„Der Geiſt der ewigen Liebe iſt ja bei ihm, Herr!“ klang Joſua Doderidge's tiefe Stimme. — —

Der Abend des 7. Septembers 1631 ſenkte ſeine dunklen Fittige auf Leipzig und ſeine Umgebung, und der rothe Sonnenball, halb ſchon unter den Horizont getaucht, ſchoß glühe Streiflichter auf die zerſtampften Fluren von Podelwitz, die bleichen Gewäſſer der Lober und das wüſte Schlachtgefilde, auf dem ſo eben Tilly, der bisher Unbeſiegte, der Mordbrenner von Magdeburg, ſeine Kriegsehre und über zwei Drittel der kaiſerlichen Armee gelaſſen hatte. Zu Abertauſenden lagen die Reichsknechte, die ſtolzen Dragoner, gleich hingemähten Aehren auf dem Plan, die Artillerie, ihr Lager und eine Menge Standarten als Siegesbeute zurücklaſſend. Rechts, nach Halle zu, im fernen Gehölz, war noch heftig Schießen und wildes Geſchrei, und während die Sturmglocken der Dörfer rings die Bauern weckten, zu fangen oder todtzuſchlagen, was ihnen von kaiſerlichem Volke in die Hände fiel, lag Guſtav Adolph mit erhobenen Händen im Dankgebet auf den Knieen, entblößten Hauptes, um ihn alles Kriegsvolk ſammt den Generalen, und „eine feſte Burg iſt unſer Gott“ brauſte es von den Lippen der Sieger, deren Antlitze im letzten Abendgolde glühten, als habe Gott ſie ſelbſt mit der heiligen Lohe des Siegerentzückens geſegnet.

Das ferne Toſen und Schießen war endlich in der Hymne erſtorben, in die ſich nah und ferne die Kirchenglocken miſchten. Die Sterne glitzerten herab, der Abendwind wehte, ein Friedegruß ging durch die ganze ſtreiterfüllte Welt und weckte ein heimathlich ſüßes Kinderſehnen im Gemüthe der Menſchen auf. —

Ein ähnlich, unnennbar wehmuthsvolles und dennoch entzückendes Gefühl durchzitterte die Bruſt des Reiters, der mit gezücktem Pallaſch vom Gehölze, dem Schauplatz des letzten verzweifelten Gefechtes, verhängten Zügels daherſchoß, bald aber langſamer ritt und dann den dampfenden Schimmel zum Schritte mäßigte, um das flatternde Gotteslied zu hören, theilzunehmen am Preiſe Deſſen, der auch des Schlachtenglückes Wage in ſeinen prüfenden Händen hält. Ueber ſeinem dunkelblauen Seidenwams flatterte die blaurothe Feldbinde, und ſeinen Hut zierte die ſchwediſche Schleife. Wirr hing ſein langes Haar über Stirn und Schläfe, und der letzte Tagesſchimmer umſpielte ſein ſchönes, mannhaftes Geſicht, das Andacht und Träumerei verklärte. Er zog den Hut und horchte dem Gottesdienſte. Sein Roß ſtand ſtill und rupfte gierig etliche Halme. —

„Sie haben kein Gewinn,
Gottes Reich muß uns doch bleiben!“

zog jubelnd mit Trompetenklang die letzte Strophe in die Lüfte dahin. — Die Maſſe der Knieenden erhob ſich. Die Schaaren löſten ſich. Der Reiter nahm aufſchreckend ſein Roß zuſammen, wiſchte ſeine Klinge an deſſen Mähne ab, ſtieß ſie in die Scheide, und lenkte ſein Roß in den weiten Kreis, welchen die Truppen um ihren königlichen

Helden bildeten. Als der Reiter demſelben und ſeiner Suite nahe genug gekommen war, um bemerkt zu werden, hielt er und harrte wie eine Bildſäule des königlichen Winks.

König Guſtav, deſſen hohe, corpulente Figur über ſeine Umgebung ragte, ſpendete eben ſeinen tapferen Generalen das herzlichſte, gerührteſte Lob für ihren Antheil an der Entſcheidung des Tages, und ſeine Hand ſtreute Gunſt und Ehren in ſeines Herzens hoher Freude reichlich aus. Banner, der ohnweit von ihm ſtand, hatte endlich den Reiter bemerkt.

„Majeſtät!“ er näherte ſich dem Monarchen, „ich glaube, dort iſt Jemand, der Nachricht vom Ende der kaiſerlichen Retirade bringt.“

Der König wendete ſich raſch, ſein dunkles Auge traf den Reiter. Er winkte ihm. Der Ring der Generale theilte ſich, im nächſten Augenblick hielt der Ankommende vor ihm.

„Nachricht vom Gehölz? — Lord Hamilton commandirt die tapfern Engländer da! — Wie ſteht's?“

„Mylord der Marquis läßt Ew. Majeſtät vermelden, daß Alles rein gefegt iſt. Tilly iſt mit etwa zweihundert Mann auf Halle zu entwichen. Mylord meint, falls es der Majeſtät ſo gefällt, er wolle drüben ſtehen bleiben für den Fall, daß ſich Tiefenbach's und Altringer's Verſtärkung blicken läßt, die unmöglich mehr weit ſein kann.“ —

„Unſern aufrichtigſten Dank an ihn, Wir ſind damit einverſtanden. Schade, Sir, daß wir den Tilly nicht fangen konnten, es wäre das ſchönſte Juwel in der Ruhmeskrone dieſes Tages geweſen. Doch Gott hat uns ſo hohe Gnade erwieſen, daß Wir ſelbſt dieſem Schurken das Entkommen gönnen wollen, er ließ ja doch in unſeren Händen, was er nimmer verwinden wird."

„Verzeihung, Majeſtät, wir hatten Magdeburgs Würgeengel wohl feſt genug. Er blutete wie ein Stier und hielt ſich kaum noch im Sattel. Aber Fürſtenberg's graue Arquebuſirer mit ihrem hölliſchen Feuer entriſſen ihn uns, warfen ſich dazwiſchen, und ſo entwiſchte er. Ueberlebt Tilly den Tag wirklich, ſo wird er nur noch der halbe Mann von früher ſein."

„Wir vermuthen, daß Ihr dem kaiſerlichen General nahe genug geweſen ſein müßt, weil Ihr ſo genau wißt, wie's um ſeine Perſon ſtand."

„Nahe genug, hiernach zu urtheilen," lächelte der Reiter und zog eine Ritterkette des goldenen Vließes aus dem Wams. „Das jämmerliche Ding riß nur zur Unzeit, ich hätte ihn ſonſt, bei Gott, daran bis vor Ew. Majeſtät Füße geſchleift! Im ſelben Augenblick aber wurde Obriſt Scott, der mir beiſpringen wollte, erſchoſſen, Einer ſeiner Officiere riß Tilly von mir, die Grauen aber waren ſchon rings um uns her."

„Und Ihr mußtet Euch vermuthlich durchſchlagen, mein Wackerer, um nicht ſelber d'ran zu glauben?"

„Leider, Majeſtät. Wir hieben aber das ganze graue Regiment ſo arg zuſammen, daß ſich etwa 600 nur retteten. Wenigſtens fingen wir dabei den Grafen Fürſtenberg. Was befiehlt Ew. Majeſtät, das mit dem kaiſerlichen General geſchehen ſoll?"

Der König richtete ſich hoch auf. Mit unnachahmlich ſtolzer Freude zeigte er Tilly's Ordenskette den Generalen.

„Nun wahrlich, beſſere Nachricht kam ſelten wohl aus eines Menſchen Munde! Tilly faſt auf den Tod verwundet, Fürſtenberg gefangen! Wir danken Euch, Sir! Wie nennt Ihr Euch doch gleich? Wir kennen Euch ſehr wohl von Wolmirſted her, wo Ihr die kaiſerliche Vorhut angriffſt! Es war ja Englands erſte Waffenthat auf deutſchem Boden."

„Zu Befehl, Majeſtät. Ich heiße William von Craven."

„Der blaue Cavalier, der Londoner Bürgerſohn, der gegen Rocheſter ein gewiſſes Wams vertheidigte? — Nur weiter ſo, junger Held! Da der treue Scott auf dem Felde der Ehre geblieben, ſo ernennen Wir Euch, mit Lord Hamilton's Genehmhaltung, an deſſen Stelle zum Obriſten der adeligen Reiter Sr. großbritanniſchen Majeſtät, denn dieſer Tag hat Euch dem erſten Edelmann Eures Landes gleich gemacht! Grüßt den Marquis, er mag Uns den Gefangenen morgen nach der Muſterung vorſtellen. Wir aber wollen vor Englands tapferer Jugend den Hut zum Zeichen Unſerer Hochachtung ziehen, denn wahrlich, ſie hat ſtolzen Antheil an der Siegespalme des Tages von Leipzig, der Habsburgs

Macht, will's Gott, für immer gebrochen hat! General Horn, begleitet den Sir und bringt dem Marquis Unſere Gratulation!" —

Horn verbeugte ſich, beſtieg ſein Pferd und kehrte mit dem neuen Obriſten zur Wahlſtatt engliſchen Waffenruhmes zurück.

„Ihr ſeid ein richtig Glückskind, Herr Ritter," ſagte der Schwede. „Wen Dame Fortuna ſo wie Euch auf ihre Flügel hob, darf nach den Sternen greifen. Ich hätte gern ein Dutzend Schrammen für Tilly's Kette in den Kauf genommen!" — — — — — — —

Der Schreck in Wien war unendlich groß. Wie Spreu verflogen war die ſtolze Kaiſermacht, und Tilly lächelte nie wieder. Er wie Pappenheim retirirten auf Umwegen mit den dürftigen Trümmern des Heeres in's Bairiſche, während der Schwedenkönig, nachdem Halle und Leipzig gefallen waren, nach Frankfurt am Main rückte, denn alles deutſche Land lag jetzt offen vor ihm. Es galt, die Pfalz zu befreien. — —

Am 2. November ſüdlich der alten kaiſerlichen Reichsſtadt auf dem Blachfelde von Sachſenhauſen war die Kriegsmacht Guſtav Adolph's aufgeſtellt, nun durch neue Werbungen wie die Verſtärkungen vieler proteſtantiſcher Fürſten zu bedeutender Höhe gebracht. Kurfürſt Friedrich von der Pfalz war mit Gemahlin und Kindern von ſeinem Aſyl zu Reenen ohnweit Utrecht geſtern eingetroffen, um ſeine lange vergebens gehegten Hoffnungen durch die mächtige Hand des deutſchen Befreiers erfüllt zu ſehen, und Guſtav Adolph wollte ihm und den verbündeten Fürſten ſein ſiegreiches Heer zeigen, ehe er den Feind neu aufſuchte, um ihn vollends zu vernichten. In einer weiten Gaſſe, die von der großen Schiffbrücke über den Main ſich faſt eine halbe Meile ſüdlich ſtreckte, waren die Truppen geordnet, deren äußerſten Flügel die Artillerie und Fußtruppen bildeten, an welche ſich Reiterei ſchloß, deren Mitte aber Guſtav Horn's rothe Dragoner, Banner's Leibkürаſſiere und Hamilton's engliſches Hilfscorps bildeten, welches Letztere hier zur Huldigung für Eliſabeth beſonders aufgeſtellt war.

William von Craven's Herz ſchlug laut der Fürſtin entgegen, die ſchon der Traum ſeiner Knabenjahre geweſen war. Nach dieſer hohen, einzigen Minute hatte er Jahre lang gegeizt und war nun zum Manne geworden, der nicht blos die ſchmerzlichen Kämpfe des Vaterhauſes, Kriegsmühen, täglichen Neid und Spott ſeiner adligen Regimentsgenoſſen, wie Scott's Uebelwollen ertragen, ſondern im Glanze kühner Thaten ein Liebling Guſtav Adolph's, ein Freund Hamilton's geworden, fortan unerreichbar kleinlichem Kaſtenſtolze an der Spitze des engliſchen Adels hielt, um Der zu huldigen, die ſeine ganze Seele erfüllte. In Wahrheit ſollte er das holde Frauenbild nun erblicken, deſſen Abglanz er ſo oft verſtohlen in dem alten Saal von Whitehall geſehen, mit dem Gemälde und Schickſale Maria Stuart's gramvoll verglichen hatte.

Da über die Brücke, eine Wolke von Pferden, leuchtenden Gewändern und wehenden Federbüſchen, kamen ſie einher. Vor Allen ragte der Schwedenkönig in ſeinem gelben Elenskoller und ließ lächelnd den dunklen Blick über die Linien hinfliegen. Rechts von ihm auf tanzendem Falben ſaß Marie Leonore, ſein blondes Gemahl, die in ihrem roſa Damaſtkleide mit weißen Atlasſchlitzen wie die Morgenröthe ſelbſt ausſah, ſtrahlend vor Glück, ſelig im Ruhme ihres königlichen Gatten. Neben ihr in braunem Kollet, blaß und mürriſch, aber vor innerer Erregung auf Stirn und Wange hektiſch geröthet, befand ſich die hagere Geſtalt Friedrich's V., des landloſen Winterkönigs. Seine ganze Galanterie und Herzlichkeit wendete aber Guſtav Adolph vornehmlich der Dame an ſeiner Linken zu, bei der ſich auch Bernhard von Weimar befand. — Wenn man Leonore mit der Morgenröthe verglich, konnte man Dieſe die Nacht nennen, aber eine Sommernacht, erhellt von melancholiſch ſüßem und doch lächelndem Mondenſchimmer. Hinter dieſen Dreien folgte das glänzende und zahlreiche Geleite deutſcher Fürſten. —

„Sie iſt's,“ tönte es in Craven's Herzen. „Sie iſt's!“ lief es murmelnd durch die Reihe ſeiner Cavaliere, „Eliſabeth von England!“ — Sah ſie auf ihrem braunen Roſſe in dem ſchwarzen Sammetkleide, das ihren Buſen umſchloß und in der Krauſe endete, — ſah ſie in der aufgeſchlagenen Kappe, von der der Schleier und die ſchneeweiße Feder wogte, nicht wie Maria

Stuart faſt zum Verwechſeln aus? War das nicht daſſelbe ſtrahlende, nußbraune Auge, das ſo verderblich in die Herzen blickte und Chriſtian von Braunſchweig in den Schlachtentod getrieben? — Hätte William ausſprechen ſollen, was er fühlte, er hätte es nimmer gekonnt. — Dieſe hohe, volle Frau war nicht die junge ſchalkhafte Prinzeſſin mehr, die ihn in der Guildhall geküßt, nicht jenes Weib mehr, das vor Rocheſter ſein Blut zum Sieden brachte. Aber unendlich ſchöner, rührender war ſie als alle Bilder, die ſeine Phantaſie je von ihr entworfen hatte, durch die Hoheit verborgenen Weh's verklärt, von fürſtlicher Frauenwürde durchgeiſtet. — Wie raſender Taumel ging's durch William's Hirn, ſein Herz tobte in krampfhaften Schlägen.

Unter Trommelſchlag, Kriegsmuſik und dem Gruß der Truppen nahten die Herrſchaften. Guſtav Adolph ſtellte ſeine Generale und Regimenter vor, Jeden nach ſeinem beſonderen Verdienſte würdigend.

Als die Engländer ihre Prinzeſſin erblickten, brachen ſie jubelnd in den Ruf aus: „Gott ſegne Eliſabeth von England! Eliſabeth für immer!!“ —

Das Antlitz der hohen Frau röthete ſich in Entzücken, als ſie ihre Landsleute ſah. Ihr Blick ſchimmerte feucht vor innerer Bewegung.

„Dieſe Lippen, wie Ihr ſeht, königliche Frau, ſprechen für ſich ſelbſt,“ lächelte Guſtav Adolph. „Faſt glauben Wir, die Gentlemen haben ſich darum nur ſo muſterhaft geſchlagen, um Euer geliebtes Antlitz recht bald zu ſehen. Da iſt Lord Hamilton, ein echter Schotte, treu wie je einer von den Fluthen des Tweed gekommen. Wir haben Nichts, womit Wir den auszeichnen könnten, hohe Frau, außer daß Wir ihn — Unſern lieben Freund nennen!" Er reichte **Hamilton** die Hand.

„Als Der gegolten zu haben, Majeſtät, wird eine unvergängliche Erinnerung für mein Geſchlecht ſein! Empfangt meinen ehrfurchtsvollen Gruß, erhabene Eliſabeth. Gott ſetz' Euch bald in Euer Recht!"

„Sobald es ihm gefällt, und die Majeſtät von Schweden den Helferarm leiht," ſagte **Eliſabeth**. „Der Himmel erfülle alle Eure guten Wünſche, Mylord. Erlaubt, daß Wir in Euch den kühnen Männern die Hand drücken, die der Schmerz über das Schickſal von Englands Tochter hertrieb! Seid gegrüßt, liebe Landsleute!"

„Für Eliſabeth wollen wir ſterben! Heil ihr! Gott ſchütze ihre Sache!" brauſte es von allen Lippen, indeß ihr **Hamilton** die Hand küßte.

„Geſtatte Ew. königliche Hoheit," ſagte der Marquis, nachdem es ſtill geworden, „daß ich Euch hier unſere Reiter vorſtellen darf, denen Seine ſchwediſche Majeſtät das Zeugniß nicht vorenthalten hat, daß ſie ſich als die Blüthe engliſchen Adels, als das Mark unſeres Vaterlandes bewährt haben."

„Das thaten ſie bei Gott, hohe Frau!" fiel **Adolph** lebhaft ein. „Ihr wackerer Oberſt, Ritter Scott, ließ auf dem Plan von Leipzig ſein edles Leben, an ſeine Stelle ſetzten Wir den Sir William, Ritter von Craven, den blauen Cavalier. Keinen Mann ſeines Volkes, Hamilton ausgenommen, lieben Wir mehr als ihn. Das iſt Adlerbrut, gewöhnt gen Himmel zu fliegen!“

Eliſabeth's Blick heftete ſich ſtarr auf William. Sie ward entſetzlich bleich. Ein leiſes Zittern flog über ſie hin, dann färbte ſich ihr Antlitz in plötzlicher Flammengluth.

„So mögen Wir Euch nicht mindere Ehr' und Liebe erweiſen, Sir!“ Sie ritt dicht an ihn und gab ihm lächelnd die Hand. Als er ſie küßte, fühlte er ihren Druck. Tief, ſeelenvoll ſenkte ſich ihr Blick in des Erröthenden Herz. „So ſeid Ihr — endlich doch gekommen?“ ſprach ſie mit leiſem, ſchwermüthigem Hauch. „Trehearne hat wohl erzählt, was in der alten Halle vor Unſerem Bilde geſchah! Gott führe Uns viel ſolche treue Herzen wie Eures zu!“

William Craven rann Alles vor den Blicken in Eins zuſammen. — „So ſeid Ihr endlich doch gekommen?“ klang's in ihm wieder. Der königliche Zug war weit hinweg, als er erſt ſeine Faſſung zurückgewann.

Fünftes Kapitel.

Mit dem Anblicke, dem deutungsreichen Worte der ſchönen Kurfürſtin war die alte Leidenſchaft unſeres Helden in zehnfacher Gewalt erneut worden und ſpottete aller Gründe der Vernunft, aller Weisheit Welby's, welche daheim ſeine Stütze bei jeglicher Prüfung geweſen war. Denn dies eine Wort Eliſabeth's hatte ihn ewig an ſie gekettet, dem Bunde, welchen er in ſeiner jugendlichen Einbildung mit ihr im Geiſte geſchloſſen, wahrhafte Exiſtenz gegeben. Wenn er je gezweifelt hatte, daß höhere Schickung ihn zu ihrem Ritter beſtimmt und ſeine Liebe geheiligt habe, von nun an hatte er hierüber Gewißheit. Der Stern ſeines Lebens, einſt fern und trügeriſch, ſtand fortan hell vor ihm, erfüllte mit ſeinem Strahlenlächeln ſein ganzes Innere und hielt ihn in unbeſchreiblichem Zauber feſt. Hatte er ſich durch Kriegsthaten, militäriſchen Rang und Guſtav Adolph's Gunſt nicht das Recht erworben, fortan auch ſein zu dürfen, was er ſo lange ſchmerzlich erſehnt? Lag nicht darin ſchon etwas Wunderbares, Berauſchendes, daß er vor einem Jahre noch als ein hoffnungsarmer, zielloſer Menſch im Hauſe ſeines Vaters geſeſſen, der noch Nichts wußte vom Pulverdampf und Schlachtgetümmel? —

Es iſt ſchwer zu ſagen, welche Streiche ihm ſeine erhitzte Phantaſie wohl noch geſpielt, zu welchen Thorheiten ſein flammendes Herz ihn vielleicht verleitet hätte, wäre nicht die dürre Wirklichkeit ſeiner kriegeriſchen Pflicht zwiſchen ihn und Eliſabeth getreten und hätte ihn der Gefahr entrückt, Dinge zu thun, die keine Reue ungeſchehen machen konnte. Er hatte die Einzige bei der Muſterung geſehen, aber dann nicht wieder. Kaum daß er den alten Trehearne aufſuchen, ihm die Hand drücken und eine Stunde Geſprächs der Erinnerung und Hoffnung weihen konnte. Daſſelbe aber war inſofern wenigſtens für ihn wohlthätig geweſen, hatte ſeine ſchwindelnden Hoffnungen herabgeſtimmt, als der alte Mann gar nicht die hohen Erwartungen William's theilte, das Kurfürſtenpaar ſobald wieder in ſeine Rechte eingeſetzt zu ſehen. Mit einer faſt philiſtrös-hartnäckigen Zweifelſucht hielt Trehearne an der Ahnung feſt, Eliſabeth könne dem Geſchicke ihrer Großmutter nicht entgehen, und Alles ſei doch nur ein langer, nutzloſer Hoffnungskampf, welcher mit Thränen enden werde. Er machte ziemlich verdächtige Aeußerungen über den Schwedenkönig, über des Kurfürſten Friedrich Charakter und ſo mancherlei Vorgänge im Schooße der kurfürſtlichen Familie, welche gerade nicht angethan ſchienen, in das Glück von König Jakob's Tochter, falls es überhaupt je wieder erſcheine, Beſtand zu ſetzen. William Craven's Ueberſchwenglichkeit ward dadurch abgekühlt. Seine Sorge, ſein Verdacht, ſein natürlicher Scharfblick und die halbvergeſſenen Lehren Welby's lebten wieder auf. Nach wenigen Tagen Raſt riß ihn mit einem großen Theil der Truppen Guſtav Adolph's Befehl zu neuen Unternehmungen. — Der Kurfürſt von Sachſen ſtand ſiegreich in Norddeutſchland, bereit, in Böhmen einzubrechen. Carl von Lothringen war aus der Rheinpfalz verjagt, Guſtav Horn hatte das eroberte Mainfranken, Banner das Magdeburgiſche beſetzt, und faſt die ganze Mainlinie war in ſchwediſchen Händen. Nun wurde, trotz des Winterſturms, die Feſte Königſtein erobert, Koſtheim wie Flörsheim ergaben ſich, und man rückte vor Oppenheim, das am 8. December fiel, und vor Mainz, deſſen Erzbiſchof entfloh und dem Spanier de Silva die Vertheidigung übergeben hatte. Die Pfalz mußte erſt völlig von den Kaiſerlichen geſäubert ſein, ehe Guſtav Adolph daran denken konnte, mit Maximilian von Baiern und Tilly abzurechnen, welcher Letztere bereits ein neues Heer geſammelt hatte und Nürnberg, obwohl erfolglos, bedrohte. Nach harter dreitägiger Kanonade und anhaltendem Stürmen brach Silva, ſeinen Untergang vor Augen ſehend, in der vierten Nacht plötzlich aus der Stadt, hieb ſich durch und gelangte mit ſeinem Gros bis Kreuznach, dem letzten haltbaren Poſten auf deutſcher Erde, und ſetzte ſich dort feſt. Neun ſeiner Schwadronen aber, welche ſüdöſtlich nach Worms zu durchbrachen und Mannheim gewinnen wollten, wurden vom Rheingraf Otto Ludwig bei Frankenthal total in die Pfanne gehauen. Das geängſtigte Mainz capitulirte, und am 13. December zog Guſtav

Adolph durch die geöffneten Thore ein. In Folge deſſen fielen die Feſten Braunfels, Landau und Kronweißenburg. Nur in Kreuznach noch wehte unter dem zähen Silva die kaiſerliche Fahne, freilich ein ſehr ſchlimmer Punkt in Guſtav Adolph's Rücken. Zum Glück war der Spanier nur nicht mehr ſtark genug, ſich in's offene Feld zu wagen, und man hatte ihn von drei Seiten ſo umſtellt, daß er jegliche Verbindung mit dem Kaiſer und den Truppen der katholiſchen Liga aufgeben mußte. So war denn Guſtav Adolph's Werk geglückt, der politiſche Zankapfel dieſes unmenſchlichen Krieges, die Pfalz, in ſeinen Händen, der proteſtantiſche Norden frei bis zum Main. Jetzt galt's, den Krieg ganz nach den Kaiſerlanden und Baiern zu ſpielen und Ferdinand II. einen demüthigenden Frieden zu dictiren. Zu Letzterem war weder dieſer noch König Guſtav ſchon geneigt. Um ſo eifriger aber ſuchten der zunächſt bedrohte Max von Baiern und Frankreich, das durch des Schwedenkönigs Siege am Rhein eiferſüchtig geworden, denſelben aus ſehr verſchiedenen Abſichten zu vermitteln. —

Guſtav Adolph hatte in Mainz die Winterquartiere bezogen, die kurfürſtliche Familie von Frankfurt dahin eingeladen und dem adligen Reiter-Regiment, jetzt allgemein das „blaue Cavalier-Regiment" geheißen, vermelden laſſen, daß er Seine Majeſtät von Böhmen den Kurfürſten Friedrich zu deſſen Inhaber und Chef ernannt habe. Dies Alles berechtigte wohl zu dem

Schluſſe, daß Friedrich V. nun auch ſeine Lande wieder erhalten, endlich ſeiner langentbehrten Rechte genießen ſolle.

Feierlich und mit der ganzen Courtoiſie, welche Guſtav Adolph ſehr liebenswürdig zu handhaben wußte, empfing er das geprüfte Paar vor den Thoren Caſtels, ſtellte ihm das Regiment vor, führte es ihnen unter klingendem Spiel vorbei und übergab es dem Kurfürſten, der ſofort ſeine beiden Söhne, den Kurprinzen Carl Ludwig und Ruprecht, zwei trotzig blickende Jünglinge von 16 und 15 Jahren, der erſten und zweiten Schwadron einreihte und dann an der Spitze der Blauen mit gezücktem Degen unter'm Lebehoch des Volkes in Mainz einritt. Vor dem Seitenflügel des erzbiſchöflichen Schloſſes hielt er ſtill.

Während Eliſabeth mit ihrem kleinen Hofſtaate an den Fenſtern erſchien und grüßte, ſprengte Kurfürſt Friedrich vor die Fronte.

„Mylord's und Gentlemen! Da Ihr Uns und Unſerem Hauſe fortan zunächſt ſtehen, in Uns Euer Oberhaupt erblicken werdet, ſo ernennen Wir den Sir William, Ritter von Craven, zu Unſerem höchſteigenen Adjutanten und Stallmeiſter! Das Regiment wird, berittweiſe, bei Unſerer Perſon von heute ab Wachtdienſt thun! Wir grüßen Euch, Mylord's, und hoffen, zu Heidelberg, dem Sitze Unſerer Väter, ſoll's Euch bald beſſer gefallen!“

Er legte die Hand an den Hut, und während ſich alle Degen zum Gruße ſenkten und jubelnder Zuruf durch's Trompetenſchmettern tönte, ſprengte er in's Portal. William von Craven, wiewohl höchſt verwirrt, folgte ihm doch pflichtmäßigſt ſogleich, ſaß im inneren Hofe raſch ab, half dem Kurfürſten vom Pferde und begleitete denſelben empor in die Vorhalle, wo Trehearne der Majeſtät die Thür zu den inneren Gemächern öffnete. Auf einen Wink des Thürſtehers blieb William zurück.

„Iſt's Traum oder Wirklichkeit?“ murmelte er. „Ich glaube gar, durch die Eitelkeit dieſes kleinen deutſchen Fürſten, der aus des Schweden Hand Kurhut und Land erwartet, bin ich ein — Hofmann geworden?!“ — Mit raſchem Blicke überſah er ſeine Lage. — Er war zu dem kurfürſtlichen Paare plötzlich in ein Verhältniß getreten, das ſeiner Ruhe höchſt gefährlich zu werden drohte. — Seit der Frankfurter Muſterung hatte er zum Glück aber Zeit genug gehabt, ſein Blut abzukühlen und ſeinem Pflichtgefühle, ſeiner Beſonnenheit die Herrſchaft über ſein Herz zurückzugeben. Lange Friſt, ſeine Lage zu prüfen, blieb ihm indeß nicht. Draußen ſchmetterten abermals die Trompeten ſeines Regiments und ſämmtliche Offiziere deſſelben erſchienen in der Vorhalle, dem Kurfürſten die Standarte zu überbringen. Trehearne meldete dieſelben an, die Thür zu den inneren Gemächern flog auf, und Friedrich V., Eliſabeth am Arme, erſchien, ſeine Söhne, Frau von Sindsheim, die Ober-

Hofmeiſterin, Miß Sarah Willoughby, Eliſabeth's Dame, und Walther von Sinsheim, ſeinen Kanzler, hinter ſich.

Der Unterſchied zwiſchen Eliſabeth und ihrem Gemahl, nun ſie neben einander ſtanden, war höchſt auffällig. Von der ſanften Heiterkeit, der fürſtlichen Liebenswürdigkeit von Jakob's Tochter wußte Friedrich Nichts. Seine Haltung und Figur, wenn er nicht zu Pferde ſaß, hatte etwas Dürftiges, Trockenes. Sein Benehmen war haſtig, unruhig. Seine gelblich kranken Züge mit den tiefen Augen verriethen ewig gereizte Bitterkeit, und ſelbſt jetzt, wo Hoffnung ihn belebte, war es weniger die lächelnde Hoheit, welche der Gerechtigkeit der eigenen Sache vertraut, die aus ihm ſprach, als der eitle Stolz eines kleinen Fürſten und die korporalsmäßige Schärfe eines Mannes, welcher ſich freut, wieder ein Mal Etwas — zu befehlen zu haben. Die Schlacht am weißen Berge, die verlorene Böhmenkrone und alle Täuſchungen und Gemüthserſchütterungen, welche dies im Gefolge gehabt, waren der nagende Todeswurm in ihm, hatten ſeine Geſundheit erſchüttert und ihm eine Seelenverfaſſung gegeben, wie ſie allen geſtürzten Größen eigen iſt.

„Genehmigen Ihro Majeſtät," ſagte Craven vortretend, „daß Euer Regiment ſein Banner, das Banner Englands, in Höchſt Eure Hände legen und mit ihm fortan Eure Königliche Perſon, die der erhabenen

Schweſter unſeres Monarchen und Euer hohes Haus in ſeine beſondere Obhut nehmen darf?"

„Wir genehmigen es gern, Ihr Herren! Ihr ſollt's in Unſerem Schlafgemache bergen, Sir, damit bei jedem Morgen Unſer Auge zuerſt darauf falle und Uns erinnere, wie viel Verlorenes noch wieder zu gewinnen iſt."

„Uns aber, Mylords," fiel Eliſabeth faſt ſchmerzlich lächelnd ein, „wird es die Jugend und Heimath zurückrufen, von der Ihr ſelbſt ein Stück ſeid, und daß Unſer Herz ſo lange noch hoffen darf, als Ihr für Uns ſtreitet." Sie verbeugte ſich.

William ſtellte den Herrſchaften die fünf Rittmeiſter des Regiments, Sir **John Goering**, Lord **Say**, Graf **Eſſex**, den Ritter **Mulewather** und Sir **Harry Vaugham**, endlich den Fähndrich, Lord **Fintlater**, vor.

Friedrich erwiederte die Ceremonie, indem er auch ſeine Umgebungen den Offizieren vorſtellte und mit Einzelnen von ihnen einige Worte wechſelte.

„Wir fordern Euch ſämmtlich auf, Mylords," ſagte er zum Schluſſe, „morgen mit Uns zu ſpeiſen. Jetzt mögt Ihr mit Unſeren Söhnen Uns begleiten, Wir wollen ſelbſt ſehen, wie das Regiment in der Stadt quartiert iſt, und für heute das Loſungswort geben. Ihr, Herr Stallmeiſter, werdet unter Aufſicht Unſerer königlichen Gemahlin das Banner verwahren und Anſtalt treffen, daß die Wache des Regiments in Unſerer Reſidenz alsbald bezogen werden kann. Herr **von Sinsheim** ſoll Euch bei dem Geſchäfte helfen.“ Er küßte Eliſabeth flüchtig die Hand, ſetzte den Federhut auf und verließ, während der Fähndrich das Banner an Craven gab, begleitet von allen Offizieren das Gemach. Wenige Secunden nachher hörte man das Regiment ſchmetternd von dannen ziehen.

Während dieſes militäriſche Schauſpiel mit ziemlich viel Aufhebens vor und in der Reſidenz ſtattfand, ſtand Guſtav Adolph an einem Fenſter des Eckthurms, der den Seitenflügel des Palaſtes bei der Hauptfronte flankirte, und blickte mit ſeinem ruhig ernſten Angeſicht hernieder. Verſchiedene Befehlshaber waren um ihn. Als die blauen Cavaliere, den Kurfürſten an der Spitze, abritten, wendete er ſich kurz um.

„Brahe oder Torſtenſohn, geh' Einer und erkundige ſich doch, was Seine böhmiſche Majeſtät da in ſeiner himmliſchen Freude treibt. Iſt ihm jetzt ein hübſch Spielwerk gegeben worden, mit dem er ſich die Grillen vertreiben kann! Das iſt kein Mann, Generale, der fürſtlichen Beſitz erhalten, ernſtlich ein Land regieren kann: er hängt am Tande. Möge er ſich nur vorſehen mit ſeinem unzeitigen Souverainſpielen! Wer nicht ernſtlich mit dreinſchlagen kann, mit dem theilt man die Palme nicht, für ſolche Leute trägt man ſein ſchwediſch Fell nicht auf den Markt!“ — — — — — — — — —

Nach einer Pauſe, die Regiments-Muſik war fern verhallt, ſagte William erröthend: „Wohin befiehlt Ihro Majeſtät das Banner?“

„Mit allerhöchſter Genehmhaltung," Frau von Sinsheim trat ſeriös vor, „will ich dem Herrn Stallmeiſter das königliche Gemach zeigen."

„Dort iſt noch Jemand, meine Theure," erwiederte lächelnd Eliſabeth, „den man noch nicht vorgeſtellt hat; Prinzeß Sophie. Geſtattet der Muttereitelkeit, daß Wir das lieber ſelbſt thun. Begleite Uns, Sarah!" Die Kurfürſtin ſchritt voraus, Craven mit der Standarte folgte, Miß Willoughby aber ſchloß die Thür nach dem Audienzzimmer und eilte dann, ihrer Gebieterin die inneren Gemächer zu öffnen. Die Einrichtung derſelben war eine ziemlich eilige geweſen, und ein Theil des Mobiliars verrieth, daß es ſich vordem im Beſitze geiſtlicher Herren befunden hatte, obwohl auch manches Stück aus dem Heidelberger Schloß darunter war, das treue Hände zeitig genug vor Tilly's Plünderung geſchützt, lange verborgen und nun hierher geſchafft hatten.

Eliſabeth ſchien dieſe Wahrnehmungen William's zu fühlen. „Es ſieht bei Uns noch ein wenig bunt und unfürſtlich aus, nicht wahr, Sir? Man ſieht vielen dieſer Dinge das Geſchick ihrer Gebieter an, die ruheloſe Wanderung! In Unſerem Häuschen zu Reenen in Holland iſt es wohl viel beſcheidener, ſo recht ſpartaniſch, — aber es iſt dort weit friedlicher, behaglicher. Vergaßen Wir nicht dort oft unter unſeren Tulpen und Lilien, Sarah, daß wir eines Königs Tochter und eine entthronte Fürſtin ſind?"

Miß Willoughby nickte ſchmerzlich und öffnete das letzte Gemach. Das gewaltige, doppelte Himmelbett mit ſeinen ſchweren, zugezogenen Vorhängen und dem reichgeſtickten, vereinigten Wappen von England und Kurpfalz ſah faſt düſter ernſt daher und wurde nur matt von zwei gothiſchen Fenſtern mit bunten Scheiben beleuchtet. An dem einen ſtand ein Schreibtiſch mit Papieren, ohnweit davon hing eine Laute, und etliche Bücher lagen auf einem Geſtell. An der einen Seite des Himmelbetts aber ſtand eine ziemlich roh gearbeitete Wiege, welche ſich unter der Hand einer alten Wärterin bewegte, die leiſe vor ſich hin ſummte, beim Eintritt der hohen Herrin aber demüthig aufſtand.

„Dort alſo in den Winkel ſtellt die Standarte, Herr Ritter,“ ſagte Eliſabeth plötzlich engliſch, „ſie ſoll Uns als ein Palladium gelten, deſſen Beſitz Uns fortan Friede, Glück und Freude bringt, nicht wahr, Sarah?“

„Gebe es Gott, Majeſtät, denn dieſe Drei thuen uns Allen Noth. Es wäre wahrlich die geringſte Entſchädigung, welche die Vorſehung einer fürſtlichen Dulderin gewähren könnte, wenn ſie überhaupt gerecht, und kein blindes Fatum iſt!“

William, der das Banner an den bezeichneten Platz geſtellt, wendete ſich zu den Frauen, ſein Antlitz war ſehr bewegt. „Die Vorſehung iſt ſtets gerecht, zweifelt nicht daran, Mylady. Ja, ſie iſt noch mehr, ſie iſt wunderbar und führt uns zu dem Looſe hinaus, das für uns das Beſte iſt.“

„Glaubt Ihr's, Sir Craven?" erwiederte Eliſabeth. „Wir wollen uns bemühen, ebenſo darüber zu denken. Möge denn wenigſtens die Gerechtigkeit und wunderbare Liebe Gottes, an der Wir ſo oft verzagen wollten, an dieſem zarten Kinde ſich beweiſen. Seht es an, Sir, es iſt Prinzeß Sophie."

Keine Frau der Erde, ob hoch oder gering, iſt ſchöner, liebenswerther, als wenn ſie erröthend, lächelnd und vom Heiligenſchein rührender Zärtlichkeit umfloſſen am Bette ihres Kindes ſteht. Dann wiederholt ſich ſtets in ihr das Himmelsbild der Madonna. Als William von Craven neben Eliſabeth an die Wiege trat, wo die einjährige Sophie zwiſchen ſchneeigten Kiſſen wie eine kaum erblühte Roſe, ein Engel in weißem Gewölke, ruhte, da richtete er einen unendlichen, heißen Blick auf die Kurfürſtin, faßte eines der Händchen der Kleinen, ſank vor der Wiege auf's Knie, und während er die Rechte auf ſeine Bruſt preßte, murmelten ſeine zuckenden Lippen, wie ein Gebet, einen Schwur.

Hoch vor ihm ſtand die Fürſtin, blickte in tiefer Rührung auf ihn nieder, dann — wie im Triumphe unendlicher Freude, richtete ſich ihr braunes, funkelndes Auge auf Miß Willoughby. Die Hofdame erwiederte denſelben, verbeugte ſich, winkte der Wärterin, und Beide verſchwanden geräuſchlos. Als Craven ſich erhob, war er mit Eliſabeth allein. Plötzliche Verwirrung kam über ihn, er trat ehrerbietig zurück.

„Möge der Leiter aller Weſen Das, was Ihr jetzt gefühlt, gedacht, ſegnen und zur Wahrheit werden laſſen, Sir William. Dürfen Wir, die Mutter, wiſſen, Was es war?“

„Ew. Majeſtät ſind Herrin aller meiner Gedanken, all' meines Thuns. Faſt noch ein Knabe, hab' ich Eurer erhabnen Perſon Liebe und Treue, Gut und Blut geſchworen, ich hab's vor dieſem Engelsbilde nur wiederholt. Was auch Ew. Majeſtät im Wechſel der Dinge bevorſtehe, welche Wetter auch dieſe Wiege umziehen mögen, ich will der letzte Menſch ſein, der Euer Gnaden Dienſt verläßt!“

Tiefe Gluth bedeckte Eliſabeth's Antlitz, der Wiederſtrahl einer holden Herzensfreude und Frauenſcham.

„Und dies Gelöbniß, — ich weiß es, Sir, hat Euch aus dem Vaterhauſe hierher geführt, den Bürgerſohn zum Ritter, zum Streiter Unſerer Sache gemacht! Wahrlich, durch Euch ſollten Wir an die Vorſicht wohl glauben lernen! Aber täuſcht Euch nicht, Craven. Viele wackre, edle und ritterliche Männer haben vor Euch ſchon ſo geſchworen, gleich Euch für Uns gekämpft und — ſind unterlegen.“ Eliſabeth's Antlitz ward traurig. Sie ſtarrte vor ſich hin, ihr Geiſt ſchien halb abweſend. „Mansfeld — Chriſtian von Braunſchweig — ſie Alle — Alle ſind hin! Unſretwegen! — Euch wird es auch ſo gehen, — nur ein neues Opfer werdet

Ihr ſein! — Wir verderben Alle, die Uns lieben, und nur die Uns gleichgiltig —! Geht, Sir, geht! Ihr wißt vielleicht ſelbſt nicht, was Schlimmes Ihr geſchworen!!"

Der Fürſtin Auge blickte finſter, Bitterkeit und Gram zuckten um ihren Mund. Faſt mit Härte hatte ſie die letzten Worte geſprochen.

Craven verbeugte ſich tief. „Ich nehme meine Schwüre ja allein auf mich, Majeſtät. Mein Lebensglück liegt in Eurem Dienſt, und es ſoll ein ſeliger Tod ſein, den ich um Euch ſterbe! Soll ich ihn noch fürchten, nachdem ich — hier geſtanden? Im Namen dieſes Kindes, Gott wird mit mir ſein!!"

„Mit Euch! — Vielleicht dann mit Uns Allen!" Eliſabeth gab ihm mit ſanfter Innigkeit die Hand. Er küßte ſie und begleitete die Fürſtin hinaus. Wenige Augenblicke darauf entließ ſie ihn in der Audienzhalle, und er ging mit Sinsheim an ſeine militäriſche Pflicht.

— — — — — — — — — — — — — —

Der Winter verging thatenlos. William Craven hatte Gelegenheit, die Dinge um ſich weit genauer kennen zu lernen, als ihm vielleicht lieb war. Vieles, was er geglaubt, gehofft, als eine ſelbſtverſtändige Sache angeſehen, erwies ſich als nichtig und trügeriſch.

Eliſabeth von England ſtand vereinſamt unter den Ihrigen! Miß Willoughby und Trehearne, die beiden einzigen Perſonen ihrer Heimath, waren ihre Vertrauten, Prinzeß Sophie ihre einzige Freude. Diejenige, welche einſt von des Thrones Höhen ſo ſtolz in's

Leben geblickt, die in dem Gemahle den Rettungsengel proteſtantiſcher Lehre erhofft, deren Ehrgeiz ſchon den königlichen Purpur Böhmens um den blendenden Nacken rauſchen gefühlt, hatte keinen Glauben an das Glück mehr und war im Herzen ärmer, als irgend ein Weib aus dem gemeinen Volke. Friedrich V. liebte ſie nicht. Das Gefühl, welches er einſt für Liebe gehalten, war jene Sinnlichkeit geweſen, wie ſie im halbreifen Lebensalter uns oft befällt, mit kurzem Rauſche durchtaumelt und dann als lahmer Schmetterling zu Boden fällt, um als elendes Gewürm zu enden. Eliſabeth hatte Friedrich nicht als den Mann ihrer Wahl, ſondern als ein ihr zudictirtes Schickſal angenommen. Die Heiterkeit der Jugend, das Paradies am funkelnden Main, der Glanz der Souveränetät hatten ſie mit ihrer Oberflächlichkeit des Lebens um ſo mehr entſchädigt, als in ihr urſprünglich ſelbſt wenig Tiefe war. Das Unglück aber hatte dieſe Frau geläutert und geadelt, die ſchlummernden Kräfte ihrer Seele geweckt, die vorzüglichen Keime ihres Charakters zur Reife gebracht und ihren Geiſt in dem Sturme der Ereigniſſe geweckt.

In Friedrich V. hatte das Unglück den umgekehrten Proceß herbeigeführt und aus dem ſorglos üppigen, jungen Fürſten einen rauhen, vergrillten, biſſigen Mann gemacht. Die Herzen beider Gatten, durch tief'res ſeeliſches Ineinanderleben nie vereint, hatte Bitterkeit und Leid mit jedem Jahre mehr getrennt. Der Kurfürſt, welcher ſich anfänglich ſo viel auf die Ehre eingebildet, die Tochter Sr. britanniſchen Majeſtät Gemahlin zu nennen, und in dieſer Verbindung nicht allein einen Zuwachs an Reichthum, ſondern noch mehr an Macht geſehen, hatte ſeinen Schwiegervater, — und mit Recht, gründlich verachten, an ſeiner Redlichkeit verzweifeln, England als das Land treuloſer Doppelzüngigkeit anſehen gelernt. Statt ihm mitten im Kampfe mit Geld und Truppen zu helfen, hatte Jakob mit dem Kaiſer tractirt, um die ſpaniſche Heirath Carl's zu ſichern, die Hilfsgelder, welche das Parlament für den deutſchen Krieg bewilligt, verſchleudert. All' ſein Unglück ſchrieb Friedrich deshalb England und ſeiner Verbindung mit Eliſabeth zu und ließ ſie das in einer Weiſe fühlen, welche ihren Gram vollenden mußte. Wäre Friedrich V. gerecht und einſichtig geweſen, hätte er ſich ſelbſt beſſer gekannt, er wäre zu dem Schluſſe gekommen, daß er gar kein Soldat ſei, alſo ein Thor geweſen war, gegen den Kaiſer aufzuſtehen und ſeine Hand nach Böhmens Krone zu ſtrecken. Er war zur Jagd, zum Rheinweintrinken, zu fürſtlicher Tändelei im Style derben, deutſchen Krautjunkerthums geboren und begriff nicht, daß ein Mann, der mit Schlachtenwürfeln um Kronen ſpielen will, nicht nur ganz eminente Fürſtengaben hierzu mitbringen, ſondern ſich ſelber auch mit Leib und Seele als erſten Schachſtein der Partie einſetzen müſſe. Tauſende hatten um ihn geblutet, Helden waren für ihn gefallen, er ſelbſt aber hatte ſich in dieſem grauſamen Kriege nicht einer einzigen That rühmen können, die über die bloße Rolle des Zuſchauers hinausging. In albern vorgefaßter Meinung von ſeiner Fürſtlichkeit, ſeinen Rechten, um die er ſelber nie den Finger gerührt, ward er vom Kanzler Sinsheim, ſeinem Erzieher, und deſſen verſchmitzter Gemahlin eben ſo ſehr beſtärkt, als in der Antipathie und dem Grolle gegen den engliſchen Hof, ſomit alſo gegen Eliſabeth. Dieſes würdige Paar war viel zu ſteif und philiſterhaft, um nicht die ariſtokratiſche Freiheit der engliſchen Prinzeſſin, ihre heiteren Sitten unfürſtlich zu finden und den anfänglichen Einfluß derſelben auf den Kurfürſten langſam, aber ſicher zu vernichten. So war ihr auch die Erziehung der beiden Prinzen Carl Ludwig und Rupprecht ganz entzogen, die Herzen derſelben entfremdet worden, und unter Sinsheim's Hand, und das Beiſpiel ihres Vaters vor Augen, waren beide junge Männer wahre Ausbunde ekelhafter Fürſtenausgelaſſenheit geworden, von einem brutalen Dünkel erfüllt, mit welchen um ſo weniger ein vernünftiges Wort zu ſprechen war, als ihnen Beiden großentheils auch das ſehr beſcheidene Maß der Bildung abging, welches der Krieg damals fürſtlichen Familien zu pflegen geſtattete. Inſofern aber waren Beide, namentlich Rupprecht, ihrem Vater höchſt unähnlich, als ſie eben ſo ſchlaraffenhaft leichtfertig waren, wie er vergrillt, und eine zügellostolle Soldatenkühnheit beſaßen, während ſich Friedrich höchſtens bei der Muſterung oder im Rathszimmer zu kurzem militäriſchem Enthuſiasmus aufzuraffen vermochte. Um ſo mehr ſprach Alles für den wahrhaft liebenswürdigen, edlen Charakter Eliſabeth's, da ſie dies Uebermaß des Weh's mit Sanftmuth und Reſignation zu tragen, jede Prüfung auf ſich zu nehmen wußte. Ihr Herz ward durch die ſtille Genugthuung entſchädigt, daß die tapferſten Männer ringsum ihre Lage ehrten, ihr Loos betrauerten und in ihr die Hauptperſon erblickten, um welche der gewaltige Ringkampf der Zeit ſich drehte. Die Beobachtung jedoch, daß er außerhalb ſeines Hofhalts wirklich nur die zweite Perſon, der — Mann ſeiner Frau ſei, war allerdings auch nicht angethan, den Kurfürſten liebevoller für Eliſabeth zu ſtimmen. — Guſtav Adolph's Siege, das endliche Erſcheinen eines engliſchen Hilfscorps und deſſen bisherige Bravour hatte die Situation jetzt hoffnungsreicher gemacht und der Kurfürſtin bei ihrem Eheherrn größeren Einfluß und doch etwas mehr Rückſicht verſchafft. Die Eroberung von Mainz, die Inhaberſchaft des blauen Cavalier-Regiments ſchienen nur der Prolog für das Schauſpiel der Wiedereinſetzung Friedrich's in ſeinem Lande zu ſein. Das kaum aufdämmernde Glück wurde alſo gierig beim Schopf gefaßt, und der Kurfürſt wie deſſen Vertraute geberdeten ſich bereits, als ſäßen ſie auf Schloß Heidelberg. Die beiden Prinzen, in's Regiment der blauen Cavaliere eingereiht, das auf Kurfürſtliche Anordnung nun auch wirklich „blaue Wämſer" trug, waren reine Haudegen, höchſt wackere Zechgenoſſen ihrer Kameraden geworden und hatten im Regiment einen ſtarken Anhang' geſammelt, wie er bei ihrer Stellung ſich leicht genug fand. Daß dadurch der Geiſt deſſelben und ſeine innere Harmonie nicht beſonders gewann, iſt leicht erklärlich.

Craven wie Hamilton blickten mit großer Unzufriedenheit darauf. Erſterer in ſeiner Doppelſtellung fühlte immer mehr, wie ſchief, wie zur Vorſicht mahnend ſeine Stellung zwiſchen zwei Parteien ſei. Eliſabeth's Blicke und Benehmen zeigten ihm zu gut, daß er ihr unbedingtes Vertrauen beſitze, die Sinsheim und der Kurfürſt indeſſen ſchienen ihm daſſelbe je länger deſto mehr zu entziehen, den Prinzen gegenüber kam er als Commandeur aber oft in die widerwilligſte Verlegenheit, die Disciplin rügen zu müſſen, während dieſe jugendlichen Hoheiten dagegen ſehr geneigt waren, ſich durch vorlaute Witzeleien im Gliede oder hämiſche Bemerkungen an der Kurfürſtlichen Tafel an ihm zu rächen.

„Entweder wißt Ihr, Hoheiten," hatte er ihnen ein Mal vor der Fronte zugerufen, „daß, wenn man als Soldat gelten will, man gehorchen muß, wäre man auch ein Prinz, oder Ihr wißt's nicht! Dann ſeid aber entweder Ihr oder ich hier übrig! Das werde ich König Guſtav fragen, ſo wie Eure Renitenz ſich wiederholt!" —

Fortan waren die Prinzen ſeine heftigſten Gegner.

Das Schlimmſte aber war, daß es Guſtav Adolph gar nicht einfiel, Friedrich's Meinung in irgend einer Sache zu hören oder ihm ſeine Pläne mitzutheilen. Alles ward innerhalb ſeines ſchwediſchen Kriegsrathes oder mit Kanzler Oxenſtierna abgemacht. Auch machte er keinerlei Anſtalten, dem Kurfürſten ſeine Lande zurückzugeben. Im Gegentheil, dieſe Ecke von Rhein und Main, das gold'ne Mainz ſelbſt ſchien ihm ſo wohl zu gefallen, daß er Bauten unternahm, wie die Guſtav-Schanze, ein koloſſales Vertheidigungswerk bei Caſtel, und mancherlei Symptome, ſelbſt hingeworfene Redensarten deuteten an, daß der Schwedenkönig ſich mit dem Gedanken trage, Deutſchland vielleicht zu ſeiner zweiten Heimath zu machen. Dies Alles reizte den Aerger und Argwohn Friedrich's auf's Aeußerſte, und die Unthätigkeit brachte in die engliſchen Truppen einen ſchlecht verhehlten Mißmuth. — —

Eines Tages, Anfang März 1632, war auffällige Bewegung in Mainz. Guſtav Adolph hatte plötzlich die Thore ſchließen, Generalmarſch ſchlagen und mit allen Generalen auch Hamilton und Craven zu ſich entbieten laſſen. Tolle Gerüchte flogen umher, und äußerſte Spannung lag auf den Geſichtern, als Guſtav Adolph, Oxenſtierna und General Teufel hinter ſich, in das weite Rathszimmer traten. Der König zog den Hut, ging durch die gebückte Verſammlung, trat an den Conferenztiſch und blickte ſich, Jeden einzeln muſternd, langſam ringsum. Dieſes markige Haupt, das dunkelblonde, kurz geſtutzte, auf dem Vorderhaupte bereits dünne Haar, das die Formen des Schädels genau erkennen ließ*), gab dieſen breiten Backenknochen und Kiefern, dieſer gedankenſchweren, hohen Stirn, aus der die Naſe gerade und ſcharf, wie gemeißelt, herausſprang, den Charakter der unbezwinglichen Gewalt eines hohen, ſelbſtbewußten Manneswillens, erhöht vom Zauber eines großen, ſchwarzblauen Augenpaares, das unter den geraden Brauen aus tiefen Höhlen blitzte, forſchend klug und enthuſiaſtiſch leidenſchaftlich zugleich ein Abbild ſeiner flammenden Seele war, deren Fluthen ſeine äußere, bedächtig ernſte Würde und Majeſtät Lügen zu ſtrafen ſchien.

---

*) Es gab zu der Mode der ſogenannten Schwedenköpfe Veranlaſſung, die erſt von der Perrückenzeit verdrängt wurden. D. V.

„Wir ſind vollzählig, Freunde. Die Karten und die Papiere, Oxenſtierna!“ — Er ließ ſich in den einzigen Seſſel nieder, der oben an der Tafel ſtand. Der Kanzler legte ſämmtliche Schriftſtücke vor ihn hin und rückte das Schreibzeug. — „Der Winter iſt Euch gar unthätig in Mainz vergangen, Generale. Dieſer und Jener hat Boten kommen und gehen geſehn, von mancherlei Verhandlungen, von Unſeren Plänen, auch wohl von Frieden flüſtern hören, hat ungeduldig um ſich geblickt und gemeint, Guſtav Adolph träume oder pflege ſich auf den blut'gen Lorbeeren Leipzigs! Nun, — der Krieg geht weiter! Wir werden nicht eher ſtill ſtehen, als bis der letzte Feind unſeres Glaubens am Boden liegt, und Alles, was Kaiſerlich iſt, aus Deutſchland gefegt iſt! Eher wird Germanien doch nie zur Ruhe kommen, das Wort Gottes ſich nie ſicher fühlen, und eher kann auch davon die Rede nicht ſein, deutſche Fürſten in ihr Recht einzuſetzen, ſo daß es aufrichtige Dauer habe!“

Beifälliges Murmeln lief durch den Saal. — Die Geſichter erheiterten ſich, die Pallaſche klangen an den Hüften.

„Ehe wir an dieſes letzte, größte Werk gehen, habt Ihr, als unſere wackeren Kampfgefährten, ein Recht, — das Recht der Treue, — zu fragen, wozu, — wenn Unſer Wille war, weiter zu ſchlagen, Wir dann zögerten, Tilly wieder Boden gewinnen, Bamberg einnehmen und dem Kaiſer Zeit zu laſſen, Wallenſtein neu aus ſeinem Exil zu rufen. Ihr habt ſcheinbaren Grund zu fürchten, Wir ſeien Etwas kurzſichtig geweſen und hätten die rechte Stunde verſäumt! — Ehe Wir aber dieſes neue Spiel begannen, bei dem Wir Unſere Krone vielleicht einſetzen, mußten Wir erſt Unſere Freunde und Feinde ganz kennen, wiſſen, worauf wir Uns zu verlaſſen, was Wir zu fürchten hatten. Die Feder mußte in's Feld und recognosciren, ehe Wir Unſere wackeren Leute dran geben durften! — Die Sache iſt die. — Frankreich, obwohl mit uns verbündet, iſt eiferſüchtig auf unſere Stellung am Rhein und fürchtet, wir würden den Hugenotten die Hand reichen. Das kann ſchon geſchehen, wenn Cardinal Richelieu Uns, wie's ſcheint, dazu treiben will. Er war's, der ſich zum Vermittler zwiſchen Uns und dem Kaiſer angeboten, der Max von Baiern mit Uns in Unterhandlung treten ließ. Wir zerriſſen endlich dies Friedensgewebe, das uns die Vorſicht anzuſpinnen befahl, indem wir kurz verlangten, daß die Liga ſich erſt auflöſe und ihre Truppen entlaſſe, ehe wir weiter mit dem Kaiſer tractirten. Die Friſt, welche darüber hinging, war von anderem, wichtigem Nutzen, denn Wallenſtein, das Haus Habsburg wanken ſehend, hat Uns angeboten, unſer Alliirter und General zu ſein und mit 50,000 Mann neben uns im Felde zu erſcheinen, wenn wir ihm — Böhmen zugeſtehen! Derſelbe Wallenſtein iſt's, meine Herren, den jetzt der Kaiſer ruft! Hier liegen die Papiere, ſehe, wer ſie unter Euch wolle, an. Er wird uns ſomit ein lauer Feind, ein ſchwanker Freund, aber ſicher ein Verräther zur rechten Stunde ſein. Dies werden Wir auch zu benutzen wiſſen. Das letzte Ergebniß aber, um welches Mainz allarmirt ward, iſt, daß ein Spion und geheimer Sendbote von Max von Baiern an Pappenheim dieſe Nacht aufgefangen wurde, der einen Brief des Erzherzogs eingenäht im Wams trug. In ihm ſteht klar und bündig, daß derſelbe Uns nur noch bis zum Mai hinhalten will, wo ſeine Rüſtung beendet iſt, dann aber der kaiſerlichen Armee die Hand reichen wird. Richelieu aber verſorge de Silva in Kreuznach indeß heimlich mit Proviant und Munition und werde ihm im April den Marquis d'Acolas mit 10,000 Fantaſins ſchicken, damit er in Unſerem Rücken operiren könne, wenn in Baiern der Tanz losgeht."

„In's Feld, in's Feld! Kreuznach muß fallen!" riefen alle Officiere mit verhaltenem Zorn, der wie eine unheimliche Brandung den König umwogte, welcher kalt und unbeweglich ſeine Blicke lächelnd über die erregten

Gruppen ſtreifen ließ. Plötzlich drang fernes Schießen durch das geöffnete Fenſter. Alle fuhren auf und horchten. — Nun ward's wieder ſtill.

„Es iſt Nichts,“ ſagte der König. „Der baieriſche Unterhändler, der dieſen Brief trug, wird eben auf dem Wall erſchoſſen. — Wir pflegen ſelten ſo gar deutlich zu Euch zu ſprechen, Generale, außer wenn es einen Augenblick größeſter Entſcheidung gilt. Er iſt gekommen! Daß wir ganz Eins im Denken, Handeln und — Schweigen, mehr als ſonſt, ſein müſſen, — nicht Unſer Mund erſt, Euer Herz, der Glaube, um den wir unſeren Leib auf fremde Erde getragen und der Leichen unſerer Treuen nicht achteten, Euer grünender Lorbeer ſelbſt wird Euch daran mahnen! Wir rücken alsbald in's Feld. Die Stadt wird geſchloſſen bleiben, und ſchärfſte Controle geübt, der wichtigſte Punkt aber iſt Kreuznach. Richelieu muß unſere Leute dort als Beſatzung finden, wenn wir mit Sicherheit den Rhein und Main verlaſſen wollen. Marquis von Hamilton!“

Der Peer trat vor.

„Will Ew. Herrlichkeit die Gnade haben, von heute ab, und ſo lange Wir im Felde ſtehen, das Gouvernement von Mainz zu übernehmen? Außer Euren engliſchen Leuten laſſen Wir Euch 4000 Mann und die ſchwere Artillerie des Platzes hier. Verſichert Ihr Uns aber auch, daß Ihr ihn bis auf's Aeußerſte haltet, denn der Fall von Mainz würde Friedrich's V. und der edlen Eliſabeth Ende ſein.“

„Ich ſage Ew. Majeſtät für dieſen gnädigen Beweis Ihres erhabenen Zutrauens heißen Dank. Ihr ſollt Mainz, wie Ihr's verließt, wiederfinden, oder Hamilton iſt nicht mehr.“

Guſtav Adolph reichte ihm ſtumm die Hand, fertigte die Ordre aus und übergab ſie ihm. Dann ſetzte er unter mehrere Schriftſtücke ſeinen Namen.

„Rheingraf Ludwig, Herzog Bernhard, Ortenberg, Baudiſſin, Tott und Falkenberg, hier ſind Eure geheimen Ordres mit den Plänen, thut danach, und auf Wiederſehen. Teufel und Mutſenpfahl bleiben in Caſtel ſtehen, zum Abmarſch bereit. Knipphauſen und Craven bleiben zurück. Seid, wie ein Frühlingswehen, leicht, aber ſcharf!“ Er erhob ſich und grüßte lächelnd mit der Hand. „Meldet Sr. kurfürſtlichen Gnaden, Herr Marquis, Unſeren Beſuch nach der Conferenz.“ Er beugte kurz ſein Haupt. Die Generale verließen ihn.

Guſtav Adolph ergriff eine Karte und rollte ſie auf. „Knipphauſen und Craven, kommt her!“

Die Aufgeforderten leiſteten Folge.

„Dies iſt das Terrain Eurer Thätigkeit. Es gilt — Kreuznach durch einen Handſtreich zu gewinnen! Craven mit dem blauen Regiment hat den erſten Stoß. Ihr führt die Infanterie, Knipphauſen, und dreißig leichte Stücke unter Arenskiold's Commando. Stromaufwärts bis Bingen geht Ihr zuſammen. Macht eine ſcheinbare Bewegung nordwärts, trennt Euch aber in der Nacht und rückt die Nahe aufwärts. Knipphauſen geht bis Rüdesheim, Craven zieht bei Grolsheim aber ſchon über das Flüßchen bis Planig am Pfaffenberge. Sorgt, daß Ihr dort am Abend eintrefft, Craven, gebt dem Knipphauſen in geeignetem Augenblicke ein Raketenzeichen und greift Kreuznach von Oſten an. Ihr, General, fallt auf das Signal von Nordweſten dann die Veſte an und beſchießt ſie von den Höhen. Habt Ihr Uns ganz verſtanden?“

„Zu Befehl!“ —

„Der Erſte, welcher drinnen iſt, verdient 'nen Königspreis. Er hat dem Richelieu die Thür verriegelt, die ihn Uns in den Rücken führt. Haltet Euch auf morgen fertig. Wir ſelber werden mit Mutſenpfahl und Teufel bei Wollſtein zu Eurer Hilfe ſtehen. Begleitet Uns zum Kurfürſten, Sir Craven!“ —

William nahm ſeine Ordre und folgte dem Könige.

Der plötzliche Generalmarſch, die Bewegung in Mainz, endlich die Ankündigung des königlichen Beſuches hatten dem Kurfürſten die Ueberzeugung gegeben, daß ganz Beſonderes bevorſtehe. Er hatte einen Graf Weſtmoreland, Großbritanniens Geſandten bei Guſtav Adolph, rufen laſſen und die Anweſenheit Eliſabeth's bei dem Geſpräch verlangt, das er mit dem Schwedenkönig zu halten dachte, und bei welchem er ſeinen bitteren Gefühlen Ausdruck zu geben wünſchte.

Guſtav Adolph grüßte lächelnd und küßte Eliſabeth die Hand. „Unzweifelhaft wird Euer Liebden durch den Allarm beunruhigt ſein und über die kommenden Dinge Aufſchluß wünſchen. Daſſelbe ſcheint auch der Herr Geſandte durch ſeine Anweſenheit zu erkennen zu geben.“

„Der Graf iſt lediglich auf Unſere Veranlaſſung hier, Majeſtät.“

„Bezweifeln Wir nicht im Geringſten. Kurz geſagt, der Frieden war nicht zu erreichen. Wir müſſen Habsburg näher auf den Leib rücken, ſoll der Doppeladler je Vernunft annehmen. Hamilton mit ſeinen Leuten und einem Theil der Unſeren bleibt in Mainz als Gouverneur, die blauen Cavaliere, mit Eurer Genehmhaltung, folgen aber den anderen Truppen in's Feld, denn Wir können ein ſo verläßliches Regiment nicht in einem Kampfe entbehren, der heißer als alle anderen werden wird, weil er der letzte ſein ſoll. Es wird das den Blauen um ſo weniger ſchaden, als ſie durch die Winterunthätigkeit etwas verweichlicht wurden. Euer Liebden können hier inzwiſchen ruhig die Entſcheidung erwarten.“

„Majeſtät ſcheint Uns überhaupt zum Warten verdammt zu haben, weil Ihr vermuthlich meint, Wir ſeien deſſen bereits gewöhnt,“ fuhr Friedrich auf. „Wir genießen nicht die Ehre Eures Vertrauens, können alſo nicht ermeſſen, ob Das, was Eure Majeſtät ferner thun will, für Uns gut iſt. Da aber Eure Unternehmungen, wie nun erhellt, ſehr weit ausſehend geworden ſind, glauben Wir's Uns ſelbſt ſchuldig zu ſein, um Aufklärung zu bitten, Unſere Rechte noch ein Mal eindringlich zur

Sprache zu bringen und auf deren Erledigung zu beſtehen, ehe Eure Majeſtät wieder losſchlägt und Englands Geld und Blut auf's Neue einem ungewiſſen Ziele bloſsſtellt! Das Regiment der blauen Cavaliere enthält die Blüthe engliſchen Adels. Eure Majeſtät ſelbſt hat dies damit bekundet, daß ſie daſſelbe unter Unſer Ober-Commando geſtellt hat. Es nun ohne Weiteres wegcommandiren zu laſſen, halten Wir nicht genehm!"

Guſtav Adolph ſah Friedrich V. ſtarr an, dann wendete er ſich leichthin zu Weſtmoreland: „Dazu liefert Eure Herrlichkeit gewiß noch einen Commentar, wie?"

„Ich kann bei dieſer, wie bei jeder anderen Gelegenheit nur den Wunſch meines erhabenen Monarchen wiederholen, Seinen königlichen Schwager bald in den Genuß ſeiner Lande und ſeine vollen Souveränetätsrechte eingeſetzt zu ſehen, wie in dem Vertrage ſtipulirt ward, durch den das engliſche Hilfscorps Eurer Majeſtät zugeſichert worden. Ich erlaube mir um ſo ernſtlicher darauf zu dringen, als die Pfalz nunmehr frei iſt, und der Verwirklichung dieſes Theiles des Vertrages Nichts entgegenſteht. Die Engländer unter Euer Majeſtät Fahne haben bewieſen, daß ſie Soldaten ſind. Ob dieſelben aber zu weiteren kriegeriſchen Unternehmungen Euer Majeſtät verwendbar ſind, ſobald die Pfalz gewonnen wurde, ſcheint aus dem Vertrage nicht erſichtlich."

„Vollſtändig Unſere Meinung. Engliſche Truppen und Geld wurde von Unſerm erlauchten Schwager Carl Unſertwegen verwilligt, und ihre Wirkſamkeit hört auf, ſobald der Zweck des Vertrages überſchritten wird!“

„Da Sir Craven zu Euer Liebden engerem Haushalt jetzt gehört,“ ſagte der Schwedenkönig mit großer Ruhe, „können wir die Angelegenheit wohl unter Uns mit all' dem Freimuthe erörtern, der ſowohl Euer Liebden wie Uns in dieſem Augenblicke Noth thut. Die Anweſenheit der edlen Tochter Jakob's, der Schweſter König Carl's, legt freilich Unſerem Urtheil über das Benehmen Englands in dieſer Sache eine gebührende Zurückhaltung auf. Wenn Einer eben nicht kann — ſei er Fürſt oder Bauer, ſo — redet man über ihn nicht weiter, Graf Weſtmoreland! Solch' ein ohnmächtiger Mann oder König aber ſollte dann auch jede weitere Einmiſchung in Dinge unterlaſſen, zu deren Gelingen er wenig genug beitrug. 6000 Mann nebſt Unterhalt ſind Alles, was England nach jahrelangem Zögern und einer Zweideutigkeit, die — mehr als Schwäche genannt werden muß, endlich für Rettung der proteſtantiſchen Lehre und Eliſabeth's übrig hatte! Und Wem verwilligte das Parlament denn dieſe braven Leute? Dem König Carl? Oder Euch, Herr Kurfürſt? Nein, Uns! Unter'm ſchwediſchen Banner ſtreiten ſollen ſie, aber nicht nur pfälziſche Leibgarde ſein! Wollt Ihr's vielleicht darauf ankommen laſſen, daß Unſer Geſandter in London bei den Häuſern der Lords und Gemeinen anfrage, wie das engliſche Volk den Vertrag mit

Uns verſtehe? Hätten Albion's Söhne etwa weniger gut gekämpft, wenn der Gemahl Eliſabeth's auch Holland nicht verlaſſen hätte? Die Engländer ſind ein Theil Unſ'res Heeres, ſtehn allein unter Unſ'rem Ober-Commando, und ſollte man ſie vertragswidrig in ſo ernſtem Augenblicke zurückrufen, dann, Herr Geſandter, hat England einen — Mord am Hauſe Kurpfalz, an Eliſabeth und ihren Kindern begangen! Meint Ihr, Wir ſeien über's Meer gekommen zu dieſem Weltkampf, damit Friedrich V. nur raſch zu ſeinem Erbe komme, und die blauen Cavaliere Wachdienſt in Heidelberg thun können? Bei Gott, das war Unſer Sinnen nicht, als wir das Aechzen des blutenden Deutſchlands in Stockholm hörten, das Wort Gottes zertreten war und keine Stätte mehr hatte in dieſem Lande! Der Geiſt iſt's, der da lebendig macht, und dieſer Geiſt des ewig Einen, den Luther wieder erneute in der Welt, der ſchwebte über Unſ'ren Fahnen, deſſen Knecht und Kämpe ſind Wir, und der nur hilft zum Siege!! Wir wollten wohl ſehn, wie lange Euch der de Silva und Max von Baiern hier Ruhe laſſen würden, wenn Wir Euch wieder einſetzten und dann abzögen. Richelieu — damit Ihr's doch endlich wißt — ſchickt nächſtens dem Spanier 10,000 Mann heimliche Hilfstruppen, weil er großen Appetit nach dem Rheine hat! — Erbleicht Euer Liebden? Will er, Den man den Degen noch niemals ziehen ſah, ſeine Feldherrnkunſt etwa gegen die Drei erproben? — Ew.

Liebden ſieht wohl ein, daß Dero Rechte ſchon warten müſſen, bis Wir ſie für Euch mit unſerm Blute ſo feſt gekittet, daß ſie kein Cardinal noch Kaiſer mehr umſtürzen kann! Zu Dreierlei habt Ihr die Wahl! Entweder zieht Euch ganz aus dem Spiel und begießt Eure Blumen zu Reenen, oder bleibt hier unter Hamilton's Schutz, damit Frau Eliſabeth die engliſchen Herzen durch ihren Anblick ſtärke, oder — falls Ew. Liebden etwa Zeuge ſein will Unſ'rer Thaten, dann ſei an der Spitze des blauen Regiments ſein Ehrenplatz! Des Kampfes Ausgang entſcheidet auch ſein Loos!“ —

„Majeſtät!“ ſagte Friedrich nach einer Pauſe, und ſein Geſicht ward finſter und glühend. „Ihr habt die Offenheit ſo weit getrieben, Uns vorzuwerfen, daß Wir das Schwert nie gezogen! Habt Uns empfinden laſſen, wie hilflos Wir ſeien ohne Euch! Euer unverwelklicher Lorbeer gab Euch den Muth, Uns die Schamröthe in's Geſicht zu treiben und Unſ'rer zu höhnen, weil Wir nicht ſein konnten, wie Ihr! Fluch jenem Tage, da Wir Uns überreden ließen, Böhmens Krone zu nehmen, und Fluch der Zunge, die es gethan, es hätte ſonſt kein Schwede Uns im Allmachtsdünkel ſo ſchänden ſollen! Was Wir damals in jugendlicher Beſcheidenheit für Uns zu thun nicht wagten, Wir werden's jetzt für Euch! Zieht, wo Ihr hinwollt, Majeſtät, im Glück und Unglück ſollt Ihr Uns an der Spitze der blauen Cavaliere finden, bis Wir da halten, wo Euer Ziel iſt!!“

Guſtav Adolph's marmornes Antlitz bekam eine flüchtige Röthe. Langſam ſtand er auf. „Wo Unſer Ziel iſt, wiſſen Wir nicht, Gott aber iſt's gewiß. Hätten deutſche Fürſten mehr auf — ihn, als auf ihren Thron geſehn, Keiner wäre herabgefallen und brauchte des — Schweden, ſich wieder aufzurichten! Seid Uns willkommen beim Heer und Zeuge deſſen, was Wir thun. Beleidigen nicht, — wachrufen endlich wollten Wir Ew. Liebden! Wenn Ihr an Unſ'rer Seite in den Sitz Eures Erzfeindes und Bedrängers einzieht, wird Euer Stolz Uns hoffentlich mehr Dank wiſſen, als er Uns heut gezürnt hat!"

Er küßte der blaſſen Eliſabeth Hand. „Der treueſte Freund, edle Frau, iſt Der, den ſeine Liebe und Sorge zur rechten Zeit auch hart zu machen weiß. Ihr und Euer Haus habt keinen herzlicheren als Guſtav Adolph!" Er verneigte ſich. „Sir Graven, Morgen rückt Ihr aus! Ew. kurfürſtliche Gnaden nebſt Söhnen aber wird Uns übermorgen begleiten, Wir ſelbſt wollen die Prinzen in Reih' und Glied beobachten. Vorerſt iſt's nur ein Luſtritt." — — — — — — — — —

Am andern Morgen war großer Lärm und Kriegsgetümmel in Mainz. Der Auszug der Schweden erfolgte. Die Colonnen Ortenberg's, Baudiſſin's, Tott's und Falkenberg's zogen den Main abwärts, Frankfurt vorbei; Herzog Bernhard, Rheingraf Ludwig und der Landgraf von Heſſen nach Mannheim zu, den Rhein hinauf.

Es war ein Tumult, ein Trommelraſſeln und Trompetenſchmettern bis in den Nachmittag, die Soldaten ſchienen nach langer Raſt in faſt bacchantiſcher Luſt den Beginn des Feldzugs zu feiern. Die Disciplin mochte auch etwas nachgelaſſen haben, denn ſonſt pflegten die Schweden ihre Bewegungen ſtets in ſtrengem Ernſt, mit größter Ruhe und Heimlichkeit auszuführen. Um Vier Nachmittags war die Stadt wieder ſtill, um ſo ſtiller, ausgeſtorbener, als ſie von der ungeheuren Maſſe Kriegsvolks aller Art, das ſie ſeit ihrer Eroberung erfüllt hatte, ganz entlaſtet war. Nur Engländer verſahen unter Hamilton's Commando den Dienſt auf den Wällen. Um Mitternacht aber, die Huſe ihrer Roſſe mit Stroh umwickelt und nur berittweiſe, rückten die blauen Cavaliere zum Münſterthor hinaus, um zwei Uhr folgte ihnen ebenſo geräuſchlos Knipphauſen mit Arenskiold's Artillerie. Am nächſten Morgen verließen in gleicher Richtung Guſtav Adolph, Kurfürſt Friedrich mit ſeinen Söhnen an der Spitze der Corps von Teufel und Mutſenpfahl die Stadt und rückten eine Meile ſtromaufwärts, wendeten aber dann um und ſüdlich dem Geisberg zu. — —

Der Abend iſt herabgeſunken, die Thäler der Nahe und des Rüdenbach mit der Veſte Kreuznach am Punkte ihres Zuſammenfluſſes liegen ſchon im tiefſten Schatten, und der letzte Tagesſchimmer färbt die Gipfel der hohen Gans und des ſchroffen Markgrafenſteins mit erſterbendem Schimmer. Die Sterne blinken leiſe, der Frühlingsabendwind flüſtert in den jungbegrünten Zweigen und treibt milchweiße Flockenwölkchen leiſe über den Himmel hin, die erſten Veilchen aber blühen in den Gründen.

In dem Städtlein iſt Alles ſchweigſam. Der Kaiſeradler flattert ſtolz vom Wall, die Karthaunen drohen mit ſchwarzen Schlünden, und die bleiche Mondſichel läßt manchmal einen falben Schein von den Speeren der ſpaniſchen Lanzknechte aufblitzen.

Leiſe, von Planig ſüdweſtlich, über die Höhe zieht ſtumm das Regiment der blauen Cavaliere, William Craven vorauf. Abrede iſt längſt getroffen, und mit unendlicher Vorſicht jedes Geräuſch vermeidend, verfolgt die Reiterſchaar ihre Richtung. Auf halbem Wege, da gerade, wo der Pfaffenberg in die kurze Flußebene mündet, hält man ſtill.

„Sir Gorring's und Lord Say's Schwadronen ſitzen ab,“ ſagte Craven leiſe, an die Rittmeiſter heranreitend. „Die Pferde werden an Vaugham's Leute abgegeben.“ Damit ſtieg er ſelbſt vom Roſſe, löſte die kurze Büchſe, welche am Sattelknopf hing, zog auch die Piſtolen aus den Halftern und ſteckte ſie in's Schwertgehänge.

Die bezeichneten Truppen folgten lautlos ſeinem Beiſpiele.

Er ſchritt zu den drei anderen Schwadronen. „Graf

Eſſex rückt im Bogen an den Bach und nimmt rechts im Thal, der Lord Mulewather links auf der bebuſchten Höhe dort Stellung. Deckt Euch ja möglichſt durch's Gehölz. Beim Trompetenſignal fallt Ihr verhängten Laufs die Veſte an. Daß Ihr vor ihr zu thun findet, werden wir ſchon ſorgen. Sir Vaugham bleibt auf Schußweite hinter uns Abgeſeſſenen und hält unſere Pferde beim Signal bereit.“ — Craven trat an die Spitze der abgeſeſſenen Reiter. „Geladen!“ — Es geſchah. — „Vorwärts!“ —

Die Büchſen im Arm zogen ſie langſam zu Fuß vor die Stadt, vorſichtig zwiſchen den Weiden und Erlen hin, welche die Niederung bedeckten, während der berittene Theil des Regiments ſeine Bewegungen ausführte. Craven, eine hüglichte Erhebung erſteigend, welche ihn noch von der Ebene vor der Veſte und dem Waſſer trennte, beobachtete ihre Bewegung, bis er die Linien ſeiner Treuen wie ferne, dunkle Streifen links und rechts an beiden Punkten halten ſah. Hinter ihm in der Tiefe ſtanden ſeine Leute, das Gewehr im Arm. Er trat hinter einen Baum, ſchlug Feuer, zog die Rakete hervor und entzündete ſie. Einen Wurf empor, und ſauſend, kerzengerade ſtieg ſie am Abendhimmel in blitzender Linie hoch auf und platzte knatternd. Stille ward's wiederum links, man hörte das Knarren der alten Weiden im Winde.

Da in der Stadt ward's lebendig, Signalrufe tönten, die Zugbrücke raſſelte nieder. Einige Fähnlein Lanzknechte drangen heraus und formirten ſich haſtig am Rande des Bachs, während ſie ein Dutzend Leute auf den kleinen Hügel ſchickten, auf welchem Craven ſtand. Raſch glitt er denſelben hinab zu ſeinen Leuten.

„Nieder auf den Boden unter's Laub, Gorring, und keine Regung, erſt wenn ich ſchieße, gebt das Signal!“

In nächſter Secunde waren Alle unter dem Buſchwerke verſchwunden, über das die Erhöhung emporragte.

Auf derſelben erſchienen jetzt die ſpaniſchen Streifwachen, hielten ſtill und blickten herüber. Sie redeten unentſchloſſen mit einander.

Bald darauf ward's unter ihnen ſtill, denn drei Herren zu Pferde erſchienen auf der Höhe. Der Mittelſte fragte die Leute in ſpaniſcher Sprache, ſie antworteten ausweichend und achſelzuckend.

„Ich ſagte Euch ja, Marquis, daß es Nichts ſei,“ lachte er zu dem Reiter rechter Hand. „Irgend ein Narr hat 'ne Sternſchnuppe fallen ſehen. Laßt uns zum Rheinwein zurückkehren.“

„Ich will mir nicht anmaßen, Euer Urtheil zu bezweifeln, Don Silva, aber Eure Leute ſind zu alte Soldaten, um eine Rakete von einer Sternſchnuppe nicht zu unterſcheiden. In Mainz war dieſer Tage ſtarke Bewegung, und es iſt nicht ſo gar unmöglich, daß uns die Schweden eher einen Beſuch machen, als meine Leute auf deutſchem Boden ſind."

„Ich ſage Euch, 's iſt Narrheit, d'Acolas. Meine Spione ſind alle darin einig, daß König Guſtav den Main weit hinauf iſt, vielleicht gen Bamberg auf den Tilly. In Mainz ſteht nur noch engliſche Beſatzung, die wir bald herausklopfen wollen, haha!"

„Aber ſeht doch rechts dort hinab die ſeltſame Linie nur an. Die ſieht genau wie 'ne Reiterabtheilung aus!"

In dieſem Augenblick erhob ſich Craven. Sein Rohr blitzte! Ein Krach!

„Jeſus Maria!" ſchrie Silva auf, preßte die Hand an's Herz und fiel auf den Hals ſeines Pferdes.

„'Ne Sternſchnuppe, Herr Don! Drauf!" brüllte Craven.

Die Trompete klang, ein Kugelregen praſſelte unter die Spanier!

„Büchſen weg! Pallaſche 'raus, vorwärts für Eliſabeth!"

„Eliſabeth und England!" jauchzten die Cavaliere.

Im Augenblick war der Hügel erklommen, die Tapferen ſtürzten ſich auf die erſchrockenen ſpaniſchen Linien, und ein wildes Handgemenge begann.

„Foudre diable, ces Allemands! Ces Allemands!“ Damit wendete Marquis d'Acolas entſetzt ſein Pferd und ließ de Silva's Leiche in feindlichen Händen.

Einige Zeit hielten ſich die Spanier tapfer und verſuchten fechtend ſich auf's Brückenthor zurück zu ziehen. Da brachen links und rechts die Schwadronen Eſſex und Mulewather auf ſie ein, und Kanonendonner jenſeits der Stadt von der Rüdesheimer Seite verkündete, daß Knipphauſen Kreuznach eben berenne. In wilder Flucht wendeten ſich die Spanier.

„Schwadron Vaugham her! Auf Eure Pferde, Gentlemen! Die Stadt iſt unſer!“

Vaugham's Kolonnen kamen raſch heran. Die Cavaliere, welche bisher zu Fuß gekämpft, ſchwangen ſich auf. Craven entriß dem Fähndrich die Standarte. „Vorwärts, St. Georg für England!“

In vollem Jagen, mit gezogenem Pallaſch, Alles nieder werfend, trafen ſie mit Eſſex und Mulewather's Schaaren zuſammen, nahmen die Brücke, das Thor und ergoſſen ſich wie ein wildes Heer durch die Straßen. Das weſtliche Thor ward geöffnet. Knipphauſen's frieſiſche Dragoner zogen ein, und während Alles niedergemacht wurde, was kaiſerlich war, verſchwand das gelbe Adlerbanner von den Wällen; an ſeiner Stelle wehte Englands rothblaues Banner. Der Ueberfall war ſo plötzlich und unerwartet geſchehen, die ſpaniſche Beſatzung durch ihres Commandanten Tod ſo vollſtändig kopflos geworden, daß nur Wenige entkamen, und Marquis d'Acolas ſelbſt, — der Führer des franzöſiſchen Zuges, welcher ſeinen Leuten nach Kreuznach vorausgeeilt war, um die günſtige Gelegenheit zu erſpähen, ſie in die Stadt zu bringen, — von Knipphauſen gefangen wurde. Rittmeiſter Gorring ritt noch in der Nacht nach Wollſtein hinüber, Guſtav Adolph zu melden, daß die Veſte gefallen ſei. — —

Goldig trat der neue Morgen auf alle Höhen und glitt mit ſeinen warmen Strahlenwogen durch die Thäler hin. Thautropfen hingen an Zweigen und Gräſern, und in den blauen Lüften ſchwamm die Lerche. Aber der helle Tag beleuchtete auch die blutige Flur und die Erſchlagenen. — Der Jubel der Cavaliere über das Gelingen des Handſtreichs, ihre Bewunderung des — Londoner Schneiderſohns, welcher ihren Neid und Spott ſo bitter oft herausgefordert hatte, und dem ſie ſein Glück trotz ſeiner Tapferkeit nicht vergeben gekonnt, war nun grenzenlos.

William aber war ernſt, faſt traurig. Sinnend, träumend ſchweifte ſein Blick vom Walle über die Ebene hin, nach Mainz hinüber. Er dachte in dieſem Augenblicke nicht Deſſen, was er gethan, ſondern an das tiefe Leid der edlen Frau, von dem ſie ſelbſt in der Herrlichkeit Heidelbergs und durch den Beſitz der lang erhofften Rechte nimmer geneſen konnte, dachte an die Lieben in der Heimath und das ernſte Haus in der Grubſtreet, deſſen Lehren von der Bruderliebe aller Menſchen ſo ſchlecht zu dem düſtern Gefilde hier paßten, wo zwiſchen den jungen Wieſenblümchen ſo manches ſtumme Herz ruhte in kalter Bruſt. War das nicht ferner Trompetenklang? Tönte dazwiſchen nicht dumpfer Paukenwirbel?

Er iſt's, Held Guſtav Adolph zieht über die Höh'n, die Kanonen donnern von den Wällen zu ſeinem Gruße, und Kreuznach's Glocken klingen.

Craven wendete ſich zu Sir Gorring, Lord Say und Vaugham um, die lautlos hinter ihm geſtanden. „Der König kommt! Laßt Generalmarſch blaſen und unſere Leute Spalier bilden. Ich hoffe, er ſoll mit uns zufrieden ſein. — Vaugham!“

Der Angerufene trat zu Craven, während die Anderen zu ihrer Pflicht eilten.

„Sir Harry, ich reiche Euch fortan als Freund die Hand. Wäret Ihr nicht im rechten Momente bei uns geweſen, Kreuznach wäre nicht unſer. Eure Treue zu meiner vielgeſchmähten Perſon macht mich zu Eurem Herzensſchuldner! Rechnet auf mich im Leben, und nun kommt!“ —

Als Guſtav Adolph mit Kurfürſt Friedrich und deſſen Söhnen nebſt Oxenſtierna im Thor erſchien und dem Bürgermeiſter mit freundlichen Worten die Stadtſchlüſſel abgenommen hatte, ſprengte er ſofort auf Craven zu und klopfte ihn lächelnd auf die Schulter.

„Ihr ſeid ein ganzer Mann, Sir, Eures Landes und Meines Heeres Stolz! Wenn Wir nach Gottes Rathſchluß dieſen Krieg je glücklich enden, werden Wir ſtets daran denken, daß der ſchon verlorene Poſten von Kreuznach die Schwelle aller Unſerer ſpäteren Siege war! Mylords und edle Herren!“ er zog den Hut und faßte William's Hand, „Für Eure kühne That unter dieſes Helden Commando können Wir Euch nicht beſſer huldigen, als wenn Wir den Mann, der Euch führte, auszeichnen vor dem ganzen Heer! Wir ſtellen Euch Unſeren General, den Grafen William von Craven vor und wollen ſorgen, daß Se. Majeſtät von England das ſanctionire! Eure kurfürſtliche Durchlaucht hat wahrlich die Krone aller Stallmeiſter. Jetzt erſt könnt Ihr wirklich ſagen, die Pfalz ſei unbeſtritten Euer! Der Cardinal wird ſeine Finger von ihr laſſen. Knipphauſen ſoll dafür ſorgen!“

Friedrich's V. ſonſt trübes Antlitz ward hell. Stolze Freude leuchtete darauf.

„Wir danken Euch, lieber Graf,“ ſagte er faſt herzlich und drückte William die Hand. „Solch ein Freundesdienſt, wie Ihr Uns geleiſtet, hat fortan auf Unſer herzlichſtes Vertrauen Anſpruch.“

„Das ſoll Euer kurfürſtliche Gnaden niemals täuſchen.“

„So laßt uns denn, Ihr Herren, Gott für den Sieg danken und den Silva begraben, er war ein tapferer, erprobter Mann. Gewickelt in ſein Kaiſerbanner ſoll er ruhen, denn Beide gehören zuſammen!“

Der Schwedenkönig ritt durch die Reihen. — „Vivat Adolphus! Vivat Friedericus Palatinus!“ rauſchte es von allen Lippen. —

Ende des erſten Bandes.

Druck von Robert Niſchkowsky in Breslau.

Der blaue Cavalier.

Roman in drei Bänden

von

A. E. Brachvogel.

Zweiter Band.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Breslau,
Verlag von Eduard Trewendt.
1868.

Erſtes Kapitel.

General Knipphauſen war als Commandant von Kreuznach zur Deckung der Moſel und Saar gegen Frankreich zurückgeblieben, Guſtav Adolph aber mit Friedrich und dem Corps Teufel und Mutſenpfahl nach Mainz zurückgekehrt. Bekränzt waren die tollen blauen Cavaliere Craven's eingezogen, den man im Heere nur noch den „Helden von Kreuznach“ nannte. Sein Herz füllte ein ſtilles, hohes Glück, das nicht nur aus gerechtem Stolze, ſondern der ſeligen Befriedigung hervorging, durch ſeine That Derjenigen neuen Lebensmuth gegeben zu haben, die ſeines Lebens Stern war, diejenigen Menſchen verſöhnt und einander genähert zu haben, welche Mißgeſchick und Enttäuſchung gegenſeitig entfremdet hatte. In Kreuznach war ja des Königs erſtes Wort gefallen, daß er entſchieden gewillt ſei, Friedrich V. als Palatin der Pfalz wiederum einzuſetzen, in Kreuznach waren Letzterem erſt ſeines Beſchützers Pläne und die innere Vernunft derſelben klar geworden, denn Kreuznach war der eigentlich wunde

Fleck im Lebensnerv des Schwedenkönigs geweſen, ſein Beſitz die Baſis aller kommenden Erfolge. Friedrich V. erkannte nicht allein, daß Guſtav einen Mann wie Craven nicht entbehren könne, ſondern daß derſelbe auch der treue, aufopfernde Freund ſeines Hauſes ſei, und war ſtolz, an der Spitze der blauen Cavaliere den ſiegreichen König zu begleiten. Zum erſten Male ſeit der Schlacht am weißen Berge wurde Friedrich's Herz warm, lächelte ſein Auge Eliſabeth entgegen, und er bewies durch alle ſeine Aeußerungen, daß jeder Schatten von Mißtrauen gegen den Schwedenkönig gewichen ſei. Wem hatte Eliſabeth dieſen plötzlichen Sonnenſchein des Lebens zu danken, als jenem ritterlichen Manne, der mit heißen Schwüren an ihres ſchlummernden Kindes Wiege gekniet hatte, um ſich dem Dienſte ihrer Sache zu verloben? — — — — —

Nach wenigen Tagen Raſt brach Guſtav Adolph zum letzten entſcheidenden Kriegszuge auf. Der Abſchied Friedrich's und ſeiner Söhne von Eliſabeth, die unter Herzog Hamilton's Schutz zurückblieb, war inniger und bewegter,- als die jahrelange Kälte, welche ſonſt zwiſchen den Gatten herrſchte, vorausſetzen ließ.

„Ihr geht nicht nur in einen großen Streit, mein Gemahl," ſagte die Kurfürſtin, „ſondern nehmt auch die Prinzen, die Erben Eurer Rechte mit. Wer weiß, wann Wir Euch wiederſehen. Da iſt es wohl dem Herzen der Frau und Mutter, das des Unglückes ſo gewöhnt iſt, erlaubt, zu zittern. Wollt Ihr mir in dieſer Scheideſtunde eine Bitte gewähren?"

„Es giebt Nichts, was in Unſerer Gewalt ſtünde, das Wir Euch heute abſchlagen möchten, Eliſabeth. Wir haben manche rauhe Stunde, manch' lieblos Wort Euch abzubitten und geſtehen, daß Ihr allein der Engel des Friedens und der Geduld geweſen ſeid, der Unſer Haus im Zeitenſturm getröſtet hat. Giebt Gott, daß Wir das Ziel Unſerer Wünſche erreichen, wird Euch ſicher nicht der kleinſte Ruhm daran zu Theil werden!" —

Die Kurfürſtin preßte Friedrich's Hand an ihre klopfende Bruſt. „Unſer Gewiſſen, theurer Herr, klagt Uns ewig an, daß Unſere Unerfahrenheit, Unſer Ehrgeiz es geweſen, der Euch nach Böhmens Krone greifen ließ und dieſe Jahre des Jammers über Uns brachte!" —

„Nicht doch, nicht doch! Wir waren Beide verblendet, Eliſabeth!"

„Nein, macht Uns nicht beſſer, als Wir ſind. Ihr hättet Euch ſicher an Eurem Vatererbe genügen laſſen, hätten Wir Euch nicht angeſtachelt. O nehmt den Fluch dieſer Verblendung von Uns, indem Ihr thut, was Unſere Liebe und Angſt, Unſere Pflicht und Ahnung Uns gebieten! Ihr ſeid kränklich, der Strapazen ungewöhnt, — ſetzt Euch nicht der Gefahr der Schlacht zu ſehr aus. Duldet nicht, daß Unſere Söhne in kühnem Uebermuthe vergeſſen, daß die Zukunft Unſeres Hauſes auf ihnen beruht! Macht nicht, daß Wir am Tage des Sieges, an der Schwelle des Glückes als Wittwe oder Mutter trauern müſſen und im Gewinne Alles verlieren! Nehmt Craven's Rath und Sorgfalt an, laßt ſein Leben und ſeine Ehre für Euch Bürge ſein! Ordnet Euch ſeiner Treue eine Weile nur unter, damit Ihr einſt ein deſto glücklicherer Herrſcher ſein dürft; 's iſt die einzige Gnade, die Eliſabeth als Beweis Eurer Liebe fordert!!"

„Weil dies ein ſo großer, wahrhafter Beweis Eurer Liebe iſt, beſte Eliſabeth, — hier Unſere Hand! Mylord Craven, Wir ſtellen Uns und Unſere Söhne für die Dauer des Krieges unter Euren unbedingten Befehl!"

William küßte gerührt Friedrich's V. Hand. „Und ich will Euch nur befehlen, wenn meines Herzens Angſt mich dazu zwingt. Nicht eine Stunde leben mehr will ich, wenn ich nicht den Gemahl, die Söhne Euch ungefährdet heimbringe! Der Schwur, den ich im Herzen mir gethan, als König Carl mich, einen Bürgersſohn, in Englands Adel reihte, der Schwur, hohe Eliſabeth, den ich an Eures erhabenen Kindes Wiege gethan, iſt, daß Eures Hauſes Schickſal das meine, ich Euer Diener und Freund ſein wolle, ſo lange mir's Herz noch unter dieſem blauen Königswamſe pocht und glüht, was Jakob Euer Vater mir gegeben! Das geſcheh', ſo Gott mir helfe!" Er ſank in die Kniee und küßte Eliſabeth's Hände, die ſie erſchüttert ihm hingereicht. —

Wenige Stunden ſpäter hatten die Truppen Mainz verlaſſen. Von der Mainſchanze der Guſtavsburg, neben Hamilton ſtehend, ſendete die Kurfürſtin ihr flatterndes Tuch als letztes Ade dem dahinziehenden Heere, den Linien der blauen Cavaliere nach, an deren Spitze die rothen Federn vom Hute Ihres Gatten und Ihrer Söhne wogten.

„Gieb Uns Deinen Arm, Willoughby, kommt, Hamilton. Auf Unſerer Seele liegt's wie ein Schatten, und Uns iſt, als hätten Wir nur noch dies eine Kind, das drüben im Biſchofspalaſte ſchlummert und noch Nichts weiß vom Streit der Welt!“ —

— — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — —

Der Kriegszug des Jahres 32 war einer der glänzendſten, entſcheidendſten und dennoch ſchmerzlichſten, den je die Kriegsgeſchichte verzeichnet hat. Das entſchiedene Glück, welches ſich wiederum an Guſtav Adolph's Ferſe heftete, war von zwei Dingen weſentlich beſtimmt, vom Falle Kreuznachs, und daß Guſtav den Plänen der Kaiſerlichen durch Schnelligkeit und Ueberraſchung zuvorkam. Richelieu's hinterliſtige Politik war enthüllt, er verzichtete nun um ſo mehr, ſich in die deutſchen Händel zu miſchen, als ſeine ganze Kraft für Beendigung der inneren Unruhen nöthig wurde. Guſtav Adolph wußte, daß Wallenſtein ſich Böhmens wegen nicht ſonderlich rühren werde. So hatte er nur Tilly und Max von Baiern vor ſich. Er rückte in Sturmeseile nach Franken. Tilly, in ſeinen Rüſtungen überraſcht, ließ Bamberg wieder fahren und zog ſich ſchleunigſt an die Donau zurück. Seit Leipzig war ſein

Glück von ihm gewichen, die Rachefurien Magdeburgs begleiteten ihn im Wachen und im Schlaf. Jubelnd öffnete das getreue Nürnberg den Schweden die Thore, das feſte Donauwörth fiel, Tilly ging hinter den Lech in ein verſchanztes Lager. In dieſem Winkel zweier mächtigen Ströme, von Kanonen umſtarrt, geſchützt durch die Gunſt der Natur und alle Mittel der Kriegskunſt, wollte er dem ſchrecklichen Gegner den Kopf bieten oder ſterben. Es galt ja, München vor den Schweden zu retten. — Wohl war's ein verzweifelter Kampf, der die Ufer des Lech mit Heldenblute röthete, aber als wenn Gott das Auge des bereits Verworrenen mit völliger Blindheit ſchlüge und das des Genies zehnfach ſtärke, der Uebergang ward dennoch erzwungen; Tilly und Altringer fanden durch ſchwediſche Kanonen den Tod. Sein verſchanztes Lager ohne einen Verſuch der Vertheidigung verlaſſend, floh Maximilian nach München, ſeine Hauptſtadt wenigſtens zu ſchirmen. Es war nur eine Galgenfriſt. Augsburg, auch Ingolſtadt, der letzte feſte Platz Baierns, wurden von den Schweden mit ſtürmender Hand genommen. Erzherzog Max floh an den Kaiſerhof. Beim Geläute aller Glocken, unterm Donner der Kanonen führte Guſtav Adolph Kurfürſt Friedrich in die Reſidenz ſeines alten Unterdrückers, das zitternde München, ein.

Am Kaiſerhofe herrſchte dumpfe Verzweiflung. Obwohl man Wallenſtein faſt auf den Knieen gebeten, das Commando wieder zu nehmen, man ihm in der demüthigendſten Form die unbeſchränkteſten Vollmachten gegeben, und ob ſein Zauberwort auch eine neue Armee geſchaffen, mit ihr Prag, Eger und Leitmeritz dem Kurfürſten von Sachſen entriſſen hatte, aus Böhmen ging der Generaliſſimus nicht, ſprang Tilly nicht bei, warf ſich Guſtav Adolph nicht an der bairiſchen Grenze in den Weg, um ſeinen Siegeslauf aufzuhalten, und ließ es ruhig geſchehen, daß Bernhard von Weimar wie General Banner vom Maine her mit Zuzug aus Thüringen und Heſſen in den Frankenwald rückten, um Guſtav Adolph zu unterſtützen. Das vereinte ſchwediſch-proteſtantiſche Heer war eine Lawine, deren Rollen kein irdiſcher Helfer mehr aufhalten mochte. Es war klar, daß Wallenſtein ſeine neue Macht nur zu ſeinem eigenen Beſten verwenden wolle, für ſeines Kaiſers Noth kein Herz und kein Gefühl der Loyalität mehr hatte.

In dieſer äußerſten Angſt, wo kein Tag zu verlieren war, ſendete Ferdinand II. Erzherzog Max nach Eger, den ſtarren Wallenſtein an ſeine Pflicht zu erinnern. Der Graf von Queſtenberg aber traf in München ein, um Guſtav Adolph die glänzendſten Friedensvorſchläge zu machen.

Oxenſtierna bedeutete den kaiſerlichen Geſandten, daß Seine ſchwediſche Majeſtät ihn nicht eher empfangen könne, bis er die feierliche Inveſtitur Kurfürſt Friedrich's in ſeine Lande vollzogen habe. Man werde ſpäter noch Zeit genug finden, ſeine Vorſchläge zu erörtern.

Dieſe Inveſtitur erfolgte auf's Feierlichſte. Nachdem Friedrich V. und Guſtav Adolph, umgeben von allen Generalen und Fürſten des proteſtantiſchen Heeres, in der alten Schloßkirche eine evangeliſche Predigt, die erſte wohl, welche jemals hier erklang, gehört und dann zuſammen communicirt hatten, wurden unter Orgelton die kurfürſtlichen Reichsinſignien gebracht, welche Friedrich einſt geſchmückt, mit denen Max von Baiern dann bekleidet worden, und die man in der Reſidenz des Entflohenen gefunden hatte. Schwediſche Leibdragoner bildeten ihre Escorte, Rittmeiſter und Lieutenants der blauen Cavaliere machten die Ehrengarde beider Herrſcher.

Als die Kleinodien auf dem Altar erglänzten und die Orgel ſchwieg, erhob ſich Guſtav Adolph aus ſeinem Kirchenſtuhl, ſchritt klirrend durch die Reihe zur Empore, trat vor den Altar, zog ſein Siegerſchwert und hob's mit beiden Händen gen Himmel.

„So wahr Du mir, mein ſtarker Herr und Gott, gnädig in's deutſche Land geholfen und mich zum Rüſtzeug und ſiegreichen Träger deiner Lehre gemacht haſt, daß ich unter mich trete alle Deine Feinde und die Bedrücker deutſchen Volkes, ſo wahr ſtehe ich hier, Recht zu thun Dem, der Unrecht erlitten, Treue zu üben Dem, der Deinem Worte und mir getraut, Ehre zu geben Dem, der verunehrt worden um Luther's Lehre Willen!“ Er ſtieß die Waffe raſſelnd in die Scheide. „Tritt her zu mir an des Herrn Altar, erlauchter Friedrich von der

Pfalz, einſt Kurfürſt Palatin des Reichs, erwählter König der Böhmen!“

Friedrich erhob ſich tief bewegt. Von ſeinen Söhnen gefolgt, die Ehrenwachen zur Seite, nahte er dem Hochaltar.

Guſtav Adolph ergriff den Kurhut an den blitzenden Spangen.

„Kraft Unſ'res Schwerts, dem der Himmel den Sieg gegeben, krönen Wir, Guſtav Adolph, König der Schweden, Oberherr des deutſchen proteſtantiſchen Bundes, Dich Friedrich von der Pfalz mit der Krone Deiner Väter in der Reſidenz Deſſen, Der, Dein Schädiger und Bedränger, widerrechtlich Dich derſelben beraubt hat! Empfange mit Ihr das Land Deiner Wiege als ſein rechtmäßiger Herr zurück! Möge es unter Dir blühen im Frieden! Heil Dir, Friedrich V., Palatin des Reichs!!“

„Heil Friedrich, Heil!“ jauchzte es durch den hohen gothiſchen Bau, die Poſaunen ſchmetterten vom Chor, die Kanonen auf den Wällen trugen dröhnend die Kunde durch alles deutſche Land. Auf den Harmonien der Orgel getragen rauſchte von begeiſterten Lippen das alte Schlacht- und Hoffnungslied: „Ein' feſte Burg iſt unſer Gott!“

Unter ſeinen Klängen gürtete der Schwedenkönig dem Neugekrönten das Schwert ſelbſt um die Hüfte, ſchmückte ihn mit Kugel und Scepter, indeß Lord Craven über Beiden das Kurbanner entfaltete. In langer, wortloſer Umarmung, Thränen der Freude im Blick, dankte ihm Friedrich, dann ſanken Beide neben einander zu ſtillem Gebete auf die Altarſtufen, und Alles folgte ihrem Beiſpiel. — Der letzte Ton war verhallt. — Die Verſammlung erhob ſich. Unter Fanfarenjubel rief man Friedrich zum Palatin der Pfalz aus und grüßte Guſtav Adolph, den Befreier. Im ſtolzen Feſtzuge ging es zur Reſidenz, wo Friedrich im Banketſaal unterm Thronhimmel Maximilian's das erſte Glas auf den Löwen aus Schwedenland ausbrachte, der dem habsburgiſchen Adler Schwinge und Klau' gebrochen habe! — — —

William, nicht nur durch Guſtav Adolph's Gnade in den ſchwediſchen Grafenſtand, ſondern auch durch Carl's I. Beſtätigung nunmehr zum Lord und Earl von Craven erhoben, im Vollgenuſſe des unbedingten Vertrauens zweier Fürſten, Theilnehmer eines bewunderungswürdigen Feldzugs, der, den ewigen Sieg des Proteſtantismus in Deutſchland zu beenden, nur noch weniger kraftvoller Schläge bedurfte, und von dem ſtolzen Gefühle getragen, daß unter den Thaten dieſer großen Zeit auch die ſeinige nimmer vergeſſen ſein würde, — vermochte dennoch in dieſen Tagen des Triumphs die allgemeine Freude des Heeres, den ſtolzen Rauſch, in welchem ſich Kurfürſt Friedrich wiegte, nicht zu theilen. Stand ihm vielleicht Trehearne's alter Vergleich Eliſabeth's mit Maria Stuart unabläßig vor der Seele, oder ihr ahnungsvoller Kummer, als ſie von Mann und Söhnen ſchwermüthigen Abſchied nahm? Oder aber waren es Beſorgniſſe, die ſich auf poſitivere Dinge ſtützten und ihm einen politiſchen Scharfblick verliehen, den ſonſt Keiner, nicht ein Mal Guſtav Adolph, in ſolchem Maße beſaß? — Sicher ragte Craven's Begabung nicht an das hohe Genie des großen Schwedenkönigs. Er war weder mit den diplomatiſchen Künſten noch mit den Gefühlen eines Herrſcherdaſeins, ebenſo wenig mit den Verhältniſſen der großen Staaten vertraut. Seine Erfahrung als Soldat war nicht älter als zwei Jahre, und rechnet man das Glück ab, was ſeinem Muthe beigeſtanden, ſo war er eben nur ein guter Reitergeneral und Nichts mehr. Alle ſonſtigen edlen Qualitäten ſeines Charakters paßten wohl für bürgerliche Ruhe und ein ſtilles Glück in der Heimath, waren ihm aber in dieſem großen, blutigen Würfelſpiele, das Angeſichts Europa's rollte, eher hinderlich als nützlich geweſen. Aber gerade dieſe — richtiger geſagt, bürgerlich großen Eigenſchaften William's, und daß er als ein Fremdling unparteiiſch die Dinge auffaßte, während Jeglicher um ihn Partei war, gaben ihm eine Klarheit des Urtheils, die ſelbſt diejenige ſeiner höheren Genoſſen weit übertraf. Er hatte manche Dinge in Deutſchland mit dem praktiſchen Blick ſeines Volkes durchſchaut, und der Umgang mit Welby hatte ihn zu ſehr von der Eitelkeit aller irdiſchen Pläne überzeugt, um ſich einem unbedingten Siegesrauſche zu überlaſſen. Guſtav Adolph ſtand unzweifelhaft jetzt auf der Höhe ſeines

Glücks. Queſtenberg war mehrmals von ihm gehört, ſeine Anträge waren aber verworfen, die Verhandlungen in die Länge gezogen worden. Des großen Schwedenkönigs Hirn füllte ein Rieſenplan, ein Gedanke des Ehrgeizes, der Europa nothwendig umkehren mußte. William ahnte ihn längſt, Oxenſtierna's vertraulich hingeworfene Fingerzeige machten denſelben deutlicher; ſeit Friedrich's Inveſtitur und der Haltung, die man gegen Queſtenberg beobachtete, wurde ihm, was Guſtav Adolph wollte, faſt ganz verſtändlich. Mit dem Kurfürſten hierüber zu reden, wäre nicht blos indiscret und gefährlich, ſondern auch völlig nutzlos geweſen. Friedrich war des ewigen Siegerglücks Guſtav Adolph's zu ſicher, und der leiſeſte Zweifel an deſſen Sterne hätte ihm jetzt als Verſündigung gegolten. Oxenſtierna war gewiß ein großer Mann von allumfaſſendem Blicke, aber ſo ſehr Diener, Schüler und alter ego ſeines Herrn, daß er nur deſſen Echo ſchien. Der Einzige, Erſte ſeiner Zeit, der große König ſelbſt nur konnte Antwort auf Craven's bange Fragen geben. — Es war bekannt geworden, daß Queſtenberg, bereits an Allem verzweifelnd, erklärt hatte, er werde binnen zwei Tagen abreiſen, wenn man ihm nicht definitive Punkte des Friedens vorlege, auf welche man ſich in Wien einlaſſen könne.

Dieſe äußerſte Alternative beſtimmte William. Um die Abendſtunde war der König gewöhnlich allein oder arbeitete mit dem Kanzler. Schweren Herzens, aber wie ein Mann, der eine große Pflicht um jeden Preis erfüllen muß, ging Craven in die Reſidenz und ließ ſich von Oberſt Guſtav Wrangel, der den Dienſt hatte, anmelden.

Nach kurzem Warten ward er vorgelaſſen.

Er traf den Monarchen in ein bequemes, dunkles Hausgewand gehüllt, das er über den gewöhnlichen Koller gezogen, an einem Tiſche, den diverſe Papiere, beſonders eine große Karte von Deutſchland bedeckte, die ſonderbar colorirt und vielfach beſchrieben war. Guſtav Adolph befand ſich allein. Die große, kupferne Lampe, welche von der Decke ſchwebte, beleuchtete ſcharf und grotesk die gewaltigen Züge des wunderbaren Mannes, der, das Haupt in die Hand geſtützt, das Loos der Welt eben zu entſcheiden ſchien. Rings im Gemach ruhten dämmerhafte Schatten, und nur die Mondſichel ſendete durch die dichten Vorhänge des Fenſters einen zitternden Strahl herein, der in dem dunklen Raume ſich verlor.

Eine leiſe Bewegung William's machte endlich, daß der König aufblickte.

„Ah, verzeiht, General, Wir waren ſo im Sinnen, daß Wir wahrhaftig vergaßen, daß Ihr da ſeid. Tretet näher. Was bringt Ihr Uns ſo ſpät?"

„Nichts, Majeſtät, als mein Gewiſſen, meine Liebe zu Euch und meinen Kummer!"

Der König ſah ihn feſt und forſchend an.

„Nehmt einen Seſſel und ſetzt Euch; was habt Ihr?"

William folgte dem Befehl. — „Majeſtät, ehe ich wage, Euch mein Herz auszuſchütten und Dinge vor Euer königliches Ohr zu bringen, die Euch zu ſagen meines Amtes gewiß nicht iſt, will ich ausdrücklich bemerken, daß ich mit dem Gefühl herkam, ich ſei nicht um einen Zoll mehr geworden, als des Schneiders William Craven Sohn, der mit dem großen Guſtav Adolph jetzt zu ſprechen hat. Was ich an Ehre und Gnade habe, iſt Euer Werk, mein königlicher Herr. Was ich Euch etwa Gutes geleiſtet, Eure kriegeriſche Schule hat mich dazu vermocht, und Ihr habt viel große und wackere Schüler erzogen, von denen Keiner ſich erkühnen würde, das Wort zu erheben, was ich jetzt ſprechen will!“

„Und warum ſprecht Ihr es denn?“ —

„Weil ich im Peersgewande eben der Bürgerſohn aus der Drurylane bleibe. Weil ich nicht hier, wie die meiſten Anderen, ein großes Vermögen, reiche Güter, Rückſichten künftigen Glücks und erbliche Würden einzuſetzen habe. Wenn dieſer Krieg geendet iſt, die deutſche Erde aufathmet, und der Kurfürſt in Heidelberg unter ſeinen deutſchen Vaſallen thront, werde ich nur ein abgedankter General, ein kriegeriſch Prunkſtück an Fürſtenhöfen ſein, dem man vielleicht ſein Grafenthum verzeiht, weil König Guſtav es ihm gegeben! Darf ſolch' ein Mann wohl hoffen, Ihr werdet ſein unerwünſchtes Wort aufnehmen als den reinen Tribut, den das Geſchöpf Dem zollt, der's, ſo wie's iſt, gemacht hat? Wenn man zu ſeinem Gotte wahr iſt, ſollte man's nicht zu Dem auch ſein, der auf dem Felde von Leipzig und am Lech zu ſeinem Cherub auf Erden ſich gemacht?!“

„Sehr Schweres ſcheint Ihr auf der Zunge zu haben, Craven, da Ihr ſo gar weit ausholt. Manch' Einer kann ein guter General ſein, Freund, aber nicht Jeder ein bürgerlich einfach Herz unter dem Grafenmantel tragen. Deshalb gerade ſeid Ihr Uns ſo lieb. Und nun redet, redet Alles herunter von der Seele. Ihr werdet Uns doch zutrauen, daß Wir ein treues Wort vertragen?!“

„Nun denn, Majeſtät, — laßt den Queſtenberg nicht reiſen, ſchließt Friede mit Ferdinand!!“

„Friede?!“ dröhnte es wie ein dumpfes Rollen aus Guſtav Adolph's Bruſt. Er war emporgefahren, aufgeſtanden, und hielt ſtarr vor William. Dann ging er langſam, geſenkten Hauptes im Zimmer auf und ab.

Lord Craven hatte ſich gleichfalls erhoben. Er zitterte vor innerer Bewegung. Sein Blick bohrte ſich auf die Karte, und — er entdeckte ihr Geheimniß, das er lange geahnt!

„Nein!“ klang des Königs Stimme ſcharf. „Nein, Nimmermehr! Laßt ihn reiſen! Wer an der Schwelle des Hoffnungstempels ſteht und nicht eintritt, iſt werth, daß ihm das Glück den Rücken wendet! — Wie kommt Ihr zu dem Rathe?“

„Durch eine Befürchtung, die mir dieſe — neue

Eintheilung Deutſchlands nicht erſt klar zu machen braucht!“

„Was leſ't Ihr aus dieſer Karte, was befürchtet Eure — Treue?“

Craven ſah ſich ſcheu rings um, dann trat er militäriſch ſtraff, als thue er eine Meldung, dicht vor den König hin. „Zu Wien die — deutſche Kaiſerkrone auf Eurem Haupte zu ſehen!“ flüſterte er.

Guſtav Adolph trat faſt erſchreckt zurück. Sein Antlitz glühte, etwas gigantiſch-überirdiſch Großes lag in dieſem Blick und in dieſen Zügen. „Warum fürchteſt Du das? Kann der Bürgersſohn das Loos eines Königs nicht faſſen?“

„Faſſen wohl und bewundern, Herr, aber noch beſſer faſſ' ich — Gottes unendlich weiſes Weltgeſetz. Es iſt keinem Menſchen von der Vorſehung geſtattet, Majeſtät, den höchſten ſeiner Wünſche hienieden zu erreichen, noch ſich ſeiner, wenn er ihn erreicht, zu freuen! — O, laßt den Queſtenberg nicht gehen, macht einen Frieden voll Löwengroßmuth!“ flehte Craven, ſich vor dem Könige niederwerfend und ſeine Hand erfaſſend. „Chriſtofal Colon fand eine andere Welt und ſtarb in Ketten! Cäſar ward Herr der Erde und fiel durch Brutus' Dolch! Der ſpaniſche Philipp war König zweier Welten, und ſeine Armada verſank vor unſers Brittenvolkes Muth! — Gott hat den Mächtigen ein Ding zur Seite geſetzt, es nennt ſich — Schickſal, das in der äußerſten Minute die Senſe mit dem Rufe hebt:

Nicht weiter! Beug' Dich, Du großer Held, vor ihm, eh' es — Dich beuge! Ich liebe Dich und will — nicht um Dich trauern!!"

„Steh' auf, William. Wenn auch dieſe Stunde ſonſt Nichts im Schooße trägt," und eine verklärte Hoheit umſtrahlte des Schwedenkönigs Angeſicht, „ſie trägt mir doch die Erkenntniß ein, was für ein werther Mann Du meinem Herzen biſt! Wenn Einer in ſeiner Wünſche Eigenſucht zu Grunde geht, — wohl, ihm iſt Recht geſchehen! Wenn aber ein Hohes, Heiliges es iſt, das Zweck des Wünſchens und Denkens ward, dann iſt dem echten Manne ſeiner Zeit doch wohl geſtattet, wenigſtens für ihn — zu ſterben!? Ich habe keinen Sohn, Lord, deſſen Glück ich mit Eroberer-Unerſättlichkeit ergeizen könnte, Deutſchland ſoll aber deutſch im Regiment und Glauben ſein, und fallen ſoll, Was zu Rom hält! Das Naturgeſetz der Zeit iſt's, ich erfüll's! Iſt dieſe Wahrheit Lüge, nun ſo — fall' ich! Mein Blut ſoll dann der Welt ein Zeichen ſein, daß Gott die Stunde ihrer Freiheit — hinausgerückt hat! Geh', Freund. Du durfteſt in mein Herz ſchauen, — wenn ich ſterbe, weißt Du, es war in Gott!" Er ſchüttelte ihm die Hand, wandte ſich kurz um und ſchlug vom Fenſter die Gardine zurück. Der Mondſtrahl fiel voll und weiß auf ſein Geſicht. Er blickte aufwärts zu den Sternen.

William Craven ſeufzte auf, dann ging er ſtill hinaus. —

Zwei Tage ſpäter — reiſte Queſtenberg. Krieg bis zum letzten Hauche war die Loſung! In Paſſau ſandte er einen Courier an den Kaiſer, dann eilte er Tag und Nacht zu Habsburg's letzter Rettung, zu Wallenſtein nach Eger.

Eine Woche ſpäter folgte Guſtav Adolph mit ſeinem ganzen Heere. In Paſſau war ſein Scheideweg. Ob Wien, ob Prag, das war die Sache! Nach Erſterem ſtand gewiß ſein Wunſch, aber Kurfürſt Georg's von Sachſen zweideutiges Benehmen, der, als ihn Wallenſtein aus Böhmen vertrieben, ſich ganz auf ſeine Lande zurückzog, ſtatt die Verbindung mit dem Frankenwalde und den Schweden aufrecht zu halten, nöthigte Guſtav Adolph zur Vorſicht. Plötzlich trat Wallenſtein aus ſeiner ſelbſtſüchtigen Reſerve. Er ſtand ſo gut wie der Schwedenkönig vor einem äußerſten Entweder-Oder! Er rückte in höchſter Eile quer durch den Frankenwald auf Nürnberg, ſich dort zu verſchanzen.

„Uns in den Rücken alſo?“ rief Guſtav Adolph bei der Nachricht. „Will der Friedländer uns etwa zwiſchen zwei Feuer bringen? Da er die Maske abwirft, ſoll mit ihm abgerechnet ſein. Er hat Recht, Wir Beide können neben einander nicht leben; Wien ſoll Uns um ſo weniger dann entgehen!“

Sofort wendete das ſchwediſche Heer und ging das linke Donau-Ufer herab und dann nordwärts, um Nürnberg zu entſetzen. Guſtav Adolph verſuchte, Wallenſtein's Lager zu ſtürmen, es mißglückte. Ein langer, heftiger Ringkampf entſtand, hatte aber nur beiderſeits große Verluſte zur Folge. Am 8. September hob der Schwedenkönig ſein Lager auf und rückte nordweſtlich nach Windsheim, Wallenſtein folgte ihm und nahm bei Forchheim Stellung. Es war eben ein Schachſpiel. Jeder der Gegner erkannte des andern Abſichten und ſuchte ſie zu kreuzen. — Vom Zuge auf Wien und die kaiſerlichen Erbſtaaten hatte Wallenſtein den Schweden abgehalten, jetzt wollte er ihm die Verbindung mit dem zweifelhaften Kurſachſen verleiden, denn dieſes unglückliche Land war ja ſeit alten Zeiten der ſtrategiſche Knotenpunkt geweſen, auf den ſich naturgemäß jede kriegeriſche Bewegung in Deutſchland ſtützte. Um Wallenſtein's zwiefache Wünſche zu vereiteln, theilte Guſtav Adolph ſein Heer, ließ den einen Theil in Franken und rückte mit dem andern ſüdlich nach Baiern, den Generaliſſimus nachzulocken. Er glaubte, deſſen Beſorgniß um den Kaiſer werde ihn zu einer falſchen Diverſion verleiten. Solch' Zartgefühl beſaß aber Wallenſtein nicht. Er hatte Ferdinand von augenblicklicher Angſt befreit, jetzt ſorgte er für ſeinen Vortheil, der es zweifellos erheiſchte, alles Sachſenland zu unterwerfen, um ſein theures, längſt erträumtes Königreich Böhmen zu decken und die Verbindung des Feindes mit dem Weſten abzuſchneiden. Er rückte nach Bamberg, beſetzte Thüringen und marſchirte auf Leipzig.

„Man muß mit ihm ein Ende machen!“ rief

Guſtav Adolph, „ihm ganz auf der Ferſe ſein, ſonſt hat man in Wien vergebene Arbeit!“ Er zog ſein ganzes Heer zuſammen und erſchien in Erfurt. Wallenſtein ging öſtlich auf Merſeburg zurück. Guſtav Adolph beſetzte das ganze obere und weſtliche Thüringen, und in Arnſtadt ſtieß Bernhard von Weimar, den er gegen Pappenheim vorausgeſandt, mit 20,000 Mann wieder zu ihm. Es galt das Aeußerſte und Letzte, und Guſtav Adolph's Seele war erfüllt von der düſteren Ueberzeugung, nicht in Wien, ſondern hier müſſe ſein Schickſal ſich erfüllen, entſcheidend ſich's endlich ausweiſen, ob Das, was er an jenem Abende beſchloſſen, da Craven ſo flehentlich mit ihm ſprach, zu viel für eines Mannes Willen geweſen ſei.

Er hatte ſeine Gemahlin Maria Eleonore von Kloſter Zinna bei Jüterbog zu ſich gerufen, wohin ſie von Mainz wiederum gegangen war, um, fern dem Kriegstumulte, bei der unglücklichen Gemahlin des Markgrafen Chriſtian Wilhelm, der, von Tilly zu Magdeburg gefangen, nun in Wien ſaß und ſeinen Glauben hatte abſchwören müſſen, den Ausgang der Dinge zu erwarten.

Sie kam, ihm Lebewohl zu ſagen. Es war des deutſchen Hektors Abſchied von einer andern Andromache. — Oxenſtierna, Kurfürſt Friedrich und Lord Craven waren gegenwärtig; die Generale harrten im Vorgemach.

Feierlicher Ernſt lag auf des Königs Geſicht, das

Bewußtſein, er gehe den ſchwerſten Stunden ſeines Lebens entgegen.

„Wir rücken die Saale abwärts gegen den Feind, theure Leonore, die Entſcheidung zwiſchen Wallenſtein und Uns wird die Entſcheidung zwiſchen Habsburg und der evangeliſchen Lehre ſein. Wundert Euch d'rum nicht, Liebe, wenn Wir Unſer Alles d'ran ſetzen und darum, wie ein rechter Mann und Chriſt ſoll, auch auf Alles vorbereitet ſind. — Oxenſtierna bleibt bei Euch, er hat ſämmtliche Papiere und kennt Unſern Willen, um nöthigen Falls auch ohne Uns ſo handeln zu können, wie es für Eure Perſon, Unſ're getreuen Leute und das Heil der Sache, um die Wir ſtreiten, am Beſten iſt. Er hat, falls Wir — ſterben, Unſern letzten Willen. Ihr werdet ihn vollziehen helfen, Wir wiſſen's.“

„Seit wann,“ rief Leonore blaß, „hat Guſtav Adolph Todesgedanken? Wird Euch der Gott, der Euer Schlachtenlenker war, denn jetzt, wo das Ziel naht, verlaſſen?“ Sie umſchlang weinend in unerklärlicher, plötzlicher Angſt den königlichen Mann.

„Nein, nicht verlaſſen wird der Uns, ſüße Frau, d'rum weint nicht zu früh. — In München ſagte mir nur ein Freund, daß das Geſchick dem Größeſten der Menſchen ſelbſt nicht geſtattet, ſeines letzten Wunſches Ziel zu erreichen.“ Der König blickte Craven mit ſeinem Adlerauge an und lächelte. „Deshalb beſtellten Wir, wie ein gerechter Verwalter Deſſen, was Uns der Herr gab, Unſer Haus und gehen, ihn im Herzen, fröhlichen Muths den Geſchicken entgegen. Geſpenſtern gleich erbleichen und zerrinnen ſie aber in Nichts vor dem Muthigen, der ſein Werk auf Erden nicht halb thut! Leb' wohl, theures Herz, und denkt recht viel an Uns! Der Geiſt Eurer Liebe wird dann mit Uns im Schlachtenwetter ſein!" Der König umfing die Weinende.

„Wie können Ew. Majeſtät nur glauben," rief der Kurfürſt, „den Gotteshelden, den tauſend Mal der Tod umging, fechte je Was an? Das Unglück legt an den Schwächling wohl die eherne Hand, nicht an den Gewaltigen, den der Himmel zur Rettung deutſchen Bodens ſandte!"

„Ich will es glauben, Durchlaucht," ſagte die Königin. „Auf Wiederſehn! Auf Wiederſehn!"

Noch ein Mal preßte Leonore den Gatten an ihr Herz und drückte Friedrich's Hand, dann eilte ſie aufſchluchzend hinaus. —

Der König gab Oxenſtierna die Rechte. „Ihr wißt, was Ihr zu thun habt, Kanzler. Folgt Ihr und tröſtet ſie!" —

Oxenſtierna küßte des Königs Hand. Ein Zucken wie Schmerz lief über ſein Geſicht hin.

„Zu Pferde, es muß ſein!" Guſtav Adolph ſtülpte den Hut auf. „Zu München war der Wendepunkt. Ob Unſer Pfad Recht war, laßt Uns nun prüfen; Wir denken: ja!!"

Er ſchritt vor ihnen hinaus, lächelnd, königlich; die blaue und gelbe Straußenfeder ſeines Hutes umflatterten leuchtend ſein Geſicht. „Nach Naumburg!“ rief er den Generalen zu. —

Das ſchwediſche Heer rückte nach Naumburg, dort verſchanzte es ſich und traf alle Anſtalten, ſich feſtzuſetzen. Der Winter war vor der Thür, und daß im engen Thal der Saale Guſtav Adolph eine Schlacht wagen wolle, fiel Niemandem ein. Wallenſtein kam ihm bis Weißenfels entgegen, in der Meinung, er werde in die ſächſiſche Ebene brechen, eine Vermuthung, die begründet genug war. Er wartete lange, Nichts rührte ſich. „Die Schweden machen ſich's wohnlich für den Winter, ſie erwarten den Zuzug des Herzogs von Lüneburg,“ ſo berichteten alle kaiſerlichen Kundſchafter. Da Thüringen verwüſtet und von Nahrungsmitteln entblößt war, Guſtav Adolph am Vordringen durch die engen Defileen des Thales zwiſchen Naumburg und Weißenfels aber mit verhältnißmäßig wenig Truppen verhindert werden konnte, ließ Wallenſtein den Grafen Colloredo an letzterem Punkte, bezog bei Merſeburg die Winterquartiere und ſendete Pappenheim über Halle nach Köln, um der bedrängten treu kaiſerlichen Stadt gegen die belagernden Holländer, welche ſich mit Schweden verbunden hatten, Entſatz zu bringen.

Kaum war Pappenheim indeß hinweg, ſo brach Guſtav Adolph eiligſt auf Weißenfels los. Colloredo mußte ſich auf den erſchrockenen Wallenſtein zurückziehen, dieſer aber alle Truppen zurückrufen, und Boten nach Pappenheim ſendend, concentrirte er ſich bei Lützen, um Leipzig zu decken und in einem letzten Kampfe der Wuth und Verzweiflung zu entſcheiden, wer Herr in Deutſchland ſein ſolle! —

Lützen und der 6. November! — So lange man deutſche Geſchichte kennen, ein deutſches Lied noch ſingen mag, wird dieſer Tag unvergeſſen ſein! Das war ein Gigantenringen und ein Gigantenfall! Zwei Nationen, zwei Religionen, die beiden größten Kriegshelden ihres Jahrhunderts, ſtanden ſich gegenüber, und — Beide verloren! Das letzte Mal in Mitte ſeiner Truppen, von Nebel umwallt, hatte Guſtav Adolph gebetet, und als die dichten grauen Schleier um Mittag endlich riſſen, die feindlichen Schlachtkolonnen ſich erkannten, da riefen: „Gott mit uns,“ der Schwedenkönig und ſein Heer, „Jeſus Maria,“ erwiederten die Kaiſerlichen. Das große Turnier der Völker begann.

Den rechten Flügel des ſchwediſchen Heeres befehligte der König ſelbſt. Sein erſtes Treffen unter den Generalen Steenbock und Horn beſtand aus der ſchweren finnländiſchen Reiterei, das zweite Treffen unter Lord Craven aus leichten Heſſiſchen und Pfälzer Dragonern und dem Regiment der blauen Cavaliere, bei welchem ſich Kurfürſt Friedrich befand. Die Landſtraße, welche von Weißenfels nach Leipzig geht und eine halbe Meile unterhalb Lützen von dem Floßgraben durchſchnitten wird, der die Elſter mit der Saale verbindet, lag zwiſchen ihnen und dem kaiſerlichen linken Flügel, welchen Colloredo's Wallonen, Terzky's und

Iſolani's Croaten bildeten. Beim erſten ſchmetternden Anprall der ſchwediſchen Reiterei ward dieſer Flügel der Kaiſerlichen geworfen, die dahinter auf den Hügeln liegenden Batterien wurden genommen.

„Wir haben den Sieg, Lord, vorwärts!" rief der Kurfürſt. „Rückt nach, rückt nach!"

„Ich bleibe, wo ich bin, Ew. Gnaden; unſer Augenblick wird auch kommen. Dort, nach dem Mitteltreffen zu, ſieht's ſchlimmer aus!"

„Wahrhaftig," rief Sir John Gorring, „Brahe's Colonnen wanken! Hört Ihr den Kanonendonner von Lützen her? Wenn Bernhard von Weimar auch geworfen wird, dreht ſich die Schlachtfront, und wir müſſen links einſchwenken, wenn wir's noch halten wollen." —

In demſelben Augenblick hatte Guſtav Adolph auch ſchon erfahren, daß es links und in der Mitte ſchlecht ſtand. „Regiment Steenbock mir nach! Der Flügel ſchwenkt! Craven's zweites Treffen vor!" Dahin brauſte er, dem Mitteltreffen zu, Herzog Lauenburg hinter ſich. Mit Mühe nur folgten ihm die ſchweren Reitergeſchwader.

Ein Adjutant ſprengte zu Craven. „Wir machen Flankenbewegung, an unſre Stelle, Lord!"

„Los denn für Schweden und England!" — Sie überſchritten die Landſtraße und rückten in die Stelle des Königs ein, deſſen Schwadronen in eine Wolke von Staub ſich hüllten. Iſolani und Terzky wollten dieſen Augenblick benutzen, mit ihren wieder geſammelten

Leuten dem Könige in die Seite zu fallen, aber der Stoß der blauen Cavaliere warf ſie zurück! Ein wildes, gräßliches Ringen, und die allgemeine Flucht des linken kaiſerlichen Flügels gen Leipzig hin begann.

„Ihnen nach, Mylords, bis ihnen der letzte Odem ausgeht!“ ſchrie Prinz Ruppert.

„Nicht ein Mann dieſer ſlaviſchen Hunde entkomme!“ jauchzte Kurprinz Ludwig.

„Nicht einen Schritt, halt! — Blaſ't zum Sammeln!“ donnerte Craven. „Wer commandirt hier?“

Aus den Staubwirbeln, die gegen Lützen hin die rauſenden Maſſen verdunkelten, ſtieg endlich die Geſtalt eines ſchwediſchen Officiers empor. General Teufel war's, zerfetzt, ohne Hut, verhängten Laufs heranſprengend. Als er ſein Pferd pariren wollte, brach's in die Kniee.

„König Guſtav iſt erſchoſſen, iſt todt!“ Er raffte ſich wankend aus dem Sattel des ſterbenden Thieres.

„Todt!!“ ſtöhnte Craven auf, es ſchüttelte ihn wie Fieberfroſt.

„Todt?!“ ſchrie Kurfürſt Friedrich geiſterbleich.

„Man ſah ihn ſinken! dann ſein ledig Pferd! Wo er geblieben, man weiß es nicht!“

„Steht denn die Uhr der Welt ſtill?“ und Friedrich wühlte jammernd in ſeinen Haaren. „O, dann iſt auch meine letzte Lebensſtunde da! Verloren, Alles verloren! Wer den Tod ſucht, der folge Uns, Cavaliere!“

Sein Pferd, wild angeſpornt, machte einen wüthenden Satz und raſte hinweg.

Die Prinzen und ein Dutzend Edelleute folgten ihm ſogleich.

„Halt! Disciplin!“ rief Craven. „Selbſt um einen Guſtav Adolph ſteht nicht die Weltuhr ſtill! Wer den Kurfürſten und die Prinzen findet, packt ſie! Sie ſind Englands Kleinod! Gott helfe Uns! Drauf!“

Sie ſprengten dahin durch's Getümmel, Craven weit voraus. Als ſie zur Wahlſtatt des letzten Kampfes kamen, war derſelbe bereits aus. Fernab gen Norden zu floh das geſchlagene Kaiſerheer gen Leipzig, Wallenſtein vorauf. Bernhard von Weimar ſetzte ihm hitzig nach. Brahe's Fußvolk hielt den Plan.

Vor ſeiner Fronte, bereits von den Croaten geplündert, lag der Löwe aus Mitternacht, der große Guſtav. Bei ihm, auf ſeine zitternden Söhne geſtützt, erdfahl und an der Seite blutend, ſtand Kurfürſt Friedrich, ſtarrte auf den blaſſen, dahingeſtreckten König nieder und ſchauderte. Die blauen Cavaliere hielten an, Lord Craven ſprang aus dem Sattel, Thränen umflorten ſein Geſicht.

„Hier liegt Deutſchland!“ ſtöhnte Friedrich auf. „Hier liegt mein Fürſtenhut, mein Hoffen! Hinweg! Bei Gottes Barmherzigkeit hinweg! Bringt mich zu meiner theuren Frau. In Mainz, — da will ich — ſterben!!“

Er ſtreckte ſeine Hände wie rettungsflehend nach Craven aus und fiel in deſſen Arme.

„Er iſt verwundet!“ flüſterte der Kurprinz ſtier.

„Erbarm' ſich Gott, ſo iſt's! 'Nen Wagen, Gorring und Sav, wo Ihr ihn findet. Hier hört der Krone England Vertrag mit Schweden auf! Wir haben einen Herrn nur noch, laßt ihn uns der armen Tochter Jakob's bringen!“ — — — — —

Die Schreckenspoſt vom mörderiſchen Siege auf Lützens Flur und Guſtav Adolph's Tod hing wie ein Trauermantel über der ganzen deutſchen Welt. Was half's, daß aus des alten Phönix Aſche ein neuer ſich, Bernhard von Weimar, erhob, der, den Sieg benutzend, Leipzig nahm? Was, daß ſich Oxenſtierna's Genie über's allgemeine Elend erhob und die ſiegreichen Schweden unter ſeiner Hand feſt bannte, um das Teſtament des Todten zu vollenden? Mit dieſes einen Mannes Fall waren die Speichen des proteſtantiſchen Siegeswagens gebrochen, die Phyſiognomie Deutſchlands verändert. Mit Guſtav Adolph ſank Friedrich's ganze Hoffnung in die Gruft.

Er ſollte ihm nachſinken. Die Wunde, die er durch ſeinen raſenden Verzweiflungsritt aus irgend einem Feindesrohr empfangen, war zwar nicht ſchwer, aber der Sturz, den er vom Pferde gethan, mußte eine innere Verletzung herbeigeführt haben. Sein Geiſt, ſein Herz war überdem gebrochen. Die gramvollen, allſeitig ſchreckhaften Folgen des Lützner Tages für ihn, von Keinem noch geahnt, ſtürzten ihn in's Grab.

Langſam nur konnte man ihn durch Thüringen und Heſſen bringen; die blauen Cavaliere waren ſein Geleit. Mit jedem Tage wurden ſeine Kräfte ſchwächer, ſeine Sehnſucht nach Eliſabeth heftiger, nagender; er hatte gar zu viel noch auf dem Herzen. — —

Am 29. November, in demſelben Gemache, wo William Craven die Regimentsſtandarte geborgen, wo er an der Wiege Sophiens gekniet und Treue gelobt, lag Friedrich in den letzten Zügen. Düſter und thränenlos, ſo wie Maria Eleonore, als ſie zu Weißenfels die Leiche des theuren Mannes empfing, ſaß neben ihm Eliſabeth von England, — bald Wittwe. An ihrer Seite ſah der Kanzler von Sinsheim entſetzt ſeines Herrn letzte Kräfte fliehen. Die Prinzen hielten des Vaters Hände, Craven und Hamilton ſtanden zu ſeinen Füßen. —

„Haha, ſo iſt denn nun das ganze Poſſenſpiel von München aus! Umſonſt gelebt, gehofft, — umſonſt geſtritten! Ich riß Dich, meine Kinder in mein Unglück, und — ewiger Gott, — als Bettler laß ich Euch zurück! Sag's ihnen nur, Sinsheim, daß der Kriegszug, dies thörichte Kurfürſtſpielen, mich Unſeres Vermögens letzten Reſt gekoſtet, und die Meinen vor bitterer Lebensnoth nicht ein Mal meinen Tod beweinen können!!“

Ein Grauen zog durch die Seele der Anweſenden. Mit ſchreckhaft erhobenen Händen ſah Eliſabeth den Kanzler an. Sinsheim nickte leiſe und wendete ſich qualvoll ab. Eliſabeth's Haupt ſank auf die Bruſt.

Langſam trat William Craven zu dem Leidenden und ergriff deſſen Rechte. „Beruhigt und tröſtet Euch, erhabener Herr. Hier ſteh' ich an derſelben Stelle, wo ich Eurem Gemahl, Eurem Hauſe bis auf den Tod den treueſten Dienſt gelobt. Was mein iſt und je mein werden ſollte, bei dem allmächtigen Lenker des Schickſals, ſoll Eurer hohen Gemahlin, ſoll Eures Hauſes Sache geweiht ſein, und manch' braver Mann Englands wird auch ſo denken! So Gott über mir iſt, Euer Gemahl und Kinder ſollen nicht darben! An dieſer Stelle, wo ich ſteh', an Eliſabeth's Seite, da will ich bleiben, bis dieſe Augen brechen!!“

Langſam erhob ſich, — als wenn eine letzte Freude, eine letzte Hoffnung dem fliehenden Leben Dauer leihe, der unglückſelige Fürſt. „Heil Dir und Segen, Du treueſter Freund in meiner Todesſtunde! An ihm, armes Weib, hänge fortan, an ihm hängt, Söhne, als einem — beſſeren Vater! Vor — Gottes Throne — will ich Dir danken, Craven — Eliſabeth, ich —“

Er fiel zurück, Schweigen des Todes lag über ihm.

— — — — — — — — — — — — — —

Als man ſeine irdiſchen Reſte im Dom zu Mainz beigeſetzt bis auf die beſſere Zeit, da er zu Heidelberg unter ſeinen Ahnen ruhen dürfe, und Eliſabeth zurückkam in die alten Räume, welche nur düſtere Erinnerungen noch bevölkerten, ergriff ſie Craven's Hand.

„Mylord, der Herzog Hamilton führt unſere guten Leute, wie Wir hören, zur Heimath wieder, viel Adelige des blauen Regiments begleiten ihn. — Wollt Ihr nicht mit?!“

„Schickt mich in's Grab, ſonſt weiß ich keinen zweiten Ort, als den bei Euch!“

Das Antlitz Eliſabeth's bedeckte flüchtiges Roth, dem um ſo tiefere Bläſſe folgte.

„So laßt uns nach Holland, nach dem ſtillen Reenen. O, daß ich's nie verlaſſen hätte! Der Bettlerin taugt nur Vergeſſenheit!“

Sie ſank an ſeine Bruſt und weinte ſich ſatt.

„Vergeſſen iſt keine Frau, die in dem Lächeln ihres Kindes lebt und — tief im Freundesherzen!!“

Zweites Kapitel.

Der Frühlingswind weht allbelebend durch die Lande und furcht die Zuiderſee, deren weiter Waſſerſpiegel, im vollen Sonnenſtrahle gegen das lichtgrüne Utrechterland ſcharf abgehoben, in tiefblauer Farbenpracht erglänzt. Der öſtliche, höher gelegene Theil der Provinz, deſſen üppig fruchtbarer Boden weſt-nördlich in breiten Wellenlinien nach der See verrinnt, wird durch ein ſilberhelles Flüßchen, die Eema, bewäſſert, welche in vielfachen Windungen zur Küſte rinnt, vorher aber durch zahlreiche Kanäle in die Triften und Ackerflächen ihren Ueberfluß abgiebt, ehe ſie ſich in's Meer ergießt, und vor ihrer Mündung eine künſtliche Inſel, das Eemaland, bildet, eine Art Delta, welchem ſie alljährlich neue Dammerde zuführt, während ihr Ausfluß ſich ſelbſt verbreitert. Ueberall blitzen Kanäle, luken Dörfer aus dem Grün. Zahlloſe Viehheerden weiden und ſchicken ihr fernes Geläute traulich herüber. Auf den Hügeln aber klappern, geſchäftig mit ſich ſelber plaudernd, zahlreiche Windmühlen, und je näher der Küſte, deſto mehr drängt ſich das Gewirr der Canäle, Dörfer und Deiche zuſammen, die ſogenannten Poldern erzeugend, und ſie beherbergen ein zahlreiches Amphibiengeſchlecht glücklicher, fleißiger und charakterfeſter Menſchen, denen drei Dinge der Inbegriff alles Stolzes, aller Glückſeligkeit ſind:

Wind, Weide und Waſſer! Dieſe Drei ſind Hollands Schutz und Reichthum. Ihnen entſpringt ſein alter, republikaniſcher Trotz und Freiheitsſinn, der nicht geſtattet, daß ſelbſt des Landes erſter Mann, Heinrich II. von Oranien, mehr ſei, als ſein erſter Diener.

Zwei engliſche Meilen vor ihrer Mündung etwa umfließt die Eema in kurzem, nach Oſten geöffnetem Bogen einen Hügel, der an ſich zwar unbeträchtlich, dennoch die größte Bodenerhebung des ganzen nördlichen Theiles der Provinz iſt und eine umfaſſende Rundſicht geſtattet. Auf demſelben ſteht ein alter, viereckigter Wartthurm, mit zwei gothiſchen Fenſtern auf jeder Seite in die Welt lukend, die in luftigen Feſtons Epheu umſpinnt. Ein Reſt der ſpaniſchen Zwingherrſchaft iſt's, welche die muthigen Geuſen unter den Oraniern zerbrachen. An die weſtliche Flanke deſſelben lehnt ſich in argem architektoniſchen Contraſte ein ziemlich langes holländiſches Bauernhaus, von Holzbalken auf einem zugleich als Terraſſe vorſpringenden Sockel von Ziegeln und Feldſteinen errichtet, welcher augenſcheinlich vordem die Subſtruction eines Caſtels oder Schloſſes gebildet haben mochte, von dem jener öſtliche Thurm allein ſich erhalten hatte. Das hochgiebelichte Schindeldach des Hauſes ſpringt weit heraus und wird von verſchiedenen Holzpfeilern rings geſtützt, ſo daß ſich dadurch eine zwar etwas rohe, aber ebenſo ſchattige wie ſchutzgewährende Colonnade um das Haus bildet, welches von Norden und

Süden je einen Eingang und acht ziemlich kleine Fenſte hat. Etliche unförmliche Schornſteine überragen da graue Dach und ſenden brodelnd ihre grauweißen Säule in die klare Luft. — So ländlich ſchlicht, ſo ſchwerfälli roh aber das Haus auch iſt, hat doch die nationell Nettigkeit dem Holzwerk einen bräunlichen Oelanſtri gegeben, die Fenſterrahmen, die Kreuze, die ſtützende Dachpfeiler und die niedrige Galerie, welche die Terraſſ umzieht, mit freundlichem Grün getüncht. Weiße Gardinen bekleiden die blitzenden Fenſter, Blumen ſchmücke die beiden Treppen, welche von der Terraſſe herabführen und Alles iſt ſo geleckt und zierlich, daß die ganze Anlag dem Fremden den Eindruck heiteren, in ſich ſelbſt genügſamen Friedens gewährt.

Das iſt Reenen, der alte Zufluchtsort des Winterkönigs, der letzte geringe, aber unbeſtrittene Beſitz ſeine Wittwe. Südlich, die ſteilere Seite des Hügels zieht ſic ein kleines, parkartiges Gehölz von Nußbäumen, Fliede und Ahorn herab, über welches ein Paar hohe Trauerbirken mit ihren Zweigen herausragen. Pfade ſchlängeln ſich hier hernieder bis zum Fluß und dem kleinen betriebſamen Dörfchen. Nach Nordoſten, wo der Hüge in ſchiefer Fläche, aber langſam in die weite, grüne Eben verrinnt, iſt der Stolz der Beſitzerin, einer jener reizenden Blumengärten angelegt, wie ſie die Holländer ſo ſeh lieben. Selbſt ein Paar Treibhäuſer fehlen nicht Tulpen und Primeln, Schneeglöckchen und Veilchen alle duftenden Kinder des Frühlings ſtehen hier in volle

Beeten ſinnig geordnet, mit ihrer Farbenpracht, einem Meere von Düften die Sinne erfüllend.

Dieſem Garten und der See zu ſitzt unter der Veranda Eliſabeth von der Pfalz. Das Wittwengewand von ſchwarzem, flandriſchem Tuch hält ihren fürſtlichen Wuchs, die ſchwarze, aufgeſchlagene Sammetkappe ihr Haupt umſpannt; ihre Blicke ſchweifen mild träumeriſch umher. Bald blickt ſie hinab, wo zwiſchen den Blumen Miß Willoughby mit der alten Wärterin und der kleinen Sophie umherſtreift, während die emſige Jantje, die Gärtnerstochter, im rothen, kurzen Friesrock, in der weißen Flügelkappe mit den ſilbernen Kopfblechen und von flatternden Bändern umwogt, die Blumen begießt. Dann lächelt Eliſabeth jedes Mal. — Oder ſie läßt das Auge über die grüne Fläche weithin dem Fluſſe nach bis zum tiefblauen Spiegel der Zuiderſee ſtreifen, von Eemaland zu den auftauchenden Landzungen des Meerbuſens, und immer weiter hinaus, wo die Waſſer mit der Unendlichkeit des Horizonts verrinnen. Dann packt Sehnſucht und Wehmuth gar heftig ihr an's Herz, und ein Seufzer fliegt auf.

Iſt ſie nicht jetzt das echte Spiegelbild ihrer Großmutter, als dieſe nach Franz II. Tod das Land ihrer Liebe gemieden?

„Adieu charmant pay de France
Adieu, te quiter, c'est mourir!“ —

Ohnweit von ihr, auf die Holzbrüſtung gelehnt, ſteht der alte Trehearne, und ſein forſchendes Auge ſucht die Gedanken ſeiner Herrin vom Antlitze zu leſen.

„Eure Hoheit denkt heim, — nach England. Dieſe Einſamkeit, in der Ihr Euch ſonſt ſo wohl gefühlt, da die Hoffnungen noch gering waren, giebt Euch jetzt keinen Frieden mehr.“

„Iſt denn Friede zu finden auf Erden, guter Trehearne? Hatten Wir je Friede? — Du verſtehſt Unſre Stimmung falſch, Freund. 'S iſt nicht England, was Uns mit wehmüthigen Schmerzen ergreift, wenn Wi dort in den Waſſern ferne Segel wie weiße Schwän ziehen ſehn. Was hat Unſer Vater Jakob, was di Heimath für Uns gethan? König Carl, als er di Hilfstruppen ſandte, glaubte ſich damit auf alle Zeit ſei ner Pflichten gegen Uns entledigt und hat nun für di Schweſter keine Hilfe, keine Liebe mehr. Wenn Heinric von Oranien, der edle Statthalter, und ſeine hochherzig Gemahlin ſich Unſrer nicht freundlich angenommen Unſren Söhnen ihr Haus erſchloſſen, ihren Einfluß ihne geliehen hätten, — wäre des edlen Craven verſchwen deriſche Aufopferung und Freundſchaft nicht un Vaugham's Treue, wären Wir dann nicht beweinen werther, als eine dieſer Frauen, die doch zufrieden i rauhes Tagewerk verrichten? Nicht England, Ho land iſt Unſre Heimath, die Wir zur böſen Stun nur verließen! Ach, ganz ein Andres beſeufzen Wi Freund!“

„Iſt's die Vergangenheit, hohe Frau? Sind's die Jugendtage zu Heidelberg etwa, oder der neue Fall von fürſtlicher Höhe?"

„Nein, Trehearne, nein. Ueber den Traum ſind Wir hinweg, ach, waren ſchon lange hinweg, noch eh' er für Euch Anderen ganz verronnen war. Wir zürnen dem Schickſal nicht. Da es den Großen, Einzigen, den Liebling Gottes im vollen Siegerlaufe hinwerfen konnte, iſt's denn ein Wunder, daß es den Schwachen nicht verſchonte?" Ihr Geſicht verfinſterte ſich. „Nenne mich nicht Hoheit und Fürſtin mehr, thörichter Mann! Ich habe zu ſchwer erfahren, was es mit der armſeligen Hoheit dieſer Erde auf ſich hat. Was ſchwatzeſt Du von Heidelberg? Wohnte je in den Hallen der Throngebornen wahre, tiefe Liebe und Treue, in ihnen der Geiſt ſtarker Tugend? Ein Beiſpiel ſolcher Menſchenſchöne im Purpur nur hatte dieſe Zeit! Der Löwe, deſſen großes Herz das ganze Deutſchland in ſich ſchloß, durfte verenden — wie ein gemeines Wild! Zeige mir den Fürſten doch, neben ihm, um deſſen Sturz es noch Schade wäre? Nenne Den, der eine größere Lücke ließe in der Welt, als er? Ich bin des Kronenſpiels für alle Zeiten müde! Was mich ſchmerzt, iſt mein eigenes, erbarmungsloſes Verhängniß! Der Schmerz der Frau geht tiefer, — als der der Fürſtin." —

„Euer eigen Verhängniß, Hoheit?!"

„Das ſich auf alle Die erſtreckt, die je mir theuer waren, für mich ſich in die Schanze ſchlugen! —

Sprich, ſoll ich nicht für das Loos Derer zittern, die mir Gott noch ließ? Nicht ſeufzend den kommenden Ungewittern entgegenſehen, da ich das Vergangne doch zu gut kenne! Du haſt mir einſt erzählt, ich gliche meiner Großmutter ſo ſehr, die auch alle Edlen anzog und dann verderbte! Ich thu's auch! Ich — ganz wie ſie! In Allem ſeh' ich dieſelben fürchterlichen Zeichen, und — laß mich!" ſie ſtand heftig auf. — „Es giebt Gedanken, die Furien werden und den Menſchen im Schlaf und Wachen geißeln!"

Der alte Diener ſank vor ihr auf die Kniee, und küßte ihre Hand. „Darf ich mit Beweiſen ſolch' übl Gedanken widerlegen?"

„Du?" Sie lächelte mitleidig. — „Steh' auf lieber Trehearne, und ſprich nur. Du haſt mich in Schottland auf Deinen Knieen geſchaukelt, da ich ein hoffnungsvolles Königskind noch war, vor der landloſen Fürſtin ſollſt Du mit grauem Haar nicht knieen! Setz Dich neben mich; rede!"

„Euer Schickſal, theuerſte Herrin, nennt Ihr, wa Euch geſchah. Eine dunkle, unerbittliche Macht, mein Ihr, war's alſo, die über Euer Loos unwiderruflich entſchied, und die in der Zukunft Euch ſo verfolgen wird wie ſie bisher gethan?"

„So fürcht' ich." —

Trehearne ſchüttelte das Haupt. — „Ich hab als Schotte zwar ſo gut mein Theil Aberglauben, wi denn, daß Euer Schickſal je ein beſſ'res geweſen wäre, lebte der große König noch? Wer ſagt Euch, daß es für dieſen König, für die Welt, für Euch nicht doch noch beſſer iſt, daß es ſo kam?"

Eliſabeth maß ihn mit ſtaunendem, faſt verächtlichem Blick.

„So beſſer? Das Alter machte Dein Urtheil ſtumpf, Trehearne!"

„Wollt Ihr ohne Umſchweife beantworten, gnädige Frau, was ich Euch frage? Wollt Ihr nicht dabei meiner Niedrigkeit gedenken, ſondern nur, daß mein Haupt in Eurem Dienſte grau ward?"

„Frage nur, Du älteſter meiner Freunde!" — Sie reichte ihm ſanft die Hand.

„Habt Ihr je Euren Gemahl tiefinnerlichſt geliebt? — Er Euch?"

„Seit wann fragte man Prinzeſſinnen um ihr Herz, ſobald man ſie vermählte? Friedrich und ich waren Kinder, welche die Politik zuſammengab."

„Konntet Ihr glücklich ſein mit dieſem unmännlichen und doch ſo rauhen Manne in dieſer fremden, deutſchen Welt, wo man Euch ſelbſt die Söhne entriß und ſie aufwachſen ließ, wild, wie das Unkraut, zu Fuchsjägern und Dragonern geſchickter, als eines Volkes Zierde zu ſein?"

„Gott weiß es, wie wenig beglückt ich war, wie ſchwer mein Herz iſt bei dem Gedanken, was aus Carl Ludwig und Ruppert einſt noch werden ſoll!"

„Wenn Friedrich auf den Thron ſeiner Väter je zurückgekommen wäre, ſeiner Lande in Frieden hätte genießen können, glaubt Ihr, ſein Weſen hätte ſich plötzlich zu Euch in Herzlichkeit gewandelt? Hätten Eure Söhne Euch kindlichere Neigung gezollt, das Glück ſie mehr geadelt, als die Verbannung?“

„Ich hab's gehofft. Seelenfrieden und Glück verſchönt ja alle Herzen. Hat mich's beim Abſchied zu Mainz nicht mein Gemahl feſt glauben laſſen? Hat er's nicht in der Todesſtunde wohl gefühlt, wie wenig er mir geweſen? Friedrich ſuchte männlich bei ſeinem königlichen Freunde im Schlachtgewühl den Tod und — fand ihn!“ —

„Was Verzweiflung und Forderung des Gewiſſens ihm eingab, iſt's die Liebe, deren Ihr werth ſeid, die Liebe, die eine Frau glücklich macht? — Betrügt Euch ſelbſt nicht, beſte Herrin! Das Unglück zieht wohl edle Geiſter groß, das Glück macht die Unedlen aber nur gemeiner. Der Tag zu Lützen hat Euch zwar tauſend Thränen gekoſtet, der Einzug Friedrich's in die Pfalz aber hätte Euch ein Weinen bis zum Grabe gebracht! Es giebt gewiß ein Schickſal, doch das iſt gerecht! — Weil Friedrich ſelbſt nie herrſchen gekonnt, durch Guſtav Adolph Alles war, nur darum fiel er mit ihm. Er hatte ohne ihn nicht die Kraft mehr, zu leben. Die rauhe Schule jetziger Noth mag in den Prinzen weit eher die Tugenden erwecken und eine ſpäte Kindesliebe reiſen, welche in dem Schwelgerleben Heidelbergs, unter Spiel- und Jagdgenoſſen vollends verdorrt wären!“

„Gott gebe es; ich muß es ja ſo hinnehmen. Wie aber willſt Du vor der Vernunft des ſchwediſchen Königs Untergang rechtfertigen?“

„Seinen Untergang? Wie könnt' ich's? So räthſelhaft iſt jener Kugel Richtung den Menſchenhirnen geblieben, daß die Welt den Mord von Freundeshand zu Hilfe nehmen mußte, das Ungeheure zu deuten! Erklärlich iſt, daß Mylord Craven mit Ew. Gnaden nicht darüber ſprach, er wollte Eurer Seelen Wunden nicht unſanft berühren. Doch mit mir redete er aus alter Vertraulichkeit. Seine Meinung iſt: wenn Guſtav Adolph Lützen überlebte, er hätte auch — ſeine eigene Tugend überlebt! Des Königs Ziel war, ſich Habsburgs Kaiſerkrone auf's Haupt zu ſetzen, in ehernem Soldatenregimente Deutſchland zu einen. Er hätt' es dennoch nie gekonnt. Ihm wären tauſend Feinde neu erſtiegen. Das Ausland rings hätte ſich in den Kampf gemiſcht. Von Deutſchland und der Pfalz wäre nur ein ſtummer, rauchender Leichenhügel geblieben!“

„Das ſagte Euch der Lord? Unmöglich! So ſelbſtſüchtig dachte ein Guſtav Adolph nicht!“

„Ob er's ſelbſtſüchtig wollte, oder wie ein ſtarker Mann, der nur in ſich noch alles Heil der Welt ſieht, weiß ich nicht; er wollt' es aber, 's iſt gewiß. Zu München lag Craven auf den Knieen vor ihm, er ſollte doch Friede mit dem erſchreckten Kaiſer machen. Er that es nicht — da kam zu Tage, was er ſann!“

„So haſt Du nur gemacht, Alter, daß ich an dem einzigen, großen Herzen, das ich kannte, irre geworden!“

„Nein, machen will ich, daß Ihr von Eurem Schickſal — beſſer denkt, möchte Euch den Glauben geben, daß daſſelbe allwaltende Geſchick, was dieſen Gewaltigen niederwarf, es mit Euch freundlicher vorhat, ſanfteren Geſchicken Euch entgegenführen will, als denen, die Euch erwartet hätten, wäre das Unglück von Lützen nie geſchehen.“

„So willſt Du mir die Zukunft prophezeien?“ lächelte Eliſabeth wehmüthig leiſe. „Nur zu! Kann ich's auch nicht recht glauben, damit mein Herz belügen, einſingen in Träume wie ein weinendes Kind, das will ich.“ —

Trehearne wiegte ſinnend ſein Haupt, hob langſam dann ſein Geſicht und ſah die Herzogin feſt an. „Werft ein Mal das deutſche Leid hinweg, laßt anderswo die Erinnerung ſchweifen. — Als Ihr im Jahre 16 als vierzehnjährige Braut, arglos des Kommenden, bei'm Feſtmahl in der Guildhall ſaßet, nahte Euch ein bürgerlicher, blondlockiger Knabe in Pagentracht und —“

Eliſabeth fuhr erröthend auf. „Genug, genug!“

„Derſelbe ſtand vor Eurem Bilde ſehnſuchtsvoll zu Whitehall, als Rocheſter den Vater ihm verhöhnte. Da packte vor Eurem Bilde den üppigen Günſtling derſelbe

Knabe aus der Guildhall, und — Rocheſter fiel! Als Ritter betrat er ſeines Vaters Schwelle wieder.“ —

„Ihr habt mir's mehrmals ſchon erzählt,“ fiel Eliſabeth hochathmend ein, „was ſoll das hier?“ —

„Derſelbe — als wenn der Sehnſucht Zauber ihn zu Euch zöge, begrüßte Euch zu Frankfurt an der Spitze der blauen Cavaliere, gab Euch den Schwur zu Mainz. Er riß die Veſte Kreuznach aus de Silva's Händen, war der Erſte jenſeits des Lech, ſtand neben Friedrich, als zu München der Hut der väterlichen Pfalz ihn zierte, und Friedrich's erſtarrende Lippe nannte ihn — Euren letzten Freund! Alle fielen rings von Euch ab, nur der Eine — blieb!“ —

„Trehearne, was thuſt Du?“ — Erglühend, bebend erhob ſich Eliſabeth.

„Das iſt — auch Schickſal!!“ — Der Alte ging.

— — — — — — — — — — — — — —

Schwerathmend, ihre Thränen und ihre Scham nur mühſam niederkämpfend, ſtarrte die ſchöne Frau weſtlich nach Amſterdam hinüber, und ihre Geſtalt ſtand im flüſſigen Feuer des Abendroths. Zwei dunkle, ferne Gegenſtände bewegten ſich langſam aus dieſer Richtung die Straße von Naarden her.

„Er! — Mein Schickſal! O Gott, mein Gott, was legſt Du doch dem Alten die ſelbſtſüchtig geheimen Wünſche meines Herzens auf die Zunge! — Nein, nein! Nicht ſoll man auch noch die verlachen und beſchimpfen müſſen, die man bisher doch zu beklagen noch für würdig genug hielt. — Ich will mit ihm ſprechen, ich — ich kann nicht wie bisher mehr ſeine Schuldnerin ſein!" Mit einer Entſchloſſenheit, die faſt gewaltſam ſchien, ſchritt ſie die Terraſſe hinab zu Prinzeß Sophie und den Frauen. — — —

Aus der erwähnten Gegend her zogen allerdings um die Zeit, wo ſich Eliſabeth Trehearne's gutmüthige, aber etwas vorlaute Definition des Schickſals gefallen ließ, zwei Reiter über die Ebene. Ihre Gäule gingen behaglich neben einander im Schritt, und das Geſpräch beider blauer Cavaliere, denn als ſolche verrieth ſie ihre Tracht, war überaus lebhaft.

„Nein, nein, Mylord, redet mir's nicht ein. Bei aller Achtung vor Eurem Range, der Eurer eigenen, ſeltenen Verdienſte Schöpfung iſt, — aber mit dieſen Königen und Fürſten, mit der Gewalt des Einzelnen iſt's Nichts mehr, die Völker werden nur ewig darunter leiden. Kann es zwei treffendere Gegenſätze geben, als zwiſchen Deutſchland, das Guſtav Adolph einen und befreien gewollt, und dieſem Ameiſenvolk der Holländer, mächtig, geehrt und glücklich durch die Freiheit gemeinſam errungener Geſetze? Hätte Guſtav geſiegt, Deutſchland wäre ein Soldatenſtaat geworden, wie Rom, das nur noch von Eroberungen leben konnte. Unter ſeinen Generalen wäre es in eben ſolche Satrapien zerfallen, wie Alexander's Reich; das iſt das ewig alte Spiel. Die Welt wird nun nachgerade klüger. Hat ſie die

Könige erſt entbehren gelernt, ſo hat ſie dauernde Glückſeligkeit gefunden.“

„Wirklich, Amſterdam und Haag haben Euch ganz berauſcht, mein theurer Vaugham,“ lächelte der Andere, „Euch ganz in die Civitas solis und Utopia verſetzt, und Ihr ſprecht mit Grotius', Bacon's und Hubert Languet's Zungen, haha! Im Ernſte, Freund, ich glaube, die Staatsform eines Volkes iſt Nichts, als das Gewand, in dem es ſich froh bewegen kann. Das Neueſte iſt gerade nicht immer das Bequemſte. Der Inhalt des Staats ſind aber die Menſchen, die ewig gut und ſchlecht, hochſinnig und gemein ſein, von Wahrheit träumen und irrthümlich handeln werden. Das wahrhaft Hohe, Göttlichreine, in dem allein der Genuß der Freiheit erwächſt, iſt blos das Gut Weniger. Langſam nur durch die Bildung kommender Geſchlechter vermehrt ſich ihre Zahl, die große Maſſe aber bleibt immer abhängig. Iſt ſie's nicht von der Gunſt der Großen, ſo doch vom Geldſack der Reichen, von der öffentlichen Meinung, den eigenen Leidenſchaften und den Einwirkungen weniger ſchlauer Köpfe, die ſie an der Angel halten; geht doch! Das wahre Reich der Bruderliebe und Freiheit liegt jenſeits der Dünſte dieſer Erde, es vorbereiten können wir wohl hienieden, aber Keiner ſoll närriſch genug ſein, es erleben zu wollen. In der Politik iſt jede Schwärmerei gefährlich.“

„Müßt Ihr denn aber dies kraftvolle, vom edlen Stolze ſeiner Freiheit erfüllte Land nicht lieben, deſſen

Flotten auf allen Meeren gebieten, während Britannien, zur Herrſchaft der See geboren, nun verachteter iſt, als unter dem dicken Heinrich oder Protector Sommerſet? Und doch waren Raleigh, Cavendiſh und Drake die Könige der See, dennoch ſchlugen wir Spaniens Koloß zu Boden! O, daß Du todt biſt, große Eliſabeth! Dahin brachte uns das traurige Geſchlecht der Stuart's!“

„Ihr vergeßt in dieſem Augenblicke, lieber Harry, daß wir — einer Stuart dienen!?“

„Die wahrhaftig recht Viel von ihrem Geſchlechte hatte, an ſich ſelber des eigenen Hauſes Treuloſigkeit und Ohnmacht erfahren mußte! Daß wir ihr dienen, in der Verbannung noch, mitten in einer Republik, — die zwei letzten Blauen von Englands Adelsregiment, welches doch die Schlacht von Leipzig und Lützen ſchlug, — haha, 's iſt auch eine jener Unbegreiflichkeiten der Zeit, ein Stück der allgemeinen Tollheit, die erſt in einem noch tolleren Erwachen enden mag!“

„Ende ſie, wie ſie wolle, Freund, daß wir nur in ihr enden mit Ehren, iſt doch die Hauptſache. Ich ſtimme Euch übrigens in der Bitterkeit gegen dieſen unköniglichen König Carl bei, der alles Geſetz ſeiner Lande mit Füßen tritt und die Schweſter einem Looſe überläßt, gegen das ihn das Schickſal ſelber noch nicht gefeit hat. Die Folgen ſeiner Thaten mag er einſt bitter genug zu ſchmecken haben.“

„O, ſchmeckte er ſie doch ein Mal bis auf die Neige!

Bräche doch endlich über ihn das Wetter der Nation herein! Fürſten ſterben, aber die Völker leben ewig, d'rum iſt des Volkes Sache die, der ich mich geweiht habe, Ihr wißt es lange!"

„Unredlich wär's, Euch von ihr abzubringen. Weil aber auch ſchlechte Fürſten ſterben, und unſer Aller Leben gar ſo kurz iſt, lohnt es denn, ſein Volk vorübergehender Leiden Willen in einen blutigen Kampf zu ſtürzen, wie wir ihn Deutſchland endlos durchraſen geſehen, Generationen hinſchlachtend?! Zwei Männer von Ehre, Vaugham, können immerhin herzliche Freunde und dennoch verſchiedener Meinung ſein. Ihr haßt die Könige, nur weil ſie Könige ſind. Eures Vaters Leiden unter Jakob, und daß er auf fremder Erde ſterben mußte, entſchuldigen Euren Grimm reichlich. Ich aber haſſe die Könige nur, wo ſie Unrecht thun, ihre Würde aber iſt mir heilig, weil ſie dem Volke heilſam iſt, das niemals noch verſtand, ſein eigner Herr zu ſein. Ich wundere mich aber, daß Ihr mit dieſen Geſinnungen Euch je entſchließen konntet, bei Jakob's Tochter, bei Carl's Schweſter Cavalierdienſte zu thun? Ihr, unter all' den Blauen, waret es, der außer mir freiwillig ſogleich beſchloß, ihr hierher zu folgen, mich um dieſe Gunſt als ein Freundſchaftsſtück anging und Eures Säckels wahrlich nicht ſchontet, Ihr zu helfen, während jeder Andere froh war, bei den heimiſchen Fleiſchtöpfen vergeſſen zu können, daß eine fürſtliche Frau hier ein=

ſamer und dürftiger lebt, als ein Bürgerweib von der Ladenhill. Es wäre gewiß freundſchaftlich, wenn Ihr mich darüber aufklärtet.“ —

Der leichte Spott, welcher im Schluſſe dieſer Rede lag, machte Sir Vaugham verlegen. „In der That, Lord, 's iſt eine Narrheit, einer jener tiefen Widerſprüche der menſchlichen Natur, die weniger erklärt, als offen eingeſtanden ſein wollen. Eben ſo gut könnte ich Euch aber auch vorwerfen, daß Ihr für einen ehemaligen Bürgersſohn gar übereifrig königlich geſonnen ſeid, trotzdem Ihr die Bedrückung haßt, und Eure heiße Verehrung für Eliſabeth Euch dahin doch endlich bringen dürfte, in dem Streite, der jenſeits des Canals ſich zwiſchen Krone und Land erhebt, die Waffen gegen Eure eigene Familie, Eure eigene, redliche Ueberzeugung für denſelben König Carl zu ziehen, der's um Eliſabeth wohl am wenigſten verdient hat, daß ſie ihm den Arm des beſten Engländers leiht, der ſich je für ihre Sache erhoben?“

„Daß es bis zum Kampfe kommen ſollte, bezweifle ich doch. Carl kann ſich dauernd nicht der Nothwendigkeit verſchließen, Frieden mit ſeinem Volke zu machen. Wo will er denn ſonſt noch hinaus, da alle Gewalt faſt erſchöpft iſt? Geſetzt, der Kampf bräche aber doch los, ich glaube weder, daß Eliſabeth geneigt iſt, Reenen zu verlaſſen, noch ich verpflichtet bin, die königlichen Reihen um meine Perſon zu vermehren. Ich ſchwor ihr am Todtenbette Friedrich's Treue und bleibe bei ihr, ſo lange ich lebe. Der Fall aber, daß ſie mich eines Andern Dienſte leihe, ward von mir eben ſo wenig bei dem Schwure vorgeſehn, als ſie je an ihn denken kann. 'S iſt ein Spiel mit Möglichkeiten, Freund, das Ihr da treibt, um mich in einen Hinterhalt zu locken und Eure eignen, kleinen Geheimniſſe vor mir durch rhetoriſche Sprünge zu verbergen! Pfui! theurer Vaugham, ſich ſo zu verſtellen! Ihr liebt Miß Willoughby, und Gott Amor iſt der große Schalk, welcher den Mißvergnügten, den Republikaner zum Begleiter einer — Stuart gemacht hat!"

Vaugham ſenkte ſein glühendes Geſicht. „Es iſt wahr," flüſterte er leiſe. „O, ſcheltet doch nicht den Heimathloſen, daß er einen Platz ſucht, wo er Menſch ſein darf!"

Craven reichte ihm die Hand. „Schelte ich Euch denn? Gott gebe Eurer Liebe viel Glück und Gunſt, denn nie verdiente ein Mann ein beſſer Loos, als Ihr. Wer Euch in tauſend Gefahren ſo ſchätzen lernte, wie ich, weiß, welchen Schatz Ihr dem Weibe Eurer Wahl in's Haus bringt."

Sie ritten ſchweigend eine Weile fort. —

„Mylord, weil uns Freundſchaft ſo innig zuſammen bindel, wollt Ihr mir nicht — gleiches Vertrauen gewähren?" —

„Ich wüßte nicht, Harry, was ich Euch zu verheimlichen hätte, das — mich beträfe?"

„O, doch, doch! Im Regimente, unter Hamilton's Leuten ging ſeit Kreuznach flüſternd die Sage um, Euch habe die tiefe, ſchwärmeriſche Jugendliebe zu — einer hohen Dame auf den Continent getrieben. Um ſie wäre Alles, was Ihr thatet, gethan, ſie wäre Euer Stern allein, dem zu folgen bis hierher —! Zuckt nicht finſter auf. Mir könnt Ihr doch geſtehn, was halb ſchon in der Leute Munde lebt, und daß ein Kuß einſt in der Guildhall —“

Craven richtete ſich ſteif im Sattel auf und zog das Pferd an, ſein Geſicht war finſter. „Vaugham, Ihr ſeid ein Edelmann und mein Freund! Ich bitte Euch, wenn Ihr die Liebe nicht gefährden wollt, die ich zu Euch hege, ſprecht — *nie* mehr weiter davon! Wie man die Todten nicht ausgräbt ohne Schmach, ſo ſollte man auch *begrabene Gefühle* nie erwecken! Denkt, was Ihr wollt, und was die feile Zunge der Menge ziſchelt, — ich kann's ja nicht hindern, aber ſchweigt. Ihr handeltet ſonſt treuer an mir, wenn Ihr eine Kugel auf mich abdrücktet, als wenn Ihr je ein Wort erwähntet, das auf dieſe Sache deutet. — Mein ganzes Thun iſt tiefſte Herzenspflicht. Der Dienſt, zu dem ich der Wittwe Friedrich's mich verbunden, iſt mir der einzige, letzte Lebenslohn. Ich würde mich ſelbſt verachten, an meiner Seele einen Mord begehen, wenn ich ſonſt einen Wunſch in mir zu hegen gewiſſenlos genug wäre, als den *einen*, daß Eliſabeth mich um ſich *dulden* mag!“ —

„Macht Euch denn dies Entſagen *glücklich*, theurer William? Iſt's denkbar, daß Ihr in des Lebens Vollkraft den Jugendtraum ſtets wirklich vor Euch ſehen könnt und doch niemals verlangend die Hände nach ihm breitet?"

„Glücklich macht allein, wenn man das größte Maß von Glück, das zu erſtreben man fähig iſt, dem Theuerſten, was man auf Erden kennt, zu Füßen legen darf. Ich habe alſo noch — viel Glück in dieſem Sinne zu erſtreben!"

„Weggeworfen habt Ihr Euer Leben an ein ungreifbares Fantom!" rief Vaugham unmuthig. „Euch ſelbſt vergeudet Ihr in nahrungsloſer Sehnſucht, um vielleicht über Euch ſelber im Alter zu ſpotten! Wacht auf, noch iſt's Zeit; ein Freund iſt's, der Euch rüttelt."

„Ob ich mein Leben weggeworfen habe," und lächelnden, faſt verklärten Blicks ſchaute William den Freund an, „das laßt uns Beide erwägen, wenn's einſt zur Neige geht. Ich fürchte nicht, daß es dann Achſelzucken verdient. Bis dahin mag Gott walten. — Die Sonne iſt ſchon herunter. Hurtig, dort winkt Reenen, und Miß Willoughby's blaue Augen werden müde von vielem Sehen ſein. Meint Ihr nicht?"

Sie ſetzten die Gäule in ſcharfen Galopp, und bald hatten ſie die einſame Beſitzung erreicht, wo man ihrer längſt wartete. Die frugale Abendmahlzeit einte ſämmtliche Schickſalsgefährten Eliſabeth's mit ihr um einen Tiſch, welchen Jantje bediente. Selbſt Trehearne mußte, ſeitdem man in Reenen war, an demſelben ſeinen Platz nehmen, wiewohl er es ſich nicht nehmen ließ, ſeines todten Königs Tochter ſelbſt vorzulegen, ehe er ſich niederließ, und ihr Becken wie Tuch zu reichen, ſobald ſie ſich von Tiſche erhob. — Da beide Cavaliere theils in eigenen, theils in Eliſabeth's Geſchäften einige Tage in der Hauptſtadt geweſen waren, und man zu Reenen ſelten von der Welt Händeln erfuhr, waren die Damen in Fragen natürlich unerſchöpflich, und es gab eine ziemlich lebhafte Unterhaltung. Dieſelbe wurde indeß von Seiten der Kurfürſtin nur ziemlich oberflächlich geführt. Sie ſchien zurückhaltender, ernſter und angegriffener als ſonſt. Der öftere Wechſel der Stimmungen bei ihr, ſeit ſie wieder in Holland lebte, war zu erklärlich, der Uebergang aus dem Kriegstoſen in dieſe Naturſtille noch zu neu, als daß ſich ihre Gefühle hätten beruhigen können.

Heute beſonders ſchien ſie ſich großen Zwang anzuthun, und ſchon glaubte Craven, ſie werde nach der Tafel Alle bis auf Miß Willoughby und Trehearne entlaſſen und morgen erſt ſeine beſonderen Mittheilungen entgegennehmen. Er täuſchte ſich. Als ſie den Tiſch verließ, gab ſie ihm einen Wink.

„So müde Ew. Lordſchaft auch ſein mag, zwei Worte über meine Söhne, und ob Euch ſonſt die Reiſe geglückt iſt, werdet Ihr mir gewiß noch gönnen?“

„Ew. Hoheit hat ganz über mich zu befehlen.“

Craven folgte ihr in das anſtoßende, matt erleuchtete Gemach, deſſen Thür halb offen blieb, ſo daß man die kleine Gruppe im Speiſezimmer überblicken konnte, welche Trehearne, Vaugham und Miß Sarah Willoughby in halblautem Geplauder bildeten.

„Bringt Ihr beſſere Nachrichten, Mylord?“ fragte Eliſabeth gedämpft, indem ſie am Fenſter Platz nahm, durch welches der volle Mond hereinſchaute und die ernſte Geſtalt der Fürſtin mit ſeinem Strahl umſpielte. „Vor allen Dingen, — was machen meine Söhne in Amſterdam?“

„Sie ſind geſund, Hoheit, und finden ſich in ihre Lage mit dem guten Humor der Jugend.“

„In Eurem Munde klingt das ſehr mild, mein Freund, aber doch immer doppelſinnig. Traurig genug, wenn's der alte Leichtſinn, die rohe Genußſucht wäre, der ſie immer anhingen, die Ihr mit — Humor bezeichnet. Nachdem ſie den Vater ſterben ſahen, wiederum landlos wurden und durch eigenes, ernſtes Streben jetzt eine Stellung erringen ſollen, welche ihnen die Gunſt des Schickſals verſagt hat, iſt — Humor zu haben, das ſchlechteſte Mittel, ſich bei der Mutter zu empfehlen! Sind ſie denn jetzt nicht endlich aus ihrem Taumel erwacht und beſonnener geworden? Drängt's beide Jünglinge jetzt wenigſtens nicht, mit Liebe ſich an Diejenige zu ſchmiegen, die ihnen Gott als Halt im Leben noch ließ?“

„Ich erlaube mir, nach einem Aufenthalt von nur zwei Tagen und bei ſo geringer Muße, wie mir in Amſterdam blieb, kein Urtheil über die Prinzen. Vielleicht mögen ſie in meiner Perſon auch einen unwillkommenen Beobachter — vielleicht gar einen Verleumder bei Ew. Hoheit vermuthen, alſo wenig geneigt geweſen ſein, Eure herzlichen Grüße durch mich herzlich erwiedern zu laſſen. Ich wurde ziemlich kurz und kühl von ihnen mit der Weiſung abgefertigt, dieſe beiden Briefe an Ew. Hoheit zu übergeben. Welche Meinung Se. Durchlaucht der Statthalter über die Prinzen hegt, hat er gleichfalls einem Schreiben anvertraut, das mich der Pflicht entheben wird, ſeine Aeußerungen mündlich zu wiederholen.“

„Weil's Heilloſes, Schimpfliches iſt, Lord William! O, ſprecht's aus! Bin ich denn nicht des Schmerzes und der Enttäuſchungen gewöhnt genug? Hab' ich denn je meine Söhne ſo beſeſſen, daß die Furcht, ſie völlig zu verlieren, mir gar ſo neu wäre?!!“

„Wenn's auch nicht gerade — Beſchimpfendes iſt, was über ſie geſagt wird, das Herz einer Mutter erfreuen, aufrichten kann's leider nicht. Ich fürchte; dieſen jungen Männern muß es erſt recht ſchlimm gehen, ehe ſie nachdenken und ihre Leidenſchaften zügeln lernen. Prinz Ludwig Carl iſt indeß nicht ungelenk in des Statthalters Kanzlei, und Prinz Ruppert verſpricht ein ebenſo tüchtiger Seemann zu werden, wie er ein kühner Reiter iſt.“

„Doch ſein Muth iſt ohne Einſicht, und ſtatt des geiſtigen Adels, der allein den vornehmen Mann über den Haufen erhebt, bringt er vermuthlich nur den alten, rohen Dünkel in ſeine neue Laufbahn mit, den er ſeit je gezeigt! Sein Bruder, der Kurprinz, hingegen iſt das treue Spiegelbild — — ſeines unglücklichen Vaters! Zu wenig Herz, zu leichten Sinn, — Laune, doch keinen Charakter, — ein Rohr im Winde!“

Mit düſterer Bewegung erbrach Eliſabeth die Briefe ihrer Söhne und des Statthalters Schreiben! Schwer hob ſich und ſank ihr Buſen, ihre Lippen zitterten, ihre Augen wurden beim Leſen feucht.

„Das iſt des Kanzlers von Sinsheim gewiſſenlos, ſelbſtſüchtig Werk!“ flüſterte ſie, „das die Folgen der väterlichen Schwäche Friedrich’s und ſeines jahrelangen Mißtrauens zu mir! Sinsheim, nicht zufrieden, den Gemahl am Gängelbande geführt zu haben, entzog die Söhne meiner Hand, entfremdete und ſäugte ſie mir mit dem ätzenden Gifte der Schmeichelei, fürſtlicher Eitelkeit und üppiger Schwelgereien groß, damit er ihnen einſt deſto unentbehrlicher werde! Nun Alles vorbei, jede Hoffnung ihres Erbes dahin iſt, vermögen dieſe unſeligen Jünglinge ſich in ihr hartes Loos nicht zu ſchicken! Leſet doch, wie kalt und lieblos ihre Briefe ſind! Forderungen um Geld, Klagen über die Unfürſtlichkeit ihrer Lage und thörichte Träume von Wiedergewinnung der Pfalz, die Sinsheim’s Verſprechungen fortwährend bei ihnen nähren, — das iſt der ganze Inhalt. Nicht eine kindliche Sehnſucht, nicht eine Frage nach meinem oder Sophiens Wohl, nicht eine Erinnerung und Theilnahme meiner Leiden! — Der Statthalter iſt ſehr gütig und liebevoll, aber man ſieht auch deutlich, die Rückſicht, daß ſeines Sohnes Wilhelm Gemahlin eine Stuart, die Tochter meines Bruders Carl und meine Nichte iſt, beſtimmt ihn allein zu ſolcher Nachricht. Er hat aber keine Freude an den Prinzen. — Iſt von England denn keinerlei Nachricht auf unſere mehrfachen Briefe da? Keinerlei Anweiſungen, keine Art der Hilfe von Whitehall?“

Craven ſchüttelte ſtumm das Haupt.

„War jemals eine Fürſtin von den Ihren treulos verlaſſen, bin ich's! O, wann läßt Du's der Schläge genug ſein, mein Gott? Aber nein, ganz muß ich die Laſt des Unglücks empfinden, die ſchon dem vierzehnjährigen Mädchen aufgebürdet ward; das Leben hat keinen Sonnenſtrahl mehr für mich übrig. Wohl denn! Auch das Letzte muß überwunden ſein, Craven, und ich will's überwinden, — Das, — was zwiſchen uns Beiden geſchehen muß!“

„Uns Beiden, Hoheit?“ William fuhr erſchreckt empor. —

„Ja, Mylord. Vielleicht werde ich dann endlich verſchont ſein, weil mir danach — Nichts mehr zu leiden übrig iſt!“ —

„Ich vermag meine theure Herrin nicht zu verſtehen.“

„Lord William, mein Mund iſt zu ſchwach, Euch meines Herzens Dankgefühle zu ſchildern für die makelloſe Treue, mit der Ihr der Verlaſſenen folgtet und Eure Mittel für mich auf's Aeußerſte erſchöpft habt.

Wäre ein Schimmer der Hoffnung nur noch da, Euch je zu vergelten, was Ihr gethan, — ich würde mich nicht ſcheuen, auch ferner Eure Freundſchaft anzunehmen. Daran iſt nun nicht mehr zu denken, Craven. Endlich wird's Zeit, zu erkennen, daß der Himmel mich in der Dunkelheit bürgerlichen Lebens für immer begraben will. Ich folge ſeinem Winke. — Der Ertrag von Reenen wird durch Trehearne's ſorgliche Verwaltung genügen, mich und Sophieen zu erhalten; mögen meine Söhne für ſich ſelbſt ſorgen. Länger Eure Aufopferung aber dulden, hieße die Freundſchaft und Treue — plündern! Länger Euch an mich feſſeln, hieße das Lebensglück eines edlen Mannes vernichten, ihn in der Blüthe ſeiner Kraft an das Loos einer Einſamen ſchmieden! — So weit geht keines Menſchen Pflicht, kein Schwur. Ich entbinde Euch von dem Euren!" Sie athmete kurz und gewaltſam.

Lord Craven ſtand vor ihr, ſteif und kalt. Die ungeheure Bläſſe ſeines Geſichtes vermochte ſie im Zwielichte nicht zu erkennen. — „Ich weiß nicht, Hoheit," erwiederte er hohl, „was Ihr Aufopferung nennt. Ich folgte Euch und — gab an Trehearne einen Theil meiner Einkünfte; ſie waren für mich zu groß. Ich begreiſe, daß für Englands königliche Tochter dies — drückend, — entwürdigend ſein mag, obwohl es freudig in anſpruchsloſer Ergebenheit geboten ward. Weshalb, Hoheit, richtet Ihr aber nicht dieſelbe Erklärung an Vaugham, den ſie nicht minder angeht?"

Eliſabeth legte ſchmerzlich lächelnd ihre Hand auf ſeinen Arm. „Seid Ihr beleidigt, mein theurer, — lieber Freund? Weiß Gott, wie ferne das mir iſt! Ich beſchwöre Euch, verſteht mich doch nicht falſch, beurtheilt mich nicht gar ſo ungerecht! Der Himmel hat mir bei Allem, was mich bisher noch traf, ein muthiges Herz, eine friſche Seele erhalten, die an die Liebe Gottes, an ſeine Weisheit, — ſelbſt wenn Verzweiflung ſchon mich faßte, glauben konnte. Euch zu miſſen, — ich werd's ertragen lernen, Eurer Freundſchaft und Neigung mich aber beraubt zu ſehen, glauben zu müſſen, William, Ihr dächtet von mir — niedrig, es bräche mir das Herz! O das nicht, William, das nur thut der hilfloſeſten aller Frauen nicht an! — Wohl weiß ich, was ich Sir Baugham ſchulde, weiß aber auch, daß ſeine Treue nicht ganz ohne — Nebenwunſch iſt, ich auch noch nicht ſo arm bin, ihn mit deſſen Erfüllung nicht zu belohnen. Er liebt Sarah Willoughby, ſie aber hält nur ihre dankbare Anhänglichkeit an meine Perſon vom Jawort ab. Ich werde ihr die Freiheit zurückgeben, ihr ſelber den Brautkranz winden, und Beide werden ſelig England wiederſehen. Welche Kränze ſoll ich — Euch winden, William? Mit welchem Glücke Euch für ein verlornes Daſein, ein geopfertes Vermögen entſchädigen, und daß der Held von Kreuznach als bedeutungsloſer Mann meinetwegen zu Grunde geht? Wenn Ihr an meiner Stelle wäret, ſagt, Lord, dürftet Ihr das dulden, als eine Frau von Ehre, als — Eure — Freundin?“

Tiefes Schweigen folgte. Craven rang mit einem äußerſten, verzweifelten Entſchluſſe. Trehearne, der im Nebenzimmer trotz der Plaudereien der beiden Andern mit der Sorgſamkeit eines gewiegten Dieners der Unterredung ſeiner Gebieterin Aufmerkſamkeit geſchenkt, aus verſchiedenen ſchmerzlichen Lauten derſelben wahrgenommen, wie ſchwer und trübe dieſelbe ſei, war aufgeſtanden und hatte, vor der Thür ſcheinbar abſichtslos auf- und abgehend, dieſelbe leiſe wieder geſchloſſen. —

„Eliſabeth,“ begann William, ſich gewaltſam zur Erwiederung zwingend, „wenn ich für einen Augenblick die heilige Scheu und Ehrfurcht abwerfe und mich nicht an die — Fürſtin mehr, ſondern an die leidende Frau wende, ſo vergebt es mir. Geſchieht's doch nur, damit Ihr eine kurze Minute ganz in mein warmes Herz hinein ſehen, über Das, was ich muß und will, klar wie Gott urtheilen könnt und — barmherzig mit Euch ſelber ſeid! Ich werde auf — den Punkt nie mehr zurückkommen! — Ich war ein Kind faſt noch, als die Tochter Jakob's aus mir, dem Sohn eines Bürgers, ein träumeriſches, in glühender Sehnſucht ſich verzehrendes Geſchöpf gemacht hat. O, unterbrecht mich nicht, hohe Frau! — Dieſe Sehnſucht wuchs mit den Jahren, machte vor Eurem Bilde mich zu Rocheſter's Vernichter, trieb mich in den Kampf für Euch, ſie machte aus dem — Sohne des Londoner Schneiders den General Guſtav Adolph's, den Sieger von Kreuznach, den Ritter und den Lord! Laßt mich's redlich bekennen, daß es hirnloſe, unſelige, heiße

Liebe zu Euch war! Ich träumte, mit ihr für Euch zu ſterben, träumte, daß Ihr ſiegreich über meine Leiche hin in Heidelberg, die fürſtliche Spange im Haar, einziehen würdet, ohne zu ahnen, daß ein Herze jauchzend für Euch ſeinen letzten Schlag gethan! So ſollte es aber nicht ſein. Ihr ſeid im Unglück, und — ich lebe noch! Das lohende Gefühl in mir, ſtatt Euch wie ein reines Opfer zu dienen, wie eine Flamme, welche eigene Gluth verzehrt, hat mich aus dem Staube erhoben, mir Ruhm und Rang gegeben, hat mich zu Eurem Schuldner, ſo lange ich athme, gemacht! Der Tag von Lützen und Eures Gemahls Tod hat nicht nur unſer Geſchick umgekehrt, er hat mich auch geläutert und geheiligt! Der Geringe, Niedere durfte Euch, der Erhabnen, der Gemahlin eines Fürſten ohne Sünde eine Leidenſchaft zollen, die in der Selbſtſucht dennoch ja entſagungsvoll geweſen. Sie kam ja nie in die Gefahr, Euch zu beleidigen. Vor der Wittwe Friedrich's, der gefallenen Fürſtin, der landloſen — um alle Hilfe betrogenen Frau, — am Sarge Friedrich's — ward dieſe Liebe abgeſchworen. Der Freund und Diener allein erſtand Euch aus dieſem Wehetage, ſeine Jugendgefühle wurden mit dem Todten eingebettet zu Mainz! Daß dem ſo iſt, Eliſabeth, beweiſt, daß ich es Euch jetzt zu ſagen vermag, darum zu ſagen, damit Ihr Euch in meiner Nähe ſo ſicher wie in der eines — Bruders fühlen könnt! Die Summen, welche ich Euch biete, ſind nicht von meinem väterlichen Vermögen, ich begehe an mir, an meiner Familie keinen Raub, ſo wahr mir Gott helfe. — Ich weiß nicht, ob Ihr je den Namen des Eſquire Welby nennen hörtet. Es lebt in England aber eine Schaar edelſter Männer, die ſich in dem Sinne, der Chriſtus mit ſeinen Jüngern einte, brüderlich verband, um die Tugend zu üben, das Laſter zu unterdrücken, den Wittwen und den Waiſen ein Helfer zu ſein. Ich gehöre zu ihrer Schaar, ich und Edward, mein Bruder. Ihr verdanke ich den lauteren Sinn, der mich mit keinem Wunſche an Euer Schickſal heftete, als im Dienſte der heiligen Idee, welche dies Häuflein begeiſtert, bei Euch der Erfüller des Willens dieſer Männer zu ſein. Glaubt Ihr, daß dieſe edlen Herzen der erſten Frau ihres Landes je vergeſſen könnten, die ſchutzlos iſt? Der Waiſe Friedrich's, die dort ſchlummert und noch nicht ahnt, daß ſie der Ewige vielleicht zur Mutter Englands beſtimmt hat?!"

Er verneigte ſich tief, und wankend ſchritt er der Thüre zu. —

Welche Bewegung, welch Heer von widerſprechenden, wildſtürmenden Gefühlen Lord Craven's Worte in der Kurfürſtin erzeugt, hätte derſelbe, auch wenn er ruhiger geweſen wäre, nicht ganz würdigen können. Beim erſten Theile ſeiner Rede ſtand ſie auf den Seſſel gelehnt am Fenſter. Mit geſenktem Blicke hatte ſie lautlos ſein Bekenntniß gehört. Als er Lützens erwähnte, ſeiner Abſicht, um ſie zu fallen, und des traurigen Umſchlags allen Glückes, funkelten ihr Thränen an Wimper und

Wange. Bei der Erwähnung Welby's hatte ſie jäh den Blick zu ihm erhoben und ſah ihn ſtarr an, als wollte ſie aus ihm alle Gedanken und Empfindungen ſeiner Seele ſaugen. Dann preßte ſie beide Hände vor's Geſicht, zuckend und von der Gewalt ſeiner Worte übermannt.

William war im Begriff, Hand an die Thür zu legen, um ſie zu öffnen, — da fühlte er ſich von zwei Armen zurückgehalten, ſich zurückgezogen in's dämmernde Gemach.

„Ja, William, es giebt ein Schickſal, und es iſt gütig gegen reine, hohe Herzen, läßt den Wackeren nicht ewig, — nicht ganz fruchtlos leiden! Ohne Entehrung und Sünde hab' ich als gedankenlos fröhlich Mädchen in der Guildhall Euch geküßt und nicht geahnt, daß ich damit den Engel für meine thränenreiche Zukunft mir erworben. Ich küſſe Euch heute wieder, William, die Wittwe, die Mutter, die Verlaſſene! Weicht nie von mir! Nicht unſerer Herzen eitle Gefühle, nicht thörichte Hoffnungsträume, Gott einte uns!“

Sie ſenkte ihr Haupt auf ſeine Schulter, er umfing ſie ſanft. Dann trat er ehrfurchtsvoll zurück und führte ihre Hand an ſeine Lippen.

„Der erſte Kuß, Eliſabeth, iſt in gedankenloſer Jugend, der zweite in der ſchwerſten Stunde der Lebensnoth geſchehen; der — dritte ſoll — auf dem Sterbebette Dir bezeugen, daß ich — Dein rechter — blauer Cavalier, Du meine hohe königliche Dame geweſen, der zu dienen mein einzig, ach, Eliſabeth, ein unermeßlich ſtolzes Glück war!!“

Er trat in's Speiſezimmer zurück. Vaugham, der mit Miß Willoughby, ihre Hand eben in der ſeinen gepreßt haltend, am Fenſter ſaß, fuhr verwirrt auf. Trehearne erhob ſich aus dem Sorgenſtuhle am Kamin, wo er eingenickt zu ſein geſchienen, und trat haſtig zu Craven.

„Ein ſchweres, trübſeliges Geſpräch, Mylord! Schlimme Nachricht?“

„Ja, meine Freunde,“ erwiederte Craven ſtark und feſt. „Unſere hohe Frau hat ſehr bitter geſtritten mit ſich ſelbſt, aber ſie hat überwunden. Sie wird fortan glücklicher, hoffnungsreicher ſein. — Ich glaube, ich darf Euch und unſerer lieben Miß Glück wünſchen, nicht wahr?“ Er reichte ihnen lächelnd und dennoch mit einem Anfluge von Wehmuth beide Hände hin.

„Das dürft Ihr, mein lieber Lord,“ rief Vaugham innig. „Die theure Sarah hat eben mein Lebensglück entſchieden und“ —

„Und die Kurfürſtin Hoheit auch! Wir ſprachen eben darüber.“

„William! — war ſie alſo — nicht dagegen?“ Vaugham umarmte ihn ſtürmiſch.

„Nein, mein trotziger Brutus. Und dieſe Fürſtengunſt, die zugleich die Entſagung einer lieben Freundin erheiſcht, werdet Ihr doch wohl annehmen müſſen. Genug für heute aber. Kommt, Freund, träumt von der

Utopia. Dem beſten Staate darf doch die — beſte Ehe unmöglich fehlen, haha!“ Er zog ihn lachend mit ſich in den Thurm, wo beide Cavaliere ihre Gemächer hatten.

Die Kataſtrophe, welche Eliſabeth überſtanden, war für die Geſundheit ihrer Seele, die Geneſung ihres von tauſend Wunden gequälten Gemüths von den günſtigſten Folgen. Ihrer Mutterpflicht gegen die beiden Prinzen war ſie durch die Unmöglichkeit entbunden worden, noch irgend einen wohlthätigen Einfluß auf die liebloſen, verwilderten Charaktere derſelben ausüben zu können. Beſaß irgend noch Jemand Vertrauen und eine gewiſſe Gewalt über beide junge Männer, ſo war es Kanzler Sinsheim allein, der von der Pfalz aus ihre fürſtliche Einbildungskraft durch Briefe erhitzte, in denen ihnen baldige Beſitzergreifung ihres väterlichen Erbes verkündet wurde. Eliſabeth's ganze Liebe und Hoffnung wendete ſich allein Sophien zu, und die Eröffnung Craven's, daß ein Verein edler Männer in der Heimath ihr Schützer und Helfer ſei und längſt ſchon geweſen, im Vaterlande alſo ihrem Looſe noch mitfühlende hoffende Herzen ſchlugen, gab ihrem Geiſte höheren Schwung, ihrer Seele fortan eine ſtarke und ſichere Beruhigung, färbte ihre Wangen wieder, erfriſchte ſie und verlieh ihr eine ſtille, zufriedene Heiterkeit. Ohne die Empfindung der Bettelhaftigkeit und der übergroßen Schuld gegen Craven durfte ſie nun annehmen, was ihr ſo reichlich geboten ward, durfte ſich des Umganges mit William ohne beklemmende Nebengedanken erfreuen, und ohne ſich von dem Zwange übergroßer Vorſicht bedrückt zu fühlen. Sie war ja zu ſchroff und zu gänzlich von ihrer Vergangenheit und Deutſchland getrennt worden, das ihr nie viel Liebe erwieſen, um ſich jetzt nicht zum erſten Male mit voller Vaterlandsliebe als Engländerin zu fühlen, an dem Lande ihrer Geburt zu hängen, das ihr doch das treueſte Herz bewahrt, die liebſten Freunde zu Schickſalsgefährten geſpendet hatte. Die Vertraulichkeit zwiſchen ihr und Craven war nun um ſo offener, als Beide durch ihr gründliches, gegenſeitiges Ausſprechen ſich ſelbſt klarer geworden waren und einen ſicheren Boden für ihr gegenſeitiges Verhalten gewonnen hatten. Eliſabeth durfte ſich wieder als engliſche Prinzeſſin, als Fürſtin fühlen, die den Tribut der Liebe ihrer heimiſchen Freunde annahm, Craven aber behandelte ſie ſtets als ſeine Gebieterin mit all' der offenherzigen Galanterie, die aus ihrer Verehrung kein Hehl zu machen mehr nothwendig hat, und deren Huldigungen keinen peinlichen Gegenſatz zur Lage der Gehuldigten bilden. Daß Eliſabeth jetzt um ſo aufrichtigeres Intereſſe für den Zuſtand ihres Landes nahm, ſie dieſe Männer zu kennen wünſchte, welche ſie lächelnd „ihre engliſche Vorſehung" nannte, war natürlich. In Erſterem willfahrte ihr Craven unbedenklich und ward von Vaugham dabei eifrig unterſtützt. Die Correſpondenz beider Männer mit dem Vaterlande, ihre

Verbindung mit engliſchen Flüchtlingen in Amſterdam und Haag, namentlich auch der gelegentliche Verkehr mit Prinz Wilhelm, dem Sohne des General-Statthalters, der mit Carl's I. älteſter Tochter Henriette Marie vermählt war, ſetzten ſie in den Stand, Eliſabeth von Seiten aller Parteien über die immer traurigeren Verhältniſſe Englands aufzuklären und ſie auf deren unabwendbaren Zuſammenbruch vorzubereiten. Betreffs der bewußten „Vorſehung" aber war Craven ſchweigſamer. Er erklärte der Fürſtin, daß er erſtens die Leute, welche Eſquire Welby um ſich ſammle, wirklich nicht Alle kenne, ihre Zahl aber groß und ihre Mittel faſt unerſchöpflich ſeien. Daß er aber auch die ihm bekannten Namen aus dem Grunde nicht nennen dürfe, weil ſein Ehrenwort ihn daran hindere, dieſe Männer eben nicht wollten, daß Das, was ſie zu thun für Pflicht hielten, dadurch an Reinheit und Kraft verliere, wenn ſich Eliſabeth nur Einzelnen unter ihnen verpflichtet zu fühlen glaube. Sollte ſie je nach England zurückzukehren ſich entſchließen, meinte der Lord, ſo werde ſie dieſe treue Schaar überall auf ihren Wegen und um ſo wirkſamer für ihr Wohl finden, je weniger deren Perſonen in ſpeciellere Beziehung zu ihr kämen. Er legte ihr öfters Briefe von Welby oder ſeinem Bruder Edward vor, durch welche ſie ſich ſelbſt von den hohen Geſinnungen der Leute für ſie überzeugte, welche in dem alten Grubſtreethauſe aus- und eingingen, und das Geheimniß, welches daſſelbe umgab, war ihr um ſo rührender, ehrwürdiger und intereſſanter, je mehr ſie einſah, daß daſſelbe gerade für ihre Unabhängigkeit und Sicherheit um ſo heilſamer ſei. — — —

Der Sommer breitete ſich mit ſeiner vollen Pracht über die Landſchaft aus. Grün war das Land, blau war die Fluth, goldgebadet der Himmel. Die bunten Wimpel flogen über den Zuider hin, die Roſen blühten, und die Nachtigallen ſangen. Eliſabeth hatte längſt Miß Sarah ihrer langjährigen Pflicht bei ſich entbunden, und Vaugham drängte, daß ſie ſich ihm verbinde und ihm nach England folge, wo ſein unabhängiges Vermögen und das Anſehn ſeiner Verwandlſchaft ihm bei dem Ringen ſeines Vaterlandes nach Recht und Freiheit einen hervorragenden Platz unter den Männern ſeiner Partei ſicherte, der doch einſt der Sieg zufallen mußte. Nur Sarah widerſtrebte mit innigen Bitten noch. Sie konnte ſich von der hohen Frau nicht ſo leicht trennen, der ſie durch ſo viel Drangſale Gefährtin und einzige Freundin geweſen war, von Prinzeß Sophien nicht trennen, die in ihr ihre erſte Pflegerin gefunden hatte. Vaugham war deshalb auf den Herbſt vertröſtet worden, ſo ungeduldig er auch immer, ſein häusliches Glück zu gründen, ſeine heimiſchen Lieben wieder zu ſehen und ſeine juriſtiſchen Studien auf dem College zu Lincolns-Inn wieder aufzunehmen wünſchte, welche die Flucht und Verbannung ſeines Vaters ſchon früh unterbrochen hatte. —

Es war mitten in der Roſenzeit, die Luft ſchwamm voll Wohlgerüche, eine wahre Feſtſtimmung lag in der Natur, und man war, der Sommerhitze zu entgehen und dennoch im Freien zu ſein, auf der Veranda verſammelt, die ein immer friſches Seelüftchen durchzog. Eliſabeth ſaß neben Mynheer Vandemeer, dem Pfarrer des Dörfchens unten, einem ſchlichten Gottesmanne, Republikaner mit Leib und Seele, zugleich aber auch weitberühmter Blumiſt und Botaniker. Miſ Sarah und die Wärterin ſpielten mit Prinzeß Sophie die beiden Cavaliere betheiligten ſich lebhaft an dem Geſpräch über des Languet „Vinditiae“ und be der Streitfrage: ob ein Volk nach göttlichem Geſetz wohl berechtigt ſei, ſich gegen ſeinen Fürſten zu erheben falls derſelbe die Geſetze breche. Die neueſten Nachrichten aus England und John Hampden's kühn Weigerung, das Schiffsgeld zu zahlen, gaben die Veranlaſſung.

„Ihr habt ſelbſt allzu wohl erfahren, gnädige Frau, erwiederte der Mynheer, „wie ein Herrſcher noch nic durch die Geburt alle Eigenſchaften empfängt, ſein Vo zu beglücken, ja wie gerade das Bewußtſein ſeiner Gebu ihn allzu oft abhält, die Eigenſchaften auszubilden, welche ſeinem Berufe unerläßlich ſind. Vor Alter war das fürſtliche Geburtsrecht nirgend in der We zu finden. Das jüdiſche Volk wie Rom erwählte ſei Könige. Es iſt wahr, nachdem ein und dieſelbe Famil ihrer Nation fortgeſetzt tugendhafte Leiter gegeben hatt ließ man dem Sohne gern des verehrten Vaters An

So haben wir Holländer es mit den Oraniern aber auch gehalten, denen wir Befreiung von ſpaniſchen Ketten danken, obwohl wir Republikaner ſind. Aber iſt dieſe ſtillſchweigend ertheilte Ehre denn ein Recht von Gott?"

„So gäbe es gar kein ſolches?" erwiederte Eliſabeth faſt unwillig. „Lächerliche Einbildung wär's alſo, daß der Himmel Jemand zum Lenker eines Volkes erheben könne?"

„Das doch nicht ganz, hohe Frau, nur daß er ihn dazu machte von Geburts wegen, beſtreite ich! Herrſchertugenden machen den Herrſcher! Daß er eben vor Allen würdig und geſchickt, muthvoll und weiſe ſei! Solche Gaben ertheilt allerdings Gott. Inſofern macht er aber auch den Prediger und Dichter, den weiſen Richter zu dem, was ſie ſein ſollen. Doch daß Jemand in eines Fürſten Ehe geboren iſt, wenn ſonſt Alles an und in ihm unfürſtlich iſt, giebt ihm noch kein Recht, ſich über die Menſchen gebietend zu erheben!"

„Ich glaube, ehrwürdiger Herr, Beides muß aber zuſammentreffen," entgegnete Craven warm. „Zur fürſtlichen Geburt muß die Geſinnung kommen, dann bleibt dem Fürſten, wenn auch die Krone ihm entfällt, und er keine Hufe Landes mehr ſein nennt, die Majeſtät im Herzen wohnen; deſto heller, gottgefälliger nur, je ſchwerer ſeines Lebens Leid geweſen!"

„Ihr ſprecht aus meinem Herzen, Mylord!" erwiederte Eliſabeth weich.

Der Prediger hatte nicht übel Luſt, ſeine Controverſe auf's Neue fortzuſetzen. Aber **Vaugham**, der ſchon längſt ungeduldig aufgeſtanden war und ſüdöſtlich geblickt hatte, wendete ſich raſch zur Geſellſchaft. „Ich glaube, Ew. Hoheit erhält Beſuch. Auf der Straße von Utrecht iſt ein Trupp Reiter ſichtbar, und verhängten Zügels eilt Einer vorauf hierher!“

Alle erhoben ſich und traten an die Brüſtung der Veranda.

„Das iſt ein ſchwediſcher Officier, Vaugham!“

„Meiner Treue!“

„Seht Ihr nicht die blaue und gelbe Feldbinde und die Federn von gleicher Farbe auf ſeinem Hute?“

„Was kann das bedeuten, Ihr Herren?“ rief **Eliſabeth** erregt.

„Botſchaft aus Deutſchland vielleicht!“ **Craven** warf ihr einen langen, ernſten Blick zu. —

„Empfangt ihn, Sir Vaugham. Ihr, liebe Willoughby, begleitet Uns wohl mit dem Lord und Sr. Ehrwürden hinein. Prinzeß Sophie ſoll auf ihr Zimmer. So unhöfiſch Wir uns auch hier fühlen, die alte Form laßt uns vor Fremden wenigſtens bewahren. Form,“ lächelte ſie, „iſt ja alles Irdiſche blos!“

„Da habt Ihr Recht, von Herzen ſag' ich Amen,“ erwiederte der Mynheer herzlich.

Wirklich war's ein ſchwediſcher Officier, Hauptmann **von Guildenſkiön**, der ſich als Geſchäftsträger des

Kanzlers Oxenſtierna melden ließ. Vaugham führte ihn ein.

„Eurer Kurfürſtlichen Hoheit hab' ich im Namen des Kanzlers und Generaliſſimus der proteſtantiſchen Union in Deutſchland, Axel Oxenſtierna, Heil und Gruß mit dieſem Schreiben zu überreichen. Ich fühle mich beglückt, der Bote zu ſein, der endlich Ew. Gnaden lange vorenthaltene Rechte feierlich zu überbringen und Dieſelben in deren Erblande einzuladen hat. Euch, Lord William Earl von Craven aber ſoll ich im Namen Ihro Majeſtät der Königin-Wittwe von Schweden das Andenken zuſtellen, das Guſtav Adolph's letztwillige Beſtimmung Euch, ſeinem alten Waffengefährten, zugedacht." Er übergab Craven ein Packet.

„Eure Botſchaft, Herr Hauptmann, klingt wie ein Märchen!" Langſam erbrach Eliſabeth des Kanzlers Schreiben.

„Nicht länger iſt es eins mehr. Die proteſtantiſchen, oberdeutſchen Stände beſchloſſen auf dem Fürſtentage zu Heilbronn, den Krieg mit vereinten Kräften neu fortzuſetzen und die Pfalz den Erben des verblichenen Kurfürſten Friedrich Hoheit zurückzugeben. Kurfürſt Carl Ludwig und Prinz Rupprecht ſind vorgeſtern in Utrecht eingetroffen und befinden ſich mit Kanzler Sinsheim, dem Notar und Zeugen auf dem Wege hierher."

„Höchſt überraſchend in der That. Das iſt ein Beweis von Oxenſtierna's ſeltener Großmuth, der Wir

höchſt dankbar ſind. Nur hat die Botſchaft ihre dun
Seite, wie Alles in der Welt. Wäre mit dieſer Botſch
zugleich auch das Wort — Friede verbunden, W
würden weit feſter auf ſie bauen. Doch Uns ohne Un
Söhne zu entſcheiden, ſteht Uns nicht zu.“

„Was Euch aber zuſteht, gnädigſte Frau, iſt zu entſch
den, ob Ihr bei des Kurfürſten Carl Ludwig jung
Jahren etwa gewillt ſeid, ihn der Vormundſchaft je
ſchon zu entlaſſen, oder es vorzieht, als Regentin
lange die Pfälzer Lande zu verwalten, bis die Prin
volljährig werden.“

„Wäre dieſer — erhebliche Umſtand nicht, H
Hauptmannn, wahrſcheinlich hätten Unſre Söhne a
nicht den Umweg zu Uns gemacht.“

Guildenſkiön lächelte vor ſich hin und verbe
ſich. „Nicht, was den einſeitigen Wünſchen Eurer fü
lichen Söhne zuſagt, hatte Oxenſtierna im Auge, ſond
was das Pfälzer Succeſſionsrecht darüber allen Er
des Verewigten einräumt. Zu Denen gehören E
Gnaden und Prinzeß Sophie doch vor allen Dingen?

„Gut, Wir danken in Euch dem Kanzler. M
heer, habt die Güte, uns als Secretair und Zeuge
dienen und für uns ein Protokoll des Vorgangs au
nehmen. Keiner iſt wohl geſchickter, als ein Die
Gottes, Zeuge deſſen zu ſein, was heute zwiſchen
und Unſren Söhnen geſchieht.“ —

Eine faſt drückende Stille lagerte auf dem we
Gemach. Die Kurfürſtin hatte am letzten Fenſter P

genommen und las Oxenſtierna's Schrift, ohnweit von ihr ſtanden Lord Craven und Miß Willoughby. Während Vaugham ſich halblaut mit dem Schweden unterhielt, hatte der Pfarrer an der Tafel in der Mitte Platz genommen und brachte mit Trehearne's Hilfe das Schreibgeräth in Ordnung. Eliſabeth war mit ihrer Lectüre noch nicht ganz zu Ende, als Roßgetrappe und Lärm die Ankommenden verkündete.

Ein Wink der Fürſtin an Trehearne und Vaugham ließ Beide den kleinen Saal verlaſſen. Bald darauf traten die Prinzen Carl Ludwig und Ruppert in höchſt erregter Laune ein, Sinsheim und verſchiedene Pfälzer Edelleute folgten. Während dieſe ſich tief verneigten, ſchritt Carl Ludwig ohne Umſtände auf Eliſabeth zu, ergriff ihre Hand und küßte ſie.

„Ihr ſeht, Ew. Gnaden Söhne ſind doch noch zu Anderem geboren, als bei dieſen republikaniſchen Theebüchſen und Heringsſeelen Schreiber- und Schiffsdienſte zu nehmen!“

„Ja, wahrhaftig, Mutter,“ lachte Ruppert, „Euch behagt dafür dieſe Thranluft deſto beſſer, Ihr — nehmt zu in Ehren. Wir fürchteten, es wird Euch ſchwer werden, in Heidelberg das Paradies von Reenen mit all' ſeinen Annehmlichkeiten ganz zu vergeſſen!“ Er ließ einen höhniſchen Seitenblick auf Craven fallen.

„Das heißt, — wenn Wir in Eurem Herzen leſen können, — Ew. Liebden beiderſeits wünſchen lebhaft, dem wäre ſo! Zügelt Euer Glücksroß im tollen Laufe, Prinzen, daß es ſich nicht — überſchlägt! Zur Sac Lord, leſt die Schrift des Kanzlers an Uns vor. Neh Platz, Ihr Herren."

Craven verlas das umfangreiche Schriftſti welches eine Proklamation des Beſitzantritts der Pf für Friedrich's Erben, die Minorennitätsfrage u Regentſchaft Eliſabeth's und den Modus des E vergleiches der Betheiligten für den Fall enthielt, d Erbprinz Carl Ludwig mündig erklärt würde. —

„Was meint Ihr zu der ſchwediſchen Anerbietu Herr von Sinsheim, und was über Unſer Recht, di Regentſchaft zu führen?"

„Daß der Beſitz mit beiden Händen dankbarli von den erlauchten Erben meines ſeligen Herrn ergreifen iſt, allergnädigſte Frau, darüber kann doch n eine Minute Bedenkens entſtehen?"

„Ja, wahrhaftig," rief Carl Ludwig, „m braucht dazu nicht erſt, wie Wir, holländiſche G freundſchaft geſchmeckt zu haben!"

„Was aber die Regentſchaft betrifft, allergnädi Frau," fuhr Sinsheim fort, „ſo ſteht für den F daß Dieſelben auch von dieſem Ihrem hohen mütterlic Rechte Gebrauch zu machen beliebten, doch ſo viel n der alten Erbordnung feſt, daß Ihr ſie höchſtens n noch zwei Jahre, alſo bis Durchlaucht Carl Ludwig achtzehnte Jahr überſchritt, fortführen könntet. Ob d erhabene Frau, lohnt, Euch mit der Sorge des Re ments zu beſchweren und Eures Friedens zu berauben, laſſe ich dahingeſtellt ſein."

„Wollt Ihr nicht auch Eure Meinung ausſprechen, Mylord? Es wäre gut, Wir hörten auch ein Urtheil, das weniger vorgefaßt iſt."

Die Prinzen ſahen ſich unruhig an, und Rupprecht ſchnitt eines jener Geſichter, die ſeine Lagerwitze vordem zu illuſtriren gepflegt hatten.

„Dieſe Regentſchaft, kurfürſtliche Gnaden, iſt eine Sache, die ich als Engländer nicht verſtehe, ich bitte darüber ganz nach eigenem, einſichtigem Ermeſſen urtheilen zu wollen. So viel iſt klar, des Kanzlers Sinsheim — Wunſch iſt eine ſolche nicht, und er weiß gewiß am beſten, warum! Ob dieſe Anerbietung Oxenſtierna's aber überhaupt annehmbar iſt, das Glück und die Wohlfahrt der Familie Kurfürſt Friedrich's feſt gründet, bezweifle ich."

„Wie das? Was ſoll das heißen?" fuhr Carl Ludwig auf.

„Es ſoll wahrſcheinlich heißen, daß es für Uns beſſer wäre, nach Amſterdam und dem Haag in's Joch zurückzukriechen, Unſerem Vatererbe zu entſagen, und der Lord weiß auch, haha, am beſten, warum?"

„Ich denke, Prinz, ich weiß das! Wäre der deutſche Reichsfriede geſichert, und man rieſe Euch in den väterlichen Beſitz, dann möchtet Ihr ihn mit Ruhe ſofort ergreifen. Aber dieſelben proteſtantiſchen Stände, die

Euch rufen, ſprechen zugleich den erneuten Krieg au
Nie, welchen Frieden der Kaiſer auch ſchließe, wird
Euer Recht anerkennen! Guſtav Adolph iſt to
Wallenſtein aber und Max von Baiern, Euer al
Haſſer, leben noch. Daß die prinzlichen Hoheit
darauf brennen, in Heidelberg nur erſt zu ſein, iſt wo
verzeiblich, aber mit der Ruhe, die Ihr, hohe Fra
nach ſo viel Prüfungen bedürft, nicht verträglich. Wel
Herr von Sinsheim noch Einer von Euch, erlauch
Prinzen, werdet die Kaiſerheere oder Richelieu's Gr
aufhalten, und Ihr dürſtet dann das größte Ungl
erleben, was je über Euer Haus kam. Abermals lan
flüchtig werdet Ihr werden und dann nimmer die U
des Rheins wiederſehn!!"

„Bei Gott, ein tüchtig Stück Unglück!" fuhr Ru
pert giftig auf. „Und wird Uns mit der lang
Schneiderelle zugemeſſen, die aus der Druryluane ſo luf
auf's Welttheater kam! Kennt Ihr, Mylord, das wi
lich größte Unglück in der Welt? Das iſt — ein Na
zu ſein!" —

Eliſabeth erhob ſich heftig. Ihr Auge blit
Zorn und Bitterkeit ſtand auf ihrer Stirn. Sie ſchr
an den Tiſch, ſtützte die Linke auf die Platte und ſah
Prinzen durchdringend an.

„Wenn Uns darum zu thun wäre, Euch zu zeig
was Wir — können, Wir würden die Herrſchaft ergrei
und führen, — nicht blos bis Carl Ludwig achtze
ſondern zwanzig Jabre iſt, denn das Recht ſteht U

als Mutter zu! Zeit genug, Euch, Herr von Sinsheim, ſchimpflichſt zu entſetzen und im Thurm überlegen zu laſſen, ob man Fürſtenſöhne ſo erziehen darf als ein gerechter Diener vor Gott und Land, als wie Ihr Dieſe da erzogen habt! Nur einen Riß durch Oxenſtierna's Vertrag und Ihr Alle ſinkt in Euer Nichts zurück, zügelloſe Knaben, und die Fremde ſollte Euch wohl die Thränen auspreſſen, die Ihr nie für Eure Mutter hattet! Wir — würden's vielleicht thun, wenn wir auf Euer Herz noch hofften, einen Augenblick noch an Euer Gefühl, Eure Ehre und Kindlichkeit glauben könnten. Ihr ließet ſie in den Händen dieſes abgefeimteſten aller Höflingsſeelen, die je die Stufen eines Thrones mit ihrem Geifer verpeſteten! Ihm, Euren eigenen Gelüſten und der bitt'ren Schule laſſen Wir Euch aber, die Wir durchgemacht! Schreibt, Sinsheim! — Wir entſagen aller Vormundſchaft über Unſere beiden Söhne, erkennen und erklären hierdurch den Erbprinzen Carl Ludwig zum rechtmäßigen Kurfürſten und Nachfolger Unſeres ſeligen Gemahls in der Pfalz und verzichten auf den Uns zugewieſenen Wittwenſitz, und was ſonſt Unſere Söhne Uns zu geben verbunden ſind, zu alleinigen Gunſten der Prinzeß Sophie, für welche aller Zins, Mitgabe und Vatergut an Uns an den Ort zu zahlen iſt, wo Uns zu wohnen belieben wird. Unſere Söhne wollen Uns Nichts zu danken haben, Wir ſind im gleichen Falle, Gott laſſe es ihnen nach ihrem Verdienſte wohl gehen!"

Sie hatte mit ſtarker Stimme und einer Entſchloſſenheit geſprochen, die ihre zuckende Lippe und feuchter Blick Lügen ſtraften. Alles war lautlos. Nur die Federn Sinsheim's, des Notars und Predigers raſchelten auf den Pergamenten. Man hätte die Anweſenden für lebloſe Wachsbilder, die Schreiber für Automaten halten können. Als ſie die Schriftſtücke beendet, erhob ſich Kanzler Sinsheim, die aufgeſetzte Erklärung vorzuleſen.

„Nicht nöthig! Gebt uns die Feder! Für Uns hat nur noch Werth zu wiſſen, ob Unſ'rer Tochter Sophie Erbrecht nach Unſerm Willen geſichert iſt!“

Sie überflog das Pergament, verglich mit ihm die beiden andern Schriftſtücke, dann ſetzte ſie ihren Namen unter Alle.

„Iſt Eurer Kurfürſtlichen Gnaden gefällig?“ Damit reichte ſie dem ſechszehnjährigen Carl Ludwig die Feder hin.

Mochte in deſſen Seele nun noch nicht alle Liebe und Kindlichkeit erſtorben ſein, mochte er vielleicht zum erſten Male ein Gefühl der Bangigkeit, der Scham und Reue über ſein bisheriges Verhalten empfinden, und wie er in demſelben Hauſe, welches das Aſyl ſeiner Jugend geweſen, ſich von der Mutter — vielleicht auf Nimmerwiederſehn ſchied, erröthend ergriff er die Feder und ſagte unſicher: „Ich danke Euch, meine gütige Mutter. — Ihr wollt Euch alſo nicht — entſchließen, in — in Heidelberg zu leben?“ —

Kaum waren ſchüchtern, beklommen und halb bewußtlos dieſe Worte ſeinen Lippen entglitten, als Ruppert hell auflachte.

„Was fällt Dir ein, Ludwig? Ihr iſt's ſehr angenehm, Uns los zu werden und Allem zu entſagen, was Ihr längſt Hinderniß Ihrer Wünſche war! Oho, als ob man nicht ſchon im Regimente der blauen Cavaliere das ſüße Geheimniß gewußt hätte? Für die zukünftige — Lady Craven, haha, iſt Drurylane freilich ein paſſenderer Ort als Heidelberg!“

Ein Aufſchrei des Schrecks und der Empörung erfolgte ringsum. Eliſabeth wankte und ward todtenblaß, aber ſie faßte krampfhaft die Lehne eines Seſſels und hielt ſich aufrecht.

Außer ſich ſtürzte Vaugham vor und faßte an den Degen. „Du Schande von einem Prinzen, hielte mich nicht der Ort ab, mit dem Degen —!!“

„Zurück, Vaugham!“ rief Eliſabeth. „Wer hat in Unſ'rem Hauſe ſeine Stimme zu erheben außer Uns, nach dem tödtlichen Worte, das gefallen?!“

„Ich, fürſtliche Frau!“ ſagte der bleiche Craven. „Ich bitte um meine gänzliche Entlaſſung aus Euer Gnaden Dienſte, und daß ich Reenen zur Stunde verlaſſen darf. Das nächſte Schiff von Amſterdam bringt mich nach England!“

„Aus Unſ'ren Dienſten entlaſſen Wir Euch allerdings, Mylord! Was Euch aber anbetrifft, Prinzen, ſo ſei das Euer Abſchied. Todt ſind Wir für Euch! Möge das Wort, das heute gegen Uns, die noch im Wittwenkleide ſteht, in dieſen Räumen von Sohneslippen gefallen, die Euer Schutz und Eure Heimath war, Euch begleiten mit dem Fluche der Ruheloſigkeit und Entehrung! Mögt Ihr nie Liebe finden, niemals Treue und ſo gewiß verachtet und vergeſſen ſein in weiter Welt, als Ihr die Kindesehrfurcht vor Der vergeſſen, die tauſend Thränen um Euer Glück geweint hat! Was noch in dieſer Sache zu thun iſt, geſchehe, wo Ihr wollt! Ihr, Herr Capitän, mögt Uns das Inſtrument, was Unſ're Rechte ſichert, zuſtellen. Euch, dem Schweden, trauen Wir mehr edelmänniſche Ehre zu, als Einem von Denen da, die Unſ're Schwelle geſchändet haben!!“ Sie wendete ſich und verließ in ungeheurer Bewegung das Gemach. Miß Willoughby und Trehearne begleiteten ſie.

Verflucht!“ murmelte Ruppert, „hab' ich in der Luſtigkeit doch zu viel Madeira auf den Weg genommen, und ſo lief mir die Zunge davon!“

„Fort, Euer Gnaden, nur fort!“ bat flüſternd Sinsheim und führte die Prinzen hinaus, ihre Begleiter folgten erſchrocken. Baugham trat drohend in die Thür und ſah die Prinzen, heftig auf einander ſcheltend, zu Pferde ſteigen. Binnen wenigen Secunden waren ſie weg. —

Craven ſtand ſtarr und an allen Gliedern bebend. Das Ungeheure, Unnatürliche war wie ein Keulenſchlag auf ihn gefallen. Ein ſchimpflich, unwiderruflich Wort warf ihn in die alte Dunkelheit zurück, riß Jahre des Ruhms und der Ehre ein und belegte ihn für immer mit dem Fluche der Gemeinheit! Als Vaugham zurückkam, wendete ihm der Lord den Rücken und bedeckte verzweifelt das thränenüberſtrömte Geſicht.

Vaugham legte ſanft ſeine Hand auf des Freundes Schulter und wollte ihm Worte des Troſtes zuſprechen, als Trehearne unter der Thür des Cabinets erſchien.

„Mylord, die Kurfürſtin Hoheit will Euch ſogleich ſehn. Auch Euch, Sir Vaugham.“

Fieberſchauer durchrieſelten Craven, als er dem Befehl Folge leiſtete. — Als er die edle Frau, die er lauter und rein ſeit ſeiner Knabenzeit im Herzen getragen, erblickte, wie ſie, ein Bild des Schmerzes, da im Seſſel ſaß und die Hand wehmüthig ihm entgegenſtreckte, da ſtürzte er vor ihr auf die Kniee. „Lebt wohl, hohe Frau, auf ewig — lebt wohl!“

„Nein, mein Freund!“ ſagte ſie; „Euer Weggehen würde weder mir noch Euch nützen. Der Makel, den mir dieſes Verworf'nen Lippe anhaftete, endet nur mit meinem Leben, wenn Ihr ihn nicht mit Eurer Treue und Ehre von mir nehmt. So wie ich jetzt der Welt erſcheine, bin ich gebrandmarkter, beſchimpfter ſelbſt, als wenn ich thue, weſſen der Elende mich bezüchtigt! Mylord, von aller Welt losgetrennt, von Denen ſelbſt verachtet, die mir durch Bande der Geburt nahe ſtehn und meines Blutes ſind, kann ich mit dieſem Wittwenſchleier meinen Stand, meine Vergangenheit abwerfen, kann vor Gottes Altar treten und — kann Lady Craven ſein! Erzeigt Ihr dieſe höchſte, edelſte Eurer Wohlthaten mir nicht, ſo werde ich — Gott, mein Herr, erbarme ſich meiner Sinne — als Eure — Geliebte gelten, als die Frau, zu feig zu rechtlicher Liebe, aber muthig genug zu verſtohlenem Laſter! Ob ich mich Deſſen zeihen kann, Vaugham, Willoughby, Trehearne, Ihr Alle habt mein täglich Daſein geſehen, und welche — Roſen es mir bis heut geboten! William, mein theurer Freund, mein Schützer, ſoll ich da, wo das Weib des höchſten Schutzes bedarf, — der Entehrung erliegen?"

„Eliſabeth! — Ich, helf mir mein Gott, Euer Gatte?!" — Er preßte ſein glühendes Antlitz in ihre Hände.

Sie hob ſein Haupt empor und blickte ihn mit unendlicher Rührung an. „Mein Gatte!" —

„Auch Schickſal!" murmelte Trehearne verſtohlen lächelnd vor ſich hin. „Wer hätt's wohl gedacht, als er ſeines Vaters Arbeit vor Rocheſter's Trunkenheit vertheidigte?!"

Drittes Kapitel.

Die eben ſo entſchloſſene wie freimüthige Eröffnung Eliſabeth's, zu der ſie ihre Umgebungen als Zeugen genommen, hatte Lord Craven nicht minder bis in's Innerſte erſchüttert, als die ſchmachvolle Begebenheit, welche derſelben vorhergegangen. Ein großes Glück, noch ſo heiß erhofft, wenn's plötzlich unvorbereitet über den Menſchen kommt, verſetzt ihn in den Zuſtand der Starrheit, raubt ihm die Faſſungskraft ſeiner eigenen Lage, und nur langſam erſt dämmert das Morgenroth der Wonne in ihm auf und füllt das Herz mit der Freude Lerchenjubel. Keine weiteren Erklärungen beider Theile waren dieſer erſten gefolgt, kein tête à tête, wie ſie junge Liebe haſtig ſucht, um in ſich ſelbſt zu ſchwelgen. Weder die Art des Erklärungsactes, noch die Lage der Perſonen war dazu angethan. Die Nothwendigkeit der Ruhe und Sammlung, um ſich nur erſt zurecht zu finden aus dem Tumulte bitterer wie ſüßer, ſchreckhafter wie ſeliger Empfindungen, auf die Bahn kühlerer Vernunft zu gelangen, ließ beide Theile mit kurzem Händedrucke und Liebesblicke ſcheiden, um in der Einſamkeit die Folgen des Geſchehenen zu überdenken, abzuſchließen mit ſich und der Vergangenheit und Kraft zu ſchöpfen, den neuen Pfad ohne Reue und mit der Würde des Charakters zu betreten, den ſie ſich bisher in allen Lagen bewahrt hatten.

Als Lord Craven mit Vaugham auf ſein Zimmer kam, und dieſer ſchweigend, aber mit tiefer Bewegung ſeine Hand ergriff, ſagte William kurz: „Kein Wort, Freund, Morgen! Eins weiß ich in dieſem Augenblicke nur, ich und Ihr dürfet nicht fort, ſo lange Eliſabeth den Wittwenſchleier trägt! Bis dahin kann nicht davon die Rede ſein, den plötzlichen Entſchluß dieſer Stunde auszuführen. Eliſabeth von England muß mir, uns Allen ſtets die Königstochter bleiben.“

„Wohl, theurer William. Ich will Euch auch mit keinem Worte weiter beläſtigen, gewinnt Ruhe und Muth. Eins nur ſage ich Euch, und als Patriot. Ihr ſeid von der Vorſehung vielleicht beſtimmt, als Gatte Eliſabeth's der — Retter der engliſchen Dynaſtie zu werden! Erzieht Sophien zur Mutter eines Volkes; ein Stück von Englands Schickſal liegt jetzt in Euren Händen!“

Craven antwortete nicht, er ſchloß ſich in ſein Cabinet. Seine toſenden Gefühle und Gedanken zu beſchwichtigen, öffnete er mit bebender Hand das Päckchen, welches Guſtav Adolph's Vermächtniß enthielt. Es war ein Ring, den der ſchwediſche Held auf allen ſeinen Zügen getragen. Seine Wittwe hatte die Widmung eingraben laſſen; das Datum war von München, den 20. Mai 32. So hatte der Todte es gewollt. — Welch' tragiſche Mahnung! —

Der neue Morgen mit ſeinem Sonnenſtrahl zog hell herauf und füllte mit mehr Stille die Herzen zu Reenen, welche geſtern ſo ſtürmiſch geſchlagen; das iſt ja die Wohlthat der Einſamkeit. Die Veränderung, welche ſie in Eliſabeth und Craven hervorgebracht, war indeß verſchieden genug. Eliſabeth war in ihrem Entſchluſſe nur noch feſter beſtärkt worden, hatte in ihm eine Freiheit, ſtille Heiterkeit und Hoffnung, kurz ein Glück gewonnen, wie ſie es nie gekannt. Die Wonne einer echten, frei erwählten Liebe hatte ſich über Nacht feſt und kühn in ihr entfaltet und durchglühte ſie mit dem keuſchen und verjüngenden Feuer eines holden Weibes, das zum erſten Male im Leben zum Rechte ſeines Herzens kommt. Craven war wohl auch ruhiger geworden, aber doch nicht ohne Bangigkeit und beklemmende Zweifel. Alle ſeine Sorgen waren ja nicht auf ſich, ſondern nur auf die Folgen gerichtet, denen ſich Eliſabeth ausſetzte, und die ihr klar zu machen ſeine Pflicht war.

Er ließ ſie durch Vaugham um eine Unterredung bitten und erhielt die Antwort, daß ſie ihn in der ſogenannten Laubgrotte treffen wolle.

Zur feſtgeſetzten Zeit begab er ſich dahin, mit demſelben alten, blauen Wams König Jakob's angethan, das er als ſein Ehrenkleid ſo hoch hielt, und in dem er ja zu Wolmirſtedt, Leipzig und am Lech, zu Kreuznach und bei Lützen gekämpft hatte. Seit Friedrich's Tode hatte er's nicht mehr getragen, denn es galt ihm nur noch als Trophäe einer großen, untergegangenen Zeit. Sein Herz ſchlug jetzt wohl laut und ſehnſuchtsvoll, ſein Geiſt aber war voll Sorgen, wenn er auch gefaßter geworden war.

Die erwähnte Laubgrotte lag nordweſtlich an der linken Seite des Blumengartens. Der Park zog ſich hier mit dichtem Grün am Fluſſe hin, Blumenanlagen nach ihm zu begrenzend. Mehrfache Gänge durchwanden ihn, und einer derſelben, ſich labyrinthiſch abzweigend, endete bei einem Vorſprunge, einer Art Halbinſel, die auf die Eema hinausragte, welche ſie öſtlich laufend umwand und ein hochumbuſchtes Plätzchen barg, den Lieblingsort der Kurfürſtin.

Am Eingange des Weges, welcher zu ihm führte, traf er Miß Willoughby und Sir Harry im Geſpräch, ſie ſchienen ihn erwartet zu haben.

Sarah trat ſchalkhaft lächelnd auf ihn zu. „Ei, ſo ernſt, Mylord? Geht man ſo zur ſüßeſten Stunde des Lebens? Ich merke, Euch fehlt Zuverſicht. Wie hochſinnig Ihr aber auch denken, wie wenig Ihr auch Euer eigenes Glück im Auge haben mögt, nehmt die Warnung einer Freundin an. Wollt Ihr das?“

„Warum ſollte ich's nicht, beſte Miß. Ihr werdet doch wohl glauben, daß ich überzeugt bin, Ihr würdet Nichts rathen, was der hohen Frau und mir nicht ziemlich wäre?“

„Gewiß nicht, Mylord, 's iſt das geringſte Gute, was Ihr von mir denken könnt. Alſo ein Wort. Eliſabeth's Vergangenheit iſt mit Rupprecht's Frevel —

untergegangen! Ihre Zukunft, die Sophiens, liegt nur noch in Eurer Hand, ſonſt — giebt es keine für ſie mehr! Das iſt Eliſabeth's feſter Glaube. Erinnert ſie an's Geweſene nie und — geht vorwärts, Graf, Gott geleite Euch." Sie ergriff feſt ſeine Hand, ſah ihm mit rührendem Blicke faſt bittend in's Auge, deutete auf den Weg, der ſich im Grün verlor, wendete ſich um, bot Vaugham den Arm, und Beide eilten hinweg.

Der Lord verfolgte langſam ſeinen Pfad: „Ja, neu muß ihr das Leben, Vergangenes muß begraben ſein, wenn ſie geneſen, die Süßeſte, Reinſte aller Frauen nicht in der Läſterung der Welt zu Grunde gehen ſoll! Doch kannſt Du ſie denn glücklich machen? Iſt nicht Alles doch nur ſelbſtſüchtige Täuſchung?" —

Plötzlich öffnete ſich der Weg. Dort im Hintergrunde der Laube ſaß ſie. Prinzeß Sophie ſpielte auf dem Raſen zu ihren Füßen, und die helle Stimme des Kindes ſchlug erfriſchend an ſein Ohr. War's nicht, als ſei die Kurfürſtin ſeit geſtern wie verjüngt? Als treibe der Lebensgeiſt neues Blut durch alle ihre Pulſe? Wie verzaubert ſtand William ſtill. Berauſchende und wehmüthige Gedanken überkamen ihn neu, Freude und Angſt zugleich machten ihn zittern.

Eliſabeth hatte ihn erblickt und ſich erhoben; ihr Antlitz glühte.

Lord Craven eilte zu ihr und küßte ihre Hand.

„Erlauchte Frau, Ihr hattet die Gnade, mir Gehör zu ſchenken; tauſend Dank dafür. Beurtheilt mich nicht falſch, wenn ich nicht ſelig Euch zu Füßen ſinke, um zu geſtehen, wie mich das Glück verwirrt, und — dies heiße, unendliche — ſeit Jahren niedergekämpfte Gefühl mit ſelbſtſüchtiger Wonne ſeit geſtern mich durchſtrömte. Ich darf ja nicht meinem vollen Herzen folgen, nicht jauchzend die Schranke niederreißen, die Euch bisher wie ein Heiligthum von mir getrennt! 'S iſt nicht genug für Euch, aufzugeben, was Ihr geweſen, Ihr müßt auch wiſſen, mit klaren Augen ſehen, Was Euch erwartet! Nichts iſt, was ich für Euch zu thun, mit Freuden nicht bereit wäre, aber ich darf Nichts thun, was Euch ein Mal mit — Reue erfüllen könnte, Euch die Stunde beklagen und — verachten ließe, in der Ihr einen Schritt gethan, der Euch an einen Mann für's Leben feſſelt, welcher Euch ſo — ungleich iſt!"

„Lieber William, ſeid überzeugt, daß ich Eure Einwendungen zu würdigen weiß und ihnen keine andere Abſicht beilege, als Eure liebevolle Sorge um mein Wohl." — Sie zog ihn ſanft neben ſich auf den Sitz und behielt ſeine Hand in der ihren. — „Die Nothwendigkeit des Schrittes, den ich ſeit geſtern beſchloſſen, muß Euch einleuchtend ſein. Ich bin zu lange über die Art Eurer Gefühle für mich unterrichtet, um den traurigen Argwohn faſſen zu können, Euch triebe Nichts weiter, als das dürre Gefühl der Pflicht und Ehre an meine Seite zum Altar —"

„O, meine Eliſabeth, das thut Ihr nicht! Ach, hätte doch Gott Euch ſo gering mir gegenüber gemacht, wie ich gegen Euch bin, und Ihr würdet ganz mein Herz begreifen, das wohl um Euch brechen, aber Euch aus ſich zu bannen nicht vermag!!" —

„Daß Ihr Euch zu gering für mich haltet, Euch das allein zu Boden drückt und mit Scheu erfüllt, habe ich ſtets gefühlt und Euch d'rum nur noch lieber gehabt, nur höher geachtet. Ich würde es vielleicht jetzt noch begreifen und billigen, wäre das — Geſtern nicht geweſen."

„Erwähnt Deſſen nicht mehr!" —

„Ich kann's, denn ich hab' auch Das überwunden und konnte es nur, weil es um — Euch geſchah! Eins nur noch giebt's in der Welt, woran ich glaube, worauf ich hoffe, an dem ich — irre zu werden, nicht überleben mag noch kann, Ihr ſeid's und Eure makelloſe Liebe! — Was geſtern geſchah, es war nicht blos rauhe, ſchreckliche Nothwendigkeit, es war — Schickung von Gott! Als ſolche nehm' ich's auf. Giebt's denn ein ſchlagenderes Beiſpiel zu des guten Paſtors Lehre, daß Fürſten nicht geboren, ſondern — erwählt von Gott und Menſchen werden, als was mir geſchah? Ich habe dieſe Nacht wohl ernſtlich darüber nachgedacht, William, heiße Thränen geweint und dann dennoch gejauchzt ob meiner Erkenntniß. Habe zum erſten Male dann ſeit lange geſchlafen wie ein glückliches Kind. — Mich ſtürzte Gott von Staffel zu Staffel aus allen Jugendeinbildungen nieder, denn ich hatte kein Verdienſt, als — eines Königs Sproſſe zu ſein, Euch hob er aber von des Vaters

Alltagsbahn empor, gab uns Beiden der edlen Liebe reine Flamme in's Herz, führte uns wunderbar zuſammen und macht Euch zum Leiter meiner Geſchicke, das Schickſal ſtellte uns gleich. Wollt Ihr die Hand des Ewigen nicht erkennen. William?!“

„Ich erkenne ſie und füge mich ihr mit einer Freude, Du aller Frauen Höchſte, Süßeſte, die ſelbſt das Jenſeits nicht mehr überbieten kann. Doch iſt von mir denn, immer nur von mir die Rede? Wohl mag es Euch leichter werden, die Bürde eines Standes, einer Geburt von Euch zu werfen, theure Frau, die Euch nur Thränen bereitet hat, als mir es wird, den Blick zu Euch erheben, Euch in die Reihen des Volkes, das Alltagsleben und in Verhältniſſe niederſteigen zu ſehen, die Euch klein, alltäglich und — vielleicht beſchämend vorkommen müſſen. Würdet Ihr denn ſolche Folgen Eurer neuen Ehe tragen können, ohne ſie zu bereuen? 'S iſt meine Pflicht, Eliſabeth, Euch das zu ſagen.“

„O, wie gegrüßt iſt mir dieſer bürgerliche Friede, dies Alltagsleben mit ſeiner ſtillen, ſich gleich bleibenden Pflicht! Wie erſehnt nicht dieſe Kleinheit der Verhältniſſe nach dem traurigen Glanz einer chimäriſchen Größe! Nein, nein, Ihr ſollt mich mit keinen Gründen ſchrecken dürfen. Iſt denn das Loos, in dem ſtillen Reenen viel glückliche Jahre verleben, der falſchen Welt lachen, nach wildem, ſchmerzvollem Kampfe voll Täuſchungen ausruhen zu dürfen an einem Herzen voll Liebe, keine Entſchädigung für die werthloſen Ehren, die ich verlor?“

Lord Craven umſing ſie ſanft und küßte ſie auf die Stirne. Die ſchöne Frau, das Götterbild ſeiner Jugend, ruhte an ſeiner Bruſt. — „Wenn mein Gewiſſen laut und bänglich ſprach und mich trieb, Euch alle meine Sorgen warnend mitzutheilen, damit Ihr nicht blind ſeid für die Zukunft, — es iſt beſiegt, Eliſabeth. Nur Eins noch — es ſoll mein letzter Einwand ſein. Das Weib, wenn's ein Mal wählte, muß, — Was auch kommen mag, dem Mannesſchickſal durch alle Wechſel des Daſeins folgen! Wer ſagt Euch, daß wir ſtets hier glücklich leben mögen? Daß uns im Paradies von Reenen zu ſterben vergönnt iſt? Wir dürfen's nicht um dieſes Kindes Willen! Für Euch könnt Ihr entſagen, wie Ihr wollt, Sophie hat aber Rechte, die heilig zu halten, für die zu kämpfen uns Beiden Pflicht iſt! Wenn wir auch auf die Welt nicht ſehen, ſie ſieht auf uns. Mögt Ihr zu mir auch niederſteigen, mag meine heiße Liebe und mein Schwert mich auch erhoben haben weit über meine Geburt, das Blut, dem wir entſtammten, unſere Vergangenheit läßt nimmer von uns los. Man wird Euch nie verzeihen, daß Ihr meine Gattin geworden, es nie vergeſſen, daß ich der Sohn des Schneiders aus Drurylane geweſen bin. Prüfungen und Schmerz werden darum nicht von uns weichen, ja aus dem Bunde, den wir ſchloſſen, werden uns neue, bitt'rere Kämpfe, als Ihr jetzt ahnen könnt, vielleicht nur zu bald entſtehen. Habt Ihr den hohen Muth, ihnen in's Geſicht zu ſehen? Iſt die Liebe, die ich Euch bieten kann, denn ſolch' ein unantaſtbar Glück, Euch für der Vergangenheit Qualen nicht allein zu entſchädigen, nein — unverwundbar auch für's Kommende zu machen?!"

Eliſabeth blickte ihn mit den unendlichen Zauberblicken ihres großen, ſchimmernden Auges an, mit jenem Wonnelächeln, das ſchon Chriſtian von Braunſchweig und Mansfeld berauſchte, demſelben unſelig ſüßen Lächeln, das einſt auch Maria Stuart, ihre Großmutter, für Franz II., Chaſtelard und David Rizzio gehabt. — „Kannſt Du noch zweifeln?!"

„Nein, bei der ewigen Gnade und Güte, nein! Aus Deiner Hand, mein wunderbarer Gott, empfange ich denn dieſe fürſtliche Frau als mein eigen für alle Zeit! Laſſe mich für ſie ringen und ſiegen, laß mich ſie beglücken, und wenn ich ſonſt Nichts Ihr zu bieten weiß, — o laß mich für ſie ſterben, zum Zeichen, wie tief ich ſie geliebt habe!!" —

Nach einer Stunde ſeligen Rauſches ſchritten ſie, Sophie zwiſchen ſich, zum Hauſe zurück. Ihre nächſten Verabredungen hatten ſie getroffen. Craven ſollte ſofort an Esquire Welby und die Freunde in Grubſtreet ſchreiben und ihnen Alles, was geſchehen, mittheilen. Am Urtheil jener edlen Männer lag ihnen Alles, und ſie ſahen daſſelbe als Gewähr ihres künftigen Glückes an. War die Trauerzeit Eliſabeth's verſtrichen, dann wollte ſie ſelbſt den Schritt, den ſie gethan, allen Denen eröffnen, welche in der Meinung der Welt wenigſtens ein Recht hatten, danach zu fragen.

Als Vaugham, Miß Sarah, Trehearne und der alte Prediger ihnen ihre Glückwünſche darbrachten, bat Eliſabeth die Freunde, ſie fortan nur noch „Lady“ zu nennen. Nur eine Ausnahme wurde hiervon gemacht und das alte Ceremoniel von Mainz einige Stunden wieder beobachtet, als Capitän Guildenſkiön die ratificirte Urkunde von Utrecht zurückbrachte, welche Prinzeſſin Sophiens Rechte auf ihr Vatererbe ſicherte.

— — — — — — — — — — — — —

Carl Ludwig und Rupprecht waren längſt mit Sinsheim in Heidelberg eingezogen, der Krieg war wieder begonnen worden. Wallenſtein hatte Graf Thurn bei Sternau in Schleſien geſchlagen, und 3000 Schweden vor ihm die Waffen ſtrecken müſſen. Trotz dieſes Sieges, und daß er fortan nur unebenbürtigen Feldherren gegenüber ſtand, fanden Oxenſtierna's geheime Aufträge bei Wallenſtein Gehör. Derſelbe erwartete nur noch, Richelieu in das Bündniß gegen den Kaiſer eintreten zu ſehen, und den günſtigen Augenblick ab, um zu den Schweden überzugehen, um Ferdinand II. mit der Waffe in der Hand ſo tief zu demüthigen, daß er ihm die Krone Böhmens, den alten Erisapfel aller Zwietracht, an welchem Friedrich von der Pfalz zu Grunde gegangen, als erbliches und ewiges Eigenthum zuſpreche. Das zweite Mal ſtand jetzt der Kaiſer vor ſeiner Vernichtung! Schon war der Todesſtreich dem Hauſe Habsburg ganz nahe geweſen, als Guſtav Adolph ſiegreich in München ſtand, der

Schuß zu Lützen hatte ihn abgewandt, jetzt mußte Ferdinand vor dem eigenen Generaliſſimus zittern, dem Soldatenkaiſer, der die thatſächliche Macht in Händen hielt; er war ein ſchlimmerer Feind als Alle geworden.

Zu Reenen kümmerte man ſich nicht darum, denn zu Reenen war zwiefache Hochzeit. Die Antwort, welche Welby den Eröffnungen Craven's ertheilt hatte, war für deſſen Gewiſſen ganz beſonders beruhigend.

„So iſt denn die Fügung des Meiſters aller Dinge, wie wir immer geahnt und erwartet haben, zum Schluß gekommen. Zweifle nicht, daß der Tag, welcher Eliſabeth und Dich, die Königsſproſſin und den Bürgersſohn verbindet, ein ſegensvoller ſein wird. Vielleicht iſt dieſe Ehe beſtimmt, einſt gut zu machen, was jetzt in unſerem armen Lande gefrevelt wird. In Euch verſöhnen ſich durch Liebe die beiden großen Gegenſätze alles Lebens, und der Ewige iſt mit dieſem Werke zufrieden. Daß Prüfungen und Schmerzen auf Euren Pfaden liegen werden, wer will das nicht vorausſehen, aber Ihr habt ja allezeit Euer ſtarkes Herz und — uns! An Deinem Hochzeitstage werden die Freunde in der Grubſtreet im Geiſte bei Euch ſein. Lebt wohl in Liebe!“ — — —

Wenige Tage nach demjenigen, welcher Eliſabeth's Trauerzeit ſchloß, ſtanden ſie und William, Miß Sarah und Sir Harry am Altar der kleinen Dorfkirche zu Reenen. Unter'm Zudrang der Landleute ſegnete der gute Mynheer beide Paare ein, nicht wenig in ſeinem republikaniſchen Herzen entzückt, Eliſabeth von der Pfalz alſo — entfürſten zu können. Mit Andachtsſchauern und Wonneglühen ſchloß William die ſchöne, lange geliebte Frau als ſeine Gattin, als „Lady Craven“ in ſeine Arme. Fortan war alle Hoheit für ſie aus, und ſie freute ſich darüber, wie Jemand, der ein beengendes Kleid abwirft.

Welches Staunen die briefliche Anzeige dieſer Vermählung in London hervorrief, davon hatten die Betheiligten ſchwerlich eingehende Begriffe. Daß ſein „Aelteſter, der Graf,“ die — Kurfürſtin-Wittwe von der Pfalz geheirathet habe, alſo Sr. großbritanniſchen Majeſtät „Schwager“ ſei, ging gänzlich über den Horizont des Hofſchneiders und verſetzte ihn in einen Jubel, der ziemlich an Narrheit ſtreifte. Durch dieſen Akt wurde Lord William aber auch die populärſte Perſon in der City. Die Bürgerſchaft gab der Familie Craven in der Guildhall, die Gewandſchneiderzunft in ihrer Gewerkshalle ein rauſchendes Banket und hatten die naive Frechheit, Seine Majeſtät gebührend dazu einzuladen. — In einer Zeit, wo derſelbe das Land durch Laud, le Roy und Strafford ſo vergewaltigte, die Erbitterung beider Parteien eine ſo unauslöſchliche war, lag in dieſer Einladung zugleich die bitterſte politiſche Ironie. So faßte ſie Carl I. denn auch auf. Das Schreiben Eliſabeth's, das ihm die Nachricht gebracht: ſeine Schweſter ſei das Weib des Sohnes ſeines Schneiders geworden, erfüllte ihn mit grenzenloſer Wuth. Er zerriß es und ließ ihr durch ſeinen Geſandten im Haag bedeuten, daß ſie in England Nichts mehr zu ſuchen, vom Hauſe Stuart Nichts mehr zu erwarten habe. Gegen den Jubel in der City konnte er freilich Wenig thun, aber um ihr einen ganz unzweideutigen Beweis ſeines Zornes zu geben, befahl er — ſeinem Charakter und Verſtande höchſt entſprechend — den Hofſchneider in den Tower zu ſetzen. Als die Wache denſelben von Druryhaus abholen wollte, war er mit Edward weg. — Sie — arbeiteten bei Welby! — Doderidge wies den Soldaten mit finſterem Hohne die leeren Gemächer, und da auf der Straße der Ruf: „Londner Lehrjungen 'raus, Bürger 'raus! Unſere Freiheit, unſere Gerechtſame!" ertönte, und ſich die Miliz zuſammenrottete, that die königliche Wache ſehr gut, ſich eiligſt zu empfehlen. Vorſtellungen von höchſt gewichtiger Seite belehrten denn auch den Monarchen, daß er es doch unmöglich auf eine Emeute wegen einer Heirath ankommen laſſen könne, die zu verhindern er keine Gewalt mehr habe. Der Schneider kehrte unangefochten wieder in ſein Haus zurück, aber in völliger Ungnade; er arbeitete für den Hof und die Ariſtokratie nicht mehr. London machte ihn dafür abermals zum Lordmayor und Edward zum Alderman.

Eine Perſon fürſtlichen Standes machte indeß eine rühmliche Ausnahme. Emilie von Solms, des Erbſtatthalters Heinrich von Oranien Gemahlin, kam aus dem Haag, dem neuen Paare Glück zu wünſchen. Sie war eine Frau von umfaſſendem Geiſte, ohne Vorurtheile und von der Einſicht erfüllt, daß die von aller Welt verlaſſene Eliſabeth das beſte Theil erwählt habe. Ihr theilte ſich dieſelbe ganz mit, und von dieſer Zeit an wurden beide Frauen vertraute Freundinnen.

Der Tag kam endlich, wo Sir Vaugham mit ſeiner jungen Gattin von Reenen ſchied, um wieder in die langvermißte Heimath zurück zu gehen. Daß Lord und Lady Craven die Freunde ſchmerzlich vermißten, ihnen von Denen die Trennung am ſchwerſten wurde, welche Zeuge ihrer trübſten und endlich ſeligſten Stunden geweſen, wer wollte das bezweifeln? Aber ſie hatten weder einen Grund, noch ein Recht, dieſelben von einer Zukunft und einem heimiſchen Kreiſe zurückzuhalten, in denen dieſelben den Inbegriff ihrer Wünſche ſahen.

Schon ſtanden die Roſſe geſattelt vor der Thür, die Diener mit den Packpferden, und noch immer ſaß Eliſabeth mit Sarah Hand in Hand in der Laubgrotte, während die Männer im letzten Geſpräche den Garten auf und nieder ſchritten.

„Laßt mich hoffen, Harry, daß dies nicht das letzte Mal iſt, wo ich Euer edles Antlitz ſehe, daß die Freundſchaft, auf den blutigen Feldern Deutſchlands erblüht, nicht erkalte, weil das Meer ſich zwiſchen uns legt. Unſere Grundſätze gehen vielfach aus einander, wir gehören gewiſſermaßen den beiden kämpfenden Parteien an, aber in Einem ſind wir Eins, in der Liebe zum Vaterlande, in dem Wunſche, daß aus dieſer trüben Zeit für England glücklichere Tage erſtehen ſollen. Laßt uns das, wo und wie wir uns auch treffen ſollten, feſt halten!"

„Das wollen wir, theurer William," erwiederte Sir Harry feſt, „und mein Herz ſagt mir, daß wir uns wiederfinden werden. 'S iſt keine Zeit mehr, über Geſinnungen zu ſtreiten. Wer, Der Charakter hat, wollte ſie ſich auch wegdisputiren laſſen? Auf Eins aber gebt mir die Hand, unſere Freundſchaft ſoll über dem Streite der Zeit ſtehen, Ihr werdet mir ſtets als der hohe und edle Freund des großen Schwedenhelden, als Gründer meines Glückes gelten, und ſolltet Ihr auf die engliſche Küſte einſt Euren Fuß ſetzen und im Sturm der Volksbewegung je in's Gedränge kommen, bei dem Gotte, bei dem allein das Recht iſt, meine Hilfe ſoll Euch ſo wenig fehlen, wie ich der Euren dann gewärtig ſein will, ſollte das Unglück auf Seiten meiner Sache ſtehen." Er reichte Craven die Hand.

Der Lord ſchlug ein. „Dazu laßt uns uns verbrüdern! Lebt wohl, theurer Harry, 's iſt ein Himmelsbund, den wir ſchließen. — Ihr habt die Briefe doch an meinen Vater, an Edward und Doderidge?"

„Wohlverwahrt. Sie abzugeben ſoll mein erſtes Geſchäft ſein. Wo Eure Briefe mich aber finden, wißt Ihr: Ihr ſollt von jedem Windshauch hören, der durch

London weht. Alles Glück über Euch, es muß ja doch geſchieden ſein!“

Als Harry mit Sarah dahin ritten, ſtanden feſt umſchlungen William und Eliſabeth auf der Veranda und grüßten den Scheidenden nach.

„In uns allein liegt unſer Glück, theure Frau,“ flüſterte der Lord. „Alles im Leben weicht ja, nur die Liebe nicht und die Erinnerung heiliger Stunden.“

„Wir werden ſie wiederſehn, William. Iſt mir doch ganz ſo, als müßten wir ihnen über kurz oder lang nachfliegen. Wirſt Du mich auslachen, wenn ich Dir geſtehe, daß ich — nun dieſe Beiden dahinziehen, das erſte Mal ſeit langen Jahren — Heimathsſehnſucht habe? Das Vaterland iſt doch ein mächtig Ding, es ſtirbt nie in der Menſchenbruſt!“ — —

Das Glück beider Vermählten war wohl ein ſtilles, im engen Kreiſe ſich bewegendes, aber ein um ſo tieferes, ſüßeres. Monate, Jahre flohen ihnen, als ob es Stunden wären, dahin, ob ſie auch manchmal, William beſonders, ſehnſüchtig nach der Gegend blickten, wo England lag, und das Unheil immer ſchwärzere Wetterwolken über'm Haupte ihrer Theuren daheim zuſammen zog. Mancherlei hatte ſich begeben, Großes und Kleines, was ihnen Stoff zum Nachdenken, Erinnern, zu Schmerz und Sorge gab, aber dennoch immer neuen Anlaß bot, das Paradies von Reenen und den Tag zu preiſen, der ſie drunten im kleinen Gotteshauſe vereint hatte. —

Im Februar 34 war Wallenſtein, im Begriff, ſeinen Verrath an Kaiſer Ferdinand durch Vereinigung mit den Schweden zu beſiegeln, in Eger den Partiſanen von Buttler's Knechten zum Opfer gefallen. Eine franzöſiſche Armee war in Deutſchland eingebrochen, und der Prager Frieden, welcher den Kurfürſten von Sachſen von der proteſtantiſchen Union trennte, die Nördlinger Schlacht, welche Oxenſtierna in verzweifelte Lage brachte, koſtete auch Friedrich's Erben den kaum erlangten Beſitz der Pfalz. Baierische Truppen rückten ein, Kurfürſt Carl Ludwig und Ruppert flohen nach England. Sie hinterließen wenig Freunde in ihren deutſchen Landen, und Sinsheim trat in's Privatleben zurück. Für Eliſabeth hatte dies Ereigniß in ſo fern Folgen, als die ihr zuſtehenden Einkünfte nicht mehr gezahlt wurden; ein großer Verluſt in ſo fern, als ſie nicht mehr vermochte, das Kapital, das ſie für Sophien aufzuſammeln begonnen, zu vergrößern. Unter Bernhard von Weimar's Führung entbrannte nochmals der halb verglommene deutſche Krieg, ein neues Balgen von Land zu Land, ohne Ausſicht auf ein Ende. Fröhlicher war die Nachricht aus London, daß Jeany endlich Edward die Hand gereicht, der alte Craven ſeinen Segen gegeben und Doderidge als Theilhaber des Geſchäfts aufgenommen hatte. Seit der Alte mit dem Tower bedroht worden, auch die Erfahrung gemacht hatte, daß er ſein Geld ohne Hof und Adel genau ſo gut wie vorher verdiene, und er eine Perſon von politiſcher Bedeutung im Volke geworden ſei, hatte er von ſeiner Loyalität bedeutend eingebüßt, ſich der klugen Rathſchläge William's erinnert und war um ſomehr ein trotziger, auf ſeinen Beutel pochender Bürger geworden, als er wünſchte, König Carl es ſehr bitter bereuen zu laſſen, daß er ſich des Schwiegervaters ſeiner Schweſter und des Helden von Kreuznach als Schwager zu ſchämen wage. An ſich war dieſer Schneiderzorn allerdings ebenſo lächerlich, als der Zorn des Königs über Eliſabeth's Heirath, zumal der an den Hof von Whitehall geflohene Exkurfürſt Carl Ludwig, beſonders Ruppert Alles that, Carl I. gegen dieſe Verbindung zu erhitzen. Die äußeren Umſtände aber machten den Groll des Schneiders für den Hof doch zu einer weit delikateren Sache, als man hätte denken ſollen.

Die Spannung gegen die Regierung hatte ihren äußerſten Grad erreicht, die Erpreſſungen, Rechtsbrüche und Executionen jegliche Vernunft überſtiegen. Carl hatte ſich nun ein Mal in den Kopf geſetzt, England mit Scorpionen zu peitſchen, um es zahm und geduldig zu machen, und nachdem er alle Arten des Zwangs angewendet hatte, um den Geiſt der Widerſetzlichkeit zu erſticken, krönte er mit der Einführung der Liturgie Laud's und einer dem Papſtthum faſt ganz entlehnten Kirchenordnung, alſo auch mit dem religiöſen Zwange noch das Werk ſeiner Mißregierung.

Da brach der Orkan in Schottland los. Das Volk von Edinburgh ſtürmte die Kirchen, verjagte die

Prieſter, Adel und Volk traten zu einem Bunde, dem „Convenant“ zuſammen, den ſie feierlich beſchworen, und rüſteten unter Argyle und Leslie. Carl ſammelte ſeine Anhänger und zog gegen die Rebellen; der Bürgerkrieg war da. —

Um dieſelbe Zeit ſtarb Bernhard von Weimar, der letzte Held des deutſchen Glaubenskrieges, zu Neuburg am Rheine an der Peſt. Kurfürſt Carl Ludwig, welcher eilig von London gekommen war, die Truppen deſſelben für ſich zu werben, ward auf Richelieu's Befehl zu Moulin aufgefangen und nicht eher frei gelaſſen, bis Bernhard's Leute, des Harrens müde, aus einander gelaufen waren. Prinz Ruppert erſchien darauf in Holland, mit ſchwediſcher Unterſtützung Soldaten zu werben, rückte mit dem Bruder dann nach Weſtphalen und vereinigte ſich mit den Schweden. Die mörderiſche Schlacht bei Blotho machte auch dieſem Zuge ein ſchnelles Ende. Der kaiſerliche General Hatzfeld ſchlug die Schweden total auf's Haupt, Ruppert ward gefangen, Carl Ludwig aber rettete ſich nach England nur mit genauer Noth zurück. Inzwiſchen ward König Carl I. zu Newbury von den Schotten geſchlagen, die Londoner ſtürmten Lambeth, Laud's Palaſt, und der König mußte in ſeiner Noth das Parlament einberufen, das mit unheilvollem Ernſte erſchien, um — die Mitregierung des Landes anzutreten. Das Volk triumphirte, Schiffsgeld und Zwangsſteuern wurden aufgehoben, die gefangenen Parlamentsmitglieder befreit, Strafford, der aus Irland erſchreckt herzueilte, ward mit Erzbiſchof Laud in den Tower geworfen, Maria von Medicis, des Königs Schwiegermutter, aus England verbannt, das ſchottiſche Heer aber vom Parlament nach England gerufen. Strafford's und Laud's Häupter fielen unterm Henkerbeil. Damit war der Bruch zwiſchen Volk und Thron für immer ausgeſprochen.

Carl I., dem John Hampden auf dem Fuße gefolgt war und ſeine Abſichten, das Parlament wie London mit dem Schwerte iriſcher Soldaten zu züchtigen, errathen hatte, eilte nun von Edinburgh zurück, in der Hoffnung, durch ſeine perſönliche Autorität alle loyalen Engländer um ſich zu ſammeln und durch kluge Unterhandlungen Zeit zu gewinnen, um ſein Vorhaben auszuführen. Am 28. November 41 langte er an, London glich einem Vulkane vor der Eruption. Er gab ſcheinbar in Allem nach und ernannte gemäßigte, volksfreundliche Edelleute, die Lords Falkland, Hyde und Colepeper zu Miniſtern. Prinz Rupprecht, der kaiſerlichen Haft entlaſſen, erſchien wieder in London, Hamilton, Lord Say, Capitän Gorring, die Blüthe des Regiments der blauen Cavaliere ſammelten ſich um ihn, der große Adel gab Geld her, und das Parlament trennte ſich zum erſten Male in zwei Parteien, in die Blauen und Rothen, die Cavaliere und die Rundköpfe. Hätte der König in dieſem Augenblicke, wo ein feſter, vernünftiger Entſchluß und ein verſöhnliches Herz mehr werth waren als alle Flunkereien der Heißſporne, die ihn umgaben, — ja wenn er nur dem Rathe ſeiner Miniſter wenigſtens gefolgt wäre, noch hätte er den Orkan beſchwören können. Aber da mußte es nicht blos der hirnloſe Raufbold Ruppert, Carl's eigene Gattin Henriette mußte es ſein, die ihn anſpornte, hinter dem Rücken ſeiner Rathgeber durch den Kronanwalt im Parlament die Redner Hampden, Hollis, Pym und Strade nutzlos anklagen zu laſſen, mußte auch noch, von Prinz Ruppert und ſeinen Leibwachen begleitet, am 3. Januar 42 perſönlich im Parlament erſcheinen und die Auslieferung der Angeklagten verlangen. Er fand ſie nicht mehr, längſt waren ſie in Sicherheit. Er hatte umſonſt den äußerſten Rechtsbruch an dem Geſetze des Landes begangen! Kaum war er nach Whitehall unverrichteter Dinge zurückgekehrt, als ſich ganz London zum Schutz des Parlaments wie ein Mann bewaffnete; die Wähler von Buckingham aber ſendeten 4000 Mann zu Pferde, um John Hampden, ihr Parlamentsmitglied, zu ſchützen. —

Es war am 8. Januar, ein Wogen und Treiben in London, wie in einer vom Feinde bedrohten Stadt, die ſich zu vertheidigen Anſtalt trifft, als der Haushofmeiſter des Herzogs von St. Albany in Cravenhaus erſchien und den alten Schneidermeiſter faſt mit Thränen bat, nach Whitehall zu kommen, denn der König wolle ihn ſprechen.

„Hm, jetzt doch? Und wozu denn? Seit wann fragt denn Se. Majeſtät nach mir, außer wenn es derſelben anſteht, mich den Tower ſchmecken zu laſſen, weil ich das Unglück habe, mit ihm verwandt zu ſein? Bin ich ſeitdem etwa beſſer geworden, wo der Wind ſchärfer in England weht, und die Köpfe großer Herren nicht mehr ſo feſt wie ehemals auf den Schultern ſitzen?“

„Laßt mich ſolche Reden nicht hören, Sir. Würdet Ihr nicht Eurem Bruder eine hitzige That verzeihen wie ein Chriſt, wenn ihn der Kummer niederwirft, und Ihr ihm 'nen Dienſt um Gotteswillen thun könntet?“

„Pah, was kann er von mir wollen, Freund? Ich bin 'n bloßer Bürger. In ſeinem Kummer werd' ich ihm auch viel helfen können.“

„Was der König will, weiß ich nicht. Aber wenn Ihr ihm mit Was dienen könnt, würdet Ihr's des früheren Grolles wegen denn unterlaſſen? Meint Ihr, Eures Sohnes Gemahlin, Lady Craven, würde es je verſchmerzen, wenn Ihr ihrem königlichen Bruder, Eurem Monarchen, eine Bitte in ſo ſchwerer Zeit abgeſchlagen hättet?!“

Dies Argument wirkte. — Brummend machte ſich der Alte auf den Weg, Sr. Majeſtät aufzuwarten. —

— Es dunkelte bereits. Die Themſe war in Nebel gehüllt. Auf dem Strande marſchirten die Patrouillen der Milizen. Volkshaufen zogen drohend umher und umtoſten ſchreiend den alten Sitz engliſcher Könige. Einen weiten Bogen über Charingcroß und St. James durch den Park nehmend, führte Albany's

Haushofmeiſter den alten Craven nach der Rückſeite von Whitehall und über die inneren Höfe, in denen die Leibwachen campirten, jeden Augenblick bereit, einem Angriffe der draußen heulenden Maſſen zu begegnen. Durch mancherlei Gänge des älteren Theiles des Gebäudes gelangten ſie in ein Cabinet, wo Herzog Albany, des Königs natürlicher Sohn und ſein Lord-Stallmeiſter, ihrer harrte. Derſelbe winkte ihnen, ſtill zu ſein, und deutete auf einen Stuhl am Kamin, deſſen trübe Gluth das ſonſt faſt finſtere Gemach phantaſtiſch erhellte. Die Thür zu dem gegenüber liegenden Gemach ſtand halb offen, der Schneider konnte hineinſehen. Heftige Stimmen wurden drinnen im Zwiegeſpräche laut, und was Craven hörte, noch mehr was er ſah, ergriff ſein Gemüth und milderte erheblich ſeine herben Geſinnungen. War das da nicht dieſelbe alte Halle, wo er vor Jahren mit William geſtanden? Blickte nicht daſſelbe Bild Eliſabeth's von der Pfalz wieder auf ihn nieder wie damals, und trug ſie nicht jetzt ſeinen eigenen Namen? — Er ſah am Tiſche drinnen Königin Henriette ſitzen. Ihr Geſicht war todtenbleich, und häufig preßte ſie ihr Tuch vor die Augen, während der König, im finſtern Ernſt die Linke auf die Lehne ihres Seſſels geſtützt, höchſt erregt mit Jemand ſprach, der klirrenden Schrittes auf- und abging.

„Und Nichts iſt's, Mylord, als perſönlicher Haß gegen Unſer Haus, der Euch nun in die Reihen der Rundköpfe und ſpitzohrigen Redner des Parlaments treibt, die dies irregeleitete Land gegen Uns hetzen. Wenn Ihr nur halb ſo viel vom Edelmanne an Euch habt, als Euer Vater, räumt dieſen Euren Haß wenigſtens ein, und Wir wollen ſagen, Ihr hättet Charakter!"

„Haha, das Wort nimmt ſich ſchön in Ew. Majeſtät Munde aus. So lange ich engliſche Könige kenne, habe ich von dieſer Tugend wenig genug zu ſehen bekommen! Meinen Vater, Sire, erwähnt nicht, denn Ihr mahnt an ein königliches Verbrechen! Dieſelbe Eliſabeth, die ihn ſo oft geküßt, ließ ihn enthaupten!"

„Wir ſind kein Tudor, ſondern ein Stuart; Unſer Haus hat Euch nur Gutes erwieſen!"

„Gutes? — In der That, Ew. Majeſtät Gedächtniß iſt verzweifelt kurz; alle hohe Herren, wenn ſie in der Klemme ſind, leiden indeß an Gedächtnißſchwäche. Ich aber nicht! In meinem Herzen ſteht der ganze Groll einer alten Familie geſchrieben, deren Lebensglück durch königlichen Uebermuth hingewürgt worden! Wollüſtlingen und Schranzen, wie Rocheſter und Buckingham, warft Ihr Englands Mark in den Schlund, die Euch aber treu dienten in Ehren, habt Ihr von je mit Füßen getreten, Ihr ſowohl, Euer Vater, wie Eliſabeth! So will ich's denn mit dem Dienſt des Volkes verſuchen, das Vaterland wird mich für die Wunden entſchädigen, die mir die Fürſten ſchlugen!"

„Sir, Ihr ſolltet nicht die Manen des ſchuldlos vom Puritanergrimm gemordeten Buckingham vor Uns in dieſem Augenblicke beſchwören, wo ich geglaubt, Eurer

Ehre Was abzuringen und durch Euch eine letzte Verſöhnung zu bewirken. Was thaten Wir, was Unſer Vater Euch?“

„Vergeßt Ihr, wie mich König Jakob an Francis Howard mit jungen Jahren verkuppelte? Und als ich für ſie Liebe fühlte, als der düſtere Schatten meines Vaters an ihrer Seite endlich von mir wich, war's nicht Euer vielgeliebter Rocheſter, der meines Weibes Sinn zu wollüſtigem Treubruche verführte? Ihr duldetet die Schmach! Da war kein königlich gerechtes Machtwort, das mir half! Eines Schneiders Sohn, der blaue Cavalier, mußte erſt kommen, das ſcheußlichſte aller Verbrechen zu entdecken, was je ein Adelshaus beſudelte! War dies Weib mit ihrem Buhlen ſo tief gefallen, zum Morde Overbury's zu greifen, um meiner nur los und Rocheſter's Gattin zu ſein, was reinigte nicht Jakob mit des Geſetzes Schwert ſich von der Mitſchuld und meinen Namen von der Entehrung, ſie je mein Weib genannt zu haben? Begnadet wurde ſie, und der Sohn, der ihrer Schande entſproſſen, ſtolzirt in Euren Reihen, will zum Verfechter der Monarchie ſich aufwerfen! Die Seite, wo er ſteht, ſoll ewig mir Feind ſein!! Verfolgt von meiner Schmach bin ich im Auslande umhergeirrt, habe des Schwedenkönigs Schlachten geſchlagen, doch nur um ſehen zu müſſen, wie Ihr die eigene Schweſter verließet, wie ein Mann, der Guſtav Adolph's Freund geweſen, der Englands Namen hell in deutſchen Ohren klingen ließ, wie William Craven von Euch verachtet und erniedrigt wurde, weil er Eliſabeth den einzigen Schutz gewährte, der jemals unter der Sonne ihr geworden! So geht es Allen! Denen Ihr heut Treue ſchwört, morgen werft Ihr ſie über Bord! Die Zeit abzurechnen iſt endlich aber doch gekommen, und ich will dazu thun, daß es glatt geſchieht.“

„So recht, Graf Eſſex. Wir haben Euch Nichts mehr zu ſagen. Wir hoffen aber, Euch einſt zu treffen, wo dieſer Unſrer Rechnung mit Euch und Leuten Eures Gelichters Nichts mehr im Wege ſtehen ſoll. Ihr wollt wie Euer Vater enden, geht!!“

„Mein Vater endete um beſſ'rer Dinge Willen, als — Eure Großmutter! Ihr ſollt mich Euch gegenüber finden, wo's immer auch ſei!“

Das Zuſchlagen einer Thür bewies, daß Eſſex gegangen war. Traurige Stille herrſchte in der Halle. Königin Henriette weinte leiſe, Carl ſtarrte vor ſich hin. —

Donnerndes Freudengeſchrei ſcholl jetzt von der Straße empor. „Eſſex und England! Eſſex und unſ're Freiheit! Zur Hölle mit Papiſten, blauen Cavalieren und Prärogativen! Es lebe das Parlament!“

„Der Citypöbel hatte ihn begleitet, damit er ſicher ſei vor ſeines Königs Verführung,“ lachte Carl bitter. „Weint nicht länger, theure Henriette, Wir werden nicht immer ſo ohnmächtig dieſer Meute gegenüber ſein. Albany!“

Der Herzog trat ein.

„Iſt Craven gekommen?"

Albany deutete auf das dunkle Gemach. „Er hörte Alles!" flüſterte er.

„Wir haben ihm Nichts zu verheimlichen. Ruft ihn herein und zieht Euch zurück."

Der Schneider erſchien vor dem Monarchenpaare tiefgebückt. Eſſex rohe Härte hatte ihm keine Kraft gelaſſen, zu zeigen, wie ſehr ihn ſelber der König gekränkt habe. Dem Alten war ja, als ruhe das Auge ſeiner Schwiegertochter auf ſeiner jetzigen Handlung.

Der König zuckte auf, als er ihn ſah, kam langſam auf ihn zu und reichte ihm traurig die Hand. „Wenn Ihr gehört habt, was Graf Eſſex ſich gegen Uns unterfing, den Wir nie kränkten, ſo werdet Ihr begreifen, daß Wir Eurer Bitterkeit Nichts entgegenſetzen, denn Unſer Herz ſpricht Uns nicht frei, Euch unbillig behandelt zu haben."

„Ew. Majeſtät, ich bin hier, Euch 'nen Dienſt zu thun, ſo weit's mein bürgerlich Gewiſſen geſtattet, nicht aber um zu klagen. Ich gedenke nur des Guten, das meine Familie von Euer Majeſtät und dem königlichen Hauſe erfahren hat."

„Thut Ihr das wirklich, Craven? Können Wir in unſrer Sorge auf Eure Bürgertreue wirklich mehr rechnen, als auf die Hilfe eines zügelloſen Edelmannes, der die Sache ſeines Herrn in der Stunde der Gefahr tückiſch verlaſſen?"

„Das könnt Ihr, Sire! Bei meiner Treu, das könnt

Ihr wirklich! Jenes Bild da macht mein altes Herze weich. Wenn Ihr's im Glücke auch thatet, in Eurer Noth ſollt Ihr Euch meiner nicht zu ſchämen haben, und daß ich ohne meine Schuld und Zuthun mit Ew. Majeſtät verwandt worden bin.“

„Ja, jenes Bild, Craven, Ihr habt Recht. Verargt dem Königsblute nicht, daß es zornig aufgeſchäumt, ſich mit dem eines — Unterthans vermiſcht zu ſehen; kein König der Erde wäre ruhig dabei geblieben. Aber 's war Gottes Wille. Seine Gunſt, des Schickſals Walten und Eures Sohnes Verdienſt vereinten ſich, ihn zum letzten Schutz und Freunde Unſerer armen Schweſter zu machen. Wir wollen vergeſſen, wie ſelbſtſüchtig er das benutzt hat, und glauben, der Himmel habe gerade in ihm Uns einen rechten Freund und Helfer in äußerſter Noth erwecken, mit den ſtärkſten, heiligſten Banden der Natur ihn an Uns ketten wollen. Die Männer alle, die Uns lieb und theuer geweſen, die das Panier der königlichen Rechte im Sturm emporgehalten, Buckingham, Strafford ſind nicht mehr. Unzuverläßige Freunde, falſche Diener und ein entartet rebelliſch Volk umgeben Uns. Der Earl von Craven iſt der Letzte, auf den noch Unſer hoffendes Herz vertraut, in deſſen Hände Wir das Theuerſte legen wollen, was Gott Uns hienieden geſchenkt hat!“

„Zweifelt nicht, gnädiger Herr, mein William wird nicht unwerth des Blutsbundes ſein, den er mit dem königlichen Hauſe geſchloſſen.“

Der König athmete ſchwer. — „Hört denn. Dieſe Nacht noch muß geſchehen, was Wir wollen. In wenig Tagen, morgen vielleicht ſchon, dürfte die Friſt, die Uns gegönnt iſt, zu Ende gehen. Ihr oder Euer zweiter Sohn, jedenfalls ein redlicher, Euch und Lord William ganz ergebener Mann muß ohne Aufſehen London verlaſſen, bei Tilbury zu Schiff gehen und dieſe Briefſchaften in Eures älteſten Sohnes eigene Hände nach Holland bringen!“

„Ich ſelber kann's nicht thun, Majeſtät. Morgen wüßte es die ganze City. Man würde Schlimmeres vielleicht ahnen, als an der Sache iſt, und das Parlament alsbald ſeine Aufpaſſer nachſenden!“

„Das darf nicht ſein, Alles wäre verloren!“ rief Henriette voll Angſt.

„Nein, nein, ein ganz unſcheinbarer Mann ſoll's ſein, Craven!“ flüſterte Carl unruhig.

„Ich weiß dann keinen beſſeren, als Doderidge, 'nen treuen Gehilfen meines Geſchäfts; er iſt William mit Leib und Seele zugethan.“

Der König ſetzte ſich, nahm ein bereits von Miniſter Hyde ausgefertigtes Paßblanket und trug den Namen ein. „Der Paß bringt ihn ſicher durch, mit Tagesanbruch kann er auf hoher See ſein.“

„Und was iſt der Inhalt dieſer Briefe? Bei aller ſchuldigen Ehre und Pflicht, ich kann und will aber nicht das Werkzeug ſein, meinen fernen, lange entbehrten und tapferen Sohn in eine Schlinge zu locken. Verzeiht, der — Vater ſpricht aus mir.“ —

Der König ſann einen Augenblick düſter nach, Henriettens Blick haftete mit unverkennbarer Furcht auf ihm.

„Wir ſind in London nicht mehr ſicher, Craven. Wir wiſſen, daß das Volk die rebelliſchen Mitglieder des Parlaments mit Gewalt auf ihre Sitze zurück führen, das Parlament Uns offnen Krieg erklären will. Dieſe Schmach mögen Wir hier nicht abwarten, wollen nach Unſrer treuen Stadt York gehen und Unſre Anhänger ſammeln. Nach dem, was alsdann aber folgen wird, iſt England kein paſſender Ort für Unſere königliche Gemahlin mehr. Sie geht nach Holland, und Wir zweifeln nicht, ſie wird bei Unſrer Schweſter und Eurem Sohne zu Reenen eine Freiſtatt finden.“

„Das wird ſie, ſo wahr mir Gott helfe. Darauf meine Hand, hohe Frau! 'S iſt wahrlich das Geringſte, was ein Craven für Euch thun kann!“ Er reichte Henrietten die Hand.

Stumm drückte die blaſſe Königin dieſelbe. —

„Ich hoffe, er ſoll noch mehr thun, ſoll ſelbſt kommen, mit ſeiner Erfahrung und ſeiner Redlichkeit Uns in dieſer Verwirrung rathen. Wie ein Freund, ein Bruder wird er von Uns begrüßt ſein. Wir haben ihn deshalb zum Herzoge ernannt, und 's iſt an der Zeit, daß Ihr gleichfalls dem dunklen Stande entſagt, in welchem

Ihr und die Euren bisher gelebt. Ihr ſeid Baronet, Sir, hier iſt Euer Diplom!“

Der Schneider beugte ſich tief. Etwas wie ein lange erwarteter Triumph ſpiegelte ſich in des Alten Zügen. — „Wenn William dazu thun kann, Ew. Majeſtät und das arme Land zu verſöhnen, uns Allen den Frieden wiederum zu ſchaffen, dann kommt er gewiß. Der Ehre und Anerkennung, die Ihr ihm gnädigſt erweiſt, wird er ſich ſo würdig machen, wie er der Freundſchaft des großen Schwedenkönigs geweſen. Was mich und die Meinen indeß betrifft, Majeſtät, ſo ſoll dies Diplom meinem Hauſe wohl eine ſtolze Erinnerung an dieſe Stunde ſein, aber — Gebrauch davon machen, Sire, werde ich nicht. Als bürgerlicher Mann hab' ich gelebt und in Ehren mein Brod erworben. 'S iſt keine Zeit jetzt, mit Titeln zu prangen, und Ew. Majeſtät geſchähe ſicher der ſchlimmſte Dienſt damit. Doderidge reiſt dieſe Nacht noch.“

„Gut, es iſt Recht,“ erwiederte Carl haſtig und erröthend. „Auf Wiederſehen denn, mein alter Freund, in beſſ'ren Tagen!“

„Mögen ſie bald über Ew. Majeſtät und das arme England kommen!“ Er küßte des Königs Hand und ging. —

„Verdammter Bürgerſtolz,“ murmelte Carl, „der Narr iſt doch ſchlauer, als Wir dachten!“ —

Der Schneider fand, als er zurückkam, ſein Haus in der größten Beſtürzung. Edward und Doderidge waren in tiefer Trauer und Rathloſigkeit.

„Was iſt denn geſchehen, Kinder?"

„Kaum warſt Du weg, als ein Bote von der Grubſtreet kam," flüſterte Edward blaß, „und mich hinrief. — Welby iſt todt! Plötzlich hat's ihn ereilt!"

„Welby todt!" ſchrie der Alte auf. „Mein Gott, welch' ein Unglück iſt das, und gerade jetzt!"

„Alles iſt aus. Wenn ſie ihn in der Nacht begraben haben, geht Alles aus einander, und Richmond ſchließt das alte Haus. Man fand bei ihm 'nen offnen Brief, den er in letzter Zeit aus Vorahnung wohl immer bei ſich trug. Der Schlüſſel zum Innerſten ſoll gleich nach Holland an William kommen, und der Bruder muß ſofort zurück, wenn je das Haus wieder geöffnet, die Verſtreuten neu geſammelt ſein ſollen."

„Gott ſei Dank, das trifft ſich gut. Hier iſt ein Paß für Doderidge. Dieſe Schriftſtücke des Königs müſſen auf ſchnellſtem Wege in William's Hände, eidlich faſt hab' ich's gelobt. William wurde zum Herzog ernannt!"

„Briefe des Königs?" rief Doderidge. „Er ſinnt neues Unheil und will den Herzog von Craven zu ſeinem Werkzeug machen! 'S giebt Werbungen in Holland vielleicht!?"

„Hätt' ich's dann über mich genommen, Doderidge? Ich ſage nein, es gilt der Königin Flucht. Wenn Ihr unſer Haus und William je liebtet, ſprecht kein Wort und macht Euch auf den Weg. Ihr werdet der gemeinen Sache 'nen Dienſt thun."

„Ich will's," ſagte der Puritaner, „und hoffe, daß William zu ſehr ſeines Volkes echter Freund iſt, um Saul's Fallſtricke nicht zu meiden. 'S giebt außerdem ein ander Mittel."

„Keines, was Ihr vor Eurem Gewiſſen nicht rechtfertigen könnt!" — — — — —

Eine Stunde ſpäter verließ Doderidge, gut bewaffnet und dicht in den Mantel gehüllt, Drurylane. Ehe er der Stadt den Rücken wandte und ſtromauf ritt, gab er in den Minories ein kleines Briefchen ab. Die Aufſchrift war an „Sir Harry Vaugham, Parlamentsmitglied für Watfort, Hertfordtſhire." Es enthielt nur die Worte: „Der König ſendet dieſe Nacht Documente an — Herzog William von Craven nach Holland! Wendet die Augen auf den Haag und Amſterdam! Doderidge." — — — —

Es war Ende Januar und ſcharfer Froſt. Die weite Ebene um Reenen trug ein winterlich Kleid, Dohlenſchwärme allein unterbrachen krächzend die Einſamkeit, und auf der blendenden Schneedecke, von deren unregelmäßig ausgeſchweiften Rändern die ſtahlblaue See ſich abhob, konnte man meilenweit jeden Gegenſtand erkennen. Zwei Reiter hatten die Ebene durchzogen, waren an der Terraſſe abgeſtiegen und ſchüttelten den Schnee von den Mänteln.

Im Wohngemache dagegen praſſelte das Feuer luſtig im Kamine. Lady Eliſabeth unterrichtete am Tiſch Prinzeſſin Sophie, während Lord William am Schreibtiſche über Schriftſtücken ſaß, augenſcheinlich ganz in ihren Inhalt verſunken. Es war ein Bild innigen Familienglücks, einer behaglichen Zufriedenheit, die bei jedem Beſchauer Freude und Lächeln hervorruft, weil ſie ſelbſt davon erfüllt iſt. Die leſende Kinderſtimme, das verbeſſernde Wort der Mutter, die Emſigkeit Beider, manchmal durch einen Kuß unterbrochen, war von ſolch' ſchlichtem Liebreiz, daß ſich das Auge an ihm nicht ſattſehen, es zu ſtören man ſich nicht entſchließen konnte.

Daſſelbe mochte wohl auch der graulockige Trehearne denken, der eben hereingeſchlichen war, an der Schwelle gebannt blieb und wartete, bis man ihn bemerke.

Eliſabeth ſah auf. — „Ihr wollt gewiß Etwas, Trehearne?“

„Verzeiht, gnädigſte Frau. Zwei Leute ſind vom Haag herübergekommen, der Eine iſt ein Diener des Statthalters Hoheit, der Andere kommt direct von London mit Briefen an Mylord!“

„Von London?“ William erhob ſich. „Das müſſen wichtige Nachrichten ſein, die einen beſonderen Boten erheiſchen! Führt ihn her, Trehearne. Gebe Gott, er brächte Beſſeres, als wir ſonſt von England zu hören gewöhnt ſind.“

Trehearne öffnete die Thür, der Fremde trat herein.

„Doderidge!“ rief **William**. „Mein alter Freund iſt's ja, Eliſabeth! Der Schwager meines Bruders, derſelbe Mann, dem, wie ich Euch erzählte, das Geheimniß von Rocheſter's That an Overbury ich verdankte!“

Eliſabeth bot dem Ankommenden herzlich die Hand. „So grüße ich in Euch den Gründer meines Glücks, zugleich aber einen werthen Verwandten und Freund Mylords. Reich' ihm die Hand, Sophie.“

Sophie heftete ihr großes Auge auf den fremden Mann und bot ihm zutraulich das Händchen hin.

Von unwillkürlicher Rührung ergriffen, bückte ſich der Puritaner, küßte der Kleinen Hand und legte die Rechte auf ihr Haupt. „Gott ſei über Dir!“

„Nun ſetzt Euch, Freund, ſorgt für den Willkommentrunk, Trehearne. Es iſt lange, lange her, daß wir uns nicht ſahen, Joſuah. Aus Jünglingen ſind nun Männer geworden, die manch' heiße Stunden hinter ſich haben. — Der Vater, Edward und Jeany ſind doch wohlauf?“

„Alle, Gott ſei gedankt, Mylord. Trotzdem iſt, was ich Euch bringe, ſehr ernſt und wenig nach meinem Geſchmack. Ich hab's aber verſprochen und denke, Ihr wißt am beſten, was Euch taugt. Es wäre indeß gut, Ihr ſähet erſt für Euch die Nachrichten durch, ehe Ihr ſie Mylady mittheilt.“

„Nein, nein, verſchweigt mir Nichts, theurer William. Ich will ertragen, was es auch ſei, Ihr ſeid ja doch mit Eurer Liebe bei mir!“

„Dem Herzoge von Craven?!“ — **William's**

Antlitz röthete ſich, indem er das Schreiben öffnete. — „Euer Bruder, der König, ſchreibt ſelbſt an mich und Euch. — Er erkennt unſere Verbindung an!"

„Endlich iſt er gerecht! — Und das nennt Ihr eine ſchlechte Nachricht, Miſter Joſuah?"

„Mylady, ich bin ein Puritaner, ein Mann des Volks. Meine Anſichten über den König ſind alſo nicht, wie Ihr ſie wünſchen mögt. Seht es als keine Beleidigung Eurer edlen Perſon an, wenn ich ſage, Euer Gemahl wird auch wohl den Herzog — theuer genug bezahlen ſollen."

Eliſabeth maß Doderidge mit großen Blicken, dann wendete ſie ſich zu Mylord.

„Ihr irrt Euch, mein lieber, alter, mißtrauiſcher Freund," ſagte dieſer. „Der Brief bringt ſehr Trauriges wohl, aber Nichts, was ich dem Bruder meiner Gemahlin weigern könnte. Das längſt gefürchtete Unheil iſt geſchehen, beſte Eliſabeth, das Land ſteht gegen Carl in lichtem Aufruhr! Er muß London vor dem wüthenden Volke verlaſſen und will nach York, um ſeine Anhänger zu ſammeln. Königin Henriette ſoll England meiden und bei uns Schutz ſuchen. Er bittet mich um denſelben, und daß ich bald zu ihm eile, in der Bedrängniß ihm zu rathen. Kann ich Henrietten ein Aſyl, kann ich dem Könige meine Hilfe vorenthalten? Ihr ſeid die Richterin, Eliſabeth!"

„Ihr könnt's und werdet's nicht, William!" ſagte Eliſabeth blaß und bewegt. „Ich weiß, Doderidge, was es heißt, von Allen verlaſſen, einen treuen Freund zu haben. Hier ſchweigt jedweder andere Grund, nur der der Blutsverwandtſchaft gilt. Ach, die Zeit unſeres friedlichen Glückes iſt aus!" —

„Sollte der König Nichts ſonſt von Euch wollen, Mylord? Liegt in dem Brief da kein Hinterhalt? Ich frage im Namen Eures Vaters, im Namen der Londoner, die Euch lieben! Daß Ihr mit Mylady Holland verlaſſen und nach London eilen müßt, weiß ich, denn dafür giebt's noch weit triftigere, gottgefälligere Gründe, aber ſicher keinen, der Euch zwänge, an Carl's Seite zu kämpfen gegen das Land und ſeine niedergetretenen Rechte! Hört die Stimme des alten Freundes, Mylord. Wenn ich auch nur'n geringer Mann bin, aber ich kenne England genauer denn Ihr, der ein halber Fremdling geworden; laßt Euch warnen. Ihr ſeid im höchſten Glück und Ruhm der Alte geblieben, und ich liebe Euch zu ſehr, um Euch nicht für viel zu gut zu halten, um für des Königs heilloſe Sache zu fallen. Täuſcht Euch nicht in dem Glauben, daß zwiſchen ihm und dem Parlament noch Was zu verſöhnen wäre. Seine eigenen Miniſter Falkland und Hyde hat er getäuſcht. Das Schwert iſt bereits gezogen, und es wird nicht eher wieder in die Scheide geſtoßen werden, bis Einer der Kämpfenden ganz am Boden liegt! Ihr dürft nicht Partei nehmen, am wenigſten gegen das Recht. Andere Arbeit in dieſer Zeit der Angſt harrt Euer. Ihr ſollt über dem einzigen Goſen ſchützend wachen, das noch in dieſer

Wüſtenei den Beſſeren verbleibt, ſollt die Freiſtatt der Liebe, welche der Tod geſchloſſen, wieder öffnen und die meiſterloſe Schaar wieder einen, daß das höchſte Gut nicht in den Greueln des Bürgerkrieges ganz verloren gehe!“ Doderidge legte finſter einen ſeltſam geformten Schlüſſel mit einem Schreiben auf den Tiſch.

William erhob ſich faſt entſetzt. „Doderidge, der — der Esquire Welby iſt todt!!!“

„Todt, und ruht in der dunklen Kammer bei ſeinem Bruder! Herzog Richmond ſchloß Grubſtreet, bis Ihr kommt; ſo war des Todten Wille!“ —

Der Lord ergriff zitternd den Schlüſſel und das Schreiben. „Euch ſoll Erklärung werden, theure Frau. Vergönnt mir eine Stunde Alleinſeins nur mit Doderidge. Wir ſtehen an einem neuen, ſchweren Wendepunkte, unſere Prüfungen werden vielleicht jetzt erſt recht angehen.“ Er drückte ihr die Hand, winkte Joſuah und verließ das Gemach.

„Ich hab' es längſt gefürchtet!“ flüſterte Eliſabeth vor ſich hin. —

Eine Stunde peinigender Ungewißheit für ſie verging. Was ſollte ihr künftig Loos in einem Lande ſein, das ſich gegen das Regiment ihres Bruders empört hatte? —

Ein Geräuſch weckte ſie aus der Grübelei. William ſtand vor ihr und reichte ihr ernſt die Hand.

„Eliſabeth, hier iſt unſeres Bleibens nur noch ſo lange, bis wir des Königs Gemahlin empfangen, ihr

Reenen überlaſſen haben. Wir müſſen nach London! Welby's Hilfsquellen ſind mit ſeinem Tode verſiegt, die bisher Unſer Glück in der Zurückgezogenheit allein ermöglichten. Nur wenn wir an den Ort gehen, wo er ſeine Arbeit ſchloß, und ich dieſelbe nach ſeinem Willen als ſein Nachfolger fortſetze, iſt's möglich, uns und Sophien gegen die kommenden Stürme ſicher zu ſtellen.“

„Wohlan, beſter Mann, Eure Pflicht iſt auch die meine. Aus der Paradieſesruhe Reenens kommen wir in Englands Chaos. Es ſoll ſo ſein.“

„In's Chaos, ja, und ich ſoll der Steuermann werden, der die ſchützende Arche durch Riff und Wellen leitet!“

„Was aber werdet Ihr thun, William? Wollt Ihr dem Nothſchrei meines Bruders nicht folgen; und — könnt Ihr denn auch? Macht Ihr Euch damit nicht zum Feinde Eurer Familie, Eures Volkes?“

„Laßt uns die Königin erſt erwarten, Eliſabeth. Sie wird uns ſagen, was der König eigentlich von mir will. Bereitet Alles indeß zum Aufbruch. Eins iſt gewiß, ich werde Nichts thun, was Eures reinen Herzens Beifall nicht hat.“

„Meine heiße, unverwelkliche Liebe, William, ſoll Eure Laſt leichter machen. Wir tragen ſie ja zuſammen.“ —

— — — — — — — — — — — — —

Am 8. Februar erſchien in der Villa von Reenen die flüchtige Königin von England. Heinrich von

Oranien, der holländiſche Statthalter, deſſen Gemahlin Emilie, Prinz Wilhelm und deſſen Gemahlin, Henrietten's und König Carl's Tochter, mit etlichen Cavalieren und Dienern begleiteten ſie.

Seit Doderidge's Abreiſe, welche ſchon am Tage nach ſeiner Ankunft erfolgt war, hatte ſich Mancherlei zugetragen, um Lord Craven über gewiſſe dunkle Abſichten König Carl's aufzuklären. Sir Vaugham war plötzlich im Haag im Auftrage des Parlaments erſchienen, hatte ihn brieflich vor gewiſſen Anerbietungen gewarnt und ihn um der alten Freundſchaft willen beſchworen, ſich nicht zu einem Werkzeuge der Tyrannei zu machen. Noch ahnte Craven nicht, was mit dem Allen gemeint ſei, um ſo mehr aber war er beunruhigt und argwöhniſch gemacht. — —

Königin Henriette eilte auf Eliſabeth zu und umarmte ſie, dann reichte ſich lächelnd Craven die Hand zum Kuß. Obwohl angegriffen von der Reiſe, erblickte man doch an ihr nicht jene Angſt und Traurigkeit mehr, welche ſie an dem Abende niedergedrückt hatte, wo Eſſex und der alte Craven zu Whitehall vor ihr erſchienen waren. Sie ſchien ihre ganze Zuverſicht und Majeſtät wieder gewonnen zu haben.

„Wahrlich, theure Schweſter,“ ſagte ſie, „wir hätten wohl nie geglaubt, Eure Gaſtfreundſchaft in Anſpruch nehmen zu müſſen. Hoffentlich beläſtigen wir Euch nicht gar zu lange und ſind in der Lage, Eure Liebe zu Whitehall bald dauernd erwiedern zu können, ſo nur erſt das Rebellenvolk, das uns zu dieſer Winterfahrt gezwungen, gezüchtigt iſt.“

„Eure Majeſtät ſind Herrin in dieſem Hauſe,“ erwiederte Eliſabeth. „Mögt Ihr Euch nur halb ſo wohl in ihm fühlen, wie ich und mein Gemahl, dann werdet ihr Reenen gewiß nie vergeſſen.“

„So werden Uns Unſere beiden freundlichen Wirthe wohl mit Erlaubniß Sr. Gnaden des Statthalters nach den Zimmern begleiten, die für Uns bereit ſtehen. Wir möchten Uns nur ein wenig erholen, um Ew. Herrlichkeiten Geſellſchaft dann deſto beſſer zu genießen.“

Sie verneigte ſich gegen die Anweſenden, bot Eliſabeth den Arm und ſchritt hinaus, Herzog von Craven folgte.

„Van Zuylen iſt doch bereit, ſogleich abzureiten, Sohn?“ fragte der alte Oranien den Sohn in holländiſcher Sprache.

„Sogleich, Ew. Gnaden.“

„Unſere Vermuthungen ſind richtig; Vaugham's Behauptungen werden ſchwerlich ſehr fehlgehen.“

„Neugierig bin ich doch, ob ſich der Herzog fangen läßt; ich glaube nicht.“

„Er iſt Carl's Schwager; was ſollte er nicht? Auf unſerer Weide aber ſoll er ſicher nicht graſen dürfen. So wie ich Gewißheit erſt gewonnen, werde ich die Träume dieſer heißblutigen Franzöſin bald vernichten!“

— — — — — — — — — — — — —

Henriette hatte kaum die oberen Thurmzimmer betreten, welche man für ihren Gebrauch hergerichtet, als ſie ſogleich die äußere Thür verſchloß und das Herzogliche Paar mit außergewöhnlicher Bewegung in das entfernteſte Gemach zog.

„Zwei Worte nur im Vertrauen, meine Lieben, denn die Glotzaugen dieſer unſerer holländiſchen Verwandten ſind bei Gott überall. Wir bringen Euch mündliche Botſchaft Sr. Majeſtät. Der König iſt in York und zieht alle getreuen Engländer und Schotten an ſich. Wir ſelbſt werden mit Euch, theure Eliſabeth, hier ganz **en villageois et bergère** leben; Reenen iſt wirklich allerliebſt. Wir führen eine halbe Million Sterling in guten Wechſelbriefen mit uns, Herzog, die wir unter der Hand verſilbern laſſen wollen. In Amſterdam, Leiden und im Haag iſt mit uns 'ne Schaar treuer blauer Cavaliere eingetroffen. Lord Say, Capitain Gorring, Mulewather, Carnarvon und Andere. Sie warten nur auf Euch, Herzog, und der Tanz ſoll losgehn.“

„Was verlangt Se. Majeſtät von mir?“

„Ei, ſeid Ihr ſo ſchwach von Begriffen, Theurer, es noch nicht zu errathen?“ —

„Könige ſoll man nicht errathen, ſondern ihren deutlichen Befehl vernehmen!“

„Nun alſo, haha, Se. Maj. erwartet und befiehlt Euch demnach, für dies Geld 10,000 Mann mit Hilfe beſagter Cavaliere hier zu werben und zu bewaffnen, die

Transportflotte, — denn unſere Marine, Gott ſei Dank, iſt noch treu, — wird Euch Ende Mai an Bord nehmen, und Ihr marſchirt direkt auf London, während Se. Majeſtät von Norden herzieht. So wird der heilige Georg wohl über den Pöbel-Drachen ſiegen!"

Herzog von Craven hatte während dieſer Eröffnung einen langen brennenden Blick auf Eliſabeth gerichtet, die blaß und wortlos daſtand.

„Ich wünſche von Herzen, Majeſtät, daß König Carl bald zu dem Rechte und Frieden komme, die ihm und dem Lande Noth thuen. Wenn's aber auf die Weiſe, welche Ihr angebt, geſchehen ſoll, ſo wird es nicht geſchehen. Durch mich wenigſtens nicht!!"

„Mylord!" rief Henriette ſtarr. „Ja, träumen wir denn?! Ihr, — der Gemahl der Schweſter Sr. Majeſtät, der Mann, welcher ihm verdankt, daß er aus dem Staube bis zu den Stufen des Thrones erhoben worden, weigert, — er weigert den einzigen Dienſt, den er ſeinem Herrn in der Gefahr erzeigen kann?!"

„Majeſtät, ein Wort für Tauſend. Nach England eilen, dem König dies mein Schwert und Leben bieten, alle Gefahr bis auf die letzte mit ihm theilen, das kann und will ich! Jedes engliſche Herz, ſelbſt wenn es noch ſo feindlich der königlichen Sache ſchlüge, wird mir Recht geben. Aber ein fremdes Söldnerheer im Ausland werben, um ſein Volk zu überfallen, das kann ein

Schuft und Hochverräther wohl, ein Mann nur, der für die Leiden des Vaterlandes kein Herz hat, doch William Craven nicht! Ich werde den Degen, der Guſtav Adolph's Schlachten für Glaubensfreiheit ſchlug, nicht in das Herzblut Englands auf ſo infame Weiſe tauchen! Sei Du ein Richter zwiſchen mir und ihr, Eliſabeth, und ſprich: könnteſt Du den Mann noch ohne Scham und Abſcheu anſehen, der ſo ehrlos das Recht erkaufen wollte, Dich jemals ſein genannt zu haben?! Nicht mein Haupt iſt's, das ich zu ſchonen wünſche, Dein und Sophiens Leben, des Hauſes Stuart Ehre iſt's, die ich durch kein Bubenſtück der Wuth eines ſo mißhandelten Volkes preisgeben will!!!"

„Eliſabeth, ich beſchwöre Euch, helft mir ihn uns gewinnen! O täuſcht die Hoffnungen Eures königlichen Bruders nicht!"

„Madame," ſagte Eliſabeth mit ernſter Würde. „Ich kann den Mann meiner Liebe an meines Bruders Seite fallen ſehen und dennoch leben, als ſeines Volkes Henker ihn ſehen — nicht! Mylord, Ihr habt nur Eurem Gewiſſen zu folgen, ich aber folge — Euch!"

„Und mein Gewiſſen ſagt, daß Holland ſich nicht in Englands innere Fehde zu miſchen hat, daß Carl ſich dem Geſetze ſeiner Väter und ſeines Landes beugen, und kann er's, will er's nicht, in ehrlich offenem Streite königlich fallen muß! Dann wird die Welt ihn wenigſtens beweinen. — Ew. Majeſtät ſind jetzt ſehr angegriffen. Kühleres Nachdenken wird Euch aber ſagen, daß ich's treu mit Euch meinte.“

Er reichte ſeiner Gemahlin den Arm und ließ Henrietten allein. Aechzend ſank ſie auf einen Seſſel und brach in Thränen aus. —

Herzog von Craven erſchien düſter im unteren Speiſezimmer, wo der Statthalter mit ſeiner Familie harrte.

Heinrich von Oranien zog ihn ſofort an's nächſte Fenſter. „Mylord, Ihr ſeid Hollands Gaſtfreund und endlich ſein Bürger geworden. Ihr wißt, daß die Geſetze unſerer Republik als Landesverräther Den beſtrafen, der ohne Erlaubniß der Generalſtaaten für — fremde Kriegszwecke Truppen im Lande wirbt oder ſolche Werbungen verheimlicht. Beſteht ein ſolches Unternehmen, oder wird's vorbereitet? Auf Ehrenwort, ſeid offen!“

„Noch, Ew. Gnaden, beſteht es nicht, doch wird man es verſuchen. Ich, auf mein Haupt, ich habe damit Nichts zu thun! In drei Tagen verlaſſe ich mit den Meinen dies gaſtliche Land, in dem ich ſo glücklich war, um da zu helfen und zu retten, wo meine Wiege ſtand!“

Oranien faßte ſeine Hand. „Ich danke Euch. Guſtav Adolph's Genoſſe konnte nicht anders handeln. Laßt van Zuylen augenblicks abreiten, hier iſt die Ordre!“ —

Er übergab dem Prinzen, ſeinem Sohne, ein Schriftſtück, mit welchem derſelbe ſich ſogleich entfernte. Der Galopp eines Pferdes klang herauf, Oranien ſah dem Reiter lächelnd nach, dann ging er, von Lord Craven geführt, um Henrietten ſeine Aufwartung zu machen.

Faſt ſtier blickte dieſelbe die Eintretenden an.

„Es thut mir Leid, Majeſtät, daß Ihre Anweſenheit in Holland nicht ſo glücklich und hoffnungsvoll iſt, als meine Familie gern wünſchte. Ich muß Euch vor Täuſchungen bewahren, die, wenn ſie ſich verwirklichten, unfehlbares Unglück über das Haus Stuart bringen müßten. Gewiſſe Rüſtungen werden nicht ſtattfinden! Gewiſſe Abenteurer, welche mit kriegeriſchen Abſichten in dies Land gekommen, werden bedeutet werden, ſogleich abzureiſen! Die königliche Schwiegermutter Unſeres Sohnes hat auf Unſere Gaſtfreundſchaft, ſo lange es ihr gefällt, zu rechnen; auf mehr — bedaure ich, nicht! Ich bin nur der erſte Diener meines Landes!“

„Hahaha, gut geſagt, Ew. Herrlichkeit. Geſtattet, daß ich es ſobald als möglich wieder verlaſſen darf; mit Dienern des Pöbels haben Wir nicht gern was zu thun! In Frankreich wird man galanter für Unſere Wünſche ſein.“

„Wenn Richelieu ein Narr iſt, dann gewiß, Majeſtät!“

— — — — — — — — — — — —

Gegen Ende Februar verließ ein holländiſcher Scho=

ner den Hafen von Scheveningen und ſteuerte weſtwärts dem engliſchen Geſtade zu. Auf dem Deck ſtand Lord Craven ſinnend neben Eliſabeth, Trehearne hielt Prinzeß Sophie an der Hand, und Alle blickten zurück nach der Gegend, wo Reenen, ihr verlorenes Paradies, lag.

„Lebe wohl, glückliches Land. Mit dir ſinkt unſere Ruhe und Wonnezeit hinab in die unendlichen Wogen! Wir treiben wohl der Heimath, Dir, England zu, das ich ſo heiß vordem erſehnte, aber an deinen Ufern ſtehen Schmerz und Trübſal und warten unſer!“

„Wir aber, Eliſabeth, bringen die Liebe mit und unſer treu Vertrauen auf den Gott, der uns auch durch die Jammer des deutſchen Krieges führte!“

Viertes Kapitel.

Nach faſt zwölfjähriger Abweſenheit grüßte William als Herzog und Earl von Craven die heimiſche Küſte wieder. Seine Jugend hatte er im Kampfe für die Glaubensfreiheit eines fremden Landes, für das Glück der angebeteten Frau, der Königstochter, hingegeben, die nun an ſeiner Seite in das Land ihrer Jugend zurückkehrte, das gegen ihr Haus eben in vollen Waffen ſtand. Reich an Erfahrungen, gewöhnt an die Wechſelfälle des launiſchen Geſchicks, gingen Beide neuen, nicht minder ernſten Kämpfen und Gefahren entgegen. —

London war gegen den König bis an die Zähne bewaffnet, hier wie in allen größeren Handelsſtädten herrſchte unbedingt das Parlament. Die Anhänger Carl's hatten längſt die Reſidenz verlaſſen, um welche rings in der Eile Forts erbaut worden, und waren auf's Land, namentlich aber gen Norden geeilt, wohin der König ſeinen Weg genommen. Beſonders hatte das Londoner Volk den Kanal und die Einfahrt der Themſe im Auge, wußte man doch, daß dort die von Holland fruchtlos zurückgekommenen Agenten des Königs lauerten und allerlei herrenlos Volk aufboten, daß endlich die engliſche Flotte ganz royaliſtiſch geſinnt war, und Königin Henriette, reichlich mit Mitteln verſehen, ein Invaſionscorps auf dem Continent zu werben im Begriff ſtehe. Deshalb war das berühmte Tilburyfort am linken Themſeufer, einſt von Eliſabeth gegen die Spanier errichtet, nunmehr ſtark armirt und bemannt. Das Parlament hatte dorthin den größten Theil der alten Artillerie-Compagnie von London unter Sir Hugh Wollaſton, dem Sohne des berühmten Indiakaufmanns, und ein Milizregiment unter Capitän Skippon gelegt, über Fort und Leute aber Sir Greſham vom Hauſe der Gemeinen geſetzt. Das Fort, um welches ſich ſcharf der Fluß wand, dominirte die ganze obere Mündung deſſelben wie das jenſeitige Ufer, auf welchem überdem Reiter der Miliz ein Barackenlager bezogen hatten und Streifwachen ausſchickten. Endlich hielten ſtark bemannte Boote ſcharfe Polizei auf dem Waſſer, ſo daß nichts Verdächtiges unbemerkt bleiben konnte. In der That hatten auch alle Kauffahrer längſt die Einfahrt verlaſſen, Handel und Wandel lag gänzlich darnieder. Wer wollte auch riskiren, Schiff und Ladung in die Hand einer der ſtreitenden Parteien gerathen zu laſſen?

Auf der ſüdöſtlichen Strandfläche, dicht unterhalb des Forts bei ein Paar Schifferhütten, welche die Miliz in Beſitz genommen, und bei denen die Artillerie-Compagnie zwei Stücke aufgefahren hatte, ſtanden drei Männer in Mäntel gewickelt in der Abenddämmerung und blickten gegen Oſten auf die Fluth hinaus. Mehrere Diener hielten etwa hundert Schritte höher hinauf an der Londoner Landſtraße mit ihren Pferden. Die Anweſenheit dieſer Gruppe hatte bereits die bürgerlichen Kanoniere aufmerkſam gemacht, und ihr Officier eine kurze Anfrage an ſie gerichtet, welche zu ſeiner Zufriedenheit beantwortet zu ſein ſchien, denn derſelbe zog ſich augenblicklich zurück. —

„Ein Glück, daß es Wollaſton iſt, der den Poſten hat,“ ſagte Einer von den Dreien.

„Nicht ohne Veranſtaltung, Miſter Edward. Er hat bereits von dem Schiffe Nachricht.“

„Ich bin nur froh, daß wir Doderidge entgegenſchickten,“ erwiederte der Angeredete.

„Trotzdem wird's ſeine Schwierigkeiten haben, unerkannt durchzukommen. Skippon hat Augen wie ein Falke und iſt einer jener Gottſeligen, die weder Vernunft noch Galanterie annehmen, ſobald's 'nen Fang gilt. Seht, er kommt wirklich von der Citadelle her. Es ſollte mich wundern, wenn das nicht ſein Schlapphut wäre."

„Bei Gott, Roslin, Ihr habt Recht! Indeß, Wollaſton und Greſham bleiben uns gewiß, und Euer Bruder wird doch auch Vorſicht angewendet haben, Edward?"

„Geb's der Himmel! Aber er iſt lange von England weg und ahnt ſchwerlich, wie ſchlimm es bei uns ſteht."

Inzwiſchen näherte ſich der bezeichnete Capitän. „Guten Abend, Gentlemen, und Zebaoths Segen zu Eurem Vorhaben. Ihr ſcheint hier Wem aufzupaſſen?" Er muſterte die Anweſenden ſcharf.

„Richtig, Capitän. Wir erwarten einen Holländer, der uns Freunde bringen ſoll."

„Ein Schiff? Und von Holland? Wahrhaftig, der Handelsherr verdiente für die Narrheit zu baumeln! Wer iſt Euer Freund denn, und wohin gedenkt er zu gehen? Nach dem Norden vielleicht, Sir?"

„Zum Könige, haha? Nein, er will nach London zu ſeiner Familie. Er hat Frau und Kind mit."

„So hätte er bleiben ſollen, wo er war, oder wenn er der gemeinen Sache mit dem Schwerte helfen wollte, konnte er ſeine werthe Familie dahinten laſſen!"

„Ein — Verbannter iſt's, der jetzt zurückkehrt!"

„Hum, 's giebt allerlei Verbannte. Auch Papiſten und Verräther genug, die auf die ſchöne Küſte Appetit haben; Ihr vergaßt ſeinen Namen."

„Bisher war's noch nicht Sitte, daß man heimkehrende Engländer erſt um ihr Recht hierzu fragte. Habt Ihr Befugniß zu ſolcher Frage, ſo mag Euch der Ankommende ſelbſt belehren."

„Verdächtig genug, denk' ich. Aber Euren eignen Namen werdet Ihr wohl wiſſen? 'S iſt keine Zeit hier, Freunde zu empfangen und müßig zu ſtehen, wo halb England Waffendienſte thut!"

„Ich bin Lord Adelſtane von Richmond, Capitän; mein Vater im Hauſe der Lords wird Euch wohl genügend Bürge ſein. Dies iſt mein Freund, Earl Roslin, der zur Begleitung mitkam; Jener aber Miſter Edward Craven, der Schneider in Drurylane. Er fand ſich unterwegs zu uns, denn er erwartet mit ſelbigem Schiffe flandriſches Tuch für unſere tapferen Rothröcke. Uebrigens wird Euch Sir Wollaſton ſo gut wie Sir Greſham ſagen können, daß wir keine Leute ſind, die Argwohn verdienen."

„Eine hübſche Geſellſchaft. 'N Lord, 'n Schneider und irgend 'n Soundſo aus den Hochlanden!"

„Ich bin ein St. Clair von Orkney, wenn Euch meine Herkunft viel Schmerzen macht, Sir, überdem bekannt genug in der City, um Zeugen meiner Unbeſcholtenheit zu ſtellen. Dies wird geſchehn, wenn die Behörde mich fragt."

„Seht doch, Sir! Freilich würde das geſchehen müſſen. Aber Euch feſtzunehmen bis dahin, Freund, hab' ich Macht und Luſt genug! Führt Ihr doch ganz den hohen Ton der verfluchten Midianiter, die dem blutdürſtigen Herodes zulaufen!"

„Hört, Sir Capitän," ſagte Richmond ſcharf, „ich bezweifle gar nicht, daß Eure Heiligkeit uns innerlich überaus verachtet, aber da wir mit eben ſo gutem Grunde Freunde der gerechten Volksſache ſind, wie Ihr, und noch nicht alle Sitze des Parlaments von Leuten Eurer Farbe eingenommen ſind, ſo habt die Güte, uns eben ſo zu reſpectiren wie wir Euch."

Der Lord wendete ſich mit vornehmer Kälte ab.

Skippon hätte vielleicht geantwortet, wenn man nicht plötzlich auf dem Fort ein Fanal aufgeſteckt hätte, das grell durch die bereits angebrochene Nacht leuchtete.

„Ein Schiff in Sicht!" riefen die wachthabenden Milizen. Trommeln raſſelten, die Leute traten unter Wollaſton an. Im Fort ſelbſt ſchlug man Generalmarſch, und auf dem Waſſer ward's lebendig.

Skippon war dicht an's Ufer geeilt. „Jehovah über mir, 's iſt wahr, da glänzt am Maſt eine Laterne! Nun wird ſich zeigen, Sirs, was Euer Verbannter für 'ne Art von Geſicht hat. Wißt Ihr, was mir für 'ne abſonderliche Offenbarung kommt? So viel man weiß, iſt Euer Bruder, Sir Schneider, der bekannte Lord Craven, der Gemahl jener Böhmenkönigin, Carl Stuart's Schweſter?! 'N hübſcher Fang, wenn ſie's wären! 'N gutes Pfand für's Parlament, wenn man ſie in den Tower ſetzte! Erklärlich wär's dann auch, weshalb ſich Eure Lordſchaften ſo ſehr dem Abendnebel ausſetzen."

„Ich kann Euch nicht hindern, Capitän, ſo Närriſches zu glauben, wie Ihr wollt. Welchen Dank Ihr aber von Euren Oberen empfangen werdet, falls Ihr Schuldloſe beläſtigt, laßt meine Sorge ſein. Ich glaube nicht, des Landes Heil werde von der Fürſorge abhängen, durch die Ihr Euch heute ſo ſehr auszuzeichnen hofft." —

Skippon maß Richmond mit düſterem Blick, aber antwortete Nichts. — Das erwähnte Schiff kam langſam mit der Fluth herauf, von Fahrzeugen der Miliz umgeben, und legte rechts an der Landzunge an. Es war einer jener kleinen Kauffahrer von wenig Tonnengehalt, wie ſie ſonſt wohl ſchaarenweiſe aus Holland erſchienen. Man warf Anker und legte dann eine Laufplanke aus, um welche ſich die Miliz ſogleich aufſtellte.

Skippon trat haſtig heran. „Hol' einer der Sirs raſch 'ne Laterne dort aus dem Hauſe. Wir wollen die Vögel, welche nun ausfliegen wollen, doch näher anſehn!"

Niemand der Leute rührte ſich.

„Bei Baal und dem ſiebenköpfigen Thier," donnerte er, „hört Ihr den Befehl?"

Ein dumpfes Murren erklang. — „Capitän," rief Einer aus dem Gliede, „wir ſind hier, um den Feinden des Parlaments zu begegnen, nicht um Laternen zu holen und die Büttel zu machen! Eure Mutter, die einſt „Stockfiſch, Stockfiſch" auf Cheapſide ausſchrie, würde im Grabe noch den Kopf ſchütteln, wie Ihr Euch erdreiſten mögt, Londoner Gentlemen alſo anzureden!"

Ein ſchallendes Gelächter erfolgte.

„Was iſt hier, was habt Ihr, meine Freunde?" mit dieſen Worten erſchien plötzlich Sir Wollaſton, der Tilbury commandirte.

„Ich vermuthe, daß dies Schiff ſehr verdächtige Reiſende enthält!" brummte Skippon ärgerlich.

„So hättet Ihr gut gethan, Capitän, mir dieſe Vermuthung in Perſon mitzutheilen, vier Augen ſehen mehr als zwei."

Auf der Planke des Schiffes erſchien indeß Doderidge, Prinzeß Sophien tragend, Craven mit Eliſabeth und Trehearne folgten, und zwei Matroſen trugen das Gepäck.

„Heda, Wem iſt das Kind, das Du trägſt, Freund?" Skippon hielt Doderidge feſt, als er an ihm vorübergehen wollte.

„Was geht's Dich an, Joë Skippon, kennſt Du Deine Leute nicht mehr? 'S iſt meiner Schweſter Kind, ich nahm es zu ſeinem Vergnügen mit hinaus, als ich Mittags dem Schiff entgegenfuhr. 'S iſt Nichts mit dem Tuche, guter Miſter Edward, der Mynheer wagte nicht mehr, es herüber zu ſchicken!" Damit ging er durch die Reihen der Bewaffneten, und Edward folgte ihm ſogleich zu den Pferden.

Zum großen Glücke für die Ankommenden war der puritaniſche Capitän bereits durch dieſe kleinen Demüthigungen etwas zahmer geworden und zog ſich ein wenig zurück, wohl wiſſend, daß man hier nicht mehr geneigt ſei, ſeine Autorität gelten zu laſſen.

Als Craven, Eliſabeth am Arme, nahte, ſpiegelte ſich in Wollaſton's Geſicht peinliche Unruhe.

„Ei, kennt Ihr mich denn nicht mehr, Wollaſton?" rief Lord William, „Ihr auch nicht? Bei'm Himmel, was doch die Jahre thun! Ihr ſolltet doch Hugh Vaughan wiederkennen, da Ihr ſeinen Bruder Harry ſicher oft genug ſeht?"

„Wahrhaftig," rief Greſham eifrig, „'s iſt der muntere Sir Hugh!"

„Und bringt ſich 'ne Holländerin mit in's Haus?" lachte Wollaſton. „Ei, ei, was werden unſre Cityfrauen ſagen?"

„Das Herz kennt eben keine Nation, Freunde. — Da Ihr mich nun zuerſt in unſerm Altengland begrüßt, ſo hört auch das Neueſte. Ich bringe Depeſchen vom Statthalter mit. Alle Werbungen gegen England, wie Durchzüge und Transporte ſind bei Todesſtrafe in Holland unterſagt, in Frankreich aber haben die Hugenotten wieder losgeſchlagen. Mit Frau Henriettens Plänen alſo iſt's Nichts! Apropos, wollt Ihr vielleicht meinen Paß ſehn?"

„Hurrah für's Parlament von England!" jubelten die Milizen. „Es lebe Holland!"

„Nicht nöthig, Sir Hugh, ich kenne Euch ja doch wohl genug. Auf Wiederſehn!"

Wollaſton wie Greſham drückten Lord Craven die Hand und verneigten ſich gegen Eliſabeth.

„Ei, mein Lord, welche Ueberraſchung!" rief Craven Richmond zu. „Ihr hier, um mich zu empfangen? Was macht Euer edler Vater?"

„Danke! Ich bin gekommen, Euch ſtracks zu ihm zu führen. Er hat mit Eurem Bruder, Hollis, Haslerig und Pym Ausſchußſitzung die Nacht, und ſie wollen gleich Eure Depeſchen einſehen!"

„Wenn Se. Herrlichkeit Vollmacht zu ihrem Empfang hat, mit Vergnügen. Laßt uns Mylady nur erſt nach Haus bringen."

Sie ſchritten ſämmtlich ſchwatzend dahin, Skippon folgte ihnen langſam und ſah, wie ſie ſich zu Pferde ſetzten. Als ſie weſtwärts die Londoner Straße ritten, wendete der Puritaner um.

„Und verflucht will ich ſein, wenn das nicht Lord Craven und Eliſabeth von England mit ihrem Kinde war. Dies Bürgergeſindel beſteht aus blöden Eſeln, die beiden Schurken Greſham und Wollaſton aber machen mit ihnen gemeinſame Sache! Geduld nur, wenn der

Tag kommen wird der Ernte, und die Trompeten der ſieben Engel ſchreien zum Gericht, ſollen ſie von den Schnittern wohl noch gefunden werden!“ Er ging finſter, ſinnend zum Fort zurück, die Pflicht, das Fahrzeug zu durchſuchen, ſeinen Collegen überlaſſend. —

Der Reitertrupp, Craven und ſeine Familie in die Mitte nehmend, ſetzte inzwiſchen eilig und ſtumm ſeinen Weg gen London fort, deſſen Lichter man in der Ferne flimmern ſah. Doderidge blieb, ſobald ſie Tilbury-Fort im Rücken hatten, auf Richmond's Bitte etwas hinter dem Zuge, um aufzupaſſen, ob man ihnen etwa folge.

Der Lord reichte Craven die Hand. „Seid willkommen, Friede, Freude und Eintracht kehre mit Euch zu uns zurück. Erlaubt mir, Euch den Earl Roslin vorzuſtellen.“

„Der mir längſt aus den Briefen unſres todten, theuren Freundes bekannt iſt, welcher ihn höchlich verehrte und ſtets als einen der Erleuchtetſten unter uns anſah. Mylords, ich ſtelle Euch meine Gemahlin vor. Ihr ſeht, beſte Eliſabeth, in ihnen Beiden die innigen Freunde des edlen Welby, hier aber iſt mein lieber Edward. Gott ſegne Dich, Bruder, und laſſe uns Alle in Liebe zu einander die Leiden der Zeit überdauern!“

„Eure Hand, Mylords, vor Allem aber Euch, theurer Miſter Edward, beſten Gruß!“ ſprach Eliſabeth mit ſanfter Innigkeit. „Wenn ſo werthe Freunde ſich um uns ſchützend ſammeln, muß unſere Ankunft ja glückverheißend ſein.“

Die Lords küßten Eliſabeth's Hand und verneigten ſich tief. „Sowohl als Gattin Mylords von Craven, wie als erlauchte Tochter der königlichen Stuart's dürft Ihr unſrer tiefſten Ergebenheit gewiß ſein,“ verſetzte Richmond. „Können wir uns aber überzeugt halten, daß Ihr dies glaubt, ſo vergönnt mir, zu bemerken, daß Eure und Craven's ernſte Lage gebietet, mit ihm Verabredungen zu treffen, wie Ihr Alle in Sicherheit zu bringen ſeid.“

„Ich hoffe doch im Hauſe des Vaters meines Gemahls? Iſt dem nicht ſo, Miſter Edward? Ich hatte mich auf Miſtreß Jeany ſehr gefreut!“

„Jeany wird Euch gewiß bald ſehn,“ erwiederte Edward. „Aber Druryhaus bietet für Euch in dieſer Zeit des Haſſes und Argwohnes nicht die nöthige Sicherheit.“

„Ihr werdet, Hoheit,“ klang jetzt die tiefe, melancholiſche Stimme Roslin's, „nach Welby's letzter Beſtimmung ſein Haus ſo lange mit Prinzeß Sophie zu bewohnen die Gewogenheit haben, als der leidige Bürgerkrieg eben dauert. Es giebt keinen Ort in England, der verborgener wäre; Hunderte könnten drinnen verſchwinden, ohne je von ihren Bedrängern gefunden zu werden.“ Er lächelte düſter.

„Ich unterwerfe mich willig Eurer Sorgfalt, zumal ſie die Erfüllung des Willens eines edlen Todten iſt, deſſen jahrelanger Hilfe ich genoſſen." Damit verneigte ſich Eliſabeth und begann mit Edward ein Geſpräch über ſeine Familie, während Roslin, Richmond und Lord Craven ein wenig vorausritten.

„Wir begrüßen in Euch," begann Roslin feierlich, „das nunmehrige Haupt unſrer Verbindung und führen Euch an die geweihte alte Pforte, die durch Eure Macht ſich wieder öffnen und uns über — Seinem Grabe zu neuer Thätigkeit eingehen laſſen ſoll. Wann denkt Ihr die Freunde zu berufen?"

„Sobald ich meine Pflicht gegen Den erſt erfüllt habe, der mich gerufen hat."

„Mein Vater erwartet Euch zu dieſem Werke," verſetzte Richmond.

„Er ſoll auch mein erſter Rathgeber in der mir neuen, ſchwierigen Pflicht ſein. — Erlaubt indeß, Freunde, daß ich meine Verwunderung ausſpreche, daß der Verſtorbene nicht den Earl Roslin, den Sproſſen des Geſchlechts, das ſo altehrwürdig in unſrem Bunde iſt, ſondern mich an ſeine Stelle berief? Verkenne ich auch nicht die beſondere Wichtigkeit, die ich als Gemahl und Schützer Eliſabeth's von England auch für unſere Sache habe, — Jahre haben mich aber vom Welbyhauſe entfernt, während Earl Roslin des Todten letzter, nächſter Vertrauter geweſen und in ſtetem, tiefem Einblicke aller Verhältniſſe geblieben iſt. Ich überkomme zu einer ſehr traurigen, folgenſchweren Zeit den Sitz des

Heimgegangenen und mit großem Mißtrauen gegen meine Fähigkeit.“

„Der greiſe Esquire muß dieſe Fähigkeit wohl beſſer gekannt haben, Lord,“ verſetzte Roslin, „als Ihr ſelbſt und wir And'ren. Er hat die Frage ſeiner Nachfolgerſchaft nach unſrer alten Ordnung allein zu entſcheiden, wir aber haben zu gehorchen. Niemand unter uns zweifelt auch, daß Ihr alsbald die glänzende und tiefe Einſicht rechtfertigen, unſre Gemeinſchaft durch die Irrungen dieſer Zeit mit ſichrer Hand führen, kurz Der ſein werdet, den Welby durch ſeine Wahl in Euch vorausgeſetzt.“

Es lag Etwas in des Earl Roslin Ton, was Craven wie dem jungen Richmond auffiel. Trotz des feierlichen, ruhigen Ernſtes klang's wie Bitterkeit, Spott oder Drohung, und wie Roslin eben nicht ſehr damit einverſtanden ſei, daß der verſtorbene Welby Lord Craven als ſeinen Nachfolger berufen habe.

„Unzweifelhaft wird es ſo ſein!“ ſtimmte Richmond haſtig zu, da Craven ſchwieg. „Wiſſen wir auch nicht alle Gründe Welby's zu würdigen, der Eine ſchon iſt klar genug und rechtfertigt ſeinen Entſchluß. Ohne Erhaltung oder vielmehr den Wiederaufbau unſerer ſtaatlichen Ordnung iſt unſere Sache nicht denkbar und kann nimmer geſegnetes Wachsthum haben. Die Hoffnung derſelben liegt alſo in Wahrung der Rechte Eliſabeth's und ihrer legitimen Erbin, Prinzeß Sophie. Von den jetzt regierenden Stuart's, ſei's König

Carl oder ſeiner Söhne Einer, wird — nach dem he
loſen Bruche mit dem Volke, keiner ſo friedlich me
die Krone tragen, und jener hohen Frau, jenem Kind
die wir jetzt heimlich nach London bringen, und denen w
im Hauſe unſres Bundes Sicherheit anbieten, mag
vielleicht beſchieden ſein, glücklichere Tage über Englan
unſerer theuren Sache aber neues Leben zu bringen!"

„Das eben," verſetzte Roslin — „wenn wirkl
ein beſcheidener Zweifel gegen den Todten ausgeſproch
werden darf, iſt's gerade, was ich tadeln möchte. Po
tiſche Rückſicht ſoll —, wie die des Glaubens unſe
Verbindung fern ſein! Wo dieſelbe jemals Dinge d
Staates in ihr Bereich zog, war auch Unheil, Z
ſtreuung ihrer Glieder, Zerreißung ihrer Kette. Zwietra
und Tod eine gewiſſe Folge davon, ſo lehrt die Geſchich
ihrer bewegten Vergangenheit. Ob Welby in De
was er als letzten Willen uns hinterließ, nun weiſ
glücklicher war, als jene Alten, die ähnlich gehande
müſſen wir abwarten! An unſerem treuen feſten Wille
Mylord Craven, ſoll's nicht liegen, bei Gott."

„Wundert Euch nicht, wenn ich mehr Euren Anſi
ten horche, als die meinen ausſpreche; ich bin noch
neu in Allem. Was Ihr von Welby's politiſchen Abſi
ten ſprecht, Sir Roslin, bezweifle ich, denn der To
wußte, daß ich der ergebenſte Diener meines Monarch
bin! — Wißt Ihr vielleicht, welche Räume des Hau
der Verſtorbene für Lady Eliſabeth und die Prinzeſ
beſtimmt hat?" fragte Craven nach einer Weile.

„Mein Vater, Mylord, hat darüber Welby's Willen in Händen, ich ſelbſt weiß Nichts!!" — —

Den übrigen Theil des Weges ſetzten ſie ziemlich ſchweigend zurück. Roslin verſank in's Brüten, Richmond war augenſcheinlich auch beklommen, und Craven ſelbſt konnte ſich einer unbeſtimmten Traurigkeit nicht entſchlagen, eines Mißtrauens in die Zukunft, wie er ſonſt noch nie empfunden. Was ihn bisher kaum beſchlichen — Furcht war's, eine Art unerklärlicher Furcht, die in ihm Wurzel ſchlug. Er geſellte ſich, ſeiner Stimmung Herr zu werden, zu Eliſabeth, zu ſeinem Bruder und Doderidge, welcher ſich nun wieder angeſchloſſen hatte, und nahm an ihrer Unterhaltung Theil, welche ſich um das Leben und die Verhältniſſe von Cravenhaus während ſeiner langen Abweſenheit drehte. So erreichten ſie, es war faſt gegen Mitternacht, ziemlich erſchöpft die Reſidenz und Grubſtreet, wo das düſtre alte Welbyhaus wie ein rieſiger Würfel vor ihnen lag.

Ohnweit von ihm hielt ein ſtattlicher Herr zu Pferde, und mehrere Diener zu Fuß umgaben ihn.

„Mein Vater, Mylord!" flüſterte Richmond und ſprengte vorauf.

Der alte Herzog Ralph von Richmond kam heran, drückte Craven ſchweigend die Hand, zog tief den Hut vor Eliſabeth, ſaß ab, und Alle folgten ſeinem Beiſpiel.

„Gieb Licht, Owthorne!" befahl der Herzog, die Stufen erſteigend.

Fackeln wurden entzündet, Diener brachten ſie hera
und die ganze Gruppe ward hell erleuchtet. Bei dieſe
Schein erkannte Craven in dem einen der Fackelträg
den alten Boten Welby's, der ihn ſo oft vordem hi
her gerufen hatte. Er nickte ihm grüßend zu.

William empfing mit großer Bewegung
Hauſes Schlüſſel aus Richmond's Hand. Der a
Herzog ergriff die Fackel, Roslin und der junge Her
nahmen zwei andere. Die Riegel kreiſchten, die T
öffnete ſich, langſam traten Alle ein.

„Kein Laſterhafter ſei unter uns!“ ſagte Cra
bewegt und laut, „oder er meide die Wohnung des F
dens!“ Unwillkürlich richtete er ſeinen Blick auf Rosl

„Keiner!“ erwiederte Dieſer. „Keiner!“ antw
teten die beiden Richmond's. Die Lords erhoben
Fackeln und beleuchteten den dunklen, fenſterloſen F

Craven ſchloß wiederum das Haus. Sie erſti
die breiten Steintreppen zum erſten Stock, wo alle
ſtigen Begleiter auf einem Vorflur zurückblieben. D
Richmond's, Craven mit Eliſabeth, Sop
Trehearne, Roslin, Edward und Doderi
gingen durch eine linke Seitenthür und erſtiegen
andere Treppe, die in das zweite Stockwerk fü
Craven öffnete mit dem Schlüſſel, welchen Doder
ihm nach Reenen gebracht hatte, ein großes Port

„Roslin und Du, Adelſtane, wartet meiner drin
Die Bezeichneten traten mit den Fackeln in den

Saal. Weiß und goldig ſtrahlte Alles, die Thür fiel raſch hinter ihnen zu.

„Folgt mir,“ ſagte der alte Herzog zu den Uebrigen.

„Die Räume, die wir nun betreten, hohe Frau, ſind nicht für den Fuß Derer, die uns bisher begleitet haben. In ihm waltete der treue Welby allein, ſie beſtimmte er als William Craven's, Eliſabeth's von England, ihres Kindes und ihrer nächſten Freunde Freiſtatt. Jedem Anderen bringt Das, was Euch Segen und Frieden gewährt, Fluch und Verderben.“ Der greiſe Herzog ſchritt einen langen Korridor hinab, auf William geſtützt folgte Eliſabeth. Ein freundliches Gemach öffnete ſich ihnen, wo ein Feuer im Kamin praſſelte. Owthorne war drinnen und empfing ſie mit ehrerbietiger Herzlichkeit.

„Hier, meine theuren Freunde, wird der wackere Trehearne hauſen. Ein Wink von ihm an Owthorne wird genügen, alle Eure Wünſche zu befriedigen. Er iſt ein feſterprobter Mann, der Alles im Hauſe kennt, deſſen Tochter und Frau Euch aber, königliche Hoheit, ſtets willige Dienerinnen ſein werden!“ Der Herzog führte ſie in hohe, erleuchtete und mit einfacher, altväteriſcher Nobleſſe eingerichtete Zimmer. Im Speiſegemach duftete ein fröhlich Mahl, und von den Fenſtern dieſer Zimmer konnte man die weite Fläche der Finsburg-Felder überſchauen.

„Glaubt nicht, hohe Frou, daß Ihr hier, weil

Manches ernſt und ſonderbar erſcheint, Grund zur Furcht habt. Unſere Sorge um Euer Wohl, um den dauernden, ſtillen Segen, welchen dies Haus Allen gewährt, die es lieben, geſchieht es nur. Ihr könnt, aus welchem Grunde Ihr immer auch wollt, zu jeder Zeit des Tages und der Nacht dieſes Aſyl verlaſſen, ohne daß außer Owthorne Jemand es weiß. Wie Ihr's könnt, das ſteht nur Eurem edlen Gatten zu, Euch zu erklären. Ohne Noth verlaßt es nicht. — Nehmt Platz und pflegt der Ruhe. — Mylord, wollt Ihr mir nebenan ein Wort gönnen, ehe ich Euch für heute verlaſſe?"

Der alte Richmond nahm eins der Lichter und trat mit Craven durch das Schlafzimmer nebenan in ein kleines Cabinet.

„Welby's geheimes Arbeitszimmer," flüſterte er umherleuchtend. „Hier fand ihn Owthorne todt. — Seht, die Lade ſeines Schreibtiſches ſteht noch offen!" — Beide traten ernſt und bewegt heran. — Auf dieſer Lade lag ein großer Brief. „An William Craven, meinen Sohn und Nachfolger," lautete die Aufſchrift.

„'S iſt ſein — Geheimniß an Euch!" — Richmond trat zurück.

William erbrach das Couvert. Es enthielt den Plan des Hauſes und deſſen Erklärung, die Liſte und Nachweiſungen der Verbindung und ein offenes Schreiben.

„Ich habe Dich, mein geliebter Sohn und Bruder, an meine Stelle gewählt, weil Du der Würdigſte biſt. Erziehe den jungen Richmond als Deinen Nachfolger.

Er taugt dazu! Sein Vater, der Herzog, iſt wohl nächſt Dir der Erſte und Edelſte, aber zu alt für die ſchwere Laſt, die Deiner wartet. So lange er jedoch athmet, verlaſſe Dich auf ihn. Warum ich nicht — Roslin gewählt, der doch das allernächſte Anrecht hatte? Weil er falſch iſt! Sein tiefes Wiſſen und ſeiner Familie alte Hochachtung bei uns hat ihn machtbegierig und eitel gemacht. Hüte Dich, er wird Dein Feind ſein! — Zeige Richmond die Schrift und ſchweigt. Dies iſt mein Letztes.“ — —

Stumm reichte Craven dem Herzog dieſe Zeilen hin. Als ſie der alte Herr geleſen, nickte er und ſtarrte zu Boden. „Ich hab's gedacht. — Laßt uns tauſend Augen haben!“

Craven ſchloß ſämmtliche Schriftſtücke in die Schreiblade, zog den Schlüſſel ab, und Beide gingen zu Eliſabeth zurück. Wenige Augenblicke ſpäter waren William, Eliſabeth, Trehearne und die Prinzeſſin mit der Familie Owthorne's allein in dem weitläuftigen Gebäude. —

„Mag's Thorheit oder Unrecht ſein, William, ich fühle mich hier unbeſchreiblich beängſtigt und beklommen,“ ſagte Eliſabeth aufſeufzend. „Dieſe vielverſchlungenen, geiſterhaft ſtarrenden Räume, dieſe ſeltſam feierlichen Formen flößen mir Bangigkeit, — faſt Grauen ein. Es iſt, als lebte man in einer anderen Welt, deren Daſeinsgeſetze man nicht begreift.“

„Ihr lebt auch in einer andern Welt, geliebte Frau, und es ſoll ſo lange ſein, als die wirkliche für Euch nur Noth und Gefahren hat. Innerhalb dieſer Wände iſt ſtets nur Gutes und Gerechtes geſchehen, tiefſte Menſchenliebe und Frömmigkeit hält Die zuſammen, welche hierher kommen, und Selbſtſucht vermag ihren Zweck in dieſem Hauſe nie zu erreichen!"

„Ich glaube Euch gern, theurer Mann, ſonſt hätte wohl nicht Welby, nicht Ihr je Theil daran gehabt. Die beiden Herzöge ſind wahre Königsfreunde, und ihres Hauſes alte Ehre bürgt für ihre Geſinnung. Aber dieſen Earl von Roslin, — ich weiß nicht, was mich bei dieſem unheimlich ſchönen und düſtern Angeſicht anwandelt! 'S iſt mir in ſeiner Nähe wie bei der Gegenwart einer Blume, deren Duft berauſcht und tödtet."

„Ich und Richmond kennen Roslin, das ſei Euch genug. Es fällt mir nicht ein, Euren Widerwillen mit Gründen zu bekämpfen; es giebt eben unergründliche Gefühle in der Menſchenbruſt. Ihr werdet aber Roslin nicht zu begegnen brauchen, und er beſitzt keine Mittel, Euch ohne Euren Wunſch zu nahen. Schlaft ruhig und ſicher, ich bin bei Euch. Alle die Schreckgebilde und Phantaſien werden ſchwinden, welche dies alte gute Haus vor Eure ohnedies erregten und überreizten Sinne geführt hat." Er küßte Eliſabeth auf die Stirne, und bald lag tiefſte Ruhe auf dem ſeltſamen Reiche des todten Welby. —

Wirklich beruhigte auch ein tiefer und geſunder Schlaf die angegriffenen Nerven Eliſabeth's, und als der volle Tag am nächſten Morgen in ihre Fenſter ſchien, ihr freie Ausſicht auf die grünen Felder, die Vorſtädte und nördlichen Stadtthore erlaubte, als ſie ſich in einer Häuslichkeit fand, wo bequem und ſtandesmäßig ſich Alles ihr bot, was von damaligem Comfort verlangt werden konnte, vergaß Eliſabeth auch bald die peinlichen und fremdartigen Eindrücke, die der Eintritt in dies Aſyl hervorgerufen hatte. Ihr Kind, der Mann ihrer Liebe, der redliche Trehearne waren ja um ſie. Wenn die Familie Owthorne auch wohl etwas Verſchloſſenes an ſich hatte, was ſie erinnerte, das Vieles in dieſem Hauſe exiſtire, was ihrem Auge verborgen ſei, ſo ließ die Ehrfurcht und Bereitwilligkeit dieſer Leute doch Nichts zu wünſchen übrig. Ueberdem ſollte ſie ja auch Edward und Doderidge, Jeany und Maggy öfters ſehen, Leute, die ja nun ihre Verwandten waren. William hatte ihr ferner mitgetheilt, wie nahe die Gefahr, in Tilbury von Capitän Skippon erkannt zu werden, ihnen geweſen ſei, und daß man gegen ſie wie ihre Begleiter in dieſem Falle ſicher den ſchlimmſten Argwohn gefaßt und ſie ihrer Freiheit beraubt hätte. Jedenfalls mußte ſie als des Königs Schweſter jetzt ein Gegenſtand des öffentlichen Haſſes und unausgeſetzter Beobachtungen werden, die ſicher ſchlimmer als eine zeitweilige Abgeſchiedenheit waren, welche ſie vor dem Looſe bewahrte, ein Opfer der Herrſcherſünden ihres verblendeten Bruders zu werden. Wohl hätte ſie's gern vorgezogen, in der Idylle des lieblichen Reenen zu bleiben, aber dies kleine Beſitzthum gewährte keinen Ertrag. Ihre Appanage von Kurpfalz war ihr von Maximilian von Baiern, der das Land wieder in Beſitz genommen, entzogen worden, Welby's plötzlicher Tod und der Ausbruch des Bürgerkrieges aber hatten alle heimiſchen Hilfsquellen geſchloſſen, die ſo reichlich ſonſt gefloſſen waren. Die ſchleunige Rückkehr nach London, mithin aber auch dies verborgene Leben waren eine Nothwendigkeit geworden, ſelbſt wenn auch nicht die Gefahr des königlichen Hauſes, nicht der Wunſch Carl's I. und die Hoffnung, daß William's Rath den drohenden Dingen noch eine friedlichere Wendung zu geben vermögen, ſie mächtig beſtimmt hätten, in England zu erſcheinen und auch ihrerſeits nach Kräften beizutragen, die bedrohte Sache der Stuart's zu ſtützen.

Schon im Laufe des erſten Tages und nach einer Berathung mit dem alten Richmond wurde Lord Craven klar, wie ſchwierig ſeine Stellung in London geworden ſei. Wenn er die Liſte der Genoſſen durchging, welche nicht blos geiſtig und aus der Entfernung mit Welbyhaus verkehrten, ſondern in London ſelbſt ſeine ſtändigen Beſucher waren, alſo gewiſſermaßen Stamm und Pflanzſchule der ganzen Vereinigung bildeten, ſo betrug die Zahl Derer, welche vom Bürgerkriege etwa fern zu bleiben vermochten, noch lange nicht den zehnten Theil aller Glieder. Greſham und Wollaſton ſtanden ſchon in der Miliz des Parlaments, was Doderidge ihm ſagen werde, konnte William ahnen. Der junge Richmond war bereit, zum König zu gehen, und daß er ſelbſt folgen müſſe, wenn er in London ſeine nächſte Pflicht erfüllt habe, unterlag gar keinem Bedenken. Was Craven Troſt gab, der greiſe Richmond blieb ja gewiß. So lange er im Oberhauſe noch für Verſöhnung mit dem Könige plaidiren konnte, wollte er dieſer ſeiner öffentlichen Pflicht genügen, ging Alles fehl — und er ahnte das, ſo wollte er in's Privatleben zurücktreten und Welbyhaus zu ſeiner einzigen Sorge machen. Als es dunkelte, und Herzog Ralph ihn verlaſſen hatte, kam Doderidge, um William zum Vaterhauſe abzuholen, das ihn nach ſo langen Jahren ſehnlichſt erwartete.

„Vernachläßigt Nichts, Mylord, was Euch unkenntlich macht. Legt alle ritterlichen Gewohnheiten möglichſt ab,“ bat Doderidge. „Es geht bereits die Rede durch London, Ihr und Lady Eliſabeth ſeid mit dem fürſtlichen Kinde in der Stadt; Skippon hat doch Lärm geſchlagen.“

„Ich danke Dir, Freund. Sobald meine Pflicht hier aus iſt, will ich die Einwohnerſchaft gern von mir befreien.“

„Wohin Ihr geht, ahne ich. Gott erhalte Euch, theurer William, denn Euer Blut fließen zu ſehen auf jener Seite wäre mein einziger Schmerz. Der Herr ſchlage Die mit Blindheit, welche gegen Euch das Schwert wenden! Verzeiht die alte Sprache der Jugend!“

„O, ſprächſt Du ſie doch immer zu mir, Doderidge. Ich weiß nicht, ob ich hoffen darf. Du werdeſt meines

Vaters wie Edward's Stütze bleiben und Dich nicht in den Kampf miſchen?“

„Ich werde es wohl thun und flehe den Himmel an, daß ich Euch nicht zu begegnen brauche, es ſei denn, um Euch zu retten. Mein verfolgter Glaube, mein Gewiſſen zwingt mich, mit dem Volke Gottes gegen das Unheil zu ſtreiten und ein Geſchlecht niederzuwerfen, das der Himmel ſo lange als Fluch unter uns geduldet hat. Nur eine Frau nehme ich von ihm aus, die Edle, die lange genug die bittere Thorheit des Herrſcherthums durch Leiden und Engelstugend geſühnt hat, und das ſchuldloſe Kind, das noch nicht weiß, um was ſie im Leben von ihrem eigenen Blute betrogen worden! Sie Beide ſind mir heilig, ſo wie Ihr und was in Welbyhaus aus- und eingeht.“

„Du willſt zum Parlamentsheer!“ —

„Die geſammte Gewandſchneidergilde hat ſich zu einem Regiment unter Elliot zuſammengethan, nur Edward und etwa ein Dutzend fehlen, die ihrer Eltern Stütze ſind. Ich weiß Jeany und meine Mutter verſorgt, alſo gebe ich mein Blut in Zebaoths Hände.“

„Ich dachte immer, Du werdeſt meine Schweſter Maggy heimführen, Deine Schwärmereien würden in der Liebe gemildert werden.“

„Sprecht nicht von Maggy, Sir! Wenn ich ein blauer Cavalier, ein Edelmann wäre, vielleicht beſänne ſie ſich, denn ihr Sinn ſchweift hoch und hängt an der

Eitelkeit des Lebens. Sie wird um Joſuah Doderidge nicht arg weinen, wenn er ſtarr auf der Haide liegt!“

„Ich ſehe Dir tief in's Herz, mein armer Freund. Da ruht ein Leid, das Dir die Schlachttrompete erſt vertreiben ſoll. — Wenn Du Kraft haſt, zu erſtreben, was Dein Gemüth erfüllt, ſo denke meines Beiſpiels, und es wird Dir gelingen. Gott iſt ja mit dem Tüchtigen.“

Doderidge faßte heftig William's Hand. „Ich denk' an Euch!“ — Beide Männer verſtanden ſich. — —

Da lag Druryhaus wieder. Da ſtand er wieder in dem alten Comptoir, und ein wackelndes, graues Männchen kam auf ihn zu, — ſein Vater. Er ſchloß ihn in ſeine Arme.

„Wirklich er iſt's, mein Stolz, mein William! Ach, daß Du nur zu ſo'ner Teufelswirthſchaft in's Land kommen mußt! Ich ſag' Dir's, ſie treiben's bunt, allzu bunt auf beiden Seiten. Hätt' nicht gedacht, das noch erleben zu müſſen. Aber kommt zu ihm herein, Alle. Junges Volk iſt ſeitdem in unſer Haus gekommen, Kind, ein William und 'ne Eliſabeth!“ —

Zitternd vor Freude führte er den Sohn in's Wohngemach. Ein Jubelſchrei erfolgte. Maggy lag in William's Armen, ein ſtolzes, in reifſter Lebensblüthe aufgeſchoſſ'nes Mädchen.

„Iſt das mein heldenhafter Bruder, der Sieger von Kreuznach? Der Gemahl der ſchönſten und edelſten

Dame Englands? — O, wo haſt Du ſie, William, daß ich ihr die Hände küſſe und ſage, wie ich ſie liebe!“

„Du ſollſt ſie ſehen, Du und Jeany. Bedenk', es iſt gefährlich jetzt, von ihr ohne Noth und vor fremden Ohren zu ſprechen. Herzlich gegrüßt ſeid, theure Jeany, nehmt in dem Kuße den Dank für das Glück, das Ihr meinem Edward bereitet habt!“

„Von ganzem Herzen ſeid willkommen,“ erwiederte die kleine runde Jeany tief erröthend. „Ja, Mylord, ich bin ganz glücklich, und Euch es auch zu wiſſen, das freut mein Herz.“

„Aber ſie hält auch gut Regiment über den Edward!“ lachte der Alte, „ſcharf Regiment, über ihn und uns Alle. 'S iſt ein rechter Segen mit ihr und Doderidge über uns gekommen, Schade, daß Joſuah nun durchaus in den Krieg will, wie alle Gildegenoſſen.“

„Könnt Ihr das denn nicht hindern, liebe Jeany?“

„Kann ich — Euch denn hindern,“ ſagte ſie ernſt, „Eure Straße in dieſem Streit zu ziehn? Was in unſerer Bruſt ſteht als Geſetz, wie wenn's auf Moſes Tafeln gegraben wäre, der Geiſt, der uns treibt, ihm müſſen wir folgen. Die Entſcheidung aber ſteht droben!“

„So muß denn Alles gehen, wie der Himmel will,“ ſeufzte William traurig, „und dieſer Willkomm zugleich der Abſchied ſein. — Kann Jemand uns hier belauſchen?“

„Kein Menſch,“ ſagte Jeany, „ich habe deshalb alle Leute heut eher entlaſſen.“

„So will ich Euch denn, Ihr Lieben, eine Sorge offen vertrauen. Was Ihr in dieſer Stunde hört, laßt's für mein Vermächtniß gelten. — Ich gehe zum König. — Nicht daß ich noch Hoffnung hätte, mein Rath werde das Unwetter beſchwören, nicht daß ich glaubte, Carl könne auf die Dauer dem Zorn eines gekränkten Landes widerſtehn. Bei Wem das Unrecht iſt, bei dem kann nimmer der endliche Sieg ſein. Ich gehe nur, weil meines Weibes Bruder nicht in der Todesnoth ſagen ſoll, ich habe ihn verlaſſen! Doderidge geht gleichfalls den Weg der Pflicht. Er wird mein Gegner, aber ein freundlicher Gegner ſein; Gott laſſe ihm ſeine Bahn glücken. Ihr aber bleibt zurück. Du, Edward, mußt mit Jeany der Hüter meines höchſten Schatzes ſein. Wollt Ihr's?"

„Ja," und Jeany legte lebhaft ihre Hand in die Lord William's. „Ich will Eliſabeth's Schweſter ſein, und eh' ſoll das Blut meiner Kinder fließen, ehe ihr und Sophien ein Haar gekrümmt wird!"

„Bedarfſt Du nach ſolchem Wort noch meines Eides?" lächelte Edward bewegt.

„Nein, Eure Liebe iſt der beſte Schwur. Eliſabeth iſt in Welby's Hauſe vorerſt weit ſicherer als hier. Doch ſollte es eines Tages nicht ſo ſein, und ich bin ferne, oder todt, oder gefangen, und ſie läßt Euch zum Schutze anrufen, folgt blindlings dem Boten. Jeany wird Eliſabeth dann — als Arbeiterin, hört Ihr, als Arbeiterin hier annehmen, ihr Kind wird als das einer Freundin gelten, Jeany, bis das Schwerſte vorüber iſt! Ich hoffe und denke, dieſes Aeußerſten wird's nicht bedürfen, doch Nichts auf Erden iſt — zu ſicher vor der Selbſtſucht!"

„Trägt," ſagte Edward, „ſolche Selbſtſucht ein Mann in ſich, den ich kenne? Ein Mann aus jenen Hallen der Liebe —?" er ſtockte erbleichend.

„Ich wette, ich errathe den Kain an ſeinem Zeichen!" fuhr Doderidge wild auf.

„Ein Wort genügt: — Roslin! — Laßt uns etwas Anderes reden." — — — —

Spät Abends nahm William von ſeiner Familie Abſchied. Es war eine thränenvolle Stunde. Doderidge brachte ihn hinweg.

„Sieh mir nur noch'n Mal in's Geſicht, William," ſagte der Vater. „Mein Auge — 's iſt, als ſagt's mir Einer, — ſieht Dich doch nie wieder."

„Doch, doch, — in der Unſterblichkeit, Vater!" —

Wenige Tage ſpäter fand eine letzte Verſammlung Derer ſtatt, die Welbyhaus ſo lange Jahre vereint hatte. Die Meiſten erklärten, ihr Gewiſſen rufe ſie in's Feld, und etwa Zwanzig nur von ihnen, meiſt betagtere Leute, wie der alte Richmond, blieben in London und dem Kampfe, der die Nation durchflammte, fern. — — —

Die gegenſeitigen Rüſtungen waren faſt beendet. Carl I. hatte zu Nottingham ſein Banner aufgepflanzt und ſeine Anhänger gerufen. Den Oberbefehl ſeines Heeres führte Graf Lindſay, Prinz Ruppert die Reiterei; der König hatte die letzte Geſandtſchaft des

Parlaments kurz abgewieſen. Daſſelbe hatte inzwiſchen 20,000 Fußſoldaten und 75 Schwadronen unter Eſſex in's Feld geſtellt, und dieſe Streitmacht war numeriſch der des Königs überlegen. — —

William's Abſchiedsſtunde von Eliſabeth hatte geſchlagen. Sie war bleich, aber gefaßt.

„Mit Anbruch der Nacht muß ich fort, heißgeliebte Frau. Edward und der alte Herzog werden vorher kommen, unſeren ernſten Abſchied zu theilen und zu mildern. Mag Richmond Euch wie ein Vater, Edward wie ein Bruder, Owthorne aber der treue, wachſame Diener ſein, der mit ſeinem Leben ſelbſt Eure Sicherheit erkauft. Ich muß Euch nun über dies Haus Eröffnungen machen, die, wäre das Land nicht ein Chaos des Haſſes, ich nicht verantworten könnte. In dieſem Briefe iſt der Plan zu allen Räumen des Hauſes nebſt der Erklärung eingeſchloſſen, ich ſage zu — allen Räumen. Ein zweiten Plan hat der alte Herzog Richmond, einen dritten Earl von Roslin. In ihren Plänen ſind zwar faſt alle Räume bezeichnet, die geheimſten aber kenne nur ich und Owthorne allein. Sie ſind nie von Euch zu betreten, ſo lange Derſelbe noch eine andere Möglichkeit der Lebensrettung kennt.“

„Weshalb aber kennt Earl Roslin das Geheimniß dieſes Hauſes?“

„Weil er nach mir und Richmond der Erſte iſt, der hier gebietet. Ob er ſein Recht mißbraucht, weiß Gott allein. Doch ſeid gewiß, Was er durch ſolche Frevel auch zu erringen hofft, es wird ihm nicht gelingen! Wollt Ihr das ganz feſt glauben?"

„Wie ſollte ich's nicht, wenn Ihr es ſchwört?"

„In dieſem Euren Glauben liegt Eure und Sophiens beſte Sicherheit, und daß der Plan nie aus Eurer Hand kommt." — Er rief Owthorne herein. — „Mylady weiß Alles, mein Freund. Es iſt jetzt nöthig, daß ſie auch Alles — ſieht und Ihr's erklärt."

„Ich werde ihren Nothſchrei hören! — Mylady, wählt keinen anderen Weg zur Flucht, als den ich Euch nun zeige."

Er ſchritt, von Eliſabeth und dem Lord gefolgt, zum Schlafgemache, deutete hinter dem Bett Eliſabeth's auf einen Knopf an der Wand und drückte ihn. Sofort ſchob ſich dieſelbe auf. Man erblickte ein kleines Gemach, aus dem eine Schneckentreppe tief hinabführte.

„Wählt mit der Prinzeſſin dieſen Weg, er führt Euch bis in die Keller, dort aber geht's hinaus in's Freie und zu mir. Mag der Bedränger auch dicht auf Eurem Fuße folgen, eilt nur vorwärts, bleibt nicht ſtehen, er wird Euch dann nicht weit beläſtigen. Wo Ihr im Hauſe dann auf dieſe Treppe ſtoßt, ſie iſt an dem ſchwarzen Sterne erkenntlich, der jede Stufe ziert, dann ſeid Ihr geborgen." —

Owthorne drückte die Feder nochmals, ſchnappend ſchloß ſich die Wand, das Bett rückte wieder an ſeine Stelle.

„Ward das ſchon oft gebraucht?“ fragte Eliſabeth gepreßt.

„Ein Mal, daß ich es weiß, von Esquire Welby ſelber. Der, welcher ihn dazu zwang,“ Owthorne blickte Craven düſter an, „iſt nicht mehr.“

Er führte Lord und Lady Craven den bisherigen Weg in die Wohnräume zurück und verſchwand im Nebenzimmer.

Eliſabeth ſeufzte tief auf. „Und wozu dieſe geheimnißvoll gefahrvollen Pfade, wenn Edles nur hier getrieben wird, und kein Laſter dieſem Hauſe nahen kann, William?!“

„Eliſabeth, wenn dieſen Räumen das Laſter naht, wird es gebeſſert oder muß an ſich ſelbſt zu Grunde gehen. Keines Menſchen Seele, wenn ſie nicht ganz des Hohen voll und lauter iſt, bleibt ſo feſt, daß ihre bisher verborgenen ſchlimmen Keime durch den Anblick einer Macht, eines Reichthums und eines Wiſſens, wie hier herrſchen, nicht aufgeweckt und wild empor getrieben würden bis zur Verrätherthat. Nur was der Menſch gewiſſenlos ſelbſt ſich zufügt, der eigenen Seele Mord wird durch ihn ſelber hier gerächt. — Ihr könnt, und ſtände rings hier um Euch blutdürſtigſte Gewalt, ruhen wie ein Kind. Euch ſchützt die eigene, makelloſe Unſchuld!“ — — —

Der Abend ſenkte ſich. Der Herzog und Edward kamen. Es war die Stunde des letzten Beiſammenſeins, wo Eliſabeth ganz liebende, ſorgenvolle Frau war. Sie hatte William einen Brief an den König vertraut; er tröſtete ſie, ſo gut er konnte.

„Eliſabeth, ich bin durch Guſtav Adolph's Schlachten gegangen, Euer Bild im Herzen, und ward errettet. Dies Euer theures Bild wird mit den Hoffnungen aller Lieben, aller Edlen auch bei mir ſein wie ein Seraph und mich Euch wiederbringen. Wie ich Euch dann auch finde, habt Ihr nur Euch mit Sophien mir erhalten, — das Andere iſt nicht des Seufzens werth. Wir werden dann deſto heiligere, ſüßere Freude haben.“

„Glaubt Ihr das feſt?“

„Wie meiner Seele Heil!“ — — —

Um Mitternacht trennte ſich ein Reiter bei'm Barbican von zwei Männern, die zu Fuß waren.

„Lebt wohl, mein edler, ehrwürdiger Herzog! Lebe wohl, Edward! Ich laſſe in Euren Händen mehr zurück als mein Leben, das letzte Glück von England!!“

Fünftes Kapitel.

Ende Auguſt 42 wehte das Königsbanner zu Nottingham und rief die Anhänger Carl's zum Kampfe gegen das meuteriſche Volk. Der König war mit ſeinem Gefolge und dem Adel des Nordens von York aufgebrochen, und nachdem er Hull, das Sir Hotham vertheidigte, vergeblich zur Uebergabe ermahnt, war er an die Ufer des lieblichen Trent gerückt, in's Herz Englands, um ſeine Schaaren zu ſammeln.

Die feindlichen Parteien im Lande wurden kurzweg nur die der Cavaliere und der Rundköpfe genannt, und während die Erſteren unter dem blauen Banner des Königs mit dem ſchottiſchen Andreaskreuze fochten, galt das rothe Banner Englands mit dem Georgskreuze als der Aufſtändiſchen Zeichen. In Wahrheit aber war dieſe entſchiedene Parteibildung, wie wir ſie heute etwa mit den Worten Hochconſervative und radikale Demokratie bezeichnen würden, noch nicht eingetreten. Dieſe extremſten Parteien waren zur Zeit noch klein, und man konnte unter ihnen höchſtens die katholiſchen Lords des Nordens und die Puritaner verſtehn. Zwiſchen ihnen indeß lag die ganze ungeheure Maſſe des Volks, welche je nach Geſinnung, Stand und Bekenntniß Zwiſchenkategorien bildete und nothwendig den Sieg derjenigen Partei ſichern mußte, zu der ſie im Laufe des Kampfes trat. Zum Könige hielten die vornehmen orthodoxen alten

Geſchlechter, die in ihm den Wiederherſteller der päpſtlichen Gewalt ſahen, der große Landadel mit ſeinen Pächtern, das fuchsjagende Krautjunkerthum, welches im Aufblühen der Städte ſeinen Ruin, im Emporkommen des Puritanismus den Untergang Englands erblickte. Letzterer gehörte entweder der Hochkirche oder dem ſogenannten gemäßigten Presbyterianismus an, hatte aber von einem abſoluten König, der ganz willkürlich herrſchen dürfe, gar keinen Begriff. Er wollte ſo gut wie das Volk ſichere Geſetze und ein parlamentariſches Regiment, nur daß es conſervativ, reſpective ſeinen Intereſſen dienſtbar ſein ſollte, und hatte die Worte „Schutz der Privilegien und Prärogative“ auf ſeine Fahne geſchrieben. — Die andere Partei beſtand hingegen aus dem reichen Handels- und Gewerbeſtande, aus der großen Maſſe kleinerer Gutsbeſitzer und Allen, die ſich dem großen, uralten Grundbeſitze gegenüber nur durch Anſchluß an die Städte, an den Handel und die Induſtrie zu halten vermochten. Unter dieſen zeichnete ſich auch ein gut Theil Adels aus, der unter den Geſetzesverletzungen der Stuarts gelitten hatte, und welcher, die große Zeit Eliſabeth's im Herzen, die Wohlfahrt der Nation und die eigene nur in gewiſſenhafter Handhabung der Geſetze erkannte und für dieſe ſtritt, nicht etwa um den König zu entthronen, ſondern nur zu zwingen, dem Uebermaße der angemaßten Gewalt zu entſagen, welche auszuüben keinem Tudor je eingekommen war. Dieſe Adelspartei war aber in ſich geſpalten. Denn Viele, die mit dem Volke fühlten, ſeine Leiden beklagten, erkannten ihm doch nicht das Recht zu, rebelliſch mit den Waffen dem König zu widerſtreben. Zu dieſen gehörten die beiden Richmond's. Der kleine Bürger, Ackerbauer und Gewerbsmann aber, welcher den Druck der Verhältniſſe am meiſten empfunden hatte, der große Hauſe alſo, war ganz entſchieden für's Parlament. Die radikale Partei der Puritaner, welche in der Politik rein demokratiſche Zuſtände, in der Religion keinerlei Autorität als ſich ſelbſt und ihre Auffaſſung des Bibelworts als giltig anerkannten, hatte, den hohen Adel ausgenommen, in faſt allen Ständen eifrige Anhänger, zeichnete ſich durch Ernſt und Einfachheit des Lebens, einen Fleiß und eine Intelligenz aus, welche ſie trotz aller Verfolgungen und Leiden täglich mehr erſtarken ließ. Die tonangebende größeſte Partei des Landes war das parlamentariſch-presbyterianiſche Bürgerthum, deren Abgott John Hampdon, Pym und Graf Eſſex waren, und daß König Carl gerade daſſelbe gleich Anfangs gegen ſich hatte, war ſein Verderben.

War des Königs Schaar nun auch die kleinere, ſo gehörte ihr doch das platte Land mit ſeinen Zufuhrquellen, alſo das Kriegstheater. Bei ihr befanden ſich nicht nur jene blauen Cavaliere, die unter Guſtav Adolph gedient, alſo das Kriegsgewerbe inne hatten, ſondern die übrigen Edelleute mit ihren Pächtern und Dienern waren auch gute Reiter, des Jagdlebens gewöhnt und mit Schwert wie Feuerrohr vertraut.

Ihnen gegenüber ſtand die Miliz des Volkes, bei d
der gute Wille, der Haß und die Furcht fernerer B
drückung wie die Wucht ihrer Ueberzahl die Ohnmac
und Ungelenkigkeit des einzelnen Mannes erſetzen mußt
So lagen die Dinge zu Anfang des Bürgerkriegs, ſo ſa
ſie auch William von Craven an, den nicht Enth
ſiasmus, nicht ein Mal Hoffnung, ſondern nur ſeine pe
ſönliche Verpflichtung zu einem Könige führte, bei de
ihn nicht ein Mal beſonders freundliche, vertrauensvol
Aufnahme erwartete. Seine Reiſe in Carl's Lag
geſchah nicht ohne Hinderniſſe und mancherlei Gefahre
denn überall ſtieß er auf größere oder kleinere Trup
fanatiſcher Leute, die zum Parlamentsheer gen Süde
ſtrömten; ein Glück, daß ihn Niemand kannte. Nac
dem er erfahren, Eſſex concentrire ſich um Coventr
wählte er den Umweg durch Leiceſterſhire. — —

Es war Mitte Septembers. Der König hatte erfa
ren, daß Eſſex gegen ihn vorrücke, und ſeinem Kriegsrat
die Frage vorgelegt: ob man ihm entgegenziehen und d
Offenſive ergreifen, oder ſich lieber nördlich auf Yo
zurückziehen ſolle. Viel Zeit war nicht zu verlieren, u
auf ferneren Zuzug durfte man nicht mehr rechnen. D
alte Schotte Lindſay, Carl's Obergeneral, ſtimm
für das Letztere, Ruppert für unbedingtes Vorgeh
Carl, wie immer, zögerte von Tag zu Tag mit d
Entſcheidung, und man konnte gewiß ſein, daß er ſi
dann für das entſchied, was gewiß das Verkehrteſte wa
Endlich ertheilte er plötzlich und energiſch am Morg

des 18ten Befehl, das Lager abzubrechen und ſich zum Vormarſch anzuſchicken.

Während die weißen Zeltreihen verſchwanden, und der zahlreiche Train ſich ſammelte, ſtellte ſich die royaliſtiſche Armee jenſeits des Trent in langen Marſchlinien auf. Die Flügel und das Reſervecorps bildeten die Fußſoldaten, Gros und Vorhut die Cavallerie. Da ſah man Lord Brooke's Purpurbataillone, Lord Say's blaue Reiter, Fintlather's leichte Schützen zu Pferde und John Gorring's Dragoner.

Vor den Colonnen hielt König Carl. Sein melancholiſches blaſſes Geſicht, von langem Lockenſchmuck umweht, ſtarrte geiſterhaft trübe aus der weißen Spitzenkrauſe. Er trug das gewohnte ſchwarze Sammetkleid, und ſein eben ſo ſchwarzes Roß trug eine weite rothſammtene Schabracke, mit dem Wappen Englands geſtickt*), welche wie eine Turnierdecke faſt ganz deſſen Leib bedeckte. Der König ſah wie der Tod aus, der auf Blut thront, und doch war dieſer Mann Nichts weniger als von Natur bösartig oder blutdürſtig, ſondern nur ein Conglomerat von phantaſtiſcher Verſchrobenheit und Schwäche. So lange er Macht zu regieren hatte, war er der Don Quixote der Monarchie, nachdem er erſt Alles verloren hatte, bis auf das Leben, gab er es — wie ein großer König hin. Er verſtand majeſtätiſch zu leiden. Seine beiden Söhne Carl und Jakob, die Miniſter Hyde und Falkland, Lindſay, die Söhne ſeiner beiden Günſtlinge, Rocheſter und Buckingham, Prinz Ruppert und deſſen Adjutant Major Roslin der Earl Erskine von Orkney waren um ihn, ſprengten ab und zu und ordneten die Leute.

---

*) Sie befindet ſich in der Waffenſammlung des Prinzen Carl von Preußen. D. V.

Während dieſes Vorganges trabte die ſüdliche Straße von Plumtree ein Reiter her. Sein blauer Mantel, die blaue Feder ſeines Hutes flatterten, und ſein Auge blitzte prüfend über die Heerhaufen hin. Ein Reiterpiket der Vorhut kam ihm ſogleich entgegen. Der Offizier deſſelben zog das Piſtol, erhob es und ritt den Fremden an.

„Steht, Sir! — Wohin?“

„Zu Sr. Majeſtät, Lord Mulewather!“

„Bei St. Georgs Drachen,“ der Offizier ließ die Waffe ſinken, „träum' — oder wach' ich! Sir William, der — Earl von Craven? — Mein alter, edler Commandeur aus Deutſchland iſt's?“ —

„Gewiß, Mylord, wundert Euch das ſo? Ich wäre wohl eher zur Stelle, aber hatte mein Haus zu beſtellen, bringe dafür aber Nachricht über den Marſch der Parlamentsleute.“

„Wenn ich erſtaunte, verzeiht. Aber man ſagte im Heer und in Sr. Majeſtät Umgebung, Ihr wäret ein Abtrünniger geworden!“

„Daß man ſo ſpricht, beklage ich um Sr. Majeſtät willen, daß aber ein Herz, das an meiner Seite in

Deutſchland dem Kampfe entgegen ſchlug, das auch zu glauben vermochte, ſchmerzt mich tief!"

„O glauben wollt' es Keiner, und doch — mußten wir's nicht faſt? Gottlob, daß wir's Euch nun abbitten können. Kameraden, das iſt Herzog von Craven, der blaue Cavalier, der Sieger von Kreuznach! Salutirt ihn!"

Raſſelnd ſenkten ſich die Degen. „Der blaue Cavalier! Craven, Craven! Gott ſchütze ihn!"

Alle wandten und umgaben ihn jauchzend. Etliche ſtürmten zurück, es zu melden. „Lord Craven iſt da!" riefen die Cavaliere, „der Herzog Craven!" Und wie eine Woge von Regiment zu Regiment pflanzte der Jubelruf ſich fort.

„Was iſt da vorn?" wandte ſich der König.

Ein Edelmann ſprengte heran, den Hut ziehend. „Lord William, Earl von Craven, Majeſtät!"

Jubelnder Zuruf umtoſte Carl'n. Es war, als ſei mit Craven der Genius des Heers, der Sieg gekommen.

„Alſo doch!" Das Geſicht des Monarchen färbte ſich dunkelroth, es ward faſt noch düſtrer als ſonſt. „Was iſt das alſo, Neffe? Ihr behauptetet doch, Mylord der Herzog werde nicht kommen? Welche Gründe hattet Ihr?!"

Prinz Ruppert ſtarrte ihn verwirrt an. „Ich — ich meinte nur, — er — er würde es ſeinem Vortheil gemäßer halten, nicht zu kommen. Nachdem er Ew. Majeſtät betreffs der holländiſchen Rüſtung getäuſcht, konnte man's, — haha, doch wohl glauben? Ueberdem hat es Roslin, nicht ich, geſagt, der ihn in London verlaſſen."

„Ich muß Ew. Hoheit bemerken," erwiederte Dieſer geſenkten Hauptes, aber ſpitz, „daß ich nicht ſagte, Mylord habe erklärt, nicht zu kommen. Ich meinte nur, ich glaube, er käme nicht, weil zu wichtige — Familienſorge ihn hindern dürfte!"

Ruppert unterdrückte mühſam ein Lachen.

„Dann, Mylords," entgegnete Carl bitter, „habt Ihr Se. Herrlichkeit, unſeren Schwager, falſch beurtheilt. Wir werden Uns ſelbſt überzeugen, was ihn ſo lange hielt, und ſind gewiß, Herzog Craven wird wiſſen, was er that! Laßt Uns ihm entgegen!"

Carl I. gab ſeinem Roß die Sporen, und hinter ihm her rauſchte das Gefolge.

„Ihr habt mich da in 'ne verdammte Patſche gebracht, das dank Euch der Teufel, Roslin!" brummte Ruppert.

„Wie konnt' ich auch wohl denken, Hoheit, er werde ſein wunderbar ſicheres und warmes Neſt verlaſſen? Sah's ihm nicht ähnlich, den Sturm dort abzuwarten, um ſich auf die ſiegreiche Seite zu ſchlagen? Er wußte doch ſonſt immer ungerupft durchzukommen. Ich ſehe indeß, ſeine Ritterlichkeit läuft mit ſeinem Verſtande davon."

„Darüber thätet Ihr gut, Euch zu erklären."

„Vielleicht erklärt ſich's bald genug von ſelbſt. Unter vier Augen ſteh' ich Euch zu Dienſt, und Ihr werdet finden, meine Vorſchläge dürften gut ſein."

Als der blaue Cavalier des Königs anſichtig ward, ſchwang er ſich vom Pferde, deſſen Zügel er Mulewather reichte, und ſchritt auf den Monarchen zu.

„Faſt hätten wir Euch nicht mehr erwartet, Mylord!“

Craven beugte ehrfurchtsvoll das Knie. „Wenn Ew. Majeſtät zu glauben vermochte, ein Mann, der Euch und Eurem erhabenen Vater Alles dankt, und den das Geſchick ſo heilig und ſo feſt mit Eurer hohen Perſon verbunden, würde den Ruf ſeines Königs überhören, ſo kann Verleumdung oder ein Mißverſtehen nur der Grund ſein!“ —

„Das denken Wir auch, Mylord, und erwarten, daß Ihr Uns aufklärt.“ Er reichte ihm leicht lächelnd die Hand.

William faßte ſie heftig und preßte ſie an die Lippen. „Majeſtät, ich appellire an Euch als den erſten Edelmann Englands, an den einzigen, großmüthigen Herrn, den ich nach Guſtav Adolph noch lieben, dem ich noch dienen mag! Was Euren Glauben an mich wankend machte, war mein Benehmen in Holland. Hier ſteh' ich, dieſer Leib und dieſe Seele gehört ganz Euer; was ich mir allein bewahre, iſt nur meine freie Mannesehre, die auch der Geringſte im Lande ſein nennen darf! Für Euch bis zum letzten Lebensfunken ſtreiten, für Euch fallen will ich gern, mein Land mit fremden Horden überfallen, — das wollt' ich nicht! Wer, Mylords, unter Euch iſt ſo elend, zu wünſchen, daß in dieſem großen Streite der Fremdling unſer Richter ſei?

Wem iſt ſo feig zu Sinne bei ſeines Königs Sache, daß er ſich fremden Arms bedienen möchte, ſie zu retten? Das hieße Stuart's königliche Ehre beflecken! Der große Gott, der auch in Deutſchland auf mich ſchaute, richte mich; treu bis zum Tode Euch, Englands Verräther aber werd' ich nie ſein! Ich kam nicht eher, weil ich die Dame und ihr fürſtlich Kind erſt ſichern mußte, die auch Ew. Majeſtät theuer ſein wird. Sie, die — genug gelitten, durfte der Volkswuth nimmer Preis gegeben ſein. Ich übergebe Ew. Majeſtät dies Schreiben von Ihrer Hoheit!"

„Das mußtet Ihr, Mylord, Ihr thatet Recht!" murmelten rings die erregten Officiere. —

Kurzſichtig, unüberlegt und unedel in allen Dingen, die das Regiment angingen, war Carl I. im Punkte des Gefühls perſönlicher Ehre, des Frauendienſtes und aller der Tugenden, die einen Privatcharakter achtungswerth machen, das wahre Muſter eines Edelmanns. Als Craven alſo mit ihm ſprach, wurde alles Uebelwollen und Mißtrauen aus ſeinem Herzen geweht. Er ſah in ihm nur noch den deutſchen Helden, den hochſinnigen Mann und Patrioten, den einzigen Hort Eliſabeth's und den treuen Freund, der ſeine königliche Würde gegen Alle, ja gegen ihn ſelber ſchützen wolle. Etwas wie Ahnung kam plötzlich über ihn, daß hier das Schickſal den Mann ihm verleihe, der jetzt mehr Noth that als noch ein Dutzend Regimenter. Er winkte dem Stallmeiſter Herzog von **Albany**, ſtieg ab und umarmte den gebückten **Craven**.

„Nicht weil Wir ſelber etwa ſo ſehr dieſer Erklärung bedurft hätten, theurer, Unſerem Hauſe ſo nah verwandter Mann, ſondern daß dieſe Unſere getreuen Unterthanen erkennen ſollen, wie ſehr Ihr Unſere Werthſchätzung verdient, wünſchten Wir dieſe Eure Verantwortung. Ihr habt ganz in Unſerem Sinne und Nutzen gehandelt. Seid Uns nochmals hochwillkommen. Mylords, Wir ſtellen Euch Se. Hoheit, den erlauchten Gemahl Unſerer theuerſten Schweſter, Lord William Herzog von Craven vor. Wer unter Euch, den die Thaten engliſcher Schwerter in Deutſchland je mit Stolz erfüllten, könnte des blauen Cavaliers vergeſſen? Laßt ihn Euer Vorbild ſein!!“

„Hoch lebe König Carl, hoch lebe der blaue Cavalier!“ Alle Schwerter ſenkten ſich zur Begrüßung.

„Und nun zu Roſſe, Hoheit,“ lächelte **Carl**, „erlaubt, daß Wir Euch Unſere Truppen zeigen und Euren Rath hören.“

Craven hielt dem König dienſtfertig Zaum und Steigebügel, dann ſchwang er ſich ſelbſt auf und ritt neben ihm die Linien entlang.

„Wie findet Ihr die Leute, Lord William?“

„Wenn gut und vorſichtig geführt, Majeſtät, werden ſie Euch den Sieg geben. Nur Artillerie fehlt.“

„Artillerie und — Geld, Freund! Das iſt ſchlimm.

Wir müſſen eben Beides erobern. — Wo ſteht Eſſex?"

„In längſtens einer Woche muß er auf uns ſtoßen, wenn Ew. Majeſtät hier bleiben will."

„So raſch? Gut denn, je eher der Würfel fällt, deſto eher iſt's entſchieden. Die Stimmen Unſrer Officiere ſind getheilt. Lindſay will auf York zurückgehen und die Rebellen dort empfangen, Prinz Ruppert aber gleich auf ſie los. Was meint Ihr?"

„Majeſtät, ich bin weit entfernt, des Prinzen Perſon zu tadeln, die — mir nicht gefällt. Hier entſcheidet ja nicht der beſte Menſch, ſondern der beſte und klügſte Soldat. Ruppert iſt bis zum Wahnwitz muthig, aber auch bis zum Wahnſinn kopflos. Er kann Euch genau ſo viel verderben, wie alle Anderen zu nützen vermögen."

„Wollt Ihr ſelber die Reiterei nehmen? Wir werden Ruppert anderswo im Commando entſchädigen."

„Gott ſei vor, daß ich den Prinzen verdränge, Majeſtät! Er will ſich Feldherrnlorbeeren erwerben, und Eliſabeth's Sohn, der landlos iſt, ſoll nicht von mir des Einzigen beraubt ſein, was ihm im Leben noch blüht. Nur zügeln ſollte man ihn."

„Ihr ſeid ein wirklich edler Mann. Ihr werdet an Unſerer Seite vielleicht noch hilfreicher als en colonne ſein. — Was, meint Ihr, ſoll geſchehen?"

„Eſſex hat meiſt Fußtruppen, unſere Stärke iſt die Cavallerie. In der Hoffnung, uns hier zu treffen, marſchiren ſie Tag und Nacht. Weichen wir nach York zurück, ſo locken wir ſie in den äußerſten, loyalſten Winkel Englands. Geſchwächt nur werden ſie dort ankommen, und ſchlägt man ſie, dann dürften ſie, entfernt von ihren Hilfsquellen, total vernichtet ſein. Schlägt man ſie aber hier, iſt's ihnen immer ein Leichtes, rings aus den Städten neue Kräfte an ſich zu ziehen. Der erſte Sieg, Majeſtät, wiegt ſchwerer als drei ſpätere. Mit unſerer geſammten Macht aber gar vordringen, wie Prinz Ruppert will, halte ich für ſehr gewagt. Eſſex's Leute mögen ſchlechter reiten und fechten wie wir, aber mannhaft ſtandhalten werden ſie, 's ſind Engländer. Einen dritten Plan giebt's indeß, der vielleicht der beſte von allen iſt!"

„Welche Auskunft habt Ihr?"

„Wir rücken alleſammt über den Trent zurück bis Sheffield. Dort theilt man die Armee. Ew. Majeſtät mit Fußtruppen, Bagage und ſchwerer Reiterei zieht gen York, der Feind wird uns nachrücken. Lindſay mit Ruppert's leichter Reiterei aber geht eilig ſeitwärts auf Burton und weſtlich durch Shropſhire und Warwick, kommt ihm dann in den Rücken und zwingt ihn, ſich ebenfalls zu trennen, um London und den Süden zu decken. Dann bringen wir mit zwei Schlachten die Sache zur Entſcheidung, und der Prinz hat ſo Gelegenheit, zu zeigen, Was an ihm iſt!"

„'S iſt ſonnenklar, Euer Plan iſt der beſte!" Der König hielt an, wendete und winkte dem Gefolge. „Mylords, Wir haben Uns entſchieden. Vorerſt nach

Sheffield. Von dort führen Wir ſelbſt die eine H
der Armee nach York, die andere, zumal des Pri
leichte Reiterei unter Lindſay's Obercommando, we
und macht einen Flankenmarſch gen Süden. Wir mi
zwei Schlachten und zwei Siege haben. In
Stunde ſei Alles auf dem Wege.“ — —

Die Officiere ſprengten zu ihren Truppen,
Marſch anzuordnen.

„Eine verfluchte Beſcheerung, Roslin!“ ſchim
Ruppert. „Kaum erſcheint mein allerliebſter S
vater, der in der Hölle ſchmoren möge, ſo nimmt er
Heft auch in die Hände!“

„Das Heft, ja, aber wenn Ihr die Klinge
behaltet, ſo haltet Ihr den Sieg, mit ihm den Ein
Die Komödie, die er vor der Majeſtät ſpielte, macht
wirklich gut, Ritterlichkeit war ja immer Onkel
ley's*) ſchwache Seite.“

„Einfluß, ſagt Ihr? Zum Teufel mit ihm,
ich unter des Schotten Lindſay Commando gen
ſoll! Des Alten Fiſchblut gönnt mir keinen Lor
In York indeſſen ſitzt der König warm genug.
ich in dieſer neuen Auskunft ein Loth Hirn ſehe, wil
meine Piſtolen ſammt der Ladung freſſen!“

„Ruhe doch, mein hoher Herr! Der Plan i

---

*) Rowley war Carl's I. Spitzname bei'm
Er hat den Doppelſinn des „Anſporners“ und zu
„Wankenden.“ D. V.

übel eben nicht. Erſtens wird der Feind umgangen, abgemattet und getrennt. Zweitens kommt Ihr gen Süden, alſo dem König und Sr. Hoheit dem edlen Stiefvater aus dem Geſicht. Iſt die Gelegenheit dann günſtig, an den Feind zu gehen, ſo ſcheert Euch doch den Henker um Lindſay! Werft mit Eurer genialen Kraft dies Rebellengeſindel auseinander! Dann liegt London vor Euch, London, und mit ihm das Herz des Kampfes, Ihr werdet des Königs Abgott, ſein Lenker ſein! Ich müßte mich ſehr täuſchen, oder Mylord Craven ſinkt zur Staffagefigur in Carl's Gefolge herunter."

„Haha, vortrefflich! Ihr habt einen pfiffigen Kopf, Roslin. 'S ſoll gewiß Euer Schade nicht ſein, wenn Ihr zu guter Stunde mir was von ihm herleiht!"

„Ich bin Euer Hoheit Diener allezeit, wär's auch nur, um zu erweiſen, was eigentlich denn hinter dieſem vielgerühmten blauen Cavalier ſteckt!"

Beide ſchlugen ein luſtig Gelächter auf und ritten an die Tête ihrer Truppen. — — —

Kein Monarch war abhängiger von dem Eindrucke ſeiner nächſten Umgebung, als Carl I. Stimmte derſelbe harmoniſch mit ſeinen individuellen Gefühlen, ſo gab er ſich demſelben ganz gefangen, mißſtimmte ihn derſelbe, ſo war hingegen der Unglückliche, der dies bewirkte, auch gänzlich ſeines Vertrauens bar, mochte er ſonſt der redlichſte Mann ſein. Der König verſtand eben nie, objectiv die Dinge zu betrachten, ſondern ſah

nur immer die Perſonen, und zwar durch das ge
Glas ſeiner querköpfigen Gefühle an. Was Schme
und Selbſtſucht, was Wahrheit und ernſte Treue ſe
er zu unterſcheiden gänzlich unfähig. Herzog von
ven beſaß von dem Augenblick ſeines Erſcheinens a
ganzes Herz. Hätte er den König nun ſchlau ben
Ruppert vom Commando der Reiterei verdrä
ſich zum alleinigen Generaliſſimus machen wolle
hätte ihm ſehr wenig Mühe gemacht. Vielleicht
Carl's Sache dadurch gerettet worden. — Cr
hätte es aber für gewiſſenlos gehalten, Ruppert
Lindſay dergeſtalt zu entfernen, um den Köni
ſich in Beſchlag zu nehmen und in ſich die Ma
erneuern, welche Buckingham und Strafford
über denſelben beſeſſen und ſo heillos mißbraucht h
Sein Schwert, ſein Rath war ſtets für den König
aber nur wenn's begehrt ward. Seine Beſcheid
wie das Gefühl ſeiner eigenen Würde hielten ih
ſich ſchmarotzerhaft an den Monarchen zu drä
deſſen Schwächen zu mißbrauchen und in Höfling
ſich ſo mit ihm zu identificiren, daß er Carl
Willen als Product von deſſen eigener königlicher
nung aufgelogen hätte. Craven's Begriffe vo
Majeſtät des Herrſcherthums waren zu hoch und
er hatte ſie in Guſtav Adolph zu ſehr ve
gelernt, kannte Carl I. überdies perſönlich v
wenig, als daß er hätte erkennen ſollen, wie d
allerdings eines ewigen Leiters bedurfte, wie

Naturell zur Abhängigkeit geſchaffen war, und ihm ein Mann ſehr Noth that, der, ſeines Volkes Rechte herzlich liebend, ihn die eben ſo kluge, entſchiedene, wie ſittliche Bahn der Geſetzlichkeit geleitet, kurz — ihn vor ſich ſelbſt bewahrt hätte. Carl ward ſowohl ſeinen Entſchlüſſen wie ſeinen Gefühlen fortwährend treulos, nur ſeinem Hochmuthe nicht, ſobald dieſe nicht ſtets von ſeinem Günſtling controllirt und rege erhalten wurden; eine Herkulesarbeit, der kein Charakter gewachſen war, welcher die Selbſtſtändigkeit ſeines königlichen Herrn ehrte und als das erſte Erforderniß gerechten und wirklichen Herrſchens anſah. Craven war eben kein Hofmann. — — — — — — — — — — —

Der Kriegsplan, den der Herzog angerathen, ward gewiſſenhaft ausgeführt. Graf Eſſex, welcher ſich unter dem Schwedenkönige wohl militäriſche Routine erworben hatte, aber nicht der Mann großer Entſcheidungen war, drang in Eilmärſchen über den Trent, und erſt, als er Doncaſter erreicht hatte, wurde er inne, daß Lindſay und Ruppert ſüdweſtlich auf Nantwich gegangen waren, er es alſo mit zwei feindlichen Heerkörpern zu thun hatte, deren einer ihn weit in den Norden gelockt hatte, deren anderer aber auf beſtem Wege war, ihn vom Süden abzuſchneiden. Sofort theilte er ſeine Völker und ſendete die eine Hälfte zurück, in der Hoffnung, Lindſay und Ruppert noch zu überholen und vom Marſch auf London abzuhalten. Der greiſe ſchottiſche General, kaltblütig und klug,

wünſchte die Entſcheidung nicht gar zu weit ſüdlich
verlegen und die große Erſchöpfung der Parlame
truppen noch nördlich des Trent für ſich auszubeu
Dagegen ſtritt Ruppert, der überhaupt als Prinz
Verpflichtung in ſich zu fühlen ſchien, ſtets das Gegent
Deſſen zu wollen, was ſein Obergeneral für zweckm
hielt. Er behauptete, man müſſe die beiden Hälften
feindlichen Heeres noch mehr von einander trennen,
eine Corps durch einen Parallelmarſch immer ſüdl
locken und dann jäh überfallen, wenn man zugleich
ſicht habe, auch auf London einen Schlag zu thun.
Prinzen grober Stolz drang durch. Endlich zwi
Strattford und Evesham, wo die Edge,
Hügeln umgeben, dem Avon und Severn ſich
drang Ruppert auf die Schlacht, während Lin
ſich auf's Aeußerſte ſträubte, die Reiterei, als die M
zahl ſeiner Macht, auf ſo unebenem Boden dem Z
auszuſetzen. Er beſchwor den Prinzen, beſſeres Te
zu wählen. Unglücklicherweiſe kam aber gerade
Courier des Königs mit der Nachricht an, daß ma
York Eſſex's nördliche Abtheilung geſchlagen
Nun war kein Halt mehr. Ruppert warf ſich a
Spitze der ganzen Reiterei mit bacchantiſcher Tollhe
den Feind, den Eſſex in Perſon commandirte, u
Gott hilft auch mitunter den Narren, er warf ihn
und Lindſay die Nachleſe überlaſſend, verfolg
ſeine Linien fächerförmig ausbreitend, das Parlam
heer bis Wolverhampton und Bosworth

Dieſer Tag entſchied über Ruppert's Gunſt und Einfluß bei Carl für immer! Der alte Lindſay legte ſchmerzvoll beſcheiden ſein Obercommando nieder, um als Regimentscommandeur unter dem glücklichen Prinzen zu dienen, der ſofort zum Generaliſſimus des Südcorps ernannt und angewieſen wurde, alle feſten Städte auf ſeinem Wege gen London in ſeine Hand zu bringen und den König zu erwarten. Mochte Craven auch ſeine beſonderen Bedenken haben, den Sieg des Prinzen durch dieſelben ſchmälern wollte und konnte er nicht. Das glänzende Factum der Schlacht von Edgehill war ein Mal da, und nähere Einſicht über die Art deſſelben fehlte. Der König zog ſüdwärts, ſein Ziel war London.

Das Entſetzen, welches das Land, zumal die Hauptſtadt erfaßte, ihr Heer geſchlagen zu ſehen, die allgemeine Wuth gegen Eſſex war grenzenlos. Eine eigenthümliche Erſcheinung aber, die ſehr zu Gunſten der Volksſache ſprach, war, daß die Cavaliere durch ihren Sieg mit einer wahrhaft brutalen Trunkenheit und hohnvoller Verachtung gegen ihre Gegner erfüllt wurden, während dieſe das Unglück nur hartnäckiger machte und ihnen eine finſtere, verzweifelte Entſchloſſenheit gab. Das Parlament ſchwor feierlich, nie die Waffen zu ſtrecken, und erklärte Jeden als Verräther, der das Wort Verſöhnung je ausſprechen werde. Alle die ſchwanken, gelinden Mittelparteien verſchwanden ſofort, die Puritaner, die Independenten traten in den Vordergrund. Ueberall eilten ſie zuſammen auf den Ruf eines Mannes, —

Oliver Cromwell's. Zu Roundwaydown,
ſich ihm eine ihrer begeiſterten Abtheilungen u
Major Strachan entgegenwarf, erfocht der K
abermals einen Sieg, während Ruppert das Städ
Wycombe zwiſchen London und Oxford über
plünderte und niederbrannte. Die „blauen Cavali
waren Furien unter ihm geworden. — Darauf wen
ſich der Prinz gegen Oxford, und in einem Scharm
bei Chalgrave fiel Englands Volksheld, J
Hampden, der uneigennützigſte aller Patrioten.
leicht hätte ſich Ruppert durch ſeinen Buſenfreund,
Earl von Roslin, überreden laſſen, gleich über
don herzufallen, aber des Königs ſtrikter Befehl,
mehr, daß in dem befeſtigten Glouceſter fünftau
Independenten unter Cromwell verſammelt w
und ihn bedrohten, veranlaßte ihn, dieſe Stadt er
berennen. Die Volksſache und London ſchien gä
verloren, als der Prinz zu Wycombe erſchienen
Grauen und Jammer beherrſchte die Patrioten,
die Trauer um Hampden vermehrt. Als aber R
pert's ſtürmende Colonnen von Glouceſter's eiſ
Beſatzung in die Gräben geworfen, ihre Reihen gel
wurden, und Tag um Tag, Woche um Woche ver
ohne daß die Stadt gegen die Königlichen ermattete
erhob ihre tapfere Vertheidigung wieder das geſu
Herz der Nation. Cromwell's Name, des l
Retters, war auf allen Lippen, ſein Beiſpiel befl

Independenten zu Officieren; die Reſidenz ward zu einem verſchanzten Lager, und das Volk eine homogene bewaffnete Maſſe, feſt entſchloſſen, lieber den eigenen Herd zu vernichten, als ſich dem blutigen Schwerte des Tyrannen zu beugen. Der König zog heran, vereinigte ſich mit Ruppert und berannte Glouceſter mit geſammter Macht. Vergebens! Mit jedem neuen Morgen tönte drohend und begeiſtert zugleich von ſeinen halb zerſchoſſenen Wällen der Pſalm: „Herr, Du biſt der Schild über mir, der mich zu Ehren ſetzet und mein Haupt aufrichtet. Ich fürchte mich nicht vor viel Hunderttauſenden, die brüllend um mir lagern!“ Wenn man nicht gewärtig ſein wollte, daß Eſſex inzwiſchen Zeit gewinne, ſeine geſchlagenen Truppen neu zu ſammeln, mußte man unverrichteter Sache abziehen, um ſich gegen den Herd der Empörung ſelbſt, die Reſidenz, zu wenden. Der nächſte Weg dahin ging über Abingdon ſüdlich von Oxford. Der König aber hatte ſeinem eigentlichen furchtbarſten Feinde, dem gottbegeiſterten Puritanismus, jetzt in's Auge geſehen, und Cromwell war wahrlich nicht der Mann, ihn ungehindert gegen London ziehen zu laſſen, mit welchem ja das Parlament, die Volksregierung fiel. Herzog von Craven beſchwor den Monarchen, Glouceſter ſich ja nicht im Rücken zu laſſen, ſondern ſüdlich jenſeits der Themſe durch Berkſhire gegen die Stadt zu rücken. Man marſchirte alſo auf Newbury. — —

Lord Craven ritt abſeits von der Vorhut, deren Befehl dem Earl von Roßlin übertragen worden, Dieſelbe beſtand aus Lord Say's Reitern, einem Regiment Schützen zu Fuß, welche Lord John Ogle, ein junger hochſinniger Cavalier befehligte, den der Herzog ſchon in Deutſchland kennen gelernt und lieb gewonnen, und John Gorring's Dragonern, den ſogenannten „Kinderfreſſern.“ Carl hatte dem Herzoge befohlen, die Bewegung des Feindes auf dem Hochplateau zu beobachten und ſein Erſcheinen alsbald zu melden, denn man wußte bereits, daß Obriſt Fairfax eine ſtarke Parlamentstruppe auf Londons Südſeite verſammelt hatte und ſtromaufwärts ihnen entgegenrückte. Namenlos ſchwer war Craven's Herz. Der König war Sieger, und er wußte leider, daß er ein ganz erbarmungsloſer Sieger ſein werde. Ruppert war nun ſein gefeierter Held und inniger Vertrauter, deſſen Wildheit für Muth, deſſen Rohheit für fürſtlichen Freimuth galt, deſſen blindes Glück bei Edgehill ihm aber den Ruf eines militäriſchen Genie's eingetragen hatte. Wie der alte Lindſay war Craven vollſtändig bei Seite geſchoben worden, und man hörte weit eher Roslin's Rath, als den ſeinen. Der König hatte auf William's Bitte die Marſchlinie nur geändert, weil er vor Cromwell doch gar zu großen Reſpect bekommen. Nach London ging's. Die Reſidenz des Landes, den Hauptſitz ſeiner Wohlhabenheit und Freiheit einäſchern, wie Ruppert's Reiter es mit Wycombe gethan — das war kein tröſtlicher Gedanke für des Herzogs menſchenfreundlich Herz. Er fühlte, nur Unglück konnte den König mäßigen und zur Vernunft bringen, denn Diejenigen waren ihm ja die Liebſten, die die härteſten, unvernünftigſten Maßregeln einem Volke gegenüber vorſchlugen, deſſen Vater und Regent doch König Carl ſein wollte. Nie hatte er mehr den Zwieſpalt in ſeiner Bruſt empfunden, als dieſen Augenblick. Er war über Carl'n auf's Schrecklichſte enttäuſcht und fühlte, daß er die Ueberzeugung ſeines Gewiſſens dem Pflichtgebote aufopferte, welches Eliſabeth's Gemahl ſelbſt noch dann an des Herrſchers Seite feſthielt, wenn derſelbe alle Majeſtät, alle Lehren der Religion Lügen ſtrafte. Das Lieblingslied von Ruppert's Reitern, welches ſie ſeit Edgehill ſangen, der ſogenannte „Cavalier-Marſch auf London," ſcholl jauchzend von den Colonnen herüber:

„Nun, Cavaliere, auf's Pferd! auf's Pferd!
„Auf's Pferd für Kirch' und Kron'!
„Die Zelte ab und hoch das Schwert,
„Seht, London zittert ſchon! —
„Pardon? — Ob auch das Knie Ihr ſenkt
„Mit bange röchelndem Laut —
„Nein. kein Pardon! Ihr Jungens denkt
„An Strafford und an Laud!
„Denkt all' der Schande ungeheu'r,
„Stampft in den Koth die Brut!
„Nichts von Pardon! Legt an! Gebt Feu'r!
„Nein, kein Pardon, — nur Blut!!
„Aus London, — ſind wir ein Mal da,
„Bringt uns kein Teufel fort,

„Denn reiche Leute giebt es ja
„Und ſchöne Mädchen dort!
„Und wer um Predigt, Angſt und Schrei
„Sich kümmert einer Schönen.
„Wer da nicht zugreift frech und frei,
„Dem gelte unſer Höhnen! —
„Dann trinkt auf Manchen, der entſchlief,
„Glorreich beim Siegesſchimmer,
„Trinkt einen Zug wie die Themſe tief
„Auf Kirch' und König für immer!“ —

„Ritt ſo ein Guſtav Adolph in die Schlacht? Schafft ſo ſich ein gekränkter König ſein Recht? Ewiger Gott, der Du den ſchwediſchen Löwen in vollem Siegeslaufe hinlegteſt blutend in den Sand, Du weißt, was Du geſtatten kannſt in Deiner Güte!“ flüſterte er vor ſich hin. Sein Blick haftete auf Roslin und er gedachte Welby's Warnung. Dieſer Mann, der heiligere Grundſätze im Buſen, von Jugend auf höhere Gedanken über Welt und Menſchen in ſeiner Seele hegen mußte, welcher in jener Verbindung liebevoll edler Männer, denen William und Edward, denen Eliſabeth, ach, ſo Viele die höchſten Wohlthaten verdankten, welche die Erde nur gewähren kann, eine der höchſten Stellen einnahm, eine Würde, die ungemeſſenes Vertrauen und die makelloſeſten Eigenſchaften vorausſetzte, ſchien er nicht jetzt wie der böſe Geiſt Ruppert's, des Königs und der Menſch äußerſter Entſchlüſſe zu ſein? — Stand Craven auch nicht im gewöhnlichen Leben, am wenigſten jetzt in der Wuth des Bürgerkrieges gegen ihn die

Macht zu, welche er innerhalb Welbyhaus über ihn beſaß, mußte ſich Roslin denn aber doch nicht ſagen, daß des Herzogs Auge ſtets auf ihm ruhe, daß der Tag kommen werde, wo er über ſeine Thaten nach ganz anderen, ſtrengeren Grundſätzen Rechenſchaft geben müſſe, als vor dem gewöhnlichen Richter galten, und wenn auch ſeinen jetzigen Handlungen ein übertriebener Eifer für ſeinen Monarchen zur Entſchuldigung diente, dieſelben doch der Menſchlichkeit gänzlich widerſtrebten, zu deren beſonderem Träger er ſich in Welbyhaus gemacht hatte? An Alles dies ſchien Carl Roslin nicht mehr zu denken, der Geiſt des wüthenden Parteigängers in ihn gefahren zu ſein, während er doch früher Eliſabeth's bloße Aufnahme in's Haus des Eſquire als einen politiſchen Akt getadelt hatte, welcher mit den Grundſätzen, die allein in dieſen Räumen Geltung hatten, nicht übereinſtimmen ſollte. — Wenn Craven überhaupt ſchon Urſache gehabt hatte, bei ſeiner Rückkunft nach England die geringe Freundlichkeit dieſes Mannes gegen ſich befremdlich zu finden, um ſo mehr Grund hatte er, über das Ignoriren verletzt zu ſein, das er ihm jetzt zeigte, über dies Ausweichen und die Schmeichlerſtellung, zu der er ſich bei Prinz Ruppert, einem jungen Manne, erniedrigte, deſſen Flachheit doch der Scharfblick eines Mannes wie Roslin wahrlich im Augenblicke erkennen mußte. Welby's Warnung fiel ihm immer wieder ein, verband ſich mit ſeinen eigenen Wahrnehmungen und verſtärkte nicht allein ſein Mißtrauen, ſondern auch die Furcht und ſchlimmen Ahnungen, welche er betreffs dieſes Mannes empfand. Craven beſchloß, ihn nicht aus den Augen zu verlieren. —

Es war um die Mittagszeit. Die heiße Juliſonne brannte hernieder, ſpiegelte ſich auf den Waffen, den Harniſchen und Stahlhauben des königlichen Heeres und ließ die Natur rings in erhöhterem Colorit erſcheinen. Um ſo trauriger ſahen die verlaſſenen Gärten, Gehöfte und Dörfer, die Felder aus, deren Saaten vom Roſſeshuf und Tritte der Colonnen zertreten wurden, da ſie der Ernte ſo fröhlich entgegenreiften. Das wilde Marſchlied, immer und immer wiederholt, als wolle man ſeine Phantaſie noch mehr an ihm erhitzen, gab zu dem Allen den beredteſten Commentar. Das Städtlein Newbury kam endlich in Sicht.

„Lord Ogle," rief Roslin, „geht mit den Schützen vor und ſeht, ob man die Stadt gegen den König zu vertheidigen ſucht!"

Die Schützen zu Fuß rückten eilig vorauf, während die Reiter Halt machten. Lord Craven ſprengte an Ogle's Seite.

„Es ſcheint nicht, daß man uns widerſtehen will. Die Stadt iſt wie ausgeſtorben, das Feldzeichen des Parlaments nirgends aufgeſteckt, wie ſie doch ſonſt zu thun pflegen."

„Das wird dem armen Neſt auch Nichts helfen, Hoheit. Wycombe verhielt ſich nicht feindſeliger als dieſer Ort und ward doch in zwei Stunden zu Aſche. Hier wird's nicht beſſer werden!"

„Ihr waret dabei?"

„Leider. Ich werde mir den Tag immer zum Schimpf anrechnen. Ach, daß der heutige mir vielleicht zu ewigem Fluch und Grame werden muß! Ich wünſchte, daß eine erwünſchte Kugel mir den Garaus vorher machte."

„Was ich von Gräueln verhindern kann, geſchieht, auf mein Wort. Newbury ſcheint Euch beſonders werth?"

„Nicht werther, mein Herzog, als jede wehrloſe Stadt, der das geſchieht. Wenn mich Newbury's Untergang aber gramvoller macht, als Alles ſonſt, nennt's Selbſtſucht, aber 'ne verzeihliche. In dieſem Ort am Markte ſteht ein Haus, das mir lieber iſt als mein Leben, das zu ſchützen mein einziger Wunſch wäre."

„Armer Mann, Ihr ſollt den erſten Angriff thun und habt Freunde, vielleicht — Verwandte drinnen!"

„Die Summe meines ganzen irdiſchen Glücks, meiner Hoffnung! Jenes Haus am Markte bewohnt der ſechszigjährige Sir Edmund Lognor, ein friedlicher, dem Könige ſtets ergebener Mann, der Jugendfreund meines Vaters. Miß Leah, ſein einzig Kind, iſt — meine Braut! Der Bürgerkrieg riß uns aus einander." Bleich, mit gläſernen Augen blickte der Lord, eine Thräne hing an ſeiner Wimper.

„Schickt gleich bei'm Einmarſch eine Compagnie vorauf zum Markt," ſagte Craven, „und laßt dies Haus gegen Jedermann beſetzen. Auf meine Verantwortung, hört Ihr! Exceſſe werde ich zu hindern wiſſen!“

„Gott lohne Euer Hoheit dies Wort!“ — Ogle inſtruirte ſofort einen Hauptmann, der gleich abgeſondert vorrückte und mit der Compagnie zwiſchen den Häuſern verſchwand. —

„'S iſt wirklich kein Feind drinnen,“ ſagte Craven nach einer Weile. „Die Stadt ſoll erhalten ſein, ich ſtatte Bericht ab!“ Er wandte ſein Pferd und ſprengte auf Roslin zu. „Die Stadt iſt neutral. Ohne beſonderen Befehl thut ihr kein Leid!“ Er jagte vorbei zum Hauptcorps.

Roslin ſah ihm verächtlich nach. — „Blaſet zum Angriff, Trompeter!“ —

„Majeſtät!“ rief Craven, ſein Pferd vor Carl parirend, „die Stadt iſt ruhig und unvertheidigt. Bei'm allmächtigen Gott beſchwör' ich Euch, duldet nicht, daß ſich vor Euren Augen die Schmach von Wycombe wiederhole! Ein Edelmann ſchlachtet Wehrloſe nicht!“

„Nein, nein, gewiß nicht, Wir verbieten das! Sagt dem Roslin, Wir befehlen ihm, die Stadt zu beſetzen, aber ſie gänzlich zu ſchonen! Lord Falkland, meldet gleichfalls dem Prinzen den Befehl! — Bei'm Erlöſer, zu ſpät! Sie ſengen ſchon! — Fort, Herzog, rettet!“

Geſchrei und Schießen ſcholl von der Stadt her. Eine Rauchſäule hob ſich aus ihr, dann eine zweite und dritte. Sonnenſchein und praſſelnde Flammen!

Lord Craven jagte wiederum zurück. „Wo iſt

Roslin?“ donnerte er. „Lord Say, die Majeſtät befiehlt, der Stadt zu ſchonen!“

„Roslin iſt ſchon mit Gorring's Dragonern drinnen!“

Craven eilte an den Schützen Ogle's vorüber, die eilig die Hauptſtraße emporrückten. — „Schonung! Kein Plündern und kein Brennen!“ ſchrie er die ihm begegnenden Truppen an, welche bereits in voller Arbeit waren. Er nahm ſeinen Lauf an brennenden Häuſern, fliehenden Menſchen und ſiegesjauchzenden Royaliſten vorüber auf den Markt, wo wildes Geſchrei und Schießen war. Ein ſcheußliches Bild ſtellte ſich ihm vor Augen. Während rings Gorring's Dragoner in den Gebäuden wütheten, hatte ein Theil von Ogle's Schützen das bezeichnete Haus beſetzt. Die Dragoner aber, welche von Schonung Nichts wiſſen wollten und eine fette Beute ſich entriſſen glaubten, hatten ſich mit Pallaſch und Piſtolen auf dieſelben, — die eigenen Kriegsgenoſſen geworfen, während bereits das Haus Lognor's von Qualm umhüllt war.

„Erbarmt Euch, Herzog!“ ſtöhnte Ogle, der hinter ihm hergekommen, „oder ich mag nicht mehr leben.“

Ein furchtbarer Schrek, ein Frauenſchrei gellte. —

„Leah! Leah!“ Ogle brach ſich mit dem Degen Bahn.

„Zurück, haltet ein, im Namen des Königs!“ Damit drängte der Herzog ſein Pferd hinter ihm durch's Getümmel.

„John! Helft mir, Sir John!"

„Laßt ſie los, Earl Roslin!" —

Der Herzog ſah plötzlich Roslin vor der Thür von Lognorhaus. Ein verzweifeltes Mädchen von kaum achtzehn Jahren wand ſich unter der Umſchlingung ſeiner Linken, während er ſich gegen Ogle mit dem Schwerte vertheidigte.

„Elender, laßt ſie los. Im Namen Deſſen, den Ihr kennt!"

„Verdammt! Ihr wieder? Nun denn an Euch!" Roslin ließ das Mädchen fahren. „Ich will, zum Teufel, doch endlich meine Bahn rein von Euch machen!"

Wüthend griff er den Herzog an, Streich auf Streich folgte. — Roslin ſtach Craven plötzlich nach dem Leibe, nur ein raſches Ausweichen rettete den blauen Cavalier.

„Bei'm dreifach Großen, ſo hab's!" Craven riß ſein Pferd zurück, zog ein Piſtol und ſchoß. Roslin ſchrie auf und ſtürzte zuſammen. — Im Augenblick war der Herzog an des bebenden Mädchens Seite.

„Ich rette Euch, Miß Leah, und bringe Euch zu Ogle, haltet Euch nur an meinem Steigbügel feſt!"

Sie klammerte ſich ſogleich feſt an ihn, und ſie ſo aus dem nächſten Getümmel ziehend, ſuchte Craven's Blick Lord Ogle überall. Er ſah, wie derſelbe am Ende des Marktplatzes ſeine übrigen Leute jetzt heranführte. Trompetenſchmettern klang von allen Seiten, ein Wirrwarr war ohne Gleichen.

Der Herzog drang mühſam mit Leah zu ihm hin. „Sie iſt gerettet, Lord! — Was giebt's hier?“

„Die Londoner rücken an und überfallen uns! Seht Ihr das rothe Banner drunten am Thor? O, bringt die Theure in Sicherheit!“

„Ich ſorge für ſie, ſorgt Ihr für des Königs Ehre!“ Der Herzog trieb ſein Pferd weiter. Krampfhaft umſchlang er Leah und eilte rückwärts zur Hauptſtraße.

Da — aus einer Seitengaſſe brachen jauchzend Rothröcke hervor. „Für Gott und das Parlament!“

Kaum erblickte ihr Anführer den Herzog, als er ſchoß, dann aber mit gezücktem Pallaſch auf ihn einſprengte.

„Vaugham!“ ſchrie William.

„Craven!“ Sir Harry prallte zurück.

„Bei unſerer alten Freundſchaft, rettet dies arme Mädchen, die Tochter des Sir Lognor. Schickt ſie nach London zu Sarah oder in meines Vaters Haus; ich entriß ſie Gorring's Dragonern!“ Er ſchob ſie in Vaugham's Arme, und dann, den Zügel zwiſchen die Zähne nehmend, Piſtol und Degen brauchend, bahnte er ſich den Weg durch die Feinde und verſchwand an der nächſten Ecke ihren Blicken. Wenige Augenblicke ſpäter hatte er das Hauptcorps Carl's erreicht.

„Die Londoner kommen!“ rief er wild. „Haha, ſie machten ja unſere Plünderungswuth und Barbarei zu unſerer Falle, Majeſtät! Vorwärts, mir nach, Regiment

Fintlather! Laßt uns unſere Schande mit dem Tode zudecken!“ —

Newbury ward der Ort, wo ſich am 27. Juli der Hochmuth des königlichen Heeres die Flügel brach. Das Volk von London unter Fairfax, Vaugham und Skippon trat ihm als eherner Wall entgegen. — Stunde um Stunde rang man. Bald ward die eine, bald die andere Partei aus Newbury geworfen. Endlich ſchien ſich der Sieg dem Könige zuzuwenden. — Was dröhnt und ſchmettert da, wie Geſang von Heerſchaaren des Himmels?

„Ja, ich bin deine Sichel und dein Pflug,
Ich will mähen deine Feinde und ackern ihre Leiber,
Denn du biſt Zebaoth!“

Da ſtürzen ſie heran und mähen und ackern, die Eiſenſeiten von Glouceſter, und vor ihnen der furchtbare Cherubim Oliver Cromwell, neben ihm Joſuah Doderidge!

Das Parlament behielt das Feld. — Carl's Heer zog, ſcheußlich mitgenommen, in leidlich guter Ordnung auf Oxford zurück. Jetzt ſang man nicht mehr den Cavaliermarſch. London war gerettet.

Mochte das Parlament trotz dieſes Sieges doch einen zweiten Kampf fürchten, weil ſeine Streitkräfte zu desorganiſirt waren, oder auch aus Gründen wirklicher Friedensliebe zu einer Vermittelung jetzt geneigt ſein, es ſendete Herzog Northumberland, dieſelbe zu veranlaſſen.

Craven, an welchen derſelbe ſich zuerſt gewendet, fiel flehend dem Könige zu Füßen. „O laßt's genug ſein, Majeſtät! Gebt der Stimme der Milde des Geſetzes, der — Vaterſtimme für Euer Volk Gehör! Verzeiht, vergeßt, verſöhnt die Gemüther!“

„Wer Uns ferner das Wort Verſöhnung nennt, iſt — ein Verräther!“

Herzog von Craven erhob ſich kalt. „Die Majeſtät hat dieſes Wort auf mich nicht anzuwenden! Ich werde nie mehr von Verſöhnung ſprechen, doch bitte ich mich hinfort auch von jeder höheren Pflicht zu entbinden. Als Gemeiner nur noch will ich unter Lord Say kämpfen, darin liegt allein meines Lebens letzte Ehre!“ Er verließ das Gemach und meldete ſich bei Lord Say in Reih' und Glied. Northumberland ward, ohne gehört zu werden, abgewieſen.

Am 22. December berief der König ein royaliſtiſch Gegenparlament nach Oxford, wo er Winterquartiere bezogen hatte. Aber ſelbſt mit dieſem — treueſten aller Parlamente kam er nicht aus. Es verlangte Herſtellung der Geſetze; der König einfach: daß man ihm als Eroberer gehorchen und Geld wie Menſchen bewilligen ſolle. — Seit Newbury laſtete auf dem Heer der Cavaliere ein moraliſcher Fluch. Mehr als die Hälfte kämpfte mit ſittlichem Widerwillen, nicht Wenige verließen die Fahne.

In London organiſirte man indeß des Volkes Streitmacht neu. Durch alle Städte ging ein friſcher, muthiger Eifer. Zwei Corps, eins unter Fairfax und Cromwell, das andere unter Eſſex, erſtanden, und außer dem eignen Lager war dem Monarchen fortan Alles Feind. — Er ging an die Ufer des Trent zurück, das Parlamentsheer folgte. — Er wollte nun daſſelbe Manöver wie zu Sheffield machen, nämlich den Feind zwiſchen zwei Heerſäulen bringen, deshalb ſendete er die eine unter Ruppert nach Lincolnſhire, die andere führte er ſelbſt nach der Grafſchaft Stafford. — Carl's Plan glückte nicht. Wenn allerdings auch Ruppert den unfähigen Eſſex bei Newark ſchlug, der König ward von Cromwell und Fairfax bei Nantwich total auf's Haupt geſchlagen, alle ſeine iriſchen Regimenter wurden vernichtet. Fairfax nahm inzwiſchen York ein. Ein zweiter Schlag, den Cromwell Carl'n bei Marſtonmoor beibrachte, ruinirte dieſen völlig. Ruppert, der York wiedergewonnen, weil ſich die ganze Parlamentsarmee der Erſchöpfung und der Unmöglichkeit wegen, ſich zu verproviantiren, ſüdlich gewendet, beſetzte Cheſterſhire, Lancaſhire, Stockport, Bolton, Liverpool und die Burg Lotham. Noch ein Mal ging die Siegesſonne für die königliche Sache auf. Carl ſammelte in dieſen ihm nun unterworfenen Diſtricten neue Kräfte, und Ruppert unternahm einen neuen Schlag gegen London.

Er überfiel Eſſex bei Shrewsbury, ſchlug ihn total bei Newbury und beſetzte Reading, die Hauptſtadt ſo zwiſchen ſich und den nahenden König bringend. Die Verwüſtung rings, des Königs Geldloſigkeit, wie andererſeits Eſſex' Fehler legten beiden Parteien eine nothgedrungene Ruhe auf. Aber dieſe Ruhe im Winter 44 benutzte das Parlament, ſeine ganze Heerordnung umzuformen. Eſſex ward entlaſſen und ſank in Vergeſſenheit, Fairfax wurde Obergeneral, und Cromwell, Skippon, Ireton, Desborough und Harriſon ſeine Unterbefehlshaber. Während das königliche Heer ſeine wirklich bisher großartige Tapferkeit erſchöpft hatte, war für das Volk die kriegeriſche Lehrzeit beendet, und es erwuchs aus ihm ein Heer, wie es die Welt noch nie geſehen hatte. In Schottland hingegen erſtanden gleichfalls zwei kämpfende Parteien, die königliche unter Montroſe, die des Convenants unter Leslie; Erbitterung wie Erbarmungsloſigkeit herrſchten nun auf beiden Seiten, und alle bisherigen Kämpfe ſchienen nur der Prolog Deſſen geweſen zu ſein, was jetzt folgen ſollte, und der Eifer der beiderſeitigen Rüſtungen bewies, daß Jedermann fühlte, jetzt ſchlage die Stunde, welche entweder des Königthumes Ende oder das aller Freiheiten und Rechte des Landes ſein müſſe.

Die Stunde ſchlug! Den König, welchen mit Zufuhr, Geld und Truppen Prinz Ruppert im Süden auf's Allerſchmerzlichſte erwartete, ereilte Cromwell bei

Naſeby, zerſchmetterte total ſein ganzes Heer, eroberte ſein Lager, ſeine Kriegskaſſe und, das Schlimmſte, — ſeine geheimen Papiere! —

Am ſpäten Abend dieſes furchtbaren 14. Juni fegte ein ſchweißbedeckter Reitertrupp in Windeseile die Straße nach Coventry dahin. Der Haufe, zerlumpt faſt, vor Erſchöpfung taumelnd und von der Todesangſt allein vorwärts getrieben, beſtand kaum aus hundert Mann, nicht Wenige unter ihnen mit verbundenen Häuptern und Armen. Es war der Reſt von Lord Say's blauen Reitern. Der Lord war todt, Herzog Craven führte ſie; den Mann, welchen deutſche Kugeln verſchont hatten, floh auch im Vaterlande der Tod. — Neben ihm ritten König Carl, die Prinzen von Wales und York, Lord Hyde mit etwa zehn Edelleuten ſeines ehemaligen Hofſtaates folgte ihm. Lautlos, ſchattenhaft wie Geſpenſter eilten ſie dahin, nur das Klappern der Hufe, das Keuchen der abgehetzten Thiere bewies, daß dies eine leibhaftige wilde Jagd ſei. Um Mitternacht kamen ſie zu Rugby am Leam an, dem Landhauſe eines royaliſtiſchen Edelmanns. Er erkannte Carl I. wohl, und ſeinem Grame ſah man an, daß ihm der Fall der königlichen Sache bereits gewiß war.

Der König reichte Sir Rugby ſtumm die Hand, winkte aber ſogleich. Er wollte Nichts weiter hören. Mit großen Schritten ging er in dem öden Gemache umher, das ſpärlich erhellt war.

„Füttert die Pferde, in einer Stunde müſſen Wir weiter.“

„Die Thiere werden eben verſorgt, Majeſtät,“ erwiederte Albany.

„Craven, Unſer Sohn von Wales und Hyde ſollen um Uns bleiben, Ihr andern ruht Euch, ſtärkt Euch — Wir können's nicht!“

Alle entfernten ſich außer den Genannten.

„Was meint, was rathet Ihr nun?!! Das iſt ein ſchrecklich Unglück!“

Der Kanzler zuckte die Achſeln. „Ich weiß nicht mehr, was ich Ew. Majeſtät nun noch rathen ſoll.“

„Redet Ihr wenigſtens zu Uns, Craven. Dies Schweigen iſt ſchlimmer, als der Donner der Feldſchlacht. Um Eliſabeth's Willen ſprecht!“

„Soll ich — um Eliſabeth's Willen ganz offen ſein?“

„Schont Uns nicht, Sir, was ſoll man einen gedemüthigten König noch ſchonen?“

„Ew. Majeſtät zu tadeln fällt mir nicht ein, am wenigſten in dieſer Stunde. Halten nur will ich, was noch zu halten iſt, den Thron meines Fürſten! Ihr habt zu Oxford Northumberland's Vorſchläge nicht hören wollen, Euch bleibt Nichts übrig, als nun Eurerſeits mit dem Parlament zu verhandeln. Bewilligt und beſtätigt alle Geſetze und Freiheiten, die bis zum heutigen Tage verlangt und vom Parlament beſchloſſen ſind. Nehmt

Alles zurück, was Dem entgegen ſteht, gebt Verzeihung alles Geſchehenen und Entſchädigung der beiderſeitigen Verluſte! Geht ohne militäriſche Begleitung zu Eurem Volk nach London, dankt alle Truppen im Süden ab und ſendet zum Zeichen, daß Ihr dies aufrichtig thun wollt, Se. Hoheit den Prinzen Wales ſelbſt mit dieſer Botſchaft an's Parlament."

„Das heißt nur noch ein König von Volkes Gnaden ſein!"

„Da Ihr's freiwillig nie gewollt, ſo ſeid's gezwungen! Findet Euch in das Unvermeidliche, vielleicht macht Ihr dann die Erfahrung, daß es das Beſte für Euch war. Laßt nicht erſt England ſo weit kommen, Euer Haus als ganz — unnöthig für ſein Glück zu halten! Die Friſt, ſich zu beſinnen, iſt ſchrecklich kurz. Was Ihr jetzt noch erlangen könnt, in einem Monat erlangt Ihr's nicht mehr!"

„Ich rathe auch dazu," flüſterte Hyde.

„Will mich Ew. Majeſtät etwa mit hinſenden, ſo will ich bei'm Parlament mein Beſtes thun und mich ſelbſt für Euer Wort als Geißel ſtellen!"

Der König ſah Einen nach dem Andern geiſterhaft an, dann trat er vor Herzog Craven hin. „Mylord, Euer Rath kann der eines treuen Mannes, — auch der eines verrätheriſchen Schurken ſein!? Befolgen wir ihn, ſo geben wir Unſern Erben, Uns ſelbſt in die Hände dieſes meuteriſchen Volkes! Noch haben wir 10,000 treue

Männer unter Ruppert, noch iſt Briſtol unſer und der Weg zur See, noch iſt in Schottland der ritterliche Montroſe unüberwunden! Wir haben genug des Bluts, Wir wollen Frieden, aber Wir wollen auch wiſſen, daß Wir uns nicht mit dieſem Nachgeben, dieſer Demüthigung ſelbſt aufopfern. Es hat Uns — Wer geſagt, Mylord Craven, daß jeder Unſrer Siege Euch Schmerz, jede Unſrer Niederlagen Euch geheime Freude mache! Uns ſagte Jemand, Ihr ſännet auf Unſren Untergang, damit Eliſabeth einſt Unſre Krone trage, und der Sohn des Londoner — Bürgers das Steuer Englands führe. Seht Uns in's Auge, hebt die Hand und ſchwört, iſt's ſo, oder nicht! Schwört, ob Wir Euch ſo hoch nur wirklich vor Allen im Volke in Unſres Glückes Tagen erhoben, damit Ihr Uns verderben könnt?!!"

Herzog von Craven war auf das Tiefſte erſchüttert. „Weh' Euch, Herr, daß der elende Roslin, daß Ruppert's altes Uebelwollen Euch gegen mich zu ſo ſchmachvollem Argwohn verkehrte! Beim heißen Danke, den ich Euch zolle, bei der Liebe, die Eure Schweſter mir je geſchenkt, ſo lange Ihr oder Einer Eurer Söhne lebt, ſo lange noch Stuartiſch Blut in eines Mannes Ader glüht, ſo lange ſoll Der nur mein Herr ſein, ſo lange will für deſſen Recht allein ich eintreten mit meinem ganzen Willen, werde in ſeinem Dienſt nur ſtehen und fallen, und Eure Schweſter ſoll mir nie mehr als mein Gemahl und Sophiens Mutter ſein. Läge ganz England vor ihr auf den Knieen, die Krone ihr zu bieten, ſie nimmt ſie nicht, ſo lange ich athmen kann, das ſchwör' ich Euch! Geht welchen Weg Ihr wollt, glaubt das Unnatürlichſte ſelbſt von mir, da man zum Unnatürlichſten Euch ja verleitet, an's Treuloſe gewöhnt hat, vor'm Throne Gottes aber ſollt Ihr Zeugniß ablegen müſſen wider mich, ob William Craven je ſeinen königlichen Herrn verließ!!“ — Er wandte ſich heftig um und ging hinaus, hinunter in's Freie, in die lautloſe Sternennacht. — Wenn ſeine Liebe zu Eliſabeth nie eine bittre Prüfungsſtunde erlitten, nie ſtärker, reiner und über's Erdenweh erhabener ſich gefühlt, ſo war es jetzt. — Man führte bereits die Pferde wieder vor, als ihn der König durch Lord Hyde ſuchen ließ. Er kehrte mit dem Kanzler zurück.

Der König ſtand eben vom Tiſch auf, wo er ein Document unterzeichnet hatte, und kam ihm entgegen. „Herzog, wenn Wir Euch Unrecht thaten, verzeiht; Unglück macht furchtſam. Wir folgen Eurem Rathe, überzeugt Euch ſelbſt. Prinz Wales ſoll nach London gehen, Ihr und acht Andere werdet ihn begleiten.“

„Das werde ich nicht, Majeſtät! Nach dieſer Stunde nicht! Ich kann wohl leicht das Unrecht verzeihen, das mir mein König that, das Unrecht aber, das er ſich — ſelbſt gethan, und das ich blutenden Herzens dulden mußte, kann ich Euch nicht verzeihen. Ihr ſelber könnt's nur durch großherzig königliches Handeln gut machen. Sendet Lord Hyde mit dem Prinzen, mich nicht, ich könnte ja — dennoch ein Verräther ſein! Nein, meinen Leib nehmt zum Pfande, daß — mögt Ihr Euer Volk noch ſo verächtlich anſchlagen, es ſich am Sohne ſeines Monarchen nicht vergreift! Hab' ich gelogen, ſo will ich ſelbſt den zwölf Feuerrohren ein „gebt Feuer!“ zurufen, was Eliſabeth zum zweiten Male zur Wittwe macht.“

Carl I. ſenkte das Haupt. „Sei's denn ſo, wie Ihr wollt! Ach, Craven, entſetzlich wär's, wenn Ihr der einzig redlich Aufopfernde um Uns geweſen, — wenn Unſer Unglück nur die Folge wäre, daß Wir Euch je mißtrauten!!“

„Das, Herr, iſt das Entſetzlichſte fürwahr. Möge Gott Euch nie die Wahrheit Deſſen ganz vor die Seele rücken!“

Der König ſah ſtarr vor ſich auf den Boden, er zitterte heftig.

Albany meldete, daß man zum Aufbruch bereit ſei. Der König umarmte Prinz Wales bewegt und reichte Hyde zum Abſchied die Hand. Bald darauf wurde Rugbyhaus verlaſſen. Der König mit Craven und den Reitern wendete ſich Warwick zu, während Prinz Wales, Hyde und mehrere Cavaliere direct über Banbury nach London eilten, Herzog von Albany aber nach Briſtol vorausging, um von dort dem Prinzen Rupprecht Befehl zu ſenden, mit allen

Truppen ſich an den Ausfluß des Severn zurückzuziehen.

Die Reiſe des Königs gen Briſtol war weit mehr als eine Flucht, es war ein rathlos angſtvolles Umherirren. Ueberall unterwegs lauerte der Feind, ſeine Gelder waren erſchöpft, Mangel und Noth ſeine Begleiter; mit jedem neuen Morgen hatte ſich die Schaar ſeiner Getreuen verringert. Während er ſich am Tage verſteckt hielt, wanderte er die Nächte hindurch, und mehr als ein Mal mußte er zur Verkleidung ſeine Zuflucht nehmen, um den Streifcorps der Independenten zu entkommen. — — — — —

Zu Ruppert in Reading hatte ſich inzwiſchen wunderbarer Weiſe der bisher todtgeglaubte Earl Roslin, Lord St. Clair von Orkney, wieder gefunden und war von ihm mit einer Freude begrüßt worden, die zu gut bewies, wie ſehr er ihn bisher vermißt hatte. Roslin erklärte, er ſei bei Newbury durch eine Streifkugel verwundet und gefangen worden, endlich aber ſei ihm geglückt, ſeinem Gewahrſame zu entkommen. Es war eigen, daß ihm dies auch gerade erſt einen Tag früher geglückt war, als Ruppert die Nachricht von Carl's Niederlage zu Naseby empfing. Dieſe Nachricht war dem Prinzen ein Donnerſchlag. Seine Truppen waren durch Deſertion gelichtet, er litt an Allem Noth, und rings ſaßen ihm die Gegner auf dem Nacken. Noch wollte er das Unglück in ſeinem ganzen Umfange nicht glauben, bis Albany ihm keinen Zweifel mehr ließ. In einer mondloſen Nacht brach er auf und eilte in Geſchwindmärſchen gen Briſtol, die Regimenter Richmond und Ogle in das royaliſtiſche Oxford werfend. Als er Briſtol, dieſes letzte ſichere Aſyl des Königthums, erreicht hatte, war er nur noch halb ſo ſtark als zu Reading. Wenige Tage ſpäter erſchienen Prinz Wales und Kanzler Hyde nebſt drei Cavalieren mit der niederſchlagenden Nachricht, das Parlament habe zwar die Schrift des Königs durch den Stabträger entgegen nehmen laſſen, die Geſandtſchaft des Prinzen aber mit der Reſolution abgewieſen, daß es zu Unterhandlungen jetzt zu ſpät ſei. Der Prinz, von Muthloſigkeit überwältigt, wollte mit Hyde zu dem Könige zurück, Roslin ſtimmte lebhaft bei und rieth, ihm zweihundert Reiter mitzugeben, die ihn zum Könige und dann Alle zuſammen zurück nach Briſtol führen ſollten.

Dieſer Rath ward befolgt.

Drei Wochen vergingen, man hörte vom Könige Nichts.

„Hoheit," ſagte Roslin, „ich fürchte äußerſtes Unheil. Wir ſind von London abgeſchnitten, und wer weiß, was für ein Hinderniß die Majeſtät abhielt, zu uns zu gelangen. Briſtol iſt loyal, überdies vortrefflich armirt. Laßt mich mit dem Regiment Brooke zurück, ich halte den Platz. Ihr rückt mit dem ganzen übrigen Corps Sr. Majeſtät entgegen. An Carl's I. geheiligter

Perſon und der Prinzen Sicherheit liegt ja das letzte Heil der Monarchie!“

„Ihr habt Recht, Freund, ſehr Recht. Unterwegs können wir überdem leicht alle Trümmer des Nordheeres an uns ziehen und dieſem Schurkenparlamente Devotion vor Thronerben lehren! Dieſe Nacht marſchir' ich!“ —

Am 8. September hielt ſich König Carl noch immer in der Gegend zwiſchen Glouceſter und Banbury auf. Bald war er etliche Tagereiſen vor-, bald wieder zurückgegangen. Wie Donnerſchläge hatte ihn eine traurige Nachricht über die andere getroffen. Erſtlich die Abweiſung des Prinzen von Wales, mit ihm die Ausſichtsloſigkeit auf jegliche Verſöhnung; er hatte denſelben mit Kanzler Hyde nach Frankreich geſchickt, um Königin Anna und Cardinal Mazarin um Hilfe anzuflehen. Montroſe, ſeine Hoffnung in Schottland, war ferner von Leslie bei Philippshaugh geſchlagen worden. Die Parlaments-Generale hatten endlich Wind erhalten, wo ſich der König aufhielt; Fairfax verlegte ihm nach Briſtol den Weg, Cromwell rückte ihm zwiſchen Oxford und Coventry langſam in Rücken und Flanke. In der Meinung, es gälte ihn zu fangen, ließ Carl ſeinen zweiten Sohn, Prinz Jakob, in Weiberkleidern an die Küſte fliehen, um ſeinem älteſten Bruder per Schiff zu folgen. Der König, nicht mehr für ſeine Kinder beſorgt, für ſich aber keine Gefahr kennend, hoffte nun mit leichter Mühe nach Briſtol entſchlüpfen und dort, auf Rupprecht's Macht und die Feſtigkeit der Stadt geſtützt, einen Verzweiflungskampf eröffnen zu können, der ihm wenigſtens den Lorbeer eines ritterlichen Todes eintrage.

Dieſe Idee, mit dem romantiſchen Feuer ſeines Naturells erfaßt, das ſelten bei ihm aufloderte, aber dann ſtets Etwas von einer fixen Idee an ſich hatte, ward ſofort ausgeführt, und — plötzlich bemerkte er, daß Fairfax ſich zurückzog, und ſeinem Marſche auf Briſtol Nichts mehr im Wege ſtand. Als er am 8. September nach Strouel kam, ſah er plötzlich Reiter-Colonnen vor ſich.

„Was iſt das, Mylords?“ rief Carl erſtaunt. „Iſt's nicht Unſer eignes königliches Banner, das dort im Felde weht?“

„So kann's nur ein Streifzug des Prinzen Ruppert ſein, der uns entgegenkommt!“

„Das iſt mehr als ein Streifzug, Majeſtät!“ rief Albany. „'S iſt des Prinzen geſammte Macht!“

„Ihr lügt!“ ſchrie der König. „Ruppert kann, — er darf Briſtol nicht verlaſſen haben! Er weiß ſehr wohl, daß wir ſchlimmſtens per Schiff zu ihm kommen können!“

„Ich fürchte,“ ſagte Craven matt, „er weiß dann gerade Nichts, wenn an ihm Alles hängt. Daß Fairfax uns freie Bahn läßt, wo Ruppert mit ſolcher Truppenzahl zu uns ſtößt, iſt mindeſtens ſonderbar.“

Der König galloppirte dem nahenden Heerhaufen entgegen. Ein Officier, von anderen umgeben, der an der Spitze ritt, kam ihm entgegen.

Carl hielt heftig ſein Pferd an. „Bei der Hölle, 's iſt Ruppert! An ſeinem Falben und dem weinrothen Geſicht erkennen Wir ihn.“

Der Prinz nahte mit gezogenem Hut. „Endlich, Gott ſei's gedankt, Majeſtät, daß wir Euch haben, ich —“

„Was thut Ihr hier, Sir?“ donnerte der König. „Iſt Euer Platz nicht zu Briſtol?“

„Aber, Majeſtät, ich glaubte Euch aus Fairfax' Klauen zu —“

„Wer hält die Stadt, und mit wie viel?“

„Earl Roslin mit Brooke's Bataillonen.“

„Der Earl von Roslin lebt?!“ rief Craven ſtarr. „Commandirt zu Briſtol? — Nun denn, Du armer König, ſo ſag' ich Dir, Briſtol iſt in Feindes Händen. Fairfax nahm die Stadt, haha, und Cromwell, der uns im Rücken und Flanke iſt, wird — uns jetzt nehmen!“

In dieſem Augenblicke erhob ſich von Ruppert's Truppen ein Wuthgeſchrei. Zwei Officiere brachten einen dritten, hut- und waffenlos, auf dampfendem Gaul heran.

„Lord Brooke! Was, Unglücksmenſch, bringt Ihr Uns?" ſtöhnte Carl.

„Den Fall der Stadt! Sechs Stunden nach des Prinzen Abmarſch, mitten in der Nacht, öffnete Roslin dem General Fairfax die Thore!"

„So, haha, iſt das Spiel denn aus, Prinz! Fluch über Euch! Eure Hirnloſigkeit hat Uns und die Monarchie vernichtet! Fort! Ich will, ſo lange ich leben mag, nie Euer Antlitz wieder ſehen. Geht Alle, verlaßt Euren unſeligen König, denn gegen ihn ſtreitet Gottes Zorn, ſtreitet ſein eignes Blut. Kein Menſch begleite Uns, Keiner! Nur Albany und Craven, Du! Wir gehen nach London, Uns — dem — Parlament — zu unterwerfen!!"

Als der König dies fürchterliche Wort geſprochen, ward's dunkel vor ſeinen Augen, er taſtete nach Craven hin. Der Herzog ſchlang ſeinen Arm um ihn.

„Führt des Königs Pferd, Albany," ſagte er kurz; „Ihr hattet einſt ganz Recht, Prinz Ruppert, das größte Unglück im Leben iſt — Narrheit!" —

Todtenſtille herrſchte in den Reihen, wie Carl I. zwiſchen Craven und Albany an ihnen vorüber die öſtliche Straße einſchlug.

„O, William Craven, Du, mein beſter Freund, wie biſt Du doch für mein unſeliges Mißtrauen gerächt?!" — —

So lange ſie noch des Monarchen Geſtalt erblicken konnten, ſtarrten die Truppen ihm lautlos nach. Dann — weinend, fluchend, wie eine vom Hirten verlaſſene Heerde, liefen ſie wild aus einander. Jeder dachte nur noch an ſein eigen Heil.

Ruppert wendete ſeinen Falben der Küſte zu. „Verflucht, der Roslin! Dieſer Hund iſt an Allem Schuld!! — Ich will zur Flotte, ſie iſt noch gut royaliſtiſch!“ — — — — — — — — — —

Das war des Königthumes Ende! — — —

Ende des zweiten Bandes.

Der blaue Cavalier.

Roman in drei Bänden

von

A. E. Brachvogel.

Dritter Band.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Breslau,
Verlag von Eduard Trewendt.
1868.

Erſtes Kapitel.

König Carl nahm mit ſeinen Begleitern die Richtung auf Woodſtock und London zu. Die Reiſe war traurig und einſilbig. Was konnten ſie auch einander mitzutheilen haben, wenn es nicht die Sorge um ihre augenblickliche Sicherheit betraf. Hinter ihnen lag eine Kette niederdrückender Unglücksfälle, vor ihnen der Zukunft undurchdringliche Finſterniß. Sonderbar, daß von dieſen Dreien der König aber der Ruhigſte war, ſich am leichteſten in ſeine demüthigende Lage zu finden wußte und bald genug wieder Hoffnungen ausſprach, die ſeine Freunde zwar nicht widerlegten, aber ſicher nicht theilten. Er, der, ſo lange er ſich Sieger fühlte, eine Härte gezeigt, die ſehr nach Wiedervergeltung aller vermeintlichen Unbill ausſah, der nach der Edgehill-Schlacht mehr die Gefühle eines Eroberers wie die eines Königs gehegt, war nach dem Tage von Naſeby, wo das Elend in allen Geſtalten ihm entgegentrat, ein Mann von Gefühl, ja von einer würdevollen Entſagung geworden, die ſeinen Umgebungen häufig Thränen entlockte. Carl I. war allein nur in Leiden groß. Der geringſte

Hoffnungsſchimmer aber genügte wieder, ihn zu neuen Praktiken und Ränken greifen zu laſſen, um mit allen, ſelbſt den verdächtigſten Mitteln dem Schickſale den größten Vortheil für ſich abzuhandeln. Es ſchien, als wenn er dann immer eine außergewöhnliche, unfehlbare Gotteshilfe erwarte und ſo lange nur den Gegner hinhalten wolle, bis dieſelbe eingetreten ſei. Als die Hoffnung erſt gänzlich von ihm wich, ward er — zu ſpät, ein wahrhafter König. Auf ſeinem jetzigen ſchweren Wege gab er ſich bereits wieder dem Gedanken hin, das Parlament werde gewiß loyal ſein, das Volk bei ſeinem Anblicke in die Kniee fallen, und er perſönlich die Rechte und die Macht wiedererringen, die er doch Jahre lang unſinnig gemißbraucht hatte. Er hoffte Rettung von ſeinen Feinden, die aus Erfahrung zu gut wußten, wie wenig ſeinem Worte zu vertrauen ſei. Auf die Argumente, welche er zu ſeinem eignen Troſte ausſprach, und an die ſein grübleriſcher Geiſt alsbald die verwickeltſten Pläne heftete, erwiederte Craven Wenig oder Nichts. Er glaubte ihnen nicht, ja er ſah ſchwärzer, als die thatſächliche Lage vielleicht gebot, wahrſcheinlich auch weil er den Monarchen für unfähig hielt, einen aufrichtigen, ganz von Nebengedanken freien Weg zu gehen. — William's Herz war von den bitterſten Qualen, den ſchlimmſten Befürchtungen erfüllt. Um dieſes verblendeten Fürſten Willen hatte er Eliſabeth und das ruhige Aſyl von Welbyhaus verlaſſen. Seine Dienſte waren mißkannt, verachtet worden und hatten nur dazu gedient, die Blicke Aller auf ſich zu richten. Wurden in ſein kommendes Loos nicht Eliſabeth und Sophie hineingezogen? Konnte er denn hoffen, daß der Haß der revolutionären Partei ihn, den Schwager des Königs, verſchonen werde? Roslin! Wie der Jubel eines Dämons, der ihn überwunden, klang dieſer Name in ſein Ohr! Die ungeheure Schlechtigkeit dieſes Mannes und ihren Zweck zu begreifen, die Gefahren zu ermeſſen, welche der Verrath deſſelben den Seinen bereitete, war das Geſchäft ſeines jetzigen gramvollen Sinnens. Roslin haßte ihn nun tödtlich, hatte ihn ja vom Augenblicke an gehaßt, als ſich derſelbe durch Welby's Wahl zurückgeſetzt, eine Gewalt ſeinen Händen entriſſen ſah, nach der er mit aller Energie geſtrebt hatte, die er als ſeinen Beſitz, als ein Recht anſah, das vordem in der Familie der Roslins von St. Clair, der Earls von Orkney, erblich geweſen. Nachdem dieſe Würde Roslin entgangen, in den Beſitz des londoner Schneiderſohns gekommen war, hatte die Verbindung von Welbyhaus für ihn gar keine Bedeutung mehr. Aus ihrem Anhänger wurde er, wie alle Renegaten, ihr bitterſter Feind. Daß er ſich längſt ſchon innerlich ganz von derſelben geſchieden, hatte er durch ſein Auftreten beim königlichen Heer und die Intriguen bewieſen, mittels deren er Craven's Einfluß bei Carl zu vernichten gewußt. Durch Briſtol's Uebergabe an Fairfax war aber ein ſo niederträchtiger Verrath von ihm begangen worden, daß er ſich für die Monarchie, weit mehr noch aber für die Gemeinſchaft

des Welbyhauſes unmöglich gemacht hatte. Rosli
wußte zu wohl, wenn auch ſeine neue Partei ihn nu
hochſchätzte und ſein Glück förderte, daß die edlere
Männer jeglicher politiſchen Richtung, kurz Diejenige
ihn alle verachten, meiden, zur Rechenſchaft zu ziehe
beſtrebt ſein mußten, welche vordem mit beſonderer Ve
ehrung auf ihn geblickt hatten. Schon um ſeiner eigene
Sicherheit Willen, das ſah Craven klar ein, muß
Roslin alſo nicht allein jetzt zu den extremſten, fanatiſch
ſten Republikanern, den ſogenannten Levellers, halte
er mußte auch alle Mitglieder von Welbyhaus verfolge
und vernichten. Und er konnte es ja mehr als irgen
ein Anderer. Wenn Craven alſo an das Loos El
ſabeth's, an das ſeiner eigenen Familie dachte, übe
kam ihn faſt ein Grauen, und ſein Verſtand ſchien unter
Eindruck der ſchrecklichen Vorſtellungen, die ſeine geän
ſtigte Seele erfüllten, erliegen zu ſollen. Er ſah kein
Ausweg, keinen Troſt, als ſein altes Vertrauen auf de
treuen Gott, der über ihm bisher ſo ſichtlich gewac
hatte, der ihn aus dem Staube unmöglich nutzlos zu de
ſchwindelnden, gefahrvollen Höhen erhoben haben konn
welche ihm jetzt ſo verderblich zu werden ſchienen. Konn
er nur ungefährdet nach London kommen, ſo hoffte
noch Mittel zu finden, die Pläne Roslin's zu vereitel

— — — — — — — — — — — —

Oxford, das in der unmittelbaren Nähe Woo
ſtock's liegt, war noch eine der letzten Städte, die ſ
gegen das Parlament hielten. Nicht allein Univerſität u

Einwohnerſchaft waren ſtreng royaliſtiſch, die Lords von Richmond und Ogle hatten ſich auch, wie wir wiſſen, mit etlichen Regimentern auf Ruppert's Befehl hineingeworfen, als derſelbe von Reading gen Briſtol aufbrach. Craven fürchtete nun, Carl werde in der Nähe dieſer treuen Stadt ſich verführen laſſen, ſeinen Plan zu ändern, und rieth deshalb angelegentlichſt, dieſelbe links auf der Straße nach Abingdon zu umgehen.

Seine Beſorgniß war unnöthig. Kaum bekamen ſie Woodſtock zu Geſicht, als ein Piket Parlaments-Dragoner mit erhobenen Karabinern auf ſie einſprengte.

Der König hielt erſchreckt mit ſeinen Begleitern an.

„Seid Ihr nicht von den Phariſäern und Carl Stuart's wüſten Bluthunden?" rief ihnen der junge Wachtmeiſter zu.

„Erhitzt Euch nicht, Freund," ſagte Craven, „es iſt der König ſelbſt; er will nach London!" —

„Der König?!" Der Independent riß ſtaunend ſein Pferd zurück.

„Wir ſind's," entgegnete der Monarch. „Wir ſind der Mann, den Ihr Carl Stuart zu nennen beliebt."

„Seine Majeſtät verlangt, daß Ihr ihn vor Euren Officier bringt."

„Der König?! — Jehova ſei geprieſen für den Tag! Haben wir ihn endlich an Hüfte und Haupt, den Feind Gottes und der Menſchheit? Heran, Ihr Makkabäer Englands, nehmt ſie Alle feſt. Obadiah Jenkins, reite zurück, ſo ſchnell Dein Roß vermag, und melde Sir

Vaugham, daß der Rehabeam, von Blindheit geſchlage ſelber in unſre Hand fiel! O krönende Gnade, Du b über John Bunyan ausgegoſſen!“ —

Während die Dragoner den König und beide H zöge umringten, galoppirte der bezeichnete Mann z Stadt.

„Sir Vaugham kenn' ich, es ſteht Alles gut flüſterte Craven dem König zu. „Haltet Euch, theu Herr, nur ruhig und laßt mich machen. — Wollt I mir erlauben, Miſter Bunyan, neben Euch zu reiten u einige Fragen an Eure Ehrbarkeit zu thun?“

Der Wachtmeiſter ſah ihn ſtarr an. „Iſt me Sache nicht, Euch Rede zu ſtehn. Wenn Ihr E Schwert indeß abgeben und Euch ruhig halten wo mag ich mir ein friedfertig Wort gefallen laſſen.“

Craven zog ſeine Waffe aus dem Gehänge. „ iſt es. Haltet es wohl, und — habt Ihr je Kin Freund, zeigt es ihnen mitunter; es hat in Deutſchl für Guſtav Adolph geſtritten!“

„Für den ſchwediſchen David, den Mann Gott Schande Euch dann, daß es jetzt in ſo ſchlechter S ſich entehren mußte!“

„Treue entehrt nie! Mögt Ihr ſie irrig nenn ſie aber zu ſchmähen habt Ihr kein Recht.“

„Wer ſeid Ihr?“

„Herzog von Craven, des Königs Schwager.“ —

Bunyan zog achtungsvoll den Hut. „Vereh und doch unſeliger Mann, Ihr mußtet alſo thun, Ihr gethan. Nehmt Euer Schwert zurück und verzeiht mein unüberlegtes Wort."

„Behaltet es nur, Herr, ich werd's nach dieſem Tage doch nie mehr brauchen."

Sie ritten ſchweigend weiter. Craven's Bruſt arbeitete heftig. —

„Ihr wolltet mich Was fragen, Mylord!" —

„Ja, recht! — 'S iſt Sir Harry Vaugham, zu dem Ihr uns führt?"

„Gewiß. Er commandirt das Obſervationscorps vor Oxford, bis Fairfax und Cromwell heran kommen können."

„Sir Harry war mein Gefährte und Freund in Deutſchland. — Iſt Euch im Parlamentsheer vielleicht auch ein Mann begegnet, Namens Joſuah Doderidge, ein Puritaner wie Ihr?"

„Doderidge? Obriſt-Lieutenant Joſuah Doderidge? Welcher Mann im Heere wird Den nicht kennen? Er führte bei Newbury, Nantwich und Naseby die erſte Schwadron von Cromwell's Eiſenſeiten; ein großer Liebling des Generals!"

„So iſt's ihm doch geglückt! Gott ſegne ihn!"

„Ihr ſegnet den Feind? — Ihr habt ein großes und gutes Herz, Mylord!"

„Seine Schweſter, Bunyan, iſt meines leiblichen Bruders Weib."

„So lebet Ihr ein gar wunderbares Leben! O möge es doch beſſer ausgehn, als ich fürchte!"

„Was fürchtet Ihr?“ —

„Wenn man Euch jetzt nach London bringt, Mylord, werdet Ihr blutig enden, wie Strafford und Laud, und ſeid doch beſſer als Beide. — Kann ich Euch womit dienen?“

Der Herzog reichte dem Puritaner die Hand. „Wollt Ihr, um der Vergeltung Gottes willen, an Doderidge einen Brief beſtellen, wenn ich erſt mein Geſchick weiß?“

„Bei dem barmherzigen Richter der Ewigkeit, ich ſelber will ihn abgeben, und das auf der Stelle!“

„Tauſend Dank; Ihr rettet vielleicht Schuldloſe aus eines teufliſchen Schurken Klauen!“

„Iſt der, den Ihr perſönlich fürchtet, unter uns?“

„Er ward an ſeinem Herrn und Könige zum Verräther, er übergab Briſtol.“

„Lieutenant Roslin! O, der ſteht nun in Huntington's Regiment und wird falſche Gottesfurcht heucheln, wie ſo Viele von uns! Ich will Euch über ihn ganz gewiſſe Nachricht bringen. Verzagt alſo noch nicht, denn des Todes Schatten haben keine Macht über den Gerechten.“ —

Sie ritten eben in Woodſtock ein, als Sir Vaughan mit Officieren ihnen entgegen kam. John Bunyan ſprengte ihm entgegen und erſtattete geſenkten Degens Rapport. Sir Harry's Auge traf den alten Freund, aber keine Muskel ſeines Antlitzes regte ſich. Er kam heran und legte grüßend die Hand an den Hut.

„Man ſagt mir, Sire,“ wendete er ſich zum Könige,

„Ihr beabſichtigt mit Euren Begleitern nach London zu gehen; das iſt nicht ſtatthaft. Ob Ihr in Eurem Falle als Gefangener zu behandeln ſeid oder nicht, habe ich nicht zu entſcheiden. Euch aber ziehen zu laſſen, wäre eine Pflichtwidrigkeit, der ich weder die Sache des Volks, noch mich ſelbſt ausſetzen mag. Das Parlament und der Obergeneral ſind meine Herren, ihnen muß ich Euer Erſcheinen melden, von ihnen hängt ab, zu beſtimmen, was mit Eurer Perſon geſchehen ſoll!“

„Wie könnt Ihr wagen,“ rief der erſchrockene König, „Unſere Reiſe zu hindern? Wir kamen freiwillig, in friedlicher Weiſe, und wollten Uns unter den Willen und Schutz Unſeres geliebten Volks begeben! Das zu hindern hat kein Menſch das Recht!“

„Keine Widerrede, Sire, ich hoffe, Ihr werdet mich nicht zwingen, härter zu ſein, als ich wünſche! Was Ihr dem Parlament zu ſagen habt, kann ſchriftlich geſchehen und ſoll ſogleich beſorgt werden. So lange müßt Ihr Euch jedenfalls als meinen nothgedrungenen Gaſt betrachten, bis der Beſcheid vom Heer wie Parlament zurück iſt. Wundert Euch nicht, wenn ich ſo handle. Eure geheimen Papiere, zu Naſeby in Eurem Zelt gefunden, haben zu gut bewieſen, daß Ihr ein Mann ſeid, gegen den Rückſichten des Mitleids und der Achtung fortan ſchweigen müſſen!“

„O, die Papiere!“ flüſterte der bleiche König.

„Aber wie einen Monarchen behandeln werdet Ihr ihn, Sir Harry,“ rief Craven, „und Euch erinnern, daß —!“

„Ich erinnere mich nur meiner Pflicht, ſonſt Nichts! Ihr ſeid mein Gefangener, Lord Craven, den ich im ſtrengſten Gewahrſam halten werde. Ihr und Ruppert geltet als hauptſächliche Rathgeber bei allen blutigen Thaten dieſes irregeleiteten Mannes. Nehmt Abſchied von ihm, Ihr werdet ihn nicht wiederſehen. Im Namen des Parlaments, verſichert Euch des Herzogs, Officiere!"

Vaugham's Begleiter bemächtigten ſich Craven's ſogleich, beraubten ihn ſeiner Piſtolen und trennten ihn vom Könige.

„Craven, mein Freund," rief König Carl mit überſtrömenden Augen, „lebe wohl! Bringe Eliſabeth meinen letzten Gruß!"

„Sir Vaugham," verſetzte der Herzog erbleichend und ſeiner Bitterkeit nicht mehr Herr. „Ihr mögt für gut halten, alte Freundſchaft und Kameradſchaft zu verleugnen und den Schwur der Treue zu brechen, mir kann's Recht ſein. Aber ſo viel Chriſtenthum und Ehre ſolltet Ihr wohl haben, mich meines armen Herrn Geſchicke theilen zu laſſen!"

„Was ich kann und darf, weiß ich beſſer, Mylord, und was mir Vaterlandsverräthern gegenüber obliegt! Gebt Eurem Herrn noch ein Mal die Hand, das iſt Alles, was ich Euch geſtatten kann. Ihr Alle haftet mir für ihn!"

Craven, etwas frei gelaſſen, ſchwang ſich vom Pferde, eilte zum Könige und küßte in tiefſter Bewegung ſeine Hand. „Lebe wohl, mein Herr und Herrſcher, lebe für ewig wohl! Mögen Tauſende Dir fluchen, mag der Haß Deines Volkes Dich verfolgen und aus jedem Deiner Irrthümer Dir eine Kette ſchmieden, es kennt noch nicht das Schickſal, dem es von heute ab zutreibt! In meinem Herzen aber wirſt Du ewig leben und Dein zertretenes Recht! Einſt wird der Tag aufgehn, wo ganz England jammernd ſeine Hände wieder ausſtreckt und nach Dir ruft, wie ich — Dein erſter, — ach, Dein letzter blauer Cavalier! Hoch lebe König Carl!! — Jetzt führt mich ab!“

Schweigend nahmen die Officiere William Craven in die Mitte, ein Dragoner führte ſein ledig Pferd nach. Sie verſchwanden in einer Seitenſtraße des Städtleins.

Vaughham mit den Gemeinen brachte den König nach dem Jagdſchloſſe von Woodſtock, demſelben, in dem durch Königin Leonorens Eiferſucht einſt die ſchöne Roſamunde, Plantagenet's Geliebte, enden mußte. — — —

Mitternacht faſt war's. Schlaflos, in halben Fieberphantaſien wälzte ſich der Herzog auf ſeinem Lager im engen Erkerzimmer des Stadthauſes, wo man ihn in Haft geſetzt hatte. Es lag voll Parlamentsſoldaten. Er hörte die Schritte der Wachen auf den Gängen, den Ruf der Ronde, die ſtündliche Ablöſung. — Gefangenſchaft, dahinter der Tod, war ſeines Lebens Abſchluß alſo? Das das finſtere Ziel, in welches die wechſelvolle Bahn mündete, die er ſeit dem Kuß in der Guildhall durchlaufen hatte? — Es giebt ein Uebermaß des Grams, wo das Gedächtniß uns verläßt, und alle Ideen, Bilder und Erinnerungen wirr in einander verlaufen, wie Farben, die man in ein Gefäß zuſammengießt. Zwei bittre Gedanken hatte er nur noch. Nicht ſich, nicht den König, — nur daß Eliſabeth jetzt gänzlich hilflos ſei, und Harry Vaugham ſelbſt der Freundſchaft heiligen Schwur verleugnet habe. Er ſtarrte in die zuckende Flamme der Lampe auf dem Tiſche, die mit bald ſchwindendem, bald kommendem Scheine die öden Wände geiſterhaft umſpielte.

Schritte wurden hörbar, man öffnete ſeine Thür. Harry Vaugham trat ein und ſchloß wieder ab.

Craven war aufgeſprungen. „Wenn Ihr mich auch in Nichts ſonſt ſchont, mit Eurer Gegenwart mich unbeläſtigt zu laſſen, hätte Euch doch die Scham und das elende Stück Edelmann, was etwa noch in Euch zurückblieb, abhalten ſollen!“ Er kehrte ſich heftig ab.

Vaugham ging auf ihn zu, wendete ihn um, und die Hände auf ſeine Schultern legend, ſah er ihn mit wehmüthigem Schmerze an.

„Und Ihr begreift alſo nicht, verblendeter Freund, daß meine alte Liebe und Dankbarkeit, mein Freundſchaftsſchwur nur es war, die alſo mich zu handeln zwangen?!“

„Wie ſoll ich das verſtehn?“ —

„Wenn ich Euch retten will, wenn Ihr Eliſabeth je wieder ſehen wollt, und dieſe ſelbſt ſicher ſein ſoll, ſo mußte ich Euch durch einen Gewaltact vom Schickſal des unglücklichen Carl trennen, Euch ſchlimmer darſtellen, härter behandeln, als nöthig war!“

„Was ſteht dem Könige bevor!“

„Ich weiß es nicht. Wahrſcheinlich wird man ihn nach London bringen, zur Abdankung für ſich und ſeine Söhne zwingen. Es werden jetzt Stimmen im Heere und zu London laut, William, die — Blut fordern, Blut, um die raſenden Gemüther zu verſöhnen! Soll ich erleben, daß man Euer ſchuldlos Haupt für das des Königs dem Volke zuwirft, weil Ihr dieſem Treuloſeſten zu treu geweſen? Genug Leute wird's geben, die Carl'n damit liſtig zu retten meinen! Unterm Vorwande, daß Ihr vor's Kriegsgericht gehört, kann ich Euch aber hier feſthalten, kann Mittel finden, Euch aus der Leute Gedächtniß zu bringen. Ihr habt viel Freunde und Bewunderer in unſerem Heere, und tapfere Soldaten behandeln den Gegner edler, als Parteihäupter, die Knechte der großen Maſſe ſein müſſen.“

„Dem Könige an's Leben?! Harry, nimmermehr, das können ſie nicht! Das wäre ein Mord, den England an ſich ſelbſt beginge!“

„Was können ſie denn nicht, nun da ſie ihn haben? Eine Hoffnung nur noch iſt, und ich werde ſie nach Kräften fördern. Das Parlament iſt bereits eiferſüchtig auf das Heer. Es ſind Anzeichen vorhanden, daß dieſe Beiden ſich Englands Herrſchaft nächſtens ſtreitig machen werden. Des Königs Perſon zu beſitzen, als den — Schein des Legalen, wird Beider Wunſch ſein. Sie werden vielleicht deshalb mit ihm unterhandeln, und iſt Carl nur ein Mal im Leben ein Mann, ein Mal nur aufrichtig, — ſo kann ihn das retten. Wenn nicht, dann iſt er ſo ſicher verloren, wie Abend dem Morgen folgt. Ich werde Carl's Erſcheinen ſofort in's Hauptquartier melden, Ihr aber müßt ihm ſchriftlich rathen, allen Ränken und aller Heimlichkeit zu entſagen. Seit dem Fund ſeiner geheimen Correſpondenzen wird er ohnedies ſchwer Glauben finden.“

„Vaugham, ich will denken, daß Freundſchaft ſo zu handeln Euch gebot, und Ihr mich zu retten meint, indem Ihr mich gefangen haltet, aber Ihr habt mich dennoch elend gemacht. Ich ließ Eliſabeth und die Prinzeſſin in einem Verſteck zu London zurück, der zwar ſicher genug iſt vor jeglichem Verrath und jeder Gewalt, nur vor einem Manne nicht, der es kennt, in dem ich meinen Freund glaubte, und der mein bitterſter Verfolger ſein wird! O, laßt mich nach London fliehen, die theure Frau retten und —!“

„Nimmermehr! Der Erſte, der Euch dort erkennt, wird Euch dem Rachen des Towers und dem Beil ausliefern! Nennt Euren Feind und laßt uns andere Mittel gegen ihn finden!“

„Roslin St. Clair, der Carl von Orkney!“

„Bei Gott, 'nem beſſeren Schuft konntet Ihr das Schickſal Eliſabeth's nie anvertrauen, Ihr müßt irrſinnig geweſen ſein, da Ihr's thatet!!“

„Nicht ich verrieth es ihm. Er und der alte Herzog

Richmond führten uns ſelbſt in dies Aſyl, da wir von Holland kamen. Roslin war's, der jeden vernünftigen Rath, jede Bitte, ſich mit dem Lande zu verſöhnen, beim König hintertrieb! Roslin war Ruppert's blutdürſtiger Dämon, und nun, Verräther an ſeinem Herrn, wird er Nichts ſcheuen, uns Alle zu vernichten! Er iſt im Hauptquartiere, ſagte mir Wachtmeiſter Bunyan, und hoch in Gunſt bei Huntington, Fairfax und Cromwell. Einen nur kenne ich, der ihm die Wage dort hält und ſeinen Ränken begegnen kann, Joſuah Doderidge von den Eiſenſeiten, der Schwager meines Bruders Edward. Bunyan erbot ſich, Briefe an ihn zu beſtellen."

„Die Auskunft iſt bei Gott, die beſte, Freund! Doderidge iſt Cromwell's Vertrauter, ſagt man. Er hat ſicher die Mittel, Roslin zu hindern, daß er eher nach London kommt, als Ihr, Mittel, die Generale gegen den Burſchen argwöhniſch zu machen! Noch aber fällt mir Eins ein. Ihr kennt den jungen Richmond und Lord Ogle, die Oxford gegen uns behaupten. Noch wiſſen ſie vom Falle Briſtols Nichts. Seitdem der König ſich ſelber übergeben, iſt's Wahnſinn, die alte ehrwürdige Stadt zu halten. Kommt das Hauptheer erſt an, wird ſie nur nutzlos eingeäſchert, nutzloſes Blut wird vergoſſen ſein. Man würde Richmond und Ogle endlich die Kugel vor den Kopf geben, weil ſie gewagt, ſich noch zu widerſetzen, nachdem der König ſelber ſeine Sache aufgab."

„Ja nutzlos, Thorheit iſt Oxfords Kampf!"

„Wenn Ihr es ihnen offen ſchriebet, Herzog, ihnen als Freund zur Uebergabe riethet, die doch kein Schimpf mehr iſt, wo Alles ſchon verloren ging?“

„Vaugham, das iſt ein Rath, der klug ſein mag, aber — daß ich königlichen Officieren ſagen ſollte, einen Platz den Rebellen auszuliefern —?!“

„Nennt's Rebellion nicht mehr, Herzog! O, laßt doch die thörichte Vorſtellung, daß das Recht jemals auf Eurer Seite war, endlich fahren, da das Schickſal, da Carl's eigene Verblendung ſo gegen ihn entſchied. Ihr ſelber glaubt ja nicht dran! Der alte Richmond ſtarb vor Gram über des Königs Schmach. Soll mit ſeinem Sohne dies edle Haus ganz verlöſchen, ſo viel treues Mannsblut durch den falſchen Begriff von Soldatenehre vergeudet werden?!

„Richmond todt? Eliſabeth's letzter, nächſter Freund!“

„Und Ihr würdet ſie retten können, ihr in des Herzogs Sohne, in Ogle vielleicht Beſchützer geben. Ich würde gewiß ſorgen, daß man ihnen vergönnte, auf Ehrenwort nach London zu gehn. Cromwell, Fairfax, das Parlament ſelbſt würde Euch aber die That danken, mit der Ihr einem zweckloſen Blutbade ein Ziel geſetzt.“

„Ich — o Gott, es muß ja ſein, — um Eliſabeth's Willen ſein! — Ich werde an Beide ſchreiben!“

Vaugham drückte ihm bewegt die Hand. „Ihr habt dadurch Euer Schickſal ſelbſt zum Beſſren gewendet, glaubt mir das.“ —

„Noch eine Frage, Harry. Wo habt Ihr die arme

Leah, die ich Euch zu Newbury vertraute? Sie war Ogle's Braut, ich entriß ſie Roslin's Händen."

„Miß Lognor lebt in meinem Hauſe, und wie Ihr denken könnt, in tiefſter Trauer. Ihr Vater fiel als Opfer des Maſſacre von Newbury."

„O möchten doch all' die blutenden Herzen ein Mal Friede haben, ein Mal Freude!!"

„Ein Stück davon liegt in Eurer Hand, das Meiſte — am König. Des Verhängniſſes Schwert ſchwebt dicht über ſeinem Haupte, möchte er länger doch nicht blind ſein!" — — — — — — — — — — — —

Zu Banbury am Cherwell befand ſich eben das Hauptquartier des Obergeneral Fairfax, deſſen eigentliche Seele aber General Oliver Cromwell war, der Mann, auf den bereits ganz England ſeinen Blick gerichtet hielt. Vor der Pforte des Rathhauſes, wo dieſe Beiden mit ihrem Stabe reſidirten, hielten zwei Eiſenſeiten mit gezücktem Pallaſch Wache, und die Sonne blitzte auf ihren Küraſſen und Stahlhauben. Mehrere Officiere ſtanden in Gruppen davor, denn ſie erwarteten die Stunde des Rapports. Da waren Harriſon, Stracham, Fleedwood, Desborough, Skippon, Lambert, alle die Heiligen und Helden, denen das Parlament die Niederwerfung der königlichen Armee verdankte. Zwiſchen ihnen umherflüſternd und von Dieſem zu Jenem ſchreitend, ſind die Commiſſäre des hohen Parlaments bemerkbar, Sir Bletſon, ein

Philoſoph aus Bacon's Schule, und der greiſe Elliot, ſcharf mit dem Schwerte wie mit der Zunge.

In einer der angrenzenden Straßen, abſeits von den übrigen Straßen, und manchmal nur die Blicke zu ihnen herüber ſendend, gehen zwei Officiere auf und ab, ein älterer, verwitterter, und ein jüngerer. Sie ſind Beide in gelbe Büffelkoller gekleidet, haben die rothe Pumphoſe in die weiten, halb aufgezogenen Reiterſtiefeln geſteckt und die breiten Hüte tief in die Stirn gezogen. Den Aelteren bezeichnet die rothe Feldbinde als Regimentschef, die rothe Schleife am Hute des Jüngeren ſeinen Adjutanten. Generalmajor Huntington iſt's, das Haupt der Leveller oder Gleichmacher, und ſein Intimus, Lieutenant Roslin.

„Ich ſage Dir aber, Freund, wenn Dein Herz auch aufrichtig ſein mag, und Du den alten Adam abgeworfen, Dein Plan iſt doch eitel Thorheit! Aller Augen ſehen auf uns, 's iſt nicht rathſam. Ich kann Dir wohl Urlaub geben auf unbeſtimmte Zeit, obwohl Du allzu bekannt biſt ſeit Briſtol, um Dich nicht gleich zu vermiſſen, aber gar mit Dir und zwanzig Andern vom Regiment heimlich nach London zu gehen, um dieſen Schatz zu heben und Eliſabeth Stuart, des Herodes Schweſter zu holen, das iſt Nichts. Es würde nur Lärm machen. Wir müſſen warten, bis unſre Zeit kommt. Noll*) hat ſeine Augen überall, und noch bin ich nicht der Mann, meine Fauſt wider ihn zu recken!“

---

*) Oliver Cromwell's Spitzname bei'm Heere. D. V.

„So laſſe mich wenigſtens allein hin, daß uns der doppelte Fang nicht entſchlüpft. Ich habe Mittel, das Entweichen dieſer Frau unmöglich zu machen, welche nach des Tyrannen blutigem Falle allein noch der gemeinen Sache ſchädlich werden kann, und den Schatz, groß genug, ein Heer zehn Jahre zu unterhalten, ihrem Griffe und Denen zu entziehen, die ihre geheimen Helfershelfer ſind.“

„Dich allein hinſenden?“ Huntington ſchoß einen ſcharfen Seitenblick auf Roslin. — „Es giebt Leute, die voll heiligen Eifers an der gottſeligen Sache hängen, das Reich der Heiligen auf Erden gründen, wenn das ſiebenköpfige Thier erſt erſchlagen iſt, und die ſolchen Glauben als eine helle Offenbarung in ſich tragen. Ihrer ſoll auch einſt Alles, Silber und Gold, Manna und Wachteln, Ihrer ſoll allein Kanaan ſein! Es giebt aber auch Leute, — überaus kluge, — die mit der Liſt der alten Schlange ihre Zeit zu nützen wiſſen und wie 'ne kluge Ratte ſtets das lecke Schiff verlaſſen! Sie ſchreien mit den Raben und heulen mit den Wölfen, jagen aber allein der Beute nach, und ihnen gilt keine Sache, als ihre Wolluſt und Gier! Ein ſolcher, meint Hauptmann Trauaufdenherrn Squatlemer, ſeieſt auch Du, und haſſet Dich, wie man die unreinen Geiſter haſſen ſoll. Ich aber will nun ſehen, ob Deine Treue oder ſein Argwohn Recht hat. Du ſollſt nach London gehen und Alles thun, was nöthig iſt, den Mammon und dies ſtuartiſche Weib zu ſichern und in Banden zu ſchlagen, daß Keiner die Hand gegen ſie ausſtrecke, bis wir nach London kommen, um mit der Sichel zu ernten die Saat, die zu Nantwich und Naſeby geſäet ward, als Du noch in den Schlingen der Philiſter lagſt. Aber ich will Dir dazu eben den Squatlemer mitgeben auf Schritt und Tritt, im Schlafen und Wachen und mit der Waffe in der Hand, daß er den Frevel in Deinem Blut erſticke, falls Du ſolchen zu begehen ſinnſt. Verſtehſt Du mich, mein Bruder?"

„Wohl, Herr," ſagte Roslin kaltblütig, „ich verſtehe Dich, obwohl mich's ſchmerzt. Gieb mir Squatlemer mit. Du ſollſt gewiß zufrieden ſein und ſagen, daß meine Treu meiner Klugheit gleich ſei. Wann ſollen wir reiten?"

Huntington war ſtehen geblieben und ſah ihn faſt betroffen an. — „Nun, dieſe Nacht zwiſchen Eins und Zwei," verſetzte er langſam nach einer Weile.

Eine Bewegung auf dem Markte unterbrach das weitere Geſpräch. Ein Wachtmeiſter war ſtaubbedeckt herangeſprengt, eine Depeſchentaſche an der Hüfte, hatte den Officieren haſtig Etwas zugerufen, war abgeſtiegen und ſofort im Rathhauſe verſchwunden. Allgemeiner Zuſammenlauf entſtand.

„Wichtige Neuigkeiten ſind gekommen, ſcheint mir.

Laß uns hinüber. Bei'm Abendtrunk wollen wir mit Squatlemer das Weitere abreden."

Huntington ſchritt raſch vorauf dem Platze zu. Roslin folgte ihm geſenkten Hauptes. Er lächelte in ſich hinein und flüſterte: „He, gieb nur den Aufpaſſer mit! Es müßte ſchlimm hergehen, oder ich laſſe ihn an einem Ort im Welbyhauſe, wo alle Heiligen der fünften Monarchie ihn vergeblich ſuchen ſollen!"

„Was giebt's, Freunde?" rief Huntington, unter die Anderen tretend.

„Oxford hat capitulirt, und Carl Stuart fiel zu Woodſtock in unſere Hände!" riefen ihm Mehrere erregt zu.

„Zebaoth ſei geprieſen!" Huntington hob begeiſtert den Arm. „Wir werden Saul binden mit feſten Stricken, werden ſein wüſtes Haupt von ihm ſchlagen und einziehen in ſeine Stätte, daß das Volk Gottes ſitze über ihm!!"

„Er iſt des Geiſtes voll und der Offenbarung!" rief Harriſon. „Rede zu uns, Bruder, rede und laß der Cherubin Botſchaft auf Deiner Zunge ſein!"

Alle traten in einen Kreis um Huntington zuſammen. Dieſer aber begann nun eine jener apokalyptiſchen Predigten, die ihm im Heere ſo ungeheures Anſehen verſchafft hatten.

Während dieſer Scene auf dem Platz befand ſich das Genie, welches dieſe fanatiſchen, allen Dingen der Welt

trotzbietenden, auf ihre Unabhängigkeit ſo ſtolzen Eifere
zu leiten wußte, in einem kleinen gothiſchen Zimmer de
Rathhauſes, das an den Seſſionsſaal ſtieß. Die Wänd
dieſes Zimmers waren kahl. Zwei rohe Feldbetten, mi
Decken verſehen, ſtanden an den Wänden. Ein große
Eichentiſch, den Papiere bedeckten, nahm die Mitte ein
und etliche Lederſeſſel ſtanden um ihn her. Auf de
einen Seite deſſelben, Stahlhelm und Handſchuhe nebe
ſich und in voller Kriegstracht, ſaß ein Mann und ſchrie
emſig, ein alter Bekannter, Joſuah Doderidg
Obriſtlieutenant und Chef der Ironſides.

Der Andere iſt bereits tief in den Vierzigen. Sei
halblanges Haar, ſtark, faſt ſtruppigt, umgiebt kräuſeln
ſein ganzes Haupt, ein dünnes braunes Bärtchen zie
ſeine Oberlippe. Sein Antlitz, von jenem braunrothe
Colorit, wie Sonne und Wind einem geſunden un
mäßigen Mann es verleihen, war fleiſchig und voll, abe
alles Fleiſch ſchien Muskel geworden und gab dieſ
Phyſiognomie eine Fülle charakteriſtiſcher Liniament
welche ſie Jedem unvergeßlich machte, der ſie ein M
nur geſehen. Seine Züge hatten Nichts von dem, w
erhaben oder vornehm genannt werden konnte. D
breiten Kiefern, die wulſtigen Lippen, die dicke, in me
reren Biegungen geformte Naſe mit den breiten gebläht
Flügeln, die furchenreiche Stirn, die ſtarken Thräne
drüſen und tiefen Falten, welche Wangen und Kauwe
zeuge umgaben, hatten etwas entſchieden Plebejes. Ab
außerordentlich waren dieſe Züge doch. Sie zeigten ei

gutmüthig ernſte Milde, die bei der geringſten Bewegung indeß ganz verſchwand. Dieſer Mund war leicht zum Spott geneigt, ſein heftig Zucken hatte etwas Drohendes. Dieſe grauen Augen, liſtig umherſtreifend wie auf immerwährenden Fang, ſchienen für gewöhnlich klein und etwas wäſſerig, aber ſie beſaßen die Kraft, ſich plötzlich wie die eines Raubthieres ſchreckhaft zu erweitern, zur durchdringenden Starrheit der Meduſe zu werden, und veränderten dann ihre Farbe. Auch konnten ſie von einer flackernden Lohe erfüllt ſein, die Alles zu verſengen ſchien. Das war Oliver Cromwell. Ueber Lederkoller und Harniſch trug er ein röthlich braunes ärmelloſes Wams von Sammt, eine Art geſchloſſener Weſte, ſchon ſehr verſchoſſen. An breitem Lederbandelier, mit Meſſingbuckeln beſchlagen, hing ſein Pallaſch, ſonſt hatte er keinen Schmuck, kein Abzeichen, keine Binde. Wenn er nur in der Ferne erſchien, kannte ihn doch Jeder.

Abgewendet ſtand er am Fenſter, las eine Depeſche nach der andern und warf ſie dann herüber auf den Tiſch. Seine Miene blieb unbeweglich. In der Nähe der Thür ſtand John Bunyan, der Wachtmeiſter von Vaugham's Dragonern, kerzengrade in Ordonnanzhaltung. Innerlich war aber der Mann nicht ſo ruhig. Starr, faſt ängſtlich blickte er zu Doderidge hinüber, ob derſelbe denn nicht endlich das Auge zu ihm erheben werde.

Da flog eine Depeſche aus Cromwell's Hand zu kurz und fiel zur Erde. Joſuah ſah auf, erhob ſich und raffte ſie auf. Als er zu ſeinem Sitz zurückkehrte, richtete er ſein Auge zufällig auf Bunyan. Derſelbe gab ihm einen haſtigen Wink, zog aus dem Wams ein Schreiben, zeigte es ihm und warf es unter ſeinen Stuhl. Es war das Werk einer Secunde.

Doderidge blickte ihn erſtaunt an, ſetzte ſich und langte ruhig den Brief auf. Ein Blick auf die Adreſſe machte ſein Geſicht blaß. Er erbrach die Schrift und flog ſie zitternd durch. Bunyan verſchlang ihn faſt mit den Augen. Cromwell wendete ſich raſch.

„Was lieſt Du da, Joſuah? — Du biſt bleich?!“ —

Bunyan fuhr entſetzt zuſammen.

Doderidge erhob ſich. „'S iſt Nichts, was mein General nicht wiſſen dürfte, er kennt alle meine Gedanken. Dieſer Mann glaubte, mir's aus Furcht vor Dir heimlich geben zu müſſen.“

„Was iſt das für 'ne Commiſſion, die Du da übernommen haſt, Bunyan?“ —

„Die eines Unglücklichen. — Wenn ein Feind machtlos in meinen Händen iſt, ſo ſoll ich ſeiner Thränen nicht mißachten, General; Thränen ſind Boten Gottes!“

Oliver nahm den Brief, wendete ſich ab und las ihn. Dann ging er auf und nieder. Sein Antlitz war düſter. — „Geh hinaus. Mit den Thränen haſt Du Recht und biſt ein braver Burſche. Adjutant Pearſon ſoll Dir im Vorſaal Trunk und Imbiß reichen. Du haſt uns Großes gebracht, der Herr iſt ſeinem Volke gnädig!“

„Möge er auf Deinem Haupte ſtrahlen, wie er bei Moſes gethan!“ — Der Wachtmeiſter trat militäriſch ab. —

„Was iſt das, Joſuah? Der Earl von Craven ſchreibt — mein Bruder — an Dich? Fleht Dich um Hilfe gegen Roslin an und für das Weib aus Königsblute, das er geehlicht?!“

„General, wenn Craven in Vaugham's Hände kam, iſt ſicher Carl Stuart auch gefangen, denn er wich nicht von deſſen Seite!“

„Ganz richtig, Vaugham meldet uns, daß Carl in ſeinen Händen iſt, eben ſo hat er's dem Parlament angezeigt. Es ſoll entſchieden werden, was mit dem blutdürſtigen Tyrannen geſchehen ſoll. Dein Bruder Craven war wirklich bei ihm! Wie iſt der Brief da zu verſtehen?“

„Der Earl von Craven war's, Herr, der in der Zeit der Verfolgung ſich meiner annahm, mich, den Verachteten, glücklich, meine Schweſter zu ſeines Bruders Frau gemacht hat und ſich, da er an Guſtav Adolph's Seite noch die Bewunderung der Welt geweſen, nicht ſchämte, mir Liebe zu beweiſen, nicht ſchämte des Blutes, dem er entſproſſen! Craven iſt ein Mann des Volkes! Jetzt iſt er gefangen, bangt um ſein Weib, und ich, durch Deine Gnade, bin groß im Lande geworden! Soll ich ihm die Hand nicht reichen? Nicht zu Dir ſagen, Herr, nimm Alles von mir und leg es Dieſem zu, denn er iſt beſſer, denn ich?!“

„War er denn nicht der böſe, ruheloſe Geiſt, der dieſen Saul zu all' den Gräueln verwirrte, die —"

„Lüge!!" donnerte Doderidge —

„Erfrechſt Du Dich, das Wort Lüge mir zu ſagen?"

„Ich ſag' Dir, Lüge iſt's, General, erſonnen von Denen, die ihn nicht kennen! Erſonnen von Denen, die zu feige ſind, ſich an — Saul zu wagen und ſeine Schmach auf die — Geiſter von Endor ſchieben! Als Carl das Land geknechtet, war Craven noch in Holland. Er war's, der's da verſchmähte, für Carl Truppen zu werben und ſie gen London zu führen. Erſt als das Banner von Nottingham aufgeſteckt war, kam der Lord mit ſeinem Weibe in's Land. — Leg' die Hand auf Dein Herz, Du Judas Maccabäus Englands, und frage Dich, wenn Gott Dir Stuart's Schweſter je zum Weibe gegeben hätte, wärſt Du — wenn auch mit brechendem Herzen — an Carl's Seite helfend nicht geeilt? Wärſt Du's nicht! — Stehe Gott Rede, nicht mir, wenn Du Dich ſchämſt! Es giebt auf Erden Pflichten, die gegen Alles, was in uns iſt, ſtreiten, und die wir dennoch thun müſſen, weil ſie — menſchlich ſind! Sieh in Lord Craven den Menſchen an, General, und Du wirſt ihn lieben!!" —

Cromwell hatte das Haupt geſenkt. — „Hm, 's iſt Was in Deiner Rede, das für ihn ſpricht, und dieſe Deine Liebe zu dem gefangenen Manne gefällt mir. Aber, haha, ſo biſt Du ja gewiſſermaßen auch Carl Stuart's Verwandter? So was von königlicher

Gevatterſchaft? Möchteſt Du für den Rowley nicht auch 'n kräftig Wort einlegen?!"

„Du darfſt meiner ſpotten, Herr, denn Du weißt, ich liebe Dich. Carl Stuart bin ich ſo in tiefſtem Herzen Feind, wie nur ein Mann meines Volkes ſein kann. Nicht als Tyrann nur haß' ich ihn, denn Gott ſchickt die Tyrannen ja oft zur Zucht der üppigen Menſchheit. Ich haß' ihn mehr noch, weil er nicht einmal ſein eigen Blut geliebt, Eliſabeth im Elend verlaſſen hat, hilflos und verachtet, da ſie Craven, ihren einzigen Freund, zum Manne genommen. Ich haß' ihn, weil er, ſtatt Craven's treuem Rath zu folgen, den doch ein Guſtav Adolph nicht zu ſchlecht fand, dieſem Bluthund Ruppert, dieſer Natter Roslin allein vertraute und wie ein Mörder den Krieg geführt! Denk an Wycombe und Newbury! Mögen ſeine Sünden fallen über ihn her, meine Hand ſoll ihn nicht halten!!"

„Was iſt mit dem Roslin? — Das iſt ein gar räthſelhafter Punkt noch. Sei offen, Doderidge! Ich muß, was den Mann anbetrifft, durchaus klar ſein."

„Zu London lebte ein Greis, der Eſquire von Lincoln, Welby genannt, reich, angeſehen, wohlthätig und einte viel edle Männer zum Schutze der Unſchuld und zur Hilfe des Armen; er war ein rechter Mann Gottes. Zu ſeinen Jüngern gehörten auch ich, Craven und Roslin. Als Welby ſtarb, machte er Craven allein zu ſeinem Erben und ſein Haus zum Aſyl Eliſabeth's. Seit dieſer Zeit haßt Roslin Beide und will ſie verderben, wie's auch ſei. Schreit man im Heere nicht nach Carl Stuart's Kopf? Und Wer am lauteſten? Huntington! Er iſt nur die Trompete Roslin's!" —

„Beim Beelzebub!! — Und weshalb, denkſt Du?"

„Wenn Carl hin iſt, Craven in Banden, Eliſabeth freundlos, wird Roslin ſich ihrer bemächtigen. Haben Sophie und dieſe Frau nicht ſo gut wie jeder andere Stuart vermeinte Rechte auf den Thron? — Du Menſchenkenner, denke nach! — Roslin wird, wie er es an Carl geweſen, Verräther auch an uns, und Deine erſte — ſchwache Stunde, Herr, wird ſeiner Bosheit Beute ſein!" —

Der General ſah Doderidge lange ſtarr an und ſann nach. Dann zog er die Bibel aus dem Wams und hielt ſie ihm hin. „Das iſt wahr?!"

„Möge ich und Alles, was meines Blutes und Namens iſt, elend vergehen vor dem Ewigen und verworfen ſein!" Doderidge legte ſeine Hand auf das heilige Buch.

„Joſuah! Treuer iſt meine Klinge mir nicht, als Du, ich weiß es. Auch Deinem ſchlichten Jaja hätt' ich geglaubt. Nur wiſſen ſollteſt Du, daß Du mir wegen Craven und Stuart's Schweſter mit Deinem Leibe verhaftet biſt! Ich führe mit Weibern nicht Krieg, Welbyhaus ſoll ſicher ſein, das ſchreibe dem Craven. Ich ſchätze den tapfern Mann; er hat die Capitulation von Oxford veranlaßt, und das war redlich. Die Befehlshaber der feindlichen Beſatzung, Ogle und Richmond, ſollen auch, wie Vaughам bittet, frei ausgehen, da ſie ihr Wort geben, nie mehr gegen das Parlament die Waffen zu tragen. Die Hauptſache aber — bleibt der König.“

„Was denkſt Du zu thun, Herr?“

„Nach Oxford zu rücken, um Stuart nah zu ſein, und abzuwarten, was die Herren vom Parlamente thun werden. Ich fürchte, Carl wird der Zankapfel zwiſchen uns und ihnen ſein. Iſt er klug, ſo hält er ſich ruhig, iſt er'n Narr wie immer, ſo wird er Ränke ſpinnen. Er ſoll ſie ſpinnen, ſoll ſelber ſich die Falle graben, in der er umkommt! Schreibe Vaugham, man ſoll den Stuart ganz thun laſſen, was er will, nur nach London ſoll er nicht, dahin nicht. Craven bleibt in Verhaft, bis wir Kriegsgericht über ihn gehalten.“

„Mein General!“ rief Doderidge ängſtevoll.

„Ei ruhig, Freund, trau doch mir. Er muß ſcheinbar ſo ſtreng gehalten werden, ſonſt hält er ſich verpflichtet, Carl zu rathen. Das ſoll Niemand mehr! Man darf den blauen Cavalier nicht in Verſuchung führen, haha. In London aber möchte das hohe Parlament ihm vielleicht Strafford's Schickſal bereiten und auf ihn alle Sünden Carl's werfen, um mit dieſem deſto glimpflicher zu thun. Denkſt Du nicht?“

„Du haſt alle meine Sorgen errathen, Herr. Ich ſehe auf Dich, wie auf die Flammenſäule, die durch die Wüſte vor der Stiftshütte daher zog.“

„Schreibe das Alles wohl auf, und — höre, ich will

Graven zu meinem Freunde machen. Deute ihm das an und — nun, Du kennſt mich doch wohl. Des Volkes Heil iſt mein Ziel, ich brauche aber viel Arbeiter in ſeinem Weinberge!" Cromwell nickte ſchlau lächelnd und öffnete die Thür. „Pearſon, die Officiere zum Rapport, Lieutenant Roslin vom Regiment Huntington ſoll kommen!" Er trat in's Gemach zurück, ſetzte ſich an den Tiſch und ſchrieb.

„Du willſt ihn doch allein ſprechen, General?" fragte Doderidge zögernd.

„Willſt Du ihn nicht ſehen?"

„Das wohl, doch wenn er — mich ſieht, wird er wiſſen, warum Du zu ihm ſprichſt."

„Wohl, geh' hinaus!"

Doderidge nahm Blechhaube und Handſchuhe, trat in den Vorſaal und ſetzte ſich zu John Bunyan. — Der Saal füllte ſich mit Officieren. Obergeneral Fairfax kam aus ſeinem Cabinet, grüßte und nahm der Reihe nach die Meldungen entgegen, während Pearſon den ſehr erſtaunten Roslin in Cromwell's Cabinet führte.

Der General erhob ſein graues, ſtechendes Auge und muſterte mit fürchterlicher Genauigkeit den Earl von Orkney. Dann ſiegelte er bedächtig das Schreiben zu, was er eben beendet hatte, ſtand langſam auf, trat zu dem Befohlenen und lächelte. „Du biſt ja wohl der Freund und Adjutant Huntington's, der eine Säule unſeres Volkes iſt?"

„Zu Befehl, General!“

„Biſt uns von ihm höchlich empfohlen als ein Mann, der das reinſte Vertrauen verdient und die geheimſten Dinge auszurichten weiß.“

„In Deinem Dienſt wirſt Du mich unbedenklich finden, und Nichts iſt, wovor ich beben mag, wenn's der Sache Gottes und des Volkes dienen mag, und Deiner Seele Wunſch iſt!“

„Das hör' ich gern. Deine Worte fließen ja wie Honig! Wir haben Dir auch ein ſchwierig Werk vertraut und bauen auf Deine beſondere Klugheit. Es iſt eine geheime Sendung. Kannſt Du errathen, an Wen?“ —

Roslin verlor die Faſſung. Er ahnte plötzlich, der General wolle ihn als Vermittler beim König brauchen. Dieſer Gedanke erfüllte ihn mit unheimlicher Furcht. — „Nein, Herr, ich — durchſchaue Dich nicht.“

„Gieb Acht, ich will Dir auf die Fährte helfen. Will ſehen, ob Du 'ne feine Witterung haſt. Der König iſt zu Woodſtock in Vaugham's Händen, Oxford iſt über. Es gilt kurzen Entſchluß, denn das Parlament wird nicht ſäumig ſein. Es thut Noth, bald dahinter zu kommen, was die Herren in London beabſichtigen.“ **Cromwell** blickte ihn lächelnd an.

„Und ich ſoll nach London?“ rief **Roslin**, unwillkürlich aufathmend, hoch erfreut. „Soll Dir Bericht —“

„Vom Welbyhaus bringen? Nein!“ **Roslin** prallte leichenfahl zurück.

„Dahin, Freund, ſchicken wir beſſere Leute!“

„General, ich, — ich weiß nicht, warum ich — Dir nicht ſo gut bin, wie jeder Andre! — Meine Treue —"

„Die hat zu Briſtol ſich bewieſen! — Du magſt gewiſſen Leuten vorreden, Du ſeiſt ſtets ein Mann nach dem Herzen Gottes geweſen, nicht mir. Wenn Gott der Teufel wäre, ja. Ein Schuft und Schalksknecht biſt Du, den ich unter die Füße treten will, wie ein Gewürm, wenn Du nicht tanzeſt, wie ich pfeife!! In zwei Stunden wirſt Du mit dieſem Briefe hier nach Schottland zu Leslie auf dem Wege ſein, dort bleib als mein Spion und ſtatte alle Wochen Bericht ab, was ſich da beim Heere Deiner Landsleute, der Schotten, begiebt. Ich hoffe, Dir bald ein Wild in's Netz zu treiben! — Verſieh das Geringſte, und nicht die ehrenvolle Kugel, der — Strick erwartet Dich! Du mußt ſehr große Dienſte thun, Lieber, eh' ich vergeſſe, daß Du der — Floh in Stuart's Ohr geweſen biſt. Tritt ab."

Wankend verließ Roslin den General und das Rathhaus, ſein Plan war vernichtet. An Leib und Seele zerſchlagen war er. — „Später, viel ſpäter, — aber, dennoch! Ich will einſt Dein Meiſter werden, Oliver, ſo oder ſo, müßt' ich auch alle Leidenſchaft der Hölle aufthürmen gegen Dich! Wer hat ihm dies tiefinnerſte Geheimniß verrathen, wer? Nur Huntington kann's wiſſen, denn ſelber that er's nicht. Der alte Gleichmacher, haha, liebt ja nicht das Theilen!" — —

Cromwell erſchien in der Verſammlung der

Officiere, die erhaltenen Depeſchen in der Hand. Er grüßte lächelnd.

„Wichtige Nachrichten, mein Obergeneral, wie Ihr zweifellos gehört habt!“

„Beſtätigt ſich denn Alles, Oliver? Ich hab's für Uebertreibung gehalten!“

„Alles richtig. Es iſt nicht eine Stunde zu verlieren, Freunde, wenn wir nicht erleben wollen, Stuart nach London geführt zu ſehen. Das ſoll nimmer ſein. Unſer braves Heer, das den Ahab ſchlug, hat Anſpruch auf ſeinen Leib. Wir wollen nicht blos die Werkzeuge der Herren von der Robe ſein. Vaugham erhält alſo Nachricht, daß wir den 28. ſpäteſtens bei ihm ſein werden, denn wir müſſen ſofort aufbrechen, daß der Sohn Belials nicht neues Unheil ſtifte.“

„Aufbrechen, aufbrechen!“ riefen rings die Officiere.

„Ich wünſche aber doch nicht,“ ſagte Fairfax ſcheu, „daß wir dieſes Mannes wegen, der ohnedies ſo viel Blut verſchuldete, gar mit dem hohen Parlament in Streit kämen.“

„Behüt' uns der Himmel, nur unſer Recht feſthalten wollen wir, Herr. Damit das hohe Haus nun nicht durch unſere Nähe etwa zum Glauben verführt werde, wir wollten einen Druck auf ſeine hochweiſen Entſchlüſſe ausüben, erlaßt einen ſtrengen Armeebefehl, daß Niemand vom Heere ſich auf ſechs Meilen London bei Strafe von Pulver und Blei nähern ſoll.“

„Das ſoll geſchehen, gewiß," rief Fairfax lebhaft, „ich will's ſogleich thun!"

Cromwell lächelte. — „Generalmajor Huntington, Lieutenant Roslin geht in beſonderem Auftrag auf unbeſtimmte Zeit nach Schottland, dort thut uns ein wachſamer Mann Noth. In drei Stunden Ausmarſch!" Damit ſchob Cromwell ſeinen Arm in den des Lord Fairfax und begleitete ihn in ſein Cabinet. — — —

Das Parlamentsheer nahm ſeinen Marſch auf Oxford, ihm voraus eilte Bunyan mit Cromwell's Befehlen. Nordwärts gen Schottland, in finſteres Sinnen verſenkt, zog Roslin. Nur manchmal lachte er gell auf. Er hatte mit Huntington geſprochen, kannte nun ſeinen Verräther und wußte, daß ihm die Rache an Allen je ſpäter deſto gewiſſer, mit ihr aber das Ziel ſeiner Wünſche geſichert war. —

Das Parlament benahm ſich indeß eben ſo klug, wie Cromwell. Es hütete ſich, Carl nach London bringen zu laſſen, um ſich damit das Heer nicht auf den Hals zu ziehen. Es behandelte den König nicht als Gefangenen, ſondern verbot ihm nur, die Linie des Heeres zu überſchreiten und nach London zu kommen. Das war für Carl ein harter Schlag. Andererſeits fürchtete er jetzt das Eintreffen des Parlamentsheers, von dem er Schlimmeres als vom Parlament zu erwarten hatte, und das er tief verabſcheute. Sein unruhiger Geiſt, von England ſich ſo verſchmäht ſehend, verwarf den ſchriftlichen Rath Craven's, nur ruhig zu warten, was man mit ihm beginne, und griff zu einer neuen Auskunft, der thörichtſten, die er erſinnen konnte.

Lord Craven's Haft war äußerlich ſtreng, aber Vaugham und Bunyan erleichterten ſie ihm. Seit er Doderidge's Briefe empfangen und wußte, Roslin ſei jetzt in Schottland feſtgehalten, Eliſabeth alſo ſicher, und der König in ſeiner Freiheit nicht beſchränkt, ſeitdem er Richmond und Ogle geſehen, die nach London entlaſſen worden waren, nachdem ſie Oxford übergeben hatten, fühlte er ſich beruhigt. Konnte er Cromwell auch nicht lieben, erblickte er in ihm auch den größten Ehrgeizigen Englands, ſein Genie aber würdigte er und fühlte nur zu wohl, daß dieſer Mann allein die Revolution zum Abſchluß zu bringen vermöge. —

Am 28. April Morgens trat Vaugham frühe zu ihm ein, er war in großer Erregung. „Carl Stuart iſt dieſe Nacht von Oxford entflohen, nordwärts! Man ſagt, zu den Schotten, und Cromwell iſt keine zwei Meilen mehr von hier! Ich habe ſofort an ihn und nach London geſchrieben. Was, um Gottes Willen, ſagt Ihr dazu?“

„Daß der König dann ganz verloren iſt! Sein Verderben wird jetzt der Preis ſein, um den Heer und Parlament ſich verſöhnen.“

„Man hat ihn los ſein wollen!“

„Und er hat ihnen den Gefallen gethan!“ —

„Die Schotten werden ſich ſeiner annehmen, ſo wie er den Covenant beſchwört?“

„Daß er das thut, bezweifle ich!“

„Nein, daß er's thut, nicht, aber daß er den Schwur hält!“

„Was er auch beginne, Harry, Whitehall wird er nicht wiederſehn!“

„Haha, ſo hat er ſelber die Republik gemacht. Das iſt ein königlicher Genieſtreich, der einzige, den England ihm danken mag!“

„Vaugham, ich ändre Euren Sinn nicht. Ob dieſe Republik halten mag, laßt uns erſt abwarten. 'S giebt Einen, der vielleicht in England das Regiment einführt, was zu Lützen — erſchoſſen ward!!“

„'Nen Militärſtaat, William?!“

„Ein Gewaltregiment, wie Ihr's noch nie geſehen habt.“

„Dann nehm' ich meinen Abſchied.“

„Ich — hab ihn ſchon,“ lächelte Craven matt. Seine letzte Hoffnung war erblichen. —

Wenige Stunden ſpäter waren Oxford, Woodſtock und die ganze Gegend vom Getümmel des Parlamentsheeres erfüllt, das bis in die ſtille Zelle heraufdrang, die der blaue Cavalier unfreiwillig bewohnte. Seine Gedanken weilten indeß bei den erhabenen Lehren, die er in Welbyhaus empfangen, bei dem holden, ach, nun entſchwundenen Glücke zu Reenen, dem Vaterhauſe und der fernen geliebten Frau.

Seine Einſamkeit ward geſtört. — Ein General trat herein, unter Tauſenden erkennbar, wenn auch nicht

Doderidge's wohlbekannte Geſtalt hinter ihm erſchienen wäre.

„Ihr wißt, wer vor Euch ſteht?"

„Wenn ich Euch nicht ſchon auf den blutigen Feldern dieſes armen Landes geſehen hätte, die Gegenwart Eures Gefährten, meines Jugendfreundes, würde mir's ſagen."

„Wahrſcheinlich wißt Ihr, daß der Mann, Carl Stuart geheißen, zu den Schotten entfloh, das Spiel der Schlachten wahnwitzig zu erneuern?"

„Man ſagt mir, der König habe das gethan. 'S iſt wahrſcheinlich die letzte thörichte Handlung ſeines Lebens."

„Nennt ihn nicht König, Sir, in England ſollen fortan keine Könige mehr ſein. Mir iſt wenigſtens lieb, daß Ihr ſein Beginnen ſelbſt närriſch findet."

„Wird's keine Könige in England mehr geben? Wißt Ihr das ganz genau, Sir? Dann wißt Ihr mehr, als Menſchen wiſſen, Propheten je von der Zukunft ſagen konnten. Ich glaube aber nicht, daß Carl der Letzte ſeines Amts in dieſem Lande ſein wird!"

„Ihr wagt das jetzt noch zu behaupten, Lord?"

„Vor dem Sieger behauptet der Gefangene Nichts. Wenn Eurer auch nicht, mein König bleibt Carl Stuart immer!"

„Was ſagteſt Du denn, Joſuah, daß dieſer Mann der Freund ſeines Volkes ſei und das heilloſe Regiment dieſer Tyrannenbrut nicht billige? Kann's einen hartgeſotteneren Royaliſten geben, als ihn?"

„General, ich habe dennoch die Wahrheit —"

„Vertheidige mich nicht," fiel Craven ein. „Oliver Cromwell ſoll nicht über mich im Zweifel ſein, mich nicht für beſſer halten, als ich bin. Ich habe im Leben nie geheuchelt und bin nicht jung genug mehr. es noch zu lernen. Ihr ſeid ein gewaltiger Mann, Sir, wer wollte das leugnen. Nein, mehr, ſeid Einer von den Geiſtern, die das Geſchick beſtimmte, den Leiden einer wilden Zeit ein Ziel zu ſetzen. Thut's, Sir, macht ein Ende. Gebt England den Frieden freier Geſetze zurück und laßt die Tauſende, welche noch in Waffen ſtehn, zu Pflugſchaar und bürgerlichen Gewerben wieder greifen, Ihr werdet dann des Vaterlandes Wohlthäter ſein. Ich aber werde Euch achten, Eurem Regimente mich beugen und gern beitragen, die blutigen Spuren dieſer Zeit zu verwiſchen. Ob Euch dies Werk aber je gelingt? Ob Ihr nicht dennoch mit aller Eurer Kraft nur für — künftige Könige arbeitet?!" — Craven zuckte die Achſeln.

„Ihr wünſcht es. Und was Ihr wünſcht, werdet Ihr mit allem Fleiß befördern, wenn man Euch etwa die Hände frei ließe. Wenn's nicht 'n König wäre, 'ne Königin thät's am Ende auch, wie Eliſabeth bewieſen hat! Eine zweite Eliſabeth, he, und Mylord wäre dann gewiß ganz der Mann, im Herrſchergeſchäfte ihr beizuſtehen, haha! Hab' ich's getroffen?"

Cromwell's dämoniſche Augen bohrten ſich glühend in Craven's Antlitz.

Der Herzog lächelte mitleidig. „Dem zu begegnen, rathe ich Euch, ſperrt mich, Lady Craven und Prinzeß Sophie, ſobald Ihr könnt, in den Tower oder macht's kürzer. Die Familie John Ketches des Londoner Henkers iſt noch nicht ausgeſtorben! — Ich verzeih' Euch. Denn denſelben Verdacht, von Roslin einſt angefacht, ſprach König Carl gleichfalls aus. Er glaubte in ſeiner traurigſten Zeit, ſein Untergang ſei mein Vortheil, meine Abſicht, — General, ich habe Guſtav Adolph im höchſten Siegerglück, von ganz Deutſchland umkniet, — ich habe ihn auch fallen ſehen. Vielleicht ſeh ich auch Euch — fallen! Aber nimmer ſoll mir gelüſten, in Eure Lücke zu treten. Ich bin nicht Narr genug, zu glauben, der Sohn des Londoner Schneiders halte ſich auf der ſchwindelnden Höhe, von der Alle ſtürzten, die er auf ihr ſah. Ich wünſche ruhig wie der geringſte Unterthan der Wohlthat friedlicher Geſetze zu genießen, Nichts mehr. Wenn Euch nicht andere Feinde bedrohen, William Craven gewiß nicht.“

„Ihr ſprecht von mir und meinem Ehrgeize ja, als wär' ich ein Eroberer, nicht aber der treue Knecht, das Schwert Gottes, das England zu retten beſtimmt iſt?!“

„General Cromwell, Eure Redlichkeit ſetz' ich nicht in Zweifel; der Ewige muß ja wohl mit Dem ſein, der ſolche Thaten wie Ihr verrichtete. Aber die bittere Nothwendigkeit, der Wahnſinn dieſer wildlodernden Partei, Euer eigenes, trotziges Heer, kurz, Alles wird Euch zu dem Ehrgeiz treiben, Gewaltherr zu werden. Ihr werdet ein Sklave des eigenen Müſſens ſein, und Nichts wird Euch übrig bleiben, als die Zügel zu ergreifen, ſie dieſem zügelloſen Volk gewaltſam umzulegen, um mit der Geißel es zu bändigen! Denkt an mich, Sir! Die Menſchen wollen beherrſcht ſein, aber von Ihresgleichen nicht! Carl iſt ein ſchlechter König geweſen, gewiß, aber gar keinen haben, der ſie lenke, erträgt keine Nation!“

„Nein, dahin ſoll's nicht kommen, Mylord, bei Gott! Ich will mich nicht in der Stuart leeren Sattel ſchwingen. Ihr ſeid ein Ehrenmann, der Einzige Eurer Partei, dem ich vertraue. Glaubt Ihr, daß ich dieſem Lande wahrhaft nützen kann? Glaubt Ihr, daß nicht gemeines Gelüſt, ſondern meines Herzens heiliger Grimm mich trieb, für England das Schwert umzugürten, ſo leiht mir die Hand zur Verſöhnung.“

„Wie ſoll ich das?!“

„Die Schotten werden nicht gegen uns für Carl'n in's Feld gehn, ich kenne Leslie und die Leute vom Convenant. Carl wird abermals uns in die Hände fallen. — Wollt Ihr ihn dann bewegen, meine Bedingungen, die Ihr ſelbſt prüfen ſollt, anzunehmen?“

„Und nähme er ſie redlich an, was dann?“ —

Cromwell trat dicht zu Craven, legte ſeine Hand auf deſſen Schulter, und ſeine Stimme ſank zum

Flüſtern herab. — „Dann führe ich an des Heeres Spitze ihn als — meinen König gen London. Die Rebellion ſoll dann geſtaut ſein, Englands Geſetz und Freiheit wieder herrſchen, wir Beide aber wollen ihre beſten Diener ſein.“

„General,“ rief Craven erſtaunt, „wenn Ihr das wolltet, Ihr wäret größer, als irgend ein Mann, der je in England lebte, würdet ſelbſt an Seelenadel und Tugend höher ſtehn, als der Gigant, der ſeinen kühnen Traum zu Lützen mit dem Tode zahlte!“

„Verſuchen werd' ich's. Mißglückt es aber, ſcheitre auch ich an dieſes Stuarts altgewohnter Tücke, dann will ich mitleidsloſer ſein, als Simſon gegen die Philiſter, bräche über mir und ihnen Allen der Tempel auch zuſammen!!“

Zweites Kapitel.

Möge man über den Charakter des außerordentlichen Mannes, der Carl's Beſieger war und vom Heere abgöttiſch faſt verehrt wurde, denken, wie man wolle, zu der beregten Zeit war er ein durchaus redlicher, von dem Gedanken der Uſurpation freier Mann. Es iſt wahr, daß tiefes Mißtrauen gegen die Menſchen ihn oft eine Maske vornehmen ließ, um hinter ihre Abſichten zu kommen. Er beſaß jene unbedenkliche Verſchlagenheit, mit Menſchen aller Gattungen Beziehungen anzuſpinnen, ohne ſich ängſtlich an ihre ſittlichen Qualitäten zu kehren, auch war der faſt bis zur Tollheit gehende religiöſe Eifer ſeiner Glaubensgenoſſen bei ihm oft genug nur nothgedrungene Verſtellung. Aber dies Alles waren gewiſſermaßen nur Handgriffe des Metiers, wie ſie mehr oder weniger die politiſchen Parteihäupter aller Zeiten, ſelbſt die edelſten geübt haben. Aber ſein Wille, England zu Freiheit, Glück und Größe zu verhelfen, zu einer ſchlichten, echten Frömmigkeit und einem kraftvollen, nationalen Leben, war ſicher aufrichtig und ganz rein. Oliver Cromwell war der ungetrübte, verkörperte Geiſt ſeines eigenen ringenden Volkes. Der Gedanke einer Republik lag nur erſt dämmernd und ungewiß in ihm, mochten noch ſo Viele nach ihr ſchreien. Er verkannte weder die unendlichen Schwierigkeiten dieſer Staatsform für England, noch die Gefährlichkeit ſeiner eigenen Stellung. Die ganze Revolution — lache man auch über dieſe Bemerkung — war eine durchaus conſervative, denn man wollte nur die alten Geſetze und Freiheiten wieder haben, keine Neuerungen. Das, was wir „Fortſchritt" nennen, war dieſer Zeit unbekannt. Cromwell kannte ſein Land viel zu gut, war ſelbſt zu eingefleiſchter Engländer, um nicht alle chimäriſchen Ideale und die apokalyptiſchen Träumereien exaltirter Köpfe gründlich zu verachten. War es möglich, König Carl zur Redlichkeit zu bewegen, ihm eine Reihe Artikel aufzunöthigen, die ihn allerdings ganz in Cromwell's

Hände gaben, ſo war der kürzeſte, ſicherſte Weg gewonnen, die Dynaſtie der Stuart's zu erhalten, den allgemeinen Wünſchen gerecht zu werden und das Land zu beruhigen. Cromwell hatte, dies fortan aufrichtig und klar zu erſtreben, ſich während der Unterredung mit Craven feſt entſchloſſen, und daß er dieſen Entſchluß, ſo lange als es nur immer möglich war, feſthielt, bewies ſein ganzes ferneres Handeln. Werfe man Cromwell immerhin den Ehrgeiz vor, daß ſeine Abſicht doch nur geweſen, den König als die Puppe zu brauchen, welche er als eigentlicher Regent leitete. Dieſe Stellung hatte er ſich um England nicht nur verdient, ſie war abſolut nothwendig und heilſam. Wollte er doch aus König Carl nichts Schlimmeres machen, als was alle ſpäteren engliſchen Könige durch die natürliche Gewalt der Umſtände geworden ſind. Die Rolle des Unterhändlers bei Carl hatte der Herzog bereitwilligſt übernommen, ſo gewagt ſie auch war, denn er ſah in Cromwell's Vorſchlägen noch die einzige Rettung des Königs und des Landes. Er hoffte, die Noth werde endlich dem Monarchen die Weisheit und Treue lehren, welche er freiwillig bisher nie geübt hatte. Daß er ſelbſt in der äußerſten Minute noch durch einen unerhörten Act der Falſchheit ſich ſelbſt in's Verderben reißen werde, ahnte der treue blaue Cavalier gewiß nicht. Hätte dieſer der unglückſeligen Miſſion ſich entziehen wollen oder auch nur können, hätte er nach London fliehen, ſich mit Eliſabeth in die tiefſte Einſamkeit begraben dürfen, die furchtbarſten Stunden des Lebens wären ihnen Beiden gewiß erſpart worden. Aber Cromwell war nicht der Mann, der ſeine Werkzeuge zum Guten oder Schlimmen fahren ließ. Die leiſeſte Bitte Craven's, nach London auf Ehrenwort zu gehen, ſchlug er, ſelbſt gegen Doderidge's Bürgſchaft, ab.

„Nimmermehr! Er iſt und bleibt gefangen! Ich will ihn der Gefahr nicht ausſetzen, daß das Parlament ihm Schlingen legt, ihn aushorcht und mir mein Spiel verdirbt. Welbyhaus ſteht unter meinem Schutze, ſag' ich! Was will er noch!“

Damit war jede Widerrede abgeſchnitten. — — —

— — — — — — — — — — —

Wie der General richtig vorausgeſagt, die Schotten nahmen König Carl nur auf, um ihn dem engliſchen Parlamente auszuliefern; Roslin hatte ſein Beſtes dazu gethan. Der abermals enttäuſchte Fürſt ward den Commiſſären des Parlaments übergeben. Fairfax aber marſchirte ſofort wieder nordwärts, nahm ihn den Herren von der Robe mit ſoldatiſcher Artigkeit ab und ſetzte ihn auf Schloß Holmby feſt. Jetzt war Carl I. wirklich gefangen und in der Gewalt des Heeres. Aus ſeinen Fenſtern konnte er den fernen Avon, weſtlich das Gefilde von Edgehill, ſeines erſten Sieges, öſtlich das von Naſeby erblicken, die Wahlſtatt ſeiner letzten Schlacht. Er hatte zum Gefährten Nichts als ſein Elend und William Craven.

Zurückgekommen war Roslin. Er hatte die

äußerſte Bürgſchaft der Treuloſigkeit gegen ſeinen Monarchen gegeben, welche Cromwell von ihm erwarten konnte. Er hatte Carl in deſſen Hände geliefert, hatte alle Brücken der Verſöhnung mit dem Royalismus abgebrochen. Was wollte man noch mehr? — Jetzt begann aber der längſt gedrohte Streit des Heeres gegen das Parlament und des Heeres gegen ſich ſelber. Letzterer wurde zu verhängnißvollſter Gluth durch denſelben Mann angefacht, der ſeine Schurkenrolle zu Briſtol und nun in Schottland ſo wacker geſpielt hatte.

Der Kampf um die Obergewalt zwiſchen Heer und Parlament war eine Naturnothwendigkeit geworden. Das Heer hatte die Royaliſten niedergeworfen, die großen Redner im Hauſe der Gemeinen, Hampden und Pym, waren todt, ſeine fähigſten Mitglieder, wie Elliot, Haslerig, Vaugham, längſt zum Heere geeilt, und in Wahrheit befand ſich der thatſächliche Beſitz der Gewalt bei dieſem. Entweder mußte ein neues Parlament berufen werden, — aber Wer berief's, da Carl gefangen war? — oder das Heer hatte genau ſo viel zu ſagen, wie das Parlament. Keines von Beiden aber gönnte dem Anderen den König, jeder Theil nahte demſelben mit heimlichen Unterhandlungen. Wer ihn gewann, beſaß ja eben die loyale Handhabe zur Herrſchaft! Wenn dies ſchon Cromwell's Abſichten erſchwerte, ſo noch mehr der Geiſt, der nun im Heere ſelber lebte. Independenten, politiſche wie religiöſe

Puritaner waren ſie faſt ſämmtlich, die Meiſten aufrichtig, Viele zum Schein, Alle haßten König Carl von Herzen. Ueber Englands künftiges Schickſal waren ſie aber uneins und trennten ſich nun in zwei Parteien. Die Einen, die Gemäßigten (nach unſerer Ausdrucksweiſe würden wir ſie die Monarchiſch-Conſtitutionellen nennen), verlangten, Carl ſolle durch's Heer gezwungen werden, ſo wie das Volk wolle zu regieren. Den Sitz des Königs wünſchte man mit einer Heeresmacht umgeben, die ihn wie ſeine Anhänger ſchrecken und jeden Treubruch unmöglich machen ſollte. Die Anderen waren die ſogenannten Leveller oder Gleichmacher, die theokratiſch-politiſchen Egalitärs, und Generalmajor Huntington ihr Prophet. Ihr Programm war kurz und fürchterlich: Für Carl Stuart das Henkerbeil und ſodann eine Soldatenrepublik ohne Richter und Prieſter. — Je extremer nun das Heer wurde, deſto conſervativer wurde das Parlament. Die Armee verlangte, alle Anhänger Stuart's ſollten die Reſidenz verlaſſen, das Parlament erließ gehorſam das Ausweiſungsdecret. Die Armee verlangte, das Parlament ſollte neue Wahlen ausſchreiben, das Parlament ſchlug es ab, ſich auf die alten Geſetze berufend. — Cromwell ſah ein, denn Fairfax war nur ein Schatten neben ihm, daß zwei Gewalten nicht neben einander regieren konnten. Er gab den Truppen nach, organiſirte die Obergewalt des Heeres und marſchirte, Carl'n unter ſtarker Bewachung zurücklaſſend, nach Cambridge, um London auf alle

Fälle näher zu ſein. Da aber entdeckt worden war, daß der König hinter Cromwell's Rücken mit dem Parlament traktire, der General ſchweren Verdacht auf Craven warf, er leihe hierzu ſeine Hilfe, ſo wurde der König mit dem Herzoge durch Lieutenant Gilbert Joice nach Cambridge zum Heere gebracht. Mit Mühe nur gelang es Craven mittels Doderidge's Hilfe, Cromwell zu überzeugen, daß er dem König von doppelten Verhandlungen ſtets abgerathen habe. Carl ward auf's Engſte bewacht. Aber es genügte dieſem Manne, wiederum vielumworben zu ſein, um den Preis ſeiner Redlichkeit möglichſt hoch zu ſtellen, und er war jetzt gerade am meiſten geneigt, Craven als Apoſtaten ſeiner Sache, als Cromwell's Werkzeug anzuſehen und hinter deſſen Rücken zu manövriren, ſobald ſich nur Gelegenheit fand. Cromwell drohte endlich in London einzurücken, denn ſchon war er nicht mehr im Stande, durch ſeine Autorität den heftigen Geiſt des Heeres zu zügeln. Um dieſelbe zu retten, nicht willenlos mitgeriſſen zu werden, befahl er, London ſolle gehorchen, das Parlament ſich demüthigen. Das Parlament, von Schrecken erfaßt, folgte dem Gebote der Armee, die Feinde derſelben aus ſeinen Reihen zu entfernen. Es proſcribirte ſich ſelbſt. — Da packte das alte ehrſame London denn endlich doch die Wuth. Es ſtand wie ein Mann auf, rüſtete ſich und fuhr auf die Baſtionen, die es vor fünf Jahren gegen den König errichtet hatte, ſeine alten Kanonen auf, um ſich und das Parlament gegen die Soldateska zu vertheidigen.

Das war ein Jubeltag für die Leveller, als dieſe Nachricht zum Heere kam. „Nieder mit London und dem Parlament, nieder mit Carl Stuart!“ ſchrien ſie und ſammelten ſich tumultuariſch um ihre Fahnen. Außer ſich warf Cromwell ſich auf's Pferd, denn Fairfax war ganz kopflos geworden, und erſchien mit gezogenem Piſtol, gefolgt von ſeinen Eiſenſeiten, vor den Truppen.

Das erſte Regiment, dem er begegnete, brüllte ihm donnernd ſeinen Willen zu. Er ſchoß den Commandeur vom Pferde.

„Wer wagt den Ruf zu wiederholen?“

Er wiederholte ſich! —

„Der fünfzigſte Mann vor!! Doderidge, zähl' aus!!“

Lähmender Schrecken herrſchte in den Reihen. Doderidge ging an ſein ſchmerzvolles Geſchäft. Zwanzig Opfer ſtanden jetzt vor der Linie.

„Führt ſie abſeits und ſchießt ſie nieder, Eiſenſeiten! Gehorchen ſollt Ihr, ſo wahr Gott mich erhalte!!“

Die Schüſſe krachen in der Ferne! — —

„Hat Wer noch Was?“ —

Das Regiment war todtenſtill. — Cromwell ritt weiter zu Huntington's Leuten. Der General-Major ſprengte vor und ſenkte den Degen.

„Ich habe Dir zu vermelden, General, das wir Alle verlangen, erſchoſſen zu ſein! Mann für Mann!“

„Wir Alle, Alle!“ donnerte das Regiment. —

Cromwell war geiſterbleich. Flackernd rollte ſein Blick über die Reihen. Er biß die Lippen, daß ſie bluteten.

„Ihr ſeid Alle Narren!“ rief er. „In einer Stunde iſt der Aufbruch!“

„Hurrah! Nach London!“ —

Cromwell wendete den Gaul, — er war beſiegt. Da ſchlug ein trockenes Lachen an ſein Ohr, es war Roslin, der neben Huntington zu Pferde hielt.

„Doderidge,“ raunte Oliver bebend ſeinem Getreuen zu, „Du bringſt mit Deiner Schwadron den König und Craven nach Hamptoncourt. Verwahr ſie feſt und thu', was Du kannſt, daß wir mit dem Stuart zu gütlichem Abſchluß kommen. Ein Tag wie heute noch, und ich jage mir die Kugel durch's Hirn! Kein Wort mehr, folge Jeder ſeinem Verhängniß! Pearſon, beſtell' ſofort Lieutenant Roslin in mein Quartier!“

Der räthſelhafte Mann, der, wo er auch auftrat, Herr der Geiſter und Geiſt des Verderbens wurde, ſtand vor dem General.

„Was lachteſt Du, Elender? — Galt das mir?“ —

„Nein, Deinem Schickſal, das Dich durchaus zum Heile zwingen will, wie Du ihm auch ausweichen willſt. — Soll ich nicht lachen? Dem Glücke giebſt Du Fußtritte, und es folgt Dir und umarmt Dich doch. Nie gab's 'nen ſpröderen Liebhaber.“

„Was verſtehſt Du unter meinem Glücke?“ —

„Es giebt Leute, die von Geburt aus 'nen guten Stern haben. Wenn ſie ihm folgten, wurden ſie groß, wenn nicht, zerſchellten ſie. So Einer biſt Du. Dir iſt beſtimmt, England zu beherrſchen, und Du machſt Dich doch zum Diener Deiner Feinde! —'S giebt Andere wieder, denen bei allen Gaben Nichts für ſich glücken will, die mächtig allein durch Andere ſind. Sie bringen Glück, wer ihnen traut, wenn es ſie ſelber auch flieht. So Einer bin ich. Lache d'rüber, ich — habe aber den Aberglauben."

„Daß es mir Glück bringen ſoll, wenn ich nach London gehe, um es blutend niederzuwerfen, begreiſe ich nicht, doch weit beſſer, daß Du es für Dein Glück hältſt, Welbyhaus 'nen Beſuch zu machen. Du wirſt es nicht! Ich will ſorgen, daß Dir vor ſeiner Thüre kaltes Eiſen gewiß iſt!"

„So gehe ich eben nicht hin, haha. Die Aufopferung für Euch wäre denn doch zu groß. — Ihr nanntet mich vordem 'nen Schuft; nun ſeht mich denn ſo an. Wenn aber, während Ihr in London ſitzt und Alles hübſch beruhigt glaubt, es im Süden plötzlich lebendig wird, und ſobald Ihr hin eilt, dann Euch im Rücken die Hauptſtadt aufſteht! — Wenn Ruppert auf ein Mal mit 'nem Heer Holländer und die Schotten vom Norden kommen, Ihr wie die Pilze überall Legionen von Feinden plötzlich erſtehen ſeht, und Eure Braven in den Bürgerhäuſern wie Lämmer gewürgt werden! — Wenn endlich eines Tags 'n gewiſſer Jemand dann im grauen Kittel gen Tyburn fährt, um bei St. Dreibein Profeß zu thun, — dann, General, wird Roslin, der Schuft, noch ein Mal lachen wie vorhin! Ich bin fertig!"

„Haha, und all' dies Schreckliche, Ungeheuerliche ſoll wohl — aus Welbyhaus kommen, wie? — Welch' armſeliger Commandant ſeid Ihr doch! Geht Eure Wege."

Was Roslin auch Entgegengeſetztes fühlte, er verbeugte ſich mit tiefſter Devotion. Ein unendlich höhniſches Lächeln ſpielte um ſeinen Mund, als er ſich wendete.

„Noch eine Minute. Sir! — Neugierig wär' ich aber doch, wie weit Ihr Euer Gauklerhandwerk zu treiben wagt. Kommt, habt die Güte. Alſo 'ne Verſchwörung oder ſo 'was iſt in der Grubſtreet zu finden?"

„Ich wenigſtens, General, kenne ſie und halte ſie für um ſo vortrefflicher, da Ihr mitten unter Feinden ſtehend Eure eig'ne Gefahr belachen könnt."

„Krame nur weiter in Deiner Flitterwaare!"

„Die Sache iſt ſchließlich gar ſo dumm eben nicht, praktiſch aber gewiß. — Erlaubt Ihr, daß ich Euch Einiges frage?"

„Immerhin!" —

„Als vor ſechs Jahren der Kampf begann, haltet Ihr's vielleicht für unmöglich, daß es ſchon damals 'n Häuflein Männer geben konnte, die von König Carl nicht mehr Was hielten?"

„Die Meiſten im Volke, ſcheint mir."

„Wenn's nun unter dieſen Meiſten — Welche gab, die, um ihre Reichthümer bei der Umwälzung bangend, heimlich zuſammentraten, um ſich ein feſtes, aber — *bequemes* Regiment zu wählen, es bei der erſten beſten Gelegenheit einzuſetzen, — iſt das 'ne Gaukelei?!"

„Wenn's ihnen gelingt, nicht! 'S iſt ein Plan, den alle Vaterlandsfreunde haben, und gar nichts Heimliches dabei."

„Nehmt an, daß es circa 300 ſolcher Vaterlandsfreunde gebe, Herzöge, Bürger, Royaliſten, Puritaner, Hochkirchenleute und atheiſtiſche Bakonianer, die gerade bei *dem* Regiment, was *ſie* einſetzen wollen, frei Fahrwaſſer hätten, beſonders wenn 'n *Weib* die Krone trägt, 'n — Schneidersſohn aber 's Scepter? Nehmt an, ſie hätten einen Schatz von mindeſtens 7 bis 8 Millionen Pfund für ſolche Zwecke zuſammengebracht, Doderidge, Richmond, die reichſten Männer Londons, wie Gresham, Hicks, Wollaſton, Craven und ſein Bruder Edward gehörten dazu? — Wenn nun die eine Hälfte Geldes nach Schottland in Leslie's, die andere Hälfte in Rupert's Hand ginge, der bei der royaliſtiſchen Flotte iſt? Wenn das Haus Oranien ihm heimlich verſtattete, für ſeine Mutter Eliſabeth, die ſeit Neenen in Holland ſehr hoch angeſchrieben ſteht, Truppen zu werben? Wenn dieſe Londoner, die jetzt ſchon nicht mehr ruhig ſitzen, über Euch herfallen möchten, wenn Ihr arglos ſeid, und das Signal vom Parlament und Manſionhouſe zugleich kommt? — Wenn Craven, während er den König und Euch betrügt, nur für — ſeine Gemahlin arbeitete? —Hm, 's iſt im Grunde Alles Gaukelei, nur der Erfolg iſt Wahrheit. Doch wenn Ihr dieſe Millionen, wenn Ihr die Liſte dieſer Verſchwörer, dies Weib aus Stuart's Stamm ſelbſt hättet, feſt und ſicher im Tower?!! — Der blinde Carl hatte dieſerhalb ſogar immer gegen Craven Verdacht! — Doch, haha, ich bin ja 'n Schuft und muß hohnlachen über mich ſelber, daß ich Euch zu Liebe ſo Schurke ward, weil ich an Eurer Größe Stern geglaubt! Bei'm Teufel, hätt' ich zu Briſtol Euch für ſo gar klein gehalten, wie ich heute thue, ſtände mein Spiel vielleicht nicht ganz ſo kraus, wie jetzt! Lebt wohl, General!"

Finſter brütend hatte Oliver vor ſich hingeſtarrt, das wechſelnde Spiel ſeiner Gesichtsmuskeln zeigte den Kampf ſeiner Leidenſchaften. „Halt! Wer Du auch ſei'ſt, welche Zwecke, gute oder böſe, Du auch verfolgſt, meiner Fauſt entſchlüpfen ſollſt Du nicht; Du wirſt begreifen, daß Du beweiſen mußt, was Du angiebſt, oder daß Dein Leben nicht das eines Wurmes werth iſt, den man zertritt!!"

„Ich begreife das. Brauch' Deine Augen und ſieh' her!" Er zog einen Plan aus ſeinem Wams und reichte ihn hin.

„Das iſt Welbyhaus, Durchſchnitt und Aufriß. —

Sieht ſo ein friedlich bürgerlich Haus aus? Wozu dieſe weiten Säle, dieſe Treppen, Keller und gewundenen Gänge? — Das Gute ſcheut den Tag nicht!“ —

„Was iſt das hier?“

„Ein Todtengewölbe, beſtimmt für — die Verräther. Daß ich nicht drinnen liege, verdank' ich dem Tag zu Briſtol, der Craven in Deine Gewalt gebracht.“

„Der Raum darüber?“

„Die Schatzkammer. Zugänglich allein durch dieſe verborgene Thurmtreppe.“

„Wozu ſind die beiden Säle über einander da?“

„Zu — Verſammlungen!“

„Zu was für Verſammlungen?“

„Dem — Papſt zu Ehren, ihre Vorſteher ſind — verkappte Jeſuiten!“

„Sohn der Hölle, Du lügſt!“ —

„Ich ſelbſt, haha, bin Einer, aber 'n abtrünniger!“

„Bei Jehova's Ehre, dahinter will ich bald gekommen ſein!“ Der General ſetzte ſich an den Tiſch, ſchrieb eine Ordre und reichte ſie Roslin.

„Kraft dieſes Befehls wird Huntington mit ſeinen Leuten, ſo wie wir nach London kommen, dies Dohlenneſt beſetzen, erbrechen, und Was er findet, mir überantworten. Du wirſt ſein Führer ſein. Doch kommt dies ſtuartiſche Weib, die Liſte der Verſchwörer, ihr ganzer ſchuftiger Plan und ihr Mammon in dieſe meine Hand nicht, greifbar nicht, ſollſt Du in Tyburn hängen, damit das Träumen von dem — Jemand im grauen Kittel doch erfüllt iſt!!" — — —

Als Roslin mit dem koſtbaren Documente nach ſeinem Quartiere ging, lachte er wollüſtig höhniſch in ſich hinein. „Biſt Du mir doch in's Garn gegangen, Klügſter der Klugen? Jetzt bin ich Dein Herr, bin das Geſchick all' dieſer Glückspilze und Tugendmäuler, bin Herr dieſes Schneiderſohnes im Herzogsmantel! Was iſt die Summe dieſes taumelnden Lebens zwiſchen Tag und Nacht denn, bei'm Baphomet, Nichts als der Gewinn der Weisheit, welche Quelle der Macht und des Genuſſes iſt? Das wußten die ſchlauen Alten wohl, aber ſprachen's nie aus, hüllten der Wahrheit Feuerflammen ſelbſt vor einander noch in des Myſteriums tauſendfache Schleier! — Und was iſt Wahrheit? — Der Geiſt! Nicht das Gemüth und dies ſchwächliche Zucken des Herzens! Gott iſt allein der Geiſt, ich bin Gott, denn ich bin Geiſt! Dies Leben iſt Alles, der Tod das Nichts! Der Weiſe braucht Nichts zu fürchten, denn das Jenſeits iſt nur die kluge Fabel, um ihm das Dieſſeits zu unterwerfen. That's Welby, der myſtiſche Narr, that's Craven nicht, der ſich von ſeines Vaters Werktiſch hoch genug ſchwang, um jetzt auf Kronen zu wetten? Soll ich's nicht, ich, der alten Roslin's Sproſſe, der mächtigen Orkney, die ſchon an Schottlands Thron geſeſſen, die einſt ungetheilt die wundergleiche Macht über die Menſchen geheimnißvoll geübt, die dieſer Welby ſich angemaßt und wie eine Krone dem Craven übertrug? Verflucht! Wenn ſie mir entriſſen ward, will ich ſie auch zerſchmettern, will Eliſabeth Stuart die Wahl laſſen, ob ſie mein dienſtwillig Geſchöpf ſein will, durch das ich mich mit Hilfe jener Crösusſchätze auf Englands Thron bette, wenn die Stuart's ſammt dem Cromwell hin ſind, oder ob ſie elender umkommen will, als je ein lebendig Geſchöpf!! Sie wird wohl Hirn, Furcht wenigſtens doch genug haben, den ſchönſten Preis für ihre Exiſtenz zu zahlen?!'" — — —

Die Parlamentsarmee ſetzte ſich denſelben Tag noch gegen das widerſpenſtige London in ſchleunigſten Marſch, einer finſteren, rieſigen Wetterwolke gleich, die gegen ein bebend Kornfeld heraufzieht. — — — — —

In dem alſo bedrohten Welbyhauſe ſaßen am Abende des 5. Auguſt, der dem Einmarſche der Truppen vorherging, eine Gruppe ernſter, trauernder Menſchen. Eliſabeth von Craven mit Sophien war's, ihre Schwägerinnen Jeany und Maggy nebſt Trehearne befanden ſich bei ihr. Owthorne, der Hüter des Hauſes, des todten Esquire Faktotum, ſchlich unſtätt und verſchloſſener als je umher, während Miſtreß Poll, ſein Weib, mit Betty ſeiner Tochter den Abendtiſch beſorgten. Sie waren ſämmtlich ſchwarz gekleidet, denn der alte, wunderliche Sir Hofſchneider hatte das Zeitliche geſegnet. Dieſe neue, wüſte Welt, daß der König, daß ſein braver Sohn gar gefangen ſei, und Cromwell's

Heer alle ſtaatliche Ordnung über den Haufen werfen wolle, hatte es ihm angethan. Oft hatte er ſeine hohe Schwiegertochter auf beſſere Tage vertröſtet, daß ja das Parlament nun täglich loyaler werde und des Heeres Uebermuth bald brechen werde, aber ſtatt beſſerer Tage war der Tod zu ihm gekommen. — Was Eliſabeth in dieſen Jahren gelitten, ſah man ihrem wehmuthsvollen Geſicht an. Während Sophie neben ihr in der Einſamkeit zur Jungfrau roſig erblüht war, hatte ſie in Sorgen gealtert. Ihr einzig Glück in ihrer Abgeſchiedenheit war Edward's und ſeiner Familie ſorgſame Zärtlichkeit und die Treue ihrer Diener. Maggy hatte ihren ehemaligen Hochmuth abgelegt, war trübe und in ſich gekehrt geworden. Ein Wurm nagte an ihrem Herzen. Sie dachte an Joſuah, der ihr als Schneider einſt zu gering geweſen und als General-Lieutenant Cromwell's ſie jetzt wohl längſt vergeſſen haben mochte. Nur Jeany mit ihrem ſanften, gradſinnigen Weſen war ſich gleich geblieben.

„Wie ſoll dies Chaos noch enden,“ ſeufzte Eliſabeth, „als mit dem Untergange des theuren Mannes, der mich und, ach, ſeinen König allzu treu geliebt, der Deiner ahnungsloſen Jugend Freund und Schützer geweſen und für das kurze Glück zu Neenen nur blutige Dornen ſich erkauft hat!? Wenn je Du frohere Tage ſiehſt, Kind, denke an dieſe Leidenszeit, an Deiner Mutter Schmerzen, und daß ſich Mylord Craven, daß alle die Seinen für die Stuart's ſich geopfert haben!“

„Ich werde daran denken, theure Mutter, und darnach handeln, ſeid deſſen gewiß," und Sophie küßte ſie herzlich. „Wenn Unglück den Menſchen eine Schule des Edlen, Reinen wird, ſollte es dann nicht Fürſtenkinder um ſo mehr zu der Erkenntniß reifen laſſen, daß ſie nur da ſind, ihre Nebenmenſchen zu beglücken, Engel zu werden, die hilfebringend zu Allen treten, welche dem Unglück erliegen wollen?"

„Gott erhalte Dir dieſen keuſchen Gottesſinn und mache Dich glücklicher als mich!"

„Sprecht nicht ſo, edle Frau," ſagte Jeany unwillig, „und zagt nur nicht. Der, welcher Recht in allen Dingen thut, treu hält zu ſeiner Pflicht, der überwindet auch alle Gefahren. Solch' ein Mann iſt Euer Gemahl. Wenn Cromwell Alle vernichten wollte, die König Carl dienten, er müßte ja halb England in Tod und Kerker jagen. Nein, beſſer daß Mylord jetzt in Banden iſt, ſich in die Uebel, die noch bevorſtehen, nicht miſchen kann. Man muß ihn ja einſt loslaſſen, weil er Nichts beging, als treu zu ſein!"

„Aber Einer iſt," fiel Maggy ſchweratmend ein, „mächtig genug jetzt, ihm zu helfen und ihn ſeiner einſamen Gattin zurückzugeben. Mächtig genug, Beiden Gelegenheit zu bieten, fahrlos dies Land der Schrecken und Tücke zu verlaſſen, und — er thut's nicht. Haha, ſein Vortheil läßt ihn Unſerer vergeſſen! So thuen Alle, die aus der Niedrigkeit zu hoher Stellung kamen, ſie ſchämen ſich des Danks!"

„Maggy, ich will über Joſuah das nicht hören. Wer kennt meinen Bruder beſſer, als ich? Weißt Du denn, ob er wirklich die Macht hat, die Du ihm andichteſt? Weißt Du denn, ob Cromwell's Augen nicht lauernd auf ihm ruhn, weil er mit Craven verwandt iſt? Schiltſt Du ihn, daß er die Bahn ging, auf die Deine Liebloſigkeit ihn trieb, und von der Deine ſpäte Reue ihn nicht mehr zurückruft? In ſeinem liebevollen Herzen kann Nichts wohnen, als heiße Sehnſucht und treue Freundſchaft; ſie wird ihn auch zu jedem Opfer begeiſtern, das er der Sache Derer bringen kann, die ihn und mich aus Armuth und Verachtung zogen!“ —

Während alſo die Frauen ihren Stimmungen Ausdruck liehen, hatte Owthorne Gelegenheit gefunden, Trehearne einen Wink zu geben, und darauf das Wohngemach raſch verlaſſen. Der Alte folgte ihm in den langen Corridor, der an der ganzen rechten Seite des Stockwerkes hinlief. „Trehearne,“ flüſterte der Thürhüter, „hört mich ſtill an und erſchreckt dummerweiſe nicht etwa, damit die hohe Frau Nichts merkt. Von Eurer Klugheit hängt vielleicht das Schickſal dieſes Hauſes und Aller ab, die zu Herzog Craven in Beziehung ſtehen!“

„Fürchtet Ihr was für ihn?“

„Was ihn erwartet, weiß ich nicht, aber dieſem Hauſe und ſeinen Bewohnern ſteht Schlimmes bevor.“

„Von Roslin?“

Owthorne nickte. — „Heute Morgen ward mir 'n Zettel von einem Fremden an der Thür in die Hand geſchoben, auf welchem ſteht, daß Der, welcher mir jetzt zuerſt gebieten dürfe, mir befiehlt, morgen bei Riverhaus auf der Landſtraße zu ſein, nach dem Norden und dem Heere zu, widrigenfalls drohe mir der Tod. Das kann Roslin allein ſein, denn der Herzog iſt gefangen und der alte Richmond todt!“ —

„Was wollt Ihr thun?“

„Gewiß nicht hingehen. 'S iſt nur 'ne Manier, mich wegzulocken und Lady Eliſabeth gewaltſam zu zwingen, alle Winkel dieſes Hauſes zu öffnen.“

„Kann man Lady Craven mit der Prinzeß nicht vorher fortbringen?“

„Er fände ſie doch, und ſie wären ſeinem Haſſe nur um ſo viel mehr anheimgegeben, als er ſich dann verrathen, um den Preis der Schurkerei betrogen ſehen würde, die ihn hertreibt. Unſerer Herrin Rettung beſteht allein —“

Scharfe, ſich raſch wiederholende Schläge tönten vom Eingange her und hallten unheimlich in den langen Wölbungen wieder.

Beide Männer ſchraken zuſammen.

„Kommt er ſchon jetzt?!“ — Owthorne überlief's wie Froſt. — „Welby, mein todter Herr, du ſollſt mich an deiner Schwelle fallen ſehen; ich komme bald zu dir! Zurück zu Mylady! Sagt Ihr, ſie ſolle ruhig ſein und — der Treppe nicht vergeſſen!!“

Er winkte und eilte den Corridor hinab. **Trehearne** begab ſich voll ſchrecklicher Angſt in's Wohnzimmer, wo die Frauen bereits in lebhafter Unruhe waren.

„Was geht im Hauſe vor?“

„Owthorne bittet Euch, ruhig zu ſein und — der **Treppe** nicht zu vergeſſen.“

Eliſabeth erhob ſich blaß, eilte in Welby's Arbeitszimmer, zog aus dem Fache den geheimen Plan und barg ihn raſch auf der Bruſt. Im Augenblicke war ſie wieder zurück: „Verrathet Euch mit keiner Miene!“ —

Im Vorzimmer klangen Stimmen, **Edward Craven** und **Adelſtane Richmond** traten mit dem Thürhüter herein, ſie ſahen ſämmtlich verſtört aus.

„Gott geprieſen, Ihr ſeid's. — Was bringt Ihr? Eure Blicke ſind ſcheu?“

„Das Heer zieht morgen unter Cromwell und Fairfax ein, wer ſich widerſetzt, wird erſchoſſen!“ ſagte **Edward** dumpf. „Sie haben König Carl und meinen Bruder nach Hamptoncourt gebracht, Doderidge, der ſie bewachen muß, ſchickte an Lord Richmond ſeinen Reitknecht, um uns zu warnen, vornehmlich Euch, denn Roslin hat über Cromwell jetzt Gewalt und — wird morgen hier ſein.“

„Ich komme Ew. Hobeit und der Prinzeſſin mein Haus anzubieten,“ ſagte **Richmond**. „In der Drurylane möchte man Euch bald finden. Joſuah, deſſen

Bote gleich zurück mußte, läßt flehentlich bitten, ihm von Allem, was geſchah, doch ja durch Jemand ſichere Nachricht zu ſenden."

„Nein, Mylord, glaubt mir, bei Euch iſt ſie eben ſo wie im Cravenhaus gefährdet." Owthorne erfaßte bittend Eliſabeth's Hand. „O laßt Euch jetzt nur nicht verleiten, mit der Prinzeſſin wegzugehn! Da Euch die beſten Helfer fehlen, nehmt meinen treuen Rath an. Denkt, was Euer Gemahl Euch von dieſes Hauſes unbezwinglicher Sicherheit ſagte. Seht dem Schlimmſten lieber grade in's Geſicht und glaubt, in höchſter Noth, wenn Ihr den — rechten Weg nur geht, wird Eure Rettung nahe ſein!!"

„Bei meiner Liebe zu William Craven," erwiederte Eliſabeth feſt, „ich werde bleiben, werde den — rechten Weg gehn, Owthorne, den er und Ihr mir zeigtet! Seid Alle ruhig. Jeder denke auf ſeine Sicherheit allein. Nehmt Jeany, Maggy und meinen alten Trehearne auch in Euer Haus mit, lieber Edward, je Weniger wir ſind, deſto leichter iſt's, zu fliehn. Ich weiß, daß ich mit meinem Kinde nur dann verloren bin, wenn ich den Glauben an meinen Gatten verliere."

„So Recht, theure Frau," ſagte Jeany ſtark, „und ich will nicht von Eurer Seite gehn, will Euer Loos theilen."

„Jeany!" ſchrie Edward auf. „Denkſt Du der Kinder nicht daheim? Laß lieber mich bleiben, ich habe der —"

„Kein Wort, wenn Du mich liebſt!“ erwiederte Jeany, „William Craven ſoll ein liebend Weſen wenigſtens an Eliſabeth's Seite wiſſen, Du würdeſt als ſein Bruder und mit Dir nur unſer ganzes Haus verloren ſein. Beim Herrn, der ſtark iſt auch in dem Schwachen, ſo ſoll es ſein!“ —

Eliſabeth umarmte die kleine muthige Frau.

„Wer aber mag an Doderidge die Botſchaft bringen?“ fragte Richmond tonlos. „Kein männlich Weſen wird London mehr verlaſſen dürfen. Jeder wird durchſucht und ſein Weg ausgekundſchaftet ſein, der es morgen noch wagen wollte. Durch Joſuah kann aber der Herzog allein erfahren, wie Euer Schickſal ſich geſtaltet hat.“

„Laßt mich es ſein, die hingeht,“ ſagte Maggy. „Wenn mein Hochmuth Doderidge's gebrochenes Herz in den raſenden Kampf trieb, ſo will ich zu ihm gehn und ihm ſagen, daß meine ewige Liebe der Preis iſt für meines Bruders und Eliſabeth's Rettung!“

„Ich danke Dir, Mädchen!“ flüſterte Eliſabeth. „Ach, daß doch einſt ſo viele Treue vergolten werde!“

„Wenn das Euer Wille iſt, Miß, ſo verlaßt mit Miſter Edward, Trehearne und Mylord, ſobald Ihr könnt, dies Haus. Schon können Roslin's Spione in der Nähe ſein. Ich ſage Euch, Lady Eliſabeth wird, wenn's auch mein Tod iſt, mit der Prinzeß gerettet ſein, ſobald Ihr meinen Weiſungen folgt. Ich ſchwör's Euch bei der Heiligkeit dieſes Hauſes!“ —

Sie nahmen gegenſeitig bewegten Abſchied. Ob ſie ſich je und — wann wiederſehen dürften, keine menſchliche Vorausſicht vermochte es zu ſagen. Es war ein Abſchied wie vor dem Tode.

Bald darauf ward's ſtill im Hauſe. Eliſabeth, Jeany und Sophie waren allein. Owthorne hatte kurz gute Nacht geſagt und war mit Frau und Tochter hinab und über den inneren kleinen Hof nach ſeinem Häuschen gegangen. Von ihm kehrte er um Mitternacht wieder und ſtreckte ſich am Hauptportale des Hauſes auf die alte Holzbank, den Tag erwartend. —

Die Nacht verging, die letzte, im Gefühl der Unbezwungenheit verbrachte Nacht, die London für lange haben ſollte. Aber ruhig war ſie nicht. Die Nachricht von Cromwell's Anmarſch ſchreckte bereits alle Herzen. Das Parlament, der Lordmayor und die Aldermen waren in Berathung. Das Ende derſelben lautete: „Nachgeben, Unterwerfung." — Wer ſich als Feind der Soldaten bedroht ſah und es noch konnte, floh in der Nacht über die Themſe nach Süden, Berkſhire und Surrey zu. —

Von drei Seiten rückte um's Morgengrauen das Parlamentsheer in die Stadt ein, Fairfax über Harrow auf Weſtminſter, Cromwell über Enfield auf den Tower, Harriſon, Fleetwood und Ireton von Highgate die Straße über Riverhouſe her mit dem Gros. Den Nachtrab bildete das Regiment Huntington. Ausgeſtorben waren die

Straßen, muſterhaft die Ordnung, mit der die Truppen einrückten. Sie wußten, daß ſie dem alten Noll einen ſchweren Entſchluß abgerungen hatten, von ihm hinfort Nichts mehr als ſeinen Abſchied ertrotzen konnten; er hatte bereits von ihm geredet. Was waren ſie aber ohne ihn, das „Schwert Gottes?“ —

Vor Welbyhaus hielt Regiment Huntington ſtill und umgab es, wie das ganze an die Stadtmauer des Cripplegate ſtoßende Häuſerviertel, in welchem es lag. Zum Ueberfluß ſtellten ſie auch am ſogenannten Wall, der Straße, welche mit ihrer nördlichen Häuſerreihe innerhalb an die Stadtmauern grenzte, noch Poſten auf, die Jeden inſpicirten, der dieſelbe verließ.

„Alſo da es doch anders nicht ſein kann, ein Drittel für uns halbpart, das Andere in Noll's Rachen!“ brummte Huntington. „Macht zu, Roslin!“

„Sogleich. Erinnert Euch aber meiner Warnung. Dies Haus hat nur dieſen einen Ausgang. Bleibt ja bei ihm, bis ich zurückkehre und Euch zu dem ſüßen Mammon führe. Es möchte, bei Gott, Euer Verderben ſein, denn es giebt Fallen drinnen, die ſchon manch' Einen verſchwinden ließen.“

„Werde mich wohl vorſehen, und der Herr wird meine Augen offen halten. Aber damit Ihr bei dem Geſchäft wohl bewacht ſeid, wird Euer ſorgſamer Freund, haha, Hauptmann Squatlemer, Euch mit dreißig der Verläßlichſten folgen. Squatlemer, rückt vor und folgt ihm! Beim leiſeſten Verdacht ſchießt mir den ehrlichen Roslin wie 'ne Wachtel nieder! Nun? Was zögert Ihr, guter Freund, da doch Eure Abſicht ſo patriotiſch iſt und den Beifall unſres Generals hat?!" —

„Hineingekommen iſt bald, aber — heraus, das iſt die Sache! Laßt mich erſt überlegen, wie ich's anſtelle."

— — — — — — — — — — —

Roslin's Stimme hatte einen wilden und dabei hohlen Klang. Stieg jetzt in dieſes Mannes Seele, da er nicht mehr zurück konnte, doch Etwas wie Reue auf? War's gemeine Furcht, oder dachte er des Schwurs, den er beim Eintritte einſt hier geleiſtet, dieſe Schwelle heilig zu halten und nie zu verrathen? —

Keines von dem Allen. Er hatte bereits einen Grad der Gewiſſenloſigkeit erreicht, der ihn aller moraliſchen Anwandlungen völlig überhob. Auch fürchtete er Welbyhaus für ſich nicht, ſeine Schrecken waren für ihn nicht mehr vorhanden. Er kannte das Haus perſönlich genau genug, beſaß überdies einen ſicheren Plan, den er ſtudirt hatte, und wußte, daß dieſe vielverſicherten Gefahren nur kluge Spiegelfechtereien Welby's geweſen ſeien, über die der Alte oft ſelbſt herzlich gelacht hatte. Was er allein fürchtete, war Cromwell, den er ſo offenbar belogen und hinter's Licht geführt hatte, und daß es ihm vielleicht doch nicht gelingen werde, ſeinen militäriſchen Aufpaſſern zu entſchlüpfen und die Schätze wie Eliſabeth zu entführen. Owthorne war nicht, wie er befohlen, gekommen. Wenn dieſer ihn an Eliſabeth und deren Freunde verrathen, ſie und die Koſtbarkeiten bereits weggebracht hatte, dann war er zwiefach verloren. Eben ſo aber, wenn dieſer Mann als Zeuge gegen ihn auftrat. Dies Alles, längſt von ihm überdacht, flog noch ein Mal wild durch ſein Hirn. Ein letzter eiſerner Entſchluß, und — dreifach dröhnte ſein ſtählerner Degengriff an das Portal.

Die Bewohner von Welbyhaus wußten, was es bedeute. Eliſabeth faßte Jeany's und Sophiens Hände. „Nur Ruhe, Muth und Vertrauen auf das Ewige, Ihr Lieben. Es muß ja bald entſchieden ſein.“

Ein Knall erfolgte! — Es war Roslin's Piſtol, das er auf den öffnenden Owthorne ſogleich abgedrückt hatte. Der treue Mann zuckte am Boden. —

„Wozu das?“ rief Huntington, der hinter dem Earl von Orkney mit Squatlemer eintrat.

„Den fürchtete ich. Er konnte noch im letzten Augenblicke unſer Vorhaben vereiteln. Nun iſt Alles unſer.“

„Gut denn. Legt den grauen Schlingel da auf die Bank, Soldaten, und beſetzt alle Thüren. An's Werk, Roslin, und ſeht ihm hübſch auf die Finger, Squatlemer!“

Der Hauptmann zog lächelnd ein Piſtol und zeigte es ſeinem Chef. „Mit eherner Zunge will ich ihm Treue predigen! Vorwärts, Sir!“

Roslin nahm aus dem Gürtel des Schwerverwundeten das Schlüſſelbund. „Wir gehen die Treppe zum zweiten Stock hinauf. Laßt überall Doppelwachen zurück, Hauptmann! Ihr, Generalmajor, haltet uns aber den Ausgang ſicher. Das Wild, was uns durchſchlüpfen will, rennt Euch ganz ſicher in den Wurf.“

„Soll abgefangen werden, Freund. Braucht Ihr Hilfe, Squatlemer, ein Schuß ſoll mir die Weiſung geben.“

Roslin lachte und verſchwand, den Hauptmann mit Soldaten hinter ſich, auf der oberen Treppe. —

„Seid Ihr Chriſten,“ ſtöhnte Owthorne, „hebt mir doch das Haupt ein Wenig auf. — Laßt mich horchen! Gleich wird ſich was begeben! Das nur noch möcht' ich als Nachricht an Welby mit — hinübernehmen.“

So eigenthümlich grauſig klang die Rede, daß Huntington ſich entfärbte. Er winkte zweien Leuten, welche den Thürhüter halb aufrichteten und in ihren Armen hielten.

„Habt Ihr Etwas zu bekennen?“ flüſterte Huntington.

Eine abwehrende Handbewegung antwortete ihm.

Todtenſtille herrſchte lange Zeit. Die Soldaten rings regten ſich nicht. — Da — als wenn eine Lawine ſtürze, erbebte im markerſchütternden Krachen das ganze Haus! —

„Haha, ich komme, Welby! Komme, mein Meiſter, bringe Dir Roslin mit zu Gericht! Sei geprieſen, Du dreifach Großer!“ — Owthorne war todt, ſein Geſicht lächelte.

Geiſterbleich und ſchreiend eilten die Soldaten von den obern Stockwerken die breite Treppe nieder. „Das iſt das Haus des Satans, und Roslin der oberſte ſeiner Geſellen!“

„Ihr ſeid verrückt! Ich will doch ſehen in Zebaoth's Namen, ob auch der Teufel über mich Gewalt hat! Mit mir, wer keine Memme iſt!!“ Huntington zog das Schwert, und von den Seinen umdrängt vertiefte er ſich in die Eingeweide dieſes tückiſchen Gebäudes. — — —

Die Begebenheit, welche der Kataſtrophe vorherging, die ſelbſt aus den Wangen der furchtloſeſten, fanatiſchſten aller Independenten das Blut getrieben, war für die Betheiligten ſchrecklich, aber kurz.

Als Roslin's Schuß gefallen war, hielt ſich Eliſabeth überzeugt, Owthorne ſei das Opfer. Ein Blick auf ihre Begleiterinnen war Alles. Bald hallten Stimmgewirr und Waffenklirren im oberen Stockwerk wieder. Eliſabeth erwartete, Jemand vom Geſindezimmer her, in das der Corridor mündete, eintreten zu ſehen, doch plötzlich, — in demſelben Wohnzimmer, wo ſie ſich befand, rauſchte das Getäfel auf, Roslin's Geſtalt erſchien in der Lücke.

Die Frauen prallten zurück.

Er wendete ſich rückwärts. — „Hauptmann, die Vögel ſind unſer! Seid ſo gut und haltet den Saal nur ſcharf beſetzt, dieſe Thür aber wohl im Auge. Vielleicht kommt die Dame auch freiwillig mit, entrinnen kann ſie doch nicht mehr.“

Er trat lächelnd ein und verbeugte ſich.

Eliſabeth, welcher der Inſtinkt der Selbſterhaltung jetzt tauſend Sinne lieh, ſah nicht den Schrecklichen nur, ſondern auch, wie in dem weiten, köſtlichen Saal, den die geheime Thür ſoeben erſchloſſen, die Independenten mit ihrem Hauptmann warteten.

„Mylady,“ flüſterte Roslin haſtig. „Ein Wort, ein Neigen Eures Hauptes, und — ich rette Euch! Wollt Ihr Euer und der Prinzeſſin Schickſal ewig an mich binden, einſt Englands Königin durch meine Hand ſein, Craven und alles Vergangene vergeſſen?! Die geheime Treppe führt uns hinweg, dieſe Thür ſchnappt auf einen Druck zu, und jene Narren ſollen betrogen ſein!“

„Nie!“ rief ſie. „Ich vergeſſe nie, daß Ihr meines Gemahls und Bruders Verderber ſeid. Lieber will ich unter Cromwell's Händen enden!“

„Bei der Hölle Wuth, das ſollt Ihr! — Herbei, Squatlemer, nehmt ſie Alle feſt! Ich gehe, die geheimen Liſten zu holen, dann heben wir den Schatz!“

Das Gemach füllte ſich ſogleich mit Bewaffneten. Squatlemer folgte Roslin in Welby's Arbeitszimmer. Sein Schreibtiſch ward erbrochen, die Liſten und Documente ſteckte Roslin zu ſich. „Sie ſind für den General, mit ihnen haben wir die ganze Rotte.“ — Als er ſich überzeugt hatte, daß nichts Nennenswertheres mehr zurückblieb, erſchien er bei den Gefangenen. „Da wieder hinaus, bringt ſie mit!“

Alle ſchritten den hohen Feſtſaal zurück auf den Vorflur. Die dortigen Wachen wurden nun eingezogen, und man ſtieg zum erſten Stock hinab. Dort öffnete Roslin die Thür eines zweiten, gleich großen Saales, der unter dem oberen zu liegen ſchien.

„Laßt die Gefangenen dicht vor uns hergehen. Wenn hier Verrath oder ſonſtige Gefahr iſt, ſollen ſie zuerſt die Folgen ſchmecken. Haltet die Flinten bereit, Soldaten! Keine Umſtände, Mylady, Ihr kennt ſehr gut die geheime Treppe, die hinab zu den Gewölben führt. Gehorcht, wenn Ihr nicht Eure Lage verſchlimmern wollt.“

Eliſabeth erwiederte kein Wort. Ein Hoffnungsſtrahl wie vom Himmel fiel plötzlich ihr in's Herz. Sonnenklar erinnerte ſie ſich aller Worte ihres Gemahls wieder.

„Geh vor uns, Jeany!“ ſagte ſie tonlos, preßte Sophiens Hand feſt in die ihre und durchſchritt den Raum, der feſtlich ſie mit unbekannter Räthſelpracht majeſtätiſch ſtill umgab.

„Eine Papiſtenhöhle, Gott verdamme mich, Soldaten!“ rief Squatlemer. „Seht Ihr alle die heidniſch ſeltſamen Greuel? Kein Stein ſoll von dem Baalstempel auf dem andern bleiben!“

Dicht gedrängt folgten Alle, halb von religiöſer Wuth, halb von abergläubiſcher Scheu erfüllt. Eliſabeth eilte mit Sophien an die entgegengeſetzte Wand hinter einen hohen, thronartigen Seſſel.

„Richtig! Haha, Ihr kennt die Schliche gut!" lachte Roslin, der mit Squatlemer dicht hinter ihr ſchritt. „Oeffnet nun die Treppenthür."

Sie gehorchte. Ein ſehr enges Pförtchen klappte auf. „Gehe voraus mit der Prinzeſſin, Jeann, wir folgen. Haltet Euch nicht auf!"

Die Aufgeforderten leiſteten beſtürzt Folge und klommen haſtig die erſten Stufen in die Dunkelheit hinab, welche ihnen entgegen gähnte. Eliſabeth trat jetzt in die Oeffnung.

„Ewiger Gott, rette uns!" hauchte ſie leiſe und eilte ihnen haſtig nach.

Eben ſtritten Roslin und Squatlemer heftig, wer ihr nun zunächſt folgen ſolle, da — brach donnernd der Fußboden des ganzen Saales zuſammen, Roslin, den Hauptmann, die Soldaten, und was des Saales Innere ſonſt noch barg, in wirrem, praſſelndem, ſtürzendem Knäuel hinabreißend in ſchwarze, bodenloſe Tiefe. —

Bei dem Getöſe, dem wilden, entſetzlichen Jammergeheul der Fallenden waren die Frauen ſtarr auf der Treppe ſtehen geblieben und ſchauten zu den Verfolgern wirr empor. — Es folgte ihnen keiner mehr. —

„Gerettet! Jeann, Sophie, gerettet! O, nur fort aus dieſem Ort des Grauſens!" Eliſabeth folgte ihnen zitternd nach, faßte krampfhaft Beider Hände, und ſo, dicht bei einander, Schritt um Schritt, immer tiefer ſtiegen ſie. Endlich war die Treppe zu Ende. — Ein neues Dröhnen erfolgte, wie wenn eine rieſige Maſchine plötzlich zuſammengeklappt würde. Eine brennende Lampe erſchien in einer Niſche.

Derſelbe Mechanismus, welcher, ſobald die Frauen die oberen Stufen der Treppe betreten hatten, den Fußboden des Saales wie eine rieſige Fallthür geöffnet hatte, hatte ſich nun auch wieder geſchloſſen, als die Flüchtlinge nicht mehr durch das Gewicht ihres Körpers ſeine wunderſame Hebelkraft in Thätigkeit ſetzten. Das Parket ſchloß ſich ſchnappend, knarrend über den jammernden Opfern, und die Niſche mit der Lampe öffnete ſich. Ein Zettel lag bei derſelben: „Folgt nach dem Plane, Ihr trefft auf Poll und Betty. Gedenket meiner. Owthorne." —

Gewundene, lange Gänge unter der Erde hin, ſo ſchien's, hatten ſie zu durcheilen, bis ſie in eine Art Keller kamen, wo das erſte Tageslicht dämmernd ſie beſchien. Polly Owthorne kam ihnen blaß entgegen.

„Mein armer Mann iſt — todt?!"

Eliſabeth preßte ſtumm ihre Hand. „Möge das gerechte Schickſal mir Kraft leihen, in Euch dieſen treuen Mann zu belohnen!" —

Stumm führte die leiſe Weinende die Flüchtlinge empor. Sie befanden ſich in einem Bürgerhauſe der Wallſtreet. Sämmtlich legten ſie die Tracht armer Handwerkerinnen an.

„Wollt Ihr uns nicht mit Eurer Tochter folgen, liebe Poll?"

„Nein, hohe Frau. Ich habe meinem Mann geſchworen, daß ich Welbyhaus nicht verlaſſen will; dort werden wir ſtets zu finden ſein. Gott hat Owthorne das Glück verliehen, im Tode wenigſtens die Verräther geſtraft, das Heilige vor Raub geborgen zu wiſſen. Er war ein treuer Arbeiter an ſeinem Werke, wir wollen ihm folgen.“ —

Die Bewohner des kleinen Häuschens ſchienen die Fremden gar nicht zu beachten und räumten ihnen ſtillſchweigend ein Zimmer ein. — Gegen Abend ging der Wirth durch das Gemach und ſuchte Handwerksgeräth. „Ich muß nur raſch nach Drurylane,“ raunte er halb laut vor ſich hin, „da die Soldaten weg ſind. Wer weiß, wie bald die Faullenzer wieder kommen.“ Er eilte hinaus.

„Ein Wink, Eliſabeth! Fort nach Cravenhaus zu Edward und Maggy!“

Sie eilten die Wallſtreet hinab, durch Colemanſtreet nach Chapſide, Holborn entlang, und erreichten todtmüde Drurylane, von Edward und Maggy klopfenden Herzens empfangen. Weinend vor Freude ſanken ſie einander in die Arme. — —

Während dieſer Zeit ſuchte Generalmajor Huntington fluchend nach Roslin, Squatlemer und ſeinen Leuten. Sie blieben verſchwunden. Mit ihnen Eliſabeth, die erhofften Millionen und die ganze ſogenannte Verſchwörung. Mit Mühe nur hielt er ſeine wüthenden Soldaten ab, das Haus niederzubrennen. Er konnte Nichts thun, als eine ſtarke Wache mit ſtrengen Befehlen zurücklaſſen, und eilte, Cromwell das unerklärlich grauenvolle Ereigniß zu melden.

Der General kam ſelbſt, um Alles in Augenſchein zu nehmen. Er ſtand kopfſchüttelnd und eben ſo rathlos da. Alle Ausſagen wurden zu Protokoll genommen, dann aber das Haus mit Owthorne's Schlüſſeln verſchloſſen und im Namen der Regierung verſiegelt.

„Hört, Huntington,“ ſagte Cromwell, als ſie hinweggingen, „vielleicht iſt's gut, daß dem Roslin alſo geſchah. 'Nen größern Schuft gab's kaum als dieſen. An Squatlemer hat dieſe ſchlechte Welt auch nur 'nen Eſel verloren. Die braven Leute aber thun mir leid. Sie ſollen gerächt werden nach dem Geſetz, ſobald man die Schuldigen findet. Ob Earl von Craven, ob Doderidge, dem ich ſo viel vertraute, zu ihm gehören, — bald wird ſich's zeigen. Ich weiß, wie ich der Rotte beikomme, und werde Keinen ſchonen, — Keinen!!“ — — —

Hamptoncourt glänzte im vollen Sommerſchmuck, und die Finken ſchlugen. Der Fürſt, welcher einſt hier ſo oft mit Buckingham und ſeinem Hofſtaat gewandelt, ſitzt nun gefangen in dieſem Prachtbau. Rothröcke halten Alles beſetzt, und da iſt kein Luftloch, kein Pförtchen mehr, um zu entſchlüpfen.

Ein Independenten-Officier geht in einem der Gänge auf und ab, ſcheinbar trocken und kalt, aber in dem

Manne arbeitet es heftig. Ein Mädchen ſchreitet neben ihm im Geſpräch, in bäueriſcher Tracht, aber ihr weißes, zartes Geſicht deutet nicht auf ſolchen Stand.

„Ich dank' Dir, theure Maggy, aus meines Herzens Fülle für den Troſt! Mylord ſoll Alles wiſſen, ſo wie Du fort biſt. O, könnt' ich Dir doch die Hände küſſen, Deine Kniee umſchlingen, mich ausweinen an Deinem Halſe: aber — ſieh dieſen Ort an, und Du wirſt wiſſen, daß ich ſelbſt nicht mehr unbeachtet bin.“

„O, rette meinen Bruder! Bei der Neigung, die Du mir einſt geboten und wiederum ſchworſt, rette ihn und in ihm uns Alle! Ich will Dir all' das Leid mit heißeſter Liebe ja vergelten, was Du je um mich erduldet! Du haſt die Mittel, die Macht, ihn zu befreien, mit Eliſabeth in einem freieren Lande ihn leben zu laſſen, als dies unſelige England iſt! Ich flehe Dich an mit allen Schwüren, die —“

Doderidge's Augen ſchwammen, ſeine Pulſe arbeiteten heftig. Er wollte ſprechen, doch ſcheu blickten ſeine Augen ringsum.

„Ei, Joſuah Doderidge, rede doch!“ klang eine ſonore Stimme im Laube, — Oliver Cromwell trat aus dem Dickicht.

„Ewiger Gott, Maggy, der General! Du haſt uns Alle verrathen!!“ —

„Hat ſie das, haha? Und ſo wäre die Sache mit dem Roslin doch keine gar ſo tolle Fabel? — Ehrloſer Wicht, die Kugel erhielteſt Du zur Stunde, wäre nicht an Deinem Schurkenleben Höheres noch gelegen!“ Der General pfiff.

„Herr, was Du gegen mich auch haſt, ich that Nichts, das vor Gottes Angeſicht nicht beſtehen kann!“

Soldaten erſchienen und umgaben ihn wie Maggy ſogleich.

„Was Du gethan haſt, wirſt Du noch Zeit genug finden, zu geſtehen. Nehmt ihm ſein Schwert! Dies Weibsbild, die alſo Craven's Schweſter iſt und an ihn als Botſchafterin geſchickt ward, wird uns nach London begleiten. Wahrſcheinlich findet man in ihres Vaters Hauſe Die, welche geſtern ſo geiſterhaft unſern Händen entſchlüpft iſt! Lord Craven wird ſofort, eh' er Carl Stuart von Neuem ſprechen kann, nach London abgeführt. Im Tower ſollt Ihr das Weitere erwarten!“ —

Im Tower! — Er umſchloß am nächſten Tage Alle, die Cravenhaus je bewohnt hatten, ihm je verwandt waren. Nur Jeany Craven blieb verſchont. Die Unterſuchung gegen die Angeklagten wäre wohl unverzüglich eröffnet und mit aller Strenge geführt worden, aber die Purification des Parlamentes, der Ringkampf der bürgerlichen und militäriſchen Gewalten, der Verdacht, den die Levellers auf Cromwell warfen, daß er den König ſchonen, heimlich mit ihm pactiren wolle, verhinderten das.

Da riß Carl I. auch die letzte Hoffnung Craven's und der Gemäßigten durch die Verrätherei mit dem Sattel nieder, in welchem er heimlich durch Albany Briefſchaften nach Schottland und Frankreich ſenden wollte, dieſe Länder um Hilfe anzurufen, und in denen er alle Verſprechungen, die er Cromwell wie dem Parlamente heimlich gethan, für nichtig erklärte. Seine Flucht nach der Inſel Wight, und daß Schottland wirklich nun für ihn aufſtand, vollendete die allgemeine Erbitterung. Carl ward auf Wight, eben als er nach Schottland unter Segel wollte, feſtgenommen, und Cromwell, ehe er gegen den Norden zog, hob ſchwörend die Hand zum Himmel:

„Komm' ich lebendig je zurück, nicht eine dieſer hölliſchen Nattern ſoll unzertreten bleiben!“

Drittes Kapitel.

Die Erhebung der Schotten konnte nur unglücklich enden. England beſaß ein Heer, wie ſeit Wallenſtein und dem Schwedenkönige in Europa nimmer geſehen worden, unter einem einheitlichen Commando ſtehend, und zwar dem eines Cromwell, ein Heer endlich, deſſen wilder Glaubenseifer ſeine Disciplin und Tapferkeit ganz unzerſtörbar machte. So viel factiöſe Elemente auch in ihm herrſchten, das Wort Gefahr und Kampf genügte, Aller Sinn in eine Einheit zu ſchmelzen, Oliver's Willen. Dieſe Organiſation fehlte den Schotten durchaus, nicht minder Klarheit der Geſinnung. Erſt hatten ſie den König den Engländern ausgeliefert, dann ſich ſeinetwegen gegenſeitig bekämpft, und nun — wo ſie für ſeine Exiſtenz fürchteten, wo der alte Haß des Gälenthums gegen den Uebermuth des Britten, der Racenſtolz erwachte, ſtanden ſie für's Königthum auf und überſchritten verheerend die Grenze. Zu Pembroke das erſte Mal geworfen, in Preſtons mörderiſcher Schlacht total auf's Haupt geſchlagen, wurden ſie ſüdöſtlich bis Colcheſter herab getrieben, um ſich einem Frieden zu unterwerfen, der Schottland ganz unter den Fuß Cromwell's brachte. Dieſer faſt vernichtende Sieg hatte nicht nur von England eine drohende Invaſion abgewendet, er hatte auch die letzten Hoffnungen der Königstreuen wie der Gegner der Soldateska über den Haufen geworfen. Des Heeres Allmacht war durch den Schein gebieteriſcher Nothwendigkeit fortan geſichert, und der Stolz wie Uebermuth der Truppen kannte nun keine Grenzen mehr. Die Levellers und durch ſie Generalmajor Huntington erhielten die Oberhand. Derſelbe wagte jetzt, Oliver Cromwell laut vor dem Heere des Hochverraths anzuklagen und verlangte, daß man nach London ziehen, die Regierung ergreifen und den König tödten ſolle. Reiner Tiſch mit Allem ſollte gemacht werden, was an die alte Zeit, an Adel und Königthum erinnerte. Der wilde Apokalyptiker erwähnte aller Treuloſigkeiten Carl's, wie London ein ewiger Herd des Aufruhrs und papiſtiſcher Verſchwörungen ſei, ſchilderte in ſchrecklichſten Farben des „treuen Roslin's, des frommen Squatlemer's und ſeiner wackern Leute" Untergang und die Heidengräuel des Welbyhauſes, das wie Sodom im Feuer des Herrn aufgeben müſſe. — Mit betäubendem Geſchrei ſtimmten ihm Alle bei, und einen Augenblick ſchien's, als wäre Huntington beim Heere nunmehr Alles, Cromwell ſänke zu der Stellung einer eben ſolchen Scheinfigur herab, wie er ſelber aus Fairfax gemacht hatte. In dieſem äußerſten Momente ſchwankte Cromwell, ob er abdiciren oder mit einem ungeheuren Opfer ſein Anſehen und ſeine Allgewalt für immer erkaufen ſollte. Der König war ſo wie ſo verloren; ſchwang Huntington ſich aber auf den Schultern ſeiner Prätorianer zur höchſten Gewalt, ſo konnte nur gänzliche Anarchie, der völlige Untergang Englands die gewiſſe Folge ſein. Mit einem Blicke überſah Oliver die ganze Lage und beſchloß zu handeln, ehern, unerbittlich, vor allen Dingen ſchnell. Er identificirte ſich mit der extremſten Partei. In flammender Rede riß er alle Geiſter und Gemüther an ſich und wies Huntingon's wilde Anklagen mit der Erklärung zurück, daß er Alles, was er unternommen, nur gethan habe, nicht allein um ſein eigen Gewiſſen durch Anwendung aller milden Mittel zu beruhigen, ſondern auch den ſchlagenden Beweis zu führen, daß keine Staatsform England mehr den Frieden zu geben vermöge, als die Republik, und daß Keiner fortan mehr herrſchen ſolle! Nachdem ihm

Alle als ihrem Kriegshelden und Führer nochmals jubelnd Treue zugeſchworen, alle Anklagen und Verdächtigungen für falſch, boshaft und verleumderiſch erklärt hatten, degradirte der General ſeinen Gegner Huntington vom Flecke weg bis zum Corporal herab, vertheilte deſſen Regiment unter die übrigen Truppen und rückte auf London.

Roslin ſchien ſelbſt im Tode noch ſeine Opfer verfolgen zu wollen. Wenn auch von ihm ſelbſt errettet, war die Familie Craven und Doderidge doch nun in Cromwell's Hand gefallen, der jetzt weder geneigt war, Milde zu üben, noch ſie unzeitig üben durfte, denn ſein eigen Spiel ſtand ſelbſt fürchterlich genug. Der Tower wurde indeß für den Herzog und die Seinigen jetzt gerade der beſte Schutz, und zwar in doppelter Beziehung. Seine und Eliſabeth's Gefangennahme hatte den Londonern überhaupt erſt die Nachricht von ihrer Gegenwart gegeben, und je mehr dieſelben dem Heere fluchten, ſein Nahen fürchteten, deſto allgemeiner und inniger nahm man an dem Schickſale Beider Theil, das ja nur blutig enden konnte, und bemitleidete ſie weit aufrichtiger, als den König. Denn nicht blos, daß ſie vor der Welt kein Vorwurf traf als der der Verwandtentreue, ihnen keinerlei Antheil an Carl's Gewaltthaten und Rechtsverletzung zur Laſt gelegt werden konnte, die Craven gehörten ja einer der erſten Londoner Bürgerfamilien an, Eliſabeth von England hatte ja freiwillig längſt ihrem Stande entſagt, um aus edelſter Neigung zu Lord William in die Reihen des Bürgerthums zurückzutreten. Das machte Beider Loos ſo beſonders rührend für Alle. Ihre anfänglich enge und rauhe Haft war deshalb auch während des Sommers milder geworden, und das Parlament hatte ihnen Vergünſtigungen gewährt, die an dieſem Ort der Trübſal ſonſt nicht Sitte waren.

Sir Randolph von Feversham, der Lordlieutenant des Towers, nahte Herzog Craven wie Eliſabeth ſtets mit der größten Hochachtung und entdeckte Erſterem endlich, daß er ſeit einiger Zeit auch zu den Genoſſen des Welbyhauſes gehöre. Fortan durfte der Herzog mit den Seinen ſchriftlichen Verkehr hegen, und ein eben ſolcher wurde mit den vertrauten Freunden in der Stadt eingeleitet. Sich aber zu ſehen war ihnen nicht geſtattet, denn die Anklage auf Landesverrath, papiſtiſche Verſchwörung und ſchändliche Ermordung treuer Anhänger der Volksſache, welche über ihnen ſchwebte, verbot es auf's Strengſte, und Feversham machte ſich bereits durch die Erlaubniß des Schriftwechſels einer argen Pflichtverletzung ſchuldig. — —

Am Abende des 27. September erhielt der Herzog unvermutheten Beſuch. Feversham führte Sir Baptiſt Hicks und Adelſtane, Herzog von Richmond, in ſeine Zelle.

„Willkommen, werthe Freunde! Was iſt's denn, das Euch an den gefangenen Craven erinnert hat?!“

„Mylord,“ erwiederte **Richmond**, „die Herzen aller gerechten Männer in London ſind bei Euch und beklagen Euer, Lady Eliſabeth’s und der Prinzeſſin herbes Geſchick. Aber Wer konnte es bisher zu mildern wagen? Die Zeit iſt indeß gekommen, wo Ihr es ſelbſt zu ändern vermögt und dadurch zugleich dem Vaterlande einen ganz außerordentlichen Dienſt in der Noth leiſtet.“

„Ich wüßte nicht, Herzog, wie das möglich ſein ſollte?“

„Es iſt nur zu gewiß, Cromwell iſt gegen die Stadt in Anmarſch. Das Parlament ſoll verjagt, der König angeklagt, die Republik eingeſetzt werden, London aber wird der zügelloſen Soldateska zur Beute fallen. Dem will man ſich auf’s Aeußerſte mit der Waffe in der Hand widerſetzen, Parlament wie Volk wollen ihr letztes Blut an ihre Rechte wagen, die ſelbſt der König ſo ſchamlos nicht angetaſtet hat, wie Cromwell’s wilder Uebermuth! Wir ſind von den hohen Häuſern der Lords und Gemeinen geſendet, Euch und den Euren die Freiheit zu geben, falls Ihr Euch an die Spitze ihrer Vertheidiger ſtellen wollt!“

„Bedenkt,“ bemerkte **Hicks**, „was ſich ereignen muß, wenn Cromwell von der Stadt Beſitz nimmt und alle bisherigen Gewalten für immer vernichtet! Man weiß beſtimmt, daß er jetzt ſelber nicht mehr des Heeres mächtig iſt und, von dieſen Horden mitgeriſſen, nur noch ein bloßes Werkzeug ihres Willens geworden! O zögert nicht, befreit Euch, indem Ihr uns befreit! Euer und Eliſabeth’s Name wird alle Herzen mit Muth erfüllen, alle Muskeln ſpannen, und wir werden den Bedrängern vor den Thoren ein blutiges Halt gebieten! Es gilt ja Euer, Eliſabeth's und Sophiens, es gilt des Königs Leben! Gilt die Erhaltung unſerer Rechte, unſerer alten Verfaſſung, unſeres Wohlſtandes und unſerer Ehre! Der ganze Süden wird ſich für uns erheben, der entflohene Landadel zu unſeren Fahnen eilen, ſobald ſich William Craven zum letzten Kampf für die alte Monarchie erhebt!“

„Dringt nicht weiter in mich, Freunde, ich kann nicht!“

„Ihr müßt, Sir!“

„Iſt es denn möglich, daß Ihr Euch, ſicheres Verderben vor Augen, eine Secunde weigern könnt, einen letzten mannhaften Streich für Geſetz und Ordnung zu wagen?!“

„Ihr täuſcht Euch, Freunde. Habt Ihr in zahlloſen Schlachten nicht dieſe eiſernen Schwadronen genugſam kennen gelernt, Richmond, um noch zu glauben, die Londoner Miliz werde ihnen nur eine Stunde Stand halten, werde die weitläufige Stadt nur einen Tag gegen Leute vertheidigen können, welche ganz anders geſchulte Colonnen niedergeworfen haben? Es iſt Wahnſinn und Verblendung, zu der ich meine Hand nicht leihen werde! Was würde das Ende ſein, als Mord, Brand und Plünderung? Was die Folge, als daß ich und die theure Frau, daß der König ſelbſt nur um ſo gewiſſer dem Untergange geweiht wären? Dieſe Armee, die Euch nun ſo verderblich wird, hat das Volk ſelbſt aus ſich geboren, großgeſäugt im Blute tauſend edler Geſchlechter! Dieſer wilde Leu iſt durch Keinen zu zähmen als ſeinen Führer Oliver, und ich glaube nicht, daß er ihr Sclave geworden; den Tag erlebt ein Cromwell nicht! Reißt um Gottes Willen die brennende Wunde durch ohnmächtigen Widerſtand nicht klaffender noch auf! Beugt Euch, wie ich mich beuge, daß man nicht Grund finde, Euch vollends niederzutreten!"

„Und was, Unglücklicher!" ſchrie Richmond, „wird denn Euer Loos ſein, wenn Cromwell kommt? Habt Ihr vergeſſen, was zu Welbyhaus geſchah? Vergeſſen, daß ſchon die Hälfte der Anklagen, die Eurer warten, genügen, um —!"

„Drüben auf dem Towerhill zu enden, ja wohl, Mylord! Verbeſſere ich etwa durch neuen, ſchlimmeren Aufruhr mein und der Meinen Loos? Sprecht mir von Euren Rechten nicht! Das Volk hat zum Rechte des Schwerts gegriffen gegen Carl, dies Recht wird ſelber jetzt an ihm geübt, haha, das iſt der Schluß der Rechnung! Möglich, mein Haupt fällt ſo auch, aber es fällt dann unſchuldig. Da kämpfen, wo's Nichts mehr zu kämpfen giebt, heißt Narrheit! Mögt Ihr Cromwell auch verabſcheuen, es giebt in England doch nur dieſen einen Mann noch, der das Steuer des Staats faſſen, aus dieſem Chaos wieder in ruhige Ordnung leiten kann, und Frevel wär's, es zu hindern. Ihr haftet für meine Perſon mit Leib und Leben, Feversham! Gefangene zu bewaffnen iſt wider Kriegsbrauch! Sagt das dem Parlament, und wie ich nimmer ein Werkzeug rathloſer Verzweiflung ſein will, uns Allen zum Verderben!“

„Nun denn,“ rief Richmond bitter, „wenn der beſte Mann alſo verzagt, dann iſt's Jedem erlaubt, das Feld zu räumen!“

„Wir haben ja aber zweimalhunderttauſend kräftige Arme, Mylord!“ rief Hicks.

„Und hättet Ihr Millionen; läge der Sieg ſchon vor Euch, Ihr habt das Recht nicht, der Gewalt zu trotzen, die Ihr ſelber geſchaffen habt! Das Schwert habt Ihr als Euer Recht angerufen, drum müßt Ihr auch das Recht des Schwerts ertragen! Selbſt wenn ich ſein Opfer würde, ich werde mich gegen dieſes einzige Recht nicht widerſetzen, das noch in dieſem armen Lande zu finden iſt. Des Redens iſt genug. Wenn Ihr mir noch 'ne Liebe erzeigen wollt, ſorgt für meine Schwägerin Jeany, die allein in Cravenhaus zurückblieb.“

„Lebt wohl,“ entgegnete Hicks beklommen. „Ob Ihr gut thatet, wird der Himmel bald entſcheiden. Ein großer Theil der Folgen fallen auf Euch.“

„Eliſabeth mit der Prinzeſſin aber wird in Euer Schickſal geriſſen ſein!“

Herzog von Craven wandte ſich ab und winkte; faſt brach ſein feſtes Herz. Feversham führte die Parlamentsmitglieder hinaus. —

Weil Craven den Oberbefehl Londons gegen Cromwell's Armee ablehnte, war der Vertheidigung die Spitze abgebrochen, der Muth des Parlaments dahin. Der größte Theil der Oberhausmitglieder floh in die ſüdlichen Grafſchaften, die Gemeinen aber erwarteten mit dumpfer Reſignation das Erſcheinen des Heeres. Die wohlhabende Bürgerſchaft folgte ſolchem Beiſpiel der Unthätigkeit, die meiſten Miliz-Regimenter liefen aus einander. Ein Theil des niedern Volks aber verbarrikadirte Thore und Straßen und ſchickte ſich zu verzweifelter, ſelbſtredend durchaus nutzloſer Vertheidigung an.

Am 29. September hörte Craven von ſeinem Fenſtergitter aus das Schießen in der Stadt. Er wußte wohl, was es bedeute.

„Von heute ab, Feversham, wird Cromwell nur noch ein Willkürregiment zu führen im Stande ſein. Die Republik, die ſie mit dieſem Feſtgeſang creiren, iſt bereits todtkrank. Jeder Tropfen Bluts, der um ſie fließt, reiſt den Samen einer Ordnung im Lande, gegen welche die ſchwerſten Zeiten unter Carl noch goldene Tage geweſen ſind!“ — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

Jeany Craven war mit ihren Kindern allein in der Drurylane zurückgeblieben. Man hatte ſie entweder mitzunehmen vergeſſen, oder wußte wahrſcheinlich nicht, daß ſie Eliſabeth auf der Flucht vom Welbyhauſe begleitet hatte. Adelſtane von Richmond wie Hicks ſtrengten ſich vergebens an, ſie zu bewegen, Cravenhaus zu verlaſſen. Sie wollte weder mit dem

Einen nach Richmondcourt in Berkſhire, noch in des Andern Haus fliehn.

„Laßt mich nur hier, wer will mir Schlimmeres noch thun, als mir ſchon geſchah. Sie ſollen ein armes Weib wohl in Frieden laſſen. — Wenn Cromwell mir Alles genommen, mag er auch das noch haben, was übrig iſt. Ich beſtehe auf meinem Willen. Ihr ändert Nichts daran; ich weiß beſſer, was mir taugt!“

Es blieb Nichts übrig, als die trotzköpfige Puritanerin ihrem Eigenwillen zu überlaſſen. Außer ein paar Dienſtboten hatten längſt Alle das Haus verlaſſen, welches ſie Jahre lang ernährt hatte. — Wie der Schreckenstag kam, ſchloß Jeany das Haus, verbarg ſich mit ihren beiden Kindern in den Keller, und während der Kampf in den Straßen tobte, lag ſie auf den Knieen, den Gott des Erbarmens um Stärke und Gleichmuth in ihrer Hilfloſigkeit zu bitten. — Die Nacht deckte alle Schrecken zu. Der Tumult ſchwieg endlich. Die neue Sonne ging über der unterworfenen Stadt auf. — Als Jeany ſich verſichert hatte, Alles ſei ruhig, gab ſie den Dienſtleuten Geld auf etliche Wochen.

„Ich gehe mit den Kindern weg. Solltet Ihr damit zur Neige ſein, und ich nicht wiederkommen, ſo ſchließt das Haus, bringt dem Lordmayor die Schlüſſel und ſucht Euch anderes Brot; ich kann Euch nicht helfen.“

„Aber wo werdet Ihr dann ſein, Miſtreß?“ rief weinend eine der Mägde.

„Fragt den Cromwell, der wird's wiſſen!“ — Sie nahm ihren William und die kleine Eliſabeth an die Hand und verließ die Stätte ihres Glücks. —

Freilich wohl lagen hier und da noch Leichen oder Gebälk und Geſtein, mit dem man die Straßen zwecklos verrammelt hatte, von Plünderung, Brand und jenen ſcheußlichen Gewaltacten, die man den Cavalieren von Wycombe und Newbury her nachſagte, war nirgends Etwas zu ſehn. Die Patrouillen zogen finſter und lautlos durch die Gaſſen. Wo Menſchen ſich etwa zuſammendrängten, trat der Corporal ruhig vor und ſagte: „Im Namen Gottes, gebt Friede und geht an Euer Tagewerk!“

An einen dieſer ernſten Geſellen eilte Jeany jetzt heran. „Sagt mir, wo General Cromwell wohnt!“

„Auf Clerkenwell-green, Miſtreß. Der Weg iſt aber weit, und der General könnte jetzt Nöthigeres zu thun haben, als Euch zu hören.“

„So werd' ich an ſeiner Schwelle warten, bis es ihm gelegen iſt.“

„Ihr habt Euren Mann verloren, arme Frau? — Geſtern?“

„Nein, geſtern nicht, ſchon länger. Er ſitzt im Tower, weil ſein Bruder königlich war!“

„Nehemia und Jerubabel, ſteckt die Wehr ein und tretet aus. Ihr bringt die Frau ſicher zum alten Noll, ſie iſt unſres Glaubens: Glück zu, daß Ihr ihn ſanft trefft!“

„Der Herr mag Euch danken!“ —

Das Piket ſchritt weiter. Die Soldaten hoben die Kinder auf und führten Jeany wohlbehalten nach Clerkenwell. — Eben langten ſie vor dem Hauſe des Generals an, als dieſer, von Officieren umgeben, die Straße heraufſprengte.

Sofort machten die Leute Front.

„Wohin mit Eurem lebendigen Gewehr, Freunde?“

„Zu Dir, Obergeneral. Dieſe Frau will Dich ſprechen. Corporal Duberrmeinheil Ailesby traf mit der Patrouille in Drurylane auf ſie und ſagte, wir ſollten ſie herbringen.“

„Und die Kinder waren müde? Das iſt recht, Soldaten. Wer 'n Herz für alles Sanfte und Friedliche hat, der hat's auch kraftvoll in der Schlacht! Was wollt Ihr, meine Liebe?“

„Das iſt zu lang für die Straße.“

„Ne echte Frau, ſie redet immer lange! So kommt denn herein.“

Damit ſaß Oliver ab, grüßte die Officiere und verſchwand in der Thür mit Pearſon, ſeinem Adjutanten. Jeany dankte den Soldaten und folgte, während die andern Officiere plaudernd zurücktrabten.

Ein mittelgroßes, altväteriſches Gemach mit ſchlichtem Mobiliar war's, wo Cromwell Jeany empfing, Pearſon und Miſtreß Cromwell waren bei ihm.

„Sprecht, aber faßt Euch kurz, ſoweit es Eure Redſeligkeit zuläßt.“

„Das will ich. — Iſt dies Eure Frau?“

„Ja. Warum?“

„Deſto beſſer für meine Sache.“

„Aha, Du willſt um Gnade bitten? Für Deinen Mann vermuthlich, und bringſt gleich die Kinder mit; das macht mehr Eindruck!“

„Du irrſt. Ich brauche Deine Gnade nicht. Mich und die Kinder in Deine Hände zu liefern komme ich.“

„Was ſind das für Narrenspoſſen?!“

„Habe Geduld mit ihr!“ flüſterte Miſtreß Eliſabeth ſanft dem Gemahl zu.

„Oliver Cromwell, als Euer Schwert die Schlachten des Volkes Gottes ſchlug, da hab' ich im Herzen gejauchzt und für Euch gebetet, daß Ihr über alle Tücke dieſes Pharao ſiegen möchtet. Ich that's, und doch ſtritt neben dem Könige Carl ein edler und treuer Mann, für den ich mein Herzblut gegeben hätte! That er ja doch nur, was er mußte. — Nun iſt mein Gebet um Dich erhört. Du biſt Sieger. Unſer geknechteter Glaube darf zur Sonne das Haupt erheben. Und doch, Herr, weiß ich nicht, ob ich Dir nicht d'rum fluchen ſoll, denn Du haſt mir im Siegerübermuthe alles Theure und Liebe, alle Hoffnung und allen Glauben an Dich genommen! Hier bin ich armes Weib mit dieſen ahnungsloſen Geſchöpfen! Schlag uns nun auch in Banden, mach uns auch zu Nichte, — wer will Dir widerſtreben!?“

„Ich verſtehe Euch wirklich nicht, gute Frau. Wem ich helfen ſoll, der muß wenigſtens deutlich reden. Wer ſeid Ihr denn?“

„Jeanv Craven, des Schneiders Frau. Joſuah Doderidge iſt mein Bruder, der Herzog mein Schwager!“

Cromwell fuhr empor. „Und wenn Du weißt, Weib, Weſſen man ſie beſchuldigt, kommſt Du her mit Thränen und dieſen Kinderaugen, mein Herz zu verführen?! Rede mir nicht drein, Eliſabeth, das verſtehſt Du nicht! Otternbrut iſt's, und wenn ich ein Simſon in England bin, rein zu fegen die Tenne, ſoll die Delila noch geboren werden, die mich ſchwach ſieht in einer Zeit, wo die Waage ſchwebt in den Wolken und zwiſchen Carl Stuart und mir!“

„Der Mann Stuart geht mich Nichts an,“ erwiederte Jeanv ruhig. „Thu mit ihm, was ſeiner Sünden Menge verdient. Ich kenne nur eine Perſon dieſes Stammes, die als ein Engel unter Dämonen geſetzt iſt und —“

„Wahrlich ſie gerade hat's bewieſen in dem Höllenneſt in der Grubſtreet, wo tapfre Männer gemordet wurden! Reize mich nicht, thöricht Weib, ihr und ihrer Brut Gericht wird ohnedies ſchwer genug ſein! Sei du mein Zeuge, Herr aller Erſchaffenen, ich giere nicht nach Blut, trachte nicht nach Gewalt! Hab ich ein Mittel unerſchöpft gelaſſen, dieſen Jerobeam zu verſöhnlicher Klugheit zu bringen? Hab ich Doderidge nicht geliebt und ihm meine geheimſten Gedanken verrathen? Vertraute ich William Craven nicht das beſte Werk, was Vaterlandsliebe je zu des Streites Verſöhnung erſinnen konnte? Nichts, Nichts! Verrath, Lug, Niedertracht von allen Seiten! Fallen und Gefahren für mich und die gemeine Sache! Und da ich in dieſe Höhle des Baal dringen will, Mord, grauenvoller Mord! Nicht Einer ſoll entrinnen, auch nicht Einer!!“

„Wer hat das ſchon verlangt? Ich bringe Dir ja der Opfer mehr! Ich ſelber bin's geweſen, und nur ich allein, die Eliſabeth aus Welbyhaus gebracht hat! Ich habe geſehen mit dieſen meinen Augen, was und wie's geſchah, und ſie iſt nicht ſchuldiger, als ich!“ —

Der General durchſchritt in außerordentlicher Bewegung das Zimmer. — Die Ruhe und der Ernſt, frei von jeder menſchlichen Furcht, die Offenheit, mit der Jeany geſprochen, entwaffnete ihn und ließ in ihm bereits erhebliche Zweifel über die Schuld der Craven aufſteigen. Doch ſo leicht gab er ſich nicht gefangen, ſo raſch warf man nicht Oliver's vorgefaßte Meinung nieder. Wohl ſah er auf einen Blick, daß Jeany weder eine Verſchwörerin noch Mordgehilfin ſein könne, aber ſie mochte auch ſchwerlich die Perſon ſein, der man tiefgehende Pläne mittheilte. Wie ein guter Jäger ſofort aber die neue Spur des Wildes aufnimmt, ergriff er dieſen Wink des Zufalls ſogleich und beſchloß, ſich dieſer Frau als Zeugin gegen ihre eigene Familie und deren Umtriebe zu bedienen.

„Du alſo?! Du warſt dabei, ſahſt und hörteſt Alles?“ —

„Alles, was um Eliſabeth vorging.“

„Wie kamſt Du in dies Haus, und was weißt Du von ihm?“

„Von dieſem Hauſe weiß ich nur, daß Frömmigkeit und Liebe in ihm aus- und eingingen.“

„Prieſter mit langen ſchwarzen Röcken und dann wieder mit bunten geſtickten Talaren, Kelchen und Monſtranzen, die in den großen Sälen Kniebeugungen und derlei trieben, nicht wahr?“

„Ich habe dort nie einen Prieſter geſehen, und von Deinen hohen Sälen weiß ich Nichts. Doch ja, ein Mal. Es war, als die Wand von Eliſabeth's Zimmer ſich aufthat, und Roslin kam. Da ſah ich dahinter einen langen Saal und Soldaten des Parlaments drinnen!“ —

„Erzählt nur Alles in Eurer treuherzigen Weiſe, was Ihr wiſſet und glaubt, Ihr thut der Wahrheit und Euren Freunden damit den beſten Dienſt.“

Jeany bekam mehr Muth. — Mit der ganzen Kinderoffenheit ihres frommen Herzens und der ſtrengen Wahrhaftigkeit ihrer ſittlichen Ueberzeugung berichtete ſie Cromwell Alles, was ſie von Welbyhaus wußte, von Edward's Bekehrung, von ihres Bruders und Gatten Ehrfurcht für daſſelbe, von Eliſabeth's und William's Ankunft in England, wie dem einſamen Leben der Erſtern. Endlich von Roslin's Erſcheinen, der Kataſtrophe ſeines Todes und der Art ihrer Flucht mit der Herzogin und Sophien.

„Ich dank Euch ſehr für den treuen Bericht, Miſtreß. Zeigt ſich, daß Craven und Eliſabeth ſchuldlos an dieſem Morde wie am Vaterlandsverrathe ſind, ſo zweifelt nicht, ich werde der Erſte ſein, ihre Leiden zu enden. In jenem Hauſe müſſen Roslin's und der Anderen Leichen noch zu finden ſein, dort die Papiere, die Aufſchluß über dieſes Hauſes Treiben geben, dort jener fabelhafte Schatz. Wollt Ihr mich durch dieſe alten Gänge, von denen Ihr redet, hinführen, daß ich ſelbſt urtheilen kann?“

„Ich bitte Dich, geh' nicht hin, Oliver!“ rief Miſtreß Cromwell bange. „Gefahr iſt ohnehin Dein Leben, ſetz' Dich nicht den unbekannten Schrecken dieſes Ortes aus!“

„Ich habe Den in meiner Nähe, Frau, der mich ſchützen kann, wo es auch ſei. Wollt Ihr dieſe Nacht mit mir nach Welbyhaus?“

„Ich bin ein Weib und zaghaft, Sir. Ich kann zum zweiten Male nicht hin! Welches Haus in der Wallſtreet es aber iſt, aus dem wir kamen, ich weiß es wirklich nicht mehr. Wüßt ich's indeß auch, ich würd's gewiß nicht ſagen!“

„Weshalb?!“

„Weil es nicht Recht iſt. Weil ich nicht weiß, ob ich nicht Euch und mich in unbekanntes Verderben führe. Dies Haus vertheidigt zu ſchrecklich ſein Geheimniß! Im

Beſitze deſſelben iſt nicht ein Mal mein Mann und Joſuah, denn Edward wußte ſich nicht zu erklären, was Roslin und wieſo es ihm geſchehen. Der Herzog nur kann Aufſchluß geben.“

„Ja, wenn er das vereinbar mit ſeinen Grundſätzen findet, gute Frau. Ihr habt mir aber genug Fingerzeige gegeben, und ſein Schade, Euer Aller Verderben ſoll's ſein, wenn dies Geheimniß ein verbrecheriſches iſt! Wann brauchte die Wahrheit ſich je vor dem Lichte zu bergen?“

„Wann? Wenn — Finſterniß in der Welt iſt! Hat unſer Glaube ſich nicht auch bergen müſſen, da ihm Henker und Schandpfahl drohten? Es giebt Dinge, die rein und heilig nur bleiben in verborgner Stille. — Wißt Ihr denn, ob ſolch' ein Ding nicht da gepflegt wird, wo Ihr nur Papiſterei und finſtere Ränke ſucht?“

„Ihr ſeid wirklich eine ganz kluge Frau. — So ſoll mir Lord Craven denn ſelber ſagen, was davon zu halten iſt. Daß ich Euch nicht freilaſſen kann, begreiſt Ihr. Ihr werdet hier mit Euren Kindern bleiben, bis ich vom Tower zurück bin.“ — —

Die kleine, muthige Frau hatte den Ihrigen wirklich einen großen Dienſt geleiſtet, denn ſie hatte bei dem General eine bedeutend mildere Auffaſſung der ganzen Angelegenheit erzeugt. Ihre ſchlichte, treuherzige Klarheit machte auf Cromwell den Eindruck ungeſchminkter Redlichkeit. Roslin war jedenfalls an ihm zum

Verräther geworden und hatte dafür ſeinen verdienten Lohn, Eliſabeth aber war kein Vorwurf aus ihrer Flucht vor demſelben und den daraus entſtehenden Folgen zu machen. Doderidge's ganzes Vergehen endlich hatte ja nur in dem Wunſche ſeinen Grund, Herzog von Craven über ſeiner Gemahlin Loos zu beruhigen. — Zwei Dinge blieben indeß ungelöſt. War Craven trotzdem das ehrgeizige Haupt einer geheimen und mächtigen Verbindung, als deren Sitz man Welbyhaus betrachten mußte, ſo war bei ihm, ſelbſt wenn Carl beſeitigt war, der Heerd aller künftigen Aufſtände um ſo mehr zu ſuchen, da Eliſabeth, ſeine Gemahlin, die einzige Stuart dann im Lande war, auf welche alle Royaliſten ihre Hoffnungen noch ſetzen konnten. —

Als er Abends, dicht in den Mantel gehüllt, nach dem Tower ging, ſchwankte er zwiſchen dem Wunſche, ſich gegen den im Volke ſo ſehr beliebten Herzog und Eliſabeth alle harten Maßregeln erſparen zu dürfen, die Nemeſis dafür allein auf Carl's Haupt fallen zu laſſen, und dem feſten Willen, durch unzeitige Nachſicht nicht ein neues Ungeheuer wider ſich groß zu ziehen, nachdem er den alten Drachen der Monarchie erſchlagen. Craven hatte ihm ſeine Geſinnungen zu Oxford viel zu offen dargelegt, als daß er annehmen konnte, derſelbe werde je ein aufrichtiger Anhänger der Republik ſein, unſchädlich gemacht werden mußte er alſo ganz gewiß, nur über das Wie war Oliver im Zweifel. — — —

William lag auf ſeinem Feldbett, die flackernde Lampe vor ſich, und las in der heiligen Schrift, der einzigen, aber vielberedten Tröſterin in ſeiner Prüfung, der Beſänftigerin der bittren Schmerzen, die ihm bisher die Heimath ſchreckenhafter, freundloſer als je die Fremde gemacht hatten. Es mußte wohl ſchon ſpät ſein, und allmählich kam jene Geiſtesmattigkeit über ihn, die dem Leibesſchlaf vorher zu gehen pflegt. Er ſank dämmernd zurück. Das Buch, halb aufgeſchlagen, glitt ihm aus der Hand auf den Schooß. Die Augen ſchloſſen ſich. Schattenhafte Bilder, grau und verwaſchen, zogen an ſeiner Seele vorüber. Heller ward's dann, grünend um ihn, ſonnig. Wie Blumen duftete es empor. — War das links da nicht die Laubgrotte, glänzte dort nicht die weite Wieſentrift mit ihren rieſelnden Waſſern? Die Mühlen drüben, die fernen Poldern und hinten die Zuyderſee.

„Reenen!“ lispelte er. „Sieh, Eliſabeth, wie da Alles grün iſt und friedlich! — Laß uns — hier bleiben, — einſam, — vergeſſen, — glücklich in Gottesodem! — Hier iſt keine Gewalt und — kein Streit!“

Eine Hand fuhr leiſe über ſeine Stirn hin. Er ſchreckte auf und erwachte. — Im Tower! — Vor ihm ſtand Cromwell und der Lordlieutenant!

„Ich weckte Euch eben aus friedlichen Träumen voll grüner Auen; es thut mir Leid. Ich wünſchte lieber, ich könnte dieſen Traum wahr machen. Ihr müßtet nur dabei helfen!“

Craven richtete ſich auf. „Ich vermuthe, daß ich vor meinem Inquirenten ſtehe, General. Inſofern heiße ich Euch willkommen, ſelbſt wenn das erträumte Grün nicht der Raſen von Reenen, ſondern der des Towerhill drüben ſein ſollte. Dann iſt doch wenigſtens ein Ende.“

„Ihr ſeid ſehr kleinmüthig geworden!“

„Nein, aber müde. Wie der ja endlich werden muß, der ſeine Pflicht wie ſein Herz zwiſchen zwei wilde Parteien ſtellte, der verſöhnen ſoll, verſöhnen möchte, was ſich nun ein Mal nicht verſöhnen will. Je mehr er Beiden Freund war, deſto ſichrer erſchien er Jeglichem als Feind und iſt das erſte Opfer nun, das der Sieger dem Glücke auf den Altar legt.“

„Mylord, ich will Euch offen einräumen, daß Ihr, ſo lange ich mit dem König gütlich verhandelte, uns Beide zu verſöhnen Euch ſehr angelegen ſein ließt und hinter meinem Rücken wie gegen mich Pläne ſchmiedetet. Ich that Unrecht, dies Anfangs zu glauben. Die Papiere im Sattel, die übrige geheime Schrift, die man auf Wight bei Carl'n gefunden, und die ich genau geprüft, beweiſen zu deutlich, daß Ihr nicht der Vertraute ſeiner Praktiken geweſen ſeid, ja er vielmehr Euch ſo gut wie uns Anderen hinterging. Ein anderer, ſchwererer Verdacht aber laſtet auf Euch. Ihr tragt Euch mit Plänen und Verbrechen, die vielleicht ſchlimmer ſind, als der heilloſeſte Rath, den Ihr Carl'n jemals geben konntet!“

„So ſtelle man mich vor den öffentlichen Richter, klage vor aller Welt mich an!“ —

„Dies Begehren kann das eines tugendhaften Mannes, aber auch eines ſehr abgefeimten Böſewichts ſein. Die Lage des Landes wie die Natur Eurer Anklage iſt nicht geeignet, öffentlich über Euch Recht zu ſprechen. London ſteht zur Zeit unter'm Kriegsgeſetz, und erſt vollſtändige Sicherung des Staates und ſeiner neu errichteten Regierung mag es überflüſſig machen. Gerade dieſer neuen Regierung und der Sicherheit künftigen Friedens ſeid Ihr vielleicht am gefährlichſten, und nur die umfaſſendſte Aufrichtigkeit gegen mich kann Euch reinigen und mit den Euren der Freiheit wieder genießen laſſen.“

„Das heißt einfach, General, daß Ihr die Republik wollt. Daß dieſe Republik in Euch ihr Haupt, im Heer ihren Arm gefunden, und ich nach Eurer Meinung der Einzige bin, welcher ihr als Eliſabeth's Gemahl künftig noch ſchaden kann. Ich ſtaune über die Gewalt des Einfluſſes, den Ihr mir einräumt! Ueber den Ehrgeiz aber, welchen Ihr in mir vermuthet, kann ich nur lächeln. Beſäße ich Beides, wäre mir's zu thun geweſen, um jeden, ſelbſt den blutigſten Preis dieſer Eurer Republik Widerſtand entgegen zu ſetzen, ich hätte 's vor etlichen Tagen noch mit zwei Mal hunderttauſend Mann gekonnt. So bin ich Gefangener, und Ihr — ſeid in London!“

„Wie meint Ihr das?"

„Ich kann's bezeugen, General!" fiel Feversham ein. „Vor einigen Tagen wollte das Parlament ganz London unter Herzog Craven's Commando gegen Euch zu den Waffen rufen, ſeine Geſandten waren hier" —

„Ihm die Freiheit zu bringen, wenn er zum Schwerte greife?! — Teufel auch!! — Und Ihr thatet's nicht?! — Gott ſchlage meine Augen mit Nacht, wenn ich das faſſe!! — Was ſagte der Herzog den Leuten, Feversham?!" —

„Sie hätten das Schwert als Geſetz aufgerufen, ſie müßten das Geſetz des Schwerts nun auch ertragen!"

„Ihr ſeht," lächelte Craven bitter, „meine Macht, meinen Ehrgeiz braucht Ihr nicht mehr zu fürchten. Ich bedaure nur, daß ich auch das Blut nicht hindern konnte, was trotzdem floß."

Cromwell ſtarrte den Herzog mit großen Augen an. — „Entweder ſeid Ihr von bewunderungswürdiger Selbſtentſagung, oder — Eure Klugheit geht über allen Menſchenwitz!"

„Nennt's Vaterlandsliebe, nennt's Erbarmen mit meinem Volke, General. Nachdem Alles gefallen, nachdem bei Demjenigen ſelbſt kein Hoffen mehr iſt, deſſen eigene Krone es ja gegolten, giebt's nur einen Ausweg, um der Verwilderung, dem Leiden dieſes Landes zu ſteuern. Das Schwert, was ſiegte, muß auch herrſchen! Was ich zu Oxford ſchon geſagt, jetzt wird es wahr, Ihr ſelber werdet's nicht hindern können. Wohl Euch, wenn Eure Hand dabei rein bleibt!“

„Iſt das Eures Herzens Meinung? Kann ſie's denn ſein? Könnt Ihr, — der letzte blaue Cavalier, Ihr, einer Stuart Gemahl, als friedlicher Bürger je unter der Republik von England leben?“

„Warum nicht? Ich lebte zu Holland geſetzlich, weshalb nicht hier? Brutus hat nicht gehindert, daß Rom dem Cäſarenthum anheimfiel, ein Einzelner macht das Geſchick ſeines Volkes nicht. England hat das ſeine erwählt.“

„Ihr wartet aber dennoch, daß einſt die Monarchie zurückkehre, Ihr ſagtet's ja zu Oxford —?!“

„Haha, die Monarchie iſt längſt ſchon da, die Monarchie des Schwertes! So lange Ihr lebt, wird's nimmer aus Eurer Hand kommen. So lange Ihr's ſchwingt, werdet Ihr herrſchen, doch nicht eine Stunde länger! Was dann kommt —!“ Craven zuckte die Achſeln. „Vielleicht bin ich dann — Staub!“

„Ihr wolltet nie die Hand zu gewaltſamer Erhebung bieten, Euren Namen nicht mehr der Sache der Stuart's leihen?“

„Verſchwörer, heimlicher Meuterer, der mit der Kriegsfurie ſein Heimathsland bedroht, werde ich ſo wenig jemals ſein, als ich mich einſt zu entſchließen vermochte, fremdes Kriegsvolk in Holland für Carl zu werben. Hier liegt die Bibel, meine Hand zum Schwure drauf! — Doch kommt der Tag, wo England erkennt, ſeine alten Könige ſeien denn doch noch beſſer, als dieſe Eure tyranniſche Republik, kommt die Zeit, wo in der Nation allmächtig die Sehnſucht nach Denen aufwacht, die ſie verſtoßen, — dann, wär' ich auch ein ſchwankender Greis nur, will ich doch noch an meines königlichen Herren Seite wieder in's alte London einreiten!!!" —

„Darauf, beim ſiebenköpfigen Thier, wollt' ich's ankommen laſſen! Auf den Schwur, den Ihr gethan, könnt' ich Euch alſo mit den Euren ruhig frei laſſen. — Ein Umſtand nur iſt noch, Welbyhaus! — Wenn ich Euch dies Alles glauben ſoll, führt mich den unterirdiſchen Gang von der Wallſtreet, durch welchen Eliſabeth entfloh, zurück in jenes Haus. Zeigt mir, wie Roslin und ſeine Begleiter geendet! Beweiſt mir, daß Tugend und Liebe, doch nicht Verrath dort wohnt, und daß dieſem Manne, Eurem ehemaligen Genoſſen, nur Das geſchah, was er ſich ſelber tückiſch bereitete!"

Der Herzog ſtand blaß da. — „Wer hat Euch das geſagt? Wer war ſo treulos unter uns, dies Geheimniß Euch preiszugeben? — Doderidge? Unmöglich!"

„Nein, treueſte Liebe, höchſte Angſt für Euch, Jeany that's. Sie kam zu mir und ſchwor, Ihr wäret ſchuldlos."

Craven ſenkte das Haupt, ſeine Bruſt arbeitete heftig. — „Oliver Cromwell, wohl könnte ich Euch zeigen, daß dort nicht Eure Feinde ſind, doch nur unter einer Bedingung: Ihr müßtet der Unſeren Einer werden, müßtet ſchwören, daß Ihr den alten Frieden dieſes Hauſes nie ſtören wollt, der Streit der Welt nicht über ſeine geweihte Schwelle dringen ſolle, und es eine Stätte der Zuflucht wieder für alle Bedrückten, Freundloſen werde! Wenn man Euch trauen ſollt, müßt Ihr auch trauen können!“

„Wer bürgt mir, daß ich nicht in eine Schlinge falle, dies nicht blos das ſchamloſe Mittel einer politiſchen Partei iſt, dem Werke mich zu entreißen, das ich in der Zeit der Schmach vor dem Himmel gelobt habe?!“

„Hier, Feversham, der mich gefangen hält, Doderidge, der Eure innerſten Gedanken wußte, ſind mir auch Genoſſen im Welbyhaus geweſen. Sie mögen's bezeugen. Wir thaten treu nach der Pflicht, die Jedem ſein beſonderes Lebensloos und ſein Gewiſſen vorſchrieb. In jenen Hallen aber, wo wir uns über des Lebens Wechſel und den Gram der Zeit erheben durften, um nur — Menſchen zu ſein, da waren wir verbrüdert!“

„So bin ich denn in dieſem Sinne Euer. Morgen Nacht will ich dies Haus ſehen. Feversham, Ihr werdet uns mit 50 Leuten begleiten, Euer Bruder Edward und Doderidge ſollen dabei ſein. Mylord, verzeiht dieſe Vorſicht, doch find' ich, daß Ihr wirklich Recht hattet, ſchon übermorgen werdet Ihr frei, von meinem Argwohne aber nie wieder beläſtigt ſein.“

In folgender Nacht zwiſchen Eins und Zwei ſtanden in der Wallſtreet verſchiedene Pikets Soldaten in lautloſer Ruhe gleich Schatten. Die Nebeldünſte der Themſe ſpannen ihren Schleier um die Häuſergiebel, und Alles lag im tiefſten Schlaf. Dann erſchienen im Erdgeſchoſſe eines Häuschens Lichter, und ein Officier trat heraus, ſchritt zu den Wachen und flüſterte. Langſam zogen die Truppen ab, ihre Schritte verhallten. — General Cromwell, Craven, Edward und Doderidge verließen nunmehr daſſelbe Haus und gingen mit Feversham die Straße hinab. Sie waren in tiefe Gedanken verloren.

„Mylord,“ klang Cromwell's Stimme endlich bewegt. „Ihr habt mir dieſe Nacht die Lehre gegeben, daß das Gewiſſen uns im Leben wohl zu Gegnern machen kann, aber der wahrhaft gute Menſch ſich doch über die Irrſale der Zeit erhebt. Ob ich ſo Einer ſein kann? — Ich bin ſo, — wie ich eben bin. Der Hammer der Tyrannei hat mich zu Stahl geſchmiedet! — Daß es aber ſtets einen Ort gegeben hat und ſtets geben wird, wo nur die reinen Regungen der Liebe, des Wohlthuns und ewigen Bruderthumes gelten, — o Herr, Du biſt doch am größeſten im Verborgenen! — Weil Roslin ſich ſogar an ihm vergriff, nachdem er an allen Parteien gefrevelt, ward ſeine Bosheit ihm zum Untergange! — Wenn alle Welt auch einſt mein Thun verleumdet, meinen Namen brandmarkt, weil ich in harter Zeit ein harter Mann ſein mußte, dies Haus ſoll meiner ſich als Eines erinnern, der es geſchützt und ihm vertraut hat. Ich brauche Euch nicht zu ſagen, Mylord, daß Ihr mit all' den Euren frei ſeid, thun und laſſen könnt, was Ihr wollt. Euch binden höhere Geſetze des Lebens, als die den Streit dieſer Tage ausmachen. Ach, Ihr ſeid glücklicher, als ich! — Willſt Du mir wohl verzeihen, Joſuah, und mein Zeltgenoſſe wie ehemals wieder ſein?" — Er hielt ungewiß Doderidge die Rechte hin.

„Ich folge Dir wieder, mein General, denn Du brauchſt jetzt — viel Treue!!" —

Cromwell nickte düſter. „Da haſt Du Recht, denn meine eigene Heerde kehrt ſich wider mich!" —

— — — — — — — — — — — —

Aus dem Verrätherthore des Tower in's Leben zurück, ein ſeltener Fall in den Annalen dieſer düſtern Veſte, zog anderen Morgens eine Barke ſtromauf, unter den Bogen der alten Brücke durch, Southwark und dem Strande entlang, Blackfriars, den öden Paläſten der Pagets, Arundels und Sommerſets, der Savoy, Whitehall, Weſtminſter und Lambeth vorbei.

Die blaſſe Eliſabeth ſaß zwiſchen Craven und Sophien, Edward bei Jeany und den Kindern, Doderidge und Maggy machten den Beſchluß.

„Beſchleicht Euch nicht Wehe, theure Frau, wenn Ihr die Freiheit nur wiedergrüßt, um zu ſehn, was Ihr verloren, und wie das Land, das Haus Eurer Kindheit ſich verwandelt hat in —"

„Sprecht nicht ſo, William. Ihr, Eure Familie, ward mir ja Alles, Anker und Troſt, Hoffnung und Glück. Ich bereue Nichts!"

„Auch nicht, was Ihr um mich gelitten?"

„Iſt's ſchwerer denn, als was Ihr Meinetwegen erdulden mußtet? Stuart's Verwandtſchaft ward Euch bis auf den Tod gefährlich! Gegenſeitig verdanken wir ja uns Alles, was uns geblieben! Und iſt der Erde beſtes Gut, die Liebe, nicht unſer?"

„Eliſabeth, Ihr ſeid höchſt edelmüthig, aber Ihr dürft nicht vergeſſen, daß Ihr ſelbſt als Craven's Gattin Fürſtin und Königstochter bleibt, es um Sophien bleiben müßt!"

„Was folgert Ihr daraus?"

„Der Friede in Deutſchland, nach dreißig blutigen Jahren endlich iſt er geſchloſſen, Kurpfalz ward vom Kaiſer an Carl Ludwig zurückgegeben. Zu Richmondcourt, wo Herzog Adelſtane, Vaugham und Ogle Unſerer warten, harrt Eurer des Kurfürſten Botſchafter auch, der Euch nach Heidelberg zurückzukehren bittet. Das Unglück hat wenigſtens einen Eurer Söhne gereift, er ſucht jetzt Eure Liebe. Wollt Ihr nicht hin und dieſem troſtloſen Lande entfliehen, wo Euer Name geächtet iſt?!" —

„Wollt Ihr mit?" — —

Der Herzog ſah zu Boden und ſchüttelte leiſe das Haupt. „Mein Vaterland blutet, alle Edlen ſind verſtreut, Welbyhaus iſt eine Wüſte. Ich kann nicht fröhlich ſein an den Ufern des Rheins, wenn ich daheim an die Thränen denke, an Das, — was noch kommt!"

„Und Ihr glaubt einen Augenblick, ich werde Euch, den Gatten, die opfergroße Liebe von mir laſſen, da ein Sonnenſtrahl Glücks mir winkt, als wäret Ihr nur in ſchweren Stunden mir gut genug geweſen?! Euer bin ich und Niemandes ſonſt, ich werde Heidelberg nie wiederſehn! Laßt uns dort drüben, weit, weit von London, — wo jene grünen Hügel ſchwellen und der ferne Wald rauſcht, ein Plätzchen ſuchen, wie Reenen geweſen. Zeit und Welt wollen wir da vergeſſen. Die Wonne, ſich treu zu ſein, iſt doch der einzige Lohn des Lebens, der ſchönſte, ſeligſte; ihr laßt uns jetzt einen Tempel bauen."

„Das ſchönſte, ſeligſte Loos, ſich treu zu ſein!" flüſterten Joſuah und Maggy nach und drückten wonnelächelnd einander die Hände.

„O, theuer errungene, zwiefach mir nun geſchenkte Frau," ſagte William, „die alles Leid nur größer, des Lebens Ernſt nur ſchöner macht! Ja, weit, weit hinweg, zu jenen grünen Matten wollen wir, von denen ich im Tower träumte." — — — — — — — —

Hampſtead-Marſhal war's am murmelnden Kennet im Berkſhirer Wald- und Hügellande, zwölf Wegſtunden von London, wo ſie ſich niederließen. Herzog von Richmond war ihnen hierzu behilflich. Hier wollten ſie des trüben Londons und ihrer Schmerzen vergeſſen. Das alte Cravenhaus wurde fortan von Maggy bewohnt, die ſich mit Doderidge, wie vordem Cromwell's Generallieutenant wieder, verbunden hatte. Jeany und Edward aber blieben bei William. Ihre wie des alten Trehearne's und der Miſtreß Owthorne Anweſenheit und Sorgfalt war jetzt auch nöthig genug. Die Aufregungen der letzten Zeiten hatten Eliſabeth in allen Lebenstiefen erſchüttert, und die nunmehrige Ruhe brachte den Rückſchlag, eine ſchwere, zwiſchen Tod und Leben ſchwankende Krankheit. Vielleicht hatte das Geſchick ihr dieſelbe blos geſendet, um ihr die nächſte Zukunft zu verhüllen, den ſchrecklichen Proceß Carl's, der am 20. Januar begann. Die geliebte Frau der Pflege der Seinen überlaſſend, warf ſich der blaue Cavalier bei dieſer Nachricht auf's Pferd, um ſeines armen Herrn Leben dem erbarmungsloſen Cromwell abzubitten. —

Am 24. ſpät Abends empfing ihn der furchtbare Mann auf Doderidge's Veranlaſſung.

„Ich weiß, weshalb Ihr kommt, Mylord. Aber ſprächet Ihr auch hundert Jahr und mit feurigen Engelszungen, — es iſt umſonſt!“

„General, vergebens iſt wohl, Euch zu ſagen, daß ein Volk ſeinen König ſo wenig zu richten das Recht hat, wie Kinder ihren Vater, wenn es auch ſelbſt der ſchlechteſte aller Väter wäre! So Schmähliches Ihr ihm aber auch vorwerfen mögt, er wird für ſich doch ſtets den Einwand haben, ſeinen Feinden gegenüber ſei er im Stande der Nothwehr geweſen, die eben jedes Mittel erlaubt hält.“

„Und dieſem Feinde gegenüber thun wir nur ebenſo! Wir zahlen ihm mit gleicher Münze! Unter der Monarchie litten Tauſende, unter der Republik wird nur Einer leiden, Carl; mit ſeinem Blute erkauft die Nation den Frieden. So lange dieſer arge Mann noch athmet, werden die Hoffnungen ſeiner Anhänger auf ihn gerichtet ſein, das Land nimmer in Ruhe kommen. Es iſt beſſer ſo! Ich beklag's, ich wünſchte gewiß, es zu vermeiden, es iſt aber unvermeidlich."

„Thörichter, verblendeter Mann, hofft Ihr wirklich mit ſeinem Tode Frieden zu haben? Sein blutiger Schatten wird Euch ein fürchterlicherer, ruheloſerer Nebenbuhler als der Lebendige ſein! Mit mordbefleckten Händen baut man das Glück der Nation nicht auf! Carl's Söhne, alle Fürſten des Erdkreiſes werden aufſtehen wider Euch, dieſe Frevelthat zu rächen!!"

„Und mit eiſerner Hand will ich ſie Alle niederwerfen! Will — wenn's, wie Ihr ſagtet, denn doch ſein muß, mit dem Schwerte die Ruhe Englands erzwingen, und unter der Republik wird des Volkes Wohl mehr blühen, Englands Name höher geehrt ſein, als ſelbſt in Eliſabeth's Tagen. Das hab' ich dem Geſchicke zugeſchworen, was mir das Steuer ohne mein Begehr in die Hand gedrückt!"

„Haha, dieſe Ruhe Englands wird die des Todes, ſein Ruhm die falſche Glorie Eures Ehrgeizes ſein, die mit Eurem Tode verliſcht. Auf meinen Knieen, Oliver, als Menſch, als Chriſt, als Freund des Volks beſchwör' ich Euch, habt Mitleid und laßt ihn leben! Auch Ihr müßt ein Mal ſterben, auch Ihr vor jenen Dreifachgroßen treten, der die geheimen Gegenſätze alles Seins, das Für und Wider, Licht und Schatten durch's Maaß ſeines allgerechten Willens beſtimmt! O, wollet ihm nicht gleich ſein, wollet nicht ſtatt ſeiner den Weltenrichter ſpielen! Vertraut Carl'n meiner Hand an! Laſſet ihn in der Stille des Welbyhauſes vergeſſen leben von der Welt, durch uns Alle bewacht! Nehmt unſere Leiber Mann um Mann zum Pfande, daß er Euch und dem Lande nicht mehr ſchaden, nach der verwirkten Krone nicht mehr die Hände ſtrecken ſoll, und wie ein großer und gerechter Mann mögt Ihr geliebt, verehrt, ja — angebetet ſollt Ihr ſterben!“

„Ihr habt im Namen jenes Hauſes zu mir geſprochen, mich an den Schwur der Liebe gemahnt, — ich will Euch antworten. Ja, Ihr ſollt Richter ſein zwiſchen ihm und mir! Carl Stuart, der ſein Land verwüſtet, tauſend Eide gebrochen, der mich, Euch und ſich ſelber verrathen hat, auf den alle Flüche der Nation fallen, trete gegen mich her, der ihn mit Gottes Kraft beſiegt, der da aufrichten will das gebeugte Vaterland! Zwiſchen ihm und mir ſteht drohend die Armee, die ſeinen Tod als Pfand verlangt, daß die Tyrannei niedergeworfen ſei für alle Zeiten! Er oder ich müſſen zum Opfer fallen! Wählt! — Wählt meinen Tod, daß dieſer falſche Mann lebe, und Ihr habt die Geiſter der Verwüſtung, des ewigen Haſſes über das Land losgelaſſen, wo fortan Einer den Andern anfallen wird, und tauſend Tyrannen die Hände im Schweiß der Nation baden!! Fragt Euer Gewiſſen, Wen England entbehren kann, ihn oder mich! Der muß fallen! — Mit Carl's Blute lad' ich das Recht auf mich, dies todtkranke Land heilen zu dürfen um jeden Preis! Mit Carl's Blute lad' ich die Pflicht auf mich, ſein Andenken durch Wohlthaten vergeſſen zu machen! Wollt Ihr meinen oder ſeinen Untergang? Bei jenem ewigen Geiſte, der in die Zukunft der Völker allein mit Weisheit blickt, vor dem wir, ich ſo wie Ihr, ein geringer Wurm ſind mit kurzſichtigen Sinnen, wenn Ihr die Frage löſen könnt: wie ich das Schwert dem wilden Volke aus den Händen winde, das die Verzweiſtung ihm in die Hand gepreßt, und das es in mein oder ſein Herzblut zu tauchen lechzt, dann will ich ſagen, Carl Stuart lebe! — Könnt Ihr das? Sprecht!" —

„Das kann ich nicht. Ob Ihr aus Nothwendigkeit ob aus Selbſtſucht handelt, ob aus dem Grabe Carl's des Sieges und der Freiheit Baum ſich erheben werde, England zu beſchatten, — ſind Räthſel, deren ich nicht Herr bin. Eins aber kann ich, habe dazu Macht. Iſt Stuart's Haupt gefallen, Eure Hand von ſeinem Blute roth, ſo ſoll Euer Fuß jene heilige Schwelle nie mehr betreten, müßten wir auch die alten Hallen Welby's niederbrennen und für ewig fortan zerſtreut ſein!! Das iſt mein letztes Wort. — Ich will Euch nicht mehr wieverſehen, als vor Dem, der angehört, wie ich Euch nutzlos heute anflehen mußte, — ein Menſch zu ſein!!!“

Der Lord raffte ſich auf und eilte hinaus. Doderidge folgte ihm traurig. Das Haupt auf die Hand geſtützt, erdfahl ſtarrte Oliver Cromwell wie fragend in die Nacht hinaus, ob ſie ihm Antwort gäbe. —

Am 30. Januar fiel Carl's I. Haupt vor Whitehall. Eliſabeth wußte nicht, wovon die Welt aufzuckte. Aber in ihren Fieberphantaſien ſah ſie den Bruder mit Purpur und Krone geſchmückt auf goldnem Sonnenwagen gen Himmel ziehn. — Seit jenem Traume, ob man ihr lange die Wahrheit auch verhehlte, glaubte ſie feſt an ſeinen Tod. — Mit der Geneſung kam ihr die düſtere Gewißheit.

„Der gute Mynheer zu Reenen hatte doch Recht, William, es giebt keine — gebornen Könige. Die höchſte Gabe des Menſchen, ſich und Andere beherrſchen zu können, ſein irdiſcher Abglanz zu ſein, giebt Gott nur wenigen, ſeltenen Menſchen. Daß es mein Bruder nicht gekonnt, — war ſein Verderben!“

Viertes Kapitel.

Cromwell hatte das wüthende Heer, das Independententhum gezähmt, indem er ſeinem Grimme den Kopf des Königs zuwarf. Das Oberhaus war abgeſchafft, das Parlament durch die entſchiedenſten Männer der Volksſache demokratiſch gemacht worden, unter denen auch Sir Harry Vaugham glänzte. England war nunmehr Republik, und Cromwell wollte, daß es eine wahrhafte Republik, ſtark durch gute Geſetze, glücklich durch ſeine Freiheit ſei, gegen alle Welt aber geſchützt vom Schwerte ſeiner ſiegreichen Armee. Es war ein höchſt ehrlicher, treu gemeinter, aber kurzer Traum ſeines Herzens. Als er mit Carl das beſte Stück ſeines Gewiſſens getödtet, die Nothwendigkeit ſtatt des ſittlichen Rechts als ſein oberſtes Geſetz hingeſtellt hatte, war er auch der Sklave dieſer Nothwendigkeit geworden. Jener furchtbare 30. Januar hatte die Nation nicht nur zum ſchreckhaften Erwachen aus ihrer Leidenſchaft gebracht, er hatte das presbyterianiſche Bürgerthum, das Landvolk und den Adel, kurz, mindeſtens zwei Drittel des engliſchen Volkes heimlich im Herzen wiederum monarchiſch und conſervativ gemacht. Die alten Cavaliere regten ſich neu, und kaum daß Cromwell Irland durch die Schlacht von Drogheda pacificirt hatte, mußte er gegen die Schotten rücken, die ſich erhoben und Carl II. proclamirt hatten, während Prinz Ruppert mit dem größten Theil der Flotte, die den Stuart's treu geblieben, einen förmlichen Piratenkrieg gegen den Handel der eigenen Nation trieb. Zweier blutig wilder Jahre hatte es darauf bedurft und der Leichengefilde von Dunbar und Worceſter, um die royaliſtiſche Erhebung zu erſticken, vielleicht doch nur auf kurze Friſt.

Der Traum der Republik war von Oliver gewichen, der Säbel mußte auch ferner herrſchen, ſollte endlich Ruhe im Lande werden. Die Stunde ſeines Ehrgeizes war gekommen, wo ihn das Schickſal ſelbſt zwang, in ſich die einzige und zwar abſolute Macht zu vereinen. Er ließ General Monk, der ſich in Irland bereits ausgezeichnet hatte, mit einem ſtarken Armeecorps als immerwährende Occupation in Schottland zurück, theilte ganz England in Militärdiſtricte und umſpann es mit einem Netz zahlreicher Garniſonen. Dann organiſirte er die Flotte neu, und Admiral Blake fegte Ruppert's Corvetten aus den nordiſchen Gewäſſern, ſelbſt aus dem Mittelmeere, und zwang ihn endlich, vor ganz Europa ſich dadurch zu brandmarken, daß er an Amerika's Küſten in gemeinen Raubzügen ſeine und ſeiner Anhänger Exiſtenz friſtete. England wollte doch endlich aber gern das Soldatenregiment, das Parlament aber den allmächtigen Cromwell los ſein. Da warf er das lange Parlament über den Haufen, den kopfloſen „Rumpf,“ und berief Leute, die von ihm ganz abhängig waren. Zugleich ergriff er die Gelegenheit, mit Holland anzufangen, und als Blake daſſelbe zur See, Monk zu Lande beſiegt hatte, jagte er auch das Baribone-Parlament, als nicht gefügig genug, zum Teufel und erklärte ſich zum Lord-Protector. — Die Republik war in der Dictatur untergegangen! — Nie hatten engliſche Könige, ſelbſt nicht ein Mal Carl in ſeiner maßloſeſten Willkür ſo große Tyrannei geübt, den Landesgeſetzen und alten Freiheiten gar ſo bitter Hohn geſprochen, als nunmehr Cromwell's Regiment that, wo der Soldat allein den Herrn, jeder Andere den gehorſamen Steuerzahler machte. Aber wenn Oliver dem Volke nun auch Alles genommen hatte, wofür es gegen den König zur Waffe gegriffen, ob auch eine draconiſche Sittenſtrenge und moraliſche Cenſur ohne Gleichen geübt wurde, ja der Maibaum ſelbſt und alle Luſtbarkeit alter Zeit verpönt war, er gab ihnen dafür andere Güter, die der Nation jetzt am meiſten Noth thaten, Rechtsſicherheit, nationale Größe und einen blühenden Wohlſtand. Er machte das religiöſe Bewußtſein zu Englands Grundveſte, und die Nation erhielt einen ganz neuen, friſchen Blutumlauf, eine erhöhtere Circulation ſeiner bisher träge rinnenden Lebensquellen. Von den politiſchen Kämpfen überſatt, warf ſich das Volk auf's praktiſche Gebiet. Wenn Cromwell das luſtige Altengland und ſeine chevalereske Romantik auch gründlich tödtete, das moderne, induſtrielle England, das Weltvolk der Briten iſt ſein Meiſterwerk. Seinen Flotten erſchloſſen ſich alle Waſſer der Erde, ſeinem Handel die Schätze aller Zonen, und ob man daheim auch über ihn murrte, vor dem engliſchen Soldaten zog man in aller Welt ehrfurchtsvoll den Hut, und Frankreich zitterte vor ſeinen ehernen Colonnen. Was ſeine Zeitgenoſſen freilich nicht einſehen mochten und Niemand als Tugend anſah, was aber Cromwell's Regiment zur ewigen Zierde gereichte, war endlich, daß er kein rachſichtiger Verfolger war und hoch über der Engherzigkeit ſeiner eigenen Partei ſtand. Kein alter Royaliſt, wenn auch bemißtraut, ward je beläſtigt, ſobald er ſich ruhig hielt und ſeine bürgerliche Pflicht übte. Niemand ward verfolgt, weil er kein Independent war, ſobald er nur nicht offenbar dem Katholicismus huldigte. Cromwell beförderte jedes Talent, das ſich ihm bot, ohne Unterſchied der Perſon, ohne nach der Vergangenheit zu fragen, und obwohl der puritaniſche Soldat ſich als Herr fühlte, ward von ihm niemals weder des Bürgers Beſitz noch Frauenehre gefährdet. Die Nation reifte geiſtig wie nie vorher.

Mit dieſem anfangs nur wenig ſichtbaren Guten wuchs jedoch ein um ſo augenfälligeres Uebel groß. — In jedem Volke giebt es eine Mittelſchicht, welcher jeglicher Charakter abgeht, die, ſtets Sklave der irdiſchen Materie, mit der Woge der Zeit zu ſchwimmen weiß, den ekelhaften Quallen und Weichthieren gleich, die in der vollen Strömung nur den Rachen öffnen, die Fangarme ausbreiten und regelmäßig ihr Futter zu finden wiſſen. Ernſte, asceetiſche Frömmigkeit und Lebensſtrenge war die Parole Englands geworden. Wer dieſe Eigenſchaften gut zu heucheln verſtand, kam als „Gutgeſinnter“ leicht zu Gütern, Stellung und Einfluß. Sofort ward dieſe beſagte Mittelſchicht auch unglaublich „gutgeſinnt,“

und die größten Schufte glänzten am eifrigſten in Sittenſtrenge. Es war ja ein Geſchäft, das wenig Arbeit erforderte und viel einbrachte; wer alſo klug war, warf ſich darauf, und verdammt klug bis zur — Herzloſigkeit war man geworden. Dieſen Stempel, tief und blutig ein Mal der Nation eingebrannt, ſollte ſie fortan auf der Stirn behalten.

Das war nun eben der Haufen. Unter dieſer offiziellen Oberfläche aber, tief in Einſamkeit geborgen, reiften inzwiſchen deſto mächtiger zwei Gefühle. Wildeſter Haß gegen die jetzige Staatsform, wie Abſcheu gegen das Soldatenthum, Beides in Cromwell verkörpert, und jene ſtille, heiße Sehnſucht aller beſſeren Geiſter, ſich von dieſer grenzenloſen Lebenshohlheit, dieſem Lug und Scheine zum Idealen zu erheben. — — — — —

Der vielfach gewundene, äußerſt rapide Lauf der oberen Themſe, nachdem ſie bei Oxford den Isis und Cherwell aufgenommen und einen weſtſüdlichen Haken beſchrieben, um oſtwärts zum Meer zu ſtrömen und London zu einer Seeſtadt zu machen, wird durch zwei ſtarke Bodenerhebungen bedingt, das Plateau von Wycomb im Nordoſten, noch mehr aber durch die maleriſchen Höhenzüge der Grafſchaft Berks im Südweſten. Letztere bilden gewiſſermaßen den Rand der Hochebene, die ſich in den Bergen von Wilton und der ewigen Waldespracht des berühmten New-Foreſt gipfeln, welcher majeſtätiſch hinab auf den Canal und das Sicilien Albions, die immergrüne Inſel Wight blickt, wo ſelbſt der Lorbeer gedeibt. Dieſe Berkſhirer Hochlande krönt Newbury, wo in dem alten Lognor-Hauſe am Markt Lord Ogle jetzt mit ſeiner Leah hauſt, welche Craven aus Roslin's Händen ihm gerettet, Vaughan als ein edler Feind bis auf ruhigere Zeiten geſchützt hat. Der ſilberne Kennet aber hüpft und rauſcht durch Wieſen und Waldhöhen nieder und ſtaut ſich auf einer Bergterraſſe, welche auf's weite Themſethal gen Oſten ſchaut, um bei dem Städtchen Reading nach manchem Zickzack in den Themſe-Strom zu ſinken, der Windſors ſtolze Forſten umrauſcht und die Surryhügel, bei Sherneß aber das Meer grüßt. Auf beſagter Bergterraſſe, eingebettet in's Waldrevier, vom Kennet umſtreift, glänzt ein Landhaus in niederländiſchem Styl auf das Thal nieder, als guckte es nur deshalb fröhlich in die Welt hinein, um ihrer zu lachen und ſich ſeiner paradieſiſchen Einſamkeit zu freuen. Es iſt Hampſtead-Marſhal, das Aſyl, welches Earl von Craven ſeiner hohen Eliſabeth erbaut hat. Die Blumenbeete von Reenen hat er mit dem Waldrauſchen Albions vereint, als ob er ihr zeigen wolle, wie ſchön und traulich doch auch dies Land zu ſein vermöge, das ihren Namen geächtet hatte. Reenen war nur der Zufluchtsort einer verarmten, verjagten Fürſtin geweſen, Hampſtead dagegen iſt der Ruheſitz ſtiller Herzen für den Reſt des Daſeins, Herzen, die ſich nur leben, ausruhen wollen von dem Getümmel einer ſturmbewegten Vergangenheit. Die Lage hat faſt Etwas von der des Schloſſes Heidelberg. Die Höhe hinter ſich, auf der Newbury liegt, könnte Eliſabeth faſt für den Kaiſerſtuhl, die Themſe drunten für den Main, das nordweſtlich dämmernde Oxford für Mannheim nehmen, wenn der Strom eben umgekehrt flöße; die Phantaſie iſt ja eine ſtets geſchäftige Vergleicherin. Ein Schloß iſt Hampſtead nun wohl eigentlich nicht, aber bedeutend größer, vornehmer als das holländiſche Landhaus zu Reenen und mit all' dem ſoliden Luxus eines gebildeten Ariſtokraten jener Zeit ausgeſtattet, der nicht aufzufallen wünſcht, aber auch nicht für nöthig erachtet, ſeine adligen Gewohnheiten ängſtlich wie viele Andere zu verſtecken. Während draußen im Garten die Roſen blühen, und Lilien mit ihren weißen Flammen glimmen, einen in dem Bibliothekenſaal ſich ruhig der jetzt tief verachtete Shakeſpeare, Bacon's Weisheit, John Milton's gefeierte Geſänge, Grotius und Erasmus, Calvin's und Buchanan's, Morus' und Companella's Werke mit den feurigen Sonetten Sidney's. Im Stall wiehern die Roſſe, bellen die Jagdrüden, und die Barke ſchaukelt ſich auf des Kennet krauſem Spiegel. So einſam, wie es von Ferne ſcheint, iſt es hier alſo nicht, und ſelten ſind alle Gaſtzimmer leer. Bald kommen Lord Ogle mit Leah von Reading, oder Joſuah Doderidge's rothes Reitercollet wie Maggy's heitres Geſicht blicken durch's Grün. Da erſcheint mitunter an Sarah's Seite auch der finſtere Harry Vaugham, in deſſen

Herz das Ideal der engliſchen Republik gänzlich erloſchen. Wochenlang, zumal im Frühjahr und Herbſt, iſt der junge Miſter Wren hier zu finden, welcher Hampſtead baute und Lehrer der Aſtronomie an Gresham-College zu London iſt. General Monk aber, ehe er von den Geſchäften bei'm Lordprotector nach Edinburg zurückkehrt, verfehlt nie, einen Abſtecher hierher zu machen, um dem Helden von Kreuznach ſeine Achtung zu bezeugen und den Erzählungen vom großen Schwedenkönige zu lauſchen. Der Geſandte Hollands hat weiter oben zu Isley ſeinen ſtehenden Sommerſitz, der hannoverſche Reſident Graf Platen aber ſeine Villa unterhalb bei Tilsham am Kennet. Beide machen oft ihre Aufwartung, viele Londoner Freunde kommen und gehen, Adelſtane Richmond aber iſt wohl am häufigſten hier zu finden. Um Craven und Eliſabeth hat ſich ein Cultus der Erinnerung und Hoffnung gebildet, an welchem Edward und Jeany gebührend theilnehmen, und Cromwell denkt groß genug, denſelben nicht zu ſtören. Ueberdem ſteht ja zu Reading das Dragoner-Regiment Markatty, und der Colonel iſt ein Mann, der tauſend Augen hat und nicht vergißt, in Hampſtead vorzuſprechen, wenn ihm das Treiben da etwas gar zu lebendig wird. Dann tafelt er mit Mylord und deſſen Gäſten, reitet mit ihnen auf die Fuchs- oder Hirſchjagd und ſcheidet regelmäßig mit der Ueberzeugung, daß Dame Eliſabeth nichts mehr Anderes ſein wolle, als eine zufriedene Lady vom

Lande, die der großen Welt herzlich ſatt iſt. Wenn auch am Stock ſchon ſchleichend, noch immer aber iſt Trehearne, der Weißkopf, hier Majordomus, welcher das Hausweſen im Auge hält und höchſtens Miſtreß Jeany in ſchwierigen Fällen zu Rathe zieht.

Wie rauſcht ringsum der hohe Wald im Sommerabendwinde, wie ſchwanken träumeriſch die Blumenkelche und ſchütteln Balſam durch die blauen Lüfte. Die Ranken an den Spalieren hüpfen und zittern, die Cikade zirpt, und im Schilfe muſicirt das Volk der Fröſche mit antikem Chorus. Eine Seligkeit iſt über alles Land gebreitet, als habe es nie der Streit erfüllt, und doch verfloſſen kaum zwei Jahre, ſeit der letzte Schuß und Schwertſtreich hier verklang. Auf der Rampe von Hamſtead-Hall unter weinumſponnener Veranda ſitzen Edward, Eliſabeth und William im Geſpräch. Sie blickten zugleich auf die muntere Gruppe im Garten. Miſtreß Jeany mit dem dreizehnjährigen Willy und ſeiner Schweſter Beß binden Roſen auf und plaudern mit den Gartenleuten. Prinzeß Sophie pflückt einen Strauß Blumen, und Herzog Richmond leiſtet ihr bei dem Bemühen, die ſchönſten Farben zuſammenzuſtellen, eifrige Dienſte.

In Eliſabeth's von Craven Zügen ſpiegelt ſich nach und nach immer mehr Unruhe, und ſie hört dem Geſpräch der Brüder nur noch mit halben Sinnen zu.

„Nein, nein, es darf nicht ſein!“ ſtößt ſie plötzlich hervor.

William wendete ſich raſch und blickte ſie beſorgt an. „Was habt Ihr, beſte Eliſabeth?“

„Seht dorthin — auf Adelſtane und Sophie. Sein Benehmen iſt heute beſonders augenfällig.“

„Ich bemerkte es längſt, Mylady,“ erwiederte Edward, „und theilte William ſchon meine Gedanken mit.“

„Ihr ahntet es alſo bereits, Mylord, und ſagtet dennoch Nichts?“

„Gewiß, theure Frau. Der Gegenſtand iſt ein ſo überaus zarter, daß ich mich nicht für berechtigt hielt, ihn Euch eher nahe zu legen, als Ihr ſelbſt für gut fändet, denſelben zu erörtern. Nur durch Frauenhand, durch mütterliche Liebe kann's auf die ſchmerzloſeſte Art erledigt werden. Ich bin überzeugt, unſere Meinungen hierbei begegnen ſich.“

Eliſabeth reichte William die Hand. „Und welche Meinung hegt Ihr?“

„Ich wiederhole nur Euren unwillkürlichen Ausruf: Es darf nicht ſein! — Dies nicht, ſo leid beſonders mir es thut. — Es iſt eine Pflicht, die Ihr Euren Prüfungen und Leiden ſchuldet, daß Ihr dies nicht geſtattet. Ihr begreift, daß ich ſelbſt aber mich hierin nicht miſchen darf, es ſei denn, um zu tröſten.“

Eliſabeth drückte ihm ernſt bewegt die Hand. „Woher wußtet Ihr's denn, beſter Edward?“

„Jeany machte mich zuerſt aufmerkſam. Sein häufiges Kommen allein konnte mich nicht auf den Gedanken bringen, denn in der That führen Richmond jetzt häufig ſehr wichtige Geſchäfte her. Die Freunde dringen, ſeitdem der Bürgerkrieg beendet worden, ſtets heftiger in William, das alte Welbyhaus wieder zu öffnen. Ihre Zahl wächſt, und Richmond als der Unabhängigſte iſt der naturgemäße Vermittler zwiſchen London und uns. So dachte ich nun, aber Frauenaugen ſehen immer ſchärfer. Jeany ſchwieg zu Euch nur, weil ſie Euer Gnaden Geſinnungen hierüber nicht kannte. Ein ſtattlicher Mann iſt's aber, und von gutem Tudorblute!"

„Da ſind ſie Beide fort, in's Gebüſch!" — Eliſabeth ſtand auf. „Und glaubt Ihr, theurer William, Gott werde mir's nicht als ſtolze Ueberhebung anrechnen, wenn ich hier eingreife?"

„Folgt dem Gefühle der Pflicht in Eurer königlichen Bruſt, Eliſabeth. Wer will die Mutter tadeln, wenn ſie mit ihrer Entſagung wenigſtens des Kindes Größe erkaufen will? Was Ihr thut, thut Ihr — für England!"

Die Dame nickte ſtill, ſtieg die Rampe zum Garten hernieder, winkte Jeany, und beide Frauen ſchritten in haſtigem Geſpräch den Weg hinab, auf welchem Adelſtane und Sophie den Blicken der Anweſenden entſchwunden waren. — —

„So will Eliſabeth dies aufkeimende Gefühl zweier Herzen unterdrücken, während ſie ſelber doch demſelben bei Dir gefolgt iſt und nach dem Range nicht fragte? Ich fürchte, jetzt iſt am wenigſten die Zeit, ſich deſſelben zu erinnern. Ach, der beſte Menſch kommt doch nie über ſich ſelbſt hinweg!“

„Sei nur nicht ungerecht, Edward. Als Eliſabeth zu Reenen meine Hand ergriff, vor Gott mein Weib zu werden, entſagte ſie ihrer Vergangenheit. Sie durfte es. Und haben wir dies Liebesglück nicht mit größeſten Gefahren bezahlt? Sophie iſt aber Kurfürſt Friedrich's, nicht mein Kind, auf das ſich Eliſabeth's Verzicht alſo niemals erſtrecken kann, die deſſen nicht beraubt ſein darf, wozu ſie geboren wurde. Das Blut von Englands Königshauſe ſoll ſich niemals mit dem eines Unterthanen miſchen, das hat das Schickſal nur zu gut an mir ſelber und Eliſabeth bewieſen; wir hinterlaſſen keine Zeugen unſrer Liebe. Es muß uns eine Mahnung ſein für Sophien. — Mein Erbe und Sohn, der künftige Träger meines Namens und Ranges wird einſt — Dein William ſein, Edward, und daß ich Deine und Jeany's treue Liebe damit vergelten kann, iſt noch mein einziger Troſt für die entbehrten Vaterfreuden.“

„Was ſagſt Du da? Mein Sohn Dein Nachfolger und — Du vergißt, daß wir unter Cromwell's Schwerte leben?“

„Nicht immer werden wir's. Der König wird wiederkommen und Dein Sohn alsdann mein Sohn ſein!“ Der Herzog ſtand raſch auf. „Bleibe bei den Kindern; ich glaube, meine Unterſtützung thut anderswo recht Noth.

Bei meinem ausgeſprochenen Willen aber bleibt's.“ Er begab ſich raſch in das Haus, erſchien nach einer Weile wieder, ein Papier zu ſich ſteckend, und folgte der Richtung, welche die Frauen genommen hatten. — —

Das Pärchen, welches ſo den Inhalt des Geſprächs Derer gebildet hatte, die entſcheidende Stimmen bei der Wahl ſeines Lebenslooſes hatten, durchſtreifte tändelnd die blühenden Büſche. Von Seiten Sophiens geſchah dies mit dem argloſen Zutrauen eines jungen Mädchens, das wenig von der Welt bisher geſehen, nun in dem Reiz der Natur froh aufgeht und ſich eines ſympathiſchen Herzens freut. Daß die Prinzeſſin eine einſame, faſt klöſterliche Jugend verlebt hatte, die Erinnerung an Reenen von den düſtern Schrecken des Welbyhauſes und des Towers gänzlich verwiſcht worden, wiſſen wir. Sie hatte eine liebevolle, ſorgfältige und ernſte Entwickelung genoſſen, dieſelbe war aber meiſt durch Eliſabeth allein geleitet worden. Von Frauen ausſchließlich umgeben, hatte ſie Herzog von Craven als ihren zweiten Vater verehren, in Richmond den vertrauten Freund der Familie ſchätzen gelernt. Ihre Gefühle waren tiefer, edler, aber überaus einfacher Natur, und betreffs der Weltklugheit, wie was wir unter der Reife weiblichen Empfindens verſtehen, ſtand ſie bedeutend hinter anderen Mädchen ihres Alters zurück. Zu Hampſtead erſt hatte ſie ja die Ihrigen wieder lächeln ſehen, die Freuden der Jugend erſt in der Freiheit der Natur und einem bis dahin unbekannten Familienleben kennen gelernt, zu welchem Richmond ſo gut wie Doberidge zu gehören ſchien, wenn ſie ſich Beide auch nur als Gäſte einfanden. Dieſer ihrer Jugendwonne hatte ſie ſich denn auch mit voller Mädchenſeele hingegeben, ſuchte gewiſſermaßen die Lebensfreude emſig nachzuholen, welche ihr ſo lange ferngeblieben war, und man hatte ſie gern gewähren laſſen. Ihr geiſtig Wachsthum war deshalb auch nun eben ſo raſch vor ſich gegangen, wie das Wachsthum der Pflanze, die endlich ein Mal der volle warme Sonnenſtrahl mit heißen Küßen umſpannt. Sie liebte Alle und fühlte, daß ſie wieder geliebt wurde, und hatte in ihrer Neigung bei den verſchiedenen Perſonen noch keine ſo ſubtilen Unterſchiede machen gelernt, wie Altersgenoſſinnen ſehr bald zu thun pflegen.

Dieſe ſelige Ahnungsloſigkeit, mit der ſie ſich gab, ſo wie ſie fühle, und allen jungfräulichen Liebreiz frei aus ſich erſchloß, hatte in Richmond langſam eine tiefe, ſchwärmeriſche Liebe und Hoffnung entzündet. Dieſelbe wagte ſich zwar noch nicht hervor, gewann aber mit jeder Wiederkehr nach Hampſtead an Stärke, ſo daß er ſich bald Denen am eheſten verrieth, vor denen er es am wenigſten zu thun wünſchte. Die Lage des Landes und die Ausſichtsloſigkeit Eliſabeth's, bei einer dynaſtiſchen Frage deſſelben je in's Spiel kommen zu können, ließen ſeine Wünſche weder unvernünftig, noch von ſelbſtſüchtigem Ehrgeiz erfüllt erſcheinen.

„Nein, nein, Mylord, nicht einen Schritt weiter!“

lachte Sophie und wendete ihm ihr roſiges, von braunen Locken umwalltes Geſicht zu. „Wir plündern ja wahrhaftig das ganze Gefilde! Bringen wir all' dieſen Blumenflor zurück, werden ſie zu Hampſtead dann nicht glauben, es kämen zwei wandelnde Beete daher, wie weiland der Birnumwald gen Dunſinan?“

„Nur daß unſere Blumen keine ſtreitbaren Kämpen verſtecken, Mylady, es müßten denn Eure Augen ſein, die ſo gefährliche Pfeile ſchießen!“

„Ei, dann nehmt Euch nur in Acht, Lord Adelſtane! Denn wenn ſie wirklich Pfeile ſind, ſo könnt' ich nicht dafür ſtehen, daß bei halbwegs nachläſſigem Gebrauche ſie Euch nicht ſelbſt ge —!“ Sophie erröthete plötzlich und brach ab. „Wir plaudern recht unnütz' Zeug heut, ſind' ich!“ —

„Unnütz, Sophie? — Seit wann wär's unnütz, fröhlich am lichten Sommerabend zu ſein? In der That, Eure Augen ſind Pfeile, und Ihr warnt mich zu ſpät, denn ſie haben ſchon Schaden genug bei mir angerichtet. Sobald ich von Euch fort bin, in Richmond oder dem traurigen London, dann fühle ich erſt die Wunden, die mir dieſe Pfeile machten.“ Seine Stimme zitterte.

Sophien entglitten in einem jähen Anfall von Schreck und Verwirrung die Blumen, welche ſie trug. „Mylord, Ihr redet nicht im Ernſt! Ihr wollt mich nur in Verlegenheit bringen und Euch heimlich dann an ihr beluſtigen!“

„Beim Himmel, nein, Sophie! Was ich ſpreche, jetzt zu Euch ſpreche vor der Trennung, die mit dem neuen Morgen kommt, ſtammt aus der Tiefe meines heißen — — — —!“

„Ach!“ Sophie ſchrak empor. „Ihro Gnaden, meine Mutter!“

Eliſabeth ſtand mit Jeany vor ihnen.

Richmond ward plötzlich bleich und trat zurück. —

„Welch’ ein Fleiß, ſo viele Blumen zu ſammeln!“ lächelte ſie. „Schade nur, daß ſie nun raſch verwelken müſſen, Kind, während ihre Geſchwiſter dort fröhlich weiter blühn. Unſere liebe Jeany wird ſie Dir nach Hauſe bringen helfen, denn ich ſuchte Mylord, für den ich wieder eine gute Anzahl Aufträge in London habe. Ihr ſeid doch wie immer mein Geſchäftsführer?“

„Unzweifelhaft mit größter Bereitwilligkeit!“ ſtotterte der Herzog, gab in ziemlicher Verwirrung ſeine duftige Bürde an Miſtreß Craven und folgte Eliſabeth, die einen Seitenpfad einſchlug.

Sophie ſah Richmond mit einem Gefühl von Beklommenheit und Schmerz nach, dann wandte ſie ſich zitternd zu Jeany, faßte heftig deren Hand, und ihre Augen füllten Thränen.

„Iſt Dir Etwas geſchehen, Kind? Unter Deinen Blumen weinſt Du, liebe Sophie?“

„Ob ich gethan habe, einzige Jeany, oder mir geſchah, was nicht Recht iſt, ich kann es Dir nicht ſagen. Nur daß ich erſt ſo fröhlich war, ſcherzte und Blumen brach, und nun erſchreckt und traurig bin! Worüber? Ach, wüßt' ich's doch ſelbſt! Die Mutter lächelte wohl gütig, als ſie ſprach, aber was ſie redete, gab mir einen Stich in's Herz. Mir iſt, als habe ich mit dieſen Blumen alle meine Freuden gebrochen, die nun welken müſſen wie ſie.“

„Nicht doch, mein herzig Mädchen. Dein Vergleich hat einen falſchen Schluß. Wenn des Lebens Freuden Blumen ſind, die welken, wenn ſie gepflückt werden, ſo blühen ſie den Blumen gleich auch immer neu wieder auf. Wie manche Blüthe nun aber nur ſchön iſt, wenn ſie unter all' ihren Schweſtern im Felde ſteht, reizlos aber in der Nähe und von betäubendem Geruch, ſo iſt's auch mit den Freuden. Manche ſind falſch, ſelbſt ſchädlich! — Geſteh's nur, Herzog Richmond nahm ſich ſo eben Dir gegenüber große Freiheit heraus?“

Sophie wendete ihr glühendes Geſicht ab, ließ einen Strauß fallen und hob ihn raſch wieder auf. „Ach, ich weiß kaum noch, was er redete! — Von meinen Augen und ſeinen Wunden, die er fühle. Das ſind Galanterien, denke ich, wie ſie auch Graf Platen an mich richtet?“

„Wollteſt Du ſolche Galanterien für Wahrheit nehmen, Sophie, an ihnen wirklich Freude empfinden, das wären allerdings Blumen von ſchlechtem Duft, die Dir Dein klares Köpfchen und friſches Herz nur mit ſchädlichen Dünſten füllen möchten.“

„Aber Adelſtane iſt doch ein edler Mann, unſer langjähriger Freund? Als er ſprach, war's ſo ernſt, ſo" —

„Deſto unrechter von ihm, Dich das glauben zu laſſen. Du mußt ihn kälter behandeln, zurückhaltender ſein. Wenn die Rechte der Freundſchaft, die er bei uns erwarb, ihn vergeſſen ließen, daß Du eine Prinzeſſin aus dem Hauſe ſeines eigenen, rechtmäßigen Monarchen biſt und Kurfürſt Friedrich's Tochter, ſo mußt Du Dich um ſo ernſter Deſſen erinnern lernen."

„Lernen muß ich's wirklich erſt, beſte Jeany. — Du ſprichſt das erſte Mal von dieſer meiner Würde, die mir noch etwas unbegreiflich iſt. Warum heute und nicht eher?"

„Weil Richmond nicht begriff, daß Du für die galanten Scherze eines engliſchen Unterthanen doch etwas zu hoch ſtehſt. Die Erinnerung der ernſten Stunden, welche Du im Welbyhauſe durchmachteſt, Deiner freudloſen Jugend, ja Alles, was Du von dem Laufe der Welt ſonſt hörteſt, ſagte Dir ja längſt, daß es nicht blos eine Zeit gab, wo's tödtlich für Deine arme Mutter und Dich zu werden drohte, daß Ihr dem Hauſe Stuart entſtammtet, man alſo nicht wagen konnte, Dir das volle Bewußtſein Deines fürſtlichen Looſes und Deiner Rechte zu geben, ſondern daß es ſelbſt jetzt noch gefahrvoll iſt, Deſſen vorlaut zu erwähnen. Wo es nichts Hohes mehr giebt, iſt's Thorheit, Hoheit ſich zu nennen. Aber ſie ſtets in ſich fühlen kann man doch. Es dürfte ein Tag kommen, wo Du das Bewußtſein Deiner Würde noch weit nöthiger brauchen könnteſt, als — beim Blumen pflücken! Wofür man litt, weshalb man verfolgt ward, das muß doch etwas werth ſein, und deshalb ſoll man es hegen, wenn auch nur im Herzen."

„Du haſt Recht," erwiederte Sophie geſenkten Hauptes. „Ich war ein zu gedankenloſes Geſchöpf. Weil mich Richmond dafür anſah, behandelte er mich auch danach. Ich bin ihm für die Lection dankbar."

„Prächtig," und Jeany küßte ſie, „das, ſiehſt Du, meine ich eben. Komm', da ſind Willy und Beß bei meinem Manne. Wir wollen die Kinder als Sommerkönigspaar mit Deinen Blumen ſchmücken."

Während Miſtreß Jeany alſo ihrer übernommenen Pflicht genügt und ſich vergewiſſert hatte, das tête à tête beider jungen Leute ſei noch zu rechter Zeit unterbrochen worden, und Sophiens Herz empfinde keine tiefere Regung für Richmond, als das Gefühl freundſchaftlicher Vertraulichkeit, hatte Lady Craven einen Kampf ganz anderer Art mit dem jungen Herzoge zu beſtehen. Im Augenblicke, da er Sophiens Mutter folgte, begriff er auch deren Abſicht, und daß es nun den Zuſammenbruch ſeines ganzen Erdenglückes gelte. —

Eine Weile ſchritten Beide ſtumm neben einander hin.

„Adelſtane, Ihr ſeid viel zu ſehr Edelmann und habt Euch, ſeit wir Englands Boden wieder betraten, als einen zu aufopfernden Freund unſeres Hauſes erwieſen, als daß ich nicht annehmen ſollte, Ihr werdet auch in dieſem Augenblicke aufrichtig ſein.“

„Zweifelt nicht daran, gnädigſte Frau.“

„Ihr — liebt meine Tochter! Ich unterbrach eben Euer Geſtändniß!“

„Es iſt ſo, Mylady, und indem ich es nun vor Euch ablege, bitte ich um Lady Sophiens Hand.“

„Ehe wir hierauf zurückkommen, richte ich an Euch die Frage, Herr Herzog, ob in dem Augenblicke, da ich Eure Werbung unterbrach, dieſelbe bereits ſo weit gediehen war, daß meine Tochter Eure Gefühle unzweifelhaft kennen mußte?“

„Daß ſie dieſelben bereits kannte, bezweifle ich, daß ſie ſie indeß ahnte, hoffe ich ebenſo feſt, wie daß meine Sehnſucht, Gegenliebe zu finden, nicht ganz thöricht und grundlos ſei.“

„Da wir Beide dies nicht beſtimmt wiſſen, Mylord, hilft es Nichts, es zu erörtern. Ich aber danke Gott, daß es ſo iſt!“

„Warum, gnädigſte Frau?“ fuhr Richmond auf.

„Ich brauche Euch nicht erſt zu ſagen, wie hoch ich und mein Gemahl Euch ſchätzen, wie viele Bande der Freundſchaft, der gleichen Geſinnung, der Noth dieſer argen Zeit und der aufrichtigen Dankbarkeit uns mit Euch verbinden. Wenn Jemand alſo Anſpruch an unſere Herzen hat, ſeid Ihr's gewiß. Es exiſtirte auch wohl Nichts ſonſt in der Welt, was ich Euch weigern möchte, denn Keiner iſt irdiſchen Glückes würdiger, als Ihr. Meine Tochter aber, Sophie von der Pfalz — kann nie Eure Gattin ſein!“

„Hoheit!“ Richmond prallte zurück. „Ihr — Ihr weiſt mich ab? Dieſes einen, höchſten, einzigen Glückes, was ich hienieden erſtrebe, bin ich doch alſo nicht werth? Ehe Ihr noch wißt, ob Sophiens Herz für mich nicht doch in Liebe ſchlägt, wollt Ihr unſere Gefühle im Keime ſchon erſticken? Wahrlich, ich faſſe Euer Mutterherz nicht, faſſe die Frau nicht, die von des Ranges Höhe herunterſtieg, als er doch noch Bedeutung hatte, um Gattin des blauen Cavaliers zu werden, und nun einem Tudor, deſſen Ahnen auf dieſes Landes Thron geſeſſen, ihr Kind zu einer Zeit verweigert, wo England ſeinen König mordete, Euer Haus ächtete, wo ein Cromwell ſich mit dem Purpur bekleiden wird, um eine Dynaſtie in ſeinen Söhnen zu gründen, die alle Stuart's für ewig ausſchließt?! — Ihr habt erfahren, hohe Frau, was liebeleere Ehe iſt, und als Ihr nach eigenem Ermeſſen zum anderen Male wählen durftet, hat — Euer Herz gewählt! Wollt Ihr der Tochter dies Recht entziehen? Dies Recht, das Gott den Menſchen gab? Wollt Ihr ſie zum Opfer Eurer politiſchen Plane machen, die ebenſo trügeriſch ſein können, wie der, den König Jakob einſt für Euch hegte, und der am weißen Berge in Splitter ging?! Nennt mir den Dynaſten, den Eure mütterliche Sorgfalt zum Eidam ſich erkoren, und der ſo hoch über Herzog Richmond ſteht, daß demüthig derſelbe ihm weichen müßte?!“

„Ihr werdet ſehr bitter in Eurem ſtolzen Liebesweh, lieber Adelſtane. Kann es den Schmerz der Wunde, die ich Euch doch ſchlagen muß, lindern, ſo verſichere ich Euch, daß ich keinen Fürſten kenne bis jetzt, dem Sophiens Hand als ein ſchätzbar Gut erſchiene. Wenn ich wüßte, Sophie hätte an irgend eines Herrſchers Seite ein Loos, wie meines war als Friedrich's Gemahl, ich würde ſie unbedenklich Euer nennen! — Wäre aber meine Lage je der Sophiens gleich geweſen, ich hätte den Wittwenſchleier trotz freudeloſer Ehe nie abgelegt, wäre nie Craven's Frau geworden, hätte auch mein und ſein Herz ob der Entſagung brechen müſſen! Ich, Mylord, konnte ohne Gewiſſensqualen als Englands Königstochter zum zweiten Male einem Engländer meine Hand reichen, denn meinen Kindern ward dadurch Nichts an fürſtlichen Rechten verkürzt. Mein königlicher Bruder hatte überdem zwei Söhne, Eliſabeth von der Pfalz kam ſomit niemals in den Fall, Englands Krone zu tragen. Auf Sophiens Haupte aber, auf dem ihrer Kinder, wird ſie gewiß einſt glänzen! Nur einen Cromwell kann dies Land ertragen, nicht ſeinen Sohn. Laßt den Tyrannen ſterben, ſo wird ein Stuart wieder König ſein! Iſt's Carl II. nicht, ſo Jakob, iſt's Jakob nicht, ſo doch Sophie, und Wen das Volk nach dieſen Leidenstagen zu ſeinem König freiwillig wieder wählt, das muß ein makelloſer König ſein! Fragt Euch als Edelmann, der für ſein ſinkend Königshaus geſtritten, ob ihr Sophie je Gattin nennen dürft? Ob ich ſie darum Roslin's wollüſtig-thronräuberiſchen Händen entriß, um ſie als Beute eines anderen Unterthanen zu ſehen?! — Ich habe Allem entſagt, was ſich irdiſche Macht und Größe nennt, habe Nächte verwacht in Thränen, alle Schrecken dieſer Zeit durchkämpft und bin dem unſeligen Lande, das ſich mit meines Bruders Blut befleckte, treu geblieben — nur um Sophiens Willen! Soll ich dies Alles nutzlos gethan haben? Soll im Unglück die Locke mir nur ergraut ſein, damit Ihr meine heiligen Rechte durch raſende Leidenſchaft vernichtet? Seid Ihr dann weniger Verräther Eures Landes und Königshauſes, als jener tückiſche Mann, der Briſtol dem Fairfax übergab?! Wenn Ihr's thun könnt, Adelſtane — geht zu ihr! Senkt mit der Leidenſchaft bezaubernder Rede der Liebe unſäglich Leid in ihr jungfräulich Herz! Reißt ſie von meiner Bruſt und damit Alles, was mich noch über die Frauen meines Volkes erhob! Aber ob Ihr glücklich werdet, Herzog, ob Ihr Sophien je glücklich macht, das ſoll in deſſelben Schickſales Hände gegeben ſein, das Selbſtſucht durch die eigene That zu ſtrafen und opfermuthiger Entſagung die Dornenkrone ſelbſt mit der Liebe heiligen Roſen zu ſchmücken weiß!" —

Mit überſtrömendem Geſicht, Richmond's Rechte in ihren Händen, ſtand ſie zitternd da und ſtarrte in des jungen Mannes zuckendes Geſicht, das bald in Feuerlohe erglühte, bald von fahler Bläſſe bedeckt war. Als ſie geendet, ſank er lautlos vor ihr auf die Kniee, preßte ihre Hände an ſeine Stirn und ſeine Lippen, ſtöhnend hob und ſenkte ſich ſeine Bruſt.

In dieſem Augenblicke erſchien Herzog von Craven an der oberen Seite des Weges. Als er die Gruppe ſah, blieb er lautlos ſtehen.

Richmond erhob das feuchte Geſicht und blickte Eliſabeth mit unnennbarem Schmerze an. „So will ich mit Ihr denn all' meinem Lebensglücke entſagen, hohe Schweſter meines todten, königlichen Herrn, will niemals Sophien wieder ſehen, es ſei denn, um an dem Tage, wo ſie der Purpur umrauſchen wird, vor ihr zu knieen als Vaſall. Für Ihr königlich Recht einſt kämpfen will ich, wie Earl von Craven für das Eure, wenn ich auch weiß, daß nie der Lohn mir winkt, der ſeiner Treue geworden! Gott ſegne Eure königliche Hoheit. Ich habe nur noch um Eure Verzeihung zu bitten, daß Verblendung ſo kühn mich machte. Wer kann denn für ſein Herz?“

„Ich Euch nicht, Adelſtane, Ihr müßt der Mutter, der Tochter König Jakob's müßt Ihr verzeihen, die unköniglich an ihrem letzten Kinde nicht handeln konnte!“

Er küßte ihre Hand. „Lebt wohl für lange Zeit, vielleicht für immer.“ Er erhob ſich, verbeugte ſich, wendete ſich wankend um und preßte beide Hände wild vor die Stirn. Dann, Herzog Craven erblickend, taumelte er vorwärts in deſſen ausgebreitete Arme.

Eliſabeth warf einen wehmüthigen Blick auf den jungen Mann und verſchwand auf dem Wege zum Hauſe. — —

„Du durfteſt nicht ihr Sohn ſein, Adelſtane, ſollte nicht unſeres Lebens ganze Arbeit vernichtet werden, ſei der meine dafür, mein Sohn im Geiſte, der Sohn des todten Welby, den er, mir zu folgen, eben ſo beſtimmt hat, wie ich in dieſer traurigen und doch erhabenen Stunde Dir einſt als Nachfolger in unſerem Bunde Chriſtofer Wren beſtimmen will. Lies dies, nimm's als heilige Erinnerung!“ Er gab Richmond den Brief, den er auf Welby's Arbeitstiſche gefunden, da er nach London von Holland zurückgekehrt war. Zitternd durchflog der junge Mann die Schrift und ſtarrte Craven wortlos in's Geſicht.

„Komm, laß uns wie Brüder einer Sache, der Sache — der Ewigkeit reden! Wie der Schmetterling haſt Du ſoeben das enge Larvenkleid abgeworfen, die irdiſche Liebe, die Liebe zum Weibe, um Dich jener großen Liebe zur Menſchheit, die weinend Dich anruft, als Tröſter, Retter, Helfer hinzugeben! Trauern magſt Du über die Wandlung, die Deine Seele bluten läßt, aber als Ruf des Dreifachgroßen nimm ſie hin. Die Zeit iſt — da, Du weißt es ſelbſt, wo das Verfallene wieder aufgerichtet, das Verſchloſſene eröffnet werden, das Zerſtreute ſich ſammeln ſoll zum neuen Tagewerk. Die Menſchheit will geneſen. Vom Weh' der Endlichkeit zum Unendlichen, von der Falſchheit, Gewinnſucht und der herzloſen Selbſtſucht, die pilzartig überall aufſchießend ſich jetzt bläht, zu jenem erhabenen Bruderthume ſich zurückretten will ſie, das, von der Väter Weisheit und Liebe gegründet, uns gemeinſam zum ewigen Gottmenſchenthume eint.“ — Er brach eine rothe Roſe, die am Wege ſtand. „Nimm ſie, die Blume von Macherunta, die der große Eſſäer vor ſeinem Tode brach. Grüße mit ihr die Theuren alle, wenn der Weihebecher von Lippe zu Lippe geht! Wittwen und Waiſen, Arme und Kranke ſollt Ihr aus den Schätzen tröſten, die unangetaſtet im Dunkeln ruhen. Komm, leg' das Schwert auf unſeres Ordenspatrones alte fröhliche Botſchaft! Am Anfang war das Wort! In jenen ewigen Weisheitsquellen wird Dir Herz und Geiſt geſunden, Himmelsfrieden aber Dein Lohn ſein!“ —

„Wann kehrſt Du in unſeren Kreis zurück?“

„Wann — der König wieder in ſein Reich kommt und auch mein Werk gethan iſt!“ —

Vier Jahre gingen dahin. Richmond kam nach Hampſtead-Hall nie wieder, und Sophie erinnerte ſich ſeiner nur noch mit dem leichten Bedauern, mit welchem man einen angenehmen Umgang vermißt. Ob Richmond's Herz je genas, blieb ungewiß, aber daß er ſeine Pflicht mit treueſtem Eifer that, ungewöhnliches Leben nun die öden Räume des Welby-Hauſes erfüllte, und die Zahl ſeiner Glieder, welche der Bürgerkrieg gelichtet hatte, ſich verhundertſachte, als zöge eine fieberhafte Sehnſucht alle Beſſeren zu dieſer verborgenen Gemeinſchaft, und ihre Sendboten bald über ganz Britannien verſtreut waren, das war gewiß. —

Cromwell's und des ſklaviſchen Parlaments ſchüchterner Verſuch, die Republik anno 57 in eine Monarchie umzuwandeln, ward von dem Hohnlachen der royaliſtiſchen Partei, von der jäh aus dem Schlaf erweckten Wuth des Volkes für immer begraben. Als General Fleetword, ſein eigener Schwiegerſohn, Desborough, ſein Schwager, und Lambert ihm ihre Degen und Patente zu Füßen warfen, lenkte Oliver ein und erklärte, er habe niemals nach der Krone geſtrebt. Es war ſeine letzte Lüge. — Zu Hampſtead hatte ſich inzwiſchen wenig verändert, nur daß Graf Platen daſelbſt überaus häufig verkehrte, ja faſt ein täglicher Beſucher wurde und auch den Grafen Ernſt von Lüneburg, ſeinen Vetter, mitbrachte, der nach damaliger Gewohnheit junger Deutſcher von Stande ſeine „große Tour" machte und nun England kennen zu lernen wünſchte.

Graf Ernſt wurde für die Bewohner Hampſteads bald eine Perſon von großem Intereſſe, und er verdiente dies auch nach den verſchiedenſten Richtungen hin. Erſtens war durch Lord und Lady Craven den übrigen Familiengliedern bald nach ſeinem Erſcheinen mitgetheilt worden, daß es mit ſeiner Familie und ſeinen

Schickſalen eine eigene Bewandtniß habe, über die man indeß keine Worte verlieren dürfe, falls er nicht ſelbſt es für gut fände, mittheilſam zu ſein. Grund genug für Sophien, ihn mit einer gewiſſen wohlwollenden Neugier zu betrachten. Hierzu kam ſein friſches, lebhaftes Temperament, ſeine ſchöne Geſtalt, ſein blondes Lockenhaar, einer Löwenmähne gleich, und die großen, blauen Augen, — er war ein deutſcher Apoll. Zu Herzog Richmond bildete er das gerade Widerſpiel. Wenn Dieſer mit der etwas ſteifen Würde eines Ariſtokraten eine gewiſſe hamletiſche Träumerei verband, welche durch franzöſiſche Politeſſe in der Converſation gemildert wurde, kurz, wenn Adelſtane's ganzes äußeres Weſen darauf angelegt ſchien, die innere Gluth ſeiner Empfindungen durch britiſche Grandezza zu calmiren, ließ ſich im Gegentheil der deutſche Graf mit einer Offenheit, Zutraulichkeit und Freiheit gehen, die, je weniger man ihrer gewohnt war, je beſſer ſie ihn kleidete, um ſo allgemeiner gefiel. Ein fernerer Empfehlungsbrief für ihn war, daß er nicht blos vom Haag beſondere Grüße Emiliens von Oranien, der Wittwe Heinrich's und Mutter des verſtorbenen Statthalters Wilhelm's II., überbracht hatte, ſondern auch, daß er ein Deutſcher war. Er konnte Sophien das Paradies ihrer Jugend, Reenen, zurückzaubern, ihr von dem ſtolzen Heidelberg, dem Rheinthal und der herrlichen Pfalz erzählen, wo er am Hofe des Kurfürſten, ihres Bruders, gelebt hatte. Er wußte auch viel von den Sagen ſeines heimiſchen Harzwaldes zu plaudern, und jener wunderbaren, nordiſchen Sahara, der Lüneburger Haide, über deren unendliche Fläche Wolf, Elen und der wilde Stier ſtreiften und in des Herbſtes Sturmnächten Wuodan, Freya, Baldur und Holla mit den Wolken um die Wette in wilder Jagd gleich Herne dem Jäger rauſchend ziehen, und wie im Teutoburger Walde Hermann die Legionen des Varus geſchlagen. In ihm lag eine geſunde Poeſie und Redlichkeit, ein löwenhaft Weſen, das bei einer gewiſſen Rauhheit zugleich imponirenden Adel zeigte. Lord und Lady Craven wie Sophie ſprachen ja geläufig deutſch, und ſo einte ſie und Ernſt von Lüneburg ein weſentliches Bindeglied, das ſie vor den Uebrigen voraus hatten. Bei ſeinem Erſcheinen ward ſogleich ein anderer Ton im Hauſe angeſchlagen, dem alle Uebrigen ſich ſyſtematiſch anſchloſſen. Ernſt's Verehrung für Lord Craven war unbegrenzt, Guſtav Adolph war ja ſein Ideal, und war bisher das „Your Highneß" als ſehr gefährlich verbannt geweſen und eine Titulatur, die Lordprotector Cromwell allein für ſich von Staatswegen in Anſpruch nahm, ſo konnte der Graf doch Eliſabeth, Lord William und Sophie auf gut deutſch „Ew. Hoheit" anreden, ohne daß ſelbſt Colonel Markatty's republikaniſche Strenge darüber die Naſe zu rümpfen vermochte. Die Standesverehrung, welche dem Hauſe Craven von ſeinen Umgebungen bisher gezollt worden, war nur eine ſehr vorſichtige geweſen. Jede Andeutung königlicher

Herkunft war vermieden worden, und der gegenſeitige Umgang hatte keine decentere Form angenommen, als ſich gerade mit den Sitten eines Edelmannes älteren Schlages in jetziger Zeit vertrug, dem die Regierung, ſeines ſonſtigen Verhaltens wegen, die Treue verziehen, mit der er der Sache ſeines unglücklichen Königs gedient hatte. Graf Ernſt aber führte den fürſtlichen Ton ein. Sophie lernte ſich in ſeiner Nähe zum erſten Male voll und ganz als königliche Prinzeſſin aus dem Blute Stuart's und des kurpfälziſchen Hauſes fühlen, und wie ſie gewiſſe unveräußerliche Rechte an England wie Deutſchland beſitze, welche die jetzigen Verhältniſſe wohl in den Schatten ſtellen, aber niemals vernichten konnten. — Da Colonel Markatty jetzt öfter und plötzlicher in Hampſtead erſchien, den neuen Gaſt ſowie Graf Platen einer viel ſchärferen Ocularinſpection unterzog, kurz, Dinge zu wittern ſchien, die ſich nicht mit der bisherigen politiſchen Zurückhaltung Craven's vertrugen, Doderidge auch bald warnende Winke fallen ließ, ſo ſelbſt Richmond ſchrieb, daß Welbyhaus jetzt eine Aufmerkſamkeit der Regierung zu erregen beginne, die befremdlich erſcheine, ſo mochte mit Grund bezweifelt werden, ob Graf Lüneburg's Benehmen gerade immer ſehr klug und vorſichtig war. Daß daſſelbe jedenfalls aber Prinzeſſin Sophie überaus behagte, ſie dem Grafen eine beſondere Theilnahme und Auszeichnung um ſo lieber gewährte, als ihre Umgebungen ſie dazu zu ermuntern, für den jungen Deutſchen ganz ähnliche

Sympathien zu empfinden ſchienen, waren Thatſachen, die zu laut für ſich ſelbſt redeten, um einem Dritten lange zu entgehen. Die Sache mußte zu einem Schluſſe kommen. Der Winter nahte, und binnen wenigen Wochen ſtand ſowohl des Grafen wie Platen's Abreiſe nach Deutſchland bevor. Daß damit ungewöhnliche Dinge verbunden waren, bewieſen vielfache vertrauliche Beſprechungen Beider mit Herzog William und Eliſabeth, wie eine Regſamkeit der Letzteren und Jeany's, die um ſo auffälliger war, je verſtohlener ſie vor ſich ging. — —

Der Wald ſteht im Herbſtkleide. Blaßgelb, goldig, bronceroth bis in Karmintiefen hinein ſpielt des Laubes Farbenſkala. Zwiſchendurch ragen die düſtergrünen Pyramiden der Tannen, und die Wieſe leuchtet mit dunklerem Teppich. Malve und Aſter blühen als die letzten im Blumenreigen, wolkenlos wölbt ſich die tiefer blaue Himmelsglocke, in der ſich ſchon die Wanderſchwärme der Sänger des Waldes zum Aufbruch ſammeln.

„Seht, Hoheit, die Vögel an!" ſagte Graf Ernſt, neben Sophien im Garten ſtehend, indem er zur Höhe deutete. „Sie wollen weg, einer ſchöneren Heimath zu, um da ihr Neſt zu bauen. So zieh' auch ich. Es muß doch ein Mal ausgeſprochen ſein, Prinzeſſin, die Meinen rufen mich!"

„Mein Gott, und wirklich müßt Ihr fort? Seid Ihr auch jenen ruheloſen Thieren gleich, oder noch ſchlimmer?"

„Weshalb ſchlimmer?“

„Weil die wenigſtens wiederkommen, um auch hier ihre luftig ſonnigen Hütten zwiſchen die grünen Zweige zu hängen. — Ihr aber flattert Jahre lang von einem Lande zum andern, vergeßt Eins über dem Andern, und daß Ihr Erinnerungen zurücklaßt.“

Graf Ernſt faßte ihre Hand und preßte ſie an's Herz. Sein Auge glühte, ſeine Stimme zitterte. „Und laſſe ich denn Erinnerungen bei Euch zurück, Hoheit? Soll — darf ich denn wiederkommen und mein Neſt da bereiten, wo mein Herz iſt?“ —

Die Prinzeſſin ſenkte erröthend das Haupt. — „Wollt Ihr — mich denn danach fragen?!“

„Ja, Euch, nur Euch allein! Eure Antwort ſoll mein Schickſal, das Schickſal meiner Familie ſein!“

„Euer — Eurer Familie Schickſal!“

„Ich habe Euch einſt, Prinzeſſin, die deutſche Mähr erzählt von den vier Haymonsbrüdern, die nur ein Pferd hatten, und wie Einer von ihnen erwählt ward, das Roß zu lenken, ein Anderer, ihr Geſchlecht fortzupflanzen, die Uebrigen aber ſollten dieſer Brüder Diener ſein. So durch Ehre, Treue und Liebe unſterblich, retteten ſie ſich Alle vor ihren Feinden und ihrer Feinde ſchlimmſtem, dem Bruderzwiſt. An meinem Hauſe Lüneburg ward die Sage wahr. — Mein Großvater Wilhelm hatte ſieben Söhne, unter ſich in treueſter Verbrüderung verſchworen. Der älteſte Lebende ſollte alles Land und ſeine Geſchwiſter beherrſchen, aber wie ſie unvermählt bleiben, außer Einem, für den das Loos entſchied; das war mein Vater Georg. Chriſtian von Braunſchweig war einer dieſer Brüder! Derſelbe, der Eure hohe Mutter bis in den Tod geliebt, der als Eures Vaters Freund und Paladin gekämpft hat, bis er ſeinen Wunden erlegen! Hier iſt der Handſchuh Eurer Mutter, den er durch alle Schlachten an ſeinem Hute trug, zum Zeichen, daß er lieben, doch ſeinem Hausgelübde treu ſterben wolle. Den Handſchuh hier gebe ich auf meines Herrn und Bruders Ludwig, auf meiner anderen Brüder Georg und Friedrich Wunſch, die mich erſehen haben, unſer altes Haus vor'm Untergange zu wahren, und daß unſer braves Volk nicht fremden Herrſchern zur Beute werde, in Eure Hand. Sie hießen mich ausziehen, ein Weib zu wählen nach meinem Herz und Sinn, und als ich ihnen ſchrieb, ich liebe die Tochter der erlauchten Eliſabeth und ſonſt kein Weib der Erde, da haben ſie's geſegnet! Wollt Ihr das Weib Herzog Ernſt Auguſt's von Braunſchweig-Lüneburg ſein, Sophie, ſo ſoll einſt unſer Haus, das ſchwöre ich Euch, der Kurhut wie Euren Vater ſchmücken! Das iſt mein Sinn, und der iſt deutſch!“

Er hatte ſie mächtig umſpannt, als wolle er ſie nie wieder laſſen. Sein blaues Auge glühte und ſchimmerte, ſein Lockengold floß auf Sophiens Achſel nieder.

„Wenn der Meinen Segen dabei iſt, — bin ich Euer!“ —

Ein heißer, zitternder Kuß vereinte der Liebenden Schwüre für's Leben. Stille lag um ſie her wie ein Sabbath, aber in ihren Herzen jubilirte es, wogte und klang's wie Lerchengruß und Glockentönen. — Plötzlich war's, als nehme die Außenwelt auch an dem Getümmel ihrer Gemüther Theil, denn Roßgetrappe, Zuruf und Tumult erhob ſich um Hampſtead-Hall. Sie hörten es nicht. Da eilte Platen bleich und angſtvoll umherſpähend den Mittelgang herab.

„Sereniſſimus!“ rief er. „Um Gottes Willen, wo ſeid Ihr?“

Der Herzog fuhr empor. „Was habt Ihr, Platen? Ihr wählt ſehr ungeeignete Zeit!“

„Oliver Cromwell mit Markatty und Officieren iſt gekommen! Sie merken, weshalb Ew. Durchlaucht hier iſt!“

„Hört Ihr's, theure Sophie? Der Mörder Eures Oheims will ſich in unſere Herzensſache miſchen! Gut, Euren Arm. Wir wollen ihm höchſtſelbſt ſagen, daß die Prinzeſſin von der Pfalz Unſre erhabene Braut iſt!!“

„Reizt ihn nicht, um Gottes Willen!“

„Schweigt! Er hat in meinem Wege ſo wenig zu ſuchen, wie ich in dem ſeinen!!“

— — — — — — — — — — — — —

Das plötzliche Erſcheinen des Mannes, vor dem ganz England zitterte, ſetzte ſowohl die Bewohner von Hampſtead-Hall in Schrecken, als es dieſelben mit ſehr erklärlichem Abſcheu erfüllte.

Ohne alle Ceremonie, kaum daß er dem zitternden Trehearne verſtattete, ihn anzukünden, war er zu Lord Craven eingetreten, der ſich mit Eliſabeth und Platen um einen Tiſch mit Papieren und in tiefem Geſpräche befand. Craven fuhr empor und verfärbte ſich, während Platen zwei Documente ergriff, zuſammenlegte, in's Wams ſteckte und hinauseilte.

„Verzeihung, Lord, wenn mein Beſuch Euch ungelegen kommt, aber ich wollte mich doch ſelbſt von der Wahrheit jener ſeltſamen Gerüchte überzeugen, die in London über Euer Treiben hier umgeben! Lady Eliſabeth, Eure Gemahlin vermuthlich?“

„Zu dienen, Lord Protector!“

Eliſabeth begriff, wer vor ihr ſtand. Sie erhob ſich blaß und mit den Mienen tiefſten Entſetzens. — „Erlaubt, Sir, daß ich mich entfernen darf. Wenn Euer ausgeſprochener Verdacht meiner Perſon gilt, werde ich jeder Zeit meinen Richtern Antwort geben, bin auch bereit, das Loos zu tragen, was Ihr der einzigen Frau meines Stammes vielleicht zu bereiten gedenkt. Eins aber ertragen kann ich nicht, Euren Anblick, der an die gräßlichſten Stunden meines Lebens mich erinnert!“

„Gut, geht nur. Mein Geſchäft wird mit Männern viel glätter gethan ſein. Laßt Euch aber Eins geſagt ſein, Frau. Wäre jener todte Mann je den kleinſten Theil ſo ehrlich nur mit mir umgegangen, da ſein Geſchick zu Hamptoncourt in ſeiner eignen Hand lag, als ich mit Euch umging, Ihr brauchtet heute nicht nutzloſe Klagen zu vergeuden!“ —

Eliſabeth wendete ſich, um das Gemach zu verlaſſen. Da ſprang die Thür auf. Herzog Ernſt, Sophien am Arm, erſchien, Platen hinter ſich. Er erfaßte Eliſabeth's Arm.

„Nein, meine erlauchte Frau und Mutter, weicht ihm nicht, daß er nicht glaube, ſein Stirnrunzeln ſchrecke die Tochter von Königen! Wir wollen wohl ſehn, wer hier das Recht hat, einzudringen und ſich in Dinge zu miſchen, die allein Unſer fürſtlich Haus angehen!“

Cromwell, die Hände auf dem Rücken, lachte hell auf. „Seht doch, wie dieſer royaliſtiſche Hahn kräht! Wer iſt er denn, Markatty? Iſt das der ſogenannte Graf Lüneburg?!“

„Platen und dieſe Herrſchaften mögen's wohl noch beſſer wiſſen!“ entgegnete der Colonel.

„Ich habe keinen Grund mehr, das Geheimniß aufrecht zu halten. Ich, Ernſt Auguſt, Erbgroßherzog von Braunſchweig und Hannover, Graf von Lüneburg und Wolfenbüttel, trete vor Eure königliche Hoheit, Eliſabeth Stuart, Kurfürſtin Wittwe, Königin von Böhmen und Gemahlin Herzogs von Craven, und werbe um Eurer Tochter Hand, der Durchlaucht Prinzeſſin Sophie von der Pfalz! Und ſtänden auch zehn Königsmörder um uns her, Gott iſt mein Zeuge, in meinem und Sophiens Blut ſoll das erlauchte Haus der Stuart doch ewig leben!!“ Er ſank, die Prinzeſſin umfangend, mit ihr vor Eliſabeth nieder.

Da, wie eine namenloſe Siegeſ- und Fürſtenfreude blitzte es in Eliſabeth's braunem Augenpaar. Sie legte ſegnend beide Hände auf der Knieenden Häupter. „Und ſie iſt Dein mit allen ihren Rechten, mit Allem, was ihr je zuſtand und je zuſtehen wird, im Namen Gottes! Seid ſämmtlich Zeugen!“ —

Eine Pauſe peinlicher Spannung lag auf allen Anweſenden, während das Paar ſich langſam erhob, und Eliſabeth die Braut in ihre Arme ſchloß. Doderidge allein, der Craven einige Zeichen gegeben, trat an Oliver heran und flüſterte:

„Wie ich Dir ſagte, mein General, 'ne Heirath, ſonſt Nichts. Sei wie immer großmüthig und verzeihe.“

Cromwell zuckte die Achſeln. „Deſto beſſer für Euch, wenn dieſer Hoheitstand auf ſonſt Nichts ausläuſt, als ein Mädchen unter die Haube zu bringen. Deine deutſche Grobheit, Freund, iſt bei mir unangebracht. Wir haben hier keine Herzöge und Durchlauchten und überlaſſen dieſe Spielerei Euch drüben auf dem Continent. Ein deutſcher Fürſtentroß, der die reine Lehre Calvin's und Luther's zu bekennen vorgiebt und doch vor 'nem papiſtiſchen Kaiſer hündiſch kriecht, iſt mir 'ne Brut von ſtachelloſen Hummeln, deren Brummen ich lache. Was Ihr da drüben treibt, kümmert uns nicht. Was wir aber wiſſen wollen und werden, iſt, was für Volk im Lande umherkriecht mit Praktiken und

Kniffen, Lord Craven! Wozu gehn Boten von hier nach Welbyhaus, von da nach Schottland und zurück? Weshalb werden überall Zuſammenkünfte im Dunklen gehalten? — Wenn Ihr da, Sir oder Herzog Lüneburger, ſo trotzig kühn ſeid, ſo werdet Ihr wohl auch Muth genug aufbringen, mir in's Geſicht zu ſagen, ob Ihr mit dieſem Mädchen zugleich die künftige Krone Englands — haha — zu freien gedenkt?!"

„Ja, das gedenkt er!" ſagte Eliſabeth feſt. „Wenn er's nicht dächte, er wäre Sophiens Liebe und meines Segens nicht werth!"

„Ja, das denk' ich!" und Herzog Ernſt trat vor Oliver hin. „Doch mit des Schwerts Gewalt nicht, wie Ihr thut! Nicht als Uſurpator, der Englands Geſetz und Freiheit niedertritt, ſchlimmer denn je ein König that! — Dies Volk ſoll Eure Geißel ſchmecken, wie es ſie verdiente, und erſt wenn's auf den Knieen wieder die alten Stuarts ruft, und Keiner ſonſt mehr lebt, Englands Jammer zu hören, dann will ich kommen und das Diadem, das Ihr nutzlos entheiligt habt, dem Mädchen hier, meinem Weibe, auf die Locken preſſen!!"

Der Lordprotector nickte ihm höhniſch bitter zu. „'Ne verdammt lang ausſehende Hoffnung! 'Ne überaus ſubtile diplomatiſche Speculation, die Keiner erleben dürfte! Ihr ſeid Narren, und — die ſind nie gefährlich. — Zu Euch, Mylord! Wie iſt das mit Welbyhaus?" Er wendete ſich zu Craven.

„Das könntet Ihr wohl wiſſen, wenn Ihr jetzt nicht ewig Geſpenſter fürchtetet. Fragt Euch, wie viel Unglückliche, Elende und Verzweifelte der Bürgerkrieg geſchaffen, ob's für die Menſchenliebe da nicht genug zu thun giebt? Nicht neue Wunden durch neuen Kampf erzeugen, die alten heilen wollen wir. Ihr habt darauf von Alters her mein Wort, wollt Ihr noch mehr? Nehmt mich ſelbſt zum Pfande!"

„Das werd' ich auch!! — Binnen einer Woche ſeid Ihr, Herr Platen mit Eurem Viermeilen-Herzog, mit der Dame Eliſabeth und dieſem hochzeitsluſtigen Fräulein nach Deutſchland unter Segel, um — nie wieder zurückzukehren! Ihr, Herzog, bleibt hier! Colonel Markatty, Du wirſt pünktlich dafür ſorgen, wenn Du nicht vor's Kriegsgericht zu kommen wünſcheſt! Glückliche Reiſe!" — Er wollte das Gemach verlaſſen.

Doderidge hatte den Degen aus dem Gehänge gezogen und vertrat ihm den Weg. „Nimm ihn und meinen Abſchied!"

„Joſuah, biſt Du beſeſſen?! — Du haſt Jahre lang an mir gehangen, ich habe wie einen Liebling, 'nen jüngeren Bruder Dich gehegt, und Du willſt gehen?!"

„Das will ich, ja. Ich diente Dir, ſo lange Du mir geleuchtet wie der Verheißung Licht. Jetzt liebe ich Dich nicht mehr!! Als freier Engländer verlange ich meinen Abſchied."

„Zum Teufel fahre denn hin, Belialsſohn! Erſticke in Deinem Undank!!"

Dröhnend, in furchtbarer Aufregung verließ Oliver das Haus, warf ſich auf's Pferd und ſprengte mit ſeinen Begleitern Newbury zu.

„Sie verlaſſen mich, die Beſten, Alle!" murmelte er. „O Richard, Heinrich, meine Söhne, was wird aus Euch einſt werden?!"

— — — — — — — — — — — —

Colonel Markatty mit dreißig Mann quartierte ſich ſofort in Hampſtead ein. — Eine Woche ſpäter verließ ein Reiſezug dieſe ſtille Waldeswelt und eilte, von Dragonern begleitet, über Newbury, Andover und Salisbury nach Portsmouth, dort unter Segel nach Deutſchland zu gehen. Es war Eliſabeth, Sophie und Herzog Ernſt, Platen und Trehearne begleiteten ſie. Lange blickte William Craven ihnen nach.

Als er ſich umwendete und ſeinen Bruder Edward, Jeany und Doderidge traurig um ſich ſah, athmete er ſchwer auf.

„Es war ein Traum, der Traum meines Lebens! — Wohl mir, ich habe meine Pflicht gethan! Jetzt kommt mein Abend, — bald darauf die Nacht, die Stunde — der Verwandlung. Ich erwarte ſie!" —

— — — — — — — — — — — —

Im nächſten Frühlinge ſtanden zu Herrenhauſen, dem herzoglichen Luſtſchloſſe bei Hannover, Sophie von der Pfalz und Ernſt Auguſt am Altar. Seine Brüder und Eliſabeth waren ihre Zeugen mit vielem adligen Geleit, und als das Amen tönte, flog der geprüften Frau ſchmerzliche Sehnſucht zurück über's Meer zum Gatten, von dem ſie — verbannt war. Er ſo wie ſie ahnten nicht, daß in demſelben Jahre noch auch ihnen, auch England ein neuer Lebensfrühling hoffnungsreich erblühen ſollte.

Fünftes Kapitel.

Ein Dröhnen durch ganz Britannien gab's, das Alles aus dem Schlafe ſchreckte. Der Koloß war gefallen. Oliver Cromwell war todt! Und ſtille wurd's wiederum, dennoch wieder ſtill! — Das Syſtem des Allbezwingers war ſo muſterhaft gut, ſo ſtreng gefügt, ſo für die Dauer berechnet und unbezwinglich, daß Richard, ſein älteſter Sohn, einem legitimen Königserben gleich, ruhig den leeren Sitz einnahm, nachdem der Vater pomphaft wie nur einer der alten Könige beſtattet worden. — Dieſe Stille aber war doch nur das lauernde Hinhorchen eines leiſe aufathmenden Volks, das noch immer den Druck fühlt, ob auch des Bedrückers Hand im Tode erlahmte. So lange er lebte, war wirklich das Schwert aus Cromwell's Händen nicht gekommen, durch daſſelbe allein hatte er geherrſcht, und welches Aufwandes voll Kraft, Genie und ruheloſer Thätigkeit, welcher eiſernen Strenge und ſchleichender Liſt, welch' eines complicirten Verwaltungsapparates hatte es nicht bedurft, ihn auf ſeiner einſam ſteilen Höhe zu erhalten! Im letzten Jahre ſeines Lebens ſah dieſer Mann, der trotz ſeiner Gebrechen dennoch der größte Patriot ſeines Landes war, endlich ein, daß ſein Syſtem nicht halten konnte, daß er doch nur dem Volke die Republik verhaßt gemacht und für das künftige Königthum gearbeitet habe. Ihn betrog die Heuchelei und dieſer lautloſe Gehorſam der großen Maſſe nicht mehr. Hunderten devoter Verſicherungen der Treue hielt er das eine Wort Doderidge's entgegen, des Mannes, der nie heuchelte, das dürre Wort: „Ich liebe Dich nicht mehr!“ War's nicht ein Zeichen der Zeit, war's nicht das Signal zu ſeinem inneren Zuſammenbruche geworden? Ein ſteigendes Mißtrauen bemächtigte ſich ſeiner nun gegen Alle um ihn her und wuchs zu einer Seelenkrankheit, die ihn ſchon lange vorher moraliſch ſterben ließ, ehe der leibliche Tod ihn von der Furcht des Weiterlebens erlöſte.

Nur Oliver Cromwell konnte England cromwelliſch regieren, das zeigte ſich alsbald. — Da die Hand, welche dieſe Staatsmaſchine geſchaffen, fehlte, ging ſie wohl eine Weile durch ſich ſelbſt fort, aber nur um ſich dabei in ihre Theile aufzulöſen und einen Zuſtand ſcheußlicher Verwirrung, ein Chaos zu erzeugen, das man zu keiner noch ſo blutigen Zeit des Bürgerkrieges erlebt hatte. Richard Cromwell war ein guter, aber etwas leichtlebiger Menſch. Er hätte wohl zum Abkömmlinge und Nachfolger von Königen eines friedlichen Landes getaugt, aber um das Erbe eines Uſurpators ſich zu erhalten, war er ſo wenig geeignet, wie ſein Bruder Heinrich, der Lord-Statthalter von Irland. Oliver war der angebetete Siegesfürſt, der Judas Maccabäus des Heeres geweſen, das ihm blind gehorchte, ſich aber ſofort zum Herrn ſeines Sohnes machte, der nie in deſſen Reihen geſtritten, nicht eine Wunde, nicht einen Tag des Ruhmes aufzuweiſen hatte. — Richard's Schwager Fleetwood, ſein Oheim Desborough miſchten ſich alsbald in ſeine Regierungshandlungen. Eiferſüchtig auf dieſe gingen die Generale Lambert, Ireton und Harriſon ihre eigenen ehrgeizigen Wege, und Jeglicher war begierig, auf den Schultern ſeiner Regimenter an Oliver's Stelle ſich zu ſchwingen und Richard vom Regentenſitze zu ſtoßen. Das Heer ſpaltete ſich nach und nach in ſo viele Parteien, als es Führer hatte, das Land zerbröckelte in Satrapien. Jeder General herrſchte in ſeinem Diſtricte wie ein Souverain, und England glich einem Ungeheuer ohne Kopf, aber mit tauſend Armen. —

In neues Grün kleidet der Mai die ſtillen Fluren von Hampſtead-Hall, die erſten lauen Lüfte wehen. Die Pforten, die Terraſſen, die Gemächer ſind mit Blumen und Laubgewinden geſchmückt, denn die Frühlingskinder helfen auch den Lebens- und Liebesfrühling zweier Herzen feiern. Chriſtopher Wren, der Architekt, und Betty Craven hatten geſtern Hochzeit. Das junge Paar wandelt freudeſtrahlend dort im Garten, zwiſchen ihnen, ihre Hände haltend, Jeany, die glückliche Mutter, während Maggy Doderidge mit ihren beiden Töchtern und Sir William Craven, ihrem Neffen, ihnen plaudernd folgt. Eine neue Generation iſt aufgeblüht für ein neues Weltalter, dem es lachend, hoffnungsſelig entgegenblickt. Droben aber auf der Terraſſe, dämmernd in Gedanken, ſitzt der Alte, der 58jährige William Herzog von Craven, Edward und Doderidge ſind bei ihm.

„Es iſt doch gut, Bruder,“ ſagte Edward, „daß Lady Eliſabeth jetzt nicht im wüſten England iſt. Tauſend lauernde Augen würden nun auf ihr ruhen, ſie würde nur der allgemeine Gegenſtand des Argwohns ſein.“

„Und es iſt gut, daß ich dem alten Noll damals den Dienſt kündigte,“ verſetzte Doderidge. „Ich brauche wenigſtens nicht mehr zu ſehen, wie dies Heer von Gottesſtreitern zu Söldlingen der eigenen Generale herabſinkt, einer wirren Heerde gleich, die nach dem Hirten ſchreit und den eigenen Hunden mißtrauen muß, als wären's Wölfe. Es kann nur Einer herrſchen, das iſt klar, und dieſer Eine —, William, ich ſeh's wohl ein, darf nimmer — Unſeresgleichen ſein! Die Menge iſt zur Knechtſchaft geboren. Im Geiſte und in der Liebe nur iſt Freiheit!“

William neigte leiſe lächelnd das Haupt. „Es geht Alles ſeinen gerechten Gang hienieden, Freunde. Urſache und Wirkung ſind gleich natürlich und doch gleich wunderbar, am größten aber Der, der's ſo ſeltſam hinausführt. Unſersgleichen muß Der nicht ſein, Der uns beherrſcht, ſondern der Beſte, Edelſte. Derjenige, an Den des Volkes Herz glaubt. Das Glauben iſt doch die Summe alles menſchlichen Glücks! — Du haſt aber gar nicht Recht, Joſuah, wenn Du in Deiner Bitterkeit meinſt, zur Knechtſchaft nur ſei die Menge geboren. Die Freiheit iſt dennoch der Menſchheit ewiges Ziel. Doch weil's das Ziel eben iſt, weil hinter dieſem Ziel der Freiheit eben Nichts mehr folgen kann, als der geſammten Erde Tod, ſo iſt ſie auch nie ganz erreichbar. Je freier wir werden, deſto unendlicher ja wird der Begriff der Freiheit. Was tröſtet uns denn in dieſem Auf- und Abfluthen der Dinge, dieſem Ja und Nein, im tollen Kampfgetümmel des Lebens? Daß wir täglich mehr empfinden, wir nähern uns dieſer Vollkommenheit des Menſchengeſchlechtes mehr, daß wir ſelbſt bereits freier, weiſer und gerechter als unſere Väter geworden und nun ſehen, wie unſere Kinder freier, weiſer und gerechter als wir ſein werden! Wohl iſt das Laſter ewig jung und alt, wohl wird die Selbſtſucht ewig gefräßig nach den Gütern des Nebenmenſchen bleiben, aber daß die Laſter doch endlich ſelbſt dazu dienen müſſen, ein Volk vorwärts zu bringen, zu reinigen und zu beſſern, daß alles Uebermaß, von welcher Seite es auch geübt ſei, ſich ſelber aufhebt und ſein Gegentheil erzeugt, das iſt doch ein erhabener Troſt, der uns das Leben ſelbſt in ſeiner Thorheit verſtehen und lieben lehrt! Könnt Ihr erwarten, daß denn ſchon die Kinder in der Schule weiſe und artig ſind? Die Erde aber iſt eine Schule für's andere Daſein! — Ich glaube gar, — ſeht doch! Wahrhaftig! Colonel Markatty von Reading! Ich hab' ihn lange nicht geſehen."

„Seit Noll's Beſuch. Ein Officier iſt bei ihm! 'N Schotte, denk' ich!" erwiederte Edward.

„Er muß ganz Ungewöhnliches vorhaben!"

„Laßt uns höflich ſein und ihm entgegengehen." Doderidge erhob ſich.

Alle Drei ſchritten nach der öſtlichen Parkſeite die Hügelung hinab, welche die Bezeichneten eben daher kamen. Markatty war augenblicks an ſeinem rothen Kollet und der Feldbinde kenntlich, ſein Weſen aber hatte ſich ſehr verändert. Er ging geſenkten Hauptes, ſein Auge ſchweifte unruhig umher, und als er den Herzog erblickte, kämpften Verlegenheit und Kummer in ſeinen Zügen.

Neben ihm ging ein junger Mann im graugelben Wams. Federmütze und Plaid, Tartan und Bockstaſche, der breite Korbſäbel und die Gamaſchen mit Stachelſchuhen ließen auf den erſten Blick ſeine Nationalität erkennen.

„Der kommt von Monk!" ſagte Edward halblaut. „Nimm ihn zur Seite, Joſuah, wie irgend nur ſchickliche Gelegenheit iſt. Hab' aber Acht!"

Markatty legte grüßend die Hand an den Hut.

„Willkommen, Colonel!" Der Herzog reichte ihm die Hand. „Ihr ließt Euch lange nicht ſehen. Soll ich's als übergroßes Vertrauen nehmen, oder behagte Euch mein Umgang nicht mehr?"

„Ihr ſeid ſehr gütig, Mylord. Hätte ich glauben können, Ihr zürntet mir nicht mehr, ich wäre längſt gekommen."

„Ich habe Euch nie gegrollt. Ihr handeltet nach Eurer Pflicht und Einſicht. War ſie irrig, ſo tragt nicht Ihr die Schuld, ſondern der Argwohn der Zeit. Weil Ihr aber theilweiſe Schuld geweſen, daß ich wie ein Wittwer leben muß, hättet Ihr mich dem Klaret doch nicht ſo allein überlaſſen ſollen. Was bringt Ihr uns da für 'nen ſchottiſchen Herrn mit?"

„Lieutenant Mac Farlane, Adjutant des General Monk. Ich traf ihn in Windſor, wo ich mit Elliot eine Beſprechung hatte. Er bringt Euch Grüße vom General und hatte bei der Regierung in London Geſchäfte. Ich denke, den Weg konnte er ſich ſparen."

„Wie ſo, Colonel?" Craven ſah ihn ſcharf an.

„Haha, weil's eben keine Regierung mehr giebt, Lord!" ſtieß Markatty wild und raſch hervor. „Es müßte denn die des Fleetwood ſein! Sie haben vor drei Tagen Richard Cromwell gezwungen, das alte Parlament heimzuſchicken, ihn dann gezwungen, abzudanken, und nun treibt England wie ein Wrack ohne Maſt und Steuer! — Ich muß mit Euch ein Wort allein reden!"

Die Anweſenden ſtießen einen Ruf ſchreckhaften Staunens aus, nur der Herzog verzog keine Miene.

„Ich erwartete das längſt, Colonel. Nichts deſto weniger grüße ich Euch. Willkommen, Sir Mac Farlane. Ihr ſeid von einem alt-edlen Stamme; wer wird die Gänſe Eures Hauſes nicht kennen, die gleich den Vögeln des Capitols einſt Eure Ahnen vor'm Untergang bewahrten? Habt die Güte, mit Obriſtlieutenant Doderidge, meinem Schwager, in's Haus zu treten und Euch gütlich zu thun, ich bin bald bei Euch. Lieber Edward, laß für die Pferde ſorgen und rufe Jeany, daß ſie die Wirthin macht. Wundert Euch nicht über den Blumenprunk, Markatty, wir hielten geſtern hier Hochzeit, meine Nichte mit unſerm Wren, dem Aſtronomen und Baukünſtler.“ Er faßte lächelnd den Colonel bei'm Arm und ſchlug, die Kinder und Jeany, welche ſich nahen wollten, abſeits winkend, eine Seitenallee ein, welche in's Dickicht führte.

„Hochzeit!“ brummte ſchwermüthig Markatty. „Wir werden auch bald Hochzeit, aber mit dem Teufel und ſeinen Geſellen machen!“

„Soll ich Euch ſagen, was ich über Euch denke?“

„Doch offen, Mylord, die Larve ſteht zu unſeren Haaren ſchlecht!“

„Ich habe Euch immer für 'nen grundehrlichen, wahrhaft treuen Mann gehalten, offen in Liebe wie in

Haß. Ihr liebtet die Republik und dientet ihr, Ihr trautet Cromwell und haßtet die Stuart's.“

„Aber Noll betrog mich und uns Alle endlich doch, Sir! Man brauchte dem todten Manne eben den Kopf nicht abzuſchlagen, wollte man's ärger treiben, wie er ſelber!! — Gut, der Soldat herrſchte, und im Ganzen waren die Burſche noch ordentlich genug, der Alte ſah uns ja auf die Finger. Aber, ſtraf mich Gott, wie Doderidge hätte ich ihm das Eiſen vor die Beine geſchmiſſen, hätte wieder zu Schurz und Kalkfaß wie mein Vater gegriffen, wenn ich je hätte ahnen können, daß es nach dem Tage, da Noll hier war, ſo kommen werde! Mein Herz iſt todt, mein Herz iſt wüſt! — Wär's nicht um die zweitauſend armen Kerle, die damit brotlos werden, ich lief meinem Regiment davon und vergrübe mich in's Dunkle!“

„Ich empfinde mit Euch, Freund, und wünſchte, ich könnte Euch rathen. Was denkt Ihr, das nun geſchehen wird?“

„Im Vertrauen, ich ſprach mit General Elliot darüber, der genau ſo fühlt wie ich. Fleetwood und Desborough haben die Gewalt an ſich geriſſen. Wer aber wird ihnen gehorchen, als die Paar eigenen Regimenter? Lambert, Ireton und die Andern wollen geradezu gegen ſie aufſtehen, und wir können das Schauſpiel erleben, daß ein Regiment das andere anfällt. In London hat's ſchon Blut gegeben. Nun haben ſie 'nen Officierrath als Regierung gewählt. — Meine Hoffnung iſt die nur, daß ſie vor 'nem — Dritten Furcht haben!"

„'Nem Dritten? — Vor Wem?" —

„Monk! Er iſt von Edinburgh an die Cheviotberge gerückt, ſagt Mac Farlane, hat 15,000 Mann unter ſich und iſt einer von jenen kalten Undurchdringlichen, die Viel ſinnen und Nichts ſprechen. Er hat Was vor, und die in London werden's bald merken. In Northumberland und York ſoll's auch bedenklich ausſehen. Dort ſteht Fairfax, der ebenfalls verdächtig genug iſt. Wohin aber ſollen wir?" —

„Glaubt Ihr denn an die Republik noch, Colonel?"

„Ich glaube an Nichts mehr! Wenn ich noch was wünſche, iſt's —! Nun denn, ſo ſei's doch geſagt! Beriefe man ein freies Parlament, und das richtete wieder das Geſetz auf, wie's vor dem Tage von Naſeby zu Recht beſtand, — möchten zum Henker denn doch die Stuarte wieder kommen!!"

„Meint Elliot das auch?" —

Markatty nickte. — „Aber dienen, Mylord, mag ich nicht mehr! Nie wieder! — Ich ſetzte mein Lebensglück an dieſen großen Streit, hohl und leer iſt nun Alles, und ich ſtehe da, verwittert und unnütz, ein Baumſtumpf, der kein grünes Reis mehr treibt."

„Es würde Euch wenig helfen, Markatty, wenn ich Euch nur bedauerte. Ich wünſche Euch durch einen Dienſt zu beweiſen, daß ich in 'nem ehemaligen Gegner den rechtſchaffenen Mann hochſchätze. Wer will bei dieſem Stand der Dinge Euch noch verübeln, wenn Ihr für Euch das beſte Theil erwählt? Wenn Ihr Euch nicht an ein Regiment gebunden mehr erachtet, das gar nicht mehr beſteht?“

„Ich frage Nichts nach Meinung der Welt, Sir. Wenn ich ja noch 'nen Wunſch habe, iſt's der, unſere alten Geſetze wieder aufrichten zu helfen, dann will ich gern meiner Wege gehen.“

„Gebt mir die Hand darauf.“

„Da iſt ſie. Euch das zu ſagen kam ich her, und wüßt Ihr dazu Rath auf irgend 'ne rechtliche Weiſe, ſo wird Markatty Euch folgen. Er weiß, Ihr liebt die Monarchie zwar, aber das Volk geht Euch doch noch über den König!“

„Beim Allmächtigen, und es ſollte ein Stuart nie den Fuß auf unſeren Boden ſetzen, Eliſabeth ſelbſt nicht, ohne des Volkes offenen, klaren Willen. Kommt, laßt uns jetzt hören, was der Schotte bringt.“

Sie ſchritten zur Halle, wo die Uebrigen ihrer warteten.

„Tretet in mein Zimmer, Edward und Chriſtopher auch!“

Sie folgten ihm, Doderidge ſchloß die Thür. „Sir Mac Farlane bringt gute Zeitung aus den Hochlanden und ein Privatſchreiben des Generals,“ ſagte er zurückkehrend.

„Zögert nicht, Sir, Ihr ſeid hier nur unter Freunden!“ Dabei warf der Herzog einen bezeichnenden Blick auf den Colonel.

Der Schotte zog ſein Waidmeſſer, trennte das Futter ſeiner Federmütze aus einander und brachte einen Brief zum Vorſchein, der nur ein Paar Buchſtaben zur Aufſchrift hatte. Er reichte ihn dem Herzog.

Craven öffnete ihn raſch, warf einen Blick hinein und reichte ihn Markatty: „Leſt ihn laut!“ —

„Die Zeit naht, welche wir lange vorausgeſehen. Ich ſtehe auf dem Sprunge. In den Bergen weht ſchon das Andreaskreuz. Verſtändigt Euch mündlich mit meinem Boten, der mir vom Stande der Dinge in London zugleich Bericht bringt. Vorſicht und Abwarten iſt jetzt Alles. Wenn Ihr mir 'nen Wink gebt, ſo rücke ich vor. Kommt ſelber, ſobald's gerathen iſt, und laßt die Freunde unſerer warten. Englands Rettung kommt von den Cheviots jetzt allein, und unſer Ruf muß nur: das freie Parlament — ſein. Ich grüße Euch. Monk.“

„Ahnt ich's nicht?“ rief Markatty aus. „Er wird ein Ende machen! Der alte Noll hatte alſo doch Recht, da er dem Monk noch kurz vor ſeinem Ende ſchrieb: er ſolle ihm doch den durchtriebenen Kauz, der in Schottland für Carl Stuart auf der Lauer liege, 'nen gewiſſen George Monk, aufgreifen und ſchicken. Der Alte hatte prophetiſchen Geruch! — Ich ſehe, Mylord, Ihr haltet die Fäden in der Hand, auf Euch ſieht Monk. Was können wir hier aber thun?“ —

„Was ich Euch [illegible] zu erfüllen, daß Freunde müßt Ihr mir auf Manneswort zu thun verſprechen. Von ihm allein hängt's ab, ob England gerettet wird. Sir Mac Farlane wird unſere jetzt gefaßten Entſchlüſſe alsbald nach Schottland bringen. Was wir aber auch thun, es ſoll und darf auf Nichts ausgehen, als daß erſt ein freies Parlament berufen und eingeſetzt ſei, welches über das Schickſal der Nation entſcheide. Ihm unterwerfen wir uns. Wollt Ihr?" Er ſtreckte ſeine Hand hin. —

Alle ſchlugen ein.

„Gut! — Colonel Markatty wie General Elliot bleiben deshalb feſt auf ihren Poſten ſtehen, dulden unter den Truppen keinerlei Officierberathungen mehr und gewinnen die Leute, am unbedingten Dienſte des Parlaments feſtzuhalten. Was der Officierrath, der die jetzige Gewalt hat, befiehlt, bleibt — aufgeſchoben. Sobald von mir ſchriftliche Nachricht kommt, ſtoßt Ihr und Elliot zu Monk, Colonel. Es wird ſicher nicht eher geſchehen, als durchaus nöthig iſt. Edward, Chriſtopher und Joſuah, Ihr geht ſämmtlich mit Frau und Kindern nach London. Wren nimmt Nachricht für Richmond mit. Edward bereitet die Freunde in der City vor, Doderidge aber macht ſich jetzt fertig nach — Deutſchland! Sollten vorlaute Brauſeköpfe wirklich eher losbrechen und unzeitig des Königs Namen nennen, ſchweigt ja. Laßt ſie ihre Thorheit allein abmachen, wir gehen eben den ſichreren Weg!"

„Und Ihr, Mylord? — Du, Bruder?“ riefen gleichzeitig faſt der Colonel und Edward.

„Mein Ziel iſt Schottland. Dort erwart' ich den rechten Augenblick.“ — —

Zwei Tage ſpäter war Hampſtead-Hall von ſeinen früheren Bewohnern leer, ein Beritt Markattp-Dragoner hatte drinnen Quartier genommen. Der Colonel war eilig in ſeine Garniſon und von da zu Elliot nach Windſor geritten, Mac Farlane nach dem Norden voraus, alle übrigen Glieder der Familien Craven und Doderidge nach London. Der Letzte, der alte blaue Cavalier auf ſeinem weißen Streithengſt, ritt gen Warwick, bei ihm war nur Lord Ogle mit zwei Dienern. — — —

Das Jahr 59 eilte ſeinem Ende zu. Mit ihm kam eine Kriſis des Landes über die andere. Im Hochſommer war eine royaliſtiſche Erhebung erfolgt, als Monk ſchon nahe daran war, vorzugehen. Lambert warf dieſelbe nieder und wollte darauf die Militärdictatur übernehmen, Fleetwood indeß gleichfalls. Zwei Militärparteien erſtanden. Monk erklärte jetzt von Schottland aus: daß er Gegner aller Militärgewalt ſei, und fortan nur das Parlament herrſchen dürfe. Die alte, republikaniſche Civilpartei erhielt nunmehr in London die Oberhand. Lambert, Fleetwood und Desborough wurden plötzlich ihrer Gewalt entkleidet, und ein Parlament kam zu Stande, in welchem die alte, extreme Demokratie, Pym, Haßlewig und Strade herrſchten, und das jeglichen königlich Geſinnten ausſchloß. Man nannte es das Parlament „der Hintertheile.“ Das Heer riß vollſtändig aus einander, die parlamentariſche Obergewalt war aber gleichfalls höchſt unganz. Des Volkes Ekel und Widerwillen gegen die Soldatenwirthſchaft trat nun offen zu Tage. Viele legten jetzt die fromme Heuchlermaske ab, Jeder ſeufzte nach Ruhe, und die alten Lebensverhältniſſe, die conſervativen Gewohnheiten kamen wieder auf; die Sache der Stuart's arbeitete für ſich ſelber.

Da ſchlug Monk's Stunde, die Stunde Craven's! — —

Am Tweed, zwei Meilen oberhalb ſeines Ausfluſſes, wo die Cheviot-Hills ſüdöſtlich ſich zur Küſte ſenken und eine Ebene nach dem Fluſſe frei laſſen, liegt das ſchottiſche Grenzſtädtchen Coldſtream. Plaids und Tartans flatterten da, Roſſe wieherten in buntem Getümmel, und des Pibrochs Töne jauchzten und gellten über die grünen Fluthen hin. Dieſſeits des Tweed, eine Stunde ſüdlich bei Humbleton, lag Monk's Corps von 15,000 Mann, die aus Schottland gezogen waren, Parlamentsmänner durch und durch. Sie hatten eben die Zelte abgebrochen und ordneten ſich zum Marſche.

Von Coldſtream her kamen langſam im Geſpräche vier Reiter. Herzog Craven iſt's und trägt ſein altes, blaues Ehrenkleid wieder, neben ihm im rothen Koller und gepanzert trabt ein Mann, bläßlich, mit ariſtokratiſchem Geſicht, markig gebogene Naſe und braunem Knebelbart. Sein Geſicht iſt unergründlich, faſt mienenlos kann man es nennen, und er ſpricht mit einer Ruhe, die vollendetſte Gleichgiltigkeit ſcheint. Nur ſein ſchwarzes Auge blitzt mitunter phosphoriſch auf und zeigt, was unter dieſer leiblich ſtarren Oberfläche gähren mag. Das iſt Georg Monk, der größte Diplomat nach Cromwell, der Sieger über Irland und Holland. Hinter ihnen folgen die Lords Mac Farlane und Ogle.

„Ich darf Euch nicht weiter begleiten, Sir George," ſagte Craven, „meine Farbe könnte Eure Leute doch ſtutzig machen. Es gilt alſo die alte Abrede?"

„Genau! Zu York bleiben 5000 Mann ſtehen unter Mac Farlane."

„Ihr zieht Fairfax an Euch, und dann weiter."

„Wenn Fairfax keine Narrheiten macht! 'S iſt Einer von Denen, die nie warten können und nach der Pairsrobe frieren. Zu Leiceſter bleiben wieder 5000 Mann, der Reſt reicht für London."

„Elliot und Markatty machen dann ihren bewußten Flankenmarſch und rücken ſüdlich nach Berks, Surrey und Hampſhire?"

„Ganz nach der Ordre. Ihr aber folgt uns in gemeſſener Entfernung, Mylord, und ſobald ich zu Euch ſende, bleibt ja ſtehn. Man kann immer nicht wiſſen, was uns aufhält. Das Signal iſt dann der neue Parlamentsaufruf."

„Die Coldſtreamgarde ſoll nicht fehlen. Vergeßt mir aber ja die Miliz nicht!"

„So wenig, wie Ihr vergeſſen werdet, meiner zu gedenken, wenn — Sr. Majeſtät dieſſeits des Waſſers iſt!"

„Ich denke, Ihr kennt mich?"

Monk lächelte leicht, gab dem Herzoge die Hand, und den Hut berührend, ſprengte er vorwärts. Mac Farlane folgte ihm. Die beiden Anderen ritten zurück. — Bald nachher verkündeten die Trompeten Monk's ſüdlichen Vormarſch zur Entſcheidung. Es war am Neujahrstage 1660. — — — — — — — — — — — — — — — —

„Monk kommt!!" erſcholl es durch ganz England. „Was will er? Was wird er thun?!"

Das ängſtliche Parlament ſchickte ihm Boten entgegen, um ihn auszuhorchen. — „Das Land von der Despotie der Waffen befreien will ich, das Parlament iſt mein Herr!" — Er rückte weiter, ſtreng ſeine republikaniſche Phyſiognomie beibehaltend. —

Hinter ihm aber, ſechs Tagemärſche entfernt, begab ſich etwas ganz Anderes. Da ritt der alte Craven in's Land, das blaue Stuartsbanner mit dem Andreaskreuze in ſeiner Hand, gefolgt von tauſend Schotten zu Pferde, der Blüthe der Mannſchaft, die er im Hochland geſammelt. Das war die Coldſtreamgarde. Wohin ſie kam, wo nur der Biebroch tönte, klang's: „Hoch lebe König Carl!“ Der Schneiderſohn aus der City einte die alten Royaliſten wieder!

Das Parlament „of hint-part“ ließ inzwiſchen ſchwören: daß man die Stuart's nicht zurückrufen wolle. Das Heer verſicherte es flammend, und Monk ſchwur: „er denke nicht daran, zu thun, was die Nation verabſcheue.“ So rückte er in London ein, den General Fairfax, der ſich bereits mit royaliſtiſchen Proklamationen ſehr blos geſtellt hatte, nach Eſſexſhire ſendend. Ueber die ſeltſamen Gerüchte aus dem Norden lachte er nur verächtlich.

Da man ſeiner Verſchloſſenheit indeß täglich mehr mißtraute, die City ſich drohend jetzt für Carl Stuart erhob, ihre alten Milizen ſammelte und die Straßen verbarricadirte, beſchloß das Parlament, die Emeute zu bezwingen und dabei Monk's Popularität zu vernichten. Es befahl ihm, die Londoner niederzuwerfen. — Er that's, doch ohne Kampf. Er ließ ruhig die Barricaden wegräumen und alle Straßen beſetzen.

Nun erklärte er ſich aber als Freund der Bürger und befahl dem Parlament kategoriſch, binnen acht Tagen ſeine noch leeren Sitze durch Einberufung der alten Vertreter zu füllen und dann neue Wahlen auszuſchreiben, ſo wie ſich aufzulöſen. London jubelte, des Königs Name klang überall wieder. Das Parlament, in Todesangſt, berief die alten Vertreter, und die

Royaliſten ſtrömten nach der Reſidenz. Dies wieder ergänzte Parlament trat jetzt zuſammen, neue Wahlen zu bewirken und ſich aufzulöſen. Es rief zugleich eine Miliz von 120,000 Mann auf. — —

Am dreiundzwanzigſten April war London belebt wie ein ſummender Bienenkorb. Es war kurz vor Zuſammentritt des neuerwählten Parlaments. Man wußte, daß es ganz royaliſtiſch ſein werde. — Längſt vergeſſene Geſichter, längſt verſchollener Glanz, langes Lockenhaar und Knebelbärte, ſammtne Roben, ſeidene Mäntel, geſtickte Wämmſer und wehende Federhüte ſah man wieder auf den Straßen, und das Volk jubelte ihnen zu. Trübſelig gedrückt nur ſchlich hin und wieder einer der finſteren Gottſeligen vorüber, um zuzuſehen, wie „Kanaan den Midianitern zur Beute werde.“

Wollte man Nationen wirklich nur nach äußeren Thatſachen beurtheilen, man müßte ſie nothwendig in ſolchen Augenblicken tief verachten. England tödtete den Vater und jubelte doch dem Sohne zu. — Thatſächlich aber war die Sache denn doch eine weit andere. Das Volk war bis zu dem Tage einſtimmig gegen das Haus Stuart geweſen, wo Carl zu Woodſtock ſich in Sir Vaugham's Hände gab. Was ſpäter erfolgt war bis heute, ging weit über die Abſicht der Mehrzahl. Die Republik aber hatte Keinen befriedigt, Alle geknechtet und einen Nutzen nur gewährt, den man noch nicht begriff, ſie hatte die Nation geiſtig und materiell gereift. Man ging im öffentlichen Bewußtſein daher jetzt auf dieſen einen Tag zurück, wollte von ihm aus neu ſich reſtauriren und machte alſo nur an Carl II. gut, was man an Carl I. begangen hatte. Man wählte eben die Monarchie, weil ſie eine Befreiung war von der Dictatur des Schwertes, das Axiom alles Geſetzeslebens im Lande.

Was rennt und drängt man ſich der Straße nach Oxford zu? Was reiten da für junge und alte Recken aus der Blüthe des Adels in dichten Haufen hin? Wer von ihnen ein blaues Kleid noch hat, trägt 's heute ganz gewiß. Dazwiſchen erſcheinen die Aldermen mit dem Lordmajor. General Monk, Richmond und Doderidge ſind da, umgeben von den Paget's, Northumberland's, Seymour's, Arundel's, von Allem, was je ein leuchtend Wappen trug, und der neue Lordmajor iſt Edward, der blaſſe Autor des erſten blauen Königswamſes, das Rocheſter einſt geſchändet hatte. Sie Alle ziehen ihm entgegen, dem alten Wettergrauen, dem älteſten und letzten von Guſtav Adolph's blauen Cavalieren, dem erſten Edelmann des Königreichs.

Da reitet er über die Haide von Nodinghill her an der Spitze der Coldſtreamgarde, um das neue Parlament zu ſchützen, den Palaſt ſeiner Könige zu bewachen, aufzurichten das alte britiſche Recht, und neben ihm, auf braunem Roſſe, im ſchwarzen Sammetkleide wie einſt zu Frankfurt, thront lächelnd die Dulderin Eliſabeth, die erſte Stuart, die wiederkommt in's Land.

„Es lebe der König! Eliſabeth, Eliſabeth! Hoch

Herzog Craven, der blaue Cavalier! Largeſſe, Largeſſe, grüßt mir den Ritter!“ dröhnte es ringsum. Jubel und Thränen, Zuruf und Schluchzen umbrandeten Beide, ein Orkan allmächtiger Gefühle, und das Andreasbanner wehet darüber, es klingt der Biebroch, die Coldſtreams aber ſingen:

„Blaue Mützen vom Thal des Tay,
„Blaue Mützen heraus! — — —

Eliſabeth's Augen ſtrahlten hell durch die zitternden Thränen, und mit unendlicher Rührung reicht ſie, das erſte Mal vor allem Volke, dem Manne ihrer Liebe die Rechte.

„Die Tochter Stuart's grüßt Dich ſegnend, Sieger von Kreuznach, Du ewig treuer Mann! Nach dieſem Tage will ich nur Englands rechten König ein Mal noch ſehen, dann habe ich genug gelebt!“

Unter Volkesjauchzen ritten ſie durch den Hyde Park in das alte Königsbezirk ein. Die Coldſtreamgarde beſetzte Whitehall, St. James und Weſtminſter, und Eliſabeth ſah endlich die Stätte ihrer Kindheit wieder, die Stätte, wo ihr Bruder gelitten. Sie weilte aber nicht da. Das alte Cravenhaus in der Drurylane war ihre beſcheidnere und liebere Heimath, es nahm ſie auf.

Am Abend in der Guildhall aber, wo ihnen die City ein Ehrenmahl bereitet, ſaßen William und Eliſabeth und dachten des Kuſſes, der ſie vor einem Menſchenalter hier zuſammenführte. —

Zwei Tage ſpäter trat das neue Parlament zuſammen und rief den König zurück.

Am 25. Mai begrüßte Carl II., von den Niederlanden kommend, mit ſeinen Brüdern York und Gloceſter zu Dover wiederum ſein heimiſch Land. Abertauſende bedeckten die Küſte, und das Wonnerufen miſchte ſich mit dem Donner der Geſchütze. An der Landungsſtelle, wo reiche Teppiche lagen von Frühlingsblumen beſtreut und umgeben von den Häuſern der Lords und Gemeinen, der Geiſtlichkeit und Magiſtratur, ſtand Eliſabeth, zwei Schritte hinter ihr Craven neben Monk.

Als Carl II. an's Land trat, ergriff ſie feſt ihres Gemahls Hand und zog ihn neben ſich. Der König bemerkte es ſogleich.

Mochte er in dieſem Augenblicke nun fühlen, welch' ein Juwel ſein Haus an Wiliam Craven beſaß, mochte ihm vielleicht der Abſchied von dieſem Manne vor Briſtol's Fall wieder vor Augen ſtehen und das furchtbare Verhängniß ſeines Vaters, — eine tiefe Erſchütterung trat ihn an. Er eilte auf Craven zu, umarmte ihn herzlich und küßte ihn.

„Mein ritterlicher Oheim, Euch wiederzufinden, das danken Wir Gott tief! Seid uns gegrüßt mit tauſend Freuden, königliche Eliſabeth, theure, ſchwergeprüfte Schweſter Unſeres königlichen Märtyrers und Vaters. Erlaubt, daß Wir Euch, der erſten Dame Englands, huldigend die Hand küſſen!" Der König verbeugte ſich tief und drückte ſeine Lippe auf der Herzogin widerſtrebende Hand. —

Die Vorſtellung und Begrüßung der übrigen Anweſenden und Corporationen erfolgte. General Monk ward von dem Monarchen Herzog von Albemarle angeredet, und auf Alle, ſelbſt den vor Freude zitternden Trehearne, ſtrömte der „befruchtende Regen von Ihro Majeſtät Gnade,“ wie man entzückt ſich ausdrückte.

Wie er gelobt, wie er Cromwell trotzig es geſagt, der blaue Cavalier ritt neben Carl II. in London ein, das Volk aber ſang:

„Der König kommt wieder!
„Kommt wieder in ſein Reich!

Die übergroße Seligkeit ob des Triumphes des Königthums koſtete dem treuen Gefährten und Diener Eliſabeth's, Trehearne, das Leben. —

Die Tage der erſten Luſt rauſchten dahin. Carl II. hatte Eliſabeth und „Sr. Hoheit, Unſerem lieben Oheim,“ das prächtige alte Leiceſterhaus, das Parlament ihnen aber reiche Appanagen angewieſen, und — dennoch, dieſe Beiden waren die Ernſteſten und Ruhigſten bei allem Taumel der Nation.

„Weißt Du auch, mein Freund,“ ſagte Eliſabeth, „daß ich jetzt erſt beginne, mich — alt zu fühlen! Wir haben unſere Pflicht gethan und der königlichen Sache zum Recht verholfen, aber ich denke doch, daß dieſe neue höfiſche Welt für uns gar nicht mehr iſt. Altmodiſch iſt nſere Sitte, altmodiſch ſind die Prüfungen und Thränen, die wir erduldet, altmodiſch iſt für dieſes neuen Stuart's leichten Sinn, was ſeine Eltern, was ſein Volk ertragen. Ich kann in Whitehall nicht an derelben Stelle lachen hören, wo meines Bruders Blut loß! Laß uns nach Hampſtead wieder. Laß Jeany, Wren, Doderidge, Maggy und die Kinder nur m uns ſein. Ich habe mich des Königlichen zu ſehr ntwöhnt, und — ich bin froh dabei! Gott ſegne nur das Land!"

William von Craven nickte leiſe. „Ja, dieſe Männer aus Stuart's Stamme lernen Nichts, Eliſabeth, e — werden auch nicht dauern. O daß Sophie doch s wüßte, was Englands Wunden heilt. Das Land ird eher nicht Frieden haben, bis ihr Geſchlecht hier inzieht!"

„Aber Wir, William — Wir werden eher zum rieden kommen, und es iſt gut ſo!" — — —

Sie kam eher zum Frieden. Ein Jahr ſpäter, im ebruar 61, ſchloß die Winterkönigin, die Wittwe riedrich's von der Pfalz, Mylady Craven, die müden Augen, nachdem ſie ſich mit dem Prinzen Rupert verſöhnt hatte, der wieder bei Hofe erſchienen war. hre letzten Augenblicke galten ihrem William allein.

„Ich habe nur ein hohes Glück beſeſſen, das warſt du allein, und eine hohe Hoffnungsſtunde, als ich Sophie mit Herzog Ernſt vermählte. Bleib' nicht zu lange. Folge mir bald dahin, wo uns der Erde Kämpfe nicht mehr härmen. Du biſt mir immer ja gefolgt!“ In ſeinen Armen ſchlief ſie lächelnd ein.

Der Herzog weinte und klagte nicht, als er das Götterbild ſeiner Jugend in die Gruft bettete, aber ſein beſtes Theil zog doch mit ihr dahin.

Er reichte Richmond, Edward, Doderidge und Wren an ihrem Sarge die Hand. — „Ich gehöre nur noch dem Werke an, das wir im Welbyhauſe bereiten. Die letzte Wandlung liegt vor mir!“

Sechstes Kapitel.

Die Reſtaurationsepoche der Stuart's iſt bekannt genug, und wie ſich dieſelben ſchließlich zum Lande und zwar für immer hinausreſtaurirten. Sie waren unverbeſſerlich von Anfang bis Ende, und die einzige Perſon von Charakter in dieſer ganzen Königsfamilie, Eliſabeth, hatte ihr ſehr geringes und wechſelvolles Glück am wenigſten den Ihrigen zu verdanken gehabt. — Zwei Erſcheinungen ſetzten das Land anfänglich in Erſtaunen. Nämlich, als das große, von aller Welt gefürchtete Heer Cromwell's nun lautlos aus einander ging, daß dieſe gefürchtete Auflöſung der alten Gewalt nicht einen einzigen Exceß hervorrief. Die Soldaten kehrten ſofort in ihre bürgerlichen Stellungen zurück, um ſich in ihnen vor allen Andern durch Fleiß und Redlichkeit auszuzeichnen, und brachten Bürgertugend in ihre Heimath mit. Zu dieſen Leuten gehörte Colonel Markatty. Die zweite Erſcheinung war, daß Carl II. und ſein Hof gerade thaten, als wenn niemals die blutigſte aller bürgerlichen Umwälzungen einem Stuart das Haupt gekoſtet habe. — England fiel in's wildeſte Extrem. Die Frömmigkeit ward verhöhnt, der Unglauben Sitte. Der Hobbismus, die ſcheußliche Moralphiloſophie: daß einem Könige Alles erlaubt ſei, und in ſeinem Willen allein alles Geſetz beruhe, die nackte Willkür ward zum Glaubensartikel erhoben, die abſolute Kehrſeite der demokratiſchen Doctrin. Die lang geknechtete Ariſtokratie wollte nun auch ihr Opferfeſt haben. Auf die Askece, den Ernſt der Sitten und die ſtrenge bürgerliche Ordnung Cromwell's folgte eine Schamloſigkeit und ſociale Verwilderung, von der bisher noch kein Engländer nur eine Vorſtellung gehabt hatte, und man erinnerte ſich der Revolution nur noch, um ſie zu verfolgen. Der gegenſeitige Haß und alle übrigen Laſter des Bürgerkrieges waren doch von einer gewiſſen rauhen Ehrlichkeit geweſen; man hatte für das, was man that, Gründe gehabt, an die man innerlich wahrhaft glaubte. Die jetzigen Leidenſchaften aber waren ſo grundſatzlos wie falſch, vergifteten das ganze Jahrhundert. —

William von Craven war es nicht beſchieden, Eliſabeth ſo bald folgen zu dürfen, er ſollte ſo leicht ſich nicht in ſtilleren Welten mit der Frau einen, deren Beſitz ihm hienieden wahrhaftig ſchwer genug geworden. All' den Wahnſinn, all' die grenzenloſe Gemeinheit und Barbarei noch ſollte er erleben, welche die Regierung der letzten Stuart's kennzeichnete. Doderidge's Puritanismus, und daß er Cromwell's Adjutant geweſen, ward demſelben nur mit genauer Noth verziehn, weil Craven's greiſenhafte Würde ihm gewichtige Empfehlung wurde. Seine alte Freundſchaft bewies derſelbe auch an Sir Vaugham, den man auf die Liſte der Verfolgten geſetzt hatte. So gab's Viele noch, die ſich nun an den blauen Cavalier klammerten, obwohl ſie einſt mit ihm die Schwerter im Kampf gekreuzt. Das Volk aber hoch wie gering entblößte in Ehrfurcht und Liebe ſein Haupt, wenn, auf den Stock gelehnt, der alte William Craven aus ſeines Vaters Hauſe ſchritt. „Gott ſegne Euch, Mylord! Gott erhalte Eure Herrlichkeit! Seht, das iſt der alte blaue Cavalier, ein rechter Ritter Altenglands, wie's keinen nun mehr giebt! Der hat ein Herz noch für ſein Volk!“ —

In der That, dem Könige Carl war nie recht wohl bei dem Anblicke des altmodiſchen greiſen Herrn, der Nichts verlangte und vornehm ſtolz lieber zum Bürgerlute hielt. Er hatte die unruhigen Londoner am Finger, er war ein Mann, den alle Parteien prieſen, vor deſſen ruhig ſcharfem Blicke ſelbſt die atheiſtiſchen Höflinge ſcheu die Augen niederſchlugen. Dieſes luſtige Schlaraffenleben zwiſchen Becher, Hazard und Buhldirnen fühlte ſich natürlich ſehr genirt in ſeiner Gegenwart. Zum Glück erſchien der Herzog ſelten und blieb nur gerade ſo lange, wie er eben mußte; war ihnen dann doch jedes Mal, wenn er Whitehall verlaſſen, als ſei der Zuchtmeiſter gewichen.

Was jener jetzt ſo ſtark und zahlreich gewordenen Verbindung des Welbyhauſes ganz außerordentliche Macht, ſo wachſenden, wenn auch unſichtbaren Einfluß auf die Gemüther verſchaffte, war eben ihre makelloſe Parteiloſigkeit, welche die Schrecken jeder Epoche bisher zu mildern gewußt hatte. Im Bürgerkriege, wo der Beſitz höchſt unſicher geworden war, hatten die Mitglieder dieſes Vereins, die ja beiden Parteien angehörten, ihre Schätze dem Dunkel des Welbyhauſes anvertraut, das ohnehin ſchon ſo reich war. Vor Cromwell hatten Royaliſten ihre letzte Habe hierher geflüchtet, jetzt thaten es Presbyterianer und Independenten. Hier war eine Freiſtätte, eine rieſige Bank, welche die Humanität errichtete und verwaltete, und die Dem lieh, der da litt, von Dem aber forderte, der da geſiegt hatte. Dieſelben Hände, welche einſt Eliſabeth Schutz und Hilfe geboten, reichten jetzt auch Richard Cromwell, dem

Sohne und der Wittwe des todten Zwingherrn in ſtiller Vergeſſenheit ihr Brot. Craven war das Haupt dieſer mildthätigen Geſellſchaft, Richmond, Wren, Edward und Doderidge ſeine nächſten Genoſſen. Die Millionäre in Lombardſtreet wie die einſamen Lairds in den Thälern von Wales, der Häuptling in den Hochlanden wie der Schiffer zu Gravesend, Alle nannten ſegnend den Namen des „frommen Herzog Craven,“ wenn ſie auch nicht immer wußten, weshalb er es war. Wer ein Mal indeß in London die Spitäler, Krankenhäuſer und Schulen beſucht hatte, die da durch Turner's, Higk's, Gresham's, Scarborough's und Child's Menſchenliebe gegründet worden, der hatte auch von ihm flüſtern gehört, und das Dunkel, was Craven umgab, machte ihn nur noch volksthümlicher. Es war, als wenn, ſo lange noch dieſer Mann athme, der gute Geiſt ſtillſchweigend durch's Vaterland helfend walle und es nicht ganz verkommen laſſe.

Es erſchien aber eine Zeit, wo dieſes allgemeine Zutrauen ſchwer geprüft ward. Das Jahr 1665, mit ihm, eingeſchleppt durch den Levantehandel, die gräßlichſte Geißel der Lebendigen, — die Peſt. Binnen ſechs Monaten ſtarben 160,000 Menſchen in London. — Der Hof floh nach Hamptoncourt, ſelbſt nach Windſor, um nur recht weit zu ſein. Die Miniſter, die hohe Verwaltungsmaſchinerie folgte mit aller Geſchwindigkeit der Feigheit und überließ London ſeinem Schickſal. Welbyhaus aber hielt ſeine Glieder zurück.

„Helſt! Wer hienieden die Liebe ſieht, den ſieht ſie droben!“ —

Und Einer iſt's, der da Tag und Nacht durch die Straßen eilt, der Befehlshaber der Aerzte, Krankenwärter und Todtengräber, der Engel, der den Tod ſanfter macht und das faſt fliehende Leben noch zu retten ſucht, William Craven. Tauſende ſinken hin, ganze Generationen glücklicher Familien. Sein eigener Bruder Edward wird des eigenen Liebeswerkes Opfer, und William's, Wren's, Joſuah's und Jeany's Hände ſargen ihn ſelber liebend ein, aber weiter geht's dann, als wenn es gälte, wie ehemals die Schanzen von Kreuznach zu ſtürmen. Der Todesengel reicht nicht hinan an den gewaltigen Greis, nicht an Richmond, Jeany und die Treuen, die ihn begleiten. Der Ort, da er ſein Peſthaus baute, die Goldenſquare, iſt den Londonern heute noch ein heiliger Boden.

Und das Wehe ſchwand, London athmete wieder. Menſchenliebe und Todesverachtung hatten über die gifthauchenden Furien geſiegt. Es ward wieder heiter in London, denn Se. Majeſtät kamen ja nun auch wieder. Die trauernden Wittwen und Waiſen verbargen freilich ihren Gram, nur die vielen dunklen Trachten in den Straßen waren unangenehm, zumal man ſo große Luſt zu lachen hatte. Es war eben eine lächerliche Regierung. Und doch! Sie war noch nicht ganz die ſchlimmſte, welche dies Land erleben ſollte.

Wie erbärmlich ſie ſich indeß erwies, geht daraus hervor, daß in keiner der vorhergegangenen noch ſo wilden Parteikämpfe ſo zahlreiche Parlamentsauflöſungen, ſo bettelhafte Erniedrigungen der nationalen Würde erlebt worden waren, wie jetzt. Wie ſervil auch die erſten Parlamente Carl's II. waren, wie fanatiſch auch die alte, wieder reſtituirte Hochkirche die Göttlichkeit der Majeſtät, welche ſich unter Dirnen wohlbefand, ausposaunte, den Beutel machte man doch feſt zu und that ihn nie auf ohne eine ganz honette Gegenleiſtung des Monarchen. Die Engländer waren wenigſtens klug geworden. Bald war aber die anfängliche Popularität hin, und des Hofes unerſättliche Verſchwendung, von der Nation nicht weiter unterſtützt, hatte ihn ganz in die Arme des ſchlauen Frankreichs getrieben. Die Stuart's verkauften ſich wörtlich an Ludwig XIV. für baares Geld, in der Hoffnung, durch ſeine Hilfe ſich gegen den wachſenden Zorn der Nation zu halten, ja ſchlugen, ihm zu Liebe, dem einzig reellen Freunde und guten Engel, dem proteſtantiſchen Schweſtervolke in's Geſicht, Holland. Carl II. begann, kaum der Peſt entledigt, auf Frankreichs Commando mit ihm den Krieg. Bei Jarmouth glücklich, wurde Englands Flotte im Mai 66 von Ruyter, Tromp und de Witt in einer viertägigen Seeſchlacht total vernichtet.

Das war nur der Prolog des öffentlichen Elends. —

Am 2. September deſſelben Jahres ſteigt in Puddinglane, mitten in der City, ein wirbelnder

ualm empor, frißt reißend weiter, immer weiter, und
e Windsbraut fegt himmelhoch die raſenden Flammen!
as iſt der rieſenhafte Brand, vom Tower ſich bis
m Temple, vom Themſeſtrand bis Smithsfield
reckend. Zwei Drittel der alten City, des Sitzes
on Englands Reichthum, und mit ihm werden Milliar-
n verſchlungen. Der Wahnſinn ergreift das Volk,
e Wuth! „Das ſind die Baptiſten," heult der Pöbel,
d man beginnt zu morden, Wem man aus irgend
nem Grunde die Urſache dieſes Elends zutraut.

Mitten durch die Gräuel tönt aber donnernd Halt.
er alte Cavalier auf ſeinem Schimmel ſtürzt ſich unter
e Raſenden. Ihm folgt, was noch fünf geſunde Sinne
at, und wehrt dem Haſſe der Menſchen wie der Ele-
ente, rettet und hilft, bringt endlich Vernunft in die
llgemeine Kopfloſigkeit. Craven hat die Genoſſen
m's Welbyhaus geſchaart, ſie bergen die geretteten
üter, er hat die Miliz geeint und hält ſtrenge Disciplin.
in Dutzend Raubvögel läßt er aufknüpfen, wer nicht
fort gehorcht, wird niedergeſchlagen! — Nun packt
lles an! Die Flamme nach drei bangen Tagen und
ächten wird mählich ſchwächer.

Unkenntlich von Ruß, Dampf und dem Staube des
chuttes, der die Luft verdunkelt, hält der Greis bei
iſhopsgate- und Ladenhillſtreet, um die
luth vom Eaſtend abzuhalten. Alte Parlaments-
oldaten haben drüben bei der Cornhill eben auf ſein

Commando mit Pulver eine Straßenfront geſprengt. Erderſchütternd praſſeln Mauern und Giebel nieder, dann iſt es ſtill. Mit ihnen iſt auch der Flamme der weitere Weg abgeſchnitten, der reichſte, größeſte Theil des Eaſtends, Gott ſei Dank, iſt gerettet.

Ein Herr zu Pferde drängt ſich heran.

„Mylord, Ihr ſeid unſer Engel, Gott vergelte Euch! Se. Majeſtät fragen, ob er irgend Etwas zur Linderung des allgemeinen Unglücks beitragen kann!"

„Erwiedert der Majeſtät, Kanzler Clarendon, daß ſeine Frage müßig iſt. Eines Volks Unglück lindert Nichts, als das Gefühl, Der wenigſtens verſtehe auch mit ihm zu leiden, Der ſich bisher ſo gut an ſeinem Schweiße zu vergnügen verſtand! Kam Neffe Carl nicht zu der Stunde, wo noch ein Königswort helfen konnte, ſo bleibe er auch fort, wo wir uns ſelber geholfen. Die Noth, die mich zu Londons Dictator machte, braucht keine nutzloſen Zuſchauer!!" —

„Nieder mit Clarendon! Nieder mit Carl, es lebe William Craven, der Citykönig!"

„So gehorcht ihm denn auch ferner noch, Gentlemen! Laßt Clarendon laufen und geht an Euer Werk. Hinüber zur Chapſide. Wir können nun den Flammen von Norden her beikommen. Vorwärts, Colonel Markatty, Ihr verdient Euch ewige Kronen!" —

Und weiter drangen ſie. Von der geretteten Ladenhill und dem Eaſtend her aber kommen jetzt,

Thränen der Freude vergießend, die großen Indiakauf-
eute, die Goldſchmiede und Negotianten mit all' ihren
Leuten, den Herzog dankend zu umringen.

. „Nichts, Freunde, ſchweigt. Greift an und dankt
nit Thaten. Wenn Gott Euch Eure Schätze wunder-
ar zurückverlieh, ſo bedenkt, Ihr habt ſie nur deswegen
och, um Euren trauernden Mitbürgern zu helfen!“ —

Viertel um Viertel ward die Brunſt wie eine feind-
iche Colonne zurückgeworfen, die Aufregung ſpottete
eglicher Ermattung. Da murmelt's und murrt's in
en Maſſen. „Der König! Da kommt der König!“

Carl II., ſeinen Bruder Jakob von York neben
ich, ritt mit wenigen Cavalieren heran. Eben trug
Markatty ein weinendes Kind aus dem praſſelnden
Qualm des nächſten Hauſes.

Der herzloſe Monarch war doch blaß und erſchüttert
ob des Anblicks.

„Wir erſcheinen ſelbſt, Oheim,“ ſagte er, „Uns unter Euren Befehl in Allem zu ſtellen, was Unſere ſchwache Kraft bei ſolchem Jammer vermag.“

„Unſer Dank iſt unausſprechlich, Mylord,“ fiel Jakob eifrig ein. „Ihr habt mit wunderbarer Gewalt das raſende Volk zur Vernunft gebracht und unſchuldige Katholiken gerettet, die ihres Glaubens wegen leiden ſollten!“

„Iſt Euer Dank ſo unausſprechlich, Hoheit,“ erwiederte Craven bitter, „ſo laßt ihn unausgeſprochen. Ich rette hier nicht Leute, weil ſie Katholiken oder ſonſt Was, ſondern weil's — Menſchen ſind. Wenn Ihr übrigens was thun wollt, Majeſtät, ſo laßt die Coldſtreams löſchen helfen vom Nordweſten der Stadt her, und was von Gütern gerettet wird, zur Grubſtreet nach dem Welbyhauſe bringen. Seht dieſen Mann hier an, König Carl. Das iſt Colonel Markatty, der mitgeholfen, daß Ihr nun auf Eures Vaters Throne ſitzt, und von Euch vergeſſen ward, weil er Independent iſt. Dem Manne verdankt Ihr heute die Hälfte Eurer Hauptſtadt!"

„Baronet Markatty, Wir danken Euch! Habt Ihr 'nen Wunſch, den Wir erfüllen können?"

Markatty trat dicht an des Königs Gaul. „Ich hätt' einen Wunſch, aber den könnt — Ihr nicht erfüllen."

„Welchen?"

„Daß Ihr ein beſſerer König ſein mögt!" Er drehte ſich um und ging an ſein Geſchäft. —

Geſenkten Hauptes ritt Carl II. durch die ſchweigenden Maſſen. Er befahl ſogleich die Coldſtreams von Weſtminſter her und alle Leute ſeines Hofes, warf ſich an der Stelle, die Craven bezeichnet hatte, mit allen ſeinen Helfern auf die Gluth und arbeitete, bis am vierten Tage endlich die letzte Flamme im Pyecorner zuſammenſank. Es war doch ein Stück Scham noch in ihm, und ſein mattes Herz war erwacht. Leider nur Strohfeuer waren ſeine Gefühle.

— — — — — — — — — — —

Jetzt erſt, da die Aufregung, die Angſt, der Stumpfſinn des Entſetzens vorüber war, überſah London das ungeheure Feld ſeiner Verwüſtung. Mehr als die halbe Einwohnerſchaft war zu obdachloſen Bettlern geworden. Nun erſt ſtiegen die Klagen jammernd himmelan, und die grauenhaften Folgen des allgemeinen Elends wurden in ganzer Stärke fühlbar. Nahrungsmittel, Geld und Obdach fehlten, und der Winter ſtand vor der Thür. Wo wollte man die Kräfte nur hernehmen, aus dieſem Trümmerfelde wieder eine bewohnte Stadt zu machen?

Eine Woche war's nach dem Brande. Kopf an Kopf harrte vor Cripplegate, die ganze Grubſtreet, Red- und Whitecroß bis zum Charterhaus und Barbicon hinauf die Volksmenge. Sie war herbeſchieden von William Craven, er wollte ihnen helfen. — Drinnen im Welbyhauſe aber ſaß die ganze Gemeinſchaft des alten Bundes. Von allen Enden des Landes waren ſeine Glieder gekommen, Geld und Zuſuhren, jede Art der Hilfe zuſagend. Chriſtopher Wren, der zu Anfang der Noth in Frankreich geweſen, war auf die erſte Nachricht erſchienen.

Vor ihnen lag auf dem Boden der neue Plan von London. Zwiſchen Richmond und Doderidge ſtand der Alte, deſſen Haupt die Silberlocken, die heilige Krone des Greiſenthums, umwallten.

„Ihr habt Alles gethan in dieſem Elend, was Ihr nur konntet, und gezeigt, daß Liebe das Schrecklichſte ſelbſt überwindet. Aber es iſt noch lange nicht genug. Wenn nicht ein neuer Pulsſchlag, neuer Lebensmuth dieſe Menſchen durchdringt, wird ſich das arme Volk nie wieder erholen! Dieſen Pulsſchlag müſſen wir ihm geben! Wir müſſen ſie — bauen lehren! Bauen aus den alten Trümmern die neuen Hütten, bauen aus den alten verfallenen Menſchen die neuen! An uns ſelbſt müſſen wir beginnen und uns verwandeln. Ja, Verwandlung! Wie alles Irdiſche trifft ſie auch uns, und der größeſte aller Meiſter hat in dieſem Brande uns einen Fingerzeig gegeben, hinauszugehen, werkthätig in die Welt die alte Weisheit der Väter in eine neue Form zu gießen und unter neuem Daſein das Ewige irdiſch fröhlich zu verjüngen! Blickt auf den Plan! Blickt draußen auf die rath- und obdachloſen Tauſende. Es giebt nicht Maurer und Werkleute genug, um ſelbſt für Lohn zu bauen, nicht Geld genug, um ihnen ſelbſt zu lohnen, wenn ſie auch da wären. Nun denn, im Namen Deſſen, der die Welt gemacht, des Dreifachen, ſo laſſet Uns — Uns ſelber Maurer, — freie Maurer werden, die auf den irdiſchen Lohn nicht warten! Wren ſoll unſer Aller Meiſter, wir wollen ſeine Geſellen ſein und das Volk lehren, wie es baue! Folgt meinem Beiſpiel!“ — —

Welch' Leben und Treiben! Welch' friſcher Athemzug zieht durch die Trümmerwelt! Da ſtehen Craven der Alte, Richmond, Doderidge, Markatty, John Higks und Gresham, der Herzog neben dem Bettler, der Millionär neben dem Handwerker, — ein Volk baut ſeine eigne Stadt! — Das war das Geburtsfeſt der ſogenannten — freien Maurerei, und Chriſtopher Wren ihr erſter Meiſter. —

Das Beiſpiel war überwältigend. Von allen Enden des Landes, vom Auslande ſelbſt ſtrömten Handwerker daher, und ſchöner, herrlicher, — rieſengroß wuchs London, das neue London auf, aus ſich ſelbſt des Reichthums unergründliche Quellen ſchöpfend. In ſeiner Mitte erhob ſich neu die Baſilika von St. Paul!

Aber mitten in dieſem neuen Streben und Leben kam ein abermalig Wetter über die junge alte Stadt. Die ſiegreichen Holländer, nicht genug, jetzt ſchrankenlos den engliſchen Handel plündern zu können, ſegelten in die Themſe mit einer Invaſionsflotte ein und begannen London zu bombardiren! Da raſte das Volk voll Scham, Erbitterung und Groll ob ſeines Monarchen! —

Herzog Craven erſchien in Windſor, wohin Carl II. geflüchtet war.

„Iſt die Stadt über, Mylord?“ ſchrie der König entſetzt ihm entgegen.

„Nein, über iſt ſie nicht, aber ſie wird etwas Anderes thun, Majeſtät!“

„Was iſt's, um Gotteswillen!“

„Wenn binnen 24 Stunden nicht Friede, ewiger Friede mit Holland geſchloſſen und dies ſchimpfliche franzöſiſche Bündniß nicht zerriſſen iſt, dann, Carl Stuart, wird London ſich mit dem Holländer verbünden und Dich zum zweiten Mal aus England jagen! Der alte Craven ſoll aber der Erſte dabei ſein, denn Du biſt der Treue dann nicht werth, die Dir ſelbſt der Schlechteſte dieſes armen Volkes erwieſen hat!!“

Die Thür fiel krachend wieder zu. — Das war der letzte Beſuch, den Mylord Craven bei Carl II. machte.

Zwei Tage ſpäter hatte man mit Holland Frieden. Seine Flotte zog unter Geſängen der Matroſen ab. Clarendon, der Kanzler, entfloh ſeinem Proceſſe nach Frankreich. Die wohlthätige Folge hiervon war, daß Lord Temple für England die Tripelallianz gegen Frankreich und die Verbindung Maria's, Jakob's Herzogs von York Tochter, mit Wilhelm III. Prinzen von Oranien abſchloß. — — — — — —

— — — — — — — — — — —

Der 17. December des Jahres 88! Cravenhaus ſteht noch, aber mancher ſeiner Bewohner, Doberidge, Maggy, auch die treue Pflegerin William's, Jeany, die letzte engſte Vertraute ſeines Lebens, deckt die Erde. Nur er ſelber wandelt noch, ein erzner Rieſe aus einem fremden Zeitalter, unter den Lebendigen, und der Tod will noch nicht kommen. Da ſitzt er, ſinnend über vergangene Zeiten, hört all' die Narrheit und das Elend des Lebens mit an, hilft und räth in ſeiner milden Weiſe, aber das Leben ſelbſt hat für ihn keinen Reiz mehr.

Richmond, Wren mit Betty, ſeiner Frau, und Lord William, Jeany's und Edward's Sohn, einſt Erbe des Herzogs, ſind mit der ſchönen Eſſy von Berkley*) bei ihm, die Letzterer unlängſt geehlicht. Ueber Allen thront am hohen Wandgetäfel das Bild der Winterkönigin, Eliſabeth Stuart, und ſieht den Greis noch immer mit ihren himmliſch ſchönen Augen an. Und er nickt ihr leiſe zu, als wolle er ſie vertröſten.

„So wird dies Stuartiſche Königsſpiel denn bald geſchloſſen ſein," ſagte der junge Earl, „ich bin froh darüber. Sunderland und Churchill ſind König Jakob nun auch davon gelaufen, denn Wilhelm von Oranien ſoll ſchon im vollen Anmarſch ſein."

„Daß die Fiſcher Jakob auf der Flucht in Sherneß anhielten und zurückzwangen, war dumm genug," verſetzte Wren. „O dieſe iriſche Nacht, die auf ſein zweckloſes Entweichen folgte, weil Feverſham die Armee entlaſſen, ich möchte ſie nicht nochmals erleben! Was will er denn noch beginnen, wenn er ſich nicht fangen laſſen will?“

---

*) Dieſelbe, welche ſpäter als Markgräfin von Ansbach ſo bekannt wurde. D. V.

„Höchſtens mit Pater Petre beten und ſterben: das können die Stuart's ja am beſten. Nur ein Herz war unter ihnen groß, königlich und rein!“ Der Alte blickte warm auf das Bild hinüber.

„Und für dies Dynaſtengeſchlecht bluteten wir!“ rief Richmond. „Keine Lehre, keine Erfahrung gab's für ſie. Statt an Holland feſtzuhalten, verkaufte ſich Carl im Vertrag zu Dower wiederum den Franzoſen, o du ruhmvolles Werk des Cabalminiſteriums! Dann des Oates blutige Katholiken-Verfolgung. Thomas Thynes von Longleats Ermordung, des Mannes der armen lieben Ogle, und die Roggenhausverſchwörung, wo Ruſſel's Haupt fiel!“

„Nach Carl's Tode aber brach die katholiſche Reaction los,“ lachte Wren bitter. „Claverouſes Puritanerhetze, Argyle's und Monmuth's Aufſtand und Jeffrey's blutige Aſſiſen, bis die allgemeine Wuth unzähmbar losgebrochen, die Königin bei Nacht und Nebel floh, und nun der Oranier kommt, um England vom Selbſtmord zu erretten.“

„Prüfungen ſind's, wüſte Wellenſchläge der Geſchicke auf und ab,“ nickte der Herzog, „bis ſich die Fluthen alle verlaufen, und der neue Tag der neuen Erde ſcheint. Warten! Ringen und — doch warten, das iſt das große Naturgeſetz alles Lebens! So geht's den Völkern und den Menſchen. — Wie lange muß England ſtreiten, welch' Blut und welche Thränen vergießen, bis endlich Friede in ſeinen Schooß kommen mag? Wie lange warte ich denn nicht auf ihn und bin ſchon ſo oft unmuthig geweſen. Wußte gar nicht, welchen Zweck ein Greis, wie ich, denn noch haben ſollte hienieden, und immer gab's doch noch Was zu thun, und immer wurd' ich nicht fertig! Aber es iſt gut ſo, und ich freue mich deſſen doch!“ Er erhob das lächelnde Haupt, und ſein Antlitz glänzte. „Ich habe London bauen helfen dürfen, habe dieſe Verjüngung unſerer Brüderſchaft geſehen. Tauſende haben wir in unſeren Schooß aufgenommen zu neuer Lebensfreude, Tauſende der Opfer einer mitleidloſen, wahntrunkenen Zeit errettet, und durch alle die tiefen Schatten des Augenblicks dringen die goldenen Lichtſtrahlen der Vergangenheit ſelig hindurch und erwärmen immer wieder neu das alte Herz! So denk' ich auch, der Ewige muß mich doch hier noch zu Was aufbehalten, da er mich immer noch bleiben läßt. Und wunderbar, ja göttlich iſt dies Leben, wenn man's nur liebend recht erfaßt. Jener große Mann voll Kinderpoeſie und Greiſenweisheit, der des Pilgrims Reiſe ſchrieb, John Bunyan, den ich endlich auch auffinden, aus ſiebenjährigem Kerker reißen durfte, er war's ja, der damals als Dragoner im Regiment Vaugham mich und den König zu Woodſtock fing, und deſſen Dienſte für Eliſabeth mich retteten. Und der edle Harry! Der wohnt jetzt auch wie Freund Joſuah droben in der — ewigen Republik der Geiſter!“ —

Ein Geräuſch von Stimmen erklang draußen, Tritte nahten, die Thür ſprang auf.

„Chiffinch, des Königs Kammerdiener?“ fuhr Richmond empor.

Der Herzog wendete ſich. Bleich ſtand der Bote vor ihm und drückte einen Zettel in ſeine Hand.

Der Herzog las. — „Helft mir, Mylord! Alle haben mich verlaſſen, Anna, meine Tochter, mein Schwiegerſohn, meine Leute! Die Coldſtreams ſelbſt — mein letzter Schutz, drohen Whitehall zu räumen. — Wenn Oranien kommt, bin ich gefangen! — Denkt an meines Vaters Schickſal! Denkt, daß eine Stuart ja Euer Weib war. Jakob.“

Der alte Herzog erhob ſich ſtarr und feſt. „Meinen Degen, Sohn! Hut und Mantel, Wren! Richmond, laßt mir mein Pferd vorführen!“

„Vater!? Wohin wollt Ihr!? Was ſoll geſchehen!?“

„Schweigt und gehorcht! Ich gehe, die Coldſtreams treu zu halten und Jakob zu ſchützen. Ob er ungerecht that, ob nicht, noch iſt er mein König! Der letzte Stuart ſoll nicht ſagen dürfen, daß der Mann ihn verließ, dem dieſes hohe Weib dort Liebe und Treue gegeben! Wenn ich ſterben muß bei dieſem letzten Ritterdienſte, ſo ſterb' ich recht in Gottes Namen!“

Still war's ringsum, nur die Frauen ſchluchzten. Richmond war hinabgegangen.

„Lebt wohl, Kinder, alle wohl, der Ewige ſegne Euch! Der Tod iſt mir ja 'ne Freude, und Ihr wollt weinen? Ich folgte ſeliger ſicher nicht den Trompeten des großen Guſtav, als dieſem Signal des Todtenengels!!“

Er ſchritt hinab. Alle folgten ihm. Richmond und ſein Neffe halfen ihm auf's Pferd. Er reichte ihnen Allen, Wren zuletzt die Hand. „Ich zieh' gen — Oſten!“

Er ſprengte hinweg wie einer der alten, ſagenhaften Recken von Arthur's Tafelrunde. —

Das Volk wälzt ſich um Weſtminſter, Whitehall und St. James in zornigem Getümmel. Die Milizen patrouilliren wie an jenem wilden Tage, wo Carl I. London verlaſſen mußte, bis er es als Opfer wiederſah.

Im inneren Palaſthofe, deſſen Gitter geſchloſſen waren, treibt ſich die königliche Garde der Coldſtreams fluchend umher, raiſonnirt in dichten Gruppen, fragt ſich zornig, ob nach Auflöſung der Armee, nachdem ſelbſt Kirke und Feverſham zu dem Oranier übergegangen, ſie denn allein noch der allgemeinen Wuth Stand halten müſſe, um einen König zu ſchützen, der bereits aller Majeſtät entkleidet ſei. Viele hatten ſchon nicht übel Luſt, abzuſitzen und hinten durch den Park das Weite zu ſuchen, nur die Officiere, die klägliche Bitte Jakob's ſelbſt hatten ſie noch in widerwilligem Mitleid zurückgehalten, das nicht frei von Verachtung war. Da kommt ein Ritter durch den Park an's Hofthor geſprengt und begehrt Einlaß.

„'S iſt Sr. Gnaden der Herzog Craven, der blaue Cavalier!“

„Mylord, der alte Blaue? Den laßt herein, das iſt der Vater von London!!“

Die Riegel knarren. Der greiſe Herzog reitet langſam in den Hof. Die Soldaten umdrängen ihn und betrachten ihn voll Scheu und Ehrfurcht. — „Gott erhalte Eure Herrlichkeit! — Seht den Alten, der hat unſer Regiment im Jahre 65 errichtet und von den Cheviothills geführt!“ ſo raunen ſie unter einander.

Craven zieht grüßend den Hut. — „Kennt Ihr mich alſo noch, Kinder?!“

„Ja, Ew. Gnaden! Es lebe Craven, der Maurer von London! Der König der armen Leute!“

„Nun, wenn Ihr mich kennt, ſo wißt Ihr auch, daß ich treu bin und die Gefahr nicht wäge. Da hat mir'n Schuft geſagt, Coldſtreams, daß Ihr, wo Euer König nun gar keinen Freund mehr hat und kein ehrlich Herz, ihn heimlich verlaſſen wollt, damit er ein Pöbelſpott werde. Das habe ich nicht glauben wollen und habe meine alten Knochen auf den Gaul gehängt, ſelber zuzuſehen. Hier bin ich nun und frage: Wer will mit dem alten Craven leben und ſterben, und Wer das alte, blaue

Andreasbanner in den Koth ziehn, daß einſt die Enkel ſagen: Bezahlen ließen ſie ſich in fetten Zeiten gar wohl, aber für ihren Herrn mochten ſie nicht fechten?! — Wer bleibt, tritt rechts von mir! Wer gehen will, links!“

Eine Pauſe der Verblüfftheit folgte, ein Schwanken und Summen durch einander. Aber als ſie den Herzog ſo ruhig droben ſitzen ſahen auf ſeinem Thier, ſo Alles erwartend, brach ſich die alte Soldatenehre Bahn.

„Wir bleiben! Es lebe Jakob Stuart! Es lebe der König!“ Rechts traten Alle, Mann für Mann. Die Officiere ordneten die Glieder. —

Der letzte Stuart hatte den Ruf gehört, hatte vom Fenſter geſehen, was vorging. Jakob II. kam wankend herab, reichte Craven matt die Hand und flüſterte: „Ihr ſeid der Einzige doch, der niemals Unſer armes Haus täuſchte!“

Der Herzog folgte dem König in die Hallen, wo ſtatt des Günſtlingstroſſes und der lungernden Kutten jetzt eine unendliche Oede gähnte. Craven hatte die ſtrengſte Manneszucht den Garden anbefohlen, und daß ihm bei Tag wie Nacht ſogleich von Allem Rapport gebracht werde, was vorgehe.

„Was hat Ew. Majeſtät beſchloſſen?“

„Zuleſtein, Unſeres Schwiegerſohnes Abgeſandter, hat Uns vor zwei Stunden erklärt, Wilhelm werde nach London rücken, Wir möchten nun ganz nach Belieben handeln. Das heißt ſo viel, als — gieb Dich gefangen oder weiche. Ich habe Halifax, Shrewsbury und Delamare zu ihm zurückgeſchickt und ihm ſagen laſſen, ich wolle morgen nach Rocheſter gehen."

„Es iſt gut, Ew. Majeſtät."

„Nein, es iſt ſchlecht, teufelsmäßig ſchlecht und ſchurkiſch dazu, Mylord! Von dieſem tückiſchen Volke reden Wir weiter kein Wort, Skorpione ſind zu gut für dieſe Höllenheerde! Aber daß meine Kinder ſelber mich ſelbſt verlaſſen würden, Anna, Marie, der Prinz Impoſſible! Daß mein eigener Schwiegerſohn mich hinweghetzen könne von der Heimath, dem Thron meiner Väter! — Schauderhaft! Unnatürlich! Gottesläſterlich!"

Craven ſchwieg.

„Meint Ihr denn nicht, Mylord?" ſchrie der König.

„Den Gefallenen, Majeſtät, ſoll man nicht noch ſteinigen. Aber täuſcht Euch nicht. Meßt nicht Anderen zu, was auf Euch allein zurückfällt. Wenn ein Volk ſeinen König, und ein Kind ſeinen Vater lieben ſoll, ſo muß ihm der erſt die zwiefach größere Liebe geben. Ihr habt aber die Gewalt, den Papſt und Frankreich geliebt, nicht England! Doch ich habe jetzt ſo am wenigſten zu Euch zu ſprechen, dazu iſt's nun zu ſpät. Daß ich Euch aber ſo lange ſchützen will, als Ihr im Hauſe Eurer Väter wohnt, daß ich an Euch den Schatten des Herrſcherthums der Stuart ſelbſt noch vertheidige, dem ich ſtets gedient. Deſſen ſeid gewiß!" Er wendete ihm den Rücken und ging hinab, die Poſten zu revidiren.

Es ward Nacht. Der Volkstumult draußen wurde ärger. — „Sie kommen, ſie kommen, die Holländer! Nieder mit den Stuart's, es lebe Oranien! König Wilhelm für immer!“ Trommelraſſeln drang an Craven's Ohr. Er zog den Degen. —

„Kameraden, William Craven's und der Coldſtreams Ehre ſoll nicht an dieſem Tage untergehen! Achtung! Ladet die Gewehre! Oeffnet das Gatter nach der Straße, Mac Farlane, wir wollen den Holländern 'nen heißen Willkommen bringen!“

Näher raſſelten die Trommeln, Flintenläufe blitzten die Straße herauf.

„In Gottes Namen alſo —!“

„Halt! O, haltet ein, Mylord!“ — Der König, Chiffinch hinter ſich, war haſtig in den Hof geeilt. „Ich befehle Euch, keine Gewalt; es wäre nur mein Verderben! Sie haben rings Whitehall ſchon beſetzt, es würde ein nutzlos' Schlachten geben! Verlaßt Uns Alle! Wir entbinden Euch hiermit Eures Eides! Lebt wohl, lebt wohl!“ Jakob II. eilte fort und vergrub ſich in ſeine Gemächer. —

„So iſt der letzte Herrendienſt dieſem unſeligen Geſchlechte denn von uns gethan! Legt die Gewehre ab, nehmt die Standarte in Eure Mitte! Vorwärts!“

Das Gitter klirrte. Den herzoglichen Greis zu Fuß voraus, ſo zogen ſie hinaus, — von Whitehall ab, — den Holländern entgegen.

Ein hagerer Officier, von zwei Anderen begleitet, ſprengte heran, ſie trugen am Hute die orange Schleiſe.

„Wer da! Was wollt Ihr noch? Habt Ihr Luſt zu unnützem Blute?!“

„Wenn Ihr uns gehen laßt, nicht! Ich verlange nur, daß man die alte Coldſtreamgarde in Ehren paſſiren läßt!“

„Die Coldſtreams? Mylord, dann ſpreche ich mit keinem Geringeren, als meinem Großohm, dem Sieger von Kreuznach?!“ Der Reiter ſchwang ſich vom Pferde, ergriff herzlich Craven's Hand und küßte ſie. „Sag' Du mir, Heldengreis, iſt es gefrevelt, wenn dieſes gequälten Volkes Recht und ſeines Glaubens Freiheit, bedroht von einem Jeſuitenkönig, mir mehr gilt, als Alles?!“

„Wenn das Dir mehr gilt, Wilhelm von Oranien, als alles Andere, mehr als die Pietät vor Deines Weibes Vater, dann haſt Du Recht gethan! Dann wirſt Du auch dies Volk beglücken!“

„Damit ich's kann, dazu die Kraft und Größe finde, willſt Du mir helfen?“ —

„Ich? — Ich bin ein alter Mann! Wodurch?“

„Lehre mich ſo bauen, wie Du's gethan!!“

Des Herzogs Züge verklärten ſich wie im Abglanze einer ſchöneren Welt.

„Wohl, William! Komm' morgen in mein Haus, da ſollſt Du's lernen. Coldſtreams, hier iſt fortan Euer Herr. Es lebe Wilhelm von England!" — —

Am anderen Morgen vor Tage noch fuhr der letzte Stuart, von Neuem heimathlos, die Themſe hinab nach Rocheſter. Boote mit holländiſchen Grenadieren escortirten ihn. Von da ging er zu Schiff nach Frankreich. —

Den Abend darauf war Wilhelm von Oranien der erſte Herrſcher, der — die Kelle nahm.

Als ihm der blaue Cavalier die Hände ſegnend auf's Haupt gelegt und ihn gebeten: „das alte Recht in England und Menſchenliebe aufzubauen für Kind und Kindeskinder —" ſank er zurück auf ſeinen Seſſel, erſchöpft, matt, aber lächelnd.

„Meine Arbeit — iſt aus! — Eliſabeth! Guſtav Adolph!" — —

Der letzte blaue Cavalier war mit der Dynaſtie der Stuart's dahin. Aber ſein Gedächtniß lebt ewig als letzter Akkord altengliſcher Romantik. — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

Ob Sophie, Eliſabeth's und des Palatin Friedrich's einzige Tochter, auf welche der Mutter Hoffnung und William Craven's Sorge ſtets gerichtet geweſen, an der Seite Ernſt Auguſt's, des Erbherzogs von Hannover, glücklich war? Ob ſie's erlebte, auf ihrem Haupte Englands Krone ſchimmern zu ſehen? — Nein! — Eine glückliche Gattin und

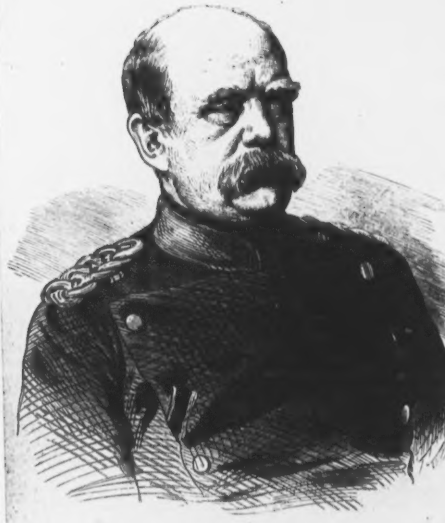
Fürſtin war ſie nicht. Aber dennoch ging an ihr in Erfüllung, wofür Eliſabeth und der blaue Cavalier ſie erzogen, wofür Beide geduldet hatten. Sie wurde die letzte Hoffnung Englands!

Als Wilhelm von Oranien und auch Königin Anna kinderlos geſtorben waren, berief Britannien ihren älteſten Sohn als Georg I. auf den Thron. Sophie ward ſo die Stammmutter von Englands und Preußens Herrſcherhauſe.

Hampſtead-Hall aber gehört noch heute den Earls von Craven.

Ende.

Druck von Robert Nischkowsky in Breslau.



FÜRST BISMARCK.

Fürſt Bismarck

Deutſcher Reichskanzler.

Von

A. E. Brachvogel.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Separat-Abdruck aus „Die Männer der neuen deutſchen Zeit,
von A. E. Brachvogel.“

Hannover.
Carl Rümpler.
1873.

Druck von Auguſt Grimpe in Hannover.

Fürſt Bismarck.

„Setzen wir Deutſchland in den Sattel!“ —

Wenn wir der Vorſehung abſonderliche Wege auf Erden
nen lernen wollen, iſt hierzu Nichts ſo geeignet, als die Be-
chtung eines wahrhaft großen Charakters. — Wie die rings
ltende Natur, in ihrer Liebe wie in ihrem Zorne, ſo bietet auch
h ein Daſein in ſeinem Ringen und Streben das erhebende
hauſpiel des Abglanzes einer unſichtbaren, aber ewigen Ver-
ft. In ihm legt vor unſerm ſtaunenden Auge der vergäng-
e irdiſche Menſch dann thatſächlich ein Zeugniß ab von dem
herrſcher und Leiter unſerer Geſchicke über den Sternen!! — —

Wer darf, um in vollſter Lebenswahrheit ſein geiſtig Bild
ſchildern, wohl in die Tiefe der Seele des Mannes ſchauen,
ſein Vaterland aus Schwäche und Entſagung zu höchſter
aft, — der ſeinen verſpotteten, zerriſſenen Volksſtamm
t allein zu Größe und Einheit geführt, ſondern ihn auch **in**
Sattel geſetzt hat? Müßte das nicht Jemand ſein, der
en Charakter ſo gut, nein, beſſer kennte, als er ſich ſelbſt?
ßte es ſein anderes Ich, ſein vertrauteſter Freund nicht ſein,
her mit ihm durch Fluth und Ebbe ruderte, von Anbeginn
ſein Herz zu jeder Stunde die Sonde legen durfte? — —

Otto von Bismarck's „genius loci“ oder „Hausgeiſt“ ſind wir
iß nicht, vermögen in den geheimnißvoll dämmernächtigen
acht ſeiner diplomatiſchen Kunſt ebenſowenig einzudringen. —
Fülle des Materials indeß, das über ihn bereits vorliegt, iſt
ſich ſchon groß genug, um dem Pſychologen wenigſtens einigen
blick in die Entwickelung, die geiſtige Werkſtatt eines Charakters
geſtatten, deſſen Wucht und Größe — außer in anderer Weiſe
h Moltke, — von keinem in dieſer Zeit Lebenden erreicht wird.
Bismarck iſt ſchlechterdings nur aus ſich ſelbſt zu erklären,
Dem, was er geſprochen und gethan hat, aus der Art,

wie er ſich Menſchen und Zuſtänden gegenüber verhielt und wie dieſe ſich zu ihm verhalten haben. Wir dürfen es hier aber wohl geſtehen, ohne indiskret zu ſein oder uns eitel zu brüſten, daß unſerer Schilderung von einer dem Fürſten ſeit langen Jahren geiſtig nächſtſtehenden Perſon Durchſicht und eine Fülle bereichernder und aufhellender Momente zu Theil geworden ſind, ſo daß wir nicht gar ſo zaghaft, als wir begannen, eine Schilderung abrunden konnten, deren Schwierigkeit jedem Billigdenkenden ſchwer entgehen kann. — Daß bei dieſem Entwurfe von Bismarck's Lebensbild es trotz alledem ohne gewagte Conjecturen, ſehr kühne Farbennuancen, nicht abgehen wird, wiſſen wir wohl. — Greifen wir denn zur Palette! Soll das Gemälde ja doch nur eine Farbenſkizze werden, bei der ſo Mancher die Augen halb zukneifen oder oft — durch die Finger ſehen muß, will er von deren Wirkung einigen Genuß haben! —

In der Biographie des Grafen von Roon iſt (bei Gelegenheit des Eintritts des Generals von Bonin ins liberale Miniſterium) ſchon der Unterſchied zwiſchen einem wahrhaft ſoldatiſchen und dem Charakter eines Staatsmannes hervorgehoben worden. Möge dies nochmals ins Gedächtniß zurückzurufen geſtattet ſein, um den Geſichtspunkt für einen Mann von Bismarck's Art zu gewinnen, der ſonſt ganz unerfaßbar ſein würde. — —

Die Feſtigkeit des Soldaten, wurde geſagt, iſt eine weſentlich andere als die des Staatsmannes. Die des Erſteren drückt ſich vornehmlich als ſtarre, phyſiſche Beharrlichkeit aus. — Wir haben in der Geſchichte nicht ſelten, ſogar in neuerer Zeit erſt erlebt, daß ein General, wenn er außer ſeiner Dienſtkenntniß nur dieſe zähe Starrheit des phyſiſchen Willens hatte, großartige und entſcheidende Erfolge errang. Die Feſtigkeit des Staatsmannes hingegen beruht auf einem geiſtig großen, unverrückbaren Willen, der von den Strömungen des Tages wohl beſpült, aber niemals weggeſchwemmt zu werden vermag, und welchem zugleich eine Beweglichkeit, eine Mannigfaltigkeit von Mitteln zu Gebote ſteht, vermöge deren er ſich durch alle Brandungen der Zeit mit Pilotenvirtuoſität durchringt, den Blick feſt auf den einen Pharus gerichtet: „**Thron und Vaterland!!**" —

Nachzuweiſen, daß Otto von Bismarck dieſer geiſtig großen, unverrückbaren Willen ſtets beſeſſen habe und wie er ihn mit einer bisher unerhörten Beweglichkeit und Mannigfaltigkeit der Mittel durchführte, um Thron und Vaterland in neuer ungeahnter Herrlichkeit aufzurichten, das heißt ſeinem Lebensbilde den rechten Localton geben, die Stimmung, in der man ihn betrachten muß und leicht genug alsdann verſtehen kann. — Alles Erhabene in der Natur wie in der Kunſt iſt einfach, und das eigentliche Geheimniß von Bismarck's diplomatiſcher Kunſt beruht wohl auf Nichts weiter, als einer unendlichen Einfachheit! — Dieſe Einfachheit ins Staatsrechtliche überſetzt aber nennt ſich — größte Ehrlichkeit! — Mit ehrlicher Einfachheit und einfacher Klugheit eben ſchlug Bismarck alle ſeine eigenen, Preußens und Deutſchlands innere wie äußere Feinde, — die Feinde Oben und die Feinde Unten! — Warum? — Weil ſie ſämmtlich verklauſulirt, entweder unehrlich gegen ſich ſelber, oder der Weltlage gegenüber zu einſeitigen Geiſtes geweſen ſind, um neben ihm zu vernunftgemäßer Willensfreiheit zu gelangen! — „Totus mundus agit histrionem!" Dies alte Motto, unter deſſen Auſpizien William Shakeſpeare's wunderbare Harfe im Globe erklang, paßt in gewiſſem Sinne auch auf Otto von Bismarck. Darum iſt er auch — wenn nicht eine Art von Shakeſpeare der deutſchen Politik, jedenfalls aber der Iſaak Newton unſerer modernen Staatskunſt geworden, welcher neue Bewegungsgeſetze für ſie fand und feſtſtellte! — Ein allgemeiner Ueberblick ſeines Lebens läßt die Stadien erkennen, in denen es ſich bisher — mit ſtetiger Steigerung bewegt hat. — —

Des deutſchen Kanzlers erſte Epoche reicht bis in das Jahr 1848. Sie umfaßt ſeine Jugend und Alles in ſich, was wir als ſeine und zugleich des modernen Deutſchland Vorgeſchichte füglich bezeichnen können. Sie iſt zugleich auch ſein Entree auf der politiſchen Bühne! — Seine zweite Epoche endet mit dem Jahre 1850, ſeine dritte mit 1862. Dieſe Zeitabſchnitte ſind ſeine parlamentariſchen und diplomatiſchen Lehr- und Wanderjahre geweſen, in denen die Intrigue, die Verwickelung jener Handlung anhebt, deren geiſtiger Held und Lenker er nachmals geworden iſt. — Die vierte Phaſe beginnt mit Uebernahme des preußiſchen Miniſter-Präſidiums und ſchließt mit dem Frieden von Prag und der — Indemnität. Beide waren ſein erſtes öffentliches Meiſterſtück. Die Peripetie, der Glücksumſchlag, war gefunden! — Die letzte Epoche reicht bis in unſere Tage, ſpielt ſich noch unter unſeren Augen fort, aber ſie brachte bereits die Kataſtrophe mit der Katharſis, — Bismarck ſetzte „Deutſchland in den Sattel!!“ — „Reiten wird es ſchon können!“ — —

Was ſoll noch folgen? — Wohl weiß der Weltenlenker es allein; daß aber Alles, was noch kommen mag, doch nur eine Schlußfolge des Bisherigen ſein, das leuchtende Nachſpiel des großen deutſchen Völkerſchauſpiels dieſer Tage werden könne, das dürfen wir getroſt erwarten! — — Während der Conflictzeit iſt Bismarck von ſeinen Gegnern vielfach vorgeworfen worden, er wiſſe nicht, was er wolle, ſeine Politik ſei eine ſchwankende, würdeloſe, das Anſehen der Nation und die Landeswohlfahrt ſchädigende. Mit dem September 1866 ſind dieſe Stimmen verſtummt. — Andererſeits ſind Viele von Bismarck's alten Freunden an ihm irre geworden, ja man kann ſagen, ſeine eigene conſervative, wie die entgegengeſetzte Partei es gethan, hält ſich nun von ihm für — angeführt, und es iſt nicht zu leugnen, daß in ſeiner Handlungsweiſe ſtarke Gegenſätze ausgeprägt ſind, welche die Einheit des Charakters dieſes wunderſamen Mannes bezweifeln laſſen. Wie man ihm mit ſolcher Beſchuldigung indeß Unrecht thut, hoffen wir zu ſchildern. Bismarck iſt ſtets er ſelber, iſt zu allen Zeiten ſich gleich geblieben. — Andererſeits wäre es die ſchlechteſte und vernunftloſeſte Art von Lob, wollte man ſagen, der Deichhauptmann von Bismarck-Schönhauſen des Jahres 1848 ſei der vollendete Staatskünſtler des Jahres 1866 geweſen, habe vorher gewußt, was und wie Alles kommen müſſe und für alle Verhältniſſe — ſo zu ſagen — ſein Recept in der Taſche gehabt. Im Gegentheile, er hat ſich mit und durch ſeine Zeit entwickelt, aus dem Irrthum zur Wahrheit ebenſo durchgerungen, wie jeder hiſtoriſch bedeutſame Charakter. Seine allergrößte Tugend vielleicht iſt der hohe, ewig rege, nie raſtende Entwickelungstrieb ſeiner Seele, iſt die Kunſt, von Allen, zumal ſeinen Gegnern zu lernen! — — —

Wer über Abſtammung Derer von Bismarck, über die chronikalen Reſte ihrer Vergangenheit, den Stammſitz Schönhauſen, kurz alle die kleinen intereſſanten Details der Familiengeſchichte unſers Staatsmannes genauer ſich belehren will, findet in Georg Heſekiel's „Buch vom Grafen Bismarck“ *), das wir auch verſchiedentlich zu Rathe zogen, Alles des Weiteren und Breiteren erkläglich ausgeführt. Wir erwähnen hier nur, daß der Name Bis-Marck von dem Worte „Biſchopsmarcke“ abſtammt. Die Ahnherren des Geſchlechts ſind nämlich in die vormals ſlaviſche Altmark als reiſige Recken eingewandert, haben dort mit Kreuz und Schwert Chriſtenthum und germaniſche Kultur befeſtigt und wurden mit einer Burg, dem Biſchofe von Havelberg zugehörig, belehnt, welche Biſchoffs-Marcke (Biſchoffs-Grenze) genannt wurde. Der Volksmund corrumpirte den Namen in Bismarcke und das Geſchlecht behielt ihn als Eigennamen bei, nachdem es auf der Marcke der Biſchöfe ſchon lange nicht mehr ſaß. In der Gegend ihres ſpäteren Sitzes Schönhauſen lag ferner das Kattenland, denen von Katte gehörig, die die Katze mit der Maus im Schilde führten und mit Bismarck vielfach verſchwägert geweſen ſind. Dies erwähnen wir nicht etwa, weil ein geiſtreicher Franzoſe dieſer Tage, durch die Vereinigung der Wappen der Bismarcke und Kattes am alten Thor zu Schönhauſen verführt, ſich gemüßigt geſehen hat, hieraus die „uralte Raubgier“ des Bismarck'ſchen Geſchlechts abzuleiten und einen geſchmackvollen Vergleich für die Gegenwart zu ziehen, ſondern wir erwähnen es, weil der Reichskanzler mit jenem unglücklichen Jugendfreunde Friedrichs II., Hans Hermann von Katte, dadurch verwandt iſt, der zu Küſtrin ſein Haupt verlor, weil eine feindſelige ausländiſche Politik die

---

*) Erſchienen 1869 im Verlage von Velhagen und Klaſing, Bielefeld und Leipzig. D. V.

Allianzbeſtrebungen des Berliner Cabinets, den Familienfrieden der Hohenzollern und die Zukunſt des Kronprinzen ruiniren wollte. Hat wirklich Bismarck Katzenblut in den Adern, — was wir gar nicht ſo ſehr beſtreiten wollen, — ſo iſt es doch jedenfalls mehr von der Species Felis leo! Für gewiſſe Ratten natürlich wird es immer gut ſein, ſich ſtill in den Löchern zu halten! — Bewieſen iſt, daß die Bismarcke wie die Kattes zu den älteſten und treueſten brandenburgiſchen Vaſallen gehörten, für ihre Herrſcher zu ſtreiten und zu leiden wußten und der Begriff „Vaterland und Fürſt" ein untrennbares Dogma ihrer opferkräftigen Herzen bildete. Sie faßten ſtets das Verhältniß zu ihrem Monarchen in echt ritterlich-feudalem Sinne als das der unbedingten „Vaſallentreue", der „Schildpflichtigkeit" auf. Rief der Lehnsherr, dann kamen ſie und dieſer Grundſatz leitete vor Allem auch, wie wir ſehen werden, unſers nachmaligen Kanzlers Handlungsweiſe. Daß die Bismarcke, — vielleicht gerade eben dieſerhalb, — ganz ſpecifiſche „Krautjunker" (wie nachmals die Preſſe ſich ausdrückte) waren, Otto alſo auch echt „märkiſch-krautjunkerlich" ins Leben trat, iſt ſehr natürlich. Es giebt ſchwerlich einen Menſchen, der nicht aus dem mütterlichen Boden ſeiner Tradition erwachſen wäre, nicht an ihr — in Deutſchland wenigſtens noch — conſervativ feſthielte, ſie ſei ſo groß oder gering ſie immer wolle. Nur eine Race, welche die eigene Vergangenheit niederriß, nur ein Unglücklicher, welcher ſeiner Vergangenheit ſittlich ſich zu entäußern hat, ſein Vaterland verlor, möge mit der rationaliſtiſchen Phraſe glänzen, daß alle Tradition lächerlich ſei. Er verdient, daß die eigenen Kinder ſich ſeiner ſchämen und ihn im Alter verlaſſen, das iſt wenigſtens die praktiſche Conſequenz. — In keinem Leben hat es ſich ſo glänzend gerade bewieſen, als in Otto von Bismarck's, wie die Tradition eben die Stärke des deutſchen Volks iſt, ſie gleich der Aloe ſtets neue entzückende Blüthen treibt, wenn auch die alten Kelche, der Vergänglichkeit Raub geworden, vom mütterlichen Stamm gefallen ſind. — — —

Das Bismarck-Wappen iſt ſehr einfach, dennoch aber etwas ſtrittig. Den Helmſchmuck machen zwei blau und weiß getheilte, offene Büffelhörner aus. Im blauen Felde trägt das Wappenſchild ein goldenes Kleeblatt (Dreiblatt), in deſſen Winkeln ſilberne Eichenblätter ſtehen. Manche behaupten aber, das goldene Kleeblatt bedeute das Wegekraut (plantago), die vermeinten Eichenblätter gehörten hingegen der zackichten Neſſel an. — Heraldiſche Spitzfindigkeiten ſind unſere Sache nicht, wir erklären uns aus poetiſchen Gründen indeß lieber für den goldenen Ginſter, die ſtolze planta genistra der Plantagenet, in ihren Winkeln bewehrt durch die ſcharf brennende Neſſel! Vielleicht iſt das auch mehr nach dem diplomatiſchen Geſchmack des Fürſten ſelbſt! — Der Wahlſpruch der Familie hingegen iſt ſo unzweifelhaft klar wie bezeichnend. „Noch lange nicht genug!“ heißt der Bismarcke altes Wort und es giebt wohl nur eine kleine, ſehr beſtimmte Gattung Leute noch im deutſchen Reich, denen dieſer Spruch nicht jetzt aus vollem Herzen käme. Es muß ja nicht immer gerade das Schwert gezogen, die Lanze eingelegt ſein, eine ſolide Stahlfeder thut's mitunter auch! — —

Zwei Monate und 17 Tage vor der Schlacht bei Belle-Alliance, welche der Weltherrſchaft des erſten Napoleon ein Ende machte, ward Otto Eduard Leopold von Bismarck (den 1. April 1815) auf Schönhauſen geboren. Im Kriege gezeugt, kurz vor dem Frieden geboren, iſt er eine Art von älterer Bruder der heiligen Allianz geworden, die in ſeinem Geburtsjahre am 24. September erſtand, um die von Napoleon dem Erſten zertrümmerte Weltordnung wieder herzuſtellen.

Unſers Kanzlers Vater, Carl Wilhelm Ferdinand von Bismarck auf Schönhauſen, hatte früher bei den Leib-Carabiniers geſtanden, als Rittmeiſter ſeinen Abſchied genommen und ſich 1806 mit Louiſe Wilhelmine, der nachgelaſſenen Tochter des Geheimen Cabinetsrath Menken, des treuen Dieners dreier preußiſcher Könige, vermählt. Sie hatten ſechs Kinder, von denen drei frühzeitig ſtarben. Die Ueberlebenden waren Bernhard, der dritte, unſer Otto, der letzte Sohn, und das jüngſte Kind war Malvine. Die erſte Jugend- und Knabenzeit verlebte der jüngſte Bismarck nicht in Schönhauſen, wo er geboren worden, ſondern auf Kniephoff in Pommern, einem Gute, das ſein Vater ererbt hatte und bereits 1816 bezog. Von des nachmaligen Reichskanzlers erſter Erziehung weiß Heſekiel zu berichten, daß Otto das Herzblatt und der Verzug des Hauſes geweſen ſei. Auch wird uns von des Fürſten nächſter Umgebung verſichert, dem ſei wirklich ſo geweſen, Otto habe im elterlichen Hauſe keine Schläge erhalten, der Vater zumal habe ihn höchlich durch Liebe verwöhnt. Andererſeits iſt auffallend, daß der Fürſt ſich oftmals über ſeine ſtrenge Erziehung ſehr herbe ausgeſprochen hat. Unter Anderem äußerte er noch im Jahre 1872 Folgendes, was wenigſtens an ſich ſchon höchſt frappant genannt werden muß: „Meine Geſchlechtsfolge", ſagte er, „beſteht aus der Abwechſelung einer geprügelten mit einer prügelnden Generation. Die Geprügelten, zu denen gehöre ich — es waren die Gelehrten, die Bücherſammler; — ſie vermehrten die Hausbibliothek. Da ſie hart erzogen worden, machten ſie es an ihren Kindern durch Liberalität wieder gut. Unſere Kinder natürlich ſehen aber wieder ein, daß man ſie hätte ſtraffer zügeln müſſen, und prügeln unſere Enkel!" — Hierin liegt ein greller Widerſpruch mit den vorerwähnten Angaben, aber nur ein ſcheinbarer. Beides nämlich hatte bei Otto von Bismarck ſtatt, anfänglich eine liebevolle, überaus verwöhnte Erziehung im Elternhauſe und dann eine rauhe — wohl bis ans Rohe ſtreifende — außer demſelben. Der Abſtand der letzteren von der erſteren wird ſich um ſo herber im Gemüthe des Knaben feſtgeſetzt haben, als gerade die Zeit des „Geprügelt werden" in die Phaſe ſeines erſten erwachenden Bewußtſeins, ſeines Selbſtdenkens fiel, wo Eindrücke am unauslöſchlichſten haften. Sehr früh ſtellten ſich bei Otto von Bismarck ſchon gewiſſe Charaktereigenſchaften heraus. Er war von Kindesbeinen an durchaus aufrichtig, ſein Gemüth keiner Lüge fähig. Dabei zeigte er ſich ſtill, verſchloſſen, beobachtend. Seine „blanken" Augen ſahen überall hin und ſogen zeitig alles Daſein in die dürſtende Seele hinein, die Seele, welche nach Wahrheit ſuchte! Zwei Neigungen offenbarte er ebenfalls früh, Wiſſensdrang — und unendliche, geradezu ſchwärmeriſche Liebe zum Lande, zu Wieſe und Wald, zur ſtummen

Natur und ihrem Thierleben. Man hörte ihn jüngſt bei derſelben Gelegenheit der Lieblingslectüre ſeiner Jugend, des bekannten „Theatrum Europaeum" gedenken und für die Buchenwälder unſerer nordiſchen Küſte, die Waldeshallen von Rügen ſich begeiſtern, — er iſt ein paſſionirter Geſchichtsforſcher und Jäger zugleich. — Wenn ſchon in früher Jugend irgend Jemand auf ſeine ſeeliſche Entwickelung nennenswerthen Einfluß gewann, war es unbedingt ſeine Mutter. Louiſe Wilhelmine war eine ernſte, etwas kalte, ſtille, höchſt geiſtvolle Dame, die einen religiös-ſchwärmeriſchen Anflug hatte, wie er in der damaligen Zeit lag. Geheimrath Menken, ihr Vater, unter Friedrich Wilhelm II. durch Biſchofswerder in Ungnade gefallen, von König Friedrich Wilhelm III. aber ſogleich wieder angeſtellt, war nicht nur ein toleranter und freiſinniger Mann, der ſich Stein's Freundſchaft und Anerkennung zu erfreuen hatte, ſondern bis zu einem gewiſſen Grade Anhänger der Grundſätze der erſten franzöſiſchen Nationalverſammlung. Man wird ſich vielleicht nicht wenig wundern, wenn wir ſpäter den Sohn ſeiner Tochter, den Kanzler Grafen Bismarck, im Norddeutſchen Reichstage ſich zu den „Menſchenrechten" der franzöſiſchen erſten Republik bekennen ſehen! Dies war bei Bismarck alſo keine — Schwankung, keine Conceſſion, keine Verleugnung ſeiner Grundſätze, ſondern eine traditionelle Ueberzeugung ſo gut wie jede andere, die neben Allem, was Bismarck je geſprochen und gethan hat, ganz vollwichtig beſtehen konnte. So durchdringt der Geiſt der Großeltern oft wunderbar der Enkel Seelen! — Man denke nun aber nicht, daß es gerade ein „Liberalismus" nach unſerm heutigen politiſchen Begriffe geweſen ſein muß, welcher Bismarck im Blute lag oder ſchon ſehr frühe ſich einimpfte. Der Liberalismus, welcher ihm mütterlicher- und großväterlicherſeits zukam, war von einer viel höheren, reineren Gattung, denn er war ein wiſſenſchaftlicher und datirte noch viel weiter zurück. Der Vater des Cabinetsrath Menken, alſo Otto's Urgroßvater, war Profeſſor in Leipzig geweſen. Deshalb konnte Fürſt Bismarck 1871 — wie erzählt wird — mit Recht die Aeußerung thun, er „habe etwas

Leipziger Profeſſorenblut in den Adern". Der durch zwei Generationen gepflegte Wiſſenstrieb und Eifer nach der Wahrheit, welcher ihm durch die Mutter überkam und den ſie ihren Söhnen als Motor des Lebens mitgab, iſt es, welcher ihm raſchere und tiefere Erkenntniß des Guten und Rechten ermöglichte, ihn ſich eher und entſchiedener aus vorgefaßten Meinungen losringen ließ, als die meiſten ſeiner Standes- und Zeitgenoſſen. — Wilhelmine von Bismarck, Menken's Tochter, war eine ſtark geiſtige, von Energie und lebhaftem Ehrgeiz für ihre Söhne erfüllte Frau. Daß ſie dieſelben, wie Heſekiel meint, — gerade prädeſtinirlich zu Diplomaten machen gewollt, iſt freilich eine gewagte Annahme, aber als Staatsbeamten dachte ſie ſich dieſelben wohl und ſoll, wie geſagt wird, ihren Otto als „Regierungsrath" geträumt haben. Wie dem auch ſei, dieſe Mutterwünſche waren hinlänglicher Grund wohl, auf deſſen Erziehung beſondern Ernſt zu legen. Frau von Bismarck beförderte alſo Otto's Lernbegier wie geiſtige Regſamkeit, gab ihm den Impuls eines edlen Ehrgeizes und das Beſtreben, früh über die Dinge dieſer Welt, über Königthum, Vaterland, Preußens Ruhm und die deutſche Nation nachzudenken. Wie viel oder wenig es immerhin geweſen ſein möge, eine nicht zu unterſchätzende Wirkung auf Otto's kindlichen Geiſt übte die Mutter aber gewiß. Nichts prägt ſich ja dem jugendlichen Gemüthe nachhaltiger ein, als glänzende und zugleich ſtarke Grundſätze, von verehrungswürdigen Lippen überzeugungsſicher ausgeſprochen! Napoleon I. war überdem noch nicht lange überwunden. Noch lebten die Demüthigungen deutſchen Bodens durch Frankreich in friſcher Erinnerung, gegen Beides gab es einen Schutzwall nur: die heilige Allianz, das Bündniß Oeſterreichs, Rußlands und Preußens zur Erhaltung des Weltfriedens! — Dieſer Conſervatismus, der in der Zeit ſowie in Bismarck's Eltern naturgemäß lag, vertrug ſich aber nicht nur, ſondern gattete und durchdrang ſich völlig mit dem idealen Erkenntnißtriebe und der humaniſtiſchen Wiſſenſchaftlichkeit des ſeligen Cabinetsrath Menken, welchen man bei Hofe einſt für eine Art Jacobiner gehalten hatte. Dieſe geiſtigen Momente ſollen natürlich hier nur als allgemeine Jugendeindrücke, als

Keime, erwähnt ſein, welche Otto's Charakter fruh ſchon gewiſſe Ingredienzien verliehen, die derſelbe ſchöpferiſch ſpäter in ſich verarbeitete. — Die Menſchenſeele iſt ein gar räthſelhaftes Ideenlaboratorium! Gewiß hat der Leſer ſchon die Erfahrung gemacht, daß ein Gedanke, achtlos vor Jahren ausgeſprochen, eine Idee, flüchtig erfaßt, gänzlich vergeſſen ſcheint. Mit einem Male aber, — geiſterhaft ſchnell, — taucht ſie vor uns wieder auf, gewinnt plötzlich ſo concrete Geſtalt, iſt zur augenblicklichen Ausführung ſo reif, das uns wahrhaftig vorkommt, als ſei dieſe vergeſſene Idee gleich einem Samenkorne ſtill ohne unſere Ahnung in uns gereift und ſchieße im rechten Augenblicke aus dem Dunkel der Seele zum Lichte des lebendigen Daſeins auf. Weſſen Lebensaufgabe das Denken iſt, wird zugeben, daß er dieſe Erſcheinung an ſich ſelbſt oft genug erlebte, um aus ihr heraus es ſchon für wahrſcheinlich, wenigſtens ſehr möglich zu finden, daß mancher überraſchende, moderne, liberal ſcheinende Grundſatz, welchen Bismarck nach 1866 offen ausgeſprochen, vielleicht nur der ausgeprägte Gedanke jener dunklen Menken'ſchen Ideenwelt geweſen iſt, die ſich in der jungen Seele des conſervativen Junkers ſchattenhaft feſtgeſetzt hatte und mit ihm im Kampfe des Lebens ſich zu concreter Wirklichkeit zeitigte. Und wie denn nun, wenn der „reaktionäre" Bismarck dieſe — liberalen Ideen lange vor 1866, wenn er ſie 7 Jahre früher ſchon gehegt, in ſich ſorgſam nur verſchloſſen hätte, weil eher ſie ausſprechen ſo viel hieß, als ſie vernichten! Kann es keine inneren ſittlichen Gründe, keine äußeren unüberwindlichen Einflüſſe gegeben haben, die ihn nöthigten, da zu ſchweigen, wo zu unrechter Zeit reden nur bedeutet hätte, ſich ſelbſt und ſeine vaterländiſche Sache aufzugeben? — Stand, Familie, Lebenslage beſtimmen nicht allein nur unſere Gewohnheiten und Grundſätze, die Strömung der Zeit, die glückliche oder unglückliche Art, mit der uns ein Princip praktiſch entgegentritt, bedingen häufig unſere Zu- und Abneigung, Etwas zu thun, was man gewiß ſonſt thäte. Hieraus mag es ſich wohl auch erklären, daß dem ohnehin auf excluſiv-adelige Weiſe erzogenen Bismarck der hahnbüchene Liberalismus, wie ihm derſelbe zuerſt in ſeinen verſchiedenſten Uebertreibungen im Leben begegnete, widerlich, feindſelig erſchienen ſei, er in ihm bald genug den Gegner Preußens und ſeines Königthums erblickte, ſomit ritterlich gegen ihn ankämpfte. — —

Es war die Zeit der ſogenannten „Demagogie", der ſchwarz-roth-goldenen Einheitsphantaſien, der Teutomanie, als Otto von Bismarck aus dem engen Geſichtskreiſe des Vaterhauſes Anno 1821 in die damals ſehr renommirte Erziehungsanſtalt des Profeſſors Plamann nach Berlin kam. Empfänglich für Alles, faßten ſein Geiſt wie Gemüth mit ſo jungen Jahren ſchon lebhafte Zu- oder Abneigung für Dies oder Jenes.

Der Schmerz von Otto's Jugend, das „Geprügelt werden" hob an! — Bismarck's Mutter, dünkt uns, mochte erkannt haben, daß die Verwöhnung des elterlichen Hauſes einer ſtrafferen Leitung weichen müſſe und hatte das Plamann'ſche Inſtitut erwählt; — ob für Otto beſonders glücklich? Wir laſſen es dahin geſtellt ſein! — Auf dieſe Zeit ſeiner Entwickelung bezieht ſich beſonders des Fürſten bittere Rückerinnerung. Mehrfach hat er in ſpäteren Jahren dieſe Anſtalt als ein „Zuchthaus" bezeichnet, „das ihm den Genuß ſeiner jungen Jahre verdorben" habe. — Wie ſchmerzlich er den Unterſchied der Heimat von dieſer Dreſſur empfand, beweiſt, daß, als einſt die Plamann'ſche Schule einen Spaziergang machte und Otto einen Knecht auf freiem Felde pflügen ſah, er in grenzenloſem Heimweh zu weinen begann und untröſtlich war über das verlorene Paradies ſeiner Jugend. — Der jetzige Gegenſatz von ihr mochte allerdings arg genug ſein. Die „Teutſchthümelei" der Herren Lehrer, die mit tendentiöſem Eifer betriebenen Turnübungen, der brüske Franzoſenhaß, welchen man beim Unterrichte einfließen ließ, die damals, uns ſelber noch lebhaft erinnerliche, überaus betriebſame Benutzung der „Sende" oder des Rohrſtocks als Geiſteserwecker, — endlich ſogar der Widerwille gegen ſein adelig Blut, welchen man ihn fühlen ließ, konnten nur eine Reaktion in Otto's Gemüth, eine ſittliche Oppoſition erzeugen. Bismarck ſah weder den patriotiſchen Vortheil gewiſſer ſchwarz-roth-goldener Kletterübungen ein, noch daß er ein Volk perſönlich haſſen ſolle, deſſen Sprache er ſtets im Elternhauſe vernommen, deſſen Bildung, Sitten und große Vergangenheit er immer rühmen gehört hatte! Daſſelbe ungehobelte „Tendenz-Bärenthum“ war's, was ihn von vornherein abſchreckte, welches nachmals Heinrich Heine in ſeinem „Atta Troll“ gegeißelt hat. — In der teutoniſchen Dreſſur-Anſtalt des guten Plamann verblieb Otto bis zum Jahre 1827, und wenn ſie ihm zu einem Zuchthaus geworden, in pädagogiſcher Beziehung jedenfalls ihre bedenklichen Seiten gehabt haben mag, ſo ſchloß das nicht aus, daß Otto in ihr die Elemente einer ungewöhnlich gründlichen Bildung erlangt haben kann. — In beſagtem Jahre jedoch nahm ihn das Friedrich-Werder'ſche Gymnaſium auf und er erhielt in Referendarius Hagens einen Gouverneur, auf welchen ein Dr. Winkelmann folgte. Dieſe Präceptores ſcheinen auch nicht Leute geweſen zu ſein, denen eine junge Seele mit Sicherheit anzuvertrauen war; Otto kam bald in die Penſion des Profeſſors Prevoſt, dann unter die Hand des Dr. Bonnell und vertauſchte das Werder'ſche Gymnaſium mit dem grauen Kloſter. Profeſſor Bonnell iſt in Berlin eine zu gekannte und verehrte Perſönlichkeit, ſein Ruf als Pädagoge zu verbreitet, als daß wir genauer zu ſchildern brauchten, unter welch' glückliche, ſegenbringende Leitung der junge Bismarck kam. Um Bonnell war immer ein freundlich heller Strahlenſchimmer von Toleranz und Humanität, klaſſiſcher Einfachheit und ernſtem, verſtandsklarem Chriſtenthum. Was dieſer Mann Otto zubrachte, wie viel derſelbe ihm verdankte, beweiſt die innige Liebe und Hochachtung, welche noch der deutſche Kanzler dem greiſen Mentor ſeiner Jugend gezollt hat. In den Jahren 1829—1831 hat Otto von Bismarck auch den Grund zu der eminenten Fertigkeit in der engliſchen und franzöſiſchen Sprache gelegt, welche ihm als Diplomat nachmals ſo ſehr zu Statten gekommen iſt. Eben ſo hervorragend war er in hiſtoriſchen Kenntniſſen, namentlich der ſeines Vaterlandes. Aus ihnen entnahm er die ſchlagenden Argumente, durch welche er im parlamentariſchen Kampfe ſeine Gegner oft ſo überraſchend abgeführt hat. Nicht minder wurde er ein guter Lateiner, wie denn ſeine leichte Auffaſſungsgabe, ſein eminentes Gedächtniß, die Geſchicklichkeit, ſich den Wiſſensſtoff zurecht zu legen und der todten Materie lebendige Geſtaltung abzugewinnen, ihn ſchon frühe als einen der Wenigen hinſtellte, welche das Geſchick einer beſondern Zukunft würdigen will. Um dieſe Zeit übte auch ein anderer edler Geiſt ſeine unbezwingliche Gewalt über ihn aus, Schleiermacher! — Er war ſein Religionslehrer und confirmirte ihn. Dies allein zu wiſſen, glauben wir, iſt wohl genug, viele Anſchauungen des Publikums über den Mann zu berichtigen, welchen man als Miniſter nicht ſtark genug haſſen zu können glaubte. —

Gewiß trieb man in jenen Tagen noch nicht ſo allgemein Politik wie jetzt, namentlich lagen Conjecturen dem damaligen Bürgerſtande fern. In adeligen Kreiſen war das aber doch ſo nicht der Fall. Schon aus ſeiner beſonderen conſervativ-adeligen und royaliſtiſchen Stellung heraus ſah man die Zeitbegebenheiten argwöhniſcher an. Zwar wiſſen wir es nicht, können uns aber nicht wohl denken, daß die Juli-Revolution, welche die Bourbonen vertrieb, die polniſche Inſurrection, wie die belgiſchen Wirren, ganz ſpurlos an Otto vorübergegangen ſein mögen, er doch nicht genug Zeiteindrücke empfangen habe, die in ihm mindeſtens als „ſchätzbares" Material haften geblieben wären. Im Jahre 1832 bezog er die Univerſität Göttingen, um Jura zu ſtudiren. Da die höhere Verwaltungs-Carriere ſeine Beſtimmung ſein ſollte, war ihm nicht blos eine akademiſche Bildung an ſich nöthig, ſondern auch, daß er der Rechtsquellen ſeines Vaterlandes kundig wurde, der normalen Baſis jedes Staatslebens. — So ſtill, beſonnen und verſchloſſen Otto nun einerſeits war, ein ſolch feuriges, himmelſtürmeriſches Temperament hatte er, das überdies von einer Conſtitution unterſtützt wurde, wie ſie nicht Jedermann verliehen iſt. Hunderte, die ſich Strapazen des Leibes und Geiſtes auferlegt hätten, wie er, wären vor der Zeit zu Grunde gegangen und bei Niemand als ihm findet der Satz mehr Anwendung: daß eine geſunde Seele nur in einem geſunden Leibe wohnen könne. Die Ungebundenheit des akademiſchen Lebens nach ſo ſtrenger pädagogiſcher Zucht aber übte zu ſtarke Reize auf den jungen Muſenſohn, als daß er, wie ja ſo Viele thun, das Studium nicht auch vernachläſſigt haben ſollte. Von allen Univerſitätsanekdoten abſehend, ſoll nur geſagt ſein, daß er ein ebenſo hitziger Paukant wie flotter Trinker war und damals ſchon den Grund zu dem nicht gerade immer ariſtokratiſchen Renommee des „tollen Bismarck“ legte. Von 1832—1845 dauerte eben die Sturmperiode ſeiner Jugend, über welche wir leicht hinweggehen; wenn länger als bei manchen Anderen, ſo bedurfte auch dieſer vollſaftige, wahrhaft überreiche Charakter einer längeren Klärung; ernſteſte Gemüthsbewegungen mußten als wohlthätiges Wetter reinigend über ihn kommen! Einer Reminiſcenz müſſen wir aber gedenken, die Otto von Bismarck aus jener Zeit herübergenommen hat, welche ſelbſt an dem Staatsmann noch etwas haften blieb und ihm, wie uns ſcheint, viel Feinde gemacht hat. Otto von Bismarck war ein deutſcher Student mit Koller und Kanonen im verwegenſten Sinne des Worts, er war aber auch nicht minder der ſpecifiſche preußiſche Junker, welcher den ganzen Stolz und Trotz, den ganzen flammenden Patriotiſmus ſeines reckenhaften Standes in ſich vereinte. In ihm durchdrangen ſich Student und Junker ſo, lebten ſich in ihm ſo ein, daß davon noch ſo Manches hängen blieb. Dies hatte für den künftigen Staatsmann vielleicht manche Schattenſeite, — andererſeits manches Gute. Der dürre, kauſtiſche Witz, welcher nicht blos trifft, ſondern auch oft verletzt, wo er es gerade nicht will, — ein gewiſſer überkühner, rückſichtsloſer Muth, der immer zur Menſur bereit iſt und dabei eine vornehme Nonchalance, welche im Bewußtſein geiſtiger Ueberlegenheit nicht immer völlig frei von leiſer Verachtung iſt, endlich unerbittliche Ironie der tönenden Phraſe gegenüber, welche die Sache des Vaterlandes nur als das willkommene Schwungſeil anſieht, um auf ihm ſeine rhetoriſchen Gaukeleien zur Schau zu ſtellen, — dies Alles ſind eben Eigenſchaften, die leicht zum Kampfe herausfordern und vielleicht ſelbſt ungelegene Feinde ſchaffen. Andererſeits wurden dieſe Eigenſchaften für Otto von Bismarck zu einer ſehr großen Tugend. Vor allen Dingen bewahrten ſie ihm nicht blos während der diplomatiſchen wie parlamentariſchen Laufbahn ſeine offene, ſchlichte, unwillkürliche Ehrlichkeit, ſeinen ſtarken, auf einen Zweck gerichteten Willen, ſie ſchützten auch dieſen Zweck und dieſen Willen wie —, nun wie die ſtachlichten Neſſelblätter den goldigen Ginſter inmitten des Feldes der Treue! Dieſe Eigenſchaften bildeten auch das Arſenal von Waffen, welches Bismarck immer für ſeine Gegner bereit hielt, und je mehr er dieſe ſeine Eigenſchaft kennen, ſie modificiren lernte, um ſo mehr erkannte er auch ſicher ihren relativen Werth und den Nutzen ihrer Anwendung. Wir behaupten —, ſchon aus rein pſychologiſchen Gründen, — daß dieſe Eigenſchaften nachmals ſeinen Gegnern gerade da als ſehr natürlich, als unwillkürliche Verräther von Bismarck's Abſichten erſchienen, wo ſie nichts weiter geweſen ſind wie — Deckungsmittel auf der Menſur! Totus mundus agit histrionem!! — Auf dieſes Deckungsmittel hin „fielen", wie der Berliner ſagt, bei Bismarck gerade ſehr viel bekannte Perſonen und ſchließlich Herr Benedetti auch „hinein!" In vorkommenden Fällen bitten wir, ſich dieſer — allerdings kühnen — Betrachtung erinnern zu wollen. — —

Was Studioſus Bismarck bei der alma mater verſäumt hatte, holte er indeß durch eiſernes Selbſtſtudium wieder ein, machte 1835 ſein Examen, ward Auskultator und practicirte am Berliner Stadtgericht. Im Winter dieſes Jahres wurden ihm die Hofkreiſe erſchloſſen, er ſtand zum erſten Male vor dem Prinzen Wilhelm von Preußen, dem künftigen Monarchen, deſſen eiſerner Miniſter er werden ſollte. Wie in jenen Kreiſen ſeine athletiſche Figur ſchon ungewöhnlich auffiel, beweiſt, daß Prinz Wilhelm, deſſen Wuchs doch ſelbſt gewöhnliches Mannesmaaß überragt, ihn ſcherzhaft fragte, ob „die Juſtiz ſich ihre Leute denn nach dem Gardemaaß ausſuche." — Im folgenden Jahre trat er zur Verwaltung über und kam an die Regierung zu Aachen, welcher Graf Arnim-Boitzenburg als Präſident vorſtand. Mit dieſer Zeit brach ſeine — ſo zu ſagen — weltmänniſche Carriere an.*) Sein Verkehr mit Fremden, Engländern und Franzoſen zumal, war ein überaus großer. Welche perſönliche Folgen dies für ihn hatte, iſt um ſo untergeordneter, als er ſich ſchon im folgenden Jahre an die Regierung nach Potsdam verſetzen ließ und zugleich dort bei den Garde-Jägern ſein Jahr abdiente. Für ſeine Zukunft muß beſagter Aachener Verkehr jedenfalls von dem Vortheil geweſen ſein, daß er Welt und Menſchen von anderem als nur deutſchem Geſichtspunkte aus kennen lernte, er an dem Weſen der galliſchen wie engliſchen Race Erfahrungen zu machen hatte, welche einem Menſchenbeobachter wie ihm nimmer verloren gehen konnten. — Eine Zeit ſchwerſter Prüfungen kam über ihn. Sein Vater war 67 Jahr alt, die Familiengüter waren heruntergekommen, — es galt, helfend und rettend einzugreifen; Otto von Bismarck mußte ſeine Carriere — für immer, ſo ſchien es, aufgeben. — Er ließ ſich an die Greifswalder Regierung verſetzen, um der landwirthſchaftlichen Akademie von Eldena nahe zu ſein und ſich dort für ſeinen kommenden Agricultur-Beruf vorzubereiten. Am 1. Januar 1839 ſtarb Wilhelmine von Bismarck, ſeine liebevolle Mutter; er mußte mit ſeinem älteren Bruder Bernhard dem greiſen Vater und ſeiner kaum zwölfjährigen Schweſter zur Seite ſtehen. Nur der innigen, vereinten Liebe und Regſamkeit beider Brüder gelang es, dem drohenden Verfalle des alten Beſitzthums der Bismarcke vorzubeugen. Beide theilten ſich in die Verwaltung, und die Harmonie wie Innigkeit dieſes kleinen Kreiſes, die Neigung namentlich, welche Malvine wie der Vater für Otto hegten, iſt wohl der edelſte Bürge für den Werth ſeines Gemüths, das ſpäter für — mindeſtens herzlos, wenn nicht für ſchlimmer — gehalten wurde. Dies ſchöne Verhältniß dauerte bis zum Jahre 1844. Während dieſer Zeit verſenkte ſich Otto von Bismarck, dem öffentlichen Leben fern, gänzlich in ſeinen Beruf. Seine angeborene Vorliebe für das Landleben, für die ſtill waltende, ewig jugendfrohe Natur, ſeine Jagdluſt, ſein Eifer für die Kultur entwickelte ſich hier zu einer wahren Leidenſchaft, die auch dem Staatsmann noch eigen blieb und die reinſte Quelle ſeiner Freuden, ſeine ſicherſte Erholung geworden iſt, wenn der Wuſt geiſtiger Thätigkeit ihn nachmals zu erſticken drohte. Der Volksglaube iſt pſychologiſch höchlich zu rechtfertigen: daß Der, welcher ſich die Liebe zur Natur bewahrt habe, wer ſeine Freude an Thieren finde, ein im innerſten Weſen noch kindliches Herz beſitze und auch ſeine Mitmenſchen human behandle. So viel Gegner ſich Otto von Bismarck immerhin gemacht hat, für ſeinen innern menſchlichen Werth, denken wir, ſpricht nicht nur die herzliche Ergebenheit der Seinen, ſeiner Freunde, ſondern auch ſeiner Dienſtleute, die ihm ſchon anhingen, ehe er noch was weiter, als der Gutsbeſitzer von Bismarck war. — Am 30. October 1844 heirathete ſeine einzige Schweſter, die „Malle“ (Malvine) — ſpäter auch oft in traulichen Briefen „die Arnimen“ genannt, — Herrn Oscar von Arnim auf Kröchlendorf, Kammerherrn und Mitglied des Herrenhauſes, einen Jugendfreund Otto's. Ein Jahr ſpäter ſtarb auch der alte Rittmeiſter, ſein Vater; die Brüder Bernhard und Otto aber theilten die väterliche Verlaſſenſchaft, ſo daß Otto unter anderem den alten Stammſitz Schönhauſen erhielt, nach welchem er fortan ſeinen Namen führte. Der häusliche Kreis war alſo geſprengt, Otto von Bismarck zum einſamen Landleben verurtheilt. — Einem reichen, thatendurſtigen Geiſte wie dem ſeinen, in welchem es gährte und kochte, dem jeder gemüthliche Anſchluß, jedes weitere Manneziel fehlte, konnte, — liebte er die Natur und perſönliche Unabhängigkeit auch noch ſo ſehr, — ſolche Exiſtenz auf die Dauer doch nicht genügen. Außer ſeinem wirthſchaftlichen Berufe mochten die Jagd, das Reiten, ein gelegentlich Convivium froher Geſellen beim Glaſe, ein Thee mit Tanz in der Nachbarſchaft wahrlich Herz und Geiſt ebenſowenig ausfüllen, als das Amt eines Deichhauptmanns oder die Vertretung des Landraths, ſo ſehr dieſe neuen Beſchäftigungen ſeiner praktiſchen Erfahrung ſchließlich zu Gute kamen. Zwei Symptome, die ſich einſtellten, machen dies klar. Einmal, daß er zu politiſiren begann, andererſeits, daß er in den Briefen an „Schweſter Malle“ ſeine Eheloſigkeit beklagte und herzliche Sehnſucht nach ſeeliſcher Ergänzung durch eine Lebensgefährtin bekundete. — Das Politiſiren! — Wenn von Bismarck-Schönhauſen, wie er fortan genannt wurde, politiſiren wollte, Stoff dazu hatte er genug. Abgeſehen, daß ſeit der Julirevolution und der polniſchen Revolution die traumhafte Friedensſeligkeit des europäiſchen Continents merklich erſchüttert worden war, ſeit 1840 hatte ſich Vieles geändert und ließ darauf ſchließen, daß eine neue Epoche neue Verhältniſſe und neue Menſchen erfordern würde, bedeutſame Fragen und Intereſſen in den Vordergrund bringen werde, nachdem man ſich bis dahin einer patriarchaliſchen Ruhe unter der ſchützenden Decke des alten Polizeiſtaats erfreut hatte. Die Zeit der Induſtrie, des Weltverkehrs, des perſönlichen Strebens, kurz die Epoche des Individualismus war gekommen und ſchickte ſich an, der Autorität den Kampf anzubieten! — Dieſe Erſcheinung zeigte ſich wie gewöhnlich in dem unruhigen Frankreich zuerſt. Mit den Bourbonen waren die letzten Reſte der alt-monarchiſchen Traditionen daſelbſt gefallen, zugleich die Herrſchaft der letzten ſchimmernden Partei der „grands seigneurs“, des alten Feudaladels, welcher vordem ſo mächtig geweſen war, wie der engliſche. Es gab keinen König der Edelleute mehr, nur einen Bürgerkönig, Louis Philipp von Orleans, „die Birne“. Unter ihm wurde Frankreich ein conſtitutionell-monarchiſcher Bürgerſtaat. — Im Principe läßt ſich hiergegen vielleicht nicht gar viel einwenden, gewiß iſt doch aber:

---

*) Nach Heſekiel's „Buch vom Grafen Bismarck".

„Nicht jedem Arlequin paßt jede Jacke,
Nicht jede Staatsform paßt für jedes Land!“

Das Regime der Orleans aber hatte ſeinen hiſtoriſchen Boden in Herrn Philipp Egalité und das franzöſiſche Bürgerthum wurzelte allein in dem Begriffe des „citoyen“ der franzöſiſchen Revolution. Griff man auf dieſe Reminiscenzen aber zurück, ſo mußte man auch gewärtigen, daß ſie ſehr ähnliche Folgen, wenn auch nur in veränderter Form, haben würde, als das Jahr 1794 Frankreich bereitet hatte. Nicht einen Augenblick ſoll geleugnet ſein, daß unter Louis Philipp ſich Frankreich, die erſten ſieben Jahre zumal, eines ſo ſoliden Maaßes bürgerlicher Freiheit erfreute, daß daſſelbe wohl den Neid Deutſchlands und deſſen längſt gehegte Wünſche wecken, ja rechtfertigen konnte. Auch gedieh unter der Familie Orleans die Bourgeoiſie außerordentlich.

Ein induſtrieller Glanz, ein Reichthum, ein Welthandel entfaltete ſich in Frankreich ohne Gleichen und trat in wirkſamſte Concurrenz mit der engliſchen Productivität. Beides hatte indeß ſeine Schattenſeiten. Die Freiheit führte, — wie immer, ſobald ſie in Frankreich auftrat, — zu Zügelloſigkeit und Schwächung der Regierung. Ein Bürgerkönig war dieſer Nation immer nur ein Mann, den ſie gemacht hatte, der alſo unter ihrer Autorität regierte, ſie alſo ſo regieren mußte, wie es der jeweiligen Majorität beliebte. Da die Bourgeoiſie die eigentlich herrſchende Macht im Staate geworden war, der alte Adel keine nennenswerthe Partei mehr bildete, ſo war die Folge, daß Bauernſtand wie Arbeiterthum unbeachtet gelaſſen wurden und die Plutokratie, der Geldſack, durch die ſchauderhafteſte Corruption den politiſchen wie materiellen Gewinn allein an ſich riß! Hieraus entſtand die tauſendköpfige Hydra des politiſchen Socialismus, deren Träger St. Simon, Fourier, Blanqui, Cabet waren und deſſen äußerſte Conſequenz der ſocialiſtiſche Atheismus eines Proudhon und Deczamy bildeten. Die Fäulniß aller Geſellſchaftskreiſe machte ſich nicht nur in Skandalproceſſen à la Coiſeul-Praslin und de Feuchères bemerkbar, ſondern auch in den ſocialen Effect-Romanen eines Eugen Sue, den eleganten Ferkeleien eines Paul de Coq und den romantiſchen Bambochiaden Alexander Dumas' (père) bemerkbar. Nichts kennzeichnete die heranziehenden Wetter in Frankreich beſſer, als die alte Sucht, durch äußern Kriegsruhm die inneren Calamitäten auszugleichen. Der Feldzug in Belgien, deſſen wir ſchon in den vorhergehenden Biographien gedachten, die Eroberung Algiers, deſſen Cultivirung Millionen über Millionen verſchlang, 1840 das Gelüſte nach dem Rhein, von Herrn Adolf Thiers aufs Tapet gebracht, bewies, auf welch' thönernen Füßen das Bürgerkönigthum ſtand und wie es täglich morſcher wurde. — Ueber die damaligen inneren preußiſchen Zuſtände iſt ſchon in der Kaiſer-Biographie, über unſere militäriſchen bei Roon geſprochen worden. Unſere äußeren Beziehungen waren gerade nicht erfreulich, aber doch leidlich; Mitteleuropa war durch die heilige Allianz vor allen Aggreſſionen des galliſchen Weſtens wie inneren Stürmen geſichert. Der Bundestag aber einte Deutſchland zu einem lockern Föderativ-Verbande und hinderte wenigſtens den Ehrgeiz des Einzelnen durch die Macht des Ganzen. Das war die Politik des „europäiſchen Gleichgewichts“, als deſſen Träger Metternich und Neſſelrode, als deſſen eigentlicher Champion „sans peur et sans reproche“ Kaiſer Nikolaus I. von Rußland galt, als das Symbol der abſoluten Monarchie, welche Ludwig XIV. in Europa inaugurirt hatte! Das Uebergewicht dieſes in jeder Beziehung eiſernen und willensgewaltigen Mannes war ſo unbedingt, durch Famklienbande mit den Hohenzollern dazu ſo innig geworden, daß vorübergehende Mißhelligkeit, wie die wegen der überſtrengen Zollmaßregeln Anno 1842, die Ruhe nicht zu trüben vermochte. Man wird ſich gewiß noch erinnern, wie ſehr der impoſante Czar bei ſeinem Beſuche Berlins 1843 der Gegenſtand der Bewunderung und Ehrfurcht aller abſolutiſtiſch geſinnten Kreiſe, welcher Gegenſtand des ſtillen Haſſes und der Furcht er für die liberalen Elemente unſeres Volkes war. Das Verlangen nach einer Verfaſſung, von verſchiedenen Landtagen und Städten ausgeſprochen, Erſcheinungen auf religiöſem Gebiete, wie das Muckerthum, der Rock zu Trier, der Deutſchkatholicismus, dann die wachſenden Arbeiterunruhen und eine Fluth verbotener, aber untilgbarer Broſchüren, — die Entwickelung einer neuen polniſchen Inſurrection 1844 unter Mieroslawsky, der Krakauer Aufſtand, endlich die Wirren, welche in Schleswig-Holſtein durch den „offenen Brief“ Chriſtians VIII. von Dänemark vorausſichtlich waren, — alle dieſe Erſcheinungen beweiſen zur Genüge, daß der Deichhauptmann von Bismarck-Schönhauſen reichlich politiſchen Stoff hatte, „fern von Madrid darüber nachzudenken.“ Es wird geſagt, daß er in jener Zeit mit ſeinen Freunden viel politiſche Raiſonnements gehalten habe und daß dieſe verſichert hätten, „er ſei damals noch ziemlich liberal geweſen, — er ſie trotzdem gefeſſelt habe, obwohl ihnen dieſe politiſchen Raiſonnements langweilig geweſen ſeien.“ — Die Richtigkeit deſſen zu vertreten, überlaſſen wir unſerm Gewährsmanne, aber wir glauben dieſen Angaben aufs Wort. Warum ſoll Bismarck vor dem

Jahre 1848 den Begriffen ſeiner adeligen Freunde nach denn nicht liberaler geweſen ſein, als ſie es faſſen konnten? War denn ſeiner Mutter Einfluß, ſeine Erziehung unter Bonnell's und Schleiermacher's Händen, ſeine Studienzeit, ſein Verkehr mit Ausländern, ſein eigener durchdringender, die Wahrheit jeder Sache unterſuchender Geiſt gar ſo wenig dazu angethan, nicht Dinge als ſehr vernünftig und wünſchenswerth für ſein Vaterland zu erachten, welche ſeinen Standesgenoſſen eine gewiſſe Gänſehaut verurſachten? — Es iſt nur die Frage, was damals bei Bismarck unter „noch ziemlich liberal“ zu verſtehen war? Gehen wir nicht ganz irre, ſo war Bismarck damals nichts weniger als das, was wir heute liberal nennen, obwohl für ſeine Freunde „ziemlich“. Sein Ideal in den vierziger Jahren dürfte die „ſtändiſche Monarchie“ geweſen ſein. Zu der damaligen, weſentlich bureaukratiſchen Regierung trat er durch dieſe Meinung allerdings in ſchroffſten Gegenſatz, und dies mochte ihm bei den Offizieren der kleinen naheliegenden Garniſonen wohl den „ziemlich liberalen“ Ruf verſchafft haben. Daß er gerade keine Propaganda mit ſeinen Anſichten machen wollte, bewies ſein dünnes Auditorium, das ſich überdem — langweilte. Da Bismarck's Blick wahrſcheinlich das ſelbſt nicht entgangen ſein dürfte, ſo glauben wir, dieſer nachmals ſo geniale Kämpfer in der politiſchen Arena hat ſich nur vor ſich ſelbſt **laut** ausſprechen, ſich ſelbſt in ſeinen Argumenten prüfen wollen und daß ihm die Freunde dann etwa — die Stelle des Mohrenkopfs vertraten, nach welchem ſeine ritterlichen Vorfahren vordem zur Uebung mit ſtumpfer Lanze ſtachen, ehe ſie ins eigentliche Turnier ritten! — — In der erſten Hälfte der vierziger Jahre erhielt Bismarck ſeinen erſten Orden; er blieb lange ſein einziger und iſt heute noch eine Decoration, welche er mit Stolz neben den höchſten Ehrenzeichen trägt. Als ihn ein etwas ſpöttiſcher Diplomat lächelnd nachmals fragte: „Wofür erhielten Sie dieſe Denkmünze?“ „Ich habe die Angewohnheit, zuweilen einem Menſchen das Leben zu retten!“ erwiederte er kauſtiſch, und erröthend ſenkte der Staatsmann den Blick. Bismarck hatte nämlich ſeinen Reitknecht mit eigener Lebensgefahr den Wellen entriſſen, als das Pferd, welches derſelbe in die Schwemme ritt, ſich, wild geworden, überſchlug. — In dieſer Zeit von Bismarck's deichhauptmänniſchem Garçonleben war es auch, wo er — wir glauben 1844 — mit dem Major von Roon herzliche Freundſchaft ſchloß, deren Tragweite Beide ſchwerlich ahnten. Beide Männer aber hatten ſich gewiß in ihrem Weſen erkannt und wußten, daß ſie ſich auf einander verlaſſen konnten; dies war für ſie und — als die kritiſche Stunde ſchlug, fürs Wohl des Vaterlandes genug. — —

In des Kaiſers Lebensbild wurde angedeutet, wie die trübe, engherzige und zaudernde Politik des Miniſteriums Eichhorn der drängenden Zeitrichtung ſich nicht mehr gewachſen zeigte und in der zwölften Stunde zu einem neuen Hülfsmittel gegriffen werden mußte, um das Unwetter des Radikalismus zu bannen, was langſam, aber deſto ſicherer über den Rhein gezogen kam und rings den politiſchen Horizont wie niemals verdüſterte. Das königliche Decret vom 3. Februar berief den vereinigten Landtag nach Berlin. Unter den Mitgliedern der Kurie der drei Stände befand ſich auch von Bismarck-Schönhauſen. Er trat ins politiſche Leben, welches zugleich das erſte wirklich politiſche Leben ſeiner Nation war, damit aber durch die enge Pforte, welche ihn unter Kämpfen und Prüfungen zu dem großen Triumphthor führen ſollte, unter welchem ihn ſein Monarch erwartete und mit nichts Geringerem glaubte belohnen zu dürfen, als einem Fürſtendiadem! — Bevor er auf dem großen Kampfplatz der Principien erſchien, verlobte er ſich mit Johanna, der einzigen Tochter des Herrn Jacob von Puttkammer und Luitgardens von Glaſenapp auf Rheinfeld. In Otto und Johanna ſollten zwei der älteſten preußiſchen Adelsgeſchlechter, die ihren Königen im Felde wie im Rathe lange Dienſte geleiſtet hatten, ihr Blut vermiſchen und zu neuem ungeahnten Glanze wieder aufblühen. Dieſe Verbindung und die Anforderungen der Zeit an ſeinen Patriotismus brachten in unſeres Staatsmanns Leben auch diejenige Herzens- und Geiſtesfriſche, welche er ſo lange fruchtlos erſehnt hatte. —

Der erſte vereinigte Landtag in Preußen!! — Wir ſagten bereits andern Orts, daß wir für möglich hielten, der vereinigte Landtag, ſechs Jahre früher berufen, hätte vielleicht das Land gerettet. Die Aeußerungen, welche Graf Bismarck wenigſtens nach dieſer Zeit im Norddeutſchen Parlament bei Gelegenheit der allgemeinen Wahlen that, indem er das Unzulängliche des Dreiklaſſenſyſtems der preußiſchen Wahlen beleuchtete, drücken einen ähnlichen Gedanken aus. Als man den allgemeinen Landtag 1847 einberief, war es aber zu ſpät; die Zeit war demſelben entwachſen. — Die Idus von 1848 kamen, der ganze Sturm und Schmerz eines jahrelangen Ringens und — wir glauben, — es war doch **beſſer** ſo!! Eine höhere Macht leitet ja der Völker Geſchicke und weiß beſſer, was uns taugt, als wir klügelnden Menſchen. — — Die Symptome, welche im erſten und zweiten vereinigten Landtag bereits ans Licht traten, zeigten deutlich, daß man ſchon über den Rahmen dieſer Inſtitution hinaus war. Der kommende Orkan ließ ſich ſpüren, dem Herr von Bismarck-Schönhauſen bereits jetzt ſchon, ſeiner vorhin bezeichneten Meinung gemäß, kühn entgegentrat und ſeinen Namen zuerſt in weiteren Kreiſen bekannt machte. —

Dieſer vereinigte Landtag beſtand aus drei Parteiſchattirungen, welche ſich in der ſchwülen Stimmung der Zeit bald ſcharf genug zueinander ſtellten. Die ſtreng royaliſtiſche — beſſer geſagt die Partei der bureaukratiſch-abſoluten Monarchie ſah in dem Februarpatent die äußerſte Grenze der Bewilligungen, welche das Königthum dem Lande, ohne eigene Gefahr, machen dürfe. Die Partei der ſtändiſchen Monarchie, zu der vom erſten Augenbicke an alſo Otto von Bismarck gehörte, huldigte einer Richtung, die ſeinen Standesbegriffen ebenſo ſehr, wie ſeinem geiſtigen Weſen, ſeiner Jugendentwickelung entſprach, in der ſich Thron und Vaterland zu erneuter Daſeinsform einten, ein Standpunkt, dem er unter allen Stürmen ſeiner ganzen innern Ueberzeugung nach treu geblieben iſt. — Dieſe Partei hatte im Sinne: auf Grund des Februarpatents organiſch eine Verfaſſung zu erbauen, welche die Würde der Krone, die Kraft des Regiments aufrecht erhielt, aber den berechtigten, ſchon von König Friedrich

Wilhelm III. zugeſtandenen Wünſchen der Nation gebührende Rechnung trug. — Die dritte Partei bildeten, — wie ſie ſich ſelbſt bald nannten, die „Radikalen“. Sie ſah in dem Februarpatent ein Hinderniß ihrer weitgehenden Abſichten und wünſchte den allgemeinen Landtag deshalb beſeitigt. Ihre Abſicht war: Herrſchaft des Parlamentarismus durch Schwächung der königlichen Prärogative, und ſie hoffte, die Zeitſtrömung werde ihr den Sieg verleihen. — — Oeffentliche Diskuſſionen, die Aufregung des Parteilebens, perſönliches Inſceneſetzen auf der Tribüne und der Glanz des Rednerthums waren damals noch gänzlich neu unter uns und blendeten ſelbſt ernſtere Männer um ſo mehr, je weniger man linguiſtiſche Productionen auf ihren wahren Werth zurückzuführen vermochte. Man zog eben die politiſchen Kinderſchuhe an. — Auch Bismarck ſoll anfänglich von dem neuen geiſtigen Leben, das ſich etablirte, berauſcht geweſen ſein. Wir unterſuchen nicht, in wie weit das richtig ſei, es würde aber nur unſere Meinung beſtätigen, daß die, wenn auch noch nicht geklärten, Ueberzeugungen Bismarck's doch damals ſchon ſtark monarchiſch-conſtitutioneller Art geweſen ſind und nur die Ausſchreitungen der Zeit ihn zwangen, einer Richtung entgegenzutreten, die durch Fanatismus zu Selbſtruin und Preußens Schädigung führen, Thron und Land, alle Tradition, wie die Zukunft deſſelben in tödtliche Gefahr bringen mußten. Bald genug kam Bismarck von dem erſten Eindrucke parlamentariſcher Verſammlungen zurück. Das, was ihm ſtets am widerwärtigſten geweſen war, die Phraſe, ſchoß kakteenhaft auf und ihre betäubenden Blüthen dufteten bald zu ſtark, um von ſo geſunden Geruchsnerven wie den ſeinen ertragen zu werden. Er bemerkte mit Beſorgniß, daß dieſe Phraſe ſich zu einer politiſchen Macht ausbilden, tyranniſch die Entſchließungen der Majorität meiſtern und ein Feind des Königsthums, der Vergangenheit Preußens werden wolle. Er trat ihr rückhaltslos entgegen! — Der Tag, wo er in dieſem Sinne und zum erſten Male die Tribüne betrat, war der 17. Mai. Eine Behauptung nöthigte ihn dazu, die aller geſchichtlichen Wahrheit vor den Kopf ſtieß. Abgeordneter von Saucken hielt nämlich eine Rede, in der er behauptete: „die Erhebung des preußiſchen Volks 1813 habe eigentlich nur ſtattgefunden, um eine Conſtitution zu erlangen.“ Bismarck entgegnete: „daß er bezweifeln müſſe, daß das Volk andere Gründe damals zum Kampf gehabt habe, als die Schmach der Fremdherrſchaft.“ — Mißfallen rings, Murren und Rufen unterbrach ihn; diverſe Redner meldeten ſich, um den jungen Kampfhahn abzuführen, der ihnen ſagen wollte, welche Gefühle **ſie** damals in den Kampf geführt hätten, da derſelbe noch gar nicht gelebt, ſomit kein Urtheil habe. Als das Wetter ſich legte, — Bismarck las auf der Tribüne inzwiſchen ein Zeitungsblatt, — entgegnete er: Er ſtelle nicht in Abrede, daß er zu jener Zeit noch nicht gelebt habe, ihm nicht vergönnt geweſen ſei, an der Erhebung Preußens Theil zu nehmen. Jetzt ſei er endlich über dieſe Erhebung aufgeklärt! Bisher habe er immer geglaubt, die Knechtſchaft, gegen welche damals gekämpft worden, habe im Auslande gelegen, jetzt ſehe er ein, daß ſie im **Inlande** gelegen habe. „Ich bin gar nicht dankbar, meine Herren, für **dieſe** Aufklärung!!“ — Durch das Murren, was ſich erhob, tönte Bravo; der Sinn für hiſtoriſche Gerechtigkeit erwachte in Etlichen doch wieder! Seit dieſer Stunde wurde Bismarck vom Liberalismus, wurde von allen Denen gehaßt, welchen die Phraſe ein unumgängliches Handwerkzeug geworden, denen das Blenden Hauptſache, das Erleuchten aber ziemlich gleichgültig war. Die Preſſe warf ſich ſofort auf ihn als einen „feudalen Gegner“ und fortan —, nur in höherem, reinerem Sinne wie Beaumarchais, konnte er von ſich ſagen: „Mein Leben iſt **ein** Kampf!“ Zu demſelben brachte er das mit, was Freunden wie Feinden aber imponirt. Eine herkuliſche Geſtalt, eine Kühnheit und Saloperie der Bewegungen, welche anzog und doch erbitterte, eine hohe freie Stirn, einen faſt unheimlich großen, funkelnden und durchdringenden Blick und eine unerſchütterliche Stoa des Willens. Bismarck ſpricht bekanntlich nicht mit jenem Zungenſchwunge, der rauſchend dahinrollt und Alles fortreißt, er redet ſchlicht, ſtockt oft, ſeine Sätze unterbricht er manchmal gerade im Fluſſe, — ſucht oft das Wort erſt für ſeinen Begriff. Sein

Ton iſt nicht einſchmeichelnd, anheimelnd, ſchwellt nicht an zur Woge ſtürmiſcher Begeiſterung, denn Bismarck war niemals ein Romantiker der Tribüne. Seiner Rede Klang iſt oft ſcharf, mitunter ſchneidend. Dazu ſchlug ihn der burſchikoſe Junker auch in den Nacken, er hatte alſo von vornherein bei jedem damaligen „Volksfreunde“ verſpielt. — Schon bei den nächſten Debatten nach dieſem denkwürdigen 1. Mai warfen ſich die Gegner über ihn her und gaben ihm Gelegenheit, für die Autorität der Krone, der Geſchichte, für die conſervativen Principien in die Schranken zu treten, die er ſtets heilig gehalten und auf deren Boden gerade ſeine politiſche Toleranz, ſein Wahrheitseifer, die Sehnſucht: ſein Volk geehrt, groß, wohlhabend und ſtrebſam unter den Hohenzollern, Preußen aber als einen kraftvollen Factor deutſcher Geſchicke zu ſehen, wurzelte, ein Glaube, eine Sehnſucht, die in ihm durch trübe Zeiten wohl verkümmert werden konnten, wie das Licht, dem Nahrung fehlt, welche aber nur mit ſeinem Leben zu verlöſchen vermögen. „Tod der Phraſe, damit die Sache gerettet ſei!“ Das iſt ſein Motto vom Mai 1847 bis zum Jahre 1872 geblieben und wird immer das Zeichen ſein, in dem er ſiegt! — Was war Bismarck's Sache? — Wie Moltke und Andere hatte er den Glauben, daß „ohne ein ſtarkes Regiment jedes Volk verloren iſt“, daß den Thron ſchützen auch das Vaterland retten heiße, daß nur vom Punkt ſtaatlicher Einheit und gouvernementaler Autorität aus diejenige ſolide Freiheit dem Volke erreichbar werde, unter deren Fittigen Jeder leben und das Seinige genießen könne. — Sollen wir den Beweis der Wahrheit antreten, daß Bismarck damals ſchon ſehr Recht hatte? — Vielleicht iſt's gut, es doch zu thun! Als Verfaſſer Dieſes im Sommer 1872 zu Straßburg ſich befand und in einen Laden am Place Klèber trat, machte er dort die Bekanntſchaft eines nicht mehr jungen elſäſſiſchen Corporals, der unter dem Corps Felix Douay's im Kriege 1870 geſtanden hatte, bei dem bekannten ſchreckensvollen Ummarſche über Paris nach Chalons im Melée verſchlagen worden, zurück nach Paris gekommen und dort gezwungen geweſen war, den Kampf der „Commune“ mitzumachen. — „Daß die Preußen ſiegreich geweſen, wir aber ein verlorenes Volk ſind", ſprach er bewegt „kommt daher, Sie haben ein altes Herrſcherhaus, das **reſpectable** iſt und ſeine Sache **immer** mit der ſeines Volkes vereint hat! Wir haben ſeit 1794 keine anſtändigen Leute mehr, die uns regieren; ſelbſt die Orleans haben wir fortgejagt!" — —

Kurz nach Schluß des erſten vereinigten Landtages heirathete Bismarck Fräulein Johanna von Puttkammer und trat ſeine italieniſche Hochzeitsreiſe an. — Einen ätzenden Stachel nahm er von ſeinem erſten parlamentariſchen Debut mit. Er hatte die Illuſion ſeiner Jugend verloren, die erhabene und ſchöne Idee Stein's und ſeines Großvaters Menken: daß man dem Volke eine vernünftige, fruchtbringende Freiheit gewähren könne, ohne die Würde und Größe des Königthums aufs Spiel zu ſetzen, welchem Preußen ſeinen Ruhm, ſeine Geſittung und Wohlfahrt zu verdanken gehabt hatte! So wenig wie Bismarck in dieſer ſchmerzvoll patriotiſchen Stimmung vielleicht erwägen mochte, daß große Kriſen nothwendig ſeien, um die Krankheit der Zeit zu beſeitigen und dem Vaterlande ein geſunderes, verjüngteres Leben zu geben, ſo wenig mochte er damals auch glauben, daß er allein und kein Anderer berufen ſei, der große Arzt zu werden, dem das gelinge, ja daß er bereits jetzt ſchon den erſten und wichtigſten Schritt auf der Bahn dieſer ſeiner Beſtimmung gethan habe. Jetzt entſchädigte ihn wenigſtens die Liebe ſeiner Johanna, das errungene häusliche Glück und der durch daſſelbe erreichte innere menſchliche Friede für den Kummer, welchen er als Vaterlandsfreund empfand. — Die Wirkung ſeines politiſchen Auftretens war übrigens nicht nur nach Unten, ſondern auch nach Oben hin größer geweſen, als er gewähnt hatte. Dies empfand er auf der Reiſe ſchon. In Venedig, ganz wider Vermuthen, traf er mit ſeinem Monarchen Friedrich Wilhelm IV. zuſammen, ward zur Tafel gezogen und der König verwickelte ihn in ein längeres vertrautes Geſpräch, die damaligen Zuſtände, namentlich aber die deutſche Sache betreffend, welcher Friedrich Wilhelm IV. ſtets eine beſondere Vorliebe gewidmet hat. Konnte dieſe Discuſſion auch kein anderes Reſultat haben, als daß der König „ſeinen Mann“ näher kennen lernte, ſo iſt doch wohl anzunehmen, daß daſſelbe nicht ganz ohne Einfluß auf das Vertrauen geweſen iſt, was Bismarck nachmals als Geſandten nach Frankfurt berief. — Auf dem zweiten vereinigten Landtage ſehen wir ihn mit gleicher Conſequenz und Furchtloſigkeit gegen die Fluth der radikalen Partei ſich erheben, nachdem er zu Schönhauſen ſein ehelich Neſt erbaut hatte. — Das Jahr 1848 kam, der 18. März. Von Frankreich im Februar war die rebelliſche Sturmfluth ausgegangen und hatte die Orleans verjagt, um Herrn Alphons de Lamartine — einen Romanſchriftſteller, — Wer lacht da? —, auf den republikaniſchen Thron zu ſetzen. In Wien hatte ſich das Spiel wiederholt, in München gleichfalls. Wenn auch die Häuſer Habsburg und Wittelsbach nicht entthront wurden, Kaiſer Ferdinand I. von Oeſterreich dankte ab, ſein Neffe Franz Joſeph I. folgte ihm und König Ludwig I. von Baiern legte das Scepter in die Hände Maximilians, ſeines Sohnes. Am 18. März brach auch über Preußen der Sturmwind des Bürgerkrieges herein. Das Princip der Legitimität wankte in der geſammten Welt, dieſe Zeit ſchien das politiſche Chaos gebären zu ſollen. —

Wie Otto von Bismarck zu Muthe war, als er ſo Alles um ſich zerbrechen fühlte, was ihm lieb und ehrwürdig, der Gegenſtand ſeines Studiums, die Hoffnung ſeiner Zukunft geweſen war, — das überlaſſen wir dem geläuterteren politiſchen Urtheile der Gegenwart. Konnte er wohl damals die allgemeine, innere Berechtigung einer Kataſtrophe einſehen, die — unlogiſch und ſchreckhaft eintretend — in der mitteleuropäiſchen Menſchheit doch ſchon von ſehr langer Hand vorbereitet war, welche den geſammten geiſtigen und materiellen Zündſtoff in ſich barg, alle die doctrinairen Gaſe, welche ſich ſeit 1790 in Deutſchland angeſammelt hatten?! — 1848 zerſprang endlich die Retorte und — das war gut!! — Hinter all dem tollen Treiben jener Tage ſteckte doch eine vollſaftige Volkskraft, der Drang, die eigenen Kräfte im Selbſtbeſtimmungsrechte auszudehnen, die neue Zeit zu erbauen auf neuen Fundamenten, dieſe neue Zeit, welche deutſch, licht und groß, ſtark nach Innen wie nach Außen ſein mußte; es galt — mit einem Worte: das Naturrecht des germaniſchen Stammes, wie es vermöge deſſen Entwickelung geworden war! — Daß dies gerade Otto von Bismarck nicht verſtand?! — Wir dächten, er verſtand es auf ſeine Weiſe ganz mit demſelben Rechte nicht, wie wir es Alle auf unſere Weiſe **auch nicht** verſtanden!! Eines begriff er aber, das Entweder-Oder der Zeit: „ob Monarchie, ob Republik!" — Am 2. April war die Scheideſtunde, in der Otto von Bismarck ſeine Jugend begrub, zwiſchen Vergangenheit und Zukunft das Tafeltuch entzweiſchnitt. — Die Stunde, wo er Geſchehenes vergeſſen und Kommendes mit erhobener Stirn, ob auch zuckenden Herzens, erwartete. Es war derſelbe 2. April, wo der zweite vereinigte Landtag ſeine Function an die neue conſtituirende National-Verſammlung abtrat und in einer raſchen Kronadreſſe ſeinen eigenen Grabſtein ſchrieb. Wie Bismarck an jenem Tage ſagte, hatte „die Krone ſelber die Erde auf ihren Sarg geworfen!" Das war ſeine erſte Hamletsminute! — Seine zweite fiel 18 Jahre ſpäter in den Mai 1866!! —

Die Revolution in Preußen ging ihren Weg, Miniſterien fielen und traten auf. Bismarck verfolgte unausgeſetzt mit Spannung den geiſtigen wie materiellen Gang der Ereigniſſe und war in Berlin raſtlos thätig, eine königstreue Partei zu bilden, welche in patriotiſchen Vereinen und der durch ihn hervorgerufenen „Neuen Preußiſchen Zeitung" ihre Organe fanden. — Aus jener Zeit ſchreibt ſich auch die Bekanntſchaft Bismarck's mit den beiden Freiherren von Manteuffel her, welche nachmals ſo gewichtigen Einfluß auf das Staatsleben haben ſollten. Um gleich eine vielverbreitete Unklarheit zu berichtigen, ſchalten wir hier ein, daß es drei Manteuffel gab oder giebt, den bekannten Miniſter-Präſidenten und deſſen jüngeren Bruder, der damals Chef des Miniſteriums der landwirthſchaftlichen Angelegenheiten war; der Miniſter-Präſident iſt im Gegenſatz zu ſeinem Bruder immer als Manteuffel I. bezeichnet worden. Der Dritte, ebenfalls jünger, welcher nur ein entfernter Vetter Beider iſt und zu ihnen in gar keinem leiblichen Verwandtſchaftsgrade ſteht, war der damalige Rittmeiſter Edwin von

Manteuffel.*) Er war dem Könige beſonders werth, denn am 20. März, — nachdem er in den Schreckenstagen der Barrikaden ſtets um den Monarchen geweſen war, durch ſeine Energie den brechenden Muth ſeines Königs geſtützt hatte, war er deſſen Flügeladjutant geworden. Er, wie deſſen beſagter Vetter, der ſpätere Premier, Otto Theodor Freiherr von Manteuffel I., müſſen mit Bismarck in dieſer Zeit als die *Paladine* des Thrones, die Träger der conſervativen Idee, — die Herren Stahl und Gerlach hingegen als die *Doctrinäre* der Partei angeſehen werden. Ihr augenblicklicher und höchſter Zweck war der gleiche, die Art ihn *zu erreichen verſchieden* und mit den Jahren gingen ſie ſo *weſentlich auseinander*, daß ſie ſich ſchließlich, wie es ſcheint, im *Gegenſatze* befanden! —

Die ganz unverkennbar republikaniſch-ſociale Volksbewegung entzog ſich ſchließlich ſelbſt allen Boden durch ihr hirnloſes Gebahren. Die National-Verſammlung ſpaltete ſich, der Demokraten-Congreß zerfiel. Die Steuerverweigerung, der blutige Octoberkampf der Arbeiter gegen das Bürgerthum in Berlin, Wrangel's Einmarſch und der Belagerungszuſtand machten dem „ſouverainen Volke“ ſchließlich ein höchſt unſouveraines Ende. Wenn wir hier aus der eigenen Erinnerung Erlebniſſe entrollen, — zum Beiſpiel die romantiſche Geſchichte des Volksredners und nachmaligen Theateragenten *Held* und der *Lucia Lenz* in ihrem *ganzen ſchleierhaften Reize* geben wollten, ſo — ?! — — Dieſe Dinge gehören zu ſehr der politiſchen Demimonde an, haben einen zu ſtarken Beigeſchmack derjenigen Zuſtände, die das Paris des Jahres 1871 bot, als daß wir ſie dem Leſer zumuthen könnten. — —

Im Auguſt 1848 wurde Bismarck's erſtes Kind zu Schönhauſen, ſeine einzige Tochter *Marie*, geboren. Im December ward Bismarck zum Abgeordneten für Brandenburg gewählt und erſchien auf dem neuen Kampfplatze. — Nachdem die National-Verſammlung ſich ſelbſt unmöglich gemacht, ſie auseinandergeſprengt worden, die von ihr zu berathende neue Verfaſſung aber nur ein Torſo geblieben, war ein neues, ein conſervatives Miniſterium der That ernannt worden, an deſſen Spitze Graf von Brandenburg ſtand und in welches Otto Theodor von Manteuffel I. als Miniſter des Innern eintrat. Sehr glaublich iſt, daß von Bismarck-Schönhauſen ſchon damals genug Einfluß hatte, um — wie Heſekiel meint — Manteuffel zum Portefeuille zu verhelfen. Iſt dies Thatſache, — obſchon uns berichtet wird, daß Bismarck's Verhältniß zu dem Miniſterpräſidenten immer ein durchaus kühles geweſen, ſo iſt dadurch erhärtet, daß der neue Miniſterpräſident Bismarck wohl als Nichts mehr, denn als der Mann der Lage galt, als eine politiſche Nothwendigkeit. Dies Miniſterium octroyirte nunmehr dem Lande ein Verfaſſung und auf Grund derſelben trat Ende dieſes trüben Jahres die Vertretung zuſammen, um der neuen Lebensform Preußens ihre Sanction zu geben. — —

---

*) In den vorhergehenden Lebensbildern haben wir dieſen ſpäter ſo berühmten General nur als Manteuffel II. der Unterſcheidung wegen bezeichnet.

D. V.

Die alte Ständeverfaſſung, auf Grund deren der allgemeine Landtag getagt hatte, hatte den preußiſchen Staat auf zwei Gewalten geſtellt, auf die Krone als ſanctionirende und ausübende Gewalt, auf die vereinten Stände als berathende, beipflichtende, oder ablehnende. Dieſe octroyirte Verfaſſung hatte aber der Gewalten drei. Die Krone, das Herrenhaus und die Zweite Kammer. — Durch das Dreiklaſſen-Wahlgeſetz war ferner geſorgt worden, daß der Demokratismus ſo frank und frei wie vorher nicht in die Aſſemblee der Geſetzgeber eintreten konnte. Die Wähler wurden durch den Modus des Vermögens geſiebt und die indirecte Wahl wurde ein Filtrum der Geſinnung. Ob dieſe Verfaſſung, ob dieſe Vertheilung der Gewalt unter drei Factoren gut oder ſchlecht war, haben wir nicht zu erörtern. Das Volk mochte ſie im Ganzen und Großen nicht leiden und mit nicht geringerem Mißtrauen ſah ſie Bismarck an. Aber der König hatte ſie gegeben und das war ſeinem patriotiſchen Gewiſſen genug. Er verſuchte ſich ehrlich mit ihr abzufinden und in eine Staatsform einzuleben, die wenigſtens den Vortheil hatte, überhaupt eine Lebensform zu ſein, nachdem man ſeit den Märztagen blind in der formloſen politiſchen Fluth umhergetrieben worden. Was das Ausland anbetraf, ſo hatten zwei gewichtige Thatſachen die allgemeine Lage Europa's weſentlich verändert. — Die heilige Allianz hatte einen ſtarken Riß bekommen! Der greiſe Metternich, ihr hauptſächlichſter Träger, war nämlich abgetreten und Franz Joſeph, der neue, jugendliche Kaiſer, huldigte einer weſentlich andern Politik. Dazu war die franzöſiſche Republik im Verenden; ſie hatte Louis Napoleon zum Präſidenten gewählt. Hinter demſelben ſtand bereits der Cäſarismus und die Säbelherrſchaft! — Daran war noch nicht genug! Am 20. Jan. 1848 hatte Chriſtian VIII. von Dänemark das Zeitliche geſegnet, Friedrich VII., ſein Nachfolger, verkündete faſt unmittelbar nach ſeiner Thronbeſteigung die Geſammtverfaſſung, welche Schleswig-Holſtein däniſch machte. Das war ein Schlag in Deutſchlands Geſicht und Deutſchland war mehr denn je zerriſſen! — Bismarck blickte alſo nicht nur voll Sorgen auf die Entwickelung der Dinge in Preußen, mit noch ſehr viel ſchwermüthigeren Augen blickte er die Weltlage an. So trat er in die zweite Lebensepoche, wo ſein Wirkungskreis, noch mehr ſeine Erfahrung ſich in ganz ungeahntem Maaße erweitern ſollten. — —

Am 26. Februar 1849 wurden in Berlin die Kammern eröffnet. — Welche Stellung Bismarck bereits unter ſeinen Parteigenoſſen einnahm, beweiſt, daß ſie Alle ihn begrüßten, Graf Arnim-Boitzenburg, Miniſter von Manteuffel ſelber! Daß die Zeiten ſich auch geändert hatten, die rothe Demokratie nicht mehr die abſolute Uebermacht beſaß, beweiſt, daß Leute wie Auerswald, Vincke, Grabow, — welche vorher Bismarck's Gegner geweſen, die nachmals es wieder werden ſollten, — jetzt mit ihm auf derſelben rechten Seite ſaßen! — Die Kräfte der Parteien ſtanden ſich ziemlich gleich, wenn man die „Wilden" für königstreu zählte, weil ſie nicht abſolute Demokraten waren. Auch das Miniſterium hatte eine Aenderung erlitten, von Arnim hatte das Aeußere, v. d. Heydt das Handelsreſſort übernommen. Die Zweite Kammer nahm die octroyirte Verfaſſung an, ſchuf damit alſo wenigſtens den neuen Rechtsboden. Wenn Otto von Bismarck jedesmal, ſobald er neu auftrat, ſeinen Gegnern wie Freunden anders erſchien, Beide ihm wiederholentlich dies als einen Abfall von ſich ſelber auslegten, ſo hat es darin ſeinen Grund, daß ſeine Einſicht in die Dinge eine klarere, raſchere war, er ſich der unabänderlichen Thatſache eher zu fügen, — und für die Staatsintereſſen auszunützen wußte, daß ihm das Vaterland **ſtets höher** ſtand, als ſeine Meinung, während die Anderen krankhaft an der eigenen Doctrin feſthielten. Bismarck, das eine, höchſte Ziel im Auge, zeigte mit gutem Gewiſſen ſich da reactionairer oder liberaler, als es ihm ums Herz war, wo ihm von dem **einen** oder **andern** Wege das **Wohl** der Dynaſtie und Nation abzuhängen ſchien. Sein Auftreten war 1849 deshalb auch wieder ein ganz eigenes. Der octroyirten Verfaſſung, die er nicht liebte, ſtimmte er bei, die deutſche Frage, den Krieg zur Befreiung Schleswig-Holſteins, — zwei Dinge, welche ihm recht eigentlich **Gewiſſensſache** waren, desavouirte er mit äußerſter Energie! — Betrachten wir das von unſerm heutigen Standpunkte, vergleichen wir das Preußen von 1866 mit dem Preußen von 1849, ſo ſind die Gründe wohl klar. Die ganze Welt war aus den Fugen und ſtreitluſtig. Mit Wonne hätte Louis Napoleon eine kriegeriſche Eventualität ausgenützt, um als Sieger nach dem galliſchen Purpur zu greifen, den er drei Jahre ſpäter als Intriguant errang. Konnte man Deutſchland einen, wo jedes einzelne ſeiner Bundesländer in ſich durch Factionen zerriſſen war, wo in Dresden, ſpäter in Baden der lichte Aufruhr losbrach?! — Was verſtand man denn unter Einheit? Wie dachte man ſie ſich denn in Scene geſetzt? Mit Güte oder Gewalt? — Wo nahm man denn die Güte her, da Jeder nicht wie der Andere wollte? Wo die Gewalt her mit einem preußiſchen Heere, das, wie unter Roon geſchildert worden, durch reſultatloſe Experimente desorganiſirt war, die Kaſſen für große Actionen aber leer?? — Hätte man die Doctrinen freilich marſchiren laſſen können, wirkten die Phraſen wie Bajonett und Kugel, wir wären damals höchſt unbezwinglich geweſen. „Das deutſche Kaiſerthum wird nur auf dem Schlachtfelde errungen!“ hatte Friedrich

Wilhelm IV. der Frankfurter Deputation geantwortet, die demokratiſche „Einölung“ nützte wirklich Nichts! Als die Zweite Kammer die deutſche Reichsverfaſſung annahm, ſagte Bismarck ſehr mit Recht: „Die Frankfurter Krone mag ſehr glänzend ſein, aber das Gold, welches ihrem Glanze Wahrheit verleiht, ſoll erſt durch das Einſchmelzen der preußiſchen Krone gewonnen werden; ich habe kein Vertrauen, daß der Umguß mit der Form dieſer Verfaſſung gelingen werde!“ Den Radikalen aber warf er das geflügelte Wort entgegen: daß ſie dann vor den neuen deutſchen Kaiſer mit dem Reichswappen hintreten würden und ihn fragen: „Glaubſt Du, **dieſer** Adler ſei Dir **geſchenkt**?!“ — — Ebenſo definirte er der Demokratie gegenüber den Begriff des „Volks“, der zur Parteiphraſe geworden war. Ihm war das Volk die Geſammtheit der „denk- und willensfähigen Nation“, nicht „ein beliebiger Hauſe von Individuen“, die ein Redner für ſeine Anſicht gewinnen kann. Er beſtritt, daß das Staatsrecht auf dem Willen der Bevölkerung allein beruhe und einer ſchwachen Regierung gegenüber mit Gewalt durchgeſetzt werden könne. Es beruhe vielmehr auf der von Gott geſetzten Obrigkeit und ſucht ſeine Entwickelung nur in der „organiſchen Anknüpfung an den verfaſſungsmäßig beſtehenden Rechtszuſtand.“ Das Alles waren natürlich nicht Dinge, welche die Demokratie bewegen konnten, Bismarck in ihr Herz zu ſchließen. Sie erſtarkte vielmehr in der Oppoſition und nachdem ſie die Aufhebung des Belagerungszuſtandes votirt hatte, der allerdings ſchlecht zu ihren Plänen paßte, wurde ſie aufgelöſt. Neue Wahlen erfolgten auf Grund des neuen Geſetzes. Im Sommer hatten inzwiſchen Ereigniſſe ſtattgefunden, welche weder angenehm noch befriedigend für die Gefühle der deutſchen Nation ſein konnten. Wenn auch die Niederwerfung der Revolution in Dresden unſere Pflicht war, erwarb ſie uns doch nur ſchlechten Dank. Friedrich Wilhelms IV. officielle Ablehnung der Kaiſerwürde hatte das Frankfurter Parlament verſchnupft. Es proteſtirte gegen unſere Intervention, — wir desavouirten daſſelbe. — Wie Bismarck gefürchtet hatte, kam aus dem ſchleswig-holſteiniſchen Kampfe gar nichts heraus. —

Nichtsdeſtoweniger war das Vertrauen, was die in der Paulskirche tagende Verſammlung durch das Angebot der Kaiſerkrone den Hohenzollern bekundet hatte, weder unberechtigt, noch fiel es in Berlin gänzlich auf dürren Boden. Dies Vertrauen bewies, daß in der deutſchen Nation die Ueberzeugung lebe, daß die Löſung ſeiner Geſchicke, die Befriedigung ſeiner Einheitsſehnſucht unter der Aegide der Hohenzollern beſſer gelingen werde, als unter dem öſterreichiſchen Kaiſerhauſe. Wenn es zu weit ſpäterer, viel günſtigerer Zeit erſt zweier erſchütternder Weltbegebenheiten bedurfte, um den Sonderwillen der einzelnen Fürſten und Volksſtämme im Drange der Noth zu brechen, konnte von ihrer freiwilligen Einigung im Jahre 1849 denn ſchon die Rede ſein?! Wie weit er berechtigt iſt, bleibe an dieſer Stelle unerörtert, aber wie der Partikularismus ſtets Hauptgrund der deutſchen Zerſtückelung geweſen iſt, ſo mußte er auch vorerſt das Haupthinderniß für eine nutzbringende Einigkeit werden. Schon daß an den erſten unerläßlichen beiden Bedingungen: daß der Oberbefehl der geſammten deutſchen Streitmacht und die Führung der großdeutſchen Politik in **einer Hand** ſich dauernd befinden müſſe, — das Einvernehmen der Regierungen beſtändig ſcheitern werde*), begriff das Frankfurter wie das Erfurter Parlament nicht. Das deutſche Reichswahlgeſetz war am 12. April angenommen worden und Bismarck nahm es auch an, trotzdem er gegen die Reichsverfaſſung **ſelbſt** war. Er nahm das Wahlgeſetz eben an, nicht weil er von demſelben ein Heil für das Einigungswerk erwartete, ſondern weil er es für an ſich gut, für das beſte Mittel hielt, den wirklichen Volkswillen einſt zum legalen Ausdruck zu bringen! — Am 7. Auguſt trat die neue Zweite Kammer zuſammen. Dieſelbe hatte zwei Aufgaben, die octroyirte Verfaſſung einer Reviſion zu unterwerfen und die deutſche Frage zu beleuchten, welche damals zugleich weſentlich eine preußiſche geworden war. Bei den Debatten über die Verfaſſung war Bismarck's eifriges Beſtreben, dem Königthume wenigſtens zu ermöglichen, mit dem Conſtitutionalismus ſo regieren zu können, wie es für ein kraftvoll erblühendes Preußen nöthig war. Er bekämpfte deshalb beſonders das Steuerbewilligungsrecht des Landtages, denn er ſah in ihm eine Umwälzung des Staatsrechts, eine Verlegung des Schwerpunkts der Gewalt von der Krone in die Kammern. Schaute ſein ahnender Geiſt etwa voraus, daß in dieſem Rechte der Keim des ſpäteren endloſen Conflictes liegen werde?! Stieg ihm ſchon jetzt die Sorge auf, daß die Regierung fortan ſich zwiſchen dieſem Recht und der Gefahr immerwährender ausländiſcher Kriſen, wie zwiſchen Thür und Angel bewegen werde? — Wir glauben ja! — Es giebt ſowohl politiſche, wie künſtleriſche und militäriſche Inſtinkte, Ahnungen, die — ob noch ſo unbeſtimmt, uns ſchon die Folgen einer Sache lange vorfühlen laſſen, ehe ſie ſich thatſächlich bemerkbar machen. —

---

*) Bismarck's Reden, I. Band S. 301—3. — Die geſammten Reden des Fürſten Reichskanzlers ſind in drei Bänden, bis zum Jahre 1870 reichend, ferner in einzelnen Nachtragswerken, die ſpäter näher bezeichnet ſind, zu Berlin im Verlage von F. Kortkampf erſchienen. D. V.

Die deutſche Frage! — Es gab damals einen genialen, aber utopiſchen Staatsmann, Herrn von Radowitz, der die Deutſchen durchaus einig haben wollte, Preußen als den Staat der Initiative hierzu anſah und das Werk, getragen vom Volkswillen, zu vollbringen meinte. Er hoffte das deutſche Problem durch die ſogenannte „Union" zu löſen. — Die Perſönlichkeit des Herrn von Radowitz war eine ausgezeichnete, das heilige Feuer ſeiner Begeiſterung, die ideale Romantik, mit der er ſeine Sache verfocht und der Zauber ſeines Wortes riſſen Alle hin. „In jedem Redner, der wirken will, muß ein Dichter ſtecken", hat Bismarck nachmals*) geſagt, und vornehmlich an dieſem Manne machte er dieſe Erfahrung. — Bismarck war gewiß kein Dichter, in der Art eines Radowitz wenigſtens ſicher nicht. Sein durchdringender Geiſt, ſeine kalte Vorſicht, ſeine immer thätige Beobachtungskunſt ſchloſſen völlig aus, was wir dichteriſche Begeiſterung, jenes Hineinwerfen in die Situation nennen, um auf deren breiter, ſtürmender Woge die Flagge des Princips aufzuſtecken! — Bismarck hat Begeiſterung, hat ihr zu verſchiedenen Momenten mit ſeines Herzens voller Gewalt Ausdruck verliehen, aber ſie tritt ſelten an die Oberfläche, iſt vielmehr eine Seelenqualität, die ſtill im Grunde ſeines Gemüths ruht, ernſt, anſpruchslos wie der Glaube ſeiner Väter, aber feſt, undiskutirbar, abſolut wie dieſer, — er hat die Begeiſterung preußiſcher Vaterlandsliebe, die zu **erweitern** er immer, — die zu **verändern** er niemals fähig iſt! — Bereits einer der hervorragendſten, wenn nicht der bedeutendſte Führer der preußiſch-conſervativen Partei, trat er Radowitz mit dem Argument entgegen, „daß deſſen Beſtrebungen auf Koſten des ſpecifiſchen Preußenthums gewagt und, falls ſie gelängen, deſſen Untergang ſein würden.“ Die Phraſe, daß „Preußen in Deutſchland aufgehen müſſe“, war Bismarck's Ueberzeugung ein nonsens und ſeine Ueberzeugung hatte Recht. War jemals Einigkeit oder nur Einigung zu ermöglichen, niemals durch das Aufgehen, alſo das Verfluthen eines Staats und Stammes in den andern, ſondern durch Aſſimilation, durch einen Compromiß, der Jedem das Seine ließ, aber Alle freiwillig und vollberechtigt zum deutſchen Gemeinweſen einte. Daß Preußen gerade, der norddeutſche Staat alſo, der ſeiner hiſtoriſchen Entwickelung, ſeiner Größe, inneren Kraftfülle und ſeines Volkscharakters zufolge, den dauerhafteſten Kryſtalliſationskern für ein deutſches Gemeindeleben in ſich ſchloß, daß dieſer Staat „aufgehen“ ſolle, das mußte für Bismarck eben ſo viel bedeuten, als Preußen mediatiſiren. — „Preußen ſind wir, Preußen wollen wir bleiben!“ ſchmetterte er Radowitz entgegen, dem Manne, der uns den „Rubikon“ überſchreiten laſſen wollte, welcher für uns der Main nach 1866 geworden iſt! Gerade Bismarck's Grundſatz: die Eigenthümlichkeit jedes deutſchen Stammes, ſeine Lebensform, ſobald ſie Niemand ſchadet, zu erhalten, iſt nachmals das ſtarke Band der Seelen und der Leiber geworden, was uns 1871 zu wirklicher Einheit geführt hat! Das Wie iſt das wunderbare Werk Gottes, Bismarck vor Allen aber gebührt das

---

*) Bismarck's Reden, II. Band S. 97.

Verdienſt, mit der Ahnung des Genies es vorgefühlt zu haben! —

Den Winter 1849 zu 1850 verlebte Bismarck mit Familie in Berlin; dort wurde ihm ſein zweites Kind, ſein Sohn Herbert, geboren. — Durch ſeine ganze Stellung als parlamentariſcher Vorkämpfer Preußens war derſelbe längſt dem Hofe näher getreten, hatte ſomit auch Gelegenheit, Louis Napoleons Buſenfreund, Herrn Fialin de Perſigny, kennen zu lernen, der in diplomatiſcher Miſſion des „Präſidenten der Republik" erſchienen war. Das Auftreten dieſer Persona gratissima von Paris war inſofern bemerkenswerth, als es auf den ſittlichen Geiſt und die Solidität der Regierung ſchließen ließ, welche er vertrat. — Am 31. Januar 1850 hatte eine königliche Botſchaft die Verfaſſungsreviſion als beendet erklärt, das neue Staatsgrundgeſetz ward publicirt und die Verfaſſungsurkunde am 6. Februar von Friedrich Wilhelm IV. beſchworen. Dieſe neue Verfaſſung, durch welche Friedrich Wilhelms III. Zuſage thatſächlich erfüllt wurde, mochte nun, — ſei es im conſervativen wie liberalen Sinne, ſo gut oder ſo ſchlecht ſein, als ſie wollte, mangelhaft nach jeder Seite hin war ſie gewiß. Drei Gewalten in derſelben waren zwar geſchaffen worden, die Krone, das Herrenhaus und die Zweite Kammer, aber die Frage über die Competenz der verſchiedenen Staatsgewalten bei Feſtſtellung des Budgets war **nicht ausgetragen** worden, lag als Eris-Apfel zwiſchen ihnen und mußte Zwietracht im Gefolge haben, ſobald ein ernſtlicher Conflict der Anſichten ſie auf die Tagesordnung brachte. Damit war ſchon die Loſung für den kommenden inneren Kampf gegeben! —

Das ſogenannte „Unions-Parlament" zu Erfurt wurde im Frühjahre 1850 eröffnet. — Daß Bismarck dieſer Unionsutopie gegenüber ganz wehe werden mußte, begreift ſich heute leicht, wenn man bedenkt, Was damals hinter den Couliſſen ſpielte. Seit 1849 im Frühjahre ſchon hatte Preußen mit Oeſterreich wegen der Verfaſſungsfrage angeknüpft, letzteres aber hatte deſſen Vorſchläge abgewieſen, obwohl dieſelben auf Nichts hinausliefen, als am Bunde mit Oeſterreich den Vorſitz abwechſelnd zu theilen.

Das hieß nichts Anderes, als Preußen wolle nicht abhängig von einer willkürlichen Majoriſirung ſein, ſondern als europäiſcher Großſtaat gemeinſchaftlich die Führung des deutſchen Bundes haben, den gleichberechtigten Einfluß auf Deutſchlands gemeinſame Geſchicke. Am 27. Februar trat Hannover von dem Bündniſſe mit Preußen zurück, brach offen mit der norddeutſchen Politik, wurde alſo Anhänger des öſterreichiſchen Uebergewichts. Am 26. April forderte Oeſterreich zu einer Bundesverſammlung in Frankfurt auf, — das bedeutete die Majoriſirung Preußens; Preußen proteſtirte alſo. Jetzt traten die kleinen deutſchen Mittelſtaaten zu einem Bunde, dem Vierkönigsbündniſſe, zuſammen, das den Zweck hatte, als dritter maßgebender Factor beide deutſche Großſtaaten, Preußen wie Oeſterreich, zu paraliſiren. Herr v. d. Pfordten in München und Beuſt in Dresden waren das Elternpaar dieſer koſtbaren Idee! — Nachdem von Schleinitz das Portefeuille des Aeußern übernommen hatte und unſere äußere Politik durch ihn mehr Feſtigkeit erhielt, wurde unſer Bundestagsgeſandter von Frankfurt abberufen. Die meiſten deutſchen Staaten gravitirten bereits zu Oeſterreich, das ſich mit ſeinen Verbündeten unter preußiſchem Proteſte als deutſcher Bundestag neu conſtituirte. Der Conflict zwiſchen Preußen und Oeſterreich war unausbleiblich, ſchien nur noch durch Waffengewalt zum Austrage kommen zu ſollen und zwar ſchon jetzt! Die heſſiſchen Wirren kamen noch dazu und boten eine hübſche äußere Handhabe, um die alte Eiferſuchtsfrage zwiſchen Habsburg und Hohenzollern durch kriegeriſche Mittel zur Erledigung zu bringen. — Das war das unfehlbar Richtigſte. Einigkeit war da doch nicht mehr zu erzielen, wo gegenſeitiger alter Groll und Argwohn ſo unausrottbar war, Jeder da den politiſchen Boden ganz zu verlieren glaubte, wo er dem Andern nachgab. —

Die idealen Pläne Radowitz fielen in Nichts zuſammen. Otto Theodor Freiherr von Manteuffel I. übernahm als Miniſter-Präſident das Aeußere, Weſtphalen das Innere. Die preußiſche Armee war gegen Oeſterreich mobiliſirt worden! — Das Spiel ſtand für uns namenlos traurig!! — Nachdem Rußland in den Warſchauer Conferenzen (15. October) Preußen und Oeſterreich vergeblich zu verſöhnen geſucht, letzteres die Gleichberechtigung Preußens beim Bunde abgelehnt hatte, ſah Kaiſer Nicolaus die heilige Allianz des Jahres 1815 bedroht, den Frieden Mittel-Europa's gefährdet, ſah im Geiſte ſchon das Gleichgewicht der Staaten aus ſeinem Hypomochlium gerückt; Czar Nicolaus aber war nicht der Mann, dem ruhig zuzuſehen. — Wie unſere Armee in *dieſem Momente gerade* beſchaffen war, iſt unter Roon berührt worden. Zwei öſterreichiſche Armeen ſtanden ſchon zum Einfall bereit an unſeren Grenzen, und was uns von den übrigen Staaten, beſonders von Hannover, blühte, wußten wir auch. — Es blieb uns nichts übrig, als — *Demuth*!! — *Wir gingen nach Olmütz*!

Bismarck vertheidigte die Olmützer Politik vor der eben eröffneten Kammer, dieſe Politik, die er heimlich *verwünſchte*, weil ſie den heiligſten Gefühlen ſeines Innern, ſeiner Erziehung, ſeiner Erkenntniß, ſeinem ganzen perſönlichen Weſen aufs Aeußerſte *zuwider* war! — Warum entäußerte er ſich hier gewiſſermaßen ſeiner ſelbſt? — „Weil ein wackerer Patriot dann ſeinen König am *wenigſten* verläßt, wenn er **Demüthigungen** erdulden muß!" Bismarck war durch die *zuverläſſigſten* militäriſchen Nachrichten zu der Ueberzeugung gelangt, daß wir von Oeſterreich *beſiegt* werden würden! — Wir denken, man braucht keines weiteren Grundes, um zu begreifen, weshalb ſeine patriotiſche Tugend die Olmützer Politik in dieſer grauenvollen Stunde mit Stoa hinnahm und ſie vertheidigte, um das Entſetzlichſte nicht zu offenbaren, des Vaterlandes tiefſte Wunde nicht zum Ziele der Dolchſtöße aller ſeiner Feinde zu machen!!

Der innere Grimm aber, welchen Bismarck mit viel Tauſenden theilte, befreite ihn jetzt wahrſcheinlich ſchon von einer bisher ſtets feſtgehaltenen Illuſion. — Die Revolution vom Jahre 1848 nämlich konnte für Bismarck's Bewußtſein das Haus Habsburg vom deutſchen Kaiſerthrone *nicht* entfernen. Trotz Ferdinands I. Abdankung war Habsburg ihm *dennoch* immer der legitime Träger der Rechte Carls V. geblieben, der *Centralpunkt* deutſchen Lebens.

Den 27. November 1850 entthronte ſich in Bismarck's Herzen Oeſterreichs Anrecht betreffs der deutſchen Sache aber für immer!! — Vermochte Habsburg nicht, der Einigkeit zu Liebe, den Platz neben ſich dem Preußen Friedrichs II. und Friedrich Wilhelms III. brüderlich zu gönnen, — nun, dann mußte es ſich Preußen fortan gegenüber ſehen! Durch die Drohung kriegeriſchen Einfalls in ſeine Grenzen hatte es die Tradition der heiligen Allianz, welche auf Gleichberechtigung begründet geweſen war, niedergeriſſen und fortan war unſer Staat berechtigt, Nichts weiter zu erwägen, als den preußiſchen Vortheil und ihn zu rechter Zeit und Stunde zu ergreifen!! — Das dürfte Bismarck's Empfindung wohl damals bereits geweſen ſein, und er ſollte ſie eher zur Geltung zu bringen Gelegenheit haben, als er ahnte. — Daß er die Punktation am 3. December vertheidigte, hatte zur Folge, daß die erbitterte öffentliche Meinung auf ihn ſelbſt einen großen Theil des Fluchs von Olmütz wälzte. In ihm wurde der preußiſche Adel mit der ganzen Erbitterung liberalen Haſſes angegriffen! Bismarck erwiederte: „Ich bin ſtolz darauf, ein preußiſcher Junker zu ſein und fühle mich durch dieſe Benennung geehrt! Die Whigs und Tories waren auch Ausdrücke, die urſprünglich etwas Geringſchätziges bedeuteten, und ſeien Sie verſichert, wir werden unſererſeits den Namen des Junkerthums auch noch zu Ehr' und Anſehen bringen“ —

Es war das letzte Wort, was von ſeinen Lippen in der Zweiten Kammer am Dönhofsplatze erklang. Als er hier ſeine Stimme wieder erhob, — 12 Jahre ſpäter, that er es als Miniſter! — Am 8. Mai war das famoſe Londoner Protokoll unterzeichnet worden, ein Tractat, durch den, gegenüber den Anſprüchen Schleswig-Holſteins, die Erhaltung des däniſchen Geſammtſtaates (alſo Dänemarks einſchließlich der Herzogthümer) ausgeſprochen wurde. — Bis zum Jahre 1862 glaubte das deutſche Publikum noch immer, dieſer Vertrag ſei ein für alle Mächte ſolidariſcher, von ihnen untereinander, gewiſſermaßen wie eine Collectiv-Garantie für Dänemark, geſchloſſen worden, ſo daß ein Bruch deſſelben zugleich einen Vertragsbruch der Mächte untereinander, reſp. den

Kriegsfall zwiſchen ihnen involvire. Dies war nicht der Fall! Der Londoner Vertrag war ſchlimm, aber nicht ſo elend, als man glaubte. Jeder einzelne Staat für ſich, alſo auch Deutſchland, hatte dieſen Vertrag mit Dänemark geſchloſſen; ſolidariſch haftbar für irgend eine dritte Macht war er nicht! Ein Recht zur Däniſirung der Lande hatte Friedrich VII. durch denſelben auch nicht, denn er hatte in dieſem Protokoll „die Selbſtſtändigkeit Schleswigs“ zugeſagt und „auf die Incorporation des Herzogthums“ verzichtet. Damals war ferner die Thronfolgerſchaft des Prinzen Chriſtian von Schleswig-Holſtein-Sonderburg-Glücksburg feſtgeſtellt worden, die Gottorper hatten auf ihre Anſprüche verzichtet, die Sonderburg-Auguſtenburger aber waren mit klingendem Gelde **abgefunden** worden! — So lag der Fall, und ſo lange die Herzogthümer nicht incorporirt, alſo däniſch gemacht wurden, blieben ſie unter Dänemarks Regimente! — —

Um dieſelbe Zeit erhielt Bismarck's Lebensſtellung eine große Veränderung, — er wurde Diplomat. — Die Nackenſchläge, welche Preußen erduldet hatte, ſein offener Schwächezuſtand Oeſterreich und dem Bunde gegenüber durfte nicht noch durch eine laxe Vertretung Preußens am Bundestage vermehrt werden. Man bedurfte dort eines Mannes, der Oeſterreich genehm war und die jetzigen delikaten Verhältniſſe mit Behutſamkeit angriff, zugleich aber Preußens Rechten Nichts vergab und mit Energie für Land und Krone da eintrat, wo man etwa beabſichtigte, Preußens ſchiefe Lage noch ſchiefer zu machen. Das Miniſterium Manteuffel, der König ſelbſt, am bitterſten deſſen Bruder, unſer nachmaliger Kaiſer Wilhelm, empfanden die jetzige troſtloſe Lage. Letzterer, ein Mann voll Feſtigkeit, ritterlicher Energie und Thatkraft, wollte den Grund des bisherigen Unheils, unſere elende Wehrverfaſſung, beſeitigen, durch Schöpfung eines geeigneteren Landesſchutzes Preußen das Gefühl ſeiner Kraft und Würde wiedergeben. Ebenſo ſehr aber mußte jedes weitere Beiſeiteſchieben Preußens beim Bunde durch ernſte Willenskraft verhindert werden! Zu dieſem — im jetzigen Augenblicke doppelt ſchwierigen Geſchäft war der bisherige Geſandte in Frankfurt, General von Rochow, nicht der Mann, — aber Bismarck!

Von ſeiner Treue, Energie und der Klarheit ſeiner Grundſätze hatte unſer Kanzler als Parteiführer hinlängliche Proben gegeben, auf ſeine Willenskraft konnte man ſich verlaſſen. Andererſeits war Bismarck am Hofe zu Wien persona grata durch die Vertheidigung der Olmützer Politik und ſeinen Widerſtand gegen die Radowitz'ſchen Reformvorſchläge geworden. Man glaubte mit einem Manne leicht fertig zu werden, dem die jetzige Situation ſeines Vaterlandes augenſcheinlich ſehr plauſibel war. Wie das preußiſche Volk, ſo ſollte auch der Kaiſerhof ſich hierin verrechnen! —

Wem der erſte Gedanke kam, Bismarck an Rochow's Stelle zu ſetzen, wiſſen wir nicht; kurz, er ward gefaßt, obwohl nicht ohne Bedenken. — Bismarck war nicht diplomatiſch geſchult, ſeines Talents für dieſe Stellung war man nicht ſicher; iſt es doch ein Anderes, ein guter Parteiführer daheim zu ſein, ein Anderes, ſich raſch in den diplomatiſchen Irrgängen zu Frankfurt zurecht zu finden und gerade in der ſchwierigſten Epoche des Vaterlandes gewandt, ſicher und klug deſſen Intereſſen durch die Scylla und Charybdis des bundesfreundlichen Virilſtimmen-Oceans und die Sandbänke von circa zweiunddreißig ſouverainen Willensmeinungen ohne Schiffbruch und Havarie hindurchzuſteuern. — Bereits in Pommern im Frühjahr hatte Bismarck die Nachricht von Dem empfangen, was ihm bevorſtand. Er hatte reiflich das Für und Wider überlegt und war zu dem Schluſſe gekommen, den diplomatiſchen Tanz zu wagen. Des Vaterlandes Gefahr, des Königthums Noth hatten ihn zum Politiker gemacht, der Tag von Olmütz machte ihn zum Diplomaten. Er wußte, was ſein Leitſtern in Frankfurt ſein müſſe und fühlte von vornherein, daß ihn in dieſem ſeinen Willen ſein eigen Volk eben ſo wenig wie die Gegner verſtanden, welche aufs Korn zu nehmen nun ſeine Abſicht ſein mußte. — Er wurde im Mai zu dem Miniſterpräſidenten von Manteuffel beſchieden, der ihm ſagte, der König wolle ihn ſprechen und ihn dann über den Geſandtſchaftspoſten ausforſchte. Daß Bismarck ſofort ſich bereit erklärte, machte den leiſe tretenden Herrn Miniſter ſehr ſtutzig. Noch mehr frappirte bald darauf den König die Unbedenklichkeit Bismarck's gegenüber einer ſo gewagten Aufgabe, — war der Poſten in Frankfurt zur Zeit für Preußen doch der allerwichtigſte. — Der König machte Bismarck auf die Schwierigkeiten deſſelben aufmerkſam. — „Ew. Majeſtät können es ja mit mir verſuchen! Geht es nicht, ſo kann ich ja nach ſechs Monaten oder noch früher wieder abberufen werden!" — Er wurde zum erſten Secretair der Geſandtſchaft exnannt und reiſte ſofort nach Frankfurt. — Es war eine neue, ihm gänzlich fremde Welt, die aber ſeine eigentliche Heimath in *weit höherem* Sinne noch als die Tribüne am Dönhofsplatze werden ſollte. — —

Die Diplomatie iſt von jeher nicht nur für das deutſche, ſondern für jegliches Volk ein räthſelvoll düſteres Ding, — etwas der heiligen Inquiſition, oder dem Rathe der Zehn von Venedig Aehnliches — geweſen. Der offene deutſche Sinn konnte ſich keine — Vorſtellung von einem Metier machen, welches durch die Feder der Völker Schickſale beſtimmte und dem das Werk, den Frieden zu erhalten, wie, — wenn das Vaterland genug gerungen und geblutet hatte, den Frieden wieder zu ſtiften, als beſonderes Lebensgeſchäft oblag. Die Erfahrungen früherer Zeiten waren nicht geeignet, uns einen Beruf lieben zu laſſen, deſſen Treiben wie deſſen Erfolge an die Väter Jeſu lebhaft erinnerten und deren Shiboleth er als Grundſatz ſeines Gebahrens angenommen hatte. Bis in die neueſte gewaltige Zeit ſchien die Diplomatie wirklich der Gewohnheit zu huldigen, den Verkehr zweier Nationen etwa in demſelben Modus zu ſuchen, welchen Shylok und Antonio gegen einander zur Anwendung brachten. —

Allerdings iſt unſer Vergleich diplomatiſcher Geſchäfte mit denen eines Shylok und Antonio etwas ſtark, aber er iſt richtig. Werden wir doch ſehen, daß es noch in unſeren Tagen der Shyloks diverſe gegeben hat, welche große Luſt empfanden, von Preußen

„. . . ein Stück Fleiſch zu ſchneiden,
Aus jedem *Theil* des Leib's, von dem ich *will*!" —

Die Diplomatie Europa's hatte ihren eigentlichen Urſprung in der alten italieniſchen Kaufmanns-Weisheit der Medici, welche dieſelbe den Shyloks des Rialto, wie den Shyloks des Vatican abgelauſcht hatten. Dieſe Art des ſchlangenliſtigen und argwöhniſchen Negozirens durchzog wie ein rother Faden die Regierungen Kaiſer Carls V., Philipps II., Sixtus' V., der Stuarts, wie Ludwigs XIV. Mit Worten entre deux Alles liebenswürdig zugeſtehen, wenn's zur Sache kommt aber thatſächlich nie Etwas einräumen, — ſeine eigenen Aeußerungen argliſtig interpretiren und ſeine Interpretation geeigneten Falls wieder zum Mißverſtändniſſe ſtempeln, — mit der Gottesgabe der Rede Taſchenſpielerei treiben und mit dem größten Schein der Wahrheit zu lügen wiſſen, das war die alte Diplomatenkunſt!

Die allgemeine Weltlage zu Anfang unſeres Jahrhunderts ſchuf dieſem Spiele des Argwohns am Bundestage einen ſehr paſſenden Boden. Seit 1815 war die Politik der geſammten Cabinete Europa's ein Defenſiv-Syſtem gegen Frankreich geweſen und dieſer ruheloſe Staat, der von Napoleons I. Fall bis zum Jahre 1851 bereits viermal ſeine Herrſcher und Staatsformen gewechſelt hatte, gab zu dieſem Syſteme Grund genug. Daſſelbe drückte ſich in der heiligen Allianz aus: Preußen, Rußland und Oeſterreich, die großen Staaten des Continents, traten in engſte Verbindung, um das „europäiſche Gleichgewicht“ zu erhalten! Ihre Politik nach Außen war Vertheidigung gegen Frankreich, nach Innen Vertheidigung gegen die Rebellion und Erhaltung des abſolut monarchiſchen Charakters ihres Regiments. Dieſes Syſtem, bei allen ſeinen Mängeln, gewährte wenigſtens den Staaten Sicherheit, obwohl es der wachſenden Kultur der Völker längſt nicht mehr entſprach. Mag man von Metternich halten, was man will, in richtiger Erkenntniß der gewordenen Verhältniſſe in Deutſchland, der brüderlichen Dienſte, die Preußen dem Gemeinwohle im Kampfe gegen Napoleon geleiſtet hatte, wie im eigenen wohl erwogenen Intereſſe Oeſterreichs, — eines Landes, das ſeiner Configuration gemäß, theils für uns Ausland, zufolge ſeiner Bevölkerung aber nur zum geringſten Theile rein deutſch war, — Metternich's unabänderliche Staatsmaxime war bis zum Tage ſeiner Demiſſion geweſen: treueſtes Zuſammengehen mit Preußen in allen deutſchen und Auslands-Fragen! Die Reichstradition, von den Hohenzollern eben ſo werth zu halten, wie in Wien, trug als moraliſch Mittel hierzu ſehr erheblich bei. Ebenſo war die Solidarität der Cabinete von Wien, St. Petersburg und Berlin verbürgt und kein Mann hielt mit zäherer Energie an ihr, wie Czar Nicolaus I. und ſein Kanzler Neſſelrode. —

Mit dem Jahre 1848 hatte ſich dies Syſtem geändert; mit dem Jahre 1850 aber war es ziemlich zum Schatten geworden, der nur darum noch eine Scheinexiſtenz führte, weil gegenſeitiger Argwohn und Furcht ihn nicht zu entzaubern vermochten. Am 31. März war Metternich zurückgetreten, der deutſche Kaiſer war jetzt nur noch Kaiſer von Oeſterreich, — ſomit war die Tradition erloſchen! Franz Joſeph, der junge Herrſcher Oeſterreichs, hatte andere Maximen, ihn umgaben andere Einflüſſe und Beiden diente ein — Schwarzenberg! — Die neue Maxime, durch die ſchweren Erfahrungen muthmaßlich vorgezeichnet oder gefördert, welche man in Ungarn im Jahre 1848 gemacht hatte, — die Unzuverläſſigkeit der außerdeutſchen Volksſtämme Oeſterreichs, der Lombarden, Czechen, Polen und anderer, ließen die neue Kaiſerpolitik ihren Schwerpunkt mehr als vordem in Deutſchland ſuchen und zwar — auf Preußens Koſten, des Preußen, welches ſchwach, wie man genau wußte, militairiſch wenigſtens total ohnmächtig war. Die Einflüſſe in der Hofburg waren gegen die neue Entwickelung des Volks, wie gegen den Proteſtantismus in Deutſchland gerichtet; des Kaiſers Mutter, Erzherzogin Sophie, war die ausgeſprochenſte Freundin der Jeſuiten, der Liguorianer und Redemtoriſten! Ein Mann aber haßte Preußen aufs tödtlichſte, nicht als Oeſterreicher und Römling blos, noch heißer wohl aus perſönlichen, aus Familien-Inſtincten. Fürſt Schwarzenberg konnte wohl nicht vergeſſen, daß ſein Ahnherr Adam Graf von Schwarzenberg von Friedrich Wilhelm, dem großen Kurfürſten, welcher Brandenburg aus dem Staube erhoben hatte, als Verderber ſeines Vaters nach Spandau geſetzt worden war, derſelbe dort ſein Leben laſſen müſſen, ein Leben, was dem Ruine Brandenburgs geweiht geweſen! Nach dieſer Kataſtrophe waren die Schwarzenberge aus dem Norden entwichen und nahmen ihren Haß gegen die Hohenzollern mit. Reich geworden und gefürſtet, vergalten ſie alle Gnaden dem Kaiſerhauſe mit tiefſter Preußenfeindſchaft, und ſeit König Friedrichs I. Tagen iſt nichts Verderbliches gegen den deutſchen Norden, iſt keine diplomatiſche Intrigue zu Preußens Nachtheil eingefädelt worden, ohne daß ein Schwarzenberg nicht aus vollſter Seele mit Ja und Amen dabei geweſen wäre! — Kaiſer Franz Joſeph hätte kein junger feuriger Mann, er hätte — ein Engel an Gemüth, ein ganz univerſelles Genie ſein müſſen, um Oeſterreichs Schwerpunkt in Deutſchland in Einräumung der Gleichberechtigung und der Politik einer auf engſte Freundſchaft gegründeten Solidarität mit Preußen, ſowohl was Aus- wie Inlandspolitik und die ſociale Gemeinſchaft beider Völker anbetrifft, zu ſuchen. Je mehr die „Ausgleichspolitik“ mit den verſchiedenſten Nationalitäten nur deſto greller deren inneren Gegenſatz bekundete, je mehr der Unterſchied deutſcher Kultur und der Kulturloſigkeit der anderen „autonomen“ Stämme und ihr Widerſtand gegen erſtere zu Tage trat, deſto mehr ſuchte Oeſterreich in Deutſchland zu präpondiren, die übrigen Staaten zu ſich herüberzuziehen, Preußen zu iſoliren, zu majoriſiren, kurz an den Rand zu ſchieben und — Dank Preußens Ohnmacht, es gelang! Olmütz war Schwarzenberg's und der Schwarzen großer Triumphtag!! — **Und** der Schwarzen ſagen wir! Ohne den Dingen vorzugreifen, ohne die ſchwere Frage der Gegenwart jetzt ſchon herbeiziehen zu wollen, müſſen wir Eins erwähnen, was frappant genug iſt, um das Geſagte aus ihm zu erklären. —

Seit dem Jahre 1850 nämlich breitete ſich das Jeſuitenthum nicht blos in Oeſterreich, in Mitteldeutſchland, den Rheinlanden, Belgien, Preußiſch-Polen, Schleſien und ſelbſt der Mark außerordentlich aus, es hielt ſeine Miſſionen ſo ungeſcheut offen, griff ſo in das ſociale Leben der bisher friedlichen katholiſchen Bevölkerung ein, daß ſelbſt das hyperfromme Proteſtantenthum, was a tempo ſeine Blüthen trieb, vor den Manipulationen dieſer ecclesia militans die Segel ſtrich, ja daß proteſtantiſch ſeinwollende Blätter ſich fanden, das Loblied von Loyola's ſtillen Söhnen zu ſingen, — bis ſelbſt dem Miniſterium Manteuffel-Weſtphalen nachgerade das Haar zu Berge ſtand!! —

Wie die Situation ſich in Frankfurt anließ, als Bismarck 1851 dort erſchien, kann man ſich denken. Nach Olmütz hielt ſich jeder Duodezſtaat für berechtigt, Preußen mitleidig anzuſehen und, dem Phariſäer gleich, Gott zu danken, „daß er nicht ſei, wie dieſer!“ Dazu war Bismarck als Kammerredner höchſt anrüchig. Eine Menge Geſandter kleiner Staaten, denen der Liberalismus Nichts koſtete, weil er ihnen Nichts ſchadete, nahmen ihren tendenzlöſen Abſcheu als diplomatiſchen Mantel, um einen Grund für ihre antipreußiſchen Gefühle zu haben. Niemand war am Bundestage, der Bismarck aufrichtig bewillkommt hätte, als der Präſidialgeſandte, der kaiſerliche Geſandte Graf von Thun-Hohenſtein ſelbſt; natürlich nur, weil er in dem Vertheidiger der Olmützer Politik, in dem ultraconſervativen Junker einen abſoluten Anhänger Oeſterreichs ſah, ein gefügig Rohr in ſeinen Händen! Seines Staates Uebergewicht machte er Bismarck auch ſofort begreiflich und behandelte ihn etwa, wie ein wohlwollender hoher Gönner mit ſeinem Protégé umgeht. — Eines Tages, zum Beiſpiel, machte Bismarck Graf Thun ſeinen Beſuch. Dieſer empfing ihn mit höchſt undiplomatiſcher Familiarität, rauchte ſeine Cigarre weiter und ließ im Geſpräch den Vertreter der preußiſchen Krone wie einen Clienten ſtehen. — Ruhig zog Bismarck ſein Etui heraus und nahm eine Cigarre. „Darf ich um Feuer bitten, Excellenz?“ Verblüfft ward ihm öſterreichiſches Bundespräſidialfeuer verabreicht und Bismarck nahm darauf ſehr heiter auf dem nächſten Sitze Platz, Politik und Nicotin verſchmelzend. O, es war eine ganz nette Geſellſchaft, in die Otto von Bismarck das Geſchick zu ſehr entſcheidender Stunde verſetzt hatte; — „ergo agimus etiam histrionem“ — und das Spiel begann! — —

Wenn je ein Jünger der Staatskunſt ſein Noviziat mit Hinderniſſen antrat, war es Bismarck gewiß. Daß er es gerade zu dieſem Zeitpunkte, ohne Voreingenommenheit und mit einer Naivetät that, welche allen Subtilitäten der Diplomatie ein glänzend klares Auge, eine freie Stirn, eine fauſtiſche Kälte, gelegentlich etwas ſcharf ſtachlichten Humor entgegenſetzte, — dieſe Einfachheit und Gradheit Bismarck's brachte die diplomatiſchen Scholaſtici zu Frankfurt aus dem — Balancement und ließ ſie das erſt **recht ſchief** anſehen, was jedem Andern vielleicht ziemlich gerade und einfach vorgekommen wäre. Bismarck's anfängliche Beſchäftigungen waren vertrauliche Mittheilungen an Freunde, ſpäter namentlich an den General-Adjutanten von Gerlach in Berlin. Ferner beſuchte er die benachbarten Höfe von Darmſtadt, Bieberich und Carlsruhe*), „um das Terrain zu ſondiren". Im Uebrigen wohnte er den diplomatiſchen Vorträgen bei Herrn von Rochow, ſeinem Chef, bei und übernahm — ob auf Wunſch oder Gewährenlaſſen deſſelben, iſt fraglich, — die Einwirkung auf die Preſſe. Die Artikel, welche er zu dieſem Zwecke ſchrieb oder inſpirirte, waren brillant und machten ungeheures Aufſehen! Ohne an die Oberfläche zu kommen führte er die Gegner ad absurdum und ſchlug die Rodomontaden zu Scherben, mit denen man in Frankfurt ſeine großdeutſchen oder partikularen Jämmerlichkeiten vor dem Publikum aufzuputzen befliſſen war. Bei aller Eiferſucht Rochow's war derſelbe zu klug und patriotiſch, um Bismarck's Bedeutung nicht zu begreifen. Er ſah ferner ein, daß man aus der Olmützer Demüthigung herausmüſſe, namentlich, daß Wilhelm, Prinz von Preußen, der Thronerbe ſeines Bruders, nicht der Charakter war, den bisherigen unwürdigen Zuſtand auf die Dauer zu ertragen! Er ſelber mochte ſich der neuen Aufgabe nicht gewachſen fühlen und ließ das Terrain darum einem Manne, der ſich ja die Zähne an den „Plänen des Prinzen Wilhelm" ausbeißen konnte. Daß unſer nachmaliger Kaiſer am 11. Juli deſſelben Jahres in Frankfurt war, Bismarck ſprach, über ihn auch ſeine Zweifel gegen Rochow ausdrückte, haben wir ſchon geſagt. Rochow entgegnete aber dem Prinzen aufrichtig genug: „Die Wahl iſt gut; Bismarck iſt friſch, kräftig, er wird gewiß allen Anforderungen Eurer Königlichen Hoheit entſprechen!“ — — Wie Prinz von Preußen Bismarck perſönlich ſchätzte, bewies, daß, als deſſen zweiter Sohn (ſein letztes Kind) am 2. Auguſt in Frankfurt geboren wurde, er Pathe des Knaben wurde, welcher ſonach den Namen Wilhelm erhielt. Des Prinzen Zweifel an Bismarck galten ja nur der Größe der Fähigkeit, welche der preußiſche Geſandtſchaftspoſten Oeſterreich und dem Bunde gegenüber erheiſchte, und gerade an dieſem Zweifeln kann man die — faſt gefährliche Bedeutſamkeit erkennen, welche man in Berlin unſerer Vertretung zur Zeit am Bunde beimaß!

---

*) Dies giebt Heſekiel in ſeinem Buche an! D. V.

Am 18. Auguſt erfolgte Bismarck's definitive Ernennung zum Geſandten und Rochow's Verſetzung nach Petersburg. Bismarck nahm in der Villa Rothſchild an der Bockenheimer Chauſſee Logis, wo noch unlängſt der deutſche Reichsverweſer gewohnt hatte; ein — komiſches — aber gutes Omen! — Was Bismarck für ein Diplomatenthum in Frankfurt vorfand, hat er in diverſen Briefen damals ausgeſprochen. Er ſagt (am 18. Mai 1851), daß der „hieſige Verkehr im Grunde nichts weiter, als ein gegenſeitiges, mißtrauiſches Ausſpioniren iſt; — lauter Lappalien, mit denen dieſe Leute ſich quälen. — Dieſe Diplomaten ſind mir ſchon jetzt mit ihrer wichtigthuenden Kleinigkeitskrämerei viel lächerlicher, als der Abgeordnete der Zweiten Kammer im Gefühl ſeiner Würde. — Was wir hier in ein, zwei oder fünf Jahren zu Stande gebracht haben werden, will ich in 24 Stunden zu Stande bringen, wenn die Anderen **nur einen Tag lang wahrheitsliebend und vernünftig ſein wollen.** — Ich habe nie gezweifelt, daß ſie Alle mit Waſſer kochen, aber eine ſo nüchterne, einfältige Waſſerſuppe, in der auch nicht ein einziges Fettauge ſchwimmt, das **überraſcht** mich!! — Jeder von uns **ſtellt** ſich, als glaubte er vom Andern, daß er voller Gedanken und Entwürfe ſtecke, wenn er's nur ausſprechen wollte, dabei wiſſen wir Alle nicht um ein Haar beſſer, **was aus Deutſchland werden wird,** als

Dutſen Sommer! — Ueber Politik und einzelne Perſonen kann ich Dir nicht viel ſchreiben, da **alle Briefe geöffnet werden!!**" — Daß das Spionirſyſtem, die Nichtsnutzigkeit der dort getriebenen Intriguen ſich bis zur — organiſirten Verletzung des Briefgeheimniſſes aufſchwang, haben wir, als wir 1866 in Frankfurt einrückten, thatſächlich beſtätigt gefunden, als das ſchwarze Cabinet entdeckt wurde und ſeine bewußte Communication mit einem gewiſſen Palais! — Radowitz' „Verſuche", ſagte Bismarck weiter, „ſcheiterten vorzugsweiſe an der Frage der gemeinſamen Vertretung, indem man — vielleicht doctrinärer als nöthig war, darauf beharrte, daß das Geſandtſchaftsrecht der verbündeten Staaten von Hauſe aus zu Gunſten der Bundesregierung abolirt werden ſollte." *) — „Durch die Frage: ob die einfache Majorität über die Competenz zu entſcheiden hat, oder nicht, iſt der alte Bund zum Theil zu Grunde gegangen, in der jeden Tag die Möglichkeit vorlag, ihn zu ſprengen, ſobald ſie geſtellt wurde." **) — „Der geſicherte Oberbefehl war am alten Bunde ſchon gar nicht zu erreichen und die Verhandlungen darüber hätten ſo lange dauern können, als der Krieg ſelber!!" ***) — „Sobald im alten Bundestage von nationalen Einrichtungen die Rede war, war immer das erſte Wort: „Sie legen uns Laſten auf!" Das waren die Stimmen des Partikularismus!" ****) Gewiß, eine Deutſchland in allen Tiefen erſchütternde, blutige Kataſtrophe allein erſt konnte eine Atmoſphäre reinigen, welche die Miasmen von Jahrhunderten erfüllten! — — Preußen war in Olmütz gedemüthigt worden, aber für ſeine Gegner „noch lange nicht genug!" Bismarck hatte als Geſandter während dieſer acht Jahre ſeiner Frankfurter Geſandtſchaft „die Coalition, die uns im Jahre 1866 gegenübertrat, in wechſelnden Formen zu bekämpfen gehabt. Zuerſt in dem Bedauern, daß man uns den Frieden von **Olmütz bewilligt** habe, daß die Schwarzenbergiſche

---

*) Bismarck's Reden, Bd. II. 144.

**) Bismarck's Reden, Bd. II. [illegible] und 63.

***) Bismarck's Reden, Bd. III. 32 und 33.

****) Bismarck's Reden, Bd. II. 161 und 162.

Politik nicht mit **Gewalt** und Entſchloſſenheit durchgeführt worden ſei, — nachher aber in vielfachen Verſuchen, in gemäßigterer oder ſtärkerer Weiſe jene Politik wieder aufzunehmen und ſchließlich in dem Glauben an die Ueberlegenheit der bewaffneten Bundesmacht im Frühjahre 1866.*) — Daß dieſe Abſichten der Gegner Preußens ſehr frühe ſchon, — bereits in den erſten Jahren ſeines Frankfurter Aufenthalts von Bismarck erkannt wurden, er ihnen mit rückhaltloſeſter Deutlichkeit ſeine wahren Geſinnungen entgegenſetzte, kann ſchon jetzt nicht deutlich genug hervorgehoben werden. Wir glauben nicht fehlzugehen, wenn wir behaupten, daß unſer Reichskanzler bereits im Jahre 1851 die fortan Oeſterreich anzuweiſende Politik erkannt und in dieſer Erkenntniß gradatim im Lauf der folgenden acht Jahre ſo beſtärkt worden iſt, daß der Bund nicht mit ihm und er mit ſeinen Bundescollegen ſchwerlich mehr auskommen konnte! —

Ehe wir Bismarck in Frankfurt durch die Phaſen begleiten, welche ſeine diplomatiſche Kunſt vermöge der unvorhergeſehenen Ereigniſſe zu durchlaufen hatte, welche ſich innerhalb dieſer acht Jahre ereigneten, müſſen wir uns fragen, wie es möglich war, daß bei ſolcher Uneinigkeit der Bundestag ſo lange noch zuſammenhielt? Unbedingt muß es immerhin doch noch einigende Momente gegeben haben, welche verhinderten, daß nicht ein feindſeliger Riß dies altersſchwache Gebäude vom Grunde aus bis zur Zinne ſprengte? — Der Bund beſtand eben — vermöge einer ſogenannten — wie ſoll man ſagen? — nun, durch negative Electricität! Er beſtand vermöge der Furcht vor dem Auslande, namentlich vor Frankreich, vermöge der Furcht vor einer à la 1848 erneuten inneren Revolution, beſtand vermöge der Furcht der kleinen Staaten, daß, wenn ſie allein ſtänden, ſie für Oeſterreich oder Preußen erſt „Ausland“ geworden wären, ſie auch — aufgeſogen werden würden. Kurz, die Bundeseinigkeit beſtand aus dem Selbſterhaltungstriebe der kleinen

---

*) Bismarck's Reden, Bd. II. 213.

Staaten und war baſirt auf die Concurrenz Preußens und Oeſterreichs! In Gemeinſchaft konnten die kleinen Staaten ſich halten, durch Anſchluß an einen der beiden großen vielleicht Bedeutung erlangen, in Gemeinſchaft konnten ſie über Deutſchland mitregieren und große Politik treiben, was, — war der Bund gänzlich zerſprengt und Jeder iſolirt, doch etwas gar zu ſchwach ausfallen mußte. Ein einziges poſitives und reelles Band aber hatte Deutſchland in der Schöpfung des ſeligen Maßen, „dem deutſchen Zollverein“. Er allein war's, der die wirthſchaftlichen Intereſſen der Völker tief berührte, verbunden mit dem rapiden Eiſenbahnverkehr, dem Aufſchwung von Induſtrie, Handel und Wandel ſeit 1848, er war der eigentliche **Regulator** im Bundesuhrwerk, welcher den einen Egoismus **durch** den andern ſo lange kalmirte, bis die Baufälligkeit des Bundes ſo groß geworden war, daß die erſte wirkliche Eruption auf eigenem Boden ihn völlig zuſammenbrechen ließ. —

Die Orkane ließen denn auch nicht lange auf ſich warten. Im October 1852 kamen in Warſchau die Häupter der heiligen Allianz, die Kaiſer von Rußland und Oeſterreich mit dem Könige von Preußen zuſammen. Es war das letzte Mal! Der erſte Wetterſchlag ſchon ließ die Herren in Frankfurt erſchauern! Durch das Poſſenſpiel des erſten Plebiscit hatte ſich Louis Napoleon im November zum Kaiſer wählen laſſen, am 2. December erfolgte der Staatsſtreich! Das blutige Spiel der Kanonen machte der Republik ein Ende und wie unter dem Onkel begann die bonapartiſtiſche Militär-Wirthſchaft wieder! Im Januar 1859 beglückte der neue Kaiſer eine Spanierin, Eugenie von Montijo, Gräfin von Teba, mit ſeiner Hand! — — Dieſe Heirath, welche von keinem politiſchen Belange zu ſein ſchien, hatte doch ihren Ernſt im Gefolge, ſie bedeutete: die Allianz des Jeſuitenthums mit dem Empire! — Louis Napoleon hat in ſeiner Jugend nie Religion beſeſſen, ſein Abenteurerthum hatte ihn im zarteſten Punkte des Lebens, dem Gewiſſen, völlig unempfindlich gemacht. Nachdem er Eugenien geheirathet hatte, wurde er indeß nach und nach ein Römling vom reinſten Waſſer. Am 2. December hatte er mit allen liberalen Elementen gebrochen. In der Demokratie, wie im Legitimismus mußte er ſeinen bitterſten Todfeind ſehen. Um ſich dauernd zu halten, hatte er außer den Bajonetten nur **Rom** und den von demſelben beherrſchten Klerus! Indem die Kurie Napoleon durch ihre Prieſter im Lande ſtützte, konnte ſie hoffen, die alte Unabhängigkeit der gallikaniſchen Kirche völlig zu brechen, das Gewiſſen Frankreichs direct vom Vatican aus zu regieren! — Ein Beweis, wie wenig freundlich Preußen mit Oeſterreich und Sachſen ſtand, wie letztere Beiden ſelbſt in untergeordneten Dingen ſeinem Intereſſe kein Gehör zu geben Willens waren, iſt, daß in dieſem Jahre (am 24. April) die Seele der Dresdener Regierung, Ferdinand Freiherr von Beuſt, mit der Hofburg einen Staatsvertrag abſchloß, durch den ſich letztere verpflichtete: „beim Bau der Reichenberg-Zittauer-Bahn binnen 25 Jahren einen andern — namentlich **preußiſchen** Anſchluß an Reichenberg **nicht** zu geſtatten." Preußen wurde dadurch ein höchſt empfindlicher Verkehrsnachtheil zugefügt, während unſere volkswirthſchaftliche Politik im Gegentheil doch darauf ſann, die eiſernen Circulations-Arterien Norddeutſchlands zu verhundertfachen! — Nachdem Bismarck in den Sommerferien Oſtende und Holland, dann Weſtfalen und Norderney bereiſt und eine Miſſion in Hannover erledigt hatte, ging er mit Familie nach der Schweiz und Oberitalien. Im October machte er König Friedrich Wilhelm IV. in Potsdam ſeine Aufwartung, wurde zu den Letzlinger Jagden geladen und, — nach Frankfurt zurückgekehrt, ſah ihn der Winter dennoch öfter in Berlin. — Man war daſelbſt mit Bismarck's Geſchäftsleitung am Bunde höchſt zufrieden. War Preußens politiſche Stellung auch außerordentlich gedrückt, ſeine Vertretung in Frankfurt war feſt und würdevoll. Offen heraus hatte Bismarck zu oft erklärt, daß er von der Olmützer Politik **Nichts halte,** als daß er ſich nicht in Frankfurt Feinde genug ſchon gemacht hätte, welche bereits befliſſen waren, durch geeignete Canäle am Hofe zu Berlin ſeine ſtaatsmänniſche **Stellung** zu **untergraben.** Friedrich Wilhelm IV. aber wollte ſich eines treuen und gewandten Mannes nicht berauben laſſen, deſſen

Verdienſt war, fernere Ungebühr an Preußen nicht mehr verüben zu laſſen. Ueber die Wandlung, welche die Erfahrung in ſeinen Auffaſſungen und Anſichten zu Frankfurt bewirkt hatte, ſprach ſich Bismarck Anno 1867 mit voller Klarheit aus: „Im Jahre 1851“, ſagte er*), „bin ich in die praktiſchen Geſchäfte getreten und habe ſeitdem Gelegenheit gehabt, Erfahrungen in der praktiſchen Politik ſechszehn Jahre hindurch in Stellen, wo ich ohne Unterbrechung mit der großen Politik, namentlich aber mit der deutſchen beſchäftigt war, ſammeln zu können. Ich habe mich dabei überzeugt, daß aus dem Zuſchauerraum die politiſche Welt — nicht blos auf den Brettern, die die Welt bedeuten, — anders ausſieht, als wenn man **hinter** die Couliſſen tritt und daß der Unterſchied nicht blos in der Beleuchtung liegt! — — Ich habe in Frankfurt im Amte erkannt, daß viele der Größen, mit denen meine Erfurter Politik noch gerechnet hatte, **nicht** exiſtirten, daß das **Zuſammengehen mit** Oeſterreich, wie es mir aus den Erinnerungen an die heilige Allianz, wie durch die Traditionen der früheren Generationen überkommen war, vorſchwebte, — daß **dieſes nicht möglich war**, weil **das** Oeſterreich, mit dem **wir** rechneten, überhaupt eben **nicht exiſtirte!!**“ — Ja, ſeit dem Jahre 1848 exiſtirte das alte Oeſterreich Metternich's nicht mehr und mit dem neuen konnte man ſich nicht befreunden, ohne ſich zum Sklaven einer Politik zu machen, die dem Selbſtmorde gleich kam. —

Die heilige Allianz, das zweite größeſte Bollwerk der conſervativen Regierungen, ging Anno 1854 im Krimkriege zu Grunde! — Gewiß iſt, daß wenn irgend ein Land das Recht hat, die Politik des Orients zu regeln, ſich an der Neubildung des dortigen Völkerlebens zu betheiligen, dies Recht Rußland eingeräumt werden muß. Daſſelbe iſt natürlich kein ausſchließliches, an ihm Theil zu nehmen müſſen logiſcher Weiſe alle die Völker berechtigt ſein, welche mit der Türkei geographiſch wie merkantiliſch in Berührung ſtehen. Wie das geſchehen könne, iſt freilich ein

---

*) Bismarck's Reden, Bd. I. 266—268.

Problem. — Czar Nicolaus I. verſuchte es einſeitig zu löſen, er zog das Schwert gegen, — England und Frankreich zogen es für den Orient! — Der Krimkrieg war der erſte, wirklich große Waffentanz ſeit den Befreiungskriegen und wurde mit allen Chikanen der neuen Zeit geführt, mit neuen Geſchoſſen, mit Dampfſchiffen, mit dem ausgeſuchten Raffinement moderner Zerſtörungskunſt. Abgeſehen von gewiſſen inneren Unmöglichkeiten konnte Rußland bei allen ſeinen Mitteln doch ganz unmöglich zwei ſo großen Staaten wie England und Frankreich dauernd widerſtehen, welche die vortrefflichſten Armeen und die größten Kriegsflotten Europa's beſaßen. Unter ihren ſchmetternden Schlägen brach an der Alma, zu Inkjerman und Sebaſtopol Rußlands Heldenmuth und das Herz des ehernen Nicolaus, des Atlas, der bisher den europäiſchen Abſolutismus ſiegreich auf ſeinen Schultern getragen, zu dem Alles bisher in Scheu und Verehrung aufgeblickt hatte. Sein Fall begrub die heilige Allianz für immer!! —

Dieſer Krieg geht uns nur in ſeinen Wirkungen auf Deutſchland an. Maßgebend dabei war Oeſterreichs Verhalten und dies Verhalten war — unpolitiſch! — Es mußte ſich entweder zu irgend einer der kämpfenden Parteien offen und feſt, oder zu ſtricteſter Neutralität bekennen und danach handeln. In letzterem Vorhaben und dem Beſtreben, ſeine eigene Integrität mit der Waffe zu ſchirmen, konnte — was Deutſch-Oeſterreich wenigſtens betraf — der Bund wie Preußen ihm ſchwerlich ſeine Unterſtützung verſagen. — Keins von Allem that Oeſterreich. Direct in dieſen Krieg wollte es zwar nicht eintreten, aber unter der Hand doch mitſpielen. Da die Donaufürſtenthümer aus erklärlicher ſtrategiſcher Beſorgniß von Rußland beſetzt worden waren, Oeſterreich ſich ſomit bedroht glaubte, — in unſerm Volke aber die Ruſſenfurcht eine alte Krankheit war und die Olmützer Politik uns feſt an die Wiener Koppel geſchmiedet hatte, — ſo wurde von Preußen mit Oeſterreich für den Fall einer ruſſiſchen Aggreſſion ein Schutz- und Trutzbündniß geſchloſſen. Wir hatten ſchlechten Willen dabei, weil wir für Preußen wie Deutſchland keine Gefahr ſahen, höchſtens der Theil Oeſterreichs in Mitleidenſchaft kommen konnte, welcher nicht deutſch war, an den uns alſo keine Pflicht band. Um dies Schutzbündniß und ſeine hieraus fließenden militairiſchen Folgen nun zu entkräften, verſuchten die kleinen Mittelſtaaten am Bunde, — namentlich Sachſen und Bayern, — eine vermittelnde Stellung einzunehmen, gewiſſermaßen Oeſterreichs und Preußens Cooperation zu neutraliſiren. Dieſe Politik auf eigene Hand ſchlug fehl! — Oeſterreichs Abſicht hingegen war gegen Rußland gerichtet, ſeine ganze Haltung eine feindſelig zuwartende, um bei rechter Zeit eingreifen zu können, und es bemühte ſich, Preußen wie den Bund zu bewegen, bei dieſer Eventualität ſich zu betheiligen. Es hätte, kurz geſagt, dahin kommen können, daß Deutſchland Oeſterreichs ſelbſtſüchtige Wünſche im Orient zu büßen gehabt, der Krieg ſich in den Occident verlegt hätte! — Dieſem Anſinnen trat das Berliner Cabinet entgegen! Wir hatten zwar mobiliſirt, aber nimmer, um unſere Leute Oeſterreichs wegen marſchiren zu laſſen; wir hatten die Deckung des Rheins und die Wahrung deutſcher Unabhängigkeit, ſonſt Nichts im Auge! — Rußland räumte, Oeſterreichs Haltung wegen, die Donaufürſtenthümer, mit ihr eine höchſt wichtige Poſition für den Ausgang ſeiner Sache, vergaß aber Oeſterreichs nachbarliche Rolle nicht! Preußen war mit dieſer Räumung aber nun jeder Nothwendigkeit, ſich ſelbſt ſcheinbar Oeſterreich anzuſchließen, überhoben; es trat von dem Bündniſſe zurück. Rußland verlor das Spiel, Nicolaus I. ſtarb den 2. März 1855, Alexander II. ſchloß unter Bedingungen Friede, die das ſchwarze Meer für daſſelbe vorläufig ſo ziemlich zum werthloſen Beſitz machten. — Rußland beſchränkte ſich deshalb fortan auch auf die Aufgaben, welche im eigenen Innern reichlich genug ſeiner harrten. — —

Der Weltfriede war ein für alle Mal geſtört, die faſt vierzigjährige Völkeridylle hatte ein Ende! Napoleon als Sieger und die bisherige Defenſiv-Trias Europa's geſprengt, war genug, um zu begreifen, daß nicht auf lange Ruhe zu rechnen ſei. Die Sprache Frankreichs gegen Preußen nahm jetzt daher einen ſehr hohen Ton an. Napoleon empfand die erſten Symptome von „Rheinſchmerzen“ und die franzöſiſchen Journale deuteten an, daß nunmehr der Vertrag von 1815 corrigirt werden müſſe. Zugleich erfolgte zwiſchen Rußland und Frankreich eine Annäherung, welche Deutſchland nicht gerade ſehr angenehm ſein, jedenfalls in Oeſterreich Beſorgniſſe erwecken konnte. Für Preußen hatte der Krieg die gute Folge wenigſtens gehabt, daß man durch Energie in die Olmützer Punktation eine Breſche gemacht hatte; daß Bismarck bei dieſer unſerer Feſtigkeit am Bunde auch kräftigſt mitgewirkt hatte, dürfte außer Zweifel ſein. — Im Juni 1855 beſuchte derſelbe die Induſtrie-Ausſtellung in Paris. Hier mag er wohl die Beziehungen angeknüpft oder verſtärkt haben, welche er nachmals zum Kaiſerhofe unterhielt und die ihn ſogar in den Ruf brachten, er ſei ein Schüler und Nachahmer der Politik des dritten Napoleon. Am 25. Februar 1856 endete die Pariſer Friedens-Conferenz, aus ihr ging Frankreichs Herrſcher in einer Macht und Glorie hervor, welche ihn unbedingt als den erſten Machthaber Europa's hinſtellte. Sein „prestige" wurde fortan officieller Ausdruck und Frankreich hielt ſich berechtigt, ſeine Ausſprüche für Europa zum Geſetz erhoben zu ſehen. — Oeſterreich vergaß Preußens kluge Vorſicht während des letzten Krieges nicht, ſein Uebelwollen gegen daſſelbe, unſere beiderſeitige Abneigung trat merklicher jetzt zu Tage. — Die Sommerruhe, welcher Bismarck ſich zu Stolpemünde hingeben durfte, erhielt durch den bekannten „Neuenburger Putſch" im September eine unangenehme Abwechſelung. Dieſen Augenblick hielt Oeſterreich für geeignet, uns zu beſtrafen, weil wir im Krimkriege nicht willig genug in ſein Horn geſtoßen hatten. Es nahm ſich der Schweiz an und wir waren faſt drauf und dran, uns jetzt ſchon gegen daſſelbe mit blanker Waffe vertheidigen zu müſſen, hätte Napoleon als edler Mentor nicht die Sache beigelegt. — Daß derſelbe für uns eintrat, kann ſeiner Werthſchätzung Preußens wohl nicht zugerechnet werden; wir ſtanden damals, was politiſche Macht wie Wehrkraft betraf, zu ſehr unter ſeinem Niveau. Sein Wohlwollen dürfte alſo politiſchen Plänen entſprungen ſein, mit denen er ſich ſchon in jener Zeit getragen haben mag. — Daß er den Rhein längſt im Auge hatte, iſt bekannt und bei Oeſterreichs üblem Willen, —

die Bundeswirthſchaft dazu gerechnet —, hätten wir Frankreich damals unmöglich widerſtehen können. — Napoleon dachte aber erſt die großen Staaten Europa's nach ihrer Wichtigkeit auf — organiſchem Wege zu Boden zu werfen. Oeſterreichs Abſichten auf die Hegemonie in Europa hatten ſich im letzten Kriege zu ſehr bloßgeſtellt, als daß dieſer Staat nach Rußlands Fall nicht als nächſtgefährlichſter bei Napoleon in Frage kommen ſollte, wir und der Rhein entgingen ihm ja doch nicht!! Es galt für Napoleon deshalb, Habsburg im Süden einzuſchränken, ihm im Rücken einen machtvollen Staat als Gegner zu ſchaffen, der an Frankreich durch Dankbarkeit gebunden ſei —, Italien! — **Was** er eigentlich damit that, zu welchen Conſequenzen dieſer Plan führen mußte, **dafür** verſchloß die Vorſehung dieſem ſchlaueſten aller politiſchen Calculatoren völlig den Blick! — Natürlich ſpielte vorerſt Alles noch hinter den Couliſſen, immerhin aber nicht ſo heimlich, als daß Die, welche hinter den Couliſſen ſtanden, die Anzeichen des Kommenden nicht hätten ſpüren ſollen. Im Frühjahr 1857 beſuchte Bismarck nämlich abermals Paris und hatte die „erſten **eingehenden**“ Geſpräche mit Louis Napoleon. Weiter ſagt unſer Gewährsmann Nichts. — Wir können uns von dieſen „erſten eingehenden“ Geſprächen indeß immerhin einen ohngefähren Begriff machen, wenn wir auf den Krimkrieg und die Neuenburger Affaire zurück- und auf das blicken, was die nächſte Zukunft wirklich gebracht hat. Napoleon konnte wohl wiſſen, daß der preußiſche Geſandte von Bismarck für Oeſterreich gerade nicht ſchwärme. Berührungspunkte hierdurch fanden ſich gewiß und dem Kaiſer brauchte ja nur klar zu werden: ob Preußen im ähnlichen Falle ähnlich wie während des Krimkrieges handeln werde! War bei dieſen Geſprächen Napoleon etwa offener als ſonſt, hörte Bismarck alſo mehr, als unter anderen Umſtänden, ſo mochte es deshalb ſein, weil der Kaiſer uns politiſch wie militäriſch eben für ohnmächtig hielt und höchſtens das Bedenken haben konnte, daß, falls er Deutſchlands Gefühle ſehr ſtark alterire, Preußen und der Bund mit Oeſterreich vereint immerhin gegen ihn eine ſehr ſtarke Allianz ſeien, zu der Rußlands Rachedurſt ſich unheilvoll geſellen könne. — Napoleon wird dieſe deutſchen Gefühle ſonach geſchont, das „Nationalitätsprincip“, das „Selbſtbeſtimmungsrecht der Völker“ dagegen ventilirt, unter dieſem Kosmopolitismus Bismarck vielleicht die „italieniſche Einheitsſchöpfung“ als fernes Nebelbild auf der diplomatiſchen Leinwand gezeigt haben. — Von Bismarck iſt bekannt, daß er der verführeriſchſte Menſch ſein kann, ſobald er verführeriſch ſein will, ihm hierzu Mittel ſo entgegengeſetzter Natur zu Gebote ſtehen, daß man von ihnen nie auf den Zweck ihrer Anwendung abſtrahiren kann. Seine Privatmeinung über die Sache dürfte alſo liebenswürdig anheimelnd genug geweſen ſein, daß Napoleon in ihr die Sprache Preußens erkannt und ſich ſehr befriedigt gefühlt haben könnte. Daß Bismarck ohngefähr ſich ſo in Paris verhielt, nehmen wir darum an, weil Preußen nachmals gerade ſo wie im Krimkriege handelte. Daß ſich Bismarck bei dieſen Geſprächen ſogleich aber eine Perſpective in die hoffnungsreiche Zukunft ſeines Vaterlandes und Deutſchlands eröffnete, darauf möchten wir wetten!! — Unſer politiſcher Horizont, Oeſterreich gegenüber, bedeckte inzwiſchen ſich immer mehr. Es wollte die Bundesfeſtung Raſtatt allein beſetzen, alſo die Wacht am Rhein unterm Griffe des Kaiſerſtaats haben! War dies vielleicht eine Wirkung Bismarck'ſcher Anweſenheit in Paris?!! — — Zugleich traf Preußen eine innere Kataſtrophe, Friedrich Wilhelms IV. Krankheit und die proviſoriſche Regentſchaft! — Mehrfach iſt der innigen Ergebenheit Bismarck's für ſeinen Monarchen ſchon gedacht worden; daß er den traurigen Fall alſo perſönlich herzlich bemitleidete, ſteht außer Frage. Wir denken aber nicht, daß Bismarck gerade das Manteuffel-Weſtphalen'ſche Regime, ob er es ſeiner Zeit auch geſtützt und vertheidigt hatte, noch für beſonders gedeihlich hielt. Als Staatsmann konnte er, wenn auch die traurige Urſache, ſo doch ſchwerlich deren natürliche Folge beklagen, nämlich daß unſer Kaiſer die Leitung der Geſchäfte übernahm! Die Zukunft war doch wahrhaftig bedrohlich genug, um den entſchloſſenſten aller Männer ans Ruder zu wünſchen. — Der Uebernahme der Regentſchaft ſeitens unſers Kaiſers, der klaren Feſtigkeit ſeines

Programms iſt bereits erwähnt worden. Da Bismarck im Herbſt Berlin und Potsdam beſucht hat, werden ſeine Rathſchläge bei dieſer überaus wichtigen Regierungsangelegenheit vielleicht auch beanſprucht worden ſein, bevor er nach Frankfurt zurückkehrte.

Um für die damaligen Verhältniſſe und Bismarck's Stellung eine Anſchauung zu gewinnen, müſſen wir uns zu einer — vielleicht kühnen Einbildung verſteigen, welche allein ihren Halt in gewiſſen pſychologiſchen Thatſachen hat. Dieſer — unſerer Einbildung gemäß, waren in den leitenden Kreiſen Berlins drei verſchiedene Strömungen zu jener Zeit erkennbar, deren **keiner** Otto von Bismarck völlig angehört, ſie rite acceptirt haben mag. Die erſte Strömung war die ultra-conſervativ-fromme, welche einen ſtark romantiſch-„romaniſirenden“ Anflug hatte und der der reale Boden über dieſem Beginnen völlig entglitten war. Sie hatte bisher regiert, den Tag von Olmütz auf ſich genommen, und wie ſie den Sturz der heiligen Allianz mit Schrecken ſah, eben ſo konnte ſie ſich irgend einen Zuſtand in Deutſchland ohne Oeſterreich nicht denken. Das Ende dieſer Richtung war vor der Thür! — Die zweite Strömung gründete ſich auf treues Feſthalten an der beſchworenen Verfaſſung, Reinigung der Verwaltung und des religiöſen Lebens von der Ueberwucherung bisher privilegirter Coterien; ſie wollte mittels einer reorganiſirten und ſtarken Heeresmacht aus der Olmützer Politik heraus und in Deutſchland Oeſterreich ebenbürtig ſein, aber mit **Oeſterreich zu brechen,** daran dachte man in dieſem Kreiſe auch nicht im Entfernteſten; man hätte es als Ungeheuerlichkeit angeſehen! Dieſer Richtung gehörte der Prinz-Regent mit ſeiner Umgebung an, ſie war die Baſis der beſſeren Zukunft! .— Eine dritte Strömung war die „liberaliſirende“, diejenige, welche aus allen Calamitäten durch ein entſchiedenes Gravitiren nach links zu kommen dachte; ſie gebar das Miniſterium der neuen Aera! — Keine dieſer drei Strömungen erfüllte wohl Bismarck's politiſches Programm, keiner hätte er als Miniſter wahrſcheinlich völligen Ausdruck geben mögen. Mit jeder von ihnen aber hatte er gewiſſe Berührungspunkte, die aus ſeiner Vergangenheit ſtammten oder welche in der Zukunſt zu Tage traten. Mit der erſten Richtung (der der „Reaction“ kann man ſagen) hatte er inſofern Fühlung, als er ſie 1848 als Gegengewicht der Demokratie mitgeſchaffen hatte und inſofern ſie dieſelbe auch jetzt noch bekämpfte und das Königthum unter allen Umſtänden ſtützte. Mit der liberalen Strömung, welcher principiell Bismarck ſicher am fernſten ſtand, hatte er die **Ziele,** welche dieſelbe und das Volk anſtrebte, gemein, nämlich ein ſtarkes hochgeachtetes **Preußen** in einem politiſch **geeinten Deutſchland!** Alles Andere an der liberalen Richtung hielt er für „Luxus, den nur ein in ſich abgeſchloſſenes, kraftvolles ſtaatliches Gemeinweſen ſich geſtatten dürfe!“ — — Die Richtung des Prinz-Regenten ſtand ihm ſomit am nächſten, der unabweisbare Bruch mit Oeſterreich und der ganzen Bundeswirthſchaft aber war ihm damals ſchon nicht mehr zweifelhaft!! — Dieſe drei Richtungen hatten ferner einen gemeinſamen Parteifehler, den Bismarck ebenfalls nicht theilte. Jede nämlich glaubte, die ſtricte Ausführung ihres Programms allein werde Preußen von ſeiner Ohnmacht befreien, ihm ſeine Bedeutung als Großſtaat zurückgeben. Jeder von ihnen war die Inlandspolitik der Schlüſſel zur Löſung aller Fragen, während Bismarck die **äußere** Politik ſtets **höher** ſtand. Ob wir in Preußen nach dieſem oder jenem Programm regiert wurden, mochte augenblicklich für unſer inneres Wohlbefinden von viel Nutzen oder Schaden ſein, einen directen Einfluß auf den politiſchen Lauf der Welt hatte es ſo wenig, als etwa Oeſterreichs Ausgleichsverſuche. Brachte aber irgend ein Anſtoß von Außen die deutſche Frage zum Austrage, ſo mußten die aus ihm entſtehenden Veränderungen unſere Inlandspolitik weſentlich bedingen, wie ja auch nach 1864, 1866 und 1870 thatſächlich geſchah. — Alle unſere Parteien vergaßen im Jahre 1857, daß ſich die Sonne nicht um die Erde dreht, das Allgemeine dem Beſonderen nie ſich unterordnet.

Das Jahr 1857 hatte überdem diverſe, unſere Zukunſt angehende Verhältniſſe gebracht. Die Cartellconvention mit Rußland war (am 8. Auguſt) erneuert worden, Freiherr von Moltke war als Chef in den großen Generalſtab, Edwin Freiherr von Manteuffel (II.), des Miniſter-Präſidenten Vetter, — bisher Adjutant König Friedrich Wilhelms IV., war als Chef in das Militär-Cabinet berufen worden. — Bismarck hatte zu dieſen Verhältniſſen vorerſt gar keine Beziehungen als die, daß durch die beſagte Convention Preußens Einvernehmen mit ſeinem großen Nachbar im Oſten betreffs der ſehr difficilen Grenzverhältniſſe neu feſtgeſtellt wurde, die Ernennung beider Generale aber den Ernſt bekundete, der Heeresverbeſſerung jetzt näher zu treten, einer Sache, die Bismarck ſehr am Herzen lag. — Seine politiſche Stellung in Frankfurt, wie auch nachmals als Miniſter, iſt bis 1866 betreffs Deutſchland die geweſen: jeden Schachzug, den er für nothwendig hielt, zuerſt mit Oeſterreich, dann ohne Oeſterreich, endlich gegen Oeſterreich zu thun. Mit Oeſterreich that er ſie am liebſten, weil dieſe Intention ſtets beim Prinz-Regenten, unſerm Kaiſer, **maßgebend** war, aber er that ſie bereits ohne Hoffnung. — Hauptwerth legte Bismarck auf den Zollverein, als das reellſte deutſche Bindemittel. Aus einem ſeiner diplomatiſchen Schreiben vom 2. April 1858 aus Frankfurt geht nämlich hervor, daß er bereits auf ein Zollparlament ſann, er durch daſſelbe die deutſchen Regierungen „an die Fleiſchtöpfe der Zolleinigung binden“ wollte; auch iſt in ſeiner Frankfurter Correſpondenz nicht nur ein unverkennbarer Zug liberaler Toleranz bemerkbar, ſondern daß er ſehr wohl den Werth des Conſtitutionalismus, die Wichtigkeit der Kammerdebatte als Hebel für die **ausländiſche** Politik einſah und darauf drang, ſich ihrer in verſchiedenſten Fällen zu bedienen! —

Das Jahr 1858 wurde für Preußen ſowohl nach Außen als Innen wichtig. Das Regentſchafts-Proviſorium hörte auf, Wilhelm I. übernahm definitiv die Staatsleitung auf eigene Verantwortung. Das Miniſterium Manteuffel-Weſtphalen fiel, mithin die Olmützer Politik. Daß man dafür ins Extreme und der entgegengeſetzten Richtung anheimfiel, eine Richtung, vor welcher der Prinz-Regent ſeine neuen Miniſter ſelbſt in der bekannten Anſprache dringend gewarnt hatte, iſt ebenſo wie das ſchließliche Loos der neuen Aera geſchildert worden. Von dieſer Anſprache ſoll nur noch hervorgehoben werden, wie Kaiſer Wilhelm damals bereits, durch die traurigſten Erfahrungen beſtimmt, erklärt hatte, daß den Beſtrebungen entgegengetreten werden müſſe: „die **Religion** zum **Deckmantel** der Politik zu machen.“ Ferner war der Armee-Reorganiſations-Plan bereits in Angriff genommen worden. In beiden Fragen befand ſich Bismarck völlig auf dem Boden des neuen Staatsoberhauptes. — In dieſem ereignißreichen Jahre war Bismarck zum Prinz-Regenten nach Baden-Baden berufen worden und befand ſich während des October und November in Berlin, alſo zu der Zeit, wo das Proviſorium aufhörte, das alte Miniſterium abtrat und die neue Aera geſchaffen wurde. Gewiß dürfte er zum Begräbniſſe der Olmützer Politik treulich die Hand gereicht haben!

1859 kam der italieniſche Krieg! — Derſelbe fand Bismarck nicht mehr in Frankfurt, ſondern in Petersburg!! — Höchſt intereſſant wäre, zu wiſſen, weshalb er nach Rußland und etzt gerade kam, wo der Entſchluß Preußens, die Olmützer Feſſeln u ſprengen, den Bund möglicher Weiſe jetzt von aggreſſiven Bechlüſſen abzuhalten, Bismarck's bewährte Klugheit doch gewiß in Frankfurt nöthig machte. Wir ſind kühn genug, auf Grund unſerer Informationen den Schleier zu lüften, der über der damaligen Verſetzung Bismarck's lag. Seiner Sendung nach Petersurg lag gar keine politiſche Combination zu Grunde, ſie war — in höchſt perſönliches Arrangement! Miniſter von Schleinitz atte nämlich den Wunſch, den damals zur Dispoſition ſtehenden Herrn von Uſedom wieder anzuſtellen. Da dieſer jedoch für den vacanten Petersburger Poſten weniger geeignet ſchien, als Bismarck, ſo ward Letzterer gegen ſeinen Willen veranlaßt, Uſedom die Frankfurter Stellung zu räumen! Dies Factum läßt nur zwei Combinationen zu. Entweder war der bis dato ſehr wichtig geweſene Poſten in Frankfurt für Preußen ſo wichtig icht mehr und man gab ihn an Uſedom, weil die Stellung in Petersburg für Bismarck geeigneter war, oder — es erſchien er preußiſchen Regierung inopportun, Bismarck in Frankfurt zu einem Augenblicke zu laſſen, wo man die Integrität von Oeſterreichs lombardiſchem Beſitze wünſchte, ſchwerlich aber die rationelle Politik Victor Emanuels und Louis Napoleons lieben mochte. Es war vielleicht plauſibler, Bismarck's Energie in Petersburg zu verwenden, welche dann dort eine etwa Oeſterreich feindliche Politik hindern konnte! Es iſt ja bekannt, daß am Anfange des italieniſchen Krieges das preußiſche Cabinet **für** Oeſterreich, das ruſſiſche dagegen **für** Frankreich geweſen iſt. —

Vorhin wurde geſagt, daß Napoleon, als er den Einheitsſtaat Italien errichten half und Oeſterreich hinter die Alpen warf, nicht **wußte, was** er that. — So lange die romaniſche Race beſteht und die römiſch-katholiſche Kirche, war Italien ihr Centralpunkt, der Vatican ihr geiſtig Haupt, ihr natürlicher Beherrſcher. Allein durch die Kraft ihres hierarchiſch-politiſchen Regiments hatte ſich die romaniſche Race in Beſitz der Weltherrſchaft geſetzt und erhalten! Eliſabeth wie die Oranier, Luther wie Calvin, das allmälige Aufblühen des nord- und mitteldeutſchen Lebens in einer ſowohl freien religiöſen als ſtaatlichen Selbſtſtändigkeit, — Alles das hatte ihre Herrſchaft wohl einſchränken, Staaten, wie das einſt mächtige Spanien, entnerven können, — bis zum Jahre 1858 aber hatte die romaniſche Race von ihrer Uebermacht, hatten Petri Nachfolger von ihrer geiſtigen Herrſchaft über die meiſten Völker Europa's **Nichts** eingebüßt! Dem dritten Napoleon erſt war's aufbehalten, dieſer Macht mit eigenen Händen das Grab zu graben!! — Es klingt wie — Wahnſinn, aber iſt doch wahr!! — — Frankreichs Volk war ſeit den Medicäerinnen der Träger der romaniſchen Herrſchaft in Weſteuropa geweſen. Ob Oeſterreich in ſeinen beſten, edelſten Theilen auch deutſch war, in ſeinem geſammten hierarchiſchen Leben war es bis dato **Roms** geiſtige Domaine! Habsburg ſog aus Rom von jeher die **Kraft** ſeines römiſch-deutſchen Kaiſerthums!! — So zerklüftet Italien auch in politiſcher Beziehung, ſo getheilt in kleine Fürſtenthümer und Reiche es immerhin war, bis zum Jahre 1858 war es in ſeinem **römiſchen Bewußtſein** doch einig geweſen und Oeſterreich in der Lombardei der ſtärkſte Wächter des römiſch-katholiſchen Princips!! — — Die Einheit Italiens war gewiß eine nationale, von der Zeit unerbittlich gebotene Nothwendigkeit, aber indem Napoleon mit dem Schwerte dieſem Bedürfniſſe **thatſächlich** Geſtalt gab, wurde er das **Haupt der Rebellion Italiens gegen Roms Autorität und die romaniſche Race ſelber!!!** Mit Oeſterreichs Niederlage zu Villafranca fiel der machtvollſte Hort des Vaticans gegen die moderne Weltordnung, gegen das freie Selbſtbeſtimmungsrecht der europäiſchen Völker! Mit Italiens Einheit beraubte Napoleon den Vatican ſeines alten Beſitzes, des Kirchenſtaats, und degradirte den Papſt vom weltlichen Souverain zum römiſchen Biſchofe, der nur noch Haupt der katholiſchen Kirche war, deſſen Macht allein fortan im Glauben der katholiſchen Völker beruhte, dem man die Hände gebunden hatte und der deshalb fortan zu doppelter Anſtrengung — — der Lungen ſeine Zuflucht nehmen mußte!! — Mit welch ſtiller Ironie wird Bismarck die Folgen eines Kampfes belächelt haben, der Oeſterreich auf Venetien und Pius IX. ſchließlich auf das Weichbild von Rom beſchränkte? Napoleon hatte, ohne es zu ahnen, das **deutſche** Problem geſtellt, deſſen **Todfeind** er, allen Intereſſen des Egoismus, allen Traditionen Frankreichs zufolge, hätte ſein müſſen! **Magenta** und **Solferino** ſind die **erſten Bauſteine** der deutſchen Zukunft geweſen!!! — — Daß hinterher Napoleon eine dunkle Ahnung von Dem hatte, was er denn doch wohl begangen habe, bewies, daß er der Kurie ein franzöſiſches Heer in Rom ließ, daß er das neue Italien im Zuſtande der Abhängigkeit erhielt, immer auf dem Sprunge zu ſtehen ſchien, wieder einzumarſchiren und eine Correction des **eigenen** Werks zu bewirken! — Staaten werden durch dieſelben Mittel erhalten, durch welche ſie gegründet ſind, und ſie werden durch dieſelben Mittel zerſtört, durch welche ſie ſich ihres hiſtoriſchen Urſprungs entäußern! Napoleon III. iſt in Italien der Heroſtrat des Römerthums geweſen, zu — Sedan erſt **merkte** er, daß der Tempel unwiderbringlich in Flammen ſtehe!! — —

Am 1. April 1859 ward Bismarck von Frankfurt alſo abberuſen und nach Petersburg verſetzt. — Er bedauerte das tief. Er wäre gerade jetzt gern am Bundestage verblieben, wo er an der Quelle der Entwickelung der Dinge ſtand; ihm ſchien faſt, als ſolle er in Petersburg „kalt geſtellt“ werden. — Mit der Olmützer Punktation hatte man gebrochen, hatte die Erfahrung des Krimkrieges für ſich. Preußen brauchte nur dieſelbe Haltung zu bewahren, um ſicher zu gehen, da der Zuſtand unſerer Landesvertheidigung uns gewiß keine Aggreſſionen, Oeſterreich zu Liebe, erlaubte. Indem man einen andern Geſandten zum Bundestage ſandte, gab man in einer Perſonalfrage nach und zeigte vielleicht Oeſterreich zugleich ſeinen guten Willen. Das neue Cabinet von Berlin überzeugte ſich wenigſtens jetzt, daß nicht irgend eine beſtimmte Perſon, ſondern der Gang der Ereigniſſe **ſelbſt** und die verfehlte Politik Oeſterreichs Schuld waren, wenn man von der Sympathie für deſſen Integrität zurückzukommen gezwungen wurde. — Natürlich hatte Bismarck nun nicht die leiſeſte Einwirkung auf den Lauf der deutſchen Dinge, höchſtens par distance in ſofern, als ſeine Briefe in Berlin an maßgebender Stelle nicht unbeachtet blieben. — Ob Bismarck nun auch Frankfurt widerwillig verließ, „man muß“, ſagte uns ein Staatsmann, „es für eine glückliche Wendung im Leben des Fürſten anſehen, daß ihm vergönnt ward, von dem neuen Platze aus einen freieren, weiteren Blick in die bewegenden Kräfte der großen Politik zu thun. Wie förderlich ihm das geweſen, iſt bekannt genug. So wahr iſt es, daß oft von den großen Perſönlichkeiten ganz unabhängige, zufällige Anläſſe den Anſtoß zu der vollen Entfaltung ihrer **latenten** Kräfte geben müſſen; denn wäre es nach den damaligen Intentionen Bismarck's gegangen, ſo wäre er aus der **für ihn kaum noch** lehrreichen **Enge** der Frankfurter Verhältniſſe in das Miniſter-Präſidium **hineingekommen**, ohne **Petersburg** und **Paris diplomatiſch** kennen zu lernen. —

Bismarck wurde im Jahre 1859 indeß ſo leidend, daß man die völlige Aufreibung ſeiner Kräfte befürchten mußte! Nicht ſeine ſtarke Nervoſität, welche ſchon aus der Deichhauptmanns-Epoche ſtammte, nicht Klimawechſel oder Folge geiſtiger Erregungen, ein äußerer Umſtand war an dieſer Krankheit Schuld und wurde Quelle aller jener ſpäteren Leiden, welche den Fürſten zwingen, ſich zeitweiſe in längeren Pauſen ganz aus dem politiſchen Leben zurückzuziehen. Bei einer Jagd in Schweden hatte er ſich am Schienbeine erheblich verletzt und lange Zeit der Wunde nicht geachtet. Als die Vernachläſſigung ſich ſchließlich ſtrafte und ärztliche Behandlung nicht länger zu vermeiden war, ſoll ein Mißgriff des Arztes oder — Apothekers in der Wahl eines Pflaſters das Uebel vergrößert haben. Genug, dies ſchwere Krankenlager war die Folge und die Nachwirkung deſſelben iſt in allen ſpäteren Jahren bemerklich geblieben; die **volle** Geſundheit hat er **ſeitdem nie wiedererlangt.**

Die oben beregten, nach Berlin geſendeten Correſpondenzen Bismarck's charakteriſiren die Summe ſeiner Frankfurter Erfahrungen ganz genügend, um einen Blick in ſein Streben rück- wie vorwärts thun zu laſſen, namentlich aber auch, wie er ſich zu Oeſterreich im Jahre 1859 ſtellte. – Unterm 12. Mai deſſelben Jahres ſchrieb er: „Beide Großmächte (Preußen und Oeſterreich) werden von den Fürſten und Regierungen der kleinen Staaten nicht mit gleichem Maaße gemeſſen.“ — „Stets haben wir uns (im Bunde) **derſelben** compacten Majorität, demſelben Anſpruch auf Preußens Nachgiebigkeit gegenüber befunden.“ — „Ausbildung des Bundesverhältniſſes mit **öſterreichiſcher Spitze** iſt natürliches Ziel der deutſchen Fürſten und ihrer Miniſter, dieſe Tendenz der mittelſtaatlichen Politik wird mit der Stetigkeit der Magnetnadel wieder hervortreten, weil ſie kein willkürliches Product einzelner Zuſtände und Perſonen darſtellt, ſondern ein natürliches und nothwendiges Ergebniß des **Bundesverhältniſſes** für die kleinen Staaten bildet.“ — Es wird damit angedeutet, daß die übrigen Bundesglieder nach Oeſterreich gravitiren müßten, wenn ſie in Preußen nicht einen beſſeren Schwerpunkt fänden. Betreffs des Jahres 1859 ſchreibt er: „Wenn ſie, (nämlich die Staatsmänner von Bamberg) ſich aber der Bundeseinrichtungen bedienen wollen, eine Macht wie Preußen ins Feuer zu ſchicken, wenn uns zugemuthet wird, Gut und Blut für die diplomatiſche Weisheit und den **Thatendurſt** von Regierungen einzuſetzen, denen unſer Schutz unentbehrlich zum Exiſtiren iſt, wenn dieſe Staaten uns den leitenden Impuls geben wollen, und ſie als Mittel dazu bundesrechtliche Theorien in Ausſicht nehmen, mit deren Anerkennung alle **Autonomie** preußiſcher Politik aufhören würde, — dann dürfte es meines Erachtens an der Zeit ſein, uns zu erinnern, daß **die Führer**, welche uns zumuthen, ihnen zu folgen, **anderen** Intereſſen dienen, als preußiſchen und daß ſie die Sache Deutſchlands, welche ſie im Munde führen, ſo verſtehen, daß ſie nicht zugleich Sache Preußens ſein kann, wenn wir uns nicht aufgeben wollen.“ — „Ich glaube, wir ſollten den Handſchuh bereitwillig aufnehmen und kein Unglück, ſondern einen Fortſchritt der Kriſis zum Beſſern darin ſehen, wenn eine Majorität in Frankfurt einen Beſchluß faßt, in welchem wir eine **Ueberſchreitung** der Competenz, eine willkürliche Aenderung des Bundeszwecks, einen **Bruch** der Bundesverträge finden. Je unzweideutiger die Verletzung zu Tage tritt, **deſto beſſer!**“ — „Ich glaube, daß wir einen erheblichen Umſchlag in die Stimmung bringen könnten, wenn wir gegen die Ueberhebungen unſerer deutſchen Bundesgenoſſen die Seite ſelbſtſtändiger **preußiſcher** Politik in der Preſſe anſchlügen! Vielleicht geſchehen in Frankfurt **Dinge**, welche uns den vollſten Anlaß dazu bieten!!“

Nicht allein tritt uns hier Bismarck's völlige Verurtheilung der Bundespolitik und Oeſterreichs entgegen, nicht blos die eigentlich reelle preußiſch-deutſche Richtung von Bismarck's Politik, wir ſehen ihn auch ankämpfen gegen die urſprüngliche Intention des Berliner Cabinets, Oeſterreich **beizuſpringen** in dieſem Kriege, ihn gegen Einflüſſe in Berlin ringen, welche uns durch den traditionellen Loyalitäts-Enthuſiasmus in die traurigſten Conſequenzen der Olmützer Politik zurückbringen mußten. Nichts rettete uns damals, daß dies nicht doch geſchah, nur Oeſterreichs gewaltſames Vorgehen. **ſelber!** Es ſuchte ohne Preußens Vorwiſſen mittelſt des Bundes daſſelbe zu zwingen, für ſein Intereſſe zu marſchiren, es richtete vorſchnell am 29. April an Sardinien die Forderung abzurüſten, ohne Englands heilſamer Vermittelung Raum zu geben. Preußen majoriſiren wollen, hieß aber Wilhelms I. zollernſchen Stolz in demſelben Augenblicke denn doch zu ſtark verwunden, wo man deſſen bekannte alte Reichstreue, ſeine pietätvolle Erinnerung an alte Waffenbrüderſchaft am Beſten hätte ausnützen können! Mobiliſirt hatten wir, — Deutſchlands Unabhängigkeit zu ſchützen waren wir bereit, mehr aber fortan nicht!! — — Mit welcher Seelenangſt Bismarck im fernen Oſten dem Gang der Dinge zuſah, erhellt aus folgenden brieflichen Aphorismen. Am 2. Juli 1859 an ſeine Frau: „Unſere Politik gleitet mehr und mehr in das öſterreichiſche Kielwaſſer hinein; haben wir erſt einen Schuß am Rhein abgefeuert, ſo iſt es mit dem italieniſch-öſterreichiſchen Kriege vorbei und ein preußiſch-franzöſiſcher tritt auf die Bühne, in welchem Oeſterreich, nachdem **wir** die Laſt auf die Schultern genommen haben, uns ſo viel beiſteht oder nicht, als ſeine eigenen Intereſſen es mit ſich bringen. Daß wir eine ſehr glänzende Siegerrolle ſpielen, wird es gewiß nicht zugeben!“ Bald darauf: „Man iſt hier ſehr gut für mich, in Berlin aber **intriguiren** Oeſterreich und alle lieben Bundesgenoſſen, um mich **hier** wegzubringen, und ich bin doch ſo artig!“ — Am 28. Juni: „Gott ſei Dank ſieht es ja etwas friedlicher in der Welt aus trotz unſerer Mobilmachung, und ich bräuche mich weniger zu ängſtigen vor **gewiſſen Entſchließungen!** Es thun mir die öſterreichiſchen Soldaten Leid; wie müſſen ſie geführt werden, daß ſie jedesmal Schläge bekommen, — am 24. wieder!“ —

Wie der vortreffliche Roon, ſo hat auch Bismarck nach dem Frieden von Villafranca tief aufgeathmet, ſah die Welt wiederum mit neuen, weniger ſchwermüthigen Augen an. Wahrlich, wunderbar iſt das Jahr 1859 mit ſeinen Fügungen! Allen Einflüſſen zum Trotz, ob auch Bismarck „kalt geſtellt“ war, — wer erkennt nicht, daß bereits ſein Geiſt über die Geſchicke Preußens Macht gewonnen hatte, es den einzigen Weg des Heils gegangen war, den man noch betreten konnte? Jeder Schritt nebenbei hieß — Verderben!! — —

Bismarck erkrankte im November deſſelben Jahres, auf der Reiſe von Rheinfeld nach Petersburg begriffen, in Hohendorf abermals ſchwer. Dieſes Jahr ſcheint überhaupt, wie bisher kein anderes, an ihm ſeeliſch wie körperlich gerüttelt zu haben. — Als dieſe — — geſchichtlich noch lange nicht gewürdigte, Kataſtrophe Oeſterreichs hereingebrochen war, ſtand Preußen gewiſſen unleugbaren Dingen gegenüber, welche ein entſchiedenes Handeln in der betretenen Bahn verlangten. Napoleon war mit Villafranca der politiſche Pontifex Europa's geworden, Oeſterreichs Schickſal konnte ſich an uns jetzt wiederholen. Dem zu begegnen wurde die Armee-Reorganiſation endlich eine Wahrheit! — Ihre Geneſis haben wir geſchildert. Für Bismarck aber war's genug, daß dies große Werk am 4. Juli 1861 endlich vollzogen war! — Preußens directer Gewinn in dieſem Kriege war, daß es freier und feſter auftreten konnte, daß ein Theil deutſcher Bundesſtaaten, durch Oeſterreichs Niederlage erſchreckt, Preußens Verhalten während des Krieges im Hinblick auf ihre eigenen Intereſſen ſchon nicht mehr unterſchätzen konnten. Raſtatts Beſetzung war Preußen jetzt überlaſſen worden. —

Das Jahr 1860 zeigte bereits des Krieges nächſte Folgen. Oeſterreichs Gereiztheit gegen Preußen, durch die ſchleswig-holſteiniſche Angelegenheit zu Tage tretend, hatte eine ſo beſorgliche Höhe erreicht, daß auf Bayerns Betreiben mit Mühe eine Verſöhnung bewirkt wurde, welche am 25. Juli durch die Zuſammenkunſt des Prinz-Regenten und Kaiſers von Oeſterreich zu Teplitz ihren Ausdruck fand. — Ueber dieſe Zuſammenkunſt ſchreibt Bismarck den 22. Auguſt: „Hat Oeſterreich die Sicherheit, daß wir für Venedig eintreten werden, ſo wird es den Angriff auf Frankreich zu provociren wiſſen, wie denn ſchon jetzt behauptet wird, daß Oeſterreich ſeit Teplitz dreiſt und herausfordernd in Italien auftrete. Seit der Garibaldi'ſchen Expedition geht die Wiener Politik dahin, es in Italien ſo ſchlimm als **möglich** werden zu laſſen, damit dann, wenn Napoleon ſelbſt **nöthig** finden werde, ſich gegen die italieniſche Revolution zu wehren, allſeitig eingeſchritten und der frühere Zuſtand annähernd hergeſtellt werde. Dieſe Rechnung mit und auf Napoleon kann **ſehr trügen**; wie es ſcheint, hat man ſie deshalb ſeit Teplitz aufgegeben und hofft auch gegen Napoleon zum Ziel zu gelangen. Die unruhige, gereizte Leidenſchaft der öſterreichiſchen Politik bringt auf beiden Wegen den Frieden in Gefahr!" — — In demſelben Briefe äußert Bismarck, daß zu ihm die Nachricht gelangt ſei, es werde von norddeutſchen Zeitungen ein Verleumdungsfeldzug gegen ihn eröffnet und man klage ihn an, er ſolle ruſſiſch-franzöſiſche Zumuthungen wegen einer Abtretung der Rheinlande gegen Arrondirung im Innern offen unterſtützt haben. — „Dies einfältige deutſche Federvieh der Preſſe", ſetzt er ironiſch hinzu; „merkt gar nicht, daß es gegen den beſſern Theil ſeiner **eigenen** Beſtrebungen arbeitet, wenn es **mich** angreift!" — Am 18. September ſpricht er ſich überraſchend offen betreffs der deutſchen Angelegenheiten aus: „Dieſes Syſtem der Solidaritat der conſervativen Intereſſen aller Länder iſt eine gefährliche Fiction, ſo lange nicht die vollſte, ehrlichſte Gegenſeitigkeit in aller Herren Länder obwaltet. Iſolirt von Preußen durchgeführt, wird es zur Donquixoterie, welche unſern König und ſeine Regierung nur abſchwächt für die Durchführung der **eigenſten** Aufgabe, den der Krone von Gott übertragenen Schutz Preußens gegen Unrecht, von Außen oder von Innen kommend, zu handhaben! Wir kommen dahin, den unhiſtoriſchen, gott- und rechtloſen Souverainitätsſchwindel **der** deutſchen Fürſten, welche unſer Bundesverhältniß als Piedeſtal benutzen, von dem herab ſie europäiſche **Macht** ſpielen, zum Schooßkinde der conſervativen Partei Preußens zu machen. Unſere Regierung iſt ohnehin in Preußen liberal, im Auslande legitimiſtiſch, wir ſchützen fremde Kronrechte mit mehr Beharrlichkeit als die eigenen, und begeiſtern uns für die von Napoleon (I.) geſchaffenen, von Metternich ſanctionirten Kleinſtaatlichen Souverainitäten bis zur Blindheit gegen alle Gefahren, mit denen Preußens und Deutſchlands Unabhängigkeit für die Zukunft bedroht iſt, ſo lange der **Unſinn** der **jetzigen** Bundesverfaſſung beſteht, die Nichts iſt, als ein Treib- und Conſervirhaus gefährlicher und revolutionairer Partikularbeſtrebungen. — Ich ſehe außerdem nicht ein, warum wir vor der Idee einer Volksvertretung, ſei es am Bunde, ſei es in einem **Zoll-** oder **Vereinsparlament**, ſo zimperlich zurückſchrecken?!" — — Wer, Der das Jahr 1871 erlebt hat, ſieht nicht in dieſen Ausſprüchen unſers Kanzlers, wie derſelbe ſchon Anno 1860 die ganze Perſpective jener großartigen Politik im Auge hatte, die durchzuführen ſeinem kühnen Willen und ſeiner glühenden Vaterlandsliebe gelang? —

Daß Napoleon III. nach der italieniſchen Gloire ſich ſehr fühlte, bewieß, daß er 1860 ſeine Pläne gegen den Rhein ſtärker entſchleierte. Das „Saarbrückener Kohlenbecken" war ſeine Parole! — Welche Conſiſtenz unſere Politik ſeit dem italieniſchen Kriege, welches neue Kraftbewußtſein wir bereits erlangt hatten, bewies das ſtraffe Auftreten unſers nachmaligen Kaiſers gegen die franzöſiſchen Beſtrebungen.[*] Sowohl öffentlich bej verſchiedenen Anläſſen am Rhein, wie zu Baden-Baden gegen gleichgeſinnte deutſche Fürſten ließ er ſich kraftvoll in der deutſchen Frage aus, und Napoleon, doch ſtutzig geworden, gab friedliebende Verſicherungen. Die ſyriſche Affaire ſchlug inzwiſchen in die Situation hinein und gab für das „Preſtige" eine wohlthätig anheiternde Ableitung. —

Schwer feſtzuſtellen dürfte ſein, wie weit Bismarck's Geiſt bereits auf die Klärung der Dinge in Berlin eingewirkt haben mag. Beim Prinz-Regenten genoß er aber ein erhöhteres Vertrauen, wurde im Sommer 1861 vielfach von ihm in Baden-Baden zu Rathe gezogen, — ja, das Miniſterportefeuille iſt ihm ſchon damals angeboten worden. Auch wohnte er der Krönung König Wilhelms I. am 18. October zu Königsberg an. Die Dinge hatten 1861 in Preußen wie im Auslande ihre Phyſiognomien erheblich verändert; beide Erſcheinungen aber mußten darauf hinwirken, den Mann mehr in den Vordergrund zu bringen, welchen die bisher waltenden Einflüſſe auf unſere Politik nach Petersburg verſetzt hatten. In Preußen war der Reorganiſations-Conflict ausgebrochen, machte reißende Fortſchritte und brachte das liberale Miniſterium ſchließlich zu Falle; Bismarck ſtand unbedingt zum Könige und der Heeresreform. Wie unſere *äußere* die *innere* Politik zu bedingen hatte, ſo bedingte unſere *militäriſche* Tüchtigkeit auch die *Kraft* unſerer Auslandspolitik, konnte ſomit nimmermehr vom Wollen oder Nichtwollen der *Parteien* abhängig gemacht werden, ſollte vom Regieren überhaupt in Preußen noch die Rede ſein. — — Weshalb, falls ihm ſchon Anno 1861 das Portefeuille angeboten wurde, nahm Bismarck es nicht? — Wir haben verſchiedentlich von *Einflüſſen* geſprochen; Bismarck ſpielt ſchriftlich ſelbſt auf gegen ihn gerichtete Intriguen an. — Dies nun iſt ein höchſt myſteriöſer Punkt, den wir nicht näher berühren, welcher ſich in dem allgemeinen pſychologiſchen Gange der Begebenheiten überhaupt nur durch ſein *meteoriſch Aufblitzen* erkennbar macht. Hatte Bismarck, — was wir bezweifeln, — wirklich etwa Neigung, ins preußiſche Cabinet zu treten, ſo konnte dies doch nur zu einem Zeitpunkte geſchehen, der ihm eine durchgreifende Action geſtattete. Das war vorläufig nicht möglich. — Die Dinge mußten erſt reifen, der Kampf zwiſchen Regierung und Vertretung ſich erſt genügend zuſpitzen, kurz — Bismarck's *rechte Stunde* mußte gekommen ſein. —

---

[*] Unter Kaiſer Wilhelm S. 37.

Die rechte Stunde! — Wie er ſie nützen werde, welche Richtung ſein Miniſterprogramm nehmen werde, — falls man es nicht ſchon ſeit Frankfurt wußte, ward im Jahre 1862, — wenn uns recht iſt, im April oder Mai, bevor er nach Paris ging, ſonnenklar. In einer Unterredung mit dem öſterreichiſchen Botſchafter Grafen Karolyi fiel von ſeinen Lippen das draſtiſche Wort: „*der Schwerpunkt öſterreichiſcher Politik iſt in* **Ofen** *zu ſuchen!*“ *) Dies Wort erhielt Flügel! An allen Höfen ſprach man von dieſer Aeußerung, in der Diplomatie rief ſie namenloſes Befremden hervor, ja unter den damaligen Staatsmännern gab es Leute, welche in Folge deſſen Bismarck nicht blos jegliche diplomatiſche Fähigkeit abſprachen, ſondern welche, die ihn geradezu für verrückt erklärten! — — Es exiſtirt eine hübſche Anekdote von Hegel. Derſelbe ſoll einſt erklärt haben: „Von allen meinen Schülern hat mich nur **Einer** verſtanden und dieſer Eine hat mich falſch verſtanden *).“ — Daſſelbe, bei Gott, konnte Bismarck auf ſich ſelbſt anwenden! Der Hof von Berlin verſtand ihn — noch nicht, Abgeordneten- und Herrenhaus verſtanden ihn — erſt recht nicht und die Diplomaten, welche ihn etwa verſtanden, hatten ihn — falſch verſtanden! Das Licht der Wahrheit, was er blitzartig leuchten laſſen, war allerdings furchtbar genug, um von Laienaugen für unnatürlich grell gehalten zu werden, aber daß die ſtaatsmänniſchen „Hellſeher“ von Profeſſion ſo mondſüchtig ſein würden, gar kein Auge zu haben für den treffenden Strahl des hereinbrechenden Tages, dürfte dennoch zu bewundern ſein. Eine leiſe Ahnung, daß dieſe diplomatiſch-undiplomatiſche Redensart nicht bloße Phraſe ſei, ſcheint in der Hofburg aber denn doch aufgedämmert zu ſein. Ihre Wirkung machte ſich, wie wir ſehen werden, bereits im November 1863 in der öſterreichiſchen Politik geltend, welche von da ab einen ungeahnten Grad von beklommener Schwäche zeigte. —

---

*) Eine ausführliche Mittheilung über dies Geſpräch erſchien unſeres Wiſſens in der „Europa“, einem Frankfurter Blatte, im December 1862.

Die liberale Partei inzwiſchen griff nicht blos die innere Politik der Regierung an, ſie brachte auch deren auswärtige auf die Tribüne. — Nach einer Seite hin war das vortrefflich, nach der andern höchſt mißlich. Bismarck ſelbſt, wie wir geſehen haben, hielt für wünſchenswerth, durch die öffentliche Debatte einen Druck auf die auswärtigen Verhältniſſe üben zu laſſen, nur die Zeit und Grenze ſolcher Debatte war nicht feſtſtellbar. Sie konnte in derſelben Sache heute ſehr ſchaden, das Miniſterium in peinlichſte Verlegenheit bringen, während dieſelbe Debatte ein Jahr ſpäter vielleicht die nationale Politik der Regierung erheblich unterſtützen konnte. Der Fehler lag in der Luſt des Liberalismus, ſelbſt große Politik zu treiben. Das war gefährlich und unſtaatsmänniſch, weil es jeden Erfolg gerade durch den offenkundigen Eifer vernichtete, mit dem man ihm naiver als vorſichtig zuſtrebte, ihn alſo anticipirte. — Die Oppoſition im preußiſchen Abgeordnetenhauſe ging von kühleren ſtaatsmänniſchen Erwägungen jedoch nicht aus. Schon am 7. Februar hatte von Stavenhagen die deutſche Frage in dem Antrage aufs Tapet gebracht: „Preußen ſolle an die Spitze des deutſchen Bundesſtaats treten und König Wilhelm I. die oberſte deutſche Heeresleitung übernehmen.“ Miniſter von Schleinitz entgegnete: daß die Regierung dem nicht zuſtimme, „weil dieſer Antrag über den damaligen Standpunkt der Regierung weit hinausgreift.“ Am 2. März erklärte der Miniſter: „Die **Einigkeit** der deutſchen Regierungen ſteht höher, als die Einigung!“ — „Wir gehen mit Oeſterreich, ſo lange es uns bequem iſt!“ — Es war die Politik „der freien Hand“, welche inaugurirt wurde. — Erwägt man nun, daß am 9. März alle Verhandlungen zwiſchen Wien und Berlin betreffs Reform der Bundeskriegsverfaſſung abgebrochen wurden, ſo war dieſe Antwort wohl am Orte.

---

*) Dieſer eine Schüler Hegel's ſoll der verſtorbene Profeſſor Dr. Branis an der Univerſität zu Breslau geweſen ſein. D. V.

Der Bürgerkrieg der amerikaniſchen Union hatte inzwiſchen begonnen, Kaiſer Alexander von Rußland aber den erhabenſten Akt humaner Herrſchergroßmuth vollzogen, er hatte am 26. März die Emancipation aller Leibeigenen ausgeſprochen. Sein großes Reich war dadurch in die Reihe der Kulturvölker nunmehr vollwichtig eingetreten, und noch heute vermögen wir die Tragweite einer Maßregel nicht völlig zu ermeſſen, welche einer ſocialen Revolution ſo ziemlich gleich kam. — Daß unſere Armeereorganiſation trotz der Oppoſition vollzogen worden war, ferner die Kämpfe der Regierung mit der Zweiten Kammer bis zum Herbſt 1862 ſind bereits in Roon's Lebensbild geſchildert worden.

Konnte die preußiſche Volksvertretung bis zum Herbſte 1862 die klare unverrückbare Ueberzeugung wohl gewinnen, daß die

Reorganiſation, ſo wie ſie war, eine eiſerne Nothwendigkeit für die Exiſtenz Preußens als Großſtaat ſei? Nein!' — Sie war von dem liberalen Miniſterium getäuſcht worden, indem ſich daſſelbe ſelbſt getäuſcht hatte*); hierin aber liegt die Rechtfertigung unſerer Volksvertretung. — Bismarck folgte dem immer ſich ſteigernden Gang der Dinge mit größter Aufmerkſamkeit; er fühlte langſam ſeine Zeit kommen. Von großer Wichtigkeit muß ihm geweſen ſein, daß am 31. October der Londoner Vertrag zwiſchen Frankreich, England und Spanien zur Intervention in Mexiko abgeſchloſſen wurde. Das war ein ſehr weitſchichtiges Unternehmen, was Louis Napoleon während einer für uns kritiſchen Zeit viel zu angemeſſen beſchäftigte, um nicht hoffen zu laſſen, der „Rhein“ werde vor der Hand vor dem Manne Ruhe haben, deſſen „Kaiſerthum der Friede“ war. — Wie die deutſche Fortſchrittspartei, der in der neuen Kammer abermals die abſolute Majorität zugefallen war, inzwiſchen ſich im Principe ſchon der Regierung gegenüberſtellte und die Intention blicken ließ, ſich auf den Standpunkt von 1848 zu ſtellen, bewies ihr Programm vom 9. Juni 1860, deſſen erſtes Dogma lautete: „Die Verfaſſung iſt das Band zwiſchen Fürſt und Volk!“ — Das war eine hiſtoriſche Lüge, eine vollendete Pietätloſigkeit. Waren die Bande zwiſchen unſerm Herrſchergeſchlecht und uns nicht älterer, engerer, unwandelbarerer Natur als dieſe corrigible, alſo wandelbare Verfaſſung? War Wilhelm I. nur mittels dieſer Verfaſſung-**König** von Preußen und ohne ſie „Johann ohne Land?!“ — — Wenn Bismarck dieſe immer ſchneidigere Zuſpitzung unſers innern Kampfes kommen ſah und ihm ſein Scharfblick vorausſagte, wohin der Conflict münden werde, ſo mußte es ihn als Patrioten tief ſchmerzen, der Welt ein ſolches Schauſpiel in Preußen bereitet zu ſehen, als — Staatsmann konnte ihm daſſelbe aber nicht ganz unwillkommen ſein. Durch dieſen Kampf, mittels deſſen die Fortſchrittspartei ſich zur Herrin der Regierung machen wollte, machte ſie ſich gerade zum unwillkürlichen Factor von Otto von Bismarck's Anſichten! Von jenen Beklemmungen wenigſtens, welche derſelbe im Jahre 1859 „gewiſſen Entſchließungen“ und Intriguen gegenüber empfunden hatte, war er jetzt ſicher himmelweit entfernt. — —

---

*) Unter Roon, S. 370—371, 373.

Am 18. Januar des denkwürdigen Jahres 1862 wurde der Landtag eröffnet. Der Gang des parlamentariſchen Kampfes ſelbſt iſt bekannt. Am 11. März ward das Abgeordnetenhaus aufgelöſt und das liberale Miniſterium fiel, indem ihm die eigene liberale Partei als Empfehlungskarte die Erklärung mitgab, „daß ſie an dieſes Miniſterium nicht mehr glauben könne!“ — Das Miniſterium von der Heydt-Itzenplitz-Mühler-Lippe-Jagow trat ein, Roon blieb. Obwohl conſervativ, konnte es ſeiner Perſönlichkeiten, wie deren Zuſammenſetzung halber, nur ein Uebergangs-Miniſterium ſein. Der königliche Erlaß an daſſelbe (19. März 1862) ſagte: „Es iſt Meine Abſicht und Mein ernſter Wille, der von Mir beſchworenen Verfaſſung und den Rechten der Landesvertretung ihre volle Geltung zu ſichern, in gleichem Maaße aber auch die Rechte der Krone zu wahren und ſie in der ungeſchmälerten Kraft zu erhalten, welche für Preußen zur Erfüllung ſeines Berufs nothwendig iſt und deren Schwächung dem Vaterlande zum Verderben gereichen würde!“ — Dieſer Ausſpruch konnte den parlamentariſchen Körperſchaften eine tröſtliche Garantie ſein, ihren Horror gegen den „abſoluten Ariſtokratismus“ ſchwinden laſſen. Es geſchah aber nicht und die Maßnahmen des Miniſteriums Lippe-Jagow hinterher brachten die Furcht vor dieſem abſolutiſtiſchen Ariſtokratismus erſt recht zur Blüthe. Für Bismarck hingegen mußte dieſer königliche Erlaß eine beſonders tröſtliche Stärkung des feſten Glaubens an ſeinen königlichen Herrn werden, die Dominante für eine Harmonie in der Zukunft! — Die Thätigkeit beſagten Miniſteriums während des Jahres 1862 iſt ſchon beſprochen, für Bismarck konnte dabei nur von Belang werden, daß zwei Principe, denen er gleich fern ſtand, die parlamentariſche Demokratie und die Reactionspartei, ſich reſultatlos an einander abarbeiteten. Beide leiſteten ihm für ſeine große politiſche Campagne den Eclaireurdienſt, Nichts weiter! — Bevor am 19. Mai der neu gewählte Landtag ohne des Königs Anweſenheit eröffnet worden, alſo der Kampf in erhöhterer Temperatur von beiden Seiten begann, hatte Bismarck's Miſſion in Petersburg ihr Ende erreicht. Am 17. bereits war er bei Enthüllung des „Brandenburg-Denkmal“ in Berlin gegenwärtig, am 23. Mai wurde er als Geſandter nach Paris verſetzt. In der Zwiſchenzeit, die er in der Reſidenz verlebte, iſt mehrfach mit ihm wegen Uebernahme des Portefeuilles des Miniſter-Präſidenten verhandelt worden, die Angelegenheit aber zerſchlug ſich; Bismarck zog Paris wohl aus mannigfachen Gründen vor. — Seine letzten Briefe an ſeine Schweſter Malvine aus Petersburg zeigen genügend, daß Bismarck ſeiner Kränklichkeit wegen ſich vor der aufreibenden Pflicht eines Premier-Miniſters ſehr ſcheute. Neben dieſen phyſiſchen mögen auch Gründe des Parteipolitikers wie Diplomaten ihn beſtimmt haben, zu refuſiren. Die Situation des Kampfes gegen das Parlament war allerdings ſchlimm, aber — „noch lange nicht genug!“, unſere Stellung zu Frankreich aber eine ſo fragile, daß, ob ſie durch den mexikaniſchen Krieg auch nicht gerade ſchärfer wurde, jedenfalls immer ein „qui vive“ erheiſchte. Die Stellung in Paris war alſo nicht blos wichtig, ſondern auch lehrreich und intereſſant für Bismarck und wurde nachmals von unberechenbarem Vortheile für ihn. Seine Briefe aus Frankreich bis zum 12. September (der letzte iſt aus Toulouſe datirt) bieten, — außer daß wir ſehen, wie wohl es Bismarck in den Bädern von San Sebaſtian und Biarritz ergeht, nur zweierlei Bemerkenswerthes. Er ſpricht faſt immerwährend mit peinlicher Unruhe und Widerwilligkeit betreffs der ihm näher rückenden Miniſter-Präſidentur, ſpricht abermals von gewiſſen „Einflüſſen“ und „Gegnern“, — von Kaiſer Napoleon aber ſo gut wie gar Nichts. Möglich, derlei Briefe ſind doch vorhanden, natürlich zur Veröffentlichung aber noch nicht gekommen; das Spionirſyſtem, was ihn in Frankfurt ſchon zu ernſtmahnenden Worten gegen die eigene Frau zwang, trieb in Frankreich aber ſo exotiſche Blüthen, daß er ſchwerlich die „mouchards“ betreffs ſeiner Perſon in die geringſte

Verſuchung geführt haben wird. Ein freies politiſches Ausſprechen, wie von Petersburg aus geſchah, iſt nirgend in ſeinen Briefen erſichtlich, es ſcheint auch, als wenn Bismarck ſich der heimiſchen Politik gegenüber abſichtlich indifferent gehalten, ſich völlig in ſich verſenkt habe, wie — etwa der Feldherr thut, der ſeinen Schlachtplan entwirſt, ehe die verhängnißvolle Trompete gellt, die ihn auf den Gaul wirſt und in den lichten, lohenden Streit! —

Während Bismarck noch in Frankreich weilte, bewies König Wilhelm I., daß es ihm an der Macht nicht mehr gebreche, den Willen zu bekunden, Preußen wieder zu ſeiner vollen Gültigkeit zu verhelfen. Den heſſiſchen Wirren gegenüber wurden zwei Armeecorps marſchbereit gehalten, und nur die Demüthigung des hartköpfigen Kurfürſten und die Entlaſſung ſeines Miniſteriums beugten der preußiſchen Intervention vor. Graf Bernſtorff, Miniſter des Aeußern, hatte freundſchaftliche Beziehungen zu Italien angeknüpft und die offene Anerkennung des neugegründeten Königreichs erfolgte am 21. Juli. Der parlamentariſche Conflict hatte ſich inzwiſchen bis zu dem äußerſten Punkte geſteigert, über welchen hinauszugehen unmöglich ſchien. Die Zweite Kammer hatte die Koſten der geſammten Armeereorganiſation geſtrichen, alle Vermittelungsvorſchläge Roon's abgelehnt! — Das Land war tief erregt. Dieſer Ringkampf konnte nur mit Revolution oder Reaction, ſo ſchien es, enden. In einer faſt verzweifelten Lage, wo unſers Kaiſers Seele in den ernſteſten Selbſtkampf mit ſeinem Schwur und der unerbittlichen Staatsnothwendigkeit gerieth, Roon aber vom langen Widerſtande erſchöpft war, wurde Otto von Bismarck aus den Pyrenäen nach Berlin gerufen. Er trat in ſeine vierte, — die gewichtigſte Lebensphaſe. Das — längſt Geahnte, Unabänderliche geſchah, er ſollte der Miniſter werden, welcher aus dem Dilemma herausführte. — Konnte ein alter Debattenſtreiter wie Bismarck nicht mit der Parteileidenſchaft fertig werden, verſagte auch dem altbewährten Sekundanten der Krone die Kraft, dann — — nun dann hätten wir ein anderes Miniſterium Manteuffel gehabt!!! — —

Für Bismarck's Charakter und die Art, wie er ſein Verhältniß zu ſeinem Monarchen im Sinne der alten Vaſallentreue ſeines Geſchlechts auffaßte, beweiſt, **wie** er ſein Amt antrat. — Von Frankreich eiligſt nach Berlin citirt, erklärte er dem Könige: „Majeſtät hat mich zu Ihrem Dienſt berufen, ich thue ihn ohne Weiteres als Schuldigkeit!" — Gefragt, auf welche Bedingung hin er denn das Miniſterium annehme, entgegnete er: „Unbedingt und ohne Vorbehalt! Die Zukunft mag das Weitere lehren." — Es hat in der Welt ſehr große Männer ſchon gegeben und vor den Menſchen thaten ſie genug, um bewundert zu werden; vor Gott galten Viele von ihnen aber verteufelt wenig, denn der — Schubiak ſaß ihnen dennoch ſtill im Herzen. Das eben macht Bismarck dem Patrioten ehrwürdig, daß niemals, in keinem Lebensaugenblicke, in ihm der Menſch und Chriſt im Berufe unterging! — Er trat im ſchwierigſten Augenblicke ſein Amt an und ſah das alte Hotel Hardenberg am Dönhofsplatze unter Umſtänden wieder, welche die troſtloſe Phyſiognomie von 1848 anzunehmen im Begriff ſtanden. Die Competenz der drei Staatsgewalten zur Feſtſtellung des Budgets war eine offene Frage, dieſe Competenz hatte jede dieſer Gewalten in der Hitze des Gefechts für **ſich mehr** als billig in Anſpruch genommen, die Grenzen der Verfaſſung waren von beiden äußerſten feindlichen Parteien gedehnt worden. Das Problem war nun, dieſe Grenzen von links wie rechts auf ihren naturgemäßen Raum zu verengen! Mißlang dies, wurde die Dehnung fortgeſetzt, ſo zerſprengte die Verfaſſung! — Bismarck's liberale Gegner, die Fortſchrittspartei, die Feinde von Unten, glaubten, daß „der reactionaire Junker von 1848, der Stock-Preuße von Erfurt", der Mann, welcher in Frankfurt ſich verhaßt, zu Petersburg beliebt gemacht hatte und nun aus der Intriguenſchule des December-Mannes kam, — daß dieſer Mann als ein blutloſer Unterdrücker die Verfaſſung alsbald ſprengen **werde**; — Bismarck's Gegner von Oben aber erwarteten, daß er die Verfaſſung alsbald werde ſprengen **müſſen**! Links legte man ihm als Abſicht aus, was man rechts als eine ihm aufgezwungene Nothwendigkeit erachtete; beide Parteien aber meinten: die innere Lage könne eben nicht mehr **ſchlechter** ſein, folglich müſſe die Kataſtrophe erfolgen. — Bismarck bewies ihnen Beiden nun, daß die innere Lage noch **viel ſchlechter** werden könne, bewies es ihnen mit der Verfaſſung in der Hand, brauchte ſeine Gegner Oben wie Unten ab und rettete den **Schwur** ſeines gewiſſenhaften Königs, rettete die **Verfaſſung** und rettete das **Land!** Das iſt der ganze Sinn ſeiner Thätigkeit bis zum Frühjahre 1866. — Bismarck zog das Budget pro 1863 zurück, regierte budgetlos weiter und aus dem Reorganiſations-Conflict wurde der Verfaſſungskampf! Links Schäumen! Rechts Jauchzen! Bismarck that beiden Theilen eben ihren Willen!! — Die extremen Parteien wußten wohl ſo gut wie Bismarck, daß deſſen neuer Weg, dieſes Hinausſchieben der Entſcheidung mittels einer Situationsverſchärfung die Kataſtrophe nur deſto ſchwerer machen müſſe und bauten erſt recht hierauf ihren Sieg, aber keine dieſer beiden Parteien wußte oder ahnte auch nur, daß es Bismarck weniger auf die Inlandspolitik, ſondern die auswärtige ankam. Von der auswärtigen Politik die innere bedingen zu laſſen, daß alſo die Napoleoniſche Staatsmaxime gerade umzukehren ſei, war die Ueberzeugung, welche König Wilhelm I. nunmehr gewonnen hatte und die ihn das auswärtige Amt an Bismarck, kaum drei Wochen nach deſſen Eintritt ins Cabinet, geben ließ. Wollte man glauben, unſer Kanzler habe die Auslandspolitik à la Napoleon nur benutzt, um die inneren Zuſtände zu calmiren, ſo wäre das nicht blos frivol, es wäre überaus kurzſichtig. Dies Bismarck zuzutrauen, war ſowohl der Fehler der Demokratie wie der Reaction! Er ließ vielmehr den innern Conflict ſich ganz regelrecht bis zur äußerſten Conſequenz austragen und brauchte ihn zum Schleier, **hinter** dem er das ihm Wichtigſte, die Auslandspolitik, die Politik der Zukunft vorbereitete, in welcher die einzige allſeitige Verſöhnung lag! — Unſere Landesvertretung hat das zweifellos poſitive Verdienſt, mit Bismarck die gleichen preußiſch-deutſchen Ziele gewollt, durch ihre Anſtöße ſie weſentlich **mit** erſtritten zu haben, ſie hatte aber auch das negative Verdienſt, durch ihre vorurtheilsvolle Leidenſchaft und ehrgeizige

Parteidoctrin das Ausland **blind** für unſere eigentliche Kraft gemacht zu haben. — Nach dem Tage von Nikolsburg (im September 1866) iſt von den „zwei Seelen“ im preußiſchen Cabinet mehrfach geredet und geſchrieben worden. Innerhalb des Miniſterium Bismarck beſtand dieſe Zweiſeelen-Theorie nie, unſer Kanzler war nicht der Mann, ſich eine entgegengeſetzte Nebenſeele im Amte gefallen zu laſſen. Dieſe zwei Seelen indeß haben beſtanden und zwar von 1862 ab inſofern, als eine bewußte **andere, nicht** im Cabinet befindliche Seele **Oeſterreich** noch mit leidenſchaftlicher Liebe **umfaßt** hielt und vom **Verfaſſungsleben Nichts wiſſen** wollte, während Bismarck von **Oeſterreich Nichts** mehr wiſſen wollte, vom **Verfaſſungsleben** aber deſto **mehr!** Dieſer andern Seele ward ſchon im Sommer 1865 das politiſche Lebenslicht ausgeblaſen. — — —

Als Bismarck das Budget pro 1863 zurücknahm, wollte er den Streit bis nächſtes Jahr in der Hoffnung verſchieben, daß die Leidenſchaften etwas abdampfen würden. Er hoffte, aber glaubte es wohl nicht. Entweder fürchtete dieſe Abdampfung die Kammermajorität für ſich, oder ſie hielt Bismarck's Maßregel für ein Gefühl miniſterieller Schwäche.

„Den Teufel halte, wer ihn hält,
Er wird ihn nicht zum zweiten Male fangen!“

Deshalb ward am 6. October die Reſolution eingebracht, daß der Etat pro 1863 noch vor dem 1. Januar eingebracht werden müſſe. Ein Amendement (Vincke-Stargard) hierzu beſagte: „daß die Regierung einen außerordentlichen Credit nachſuchen ſolle, falls ſie den Etat nicht vor Januar einbringen könne.“ Bismarck erklärte dies Amendement annehmbar und ſprach zugleich aus: „Die Streitfrage, welche uns beſchäftigt, enthält zwei nicht nothwendig zuſammenhängende Momente, das der Militär-Reorganiſation und der Verfaſſungsfrage über die Competenz der verſchiedenen Staatsgewalten bei Feſtſtellung des Budgets; die letztere wurde vor 12 Jahren in und zwiſchen beiden Häuſern und der Regierung verhandelt, ohne ausgetragen zu werden. Die Löſung derſelben dürfte durch Dialektik ſchwerlich, ſondern nur durch ſtaatsmänniſche Praxis erledigt werden." Dieſe Auseinanderſetzung wurde der Zweiten Kammer aber gerade Anlaß, einen neuen Riegel vorzuſchieben, indem man die Reſolution pure, ohne das Amendement Vincke, annahm, alſo den Stier bei den Hörnern zu faſſen ſuchte. Zweierlei hatte hierzu beigetragen, ein ungeſchickter Artikel der Sternzeitung vom 25. September, welcher das „Kommende" vorausſagte, wie Bismarck's heißſpornige Auslaſſungen in der Budget-Commiſſion am 30. September. Die „ungünſtigen Grenzen Preußens" und die Theorie „von Blut und Eiſen" wirbelten ungeheuren Staub auf! Man dachte dabei an Vergewaltigung, Kriegsgelüſte à la Louis Napoleon, kurz ward in Dem beſtärkt, was man von Bismarck ſchon längſt argwöhnte! Die Budget-Verweigerung wurde beſchloſſen, die Genehmigung der Staatsrechnungen pro 1859—1860 ausgeſetzt. Das Herrenhaus aber lehnte Tags darauf das alſo corrumpirte Budget ſeinerſeits ab. — Bismarck erklärte daſelbſt: „daß nach dieſer Reſolution die Regierung auf ihr bisheriges „Vermittelungsverfahren verzichte." — Der offene Streit war ſonach erklärt! Sämmtliche Fractionen der Abgeordneten, außer den Conſervativen, hielten über dieſen Herrenhausbeſchluß Conferenz. In der letzten Sitzung (13. October) des Abgeordnetenhauſes erfolgte der bekannte Null- und Nichtigkeitsbeſchluß gegen Herrenhaus und Regierung. Hierauf ſchloß Bismarck das Haus und erklärte: Die Regierung ſehe ſich in die Nothwendigkeit verſetzt, den Staatshaushalt ohne die in der Verfaſſung vorausgeſetzte Unterlage führen zu müſſen. „Sie iſt ſich", fuhr er fort, „der Verantwortlichkeit in vollem Maaße bewußt, die für ſie aus dieſem beklagenswerthen Zuſtande erwächſt; ſie iſt aber ebenſo der Pflichten eingedenk, welche ihr gegen das Land obliegen und findet darin die Ermächtigung, bis zur geſetzlichen Feſtſtellung des Etats die Ausgaben zu beſtreiten, welche zur Erhaltung der beſtehenden Staatseinrichtungen und zur Förderung der Landeswohlfahrt nothwendig ſind, indem ſie die Zuverſicht hegt, daß dieſelben ſeiner Zeit die nachträgliche Genehmigung des Landtages erhalten werden.“ — Der Verfaſſungs-Conflict war da!! — — Drohte Bismarck etwa mit Suspenſion der Verfaſſung? Lag nicht in ſeiner Verantwortlichkeits-Erklärung von vornherein die Vorausſetzung einer künftigen Indemnität vor, um zu verſöhnender Löſung zu kommen? — Das Abgeordnetenhaus ſah in dieſem Benehmen Bismarck's vielleicht gerade einen Akt hinterhaltiger Schlauheit, mit der er die Schwäche der Regierung decken wolle, die eine Verfaſſung zu beſeitigen zu zaghaft war, ſie deshalb alſo lieber umging. Dieſerhalb ihres künftigen Sieges ſicher, nahmen die liberalen Abgeordneten die Ovationen ihrer leidenſchaftlichen Wähler ſelbſtbewußt entgegen. — Hatte man keine Ahnung, daß Bismarck die Oppoſition ungefähr ſo haben wollte, wie ſie ſich zeigte? Hatte man denn nicht eine leiſe Vorſtellung, daß in demſelben Grade, in welchem die Oppoſition Bismarck Schwierigkeiten im Lande bereitete, ſie ihn von den Schwierigkeiten gerade entlaſtete, welche ſich ihm von Oben entgegenſtellten?! Wie es Fauſt in der Blocksberg-Scene erging, ſo der preußiſchen Oppoſition:

„Sie glaubt zu ſchieben und ſie wird geſchoben!“ — —

Indem Bismarck, wie König Wilhelm wollte, bei der Verfaſſung ſtehen blieb, ging das Abgeordnetenhaus nach und nach über ſie **hinaus**. Dadurch machte ſie es dem Miniſter möglich, mit und trotz der Verfaſſung budgetlos zu regieren und paraliſirte ſo den Einfluß der beſagten zweiten Seele, welcher damals nicht zu überwinden geweſen wäre, hätte die demokratiſche Majorität den Miniſter-Präſidenten nicht zu einer viel ſchärfer ausgeprägten Rechtsſtellung genöthigt, als in ſeiner eigentlichen Ueberzeugung gelegen haben dürfte. Wir ſagten an anderem Orte*), „es wolle uns bedünken, Bismarck „war nicht blos damals, er ſpielte noch mehr den ſcharfen Junker“. — Vielleicht iſt dieſe Annahme überkühn, pſychologiſch wäre ſie indeß wohl zu rechtfertigen. Es läge doch ganz in der

---

*) Kaiſer-Biographie, S. 40.

Klugheit eines Staatsmannes, den einen Gegner durch den andern zu ſchwächen, um Beider Herr zu werden! Er glich dem Arzte eben, welcher bei ſeinem Patienten den einen Krankheitszuſtand zur Kriſis bringt, um durch dieſelbe zugleich einen andern, noch gefährlicheren zu heben. Bismarck's Naturell, Eigenſchaften, wie Gewohnheiten mögen ihm dieſe Kampfart gerade leichter gemacht haben. Die Friſche wenigſtens, mit der er an ſie ging, die Befriedigung, welche dieſelbe bei Hofe fand und König Wilhelm I. zu dem bekannten Ausſpruche veranlaßte: „voilà mon médicin", ſprechen einigermaßen für die Richtigkeit des Geſagten. Allerdings ward durch Verlängerung des Kampfes die endliche Kataſtrophe um ſo ſchwerer und auch an Bismarck trat der Augenblick heran, an Allem zu verzagen. Aber dieſer ſchwere Augenblick kam erſt, als das Schickſal beide diametrale Gegnerſchaften, ohne daß ſie es wollten, zu einem letzten äußerſten Widerſtande gegen ihn einte! — —

Während die demokratiſche Oppoſition ſich zur neuen Parlaments-Campagne rüſtete, andererſeits die Conſervativen ſich ſchaarten, reiſte Bismarck nach Frankreich, um ſich bei Napoleon in St. Cloud zu verabſchieden. — Ein ſonderbares Zuſammentreffen war's unter ſonderbaren Umſtänden! — In dieſen Räumen hatte Carl X. die Juli-Ordonnanzen 1830 unterzeichnet, welche den Bourbonen den Hals brachen; in denſelben Räumen machte Napoleon leiſe lächelnd Freund Bismarck aufmerkſam, daß er „Preußens Polignac" werden würde! — Die Scene ſteht uns faſt im Geiſte vor der Seele. — Wie wird der Decembermann ſich nicht innerlich gekitzelt haben in der Ueberzeugung, in Berlin blieben jetzt nur noch die Kanonen übrig, das preußiſche Dilemma zu löſen; — die Kanonen nach Innen, oder die Kanonen nach Außen? In beiden Fällen hätte er dann ein Wort mitgeredet! — Uns iſt, als ob wir Bismarck dieſer freundſchaftlichen „Zwickmühle" gegenüber ſehen könnten. Das „blanke" Auge ſtarr unter den buſchigen Brauen auf den Boden geheftet, manchmal auflodernd in grünlich-blauem Funkelblitze wie — bei der „Katte", felis leo —, bald in Reſignation verſchleiert. Melancholiſch nickend, wenig Worte machend, empfahl er ſich, — denken wir, etwa wie Einer, der ſeufzend ſein Spiel halb verloren erklärt! — Die Thür fällt zu. Napoleon flüſtert: „Pauvre Polignac! Pauvre Charles dix de Prusse“ dann lacht er auf! — Bismarck geht ſchweigend, — er lacht nicht, — aber geweint nach dieſer Audienz kann er gewiß auch nicht haben! — —

Wenn wir nur auf den Kampf im Innern blicken, — ſeine Steigerungen vom Jahre 1863 bis Frühling 1866, — ſo erhalten wir ein völlig unzureichendes Bild, ähnlich demjenigen etwa, welches das preußiſche Volk zur Zeit, wie Oeſterreich und Frankreich es ſich von uns gemacht hat; man ſieht dann nur das Kampfgetümmel des Conflicts, in welchem alles Uebrige unterzugehen ſcheint. Beobachtet man aber den Gang unſerer Auslandspolitik und wie durchaus beſtimmend derſelbe bei der Art des Conflictskampfes geweſen iſt, ſo wird das Bild ſich nicht blos weſentlich verändern, ſondern uns auch einen vollen Eindruck von dem glänzenden und beweglichen Geiſte und der unverrückbaren Willenskraft des deutſchen Kanzlers geben. —

Der Landtag 1863 ward von Bismarck (10. Januar) eröffnet, das Budget für 1863 nochmals vorgelegt. — Oeſterreich und die Mittelſtaaten hatten am Bunde das Delegirtenproject eingebracht. Wie wenig für reelle Ordnung deutſcher Verhältniſſe daſſelbe geeignet geweſen ſein muß, bewies die Ablehnung deſſelben durch den Bund und die unmittelbar hierauf folgende Circular-Depeſche Bismarck's. Ein anderes Geſpenſt trat in der polniſchen Inſurrection auf, — wilder, als es je an unſeren Oſtgrenzen getobt hatte. Mieroslawski's Dictatur als Chef der polniſchen Nationalregierung mit obligaten „Hänge-Gendarmen“ prägten der Erhebung zugleich den Stempel des Racenkampfes auf, in demſelben Augenblick entzündet, wo man Rußland noch an den Folgen des Krimkrieges, Preußen durch innere Wirren gelähmt glaubte. — Am 27. Januar berieth das Abgeordnetenhaus eine Adreſſe, welche den Zweck hatte, die Stellung deſſelben zur Krone wegen des Budgetrechts zu verſchärfen. Die Heeresreorganiſation wurde wieder zur Handhabe für den alten Competenzſtreit der drei Staatsgewalten. — „Wenn Sie das

Recht hätten“, entgegnete Bismarck, „von Seiner Majeſtät dem Könige die Entlaſſung derjenigen Miniſter, welche Ihr Vertrauen nicht haben, zu fordern, das Recht hätten, durch Ihre Beſchlüſſe über den Staatshaushaltsetat den Beſtand und die Reorganiſation der Armee feſtzuſtellen, wenn Sie das Recht hätten, — wie Sie es verfaſſungsmäßig nicht haben, in der Adreſſe aber beanſpruchen, — die Beziehungen der Executivgewalt der Staatsregierung zu ihren Beamten maßgebend zu controliren, — dann wären Sie in der That im Beſitz der vollen Regierungsgewalt in dieſem Lande! Durch dieſe Adreſſe werden dem Hauſe Hohenzollern ſeine verfaſſungsmäßigen Regierungsrechte abgefordert, um ſie der Majorität dieſes Hauſes zu übertragen!“ — — Bismarck hatte damit den eigentlichen Gedanken der Oppoſition demaskirt. — Im ferneren Verlaufe der Adreßdebatte (28. Januar) fragte Bismarck: „wenn das Haus glaube, ein Miniſter müſſe, um zu beſtehen, eine Majorität haben, wo es denn dann die Majorität hernehmen wolle, auf welche ein Miniſterium ſeiner Wahl ſich ſtützen könne? Ueber wie viel poſitive Sätze ſind Sie denn einig, — Sie, die Mitglieder einer großen Majorität? — Der Weg, den ein preußiſches Miniſterium überhaupt gehen kann, iſt ſo ſehr breit nicht; Derjenige, der weit links ſteht, — wenn er Miniſter wird, wird nach rechts rücken, Der weit rechts ſteht, als Miniſter aber nach links rücken müſſen. Man hat für die weiten Abſchweifungen der Doctrin, wie man ſie als Redner, als Abgeordneter entwickeln kann, auf dieſem ſchmalen Pfade, den die Regierung eines großen Landes wandeln kann, keinen Raum!“ — Als am folgenden Tage bei derſelben Debatte davon die Rede war, daß der innere Conflict Preußens Machtſtellung nach Außen abſchwäche, meinte Bismarck, daß man das Gewicht des Conflicts nach Außen hin überſchätze. Die Zweite Kammer meine vielleicht: „als ob dieſer innere Conflict uns veranlaſſen könnte, in Ausſicht auf äußere Verwickelungen ein Mittel zur Ausgleichung des inneren Zerwürfniſſes zu finden. Das Mittel wäre ſchlimmer als das Uebel ſelbſt, und ich habe ſchon bei früheren Gelegenheiten eine ſolche Politik als eine frivole bezeichnet!“ — Die Kronadreſſe ward dennoch angenommen, die Entgegennahme durch eine Deputation vom Könige abgelehnt. Die Adreſſe, auf dem Schriftwege an Denſelben gelangt, beantwortete König Wilhelm I. durch den ohne Contraſignirung der Miniſter vollzogenen bekannten Erlaß vom 3. Februar. — Da dieſe Waffe — über die Köpfe des Miniſteriums hinweg auf das Staatsoberhaupt zu wirken, fehlgeſchlagen war, ſuchte die Oppoſition einen neuen Weg, wie ſie denn ihre Kampfweiſe vielfach verändert hat. — Anfangs Februar wurden vier Armeecorps unter General von Werder gegen die polniſche Inſurrection formirt, am 8. ward die geheime ruſſiſche Convention abgeſchloſſen. — Die neue Taktik der Zweiten Kammer beſtand darin, daß ſie nach § 60 der Verfaſſung die Anweſenheit der Miniſter im Hauſe verlangte, ſie ſetzte die Verhandlungen aus und richtete in dieſer Sache an Bismarck eine ſchriftliche Aufforderung. Dieſelbe ward ebenſo beantwortet und perſönlich am 10. Februar dann erklärt: „Die königliche Regierung hat das lebhafteſte Intereſſe, Ihren Verhandlungen beizuwohnen; ſie hat das verfaſſungsmäßige Recht dazu, eine ſtricte Verpflichtung aber, welche in der Verfaſſung formulirt wäre, liegt ihr nicht ob.“ — Es war bekannt, daß die Zweite Kammer im Begriff ſtand, die Miniſterverantwortlichkeit in beſonders ſcharfer Form anzuſtreben; als in derſelben Sitzung die Frage der Reiſekoſten und Diäten der Abgeordneten durch die Regierung alſo zur Sprache kam, erwiderte Bismarck: „Artikel 85 der Verfaſſung ſagt: Die Diäten werden nach Maßgabe des Geſetzes gezahlt werden. Dieſes Geſetz und dieſe Maßgabe exiſtirte bisher nicht. Der Regierung muß daher in dem Augenblicke, wo ſich in Ihrer Mitte eine Reſolution vorbereitet, dahin gehend, daß wir in unſerm Vermögen und unſerer Perſon für verfaſſungswidrig geleiſtete Ausgaben in Anſpruch genommen werden, in hohem Grade opportun erſcheinen, für Zahlungen, die an Diäten zu leiſten ſind, die geſetzmäßige, durch die Verfaſſung vorgeſehene Unterlage zu gewinnen.“ — Aehnlich äußerte er ſich betreffs der Stellvertretungskoſten der Abgeordneten und daß die etatsmäßig ausgeworfenen Stellen der Abgeordneten auch durch dieſelben etatsmäßig verſehen werden; „wäre dies nicht der Fall, ſo wäre es eine *Verſchwendung der Mittel der Steuerpflichtigen*, wenn man überhaupt dieſen Poſten im Etat behält.“ — Das Kampfterrain wurde hierauf in die *äußere* Politik verlegt. Dem Abgeordneten Kantak gebührt (16. Februar) das erſte Verdienſt dieſer Schwenkung und die Kammer lenkte den Streit in ein Labyrinth, in welchem ſie ſich mehr und mehr verwirren mußte. Der Pole Kantak nämlich hatte eine Interpellation betreffs der *Ausnahmezuſtände* in Poſen eingebracht. Bismarck erklärte, daß der unbeſtrittene Zweck der polniſchen Inſurrection „Herſtellung eines *unabhängigen polniſchen Reichs* in ſeinem möglichſt früheren Beſtande“ ſei und deshalb Vorkehrungen getroffen ſeien, daß die Provinz Poſen nicht in Mitleidenſchaft gerathe, zumal über die Beſtrebungen, auch auf *preußiſchem* Gebiete den Aufſtand vorzubereiten, *amtliche Anzeigen* vorlägen. — Frankreich hat von jeher für die Polen geſchwärmt. Auch jetzt nahmen die parlamentariſchen Körperſchaften in Paris wieder für ſie Partei und wünſchten, daß der Kaiſer für Polen gegen uns intervenire. Eine Note Drouin de l'Huy's (vom 17. Februar) ſoll dieſer Anſicht in Berlin ernſte Worte geliehen haben und die preußiſche Oppoſition ergriff die moraliſche Bundesgenoſſenſchaft ihrer Pariſer Collegen in der Sitzung vom 18. mit großer Energie. Bismarck wies die Unterſtellungen, welche man den Maßregeln der Regierung machte, als falſch zurück, ſagte, daß wir nicht die Hälfte der Armee mobil gemacht, „wir haben *gar nichts* mobil gemacht, die Reſerven einiger Corps ſind zuſammengezogen und nur für die Infanterie“; daß es ein Bedürfniß des Schutzes ſei, wenn eine 300 geographiſche Meilen betragende Grenzlinie mäßig gedeckt werde. — „Das nur will ich bemerken“, fuhr er fort, „daß es in dieſer ganzen Sache nicht auf ruſſiſche Politik, auch nicht auf unſer Verhältniß zu Rußland ankommt, ſondern lediglich auf das Verhältniß Preußens gegen die *polniſche Inſurrection*. Daß Rußland *keine* preußiſche Politik treibt, weiß ich, weiß Jeder. Ob ein *unabhängiges Polen*, an Stelle Rußlands in Warſchau etablirt, preußiſche Politik treiben, ein leidenſchaftlicher Bundesgenoſſe Preußens gegen auswärtige Mächte ſein, ſich etwa bemühen würde, Poſen und Danzig in preußiſchen Händen zu bewahren, das überlaſſe ich Ihrer eigenen Erwägung.“ — Im Laufe der Discuſſion, als man Bismarck's Sinn für Preußens Ehre anzweifelte, entgegnete er: „Mir fiel bei dieſer Aeußerung ein Vorgang im engliſchen Parlament ein, meine Herren, auf das Sie ſich ſo gern berufen. Es handelte ſich um Abſchaffung von Monopolen und einer der engliſchen Staatsmänner bemerkte dabei: das gehäſſigſte aller Monopole ſei das der politiſchen Einſicht und Tugend, welche einzelne Parteien und Parteiführer ſich beilegten!“ — — Ueber die polniſche Inſurrection konnte ſich indeſſen die Zweite Kammer nicht ſo raſch beruhigen, die Haltung Frankreichs, das Bekanntwerden unſerer geheimen Petersburger Uebereinkunſt, der Verdacht von Preußens ruſſiſchen Sympathien drängten ſie auf dem neuen Wege weiter. In der Sitzung vom 26. Februar unterſtützten ſogar preußiſch-deutſche Abgeordnete die Interpellation der polniſchen Fraction, welche den Zweck hatte, die Politik der Regierung in dieſem ſchwierigen Augenblicke zu demaskiren. „In jedem andern mir bekannten Parlamente“, rief Bismarck dieſen zu, „würde auch die ſtrengſte Oppoſition, die unzufriedenſte mit der beſtehenden“ Regierung, von der Verfolgung der Interpellation von dieſem Augenblicke ab Abſtand genommen haben! — Geben Sie uns ein engliſches Unterhaus und dann fordern Sie engliſche Inſtitutionen! . . . . Abgeordneter von Unruh deutete unter Ihrem lebhaften Beifall an, daß, wenn aus den Vorkehrungen, welche die Regierung zur Sicherung unſerer Grenzen getroffen hat, auswärtige Verwickelungen entſtehen ſollten, Sie die Mittel zur Landesvertheidigung dem Könige verweigern würden. Heißt das nicht, dem Auslande zurufen: Kommt her, der Augenblick iſt günſtig, Preußen . . . !“ — — Bismarck ward hier durch heftigen Widerſpruch der Kammer unterbrochen. „Nun, es freut mich, daß Sie noch ein Gefühl der Entrüſtung äußern — !“ donnerte er auf die Verſammlung nieder. — Da erhob ſich das

Haus, heftige Bewegung, Ordnungsrufe, ein Stimmenchaos wogten hin und her. — In Folge dieſes Parlaments-Wetters ereignete ſich zwiſchen Bismarck und dem Präſidium des Hauſes eine Scene, in der zum erſten Male die Diſciplinargewalt des Präſidenten, „ſo weit dieſe vier Wände reichen“, ventilirt, von Bismarck aber beſtritten wurde, eine Frage, welche, wie wir bereits geſchildert haben*), ſpäter in einem gleichen Conflict mit Miniſter von Roon ſeinen Austrag fand. — Die thatſächliche Wirkung dieſes Vorganges war, daß die jetzt beobachtete Parteitaktik abermals ſich änderte. Bismarck wurde nicht entlaſſen, weder ein Wechſel der Syſteme noch der Perſonen ſtand bevor; da man mit einander aber durchaus nicht tractiren konnte, nahm nun die Oppoſition den Plan in Sicht, durch Beförderung einer Auflöſung der Zweiten Kammer vielleicht das Land in noch ſtärkere Mitleidenſchaft zu ziehen und durch dieſe verſtärkte Macht eine Regierung zu erſchüttern, an der bisher Alles abgeprallt war. Dazu war das äußere Object des Streits, die polniſche Revolution, im Verblaſſen. Ihr Barbarismus hatte ihr ein frühes Grab gegraben und Bismarck bezeichnete mit gutem Grunde die ganze polniſche Debatte als „Luftgefecht.“ In derſelben Verhandlung noch fragte ein Abgeordneter naiv, warum man denn die Kammer, wenn die Regierung mit ihr nicht einverſtanden wäre, nicht auflöſe und an das Land appellire. „Ja, meine Herren“, erwiderte Bismarck in diaboliſchem Spott, „ehe wir das thun, möchten wir gern, daß das Land Gelegenheit hat, Sie recht kennen zu lernen, um mit vollſtändiger Perſonenkenntniß wieder wählen zu können!“ — War irgend ein Argument ſchneidend genug, um die oppoſitionelle Majorität abzukühlen, hier hatte ſie Anlaß genug. Bismarck irrte ſich aber nicht, ſelbſt der nackteſten Wahrheit gegenüber blieb eine Leidenſchaft blind, welche unter allen Umſtänden ſich des Sieges ihrer Sache ſicher wähnte. Nachdem vom 16. bis 28. März die polniſche Debatte getobt hatte, kehrte ſie am 31. noch einmal wieder. Bismarck überraſchte das Haus nun mit der Mittheilung, daß es eine Sache behandle, welche gar nicht mehr beſtände, nämlich die geheime ruſſiſche Convention! Sie war durch das Erlöſchen der Revolte gegenſtandslos geworden. — Der „Verdruß über die unbefriedigte Neugier" war indeß ein zu herber Stachel, als daß die Fortſchrittspartei vom Ventiliren der Auslandspolitik hätte laſſen können, die auswärtigen Begebenheiten aber boten reichlich hierzu Anlaß. —

---

*) Roon, Seite 381—398, Heft V.

Am 31. März erſchien in Kopenhagen das berüchtigte Märzpatent, welches die ſchleswig-holſteiniſche halbverklungene Sache in Aller Gedächtniß neu zurückrief. Mit Oeſterreich ſtanden wir erträglich ſchlecht und ſollten uns bald ganz ſchlecht ſtehen, Frankreich aber hatte ſchon bei Gelegenheit der polniſchen Inſurrection mit England ein Bündniß behufs bewaffneter Intervention angeſtrebt. Wie beide Staaten ſich bei einem Conflict zwiſchen Dänemark und Deutſchland, wie der Bundestag ſich verhalten würde, war eine höchſt ſubtile Frage, welche Bismarck's wachſamſte Sorge erheiſchte, dabei war er im Frühjahr 1863 kränklich. — Kaum erſchien das Märzpatent, ſo erfolgte (17. April) eine Interpellation wegen Schleswig-Holſteins. Der Interpellant erklärte: „daß die preußiſche Regierung vermöge ihrer Iſolirung nach Außen und des innern Conflicts gar nicht im Stande ſei, gegen Dänemark Krieg zu führen und daß, falls ſie es wolle, ihr das Haus entgegentreten möchte, weil ein glückliches Reſultat des Krieges nicht zu erwarten ſei." Zugleich citirte derſelbe Bismarck's Rede, welche dieſer 1849 gegen einen Krieg mit Dänemark gehalten hatte. — „Der Herr Vorredner", erwiderte der Miniſter-Präſident, „denke ich, erwartet von mir, daß ich die Sache der deutſchen Herzogthümer Dänemark gegenüber in meiner amtlichen Eigenſchaft vertreten ſolle. Ich kann kaum glauben, daß er mir dieſe Aufgabe dadurch hat erleichtern wollen, daß er Bruchſtücke einer Rede las, die ich vor 14 Jahren in dieſen Räumen gehalten habe. Es wird mich das aber nicht abhalten, in meiner Eigenſchaft als Miniſter des Auswärtigen ausſchließlich die Intereſſen dieſes Landes zu vertreten, wie ſie ſich hiſtoriſch entwickelt haben, und nicht perſönliche Anſichten, die ich vor 14 Jahren etwa ausſprach! Der Vorredner hat ferner Dänemark darüber zu beruhigen geſucht, daß es einen Krieg in dieſem Augenblicke von Preußen unter unſeren nach Innen und Außen zerrütteten Verhältniſſen nicht zu erwarten habe. Meine Herren, zum Glück iſt man im Auslande nicht eben ſo leichtgläubig und ich kann Sie verſichern und das Ausland verſichern, wenn wir es für nöthig finden, Krieg zu führen, ſo werden wir ihn führen **mit** oder **ohne** Ihr Gutheißen!!" Hierauf beantwortete er die Interpellation im Namen der Krone dahin: „daß Preußen und Oeſterreich vereint in Kopenhagen zur Wahrung deutſchen Rechts in den Fürſtenthümern, welche zumal betreffs Schleswig eine deutſche Ehrenſchuld bilde, Schritte ins Werk geſetzt hätten." — Das war ein ſtarker Dämpfer für den parlamentariſchen Hochmuth, welcher den Scheidungsprozeß weſentlich beförderte, der innerhalb der Majorität des Hauſes allmälig vor ſich ging. — Der Haß gegen das Miniſterium Bismarck-Roon war bisher das Bindemittel der verſchiedenen Fractionen geweſen, in der Negation waren ſie ſämmtlich einig. Je mehr und öfter aber ſich dieſe Majorität genöthigt ſah, über poſitive Dinge ſich auszuſprechen, alſo was in dem gegebenen Falle zum Heil des Landes zu thun ſei, je mehr die einzelnen Glieder der Majorität dann die Schwere der perſönlichen Verantwortung ihres Votums inne wurden, um ſo mehr ſpaltete ſich dieſe compakte Mehrheit in verſchiedene Meinungskategorien. Dieſe innere Veränderung der Majorität trat zum erſten Male öffentlich hervor, als (30. April) die Fortſchrittspartei das linke Centrum zu einer Adreſſe über die Landeslage einlud. Das linke Centrum lehnte dies Engagement ab! Dieſe beginnende Kriſis hätte ſich wahrſcheinlich beſchleunigt, wenn nicht äußere Anläſſe ſie in der alten Verneinung immer wieder geeinigt hätten. Den erſten Anlaß bildete die Verurtheilung, welche das Kammergericht gegen die urſprünglichen Unterzeichner des Aufrufs zum Nationalfond ergehen ließ, dann der bereits geſchilderte Conflict Roon's mit dem Präſidenten von Bockum-Dolffs betreffs der parlamentariſchen Disciplin, in welchem der König ſelbſt kräftig für ſein Cabinet eintrat. Nachdem die Krone abermals die Empfangnahme einer Adreſſe abgelehnt hatte, ſchloß der Miniſter-Präſident (am 27.) die Seſſion. —

Es liegt uns gar nicht ob, die peinlichen Vorgänge zu ſchildern, welche im Laufe des folgenden Vierteljahrs die Situation im Lande verſchärften, der Oppoſition eine neue, nur zu berechtigte Nahrung gaben: wie die Preßordonnanz, die Maßregelung der Zeitungen, der oppoſitionellen Beamten und Stadtverordneten-Verſammlungen. Die Regierung erwiederte die Ausſchreitungen der Volksvertretung, und wenn es für dies Beginnen eine Erklärung giebt, ſo iſt es nur die: Bismarck konnte nicht anders! Biegen oder Brechen war eben das Kennzeichen des Conflicts von beiden Seiten, und da keine der andern zu Liebe bog, mußte der eigentliche Bruch erfolgen. Wir glauben nicht, daß Bismarck dieſe ganze Maßregelungszeit perſönlich für heilſam erachtet haben dürfte, aber ein Uebel mußte in den Kauf genommen werden, um das andere größere zu vermeiden. Man mußte die Verlängerung der innern Miſère eben gelten laſſen, weil die Auslandspolitik alles **Andere** überwog; in ihr galt es vorerſt zu ſiegen!! — —

König Wilhelms I. Sympathie für Oeſterreich war nämlich traditionell und in ihren hiſtoriſchen wie perſönlichen Motiven viel zu verehrungswürdig, als daß man glauben konnte, er könne, — ohne den ſchwerſten Seelenkampf, ohne einen immer wiederkehrenden, empfindlicher werdenden Druck der „Schwarzenberg'ſchen Politik" — ſich jemals dieſer Sympathie entäußern! In ſeiner Umgebung lebten überdem **Ueberzeugungen**, denen ein Bruch mit Habsburg für nicht viel weniger als eine **Selbſtentäußerung** Preußens erſchien!! — Wir wiſſen, daß Bismarck **dieſe** Ueberzeugungen wie **dieſe** Sympathie ſeit Frankfurt nicht mehr zu theilen vermochte, er in dem **einen** Punkte ſich alſo im **principiellen Gegenſatze** zu ſeinem **königlichen Gebieter** erachten mußte! In dieſem **einen** Punkte iſt allein jene Fabel von den zwei Seelen zu ſuchen, welche nachmals ſo viel Glauben fand, ohne irgend welche Gehalt zu haben. — Die bevorſtehende gemeinſame Aktion Oeſterreichs und Preußens gegen Dänemark, der Beſuch Kaiſer Franz Joſephs bei König Wilhelm in Gaſtein konnten ſomit nur die

Sympathien beider Herrſcher inniger machen. Wir glauben, es ſei nicht zu viel gewagt, anzunehmen, daß Bismarck vom 1. bis 4. Auguſt 1863, wo er ſich in Gaſtein befand, der „Strömung" gegenüber den allerſchwierigſten Stand hatte! — Schon in Vorbeſprechungen hatte er dem Grafen Karolyi klar angedeutet, daß Preußen mit Oeſterreich nur auf dem Fuße der Gleichheit in Deutſchland zuſammenwirken könne, Oeſterreich aber wollte, obſchon es der traditionellen Politik Metternich's entſagt hatte, der Tradition ſeiner **kaiſerlichen Obmacht** nicht entſagen! Ein Fürſten-Congreß ſollte dieſelbe jetzt beſſer als vordem beſiegeln, König Wilhelm in Perſon ſollte durch eine Frankfurter Fürſten-Majorität beſiegt werden und er wurde zu ihr eingeladen. — Wohl uns, daß man einem Hohenzoller ſolch ſtarke Zumuthung bot, die ſeinen Freundſchaftsgefühlen ſo offen Hohn ſprach! König Wilhelm ging nicht nach Frankfurt, der Fürſten-Congreß verwäſſerte und Bismarck athmete auf!! — Es iſt nicht unſere Sache, nachzuſpüren, was unter dieſer hohen Verſammlung für Erſcheinungen zu Tage traten. Beuſt und ein mitteldeutſcher Dynaſt hatten dieſen unglücklichen Congreß —, ſagt man — in Scene geſetzt! Als er ſo fruchtlos ausfiel, wurde in der Umgebung des Kaiſers Franz Joſeph die für den Pſychologen höchſt bedeutſame Aeußerung gethan: „Selbſt eine deutſche **Republik** kann fortan Oeſterreich gleichgültig ſein!" — Dieſe Aeußerung läßt aber auch einen politiſchen Tiefblick in die Verhältniſſe thun. Sie beſagt nämlich, daß Bismarck's Rath betreffs „Ofens", den man vordem entweder für maliziös oder einen Akt ſtaatsmänniſcher Geiſtesſchwäche gehalten, in der Burg verfangen hatte. Geſagte Aeußerung in Frankfurt war nämlich ein Akt der — Deſperation, denn weit entfernt, daß Oeſterreich etwa durch das Wegbleiben König Wilhelms I. nun zu ſchärferer Aktion in der begonnenen Richtung ſich beſtimmen ließ, — im Gegentheil, es gab damals ſeinen Hegemonie-Anſpruch auf. Am Fürſtentage wollte es Preußen mediatiſiren, nach dem Fürſtentage wurde es — unſer Bundesgenoſſe! — Seit Herbſt 1863 war der Riß zwiſchen Habsburg und Hohenzollern tief und unheilbar, — um ſo mehr, als perſönliche Wunden geſchlagen worden waren. Nicht blos in dem principiellen Gegenſatze, welchen Bismarck längſt als naturnothwendig vorausgeſehen hatte; die Nothwendigkeit dieſes Gegenſatzes für die Perſonen der beiden Monarchen **ſelbſt** zu conſtatiren, war das ſehr undankbare Ergebniß des Fürſten-Congreſſes geweſen! — Der Auguſt verging unter Depeſchenwechſel beider Staaten und der Bundes-Cabinete. Zwei Collectivſchreiben der deutſchen Fürſten an den König von Preußen waren fruchtlos, der Bund knackte in allen Fugen, und die Mittelſtaaten-Politik war nicht mehr im Stande, die Kluft zwiſchen Nord und Süd auszufüllen. Die ſogenannte „Frankfurter Reformakte“, welche aus dieſem Fürſten-Congreß hervorgegangen war und Preußen jede Zuſtimmung unmöglich machte, wurde Anlaß, das Abgeordnetenhaus aufzulöſen, damit die veränderte Situation mit neuen Augen angeſehen werden könne. Der gleichzeitig ergehende Bericht des Geſammt-Miniſteriums in der deutſchen Frage gipfelte in dem Punkte: „Preußen iſt als deutſche Macht nicht nur Oeſterreich ebenbürtig, ſondern es hat innerhalb des Bundes die **größere Volkszahl**! Das war der natürliche Regulator für die Frage, ob jemals Preußens Majoriſirung ſtatthaft ſein könne. — Die Reformakte ſchloß Preußen vom Bunde aus, Preußen fügte ſich der Thatſache. Da dieſelbe ſich aber bald genug als völlig unmöglich bewies, der Bund ohne Preußen keine Exiſtenz hatte, ſo fiel die Reform von Frankfurt der verdienten Vergeſſenheit anheim. Ebenſo merkwürdig, wie für Bismarck's Charakter bezeichnend, iſt ſein Bericht an den König vom 15. und die auf ihn verfaßte königliche Antwort an die Theilnehmer des Fürſtentages vom 22. September 1863, in welcher der Kanzler die Vorbedingungen der Theilnahme Preußens an den weiteren Verhandlungen angiebt. — Er forderte: 1) das Veto Preußens und Oeſterreichs mindeſtens gegen jeden Bundeskrieg, welcher nicht zur Abwehr eines Angriffs auf das Bundesgebiet unternommen wird; 2) volle Gleichberechtigung Preußens und Oeſterreichs zum Vorſitze und zur Leitung der Bundesangelegenheiten und 3) **eine Volksvertretung**, welche nicht aus Delegationen, ſondern **aus directen Wahlen** nach Maßgabe der Bevölkerung der einzelnen Staaten hervorgehen und deren Befugniſſe zu **beſchließender** Mitwirkung jedenfalls **ausgedehnter** zu bemeſſen ſein dürften, als in der Frankfurter Reformakte." Dieſe Forderung begründete Bismarck in ſeinem Bericht an den König damit, daß die Intereſſen und Bedürfniſſe des preußiſchen Volks weſentlich und unzertrennlich **identiſch** mit denen des deutſchen Volks ſeien; wo dieſes Element zu ſeiner wahren Bedeutung und Geltung komme, da werde Preußen niemals befürchten dürfen, in eine ſeinen eigenen Intereſſen widerſtrebende Politik hineingezogen zu werden." — „Den deutſchen Souverainen liegt ob, entweder über dasjenige, was ſie der Nation darzubieten beabſichtigen, die Aeußerung der Nation ſelbſt durch das Organ gewählter Vertreter zu vernehmen, oder die verfaſſungsmäßige Einwilligung der Landtage **jedes einzelnen** Staats herbeizuführen!" — Konnte man conſtitutioneller, liberaler denken und handeln als Bismarck hier that? Gerade in dem Momente, wo die öffentliche Meinung alſo geglaubt hat, er verachte die Stimme der Nation, die Verfaſſung und jegliche Volksfreiheit, iſt er im Erfaſſen derſelben am tiefſten, eifrigſten geweſen, und während der innere Conflict Angeſichts eines nahen Krieges toſte, baute er am Dome des deutſchen Völkerglücks, an Germania's **Einheit durch** die Freiheit!! —

Was Oeſterreich betraf, ſo war Bismarck's Terrain inſofern frei, als Preußen ſich gänzlich auf die eigenen Füße ſtellte und es nun auch konnte. Während die Vorbereitungen der neuen Wahlen im Zuge waren, die Fortſchrittspartei wie die miniſterielle alle Segel aufſpannte, andererſeits es völlig unmöglich ſchien, daß Oeſterreich mit Preußen je wieder gemeinſame Sache mache, platzten Ereigniſſe herein, die eine weſentliche Wendung der Dinge bewirkten. Am 29. September erſchien — wie eine Ironie auf das unruhige Deutſchland — der däniſche Reichsraths-Entwurf einer neuen gemeinſamen Verfaſſung, kurz das Project der Incorporation und Daniſirung Schleswig-Holſteins.

Am 13. November ward derſelbe vom Landtage in Kopenhagen angenommen, zwei Tage ſpäter war Friedrich VII. von Dänemark — eine Leiche! — — Die Wahlen hatten abermals der Fortſchrittspartei die Majorität geſichert und ihre Haltung zeigte ſich ſchon darin, daß ſie auf die Thronrede eine Adreſſe nicht für nöthig fand. Grabow und Bockum-Dolffs wurden neu zu Präſidenten gewählt und Jakoby's Rede im zweiten Berliner Wahlbezirk bezeichnete „die Steuerverweigerung" als letztes Mittel. Inzwiſchen hatte ſich Erbprinz Friedrich von Auguſtenburg fröhlich zum Herzoge von Schleswig-Holſtein erklärt, das Miniſterium Hall zu Kopenhagen aber vergab an Chriſtian IX. die ledige Dänenkrone unter dem Beding, daß er die Daniſirung der Fürſtenthümer thatſächlich ſogleich vollziehe. —

Das Abgeordnetenhaus hatte inzwiſchen die Preßordonnanzen angegriffen, das Herrenhaus hatte ſie ſanctionirt. In richtiger Würdigung des Rechts hob die Regierung dieſe Ordonnanz nach § 63 der Verfaſſung wieder auf. Der Reorganiſations-Conflict ging als acute Krankheit jedoch weiter, die ſchleswig-holſteiniſche Frage kam in der Zweiten Kammer zur Discuſſion und Bismarck erklärte die Situation dahin: „daß, ſo lange wir den Londoner Vertrag nicht als hinfällig betrachten, König Chriſtian der Erbe des Rechts wie Unrechts in den Herzogthümern ſei, demzufolge Preußen und Oeſterreich die Anträge zu ſofortiger Vollziehung der Execution geſtellt hätten." — Natürlich hatte die Volksvertretung ihre eigene Politik in dieſer Angelegenheit. Sie wollte den Londoner Vertrag annullirt ſehen, Friedrich den Auguſtenburger auf den Thron zu Kiel ſetzen, alſo ein neues ſouveraines Bundesland ſchaffen; was Preußen dabei gewönne oder verlöre, ſchien der liberalen Doctrin gleichgültig. Am 18. December, als die Volksvertretung dem Kriege gegen Dänemark einen Adreßentwurf entgegenſetzte, welcher den König über die beſte Politik in dieſer Sache aufklären ſollte, führte Bismarck die „unzünftigen Politiker" ab und ſagte gewiſſen Anatomen, daß die „Politik keine exacte Wiſſenſchaft" ſei. Beſonders draſtiſch iſt die Angabe der Reihenfolge der Verdächtigungen, welche der Miniſter-Präſident bisher von der Volksvertretung zu erdulden hatte und wie er derſelben bald, als ein ruſſiſcher, franzöſiſcher, öſterreichiſcher, endlich engliſcher Parteigänger gegolten habe. Daß er ein — **preußiſcher** wäre und ſonſt Nichts anderes, konnten ſich — wunderbar genug — die curuliſchen Weiſen nicht denken! — —

Ueber ihre Häupter hinweg gingen die Thatſachen im Fluge! — Seit dem Fürſten-Congreß war Preußens Stellung zu Oeſterreich wie zum Bunde eine excluſive; wir hatten, ſo ſchien's, nichts mehr mit einander zu theilen. — In dieſer Freiheit lag eben unſer Vortheil! Wir hätten gegen Dänemark ſchlimmſten Falles die deutſche Ehre allein vertreten, das aber konnte Oeſterreich doch nicht zugeben! Ob es uns liebte oder nicht, es hatte mit uns ſeine Ehre an die Herzogthümer verpfändet, mit uns im Frühjahr bereits Schritte dieſerhalb gethan. So mußte es denn auch **mit** uns marſchiren! Bismarck's Stellung zu der däniſchen Sache war: vorerſt an dem Londoner Vertrage und dem Rechte König Chriſtians (ſo lange er es nicht verletzte) feſtzuhalten. Geſchähe dies aber, einzuſchreiten, die Erbfolge als nebenſächlich zu erklären und an den etwaigen Sieg allein die Befreiung der Herzogthümer, ihre Zugehörigkeit zu Deutſchland und das Intereſſe Preußens zu knüpfen, was es ſowohl als nächſte große Schutzmacht, wie betreffs ſeiner maritimen Machtſtellung im Norden in den Herzogthümern geltend zu machen genöthigt war. Dieſes Intereſſe hatte Oeſterreich nicht und ging es mit, ſo war es mehr aus Zwang als politiſcher Ueberzeugung. —

Es erſcheint faſt unbegreiflich, wie es Bismarck möglich gemacht hat, Oeſterreich zur Theilnahme an dem däniſchen Kriege zu beſtimmen. Welche Art der Ueberredungskunſt war es, welche er anwandte, um Oeſterreich von dem Fürſtentage zu Frankfurt bis zur gemeinſamen Marſchordre den ungeheuren Sprung ins **Gegentheil** thun zu laſſen? — Die Einzelheiten der dahin führenden Unterhandlungen entziehen ſich noch der geſchichtlichen Kenntniß, indeſſen darf als durchaus glaubhaft bezeichnet werden, einmal, daß Bismarck das **Alleinſtehen** Preußens in der zum nationalen Skandal gewordenen Angelegenheit um jeden Preis zu verhindern ſuchen mußte, daß er aber gleichwohl Oeſterreich gegenüber die Eventualität hervorhob, nöthigenfalls **ohne** und **wider** Oeſterreich vorzugehen. Die Hofburg, vor dieſe Alternative einerſeits geſtellt, andererſeits die Ausſicht auf leicht zu erwerbenden Kriegsruhm und mit der alten Neigung im Herzen, bei den deutſchen Angelegenheiten die Hände im Spiele zu behalten, folgte — trotz Fürſtentag — der dreifachen Lockung, reichte dem preußiſchen Rivalen die Hand und wendete dem Bunde den **Rücken**. Damit aber hatte Oeſterreich auf ſein vorheriges Programm der Führerſchaft der Mittelſtaaten verzichtet, moraliſch bereits den Bund als rechtshinfällig erklärt, zu ſeiner eigenen Entgermaniſirung den Keim gelegt. Was noch folgte, waren bloße Conſequenzen und das nur an ihnen iſt zu beklagen, daß ſie blutig waren, denn um zu dieſer Logik zu kommen, war Blut unnöthig! Damit iſt ſelbſtredend nicht ausgeſprochen, daß dieſes auf beiden Seiten theuer vergoſſene Blut nicht dennoch heil- und ſegenbringend, nicht die Frucht vom Baume der Erkenntniß, nicht der Saame für Deutſchlands Glück und Oeſterreichs Wohlfahrt geweſen ſei!

Die identiſchen Noten (4. December) an die Mittelſtaaten erfolgten. Unter Preußens und Oeſterreichs gemeinſamem Druck verzichtete (7. December) der Bund auf die Occupation und votirte die Execution gegen Dänemark. Zwiſchen 23. und 25. December rückten 12,000 Sachſen und Hannoveraner in Holſtein ein; der Kriegsfall war da! — Die Mittelſtaaten hatten in dieſem Kriege alſo nicht mitzureden, und durch **dies** Factum ſchon war conſtatirt, daß den übrigen Bundesſtaaten keine eigene, ſondern nur noch eine Adhäſions-Politik in Zukunft übrig blieb! Wohl konnte Bismarck in ſeiner Kammerrede vom 1. Juni 1865 alſo mit gutem Grunde ſagen: „Seit December 1863 haben wir unſere Ziele **nicht** gewechſelt!“ — Inzwiſchen hatte die Regierung die Zwölf-Millionen-Anleihe für den däniſchen Krieg geſtellt, das Abgeordnetenhaus votirte zuvörderſt indeß eine Adreſſe an die Krone, welche abermals ihres demonſtrativen Zwecks verfehlte. Am 6. Januar beſchloß der Budgetausſchuß der Zweiten

Kammer die Ablehnung des neu vorgelegten Etats pro 1863 und einen Abſtrich von 5,625,000 Thaler vom Ordinarium! Am 13. lehnte das Abgeordnetenhaus das Budget pro 1864 ab, lehnte die Armee-Reorganiſationskoſten ſowohl im Ordinarium wie im Extraordinarium ab! Der Bundestag aber hatte am 14. den Antrag Oeſterreichs und Preußens betreffs Schleswigs verworfen, worauf beide Großmächte erklärten, **ohne** den Bund vorzugehen! Zwei Tage ſpäter forderten ſie Dänemark auf, die Verfaſſung vom 18. November aufzuheben! — Unterm Eindrucke dieſer Thatſachen bewilligte die Zweite Kammer das verkürzte Budget pro 1864, Jakoby beantragte aber die Steuerverweigerung. Am 22. Mai, nachdem Bismarck die Losſagung vom Londoner Protocoll erklärt und die Competenz des Bundes in der ſchleswig-holſteiniſchen Succeſſionsfrage beſtritten hatte, verwarf die Zweite Kammer auch die Anleihe. Bismarck dementirte, daß er in der Commiſſion geſagt habe: „wenn die Mittel für den Krieg verweigert würden, ſo werde er ſie nehmen, wo er ſie finde!“ „Ich habe den Gedanken in dieſer Schroffheit nicht ausgeſprochen“, ſagte er, „ich habe geſagt: wir haben zu Ihnen nach wie vor das Vertrauen, daß Sie uns dieſe Mittel, die wir nothwendig bedürfen, ſo nothwendig, daß wir ſie nehmen müßten, woher wir ſie bekommen, auf verfaſſungsmäßigem Wege gänzlich zuſtellen werden. Man hat uns vorgeworfen, wir wollten von Deutſchland nichts wiſſen! Es muß ein eigenthümlicher Zauber in dem Worte deutſch liegen. Man ſieht: Jeder ſucht dies Wort für ſich zu gewinnen, daß Jeder das „Deutſchland“ nennt, was ihm nützt, was ſeinem Parteiſtandpunkte Vortheil bringt! So kommt es, daß man in manchen Zeiten es deutſch findet, gegen den Bund ſich aufzulehnen, in anderen Zeiten für deutſch gilt, für den fortſchrittlich gewordenen Bund Partei zu nehmen! Sie wollen von Preußen Nichts wiſſen, weil es Ihrem Parteiintereſſe nicht convenirt, weil es Ihnen convenirt, Preußen entweder gar nicht oder als Domaine des National-Vereins beſtehen zu laſſen!! — Sie ſetzen ſich ein, meine Herren, als den diplomatiſchen Hofkriegsrath, von deſſen Zuſtimmung die Aktion der Krone abhängt! Und doch ſind die Beſtimmungen in der Verfaſſung vollſtändig klar, daß der König über Krieg und Frieden beſtimmt, daß der König die Miniſter wählt! — Sie ſetzen den Parteiſtandpunkt über die Intereſſen des Landes; Sie ſagen: Mag Preußen beſtehen, wie wir es wollen; wenn nicht, mag es zu Grunde gehen. Das zeigt, wie Sie dem eigentlichen Volke **fern** ſtehen, wie Sie ſich eingelebt haben in die Coterien Ihrer Gleichgeſinnten, wie Sie ſich durch eine von Ihnen abhängige Preſſe täuſchen laſſen über den wahren Sachverhalt! Sie kommen mir vor, wie Archimedes mit ſeinem Zirkel, der es nicht merkte, daß die Stadt erobert war!!" — Am 23. d. Mts. verwarf das Herrenhaus das Budget der Zweiten Kammer und ſtellte den urſprünglichen Regierungsetat wieder her, zwei Tage hierauf erklärte das Abgeordnetenhaus dem Beſchluß der Erſten Kammer gegenüber: daß die Staatsregierung einen offenen **Verfaſſungsbruch** begehe! Der Landtag ſchloß als Chaos! — Archimedes!! —

Während derſelbe mit aller Steifnackigkeit profeſſoriſcher Parteidoctrin in ſeinem Zirkel ſich bewegte, vollzogen ſich die Thatſachen ohne ihn. Bismarck's Circulardepeſche an die deutſchen Regierungen über Preußens Politik in der ſchleswig-holſteiniſchen Sache war mit dem Vorſchlage einer Perſonal-Union der Herzogthümer und Dänemarks ergangen; der Commandeur der Bundestruppen in Holſtein, General von Hake, von Preußen aufgefordert worden, ſich unter Wrangel's Obercommando zu ſtellen; der Bundesgeneral lehnte ab. Am 1. Februar ging die öſterreichiſch-preußiſche Armee über die Eider; der Waffentanz begann! — — Kriege haben für einen Staatsmann nur inſofern Bedeutung, als er mit den Folgen zu rechnen hat, die ſich aus der Vermeidung oder der Annahme deſſelben, ſchließlich aus dem Siege oder der Niederlage für ſein Land ergeben. Der ſchleswig-holſteiniſche Krieg hingegen hatte für Bismarck in ſeinen Folgen noch eine andere perſönliche Bedeutung, — nämlich die, daß dieſelben nicht blos bewieſen, innerhalb Deutſchlands ſei ſchlechterdings mit Oeſterreich nicht zuſammenzugehen, man vielmehr gegen Oeſterreich das Schwert ziehen, die alte Rivalität zwiſchen Habsburg und Hohenzollern durch einen Volkskampf entſcheiden müſſe. Dieſe Alternative kam langſam, aber mit der Gewalt einer unabwendbaren Nothwendigkeit! — —

Der erſte Sieg am Dannewerk war errungen, Anfang März wurde der Bundestagsgeſandte von Sydow von Frankfurt abberufen; man ſtand vor den Düppeler Schanzen!! — Schon Ende des Monats begann ein Theil der liberalen Preſſe Preußens für die Annexion der Fürſtenthümer zu plaidiren! — Düppel fiel, die Reorganiſation hatte ſich bewährt. Am 15. Mai ſagte eine Depeſche Bismarck's an unſern Geſandten in London Preußen von dem Londoner Protocoll los und am 28. Mai verlangten Preußen und Oeſterreich in den dortigen Conferenzen die völlige Trennung der Herzogthümer von Dänemark unter dem Herzoge von Auguſtenburg. — Verſchiedene Organe der öffentlichen Meinung ſprachen ſich aber in den Herzogthümern ſelber ſchon für deren Einverleibung in Preußen aus. — Am 25. Juni ging die Londoner Conferenz reſultatlos auseinander, am 29. eroberte Herwarth von Bittenfeld Alſen; der Krieg war aus! — —

Als Düppel gefallen war, trat die Frage an Preußen heran, was nun das Schickſal der befreiten Herzogthümer ſein ſolle. Man mußte ſich mit ſeinem Verbündeten hierüber zunächſt einigen, und Bismarck begleitete den König nach Carlsbad, woſelbſt (vom 22. bis 23.) Kaiſer Franz Joſeph in Begleitung ſeines Premiers, Grafen Rechberg, erſchien. In dieſer Zuſammenkunft ward verabredet, die Erb- und Regierungsfrage der Herzogthümer ſpäterer Vereinbarung vorzubehalten und vorerſt den Frieden ohne den Bund dahin abzuſchließen, daß Dänemark die Herzogthümer und Lauenburg für immer an Oeſterreich und Preußen als gleichberechtigte Mitbeſitzer abtrete. Dergeſtalt ward derſelbe durch Bismarck und Rechberg mit Herrn von Quade ſeitens Dänemarks auch geſchloſſen. Vorher noch, — muthmaßlich als Bismarck nach Düppels Fall mit dem Könige in den Herzogthümern angelangt war, hatte er mit Herzog Friedrich von Auguſtenburg eine Unterredung. König Wilhelm I. war kein principieller Gegner desſelben, dachte jetzt an nichts weniger als an eine Annexion der Fürſtenthümer, uns war genug, wenn wir die nöthigen Garantien erhielten. Bismarck legte alſo in dieſem Geſpräche dar, was Preußen ſowohl als nordiſche Schutzmacht der befreiten Länder, wie betreffs ſeiner maritimen Stellung im Norden als Siegespreis beanſpruchen könne, — etwa alſo den Kieler Hafen, den Eider-Canal und die Heeresfolge der Herzogthümer unter preußiſchem Obercommando. Friedrich von Auguſtenburg war aber ſo weit entfernt, auf die billigſten und mäßigſten Bedingungen einzugehen, daß er Bismarck antwortete: „Warum ſind Sie denn **überhaupt** nach den Herzogthümern gekommen? **Wir** haben Sie nicht gerufen! Die Sache wäre **ohne Preußen** vielleicht **beſſer** für mich ausgefallen!“ — Mit dieſem Herrn war alſo nicht zu reden und Preußen hatte den „Sachten“ fortan als Gegner zu betrachten. — Wir haben zu der Annahme Urſache, daß der Ausgang dieſes brüsken Geſpräches wie der ſpäter zu erwähnenden nutzloſen Gaſteiner Verhandlung Bismarck im höchſten Grade erwünſcht nicht nur, ſondern von ihm **geradezu intendirt** geweſen iſt! Ein mit der Sache vertrauter Staatsmann ſagte uns, daß der Gedanke, den Erbprinzen von Auguſtenburg zu inſtalliren, dem Plane Bismarck's von vornherein gänzlich fern gelegen hat. Man behauptet, er habe bereits ſchon im December 1863 die Incorporation der Herzogthümer in Preußen, oder eines Theils derſelben als das einzig erſtrebenswerthe Ziel einer kriegeriſchen Aktion amtlich bezeichnet. Dies nachzuweiſen, wird freilich erſt einer ſpäteren Zeit geſtattet ſein, jedenfalls aber dürfen wir Bismarck's Staatskunſt hierbei unſere Bewunderung nicht verſagen, und wie dieſelbe es möglich gemacht hat, nicht blos ungeachtet, ſondern geradezu **vermöge** des Widerſpruchs der Gegner Preußens zu einem ſolchen Erfolge zu gelangen. —

Die Bundesſtaaten waren iſolirt, ihre Stellung wahrlich keine beneidenswerthe. Am fühlbarſten beſonders war ihnen der Verluſt der Zollvereins-Verträge und ſie beeilten ſich, zu den „Fleiſchtöpfen“

zurückzukehren, die ſie ihrer Exiſtenz wegen nicht entbehren konnten; ſie traten dem neuen Zollverein mit Preußen bei. — König Wilhelm war mit Bismarck in Holſtein, als der Friede geſchloſſen war, und erhielt nunmehr eine kaiſerliche Einladung nach Wien, wohin unſer Kanzler ihn begleitete. Es handelte ſich jetzt um die Ordnung der inneren Verhältniſſe der Herzogthümer. — Die Tage vom 20. bis 25. Auguſt in Schönbrunn müſſen ereignißreich genug geweſen ſein, wenn man einen Schluß aus dem wenigen Gewiſſen zieht, was über dieſen Beſuch verlautet iſt. — Baron von Scheel-Pleſſen war der erſte Schleswig-Holſteiner, welcher damals in Schönbrunn vor Bismarck den feſten Entſchluß des Anſchluſſes ſeines Landes an Preußen ausſprach*). Unzweifelhaft war das für die Herzogthümer in politiſch-geographiſcher Beziehung das Nützlichſte. Eines Theils waren hierbei aber Oeſterreichs Rechte zu berückſichtigen, ferner agitirte, wie ſchon erzählt iſt, die Kieler Partei mächtig für die Souverainetät Friedrichs von Auguſtenburg. Daß ſich die Norddeutſche Allgemeine Zeitung in Berlin gemüßigt ſah, das Gerücht zu dementiren: daß Preußen Oeſterreich ſeine außerdeutſchen Länder **garantirt**, alſo an das Wiener Cabinet in einer **außerdeutſchen** Angelegenheit ſich gebunden habe, läßt wenigſtens den Verdacht zu, Bismarck ſei in Schönbrunn auf ein derartiges Anſinnen geſtoßen. Da andererſeits Oeſterreich am 21. December Preußen die Annexion der Fürſtenthümer verweigerte, es ſei denn, wenn es in ſeinem deutſchen Gebiete ein Aequivalent (Grafſchaft Glatz und Oberſchleſien!) erhalte, ſo iſt anzunehmen, daß auch dieſe Frage in Wien zwiſchen den Condomini erörtert wurde. Schleswig und Holſtein gehörten nach dem Frieden Oeſterreich und Preußen zugleich und zwar **Beide** gehörten Jedem; eine Theilung des Beſitzes hatte der Frieden nicht ausgeſprochen! So konnte denn vorerſt auch nur von einer gemeinſamen Verwaltung **Beider** die Rede ſein. — Von Wien begleitete Bismarck den König nach Baden-Baden und Erſterer reiſte nach Biarritz, während der König auf der Rückreiſe nach

---

*) Bismarck's Reden, Bd. I. S. 206.

Berlin der Kaiſerin Eugenie zu Schwalbach den bekannten Beſuch machte. In Biarritz ward Bismarck von dem däniſchen Preßagenten Hanſen aufgeſucht, der ihm den Vorſchlag machte, Dänemark einen Theil Nordſchleswigs gegen däniſche Colonien zurückzugeben. Dieſe Zumuthung ward ſowohl abgelehnt, als ſie Preußens Intereſſe zuwiderlief, wie auch, weil Hanſen keinerlei officielle Ermächtigung hatte, dieſe Dinge zu traktiren. — Auf der Rückreiſe über Paris wurde Bismarck von Napoleon empfangen. Ob ihm derſelbe jetzt ebenſo condolirend entgegengetreten ſein wird, wie im Herbſt 1862? — So viel war der Kaiſer doch nun wohl inne geworden, daß er keinen „Polignac" vor ſich habe und nach dem Tage von Düppel und Alſen Wilhelm I. am Wenigſten in der Lage Carls X. ſei. Die Befreiung Schleswig-Holſteins, die Freundſchaft Oeſterreichs und Preußens konnte ſicher einem Manne kein Vergnügen machen, deſſen weſentliches Geſchäft es war, aus Conflicten im Auslande für ſich politiſches Capital zu ſchlagen! — Die Folgen des Sieges machten ſich bereits geltend. Eine Generalverſammlung des Nationalvereins hatte ſich zu Gunſten des maritimen Anſchluſſes der Herzogthümer an Preußen ausgeſprochen. Fünfundzwanzig Abgeordnete der liberalen Fractionen beſchloſſen ferner, in die Budgetberathung pro 1865 einzutreten, in der Militärfrage wie bisher Stellung zu behalten, betreffs der auswärtigen Politik aber eine paſſive Haltung anzunehmen. — —

Ein Sieg war errungen, ein national-deutſcher! Eine alte Schuld der preußiſchen Ehre war getilgt! Unſer Volk hob ſeit den Befreiungskriegen zum erſten Male wieder das Haupt in patriotiſchem Stolz und Freude! — Unſchwer konnte es Bismarck entgehen, daß der innere Conflict nunmehr ſich leicht löſen müſſe und das eine Wort „Indemnität" dazu genügen werde. — Aber ſeit dem Siege war Bismarck düſterer denn je im Leben, eine Melancholie, etwas wie eine unendlich traurige Ahnung ſchien über ihn gekommen zu ſein. — Wir wollen auf den Traum keinen Werth legen, welchen er in Biarritz gehabt hatte, jenen Traum von der hohen undurchdringlichen Wand, welche ſich in engem Felspfad vor ihm emporbäumte, die er mit ſeiner Gerte zerſchlug und dann den Weg frei ſah. — Wir glauben nicht, daß unſer Kanzler je an Aberglauben litt, aber wir glauben an Eins und ſehen es an deſſen ganzer damaliger Stimmung beſtätigt. — Gleich wie die Natur dem Thiere den Inſtinkt vor naher Gefahr gab, ſo hat die Vorſehung die Menſchen, zumal die bedeutenden Geiſter unter ihnen, mit einem Vorgefühl für den drohenden Ernſt der Zukunft ausgerüſtet, mit einer Stimme ſchwermüthiger Warnung, einem „treuen Eckhart" in der eigenen Bruſt! — Nenne man das wie man Luſt habe, lache man darüber, — es giebt aber auch heute noch, wie zu Shakeſpeare's Zeiten, „Dinge zwiſchen Himmel und Erde, von denen unſere Schulweisheit ſich Nichts träumen läßt!" — Sollen wir die wirkliche Wand nennen, die Bismarck vor ſich ſah und welche kein Gertenhieb niederwarf? — Er ſah im Herbſte 1864 bereits den Kampf mit Oeſterreich und dem Bunde voraus, ſah voraus, daß er in dieſem Kampfe nicht blos alles Ausland, nicht blos das deutſche und ſein preußiſches Volk, — daß er als erſten, größten, als den moraliſchſten aller Gegner ſeinen eigenen Herrn und König gegen ſich haben müſſe und wenn die Hamletsſtunde ſchlug, daß nicht allein für ihn, ſondern für Preußen, für alle die hohen heiligen Pläne, die er gehegt, um die er gerungen und gelitten hatte, das „Sein oder Nichtſein" kommen werde! — — Anzeichen hierzu waren genug vorhanden. — Oeſterreich und Preußen waren beide Sieger, die Waffenbrüderſchaft aus alten Tagen war glänzend wieder erneut, ließ alle traditionellen Erinnerungen in Hoch und Niedrig neu aufleben, gab dem Gemeingefühle zwiſchen Oeſterreich und Preußen eine innere ſittliche Kraft, gegen die ſich nicht ankommen ließ. — — Oeſterreich und Preußen waren in den Herzogthümern Condomini, alſo — Compagnons, — aber ſie waren dabei Rivalen, denn der Frankfurter Fürſtentag ließ ſich aus dem Gedächtniß nicht verwiſchen. Oeſterreich wußte, Preußen wolle die gleiche Führung des Bundes haben, — das hieß aber Habsburg langſam aus Deutſchland complimentiren, Preußen wußte, daß Oeſterreich es mittelſt des Bundes majoriſiren, alſo ebenfalls aus Deutſchland drängen wolle, für — Montecchi und Capulet hatte daſſelbe

Haus nicht Raum! Wie ſollten ſie ſich denn in dem neuen kleinen Anbau von Schleswig-Holſtein vertragen, wo ihre Intereſſen gänzlich ungleich waren? Bismarck wollte die Herzogthümer für Deutſchlands Volk erobert wiſſen, wollte durch ſie Preußens militäriſche und beſonders maritime Initiative im Norden geſichert ſehen, Oeſterreich trat aber dem entgegen, um die neuerrungenen Lande zu einem ihm ergebenen Bundesſtaate unter dem Auguſtenburger zu machen, der uns übel wollte. Wie ſollte bei ſo heterogenen Abſichten eine erſprießliche gemeinſame Verwaltung möglich ſein, welche allein ihren Zweck im Wohle des befreiten Landes zu ſuchen hatte? — Zwiſchen Oeſterreich und Preußen mußte um das Object des Sieges Streit entbrennen und wie ſollte es anders enden als — durch Pulver und Blei? Uns blühte entweder ein zweites „Olmütz“ oder — ein „deutſcher Bruderkrieg!“ —

Am 13. November hatten Oeſterreichs Truppen die Herzogthümer verlaſſen, die Preußen folgten ihnen — langſam nach. Am 24. November erhielten die preußiſchen Truppen plötzlich Gegenbefehl! Die dreizehnte Diviſion concentrirte ſich ferner bei Minden, die ſechste Diviſion bei Berlin als Drohung gegen Hannover und Sachſen, welche Miene machten, in den neuen Bundeslanden das Beſatzungsrecht zu üben. Fünf Tage ſpäter verlangte Preußen von dieſen beiden Staaten kategoriſch die Räumung der Herzogthümer! Grollend fügte ſich Hannover, Sachſen aber verlangte betreffs ſeiner Räumung Bundesbeſchluß und rüſtete gegen „Vergewaltigung“; ſchon konnte Herr von Beuſt, der Genius des Fürſten-Congreſſes, die Zeit nicht mehr erwarten!! — Zwar fügte ſich die Bundesverſammlung alsbald der preußiſch-öſterreichiſchen Forderung, die Bundestruppen räumten Holſtein und übergaben die Verwaltung des Landes den öſterreichiſch-preußiſchen Civilcommiſſaren, dem Herrn von Halbhuber, einem urecht gefärbten Schwarzgelben, und Herrn von Zedlitz, der natürlich auch nicht ganz ſchlecht „ſchwarz-weiß“ war. Mitte December erklärte Bismarck auf Anlaß dieſes Rencontres den Mittelſtaaten, „daß Preußen ſich einem competenzwidrigen Beſchluſſe am 5. nicht unterzogen haben würde, noch in Zukunft unterziehen werde." Er regte die Annexion der Herzogthümer an Preußen in Wien an, — was abgelehnt wurde, verweigerte jedenfalls aber eine Löſung der Erbfolge in den Herzogthümern, bevor Preußens künftige Stellung in den neuen Landen feſtgeſetzt ſei. — Zugleich ward dieſe Erbfolgefrage den preußiſchen Kronſyndici zur Begutachtung übergeben und dies den deutſchen Regierungen angezeigt. — Das Auftreten Halbhuber's in Kiel iſt ebenſo wie die raſtloſe Agitationsarbeit der Auguſtenburgiſchen Partei geſchildert worden. Daß letztere von Seiten Oeſterreichs unterſtützt ward, man Preußen immer mehr Boden entziehen wollte, im Norden wie Süden bei allen deutſchen Höfen gegen den deutſchen Unionsgedanken Preußens intriguirt wurde, war ganz dazu angethan, letzterem ſelbſt die beſcheidenſten Früchte des Sieges zu entwenden. — Unerwähnt wollen wir nicht laſſen, daß als neuer franzöſiſcher Botſchafter in Berlin Herr Benedetti ſich einfand. — — Noch eine andere Erſcheinung hatte dies Jahr geboren, die „Encyclica" und den „Syllabus"; es war der erſte Trompetenſtoß des Vaticans, um den Feldzug zu eröffnen, welcher ihn an Italiens Einheit und der ganzen modernen Staatenordnung rächen ſollte! So endete denn dies ſiegreiche Jahr und — die „hohe Wand" rückte Bismarck ſchreckhaft näher! —

War Preußens Stellung in den Herzogthümern nach dem Angeführten ſchon an ſich mißlich, ſo wurde ſie durch Hannovers feindſelige Haltung noch verſchlimmert. Ja, falls es zu kriegeriſchen Eventualitäten kam, geradezu gefährlich! Die Welfen-Dynaſtie konnte nicht vergeſſen, daß ſie dem ſtolzen England eine Reihe von Königen gegeben hatte und verband den Hochmuth wie die Excluſivität der engliſchen Pairage mit dem Dünkel norddeutſch-partikulariſtiſcher Souverainetät! Die Familie Platen, welche ſeit alten Zeiten das Monopol ihr nannte, allein das Ohr wie Vertrauen ſeiner Herrſcher zu beſitzen, verfolgte noch immer die bewährte Gewohnheit, den Monarchen durch „erhabene" Iſolirung jeder freieren modernen Lebensrichtung unzugänglich zu machen. Daß der Conſtitutionalismus in Hannover unterdrückt, die feudale und frömmleriſche Richtung eifrigſt gepflegt wurde, war allerdings eine innere Angelegenheit, daß die Regierung König Georgs aber, wo ſie nur konnte, den Handelsverkehr lähmte und eine perſönlich feindſelige, mißgünſtige Haltung Preußen gegenüber zeigte, ganz unverhohlen Oeſterreichs Partiſan war, mußte bei der jetzigen politiſchen Conſtellation überaus ſchwer ins Gewicht fallen. Je mehr die Hohenzollern darauf Rückſicht nahmen, daß doppelte-Blutsverwandtſchaft ſie an die Welfendynaſtie band, deſto mehr entſchlug ſich dieſe allen hiſtoriſchen Erinnerungen und trachtete, durch irgend welche Eventualität begünſtigt, im deutſchen Norden die Rolle Preußens zu übernehmen, und der Auguſtenburger, hatte er ſonſt nur die Macht, war ganz der Mann, zu dieſem Zwecke ihr eifrigſt die Hand zu reichen. — Hannovers Abſicht war mehr als nur feindſelig, ſie war verrätheriſch, und ſo konnte ſie denn auch nur einen Lohn des Verraths finden. — Die erſten Anzeichen müſſen ſchon im Januar 1865 ſehr ſtark geweſen ſein, denn bereits am 7. c. richtete die (feudale) Reform einen geharniſchten Artikel an den Hof von Herrenhauſen, welcher — ſagt man — aus preußiſchen Regierungskreiſen ſtammte. — — Die päpſtliche Encyclica hatte inzwiſchen die Gemüther in Deutſchland, zumal in Preußen, ſchon um ſo mehr aufgeregt, als die katholiſche Kirche mit einer traditionellen Toleranz in letzterem Staate behandelt wurde, deren der Proteſtantismus in keinem katholiſchen Lande ſich je zu erfreuen gehabt hatte. Trotzdem traf die preußiſche Regierung nirgend Maßregeln, einer Veröffentlichung der Encyclica durch die Biſchöfe entgegenzutreten. — Wenn irgend in einer Epoche ſeiner miniſteriellen Thätigkeit, ſo iſt an Bismarck gerade in der Zeit vom Herbſt 1864 bis Mai 1866 eine — wir wollen nicht gerade ſagen Aengſtlichkeit, aber außerordentliche Behutſamkeit und Vorſicht der Operationsweiſe zu ſpüren. Bei jeder politiſchen Frage ging er nicht blos Schritt für Schritt, ſondern that auch nie einen zweiten, bevor der erſte nicht geſichert, der nächſte nicht auf's Penibelſte vorbereitet war. Ueberall ſah ſein Auge hin, überall war ſein Geiſt. Nie war ſein Genie fruchtreicher an Auskünften, als in dieſer ſchwerſten aller Zeiten. — —

Den 14. des Monats trat die Kammer wieder zuſammen; zum erſten Male eröffnete der König ſeit längerer Zeit ſie ſelbſt. Man konnte das gerechteſte Zutrauen haben, an den Vertretern werde ſo wenig wie am Volke das Reſultat ſpurlos vorübergegangen ſein, welches Preußens Wehrkraft und nationale Politik im letzten Kriege erzielt hatten. — Man täuſchte ſich! Herr Grabow inaugurirte die erſte Sitzung mit einer aggreſſiven Rede. Die Zweite Kammer wählte ihn, Unruhe und Bockum-Dolffs zu Präſidenten wieder und eine zweite Rede Grabow's gab dem alten Kampfe einen neuen Schwung. An demſelben Tage, wo im Herrenhauſe der innere Conflict und die Angelegenheit der Fürſtenthümer zur Sprache kam, erklärte Bismarck: „Die Baſis des conſtitutionellen Lebensproceſſes iſt überall der **Compromiß**! Auf dieſe Baſis weiſt die preußiſche Verfaſſung um ſo nothwendiger hin, als ſie, von vielen anderen abweichend, auch in Bezug auf das Budget die Uebereinſtimmung der drei Factoren der Geſetzgebung verlangt. Dieſelben ſind in Betreff des Budgets zwar nicht abſolut gleich, aber gleich abſolut berechtigte Gewalten, die nebeneinander geſtellt ſind! Keiner von ihnen legt die Verfaſſung die Verpflichtung auf, ſich den beiden Anderen, oder Einer der beiden Anderen unterzuordnen. Ebenſowenig legt die Verfaſſung Einer der drei Gewalten das Recht bei, ein: Sic volo, sic jubeo zu ſprechen, dem die Anderen ſich zu beugen hätten." — „Von der liberalen Seite iſt uns bei der Kritik der auswärtigen Politik der Vorwurf gemacht worden, daß wir die zukünftige Geſtaltung der Herzogthümer uns dadurch erſchwert hätten, daß wir ein Bündniß mit Oeſterreich eingegangen ſind. Ich glaube, meine Herren, daß die Nützlichkeit dieſes Bündniſſes während der vergangenen Phaſe von der Zukunft in ein **helleres** Licht geſetzt werden wird, als die bisherigen Ereigniſſe, ſo weit ſie zu Tage liegen, es gethan haben. Einſtweilen erlaube ich mir zu bemerken, daß wenn wir den Weg, den wir gegangen ſind, nicht gehen wollten, uns kein anderer übrig blieb, als der **Bundeskrieg**!" — — Die Feindſeligkeit des Abgeordnetenhauſes gegen die Regierung war weſentlich durch das Gefühl gewachſen, daß dieſelbe vom Volke nach den verfloſſenen kriegeriſchen Reſultaten der Letzteren nicht mehr getheilt werde und ein loyaler Umſchlag der Stimmung je länger deſto ſicherer bevorſtehe. Die Majorität verſtieg ſich darum zu einem neuen, unvorhergeſehenen Schlage gegen die Regierung. Die vereinigte Commiſſion der Zweiten Kammer für Handel, Gewerbe, Finanzen und Zölle faßte (2. Februar) den Entſchluß, beim Hauſe zu beantragen, daß betreffs der Eiſenbahnvorlagen der Regierung eine Beſchlußnahme bis zur Feſtſetzung des Budgets pro 1865 auszuſetzen oder die Regierungsvorlage zu verwerfen ſei. Der Gedanke hierbei war natürlich: daß man ja nicht wiſſen könne, ob die Regierung das Geld für die Eiſenbahnen nicht für das Militär anwenden werde! — Nachdem (am 16. März) die Debatte über das Budget pro 1865 höchſt erbittert geweſen war, der Finanzminiſter erklärt hatte: dem Antrage der Commiſſion niemals zuſtimmen zu können, Wagener's feudale Aeußerungen aber die Floskel des „Eidbruchs" veranlaßt hatte, welche in die tumultuariſche Verſammlung wie eine Brandrakete fiel, ward Ende des Monats der beabſichtigte Coup der Fortſchrittspartei wirklich ausgeführt, die Ablehnung der Eiſenbahnvorlage ward eingebracht. — Dieſer Schlag gegen die Regierung fiel auf das eigene Haupt der Oppoſition zurück, ſie ſpaltete ſich! Der Antrag Benda wurde mit 178 Stimmen gegen 108 angenommen: „der Regierung zwar keine Anleihe, aber die Mittel zum Bau der projectirten Eiſenbahnen aus den Staatskaſſen zu bewilligen." — — — Man konnte allerdings die Koſten der Reorganiſation verweigern, die Mittel für Militär und Marine wie man wollte abſchneiden, wenn man den „Militarismus" für gar ſo bedrohlich hielt, — aber keine Eiſenbahn mehr zu bauen, die Quelle des Verkehrs deshalb zu verſtopfen, weil ſie ſonſt unredlicherweiſe etwa ins Kriegsminiſterium abgeleitet werden könnte, das war der Mehrzahl denn doch zu ſtark; die eigene Waffe verwundete die Oppoſition! — Ihr Zerſetzungsproceß ging um ſo gewiſſer vor ſich, als das Gefühl der ſelbſtgeſchlagenen, unheilbaren Wunde den doctrinairen Stolz nur noch heftiger erbitterte, ſo daß in der großen Militärdebatte vom 28. April bis 5. Mai die ganze Militärvorlage verworfen ward. — Wirklich erwachte im Lande der beſſere Sinn! Die Aachener Feier der 50jährigen Vereinigung der Rheinlande mit Preußen lieh bereits dem wiedererwachenden Patriotismus Ausdruck. — Am 26. Mai gab bei Gelegenheit der Interpellation über den Handelsvertrag mit Italien Bismarck den Zollvereins-Regierungen folgenden ſtarken Wink: „Preußen und Italien würden jeden Tag bereit und in der Lage ſein, den gewünſchten Handelsvertrag abzuſchließen, dynaſtiſche Intereſſen hindern uns nicht daran, nur die Verfaſſung des Zollvereins ſteht uns im Wege!" — Am 1. Juni kam die Bismarck'ſche Politik betreffs der Elbherzogthümer und abermals der innere Conflict auf die Tribüne der Zweiten Kammer, als man über die Bedürfniſſe der Marine discutirte. „Könnten wir uns rechtzeitig klar im Voraus über alle Pläne der Zukunft Ihnen gegenüber ausſprechen", ſagte der Miniſter-Präſident, „ich glaube, Sie würden mehr davon billigen, als Sie bisher zu thun ſich getrauen." Ueber die Verhältniſſe in Deutſchland ſagte er: „daß in Deutſchland partikulariſtiſche Intereſſen ſtärker ſind, als der Gemeinſinn!" — „Im Allgemeinen iſt die Exiſtenz auf der Baſis der Phäaken bequemer, als auf der Baſis der Spartaner. Man läßt ſich gern ſchützen, aber zahlt nicht gern, am Allerwenigſten giebt man das geringfügigſte Hoheitsrecht zu Gunſten der allgemeinen Intereſſen auf!" — „Kommen wir und Oeſterreich mit den ſchleswig-holſteiniſchen Ständen (die nämlich berufen werden ſollten) zu einer friedlichen Verſtändigung, ſo wird dies ein allerſeits, auch für Preußen erwünſchtes Ereigniß ſein, wenn nicht, ſo werden keine Beſchlüſſe, keine Proklamationen der Stände, kein einſeitiges Vorgehen in der Sache im Stande ſein, Preußen aus den Herzogthümern herauszumaßregeln! Zweifeln Sie noch an der Möglichkeit, unſere Abſichten zu verwirklichen, ſo limitiren Sie die Anleihe dahin, daß die erforderlichen Beträge nur zahlbar ſind, wenn wir wirklich Kiel beſitzen, und ſagen Sie: Kein Kiel, kein Geld!“ — In dieſer Sitzung war es auch, wo oratoriſche Hitze Virchow zu einer Aeußerung hinriß, die eine Forderung Bismarck's zur Folge hatte; das Duell unterblieb durch Beilegung. Nicht weniger charakteriſtiſch war das Plaidoyer Bismarck's am folgenden Tage bei Fortſetzung der Debatte betreffs Schleswig-Holſtein: „Die Frage iſt für mich nur eine ſachliche, keine Perſonenfrage. Es iſt mir gleichgültig, ob die Herren (in Kiel) etwas mehr oder weniger demokratiſch ſind. — Wenn wir nur unſere **Bedingungen** den Herzogthümern gegenüber geſichert haben, ſo mögen dieſe ihre Vereine halten und mögen eine Verfaſſung und ſie mögen auch ihren Herzog haben. — das intereſſirt mich wenig!“ — Am 13. Juni, es war die letzte Redebataille dieſer Seſſion, kam dieſelbe Debatte nochmals aufs Repertoir. Bismarck ſprach heute beſonders ſarkaſtiſch über: „Das, was die Oppoſition Alles vorausgeſagt habe und was Alles nicht eingetroffen iſt.“ Die letzten politiſchen Ereigniſſe berührte er, ſagend: „Sie ſprechen, auch auf Ihrem Wege hätte einer Störung des europäiſchen Friedens im Großen vorgebeugt werden können, auch wenn wir ſtatt mit Oeſterreich, mit dem deutſchen Bunde gegangen wären; aber der von Ihnen empfohlene Weg hätte uns 32 Mitbeſitzer gegeben und an der Spitze dieſer 32 **Denſelben,** den wir **jetzt** haben und zwar nicht mit derſelben Gleichberechtigung, ſondern mit der Ueberlegenheit der Präſidialmacht und als **Führer** der Bundesmajorität gegen Preußen! Der ganze Schwerpunkt läge nicht zwiſchen Berlin, Wien und Kiel, ſondern er läge in Frankfurt, und die Herzogthümer befänden ſich wahrſcheinlich in dieſem Augenblick unter Verwaltung der Herren von Könneritz und Nieper.“ — „Die Frage, über die ich hier einen Ausſpruch des Hauſes noch mehr als über die finanzielle erwartet hatte, iſt die politiſche, die Frage der **Gegenwart** und der **Zukunft!** Dieſe Frage nun, die ſeit zwanzig Jahren in dem Vordergrunde des deutſchen politiſchen Intereſſes geſtanden hat, dieſe Frage harrt gegenwärtig der

Löſung! Das Land hat ein Recht, zu erfahren, was die Meinung der Landesvertretung über die Sache ſei." — „Wenn Fehler gemacht werden und ich ſie mit mache, dann erwarten Sie, daß ich ſage: quand même und doch dafür einſtehe! Sollte es aber einmal dazu kommen, die Folgen ſolcher Fehler zu tragen, ſo kann ich dem Herrn Abgeordneten p. p. verſichern, daß er mich auch im ſchlimmſten Falle **vor** dem Throne finden wird; ob ich dann ihn davor finden werde, iſt mir zweifelhaft!" — — Die Frage der Zukunft, welche Bismarck an das Haus vor Thoresſchluß gerichtet hatte, wurde von demſelben mit der Erklärung beantwortet: „die geſchehene Entnahme von Geldern aus dem Staatsſchatz ohne Ermächtigung der Landesvertretung iſt verfaſſungswidrig!" — War dieſer Akt auch nicht gerade ein beſonders patriotiſcher zu nennen, ſo iſt er deswegen bemerkenswerth, weil er die Indemnitätsforderung indirect enthält. Wenige Tage ſpäter wurde die Seſſion geſchloſſen. —

Dieſer Sommer brachte die wichtigſten Begebenheiten. Ob ſie auch „hinter den Couliſſen" ſpielten, in ihren Wirkungen wurden ſie von der einſchneidendſten Bedeutung, in ihrem Schooße trugen ſie ja **die** Zukunft, welche Bismarck der Kammer vorher angedeutet hatte. Am 21. Juni reiſte Bismarck in König Wilhelms Begleitung nach Carlsbad, dann nach Gaſtein. — — Des Räthſels von Gaſtein*) haben wir bereits kurz erwähnt. Natürlich ſind die dortigen Vorgänge wohl auch heute noch dunkel. — Bismarck's Lage auf dieſer Reiſe bot, — allen Anzeichen zufolge — den Inbegriff aller diplomatiſchen Schwierigkeiten, die jemals einem Staatsmann ſich entgegenſtemmten, und nur ſeine weitſehende Klugheit konnte ſie überwinden. Der Miniſter-Präſident wußte, daß zwiſchen Oeſterreich und Preußen keine ernſte Verſöhnung, keine politiſche Aſſimilirung innerhalb Deutſchlands dauernd möglich ſei. In den Herzogthümern rannten die Intereſſen der Condomini täglich an einander; Halbhuber's herausforderndes Benehmen, die Unmöglichkeit, die Herzogthümer in ſolcher Geſtalt gemeinſam zu verwalten, die Agitationen der Auguſtenburger und die Hinneigung des Bundes zu Oeſterreich, Alles ſchien auf eine nahe, wahrſcheinlich blutige Entſcheidung hinauszulaufen, der man doch um jeden Preis aus dem Wege gehen wollte. Sah Bismarck nun auch ein, daß die Kataſtrophe kommen müſſe, ſo kam es doch ſicher ſehr darauf an, daß dies auch die Anderen einſahen, welche die letzte Entſcheidung zu treffen hatten, nämlich die Monarchen von Oeſterreich und Preußen ſelber! Demnach geſchah von Bismarck alles Erdenkliche, die unmögliche Eintracht dennoch zu fördern und die leiſeſte Verantwortung von ſeinem Monarchen wie von ſich abzuwenden, falls der Bruch erfolgte. Noch vor der Gaſteiner Conferenz wendete ſich Bismarck an den bayriſchen Miniſter von der Pfordten wegen Vermittelung bei dem Auguſtenburger: damit „zur Verhütung eines Conflicts, der ganz Deutſchland ergreifen könnte, Unterhandlungen geführt würden, durch welche der Prinz bewogen werde, einen für **Preußen annehmbaren** Frieden mit Sr. Majeſtät zu machen!“ — Bereitwillig unterzog ſich Pfordten dieſer Aufgabe. — Der ſtolze Auguſtenburger aber ertheilte erſt lange gar keine Antwort, dann eine vornehm kühle Ablehnung! — Natürlich, da er „ganz Deutſchland auf ſeinen durchlauchtigen Schultern ſich wiegen“ fühlte, — in den Falten ſeiner Toga ja Krieg oder Frieden barg, was ſollte er denn noch Veranlaſſung haben, einem Hohenzollern Frieden zu gewähren? — War dies Benehmen einerſeits kindiſch, ſo war es andererſeits tückiſch! Der Prätendent zu Kiel fühlte, daß er —, mit Anderen im Bunde, Preußen gefährlich ſein würde und hatte große Luſt, es auch zu werden! — — Die poſitiven Reſultate der Tage von Gaſtein waren ſehr erheblich. Lauenburg wurde Preußen abgetreten, nachdem das Ländchen Oeſterreichs Mitbeſitz durch zwei Millionen Thaler abgelöſt hatte. Um den Reibungen in Kiel einen Damm entgegenzuſetzen, den Zündſtoff zu fernerem Zerwürfniſſe zu entfernen, beſchloß man die Verwaltung der Herzogthümer dergeſtalt zu trennen, daß Holſtein von Oeſterreich, Schleswig von Preußen adminiſtrirt ſein ſollte. Zedlitz wie Halbhuber wurden abberufen und zwei Statthalter ſollten an ihrer Stelle ernannt werden, welche beiden Beſitzern die Sicherheit boten, daß ähnliche Vorgänge ſich nicht wiederholen könnten. Einen Mann, der Preußen zuſagte, öſterreichiſcherſeits zu finden, war nicht ſo ſchwer, den Feldmarſchall-Lieutenant von Gablenz. Er war ein ruhiger, liebenswürdiger Mann und unſer Combattant erſt kürzlich geweſen. Da das Maaß von Aufrichtigkeit Seitens des Wiener Cabinets nun ſehr viel geringer, das ſeines Argwohns aber bedeutend größer war, als dies von preußiſcher Seite ſtattfand, war es für Bismarck nicht leicht, einen Mann zu erwählen, der Preußen in den Herzogthümern Nichts vergab und doch in der Burg höchſtes Vertrauen genoß! Von dieſer Perſon hing es ja ab, ob es zum Bruch kommen, ob derſelbe vermieden werde, von ihr ab, daß Preußen mit reinem Gewiſſen einer kriegeriſchen Nothwendigkeit gegenüber treten könne, nachdem es dieſelbe mit allen Kräften bis zum Aeußerſten verhindert hatte. — Wir meinen, die Wahl dieſes Mannes war vielleicht einer der genialſten, gewiß wohl der **feinſten** Schachzüge in Bismarck's ganzer ſtaatsmänniſcher Praxis! Er ſchlug General Edwin von Manteuffel vor und in Wien herrſchte die äußerſte Befriedigung! — Der Grund dürfte jetzt wohl klarer einzuſehen ſein. Es gab keinen Mann in König Wilhelms Nähe, der die Tradition öſterreichiſcher Allianz feuriger, energiſcher und **länger** im Herzen bewahrte, als Manteuffel, keinen, dem ein Bruch mit Habsburg unnatürlicher erſcheinen mußte, als ihm. Bei den verſchiedenſten vertrauten Miſſionen, welche derſelbe in Wien zu vollführen gehabt und ſtets glänzend gelöſt hatte, war er dem Kaiſerhauſe ſo werth geworden, daß er in der Burg als persona gratissima galt. Seiner Loyalität war Kaiſer Franz Joſeph nicht blos völlig ſicher, ſeine Stellung zu König Wilhelm war auch eine ſo auserleſene, daß er dem Kaiſerhofe mithin doppelte Garantien bot. König Wilhelm war hingegen eben ſo überzeugt, daß ein Mann alle bedrohlichen Uebel in den Herzogthümern ſorglich ſchon im Keime erſticken werde, dem nicht weniger innig als ihm ſelbſt an einem Intimitätsverhältniß mit Oeſterreich gelegen war. General Edwin von Manteuffel, — auch in Gaſtein anweſend, — wurde von dort aus zum Oberbefehlshaber der alliirten Truppen in den Herzogthümern und zum Statthalter von Schleswig ernannt! Wir entnehmen vorſtehende Sachlage dem Inhalte einer Broſchüre, die, obwohl anonym erſchienen, doch von einem ganz rückhaltsloſen Verehrer des Generals herſtammt*), auf deſſen Behauptungen wir alſo unſere Anſchauungen nach beſter Einſicht ſtützen durften. War irgend Einigkeit mit Oeſterreich an der Eider zu bewahren, alſo der materielle Kitt ihrer traditionellen Freundſchaft, dann war — ſo mochte Bismarck wohl argumentiren, — ja Alles gut. Gelang aber ſelbſt einem Edwin von Manteuffel es nicht, den Bruch abzuwenden, — ſo war wenigſtens dem König Wilhelm der evidenteſte Beweis gegeben, daß der Gedanke an dauernde Harmonie mit Oeſterreich innerhalb Deutſchlands abſolut Nichts weiter als eine ſchöne Einbildung traditioneller zollernſcher Loyalität geweſen ſei! Daß Bismarck das Erſtere bezweifeln, das Letztere als das Wahrſcheinlichere erwarten mußte, iſt nicht nur aus ſeiner ſchon von Frankfurt datirenden Erfahrung, ſondern gewiß auch aus ſeiner Kenntniß Edwins von Manteuffel, ſeines alten Freundes und ehemaligen Meinungsgenoſſen, mit ziemlicher Sicherheit herzuleiten. So freundlich geſinnt der General auch Oeſterreich war, ein nicht minder ſcharf ausgeſprochener Vertreter des exclusiv-militäriſchen Preußenthums war er auch! Unter Oeſterreich geſtellt, à la Olmütz behandelt wollte er Preußen niemals wiſſen, und aus dieſem alt-preußiſchen Soldaten- und Patriotenſtolze hatte er auch die energiſche Purification des Officiercorps der Armee angefaßt, mit aller Kraft ſeines Anſehens die Reorganiſation des Heeres geſtützt und es zum Schutzwall Preußens machen helfen! Er wollte, Preußen ſolle — Hand in Hand mit Oeſterreich und, wie zwei Freunden ziemt, gleichberechtigt gehen, um Deutſchlands Geſchicke in Zukunft zu lenken. Trat an Edwin von Manteuffel nun je die Frage heran, welches Gefühl er zu opfern habe, das der öſterreichiſchen Cordialität, oder das der preußiſchen Ehre, ſo hätte er die Erſtere zehnmal preisgegeben, als der Letzteren nur einen Hauch des Makels anthun zu laſſen. Wußte man das in der Burg nicht, oder wußte man es zu gut, — in beiden Fällen war es wohl höchſt gewagt, à condition der Manteuffel'ſchen entente cordiale in Wien gegen Preußen zu ſündigen. Daß man aber gegen dasſelbe ſündigen **dürfte**, ſah Bismarck voraus, und daß man gerade in Wien den wohlgeſinnteſten aller preußiſchen Generale dazu zum Objecte nahm, mochte einem Bismarck wohl ſchon zu Gaſtein — in Vorausſicht der „treibenden Gewalt“ der Dinge, — ein heimlich Lächeln abnöthigen!! — Dies Arrangement im Sommer 1865, mittels einer Convention mit Graf Blome's Hülfe, bewirkt, welcher damals ganz mit uns einig geweſen iſt, hatte die vollſtändigſte Intimität Wiens und Berlins zur Folge; Alles ſchien geebnet. — Daß Bismarck überdem Alles, was zu Gaſtein durch ihn geſchah, Angeſichts der Argusblicke von der Pfordten's und des Herzogs von Gramont abmachen mußte, dürfte wohl auch keine Erleichterung einer Stellung geweſen ſein, die, vermochte ſie jemals gefährdet zu ſein, hier es um ſo gewiſſer geweſen ſein mußte, als weder Oeſterreich noch die Bundesſtaaten ihn ſeit Frankfurt gerade ſchwärmeriſch lieben konnten. — —

---

*) Kaiſer-Biographie, Seite 47.

---

*) Das Werk heißt: „General von Manteuffel und ſeine Gegner. Ein deutſches Wort." München, Manz'ſche Hofbuchhandlung 1871. (Vide Seite 26—30.) — Auf dies Werk, auf welches von der Allg. Militär-Zeitung ſchon vor ſeiner Erſcheinung aufmerkſam gemacht wurde, kommen wir bei der Lebensbeſchreibung des Generals zurück. D. V.

Bismarck begleitete den König darauf nach München, Baden-Baden, Homburg. Er machte das große Manöver bei Merſeburg mit und —, nachdem er Lauenburg beſucht hatte, deſſen Special-Miniſter er geworden war, trat er ſeine Reiſe nach Biarritz an. — — Die Volksvertretung hatte den Staat gänzlich ohne Mittel für kommende Eventualitäten gelaſſen, die Koſten der Reorganiſation aber mußten gedeckt, die Summen geſchaffen werden, um nicht Preußen zum Knechte deſtructiver Majoritätspolitik zu machen; — man verkaufte deshalb die dem Staate gehörige Köln-Mindener Eiſenbahn und — konnte ruhiger in die Zukunft ſehen. — —

Einer Erſcheinung müſſen wir Erwähnung thun, welche die öffentliche Aufmerkſamkeit längſt in Anſpruch genommen hatte, der Arbeiterfrage. — Sie war in Deutſchland nicht neu. Vor 1848 war ſie ſchon ein integrirendes Moment der gewerblichen Kreiſe geworden, aber ſie lebte damals ſo zu ſagen nur als Abſtractum, nur in der Doctrin. In letzterem Jahre hatte ſie zum erſten Male eine drohend praktiſche Geſtalt in der „deutſchen Arbeiterverbrüderung" gewonnen gehabt. Die Staatsgewalt machte derſelben ein Ende, aber nur ein partielles. Die damaligen Organiſatoren und Faiſeurs waren entweder nun geſtorben, oder hatten in der Verbannung oder im amerikaniſchen Bürgerkriege ihr ſtummes Ende gefunden. Der in allen Staaten Europa's wuchernde Communismus indeß hatte in London unter einem der „letzten Mohikaner", Marx, ſeine Kryſtalliſation gefunden und lebte in den deutſchen Arbeitervereinen fort. — Wie Atheismus und Communismus eben ſo vaterlandslos ſind, als das Jeſuitenthum, ſo war die „Internationale" denn auch eine ihnen beiden entſprechende Inſtitution. — Den deutſchen Arbeiterverbindungen, — beſonders in Preußen und Sachſen, wo die vorerwähnte „Verbrüderung" vordem am kräftigſten Wurzel gefaßt hatte, — waren zwei Richtungen entkeimt, die der Schultze-Delitzſch'ſchen Genoſſenſchaften und die der Laſſalleaner. Ueber den reellen Werth Schultze's und ſeiner Richtung ein Wort zu verlieren, halten wir für überflüſſig. Wenn die deutſche Nation je einem unermüdlichen Arzte ihrer innerſten Gebrechen Dank ſchuldig war, Schultze-Delitzſch iſt ſie es gewiß. — Die andere Richtung war ganz entgegengeſetzt. Sie desavouirte den Staat, aber wollte ſich vom Staate helfen laſſen! — — Wir haben Laſſalle gekannt; wer in Berlin hätte ihn denn nicht gekannt? — Er war der ſchönſte Jude, den man wohl je geſehen hat und Dandy im alleräußerſten Sinne des Worts. Sein eminenter Geiſt, ſeine Geldmittel, ſeine halb romantiſche, halb ſpinoziſtiſche Denkweiſe, ſeine rückſichtsloſe Kühnheit, ſein fabelhafter Ehrgeiz machten ihn zum fahrenden Ritter der modernen Geſellſchaft und ließen ihn wie — Don Quixote enden. Dieſes Ende ſagte er ſich übrigens voraus! In einer Geſellſchaft luſtiger Freunde äußerte er mit der ihm eigenen Nonchalance: „Ich weiß, ich mache Narrheiten, ich habe aber immer Glück; der erſte Unſinn, bei dem ich Unglück habe, wird mein Tod ſein!“ — Er hatte in ſich ſowohl das Zeug zu einem Catilina wie zum Brutus, klaſſiſche Schärfe, orientaliſches Feuer und ſemitiſches Raffinement, aber das Alles nur — pour plaisir und ſein Plaiſir war: durch Abnormität zu glänzen! Nachdem er Berlins Denker mit dem „Heraklit“ in Rumor verſetzt, die Kunſtwelt durch „Ausſchlachtung“ der Schmidt'ſchen Literaturgeſchichte beluſtigt hatte, packte er die Arbeiterfrage beim Schopf, machte eine kecke Doctrin zu ihrem Axiom und griff den modernen Staat an, um — durchaus unſterblich zu werden! Es war ihm mit Allem Ernſt und zugleich mit Nichts! Hätte er noch gelebt und Bismarck wäre es eingefallen, Laſſalle nur auf ein Jahr zum — Arbeitsminiſter zu machen, Laſſalle hätte mit eigener Hand und mit genau ſo viel Geiſt wie Humor ſein eigen Werk zerſtört! Dabei war er nichts weniger als ein Intriguant, vielmehr ein herzensguter Menſch, der nur von keinem eigentlichen Lebenszwecke erfüllt war, weil er nie nöthig gehabt hatte, arbeiten zu müſſen und nicht wußte, was er mit all ſeinen verteufelten Talenten denn nur anfangen ſolle. Er lebte als zweibeinige Polyglotte und ſtarb an den Folgen — „zurückgetretener“ Liebe. — Seine Erſcheinung wirkte auf die Arbeiterkreiſe ſo blendend, daß ſeine Nachfolger ihm in derſelben Abenteuerlichkeit, nur etwas plumper, nachfolgten. Die Laſſalle'ſche Partei ſpaltete ſich aber dadurch und — unſelbſtſtändig durch des Meiſters Tod, — warfen die zerriſſenen Theile derſelben ſich dem Ordensgenerale „Pater Marx“ zu London in die Arme. Dies war der äußere Gang der Dinge; daß die Arbeiterfrage an ſich aber eine reelle, höchſt ernſte und zu erledigende iſt, darüber hat wohl heute Niemand einen Zweifel mehr; die modernen Propheten löſen ſie aber gewiß nicht. — —

Daß König Wilhelm, wenn er vom Herbſte 1865 auf den Herbſt 1862 zurückſah, den Weg, den der wackere Steuermann ſeines Staatsſchiffs durch die von Außen wie Innen anſtürmenden Wogen bis hierher gefunden hatte, nur höchſten Lobes würdigen konnte, bewies, daß Herr von Bismarck-Schönhauſen am 15. September in den Grafenſtand erhoben wurde. — General Edwin von Manteuffel hatte mit außerordentlichen Vollmachten, — ſagt man — verſehen, ſeine Stelle als Statthalter Schleswigs eingenommen und Jedermann — außer vielleicht Einem — glaubte, jeder Möglichkeit neuer Unliebſamkeiten mit dem verbündeten Oeſterreich ſei vorgebeugt. — Bevor indeß noch Graf Bismarck von Biarritz zurückkehrte und in die Dinge einzugreifen vermochte, war, was er geahnt hatte, bereits eingetroffen. Der Teufel in Kiel war wieder los und Edwin von Manteuffel von allen Illuſionen zurückgekommen! — — —

Ob das Wiener Cabinet geglaubt hatte, Preußen werde ſich in den Herzogthümern gerade darum Alles gefallen laſſen, weil ein ihm freundlich geſinnter General Statthalter in Schleswig war, und ob es deshalb der Auguſtenburgerei mehr denn ſonſt durch die Finger ſah, — wir wiſſen es nicht, — aber ſchon zu der Zeit, wo Manteuffel in Schleswig ſein Amt antrat, waren zwei Momente vorhanden, welche Oeſterreich verſtimmten, ſeine alte Eiferſucht neu weckten. In den Herzogthümern waren nämlich ſiebzehn Mitglieder des Adels und der Ritterſchaft zu einer Adreſſe zuſammengetreten, deren Kern der Satz war: „Anſprüche auf Theile (Schleswig-Holſteins) können kein Recht auf das untheilbare Ganze begründen!" und daß die Wohlfahrt des Landes nicht beſſer gewahrt werden könne: „als durch den Anſchluß an eine der deutſchen Großmächte und zwar an die preußiſche Monarchie, als die nächſtbelegene derſelben." Die durch eine Deputation in Berlin überreichte Adreſſe war gnädig angenommen worden. — Solches Vorgehen und daß Preußen die Erbfolgefrage der neuen Lande ſeinen Kronſyndici zur Beurtheilung übergeben hatte, alterirten die Burg. Herzog Friedrich, welcher den Purpur etwas verblaſſen ſah, den er bereits auf den Schultern gefühlt hatte, entſchloß ſich nun, zu demonſtriren, bevor er ſeines Rechtes noch verluſtig erklärt worden. Auf ſeiner bekannten Reiſe am 14. October ließ er ſich in Eckernförde ganz vergnügt zum Herzoge ausrufen! — Edwin Freiherr von Manteuffel war nun gerade am Wenigſten der Mann, Preußen ſolche Scherze unter ſeinen Augen anthun zu laſſen. Mehr als jeder Andere war er gerade ſich des beſonderen Vertrauens, mithin der beſonderen Verantwortung ſeinem Monarchen gegenüber bewußt und ohne Weiteres zeigte er zwei Tage ſpäter dem Auguſtenburger an, daß er ihn im Wiederholungsfalle derartiger Aggreſſionen verhaften laſſen werde. — Ein Wetterſchlag war's in Wien, eine namenloſe Enttäuſchung — und daß man in Berlin dieſen eigenmächtigen General nicht desavouirte, officiell ſein Benehmen noch ſanctionirte, brach der Gaſteiner Freundſchaft die Krone ab! Von Manteuffel's Warnung unbeirrt, — weil Oeſterreich und Hannover hinter ſich wiſſend, — machte im November die auguſtenburgiſche Partei eine noch ſtärkere Demonſtration! Sie berief auf den 23. Januar 1866 alle ſchleswig-holſteiniſchen Vereine zu einer General-Verſammlung: — es war der Anlauf zu offenem Aufſtande! So ging das ſcheidende Jahr düſter zu Ende und mit blutigen Abſpekten ſtieg das neue herauf! — — —

Das Zerwürfniß innerhalb der Fortſchrittspartei wegen des Staatshaushaltsetats war mittlerweile größer geworden. — Daß die Majorität nicht auseinanderbrach, im Gegentheile wieder erhöhtere Kraft gewinnen konnte, lag daran, daß die immer düſterer werdende äußere Lage Preußens das Volk aufregte und der Oppoſition damit einen neuen und ſchreckhaften Stützpunkt lieh. — Bismarck war in dieſer Zeit im höchſten Grade leidend. Geiſtig wie phyſiſch befand er ſich ja in einer Kriſis und es iſt zu bewundern, wie dieſes Mannes Wille dennoch unter ſolcher Doppellaſt ſiegen konnte. — Graf Bismarck eröffnete den Landtag am 15. Januar. Grabow, wieder zum Präſidenten gewählt, inaugurirte ſich abermals mit einer demonſtrativen Rede. — Wohl begriff man in Wien unſere Gereiztheit Angeſichts des nahenden Maſſen-Meetings in den Herzogthümern, aber ergriff nur eine halbe Maßregel. Gablenz verbot zwar dieſe Verſammlung, zog aber das Verbot wieder zurück und am 23. Januar fand dieſelbe wirklich ſtatt.*)

---

*) Daß ſie durch preußiſches Militär gehindert wurde, iſt eine in die Kaiſer-Biographie gekommene Verwechſelung des Verfaſſers!

Waren von ihr auch keine directen Beſchlüſſe gefaßt worden, die Reden, welche gegen Preußen geführt worden, waren doch ſo drohend, ſo gehäſſig und gemein, daß Bismarck wegen dieſer Ausſchreitung eine Note (26. Januar) nach Wien richtete; dieſelbe wurde am 7. Februar ablehnend beantwortet. — Am 3. Februar kam es im Abgeordnetenhauſe zur Discuſſion über Vereinigung Lauenburgs mit Preußen. In ſonderbarer Verblendung wollte die Fortſchrittspartei dieſe Thatſache von ihrer Erlaubniß abhängig machen! In ſeiner Entgegnung machte Bismarck das Haus aufmerkſam, daß durch Lauenburgs Erwerbung keine pecuniären Laſten entſtänden, dieſe Frage alſo gar nicht zur Competenz des Hauſes gehöre. Höchſt ironiſch definirte er dabei den Begriff des „Reiches" und wie es des Königs Sache ſei, über ſeine Schatullengelder zu verfügen. Als Abgeordneter Gneiſt erklärte: wir wären am Wendepunkte der deutſchen Sache, erwiederte der Miniſter-Präſident: „Wie weit wir damit ſind, weiß **ich** beſſer als der Herr Vorredner!" Als Tweſten endlich die Vermuthung ausſprach, daß Bismarck die äußere Politik nur als Mittel für die innere und für die Förderung des Kampfes der Regierung gegen die parlamentariſchen Anſprüche benutzte, ſagte der Graf: „Ich muß dieſen Vorwurf als einen völlig unverdienten und ungerechtfertigten zurückweiſen! Mir ſind die **auswärtigen** Dinge an **ſich Zweck** und ſtehen mir höher, als die übrigen. Und Sie, meine Herren, ſollten **auch ſo** denken, denn Sie könnten ja, was Sie im Innern etwa an Terrain verlieren, unter einem etwaigen liberalen Miniſterium, was vielleicht **auch** nicht ausbleiben wird, ſehr raſch **wiedergewinnen**! Es iſt dies alſo keine Einbuße auf ewig! In der **auswärtigen** Politik aber giebt es Momente, **die nie wieder kommen**!" — Ein ſolcher Moment war wahrlich für Bismarck erſchienen, und daß er ihn packte mit nervigem Griffe, feſthielt mit ſchwindenden Kräften ſelbſt, das war's, wodurch er — „Deutſchland in den Sattel ſetzte!" — Solche Warnungen gingen der Majorität indeß verloren; ſie faßte betreffs Lauenburgs einen Beſchluß, der den Artikel 48 der Verfaſſung verletzte. —

Preußen hatte die ſogenannten Februar-Forderungen in Wien geſtellt, die Garantien, welche es in maritimer und politiſcher Beziehung in den Herzogthümern bedurfte, ſollte das preußiſche Blut vor Düppel und Alſen nicht ganz umſonſt gefloſſen ſein. Dieſe Forderungen wurden am 7. Februar von Oeſterreich abgewieſen. Nichtsdeſtoweniger ließ es Bismarck an Verſuchen einer gütlichen Auseinanderſetzung nicht fehlen. Bis in den Mai hinein, ins Geräuſch der Waffenrüſtungen noch, wurden vertrauliche Verhandlungen geführt. Um jeder der zwei Großmächte gerecht zu werden und eine Vereinigung Deutſchlands ohne die bisherige Rivalität zu ermöglichen, hatte ein Vermittler vorgeſchlagen, daß Oeſterreich die Führung Süddeutſchlands, Preußen die von Norddeutſchland übernehmen, der Oberbefehl der geſammten Streitmacht getheilt werden ſolle, — welche Auskünfte aber auch vorgeſchlagen wurden, keine war Oeſterreich genehm. Es hatte ſich vom Gaſteiner Vertrage abgewendet und die Politik der Mittelſtaaten angenommen, deren weſentlichſter Träger Herr von Beuſt war. Der Streitfall war durchaus geſtellt! — — — Am 10. Februar hatte das Abgeordnetenhaus gegen das Obertribunal einen Beſchluß gefaßt, der den Artikel 86 der Verfaſſung verletzte und — damit der guten Dinge drei ſeien, verletzte es am 16. Februar, durch Beſchluß betreffs des Kölner Abgeordnetenfeſtes auch noch § 45 der Verfaſſung. Bismarck wies ſchriftlich dieſe drei verfaſſungswidrigen Reſolutionen ab und ſchloß am 23. Februar den Landtag. — — —

Unheimliche Gewitterſchwüle laſtete auf der deutſchen Welt! Electriſche Nervoſität durchzuckte Preußens Volk und regte alle Geſellſchaftskreiſe auf! — Die Allianz mit Italien war geſchloſſen, Oeſterreichs Plänen gegen uns im Süden ein Gegengewicht geſchaffen worden. Man hatte Alles zuvor in Preußen zu eigenem Schutze gethan, aber man konnte ſich noch nicht denken, daß Oeſterreich ernſtlich gewillt ſei, das Schwert zu ziehen. Da kam am Schluß des März die ſichere Kunde, es rüſte gegen Preußen, und Sachſen completire ſeine Regimenter. Man hatte das bisher nicht denken wollen und doch war die Thatſache gewiß. Selbſt noch an der Schwelle des Krieges konnte ſich König Wilhelm zu dem ſchrecklichen Gedanken nicht bequemen: Oeſterreich werde in Wahrheit den Stahl gegen unſere Bruſt zücken. Er ließ noch jetzt den Glauben ſich nicht nehmen, Oeſterreich drohe nur und werde im letzten Augenblicke einlenken, wenn es ſähe, das Preußen von Düppel und Alſen ſei das Preußen von Olmütz nicht mehr! Kein Finger wurde in Preußen gerührt. — Der Depeſchenwechſel dauerte fort, der Federnſtreit: wer zuerſt gerüſtet habe. Am 9. April beantragte Preußen beim Bunde die Berufung eines Parlaments zur Bundesreform; der Antrag blieb ohne Erfolg. Am 18. April hatten Oeſterreich und Preußen ſogar die beiderſeitige Abrüſtung im Principe ſchon angenommen, König Wilhelms gute Meinung ſchien ſich zu beſtätigen. — Täuſchung!! — Zehn Tage ſpäter erfuhr man, Oeſterreich rüſte heimlich in Venetien mit allen Kräften! — Eine Depeſche Bismarck's forderte gänzliche Abrüſtung, Oeſterreich lehnte ab! — Gegen Ende März hatte Bismarck ferner eine Circular-Depeſche betreffs der deutſchen Frage an die übrigen Bundesglieder gerichtet, um deren Parteiſtellung zu klären, zu wiſſen, auf welche Freunde Preußen zu rechnen habe. — — Uns am Wenigſten kann einfallen wollen, jetzt, wo Oeſterreichs alte und natürliche Freundſchaft auf neuer, lebenskräftigerer Baſis uns wieder ſicher iſt, wo die deutſchen Herzen Oeſterreichs für uns höher wieder ſchlagen, alte Wunden aufreißen zu wollen. Wir wünſchen nur zu charakteriſiren, was eben zur Schilderung der Lage des Mannes nöthig iſt, den wir durch ſeine ſchwerſte Lebenszeit im Geiſt begleiten ſollen. — Eins iſt bewieſen, — nicht die deutſchen Fürſten, welche in dieſem verhängnißvollen Jahre gegen einander in einen Streit entbrennen ſollten, der etwas Widernatürliches hatte, ſind es geweſen, denen man perſönliche Raufluſt vorzuwerfen hat. Graf Mensdorf war bis zum letzten Augenblick für den Frieden und kämpfte gegen die Wiener Militärpartei. — Die Unfähigkeit und der böſe Wille der nächſten Räthe kleinerer Dynaſten war's, welche gegen Preußen dieſelben in einen Krieg riß, den daſſelbe um jeden Preis außer dem des Selbſtmordes zu vermeiden wünſchte. Schon um den 16. März ohngefähr rüſtete Hannover gegen uns, es hatte Eroberungsgedanken! Als Preußen nach der Bedeutung dieſer auffallenden Maßregel fragte, erhielt es die naive Antwort: „daß man die Truppen der Ernte wegen zeitiger zu den Uebungen concentriren wolle.“ Jedes rückſichtsvolle Wort, was Preußen ſprach, galt dort für das Armuthsbekenntniß eines lahmen Gegners und hoch auf ſchoſſen die Hoffnungen des Welfenthums und der liirten Auguſtenburgerei! Nicht die ſchließliche Kataſtrophe zwiſchen Preußen und Oeſterreich, — **dieſer** Krieg aber war zu vermeiden! König Wilhelm verabſcheute ihn, der milde Sinn König Johanns von Sachſen hatte ſehr ſchlechte Freude an ſolchem Beginnen. Wer **war** der eigentliche Friedensbrecher?!! — —

In jenen Tagen eilte ein ſüddeutſcher Diplomat nach Pillnitz, um den Bruderkrieg zu beſchwören. Er wendete alle Mittel der Ueberredung an, denn das Geſchick Deutſchlands, ſeines engeren Vaterlandes beſonders, hing ja vom erſten Trompetenſchrei ab und er wollte, daß er nie erklünge. Derſelbe ſagte uns: „Von der Haltung Beuſt's hing damals **weſentlich** der Friede ab, ſelbſt von der Pfordten hätte ſich beſonnen, auch mit Kaiſer Franz Joſeph wäre noch freundſchaftlich zu reden geweſen. Bei Beuſt aber war der Krieg **abgemacht**. — „Preußen will den Krieg“, ſagte derſelbe brüsk, „es ſoll ihn haben!“ Auf den Einwand, daß das nicht der Fall ſei, entgegnete er: „Pah, wir haben Geld genug! Ich bin des Ausgangs ganz ſicher!“ — Der eigentliche Vorwurf dieſes Kriegs wird ſomit auf Denjenigen zurückzuführen ſein, Der, allen hiſtoriſchen, höchſt ernſten Erfahrungen ſeines eigenen Vaterlandes zum Trotz, dieſelbe Politik, welche ein Brühl gegen Friedrich II. in Scene ſetzte, wieder aus der Vergeſſenheit riß, nur um eine deutſche Rolle zu ſpielen. Eitelkeit muß man ſich abgewöhnen, wenn man ein großer Mann ſein will! — Gerade dieſe ſogenannte Mittelſtaaten-Partei, welche in Oeſterreich ihre Spitze erblickte, von Preußens Fall aber Alles zu gewinnen hoffte, war es zumeiſt, die in dem Glauben an die Ueberlegenheit der bewaffneten Bundesmacht im Frühjahr 1866 lebte, „indem man nur die Ziffern der Bundesarmee in Berechnung zog, aber ihre Verfaſſung nicht ſo kannte, wie wir ſie kannten.“*) — Solcher Eventualität gegenüber konnte Preußen doch nicht völlig die Hände in den Schooß legen. — König Wilhelm verfügte am 28. März die Kriegsbereitſchaft. Er glaubte aber noch in dieſem Augenblicke nicht an den Krieg! Sein Gewiſſen, ſeine Gottesfurcht, ſeine Humanität ſträubten ſich gleich ſehr, dem fürchterlichen Augenblicke zu begegnen, wo die Sprache der Kanonen die der Vernunft übertönen werde! — Während die Kriegsbereitſchaft in Angriff genommen wurde, gingen die Verhandlungen hin und her. Das preußiſche Volk war außer ſich in dem Gedanken, gegen deutſche Stammesgenoſſen das Schwert zu zücken. Bismarck legte man nicht nur den innern Conflict zur Laſt, auch den Fluch, der Veranſtalter dieſes ſchrecklichen Krieges zu ſein! Schwer erkrankt, — alle Welt gegen ſich, — vor die äußerſte Alternative geſtellt, die je einem Ehrenmanne erwachſen kann, — im moraliſchen Kampfe mit dem eigenen Könige und Herrn, der nicht faſſen konnte, was ſich doch mit jedem Tage gewiſſer zeigte, — begann — ſagt man — Bismarck an ſich ſelbſt zu verzweifeln, zu zweifeln, ob Gott mit ſeinen Wegen ſei. — Das war ſeine Hamletsſtunde! — Vielleicht hat kein Menſch unſerer Tage in Gemüth und Geiſt mehr gelitten, als Deutſchlands Kanzler in den Tagen vom 1. bis 7. Mai. Wie es in Wilhelms I. Seele damals ausſah, bewieſen am beſten ſeine Abſchiedsworte an den Prinzen Friedrich Carl.**) Welchen Widerſtand Graf Bismarck aber bei ſeinem Monarchen fand, geht aus folgendem Factum hervor.

Als der Krieg gewiß war, alle öffentlichen Stimmen ſich laut in Preußen gegen denſelben erhoben, war es beſonders ein Berliner Blatt, was Bismarck heftig zu Leibe ging. Er theilte deſſen Standpunkt gar nicht, aber er ſchätzte es und kannte deſſen Wichtigkeit. Die Meinung gerade des bürgerlichen Theils der Geſellſchaft konnte ihm in einem Augenblicke nicht gleichgültig ſein, wo auf dieſe wichtigſte aller Volksklaſſen die meiſten Opfer an Blut und Geld fielen. Er erſuchte den Redacteur um eine Unterredung. Sie fand in der Nacht ſtatt. — Die Debatte war heiß, Keiner konnte dem Andern nachgeben; die Anſichten waren unvereinbar. — „Ich ſehe, lieber Doctor“, ſprach ohngefähr der Graf, „wir kommen nicht mit einander zurecht. Sie werden mich ferner angreifen und ich werde ferner meinen Weg gehen. Eins aber gebe ich Ihnen zu bedenken! Wenn Sie wüßten, welch' furchtbare Kämpfe es gekoſtet hat, Se. Majeſtät zu der Ueberzeugung zu bringen, daß wir **ſchlagen müſſen**, würden Sie auch begreifen, daß ich dem eiſernen Geſetz der Nothwendigkeit gehorchen muß! Fragen Sie ſich, ob, Angeſichts derſelben, Sie gegen mich ferner ſein können. — Wenn wir uns in einem halben Jahre ſprechen, will ich Sie fragen, Wer von uns Recht hatte!“ — Nach einem halben Jahre ſprachen ſie ſich auch, der Doctor und der Miniſter! — Sie begegneten einander im September auf der Straße. Bismarck reichte dem Redacteur die Hand und ſein leuchtendes Auge richtete eine ſtumme Frage an denſelben. Der Doctor drückte des Grafen Rechte und nickte blos; nun hatten ſie ſich verſtanden.*) — — Ein Frömmler iſt Bismarck ſicher nicht, aber ein Mann von tiefer und ernſter Gottesfurcht. Dieſe Furcht rüttelte ihn in jenen Tagen, dieſer Gottesglaube ließ ihn um einen Lichtblick nur in ſeiner Finſterniß bitten, einen Blick, wie Der ihn nur zu geben vermag, der Alles weiß und aller Menſchen Herzen prüft. —

---

*) Bismarck's Reden, Bd. II. S. 213.

**) Siehe „Prinz Friedrich Carl“, S. 228 und 229. D. V.

Der Ewige ſchenkte ihm dieſe Wohlthat! — — Nachmittags am 7. Mai, etwas nach fünf Uhr, kehrte Bismarck vom Vortrage beim Könige zurück; — es war ſein erſter Ausgang nach der letzten Krankheit. Die mittlere Allee der Linden herabſchreitend, hörte er, — etwa in der Nähe der ruſſiſchen Geſandtſchaft, hinter ſich raſch zwei Schüſſe fallen! Es war das Attentat Carl Blind's auf ihn, des Sohnes eines der enragirteſten flüchtigen Demokraten

---

*) Ward dem Verfaſſer von dem betreffenden Chefredacteur ſelbſt erzählt.
D. V.

in London. Als Blind zum dritten Mal ſchießen wollte, packte ihn Bismarck an der Kehle, das Rohr krachte, — Bismarck hatte einen Prellſchuß an der rechten Schulter. Blind nahm den Revolver raſch in die Linke und feuerte noch zwei Schuß aus nächſter Nähe. Die eine Kugel ſchlug Bismarck auf der Rippe auf, ging aber nicht durch. — Im nächſten Augenblick war der Verbrecher von Offizieren und Mannſchaften des 1. Bataillons vom 2. Garderegiment, welche eben vorbeikamen, unſchädlich gemacht und dem Criminalgefängniß überliefert; — in ſeiner Zelle entleibte ſich derſelbe. — Todesmatt begab ſich Bismarck nach Hauſe, aber in ſeiner Seele war's unausſprechlich groß und licht geworden. Er hatte im erſten Augenblick geglaubt, das tödtliche Blei im Leibe zu haben, erſt die Unterſuchung mit der Hand überzeugte ihn, daß auch die letzte Kugel abgeglitten war. Die Vorſehung hatte zu ihm vernehmlich das Wort geſprochen: „Du **ſollſt** leben, alſo gehe Deinen Weg!" — Der herbeigerufene Arzt ſagte: „Hier iſt nur eine Erklärung möglich, Gott hat ſeine Hand dazwiſchen gehabt!" — Kaum hatte ſich des Grafen Familie vom Schrecken zur Freude erholt, da kam der König ſchon! Es war eine halbe Stunde nach dem Mordanfall und Wilhelm I., — von demſelben unterrichtet, — war von der Suppe aufgeſtanden, ſeinen geretteten Miniſter zu beglückwünſchen. Welch' ein Wiederſehen! — Dies Attentat hatte Beider Herzen erfriſcht, Beider Sinn geklärt. Blind hatte Preußen ſeines größten Helfers berauben wollen und hatte jene „**Wand**" eingeſchoſſen, die ſich dem Wege Bismarck's undurchdringlich entgegengeſtemmt hatte. Am nächſten Tage gab König Wilhelm Befehl, die geſammte preußiſche Armee mobil zu machen! — — Mit ſchwerem Herzen wohl, aber mit dem Bewußtſein nun, Gott werde mit Preußens gerechter Sache ſein, ging der König an die blutige Pflicht. Die Wiener Preſſe hatte es ſich überdem angelegen ſein laſſen, uns das Gewiſſen möglichſt zu erleichtern, den Stolz des preußiſchen Volkes aufs Tiefſte zu verwunden. — Von Stunde an begann die Stimmung ſich zu ändern, die innere Zwietracht ſchwieg. Das wackere Breslau war die erſte Stadt, welche den Eid der alten Zollerntreue erneute, Berlin, alle anderen Städte folgten feurig ſeinem Beiſpiele. — Frankreich, England und Rußland hatten inzwiſchen die Gegner zu Friedens-Conferenzen nach Paris aufgefordert, Preußen hatte denſelben beigeſtimmt. Oeſterreich aber machte ſolche Vorbehalte, daß die Conferenz vereitelt wurde. Es brach den Gaſteiner Vertrag, indem es die ſchleswig-holſteiniſche Angelegenheit dem Bunde überwies und durch ſeinen Statthalter von Gablenz die holſteiniſchen Stände zum 11. Juni nach Itzehoe einberufen ließ. Das war ſowohl ein flagranter Eingriff in Preußens Rechte, als die Aufhebung des Friedensvertrages mit Dänemark überhaupt! In Folge dieſes Vorgehens des öſterreichiſchen Cabinets, das jegliche Friedensausſicht unmöglich machte, erklärte General Edwin von Manteuffel, dem es zum Ruhme angerechnet werden muß, daß er von vorn herein energiſch **für** den Krieg plaidirt hatte, dem Freiherrn von Gablenz laut königlichem Befehl: „daß, da der Gaſteiner Vertrag zerriſſen ſei, er das Mitregiment in **beiden** Fürſtenthümern antrete und am 7. Juni mit ſeinen Truppen in Holſtein einrücken werde.“ Prinz Friedrich von Auguſtenburg und General von Gablenz mit ſeinen Truppen räumten hierauf Holſtein. — Am 10. Juni theilte Fürſt Bismarck mittels Circular-Depeſche das preußiſche Bundesreform-Project den übrigen deutſchen Staaten mit, den Tag darauf ſtellte Oeſterreich den Mobilmachungsantrag an den Bund, zwei Tage ſpäter ward in Frankfurt der Beſchluß gefaßt: gegen Preußen das Schwert zu ziehen; dieſes aber erklärte ſeinen Austritt und der alte Bund war glücklich **todt!** — General von Manteuffel beſetzte am 7. bereits Itzehoe und machte den Zuſammentritt der Stände ſomit unmöglich. In der Nacht vom 11. zum 12. räumte das Corps Gablenz auch Altona und überſchritt die Elbe. — Daß Friedrich von Auguſtenburg nicht blos an ſeinen eitlen Hochmuth unbedenklich das Loos Deutſchlands knüpfte, ſondern auch gegen Preußen berechnete Tücke übte, beweiſt, daß er den Plan gehabt hatte, ſobald die Stände unter Oeſterreichs Aegide einberufen ſeien, die ſchleswig-holſteiniſche Wehrkraft aufzubieten und ſie um Stade, am Kryſtalliſationspunkte des Corps Gablenz und der hannoverſchen Armee, zu verſammeln. Alle Drei hatten dann die edle Abſicht, in Preußen einzufallen und den Stoß direct auf **Berlin** zu richten! — Unſere Raſchheit kam ihnen zuvor. Manteuffel concentrirte ſein Corps am rechten Elbufer, betrat bereits am 15. hannoverſches Gebiet und nahm am 18. **Stade in Beſitz**, wo er bedeutende Kriegsvorräthe, die gegen uns gebraucht werden ſollten, antraf. — Die Berechnungen unſerer Gegner im Nordweſten waren ſomit vernichtet, das Corps Gablenz zog ſich vor Manteuffel über Harburg eiligſt nach Caſſel, um den Süden und Böhmen vor der Entſcheidung zu erreichen. — Sonderbar iſt's, daß Edwin von Manteuffel, — dem Generale alſo gerade, welcher am längſten an der öſterreichiſchen Allianz feſtgehalten hatte, das Loos beſchieden war, die erſten militäriſchen Schritte gegen Habsburg zu thun und ſo den Krieg zur Thatſache zu machen! Zu gleicher Zeit war General Vogel von Falkenſtein von Minden her mit ſeinem Corps gegen Hannover aufgebrochen und hatte ſich am 18. mit dem Corps Manteuffel vereint. An demſelben Tage, wo letzteres Hannovers Grenze überſchritt, war aber auch Bismarck's Sommation nach Dreſden abgegangen, von dort abgelehnt worden und zwei Tage ſpäter erfolgte Preußens Einmarſch in Sachſen. „Der Worte ſind genug gewechſelt", — es galt zu ſchlagen! — — —

Der Krieg in Deutſchland! — Wie die Stimmung im Süden gegen Preußen war, haben wir bereits berichtet. Dieſelbe hatte die eine Tugend, wenigſtens nur von nationalem Widerwillen erfüllt zu ſein, weil man ſich von uns eine ganz andere Vorſtellung gemacht hatte. — Die Stimmung in Oeſterreich aber trug nicht dieſen Charakter nur allein, ſondern ein nicht geringer Theil religiöſen Fanatismus war dem Preußenhaſſe beigemiſcht. Nicht blos, daß ein hirnverbrannter Advokat einen Preis auf Bismarck's Kopf geſetzt hatte, bekannt ſind die Hetzereien des Klerus gegen uns, welcher dem Kriege gern den Stempel eines Glaubenskampfes aufgedrückt hätte, an welchen doch keine Seele dachte. Gewiſſenloſe Prieſter, — ſo wurde damals allgemein erzählt, — hatten den öſterreichiſchen Soldaten glauben gemacht: „daß wenn ſie auch wirklich im Kampfe fielen, ſie gleich nach dem Tode in ihrer

Heimat wieder leibhaftig auferſtünden." Sie hatten ihnen Freikugeln, Schutzmedaillen und ſogenannte Lebensbriefe mitgegeben, welche, bei ſich getragen, ſie unverwundbar machen ſollten. Dieſe frommen Betrüger trieben ſelbſt Gaukelei mit des Todes heiligem Ernſte! — — —

Freitag, den 29. Juni, kam die erſte Nachricht von den Siegen zu Skalitz, Soor und Münchengrätz! — Ein Jubelrauſch erfaßte Berlin, die ſchwarz-weißen Fahnen wallten. „Ich bin ein Preuße" tönte es von abertauſend Zungen, und das Volk ſtrömte zur Wilhelmſtraße 76, vor des — einſt ſo verhaßten Bismarck Haus, ihm jauchzend zu danken! Er ſprach herab zum Volke, flammend, begeiſtert, wie's ihm ums übervolle Herz war. Wohl tobte am Himmel ein Wetter und Blitze zuckten, wie wenn die Natur ſich zum Symbol des in der Ferne toſenden Streites machen wolle, welcher Deutſchlands Atmoſphäre reinigen ſollte, aber in den Seelen Aller war Freude, glühte das Frühroth des anbrechenden neuen deutſchen Morgens auf. — Am nächſten Tage bereits ging Graf Bismarck mit dem Könige, Moltke und Roon nach dem Kriegsſchauplatze über Frankfurt, Görlitz, Zittau nach Reichenberg, wo man im Schloſſe des Grafen Clam-Gallas übernachtete. Am 2. Juli befand man ſich zu Gitſchin bei der Armee Prinz Friedrich Carls. — —

Die Schlacht von Königgrätz! — Die Entſcheidung! — Nicht nur der alte Kampf zwiſchen Habsburg und Hohenzollern war beendet, der 3. Juli hatte eine ſehr viel tiefere Bedeutung! — Als im Vatican die Siegesnachricht eintraf, rief Cardinal Antonelli entſetzt: **„Die Welt ſtürzt ein!!"** — — Sie ſtürzte ein — **ſeine** Welt!! — Im italieniſchen Kriege hatte, wie wir ſchon behaupteten, Napoleon III. derſelben ſchon ihre Hauptſtützen genommen, war der Heroſtrat des ſtolzen Tempels geworden, aus dem das weltgebietende Orakel eines Jahrtauſends erklungen war, zu Solferino und Magenta war der Grundſtein der germaniſchen Zukunft gelegt worden. Der 3. Juli 1866 richtete die erſten Säulen derſelben auf! Weil man die aber gerade in der ganzen Welt ſah, tönte der Weheſchrei aus dem romaniſchen Lager. — Er kam zu ſpät! — — —

Bismarck hätte nicht er ſelbſt ſein müſſen, wenn dieſer großartige Sieg ihn einen Augenblick ſeiner kaltblütigen Beſonnenheit, ſeiner argwöhniſchen Klugheit beraubt hätte. Gerade die Größe dieſes Sieges mußte ſein Blut um ſo kälter machen, je klarer er die Folgen deſſelben ſah, die Hinderniſſe, Schwierigkeiten und Gefahren, welche derſelbe nothwendig mit ſich bringen mußte. Niemand mehr als er erkannte, daß ſelbſt ſeinem und Moltke's Genie, ſelbſt der glänzenden Tapferkeit der Armee und der Einſicht ihrer Führer das, was nun Wahrheit geworden, nicht gelungen wäre, hätte nicht, — wie an dem Nachmittage des 7. Mai, — die Vorſehung ihre „Hand dazwiſchen gehabt“. Bismarck vor Allem mußte ſorgen, daß der Sieg uns des Schutzes dieſer unſichtbaren Hand nicht unwürdig für den ſchweren Augenblick mache, wo noch gewaltigere Prüfungen uns bevorſtänden! —

Daß der ſkandinaviſche Norden uns haßte, war ſelbſtverſtändlich, — daß Oeſterreich uns fortan tödtlich haſſen müſſe, natürlich, — in Paris aber war man Gift und Galle! „Rache für Sadowa“ mußte fortan die Loſung ſein! Wenn niemals Frankreich unſer Gegner war, jetzt ganz gewiß, und es hatte Ausſicht auf bedeutende Allianzen. England liebte uns auch nicht mehr wegen des eroberten Hannovers, ob Italien aber immer zu uns halten werde, — obſchon unſer Sieg ihm Venetien eintrug, — war unſicher. Es kam auch ſehr auf Zeit und Gelegenheit an, ob Rußland — ſelbſt beim beſten Willen — uns dann werde helfen können. Ein neuer Krieg konnte ein Weltkrieg werden. Man mußte um jeden Preis ihm alſo aus dem Wege gehen, ſo lange noch zwiſchen ihm und der Schande eine Wahl war! —

Dieſe Wahl ſollte bald an Bismarck herantreten. — — Nikolsburg!! — Es iſt ein altes fürſtlich Dietrichſtein'ſches Stammgut, jetzt im Beſitze des Grafen Mensdorff-Pouilly, des öſterreichiſchen Miniſters des Auswärtigen und Premiers des Kaiſers. Hier nahm König Wilhelm am 17. Juli ſein Hauptquartier. — Als Graf Bismarck dies Schloß betrat, äußerte er halb ernſt, halb ſcherzhaft: „Mein altes Herrenhaus in Schönhauſen iſt wirklich zu unbedeutend gegen dieſes Prachtgebäude. Darum iſt es mir doch lieber, daß wir hier bei Graf Mensdorff ſind, als wenn er bei **mir** wäre.“ Am 21. Juli wurde die erſte Waffenruhe, am nächſten Tage die Demarcationslinie vereinbart. Am 26. ſchloß **Bismarck** mit Karolyi die Friedenspräliminarien ab. — **Bereits** drängte ſich Benedetti heran, ſchob die franzöſiſche Vermittelung dazwiſchen und man konnte ſie nicht von der Hand weiſen. Um Venetien nämlich nicht uns, noch weniger aber dem verhaßten Victor Emanuel abtreten zu müſſen, hatte Kaiſer Franz Joſeph das letzte Stück ſeines alten Beſitzes jenſeits der Alpen (außer Trieſt) unmittelbar nach Königgrätz an Napoleon III. cedirt, der Venetien dann Italien abtrat. Dadurch ward Frankreich Friedensvermittler, ohne daß es unſererſeits zu hindern war. Außer für dieſe ſeine willkommene Einmiſchung wollte Napoleon aber auch für die Großmuth entſchädigt ſein, mit der er nicht über Baden und die Pfalz während des Krieges ins deutſche Land gebrochen war. In Preußen hatte man letzteres gefürchtet, in Süddeutſchland erwartet. Mit dem Hereinbrechen war es ſo ſchlimm nun aber nicht. Hatte uns dieſer Krieg nämlich die Schwäche Oeſterreichs und des Bundes gezeigt, Nikolsburg zeigte uns nun — die Schwäche Frankreichs! Napoleon konnte nicht losſchlagen, denn ſeine Armee war noch in Mexico! Hätte er aber auch den Krieg ernſtlich beginnen können, er hätte ſich jetzt nicht ſchlagen wollen dürfen. Es war doch immer ſehr fraglich, ob er nicht durch einen Einfall die Streitenden verſöhnt, wider ſeinen Willen Deutſchland dadurch geeint und zu ſeinem Gegner gemacht hätte! — An einen ſolchen Sieg Preußens hatte er aber gar nicht geglaubt, vielmehr daß beide Gegner ſich ſchwächen würden, Deutſchland zerſplittern werde und nach dem Frieden, wenn erſt die ſchweren Kriegsfolgen und die Gefühle gegenſeitiger Feindſchaft in Deutſchland ſich ganz fühlbar gemacht hätten, glaubte er, daß deſſen zerriſſene Fetzen ihm weit weniger Mühe machen würden. Preußens Sieg überraſchte ihn völlig. Ueberdem war für ſeine Perſon, wir behaupten es nochmals, Napoleon friedlich geſinnt. So lange er der jeſuitiſchen Clique um ſich irgend noch paſſiven Widerſtand entgegenſetzen, die Demokratie niederhalten konnte, griff er lieber zur Intrigue als zum Schwert. Daß er Letzteres immer noch zeitig genug thun, dann aber es ſiegreich ſchwingen könne, war bei ihm debattelos. — Napoleons Intriguen! — Sie baſirten darauf, daß durch den deutſchen Krieg und den Sturz des alten Bundes die alten Verträge von 1815 vernichtet ſeien. Oeſterreich wie die Bundesſtaaten hielten an ihnen ſicher nicht mehr feſt, alſo Preußen kam nur in Frage. Ehe Frankreich dem Sieger die Früchte des Sieges alſo geſtattete, ehe es ihm eine neue Geſtaltung Deutſchlands erlaubte, wollte es ſeine Sportel haben. Daß man auf ein preußiſch Gewiſſen, auf deutſche Ehre hierbei ſtoßen könne, fiel dem Decembrirer nicht ein, von beiden Qualitäten beſaß er ſelber ja zu wenig. Bereits im Juli hatte Benedetti zu Nikolsburg ſeine geheimen Forderungen in Bismarck's Buſen ausgeſchüttet. Am 5. Auguſt zu Berlin ſchrieb er ihm folgenden Brief: — „Mein lieber Präſident! — In Beantwortung der Mittheilungen, die ich in Folge unſerer Unterhaltung vom 26. v. M. von Nikolsburg nach Paris gerichtet habe, empfange ich aus Vichy den Entwurf zu einer geheimen Convention, von dem Sie anliegend Abſchrift finden. Ich beeile mich, denſelben zu Ihrer Kenntniß zu bringen, damit Sie ihn mit Muße prüfen können. Ich ſtehe übrigens zur Beſprechung deſſelben zu Ihrer Verfügung, wenn Sie den Moment dazu für gekommen erachten. Ganz der Ihrige. Benedetti. Sonntag, 5. Auguſt 1866."

Beſagter anliegender Entwurf zu der geheimen Convention lautete nun wörtlich:

„Artikel 1. Das franzöſiſche Kaiſerreich tritt wieder in den Beſitz der Gebietstheile, die, heute zu Preußen gehörend, 1814 in die Begrenzung Frankreichs eingeſchloſſen waren. —

„Artikel 2. Preußen verpflichtet ſich, von dem Könige von Bayern und dem Großherzoge von Heſſen, vorbehaltlich einer dieſen Fürſten zu gewährenden Entſchädigung, die Abtretung der Gebietstheile zu erlangen, welche ſie auf dem linken Rheinufer beſitzen und deren Beſitz an Frankreich zu übertragen. — (Alſo auch alles übrige linkerheiniſche Deutſchland, namentlich Mainz.)

„Artikel 3. Es ſind aufgehoben die Beſtimmungen, welche die unter der Souverainetät des Königs von Holland ſtehenden Gebiete an den deutſchen Bund knüpfen, ebenſo die, welche ſich auf das Beſatzungsrecht in der Feſtung Luxemburg beziehen!“ — — —

Dies Document ſpricht zu deutlich durch ſich ſelbſt, als daß es der Erörterung bedürfte. Es handelt ſich nur darum, in demſelben die napoleoniſche Intrigue zu ſchildern und die dramatiſche Situation, welche ſie für Bismarck hervorrief. Dies Document war eine an Preußen zwiefach verübte Niederträchtigkeit, die Zumuthung deſſelben eine zwiefache Schande. Linksrheiniſche Feſtungen an Frankreich abtreten, bedeutete: daß Preußen den Sieg über Oeſterreich und den Bund durch Beraubung Deutſchlands bezahlen ſolle! Der Löſung der deutſchen Frage wegen war ja eben der Krieg geführt worden, und man verlangte, an der deutſchen Sache ſolle der Sieger zum Verräther, durch dieſen Verrath unfähig vor Gott und Welt werden, ſtatt des geſchlagenen Oeſterreichs an die Spitze der deutſchen Nation zu treten! Dafür hätte ſich's wahrhaftig verlohnt, das Blut preußiſcher Landeskinder, das Blut deutſcher Brüder zu vergießen! Wäre Preußen ſtatt Deſſen ſelbſt zum zweiten Male nach Olmütz lieber gegangen, hätte vor Habsburg ſich abermals und tiefer noch gebeugt, es hätte ſich dennoch ſo ſchmählich nicht entehrt, hätte immerhin noch einen verbeſſerlicheren Fehler begangen, als Das zu thun, was ihm mit der naivſten Frivolität menſchlicher Schlechtigkeit unverblümt aus Vichy zugemuthet wurde. — Aus dem Gegebenen erhellt, daß Benedetti ſchon vor dem Friedensſchluſſe mit Oeſterreich an Bismarck Forderungen ſtellte, wie ſie in obigem Schriftſtücke formulirt ſind. Vielleicht iſt dies ſchon von dem Momente ab geſchehen, wo der König ins Hauptquartier nach Zwittau abging, alſo die Chancen des Krieges ſchon gegen Oeſterreich ſich gewendet hatten. Die Vorſchläge des Franzoſen werden anfänglich wohl etwas dunkler ausgedrückt, verſchleierter geweſen ſein, ſich erſt in voller Nacktheit und drohender Dringlichkeit entpuppt haben, als Frankreich erkannte, daß ſeine Art von Friedensvermittelung nur auf den Werth einer bloßen Formalität herabgeſunken ſei, die wirklichen Friedensabmachungen aber über das Maaß Deſſen hinausgingen, was es Preußen gönnte und in ſeinem Intereſſe für rathſam hielt. Frankreichs Friedensprojecte beſtanden in: Integrität Oeſterreichs mit Ausnahme Venetiens, Auflöſung des alten deutſchen Bundes und Umgeſtaltung Deutſchlands unter Oeſterreichs Ausſchluß. Union der Staaten nördlich des Main unter preußiſcher Oberleitung, einem ſüddeutſchen Bund mit **internationaler** Unabhängigkeit, Vereinigung der Elbherzogthümer mit Preußen, Bezahlung der Kriegskoſten durch die geſchlagenen Mächte. — — Der Vertrag von Nikolsburg aber wich in weſentlichen Punkten von dieſem napoleoniſchen Project ab. Preußen garantirte Sachſens Territorialbeſtand und Oeſterreich willigte in die Annexion der in **Norddeutſchland** mit Preußen im Kampfe geſtandenen **Staaten**! — Ueber ſolchen Länderzuwachs Preußens konnte ſich Napoleon am ſchwerſten zufrieden geben. Drouyn de l'Huys drängte mit Macht auf eine Compenſation Frankreichs, oder den Krieg. Den 5. Auguſt alſo ſtellte Benedetti in Berlin obige Forderungen, und einen Tag ſpäter erfolgte die Scene, welche Preußen entweder aus dem einen noch nicht beendeten großen Kriege in einen zweiten größeren ſtürzen oder, ſo ſchien's, den preußiſchen Namen für ewig beſchimpfen mußte. Es iſt ebenſoſehr anzunehmen, daß bis dahin Bismarck Herrn Benedetti durch Ausflüchte hingehalten, als dem Könige, Roon und Moltke Winke über das nahende Wetter gegeben habe. Am 6. Auguſt ſtellte Benedetti das Ultimatum: „Mainz oder den Krieg!" — „Nun denn — den Krieg!!" rief Bismarck. — Benedetti reiſte ſofort nach Paris ab, Moltke aber hatte, verſichert man — bereits ſeine Kriegsdispoſitionen ſo getroffen, daß Preußen vom Flecke weg — trotz halbem und noch nicht feſtem Frieden Deutſchlands — in Frankreich einmarſchiren konnte! — Während 14 Tagen, von Mitte Auguſt etwa bis Anfang September, ſtanden wir dicht vor einem franzöſiſchen Kriege. Jetzt aber documentirte ſich Napoleons Schwäche, des Mannes, der durch Neujahrs-Improviſationen bisher den Weltfrieden beſtimmt hatte. Er erklärte Drouyn, daß man nicht weiter an die Sache denken dürfe. „Ich habe weder Menſchen, noch

Pferde, noch Kanonen!“ ſoll er ausgerufen haben. — Sofort ließ er jede kriegeriſche Abſicht gegen Preußen ableugnen und zog langſam die Krallen ein, nachdem *ohne* ihn ſchon zu Prag der definitive Friede, ſo wie *Preußen* ihn wollte, zu Stande gekommen war. Hätte die Volksvertretung gewußt, wie ſchwierig die Lage war, mit welcher Schlauheit vorher und Kühnheit zu rechter Zeit Bismarck Benedetti gegenüberzuſtehen hatte, wie ſehr gerade in jenen Tagen in ihm das Blut der „Löwenkatze“ gährte, man würde ihm ſpäter nicht vorgeworfen haben, daß der Sieg von 1866 „politiſch nicht weiter *ausgenutzt* ſei“. — Nicht blos alte Zuneigung und Stammesſympathie, ebenſo auch Klugheit war's, namentlich das *Bedürfniß, die Freundſchaft mit Oeſterreich für die Zukunft* möglich zu halten, daß Preußen in Erreichung von Vortheilen nicht weiter ging. Oeſterreich wie Sachſen erlitten nicht die leiſeſte Gebietsſchädigung. — Man weiß, daß der Friede mit Dieſem dem mit dem übrigen Bunde vorherging, die andern deutſchen Staaten ſich ſeparat mit Preußen auseinanderzuſetzen hatten. Als Bismarck in Bayern auf Erwerbungen im rechtsmainiſchen Franken unter der Bedingung verzichtete, daß das bekannte Schutz- und Trutzbündniß mit Bayern *angenommen* werde, ſagte Freiherr v. d. Pfordten zu Bismarck tiefbewegt: „Hieran erkenne ich, wie ſehr Ihre deutſche Geſinnung verleumdet wurde und *wie ein deutſches Herz in Ihrem Buſen ſchlägt, ſo gut wie in dem meinigen!*“ — Drei norddeutſche Dynaſtien mußten fallen, — Hannover, Heſſen-Caſſel und Naſſau kamen an Preußen. Aber ſchon in Nikolsburg war es bei Bismarck wie König Wilhelm *völlig* beſchloſſene Sache, die depoſſedirten Fürſten angemeſſen zu dotiren. Man beraubte ſie ihrer politiſchen Macht, damit ſie keine Möglichkeit hätten, mehr zu *ſchaden*, aber man wollte auch, daß ſie nicht einbüßten, was ſie zu wahrhaft fürſtlicher Exiſtenz bedurften. Daß man gegen Frankfurt härter einſchritt, als vielleicht hinreichend war, daß man es geradezu züchtigte, hatte, wie ſchon geſagt iſt, in dem dortigen Treiben gegen Preußen ſeinen Grund. Wir wollen auf die Namen der Liberalen verzichten, deren Flucht nach Stuttgart und trauriges Benehmen daſelbſt, dann ihre Verduftung nach der Schweiz wir ſelber mit eigenen Augen ſahen, nachdem ſie das Erdenklichſte an Haß und Beſchimpfung gegen Preußen geleiſtet, die alte Bundeshauptſtadt zum jahrelangen Herde deſtruirender Agitationen gemacht hatten. Frankfurts örtliche Lage ſowohl, ſein republikaniſcher Habitus, mit dem Stolze alter Reichsfreiheit gepaart, machte es zu einem Dorn im Fleiſche der neu erſtehenden Verhältniſſe, den man nicht ſitzen laſſen konnte. Das Mißtrauen, wie ſich nachmals auswies, war größer als gerechtfertigt; daß es aber vorhanden war und man ihm eiſernen Ausdruck lieh, lag eben in der Nothwendigkeit des Augenblicks. Wie ſchon geſagt, hat Frankfurt und die Loyalität ſeiner Preſſe, als vier Jahre ſpäter der jetzt ſchon befürchtete Krieg mit Napoleon wirklich kam, durch ehrenhafteſte Treue jede Befürchtung haltlos gemacht, und gerade die echt deutſche Würde der Entſagung, in welche Frankfurt ſich gefunden, erhob es in den Augen der geſammten deutſchen Welt weit mehr, als die fragliche Ehre erloſchener mittelalterlicher Herrlichkeit ihm jemals wieder hätte verleihen können. — —

König Wilhelm I. war Sieger, aber ſein Herz konnte nicht die reine, ſtolze Freude hegen, welche ſonſt den Triumphator erfüllt. Er hatte nach den verſchiedenſten Seiten hin unerbittlich ſein müſſen, wollte er nicht alles Errungene und das Blut der eigenen Landeskinder in Frage ſtellen. Zwei Dinge aber verwundeten ſein Vaterherz und ſeinen Fürſtenſtolz. Die Contribution, welche über Baden verhängt werden mußte, — denn ſie betraf das Land des eigenen Schwiegerſohns! Der Großherzog hatte gegen ihn kämpfen müſſen, obwohl mit unendlicher Seelenqual; das Factum der Gegnerſchaft genügte indeß völkerrechtlich, daß man ihn nicht ſchonen durfte, wo man Andere bluten ließ! Das eben iſt ja der Fluch jedes Krieges, das Elend der Politik, für ſie darf es keine Verwandtſchaft geben! — Was König Wilhelm nicht weniger ſchwer einging, war, daß er, der ſich der Treue ſeines Verfaſſungsſchwurs ſo tief bewußt war, dem Volke, das ihn ſo verkannt hatte, nachgeben, ja ihm nachgeben ſolle gerade in dem Augenblicke, wo die Heereswiedergeburt, ſein eigenes Lebenswerk, ſo glänzend ihre Nothwendigkeit für Preußens

Daſein erhärtet hatte! Niemand kann über die eigene Natur, eine Fürſtennatur aber iſt eine andere, als die der übrigen Menſchen. Als Greis im Siegerkranze bitten ſollen, wo man im Befehlen ſtets ſeines Lebens Aufgabe gefunden hat, — nachgeben müſſen, wo das thatſächliche Recht auf des Königs Seite ſich ſtrahlender nie erwieſen, als jetzt, das war für einen gewöhnlichen Charakter zu viel und wenige Fürſten dieſer Welt hätten ſich ſelber das abzuringen gewußt. Aber eben die Ungewöhnlichkeit König Wilhelms als Menſch wie Fürſt war's, auf welche Bismarck rechnete! Gerade weil König Wilhelm als Sieger zugleich vor ſeinem Volke im Rechte war, konnte er einen Schritt aus ſeiner Kraftfülle heraus thun, der zu anderer Zeit unmöglich geweſen, der als ähnliches Schwächezeichen erſchienen wäre, wie nachmals Napoleon dokumentirte, da er ſich Herrn Ollivier in die Arme warf. Daß König Wilhelm I. mit ſeinem eigenen Stolze ſchwer zu ringen hatte, bevor er zur Indemnität ſchritt, iſt gerade der erhabenſte Beweis hochherzigſter Vaterliebe für ſein Volk. Daß Graf Bismarck in dieſem Selbſtkampf aber ihm zur Seite ſtand, er ihm die Brücke wurde zu dieſem höchſten aller Fürſtenſiege, das iſt vielleicht des Reichskanzlers ſittlich unſterblichſtes Verdienſt. Es erhebt ihn zum Größten aller Patrioten, zum Weiſeſten aller Staatsmänner! Das Gefühl jener Tage in Bismarck war daſſelbe heilige und tiefe, was deutſchem Sängermunde einſt entquoll:

„Freiheit, die ich meine,
Die mein Herz erfüllt,
Komm mit Deinem Scheine,
Hehres Engelsbild!“ —

Wenn Bismarck ſtirbt, wird dies Engelsbild drum lächelnd ihn umſchweben, dieſe rechte deutſche Freiheit, die er gemeint. Sie wird ihm die unſterbliche Bürgerkrone unter uns ſichern, welche die Nachwelt einem Waſhington und Oranien zuerkannt hat!! — —

Wir überlaſſen Jedem, der jene Tage in Berlin durchlebte, ſich das gewaltige Gefühl zurückzurufen, das uns Alle durchzitterte, da am 5. Auguſt von des Königs Lippen vor dem Landtage das Wort „Indemnität“ erklang, an demſelben 5. Auguſt, wo Benedetti uns zumuthete, zwiſchen Mainz oder dem Kriege zu wählen!! — Wie wollen wir dies Gefühl beſchreiben? — Es war Jubel und Scham, unendliche Liebe und Ehrfurcht! —

In den Tagen von Nikolsburg, Prag und zu Berlin im September iſt's gerade, wie wenn Gottes Geiſt zu Bismarck geredet habe, wie wenn der Kanzler von der Höhe der neuen Verhältniſſe herab die Welt überſchaut, ſein eigenes Wollen, Müſſen und Können mit faſt übermenſchlicher Klarheit erkannt habe. Nicht allein, daß er den Sieg ausnutzte, ſo glänzend es nur ging und dennoch den Krieg mit Frankreich vermied, — nicht genug, daß er den innern Conflict löſte und das suum cuique auch als das Daſeinsgeſetz jedes reellen **Verfaſſungslebens** hinſtellte, — bereits in Nikolsburg ſchwebte ihm die Decentraliſirung nicht blos Preußens, ſondern Norddeutſchlands vor, das Recht des Selfgovernments der Provinzen, in dem das Geheimniß jeglicher geſunden Freiheit, die Garantie ſocialen Rechts und nationalen Friedens ruht. Dieſe Decentraliſirung war das Ideal, was er in Nikolsburg erträumte und deſſen Verwirklichung er ſich dadurch erreicht dachte, „daß die Provinzial-Eintheilung mehr in den Einklang mit den alten Stammesverhältniſſen gebracht würde.“*) Partikulare Intereſſen hinderten es und vielleicht war das gut, — aber der Gedanke der Decentraliſirung ſelbſt war ein Saame, deſſen Aufgehen Bismarck nur noch als eine Frage der Zeit galt. Die Adreſſe des Abgeordnetenhauſes erwiederte der König am 25. Auguſt mit einer Anſprache an die Deputation, welche, den Reorganiſationsconflict berührend, alſo endete: „So habe ich handeln müſſen und werde immer ſo handeln, wenn ſich ähnliche Zuſtände wiederholen ſollten! Aber, meine Herren, es wird nicht wieder vorkommen!“ — — Keine parlamentariſche Seſſion als dieſe giebt übrigens ein durchſichtigeres Bild der nach zwei Seiten ſchwierigen Lage, in welche die neuen Verhältniſſe die preußiſche Politik gebracht hatten. Jetzt, wo Volk und Regierung eins waren, die Vertretung und Bismarck ſich verſtanden, ſind ſeine Auslaſſungen im Parlament auch um ſo bedeutſamer. Wir ſehen ihn gewiſſermaßen aus den Iſisſchleiern ſeiner Staatskunſt immer mehr heraustreten und um ſo williger „nach links“ rücken, als das Abgeordnetenhaus „nach rechts“ rückte! —

---

*) Bismarck's Reden, Bd. II. S. 195—197.

Am 1. September trat man in die Debatte betreffs der Indemnität ein. „Wir wünſchen den Frieden“, ſagte der Miniſter-Präſident, „weil unſerer Meinung nach das Vaterland ſeiner im gegenwärtigen Augenblicke in höherem Grade bedarf, als früher.“ — „Wir glauben ihn zu finden, weil Sie erkannt haben werden, daß die königliche Regierung den Aufgaben, welche auch Sie in Ihrer Mehrzahl erſtreben, nicht ſo fern ſteht, wie Sie vielleicht vor Jahren gedacht haben.“ — „Der Commiſſionsvortrag giebt uns die Bürgſchaft, daß Sie in dieſe Hand einſchlagen werden. Wir werden dann die Aufgaben, die uns zu löſen bleiben, mit Ihnen in Gemeinſchaft löſen, ich ſchließe von dieſen Aufgaben Verbeſſerungen der innern Erfüllung der in der Verfaſſung gegebenen Zuſagen keineswegs aus; aber nur gemeinſam werden wir ſie löſen können, indem wir von beiden Seiten demſelben Vaterlande mit demſelben guten Willen dienen, ohne an der Aufrichtigkeit des Andern zu zweifeln. In dieſem Augenblicke aber ſind die Aufgaben der auswärtigen Politik noch ungelöſt, die glänzenden Erfolge der Armee haben nur unſern auf dem Spiele ſtehenden Einſatz gewiſſermaßen erhöht; wir haben mehr zu verlieren, als vorher, aber gewonnen iſt das Spiel noch nicht! Je feſter wir im Innern zuſammenhalten, deſto ſicherer ſind wir, es zu gewinnen. — Wenn Sie die Wiener Zeitungen durchgehen und zwar diejenigen, von denen angenommen wird, daß ſie die Meinung der kaiſerlichen Regierung vertreten, ſo werden Sie dieſelben Aeußerungen des Haſſes und der Aufregung gegen Preußen finden, die vor dem Kriege dort zu leſen waren.“ — „Sehen Sie auf das Verhalten der Völker in Süddeutſchland — da iſt der Grad von Verſöhnlichkeit und von Erkenntniß einer gemeinſamen Aufgabe des geſammten Deutſchlands gewiß nicht vorhanden." „Sehen Sie ſich die Haltung der einzelnen Regierungen gegenüber den neu zu bildenden Einrichtungen an; ſie iſt bei einzelnen befriedigend, bei anderen widerſtrebend, gewiß aber iſt: daß in Europa Sie **kaum eine** Macht finden werden, welche die Conſtituirung dieſes neuen deutſchen Geſammtlebens in wohlwollender Weiſe förderte und welche nicht das Bedürfniß hätte, in **ihrer** Weiſe ſich an dieſer Conſtituirung zu betheiligen; ſei es auch nur, um einem der mächtigeren Bundesgenoſſen, wie Sachſen, die Möglichkeit nicht zu verkümmern, dieſelbe Rolle noch einmal ſpielen zu können wie im letzten Kriege!" — „Wenn man oft geſagt hat: Was das Schwert gewonnen hat, hat die Feder verdorben, ſo habe ich das volle Vertrauen, daß wir nicht hören werden: Was Schwert und Feder gewonnen, iſt von dieſer Tribüne vernichtet worden!" — Deutlicher konnte ſich Bismarck wohl nicht an die „Feinde ringsum" adreſſiren, klarer wohl nicht dem Lande die Schwierigkeiten zeigen, denen das neue norddeutſche Bundesreich entgegenging. — Man muß ſagen, daß unſere Volksvertretung jetzt um ſo eifriger die Stütze Bismarck's wurde, als ſie erkannte, daß nur die Solidarität patriotiſcher Willenskraft Preußens zahlreiche Hinderniſſe beſeitigen könne. Wir ſehen von jetzt ab, wie gerade die eifrige Mitwirkung der Volksvertretung, die Energie des parlamentariſchen Gemeinſinns es geweſen iſt, welche Bismarck über dieſe ſeine neue ſchwierige Lebensepoche, welche zugleich die Geburtsepoche der neuen deutſchen Zeit zu werden beſtimmt war, hinweghalf und die Tribüne die gewaltige Trias mit Schwert und Feder bilden half, welche allen Widerwärtigkeiten durch Ruhe, Arbeit und Willenszähigkeit Trotz bot. — Eins, was beſonders in der Zeit bis 1870 an allen parlamentariſchen Aſſembleen Berlins auffällt, was von Bismarck ſtets betont, von der Vertretung ſtets verſtanden und beachtet wurde, war raſche Erledigung aller Vorlagen! Ein wie durch Sympathie erzeugtes

Gefühl ſagte Allen, daß man nicht einen Augenblick zögern dürfe, zu vollenden, was als Thatſache dann das unantaſtbare Gut der Zukunft ſei, — daß man nichts übrig laſſen dürfe, was als todte Blüthe dem Sturmwinde zum Spiel werden könne, den vorahnend Jeder in den Lüften ſpürte. So wurde die Vereinigung Schleswig-Holſteins mit Preußen raſch erledigt, das norddeutſche Wahlgeſetz auf Grund des Reichswahlgeſetzes vom 12. April 1849 angenommen. Man ſah mit eben ſo wachſendem wie freudigem Erſtaunen, daß Bismarck kein politiſcher Philiſter ſei, daß er ſelbſt das Gute von der demokratiſchen Doctrin anzunehmen wiſſe, wo es ſeinen Ueberzeugungen nach dem Beſten des neuen Organismus dienen konnte, den man zu ſchaffen hatte. In den Septemberſitzungen war es auch, wo Bismarck ſich eben ſo deutlich wie verurtheilend über den Gegenſatz der neu-öſterreichiſchen Politik und jener der heiligen Allianz ausſprach, die Gefährlichkeit Hannovers und des Auguſtenburgers vor dem Kriege beleuchtete. Am 25. September, als über den außerordentlichen Bedarf der Militär- und Marine-Verwaltung berathen wurde, gab der Graf, obwohl leidend, doch bedeutſame Winke für die Zukunft. Nachdem er das Haus erſucht hatte, weniger den „rechnungsmäßigen“ als „politiſchen“ Standtpunkt aufzufaſſen, fuhr er fort: „Mit dieſer Vorlage richtet die königliche Regierung die Frage an Sie, ob Sie Vertrauen zu der bisherigen Führung der auswärtigen Politik haben, Zeugniß ablegen wollen für den feſten Entſchluß des preußiſchen Volkes, die Errungenſchaften des letzten Krieges feſtzuhalten und zu vertheidigen, wenn es nothwendig ſein wird. Ich hoffe, daß die letzte Nothwendigkeit nicht eintreten wird, hoffe, daß wir in den nächſten Jahren dasjenige, was wir uns in dieſem Herbſte vorgeſetzt haben, zum Heile Deutſchlands friedlich werden entwickeln können; die Gewißheit davon haben wir nicht! Amtliche Kundgebungen überzeugen uns leider, daß in die kaiſerliche Hofburg zu Wien mit dem Frieden der Geiſt der Verſöhnlichkeit nicht ſo, wie wir es gewünſcht hatten, eingezogen iſt. Die Lage der Dinge im Orient iſt Ihnen bekannt. Wir hoffen, daß ſie ſich friedlich entwickeln werde. Wäre dies nicht der Fall, ſo können die Gefahren ſich dort ſehr plötzlich zu einer ernſteren europäiſchen Conſtellation herausbilden." Er ſetzte noch hinzu, daß es beſſer ſei, dem Staate durch eine Anleihe jetzt Credit zu gewähren, als dann, „wo jede Kundgebung der Regierung nach dieſer Richtung hin mit der Vorausſicht des Krieges nothwendig dazu dient, die Spannung zu erhöhen und die Gefahren zu fördern, zu einer Zeit, wo Schweigen das richtigſte Mittel iſt, die Gefahren zu beſchwören, wo jede Ausſprache der Regierung einer verdeckten oder offenen Herausforderung ähnlich ſieht." — Dieſer Eifer von Seiten Bismarck's wie des Landtages, zu ſorgen: daß möglichſt Alles raſch zu Stande komme, iſt in den Sitzungen des 17., 18. und 22. Decembers beſonders erſichtlich. Bedenkt man, daß Bismarck die Benedetti'ſchen Zumuthungen vom 5. Auguſt in der Taſche hatte und dennoch in der Sitzung vom 20. December durch eine ſchlau fingirte Vertrauenszuverſicht die Eitelkeit Frankreichs cajolirte, ſo wird man begreifen, wie ſehr er vor Napoleon auf der Hut zu ſein, deſſen Minen beſtändig durch Contreminen zu begegnen hatte. War doch ſchon im October eine belgiſche Depeſche eingelaufen, welche erklärte: „daß Preußen kein Recht hätte, in Luxemburg Garniſon zu halten", alſo die luxemburger Frage ſchon angeregt wurde, welche das nächſte Jahr ſich bis zur Kriegsdrohung zuſpitzen ſollte. Nicht minder ſtreichelte Bismarck Italien und erging ſich im Lobe ſeiner „Vertragstreue", denn er mochte bereits wohl wiſſen oder doch ahnen, daß das Italien —, was von dem Jahre 1866 ja Alles erlangt hatte, was gewinnbar war, ohne Frankreich zu beleidigen, — Luſt empfand, Preußen als den bekannten „Mohren" zu behandeln, der ſeine „Schuldigkeit" gethan hatte. — Mit Feſtſtellung des Haushaltsetats ſchloß dieſe ſegensreiche Seſſion am 18. December und — ein Weihnachtsgeſchenk für das Land, — das Staatshaushaltsgeſetz konnte zum erſten Male normalmäßig publicirt werden. — — —

Mit dem Jahre 1867 trat Graf Bismarck in ſeine letzte und ereignißreichſte Epoche, in das Stadium der vollendeten Meiſterſchaft ſeiner vielverſchrieenen Kunſt. Mit dem Siege von 1866 war das deutſche Problem geſtellt, ſeine Löſung in Preußens Hand gelegt worden. Wenn wir von dem heute Erreichten auf das damals Erſtrebte zurückblicken, namentlich auf die Arbeiten des Jahres 1867, ſo müſſen wir billig über die Willenskraft und Raſtloſigkeit der Volksvertretung, wie über die faſt übermenſchliche Kraft ſtaunen, mit welcher Bismarck das Steuer des neu gezimmerten, halb fertigen Staatsſchiffs durch die rings anprallenden Fluthen leitete, welche gleich ſtark von den Nachwehen eines großen, eben beendeten Krieges, wie den heraufziehenden Stürmen einer wetterſchweren Zukunft gepeitſcht wurden. Ehe wir dem Courſe dieſes neuen Staatsſchiffes folgen, müſſen wir kurz nur noch der „Zweiſeelentheorie“ erwähnen, welche in einer der letzten vorjährigen Sitzungen noch die öffentliche Aufmerkſamkeit beanſpruchte. Bismarck's Patriotismus und Rechtsgefühl ſtanden vor der Nation rein und verklärt da. Je weniger man aber an ihnen rütteln konnte, kam man, — auf Bismarck's miniſterielle Collegen blickend, um ſo mehr auf den Gedanken, daß in ihrem Schooße Elemente vorhanden ſeien, welche dem kräftigen und guten Geiſte des Miniſter-Präſidenten engherzig entgegenſtrebten. Dieſer Zuſtand, „Zweiſeelen-Miniſterium“ getauft, beſtand aber nicht. Vom Juſtiz-Reſſort, wie dem des Innern und des Unterrichts waren allerdings harte Maßnahmen während des Conflicts ausgegangen, welche die Verfaſſungstreue Bismarck's im eigenen guten Gewiſſen vielleicht kaum billigen konnte. Dieſe Maßnahmen aber hatte er geſchehen laſſen, hatte ſie verantwortet und vertheidigte ſie, ein Beweis, daß in dem Miniſterium zur Zeit kein Zwieſpalt lebte, keine zwei Seelen thätig waren, die einander zu paralyſiren gehabt hätten. Ein Anderes freilich war, ob in den geordneten Verhältniſſen eines neuen größeren Staatslebens Männer noch verwendbar ſeien, an deren Perſon ſich die Kurzſichtigkeit und Engherzigkeit früherer Staatsmaximen geknüpft hatten. Daß dieſe fallen mußten, um lebensfriſcheren Kräften, geläuterteren Geiſtern Platz zu machen, war das Gefühl der Volksvertretung und Bismarck mag nicht entgangen ſein, dieſelbe hätte hierin Recht. Dieſer Theil des preußiſchen Cabinets konnte aber nicht durch Bismarck fallen, den es immerhin unterſtützt hatte, deſſen Handhabe im Kampfe es geweſen war, derſelbe konnte nur durch die werdenden Verhältniſſe ſelber fallen, denen er ſich nicht mehr gewachſen erwies. — — —

Die Schwierigkeiten, unter denen Bismarck das Jahr 1867 antrat, waren unendlich groß. Sie laſſen ſich in drei Hauptmomenten zuſammenfaſſen. Das zürnende Ausland mit Frankreich als Chorführer, die ſüddeutſche Antipathie und der partikulariſtiſche Widerſtand der Regierungen und Völker, welche das neue norddeutſche Gemeinweſen bilden ſollten. Ihm gegenüber war wohl verzeihlich, daß man die innerhalb Preußens ſelbſt der Löſung harrenden Fragen vertagte und an dieſe größeren in der Hoffnung ging, ihre Regelung werde auch die der anderen, inneren, als natürliche Folge bedingen. — Wie feindſelig Frankreich dachte, haben wir geſehen. Wenn es nicht offen auftrat, ſo war ſeine momentane militäriſche Schwäche daran Schuld, ferner die Furcht, daß Bismarck die Einigkeit Geſammt-Deutſchlands durch ein einziges Blatt Papier hervorrufen könne, durch Veröffentlichung der geheimen Convention Benedetti's!! Napoleon hielt ſich von der Liſt Bismarck's hinters Licht geführt, was er im Grunde **denn doch auch** war, konnte aber aus Scham und Schuldbewußtſein offen ſich doch nicht rächen! Die Intrigue allein mußte vorerſt helfen, eine Liſt, welche man der Liſt Bismarck's entgegenſetzte. Die erſte derartige Manipulation beſtand alſo in der belgiſchen October-Note, welche die Luxemburger Frage ſchuf. Oeſterreichs tiefer Groll, Italiens freundſchaftliche Dankbarkeit, wie Skandinaviens äußerſter Widerwille waren Frankreichs Alliirte, welche es in geeigneter Stunde zu einem eiſernen Netze um uns zu vereinen hoffte. Dieſer Plan wurde beſtärkt durch die feindlichen ſüddeutſchen Parteien. Obwohl an von der Pfordten's Stelle Fürſt Hohenlohe getreten war, ein Mann von echt deutſchem Geiſt und Gemüth, — obwohl Badens

Regierung der Vereinigung mit dem Norden zuſtrebte, — die Erbitterung und Furcht vor Preußen, welche der Krieg zurückgelaſſen hatte, war zu tief, als daß der Main im Süden nicht als eine untrennbare Schranke gegen die „Verpreußung“ gelten ſollte, der Partikularismus nicht ſiegreich ſein Haupt erhoben hätte und eine Agitation ſtattfand, welche eher Oeſterreich, ja ſelbſt — Frankreich zuſtrebte, als einem Bündniſſe mit dem Norden! Daß der deutſche Südbund nicht wirklich zu Stande kam, lag theils an dem eiferſüchtigen Souverainetätsdünkel der ſüddeutſchen Regierungen ſelber, andererſeits vielleicht an der unmerklichen Wirkung der geheimen Verträge der ſüddeutſchen Staaten mit Preußen. (Die gleichen Verträge wie mit Bayern waren auch mit den drei anderen geſchloſſen.) Die immer wachſende ſüddeutſche Agitation wurde ferner noch geſchürt und zu einer neuen politiſchen Potenz durch die klerikalen Einflüſſe Roms erhoben. Als Folge des italieniſchen Krieges hatte der Vatican zunächſt allerdings nur den Verluſt materiellen Beſitzes empfunden. Aber „wo Euer Schatz iſt, da iſt Euer Herz“ und mit dieſem irdiſchen Schatze hatte die römiſche Kurie das Bewußtſein verloren, daß Napoleon durch Italiens Einheit ihr viel Schwereres zugefügt habe, nämlich den Verluſt der Weltherrſchaft über die Geiſter! Dies Bewußtſein war Rom durch Preußens Sieg nun gekommen, hatte Schrecken wie Wuth unter den ſchwarzen Schaaren verbreitet, welche kein Vaterland kennen, als die Stadt der ſieben Hügel, und hatte ſie gegen das neue deutſche Gemeinweſen fortan ins Feld geführt. — Die letzte Schwierigkeit für Preußen endlich lag in dem Widerwillen der Bevölkerung der annectirten Lande. Abgeſehen, daß es ſtets ſchwer für den Stolz des Beſiegten bleibt, ſich dem Scepter des Siegers zu bequemen, der neue norddeutſche Bund verlangte von ſeinen neuen Provinzen auch die Uebernahme ſchwererer Laſten, als dieſelben früher getragen hatten, verlangte von den Bundesregierungen die Aufopferung eines Theils ihrer Souverainetät, welche gerade den Dynaſten am theuerſten war, die ſich des kleinſten Maaßes derſelben zu rühmen hatten. Dieſelben Kämpfe waren vorauszuſehen, welche ſchon den ſeligen

Bundestag erſchüttert und ihn ſchließlich aller Lebensfähigkeit beraubt hatten. Die Anhänglichkeit der annectirten Lande an ihre depoſſedirten Fürſten, der Verluſt ihrer Bedeutung als Sonderſtaat mit reſidenzlichem Glanze, Agitationen zur Reconſtruction alter unmöglicher Verhältniſſe, — Alles kam zuſammen, um an einer Treue zu zweifeln, die zu neu und prüfungsreich war, um jeglicher Verſuchung widerſtehen zu können. —

Was half über dieſe Klippen dem jungen Bunde dennoch hinweg? Was ſchuf die nie geſehene Erſcheinung einer Rührigkeit, Kraft und Willigkeit des Zuſammenwirkens, wie ſie das Jahr 1867 ganz beſonders uns zeigt? — Es war der alte, tief-ideale Sehnſuchtszug deutſchen Gemüths, ſich endlich zu einem Ganzen zu ſchaaren, in Noth und Freude ſich als ein „einig Volk von Brüdern" zu finden. Es war mit einem Worte der Volksdrang in ſeinen Vertretern, welcher aus dem alten thränenreichen Liede ſpricht:

„Wir hatten gebauet
Ein ſtattliches Haus,
Und drinn' auf Gott vertrauet
Trotz Wetterſturm und Graus!!" —

Allerdings mußte die alte Oppoſition neu ſich regen, oft durchkämpfte Fragen mußten neu ihre Stimmen erheben, Bismarck mußte ähnlichen Momenten wie vor 1866 begegnen und gleich ſchwülen Kampfesſtunden. Aber daß dieſe raſch vorübergingen, dieſe kurzen ſcharfen Wetter die Atmoſphäre reinigten, daß die Oppoſition nur ſo weit ging, als nöthig war, um die Lage zu klären und die Harmonie aller Staatsgewalten zu befeſtigen, das iſt ein ſtrahlendes Verdienſt der parlamentariſchen weiteren wie engeren Verſammlungen, die mittels allgemeiner Wahlen, den völligen Ausdruck des nationalen Willens zur Geltung brachten und mit einer Phalanx deutſchen Geiſtes und Gemüths ihren Kanzler Bismarck ſtärkten und erhoben. Die Jahre 1867 bis 1872 werden unvergängliche Ruhmesſäulen für ſie ſein; auf ihnen erhob ſich ja die Kuppel des deutſchen Domes in „Weisheit, Schönheit und Stärke". — Auch im Innern Preußens waren Gegenſtrömungen bemerkbar. Alte Freunde und vermeinte Meinungsgenoſſen Bismarck's ſtemmten ſich fortan gegen ihn. Die conſervative Partei, deren Führer 1848 wie in der Conflictzeit er geweſen, mit welcher er ſich in vielen Momenten gleicher Anſicht wußte, fand, daß Bismarck „zu weit links" gehe. Dieſen war Oeſterreichs Fall und Italiens Bundesgenoſſenſchaft, Jenen Heſſens und Hannovers Annexion, ihnen Allen aber die Indemnität nicht Recht. — Wie die Liberalen vordem, ſo ſchienen die Conſervativen nachher einen Mann nicht begreifen zu können, der doch immer gleich liberal und gleich conſervativ blieb, welcher das Vortreffliche beider Doctrinen zu derjenigen praktiſchen Wirklichkeit brachte, welche allein dem preußiſchen und deutſchen Volke ein geſundes Geſammtleben ermöglichte! — —

Am 15. Januar 1867 im Herrenhauſe trat bei der Debatte über die Stellung der Staatsregierung zur conſervativen Partei die Oppoſition derſelben bereits zu Tage. Sie glaubte dem Staate viel zu erhebliche Dienſte geleiſtet zu haben, um nicht auf die Dankbarkeit deſſelben erhöhteres Recht zu haben. Das Verdienſt derſelben leugnete Bismarck nicht, aber ſchlug die Oppoſition ſeiner alten Freunde mit den Worten: „Nicht die Regierung ſagt ſich von der Partei, ſondern die Partei von der Regierung los!" Die Unterordnung der perſönlichen Meinung unter das Staatswohl war das Verlangen, was der Kanzler an jede Partei ſtellte, ſie hatte aufzuhören, wo das Vaterland begann. — Dieſe Staatsregel hatten die liberalen Parteien verſtehen gelernt, der Conſervatismus ſträubte ſich gegen dieſelbe; dies iſt auch der Hauptgrund, daß wir denſelben von jetzt ab verblaſſen, ſich zerſetzen, je mehr Bismarck „links rückte", die ganze parlamentariſche Phalanx „rechts" rücken, einen neuen Conſervatismus ſich bilden ſehen und die alten Ultras langſam, als nicht mehr lebensfähig, von der Arena ſcheiden mußten. Das ſtarre „non possumus" hatte eben nicht Raum in einer Zeit, wo jegliches Können nicht ſich, ſondern dem erſtrebten Ganzen gehörte. — Ein Pairsſchub ſtand dem Herrenhauſe bevor. Artikel 69 der Verfaſſung mußte abgeändert, auch die neuen Landestheile mußten im Herrenhauſe vertreten werden. Starke Intention war vorhanden, das zu hindern. Nachdem Bismarck verſichert hatte, es läge nicht in der Abſicht, das Herrenhaus zu ſchwächen, vielmehr es als dritten nothwendigen Factor im Staatsleben zu erhalten, und indem er die Nothwendigkeit der Erweiterung deſſelben bewies, ſagte er, daß wenn das Haus derſelben widerſtrebe, ſo „ſchaffe ſie einen neuen **Conflict** zwiſchen den beiden parlamentariſchen Gewalten.“ „Aeußere Einflüſſe haben dazu beigetragen, den früheren Conflict zu ſchließen und würden vielleicht auch den neuen entſcheiden, ich halte es aber in kritiſchen Zeitverhältniſſen für keine der parlamentariſchen Körperſchaften geeignet, tief gehende Verfaſſungsfragen zu offenen und flüſſigen werden zu laſſen; Niemand kann vorher ſehen, nach welcher Richtung hin unvorhergeſehene Ereigniſſe ſie entſcheiden. Es iſt nützlich, für beide Inſtitutionen das feſte Gefüge des Schildes der Verfaſſung nicht **locker** werden, keine **Lücke** in den Fugen entſtehen zu laſſen.“ — „Im jetzigen Momente der Kriſis der deutſchen Verhältniſſe, der möglichen Kriſis **europäiſcher** Verhältniſſe, in dem vorzugsweiſe die Aenderung und Reform der Verfaſſung ins Auge zu faſſen — über dieſem Beſtreben die Verhältniſſe im Lande **zweifelhaft** und **unſicher** werden zu laſſen, halte ich für nicht wohl gethan!“ — — Wir ſehen wiederum hier, daß dem Conſervatiſmus genau ſo jetzt, wie früher dem Liberaliſmus gegenüber, Bismarck der Standpunkt der äußeren Politik ſtets der größere war, daß er keiner, ob ihm freundlichen oder feindlichen Richtung die Ueberzeugung einen Augenblick nur opferte, daß jegliche Partei nur da ſei, um dem Staate zu dienen, nur mit ſolchen patriotiſchen Parteien Haus zu halten und „dem ſchlechten Wetter der Zukunft“ zu begegnen ſei. Dem Abgeordnetenhauſe (4. Februar) erklärte er hingegen in der Debatte betreffs der Befugniß der Regierung zur Veräußerung von Staatsbahnen: „Hätten wir die Köln-Mindener Bahn nicht verkaufen können, ſo konnten wir nicht die Politik der zwei letzten Jahre machen!“ „Das wird nicht wieder vorkommen.“ — — Am 25. Februar trat der norddeutſche

Bundesreichstag zuſammen. Ein zweites größeres parlamentariſches Leben that ſich auf, und ſchon jetzt konnte Niemand der Ueberzeugung ſich verſchließen, daß dem Allgemeinen ſich das Beſondere unterzuordnen, in ihm aufzugehen habe und die Hauptkraft des Volkswillens aus den Sonder-Landtagen der verſchiedenen Staaten in den des gemeinſamen Reichstages verlegt werde, erſtere gegen letzteren zu einer — mehr provinziellen und partikularen Stellung gezwungen ſein müßten. Es galt eben auf allen Seiten Opfer fürs Gemeinwohl zu bringen, und die ſchnelle Willigkeit, mit der dieſelben gebracht wurden, bedingte eben dieſes Gemeinwohl ſelbſt.

Der 4. März war ein höchſt folgenreicher Tag. Graf Bismarck brachte dem Reichstage den Entwurf der norddeutſchen Bundesverfaſſung zur Beſchlußnahme ein und am 17. April, alſo in einem Monate und dreizehn Tagen, ward er durchberathen und angenommen. Was es gekoſtet hat, die verbündeten Regierungen über dieſen Entwurf ſchlüſſig zu machen und welchen Verbrauch von Kräften es koſtete, das Einigungswerk, von dem unſere Zukunft abhing, im Reichstage zu beenden, damit es unumſtößliche Thatſache ſei, überlaſſen wir der Erwägung eines Jeden. An dieſem außerordentlichen Tage entwickelte Bismarck eine Energie der Rede, eine ſchlagende Beweiskraft in ſeinen Gründen, wie nie. Dieſer Tag wurde zu dem ſichern Boden, auf welchem der Kanzler ſeine Hebel aufſetzte, um alle Kräfte zur Einigung zu bewegen, er iſt auch der Tag, wo Bismarck ſeinem Leben und der deutſchen Zukunft das Denkmal ſetzte, deſſen eherne Inſchrift ihn ſelbſt und das Jahrhundert überleben wird! — Die Fülle der Argumente dieſer einen Debatte allein wiederzugeben würde Raum und Zweck unſerer Schilderung überſteigen; ein kurzes Bild muß genügen. Bismarck leitete ſeine Empfehlung des Entwurfs mit der Mahnung ein, daß man deſſen Zuſtandekommen bis 18. Auguſt beſchleunige. Er ſchilderte die ehemalige deutſche Uneinigkeit, deutete die Schwierigkeiten an, dieſen Entwurf mit den übrigen Regierungen vereinbart zu haben. „Es hat nicht unſere Abſicht ſein können, ein theoretiſches Ideal einer Bundesverfaſſung herzuſtellen, in welcher die Einheit Deutſchlands auf ewig verbürgt werde, auf der andern Seite jeder partikulariſtiſchen Regung die freie Bewegung geſichert bleibe. Einen ſolchen Stein der Weiſen, wenn er zu finden iſt, zu entdecken, müſſen wir der Zukunft überlaſſen, einer ſolchen Quadratur des Cirkels um einige Decimalſtellen näher zu rücken, iſt nicht Aufgabe der Gegenwart!“ — „Wir glauben aber, daß wenn er (der Entwurf) hier angenommen wird, für das deutſche Volk die Bahn frei gemacht worden iſt und daß wir das Vertrauen zum Genius unſeres eigenen Volkes haben können, daß es auf **dieſer** Bahn den Weg finden wird, der es zu ſeinen Zielen führt!!“ — Als von verſchiedenen Seiten angedeutet wurde, daß man widerſtrebende **Bundesfürſten** zum Einigungswerk zwingen müſſe, bekämpfte Bismarck das entſchieden. „Die Baſis dieſes Verhältniſſes ſoll nicht Gewalt ſein, weder den Fürſten noch dem Volke gegenüber. Die Baſis ſoll das Vertrauen auf die **Vertragstreue** Preußens ſein und dieſes Vertrauen darf nicht erſchüttert werden, ſo lange man uns die Vertragstreue hält.“ — Die partikulariſtiſchen Einwürfe und namentlich die des „preußiſchen Partikularismus“ machten in dieſer Debatte Bismarck ſchwer zu ſchaffen, ja dieſelben ſpitzten ſich ſo zu, daß der Kanzler das that, was er bisher niemals ſich zu thun genöthigt gefunden, er ſtellte, — wenn die Verfaſſung nicht zu Stande käme, ſeinen Rücktritt in Ausſicht! Er warf den Gegnern vor, daß ſie ihm die Illuſion raubten: „daß der Menſch mit ſeinen größeren Zwecken wächſt!“ — „Glauben Sie wirklich, daß die großartige Bewegung, die im vorigen Jahre die Völker vom Belt bis an die Meere Siciliens, vom Rhein bis an den Pruth zum Kampfe führte, zu dem eiſernen Würfelſpiele, in dem um Königs- und Kaiſerthrone geſpielt ward, — daß die Million deutſcher Krieger, die gegen einander gekämpft und geblutet haben vom Rhein bis zu den Karpathen, — daß die Abertauſende von Gebliebenen, die durch ihren Tod die nationale Entſcheidung beſiegelt haben, mit einer **Landtagsreſolution** ad acta geſchrieben werden können?“ Meine Herren, dann ſtehen Sie wirklich nicht auf der Höhe der Situation!!“ Und nachdem Bismarck alle Hiebe parirt, nachdem er bewieſen hatte, Süddeutſchlands Annäherung werde dem geeinigten Norden nicht fehlen und er nochmals dringend um Beſchleunigung des Werks gebeten hatte, rief er aus: **„Setzen wir Deutſchland in den Sattel! Reiten wird es ſchon können!!“** — Ein neuer Moment, was bisher vielleicht längſt, — ob auch ſtumm — im Hintergrunde von Bismarck’s Herzen gelegen, war das religiöſe, als politiſches Agitationsmittel mißbrauchte Motto. Bei der Discuſſion über die Wahlbeeinfluſſungen im Poſenſchen kam es zuerſt zur Sprache und in ihr ſignaliſirte Bismarck bereits den anhebenden römiſch-klerikalen Kampf. Als am 12. März die Veranlaſſung Preußens zum Kriege von 1866 discutirt wurde, behauptete Herr von Mallinckrodt Namens der Katholiken: „vor dieſem Kriege habe in Deutſchland und Preußen die Ueberzeugung vorgeherrſcht, daß die Aggreſſion und das Unrecht auf preußiſcher Seite ſei“, und derſelbe kritiſirte ferner die Behauptung Bismarck’s von der 600jährigen Leidensgeſchichte Deutſchlands damit: „Ich glaube, die Zahl war wohl nicht mit Vorbedacht ſo gegriffen, denn ich kann ungeachtet der lebhaften Apologie des gegenwärtigen Regierungszuſtandes in Hannover unmöglich vorausſetzen, daß die Hinneigung zu dem Fauſtrecht und die Abneigung gegen das Haus Habsburg ſo groß ſein ſollte, um die Leidensgeſchichte Deutſchlands von dem Zeitpunkte zu datiren, wo Rudolph von Habsburg die Burgen der Raubritter brach, um Deutſchland den innern Frieden wiederzugeben!“ Da erhob ſich Graf Bismarck, um zum erſten Male die Welt ganz frei auf ſeines Herzens Grund blicken, Alle erkennen zu laſſen, Was er als Urſache des alten deutſchen Leids anſah, deſſen „médecin“ er werden ſollte. — „Wenn ich neulich von der 600jährigen Leidensgeſchichte Deutſchlands geſprochen habe“, entgegnete er, „ſo ergiebt eine einfache genaue Rechnung, daß der Anfangspunkt dieſes Zeitraums noch hinter Rudolph von Habsburg zurückreicht. Ich habe vom Sturze der Hohenſtaufen an gerechnet und ich glaube richtig! Der Herr Vorredner hat eine kleine Seitenwendung zu

Gunſten der Raubritter einfließen laſſen. Woher kamen die Raubritter? — Von der **Zerrüttung** des deutſchen Reichs während **des Interregnums!** Woher kam die Zerrüttung innerhalb des Interregnums? — Vom **Abfall** der **Welfen** und dem **Siege** der **Ultramontanen!!!**" — Solche Keulenſchläge auf den innerſten Feind deutſchen Lebens, eine ſolche Entſchleierung der Größe und Gewalt, die in Bismarck lebte und glühte, mußte das Staunen Aller, welcher Richtung ſie auch waren, wecken. Man mußte ſich nun fragen, wie es möglich geweſen war, dieſen Mann zu mißkennen? Wie ſolch ein tief angelegter Mannesgeiſt vereinbar ſei mit ſeinen früheren Thaten? — Am folgenden Tage gab der Reichstag dies Gefühl durch den Mund Duncker's, eines alten Gegners Bismarcks, zu erkennen. Da geſtand der Kanzler, „daß er nicht mehr der Alte von 1848 ſei, daß ſchon ſeit Frankfurt in ihm eine neue politiſche Entwickelung ſich vollzogen habe, daß die politiſche Welt hinter den Couliſſen anders ausſehe, als vom Zuſchauerraum." — „Ich habe in Frankfurt im Amte erkannt, daß viele der Größen, mit denen meine Erfurter Politik gerechnet hatte, nicht exiſtirten, daß das Zuſammengehen mit Oeſterreich nicht möglich war, weil **das** Oeſterreich, mit dem **wir** rechneten, (die Periode des Fürſten Schwarzenberg) — überhaupt eben nicht **exiſtirte!**" — „Wenn der Herr Vorredner eine gewiſſe Verwunderung darüber ausgeſprochen hat, daß ich dem Budgetrechte meinerſeits die beſten Jahre meines politiſchen Lebens vielleicht gewidmet hätte, um es zu bekämpfen, ſo möchte ich an die eine Thatſache erinnern: daß es nicht ganz ſicher iſt, ob wir **die** Armee, welche die Schlachten des vorigen Jahres geſchlagen hat, in derſelben Verfaſſung **beſeſſen** hätten, welche ſie zu dieſer **Zeit** hat, wenn im Herbſte 1862 ſich **Niemand** fand, der bereit war, die Regierung auf Befehl Sr. Majeſtät fortzuführen, **ohne** den Beſchluß des Abgeordnetenhauſes vom 26. September auszuführen!!" — —

Am 18. März gab die Discuſſion betreffs des Verhältniſſes der ehemaligen polniſchen Landestheile zum Nordbunde, wie betreffs der Verhältniſſe in Nordſchleswig Bismarck Anlaß, in erſterer Sache auf das ultramontan-politiſche Parteigetriebe zu deuten und bereits die Möglichkeit eines „Schulaufſichtsgeſetzes“ durchſchimmern zu laſſen, in letzterer Frage aber die Nothwendigkeit militäriſcher Sicherheit zu betonen: „damit wir nicht Düppel nochmals zu nehmen haben!“ Die wichtigſten aufgeworfenen Fragen betrafen aber Preußens Stellung zu Luxemburg. Ueber dieſen „dunkeln Punkt“, der bereits ſtark vergrößert am politiſchen Himmel ſtand, äußerte ſich der Graf ſehr zurückhaltend: „die preußiſche Politik ſuche die Empfindlichkeit der franzöſiſchen Nation, — natürlich ſoweit es mit der eigenen Ehre verträglich iſt, zu ſchonen.“ — — Wie bei der leiſeſten offenen Sprache große Gefahr war, bewies, daß, nachdem Belgien beſagte October-Note an uns gerichtet hatte, jetzt im Haag die Frage auftauchte, Luxemburg an Frankreich zu veräußern; als dies aber fehlſchlug, Belgien in Berlin ſeine „guten Dienſte“ bei den von ihm vorausgeſetzten Verhandlungen Preußens mit Frankreich betreffs Luxemburgs anbot. Beide Verſuche blitzten wiederum bei Bismarck ab, und ſeine vollendete Unzugänglichkeit erregte in Paris begreiflicher Weiſe neu die Galle. — Der Reichstag förderte das Verfaſſungswerk indeß eifrig, und die Erklärungen des Kanzlers waren durchaus angethan, etwaigen Argwohn zu verbannen. Er erklärte, daß zu Verfaſſungsänderungen das Reichstagsvotum nöthig ſei, ferner, daß durch die Vertheilung der Stimmen im Bundesrathe die alte Stimmgebung der ſeligen Bundesverſammlung angenommen worden ſei. Durch dieſe eben ſo organiſchen, wie an ſich weiſen Maßregeln war den Souverainen in dem von ihnen beſchickten Bundesrathe daſſelbe Recht erhalten worden, was ſie in Frankfurt beſeſſen hatten; ebenſo wie dort konnten ſie am deutſchen Regimente Theil haben, in derſelben Art ihren Widerſpruch geltend machen. Das norddeutſche Volk aber hatte in dieſer neuen Verfaſſung eine ſo große und ſtarke politiſche Macht auf Grund allgemeiner Wahlen erhalten, wie ihm bisher niemals geboten worden war, und in beiden Maßregeln hatte Bismarck die conſervative mit der liberalen Doctrin zu einem Gebäude von viel feſterem Gefüge verbunden, als der alte Bund jemals beſeſſen hatte. Eine fernere Vereinfachung des neuen größeren Staaten-Organismus war, daß die Vertheilung des Regiments unter drei Gewalten, wie ſie in Preußen beſtand, am Bunde fortfiel. Der Bundesrath vertrat die Regierungen, ſetzte ſich aus den Delegirten derſelben zuſammen und war in ſeinem Plenum eine Corporation, die man als eine Art Oberhaus oder auch Geſammtminiſterium betrachten konnte, während der Reichstag ſelbſt die eigentlich geſetzgebende und geldbewilligende Inſtanz war. — Alle dieſe neuen Verhältniſſe ſetzte der Kanzler in bündigſter Weiſe auseinander, ſo daß man erkannte, die neue Verfaſſung ſei ein ſehr bewohnbarer Bau. Man beeilte ſich demnach auch, ihn fertig zu ſtellen. — Zwei Dingen im Reichstage trat Bismarck indeß direct entgegen. Er lehnte ab, Diäten und Stellvertretungskoſten zu bewilligen und erklärte: wenn mittels Abänderung des Verfaſſungsentwurfs das ganze Werk dadurch verzögert oder in Frage geſtellt werde, daß man gezwungen ſei, auf die Voten der Bundescabinete **zurückzugreifen**, er nicht mehr die Verantwortung der Zukunft übernehmen könne! Die Hauptſache für jetzt ſei: „daß überhaupt Etwas zu Stande komme, eine Baſis, auf der man weiter bauen könne.“ — Den letzten Kampf im Reichstage bildete die Frage über die Friedenspräſenzſtärke des norddeutſchen Heeres. Noch einmal beſchwor Bismarck das Haus, das Geſetz mit dem Amendement Stolberg anzunehmen, welchem die Regierungen beigetreten waren. „Die Folge eines Budgetconflicts im Jahre 1872 **läßt ſich nicht überſehen!**“ rief er ihm warnend zu, „daß die Verfaſſung doch ja hieran nicht ſcheitern möge und „jetzt im letzten Augenblicke das Ziel der Berathung, welches wir glauben ſchon mit der Hand faſſen zu können, uns entrollt und nicht erreicht wird. Dieſe Gefahr bitte ich ſich zu vergegenwärtigen, ehe Sie dies verwerfen!“ — Dieſe letzte Gefahr ward glücklich vermieden. Am 17. April war die norddeutſche Reichsverfaſſung angenommen und der Reichstag mit freudiger Bewegung geſchloſſen worden! Ein großes Ziel war erreicht! — Zwölf Tage ſpäter trat das preußiſche Abgeordnetenhaus zuſammen, und wie wenn es den übrigen norddeutſchen Volksvertretungen ein Beiſpiel an hochherzigem Patriotismus zu geben für ſeine Pflicht erachte, ward die norddeutſche Verfaſſung ſchon am 8. Mai in erſter Abſtimmung mit 226 gegen 91 Stimmen angenommen. Am 24. Juni wurde der preußiſche Landtag geſchloſſen und durch Publications-Decret die norddeutſche Reichsverfaſſung für Preußen in Kraft geſetzt! — Es war übrigens die höchſte Zeit, daß man den Neubau deutſcher Eintracht bezog. Die Luxemburger Frage hatte ſich bis zur Kriegseventualität gegen Frankreich zugeſpitzt. Noch einmal hatte man der aggreſſionslüſternen Unerſättlichkeit Napoleons nachgegeben, um eine Kataſtrophe zu vermeiden. Der Londoner Vertrag vom 11. Mai löſte die Angelegenheit friedlich dahin, daß Luxemburg von unſeren Truppen geräumt wurde, Belgien dagegen ſich zur Sprengung der Feſtungswerke verpflichtete. Noch einmal konnte Frankreich mit ſeinem „prestige“ coquettiren. —

In der That war die Situation mehr als ernſt geweſen. Mitten in unſeren politiſchen Reformen, von friſchem Neide, verſtärktem alten Haſſe und Argwohne zugleich umdräut, mußte man Napoleon den Mund ſtopfen, mußte ſeine Rückſicht und Nachgiebigkeit bis zur äußerſten Grenze ausdehnen, damit dem Erzfeinde der deutſchen Nation jeder haltbare Grund des Uebelwollens gegen uns entzogen werde, und wenn er „patriotiſche Beklemmungen“ fühlte, wenn er in einem Kriege ſich dennoch gegen uns Luft machte, dies ſeinerſeits nur mit Verhöhnung jedes Rechts, mit einer Brutalität geſchehen konnte, die alle Formen der Civiliſation, alle Geſetze der Rechtlichkeit über den Haufen warf! — Auf dieſe äußerſte Kante politiſcher Gewiſſenloſigkeit Napoleon zu reduciren, war der Zweck, weshalb Bismarck in König Wilhelms Begleitung nach Paris zur Ausſtellung ging und Kronprinz Fritz ſpäter die Courtoiſie ſeines Vaters durch ſeinen Beſuch vervollſtändigte. In dieſe Zeit fiel der ſchimpfliche Ausgang der mexikaniſchen Expedition und das Trauerſpiel von Queretaro. — Wie man die äußere Situation zu Paris fand, haben wir ſchon in „Unſerm Fritz“ angedeutet, die geheimere innere Lage der Dynaſtie Napoleon war noch um Vieles ſchlimmer! — Wir haben mehrfach vorher geſagt, daß Napoleon für ſeine Perſon an dem Kriege Anno 1870 unſchuldig war; die verſchiedenſten Leiter unſerer Staatskreiſe ſind darin auch völlig einig. Graf Moltke ſelbſt ſprach es offen aus und in dem neuen Generalſtabswerk über den franzöſiſchen Krieg wird geradezu geſagt*): „Napoleon III. ſcheint eine paſſive, man möchte ſagen **willenloſe Rolle** geſpielt zu haben.“ — Schon lange, bevor wir noch dieſe officiell preußiſchen Stimmen kannten, war dem Verfaſſer dieſe Unſchuld Napoleons nicht zweifelhaft, denn er hatte für ſie einen Beweis erhalten — und zwar direct aus dem franzöſiſchen Lager. — Wenn uns Recht iſt, im Winter von 1868 bis 1869 war's, als ſich ein Mann in Berlin befand, der Napoleon ſehr nahe ſtand, Monſieur Eduard Simon, Redacteur des officiellen imperialiſtiſchen „Conſtitutionell“. Simon iſt nämlich von Geburt ein Berliner von moſaiſcher Confeſſion, der damals ſeine Verwandten beſuchte, falls er ſonſt nichts Schlimmeres noch that. Wir hatten das Vergnügen, mit dieſem Manne, der ſich Anno 1870 zur Trompete der franzöſiſchen Kriegspartei machte, eine Unterhaltung zu haben. Auf unſere Frage, ob Napoleon denn wirklich ſo kriegsgrimmig gegen uns geſtimmt ſei und ob man in Paris denn glaube, daß der Bonapartismus Dauer haben werde, erwiederte Herr Simon: „Kriegeriſche Intentionen ſind nicht mehr nach des Kaiſers Geſchmack, er iſt zu alt und bequem, um nicht den Frieden zu lieben! Er hat nur das eine Ziel: **ſeine Dynaſtie** auf dem Throne zu erhalten. Gelingt es ihm, bis zur Mündigkeit ſeines Sohnes das Regiment in der Hand zu behalten, ſo iſt der Napoleonismus geſichert! Für dieſes Ziel wird er Alles einſetzen, und in ihm liegt die einzige Gefahr — wie die einzige Garantie für den europäiſchen Frieden!“ — Wir glauben ſchwerlich, daß der Kaiſer ſelber ſein Programm klarer hätte faſſen können, und wenn eins aus demſelben erhellt, iſt's, daß er ſich ſomit in den Krieg mit uns treiben ließ, weil er ſonſt **aus Frankreich getrieben** worden wäre! — —

Noch einmal war das Wetter im Weſten beſchworen worden, aber daß man es das letzte Mal beſchworen haben werde, war unſeren Regierungskreiſen klar; nur wann die Eventualität an uns herantreten werde, lag in der Hand der Vorſehung. Daß fortan mit aller Macht bei uns darauf hingearbeitet wurde, die Heeresformation des Bundes gemäß der neuen Verträge mit unſeren Verbündeten zu vervollſtändigen und die politiſchen Verhältniſſe innerhalb Norddeutſchlands zu conſolidiren, war ein Gebot der Vorſicht. Daß man den Krieg um Luxemburg vermieden hatte, verdankte man auch weſentlich den Bemühungen unſers einſichtigen Geſandten in Paris, des Grafen Heinrich Ludwig von der Goltz. Leider, daß derſelbe ſchon im folgenden Jahre am Zungenkrebs erkrankte und 1870 durch Freiherrn von Werther erſetzt werden mußte. Einen nicht minder treuen und patriotiſchen Beobachter des franzöſiſchen Barometers hatten wir an Conſul Bamberger. Im Uebrigen mußte man auf die eigene Kraft und die augenſcheinliche Verblendung vertrauen, in der ſich Napoleon über unſere und ſeine eigenen Verhältniſſe befand. Wie dieſelben lagen, wurde ſpäter aus den vielfachen Warnungen erſichtlich, welche Oberſt Stoffel, der Militärbevollmächtigte Frankreichs in Berlin, an die Tuilerien gerichtet hat. Es gab in Frankreich, trotz aller Eitelkeit, immerhin noch Leute, die ſchwermüthig in die Zukunft ſchauten, die ganze Tiefe der ſeit dem italieniſchen Kriege geſchaffenen Weltlage begriffen. Im Jahre 1867 bereits ſagte der bekannte General Trochu zu einem würtembergiſchen Officier, welcher Paris damals beſuchte und — bewunderte: „Mein Theurer, die romaniſche Race geht ihrer Auflöſung entgegen, die germaniſche ihrer Blüthe! Ihr Volk wird einſt an der Spitze der Nationen ſtehen, wie das meine ehemals geſtanden!“ — Wer denkt hierbei nicht an den alten Spruch der Athleten: „Morituri te salutant Caesar“, — „Kaiſer, die Sterbenden grüßen Dich!!“ — —

---

*) I. Heft, S. 11 deſſelben.

Am 14. Juli war Graf Bismarck zum Bundeskanzler ernannt worden, am 15. Auguſt trat der Bundesrath, am 24. Auguſt der Reichstag zuſammen. Wenige Tage ſpäter ſchloß Exkönig Georg von Hannover von Hietzing aus mit Preußen ein Abkommen, welches nur er nicht als Friedensdocument betrachtet wiſſen wollte.

Nach Eröffnung des Reichstags wandte ſich Bismarck gegen den Socialdemokraten Bebel, der, plötzlich den Patrioten heuchelnd, ausgeſprochen hatte, daß man Luxemburgs wegen den Krieg hätte annehmen ſollen. Zweifellos paßte ein ſolcher der Internationalen ſehr in den Calcul. Indem Bismarck ihn gebührend abführte, äußerte er: „Der Vorredner fordert damit, daß wir die deutſche Nation in einen Krieg ſtürzen ſollen wegen eines Garniſonrechts, welches wir nicht als zweifellos hinſtellen konuten, — wie ich hiermit conſtatire! Dieſes Recht war erloſchen und wir hatten, gegen den ausgeſprochenen Willen des Souverains in Luxemburg Garniſon zu halten, nicht mehr Recht, als wir etwa in Raſtatt haben würden gegen den Willen des Großherzogs von Baden. Aus dieſem Grunde haben wir vermieden, die Frage bis auf's Aeußerſte zu treiben, und ich glaube, Se. Majeſtät hat ſich den Dank der deutſchen Nation dadurch erworben, daß Er der für einen kriegsgewohnten Monarchen und ein kriegeriſches Volk naheliegenden Verführung widerſtanden hat, auf die Gefahr hin, von Solchen, wie der Herr Vorredner, verdächtigt zu werden. Die deutſchen Fürſten haben die Gewohnheit, ihre Heere in den Krieg zu führen oder zu begleiten, und in Folge deſſen auch im erhöhten Maaße das Bedürfniß, auf dem Schlachtfelde und im Lazarethe dem Krieger in das brechende Auge ſehen zu können, **ohne** ſich ſagen zu müſſen: dieſen Krieg hätte ich **mit Ehren vermeiden können**!!" — In der Abreßdebatte am 24. wurde das Verhältniß des Nordbundes zum deutſchen Süden erörtert und die „Ueberbrückung" des Main als Wunſch der Nation bezeichnet. Bismarck entgegnete: „daß wir unſererſeits jeden Druck, jedes Drängen vermeiden, daß aber, wenn die deutſche Nation in ihrer Geſammtheit, der Süden und der Norden, **die Einheit wollte**, dann, meiner Ueberzeugung nach, keine deutſche Regierung und kein deutſcher Staatsmann **ſtark** genug iſt, es hindern zu **können**, keiner — muthig oder kleinmüthig genug ſein würde, es hindern zu **wollen**." — In den Verhandlungen der nächſten Tage über den Haushaltsetat und das Bundeskanzleramt erklärte der Graf:

„daß der Bundeskanzler allein verantwortlich ſei, und nur der preußiſche Miniſter des Auswärtigen dieſes Amt bekleiden könne.“ — Die Ausſicht auf Einigung mit dem deutſchen Süden war inzwiſchen ſehr getrübt worden, namentlich hatte die Haltung Bayerns und ſeiner Volksvertretung einen höchſt befremdlichen Charakter angenommen. Nicht allein war das partikulariſtiſche, bundesfeindliche Element in ſtarke Blüthe gekommen und die Bitterkeit des letzten Krieges gefliſſentlich neu wach gerufen, das ultramontane Element war ſo herrſchend geworden, daß unter dieſen Umſtänden fraglich ſchien, ob man nicht Bayern mehr als Gegner der deutſchen Sache, denn als Genoſſen in der Stunde der Gefahr zu betrachten haben werde. Die Erſcheinungen, welche daſelbſt in der Preſſe, wie im Reichsrath zu Tage kamen, beunruhigten den nordiſchen Reichstag ſo, daß am 26. October bei der Debatte über den Zoll- und Handelsverein mit dem Süden dieſer Stimmung Ausdruck verliehen wurde. „Es iſt im hohen Grade wahrſcheinlich“, entgegnete Bismarck, daß der bayriſche Reichsrath die Zollverträge verwerfen wird. Für dieſen Fall ſtehe ich nicht an, offen zu erklären, daß das Amendement der Herren Braun und Genoſſen vollſtändig die Anſchauungsweiſe der verbündeten Regierungen ausdrückt.“ — „Herr Fürſt von Hohenlohe hat vollſtändig Recht, wenn er in der bayriſchen Abgeordnetenkammer erklärt hat, ich hätte bei den Verhandlungen geſagt: „wenn Süddeutſchland im Stande wäre, einen eigenen Zollverein herzuſtellen, ſo würden wir es nicht hindern.“ Die ſüddeutſchen Staaten ſind dazu nicht im Stande geweſen, ob ſie es ſein werden, muß die Zukunft lehren. Daraus aber habe ich nie ein Hehl gemacht, daß die **wirthſchaftliche** Gemeinſchaft mit der **Wehr**-Gemeinſchaft Hand in Hand geht.“ — — „Ich habe das feſte Vertrauen, daß die ſüddeutſchen Souveraine und Regierungen ſich allezeit zu ihren Worten bekennen werden, auch wenn die Mahnungen des ſüddeutſchen Nationalgefühls minder laut an ihr Ohr ſchlügen.“ — „Es iſt keine Kleinigkeit, wenn in den Zeitläufen, wie ſie jetzt in Europa ſind, ein kleiner, an ſich **europäiſch** nicht wehrfähiger Staat ſich zu ſeinem Schutze auf

— ich will keine Ziffer nennen, — die faſt unbegrenzte Zahl von Bajonetten berufen kann, die der norddeutſche Bund ihm an die Seite ſtellen kann.“ Der Kanzler ſchloß darauf mit den ſehr deutlichen, über den Main gerichteten Worten: „daß, wenn die Bündniß-Verträge in Frage geſtellt werden ſollten — wir an demſelben Tage die **alten Zollvereins-Verträge** kündigen!!“ —

Die neue Landtagsſeſſion in Preußen hatte mit dem 15. November begonnen, am 27. kam die Uebertragung des Miniſteriums des Auswärtigen auf den Bundesetat zur Debatte. Hierbei trat natürlich die Unzulänglichkeit der beſtehenden deutſchen Halbheit neu in die Erſcheinung. — „Ich conſtatire“, ſagte Bismarck, „daß ich den jetzigen Zuſtand als ein Proviſorium betrachte, als ein Uebergangsſtadium, aus welchem heraus ſich eine ſtrenger concentrirte Vertretung des Bundes nach Außen wenigſtens auf dem Gebiete der großen Politik zweifellos entwickeln muß.“ — Er erklärte aber, auf Radowitz's geſcheiterte Verſuche hindeutend, daß das Geſandtſchaftsrecht „eine zarte Frage der dynaſtiſchen Empfindlichkeit jederzeit geweſen iſt.“ — Aus dieſem Grunde wies Bismarck jeden Druck auf dieſe „Empfindlichkeit“ der Bundesregierungen betreffs ihres Geſandtſchaftsrechts zurück, ebenſo die Ausfälle, welche auf unſer Verhältniß zu Rußland, wie die bekannte feindſelige Haltuug des ſächſiſchen Militär-Vereins-Kalenders gemünzt waren. Dieſe ganze Discuſſion giebt ein ſehr klares Bild der Vorſicht und des rückſichtsvollen Taktes, den Bismarck den Bundesregierungen gegenüber innehielt. Ihnen verdankte man gerade in dieſer Zeit des „Proviſoriums“ des neu gegründeten Bundes, daß ihm ein ähnliches Fiasco wie dem alten erſpart blieb. Bismarck's Staatsweisheit beſtand eben gerade darin, daß er nicht die Verhältniſſe machte, alſo durch Außendruck neue Zuſtände ſchuf, ſondern daß er die Verhältniſſe ſich machen ließ und aus ihren Ergebniſſen für das Gemeinweſen Nutzen zog; er bewahrte dem beargwöhnten Preußen die Loyalität, ſtrafte die Verleumdung, daß man Deutſchland „verpreußen“ wolle, Lügen, und führte die Bundescabinete von ſelber zu den Opfern, welche ſie dem Gemeinweſen zu ihrem eigenen Nutzen zu bringen hatten. Bei Gelegenheit der Debatte wegen Preußens Uebernahme der Verwaltung von Waldeck und Pyrmont kennzeichnete Bismarck „die krankhafte Entwickelung des Souverainetätsprincips in den Kleinſtaaten, wie die Gründe des Partikularismus, und ſtellte ihnen gegenüber den großdeutſchen Standpunkt auf: daß alle Laſten und Opfer, welche die einzelnen Staaten übernähmen, eben der Gemeinſamkeit der Intereſſen, der Einheit des Ganzen zu Gute kämen und jenes deutſche Hochgefühl weckten, in welchem ſelbſt „2000 Deutſche zu Carracas in Südamerika mit Stolz auf die neue Bundesflagge als ein Symbol des **Schutzes** blickten, den der große, **hoffentlich bald alle deutſchen Stämme umfaſſende Bund gewähre!**“ Betreffs der Indemnität wegen der Ausgaben pro 1868 verſicherte er: „des Königs Wille iſt, daß das Indemnitätsgeſetz eine Wahrheit **bleibe!**“ —

Das Jahr 1868 brachte am 1. Februar die erſte und eine heißere Debatte im Landtage, als ſonſt. Sie betraf die Abfindung der depoſſedirten Fürſten. So willig die Vertretung auch mit der Regierung Hand in Hand gegangen war, man hatte keine Luſt, mit Staatsgeldern Leute zu entſchädigen, die nicht blos unſere Feinde ſind, ſondern es auch in der tückiſchſten Weiſe geweſen waren. Bismarck's „Dolch im Rücken“ hatte man ſich zu Herzen genommen und ſah dieſe Abfindung nur als eine ſentimentale Loyalitätsſchwäche am unrechten Orte an, der man entgegentreten müſſe. Zugleich war die öffentliche Meinung gegen den Exkönig Georg zumal äußerſt aufgeregt, denn nicht nur, daß er eine lebhafte preußenfeindliche Agitation in Hannover ſelber unterhielt, er ſpann auch von Hietzing aus Intriguen in Paris; Schaaren von jungen Leuten wurden vom heimiſchen Herde gelockt, um in Frankreich eine hannoverſche Legion zu bilden, die bei einem Kriege Napoleons gegen uns mitagiren ſollte. Landesverräther mit Staatsgeldern aber belohnen zu ſollen, ſah die Oppoſition der Zweiten Kammer nicht ein und trat Bismarck ziemlich ſchroff entgegen. — „Wenn ich die Herren von dieſer (linken) Seite, zum Theil perſönlich dieſelben, die ich mir im Jahre 1863 und 1864 gegenüberſah, — reden höre, ſo ſollte man glauben, dieſe Herren hätten Hannover erobert, ſie hätten, was noch ſchwieriger war, Europa mit dieſer Erwerbung verſöhnt, und wir wären es jetzt, die wir uns in dies Geſchäft eindrängten, indem wir in einer ziemlich ruchloſen Weiſe die Gelder des Staats zum Fenſter hinauswürfen! Der Herr Abgeordnete Ziegler hat uns an die Praxis der Römer und anderer fremden Nationen erinnert, wie ſie etwa dem Jugurtha gegenüber Platz gegriffen hat. Ich weiß nicht, ob er ernſthaft oder in einem Anfall von Laune geſprochen hat, aber ich muß annehmen, daß es ernſthaft ſeine Meinung geweſen iſt, wir hätten König Georg in den Kerker ſtoßen und dort verkommen laſſen müſſen, — ſonſt weiß ich wenigſtens nicht, warum er ſolche Beiſpiele anzieht. Dann aber glaube ich, daß die Zahl der in Straßburg eingetroffenen Hannoveraner mit Recht eine ſtärkere ſein würde, als ſie es gegenwärtig iſt. — Der Herr Abgeordnete hat ferner geſagt, unſer Verfahren wäre in der Geſchichte vollſtändig unerhört. Ich kann nicht annehmen, daß ihm die Geſchichte ſeines deutſchen Vaterlandes in dem Maaße fremd ſei, daß er bei einigem Nachdenken die Unrichtigkeit ſeiner Behauptung nicht ſelbſt einſehen ſollte. Ich erinnere an zwei Beiſpiele von Depoſſedirungen, die gerade den Norden Deutſchlands betroffen haben. Heinrich der Löwe wurde entſetzt als Herzog von Sachſen, aber man ließ ihn nicht in England verkommen und zuſehen, wovon er leben werde, ſondern man ließ ihm ſeine Allodien, die aus den Heirathen mit Nordheim, Supplingenburg und Billung'ſchen Erbinnen an das Welfenhaus gediehen waren und reiche Allodien waren, die dies Haus mächtig genug ließen, ſpäter in die Verhältniſſe Deutſchlands mit Nachdruck einzugreifen.“ — „Ich führe noch ein anderes Beiſpiel an, welches hier ſehr nahe liegt: die Abfindung des depoſſedirten Kurfürſten (Johann Friedrich) von Sachſen durch Kaiſer Carl V.; er bekam das ganze Ländergebiet, in welchem jetzt die vier herzoglich ſächſiſchen Häuſer eine blühende Exiſtenz führen, und um dieſes Gebiet wurde das Kurfürſtenthum Sachſen verkürzt!“ — — „Es kam für uns auf einen Zweck an“, damit las der Kanzler ſolgende Notiz vor: „Bei den Verhandlungen über die Vermögensverhältniſſe des Königs Georg und des Herzogs Adolph von Naſſau iſt die politiſche Auffaſſung maßgebend geweſen, daß Preußen depoſſedirten Fürſten nicht mehr Nachtheile zufügen dürfe, als die Sicherſtellung der nationalen Geſammtpolitik bedingte. Die Siege des vorigen Jahres, die Opfer, mit denen ſie errungen, zur Erlangung derjenigen Stellung zu verwerthen, deren Preußens Beruf nicht entbehren kann, war eine Pflicht, welche der Regierung oblag und aus welcher ſie das Recht zu rückſichtsloſer Durchführung des Kriegsrechts gegen die Dynaſtie ſchöpfte, deren Souverainetät ſich als eine dauernde Gefahr für den Frieden eines von demſelben Volke bewohnten Ländergebiets erwieſen hatte. Eroberungen oder Gewinne außerhalb dieſes höheren nationalen Zwecks zu ſuchen, lag den politiſchen Zielen Preußens fern! Dieſer Standpunkt mußte der öffentlichen Meinung in Europa, namentlich aber in den Preußen einverleibten Ländern als maßgebend erkennbar werden. Dies war im vollen Umfange nur dann möglich, wenn die depoſſedirten Souveraine durch ein freiwillig unterzeichnetes Abkommen an den Tag legten, daß ſie die ihnen gewordene **Abfindung** als ein **angemeſſenes Aequivalent** für ihr früheres Einkommen anſahen. Eine vertragsmäßige Einigung mit den depoſſedirten Fürſten, namentlich mit König Georg, war vom politiſchen Standpunkte aus höher anzuſchlagen, als die Geldſummen, um welche das Abfindungs-Capital etwa hätte vermindert werden können, wenn ein Vertrag **nicht** zu Stande gekommen wäre." — Nachdem Graf Bismarck dieſe Declaration erläutert hatte und wie die Volksvertretung wahrſcheinlich dieſe Summen nicht für zu hoch erachtet haben würde, wenn man damals mit ihnen den Frieden hätte erkaufen können, fuhr er fort: „Wir haben es vorgezogen, nicht Land, ſondern Geld zu bewilligen; ich gebe zu, viel Geld, und es iſt mir lieb, daß es **viel** Geld iſt!" — Er rechnete dem Hauſe vor, daß Hannover uns ein Activ-Vermögen, welches ſich auf 250 bis 300 Millionen Werth capitaliſirte, entgegenbrachte und daß es deshalb doch wohl eine Uebertreibung ad usum der unverſtändigen Hörer außerhalb berechnet ſei, wenn geſagt wird, „daß durch dieſe Abfindung, welche von dem ganzen Geſchäft mit Hannover unzertrennlich iſt, im nächſten Zuſammenhange damit ſteht, Preußen ſchwere neue Laſten zu Gunſten Hannovers auferlegt würden! Der Herr Abgeordnete Miquël hat ſchon angedeutet, daß er die Wirkung dieſes Abkommens auf die Verſöhnung der Gemüther nicht unterſchätze, ja ſie als recht erheblich anſchlage. Wenn mit dieſer Abfindung auch nur ein erheblicher Fortſchritt in der Verſöhnung erreicht wird, dann hätte ich, meine Herren, noch mehr bewilligt — und wenn der Handel neu zu machen wäre, ſo gebe ich Ihnen mein Wort, ich bewillige, wenn ich nicht anders die Unterſchrift des Königs Georg erreichen könnte, daſſelbe, ja noch 10 Millionen mehr, wenn es auf mich allein ankäme." — — „Es wäre möglich, daß ich hier von Uebereilung angewandelt wäre, ich kann ſie aber bisher noch nicht erkennen. Ich wiederhole, ich würde das Geſchäft neu machen, wenn es heute zu machen wäre. Iſt es Ihnen aber mit der Mißbilligung Ernſt, dann bitte ich Sie dringend, haben Sie auch den Muth Ihrer Meinung, verwerfen Sie die Sache einfach; Sie werden die Regierung conſtitutioneller finden, als Sie vielleicht vorausſetzen! Es iſt natürlich, daß nach einem ſolchen Votum, nachdem diejenige Regierung, welche dieſen Vertrag abgeſchloſſen und die Unterſchrift des Königs dazu erbeten hat, vor der Landesvertretung desavouirt worden iſt, dieſe Regierung die Geſchäfte nicht fortſetzen kann! Diejenigen, welche die Maßregel für unrichtig halten und deshalb die Politik der Regierung verwerfen, werden in der Nothwendigkeit ſein, ihrerſeits zu verſuchen — und ich will das Meinige thun, daß es geſchieht —, wie die Geſchäfte ſich ohne den hannoverſchen Vertrag anlaſſen. Sie werden dann volle Gelegenheit haben, den Vertrag aus der Welt zu ſchaffen, und neue Leute, neue Grundſätze werden freie Bahn haben! Dann will ich nach ſechs Monaten wiederkommen und fragen, ob ich Recht gehabt habe, dann werden Sie alle diejenigen Gründe erkannt haben, die zum Abſchluß des Vertrags beſtimmten und die ich, **um ſie nicht zu nullificiren,** auf der Tribüne nicht öffentlich erwähnen will!“ — Nachdem Bismarck erklärt hatte, daß es unmöglich ſei, auf die Dauer der Oppoſition und den widerſtreitenden Kräften, die außerhalb dieſes Hauſes liegen, zu widerſtehen, und zugleich das Ruder eines Staats, „wie der jetzige preußiſche iſt“, zu führen, — fährt er fort: „Der Vorredner ſagte ferner: wenn der König Georg einen Rechtsanſpruch hätte, dann würde er wohl im Stande ſein, in ſoweit für den Vertrag zu ſtimmen. — Nun, der König Georg glaubt ſeinerſeits einen Rechtsanſpruch und zwar auf die Krone Hannover zu haben! Er glaubt ihn zu haben, denn meiner Ueberzeugung nach hat er ihm mit **dieſem** Abkommen **entſagt** und zwar mit vollem Bewußtſein! Er konnte von ſeinem Gegner Preußen unter Umſtänden gar Nichts nehmen, dann war er nach meiner Ueberzeugung als **Prätendent am gefährlichſten** — ein armer Prätendent iſt gefährlicher, als ein reicher, ein reicher hat noch **nie** Prätentionen durchgeſetzt!“ — Ich habe mich blos daran gehalten: welche politiſchen Vortheile gehen aus dem Abkommen hervor für die Geſammtlage der Politik; zum großen Theile, — gebe ich zu, nicht nur incommenſurabele, ſondern ich rechne das zu den **Inponderabilien** in der Politik, deren Einflüſſe oft **mächtiger** ſind, als die der Heere und der Gelder!“ — — —

Dieſe ganze Debatte und Bismarck's Entgegnungen, deren Hauptmomente wir nur heraushoben, geben viel zu denken. Es müſſen ſehr mächtige Einflüſſe geweſen ſein, den Kanzler zu beſtimmen, an den hannoverſchen Vertrag die Cabinetsfrage zu knüpfen und in demſelben eine ſolche Unwägbarkeit, Unberechenbarkeit des Vortheils zu ſehen, daß deſſen Einfluß ihm über der Macht von Bajonetten und Louisd'oren ſtand. Daß dem Vertrage von der Volksvertretung zugeſtimmt wurde, iſt bekannt. Die aus ihm fließenden unwägbaren Vortheile kamen alſo Preußen nunmehr zu Gute. Worin beſtanden ſie möglicherweiſe? Worin der Nachtheil, wenn wir dieſe Inponderabilien nicht hatten? —

Auf Georgs Entthronung blickte die engliſche Dynaſtie mit

Groll, denn er war ein Verwandter des dortigen Königshauſes. Auf ſie blickte das engliſche Volk mit eiferſüchtigem Neide, denn in der frieſiſchen Küſte von Hamburg bis Emden beſaßen wir das Prävenire in der Nordſee! Außer Skandinaviens verſtärkter Antipathie war ſowohl dem Hauſe Habsburg, wie Napoleon eine Handhabe erwachſen, bei Gelegenheit mit uns unter dem Scheine anzubinden, den „Beraubten“ wieder in ſein Recht einzuſetzen, ohne daß es Italien wie im letzten Kriege eingefallen wäre, uns die militäriſche Balance zu halten. Nachdem durch dieſen Entſchädigungsvertrag König Georg ſich ſeine Anſprüche aber hatte durch ein tüchtiges Stück Geld abkaufen laſſen, fiel jeder moraliſche Grund für die erwähnten Staaten fort, ſich ſeinetwegen in kriegeriſche Unkoſten zu ſtürzen, fiel jeder Grund für das hannoverſche Volk weg, in einer Erhebung für Denjenigen ſein Blut zu vergießen, der es für Geld losgeſchlagen hatte! Mochte Georg wirklich auch auf eine Invaſion mittels fremder Hülfe ſinnen, wie er es ja that, — mochte er auf einen bereits ganz nahe gerückten franzöſiſchen Krieg rechnen, — das war erſtens politiſch nicht blos gleichgültig, nachdem er den Vertrag einmal unterſchrieben hatte, es war ſogar für uns ein unwägbarer, unmeßbarer Vortheil. Mochte er doch Legionen gegen uns ſammeln, mochte er doch im gegebenen Augenblicke als Partiſan Napoleons das Schwert ziehen! Er machte ſich dann nicht blos zum Verräther an Deutſchland, ſondern auch zu einem Betrüger an Preußen, welcher die Bezahlung einſteckte und das bezahlte Gut wieder ſtahl! Konnte ſolch Einem ſich irgend ein Staat ohne Schamröthe verbinden? Hatte ſelbſt ein Napoleon dann den geringſten Rechtstitel, noch für eine ſolche Dynaſtie einzuſpringen? — Das waren, ſcheint es, unſere Inponderabilien, die mehr wirkten, als Geld und Soldaten! Dieſer von dem Welfenkönige unterſchriebene Vertrag zwang ihn eben, nach fruchtloſen Intriguen, ſich ſtill zu halten, als Napoleon gegen uns zog. Das zwang den ſonſt ſehr wenig ſcrupulöſen Cäſar, lieber eine armſelige ſpaniſche Throncandidatur als Kriegsgrund wider uns vom Zaun zu brechen, als den Namen König Georgs zum Schlachtruf ſeines Angriffs zu machen! Die

Welſen-Dynaſtie war ſomit todt!! — — In ſelbiger Friſt, — im Februar, wo das Verhältniß Hannovers weſentlich Inhalt der Debatten war, ſetzte man zu Hietzing bei der ſilbernen Hochzeit des Exkönigs-Paars (19. Februar) die bekannte patriotiſche Haranguirung in Scene. Während die hannoverſchen Legionäre im Süden Frankreichs geheime Exercirübungen anſtellten, bereiſte Herr Curtis den Rhein, um das „Mainzer Journal“, die „Neue Zeitung“ in Speier“, das „Echo der Gegenwart“ in Aachen, die „Rheiniſche Zeitung“ in Köln mit Geld für Napoleon zu dingen, wenn dieſe Blätter nicht eben ihre deutſche Ehre den goldenen Napoleons vorgezogen hätten! An einem „Rheinfürſten-Bündniſſe“ ward auch gearbeitet, und wie napoleoniſch der bekannte öſterreichiſche Botſchafter in Paris war, iſt kein Geheimniß! Die Minen gegen uns waren alle ſoweit gelegt, nur das Pulver, was ſie auffliegen machen ſollte, war durch den Entſchädigungsvertrag naß geworden! So viel alſo war die Hietzinger Unterſchrift immer werth! — Daß man dem Exkönige nun die ſtipulirten Capitalien auch baar auszahle, ſtand allerdings auf anderm Blatte. So lange man nicht die gänzliche Gewißheit hatte, dieſe Capitalien würden nicht in Kanonen und Bajonette umgeſchmolzen, erhielt die Welfenfamilie nicht einen Groſchen, und unſer Landtag mußte billig den preußiſchen Staatsmann bewundern, der das Gute gethan und das Beſſere nicht gelaſſen, der die „Inponderabilien“ uns verſchafft, das ponderable Geld aber vor der aggreſſiven Verwendung des Prätendenten aſſervirt hatte! Hannover, nun preußiſche Provinz, brachte uns indeß nun einen andern Segen, das Princip der Decentraliſation. Es ward Anlaß, daß bei ihm begonnen ward, jeder Provinz ihre Selbſtverwaltung und ihr Selbſtgouvernement zuzugeſtehen. Bei dieſer Gelegenheit (5. Februar) entwickelte auch Bismarck ſein Ideal von der neuen Provinzial-Eintheilung, das ihm ſchon zu Nikolsburg vorgeſchwebt hatte.*) War es auch vielleicht nicht mehr praktikabel, ſo ſah man an ihm nicht blos die kluge Gerechtigkeit des Kanzlers, ſondern auch, welche ideellen

---

*) Bismarck's Rede, Band II. Seite 195—197.

Vorſtellungen er von der Freiheit des Volkslebens in dem großen neuen Staate hatte, der unter ſeinen Händen von Woche zu Woche wuchs! — Ja, von Woche zu Woche, denn am 18. Mai tagte ſchon das Zoll-Parlament, dieſelbe Corporation, von welcher Bismarck als Geſandter in Frankfurt und Petersburg bereits geträumt hatte, dieſelbe wichtige Corporation, welche die ſüddeutſchen Regierungen und ihre Völker an „die Fleiſchtöpfe des Zollvereins“ band und durch die Einigkeit der Intereſſen die politiſche Einheit vorbereitete! — Im April trat der norddeutſche Reichstag zuſammen. Der Vertrag mit der amerikaniſchen Union betreffs der Einwanderer gab Bismarck Gelegenheit, ſeiner Wärme für die Deutſch-Amerikaner Ausdruck zu geben, wie die Wichtigkeit hervorzuheben, welche die deutſche Einwanderung für das Mutterland dem Yankeethum gegenüber habe. — Das abermalige Auftauchen der Diätenfrage ward einem Abgeordneten Anlaß, zu behaupten, daß die Süddeutſchen deshalb an uns den Anſchluß noch nicht wollten, weil die gegenwärtige Regierung in Preußen nicht auf dem Standpunkte der liberalen Idee ſtehe. — Bismarck replicirte: „Warum wollen die Süddeutſchen nicht zu uns kommen? Nicht, weil wir ihnen nicht liberal genug ſind, ſondern weil wir ihnen **viel zu** liberal ſind. — Das iſt der einzige Grund! — Sie lachen, meine Herren, und ſehen den einfachen Thatſachen nicht ins Geſicht. Unter den ſüddeutſchen Staaten iſt der liberalſte von den Dreien unzweifelhaft das Großherzogthum Baden. Dort finden Sie volle Bereitwilligkeit zum Anſchluß. Die liberalen Süddeutſchen wollen ſich anſchließen; die ſich nicht anſchließen wollen, ſind die reactionairen Parteien. Ich will dieſe Parteien nicht **näher** bezeichnen, die jüngſten Wahlen in Süddeutſchland haben ſie klar vor Augen geſtellt, und Sie können wohl denken, mit welcher inneren Heiterkeit ich **Ihre** Heiterkeit anſehe und erwiedere, die eine ſolche Unwiſſenheit in Bezug auf Thatſachen bezeugt. Wenn wir dieſen Parteien, die in Süddeutſchland die Oberhand haben, einige Conceſſionen in reactionairer Richtung machen könnten und wollten, vielleicht gewiſſe **Bürgſchaften**, die augenblicklich vielleicht in dem Nachbarſtaate, nach dem Alle ſehnſüchtig hinblicken, zu **Falle** kommen werden, ihnen geben wollten, dann würden wir vielleicht eine ſüddeutſche Majorität für den Anſchluß gewinnen können. Ich laſſe unentſchieden, ob es ein Vorzug iſt, liberal zu ſein oder nicht, aber derjenige muß Süddeutſchland, Baden ausgenommen, ſehr wenig kennen, der nicht weiß, daß ſie dort im Liberalismus — ich will nicht ſagen ein Menſchenalter, wohl aber um diejenige Zeit, die ſeit der Juli-Revolution verfloſſen iſt, **hinter uns zurück ſind!**" — In der That, wer wie wir, noch Anno 1872, alſo im erſten Jahre des neuen deutſchen Reichs, die Liberalismus-Schwäche, die homöopathiſche Verdünnung gekoſtet hat, in welcher im deutſchen Süden noch immer der freie Geiſt unſerer neuen Weltordnung vorhanden iſt, muß billig ſtaunen, wie man von einer nordiſchen Tribüne, durch eine Berliner Parteibrille, Land und Leute dort anzuſehen vermochte. — — Schärfer aber iſt wohl nie die politiſche Pſychologie getrieben worden, als bei der Debatte über die Verantwortlichkeit der Beamten der Bundesſchulden-Verwaltung. Bismarck ſagte: „daß die Furcht, der Charakterſchwäche geziehen zu werden, eine deutſche Nationalkrankheit iſt, die das Zuſtandekommen mancher nützlichen Verſtändigung erſchwert!" Noch einmal ſchlug in dieſer Diſcuſſion Bismarck den Verſuch zu einer parlamentariſchen Machterweiterung ab, wie überhaupt die Seſſion am 22. April vor Thoresſchluß die alten Geiſter der alten Kämpfe noch einmal aufeinanderplatzen ließ. Mit ihr endete die Sitzungsperiode. — Das Zollparlament ward am 27. April eröffnet, es tagte bis 23. Mai. Die Sitzung vom 18. d. M. war in ſofern die wichtigſte, als Bismarck ſich über das Verhältniß des Nordbundes zu Süddeutſchland ausſprach. Die reactionaire Tendenz, welche er trotz des Lachens der Linken am 22. April im preußiſchen Abgeordnetenhauſe ſchon ſo frappant beleuchtet hatte, trat hier in dem ängſtlichen Beſtreben auf, die Competenz des Zollparlaments eher zu verengen, als zu erweitern! Nachdem Bismarck dem gegenüber bemerkt hatte: „daß man nicht die leiſeſte Preſſion auf die ſüddeutſchen Abgeordneten üben wolle, daß wenn ſie ſich der Erweiterung der Competenz des Zollparlaments widerſetzen wollen, ſie ruhig ihr Programm, ſo lange es ihr freier Wille iſt, durchführen mögen. Kein Wunſch, keine Bitte, keine Ueberredung werde ſie daran hindern.“ Er erinnerte die Süddeutſchen an ſeine Circulardepeſche vom 7. September 1867. — „Wenn Sie dieſelbe mit Aufmerkſamkeit leſen, ſo werden Sie ſich überzeugen, daß das Programm der Politik des norddeutſchen Bundes, an welchem er noch heute feſthält, die Selbſtſtändigkeit Süddeutſchlands in keiner Weiſe gefährdet!“ — Er gab deſſen Vertretern verblümt ſogar zu verſtehen: daß ſie, ſelbſt wenn Süddeutſchland wünſchen würde, ſeine Selbſtſtändigkeit aufzugeben, dies doch immer noch „ſo motiviren“ müßten, „daß es auf beiden Seiten **dieſelbe** günſtige Beurtheilung fände.“ „Sie halten uns für viel empreſſirter, als wir es ſind!“ — Jedem Beſtreben aber, die vertragsmäßige Competenz des Zollvereins zu **vermindern**, trat er entgegen und gab den ſüddeutſchen Reactionairen dabei zu bedenken, „daß ein Appell an die Furcht in deutſchen Herzen niemals ein Echo findet!!“ —

Der Mai ging zu Ende, auch das Zollparlament verließ Berlins Mauern; Otto von Bismarck's Kräfte waren gänzlich gebrochen. — Wer auf die Summe der Ausſprüche allein zurückblickt, die er bisher gethan und erwägt, welche Denkthätigkeit dieſelben vorausſetzen, — wer von der aufreibenden andern Amtsthätigkeit dieſes Mannes den lauernden Intriguen des Auslandes gegenüber, die ihn umgaben, ſich einen Begriff macht, muß geſtehen, daß ſelbſt ein Rieſe an Geiſt und Leib ſolcher Exiſtenz auf die Dauer nicht gewachſen bleiben könne. Im vorigen Sommer hatte er das reizende Varzin, — ſein Tusculum — gekauft. Es lag dem Gute ſeines Schwiegervaters nahe. Hier hatte er den Wald, den er immer ſo heiß geliebt, hierher ſchleppte er ſich, müde an Seele und Leib, — um ſchwer zu erkranken. Wir haben bereits die Bangigkeit beſchrieben, mit der das Publikum der Kriſis, mit welcher Freude es der Geneſung entgegenſah. Der bekannte Sturz mit dem Pferde am 21. Auguſt brachte ihn abermals aufs Siechbett, ja bis an den Rand des Grabes. — Was war unſer Loos, wenn er damals ſtarb?! — Wir haben nicht den Muth, hieran Betrachtungen zu knüpfen! Gewiß iſt jeder Menſch zu erſetzen, keiner ſo groß und gewaltig, daß die Welt nicht ohne ihn ihren Lauf fortſetzte, — aber es iſt gewiß, daß außerordentliche Zeiten auch außerordentliche Menſchen bedingen und es ein Werk der Vorſehung war, uns den Mann zu erhalten und uns zugleich zu zeigen, wie nothwendig und werth er uns war. Seine zwieſache Rettung vor Blind's Geſchoſſen und den tödtlichen Folgen dieſes Sturzes erhob ihn über das gewöhnliche Niveau einer bloßen politiſchen Utilität für Preußen und Deutſchland. Sie prägte ihm den Stempel höherer Weihe auf, durch die er ein directer Diener, ein unmittelbares Werkzeug der ewigen Weisheit wurde, beſtimmt, den Willen derſelben auf Erden auszurichten, den Willen: „Setzen wir Deutſchland in den Sattel!“ —

Bismarck genas, Berlin ſah ihn Anfangs December wieder. — Die Landtagsſeſſion hatte bereits am 4. November begonnen. Am 9. December bei Gelegenheit der Debatte betreffs Uebernahme des Etats des Miniſteriums des Auswärtigen auf den Etat des norddeutſchen Bundes und der Geſandtſchaften des letzteren ließ er ſich eingehender zum erſten Male wieder vernehmen. Er war ganz der Alte. — — Er warnte: „die Conſequenzen gleich auf die Spitze der Doctrin zu treiben.“ — „Die Theorie“, ſagte er, „iſt in der diplomatiſchen Thätigkeit noch **grauer**, als im gewöhnlichen Leben, und kommt noch weniger zur Geltung!“ — Als ein Abgeordneter, wie von Graf Beuſt und unſerer Geſandtſchaft in Dresden die Rede war, Oeſterreichs liberale Verwaltung und Geſetzgebung als Vorbild pries, ſchlug Bismarck's köſtlicher Humor wieder durch. „Ich glaube“, ſagte er, „der Herr Abgeordnete hat dieſe Empfehlungen doch nicht ſo allgemein geben wollen, daß wir nun auch etwa eine Armee von 800,000 Mann und einen eiſernen Beſtand derſelben für 10 Jahre **fordern** ſollten. Ich glaube auch nicht, daß er uns hat empfehlen wollen, den öſterreichiſchen Adminiſtrativ-Einrichtungen, die das Gegengewicht gegen die zu bewilligende Freiheit der Communen bilden, nachzuahmen. Den Regierungen geht es mit ihrem Liberalismus wie den Damen, die **jüngſte** gefällt immer am **beſten**!! Oeſterreich iſt durch langjährige Zurückhaltung in die Lage gekommen, heute mit demjenigen Liberalismus Epoche zu machen, der bei uns ſchon in der Hauptſache ſeit zwanzig Jahren, in vielen ſeiner Theile bereits ſeit fünfzig Jahren zu einem überwundenen Standpunkte gehört!" — —

Wir können uns der Beobachtung nicht erwehren, daß, wenn früher Bismarck's parlamentariſche Kampfweiſe mehr ſchlagfertiger, ſo zu ſagen draufgängeriſcher Natur geweſen iſt, — dieſe, ſeitdem er von Varzin gekommen, eine ruhigere, ironiſchere Form angenommen hat, und die Geſtaltung der Dinge ſcheint uns hierin Recht zu geben. — Der Krieg mit Frankreich lag in der Luft, welcher doch alles Andere, ja — eine neue Weltgeſtaltung entſcheiden mußte! Bismarck ſah, daß die preußiſchen Landtage in ihrer Wichtigkeit nunmehr gegen den Reichstag zurücktraten und einen mehr localen, provinziell-partikulariſtiſchen Anſtrich erhalten mußten, ſah, wie das Zollparlament trotz allem ſüddeutſchen Widerſtreben dennoch der Adhäſion an den Norden, der Ueberbrückung des Main auf die Dauer nicht entgehen könne. Dieſe Wandlungen, welche ſich naturgemäß zu vollziehen begannen und gewiß viel raſcher vollzogen, ſobald erſt die Trompeten am Rhein erklangen, mögen ihm wohl eine ähnliche ironiſche Stimmung verurſacht haben, wie uns ja immer befällt, wenn wir das **Zeitliche** und **Wandelbare** hartnäckig ein **ewig** blühendes Leben beanſpruchen ſehen! Je mehr Bismarck der Großartigkeit ſeines Lebenszweckes ſich bewußt wurde, deſto geneigter wurde er eben auch zu politiſcher Toleranz! — —

Der Krieg mit Frankreich nahte! Die Symptome zu ihm haben wir angedeutet. Ein thatſächlicher Beweis, wie man ſich auf ihn gefaßt machte, war, daß im Winter von 1868 zu 1869 Graf Moltke bereits ſeinen franzöſiſchen Operationsplan ſorgfältig ausarbeitete*), und man ſich nicht blos im Norden, ſondern auch in Süddeutſchland auf dieſe Kataſtrophe militäriſch einrichtete.

---

*) Siehe „Graf von Moltke", Heft IV, S. 301.

Andererſeits hatte man wohl noch die Hoffnung in unſeren leitenden Kreiſen, einer neuen Kataſtrophe werde ſich ähnlich wie bei der Luxemburger Frage vorbeugen laſſen, Napoleon werde doch immer noch kaiſerliche Gewalt genug beſitzen, ſeine ſonſt eben ſo ſchlauen als kühlen Berechnungen würden ſeiner perſönlichen Unluſt zum Kriege wirkſam genug zu Hilfe kommen, um dem Drängen der ruheloſen Parteien im Lande ein energiſches Veto entgegenzuſetzen. — Ein Berliner Witzblatt hat ſeiner Zeit mehrmals Napoleon als kranken Papageien dargeſtellt, und die marasmatiſche Melancholie dieſes Thieres hat in der That viel Aehnlichkeit mit der Verfaſſung, in welcher ſich Napoleon die letzten beiden Jahre ſeiner Herrſchaft befand; er wollte gerne „leben und leben laſſen". Der mexikaniſche Krieg hatte ihn nicht blos einen ſehr unerquicklichen Blick in die Unzuverläſſigkeit und Verwilderung ſeiner Soldateska thun laſſen, der Schimpf dieſes Feldzuges und Kaiſer Maximilians Tod hatte ihm — vielleicht im eigenen Herzen, den beſten Theil ſeiner Selbſtachtung und ſeines Selbſtvertrauens, kurz die Energie des Charakters geraubt. Wir glauben ſogar, daß er ähnlich abergläubiſch geweſen iſt, wie Wallenſtein und Tilly ſeiner Zeit es waren, wie alle „Glücksmenſchen" es gewöhnlich ſind. Aus Mangel an wahrer, innerer Religion glauben ſie an ihren „Stern", an das Fatum, das rouge et noir des Daſeins. Solche Menſchen gerade, — ſind ſie erſt auf den hypochondriſchen Standpunkt gekommen, werden weiblichen Einflüſſen und einer Frömmelei überaus zugänglich, welche ſie einen — zu ſpäten Troſt in Fictionen ſuchen läßt, denen jede Greifbarkeit fehlt. — Auf dieſen Punkt mochte Napoleon wohl gekommen ſein, ſonſt hätte er ſich niemals von Eugenien-und ſeinen Mameluken übermannen und ſchließlich in einen Krieg treiben laſſen, bei dem er Alles auf eine Karte ſetzte! —

Am 9. Januar trat der preußiſche Landtag zuſammen, Mitte März tagte der norddeutſche Reichstag, im Juni das Zollparlament, im October abermals der Landtag. Aeußerlich deutete mithin Alles auf eine friedliche legislatoriſche Thätigkeit, auf den geordneten Ausbau unſerer inneren ſtaatlichen Verhältniſſe. — Die erſte

Sitzung des Abgeordnetenhauſes galt der Theilnahme Lauenburgs an der preußiſchen Staatsſchuld und dem preußiſchen Wahlgeſetz. In erſterem Falle nahm Bismarck das Herzogthum in Schutz und ſprach ſich gegen „die Gewaltthätigkeit gegen ein kleines Land“ aus, und daß eine „Preſſion wegen der Einverleibung unnöthig“ ſei. In der zweiten Frage zog der Kanzler gegen das Dreiklaſſen-Syſtem zu Felde und bekannte ſeine Abneigung gegen daſſelbe. Indem er ferner die Schwierigkeit auseinanderſetzte, ſo viel parlamentariſche Capacitäten zu finden, die in der Lage ſein möchten, ſich ihrem Lebensberufe zu entziehen, um hintereinander im Landtage, Zollparlamente und norddeutſchen Reichstage zu ſitzen, alſo etwa 9 bis 10 Monate im Jahr, machte er die ſehr einſchneidende Bemerkung: „Wir kommen dann dazu, daß es ein **Beruf** wird, **Abgeordneter** zu ſein, wie es ein Beruf iſt, Arzt oder Juriſt zu ſein.“ — „Wir kommen ſchließlich dazu, daß wir eine Berufsklaſſe von Abgeordneten erhalten, die meines Erachtens dann einem büreaukratiſchen Element allmälig viel näher kommen, als einer lebendigen, mit dem Volk in ununterbrochener Wechſelwirkung ſtehenden Volksvertretung, Gentlemen, d. h. Leute, die nichts weiter zu thun haben, als zu reiſen, wenn ſie ſich nicht etwa ins Parlament **wählen** laſſen!“ —— Am 29. und 30. Januar, dann im Herrenhauſe am 13. Februar, kamen die Umtriebe zu Hietzing endlich zu offener Sprache, die Welſenpreſſe und die hannoverſche Legion in Frankreich. Die paſſendſte Antwort auf dies Treiben war die durch Geſetz votirte Beſchlagnahme des Vermögens des Exkönigs Georg. Die Enthüllungen, welche Bismarck über das preußenfeindliche, geradezu landesverrätheriſche Gebahren der Welſenpartei machte*), wie ſelbſt polniſche Emigranten für die Legion in Frankreich geworben worden und dieſe verblendeten Leute auf eine nahe Invaſion Napoleons in Deutſchland vertröſtet wurden, daß Dänemark ebenſo hierbei die Hände im Spiele habe, endlich der Kurfürſt von Heſſen Frankreich offen aufhetze, — ſolche Anzeichen waren ganz geeignet, den Argwohn der öffentlichen Meinung in Deutſchland zu wecken, die Volksvertretung wachſam und energiſch zu machen. Bismarck hätte dem Landtage vielleicht im Laufe des Jahres noch ſonderbarere Eröffnungen machen können. Iſt es doch bekannt, daß Frankreich damals mit Oeſterreich wegen eines Bundes gegen uns verhandelt hat, — Herr Gramont und Herr Beuſt haben es uns nun ja freundlichſt verrathen! — daß Victor Emanuel heimlich über die Köpfe ſeines eigenen Miniſteriums hinweg eine Allianz mit Napoleon verſuchte und dieſer Kreis ſich bildender feindlicher Allianzen gegen das neue deutſche Gemeinweſen gerichtet war. Die Intriguen der belgiſch-franzöſiſchen Oſtbahn und Frankreichs in der Schweiz, um die Gotthardsbahn zu verhindern, — alle dieſe Momente kamen im Laufe von 13 bis 14 Monaten zuſammen, das Gewölk zu verdichten, welches über Preußens Haupte ſich zuſammenzog! Der treibendſte Dämon, welcher hinter dem Allen ſtand, war der vom Jeſuitenthum regierte Ultramontanismus und die Infallibilität wurde das Reſultat des Haſſes gegen Deutſchland, der Furcht vor dem eigenen völligen Zuſammenbruche und des Wahns, welcher durch Ströme deutſchen Bluts **Das** zurückzuerobern meinte, was ſeit Villafranca auf immer für Rom verloren war! Kaiſerin Eugenie mit ihren Getreuen, durch ſie Napoleon, waren nur die Marionetten dieſes finſtern Geiſtes, dem ſich ſchließlich das demokratiſche **Abenteurerthum** in der Hoffnung zugeſellte, bei dem Handel bon gré mal gré zu profitiren! — Dieſen Dingen im Auslande gegenüber, deren beherrſchende Macht die deutſchen parlamentariſchen Körperſchaften nach und nach, denken wir, ſpürten, ſteht ſelbſt Das, was Bismarck während dieſes Jahres oratoriſch Bedeutſames leiſtete, ſchließlich nach. Sein Streben war einzig darauf gerichtet, den norddeutſchen Bund zu conſolidiren, ſowohl das Widerſtreben der einzelnen Regierungen, wie der Parlamente zu beſeitigen. Er trat ebenſo für den „berechtigten Partikularismus“ Süddeutſchlands in die Schranken, wie für den Großherzog von Mecklenburg, als man gegen dieſes Landes Verfaſſungsverhältniſſe Sturm lief. Aus allen Reden Bismarck's, bis ſie unterm Raſſeln der Kriegstrommeln verſtummten, klang mit immer neuem Eifer das alte „Seid einig, einig, einig!“ und die wiederholte Mahnung, „raſch zu arbeiten“. Es war, wie wenn ein getreuer Verwalter das ihm anvertraute Haus noch erſt **beſtellen**, Alles regeln und beenden wolle, damit die Seinen auf das Aeußerſte vorbereitet ſeien!

---

*) Bismarck's Reden II. S. 220.

Dies Aeußerſte ſchien nicht mehr fern! — Nachdem Napoleon in der Verbindung des rothen und mittelländiſchen Meeres durch den Leſſeps'ſchen Nil-Canal Frankreich ein Ableitungsmittel für ſeine Eitelkeit geboten hatte, und die Einweihung dieſes „Weltereigniſſes“ von Kaiſerin Eugenie unter ſolenner Betheiligung der Herrſcher Europa's oder ihrer Vertreter überaus theatraliſch in Scene geſetzt worden war, erfolgte in Paris eine ſo bedenkliche Schwankung und Schwenkung, daß aus ihr der Krieg mit Deutſchland nothwendig hervorgehen mußte, wenn nicht eine Combination erſonnen wurde, dem ſelbſtſüchtigen Egoismus der Parteien eine ſolche Beſchäftigung zu geben, welche auf geraume Zeit ihre Intriguen gegen die eigene Regierung lähmte. — — Die Parteien Frankreichs! Sage man auch immerhin, der Militarismus und die Demokratie, weil ſie ſich beſonders in den Vordergrund drängten, wären in Frankreich allein die Kriegs-Agitatoren geweſen. Gewiß waren ſie das, aber die hinter ihnen unſichtbar hetzende, die Gemüther eigentlich beherrſchende Partei, war der ultramontane Klerus! Das Jeſuitenthum war, inficirend wie die Peſt, namentlich in Frankreich eingedrungen. Es hatte bisher alle Parteien, alle Dynaſtien benutzt, indem es alle verachtete und kein Vaterland, keine Staatsform, keinen Glauben, — keinen Papſt ſelbſt anerkannte, ſondern nur **ſich ſelbſt**, nur, was durch ſeinen Willen Daſeinsberechtigung erhalten hatte! Selbſt den Papſt erkannte der Jeſuitismus **nicht** an, wenn es kein Jeſuiten-Papſt war, kein Geſchöpf von ſeiner Mache!*) Die franzöſiſche Geſchichte ſelbſt hat das bewieſen, und aus dem Einfluſſe der Je-

---

*) Ueber die eigentlichen Zwecke der Jeſuiten und die Urſache, weshalb ſie darum mit gutem Grunde gegen das Freimaurerthum operiren, werden Andeutungen unter Biographie des Staatsminiſters von Lutz zu finden ſein.
D. V.

ſuiten auf ſie, aus den Plänen, die dieſe heilloſe Schaar unbekümmert um Frankreichs Wohl ſchon vordem verfolgt hat, iſt am Beſten zu beweiſen, welche Wege ſie abermals zu gehen geſonnen war, als ſie Galliens Kriegsluſt gegen Deutſchland ſchürte. —

Richelieu wie Mazarin, mögen ſie ſonſt auch zu verurtheilen ſein, waren nicht blos Miniſter geweſen, welche eine wirklich franzöſiſche Politik getrieben hatten, um das Land groß, ſein Königthum unabhängig zu machen, ſie waren auch patriotiſche **Prieſter**, welche die **nationale** Selbſtſtändigkeit ihrer Kirche in Frankreich ſicherten und die gallikaniſche Kirche ſchufen. Seitdem der große Ludwig aber in die Krallen der Wittwe Scarron gerathen, Pater La Chaiſe ſein Gewiſſensrath geworden war, die Jeſuiten ihm **gegen** den Papſt Innocenz XI. Beiſtand*) geleiſtet und Frankreich zu ihrem Hauptlager gemacht hatten, war nicht der „grand Louis" mehr, die Schwarzen waren „l'état c'est moi" — „der Staat bin ich" — geworden. Das Edict von Nantes wurde aufgehoben, die Dragonaden begannen! — Der Plan des Jeſuitismus ging damals auf nichts Geringeres aus, als in Weſteuropa ſich völlig feſtzuſetzen. Deshalb ſtachelte derſelbe Ludwigs eitlen Hochmuth an, machte Louvois zum Geſchöpfe ſeines Willens und ruinirte Colbert's jahrelange, ſegensvolle Mühe. Der Jeſuitismus ließ Melac und Turenne den Rhein wie die Pfalz verwüſten und Straßburg zu Frankreichs Beute werden; die **„gloire"** ward von den Jeſuiten **gefüttert**! — Deutſchland war indeß ihr nächſtes Ziel damals noch nicht, vielmehr Belgien, Holland und Irland, ein **weſtrömiſch** Reich dem **italiſch**-römiſchen **gegenüber!** An dieſem Rieſenplane, mit Lothringens Eroberung begonnen, — mit demſelben alten Plane Philipps II. und Alba's, — zerſcheiterte Ludwig XIV. und durch ihn gingen die Stuarts zu Grunde! Wilhelm von Oranien und Marlborough traten beiden Dynaſtien ſiegreich entgegen, die heilloſe Wirthſchaft der nachfolgenden Bourbonen aber, wie die große Revolution, machten dieſer Fiction völlig ein Ende. Die Jeſuiten indeß hatten doch erreicht, ſich in Holland, zumal Belgien, und Irland feſtzuſetzen, um von dort aus den Kampf, wenn auch mit verſteckteren Mitteln, fortſetzen zu können. — Unter Napoleon III. nun nahmen ſie ihren alten Plan wieder auf, obwohl unter veränderten Bedingungen. Sie hatten ſich des ſchwachen Papſtes Pius bemächtigt und — nachdem er ſonſt oft genug gegen das Papſtthum operirt, — hatte ſich der Orden Loyola's **jetzt ſo mit** ihm verſchmolzen, daß das römiſch-katholiſche Kirchenregiment rein **jeſuitiſch** geworden war und Pius IX. im Jeſuitismus **allein** den Ausdruck römiſch-katholiſcher Rechtgläubigkeit ſah. Das Reſultat waren Syllabus und Encyclica, die Verdammung der geſammten modernen Weltordnung! Italiens Einheit und Oeſterreichs Verluſt der Lombardei raubte dieſer Jeſuiten-Kurie den materiellen Nerv ihrer Macht, Oeſterreichs Unglück 1866 aber machte nicht nur der Hoffnung ein Ende, die verlorene irdiſche Macht durch das Schwert wieder aufgerichtet zu ſehen, es flößte der Kurie auch die Furcht ein: die germaniſche Race, mit ihr aber die moderne Geſittung, werde über die welſche Verkommenheit völlig triumphiren, werde dem Ultramontanismus den letzten Boden entziehen. Als äußerſtes phyſiſches Gewaltmittel ſetzte ſie alſo denjenigen aller europäiſchen Militärſtaaten gegen Deutſchland in Bewegung, welcher als unbeſieglich galt, als geiſtige Macht aber das Dogma von der Infallibilität! Napoleon III. ſollte Deutſchlands leibliches Daſein brechen, die päpſtliche Unfehlbarkeit hingegen das geiſtige der chriſtlich-katholiſchen Welt, indem dies Dogma dieſelbe vor die Wahl ſtellte, in einem Schisma auseinander zu fallen, oder jeſuitiſch-gläubig zu ſein! — Dieſe welſche Partei, allmächtig in Frankreich geworden, ging indeß nicht direct zu Werke. Es handelte ſich für ſie ja nicht um das Deutſchland jenſeits des Rheins **allein**, ſondern um Bekämpfung der germaniſchen Race überhaupt, alſo um Holland und England zugleich mit. Deshalb ging ſie auch unter Napoleon III. denſelben alten Weg, wie unter Ludwig XIV.: den Rhein zwar zu occupiren, zunächſt aber Belgien und Holland franzöſiſch zu machen.

---

*) Wir bitten, die meiſterhafte und merkwürdige Deduction Babington Macaulay's, Engl. Geſchichte, Band II., S. 287 bis 294, vorläufig nachleſen und die Parallele ziehen zu wollen! D. V.

Dieſe Verſuche waren zuerſt nach Nikolsburg, dann in der Luxemburger Frage ernſter gemacht worden, die Forderung, welche Benedetti jetzt in Berlin ſtellte: Preußen ſolle Napoleon „die Erwerbung von Luxemburg erleichtern“, bezeichnete das ganze Rayon, auf welches Frankreich ſeine Eroberungsplane ausgedehnt hatte. — Napoleon hätte ſich ſelbſt ſagen können, daß dieſer Plan von Preußen und Deutſchland nicht blos nicht gebilligt, daß deſſen Ausführung auch von Rußland, England und den Niederlanden unmöglich geduldet werden konnte. Wenn Oeſterreich auch wirklich geneigt erſchienen wäre, an Frankreichs Seite Vergeltung für 1866 zu üben, es hätte von einer Verbindung mit ihm doch zurücktreten müſſen, die einen Weltkrieg im verwegenſten Sinne des Worts im Gefolge haben mußte. Machte Napoleon III. dennoch dieſe Verſuche wider jede geſunde ſtaatsmänniſche Vernunft, ſo konnte er es eben willenlos nur thun, gedrängt vom Jeſuitismus, mit der Militär-Partei im Bunde. Der Wucht dieſer beiden Parteien zu entgehen, warf Napoleon ſich Anfang 1870 dem Liberalismus in die Arme und ernannte das Miniſterium Ollivier! Es war der Schritt zu ſeinem ſicherſten Verderben! — Siegte Napoleon nämlich, ſo hatte eben auch der Liberalismus im Cabinet geſiegt, die Partei befand ſich dann alſo ſicher nicht ſchlechter als vorher; verlor Napoleon, dann war das Kaiſerthum hin und die erſehnte Republik Wahrheit! So machte bei dieſem Kriege wirklich auch die Demokratie das beſte Geſchäft und, von den Mameluken aller Farben umdrängt und gehetzt, zwiſchen die Drohung „Krieg oder Revolution“ geſtellt, wählte der Cäſar den erſteren, kniff die Augen zu und — that ſein salto mortale! Die Kutten und die Libertins, die „ſchwarze und die rothe Internationale“, hatten eine wilde Ehe geſchloſſen: ihr Baſtard war der Eroberungskrieg gegen Deutſchland!! — —

Wie die Stellung und Macht der Parteien in Frankreich beſchaffen war, welche Abſicht man in den leitenden Kreiſen von Paris gegen uns hegte, wußte man bei uns ziemlich genau, wann man das Schwert dort ziehen werde, auf welchen Vorwand hin, da man Napoleon doch alle ehrlichen Vorwände genommen hatte, wußte Graf Bismarck gewiß nicht. Der Kriegsvorwand, die ſpaniſche Kroncandidatur, fand alſo Jedermann in Deutſchland unvorbereitet. — —

Die Legislatur in Preußen begann 1870 mit der Discuſſion betreffs des Bremer Vertrags im Abgeordnetenhauſe und in der Erſten Kammer wegen Vertagung und Wiederzuſammentritt des Landtags. Während in erſterer Verſammlung Graf Bismarck auf die nationale Einheit, welche der früheren geographiſchen Zerriſſenheit gegenüber angebahnt ſei, hinwies, ſetzte er im Herrenhauſe das nunmehrige Doppelverhältniß auseinander, in welchem Preußen lebe, wies auf die nöthige Decentraliſirung der Geſchäfte hin und warnte vor einem „zu preußiſchen Partikularismus". Kurz vor Schluß der Seſſion erklärte ſich der Miniſter-Präſident auch über die Verwendung der Eiſenbahn-Anleihe 1867 zu anderen Zwecken und rief des Hauſes Indemnität an. Er ſetzte hierbei die Organiſation der Miniſterien, den Grad ihrer Verantwortlichkeit, wie ſeine eigene Lage auseinander, und erklärte, daß das Haus in dem neuen Finanzminiſter von Camphauſen „einen treuen und ſtrengen Wächter des conſtitutionellen Rechts auf ſeinem Poſten finden werde." — Der Landtag war geſchloſſen, ſeine Mitglieder trennten ſich, ohne zu ahnen, daß ſie unter ganz anderen Weltverhältniſſen ſich wiederfinden würden. — Am 14. Februar trat der norddeutſche Reichstag zuſammen. Wie ſtark der Zug der Sehnſucht, den Main zu überſchreiten, hervorbrach, beweiſt bereits die Discuſſion am 24. Februar betreffs Badens Aufnahme in den Bund. Für die Haltung Bismarck's, für ſeine Sorge Frankreich gegenüber ſpricht klar genug die Rigoroſität, mit welcher er dieſen Antrag desavouirte, welcher ihm zu anderen Zeiten ſicher doch ganz von Herzen gekommen wäre. Er erklärte, daß er dieſem Antrage „völlig fremd, er für ihn überraſchend ſei, er ihm im höchſten Grade unerwünſcht käme, er ihn für einen politiſchen Fehler halte!" Er bedauert die Politikmacherei der Parlamente, erwähnt der nationalen Geſinnung Badens und ſeiner Regierung, und indem er zu der Betrachtung übergeht: „ob es beſſer ſei, wenn Baden noch nicht in den Bund träte, oder wenn es jetzt ſchon geſchähe", meinte er, letzteres würde ſo viel heißen als: „den Milchtopf abſahnen und das **Uebrige ſauer** werden laſſen!" — Niemals iſt ein Bild draſtiſcher und bezeichnender gewählt worden. Hätten die Antragſteller nach Bayern geblickt, wo Hohenlohe ſich gegen die ultramontan-partikulariſtiſche Mehrheit der Vertretung zu wehren hatte, eine Mehrheit, welche ihn bald darauf zurückzutreten und Graf Bray das Portefeuille zu überlaſſen zwang, hätten dieſelben die „Verpreußungsfurcht", wie ſie damals in München herrſchte, gewürdigt, dann hätten ſie auch erkannt, daß die ſüddeutſche „Milch der frommen Denkart" bereits ſchon ſehr **ſauer** zu werden anfing, obwohl man den badiſchen „**Rahm**" noch **nicht** abgeſahnt hatte!! Dies Beginnen, Frankreichs Geſinnungen gegenüber, wäre nahezu verhängnißvoll und zwar für Baden ſelbſt geworden. Deutlich genug deutete der Graf darauf hin, daß dies wenigſtens der verkehrteſte Weg ſein würde, zu Deutſchlands Einheit zu gelangen! —

Am 1. März kam die Abſchaffung der Todesſtrafe zur Discuſſion und Bismarck erhob ſich, um gegen die Abſchaffung derſelben zu ſprechen. Wir haben hier nicht zu unterſuchen, wie weit das pro und contra gerechtfertigt iſt, Humanität und Nothwendigkeit ringen bei dieſer ſchweren Frage ja lange ſchon mit einander. Für das Verſtändniß von Bismarck's Charakter aber, ſeines inneren Lebens, mußte bedeutſam ſein, daß er bei dieſer Gelegenheit ſeine ſittliche und religiöſe Anſchauung zu Tage brachte, und uns ſo einen pſychologiſchen Einblick in ſich ſelber geſtattete. „Wenn ich", ſagte er, „den Eindruck, den ich von der Discuſſion habe, reſumire, ſo iſt es einmal der einer Ueberſchätzung des Werths bei den Gegnern der Todesſtrafe, welchen ſie dem Leben in dieſer Welt, und der Bedeutung, welche ſie dem Tode beilegen! — Ich kann mir denken, daß Jemandem, der an eine **Fortſetzung** des individuellen Lebens nach dem leiblichen Tode **nicht** glaubt, die Todesſtrafe **härter** erſcheint, als Demjenigen, der an die Unſterblichkeit der ihm von Gott verliehenen Seele **glaubt**; aber wenn ich der Frage näher ins Auge ſehe, ſo kann ich auch das kaum annehmen. Für Jemand, der des Glaubens nicht iſt, — **zu welchem ich mich von Herzen bekenne,** — der Tod ſei ein **Uebergang** von einem Leben in das andere, und wir ſeien im Stande, auch dem ſchwerſten Verbrecher auf ſeinem Grabe die troſtreiche Verheißung zu geben: Mors janua vitae —, für Jemand, der dieſe Ueberzeugung nicht theilt, müſſen die Freuden dieſes Lebens einen **ſolchen** Werth haben, daß **ich** ihn faſt um die Empfindungen, die ſie ihm bereiten, beneide! Er muß einer Beſchäftigung leben, die für ihn ſo **befriedigende** Erfolge aufweiſt, daß ich ſeinen Gefühlen darin **nicht** zu folgen vermag, wenn er mit dem Glauben, daß ſeine perſönliche Exiſtenz mit dieſem leiblichen Tode für ewig abgeſchloſſen ſei, wenn er es mit **dieſem** Glauben überhaupt der Mühe **werth** findet, **weiter zu leben!!**" Bismarck mahnt an Hamlets tragiſchen Monolog und äußert: „Ich habe hier das Gefühl gehabt, daß das Wort des Dichters: und ſetzet Ihr nicht das Leben ein, nie wird Euch das Leben gewonnen ſein — und das andere Wort: daß das Leben der Güter **höchſtes nicht** iſt — bei uns in merkwürdige Vergeſſenheit gerathen, in einem Wuſte von, meines Erachtens, **falſcher** Sentimentalität begraben worden iſt!" — — Geben uns dieſe Worte, von dieſem Manne mit unerſchütterlichſter Ueberzeugung geſprochen, nicht das Bild eines Charakters, der an die Hoheit und Würde der Alten, an die Weltverachtung der erſten Chriſten ſtreift, welche mit Todesruhe den ſchauderhaften Trichter des Coloſſeums zu Rom betraten, aus dem ſie ins Reich der Lebendigen nie wiederkehrten? Wem je vergönnt geweſen, Bismarck in ſeinem Familienleben zu beobachten, und wie dieſer Mann des Ewigen im Zeitlichen ſich bewußt iſt, der wird auch begreifen, daß nur ſolch einem ſturmfeſten Charakter das Werk gelingen konnte, woran die deutſchen Völker bisher vergebens gearbeitet, was deutſche Geiſter vergebens erſehnt und erſtrebt, für welches deutſche Männer auf ſo viel blutigen Gefilden das hingegeben haben, was der Güter **Höchſtes** — **nicht** iſt! — Daß damit die Frage der Todesſtrafe nicht erſchöpft worden, Bismarck's Argumente, wenn ſie der Verbrecher auf ſich ſelbſt anwendet, — nicht minder ſchlagend ſich gegen die Todesſtrafe richten laſſen, ſcheint uns gewiß! — — In der Sitzung vom 1. April, da über den Beitrag aus dem preußiſchen Budget zum auswärtigen Amt des Bundes plaidirt wurde, berichtigte er wiederholt die Schärfe der Aeußerungen, deren man in der Conflictzeit ihn geziehen hatte. Am 23. und 24. Mai kam das Thema der Todesſtrafe nochmals auf die Tribüne, am erſten Tage in der Frage: „ob dieſelbe da, wo ſie im Bunde abgeſchafft ſei, wieder eingeführt werden ſolle“, — am nächſten Tage: „ob der Mordverſuch gegen das Bundesoberhaupt und die Fürſten mit dem Tode zu beſtrafen ſei.“ In der erſten Discuſſion erhob Bismarck die Fahne der deutſchen Rechtseinheit, wies nach, daß man aus der „Quelle des Bundesrechts nicht zweierlei Waſſer fließen laſſen könne“, und es ſich hier weniger um Sympathie oder Antipathie für die Todesſtrafe, als um Gemeinſamkeit des Rechtsbewußtſeins ſelbſt handle. Er beſchwört das Haus, den Geiſt der Gleichheit vor dem Geſetz, der Gemeinſamkeit nicht durch den Partikularismus der Staaten noch der Parteien erlahmen zu laſſen. „Wir werden mit eiſernem Schritte zermalmen, was der Herſtellung deutſcher Nation in ihrer Herrlichkeit und Macht entgegenſteht!“ Schon war dieſer Ausruf Bismarck's, der jubelnd begrüßt wurde, ſowohl über den Main, wie über den Rhein gerichtet! Schon grollte der Sturm im Weſt und zog heran. — Einen Tag nach dieſer Discuſſion bereits ſah man ſein erſtes leiſes Wetterleuchten! Der Geſetzentwurf wegen der Gotthardbahn ward eingebracht. Bismarck empfahl das Project mit den Worten: „Es müſſen gewiß die verbündeten Regierungen tief durchdrungen ſein, daß die politiſchen Intereſſen es empfehlen, zwiſchen Deutſchland und Italien eine Verbindung zu ſchaffen, welche lediglich von dem neutralen Zwiſchenlande der Schweiz abhängig iſt, und nicht im Beſitz einer der großen europäiſchen Mächte ſich befindet! Die Rückſichten müſſen von beſonderer Wichtigkeit geweſen ſein, welche ſie zu dem ungewöhnlichen, ich glaube beinahe nie vorgekommenen Vorgehen einer Regierung führte: Ihnen eine erhebliche Geldausgabe für eine außerhalb Deutſchlands, nicht nur außerhalb des norddeutſchen Bundes, liegende Eiſenbahn zuzumuthen! Die Rückſichten, welche die Regierungen zu ſo ungewöhnlichem Verfahren beſtimmen, ſind aber, wie ich glaube, ſo auf der Hand liegend, ſo oft erwogen und zum Theil ſo **delikater** Natur, daß ich Sie bitte, mich davon zu dispenſiren, ſie hier nochmals darzulegen." Die Gotthardbahn war ja die ſtrategiſche Einigungslinie zwiſchen Deutſchland und Italien, ein Project, welches Frankreich zu Grabe zu tragen wünſchte, weil ihm unſere Alliirung mit Italien nicht nur ſeit 1866 verhaßt war, ſondern weil ſie die jetzigen Pläne Napoleons zu paralyſiren drohte! —

Am 26. Mai hatte der norddeutſche Reichstag Berlin verlaſſen; König Wilhelm trat ſeine Kur in Ems an, der ſehr leidende Bundeskanzler hatte ſich in den Waldfrieden von Varzin zurückgezogen. So höchſt verdächtig auch war, was in Frankreich vorging, daß nach kaum ſechs Wochen aber ſchon die Kriegsfurie Alles aufſcheuchen und wieder in Berlin vereinen werde, lag völlig außer aller Berechnung. — Wie der Krieg äußerlich angezettelt worden, iſt bekannt, daß er unter beſonders trüben Anſpizien für Preußen ſich anzulaſſen ſchien, war aus der Haltung Bayerns erſichtlich. Hohenlohe war der ultramontan-preußenfeindlichen Majorität gewichen! — Wenn man das Benehmen derſelben, wenn man das feindſelige Vorgehen des bayriſchen Klerus*), das Hetzen ſeiner Parteiblätter, die mit aller Kraft nun in Rom betriebene Proklamirung der Infallibilität und das Wühlen der ultramontanen Kriegspartei in Paris zuſammenhält, dann könnte wohl Jeglichem die Muthmaßung kommen, daß alle drei Erſcheinungen eine Urſache hatten und der allgemein entbrennende Kampf des Jeſuitenthums an der Spitze der welſchen Race gegen die ſich vollziehende Unabhängigkeit und Einheit Deutſchlands eben dieſe bewegende Urſache war. Der eigentliche Commandeur war Pater Beckx, — Pius IX., Louis Napoleon und die ſüddeutſche Kleriſei waren deſſen dienſtbeſliſſene Adjutanten! — Wie ſiegesſicher man war, „welche Infallibilität des Säbels“ Frankreich ſich zutraute, zeugte nicht blos der Kaiſerin Eugenie Benehmen, auch der Kaiſer ſelbſt ward ſchließlich von Leboeuf’s „Erzbereitſchaft“ verblendet. Seit den Erklärungen des „Temps“ iſt es kein Geheimniß mehr, daß, als Napoleon ſchon nach Metz gegangen war, man im Hoflager bereits ſehr ernſthaft den Triumphzug in Paris berieth. Der Kaiſer hatte bereits das Programm entwerfen laſſen. Die mächtigen Decorationsſtücke waren in Arbeit und im Gardemeuble hatte ſich ein ganz neuer Thronhimmel von goldgeſtickter Seide vorgefunden, unter welchem Napoleon, der neue Alexander und König der Könige, in die Notredame ſchreiten wollte, dort das **Tedeum** zu hören!!“

---

*) Siehe die Biographien König Ludwigs und von Lutz.

In dieſem Kampfe gegen Deutſchland blieb Italien vorerſt neutral. Was auch verwandtſchaftliche Sympathien Victor Emanuels als wünſchenswerth erſcheinen laſſen mochten, über Verſuche gingen dieſelben nicht hinaus. Abgeſehen, daß die Italiener Napoleon nicht liebten, den Kaufpreis nicht vergaßen, welchen er ihnen abgerungen hatte, ſie hätten ja ihrem **eigenen** Principe der Unabhängigkeit und Einheit ins Antlitz ſchlagen, auf Rom für ewig verzichten müſſen, wenn ſie an einem andern Volke bekämpft hätten, wofür ſie **ſelber** geſtritten hatten; noch dazu einem Volke gegenüber, was ihnen erſt kürzlich Venetien eingebracht hatte, deſſen Niederlage ſie aber wahrſcheinlich mit der Romagna und Lombardei zu entgelten gehabt hätten. — Oeſterreich hielt ſich gleichfalls zurück. Der Anlaß zum Kriege war gar ſo plump gewählt, die Beleidigungen zu Ems waren ſo völlig unerhört, — nicht blos in den Annalen der diplomatiſchen, ſondern auch denen der gewöhnlichen guten Sitte geweſen, daß alle Herzen in Unwillen erglühten, daß ſelbſt Diejenigen ſich ſchämen, in Preußens König die deutſche Ehre geſchändet erachten mußten, welche bisher mit äußerſtem Widerwillen nach dem Norden und Berlin geblickt hatten. Allerdings wiſſen wir durch Herrn Gramont jetzt ziemlich ſicher, daß Beuſt in alter Geſchäftigkeit uns hinterrücks ſeine alte Liebe an den Tag legen wollte; auch mögen hohe Ohren wohl ſeinen Winken vorübergehend gelauſcht haben. Indeß bei den Ungarn war ſchlechte Luſt zu marſchiren, die Deutſch-Oeſterreicher aber opponirten ſo deutlich zu unſeren Gunſten, daß der habsburgiſche Degen in der Scheide blieb. Nicht zu leugnen iſt, dazu gehörte eine ehrliche Selbſtüberwindung! — Als der Thronverzicht des Prinzen von Hohenzollern-Sigmaringen, ſtatt ein Beruhigungsmittel für die franzöſiſche Kriegsluſt zu werden, nur deren Frechheit verſtärkte, gährte Deutſchland rings in Wuth! Mochte die ultramontane Partei in Bayern noch ſo ſtark auf den Grafen Bray-Steinburg gerechnet haben, er war, wie Miniſter von Pranckh, im Grunde ſeiner Seele ein treuer, wahrhaft deutſcher Mann! Allen vorauf aber ſchüttelte der Löwe von Wittelsbach die königliche Mähne, Ludwig II. ſelbſt gab an jenem denkwürdigen 15. Juli für Süddeutſchland die Parole: „Wir gehen gegen den Erzfeind mit!“ und meldete ſeinen Willen nach Berlin. — Die ſtolze Stunde ſchlug:

„Wo **Zorn** vertilgt den **welſchen Tand**,
Das iſt des Deutſchen Vaterland!
Das ſoll es ſein! Das ſoll es ſein!
Das **ganze** Deutſchland ſoll es ſein!“ — —

Wohl hatte ſeit lange ſchon jeder Eingeweihte geahnt, daß nur durchs Schwert ſich Germaniens Kinder, nur durch Noth und Gefahr allein zuſammenfinden würden, aber daß hierzu Napoleon III., kurzſichtig wie ſein Onkel, ſelber die Hände bieten, daß in dieſem Kampfe Frankreichs Grenze vom Rhein bis hinter die Vogeſen verlegt, das Weltregiment aus ſeinen alten Angeln gehoben und in Deutſchland ſeinen Schwerpunkt finden würde, das war ein Ereigniß, welches kein menſchliches Auge vorausſehen, keines Hirnes Witz vorahnen konnte. — Wenn Graf Bismarck auch auf die Vertragstreue Süddeutſchlands gerechnet hatte, ſo doch nimmer auf dieſes rückhaltloſe Zujauchzen, auf dieſe flammende Erhebung von allen Seiten! War auch dadurch nun wirklich das Längſterſehnte thatſächlich erreicht, die deutſche Einigung, — wußte man auch, daß Frankreich ſo plötzlich uns nicht überfallen könne, wie ſeine übermüthige Herausforderung alle Welt befürchten ließ, — das wußten wir doch, daß wir dem kriegeriſcheſten, ſieggewohnteſten Staate von ganz Europa gegenüberſtanden, ein verzweifeltes Ringen unter Strömen von Blut bevorſtehe und — wie Bismarck in der Kammer ſchon geſagt hatte — nach dem Siege von 1866 unſer **Einſatz** im Spiele um ſo **höher** ſei, wir alſo jetzt weit Größeres denn damals zu verlieren hatten. Die deutſche Einmüthigkeit wurde die erſte ungeheure Enttäuſchung für Napoleon! Dies Zuſammengehen mit dem Norden aber, wir müſſen es bemerken, legte von vornherein dem ohnehin bedrohten deutſchen Süden ein nicht leichtes Opfer auf. Nach vereinbarter Abmachung*) mußten Baden, Würtemberg und Bayern nämlich den Oberrhein, damit alſo die eigenen Staaten von ihren Truppen entblößen, um am Mittelrhein zwiſchen Mannheim und Carlsruhe als III. Armee unter dem preußiſchen Kronprinzen ſich vereinen zu können, und es iſt nicht zu leugnen, daß in den erſten zehn bis zwanzig Tagen Baden wie die bayriſche Pfalz **entſchieden** in großer Gefahr ſchwebten! —

Indeß ſtrömte Alles in Berlin zuſammen. Der Reichstag, plötzlich entboten, eilte zu ſeiner Pflicht. Das Gefühl der Einmüthigkeit und Begeiſterung ſchwellte alle Herzen, die Maingrenze war ein untergegangener Begriff. Wie in ſolchen Zeiten die Ereigniſſe mächtiger ſind als die Menſchen, zeigten die Sitzungen des norddeutſchen Reichstages. Weniges, rein nur den äußeren Gang der Sache Betreffendes war's, was Bismarck erörterte. Es blieb keine Zeit mehr zum Reden, nur zum Handeln. Mit impoſanter Einigkeit bewilligte der Reichstag den norddeutſchen Regierungen die Mittel zum Kriege und wurde am 21. Juli im Sitzungsſaale ſelbſt durch den Kanzler geſchloſſen, der ihm den Dank des Bundesoberhaupts für ſeinen Patriotiſmus verkündete. — Alles ſtob auseinander, die Kanonen, — nicht mehr die Zungen ſollten reden, das Schwert an die Stelle der Feder treten! Drei Tage vor dieſem Reichstagsſchluß war das Infallibilitäts-Dogma in Rom verkündet worden. Es verhallte unter dem Jubel, mit dem ganz Deutſchland an die Grenzen zog! —

---

*) Siehe: Generalſtabswerk über den deutſch-franzöſiſchen Krieg, I. Heft.

Bereits hatte Kronprinz Fritz ſich zur (III.) ſüddeutſchen Armee, Prinz Friedrich Carl an die Spitze der II. Armee nach Mainz, General von Steinmetz in das Hauptquartier der I. Armee begeben, als am allgemeinen Buß- und Bettage Bismarck die Welt durch jenen Vertragsentwurf Benedetti's überraſchte, in welchem Napoleon Luxemburgs Einverleibung in Frankreich verlangt hatte. Das Schriftſtück ſelbſt iſt zu bekannt, um es hier zu wiederholen. Wenn vorher ſchon die engliſche wie amerikaniſche Preſſe ſich über Frankreichs brutales Vorgehen tadelnd geäußert hatte, nachdem dieſe Niedertracht bekannt geworden war, hielt es jede ehrliebende Regierung, ſelbſt wenn ſie nicht deutſch-freundlich war, doch unter ihrer Würde, ſich zum Verbündeten eines Napoleon zu machen! —

Das Kanzleramt folgte König Wilhelm ins Feld und auf ſeinen Siegeszügen. — Die Tage von Weißenburg, Wörth und Saarbrücken hatten dem Miniſterium Ollivier-Gramont ein ſchnelles Ende bereitet. Napoleon hatte den Oberbefehl zu Metz in Bazaine's Hände gelegt, Graf Palikao ein neues Cabinet gebildet, Trochu die Vertreibung aller Deutſchen aus Paris decretirt; vollendete Kopfloſigkeit beherrſchte die franzöſiſche Metropole. Nur ein großartiger Sieg der franzöſiſchen Waffen konnte den Sturz der Dynaſtie Bonaparte's aufhalten, und ſchon lauerten die Orleans in Brüſſel, um die Erbſchaft einer Krone anzutreten, welche ſich nach jeder Richtung hin in den Augen Europa's beſchimpft hatte. Nach dieſen beiden erſten Siegen hatte Bismarck bereits Benedetti's Brief (vom 5. Auguſt 1866) veröffentlicht, in welchem Preußen zugemuthet worden war, Mainz und Landau preiszugeben. Dieſe Entdeckung füllte das Maaß der Verachtung gegen Napoleon III. bis zum Rande. — — Wenn geſagt worden iſt, daß für den Ausgang des Krieges deutſcherſeits vornehmlich der Tag von Mars-la-Tour und St. Privat entſcheidend geweſen iſt, für die Politik Bismarck's wurde es doch vorwaltend der Tag von Sedan. Die berühmte Depeſche von Rezonville, die Scene

Biſmarck's mit Napoleon vor Donchery, welche mit des Exkaiſers Abreiſe nach Wilhelmshöhe endete, ſind unter dem Leben des Kaiſers geſchildert worden. Zu bemerken iſt nur noch, daß der unlängſt im „Figaro“ veröffentlichte Brief des Fürſten an ſeine Gemahlin, am Tage von Sedan geſchrieben, welcher mit den Worten beginnt: „Mein liebes Herz!“ echt iſt. Der Fürſt ſchrieb ihn wirklich und ſendete ihn ab; er ward unterwegs — wahrſcheinlich durch Freiſchützen — aufgefangen und kam ſo durch dies franzöſiſche Blatt zur Veröffentlichung. — Nicht wenige Stimmen hat es damals gegeben, welche die „gute Behandlung“ des Exkaiſers empörend fanden. Im erſten Zorne, hätte man, glauben wir, gewünſcht, ihn zu Spandau in die bekannte Livree geſteckt zu ſehen. Weder vom menſchlichen Standtpunkte aus wäre das anſtändig, noch eines ſieghaften Königs würdig geweſen. Eine ſolche Behandlung hätte dem Bonapartiſmus in Frankreich nur erneute Stärke gegeben, und wenn man die Intriguen näher verfolgt, welche des Exkaiſers Partei nach noch nicht zwei Jahren Friedens in keckeſter Weiſe ſpann, wenn man erwägt, daß Napoleon im Heere wie auf dem platten Lande, beſonders unter dem Klerus aber noch heute ſehr viel Anhänger zählt, — daß, wenn die Republik früher oder ſpäter zu Grunde geht, es überaus fraglich ſein dürfte, welche Dynaſtie für Frankreich genug Lebensfähigkeit beſitzt, dann könnte man es nur als einen Akt hoher politiſcher Klugheit anerkennen, daß man gegen den Exkaiſer zu Sedan rückſichtsvolle Höflichkeit beobachtet hat. — In Napoleon III. fiel eben ein Princip, — das der welſchen Uebermacht in Europa, und Principien beſeitigt man nie, indem man ſeine Träger malträtirt, denn man ertheilt dadurch denſelben eine unverdiente Weihe. Das Kaiſerthum, das romaniſtiſche Preſtige war hin, man verbeugte ſich vor ihm höchſt artig und wendete dann den Rücken. — Jetzt iſt der dritte Napoleon todt; er ſtarb — zu vielleicht verhängnißvoller Stunde (12. Januar 1873)! — In ſeinen letzten Tagen, ſagen öffentliche Blätter, ſoll er ſein italieniſch Einheitswerk bedauert, es ungeſchehen gewünſcht haben. Dieſe Nachricht glauben wir abſolut, ſchon um ihrer inneren Wahrſcheinlichkeit willen. Sicher iſt, wenn Eugenie und ihr Sohn je ans Ruder kommen ſollten, dann wird ſie Italiens größeſte Gegnerin ſein und Frankreich mit der Kutte zu regieren ſtreben, wie Wittwe Scarron ſchon vor ihr gethan. Leider wird ſie den „rothen Prinzen" zum Concurrenten haben, der auf dem nicht mehr ungewöhnlichen Wege Napoleons I. und III. mittels der Republik auf den imperialen Thron zu kommen hofft. Wir können es abwarten! —

Daß das Kaiſerthum untergegangen war, bewies Paris ſofort. In der Nacht vom 3. zum 4. September theilte Palikao in der Deputirtenkammer die Kataſtrophe von Sedan mit, Jules Favre beantragte: den Kaiſer und ſeine Dynaſtie der Regierung verluſtig zu erklären. Lautlos ging der Neffe dem Onkel nach! — Eugenie floh, am andern Tage war Frankreich eine Republik und Trochu ihr Präſident. Wie Spreu waren der Senat, der ganze Apparat des kaiſerlichen Schein-Conſtitutionalismus verflogen. — Die im Chaos der Leidenſchaften, unter dem Eindrucke grenzenloſeſten nationalen Unglücks erſtandene Republik trug und trägt in dieſem Augenblicke noch allen Krankheitsſtoff in ſich, den ſie in der Stunde ihrer Geburt überkam. Sie iſt denn auch jeden Augenblick in der Gefahr, daß irgend wo bei ihr die Scrophuloſe ausbricht und ihr junges Leben endet. — Der „Kampf bis zum Aeußerſten" wurde beſchloſſen, ſämmtliche Pariſer Abgeordneten zu Mitgliedern des Vertheidigungs-Comités ernannt. Die „Freiſchützen", bereits ſchon in Organiſation begriffen, gaben der Sache eine bedeutende Romantik, ſo Etwas von Sport auf „prussiens". Die Lächerlichkeit paarte ſich mit der Wuth, die Phantaſterei mit der Gemeinheit, und aus dieſem Conglomerat alſo bewegter Volksmaterie wähnte Frankreich jene Bataillone zu gebären, welche Ende des vorigen Jahrhunderts den Deutſchen die nackte Bruſt entgegengereckt hatten, aus denen der erſte Napoleon ſeine eiſernen Colonnen ſchmiedete. — Der Krieg, das wußte Bismarck ſeit der Unterredung mit Napoleon zu Sedan, mußte fortgeſetzt werden, der Gegner Deutſchlands hatte nur ſeine Phyſiognomie, ſeine Firma und Kampfweiſe gewechſelt. — Es ſcheint, daß ſich damals die

Franzoſen einbildeten, es genüge, die Dynaſtie Napoleons zu verjagen und die Republik zu proklamiren, um Frieden zu haben. Indem ſie Napoleon als die Wurzel alles Uebels bezeichneten, auf ihn alle Schmach und Verantwortung des Krieges abwälzten, glaubten ſie, daß ſie nun aller Welt als Lämmer erſcheinen müßten, wir uns daher beeilen würden, ehrfurchtsvoll „Kehrt“ zu machen und den „heiligen“ Boden vom Druck unſerer unreinen Sohlen zu befreien. War doch ſchon die Frechheit, mit der Deutſchland es überhaupt gewagt hatte, Frankreich zu beſiegen, Grund genug für daſſelbe zu ewigem Haſſe, wie ſollten wir uns erkühnen wollen, denſelben ferner auf uns zu laden, indem wir die grande nation noch ſchwerer beleidigten. Deshalb erklärte auch Jules Favre in einem Rundſchreiben: „Wenn Preußen, trotz ſeiner Erklärungen, nur die Dynaſtie, nicht Frankreich zu bekämpfen, den Krieg fortſetze, ſo werde man das acceptiren, aber weder einen Fuß breit Land noch einen Stein Feſtung abtreten. Paris, ganz Frankreich würde den Krieg fortführen.“ — Dieſer Irrthum wurde Frankreich durch zwei Circular-Depeſchen des Grafen Bismarck benommen, welche er an die norddeutſchen Vertreter bei den verſchiedenen neutralen Regierungen gerichtet hatte, die ſich der Anſicht des Herrn Favre anzuſchließen und die Meinung zu hegen ſchienen, daß der Krieg nun gegenſtandslos geworden wäre. Der eine Erlaß iſt aus Rheims vom 13. September, der andere von Meaux vor Paris vom 16. September datirt. Beide Schriftſtücke ergänzen ſich und kulminiren in dem Gedanken: Ganz gleich, ob Deutſchland jetzt Frankreich räume und ſich mit den mäßigſten Entſchädigungen, mit Erſtattung der Kriegskoſten etwa begnüge, oder ob es den Krieg fortſetze, — in beiden Fällen würde es Frankreichs ruheloſen Haß und Begierde nach Vergeltung zu gewärtigen haben. Die Franzoſen würden doch ſtets geneigt ſein, derjenigen Regierung zu folgen, welche dieſem Rachedurſt genügen würde. Zur Sicherung Deutſchlands ſei es deshalb nothwendig, daß „wir unſere Forderung für den Frieden lediglich darauf richten, für Frankreich den nächſten Angriff auf die deutſche und namentlich die bisher ſchutzloſe ſüddeutſche Grenze dadurch zu erſchweren, daß wir dieſe Grenze und damit den Ausgangspunkt der franzöſiſchen Angriffe **zurücklegen** und die Feſtungen, mit denen Frankreich uns bedroht, **als defenſive Bollwerke** in die Gewalt Deutſchlands zu bringen ſuchen.“ — Als ſolche Bollwerke wurden Metz und Straßburg bezeichnet.

Dieſe Erklärung Bismarck's war natürlich wenig nach dem Geſchmack des noch immer hochmüthigen Frankreich. Die Leiter der jetzigen Republik wollten vor der Nation keinesfalls mit dem Verluſt der beiden Provinzen debutiren, welche der grand Louis vor 200 Jahren vom Herzen des ohnmächtigen Deutſchland geriſſen hatte. Dieſe Differenz der Anſichten konnte nur durch Fortführung des Krieges erledigt werden. — —

Am 20. September hatte Victor Emanuel Rom, die längſt erſehnte Hauptſtadt Italiens, erobert. Frankreichs Niederlagen zwangen daſſelbe, die Occupationstruppen von der heiligen Stadt abzurufen, Emanuel trat Napoleons Erbſchaft an und Papſt Pius IX. beſaß hienieden nichts mehr, als den Bezirk des Vatican. Das Schickſal wollte endlich der römiſchen Kurie klar machen, daß ihr Reich wirklich „von dieſer Welt nicht“ ſein dürfe! — — Es iſt nicht zu leugnen, daß jetzt der Zeitpunkt gekommen war, wo das Mitgefühl verſchiedener auswärtiger Regierungen — unter anderen Italiens und Englands — für Frankreichs Leiden erwachten, ja etliche derſelben ſich fragten, ob ſie nicht durch bewaffnete Intervention dies erſchöpfte Land vor völligem Ruin bewahren ſollten. Um eine ſolche Intervention nun zu bewirken, machte Herr Adolphe Thiers ſeine bekannte diplomatiſche Rundreiſe an alle Höfe. Daß ſie vergeblich war, wiſſen wir. — England war weniger geneigt, mit den Waffen, als diplomatiſch für Frankreich einzutreten und einen Waffenſtillſtand zu erwirken, aus welchem der Friede hervorgehe. Mit dem Schwerte in der Hand hingegen für Frankreich einzutreten, war Italien geneigt. Die „Nazione“ vom 9. März 1872 giebt über dieſen Vorgang Licht. Nach ihr wünſchte Victor Emanuel für Frankreich zu handeln, nachdem er die Miniſter und Generale zu einer Verſammlung berufen hatte. Das Project war, „100,000 Mann über den Mont-Cenis auf Lyon zu dirigiren, Bazaine aus Metz zu befreien und ihm Gelegenheit zu geben, die franzöſiſche Armee zu verſtärken!“ — An dieſem königlichen Plane iſt beſonders intereſſant, deſſen moraliſcher Urſache wie einem materiellen etwaigen Erfolge nachzuforſchen. — Man hat geſagt, Frankreichs Unglück rührte Emanuel tief und dies ſei der Grund beſagten Planes geweſen, für welchen Thiers eifrig im Palazzo Pitti plaidirte. Wir glauben weder, daß es dies allgemeine humane Gefühl nur war, noch der Trieb generöſen Dankes gegen Frankreich, was den König bewegt haben mag; ſein ſonſtiger Charakter ſcheint nicht gerade für dieſe Annahme zu ſprechen. Es iſt aber bekannt, daß Victor Emanuel orthodox-fromme Anwandlungen hat, in ihm das ultramontan-klerikale Bewußtſein mit der Profitabilität liberaler Staatsmaximen in nicht immer glücklicher Ehe lebt. Damals mag ihm vielleicht die Erwägung gekommen ſein, daß in dieſem Kriege dem Romanismus durch den Germanismus der Untergang drohe und daß das Italien des Jahres 1859 wie deſſen deutſche Allianz 1866 dies Geſchäft weſentlich erleichtert habe! Uns ſcheint, daß er durch die Mont-Cenis-Expedition die römiſche Kurie mit Roms Verluſt zu verſöhnen und dem Hereinbrechen des deutſchen „prestige“ einen Damm entgegenzuſetzen wünſchte. — Es war die Frage nur, ob das gelinge und Bazaine wirklich noch zu befreien ſei. Daß Thiers es für eine Kleinigkeit hielt, iſt ſeinem patriotiſch-ſchmerzvollen Eifer zu verzeihen, auch Emanuel glaubte, „das italieniſche Contingent werde keine äußerſte Gefahr laufen.“ Der italieniſche Kriegsminiſter rechnete aber heraus, daß Metz fallen werde, ehe die italieniſche Hülfe ankäme, und der ganze Nerv des deutſchen Heeres werde ſich dann gegen die italieniſche Invaſion kehren.“ — Sella, der Finanzminiſter wollte durchaus Nichts von der Sache wiſſen, er fürchtete den Staatsbankerott; Lanza ſelbſt, welcher am wärmſten für Frankreich fühlte, zog ſich von dem Project zurück, weil er die Verantwortung vor dem Parlament und der öffentlichen Meinung ſcheute, Visconti Venoſta aber erklärte die Ausführung dieſes

Projectes geradezu für einen politiſchen Fehler. Herr Thiers reiſte unverrichteter Sache wieder ab. —

Seit dem 19. September war Paris von den deutſchen Truppen umſchloſſen, die republikaniſche Regierung „der nationalen Vertheidigung“ hatte ſich in zwei Sectionen geſpalten, deren eine in Paris eingeſchloſſen war, während die andere zu Tours die „défense à outrance“ organiſirte. Am 27. September war zu Deutſchlands Jubel Straßburg wiedergewonnen worden und Deutſchland in völligem Beſitz des Elſaß. Alliirte hatte Thiers auf ſeiner Wanderung nicht gewonnen, nur England ließ ſich den Abſchluß eines Waffenſtillſtandes angelegen ſein und zwiſchen dem 24. October und 4. November etwa war man wirklich nahe daran, die Waffen ruhen zu laſſen und den Frieden mit Deutſchland zu erreichen. Auf Grund der engliſchen Waffenſtillſtands-Vorſchläge nämlich verhandelte Thiers mit den Regierungs-Delegationen von Tours und Paris, wie mit dem Grafen Bismarck, indeß die Belagerungsarbeiten vor Paris fortgeſetzt wurden. Daß der Friede nicht zu Stande kam, waren lediglich die Männer des 4. September Schuld. Aus einem Pariſer Bericht vom 2. November 1871 iſt klar geworden, daß damals Graf Bismarck Nichts verlangte, als nur Straßburg und Elſaß und nur zwei Milliarden, Thiers dies Verlangen des deutſchen Kanzlers aber eifrig befürwortete, weil er den ferneren Gräueln des Krieges ein Ende zu machen wünſchte. Die September-Regierung der Herren Jules Favre, Ducrot, Gambetta u. ſ. w. aber wollte den Krieg um jeden Preis fortſetzen; man that alſo ihren Willen! — Frankreich wird ſich wohl heute mit tiefer Bitterkeit fragen dürfen, ob es dieſen Leuten für ihre patriotiſche Don-Quixoterie beſonders dankbar zu ſein hat. — Daß wir nicht ohne jede Entſchädignng Friede machten, das heilige Paris mit unſeren Eiſenarmen umklammerten und uns anſchickten, es die Folgen ſeiner arroganten Unvernunft ſchmecken zu laſſen, hatte den Zorn der September-Männer, namentlich der „Außenregierung“ von Tours geweckt. — — Wie der italieniſche Kriegsminiſter dem Könige Emanuel ſehr richtig vorgerechnet hatte, am 27. October übergab Marſchall Bazaine das feſte Metz an Prinz Friedrich Carl! Nimmt man ſelbſt den kürzeſten Zeitraum für Ausführung des italieniſchen Interventionsplanes an, ſo muß derſelbe fünf Wochen beanſprucht haben. Selbſt wenn ſofort nach Discuſſion dieſes Planes Italien mobil gemacht hätte, — rechnet man die Zeit für Mobiliſirung, Ausrüſtung, Bildung der Transport-, Proviant- und Munitions-Colonnen, endlich den Marſch von 100,000 Mann im **Herbſt** über die **Alpen** hinzu — ſo bedarf es wohl gerade keines militäriſchen Genies, um zu begreifen, daß **vor** dem 27. October kein italieniſch Regiment in Lyon ankommen konnte und — kam es an, in **welchem Zuſtande**!! — —

Der Uebergabe von Metz waren verſchiedene geheime Negoziationen vorher gegangen, in welche Bazaine, General Boyer und die Exkaiſerin Eugenie in England verwickelt geweſen ſein ſollen. Wir haben dieſer Epiſode unter dem Prinzen Friedrich Carl erwähnt, aber überlaſſen, deren Richtigkeit zu vertreten, ihrem urſprünglichen Berichterſtatter*), zumal der jetzige Prozeß Bazaine's vor dem Kriegsgericht zu Paris für denſelben ſehr compromittirend zu werden verſpricht. Nach welcher Richtung hin, wird ſich zeigen, nur das möchten wir den Denunciationen ſeiner Untergebenen gegenüber vom ſittlichen Standpunkte aus erwähnen, daß derjenige Officier, welcher es über ſein Gewiſſen zu bringen vermag, gegen ſeinen Obergeneral in den Tagen ſeiner höchſten Noth wie ein Rebelle zu conſpiriren, **jedes** Zeugeneides verluſtig geht und Bazaine, wenn ſonſt mit Nichts, doch damit ſich entſchuldigen kann, daß er die Unterwerfung unter einen anſtändigen Feind einer Maſſacre durch die eigene bewaffnete Canaille vorzog. Sicherlich war der Spruch Goethe's:

„Jeder dieſer — Biedermänner
Wird vom andern abgethan" —

ſelten **ſo** am Platze, als bei dieſer Gelegenheit! — Die erſte reſultatloſe Unterhandlung zwiſchen Jules Favre und dem Grafen

---

*) Profeſſor Haſſel: „Von der III. Armee", Band I. Seite 400—404.
D. V.

Bismarck zu Château de la Haute-Maiſon am 20. September übergehen wir, da ſie weder ein beſonderes pſychologiſches noch politiſches Intereſſe beanſpruchen dürfte. So viel ſtand feſt, daß Favre noch ſehr weit von derjenigen Stimmung entfernt war, welche einen Gegner friedlich zu machen pflegt. Wenige Tage vorher eben hatte ja Thiers seine Rundreiſe angetreten, von welcher man ſich in Paris Wunderdinge verſprach, Favre's Anweſenheit hatte alſo wohl nur die Pointe, uns hinzuhalten.

Am 5. October war das königliche Haupt-Quartier von Ferrières nach Verſailles verlegt worden. Das Leben und Treiben in ihm haben wir geſchildert. — Was das Bundeskanzleramt im Felde betrifft, ſo hatte daſſelbe, ſeit es die Wilhelmsſtraße 76 in Berlin verlaſſen, während der Campagne ganz wunderbare Quartiere gehabt, ehe ihm vergönnt war, zu Verſailles in dem Landhauſe der Rue de Provence Nr. 12 ein Unterkommen zu finden. Es iſt uns verſichert worden, daß daſſelbe ſich während des ganzen Feldzuges ſelbſt zu ernähren hatte und da, zu Requiſitionen zu greifen, ſeine Kräfte nicht ausreichten, es meiſt ſchlechter ſoulagirt war, als irgend ein actives Corps. — Beſagtes Landhaus in Verſailles lag ziemlich entfernt vom königlichen Hauptquartier und deſſen bewegtem Treiben; Graf Bismarck lebte hier faſt ebenſo eingezogen wie zu Varzin. Das Beamtenperſonal, welches ihn umgab und mit dem er gewiſſermaßen ein Hausweſen bildete, beſtand aus dem wirklichen Geheimen Legationsrath Abeken, Geheimen Legationsrath von Keudell, den wirklichen Legationsräthen Grafen Hatzfeld und Bucher, dem Legationsrath von Bismarck-Bohlen, den Chiffreuren St. Blancard und Wiehr, wie den Secretairen Bölſing, Williſch und Dr. Buſch. Mitunter geſellten ſich zu dieſem diplomatiſchen Stabe noch Hofrath Taglioni, des Königs Depeſchen-Chiffreur, Feldpolizeidirector Geheimer Regierungsrath Stieber und Polizeilieutenant von Zernicki. Rechnet man hierzu noch den ab- und zueilenden Troß der Feldjäger, Cabinets-Couriere, Briefträger, Telegraphiſten, Offiziere, Ordonnanzen und Stabswachen, ſo hat man ein Bild von Bismarck's Hauptquartier. — Der Graf ſteht gewöhnlich erſt gegen 9 Uhr des Morgens auf, da er meiſt über Mitternacht hinaus beſchäftigt iſt. Sein frugales Frühſtück beſteht aus Thee und Eiern, dann arbeitet er bis 3 Uhr. Sobald Veranlaſſung war, begab er ſich um etwa 12 Uhr auf eine halbe Stunde zum Könige, machte dann gegen 4 Uhr mit ſeinem Vetter und Cabinets-Chef Grafen Bismarck-Bohlen einen Spazierritt in die Umgegend von Verſailles, und die blaue Dragoner-Uniform mit dem gelben Kragen wurde in der alten Reſidenz des grand Louis bald nicht weniger hiſtoriſch, wie in den Straßen von Berlin. Um 6 Uhr nahm er dann das meiſt einfache Diner in Gemeinſchaft ſeiner Beamten ein, welches ſein Koch zuſammenſtellte, wie eben Gunſt des Zufalls und Gelegenheit verſtatteten; der bekannte „Hammel" wurde dieſen Herren ſo wenig wie den übrigen „prussiens" erſpart. Nach dem Diner kam ſein Plauderſtündchen bei der Cigarre am Kamin, dann ging es bis 1 Uhr Nachts wieder ans Dintenfaß. Natürlich wurde dies Tagesprogramm oft genug unliebſam unterbrochen, wenn es plötzliche Ereigniſſe gab und man ſich zu Pferde ſetzen mußte. — Bismarck's Arbeitszimmer in Verſailles lag hinten heraus nach dem Grünen. Es war ſo beſcheiden, wie ein kleiner Landpfarrer es irgend nur haben kann. — Depeſchen, Relationen, Akten bedeckten da die Tiſche, aufgeriſſene Couverts, Zeitungsblätter und Papierſchnitzel den Boden. Neben ſeinem noch winzigeren Schlafzimmer hatte man mit Mühe und Noth einen kleinen Salon eingerichtet, damit er die fremden Geſandten einigermaßen mit Anſtand empfangen könne. Ein Vorzimmer war nicht vorhanden und der Kanzleidiener mußte auf dem offenen Corridor kampiren. — Das war der ganze Apparat, welchen der Mann aufzuwenden hatte, durch deſſen Hände in dieſer großen Zeit die Fäden der Weltgeſchichte liefen. — So fruchtloſe Hoffnungen man ſich in Frankreich von den Verhandlungen zwiſchen Thiers und Bismarck gemacht hatte, eben ſo täuſchte man ſich im deutſchen Hauptquartier über den baldigen Fall von Paris. Wie uneinig die Parteien der ungeheuren Stadt in ſich auch immer waren, der Haß gegen uns, die eitle Verblendung der Uneinnehmbarkeit ihrer heiligen Stadt und die zäheſte Ueberzeugung eines baldigen Entſatzes machten alle Welt gegen uns einig und ließen Paris der ſteigenden Noth bis an die Grenzen der Unnatur trotzen. Gambetta hatte die Hauptſtadt mittels Ballon verlaſſen und machte ſich in Tours zum Kriegsminiſter, Schaaren von Brieftauben, ferner die Steenacker'ſchen Ballonpoſten unterhielten fortwährend den Verkehr der belagerten Stadt mit den Provinzen, und man muß billigerweiſe das Raffinement wie die Erfindungsgabe bewundern, durch welche die Pariſer es ermöglichten, uns länger Trotz zu bieten, als der ganze bisherige Feldzug gedauert hatte. Eine Alternative allein gab's, ſie mürbe zu machen, endlich Muthloſigkeit in ihre Reihen zu tragen, die Gewißheit, daß ſie weder durch ſich ſelbſt, noch durch die Provinzen befreit werden könnten und daß ſie einen Feind im eigenen Schooße trügen, der der Stadt ſchließlich fürchterlicher zu werden drohte, als die deutſche Belagerung. Dieſer Feind war das Proletariat, verbunden mit der ſocialiſtiſchen Demokratie, war der Kampf der Beſitzloſen gegen die Beſitzenden. Bereits waren Anzeichen dieſes Kampfes verſchiedentlich zu Tage getreten, ſeit dem 28. October aber, — als auch noch der Fall von Metz bekannt worden — erhob die Pöbelmeute offener ihr Haupt. Ueber das Wachſen dieſes Aufſtandes, ſeine Schandthaten, und wie durch eine nicht minder grauenvolle Reaction Paris den Händen dieſer Banditenhorden entriſſen werden mußte, erſparen wir uns für jetzt näheren Bericht. Wir wollen hier das nur anknüpfen, was den Grafen Bismarck betrifft. Nachträglich ſind von franzöſiſchen Blättern jene furchtbaren Erſcheinungen aus der grenzenloſen Noth, zumal der der unteren Claſſen, während der Belagerung hergeleitet worden und daß Verzweiflung, Unbildung, mit Verführung vereint, die Urſachen dieſer unnatürlichen Selbſtzerfleiſchung von Paris geweſen ſeien. Das iſt ſicherlich nicht falſch, es mag äußerlich zwingend bei ſolchen Zuſtänden gewiß mitgewirkt haben. Sie völlig zu entſchuldigen, vermögen dieſe Argumente indeß doch nicht. — Graf Bismarck war's, welcher die Commune nachmals in der Kammer —, ob auch nicht in Schutz nahm, ſo doch erklärte und zwar durch den ſchärfſten hiſtoriſchen Beweis, welchen man überhaupt zur Begründung einer Sache antreten kann. Die Commune des Jahres 1870, wie die des Jahres 1794 leitete Bismarck von einem uralten **Fehler** der ocialen Einrichtungen Frankreichs, von dem gänzlichen Mangel eines Gemeindelebens daſelbſt ab! Ein freies Städterecht, wie es das deutſche Mittelalter kannte, hat Frankreich nämlich **nicht**. Daß das Wort „Bürger“ ein rein ſtädtiſcher, ein ſocialer Begriff bei uns ſei, iſt dem Franzoſen völlig unfaßbar; „Citoyen“ heißt bei ihm Staatsbürger, aber nicht Bürger der Stadt So und ſo; „bourgeoisie“ iſt ihm nicht etwa ſtädtiſche Bürgerſchaft, ſondern die Conſorterie der Geldbeutel! Für den Begriff „Bürgerſchaft von Paris, Rheims u. ſ. w.“ giebt es in der ganzen franzöſiſchen Sprache gar kein Wort, was den **localen** und **häuslichen** Eindruck deſſelben nach deutſchen Begriffen wiedergäbe. In Frankreich iſt „Bürger“ ſein ein politiſch-abſtracter Begriff, in Deutſchland aber das concrete Recht des Individiums, eine locale Würde, eine Function. Bei uns iſt die Commune der innigſte und **friedlichſte** Begriff für das **zuſammengefaßte** Gemeindeleben! — Vor Ludwig XIV. gehörten die franzöſiſchen Städte durchweg nämlich den großen Feudalen, die Vorſteher derſelben waren Diener dieſer hohen Barone und Ludwig XIV. trat nur die Erbſchaft des decimirten Feudaladels als abſoluter Monarch an. Von Selbſtregierung, Freiheit der Gemeinde, von Gilden und Genoſſenſchaften, von einem Patrizierthume, wie jede kleine Stadt in Deutſchland ſie beſaß und heute noch beſitzt, kurz von der **Vergeſellſchaftung** der Individuen war **niemals** in Frankreich die Rede. Das eben iſt das ganze ungelöſt gebliebene Problem der erſten franzöſiſchen Revolution. Ihr eigentliches Ziel und Bedürfniß war das freie geſellige Bürgerthum, war, daß ſie den Menſchen als ſelbſtſtändig, ſelbſtthätig und ſelbſtherrſchend innerhalb des Gemeinweſens herzuſtellen trachtete, und dahin allein ſind die Erklärung der Menſchenrechte und Abbé Sieyes’ „questions“ zu verſtehen. Die erſte Republik konnte es nur bis zum Citoyen, dem Staatsbürger bringen; ſie hüllte ihn in eine Theatertoga, der Menſch aber ging **leer aus**. Die ganze franzöſiſche moderne Erziehung war aber nur geeignet, dieſe menſchliche Leere, dadurch aber eben das Bedürfniß nach Erſatz zu vergrößern, und ſo griff das hungernde Volk von Paris im Jahre 1870 in ſeiner Wuth wie Rathloſigkeit zu dem alten Mittel der Commune, ohne zu wiſſen, daß es das ſchlechteſte war, um irgend ein anderes Bedürfniß, als — das der räuberiſchen Beſtialität zu befriedigen. — Wir haben den Wortlaut der damaligen Explikation des Kanzlers leider nicht zur Hand, aber dieſelbe machte uns zur Zeit den Eindruck, daß Bismarck ungefähr ſo bei derſelben gedacht und gefühlt hat, als er ſelbſt der höchſten Verirrung unſerer Gegner hochſinnig Gerechtigkeit widerfahren ließ. — —

Die Art, wie England in dieſem Kriege Neutralität beobachtete, gab zu diplomatiſchen Controverſen Anlaß, aus denen das edle Albion mit ebenſo wenig Ehre wie bei der Alabama-Frage, überhaupt allen Fragen hervorging, wo ſeine merkantiliſche Natur ins Spiel kam. — Die ſüddeutſchen Staaten, im Kampf und Siege mit uns verbunden und wohl einſehend, welche Kraft in der Gemeinſamkeit deutſcher Stämme liege, begannen eine ſolche für ſich nun dauernd anzuſtreben und durch Verträge mit Norddeutſchland ſicher zu ſtellen. Baden und Heſſen waren die Erſten, welche (15. October) dieſen Schritt thaten, Bayern und Würtemberg folgten neun Tage ſpäter; Deutſchlands politiſche Einheit war hergeſtellt. Es galt nur noch den Frieden, um das gemeinſame Haus ſo auszubauen, daß alle Stämme deutſcher Zunge in ihm zu leben vermochten. Aber die eben erlangte politiſche Einheit genügte dem deutſchen Sinne noch nicht, dieſelbe ſollte eine innere und noch innigere, eine ethiſche Einheit werden. König Ludwig II. von Bayern gab dieſem Gefühle dadurch Leben, daß er am 3. December zu Verſailles die Anzeige machte: daß er die alte deutſche Kaiſerwürde für das Bundesoberhaupt anſtrebe. Noch im Laufe des Decembers ſtimmten alle Fürſten und freien Städte, alle deutſchen Volksvertretungen freudig bei. Am 18. bereits empfing König Wilhelm die Kaiſer-Deputation des norddeutſchen Reichstages. — Wir glauben annehmen zu dürfen, daß Graf Bismarck dieſer Erhöhung ſeines königlichen Herrn gänzlich fern ſtand.

Der Gedanke zu ihr wenigſtens entſprang einzig dem Enthuſiasmus des feurigen **Bayernkönigs** und den Intentionen derjenigen Fürſten, welche ſich mit demſelben zunächſt über die Angelegenheit vereinbart hatten. — — Der Schluß des Jahres brachte das Bombardement von Paris. — Wir ſagten wiederholentlich, daß die Stimmen für und wider daſſelbe im Hauptquartier wie in der Armee getheilt geweſen ſeien und gaben die Gründe an, welche ſowohl bei König Wilhelm, dem Kronprinzen, wie Grafen Moltke anfänglich gegen dieſe ſchwerwiegende Maßregel beſtimmend geweſen ſein dürften. Wir glauben auch nicht ganz mit der Behauptung fehl zu gehen, daß, außer den ſchließlich veränderten militäriſchen Geſichtspunkten, die politiſchen des Grafen Bismarck für das Bombardement den Ausſchlag gegeben haben dürften. Dieſelben mochten ſicher unabweisbarer Natur geweſen ſein. — Der Friede konnte nur zu Paris geſchloſſen werden, das heißt mit der daſelbſt befindlichen eigentlichen Regierungsgewalt, nicht mit der derzeitigen Delegation, welche ohnlängſt von Tours nach Bordeaux geflüchtet war. Derſelbe konnte nur durch eine geordnete National-Vertretung und eine von ihr ermächtigte und erwählte Regierung vollzogen werden. Dies zu erreichen, war unmöglich, ſo lange nicht Paris in unſeren Händen, kurz die vollendete Ohnmacht Frankreichs conſtatirt war. Wenn das Bombardement bisher unterblieben war, weil die Vorbereitungen nicht eher beendet werden konnten, die deutſche Armee erſt die Provinzen unſchädlich machen mußte, ſo trat die Nothwendigkeit, jetzt kurz und raſch zum Frieden zu kommen, um ſo gebieteriſcher auf. Alle vernünftigen Gründe, welche Graf Bismarck den Herrn Thiers wie Jules Favre in verſchiedenſten Conferenzen zu Gemüth geführt hatte, waren erſchöpft, der vernunftloſe Mund der Kanone ſprach fortan mit niederſchmetternden Gründen und ſeine Rhetorik bewies ſich als die eindringlichere.

Am 18. Januar 1871, dem Gedenktage, an welchem vor 170 Jahren die Proclamation des Kurfürſten Friedrichs III. zum Könige Friedrich I. von Preußen ſtattfand, nahm König Wilhelm im Spiegelſaal des Schloſſes von Verſailles die deutſche Kaiſerwürde an und ſchloß durch dieſen Akt den Einheitswillen der deutſchen Nation ab. — Die Gefühle, welche Bismarck an dieſem Tage beſeelten, ob ſie vielleicht auch nicht ausgeſprochen wurden, mögen wir ermeſſen, wenn wir auf ſeine Stellung wie ſeine Ideen im Erfurter Parlament, ſeine Beſtrebungen während ſeiner Geſandtenzeit zu Frankfurt, auf die — man kann wohl ſagen, geiſtigen Rieſenkämpfe zurückblicken, welche ihm in einer Reihe von 24 Jahren beſchieden waren, und wie nun doch der Ausſpruch des todten, — verkannten —, bei allen Prüfungen ſo geiſtig klaren Königs Friedrich Wilhelms IV.: „Die deutſche Kaiſerkrone wird nur auf dem Schlachtfelde erworben“ ſo großartig ſich bewahrheitet hatte! — —

Obwohl das deutſche Reich in ſeiner äußern Geſtaltung Weſenheit gewonnen hatte, ſo fehlte doch zu ſeinem Ausbau noch ſehr viel, und Jahre der Arbeit, vielleicht neue heiße Prüfungen gehörten dazu, das Werk zu vollenden. Was Bismarck zunächſt lag, war der Friede, und wie ſollte er erreicht werden? Das Bombardement ward fortgeſetzt, St. Denis brannte, im Innern von Paris raſte bereits der Aufruhr. Daß dieſe Zuſtände Frankreichs nicht halten konnten, die Regierung, welche die Republik ſich gegeben, weder politiſch zu Recht beſtand, noch Conſiſtenz hatte, ihr bereits der Zügel wieder entglitt, war zu gewiß. Mit Wem und Wie ſollte ein haltbarer Friede geſchloſſen werden? Es bedurfte Bismarck's ganzer Meiſterſchaft und ernſteſter Vorſicht, damit Deutſchland nicht um die Früchte ſeiner Siege ſich betrogen ſähe. —

Am 23. Januar hatte der Aufſtand der Communards in Paris die Axt an die Wurzeln der öffentlichen Gewalt gelegt, Trochu war vom Obercommando in Paris zurückgetreten und Vinoy hatte es übernommen, mit dieſem Chaos fertig zu werden. Paris ſtand vor dem Selbſtmorde! Da erſchien Jules Favre am 23. Abends zu Verſailles, um wegen des Waffenſtillſtandes zu verhandeln und die Harpyen des Hungers von der einſt ſo glücklichen Hauptſtadt endlich abzuwenden. — Die letzte Aggreſſion dieſes Mannes, der als ein guter Patriot, aber als ſehr unglücklicher

Staatsmann ſich erwies, war mißglückt. Zehn Tage zuvor hatte er ſich nämlich als Frankreichs Geſandter zur Pontus-Conferenz nach London begeben wollen und zu dieſem Behufe von Bismarck einen Geleitſchein aus Paris beanſprucht. Dieſe Reiſe bei der jetzigen Lage Frankreichs war höchſt auffällig! Sie hatte nur dann Sinn, wenn ſie benutzt wurde, noch einmal das Ausland zu Frankreichs Gunſten gegen uns zur Intervention aufzurufen! Bismarck verweigerte dieſen Geleitbrief mit dem Bemerken, daß es Favre's Pflicht ſei: „Paris in ſeiner Kriſis nicht zu verlaſſen und zur Löſung einer Kataſtrophe beizutragen, die zum großen Theil ſeiner Schuld zuzuſchreiben ſei.“ — Jetzt erſchien der gebrochene Septembermann, um mit dem ſtrengen Sieger zu unterhandeln. In einem Wagen des Commandanten von Verſailles, General von Voigts-Rhetz, an den Linien abgeholt, ſtieg er auf dem Boulevard du roi Nr. 1 in demſelben Hauſe ab, das — welche Ironie der Geſchichte — Demoiſelle Rachel, Frankreichs letzte Tragödin, vordem bewohnt hatte. Das Abſteigequartier des Geſandten des Pariſer Nationalcomités beſtand in einem kleinen Salon und einem Schlafzimmer mit drei Betten. In erſterem Raume ſtand in der Mitte ein kleiner Tiſch, den drei Seſſel umgaben. An ihm wurden die Verhandlungen Bismarck's mit Jules Favre begonnen; er wurde der Altar, auf welchem das gedemüthigte Frankreich ſeinen Trotz und Uebermuth opferte, um — leben zu können. Noch ſpät Abends begab ſich Bismarck zum Kaiſer, und am Morgen fand eine Berathung zwiſchen dem Kaiſer, dem Kronprinzen, Bismarck, Moltke, Roon und den commandirenden Generalen ſtatt. Nachmittags 3 Uhr kehrte Favre nach Paris zurück; um 12 Uhr bereits war das Feuer der deutſchen Batterien eingeſtellt worden. Am 26., 27. und 28. Januar wurden die Berathungen zwiſchen Bismarck und Moltke einerſeits, Jules Favre und General Beaufort andererſeits fortgeſetzt und an letztbenanntem Tage Abends die Waffenſtillſtands-Convention unterſchrieben. Sie war ein Meiſterſtück Bismarck'ſcher Staatskunſt, war die einzig mögliche Löſung des Gewirrs rechtloſer Zuſtände. — Die Convention beſtand aus 15 Artikeln, des Inhalts: daß Frankreich ein dreiwöchentlicher Waffenſtillſtand (bis 19. Februar) bewilligt ſei, dafür die Beſatzung von Paris (Linie und Mobile) mit Ausnahme von 12,000 Mann für den innern Dienſt, kriegsgefangen und in Paris zu interniren ſei. Die garde nationale-sédentaire übernimmt die Wahrung der innern Ordnung, die Deutſchen beſetzen alle Forts, Paris bleibt cernirt und darf ſich verpflegen, wenn es die Waffen abgiebt; es zahlt 200 Millionen Francs Contribution. Eine Conſtituante wird binnen 14 Tagen nach Bordeaux berufen, welcher die Erwählung einer neuen Regierung und der eigentliche Friedensſchluß obliegt. Die deutſchen Armeen bleiben in den eingenommenen Stellungen und eine neutrale Zone wird zwiſchen ihnen und dem Feinde gezogen. Belfort und die Armee Bourbaki's ſind von der Wohlthat der Convention ausgeſchloſſen. — — Der deutſche Kanzler ſah ſich in ſeiner Vorausſicht nicht betrogen. Indem die Convention ausgeführt wurde, trat überall im Lande die Friedensliebe zu Tage, die conſervativen Elemente erlangten gegen die Männer des äußerſten Extrems das Uebergewicht. Selbſt Paris zeigte ſich gemäßigter, als man nach dem bisherigen wilden Treiben hätte vermuthen können. Leider war dieſe Verſöhnlichkeit nur das vorübergehende Symptom der Erſchöpfung und des Hungers; die Magenfrage ſiegte eben in den erſten Tagen über die politiſche. Leider zeigte auch bei dieſer Convention Jules Favre ſeine alte unglückſelige Kurzſichtigkeit. In gerechter Befürchtung kommender Uebel hatte Bismarck dieſem Manne vorgeſchlagen, die Nationalgarde zu entwaffnen. Verblendeter Weiſe hatte Favre dieſelbe aber vertheidigt, und indem er ſeine Fiction durchſetzte, überließ er der kommenden Commune ſelber die Waffen gegen die franzöſiſche Regierung, drückte den Mordbrennern die Fackel in die Hände! — Die Wahlen zur Conſtituante gingen ordnungsmäßig vor ſich. Vergebens ſuchte ſie Gambetta durch ſein Wahlausſchreiben zu irritiren, um ſich am Ruder zu erhalten. Des eiſernen Bismarck's Proteſt vom 3. Februar ſchlug dieſe ſeine letzte Hoffnung nieder und Prinz Friedrich Carl ſorgte für die Sicherung der Wahlfreiheit. — Uebrigens handelte, zu ſeiner Ehre muß das eingeräumt werden, Gambetta mit ſeiner letzten Proclamation nicht bloß wie ein ehrgeiziger Egoiſt. Er ſtand verlaſſen und wußte ſich nicht zu helfen. Man muß ihn milder beurtheilen, wenn man berückſichtigt, was Valfrey im dritten Bande der „Histoire de la défense nationale“ über den Conflict zwiſchen Gambetta und der Pariſer Regierung mittheilt. Es ergiebt ſich zum Beiſpiel aus dem Werke, daß Jules Favre in ſeiner Depeſche an Gambetta über den Abſchluß des einundzwanzigtägigen Waffenſtillſtandes des wichtigen Umſtandes gar nicht erwähnt hat —, was doch **kaum** bloßer Leichtſinn ſein konnte, — daß die Bourbaki'ſche Oſtarmee und Belfort von der Stipulation ausgeſchloſſen blieben!! Gambetta war ſich ſelbſt überlaſſen, und daß er die Anhänger des bonapartiſtiſchen Regimes ihres Wahlrechts für verluſtig erklärte, das iſt ihm unter den damaligen Umſtänden kaum zu verdenken. Jules Simon trug das Wahldecret der Pariſer Regierung, durch das Gambetta annullirt wurde, tagelang mit ſich herum, ohne den Muth zu haben, es Gambetta oder der Oeffentlichkeit zu übergeben!!

Die Majorität der Friedenspartei war für Bordeaux geſichert, Paris zahlte die Contribution, General Leflô wurde an Gambetta's Stelle Kriegsminiſter und Adolphe Thiers zum Chef der neuen Executive erwählt. Am 20. Februar bereits war Graf Bismarck im Stande, die Miniſter Bayerns, Würtembergs und Badens zur Theilnahme am Friedenswerke einzuladen. — Fünf Tage ſpäter erſchien König Carl I. von Würtemberg zum Beſuche in Verſailles, und beim Feſtdiner des 26. Februar konnte Kaiſer Wilhelm I. die eben unterzeichneten Friedens-Präliminarien ſeinen Gäſten mittheilen. Elſaß und Lothringen mit Metz und Straßburg für Deutſchland wiedergewonnen und 5 Milliarden Francs, binnen drei Jahren zahlbar, waren der Kaufpreis, für den die deutſchen Sieger den franzöſiſchen Boden verlaſſen wollten. — So lange es eine Kriegsgeſchichte giebt, iſt ſolch ein Friede nicht geſchloſſen worden und die rieſige Dimenſion der Summe, mit welcher Frankreich ſeine Freiheit erkaufen mußte, bürgte dafür, daß dieſelbe ein Pfand ſei, den alten ruheloſen Feind durch Erſchöpfung in der Friedensliebe zu beſtärken. Es war ein Akt gerechten Fürſtendankes, daß Kaiſer Wilhelm Angeſichts dieſer Thatſachen ſeinen „médecin“ Bismarck und den Schlachtenmeiſter Moltke tiefbewegt in die Arme ſchloß. Am 2. März, während wir Paris beſetzten, ward der Friede von Wilhelm I. ratificirt, deſſen Präliminarien Bismarck mit der goldenen Feder von Pforzheim abgeſchloſſen hatte. Als dieſer merkwürdige Akt zwiſchen ihm und Thiers ſich vollzog, äußerte Letzterer aufathmend: daß nun der Friede für immer geſichert ſei. Bismarck entgegnete kalt: „Ich bezweifle das! Mein Geſchlecht, ſo **alt** es auch iſt, hat noch kein Jahrhundert erlebt, ohne daß nicht **eine** Generation deſſelben gegen Frankreich gekämpft hätte; ich fürchte, das wird auch künftig ſo ſein!“ — —

Wenige Tage ſpäter löſte ſich der deutſche Cernirungsgürtel von Paris. Unſere Truppen zogen jubelnd oſtwärts über die Seine, die Forts wurden den Franzoſen wiedergegeben und — die Schreckensherrſchaft der Commune begann! Sie dauerte zwei Monate. Abertauſende verbluteten im Straßenkampfe und auf der Ebene von Satory, die ſchönſten Theile von Paris äſcherten die Petroleure ein. —

Wir begeben uns aller Beſchreibung des Jubels in Deutſchland über die Beendigung dieſes Krieges, der Bewunderung und Liebe, wie der Ehre, welche man den Männern entgegenbrachte, die wörtlich die Begründer der neuen deutſchen Zeit geworden waren. Kaiſer Wilhelm I. belohnte ſeinen Miniſter Bismarck mit dem Größten, Höchſten, was er zu vergeben hatte, — dem Fürſtenrange. — —

Der goldene, ſelige Friede war gekommen, jeglichem Staate, jeder Familie ja ſo theuer! Der Krieger durfte endlich die blutige Wehr ablegen, die Wunden ſollten ſich ſchließen, die Thränen, — auf ſo viel tauſend Heldengräbern geweint, — durch die heilende Zeit getrocknet werden. Wenn das kampfesmüde Deutſchland aber glaubte, Ruhe zu haben, in Eintracht ſein inneres Glück erbauen zu dürfen, dann täuſchte es ſich. Unſer Volk hatte wohl den Feind, den es ſah, bewältigt, aber den größeren **unſichtbaren**, den **eigentlichen** Feind deutſcher Einheit und Größe, das von den Jeſuiten regierte **Welſchthum**, den Verderber im eigenen Schooße, **nicht**! — — —

Bisher hatten Katholiken und Proteſtanten friedlich neben einander gelebt, man hatte der Herrſchaft Roms im blinden Vertrauen einen unheilvollen Spielraum gegeben, ihr verſtattet, ſich Rechte anzumaßen, durch welche ſie ſich zum Staat im Staate gemacht, ihm den wichtigſten Theil des Regiments über ſeine Angehörigen aus den Händen gewunden hatte. Das rächte ſich bitter! Die römiſche Kurie hatte bisher zwar ihre Macht mit betriebſamer Heimlichkeit immer weiter ausgebreitet, aber doch ſo lange die loyale Unterſtützerin der Autorität geſpielt, als ſie ſich auf die beiden größten Militärſtaaten Europa's, Oeſterreich und Frankreich, ſtützen konnte; ſie war ſich noch der Majorität der Völker und der Bajonette bewußt! Frankreich, — ſeinen letzten Hort fallen, — das deutſche Reich in nie geträumter **Einheit** erſtehen zu ſehen, in den Hohenzollern eine neue Kaiſerdynaſtie zu erblicken, das konnte die finſtere Macht nicht ertragen, welche ſich in unſeren Gauen nur durch das „divide et impera“ zu erhalten gewußt hatte. — Von dieſem Augenblicke an erinnerte ſie ſich, daß dieſelben Zollern, unter denen ſich Jeſuiten-Convicte und Miſſionen ſo luſtig eingerichtet hatten, **Ketzer**-Fürſten ſeien, und die Infallibilität, die Verfluchung der neuen Zeit waren die Waffen, mit denen ſie als Alliirte des Gefangenen von Wilhelmshöhe in die Arena getreten war. Bayern, der angreifbarſte aller katholiſchen Staaten, Rhein und Schleſien waren ihre Heerlager geworden, um von dort aus der neugegründeten deutſchen Eiche das Eiſen ins Mark ihres Stammes zu ſchlagen. Wie im Kampfe der Schwerter, ſo auch im Kampfe der Geiſter, ſollte Deutſchland die Kraft ſeiner Einheit bewähren müſſen. — Dieſer Kampf aber ſollte die Majeſtät des erſten deutſchen Reichstages, die Gewalt und Erhabenheit deutſcher Sitte und Rechtlichkeit gegen welſche Tücke und Verkommenheit glänzend darthun. Rüſtig ſchritt derſelbe zur That! — Der ultramontane Reichsfeind hingegen hatte in die ſogenannte „Centrumsfraction“ ſeine Champions geſendet, und das Gebahren dieſer Leute, wie der Biſchöfe daheim in den Bundesſtaaten, that dar, daß die römiſche Kirche zu einer ganz gewöhnlichen politiſchen Partei herabgeſunken ſei. Schon die Debatten über die Wahlbeeinfluſſungen enthüllten die klerikalen Umtriebe und als die Vertreter Bayerns, vorauf ihr wackerer Kultusminiſter von Lutz, die Initiative gegen dieſelben ergriffen, mit ſchlagender Schärfe den Rothſtand gerade der dortigen Regierung gegen den römiſchen Klerus nachwieſen und den Norden zum Helfer aufriefen, da eilte Alles zu der tönenden Redeſchlacht, aus der der deutſche Geiſt und die deutſche Autorität des Rechts ſiegreich hervorgingen! — Wir unterlaſſen es, die wuchtigen Speerſtöße alle wiederzugeben, welche Fürſt Bismarck gegen die feindliche Hydra that.*) Der Kampf hatte zunächſt die Folge, daß ſich die conſervative Partei und ein gut Theil alter Freunde von ihm loslöſte, weil er ihnen zu liberal war, ſie ihm das freimüthige Wort nicht vergeſſen konnten: „Nach jedem Kriege **conſtitutioneller!**“ Sie begriffen nicht, daß, nachdem Bismarck „Deutſchland in den Sattel geſetzt hatte“, er es nun auch auf dem gepanzerten Roſſe ſeiner Bundesverfaſſung der Sonne entgegenziehen ließ. „Reiten wird es ſchon können“, hatte er prophezeit, und in der That, Deutſchland lenkte über all das Gewürm den tönenden Huf und ſchmetterte es ſtückweis zu Grunde. — Die Freiſprechungen, welche zu Melun und Paris von Geſchworenen über Mörder deutſcher Soldaten gefällt worden waren, gaben Bismarck zu der Drohnote vom 7. December Anlaß, durch welche ſogleich angezeigt wurde, daß ſolchen Eventualitäten gegenüber die deutſchen Befehlshaber in den occupirten Provinzen den Befehl erhalten hätten, durch Verhängung des Belagerungszuſtandes die Militärgerichtsbarkeit für Verbrechen gegen die Truppen zu ſichern, und ſtellte bei ähnlichen

---

*) Wir verweiſen betreffs dieſer Debatten auf die Staatsſchriften, welche im Verlage von Fr. Kortkampf, Berlin 1872, eben erſchienen ſind, nämlich: „Verhandlungen des Reichstags vom 24. Februar 1870“, nebſt Supplement: „Staat oder Geiſtlichkeit in der Schule“; ein ſtenographiſcher Bericht der Verhandlungen des preußiſchen Abgeordnetenhauſes bei Gelegenheit der Unterrichtsdebatte (2 Bände); — „Für und wider die Jeſuiten“, ſtenographiſcher Bericht der Reichstags-Verhandlungen, erſter Theil. — Wir glauben überhaupt die Pflicht zu haben, den Staatsſchriften-Verlag der Firma Kortkampf Staatsbeamten wie Politikern jeglicher Richtung zu empfehlen. D. V.

Fällen in Ausſicht, daß man ſich franzöſiſcher Geiſeln verſichern werde. Die Depeſche ließ ferner auch die Möglichkeit durchſchimmern, daß ſolche Akte des Haſſes gegen Deutſchland möglicherweiſe auch die Verlängerung der Occupation, ſicher aber die Verſchärfung der Beziehungen zu Frankreich zur Folge haben könnten! Das wirkte! Man war in Paris beſtürzt und wurde etwas vorſichtiger in ſeiner Rechtſprechung. — Gegen Jahresſchluß machten zwei Kundgebungen dem deutſchen Reiche gegenüber Aufſehen, welche von Rußland und Oeſterreich ausgingen; ſie fanden in der öffentlichen Meinung indeß ſehr verſchiedene Würdigung.

In Petersburg beging man das St. Georgs-Ordensfeſt und der Czar hatte hierzu als Ordensritter den Prinzen Friedrich Carl, Herzog Paul von Mecklenburg-Schwerin, Grafen von Moltke, Major de Claer, die Generale von Alvensleben, von Werder, von Barnekow, von Budritzki, Oberſtlieutenant Grafen Linar und andere Herren vom preußiſchen Heere eingeladen. — Man wird ſich erinnern, was ſeinerzeit die In- und Auslands-Preſſe über die Bedeutung des Empfangs derſelben, über den Toaſt des Kaiſers, die Haltung des Czarewitſch und das Benehmen des Publikums wie der Zeitungen Rußlands geſagt hat. Im Allgemeinen war das Urtheil, wenn nicht gerade abſprechend, ſo doch ſelbſt von Berliner Blättern höchſt zweifleriſch. War man auch geneigt, anzuerkennen, daß Kaiſer Alexander Preußen und den neuen Verhältniſſen geneigt ſei, ſo ſprach man dies dem ruſſiſchen Thronfolger hingegen ab. Es wurde nicht nur des Letzteren bisheriges antideutſches Benehmen hervorgehoben und daß er, wohl nur „durch Befehl gezwungen“, bei dem Feſte erſchienen ſei, kurz der ſchon ſonſt gehegte Argwohn, uns blühe über kurz oder lang doch noch ein „ruſſiſcher Krieg“, wurde als durch dieſes Feſt keineswegs beſeitigt erachtet. Seit der Drei-Kaiſer-Zuſammenkunft jüngſt im September denkt man hierüber anders, dennoch könnte aber der Verdacht noch beſtehen bleiben, daß, — wenn die Väter auch noch ſo einig ſeien, die Söhne deshalb künftig es doch nicht zu bleiben brauchten. — Wir maßen uns nicht an, den Zweifel hierüber zu löſen, obwohl ſich, — vom Czarewitſch ganz abgeſehen, — andere politiſch beruhigende

Motive wohl noch anführen ließen. Wir erzählen hier indeß folgenden Hergang, welcher uns von einem Zeugen des St. Georgs-Bankets am 8. December 1871 mitgetheilt wurde, deſſen Namen wir nur zu nennen brauchten, um jeden Zweifel auszuſchließen.

Als Kaiſer Alexander beſagten Toaſt ausbrachte, befand ſich unſer Gewährsmann der Gruppe unmittelbar nahe, in welcher, — außer den preußiſchen Gäſten, — der Kaiſer Alexander, der Czarewitſch, und unter anderen hohen Damen auch Großfürſtin Helene, die bekannte Freundin deutſchen Weſens, ſich befand. Kaiſer Alexander hatte ſeinen Trinkſpruch mit den Worten geſchloſſen: „Ich wünſche und hoffe, daß die innige Freundſchaft, die uns (Rußland und Preußen) verbindet, auch bei den **künftigen Generationen** fortdauern wird, ebenſo die Waffenbrüderſchaft unſerer beiden Armeen, welche aus einer ewig denkwürdigen Zeit datirt. Ich ſehe darin die beſte Garantie für Aufrechthaltung des Friedens und der geſetzlichen Ordnung in Europa!" Hierauf warf der Kaiſer das Glas nach altruſſiſcher Sitte hinter ſich, damit Niemand mehr aus ihm trinken könne. Als es in Scherben ſplitterte, rief der Czarewitſch halblaut und erregt vor ſich hin: „Das walte Gott!" Freudig neigte Alexander II. ſich da zu Großfürſtin Helene und ſagte: „Er iſt ein aufrichtiger Junge!!" — Unſer Zeuge ſetzte dieſer Erzählung noch hinzu: „Der Czarewitſch wurde eben nicht zum Thronfolger erzogen, und daß Prinzeſſin Dagmar uns nicht liebt, muß man ihr wohl verzeihen, aber der Thronfolger iſt eine gerade, offene und durchaus treuherzige Natur!" — Eine andere, nicht weniger wichtige Thatſache war die durchaus verſöhnliche, vom Geiſte wahrer Staatsweisheit erfüllte Thronrede Kaiſer Franz Joſephs am Jahresſchluſſe, welche für Oeſterreichs und Preußens freundſchaftlich-brüderliche Beziehungen eben ſo frohe Ausſicht bot, als für den innern Frieden und die Entwickelung des ſchönen und ſo geſegneten Oeſterreich.

So hatte man denn, was Auslandspolitik wie innere Conſolidirung des neuen deutſchen Weſens betrifft, alle Urſache, mit Genugthuung in das Jahr 1872 zu treten. Es brachte des Neuen und Beſſeren unendlich viel, aber auch den erhöhten Kampf mit Rom. — Freitag, den 12. Januar, gab der Kultusminiſter von Mühler ſeine Demiſſion, für deren Annahme das Cabinet ſich einmüthig ausſprach. Mühler war bisher der Einzige geweſen, welcher ſich in das Regenerationsbedürfniß Preußens, in die großſinnigen Ideen ſeiner Collegen nicht finden konnte. An ſeine Stelle trat am 22. Januar der Geheime Ober-Juſtizrath Dr. Falk. Obwohl nur als tüchtiger Beamter, politiſch aber noch gar nicht bekannt, übernahm er ſein Amt zu einem ſehr ſchwierigen Zeitpunkt. Es galt die Schöpfung des neuen „Schulaufſichtsgeſetzes“ und den Eintritt in den Kampf gegen die Klerikalen, immer maßloſer wachſenden Gelüſte. Wenn man jedoch ein Recht hat, von dem Vater auf den Sohn ſchließen zu dürfen, ſo konnten Diejenigen, welche den verewigten Ober-Conſiſtorialrath Dr. Falk durch eine lange Reihe von Jahren in der reformirten Kirche zu Breslau predigen gehört und ſeine Seelſorge genoſſen hatten, gewiß die bedeutendſten Erwartungen von dem neuen Kultusminiſter hegen. Wenn der Kultusminiſter Nichts weiter in Zukunft thäte, als das kirchliche Lehramt überall durch Männer zu verjüngen, die ſeinem Vater geiſtig ähnlich ſind, ſo würde er für den deutſchen Gottesglauben unendlich Segensreiches gewirkt haben!! Als ſeines Vaters Sohn bewährte er ſich denn auch von Anbeginn, und dem Gedanken eines bekannten Witzblattes: den Falken auf Bismarck's Fauſt zu ſetzen, ſtimmen wir aufrichtig bei. Möge der Falke ohne Unterlaß denn auf alles räuberiſche Gevögel unter dem deutſchen Himmel ſtoßen, das wird die beſte Falkenbeize ſein, ſo je in unſeren Gauen gehalten wurde! — Der Kampf, welcher mit Mühler's Fall begann und der Genehmigung des Schulaufſichtsgeſetzes in der Zweiten Kammer endete, ging ſo zu ſagen — „aufs Meſſer“. Die katholiſche Centrumsfraction hatte ſich durch die proteſtantiſche Reactionspartei verſtärkt, welche Bismarck Rache geſchworen hatte, ein Parteigänger des Welfenthums aber commandirte die Cohorte. Nicht genug! Bevor es noch an den eigentlichen Strauß gegangen war, wurde, wie berichtet wird, — auf einem Hofballe am 8. Januar geradezu für Bismarck's

Sturz intriguirt, und alle offenen, wie verſteckten Pfeile des Parteiköchers auf den Fürſten entſendet!! Es hieß wahrhaftig doch einer Hohenzollernſeele den ſonderbarſten Undank, die charakterſchwächſte Inconſequenz zumuthen, wenn man glaubte, er werde den Schöpfer der größten Epoche, welche Deutſchland je geſehen hatte, wegſchicken, weil es den Muckern und den Kutten, den Spiritiſten und Seelenſchreibern ſo gefiel! Bismarck blieb, Mühler ging, mit ihm die katholiſche Schulabtheilung im geiſtlichen Miniſterium, und als die Schulaufſichtsdebatte ihr höchſtes Stadium erreicht hatte, ſoll, — wie verlautet, — der Fürſt für alle Fälle ſogar ein königliches Auflöſungsdecret in der Taſche gehabt haben! Wenigſtens trat er mit ſeinem „Falken" ſo auf, daß er es hätte bei ſich gehabt haben können! — Bereits am 30. Januar, bei Gelegenheit der Etatsberathung für das Kultusminiſterium, erſchienen die Herren Reichenſperger (Coblenz) und Mallinckrodt gegen die Regierung in der Arena, ihnen folgte der größte der Matadore: Windthorſt! — Fürſt Bismarck erklärte, er würde einen katholiſchen Collegen mit Freuden im Miniſterium begrüßen: „aber wie die Sachen augenblicklich liegen, — in einem conſtitutionellen Staate bedürfen wir Miniſter einer Majorität, die unſere Richtung im Ganzen unterſtützt!" Er fragt darauf den Vorredner, ob er glaube, wenn das Miniſterium aus ſeiner Fraction gewählt werde, daß demſelben eine Majorität zur Seite ſtehen würde. „Ich habe es von Haus aus", fährt er fort, „als eine der ungeheuerlichſten Erſcheinungen betrachtet, daß ſich eine confeſſionelle Fraction in einer politiſchen Verſammlung bildete." Mit draſtiſchem Humor geißelt er das theologiſch-politiſche Princip dieſer Fraction, indem er ein Bild des Zuſtandes entwarf, der eintreten würde, wenn man in allen Verwaltungs-Kategorien, wie im Abgeordnetenhauſe, nun auch zu evangeliſchen, lutheriſchen, reformirten und jüdiſchen Fractionsbildungen ſchreiten würde, und bezeichnete die Bildung der katholiſchen Fraction für nichts Geringeres, als eine Mobilmachung der Preußenfeinde gegen den Staat! Wenn die Miniſterberathungen von der Confeſſion abhängig werden würden, ſo würde jede Miniſterverantwortlichkeit unmöglich ſein. Die katholiſche Abtheilung hätte fallen müſſen, weil ſie nicht mehr die Rechte des Staats in Bezug auf die katholiſche Kirche vertrat, ſondern die **Rechte** der **Kirche** innerhalb des Staats und **gegen** den Staat! Ein päpſtlicher Nuntius wäre ihm ſtatt dieſer Abtheilung immer noch plauſibler geweſen, weil dann „Jedermann weiß: **Was** Der vertritt“, und „man ihm gegenüber eben die Vorſicht beobachtet, die man Diplomaten gegenüber innehält.“ Bismarck verſichert, die Regierung habe den Willen, daß jede Confeſſion, beſonders die durch große Volkszahl bedeutende des Katholicismus, innerhalb des Staats ſich in voller Freiheit bewege, „daß ſie außerhalb ihres Gebietes eine **Herrſchaft** übe, **das** können wir in der That **nicht** zugeben, und ich glaube, der Streit liegt mehr auf dem Gebiete **der Eroberung** für **hierarchiſche Beſtrebungen**, als dem der Vertheidigung!“ Zündender konnte gewiß kein Wetterſtrahl wirken, als dieſe Argumente, und das Centrum brannte lichterloh. Der große Streit des Tages war mit dem 8. Februar in ſein zweites Stadium getreten, nämlich der Vorberathung des „Schulaufſichtsgeſetzes“. Fürſt Bismarck überließ das Terrain den Parteien diesmal bis zum Schluß, wo er Windthorſt erklärte, daß er eine lange Probe im monarchiſchen Dienſte hinter ſich habe; dem Herrn Abgeordneten für Meppen ſtehe dieſe Probe aber noch bevor. — Am 9., namentlich 10. Februar erreichte das Turnier den Höhepunkt und ſchloß mit der Abſtimmung. Das Streitobject ward völlig ausgetragen, als neu aber kam hinzu, daß die polniſche Sache ihre nähere Beleuchtung fand. Bismarck verſicherte: „Meine nächſte Aufgabe wird ſein, die deutſche Sprache auch in jenen polniſch redenden Theilen Deutſchands mehr zu fördern, damit es der dortigen Bevölkerung mögich wird, ſich eine Kritik über die Handlungen der Regierung elbſt zu bilden. Von dieſer Tendenz werden ſowohl das Unterichtsgeſetz, wie alle Vorlagen der Staatsregierung ausgehen!“ Er ergänzte ſpäter noch ſeine Meinung, daß er ſich nicht über die nfreundliche Haltung der polniſchen Bevölkerung, wohl aber ie des polniſchen Adels beklagt habe.“ Am Tage der erſten Ab-

ſtimmung war das Gefecht am bitterſten. Mächtig ritt die Gegen
partei mit vollen Lanzen an. Der erſte Kämpe von Mallinckro
hatte indeß das Unglück, ſeinem ſinkenden Freunde Windthorſt da
durch beizuſpringen, daß er ſagte: „Wir (Centrumsfraction) ſin
ſtolz darauf, in unſerer Mitte ein ſo hervorragendes Mitglied z
haben; man hat eine Perle annectirt und **wir** haben ihr di
richtige Faſſung gegeben!“ Nicht blos, daß dieſer Auslaſſun
ſtürmiſche Heiterkeit folgte, vollendete Fürſt Bismarck die eingetreten
Zügelloſigkeit durch die ſardoniſche Bemerkung: „der Herr Vor
redner nannte den Herrn Abgeordneten (für Meppen) eine Perle
ich theile dieſe Auffaſſung in einem Sinne vollkommen. Für mi
hängt aber der **Werth** einer Perle von ihrer **Farbe** ab; i
bin darin etwas wähleriſch!“ — Damit war Alles aus; d
Dioskuren des Centrums ſtürzten auf den Grund! Dem Ultr
montanismus aber ſchleuderte Bismarck entgegen, was bisher de
ſelbe gegen das Reich unternommen habe. Eclatant wies er nac
wie überall in Frankreich, Spanien, Italien die Geiſtlichke
national ſei, ſie ſtelle immer den Patriotismus voran, „nu
ganz allein in **Deutſchland** tritt uns die eigenthümliche Erſcheinun
entgegen, daß die katholiſche Geiſtlichkeit einen entſchieden **inte**
nationalen Charakter trägt!“ — Bei namentlicher Abſtimmun
wurde das Schulaufſichtsgeſetz mit 197 gegen 171 Stimmen i
der Vorberathung, dagegen in der Schlußberathung, bei welch
Bismarck jeden Compromiß mit den Conſervativen in dieſer Sac
zurückwies und erklärte, daß er gegen dieſelbe **jedes** conſt
tutionelle Mittel zur Anwendung bringen werde, m
207 gegen 155 Stimmen angenommen! Die Niederlage der Kler
kalen war vollſtändig! — Ueberall in Deutſchland, ſogar in Wie
ward ſie mit Jubel begrüßt. Einen beſonders gravirenden Nac
klang fand dieſelbe noch in dem romantiſch-heitern Ende des Dom
herrn Kozmian zu Homburg.

„Si cum Jesuitis,
Non cum Jesu-itis!“

„So Ihr mit den Jeſuiten ſeid, werdet Ihr **niemals** mit Je
ſein!“ Der alte Spruch fand ſeine glänzendſte Beweisführung i

dem unchriſtlichen und rebelliſchen Benehmen der Ultramontanen gegen das neue deutſche Reich. —

Im preußiſchen Abgeordnetenhauſe war das Aufſichtsgeſetz durchgegangen, es fragte ſich nun, wie ihm vom Herrenhauſe mitgeſpielt werden würde. Nach den erlebten Debatten, dem unverhohlenen Bruche, welchen das alte Organ der Conſervativen mit der Regierung proclamirt hatte, mußte ein neuer Kampf bevorſtehen. Bismarck's Entſchloſſenheit in dieſer Sache ließ jedoch vermuthen, daß er mit „allen conſtitutionellen Mitteln" ſie durchzuſetzen bei der Hand ſei. — Am 6. März begann im Herrenhauſe die Generaldebatte. Nach dem Antrage des Grafen Brühl, welcher dahin ging, das Schulaufſichtsgeſetz als Verfaſſungs-Aenderung zu betrachten, referirte v. Kleiſt-Retzow, daß Petitionen mit 18,000 Unterſchriften gegen und 17,000 Unterſchriften für das Geſetz eingegangen ſeien, in neueſter Zeit aber mehrere Petitionen von Paſtoren gegen das Geſetz **zurückgezogen** worden wären. Dieſe Thatſachen geben ein Bild der Tragweite, welche man dem Geſetze im Lande beimaß. — In einer Reihe ſtolzer und bekannter Namen traten unſere Peers für und wider auf. — Fürſt Bismarck wendete ſich zunächſt gegen Graf Bninski. Indem er denſelben von ſeinen übrigen polniſchen Adelsgenoſſen trennte, ſetzte er auseinander, daß die Erlernung der deutſchen Sprache in den polniſchen Landestheilen Hauptziel des Aufſichtsgeſetzes ſei. Er theilte mit, wie elend die polniſchen Schulen verwaltet würden, welchen Einfluß die Geiſtlichkeit übe, welche ſociale wie politiſche Herrſchaft ſie ſich über das Volk angemaßt habe. Er theilte Thatſachen über Agitationen mit, unter anderen aus einem ultramontanen Briefe den Paſſus: „Wenn wir auch von den deutſchen Fürſten Nichts zu erreichen hoffen, ſo ſteht doch früher oder ſpäter mit Sicherheit in Ausſicht; daß die katholiſchen Mächte zu **Gunſten Sr. Heiligkeit einſchreiten** werden, und dann werden die deutſchen Fürſten nicht wagen, dieſes Einſchreiten zu hindern, wenn ſie durch die (polniſchen) Petitionen den Eindruck bekommen, daß die katholiſche Bevölkerung damit ſehr unzufrieden ſein würde!" — Bismarck erklärte dieſen Gedanken als den Verſuch einer Anlehnung an fremde Mächte. Auf den Conſervatismus übergehend, ſagt er: „Redner vor mir haben behauptet, dieſer Geſetzentwurf ſei ſo unerklärlich, daß man ihm nothwendig den Hintergedanken unterſchieben müſſe: wenn die Regierung den angebotenen Compromiß nicht annehme, müſſe ſie die Abſicht haben, mit der conſervativen Partei zu brechen. Keine Regierung hat je ein Intereſſe, mit einer conſervativen Partei zu brechen, aber die Partei beſorgt das mitunter ſelbſt!“ — Er deutete an, daß die Conſervativen ſelbſt Schuld hätten, wenn die Regierung ſich mehr nach links anlehne, und welche Einflüſſe im Conſervatismus jetzt thätig ſeien, — geißelte die übertriebenen Argumente von Parteiblättern, wie der „Bayriſchen Volkszeitung“, der Berliner „Germania“ und anderer Jeſuitenblätter, und ſchloß: „Was uns beſtimmt hat, dieſes Geſetz vorweg zu nehmen aus dem Unterrichtsgeſetze, und gerade jetzt die Geduld nicht mehr zu haben, die wir hatten, das war die Erwägung, daß wir früher in einem von ganz Europa beneideten confeſſionellen Frieden gelebt haben. Es war das ein Verdienſt, welches die preußiſche Staatsregierung hatte, auch mit derjenigen Confeſſion, mit welcher für eine evangeliſche Dynaſtie es am ſchwierigſten zu leben iſt, mit der römiſch-katholiſchen Confeſſion in einem von dieſer unumwunden anerkannten guten Vernehmen zu leben. Dieſer Friede begann aber minder ſicher für uns zu werden von dem Augenblicke an, wo Preußen mit ſeiner evangeliſchen Dynaſtie eine ſtärkere politiſche Entwickelung nahm. So lange neben Preußen zwei katholiſche Hauptmächte in Europa waren, von denen jede einzeln gedacht für die katholiſche Kirche eine ſtärkere Baſis zu ſein ſchien, als Preußen, das kleinere Land, da haben wir dieſen Frieden gehabt; er wurde ſchon bedenklich und angefochten nach dem öſterreichiſchen Kriege, nachdem die Macht, welche in Deutſchland eigentlich den Hort des römiſchen Einfluſſes bildete, im Jahre 1866 im Kriege unterlag und die Zukunft eines evangeliſchen Kaiſerthums in Deutſchland ſich deutlich am Horizonte zeigte. Aber man verlor die Ruhe auf der andern Seite vollſtändig, als auch die zweite katholiſche Hauptmacht in Europa denſelben Weg ging und Deutſchland einſtweilen anerkannt die größte Militärmacht und einſtweilen, und vielleicht, — je nachdem es Gott will, — auf längere Zeit hin die größte Schwerkraft in der politiſchen Waage wurde, ohne unter einer katholiſchen Dynaſtie zu ſtehen. Ich will den ganzen Cauſal-Zuſammenhang nicht entwickeln! — Gleichmäßig mit dem Wachſen Preußens haben wir die Beeinträchtigung des confeſſionellen Friedens von Hauſe aus geſpürt, und man hat nach vielen Mitteln gegriffen, um Waffen gegen uns in die Hand zu bekommen. Wie vom Standpunkte unſerer Diplomatie die Sache ſich verhält, das will ich Ihnen mit wenigen Worten aus einem Berichte darlegen, der mir gerade mit der heutigen Poſt hier zuging von einem unſerer erfahrenſten und angeſehenſten Geſandten. — Der Bericht iſt friſch aus dieſem Monat und iſt mir, während ich hier eben die heutige Poſt durchſah, unter die Hände gekommen, aber er überhebt mich der eigenen Aeußerung. Der Herr Berichterſtatter ſagt: „Wenn ich meine perſönliche Meinung ausſprechen ſoll, ſo geſtehe ich, daß ich keinen Augenblick daran gezweifelt habe, daß die in Frankreich gewünſchte Revanche durch **religiöſe** Zerwürfniſſe in Deutſchland **vorbereitet** werden ſoll und nur auf **dieſem** Wege Hoffnung auf Erfolg haben kann. Man will die deutſche Einheit und Kraft auf dem Wege lähmen. Ein einflußreicher Theil des katholiſchen Klerus, der von Rom aus geleitet wird, iſt der franzöſiſchen Politik dienſtbar, weil mit ihr die Hoffnungen auf die Reſtauration im Kirchenſtaate zuſammenfallen. In Frankreich iſt vorübergehende Verſchmelzung oder vielmehr gegenſeitige Dupirung des klerikalen und republikaniſchen Elementes möglich, ſobald der Klerus Rache an Deutſchland und Wiederherſtellung der franzöſiſchen Hegemonie offen auf ſeine Fahne ſchreibt, unter welcher Regierungsform es ſei. So hofft man wieder zu erſtarken, während in Deutſchland durch wohlorganiſirte Arbeit des von Paris, Rom, Genf, Brüſſel geleiteten Klerus kirchliche Zerwürfniſſe mit aller Anſtrengung vorbereitet werden.“ Es iſt dies ein an Seine Majeſtät den König gerichteter amtlicher Bericht. — In einem andern Paſſus heißt es: „Man mache ſich keine Illuſionen darüber, daß gleichzeitig mit der Revanche gegen Deutſchland der

Schlag gegen **Italien** vorbereitet wird, in der Hoffnung, daß Deutſchland durch innere religiöſe Wirren paralyſirt werden ſoll, und daß das klerikale Element, während es in Deutſchland und Polen langſam zerſtörend wirkt, in Italien offen das franzöſiſche Banner aufpflanzt und unter ſeinem Schutze das Land unter päpſtliche oder vielmehr franzöſiſche, durch den Papſt repräſentirte Herrſchaft zurückführen ſoll!“ Das ſind die Anſichten eines gewiegten und erfahrenen Diplomaten, der nicht für den Gebrauch parlamentariſcher Debatten dieſen Bericht geſchrieben hat, ſondern der ſeine auf lange Jahre gegründete Ueberzeugung ſeinem Könige und Herrn ausſpricht!! — — Fürſt Bismarck hatte eine lange Reihe oratoriſcher Triumphe ſeit dem Jahre 1862 errungen, ſeine Gegner rechts wie links oft genug auf den Sand geſetzt, einſchneidend und unwiderſtehlich ſeine Handlungen dargelegt und vertreten. Geflügelte Worte ebenfalls genug, — in gutem, wie ſchlimmem Sinne — curſirten von ihm. Niemals indeß hat er ſo rückhaltlos offen geſprochen, wie an dieſem Tage. Er ſchwang ſich auf die Zinne des Jahrhunderts und pflanzte, ultramontanen Tücken zum Widerpart, das deutſche lichte Banner auf ſie auf. Staunen und unendliche Freude Aller, die welſcher Geiſt noch nicht verderbt hatte, antwortete ihm! Nicht preußiſche und deutſche Blätter nur, öſterreichiſche, wie engliſche und italieniſche Zeitungen, die „Indépendence belge“ ſogar, ergingen ſich in lebhafter Bewunderung über die wahrhaft großartige Offenheit, mit welcher er die deutſche Stirn dem Welſchthum entgegengewendet und ſeines Vaterlandes Herz wie Geiſt gegen daſſelbe aufgerufen hatte. Nach dreitägigem Ringen ward am 8. März zur Abſtimmung geſchritten, das Herrenhaus nahm mit 125 Stimmen gegen 76 das Schulaufſichtsgeſetz an! Damit war der erſte wirkliche Schritt gethan, den phariſäiſchen Hochmuth einer politiſch-hierarchiſchen Partei unter das Staatsgeſetz zu bringen, welche Alles, was nicht jeſuitiſch dachte, für „Zöllner“ anſah. — Zur Beruhigung der Gemüther aber, welche an dieſen neuen Staatsakt Befürchtungen knüpften, erklärte Bismarck: „Wer behauptet, daß in Preußen das Volk des höchſten Gutes, der

Religion beraubt, die Freiheit des Glaubens beſchränkt und die berechtigten Anſprüche der Kirche gefährdet wären, der verleumdet die Regierung Sr. Majeſtät!“ —

Dem deutſchen Reichstage lag nunmehr die Pflicht ob, auf dem Wege, welchen Preußen für ſich betreten hatte, einen Schritt weiter fürs allgemeine deutſche Wohl zu thun; es galt, den Orden der Jeſuiten unſchädlich zu machen. Die Klagen der Süddeutſchen, die Sturmfluth der Petitionen gegen dieſe Leute, welche ſich ſelbſt die „Miliz der ſtreitbaren Kirche“ nannten, wurden weſentlich durch die kopfloſe Wuth noch unterſtützt, mit welcher der Episkopat in den Streit eintrat. Der Kampf ward von Seiten Roms geradezu provocirt! Der Verſuch des Fürſten Bismarck, den Cardinal von Hohenlohe als Deutſchlands Geſandten am Vatican zu accreditiren und durch ihn die Möglichkeit einer Verſöhnung anzubahnen, war in einer Art abgewieſen worden, welche — des Herrn Benedetti's Emſer Beſuche etwa abgerechnet, der diplomatiſchen Sphäre völlig fremd war. Am 14. Mai gab Bismarck vor dem Reichstage dieſem Vorgange die gebührende Würdigung. „Die letzten, von dem Papſte ausgeſprochenen Dogmen“, ſagte er, „machen es jeder Regierung unmöglich, auf dieſer Grundlage zuſammen zu gehen; die deutſche Regierung wird dieſes nicht, **ein neues Canoſſa iſt nicht zu befürchten!**“ — — Die Folge dieſer Debatte mit war die Einbringung des Jeſuitengeſetzes. Bei der Berathung über daſſelbe glauben wir hier nicht verweilen zu brauchen. Das im Princip Bedeutſamſte war bereits durch Bismarck ausgeſprochen worden. Nachdem das Welſchthum im offenen Felde unterlegen war, nahm es thörichterweiſe den Kampf mit ſchwächeren, ſchimpflicheren Waffen auf. Derſelbe iſt nunmehr die große Schlußkataſtrophe des Jahrhunderts geworden! — Seine Anzeichen ſind wunderſam und lehrreich zugleich, ſie enthüllen den Schlachtplan unſerer Gegner. — Ein bedenklich Zeichen der Zeit war die nun hervortretende Verſöhnung und Allianz der Klerikalen Frankreichs mit den Bonapartiſten! Thiers, für ſich Gefahr witternd, begann, — Louis Napoleon nicht ganz unähnlich, — ſich einerſeits mehr auf die liberalen Elemente der Republik zu ſtützen, andererſeits dem Ultramontanismus möglichſt entgegenzukommen. — Eben ſo auffällig iſt, daß ſeit dem Kriege eine Menge franzöſiſcher Offiziere, namentlich in **höheren** Chargen, ſich klerikalen Geſinnungen zugewendet haben und unlängſt erſt 117 junge Leute direct aus Jeſuiten-Erziehungs-Anſtalten in die école de St. Cyr aufgenommen wurden. Frankreich will ſeinen nächſten Rachekrieg zugleich alſo zum „Kreuzzuge“ geſtalten! — Sehr unbequem mußte der Schaar des Pater Beckx das letzte Bekenntniß des Grafen Montalembert, eines ihrer älteſten Freunde, gegen den Jeſuitenorden kommen. Italieniſche wie belgiſche Stimmen erhoben ſich gegen ihn, und die Thatſache ließ ſich nicht länger leugnen, daß der König von Italien in dieſem Kampfe, in welchem es ſich ja um die Integrität ſeiner Staaten zunächſt handeln mußte, — nur der natürliche Liirte Deutſchlands ſein konnte. Am 24. Juni hatte Pius IX. an den deutſchen Leſeverein zu Rom eine Anſprache gehalten, in welcher er ſich direct gegen Deutſchland und Bismarck wendete, von deſſen „Erfolg ohne Mäßigung“ ſprach und ſchließlich in Gebetsform die Hoffnung ausdrückte: **es werde ſich bald das Steinchen von der Höhe loslöſen, das den Fuß des Koloſſes zerſchmettere!!** — Deutſchlands Zerſchmetterung!! — Wir wollen hier nicht fragen, ob das eine chriſtliche Drohung iſt, welche dem Statthalter Deſſen beſonders wohlanſteht, der da gelehrt hat: „Liebet Eure Feinde!“ Erwägen können wir aber doch, ob Pius IX., als er das ſagte, Herr ſeiner ſelbſt geweſen ſein kann! Wir können uns des Eindrucks nicht erwehren, daß die ultramontane Partei das heiligſte Symbol, was ſie kennt, den Stuhl Petri, durch ſchamloſeſten Mißbrauch ſelber geſchändet hat, und der „Stein“, wenn er rollt, auf ſeinen Siſyphus ſchließlich ebenſo gut zurückfallen kann, als wo anders hin! — Auf dieſen Stein erfolgte am 4. Juli die Antwort. Das vom Reichstage angenommene Jeſuitengeſetz ward durch kaiſerliches Reſcript von Ems aus publicirt, am 15. Juli erfolgte ſchon der Erlaß des Geſetzes durch den Kultusminiſter von Falk für Preußen! — Inzwiſchen bewegte ein anderes, viel materieller ſcheinendes Factum die Welt, — die franzöſiſche Milliardenanleihe. Die Börſen von Europa ſtürzten ſich auf dieſelbe; ſie wurde, glauben wir, vierzigmal überzeichnet. Frankreich war wieder ſtolz auf dies „prestige" und um daſſelbe zu decken, griff Adolphe Thiers zum Schutzzoll in exorbitanteſter Form, zu ſeiner alten Lieblingsdoctrin. Welche Folgen dieſes „prestige" und dieſe Doctrin haben werden, dürfte Deutſchland ruhig abwarten können. — Zum Schluſſe des Sommers bildeten, während der Jeſuitenkampf die In- wie Auslandspreſſe erfüllte, namentlich die Optionsfrage in Elſaß-Lothringen und die Drei-Kaiſer-Zuſammenkunft Haupthebel für die Conjecturalpolitik. Erſtere anlangend, iſt wohl ſchon jetzt klar, daß eine ſehr große Zahl Bewohner der neuen Reichslande dieſelben verlaſſen und ſich zu Franzoſen erklären werden. Viele ziehen fort, um nicht mehr wiederzukommen; an ihnen hat, glauben wir, Deutſchland Nichts verloren! Die Mehrzahl geht aber wohl in der Meinung, dieſe Formalität genüge, ſie zu franzöſiren und für das deutſche Geſetz unantaſtbar zu machen, ſobald ſie wiederkämen. Daß dieſe Leute zu ihrem eignen Schaden ſich täuſchen, liegt auf der Hand. — Wir haben unlängſt ſelbſt Straßburg und Elſaß geſehen und geſtehen, daß uns dieſe Optionsepoche als eine ſchwere, für die Bevölkerung aber ſehr geſunde Kriſis erſcheint. Es iſt wahr, der Haß gegen die „prussiens" iſt noch ſehr groß, von politiſcher Gemeinſchaft mit uns will man Nichts wiſſen. Es iſt nichts Seltenes, in Straßburg dieſem Groll und Widerwillen in den Gaſſen in offener Roheit zu begegnen. Die Zöglinge der geiſtlichen Schulen traten im Sommer noch ziemlich kampfluſtig auf, die Bauernweiber kommen mit trikolorenen Schleifen an der Schürze zu Markte, eben ſolche Kokarden, die ſogenannten „espérances", werden ſtark gekauft und deutſche Studenten hatten auf ihren Vogeſenausflügen manche Unbill zu ertragen. Das iſt indeß die natürliche Nachwirkung der letzten Ereigniſſe. Entſcheidender iſt Rede und Art des Landes. Man ſpricht überall ganz gut deutſch, aber ein ſehr merkwürdiges Franzöſiſch. Männer, namentlich Frauen tragen den großen und ſchönen Typus des Germanenthums und es wird, meinen wir, — bei richtiger Behandlung nicht den dritten Theil der Zeit erfordern, Elſaß aufrichtig deutſchgeſinnt zu machen, als es gekoſtet hat, es zu galliſiren. Dieſer Verſuch, noch ſo eifrig von Napoleon und den Pfaffen betrieben, iſt nur unvollkommen geglückt. Ein nicht übles Wetterzeichen iſt übrigens ein Bericht, welchen von Belfort aus ein Herr Alfred d'Aunay dem Pariſer „Figaro“ ſchickte über die Eindrücke, welche die elſäſſiſche Bevölkerung jetzt auf ihn gemacht hatte. Dieſer Bericht ſchließt: „Ich kann Sie verſichern, daß ſie ſich mit demſelben Eifer, wie ehemals, nur um ihre Geſchäfte und ihr Vergnügen kümmert. Elſäſſiſch war ſie, elſäſſiſch iſt ſie geblieben! Als Dienſtbote geboren, hat ſie nur ihre Herrſchaft, aber nicht ihren Stand gewechſelt!“ — Wenn Herr d'Aunay auch gerade nicht ſehr viel franzöſiſche Galanterie beſitzt, ſo wiſſen doch durch ihn die Elſäſſer wenigſtens jetzt, daß, falls die Franzoſen etwa ſiegreich wieder zu ihnen kommen ſollten, ſie eine noch ärgere **Dienſtbotenbehandlung** zu gewärtigen haben, als ihnen ſeit **Ludwig XIV. ſchon** fühlbar gemacht worden iſt! —

Auf die Drei-Kaiſer-Tage im September war vorwaltend die Welt geſpannt und ſeltſame Verſionen lieſen um. Eine derſelben war, daß „die alte heilige Allianz“ erneuert werden ſolle. Im Allgemeinen war aber die Preſſe Oeſterreichs, Rußlands, wie Deutſchlands in dem Gedanken einig: daß dieſe Zuſammenkunft der Häupter der drei mächtigſten und an einander grenzenden Staaten Europa's ein freudebringendes Ereigniß ſei, das den Völkerfrieden fortan verbürge. Die Antwort, welche Fürſt Bismarck der ſtädtiſchen Deputation Berlins bei Ueberreichung des Ehrenbürgerbriefs ertheilte, gab dieſem Gefühle Gewißheit. — „Nach allem Großen“, ſagte er, „was wir erlebt, würde ich Nichts dagegen haben, wenn die Weltgeſchichte eine Weile ſtehen zu bleiben ſchiene! Die hohen Herren, die hier zuſammengekommen ſind, werden mit keiner getäuſchten Erwartung ſcheiden. **Keiner** iſt mit einem Wunſche gekommen, auf den von anderer Seite **nicht** hätte eingegangen werden können. Keine aggreſſive Abſicht gegen irgend eine

Macht, gegen irgend eine Richtung hat die Zuſammenkunft hervorgerufen! Die freundſchaftliche, perſönliche Begegnung der drei Kaiſer wird bei unſeren Freunden die Zuverſicht in Erhaltung des Friedens ſtärken, unſeren Feinden aber die Schwierigkeit, ihn zu **ſtören, klar** machen!" — — Daß dieſe Feinde, namentlich die Jeſuiten, das bitterlich fühlten, bekundete die von Rom aus inſpirirte „Genfer Correſpondenz" ſogleich, indem ſie nach wenig appetitlichen Winken nach München und Stuttgart für nöthig hielt: „Oeſterreich aufzufordern, **ſich ſelbſt** und die ganze Chriſtenheit vor der Invaſion der Atheiſten **Italiens** und **Preußens** zu erretten, deren Lebensfrage **ſein** Untergang ſei!" Wir regiſtriren dieſen Unſinn hier nur, weil er wirklich unſterblicher iſt, als die Söhne des heiligen Ignazius. — — —

Werfen wir noch einen Blick auf den Fürſten Reichskanzler und ſeine Umgebung ſelbſt. Bismarck's Perſon iſt ſo bekannt, daß wir uns und dem Leſer eine Beſchreibung derſelben erlaſſen; nur ganz kleine, vielleicht charakteriſtiſche Pinſelſtriche ſeines Portraits möchten wir nachtragen. Ebenſo unterbleibe eine Schilderung der Räume in der Wilhelmsſtraße 76; ein anderer Autor hat ihrer minutiös genug gedacht. — Der Unterſchied, den der geiſtige Eindruck Bismarck's in der Nähe auf uns machte, iſt von jenem Moltke's ganz verſchieden. Obwohl Beide in dem Hervorbringen eines Gefühls der Ehrfurcht ſich gleichen, ſo iſt dieſe Ehrfurcht bei Moltke mehr mit Bewunderung, mit dem Bewußtſein von der geiſtigen Ueberlegenheit des Mannes verbunden, bei Bismarck iſt ſie mehr einem Gefühl von — Furcht und Staunen verwandt. Letztere beide wachſen aber in dem Maaße, in welchem wir ihm nahe ſind, ihn in dieſen und jenen Kleinigkeiten erlauſchen oder beurtheilen können. Es iſt uns bei ihm etwa ſo, als ſtänden wir voll Neugier vor einem rieſigen blitzenden Waffenſchranke, einer Armatur-Gruppe wunderſamer Geſchoſſe, und wüßten nicht, welches wir anfaſſen ſollen, weil wir nicht wiſſen, welches gerade geladen iſt. Manchmal kracht's bei leiſer Berührung auf, manchmal können wir dreiſt den außerordentlichen Organismus beſehen.

— Bismarck hat ganz wunderbare Augen, und wenn in den Augen das Herz und der Geiſt ſich ſpiegelt, ſo iſt dies Bismarck-Auge für den Seelenſucher vielleicht das intereſſanteſte aller unentdeckten Länder. Es blickt unendlich ruhig und gerade ſeinen Mann an. Die buſchigen Brauen hängen wie ein Halbſchleier, ein Schattendach über den Blick her und mildern ſein Leuchten. Um die großen Thränendrüſen und in den Winkeln ſcheint ein halb ſchalkhaft, halb drohendes Lächeln zu ſchlummern, in der Secunde bereit zu kommen und — wieder zu gehen. Sein Auge und ſein Mund correſpondiren merkwürdig. Der Grad des Redetons und der Grad der Sprache ſeines Blickes nämlich decken ſich ſo, daß — wenn er einen plötzlichen Gedanken **unterdrücken** will, er im Stocken des Worts auch gleich mit der Hand übers Auge fährt, oder es niederſchlägt, um ſich zu verſchleiern. Es giebt Momente, da ſpricht er raſch, da phosphoreszirt ſein Blick, — man denkt ans Wappen der „Kattes“, — doch er kalmirt ſich plötzlich! Der Ton wird eben und heiter, treuherzig wie immer geht ſein Auge ruhig über die Anweſenden hin. — Wir ſagen treuherzig, denn das iſt ſo zu ſagen der Normalzuſtand von Bismarck's wohlwollender Seele, ja ſein Benehmen hat eine unverkennbare Herzlichkeit. Aber dieſelbe wird nur gewährt, wenn man ihm gegenüber ſich bewußt iſt, was Einem gegönnt wird. Formloſigkeit, Mangel an Rückſicht hat er als junger Mann ſchon nie verziehen und eine gewiſſe wachſame Strenge verläßt ihn nie ganz. Seine Hauptfeinde ſind Schlafloſigkeit und Nervoſität; es ſind eben ſeine alten Uebel. „Die Unregelmäßigkeiten, zu denen mein Beruf mich zwingt“, ſagte er, „ſind nicht allein Schuld, ſondern alte Angewöhnung. Schon als Deichhauptmann in Schönhauſen konnte ich nicht ſchlafen und ritt oder ging dann in der Nacht ſpazieren. Ich bin immer zu neugierig, zu wiſſen, **wann's Tag wird!!**“ —

Der Verkehr in ſeiner Häuslichkeit iſt ein vollendet liebenswürdiger, von der Grandezza kleiner Höfe findet ſich keine Spur. Nach dem Diner iſt die rechte Plauderſtunde, welche der Fürſt bei ſeinen drei Pfeifen und leichtem Geſpräche liebt; dann packt ihn der Strudel der Geſchäfte wieder bis in die Nacht. — Begreiflicherweiſe iſt der Kreis der Leute überaus groß, mit denen er verkehren muß; der Kreis, mit denen er verkehren will, deſto gemeſſener. Das Geheimniß ſeiner ſtaatsmänniſchen Kunſt beruht beſonders auf vollendetſter Menſchenkenntniß und er hat ſein Urtheil über ſeinen Mann ſehr bald fertig. Wo er keine Umſtände zu machen nöthig hat, bedient er die Menſchen, wie ſie es verdienen; wo er Rückſicht nehmen muß, bedient er ſie, — wie er ſie brauchen kann. — Wir kommen da auf ein wunderlich Capitel! — Es heißt im Publikum, er gehe mit ſeinen Untergebenen inhuman um; das iſt falſch! Man ſagt auch, er ge- und verbrauche die Parteien; — — das iſt nicht unmöglich! Beide Vorwürfe beſeitigt, meinen wir, derſelbe Grund. — Wer ſich ſo aus innerſtem Gewiſſen und Wollen zum Diener, Kämpfer und Träger ſeiner Sache gemacht hat, ſo den **Staats**begriff in ſich aufnahm, wie Fürſt Bismarck, der verlangt auch von Jedem, daß er Diener **dieſer ſelben** Sache ſei. Der Werth des Menſchen für Bismarck wird durch die Kraft, Vernunft und Treue **bedingt,** mit welcher derſelbe in ſeiner Art und nach ſeinen Fähigkeiten ſich zum Ausdrucke und Factor des Vaterlandes macht! In der Gemeinſchaft ſeiner Mitmenſchen leben, heißt für Bismarck: ſeinem Platze im Staate mit **äußerſten** Kräften genügen! Zu dieſem Zwecke allein ſind ihm die Menſchen und die Parteien auf der Welt, ſie ſind für ihn nur um des **Vaterlandes** willen, **nicht** um ihretwillen vorhanden! Der beſte Freund ſelbſt verliert bei ihm ſofort an Werth, wenn er in ihm den Egoiſten anſtatt des Patrioten entdecken muß, und jeder Gegner wird ihm werth **werden,** ſobald er in ihm einen nationalen Charakter erkannte, der ſeinen Bauſtein **ehrlich** zum Gefüge des Ganzen beiträgt. — Um über die Fürſtin zu ſprechen, müſſen wir bekennen, daß es wohl ſelten eine Frau in dieſer Sphäre geben dürfte, welche ſo ſichtbar mit dem Gatten in geiſtiger Solidarität ſich fühlt, welcher man es ſo anſähe, wie ſie durch Luſt und Leid, durch Haß und Ehre als ein deutſches, echt nordiſches, herzensſtarkes Weib Gefährtin ihres „Otto“ geweſen iſt. Wer die Briefe geleſen hat, welche Bismarck als Geſandter zu verſchiedenſten Zeiten und unter nicht roſigen Umſtänden an ſeine Johanna geſchrieben hat, unter anderen den bekannten: „Mein liebes Herz“ aus Sedan, — ein Schreiben, das authentiſch iſt und das der Pariſer „Figaro“ veröffentlich hat, — der ſieht leicht ein, daß die Ehe dieſer Beiden ein immerwährender ſeeliſcher Austauſch war. Giebt es einen höheren Begriff auf Erden denn als den? — Die Fürſtin, ebenſo Prinzeß Marie, Bismarck's einzige Tochter, machen einen durchweg ſchlicht-traulichen Eindruck, erzeugen jenes Gefühl der Heimatlichkeit im Beſucher, das man in ſolchen Kreiſen nirgend wiederfindet, als auf altbrandenburgiſchen Edelſitzen; jene vornehme Jovialität, die man auch einſt in England pries, als es noch das „ſtolze und luſtige“ England der großen Eliſabeth geweſen. —

Fürſt Bismarck iſt jetzt 57 Jahr und — trotz grenzenloſem Kraftverbrauche — doch noch leiblich wie geiſtig der Alte. Wohl wünſcht er, daß die „Weltgeſchichte eine Weile ſtille ſtände“, und es iſt wohl kein Redlicher, der nicht mit ihm den Frieden hoffte und glaubte. Ob die Stille, welche ſich Bismarck erſehnt, ihm für den Reſt ſeiner Tage beſchieden ſein wird?? — Er hat Deutſchland in den Sattel geſetzt und es reiten laſſen! Wollen unſere Feinde ihm das **verwehren**? — Nun denn, Fürſt Bismarck wird dann des Spruches ſeiner Familie auch gedenken:

„Noch lange nicht **genug**!!“

Die Männer der neuen deutſchen Zeit.

Die Männer
der neuen deutſchen Zeit.

Eine Sammlung von Biographieen
unſerer
Fürſten, Staatsmänner und Helden.

Von

A. E. Brachvogel.

13 4052

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Erſter Band.

Mit ſechs Portraits in Holzſtich, nach Zeichnungen von H. Scherenberg.

Hannover.
Carl Rümpler.
1873.

Druck von August Grimpe in Hannover.

Vorbericht.

Nur die von faſt religiöſer Begeiſterung, von inniger Vaterlandsliebe durchglühte Stimmung, in der ich **„Die Männer der neuen deutſchen Zeit“** zu ſchildern begann und in welcher ich bei der Arbeit mit all meiner Seelenkraft zu verharren gedenke, kann es rechtfertigen, daß ich ein Werk unternahm, welches, wie wenig andere, große Schwierigkeiten und Bedenken hat.

Noch lebende, unter uns wirkende Männer, und zwar die erſten, größten unſerer Nation, in ihrem Wollen, Fühlen und Thun, ihren Lebensſchickſalen darzuſtellen, — dabei ganz wahr und doch nicht indiscret zu ſein, — ihr Bild im vollen Lichte ihrer Thaten zu malen, ohne ein leidiger Panegyriker zu werden, der vor — lauter Licht die Schatten nicht ſieht, welche erſt das Bild machen, das iſt ein Unternehmen, welches eigentlich den Schwung, die Zartheit und den Freimuth eines Schiller, das Alles durchdringende hiſtoriſche Genie eines Babington Macaulay erforderte. Ich aber bringe nur mein warmes Herz, meinen redlich erworbenen guten Ruf und die Entſchloſſenheit zu dem Werke mit, das Beſte, was an und in mir iſt, bei demſelben einzuſetzen! —

In dieſer Biographieenſammlung unſerer Fürſten, Staatsmänner und Helden wollte ich meinen deutſchen Stammgenoſſen ein Volksbuch im edelſten Sinne, ein Familien-Eigenthum bieten, das an jedem Herde heimiſch zu werden, ein Freund jedes braven deutſchen Herzens, ob hoch oder niedrig, zu ſein beſtimmt iſt. Ob mir das gelingt, muß freilich die Zukunft lehren.

Der Schwierigkeiten meiner Aufgabe bin ich mir völlig bewußt, auch der Gegner, welche dies Werk finden dürfte. Die Mittel, ſie zu überwinden, will ich nennen, und mit ihnen die Geſichtspunkte meines Wollens feſtſtellen.

Jedermann weiß, daß die abſolute hiſtoriſche Klarheit irgend einer Epoche ſich erſt dann herausſtellt, wenn ſie lange vorüber, der lebenden Generation in ſo weit entrückt iſt, daß eine objective Beſchauung derſelben, — etwa wie die eines klaſſiſchen Kunſtwerks — möglich wird. Dagegen erwiedere ich, daß ich ja kein Hiſtoriker bin, ſondern nur das, was man einen Poeten zu nennen pflegt. Auch ſchreibe ich nicht etwa irgend eine Geſchichtsepoche, ſondern ich male Portraits, — ſtatt mit dem Pinſel mit der Feder, ſtatt in Tinten mit Dinte! Dieſe Portraits ſind von mir mithin ganz individuell aufgefaßt. Meine Schilderung beruht indeß auf Wahrnehmungen, welche ich in directem wie indirectem Verkehr mit den geſchilderten Perſonen — Einzelne nur ausgenommen — gewann. Mir ſind entweder von ihnen ſelbſt oder ihren nächſten Umgebungen Aufſchlüſſe, Documente und einſchlägliche Werke mit ganz rückhaltloſem Vertrauen auf meine Ehre und mein Taktgefühl gegeben worden. —

Nicht Alles werde ich ſomit ſagen, was man mir ſagte, aber doch genug Neues, um jahrelang gehegte, irrige Annahmen zu widerlegen, und wo der Volks-Inſtinkt die öffentliche Meinung richtig geführt hat, derſelben auch ihr volles Recht einzuräumen. Weder nach Oben noch nach Unten hin habe ich irgend eine Schranke, welche mir Dies oder Jenes zu ſagen ge- oder verbietet. Mein eigenes Gewiſſen allein alſo wird mir das rechte Maaß, mit welchem ich zu meſſen wünſche, anweiſen müſſen.

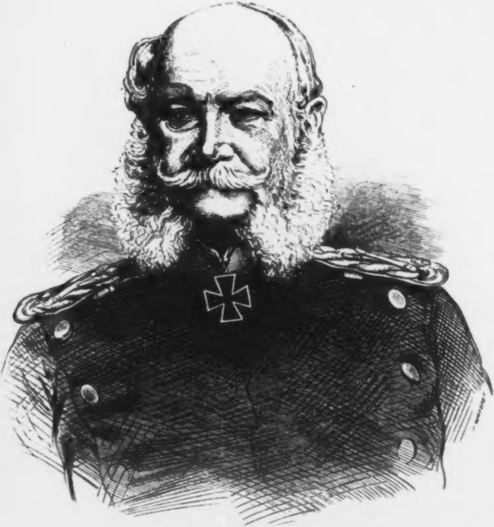
Alle die hohen und edlen Männer wie Frauen zu nennen, welche mir mit größter Liebenswürdigkeit durch Auskunft und Material aller Art bei meinem Vorhaben nützten und noch nützen werden, iſt unmöglich. Des Einen Namen anführen, hieße vielleicht indiscret ſein, den eines Andern dagegen verſchweigen, hieße ſicher beleidigen. Mein einziger Dank gegen Alle muß alſo meine Arbeit ſelbſt ſein. Unerwähnt laſſen kann ich jedoch nicht, daß ich durch die Bibliotheken des großen Generalſtabs und des Kriegsminiſteriums zu Berlin weſentlich unterſtützt worden bin, überdem Alles, was militäriſch neu etwa in meinem Werke iſt, unter Beirath und Controle anerkannter Autoritäten ſteht.

Die den Biographieen beigegebenen Portraits ſind von der bekannten Künſtlerhand H. Scherenberg's, die Zeichnung der Buchdeckel entwarf Ludwig Burger, der Herr Verleger trug alſo für den äußeren Schmuck des Werkes beſtens Sorge.

Möge denn das Publikum mit derſelben Wärme meine Arbeit willkommen heißen, mit welcher ich an ſie ging, — möge ich das große und ehrende Vertrauen, welches man mir ſchon vor Beginn derſelben vielfach entgegen brachte, durch die That verdienen. Meine Leſer aber bitte ich um Nachſicht, wo ich geirrt haben ſollte, iſt ja doch — alles Irdiſche Stückwerk!

Berlin 1872.

A. E. Brachvogel.



WILHELM I.

Deutscher Kaiser.

I.

Wilhelm I.

Deutſcher Kaiſer.

Das iſt des Deutſchen Vaterland, —
Wo Zorn vertilgt den welſchen Tand,
Wo jeder Frevler heißet Feind,
Wo jeder Edle heißet Freund! —
Das ſoll es ſein! Das ſoll es ſein!
Das ganze Deutſchland ſoll es ſein! — —

Ein Fürſt iſt nicht denkbar ohne ſein Volk! Wilhelm I. von Hohenzollern, der Kaiſer-König zumal, iſt nur in und mit ſeiner Nation darſtellbar, denn ſie iſt ſein, er ihr lebendig Eigenthum, iſt der perſönliche Inbegriff vom Denken, Fühlen und Wollen ſeines deutſchen Volks! In Mitte des Kampfs der eignen Nation ihn alſo zeichnen, heißt allein ein Abbild ſeiner Wirklichkeit geben. —

In des Kaiſers bisherigem, viel und entgegengeſetzt bewegtem Leben ſind zwei Stadien deutlich und müſſen ausgeprägt werden, wollen wir ihn in Schmerz und Freude, im Dunkel wie Lichte wahrhaft lieben lernen. — Sein erſtes Lebensſtadium endete im tiefſten Unglück, am 18. März 1848, — es iſt ſeine Vorgeſchichte. Peinlich wohl, aber dennoch zu ſchildern, weil dieſes Jahr der großen Völkernarrheit gerade der Sockel werden ſollte für unſere ſpätere Klarheit, unſer Bewußtſein, weil es die Wiege unſerer Erkenntniß wurde, das Samenkorn unſerer nachmaligen ganzen Entwickelung.

Das zweite Lebensſtadium, in welchem Wilhelm I. zu unſerer Genugthuung noch ſteht, war höchſte Freude, ja wurde ihm zu einem Glücke, das er ſelbſt zu träumen niemals verſucht hat. Sollen wir dieſem Stadium eine Art von Abſchluß geben, in ihm den höchſten Moment der Erdenwonne bezeichnen, die je einem Fürſten beſchieden ward, dann iſt es jener 17. März 1871 geweſen, wo er als „frei durch alle Fürſten und Völker erwählter Deutſcher Kaiſer" aus Frankreich nach Berlin zurückkehrte, umrauſcht vom glühenden Jubel ſeines Volks, getragen von Alldeutſchlands dankbarer Liebe. —

Zwei Märztage! — 1848 und 1871! Welche Symbolik! — Zwiſchen dieſen beiden Tagen iſt die deutſche Welt wörtlich neu geworden!

Dieſe alte Welt im Schmerz, dieſe neue in Freuden, — und in dieſer lebendigen Doppelwelt den König und den Kaiſer werden wir zu ſchildern ſuchen. —

Die alte Welt! Manche nennen ſie gut, Manche herzlich ſchlecht, Wenige nur noch ſind, die ſich recht auf ſie beſinnen können. Daß aber jene alte, vor 1848, auch die kleine Welt im preußiſchen wie deutſchen Sinne geweſen, die neue Welt unter unſeren ſtaunenden Augen zur großen Welt erwuchs, das fühlt wohl Jeder, fühlt es entweder mit deutſcher Luſt, oder — ultramontanem Grimme! — Wer ließ unſer Volk ſo werden? Welcher Gigantenkraft wurde das möglich? — Gottes!! Er hat es ſo gewollt, Licht wie Schatten! — Menſchenhände, ſo viel auch ihrer halfen, hätten allein den Bau doch nimmer gegründet, der jetzt uns Alle, Brüder einer Zunge, ſchützend umſpannt. Gott konnte es ja nur ſein, der Fürſten und Völker in ſeine Schule nahm, durch Irrthümer und Prüfungen uns führte, um unſeren geläuterten Händen und Hirnen das Regiment der neuen Weltordnung anvertrauen zu können, welche Er für Seine Erde beſtimmt hatte, ſollte ſie nicht zuſammenfaulen unter heuchleriſcher Pfaffenherrſchaft, unter der Leib- und Seelenträgheit der welſchen Race, die — herabgeſunken vom Throne des Weltregiments ſeit den Tagen Luthers, Oraniens und Eliſabeths von England — jetzt dem Chaos mit Rieſenſchritten entgegenzueilen ſcheint. Die Vorſehung wollte eben das deutſche Weſen an Stelle des welſchen ſetzen und ließ darum das Schickſal unſern eiſernen Schulmeiſter ſein. — Daß Wilhelm I. nun dieſen ewigen Meiſter anerkannte, — daß er, mit Sträuben erſt, mit zorn- und ſchmerzgeſchwelltem Fürſtenherzen wohl, aber dennoch, — ein Mann von 51 Jahren bereits —, und williger, als wir das Volk, in Seine Schule ging und dieſe Schulung in froher Demuth laut anerkannte, das iſt ſeine große Tugend, — eine Hohenzollernſche, welche ſehr viel zu vergeſſen und noch vielmehr zu lernen vermochte, — der wir, nächſt Gott, unſer Glück, unſern Ruhm und unſere Wohlfahrt verdanken. Dieſe Tugend der Demuth auch iſt's, welche König Wilhelm zum Kaiſer machte und ihm die Liebe aller Deutſchen eintrug. — Er hat nur einen Fehler: „Sein Alter allein iſt ſeine Beſchränkung!“ Wohl der ſchönſte Fehler, den der Pilger dieſer Erde haben kann! — —

Kaiſer Wilhelms I. Geburt fiel in den Schluß der großen franzöſiſchen Revolution, in die Zeit des Moderantismus, welcher Napoleons Säbelherrſchaft folgte. Als zweiter Sohn von Vieren, ward er am 22. März 1797, ſomit in den letzten Regierungstagen Friedrich Wilhelms II. geboren, des Vorgängers ſeines Vaters, der als Friedrich Wilhelm III. in ſelbigem Jahre noch Preußens Thron beſtieg. — Das Volk nannte beſagten Friedrich Wilhelm II., ſeiner Figur wegen, ſtets den „dicken Wilhelm“. Das war eben kein ſchmeichelhaftes Epitheton, es drückte aber aus, was man im Lande über ihn dachte. — Leider ging die Volksmeinung bei ihm nicht irre, denn was Kaiſer Wilhelms Vater von ſeinem Vorgänger an politiſchen und moraliſchen Vermächtniſſen überkam, war — namentlich bei ſo ſchweren Zeitverhältniſſen — ein gerade nicht verlockendes Erbe. Der „dicke“ Wilhelm war Zeit ſeines Lebens ein nicht beſonders geiſtreicher Nachahmer der Bourboniſchen Hofwirthſchaft geweſen und nur die etwas variirte Schablone des bekannten Regenten Philipp von Orleans, unter dem der Schwindel John Law's und der Atheismus blühten. In Cultivirung des letzten that er es ihm allerdings nicht nach, dafür begünſtigte er — was genau eben ſo ſchlimm war — das Wöllner'ſche Muckerthum, die „Rhinozeroshaut“, welche man über den proteſtantiſchen Geiſt und die Bildung der Nation ſpannte, bei welcher übrigens vollendete Sittenloſigkeit ſehr vergnügt beſtehen konnte. Daß Friedrich Wilhelm III., welchem im Jahre 1797 am 16. November die Krone überkam, in ſolcher Atmoſphäre an Herz und Kopf geſund geblieben, dankte er nicht allein ſeinem eignen vortrefflichen und ernſten Charakter, ſondern auch der glücklichen und freudenreichen Ehe mit der edelſten und ſchönſten deutſchen Frau, Prinzeſſin Louiſe von Mecklenburg-Strelitz. Dieſe Ehe von wahrhaft ſeltener Innigkeit dauerte nur nicht lange genug, weder für das Glück des Gatten, noch für die Entwickelung unſeres Kaiſers. Dreizehn Jahr erſt alt, mußte Derſelbe am Sterbebette der beſten Mutter zu Schloß Hohenzieritz (19. Juli 1810) ſtehen, um den fürchterlichſten Anblick zu ertragen, der einem Knabengemüthe je aufbehalten blieb, das Schauſpiel: wie eine preußiſche Königin, eine deutſche Frau im höchſten Sinne des Worts, am gebrochenen Herzen über des Vaterlandes Schmach und Verwüſtung ſtirbt! — Der Schlag war tief und unheilbar für Friedrich Wilhelms III. ganzes Leben! — Die Folgen dieſes Verluſtes, von ganz Preußen in Weh und Zorn empfunden, wurden für die Entwickelung unſeres Kaiſers, damaligen Prinzen Wilhelm, aber nahezu unheilvoll. Die erſte Frau, die Mutter des Königshauſes, mußte gerade in einer Zeit ſterben, wo dem königlichen Gatten Troſt und Liebe, ihren Kindern das ſorgſam wache Mutterauge ſehr noth thaten, ſich dieſelben gerade in jenem für Knaben ſo gefährlichen Entwickelungsſtadium befanden, in welchem das Bewußtſein reift, die Leidenſchaft leiſe zu erwachen und der Charakter ſich herauszuarbeiten beginnt. Dazu raſte ein endlos ſcheinender Krieg durch die Welt. — Preußen, von Allen verlaſſen, war ſeit Jena gebrochen und auf den zerſtampften Fluren des Vaterlandes hauſten wie die Teufel des erſten Napoleon Horden. — Jedem unter uns ſind die hohen Tugenden, welche Friedrich Wilhelm III. als Fürſten, Gatten wie Vater zierten, bekannt. Ein gerader, biederer, ebenſo frommer, wie ernſter und etwas kurz angebundener Herr war er, der ſeine heiße Liebe, das Glühen ſeiner Seele für Wiſſenſchaft und Kunſt, fürs Wohl der Seinen vielleicht nicht ſo von ſich zu geben vermochte, wie er es empfand, aber deſſen Empfindungen Alle tief verehren mußten, welche in ſeiner Nähe weilten. Hart erzogen, wie er war, hatte die Liebe Louiſens ſeine Seele wie ſeinen Geiſt befreit; — das war nun Alles weg! — — Was Glück, was Liebe! Der Feind iſt im Lande und Louiſe todt!! — Friedrich

Wilhelms III. Weſen erhielt ſeit dieſer doppelten, ſchwerſten Kataſtrophe etwas Starres, Dürres, Liebeleeres, der Soldat war ihm die Hauptſache, die Landesbefreiung! — Wir wollen nicht ſagen, daß unter ſolchen Umſtänden unſer Prinz Wilhelm und ſeine Brüder nicht gut erzogen worden wären, aber einſeitig gewiß. Das zwiefach über das alte Hohenzollernhaus hereingebrochene grenzenloſe Unglück hatte ihm des Lebens höchſte Schöne, den verſöhnenden Troſt der Frauenanmuth geraubt. — Krieg! Nichts als Krieg mehr! Prinz Wilhelm, des Königs zweiter Sohn, wurde Soldat alſo und — blieb es, zu Aller Glück, ſein Lebelang. Schon mit ſechszehn Jahren anno 1813 ſehen wir ihn bei den Fahnen.

Die praktiſche Erziehung überwucherte demnach die theoretiſche, das rauhe Leben im Felde die ſtille Meditation, durch welche die Seele ſchneller großwächſt und der jugendliche Geiſt ſich breitet. Daß König Wilhelm demnach zu wenig gewußt hätte, kann nicht behauptet werden, er wurde aber nicht zum Thronfolger erzogen, noch weit weniger aber für die neue unbekannte Welt, in der ihm die Vorſehung, eher als er dachte, den Scepter Preußens anvertraute. Ein zweiter königlicher Prinz, — iſt er nicht ein großer und glücklicher Heerführer, — hat bisher noch nie bei irgend einer Dynaſtie, welches Landes es auch ſei, Etwas für die Politik und das innere Staatsleben zu bedeuten gehabt. Ein einziger Mann in dieſem Jahrhundert machte hiervon, durch Zeit, Lage und deutſches Naturell begünſtigt, eine Ausnahme, Albert von Coburg, Prince-consort der Königin Victoria. — Auf das Militärweſen allein mußte alſo ſchon in Folge ſeiner damals ſehr ſecundären Stellung unſer jetziges Staatsoberhaupt angewieſen ſein. Er machte die Campagne bis zum erſten Einzug in Paris am 31. März 1814 mit, wie denn, — im beſten, wie ſchlimmſten Sinne — die Märze in dieſes vielgeprüften Mannes Daſein eine faſt providentielle Rolle ſpielen. — Ihn trieb die lichte Begeiſterung in den Befreiungskrieg; war derſelbe doch die erſte großartige Poeſie in ſeinem dürren Jünglingsleben. Eben ſo ſehr trieben ihn aber auch angeborne Neigungen und Talente zum Soldatenwerke. Von dieſer Zeit ab war all ſein Streben darauf gerichtet, ſich ſelbſt als Kriegsmann, und als Prinz die Armee zu vervollkommnen, die „ultima ratio regum“. Eine gewiſſe ſtraffe Einſeitigkeit ſeiner, ſchon durch das Nationalunglück gebotenen Entwickelung, wurde ihm ſomit zum größten Nutzen. — Dieſelbe Erſcheinung in der Erziehung, wenn auch in verſchiedenſtem Maße, werden wir nicht nur in der Entwickelung von König Wilhelms Sohne, Kronprinz Fritz, und ſeinem Neffen Prinz Friedrich Carl — nein, in uns Allen wiederfinden, deren „Wilhelm Meiſters Lehrjahre“ gerade in die Epoche von 1815 bis 1845 gefallen ſind. —

Aus dem denkwürdigen Jahre von Preußens Erhebung datirt auch (vom 3. September) jenes königliche Geſetz, was die Reorganiſation des preußiſchen Heerweſens anordnet, daſſelbe Geſetz, auf dem Roon’s erſter Entwurf und das Reorganiſationsgeſetz fußte, welches der nachmalige Kriegsminiſter am 10. Februar 1860 — alſo 47 Jahre ſpäter — den Kammern vorlegte. — —

Als Friedrich Wilhelm III. ſein Volk zu den Waffen rief, hatte er ihm eine Verfaſſung verſprochen. Daß er ſie redlich geben wolle, war bis zu ſeinem Ende ſein Wunſch. — Preußen war indeß zerrüttet, eine Bergeslaſt von Schulden hatte die Regierung auf den Schultern, das ganze Triebwerk des Staates war aus den Fugen. — Konnte man den Staat in ſo jammervollem Zuſtande dem Auge der Nation zeigen? Hieß dies das Land nicht deprimiren? War nicht vorauszuſehen, daß das Volk, aus tauſend Wunden blutend, durch ſeine Abgeſandten erſt Abhülfe ſeiner Noth verlangen werde, indeß die Regierung vor allen Dingen auf Hebung ihrer Noth, alſo an die Miſère der Staatskaſſe denken mußte, wollte ſie jemals die Geſchäfte in geordneten Gang bringen? — Vor Allem mußte geſpart, gedarbt, auf höchſt Wichtiges verzichtet werden, um nur aus den Schulden herauszukommen! — Dieſem Bedenken fielen zwei Dinge zum Opfer, die verſprochene Verfaſſung und das Reorganiſationsgeſetz vom 3. September 1814. Beide wurden nicht aufgehoben, aber auf günſtigere Zeit verſchoben. — Daß es dem Könige bitter ans Herz ging, dies Geſetz vorläufig ruhen laſſen zu müſſen, fiel dem Volke nicht ein, aber daß die erſehnte Verfaſſung nicht kam, erweckte Murren. Die Demagogie, ſo vermichelt, ſo unſchuldig ſie an ſich wirklich war, verdarb durch ihr voreiliges Auftreten Alles. Man wollte eine Verfaſſung haben, ehe man noch die politiſchen Kinderſchuhe ausgezogen hatte. Man wollte ein einiges Deutſchland, aber hatte keine Idee, wie das praktiſch nur zu machen ſei, ohne ſämmtliche deutſche Fürſten bis auf Einen zu mediatiſiren. Wer ſollte denn aber der Eine ſein? Hie Habsburg? Hie Hohenzollern? — Die Fürſten nahmen das Ding deshalb anders, die Demagogen ſahen ſie für Jacobiner, die Turner für wenig Beſſeres, als jenes freiwillige Volksheer an, was die wilden Commiſſare des Convents gegen den Rhein hatten marſchiren laſſen. Kotzebue's Ermordung ſtieß dem Faſſe völlig den Boden aus, ihre Folge war die ſogenannte Demagogenhetze! — Nichts deſtoweniger behielt Friedrich Wilhelm III. ſein Verſprechen feſt im Auge. 1821 ward eine Commiſſion zur Entwerfung einer Verfaſſung eingeſetzt, 1823 wurden die Provinzialſtände inaugurirt. — Der Grund, daß man ſo behutſam bei Realiſirung des königlichen Verſprechens umging, lag eben in dem ſehr verzeihlichen Argwohn, welchen die franzöſiſche Revolution den Fürſten gegen die Völker hinterlaſſen hatte; das Blut Ludwig XVI. und Antoinettens wirkte rächend weit über die Grenzen Frankreichs und des Jahrhunderts hinaus! Um dies Mißtrauen geradezu zu verewigen, mußte auch noch 1830 die Julirevolution ausbrechen, welche die Bourbonen ſtürzte und die polniſche Inſurrection, welche unſere öſtlichen Grenzen in Brand ſetzte! — In dieſen Zeitraum, 1823, fielen die Vermählungen des Kronprinzen Friedrich Wilhelm (nachmals König Friedrich Wilhelm IV.) mit Prinzeſſin Eliſabeth von Baiern und die ſeines Bruders, Prinzen Wilhelm (1829 den 11. Juni) mit Prinzeſſin Auguſta von Sachſen-Weimar. —

Das eheliche Verhältniß unſeres Kaiſers zu ſeiner erlauchten Gemahlin war von Anfang an auf die herzlichſte Hochachtung, auf zarteſte gegenſeitige Rückſicht gegründet. Beide waren Charaktere, welche die Vorſehung durchaus verſchieden veranlagt, trotz ihrer

Jugend aber ſchon ſo unverrückbar in ſich abgeſchloſſen hatte, daß ſie ſich nicht ändern konnten. Den Prinzen Wilhelm hatten das rauhe Kriegswetter, vorzeitiges Jugendweh und liebeleeres Daſein zum eiſernen Soldaten gemacht. Er liebte die Künſte wohl, doch nur nebenher, für die Muße. Als Prinzeſſin Auguſta ſeine Gemahlin ward, brachte ſie, jugendſchwärmeriſch, zartſinnig, dazu äſthetiſch etwas difficil, die Schiller-Goethe'ſche Stimmung mit aus der Heimath; Weimar und ſeine Geiſteswelt war einmal die Dominante ihres Lebens geworden. Die trockene, zerſetzende Luft Berlins, der derbe märkiſche Volkstick, endlich die geiſtloſe Mattherzigkeit der dreißiger Jahre waren einer Dame nun nicht gerade anheimelnd, deren andere, ſüßere Mutter die Claſſicität geworden war und welcher, als auch Goethe noch geſtorben, wohl etwa ſo ſein mochte, als habe der Himmel ſeine Sonne, als hätten die Blumen dieſer Erde ihren Duft verloren! — Dieſe Verſchiedenartigkeit des Grundweſens beider Gatten hinderte aber ihre herzliche Neigung nicht. Am 18. October 1831 ward „Unſer Fritz" geboren, 1838 Prinzeſſin Louiſe Marie Eliſabeth, nachmals des Großherzogs von Baden Gemahlin. — —

Bereits 1830, als die polniſche Inſurrection uns zur Mobiliſirung der Armee zwang, traten die Uebelſtände unſerer Landwehrverfaſſung zu Tage und Frankreich wußte ſie zu benutzen. Noch deutlicher wurde dieſelbe anno 1831 und 32 bei den belgiſchen Wirren klar, wo Frankreich Antwerpen belagerte und wir ein Beobachtungscorps um Aachen aufſtellen mußten. Am ſchreiendſten aber zeigte ſich 1842 beim großen Manöver, das am Rheine zu Ehren der anweſenden Königin Victoria abgehalten wurde, die Haltloſigkeit unſerer Wehrverfaſſung. Man ſollte indeß noch lange und viel herbere Erfahrungen über ſie machen.*) — „So geht's nicht länger!" ſagte jeder Sachkenner in der Armee, — „aber ich habe Nichts!" erwiederte der Finanzminiſter. — Schweren Herzens ließ man Alles beim Alten, Gott im Stillen bittend, er möge uns nur in dieſem Zuſtande nie in den Krieg gehen laſſen! — Wir hatten auch Ruhe, funfzehn lange Jahre Ruhe, welche erſt ein Todesſchlaf, dann ein Morgenſchlummer voll toller Träume geweſen, aber mit einem wild trunkenem Erwachen enden ſollte, einem Erwachen zu einem neuen, grell hereinbrechenden Morgen, welcher uns mehr blendete als erleuchtete, der uns, — der das Heer nicht minder unvorbereitet fand, deſſen Schlagfertigkeit ſich in dieſer langen Zeit des Friedens nicht gerade ſonderlich verbeſſert hatte. —

---

*) Bei Gelegenheit der Biographie des Miniſters Grafen von Roon wird eingehend über dieſe Zuſtände und die Entwickelung der Reorganiſation ſelbſt geſprochen werden. D. V.

Was wir mit Todesſchlaf bezeichneten, war die Epoche der dreißiger Jahre. — Der Morgenſchlummer voll toller Träume begann anno vierzig und dauerte ſieben Jahre. — Am 18. März 1848 aber erwachten wir Alle, hoch wie gering, auf ſehr unangenehme Weiſe!

Die dreißiger Jahre! — Wer jene Zeit noch erlebte, wird ſich der Stagnation des geiſtigen Lebens und der Sitten wohl erinnern, welche wie eine lähmende Krankheit unter uns um ſich griff. Der Bundestag und der heilige Bund waren gefürchteter wie die St. Hermandad unter Philipp II. Unſere ſtaatliche Politik nach außen hin war — metternichiſch. — — Eine kleine Wiederwehe der neuen Epoche erhob ſich 1838, aber doch unendlich leiſe nur zu ſpüren. Ein Wunder! Die erſte Eiſenbahn ging von Berlin nach Potsdam!! — Es war die erſte Ahnung der neuen Zeit. Nicht — Dunſt hieß ſie, wie die vollendete, Dampf war ihr Name! Die Erde iſt mit ihr kleiner, der Menſchengeiſt größer geworden. Ob — beſſer? — ob ſchlechter?! — Der Sohn dieſer Erde bleibt ſtets auf ſeinem, ihm von der Vorſehung angewieſenen, Niveau, über daſſelbe hebt er ſich nur, wenn er vom Dieſſeits in das Jenſeits ſcheidet! — —

1840 wurde ein zwiefach wichtiges Jahr für die Lebensprüfungen wie das künftige Familienglück Kaiſer Wilhelms. Derſelbe war gerade 43 Jahre, als ſeines königlichen Vaters Tod am 7. Juni erfolgte. — In Friedrich Wilhelm III. ging ein wackerer getreuer Landesvater zur Ruhe, ein ganzer Mann und kraftvoller

Charakter; zerzauſt, aber nimmer gebrochen vom ſturmbewegten Leben. Sein Volk betrauerte ihn mit ſo viel Liebe, wie nur ein guter Fürſt ins Grab mitnehmen kann, in dem Verewigten ſchied ja der edelſte Träger heiliger und ſtolzer nationaler Erinnerungen. — Friedrich Wilhelm IV. beſtieg den Thron. Bereits 17 Jahre vermählt und noch kinderlos, hatte er keine Ausſicht mehr, directe Erben zu gewinnen. So wurde denn am 15. October, — was er ſelbſt nimmer geglaubt hatte, unſerm jetzigen Kaiſer die Thronfolge mit dem Titel eines „Prinzen von Preußen" zugeſprochen und er ward Statthalter von Pommern. An ihn, der bisher nur und ganz Soldat geweſen, traten jetzt gewiſſe politiſche Pflichten heran, doppelt ſchwierig gemacht durch die neuen Erſcheinungen der Zeit und daß man in ihm niemals die Fähigkeiten entwickelt hatte, welche den Regenten ausmachen, die er zum höchſten Glück aber in reichem, ganz ungeahntem Grade von Natur aus beſaß. — — —

Friedrich Wilhelm IV., ſein königlicher Bruder, war ein Unikum unter den Hohenzollern. Mit Keinem unter ihnen iſt er annähernd zu vergleichen, es müßte denn Kurfürſt Friedrich III., Preußens erſter König, ſein. Friedrich Wilhelm IV. war ein höchſt gelehrter und geiſtreicher König, eine Künſtlernatur obenein. Ins bürgerliche Leben verſetzt, würde er ſich mit ſeinen Gaben unbedingt zu einem ganz bedeutſamen Manne der Wiſſenſchaft oder der Kunſt gemacht haben. Was er aber Vortreffliches nach dieſer Richtung hin beſaß, hinderte ihn offenbar, ſo König ſein zu können, wie ihn die heran-, ſagen wir — die hereinbrechende Zeit nothwendig brauchte. Er war choleriſch-ſanguiniſchen Temperaments, unendlich weich und romantiſch ſchwärmeriſch, dann wieder witzig bis zum Sarkaſtiſchen! „Er wurde auch leicht heftig und leidenſchaftlich; ſeinen Gefühlen fehlte es an Begrenzung", — ſo wurde uns verſichert. Unter ſeinen Erziehern hat es vermuthlich niemals einen Pſychologen gegeben! — So war er König geworden und mit dieſem Augenblicke war auch ſeine „Zeit in Unruhe". — Der Todesſchlaf der Nation hatte eben aufgehört, — jener wirre Morgenſchlummer voll ſeltſamer Träume brach an, den wir vorhin angedeutet haben. Die Welt wurde unruhig, der Monarch mit und natürlich mußte ſein Bruder und Nachfolger ebenfalls lebhaft afficirt werden. —

Das Jahr 1840 legte aber auch den Grund zu Kaiſer Wilhelms künftigem, vollendetem Familienglücke. Am 10. Februar nämlich vermählte ſich Königin Victoria mit Franz Albert von Sachſen-Coburg; es war eine Wahl aus gegenſeitiger heißeſter Neigung. Am 21. November deſſelben Jahres wurde die Princess royal Victoria geboren; in Ihr ſollte Kaiſer Wilhelm und dem ganzen Zollernhauſe einſt aber eine Freudenſonne aufgehen. —

Die höchſt übertriebenen Vorſtellungen, welche man ſich im Lande von der da ſein ſollenden großen Liberalität des Königs gemacht, die Hoffnungen, welche man an ihn als Kronprinzen geknüpft hatte, verleitete die Nation, ihn, der ſich ins Regiment erſt finden, in ſeine neuen Pflichten einleben mußte, mit Erwartungen und Wünſchen in demſelben Jahre noch zu — ja, faſt zu überfallen! Er ſtutzte und trat ſcheu zurück. Das Land ſtutzte und — war enttäuſcht! Am 7. September deſſelben Jahres erinnerte nämlich der Landtag in Königsberg den König an die Verfaſſung, im nächſten Jahre that es die Stadt Breslau, anno 1843 that daſſelbe der Poſener Landtag. Die bekannten „vier Fragen“ Jacobi's ſchlugen wie die Lunte ins Pulverfaß; dieſer Mann erſchien damals als ein andrer Sieyes. — Arbeiterkravalle in Danzig und verſchiedenen anderen Orten mußten erſtickt, die Cenſur verſchärft werden. — Aus dem loyalen Stadium der Bitten, die das Land nicht ohne Berechtigung im Herzen trug, traten nun Diejenigen heraus, welche ihr politiſches — Hochgefühl nicht mehr halten konnten. Der Kampf begann mit heimlich gedruckten, raſend verkauften Büchern, welche von jetzt ab Staat und Glauben erbarmungslos angriffen; die Lichtfreunde, die Chriſtkatholiken folgten, die Demonſtration der Königsberger Univerſität (1844), die polniſche Verſchwörung, welche 1846 entdeckt wurde, die Malice Heinrich Heine's „à la bohémienne“ und Georg Herwegh's romantiſches Panzerraſſeln! Darauf fanden die ſocialiſtiſch-republikaniſchen Doctrinen Frankreichs ihren deutſchen Abklatſch in der

Max Stirner'ſchen und Weitling'ſchen Schule. — — Ein einzig wahrhaft fröhliches und echt deutſches Moment in dieſer ganzen Zeit war's, als 1840 Frankreichs Rheinluſt, durch Herrn Thiers geweckt, Becker's Lied erweckte:

„Sie ſollen ihn nicht haben,
„Den freien deutſchen Rhein!"

Es war dieſelbe Zeit, wo in der Stille „Die Wacht am Rhein" entſtand. — 1846 erkannten die damaligen Herren preußiſchen Miniſter doch endlich den öffentlichen Schaden. Sie gingen behutſam daran, ihm zu ſteuern, aber — vermochten es jetzt nicht mehr. Der Dämon der Zeit war zu ſtark, die Engel der Regierung aber hatten keine Flügel! Erſt allzukurz vor der Kataſtrophe machte man den Verſuch, die Nation einmal ſelbſt über ihre abnorme Lage urtheilen zu laſſen. — Am 2. Mai berief Miniſter von Eichhorn eine Generalſynode, um die ſtreitenden religiöſen Parteien zu einigen. Der Verſuch mißlang, mußte dieſem Miniſter in ſolcher Zeit mißlingen. Den 17. Juli deſſelben Jahres wurde ein modificirtes Geſchworenengericht eingeführt, 1847 am 3. Februar verſammelte ein königliches Decret die acht Provinzialſtände in Berlin zum erſten vereinigten Landtage. — Möglich, daß, ſechs Jahr eher berufen, derſelbe das Land gerettet, daß die Februar-Revolution in Paris unſer Preußen wenigſtens bereits in einer verfaſſungsmäßigen Faſſung gefunden hätte. So aber verloren wir den Kopf und — was ſchlimmer war, Diejenigen verloren ihn zuerſt, welche der argen Zeit hätten den Kopf bieten ſollen! Dieſen Kopf wollte ihm Wilhelm, Prinz von Preußen, bieten, aber ihm fehlte die Stütze! Noch mehr, Die welche ſchuldig waren, — wenn's überhaupt Einer war, — die Mitglieder des Cabinets, waren feige genug, den blinden Volkshaß auf ihn abwälzen zu laſſen und ſich im Dunkel des Privatlebens zu verkriechen. Ihren Herrn und König ins Miſère zu bringen, waren ſie beſchränkt genug, aber als Edelleute ſich vor ihn zu ſtellen und zu erklären: „Wir ſind's, die Eurem Haſſe ſtehen, ehret den König!" dann aber zu fallen als leuchtend Beiſpiel altpreußiſcher Opfertreue, — dazu hatte Keiner dieſer Biederen den

Männermuth, der nicht blos vor Königsthronen am Platze ſein ſoll!!

Bei der Kataſtrophe von 1848 war die Meinung im radicalen Lager, — denn „Radicale" nannten ſich damals Alle, welche die Zuſtände des Staats mit der Wurzel ausrotten wollten und nicht bedachten, daß ihnen wahrſcheinlich auch dann der Staat in Fetzen an den ungeſchickten Fingern blieb, — kurz im radicalen Lager war die Meinung ſtark verbreitet, mit dem Staatsoberhaupte bald fertig zu werden, aber man ahnte, daß man mit Wilhelm, Prinzen von Preußen, mit dem Soldaten, dem Hohenzollern, welchem ſeine Würde über ſein Leben ging, nicht fertig werden würde! Deshalb ſah der Radicalismus den prinzlichen „Gamaſchen-Soldaten", wie er ihn nannte, ſcheel an, deshalb, als die Bewegung wirklich anbrach, haßten ihn die Extremen, denn ſie fürchteten ihn, und Derjenige gerade mußte weichen, welcher der ſchlecht verkappten Furcht hätte drohen können. — — Weswegen eigentlich die Bewegung in Berlin losbrach, — ehrlich geſagt, wir wiſſen es nicht! — Leider hatten wir von Kindesbeinen an auf die Herrlichkeiten jenſeits des Rheines ſchielen gelernt; auch — die Fürſten ſchielten! Letztere nahmen ſich zu lange den grand Louis quatorze zum Vorbild nebſt ſeinem „l'état c'est moi" und bedachten nicht, daß dieſe Floskel ihn zum blutigen Chriſten und Unterthanenverfolger, zum Berauber ſeiner Nachbarn gemacht hatte, Er übrigens gar nicht, ſondern Madame de Maintenon und die Jeſuiten eigentlich der „Staat" Frankreich geworden waren! Der Radicalismus ahmte nun auch in Deutſchland die franzöſiſche rothe Mütze eben ſo nach, wie vordem unſere deutſchen Fürſten die „lilionaise de Bourbon!" Das iſt für die Märztage in Berlin die einzige, — obwohl etwas matte Entſchuldigung. —

Das Gehen war für den Prinz-Regenten gefahrvoll, aber nur für den Prinzen, ſein Bleiben wäre, inmitten dieſer maßloſen Berſerkerwuth, indeß gefahrvoll für das ganze Haus der Hohenzollern geworden. Unſer Kaiſer wählte das erſtere, und daß das Gehen mit äußerſter Gefahr für ihn verbunden geweſen, werden wir zum Schluſſe durch ein rührendes Factum beweiſen, was unſern kaiſerlichen Herrn faſt anbetungswürdig macht! — —

Der arme König, — er blieb allein! Ein neues Cabinet kam, dem noch viele folgen ſollten. — Wir wollen übergehen, daß es bei uns in jenen Tagen höchſt komiſche Schablonen der Mirabeaus, Dantons, Marats und Robespierres in ſtark homöopathiſcher Verdünnung gab, auch von der ſeligen Bürgerwehr wollen wir ſchweigen. Die Nationalverſammlung, welche große Luſt hatte, ſich zu einem kleinen, etwas zahmeren Convente zu etabliren, kam bis zur Steuerverweigerung; die brach ihr den Hals! Längſt waren die Vernünftigen von den Wallungen ihres erſten politiſchen Debuts abgekühlt; die Provinzen murrten, die Nationalverſammlung fiel auseinander. Wie bei jedem Kriege, ſo auch beim Wortkrieg, folgt dem Zwieſpalt im eignen Lager immer die Deroute! —

Im Juli kehrte Prinz Wilhelm von Preußen nach Berlin zurück. Er trat als Mitglied für Wirſitz in die Nationalverſammlung, erſchien begreiflicherweiſe indeß nur einmal. — Der unbeſtreitbar komiſche, ziemlich unſchuldige Zug, welcher in der Straßendemokratie bisher gelegen hatte, machte endlich einem leider zu fürchterlichen Ernſte Platz, — der ſocialiſtiſchen Arbeiterbewegung. Der franzöſiſche Communismus und die herrſchende große Brodloſigkeit hatten das importirte Teufelsei ausgebrütet. Umſonſt ſuchte der Berliner Magiſtrat dieſe Bewegung zu dämmen, indem er Tauſenden bei Anlage des neuen Canals Arbeit gab, am 16. October brach dennoch die Emeute in ſchreckhafteſtem Maße los. — Arbeiter kämpften gegen Bürger, das Blut floß! Mit Entſetzen erkannte Berlin, was es in ſeinen Mauern barg! — Die letzte Selbſttäuſchung fiel, man ſah den Abgrund dicht vor ſich. Das war der rechte Moment für die Regierung, endlich dem Chaos ein Ende zu machen! — Wie viel der Prinz von Preußen zu dieſer heilſamen Ermannung beitrug, wiſſen wir nicht, daß er zu ihr beitrug, iſt anzunehmen. Feldmarſchall Wrangel, ſeit dem 17. September bereits zum Commandeur in den Marken ernannt, rückte am 10. November von allen Seiten in Berlin ein, die Bürgerwehr ward aufgelöſt. Am 15. wurde die Nationalverſammlung geſprengt. Obwohl mit ſchwerer Sorge von der Einwohnerſchaft erwartet, wurde doch das Militär wie ein Schützer und Befreier empfangen. — Die Scenen am Schauſpielhauſe, Papa Wrangel inmitten der erregten Maſſen, kaltblütig, trocken, hatten manches Draſtiſche, aber Wrangel war damals ein Held, und von dieſem Tage an datirt ſeine große Volksbeliebtheit. — Ein Held ſagen wir mit Recht! — Es iſt nämlich für einen kommandirenden Offizier eine weit leichtere Aufgabe, ſeine Truppe durch ein höchſt gefährliches Defilée gegen den Feind zu führen, als gegen die eignen Landeskinder, gegen eine inſurgirte Hauptſtadt, welche einerſeits möglichſt geſchont, dennoch aber ſcharf angepackt werden muß, um ſie von unreinen Elementen zu befreien. Wir ſtanden damals ziemlich auf demſelben Punkte der „Commune", wie das Paris von 1871. Nur daß wir eben keine Franzoſen geweſen ſind, die Regierung aber eher bei der Hand war, machte die Gräuel unmöglich, welche Paris nachmals erdulden mußte. — Die Art nun, wie der greiſe Marſchall Wrangel tactvoll und doch entſchieden ſeine dificile Aufgabe löſte, erwarb ihm ſowohl den Dank ſeines königlichen Herrn wie die Zuneigung der Berliner, obſchon der alte, ehrwürdige Herr in jenen Tagen ſicher nicht der Anſicht, wie ſpäter, geweſen iſt: „das Vox populi ſei das Vox dei!" — Der Belagerungszuſtand kam, und das Miniſterium Brandenburg-Manteuffel. Sein Werk war die octroyirte Verfaſſung mit dem Zweikammerſyſtem. — Herr von Bismarck-Schönhauſen, ſo wenig er bisher an die Oberfläche getreten war, hatte doch ſchon bereits den Haß der Demokratie auf ſich geladen und war dem Könige, zumal Wilhelm Prinzen von Preußen, als ein Mann werth geworden, der bis zum letzten Hauche zur Krone ſtand. Daß dies damals gefährlich war, hat das Septemberblutbad in Frankfurt bewieſen! Bismarck beſaß bereits zu jener Zeit ſchon genug Einfluß auf die königlichen Brüder, um den älteren Manteuffel zum Miniſter-Portefeuille empfehlen zu können.*)

Traurig, wie die inneren, ſo düſter und verworren waren die äußeren Verhältniſſe. Das revolutionirte Wien mußte belagert werden, indeß man in der Paulskirche mittels Reichverweſung die deutſche Einheit ſchaffen wollte. Kaiſer Ferdinand I. dankte zu Gunſten ſeines Neffen Franz Joſeph ab, Ludwig von Baierland für ſeinen Sohn, Maximilian II., die franzöſiſche Republik aber ging unter im Cäſarenthume Napoleon's III. Was uns noch viel näher anging, waren jedoch die Zuſtände in Schleswig-Holſtein, in Dresden, in Baden und der Pfalz! —

---

*) Heſekiel's Buch vom Grafen Bismarck. Leipzig. 1869.

Am 20. Januar 1848 war Chriſtian VIII. von Dänemark geſtorben, Friedrich VII. nahm die Krone, der letzte des Mannesſtammes dieſer Dynaſtie. Noch ehe der Januar zu Ende ging, verkündete der neue Dänenkönig die heilloſe Geſammtſtaatsverfaſſung, welche die Herzogthümer däniſirte! Da erhob ſich, von der Zeitſtrömung getragen, Schleswig-Holſtein im Volkskriege; eine Freiſchärler-Campagne begann. Die deutſchen Staaten konnten, ſelbſt gefährdet, wenig genug für dieſe maltraitirten Länder thun; Preußen ſendete ein Corps unter Wrangel. Die freiheitsmuthigen Guerillacorps, welche ſich in Deutſchland bildeten, waren doch nicht genügend, das däniſche Heer zu beſiegen. — Von 1848 bis 1851 dauerte dieſer Kampf. General de Meza's wohlgeſchulte Colonnen ſchlugen die Combattanten von der Tann's bei Miſſunde, Bülow mußte Alſen räumen, am 6. Juli 1849 ſiegten die Dänen bei Friedericia, im Juli 1850 bei Idſtedt, das „meerumſchlungene" Schleswig-Holſtein ſchien ewig däniſch bleiben zu ſollen. — — 1849 am 26. Februar wurden die neuen Kammern in Berlin eröffnet; das Abgeordnetenhaus erkannte die von der Regierung gegebene Verfaſſung an. Daß die Polen eine neue gute Gelegenheit zu abermaligem Aufſtande nicht vorübergehen laſſen würden, war gewiß; der Inſurrectionskampf unter Mieroslawsky begann und im Poſenſchen artete der Deutſchenhaß in förmlichen Racenkampf aus. Das Treffen von Exin beendete ſchließlich dieſes nutzloſe Morden. — Im Sommer 1848 hatte auch der badiſche und pfälzer Freiſchärlerkrieg mit einer Reihe von kleineren und größeren Gefechten begonnen, er mußte im folgenden Jahre endlich mit Energie unterdrückt werden. Dieſe peinvolle Aufgabe fiel dem Prinzen Wilhelm von

Preußen, unſrem Kaiſer, leider zu und er löſte ſie höchſt ungern. Dem Manne, der bis dahin für gewaltſam, als ein Ebenbild des eben ſo in Deutſchland gefürchteten, wie gehaßten Kaiſers Nicolaus gegolten, that das Herz bei Ausübung dieſer Pflicht ſehr weh, durch welche im glücklichſten Falle wenig Ruhm zu holen war. Er entledigte ſich ſeines leidigen Amtes nicht nur wie ein braver Soldat, ſondern auch als Chriſt und ſchmerzbewegter Menſchenfreund. Folgender Charakterzug ſagt Alles.

Bei einem Gefecht mit Inſurgenten, dem Kaiſer Wilhelm perſönlich beiwohnte, war ein Freiſchärleroffizier von ſeiner Truppe getrennt worden und kam, von preußiſchen Soldaten hitzig verfolgt, in ſeine Nähe. — Der Prinz war Freimaurer, der Rebelle auch! In der Todesnoth rief der Mann mit der rothen Feder auf dem Hute ihn flehend an und gab ſich zu erkennen. Eine Minute ſpäter wäre er eine Leiche geweſen. Da ſprengt der hohe Herr heran, befiehlt den wüthenden Kriegern, ihres Gegners zu ſchonen und wechſelte einige Worte allein mit ihm. Am nächſten Tage reiſte derſelbe Inſurgent als freier Mann und reichlich unterſtützt nach Holland, von dort nach Amerika! — —

Der Dresdner Aufſtand im Mai 1849, welchen Preußen gleichfalls dämpfen mußte, trug ihm auch wenig Freude ein. Die Reichsverſammlung in Frankfurt machte ein großes Hallo darüber, zumal ſie ſich in ihrer Würde von Preußen bereits höchlich beleidigt fühlte. Gewiß wäre es bequem, ſicher weit angenehmer geweſen, wenn man in Berlin der lodernden Flamme der Empörung im Hauſe des Nachbarn ruhig zugeſehen hätte, bis dieſelbe vielleicht mit Untergang der Monarchie daſelbſt geendet hätte. Ein Louis Napoleon würde das ſicher gethan und ſich ſtill vergnügt die Hände dabei gerieben haben. Durfte ein Hohenzoller ſeinen Freund und Bundesgenoſſen in ſolcher Gefahr verlaſſen, ein deutſcher Fürſt den andern? Die unterlaſſene Pflicht wäre ſchimpflicher geweſen, als die geübte peinlich war! — Das Frankfurter Parlament aber grollte Preußen und proteſtirte gegen deſſen Intervention, weil von ihm am 3. April die deutſche Kaiſerkrone Friedrich Wilhelm IV. angeboten, ſie jedoch abgelehnt worden war.

Es gehörte wirklich ein ſehr ſchwacher politiſcher Verſtand dazu, das übel zunehmen. — Abgeſehen, daß die Reichsverſammlung überhaupt keine Krone zu vergeben hatte, weil eine ſolche eben ſo wenig beſtand, wie der Organismus und die Mittel, eine ſo erlangte Herrlichkeit zu ſtützen, König Friedrich Wilhelm IV. hätte dieſelbe wahrſcheinlich auch mit dem Schwerte gegen alle anderen deutſchen Fürſten, gegen Frankreich, Dänemark und Schweden vertheidigen müſſen. Am 14. Mai erklärte das Berliner Cabinet auf dieſen Proteſt alſo: „daß es die Frankfurter Reichsverſammlung nicht als berechtigte Vertretung der deutſchen Nation anerkenne.“ Am 15. deſſelben Monats erſchien dann eine Proclamation Friedrich Wilhelms IV., welche eine, den „Bedürfniſſen Deutſchlands entſprechende Regelung der Bundesverfaſſung“ verhieß. — Dieſe Proclamation beruhigte die erregte Stimmung in Deutſchland zwar ungemein, wie ſie jedoch zur realen Wahrheit werden ſollte, iſt etwas ſchwierig einzuſehen. Seit Frühjahr war Preußen ſchon mit Oeſterreich betreffs der deutſchen Frage in Notenwechſel getreten; Wien jedoch lehnte Alles ab. Metternich war ſeit dem 31. März 1848 nämlich abgetreten, die neuen öſterreichiſchen Heilkünſtler, welche ihm folgten, wollten nun noch habsburgiſcher ſein, als der Kaiſer! Seit Carolus quintus hatte Oeſterreich zwar nie andere als habsburgiſche Hauspolitik getrieben, ſeit dem Jahre 1848 aber trieb es auch noch politiſche Experimental-Chemie dazu! —

Bei uns hatten ſich inzwiſchen die Zuſtände theils verbeſſert, denn Berlins Belagerungszuſtand war endlich aufgehoben worden, theils aber hatten ſie ſich verſchlechtert, und daran war die ganze „liberale Mehrheit“ des Landes Schuld. Dieſelbe enthielt ſich trotzig der Wahlen, mit der Minorität aber kam die Reaction zur vollendeten Blüthe. Die Conſervativen waren damals königlich geſinnter, als Majeſtät ſelbſt, und — horribile dictu, die Kammer verwarf die beſſeren Vorſchläge der Regierung, unter der Narrheit beider extremen Parteien aber hatte das Volk zu leiden, welches der Regierung weit näher ſtand, als jede von dieſen! — Die Stimmung zwiſchen Oeſterreich und Preußen war indeß ſo gereizt geworden, daß letzteres — mit ſchwerem Herzen an die Mobilmachung denken mußte. — Die Reviſion der Verfaſſung wurde als beendet erklärt, dieſelbe in Kraft geſetzt und am 6. Februar beſchworen. — Was Preußen von außen bevorſtand, ward ſchon am 27. deſſelben Monats klar, Hannover trat vom Bündniſſe mit uns zurück — alſo zu Oeſterreich über; Rußland nahm auch eine drohende Haltung gegen uns an. — Oeſterreich that jetzt ſeinen Hauptcoup, den verderblichſten auf uns; das Vierkönigsbündniß zwiſchen Baiern, Hannover, Würtemberg und Sachſen trat zu Tage, es gravitirte völlig nach Oeſterreich. Beuſt und von der Pforten hoben damals frohlockend das neue deutſche Kind ihrer Laune aus der Taufe. — Im September conſtituirte ſich Oeſterreich nun mit dieſen ſeinen deutſchen Verbündeten als neuer Bundestag. Damit war unſere Excluſion ſo ziemlich ausgeſprochen. Das aber mußte, ſo ſchien's, zum Kriege führen! — Die heſſiſchen Wirren brachten auch noch den äußeren Anſtoß. Baiern, vom neuen Bunde mit der Execution beauftragt, rückte in Heſſen ein, wir proteſtirten und Steinmetz marſchirte direct nach Caſſel. Vergeblich ſuchte Rußland in den Warſchauer Conferenzen Oeſterreich und Preußen zu verſöhnen; letzteres forderte den Wechſel im Bundesvorſitz, alſo Gleichberechtigung mit Oeſterreich, Kaiſer Franz Joſeph aber ſagte „Nein!" — Preußen machte mobil und Oberſtlieutenant von Roon leitete dieſe Maßregel, welche nur als Prolog des Krieges zu verſtehen war. Radowitz trat ab und Manteuffel I. als Miniſter-Präſident an die Spitze des preußiſchen Cabinets. — Am 6. November war die Mobiliſirung angeordnet worden, am 27. bereits ging Manteuffel zu Schwarzenberg nach Olmütz, — Preußen hatte Oeſterreich nachgeben müſſen! — — Nicht blos die eben eröffneten Kammern beklagten und verdammten die ſchmähliche Punktation, welche dort vereinbart wurde, der König, Prinz Wilhelm, das Miniſterium, kurz wer es mit dem Königshauſe, mit unſerm Lande, mit Preußens Anſehen in der Welt nur aufrichtig meinte, beklagte es mit ebenſo bitterem Schmerze. Aber ſchon ſtand ein öſterreichiſches Armeecorps ſchlagfertig an unſerer Grenze, wir aber waren nichts weniger als in der Lage, ihm nur die nothwendigen Kräfte entgegenzuſtellen. Sollten wir einen Krieg führen, zumal uns auch Rußland bedrohte, von dem wir vor dem erſten Schuſſe ſchon wußten, daß wir ihn verlieren müßten?! Am 10. December begann unſere Abrüſtung, dreizehn Tage ſpäter wurden die Dresdner Miniſter-Conferenzen eröffnet! —

Unſere Hülfloſigkeit und Demüthigung hatte dennoch ihr ſehr Gutes. Erſtens ſuchte man jetzt bei uns gewiß aus ihr herauszukommen, zweitens verführte dieſe unſere Schlappe das jubilirende Oeſterreich ſo wie Napoleon III., uns für viel ſchwächer, für bedeutend beſchränkter zu halten, als wir denn doch waren. Ueber Olmütz allein nur führte unſer Leidensweg nach Königgrätz und Sedan!! —

Dieſer überſtandenen Kataſtrophe folgte große Stille. Oeſterreich war unſer Herr, Rußland über den alten Beſtand der Dinge beruhigt. Die Unzufriedenheit im Lande aber erheiſchte leider ſcharfe Maßregeln gegen die Preſſe. Die Urſache unſerer Ohnmacht, welche offen vorlag und von Jedermann gefühlt wurde, mußte heimlich gebeſſert, ins Gegentheil verändert, durfte am wenigſten auf den Secirtiſch der Tagespreſſe gelegt werden. Das hieß ja unſeren Gegnern die tiefe Wunde erſt recht zeigen, welche unſere ganze Exiſtenz anfraß, hieß dieſelbe förmlich auffordern, ihr mörderiſch Eiſen rückſichtslos in dieſelbe zu ſtoßen! Während man trug, was einmal zu tragen war und nur daran dachte, unſere Stellung wieder würdiger zu geſtalten, ſendete man Herrn von Bismarck-Schönhauſen an des Generals von Rochow Stelle als Geſandten nach dem Bundestage. Man mußte endlich einen geſchickten und energiſchen Mann dort haben, welcher der Politik Schwarzenberg's die Zähne wies und mit den dortigen Machiavellismen und Intriguen fertig zu werden wußte. Daß Wilhelm, Prinz von Preußen, an dieſer heilſamen Ernennung wohl einigen Antheil hatte, bewies ſeine perſönliche Anweſenheit in Frankfurt zu dieſer Zeit, obwohl ihm Bismarck für einen Geſandten noch zu jung ſchien. Rochow äußerte ſelbſt damals: „Ich glaube er (der Prinz) hätte ihm (nämlich Bismarck) nur etliche Jahre mehr und graues Haar gewünſcht: — ob man gerade damit die Pläne des Prinzen durchführen kann, iſt doch fraglich!"*) —

Des Kaiſers von Oeſterreich Beſuch in Berlin gab uns wenigſtens nun die Gewißheit, daß wir „vor unſeren deutſchen Freunden" doch Waffenruhe hatten. — Der 8. Mai des folgenden Jahres war der Geburtstag des bekannten Londoner Protocolls und in Warſchau trafen die drei Träger des heiligen Bundes, die Kaiſer von Rußland und Oeſterreich mit König Friedrich Wilhelm IV. zuſammen. — —

Am 2. December machte der bekannte Staatsſtreich Louis Napoleon zum Kaiſer von Frankreich. „L'empire c'est la paix!" verkündete er. Nach noch nicht anderthalb Jahren kam der Krimkrieg. Die orientaliſche Frage ſollte gelöſt werden! — Rußland wollte einen großen Schritt in ſeiner Miſſion nach Oſten thun, Preußen und Oeſterreich blieben ja neutral. Napoleon aber, begierig, ſein junges Kaiſerthum in „Gloire" zu hüllen, vereinte ſich mit England, um den großmüthigen Retter zu ſpielen. — Preußen hatte gewiß keinen Grund, ſich in den Handel zu miſchen; Rußlands Politik im Oſten kann uns nie kümmern, uns eigentlich ſogar ganz Recht ſein. Oeſterreich war jedoch nicht in dieſem Falle. Beſorgt, es könne im Orient jeden Einfluß verlieren und deshalb eiferſüchtig auf Rußland, hatte es große Luſt, ſich auf Seite der anderen Partei zu ſchlagen. Es ſchloß mit Preußen ein Schutz- und Trutzbündniß wegen der ruſſiſchen Gefahr, die für uns eben keine war. Die Sache kam an den Bund, die vermittelnde Stellung, welche derſelbe einzunehmen gedachte, ſchlug jedoch fehl. — Kaiſer Nicolaus ſah ſehr wohl das Hinderniß, was ihm auf der Flanke erwuchs und konnte vielleicht ermeſſen, wie wir nur höchſt paſſiv — dem Olmützer Drucke Oeſterreichs nachzugeben geſonnen waren. Er zog klugerweiſe diejenigen ſeiner Truppen, welche bisher in den Donaufürſtenthümern geſtanden hatten, zurück, vergaß dem Hauſe Habsburg aber nimmer, daß es ein ſehr wenig freundliches Spiel mit ihm geſpielt, eine Art ſtummen Liirten Frankreichs und Englands abgegeben hatte. Kaum war der letzte ruſſiſche Soldat aber aus den Donaulanden, ſo zog ſich Preußen auch vom Bündniß mit Oeſterreich, alſo der Möglichkeit, in Action zu kommen, ſofort zurück. — Das Jahr 1854 hatte uns die Neubildung der Erſten Kammer und damit den paſſiven Widerſtand der Standesherren gebracht, aber auch das Jahdegebiet, welches wir erwarben. Die fortgeſetzten Bemühungen Oeſterreichs, das Cabinet von Berlin bei der orientaliſchen Frage zu engagiren, zeigten inzwiſchen, welcher Art ſeine wahre Geſinnung in dieſer Sache war. — Rußland verlor das blutige Spiel im Oſten; England, beſonders Napoleon III. triumphirte, die Ruhmesſonne des Oheims war wieder hergeſtellt! — Kaiſer Nicolaus, ein Gigant an Charakter wie Körper, überlebte den Verluſt an Ehre und Anſehen im Oriente nicht. Der verwundete Stolz brach ihm das Herz. Er fiel — und in ganz Europa hörte man's wiederhallen!! — Sein Tod am 2. März 1855 machte aber möglich, daß Alexander II., ſein Sohn und Nachfolger, in den Frieden willigen konnte, weil er ja nicht Krieg geführt hatte. — Was ſonſt für ſachliche Gründe auch vorliegen mochten, Frankreichs Sprache gegen Preußen wurde damals ſehr gereizt; Napoleon war eben ein junger Sieger und empfand — „Rheinſchmerzen!“ Die Lage ſpitzte ſich ſo zu, daß wir zur Kriegsbereitſchaft ſchreiten mußten. Da wir auch noch die Werbungen für die engliſche Fremdenlegion verboten, war Albion uns nun auch nicht hold. — Noch war der orientaliſche Krieg nicht beendet, Dänemark im Norden uns übel geſinnt; hätten wir alſo Krieg am Rheine — bei Oeſterreichs liebevoller Haltung — gehabt, wir wären aus der Scylla in die Charybdis gefallen. — Das Wetter ging indeß gnädig über uns hin, die Pariſer Friedensconferenz, den 25. Februar 1856, verſöhnte Alle, — von nun ab war Napoleon III. aber der größte „Fixer“ in Politik und Frankreichs Uebergewicht in Europa entſchieden. In der Reihe der Großſtaaten ſtand es zuerſt, wir aber — zuletzt! —

---

*) Heſekiel's „Buch vom Grafen Bismarck".

Schon waren wir im beſten Zuge, nach der Depeſche vom

1. Juni mit Oeſterreich vereint, des gequälten Schleswig-Holſteins uns anzunehmen, als im September der Teufel ein neues Ei in unſer Neſt legte; — überflüſſiger Loyalitätsraptus war die Urſache! König Friedrich Wilhelm IV. hatte Neuenburg der Schweiz überlaſſen, denn es koſtete uns mehr, als es einbrachte und lag geographiſch viel zu ungünſtig, um von uns weſentliche Vortheile ziehen zu können. Am 2. September machten indeß die Neuenburger Royaliſten einen Putſch, um den Canton für Preußen zurückzugewinnen, und das Abenteuer à la Don Quixote — mißlang! — Die edle Schweiz hätte ſich füglich mit unſerer Mißbilligung der Sache nun begnügen, die Wallungen eines alten Patriotismus wohl überſehen können, welche doch nur ein Sturm im Glaſe Waſſer geweſen. Es wollte die Rädelsführer jedoch mit allem Pomp beleidigter republikaniſcher Majeſtät proceſſiren, Geſchlechter, die edel, achtungswerth und in Preußen angeſehen waren und welche alte Anhänglichkeit an uns allein verleitet hatte, ſollten entehrt und ruinirt werden. — Preußens warme Vorſtellungen halfen nichts! Sich nach allem Erduldeten nun aber noch von den Herren Schweizern erniedrigen zu laſſen, ging denn doch über die zahmſte preußiſche Geduld! Unſer Geſandter ward abberufen, 130,000 Mann wurden gerüſtet und die Circularnote vom 8. December ſagte den Großmächten offen unſere Gründe. — Alsbald zeigte ſich Oeſterreichs alte Abneigung aufs Neue; es machte ſich zum Protector der Schweiz. Wir ſollten uns durchaus einmal Alles gefallen laſſen, was die Hofburg verſtattete, das uns geſchehen dürfe! — Frankreich war's, welches großmüthig zwiſchen der Schweiz und uns den Frieden zu Stande brachte. — Nun, wenn wir ſchon vor dem großen Habsburger zu Kreuze kriechen mußten, was ſollten wir uns von dem noch größeren Louis denn nicht ein Arrangement gefallen laſſen, das uns Ruhe gab und unſere Ehre anſtändig wahrte? Napoleon war ja eben der Allerweltsvetter! —

Dies ſelbe Jahr brachte ſchwere Trauer über das Haus Hohenzollern, ſtellte zugleich aber Wilhelm, Prinzen von Preußen, plötzlich in den Vordergrund und an die Spitze des Staates. Es iſt überhaupt das Eigenthümliche im Leben unſeres kaiſerlichen Herrn, daß er immer zu dem berufen wurde, woran er nie dachte und daß die Vorſehung ihm gerade Aufgaben ſtellte, die glücklich und mit Ruhm zu löſen ihm vergönnt waren, an die er aber entweder mit Schmerz oder Unbehagen ging, oder welche ihn nie gänzlich vorbereitet trafen! — Im Mai 1857 ſtellten ſich nämlich die erſten Krankheitsſymptome bei Friedrich Wilhelm IV. ein. Der Aufenthalt in Marienbad erwies ſich nutzlos und, im Herbſt zurückgekehrt, traf ihn ein faſt tödtlicher Anfall ſeines Leidens. Das Jahr 1848 und Olmütz waren eben zwei Giftarten im Gemüthe, die weit kraftvollere Männer wohl als ihn niederwerfen konnten, Gifte, von denen das eine das andere verſtärkte! —

Die Vertretung des Staatsoberhauptes war unerläßlich. Wilhelm, Prinz von Preußen, übernahm die Regentſchaft auf drei Monate. — Sein vortrefflicher Erlaß an das Miniſterium erklärte: „wie er geſonnen ſei, die Verfaſſung feſt und treu in allen Stücken zu wahren und in deren Sinne zu regieren, ſo lange es ſein königlicher Bruder erforderlich erachten würde!" Man hatte nämlich noch ſehr gegründete Hoffnung zur Herſtellung Sr. Majeſtät. — Als der Prinz von Preußen des Staates Zügel mit einer Art beſchränkter königlicher Befugniß ergriff — alſo nicht ſich, ſondern dem Könige, ſeinem Bruder und Herrn, verantwortlich war — zählte er 60 Jahre. — —

Betrachten wir ſeine Perſon nunmehr näher. — Der Wuchs unſeres Kaiſers geht weit über die gewöhnliche Mannesgröße, und es giebt nicht gar viel Leute in der Armee, die ihn und ſeinen Sohn, Prinz Friedrich Wilhelm („Unſern Fritz") überragen, obwohl die Mark und Pommern doch ſeit König Friedrich Wilhelms I. Tagen als das „Land der großen Leute" gilt. Der Kaiſer iſt breitſchulterig; die Bruſt breitgewölbt, die Haltung ſtraff, gereckt, militäriſch, würdevoll. Heute noch, funfzehn Jahr nach ſeiner erſten Regierungshandlung, kann er dem jüngſten Soldaten in der Haltung als Vorbild dienen, in ſeiner Jugend aber waren er, ſein Vater und Kaiſer Nicolaus anerkannt die drei ſchönſten Männer auf dem europäiſchen Continent. Was die Zeit inzwiſchen ihm an Jugend nahm, das hat ſein Antlitz und ſein Weſen an jener hehren und doch heiteren, Ehrfurcht wie Liebe erweckenden Majeſtät gewonnen, welche mit dem Gefühl der Würde eine Leutſeligkeit zu verbinden weiß, deren Quelle dem edelſten und treueſten aller Herzen entſpringt. Dies offen ruhige Auge und wohlwollende Lächeln, das ſchimmernde Silberhaar von Locke und Bart, ſeine friſche roſige Geſichtsfarbe, macht ihn zu einem Sinnbilde deutſcher Jugendkraft im Greiſenthume, jenes goldenen Alters, das von uns Allen erhofft, — wem aber beſchieden iſt?! — Kaiſer Wilhelm I. iſt von einer Gewiſſenhaftigkeit, die bis ans Peinliche zu gehen vermag. Seine Einſicht betreffs der eigenen Perſon iſt eben ſo klar, die Milde ſeines Herzens, ſeine Pietät und Beſcheidenheit erweckt faſt Rührung. Er hat ſich nicht nur das tiefe, ſtille Gemüth ſeiner Jugend bewahrt, daſſelbe iſt ſogar immermehr zu religiöſer Freude und Heiterkeit erwachſen, jemehr die Vorſehung an ihm und durch ihn wirkte. Gewiß iſt er der demüthigſte und kraftvollſte aller Kaiſer! — Stets, namentlich aber während der letzten Jahre, iſt er in den Erinnerungen und Traditionen ſeines Vaters aufgegangen und nicht die geringſte Quelle ſeiner inneren Befriedigung und Gottesfreude iſt es, daß ihm gerade gelang, Alles das ſeinem Lande Preußen wie Deutſchland zu leiſten, was Friedrich Wilhelm III. tief im Herzen trug, aber nicht mehr vollbringen durfte. — Kaiſer Wilhelm iſt nicht ſpiritualiſtiſch wie ſein verſtorbener Bruder, er verliert ſich aber auch nie ins Abſtracte. Er beſitzt einen hohen Grad von Bonhomie und iſt ſicher, niemals zu verletzen, — mit einem Worte, er bildet den äußerſten Gegenſatz des düſteren, traurigen Mannes, der ihm zu Sedan mit ſeinem Degen ſein Schickſal übergeben mußte! —

Als der Regent Prinz Wilhelm 1857 die Führung des Staates übernahm, machte er den General von Manteuffel, einen Vetter des damaligen Miniſter-Präſidenten (ſeit 1848 Flügel-Adjutant des erkrankten Königs), zum Chef des Militär-Cabinets im Kriegs-Miniſterium. — Dieſer vielbeſchriene, höchſt ſchief beurtheilte Mann ſtand und ſteht noch in des Kaiſers größeſtem Vertrauen und, was mehr iſt, er verdient es!*) Im nächſten Jahre wurde auch Freiherr von Moltke definitiver Generalſtabschef. Die nächſte Amtshandlung des Prinzregenten war, durch das Wuchergeſetz vom 29. November der drohenden Geldkriſis im Lande zu ſteuern. — Im nächſten Jahr mußte ſein Mandat als Regent auf weitere ſechs Monate verlängert werden, — ſeines königlichen Bruders Zuſtand ließ keinen Zweifel mehr übrig. Der Anfang dieſes ſelben Jahres (1858) war für des Kaiſers Herz andererſeits beſonders freudenreich, denn Prinz Friedrich Wilhelm, „Unſer Fritz“, vermählte ſich mit der Princess royal von England, Victoria. Was für ein anmuthig friſches, ſeelenwarmes Element brachte ſie nicht ins ernſte, von Prüfungen und Sorgen genug belaſtete Zollernhaus!**) — — Wie der Kaiſer ſehr wohl wußte, an welchem Krebsſchaden unſer militäriſcher Organismus litt, beweiſt, daß er ſchon in demſelben Sommer mit dem Diviſions-General von Roon Beſprechungen über die dringend nöthige Reorganiſirung unſerer Streitkräfte hielt.***) — — Im October 1858 endlich war das Unabweisliche gekommen, das Regentſchafts-Proviſorium konnte ſo nicht fortgehen. Das Staatsoberhaupt war hoffnungslos krank, die Art der inneren Politik aber nicht von der Art, mit welcher der Prinzregent nach ſeinen Grundſätzen wirthſchaften konnte. Unſer Kaiſer konnte gewiß kein Fanatiker des Conſtitutionalismus ſein, er war ihm noch ein fremdes Weſen, aber die Verfaſſung, ſo wie ſie war, war beſchworen worden, alſo mußte treu gehalten werden, — nicht weniger, nicht mehr! Nach dieſem Maße allein ſchon bemeſſen, konnte das Miniſterium Manteuffel-Weſtphalen die Probe vor des Prinzregenten klarem, unverrückbarem Gewiſſen nicht beſtehen. Zuſtände waren offenbar geworden, die dem leiſeſten Billigkeitsgefühle zuwiderliefen. Noch mehr — es lag ein Schaden im Gewiſſenspunkte vor, der geradezu aller hohenzollernſchen Tradition Hohn ſprach! Leider war derſelbe nicht erſt von heute und geſtern. — Unter den Zuſtänden, wie ſie ſich damals nun verſchärft hatten, mit dieſen Factoren konnte der Prinzregent nicht fortarbeiten. Weil ſeine Staatsleitung vorerſt immer nur eine proviſoriſche geweſen, mußte ſie nothwendiger Weiſe eine abhängige ſein. Da das Ende von ſeines königlichen Bruders Leiden aber nicht abzuſehen war, erhielt dadurch die Stellung des Regenten etwas ganz Unleidliches, unter dem nicht er nur, ſondern die ganze Staatsverwaltung, vor allen Dingen des Landes Wohl empfindlich leiden mußte. Durch königliches Decret vom 7. October übernahm ſomit Prinz Wilhelm von Preußen als Prinzregent die Staatsgeſchäfte mit völliger Unabhängigkeit, Se. Majeſtät der König reiſte mit ſeiner Gemahlin nach Rom ab. —

---

*) Das Weitere in Manteuffel's Biographie.

**) Biographie „Unſer Fritz“.

***) Biographie des „Grafen von Roon“.

Sofort kam ein friſcher Hauch in das Staatsleben. Tags darauf ward Miniſter von Weſtphalen entlaſſen. War die Olmützer Politik auch leider nöthig geweſen, ſo konnte das vom Prinzregenten erſtrebte Gegentheil doch unmöglich mit denſelben Männern ermöglicht werden, welche die erſtere in Scene geſetzt hatten. — Am 9. wurden beide Häuſer zu einem außerordentlichen Landtage einberufen und am 20. vom Prinzregenten eröffnet. An dieſem denkwürdigen Tage leiſtete er mit vollſter, innigſter Ueberzeugung den Verfaſſungseid! — Am 30. October war Kriegsminiſter Graf von Brandenburg geſtorben, am 6. November wurde das ganze übrige Miniſterium entlaſſen, und Preußen ſagte frohſten Herzens „Amen“. —

Unſere Zuſtände nämlich waren faſt wieder vormärzlich, das heißt „eichhorniſch“ geworden und mußten zu ähnlichen heilloſen Folgen führen. — Die religiöſe Richtung war hyperorthodox geworden. Ja nicht blos der Pietismus hatte ſich im Staate allmächtig gemacht, die Jeſuitenmiſſionen waren auch in einer Weiſe begünſtigt worden, daß ſelbſt das vorige Regiment vor den Folgen derſelben erſchrocken war. Von einer Beſſerung des Heerweſens konnte in dieſem Zwitterzuſtande von Verfaſſungsmäßigkeit und noch größerer Verfaſſungsloſigkeit alſo gar nicht die Rede ſein. — Das neue Miniſterium Schwerin-Auerswald-Patow-Schleinitz war — leider ein liberales! — Leider? — Weil es unter dem Volke ſofort den Glauben erweckte, eine „neue Aera“, in der es Conceſſionen und Freiheiten regnen müſſe, werde jetzt anbrechen, während es für den Prinzregenten nur die eine Pflicht gab, zur Verfaſſung zurückzukehren, getreu an ihrem Wortlaut zu halten, und auf Grund derſelben mit den Organen der Volksvertretung vor allen Dingen den Zuſtand des Heeres und des Landes zu beſſern! Ein Miniſterium konnte zu dieſem Zwecke nur dann erſprießlich wirken, wenn es — nicht reactionär etwa (das war der Kaiſer ſelbſt nicht), aber doch mehr nach der Krone, als der Landesvertretung gravitirte, ſich von dem eigenen Liberalismus alſo nicht auf eine ſchiefe Ebene bringen ließ, auf der es nothwendiger Weiſe von der Seite des Herrſchers herab in die Zweite Kammer gleiten und ſelbſt Parteiorgan werden mußte. Daß dies in der wichtigſten Frage dem Miniſterium Auerswald-Schwerin paſſirte, es ſich dadurch — wenn nicht gerade zur Mutter, ſo doch zur Amme des nachmaligen Verfaſſungs-Conflicts machte, wird bei Gelegenheit der genaueren Schilderung des Ganges der Armee-Reorganiſation erklärt werden. — Der Regent richtete am 8. November an die neuen Miniſter eine Anſprache, in der er erklärte: „daß von einem Bruche mit der Vergangenheit nicht die Rede ſein ſolle. Es ſolle nur die ſorgliche und beſſernde Hand angelegt werden, wo ſich Willkürliches und gegen die Bedürfniſſe der Zeit Laufendes zeige. Verſprochenes müſſe treu gehalten, Nichtverſprochenes muthig gehindert werden.“ Vor Allem warnte er vor der „liberalen Phraſe“. — Als die zwei ſchwierigſten Aufgaben nannte er die „kirchliche, da auf dieſem Gebiete viel vergriffen worden ſei“, es mußte den Beſtrebungen entgegengetreten werden, „die Religion zum Deckmantel der Politik zu machen!“ — Dann betonte er die Dringlichkeit der Heeresbeſſerung, zu der „Ruhe und Geld“ gehöre. — Wahrhaftig, wer in dieſen Worten nicht den Kaiſer Wilhelm I. ganz und gar erkannte, ſeinen Charakter wie ſeine Geſinnung, der braucht ſich auf ſein pſychologiſches Talent eben Nichts einzubilden! —

Daß die Stimmung ganz für die neue Regierung ſein werde, als am 12. Januar 1859 der neue Landtag zuſammentrat, war vorauszuſehen. Um aber dauernde Einigkeit in den Maßnahmen zu erzielen, war nöthig, daß die Miniſter das Programm des Regenten verſtanden und eine längere Zeit des Friedens es ermöglichte, dieſe Maßnahmen, welche „Ruhe und Geld“ erforderten, auch ins Leben rufen zu können. Beides ſollte nicht der Fall ſein. Das Jahr 1859 brachte nämlich den italieniſchen Krieg, alſo die Unruhe und den Reorganiſations-Conflict, alſo die Geldverſagung! — Weshalb dieſer Krieg ausbrach, zu ſagen, iſt unſere Sache nicht. Napoleon ſuchte ein Mittel, die Schwierigkeiten, welche ihm im Innern Frankreichs erwuchſen, durch Siege im Auslande zu calmiren und die „Miſère“ mit dem „Preſtige“ zu vergolden. In der italieniſchen Frage war das Berliner Cabinet urſprünglich mehr für Oeſterreich, Rußland mehr für Frankreich; Preußen aber war zugleich beſtrebt, Deutſchlands Unabhängigkeit zu wahren, es nicht wie unter dem großen Kurfürſten und Friedrich I. für Habsburg die Kaſtanien aus dem Feuer holen zu laſſen. Dies jetzt wieder zu ſollen, bei unſeren Zuſtänden, machte uns bedenklich und — rettete uns! — Die Frage lag für uns nämlich ziemlich ebenſo wie im Krimkriege, nur bedeutend ernſter und erheblich näher. — Während die Meinung noch ſchwankte, ob wir Oeſterreich ſich ſelbſt zu überlaſſen hätten, erleichterte das Wiener Kabinet dem Regenten die Entſcheidung. Es ſuchte ohne Preußens Vorwiſſen mit mehreren deutſchen Regierungen am Bundestage einen Beſchluß zu erzielen, durch den Preußen gezwungen werden ſollte, für Oeſterreich ſein Heer zu ſtellen. Das war ſelbſtredend erfolglos. Um Preußens Hülfe nun zu erhalten, erſchien Erzherzog Albrecht direkt in Berlin, Oeſterreich aber richtete fünf Tage ſpäter (9. April) an Sardinien ſeine voreilige Aufforderung abzurüſten. — Drei preußiſche Armeecorps wurden mobil gemacht; Sardiniens Ablehnung brachte ja die Gewißheit des Krieges. Nachdem der Landtag für die Kriegsgefahr die nöthigen Mittel bewilligt hatte, ward er (14. Mai) geſchloſſen. — Unſern guten Willen hatten wir Oeſterreich gezeigt, England war überdem bereit geweſen, des Kaiſers Länderbeſitz zu garantiren, wenn er die italieniſche Frage einem Congreß anheimgeben wolle; ſeine dazwiſchen geſtellte Forderung indeß, Sardinien ſolle abrüſten, hatte jeden Ausgleich unmöglich gemacht! — Um Deutſchlands Sicherheit zu wahren, trug Preußen beim Bunde die Kriegsbereitſchaft an und als der Krieg ausgebrochen war (14. Juni) mobiliſirten wir unſere ganze Armee. Dies war für uns ein Augenblick ſchwerſter Beſorgniß! Dieſelbe aber ſollte — durch die Selbſtſucht Oeſterreichs — völlig gehoben werden, das uns in den Kampf reißen wollte, ehe die moraliſche Nöthigung für uns eintrat. Berlin proteſtirte gegen die aggreſſiven Wiener Anträge beim Bunde! Die „ſchönen Tage von Olmütz" waren ja nun vorüber, — majoriſiren ließ man ſich nicht mehr!! — Umſonſt erſchien Fürſt Windiſchgrätz; — der öſterreichiſche Vermittelungsvorſchlag beim Bunde (7. Juli) war auch völlig unnöthig, denn ſchon vier Tage ſpäter mußte Oeſterreich den Frieden von Villafranca unterzeichnen, welcher ihm nur noch — Venetien als Beſitz in Italien ließ! —

In Berlin fiel mancher Stein von manchem Herzen, — und am 25. deſſelben Monats demobiliſirten wir. — Dieſer raſche Friede hat uns von großen vorausſichtlichen Uebeln befreit und mehrfach Gutes gebracht. Oeſterreich mußte uns — in der Noth — die Mitbeſetzung Raſtatts zugeſtehen, alſo die Deckung Süddeutſchlands gegen den Rhein. — Unſer Miniſterium beſchränkte jetzt freiwillig das geheime Preßbüreau, das polizeiliche Vereinsbüreau ward aufgehoben, die Generalverſammlung des deutſchen Nationalvereins konnte frei in Berlin tagen. Man hatte das der Geſinnungstüchtigkeit unſerer Preſſe und ihrem völligen Einvernehmen mit der vorſichtigen Politik unſerer Regierung während des Krieges zu danken. Verſtand ein Volk ſeine Regierung ſo tüchtig, dann verſtand es nach einem ſo kurzen und furchtbaren Kriege doch wohl gewiß auch, daß man in der Armee ein Mittel haben müſſe, ähnlichem Unglücke, wie das Oeſterreichs war, unter allen Umſtänden zu entgehen. Schon im November war die Reorganiſation dieſe Exiſtenzfrage — denn das war ſie uns nun geworden —, in Berlin durch commiſſariſche Verhandlungen, erſt unterm Vorſitz des

Feldmarſchall von Wrangel, dann unter dem perſönlichen des Prinzregenten erörtert worden. Den 5. December wurde General von Roon Kriegsminiſter. Bonin dankte ab, der Erſte dieſes Miniſteriums, das auf der ſelbſtgewählten Bahn ausglitt, nachdem es dem Liberalismus Conceſſionen gemacht hatte, welche unmöglich waren, ſollte nicht Das gefährdet werden, was man nach allen, zumeiſt den jüngſten Erfahrungen als das letzte Heil der preußiſchen Integrität erkennen mußte. —

Am 12. Januar bei der Landtagseröffnung verkündete die Thronrede die Bereitwilligkeit, am europäiſchen Congreſſe wegen Beruhigung Italiens theilzunehmen, ferner die Aenderung der Bundesverfaſſung und die Reorganiſation des Heeres. Am 10. Februar wurde der Reorganiſationsplan von Miniſter von Roon dem Abgeordnetenhauſe vorgelegt. — In den Kampf, der ſich erhob, hier einzugehen, iſt nicht der Ort. Eins aber, was bei dieſer Streitfrage die Perſon unſeres Kaiſers angeht, finde ſeine Stelle. — Damals war im Volke, wie in parlamentariſchen Kreiſen die Meinung verbreitet: „Der vortreffliche Bonin habe abgehen müſſen, weil er die Reorganiſation nicht billigen konnte und General von Roon, der Vater der Reorganiſation, ſei Miniſter geworden, um ſein Kind aus der Taufe zu heben!“ Daß dies grundfalſch war, erklärt ſich ſpäter.*) In Folge dieſer Anſchauungen und weil man auf der unmöglichen zweijährigen Dienſtzeit beſtand, ging die Oppoſition ſowohl Roon, als ſeinem vermeintlichen Plane zu Leibe! — —

Der 15. Mai 1860 war ein eigenthümlicher, für die Lage der Dinge bedeutungsvoller Tag. — Eine Cabinetsordre hatte am 15. die Bildung der neuen, ſogenannten „combinirten“ Infanterie-Regimenter aus den vorhandenen Landwehr-Stamm-Bataillonen befohlen. Hierzu erſuchten nun am 15. Mai die Miniſter ganz verfaſſungsmäßig das Haus um neun Millionen für die Zeit vom 1. Mai bis 30. Juni. — — Das Haus der Abgeordneten ertheilte auch darauf der Regierung, nachdem Herr von Patow deren

---

*) Biographie des Grafen von Roon.

Vorlage erläutert hatte, die Genehmigung. Hatte doch nach dieſer neuen „Gloire“ Napoleons Jeder das dunkle Gefühl, einmal komme die Reihe an uns ebenſo, wie an Oeſterreich und Rußland! In ſoweit war Alles gut. — Der Referent der Commiſſion des Hauſes — Herr von Vincke — ſollte aber die unſchuldige Urſache einer Kataſtrophe werden! Nicht nur, daß er, trotz der Genehmigung des Geldes, in ſeiner Rede das Haus gegen die Meinung verwahrte, „als ob durch Annahme des Proviſoriums die Bedenken und Differenzen in der Commiſſion betreffs definitiver Erledigung der Sache aufgegeben würden“, er wollte auch dem Miniſter von Roon den deutlichen Beweis geben, daß er an deſſen Stelle viel ſchlauer gehandelt haben würde, um daſſelbe zu erreichen. Er ſagte: „Man hat in den letzten Tagen daraus Zweifel entnehmen wollen, daß die Regierung (am 5. Mai) combinirte Infanterie-Regimenter errichtet hat. Ich geſtehe offen, daß ich dieſen Schritt der Regierung nicht für glücklich und weiſe halte. Wenn die Regierung das nach vierzehn Tagen (alſo etwa am 19. Mai) gethan hätte, ſo würde es vielleicht weiſer geweſen ſein, weil man dann nicht unnöthige Beſorgniſſe hervorgerufen und zu gewiſſen Deklamationen der Preſſe Veranlaſſung gegeben hätte. Die Regierung wird es mir nicht übel nehmen, wenn ich ſage, es ſind noch mehrere ſolche Ungeſchicklichkeiten im Verlaufe der Verhandlungen vorgekommen; aber wegen vorübergehender Ungeſchicklichkeiten ſoll man doch die Sachlage nicht anders beurtheilen, als ſie wirklich iſt!“ — Das war ein Meiſterhieb des Herrn von Vincke, nur daß er Den nicht traf, welchen er treffen ſollte, aber deſto ſchlimmer Den traf, auf den er gar nicht berechnet war! —

Miniſter von Roon war über die „Ungeſchicklichkeiten“ mit Recht beleidigt, weil er ſie als Miniſter nur auf ſich beziehen konnte. Vergebens daß der Präſident des Hauſes, Simſon, vermittelnd dazwiſchen trat, indem er ſagte: „von Unſchicklichkeiten ſei nicht geſprochen worden, ſondern nur von Ungeſchicktheiten, letzteres ſei aber keine Beleidigung, ſondern wolle nur ſagen, daß etwas nicht geſchickt genug gethan worden wäre.“ Die ominöſen „Ungeſchicklichkeiten“ zweimal geſprochen, ſtanden aber leider in den ſtenographiſchen Berichten als unumſtößliches Factum! — Eine Forderung Roon's an Vincke ward durch andere Intervention verhindert.

Dieſe böſen „Ungeſchicklichkeiten“ aber bezog Wilhelm, der Prinzregent, perſönlich auf ſich und fühlte — ſich tief beleidigt! — Herr von Vincke war ein viel zu guter Patriot, als daß ihn das nicht hätte außerordentlich ſchmerzen ſollen. Welche Genugthuung konnte er dem fürſtlichen Herrn denn aber bieten, den er ja gar nicht kränken wollen konnte, der aber dennoch die Sache ſo ſchwer nahm? — „Noch lieben wir unſere Könige!“ hatte von Vincke im Parlament zu Frankfurt a. M. 1848 in Mitte der Volkswuth geſagt. — Dies männlich treue und muthige Wort, deſſen der Regent ſich jetzt zu guter Stunde edelherzig erinnerte, verſöhnte ihn auch wieder, ließ ihn die Ueberzeugung gewinnen, daß Vincke's ſchlimmes Wort nicht ihm gegolten haben könne! — Daß der Regent ſich, trotz ſeines conſtitutionellen Kriegsminiſters, aber überhaupt verletzt zu fühlen vermochte, beweiſt, daß er und nur Er, ſonſt Niemand, Vater und Schöpfer der Reorganiſation unſeres Heeres geweſen iſt!!

Mit der Reorganiſation vorzugehen, war übrigens dringend geboten. Nicht eine Woche durfte man verlieren, denn bereits hatte ſich Napoleon mit Dänemark und Italien verbunden und ſtreckte ſeine Finger betreffs des „Saarbrücker Kohlenbeckens“ aus. Ueberdem war die Sache der Elbherzogthümer ſpruchreif geworden, und ihre Befreiung konnte nur mit dem Schwerte geſchehen, ferner mußte die deutſche Sache auch zum Austrag kommen! —

Der Prinzregent ſprach bald darauf in Gegenwart des Commandanten von Metz und eines franzöſiſchen Diviſions-Generals (als Vertreter des Kaiſers) bei Eröffnung der Rhein-Nahe- und Saarbahn vor der verſammelten Menge die Worte: „Ich werde niemals zugeben, daß auch nur ein Fuß breit deutſcher Erde verloren gehe!“ Unendlicher Jubel antwortete ihm! — In der deutſchen Fürſten-Verſammlung am 18. Juni zu Baden-Baden aber betonte er, daß Preußen die ſtaatsrechtlichen

Befugniſſe, welche der Bundestag zum Schaden der deutſchen Fürſten und Völker in Anſpruch genommen habe, niemals wieder anerkennen werde!" Erſt am Abende vorher war Napoleon von dem Rendezvous, das er in Baden mit unſerem Kaiſer und den deutſchen Bundesfürſten gehabt und in lügenhafter Freundlichkeit ſeine verdächtige Politik vor ihnen geleugnet hatte, nach Paris zurückgekehrt. —

Im Lande begab ſich bei uns inzwiſchen manches Mißliche. Das Herrenhaus machte der Regierung Oppoſition und die ſchreienden Mißbräuche der Amtsgewalt der vorigen Regierung wurden aufgedeckt. — Auf Baierns Betreiben fand nun eine verſöhnliche Zuſammenkunft des Kaiſers von Oeſterreich und des Regenten Wilhelm in Teplitz ſtatt. Erſterer verſicherte, die conſtitutionelle Bahn ernſtlich betreten zu wollen. Gleichwohl ward von dieſer Seite her aber die Verfolgung des deutſchen National-Vereins verlangt, der Prinzregent nahm ihn hingegen in Schutz. — Um ſo weniger ernſt die Verſöhnung Oeſterreichs mit uns ſich erwies, deſto ſolider war die Verſöhnung, welche Preußen durch die Zuſammenkunft der beiden Kaiſer von Oeſterreich und Rußland zu Warſchau vermittelte. —

Am 2. Januar 1861 wurde König Friedrich Wilhelm IV. endlich von ſeinen Leiden durch den Tod erlöſt. Die erſte Amtshandlung ſeines Nachfolgers, König Wilhelm I., war eine allgemeine Amneſtie. Denſelben Monat wurden die Kammern eröffnet und, was nicht minder wichtig war — die Fahnenweihe der neuen Regimenter erfolgte. Schon am 4. Juli, einen Monat nach Schluß der Kammern, konnte eine königliche Cabinetsordre „die Reorganiſation des Heeres als vollendet" bezeichnen. Mit welchen Anſtrengungen man an ihr gearbeitet hatte, beweiſt, daß kaum $1\frac{3}{4}$ Jahre vom definitiven Beſchluß deſſelben bis zur Vollziehung dieſes neuen Organismus vergangen war, des ehernen Schutz- und Trutzbaues, auf dem unſere ganze Zukunft beruhen ſollte! — In dieſer Kammer-Saiſon dauerten die Kämpfe um das Heer heißer und bitterer fort als je. Der Liberalismus glaubte ſich durch die Regierung getäuſcht, weil er geglaubt hatte, dieſelbe ſei von ſeiner Farbe; König Wilhelm aber fand ſich durch die Kammer gekränkt, weil ſie ſelbſt die Miniſter angriff, deren Geſinnungen ihr doch nahe genug ſtanden! Dieſes Cabinet mußte ſomit nach beiden Seiten hin jeden Halt verlieren.

Unſer Preußenvolk, welches weder die Nähe der Gefahren ahnte, welche uns von Nord, Weſt und Süden bedrohten, und natürlich zu ſeinen Vertretern hielt, weil es für das Thun der Regierung kein Verſtändniß haben konnte, war um dieſe Zeit — es muß geſagt werden — ſeinem Könige Wilhelm I. — nicht gerade böſe, aber höchſt kühl geſinnt! Ueberall wurde ja die Meinung colportirt: daß dieſe Regierung uns eben ſo ſchlimm wie die vorige mitſpiele, ſie die Verfaſſung eben ſo dehnbar machen werde, wie das Miniſterium Manteuffel-Weſtphalen es gethan. Die Vorſehung ſelber machte jedoch dieſer Meinung durch eines jener Wunder ein Ende, welche natürliche Wunder ſind.

Als König Wilhelm I. nämlich zur Kur in Baden-Baden verweilte, erfolgte am 14. Juli das Attentat des Studenten Becker auf ihn. Die mörderiſche Kugel traf, verletzte — aber der treueſte Vater ſeines Volkes lebte! — Mehr bedurfte es nicht, um alle Herzen ihm zu öffnen, von allen kleinlichen Verſtimmungen abſehen zu laſſen und Gott dankbar zu ſein für des Königs Errettung! Ja, „noch liebten wir unſere Könige“, wie von Vincke einſt geſagt, wir werden ſie immer lieben, auch wenn wir — mit ihnen ein wenig ſchmollen! Ein Vater kann ja nicht verlangen, daß die Seinen ihn immer verſtehen ſollen; ungezogene Kinder werden oft die beſten Männer! — — Den Schluß des Jahres bildete König Wilhelms I. Krönung in Königsberg und ſein Einzug in Berlin. Damals konnte er bereits ſehr wohl erkennen, wie wir ihn lieb hatten. — Ein anderes Factum war nicht minder wichtig, der Vertrag Frankreichs, Spaniens und Englands zur Intervention in Mexiko. Er war inſofern für uns Deutſche günſtig, als er die „Gloire“ Napoleons anderswo als am Rhein beſchäftigte. Damals liebte Napoleon uns noch ſehr; ſüße Worte von Freundnachbarlichkeit waren bei Eröffnung der Rheinbrücke zu Kehl gewechſelt worden, derſelben Brücke, die neun

Jahre ſpäter durch badiſche Lunten in die Luft flog! — Der Kampf der amerikaniſchen Union hatte in dieſem ſelben Jahre mit den ſüdlichen Sclavenſtaaten begonnen, Erſterer fiel unſere ganze Sympathie zu, während das freiſinnige England und das humane Frankreich gut ſclavenſtaatlich waren! —

Das Jahr 1862 wurde für Preußens inneres Leben ein überaus ſchweres; das Miniſterium wankte unter den Streichen der Kammer. Umſonſt war Nachgiebigkeit, umſonſt jede Zuſage der Regierung! — Das Streitobject erweiterte ſich, der Kampf gegen die Heeresorganiſation ward zum Verfaſſungsconflicte und die Annahme des Hagen'ſchen Antrags der entſcheidende Wendepunkt. Das Miniſterium Auerswald löſte die Kammer auf, dann trat es ab. Von der Heydt wurde die Leitung des Staatsminiſteriums übertragen: natürlich nur interimiſtiſch, denn man bedurfte eines viel ſchärferen, im Kampfe gewandteren Mannes, als ihn. Rings umgeſehen, nur einen gab es: Otto von Bismarck! — Bereits das Jahr vorher war in Baden von ſeiner Ernennung die Rede geweſen, jetzt erfolgte ſie. Bismarck, ſeit Mai von Petersburg als Geſandter nach Paris verſetzt, wurde im September dort abberufen und preußiſcher Miniſter. — Man hielt die Lage damals für ſo bedroht, daß man ſelbſt in Bismarck's Energie Zweifel ſetzte; Roon ward ihm entgegengeſchickt. Die Verſtändigung wurde in den Worten gegeben: „Keine Angſt, ich ſtehe zum König!" — Bismarck ſollte das nun ſtark beweiſen müſſen. Die Neuwahlen waren durchaus oppoſitionell ausgefallen, Grabow wurde, ſelbſt ein Fractionshaupt, zum Präſidenten der neuen Kammer erwählt, das Duell Manteuffel-Tweſten am 27. Mai machte den Prolog der parlamentariſchen Bataille. — Der Kampf war heiß und heißſpornig nahm Bismarck ihn auf. Er war nicht blos, er ſpielte noch mehr den ſcharf chargirten Junker, wie uns ſcheinen will. Die Theorie von „Blut und Eiſen" ſtieg als erſte Rakete auf, die andere der catilinariſchen Exiſtenzen crepirte; „die Temperatur in dieſem Hauſe" wurde recht angenehm ſchwül. Selbſt Bismarck's verſöhnlichſte Rede erwiederte die Kammer mit der Budget-Verweigerung!

„So werden wir das Geld nehmen, wo wir es kriegen!!" — Furchtbarer Tumult! — Invectiven praſſeln von allen Seiten, der Verfaſſungs-Conflict iſt da; der Landtag wird geſchloſſen!! —

Sonderbare Verwirrung der Hirne, durch leidenſchaftliche Dünſte entſtanden, die aus den Herzen derer ſtiegen, welche jede Kaltblütigkeit des Volksvertreters vergeſſen hatten! Eine Adreſſe des Hauſes hatte vor nicht langer Zeit ſelbſt ausgeſprochen: Alle Welt ſoll wiſſen, daß Preußen überall bereit iſt, das Recht zu ſchützen! und da die Regierung mit Raſchheit und Conſequenz das einzige Mittel ergriff, dies zu thun, ſollte ſie den Rechtsboden des ganzen Staatslebens, die Verfaſſung verletzt haben! — — Bismarck verabſchiedete ſich nach Schluß der Kammern in St. Cloud am 1. November bei Louis Napoleon. Wie der Decembermann unſere Lage auffaßte, zeigte, daß er Bismarck und unſerer Regierung das Schickſal eines Polignac's und Carls X. prophezeite. — Der gute Louis hatte recht ſonderbare Begriffe von uns! — Das Jahr 1863 wurde mit den nun ſchon chroniſch gewordenen inneren Kämpfen eröffnet und mit einem äußeren Kriege beendet, dazwiſchen lag eine bewegte Zeit. Die Zweite Kammer verwarf in dieſer Saiſon nicht blos die Roon'ſche Militärnovelle, ſie verweigerte auch alle Ausgaben für die Flotte. — Am 30. März erſchien in Kopenhagen das berüchtigte „März-Patent". Dieſem Vorſpiel folgte der däniſche Reichsrathsentwurf einer neuen gemeinſamen Verfaſſung, die am 13. November angenommen wurde. Oeſterreich that inzwiſchen auch eine Anſtrengung gegen uns. Es ſammelte die deutſchen Fürſten um ſich zu einem Congreß in Frankfurt. König Wilhelm I. ſollte nun von Seinesgleichen majoriſirt, in die zweite Stellung am Bunde zurückgedrückt werden! — Der König ging in Bismarck's Begleitung nach Carlsbad, Gaſtein, München, Stuttgart und Carlsruhe, — nach Frankfurt a. M. aber nicht! Der Congreß verwäſſerte, Habsburg ſchäumte und vergaß uns, moraliſch ſo beſiegt zu ſein, niemals. Ein halbes Jahr ſpäter jedoch wurde Oeſterreich unſer Kriegsverbündeter?! —

Die Umſtände waren eben mächtiger als die Menſchen. Am

15. November, alſo zwei Tage nach der ſogenannten neuen Geſammtſtaatsverfaſſung, war König Friedrich VII. von Dänemark nämlich geſtorben, mit ihm der Letzte ſeines Stammes. Factiſch war alſo der Thron leer. — Daß Chriſtian IX. zum König ausgerufen wurde, hatte er blos der Bedingung zu verdanken, die Geſammtverfaſſung nun durchzuführen. Das aber war der Kriegsfall! — Am 25. December beſchloß der Deutſche Bund gegen Dänemark die Execution. 12,000 Sachſen und Hannoveraner rückten in Holſtein ein. Nachdem Preußens und Oeſterreichs gemeinſame Forderungen abgewieſen worden waren, erklärten ſie den Krieg. — Sicher verband ſich Habsburg nicht mit uns aus Liebe, wohl aber aus Eiferſucht. Es ward mitgeriſſen! — Ihm blieb eben nur die Wahl, daheim zu bleiben und uns alle militäriſchen wie politiſchen Vortheile zu laſſen, oder mitzugehen und Halbpart zu haben.

1852 bis 63 waren bittere Prüfungsjahre für Schleswig-Holſtein geweſen. Eigentlich deutſch, war es von Deutſchland vernachläſſigt, von Dänemark gequält und eben ſo daniſirt worden, wie Oſtpreußen nach dem Sturze der Ordensherrſchaft mit allen Mitteln der Gewalt und Liſt poloniſirt ward. Vom ſtaatsrechtlichen Geſichtspunkte konnte man dagegen Nichts machen; es war eben eine innere Angelegenheit. Ob dieſe deutſchen Lande jedoch incorporirt, alſo däniſches Land wurden, ging uns deſto mehr an. Dies nun zu thun war man in Kopenhagen eben im Begriff. — Um die Stellung der deutſchen Parteien zu charakteriſiren, brauchen wir nur zu erinnern, daß die deutſchen Mittelſtaaten als dritter Factor über die beiden rivaliſirenden deutſchen Großſtaaten Gewicht zu erlangen verſucht hatten und dabei geſcheitert waren. — Oeſterreich und Preußen wollten das Regiment im Bunde führen und mit Recht, Habsburg war aber nicht Willens, den Vorſitz mit Hohenzollern zu theilen. — In ſolcher Verfaſſung erklärte man den Krieg.

Das verbündete Heer der Hohenzollern und Habsburgs, ſeit den Befreiungskriegen zum erſten Male wieder vereint, wurde, einerſeits vom Prinzen Friedrich Carl, andererſeits vom Feldmarſchall-Lieutenant v. Gablenz commandirt; den Oberbefehl über das Ganze hatte Feldmarſchall Freiherr von Wrangel. Sehr Wunder nehmen muß es, daß man Preußen die Ehre des Obercommandos ließ! — — Daß Vater Wrangel Oberſtcommandirender wurde, war übrigens eine ſehr gute Idee. Er war der beſte preußiſche Cavalleriſt und Autorität in ſeiner Waffe. Er hatte nicht blos bisher bewieſen, er ſei ein Offizier von Bedeutung, auch bei der Beſetzung Berlins hatte er Takt mit Humanität verbunden.

Es war von großem Gewicht, dem Heere einen Mann zu geben, der bei den Truppen wie in den Straßen Berlins höchſt populär war. — Jeder, der gedient hat, weiß, welche Wirkung es macht, als ſeinen Feldherrn einen 80jährigen Greis zu ſehen, der noch Jugendfeuer beſitzt; er iſt der rechte Soldatenvater*). —

Inzwiſchen waren anderwärts Dinge geſchehen, welche für die Zukunft bedeutſam wurden. König Max von Baiern war geſtorben, ſein jugendlicher Sohn Ludwig II. beſtieg den Thron. Zu einem tragiſchen Ereigniſſe ſollte die Erhebung des Erzherzogs Ferdinand Max mit Napoleons Hülfe zum Kaiſer von Mexiko werden; ſie erfolgte im April. — —

Am 20. deſſelben Monats kam nach langem, ſtillem Harren die erſte Freude befriedigten Fürſtenſtolzes über König Wilhelms I. viel geprüftes Herz. Er befand ſich eben am Kreuzberge, wo er über etliche Bataillone des Kaiſer-Franz-Grenadier-Regiments Revue abgehalten hatte, als die Nachricht eintraf: „Die Düppeler Schanzen ſind über!“ — Sofort kehrte er zurück, den Truppen die Kunde ſelbſt zu bringen. Ein ſchmetterndes Hurrah antwortete! „Heil Dir im Siegerkranz“ klang darauf die Weiſe! Da dehnte ſich ihm die Fürſtenbruſt wohl unter dem Gedanken: „Das dankſt Du nächſt Gott der Reorganiſation Deines Heeres!“

Abends 9 Uhr war der König bereits mit Roon, Manteuffel II. und dem Großherzog von Mecklenburg-Schwerin unterwegs. In dem vorausgeſandten Telegramm an Prinz Friedrich

---

*) Weiteres über dieſen Krieg in Biographie „Prinz Friedrich Carl“.

Carl hatte er ihm wie den Truppen ſchon gedankt, aber ausgeſprochen, „das genüge dem freude- und dankerfüllten Herzen nicht, er wolle kommen, wolle es ihnen ſelber ſagen, was er fühle." Andern Tags folgte ihm Bismarck. — Denſelben Morgen wurde König Wilhelm in Rendsburg von den Behörden gegrüßt. Auf des Bürgetworthalters Wiggers Anrede erwiederte er: „Ich freue mich über den herzlichen Empfang und namentlich über den Dank, den man meiner braven Armee gezollt hat. Dieſelbe hat dieſen Dank mit Recht verdient, ſie iſt gegen die Leiſtungen unſerer ruhmreichen Armee von 1813 nicht zurückgebieben! — Ich habe meine Truppen hierher geſandt, um die Rechte dieſer Lande auszufechten. Sie kämpfen für eine heilige Sache, und ich hoffe, daß dieſelbe zu einem guten und Alle befriedigenden Ende geführt werde."

Am Mittage traf der König in Flensburg ein, wo Marſchall Wrangel, Prinz Friedrich Carl, der Kronprinz und Gablenz ihn feierlich empfingen. Die Königsparade unter den Klängen des „Düppeler Sturm-Marſches" ward abgehalten und freudeſtrahlenden Angeſichts ſagte Wilhelm I. zu den Offizieren und decorirten Unteroffizieren, nachdem er die Truppen belobt hatte: „Gern, meine Herren, wäre ich in dieſem Feldzuge mitten unter Ihnen geweſen, leider geſtattet dies zur Zeit die Stellung, die ich jetzt einzunehmen berufen bin, nicht, andere Verhältniſſe bedingen meine Abweſenheit von den im Felde ſtehenden Truppen und dies, ich verſichere Ihnen, thut meinem Soldatenherzen weh!" — —

Dieſe Rede giebt Mancherlei zu denken. Aus ihr erhellt, daß König Wilhelm I. es ſehr ſchmerzlich empfand, nicht wie ein echter Zoller an der Spitze ſeiner Truppen zu reiten. Daß ihn daran ſeine Stellung verhinderte, kann nur ſo verſtanden werden: daß es nicht paſſend für den König geweſen wäre, im Felde zu erſcheinen, wo — der Kaiſer kaiſerlich zu Hauſe blieb. — Tags darauf nahm er bei Höſtrup über die Garden, darauf bei Gravenſtein über das ganze Armeecorps Parade ab. Abends wurde er rauſchend als Befreier in Flensburg begrüßt. Er beſuchte die dortigen Lazarethe, Troſt und Freude den Leidenden zu bringen. Altona war illuminirt, als der König Abends zurückkehrte; Biſchof Koopmann, der erſte Geiſtliche des Landes, aber empfing ihn hier mit wahrhaft begeiſterter Anrede.

„Die von Ihnen vernommenen Worte,“ entgegnete der König, „haben mich gerührt und ergriffen. Das iſt ſtets auch meine Anſicht geweſen, daß der beſte Schutz Ihres Landes von Oben kommen muß! Ich werde nicht davon ablaſſen, Alles was in meinen Kräften ſteht, für das Land zu thun; Gott gebe ſeinen Segen dazu. Ich wünſche herzlich, bald wieder Ihr Land beſuchen zu können und dann die rechte Ordnung hergeſtellt zu finden.“ — Am 24. April traf der König wieder in ſeiner Hauptſtadt ein. —

Die „anderen Verhältniſſe“, deren der König in ſeiner Anrede der Offiziere nach der Königsparade bei Gravenſtein erwähnt hatte, betrafen Schleswig-Holſtein ſelbſt. Er mußte mit Bismarck nach Karlsbad, dann zum Kaiſer nach Wien. Es galt nämlich das Schickſal der Herzogthümer feſtzuſtellen, wie es ſich durch den Frieden geſtalten ſollte. Dies Schickſal, ſo wenig man es für jetzt ahnte, ja in Preußen ſelbſt gewünſcht hatte, war bereits ſchon klar vorgezeichnet. Der Erbprinz von Auguſtenburg, Friedrich, nachmals vom Berliner Volkswitz „der Sachte“ benannt, hatte nämlich die Güte gehabt, ſelbſt ſeine Sache zu verreiten und that uns den Gefallen, die Frage: „Wer wird regieren?“ erheblich zu vereinfachen. Er war, äußerlich wenigſtens, auch das unſchuldige Object, um das unſer Krieg mit Oeſterreich und dem Bunde ausbrechen ſollte. — Im December nämlich, gleich nach König Friedrichs VII. Tode und ehe noch ein Schuß gefallen war, hatte der gute Prinz die naive Anmaßung, ſich ſelbſt zum Herzog von Schleswig-Holſtein zu erklären! — Statt ſein Gelüſt ſtill in der Taſche zu behalten, als erſter ſchleswig-holſteinſcher Patriot ſeinen Degen der Sache ſeines Landes anzubieten, mitzukämpfen und wär's als Führer einer einfachen Compagnie geweſen, krähte er bereits ſeine imaginäre Krone aus und dachte nun mit „wenig Witz und viel Behagen“ die reife Frucht des Sieges anderer Leute ſich in den Mund fallen zu laſſen. Natürlich, Wer konnte denn Herr ſein als er, die Herren Profeſſoren in Kiel hatten ſchon ihre Portefeuilles in der Taſche; es wird ja einem nicht alle Tage ſo gut, aus dem Katheder in den Staatsfauteuil zu ſpringen, ſollte er noch ſo duodez ſein! — Die bewußten anderen Leute fanden es aber nicht ſo zuträglich, darauf einzugehen. Vorerſt beſchloſſen der Kaiſer von Oeſterreich und der König von Preußen, ſich einſtweilen als Condomini des eroberten Landes anzuſehen, als ſolche allein Frieden zu machen und das Weitere ihrer gegenſeitigen ſpäteren Vereinbarung anheimzugeben. Ueber „Friedrich den Sachten“ waren ſie unklar, darüber aber entſchieden einig, daß der Bund in ihren Sieg nicht mitzureden habe. Demgemäß ward auch der Wiener Friede mit Dänemark dergeſtalt abgeſchloſſen: daß es an Oeſterreich und Preußen, ſonſt Niemand, die Herzogthümer abtrat. — —

Man hätte nun glauben ſollen, die glänzenden Thaten unſerer Armee ſollten der heimiſchen Oppoſition über den eigenen Irrthum die Augen geöffnet haben. Nein! Von der Reorganiſation zwar war nicht viel mehr die Rede, deſto mehr aber vom Verfaſſungs-Conflict, der zu einer furchtbaren, „an Eidbruch und Verrath“ grenzenden Ruchloſigkeit aufgebauſcht wurde. Bitterer als je platzte man auf einander, wechſelte Hiebe auf Hiebe. Immer aufmerkſamer wurde das Ausland auf Kämpfe, welche nur in einer Revolution enden zu können ſchienen! — Bismarck aber ging nach Biarritz. — Ob mehr zur Kur? Ob mehr zu Napoleon? —

Beide Sieger nahmen die Elbherzogthümer nun in vorläufigen Beſitz und ließen ſie durch je einen Commiſſair verwalten. — Es war noch gar nicht ausgeſchloſſen, daß wenn Ruhe und Ordnung dort eingetreten ſei, und wir unſerer beiderſeitigen Forderungen ſicher wären, der „ſachte Auguſtenburger“ nicht doch noch Herzog werden konnte. Dazu gehörte ſeinerſeits nur Ruhe und politiſcher Takt, den hatte er eben nicht und wollte — zu regieren verſtehen? — Der Taktloſigkeit und Unruhe der Auguſtenburger Partiſane kam Oeſterreich noch zu Hülfe. Als ſeinen Commiſſair hatte es einen Herrn von Halbhuber geſendet, der ſich in den Herzogthümern nicht blos zum Ganzhuber, ſondern auch zum Krafthuber machen wollte.

Politik zu treiben hatte er da eben ſowenig, als Herr von Zedlitz, ſein preußiſcher College. Das Land ſollte organiſch geeint, ſeine Verwaltung geordnet, die Kriegsnoth abgewälzt werden, das Volk dort, nicht Der war die Hauptſache, welcher auf das Kinderſtühlchen von Kiel kam.

Offnes gemeinſames Handeln war alſo vorerſt die Hauptſache. Kaum aber erſchien Halbhuber, ſo fingen die Reibungen an. Er wurde des Auguſtenburgers „Intimus“, agitirte für deſſen Intereſſe, ſetzte das noch nicht beruhigte Land in neue Unruhe und duldete vergnügt die Hetzereien der Blätter gegen Preußen. Als wir im März einen der ärgſten Schreier, den Redacteur May, verhafteten, proteſtirte Halbhuber und machte Skandal in Wien, die Spannung zwiſchen Oeſterreich und Preußen war wieder einmal fertig! —

Wir waren alſo Condomini und dabei Gegner in demſelben Lande! — Im Punkte der Mittelſtaaten wenigſtens waren wir einig; in den anderen es auch zu werden, ging König Wilhelm mit Bismarck nach Carlsbad, dann nach Gaſtein. — Das Räthſel von Gaſtein! — Ob es noch jetzt eins iſt, wiſſen wir nicht. Heſekiel's Buch „vom Grafen Bismarck“ läßt es glauben. Eigenthümliches ging da auch Mancherlei vor und die deutſche Menſchheit war neugierig bis zum Tollwerden. — Da ſchließlich Alles anders und uns zum Heile kam, ſo iſt es gleichgültig, was etwa ſonſt noch gegenſeitig verbrieft wurde oder nicht. Eins ward doch dort geklärt, die Lage der Herzogthümer. Die Verwaltung derſelben wurde getrennt, Jeder von uns hatte eins der Herzogthümer zu adminiſtriren. — König Wilhelm ging mit dem Miniſter-Präſidenten über München und Frankfurt nach Baden und Homburg. Halbhuber wurde abberufen und Freiherr von Gablenz Gouverneur von Holſtein; zum preußiſchen in Schleswig ward General von Manteuffel ernannt. — Dieſer Mann war dort ganz an ſeinem Platze und — in Berlin wurde ihn Jemand los. — Bismarck war unterdeſſen wieder nach Biarritz gegangen. —

Daß wir verträglich genug von Oeſterreich geſchieden waren, bewies nicht blos, daß Lauenburg an Preußen kam, ſondern auch, daß

Oeſterreich uns in dem endlichen Vorgehen gegen die Frankfurter Literaten-Demokratie*) völlig beiſtimmte. — Weder Manteuffel's Klugheit und Ruhe, noch die wirklich echte Liebenswürdigkeit des Freiherrn von Gablenz ſollte den Frieden erhalten. Man ging in Wien auf unſere ſehr vernünftigen**) Forderungen nicht ein und um die gegenſeitige, noch etwas matte Freundſchaft nun gar in Galle zu verkehren, mußte den großen Auguſtenburger ſein Dämon auch noch reizen, den Dingen vorzugreifen. — Er reiſte nämlich, nachdem Agitationen das Schauſpiel vorbereitet hatten, im Pompe eines Prätendenten (14. October früh) von Kiel ab, um einen ſolennen Beſuch auf Schloß Carlsburg in Süd-Schleswig zu machen. Zu Eckernförde empfingen ihn entzückt ſeine Treuen.***) Die Profeſſoren warfen ihre Allongen in die Lüfte und ſchrieen: „Hoſianna!“ Gewiß und wahrhaftig, der „Sachte“ wurde als Herzog Friedrich VIII. ausgerufen. — Auf dieſe Inthroniſation folgte indeß ein ſehr deflorirender Brief Manteuffel's, welcher Sereniſſimus für den Wiederholungsfall ſolcher Scherze die Haftnahme in Ausſicht ſtellte.†) Da dieſe Maßregel gar der Staatsanzeiger als der Meinung Seiner Majeſtät ganz gemäß erklärte, brannte es lichterloh in Wien! — Neue Demonſtration der Auguſtenburger! Sie beriefen alle ſchleswig-holſteiniſchen patriotiſchen Vereine zu einer General-Verſammlung auf den nächſten 23. Januar; die Dinge eilten unerbittlich ihrer Entwickelung zu! — Das berühmte Januar-Maſſen-Meeting der Auguſtenburgiſchen Mamelukken wurde durch preußiſches Militär verhindert; drei Tage darauf ging Bismarck's Note betreffs der Herzogthümer nach Wien. Tiefe Verſtimmung daſelbſt!

Dieſer Note folgten die preußiſchen Februar-Forderungen an die Hofburg; — vollendete Tonloſigkeit! Darauf entſtand die ſogenannte deutſche Doppelfrage.††) — Kreiſchende Wiener

---

*) Ueber dieſe bei Bismarck.

**) Bei demſelben.

***) Unter „Manteuffel“.

†) Unter „Bismarck“.

††) Unter „Bismarck“.

Disharmonie; Ablehnung am 7. Februar! — Der gordiſche Knoten war nun zum reinen Weichſelzopf geworden; das Schwert nur konnte ihn durchhauen. —

Friedrich der Sachte hat ſich unzweifelhaft unſterblichen Ruhm um Preußen betreffs anno 1866 und anno 1870 erworben. Daß einen ſo großen Mann, den „moraliſchen General unſerer Siege“ man nicht auch dotirte, das iſt von dem preußiſchen Abgeordnetenhauſe faſt ſchändlich! — — —

Etwa um den 17. März, alſo wieder einem März, kam der Avis nach Berlin, Oeſterreich rüſte bereits; ziemlich zu derſelben Zeit wurde unſere Allianz mit Italien perfekt. Etliche Tage ſpäter zwang Bismarck's Circular die übrigen deutſchen Staaten, Farbe zu bekennen. — Bereits war Oeſterreichs Abſicht ſonnenklar und ſchon am 8. Februar war König Wilhelms Ordre ergangen, auf dem qui vive zu ſein. Offenbar feindſelig war am 6. April des Grafen Walderſee's Verhaftung in Prag und ſeine Ausweiſung aus Oeſterreich geweſen, denn der Graf trug einen legalen öſterreichiſchen Paß. — Noch immer dachte man ſich zu vertragen und Preußen ließ es an Nichts fehlen, den Gegner zu begütigen, ihn vom kriegeriſchen Austrage des Streits abzubringen. Man kam in ſeiner beſſeren Stimmung ſogar ſo weit, daß beide Theile die Abrüſtung (18. April) im Principe angenommen hatten, und — — — doch?! Uns lag nicht nur Nichts am Kriege mit Oeſterreich, Jeder, der in dieſer Zeit Preußen durchreiſte oder in Berlin herumhörte, fand den äußerſten Widerwillen beim Volke gegen dieſen Krieg vor.

Keinem ſeiner Unterthanen war derſelbe aber ſo in der Seele verhaßt, als König Wilhelm ſelber. Wäre mit der Auguſtenburgiſchen Partei in Kiel vernünftig zu reden geweſen, hätte Wien unſeren, höchſt natürlichen, maritimen und politiſchen Adhäſions-Forderungen betreffs der Fürſtenthümer Beachtung ſchenken wollen, dann mochte der „Sachte“ immerhin Herzog ſein, im Purpur ſogar zu Bette gehen, — ſeinetwegen mit Oeſterreich anzubinden fiel uns gewiß nicht ein. König Wilhelm zumal, der inniger denn irgend ein Hohenzoller an den Traditionen ſeiner Vorahnen hängt, konnte weder vergeſſen, daß das Haus Habsburg dem Reiche ſeit Jahrhunderten ſeine Kaiſer gegeben hatte, noch daß Oeſterreich unſer Waffenbruder gegen den Erzfeind hinter'm Rheine geweſen war. Dieſer Krieg mußte nicht nur eine gähnende, ewige Zerklüftung Deutſchlands zur Folge haben, er war im traurigſten Sinne des Worts ein Bruderkrieg, ein Familienkampf im eignen Hauſe, welcher nur derjenigen Nation Vergnügen machen konnte, die aus unſerer inneren Entzweiung den meiſten Nutzen zog, Frankreich. Wir —, Fürſt wie Volk, zogen höchſt deprimirt in den Kampf.*) Die Verſtimmung erſtreckte ſich, wie wir perſönlich geſehen haben, ſelbſt bis in die Offiziercorps, und wenn wir eifrig trotzdem Alles thaten, um im rechten Augenblicke am rechten Platze zu ſein, thaten wir's im ſtarren Gebot der Pflicht, unterm Drucke eiſerner Nothwendigkeit.

„Abrüſten! Keinen deutſchen Krieg!" Das war immer die Parole unſerer Herzen. —

Unſere Gegner indeß dachten und handelten anders. Das Berliner Cabinet erhielt Nachricht, Oeſterreich rüſte in Venetien mit doppeltem Eifer, Sachſen, deſſen alte Vormauer, completire haſtig ſeine Regimenter. Um zu wiſſen, welche Freunde im Bunde es haben und nicht haben werde, ſtellte Preußen den alten Antrag der Bundesreform noch einmal, Oeſterreich aber, obſchon es den Bund im Schleswig-Holſteiniſchen Kriege völlig ignorirt hatte, gravitirte plötzlich (26. April) wieder dem Bunde zu und zog ihn gänzlich zu ſich hinüber. Dann ſchwatzten die fanatiſchen officiöſen wie officiellen Wiener Blätter aus: Nicht blos ein „zweites Jena", wie Herr von Halbhuber uns in Kiel ſchon in Ausſicht geſtellt hatte, wäre uns von Habsburg zugedacht, nein, Schleſien ſollte uns wieder abgenommen, Preußen wieder zum „Markgrafenthum Brandenburg herabſinken", die Zeit Friedrichs des Großen ausgelöſcht werden. Das war uns denn doch etwas zu viel!! — Sonderbar, auch die Vorſehung half uns aus unſeren moraliſchen Nöthen durch das Attentat Carl Blind's auf Bismarck (7. Mai).

---

*) Fürſt Bismarck's Lebensgeſchichte.

Der Mann, welcher geſtern noch viel geſchmäht und gehaßt geweſen, wurde ſofort Gegenſtand der Theilnahme und Liebe! Die Parteien hatten an dieſem Tage aufgehört! Die Cour der Gratulanten in Wilhelmsſtraße 76 eröffnete König Wilhelm ſelbſt, Prinzen, Miniſter, Geſandte folgten, Abgeordnete beider Häuſer. Das Volk auf der Straße brach in Jubel aus, da Der gerettet worden, den es vor einer Stunde noch als den bitterſten Feind ſeiner Freiheit und Wohlfahrt, als den eigentlichen Macher des Kriegs erachtet hatte! Jetzt hatten uns Habsburg und der hoch verehrte Bund endlich, wie ſie uns haben wollten! S'il vous plait, de faire un petit jeu? — Gejeut wurde nun aber auch ordentlich!! —

Daß Carl Blind der Sohn eines der enragirteſten deutſchen Republikaner in London geweſen, weiß Jeder, aber daß Carl Blind nicht allein ſtand, Genoſſen hatte, weiß wohl noch Niemand! Hier das Factum, das es mindeſtens ſtark ahnen läßt. — Am zweiten Tage nach dem Attentat ging nämlich ein Eilzug von Kreienſen nach Süddeutſchland. In einem Wagen II. Claſſe, hart am Schlage einander vis-à-vis, ſaßen zwei junge, ſehr blaſſe Menſchen, — augenſcheinlich Studenten. Unter der übrigen Reiſegeſellſchaft waren auch Offiziere, denn Mannſchaften gingen mit demſelben Zuge, — wir denken, für Mainz beſtimmt. Es wurde natürlich über das Attentat geſprochen und Einer, der auf die ſchweigſamen Geſellen in der Ecke ein Auge hatte, ſagte: „Bismarck mag wohl viel Feinde in Preußen, mehr noch im deutſchen Süden haben, aber mit gemeinem Morde einen Krieg unter Deutſchen zu eröffnen, iſt nur ein elend Bubenſtück, das die Sache Derer von vornherein richtet, welche gegen Preußen das Schwert ziehen!“ — Die Bläſſe im Antlitz beider Muſenſöhne ſpielte nun ins Aſchgraue, ein Zittern faßte ihr Gebein und ſie ſahen ſich mit glaſigen Blicken an. Die nächſte Station kam etliche Minuten ſpäter. — Die Aſchgrauen ſtiegen aus und — — kamen nicht wieder! — Der Zug ſollte abgehen; der Schaffner fragte: „Wo ſind denn die beiden Herren geblieben? Sie wollten ja nach Würzburg? — Sonderbar!!“ — „Ja, ſonderbar!!“ ſagten die Uebrigen. — — Der Erzähler obiger Reiſeepiſode verſichert übrigens, daß, als er am nächſten Morgen in Stuttgart ankam und die Königſtraße entlang flanirte, er an jedem Buchladen Carl Blind's Photographie mit Lorbeer umkränzt vorfand und ſchauende Volkshaufen davor, welche ihn als Märtyrer prieſen! — — —

Den Krieg ſowohl in Böhmen wie am Main erzählt Fontanes bekanntes Buch ausführlich genug, wir geben hier nur was den König anlangt. — Ende Juni reiste Wilhelm I., begleitet von Berlins Segenswünſchen, nach dem Hauptquartier in Görlitz ab; das brave Breslau, das zuerſt bedrohte Herz Schleſiens, war muthig allen Städten an Ergebenheit voraufgegangen, die übrigen folgten jubelnd nach. Wir Preußen bildeten in dieſen Tagen ein ganz mit unſerm Fürſten zuſammengeſchweißtes Volk, unſere Armee eine einzige große Capelle, die eine verteufelte Harmonie aufſpielte. Wir hatten auch einen ganz guten Capellmeiſter, die vier erſten Geigen aber machten ein nettes Streichquartett: Unſer Fritz, Friedrich Carl, Herwarth v. Bittenfeld und Vogel v. Falckenſtein. — Als Kaiſer Wilhelm in Gitſchin anlangte, fand er ſchon die böhmiſche Ebene erſchloſſen, Gabelgaß, Sablon und Nachod in unſeren Händen, ſiegreiche Gefechte waren vielfach bereits geſchlagen. Was noch als letzter Reſt von Weh in uns zitterte, das ſegte die Anweſenheit des königlichen Herrn weg, der diesmal mit uns zog, Glück oder Unglück ſeiner „blauen Jungen“ zu theilen. —

Es mußte ganz auffällig erſcheinen, daß Oeſterreich ſtatt der Offenſive die Defenſive ergriff und uns die Gebirgspäſſe, die Pforten nach Böhmen offen ließ. Für dies Verhalten gab es jedoch drei Gründe. — Um offenſiv vorzugehen war es noch zu ſchwach, um uns zuvorkommen, war es noch nicht ſchlagfertig, um ſich ſiegreich ſchließlich zu vertheidigen nicht — klug genug. Politiſche Beſchränktheit hatte den Krieg begonnen, die militäriſche verlor ihn! — Von der letzteren haben wir zu ſchweigen, denn die politiſche Beſchränktheit Oeſterreichs war der viel ſchuldigere Theil. Man urtheilte nämlich über uns ſowohl vermöge einer ganz falſchen Tradition, wie zufolge einer komiſchen Auffaſſung unſeres Charakters; daſſelbe Unglück ſollte auch Napoleon vier Jahre ſpäter paſſiren. — Oeſterreichs Militärbevollmächtigte nämlich hatten, ſo gut wie franzöſiſche, unſere früheren jämmerlichen Manöver mit der Landwehr, namentlich jene unvergeßliche Revue vor Königin Victoria am Rhein anno 1842 erlebt und brachten damals von unſeren Führern wie Mannſchaften den allerelendeſten Begriff nach Hauſe. Bis zum Jahre 1862, wo wir ganz andere Soldaten, eine ganz andere Armee waren, thaten wir auch Nichts, was den Gegnern dieſen Glauben benehmen konnte. Die kluge Stille bei der Reorganiſation, verbunden mit dem Rededonner, den Wahlkämpfen, der leidenſchaftlich entflammten Preſſe und einer höchlich gereizten Volksſtimmung in Preußen, ließ den chère Louis eben an einen Ausgang à la Polignac glauben, Oeſterreich aber: „daß wir nur zwiſchen Jena oder dem Jahre 1848 zu wählen hätten, wenn wir ein zweites Olmütz uns nicht gefallen ließen.“ In Wien hatte man die Ueberzeugung, wir würden nur ſo thun, aber ernſtlich nicht losſchlagen. Man raſſelte alſo dort mit dem Säbel, wir aber zogen gleich blank! — Man kannte dort nicht nur nicht unſere Reorganiſation, ſie war dem eignen Lande ja ſelbſt ein Buch mit ſieben Siegeln. Man wußte aber in Wien noch weniger, daß wenn wir unter uns im eigenen Hauſe Streit haben, uns ein Anderer nur den Gefallen zu thun braucht, mit uns anzubinden, dann ſind wir plötzlich ein Sinn, eine Seele und ſchlagen unſern alten Streit auf eines Anderen Buckel aus! — Wir Norddeutſchen ſind ein ſehr zweifleriſch und argwöhniſch Volk, wir ſtreiten gern und haben loſe Mäuler. Aber unſer Maulen iſt nicht ſo ſchlimm, unſere Fauſt dagegen ſehr ſtörend; deshalb brauchen wir ſie auch zur Nothwehr nur! — — Die Schlacht von Königgrätz!! (3. Juli.) — Wilhelm I., im Hauptquartier in Gitſchin, befand ſich beim zweiten Armeecorps des Prinzen Friedrich Carl und der ſogenannten Elbarmee, an deren Spitze General Herwarth von Bittenfeld ſtand. Die zweite Armee des Kronprinzen, welche in drei Strahlenbündeln aus Schleſien gerückt war, ſtand, nunmehr vereint, in Königinhof, etwa 3½ Meile vom Hauptquartier entfernt. Der König hatte Tags vorher zuerſt die Lazarethe beſucht, an öſterreichiſchen Kriegern preußiſche Großmuth geübt und dann ſelbſt den Oberbefehl übernommen. Auf einem Recognoscirungsritt hatte Premier-Lieutenant von Heiſter öſterreichiſche Jäger gefangen, durch ſie wußte man ohngefähr, wo Benedeck ſtand. Ein anderer derartiger Ritt, welcher in einem steeple-chase endete, wurde vom Major von Unger und einer Schwadron thüringiſcher Ulanen glücklich vollführt. Nun war man bedeutend klarer. Gegen Abend wurde der Entſchluß der Schlacht gefaßt. Zweimal erwogen und darauf verändert ging die Dispoſition der Schlacht und der Befehl an den Kronprinzen zum ſofortigen Vormarſch ab. Oberſtlieutenant Graf von Finkenſtein, Flügel-Adjutant Seiner Majeſtät des Königs, ſelbſt überbrachte ihn. Um 5 Uhr am dritten früh war allgemeiner Aufbruch. Wilhelm I. beſtieg ſein Roß und nahm Stellung auf der Höhe von Dub; Moltke, Roon, Podbielsky und Bismarck befanden ſich bei ihm. — Man hatte eine prächtige Ausſicht auf das Biſtritzthal und den Flecken Sadowa. Glühend hob ſich der Sonnenball im Oſt über die wallenden Morgennebel; — ein dumpfer Donnerhall, der erſte Kanonenſchuß! Der Würfel rollte! —

Der erſte Theil der Schlacht hatte zwei Stadien: den Kampf bei Problus und Prim, wo General von Canſtein gegen die Sachſen ſtand, dann der Artilleriekampf unter Herwarth v. Bittenfeld im Centrum. — Im erſten Stadium wurde des Feindes linker, ſächſiſcher Flügel geworfen, im zweiten deſſen Hüfte gepackt und feſtgehalten. Unter den zahlreichen Braven, die für ihres Königs und des Vaterlandes Ehre fielen, ſeien hier die Offiziere erwähnt, deren Ende beſonders ergreifend geweſen iſt und gezeigt hat, welch ein Geiſt uns beſeelte. —

Im Artilleriekampf in der Nähe des Holla-Waldes fiel Major von Rüſtow. „Ich bin froh“, ſchrieb er zu Anfang des Krieges, „daß ich in dieſem Feldzuge ganz genau weiß, was ich zu thun habe. Vorgehen ohne viel Manövriren und Feuern!“ Er ging vor und er fiel. — Das Regiment des Oberſten von Wietersheim ſtand 8 Uhr Morgens bei Mzan. „Soldaten!" und er ſprengte vor die Front, „in Berlin habe ich Seiner Majeſtät dem Könige verſprochen, daß wir ein Loch in den Feind machen wollen. Heute ſtehen wir vor dem Feinde! 49er, wir werden ein Loch machen!! Fahnen deployirt! Regiment vorwärts!" — Der Brave! Er hatte ſeinem Könige ſein Wort gehalten, als ihn an der Dorfliſiere von Ober-Dohalitz eine Granate niederriß. — Zu gleicher Zeit fiel der Oberſt von Binder, eine Kugel traf ihn mitten ins Herz! — Um 11 Uhr wurde Major von Gilſa von den Jägern, bereits leicht am Arm verwundet, von einer zweiten Jägerkugel vom Pferde geworfen. Er ſtand wieder auf, er wollte ſeine Leute keiner andern Führung überlaſſen. Sie kämpfen wie die Löwen, indeß Gilſa mit immer ſchwächer werdender Stimme ſie anfeuert. Da verlaſſen ihn die Kräfte! „Nehmen Sie den Befehl, Hauptmann Fritſch. Nun will ich gerne ſterben, nachdem ich geſehen, wie tapfer ſich mein Bataillon geſchlagen hat." — Er brach zuſammen! Todt!

Von 11 bis 3 Uhr gab es ein verzweifeltes Ringen!! — Ehre ſei Oeſterreichs todesmuthigen Soldaten, ſtolz kann ihr Kaiſer wahrlich auf ſie ſein! Schlecht geführt, ſchlugen ſie ſich nur zu fürchterlich für uns; lange aushalten konnten wir's gegen ſie nun nicht mehr. Das Schickſal des Tages ſtand auf der äußerſten Spitze, eine halbe Stunde noch ſo und — ! — dieſe halbe Stunde kam nie! — Hurrah der Kronprinz!! Hurrah!!! — Er zieht herauf die Höhen von Chlum!!! —

Eine Thräne wohl fiel aus König Wilhelms Augen, als er die Helme der zweiten Armee im Sonnenlichte funkeln ſah. Moltke's ſtarre Züge, der die Cigarre in ſeiner Hand bisher gedreht hatte, glätteten ſich. — „'S iſt wirklich gerade Drei", und ein feines Lächeln umſpielte ſeinen Mund. Er ſah Bismarck und Roon an, Die aber lachten ſtillvergnügt vor ſich hin. — Die zweite Armee griff ſofort ein und drei Stunden ſpäter war Benedeck geſchlagen; ſein Rückzug wurde zur zügelloſen Flucht. —

Während dieſes zweiten Theils der Schlacht wurde von der (zweiten) Armee des Kronprinzen Major von Reuſch, von der erſten Garde-Diviſion, erſchoſſen, als dieſelbe das Lippaholz nahm. Die zweite Garde-Diviſion eroberte das Dorf Lippa ſelbſt, das öſterreichiſche Centrum ward durchbrochen! Da fielen als Helden dieſer Stunde noch: Major von Delitz an der Spitze der Franz-Füſiliere, Oberſtlieutenant von Pannewitz vom zweiten Bataillon Regiment Eliſabeth mit ſeinem Adjutanten Lieutenant von Wurmb. Derſelbe Granatſchuß hatte Beide getödtet! — Beim Sturm von Chlum, im Kampfe mitten im Dorfe, traf ein Granatſplitter den Oberſtlieutenant von Helldorf ins Haupt. Mit ausgebreiteten Armen ſank er zu Boden. Eben da wurde auch Anton Prinz von Hohenzollern ſchwer verwundet. — Am Südweſtende des Dorfes, wo ſein Bataillon vorüber mußte, hielt indeß Generallieutenant Hiller von Gärtringen, um das Gefecht zu überblicken. Major von Sommerfeld ſprengt mit Meldung heran. — „Gott ſei Dank“, ruft Hiller, „da kommt Ihr! — Was bringen Sie mit?“ — „Mein Bataillon, gefolgt von der Avantgarde des erſten Corps“, war die Antwort. „So wird Alles gut werden!“ lächelte Hiller. Da zuckte er auf, fuhr mit der Hand an die Bruſt: „Herr Kamerad, helfen Sie, ich bin verwundet!“ Lautlos ſank er in dem Augenblick aus dem Sattel, der die Entſcheidung brachte, — den Sieg!!

Ehre dieſen Todten! Ewig lebe ihr Andenken unter uns! — Wir glauben des Kaiſers Leben würdiger mit Nichts zu ſchmücken, als mit dem Gedächtniſſe der Führer ſeines wehrhaften Volkes, die in Treue alſo um ihn ſtarben! — Ein Offizier von der Brigade Hanenfeld aber, den man verwundert fragte: wie's komme, daß ſein Regiment ſo wenig Verluſte aufzuweiſen habe, — entgegnete: „Ach, wir hatten ja gar keine Zeit zu fallen!“ — So ſollte dieſem großen Trauerſpiel denn auch Gott Komus zum Epilog nicht fehlen. —

In dem Augenblicke, wo die Tête des erſten Armeecorps aus Chlum debouchirte, befahl der König, welcher acht Stunden vom Roskos-Berge aus den Gang der Schlacht verfolgt hatte: „Vorwärts auf der ganzen Linie!“ Allen Bataillonen vorauf, im Fluge ſie überholend, brach jetzt die Cavallerie in den Feind, an ihrer Spitze der König! — Als er die Höhe von Lippa erreicht hatte, den Punkt, um den ſich ſieben lange Stunden der Kampf gedreht hatte, ehe des Feindes Centrum zerriß, warf die ſchräge Nachmittagsſonne durch Pulverrauch, Staub und dunkles Regengewölk heraus einen breiten grellen Schein über das Schlachtfeld, das König Wilhelm nun gehörte. Hier hielt die Garde, zerſetzt und abgehetzt, ringend nach Luft und todesmatt. — Da ſahen ſie Ihn! — Was Mattigkeit, was Ruhe! Ein Jauchzen, ein Weinen, ein Gebet!! Es giebt Augenblicke, wo der Soldat über der Disciplin ſteht! – Garden, Schützen, Franz-, Alexander-, Eliſabeth-Füſiliere drängten an ihren Siegesherrn heran, umklammerten ihn, ſchrien, küßten ſeine Hände. Er ſelber ſchrieb der Königin: „Ich mußte es gewähren laſſen!“ — Darauf ſprengte er in die vorderſte Gefechtslinie gegen Streſetitz vor, wo die preußiſche Cavallerie den Widerſtand des Feindes brach. In Gefahr, fortgeriſſen zu werden und unter öſterreichiſche Reiter zu gerathen, bat Bismarck endlich den eifrigen Monarchen, ſich nicht zu exponiren. Jetzt erſt ſiegte der König über den Soldaten!! — — Die Reitergefechte bei Streſetitz und Problus waren Benedeck's letzter Verſuch, um genug Luft zu erhalten, die Trümmer ſeiner Armee zu retten! Der Marſch von Königgrätz bis Wien war eine Zerſchlagung der letzten Reſte der kaiſerlichen Armee. — Wir ſtanden vor Florisdorf, St. Stephan ſahen wir ragen! Eine Flankenbewegung war bewirkt, Preßburg in wenig Stunden uns gewiß, — da dachte Oeſterreich an den Frieden! — Fünfzehn Tage ſpäter wurden die Präliminarien (18. Juli) in Nikolsburg feſtgeſtellt. —

Vom 8. bis 12. Juli, wir wiſſen es nicht genau, geſchah im Hauptquartier unſeres ſtets gerechten Königs ein Irrthum, der ſehr natürlich und für die andere Art von Kriegführung, als welche in Böhmen unſererſeits geführt worden war, höchſt bezeichnend iſt. Böhmen war ein Keſſel und unſere Action daſelbſt ein klug angelegtes Keſſeltreiben geweſen. Am langgeſtreckten Maine war's anders, dies Andere war nun nicht gerade das Schwierige, jedoch das Langwierigere. Man hat den Krieg von

1866 den „Sieben-Tage-Krieg“ genannt; mit welchem Rechte, das bleibe ununterſucht. In zwei Wochen wurde von Vogel von Falckenſtein, welcher das Violoncell in dem bekannten Quartett unſerer Operationen ſpielte, die Sache am Main indeß beſorgt. — Der beſagte Irrthum des Hauptquartiers beſtand in Folgendem.

Hannover und Heſſen-Caſſel waren unſer, den Baiern war es (28. bis 30. Juni) nicht mehr gelungen, den Hannoveranern die rettende Hand zu reichen, denn dieſelben hatten (am 28. Juni) bereits capitulirt. Es galt jetzt, die Baiern aufs Korn zu nehmen. — Gefechte bei Hammelburg, Dermbach, Wieſenthal, die Panik von Hünfeld und Gersfeld (vom 2. bis 5. Juli) waren die Einleitung geweſen, am 7. zog Falckenſtein über die hohe Rhön und jenes ſonderbare, noch nicht erlebte Schachſpiel begann, was die Baiern wie die Reichsarmee verwirrte, abhetzte, trennte und erſt am 16. mit dem Einzuge in Frankfurt am Maine ſchloß. Vom 7. wenigſtens ab, acht Tage lang, erfuhr das Hauptquartier in Böhmen, ſelbſt in Verfolgung des Feindes begriffen, vom Maine nicht das Mindeſte. Entweder war eine Communication überhaupt unmöglich oder nicht rathſam geworden, oder aber Falckenſtein's Nachrichten erreichten den König nicht. Im Hauptquartiere, wo man nach dem Tage von Langenſalza raſchen entſcheidenden Schlägen entgegenſah, mußte dieſe Lautloſigkeit Beſorgniß erwecken. Solches Zaudern konnte nur Verdacht gegen die Fähigkeit Falckenſtein's erwecken, Zeit zu verſäumen war aber nicht! Man berief Falckenſtein alſo ab und ernannte General von Manteuffel. — Wem immer dieſe dringliche Ordre zu überbringen auch anvertraut war, ihm ging es ganz genau wie den ſüddeutſchen Truppen, er fand Falckenſtein nicht. Acht Tage wohl irrte die Ordre am Main umher und traf am 18. in Frankfurt erſt ein, nachdem Tags vorher Falckenſtein's große Erfolge bei Hammelburg, Kiſſingen und Aſchaffenburg ins Hauptquartier gemeldet worden. Nachdem Falckenſtein als Sieger in die alte deutſche Reichsſtadt eingezogen war, fand er ſich vom Commando abberufen und nach Böhmen als Gouverneur verſetzt. Wie tief es ihn ſchmerzte, ſo verkannt zu ſein, wird Jeglicher ermeſſen können; er reiſte zu ſeinem Monarchen, ſeine Dimiſſion zu erbitten. Daß der König dieſe Selbſttäuſchung des Hauptquartiers durch perſönliche Liebenswürdigkeiten und Gnade glänzend ausglich, verſteht ſich wohl von ſelbſt!

Mit Frankfurts Einnahme war auch der Sieg am Main für uns entſchieden. Die ſpäteren, ſehr heißen Gefechte wurden das glänzende Finale der ganzen Campagne. — Manteuffel trat auf ſpeciellen königlichen Befehl bis zur Erbarmungsloſigkeit ſcharf in Frankfurt auf. Für ſeinen bis zur Coquetterie getriebenen Preußenhaß mußte die Stadt nun eben herhalten. Wegen dieſer Folgen hatte ſie ſich ganz beſonders bei ſeiner moſaiſchen Literaten-Demokratie zu bedanken!! —

Wie die Stimmung in Süddeutſchland gegen uns geweſen war und wie ſie mit der Situation wechſelte, mag unſer Gewährsmann erzählen, Derſelbe, welcher mit den zwei aſchfarbenen Studenten, die nach Würzburg wollten, am 9. Mai von Berlin über Kreienſen nach Caſſel fuhr. — „Der erſte Eindruck, den wir mit Blind's belorbeertem Bilde in der Neckarſtadt empfingen, war für einen preußiſchen Magen ſchwer verdaulich. Die leuchtende Frühlingsſonne, der blaue Himmel, der dunklen Berge grüner Kranz, welcher über die Häuſer von „Carl Herzogs" alter Schwabenſtadt hereinragten, dies Meer rothblühender Edelkaſtanien war entzückend, — aber dieſe wild erregten Menſchen?! — Den erſten Tag in Stuttgart mußte ich die Freude erleben, von Männern, die es wiſſen konnten, zu hören: in vierzehn Tagen längſtens ſind die Rothhoſen aus Straßburg hier. „Da möget Ihr Preuße ſehn, wie Euch's Jäckle gelupft wird!" — Daß wir unterliegen mußten, war eine Sache, die zu beſtreiten von Lebensgefahr geweſen wäre. Heil mir, daß ich niemals Politiker, nie Zeitungsſchreiber geweſen bin, ich wäre wahrſcheinlich auf den Hohentwyl geſetzt worden! Als bekannt war, Oeſterreich ſei durch uns geſchlagen, rotteten ſich die Arbeiter, beſonders die Weinbauern der Umgegend, zuſammen. Sie wollten Herrn von Varnbühler hängen! —

„Leiſ', Kindles, leiſ'!
Da kummt der böſe Preiß,
Da kummt der Vogel von Falckeſtein,

'R ſteckt euch All' in'n Sack hinein;
Der Bismarck ſteht d'rhinder
Und freßt die große Kinder!"

ſang man überall, und das war ganz heiter. Aber zu hören:

„Aus Berlin, ſagt 'r,
Iſt der Aff', ſagt 'r,
Säuft an Wein, —
Schlimmer als 'n Graf!
Reißet's Maul auf,
Hat ka Hirn!
Soll den Sieg
Aber noch verlir'n! —
Schlagt's 'n todt,
Wenn er Anen ſicht,
Daß 'r Furcht
Vor de Schwabe kriecht!" —

Das war nun ſchon ſtörender und der Spruch: „Wo man ſingt, da laß Dich ruhig nieder", wurde etwas zur Illuſion. Wie hoch der Fanatismus, durch Angſt verſtärkt, aber in der dortigen Bevölkerung ſtieg, bewies, daß über uns wohnende Leute, Ruſſen, uns als Preußen denunciren wollten, — daß unſer Wirth, ein faſt ſiebenzigjähriger Mann, — ein ehemals ganz berühmter Opernſänger, — eines Abends, aus dem Weinhauſe kommend, uns mit der Drohung überfiel: „Ehe die Preußen nach Stuttgart kommen, ſchlagen wir alle hieſigen Berliner todt!" — Am andern Tage bat er reuevoll ſein Benehmen ab, er weinte wie ein Kind. — Bald darauf reisten wir dennoch nach Carlsruhe. Wir waren von dortigen Freunden denn doch gewarnt, der Einmarſch der Preußen ins Neckarthal als bevorſtehend gemeldet worden. Wirklich hatte das Landvolk theilweiſe ſchon die Schienen nach Mühlacker hin aufgeriſſen. — Andererſeits fiel von unſerer Seite auch Manches vor, was über's vernünftige Maß ging. Der Wahrheit wegen muß ich erwähnen, daß zu Carlsruhe in derſelben Etage mit uns eine gebildete Dame in Folge der Schrecken am Nervenfieber ſtarb, die ſie in Frankfurt hatte erdulden müſſen!" —

Soweit unſer Gewährsmann. — Wir denken, es iſt von uns an Frankfurt treulich gut gemacht worden und wird ferner gut gemacht werden, was wir damals zu viel zu thun uns verleiten ließen. — Am 29. Juli verließ König Wilhelm Nikolsburg, die Präliminarien waren geſchloſſen; durch den Prager Frieden wurden ſie perfect. —

Was war die erſte Handlung des ſiegreichen Königs nun im Frieden? — Er demüthigte ſich nicht allein vor Gott, er beugte ſich auch dem Rechte ſeiner Nation, — er erbat ſich von den Kammern „Indemnität!" Den 3. September 1866 kann Kaiſer Wilhelm I. ſich nicht blos als den größten Sieg ſeines Lebens anrechnen, ſondern als eine großartige hiſtoriſche That, die in der Geſchichte dieſer Welt nur einmal gleich leuchtend noch verzeichnet iſt und welcher Eliſabeths von England Andenken noch nach Jahrhunderten für ihr Volk ganz unauslöſchlich gemacht hat! Daß dieſer Sieg über ſich ſelbſt dem Könige der ſchwerſte wurde, vollendet nur noch dieſes wahrhaft löwenherzigen Landesvaters ſittliches Verdienſt. — Mit dieſem Acte war der innere Friede auch dauernd vollendet, wir traten endlich aus den politiſchen Kinderſchuhen! —

Unſerer Oppoſition ſoll aus ihrer vorhergegangenen Kampfeshitze kein gravirender Vorwurf gemacht ſein. Sie war eben parteiiſch, weil ſie Partei war, und unpolitiſch, weil ihre talentvollſten Redner ſelbſt nicht die geringſte ſtaatsmänniſche Ader hatten, ſonſt hätten ſie Bismarck längſt verſtehen können.*) — Wie jubelvoll König Wilhelm I. und ſeiner Truppen Einzug in Berlin war (20. September), iſt in Aller Gedächtniß. —

Als Folge unſerer Siege fiel von der Pfordten und Fürſt Hohenlohe ward baieriſcher Miniſter-Präſident. — Der edle, ſo ſchwer von falſchen Dienern beſchädigte König Johann von Sachſen beſiegelte mit ſeinem Beſuche in Berlin die Bundestreue, welche er uns angelobt und die er auf das Opfermuthigſte nachmals bewährt hat. Außer anderen Ehrenzeichen und Dotationen, welche von Fürſt und Land freudig ſeinen Helden verliehen wurden, errang ſich Bismarck den Grafentitel durch die meiſterhaften Dienſte, welche er Preußen wie der deutſchen Sache bisher geleiſtet hatte. —

---

*) Unter Bismarck.

Wenn wir beim Schluſſe dieſes Krieges uns gefragt haben, worin denn unſere, uns ſelbſt ſehr neue Ueberlegenheit beſtanden hat, ſo iſt die Antwort klar. Wir haben vorhin ein muſikaliſch Bild für unſere Armee gebraucht. Der Capellmeiſter war gut, die Capelle gleichfalls. Unſer unvergleichliches Enſemble alſo iſt das ganze Geheimniß unſeres Sieges! — Die Frucht deſſelben war für uns eine dreifache. Abrundung Preußens, ſeine erſte Stellung in Deutſchland, ſeine Souveränität über den Norddeutſchen Bund! — Was gewann Deutſchland? Die Möglichkeit, endlich in wirthſchaftlichem wie militäriſchem Sinne zu einem großen Gemeinweſen ſich zu einen! Dies Gemeinweſen erſtreckte ſich vorerſt nur bis zum Main: man mußte es aber der Zeit überlaſſen, ob er ſich ohne neuen Kampf je überbrücken werde. Ach, immer blieb noch unſer Jugendtraum: Alldeutſchland — eine bloße Hoffnungsactie, wenn ſie bereits auch ſchon etlichen Cours gewann. — — Die Landtagsſitzung der neugewählten Kammer war in der Seſſion bis October eine höchſt fruchtbare; gegenſeitiges Vertrauen hatte ſie belebt. Nur die „zwei Seelen-Theorie" tauchte auf, welche ſehr komiſch war, aber den Kern einer Wahrheit enthielt, die — ſeit Schleswig-Holſtein indeß nicht mehr beſtand.*)

Kämpfe anderer Art ſollten uns nicht erſpart bleiben, welche auch ihre großen Bitterkeiten hatten. — Daß Oeſterreich uns nun nicht lieben konnte, war ihm zu verzeihen, daß die annectirten Provinzen ſich mehrfach unglücklich fühlten, dazu auch vorläufig noch berechtigt waren, iſt gewiß; ihre Gefühle für die entthronten Fürſten waren entſchieden ehrenwerth. — In den neuen Provinzen war Zu- und Abneigung betreffs Preußens indeß höchſt verſchieden. Die Ruhigen und Einſichtigen, die Welt des Handels und der Induſtrie, kurz Alle, welche die Nothwendigkeit ſeit Jahren ſchon einſahen, daß ihr Land aus kleinſtaatlichen Schranken heraus müſſe, um in Gedeihen und Entwickelung nicht hinter der

---

*) Siehe Bismarck.

Zeit zurückzubleiben, waren gut preußiſch geſinnt. Auch hatte bei der Mehrzahl der Bewohner der erſte Beſuch König Wilhelms in Hannover und Caſſel die wohlthätigſten Folgen. Die gewinnende Perſönlichkeit und Huld des Monarchen gewann Preußen damals unendlich viel Herzen, die bisher im Groll verharrt hatten. — Eine Partei natürlich blieb unverſöhnlich. Der Adel, welcher am, der kleinhauptſtädtliche Gewerbeſtand, welcher vom verwichenen Hofe gelebt hatte, waren unſere Haſſer. Bei ſo getheilter Stimmung kam es nur darauf an, daß dieſe neuen Preußen uns lieben lernten und wenn eine kriegeriſche Kataſtrophe hereinbrach, uns auch treu blieben. Der Proteſt des Königs Georg von Hannover, die Agitationen in Hietzing, wie die des heimiſchen Adels und verſchiedene andere Anzeichen ließen Hannovers wegen uns Manches beſorgen!

In Süddeutſchland wollte uns Baden allerdings wohl, ſoweit das eben die Ultramontanen und der theils noch öſterreichiſch geſinnte Adel ermöglichte; in Würtemberg und Baiern ſtand es ſchlimmer. Die Agitation gegen die „Verpreußung" fiel auf höchſt fruchtbaren Boden, wuchs bedeutend während der nächſten drei Jahre, zumal nun auf religiöſem Gebiete das Unfehlbarkeits-Dogma hinzutrat, wir aber einmal als alter Hort der proteſtantiſchen Lehre galten. Unter ſolchen Umſtänden hatte der neue Norddeutſche Bund keine allzu heiteren Flitterwochen. Die rückſichtsvolle Klugheit unſerer Regierung, der ehrliche Eifer unſerer neu verbündeten Freunde, das hingebende Talent unſerer, im parlamentariſchen Kampf nach gerade ergrauten Vertreter allein half glücklich den neuen Bau begründen.

Ehe man ſich Deſſen aber zu freuen ein bischen anfangen konnte, thürmte ſich ſchon eine neue Wolke auf, „die Luxemburger Frage!" — Der Krieg mit Frankreich hing an einem Haare; er hätte uns im Anfange unſerer neuen Entwickelung und noch an den Wunden des letzten Krieges blutend gefunden. — Dieſem Unglück entgingen wir durch die Geſchicklichkeit und Energie unſeres Geſandten, Grafen von der Goltz in Paris, durch die Vorſicht Bismarck's und der großen Selbſtbeherrſchung des Königs. Er hatte, ob auch Sieger, den Krieg ſatt. Deſſen Leiden an

Freund und Feind ſchnitten ihm ins Herz. Er ließ Napoleon lieber einen kleinen Triumph, um nur einer neuen Opferung deutſchen Blutes zu entgehen! — Wer uns zumeiſt aber in unerforſchlicher Weisheit über dieſe Kataſtrophe und die erſte nöthige Ruhezeit hinweghalf, war der Weltenlenker, dem König Wilhelm auch vor allen Anderen den Sieg zuſchrieb. Er gab dem Neffen des Corſen andere Beſchäftigung! —

Um Napoleon eine kluge Courtoiſie zu erweiſen und zu beſeitigen, Was noch bedrohlich ſchien, ging der König mit Bismarck nach Paris zur Weltausſtellung. —

Fünf Tage nach der Abreiſe König Wilhelms von Paris (19. Juni) ward Maximilian von Mexiko zu Queretaro erſchoſſen!! —

Die Waffen Napoleons, trotz Marſchall Bazaine's vandaliſcher Kriegsführung, hatten in Mexiko ſehr verdächtige Lorbeern errungen und denſelben Fürſten, welchen er inauguirt hatte, deſſen Exiſtenz und Rechte zu erhalten ſeine Pflicht und Schuldigkeit war, hatte er ſelbſtſüchtig in Stich gelaſſen! — Hart am Monatsſchluſſe kam „Unſer Fritz", der Kronprinz, mit Begleitung nach Paris, um die Höflichkeit des Vaters zu verſtärken. Am 1. Juli wollte Kaiſer Napoleon eben in den Wagen ſteigen, um in das Preisvertheilungs-Schauſpiel zu fahren, das ſo pompös pariſeriſch in Scene geſetzt war. Den Fuß ſchon auf dem Wagentritt, erhielt er die Nachricht von Maximilians Ende. — Augenzeugen, die ganz nahe ſtanden, ſagten uns, Er habe ſo fahl, ſo gebrochen ausgeſehen, wie nie! — Als er die Preisliſte der Gekrönten verlas, fielen die Worte ihm hohl und blechern von den Lippen. Schweißperlen ſtanden auf ſeiner Stirn und deuteten an, wie er mit Mühe ſich nur noch zuſammenhielt! Die ſittliche Vergeltung war über ihn gekommen! Von dieſem Tage ſtammen ſeine Ohnmachten, ſeine ſchlafloſen Nächte! Ein geheimnißvoller Finger hatte auch dieſem neuen Nebucadnezar ſein Schickſal vorgeſchrieben!! —

Einen ſchmachvollen Krieg hatte Frankreich ehrlos geendet! — Es gab für Napoleon jetzt nur drei Möglichkeiten. Entweder durch einen glorreichen Krieg zur Säbelherrſchaft des 2. December zurückzukehren, oder etwas Grandioſes zu erſinnen, das dem „Preſtige" der Franzoſen Nahrung gab, oder aber der kaiſerliche Preſtigiateur mußte ſich dem Liberalismus des Herrn Ollivier in die Arme werfen! Er that alles Dreies und nur halb, das war der Fehler! — In dieſem Sommer wollte uns — die Vorſehung prüfen, ob wir den Mann entbehren zu können gedächten, der unſerer Erfolge unſichtbare Seele geweſen war. Sie wollte ihm und uns den Beweis geben, daß wir „den junkerlichen Heißſporn" liebten, — lieben mußten! Im Juni erkrankte Bismarck ſchwer. Man fühlte bald, wie ſehr er fehle. Kaum Reconvalescent, that er im Auguſt einen ſo unglückſeligen Sturz, daß das Roß auf ihn zu liegen kam; ſein Leben hing faſt an einem Hauche. — Wer die innere Angſt des preußiſchen Volks, wer die Theilnahme und Beſorgniß aller Orten ſah und die Freude, wie es hieß: ‚Er wird doch wieder geſund!" der weiß genug. — Eigenthümlich, faſt alle unſere bedeutenden Männer in Preußen hatten daſſelbe Loos, König Wilhelm, Friedrich Carl, Bismarck, Roon, Papa Wrangel! Erſt gehaßt, wurden ſie in der Noth erkannt und im Erfolge anerkannt; das iſt die Welt! —

Dies Jahr, wie das vorhergehende und kommende, war ſtill; — innerer Ausbau unſeres Volkslebens, Retablirung unſerer Armee, Heilung unſerer Schmerzen, Erſatz unſerer Opfer war unſere Arbeit, welche nicht viel Geräuſch machte, deſto mehr aber Wirkung hatte. In dieſen letzten Jahren begann auch Louis Napoleon gegen uns jenes ſtille Doppelſpiel voll Liſt und Trug, voll Selbſtſucht und Niedertracht, welches Bismarck's ganze Kunſt erfordern ſollte! —

Nicht nur, daß Napoleon verkappte Offiziere vom Genie den Rhein und Deutſchland bereiſen ließ, auch einen genialen Mann mit teufliſch klaren Augen, Oberſt Stoffel, uns in Berlin als militäriſchen Botſchafter auf den Hals geſetzt hatte, er bohrte auch in Wien und Italien, Schweden und Dänemark gegen uns und ſuchte ein kleines Rheinfürſten-Bündniß zu etabliren. Ferner that er ſich mit Hietzing zuſammen und die Welfen-Legion ward gebildet. Um nun auch nicht der Trompete gegen uns zu ermangeln, band er mit Mainzer und Frankfurter Blättern an, welche gegen Subvention eine bonapartiſtiſch-deutſche Literatur am Rhein begründen ſollten. Er ward von ihnen Allen indeß abgewieſen, und dieſe Blätter machten dadurch mit Ehren wieder gut, was ſie 1866 in falſchem Eifer geſündigt hatten. Unter Napoleons Agenten ſpielte damals ein Herr Curtis, ehedem engliſcher Conſul, eine berüchtigte Rolle.

Das war der ſtille kleine Krieg. Den ſtillen großen leitete Herr Benedetti. „Belgien für Königgrätz“ war jetzt die Frage! — Damit in der Zwiſchenzeit aber dem franzöſiſchen Volke doch eine anregende Zerſtreuung geboten ſei, wurde Ende 1869 der Suezkanal durch die „nil-farbene“ Dame Eugenie an der Spitze der höchſten Vertreter aller Großſtaaten eröffnet. Unſer Kronprinz Fritz repräſentirte Preußen und reiſte über Paris (29. December) zurück. Napoleon hatte ſich inzwiſchen der Demokratie in die Arme werfen müſſen, das Miniſterium Ollivier-Gramont war eben aus dem Ei gekrochen! Drei Tage verweilte „Unſer Fritz“ in Paris, — übergenug, um ſich zu informiren, wie es mit Napoleon — und wie Er mit Uns ſtehe. Nur noch der Vorhang durfte ſteigen, dann war die Scene klar und die große Komo-Tragödie von 1870 konnte beginnen!!! — — —

Wenn wir unſere drei ſiegreichen Kriege von 1864, 1866 und 1870 unter einander vergleichen, ſo verhalten ſie ſich in allen Stücken, ſowohl was unſere Gefühle bei ihrem Beginn, unſere Leiſtungen während derſelben und die Größe unſerer Erfolge betrifft, etwa wie in der Sprache der Poſitiv, Comparativ und Superlativ. — Nach den Elbherzogthümern trieb uns das Gefühl deutſcher Ehre, in den deutſchen Krieg die Pflicht unerbittlicher Nothwendigkeit, gegen Frankreich die Begeiſterung heiliger Rache! In Schleswig rangen wir um deutſches Recht, bei Königgrätz um Preußens Geſchicke, nach Frankreich trugen wir Germaniens Giganten-Vergeltung! —

Daſſelbe Gefühl der Ueberlegenheit und der Verachtung Preußens, was Oeſterreich 1866 blind gemacht, umnebelte auch das feine Gehirn eines Napoleon. Der Kaiſer von Oeſterreich hatte, um gegen uns den Krieg zu entfeſſeln, immerhin doch noch einen Grund, der in ſeiner ſtolzen Tradition beruhte und den wir vor wie im Kriege auch völlig gewürdigt haben. Sein Vorgänger war vom deutſchen Kaiſerthron zurückgetreten, Franz Joſeph wollte nun nicht noch einen Schritt zurücktreten, um neben Preußen ſich zu ſtellen. Unſere Gegnerſchaft, unſer Mißtrauen war zu alt, um in der Bruſt eines jugendlichen, heißblütigen Kaiſers dem Gegentheile Platz zu machen. Einmal mußte der Tag doch kommen, wo wir mit offenem Viſire im Turnier zuſammenrannten auf Tod und Leben! Daß unſere Generation dies Loos gerade traf, machte uns traurig, aber es war beſſer ſo, als eine lange und hinterliſtige Verſtellung! — Napoleon aber hatte zum Kriege gegen uns gar keinen rechtſchaffenen Grund, höchſtens nur eine — ziemlich gemeine Entſchuldigung. Er mußte dem Bankerott ſeines eigenen Hauſes vorbeugen, indem er räuberiſch in das des Nachbarn einbrach!!

Dennoch iſt er an dem Kriege von 1870 unſchuldig.*) Sein Volk wenigſtens hat nicht das leiſeſte Recht, die Schuld von ſich ab auf Napoleons Schultern zu wälzen. Des Kaiſers Vergehen allein war Schwäche mit Prinziploſigkeit gepaart, die Schuld der Franzoſen aber, daß ſie ihm das Meſſer an die Kehle ſetzten und ſagten: „Nieder mit Deiner Dynaſtie oder mit Deutſchland!“ Der Galgenhumor nur trieb ihn ins Feuer! — — Von der Corruption, die Napoleon in ſeinem Lande geſchaffen hatte, ganz abgeſehen, war ſein Unglück, daß er das franzöſiſche Heer zu Prätorianern gebildet hatte, alſo von demſelben abhing und er in die Hände ſeiner eigenen Mameluken fiel, der Caſſagnac, Gallifait, Rouher und Anderer. Sein Hof hatte ſchließlich eine Phyſiognomie angenommen, die als völlig neu in der franzöſiſchen Geſchichte gelten muß, ja bei deren Vergleichung Ludwigs XV. und des Regenten von Orleans Umgebung ſelbſt noch gewinnen muß! Unter jenen Monarchen war man gewiß ſehr unſauber geweſen, aber man war doch immer noch „Seigneur“ geblieben, unter Napoleon war man aber ſo unſauber wie — eine reiſende Komödiantenbande.*) — Hierzu kam noch Zweierlei. Napoleon war verlebt und doch noch lüſtern, die Melancholie des Marasmus wechſelte in ihm mit ahnungsvoller Unruhe und der Gier nach galanter Zerſtreuung. Die *eigentliche* Färbung des Ganzen gab ſchließlich die für *ihn* doch zu junge Eugenie. Feurig und bigott, ehrgeizig und voll gedankenloſen Leichtſinns, fehlte ihr nicht Schönheit und nicht Grazie, aber die *Erziehung zu ihrem kaiſerlichen Stande*. Sie war, ewig von den Mamelunken und Jeſuiten gehetzt, die *Haupthetzerin*. Von unten auf ſteckte Einer den Andern an, bis die ganze Atmoſphäre „Krieg *oder* Revolution“ athmete.

---

*) Siehe Moltke und Bismarck.

Die franzöſiſche Nation *wollte es* ſo. Zwiefach ſollte ſie auch ihren Willen, — *im Kriege* ſollte ſie auch noch die *Revolution* haben!! —

An unſerem Hofe machte man bereits im Mai bedenkliche Geſichter; daß im Juni vor den „Preußenhaſſern“ Fürſt Hohenlohe in München *weichen* mußte, der ſehr klerikale Graf Bray an die Spitze des Cabinets trat, ebenſo die Stimmung der bairiſchen Kammer erfüllte uns mit großer Sorge. Ein Glück, Graf Bray wie Herr von Lutz waren *deutſche Ehrenmänner*! — Einen Grund, ſei er auch noch ſo haltlos, muß aber jeder Krieg doch haben und Prinz Leopold von Hohenzollern-Sigmaringen mußte ihn abgeben. Väterlicherſeits mit den Hohenzollern verwandt, war er durch ſeine Großmutter Stephanie Beauharnais ein Vetter der Bonapartes. Spanien, das einen König ſuchte wie's liebe Brot, hatte auf ihn ſein Augenmerk gerichtet und in Paris war ſeine Kroncandidatur längſt kein Geheimniß mehr. Daß man an unſerem Hofe von ihr *wußte*, iſt anzunehmen, aber ebenſo auch, daß man auf des Prinzen *ſpaniſches* Königsthum einen höchſt geringen Werth legte. Welcher politiſche, ja ſelbſt wirthſchaftlich beſondere Nutzen ſollte ſeine Wahl für uns haben, da Spanien geographiſch von uns gänzlich geſchieden war, ſeine Intereſſen es ja an Frankreich, Italien und den Orient verwieſen?

---

*) Siehe „Unſer Fritz“.

Weshalb man jedoch den Prinzen gerade als Mittel zum Kriegszweck wählte, iſt leicht einzuſehen. In den beiden letzten Jahren hatte man vergeblich verſucht, unſerer Regierung durch politiſche Intriguen beizukommen. Das Geſchrei wegen des Saarbeckens, Benedetti's heimliche Zumuthungen waren ebenſo ignorirt worden, als der Verſuch, Luxemburgs wegen mit uns Händel anzufangen. Bismarck war weder herumzukriegen, zu überliſten, noch in unklugen Affect zu bringen. Das einzige Mittel war alſo — König Wilhelm in Perſon, in ſeiner Ehre als Fürſt und Hohenzoller anzutaſten! — Da wir in den Tuillerien, wie zu St. Cloud nun recht gute Ohren hatten, Graf Bismarck ſchon ſeit 1866 wiſſen konnte, wo hinaus Napoleons Politik münden müſſe, ſo war er zwar nicht völlig vorbereitet, doch aber auf irgend einen plötzlichen Schlag gefaßt. Anfangs Juli — aus heiterem Himmel — proteſtirten gegen des Prinzen Kroncandidatur bei unſerem Geſandten v. Werther in Paris die Herren Ollivier und Gramont; beim Unterſtaatsſecretär v. Thiele that der franzöſiſche Geſchäftsträger in Berlin daſſelbe. Bismarck war nicht zu ſprechen, Thiele wies Benedetti zuvorkommend ab. — Unſer König war in Ems und wörtlich ohne Ahnung von dieſen kleinlichen Geſchichten. — Am nächſten Tage reiſte Werther von Paris nach Ems, um dem Könige die aufſteigende Wolke zu melden; viel eher iſt auch wohl kaum dieſelbe Sache von Berlin aus ihm gemeldet worden. An demſelben Tage wurde die Interpellation von Cochery wegen des Prinzen in der Pariſer Kammer geſtellt; — natürlich hatte die Regierung ſelbſt ſie veranlaßt. Dieſelbe ward durch Gramont in ſcharfer, Preußen höchſt beleidigender Weiſe beantwortet. Herr Cochery hatte ſich alſo zu einer „imperialen Cochonerie“ hergegeben! — Das war allerdings ſehr ſtark, aber, um den Effect noch zu vergrößern, fiel das Bonapartiſtiſche Blatt „Le pays“ über uns her, hetzte Paris auf und demaskirte dadurch bornirter Weiſe die kaiſerlichen Abſichten. Zugleich erſchien Benedetti, der auf Befehl „beleidigen“ ſollte, in Ems vor König Wilhelm und verlangte: „derſelbe ſolle Prinz Leopold verbieten, den ſpaniſchen Thron anzunehmen.“ Er ward abgewieſen und die Pariſer Preſſe antwortete mit einem Wuthſchrei. Zwei Tage hierauf reiſte Werther, neu inſtruirt, wieder nach Paris und Benedetti wurde nochmals abgewieſen. — So ſicher Napoleon war, dieſes Mittel ſei das einzige, um den Krieg zu entfachen, ſo wußte er doch nicht, daß es auch das allergefährlichſte für ihn war. Schon ging durch Deutſchland wegen der Emſer Vorgänge unheilvolle Erregung und die engliſche Preſſe verdammte laut das Benehmen Napoleons! — Wie berechnend nichtswürdig es geweſen, beweiſt, daß Madame Eugenie damals vor Freude ſtrahlend ausrief: „das wird ein kurzer und glorreicher Krieg ſein; es wird mein kleiner Krieg ſein!“ Die Mameluken- und Jeſuitenpolitik hatten dieſe Frau bereits zum Backfiſch reducirt! — Auf einmal kam ein Strich durch die franzöſiſche Rechnung, — Prinz Leopold von Hohenzollern verzichtete freiwillig auf ſeine Kroncandidatur; aller Grund des Krieges fiel weg! — In Deutſchland athmete man auf, man ſegnete die patriotiſche Entſagung eines Prinzen, der eine lockende Krone nicht um den Blutpreis ſeines Vaterlandes erwerben wollte. In Paris, ſogar am dortigen Hofe, gab es immer noch vernünftige Leute, welche eine Ahnung hatten, es werde in dieſem Kriege mit Frankreich ſchlecht ausgehen. Eine verwandte Prinzeſſin des Kaiſers gratulirte ihm zur Beilegung des Conflicts, indem ſie hinzuſetzte: „In der That, Sire, Sie ſcheinen mir auch nicht in der Verfaſſung eines Eroberers!“ Napoleon litt nämlich gerade fürchterlich an der Gicht, hatte die Füße in Flanellſtiefeln und ſein Gemüth war niedergedrückt. — Aber nein, die Kriegspartei, das Jeſuitenthum und die Demokraten in ſüßem Bunde ſtachelten den flanellenen Löwen bis zur Verrücktheit! — In Ems ſtand ſchon Benedetti wieder vor dem Könige Wilhelm. Er verlangte nun, „derſelbe ſolle ſich verpflichten, daß auch künftig Prinz Leopold die ſpaniſche Krone nicht mehr annehmen dürfe!“ — „Sagen Sie dem Grafen“, ſagte der König ſeinem Adjutanten mit eiſerner Ruhe, „ich hätte ihm Nichts weiter mitzutheilen!“ — Benedetti hinauscomplimentirt, ging zurück; der Krieg war gemacht, ſeine Miſſion erfüllt, er, in ihm aber ſeine Pariſer konnten die Beleidigten ſpielen. — —

Am 15. Juli reiſte König Wilhelm von Ems ab. Den erregten Badegäſten, die, ihn umdrängend, ein donnernd Hoch ausbrachten, rief er, Thränen der Rührung in den Augen, zu: „Auf Wiederſehen! Auf Wiederſehen!" — Bange war's ihm, wehmüthig und zornig zugleich im Gemüth. — Ein Mann in ſeinen Jahren, welche ſelbſt den Niedrigſten ehrwürdig machen und vor Frechheit ſchützen, einen Fürſten beleidigen, der, ob auch in zwei Kriegen Sieger, gegen Frankreichs perfide Niedertracht jahrelange Mäßigung bewahrt hatte, das war nicht kaiſerlich mehr, — es war die Nichtswürdigkeit eines Gaſſenbuben! — — — Allmacht Gottes, du warſt in dieſen Stunden, wo er der Heimath bange zufuhr, über dieſem geſchändeten Monarchen! Kaum war die Brutalität von Ems bekannt, ſo hallte in allen deutſchen Gauen ein Aufſchrei der Entrüſtung wieder!! So gerade mußte man uns bedienen, damit wir den heiligen Zorn empfanden, welcher das Wunderwerk —, ſo lange vergebens von uns erſehnt, — vollendete, die deutſche Einheit! — Ihre Wirkungen ſollte Wilhelm I. ſchon unterwegs empfinden. In Caſſel jauchzten Tauſende ihm zu, in Göttingen, in Braunſchweig, — die annectirten Heſſen und Hannoveraner riefen jubelnd: „Nach Paris! Hoch lebe unſer König Wilhelm!" — Das gepreßte Herz ward ihm leicht. — Nun erſt im eigenen Lande! — In Brandenburg, unter erregten, vor Zorn faſt weinenden Menſchen, ſinkt ihm ſein Sohn in die Arme; Roon, Moltke ſind da. Während man nach Berlin fährt, macht man die erſten Dispoſitionen. — Jetzt iſt der König in ſeiner Hauptſtadt, mitten unter einem wild empörten Volke. Es iſt, als breche eine Revolution aus. Ja, empört aus Scham iſt es ob ſeines Königs, ob Preußens Schmach! Wir Alle waren zu Rebellen geworden, die das Preſtige des Mannes an der Seine zu Boden ſchmettern wollten! —

Wie wenig der König, Roon und Moltke eine Ahnung gehabt, es könne jetzt und gerade durch Leopold von Hohenzollern zum Kriege mit Frankreich kommen, beweiſt die Thatſache, daß die für ſolche Eventualität doch am dringendſten nöthigen Männer, nämlich ſämmtliche Abtheilungs-Chefs des großen

Generalſtabs in Berlin auf Urlaub waren! — „Ich befand mich mit meiner Frau in der Schweiz“, ſagte uns einer dieſer Herren, „als die telegraphiſche Ordre kam: „„Sofort zurück zu mir! Moltke.““ Auf der Stelle reiſte ich ab. Vom Bahnhof in Berlin fuhr ich mit meinem Gepäck direct zum Generalſtabs-Chef. — Meine Collegen trafen ſelbige Stunde ebenfalls ein. — Um etwa halb acht Uhr Abends ſetzten wir uns an die Karten, gegen neun Uhr war die Kriegs-Dispoſition gemacht, — wir konnten ruhig nach Hauſe gehen. Schon in der Nacht gingen die Ordres an unſere Corps ab!“ —

Weſſen Feder beſchreibt Berlins Jubel und Kampfesgrimm? — Unter den Linden war's jenen Abend ſchwarz vor wogenden Maſſen. — Wiederholt mußte ſich der König zeigen, mußte ſprechen! Auf Händen wollte man Graf Bismarck aus dem Palais forttragen in ſein Haus, wenn er es nur geduldet hätte! Da klang zuerſt „Die Wacht am Rhein“, — vier Wochen ſpäter ſangen es ſchon die Kinder. Den erſchöpften König hätte die Menge vielleicht die ganze Nacht nicht in Frieden gelaſſen, da tönte es plötzlich: „Meine Herren, Majeſtät muß noch arbeiten, gehen wir!“ — „Nach Hauſe!“ antwortete es rings. — Dahin wälzte ſich wie eine Fluth die Maſſe. Gleich einer Wetterwolke flatterte über den Schaaren als Vorahnung das „Heil Dir im Siegerkranz!“ —

Frankreichs Kriegserklärung und unſere Mobilmachung waren eins. Am nächſten Tage meldeten Baiern, Baden, Würtemberg, Sachſen, Heſſen: „Wir gehen Alle mit!“ Der hochherzige König Ludwig war der Erſte geweſen! — Einen Tag ſpäter machten ſie Alle mobil, — „das ganze Deutſchland ſoll es ſein!!“ —

An Königin Louiſens Todestage eröffnete Wilhelm I. den Norddeutſchen Reichstag, wo flammende Schwüre ihn empfingen, dann fuhr er nach Charlottenburg ins Mauſoleum. — Am Grabe ſeiner Eltern, bei den theuren Reſten der Mutter, die um des Corſen Willen zu früh ihm ſtarb, betete er: „daß der Ewige ihm Kraft verleihen möge, gegen den Neffen ſo wacker ſtehen zu dürfen, wie ſein Vater gegen den erſten Napoleon.“ — Zu derſelben Stunde überſchritten franzöſiſche Truppen die deutſchen Grenzen, als der König das eiſerne Kreuz wieder herſtellte. — Die freiwillige Krankenpflege übernahm im Felde Fürſt von Pleß, die Leitung der heimiſchen Königin Auguſta. An dem Tage, wo die fünf General-Gouverneure des Bundesgebiets ernannt wurden, verließ der franzöſiſche Geſandte den badiſchen Boden, hinter ihm flog die Rheinbrücke bei Kehl in die Luft!! — — Deutſchlands Einheit, — das hatte Napoleon denn doch nicht erwartet! Seine Proclamation hatte ganz den naturloſen Pathos eines ſchlechten Schauſpielers; es nützte aber nun nichts, er mußte wohl oder übel auch im Flanell marſchiren! Aus Rache wurden alsbald alle Deutſche aus Frankreich vertrieben. —

Kleinere Gefechte an der Grenze bildeten die Einleitung, das tapfere 7. rheiniſche Huſarenregiment ſprengte den Eiſenbahn-Viaduct der Verbindungsbahn Hagenau-Saargemünd. Kronprinz Friedrich Wilhelm ging nach Süddeutſchland, das Commando aller ſüddeutſchen Truppen (III. Armee) zu übernehmen. In München, Stuttgart, Carlsruhe ward er vom freudeberauſchten Volke wie ein Erretter empfangen; die deutſche Welt war eben neu geworden! Damals erhielt er auch von Nord wie Süd den einen Namen: „Unſer Fritz“, welchen ihm in Böhmen ſchon ſeine Soldaten gegeben hatten; ſogar die Franzoſen nannten ihn ſpäter im Grimme ſo! Zu gleicher Zeit erfolgte die Abreiſe des Prinzen Friedrich Carl nach Mainz als Commandeur der II. Armee. Am Buß- und Bettage endlich veröffentlichte Graf Bismarck Benedetti's famoſen Brief, welcher auf Belgiens Beraubung ausging. Die Sache Frankreichs war ſchon vor der erſten Schlacht in der öffentlichen Meinung Europa's gerichtet!! — —

Süddeutſchland, das Badener Land zumal, erſchien zunächſt bedroht. Daß König Wilhelm ihm alſo ſeinen einzigen Sohn und Erben, den „Helfer von Sadowa“ als Führer ſchickte, war nicht nur ein Akt des Vertrauens und der Treue, es war ein militäriſcher Meiſtergriff. — Zur Sorge hatten wir in der That ganz gerechte Urſache. War die preußiſche Armee nach 1866 auch die zweitbeſte in Europa geworden, die franzöſiſche galt unbeſtritten für die erſte der Welt. Die neue Kampfweiſe, welche ſie hatte, beunruhigte uns ebenſo, wie die neue, verderbliche, in Geheimniß gehüllte „Mitrailleuſe", — die „Kartätſcherin" — der deutſchen Bevölkerung nicht minder als die Horden der Zuaven, Turkos, Zephire, Gums und Spahys Grauen und Ekel verurſachten. — Ende des Monats paſſirte die franzöſiſche Panzerflotte Helſingör, gegen welche der wackere Vogel von Falckenſtein als Wächter an unſerer Küſte zurückblieb. Prinz Friedrich Carl marſchirte inzwiſchen durch die Pfalz an die franzöſiſche Grenze und König Wilhelm nahm ſein Hauptquartier in Mainz, nachdem er in der Proclamation „An mein Volk!" ſeinen Gefühlen einen Alle erhebenden Ausdruck gegeben hatte. — Auf ihm laſteten trotz der Einmüthigkeit der Deutſchen doch mancherlei Sorgen. Man kannte Schwedens wie Dänemarks Gelüſt ſehr wohl, ein Heer unterm Schutze franzöſiſcher Schiffe an unſere Küſte zu werfen, — man wußte, daß in der Hofburg ein Rachegeiſt umging, der die Begierde aufſtachelte, Vergeltung für Königgrätz zu üben! Napoleon wenigſtens nahm als ganz ausgemacht an, in Rußland ſei eine ſtarke Strömung gegen uns, Oeſterreich aber werde uns in Rücken und Flanke fallen; ein öſterreichiſcher Mameluke ſeines Hofes hatte ihn das feſt hoffen laſſen! — Der energiſche Patriotismus Deutſch-Oeſterreichs aber, das Herz des Kaiſers, welches, ob auch im Weh, denn doch wacker deutſch ſchlug, ließen die flüſternden Dämonen der Hofburg entweichen. Schließlich wurde unſer erſter großer Sieg der Dämpfer für alle etwa noch vorhandene Reibungsgelüſte.

Der erſte Sieg!! — Als König Wilhelm in Mainz anlangte, fand bereits das Gefecht bei Saarbrücken ſtatt, wo drei Diviſionen Franzoſen den Heroismus hatten, vierzig Füſiliere anzugreifen und eine offene Stadt in Aſche zu legen. Bei dieſer Gelegenheit führte der Preſtigiateur von der Seine auch ſein Kind zur erſten Production in die Arena, Lulu den Kugelſpieler. — Armer Junge! Aus ſolcher Frivolität beſtand deine Erziehung?! — Zwei Tage ſpäter war „Unſer Fritz" mit den Süddeutſchen über die franzöſiſche Grenze gezogen. Am 4. Auguſt ſchlug er zu

Weißenburg, zwei Tage ſpäter bei Wörth Marſchall Mac-Mahon, -- den Sieger von Magenta, total aufs Haupt! Während man wegen dieſes erſten Sieges in Berlin Victoria ſchoß, heftete Friedrich Carl durch den glänzenden Tag von Saarbrücken gegen Froſſard wiederum den Sieg an unſere Fahnen! — Nach dem Ehrentage von Wörth belobte der Kronprinz ſeine Armee mit herzlichen Worten. Er redete unter Anderen da auch einen beſonders heldenmüthigen Baiern an. Derſelbe erwiederte, wie erzählt wird: „Jo, Hoheit, wann mer Sie Sechsundſechszig nur gehabt hätte, mir hätte de verfluchte Preuße ſchon geklopft!!“ —

Nicht die bloße Waffe ſiegte bei uns, weit mehr der wunderbare Geiſt unſerer Nation, welcher unter Blut und Schweiß ſeine hohen, düftereichen Blüthen trieb! Nicht der preußiſche Schulmeiſter allein, das deutſche Lied hat auch ſeine Schuldigkeit gethan! Der Humor zumal, dies Götterkind in der Schellenkappe, wurde dem Soldaten ein Labſal bei ſeiner ſchweren Pflicht. — Das „Kutſchke-Lied“ allein war mehr werth, als ein ganzer Park von Mitrailleuſen. — Zwei andere Weiſen wurden auch jauchzend geſungen:

„König Wilhelm ſaß ganz heiter
Jüngſt zu Ems, dacht gar nicht weiter
An die Händel dieſer Welt.
Friedlich, wie er war geſunnen,
Trank er ſeinen Krähnchenbrunnen,
Als ein König und ein Held!!“ —

ferner:

„Jubelnd ſei's der Welt verkündet,
Nicht mehr ſcheidet uns der Main!
Darum rücken wir verbündet
Ins Franzoſenland hinein! —
Von der Alpe bis zum Strand
Schallt das Lied vom Vaterland:
Immer friſch, frei, fromm und froh
Haut ihm auf den Chaſſepot!
Chaſſepot! — pot — pot -- pot — pot,
Auf den Chaſſepot mit Hurrah!“ —

Jede Compagnie hatte ihren „verfluchten Kerl“, der mit einem „Kalauer“ oder „Schnadehupfl“ eine Exploſion der Fröhlichkeit gerade dann zu Wege brachte, wenn Hunger, Uebermüdung oder das Weh um gehabte Verluſte die Leute übermannen wollte. — Eine Thatſache, wie vor deutſcher Kaltblütigkeit franzöſiſche Couliſſenreißerei zuſammenbrach, lieferte ſchon die erſte Schlacht. Mac-Mahon hatte als furchtbarſten aller Schrecken die Zuaven und Turkos anfänglich immer vorauf geſchickt. Als das erſte Turko-Regiment (Indigènes) nun gegen die Deutſchen anſtürmte, nachdem es ganz in der Ferne Salven abgegeben hatte, erhob es jenes Gebrüll „des Wüſtenlöwen“, das auf den Boulevards von Paris immer den größten Effect macht. Die Deutſchen indeß erwiederten es mit ſtürmiſchem Gelächter! Lachend gaben ſie Feuer! Darauf wurden die „Wüſtenlöwen“ unter fortwährender Heiterkeit mit dem Bajonnet geworfen! — Ernſt ſein im Leben, lachend zum Tode gehen, kann nur der Deutſche! — —

Zwei verlorene Schlachten mußten nothwendig die Stimmung zu Paris ins kraſſe Gegentheil, den vorlauten Uebermuth in Wuth verwandeln. Daß General von Beyer bereits Straßburg cernirte, Lützelſtein, Lichtenberg, St. Avold erobert worden, vollendeten den Grimm des franzöſiſchen Volkes; Eugenie zitterte mit Recht für ihre Exiſtenz. Während Palikao an Gramont's und Ollivier's Stelle trat, mußte Napoleon, verachtet von ſeinem Heere, den Oberbefehl an Marſchall Bazaine abtreten. — In dieſem Augenblicke führte Bismarck einen neuen Keulenſchlag auf Napoleons Haupt, er veröffentlichte Benedetti's Brief vom 5. Auguſt 1866, in welchem derſelbe von uns die Abtretung des linken Rheinufers verlangt hatte!! — Schon ſtreifte unſere Cavallerie bis Metz, Pont à Mouſſon und Nancy, Allen vorauf die ſchrecklichen Ulanen, welche — wie ſcharfſinnige Pariſer Blätter ihren Leſern erklärten — „einem von uns aus Rußland bezogenen wilden Tartarenſtamme, den Abkömmlingen der alten Hunnen, entſproſſen wären, die nicht eher zu frühſtücken vermochten, bevor ſie nicht ein bischen gemordet, geſengt oder doch geſchändet hätten.“ — Für die deutſche Armee nicht nur ehrenvoll, ſondern für Erprobung unſerer Kräfte wurde es entſcheidend, daß in dieſem Kriege jede Waffengattung nicht nur in Thätigkeit kam, ſondern auch ihre äußerſte Geſchicklichkeit anzuſpannen hatte, um ihre Aufgabe glücklich zu löſen. Indeß König Wilhelm nach Faulquemont ging, wurde General Leboeuf, — der als ehemaliger Kriegsminiſter vor Napoleon das klaſſiſche Wort: „Frankreich iſt in Erzbereitſchaft", einundzwanzig Tage zu früh geſprochen hatte, nun auch als Stabschef der Armee abgeſetzt, die unter Wimpfen ſtehende päpſtliche Garniſon der Franzoſen aber ſchleunigſt aus Rom zur Hülfe geholt. — Am folgenden Tage ſiegte die I. Armee, welche König Wilhelm in Perſon commandirte, bei Noiſſeville. Napoleon zog ſich nach Verdun zurück; ſeine Leute mochten ihn nicht mehr ſehen! Auf Noiſſeville's blutigen Gefilden feierte das deutſche Heer einen ſehr ſonderbaren „Napoleonstag", an ihm mußte dafür in Paris eine Emeute blutig unterdrückt werden. Der greiſe Changarnier aber, obwohl des Kaiſers bitterſter Feind, eilte zu Bazaine nach Metz, dem wankenden Vaterlande ſeinen Degen anzubieten. — Der Kronprinz nahm durch die Vogeſen inzwiſchen ſeinen Marſch auf Nancy, um, wie die Diſpoſition war, nach Bazaine's Bezwingung mit des Königs Armee vereint gegen das verſchanzte Lager von Chalons zu operiren, das man höchſt formidable glaubte und wo überdem eine neue franzöſiſche Armee, wie man wußte, unter Mac-Mahon ſich bildete. — Für die königliche Armee und die des Prinzen Friedrich Carl galt es mithin zunächſt, Bazaine vor Metz feſtzuhalten, durch Umgehung abzuſchneiden, von allen Seiten dann aber auf ihn einzugehen. Eine Rieſenaufgabe, und wenn ſie glückte, von unberechenbarſtem Vortheile! Die zweite Armee unter Friedrich Carl hatte am folgenden Tage Bazaine glücklich im Marſche geſtellt und ſchlug ihn bei Vionville aufs Häupt; er wurde auf Rezonville zurückgeworfen. Während die königliche Armee ſich mit Friedrich Carl ſofort vereinte, nahm dieſer nordöſtlich von Metz gegen St. Privat Stellung. Bazaine, die Gefahr fürchtend, eingeſchloſſen und abgeſchnitten zu werden, beſchloß am zweiten Tage à tout prix den Durchbruch nach Weſten oder Nordweſt. In dem verzweifelten Ringkampfe von Gravelotte wurde er durch

König Wilhelm, bei St. Privat von Friedrich Carl geſchlagen. Der Marſchall ſaß gänzlich in der Falle! — Die Alternative nur blieb ihm noch, ſich nach Metz zu werfen und dort zu halten, bis von Chalons oder ſonſt wo Entſatz kam. —

Wir ſchildern hier nur König Wilhelms perſönliche Betheiligung bei dieſer Schlacht. — Vier Uhr Morgens verließ er Pont à Mouſſon, beſtieg bei Gorze ſeinen Braunen und ritt auf die Höhe von Flavigny. Die Trias ſeiner Getreuen, Moltke, Roon und Bismarck, wie eine große Suite, hielten bei ihm. — Im Grunde vor ihnen lag Rezonville, nordöſtlich Gravelotte mit dem Meierhofe Malmaiſon und in ſtaffelförmiger Terraſſe ſtieg die Wahlſtatt empor, ein Bergrand den andern überragend. Auf des Königs Anordnung ging das Corps Manſtein gegen den nordöſtlichen Wald vor, während Zaſtrow und Goeben Richtung auf Gravelotte nahmen. Dieſe hatten den Auftrag, nur langſam vorzudringen, damit Prinz Carl die Umgehung des rechten franzöſiſchen Flügels bei St. Privat vollziehen könne. Zwei Uhr Mittags ward der Befehl wiederholt, das Gefecht nur mit Artillerie zu führen, die Gehölze feſtzuhalten, zum Angriff aber nicht überzugehen. Gegen 4 Uhr ward der Befehl ertheilt: drei Infanteriebrigaden ſollten den Angriff auf den Point du jour machen; das mörderiſche Feuer des Feindes brachte ſie indeß zum Stehen. Tauſende deutſcher Herzen mußten hier verbluten! — Endlich kam von Prinz Friedrich Carl Meldung: „Die Bewegungen ſeines linken Flügels ſeien vorgeſchritten, ſein Angriff auf St. Marie aux Chênes beginne!“ Der König eilte auf die nordöſtliche Höhe von Rezonville, daſelbſt den Kampf bei Gravelotte zu verfolgen. — Je mehr der Abend ſank, je wilder, verzweifelter wurde das Raufen; Pardon ward weder gegeben, noch genommen! — Nach halb ſieben Uhr rückte das zweite Armeecorps, die Pommern unter Franſecky vorauf, gegen Gravelotte und nahm das brennende Dorf im Sturm. — Daß General v. Moltke nun ſelbſt die Pommern mit gezogenem Degen in den Kampf, etwa wie ein Corps-Commandeur geführt habe, iſt, trotz Baudiſſin's und Georg Heſekiel's Angaben, nur ein militäriſches Märchen. Mehrmals allerdings befand er ſich in den vorderſten Linien des zweiten Corps und dem Feuer des Feindes ausgeſetzt, aber hatte da Anderes zu thun; er war niemals als Führer der Truppe thätig. Eben ſo unwahr iſt es, daß er dem Könige die Meldung des Sieges gebracht habe. — In dieſem Moment, der als die Höhe der Schlacht angeſehen werden muß, gab der König zum „allgemeinen Angriff“ Befehl. Mit wehenden Fahnen, raſſelnden Trommeln und Trompetenſchmettern ging's vorwärts! Das feindliche Centrum bei Amanvilliers wurde vom Corps Manſtein und der dritten Garde-Infanteriebrigade, die ſtarke Stellung des Feindes hinter Gravelotte, Point du jour und Moscou aber vom pommerſchen, weſtphäliſchen und rheiniſchen Armeecorps unter den Generalen Franſeky, Zaſtrow und Goeben geworfen. — Indeß war König Wilhelm auf die Höhe öſtlich von Gravelotte geeilt. Granaten ſchlugen bereits in den königlichen Stab ein; Graf Walderſee wurde verwundet. Durch die Schwadronen zu ſeinen Batterieen reitend, hielt der ehrwürdige König wie ein gemeiner Soldat ſo lange im Feuer aus, bis der Geſammtangriff gelungen war; erſt dann ließ er ſich durch Miniſter von Roon bewegen, ſeines Lebens eingedenk zu ſein! —

Die mörderiſche Schlacht war beendet, der Sieg gewonnen, Bazaine nach Metz, wie das Raubthier in ſeinen Käfig, gezwungen worden. Eine Eiſenmauer deutſcher Männer hielt ihn dort feſt!! — Der König ging nicht in ſein Hauptquartier. Mitten unter ſeinen Soldaten brachte er zu Rezonville die Nacht zu, — eine Matratze war ſein Lager, ſein Mantel ſeine Decke. Ehe er ſich aber zur Ruhe begab, dictirte er beim Lagerfeuer dem Grafen Bismarck noch die bekannte Depeſche an Königin Auguſta. Dieſelbe mußte viermal geändert werden, ehe der König ſie genehmigte. — Graf Bismarck äußerte ſich perſönlich hierüber wie folgt: „Ein Telegraphenbeamter reichte mir ſein Depeſchenbuch, hinter mir, den Gaul am Zügel, wartend. Majeſtät dictirte, ich ſchrieb. Da wir dem Auslande gegenüber etwas mousseux de Champagne brauchten, hatte ich mir in der Depeſche einige Arabesken erlaubt. Der beſcheidene, ſtreng bei der knappſten Wahrheit verharrende Sinn unſeres königlichen Herrn duldete das aber nicht! In einer zweiten Depeſche wurde das Reſultat des Sieges auf ſeine ſchlichteſte Grenze reducirt! Da that Moltke Einſpruch, ebenſo Roon, weil ſich Fehler in den militäriſchen Angaben eingeſchlichen hatten. Erſt die vierte Depeſche wurde correkt. Majeſtät unterzeichnete ſie und der Beamte ſprengte mit ihr nach ſeiner Station." — Wir geben dies Detail, um wiederum zu zeigen, wie wenig bei König Wilhelm der Sieger über die ſtrenge deutſche Wahrheitsliebe Macht gewann! Welche Depeſche hätte wohl Napoleon nach ſolchem Tage geſchrieben?!! — — Tags nach der Schlacht war Ruhe und Gottesdienſt. Als Wilhelm I. durch Gorze und an dem Hauſe vorüberfuhr, in welchem der ſchwerverwundete Hauptmann von Zedtwitz lag (72. Infanterie-Regiment), ſendete dieſer ſeinem Könige eine Roſe nach, die rothe Roſe als Zeichen der Liebe und des Leids. Wilhelm fragte kurz nach dem Namen des Offiziers und nahm die duftende Huldigung mit zum Gottesdienſte. — Hauptmann von Zedtwitz genas nach langem Krankenlager; felddienſtunfähig geworden durch ſeine Wunden, erhielt er die Stelle eines Bezirks-Commandeurs zu Halberſtadt. Weder an ſeine Schmerzensgabe dachte er mehr, noch daß der König von ihr mehr als augenblickliche Notiz genommen haben könne. — Ein Jahr ſpäter, am Weihnachtstage 1871, erhielt der überraſchte Zedtwitz plötzlich des Königs Oelbild mit der Inſchrift: „Gorze, 19. Aug. 1870" und ein kaiſerliches Handſchreiben, des Inhalts: „In dankbarer Erinnerung an den mir unvergeßlichen Augenblick, wo Sie, ſchwer verwundet in Gorze am 19. Auguſt 1870, mir eine Roſe nachſendeten, als ich, Sie nicht kennend, an Ihrem Schmerzenslager vorübergefahren war, — ſende ich das beikommende Bild, damit man in ſpäteren Zeiten noch wiſſe, wie Sie in ſolchem Momente Ihres Königs gedachten und wie dankbar er Ihnen bleibt! Weihnachten 1871. Wilhelm Rex." — Es giebt wohl kein reizenderes Beiſpiel von der Zartheit eines Königsherzens, das unter Abertauſenden, unter Siegen und Ehren die Schlachtenroſe von Gorze nicht vergaß. —

Nach dieſer bedeutſamen Entſcheidung erhielt Prinz Friedrich Carl den Oberbefehl über die I. und II. Armee, um Metz zu cerniren, nachdem von der II. Armee Garde-Corps, das zwölfte königlich ſächſiſche, vier andere Armee-Corps und zwei Cavallerie-Diviſionen als (IV.) Maas-Armee unter dem Kronprinzen von Sachſen formirt worden waren, welcher mit der ſüddeutſchen Armee des Kronprinzen Fritz den Vormarſch auf Chalons anzutreten hatte. — Napoleon war auf dieſe neue Hiobspoſt nach Courcelles bei Rheims geeilt, eine neue Armee aus dem Boden zu ſtampfen. — Der König vereinigte ſich mit den Kronprinzen nun zu Comercy; am 24. ging man auf Bar le Duc. Zu Chalons hatte Mac-Mahon inzwiſchen den Oberbefehl über die Trümmer ſeines eigenen und der Corps Failly, Douai und Lebrun übernommen. Was wird er machen?! — Unſererſeits ward nichts verſäumt, durch Cavallerie-Rekognoszirungen wie Kundſchafter dahinter zu kommen. — Plötzlich kam die Nachricht: „Mac-Mahon marſchirt (vom 21. bis 22. Auguſt) nach Rheims!“ — Seine günſtige Stellung zu einer neuen Schlacht hatte er in Chalons alſo aufgegeben. Entweder galten Paris direkt ſeine Bewegungen oder Metz! — Das war der erſte wirklich kritiſche Moment für unſere Operationen in dieſem Kriege! — Wer giebt Licht?! — Da blitzte es — beim Zeitungsleſen, ſo ſagt man, in Moltke auf. — „Scharfe Rechtsſchwenkung nach Norden!!“ — Die Dispoſitionen mußten total verändert werden! — Am 25. Abends erhielt man Gewißheit, Mac-Mahon ſei Tags vorher in Rethel einmarſchirt! Das galt Paris nicht mehr, folglich Metz gewiß! Vormarſch gen Norden denn! — Am nächſten Tage ging man auf St. Menehould, Clermont au Argonne und Varennes. Noch wußte man nicht, ſei man ſeinem Wilde wirklich auf der Spur oder nicht, erſt der kommende Morgen löſte den bangen Zweifel. Avantgarden der Sachſen und Preußen trafen bei Bougency Mac-Mahon's Vorhut, warfen ſie bei Nouard und — was wohl ein neues Curioſum der Kriegsgeſchichte iſt — preußiſche Huſaren ſtürmten zu Fuß das Bergdorf Boncq!! — Der Sieg des Kronprinzen in der Schlacht bei Beaumont folgte, Sachſen und Baiern leiſteten da ein Meiſterſtück! Die Corps Goeben und Voſe halfen ihnen; Mouzon ward genommen. —

Am letzten Monatstage war unter kleineren Gefechten die franzöſiſche Armee glücklich bei Sedan von allen Seiten umſtellt worden, man hatte indeß keine Ahnung, daß der Kaiſer ſelbſt ſich bei ihr befand. — Gern hätte König Wilhelm ſeinen von Märſchen hart mitgenommenen Truppen wohl einen Ruhetag gegönnt, doch die Befürchtung, der bereits wankende Feind könnte ſich durch nächtlichen Rückzug nach Norden der völligen Umklammerung entziehen, zwang das Obercommando, die Schlacht ſchon am 1. September feſtzuſetzen.

Der verhängnißvolle Morgen brach an, der letzte Tag der Napoleoniden! — Mit Tagesgrauen begab ſich der König von Vendreſſe nach Frenois und nahm auf deſſen ſüdöſtlich von Sedan gelegener Höhe Stellung. „Unſer Fritz“ hatte von Chemery aus ſich auf die ziemlich ſüdlich von Donchery gelegenen Bergkuppen begeben. — Von dieſen Höhen ſahen ſie auf die vielfachen, erſt nördlich, dann ſüdlich laufenden Krümmungen der Maas herab, von Bergen und Schluchten in weitem Kranze umgeben. Mit Tagesſchimmer hatten die erſten Angriffe begonnen. Dichter Nebel lag auf dem Thal, die Bewegungen der Truppen verbergend. Der Pulverdampf der beginnenden Kanonade verdichtete noch den weißen Schleier, der Alles ringsumher einhüllte. — General von der Tann und ſeine Baiern nahmen um halb fünf Uhr zuerſt den Kampf bei Bazeilles auf, die achte preußiſche Diviſion, Garde, die Corps von Boſe und von Kirchbach griffen den Feind ſucceſſive bei Moncelle, Daigny, Givonne, Illy und St. Menges an, Stollberg's Cavallerie hinderte bei Donchery den Durchbruch nach Mezières, die Reſerven aber ſtanden bei Cheveuge im Rücken des Königs, ſeitlich vor ihm auf Mont St. Pierre waren indeſſen formidable Batterieen aufgefahren. — Die Sonne ſtieg und zerriß den Nebel; Fluß und Stadt, die Stellung beider Parteien lagen gleich einem ungeheuren Schachſpiele vor König Wilhelms und ſeiner Begleitung Augen. — Gegen 10 Uhr hatten die Baiern unter dem tapfern von der Tann Bazeilles genommen. Mac-Mahon war bereits verwundet und Wimpfen führte das Commando; ein Umſtand, der für die Franzoſen bedenklich war.

Um dieſelbe Zeit gewann Kronprinz von Sachſen das Dorf Moncelle; die preußiſchen Garden nahmen Vormarſch auf Givonne, erhielten aber Befehl, ſich bis Fleigneux auszudehnen, um den Durchbruch des Feindes nach Belgien zu vereiteln. Um halb zehn Uhr war Givonne genommen! Die Garde unterſtützte nunmehr die Sachſen, Daigny wurde erſtürmt und zahlreiche Gefangene gemacht. Das Corps von Boſe, bereits gegen 9 Uhr auf den Feind ſtoßend, nahm das Dorf St. Menges. Die Franzoſen gingen nun auf die ſtarke Stellung in die Linie Illy-Floing zurück. — Da aber faßte von Fresnois und Badelincourt aus bairiſches und würtembergiſches Artilleriefeuer ſie in Flanken und Rücken! Dieſen vorzüglichen Batterieen fiel ein ſehr hoher Antheil des Sieges zu! — Das Corps Kirchbach und die 4. Cavallerie-Diviſion hatte ſich bis Fleigneux nun entwickelt. — Der allgemeine Kampf — das Keſſeltreiben — begann; kein Entrinnen war mehr möglich! Bis 1 Uhr dauerte auf dieſen weiten Fluren der Geſchützkampf. Der linke Flügel von der Tann (Baiern) griff um 11 Uhr Mittags ſchon das Dorf Balan, dicht bei Sedan, in äußerſt blutigem Treffen an. Neben dieſem ſetzte das Corps Alvensleben II. a tempo ein, um 2 Uhr ward Givonne von unſeren Garden genommen und deren Artillerie richtete grenzenloſe Verheerung im fünften Corps des Generals Goze an. Die Stellung der Corps von Boſe und von Kirchbach im Rücken und in der linken Flanke des Kaiſerheeres war jetzt vollendet, — Angriff auf Floing! — Das Dorf ward mit dem Bajonette genommen! Auf unſerer Seite kämpft erbarmungsloſe Wuth, auf der des Feindes wachſende Verzweiflung! — Franzöſiſche Cavallerie raſt jetzt heran, es gilt ja zu letzter Rettung einen Durchbruch! — Ruhe in den deutſchen Gliedern; — ein mörderiſch Feuer empfängt ſie. Da kollern zu Haufen Mann und Roß, — über die eigenen Leichen können ſie nicht mehr weg; vorbei, Alles iſt vorbei!! — — Um 4 Uhr trat im Centrum der Franzoſen die Ruhe todesmatter Reſignation ein; von der Tann allein weiſt in Balan noch einen Vorſtoß ab; Napoleon ſoll ihn ſelbſt geleitet haben! — Die Garde-Artillerie beſchießt bereits ſchon Sedan und es brennt. — Da, iſt es ein Traum?! Der Befehl zum Einhalten des Kampfes kommt, — die ganze franzöſiſche Armee will ſich ergeben!!! — Zu dieſem großartigen Siege trugen ferner die badiſche wie heſſiſche Diviſion unter General-Lieutenant von Obernitz und von Wittich höchſt entſcheidend bei! —

Wir wußten noch nicht, wie groß unſer Sieg, wie vollendet die Vernichtung der Feinde war. — In Sedan inzwiſchen ſah es geradezu ſcheußlich aus; die Verwilderung der franzöſiſchen Soldateska zeigte im Unglück den ganzen moraliſchen Verfall des Kaiſerreichs! — Hier plünderten Soldaten die Bewohner der Stadt, dort ſchwankten ſie trunken und johlend einher und kreiſchten: „Nous sommes vendu!“ „Wir ſind verkauft!“ — Andere mordeten ihre Offiziere oder fielen ſich gegenſeitig mit Kolben, Bajonett und Säbel an, — es war, als ob die Teufel ſelber wahnwitzig geworden wären!! — Seelenſtärke im Unglück kennen die Franzoſen ſo wenig wie weihevolle Stimmung im Siege; ihnen fehlt, was wir deutſches Herz und männlichen Charakter nennen. — Unter dieſen Horden nun war ein Mann, auf den deren ganze Wuth ſich concentrirte und der in dieſen letzten Stunden grauenvoller Seelenangſt die Sünden abbüßen ſollte, welche ſeine Selbſtſucht an der Menſchheit begangen hatte. Da ſteigt das Leichenfeld des Decembrirers grinſend vor ihm auf, da der bleiche ſchuldloſe Kaiſerſohn aus ſeinem blutigen Grabe von Queretaro! — Seines Bleibens iſt zu Sedan nicht mehr! — Zuſammengehockt im Stuhle ſitzt er in der ärmlichen öden Unterpräfectur, ſeinem Quartier, als Oberſtlieutenant Bronſart von Schellendorf als preußiſcher Parlamentär vor ihm erſcheint und die Uebergabe der Feſtung fordert. „Wenden Sie ſich an den General von Wimpfen“, ſagt tonlos der Kaiſer. — Wieder iſt er allein. — Eine Weile iſt's draußen ſtill, dann brüllen abermals die feindlichen Geſchütze; Wimpfen läßt melden: „Der Feind will von keinen Bedingungen wiſſen; Uebergabe auf Gnade und Ungnade!“ — „Es bleibt auch wohl nichts Anderes übrig“, läßt Napoleon zurückſagen. — Dann ſetzt er ſich an den Tiſch und mit den Worten: „Ich lege meinen Degen Ew. Majeſtät zu Füßen!“

hat er ſich unſerm Kaiſer gefangen gegeben. — General Reille überbrachte dies merkwürdige Actenſtück König Wilhelm, der mit dem Stabe oberhalb Vadelincourt hielt. Der König, das Schreiben öffnend, ſagte, ehe er las: „Aber Ich verlange als erſte Bedingung, daß Ihre Armee die Waffen niederlegt!!" — Der General verbeugte ſich bejahend. — Nachdem das Schreiben geleſen worden, beantwortete es der König, indem er „dieſe Art der Begegnung mit dem Kaiſer bedauerte und ihn erſuchte, einen Bevollmächtigten zu ſenden, der die Capitulation abſchließe." Reille ward freundlich entlaſſen, Bismarck und Moltke aber mit den ferneren Verhandlungen beauftragt. — Die Nacht ſenkte ſich nieder; König Wilhelm, von ſeinem Heere vergöttert, ſchlief ruhig, er hatte ja einen gerechten Kampf gekämpft. — Napoleon war allein mit ſeinem Elende; Niemand bedauerte ihn! — Vor 4 Uhr ſchon war der Gemarterte wieder auf. Weg mußte er um jeden Preis! — Er verließ Sedan um 5 Uhr in der Richtung nach Donchery, wo er König Wilhelm vermuthete. — Reille, Caſtelnau, Vaubert, Moskwa und Andere hatte er bei ſich. — Bismarck und Moltke hatten ſich bereits Abends vorher nach Donchery begeben, die Verhandlungen zu leiten. Nach Mitternacht wurden dieſelben durch Bewilligung einer Bedenkzeit unterbrochen, welche General von Wimpfen erbeten hatte. — Was weiter vorging, erzählte, wie folgt, Fürſt Bismarck unlängſt erſt ſelbſt: — „Ich ſchlief in Donchery gerade vortrefflich, als General Reille plötzlich früh um 6 Uhr erſchien. Er ſagte, der Kaiſer wolle mich ſprechen! — Daß von der ganzen Armee Napoleon mich gerade auswählte, um ſich zu übergeben, machte mich perplex. Ich hätte mich an ſeiner Stelle lieber dem erſten beſten Unteroffizier überliefert, denn der Kaiſer hatte mit mir bisher die verſchiedenſten Unannehmlichkeiten gehabt. Nichts deſto weniger holte mich Reille, ich warf mich aufs Pferd und galoppirte ohne ſonſt welche Begleitung zu ihm. — Nach der Schlacht von Sedan glaubte Jeder, der Friede ſei da, ich hatte dagegen erhebliche Zweifel. Ich wußte alſo jetzt, was für Bedingungen ich zu machen hatte. Ich traf Napoleon ſchon auf dem Wege nach Donchery. — Ich ſprang vom Gaul, ließ denſelben laufen und trat dienſtlich ſteif mit der Hand am Helm, wie ich auch in den Tuilerien gethan hätte, zu ihm heran. — Lag in meinem Geſicht etwas Starres, Drohendes, — erwartete er von mir eine andere Haltung und fürchtete etwas ſehr Schlimmes für ſich, — ſein Geſicht ward aſchgrau, er konnte nicht ſprechen. In dieſer kurzen Pauſe bemerkte ich, daß ſeine Umgebung, wie franzöſiſcher Offiziere Gewohnheit iſt, die Mützen gezogen hatte. Ich nahm alſo den Helm ab! — Jetzt erſt kam Napoleon wieder (a son aise) zu ſich ſelbſt. „Bedecken Sie ſich, meine Herren!“ ſprach er. — Nach einer Pauſe wendete er ſich zu mir: „Was ſoll aus mir werden?“ — Ich fragte, ob er nach Sedan nicht zurückwolle. — „Nimmermehr!“ — Ich verſprach ſeine Sache zu vermitteln und bot ihm mein Haus an. Wir machten uns auf den Weg, doch kam er nur bis zu einem Arbeiterhauſe, dort wollte er bleiben. — Es geſchah, obwohl der Aufenthalt unangemeſſen war. — Abgeſtiegen, überreichte ich ihm unſere Bedingungen ſchriftlich. Da die Generale aber herandrängten und über des Kaiſers Schultern in das Papier blickten, ſagte ich zu ihnen gewendet: „Ich glaube, Majeſtät will mit mir allein ſprechen!“ — „Ja wohl!“ ſetzte Napoleon haſtig hinzu. — Nun ließ man uns allein. Ausgang unſeres Geſprächs war, daß der Kaiſer erklärte: „Er habe nichts mehr zu ſagen, der Regentſchaft (Eugenien) liege der Friedensſchluß ob.“ — Er kam auf die Capitulations-Bedingungen zurück, wünſchte Internirung der gefangenen Armee in Belgien u. ſ. w. Ich ſchlug dies als eine rein militäriſche Frage ab, die von Wimpfen und General von Moltke zu verhandeln ſei. Dann forderte er nochmals, des Königs Majeſtät zu ſehen. Ich verſprach, dieſen Wunſch zu befürworten. — Inzwiſchen hatten Offiziere vom Generalſtabe das nahe Schlößchen Bellevue als für des Kaiſers Aufenthalt ausfindig gemacht. Wir begaben uns dorthin. Nachdem inzwiſchen durch Moltke und Wimpfen die Capitulation abgeſchloſſen war, brachten wir ſie Sr. Majeſtät ins Hauptquartier, welcher ſie unterzeichnete. — Als ich Napoleon verließ, wußte ich, mit ihm ſei nichts mehr zu machen, der Krieg gehe weiter! Deshalb rieth ich Sr. Majeſtät auch, ſich mit dem Manne ſchlechterdings nicht mehr einzulaſſen, ſagte ihm aber Napoleons Begehr. — Majeſtät, ſehr erbittert über den ganzen Krieg und des Kaiſers Handlungsweiſe insbeſondere, verlangte, Napoleon ſolle zu ihm kommen. — Das Hauptquartier Sr. Majeſtät zu Vendreſſe lag ſehr hoch und war weit. Ich entgegnete: Napoleon in ſeinem jetzigen Zuſtande könne ſich keiner Strapaze ausſetzen, es ſei auch in dem Augenblicke gerade für ihn eine ſchwere Härte. — Majeſtät entgegnete nun: er wolle zu ihm gehen! — Dies geſchah ſogleich und die ganze fürſtliche Cortège folgte nach Schloß Bellevue. — Majeſtät der König war ſehr ernſt, faſt finſter! Als er Napoleon indeß ſah, war in ſeinem großmüthigen Herzen jeder Groll vergeſſen! — Er trat mit ihm allein in den Salon. — Was ſie ſprachen, hat keine Zeugen! — Nach einer Weile erſchien Majeſtät in der Thür und rief ſehr bewegt den Kronprinzen herein zum Kaiſer. — So endete der ewig denkwürdige Tag." —

König Wilhelm ſchrieb über dieſe Bewegung der Königin in ſeiner einfachen Weiſe: „Der Beſuch währte eine Viertelſtunde; wir waren Beide ſehr bewegt über dies Wiederſehen! Was ich Alles empfand, nachdem ich noch vor drei Jahren Napoleon auf dem Gipfel ſeiner Macht geſehen hatte, kann ich nicht beſchreiben!" — —

Am andern Tage ging der Exkaiſer nach Wilhelmshöhe, — ſeine Rolle war ausgeſpielt. Zugleich übergab ſich Mac-Mahon's Armee, faſt 85,000 Mann, welche nach Deutſchland transportirt wurde. — Nach einem Raſttage auf dem Siegesfelde ſetzte ſich der König mit den Kronprinzen von Preußen und Sachſen an die Spitze der III. und Maas-Armee gegen Paris in Marſch und zog am zweiten Tage in Rheims ein, der alten Krönungsſtadt der Bourbonen; Großherzog Friedrich Franz von Mecklenburg-Schwerin erhielt nunmehr das 13. Armeecorps zu ſelbſtſtändigen Operationen. — Inzwiſchen hatte man zu Paris Napoleon entſetzt und die Republik proclamirt; Kaiſerin Eugenie entfloh nur mit genauer Noth nach England. — Herzog Wilhelm von Mecklenburg nahm Laon und nach der Uebergabe der Stadt erfolgte durch einen fanatiſchen franzöſiſchen Artilleriſten jene ſchreckliche Exploſion in der Citadelle, die mehrere Hundert Menſchenleben koſtete; Herzog Wilhelm ſelbſt ward verwundet. — Möge hier noch der perfiden Art der Neutralität Englands erwähnt ſein, das Frankreich die Mittel zu weiterer Kriegführung lieferte und unſern Proteſt hervorrief. — Colmar und Mühlhauſen wurden inzwiſchen beſetzt, Straßburg beſchoſſen. Am 18., alſo noch nicht drei Wochen nach Napoleons Vernichtung, nahm König Wilhelm ſein Hauptquartier im Schloß Ferrières, Rothſchild's Sommerwohnung; einen Tag ſpäter war Paris von den deutſchen Heeren eingeſchloſſen! —

Damit begann der andere Akt dieſes heißen Krieges. Bisher hatten wir in großen, regelmäßigen Operationen unleugbar kühne und tapfere Armeen unter berühmten Generalen geſchlagen, welche in der Krim, Italien und Mexiko ſich ſtolze Lorbeern erworben hatten. Unſer Zweck war geweſen, das napoleoniſche Kaiſerthum zu züchtigen, aber nicht es zu ſtürzen, es war mit gegenſeitiger Erbitterung wohl gekämpft worden, aber doch noch wie es ehrlichen Gegnern ziemt. Jetzt war die Situation völlig geändert! — Seitdem die Republik proclamirt worden, Leon Gambetta, Jules Favre und Rochefort, der Laternenmann, die Gewalt an ſich geriſſen, das Maſſenaufgebot in Scene geſetzt hatten und der erbärmliche Joinville den Mord heiligte, begann ein Banditenkrieg, der nur durch grauſame Härte unſererſeits zu führen war, ermüdend langwierig zu werden drohte und Scheußlichkeiten im Gefolge hatte, welche das Herz jedes Menſchenfreundes mit Weh und Grauen erfüllen mußten. —

Nachdem Ducrot, — jener General, welcher die Ehre des franzöſiſchen Offizierſtandes durch Meineid befleckte, — bei Sceaux geſchlagen und hinter die Werke von Paris zurückgeworfen war, erſchien Herr Jules Favre bei Graf Bismarck, den Frieden zu unterhandeln. Er ſcheiterte an der kategoriſchen Kälte dieſes unbeugſamen Staatsmannes; — noch wollte ſich Frankreich nicht in die Rolle der Demuth finden, die ihm wohl angeſtanden hätte und die, zu ſpät erwählt zu haben, in Verzweiflung, Blut und Thränen es bereuen ſollte. — König Wilhelm zog (5. October) in die alte Königsreſidenz der Bourbonen, in Verſailles ein, ſchon am

20. September war Rom in der Italiener Hände gefallen! Victor Emanuel hatte wirklich Glück mit uns, er profitirte ſtets durch unſere Siege! Das Jahr 1866 trug ihm Venetien ein, 1870 die „heilige Stadt der ſieben Hügel“. — Etliche Tage ſpäter wurde Toul genommen, eine zornige Proclamation der Republik dagegen predigte den Krieg à outrance, welche Bismarck's energiſche Note beantwortete. — Ein Jubelrauſch durchzitterte am 27. September ganz Deutſchland, Entſetzen packte Frankreich, Straßburg hatte ſich General von Werder übergeben! —

Im Jahre 1674 war's, daß der große Kurfürſt, durch Habsburgs Neid und des kaiſerlichen Generals Bournonville's Niederträchtigkeit Elſaß und Lothringen wie das edle Straßburg laſſen mußte, in ihm aber die irdiſche Hülle ſeines geliebteſten Sohnes Carl Emil, den die Brandenburger als einen andern „Germanicus“ verehrten.*) Er ſtarb dort an der Lagerpeſt (27. November) in der alten Kaiſerpfalz. — Nichts mehr erinnert heute an dieſen edelſten aller Zollernprinzen, als der Militärverdienſt-Orden (der pour le mérite), welcher Carl Emiln zu Ehren (1665) als unſer älteſter Fürſtendank geſtiftet worden. Er iſt blau, — Carl Emils Leibfarbe, die Farbe des „Vergißmeinnicht“ und des Himmels; — „treu bis zum Tode!“ iſt ihre Bedeutung, das Kreuz ein Symbol des ewigen Lebens. Möge gerade dies Zeichen jeder Offizier, deſſen Hals es ſchmückt, um der theuren brandenburgiſchen Erinnerungen, die in Straßburg begraben ruhen, doppelt hoch und heilig halten!! Anno 1681 war's, wo das herrliche Straßburg ſammt den Vogeſen, mit Recht Altdeutſchlands Termophylen damals ſchon genannt, — von Allen verlaſſen, durch den Verrath eines deutſchen Grafen, Wilhelm von Fürſtenberg, in Ludwig XIV. Klauen fiel! — Nun haben wir es wieder! Des großen Kurfürſten blutige Thränen ſind geſühnt! Aus ſeinen **Gebeinen** iſt ihm in Wilhelm I. der **Rächer** erſtanden!! —

---

*) Wer von jener für Brandenburg wahrhaft tragiſchen Zeit ſich ein Bild machen will, findet dieſe Epoche in des Autors letztem Roman: „Der Fels von Erz.“ Berlin 1872, bei O. Janke.

Es iſt doch etwas Wunderbares um die heilig gehaltene Tradition eines Herrſchergeſchlechts, um die hohen Erinnerungen eines Volkes!! — —

Alsbald erſchien auch Guiſeppe Garibaldi auf dem Kriegstheater, den unſere Soldaten den General „Gar nich balde“ zu nennen pflegten. Er kam bejubelt nach Bordeaux, um ſeinen kosmopolitiſchen Degen demſelben Frankreich anzubieten, das Italien Nizzas beraubt hatte! Es war gewiß Dummheit von ihm, daß er kam, es war von der republikaniſchen Regierung aber eine noch größere Dummheit, daß ſie dieſem Manne ein Commando gab, bei welchem ſeine „berüchtigte“ Berühmtheit ihm zum alleräußerſten Hinderniſſe werden mußte. — — Um die Berechnung Gambetta's, des tollen Vaters des „Lever en masse“, zu Schanden zu machen, für unſere Verpflegung vor Paris große fruchtbare Landſtriche zu haben, galt es, rings um die „heilige“ Metropole eine breite Zone zu gewinnen, welche unbedingt unſer war. Wenn ſchon unſere Cavallerie in dieſem Kriege ſich unſterbliche Verdienſte erwerben konnte, in Reiterſtücken à la Seidlitz unſer Staunen erregt hatte und wir ihr die Verhüllung unſerer ſtrategiſchen Abſichten, die ſtete Fühlung des Feindes zumeiſt verdankten, — jetzt erſt, zumal der Feind dieſe Waffengattung kaum mehr beſaß — trat der Reiterdienſt in ſein vollſtes Licht. Wrangel's Maximen kamen zu glänzendſten Ehren und der Ulan wurde in Frankreich ein größerer Schrecken, als die Franctireurs-Banden uns jemals geweſen ſind. — „Nix Ulan par ici?!“ fragten bänglich nun die Mobilen, ehe ſie in ein Dorf rückten. —

Den erſten Schlag unſererſeits that von der Tann mit Diviſion Stolberg und Prinz Albrecht (Vater) von Preußen, ſie ſchlugen einen Theil der Loire-Armee bei Artenay; Cavallerie von Rheinbaben aber warf 4000 Mobile an der Eure. Am 11. October ſchlug von der Tann die Loire-Armee völlig und ſtürmte Orleans! — Die Pariſer machten ſich hierauf das edle Vergnügen, das Jagdſchloß ihrer alten Könige „St. Cloud“ zuſammenzuſchießen. — Werder hatte inzwiſchen bei Epinal geſiegt, eroberte es und ſtellte die wichtige Verbindung mit Lüneville, alſo mit unſerer Armee vor Metz, wieder her! — Einen Tag ſpäter ſiegte Kronprinz Albert von Sachſen bei Beaumont, nordweſtlich von Paris; Soiſſons fiel in der Mecklenburger, Veſoul in Werder's Hände. In König Wilhelms Gegenwart wurde aber ein Maſſenausfall vom Mont Valerien zurückgeſchlagen, im Norden hingegen St. Quentin beſetzt. Werder vernichtete nun Cambriel's Oſtarmee und warf ſie nach Beſançon. — Den Abgang von Truppen zu erſetzen, zumal die rieſige Ausbreitung unſerer Heere mit jedem Tage größere Intervalle zwiſchen den Corps ſchuf, rückte General von Löwenfeld mit der (II.) Reſerve-Armee von Glogau in Schleſien nach dem Elſaß ab. Schlettſtädt ergab ſich und die braven Württemberger ſiegten bei Nogent an der Seine. —

Eine zweite Jubelnachricht durchflog Deutſchland: „Metz hat ſich (27. October) Prinz Friedrich Carls eiſernen Händen*) übergeben! Bazaine, der Schlächter von Mexiko, mit 170,000 Mann iſt gefangen, 20,000 Verwundete ſchmachten in der zertrümmerten Stadt!“ — In Folge dieſes außergewöhnlichen Ereigniſſes gab König Wilhelm dem Danke ſeines vollen Herzens einen außergewöhnlichen Ausdruck. Es war bisher nie Sitte der Hohenzollern geweſen, den höchſten militäriſchen Grad an ihre Prinzen zu verleihen; noch nie hat es aber auch hohenzollernſche Prinzen gegeben, die als Feldherren bei ſo jungen Jahren ſolchen Waffenruhm auf ihre Scheitel gehäuft hätten. König Wilhelm ernannte mittelſt Armeebefehls „Unſern Fritz“ und Friedrich Carl zu General-Feldmarſchällen! Denſelben 28. October feierte auch Moltke ſein funfzigjähriges Dienſtjubiläum und wurde von ſeinem dankbaren Könige zum Grafen ernannt. —

Einundzwanzig Tage hierauf nahm die Garde le Bourget vor Paris. Immer enger zog der eiſerne Kreis der Deutſchen ſich um die Stadt, welche vergebens auf Entſatz hoffte. Die Folgen konnten — bei ſolcher Menſchenmaſſe — nicht länger ausbleiben, Verzweiflung und Mangel. Die Stimmung wurde jede Stunde bedrohlicher. — Thiers, der jetzige Chef der Regierung von Paris, erſchien wegen Waffenſtillſtandes in Verſailles. Am andern Morgen indeß ſchon brach die Emeute in Paris los, Trochu mußte ſie gewaltſam unterdrücken. In Folge dieſer Zuſtände ſetzte die wankende Regierung ein Plebiscit à la Napoleon in Scene. — Die Waffenſtillſtands-Verhandlungen führten indeß zu keinem Reſultat, Thiers brach ſie ab. Am 5. November fiel Verdun. — Da der Krieg ſomit fortgeſetzt wurde, ſchritt Gambetta, der Advokat und Kriegsminiſter, zu den äußerſten Gewaltmaßregeln. — Er ſchickte erſt Aurelles de Paladine, um einen Stoß gegen Norden zur Befreiung von Paris zu thun, und brachte dadurch von der Tann ganz gründlich ins Gedränge, aus dem nur Friedrich Carls Anmarſch von dem eroberten Metz aus die Baiern riß. Dann ließ Gambetta Bourbaki den höchſt originellen Südoſtſtoß auf den Rhein hin thun und der wackere Werder hatte wahrhaftig genug zu thun, bis General Manteuffel anlangte und Beide das blutige Duett von der „Wacht am Rhein“ ſingen konnten, welches am 19. Januar 1871 den verzweifelten Bourbaki zwang, ſich vor den Kopf zu ſchießen, ſeine Armee aber, 80,000 Mann ſtark, nöthigte, in die Schweiz überzutreten.*) Wäre Bourbaki's Zug, was gar nicht unmöglich war, gelungen, wir hätten über Gambetta wahrlich nicht zu lachen gehabt, im beſten Falle wäre unſer ganzes Spiel in Frankreich weſentlich verſchoben worden! Was Gambetta eben nicht glücken ließ, war einmal unſere Wachſamkeit, noch mehr aber, daß er in verblendeter Weiſe ſeine Generale in Ausführung ſeiner eigenen Abſichten hinderte, weil er ſich in Details miſchte, Anordnungen traf und Dinge verlangte, von denen er Nichts verſtand und die ein geſcheuter Oberſt-Commandirender, ein Stratege wie Moltke etwa, ruhig den Corpsführern überläßt, weil es deren verdammte Schuldigkeit eben iſt, dieſe Dinge, wie die Art der Ausführung des Planes beſſer zu beurtheilen, als der umfaſſendſte Geiſt ſelbſt es in ſo weiter Entfernung kann. Niemals iſt die Theilung der Arbeit eine wichtigere Maxime im Volksleben, als beim Heere im Kriege! — — Aurelles de

---

*) Näheres unter deſſen Biographie.

---

*) Näheres unter den Generalen von Manteuffel und von Werder.

Paladines ganz verteufelte Stöße, unterſtützt von den Operationen des Generals Pohlé von le Mans aus, denen weder der wackere von der Tann, noch das (13.) Corps des Großherzogs von Mecklenburg und die Cavallerie Prinz Albrecht (Vater) völlig Herr werden konnten, ſollten erſt durch Prinz Friedrich Carls Bataillen zu Ladon, Mezières, Bapeaume und la Rolande parirt, dieſer vorzüglichſte aller franzöſiſchen Generale erſt durch die dreitägige Schlacht vor Orleans (1. bis 4. December) vernichtet werden! Gambetta's Hauptnarrheit beſtand nun darin, Aurelles in brutaler Weiſe abzuſetzen! — Inzwiſchen hatten ſich die Dinge im Norden und Weſten bereits entwickelt. Der General-Adjutant des Königs, von Treskow, ſchlug mit der 17. Diviſion den ziemlich gefährlichen Durchbruch von 7000 Mobilen aus Dreux ab und warf ſie; die 22. Diviſion ſiegte bei Chateauneuf, — Ham und Nogent le Rotrou fielen. Graf von der Groeben vernichtete die Mobilen von Amiens bei Guesnel, Oberſt von Lüderitz die Mobilen bei Roye und 6 Bataillone Infanterie bei Mezières. Im Südoſten ſchlug Werder die Garibaldianer bei Pasqué, Manteuffel aber, — nachdem Lafère gefallen war, beſiegte mit dem 8. und Theilen des eigenen (1.) Corps die franzöſiſche Nordarmee; General Goeben beſetzte darauf Amiens. Die Bravour der Schleſier zumeiſt machte eine große Ausfallsſchlacht der Pariſer auch zu nichte, ebenſo verhinderten deren Operationen unter Trochu am folgenden Tage (30. November) die Würtemberger und Sachſen mit Pommern und Schleſiern vereint. Anfangs der zweiten Decemberwoche fiel auch Schloß Chambord dem 9. Corps in die Hände, welches eine franzöſiſche Diviſion bei Montlivaut an der linken Loire ſchlug. Die Truppen des Großherzogs von Mecklenburg nahmen Bouvalet, Villercau und Cernay, Goeben beſetzte Dièppe. — Zufolge dieſer rings weit um ſich freſſenden deutſchen Eroberungen war die franzöſiſche Deputirten-Kammer mit der ſogenannten „Außen-Regierung" von Tours nach Bordeaux geflüchtet. — Am 13. December wurde Blois beſetzt, Tags darauf fiel Montmedy, am 15. war das ſiegreiche Gefecht bei Vendome, am 23. und 24. vernichtete Manteuffel die Nordarmee Faidherbe's völlig, — ein wahrhaft würdiges Weihnachtsgeſchenk für ſeinen königlichen Kriegsherrn! — —

Weihnachten! Deutſche Weihnacht auf franzöſiſchem Boden!! — Wie ward ſie von unſeren fernen Brüdern in Waffen, wie von dem geängſtigten, hungernden Paris wohl gefeiert? — Ob auch fern und ohne die Traulichkeit des alten, immer ſo treugeliebten Berlins, hat König Wilhelm doch wohl nimmer ein Chriſtfeſt erlebt, wo ihm ſo Hohes, Heiliges geſchenkt, von ganz Deutſchland geſchenkt worden wäre, als er am 24. December 1870 ſein nennen durfte. So groß auch alle Waffenerfolge, ſo wenig vorherzuſehen ſie geweſen waren, noch einen größeren Erfolg erwarb ſich König Wilhelm durch den Geiſt der Einheit in der deutſchen Nation, der Einheit ſeiner Fürſten und Völker! Bereits waren im November Verträge zwiſchen Preußen, Baden, Heſſen, Baiern und Würtemberg abgeſchloſſen worden, welche die dauernde Verbindung deutſcher Stämme und ihre Führerſchaft im Kriege durch Preußen ſicherten. Damit hatte König Wilhelm völlig genug, er ſah ja den Beſtand deutſchen Weſens nun geſichert. Da ließ eines deutſchen Fürſten hochherziger und opferfreudiger Entſchluß alle Herzen höher ſchlagen! König Ludwig II. von Baiern zeigte am 3. December in Verſailles ſeine Abſicht an: „daß er und alle deutſchen Fürſten König Wilhelm I. von Preußen zum deutſchen Kaiſer haben wollten!! — Sachſen und Würtemberg ſtimmten zuerſt bei, alle Staaten folgten einmüthig. — Auf dieſe Kunde beſchloß der Reichstag in Berlin, ehe er ſich ſchloß, als naturgemäßes Organ des Volkes deſſen einige Zuſtimmung zu dieſem Wunſche der Fürſten auszudrücken. Eine Adreſſe ſollte nach Verſailles zum Könige gebracht werden. —

Die Adreß-Deputation verließ am 10. December Berlin; acht Tage ſpäter wurde ſie vom Könige auf galliſchem Boden empfangen. — Es mag den verwöhnten Verſaillern, den geblähten Schoßkindern ihres größten Monarchen, ſehr ſonderbar vorgekommen ſein, als ſie die Herren im ſchwarzen Frack in feierlicher Auffahrt nach Schloß Verſailles ſahen, wo ſie, gleich den Herzögen unter den Bourbonen, wieder die „grandes entrées" hielten. Ahnten ſie doch nicht, daß auf ihrem Boden an dieſem weihevollen Tage die Eiche der alten Kaiſerherrlichkeit neu gepflanzt werde, das träumende, ſtets verachtete Weib Germania panzergegürtet gleich Minerva zu neuem Leben erwachen ſollte! Ja, dieſe ſimplen Männer waren die Herzöge des deutſchen Gedankens, die da herzogen, ihn Dem zu Füßen zu legen, der der Vater der deutſchen Kraft war! — — Von Fürſten und Generalen, den Trägern ſeines Willens umgeben, empfing König Wilhelm am 18. December die kaiſerliche Deputation. Präſident Simſon, ihr Führer, las ernſt und feierlich bewegt die Adreſſe vor. Er mochte in dieſem Augenblicke wohl der Paulskirche vor 24 Jahren gedenken! — — Schlicht, einfach, tieferſchüttert, erwiederte der König:

„Geehrte Herren! — Indem Ich Sie hier auf fremdem Boden, fern von der deutſchen Grenze, empfange, iſt es Mir das erſte Bedürfniß, Meiner Dankbarkeit gegen die göttliche Vorſehung Ausdruck zu geben, deren wunderbare Führung uns hier in der alten franzöſiſchen Königsſtadt zuſammenführt. Gott hat uns Sieg verliehen in einem Maße, wie Ich es kaum zu hoffen und zu bitten wagte, als Ich im Sommer dieſes Jahres zuerſt Ihre Unterſtützung für dieſen ſchweren Krieg in Anſpruch nahm. Dieſe Unterſtützung iſt Mir in vollem Maße zu Theil geworden, und Ich ſpreche Ihnen den Dank dafür aus in Meinem Namen, im Namen des Heeres, im Namen des Vaterlandes. Die ſiegreichen deutſchen Heere, in deren Mitte Sie Mich aufgeſucht haben, fanden in der Opferwilligkeit des Vaterlandes, in der treuen Theilnahme und Fürſorge des Volkes in der Heimath, in der Einmüthigkeit des Volkes und des Heeres ihre Ermuthigung in ſchweren Kämpfen und Entbehrungen. Die Gewährung der Mittel, welche die Regierungen des Norddeutſchen Bundes noch in der eben geſchloſſenen Seſſion des Reichstages für die Fortſetzung des Krieges verlangten, hat Mir einen neuen Beweis gegeben, daß die Nation entſchloſſen iſt, ihre volle Kraft dafür einzuſetzen, daß die großen und ſchmerzlichen Opfer, welche Mein Herz wie das Ihrige tief bewegen, nicht umſonſt gebracht ſein ſollen, und die Waffen nicht aus der Hand zu legen, bis Deutſchlands Grenze gegen künftige Angriffe ſicher geſtellt iſt. Der Norddeutſche Reichstag, deſſen Grüße und Glückwünſche Sie Mir überbringen, iſt berufen geweſen, noch vor ſeinem Schluſſe zu dem Werke der Einigung Deutſchlands entſcheidend mitzuwirken. Ich bin demſelben dankbar für die Bereitwilligkeit, mit welcher er faſt einmüthig ſeine Zuſtimmung zu den Verträgen ausgeſprochen hat, welche der Einheit der Nation einen organiſchen Ausdruck geben werden. Der Reichstag hat, gleich den verbündeten Regierungen, dieſen Verträgen in der Ueberzeugung zugeſtimmt, daß das gemeinſame ſtaatliche Leben der Deutſchen ſich um ſo ſegensreicher entwickeln werde, als die für daſſelbe gewonnenen Grundlagen von unſeren ſüddeutſchen Bundesgenoſſen aus freier Entſchließung nach Maßgabe ihrer eigenen Würdigung des nationalen Bedürfniſſes bemeſſen und dargeboten worden ſind. Ich hoffe, daß die Vertretungen der Staaten, denen jene Verträge noch vorzulegen ſind, ihren Regierungen auf dem betretenen Weg folgen werden. — Mit tiefer Bewegung hat Mich die durch Se. Majeſtät den König von Baiern an Mich gelangte Aufforderung zur Herſtellung der Kaiſerwürde des alten Deutſchen Reichs erfüllt. Sie, meine Herren, bringen Mir im Namen des Norddeutſchen Reichstages die Bitte, daß Ich mich dem an mich ergehenden Rufe nicht entziehen möge. Ich nehme gern aus Ihren Worten den Ausdruck des Vertrauens und der Wünſche des Norddeutſchen Reichstages entgegen. Aber Sie wiſſen, daß in dieſer ſo hohe Intereſſen und ſo hohe Erinnerungen der deutſchen Nation berührenden Frage nicht Mein eigenes Gefühl, auch nicht Mein eigenes Urtheil Meinen Entſchluß beſtimmen kann. Nur in der einmüthigen Stimme der deutſchen Fürſten und freien Städte und in dem übereinſtimmenden Wunſche der deutſchen Nation und ihrer Vertreter, werde Ich den Ruf der **Vorſehung** erkennen, dem Ich mit Vertrauen auf Gottes Segen folgen darf! Es wird Ihnen, wie Mir, zur Genugthuung gereichen, daß Ich durch Se. Majeſtät den König von Baiern die Nachricht erhalten habe, daß das Einverſtändniß aller deutſchen Fürſten und freien Städte geſichert iſt und die amtliche Kundgebung derſelben bevorſteht." — So einfach und doch ſo erhaben endete die Feier, welche Deutſchlands neue Form und erhabene Zukunft verkündete. Da rieſen keine Herolde mit buntem Federſchmuck wie vor Zeiten die neuen deutſchen Kaiſer aus, in dieſem Saale Ludwigs XIV. zu Verſailles trennte kein goldenes Gitter, wie einſt den unnahbaren Monarchen, der ſich allein für den Staat hielt, von ſeinen tiefgebeugten Schranzen. Ein ſchlichter fürſtlicher deutſcher Kriegsmann, inmitten ſeiner Siegesbahn, erklärt ſeines Volkes Abgeſandten, wie ein Hohenzoller Kaiſer zu werden wiſſe, nicht durch ein Plebiscit, nicht durch Gewalt und Liſt, — nur durch den Einklang aller Herzen! Als er jene Worte ſprach, bildete der Kanonendonner drüben vor Paris die ſonore Begleitung zu dieſem neuen deutſchen Texte.

Das denkwürdige Jahr geht zu Ende. — Was dröhnt aus deutſchen Feuerſchlünden denn erderſchütternd am Morgen des 27.? — Die Beſchießung von Paris beginnt! — Lange erwartet ward ſie vom Heere, wie in der deutſchen Heimath! Faſt unwillig wurden wir über dieſe lange Thatenloſigkeit, und folgender Rebus war ſehr im Schwunge:

„2 × 2 = 4 i i.
Podbielski." —

Die Frage des Bombardements war im Hauptquartier lange heiß und eifrig erörtert worden. Wie man ſagt, hat es auch dort Parteien für und wider, wie anderwärts, gegeben.*) War Paris für uns nun auch keine heilige Stadt, ſo doch gewiß ein Hauptſitz europäiſcher Bildung. Hiſtoriſche Erinnerungen, die aus ihren alten Prachtbauten, noch mehr aus Allem, was wir Deutſche ſelber dieſem Paris zu verdanken haben, redeten, Religioſität, Menſchlichkeit wie Vorliebe ſprachen ſich gleich ſtark gegen das Bombardement aus. Dieſer ideale Widerſpruch mußte indeß der reellen Nothwendigkeit weichen. — Seit dem 19. September, alſo ein volles Vierteljahr faſt, war die Rieſenſtadt eingeſchloſſen und hatte ſich nicht ergeben. Alle Vorſtellungen, alle Verhandlungen mit ihr waren nutzlos geweſen! — Man wußte, daß das

---

*) Unter Moltke.

Elend und der Hunger in ihr die größten Dimenſionen angenommen hatten, ſie vom Pöbel bereits beherrſcht, von Factionen zerriſſen ſei, aber nicht nur, daß ſie ſich trotz fruchtloſer Ausfälle, trotz der Unmöglichkeit der Befreiung nicht ergab, ſie athmete auch einen *Haß* gegen uns, der alle, ſonſt auch noch ſo feindſeligen Elemente in ſich *einte*. — Nicht der ſpaßhafte „Finger Gottes", mit dem uns weibliche Furien bedrohten, falls wir nach Paris kämen, ſchreckte uns. Ein Apotheker wollte unſere Soldaten mit griechiſchem Feuer vernichten, ein Ingenieur das ganze deutſche Hauptquartier, ſobald es in den Tuilerien ſich befände, in die Luft ſprengen. In Verſailles lauerten auf den König und Bismarck der feige Mord und Petroleum-Barrikaden, Brandattentate, Vergiftungspläne auf die occupirende Armee. Die getroffenen Vorbereitungen hierzu ließen nur die *beſtialiſche Entartung* einer Stadt erkennen, die es nicht *werth* war, daß je ein ehrlicher deutſcher Fuß ſie betrat. Von ſolcher „populace", wie Graf Bismarck Herrn Favre ſehr richtig ſagte, war nie Vernunft und freiwillige Unterwerfung zu erwarten, wenn ihr nicht der Glaube in die Hand kam, ſie ſei ohnmächtig und an unſerer Humanität *allein* liege es, wenn wir ihrer ſchonten. Die Pariſer waren wirklich der Anſicht, es ſei *unmöglich*, daß eine Kugel zu ihnen hineinreiche, *unmöglich*, dieſen Kranz von Feſtungen zu nehmen, welchen Adolphe Thiers' ſchlaues Genie um ihren gewaltigen Leib gelegt hatte. Hätten wir die Beſchießung unterlaſſen, ſie hätten geſagt: „Die feigen Preußen *bebten* vor unſerer ebenſo erhabenen, wie unbezwingbaren Stadt zurück!" Frankreich hätte ſich *nie für beſiegt* gehalten! — Dieſe Argumente mußten den Ausſchlag geben. — —

Als der erſte Kanonenſchuß fiel, begann Paris leiſe zu merken, daß wir denn doch wohl keinen Spaß verſtünden. In der That, wer unſere Artilleriekarte der Belagerung von Paris genau anſieht, die Schußkreiſe unſerer großen Belagerungsgeſchütze ſich auf ihr *angiebt*, wird bemerken, daß, wenn wir Paris ernſtlich *zerſtören* wollten, der ſüdliche Theil des Quartiers St. Germain bis zum Marsfelde, drei Viertel von St. Jaques, St. Victor und

Marie, die ganze St. Antoine, Popincourt, Temple, Menilmontagne, Belleville, Vilette und Montmartre total zuſammengeſchoſſen werden konnten, das aber waren vier Sechstel von Paris.

Wir verbanden die nothgedrungene Pflicht indeß mit möglichſter Humanität! Paris ſollte nicht, wie die Baiern ſagten: „reglementsmäßig verwüeſcht", es ſollte nur: „e Bisle modeſcht andemolirt!" werden; gerade genug, daß den Pariſern der Pöbelmuth verging. Aus Allem, was geſchah, geht hervor, daß die Ordre blos darauf ausging, die Forts und die Vertheidigungsmauer der Stadt allein unter formidables Feuer zu nehmen, die Kugeln, welche man in die Stadt ſchoß, ſollten nur dem Pariſer Straßenverſtande die Erläuterung geben, was wir könnten, ſobald wir wollten! Dieſe Aufgabe, das Rechte zu thun und das Humane nicht zu laſſen, die Ueberwachung des gewaltigen Artilleriekampfs, war dem unlängſt erſt allgemein betrauerten General Guſtav von Hinderſin als Inſpecteur und dem Prinzen Kraft von Hohenlohe-Ingelfingen, als Chef der geſammten deutſchen Belagerungs-Artillerie, anvertraut. Sie erledigten ſich ihrer doppelten Ehrenpflicht mit ausgezeichneter Umſicht und Energie.

Der 1. Januar des zweiten Kriegsjahres ward mit dem Falle der Forts Rosny, Noiſy und Nogent eingeweiht, am 6. fielen Iſſy und Vanvres, am 8. ſtand Fort Montrouge in Flammen und unſere Granaten erreichten, trotz unſerer noch ſehr fernen Aufſtellung, bereits das Luxembourg-Viertel von Paris, denn — „Kanonenkugeln haben bekanntlich keinen Verſtand!" — Am 22. erhoben ſich ſchon rieſige Feuerſäulen in St. Denis und Paris, den 29. beſetzten die Deutſchen die verlaſſenen Forts und auf dem „Onkel Bullerjan" (Mont St. Valerien) wehte Deutſchlands Fahne! — Zwei Tage ſpäter ſenkte Paris in verzweifelter Wuth das Haupt; es ward Waffenſtillſtand geſchloſſen! Endlich die Möglichkeit des Friedens!! —

Zu demſelben trugen beſonders bei, daß die letzten Feſtungen Mezières, Rocroy, Peronne und gar Belfort gefallen waren. Frankreichs letzte große Armee ſaß internirt in der Schweiz, die

Schlachten von Bapaume, Vendôme, Nogent le Rotrou, Le Mans, Beauvais und St. Quentin waren glanzvoll gewonnen worden. Beſonders hatte ſich General von Werder gegen Bourbaki die Liebe der Deutſchen erworben und König Wilhelms I. wärmſten Dank. Die Gefahr einer franzöſiſchen Invaſion in Deutſchland war ja zu nahe gerückt, die Sorge im Hauptquartier zu groß geweſen, als daß nicht Jeder aufathmen, der Vorſehung danken ſollte, die ſo zur rechten Zeit den rechten Mann das Richtige thun ließ. — Während dieſes in Süd-Oſten ſo verhängnißvoll entſcheidenden Ringens wurde im Spiegelſaal von Verſailles am 18. Januar (Ordensfeſt) das deutſche Kaiſerthum inaugurirt. Wilhelm I. in ſeiner großherzigen Beſcheidenheit hatte verſchmäht, die prunkenden Räume der Bourbonen zu ſeinem Wohnſitz zu erwählen. Er hatte ſich mit der Präſectur begnügt, denn über die eigene Majeſtät ging ihm die Majeſtät des Opfermuths und der Schmerzen! Seine verwundeten Krieger aufzunehmen und in ſeinen Hallen das deutſche Kaiſerreich neuerſtehen zu laſſen, dazu war ihm das Schloß Verſailles gerade gut! — Hier inmitten deutſcher Fürſten und Helden wurde die neue deutſche Kaiſerzeit verkündet. Von den Lippen ſeiner Braven dröhnte jauchzend der Ruf der alten Zeit in neuer Schöne wieder. — „Heil Dir, Wilhelm I., Kaiſer von Deutſchland!!“ flatterte es durch das erſchreckte Frankreich zum Rhein, weckte in Straßburg die Manen des todten Germanicus unter den Zollern und hallte brauſend von allen deutſchen Lippen wieder! — Nach dieſem ſolennen erſten deutſchen Reichsakt entfaltete ſich aber ein anderes, nicht minder ſtolzes Schauſpiel. Von dem ſtolzen Mittelbau des Schloſſes von Verſailles, in dieſem Rieſenhofe von Paläſten, die einer Stadt faſt gleichen und doch nur ein einzig ungeheures Haus ſind, ſteht vor dem berühmten Oeil de Boeuf mitten auf dem Platze auf hohem Sockel das Reiterbild Ludwig XIV. In ſtolzer „Pompa“ dahinſchreitend hebt das gewaltige Streitroß vornehm den rechten Vorderfuß, als wiſſe es, daß es Europa's Schrecken trage. Von ihm herab blickt aller Könige königlich Ideal, die Rechte mit dem Commandoſtab wie hinzeigend gereckt, das Haupt nach links gewendet, als wollte der Unbezwingliche ſeinen Schaaren zurufen: „Da auf den Feind, greift an!“ — Im Leben Frankreichs größter — Komödiant, iſt er's im Tode noch. Nie hat ſelber der grand Louis das Schwert gezückt, nie in der Schlacht das Königswort gerufen: „Mit Gott auf den Feind!“ Turenne, Condé und Vauban verdankte er ſeine Siege, während er zu Hauſe blieb und ſah man ihn im Felde, war's, wo die Schlacht gewonnen, die Stadt genommen war, war's unter Maitreſſen, Schranzen, Pfaffen und Komödianten, die er im Troſſe mitgeführt; ſelbſt noch im Tode, als Statue, lügt er! — Unter ihm auf ſeines Sockels oberſter Stufe indeß ſteht ein deutſcher Soldat und Fürſt, Wilhelm der Kaiſer. Wohl umfliegen die weißen Flocken ſein weißes Haar, doch ſtolz lächelnden Angeſichts läßt er da ſeine Bataillone zur Kaiſer-Revue vorüberziehen mit klingendem Spiel, vorüberziehen die aberhunderte deutſcher Fahnen, die deutſche Fauſt hierher im Siege geführt hat! — Speit ihr nicht euren köſtlichen Moder im Entſetzen aus, Königsgräber von Saint Denis, über dieſe erbarmungsloſe Ironie dieſer deutſchen Kaiſerweihe?! Iſt's nicht, als zeige der Louis Quatorze da droben ganz Frankreich ſeine Schande? „En avant, mes braves!“ will ſein ehrner Mund gern ſprechen, „Feſt ſteht und treu die Wacht am Rhein!“ ſchmettert's in die Lüfte, — Hurrah! Und die zerfetzten Fahnen fliegen! Verſailles ſieht Deutſchlands Tricolore zum erſten Mal! — — Wilhelm I., deutſcher Kaiſer! — Wohl ahnte Niemand unter uns, welchen Werth dieſer hiſtoriſche Akt haben ſolle. Faſt ſchien uns Nordländern der Kaiſerrang unſeres alten lieben Königs eine Zuthat, deren er ſo wenig wie wir bedurften; für unſer preußiſches Gefühl blieb er immer doch der Preußenkönig. Als Wilhelm I. aber Kaiſer war, ſahen wir erſt die ungeheuren Folgen ein, welche dieſe Erhebung für die geiſtige, politiſche wie materielle Einigung unſerer Stämme hatte, Folgen, welche König Ludwig II. von Baiern in einer Art von patriotiſcher „Hellſehung“ vorgefühlt, als er, der Erſte, den Gedanken der Kaiſer-Erneuerung offen ausſprach. In ihr waren die entſchlummerten Geiſter eines Jahrtauſends geweckt worden, die Geiſter Karls des Großen, der Hohenſtaufen, Barbaroſſa's. Wir wohl, aber die Sachſen, Baiern und Würtemberger, kurz der ganze Süden, konnten wirklich nicht einſehen, daß ein König noch über ihrem Könige ſtehen ſolle und das neue Gemeinweſen in ſich faſſen und verbildlichen könne. Den Kaiſer Wilhelm aber konnten ſie erfaſſen, begreifen; in ihm war Preußens König wirklich ihr Oberherr, die leuchtende Spitze geworden, die das Gebäude erneuter Herrlichkeit und Einheit als würdigen Schlußſtein krönte. In dieſem Namen war Wilhelm I. der Mann aller Herzen, war jeglichem Bewußtſein verſtändlich geworden! —

Aus den Wirkungen, welche die kaiſerliche Proclamation an die Armee, zumal die an das deutſche Volk in der Heimat hervorbrachte, war die große Wandlung der Geiſter erſichtlich, welche man nach 1866 kaum denkbar, wenigſtens nur als das Reſultat der Mühen vieler ſchwerer Jahre erhofft hatte. Jetzt erſt war der Main wirklich keine-Schranke mehr! —

Daß die franzöſiſchen Miniſter ſich endlich den deutſchen Forderungen fügten und den Frieden in kürzeſter Friſt ſuchten, waren nicht der drohende Untergang von Paris, nicht die Furcht vor weiteren Eroberungen nur Schuld, ſondern mehr noch die Vorzeichen des furchtbaren Aufſtandes der ſozialiſtiſchen Arbeiter-Demokratie in den Quartieren von Belleville und Montmartre, die Vorahnungen der grauenvollen Tage, welche kommen und den ganzen Beſtand Frankreichs bedrohen ſollten. Unter ſolchen Eindrücken mehrte ſich die Partei der Friedensfreunde raſch. Der Waffenſtillſtand vom 31. Januar war zu dem Zwecke bewilligt worden, durch allgemeine Wahlen eine Conſtituante zuſammenzubringen, der die Beendigung des Kriegs am Herzen lag. Bei ihrem Zuſammentritte mußten die Männer der „outrance“ fallen, vor Allem Gambetta. Das aufregende Wahlausſchreiben, das dieſer erlaſſen hatte, war nur ein Mittel, ſich ſelbſt am Ruder zu erhalten. Bismarck's Proteſt gegen daſſelbe und daß der eiſerne Marſchall, Prinz Friedrich Carl, die franzöſiſche Wahlfreiheit mittelſt ſtrengen Armeebefehls ſchützte, beendete des kriegsluſtigen Advokaten letzte miniſterielle Gaukelei; er dankte ab. — Die Pariſer Armee lieferte nunmehr, als kriegsgefangen, ihre Waffen ab, nur die nöthigen bewaffneten Kräfte zur Erhaltung der Ordnung in der Hauptſtadt wurden von uns bewilligt. — Die neue Nationalverſammlung zu Bordeaux machte General Leflo zum Kriegsminiſter und Thiers zum Chef der Executive. Denſelben Mann, welcher gegen uns die Forts von Paris errichtet hatte, welche wir nun beſaßen als Zwingherren von Paris, hatte die Vorſehung in bitterſtem Spotte auch noch zum Friedensengel Frankreichs mit Deutſchland erkoren! — In Folge der Friedensausſichten lud Graf Bismarck auf Kaiſer Wilhelms Befehl die ſüddeutſchen Miniſter ein, an den nahen Verhandlungen Theil zu nehmen. Das innige Einvernehmen des Südens wurde durch einen Beſuch König Carls I. von Würtemberg in Verſailles beſiegelt, und am 26. Februar vor dem Feſtdiner, welches Kaiſer Wilhelm ſeinem königlichen Verbündeten gab, konnte er ihm lächelnd die Friedenspräliminarien verkünden, welche eben gerade abgeſchloſſen worden; Lothringen mit Metz, Elſaß mit Straßburg waren unſer!! — — —

Das für die Pariſer Furchtbarſte, der Einmarſch unſerer Truppen, ſtand bevor; die Stimmung in der Stadt war eine ſo wilde, wüſte, daß Thiers wie der Gouverneur General Vinoy ernſtliche Proclamationen an die Hauptſtadt richten mußten. Die Kaiſerparade in Longchamp leitete unſern Einmarſch ein, welcher doch theilweiſe und nur auf ſo lange erfolgte, daß die entarteten Pariſer einſähen, wir könnten in ihr Heiligthum ſehr wohl, falls es uns eben beliebe. Die gemeinen Pöbelſcenen, welche hierbei ſchon ſich ereigneten, bewieſen, daß wir über den ſchlechten Geiſt dieſes Volkes ſehr richtig geurtheilt hatten. Es verdiente nicht, daß unſer Kaiſer dieſe ſonſt ſo gern geſehene, hochgeachtete Stadt beſuche, verdiente nicht, daß man ihr die Ehre einer längeren Anweſenheit deutſcher Soldaten anthat, denn der gewöhnlichſte deutſche Trainknecht war zu vornehm, ſich die ſchmutzigen Schamloſigkeiten gefallen zu laſſen, welche ſeiner in dieſem verwirrten Babel warteten, das im Begriff ſtand, zu einem Sodom herabzuſinken! — Zwei Tage nach dem Einmarſch wurde der Friede geſchloſſen, einen Tag ſpäter telegraphirte der Kaiſer ſeiner Gemahlin nach Berlin: „So eben habe ich den Friedensſchluß ratificirt, nachdem er ſchon geſtern in Bordeaux angenommen worden iſt. So weit iſt alſo das große Werk vollendet, welches durch ſiebenmonatliche, ſiegreiche Kämpfe errungen wurde, Dank der Tapferkeit, Hingebung und Ausdauer des unvergleichlichen Heeres in allen ſeinen Theilen und der Opferfreudigkeit des Vaterlandes! — Der Herr der Heerſchaaren hat überall unſere Unternehmungen ſichtlich geſegnet und daher dieſen ehrenvollen Frieden in ſeiner Gnade gelingen laſſen! Ihm ſei die Ehre! Der Armee und dem Vaterlande mit tiefbewegtem Herzen meinen Dank! Wilhelm." —

Welcher Empfang dem Kaiſer bei den folgenden großen Paraden der ſiegreichen Truppen wurde, wie ſeine Aufnahme in der alten Krönungsſtadt Frankfurt, wie in Berlin, das weiß Jeder, der das unvergeßliche Schauſpiel ſah. Der Einzug der Truppen, durch Deputationen von allen deutſchen verbündeten Armeen verherrlicht, nahm am 10. Juni 1871 Dimenſionen an, die bisher in Europa nicht erlebt ſind. Man kann ſagen, die Vertreter aller gebildeten Völker der Erde hatten ſich eingefunden (außer Frankreich), denn in dieſen Tagen zählte Berlin faſt wirklich ſo viel Fremde als Einwohner. Am 9. Juli, an welchem Tage König Wilhelm zu Ems Herrn Benedetti abgewieſen hatte, kam Kaiſer Wilhelm, als Badegaſt feierlich begrüßt, wiederum an. Gott hatte durch das Schickſal Gericht gehalten, wir, Hoch wie Gering, waren nur ſein Rüſtzeug geweſen! Wie es mit unſeres Kaiſer-Königs innerlichſter Geſinnung ſtand, zeigte, daß ſeine verwundeten Braven in Verſailles immer ſein erſter Gedanke geweſen waren, daß, da er an der Spitze ſeines Heeres als Triumphator durchs Brandenburger Thor einritt, — ehe er ſich die geringſte Ehre gönnte, er zu den verwundeten Offizieren heranritt, die hohlaugig und bleich unter Blumenkränzen da ſeiner harrten, — theure, halberſtorbene Menſchenblüthen, welche nach ſeinem erwärmenden Blicke ſich ſehnten! Ihnen gab er weinenden Auges den Kaiſer-Dank, wie ſchöner nie die alte Ritterzeit der Salier ihn gekannt hatte. Der Chriſt und Vater des Volkes iſt in ihm noch größer als der Kaiſer! — Bei dieſer Braven Anblick dachte er wohl der Abertauſende, die fern in Feindeserde ruhten! — Wer aber will die Helden alle nennen, die für des neuen Deutſchlands Ehre fielen? — — Mögen wenigſtens ihrer Achte hier genannt ſein, die dem Herzen der Armee beſonders theuer geweſen.

General von François, † 6. Auguſt bei Wörth.
General von Doering, † 16. Auguſt bei Mars la Tour.
Generalmajor von Wedell, † 16. Auguſt bei Mars la Tour.
General von Craushaar (ſächſiſches Corps), † 18. Auguſt bei Gravelotte.
Oberſt Reber, † 18. Auguſt bei Gravelotte.
Oberſt Erhard, † 18. Auguſt bei Gravelotte.
General von Gersdorf, † 1. September bei Sedan.
Oberſt Graf von Walderſee, † 13. October bei le Bourget.

Ihre Seelen waren mit ihrem Kaiſer bei dieſer Einzugsſtunde, ob ihre Leiber auch ſtill gebettet ruhten. —

Solchem inneren, echten Manneswerthe ohne Ueberhebung, ohne Phraſe beugte ſich auch die ganze bewohnte Welt, bis auf jene halbe, zertrümmerte an der Seine, die gegen ſich ſelbſt in Plünderung, Mord und Brand jetzt mit orientaliſchem Fanatismus den Skorpionenſtachel kehrte. Amerika wie Rußland, der äußerſte Norden, wie der letzte auſtraliſche Anſiedler jauchzten mit lohender Begeiſterung dem Kaiſer Deutſchlands zu. Selbſt in den fernen Dſchungeln Hindoſtans fand ſich unter den eingebornen indiſchen Fürſten der Sinn für deutſche Größe, deutſche Humanität. Raja von Basma ſendete Beiträge zum Beſten der Verwundeten deutſcher Heere! —

Der letzte Reſt von Groll löſchte ſich aus, ſogar bei Denen, wo derſelbe einen nicht zu unterſchätzenden Grund hatte. — Die Herzen beider Kaiſer, Franz Joſephs und Wilhelms, fanden ſich wieder und des jungen Czarewitſch alter Haß gegen alles Deutſchthum ging unter in der Erkenntniß: „Dies neue große deutſche Reich könne nur Rußlands treueſter Freund ſein!“

Wohl wäre mit manch kleineren Zügen noch Kaiſer Wilhelms Leben auszuſchmücken geweſen. Wir verſagen es uns jedoch. Wilhelm I. war nie ein Held der Redensarten, ſondern der Thaten und was er in ſeinen ſchönſten Augenblicken ſprach, wo ganz und voll der innerſte Menſch aus ihm redete, iſt ja ſchon längſt Gemeingut des deutſchen Volks geworden.

Mit einer Kaiſerthat Wilhelms I. aber wollen wir ſein Bild vollenden, welche bisher die deutſche Welt nicht kennt. Wir erzählen ſie ohne Randgloſſe. Das Unausgeſprochene redet ja oft am lauteſten!

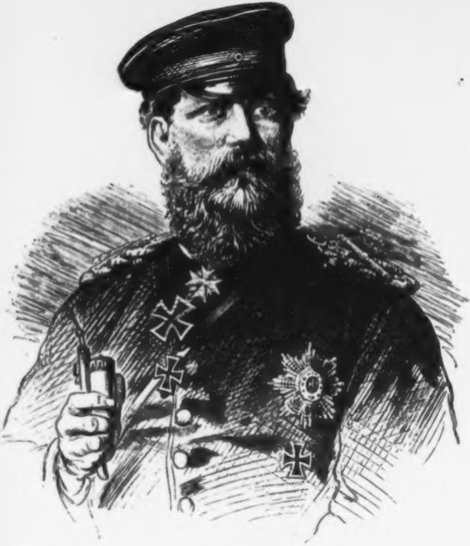
Als Wilhelm I. im Sommer 1871 zu Baden und Gaſtein war, im Vollbeſitze der ihm von Gott verliehenen Ehren, glücklich im Schooße ſeiner Familie, ſeiner Kinder, von denen jedes Glied auf ſeine Weiſe in der vergangenen ſchweren Zeit auch ein Held der That geweſen, da drang an ſein Ohr der Weheſchrei einer fernen, verlaſſenen, entehrten und verzweifelten Frau! —

Es war die Tochter des Generals ...., welcher 1848 Commandant in Spandau geweſen war. Sie hatte einen Fabrikanten zu S. geheirathet, einen reellen, guten Mann, der ſein Geſchäft verſtand, — aber leider den Fehler hatte, kein Kaufmann zu ſein und ſeine Bücher nicht zu führen wußte. Sein Credit war erſchöpft; des Bankerotts angeklagt, ſaß er im Gefängniß. — Sein ſchuldloſes Weib, mit ihrem Kinde in Elend, ſah voll Jammer in die Zukunft; ſie hatte ja keinen Ernährer. — In dieſer Seelennoth richtete ſie eine Bittſchrift an den fernen Kaiſer, ſtellte ihre Lage dar, vertheidigte ihres Mannes angetaſtete Redlichkeit und wagte ſchließlich ſchüchtern daran zu mahnen, daß ihr ſeliger Vater in Spandau zu einer ſchweren Zeit Mannesmuth und Opfertreue als ſeine höchſte Schuldigkeit Kaiſerlicher Majeſtät gegenüber erachtet habe. —

An den Rand dieſer Bittſchrift ſchrieb Kaiſer Wilhelm, der Sieger in drei Kriegen: „General .... iſt mir von großem Nutzen im **März 1848** geweſen! — Begnadigt! Wilhelm.“ — Unmittelbar auf dieſe Bittſchrift folgte die offizielle Begnadigung des gefangenen Mannes. — In honetten Verhältniſſen lebt er nun mit ſeiner braven Frau. — Im Präſidial-Archiv des Gerichts zu .... aber wird dieſe Bittſchrift mit dieſer Randbemerkung als Denkmal einer Zollernthat bewahrt, die an Friedrich II. und den Müller von Potsdam erinnert.

Gott erhalte Wilhelm I. noch recht lange! — —

Einſt freilich, wie allem Irdiſchen, wird auch ihm die Stunde ſchlagen, wo der wunderbare Meiſter, bei dem er in die Lehre gegangen, dem er in Schmerz wie Freude treu gedient, empor zum Lichte ihn an ſein Herz zieht, die ewige Krone ihm zu geben. Dann wird alles Volk in deutſchen Gauen ſchwer trauern und klagen; von den Enkeln wird noch Jeglicher unter uns, der unter *ihm* in *dieſer* Zeit gelebt, ſein Ringen und ſein Siegen mitmachen oder ſehen durfte, beneidet ſein! *Ein* Gefühl in unſeren Herzen, der Seufzer aber wird ſein ſchönſtes Denkmal bilden: *Weiſe, gute und ſiegreiche Fürſten mögen wohl nach ihm noch kommen, unſern lieben, unſern erſten deutſchen Kaiſer Wilhelm kriegen wir doch nicht wieder!!* —



UNSER FRITZ.

II.

„Unser Fritz“

Kaiſerlicher Kronprinz des Deutſchen Reichs
und General-Feldmarſchall.

„Unſer Kronprinz der heißt „Fritze“,
Und er fährt gleich einem Blitze
Mitten in die Feinde 'rein!“

Ein vielgeſungen Soldatenlied iſt's, das dem Kronprinzen von Preußen, dem deutſchen Kaiſerſohne den Namen „Unſer Fritz“ ſchlichtweg gegeben hat, der erſt im altnordiſchen Sande, dann im deutſchen Süden heimiſch und volksthümlich geworden iſt, bis ſelbſt der alte galliſche Feind das „notre Fritz“ mit ehrfurchtsvoller Scheu und verhaltener Wuth ſprechen lernte. Dieſer Name iſt eine hiſtoriſche Thatſache nicht nur, ſondern ein Factor geworden, deſſen Macht die weltbewegenden Ereigniſſe des Jahres 1870 und 71 zum guten Theil mit angerechnet werden müſſen. —

Sonderbar, daß unſer junger „Fritze“ zum Ergänzer der Ideen wie Thaten des „alten Fritzen“, Friedrich des Einzigen, zu werden von der Vorſehung berufen wurde! —

Bei der Schilderung des Kaiſers iſt ſchon auf die eherne Zeit, in der deſſen Jugend und ernſtes Mannesalter verfloß, auf den ſtrengen, faſt düſteren Ernſt des damaligen Zollernhauſes hingewieſen worden und wie Kampf und Entſagung faſt bis über die Mitte dieſes Jahrhunderts hinaus das Loos deſſelben geweſen iſt. In dieſe ſelbe erſte Hälfte, 1831, alſo zu Anfang jener trüben, bereits gekennzeichneten dreißiger Jahre, fiel die Geburt von „Unſerm Fritz“ und es iſt ein Umſtand von providentieller Bedeutung, daß er gerade am 18. October, dem Jahrestage der Leipziger Völkerſchlacht, zuerſt aus der „dunklen Kammer“, — dem Mutterſchooße, in den großen Kampf des Daſeins trat. — Die charakteriſtiſchen Eigenſchaften ſeiner hohen Eltern ſollten ſich in ihm, ihrem erſten und einzigen Sohne, wiederfinden, einander ergänzen und ſpäter zu ſeltener Harmonie vereinen.

So wenig unſer Kaiſer zu jener Zeit ahnen konnte, er werde je die Krone tragen, ſo wenig ward auch ſein Sohn als Thronfolger geboren, denn noch war die Frage nicht entſchieden, daß König Friedrich Wilhelm IV. keine directen Leibeserben haben werde. — „Unſer Fritz“ hatte in der Taufe die Namen Friedrich Wilhelm Nicolaus Carl empfangen, und wie bei allen unſeren Prinzen zweiter Linie war er zu weſentlich militäriſchem Berufe von vornherein beſtimmt worden. Sowohl in dieſem Berufe, in der ganzen Zeit wie der Hohenzollernart lag es nun, daß ſeine Erziehung ſtraff und ſtreng ſein mußte. Dennoch war ſie um Vieles freundlicher, liebevoller, univerſeller, als die ſeines Vaters hatte ſein können. Der Kaiſer war ins Leben getreten, wo die Revolution Frankreichs die Gemüther in Schrecken ſetzte, war zum Jünglinge unter Schlachtendonner und dem Weheſchrei des niedergeworfenen Vaterlandes erblüht, ſein Sohn „Fritz“ betrat die heimiſche Erde in tiefſtem — faſt zu tiefem — Frieden. Dies führte bei Letzterem ſchon zu einem großen pſychologiſchen Unterſchiede. Ferner blieb „Unſerm Fritz“ die Mutter und zugleich der weibliche Einfluß auf ſein Gemüth, auf ſeine erwachſenden Seelenkräfte erhalten. Das war für ihn ein unberechenbarer Segen, der ſelbſt nicht durch eine weit eiſernere und einſeitigere Erziehung, als wie er wirklich erhielt, hätte getrübt werden können. Was frühe ſchon, ob auch nur in den erſten Keimen, in ſeinem Charakter und Weſen zu Tage trat, war, daß er dieſelben Charakter- und Gemüthsſeiten ſeines Vaters Kaiſer Wilhelms I. wie die ſeiner Mutter, der Kaiſerin Auguſta, höchſt glücklich in ſich in einer Weiſe vereinte, wie wohl ſelten Söhnen beſchieden iſt, denn gewöhnlich pflegen dieſelben eher die Gemüths- und Geiſtesqualitäten der Großeltern, als die der Eltern in ſich zu wiederholen. „Unſer Fritz“ hatte von ſeinem Vater ganz die deutſche Geradheit, die märkiſche Klarheit und Beſonnenheit, die praktiſche Klugheit überkommen, welche, uns Nordländer zumal, von Haus aus erſt auf das Nächſte, Sichere verweiſt, ehe wir wagen, den Blick weiter zu richten. Die väterliche Mannesentſchloſſenheit, Treuherzigkeit und das unausrottbare, ſtrenge Pflichtgefühl war's, was ſich zunächſt in ihm ausbildete, ihm bei ſeinem militäriſchen Berufe zum Rückhalt diente und ein Mittel wurde, jene großen Fähigkeiten in ſich auszubilden, die ihn nachmals zum ſiegreichen Feldherrn gemacht haben. Erſt nach und ſpäter dann neben dieſen Fähigkeiten, welche wir zugleich die hiſtoriſch „Hohenzollernſchen", die altpreußiſchen benennen möchten, entfalteten ſich aber andere Kräfte der Seele in ihm, die dem gemüthsweicheren, ſangreicheren Süden entſprangen und aus den Erinnerungen der Burggrafen von Nürnberg, wie aus dem gewaltigen Geiſteswehen thüringiſcher Glanzzeit ihren Urſprung und ihre Nahrung fanden. Dieſen entſchieden weiblichen Charakterzug ſollte Kronprinz Fritz ſeiner Mutter zu verdanken haben. — Der männliche, preußiſche, war immer ein weſentlich ſpecifiſcher geblieben, der weibliche, deutſche, war aber ein univerſeller. Daß die — damalige — Prinzeſſin Auguſta eifrig beſtrebt war, dem geliebten einzigen Sohne die Fülle all der Empfindungen und Anſchauungen angedeihen zu laſſen, welche ſie als koſtbarſtes Herzensgut von der waldumrauſchten Ilm nach den Ufern der Spree gebracht, war ſowohl ein Bedürfniß ihres Muttergefühls, wie ihres beſonders gearteten Charakters. Von ihr erhielt er jene Weichheit der Empfindung, das Seelenvolle, was ihn ganz beſonders auszeichnet, von ihr das tief humane Bewußtſein und die univerſelle Anſchauung, welche Deutſchland den Geiſtern von Weimar, Schiller, Herder, Wieland, vornehmlich einem Goethe verdankt, und es iſt unmöglich, wenn man mit dem Kronprinzen länger und Vielerlei ſpricht, zu verkennen, daß etwas von Goethe'ſchem Realismus und kosmiſchem Weſen in ihm ſteckt. Er beurtheilt die Dinge nie auf ſinguläre Weiſe, ſondern legt an ſie ſtets den großen und allgemeinen Maßſtab des Schönen, Wahren und Guten; alles Uebrige iſt ihm von ganz untergeordneter Bedeutung. Deshalb ſehen wir ihn ſpäter auch ſtets beſchäftigt, da wo es die allgemeine Sache gilt, individuelle Hinderniſſe mit zarter Hand beſeitigen, ſehen wir ihn den großen, geiſtigen Gedanken der Zeitbegebenheiten erfaſſen, ſich ihm weihen und dabei von jeder Kleinlichkeit, jedem einſeitigen Intereſſe abſehen. — Wenn nun die mütterliche Einwirkung ſeine beſonderen hohenzollernſchen Eigenſchaften in ihm erhöht und ergänzt hatte, ſo ſollte, je mehr der Prinz zum Jünglinge und Manne ſich entwickelte, das väterliche Element vorwaltend in ihm erwachſen und neue ſeeliſche Reſultate zur Folge haben. Dies mag ſcheinbar eigenthümlich klingen, es iſt nichts deſtoweniger wahr. — Der Märker, der Nordländer nämlich, wenn er auch kein ſo jovialer, empfindungsreicher Menſch wie der Südländer iſt, hat doch von der Natur dafür ein Gut empfangen, was dieſen Mangel erſetzt. Weil er zweifleriſcher iſt, als jener, ſo iſt er auch zum Sarkasmus geneigt, weil er ferner ſtets gelernt hat, das Ideelle mit deſſen praktiſcher Anwendung zu vergleichen, iſt er von Hauſe aus — witzig! Dieſer ſein Sarkasmus iſt indeß ohne jegliche Bitterkeit, ſein Witz zwar derb, aber ohne böſen Willen. Er kann es eben niemals anſehen, wenn die Praxis an der Idee zur Lüge wird, ohne nicht ein lächerliches Reſultat zu ziehen. Das iſt ſeine Lebensweisheit, ſein Mutterwitz, iſt der Humor, welcher ihn über ſeinen märkiſchen Sand, ſeine eigene Unzulänglichkeit, über Alles, was ihm ſchief und krumm erſcheint, ſpotten läßt. Aber dabei liebt er dieſen ſeinen Sand, die Scholle die ihn gebar, das Weſen ſeines Stammes und ſeines Volkes Vergangenheit ſo, daß er ſein Vaterland und deſſen Art, ſeine langen Ebenen, ſeine nordiſchen Küſten nimmermehr mit der Alpe reicher Flur, mit Italiens blauem Himmel vertauſchen würde. Der Witz iſt in Deutſchland durchaus nordiſcher Natur. Im Süden ſcherzt man, iſt viel luſtiger, ja ausgelaſſen ſelbſt, aber das attiſche Salz fehlt dort, was den Humor der Spree, der Unterelbe und Oder zu üppig ſchwellender Blüthe bringt. — Dieſer Witz iſt beſonders dem märkiſchen Herrſchergeſchlecht, den Hohenzollern eigen! Friedrich Wilhelm I., Friedrich der Große, Friedrich Wilhelm IV. waren ſämmtlich witzreiche Könige, und wie derb derſelbe in alter Zeit zumal oft war — das erlaſſe man uns durch draſtiſche Anecdoten zu erhärten. Dieſer Witz hielt die Hohenzollern übrigens ſo wenig wie ihre Märker ab, da ernſt zu ſein, wo es die eigene Würde, das Vaterland galt. — Von ihnen machten Friedrich Wilhelm III., wie unſer Kaiſer indeß eine Ausnahme. Wir glauben nicht, daß ſie je die Zollerſche „Witzader“ beſaßen, aber wenn dennoch, in dem furchtbaren Ernſte ihrer Jugend, in den Thränen der Nation ging ihnen dieſe Eigenſchaft verloren, erſt in „Unſerm Fritz“ blühte ſie fröhlich wieder auf. Er hat dieſe alte unverwüſtliche Heiterkeit ſeiner Vorfahren geerbt, welche nie verwundet, weil ſie ſo herzlich iſt, die nie würdelos wird, weil ſie Maß und Takt hält.

Dieſe eigenthümliche, höchſt vortreffliche Miſchung von Gemüths- und Geiſteseigenſchaften, die Doppelſeitigkeit des väterlichen und mütterlichen Elements war jedoch im Jünglingsalter des Prinzen in ihm noch unvermittelt, ungeklärt, ſo daß man damals noch nicht recht wußte, was aus ihm zu machen ſei. Vorliebe und Abneigung hatten ſich noch nicht völlig gereift und man behauptete damals: „ſchlechterdings in ihm weder vorherrſchende Talente noch Leidenſchaften,— ſei's im guten oder ſchlimmen Sinne,— entdecken zu können.“ Weil dies gerade die Zeit war, wo die Seele ſtumm, ja, dem eignen Beſitzer oft unbewußt, in ſich gährt und arbeitet, während der äußere Menſch um ſo nüchterner, ſtiller erſcheint, ſo hielt man ſich für berechtigt, über ſeinen Charakter im Publikum bereits abſprechen zu wollen, ehe derſelbe ſelbſt zu klarem Durchbruche gekommen war. Es iſt das alte Laſter unſeres nordiſchen Volks, daß es ſeine Fürſten und Helden gleich *fertig vom Himmel gefallen* haben will und ſie eben ſo wie ſeine großen Denker und Dichter ſo lange *verkennt*, bis es zu ſpät iſt, ſich ihres Werthes recht wahrhaft zu erfreuen. — Es iſt menſchlich! — Weshalb haben denn die Todten für uns ſo unendlichen Werth, weshalb genießen Sie ſo viele Liebe? Weil wir Menſchen mit der Liebe und Werthſchätzung bei den *Lebenden immer zu ſpät kommen!* —

Seine erſte Entwickelung erhielt Unſer Fritz von der Gouvernante Frau Godet. Acht Jahre erſt alt begannen bei ihm aber ſchon die Exercir-Uebungen in Genoſſenſchaft Rudolphs von Zaſtrow und Adolfs Grafen von Koenigsmark, welche in gleichem

Alter ſtanden, und als echter Zoller griff er den Soldatendienſt mit Eifer und Erfolg an. Als es bei einer derartigen Uebung auf Babelsberg regnete und der Lakai ſorgſam einen Schirm brachte, erwiederte der prinzliche Knabe: „Haſt Du je einen preußiſchen Helm unter einem Regenſchirm geſehen?!“ Der Diener zog beſchämt ab. — Am 18. October 1841, alſo zehn Jahre *alt, trat Fritz ins 1. Garde-Regiment.* Sein Militär-Gouverneur wurde Oberſt von Unruh, bisher Adjutant ſeines Vaters, ſeine allgemein-wiſſenſchaftliche Ausbildung leitete Profeſſor Dr. Curtius. Wer die Bedeutſamkeit dieſes Gelehrten unter uns kennt, namentlich aber die humaniſtiſche Art ſeiner Lehrmethode, weiß auch, daß der Prinz in ſehr glückliche Hände kam und ſein Geiſt ſich gerade nach einer Richtung frühzeitig dehnen durfte, welche früheren Prinzen unſeres Königshauſes nur dürftig gewährt, ja für Friedrich des Großen Jugend geradezu eine „verbotene Frucht“ geweſen war. Im Jahre 1847 und 48 nahm der Prinz an den Schießübungen und Exercitien mit gemiſchten Waffen Theil und wurde im Mai 1849 dem 1. Garde-Regiment zur „dauernden Dienſtleiſtung“ überwieſen. Wie ernſt der Kaiſer, ſein Vater, — damals noch Prinz von Preußen, die Sache auffaßte, bewies er in der Anſprache an den Sohn, welche im Luſtgarten zu Potsdam nach der Parole-Ausgabe erfolgte: — „Zu dauernder Dienſtleiſtung tritt nunmehr mein Sohn in Ihre Reihen ein. Ich hoffe, er wird ſeinem Namen und ſeinen Ahnen Ehre machen. Dafür bürgt mir der Geiſt, den Gott in ihn gelegt hat, nicht wir. Und Dir, mein Sohn, wünſche ich, daß Du dereinſt Daſſelbe erfährſt, was Dein Vater in Mitte ſeiner Kameraden erfahren hat! Meine Herren, es iſt die ſchönſte Freude meines Lebens geweſen, zu ſehen, wie die Treue und innige Theilnahme meiner Untergebenen ſich in ſchweren Tagen in der Nähe und in der Ferne nicht verleugnet hat! Das wünſche ich auch Dir! Und ſo thue nun — Deine Schuldigkeit!“ —

Wenn man bedenkt, daß dieſe Auslaſſung gegen den Sohn anno 1849 ſtattfand, nachdem der Kaiſer das Schwerſte hatte ertragen müſſen, was einem fürſtlichen Herzen zugemuthet werden kann, ſo wird man auch die Tiefe der Empfindungen Deſſen, der ſo ſprach, und Derer begreifen können, an die ſeine Worte gerichtet waren. Sie mußten ſich beſonders ſchwer und flammend in die Seele des 18jährigen Prinzen ſetzen, der mit ſo jungen Jahren die Prüfungen ſeines Vaters durchleben und mitempfinden mußte. — So hart das Jahr 1848 für den Kaiſer, wie deſſen Sohn geweſen war, eine ſchöne, zartere Blüthe entkeimte ihm doch, die leiſe wuchs und ſich entfaltete. Die Gaſtfreundſchaft, welche damals Kaiſer Wilhelm in England genoſſen, der Reiz des ganz eigenen Familienlebens, welchen er bei der Königin Victoria empfunden hatte, der hohe Friede, welcher über ſein Gemüth in einem Lande gekommen war, wo der höchſte Streit doch nie zum Kampfe führt und die conſervative Tradition mit der Entwickelung reeller bürgerlicher Freiheit Hand in Hand geht, hatte tiefe Spuren in ſeinem Herzen hinterlaſſen und — ſehnſuchtsvolle Wünſche vielleicht, die nur die Zeit erſt verwirklichen konnte. — Den badiſchen Feldzug machte der Prinz nicht mit; im kommenden Jahre bezog er aber die Univerſität Bonn und that dann eine größere Reiſe. Am 15. October 1851 erfolgte ſeine Ernennung zum Hauptmann im erſten Garde-Regiment, das Jahr darauf übernahm er die ſelbſtſtändige Führung der 6. Compagnie. Der 40jährige Gedenktag des Sieges bei Großbeeren, am 23. Auguſt 1853, wurde dem Prinzen Gelegenheit zu einer erſten öffentlichen Anſprache. — Viele Tauſend Berliner, Landleute von nah und fern, Schüler, Soldaten und Veteranen begingen da unter wallenden Fahnen auf dem alten Schlachtfelde die Gedächtnißfeier. — „Heut ſind es 40 Jahre", ſagte Unſer Fritz, „daß auf dieſer blutigen Wahlſtatt der Sieg errungen wurde, an dem zunächſt die Rettung der Hauptſtadt des Landes hing. Aber er bedeutete mehr! Er zeigte zugleich der Welt, daß die preußiſchen Waffen muthvoll mit jedem Gegner in die Schranken treten!!" — Am 15. October 1854 ward der Prinz Commandeur des 1. Bataillons des 2. Garde-Landwehr-Regiments, am 31. Auguſt des nächſten Jahres aber zum Oberſten ernannt.

In den letzten Jahren hatte er nicht nur eine allſeitig freiere Entwickelung gewonnen, ſondern auch ſowohl als Militär, wie in politiſcher Beziehung für die Nation eine höhere Bedeutung erreicht. Sein Charakter war zur Conſolidirung gereift, es bedurfte nur, daß er ſich ſeeliſch wie geiſtig ganz abſchloß. — Seine Bedeutung als Militär erhielt er durch den nahen Umgang mit Major von Moltke, der ſein Adjutant und Lehrer geworden war. Nicht blos der tiefe und reiche Geiſt dieſes Mannes, den wir an anderem Orte kennen lernen werden, auch die vollendete Harmonie der feinfühlenden Seele dieſes außerordentlichen Menſchen mußte mit einem gewiſſen Zauber auf einen Geiſt wirken, der ſo unendlich empfänglich und ſo vielſeitig, wie der des Prinzen war. Politiſche Bedeutung erhielt er dadurch aber, daß man in ihm den künftigen Kronprinzen ſah, auf ihn die directe Erbfolge und die Hoffnung des Hohenzollernſtammes ſich fortan gründete. —

Das Jahr 1856 ſollte für Unſern Fritz, für das Königshaus wie ganz Preußen, von tiefgreifender Bedeutung werden, von einer Tragweite, die ſich ſelbſt heute noch unſeren Blicken verſchließt und welche höchſtens gemuthmaßt, aber nicht gewußt werden kann. — Im Juni etwa machte der Prinz einen Beſuch am Hofe der Königin von England, welche gerade zu Balmoral, in den ſchottiſchen Hochlanden, Villegiatur genommen hatte. Kurz vor Ende des Monats oder Anfangs Juli kehrte er zurück. Es war mit ihm eine ſeltſame, Jedermann erſichtliche Veränderung vorgegangen. Zwei Eigenſchaften waren jetzt an ihm bemerkbar, von denen er ſonſt himmelweit entfernt geweſen, — peinliche Unruhe und ſo etwas von — Hamlet'ſcher Träumerei. Er hatte Schweres auf dem Herzen, das er nur bei den Eltern los werden konnte. Was es geweſen, konnte damals noch Niemand ahnen, die Sache blieb, ihrer delicaten Natur halber, zwiſchen Eltern und Sohn. Daß es kein Kapitalvergehen war, bewies des Prinzen Ernennung zum Commandeur des 1. Garde-Regiments, — wenige Wochen ſpäter befand ſich Unſer Fritz wieder in Schottland, am gaſtlichen Herde der königlichen Familie. — Bereits begann man zu munkeln, was dies geheimnißvolle Kommen und Gehen wohl bedeuten könne, hütete ſich aber, vorlaute Aeußerungen zu wagen. — Der Prinz hatte ſich in die älteſte Tochter der Königin verliebt, war nach Berlin zurückgekommen, den Eltern ſein Geſtändniß zu machen und nun, ihres Segens gewiß, eilte er nach Balmoral, um ſich zu vergewiſſern, daß er — Gegenliebe finde. — Die Erſcheinung einer Heirath aus gegenſeitiger Neigung — war in europäiſchen Königshäuſern ziemlich neu, ungewöhnlich jedenfalls. Die Politik war bisher ausſchließlich der Moloch geweſen, dem fürſtliche Herzen, ob Mann ob Weib, geopfert werden mußten, und wo nicht gerade national-politiſche Vortheile maßgebend geweſen waren, ſo doch dynaſtiſche Familien-Intereſſen, Einwirkungen mächtiger Gegner, oder der Wunſch, die Eiferſucht concurrirender Dynaſtieen zu beſchwichtigen. Dies iſt nicht blos bei jedem anderen Königshauſe, es iſt auch mehr noch bei den Hohenzollern nachzuweiſen. — Um Preußen an Brandenburg vererben zu können, mußte der ſchwachſinnige Albrecht Friedrich von Preußen eine Brandenburgerin heirathen. Welfenhaß und Habsburgs Intriguen machten, daß Friedrich Wilhelm I. ebenſowenig die von ihm geliebte hannoverſche Prinzeſſin, noch ſein Sohn, der große Fritz, eine engliſche Prinzeſſin heirathen durfte. — „Felix Austria nubo!“ — Das glückliche Oeſterreich heirathete immer profitabel, und wußte ſtets hohenzollerſche Gefühle durch gewiſſe Hausmittel zu corrigiren. Daß alſo bei uns ein Prinz oder eine Prinzeſſin ſich der Politik einfach zu opfern hatte, ward vom preußiſchen Volke ſtets als ein trauriger, aber naturgemäßer Fluch des fürſtlichen Standes angeſehen. Dies Princip hatte in unſerm Jahrhundert indeß ſchon einen ſtarken Stoß erlitten, als Königin Victoria den Prinzen Albert von Coburg aus keinem anderen Grunde heirathete, als weil ſie gegenſeitig ſich liebten. Wie tief das Vorurtheil politiſcher Zwangsehen fürſtlicher Perſonen im Volke ſaß, bewies, daß man damals über die Freiheit, welche Königin Victoria ſich genommen hatte, in Deutſchland ſtark die Köpfe ſchüttelte und Prinz Albert Anfangs in England bei Volk wie Ariſtokratie keine gerade beneidenswerth fürſtliche Stellung fand. Er war indeß der Mann, ſie ſich mit oder ohne die Pairage zu machen. Er beſaß einen Zauberſtab, welchen Niemand ihm entwinden konnte und den er zu einer ganz neuen Art von Scepter zu verwandeln und — auf Victoria, ſeine älteſte Tochter, zu vererben wußte. Dieſen ſeinen Scepter fühlte man längſt ſchon in Albion, als „Unſer Fritz“ den Boden Scott's und Shakeſpeare's, Drake's und der „fair Queen“ betrat, — man fühlte ihn mit dankbarer Freude.

Von dem erſten Eindrucke, den der künftige preußiſche Thronerbe auf die Erwählte ſeines Herzens machte, vermögen wir ſelbſtredend ſo wenig wie über die pſychologiſche Wandlung zu berichten, welche eine Prinzeſſin, die mit Leib und Seele Engländerin war, zu einer preußiſchen Prinzeſſin machte. Der Eindruck, den der preußiſche Kronprinz aber auf das Königshaus zu Balmoral und die Prinzeß Royal übte, war und konnte nur überaus günſtig, dem Herzen ſeiner Braut höchſt ſympathiſch ſein. Er beſaß die hohe ritterliche Geſtalt ſeines Vaters, ein mildes und dabei edles Geſicht, das dunkelblondes Haar und des Mannes beſter Schmuck, der Bart, zierte. Sein Kolorit, ſeine Haltung, ſeine Bewegungen athmeten die Kraft, Schönheit und Ungezwungenheit einer 25jährigen Jugend, durch geiſtvolle Heiterkeit noch lebensvoller und natürlicher gemacht. Was für einen Mädchencharakter, wie den der Prinzeſſin Victoria, von eigentlicher Bedeutung aber, für ſie Erwecker einer tiefen Liebe werden mußte, war das tiefe Gemüth, das Milde, Seelenvolle ſeines Umgangs, der reiche Schatz ſeines dem Schönen in jeder Richtung offenen, regſamen Geiſtes, und daß ſeine Seele ſich nicht nur im häuslichen Kreiſe zu Balmoral offen erſchloß, ſondern ihm jetzt hier erſt ganz und voll das tiefere Verſtändniß des Lebens aufging! Es war, als wenn dieſer Kreis durch Liebe beglückter Menſchen ihn völlig in Feſſeln geſchlagen habe und er nicht mehr weichen könne, ohne heißeſte Sehnſucht und tiefſtes Liebesweh!

Dieſer reckenhafte Königsſohn mit derſelben tiefen deutſchen Empfindung, demſelben ſinnenden Ernſt und der gleichen harmloſen Fröhlichkeit, die Victoria an dem eigenen Vater ſo lieben, ja ſchwärmeriſch verehren gelernt hatte, mußte es einem Mädchen anthun, die faſt in jeder Sache ſich mit ihm im Einvernehmen fühlte, hier alſo eine Ergänzung zwiſchen Mann und Weib ſtattfand, wie ſie im gewöhnlichen Leben ſchon zu den Seltenheiten gehört, in Königsehen aber einem unſchätzbaren Kronjuwele gleicht, das tückiſche Hand in die Abgründe des Meeres verſenkt hat! — Der Gleichklang beider Liebenden im Empfinden, Thun und Wollen war vollſtändig. Selbſt daß die Charaktere Beider denſelben geſunden Zug natürlicher Realiſtik hatten, gleich fern von hyperäſthetiſcher Empfindelei, wie jener derben Schroffheit, die ſo oft den Nordländer ungenießbar macht, begünſtigte das gegenſeitige Verſtändniß; — unausgeſprochen kannten ſich Beide längſt. Sie fühlten bereits, daß der Segen ihrer Eltern unſichtbar ſie ſchon umwehe, vier Herzen gleich den ihren der Entſcheidung entgegenſchlügen. — Auf einem Ausfluge in die Berge, von der Königin, dem Prinzen Albert, Unſerm Fritz und Victoria ohne größere Begleitung unternommen, hatte der Kronprinz von felſigen Höhen jene ſeltene Blume gepflückt, die auf unſeren deutſchen Fernern, hoch über der Alpenroſe Glühen, im ewigen Schnee als Königin thront, weiß wie die Unſchuld und Wahrheit, — die echte keuſche Himmelsblume: das Edelweiß! Ob dem Prinzen im Anſchauen dieſer zarteſten aller Kinder Florens ſich die Zunge löſte, ob ihm ein warmer Blick, ein innig Wort Ermunterung gab, Erhörung verhieß, — im Herabſchreiten bekannte er Victorien ſeine Gefühle und als das entſcheidende Ja von ihren Lippen quoll, der erſte Kuß das Gelöbniß beſiegelte, war das Edelweiß des preußiſchen Fürſtenſohnes das hohe Zeichen, daß ſein Herz über ſein Leben für immer entſchieden habe, daß Englands blonde Maid die erſte, einzige und letzte Frau ſei, der alle großen und heiligen Gefühle ſeiner Bruſt ſich zu Füßen legten. Die Eltern gaben der Braut ihre frohbewegte Zuſtimmung. — Unter allen Blumen iſt ſeitdem das Edelweiß Victoriens theuerſte, liebſte Blume geblieben! — Wie Julie ihrem Romeo konnte ſie ihrem Fritz an jenem ſeligen Abende in Balmoral ſagen:

„Nun gute Nacht! — So ſüße Ruh' und Frieden,
„Als mir im Buſen wohnt, ſei Dir beſchieden! — —

Die Nachricht dieſer Verlobung erweckte in Berlin, im Volke wie bei Hofe die größte Freude, und zwar aus mehrfachen Gründen.

Es iſt eine alte preußiſche Tradition, daß es uns Glück bringen werde, eine engliſche Königstochter auf Preußens Thron neben dem königlichen Gemahl zu wiſſen und Brandenburgs Unglück nicht zum wenigſten daher rühre, daß dies möglich zu machen nie gelungen war. — Wie richtig oder wie willkürlich dieſe Annahme war, haben wir nicht zu unterſuchen, aber ſie beſtand, und zwar kraft hiſtoriſcher Erfahrung! Zwei Zollernprinzen hatten vor Zeiten darnach geſtrebt und ihre vernichtete Liebe mit ödem, dornenvollem Leben bezahlen müſſen, das der höchſte Kriegsruhm nicht zu entſchädigen vermochte. — Was dem Volke zumal wohlgefiel, es mit frohem Zutrauen auf dies Bündniß blicken ließ, war, daß es frei aus Liebe ſich geboren hatte und ihm Victorien deutſches Weſen durch den Vater bereits lieb und anheimelnd geworden war. Dieſe Ehe, fern von Conventionellem, verſprach ihrem innerſten Weſen nach einen faſt bürgerlich einfachen, jenen urdeutſchen, nordiſchen Charakter zuverläſſiger Solidität und Liebenswürdigkeit zu erhalten, der uns ſo überaus werth, welcher in guten wie ſchlimmen Zeiten die Quelle unſerer Kraft, unſerer ſittlichen Erhebung und unſeres ſozialen Wohlſeins geweſen iſt. Bei Hofe empfand man, — zumal das Elternpaar, nicht weniger tief das Glück dieſer Verbindung, die man innig gewollt, aber gewiß nicht engagirt hatte. Abgeſehen, daß Victoria, wie man wußte, gerade das friſche Element ins Königshaus brachte, was ihm noch immer gefehlt hatte, ihre Erziehung ganz in dem Sinne geweſen war, wie man ſie für eine preußiſche und deutſche Prinzeſſin nur wünſchen konnte, die Vermählung mit dem einſtmaligen Thronfolger war auch ein Akt von großer politiſcher Bedeutung. — Wir meinen damit nicht, was man etwa dynaſtiſche Intereſſen nennt. Für den Ehrgeiz oder die Länderſpeculation, nicht einmal für das, was man erheirathete politiſche Allianzen nennt, war irgend Etwas in England für uns zu holen. Die Staatsform dieſes Landes, ſeine Intereſſen waren dazu ebenſowenig angethan, als unſere durchaus binnenländiſche, centraleuropäiſche Politik. Aber Etwas war erreicht, das ſeit Wilhelm III. von Oranien und dem großen Kurfürſten ſchon ein vergebliches Bemühen beider Länder geweſen war und ſich unter den Stuarts eine kurze Zeit nur in der Triple-Allianz ausgedrückt hatte, nämlich die moraliſche Solidarität der geſammten deutſchen Stammgenoſſen in der großen Frage der Zukunft: ob die Erde wie vordem vom „Romanismus“ oder vom „Germanismus“ beherrſcht werden ſolle! Dies Gefühl war bei dieſer Verbindung, obwohl dunkel, ſo doch allgemein in England wie in Norddeutſchland rege. Daß wir auf dem Continent dieſe Frage nun ſchon anno 1870 löſen würden, konnte freilich Niemand ahnen. — So rein in moraliſchem Sinne, wie dieſe Verbindung alſo geſchloſſen war, ſo rein moraliſch waren auch die politiſchen Erwerbungen, die wir aus ihr erhoffen konnten und deren Folgen langſam und allmählich ſich in der Folge nur entwickeln dürften. —

Ende Septembers kehrte Unſer Fritz als Bräutigam in die Heimath zurück. Auf ſeinen beſonderen Wunſch, den Dienſt auch in der Linie kennen zu lernen, erfolgte im Herbſt ſeine Ernennung zum Commandeur des 11. Infanterie-Regiments in Breslau. Alle Strapazen und Mühen getreulich mit den Mannſchaften theilend, für ihr Wohl mit eigener Drangabe eifrig beſorgt, erwarb er ſich nicht nur das feſte Vertrauen und die Liebe ſeiner Leute, ſondern auch den Enthuſiasmus der Breslauer Bevölkerung. Vielleicht wäre ſeine Verbindung mit Prinzeß Victoria eher erfolgt, wenn die inzwiſchen eingetretene lebensgefährliche Krankheit König Friedrich Wilhelms IV. und die Uebernahme der Regentſchaft Seitens des Vaters des Prinzen nicht jede Freudenfeier völlig unthunlich gemacht hätte. — Durchgreifende Veränderungen in der centralen Heeresleitung, die Nothwendigkeit, der immer dringender werdenden Frage der Armee-Organiſation näher zu treten, die Pflicht, das politiſche Leben des Staates zu mehr Achtung, die Wohlfahrt des Landes zu beſſerer Blüthe zu bringen, waren Angelegenheiten, welche allem Anderen, ſelbſt den liebſten Herzenswünſchen, voranzugehen hatten. Ihnen zu genügen, ward im Jahre 1857 General von Manteuffel zum Chef des Militär-Cabinets berufen und des Prinzen Fritz erſter Adjutant, Freiherr von Moltke, mit Führung der Geſchäfte des Chefs beim großen Generalſtabe betraut. Erſt am 25. Januar 1858, alſo 1¼ Jahr nach der Verlobung, erfolgte die feierliche Vermählung mit der Prinzeß Royal Victoria zu London. — Ehe wir ihr Erſcheinen in Berlin ſchildern, — wie ſie ſich in die ihr völlig neuen Verhältniſſe fand und wie ſie ihr Familienleben begann, iſt es nöthig, auf ihr vergangenes Mädchenleben und ihre Eltern einen Rückblick zu werfen. —

Die Königin, ihre Mutter, war eine Lady des altengliſchen Königthums; in Anſichten, Grundſätzen, politiſchen Auffaſſungen und Gefühlen völlig Tochter ihres Volks, kurz, Engländerin vom Scheitel bis zur Sohle. In Einem nur fühlte ſie deutſch, im Herzenspunkte, und da ſie Prinz Albert, ihren Gemahl, mit leidenſchaftlicher Innigkeit liebte, als Weib ſich ihm völlig unterordnete, der Prinz aber ein deutſcher Prinz in allen Faſern blieb und nie ſeine Zuſammengehörigkeit mit deutſchem Weſen verleugnete, ja auf daſſelbe im Gegentheil mit ſtolzer Charakterzähigkeit hielt, ſo wurde Königin Victoria die beſte deutſche Hausfrau von der Welt und ihre Kinder, zumal ihr älteſtes, Prinzeß Victoria, völlig in des Vaters deutſchem Sinne erzogen. — Erſt 18 Jahre alt war Königin Victoria, als ſie den Thron ihres kinderloſen Oheims, König Wilhelms IV. von Britannien, beſtieg, alſo in einem für Herrſcher noch gefährlichen Alter. Zwar pflegt man leichthin zu ſagen, daß ein engliſcher Monarch „zwar regiert, aber nicht herrſcht" und eine Art verfaſſungsmäßiger Null ſei, aber die Praxis ſtraft dieſen Satz in der Regel Lüge. Nicht nur, daß die engliſche Geſchichte hierin an Gegenbeweiſen keinen Mangel hat, es ſteht auch feſt, daß ein ſtarkes und geiſtvolles Oberhaupt einer Republik ſelbſt die Staatsleitung nach ſeinem Sinne modelt und wenn er ſelbſt Nichts hat als das Veto, dies in kundigen und charakterfeſten Händen doch eine ſehr bedeutſame Waffe der Souveränität wird. Mag immerhin die Möglichkeit, direct ſelbſt ins Staatsgetriebe einzugreifen, bei einem engliſchen Könige ſeltener und beſchränkter als wo anders ſein, es bleiben ihm doch, wenn er will, noch ſo viel einſchneidende Standespflichten, ſo viel indirecte Einwirkungen übrig, daß — und dies iſt in Großbritannien die allerſonderbarſte Erſcheinung, gerade die Unfähigkeit eines Regenten am raſcheſten dort empfunden, am nachdrücklichſten verurtheilt wird. Was Einer kann, der in Buckingham-Palace Herr iſt, ſelbſt wenn er gar Nichts zu gelten ſcheint, werden wir bald ſehen. — Aus beregten Gründen war deshalb das Kronetragen der 18jährigen Königin gar keine ſo leichte Mühe als man denkt. — Drei Jahre ſpäter vermählte ſie ſich mit Franz Albert, Prinzen von Sachſen-Coburg, der 21 Jahre, alſo faſt gleichen Alters mit ihr war. Wie ſchon geſagt, fiel dieſe nicht politiſche Ehe auf. Im ſtolzen England hielt man ſie in ariſtokratiſchen Kreiſen für ſehr unpolitiſch.

Mindeſtens hätte man doch einen Prinzen aus einem Königshauſe gewünſcht, der dem Lande politiſche Allianzen, den Ruhm einer großen europäiſchen Dynaſtenreihe zubrachte. Statt deſſen wählte die Königin der drei Reiche den Prinzen eines Duodezſtaates, welchen man bequem in jeder engliſchen Provinz zweimal hätte unterbringen können, eine kleindeutſche Fürſtlichkeit. — Es iſt nöthig, dies anzudeuten und mit welchen Elementen, oben ſowohl wie unten, das junge fürſtliche Ehepaar, vornehmlich Prinz Albert, zu kämpfen hatte! — War Lady Victoria von Kent auch verfaſſungsmäßig Königin von England geworden, wurde ſie als ſolche auch verehrt, Prinz Albert war den Engländern anfänglich doch nur der „Mann ſeiner Frau" und daß er ſonſt Nichts als Das bleiben ſolle, gab ihm die „ſteifleinene" Ariſtokratie des Landes, wo ſie es nur konnte, zu verſtehen. Man muß Englands inneres Weſen, den wohlbegründeten, aber auch ungemeſſenen Stolz ſeiner Granden kennen, um eine Ahnung zu haben, was für ein ſchlimmes Entree in die neue Heimath der Gemahl der Königin hatte. — Neid, Eiferſucht, nationaler Dünkel der Großen, Mißtrauen gegen den „German-man" ſuchten ihn in ſeiner Stellung bis zur Nichtigkeit herabzudrücken.

Man täuſchte ſich in Prinz Albert unendlich. — Er beherrſchte nicht nur das Herz, ſondern auch den Geiſt, — das Haus nicht nur, ſondern alle öffentlichen Beziehungen Victoria's von England. Je weniger er ſich um die „Königin", um ihre Räthe, ihre Politik bekümmerte, deſto mehr war er eben Mann ſeiner Frau und Gebieter über Alles, was ihr nahe kam, und ſeine Familie wurde eine deutſche Familie. — Je weniger Prinz Albert an die altengliſche Sitte ſelbſt taſtete, deſto mehr durchdrang er ſie mit deutſchem Sinn und der Hof fühlte bald ſeinen magiſchen Zauberſtab. — Am Ende des Vermählungsjahrs wurde die Königin von ihrem erſten Kinde (21. November), der Princess royal of England, Victoria, entbunden und zahlreiche Geſchwiſter folgten ihr. Schon ſpürte man die Einwirkungen des Prinzen im Publikum! Feudalconſervative Organe der Hauptſtadt begannen bereits mit Zeichen der Unruhe von dem „Germanism“ als bedauernswerther Erſcheinung zu ſprechen. Man glaubte ſchon nicht mehr, daß Prinz Albert ſich mit dem Regiment ſeines Hauſes nur begnügen, im Uebrigen aber unbedeutend bleiben werde. Man hatte Recht! Der verſtorbene Prinz faßte ſeine Zeit tiefer auf, verſtand Englands nationale Zukunft beſſer als irgend ein König und Staatsmann Englands. Napoleon I., ſo ſcharfſichtig und ſo ſehr auf Frankreichs Ruhm und Größe er bedacht war, blieb doch die Weltbedeutung der Dampfkraft eben ſo verſchloſſen wie weiland Richelieu, welcher Salomon de Caus, den Entdecker derſelben, ins Narrenhaus von Bicêtre ſteckte. Der große Napoleon verſtand nur ſein Land auf Koſten Anderer groß zu machen, Prinz Albert machte England aber auf eigene Koſten groß und gewann ihm in unblutigem Siege die moraliſche Weltherrſchaft. Die Dampfkraft als Bewegungsmittel auszunutzen, durch ſie die Zeit zu verkürzen, das Leben, die Wirkungskraft ſeiner Mitmenſchen zu verdoppeln, Albions Welthandel und Weltinduſtrie in neue großartige Bahnen zu lenken, wurde das große Werk ſeines Lebens. Daß „Zeit Geld ſei“ lernten die Engländer unter ihm erſt als Grundſatz aller Thätigkeit verſtehen! Er wußte die engliſche Induſtrie zu beleben, dem Armenweſen durchgreifende Beachtung zu ſchenken, den inländiſchen Gewerbseifer zu wecken, die Künſte zu heben, ſie zum Dienſte der nationalen Sache, zum Dienſte der ſtolzen hiſtoriſchen Erinnerungen Albions zu erziehen, und während in politiſcher Beziehung England gegen das vorige Jahrhundert völlig zurücktrat, machte es ſich unter ſeiner Einwirkung in ſozialer wie geiſtiger Beziehung zum Haupte der bewohnten Erde. Außer zahlreichen Inſtituten, die überall in England jetzt als redende Denkmäler der Thaten dieſes Mannes blühen, war er es, der die excluſive Ariſtokratie zwang, ihre hochmüthige Iſolirtheit aufzugeben, ſich durch Induſtrie und Agrikultur ihrem Lande werthvoller zu machen. Prinz Albert wurde der Schöpfer jener rieſigen Gemälde-Ausſtellungen, welche die Kunſtfreunde aller Länder anzog, der Schöpfer des Kryſtall-Palaſtes, der Weltausſtellungen, welche die ganze geſittete Welt zum glänzenden Turnier des Schönen, Guten und Wahren nach London rief, den Wetteifer der Nationen in den Künſten des Friedens beflügelte, und ob auch nie König, ſich zum Vater des Vaterlandes in England machte und mit: „Germanism“ ſein Volk leitete, das er nicht zu beherrſchen ſchien! Er war ja König in einem Lande geworden, wo es keine Geſetze giebt, als die des Geiſtes und Gemüths, war König geworden von Alt-Englands Herzen! — Daß dies ſo viel aber iſt, als politiſche Macht haben, wird Jeder wiſſen, der engliſche Geſchichte und Sitte kennt. — Die leitenden Staatsmänner, die Führer der Parteien mußten ſich ihm ſchließlich nähern, wollten ſie neben ſeinem reellen Ruhm nicht in hohler Phraſeologie verblaſſen. Keinem konnte jetzt mehr gleichgültig ſein, was ein Mann über ihn, über die Landeslage dachte, deſſen unparteiiſche Wahrheitsliebe in Zeiten wie in der „Antikorngeſetz-Liga“ und der „ſozialiſtiſchen Arbeiterbewegungen“ eines Fergus Mac Occonnor zum Sturmanker der Nation werden mußte! — Wir glauben, daß es einem engliſchen Biographen mit Benutzung der Archive und der Privat-Correſpondenzen dieſes verſtorbenen großen Mannes nicht ſchwer ſein würde, darzuthun, daß ſein Rath bei Allem war, was ſeit 1848 Erhebliches in England ſelbſt in der Politik geſchah, er die moraliſche Ruthe über Allem geſchwungen hat, was dem engliſchen Gemeinweſen ſchädlich geweſen. — Nichts beweiſt es beſſer als ſein Tod. Kein Fürſt iſt in Hütten wie Paläſten ſchmerzlicher und ernſter betrauert worden! Seit der Stunde, da er verſchied, war ein Ermatten der königlichen Gewalt in England ſichtbar, welches um ſo mehr auffallen mußte, als vorher Alles Regſamkeit, Belebung, Spannkraft und geiſtiger Impuls geweſen war!

Seine Kinder erzog er wie ein deutſcher Hausvater, vor Allem ſeine älteſte Tochter Victoria, die gänzlich in dieſen ſeinen nationalen Ideen aufging. Er erzog uns in ihr die künftige deutſche Kaiserstochter. Deshalb ſollte auch unter uns ſein Andenken geſegnet ſein! — Der einzige Fehler dieſes Mannes war, — daß er zu früh ſtarb; viel zu früh, eben ſo wie einſt Königin Louiſe von Preußen. Seitdem iſt eine lethargiſche Melancholie über England im ſozialen wie politiſchen Leben gekommen. — Prinz Albert ſtarb namentlich ſeinen Kindern zu früh, denn nur die Erziehung der Kronprinzeſſin von Preußen war vollendet, die der übrigen Kinder mitten im entſcheidenden Augenblicke unterbrochen worden. So kam ſeine Vaterliebe, ſein Geiſt, ſein Fühlen und Wollen ganz und voll allein nur Prinzeſſin Victoria zu gut. — —

Mit äußerſter Spannung erwartet, zog Victoria als Prinzeſſin von Preußen an der Seite ihres Fritz am 8. Februar 1858 in Berlin ein. Die roſige Geſundheit der blonden Tochter Albions, ihre freie Natürlichkeit, ihre lebendige Friſche, ihr raſches und kluges Erfaſſen der neuen, ihr gänzlich fremden Verhältniſſe, ihre faſt ans Bürgerliche ſtreifende Einfachheit und Geradheit entzückten Alle. Im Volke, Civil wie Militair, in allen Kreiſen war nur eine Stimme der Genugthuung über die Wahl „Unſeres Fritz". — Natürlich kam immer die ſuperkluge Dame Kritik calculirend hinterher. Man hätte ja nicht in Berlin, in dem ſkeptiſchen Preußen des großen Friedrich ſein müſſen, um vorwitziger Sondirung und übergeiſtreichen Conjecturen zu entgehen. Einem bekannten uckermärkiſchen Grandenthum wollte es gar nicht in den engen Sinn, daß die Prinzeſſin nicht einhertrat wie etwa unſere Voreltern bei den Pfauentänzen. Dergleichen hochadelige Mißliebigkeits-Coterien kannte die Prinzeſſin aber von ihrem Vater her ſehr wohl, und wenn ſie beide Situationen verglich, ob es ein größer Unglück ſei, von einem Herzog Norfolk, einem Warwick, Argyle oder Cavendiſh über die Achſel angeſehen zu werden, oder in Berlin, ſo hat ſie vermuthlich recht herzlich gelacht. Der Prinz, ihr Gemahl und leidenſchaftlicher Verehrer, ihre königlichen Schwiegereltern, die, mit ſcharfen Blicken das ganze Weſen dieſer jungen Frau ſofort erkennend, ſie in ihr Herz ſchloſſen, waren denn doch Schützer, die wahrhaftig beachtet werden mußten. Wie Prinz Albert, ihr Vater, in England einſt ſeinen Weg ging, auf ſeine Weiſe freie Bahn ſich machte, ſo that Victoria denn auch. — Nach dem Geſchilderten dürfte es nicht unmöglich ſein, Weſen und Abſichten der Prinzeſſin zu ergründen. Wie ihre Mutter iſt ſie eine ſehr gute Engländerin. In keiner Frau ihres Landes ſind die Traditionen engliſcher Geſchichte lebendiger als in ihr und die deutſche Erziehung trug erſt recht dazu bei, dieſelben ihr zu völligſtem Bewußtſein zu bringen. Sie iſt ſo ſehr Tochter ihrer Eltern, daß man ziemlich ſicher ſein kann, ſie werde in allen Fällen zuerſt das Andenken derſelben zu Rathe ziehen und handeln, wie Mutter und Vater an ihrer Stelle auch gehandelt hätten. — Wer einen leiſen Begriff nur davon hat, wie natürlich und frei trotz aller Devotion es am Hofe der „großen Eliſabeth“ im Verkehre ausgeſuchter Geiſter zuging, wie dieſelbe Frau, welche mannesgleich zu kämpfen und zu züchtigen wußte, mit ihren Freunden heiter und ſeelenvoll zu verkehren verſtand, — wer da weiß, wie abgöttiſch Albion ſeine „Königin Goldhaar“ noch heute liebt und in Erfahrung brachte, daß die Engländer nur noch ein fürſtlich Weib ſo hoch geehrt haben, um es mit Will Shakeſpeare's königlicher Freundin zu vergleichen, und daß dieſe Frau Königin Victoria iſt, der hat den engliſchen Grundklang vom Weſen unſerer Kaiſerprinzeſſin! Der deutſche iſt nicht viel weiter zu ſuchen. — Victoria von Preußen iſt ihres Vaters Albert leibhaftig Abbild, aber auf weibliche Weiſe. Daß ſie ſomit alſo Nichts wollen kann, als ihrem Gatten das als Frau zu ſein, was ihr Vater ihrer königlichen Mutter als Gatte geweſen, liegt demnach auf der Hand. Das iſt für unſer inneres Volksleben aber ein unendlich hohes Gut! — Man ſehe nur auf ihr Leben unter uns dieſe 15 Jahre. — Es giebt ſelbſt in Bürgerkreiſen nicht gar viele Ehen, die ſo nahe dem höchſten Erdenglücke kämen, wie die Victorias und Unſeres Fritz. Vor der Verheirathung war der Prinz weſentlich Soldat; auf dieſe Berufspflicht concentrirte ſich faſt alle ſeine Fähigkeit. Was die Vorſehung ihm an Gaben und Charaktereigenſchaften ſonſt noch verliehen, blieb, ſo lange er noch allein ſtand, gewiſſermaßen verhüllt. Wie er durch Victorien überhaupt erſt lieben, tiefer empfinden, den Reiz ungetrübten Familienlebens, das hohe Gut ſeeliſcher Vereinigung kennen lernte, ſo gewann er durch ſie auch die ſinnige Neigung zu allen friedlichen Künſten, das rege Intereſſe für Induſtrie und Verwaltung, jene Vertiefung in Alles, was das Leben ſchmückt, eine Nation erhält und erhöht. Wenn er ſpäter in der Schlacht, — unter Leichen, im Pulverdampfe, auf ſchäumendem Gaule Befehle ertheilte, war ſein dauernder Gedanke an die ferne geliebte Frau, der ihm da gerade die heiße Menſchenliebe, Beſonnenheit und Weisheit bewahrte, die er, nach allgemeiner Ausſage der verſchiedenſten hohen Heerführer, welche unter oder neben ihm ſeit 1864 gedient haben, in jeder Lage bewieſen hat! Einige der Urtheile dieſer Männer werden wir ſpäter wörtlich wiedergeben. —

Bei Gelegenheit ſeiner Vermählung erhielt der Prinz die Generals-Epauletten, anno 1860 aber erſt rückte er zum General-Lieutenant wirklich auf. Der Krönung ſeines Vaters wohnte er am 18. October 1861 als Kronprinz in Königsberg bei. — Bereits ſeit einem Jahre im Reorganiſations-Conflicte, ſollte ſich dieſer innere Kampf bis zum Jahre 1866 hinziehen, an Intenſität und Bitterkeit wachſen und alle Kreiſe der Geſellſchaft ergreifen. Daß der Kronprinz von der Erregung jener Zeit ſo wenig wie ſein Vater unberührt bleiben konnte, iſt natürlich. In dieſe Zeit fiel jedoch ſeine längere Abweſenheit von Berlin, wie der Beſuch des kronprinzlichen Paares in London. —

1864 wohnte er den kriegeriſchen Operationen in Schleswig-Holſtein und Jütland bei, allerdings nur als Amateur, aber dennoch in einer Weiſe, die den Kronprinzen ſehr charakteriſirt. Die Gewalten, welche an der Spitze der öſterreichiſch-preußiſchen Armee ſtanden, waren bekanntlich von Gablenz, Prinz Friedrich Carl, Feldmarſchall von Wrangel als Oberſtcommandirender und von Blumenthal als Stabschef. So ſehr Wrangel auch Prinz Friedrich Carl liebte, dieſer ihn hochverehrte, ſo bereitwillig im einträchtigen Handeln Beide mit Gablenz und dem Stabschef waren, in der Art der Kriegsführung, der Allianz mit Oeſterreich, dem Unterſchiede des Alters und Temperaments, der Stellung dieſer Männer zu einander wie ihrer Corpschefs war es ganz unmöglich, daß nicht höchſt ſchwierige Perſonal- und Rivalitätsfragen, wie Theodor Fontane bereits bemerkt hat, — Fragen nationaler wie individueller Ehre zum Austrag kommen und in äußerſten Fällen, wo die Verantwortlichkeit ſehr groß war, eine recht ernſte Phyſiognomie annehmen mußten. Da war es immer „Unſer Fritz“, der einen raſchen und ſcharfen Blick in militäriſchen Dingen bekundete, mit einer über den Parteien ſtehenden Objectivität in ruhig heiterer Milde alle Wolken bannte, gemeinſames Einvernehmen erzielte, das Streben nach Ruhm und Sieg zu beflügeln wußte. Seine Anweſenheit bei den Truppen, ſein freier Verkehr mit den Corpschefs gab den Leuten erhöhtes Vertrauen und lebhaftere Energie. Ohne zu commandiren, hatte der Prinz damals Gelegenheit, die Klugheit des Feldherrn zu üben, das moraliſche Band unſeres Heeres zu werden. Er entledigte ſich ſeiner Aufgabe in einer ſolchen Weiſe, daß er allſeitiges Vertrauen für die Zukunft erweckte. — Des Kronprinzen Ehe wurde inzwiſchen von Kindern reich geſegnet. Schon am 27. Januar 1859 durfte unſer Kaiſer den erſten Enkel, Prinz Friedrich Wilhelm Victor Albrecht, in die Arme ſchließen. Die Geburt der Prinzeſſin Charlotte erfolgte im Juli 1860, des Prinzen Heinrich im Auguſt 1862, der Prinzeſſin Victoria im April 1866. —

In dieſem Jahre brach der Krieg mit Oeſterreich und dem Bunde aus. Zum erſten Male ſollte „Unſer Fritz“ in blutiger Waffentaufe beweiſen, ob er das Zeug zum Feldherrn habe, ob die Nation fortan in ſicherem Vertrauen auf ihn als Kriegshort ſchauen, ihm im ſchwerſten Augenblick ſein theuerſtes Gut, die eigene Sicherheit und das Leben ſeiner Söhne in die Hände legen könne. — Von der Schwere ſeiner Aufgabe hatte Niemand richtigere und klarere Begriffe als der Prinz. Er wußte, gegen welch gewaltigen Feind Preußen marſchire, wußte, wie trübe des Volkes Stimmung war und daß im Augenblicke, da wir rüſteten, zwei Drittel der öffentlichen Meinung noch nicht auf Seite der gerechten Sache Preußens ſtand. — Daß vom Attentate Blind's ab ſich dieſe Stimmung änderte, das Volk von Berlin, die Städte der Monarchie furchtloſer das Haupt erhoben, Alles das mochte wohl das Herz Unſeres Fritz in troſtvoller Hoffnung erheben, aber die Laſt der Sorge, die Wucht ſeiner Aufgabe nahm ſie ihm nicht. —

Er war zum Oberſtcommandirenden der II. Armee ernannt worden, hatte die Pflicht, die ſchönſte Perle in Preußens Krone welche Friedrich der Große ihr eingefügt, Schleſien zu beſchützen. Daß dies des Feindes Angriffsobject zunächſt ſein müſſe, Oeſterreich nach ſo ſchneidig geführter, ſo ſchwer beleidigender Sprache auch angreifen werde, war ihm, wie Jedermann gewiß. Am 4. Juni kam er mit ſeinem Stabe nach Breslau, deſſen Chef Generalmajor von Blumenthal war, welchen er in Schleswig-Holſtein ſchon als Strategen ſchätzen gelernt hatte. Die II. Armee begriff 4 Corps in ſich, mit der nöthigen Artillerie, Cavallerie und dem Genieweſen. Sie beſtand aus dem 1. (oſtpreußiſchen) Corps unter General-Lieutenant von Bonin, dem 5. (poſenſchen) Corps unter General von Steinmetz, dem 6. (ſchleſiſchen) unter General von Mutius und dem Gardecorps unter Prinz Auguſt von Würtemberg. Wahrlich, mehr konnte der König für ſein liebes Schleſien nicht thun, als daß er ihm den Sohn, ſeine eiſernſten Generale und ſein Elitecorps, die Garde, als Nothhelfer gab. Der Kronprinz berief in Breslau alsbald die Generale zu ſich und theilte ihnen die vorläufigen Dispoſitionen mit. Unter ihnen war der 70jährige Steinmetz (nächſt Wrangel und dem Könige ſelber) der Neſtor der Armee. Als dieſer Greis mit der ſteinernen Miene und dem wallenden Silberhaar dem jugendlichen Feldoberſten gegenüberſtand, ſagte Unſer Fritz in ſeiner offenen geraden Weiſe: „Es iſt eigentlich ein Skandal, daß ich junger Mann Sie in dieſem Feldzuge commandiren ſoll, der Sie ſo viel Erfahrung haben, ich aber noch nicht!“ — „Das ſehe ich nicht ein“, entgegnete General Steinmetz, „hohenzollernſche Prinzen ſind die geborenen Führer unſeres Heeres!“ — „Nun gut!“ und glühenden Geſichts ergriff der Kronprinz des Generals Rechte. „Wenigſtens ſollen Sie ſehen, daß ich nicht weiche, ſondern vorwärts gehen und meine Schuldigkeit thun werde!“ —— Des Prinzen Hauptquartier war im Mittelpunkt Schleſiens, auf dem halben Wege zwiſchen Breslau und der Grenze, zu Schloß Fürſtenſtein genommen worden, dem alten Sitze der Grafen von Hochberg. Die Truppen ſtanden bereits längs des Gebirges von der Lauſitz, wo der linke Flügel der II. Armee (Prinz Friedrich Carl) ſich anſchloß, bis Neiſſe hin, während Oberſchleſien und die ſüdöſtliche Landesflanke das 6. Corps von Mutius und das Detachement Stolberg, „Corps der Landesvertheidigung“ genannt, welches aus Landwehr und etwas Linie nur beſtand, deckte. Bis 14. Juni nahm Preußen aus politiſcher Gentilität für den Bund eine rein defenſive Stellung ein, mit dieſem Tage aber hörte ferneres Zartgefühl auf. — „Zur Offenſive vorrücken!“ lautete aus Berlin die Parole. — Wir haben uns hier nicht mit Oeſterreichs Kriegsplan zu beſchäftigen, genug, daß des Prinzen Aufgabe eine völlig umgekehrte, als die bisherige war. Aus „Schutz“ war die Loſung „Trutz“ geworden! — Am 19. Juni erſchien die Ordre zum Vormarſch, am 23. gab der Prinz von Neiſſe aus Befehl, Poſition zum Einrücken in Böhmen zu nehmen. — Bevor er dieſe alte Feſte verließ, um ſich dem Gott der Schlachten anzuvertrauen, mußte er erſt einen herben, den erſten Vaterſchmerz verwinden. Prinz Sigismund, ſein jüngſter Sohn, noch nicht zwei Jahr alt, war im neuen Palais zu Potsdam am 18. Juni geſtorben und noch denſelben Abend hatte ſich Königin Auguſta nach Neiſſe begeben, ihrem Sohne die Trauerkunde, und mütterlichen Troſt zu bringen. Zwei Tage ſpäter erſchien der Kronprinz bei der Armee und erließ folgende Proclamation:

„Soldaten der II. Armee! — Ihr habt die Worte unſeres Königs und Kriegsherrn vernommen! Die Bemühungen Sr. Majeſtät, dem Lande den Frieden zu erhalten, waren vergeblich! Mit ſchwerem Herzen, aber ſtark im Vertrauen auf die Hingebung und Tapferkeit ſeiner Armee, iſt der König entſchloſſen, zu kämpfen für die Ehre und Unabhängigkeit Preußens, wie für die machtvolle Umgeſtaltung Deutſchlands! Durch die Gnade und das Vertrauen meines Königlichen Vaters an Eure Spitze geſtellt, bin ich ſtolz darauf, als der erſte Diener unſeres Königs mit Euch Gut und Blut einzuſetzen für die heiligſten Güter unſeres Vaterlandes! Soldaten! Zum erſten Male ſeit über 50 Jahren ſteht uns ein ebenbürtiger Feind gegenüber. Vertrauet auf Eure Kraft, auf unſere bewährten vorzüglichen Waffen und denkt, es gilt denſelben Feind zu beſiegen, den einſt unſer größter König mit einem kleinen Heere ſchlug! Und nun vorwärts mit der alten preußiſchen Loſung: „Mit Gott für König und Vaterland!“ —

Am 25. Juni ſtand die kronprinzliche Armee in folgenden Stellungen: Der rechte Flügel, 1. Corps (Bonin), zwiſchen Liebau-Schoenberg, hatte die erſte Pforte Böhmens, Trautenau, zu öffnen. Der linke Flügel, Steinmetzens 5. Corps, bei Reinerz-Habelſchwert, ſollte Nachod erſchließen, das Centrum, die Garde unter dem Prinzen von Würtemberg, von der Linie Neurode-Braunau aus, zwiſchen Beiden durch den Eipelpaß gewinnen; das allgemeine Rendezvous des geſammten preußiſchen Heeres war nördlich der Elbe auf der Linie Königgrätz-Gitſchin. — Als Amateur befand ſich Adalbert von Preußen, der Prinz-Admiral, beim Kronprinzen. Am 27. erfolgte auf der ganzen Linie der Einmarſch der II. Armee in Feindesland, 5 Tage ſpäter als Bittenfeld's Elbarmee, 4 Tage ſpäter als die I. unter Prinz Friedrich Carl, weil des Kronprinzen Corps zur Elbe den kürzeren Weg hatte. — In der Seele Unſeres Fritz lebten zwei unerbittlich zwingende Nothwendigkeiten. Die eine betraf Preußen, die andere ihn ſelbſt. Der Eintritt in Böhmen mußte mit eherner Hand und um jeden Preis erzwungen werden, ſonſt kam der Feind ins eigene Land. Der Kronprinz mußte ſeines königlichen Vaters Vertrauen rechtfertigen, im edlen Wetteifer mit Prinz Friedrich Carl, den ſchon der Lorbeer des Dänenkrieges ſchmückte, um die Palme des Sieges ringen, er durfte nicht einen Tag, ja nicht eine Stunde ſpäter im Herzen Böhmens eintreffen, um dem Centrum der geſammten Armee die Hand zu reichen, denn von dieſer einen Stunde hing das Schickſal der geſammten Armee, das Glück oder Unglück des Vaterlandes ab!!

Daß der Eingang in Böhmen erzwungen, Königinhof und in der äußerſten Minute Chlum erreicht wurde, wiſſen wir. Aber wie? — Hart war der Kampf und mit knapper Noth war man zur Secunde auf dem großen Tanzplatz der Schwerter und der Kugeln. — Der Platz von Nachod ward in drei blutigen Tagen von dem grimmigen alten Steinmetz genommen, zwei öſterreichiſche, immer friſch durch Zuzug ergänzte Corps, von Ramming und Feſtetics, wurden in dieſem Höllenkampfe vernichtet oder aufgerieben. Der Paß von Trautenau wurde zwar auch genommen, ebenſo die Stadt, aber der tapfere Gablenz — unſer Bundesgenoſſe vor noch nicht zwei Jahren — warf Bonin von den Höhen von St. Johann, ſchlug ihn am 27. aufs Haupt und das Gardecorps erſt mußte am folgenden Tage durch den Kampf bei Soor, Alt-Rognitz und Rudersdorf wie durch die Desarmirung Trautenau's den verdunkelten Ruhm unſerer Fahnen neu aufrichten.

Sämmtliche Treffen waren überaus ſchwer und von ſchrecklichen Verluſten begleitet. Von Stabsoffizieren des 5. Corps waren verwundet: General-Major von Wnuck, Oberſt von Tresckow, Oberſtlieutenant von Wichmann, Oberſt Walter von Monbary, Oberſtlieutenant von Scheffler, Major von Wnuck und beſonders ſchwer, von zwei Kugeln getroffen, General-Major von Ollech. Prinz-Admiral Adalbert, der ſich bei Nachod geradezu dem Feinde exponirte und dem ein Adjutant an der Seite erſchoſſen wurde, erwiederte auf die Warnung der Offiziere trocken: „Meine Herren, ich ſehe ſehr ſchlecht!“ — Major von Rieben und Major von Natzmer fielen, indem Nachod genommen wurde. Von Letzterem ertönt's:

„Heiß war der Tag, heiß war der Krieg,
Die 8ten Dragoner entſchieden den Sieg!
Major von Natzmer führt ſeine Schwadron,
Die Fahne Deutſchmeiſter ergreift er ſchon,
Da muß er ſein Leben laſſen zum Preis. —
Selig, daß er vom Siege noch weiß!!“ —

Bei Skalitz hingegen ward Major von Haugwitz tödtlich verwundet, Oberſtlieutenant von Wenckſtern, Hauptmann von Natzmer fielen, der zweite Offizier aus Derflinger's Blute und an demſelben Orte. — Oberſt von Witzleben und François werden hier und Major von Grolmann bei Schweinſchädel verwundet. — Vom 1. Corps (Bonin) waren bei Trautenau gefallen: Major von Hüllesheim (43er), Major von Nordenflycht (Grenadiere Nr. 4), vom Gardecorps bei Burkersdorf aber: Hauptmann von Kracht, die Lieutenants von Bylern, Sydow und von der Mülbe, bei Burkersdorf aber endlich Hauptmann von Witzleben, Lieutenant von Weiher und:

„Wir wollen es ſingen und ſagen, —
Wohl ſingen und ſagen zu jeder Stund:
Fritz Gaudy ſo hieß er mit Namen!
Er ward geſchoſſen durch Herze und Mund, ,
Gott helfe uns Allen! — Amen!“ — —

Der dreitägige wahrhaftige „Höllenkampf“ von Nachod-Wyſokow-Skalitz-Schweinſchädel hatte Berge preußiſcher Leichen gekoſtet. — Man war damals, ebenſo wie anno 1870 bei Spichern, der Anſicht, daß die erbarmungsloſe Härte des General Steinmetz preußiſche Landeskinder dort nutzlos in den gewiſſen Tod geführt habe, in beiden Fällen alſo die Anklage rückſichtsloſen Blutvergießens ohne Zweck vorliege. — Daß dieſe Anklage gegen einen Greis, der Preußens Schlachten unter York bereits geſchlagen hat, wenigſtens ebenſo hart iſt, wie ihre Urſache, wird man zugeben. Am geeigneten Orte werden wir die Antwort nicht ſchuldig bleiben. Dieſem dreitägigen Ringkampfe bei Nachod aber, den ein Mann von 70 Jahren gegen drei viel jüngere, anerkannt glänzende Generale der kaiſerlichen Armee beſtand, wohnte der Kronprinz mit Prinz Adalbert und dem geſammten Stabe unausgeſetzt in Perſon bei, ein Beweis, daß hier unter Verantwortung des Kronprinzen ſelbſt gekämpft wurde, hier mehr als das V. Corps, mehr als bloße Gewinnung des Paſſes, daß hier das Schickſal der ganzen II. Armee und Schleſiens ſelber auf dem Spiele ſtand! Im Kriege iſt nicht die erſte Frage der Sieg, ſondern: „Was dann, wenn wir verlieren?“ Man muß Manches thun, nur um nicht zu verlieren, was man mit Freuden um der Ehre des Sieges Willen unterlaſſen würde. Das Glück kann überall uns blühen, wenn Gott will; das Unglück braucht einmal nur zu kommen, damit wir für's ganze Leben genug haben!! — —

Das 6. Corps rückte als linker Flügel nach dem Siege gen Gradlitz, das Gardecorps als Centrum am 29. Juni auf Königinhof und nahm es mit Sturm, das 1. Corps (Bonin) als rechter Flügel, beſetzte Arnau, das 5. Corps aber folgte dem Corps des Generals von Mutius (6.), welches von Oberſchleſien gerufen worden. —

Am 29. Juni bekam des Kronprinzen Armee erſte Fühlung mit dem großen preußiſchen Heerkörper, am folgenden Tage ſtellten größere Cavallerie-Abtheilungen der I. Armee mit der II. direkte, doch noch ſehr lockere Verbindungen her, am 1. Juli hatte das ganze Heer ſeine vorgeſchriebene Stellung nordweſtlich im Bogen der Elbe. — Wie in der Kaiſer-Biographie erzählt iſt, hatte der Kronprinz aus dem großen Hauptquartier Gitſchin, wo der König nunmehr erſchienen war, zwei verſchiedene Befehle, den erſten am 2. Juli etwa gegen Abend, den anderen, definitiven zum Anrücken, in der Nacht auf den 3. durch den königlichen Adjutanten, Oberſtlieutenant Grafen von Finkenſtein um 4 Uhr erhalten. Eine Stunde ſpäter marſchirte des Kronprinzen Armee mit fliegenden Fahnen dem Schlachtgefilde, der Entſcheidung des Krieges, entgegen. — Der Marſch des 1. Corps ging auf Groß-Burglitz, der der Garde von Königinhof auf Jericek, des 6. Armeecorps (v. Mutius) auf dem äußerſten linken Flügel auf Welcho, vom (5.) Corps Steinmetz als Soutien gefolgt. — Jede Viertelſtunde war koſtbar; man marſchirte los auf Tod und Leben! Um 11 Uhr hatte der Kronprinz Fühlung mit dem Feinde. „Drauf denn“ auf Horenowes, Racitz und Trotina! Die Dörfer wurden nach heißem Streit genommen. — Um 2 Uhr hatte der Feind eine Hakenſtellung zwiſchen Chlum und Nedeliſt eingenommen, unſeres Kronprinzen Armee war aber bereits halb im Rücken des bei Lippa und Chlum noch unerſchütterten öſterreichiſchen Heeres. — Chlum war durch die kaiſerliche Brigade Appiano beſetzt und der Commandeur des Regiments: Sachſen-Meiningen, Oberſt Slaveczki, der kurzſichtig in jeder Bedeutung des Worts war, hatte zunächſt die Pflicht, das Dorf zu decken. Daß eine II. preußiſche Armee exiſtire, konnte man ſich im Kaiſerheere gar nicht vorſtellen, am wenigſten, daß ſie hinterrücks und überhaupt heute kommen könne! Auf alle Warnungen, alle Meldungen, die ihm hierüber eingingen, erwiederte Slaveczki blos: „Ach, Sie ſind ein Schwarzſeher!“ Als man ihm ſagte, preußiſche Colonnen ſeien im Begriff, zwiſchen Chlum und Nedeliſt durchzubrechen, ſchüttelte er den Kopf, guckte nach dem Feinde aus und erwiederte voll behäbiger Zuverſicht: „Das ſind die Sachſen!“ — Um $2^1/_2$ Uhr nahm die Grenadier-Brigade von Obernitz Chlum, der hellſehende Slaveczki hatte ſeinen Tod gefunden. Die Füſilier-Brigade von Keſſel nimmt Rosberitz, die Avantgarde der 1. Garde-Diviſion das Lippa-Holz, die der 2. Diviſion hingegen Lippa ſelbſt. Die 11. und 12. Diviſion ſtürmen Nedeliſt und Lochenitz, das öſterreichiſche Centrum war durchſtoßen! — Der jugendliche Prinz Anton von Hohenzollern, zu Chlum tödtlich verwundet, ſagte, als er zu Königinhof im Sterben lag: „Es gereicht mir zur größten Beruhigung, unter den Hohenzollern Derjenige zu ſein, welcher durch ſeinen Tod neues Zeugniß ablegt von der Tapferkeit unſerer braven Armee!“ — und

„Ein Kriegsmann war er, blank wie Stahl,
Den Sieg, den wußt' er zu zwingen,
Es führte die Garde des Königs zum Kampf
Herr Hiller von Gärtringen!
Den friſchen Lorbeer von Trautenau
Um die Heldenſtirn gewunden, —
Den Tod für König und Vaterland
Hat er bei Chlum gefunden!“ —

Das war der ſchönſte Denkſtein, den dieſem edlen General die Liebe ſeiner Soldaten geſetzt hat! —

Drei Uhr Nachmittags iſt's, da reitet herauf die Höhe von Chlum unſer Kronprinz! Vor ihm, neben ihm, hinter ihm wälzt ſich die gepanzerte Woge der II. Armee jauchzend dahin und zerſchmettert die feindlichen Glieder! Als er die Höhe erreichte, — in derſelben Minute, wo Hiller's Seele mit letztem Erdenſeufzer gen Himmel zog, überſah er den Sieg drunten auf dem Plan, — aber auch die grauenvolle Verwüſtung! In dieſem Augenblicke hielt Oberſt von Verdy vom Generalſtabe gerade dicht hinter ihm. Der Prinz, zuckenden Angeſichts, Thränen im Blicke, deutete hinab auf den wüſten Knäuel von Raufenden und Leichen. — „Welche Verantwortung“, rief er bebend, „laden doch Die auf ihr Gewiſſen, welche den Krieg heraufbeſchwören!!“ — —

Der Feind flieht, ſeine verzweifelten Trümmer wälzen ſich zum fernen Horizonte hin. Die wackere öſterreichiſche Cavallerie opfert ſich, um Benedeck's geſchlagene Armee theilweiſe wenigſtens dem Kaiſer zu erhalten. — Der Abend ſinkt, — ein unausſprechliches Bild! — Das Licht der ſcheidenden Sonne fällt grell auf die Feſte Königgrätz und im weiten Kreiſe umrahmen das Schlachtfeld die blauvioletten Waldſchatten der Gebirge. — Im Grunde iſt's ſtill und ſtiller geworden, am Himmel aber fegen dunkle Wetterwolken mit blitzenden Säumen, ballen ſich, ſchieben phantaſtiſch ſich durcheinander. — Es wetterleuchtet hier und da. Am Himmel ſcheint der Kampf der Erde ſich fortzuſetzen und Säulen Pulverdampfs wie graue Leichenfahnen wallen empor, indeß jenſeits Problus noch einzelne Schüſſe aufblitzen; dumpfes Dröhnen noch geht dort von den Kanonen. — Da ſprengt Friedrich Carl plötzlich die Höhe empor! Die Prinzen ſehen ſich, drücken ſich die Hände, ſinken einander ans Herz! In dieſer Minute war die Sprache zu arm, der Empfindung Geſtalt zu geben. — „Zu meinem Vater!“ das iſt des Kronprinzen nächſter, ſehnſuchtsvoller Gedanke. — Nachdem er von ſeinem Vetter und Siegesgenoſſen herzlichen Abſchied genommen, reitet er weiter ſüdlich über das Plateau, den König aufzuſuchen. — Längere Zeit will es nicht glücken, überall wohin der Prinz kommt, hat der König die jubelnden Truppen ſchon wieder verlaſſen, des Prinzen Ritt aber wird zum Triumphzuge. — In dieſem Augenblicke dachte er wohl nicht, was Großes er gethan und was er verdiene, nur daß er, wie er gewollt, ſeine Schuldigkeit erfüllt habe. Sein Herz flog dem Vater zu, ſeine Gedanken verweilten bei ſeiner wohl bange harrenden Victoria, — da ſah er den König! Freudig galoppirte er ihm entgegen, die Suite mit, — die armen Thiere mußten noch eine letzte Kraftprobe thun. — König Wilhelm ſtreckte ſprachlos dem Prinzen die Hand entgegen, Wonne und Weh erſtickten ſeine Stimme. Als Unſer Fritz die väterliche Rechte weinend an die Lippen zog, ſchloß der Vater den Sohn in die Arme. — Rings ſtand Hoch wie Gering erſchüttert. — Da löſte der König den eigenen pour le mérite vom Halſe. „Nimm ihn, Du haſt ihn ja verdient!“ — Das Vermächtniß Carl Emils, des todten Germanicus der brandenburgiſchen Mark, die erſte ſtolzeſte Zier preußiſchen Kriegsruhmes lag in des Prinzen Händen, mehr werth als alle brillantenen Sterne, alle Bänder, die Fürſten zu verleihen haben! — Der König ſchrieb über dieſes Zuſammentreffen an die Königin:

„Endlich begegnete ich noch ſpät, 8 Uhr, Fritz mit ſeinem Stabe. Welch ein Moment nach allem Erlebten und am Abende dieſes Tages! Ich übergab ihm ſelbſt den Orden pour le mérite; die Thränen ſtürzten ihm herab, denn er hatte mein Telegramm mit der Verleihung nicht erhalten. Alſo völlige Ueberraſchung! Einſtens Alles mündlich!“ — Feierlich ernſt und ſtill, als ob Jeder jetzt nur der Sprache der eignen Seele lauſchen müſſe, — dem Gotteswort in ſich, — ritt man zuſammen durch die wogenden Reihen der dichtgedrängten Truppen ins Hauptquartier. — Welche wunderbaren Scenen! Hier traf der Bruder den Bruder, dort Einer den Freund im Ordensſchmuck, den er ſeit der Cadettenzeit nicht mehr geſehen hatte. Ein Anderer erblickte den Vater, ein Vierter den Kameraden aus ferner Garniſon, — ganz Preußen reichte ſich hier berauſcht die Hände! — Die Abendſchatten hüllten endlich die Landſchaft ein, die Lagerfeuer brannten und wie ein Cherubschor von blutgetränkter Erde hob zu den Sternen ſich's:

„Nun danket Alle Gott.“ — — —

Am 6. Juli traf die kronprinzliche Armee in und um Pardubitz ein, am 9. war ſie in Hohenmauth, am 13. in Oppatowitz in Mähren, den 16. erfolgte der Rechtsabmarſch der Garden und des Corps Mutius auf Brünn. Das 1. Corps wurde zur Beobachtung von Olmütz zurückgelaſſen, nur das Corps Steinmetz avancirte in der urſprünglichen Richtung gerade ſüdwärts die March hinunter und erreichte am 20. Juli Ungariſch-Hradiſch. — Die erſte Waffenruhe! — Sechs Tage ſpäter war der Präliminarfriede geſchloſſen. — —

Auſterlitz — und am 2. Auguſt des Jahres 1866. — Der König, bereits auf der Heimreiſe, wollte hier ſeine dritte Parade, — diesmal über die Sieger von Nachod und Skalitz, das ruhmreiche Corps von Steinmetz halten. Des Königs Wagen fuhr über das ſtolze Siegestheater des erſten Napoleon, die „Sonne von Auſterlitz“ aber flammte heute auf den preußiſchen Waffen! Als er an die Truppen heranritt, rief er: „Grenadiere, Ihr habt Euch und mir Ehre gemacht!“ Beim Vorbeimarſch aber ſetzte ſich der König ſelbſt mit gezogener Klinge an die Spitze des Corps, es ſeinem Sohne, als dem Feldherrn, und dem Commandeur General von Steinmetz vorbeizuführen. Wie er an ihnen vorüberzog, ſenkte er im Salut den Degen mit den Worten: „Der König ſeinen commandirenden Generalen!“ — Am 20. September zog König Wilhelm mit dem heldenhaften Sohne und Neffen in das dankbare Berlin ein, Unſer Fritz aber durfte in den Armen ſeiner Gemahlin vom blutigen Kriegsſpiel ausruhen, im Anblick ſeiner Kinder des unſäglichen Elends vergeſſen, das ſein Auge von der Höhe von Chlum überſchaut hatte. — — —

Wie Frankreich uns ſeit ſolchem Siege geſonnen war, wir im folgenden Jahre mit genauer Noth um einen Krieg, Luxemburgs wegen, herumkamen, iſt ſchon angedeutet worden. Nachdem König Wilhelm im Juni Paris beſucht hatte, erſchien der Kronprinz mit Gefolge ebendaſelbſt zur Preisvertheilung der großen Induſtrie-Ausſtellung. Hier — wie ſpäter bei der Einweihung des Suez-Kanals 1869, als er in Begleitung der Kaiſerin Eugenie Ende Decembers nach Paris kam, erhielt er ſehr ſonderbare Eindrücke. Leute, die in ſeiner Umgebung bei dieſen verſchiedenen Reiſen geweſen, verſichern, daß trotz ausgeſuchteſten Luxus, eines Glanzes und Schimmers, der eines Sardanapals würdig geweſen, ihnen doch der Hof des December-Mannes eigentlich nur wie eine ſehr reiche — Kunſtreiter-Geſellſchaft vorkam. Im Glück von frivolſtem Leichtſinn und brutalſtem Dünkel erfüllt, konnte im Unglück ſomit nur Vergeſſenheit der Reſt eines ſolchen Lebens ſein. Es iſt zwar bekannte Thatſache, daß die Lakaien des Kaiſerhofes keine Taſchen in den Livréen haben durften, dafür ſtahlen aber die Herren „Arkadier", welche keine Livréen, aber deſto mehr Taſchen hatten, deſto gründlicher. Eine wahre Univerſität der Beutelſchneiderei hatte ſich in den Tuilerien etablirt! Die Spionage in den hohen Zirkeln von Paris, in den Departements war ſo ausgebildet, daß man ſelbſt Kinder zu Mouchards ihrer Eltern gemacht hatte und bei Hofe ein „Rollenneid" herrſchte, welcher dem Liebhaber-Theater der kleinſten deutſchen Provinzialſtadt Ehre machen würde. Man ging in kraſſeſter Nacktheit einher und glaubte, wenn man bunten Flor, Brillanten und Blumen, — kurz Komödiantenſchmuck über die Blöße hänge, ſei man fürſtlich angethan. Deshalb war eine Fürſtin unter dieſen Leuten gar nicht mehr von der „Coquine", der Graf vom Arlequin zu unterſcheiden. Hätten dieſe Herrſchaften, wie ſie waren, zur Zeit der Pompadour an die goldene Pforte von Verſailles klopfen wollen, Jeannette Poiſon, die Wittwe d'Etiols, hätte ſie ſicher in den Marſtall Ludwigs XV. verwieſen. So ſtark beſonders präſentirte ſich der Hof bei der Weltausſtellung. — Als unſer Kronprinz mit Begleitung im December 1869 Paris wieder betrat, war zwar nicht die Phyſiognomie, — aber die Stimmung dieſer Leute gegen früher ſtark verändert. Sie litten jetzt an moraliſchem Aſthma, an den bekannten Rouher'ſchen „patriotiſchen Beklemmungen". Man fühlte ſich ſchon von der ſchiefen Ebene ſeiner bisherigen Politik herabgleiten, denn das demokratiſche Miniſterium Ollivier war aus dem Ei gekrochen. — „Ich habe dem Liberalismus einige Conceſſionen machen müſſen!" ſagte entſchuldigend Napoleon III. zu Unſerm Fritz und lächelte verlegen! — Die Conceſſion an den Liberalismus aber war der **Krieg mit uns** und der eben ſo wackere wie kluge preußiſche Conſul Bamberger weiſſagte ihn dem Kronprinzen ſchon damals in Paris voraus Dieſer Ehrenmann war es auch, der von dort aus die poſitivſten Anzeichen, die „Phänomenologie“ der wachſenden Kriegsgefahr nach Berlin berichtete. Das Ob war uns alſo im Januar ſchon gewiß, das Wie unberechenbar! — — —

In dieſem Kriege des Jahres 1870, deſſen allgemeinen Gang wir in des Kaiſers Lebensbild gezeichnet haben, wurde dem Kronprinzen die einflußreichſte Feldherrnrolle, zugleich das ungeahnte Glück beſchieden, den erſten ſiegreichen Schwertertanz zu thun. Die zornige Begeiſterung, welche ganz Deutſchland bei der Beleidigung von Ems ergriff, mußte ſelbſtredend in dem Herzen Deſſen am meiſten vorwalten, der Sohn und Erbe des gekränkten Monarchen war. Lange ſchon vor dem Kriege mit Oeſterreich hatte der deutſche Einheitsgedanke die Seele des Prinzen mit tiefſter Innigkeit erfüllt und der Wunſch, zu ihr mit allen Kräften beitragen zu können; jetzt gebar ſie ſich vor ſeinen Augen durch die blöde Brutalität des alten galliſchen Widerſachers und ſtatt der Liebe ſollte heiliger Zorn der Kitt der deutſchen Stämme werden! — Bereits im Jahre 1866 hatten die Soldaten ſeiner Armee in Schleſien und Böhmen das Lied geſungen: „Unſer Kronprinz, der heißt Fritze“, — „Unſer Fritz“ war der Feldherrnname des Siegers von Königgrätz, des Helfers in der höchſten Noth geworden. — Auch in Baiern, Schwaben und Franken ſollte er fortan „Unſer Fritz“ genannt werden. Lange bevor der Schimmer der Kaiſerkrone auch auf ihn ſeine gewaltigen Strahlen warf, durfte der Prinz das Gemeingut aller deutſchen Stämme, das Centrum der germaniſchen Einheit werden und in ihm das Ideal ſich verwirklichen, das des großen Kurfürſten Lieblingsſohn Carl Emil, des Germanicus des Nordens, umſonſt geträumt hatte, um das ihm ſein junges Herz gebrochen war! Kaum war von König Ludwigs von Baiern Mund das kühne Wort gefallen, mit uns vereint zum Kampf zu ziehen, kaum hallte es an allen ſüddeutſchen Höfen, in allen Gauen unſerer Zunge dröhnend wieder, als König Wilhelm dem ſüddeutſchen Bruderheere auch den Mann ſendete, der vermöge ſeiner Stellung, ſeines Charakters, ſeiner Liebenswürdigkeit die wunderbar erwachte, nie geahnte Sympathie des Südens an ſich feſſeln und fürs Gemeinwohl am beſten verwerthen konnte, — „Unſern Fritz“, ſeinen Sohn. — In ihm ſollte der letzte heiße Lebenswunſch des Siegers von Fehrbellin, in ihm das nicht vollendete Siegerwerk ſeines Großvaters Friedrich Wilhelms III. ſich verwirklichen. Er ſollte den Grundſtein des deutſchen Reiches mit dem Schwerte legen und den Wahrſpruch ſeines todten königlichen Oheims beweiſen: „Die deutſche Kaiſerkrone wird auf dem Schlachtfelde nur errungen!“ —

Zur Uebernahme des Commandos der ſüddeutſchen Armee begab der Kronprinz ſich am 26. Juli, nach der Taufe ſeiner jüngſten Tochter, Prinzeſſin Sophie (den 17. Juni geboren), nach München, wo er den nächſten Morgen anlangte. Sein Weg durch Baiern ſchon zeigte ihm die erhebende Stimmung des ſüddeutſchen Volkes. An jedem Haltepunkte begrüßten ihn enthuſiaſtiſch bewegte Volksmaſſen und ſein Empfang in München wurde ein großartiger Jubelrauſch! Durch die Straßen, welche er mit dem jugendlichen Könige fuhr, des Abends an ſeiner Seite im Theater, — kurz, wo Unſer Fritz ſich zeigte, fühlte er an der Begeiſterung der Menge, daß er von dieſem Augenblicke an auch Baierns Fritz geworden, er ihm der Helfer ſein ſolle, zu dem ſich alle Arme breiteten im Vertrauen als zu dem lebendigen Ausdrucke des deutſchen Einheitsgedankens. Den nächſten Tag auf der Reiſe nach Stuttgart ſtellte er ſich den in Ingolſtadt verſammelten ſüddeutſchen Offizieren als Oberſt-Commandirender der bairiſchen Armee vor. „Ich kann Ihnen nicht genug ſagen“, redete er ſie an, „wie hoch ich mich geehrt fühle, daß Ihr König mir ſeine Armee anvertraut hat! Verhehlen wir uns nicht, daß wir einem ſchweren Kampfe entgegengehen, aber die allgemeine Begeiſterung, die uns aus allen Gauen Deutſchlands entgegenkommt, läßt mich hoffen, daß es mit Gottes Hülfe ein ſieggekrönter Kampf ſein wird, der uns zu einem endlichen, das deutſche Vaterland beglückenden Frieden führen wird!

Verlaſſen wir uns alſo auf unſer gutes Recht — und unſer Schwert!“ Daß der Prinz ſich gleich ſo als ihren Mann, als ein zu Baiern und dem Süden gehöriges deutſches Herz hinſtellte, den gemeinſamen nationalen Gedanken für Krieg wie Frieden auf die Fahnen ſchrieb und ihn immer wieder, überall und bei jedem Anlaſſe, neu betonte, das führte alle Gemüther in Süddeutſchland ihm jauchzend zu, machte ihn wie alles Volk ſchon vor dem Kampfe zum Sieger Napoleons. Ebenſo ſtürmiſch war des Prinzen Empfang in Stuttgart und Abends in Carlsruhe; ſtets trat ihm der begeiſterte Entſchluß des Volkes entgegen, ſein Alles einzuſetzen für die gemeinſame Sache und mit ſeinen nordiſchen Stammverwandten Glück wie Unglück zu theilen. —

Donnerſtag den 28. bereits ſetzte ſich von Berlin aus das Hauptquartier der ſüddeutſchen (III.) Armee in Bewegung, um über Halle, Erfurt, Frankfurt a. M. nach Speier zu gehen. Ober-Quartiermeiſter der III. Armee war Oberſt von Gottberg, Commandant deſſelben Major von Winterfeldt, die Adjutanten waren Major Miſchke, Hauptmann Graf Eulenburg (des Prinzen Hofmarſchall) und Rittmeiſter von Schleinitz, außerdem folgten Offiziere vom großen Generalſtabe, deren Chef General-Lieutenant von Blumenthal wiederum wie 1866 geworden war. Die Artillerie hingegen commandirte General-Lieutenant Herckt, das Geniecorps General-Major Schulz. — Die Südarmee war aus drei Hauptarmeen zuſammengeſetzt. Sie beſtand aus dem 5. und 11. preußiſchen Corps unter von Kirchbach und von Boſe und enthielt Regimenter aus Niederſchleſien, Poſen, Weſtphalen, Kurheſſen, Naſſau, Thüringen und den Contingenten Waldeck wie Frankfurt a. M. Das zweite, eigentlich ſüddeutſche Corps beſtand aus den Armeen von Baiern, Würtemberg und Baden unter Führung des Freiherrn von der Tann, Ritter von Hartmann, von Obernitz und von Beyer. Das ſpätere dritte Corps endlich bildete das 6. oberſchleſiſche Corps von Tümpling, dem vorerſt das 2. pommerſche Corps von Franſecky attachirt ward. — In dieſer Armee waren über zwölf deutſche Dialektarten vertreten, man konnte ſagen, daß alle deutſchen Stämme faſt ſich da gefunden haben. Der Oberbaier ſtieß hier auf den

Pommer, der Heſſe auf den Schleſier, der Franke auf den Poſener; grob und ſanft, weich und hart krachten die Laute zuſammen, wirbelten chaotiſch durcheinander, aber ein Geiſt, ein Gemüth, ein Zorn hatte dieſe bisher getrennten, die ſich fremden Kinder eines Landes zu Brüdern gemacht, „die Wacht am Rhein“!! Man muß in jenen ſtolzen Tagen beim Marſche, im Lager, in der Schlacht geſehen haben, wie dem Baiern Etwas fehlte, wenn der Preuße nicht dabei war, muß den Jubel gehört haben, wenn im Kugelregen, während der Todesengel mähend durch die Reihen ſchritt, ein bairiſches Regiment neben ein preußiſches in die Linie rückte. War es dann nicht immer, als ob ſich langentbehrte Brüder zu guter Stunde ſelig wiederfänden, und wenn Einer dem Andern es an herzlicher Treue und Kampfesmuth dann zuvorthat, ſo hatte der Andere ihn darum nur deſto lieber. Der erhebende Geiſt gegenſeitigen Vertrauens, das Gefühl war's eben, daß in der Noth ſich die getrennten Kinder einer Mutter in Liebe verſöhnt hatten, daß der Feind des Einen Aller Feind, — Glück, Ehre des Einen aber Aller Wohlfahrt werde. Ein einzig ungeheures Rütli war's geworden, eine Million deutſcher Männer drückte ſich nun die Hände. Sie wollten ſein

„— ein einig Volk von Brüdern,
In keiner Noth ſich trennen und Gefahr“ —

Daß die Süddeutſchen, Baden und Pfalz zumal, höchſte Urſache hatten, für ſich zunächſt beſorgt zu ſein, lag auf der Hand. Ganz gleich, ob Napoleon als verbündeter Freund, — wäre dies wirklich möglich geweſen, — oder als Feind in ihr Land kam, maßloſes Elend der Bevölkerung, das Zuſammenbrechen ihrer ſtaatlichen Selbſtſtändigkeit war ihr ſicherer Lohn. — Durch ihre geographiſche Lage waren ſie im Oſten wie Weſten gefährdet, denn kein Vorland hielt an der langen Linie des Rheins jenſeits den Feind auf, kein Vorland deckte Baiern gegen Oeſterreich, wenn es demſelben etwa gut dünkte, gemeinſchaftliche Sache mit Frankreich zu machen, während Norddeutſchland im Weſten doch die Pfalz, im Oſten Rußland als Deckung hatte, den Vormarſch —, damit aber die Abſicht des Feindes, abwarten konnte, ehe es ihm begegnete.

Deshalb war es ein Akt redlicher Treue, daß König Wilhelm Süddeutſchland ſeinen Sohn als Hort, zwei norddeutſche Armeecorps als Kryſtalliſationspunkt ſeiner Heereskraft ſendete. Am 29. Juli ſchloß ſich in Eiſenach Herzog Ernſt von Coburg-Gotha der Campagne an, am 30. Vormittags hielt Unſer Fritz von Carlsruhe aus mit einer glänzenden Suite bairiſcher, würtembergiſcher, badiſcher und preußiſcher Offiziere in der alten Kaiſerſtadt Speier ſeinen Einzug. Wie der Hoffnungsengel in ſchwerer Stunde kam er den entzückten Einwohnern und manche Freudenthräne floß aus den Augen Derer, die von Eltern und Voreltern her gut genug wußten, wie einſt Turenne, Melac und die Satrapen des erſten Napoleon hier gehauſt hatten. War nicht von einem Attaché des auswärtigen Miniſteriums aus Paris dem badiſchen Geſandten von Schweizer beſonders gedroht worden, daß, falls die Franzoſen in Baden eindrängen, „ſelbſt die Frauen nicht geſchont werden würden"!? — Der nächſte Tag war ein Sonntag. Kronprinz Fritz mit geſammtem militäriſchen Gefolge hielt Gottesdienſt in der evangeliſchen Kirche, um dem Vater der Völker, dem ewigen Lenker unſerer Geſchicke, den Sieg der deutſchen Sache ans Herz zu legen. Als er in die heiligen Räume trat, erhob ſich die ganze Gemeinde. Die Orgel rauſchte auf und Paul Flemming's frommes Lied:

„In allen meinen Thaten
Laß ich den Höchſten rathen!"

erhob ſich von brünſtigen Lippen. — Wenn Menſchen recht zu beten wiſſen in der Noth, ſo iſt das immer tief ergreifend, wenn aber Krieger vor der Schlacht mit ihrem Gotte kindlich reden, ſo iſt das eine Todesweihe, deren rührende Erhabenheit in der Welt Nichts überſteigt als dieſer Weihetod fürs Vaterland ſelber.

Während Napoleon III. eine Proclamation losließ, welche die hochtönende Floskel enthielt: „l'univers nous regarde" — „das Weltall ſieht auf uns" —, richtete der Kronprinz am 30. Juli von Speier folgende Proclamation an ſein Heer: „Soldaten der III. Armee! Von Sr. Majeſtät dem Könige zum Oberbefehlshaber der III. Armee ernannt, entbiete ich den unter meinem

Befehle vereinten königlich preußiſchen, königlich bairiſchen, königlich würtembergiſchen und großherzoglich badiſchen Truppen meinen Gruß. Es erfüllt mich mit Stolz und Freude, an der Spitze der aus allen Gauen des Vaterlandes vereinten Söhne für die gemeinſame Sache, für deutſches Recht, für deutſche Ehre gegen den Feind zu ziehen. Wir gehen einem großen und ſchweren Kampfe entgegen, aber in dem Bewußtſein unſeres guten Rechts und in dem Vertrauen auf Eure Tapferkeit, Ausdauer und Mannszucht iſt uns der ſiegreiche Ausgang gewiß. So wollen wir denn feſthalten in treuer Waffenbrüderſchaft, um mit Gottes Hülfe unſere Fahnen zu neuen Siegen zu entfalten für des geeinten Deutſchlands Ruhm und Frieden!“ — Ein Vergleich beider Proclamationen und der Haltung beider, der deutſchen wie franzöſiſchen Armeen, ergiebt Reſultate, welche über Das, was die Vorſehung mit uns vorhaben konnte, wahrlich keinen Zweifel aufkommen ließen. In den Worten Unſeres Fritz ſpiegelt ſich Nichts, als der mannhafte Gedanke: die deutſche Kraft gegen den Uebermuth eines recht- und gewiſſenloſen Feindes zu führen, damit in „Frieden und Ruhm“ das geeinte deutſche Reich erſtehen könne. — Statt ſich wie er an Gott, an das Herz ſeiner Nation zu wenden, hat Napoleon dagegen kein beſſeres Mittel, das Heer zu exaltiren, als daß er es auf das Auditorium des Weltalls verweiſt. Hatte er wohl eine Vorſtellung von dem reellen Inhalte dieſer Phraſe? Hatte er einen Begriff, wie ungemeſſen das Weltall ſei, das er zu ſeinem theatraliſchen Feldzuge einlud? — Nun, wenigſtens ſollte er einen Abglanz der univerſellen Gewalt in den niederſchmetternden Schlägen empfinden, mit welchen deutſche Hand ihn züchtigte! —

Am 1. Auguſt war die Concentration der Südarmee in der Rheinpfalz beendet. Verfolgt man ihre Aufſtellung auf der Karte des großen Generalſtabs*), ſo fällt die eigenthümliche Stellung der III. (ſüddeutſchen) und der I. Armee (Steinmetz) im pfälziſchen Winkel, — von Carlsruhe bis Trier und an die belgiſche Grenze auf; zumal die II. Armee (um Mainz) des Prinzen Friedrich Carl ihnen zum Soutien diente. Man konnte alle Kräfte ſomit in ein Bündel zuſammenfaſſen! — Die Stellung war gleich klug gewählt, um nach Bedarf mit allen Truppentheilen geſchloſſene Front zur Defenſive zu machen, ſich vor der franzöſiſchen Armee alſo, die in Straßburg concentrirt war und anderen, wahrſcheinlich nördlicher anmarſchirenden Corps ſchützen zu können, — oder in raſchem Stoße vorzugehen. Sie bot dem Feinde durch dieſe Anordnung eine ſcheinbar dürftige Angriffsfläche und täuſchte ihn, während ſie ſich ausbreiten konnte, ſobald ſie den Gegner erſt hatte! — Den Kern des Centrums der kronprinzlichen Armee bildeten das 5. und 11. preußiſche Corps unter Kirchbach und Boſe, Mannſchaften wie Generale, die 1866 ſchon Mauerbrecher gegen den Feind geweſen waren und der ganzen Phalanx einen Halt gaben. Graf Zepplin's berühmter Recognoſcirungsritt am 26. Juli hatte ergeben, daß die Linie Lauterburg-Wörth-Niederbronn noch nicht vom Feinde beſetzt ſei, eine andere Recognoſcirung von Pirmaſenz aus bewies, daß der Feind an keine Offenſive denke. Seit dem 2. Auguſt war es klar geworden, daß der Angriff bei den deutſchen Armeen ſein werde. An dieſem Tage paſſirte Prinz Albrecht (Vater) von Preußen Speier, um ſich an die Spitze ſeiner vierten Cavallerie-Diviſion zu ſetzen. — Der Vormarſch ward angetreten, die Offenſive! Am hundertjährigen Geburtstage Friedrich Wilhelms III., ſeines Großvaters (3. Auguſt), zog Unſer Fritz gegen Landau heran. Aus dem Hauptquartier des Königs zu Mainz ging die überraſchende Kunde inzwiſchen ein, daß die Franzoſen noch nicht bereit ſeien, indeß die deutſche Concentration 19 Tage nach der Mobilmachungs-Ordre bereits beendet war! Um das „Univerſum" unhöflicher Weiſe nicht zu lange warten zu laſſen, marſchirten wir los, denn wir ſind galante Leute. Wo, lieber Gott, ſtand aber der Gegner?! —

---

*) Beigegeben dem eben herausgekommenen 1. Heft, erſten Theils des großen Generalſtabs-Werks: „Der deutſch-franzöſiſche Krieg von 1870—1871“. Berlin, 1872, bei Mittler u. Sohn. D. V.

Das uns zunächſt befindliche franzöſiſche Armeecorps hatte unter Failly (5. Corps) ſein Centrum zu Bitſch. Sein linker Flügel Froſſard (2. Corps) ſtand in St. Avold und Ladmirault (4. Corps) zu Sierck-Bouzonville-Boulay, der rechte Flügel unter Felix Douay

(7. Corps) auf der Linie Colmar-Mühlhauſen-Belfort; die Armee war alſo 30 deutſche Meilen auseinandergezerrt! — Das war der erſte Fehler vor dem „Univerſum“, der zweite die räthſelhafte Verſtreutheit aller übrigen feindlichen Corps. Mac-Mahon ſtand in Straßburg, Bazaine in Metz, — darin lag noch Sinn, aber der Unſinn hierbei war, daß dieſe Truppen noch nicht völlig ausgerüſtet waren. Die Artillerie hatte keine Pferde, die Soldaten kein Feldgepäck. Statt der 250,000 Mann auf dem Papiere zählte zur Zeit des Gegners active Armee 100,000 Mann, alſo 150 % weniger. Allerdings war ſeine Garde, welche Bourbaki commandirte, excellent, aber ſie befand ſich vornehm in der Reſerve bei Nancy, konnte vorläufig alſo Nichts nützen, die zweite Reſerve unter Canrobert in Chalons aber war noch in ſehr primitiver Verfaſſung. Dieſer General leiſtete im Kriege nachmals überhaupt ſo elende Dienſte, daß man im deutſchen Lager den Witz machte: „Kann-Robert? Robert kann? — Kann-Robert nicht? Robert kann nicht!“ — Am 4. Auguſt erfolgte der Einmarſch ins Elſaß und der Kanonendonner von Impflingen her zeigte, daß unſere Tête ſchon im Gefecht war. Die feindliche Diviſion, welche hier vor uns ſtand, commandirte Abel Douay von der Straßburger Armee Mac-Mahon's. Als die erſten Schüſſe gewechſelt waren, erreichte nach 9 Uhr Morgens Unſer Fritz das Schlachtfeld und nahm Stellung auf den Höhen von Schweigen, Weißenburg in nordöſtlicher Richtung gegenüber. Um 10½ Uhr ward Altenſtadt genommen, unſere prächtigen preußiſchen 47er (Burghoff) und 58er rückten gegen Weißenburg. Das Landauer Thor ward eingeſchoſſen, Herzog Eugen von Würtemberg an der Spitze der bairiſchen Infanterie nahm die Stadt mit ſtürmender Hand. General von Voigts-Rhetz führte die Königs-Grenadiere, ein Bataillon 47er und das 5. Jäger-Bataillon gegen die Höhe des Geisbergs, unterſtützt von der vierten Brigade (11. Corps) des Oberſt Koblinsky. Der Kronprinz war ſelbſt von Altenſtadt aus in die vorderſte Kampflinie geritten, die Truppen durch Anfeuerung belebend. — Die franzöſiſche Armee wurde ſeit Waterloo zum erſten Male wiederum geſchlagen, und zwar durch die Wucht der deutſchen Fauſt allein!

Was dieſem Kampfe ſeine beſondere Bedeutung giebt, iſt, daß unſerer Seits nur zwei Armeecorps: Kirchbach und Boſe, die bairiſche Diviſion Bothmer und die achtzehnte Infanterie-Brigade des heldenmüthigen Voigts-Rhetz ins Treffen kamen, die Franzoſen aber eine faſt uneinnehmbare terraſſirte Stellung hatten, dennoch aber, nachdem ſie ihre Salven abgegeben, ſtets vor den Anſtürmenden zurückgewichen waren und nur ein einziges Mal während des ganzen Kampfes uns mit dem Bajonnet angegriffen hatten. Als der Kronprinz den Siegesſchauplatz durchritt, ſeine Reſultate zu überſchauen, lagen an den Böſchungen die rothen Hoſen zu Tauſenden, reihenweiſe wie gemäht; in der Ferne war die Wahlſtatt einem Felde von Mohnblumen vergleichbar! — Am Schloſſe Geisberg ſtand das Füſilier-Bataillon des ruhmreichen Königs-Regiments, das ſo ſchwer gelitten hatte. Bewegten Herzens drückte ihm der Kronprinz ſeinen Dank aus und redete die zahlreich Verwundeten liebevoll an, welche man bei ihm vorübertrug. Er ſprach dem leicht verwundeten General von Kirchbach ſeine Anerkennung aus, ſalutirte die zerſchoſſene Fahne, dann ritt er zu dem ſchwer verwundeten Major von Kaiſenberg und umarmte ihn. Als ihm der Tod des franzöſiſchen Generals Abel Douay gemeldet ward, ſtieg er vom Pferde und betrat das Haus, in welchem die Leiche des Braven lag. — Niemand war bei ihm, ſein Hund allein hielt winſelnd die Todtenwache; eine letzte verzweifelte Thräne hing zwiſchen den Wimpern des ſtillen Mannes, der die Schlachten vom Malakoff und Solferino ſiegreich überſtanden hatte. — Am Nachmittag den 4. Auguſt bezogen die ſiegreichen Truppen auf der Wahlſtatt das Bivouak; das verlaſſene Lager der Franzoſen war ihnen mit bedeutenden Vorräthen in die Hände gefallen, eine große Zahl Gefangener, — unter ihnen Exemplare der ſo gefürchteten Turkos und Zuaven. Der Kronprinz nahm ſein erſtes Hauptquartier auf feindlichem Boden in Schweighofen. *)

---

*) Dieſe Details, wie Späteres, entnehmen wir dem Werke des Hiſtorikers Profeſſor Haſſel: „Die III. Armee“, dem wir die Verantwortung der Richtigkeit überlaſſen, da die officielle Feſtſtellung der Thatſachen durch den großen Generalſtab erſt noch zu erwarten ſteht. D. V.

Dieſer erſte Sieg war für den ganzen Krieg und die deutſche Sache entſcheidend, das bewies der Jubel unter den Truppen, das frohe, jauchzende Staunen im Heimathlande; noch mehr bewies es die Panik, welche faſt krankhaft fortan die Franzoſen ergriff und lähmte. Dem Tage von Weißenburg folgte der größere von Wörth. — Man befand ſich jetzt der ganzen Armee Mac-Mahon's gegenüber, welche die Trümmer des Corps Douay aufgenommen hatte. Da der Anmarſch des Siegers von Magenta von Straßburg aus, alſo vom Süden erfolgte, die Zeit ihm aber verteufelt knapp war, ſo mußte er in nordöſtlicher Front die Linie Wörth-Bitſch beſetzen. Sein Plan war, uns die Vogeſen zu verſchließen und nach gelungenem Siege aus dem Elſaß zu werfen. Das ſtrategiſche Wagniß hierbei war nur, daß er Straßburg und den Süden bedenklich von Truppen entblößen mußte. An dieſem heißen Tage gegen Mac-Mahon und Failly ſtanden das 5. Corps (Kirchbach), das 11. (Boſe) und die drei Diviſionen Beyer, Obernitz und Gersdorf. Die Spitze des rechten Flügels der Baiern commandirte von Hartmann, von der Tann im Rücken, der dann zwiſchen dieſem und dem linken Flügel (preußiſchem Anſchluß durch Kirchbach) marſchirte; es galt die Vereinigung Failly's mit Mac-Mahon zu hintertreiben. Allerdings beabſichtigte Unſer Fritz den Feind anzugreifen, doch erſt am 7., denn am 5. waren wir noch nicht völlig concentrirt, die Schlacht kam aber einen Tag früher. — Am Morgen des 6. begann ſchon das Vorpoſtengefecht, um 8 Uhr hörte man ſtarkes Feuer auf der rechten bairiſchen Flanke. Die geſammte Artillerie ward auf die öſtliche Höhe von Wörth gebracht, welche das Corps Kirchbach theilweiſe den Abend vorher ſchon beſetzt hatte. Der Kronprinz, in lebhafter Sorge, nicht Truppen genug zu haben, wollte das Gefecht abbrechen, bis die anderen Corps herangekommen waren, ehe aber dieſer Befehl erſchien, war es dem Ritter von Hartmann ſchon gelungen über Langenſulzbach auf Wörth vorzubringen. Mac-Mahon wendete ſeine volle Kraft demnach auf Wörth. Daſſelbe wurde (11 Uhr) von General von Kirchbach aber forcirt und glücklich erobert. Das 11. Corps rückte links, von der Tann rechts vor, die 9. und 10. Diviſion war inzwiſchen über Wörth hinaus bis Elſaßhauſen und Fröſchweiler gedrungen. Dort ſtand der Feind maſſirt; das tiefgeſchnittene Hügelterrain, die vielen Waſſerläufe begünſtigten ſeine Vertheidigung ungemein. Um 2 Uhr war der Kampf am heißeſten und auf der 1½ Stunde langen Schlachtlinie allgemein. Da machte Mac-Mahon (gegen 3 Uhr) einen mächtigen Angriffsſtoß mit friſchen Truppen, doch, durch deutſche Infanterie umzingelt, durch unſere Artillerie auf beiden Flügeln gebrochen, verließ er, nachdem er auch durch eine mißglückte Cavallerie-Attaque ſich den Ausweg nach Gunſtett nicht zu öffnen vermochte, ſeinen Stützpunkt Fröſchweiler um 4½ Uhr und trat den Rückzug an. — Derſelbe wurde zügelloſe Flucht in völliger Auflöſung! — Der Kronprinz hatte wie immer perſönlichſten Antheil an der Bataille genommen. Gleich nach der Mittagſtunde war er auf den Höhen vor Wörth erſchienen und hatte den Befehl zum Avanciren auf der ganzen Linie ertheilt. Mac-Mahon war nach Fröſchweiler geworfen worden, hier war der concentriſche Meiſterangriff, von Blumenthal angeordnet, erfolgt. Der Kronprinz galoppirte ſelbſt in die vordere Linie. Die verzweifelte Reiter-Attaque des braven Brigadiers Michel gegen Elſaßhauſen erfolgte, aber Roß und Mann, wie Aehren niedergeſtreckt, bildeten eine furchtbare Barrikade zuckender Thier- und Menſchenleiber! — „Nous sommes vendus!“ — und heulend wälzten ſich die zerſetzten feindlichen Schaaren rückwärts, flohen auseinander und wie ſcheue Roſſe übers Gefilde hin, auf dem die deutſche Fahne wehte! Zwei Siege, Weißenburg und Wörth, hatten in blutiger Taufe die Einheit der deutſchen Stämme geſegnet. Mochte auch kommen, was noch wollte, ſie hielt jetzt eiſenfeſt und ſtärkte alle Herzen in wunderbarer, nie gefühlter Luſt! — Welche Begeiſterung flammte da zum glühenden Abendhimmel auf, der roth wie die blutbedeckte Erde über dem Gefilde ſtand, als der Kronprinz mit frohem Danke die Truppen inſpicirte. Da die Sonne unterging, eilte er nach Reichshofen an das letzte Schmerzensbett des Generals Raoult, des Siegers von Sebaſtopol. Er reichte ihm die Hand, erkundigte ſich nach ſeinem Zuſtande und verſprach, ſeine fernen Verwandten zu benachrichtigen. Mit matter

Stimme pries dieſer Mann, — der den altfranzöſiſchen noblen Charakter wie Wenige ſich bewahrt hatte, — aufrichtig die Bravour der deutſchen Armee. Er erlag etliche Wochen ſpäter im Lazareth ſeinen Wunden. — Heroiſche Thaten nicht nur waren in den deutſchen Reihen geſchehen, ſie glänzten auch durch den Heroismus ihrer Leiden. Ein Offizier fragte zwei auf den Tod verwundete Soldaten, wie ſie ſich befänden. „Herr Lieutenant, ich ſterbe", flüſterte der Eine, „aber für Deutſchland!" — Da brach ſein Blick. — „Mir geht's gut!" frohlockte der Andere, „wir haben ja geſiegt." — 2 Adler, 6 Mitrailleuſen, 30 Geſchütze, gegen 5000 Gefangene waren unſere Kriegsbeute. — Ein ſolch fürchterliches Aufräumen unter dem Feinde war ſelbſt in Böhmen nicht erlebt worden. Elſaß und die Vogeſen ſtanden uns offen. —

Während unſere Cavallerie in raſender Jagd ſich an des Feindes Ferſen heftete, entſendete der Kronprinz die badiſche Diviſion (von Beyer) nach Straßburg. Dies Corps war beſtimmt, die Hauptſtadt dieſer alten Reichslande wieder zu gewinnen. — Das Hauptquartier wurde (am 8.) nach Mersweiler, dann nach Obermoddern verlegt, am 10. früh der Marſch durch die Vogeſen angetreten; Lützelſtein fiel; Lichtenberg capitulirte. — Vor Lichtenberg ſtarb da den Heldentod Oberſtlieutenant von Hügel, Commandeur des dritten würtembergiſchen Jägerbataillons. Einem alten ſchwäbiſchen Adelsgeſchlecht war er entſproſſen, das unter Karl Eugen zumal durch Ehre und hohe Würden, beſonders aber durch Wiſſen und Nobleſſe geglänzt und ſeinem Lande eine Reihe ausgezeichneter Generale gegeben hatte. Ein General von Hügel war's geweſen, unter deſſen Augen Schiller ſeine erſten Studien als Karlsſchüler gemacht, ein Hügel, der die Pein Schubart's auf dem Asperg durch Menſchenliebe gemildert, zu ſeiner endlichen Befreiung beigetragen hatte. Ehre ſei dieſem Geſchlecht in allen deutſchen Landen und Friede ſeinem geopferten Helden!! — Die Vogeſen waren für Mac-Mahon verloren, die Moſel mußte ſein Ziel ſein. Am 13. nahm Unſer Fritz in Petersbach Quartier, hier wurden wichtige ſtrategiſche Entſcheidungen getroffen. Nachdem er in einer überaus warmen Proclamation der III. Armee gedankt hatte, ging's mit wehenden Fahnen ins eigentliche Franzoſenland jetzt hinein. Inzwiſchen war durch den Sieg von Saarbrücken die Armee (II.) Prinz Friedrich Carls frei geworden, um nebſt der I. (von Steinmetz) einen Parallel-Marſch mit der Südarmee anzutreten; dieſe großen Heerkörper erhielten am 11. gegenſeitige Fühlung. — Die neue Dispoſition war: die I. (Steinmetz) und Friedrich Carls Armee gehen direct auf Metz, die ſüddeutſche Armee (Kronprinz) marſchirt auf Chalons! Pointe iſt, „den Feind nicht mehr zur Beſinnung kommen laſſen!" — Die Vorgänge vor Metz und die vier großen Schlachten gegen Bazaine gingen den Kronprinzen nur inſofern an, als von der dortigen Entſcheidung ſein weiterer Vormarſch abhing. Gemeinſame Aufgabe war vorerſt, die Moſel zu gewinnen. — Der Marſch durch die Vogeſen bis Petersbach war höchſt ſchwierig, die Defileen des Gebirges oft ſo eng, daß man ſich nicht genügend bewegen konnte; Fuhrweſen, beſonders Artillerie, hatten dabei beſonders empfindlich zu leiden. Sturm und Regen, dunkle kalte Nächte kamen noch hinzu, den Soldaten mürbe zu machen. — In Petersbach, wo man endlich frei Land vor ſich hatte, erhielt der Kronprinz die ſichere Nachricht, der Feind ziehe ſich überall auf die Moſel zurück, Prinz Albrecht (Vater) hatte an der Spitze ſeiner Cavallerie-Diviſion ſchon Luneville genommen und die Stadtſchlüſſel auf rothſammtenem Kiſſen dem Kronprinzen überſendet. —

Man zog nunmehr durch reinfranzöſiſche Orte. Am 14. ward Blamont beſetzt; den Napoleonstag, welchen die I. Armee auf dem Siegesfelde von Noiſſeville feierte, beging, — ſeltſame Schickſals-Ironie, der Kronprinz in demſelben Luneville, der alten Hauptſtadt des Hauſes Lothringen, wo Napoleon I. mit Oeſterreich (1801) Frieden geſchloſſen hatte, um ihn wieder zu brechen, an demſelben Orte, wo Ludwig XIV. die Beraubung Deutſchlands um ſein altes Kaiſererbe begonnen hatte! An gleichem Tage fiel die Feſte Marſal den Baiern in die Hände. — Während der Kronprinz im Hotel des Vosges ſein Quartier nahm, war bereits die III. Armee bis an die Moſel vorgeſchoben, die ſtrategiſche Aufgabe ſeit dem Tage von Wörth gelöſt. Inzwiſchen hatte man vom Hauptquartier König Wilhelms eine Bewegung gegen die Marne disponirt, um eine Concentration aller Streitkräfte bewirken zu können. Failly's Marſch auf Toul war nämlich plötzlich unterbrochen, er war nach Chaumont ſüdweſtlich dirigirt worden, Mac-Mahon aber nach Paris geeilt: der Feind alſo wollte die Moſellinie verlaſſen. Bazaine an ihr nun feſtzuhalten, war die Aufgabe der I. und II. Armee, die III. hatte den Spuren der übrigen Corps zu folgen, damit eine Vereinigung aller franzöſiſchen Streitkräfte unmöglich werde. Sie überſchritt die Moſel, ihr weit aber voraus fegte unſere excellente Cavallerie das Vorland von feindlichen Truppen rein. *) —

Chalons mit ſeinem berühmten Lager galt uns ſeither für höchſt formidable, dort mußte mit Erfolg eine franzöſiſche Armee zur Deckung der Hauptſtadt wirken können. Sie auf Attila's altem Siegesfelde, der catalauniſchen Ebene zu treffen, die modernen Hunnen für immer aufs Antlitz zu werfen, war unſere Begierde. Man verrechnete ſich hierin im Hauptquartier aber ſtark, denn zu Chalons herrſchte das Chaos! — Bisher hatten die Deutſchen über die franzöſiſche Einwohnerſchaft nicht zu klagen gehabt. Wo das Rayon aber begann, welches in Geſinnungen wie Leidenſchaften nach Paris gravitirte, deſſen Bewohner mit ihren Producten, Sympathieen, Bedürfniſſen, kurz, ihrem Verkehr von der Hauptſtadt abhingen, trat auch der verbiſſene Trotz, die hochmüthige Verblendung des Franzoſenthums in aller Kraßheit zu Tage. Schon 1814 und 1815 hatten unſere Truppen das zu bemerken Veranlaſſung.

Vielleicht wäre der Haß gegen uns in dieſen „vorpariſiſchen" Volksſchichten nie ſo gemein und wild aufgetreten, gegenſeitige Intelligenz und Humanität hätten am Ende lauter geſprochen, ſegensreicher ſich bewieſen, wenn nicht gerade durch den Napoleonismus Paris zum Sitze des allerſchlechteſten, bornirteſten und

---

*) Nach Haſſel „Von der dritten Armee." D. V.

exaltirteſten Beſtandtheils der Nation gemacht worden wäre, nicht ganz Frankreich in ſeiner Hauptſtadt ſeit der erſten großen Revolution all ſeinen geiſtigen Guano, ſeine exaltirten Leidenſchaften, ſeine ſozialen Verſchrobenheiten, alle ſeine abenteuerlichen Don Quixotes abgeſetzt und dadurch jenen fauligen, gährenden Boden ſelbſt geſchaffen hätte, dem der ſcheußliche Cactus der Commune mit todtbringenden Blüthen entſprießen ſollte. Am 15. Auguſt bereits zog die III. Armee durch Nancy und ſchon am 17. wollte der Kronprinz dieſe Stadt verlaſſen, um ſteif auf Chalons zu gehen. Den 16. Abends ging ihm jedoch der Bericht von dem Gefecht bei Courcelles zu, dann der Sieg von Noiſſeville und Vionville aus dem königlichen Hauptquartier von Pont a Mouſſon, und daß am 18. die entſcheidende Schlacht vor den Thoren von Metz geſchlagen werden ſolle, welche das Schickſal Bazaine's entſcheiden mußte. — Die Lage der Dinge ließ den Kronprinzen ſeinen Abmarſch ſiſtiren. Es war klar, daß, falls wir von Bazaine geſchlagen wurden, er bei zu raſchem Vormarſch der III. Armee in den Rücken kommen mußte, wurde er aber von uns geſchlagen und Frankreich ſo des beſten Theils ſeiner Armee beraubt, dann kam es auch nicht mehr darauf an, ob wir etliche Tage ſpäter vor Chalons anlangten. Um den Ausgang vor Metz durch Zeugen erhärten zu laſſen, ſchickte der Kronprinz am 18. Morgens 4 Uhr Major von Hahnke vom großen Generalſtabe und Rittmeiſter von der Lanken (Garde-Huſaren) nach dem Hauptquartier des Königs. Um das entſcheidende Sieges-Reſultat am 19. nach 3 Uhr in der Frühe dem Kronprinzen überbringen zu können, mußten beide Offiziere mithin einen Weg von 16 Meilen in 24 Stunden zurücklegen und die Schlacht von Gravelotte und St. Privat den ganzen Tag auf denſelben Pferden aushalten; gewiß ein frappantes Beiſpiel deutſcher Reiter-Energie! — Wie von Liebe und Humanität für ſeine Soldaten Unſer Fritz beſeelt iſt, bewies er den 19. am beſten, wo er in unſere Lazarethe zu Nancy eilte, um den Verwundeten mit dem Siege von Gravelotte das beſte Heilmittel für Leib und Seele zu bringen; Freude und Begeiſterung lindern ja den heißeſten Schmerz! — Dieſer Sieg machte auf die Bewohner von Nancy unglaublichen Eindruck! Die Leute konnten ſich gar nicht denken, daß der unwiderſtehliche Bazaine, daß die ſtolzeſte aller Armeen vernichtet ſei. Erſt als am Abend die deutſchen Truppen dem Kronprinzen eine rauſchende Ovation brachten, begriffen ſie, daß der Sieg denn doch wohl wahr ſein müſſe. — Nach ſolchem unermeßlichen Vortheile über den Gegner konnte nur noch die einzige Parole: „Marſch auf Chalons“ ſein. —

Seit dem 11. Auguſt hatte Napoleon ſich entſchieden, die Defenſive an der Moſel aufzugeben und in Chalons eine neue Armee zu bilden, das Corps Bazaine aber von Metz nach Verdun rücken zu laſſen und es mit der Armee von Chalons zu vereinen. Die Schlachten um Metz und Bazaine's Einſchließung vernichteten dieſe Abſicht! — Für die Stimmung im franzöſiſchen Heere war der Wechſel und die Haltloſigkeit des Ober-Commandos von verderblichſtem Einfluſſe. Der Kaiſer hatte wegen Unfähigkeit den Oberbefehl an Bazaine abgeben müſſen, der Marſchall ſaß aber nun im Käfig von Metz. Wiewohl offiziell alſo nicht mehr oberſter Kriegsherr, mußte der Kaiſer es doch der leidigen Umſtände halber wieder werden, wenigſtens bis Mac-Mahon in Chalons operationsfähig war! — Dort gingen indeß die wunderbarſten Dinge vor! Während wir daſelbſt neue entſchloſſene franzöſiſche Streitmaſſen hinter faſt uneinnehmbaren Werken vermutheten, war gar nichts gethan worden. Es ſcheint eben den Franzoſen ganz undenkbar geweſen zu ſein, daß Chalons überhaupt ein Kampf-Object deutſcher Heere werden könne. Die Werke waren entweder nicht vorhanden, oder ſo elend, daß ſie ſelbſt von unſerm Landſturm hätten genommen werden können. So wenig man aber die Vertheidigungslinie von Chalons, trotz des günſtigen Terrains, in Stand geſetzt hatte, eben ſo wenig hatte man für Fourage und Proviant, für Armirung des Platzes geſorgt. Die Fieberhaft des Ober-Commandeurs wirkte nur verwirrend und hindernd, man konnte ja nicht mehr erſetzen, was das Werk von Jahren und ernſteſter Beſonnenheit hätte ſein müſſen. — Während dort die Armee aus den Reſten der Corps Mac-Mahon's, Failly's, und beider Diviſionen Douay's, welche in Belfort geſtanden hatten, wie aus den Reſerven zuſammengeſetzt wurde, hoffte man bis 17. Auguſt 80,000 Mann kampfbereit zu haben. Dem Mangel an Verſchanzungen abzuhelfen, wurden die Pariſer Mobilgarden zu Erdarbeiten verwendet. Die verwöhnten Kinder der Boulevards und Champs elysées fanden an der Reiſe ins Feldlager, am Hacken und Graben und den beißenden Spöttereien der regulären Truppen zu Chalons aber gar keinen Geſchmack. Ohnedies von zwangloſeſten Manieren, mit viel Maul aber wenig Muth, weigerten ſie den Gehorſam und ergingen ſich in Ausſchweifungen. Als Napoleon den 16. Abends zu Mourmelon eintraf, entſetzte er ſich über den ſchlechten Geiſt dieſer wüſten Geſellen! Man mußte ſie wieder nach Paris ſchaffen, ſollte nicht die übrige Armee von der Beſtialität dieſer Schlingel angeſteckt werden; — Chalons blieb alſo unbefeſtigt! Es war ſomit kein Platz, der ſich mehr halten ließ und wo, nach den bisherigen traurigen Erfahrungen, ein erfolgreicher Kampf beſtanden werden konnte, um Paris vor dem Feinde zu bewahren. Man faßte alſo den Entſchluß, — vielleicht um die deutſche Armee abzuleiten, den Krieg wieder rückwärts zu verlegen, indem man Bazaine die Hand bot. —

Bei uns hatte man von ſolchen Zuſtänden in Chalons nicht den leiſeſten Begriff. Alle jetzigen Schachzüge mußten, wenn unſererſeits nach der urſprünglichen Dispoſition verfahren wurde, nothwendig für uns wenn nicht unglücklich, ſo doch mindeſtens zwecklos ausfallen. — Am 20., Morgens 6 Uhr, machte der Kronprinz mit General-Lieutenant von Blumenthal und anderen Stabs-Offizieren den längſt gewünſchten Beſuch bei ſeinem königlichen Vater. Beide hatten ſich, ſeit der Kronprinz Berlin verlaſſen, nicht geſehen; die Begegnung war mithin eine um ſo innigere, zärtlichere und ſehr bewegte. Am nächſten Tage ging das Hauptquartier der III. Armee nach Vaucouleurs, dem kleinen Städtchen, das Jeanne d'Arc zuerſt als kriegeriſche Gottgeſandte betreten hatte. Dort traf der Kronprinz von Pont a Mouſſon ein. Die directe Straße nach Chalons zu wählen war aber unmöglich, weil Toul noch nicht gefallen war, man mußte alſo über Colombey einen 12ſtündigen Umweg nach Vaucouleurs machen. — Die Bewohner des Städtchens erzählten, daß ſie außer vier Offizieren während des ganzen Feldzuges noch keinen einzigen Franzoſen zu Geſicht bekommen hätten. Die ganze ſieben Meilen lange Straße von Toul nach Colombey, welche die Maas zwei Mal durchſchnitt, war alſo von dem Gegner unberückſichtigt geblieben; ein neuer Beweis, wie kopflos die Oberleitung des franzöſiſchen Heeres war, mit welcher Haſt man es bei Metz concentrirt hatte. Allerdings waren die Behörden unſinnigerweiſe angewieſen worden, die prächtige Maasbrücke zu ſprengen, aber ſie unterließen es in der vernünftigen Erwägung, der Fluß ſei jetzt ſo ſeicht, daß die „Pruſſiens" auch ohne Brücke ihn paſſiren könnten. Dies that die vierte Cavallerie-Diviſion bereits am 16. Auguſt, wie die Infanterie (5. und 11. Corps) und den folgenden Tag (am 20.) waren alle deutſchen Truppen hinüber; vor Toul, welches die Eiſenbahnlinie Straßburg-Paris ſperrte, ließ man eine Brigade vom bairiſchen Corps Hartmann zur Beobachtung. — Das Terrain war inzwiſchen bereits bis Barleduc aufgeklärt worden, man war alſo nur noch 1½ Tagemarſch von Chalons entfernt. Bei dieſem Vormarſche nun war der neuen Maas-Armee des Kronprinzen von Sachſen die Aufgabe zugetheilt worden, die rechte Flanke der ſüddeutſchen Armee gegen den Norden zu decken, eine Rolle, welche das Kriegsgeſchick zu ungeahnter Wichtigkeit erhob. Am 23. zu Ligny, auf dem alten Schlachtengrunde unſerer Vorfahren, ereilte den Kronprinzen die Nachricht: König Wilhelm werde kommen! — Vergebens wartete man. Schlag 12 Uhr endlich ſprengt ein Huſar über den Markt und bringt ein eilig Schreiben an den Kronprinzen. Staunen malte ſich in ſeinen Zügen, denn die erhaltene Nachricht war höchſt unvorhergeſehn. Er giebt den Brief an Blumenthal und derſelbe theilt der Suite mit: „Seit 21. Auguſt hat Mac-Mahon Chalons verlaſſen, das die Cavallerie des Prinzen Albrecht (Vater) ſchon beſetzt hat!" — Die Ueberraſchung rings iſt unbeſchreiblich! Chalons aufgegeben?! — Iſt Mac-Mahon auf Paris oder rückwärts in nördlichem Bogen nach Metz?! — Unter allen Umſtänden mußte der Vormarſch ſiſtirt, die Löſung des Räthſels abgewartet werden. Bald nachher kam Moltke, um 2¼ erſchien König

Wilhelm in Perſon! Wichtige Berathungen wurden gepflogen. — Die franzöſiſche Regierung hatte überdem ihre geſammten disponiblen Truppen von Rom wie Algier zurückberufen. Daß Mac-Mahon Chalons alſo aufgegeben hatte, ſchien anzudeuten, er werde, von dieſen friſchen Kerntruppen unterſtützt, vor Paris eine Schlacht wagen, die dann Dimenſionen annehmen mußte, gegen welche die Völkerſchlacht von Leipzig geringfügig erſchien. Auf dieſe Entſcheidung war man fortan vorbereitet. — Während des Kronprinzen Hauptquartier zurückblieb, hatte ſich das des Königs nordwärts auf Barleduc vorgeſchoben. Dorthin ging Nachmittags 4 Uhr der Monarch ab. —

Noch befand man ſich über Mac-Mahon in Täuſchung, denn man traute ihm Klügeres zu, als er that. Seine Handlungsweiſe ſollte jedoch unſere kühnſten Vorſtellungen von franzöſiſcher Kopfloſigkeit weit überbieten! — Inzwiſchen war die Beſchießung Touls befohlen worden, und es iſt ein neuer Beweis von des Kronprinzen Pietät, Menſchenliebe und Kunſtſinn, daß er ſtrengen Befehl gab, die prachtvolle gothiſche Kathedrale zu ſchonen. — Die wahre Geſtalt der Dinge im Lager Mac-Mahon's und wie das Räthſel dieſer Tage ſich überraſchend glücklich löſte, iſt anderwärts zu ſchildern.*) Noch war uns Alles dunkel. Der Vormarſch auf Chalons wurde am 26. fortgeſetzt und über Barleduc, wo ſich König Wilhelm befand, auf Revigny genommen, das man gegen 3 Uhr erreichte; es lag halbwegs auf Chalons an der Eiſenbahn. In Barleduc aber hatte inzwiſchen der Kronprinz ſeinen königlichen Vater beſucht und ein Kriegsrath war gehalten worden, um hinter das faſt peinlich werdende Räthſel zu kommen. Man entſchied ſich, daß Moltke ſeinen „Lufthieb“ verſuchen ſolle“**), alſo für die Rechtsſchwenkung nach Norden! Wie Ahnung blitzte es in allen Hirnen im großen Generalſtabe auf, daß man auf der richtigen Spur des Feindes ſei, man ſich bisher nur geirrt hatte, weil man zu beſcheiden geweſen war, den Gegner einer ſo ungeheuerlichen Dummheit fähig zu halten! —

---

*) **) Beides bei Moltke.

Dieſe Rechtsſchwenkung der III. Armee war ein Stück Höllenarbeit. Die Têten derſelben hatten ja ſchon die Linie Chalons, Arcis ſur Aube, Troyes ſur Seine überſchritten, Epernay (höchſtens von Paris 20 Meilen entfernt) war bereits eingenommen, in längſtens 8 Tagen war man alſo in Paris, und nun ſollte eine Front-Veränderung der ganzen Armee bewirkt, ihre weitgereckte Linie zuſammengeſchoben, gen Norden gerichtet und ein Rieſenmarſch bewirkt werden. — Vom 26. bis 28. Auguſt war dieſe nahezu coloſſale Aufgabe beendet! — Dieſe Rechtsſchwenkung des Gros der III. Armee von der Marne durch den Argonnerwald gegen die Ardennen legte den Truppen faſt noch größere Strapazen auf, als der raſche Zug durch die Vogeſen, und dennoch wurde dieſe faſt übermenſchliche Marſchleiſtung bei ſcheußlichſtem Wetter binnen 24 Stunden vollſtreckt! Noch hatte man vom Feinde die ſchwankendſten Nachrichten und am 27. Auguſt war man im großen Hauptquartier gänzlich unſicher, ob man nicht doch geirrt habe. Am 28. Nachmittags war des Kronprinzen Hauptquartier von Revigny über Brabant le roi, Belval, Verrières nach St. Menehould gegangen. — Denſelben Abend noch fielen die Schuppen endlich von Aller Augen, der Beweis von der militäriſch-politiſchen Divination Moltke's war evident!! Bei Buzancy nämlich hatte ſächſiſche Cavallerie Mac-Mahon gepackt, die Armee desſelben war von der unſeren ſchon flankirt, das gelöſte Räthſel hieß: „Mac-Mahon will Bazaine in Metz befreien!“ — Mac-Mahon hielt zur Zeit die Linie Vouziers-Quatrechamps-Chatillon bis Mouzon, Front gen Oſten, alſo auf Metz zu! — Sein 5. Corps, deſſen Chaſſeurs bei Buzancy von den Sachſen geworfen worden, ſtand ¼ Meile nur von Mouzon, bei Var. — Mit dieſem Augenblicke begann das franzöſiſche Trauerſpiel! — General Failly wagte nicht, gegen die Sachſen mit ſeinem Gros vorzugehen, was vielleicht die einzige Rettung geweſen wäre, denn die Sachſen waren ſehr exponirt. Während Failly bei Felix Douay nun beſtürzt anfragte, was zu thun ſei, bei Douay, der 2 Meilen entfernt (in Quatrechamps) ſtand, alſo mehr denn drei Stunden unthätig verfloſſen waren, ehe die Rückantwort Failly's ſein Benehmen vorzeichnen konnte, — gewann der Kronprinz Zeit, das Gros der Südarmee an die IV. Armee des Kronprinzen von Sachſen heranzuführen; die zwei famoſen Cavallerie-Diviſionen Rheinbaben und Wilhelm von Mecklenburg-Schwerin vermittelten ſofort die Verbindung beider Armeen! In der Nacht vom 28.—29. Auguſt liefen nun von allen Seiten Nachrichten ins Hauptquartier St. Menehould ein, welche die Ahnung Moltke's zu apodiktiſcher Gewißheit machten. Danach ertheilte General von Blumenthal ſeine Befehle. — Um Mac-Mahon's Verderben zu ſichern, wurde auch noch zufällig ein Schreiben des Marſchalls aufgefangen, das die ganze verzweifelte Situation der franzöſiſchen Streitkräfte enthielt. „Schlinge zu! Nur raſch die Schlinge zu!!“ das war die Loſung, welche durch unſere Reihen wie ein wollüſtig Fieber ging! — Am 29. war unſere Stellung von der Aisne über Grandpré und Buzancy bis Henay in 5 Meilen langer Streckung. Den linken Flügel hatte Unſer Fritz (III. Armee), den rechten der Kronprinz von Sachſen (IV. Armee). Die Truppen des äußerſten linken Flügels hatten überaus ſtarke Diſtancen zu marſchiren, um 2 Tage ſpäter vor Sedan noch zurechtzukommen; das 11. Corps (von Boſe) allein hatte ſieben ſtarke Meilen! — Der Eifer der Truppen war aber über jede Bewunderung erhaben! Eine wahre Jägerhitze bemächtigte ſich der muthigen Leute, wie wenn jeder Einzelne den Mac-Mahon beim Genick zu packen gedächte, und kein Liebhaber kann mit mehr Lüſternheit ſeine Braut im Negligé überraſchen, als unſere gloriöſen Armeen den berühmten Herzog in ſeinem jetzigen decolletirten Zuſtande! — Auf dieſem Force-Marſch ſoll folgende Anekdote erlebt ſein. Ein keuchendes, bereits marodes thüringiſches Regiment trifft im Dahinziehen auf ein preußiſches. „Herr Jeeſes!“ ruft ein wankender Flügelmann herüber, „wir können ja gar niche mehr, Kinder!“ „J wat!“ ſchnauzt ein Witzbold der anderen Truppen los. „Wißt Ihr denn nich, dat'n preuß'ſcher Soldat immer 'n paar Reſerve-Beene ins Torniſter hat, die er anſchnallt, wenn de alten nich mehr jehn? Schafft Euch ooch welche an!“ Unter brüllendem Gelächter zog man weiter. —

Die preußiſchen „Reſerve-Beine“ fanden fortan bei den deutſchen Armeen großen Anklang. — Iſt die Geſchichte ſelbſt erfunden, ſo bezeichnet ſie doch den Geiſt unſerer Truppen. —

Alles fügte ſich während der Bewegung ineinander, Alles klappte zu Zeit und Stunde; es war, als wenn die Theile einer wunderbaren Rieſenmaſchine mit mathematiſcher Genauigkeit durcheinandergriffen, um einen Willen in einer einzigen gigantiſchen Handlung zu emaniren! — Am 29. hatte das Treffen der Avantgarde des 12. Corps bei Nouart gegen Truppen des 5. franzöſiſchen Corps den Gegner wie ein Wild geſtellt, ohne Ringkampf kam er uns nicht mehr aus den Klauen!

Die Schlacht von Sedan! — Ihr grauenhaft-großartig Bild iſt bereits im Allgemeinen bei der Lebensgeſchichte des Kaiſers gegeben worden; die heroiſchen Thaten der einzelnen Corps aber gehören dem Leben ihrer Corpsführer an. Wir haben hier nur kurz zu erwähnen, was unſern Kronprinzen angeht. — Derſelbe, am 30. Auguſt 8½ Uhr früh aufbrechend, trifft gegen 10 Uhr in Buzancy ein und beſteigt ſein Roß. Um 12 Uhr hörte man den erſten Kanonenſchuß; mit donnerndem Hurrah ward er von den Soldaten begrüßt! Der Kronprinz nahm Stellung auf der Höhe von Oches, ſüdweſtlich Frénois, von dem die franzöſiſche Artillerie ohnlängſt vor unſerm Geſchützfeuer erſt retirirt war. Die Franzoſen zogen ſich von hier auf Stonne zurück. — Leider war die III. Armee nur noch nicht heran, um ihnen ſofort zu folgen; die Action mußte für dieſen Tag, der nur ein Prolog des eigentlichen Schlachten-Schauſpiels werden ſollte, lediglich der tapfern IV. Armee des Kronprinzen von Sachſen überlaſſen bleiben. Der prächtige Sieg, den dieſelbe an dieſem Tage errungen, hatte Mac-Mahon's Schickſal verderblich nahe gerückt. Die öſtlichen Zugänge der Ardennen waren in unſeren Händen, die deutſche Armee inzwiſchen nun auch ſo vorgeſchoben, daß das Kampfgefilde zwiſchen die belgiſche Grenze und die Maas ſich verlegt hatte. Des Feindes einzige Rückzugslinie blieb Carignan-Sedan, Bazaine vermochte er die Hand nun nicht mehr zu reichen! Der folgende Tag (31.) ging unſererſeits ruhig, aber unter anhaltenden

Märſchen vorüber, um die Einſchließung zu vollenden. Nur das Gefecht bei Remilly, von wo nach heftiger Kanonade das 1. bairiſche Corps (von der Tann) den Feind vertrieb, hatte ſtattgefunden, der Kronprinz aber daſſelbe von der Anhöhe von Stonne beobachtet. In dieſem Ort hatte 36 Stunden früher Napoleon in einer Baracke campirt. Durch dieſen Umſtand erſt erfuhr man, daß er ſich noch bei der Armee befinde. — In der Nacht zum 1. September ſtand die geſammte deutſche Armee bereit, Brücken über die Maas zu ſchlagen und anzugreifen. Noch in derſelben Nacht gelangte um 1 Uhr König Wilhelms Befehl an den Kronprinzen von Sachſen, am nächſten Morgen 5 Uhr die Kanonade gegen den Feind zu eröffnen.

Nach 3 Uhr Morgens am 1. September verließ unſer Kronprinz zu Wagen ſein neues Hauptquartier Chémery, ſetzte ſich vor Cheveuge zu Pferde und nahm auf der Bergkuppe über der Stadt Donchery Stellung. Als um $7^{1}/_{2}$ Uhr der Nebel ſank, glühte die Sonne bereits ſcharf, — es war ein ſchwüler Tag, die drückende Hitze doppelt für den Kämpfenden läſtig. — Gegen 6 Uhr ward die Schlacht mit von der Tann's Angriff auf Bazeilles im Südoſten der Stadt eröffnet, um $3^{1}/_{2}$ Uhr Nachmittags durch den letzten vergeblichen franzöſiſchen Reiterangriff auf Floing, im Nordweſten von Sedan, beendet. Nimmt man — natürlich im ideellen Sinne nur — den Lauf der Maas von Remilly bis Iges als Durchmeſſer eines Kreiſes an, in welchem — nicht ganz in der Mitte — Sedan liegt, ſo bildet der Halbkreis von Südoſten nach Nordweſten die Kampflinie Mac-Mahon's gegen uns. Nachdem von der Tann ihn ſüdöſtlich gepackt hatte, konnte man Stunde um Stunde beobachten, wie der Marſchall erſt zu La Moncelle, dann zu Daigny und Givonne den Durchbruch nach Oſten verſuchte, indeß der Norden und die belgiſche Grenze ihm durch Umgehung verſchloſſen wurde! Als er gegen Illy, Fleigneux und St. Monges mit letzter Verzweiflung vordrang, ſah er zu ſpät, er ſei umzingelt; zu Floing erſtarb ſeine letzte Kraft! — Dieſer ſucceſive Kampf auf dieſer Halbkreislinie giebt uns das lebendige Bild eines ungeheuren undurchdringlichen Netzes, das kluge Jäger von

Süden nach Norden im Bogen ziehen, gegen welches das Wild fortwährend an falſcher Stelle im Sprunge nutzlos anprallt und todesmatt zu ſpät vor dem letzten Luftloche zuſammenbricht, das es auch verſtopft findet. Dieſer letzte Rettungspunkt, Floing, ward ihm durch das 11. Corps genommen, welches an Stelle des verwundeten von Boſe General von Gersdorff commandirte. Hier an der Schwelle der ehernen Kerkerthür, die er hinter Mac-Mahon und dem Kaiſerreiche verſchloſſen hatte, fiel, noch im Tode ein treuer Wächter über Deutſchlands Feind, der wackere von Gersdorff und ſeine Leute rächten ihn zornig in dem ſtrömenden Herzblute der franzöſiſchen Reiter! — Wenn Moltke's hoher Geiſt ſeit dem Jahre 1840 auch ſchon genug offenbar war, er ſein ſtrategiſch Künſtlerthum 1866 bereits glänzend bewieſen hatte, — in keinem Augenblicke war es für alle Welt offenkundiger geworden, als bei Sedan! Sein Scharfblick hatte hier die Höhe des Hellſehens erreicht, als ob ihm Gott ſelber ein Stück ſeiner ewigen Allwiſſenheit abgetreten hätte!! — —

Die Schlacht war gewonnen! — Zu Füßen des Kronprinzen lag die Landſchaft in roſige Abenddämmerung gehüllt, ein Bild der Todesruhe. Wer nicht wußte, was auf dem weiten Plane da vor wenigen Stunden erſt geſchehen war, hätte gemeint, hier wohne wolkenloſer Friede. Ein leiſer Windſtrom trieb Wolken Pulverdampfs gegen Norden wie Nebelſchleier, die in den dunklen Ardennen ſich verloren. — Auf der Höhe von Wadelincourt hielt König Wilhelm I.; Miniſter, Generale und deutſche Fürſten um ſich her, hinter ihm Kronprinz Fritz. Auf dieſe Höhe bringt General Reille ihm den denkwürdigen Brief: — „Monsieur mon frère! N'ayant pas pu mourir au milieu de mes troupes, il ne me reste, qu'à remettre mon épée entre les mains de Votre Majesté. Je suis de Votre majesté le bon frère Napoléon.“ — Feierlich bewegt wurde dieſe Todtenklage des Kaiſerreichs den Verſammelten kundgegeben. Darauf drückte König Wilhelm den Kronprinzen erſchüttert an ſein Herz, reichte den Miniſtern, ſeinem Moltke ganz beſonders die Hand im Danke und der ſcheidende Sonnenſtrahl umſpielte das freudeglühende Königshaupt mit den ſilbernen Locken wie im Abglanze himmliſcher Verklärung. Das war ein unbeſchreiblicher Gottesdienſt, der gefühlt, — nicht ausgeſprochen werden will, ein Gericht, furchtbar und gerecht, großartig erhaben wie kein zweites in der neueren Geſchichte! — Keinen Soldaten gab's in unſerm Heere, mochte er auch ſonſt der ſimpelſte Kerl ſein, der die Bedeutung dieſes Tages mit vollſter Seele nicht ergriff, in welchem an dieſem Abende nicht, da die Sterne feierlich heraufzogen, der Gedanke deutſcher Einheit greifbar geworden wäre und daß mit der neuen Sonne eine neue Weltordnung emporſteige! Als „Unſer Fritz" in ſein Hauptquartier Chémery am Abend zurückkehrte, war von den Soldaten der ganze Ort illuminirt worden; ſie wollten ihrem Führer einen herzlichen Empfang bereiten. Bei den Lagerfeuern aber erklang — gleich Gottes Stimme vom Munde des jubelnden Volkes in Waffen — von bairiſchen, ſächſiſchen, ſchwäbiſchen Lippen, das Hoch auf das neuerſtehende deutſche Reich in alter Kaiſerherrlichkeit!! — Was die Soldaten in jener Sternennacht von Sedan ſchon ahnungsvoll durchbebte, es ſollte in den Herzen ihrer Fürſten großwachſen als nationaler Gedanke. — Die Art, wie Napoleon ſich ergab, die Capitulation von Sedan und die Abreiſe des Kaiſers nach Wilhelmshöhe iſt uns bereits bekannt; der Kronprinz wohnte eigentlich nur dem Schlußakte dieſer Reihe von Begebenheiten bei. Morgens 9 Uhr am nächſten Tage verließ er Chémery, um das Schlachtfeld zu durchreiten. Auf dem Wege nach Donchery trifft ihn die Nachricht, ſein königlicher Vater wolle gleichfalls das Terrain beſichtigen. Natürlich wird gewartet und um 10 Uhr treffen ſich Beide. Moltke bringt jetzt betreffs der Capitulation Bericht, demzufolge wird für den geſammten Stab das Rendezvous zwiſchen Frénois und Donchery feſtgeſetzt. Moltke hat ſich alsbald nach Schloß Frénois begeben und nach 10 Uhr mit Wimpffen die Capitulation abgeſchloſſen. Gegen 11 Uhr erſchien König Wilhelm I. mit dem Kronprinzen und geſammten Gefolge auf den Höhen von Frénois, dorthin brachte Moltke die geſchloſſene Capitulation, und ſie ward ratificirt. Der König dankte laut dem vereinten deutſchen Heere und ſeinen Fürſten, erklärte den oben vollzogenen Akt als ein Weltereigniß, aber eben ſo ſehr auch die Unſicherheit der Friedenshoffnung. Bereits hatte Graf Bismarck die Nähe des Ex-Kaiſers, den Inhalt ſeines Geſprächs mit ihm und deſſen Bitte um eine Zuſammenkunft gemeldet. Zu ihr auf Schloß Bellevue begleitete die ganzen Cortège den preuſſiſchen Monarchen. Derſelbe ſprach Napoleon erſt allein, dann rief er Unſern Fritz; natürlich iſt auch Deſſen Unterredung mit dem gefangenen Cäſaren zeugenlos geweſen. Geheimniſſe auszutauſchen hatte man indeß nicht; es war ein rein menſchlicher und deshalb um ſo erſchütternder Augenblick, als der Kronprinz des vorigen Jahresſchluſſes gedachte, wo in Paris, trotz allen Kaiſerglanzes, der nun Beſiegte „dem Liberalismus einige Conceſſionen“ gemacht hatte! Ueber ſein Haupt hin ging derſelbe Liberalismus nun zur republikaniſchen Tagesordnung über! — Am 4. trat nach Moltke's Marſchordnung die deutſche Armee ihren Zug nach Paris an. — Jetzt, wo Sedan glücklich geſchlagen war, konnte man mit der vollen Kraft beider vereinten Armeen gegen die Hauptſtadt Frankreichs anrücken. — — Die directe weſtliche Marſchroute verfolgte die IV., die mehr ſüdliche die III. Armee. Das Hauptquartier des Kronprinzen war dieſen Tag Attigny, der älteſten, merkwürdigſten Stadt der Champagne. Hier baute einſt Carl der Große ſeine „Kaiſerpfalz“. — Den 5. rückte man auf Warmériville an der Suippe. Hier hatte Mr. Armel eine berühmte Muſterfabrik für Spinnerei und Wollenweberei und beſchäftigte Hunderte von Arbeiterfamilien; er wurde des Kronprinzen Wirth. Wie aufmerkſam-theilnahmsvoll, wie wißbegierig der Kronprinz in allen Dingen iſt, zeigte ſein reges Intereſſe an dieſem Etabliſſement. Namentlich die Arbeiterhäuſer und die Organiſation dieſer — wie es ſcheint nach Prinzipien der Prudhommes in Belgien gemachten — Einrichtungen fanden des Kronprinzen lebhafteſten Beifall. — Eine praktiſche Folge des Ereigniſſes von Sedan war, daß General Vinoy, der mit ſeinem Corps Mezières bereits erreicht hatte, in der Nacht vom 2. bis 3. September über Rozoy-Laon zurückgegangen war, General Exéa aber auf eigene Hand ſeinen Rückzug von Rheims über Soiſſons nach Paris bewerkſtelligt hatte. — Am 6. September, einen Tag nach ſeinem Vater, zog der Kronprinz in Rheims ein. Die Kathedrale, die berühmte Kirche St. Remy beſonders wurden beſichtigt; die Leute zu Rheims aber erſtaunten, daß ſich der Kronprinz ſo ohne jede Bedeckung in Mitte der Volksmenge bewegte, während Napoleon nur mit den Hundertgarden und von einer Wolke von Polizeiagenten bewacht zu erſcheinen gepflegt hatte. Dieſes leutſelige Vertrauen von „Notre Fritz" (ſo begann man ihn in Frankreich auch nun zu nennen) imponirte ihnen um ſo mehr, als in Paris Herr Gambetta bereits die Republik ausgerufen hatte. — Beide Hauptquartiere blieben bis zum 9. in Rheims, das ſeiner Wichtigkeit wegen auch von uns dauernd beſetzt wurde. Neuen Beſprechungen des Kriegsrathes zufolge zog die III. Armee jetzt durch das Marnethal nach Epernay, wo der Kronprinz in der Villa der reichen Wittwe Cliquot quartierte. — Am 12. ging's nach Montmirail. Hier hatte einſt Blücher eine Niederlage erhalten und Napoleon der III. hatte am Napoleonstage des Jahres 1866 daſelbſt ſeinem Oheim ein Siegesdenkmal errichtet; man machte ſich jetzt das Vergnügen, es — nur zu beſichtigen. Seit Montmirail machten ſich auch die Abhängigkeit der Bevölkerung von der öffentlichen Meinung in Paris, die Folgen der Republik und der Haß gegen uns bemerkbar. Hier machte das Banditengewerbe der Franctireurs auch von ſich reden und man erlebte wunderliche Scenen des politiſchen Fanatismus. Den 15. September zu Coulommiers, $13\frac{1}{3}$ Meile von Paris, bewohnte der Kronprinz daſſelbe Haus, dem Marquis de Varennes gehörig, in welchem ſein Großvater Friedrich Wilhelm III. 1815 auf dem Marſche nach Paris mit ſeinen beiden älteſten Söhnen Quartier genommen hatte. Am 17. zogen, zwei Diviſionen ſtark, Schleſier und Polen des 5. Corps (von Kirchbach) als Vorhut der Südarmee auf der letzten Etappe vor der Seine, 2 Meilen ſüdlich von Paris, heran! — —

Allerdings hatte Frankreich ſeine beiden glänzendſten Hauptarmeen, Bazaine und Mac-Mahon, verloren, man wußte aber, daß es noch genug disponible Truppen beſaß, die nicht zu verachtende Feinde waren, in Paris aber eine reiche Quelle von Hülfsmitteln hinter ſich hatten. Der Fanatismus der republikaniſchen Regierung, welcher die Gemüther entflammte, — die verſteckten Drohungen der Einwohnerſchaft aller Orte, durch die man zog, — das mitleidige Achſelzucken der Wirthe, die von den „pauvres hommes de Prusse“ ironiſch Abſchied nahmen, Alles deutete darauf hin, ein heißer Kampf ſtehe noch bevor. Daß wir aufs Härteſte uns gefaßt machten, war ſomit gut, daß wir uns zu unſerm Vortheile täuſchten, beſſer; genug Entbehrung und Ausdauer wurde dem deutſchen Heere ohnehin doch noch auferlegt. — Am Nachmittag des 17. lagerte unſere Avantgarde zwiſchen Brie und Villeneuve, nur 7000 Schritt von der Seine. Um 2 Uhr ward durch ein Gefecht bei Brevannes der Feind zurückgeworfen und bis Creteil am linken Marneufer verfolgt. Hier ſchien er Stand halten zu wollen, gab den Ort aber doch auf und zog ſich auf Fort Charenton zurück. Durch dieſes Gefecht war der Gegner von Villeneuve-St. George abgehalten worden, ſo daß wir die erſte Brücke ſchlagen konnten; 3½ Uhr Nachmittags ging die zweite Cavallerie-Diviſion, Abends in großen Zügen das ganze 5. Corps freudig über die Seine. Von Coulommiers hatte ſich am 17. der Kronprinz ins Hauptquartier begeben, wo Berathung betreffs der Cernirung von Paris ſtattfand. Am Abend kam er nach Chaumes, am andern Tage befand er ſich gegen Mittag zu St. Germain-les-Corbeil. — Am 19. hatten unſere Truppen unbeläſtigt eine zweite Ponton-Brücke bei Corbeil über die Seine geſchlagen, ſo daß der geſammte Uebergang der III. Armee erfolgen, in die Cernirungslinie alſo ungeſäumt gerückt werden konnte. Was wir ſehnlichſt gewünſcht hatten, einen Ausfall der Pariſer, thaten ſie uns nun auch zu Gefallen. Denſelben 19. ſchon unternahm Trochu und der bekannte Herr Ducrot einen wüthenden Vorſtoß auf Sceaux. Unſere Stellung war ſehr gefährdet, namentlich unſer linker Flügel. Bald jedoch traf Hülfe ein und General von Voigts-Rhetz warf den Feind, der bis unter die Forts Vanves und Montrouge verfolgt wurde. Hierdurch hatten wir die ganze ſüdliche Cernirungslinie von Paris gewonnen. — 8 Uhr Morgens ſchon hatte ſich der Kronprinz von Corbeil auf das rechte Seineufer bis Villeneuve-St. George begeben, dann über Orly nach Wiſſous und beobachtete das Gefecht des 2. bairiſchen und 5. preußiſchen Corps zwiſchen Sceaux und Pleſſis-Piquet bis zu Ende, dann ritt er in ſein neues Hauptquartier Palaiſeau. —

Welch ein Anblick für die Truppen von den Höhen von Chatillon! Links vorn breitete ſich der Wald von Meudon wie ein grünes Meer von Baumwipfeln, das mit den Laubwogen der Parks von Verſailles und St. Cloud bläulich im Weſten ſich miſchte. Ein Gewimmel von Ortſchaften, Hölzchen und prangenden Feldern lag zu ihren Füßen, aus denen die Forts Iſſy, Vanves, Montrouge, Bicêtre, Ivry und Charenton trotzig ihre bezinnten Häupter reckten. Wie eine weißblitzende Rieſenſchlange wand die Seine da in ungeheurem dreifachen Bogen ſich durch das Hügel- und Waldgefilde, an ihren Borden aber gebreitet lag ein Chaos von Häuſern, Thürmen und Schlöſſern, genannt Paris! Ueber Vaugirard hinweg ragten dort der Dom der Invaliden, das Pantheon — Frankreichs Ruhmeshalle; fern im Dämmer träumten die Tuilerien. Es ſchien ein Märchengebilde und war doch Wahrheit! — *Die Deutſchen vor Paris!* — Als ſie ſo raſteten auf dieſen Höhen, der ſcheidende Tag gluthroth dieſe Abertauſende von Häuſern mit ſeinem Strahle tränkte, kam über ſie wie in jener Sternennacht von Sedan der deutſche Reichsgedanke! Hier, vor dieſem Babel, um das ſich unſere eiſerne Feſſel legte, *mußte* die neue deutſche Welt erſtehen! Jauchzend hoben ſie die Gläſer, ein Hoch dem „*künftigen deutſchen Kaiſer*“ ward gebracht! Nicht Baiern, Sachſen, Preußen „nein, nein, nein, — *das ganze Deutſchland ſoll es ſein!!*“ klang's rauſchend von Mund zu Mund, von Corps zu Corps, es grüßte die Regimenter, welche vom Oſten her neu und immer neu heranrückten und die als Echo, Lied und Begeiſterung hierher zurückſandten! Es war einer jener erſchütternden Augenblicke, wo *ein Bewußtſein* ein ganzes Volk durchweht, *eine* ungeheure Thatſache Herzen und Hirne zu gleichem Empfinden hinreißt; dann wird des Volkes Stimme *immer* zum Ausdruck des ewigen Willens, der über allem Leben thront! —

Einen Tag ſpäter gab Unſer Fritz Befehl, ſein Hauptquartier nach Verſailles zu verlegen. — Der Luſtſitz der ſtolzen Bourbonen ward auf höchſt unblutige, eigentlich etwas komiſche Art eingenommen. Am 18. September nämlich war Unteroffizier Maclean (von der erſten Eskadron der Leibhuſaren) mit einem kleinen Beritt in Verſailles hinein und vor die Mairie geſprengt und hatte die Uebergabe der Stadt verlangt. Herr Rameau, — vielleicht Urenkel jenes großen Muſikers Rameau unter Ludwig XV., der durch die: „fêtes de Ramire“ und „Pompeje triomphant“ den Italiener Lulli ſammt ſeinen ſüßen Weiſen ſchlug, — lehnte als dermaliger Maire der guten Stadt tiefbeleidigt die Uebergabe an „Monsieur le sergeant“ ab. Tags darauf erſchien aber ein Offizier, der im Auftrage des Generals von Kirchbach das Verlangen kategoriſcher wiederholte. Obwohl mit Umſchweifen wurden die Bedingungen angenommen, man fügte ſich zögernd der Entwaffnung der Municipalgarde. Am 19. September rückte demnach das ruhmreiche 5. Armeecorps, General von Kirchbach an der Spitze, in die Stadt des „großen Königs“ mit klingendem Spiele ein. An dieſem Tage ward auch die öſtliche und nördliche Seite von Paris eingeſchloſſen, weſtlich aber die Cernirung bis gegen St. Cloud vorgeſchoben. — Den 20. September bot ſich den Verſaillern ein ſeit 1815 nicht wieder erlebtes Schauſpiel. Es kommt „Notre Fritz, le prince royal de Prusse, le fils de Guillaume!“ Von Palaiſeau hatte er ſich nach Chatenay zu General von Hartmann begeben, dem er zu dem zurückgeſchlagenen Ausfall Glück wünſchte, dann ritt er nach Sceaux und nordweſtlich bis Pleſſis-Piquet, erreichte die eroberte Schanze Moulin la Tour um 11 Uhr, und eilte zu Fuß mit der Suite über die Feldſchanze hinaus, um die feindliche Stellung zu beſichtigen! Die Franzoſen hatten die glänzende Gruppe Offiziere kaum bemerkt, als ſie auf dieſelben ſofort eine Granate ſchoſſen. Sie ſauſte über deren Köpfen dahin und krepirte 200 Schritt rückwärts. Lachend verließ man die Stelle und trabte links durch den reizenden Wald von Meudon nach Verſailles. Gegen 5 Uhr Nachmittags zog der Kronprinz durch die rue des chantiers in den

Sitz der Bourbonen ein und nach der Präfectur, von der ſein Hauptquartier bereits Beſitz genommen hatte. — Kopf an Kopf ſtanden die Einwohner, den Prinzen zu ſehen. Am vergoldeten Gitter der Präfectur hielten die 47er, die Helden des vorigen Tages, Ehrenwache, ihr Muſikcorps ſpielte das „Heil Dir im Siegerkranz!“, dann trugen ſie ihre Fahnen in das Palais. —

Verſailles in deutſchen Händen! Von dem Sitze königlicher Lüſte und königlichen Wehs, von der Ruhmesſtätte ihres alten Feindes nahmen deutſche Truppen jetzt Beſitz. Da breitet ſich die Avenue, der Place d'Armes und der Marmorplatz. Ueber die Cour Royale an der Reiterſtatue des grand Louis, den Bildern der Marſchälle von Frankreich vorüber marſchiren die Colonnen raſſelnden Trommelklangs, die Fahnen rauſchen und das deutſche Hurrah macht die öden Hallen von Schloß Verſailles erbeben! Welche Erinnerungen ſchlafen nicht in dieſen verlaſſenen Räumen? — Im Oeil de Boeuf ruhte der königliche Faun, Ludwig XV., von ſeinen galanten Jagden im parc aux cerfs aus, hier regierte Madame de Pompadour Frankreich und die du Barry dehnte ſich lachend zwiſchen den ſchwellenden Kiſſen. Hier hinter goldenem Gitter hielt Ludwig der Große ſeine Audienzen, und weil er nur ein ſehr kleiner Herr war und in dem ungeheuren Raume faſt verſchwand, erfand er die Allonge, die hohen Hacken und die krummen Rücken ſeiner Höflinge, um die Mitwelt zu überragen! Hier waltete das jokoſe Genie Molière's neben Corneille's und Racine's antiker Tragik, hier klangen Rameau's, Lully's und Piccini's Melodieen, hier ſaßen die berühmten Schönheiten Frankreichs dem Pinſel eines Lely. Die Maintenon flüſterte mit Père la Chaiſe in denſelben Räumen heuchleriſche Gebete, wo die holde Maria Antoinette oft ſo fröhlich gelacht hatte, um in Thränen und höchſtem Grame zu enden. Dieſe ſelbige Stätte war Schauplatz jener Pöbelwuth, welche Ludwig XVI. hinwegriß, um ihn den Henkern von Paris zu überliefern, und auf dieſen blitzenden Stufen, unter dieſen Säulen bluteten die Schweizer-Garden, die letzten Getreuen des geſchändeten Königthums! — — Seit der großen Revolution von 1790 iſt dies Verſailles verflucht, gemieden! — Umſonſt haben Louis Philipps hiſtoriſche Gemälde-Gallerieen der Selbſtvergötterung dieſes Narrenvolkes geſchmeichelt, Philipp ward verjagt, wie ſeine Vorgänger und ſeit 1848 ſtehen die Räume leer. Aus dieſem Luxus iſt der Geiſt, aus dem Volke Frankreichs die Kraft gewichen, — nicht einmal großartig zu ſündigen, wie ſeine Ahnen, verſteht es! — Nun, unter den Bildern ihres Ruhms, in den Sälen, die ſonſt nur erfurchtsvolle Scheu betrat, lagen die verwundeten Sieger, hatte deutſche Humanität ihre Heilſtätte aufgeſchagen. —

Das verunglückte Ausfallsgefecht Trochu's und Ducrot's ſetzte die Pariſer in Schrecken und Wuth. Feigheit und Verrath ward den Truppen vorgeworfen, Erſchießungen fanden ſtatt, um die Disciplin von Soldaten zu corrigiren, welche den ſoldatiſchen Geiſt, wie die Vaterlandsliebe verloren hatten! — Dieſer vergebliche Ausfall und die Lage Frankreichs hatten Jules Favre's Beſuch in Ferrières, König Wilhelms Hauptquartier, zur Folge; derſelbe war bekanntlich nutzlos und der Krieg ging ferner ſeinen Gang. — Was Frankreichs Hoffnung noch belebte, war, daß die Provinzen die Hauptſtadt entſetzen, daß das Ausland gegen Bismarck's Forderungen Front machen würde; Thiers hatte Tags vorher ſeine Rundreiſe an Europas Höfe — „ein ewiger Jude der Politik“ — angetreten. Wie dieſe „aventures de Télémaque“ abliefen, iſt bekannt. —

Die Cernirungslinie der beiden deutſchen Armeen war folgende: Die ſüddeutſche (III.) unter dem Kronprinzen beſaß die ſüdliche Stellung vor Paris von Bougival, wo wir ſchon den Weſten halb umklammerten, bis Villiers, wo das 12. Corps der IV. Armee des Kronprinzen von Sachſen ſich ihm hart anſchloß. — Dieſe Armee dehnte ſich von Gournay ſur Marne bis nördlich zur Eiſenbahnlinie von Soiſſons. Die nordweſtliche Seite von Paris hatte das 4. preußiſche Armeecorps von Alvensleben II. dergeſtalt inne, daß ſein linker Flügel beim Eiſenbahndamm, dem rechten der Maasarmee, welchen die preußiſchen Garden bildeten, die Hand reichte, während ſein linker Flügel bis an den ſüdlichen zweiten Seinebogen reichte, wo Pontons deren Verbindung auf Bougival mit der ſüddeutſchen Armee herſtellten. Der Umkreis der Cernirungslinie betrug gegen 10 deutſche Meilen, ein Umfang, von dem man wohl bisher in der Belagerungskunſt noch niemals einen Begriff gehabt hat. Daß, je weiter unſere Erdarbeiten vorrückten und uns Deckung boten, ſich dieſe eiſerne Feſſel für Paris verengte und verdichtete, iſt natürlich. Sie ward ſpäter durch Zuzug noch erheblich verſtärkt. Die Aufſtellung wurde dem entſprechend auch mehrfach verändert und Paris dadurch gänzlich von der übrigen Welt abgeſperrt. —

Im deutſchen Heere trat jetzt eine gewiſſe Ruhe ein; wir begannen uns häuslich einzurichten. Recognoscirungen, Belagerungsarbeiten füllten die Zeit bis Mitte October aus. Der Feind that daſſelbe, denn zu größeren Unternehmungen war Trochu vorläufig der Appetit vergangen. Eine neue mächtige Poſition hatten wir in St. Cloud gewonnen, das 58. und 59. Regiment hatten es beſetzt und ihre Wachtpoſten rückten von da bis an die Seine. — St. Cloud! In ſeiner Beſitznahme lag ein großes hiſtoriſches Moment, ein Akt der gerechten Vergeltung. Mehr noch als das blinkende Verſailles lud dieſes lauſchige Waldſchloß, das ſein heiteres Antlitz dem Oſten und Paris zuwendet, zu Träumereien der Vergangenheit ein. Sonderbar, unſere preußiſchen Könige kennen nur einen Luſtort, wo ſie den Sommer zubringen, Potsdam. Sie ſind eben aus einem Geſchlecht und den Enkeln ſind die Manen der Väter heilig! Aehnlich iſt es auch bei anderen deutſchen Dynaſten. Pillnitz, Schönbrunn, Laxenburg, Nymphenburg ſind alte, immer neu bewohnte Fürſten-Villeggiaturen. In Frankreich aber iſt's anders. — Zu St. Germain hielt das Geſchlecht Valois allſommerlich Hof, hier herrſchten die finſteren Mediceerinnen, hier waltete Franz I. Grazie, Heinrichs IV. ritterliche Galanterie, hier träumte Maria Stuart ihren erſten Liebestraum, hier grübelte Jacob II., ihr Großenkel, von der Reſtauration ſeiner defecten Familie. In Verſailles dagegen wohnten die Bourbonen allein; es trägt keine andere Signatur als die ihre. Marly ward hingegen von den Orleans erwählt und St. Cloud von den Napoleoniden. Trotzdem iſt letzteres weit älteren Datums und hat eine ſehr bedeutſame Geſchichte. Urſprünglich war es das Kloſter des heiligen

Clodewald (Fanum St. Clodewaldi); es war von einem fränkiſchen Prinzen erbaut worden, der ſeine Brüder ermordet hatte und dann hier unter die Mönche ging. Dieſes fürſtliche Correctionshaus ſoll übrigens auf uralten Baureſten aufgeführt worden ſein, denn der Ort hieß früher Nogent und auf der Stelle des Schloſſes ſoll eine römiſche Spekula oder Warte durch Cäſar Claudius II., auch Gothicus genannt (215—70 nach Chriſti Geburt), auf ſeinen Allemannenzügen erbaut worden ſein. Manche wollten ſogar die lanterne de Diogène für dieſe alte Warte erkennen. Dieſe Angabe iſt höchſt myſtiſch, die Stiftung des Kloſters aber echt, denn bei dieſer Gelegenheit ward das Städtchen St. Cloud dem Bisthum von Paris (1381) und zugleich damit das Recht geſchenkt, es willkürlich zu beſteuern. Daher auch ſtammt die berühmte Claudius-Meſſe (fête de St. Cloud), welche alljährlich hier gehalten wird und bei den Pariſern ſehr beliebt iſt. Von den Engländern wurde es geplündert (1358), von den Armagnacs (1411) theilweiſe eingeäſchert, Heinrich III. wurde hier von dem Dominikaner Jaques Clément ermordet. Nachmals kam das Kloſter in Verfall, Park und Mauern aber in Beſitz der Prälatenfamilie de Gondy, ſämmtlich Erzbiſchöfe von Paris, welche das Schloß erbauten und aufeinander vererbten. Es diente nur als Sommerſitz. — Als der berüchtigte Abbé Gondy in den Frondekriegen gefangen worden, die Familie ſtark compromittirt war, überließ ſie dieſen Luſtſitz König Ludwig XIV., der ihn für ſeinen Bruder Philipp von Orleans als Jagdſchloß kaufte. Hier waltete jene ſchöne und ränkevolle Schweſter Carls II. von England, Henriette von Orleans, welche, ihrem königlichen Verehrer zu Liebe, mit Hülfe der üppigen Louiſe de Queronaille die Tripel-Allianz zu Dover zerriß, England in Frankreichs Abhängigkeit brachte, das Kabal-Miniſterium creirte und ſomit Schuld am Sturze ihres eigenen Hauſes ward. Sie erlebte denſelben nicht, denn ſie ſtarb an Gift, das ihr, ſagt man, Ludwigs XIV. eiferſüchtige Gemahlin durch den Chevalier Lorraine beibrachte. Jedenfalls half der fürſtlichen Spanierin das nicht viel, denn nach der ſchönen Orleans Tod machte Wittwe Scarron ſich zur Gebieterin von des großen Königs ſchwachem Kopfe und eitlen Herzen. — Seitdem ſtand St. Cloud öde. — 1782 ward es für Maria Antoinette gekauft, die hier etliche Jahre reſidirte. Es war ihre ſchönſte Zeit, wo ſie noch: des campativos, Blindekuh, und guerre tampan unter den hohen Bäumen ſpielte und in Perſon die Rolle der Suſanne mit dem ſpaniſchen Toque in Beaumarchais' „Hochzeit des Figaro" gab. O, Tändeleien kurz vor der Todesſtunde der Monarchie!! — Hier hielt abwechſelnd das Directorium der Republik Sitzung, hier ſprengte es Bonaparte (10. November 1799), hier reſidirte der Conſul und Kaiſer Napoleon I.! — In dieſen Wänden alſo wurden des Weltbezwingers Rieſenpläne geboren, hier floſſen der verſtoßenen Joſephine letzte Thränen vor dem Gemahl, hier küßte er die habsburgiſche Kaiſertochter. — Neue Gäſte ſieht jetzt St. Cloud! — Blücher und Schwarzenberg, deutſche Sprache und deutſche Hiebe brachten Abwechſelung, — dann kam die Reſtauration. Aber als habe ſeit dem Tode von Carls I. ſchöner Tochter der Rachegeiſt der Geſchichte hier ſein Aſyl, — in denſelben Räumen mußte Carl X. die verhängnißvollen Juliordonnanzen decretiren, die ihn und ſein Geſchlecht für ewig vom Throne Frankreichs ſtießen!! Zwanzig Jahre verſank St. Cloud wieder in mönchiſche Einſamkeit; höchſtens hielten die Orleans hier Jagd. Auch ſie mußten ſpringen! Die Lilien, die Bienen, „die dicke Birne" auch, — Advokaten und Romanſchreiber ſpielten 1848 Frankreichs Allmacht! — Anno 1850 ward St. Cloud dem Präſidenten der Republik, Herrn Louis Napoleon eingeräumt, — der Todte von St. Helena lebte wieder auf! Aber nicht ſein Geiſt, nicht ſeine Thaten, nur der Theaterpomp des todten Cäſaren, — nun war bei Sedan der auch zum Teufel gegangen! Vorbei, vorbei! — Jetzt ſitzen preußiſche Grenadiere hier; unſere Braven vom 58. und 59. Regiment ſingen das Lied vom „deutſchen Vaterlande", zu ihren Füßen aber liegt Paris, geknebelt durch eine deutſche Eiſenmauer! — Das allwaltende Schickſal tritt da unmittelbar an uns heran! Dort liegt das Spielzeug noch des armen Jungen, der in Saarbrücken als letzte Reclame des Kaiſerthums gebraucht wurde, hier konnte man noch die Berechnungen ſehen, welche der Exkaiſer von unſeren Streitkräften gemacht hatte, die Albums unſerer Uniformen. — Die Geſchichte dieſes einen Hauſes, wie verſtändlich redet ſie doch zu den Königen dieſer Erde! Predigt ſie ihnen nicht das einzige unfehlbare Dogma von des Volkes Liebe?! —

Am erſten Sonntage nach dem Einzuge in Verſailles hielten deutſche Krieger hier oben mitten im herbſtlichen Wald Feldgottesdienſt. Unter Kaſtanien ſtand der Altar auf fallendem Laube, vor ihm in der Mitte der Kronprinz, die Fürſten und Generale, — rings im Kreiſe die Beſatzung von St. Cloud, Preußen, Baiern, Schwaben, — Süd wie Nord! Schmetternd zog das Kirchenlied der Trompeter der 47er zu Thale nieder und dröhnender Kanonenſchall, von den Franzoſen entſendet, giebt den Grundtext zu der Predigt! Treue hatte all dieſe Leute hergeführt zu gleichem Ziele, einige Treue ſie gegen Lüge und Zwietracht den Kampf gewinnen laſſen! Der Mahnruf galt den Todten und den Lebenden: „Seid einig — einig — einig!!“ — Nach dem Gottesdienſt beſuchte Unſer Fritz die Verwundeten (12. Feldlazareth) des 5. Corps im Schloſſe zu Verſailles. — Als man dieſe Räume für unſere Krieger in Anſpruch nahm, fand man daſelbſt ein franzöſiſches Sanitäts-Comité bei der Krankenpflege in Function, an ſeiner Spitze ſtand der Sohn des bekannten Hiſtorienmalers de la Roche. Er war ſeines großen Vaters würdig, denn er war einer der wenigen Männer, die den franzöſiſchen Namen vor uns zu Ehren brachten. Raſtlos half er, gleich, ob es einem Franzoſen oder Deutſchen galt; die Menſchenliebe hat ja keine nationale Schranke. Er, Oberſtabsarzt Dr. Kirchner, Fürſt von Puttbus vom Johanniterorden, viele edle Frauen zu Verſailles, Alle leiſteten hier Samariterdienſte. — Am 26. September hielt der Kronprinz auf der Cour Royale Revue über die Truppen von Verſailles; die erſten eiſernen Kreuze ſeit 1815 wurden unter ſie vertheilt. Nachdem das brauſende Hoch auf den König verklungen, trat General von Sandrart begeiſtert auf die Stufen von des grand Louis Reiterſtatue und rief: „Kameraden! Dem Oberfeldherrn unſer III. Armee, der uns bis zu den Thoren von Paris geführt, unſerm theuren Kronprinzen Friedrich Wilhelm ein Hurrah!“ Da ſchmettert's rings im begeiſterten Rufe, durch die Lüfte zuckt's wie Adlergeſchrei. Das ſchwarze Kreuz, der Schmuck der Väter, wird das Symbol der deutſchen Zukunft ſein!! — —

In der zweiten Woche der Umſchließung, es war am 30. September, dem Geburtstage der Königin Auguſta, wagte General Vinoy ein zweites, größeres Ausfallsgefecht auf die ſüdliche Linie von Choiſſy, Thiais, Chevilly, le Hay und Belle-Epine. Der Kronprinz wollte an dieſem Tage 5 Uhr Morgens nach Ferrières zum Könige fahren, als er in Chatenay Kanonendonner hörte. Er hält ſofort, eilt zu General von Hartmann, wirft ſich auf ein beliebig Dragonerpferd und galoppirt auf die Höhe zwiſchen Villeneuve und Orly. — Der Gegner hatte diesmal beſſeres Glück und mehr Energie; le Hay ward von ihm genommen. Einen Augenblick war die ſüdliche Linie der Deutſchen ernſtlich bedroht. Da drangen die Baiern aber von Sceaux her und die ſchleſiſchen 10er Grenadiere. — Die Franzoſen werden aus le Hay geworfen, in Chevilly weiſ't ihnen das 63. Regiment, zu Thiais und Choiſſy zeigen ihnen die 22er und 62er die blutigen Wege! Außer 1200 Mann hat der Feind auch den Diviſionsgeneral Guilelme verloren! Der Kronprinz dankte herzlich den Truppen für dieſe neue wichtige Waffenthat, dann trat er die unterbrochene Fahrt nach Ferrières wieder an. — Am 1. October wurde auf bringende Bitten den Franzoſen eine 12ſtündige Waffenruhe gewährt. Als deren Offiziere die Leichenhaufen der Ihren ſahen, brach ihnen faſt das Herz; ſolche Verluſte hatten ſie doch nicht für möglich gehalten. Mit tiefer Bewegung dankten ſie den deutſchen Aerzten, die ſogleich herbeigeeilt waren, den Verwundeten zu helfen. — —

Das fernere Verbleiben des großen Hauptquartiers des Königs in Ferrières hatte wegen der Entfernung mancherlei Unzuträglichkeiten. Der Verkehr deſſelben mit den verſchiedenen Truppentheilen erheiſchte mehr Unmittelbarkeit und je weiter die Cernirung vorrückte, deſto ſchneller mußten die Ordres in Vollzug gebracht werden, deſto entfernter rückte Ferrières; eine räumlich ſo bedeutende Trennung der oberſten Gewalten, wie ſie bisher beſtanden, war auf die Dauer nicht mehr durchzuführen. König Wilhelm entſchloß ſich daher, den Centralſitz aller Operationen nach Verſailles zu verlegen. Der Kronprinz räumte ſeinem königlichen Vater die Präfectur und bezog die Villa: Les Ombrages. Ehe dies bewirkt wurde, ließ der Mont Valerien zum erſten Male ſeine Stimme erſchallen und ſuchte unſere Erdarbeiten bei Sevres und St. Cloud zu vernichten! Ein Luftballon, den man vom Fort ſteigen ließ, ſollte die Wirkung der Kanonade einſehen. In der That aber machte ſie auf uns gar keinen Eindruck, und „Onkel Bullerjan" mäßigte bald ſeinen Groll. — Am Morgen des 5. October, denſelben ominöſen Tag, an welchem 1789 der Pöbel von Paris ſeinen König gewaltſam nach Paris entführt hatte, zog König Wilhelm I. in Verſailles ein. Da, wo der lärmende Zug der Pariſer damals vor der Nationalverſammlung drohend Halt gemacht hatte, ehe ſie die eigene Majeſtät entweihte, — an der Ecke der Rue des Chantiers, hielten heute mehr als 300 Offiziere und die Abtheilungen der deutſchen Armee, um jubelnd „Wilhelm den Siegreichen" willkommen zu heißen; der Kronprinz war ihm mit ſeinem Stabe entgegengeritten. — Ueberall, wo der preußiſche Monarch Truppen begegnete, tönten begeiſterte Zurufe ihm entgegen. Es war das erſte Mal, daß ein größerer Theil der III. Armee von ihm beſichtigt wurde, viele Süddeutſche hatten ihn ja noch nicht geſehen. Die Soldaten waren wie berauſcht! Die Baiern wollten's durchaus an Herzlichkeit den Preußen zuvorthun! — Von Villeneuve le Roi ab, — wo man das Frühſtück nahm, der König zu Pferde dann ſämmtliche Bivouaks bis Chatenay beſichtigte, woſelbſt General Hartmann die Honneurs machte, pflanzte ſich die Begeiſterung der Truppen wie ein Lauffeuer fort und erreichte vor ihm das harrende Verſailles. Von Chatenay aus ward die letzte Tour zu Wagen gemacht, der Kronprinz ſaß neben ſeinem Vater. Mit ihren Fahnen und Muſikchören ſtand die deutſche Garniſon von Verſailles vor der Präfectur in Reih und Glied und die Avenue de Paris entlang. Auf Grand Place, Rue des Chantiers, überall blitzte es von den Waffen der deutſchen Colonnen. Während ſie die Weſtſeite einnahmen, blieb die andere dem Publikum frei, das ſich zu Tauſenden herandrängte, den Mann zu ſehen, deſſen Armee Napoleon III. niedergeſchlagen und das ſchöne Frankreich ſo gedemüthigt hatte; beſonders ſtellten die Engländer, welche Verſailles bewohnten, ſich zahlreich ein. — Vor dem Gitter der Präfectur erwarteten die Offiziere vom Stabe der III. Armee, die des 5. Corps und der Cavallerie-Diviſion den König, vor ihnen ſtanden die deutſchen Fürſten. — Um 5½ Uhr trafen die Grafen Bismarck und Moltke mit dem Kriegsminiſter von Roon ein, eine halbe Stunde ſpäter meldete ein Ulanen-Piquet: „Seine Majeſtät kommt!“ — „Voilà Sa Majesté!“ flüſterten die Verſailler. — Da kam er heran! — Die tiefe Ruhe der Truppen, der brauſende Zuruf dann, den ſie von Staffel zu Staffel ihm brachten, ſo wie er nahte, dieſe großartige Einfachheit und gegenſeitige Herzlichkeit imponirte den Bewohnern gewaltig. Napoleon hatten ſie ſelten, dann aber nur von Mouchards bewacht, vor lauter Eskorte kaum ſichtbar, geſehen, — von den Bourbonen erinnerten ſie ſich nur, daß ſie ſehr krumme Rücken vor ihnen hatten machen müſſen, aber auch viel Geld verdient hatten, — die Orleans waren von ihnen als Emporkömmlinge verachtet worden. Was freie Mannesehrfurcht und Liebe ſei, ſahen ſie heute zum *erſten Male*! — Ehe der Wagen noch anhielt, erhob ſich ſchon König Wilhelm, die Offiziere zu begrüßen. Unermüdet, trotz der 9 Stunden Wegs, inſpicirte er die Ehrenwache des 57. Regiments (von Rex), drückte General von Voigts-Rhetz, dem Commandanten von Verſailles, wie allen Uebrigen die Hand und begrüßte herzlich die deutſchen Fürſten. Erſt nachdem er längere Zeit noch mit preußiſchen und bairiſchen Offizieren geplaudert hatte, zog er ſich in die Präfectur zurück. Um 7 Uhr ſchon begab er ſich zu dem Kronprinzen,, wo er den Abend im Kreiſe der Offiziere der ſüddeutſchen Armee zubrachte. — Am nächſten Abend brachten ihm die Muſikcorps von vier Regimentern eine Serenade und Zapfenſtreich. Freiwillig ſchloſſen ſich alle dienſtfreien Truppen in Verſailles denſelben an, — *eine deutſche Volksverſammlung in Waffen*! Da tönten die Volkshymne, das Preußenlied, der Hohenfriedberger Marſch, der Sturmmarſch von Düppel, die Wacht am Rhein und Moritz Arndt's „Vaterland“. Die deutſche Geſchichte war's in Liedern! — Aber als der Zapfenſtreich erklang und die Trommeln raſſelten, war es, als ob alle Geiſter germaniſcher Wehrkraft entfeſſelt ſeien und alle Stimmen donnerten drein den Hochgruß ihrem deutſchen Kriegsherrn auf Frankreichs Boden! — — Der letzte Ton iſt verhallt, ſtumm ſtehen die Krieger. — Die Helme gleiten leiſe vom Haupte zum „Vater unſer". Dann rücken ſie ab, ernſt und ſtill. — Die Franzoſen packt grenzenloſes Staunen! „Seht, ſie ſind fromm!" flüſterten untereinander die Frauen. „Das iſt doch noch eine Armee!" meinte ein Veteran, der die Tage von Ligny und Jena geſehen hatte. — —

Verſailles bekam von jetzt ab eine weſentlich neue Phyſiognomie. Bisher war es nur Hauptquartier der III. Armee geweſen, und der Kronprinz hatte weſentlich blos wie ein Soldat gelebt, den Bewohnern alſo auch nicht als ſehr viel mehr gegolten; der Franzoſe will einmal durch Autorität geblendet ſein. — Jetzt war ihr liebes Verſailles aber doch Sitz „de Sa Majesté de Prusse", Centralſtelle aller deutſchen Armeen, war der Ort geworden, von dem, wie vor Zeiten, Frankreichs Geſetze dictirt wurden, wenn's auch nur die des Eroberers waren. Hätte Wilhelm I. ſich nur in einen Bourbonen und Franzoſen verwandeln können, Niemand wäre entzückter geweſen wie ſie. — Indeß ſie waren zufrieden, denn ein neues Leben erwachte wieder in der ſeit 1848 vernachläſſigten Stadt. .Die Miniſterien, die königliche Hofhaltung, die Concentrirung aller höchſten Offiziere, das Leben der deutſchen Fürſten, die Organismen alle, welche die Verlegung des königlichen Sitzes und die Führung der Geſchäfte hier zu inſtalliren nöthig machten, brachten viel Bedürfniſſe, bedeutenden Abſatz, eine Art Luxus und Opulenz mit ſich. Ein bedeutender Handelsverkehr etablirte ſich; die Offiziere kauften viel, und die Verſailler ließen ſich enorm bezahlen. „Thu Geld in Deinen Beutel, Rodrigo!" hieß es bald, und als wir von Verſailles abzogen, gab's manchen Epicier und kleinen Handelsmann, der früher kaum das liebe Leben gehabt, und den die „invasion des bêtes Prussiennes" zum reichen Mann gemacht hatte. —

Das Leben des großen Hauptquartiers des Königs war höchſt regſam und geräuſchvoll. Das Schloß Verſailles diente permanent zu Lazarethzwecken, nur ſelten öffneten ſich zu großen Staatshandlungen die Prunkhallen jenes ſtolzen, nun modernden Königsgeſchlechts, das ſie mit buntem Treiben ſonſt erfüllt hatte. — In der Präfectur lebte und webte der König als Kriegsherr und Monarch. Hier waren die Conferenzen, die Vorſtellungen, hier übte er Gaſtfreundſchaft. In dieſem Gebäude, — das durch einen Mitteltrakt von 11 Fenſtern Front und zwei Seitenflügeln gebildet wurde und ſo einen Hof umgab, den nach der Straße ein vergoldetes Gitter abſchloß, — concentrirten ſich alle Berichte, alle Correſpondenzen von den Armee-Chefs wie der Regierung in der Heimat. Alle Telegramme mündeten hier, wie in ein gemeinſames Meer, und von hier aus gingen jetzt die Geſchicke Deutſchlands und Frankreichs; hierhin lauſchte damals das Ohr der ganzen civiliſirten Erde. — Wir bezweifeln, daß es ſelbſt Ludwig XIV. in all ſeiner Herrlichkeit jemals ſo gut wurde! — Ohnweit der Präfectur hatten die Grafen Bismarck, Moltke und Roon ihre Amtswohnungen. — Wie durchs Reichskanzler-Amt Alles ging, was Urſache und Folge des Krieges war, Alles, was die Ordnung in der Heimath betraf, wie vor dieſer Thür alle diplomatiſchen Agenten ſtanden, wie vor der Sphinx, ihre Räthſel zu deuten, — ſo war im Sitze des großen Generalſtabes die Seele des Kriegs ſelbſt in Permanenz, im Kriegsminiſterium ſeine materielle Praxis. Dieſe drei oberſten Factoren unſeres Heeres arbeiteten in raſtloſem Eifer und bereiteten vor, was in der Präfectur durch den Kriegsrath des Königs definitive Geſtalt erhielt. So wenig man ſich dieſe Fluth von Geſchäften, die aufreibende Thätigkeit dieſer Männer auch vorſtellen kann, wird man darum doch aus dieſer geringen Schilderung ſchon ihre Mühen als außerordentliche anerkennen müſſen und wie von denſelben das ganze Wohl und Wehe Deutſchlands und ſeiner Zukunft abhing. Zudem lebte man nicht mehr abſeits, in der Stille von Ferrières, ſondern in Mitte des geräuſchvollen Heerlagers. Truppendurchmärſche, Viehtransporte, rauſchende Paraden, Gefangenenzüge, Geſchütze und

Munitions-Colonnen, die unumgängliche Courtoiſie gegen die Fürſten der deutſchen Suite ſtörten fortwährend dieſer Männer Thätigkeit, ja hemmten ſie oft. Wenn aber die Kanonen gar zu laut brüllten, ein Ausfall von Paris gemeldet ward oder ſonſt eine bedenkliche Erſcheinung, dann ſprang Alles von den Arbeitstiſchen auf! Den Säbel um, die Pferde vor; — fort rauſcht die ganze Cavalcade an den bedrohten Punkt. Es war ein tolles, ewig erregtes Treiben, und oft verkehrte ſich die Nacht in Tag, oft wirbelten die Stunden wie Minuten vorüber und Sonnenauf- und Untergang verrannen bei den gewaltigen Thatſachen in Eins. — Nur eine Stelle war, wo Stille, Traulichkeit wohnte, wo das Gefühl der Heimath und des Friedens über dieſe ſtreitbaren Männer kam -- Villa Les Ombrages, das Hauptquartier Unſeres Fritz!

Villa Les Ombrages, — das „Haus der Schatten“, der beſchaulichen Zurückgezogenheit, verdiente ſeinen Namen durch die That. — Es war Privatbeſitzung einer frommen, in Verſailles allgeehrten Dame, Frau Andrée-Walther. Dem lauten Treiben von Verſailles fern, dicht vor der Stadt ſüdöſtlich war die Beſitzung gelegen, eine geſchmackvolle und dennoch höchſt einfache Villa mit etlichen Nebengebäuden mitten im grünen Parke, faſt verdeckt von Laubwipfeln, unter deren Schatten ſie träumte. Das Haus beſtand aus einem mittelgroßen einſtöckigen Querbau, von zwei erkerhaft vorſpringenden kurzen Seitentrakten unterbrochen, welche in der Mitte durch einen Ueberbau des Parterres ſo verbunden waren, daß dadurch oben ein Balkon, unten eine Veranda gebildet wurde, zu der ſechs bis acht Stufen emporführten. Es war faſt wie ein engliſches Landhaus im freundlichen Yorkſhire oder um Oxford. — Hier hatte Madame Andrée-Walther ein Aſyl des Proteſtantismus für Stadt und Umgegend errichtet und alle dieſe Räume athmeten den Geiſt edler Weiblichkeit und chriſtlicher Menſchenliebe. Die vortreffliche Dame hatte das Haus dem Kronprinzen abgetreten, das, ſeit der königliche Vater die Präfectur bezogen, ihm, ſeinem Stabs-Chef General von Blumenthal und ſeinen Adjutanten zur Wohnung diente. In dieſen freundlich ſtillen, elegant, aber einfach ausgeſtatteten Räumen, deſſen Betſaal ein Bandeau von Bibelſprüchen zierte, lebte und webte „Unſer Fritz". — Der Präfectur, dem Sitze König Wilhelms, gegenüber, läuft von der Avenue de Paris die Rue des Chantiers, die „Bauhofſtraße", aus. Zwiſchen höchſt unſcheinbaren Häuſern, den ſüdlichen Theil von Verſailles durchſchneidend, geht ſie auf einen hohen Steinbogen der Chartres-Orleans-Bahn aus, welcher zugleich eine Art Thor bildet; jenſeits beginnt die Straße Porte de Buc. Sie führt zu dem Plateau von Jouy en Joſas, auf deſſen Abhange über der Stadt das „Schattenhaus" liegt. Ein ſchlichtes Steinthor, das die franzöſiſche Aufſchrift trägt: „Friede ſei mit Euch", bildet den Eingang des Parks, in deſſen Grunde das Haus uns traulich winkt, ein kleines dolce far niente. — Ein faſt puritaniſcher Geiſt weht hier, ein Geiſt der hiſtoriſchen Erinnerung des, ſelbſt in ſchwerſten Leiden ſtarken, in ſich klaren Janſenismus, welcher von den Bourbonen verfolgt, ein ſo bedeutender Factor der Encyklopädiſtik geworden iſt. Der üppige Prunk von Paris iſt gänzlich bei ihm verſchmäht, hier weht der Sinn ernſt religiöſer Anſchauung, die das Leben als das nichtig Wandelbare, das Ewige allein als das Bleibende erkennt. — In der oberen Etage befinden ſich die Arbeits- und Privatzimmer des Kronprinzen, Blumenthal's und der Adjutanten, das Parterre enthält die Geſellſchaftsräume. Jeden Abend verſammelten ſich hier die Offiziere des kronprinzlichen Ober-Commandos, und der König, die Fürſten, die Miniſter, ſobald ſie Muße fanden, den betäubenden Geſchäften, dem kriegeriſchen Treiben von Verſailles zu entfliehen, eilten am liebſten hierher, wo „Friede" mit ihnen war, der ſüße Friede, welcher durch etliche Stunden den Haß und die ſchwere Arbeit des Krieges vergeſſen ließ, ſie an den heimiſchen Heerd, an die ferne Familie erinnerte. Hier waren die ſchönſten Stunden dieſer überangeſtrengten Männer, und ſo lange ſie leben, werden ſie Alle wohl froh des „Schattenhauſes", der Oaſe in dieſer Wüſte des Krieges, gedenken. — Wie faſt überall, wo Unſer Fritz in ſeiner Weiſe frei thätig ſein darf, wurde er auch vor Paris der Mittelpunkt geſelligen Frohſinns, die Perſon, um welche ſich Alles drängte, bei dem Allen wieder wohl wurde. — „Friede ſei mit

„Euch!" O, bitterer Hohn, zu dem in Frankreich das Wort des Erlöſers wurde! — Herr Gambetta hatte ja dafür geſorgt, den Krieg, wenn möglich, zu verewigen! Die Loire-Armee entſtand! — Von ihr ſchwatzten die Blätter in Paris und Tours viel zu viel, als daß man nicht hätte weit eher auf dieſes neu errichtete Corps bei uns aufmerkſam werden ſollen, als es der „Outrance" zuträglich war; überhaupt hat die edle franzöſiſche Preſſe in dieſem Kriege das Menſchenmögliche an Vaterlandsverrath geleiſtet und ihre Bramarbaſaden wurden für uns der billigſte und ſicherſte aller Spione! In Folge ihrer Winke und unſerer Recognoscirungen ertheilte der Kronprinz am 6. October ſomit den Befehl, daß das 1. bairiſche Armeecorps (von der Tann) gegen den Süden und Orleans rücken ſolle. Von der Tann, deſſen Standort Lonjumeau war, marſchirte mit ſeinen Baiern, durch die zweiundzwanzigſte Diviſion des 11. preußiſchen Corps unter General von Wittich verſtärkt, ſofort ab; ſeine Wirkſamkeit im Süden iſt im Allgemeinen ſchon geſchildert worden. — Sein Abmarſch machte keine Lücke in der Cernirungslinie vor Paris, denn nach dem Falle Straßburgs waren neue Armee-Abtheilungen frei und hatten ſich ſchon theils vor Paris dem Hauptheere zugeſellt oder waren im Anmarſch. —

Am 13. begingen die Pariſer den Kannibalismus, das prachtvolle St. Cloud, einſt ihr Lieblingsort und an ſo viel ſtolzen und tragiſchen Erinnerungen reich —, in Brand zu ſchießen, weil ſie dort das Hauptquartier des Königs, des Kronprinzen oder unſern Generalſtab vermutheten. Die erſten Granaten ſchlugen in den Südflügel, deſſen Front gegen den Park ſteht, ſie zündeten, und ſofort raſte das Feuer in entfeſſelter Wuth und ergriff den mittleren Raum; — die Kaiſertreppe brannte. Das Bild, den Empfang der Königin Victoria durch Napoleon und Eugenien darſtellend, war im Nu vernichtet, der Salon de Mars mit Mignard's Fresken, die weltberühmte Galerie d'Apollon, welche die kühne Aufſchrift zierte: „So viel Geſchoſſe als Feinde!", die Meiſterwerke eines Lebrun, Coypel, Horace Vernet, — Alles wurde ein Raub der gefräßigen Gluth. In ſinnloſem Grimme hatte Paris hier die eigene große Vergangenheit zerſtört und dabei nicht einmal einen einzigen deutſchen Mann verwundet! — Schreck und Bedauern im Herzen eilte der Kronprinz an den Ort der Zerſtörung! Alle Hände bot er zur Rettung der unbezahlbaren Kunſtſchätze auf, die dem Untergange bereits verfallen waren! Den freiwilligen und furchtloſen Bemühungen deutſcher Krieger gelang es wenigſtens, die berühmte Büſte des erſten Napoleon, eine Collection koſtbarer Vaſen, das goldene Kruzifix der Capelle, viele Kunſt- und Werthſachen und die geſammte kaiſerliche Bibliothek für ein Volk zu retten, das nicht verdiente, ſie zu beſitzen und nur ſo verrottet war, weil Napoleon III. ſich die Geißel des Rehabeams hatte entwinden laſſen, die er nach dem Staatsſtreiche geſchwungen! — Damit die berühmte kaiſerliche Porzellan-Fabrik von Sèvres und ihre unerſetzliche Modell-Sammlung nicht das Schickſal St. Clouds theile, ward durch die Fürſorge des Kronprinzen ihr geſammtes Inventar durch deutſche Soldaten nach Verſailles gebracht, da die eigenen Beamten und Arbeiter des Inſtituts Hand anzulegen verſchmähten. — Wie im heimiſchen Deutſchland, ſo wurden auch die Familienfeſte des Hohenzollernhauſes und zwar durch die Truppen umſomehr gefeiert, als ſich an ihnen alle deutſchen Elemente betheiligen konnten. So wurde des Kronprinzen Geburtsfeſt (18. October) ein Tag der Ovation, wo die III. wie IV. Armee ihm ihre Liebe kund thun durfte, ebenſo am 21. November beim Geburtsfeſte der Kronprinzeſſin Victoria. In gleicher Weiſe wurden die Wiegenfeſte der Königin Auguſta, des Prinzen Adalbert und der Königin-Wittwe zu Erinnerungsfeiern an die Heimath, an alles Liebe, was man dort zurückgelaſſen und um ſo ſchmerzlicher nun entbehrte. Den 27. October fiel zur Freude aller Deutſchen die Feſtung Metz, nachdem 6 Tage vorher unter des Kronprinzen Augen ein heftiger Ausfall Trochu's auf Malmaiſon-Bougival und zugleich ein Ausfall vom Mont-Valerien auf St. Cloud höchſt blutig abgewieſen worden. Den Verſaillern, welche ſchon geglaubt hatten, wir würden geſchlagen werden und ſie könnten das luſtige Schauſpiel der Flucht des Hauptquartiers erleben, ſank die letzte Hoffnung, als ſie die langen Züge Gefangener, die Reihen franzöſiſcher Verwundeter erblickten, welche ſich durch die Straßen bewegten. Dieſe Scenen hatten etwas unglaublich Peinliches. — Die Depeſche, welche den Fall von Metz überbrachte, wurde 2 Uhr in der Nacht vom 27. zum 28. October dem Könige überbracht. Sofort ließ er dem Kronprinzen, den Fürſten und Miniſtern dieſe köſtliche Kunde zugehen! Der Kronprinz, welcher, wie gewöhnlich, früh ſehr zeitig ausgeritten war, erhielt erſt, nach Les Ombrages zurückgekehrt, die Beſtätigung von der Capitulation, welche er durch einen Telegraphen-Beamten unterwegs erfahren hatte. Sogleich eilte er zur Gratulation nach der Präfectur. Mittags bei dem Feſtdiner trank der entzückte König aufs Wohl des „Prinzen Friedrich Carl und ſeiner treuen Armee“. Am nächſten Morgen traf dann die Kunde ein, daß die vom Kriegsrath in Verſailles redigirte Capitulation in Schloß Frescati durch die Generale von Stiehle und Jarras unterzeichnet worden ſei. In Folge deſſen ernannte König Wilhelm den Prinzen Friedrich Carl und den Kronprinzen zu General-Feldmarſchällen und verlieh dem General von Moltke, der an dieſem Tage gerade Preußen 50 Jahre gedient hatte, die Grafenwürde. —

Metz und Straßburg erobert, Bazaine vernichtet, — das war ein Donnerſchlag für Frankreich! Die Wuth des Volkes wurde zur Raſerei. Es galt, Paris zu retten, und vom 30. October bis zum 30. December fanden jene wilden Ausfallkämpfe (von le Bourget, die große Schlacht vor Paris am 29. und 30. November) ſtatt, welche uns viel theure Leben koſteten, aber die letzte Ausſicht der Pariſer auch vernichteten. „Verhungern oder ſich ergeben!“ war ihre Alternative. — Daß in dieſe Zeit auch die Vorſtöße Aurelles de Paladine's, Chanzy's, Faidherbe's und Bourbaki's Zug gegen Werder ſtattfanden und Prinz Friedrich Carl im Süden und Weſten, Manteuffel im Norden und Oſten dieſe Heere vernichteten, iſt bekannt. — Seit dem 2. December trat die Kaiſerfrage, ſeit dem 9. die des Bombardements an den König heran, und es iſt wohl unzweifelhaft, daß bei der letzteren „Unſer Fritz“ eine entſcheidende Stimme im Kriegsrath hatte. —

Nach Allem, was wir bereits über des Prinzen Leben, ſeinen milden Charakter, ſeine Liebe für Kunſt und Kultur wiſſen, iſt nur anzunehmen, daß er einer der eifrigſten Gegner des Bombardements geweſen ſein muß, überhaupt auf ſeiner Seite anfänglich die Majorität des Kriegsraths geſtanden haben dürfte.*) Es ſiegten aber hierbei unabweisliche politiſche Beweggründe, und dem ſtaatsmänniſchen Geſichtspunkte mußte die militäriſche, wie die moraliſche Anſicht weichen. Paris ward bombardirt! — In welcher Weiſe die Generale Hinderſin, Kameke und Hohenlohe hierbei nach jeder Richtung hohe Verdienſte ſich erwarben, iſt bereits angedeutet worden. —

Der Ausgang kam, das großartige Ende des langen Krieges. In der That, das Bombardement war für Paris, noch mehr für unſere armen Truppen, eine vollendete Wohlthat. Sie hatten in dieſer Herbſt- und Winter-Campagne vor der franzöſiſchen Hauptſtadt mehr gelitten, als in allen heißen Kämpfen, bei allen ſtrapaziöſen Märſchen vorher. Ein Ende mußte gemacht werden um jeden Preis! — Den moraliſchen Zuſtand der Hauptſtädtler charakteriſirt der Verfaſſer des „Siège de Paris“ genügend mit den Worten: „Ich weiß nicht, was ihnen von den zwei Uebeln mehr Angſt machte; ſie haßten zwar die Fremden mehr, doch mehr Furcht hatten ſie vor den Männern von Belleville!“ Die Hoffnungen, welche man im Hauptquartier des Königs nach dem Falle von Metz auf den Frieden gehabt hatte, waren verfrüht, die Beſchießung war unabweislich geworden. — Am 7. December war Trauer in Verſailles; die Schweſter König Wilhelms, Prinzeſſin Friedrich der Niederlande, war geſtorben und der Kronprinz, dem die Nachricht zugegangen war, hatte die trübe Pflicht, ſeinem königlichen Vater den Verluſt mitzutheilen. Der Schwiegerſohn der Entſchlafenen, Fürſt von Wied, als Generalſtabs-Offizier beim 11. preußiſchen Armeecorps, reiſte ſofort nach dem Haag ab, um zugleich die Perſon des Königs bei der Beerdigung zu vertreten. —

---

*) Unter Moltke und Bismarck.

Am Sonntag, den 18. December, erhielt das ſich neu bildende deutſche Reich zum erſten Male öffentliche Geſtaltung, die Kaiſer-Deputation ward zu Verſailles empfangen. Aus König Wilhelms Munde ſelbſt vernahm man, daß das Kaiſerthum gewiß ſei. Dieſer Staatsakt fand nach dem Gottesdienſte ſtatt. Nachmittags ward die Deputation des norddeutſchen Reichstags in Villa Les Ombrages vom Kronprinzen empfangen, welcher die Audienz mit einer längeren, kraftvollen, die Gewalt und Größe des Tages bezeichnenden Anſprache ſchloß. — — Weihnachten kam, das Feſt der Kinderfreude! Wohl nie empfand Unſer Kronprinz ſo, was ihm fehle und welch unbarmherzige Nothwendigkeit der Krieg ſei. So mußte ihm dies harte Jahr der königliche Vater eben die ganze Familie erſetzen. — Am Tage vorher hatte man noch in le Bourget heiß gekämpft, enorme Verluſte unſerer Garde, ach, manch braven Offizier, manchen alten preußiſchen Namen hatte man beklagen müſſen, den der Tod von der Stammtafel ſeines glänzenden Geſchlechts geſtrichen. — Die Woche vor dem Feſte ſchon ſah man überall von den Truppen Weihnachtstannen zu Wagen, zu Fuß und Pferde herbeibringen. Die Kaſerne der Artillerie an der Place d'armes hatte drei Weihnachtsbäume aufgeputzt und ein „Kutſchke“-Luſtſpiel einſtudirt. Im Hauptquartier des Königs waren eine Menge Kiſten, Fäſſer und Gebinde, — Liebesgaben aus der Heimath, angekommen. Auf langer Tafel in der Präfectur ſtanden die Tannen im Lichterſchmuck als Symbol der deutſchen Kinderfreude. — Das Feſt ſelbſt erhielt eine beſondere Bedeutung aber durch das deutſche Kaiſerthum, was bereits über jeden Zweifel gewiß war. Es erhielt einen beſonderen Charakter, weil es im Felde auf feindlichem Boden begangen wurde. — Es war militäriſcher Natur und kriegeriſch mehr oder weniger waren auch die Geſchenke. Der gemüthvolle, ernſte König in Mitte der deutſchen Fürſten hatte ſein ſiegreiches Volk um ſich als eine große Familie vereint. Alle Stämme des deutſchen Reichs hatten bei dieſer Feier ihre Repräſentanten, Fürſten, Prinzen und Generale geſendet. Von der Loire war der Großherzog von Mecklenburg eingetroffen, auch die Commandeure des Cernirungs-Corps, — nur des Königs Neffe fehlte mit ſeinem im Süden und Oſten operirenden Generalen. — Das Chriſtfeſt ward 5 Uhr durch ein großes Diner eröffnet. Während deſſelben wurde König Wilhelm durch die erſte Beſcheerung überraſcht. Zwei Huſaren wurden gemeldet. Sie traten ein und präſentirten ihm die vor Orleans erbeuteten Fahnen, welche Prinz Friedrich Carl geſendet hatte. Neun Uhr Abends verſammelte ſich die Geſellſchaft beim Könige zum Thee, nebenan im Tanzſaale waren die Geſchenke ausgebreitet; 9½ Uhr gab König Wilhelm mit der Glocke das Zeichen, und der tannengeſchmückte Weihnachtsraum nahm die Geſellſchaft auf. — Die allgemeine Ueberraſchung und Freude war groß. Das traute deutſche Vaterland, die zurückgebliebene Familie grüßten da ja Alle mit ihren Gaben. Briefe und Zettel von der Gattin, den Kindern, von Eltern- und Freundeshand kündeten Geber wie Empfangende. Des Vaterlandes Vater aber, der König, ſpielte lächelnd den Weihnachtsmann und beſcheerte, nahm an dem Frohſinn ſeiner Braven Theil, überraſchte ſie mit Geſchenken ſeiner Hand. Namentlich machten die Chokolade-Kanonenkugeln mit der Aufſchrift der Siege großes Furore. So erhielt der Kronprinz ein ſüßes Geſchoß von „Wörth", der junge Erbgroßherzog von Oldenburg „Spichern". — Nicht weniger freudig, ſogar ein bischen toll, feierten die Truppen ihre Weihnacht. So hatte unter Andern eine Anzahl 37er Füſiliere, Berliner Kinder, ſich vorgenommen, den Franzoſen „auch 'n Licht aufzuſtecken". Sie hatten vor ihre Vorpoſten einen rieſigen brennenden Tannenbaum dicht unter dem Fuß des Mont-Valerien aufgepflanzt. Alsbald begann das Fort auf dieſen Baum mit ſeinen unvermeidlichen Granaten zu bombardiren und traf ihn nicht einmal! Freilich hatte dieſe Kanonade auch elf braven Preußen eine ewige Weihnacht gebracht! — Am rührendſten war die Beſcheerung der Verwundeten im Schloß Verſailles. Den Schwerverwundeten hatte man den Lichterbaum vors Bett geſetzt, die leicht Bleſſirten humpelten und drängten ſich lachend und rufend um die Feſttafeln. Da fand Jeder, was er brauchte; die Liebe daheim oder gute Kameraden hatten ſeine kleinen Herzenswünſche befriedigt, oder das Loos dictirte ihm ſeinen Theil. Vorher hatte Gottesdienſt ſtattgefunden. — Beſonders überraſcht waren die Verſailler über dieſe Feier! Einige der Familien daſelbſt, die ſich um die Krankenpflege unter uns verdient gemacht, hatte man zu dieſem Chriſtfeſte ins Lazareth mit ihren Kindern geladen. Viele Offiziere und Mannſchaften, die ſich mit ihren Wirthen befreundet hatten, bauten denſelben, ſicher aber doch deren Kindern auf und der Geburtstag des Heilandes wurde das gemeinſame Band für Chriſten, welche das Schickſal und Frankreichs Verblendung zu Feinden gemacht hatte. Zu Villa Les Ombrages glänzte es auch von Lichtern. Hier wurde ſchon Abends 7 Uhr beſcheert, weil der Kronprinz bei ſeinem Vater den Abend zubringen wollte. Ueber 50 Perſonen, meiſt Offiziere ſeiner Armee, umgaben ihn und etliche Geladene, — ein Berliner Sängerchor vom 2. Garde-Landwehr-Regiment, ſang Mendelsſohn's ſchönen Hymnus: „Stille Nacht", dann die Taubert'ſchen Jugendlieder. Die Geſchenke der Kronprinzeſſin an den Gemahl entſprachen der ernſten Zeitlage, ebenſo Geſchenke des Berliner Hülfsvereins und anderer patriotiſcher Geber. Eine Beſcheerung ward aber dem ganzen Heere zu Theil, und wohl Jeglichem das Liebſte, die Gewißheit, daß Paris nun doch beſchoſſen werde! Am 27. December, $7\frac{1}{2}$ Uhr Morgens, eröffneten die ſächſiſchen Batterieen ihr Feuer auf den Mont-Avron. Der erſte Schuß ward mit ſchmetterndem Hoch auf König Wilhelm rings begrüßt! — Die Wirkung auf die franzöſiſchen Truppen, welche auf und zwiſchen ihm und der Stadt lagerten, war ſofort entmuthigend. Eine allgemeine Panik ergriff ſie, und Linie wie Mobile ſtürzten entſetzt der Stadt zu und trugen den Schreckensruf hinein: Paris est bombardé. — Am Sylveſter kanonirte man die anderen Forts der Oſtfront. — — Am 1. Januar war Gratulation beim Könige und bei dem Feſtmahl im Kreiſe der Fürſten brachte der Großherzog von Baden, des Königs erlauchter Schwiegerſohn, auf ihn, „als künftigen deutſchen Kaiſer" den Trinkſpruch aus. — Den 5. begann auch die Beſchießung der ſüdlichen Forts, am 10. ward ein Ausfall auf Clamart abgewieſen. — Am 18. (Ordensfeſt) wurde das deutſche Kaiſerthum inaugurirt. Die Kindesliebe Unſeres

Fritz aber wollte ſich das Recht nicht nehmen laſſen, die Feier des höchſten Ehrentages ſeines Vaters in Perſon zu leiten; gab's denn eine größere Befriedigung für ſein Herz? —

In Folge deſſen hatte der Kronprinz an ſämmtliche Generale und Diviſionäre der geſammten Armee den Befehl erlaſſen: daß jedes Infanterie- und Cavallerie-Regiment der betreffenden Corps ſeine Fahne mit dem Junker und zwei Begleitern ſenden, Artillerie-, Jäger-, Pionier-, Train- und Sanitäts-Corps aber Deputationen ſenden, die Generalität, ſoweit es der Dienſt zulaſſe, perſönlich erſcheinen ſollten. Im „Salle des Glaces" zu Verſailles ſtrömten faſt die geſammten Fahnen von einer Million deutſcher Krieger und ihre Decorirten zuſammen. Ein Reckenkreis fand ſich in den pomphaften Räumen Ludwig XIV. zuſammen, wie dieſer Monarch ſelber ihn nie geſehen hatte. Wo blieb die Trias: Turenne-Vauban-Condé Angeſichts dieſer Heldengeiſter? — Die Feier wurde dabei höchſt geheim gehalten, damit ſie ohne Störung verlaufe; denn hätten die Pariſer geahnt, was im Werke ſei, ſicher hätten ſie das neue Kaiſerthum mit einem Maſſenausfall geſegnet. — Die Feier ward eingeleitet, indem der Kronprinz zu Pferde von Villa Les Ombrages mit ſeinem Stabe ſich in die Präfectur begab, um Kaiſer Wilhelm I. über die Avenue de Paris nach Schloß Verſailles zu geleiten. Die ſchlechte Witterung machte den Feſtzug aber unmöglich. Der Kronprinz begab ſich deshalb zu Wagen ins Schloß Verſailles, ſeinen Vater an der Prinzentreppe (les grandes entrées) zu empfangen. Schlag 12 Uhr verließ Wilhelm I. zu Wagen die Präfectur. Ehe er den berühmten Aufgang betrat, den er als Kaiſer nur wieder zurücklegen ſollte, unterließ er ſelbſt heute nicht, die Ehrenwache erſt zu inſpiciren. Der Zugang zu der Gallerie des Glaces führte durch die Staatszimmer Maria Antoinettens. — Der erſtorbene Glanz der Bourbonen leuchtete noch einmal in der ſtolzen Sonne des deutſchen Kaiſerthums im Wiederſcheine auf. Die Gallerie ſelbſt, ein grandioſer langgeſtreckter Saal von 220 Fuß Länge, zeigt die ganze Ueppigkeit des 14. Ludwig. Vom Plafond hernieder ſieht dieſe königsſtolze Geſtalt; Holland, Spanien und Deutſchland als gefeſſelte, niedergeworfene Länder liegen ihm zu Füßen, indeß Grazien und Amoretten, die Göttinnen der Weisheit und Tapferkeit, den hochmüthigſten aller Monarchen umgeben. In der Mitte der Weſtſeite, zu beiden Seiten des rothbekleideten Altars, der als Symbol das eiſerne Kreuz trug, ſtanden die Truppen, welche die Fahnen der Armee überbracht hatten. Auf der Nordſeite auf einer Eſtrade hielten die Fahnenträger ſelbſt, — ein Wald von deutſchen Bannern aller Stämme wallte da und verdeckte die Thür des anſtoßenden Raumes, des „Salon de la Guerre“, deſſen Gemälde in pomphafter Ruhmredigkeit das „Preſtige“ der großen Nation verkündeten. Am Altar fungirte der Hof- und Garniſonprediger Rogge, Schwager des Kriegsminiſters von Roon, welcher den Gottesdienſt abhielt. Ihm aſſiſtirten die Pfarrer Abel, Richter, Rettig, Lehmann und Hoſemann. — Nach 12 Uhr trat König Wilhelm ein und nahm vor dem Altar Aufſtellung, um ihn im Halbkreiſe Prinzen, Fürſten, Miniſter und Geſandte. Die combinirten Sängerchöre des 7., 47. und 58. Regiments ſtimmten das „Jauchzet dem Herrn“ an, darauf ſang die ganze kriegeriſche Gemeinde: „Sei Lob und Ehr' dem höchſten Gott!“ Der König redete alsdann von der Eſtrade die Anweſenden mit tiefer Bewegung an, indem er erklärte, daß er nach einſtimmigem Willen geſammter Fürſten und Völker deutſcher Nation die Kaiſerwürde für ſich und ſeine Erben annehme. Reichskanzler Graf Bismarck verlas die Proclamation des Kaiſers an ſein deutſches Volk, die ihn inaugurirte. — Kaum war des Grafen letztes Wort verhallt, ſo trat der Großherzog von Baden begeiſtert vor und erhob die Rechte: „Seine Majeſtät der deutſche Kaiſer, König Wilhelm, lebe hoch!“ — Da brauſte der Kaiſerruf durch die goldenen Räume, da neigten ſich, da wehten die Fahnen von Roßbach, Waterloo, Düppel, Königgrätz, Wörth, Gravelotte und Sedan! Als erſter Diener im Reich trat Unſer Fritz, der kaiſerliche Kronprinz, vor den erhabenen Vater hin und beugte ſein Knie zur Huldigung. Aber empor hob ihn der Kaiſer und ſchloß ihn an die Bruſt! — Eine unendliche Rührung zog durch die Heldenreihen! — Der Hohenfriedberger Marſch erklang, die glänzende Verſammlung verließ die feſtlichen Räume. Nichts blieb in ihnen zurück, als am Plafond der gemalte Ludwig mit ſeinem entſchwundenen Ruhme. — Beim Feſtmahl und Abends unter den Truppen brach die Wonne ſich erſt von Neuem Bahn. Der Wunſch von Millionen deutſcher Herzen war ja erfüllt, an dieſem Tage endete die Barbaroſſa-Sage. Nicht Odin's Raben, deutſche Adler hatten den Schläfer im Kyffhäuſer erweckt! —

Das Kaiſerreich ward durch den Kampf am nächſten Morgen ſchon eingeweiht. Die Pariſer mußten von dem Kaiſerfeſte, obwohl zu ſpät, doch Wind bekommen haben, der Maſſenausfall auf Garches und St. Cloud geſchah, ward aber abgewieſen; zwei Tage ſpäter beſchoſſen wir St. Denis. — Vom zweiten Tage des Bombardements der Stadt ab folgte der Kronprinz faſt täglich den Fortſchritten der Belagerung. Meiſt war er in Begleitung ſeines kaiſerlichen Vaters, oft mit dem Großherzoge von Baden auf den Ausſichtspunkten von Meudon, St. Cloud, der Schanze Montretout; der Reihe nach inſpicirte er die Batterieen und feuerte die Leute zur Ausdauer an. An demſelben Tage, wo St. Denis brannte, hatte Herr Thiers mit Graf Bismarck neue Unterhandlungen angeknüpft. Tags darauf (am 22.) fand die erſte Emeute des Pöbels ſtatt, Paris war damit von Außen und Innen nun belagert. — Schon den 23. Abends erſchien Jules Favre in Verſailles und in Folge der Verhandlungen mit ihm begab ſich Bismarck noch 11 Uhr Abends zum Kaiſer zur Berichterſtattung, welche am andern Morgen im Hauptquartier eine große Berathung veranlaßte, an der auch der Kronprinz theilnahm. 3 Uhr Nachmittags begab ſich Favre nach Paris zurück und unſere Truppen ſtellten die Beſchießung ein. Während man an dieſem Tage noch deliberirte, war der Aufſtand von Paris bedeutend erſtarkt. Trochu fühlte ſich ihm nicht mehr gewachſen, und Vinoy übernahm den Oberbefehl. Am 24., dem Geburtstage Friedrichs II., wurde das Bombardement wieder aufgenommen, Favre kehrte abermals nach Verſailles zurück. — Die Verhandlungen zwiſchen ihm und General Beaufort mit dem Grafen Bismarck und Moltke dauerten bis 28. Abends, wo die Convention endlich unterzeichnet wurde, welche uns zum Meiſter von Paris machte, die Wahlen zur Nationalverſammlung beſtimmte und den Waffenſtillſtand gewährte. Tags darauf fand die Uebergabe der Forts ſtatt, wir hatten Paris nun ohnmächtig unter unſeren Kanonen! — Der Kronprinz beſuchte die Batterie von St. Cloud und decorirte deren Soldaten. Am 31. beſichtigte er mit den deutſchen Fürſten den Valerien, an den anderen Tagen die übrigen Forts. Das Städtchen St. Cloud war ſeit dem 19. ein Aſchenhaufen, das reizende Schloß Meudon brannte und war nicht zu retten; die Franzoſen ſchienen ihre ganze hiſtoriſche Vergangenheit vernichten zu wollen! — Am 2. Februar nahm der Kronprinz das Gefechtsterrain vor Paris in Augenſchein. — Inzwiſchen war auch Gambetta gefallen, das letzte Friedenshinderniß! — Die erſten Wochen nach der Convention beobachtete Paris eine verſöhnlichere Haltung, die Nahrungsfrage wie die Wahlen beſchäftigten es. Am 9. Februar marſchirte das 5. preußiſche Armeecorps (von Kirchbach) zur Unterſtützung der II. Armee nach Orleans und der Waffenſtillſtand wurde verlängert, Unſer Fritz konnte daher ſeinen beabſichtigten Beſuch bei Prinz Friedrich Carl am 12. machen. Am 20. kehrte er über Blois zurück, erfüllt von den ſchönen Landſchaftsbildern, den alten Städten und fürſtlichen Sitzen der verklungenen Bourbonenzeit. Inzwiſchen war Thiers zum Chef der Executive erwählt worden, einen Tag nach des kaiſerlichen Kronprinzen Rückkehr begannen die Friedensverhandlungen und Thiers wurde zum erſten Male vom Kaiſer und Kronprinzen empfangen. Der greiſe Politiker ſprach ſich in dieſer Audienz beim Kronprinzen über die verzweifelte Lage Frankreichs ſehr eingehend aus und verſicherte, daß das Land fortan kein anderes Bedürfniß haben könne, als den Frieden. — —

Seitdem ſich Alles dieſem Wunſche zuneigte, hatte Verſailles eine ganz andere Phyſiognomie angenommen. Der Franzoſe hat eine unbezähmbare Leidenſchaft, die Neugier! Alsbald fanden ſich die Pariſer denn auch in lichten Schaaren zu Verſailles ein, um die deutſchen Truppen zu ſehen. Die eleganten Herren- und Damen-Toiletten der Boulevards ſtachen grell ab von der Commiß-

Uniform unſerer wetterfeſten Braven. Zwar hatten ſich die Pariſerinnen in die Farben pratriotiſcher Trauer gehüllt, aber dieſe Demonſtration wurde höchſt zweideutig durch die lebhaften Geberden und die ſchwatzhafte Luſtigkeit dieſes leichtlebigen, gedankenloſen Volks illuſtrirt. Kaum hatte es Athem geſchöpft, kaum fühlte es ſich ein wenig freier, ſo blähte es auch wieder ſein Pfauengefieder und ſpielte ſich als das erſte Volk der Welt auf; alle Prüfungen und Leiden waren vergeſſen. — Endlich durfte unſererſeits auch daran gedacht werden, die deutſchen Verwundeten nach der Heimath zu entſenden und die Lazarethe von Verſailles zu entvölkern. Große Eiſenbahntrains, ſorgfältig eingerichtet, ſtanden bereit, die Leidenden aufzunehmen; den einen führte Profeſſor Ackermann aus Roſtock, den anderen Profeſſor Hirſch aus Berlin. — Von Villa Les Ombrages begab ſich Unſer Fritz mit ſeinen Offizieren zum Weſtbahnhofe, um von den Verwundeten Abſchied zu nehmen. Er revidirte die Züge, beſichtigte die Einrichtungen und das Sanitätsperſonal, durch alle Wagen ſchritt er, zu jedem Bette, Hoffnung und Troſt, Freude und Genugthuung den treuen Leuten zu bringen, die um deutſcher Ehre Willen geblutet hatten. Den Aerzten wie Pflegerinnen ſprach er mit warmen Worten herzlichſten Dank aus, Allen aber rief er zu: „Auf Wiederſehen in der Heimat!“ — Am 26. Februar Nachmittags wurden die Friedenspräliminarien endlich geſchloſſen, an demſelben Tage, wo König Carl I. von Würtemberg in Verſailles erſchienen war. — Am 1. März 11 Uhr Morgens hielt der Kaiſer Revue über die Truppen des 6. und 11. preußiſchen und 2. bairiſchen Corps, 30,000 Mann ſtark, auf der Rennbahn von Longchamps ab. Der Kronprinz commandirte die Parade und führte das unter ihm ſo ruhmreich gekämpfte deutſche Corps dem Kaiſer vorüber, dann rückte daſſelbe (30,000 Mann) in Paris ein und bezog in den Champs Elyſées, auf dem Trocadero und in den angrenzenden Stadttheilen Quartiere. Des Kaiſers Fuß betrat Paris nicht, der Kronprinz mit dem Großherzoge von Baden und etliche andere Herren vom Hauptquartiere beſuchten indeß Paris am andern Tage zu Wagen. War ſchon bisher das Leben der bivouakirenden Truppen in Paris ein bewegtes, der Andrang der Einwohnerſchaft zu dieſem Schauſpiel ein bedeutender geweſen, ſo war, als der Kronprinz Mittags zwiſchen 2 und 3 Uhr durch die elyſeeiſchen Felder nach dem Eintrachtsplatze kam und bis an die Tuilerien, — die Seine aber dann entlang über den Trocadero durch Paſſy zum Point du Jour zurückfuhr, der Andrang des Publikums ein geradezu unermeßlicher. Viele Pariſer kannten den Prinzen noch von der Weltausſtellung her und rieſen: „Ah, le prince Fritz, le fils de l'empereur Allemand!“ Zum Himmel auf aber brauſte das begeiſterte Hurrah der Truppen, die ihren Fritz nun unter ſich in dem gedemüthigten Paris ſahen! Zu derſelben Zeit war Favre in Verſailles erſchienen, die Räumung von Paris zu verlangen, nachdem die Nationalverſammlung in Bordeaux den Frieden votirt hatte. Nach der Ratification deſſelben verließen am 3. die Deutſchen Paris, während der Kaiſer auf Longchamps über die geſammte Garde in Begleitung des Kronprinzen Revue hielt. Die deutſche Armee zog ſich nun über die Seinelinie zurück, Paris ſich ſelber überlaſſend. —

Die Abreiſe des Kaiſers und des Kronprinzen vom Kriegstheater erfolgte am 7. März. Während das kaiſerliche Hauptquartier unmittelbar folgte, hatte das der III. (Süd-) Armee ſo lange in Verſailles zu verbleiben, bis dieſe Armee ihren Seineübergang bewirkt hatte: 170 Tage waren ſeit der erſten Beſetzung von Verſailles vergangen. — „Friede ſei mit Euch“ war wohl der letzte, ſtillſelige Gedanke, in welchem Unſer Fritz von Villa Les Ombrages und deſſen frommer Wirthin Abſchied nahm, um der Heimath, den Seinen ſehnſuchtsvoll zuzueilen. — Die Abreiſe des Kaiſers und des Kronprinzen ward zu einer großartigen Abſchiedsfeier der Truppen. Sie hatten die Straße, welche der kaiſerliche Zug daherkam, zu einer wahren via triumphalis durch beflaggte Maſtbäume und grüne Tannenreiſer verwandelt. Würtemberger, Sachſen, Badenſer und Baiern wetteiferten mit den Preußen, von dem Kaiſer und ſeinem Sohne noch einen Blick zu erhaſchen, ein Hoch und Lebewohl ihnen zuzuſenden. — Ein Tag ward zu St. Grazien, dem üppigen und geſchmackloſen Schloſſe der Prinzeſſin Mathilde, zugebracht, das verwüſtete St. Denis und ſeine Cathedrale beſucht, wo die alten Könige dieſes Landes geruht hatten, bis der wüthende Pöbel — die Commune von 1793 — ihre modernden Leiber aus den heiligen Grüften riß. — Am 17. März traf der Kronprinz mit dem Kaiſer in Berlin wieder ein. Nach mehr denn ſiebenmonatlicher Trennung durfte er die heißgeliebte Frau, die theuren Kinder wiederſehen, ſich ſeines alten Glücks und neuer, nie erhoffter Ehren freuen. Wohl war ſein Traum die Einigung deutſcher Stämme geweſen, daß einem Hohenzollern aber der gemeinſame Wille der Deutſchen die Kaiſerkrone aufs Haupt drücken werde, nimmermehr! — — —

Wenn ſchon dem gewöhnlichen Manne in ſeinem kleinbürgerlichen Leben ſeine Reputation, die öffentliche Meinung über ſich nicht gleichgültig ſein, er ohne die Werthſchätzung ſeiner Mitmenſchen nicht leben kann, — bei einem Fürſten iſt die Frage: ob er geliebt oder gehaßt, gefürchtet oder allgeehrt ſei, ob das Vertrauen der Nation der „eherne Fels“ iſt, auf dem ſein Thron ruht, für ihn und ſeine Zeit, für das Glück des Volkes ſelbſt Lebensfrage! — Es hat Zeiten gegeben, wo ein Volk auch ohne ſeinen Wunſch, trotz ſeines tiefſten Widerwillens, von feſten Händen regiert werden konnte. Das vorige Jahrhundert, viele kleine deutſche Staaten gaben ſpäter noch hiervon den Beweis. In heutiger Zeit kann aber der Herrſcher mit Glück und wahrem Stolze nur regieren, der, wie der alte Greiner von Würtemberg, der Graf im Bart — „ſein Haupt jedem Unterthan in den Schooß legen kann“, feſtes Vertrauen Herrſcher und Volk zu einer Perſon, Haupt und Gliedern, verſchmolzen hat. Daß „Unſer Fritz“ die allgemeine Liebe hat, von der norddeutſchen See bis an das bairiſche Oberland, von der ruſſiſchen Grenze bis zum funkelnden Rhein, weiß Jeder. Aber der Nation muß doppelt werthvoll das Urtheil der großen, thatkräftigen Männer ſein, die ihn entweder ſtets umgaben oder doch unter ihm gedient haben, alſo Solcher, die ihn durch Umgang genau kennen und deren eigner Ruhm bedeutend, deren Verdienſt unbeſtritten genug iſt, um bei ihrem Urtheil die Wahrheit nicht durch blöde Devotion zu erſticken. —

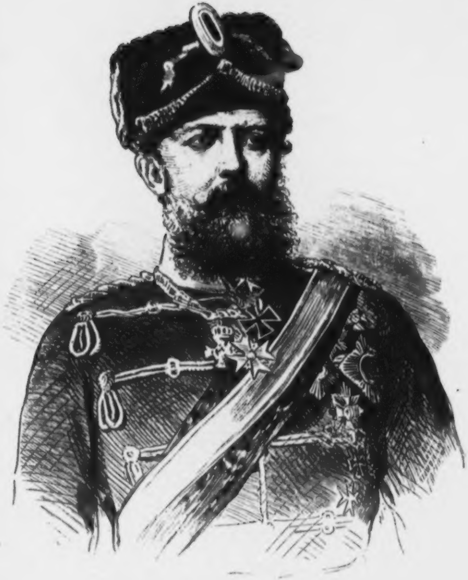
Ein bekannter Heerführer aus dem Kriege von 1866 ſagte uns: „Der Kronprinz iſt wirklich ein *ganzer* Prinz! Stets gut und liebenswürdig, verletzt er niemals. Edel und menſchenfreundlich iſt er, und was mehr ſagen will, er *bleibt ſich im Benehmen ſtets gleich*. Dabei iſt ſein Wille klar und unverrückbar, was er beſchließt, führt er *jedenfalls aus*. — Ich verlangte einmal Etwas thun zu dürfen, was vielleicht beſſer geweſen wäre, wenn's geſchah. Er ſchlug es mir ab, weil es gegen ſeinen einmal gefaßten Beſchluß lief. Es ging übrigens dann auch ſo und wir Beide konnten zufrieden ſein. — Ich habe mich unter ſeinem Commando *ſtets wohl gefühlt*. Er kennt keinen Groll, keine Eiferſucht beim Erfolge Anderer, keinen Neid des Ruhms. Was Einer Gutes ſchafft, erfreut ihn, als wäre es ſeine *eigene* That! — Ein Prinz ſollte *nie* vergeſſen, daß man von ihm um ſo *mehr* Edelſinn erwarten darf, als man nicht in der Lage iſt, für Kränkungen von ihm Genugthuung fordern zu dürfen. *Dieſen Edelſinn, dieſe* fürſtliche Einſicht beſitzt der Kronprinz wie Wenige ſeines Gleichen!" —

Stimmen aus den Hofkreiſen äußern ſich über ihn: „Er iſt eine offene fröhliche Natur. Beim geringſten Anlaſſe aber, wo es ſich um Erörterungen einer künſtleriſchen, wiſſenſchaftlichen Sache oder einer Angelegenheit des Staats, des militäriſchen Dienſtes handelt, *verändert* ſich ſein Weſen in *Ernſt*; er verſenkt ſich mit eiſernem Eifer in die Sache." — Auch hohe Stabsoffiziere erklären: „Unſer Kaiſerſohn iſt ein vorzüglicher Soldat, hervorragend vor Anderen als Heerführer. Dabei iſt er von unendlicher Anſpruchsloſigkeit und liebenswürdiger Einfachheit. Es giebt wohl *Keinen*, der ihm je nahe kam und ihn nicht von Herzen *lieb* gewonnen, hochachten, ſeine Fähigkeiten anerkennen gelernt hätte. — Als Feldherr werden ihm als ganz beſonders ſchätzenswerthe Eigenſchaften nachgerühmt: *kaltes Blut* in heißen Stunden und *Ruhe*! Selbſt die ſchwierigſte Situation bringt ihn nicht einen Augenblick aus der Faſſung. — „Ich habe nach meinen Kräften Alles gethan, was ich vermag, das Uebrige liegt nicht mehr in meiner Macht", ſo ſagte er am 28. Juni 1866, an dem Tage, wo ſich entſcheiden mußte, ob die Operation ſeiner Armee, der

Durchmarſch durchs Gebirge, glücken werde oder nicht. Er theilt dabei die große Eigenſchaft ſeines Vaters: raſtlos thätig zu ſein, und legt ſich ſtets die Frage vor: „Was habe ich nun noch zu thun?!“ — Dem Offizier wie dem Soldaten gegenüber iſt er von äußerſter Leutſeligkeit. Fern von Effecthaſcherei unterhält er ſich gern mit dem gemeinen Mann, nimmt Antheil an Allem, was ihn betrifft und hat ſtets ein Wort der Anerkennung für ihn; Alles dies kommt ihm aber aus vollem Herzen. — In ſeiner Umgebung befindet man ſich völlig ungezwungen, er liebt es, daß man ihm offen und ungeſchminkt die Wahrheit ſagt und verträgt nicht nur jeden Widerſpruch, ſondern hat es ſogar gern, wenn ſolcher ihm entgegentritt. — Wem er ſein Vertrauen einmal ſchenkte, dem bewahrt er es unwandelbar, wie er überhaupt eine treue Anhänglichkeit allen Denen ſichert, mit welchen er im Leben zuſammentrifft und die er dabei erkennen gelernt hat. Gott gab ihm eine ſeltene, edle Seele und Alle, die in ſeiner Nähe geweſen, rühmen ſeine Güte und Milde, und haben für ihn Schwärmerei!“ —

Wir ſchließen mit des Prinzen Schilderung aus eigener Anſchauung. — Liebenswürdiger Humor und energiſcher Ernſt, als es zu erſter Discuſſion kam, waren der allgemeine Eindruck ſeines Weſens. Mit großer Einſicht und Vorliebe wendete er ſich künſtleriſchen, namentlich auch ſozialen Erörterungen zu. Seine Urtheile über Poeſie und Theater, literariſche Forſchung und das geiſtige Bedürfniß nationaler Entwickelung waren klar, frappant und einſchneidend. Mit tiefſtem Ekel erfüllten ihn gewiſſe Schauſtellungen und Abirrungen des Geſchmacks und der Sitten unter uns, und die Kaiſerſtadt Berlin hat ſich gar nicht ſo ſehr einzubilden, daß ſie ihm in ihrer jetzigen Verfaſſung abſonderlich gefalle. Man mache ſich gefaßt, daß der Sieger von Königgrätz und Sedan in vollem Bewußtſein, daß uns innere ſittliche Reinigung auf allen Gebieten vorerſt Noth thue, wenn wir ein großes und edles Volk ſein wollen, — einſt das innere Leben der Nation einer gründlichen — Katharſis unterwerfen und uns mit allem Eifer ſeines Gemüths und Kopfes die deutſche Idealität in Kunſt und Sitte, — ein größerer Feldherr, als er je bisher geweſen, — zurückerobern wird. — Gott und der deutſche Genius, der uns durch blutige Bahnen ſiegreich geleitet, helfe uns auch dazu! Er laſſe den deutſchen Kaiſerſohn auch bei ſeinem Volke ſiegen! — Wir Alle aber wollen ſolchen Obermeiſters wackere Geſellen ſein, damit auf dem Grunde, den ſein Schwert gelegt, der große Gottesbau des Vaterlandes ſich erhebe und im Schlußſtein mit demſelben Kreuz ſich kröne, das wir in Krieg wie Frieden auf unſeren treuen Herzen tragen! Dann wird das Leben „Unſeres Fritz" und unſer Aller Zweck erfüllt ſein!! — —

◆



Prinz Friedrich Carl.

III.

General-Feldmarſchall

Prinz Friedrich Carl

von Preußen.

„Prinz Alltiet vorup!!" —

Dieſer jauchzende Zuruf, durch den unſere Braven in Schleswig-Holſtein nach jedem neuen Siege ihn begrüßten, ſei der Grundton unſerer Darſtellung. In allen ſpäteren Siegeszügen, welche Truppen er auch führte, „Prinz Alltiet vorup" war der Feld- und Lagername dieſes eminenten Heerführers, der ihm wohl ebenſo verbleiben wird, wie die Liebe Aller, welche mit ihm vereint, dem Tode tauſendfältig entgegengegangen. Er iſt der Ajax der deutſchen Armee und — was er ſelber am Soldaten liebt — er ſchlägt ſich nicht nur aus Pflicht, aus Vaterlandsliebe, aus Ehrgeiz, er ſchlägt ſich auch, um ſich zu ſchlagen! Bellonens Furor iſt ſein Theil und er hat nie eine Dame ernſtlicher und heißer geliebt, als die gepanzerte Jungfrau mit dem klingenden Schilde und der „fernhintreffenden Lanze" ! —

Will man nach dem Körperbau den Soldaten an ihm claſſificiren, dann muß man den Prinzen einen gebornen Cavalleriſten nennen; — daß er ein früh erzogener iſt, ſteht feſt. Seine Geſtalt hat nicht die lange, ſteif gereckte Linie, welche den Infanterie-Offizier kennzeichnet, die majeſtätiſche Höhe ſeines kaiſerlichen Oheims geht ihm ab. Mittleren Mannesmaßes, unterſetzt und breitſchulterig, iſt hochgewölbt ſeine Bruſt. Schenkel und Wade ſind wie gemacht, ein Pferd zu regieren, ohne daß die Hand die Zügel zur Hülfe braucht, und die ſtraffe Rundung ſeiner Formen vollenden nicht nur den jugendlichen Eindruck ſeiner Erſcheinung, ſondern auch den einer bedeutenden phyſiſchen Kraft. So zart, ja verhältnißmäßig ſehr klein ſeine Hände, ſo geſchwellt musculös iſt auch ſein Arm; — ein Kopfhieb oder eine Winkelquart von ſeiner Hand muß einen Mann unfehlbar ſattelräumig machen. — Sein Antlitz hat den rothen, leicht angebräunten Teint, der den Mann der Schlachten, den Kämpfer gegen alle Uebel der Witterung und

Strapazen kennzeichnet; ſeine kernige Geſundheit wie ſein zäher Wille verſtatten ihm aber auch, ſich Anſtrengungen jeder Art mit einer faſt unglaublichen Ausdauer zu unterziehen, vor denen ein Civiliſt Schauder empfinden dürfte. Sein Geſicht iſt voll und rund, wie das aller Hohenzollern, deren Schädelconſtruction der Gegenſatz der langen, hochovalen habsburgiſchen Kopfform iſt. Haar und Bart ſind dunkelblond oder hellbräunlich und ein beſonderes Kennzeichen iſt, daß die hochgerundete Stirn wie das Segment eines Globus hervortritt, eine Welt voll Gedanken. Die Naſe iſt nicht ſtumpf, aber unterhalb der Wurzel leicht nach einwärts gezogen, ſein Mund klein, mit ſchwellenden rothen Lippen und prachtvollen Zähnen, halb verſchleiert durch den Bart, der denſelben und den unteren Theil des Geſichts einrahmt. Seine Haltung, ob auch ſtraff und gemeſſen, bleibt doch fern von allem ordonnanzmäßig Steifen, iſt leicht beweglich und elegant; die knappe Huſarenuniform läßt die ſtets graziöſe Freiheit ſeiner Bewegung leicht erkennen. Kurz, er iſt das Muſterbild eines „ſchneidigen" Reiters! —

Aus dem Geſagten dürfte man vielleicht annehmen, daß, dem Körper ähnlich, die Seele ſei, — wie das wohl oft der Fall iſt, — daß alſo der Prinz mit der Kühnheit, der Tochter der Kraft, auch jene große Lebendigkeit und Luſtigkeit habe, welche den leichten Reiter, den Dragoner und Huſaren auszeichnet. Im Gegentheil, er iſt faſt zu ernſt! — Er vermag leichter ſarkaſtiſch, als das zu ſein, was man gemüthlich oder gar fidel nennt. Urſache hat er auch genug dazu! — Das Wohlwollen, was für gewöhnlich in ſeinem Weſen liegt, der warme, ſanfte Ton der Stimme, welcher anheimelnd Jeglichem eingeht, iſt ja erſt ein Gut, das ſeine Mannesjahre ſich errungen, ein Gut, das er — ſeinen Soldaten, den Männern ſeiner ganzen und innigſten Zuneigung, allein verdankt!! — —

Prinz Friedrich Carl, den 20. März 1828 geboren, mithin jetzt in der höchſten Mannesblüthe, iſt der einzige Sohn des Prinzen Carl, Bruder des Kaiſers und der Prinzeſſin Marie Louiſe Alexandrine, Tochter des verſtorbenen Großherzogs Carl von Sachſen-

Weimar, der Schweſter unſerer Kaiſerin. — Es iſt bezeichnend, daß der Prinz, wie faſt die geſammte zweite Generation unſerer Zeit, in jener Epoche das Leben erblickte, welche wir ſchon früher die alte Zeit, die Epoche der Stagnation genannt haben. Welcher Art dieſelbe, was der Habitus unſeres ernſten Königshauſes damals war, iſt bei Schilderung des Kaiſers dargeſtellt worden. Aehnlich, obwohl in anderer, nicht minder ſchmerzlicher Weiſe, wie die des Kaiſers, begann ſeine erſte Entwickelung. — Es iſt bekannt genug und damals im Publikum oft erzählt worden, daß der junge Friedrich Carl ein „zügelloſer Starrkopf“ ſein ſolle. In ihm irrte aber nicht blos die Welt, — auch die Seinigen. Von dieſer Qualität hat er Nichts ins Leben mit hinüber genommen, als den Eigenwillen eines ſcharf in ſich conſolidirten, allein auf ſich ſelbſt geſtellten, in ſich allein erbauten Charakters! Derartige Leute haben wir unter unſeren großen Feldherren aber mehrere und dieſe Geartung gerade iſt uns ſehr zum Segen ausgeſchlagen! —

Seine Jugend war äußerſt ſtreng. Seine erſte Erziehung hätte ſorgfältiger ſein können, und da er, faſt Kind noch, gleich unter ſcharfe Manneshand kam, wurde Manches, — jedenfalls die Entwickelung der Gemüthsſeite in ihm vernachläſſigt; der Prinz ſollte ſeine nachmaligen Tugenden eben allein ſich ſelbſt zu verdanken haben! — Graf Bethuſy war ihm zum Militärgouverneur, der jetzige Hofprediger Heym zum Civil-Präceptor gegeben worden. Daß, — zumal damals, der Graf durchaus präponderirte, dem Theologus alſo nur wenig zu thun übrig blieb, bedarf wohl keiner Andeutung. In welcher Art man verfuhr, um des Prinzen Knabenſeele für alles Standes- und Wiſſenswürdige empfänglich zu machen, und wie ihm das einging, mag ein Beiſpiel zum Beleg dienen.

Als Knabe ritt der Prinz gewöhnlich einen Pony und Stallmeiſter wie Militärgouverneur begleiteten ihn. Einſt war am Kreuzberg große Revue. Die königliche Familie — die hohen Damen zu Wagen, — war zugegen, halb Berlin eilte hinaus. Als der Prinz durch die Menge in kurzem Trabe ritt, „zäppelte“ das Pferd, —

es trat ungleich. — „Hoheit, Sie halten die Zügel zu kurz, das Thier kommt ſo nicht in Tritt!“ ſagte der Stallmeiſter artig. Der Prinz ſchweigt und reitet weiter, — dieſelbe Geſchichte. Der Stallmeiſter macht ihn nochmals aufmerkſam. Der Prinz, roth werdend, erwiedert: „Aber es geht ja doch nicht richtig; ich mag machen, was ich will!“ — „Werden Sie wohl gehorchen?!“ ſchnarrte laut, das dichtgedrängte Publikum völlig ignorirend, der Herr Gouverneur. — „Sie ſollen thun, was Ihnen der Herr Stallmeiſter ſagt, verſtehen Sie?!“ — — Mit einem Ruck warf, blitzenden Auges, der Prinz dem Pferde die Zügel über den Kopf, daß ſie zur Erde hingen, und ſteckte die Hände in die Hoſentaſchen. Das Pferd hielt an und ſtand geſenkten Kopfes wie eine Kuh unter der lachenden Menge. Der Stallmeiſter mußte abſteigen und die Zügel über des Ponys Hals zurückſtreifen. Der Prinz griff raſch nach ihnen, ſetzte die Sporen ein und galoppirte tadelfrei davon. — Etwas deprimirt folgte der Herr Gouverneur. — Wir glauben nicht, daß er Philoſophie ſtudirt hat. — —

Keine Seele rings gab's, die der Prinz zu lieben fähig war, und Wen er nicht gradezu haßte und verachtete, vor Dem hatte er ſicher Mißtrauen und zog ſich auf ſich ſelbſt zurück. Der Geiſt italieniſcher Höflingspolitik umſchlich ihn. — Sogar als der ſechszehnjährige Jüngling in die wirklich pädagogiſchen Hände des Hauptmanns von Roon (unſeres jetzigen Kriegsminiſters) kam, in deſſen Begleitung er zwei Jahre die Univerſität Bonn bezog und dann Studienreiſen machte, legte ſich des Prinzen verſchloſſener Ernſt und die bittere Lebensanſchauung nicht, welche er ſich angeeignet hatte. Seine ans Miſanthropiſche ſtreifende Gemüthsbeſchaffenheit wurde dadurch noch beſtärkt, daß zumeiſt Diejenigen, denen es gelungen war, ſeine Jugendfreunde zu werden, Friedrich Carls warme Neigung und Aufopferung mit oft ſchmutzigem Undank belohnten. Mußte er nicht glauben, daß Alle, welche ihm mit treuherzigen Mienen nahten, in ihm den fühlenden Menſchen nicht, ſondern nur den Prinzen liebten, der auszunutzen, durch den vielleicht einmal Carrière zu machen ſei?! Ach, ſeine Sehnſucht, Menſchenherzen zu finden, blieb lange unerhört und erſt als junger Mann, als Held, ſollte er eine zweite ſchönere Jugend ſein nennen, obwohl ſie immerhin eine vorwaltend ernſte blieb. — Eine Geliebte aber hatte er ſchon ſehr früh, — jene vorerwähnte Dame Bellona, die Kriegskunſt! Mit ihr tauſchte er Seele um Seele und es iſt gerade, als ob Alles darauf hingearbeitet hätte, ihn zum Soldaten „for ever“ zu machen, als wenn ſein Gemüth ſo ſtählern wie ſein Schwert, ſein Herz ſo eiſig werden ſolle, wie ſein Blut in der Schlacht iſt. Dabei gab ihm doch die Vorſehung aber einen ſehr hohen Grad Empfindung für das Schöne und Wahre, ein ſanguiniſch-choleriſches Temperament mit, das kurz im Entſchluſſe, raſch im Handeln und zum Aufflammen leicht geneigt war. Daß dazu eine eiſerne Mühe, ſich ſelbſt zu überwinden, zu mäßigen, der Lage zu aſſimiliren, gehörte, bis der Prinz eine von Jedermann geliebte, geradezu populaire Perſon wurde, iſt für den Menſchenkenner wohl kein Zweifel. — Was ihm dazu verhalf? — Raſtloſe Arbeit, tiefer, verzehrender Wiſſenstrieb! — Niemand gewann über Friedrich Carl je Rechte, von dem er Nichts lernen konnte, und Dem nur konnte er ſich je länger deſto mehr anfreunden, durch Den ſein Geiſt Nahrung, ſeine Erfahrung Bereicherung, ſeine innere reiche Gedankenwelt Erweiterung erfuhr. Demnächſt lernte er vor allen Dingen nicht blos Alles raſch, was zunächſt ſeine körperliche Schulung, Reiten, Fechten, Schießen u. ſ. w. betraf, ſondern auch Alles, was direct oder indirect mit dem Soldatenthume zuſammenhing und zwar um ſo freiwilliger, je mehr er ſich entwickelte, je mehr er die rechten Männer für ſich fand, denen er Hochachtung und Liebe ohne Nebengedanken zollen durfte. Roon, ſchon damals im Generalſtabe, — als Taktiker, beſonders aber als Geograph und Organiſationstalent in großen Kreiſen bereits anerkannt, — leiſtete der Entwickelung des Prinzen die erſten eigentlichen Dienſte. Vor allen Dingen lernte Friedrich Carl ſich zu beſchäftigen; Müſſiggang war ihm gänzlich unbekannt. Die Iſolirtheit ſeiner Jugend drängte ihn ganz beſonders dazu hin, ſein eigener beſter Freund zu werden, ſich geiſtig ſelbſt kennen, ſeine Seelenkräfte üben und brauchen zu lernen. Studium war das Mittel hierzu. — Mit viel Eifer und Intereſſe las er die Claſſiker, Horaz beſonders iſt ſein Lieblingsſänger und er genau mit ihm vertraut. Mit wahrer Begeiſterung ſtudirte er namentlich das Leben und die Schlachten Friedrichs des Einzigen. — Obwohl kein ſonderlicher Freund des Theaters, iſt ihm die ſchöne Literatur doch großer Genuß. Geographie, Taktik, alle Branchen der reichhaltigen Militärwiſſenſchaften machte er ſich zu eigen, und das hatte für ihn beſonders Werth, was er praktiſch für ſich direct verwenden konnte. — In den Jahren 1844—45 that er bereits beim 1. Garderegiment Dienſt und in den Jahren 1846—48, wo er am Rhein ſtudirte, erweiterte ſich zuſehends ſeine Ideenwelt. — Nach Roon ward General von Schlegel ſein militäriſcher Begleiter. — Beſonders viel Anregung gab ihm damals Marſchall Marmont's „Geiſt des Militärs". Er ſtudirte mit Feder und Karte in der Hand unabläſſig Kriegsgeſchichte, machte Auszüge und vergleichende Zuſammenſtellungen, indem er von dem Gedanken ausging: „ein hoher Grad des Könnens ſetze einen hohen Grad des Wiſſens voraus". In kritiſchen Momenten gerade kamen dann dem excellenten Gedächtniſſe des Prinzen ſeine hiſtoriſchen Auszüge zu Gute. Friedrich Carl galt, dem zufolge, bald in der Armee als einer der beleſenſten Offiziere. — Man wird hieraus erkennen, daß die Thatkraft des Mannes aus dem ſtill meditirenden Jugendleben hervorging, welches kein Vergnügen als die Arbeit kannte, das wohl Leidenſchaften, doch keins der Laſter beſaß, welche Hochgeborenen ſich ſo oft unaufgefordert als Schlangen vor die Füße legen. Wenn irgend etwas den Helden von Düppel und Alſen, Sadowa, Mars la Tour, Metz, Orleans und Le Mans jeder deutſchen Frau werth, jedem braven Manne hochachtungswürdig macht, dann iſt's die makellos von Jugend auf gelübte Strenge der Sitten, der tiefſte Haß gegen Lüge, Flunkerei und kriecheriſches Supplikantenweſen. Er glaubt dem offenen Mannesauge und geraden Manneswort, je gerader deſto beſſer. Man täuſcht ihn nur einmal, dann aber greift er durch bis zur erbarmungsloſen Rückſichtsloſigkeit, denn in ſolchen Augenblicken kommt die ganze Erinnerung alter Enttäuſchungen mit neuer Bitterkeit über ihn! — Mit großer, geiſtiger Klarheit verbindet er eine ſeltene Beſcheidenheit und wahrgemeinte Humanität. — Durfte nun eine ſo zeitig gereifte, ſcharf chargirte Natur auch keine rechten Jugendfreunde gewinnen, ſo wurden gerade verdienſtvolle ältere Männer ihm beſonders werth und ſchloſſen ſich an ihn herzlich an. Es ſind namentlich die Generale von Block, Herwarth, Werder, Manteuffel, vor Allen „Vater“ Wrangel, welche mit ihm bis dieſe Stunde viel verkehren und eifrig correſpondiren. General von Zaſtrow, ſein Chef im 1. Garde-Regiment, die Generale von Reiher und Graf von der Groeben haben um des Prinzen militäriſche Ausbildung ſehr große Verdienſte. Friedrich Carls Generalſtabsreiſen unter von Reiher waren ihm beſonders lehrreich, eben ſo die Kritik, welche Erſterer ſpäter bei Manövern über Corpsführung wie perſönliches Verhalten des Prinzen übte. — Anno 1840 bei der Huldigung lernte der zwölfjährige Prinz den alten Feldmarſchall von Wrangel kennen und eine der eigenthümlichſten wie rührendſten pſychologiſchen Erſcheinungen trat ein. Dies ſehnſuchtsvolle Knabengemüth hing ſich an dieſen bereits 56jährigen Mann mit wahrer Inbrunſt! Wrangel durchlebte in Friedrich Carl eine andere, ſchönere Jugend wieder, während dies halbe Kind den Greis unter Hunderten ſich zum Freunde ſeines Lebens, zum Lehrer und Tadler freiwillig auserkoren hatte! Papa Wrangel, — die wahre, erneute Ausgabe jenes Jürgen Derflinger, der ſeinen Ahnherrn zu Fehrbellin aufs Haupt ſchlug, — ſteht jetzt an der äußerſten Grenze des Lebens; wie jener alte Reitergeneral iſt er gleich populair, gleich urwüchſig. Er hat genau wie Derflinger ſeine heroiſchen wie hochkomiſchen Seiten. Wenn Friedrich Carl heute noch von ihm ſpricht, ſagt er nie anders, als „der ehrwürdige alte Herr“ und zwar mit einer Weichheit und Wärme der Stimme, daß man vor dieſer kindlichen Pietät ſich beugen, von dem Prinzen, welcher in ſeiner Jugend als „zügelloſer Starrkopf“, ſpäter als eine Art „prinzlicher Rauſer“ und Heißſporn verſchrieen ward, — eine unendlich andere Meinung faſſen muß! — Feldmarſchall Wrangel war ſeiner Zeit die erſte Autorität in der cavalleriſtiſchen Wiſſenſchaft. Seinen Exercitien verdankt der Prinz, wie er ſelbſt oft ausſpricht, ganz bedeutende Kenntniſſe und ſeine perſönliche Vorliebe für den Dienſt zu Roß. —

Mit Leib und Seele ſo Soldat, vergalt Bellona auch ſein heißes, faſt ſtürmiſches Werben nicht blos durch ihre Gegenliebe, ſie brachte ihm auch das köſtlichſte Angebinde zur Morgengabe mit, was der ſtreitbare Mann erſehnt, — Glück!! — Ein dreifaches Glück für den kaum zwanzigjährigen Jüngling muß es angeſehen werden, daß er anno 1848 nicht blos unter ſeines Freundes, zweiten Vaters und Lehrers, Feldmarſchall Wrangel's Leitung in den Krieg gegen Dänemark zog, ſondern, daß ſich der Krieg auch auf dem Terrain abſpielte, wo er ſeine erſten Lorbeeren als Feldherr nachmals pflücken ſollte, in Schleswig-Holſtein. Dieſer Parteigänger-Krieg, welchen Preußen nur die erſten anderthalb Jahre, Wrangel und der Prinz nur einen Theil des Sommers 1848 mitmachten, war für die Truppen, welche in den Elbherzogthümern die deutſche Sache vertraten, wie aus der Schilderung des Kaiſers erhellt, nicht beſonders günſtig. Unſere innere Lage war leider ſo ſchlimm, daß wir erſt im eigenen Hauſe Ordnung machen mußten, ehe wir uns um die Rechte und Freiheiten anderer Leute kümmern konnten. Der Krieg in Schleswig-Holſtein hatte ſomit zwei Phaſen. Einen guten Anlauf und — nachdem Wrangel vom Commando abberufen worden, ein mattes, verwäſſertes Ende. So trübſelig dies für die Herzogthümer war, für ihre endliche radicale Befreiung war gerade das Jahr 1848 höchſt nutzbringend. — —

Prinz Friedrich Carl betrat als Hauptmann in Wrangel's Suite den holſteinſchen Boden. In gewiſſer, — wenn auch vielleicht nur lockerer Verbindung mit dem preußiſchen Corps — operirten die Freiſchaaren unter von der Tann, der ſich damals wohl kaum träumen ließ, daß er unter jenem jungen, prinzlichen Hauptmanne jemals ſiegreich gegen den gemeinſamen alten Feind des deutſchen Volkes fechten werde. — Die erſte Bataille, bei welcher Friedrich Carl perſönlich engagirt wurde, war das Treffen vor der Stadt Schleswig. In Wrangel's nächſter Nähe, wurde der Prinz von demſelben beauftragt, einen Befehl an das pommerſche Königs-Regiment zu bringen. Als er bei ihm anlangte war die Ordre nicht mehr zutreffend. Er änderte ſie in raſchem Entſchluſſe auf eigene Verantwortung, dirigirte das Regiment nach ſeiner Dispoſition gegen des Feindes rechte Flanke und führte mit Oberſt von Steinmetz im Verein dadurch den günſtigen Umſchlag des Gefechts herbei, das ſiegreich für uns endete. Er wurde von Wrangel nach dieſer erſten Probe ſeines taktiſchen Talents dem Könige für den einzigen damaligen Kriegsorden „pour le mérite“ empfohlen und mit ihm decorirt. — Der Zuſtände Berlins wegen rief die Regierung General Wrangel, ſomit auch Prinz Friedrich Carl im Auguſt zurück. —

Des Prinzen nächſtes kriegeriſches Debut erfolgte ein Jahr ſpäter, diesmal aber nicht in der Rolle des Taktikers. Inzwiſchen hatte er den Reiterdienſt erwählt, dem er beſonders zugethan war und Pickelhaube wie Infanterie-Degen mit Kolpack und Dolman vertauſcht. Wie ſchon bekannt, hatte ſein Oheim, unſer Kaiſer, — damals noch Prinz Wilhelm von Preußen, als Oberſtcommandirender die ernſte Pflicht, dem Freiſchärlertreiben in Baden und der Pfalz ein Ende zu machen und der Prinz befand ſich als Major in ſeinem Stabe. Faſt ein Jahr ſchon hatte man im Lande rings echt guerrillamäßig gekämpft und, was das Schlimme war, man hatte es nicht blos mit Freicorps, ſondern auch mit regulärem badiſchen Militär zu thun, das ſich der tollkühnen Bewegung angeſchloſſen hatte. —

Am 20. Juni, Morgens zwiſchen 6 und 7 Uhr, kam die ſogenannte „polniſche Legion“, 4- bis 500 Mann ſtark, von Philippsburg zurückgeworfen, bei Wieſenthal dem Prinzen Friedrich Carl zu Geſicht. Er ließ ſofort zur Attaque blaſen und wie eine Windsbraut brauſten ſeine Huſaren, nur etwa 40 Mann ſtark, über die Conföderatken hin, Alles zu Boden reißend und auseinanderſchmetternd. Der Angriff war glänzend geglückt, aber der muthige Prinz ſchwankte bleich im Sattel. Das Blut ſtrömte von ihm! — Er hatte zwei Schüſſe erhalten, in die linke Hand und die rechte Schulter. Sein Pferd hatte ferner einen Bajonnetſtich und an ſeiner Seite war ſein Adjutant, Rittmeiſter, Freiherr v. d. Buſche, erſchoſſen worden. Außerdem hatten ſeine Braven 2 Offiziere und

4 Mann Verluſt; ein Beweis, daß es verteufelt heiß zugegangen war und die Polen höchſt erbittert gekämpft hatten. Nur 3 Tage litt es den Prinzen im Lazareth von Germersheim, dann machte er zu Wagen oder zu Fuß die übrige Campagne mit. Wenn er auch den leichten Tadel, den der König — ſo erzählt man — ihm ertheilt haben ſoll, bald verwand, einen Denkzettel fürs Leben hatte er doch weg bekommen. Noch heute kann er die linke Hand nicht weit über Bruſthöhe erheben. — Im Jahre 1854 ward die Ruhe Europa's durch den Krimkrieg, den erſten wirklich großen Feldzug ſeit 1815, unterbrochen; mehr als gewiß wohl iſt, daß der Prinz ſich damals für deſſen Ausgang höchlich intereſſirte, namentlich die franzöſiſche wie ruſſiſche Bravour ſeine ernſteſte Erwägung in Anſpruch nahm. Der lange Friedensſchlaf war ja nicht blos durch die Revolution, ſondern auch durch Völkerſtreit nun unterbrochen, die große Frage des Orients geſtellt worden und ſollte vorerſt zu Rußlands Schaden entſchieden werden. —

Im November deſſelben Jahres verheirathete ſich Prinz Friedrich Carl mit Maria Anna, Prinzeſſin von Anhalt-Deſſau. — Dieſer Ehe entſproßten drei Töchter, die Prinzeſſinnen Marie (1855), Eliſabeth (1857), Louiſe Margarethe (1860) und ein Sohn, Prinz Friedrich Leopold (1861). — Aus dieſem neuen Verhältniß erwuchs dem Prinzen allmälig die hohe, reine Blüthe des Gemüths. Wie tief der Held der Schlachten, der „eiserne" Prinz, wie man ihn nennt, fühlen, wie er beſeligt ſein und Liebe geben kann, beweiſt die wahrhaft ſchwärmeriſche Anhänglichkeit ſeiner Kinder zu ihm, die wachſame Fürſorge, die faſt bürgerlich einfache Zucht, welche er ihnen angedeihen läßt. Kein Abend vergeht, ohne daß, ob der Prinz mit Arbeiten überhäuft iſt, Geſellſchaft hat oder nicht, — Punkt 11 Uhr die Prinzeſſinnen und der Prinz an die Thür ſeines Kabinets anklopfen. Er bringt ſie dann in ihre Schlafgemächer, betet mit ihnen und küßt ſie mit einem „Gute Nacht". Wo er immer nur Muße hat iſt zumal der Prinz um ihn, und ungeſehen von den Blicken der Welt giebt Friedrich Carl da ſeinen liebſten, nächſten Menſchen das volle heiße Herz. — —

Das nächſte Jahr, welches ſeinem Oheim die Regentſchaft Preußens und zugleich eine weſentliche Aenderung der ganzen Staatspolitik bei uns herbeiführte, beſuchte Prinz Friedrich Carl das neue Babylon der Welt, Paris; es war etwa im Juli. — Seit der Krim war Napoleon III. der politiſch unfehlbare Papſt Europa's geworden, deſſen olympiſchen Orakeln an jedem 1. Januar die ganze diplomatiſche, militäriſche und andere Welt nicht ohne Gänſehaut entgegenſah. An Fanfaronnaden und Gascognerien, wie ſie in Frankreich zur Lebensluft gehören, findet Prinz Friedrich Carl am wenigſten Geſchmack; nicht einmal das blendende Paris und die Hausmann'ſchen Schöpfungen ſcheinen ihn beſonders angezogen zu haben. Eins, was Friedrich Carl indeß als unläugbar echt und reell am Kaiſerthum erachtete, war die Vortrefflichkeit ſeines Heeres, und ſo iſt denn die militäriſche Seite des Kaiſerreichs weſentlich Sache ſeiner Beobachtung in Frankreich geweſen. Dieſe ſeine Wahrnehmungen an Ort und Stelle, ſeine Studien über Formation, Evolutionen und Angriffsweiſe der Franzoſen verarbeitete der Prinz zu einem inſtructiven Vortrage, den er im folgenden Jahre zu Stettin ſeinen Offizieren hielt. Wie anregend nicht nur, wie neu und ſchlagend die Argumente dieſes Vortrages ſein mußten, beweiſt, daß an den Prinzen vielfache Bitten ſeiner Zuhörer ergingen, Abſchriften deſſelben zu geſtatten. Dies geſchah. Durch Indiscretion jedenfalls erſchien nun plötzlich dieſer Aufſatz in Frankfurt a. M. anonym unter dem Titel: „Ueber die Kampfweiſe der Franzoſen“ im Buchhandel. Daß dieſe Veröffentlichung Prinz Friedrich Carl höchſt unangenehm war, beweiſt, daß er gegen dieſen unberufenen Verleger einen Prozeß anſtrengen ließ. Die Broſchüre machte auch nicht blos in deutſchen Militärkreiſen größtes Aufſehen, mehr ſogar noch in Frankreich, wo ſie in einer Ueberſetzung und zwar unter abſichtlich verdrehtem Titel erſchien. Nämlich nicht als: l'art de combattre des Français (die Kampfweiſe der Franzoſen), — ſondern: l'art de combattre les Français (die Kunſt die Franzoſen zu ſchlagen)!! Man ſieht, jenſeits des Rheins wurde Alles, was auf uns Bezug hatte, ſchon im Jahre 1859 aggreſſiv benutzt! — Obwohl der

Prinz nicht beanſprucht, eigentlicher Schriftſteller ſein zu wollen, weil die Praxis ihm hoch über der Theorie ſteht, ſo ſind von ihm doch nachmals noch andere militäriſche Schriften anonym veröffentlicht worden.

Die in früheren Zeiten zwar ſchon erlebte, aber dennoch nicht ſehr häufige Erſcheinung unter uns, daß ein Prinz bereits mit 33 Jahren ſchon das unverkennbarſte Talent zum wirklichen Heerführer an den Tag legt, mit einer rückhaltloſen Kühnheit und Nichtachtung der Gefahr auch theoretiſches Wiſſen vereint, wurde Urſache, daß bei Gelegenheit der Krönung König Wilhelms I. 1861 zu Königsberg derſelbe ſeinen Neffen Prinz Friedrich Carl zum General der Cavallerie ernannte und ihm das Commando des 3. Armeecorps übertrug.

Der Prinz übernahm das Corps in gutem Zuſtande. Die Reorganiſation der Armee war bereits Thatſache, das 3. Corps hatte ſomit bereits die Gliederung, welche es heute noch beſitzt. Nach des Prinzen Meinung indeß fehlte ihm noch viel, ehe es ſo wurde, wie er dachte, daß ein Heerkörper zu ernſter und blutiger Pflichterfüllung geeignet ſei. Welche Grundſätze der Prinz hierbei hegte, werden ſpätere Auslaſſungen deſſelben zur Genüge verſtändlich machen. Jedenfalls war er jetzt in der glücklichen Lage, ſeine Anſichten an einer größeren Truppenmaſſe zu erproben und mit Feuereifer ging er an dieſe Aufgabe. Das ſeelenloſe Maſchinenweſen, was die eigentliche und höchſt entnervende Maxime der 30er Jahre geweſen war, verabſcheuend, richtete er ſein Augenmerk darauf, in Offizieren wie Leuten die perſönliche Selbſtſtändigkeit und damit ein bisher ungeahntes Selbſtvertrauen zu erwecken. Es gelang ihm ſo glücklich, daß er das 3. Corps auf eine ungewöhnliche Höhe der Leiſtungsfähigkeit, ſowohl in taktiſcher Beziehung, anſtrengenden Märſchen, wie in Präciſion der Waffe, — Infanterie wie Cavallerie, — brachte und damit den Grund zu den unübertroffenen Erfolgen legte, deren nachmals dies Corps ſich rühmen konnte. Im Dienſte ſtreng gegen ſeine Untergebenen, am ſtrengſten gegen ſich ſelbſt, kannte er weder perſönliche noch ſachliche Rückſichten, wo es galt, die vorher angedeutete innere

Entwickelung ſeiner Truppe zu fördern. So hatte er denn die Freude, mit ſeinen Manövern, beſonders dem des Jahres 1863, in allen militäriſchen Kreiſen ungewöhnliches Aufſehen zu erregen. Dieſes Reſultat hatte nicht nur für den Stolz und das Zutrauen ſeiner Leute zu einander ſegensreichſte Wirkung, ſondern ebenſo ſehr auf den Prinzen ſelbſt. Ihm aber ging das Herz unter ſeinen Leuten auf. Wie die Soldaten durch ihn ſich unter ſich ſelbſt eingelebt und geiſtige Homogenität gewonnen hatten, ſo wuchs er im Empfinden und Denken immer inniger mit ihnen zuſammen, ließ ſie alle liebenswürdigen und offenen Eigenſchaften ſeines Gemüths erblicken und gewann ihre begeiſterte Liebe, ein Gut, deſſen der Feldherr nicht entbehren kann, wenn er glücklich ſein will. — Schon ein Jahr ſpäter ſollte er ſein Corps und ſich mit ihm erproben dürfen, — im (zweiten) ſchleswig-holſteinſchen Kriege 1864. Was er in ihm an Ruhm gewann, iſt weſentlich auf den Umſtand zurückzuführen, daß der Prinz durch perſönliche Bekanntſchaft mit den Offizieren und durch den immerwährenden, eben ſo ernſten wie leutſeligen Verkehr mit den Mannſchaften den höchſten perſönlichen Einfluß über ſie gewann und es der Ehrgeiz jegliches Soldaten ſeines Corps wurde, ihm zu gefallen! — Uns liegt der Brief eines Hauptmanns vor, der damals unter ihm diente und die Feldzüge 1864 wie 1866 in ſeinem Corps mitmachte. Derſelbe ſchreibt: „Beſonders hervorzuheben iſt das fabelhafte Namen- und Phyſiognomien-Gedächtniß des Prinzen. Sämmtliche Offiziere ſeines Corps, ſelbſt den jüngſten, ruft er direct beim Namen, und er braucht nur das zweite Mal eine Garniſon zu inſpiciren, um jedes Mannes Namens und Geſichts ſofort ſich wieder zu erinnern, den er einmal geſehen hat!" — Nicht nur, daß dieſe glückliche Eigenſchaft des Prinzen für die Kräftigung der Disciplin des Corps höchſt wichtig werden mußte, man wird auch zugeben, daß ſich bei ſeinem Namen vom Oberſt-Commandirenden ſelber ſtets angerufen zu wiſſen, dem Soldaten als eine Vertraulichkeit erſcheint, die ihn beglückt, als eine Ehre, die ihn anfeuert. Es liegt ja in der menſchlichen Eitelkeit, daß Jeder im Gliede, der mit irgend einem warmen Wort von dem Prinzen bedacht wird, ſich für eine bevorrechtete Perſon hält, und Friedrich Carl kann am Tage der Schlacht ſicher ſein, daß Der, den er vorher, ob geſtern, vor drei Tagen, vor einer Woche angeſprochen hat, ſo kämpfen wird, als hinge von ſeiner eignen werthen Perſon unbedingt der Ausgang der Schlacht, das Schickſal des Vaterlandes ab. Das aber iſt die rechte Höhe! „Hurrah, Prinz Alltiet vorup", — der Sieg iſt ſolchem Corps gewiß! So lange, Du deutſches Volk, in Deinem Heere Hochachtung, Liebe, Ehrgeiz und Opfermuth an die Adlerbanner ſich heften werden, — „in hoc signo vinces", ſo lange wirſt du unbezwinglich ſein!! — —

Der ſchleswig-holſteinſche Krieg! — Näher auf ihn einzugehen, iſt unſer Beruf nicht; ſowohl talentvolle wie fachgelehrte Schriftſteller thaten dies vor uns bereits mit Sachkenntniß. Die Veröffentlichungen des großen Generalſtabes haben überdem die Acten dieſes, wie des Krieges von 1866 geſchloſſen. Unſere Pflicht iſt nur, des Prinzen perſönliches Verhalten in beiden Campagnen zu ſchildern und das, was man etwa unter dem etwas gewagten Begriffe der „Pſychologie des Erfolges", alſo unter der Frage: „Wieſo ſiegte unſer Geiſt und Wille thatſächlich über den des Gegners?" verſtehen kann. — Welcher Art unſer Geiſt war, als Preußen an Oeſterreichs Seite in den Krieg zog, weiß Jeder, der das 3. Armeecorps kennt, wie es unter Friedrich Carl geworden war. Andere Factoren, um dieſen guten und getreuen Geiſt zu heben und ihn zum Todes-Enthuſiasmus zu ſteigern, traten für das Heer wie für den Prinzen ſelbſt hinzu. — Für des Heeres Stimmung war anno 1864 von Gewicht, das daſſelbe — wenn nicht wußte, ſo doch fühlte, es ziehe zur Befreiung eines deutſchen Landes von fremder Gewalt aus. Nicht allein, daß jeder Soldat faſt unter uns leſen kann, alſo durch Zeitungen u. ſ. w. eine allgemeine Ahnung des Zweckes haben konnte, um den er Blut und Leben wagte, alſo nicht wie ein Prätorianer in den Streit zog, — das „Schleswig-Holſtein ſtammverwandt" hatte in den voraufgehenden Jahren ſo tauſendfältig von deutſchen Lippen geklungen, daß Jeder im Heer es nur für ſich zu ſummen brauchte, um das ins Herz zu kriegen, was der Franzoſe blos

— in den Beinen hat, den „élan“, — alſo die Aufwallung, — welche bei uns zu „innerer Erhebung“ ſich erhöht. Vortreffliche Schulung, wie des Prinzen Antlitz vor der Fronte thaten das Uebrige. — Was für Dieſen aber von Belang wurde, war, daß er denſelben, ihm wohlbekannten Boden des Jahres 1848 betrat und denſelben väterlichen Freund und Lehrer als Chef und Oberſt-Commandirenden über ſich hatte, wie damals, Feldmarſchall Freiherrn von Wrangel. — Da wir die Lebensſkizze dieſes „ehrwürdigen, alten Herrn“, dieſes Muſterbildes eines märkiſchen Reiter-Generals leider nicht beſonders zu veröffentlichen vermögen, ſo iſt das Leben des Prinzen „Allezeit vorauf!“ — wie er ſeit dieſer Campagne heißt — wohl der ſchönſte Platz, dem Manne ein Denkmal zu ſetzen, der einen Altar im Herzen Friedrich Carls ſchon längſt hat. —

Friedrich Heinrich Ernſt, Freiherr von Wrangel ward 1784 zu Stettin geboren, alſo zu der Zeit, da Neu-Vorpommern noch gut ſchwediſch, Stettin etwa erſt ein Menſchenalter brandenburgiſch geworden war. Gewiß aber iſt, daß unſeres Wrangel's Eltern bereits ſehr gut preußiſch geſinnt waren, ihr Sohn den Geiſt Derflinger's und die Erinnerungen der Paladine Friedrichs II. in ſich aufgenommen hatte. Erſt 13 Jahr alt begann er im oſtpreußiſchen Dragoner-Regiment von Werther als Junker ſeine Laufbahn. — Am 23. December 1806 — wie ſein Chroniſt ſagt — kam er an der Spitze von 30 Dragonern und ebenſo viel Towarczys *) („Geſellſchafter“, polniſche Milizen; das alſo, was die Franzoſen unter Richelieu „Fantassins“ nannten) zum erſten Male ins Gefecht „und beſcheerte ſich ein Dutzend gefangener Franzoſen zum Weihnachten“. 1807 errang er durch ſeine Bravour in der Schlacht von Heylsberg den pour le mérite. Es war dies berühmte Reitergefecht der ſogenannten „Auer-“ ſpäter Ziethen-Dragoner die erſte Waffenthat, welche den preußiſchen Muth wieder belebte. — In den Befreiungskriegen treffen wir Wrangel kämpfend faſt in

---

*) Nachmals wurden die Towarczys reguläre Soldaten; aus ihnen ſind unſere heutigen Ulanen hervorgegangen. D. V.

allen Schlachten; Großgörſchen trug ihm den Majors-Rang und das eiſerne Kreuz II. Claſſe ein. Die I. Claſſe erhielt er auf dem denkwürdigen Plateau bei Wachau, wo er den Feind glänzend attaquirte und jenen entſchiedenen Vorſtoß von Süden aus that, der die Franzoſen und Poniatowsky's Polen nach Leipzig hineinwarf, wodurch — da kurz darauf die Sachſen zu uns übergingen — das Kampfterrain für Napoleon ſo verengt wurde, daß er die Völkerſchlacht bei Leipzig verlor. Das war Vater Wrangel's zweiter glorreicher „Derflings-Tag"! 1814 führte Wrangel die oſtpreußiſchen Küraſſiere bei Montmirail, Champaubert und in dem gefahrvollen Rückzuge durch den Wald von Etoges. Sein Muth allein erhielt dem Könige dies Regiment! Bei Laon und Sezanne griff er ſiegreich ein und wurde in Folge deſſen Oberſtlieutenant. — Nach der Heimkehr Oberſt, ſtand er 1839 an der Spitze des 1. Armeecorps. — 1843 befehligte er die großen Cavallerie-Manöver auf dem Tempelhofer-Felde. Er wollte dieſe Waffe zu der Wichtigkeit wieder erheben, die ſie unter Ziethen und Seidlitz beſeſſen hatte, dies wurde Aufgabe ſeines ganzen ferneren Lebens! Von der Ueberzeugung erfüllt, unſeren Reiter-Generalen gehe die Fähigkeit ab, große Maſſen regelrecht zu führen, ſah er ſolche Manöver als das Mittel an, dieſe entſchlafene Fähigkeit wieder zu wecken. Daß Oeſterreich, Frankreich und Rußland dieſe Wrangel'ſchen Ideen ſogleich adoptirten, beweiſt am beſten, daß ihr Erzeuger ein Mann von höchſtem militäriſchen Wiſſen und Talent war. Insbeſondere weckte er die Kunſt des „Maſſirens" in Friedrich Carl, welche derſelbe in ſeinem Corps mit eiſerner Conſequenz auf alle Waffengattungen übertrug, um „alltiet vorup" ſein zu können. — 1848 ward Wrangel im April zum General der Cavallerie und Commandeur gegen Dänemark ernannt; unſer Prinz, wie wir wiſſen, begleitete ihn. In Jütland eingerückt, drohte ihm der däniſche Admiral Steen Bille, falls er nicht zurückgehe, preußiſche Städte an der Oſtſee zu bombardiren. Wrangel erwiederte ihm von Kolding aus: „Wenn Eure Hochwohlgeboren ausſprechen, daß die däniſche Marine für das Bombardement von Middelfort an

Häfen der Oſtſee Rache nehmen werde, ſo laſſen Sie es ſich geſagt ſein, daß für **jedes Haus**, das Sie an deutſchen Küſten in Brand ſchießen, ein Dorf in Jütland brennen wird! **Mein Name** bürgt Ihnen dafür, daß es geſchehen würde!!! Wrangel." — Der Däne ließ es ſich geſagt ſein!! — — Nach dem Waffenſtillſtande zu Malmö (26. Auguſt) übernahm Wrangel das Commando in den Marken. — —

Zum zweiten Male ſtellte jetzt der Schlachtengott den achtzigjährigen, dennoch in geiſtiger Jugendfriſche regſamen Greis auf denſelben Boden an die Spitze der öſterreichiſch-preußiſchen Doppel-Armee, ſeinem Herzen wie ſeiner Führung aber zunächſt den feurigen jungen Recken, welcher, wie ein anderer Siegfried Brunhilden, dem ächzenden Schleswig-Holſtein den däniſchen Gürtel löſen, es als rückerworbenes theures deutſches Land uns in die Arme legen ſollte. Daß um dieſe arme Brunhild — ſchon ein „ſachter" Bräutigam girrend warb, der die Befreier heimzuſchicken und die Ehe ſelber zu vollziehen dachte, lag nicht in der Berechnung dieſes Kampfes. Wir haben keine Cabinetskriege mehr in Europa, ſollten wir etwa einen für das Petit-Appartement des Auguſtenburgers führen?! — — — Was noch für uns Preußen ins Gewicht fiel, war, daß unſere Combattanten Oeſterreicher waren, ihr Commandeur aber Freiherr von Gablenz, ein liebenswürdiger Cavalier und tapferer Soldat, der ſich dem Ober-Commando Wrangel's in ſeltener Präciſion und Einmüthigkeit anfügte. Zum erſten Male ſeit 1815 marſchirten Habsburg und Hohenzollern brüderlich Schulter an Schulter zu einem heiligen, — rein deutſchen Zweck; das war der allgemeine große Vortheil! Der zweite ſpecifiſch preußiſche und für Friedrich Carl beſonders bedeutſame war, daß Preußen das Ober-Commando hatte! —

Natürlich hatte das ſeine beſondere Folge. Wenn Preußen mit einem Verbündeten marſchirt, übernimmt es ſeit Alters den gefahrvollſten und verantwortlichſten Theil der Aufgabe, das Leichtere dem Andern überlaſſend; Vater Wrangel kannte überdem ſeinen Friedrich Carl. — Demgemäß wurden die Operationen von ihm ſo eingerichtet, wie ſie von einem öſterreichiſchen Oberſt-

Commandirenden wahrſcheinlich für ſein Corps vorwaltend auch eingerichtet worden wären. — — Die geographiſche Lage Schleswig-Holſteins, — eine Sackform, ſüdlich mit deutſcher Mündung, von den drei anderen Seiten „meerumſchlungen", bot nur eine Operationslinie, ſteif nach Norden! Die linke Seite gegen die Nordſee war die „todte" — das heißt die erſt in zweiter Linie kommende. Dieſe erhielt Gablenz, mithin den linken Flügel. Die „lebendige" Seite, die öſtliche, lag nach Dänemark! Oſtnördlich mußte der Kampf naturgemäß ſich concentriren. Dort mußten wir ſiegen oder geſchlagen werden! Den rechten Flügel alſo erhielt Friedrich Carl mit den Preußen; damit iſt ſchon die halbe Entſcheidung geſagt! — Auf dieſen Prinzen kam's an; was an ihn aber nun kam, warf er zu Boden!! — Verfolgt man das geiſtige Kriegsbild auf der Karte, ſo wird die Wahrheit des eben Geſagten durch die erfolgten ſtrategiſchen Bewegungen evident. Ehe wir ſie ſkizziren, ſehen wir nach dem Feinde. —

Das däniſche Heer war brav im Kampfe, zähe im Leiden. Es mochte ſich ſeit 1848 gewiß nicht verſchlechtert, eher verbeſſert haben. An ſeiner Spitze ſtand General de Meza, der Held von Idſtedt und Friedericia. Ueberdem war die Bodenbeſchaffenheit des Kampfsobjects keine für die preußiſche Kriegführung gerade ſehr angenehme. Von Lüneburg aus ſendet nämlich die Lüneburger Heide einen nordweſtlich ſich krümmenden Abſenker in einer öden Hügelreihe von Dünen durch beide Herzogthümer weit über Kolding hinaus. Sie theilt, — wie das Rückgrat eines Fiſches, das Land in zwei Theile, die todte Linke nach der frieſiſchen See, welcher auch in wirthſchaftlicher Beziehung durchaus zurückſteht und hauptſächlich auf die Beziehungen zum Meere angewieſen iſt und die rechte, lebendige, wirthſchaftlich im höchſten Flor ſtehende Seite, welche ihre lange Fronte Skandinavien zukehrt. Dieſe Seite war unſer Theil, hier mußte der Schlüſſel zur Pforte des Sieges gefunden werden. — Gerade auf dem fruchtbaren Theile aber waren die Operationen weit ſchwieriger, und wenn ſie uns nicht abſolut neu waren, lag es daran, daß Wrangel wie Friedrich Carl ſeit 1848 die Terrain-Verhältniſſe thatſächlich kannten und die Tücke, welche dieſelben boten. Dazu war die Verantwortung Beider eine nahezu ungeheure! — Nicht nur, daß es galt, Oeſterreich zuvor, alſo mit und dennoch trotz ihm zu ſiegen, — es galt auch den grenzenloſen Haß gegen die neue Armee-Organiſation daheim zu vernichten, deren Gegner durch ihre Leiſtungen zu beſchämen, dem Könige aber zu beweiſen, daß die größte Arbeit ſeines Lebens nicht Fiction ſei! — —

Wiſſen auch alle Leſer, was ein „Knick“ iſt und was „Knickwirthſchaft“ beſagen will? Wer es nicht ſelbſt ſah, macht ſich ſchwer einen ernſten Begriff. In Deutſchland ziemlich überall ſtrecken ſich bebaute Bodenflächen über Ebenen und Hügel endlos hin. Nur ſchmale grüne Raine geben die Grenze des bäuerlichen Beſitzthums an und bilden zugleich die Wege, mittelſt denen Jeder von der Straße aus zu ſeinem Acker kann. Begrenzt nicht etwa ein Wald oder Berggipfel den Blick, iſt die Landſchaft nicht da und dort durch Wieſewachs, Weiden am Bach, Tannengruppen oder einen See maleriſch unterbrochen, dann ſchweift das Auge von dieſen endloſen Kartoffel-, Lupinen- und Kornfeldern bis zum Horizont in unerquicklich linearer Langeweile. — Die Elbherzogthümer ſind erſtlich aber ſchärfer gehügelt, ſtärker gewellt als unſere Ebenen. Auf der rechten Seite, namentlich von Kiel aus, dehnen ſich, — wie zu Heringsdorf und Rügen, die herrlichſten Laubwaldungen, z. B. der Düſtern-Brook, der köſtlich umlaubte, hügelbegrenzte Eiderkanal u. ſ. w., bis ans Meer; Wälder ſind indeß eine ſchlimme Gefechtsnachbarſchaft. Jeder Bauer aber, der dort Acker beſitzt, friedigt den zuſammenliegenden Complex durch Weißdorn und andere dichte, in Mannshöhe ragende Strauchhecken ſo feſt und undurchdringlich von allen Seiten ein, daß er nur mittels eines verſchloſſenen Holzthores ſelber in dieſelben hinein und die Saat beſtellen kann. Wachſen dieſe Hecken zu hoch, ſo daß ſie der Saat die Sonne benehmen, ſo werden ſie bis zur Bruſthöhe abgeſchnitten und dadurch alſo deſto dichter, undurchbrechbarer. In dies Gehege treiben die Leute auch ihr Vieh und laſſen es über Nacht unter freiem Himmel; dieſe Gehege heißen „Knicks“. — Sieht man ein ſolch hügelicht Ackerland von fern, etwa die Höhen von Ellerbeck, Menkeberg nnd Dietrichsdorf bei Kiel, ſo iſt dieſe grüne Umrandung der Kornfelder nicht nur höchſt freundlich, ſondern auch ſehr barock, etwa wie das fette, glattraſirte Geſicht eines Vollbürgers, das in zierlichem Heckenſchnitt rings vom Backen- und Kinnbart umrandet wird. Kommt aber nur erſt zwiſchen die Knicks hinein, dann hört das Komiſche wie Freundliche der Sache bedeutend auf. — Zwiſchen denſelben nämlich winden ſich, ſtets tieſer gelegen, ſämmtliche Landſtraßen, oft ſo eng dahin, daß zwei Wagen ſich nicht auszuweichen vermögen. Dieſe Wege ſind der reine Sand. Hinter jedem Fuhrwerk wirbelt eine Staubwolke auf, hängt ſich als undurchdringlicher Nebel ſtundenlang zwiſchen dieſe grünen Wände und fällt langſam erſt, wenn nicht ein neuer Wagen, eine Heerde, ein Trupp Soldaten dieſe unerforſchlichen Wirbel wieder aufrührt. Setzt ſich dazu die Sommerſonne mit ſcharfen Strahlen in dieſe Wege, von denen man nie das Ende, links und rechts nur grüne Wände und darüber den Himmel ſehen kann, ſo denkt man an den leibhaftigen Höllenbrand, wenn man gezwungen iſt, dieſe Pfade zu wandern. —

Wer auch noch ſo wenig von militäriſchen Dingen verſteht, dem wird aus dieſer Schilderung der „Knicks“ doch wenigſtens klar werden, daß dem Herrn des Landes dieſe grünen ewigen Hecken zu vortrefflichen Verhauen für ſeine Schützen werden müſſen, daß Derjenige aber, welcher in dies Land eindringt, Knick für Knick mit Kugel und Bajonnet erſt nehmen muß, will er nicht ſeine Truppen dieſe Wege im langen Gänſemarſch wie dünne Fäden dahinziehen laſſen, links und rechts dem Feuer der Dänen ſchußrecht. — Ein Krieg hier iſt zu drei Vierteln Tirailleurkampf, alſo eine Guerrilla-Campagne. Jeder andere preußiſche Offizier, der das Land nur durch — ob noch ſo genaue — Terrainkarten kannte, hätte bedenkliche Schwierigkeiten gehabt, für den Prinzen Friedrich Carl beſtanden ſie aber nicht, und das gewiß war die Hauptſache. —

Der Schlüſſel zur Pforte des Sieges mußte gefunden werden, ward geſagt. — Die Pforte war das Dannewerk. — Wo war der Schlüſſel? — Miſſunde und die Schlei! — Entweder drückte man nnn durch Miſſnnde, oder man hielt den Feind dort feſt und bewirkte den Uebergang an einem der beiden anderen Punkte, Arnis oder Kappeln. —

Der Tag von Miſſunde war das erſte heiße Bad, in dem ſich Preußens neue Heeresverfaſſung zu bewähren hatte. Der Kampf leitete ſich durch ein Infanterie-Gefecht ein, ihm folgte die Kanonade, dann der Verſuch des Sturmes gegen die Schanzen. Unſere Truppen aber waren dem däniſchen Kreuzfeuer zu ſtark ausgeſetzt, ohne unverhältnißmäßigen Menſchenverluſt daher die Schanzen nicht zu nehmen. Man wußte genug; ein anderer Ort ſollte als Angriffspunkt geſucht werden. — Die Nachricht vom blutigen „Tag zu Miſſunde" flog indeß durch ganz Deutſchland; zum erſten Mal ſah man, daß es uns Ernſt war und wir uns wie Helden zu ſchlagen wußten. An dieſem Tage erwarb Prinz Friedrich Carl ſich auch den Ehrennamen „Prinz Alltiet vorup!" und als am Abend die feuererprobten Soldaten ſtaubbedeckt an ihm vorbeimarſchirten, rief er ihnen zu: „Ihr könnt heute wie Männer ſchlafen, die ihre Pflicht gethan!" — „So ſoll es immer ſein!" antworteten ihm die Braven. — Nach einem Ruhetage wurde Miſſunde aufgegeben, um den Uebergang bei Arnis und Kappeln zu forciren. Drei Uhr des Nachts, am 5. Februar, fand man dazu die Gelegenheit, denn der Schleiübergang war frei, die däniſchen Truppen zu Arnis-Kappeln hatten ihre Kanonen vernagelt und waren abgerückt! Vier Uhr Morgens ſetzte die Brigade Röder über, nun war die Pforte und das Land geöffnet. Jauchzend drang Alles durch! — Der Feind ſuchte uns eben da, wo wir nicht kämpfen wollten und lies uns dort die Thür offen, wo wir uns gerade vorgenommen hatten, einzutreten! Nun hatten wir de Meza's linke Flanke. Ihm blieb ſomit nur die Wahl, umzingelt zu werden oder das Dannewirk zu laſſen, Dänemark aber hatte nur dieſe eine Armee; — eilig zog ſie ſich auf Düppel zurück.

Hier galt's für uns alſo erſt recht, die Unübertrefflichkeit unſerer Armee, des Königswerkes zu beweiſen, das fühlte vom Feldmarſchall abwärts Jedermann und dieſer Gedanke ſpannte alle Sehnen, ſchwellte alle Herzen, ließ im gemeinen

Manne ſelbſt den Muth eines Leonidas erwachen. In ſolch heiligen Stunden erhebt der Menſch ſich über ſich ſelbſt zum tragiſchen Ideale; er ſieht das Leben als das Richtige an, damit die Idee des Vaterlandes in ewiger Schönheit für alle Zeiten ſtrahle! Der ſimple, rohe, unwiſſende Kerl im Gliede ſchwingt dann durch eine einzige ungeheuerliche That ſich zu den Heldengeiſtern auf, die nach altnordiſcher Sage mit dem Vater der Götter im ewigen Eichenhaine ſitzen und ihres Todes ſich freuen dürfen! —

Nachmals hat Oeſterreich uns den Vorwurf gemacht, wir hätten es im Kriege zurückgedrängt, um die Ehre des Erfolges allein uns zuzuwenden. Das iſt wahr, eben ſo wahr, wie Oeſterreich mit demſelben guten Grunde uns daſſelbe gethan hätte, wäre das Ober-Commando an ihm geweſen. Weshalb ließ man uns denn dies ſo ungemeine und ausſchließliche Vorrecht, da man uns doch den abwechſelnden Vorſitz, — den Wunſch bloßer Gleichberechtigung am Bunde verſagte?! — —

Ohne Belagerungsgeſchütz waren die Schanzen von Düppel indeß nicht zu nehmen! So ſchwere Geſchütze waren aber nicht leicht heranzubringen; eine dreiwöchentliche Pauſe trat ein, welche — einige leichte Gefechte abgerechnet — faſt einem Waffenſtillſtande glich. — Indeß waren wir thätig genug. Nicht nur die nöthigen ſchweren Geſchütze kamen, auch unſere Garden wurden vom Corps Gablenz zurückgerufen, denn die weitläufigen däniſchen Werke bedurften größerer Maſſen zur Bewältigung. — Endlich waren wir ſo weit. — Der Sturm ward auf den 18. April angeſetzt, die Aushebung der letzten Parallele erfolgte am 13. Nachts. — Als vier Compagnieen vom 60. Regiment Tags darauf unter Major von Jena 300 Schritt gegen die Schanzen vorgingen und ſich in die Schützengräben einlogirten, wurde ihr allgeliebter Führer von Kartätſchen in Seite und Rücken tödtlich verwundet, Lieutenant von Seydlitz ſtreckte eine Gewehrkugel todt zu Boden, die Verluſte an Mannſchaften waren gleichfalls ſehr ſchwer; von Jena ſtarb bald darauf, tief betrauert, im Lazareth von Rübel, denn die Armee hatte einen ihrer liebenswürdigſten und heldenhafteſten Offiziere verloren.

Um 4 Uhr Morgens dieſes Tages (am 18.) begannen unſere Batterieen die 6ſtündige Einleitung des Kampfes. Um 10 Uhr ſchwieg das Feuer, dann raſſelten die Trommeln zum Sturme! „Ich bin ein Preuße —!“ ſo ſtürzten die Colonnen den däniſchen Baſtionen entgegen! — Nicht nur von dieſen, auch durch Rolf Krake wurden ſie mit Granaten beſtrichen. Aber unaufhaltſam erklommen ſie die Bruſtwehren, Traverſe auf Traverſe ward genommen, Alles niedergemacht, bis Schanze I., — die ſüdlichſte am linken Flügel der Dänen, erobert war! Major von Conta vom 4. Garde-Regiment nahm ſie. — Die II. Schanze eroberte Major von Fragſtein von den 38ern. Aber da die Angreifer, hinter ſich nachrückende Kameraden wähnend, durch dieſelbe hindurchdrangen, bemächtigte ſich die däniſche Beſatzung, welche bereits Pardon erhalten, derſelben wieder und begann das Feuer neu. Als die nachrückenden Arbeits-Compagnieen und die beiden Sturm-Compagnieen ankamen, fanden ſie die Schanze vom Feinde neu beſetzt. Sie mußten ſich niederwerfen, um dem Kugelhagel zu entgehen. Unterm Schutze des Schnellfeuers, das ſie eröffneten, ſtieg Ingenieur-Lieutenant Diener mit etlichen Pionieren in den Graben hinab, um einen Pulverſack an die Palliſadenwand zu legen, und die Oeffnung ſo zu erzwingen. Da war's, wo Pionier Hermann Klincke den Pulverſack entlud, ſich mit den Palliſaden ſelbſt in die Luft ſprengte und den Kameraden „nun Gaſſe“ machend, — den Tod eines Arnold von Winkelried erwählte; er hatte den Entſchluß der Selbſtopferung vorher unbedingt ausgeſprochen. Dieſe That entſchied über das Schickſal der Schanze! Lieutenant Diener, obwohl mit verbrannter Hand, drang durch die Lücke; herzuſpringende Arbeiter und Pioniere erweiterten ſie, die Sturm-Colonnen kamen nach! Wie die Bären ſchlugen die Dänen um ſich, des Todes nun gewiß, Schanze II. ward aber genommen und ihr heldenmüthiger Vertheidiger, Lieutenant Anker, gefangen. Das war ein überwältigender Stachel für den Ehrgeiz der anderen Truppen! Sturm auf die III. Schanze!

Major Girodz von Gaudy vom Leib-Regiment führte ihn aus, wenige Minuten ſpäter flatterte die Preußenfahne, die erſte unter allen, auf Schanze III. — Lieutenant Stöphaſius von der Artillerie und Lieutenant Löbbecke von der 1. Compagnie der 53er hingegen waren die Erſten in Schanze IV. — „Weh deit et hölliſch", ſagte ein ſchwerverwundeter Musketier dieſer braven Truppe zu einem Flensburger Bürger, „aber et was doch ſchön!" — — Die V. Schanze, dann Schanze VI. wurden unter Major von Krohn (24er) durch 6 Compagnieen der Brigade Röder genommen. Ihr Held aber, Feldwebel Probſt, führte, die Fahne in der Hand, an Stelle des ſchwerverwundeten Hauptmanns von Salpius, die 11. Compagnie zuerſt auf die Bruſtwehr. Eben will er die Fahne aufpflanzen, eine Kugel zerſchmettert ſeinen rechten Arm. Er nimmt das Adlerbanner in die Linke, als ihm ein zuſpringender Däne durch die Bruſt ſchoß. Füſilier Hermann's Gewehrkolben ſchmettert den Gegner nieder und rettet die Fahne! — Salpius und Probſt! — Dem Wiedergeneſenen wie dem Todten galt der Soldaten ewige Liebe; dem braven Probſt aber ihr ſteter Schmerz und im Liede gedenken ſie immer noch ſeiner! — Die VI. Schanze endlich nahm Major von Beeren (Auguſta-Regiment). Jetzt erſt war der Fall von Düppel, Alſens Pforte, gewiß, Prinz Friedrich Carl konnte dem Könige die Botſchaft froher Gewißheit ſenden. —

Welchen Jubel in Berlin, welch' ſtille Genugthuung in Wilhelms I. Herzen dieſe Nachricht erregte, wurde ſchon geſchildert. „Der König kommt ſelbſt, den Truppen zu danken!" — ſo lieſ's durch die Reihen der Sieger. — Mit Wegnahme dieſer ſechs Schanzen war die ſchwerſte Aufgabe gelöſt, in den folgenden zehn Minuten fielen die vier letzten; die Düppelſtellung war genommen. Ohne Impuls von oben, ohne Befehl ſelbſt drangen aus eigenem Inſtinkte die Truppen ſämmtlich vor, und dieſer Sieg wurde nicht blos ein Rückzug, er ward des Feindes Vernichtung. Die Preußen nahmen den Alſener Brückenkopf weg, und um 2 Uhr war das ſchleswig-holſteinſche Feſtland von Dänen frei, der Alſenſund fortan die Grenzſcheide. Seit 1815 hatte Preußen keinen Tag ſo erlebt wie heute; Thränen und Gebet waren der flammende Dank unſerer Herzen! — Durch dieſen Sieg war die feſte Ueberzeugung für uns gewonnen, daß nunmehr unſere ſtaatliche Exiſtenz nicht mehr dadurch bedroht ſei, daß Ohnmacht uns zwinge, jegliche Unbill zu tragen, die ein übermüthiger Nachbar uns zuzufügen für gut findet. Mit dieſem frohen Bewußtſein im Heere traf König Wilhelm auf dem Siegesfelde in Begleitung Bismarck's und Moltke's ein, den Truppen ſeinen Dank ſelbſt auszuſprechen. Prinz Friedrich Carl vor Allen erwarb ſich die ausgezeichnete Anerkennung ſeines königlichen Oheims und Kriegsherrn. Berlin aber brachte ſeine Huldigung dem tapferen Herrn am Hundertkanonentage (3. Mai) dar, wo 108 däniſche Geſchütze durch Begleitsmannſchaften aller Sturmcolonnen unter Führung des Lieutnant Stöphaſius („des Löwen von Düppel") nach der preußiſchen Hauptſtadt gebracht wurden. —

Durch Englands Vermittelung kam nach dieſem Erfolge eine vierwöchentliche Waffenruhe zu Stande, ja, war auf weitere vierzehn Tage verlängert worden. Als dennoch der Starrſinn der Dänen ſich nicht brach, begann (am 26. Juni) der Krieg von neuem; — drei Tage ſpäter hatten wir Alſen erobert. Dies Ereigniß entſchied den Frieden! Nicht nur, daß mittlerweile ganz Jütland mit Friedericia in unſeren Händen war, von Alſen aus bedrohten wir auch das däniſche Inſelreich und Kopenhagen ſelbſt; die Wahl zwiſchen Demüthigung und Vernichtung war alſo nicht ſchwer. Im October wurde Schleswig-Holſtein durch den Wiener Frieden an Oeſterreich und Preußen für immer abgetreten. — —

In der Zwiſchenzeit (ſeit dem Siege von Düppel) war ein Wechſel in unſerem Ober-Commando eingetreten. Papa Wrangel hatte den Feldzug mit Aufbietung ſeiner ganzen Energie geleitet, das rauhe Winterwetter im Beginn deſſelben aber, die Strapazen, welche ſich Jedermann, ob General oder Gemeiner, auferlegen mußte, hatten die Kräfte dieſes greiſen Kämpfers für Preußens Ehre völlig aufgerieben. Mit der Grafenkrone geſchmückt, legte er ſeine Stelle nieder und Prinz Friedrich Carl ward Generaliſſimus der vereinigten Armeen. Von dieſem Zeitpunkt ab waren auch dem Freiherrn von Moltke die Geſchäfte eines Stabschefs beim Ober-Commando der liirten Armeen übertragen worden. Unter dem „Prinzen Alltiet vorup" und dem „großen Schweiger" — wie man Moltke noch immer zu nennen beliebt — wurde der Krieg ſiegreich zu Ende geführt.

So lange bisher in Frieden lebend, ſollten wir — da einmal das Schwert gezückt war — es während ſechs Jahren nicht mehr aus den Händen legen dürfen! Der Sieg von 1864 zeugte den Krieg 1866, die „Rache für Sadowa" aber ließ den Rieſenkampf mit Frankreich erſtehen! Wahrhaftig ſolche Zeit, — deutlich genug vorher geahnt — erforderte Männer, welche eiſernen Willens, kalten Bluts und höchſten Wiſſens bedurften, um die Hydren zu vernichten, welche neidentflammt ſich um uns immer wieder neu erhoben. —

Wie ſchwer wir gegen Oeſterreich und den Bund anno 1866 in den Krieg gingen, iſt ja bekannt. Zu Oberſt-Commandirenden der drei Armeen, welche Oeſterreich entgegengeführt werden ſollten, waren der Kronprinz in Schleſien, Herwarth von Bittenfeld im Königreich Sachſen, Prinz Friedrich Carl aber als Centrum in der Provinz Sachſen und Lauſitz deſignirt worden. — Friedrich Carl war bereits noch vor dem däniſchen Friedensſchluſſe nach Berlin zurückgekehrt und alsbald wieder an die Spitze ſeines 3. Armee-Corps getreten. — Für dieſe Campagne zum Oberbefehlshaber der I. Armee ernannt, ſagte zum Abſchied (15. Juni) König Wilhelm zu ihm bewegt: „Ich bin ein alter Mann und bald 70 Jahr, wie ſoll ich jetzt noch an Krieg denken?! Ich will Nichts mehr, als meinem Volke den Frieden laſſen, wenn ich ſterbe! Ich weiß auch, daß ich's vor Gott und meinem Gewiſſen verantworten muß. Ich kann's bezeugen vor Gott, ich habe Alles gethan; gebeten habe ich den Kaiſer, gebeten, wie man nur bitten kann! Ich will auch keinen Fußbreit Landes, will Alles zugeſtehen, was ſich mit der Ehre Preußens vereinen kann. Ich habe viel angeboten; aber ſie wollen ja den Krieg, ſie wollen es ſo wieder haben, wie es vor dem ſiebenjährigen Kriege war, und das geht doch nicht; dann iſt ja Preußen nicht Preußen mehr!! —

Carl, Du haſt ſchon einen Auftrag gehabt, da haſt Du's gut gemacht: — jetzt bekommſt Du eine viel ſchwerere Aufgabe!!" — Wohl erfüllt von dieſer ihrer Schwere ging der Prinz an ſie und in dem Gefühle, daß der Lorbeer, den ihm der Dänenkrieg gebracht habe, klein ſei gegen die Palme, die er jetzt zu erringen habe und daß unter des greiſen Königs eignen Augen der uralte Ringkampf zweier Gegner ausgekämpft, Deutſchlands Geſchick für immer entſchieden werden müſſe!! —

Da Oeſterreich ſich die Offenſive verſagte und Sachſen entblößt war, galt es die Gebirgspäſſe Böhmens zu gewinnen und ſomit den Eingang in Feindesland. Der königliche Befehl zum Marſch auf Gitſchin war angelangt; des Prinzen Hauptquartier befand ſich zu Görlitz. Als er von dort aufbrach (er bewohnte das Ständehaus), ſagte der Vertreter des lauſitzer Adels zu ihm: „Gott ſchütze das Heer! Seien Sie überzeugt, königliche Hoheit, unſere herzliche Fürbitte ſoll Ihnen nicht fehlen!" — „Ja, bitten Sie für uns", erwiederte Friedrich Carl ſehr bewegt, „denn wir allein werden's nicht vollbringen, ſo Gott uns nicht hilft!!" —

Am 23. Juni rückte der Prinz in Böhmen ein. „Alltiet vorup!" jubelten die Truppen, als ſie den Prinzen zu Roß unterm ſchwarzgelben Grenzpfahle halten ſahen, und unter den Klängen des alten „Friedrich-Carl-Liedes", das ſie vor Düppel ſchon geſungen, zogen ſie hinab den Paß, hinein ins kaiſerliche Land. An demſelben Tage erfolgte unter verſchiedenen Recognoscirungs-Gefechten die Beſetzung von Reichenberg. — Nachdem die Bewegung der I. Armee von Zittau, Friedland und Neuſtadt aus eine concentriſche geweſen, wurde ſie von Reichenbach aus eine ſtrahlenförmige auf Podol, Turnau und Eiſenbrod durch den Sablon-Paß. Letztere beiden Poſitionen wurden ohne Widerſtand genommen, Podol erſt nach heftigem Gefecht. Die Iſarlinie war unſer. —

Am 28. Juni marſchirte die Elbarmee auf Münchengrätz, wo ſich nach hartem Kampfe mit ihr die Armee des Prinzen Friedrich Carl vereinigte. Am 29. ward die Stadt Gitſchin genommen, nachdem zwei kaiſerliche Bataillone Giulai und ein Bataillon

Khevenhüller geſangen genommen worden. — War bei Reichenbach des Prinzen Friedrich Carl Vereinigung mit Bittenfeld's Elbarmee geglückt, ſo hatte man in Gitſchin Fühlung mit der von Schleſien anmarſchirenden II. Armee des Kronprinzen gewonnen.

Die bisherigen einzelnen Kämpfe, welche die Geſammtvereinigung aller drei preußiſchen Armeen und das ſtaffelweiſe Zurückwerfen des Gegners zum Zweck gehabt hatten, waren ſehr blutig und erbittert geweſen, unſere Verluſte ſehr groß. Noch härter aber waren diejenigen der Armeen, welche in dieſem unſeligen Bruderkampfe gegen uns ſtreiten mußten. Allein in den Gitſchiner Kämpfen fielen 27 ſächſiſche und 111 öſterreichiſche Offiziere, ein Beweis, wie verzweifelt das Ringen um dieſen wichtigen Punkt, ja daß ſein Verluſt für Oeſterreich ſchon der Prolog der Niederlage war. Alle dieſe wackeren Helden verbluteten, treu ihrer herben Pflicht, — der gleiche Lorbeer wie unſeren Braven ſei ihrem Andenken!! —

Königgrätz! — — Es iſt von verſchiedenen Seiten ſehr verſchieden darüber argumentirt worden, wem das Hauptverdienſt dieſes großartigen Tages zugeſchrieben werden muß. Einestheils wird behauptet: Prinz Friedrich Carl habe den Plan der Schlacht zuerſt erdacht und eingeleitet. Seine Dispoſitionen für die ganze Anlage der Schlacht ſeien vom Kriegsrath genehmigt worden. — Andererſeits wird behauptet, daß dies nicht zutreffe, Prinz Friedrich Carl habe lediglich nach der vom Könige im Kriegsrath feſtgeſtellten Dispoſition losgeſchlagen und gleichzeitig der Kronprinz den Befehl zum Anmarſch erhalten. Beides geſchah demnach und die Umklammerung des Feindes wurde bewirkt. — Wie uns ſcheinen will, ſind beide Anſichten weder ganz falſch noch abſolut richtig. Am Nachmittage des 2. und in der Nacht zum 3. Juli fanden mehrfache, höchſt wichtige Recognoscirungen ſtatt und zweimal erhielt der Kronprinz und zwar verſchiedene Befehle und Dispoſitionen. Den erſten Avis überbrachte Lieutenant von Normann mittels Briefes des Prinzen Friedrich Carl. Dieſe erſte Dispoſition wurde aber, ſpäteren genaueren Ermittelungen zufolge, geändert und eine neue mit einem Schreiben Moltke's, was zugleich erklärt: „die heute Nachmittag unter anderen Verhältniſſen gegebenen dieſſeitigen Anordnungen ſind nun nicht mehr maßgebend", durch Graf Finkenſtein, des Königs Flügeladjutanten, dem Kronprinzen überbracht. Hieraus wird man ſchließen dürfen, die erſte Dispoſition (mit Genehmigung des Kriegsraths) ſei dem Prinzen Friedrich Carl allerdings zuzuſchreiben, die zweite veränderte aber, nach der man wirklich losſchlug, ſei direct und allein vom Hauptquartier nach des Königs Beſchluß ergangen und dieſem endgültigen Plane gemäß habe der zähe und blutige Vortanz in der Schlacht von Friedrich Carl begonnen, auf ſeiner höchſten Höhe um 3 Uhr Nachmittags, — als die Zunge der Glückswaage dieſes Tages ſchon bedenklich herüber- und hinüberſpielte, aber glorwürdig durch des Kronprinzen Erſcheinen an der Spitze der II. Armee entſchieden worden, ſo daß gerade hier beſonders erſichtlich wird, wie durch das richtige Zuſammentreffen aller Factoren der Erfolg des ganzen Kriegs in Böhmen ſo durchgreifend entſchieden wurde, daß alles Kommende nur als die unerbittliche Folge deſſelben angeſehen werden muß. An dieſem ſeltenen Tage erlebten wir auch zum erſten Mal das nie geſehene Schauſpiel, zwei Zollernprinzen als Feldherren in edelſter Rivalität einander in kriegeriſchen Leiſtungen überbieten, unter des Königs Augen die Siegespalme erringen zu ſehen!! Gerade die verſchiedenen Anlagen der militäriſchen Talente „Unſers Fritz" und des Prinzen „Alltiet vorup" ſollten am Tage von Königgrätz ſich harmoniſch ergänzen! — Ueber den allgemeinen Gang dieſer heißen Schlacht iſt das Nöthige bereits erwähnt worden. —

Als die Trompeten zum Angriff blieſen, hatte man unſererſeits keine Ahnung, ſich der ganzen öſterreichiſchen Armee gegenüber zu befinden. Man konnte ſich ja nicht denken, daß Benedeck Alles auf einen Wurf ſetzen werde! Zum Glück war, wie wir wiſſen, in der Dispoſition dennoch die Möglichkeit dieſes Falles erwogen und der Kronprinz deshalb zur Hülfe entboten worden. Die Täuſchung über des Feindes Stärke mußte man leider mit den heißen Kämpfen in der erſten größeren Hälfte des

Schlachttages bezahlen. Den Feind allein zu werfen wären Friedrich Carl wie General von Bittenfeld nicht vermögend geweſen, und die Erlahmung trat trotz aller Bravour vor den Lipa-Höhen im Centrum, wie bei der Elbarmee auf dem rechten Flügel in Beſorgniß erregendſter Weiſe ein. Mit der Ankunft des Kronprinzen erſt war der Sieg unſerer Sache unwiderruflich. — —

Der Rückzug! Wenn es, wie Wellington erklärte, nächſt einer verlorenen Schlacht kein größer Unglück giebt, als eine gewonnene, hier wurde das an dieſem heißen Tage zur vollſten ſchrecklichen Wahrheit. Die ſchönſte, tapferſte Armee, die größte Armee Oeſterreichs zog dahin, zerriſſen, verſprengt in grenzenloſer Panik, Todte, Verwundete, Gefangene, Munition und Geſchütze in unüberſehbaren Maſſen zurücklaſſend. —

Am 5. Juli brach die geſammte preußiſche Armee nach Süden auf, von Königgrätz nach — Wien. Die Schluß-Bataille bei Blumenau war das letzte bedeutendſte und ſtrategiſch wichtigſte Ereigniß! Es handelte ſich dort um nichts Geringeres, als die Reſte von Benedeck's Macht zu verhindern, ſich mit der Armee zu vereinen, welche von Ungarn her bereits im Anmarſche war. Hatten wir Preßburg, dann war Wien verloren! — An dieſem Gefechte nahm von Prinz Friedrich Carls Armee ſein eigenes (3. Corps) Theil. Als General von Boſe (4. Armee-Corps) im Rücken von Blumenau Stellung genommen hatte und an General-Lieutenant von Franſecky hiervon eben Nachricht gab, wurde plötzlich auf unſerer ganzen Front Waffenruhe verkündet, — der Friede ſtand vor der Thür! Am 18. Juli wurden die Präliminarien zu Nikolsburg geſchloſſen, am 31. hielt König Wilhelm I. über die geſammte Armee des Prinzen Friedrich Carl bei Großgänſerndorf Revue ab. — —

Das Marchfeld!! Welche Erinnerungen!! — Es iſt ein altes Schlachtgefilde! Hier ſiegte einſt Ottokar von Böhmen, hier fiel er gegen Rudolph von Habsburg als „Rebell“. Die Schaaren Napoleons I. hatten ſiegreich dieſes Feld geſehen, nun ſtand auf ihm Preußen's eiſernes Heer —, zwei Stunden nur von Preßburg, die Florisdorfer Schanzen vor ſich, — dahinter aber ragte die gothiſche Pyramide von St. Stephan! — Kein Baum, kein Strauch bietet rings die geringſte Deckung, wie eine Tafel liegt die Ebene, von einem kleinen Waſſer nur durchſchnitten, das der Donau zueilt. — Feierlich ſtill iſt's ringsum, — weihevoll! Zu ſiegen iſt groß, den Sieg nicht zu mißbrauchen — größer! — — Am Abende vorher war König Wilhelm I. von Ladendorf in Gänſerndorf eingetroffen. Die vier Diviſionen von Tümpling, Manſtein, Franſecky und Horn, wie das Cavallerie-Corps des Prinzen Albrecht (Vater) von Preußen ſtanden in Parade. — Als gegen 10 Uhr Morgens der langen Linie ſeiner Braven ſich der König nahte, Prinz Friedrich Carl die ganze Parade präſentiren ließ, brach alles Kriegsvolk im Sturm der Begeiſterung mit nicht endenwollendem Hurrah los. Und wie der Jubel da und dorthin wogte, einer Brandung gleich ſich immer wieder erneuend, da tönte von Wien her langſam feierlich — als fernes Mahnen der Kirchenglocken Ton, — erſt ſchüchtern nur und mit dem gewaltigen Brauſen der Stimmen ringend, dann klarer, voller! Wie getragen von einem Gottesodem herüber, überhallt er das letzte Jauchzen!

„Friede ſei ihr erſt Geläute!!“ — —

Andacht wie Trauer erfüllten die Gemüther. — Als der König die 7. Diviſion paſſirte, die ſchmalen Fronten ihrer im Swiep-Walde gelichteten Bataillone erblickte, war auf ſeinem edlen, von Menſchenliebe verklärten Zügen die Erſchütterung zu leſen, in die ſo vieler Braven Heimgang ihn verſetzte. — Der Vorbeimarſch begann! Prinz Friedrich Carl führte ſeine 64er, Prinz Adalbert ſein 31. Regiment vorbei. — Einen wehmüthigen Eindruck machten die Landsberger und Neumärkiſchen Dragoner. Die Schwadronen der letzteren zählten faſt nur noch die Hälfte Mannſchaften; die Anderen waren tief eingeſcharrt im Felde zu Rosberitz. Mit bewegter Stimme berief der König ſeine Generale. „Was wir heute vor uns ſehen, — Gott allein die Ehre!“ tönte ſeine Stimme. „Wir aber ſind Gottes Werkzeuge geweſen! Der unvergleichlichen Bravour Meiner Armee und Ihrer ausgezeichneten Führung, — namentlich“ — hier wendete er ſich leuchtenden Blickes zu

Friedrich Carl — „der Deinigen — verdanke Ich, verdankt das Vaterland dieſen glänzenden, ſo ſchnell beendeten, mit ſo ruhmreichen Reſultaten gekrönten Feldzug! Ich danke heute namentlich der 7. und 8. Diviſion, die mit zäher Tapferkeit Stand gehalten haben, als es den höchſten Preis galt; ihre Verluſte ſind ſchwer und ſchmerzlich, aber ſie waren nöthig und ſind nicht vergeblich. Noch einmal alſo: Meine vollſte Anerkennung und Meinen königlichen Dank! Leben Sie wohl, meine Herren! Auf Wiederſehen im Vaterlande!“ — Unter tauſendſtimmigem Hurrahruf ritt der König mit ſeiner Suite nach Schönkirchen, wo eine aus Decorirten gebildete Ehrenwache ihn empfing. Hier ward das Frühſtück eingenommen. — Noch voll von dem ſchwermüthig-großartigen Eindrucke, ergriff der König herzlich Friedrich Carls Hand. — „Deine Armee hat Großes geleiſtet!“ rief er aus. So Hand in Hand ſtanden Oheim und Neffe; ein Zittern innerſter Bewegung kam über Beide. „Die Armee wird noch mehr leiſten können, als ſie in dieſem Feldzuge geleiſtet hat!“ flammte es begeiſtert von des Prinzen Lippen. — Es war faſt wie ein Eid, den er da that. — Er konnte damals freilich nicht wiſſen, daß er ſobald ihn einlöſen müſſe, noch weniger konnte er ahnen, daß er ihn ſo glänzend löſen werde, wie nur je ein hohes Soldatenwort gelöſt ward! — — —

„Wenn der Pulverdampf einer Schlacht ſich zu zerſtreuen beginnt“, ſagte Prinz Friedrich Carl ohnlängſt, „ſo rollt ſich uns jedesmal ein Bild neugeſtälteter Weltverhältniſſe auf!!“ — Wohl dem Feldherrn, der ſich Deſſen recht tief bewußt iſt; Wehe über den Fürſten, der dieſe ernſte Wahrheit in übermüthigem Leichtſinne zur Baſis ſeines politiſchen Egoismus macht! Neu hatten ſich ſeit 1866 unſere Localverhältniſſe geſtaltet — die des engeren deutſchen Vaterlandes, — Napoleon war es vorbehalten, nicht ganz vier Jahre ſpäter Anlaß zu ſein, daß „der entrollende Pulverdampf der Schlacht das Bild völlig erneuter **Welt**verhältniſſe entſchleiern ſollte!!“ — —

In dieſem letzten, größeſten aller Kriegsdramen war Prinz Friedrich Carl eine um ſo entſcheidendere, deſto ſchwerere und verantwortungsvolle Rolle aufbehalten, als ihm dabei faſt unausgeſetzt ſelbſtſtändige Operationen zufielen und er oft nur loſe mit dem Hauptquartier in Verbindung ſtand. — So groß — ja wahrhaft rieſenhaft die Kräfte der deutſchen Armee, eine Million Menſchen, im letzten Kriege ſich entfaltet, ſo ausgedehnt war auch ihr Kampfterrain — vom Rhein bis zum atlantiſchen Ocean — geſteckt, ſo ſchreckhaft in ſeiner Gewalt war auch der Feind ſelbſt. Unſere Kräfte mußten in Frankreich viel mehr getheilt, bis ans Unglaubliche angeſtrengt werden. Dazu ſtanden wir Generalen gegenüber, die in der Krim, Italien, Mexiko, Algier und im Orient ſich höchſten militäriſchen Ruhm erworben hatten, — einer Armee gegenüber, der bisher eine verlorene Schlacht unbekannt war und welche in ſich den Geiſt jener ehernen Bataillone erneuert hatte, die, aus der Schule des erſten Bonaparte, des Weltbezwingers, hervorgegangen waren! Wie ſchrecklich ernſt damals die Stimmung in unſeren höchſten Kreiſen war, wie klar man wußte und fühlte, auf Wen man ſich, nächſt Gott, allein zu verlaſſen hatte, beweiſt folgende unlängſt gethane Aeußerung Friedrich Carls: — „Die Kraft des Volkes zeigt ſich erſt ganz im Heere!“ ſagte er. „Nicht die Begeiſterung etwa, ſein agens iſt die Pflichttreue! Ich bekam erſt Hoffnung und Zuverſicht gegen Frankreich durch meine Soldaten! — Würde doch nur der Deutſche ſich nun ſeiner **ſelbſt** und ſeiner **Kraft** bewußt!!!“ — Solche Gefühle beſeelten den Sieger von Düppel und Alſen, den zähen Kämpen von Königgrätz, ſie beſeelten ihn noch dann in ernſteſter Weiſe, nachdem Frankreich uns längſt zu Füßen lag, Elſaß-Lothringen aber wieder in unſeren Armen!! — —

Am 26. Juli 1870 begab ſich Prinz Friedrich Carl nach Mainz, um das Commando der II. Armee zu übernehmen. Dieſe Armee beſtand aus 6 Armee-Corps, nämlich: der preuß. Garde unter Prinz Auguſt von Würtemberg, dem 3. Corps von Alvensleben II., dem 4. Corps von Alvensleben I., dem 9. von Manſtein, dem 10. von Voigts-Rhetz, dem 12., ſächſiſchen, des Kronprinzen von Sachſen und den beiden Cavallerie-Diviſionen von Rheinbaben und Herzog Wilhelm von Mecklenburg-Schwerin;

Stabs-Chef der ganzen Armee war General-Major von Stiehle. — Vier Tage ſpäter (den 30.) marſchirte Friedrich Carl durch die Pfalz und den 6. Auguſt ging die II. Armee über die franzöſiſche Grenze, um das Corps des General Froſſard bei Saarbrücken feſtzuhalten. Es glückte! Ein Wald von Rothhoſen rings ſtarrte uns entgegen! — Der Kanonendonner rief inzwiſchen von allen Seiten preußiſche Truppentheile herbei. Mit donnerndem Hurrah führte Oberſt Reuter die 12er (Regiment Prinz Carl von Preußen) zum Sturm auf die Spicherer Höhen! — „Brandenburg hoch!“ Sie warfen trotz Steilheit, trotz des Feindes Schützengräben die Franzoſen aus ihrer uneinnehmbar geglaubten Stellung! General Döring griff am linken Flügel ein, Major von Lynker's Artillerie gelang es, durch unglaubliche Anſtrengungen zwei Batterieen (fünfte Diviſion) auf das Plateau des Spichern ſelbſt zu bringen und krachend ſchlugen die deutſchen Kugeln in die franzöſiſchen Glieder! Viermal ſtürmte Froſſard gegen uns an, begegnete das letzte Mal aber einem ſo furchtbaren Angriffsſtoße der Preußen, daß er, zurückgeworfen, ſeine vortheilhafte Stellung verlaſſen, in völliger Auflöſung den Rückzug antreten mußte. — Gegend Abend traf der Oberſt-Commandirende Prinz Friedrich Carl auf der ſchrecklichen Wahlſtatt ein und ergriff das Commando. — Geworfen war der Feind; nun galt's, ihn nicht mehr zur Beſinnung kommen zu laſſen, den erſten Schrecken in ihm als „Preußenkrankheit“ zu verewigen!! Wahrhaftig, nicht Begeiſterung that das, nicht Ehrgeiz, ſie erlahmten Beide ja in ſolchem Todesringen; der treue Pflichteifer, „Gott, König und Vaterland“ im Herzen, das iſt die unzerſtörbare, iſt die einzige Tugend, welche ein Volk gewaltig macht! —

Die geſchlagenen Armeen des Herzogs von Magenta und Froſſard's nahmen einen wilden, fluchtartigen Rückzug auf Metz, dem feſteſten Waffenplatz von ganz Frankreich. Wie der Panther ſich aber erbarmungslos an ſein enteilendes, keuchendes Opfer klammert, ſo hielt unſere wunderbare Cavallerie ſich an dem Feinde feſt. Wie gut ſie es that, bewies, daß ihre Spitzen drei Tage nach dem Siege von Saarbrücken und Wörth bereits ſchon Metz, Pont a Mouſſon und Nancy erreicht hatten, Elſaß und Lothringen bis gegen die Moſel hin alſo für unſern ungeſtörten Vormarſch offen lagen. —

König Wilhelm und die I. Armee waren am 9. in Saarbrücken erſchienen, am 11. in St. Avold, zwei Tage ſpäter in Faulquemont. — „Metz!“ hieß die allgemeine Loſung der I. und II. deutſchen Haupt-Armee!! — — „Alltiet vorup!“ — Prinz Friedrich Carl hatte in ſeiner anno 1859 verfaßten Schrift: „Kampfweiſe der Franzoſen“ ſeinen Offizieren gelehrt: „daß man keinen Angriff der Franzoſen abwarten, ſondern ihm ſofort begegnen müſſe!“ Dieſe höchſt ſchlagende Regel hatten ſich die preußiſchen Corps angeeignet und ſetzten ſie nun den Franzoſen auf haarſträubende Weiſe in Scene. —

Die Deutſchen ſtanden vor Metz, das die Elite der kaiſerlichen Armee und Rudera vom Corps Froſſard barg. Bazaine, „der Henker von Mexiko“, welcher die Schlacht ſonſt mit dem Spazierſtöckchen in der Hand zu commandiren pflegte, hatte den Oberbefehl dieſer „Rhein-Armee“ übernommen, welche den Rhein niemals ſehen ſollte. Als wir anrückten, hatte dieſer ſelbſtbewußte Mann beſchloſſen, den eben erlangten Oberbefehl und den ſinkenden Stern des Kaiſers zu glorificiren, indem er den Napoleonstag durch einen Sieg über die „Pruſſiens“ celebrirte. Da beſagter „heiliger Napoleon“ indeß für uns keine ſo dogmatiſche Wichtigkeit hatte, um unſere Geſchäfte pietätsvoll gerade nach ihm einzurichten, ſo griff die I. Armee (v. Steinmetz) unterm Auge des Königs Herrn Bazaine ſchon einen Tag früher bei Courcelles an und ſchlug ihn! Mit dieſem Kampfe war die Reihe jener großen Schlachten eröffnet worden, die rings das Netz um Bazaine ſpannten, aus dem er nicht mehr entrinnen ſollte. —

Den erſten ſtarken Riegel ihm vorzuſchieben, war Prinz Friedrich Carls Aufgabe. Bazaine wollte nach einem ſo ſchmachvoll erlebten Napoleonstage ernſtlich auf Verdun zu, der Straße nach Paris, abziehen, dem entflohenen Kaiſer nach, der in den Augen ſeiner mit ſolcher Vorliebe gehätſchelten Armee nur noch eine Null war. „Alltiet vorup“ ging in Gewaltmärſchen mit der

II. Armee in ſtarkem weſtlichen Bogen bei Pont a Mouſſon über die Moſel, ſchwenkte nordöſtlich ein und packte den bereits im Abmarſch begriffenen Bazaine bei Mars la Tour, welcher das Dorf von Vionville, das Vorwerk Flavigny und die nächſten Höhen in Gefechtsordnung beſetzt hatte. Trotz Düppel und Alſen, trotz Königgrätz und Saarbrücken — dieſer Tag war doch der heißeſte, wildeſte, den die unverwüſtlichen Brandenburger, die großmäuligen und doch ſo thatkräftigen Berliner Kinder, die Sprößlinge der Streuſandbüchſe des weiland „heiligen römiſchen Reichs", jemals erlebt hatten!! — Einer Meeresbrandung gleich ſchwoll der Feind heran und wieder heran, um an der norddeutſchen Kraft wie an einem Felſen zu zerſchellen!! Noch machte Bazaine verzweifelte Verſuche, durchzudrücken, noch war es nicht entſchieden, Wer ſchließlich doch das Feld behaupten ſollte, da übernahm am Nachmittag Prinz Friedrich Carl ſelbſt das Commando und ſprengte vor, daß Alle ihn ſahen! „Alltiet vorup, hurrah!" und die 40er und 72er vom 8. Corps griffen mit eiſernen Fäuſten dem Gegner an die Kehle! Da ſauſten herbei Ziethen-Huſaren, Fürſtenwalder Ulanen, die Garde-Dragoner und Magdeburger Bismark-Küraſſiere, die „wilde verwegene Jagd" der geſammten Brandenburgiſchen Cavallerie; — die Tage Derflinger's, Ziethen's erneuten ſich wieder! Sie warfen den Helden von Puebla und den Elan des Kaiſerheeres zurück auf Rezonville! Verduns Pforte iſt für immer für daſſelbe verriegelt! — Prinz Friedrich Carls Ankunft im äußerſten Augenblicke hatte wie immer die Truppen zu einer wahren Wuth der Begeiſterung hingeriſſen, und General von Stiehle, der Stabschef der II. Armee, rief ihm begeiſtert zu: „Ihr Erſcheinen iſt ein Armee-Corps werth!"

In dieſer Schlacht, wie in allen Kämpfen auf franzöſiſchem Boden hat Deutſchland ſtets gegen eine drei- bis vierfache Uebermacht zu kämpfen gehabt; die Franzoſen dachten aber, die Menge müſſe es bringen. Aber ſie ſchlugen ſich ſehr gut, retteten durchaus den alten Ruf ihrer Soldatenehre. — „Vor Vionville verlor unſer 52. Regiment allein ſo viel Offiziere und Leute, als die ganze Werderſche Armee in den drei Tagen bei Hericourt: die acht brandenburgiſchen Regimenter verloren allein aber mehr, als die ganze Belagerung von Straßburg uns Leute gekoſtet hat!“ Dieſer Ausſpruch des Prinzen Friedrich Carl mag ein Beweis ſein, wie da geſtritten worden; die ganze Armee Bazaine's, vorauf die Kaiſergarden, ſtanden eben dort der einen II. Armee gegenüber!! —

Daß es bei dieſem Kampfe nicht bleiben, Bazaine auf weitere Verſuche, aus dem Bereiche von Metz zu kommen, verzichten werde, konnte Niemand glauben. Ihm blieben noch zwei Wege, um zu entſchlüpfen, der nördliche nach Thionville oder die andere weſtnördliche Landſtraße, welche bei Longuyon in den belgiſchen Schienenſtrang — 2½ Meile öſtlich von Montmedy etwa — mündet. Der kürzeſte, aber ſchlechteſte Weg war, nach Thionville zu entkommen, denn früher oder ſpäter wurde man dort über die belgiſche Grenze geworfen. So blieb die eine weſtliche und längere Straße nur nach St. Privat-Brieys frei. Was Bazaine noch wollen konnte, — nein mußte, war im deutſchen Hauptquartiere ſonnenklar. An die Stelle der II. Armee des Prinzen Friedrich Carl ſchob ſich jetzt die I. Armee des Königs auf Rezonville, Prinz „Alltiet vorup“ aber marſchirte nach St. Marie aux Chênes und zog ſeinen Riegel über die Straße von St. Privat. Das letzte Luftloch alſo war geſperrt; um zu entkommen, mußte Bazaine eine Schlacht gewinnen!

Der Tag derſelben, der 18. Auguſt, bezeichnete die Doppelſchlacht von Gravelotte-St. Privat! Am Morgen derſelben, als die II. Armee ſich auf dem nordöſtlichen Flankenmarſch von Vionville nach Verneville befand, redete Prinz Friedrich Carl die zwölfte Brigade, namentlich die ſo furchtbar mitgenommenen Regimenter an, belobte ihren unzerſtörbaren Muth und endete: „Ich kenne Euch, Brandenburger! Eure Verluſte gehen mir ſehr nahe! Deshalb aber vertraue ich doch auf Euren alt erprobten Muth, Eure Tapferkeit; Ihr werdet Euch auch ohne Offiziere ſchlagen!!“ — Zu ſo ſchwerer Stunde konnte nur ſolch ein Feldherr zu ſolchen Soldaten ein Vertrauen haben, das jeden gemeinen Mann moraliſch zur Qualität eines Offiziers erhob. Im äußerſten Augenblicke das äußerſte Vertrauen zu ſchenken, war des

Prinzen feierlicher Wille und wirklich, er kannte die Brandenburger! — Der allgemeine Gang der gewaltigen Schlacht, dies neunſtündige Ajaxringen iſt der Hauptſache nach bereits geſchildert worden. — Abends 9 Uhr war Bazaine vollſtändig geſchlagen, von ſeinen Verbindungen mit Paris abgeſchnitten und gegen Metz zurückgeworfen. — In der Nacht vom 18. zum 19. zog ſich Bazaine ganz in die Werke von Metz zurück; ſein letzter Schutz und ſein ſchreckliches Gefängniß! Sein Verluſt an Todten betrug gegen 15,000 Mann, mit Verwundeten und Gefangenen aber zuſammengerechnet 50,000 Mann. Solche Dimenſionen hatte nie bisher eine Schlacht angenommen, ſolches Unglück, trotz aller Bravour, hatte keiner unſerer bisherigen Gegner aufzuweiſen gehabt. Mag man ſeiner Zeit über die bewieſene Unfähigkeit Oeſterreichs im Kriege 1866 geredet haben, was man wolle, mit welcher Ehre, welcher Hochachtung im Unglück werth war Oeſterreich nicht aus ſeinem Kampfe hervorgegangen, wenn man die Schmach betrachtet, welche die Blüthe derſelben franzöſiſchen Armee nun getroffen, über deren Ruhm das Herz eines Nicolaus brechen mußte und die dem Hauſe Habsburg ſein lombardiſch Königreich entriß. — Niemand hinfort konnte Frankreich, es ſollte allein ſich ſelbſt nur in der Entwürdigung noch übertreffen. Das that es denn auch mit „élan“ zu Sedan und Paris!! —

Die Aufgabe unſerer I. und II. Armee wurde von nun eine weſentlich andere. Sie wurden beide unter den gemeinſamen Befehl Friedrich Carls geſtellt, von ihnen aber, wie ſchon erwähnt, verſchiedene Corps zu einer IV., der Maas-Armee, unter dem Kronprinzen von Sachſen abgezweigt. Letztere und das königliche Hauptquartier einten ſich nun der III. (ſüddeutſchen) Armee „Unſers Fritz“; es galt den Vormarſch auf Chalons, aus welchem die Schlacht von Sedan wurde, der die Einſchließung von Paris folgte. — Friedrich Carls Armeen aber hatten jetzt die Pflicht, Metz zu Fall zu bringen, — eine Arbeit, langwieriger als die heißeſte Schlacht und — unendlich qualvoller! —

Wer nur einen flüchtigen Blick auf die Karte von Metz wirſt, wird erkennen, wie ſchwer es iſt, dieſen Platz zu belagern, wie die Natur dort Alles gethan hat, um durch terraſſirte Umhügelung jede Annäherung und die Arbeiten des Belagerers zu erſchweren. Die altberühmte Kunſt Vauban's kam aber noch hinzu, den Platz bis zur Unbezwinglichkeit durch Werke zu armiren. — So ſchwer einzuſchließen Metz nun aber auch für uns war, es konnte dennoch bewirkt, der Cernirungsgürtel allmählich verengt und verdichtet werden. Nicht nur, daß das jedoch höchſt langwierig werden mußte, es wurde auch aufreibend für unſere Truppen, denn der Herbſt kam, mit ihm das Regenwetter; doppelt ſcheußlich in dieſem Boden, doppelt fühlbar in dieſem ſcharf eingeſchnittenen Hügelterrain, wo jede Schlucht zu einem Schlammbache wurde und die Erdarbeiten ſchon unter dem Spaten wieder verdarben. Zwar ahnte man nicht die volle Höhe der Streitkräfte, welche mit Bazaine in und um Metz eingeſchloſſen waren, aber ſchon die Uebermacht, welche uns bei Vionville, Gravelotte, St. Marie und St. Privat gegenüber geſtanden hatte, mußte uns ſagen, daß Bazaine dieſe Menſchenmaſſe innerhalb Metz nicht einmal durch völlige Beraubung ſeiner Einwohner dauernd ernähren könne, er, wenn nicht aus Vaterlandsliebe und gekränktem Ehrgefühl mehr, ſchon aus Verzweiflung große Ausfälle wagen, ſich zu befreien ſuchen müſſe. Uebrigens lag der gegründete Verdacht höchſt nahe, Bazaine ſtehe mit Paris und Mac-Mahon, ſei's durch verborgene telegraphiſche Leitungen oder durch Boten, welche ſich durchſchlichen, in Verbindung. Daß er auf Entſatz aus Weſten rechnete, war natürlich nicht zu verwundern, aber eigenthümlich bleibt immer, daß Bazaine am 31. Auguſt, von des Morgens an bis zum Mittag des 1. September, alſo am Tage von Sedan, einen Ausfall mit ſeiner geſammten Macht that, — daß er zwei Tage, nachdem Paris umſchloſſen war, den Ausfall wiederholte, — ſein dritter Verſuch des Durchbruchs aber ſtattfand, als Straßburg eben capituliren mußte, — ſeine letzte verzweifelte Anſtrengung, ſich zu befreien, ſchließlich denſelben 7. October geſchah, wo die Pariſer ihren Monſtre-Ausfall auf Malmaiſon thaten!! — Wenn man ſo gar nichts von einander wußte, iſt dieſe

Sympathie der Seelen auf ſolche Entfernungen denn doch etwas zu wunderlich, um der deutſchen Unſchuld einzuleuchten! — — Die Art der Belagerung, der feindlichen Ausfälle, die Erzählung von der Ausdauer, Entſagung, dem Muthe und den Entbehrungen unſerer Armee vor Metz und wie ſie, wenn der Feind eiſern ſich gegen ſie ſtemmte, wie Granit undurchdringlich war, — es gehört den Ruhmestafeln der einzelnen Corps und Chefs an; dem Ober-Befehlshaber aber iſt die bisher noch durch Niemand erreichte Energie ſeines unverrückbaren Willens und ſeiner zäheſten Geduld hier ganz beſonders anzurechnen. Nirgend als in dieſen ſechsundſechszig Tagen und Nächten vor Metz, welche Jeglichem im deutſchen Heere zur Hölle wurden und während deren Krankheiten aller Art die Glieder unſerer Braven lichteten, Mißmuth, Ungeduld, Entbehrung bis zum Unleidlichen ſtieg, — bewies ſich erſt ganz die hingebungsvolle Liebe der Truppen zu ihrem „Alltiet vorup“, die Macht erſt, welche er über ihre Gemüther übte. Da bewies ſich aber auch ganz erſt des Prinzen fühlendes Herz für ſeiner treuen Leute Leiden! Nirgend ſo wie vor Metz lebte ſich Friedrich Carl mit den Truppen ein und gerade dieſe allerſchwerſte Zeit des ganzen Krieges band Führer und Heer, Hoch und Gering um ſo unlöslicher aneinander, ſtählte ihr gegenſeitiges, unbedingtes Vertrauen! Der Prinz (wie übrigens früher ſchon veröffenlicht iſt) erzählt ſelbſt: Meine Kinder ſchrieben an mich: „Du läßt ja gar Nichts mehr von Dir hören, Papa? Wann wirſt Du denn wieder ſiegen? Siege doch 'mal!!“ — — „Ja, wenn das immer ſo ginge!“ ſetzte er faſt wehmüthig lächelnd hinzu. „Metz war uns Allen eine Zeit der herbſten Prüfung, ſein Fall Jeglichem im Heere eine wahre Erlöſung!!“ — —

Der Fall von Metz!! — Wie es in der belagerten Feſtung ſelbſt ausſah, iſt ſchon erzählt worden, zwei Worte ſagen Alles: „Verzweiflung und Grauen!!“ — Was in Bazaine's Seele vorging, als er ſich der unerbittlichen Nothwendigkeit gegenüberſah, nicht nur das ſtolzeſte Bollwerk Frankreichs übergeben, nein, ſich ſelbſt und die herrlichſte Armee des Kaiſers gefangen erklären zu müſſen, weiß Gott nur allein. Hatte dieſer Mann noch ein kleines Stück von Dem im Herzen, was wir — gewöhnliche Kinder dieſer Erde — Gewiſſen nennen, ſo mußte er in dieſer grauenvollen Zeit einen moraliſchen Tod, ein Gottesgericht hienieden ſchon erleiden, was ihm Mexiko und Maximilians Mord, das ſchuldloſe Blut, ſo er in ſeinem langjährigen Metzgergewerbe ruchlos vergoſſen, die Tauſende, welche er beraubt hatte um reich zu werden, mit furchtbaren Zinſen heimzahlte. — Der Kataſtrophe ſelbſt waren verſchiedene, ſie beſtimmende Ereigniſſe vorangegangen. Die Schlacht von Sedan hatte den Fall des Kaiſerreichs und die Republik gebracht, die völlige Einſchließung von Paris aber die Trennung der republikaniſchen Regierung in zwei Bruchtheile, dem zu Paris und jenem zu Tours. Die „Vertheidigung zum Aeußerſten", die Maſſenerhebung, war proclamirt worden. Die „Freiſchützen" (Franctireurs) tauchten als eine neue Gattung Krieger auf, deren Hauptwaffe Gemeinheit, Tücke und rohe Verwüſtungsluſt werden ſollte. Vor der Capitulation von Metz endlich waren ziemlich lange und heimliche Verhandlungen gepflogen worden. Sie fanden nicht blos zwiſchen Bazaine, Prinz Friedrich Carl und dem Hauptquartier König Wilhelms in Verſailles ſtatt, auch mit Madame Eugenie in England und dem Exkaiſer zu Wilhelmshöhe! Hierbei ſpielten General Bourbaki und ein Herr Reignier als Agenten eine etwas zweideutige Rolle. Welche Wirkung dieſe Miſſion betreffs der ſchließlichen Uebergabe von Metz hatte, kann uns eben ſo gleichgültig ſein, wie daß Bazaine etliche Tage ſpäter ſelbſt nach Prinz Friedrich Carls Hauptquartier Corny kam, denn alle dieſe gepflogenen Verhandlungen hatten kein Reſultat.

Zehn Tage ſpäter, nachdem ein Schreiben Bazaine's bei Friedrich Carl eingelaufen war, erſchien ein Unterhändler von anderer, würdigerer Qualität, der greiſe General Changarnier, der edelſte und charaktertreueſte Mann, den Frankreichs Boden trug, der alte Haſſer jener wüſten Corruption, deren Folgen er jetzt ſchwerbewegten Herzens mit ſeinem verwilderten Vaterlande zu theilen hatte. — Prinz Friedrich Carl empfing ihn mit höchſter Achtung und Liebenswürdigkeit, ſuchte durch entgegenkommende Formen dem Greiſe die Härte ſeiner Pflicht erträglicher zu machen.

Die Verhandlungen begannen; Changarnier's weißes Haar und der Ruhm ſeines unbefleckten Namens ſollten Bazaine's Armee und Metz ein milderes Schickſal erwirken. Umſonſt, der eiſerne Prinz war nicht zu erweichen. „Metz für Mexiko und die Armee gefangen!!“ —

Den ſo zu ſagen dramatiſchen Gang dieſer Verhandlungen kennen wir nicht, wohl aber, was Prinz Friedrich Carl über das Ende dieſer Zuſammenkunft ſelbiſt verlauten ließ.

„Jetzt kommt die Commune“, ſprach Changarnier ſchließlich zu mir. „Nehmen Sie ſich in Acht, ſie wird Ihnen zu ſchaffen machen!“ — Ich zuckte lächelnd die Achſeln, ich verſtand damals den Sinn von „la commune“ noch nicht. „Sie werden fortan gegen Mückenſtiche (piqures des mouches) zu kämpfen haben!“ Er meinte die Franctireurs.“ —

Feuchten Blickes verließ der alte General den Prinzen. Stabschef General von Stiehle geleitete ihn entblößten Hauptes die Treppe hinunter, Alles beugte ſich vor dem vielgeprüften Manne. — „O, der Prinz“, ſagte er ſpäter, „war ſo zart, ſo einſichtsvoll! Welch nobles Herz — aber auch welch eiſerner Wille! Die Armee und die Feſtung war ſein Wort, daran hielt er feſt, trotz meiner Bemühungen, ihn von dieſer Forderung abzubringen. Und dabei war er ſo mild und gut, wie ein Sohn gegen einen Vater! — O dieſer Gang! Er war der ſchwerſte meines Lebens, ſchwerer als Alles; ich weiß, daß gegen ihn der Tod mir leicht ſein wird!“ — —

Südweſtlich von Metz an der Straße nach Corny, Prinz Friedrich Carls letztem Hauptquartiere, liegt Schloß Frescati. Hier wurden die Verhandlungen betreffs der Capitulation zwiſchen dem Generalſtabs-Chef von Stiehle und Hauptmann Steffen deutſcher Seits, von General Jarras, Oberſt Fay und Major Samuel am 27. October zu Ende geführt. Wohl hätte, nachdem am 25. ſchon an demſelben denkwürdigen Orte General Stiehle des eiſernen Prinzen eiſerne Forderungen dem General Ciſſey wiederholt hatte, Bazaine gern noch einen letzten Verſuch gemacht, mit ſeiner Armee ſich durchzuſchlagen. Da erfuhr der edle Held von Mexiko aber, daß in ſeinem eigenen Heere eine Verſchwörung exiſtire, Artillerie- und Ingenieur-Offiziere ſich verbündet hatten, ihn und ſeine Suite am 29. October gefangen zu nehmen oder? — todt zu ſchlagen!! — Schande vor ſich, Mord und Verwüſtung im Rücken! Er wählte die Schande und lebte! — Kein Zaudern, kein Beſinnen mehr! Schon iſt es Abends 8 Uhr! Da fahren die Federn ins Tintenfaß! Zitternd ſetzen die Franzoſen ihre Namen neben den des Generals Stiehle und — Metz iſt über!! —

Wenn dieſe Vorgänge ſchon erſchütternd genug waren, die Uebergabe der Armee und Stadt wurden nicht nur ein tieftragiſcher, ſondern ein weltbewegender, großartiger Akt, noch nicht erlebt, ſo lange es eine Geſchichtsſchreibung giebt! —

Auf der ſüdlichen Stadtebene am Rouillonbache erwartet an der Spitze des 8. Armeecorps (von Goeben) Prinz Friedrich Carl nebſt Suite die entwaffnete und gefangene Armee Bazaine's, — 173,000 Mann, 3 Marſchälle, 6000 Offiziere, — den rieſenhaften Leichenzug von Frankreichs Kriegsruhm! — Da erwartet er die Uebergabe von Metz, der ſtolzeſten, nie entweihten Jungfrau unter den Städten! — —

„Die Metze und die Magd
„Haben dem Kaiſer den Tanz verſagt! —"

Setzen wir dem alten Spruch einen neuen Schluß:

„Wenn's Quinto Carolo auch mißlang,
„Prinz Alltiet vorup doch die Metze bezwang!" — —

Welch Schauſpiel und welche Decoration!! — Die weite Ebene liegt im Tagesſcheine des 29. Octobermorgens da, tief hinten die gefallene Stadt. Links hebt bergartig ſich Fort St. Privat, rechts dehnen ſich die freundlichen Hügel von Crepy und Peltre in der bleichen Herbſtſonne. Von der Stadt her hakenförmig kommt die Chauſſee mit ihren traurigen, entlaubten und zerſchoſſenen Bäumen herauf und auf ihr wälzt ſich her wie eine endloſe buntſchillernde Schlange zu ſchrecklicher Revue vor dem mitleidsloſen Hohenzoller die franzöſiſche Armee. — Welche Scenen es vorher in der Stadt gegeben, iſt bekannt genug. Raſender Schmerz, Indolenz, alle

Leidenſchaften der romaniſchen Race hatten ſich drinnen erſt ausgetobt! Dieſer hatte ſeine Waffe zertrümmert, Jener ſein edles arabiſches Roß, das weinend er viel tauſendmal zuvor geküßt, niedergeſchoſſen, damit kein Preuße es reite! Der Eine kaut in gedankenloſer Lethargie ſein erhaſchtes Stück Brod, der Hungertod ſitzt ihm grinſend ſchon auf der Lippe; Jener, in frivoler Luſtigkeit daß er dienſtfrei werde, gießt den Abſynth hinunter, den er eben aus dem erbrochenen Krämerladen erbeutet hat. Ein alter Tambour-Major ſchluchzt wie ein Kind; er hatte die Tage des erſten Napoleon geſehen, ſeine Bruſt ſchmückt die Helenamedaille, das Denkmal von ſeines todten Kaiſers letzter Liebe. Dort umarmen ſich zwei Freunde auf „Nimmerwiederſehen", hier hebt ſich eine Fauſt und eine Stimme dröhnt: „Oh, ce n'est pas encore fini!" „O! es iſt noch nicht aus!!" — — Achtung! „Die Kaiſergarde kommt!" — Wohl trägt ſie das edelſte Gut nicht mehr, die Waffe, aber das da ſind wahrhaft noble Soldaten! — Die Garde-Zuaven ſchreiten vorauf, Bazaine zu Pferde iſt an ihrer Spitze! — Der ergreifendſte Augenblick des Tages iſt da!! — Möge des Prinzen Friedrich Carl eigenes ſchlichtes Wort wirkſamer davon berichten, als des Poeten Feder es vermag. — „Bazaine war von den Garde-Zuaven gebeten worden, **mich ſehen** zu dürfen. Ich ritt an das Bataillon heran, ehe es vorübermarſchirte. Ruhe und Würde war in der Truppe! — 70 Mann von ihnen hatten noch den Malakoff mit geſtürmt! Alle Leute im Bataillon, — wenn Jeder ſeine Feldzüge zählte, — hatten zuſammen **10,000 Campagnen!** Es war ein maleriſcher, ſtolzer, ein **ergreifender** Augenblick!" —

Kann man eine beſſere Apologie des Ruhmes ſeines niedergeworfenen Gegners geben? — —

Außer Metz ſelbſt waren 53 Adler und Fahnen, 541 Feldgeſchütze, das Material für 85 Batterieen, 580 Feſtungsgeſchütze, 68 Mitrailleuſen, 300,000 Gewehre, Küraſſe, Säbel, 2000 Militär-Fahrzeuge und wahrhaft koloſſale Maſſen von Material, ſchließlich eine vollſtändig eingerichtete, werthvolle Pulverfabrik unſere Beute geworden, in der That eine unermeßliche Beute. Dem ruhmreichen Feldherrn Prinz Friedrich Carl brachte der Fall der Stadt aber mehr ein, als je einem Prinzen des Hauſes Hohenzollern geboten wurde, den — Marſchallsſtab! Kronprinz Fritz allein war ſein Ehrengenoſſe! — —

Es war übrigens höchſte Zeit, daß Metz errungen, die Armee des Prinzen zu fernerer Action frei wurde, denn neue verzweifelte Heerhaufen waren im Norden, Weſten und Süden durch die levée en masse aus dem Boden geſtampft worden, um Paris zu entſetzen und das blutige Kriegsſpiel umzukehren. Demgemäß wurde die combinirte Armee des Prinzen getheilt. Das 7. Corps und Diviſion Kummer blieben als Beſatzung in Metz, das 1. und 8. Armeecorps unter General von Manteuffel erhielt Direction gegen den Nordweſten von Frankreich, zwei Corps gingen zur Verſtärkung der Hauptarmee nach Paris, die Corps 3. (Alvensleben II.), 9. (Manſtein) und 10. (Voigts-Rhetz) aber marſchirten unter Friedrich Carls Commando ſüdweſtlich auf Orleans zu, dem ziemlich bedrängten General von der Tann beizuſpringen. — —

Der Schlußakt der Kriegsführung des Feldmarſchalls „Alltiet vorup", welcher unter dem Heere das Andenken Blüchers von Wahlſtatt erneuert hatte, nahte. Der nun folgende Kampf erhielt etwas Guerrilla-Charakter, rapide Märſche, ſcharfe Stöße nach allen Seiten zeichneten ihn aus. Im Großen wie Kleinen, ob man des Prinzen ſtrategiſche Bewegungen nun auf der Karte beurtheilt, oder die Art der einzelnen Bataillen, es war ein Kampf gegen die „piqures des mouches", welche der greiſe Changarnier dem Prinzen prophezeit hatte. — Die Franctireurs freilich hatten für die Corps des Prinzen nicht viel zu bedeuten. Sie hoben wohl einzelne deutſche Trupps, Feldpoſten und Proviant-Colonnen auf, das aber kommt in jedem Kriege durch reguläre Soldaten auch vor. Am ſchwerſten ſchädigten dieſe mobilen Banden allein das Wohl des eigenen Vaterlandes, denn wo ſie hinkamen, war Verwüſtung. Für uns hatten die Franctireurs indeß einen ſehr entſchiedenen Nutzen, obwohl ſie den Kampf bitterer, grauſamer machten, unſere Leute in faſt beſtienhafte Wuth verſetzten. Vom Augenblicke nämlich, da dieſe Freiſchützen erſchienen, einzelne ihrer Ueberfälle und barbariſchen Thaten bekannt wurden, gab's in der ganzen deutſchen Armee keinen ſchlappen und maroden Soldaten mehr! Jeder ſchleppte ſich mit den letzten Kräften lieber weiter, um ſeine Kameraden nur nicht zu verlieren, nicht wehrlos überfallen und von Kannibalenhänden abgethan zu werden. Dem erlahmten Willen half die Angſt nach, die gerühmte levée en masse trug uns alſo nur geſteigerte Disciplin und größere Vorſicht ein. —

Friedrich Carl rückte von Metz in Gewaltmärſchen auf Orleans zu: Corps Manſtein bildete den rechten, Corps Voigts-Rhetz den linken Flügel, Alvensleben II. das Centrum. Am 10. November war er bereits in Troyes, am 24. warf er mit zwei Brigaden des 10. Corps das 20. franzöſiſche Corps aus Ladon und Mezières. Am 4. December gewann er die große Schlacht von Orleans, ſein erſtes „Marſchalls-Meiſterſtück"! — Dieſer neuen großen Waffenthat, durch welche der hoffnungsſicherſte aller franzöſiſchen Generale, Aurelles de Paladine, geſchlagen, die Loire-Armee, mit ihr aber Frankreichs neue Hoffnung, vernichtet wurde, iſt bereits in ihrer Tragweite gewürdigt worden; ihre nähere Schilderung findet in dem Lebensgange der Corps-Commandeure geeigneteren Platz. — —

Orleans, die „Stadt der Jungfrau", bereits in dieſem Kriege ſchon einmal von dem tapfern von der Tann ſiegreich genommen, am 8. November aber wieder aufgegeben, weil ſeine Stellung daſelbſt von zwei Seiten durch Aurelles und General Polhès bedroht geweſen, wurde nach dieſem Siege die ohnmächtige Beute Friedrich Carls. Am 5. December zog der Feldmarſchall ein und über den berühmten Platz Martroy, auf deſſen Mitte das erzene Bild der Jeanne d'Arc ſich erhebt. — Der Aberglaube, — des Unglaubens ältere Schweſter, — hatte die guten Orleaneſen ihre Hoffnung neu auf die Jungfrau mit der „Muttergottesfahne" ſetzen laſſen. Guirlanden, Blumen, Weihekränze und Idole hatten ſie an ihrem Standbilde aufgehängt, zu ihr wie einer Heiligen um

Rettung gefleht, bevor dort deutſche Krieger mit klingendem Spiele dem „Alltiet vorup“ fröhlich vorüberzogen. Wohl blickte Johanna wie flehend zum Himmel. Wohl hob ſie dräuend die ſchwertbewehrte Hand, als halte ſie in ihr des Himmels zürnende Blitze, ſie praſſelnd niederzuſenden. Aber dieſe Hand blieb ſtarr, der Blick leer! — Gott hilft nur der gerechten Sache, ihm iſt der Krieg ein Läuterungsfeuer für ſeine verblendete Menſchheit! — Unter der Jungfrau Augen bivouakirten jetzt die Deutſchen, hingen Gewehre, Helme und Torniſter neben ihren Kränzen auf. Für Gott, für König und Vaterland hatten ſie ſich geſchlagen, und wie ſie nun ſinnend bei der Jungfrau ſtanden, dachten ſie Friedrich Schillers! —

„Wie wird mir! — leichte Wolken heben mich!
Der ſchwere Panzer wird zum Flügelkleide!
Hinauf, hinauf! — Die Erde fliegt zurück!
Kurz iſt der Schmerz und ewig iſt die Freude?!“ —

Das war der deutſche Gottesdienſt vor ihr. — Als ein Muſenſohn aus den funkelnden Kriegerreihen vor ihrem Erzbilde begeiſtert obige Worte ſprach und die Flammen der Wachtfeuer fantaſtiſch im Wiederſcheine Johanna's Glieder und Antlitz umſpielten, da ſoll, — behauptete Einer, das Bild auf eine Sekunde belebt, im Bügel ſich erhoben, das Schwert zum Gruße geſenkt haben. — Sie ſelber glaubte im Leben ſicher an Geiſter weniger, wohl aber an den Geiſt! — —

Der geſchlagene Feind ward ſtehenden Fußes ſogleich verfolgt, ſeine einzelnen Trupps wurden in den Gefechten bei Meung, la Cordon, Salbris und Nevoy ſüdweſtlich von Gien geſchlagen. Das 9. Corps nahm im Weſten Schloß Chambord, andere Theile dieſes Corps warfen eine franzöſiſche Diviſion bei Montlivalt an der linken Loire, ohnweit Blois, das beſetzt wurde. Am 19. verlegte der Prinz-Marſchall ſein Hauptquartier nach Orleans zurück und von hier aus zwang die neunzehnte Diviſion Tours zur Uebergabe, beſetzte es aber nicht. Die nach links und rechts auseinander geriſſenen Trümmer der Loire-Armee waren inzwiſchen durch Gambetta's Energie reactivirt, aus ihr eine Oſtarmee unter

Bourbaki und eine Weſtarmee unter Chanzy gebildet worden. Auf dieſe Beiden und den famos ausgeheckten Plan ihres kriegsminiſterlichen Advokatengenies baute die franzöſiſche Regierung noch einmal ihre Hoffnung! — Weihnachten war inzwiſchen gekommen; — der deutſche Soldat erlebte ſie diesmal im Felde! Nicht einmal zur Feier des Chriſttages in Verſailles, wo der Lichterbaum des — bereits zum Kaiſer erkornen königlichen Oheims flammte, durfte Friedrich Carl eilen; die Pflicht hielt ihn bei ſeinen Truppen feſt. Seine Geſchenke aber durften in Verſailles wenigſtens nicht fehlen; er ſendete ſeinem Oheim und Kriegsherrn die feindlichen Fahnen, welche er im Süden erbeutet hatte! — —

Das neue Jahr —, in ſein härteſtes Winterkleid ſelbſt im franzöſiſchen Süden gehüllt —, ſollte den längſt erſehnten Frieden bringen; doch nicht ohne letzte, bittere Kämpfe auch von Seiten der Armee Prinz Friedrich Carls. — Der franzöſiſche Operationsplan ging dahin, daß der Prinz durch Bourbaki's Oſtarmee, indem dieſer gegen General Werder marſchirte, von Orleans weg nach dem Süden gelockt werden ſolle, indeß Chanzy's Weſtarmee mit der ſchwachen Heeresabtheilung des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin leicht fertig zu werden dachte. Dieſe Liſt ward leider nur durchſchaut und die Abſicht, durch ſie die Möglichkeit für Chanzy zu erlangen, einen verderbenbringenden Stoß gerade aufs deutſche Hauptquartier in Verſailles zu thun! Der Prinz-Marſchall ging gerade entgegengeſetzt dem Chanzy am 6. Januar zu Vendome auf den Leib und ſchlug ihn und am 7. abermals zu Nogent le Rotrou; ja einzelne unſerer Truppentheile drangen bis St. Calais gegen Weſten vor. Chanzy zog ſich nun auf Le Mans zurück. — Man hatte ihn indeß an der Hüfte und trotz Glatteiſes, trotz eines, für dieſes ſonſt ſo milde Land ganz ungewöhnlich ſchweren Froſtes ward der Marſch gegen die Weſtarmee angetreten. — „Wenn wir Nordländer, die ſolch Wetter gewöhnt ſind, ſchon hart leiden", war das Argument, „ſo leiden die verwöhnten Franzoſen wohl ſchlimmer! Hurrah! Der Nordlandswinter iſt unſer Bundesgenoſſe!!" —

Am 12. Januar 1871 wurde die Schlacht bei Le Mans und zwar auf einem Terrain geſchlagen, das dieſelbe Bildung der „Knicks“ bot, wie Schleswig-Holſtein; hier war die letzte große Action des Prinzen. — General Chanzy's Armee wurde vollſtändig zertrümmert und zog ſich in gänzlicher Auflöſung bis Alençon und Laval zurück. Ihre Vernichtung war ſo vollſtändig, daß franzöſiſche Telegramme zum erſten Male ſelbſt einräumten, die Franzoſen ſeien geſchlagen worden! — 16,000 unverwundete Gefangene, 12 Geſchütze, 6 Locomotiven und 200 Waggons wurden Beute der II. Armee, Le Mans ward geſtürmt, das Lager von Conlie erobert, Chanzy's Truppenmaſſen wurden aus Alençon noch weiter gen Weſten getrieben. — Nunmehr beſetzte Prinz Friedrich Carl auch die Stadt Tours, den Knotenpunkt der Schienenſtränge von Paris nach dem Weſten und dem noch nicht occupirten Süden. —

Neun Tage ſpäter ward die Convention des Waffenſtillſtandes zu Verſailles abgeſchloſſen, die Deutſchen beſetzten die Pariſer Forts. — Die Wahlen zur neuen Nationalverſammlung gegen Gambetta's Intriguen zu ſchützen, wurde des Prinzen Friedrich Carl letzte Aufgabe. Um dieſelbe Zeit begab er ſich, — das erſte und einzige Mal nach Verſailles ins Hauptquartier; man kann ſich denken, wie der ritterliche Prinz dort empfangen wurde! Nach einem Tage Aufenthalt ſchon kehrte er nach Tours zurück, denn am 9. Februar fand ein ſtarker Abmarſch unſerer Truppen um Paris nach Norden und zumal nach Süden ſtatt. — Seit die „Metropole der Intelligenz“ ihre Waffen und Geſchütze überliefert und 200 Millionen Contribution auf ſich genommen hatte, wir aber die Forts beſaßen, war ſie nur noch ſich ſelbſt gefährlich; dagegen aber mußte man ſehr auf der Hut ſein, daß im Süden namentlich der Waffenſtillſtand auch gehalten werde, ſich nicht etwa neue Heerhaufen dort bildeten und in verdächtiger Weiſe der Demarcationslinie näherten. In Tours empfing Friedrich Carl ſeines hohen Siegesgenoſſen, des kaiſerlichen Kronprinzen Beſuch. Zehn Tage nach deſſen Erſcheinen wurden die Friedens-Präliminarien geſchloſſen. — Der definitive Friede erfolgte am 2. März 1871. —

Ueberreich an Ehren, als Sieger in drei Kriegen kehrte an ſeines Oheims, nunmehr des deutſchen Kaiſers Seite Prinz Friedrich Carl im Juni nach Berlin zurück. — Nach den Tagen der Anſtrengung, des wilden Kampfes und der Schlachtenerregung, die ſelbſt den kälteſten Feldherrn packt, — nach dem Jubel des Sieges und allem Huldigungsglanze mündete des Prinzen Leben wieder in das ruhigere Bett früherer ebenmäßiger Thätigkeit. Eine beſondere Ausnahme hiervon machte nur die Reiſe des Prinzen im December des Friedensjahres nach Petersburg. Er war dahin als kaiſerlich ruſſiſcher General-Feldmarſchall zum St. Georgsfeſte an der Spitze der deutſchen Deputation der St. Georgs-Ritter entboten worden: Prinz Auguſt von Würtemberg, Herzog Paul von Mecklenburg-Schwerin, Feldmarſchall Graf von Moltke, die Generale von Werder, von Alvensleben, von Barnekow, von Budritzki, Prinz Kraft von Hohenlohe und Andere begleiteten ihn. — Kaiſer Alexander empfing ihn huldvoll in Zarskoje-Selo (Kaiſersruhe), ſeinem Luſtſchloſſe, und führte ihn ſelbſt nach Petersburg. Das Ordens-Feſtmahl, des Kaiſers Toaſt auf die Freundſchaft Rußlands und Deutſchlands iſt bekannt. — Dieſer Toaſt machte überall großes Aufſehen! Unſere Freunde freuten ſich dieſer treuen geraden Sprache des ruſſiſchen Kaiſers, unſere Widerſacher erſchraken entweder vor ihr oder wollten die Wirkung derſelben verkleinern. „Was bei einem Diner geſprochen wird, hat nicht viel auf ſich!“ meinten franzöſiſche Blätter. Die Organe der ſtockruſſiſchen (Bojaren-) Partei gingen mit kühlſter Kälte über die Feier hinweg, viele Leute, im Auslande wie in Deutſchland ſelbſt, machten ſchielende Blicke auf den ruſſiſchen Thronfolger, prophezeiten uns noch „einen deutſch-ruſſiſchen Krieg, dem die Allianzen dann nicht fehlen würden“ u. ſ. w. — Dieſe Conjecturen laſſen wir bei Seite. — Was am St. Georgsfeſte noch geſchah, weder offiziell noch offiziös beſtellt, ſondern das freie Ergebniß der Minute geweſen iſt, werden wir da mittheilen*), wo ſtaatspolitiſche Schilderungen beſſer am Platze ſind. Genug, dies Feſt wirkte ſowohl erhebend auf das deutſche

---

*) Unter Fürſt Bismarck.

Land, wie auf alle diejenigen, welche ihm perſönlich beigewohnt haben. — —

Das Schönſte eines thatenreichen Lebens iſt, wenn es noch nicht abgeſchloſſen erſcheint! Friedrich Carl, in Mitte vollſter Mannesvollkraft, hat ſchon errungen, was kein Zollernprinz vor ihm zu erlangen vermochte! — Wenn wir ihn betrachteten, wo das Schlachtfeld ſeinen großartigen Hintergrund bildet, müſſen wir ihn aber auch da, wo aller Glanz fortfällt, wo der Prinz und Feldherr gegen den Menſchen zurückſteht, beobachten. — Der Prinz liebt ein ſcharf chargirtes pointenreiches Geſpräch, was die Mitte zwiſchen geiſtvollem Ernſt und freier Heiterkeit hält, — ſo etwas von einer Beaumarchais'ſchen Unterhaltung. Bei traulichen Plaudereien bedient er ſich eines leichten, halben Tons und ponderirt die Worte gern, eine Kunſt, die manchem Rhetor von Profeſſion zu wünſchen wäre. Heißblütig, faßt er leicht etwas ſchärfer auf, wie es gemeint iſt, — wenn man ihn aber fein und dennoch ehrlich parirt, nimmt er Alles mit höchſter Liebenswürdigkeit hin; er weiß dann, wie er mit ſeinem Mann daran iſt. — Manche freilich wiſſen nicht, wie ſie mit ihm daran ſind, weil er zuweilen veränderlich ſcheint. „Er iſt ein ſchnurriger Heiliger!" ſagte neulich Jemand. — Nichts iſt indeß falſcher. Die nämlich, welche ihn noch nicht kennen, ſich ihm aus dienſtlichen oder anderen Gründen vorſtellen, ſind entweder ſelbſt einſeitig, oder meinen, er ſei Soldat, ſonſt Nichts, und indem ſie ihm zu wenig zutrauen, berauben ſie ſich ſelbſt der Möglichkeit, ihn kennen zu lernen und zu verſtehen, zumal ſein Ernſt leicht etwas Herbes annimmt, ſobald er findet, daß man ihn nicht zu nehmen weiß. Eben ſeine Jugendeinſamkeit, verbunden mit einem höchſt regſamen Naturell, haben ihn dahin gebracht, aus dem Fluche der Einſeitigkeit heraus zu kommen, alle Seiten des Lebens möglichſt zu erfaſſen und in ſich zu entwickeln. Im Privatverkehr zeigt er eine ſich ganz ungekünſtelt gebende Beſcheidenheit, Humanität und geiſtige Klarheit. Niemand hat jemals eine Equivoque aus ſeinem Munde gehört! Schlüpfrigkeiten, — wie gewiſſe Geiſter ſie an gewiſſen Orten nicht ohne Anerkennung offeriren, — nimmt er verwettert übel, denn er ſieht ſie als Mangel an Reſpect vor ſeiner Perſon an. Seine natürliche Vorliebe fürs Soldatenthum hält ihn gar nicht ab, ſich der Literatur, den Künſten, der Verwaltungsbranche mit demſelben Intereſſe zuzuwenden. Das würde nun freilich nicht gar viel bedeuten, denn wir haben manchen hohen Herrn gekannt, der Muſik, Malerei, Poeſie, Alterthumswiſſenſchaften, Verwaltung und Gott weiß was ſonſt noch trieb, ohne vom inneren Weſen dieſer Dinge etwas Reelles zu wiſſen, ohne nur eine Idee zu haben, wie man ſie verwende. Derlei Herrſchaften ſind, was man einen „Liebhaber aus Laune“ nennt. — Prinz Friedrich Carl aber iſt's nicht. Er liebt die Künſte und Wiſſenſchaften aus innerem ſeeliſchen Bedürfniß, deshalb geht er ihnen auch auf den Leib, macht ſie ſich praktiſch nutzbar und hat dabei die große Tugend, ſich auf Nichts einzulaſſen, was er nicht verſteht, Nichts wiſſen zu wollen, als was naturgemäß innerhalb des Kreiſes ſeiner fürſtlichen Selbſtthätigkeit liegt. Bunſen's Werke ſind ihm ebenſo vertraut, wie die Bibel, der Sachſenſpiegel und die Werke Friedrichs II. Sein Gut „drei Linden“ (nach 1864 auch „Düppel“ genannt) erwarb er nicht des Grundbeſitzes wegen, ſondern um ländlichen Verhältniſſen näher zu treten, denn: „alle preußiſchen Herrſcher waren bis zu Friedrich dem Großen ackerbauende Könige!“ meint er. — Einen Theil des Sommers nicht blos bringt der Prinz in „drei Linden“ zu, faſt jede Jahreszeit ſieht ihn dort; oft Tage, oft wochenweiſe. Ein Diener, höchſtens ein Adjutant begleitet ihn; er vergißt draußen den Prinzen und Soldaten völlig, um ſeine Bäume zu beſchneiden, nach ſeiner Wirthſchaft zu ſehen, kurz Landmann zu ſein, ein anderer Cincinnatus. — Um der Verwaltung näher zu treten, ſich von den Bedürfniſſen ländlichen Gemeindelebens zu unterrichten, würde er in der neuen Kreisordnung wahrſcheinlich ganz unbedenklich das Amt eines Kreishauptmanns übernehmen, und ſich dem erſten beſten Landrath ſubordiniren, nur um an dem Selfgovernment des Kreiſes Theil zu nehmen. Eben ſo iſt ſein Intereſſe in politiſchen Dingen äußerſt rege. Ueber ſeine Thätigkeit im Reichstage zum Beiſpiel ſagt Präſident Simſon ſelbſt: „Der Prinz kerbt in das härteſte

Holz ein." — So ſtreng conſervativ Friedrich Carl auch iſt, ſo wird ihm doch, — wo es eben gilt, über eine Frage aus unmittelbarer Quelle zu ſchöpfen, — der Begriff der Partei Null! Iſt eine Arbeiterfrage auf dem Tapet, wendet er ſich gewiß an Schulze-Delitzſch, handelt es ſich um Staatsrecht oder Auslegung der Verfaſſung, ſo ſucht er unbedenklich bei Lasker Information und bewahrt ſich völlige Unabhängigkeit des Votums. Man hat ihn öfters darum auch eine Abſtimmung geben ſehen, die von der conſervativen ſehr verſchieden war. Conſervativ gilt Das ihm eben nur, was den preußiſchen Staat, Volks- wie Gemeindeleben, kurz die geſammten Intereſſen der Monarchie conſervirt. Im Reichstage ſieht er den Präſidenten mit nicht viel weniger Unbedingtheit als Vorgeſetzten an, wie der Offizier ſeinen Regiments-Chef, und Simſon kann ſicher ſein, daß, bevor er zur Glocke greift, um die Sitzung zu eröffnen, gewiß Prinz Friedrich Carl (eben ſo Prinz Albrecht Vater) ſich als im Sitzungsſaale anweſend meldet! — —

Der Prinz bewohnt im alten Königsſchloſſe zu Berlin, dem Werke Schlüters, eine der oberen Etagen. Ueberflüſſig wäre, die Repräſentationsräume zu beſchreiben; ſie ſind mehr oder weniger bei allen fürſtlichen Herrſchaften einander ähnlich. — Durch zwei große Salons hinter dem Vorzimmer tritt man ins Sanctuarium, des Prinzen eigentliche Heimath, — ſein Arbeitsgemach. Es iſt, wie alle Räume des Schloſſes, ein großer Raum, und ſeine drei hohen Fenſter liegen dem Eintretenden zur rechten Hand. An dem erſten ſtehen Tiſche, Servanten u. ſ. w., auf denen ſich Bücher, Briefſchaften zur Expedition und dergleichen befinden, kurz, was man gerade aus der Hand legt. Das mittlere Fenſter iſt frei, an dem letzten ſteht der große Schreibtiſch mit dem Seſſel. Dieſem zunächſt an der hintern Zimmerwand, dem Beſchauer gerade gegenüber, hängen vortreffliche Gemälde und Stiche, ſtehen Bücher- und Acten-Schränke, Alles ſcheinbar willkürlich geordnet, wie etwa bei einem Gelehrten. Das Gemach macht dadurch aber gerade den Eindruck der bürgerlichen Traulichkeit. Man ſieht, hier lebt der Prinz nur ganz ſich ſelber. — Die Wand, den

Fenſtern gegenüber, hat in der Mitte das alte, hellpraſſelnde Kamin mit den Rococo-Emblemen des erſten preußiſchen Königthums, Waffenſchränke ſind ohnfern ſichtbar. An einem großen runden Tiſch vor dem Kamin wird ſoupirt. Derſelbe hat etwa Raum für 7 bis 9 Perſonen und allabendlich findet ſich hier ein kleiner Kreis von Herren ein, Freunde Friedrich Carls oder Leute, die ihn ſonſt intereſſiren. Unter ihnen giebt er ſich offen, ohne jegliche Prätention, ſo daß das Geſpräch, einmal im Fluß, eine Leichtigkeit annimmt, welche man gewöhnlich nur in den Salons des alten Pariſer Eſprit vorfand. Diejenige Breitſeite des Zimmers, von der man es betritt, hat noch eine Thür. Durch dieſelbe pflegt er ſich, nachdem er die Abendgeſellſchaft entlaſſen, zu ſeiner Familie zurückzuziehen. — Die Pflege und Ausbildung ſeines einzigen Sohnes, Prinzen Friedrich Leopold, iſt ihm ganz beſondere Herzenspflicht. Schon früh hat der kleine Prinz auch ſeines Vaters Weſen verſtehen und ihn lieben gelernt; ſo weit man alſo aus deſſen Neigungen und Eigenſchaften bis jetzt ſchließen kann, verſpricht er demſelben höchſt ähnlich zu werden. — —

In dieſem ſtillen Raume nun werden die Entſchlüſſe des Bezwingers von Metz gefaßt, hier ſitzt er grübleriſch über den Studien, hier fallen Abends im Freundeskreiſe die Lichtfunken des geiſtigen Austauſches in feurigem Regen und manches hohe Wort fällt von des Feldherrn Lippen, das im Herzen der Hörer fortan lebt und verdient, daß die ganze Welt es wiſſe.

Einige ſolcher Ausſprüche, kurz vor der italieniſchen Reiſe von dem Prinzen erſt gethan, wollen wir mittheilen, weil ſie uns Einblick in ſeinen Geiſt und ſein Gemüth geben. — Bei einer Abendgeſellſchaft war davon die Rede: daß beſonders unſere große Beweglichkeit bei den letzten Kriegen entſcheidend für den Erfolg geweſen ſei. —

„Hauptſache iſt“, bemerkte hierzu der Prinz, „daß der Soldat ſich nicht als Maſchine, ſondern als ſelbſtſtändigen Organismus fühlen und ins Ganze verſchmelzen lerne. Der Handwerksburſche, der von Potsdam nach Berlin ſonſt ging und ganz marode ankam, macht als Soldat eine zweifache Tour mit viel ſchwererem Gepäck und merkt dadurch, daß ſeine Körperkräfte durch die militäriſche Ausbildung geſtählt worden ſind. Im kleinſten militäriſchen Kreiſe, ſeiner Korporalſchaft, lernt er ſeine Kameraden lieben und achten, er wird ſich bewußt ſeiner Zugehörigkeit zu einem größeren Ganzen, — Schwadron, Regiment, ſogar unter Umſtänden Armeecorps. Die Leiſtungen des Ganzen, dem er angehört, wirken erhebend auf ihn ein. — Wird er dann Chargirter, Gefreiter, alſo Reſpectsperſon in ſeinem kleinen Kreiſe, ſo hebt auch das ſein Bewußtſein; dann wird er mit kleinen Aufträgen, Patrouillen betraut, um ſeine Entſchluß-Fähigkeit anzuregen. — Der Vorzug des alten Soldaten vor dem Rekruten iſt vornehmlich das Verſtändniß der Nothwendigkeit der ihm zugemutheten Strapazen! Wir hatten Truppentheile im Kriege, in die man einen Erſatz hineinſtecken konnte, welchen man wollte, er wurde von den alten Kerlen mit fortgeriſſen!! Es muß alſo dem gemeinen Manne das Bewußtſein ſeines Werthes und ſeiner Kraft beigebracht werden, das **verlange** ich als Chef von jedem Offizier; der Soldat lernt dann auch ſeinen Vorgeſetzten **taxiren**!!" —

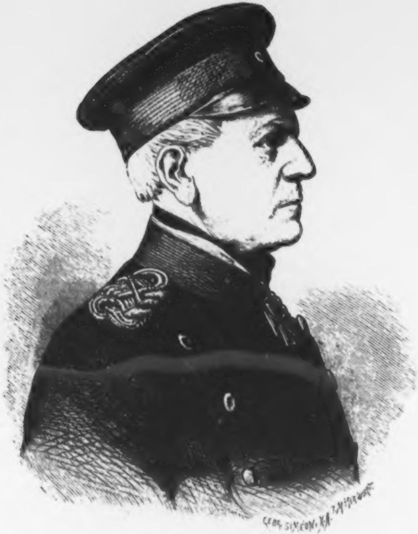
Keinen glänzenderen Nachweis des Zaubers, den auf ſeine Truppen der Prinz übt, der Liebe, die der Soldat ihm zollt, konnte er geben, als durch dieſe ſeine freie Herzensmeinung. Als des Parlamentarismus vor ihm erwähnt wurde, ward das Argument gemacht: wie doch viele Redner oft nur zu ſprechen ſchienen, damit man ſie höre, nicht aber, daß etwas Nützliches zu Stande komme. — Der Prinz entgegnete überaus warm: „Das ſchadet nicht; Jeder ſoll Alles aus ſich herausreden! Das Verweilen in einer legislativen Verſammlung hat doch etwas Imponirendes und Berauſchendes!!" — —

Der Mann alſo, welcher einen de Meza, Clam-Gallas und Benedek, einen Bazaine, Aurelles de Paladine und Chanzy ſchlug, dem Furcht und Aufregung Angeſichts des Feindes Undinge ſind, beugt ſich vor dem waltenden Geiſte ſeines Volkes! Ihn, den kein Ruhm verblenden kann, die höchſte Ehre aus ſeiner ſchlichten Beſonnenheit nicht reißt, berauſcht der Gedanke allein, als Erwählter ſeines Volkes das große deutſche Haus des Rechts, der Freiheit und des Friedens mitbauen zu dürfen! —

Möge darum Horazens, ſeines Lieblingsſängers, apolliniſch Gebet denn für ihn ſelber gelten:

„Nun laß, o Phöbus, ihn mit geſundem Leib
Und Geiſt genießen, was Du beſcheeret haſt,
Und gieb, daß des ruhmvollen Alters
Segen ihm werde, — die Laute ihm klinge!“

Prinz Friedrich Carl, alle Zeit ſei Du voran!! —



GRAF VON MOLTKE.

IV.

Graf Moltke,

Chef des großen Generalſtabs der preußiſchen Armee.

„Candide et caute!“ —

Auf der däniſchen Inſel Moen war vor Zeiten das adlige Geſchlecht Derer von Moltke ſeßhaft, denn noch ſieht man ziemlich zahlreich dort in den Kirchen ihre Grabſteine. An ihnen prangt ein ſilbernes Wappenſchild mit drei Birkhühnern, ſieben Pfauenfedern bilden deſſen Helmſchmuck und das Deviſenband trägt die bedeutſame Aufſchrift: Candide et caute: „Aufrichtig und vorſichtig!“ —— Es ſcheint uns kein redendes Wappen zu ſein. In der verwandten ſchwediſchen Sprache wenigſtens wird das Birkhuhn der „orre“ genannt, wir ſind aber des Däniſchen nicht mächtig, wiſſen ſomit nicht, ob das Birkhuhn dort anders genannt wird. — Die Pfauenfedern auf dem Helme hingegen ſind von ſymboliſcher Bedeutung und die reiſigen Geſchlechter der Vorzeit wählten ſeit den Kreuzzügen dieſe Zier beſonders gern. Nicht weil ſie etwa auf den geſpreizten Pfauenſtolz deuten, — das iſt eine Verſion des 16. Jahrhunderts, — ſondern weil ſie das altchriſtliche Symbol der Ewigkeit ſind und die Pfauenaugen an der Schweifhöhe, wenn der Vogel ihn fächerartig breitet, den „Widerſchein des göttlichen Blickes“ bedeuten ſollen, der lächelnd auf dies Thier fiel, als es am Schöpfungstage hervorging. Der Pfau war bei den Griechen ſchon der Juno heiliger Himmelsvogel, auf den Pfau legten nach den Kreuzzügen die Ritter ihre Gelübde ab und in den Wandgemälden der Gräber zu Thebae prangt ſeine Feder auf den Häuptern der egyptiſchen Könige als Symbol einer „andern“ Welt. — Das Moltke-Wappen trägt gerade deren ſieben, eine echt ritterliche Zahl, welche ebenfalls aus den Kreuzzügen datirt. Sie ſoll bedeuten: daß das ewige Auge ſiebenfach auf die ſieben Tugenden des Edelmannes und auf die ſieben Laſter ſieht, die in der Menſchenbruſt ihr Spiel treiben. — Dieſe heraldiſche Bedeutung bleibt natürlich betreffs der Moltke ſehr willkürlich, ſo lange man nicht die Zeit und Urſache der Verleihung des Symbols weiß. Sie tritt jedenfalls ſehr zurück gegen die Bedeutung des Sinnſpruchs, denn er iſt das redendſte aller Wappenzeichen. In ihm liegt ja Inhalt und Weſen des Mannes, den unſere ſchwache Feder zu ſchildern wagt. — —

„Aufrichtig und vorſichtig!“ — Moltke iſt Alles Das, was nur in der Welt unter dieſen beiden Begriffen ſich auffaſſen läßt. Sie beziehen ſich auf die vorſorgliche Klugheit und die zutrauliche Naivetät des Thiers, das er im Wappen trägt. — Derjenige Zweig der Familie, welcher der große Stratege entſprang, ſoll im Schleswigſchen angeſiedelt geweſen ſein, doch das ſcheint unklar. Sicher iſt, daß ſeine Eltern zu Parchim in Mecklenburg lebten und daß ſein Vater mehrfache Beziehungen zu Dänemark gehabt haben muß. —

Am 26. October 1800 ward Helmuth Carl Bernhard von Moltke als Sohn des Hauptmanns und Freiherrn Friedrich von Moltke und Henriettens, geborener Paſchen, geboren. Der aufgefundene Taufſchein des Paſtors H. G. Seibel zu Parchim ſtellte dies ohne Widerrede feſt und löſte den Streit der Städte, die nach der Ehre geizten, ſeine Heimat zu ſein. Er wurde in dem Hauſe geboren, was zur Zeit im Beſitze des Bürgermeiſters Sommer-Dierßen ſich befindet, der es anno 1867 mit einer Gedenktafel ſchmückte. — Daſſelbe iſt nur einſtöckig, mit hohem Dach und ſteilem Giebel. Das Erdgeſchoß, maſſiv erbaut, hat ſieben Fenſter, die Hausthür iſt alſo dadurch nicht in die Mitte, ſondern zwiſchen das dritte und vierte Fenſter rechter Hand gekommen. Der Oberſtock hat die gleiche Fenſterzahl, iſt jedoch nur von Fachwerk. Die Fenſter ſtehen dergeſtalt unſymmetriſch, daß das letzte linke und die zwei erſten Fenſter der rechten Seite durch je einen breiten Pfeiler von den vier mittleren getrennt werden, welche dicht nebeneinander ſtehen. — Aehnliche verzwickte Bauten findet man auch in Braunſchweig, Hamburg und andern nordiſchen alten Städten wieder. Das Innere iſt für uns intereſſelos, da es jedenfalls ſeit 1800 durchaus verändert wurde und ſich das Zimmer nicht mehr beſtimmen läßt, wo der kleine große Hellmuth das Licht der Welt erblickte. — Er hatte noch einen älteren Bruder und eine jüngere Schweſter. Erſterer iſt bereits 1871 verſtorben, ſeine Schweſter aber lebt als ſeine treue und einzige Lebensgefährtin mit ihm in jenen edlen Räumen des großen Generalſtabsgebäudes, welche wir am Schluſſe unſerer Schilderung zeichnen werden. —

Die Thaten und das Leben Moltke's ſind ſo ſtiller und dabei ſo beſonderer Natur, der Volksmund hat ſeiner Perſon eine ſo eigene Signatur gegeben, daß wir ihn ſelber erſt betrachten wollen, ehe wir ein Daſein aufzuſchließen verſuchen, das für unſere Nation wie das Ausland etwas Räthſelhaftes beſitzt, jedenfalls ein ganz wunderſames iſt. — Alle Blätter, die unſeres Wiſſens bisher eine Beſchreibung oder Lebensſkizze von ihm gaben, nennen ihn den „großen Schweiger". — Es hat wohl in der Geſchichte nur einen Mann gegeben, welcher ein „großer Schweiger" wirklich war, Philipp von Oranien, der Befreier der Niederlande. Daß dieſer edle Verwandte unſeres Königshauſes, der Sproſſe der alten Dynaſten von Naſſau und des Geſchlechts der Stollberg ein Schweiger werden und bleiben mußte, erklärt ſich durch zwei Nothwendigkeiten. Oranien verlebte ſeine Jugend als proteſtantiſche Geißel am katholiſchen Hofe Kaiſer Carls V., hatte es im Mannesalter mit einem Philipp II., Granvella und Alba zu thun, und nur Liſt wie höchſte ſtaatsmänniſche Kunſt vermochten die zu Boden getretenen Niederlande dem gewaltigen Philipp, in deſſen Reiche „die Sonne nicht unterging", zu entreißen. In allen dieſen Fällen war Schweigen ihm nicht blos Pflicht, ſondern Trieb der Selbſterhaltung. — — Helmuth von Moltke hatte keine perſönlich ſo zwingende Veranlaſſung dazu. Wenn man ihn den großen Einſamen nennen wollte, würde man ihn bedeutend treffender bezeichnen, denn Einſamkeit des Herzens und des Geiſtes iſt Schickſal dieſes Mannes, das Gott ihm als Gegengewicht all ſeiner Größe, aller Ehre und eines Reichthums gab, der für ihn am wenigſten Reiz hat. — Daß ein Mann von ſeiner Bedeutung nicht ſchwatzhaft iſt, ſeine Worte ihm genau ſo viel werth ſind, als ſeine von Arbeit überbürdete Zeit und keine Silbe unbedacht von ſeiner Lippe fällt, bedarf keines Beweiſes. — Moltke's perſönliche

Erſcheinung täuſcht leicht. Zu Pferde ſieht er brillant aus, er ſitzt wie eine Kerze im Sattel. Zu Fuß — in der Entfernung nur geſehen — erſcheint er uns ſehr gebeugt. Würde man ihn in Civil ſtecken, ſo könnte man glauben, einen alten Profeſſor der Mathematik oder einen kantiſchen Philoſophen vor ſich zu haben. Man dürfte, trotz ſeiner 72 Jahre, ſich aber ſehr irren! — Die leicht gebeugte Haltung ſeines Nackens und Hauptes erzeugten weder ſein Alter noch Läſſigkeit. Jeder, der innerlich arbeitet, deſſen Leben ein meiſt iſolirtes iſt, wird nicht viel umher-, ſondern vor ſich niederblicken, — er ſieht eben nicht oft aus ſich heraus, ſondern weit mehr in ſich hinein. Wer überdem keinen Familienkreis hat, deſſen Anblick ihn erheitert, wird nur betrachten, was er muß und ernſt ſein. Bei einem Denker, wie unſer Schlachtenmeiſter iſt, findet das gerade ganz beſonders Anwendung, denn ſein ganzes Daſein iſt weſentlich kontemplativer Natur. — So lange wir ihm nicht dicht gegenüber ſtehen, ihn weder reden hören, noch mit ſeiner Staffage vergleichen, werden wir nie einen vollen Eindruck von ihm erhalten. — Es iſt, als ob die Natur ſich bei ihm Mühe gegeben hätte, durch äußeren Schein ſeine Seeleneigenſchaften zu verdecken, unter unſcheinbarer Hülle den Geiſt zu bergen, welcher unſere Hoffnung und der Schrecken unſerer Feinde geworden iſt.

Blickt dieſer Mann mit ſeinem ſtillen tiefen Auge dich indeß an, dann pocht dir gewiß das Herz; du fühlſt, daß ein überlegener Geiſt dich beobachtet und dich jede Unnatur vor ihm zum Dutzendmenſchen erniedrigt. Da Moltke andererſeits, nächſt Bismarck, vielleicht der wunderbarlichſte Kenner der Menſchenſeele iſt, dazu aber ein wahrer Menſchenfreund, ſo genügt, daß man ſich beſcheiden ſo vor ihm gebe, wie man eben immer iſt, um ſicher zu ſein, ihm am wenigſten zu mißfallen. Der weit jüngere Eindruck, den er ganz in der Nähe auf uns macht, wird dadurch verſtärkt, daß Moltke völlig bartlos iſt, ihm dieſe Eigenſchaft des Mannes, wie es ſcheint, von jeher gänzlich fehlte. — Seine Haltung hat nichts militairiſch Steifes, vielmehr eine Freiheit, die mehr an den Denker als den Soldaten erinnert. Gänzlich ohne Affecte und ohne Effect, benimmt er ſich doch wie Jemand, der immer auf dem „Wer da“ — ſteht. — Gewiß ſpricht er wenig, aber vorzüglich. Man ſieht, das Wort eilt dem Gedanken nie voraus. Er bleibt knapp bei dem behandelten Gegenſtande, doch in dieſer Art Converſation bewegt er ſich mit ſeltener Leichtigkeit und gerade ſie iſt weit mehr als die pointirteſte Sprache geeignet, uns in Verlegenheit zu bringen. Trockenheit oder Pedanterie iſt ſeinem Weſen weit entfernt und der warme Herzenston, welcher bei beſtimmten Anläſſen durch ſeine Rede leuchtet, obwohl ſie wenig Tonhebung und Senkung hat, leiht ihr in ſolchen Augenblicken etwas eigenthümlich Durchgeiſtigtes. Moltke's Art zu ſprechen und zu ſchreiben iſt, — ſollen wir ſie mit derjenigen irgend eines unſerer Klaſſiker vergleichen, — dem Style Leſſing's überraſchend ähnlich. Mit ihm hat er bei gleicher Knappheit dieſelbe Grazie, bei derſelben Einfachheit die gleiche Tiefe gemein; Wort und Gedanke decken ſich völlig! — In ſeinen Mienen, die, von fern geſehen, etwas Ascetiſches zu haben ſcheinen, ſchlummert, — blickt man nur länger in ſie hinein, — eine ruhige Melancholie. Sie iſt der Schlüſſel ſeines Herzens! Je länger man bei ihm weilt, je magnetiſcher wirkt dieſer Mann auf uns, ohne daß man recht zu ſagen wüßte, in Was ſein Einfluß beſteht. Von ſeinen Fähigkeiten, — das, was man ſeinen militäriſchen Genius nennt, — laſſen wir Andere lieber reden. Uns lag vor Allem daran, dem Leſer erſt den Menſchen darzuſtellen, ehe wir die Geſchichte ſeiner Entwickelung geben, durch welche ſich pſychologiſch erklärt, warum er ſo iſt, wie wir ihn kennen. — — —

Das Schickſal packte ihn zeitig mit rauher Hand. Nur die elf erſten Lebensjahre brachte er zu Parchim unter der liebevollen Pflege der Eltern zu. — Uns iſt nicht bekannt geworden, ob er innerhalb dieſer Zeit oder bald nachher ſeine Eltern verlor. Dem muß wohl aber ſo geweſen ſein. Auch erſcheinen ſeine Vermögensverhältniſſe nicht glänzend, denn mit dem elften Jahre finden wir ihn wie ſeinen älteren Bruder in der Landes-Cadetten-Akademie zu Kopenhagen. Die Schweſter kam wahrſcheinlich auch zeitig nach England. — — Die Gebrüder Moltke waren in Kopenhagen zu einem alten General Lorenz in Penſion gekommen, der ſich ſo gut wie gar nicht um ſie kümmerte. Eine alte Haushälterin deſſelben, welche mit großer Virtuoſität den Hausdrachen ſpielte, tyranniſirte die Knaben um ſo mehr, als es denſelben gar nicht einkam, ſich über ſie zu beſchweren. Sie dachten: „es müſſe eben ſo ſein!" — So erwuchſen ſie bei harten Entbehrungen aller Art. Helmuth von Moltke lernte mithin als zartes Kind ſchon die Schwere des Lebens unter fremden, liebloſen Menſchen kennen; ſein Vaterhaus zu Parchim ſah er bis dieſe Stunde nicht wieder. — Wenn er den Sinnſpruch ſeines Geſchlechtes: „Aufrichtig und vorſichtig" auch ſchwerlich damals ſchon kannte, erſtere Tugend lehrte ihm ſein treues Gemüth, letztere der Wetterſturm des Lebens, das ihn bald auf hoher Woge mit ſich fortnehmen ſollte zu fernen unbekannten Geſtaden. Der 17jährige Moltke muß übrigens gleich dem großen Oranier ſchon in der Jugend eine prononcirte Perſönlichkeit geweſen ſein, denn am 22. Januar 1818 hatte er ein ähnliches Loos wie Jener, — er ward königlicher Page am Hofe von Kopenhagen mit Offiziers-Anciennetät. Ein Jahr ſpäter (1. Januar 1819) trat er als Lieutenant ins Infanterie-Regiment Oldenburg daſelbſt. — —

Weder die Hofluſt noch der däniſche Dienſt ſcheinen ihm aber abſonderliche Freude gemacht zu haben, vielmehr ſein deutſches Bewußtſein, die Anhänglichkeit an die Heimat auf dem Feſtlande ihn zum Austritt bewogen zu haben, denn ſeit dem 12. März 1822 diente er als Sekonde-Lieutenant im preußiſchen 8. (Leib-) Regiment. — Vom Jahre 1823 bis 26 beſuchte er die allgemeine Kriegsſchule in Berlin, unſere jetzige Kriegs-Akademie. — Daß man auf die Fähigkeiten dieſes jungen Mannes zeitig aufmerkſam wurde, geht daraus hervor, daß er ſchon 1827 als Lehrer an die Diviſionsſchule zu Frankfurt an der Oder, 1828 an die topographiſche Abtheilung des großen Generalſtabs verſetzt wurde, dem er vom 30. März 1832 bis 30. März 1833 zur Dienſtleiſtung überwieſen wurde. Da er am Anfange des Jahrhunderts geboren war, ſo bezeichnen die Daten ſeiner dienſtlichen Carrière und der Geſchichte unſeres Jahrhunderts zugleich die ſeines Lebensalters.

Vom Jahre 1833 ab wurde er in den großen Generalſtab rangirt, deſſen Carmoiſin-Streifen er nicht mehr ablegen ſollte. Seit er in preußiſchem Dienſte ſtand, muß er wohl von dem älteren Bruder getrennt geweſen ſein, nirgend finden wir wenigſtens eine Andeutung über das Verhältniß Beider; ſpäter ſoll er denſelben indeß mehrfach wiedergeſehen haben. Mit ſeiner Schweſter trat Moltke, etwa um die zuletzt angegebene Zeit, neu und in eine ſo dauernde Verbindung, daß ſie ſein Schickſal in einer Weiſe beſtimmen ſollte, wie er wohl nie ahnen mochte. Sie hatte einen Engländer John Heytiger Burt Esqu. geheirathet, der in Holſtein lebte. Sie war John's zweite Frau geworden und fand bereits drei Kinder vor, eine Tochter, welche den Baron von Brockdorff in Holſtein geheirathet hatte, — einen Sohn, der ſich als Dichter einen Namen erworben haben ſoll, aber früh verſtarb, endlich eine jüngere Tochter Mary. Kinder mit John hatte Moltke's Schweſter nur einen Sohn; derſelbe und Miß Mary ſind nachmals Hauptperſonen in Moltke's Leben geworden. — Ob derſelbe damals ſchon perſönlich viel mit der Familie ſeiner Schweſter in Berührung gekommen, können wir nicht verbürgen; daß er in regem Briefwechſel mit derſelben ſtand und das gegenſeitige verwandtſchaftliche Verhältniß ein ſehr inniges und feſtes war, iſt gewiß; Moltke hatte ja nichts Liebes ſonſt auf Erden, wie die Schweſter allein. — Etliche Schriftſteller haben nachmals viele romantiſche Geſchichten über das Leben des jungen Lieutenant Moltke in Berlin, ſeine anziehende Schönheit, ſeinen Weiberhaß, wie diverſe Anekdoten über ſeinen ſprudelnden Humor veröffentlicht. Ehrlich geſagt, wir glauben von alledem Nichts. Nach unſerer bisherigen Schilderung wird man wohl mit uns in dem Schluſſe einig werden, daß das, was man damals einen „karmoiſin-vergnügten Offizier“ zu nennen pflegte, Moltke niemals geweſen ſein kann. Sein Haupt iſt in der ganzen Anlage zu ſehr Charakterkopf, um gerade „ſehr ſchön“ in der Jugend geweſen zu ſein. Das ganze Geiſtesleben dieſes Mannes iſt ſtets ein zu contemplatives, innerliches geweſen, als daß er je einer jener „liebenswürdigen Sakerloter“ hätte werden können, wie ſie ſich damals in Berlin überaus breit gemacht haben. —

Wir wollen auf die genug ſchon gekennzeichneten 30er Jahre nicht neu zurückkommen, nur daß einem Manne von ſolcher Realität des Geiſtes und Gemüths ſchwerlich die damalige Berliner Geſellſchaft ſympathiſch ſein konnte. Dieſer wäſſerigen Romantik, welche alle Kreiſe jener Zeit mit Mondſcheinkrankheit anſteckte, iſt er ſicher weder mit viel ritterlichem Eifer, noch weniger mit Schwärmerei ergeben geweſen. Beſaß er, was bei einem jungen Manne natürlich iſt, — Humor, ſo wird es wohl jene trockene Kauſtik geweſen ſein, die ihre ſtille Verachtung unter leidlichen Formen ausdrückt, immerhin aber ſpitz genug iſt, daß man ihren feinen Stachel fühle. Dieſe Epoche war gerade diejenige zudem, wo ſein eminentes Wiſſen ſich abſchloß, ſein — nicht blos militäriſcher Genius die erſten prächtigen Blüthen trieb. Ins Jahr 1835 fiel nämlich ſeine große orientaliſche Studienreiſe, die eigentlich echt romantiſche Zeit ſeines Lebens, welche zugleich Urſache ſeines höchſten, leider nur zu kurzen Glückes werden ſollte. — Vielfach iſt behauptet und auch geſchrieben worden, er habe auf Veranlaſſung der türkiſchen Regierung dieſe Reiſe unternommen. Zu ſolcher Initiative war die hohe Pforte denn doch noch nicht kultureifrig genug. Seine eigene Wißbegier vielmehr trieb Moltke, einen Königsurlaub im beſagten Jahre zu nehmen, um ſich drei Wochen in Konſtantinopel umzuſehen, über Athen und Neapel dann aber in den Dienſt zurückzukehren. Der Urlaub wurde ihm auch ohne weitere Nebenabſichten oder Aufträge ertheilt. Daß Alles anders kam, lag nicht in Moltke's Willen, ſondern in den Verhältniſſen. — —

Die Reiſe ſelbſt war überaus intereſſant! — — Wenn der Künſtler und Gelehrte, der geiſtvolle Mann überhaupt Landſchaften, Menſchen und Verhältniſſe mit anderen Augen anſieht, als jene Klaſſe Touriſten, welche allſommerlich der Mode wegen die Welt unſicher machen, ſo wird man leicht denken können, wie Moltke reiſte, wie er ſah und welche Schätze ſein Forſchereifer für ſich, für die allgemeine Wiſſenſchaft, für die Türkei ſelber ans Licht förderte. Karl Ritter's Freundſchaft und lebhaftes Intereſſe ſchon beweiſt, daß Moltke ein eminenter Geograph war; — daß er als

General-Stabsoffizier ein Meiſter beim Meßtiſch und der Kette, ein vortrefflicher Topograph und Geologe geweſen, verſteht ſich von ſelbſt. Außerdem „landſchafterte" er, wie die Maler es nennen, ganz reizend und daß er auf dieſer Reiſe auch zum Ethnographen, Politiker, Strategen, Menſchenkenner und — Poeten ſogar wurde, ſich hier erſt ſeine Weſenheit voll erſchloß und auf ihrem heimiſchen Boden ausdehnte, hoffen wir zu beweiſen. — Die Verhältniſſe, welche er in Konſtantinopel vorfand, waren ganz dazu angethan, ſeine überraſchende Entwickelung zu fördern. — Sultan Mahmud I. regierte, ein Mann, der einſah: der Orient gehe im Marasmus unter und ſeine eigene Exiſtenz hänge davon ab, daß er ſich von der orthodoxen Tyrannei der Osmanlis befreie und ſein Volk europäiſcher Geſittung nähere. Er wählte hierzu eine echt-türkiſche Radikalkur, er ließ 20,000 Janitſcharen niedermachen. — Die Mamelukenwirthſchaft hatte ein Ende und der Padiſchah betrat entſchloſſen den Weg der Reform. — Der vorzüglichſte Vollſtrecker ſeines Willens war Chosref-Paſcha, der Seraskier (Kriegsminiſter), und dieſer merkwürdige Mann ſollte in das Leben Moltke's merkwürdig eingreifen. Schon neigte ſich der Urlaub deſſelben dem Ende zu, als er von ſeinem Geſandten am 20. oder 21. December dem allmächtigen Günſtlinge des Sultans vorgeſtellt wurde. Das Geſpräch kam auf die preußiſche Landwehr und Moltke entwickelte dem Seraskier Zweck und Art derſelben, wie die unleugbaren Verdienſte, welche dieſes Inſtitut ſich im Befreiungskriege erworben hatte. Dieſe Explikation muß große Wirkung auf Chosref hervorgebracht haben, denn derſelbe ließ Moltke durch den Geſandten auffordern, ſeine Reiſe zu verſchieben. Artigkeit hielt die preußiſche Regierung ab, dagegen Einſpruch zu thun; ein unbeſtimmter Nachurlaub ward bewilligt, Moltke alſo blieb zur Dispoſition der Pforte. — Daß man nicht ſobald den ſchätzbaren Mann aus den Fingern zu laſſen gedachte, beweiſt, das er alsbald ins Haus des erſten Dragomans (Dollmetſchers) des Paſchas, Mardirali (Martinchen) genannt, eines Armeniers, einlogirt wurde. Am 10. Mai 1836 endlich wollte Moltke ſeine Rückreiſe antreten, doch der Großherr befahl dem

Seraskier, ihn abermals zum Bleiben zu veranlaſſen; er ſollte mit Halil Paſcha, Schwiegerſohn des Sultans und Großmeiſter der Artillerie, nach Varna gehen, was man befeſtigen wollte. — Mit dieſem, der preußiſchen Regierung ausgeſprochenen Wunſche war zugleich das Geſuch, noch einige höhere preußiſche Offiziere zu ſenden, verknüpft. Beidem wurde bereitwillig entſprochen und fortan erhielt der, bisher zur eigenen Belehrung anweſende Moltke eine für die Pforte ſo wie das Kriegsminiſterium in Berlin officielle Wichtigkeit. Er erlangt ſie jetzt aber auch für uns als Schriftſteller und Menſch in ganz beſonders hohem Grade. —

Die Ergebniſſe ſeiner bisherigen Beobachtungen hatte Moltke nämlich theils in wiſſenſchaftlichen Notizen, Plänen, Zeichnungen, namentlich auch in einer Reihe von Briefen an ſeine Schweſter Miſtreß Burt in Holſtein niedergelegt, ohne Ahnung, daß er in ihnen ein literariſches Meiſterwerk geſchaffen habe, das Tauſende ſpäter verehren würden. — In dieſen Briefen, — die vor uns liegen, — iſt Moltke's Styl ſeelenvoll, empfindungsreich, von feinſinnigſter Eleganz. Seine durchweg maleriſche Anſchauung erhebt ſich oft zu dichteriſchem Schwunge. Sein hiſtoriſches Wiſſen, ſeine claſſiſche Bildung, ſeine naturwiſſenſchaftlichen Kenntniſſe machen ſeine Schilderungen beſonders lebenswarm. Der tiefe Blick in die Menſchennatur, — die politiſchen, wie national-ökonomiſchen Anſichten aber, welche er ausſpricht, müſſen überraſchen. — Daß dieſe: „Briefe über Zuſtände und Begebenheiten in der Türkei aus den Jahren 1835—1839“ (Berlin bei Ernſt Siegfried Mittler, 1841 anonym erſchienen), eben ſo wie: „Der ruſſiſch-türkiſche Feldzug in der europäiſchen Türkei 1828/29, dargeſtellt durch Freiherrn von Moltke, Major im Königlich Preußiſchen Generalſtab“ (Berlin 1845, bei Georg Reimer, mit Karten und Plänen), ihn in der Armee zu einer wiſſenſchaftlichen Autorität erhoben, braucht alſo nicht erſt verſichert zu werden. — Man hat nicht nöthig, viel von Kriegskunſt zu verſtehen, um dem Autor beider Werke ſeine tiefſte Verehrung zu zollen, und wir fordern Jeden auf, Dem darum zu thun iſt, Moltke's ganzen geiſtigen und Gemüths-Habitus kennen zu lernen, dieſe beiden Werke zu leſen, denn keines Menſchen Feder kann dieſen Mann beſſer ſchildern, als er ſich in ihnen ſelbſt dem menſchlichen Auge darſtellt. Damit unſer Leſer indeß eine Ahnung ſeiner Schreibweiſe und der Seelentiefe eines Mannes erhalte, den wir bisher nur aus ſeinen Erfolgen kannten, laſſen wir einige frappante Stylproben folgen. — —

Moltke iſt alſo von der Heimat eben nach der Stadt am goldenen Horn unterwegs und in Adrianopel. — Begleiten wir ihn. — „Wie alle türkiſche Städte iſt auch Adrianopel, von Außen geſehen, ſehr ſchön. In einem weiten Wieſenthale, zwiſchen mächtigen Baumgruppen und ſchlängelnden Flußarmen, erheben ſich die Kuppeln und Minarehs, die Mauern und Thürme über ein Gewirr von flachen rothen Dächern, zwiſchen denen lichtgrüne Sträucher und hohe ſchwarze Cypreſſen hervorleuchten. Die mächtige Moſchee Sultan Selims mit ihren vier ſchlanken Minarehs ragt auf dem höchſten Hügel über die ganze Stadt her, welche von Weinbergen, Gärten und Ackerfeldern rings umſchloſſen iſt. — Unſer Tartar trieb indeß zur Eile und am zehnten Morgen, ſeit wir aus Ruſtſchuck ausgeritten, ſahen wir die Sonne hinter einem fernen Gebirge emporſteigen, an deſſen Fuß ein Silberſtreif hinzog; — es war Aſien, die Wiege der Völker, — es war der ſchneebedeckte Olymp und der klare Propontis, auf deſſen tiefem Blau einzelne Segel wie Schwäne ſchimmerten. Bald leuchtete aus dem Meere ein Wald von Minarehs, von Maſten und Cypreſſen empor — es war Konſtantinopel!“ — Moltke iſt nun in dem alten Byzanz; einzelne ſeiner Eindrücke daſelbſt ſind: „Nach dem Frühſtück mache ich bei gutem wie ſchlechtem Wetter eine Promenade; gewöhnlich durch die Hauptſtraßen von Pera nach dem großen Begräbnißplatz. Die hohen hundertjährigen Cypreſſen beugen unter der Laſt des Schnees ihre grünen Zweige zur Erde und die zahlloſen aufrechtſtehenden Leichenſteine ſind mit einer Eisrinde wunderbar inkruſtirt.“ — Ueber ſeinen Gönner ſagt er: „Mir kommt es manchmal vor, als ob der Seraskier Mehemed Chosref die Reform — (welche er nämlich inaugurirt hatte) in ſeinem geheimſten Innern mit der tiefſten Ironie behandele; aber ſie iſt ihm das Mittel zur Macht, und Macht iſt die einzige wahre, ungebändigte Leidenſchaft dieſes Greiſes!" Wie klar Moltke den verſchloſſenen intriguanten Charakter deſſelben erkannte, wird ſich bald ergeben. — Im Hauſe des Dragomans kam Moltke mit Orientalinnen, Frau und Töchtern ſeines Wirths, vielfach in Berührung, denn der Armenier iſt ſo ſkrupulös nicht wie der Moslem. — — „Auf einen Europäer", ſagt er, „macht es einen eigenen Eindruck, ſich von den Töchtern des Hauſes aufwarten zu laſſen. Sie bringen dir die Pfeife, reichen den Kaffee und bleiben mit verſchränkten Händen vor dir ſtehen, bis du ſie aufforderſt, ſich zu ſetzen. Es liegt aber darin für ſie durchaus nichts Demüthigendes und iſt auch in der That nur das altbibliſche, naturgemäße Verhältniß. Wenn wir die Wahrheit ſagen wollen, ſo müſſen wir geſtehen, daß bei uns ein junges Mädchen von dem Brautſtande in den Eheſtand eine Stufe herabſteigt, denn die Vergötterung, mit welcher ihr gehuldigt wurde, kann unmöglich für die Dauer eines Lebens vorhalten. Im Orient wird aber die Frau durch die Ehe gehoben und wenn ſie auch dem Manne unterthan bleibt, ſo herrſcht ſie doch in ihrer Wirthſchaft über Dienſtboten, Söhne und Töchter. Ich will damit nur ſagen, daß wir in der einen Richtung vielleicht zu weit gehen, während die Türken in der anderen Richtung noch viel weiter gehen." — — Vom Haremsweſen argumentirt er: „Es iſt freilich bequemer, der einzige Mann zu ſein, den die Frau ſieht, als unter vielen der liebenswürdigſte!" — — Bujukdere bietet den Anlaß zu der Betrachtung: „Merkwürdig iſt mir auch die Langſamkeit geweſen, mit welcher die Vegetation ſich hier entfaltet; die Pflanzen ſcheinen zu wiſſen, daß ſie ſich nicht zu beeilen brauchen, wie bei uns, wo ihnen der Winter gleich über den Hals kommt." — Seine militäriſchen Beobachtungen im Orient entreißen ihm das ſchönſte Bekenntniß eines Soldaten: „Im Abendlande haben die Kriege dagegen immer mehr den Charakter der Volkskämpfe angenommen!" — Die Kabinetskriege warf er ſomit zu den Todten; was Wunder, daß der Krieg

Habsburgs und Napoleons gegen uns, die ihrerſeits nur Kabinetskriege geweſen ſind, vor dem Volkskampf unter Moltke ſiegreich nicht beſtehen konnten? — Vom Sultan, — einmal demſelben nahe getreten, — wurde Moltke nahezu für einen Tauſendkünſtler gehalten. Einrichtungen bei der Artillerie, Feſtungs-Brücken- und Palaſt-Bauten, Marineſchule, Herſtellung von Waſſer-Reſervoirs (Bends) und -Leitungen, — Alles wird ihm zugemuthet, was er kann und nicht kann, aber durchaus können muß. Er — der erſte Chriſt (noch immer „Franke" im Orient genannt), der es nicht blos darf, ſondern dazu befohlen wird, — nimmt den Bosporus und das ganze anliegende Terrain auf, erhält offene Ordre, die ihn ermächtigt, in alle Feſtungen und Batterien einzutreten, und ſo viel Soldaten, als er will, zur Begleitung mitzunehmen, — kurz Sultan Mahmud erkannte des preußiſchen Offiziers Werth klar genug, um ihm alle geheimen Schäden ſeines Reiches und ſeiner Verwaltung bloß zu legen, wie einem Arzt den ſiechen Leib. — Anfang December 1836 fiel Moltke's Gönner Chosref-Paſcha plötzlich in des Großherrn Gunſt und ward nach Emirgjon verbannt. Seine eigenen Lieblingsſklaven, die er zu des Sultans Schwiegerſöhnen gemacht, hatten den alten herrſchſüchtigen Herrn geſtürzt. Natürlich war für jeden Türken von Rang Chosref ſofort eine gemiedene Perſon. Moltke hingegen beſuchte den verbannten Freund und — richtig — wie er geahnt, die Reform, als deren Träger derſelbe bisher gegolten, war ihm wirklich nur ein Machtmittel geweſen; Chosref hatte ſeine alttürkiſchen Gewohnheiten völlig wieder angenommen. Daß der ſchlaue Alte indeß noch immer darauf ſann, wieder die Zügel des Staates zu ergreifen, muthmaßte Moltke alsbald: „weil derſelbe in ſeinem Verbannungsorte ſogleich eine Moſchee bauen ließ und eine Schule gründete!" — Er betrog ſich wiederum im Charakter des türkiſchen Volks und der betreffenden Perſon nicht, denn ehe Moltke noch den Orient verließ, ſah er den allgewaltigen Chosref abermals im Beſitze von Mahmuds ausſchließlichem Vertrauen! — Bis Anfang des Jahres 1837 hatte Moltke vollſtändig mit Aufnahmen und den übrigen Geſchäften zu thun, welche ihm der Großherr auftrug. In der Audienz am

19. Januar überreichte ihm derſelbe den Niſchan-Orden. Am 22. Februar hatte, — in jeder Art eine Rieſenaufgabe, — Moltke die topographiſche Aufnahme Konſtantinopels vollendet. — Im April mußte er den Großherrn auf deſſen Reiſe durch Bulgarien und Rumelien begleiten. — Die Beſchreibung derſelben ſowohl in landſchaftlicher wie militäriſcher Beziehung iſt höchſt wirkſam. Moltke lernte auch Huſſein-Paſcha bei dieſer Gelegenheit kennen, den letzten Janitſcharen-Aga, einen unheimlichen Geſellen, welchem man die blutige Hinopferung ſeiner eigenen Leute zur Laſt legte. Die Schilderung Koſanliks, dem Gülliſtan oder der Roſenſtadt, mit welcher die Bülbül oder Nachtigall ja unzertrennlich iſt, iſt wahrhaft entzückend. Hier iſt's, wo das ſeltenſte Parfüm der Erde gewonnen wird und, ſoweit das Auge reicht, erblickt es nur Roſenfelder. Sie werden dort wie Kartoffeln in Beten gezogen, um das koſtbare Oel zu gewinnen, und man riecht nicht nur die Roſen, man trinkt, ja man ißt ſie auch. — Der Zug des Großherrn kehrte am 6. Juni nach Stambul zurück. Moltke hatte unterwegs alle Städte im Plane wie Durchſchnitt, beſonders die Fortificationen derſelben, für Mahmud aufgenommen und eine bedeutende Sammlung von Terrainkarten angefertigt. Am 26. Juli hatte er abermals Audienz bei demſelben, der ſich ihm höchſt gnädig erwies. — Zu Moltke's großer Freude trafen auch nun die längſt erwarteten preußiſchen Collegen, zwei Offiziere vom großen Generalſtabe und einer vom Geniecorps ein. — Man muß leſen, wie ſehnſüchtig Moltke nach ihnen ins Meer auslugt, bis ſich die erſten Wolken des Dampfers, der ſie trägt, am Horizonte kräuſeln und wie er freudig ihnen entgegeneilt, — um die volle Herzlichkeit eines Mannes zu begreifen, den man unter uns nur zu geneigt iſt, für wenig mehr als ein lebendiges unzweifelhaftes Rechenexempel anzuſehen, bei welchem Menſchen die benannten Zahlen abgeben. — Jetzt begann erſt die rechte Arbeit! Moltke unternahm mit ſeinen Genoſſen alsbald eine Inſpectionsreiſe an die Donau. Beſonders waren die intereſſanten Terrainabſchnitte der Dobrudſcha, die Orte Hirſova, Iſaktſchi und Tuldſcha Gegenſtände ihrer Forſchung. Die Einöde rings wird Moltke zu einem Ruisdael'ſchen Landſchaftsbilde

und kein Maler von Fach kann die Natur mit liebevollerem Auge anſehen, ihre ſtumme Sprache beſſer verſtehen, als der greiſe Denker am Königsplatze zu Berlin. Wie ſehr ihn der dreifache Trajans-Wall, die Ruinen der römiſchen Kaſtra, die Umwallung der alten Conſtantia, alle dieſe Reſte antiker Herrlichkeit, welche er uns erſchließt, angezogen haben müſſen, ſieht man aus ſeiner detaillirten Beſchreibung derſelben, durch welche man ſelbſt ohne Karte lebendigen Eindruck von ihnen erhält. — Dieſe Expedition ſollte indeß nur ein Vorſpiel der Forſchungsreiſen werden, durch welche Moltke, — der erſte Chriſt, welcher ſeit der Moslemherrſchaft dieſen Boden betrat, — uns jene Gegenden wieder erſchloß, welche das Abendland bisher nur aus den Schriften der Alten kannte. — Bereits als er das erſte Mal die Dardanellen beſuchte, ſah er die Reſte von Troja. Seine Kenntniß der alten Literatur, zumal der Iliade, befähigte ihn, mit Hülfe ſeines brillanten Ortsſinnes die Lage aller Punkte wieder zu erkennen, welche die alte Poeſie im Liede verewigt hat. — Seine Beſchreibung der Aja-Sophia zu Konſtantinopel ſtreift geradezu ans Erhabene; ſeine Sprache hat hier einen Farbenſchmelz, ſein Satzbau einen Schwung, daß wir getroſt behaupten dürfen: wenn Moltke nicht Moltke geworden wäre, er hätte gewiß ein Dichter ſein können. Das Schickſal fügte zu unſerm Heile es anders, denn ob wir auch große Verehrung für unſere tapfere Armee und gerechte Hochachtung vor unſerer vaterländiſchen Literatur hegen, alle unſere Poeten hätten in Böhmen und Frankreich uns doch nicht den Sieg erſungen, unſere Heere ihn vielleicht ſo glänzend nicht erſtritten, wären Moltke und ſeine bekannte Berliner „Geniefabrik“ nicht mit von der Partie geweſen. Eine liebevolle Fügung gerade führte ihn in den Orient unter fremde Geſittung, zu einem fremden Glauben, unter fremde Daſeinsgeſetze und an der Menſchheit alte Wiege, um ihm in Fels und Wald, an verklungener Größe wie gegenwärtigen Zuſtänden den Geiſt zu reifen und auszuſtatten für die gewaltigen Aufgaben, die 25 Jahre ſpäter in der Heimat ſeiner warteten. Er ſollte ja nicht nur die uralten Werkſtätten einer entſchwundenen Cultur, er ſollte auch den Krieg im Orient kennen, in ihm ſich ſelber und zwar bei einer Niederlage erproben lernen. Nicht er in ſeiner Dispoſition unterlag, nur das undirigirbare Material! —

Anfang März 1838 trat er mit ſeinen Berliner Gefährten die bedeutſame Reiſe an, deren erſter Abſchluß der Feldzug gegen die Kurden bildete. — Man begab ſich nach dem Pont Euxin und beſuchte das Kaſtell von Synope, wo die Ruſſen nicht lange vorher mehr als die Hälfte der türkiſchen Flotte vernichtet hatten. Ueber Trapezunt erreichte man Tokat am 10. März und über Karput das Hauptquartier der Taurus-Armee, welche Hafisz-Paſcha commandirte. Natürlich wurde unterwegs brav gezeichnet und das Terrain aufgenommen. Die Karten und Croquis intereſſirten beſagten Paſcha nun ſo, daß er Moltke mit vier prächtigen arabiſchen Hengſten beſchenkte und beſchloß, die europäiſchen Offiziere eine Recognoscirungsreiſe an die ſyriſche Grenze machen zu laſſen. Am 23. deſſelben Monats brach Moltke nach dem Euphrat und Malatia auf, von dort ging's nach Erkenneh und den Päſſen des Taurus. Das romantiſche Thal von Marraſch und der Beſuch im Kurdenlager zeichnen ſich beſonders durch ſcharfe lebensfriſche Charakteriſtik aus; es iſt Einem beim Leſen, wie wenn man Alles auf dieſem wahren Abenteurerzuge ſelbſt miterlebte. Wir kommen nach Gerges am Phrat. — „Der Euphrat hier iſt ein Fluß wie die Moſel; zu Samoſata gleicht er der Oder bei Frankfurt" berichtet Moltke. Am 4. April ſind die preußiſchen Offiziere in Rumkaleh und beſichtigen die alte römiſche Colonie, dann geht's zum Schloſſe Beda. — Orfa (das alte Edeſſa), die Colonie des Severus, erſchließt ſich ihnen. Von hier berichten Moltke's Briefe auch eine reizende Sage vom Jeſusliede zu Edeſſa, jener von Veronika's Schweißtuch ähnlich. — Nachdem der dortige Paſcha ſeine Truppen vor Moltke im Feuer exerziren laſſen, reiſt Letzterer nach Diarbekir.

„Unſer Geſchäft iſt nun, den alten, etwas eingeroſteten Krummſäbel ſo gut es gehen will alla franga anzuſchleifen, für den Fall, daß er gebraucht würde", ſchreibt unſer Stratege aus Diarbekir am 15. April einem Freunde nach Pera. — Dieſe Bemerkung hellt die eigentlichen Abſichten Sultan Mahmuds mit Moltke und ſeinen Gefährten auf. Bisher waren faſt nur Franzoſen Inſtruktoren der türkiſchen Truppen geweſen, — Abenteurer, Renegaten, Leute von zweifelhaftem Rufe und noch zweifelhafteren Fähigkeiten, welche enorme Summen koſteten und Nichts leiſten konnten. Die Ummodelung des Moslemheeres zu modern-europäiſchen Soldaten war ſomit ziemlich kläglich ausgefallen, von preußiſcher Schulung hatte es jedenfalls keinen Begriff. Moltke's Erſcheinen in Konſtantinopel alſo wurde für den Sultan Anlaß, auf das Hauptgebrechen ſeines Heeres endlich den Blick zu lenken und, da er ſowohl die Kurden züchtigen, als ſeinen gefährlichſten Vaſallen Mehemed-Ali unſchädlich zu machen wünſchte, ſollten Moltke und ſeine Gefährten in kurzer Zeit das nachholen, was bei den Truppen ſeit Jahren verſäumt worden war. Ob dieſe vier Offiziere das Menſchenmögliche auch gethan, um den ſpröden moslemitiſchen Stoff zu bewältigen, Raceneigenſchaften, das lymphatiſche Weſen des Orientalen, religiöſe Vorurtheile und tauſend Hinderniſſe ſtemmten ſich ihnen, trotz Hafisz-Paſcha's Eifer, entgegen. Selbſt unter eines Moltke Augen und obgleich er mit der vollen Autorität eines türkiſchen Generalſtabschefs ausgerüſtet geweſen, konnten die Moslem, da es zu kämpfen galt, ihre orientaliſche Natur nicht verleugnen und gänzliche Niederlage war nachmals die Folge. — Der Zug gegen die Araber war in Ausſicht genommen. Am 15. April trat Moltke die Reiſe auf dem Tigris, gleich wie die Zehntauſend Xenophon's, auf einem Floß von aufgeblaſenen Hammelhäuten an. An den Trümmern von Moſſul erreichten ſie den öſtlichſten Punkt ihrer Reiſe. Die Stadt ward aufgenommen, der Riß einer neuen Kaſerne und die Zeichnung eines Waſſerrades für den Paſcha gemacht, dann betrat man die ehrwürdigen Reſte von Ninive am linken Ufer, Moſſul gegenüber. Die Rückkehr erfolgte mittels Karavane durch die Wüſte des nördlichen Meſopotamien.

Eben rüſtete Mehemed-Paſcha zum nördlichen Zuge gegen die Kurden. Der Tigris ward überſchritten. — Moltke tritt den 7. Mai einen Recognoscirungsritt nach dem Kurdenſchloſſe Sayd-Bey's an, dann disponirte er den Angriff. Die Schilderung dieſes Moments iſt höchſt originell. — Am 10. Mai ward die Feſte übergeben und geſchleift, darauf der Zug gegen Karſann begonnen. —

Die national-ökonomiſchen Betrachtungen Moltke's, welche er hier über die orientaliſchen Verhältniſſe anſtellt, verrathen den univerſellen Blick, welchen er ſchon damals über alle Verhältniſſe beſaß, an welche er herantrat. — Hierauf machte er einen Ritt durchs Gebirge bis zum Euphrat; es galt den Verſuch zu wagen, ob dieſer Fluß als Waſſerſtraße für militäriſche Zwecke zu benutzen ſei. Am 30. Juli machte er bis Samoſata eine Fahrt wiederum mittels Bocksſchläuchen, darauf ging es zu Roß durch die Kurdenberge nach Malatia. — In Karput traf Moltke eine Botſchaft des Großherrn und der Paſcha erging ſich über die preußiſchen Offiziere vor Mahmuds Geſandten in lebhafteſter Bewunderung. Nach längerem Verweilen in Malatia machte Moltke einen Rundritt am 3. November, der über das alte Cäſarea (jetzt Kaiſarieh), Eregli (Heraklea), nach Albiſtan und Pullat ging. — Am 29. October war er wieder zurückgekehrt; er hatte in 26 Tagen nicht weniger als 190 deutſche Meilen zurückgelegt; durchſchnittlich täglich alſo 7¼ Meile. Auch ein Reiterſtück, das ſich gewiß mit jeder cavalleriſtiſchen Leiſtung meſſen kann! — Seine nunmehrige Anweſenheit in Malatia füllten theils Exercitien und Manöver mit den türkiſchen Truppen, theils die Zeichnung einer Karte von Aſien aus. — Am 19. Januar 1839 (dem letzten Jahre ſeiner Anweſenheit im Orient) unternahm er eine fünftägige Reiſe nach Orſa, wo noch die Truppen des letzten Kurdenzugs ſtanden. Dort ſtellte er mit denſelben Brigade-Exercitien und Manöver an. Nach Biradſchik zu den dortigen Truppen ging er zu demſelben Zwecke und nahm dieſe Stadt auf. Man ſieht, der Pforte war es ſtark darum zu thun, ihr Heer in europäiſcher Weiſe ſchlagfertig zu machen. — Ein Ausflug nach Niſib an die Grenze, — alſo auf den Schauplatz des nachmaligen Kampfes mit Ibrahim-Paſcha, zeigte genugſam, welche Abſichten Mahmud hatte und welche erheblichen Dienſte ihm Moltke hierbei leiſtete. Ueber Rumkaleh kam derſelbe am 15. Februar nach Malatia zurück. — Das politiſche Expoſé betreffs Syriens und ein Referat über die ganze türkiſche Verwaltung, welche er hier als briefliche Herzensmeinungen giebt, führen nicht allein den Beweis, wie ſcharf Moltke die verrotteten Zuſtände des osmaniſchen Reichs erkannte, ſondern daß er auch keine ſehr glänzenden Reſultate bei den vorhandenen Zuſtänden für deſſen Zukunft erwartete. —

Moltke ſondirte nunmehr das Terrain zwiſchen dem türkiſchen und feindlichen egyptiſchen Lager, indem er deshalb nach Egin reiſte, der Hauptſtadt von Armenien. Er verſuchte den Euphrat bei hohem Waſſer hinabzufahren, ein tollkühnes Unternehmen, bei dem er ſtets in Gefahr war zu ertrinken. Wenn man ihn auf ſeinen Bockshäuten durch dieſe Wirbel und Stromſchnellen dahinſchießen ſieht, wird Einem faſt in der Einbildung ſchwindlicht. — Zu Lande kehrt er zurück. — Am 14. April erfolgte der Aufbruch der Taurus-Armee gegen Mehemed-Ali's Truppen; Moltke befand ſich bei Muſtapha-Paſcha in der Vorhut, dann an der Tête der zweiten Colonne. Bei Biradſchik vereinigten ſich ſämmtliche türkiſche Corps. — Ibrahim-Paſcha, des kühnen Mehemed-Ali Adoptivſohn und Feldherr ſeines Heeres in Syrien, das ebenfalls europäiſch geſchult war, that inſofern einen Mißgriff, als er den rechten Angriffsmoment vor Biradſchik verſäumte. Die Stellung des türkiſchen Heeres war indeß ſchwierig und ganz gegen die Regel; es hatte keine Rückzugslinie! Moltke ſcheint große Beſorgniß betreffs der übeln Angewohnheit der Osmanen, nach dem erſten ſtürmiſchen Angriffe auszureißen, empfunden zu haben, weil er ſich betreffs dieſer gewagten Stellung äußert: „Ich rechne ſie dem Heere als einen Vorzug an. Jetzt weiß Jedermann, daß er ſtehen oder verderben muß!“ Allerdings ein etwas verzweifelter Troſt. — — Die Schlacht bei Niſib ward am 24. Juni geſchlagen. — Sie ſollte der Pforte verloren gehen, aber Moltke dennoch einen Ruf machen, welcher für ſeine Zukunft entſcheidend wurde. — Der Fluch des türkiſchen Heeres war leider, daß es von 4 Generalen befehligt wurde. Das der Egypter aber befehligte Ibrahim allein, es war überdem auch ganz bedeutend ſtärker. — Am 21. war des Letzteren Aufmarſch erfolgt; es wurde klar, er wolle die linke Flanke der Türken umgehen. Moltke's Rathſchläge dieſerhalb wurden aber von Hafiez-Paſcha thörichter Weiſe abgelehnt und unſer Stratege bot in Folge deſſen ſeine Entlaſſung an. — Zwar traf Moltke dann andere Dispoſitionen, durch welche mittels Frontveränderung der Umgehung wenigſtens begegnet wurde, die Verwirrung aber, welche beim Beginn der Schlacht ſogleich unter den Türken einriß, ihr Weichen im Centrum, ſchließlich ihre regelloſe Flucht beſtätigten nur zu ſehr alle bisherigen Befürchtungen. Moltke und ſeine Genoſſen langten zum Tode erſchöpft in Marraſch an, fünf Sechstel der türkiſchen Armee und das geſammte Material der Artillerie war verloren gegangen, weil auf der Flucht Alles auseinander und nach Hauſe lief. Dennoch hatte der Sieg der Türken nur an einem Fädchen gehangen, ihn zu erringen bedurften ſie nur der Ausdauer! Daher unterließ Ibrahim weislich denn auch jede Verfolgung und nutzte ſeinen Sieg nicht aus! Auf dieſem Rückzuge hatte Moltke den unerſetzlichen Verluſt eines Theils ſeiner koſtbaren Karten zu beklagen, der Arbeit von Jahren. — — Hafiez-Paſcha ward nach ſolchem Unglücke vom Commando entſetzt und nach Sivas beſchieden; ſein Kopf ſchwebte in Gefahr. Moltke reiſte nunmehr nach Konſtantinopel zurück und fand, wie er geahnt hatte, ſeinen Gönner Chosref richtig wieder am Ruder! — Inzwiſchen war auch Sultan Mahmud geſtorben. „Die Wiedergeburt ſeines Volkes war ſeine Lebensaufgabe, daß ſie mißlang, ſein Tod!“ — Nach einer Abſchieds-Audienz bei Sultan Mahmud II. kehrte Moltke am 13. September des Jahres 1839 endlich nach der Heimat zurück. — —

Unmöglich kann man die Briefe, in denen er ſeine gewonnenen reichen Erfahrungen verzeichnete, ohne die Ueberzeugung aus der Hand legen, daß ſeine Anweſenheit in der Türkei die große Selbſtſchulung geweſen ſei, in welcher ſich an dieſen, jedem andern Europäer gänzlich fremden und unzugänglichen Verhältniſſen ſeine Kenntniſſe erweitern, beſonders ſein ſtrategiſches Genie in Scene ſetzen konnte. Wenn man die Mannigfaltigkeit und Anzahl der Geſchäfte ſieht, welche Moltke im Orient zur höchſten Befriedigung Aller erledigte, dann bekommt man einen Begriff von der unerhörten Arbeitskraft dieſes Mannes, der wir nachmals unſere Erfolge im Kriege und die Ausbildung des großen Generalſtabs zu verdanken haben. Muße zu haben, unbeſchäftigt zu ſein verſteht Moltke gar nicht. — Im Orient hatte er nun eine große, ſchwerwiegende

Probe mit ſich nach jeder Richtung hin machen dürfen, jetzt lag die praktiſche Vorbereitungszeit für ſeine nachmaligen großen Actionen hinter ihm. Verzeihe alſo auch der Leſer, daß wir dieſer bedeutſamen Epoche deshalb eine beſondere Vorliebe gewidmet haben. — Zurückgekehrt mit hohen Ehren, trat er in ſein altes Verhältniß wiederum ein. Seine Erfahrungen, ſein brillantes Verhalten in der Schlacht von Niſib konnten weder der Pforte, noch weniger aber unſerem Könige wie der Armee verborgen bleiben. Carl Ritter ſelbſt ſcheint die Initiative zur Herausgabe beſagter orientaliſcher Briefe gegeben zu haben, das ſpricht wenigſtens aus der warmen, faſt begeiſterten Vorrede, die er zu dieſem vortrefflichen Buche ſchrieb, welches 1840 dem Druck übergeben wurde. Bald hierauf wurde Major von Moltke erſter Adjutant des Prinzen Heinrich von Preußen. —

Beſagte Briefe hatten indeß noch andere Folgen. Urſprünglich zumeiſt an ſeine Schweſter und deren Gatten gerichtet, las dieſelben des John Burt jüngſte Tochter erſter Ehe, Miß Mary, mit wahrer Begeiſterung. Das 15jährige Mädchen verſtand die ſeelenvolle, duftige Sprache des Stief-Oheims, durchlebte im Geiſte ſeine Gefahren, begriff die Gewalt ſeines geiſtigen Strebens, die Schönheit ſeines Gemüths und liebte den Fernen mit der heißen Inbrunſt erſter inniger Mädchenneigung. Er kehrte nun zurück, ſuchte die Schweſter auf, — die einzige heimiſche Stätte, welche er, — ein Hageſtolz in den Vierzigern bereits, — auf der Welt beſaß und fand — eine Braut! Gerade dieſen Mann, der, ſeine Schweſter abgerechnet, keinem weiblichen Weſen bisher Geſchmack abgewonnen, mußte eine Liebe tief ergreifen, die unbezwinglich ſich in einem Mädchen kundthat, das ihm in voller roſiger Friſche entgegentrat und welche der falſche Duft moderner weiblicher Ueberbildung niemals berührt hatte. Miß Mary Burt wurde Frau Maria von Moltke. Die Hochzeitsreiſe ging nach Italien, denn Prinz Heinrich lebte damals in Rom. — Welches Doppelglück, Liebe geben wie empfangen zu dürfen und zugleich den Geiſt zu weiten auf der Stätte einer großen Vergangenheit, wo ſelbſt die Steine den Ruhm einer untergegangenen Weltordnung verkünbeten?! — Moltke und Mary waren ein unendlich glückliches Ehepaar, Maria aber erlangte in ſtetigem Verkehr mit ſolchem Manne einen geiſtigen Reichthum wie ſelten eine Frau. Ihr ſympathiſches, leicht lenkbares Weſen verſtattete ihr, ſich ganz in des Gatten Thätigkeit, ſeine Studien zu verſenken, kurz ein wahrhafter Geiſtesgenoſſe ihres Gatten zu werden. — Nur wer ſelbſt ein ſolches Glück genießt, weiß, — habe er auch einen Beruf, welchen er immer wolle, was für ein ſegenbringender Seelenfreund eine ſo geartete Frau iſt, mit welcher Geſchicklichkeit ſie ſich ſelbſt in die trockenſten Dinge einzubürgern verſteht, wie ſie den Beruf darum dem Manne univerſeller macht, in ihm zu höherer Blüthe bringt, weil ſie mit ihrem weiblichen Gefühle, zarterem Geſchmacke, mit dem Mutterwitz und der köſtlichen Naivetät weiblicher Anſchauung — ohne daß ſie es ſelbſt weiß, — Dingen neue Seiten abgewinnt, welche wir Männer oft leicht einſeitig zu betrachten uns angewöhnen. — Frau von Moltke hätte in jeder Beziehung die Zierde des Salons ſein können, wenn ſie es gewollt hätte, doch ſie verſchmähte jegliche Toilettenkünſte. — Der Gatte ritt mit Paſſion, und Mary war eine kühne Reiterin, ſo ſanft ihr ganzes übriges Benehmen auch war. — Dieſes zarte, wahrhaft ideale Eheleben unſerem Urtheile zu unterziehen, haben wir gewiß kein Recht, doch das möchten wir, — ſo weit uns vergönnt geweſen, dieſen eigenſten aller Männer zu verſtehen, wohl behaupten: Moltke begriff in Mary's Beſitz erſt, was höchſtes Erdenglück ſei und — daß ihr Tod ihn grenzenlos elend gemacht hat. Schaut nur recht lange in dieſe ſtillen Züge, von leiſer Wehmuth umſpielt, und Ihr werdet begreifen, daß ſeit dem Chriſtfeſt 1868 eine ſanfte aber ſtetige Trauer der Grundton ſeiner Stimmung iſt, er des Irdiſchen ſeitdem entbehren gelernt hat, es wenigſtens ohne höheren Reiz genießt, da er es allein genießen muß. Sein Herz, ſo ſcheint's, iſt ganz in der Vergangenheit! — Beſonders lieb wurde und immer näher trat ihm ſein Schwager und Neffe, ſeiner Schweſter einziger Sohn, der beim Heere diente. — Das Ableben des Prinzen Heinrich von Preußen 1855 entband Moltke ſeiner bisherigen Stellung, doch waren ſeine Verdienſte zu offenbar, um ihn in ſein ſchlichtes dienſtliches Verhältniß zurücktreten zu laſſen. Man gab ihn dem damaligen Prinzen Friedrich Wilhelm, unſerm jetzigen kaiſerlichen Kronprinzen, zum erſten Adjutanten und militäriſchen Beirath. Von dieſer Zeit ſchreibt ſich auch die große Liebe und unbedingte Verehrung her, die „Unſer Fritz“ dem Schlachtendenker zollt. — — Anno 1845 erſchien Moltke's Werk über den „ruſſiſch-türkiſchen Krieg“. Obwohl für den Soldaten und Politiker nur von eigentlichem Werthe, können wir uns doch nicht enthalten, eine kleine Serie Moltke'ſcher Grundſätze aus ihm zu entlehnen, die nicht nur Jedem wiſſenswürdig ſind, ſondern auch einen weiteren Einblick in den Ideenkreis ihres Autors gewähren. Es ſind Perlen, die eben aller Welt als Schmuck angehören müſſen! — Ueber den ganzen damaligen Türkenkrieg urtheilt er: „Mit der Thronbeſteigung Kaiſer Nicolaus war eine weſentliche Veränderung in der friedlichen Politik des Petersburger Cabinets eingetreten. Seit der furchtbaren Entladung der Unzufriedenheit bei Kaiſer Alexander's Tode, welche nur durch die perſönliche Entſchloſſenheit und Feſtigkeit des neuen Herrſchers bewältigt worden war, betrachtete man den Krieg gegen den Erb- und Glaubensfeind als einen Abzugskanal für das Mißvergnügen der Soldaten-Ariſtokratie!“ Ferner —: „Die urſprünglichen Operationspläne aller Feldzüge werden ſelten anders, als in ihren allgemeinſten Umriſſen bekannt werden, weil die Begebenheiten den Horizont der Erwartungen und Anſprüche im Laufe der Zeit nothwendig erweitern oder verengen!“ — Strenger Gehorſam ſelbſt in den mißlichſten Lagen bildet eine der erſten militäriſchen Tugenden!“ — „Der Türke iſt beſſer zum Handgemenge ausgerüſtet, als der europäiſche Soldat!“ — „Bei allen getrennten (militäriſchen) Unternehmungen liegt der Keim des Mißlingens darin, daß die Ausführung nicht durch denſelben Willen geleitet wird!“ — Betreffs der Uebergabe von Adrianopel entwickelt Moltke folgendes, den ſich ſteigernden Erfolg eines Krieges bezeichnende Bild: „Wenn der von einer Felshöhe herabrollende Steinblock auf ſeinem Pfade Bäume entwurzelt und Häuſer zerſchmettert, ſo wirkt offenbar die geringe Gewalt, welche ihn von ſeinem Urſprunge ablöſte, hier nicht allein, ſondern ein neuer Impuls, welcher nach dem Naturgeſetz der Schwere hinzutritt, vollbringt die gewaltige Erſcheinung!" — Betreffs einer etwaigen künftigen Einnahme Stambuls durch eine fremde feindliche Macht, erklärt er: „Es bedarf daher, um Konſtantinopel einzuſchließen, zweier Heere in Europa, eines dritten in Aſien und einer Flotte im Marmormeer, — ſodann, daß einer der beiden Zugänge zur Hauptſtadt, die Dardanellen oder der Bosporus, bereits forcirt worden iſt." — Welche Reichhaltigkeit packender Betrachtungen und Ausſprüche dies Werk enthält, wird man aus dieſen wenigen Sätzen entnehmen können. — Außer den angeführten beiden Werken ſchrieb Freiherr von Moltke noch verſchiedene Aufſätze ins Militär-Wochenblatt, unter ſeiner Leitung und perſönlichen Betheiligung ſind die vom Generalſtabe herausgegebenen Werke über die Kriege von 1864 und 1866*) geſchrieben worden. Karten von ſeiner eigenen Hand erſchienen ferner: „Klein-Aſien" (bei Simon Schropp, Berlin 1844), „Konſtantinopel und der Bosporus", wie „Der nördliche befeſtigte Theil des Bosporus", endlich — das Ergebniß ſeiner Anweſenheit in Rom — eine carta topographica di Roma (anno 1852), ſämmtlich in vorgenanntem Verlage. — Im Jahre 1857 wurde der damalige Flügeladjutant Friedrich Wilhelms IV., Freiherr von Manteuffel, ins Kriegsminiſterium als Chef der Abtheilung für perſönliche Angelegenheiten (gewöhnlich das Militär-Cabinet genannt) durch Cabinetsordre unſeres Kaiſers berufen, welcher als „Prinz-Regent" für den erkrankten König die Regierung übernommen hatte. Damals, heißt es, ſei das Commando des 7. Armeecorps erledigt und Moltke auf die Liſte der Generale geſetzt geweſen, welche bei der Neubeſetzung in Vorſchlag kamen. General von Manteuffel beſtimmte aber den Prinz-Regenten, Moltke mit der proviſoriſchen Führung der Geſchäfte des Chefs des großen Generalſtabs zu betrauen; am 18. September 1858 ward er alsdann definitiv zum Leiter dieſes wichtigſten aller Inſtitute unſeres Heeres unter Entbindung ſeines Dienſtes beim Kronprinzen ernannt. — Welcher Art die Betheiligung des nunmehrigen General von Moltke an den Conferenzen betreffs der Heeresorganiſation geweſen, iſt nicht bekannt, da, wie ſchon geſagt, die Mitglieder der Commiſſion ſich über dieſe Angelegenheit zum Schweigen verpflichtet haben. Daß er an den Berathungen indeß theilnahm, lag in ſeiner ganzen Stellung, denn der Stratege muß doch wahrlich am Allergenaueſten wiſſen, aus welchen Elementen das Heer beſteht, mit dem er einſt ſeine großen Schachzüge thun ſoll? — Seit December 1859 war von Roon Kriegsminiſter geworden, im Jahre 1862 wurde Bismarck Miniſterpräſident, — die ſeltene Trias dieſer preußiſchen Nothhelfer war geſchloſſen! — „Manteuffel allein war es“, ſagte Moltke noch ohnlängſt, „der mich in mein jetzig Amt und in die Lage brachte, das thun zu können, was Gott mir vergönnt hat. Er ſchlug mich ganz ordnungsmäßig Sr. Majeſtät als den Geeignetſten vor und der König acceptirte.“ — So ſehr der Verfaſſungsconflict ihn als Soldat wie königstreuen Mann auch berührte, Moltke ſelbſt ſtand ihm ganz paſſiv gegenüber. Daß er mit Bismarck, zumal mit Roon in der Militärfrage durchaus einverſtanden war, iſt gewiß. —

---

*) Jetzt auch der von 1870/71, deſſen I. Heft ſoeben erſchien. D. V.

Der ſchleswig-holſteiniſche Krieg (1864) brachte allen drei Männern bedeutſame Aufgaben, dem General von Moltke aber nur inſofern, als er bis Ende April von Berlin aus der preußiſchen Armee die allgemeine ſtrategiſche Direction gab. Am 20. April jedoch, nach dem Falle der Düppeler Schanzen, reiſte er mit dem Könige ins Feldlager und übernahm die Functionen eines Stabschef beim Obercommando der geſammten preußiſch-öſterreichiſchen Armeen und behielt ſie bis zur glücklichen Beendigung dieſes erſten für die preußiſchen Waffen ſiegreichen Feldzuges. —

Da wir nicht Fachmann ſind, müſſen wir billigerweiſe darauf verzichten, die wunderbaren Leiſtungen eines Mannes im Detail zu ſchildern, der ſeines Gleichen in Europa nicht hat. Aber ſie in großen Strichen zu ſkizziren, ihr Charakteriſtiſches und Verſchiedenartiges zu veranſchaulichen, wollen wir dennoch verſuchen. Es kommt hierbei ja nur an, dem Leſer zu beweiſen, wie unendlich vielſeitig der Genius Moltke's thätig geweſen ſein muß, und was für ein Beruf es iſt, den er übte. — Der Feldherr muß nicht nur wiſſen, welche Schlachten vor Zeiten auf dem Boden geſchlagen wurden, auf welchem er jetzt ſteht, und was Urſache geweſen iſt, daß der Eine ſie gewann, der Andere verlor, muß nicht blos wiſſen, worin ſeine und des Gegners Schwäche und Stärke beruht, nicht allein vorher beurtheilen, was er thut, wenn er ſiegt, er muß auch zugleich erwägen, was ſeine Pflicht iſt, wenn er verliert, — bevor er losſchlägt. Hierbei iſt die Zeit ein beſonders dominirendes Element. Ein Tag eher oder ſpäter, ein geſegneter Augenblick, ſofort erkannt, entſcheidet oft das Schickſal der Völker. Es iſt eine alte Thatſache, daß der Sieger einer Schlacht den Feldzug doch verlor, weil er den Sieg nicht ausnutzte, Thatſache, daß ein geſchlagenes Heer dennoch ein Land ſchließlich erobern kann, weil es auf unbeſonnene Weiſe beſiegt worden iſt. Oft iſt es klüger, einen billigen Triumph zu meiden, wo deſſen ſpätere Folge vielleicht eine theure Niederlage wäre, noch weiſer aber iſt's, aus einer momentanen Niederlage einen dauernden Sieg hervorgehen zu laſſen. Die Kriegsgeſchichte hat für alle dieſe Fälle Beiſpiele. — Sie nun zu kennen, auf den gegebenen Fall anzuwenden, oder zu verändern, wo die Situation anders iſt, kurz dieſe ganze unendliche Fülle von Wiſſen und ſachlicher Erfahrung, von reinſter Theorie und praktiſchſter Realität beſitzen, heißt Stratege ſein. Die Strategik iſt deshalb keine bloße Wiſſenſchaft mehr, denn das Wiſſen iſt ihr nur Material, ſie iſt eine Kunſt und Helmuth von Moltke ihr Virtuoſe! — Wenn in aller Kunſt nun das Einfachſte immer ſtets das Schönſte, — Schwulſt und Wuſt, ſo blendend ſie auch ſind, das Unkünſtleriſche bleiben und die Vollendung gerade darin beſteht, mit den einfachſten Mitteln die größte Wirkung zu erzielen, — dann wird auch Moltke's beſondere Kunſt in wirkungsvollſter Einfachheit allein zu ſuchen ſein. Dieſe ſeine Einfachheit ihm nachzuempfinden, wollen wir verſuchen.

Die drei Kriege von 1864, 1866 und 1870 ſind von einander ſo gänzlich verſchieden, wie der Boden, auf dem ſie geſchlagen wurden. Unſere Aktion in Schleswig-Holſtein war ein linearer gerader Stoß gen Norden, mit einer rechtſeitlichen Bogenbewegung beim Beginn (Schleiübergang), und einem zähen Rechtsſtoße auf

Düppel-Alſen. — Der Krieg von 1866 in Böhmen war ein Keſſeltreiben, am Main ein Schachſpiel, ein Mühleziehen oder Verſteckenſpielen, um zu trennen und getrennt zu ſchlagen, was vereint möglicherweiſe unſer Unglück geweſen wäre. — Im Kriege anno 1870 auf den unendlichen Gebieten Frankreichs, das faſt alle Terrainarten der Welt als Muſterkarte aufzuweiſen hatte, geſchah Alles bereits mit Erfolg geübte und Vieles, was man bisher noch nicht ausgeführt hatte. Das ganze Gebiet der „Maſſenbewegungskunſt“ wurde in dieſem Rieſenkampfe eben ſo in Anwendung gebracht, wie die vollendete Entfaltung jeglicher Waffengattung. Auch der phyſiſche, ſittliche, ſo zu ſagen — der Stimmungs-Unterſchied, mit dem dieſe drei Kriege geſchlagen wurden, drückt ſich in ihren ſtrategiſchen Maßnahmen aus. In Schleswig-Holſtein brachte die Rivalität der Verbündeten den Parallel-Marſch und -Stoß beider Heere zu Wege, nur daß Preußen etliche Pferdelängen voraus war. Der Krieg 1866, ungern und ſchweren Herzens begonnen, legte unſerm Strategen zuerſt eine ſchüchterne Defenſivpoſition in Schleſien, dann raſchen Eintritt durch die drei böhmiſchen Thore und concentriſchen Marſch auf den zurückweichenden Gegner nach Königgrätz auf. Der Krieg von 1870 aber, von Alldeutſchlands Begeiſterung durchglüht, zeigt unſererſeits von ſcheuer Defenſive gar Nichts mehr. Scharfer, zorniger Stoß mit den Siegen von Weißenburg, Wörth und Saarbrücken, die Hetze bis Metz und das Schlagen mit verkehrter Fronte am 18. Auguſt, der Abmarſch in plötzlicher Rechtsſchwenkung nach Norden (der „Luſthieb“) und daz Abfangen des Gegners bei Sedan, dann die Umklammerung von Paris und die aus unſerm Kern herausgeführten ſiegreichen Stöße auf die im Kreiſe ſich zum Entſatze nahenden Feinde. — Möge man uns verzeihen, wenn wir hier nicht gerade ſehr geſchickt in den Bezeichnungen geweſen ſind; es galt ja nur dieſe großartigen Bewegungen, die in ſich ſo unendlich combinirt geweſen ſind, gewiſſermaßen in ihren „Luſtlinien“ zuſammenzufaſſen. —

Dieſe allgemeine Auffaſſung nun im Einzelnen nachzuweiſen, iſt unſere Aufgabe nicht, nur die Schilderung und Thätigkeit der Perſon Moltke's in dieſem glorreichen Kriege. Gerade als Stratege, als Feldherr wie Kriegspolitiker iſt er ſo groß, weil der Menſch in ihm noch bedeutſamer iſt; dieſem aber ſind dieſe Blätter vorwaltend geweiht. —

Der Krieg gegen Oeſterreich und den Bund, welcher das Schickſal des Hohenzollernſtaats in ſeinem Schooße trug, iſt längſt in voller Klarheit durch das bekannte Werk des großen Generalſtabs geſchildert worden. Was den Plan Moltke's in ſeinen allgemeinen Umriſſen anlangt, ſo geben wir denſelben nach dieſer gewiſſenhafteſten aller Quellen.

„Preußen mußte ſich gefaßt darauf machen*), in dem drohenden Kriege ganz allein und auf ſich ſelbſt angewieſen zu ſtehen, und außer Oeſterreich auch noch faſt alle übrigen Bundesſtaaten gegen ſich zu haben. —

In dieſem Fall konnten:

die Norddeutſchen etwa	360,000	Mann,
die Süddeutſchen	100,000	„
die Oeſterreicher und Sachſen ..	264,000	„

verſammeln.

Die drei feindlichen Gruppen hatten indeß eine ſehr verſchiedene Geltung.

Hannover und Kurheſſen konnten in hohem Grade unbequem werden, wenn man ſie unbeachtet im Rücken beließ, wo ſie alle Verbindungen nach dem Rhein wie nach den Elbherzogthümern unterbrachen. Zunächſt blieb freilich noch fraglich, ob ſie ſich auf das Wagniß wirklicher Feindſeligkeiten einlaſſen würden, jedenfalls aber war man ſicher genug, dieſe Gegner vor ihrer möglichen Verſammlung auseinander zu ſprengen, und trat dabei hauptſächlich nur der dann entſtehende Verluſt an Zeit in Betracht.

Die Süddeutſchen waren trotz aller in Würtemberg, Baiern und Heſſen-Darmſtadt vorgegangenen Rüſtungen ein erſt entſtehender Feind. Man wußte, wie wenig dort im Frieden für den Krieg vorbereitet war. Der Mangel an einheitlicher Führung und Organiſation verſprach dieſen an ſich guten Truppen keine großen Erfolge, und es ſtand zu erwarten, daß ſie ſpät und vereinzelt zur Wirkſamkeit gelangen würden. Das ſicherſte Mittel war hier eine Offenſive, die ſie im eigenen Lande beſchäftigte.

---

*) Generalſtabswerk über den Krieg 1866. S. 29—33 und 44.

Als dritte Gruppe hingegen ſtand eine ſtarke, wohl organiſirte Armee bereits ſchlagfertig da.

Dort lag der Schwerpunkt der ganzen Frage! Ein Sieg über die öſterreichiſche Armee mußte lähmend auf alle übrigen Feinde wirken, aber um die dafür nöthige Streitmacht zu verſammeln, reichten die ſieben Armeecorps im Oſten der Monarchie nicht aus. Zog man auch die beiden weſtlichen noch zur Hauptentſcheidung heran, ſo blieb die Rheinprovinz anſcheinend ſchutzlos und man konnte den Süddeutſchen nur ſehr untergeordnete Kräfte entgegenſtellen.

Nichtsdeſtoweniger faßte Seine Majeſtät der König dieſen ſchweren, aber folgenreichen Entſchluß, durch welchen allein es möglich wurde, nachmals in den Gefechten der Hauptarmee, bei der Entſcheidungsſchlacht und endlich noch vor der feindlichen Hauptſtadt in genügender Macht zu erſcheinen. —

Die ſtarken, durch Landwehren ausreichend beſetzten Rheinfeſtungen konnten zwar nicht eine Invaſion des Landes verhindern, wohl aber, daß der Gegner ſich dort feſtſetzte. Gelang es im Oſten die Oberhand zu gewinnen, ſo war es leicht, zurückzufordern, was im Weſten etwa verloren gegangen.

Um indeß auch hier den Nachtheil eines feindlichen Einbruchs überhaupt vom eigenen Lande fern zu halten, wurde noch eine beſondere Armee formirt aus einem Theile der Truppen in Schleswig-Holſtein und aus ſonſt für Feſtungsbeſatzung beſtimmten Regimentern, der die dreizehnte Infanterie-Diviſion als feſter Kern diente. Letztere konnte aus den Kantonnements um Minden binnen kürzeſter Friſt und in unmittelbarer Nähe der hannoverſchen Hauptſtadt verſammelt werden.

Man durfte darauf rechnen, Hannover und Kurheſſen entwaffnen, dann ſich gegen Baiern wenden zu können.

Allerdings hatte dies gleichſam improviſirte Heer eine dreifache Ueberlegenheit gegen ſich und mußte durch Energie und Schnelligkeit erſetzen, was ihm an Stärke fehlte. —

Nichts wäre erwünſchter geweſen, als für die geſammte Streitmacht eine Aufſtellung zu finden, welche gleichzeitig Berlin und Breslau gedeckt hätte, wenn ſie auch vorerſt das Land links der Elbe und an der oberen Oder nicht ſchützen konnte. Der geeignetſte Punkt dafür wäre Görlitz geweſen.

Die Schwierigkeiten, welche bei Anhäufung einer Viertel Million Menſchen für die Verpflegung entſtehen, hätten beſiegt werden können, wenn ein baldiges Vorgehen in Ausſicht ſtand, ſie wurden aber unüberſteiglich, wenn man auf ganz unbeſtimmbare Zeit in ſolcher Verſammlung abwarten ſollte, ob es überhaupt zum Handeln kam.

Die Concentrirung der ganzen Armee an einem Punkt, ſei es bei Görlitz oder vollends in Ober-Schleſien, erforderte einen bedeutenderen Aufwand an Zeit. Denn, mußte auf wenigen und ſchließlich auf nur einer Eiſenbahn transportirt werden, ſo verzögerte ſich der Aufmarſch des Ganzen um mehrere Wochen. Die Marken und Schleſien bedurften aber eines ſofortigen Schutzes und ſo blieb nur die Aufſtellung von zwei getrennten Armeen übrig.

Daß dabei ein concentrirtes öſterreichiſches Heer ſich mit ganzer Kraft auf die eine Hälfte des preußiſchen werfen konnte, lag klar zu Tage, aber welche Anordnung man auch traf, keine vermochte die geographiſche Geſtaltung des Kriegsſchauplatzes zu ändern, oder den Umſtand zu beſeitigen, daß ein Feind in Böhmen zwiſchen der Lauſitz und Schleſien ſteht.

Es gab nur ein Mittel, dem Uebelſtande zuvorzukommen, nämlich ſelbſt in Böhmen einzurücken.

Auf alle Fälle mußten aber doch erſt die Armeecorps auf den Eiſenbahnen ſo nahe herangezogen werden, wie dies überhaupt angänglich war.

Hätte man nicht das ſächſiſche Gebiet zu reſpectiren gehabt, ſo würden die aus Rheinland, Weſtphalen, Pommerm und den Marken dorthin führenden Linien geſtattet haben, bei Dresden eine bedeutende Truppenmacht ſehr ſchnell zu verſammeln. Thatſächlich aber endeten jene Schienenwege für den preußiſchen Transport bei Zeitz, Halle, Herzberg, Görlitz, Schweidnitz und Neiße. An dieſen Punkten, welche einen Kreisbogen von 60 Meilen Länge bilden, war man genöthigt, zu debarkiren, um ſodann marſchiren zu können. Es war das ſelbſtverſtändlich nicht der beabſichtigte ſtrategiſche Aufmarſch der Armee, ſondern eine erſte unvermeidliche Etappe zu demſelben. Ob von jenen Ausſchiffungspunkten aus die weitere Annäherung der noch getrennten Theile durch Märſche auf der Peripherie erſtrebt werden mußte, oder durch Operationen nach dem Centrum bewirkt werden durfte, blieb noch abhängig von dem Entſchluß über defenſive oder offenſive Führung des Krieges überhaupt.

Den früher ſchon ertheilten Befehlen entſprechend, hatte das 6. Armeecorps die 11. Diviſion bei Frankenſtein, die 12. bei Neiße, die Reſerve-Cavallerie-Brigade und die Artillerie bei Münſterberg verſammelt. Das Regiment Nr. 51 und das Jäger-Bataillon Nr. 6, waren bis Glatz und Silberberg vorgeſchoben worden, das Regiment Nr. 10 und eine Batterie verblieben in Schweidnitz, bis das bereits in dieſer Richtung in Marſch geſetzte 5. Corps dort eintreffen konnte.

Zum Grenzſchutz von Ober-Schleſien wurden ferner das Infanterie-Regiment Nr. 62, das Ulanen-Regiment Nr. 2 und eine Batterie, unter General v. Knobelsdorff, zwiſchen Leobſchütz und Oderberg aufgeſtellt. Außerdem bildete ſich dort unter General Graf von Stolberg ein beſonderes Detachement aus der 6. Landwehr-Cavallerie-Brigade und aus ſechs Bataillonen zweiten Aufgebots.

Unter dem 24. Mai wurde beſtimmt, daß das 6. Armeecorps um Waldenburg, das 5. um Landshut Kantonnements zu beziehen hätten, ihre Reſerve-Cavallerie vereinigte ſich bei Striegau zu einer Diviſion. Alle dieſe Abtheilungen ſollten unter Befehl Seiner Königlichen Hoheit des Kronprinzen die II. oder ſchleſiſche Armee bilden.“ — —

Das war ſomit der allgemeine Plan, auf Defenſive wie Offenſive berechnet.

„Das Einrücken in Sachſen war nöthig, nicht blos aus politiſchen Gründen, ſondern auch weil es den ſtrategiſchen Aufmarſch der Elb- und der I. Armee auf der Linie Dresden-Bautzen, d. h. ihre Vereinigung, in wenig Märſchen auf zahlreichen und convergirenden Straßen, ermöglichte. Dann bildete die preußiſche Streitmacht nur noch zwei Heere, und dieſe ſo zu leiten, daß ſie zur ſchließlichen Entſcheidung zuſammenwirkten, war die ſchwere, aber lösbare Aufgabe der oberen Führung. Armeen von mehr als 100,000 Mann tragen eben in ſich ſelbſt einen hohen Grad von Selbſtſtändigkeit, auch konnten die Oeſterreicher ihre ganze Macht nie gegen die eine allein entwickeln, ſie mußten jederzeit auch der anderen einen Theil entgegenſtellen. Immer führte der kürzeſte Weg zur Vereinigung nach Vorwärts, und dabei mußte dann freilich der feindliche Widerſtand zu Boden geworfen werden. Aber von dem Augenblicke an, wo die Bundesbeſchlüſſe vom 14. Juni gefaßt waren, hatte Seine Majeſtät der König ſich entſchieden, den Krieg offenſiv zu führen. Jetzt war nicht mehr die Rede von defenſiven Flankenmärſchen, man durfte die Gegner in ihrem eigenen Gebiet aufſuchen.“ — —

So geſchah es denn auch. Wenn die Rapidität der Ereigniſſe damals unſer Staunen geweckt hat, ſo verdient die Art derſelben gerade unſere beſondere Bewunderung. Hannover, der gefährlichſte Gegner in unſerem Rücken, wird zu derſelben Zeit unſchädlich gemacht und von dem Anſchluß an die Baiern getrennt, wo unſeren Heeren ſich durch ſiegreiche Gefechte Böhmen öffnet und deren Concentration in Front und rechter Flanke des Hauptgegners bewirkt wird! — — Den geſchlagenen Feind verurtheilen, iſt allerdings leicht und der Rath, den nachmals verſchiedene Blätter Benedek gegeben, wie er es hätte beſſer machen müſſen, höchſt müſſig geweſen. „Tauſend kleine Rückſichten, die der Brille des Kritikers gewöhnlich entgehen und welche General Clauſewitz ſo bezeichnend „die Friction der Kriegsmaſchine“ nennt*) mögen auch hier mitgewirkt haben, während unſere Kriegsmaſchine höchſt ſorgfältig und nach den Bewegungsgeſetzen geräuſchlos arbeitete, die des einen Meiſters Wille ihr gegeben hatte. Bedeutſam für den innern Zuſammenhang aller unſerer Operationen und den gemeinſamen ſtrategiſchen Gedanken derſelben iſt ferner, daß erſt am 2. Juli König Wilhelm mit Moltke und den Miniſtern von Bismarck und Roon auf dem Schauplatz in Böhmen eintraf und das Obercommando übernahm. Die Entſcheidung konnte mit Sicherheit nun da herbeigeführt werden, wo ſie für Austrag des ganzen Streites beſtimmend war, nämlich gegen Oeſterreich in Böhmen. — Das Aufgeben der Iſarlinie Seitens Benedek's, daß er nicht gerade den Gegner, der ihm zunächſt ſtand, unſern Kronprinzen mit Ueberlegenheit und äußerſter Energie angriff und nach Schleſien zurückwarf, mochte ſchon höchlich befremden, und Moltke bereits eine bis an die Gewißheit ſtreifende Vorahnung von dem ohngefähren Orte wie der Art der nahenden Kataſtrophe geben. Der Nachmittag und die Nacht vor dem berühmten 3. Juli, — in unabläſſigen Recognoscirungen hingebracht, — vermochte uns immer nicht die völlige Gewißheit zu bringen: wir hätten es mit dem ganzen Kaiſerheere vor uns im Biſtritzthale diesſeits der Elbe zu thun und daß Moltke in einer zweiten, nächtlichen Ordre den Kronprinzen für den Schlachttag zu Hülfe rief, war nicht blos ein Akt abſoluter Ueberzeugung, es war ein — divinatoriſches Hellſehen! In ihm aber beruhte das Schickſal unſerer Armee bei Königgrätz und der Ausgang des Feldzuges! — Wie will man dies Hellſehen je erklären? — Wer wollte jene unendlich feinen Empfindungen des Genius berechnen und zergliedern, wer die feinen Faſern aufzufinden wagen, durch welche Moltke's Erkenntniß aus vielleicht einer Menge zuſammentreffender Kleinigkeiten einen gewaltigen Entſchluß ſchöpfte? —

---

*) Wie Moltke ſich Seite 305 in ſeinem ruſſiſch-türkiſchen Kriege von anno 1828/1829 ausdrückt. D. V.

Das ganze Kaiſerheer ſtand wirklich am Morgen des denkwürdigen 3. Juli vor uns. Benedek konnte von ſeiner Armee billig wie Tell von ſeinem Pfeile ſagen:

„Entränn' er diesmal kraftlos meinen Händen,
Ich hätte keinen zweiten zu verſenden!"

Als der Entſcheidungskampf am Morgen begann, war Moltke's Seele merkwürdig ruhig, ſein Geiſt frei und klar. Er wußte, der Kronprinz werde kommen, die Elbarmee und die I. des Prinzen Friedrich Carl werde bis dahin andauern, wußte, daß die Vorſehung bereits für Preußen und über den ganzen Feldzug entſchieden habe! Ob auch Stunde auf Stunde verrann, im wilden Raufen die Kräfte erlahmten, die Suite des Königs unruhig wurde, — mit einer faſt ſchreckhaften Seelenruhe rauchte Hellmuth von Moltke die Cigarre, als handle es ſich hier um eine rein mathematiſche Löſung. Die ernſte Ruhe untrüglicher Ueberzeugung war's, die ihn durchdrang! — Der Kronprinz kam zu rechter Zeit, der gewaltige Sieg war entſchieden, mit ihm der Feldzug gegen Oeſterreich und Moltke's ewiger Ruhm! —

Was die Operationen gegen das Bundesheer und Baiern betrifft, deren allgemeine Dispoſition vorher ſchon angedeutet iſt, ſo wird das Nähere derſelben durch das Folgende deutlich:*)

„In den, dem General v. Falckenſtein durch den Chef des Generalſtabs ſchon früher mitgetheilten Direktiven war hervorgehoben, daß, wie für den ganzen Krieg der Schwerpunkt des Widerſtandes in der öſterreichiſchen Armee liege, ſo Baiern den Kern der ſüddeutſchen Koalition bilde. Bei einer Offenſiv-Bewegung über Caſſel direct auf Frankfurt ſtehe zu beſorgen, daß ſich das VIII. Corps nach Mainz werfe und man dann keinen Gegner im Felde vor ſich haben werde. Es ſei daher rathſamer, den Weg über Fulda nach Schweinfurt einzuſchlagen. Man könne ſicher ſein, die bairiſche Armee zu treffen, wenn man ſie im eigenen Lande aufſuche, und dürfe hoffen, durch die gewählte Richtung die Vereinigung des 7. und 8. Corps zu verhindern. — —

Wie auf dem öſtlichen Kriegsſchauplatz, ſo finden wir zu Anfang des Feldzuges auch auf dem weſtlichen die preußiſchen Streitkräfte in drei getrennten Gruppen.

---

*) Das Werk des preußiſchen Generalſtabs über den Krieg 1866. S. 576, 702—706.

Bei Wetzlar, Minden und Hamburg auf 50 Meilen auseinanderſtehend, konnten ſie nur auf dem Wege der Operationen gegen den Feind verſammelt werden. Aber im Gegenſatz zu der geſchloſſenen Einheit des öſterreichiſchen Heeres ſehen wir hier die Kontingente von acht ſouveränen Staaten von der Leine bis zur Donau vertheilt, mehr oder weniger unfertig und nur in der Gegnerſchaft gegen Preußen einig. Keines derſelben war im Stande, allein zu widerſtehen und doch vermochte nur die äußerſte Noth partikulare Rückſichten ſo weit zu überwinden, daß ſechs davon ſich zu Ende des Feldzuges zuſammenfanden. So wurde es möglich, mit 47,000 Mann gegen 100,000 die Offenſive zu ergreifen und in 47 Tagen 75 Meilen weit, von der Elbe bis zur Jaxt, vorzudringen.

Kurheſſen wird im bloßen Durchmarſch beſetzt, die Kadres des überhaupt noch nicht verſammelten Kontingents retten ſich an den Main. Dagegen gelingt es der hannoverſchen Armee, ſich in ſchlagfertigem Zuſtande bei Göttingen zu concentriren. — In der Richtung auf Süddeutſchland ſtand ihr damals nur eine preußiſche Diviſion in der Flanke; auf den Marſchlinien ſelbſt hatte ſie nur ganz ſchwache Kräfte am Thüringer Wald gegenüber. Aber ſchwankenden Entſchluſſes verſäumt es die hannoverſche Führung, ſich durch letztere Bahn zu brechen. Andererſeits erſchweren aber den Preußen die unſicheren Hin- und Hermärſche des Gegners, ihn aufzufinden und zu umſtellen; und doch war es von größter Wichtigkeit, dieſen Feind im Rücken ſchnell zu entwaffnen, um ſich gegen den in der Front wenden zu können. Vor Allem unerwünſcht wäre es geweſen, wenn das hannoverſche Heer auf hannoverſchen Boden zurücktrat, wo man es dann in einer der Operationslinie nach Süddeutſchland entgegengeſetzten Richtung hätte verfolgen müſſen.

Wenn daher General von Flies am 27. Juni mit 8000 Mann den 20,000 Mann ſtarken Feind bei Langenſalza angriff und mithin feſthielt, ſo war dies aus ſtrategiſchen Gründen vollkommen richtig und bewirkte unmittelbar, Angeſichts der nun von allen Seiten herandringenden Uebermacht, die Capitulation der Hannoveraner. So ſchmerzliche Opfer jenes Gefecht gekoſtet, — zwei Gegner hatten im tapferen Kampf ſich achten gelernt und lag hierin zugleich das Element der Verſöhnung.

Schon zwei Tage darauf finden wir die preußiſchen Diviſionen im Vorrücken gegen die noch immer faſt doppelt ſo ſtarken Süddeutſchen, welche ihre Vereinigung bei Hersfeld verabredet haben.

Es iſt richtig; je weiter man den Sammelpunkt nach vorwärts verlegte, um ſo vollſtändiger wurde das Bundesgebiet aller Verbündeten geſchützt, den Intereſſen eines Jeden entſprochen und dadurch auch die Möglichkeit einheitlicher Leitung angebahnt. Aber bei dieſem Operationsplan war die Schnelligkeit nicht in Rechnung geſtellt worden, mit welcher General v. Falckenſtein ſeine Unternehmungen auszuführen gewohnt war. Ueberdies hatte Prinz Carl von Baiern, während die Contingente des Prinzen Alexander von Heſſen ſich noch am Main ſammelten, behufs Unterſtützung der Hannoveraner eine Bewegung gegen den Thüringer Wald ausgeführt, welcher das 7. von dem 8. Corps nur noch mehr entfernte. Die bairiſche Armee ſtieß denn auch auf ihrem Transverſal-Marſch zum Rendezvous zunächſt allein auf die preußiſche Armee, gegen deren Spitzen ſie mit den erfolgloſen Poſtengefechten bei Dermbach und der Panique ihrer Cavallerie debütirte. Der Feldmarſchall mußte darauf verzichten, ſich mit Gewalt nach vorwärts Bahn zur Vereinigung zu brechen und dieſe weiter rückwärts verlegen. Die preußiſche Main-Armee folgte ihm nicht, ſondern ſchob ſich auf der Fuldaer Straße zwiſchen beide feindliche Corps hinein.

Als jetzt auch noch die erſchütternde Kunde von der öſterreichiſchen Niederlage bei Königgrätz einläuft, treten die partikularen Rückſichten überwiegend in den Vordergrund, und das 8. Corps kehrt zur Deckung der ſpeziellen Heimat an den Main zurück. Dadurch iſt die Flanke des 8. Corps auf ſeinem Rückmarſch nach Poppenhauſen entblößt, allerdings nur vermöge der Langſamkeit, mit welcher dieſe Bewegung ausgeführt wird. Durch einen glücklich combinirten Marſch concentrirt General v. Falckenſtein ſeine ganze Streitmacht bei

Brückenau und entreißt am 10. Juli dem Gegner die ſämmtlichen Defileen der fränkiſchen Saale, welche die Verſammlung der Baiern zur Schlacht decken ſollen. Nach einem excentriſchen Rückzug ſteht Prinz Carl am 17. bei Schweinfurt mit wenig mehr als der Hälfte ſeines Corps in einer Stellung, den Main unmittelbar im Rücken, der geſammten preußiſchen Armee gegenüber.

Aber auch für letztere waren inzwiſchen die politiſchen vor den militäriſchen Erwägungen maßgebend geworden. Obwohl durch das Vordringen der preußiſchen Waffen bis an den Main Ober-Heſſen, Naſſau, Frankfurt und ein Theil von Baiern vom Gegner ganz von ſelbſt geräumt werden mußten, erſchien es, nachdem der Krieg überhaupt entſchieden und Friedens-Verhandlungen auf der Baſis des uti possidetis in unmittelbarer Ausſicht ſtanden, doch erforderlich, jene Gebiete wirklich militäriſch zu beſetzen. Die bereits eingeleitete Bewegung gegen Schweinfurt wurde aufgegeben und die Armee ſetzte ſich nach Frankfurt in Marſch.

Der bisherige Mißerfolg hatte den Verbündeten gezeigt, wie unumgänglich nöthig es ſei, alle Kräfte zuſammen zu faſſen, wollte man dem Gegner widerſtehen. Die urſprünglich gegen Thüringen beabſichtigte Concentration wurde 20 Meilen weiter rückwärts nach Mittel-Franken verlegt, aber auch diesmal war es weniger ein Entgegenkommen beider Theile, als ein Heranziehen des 8. an das 7. Corps, durch welches die Vereinigung bewirkt werden ſollte.

Prinz Alexander erkannte, daß nur die Behauptung der Mainlinie von Hanau bis Miltenberg ſeinen ſchwierigen Flankenmarſch decken könne, und detachirt auf die wichtige Straße durch den Speſſart. Aber ſchon iſt auf dieſer General v. Goeben in Anmarſch, ſchlägt am 13. Juli die heſſiſche Diviſion bei Laufach zurück, und entreißt am 14. der öſterreichiſchen das wichtige Defilee von Aſchaffenburg, an welchem vorüber das in ſich noch nicht verſammelte 8. Corps ſeinen Marſch auszuführen hat.

Dieſer gelingt indeß wegen der von der Main-Armee eingeſchlagenen Richtung auf Frankfurt, und am 20. Juli wird an der Tauber die Verbindung mit den vorwärts Würzburg ſtehenden Baiern glücklich hergeſtellt. Die Preußen ſcheinen ihre Ziele erreicht zu haben, von ihnen erwartet man weitere Unternehmungen nicht und beſchließt, bei der nunmehr gewonnenen Ueberlegenheit ſelbſt offenſiv durch den Speſſart vorzugehen. Wartete man preußiſcher Seits dies ab, ſo konnte die Armee von ihren Verbindungen mit der Oſthälfte Preußens abgeſchnitten und durch ein gelungenes Gefecht auf den Rhein zurückgedrängt werden.

In eben dem Augenblick jedoch, wo nach abermaliger Zeitverſäumniß der rechte Flügel des verbündeten Heeres die Bewegung antritt, erſcheint, nach kürzeſter Raſt, General v. Manteuffel mit geſammter Macht vor dem linken. Unter kleinen Gefechten vor der Front concentrirt der Prinz von Heſſen ſeine Abtheilungen hinter der Tauber, aber ſchon am 24. Juli entreißt General v. Goeben mit der Brigade v. Weltzien den Badenſern den Uebergang bei Werbach, mit nur einem Theil der Brigade v. Wrangel den Würtembergern, trotz heraneilender Unterſtützungen, Tauberbiſchofsheim, ſchlägt ſie am folgenden Tage bei Gerchsheim und bedroht ſo den Rückzug des 8. Corps ſelbſt auf Würzburg. Freilich wird daſſelbe durch dies kühne Vorgehen des Gegners geradezu auf die Vereinigung mit den Baiern hingedrängt, wenn dieſe, um es aufzunehmen, ſich rechtzeitig verſammeln. Allein ihre einzeln heranrückenden Diviſionen ſtoßen bei Helmſtadt bereits auf die preußiſche des General v. Beyer und werden aus ihrer Richtung gedrängt. Am 26. tritt auch General v. Flies hinzu. Die Gefechte werden bei Uettingen und Roßbrunn fortgeſetzt und der Feldmarſchall befindet ſich an dieſem Tage zum zweiten Mal in der Lage, allein eine Entſcheidung mit dem Rücken an den Main-Defileen annehmen zu müſſen. Denn das 8. Corps, welches den linken Flügel der Schlachtſtellung bei Waldbüttelbrunn bilden ſollte, iſt bereits in Folge der vorangegangenen unglücklichen Gefechte im vollen Rückzug hinter den Strom.

Gegen die aufs Aeußerſte gedrängten Baiern hätte jedoch die Diviſion v. Goeben erſt herangezogen werden müſſen, welche nach ununterbrochenen Märſchen und Kämpfen an dieſem Tage bei Gerchsheim raſtete. Der Angriff unterblieb und am 27. Juli befanden die ſämmtlichen, aber durch Mißerfolge erheblich geſchwächten Abtheilungen der Verbündeten ſich in der in ihrer Front völlig unangreifbaren Stellung hinter Würzburg verſammelt. Ihr gegenüber ſtand die preußiſche Main-Armee zwiſchen den Kontingenten des 8. Corps und deren Heimath, und durch einen einfachen Rechtsabmarſch wurden ſelbſt die Verbindungen der Baiern bedroht. Außerdem machte in ihrem Rücken der Großherzog von Mecklenburg einen raſchen Vormarſch auf Bayreuth mit dem 2. Reſervecorps. —

Unter ſolchen Umſtänden wurde der Waffenſtillſtand abgeſchloſſen, welcher, wie wir wiſſen, mit dem Frieden endete. Ohne große Entſcheidungsſchlacht und nur durch Gefechte nach links und rechts war auf dem weſtlichen Kriegstheater der Zweck erreicht: daß am Schluß des Feldzugs Preußen im faktiſchen Beſitz des ganzen oder eines erheblichen Theils des Territoriums aller ſeiner Feinde ſtand und ihnen die Bedingungen des Friedens vorſchreiben konnte. Einheit in der Führung und raſtlos thätiges Handeln hatten die numeriſche Ueberlegenheit der Gegner ausgeglichen." — —

Der 3. Juli machte General von Moltke, den unſer Volk bisher ſo gut wie gar nicht gekannt hatte, zu ſeinem Lieblinge, zum Entſetzen unſerer Feinde und zum Object der Neugier von aller Welt. — Obwohl es keinem Manne von Ehre und Stellung gleich iſt, was die Welt von ihm denkt, ſo glauben wir doch nicht, daß unſer Meiſter der Kriegskunſt gerade die Oeffentlichkeit beſonders liebt, jedenfalls iſt Oſtentation nicht ſein Fehler. Hochbefriedigt aber fühlte ſich wohl ſein Herz, daß er das Zutrauen ſeines Monarchen, die Erwartungen aller Derer, welche ihm naheſtanden, ſo glänzend hatte rechtfertigen dürfen und hochbeglückt kehrte er in ſein trautes Heim, an die Seite des Weſens zurück, durch deſſen Liebe und Umgang wenn nicht ſein ganzes, ſo doch die ſchönſte Seite ſeines Daſeins nun beſtand. Das Jahr 1867 rückte ihm bei Gelegenheit der Luxemburger Frage den Krieg mit Frankreich ſehr nahe, — zum Glücke nur vorübergehend. — Das folgende Jahr ſah den „Schweiger“ als *bedeutenden Redner*. Zum Abgeordneten des erſten konſtituirenden norddeutſchen Reichstags gewählt, hat er nicht blos öfters, ſondern auch vortrefflich geſprochen. Unvergeſſen iſt das Plaidoyer für die „dreijährige Dienſtzeit“, was er am 3. April gehalten hat.*) Nie ſind ſchärfere, lichtvollere und kürzere Argumente von den Lippen eines Mannes gefloſſen, der die Wahrheit der Sache, die er vertheidigte, zugleich mit ſeiner eigenen Erfahrung und einer Autorität belegen konnte, die ſich eben erſt ſo unwiderleglich erprobt hatte. — — —

Weihnachtabend iſt's, — der 24. December 1868. — Da iſt kein einzig Haus im Lande, wo nicht Jubel wäre, nicht helle Kinderſtimmen der heiligen Nacht zujauchzten. Da iſt kein Haus, kein Palaſt, keine Hütte in Berlin, wo der Lichterbaum nicht brannte und wenn's die kleine Pyramide eines Armen auch nur war. — In einem Hauſe aber — flammt kein Baum, da lacht kein Kind, da iſt Oede, Stille und Trauer! Maria von Moltke ſtirbt am Abend der Erdenerlöſung! — Der Gewaltige der Schlacht iſt ein Bettler am Herzen geworden, hatte hienieden Nichts mehr als Erinnerungen. Der große, ſo aufrichtige wie vorſichtige Rechner, deſſen Facit Tauſende erhaltener Menſchenleben, das Glück unſeres dankbaren Volkes bildete, hatte das *eine* Leben verloren, was ſein ganzer Schmuck geweſen war! — Jener Chriſtabend eben prägte in ſeine Züge die leiſe, deſto tiefere Wehmuth, welche wir an ihm ſehen, gab ihm das Bewußtſein von des Lebens Nichtigkeit, welches aus der vollendeten Ruhe ſeiner Seele, der ſchmuckloſen Würde ſpricht, die ſich weniger ſchildern, als empfinden läßt. Alles Irdiſche iſt Wandlung und dieſer Wandlung ſieht er ohne Wunſch wie ohne Furcht mit der Stille im Gemüth entgegen, dem vollendeten Gleichmaaße, das wenig Lebenden gleich ihm ge-

---

*) Siehe „Zwei Jahre Preußiſch-Deutſcher Politik, 1866—1867 von Dr. L. Hahn. Berlin, bei Wilhelm Herz. 1868.“ D. V.

geben iſt. — Gott nahm ihm ſeine Mary nicht blos, er verſagte ihm auch Kinder! — Aber er ließ ihn doch nicht ſo ganz allein, wie Etliche geſchrieben haben. — Unſer liebenswürdiger Kaiſer empfand ganz ſeinen grenzenloſen Schmerz mit und traf das Rechte, um ihn einigermaßen wenigſtens aufzurichten. Er ernannte augenblicklich Moltke's Neffen, ſeiner Schweſter Sohn, Lieutenant von Burt*), den der General ſtets ſehr lieb gehabt, zu ſeinem perſönlichen (zweiten) Adjutanten, um ihm alle Privatmühen und Sorgen abzunehmen. Er gab ihm mit demſelben einen treuen Sohn, der ihn an Die erinnert, welche er verloren hat. Da des Generals Schweſter mittlerweile auch Wittwe geworden war, zog ſie zu ihm. Wer konnte nächſt der Entſchlafenen wohl ſeinem Herzen ſo theuer als die Schweſter ſein und deren Sohn? — —

Der Krieg Frankreichs gegen uns kam ſchreckhaft und unabweislich heran. — Schon im Winter 1868 zu 1869, — noch im erſten vollen Grame über Mary's Verluſt, hatte Moltke ſeine Kriegsdispoſition gegen den galliſchen Erzfeind gemacht.**) — Dennoch blieb Moltke gegen den Feind eben ſo objectiv als gerecht. Wenn eines Mannes Zeugniß über ihn entſcheidend iſt, ſo doch das eines Moltke gewiß. Lange nach dem Siege ſagte er: „Napoleon ſelbſt iſt an dieſem Kriege unſchuldig, er hätte nicht daran gedacht, gegen Deutſchland zu gehen. Die Schwäche ſeiner Regierung, der tyranniſche Einfluß der Parteien, welche die Exiſtenz ſeiner Dynaſtie gefährdeten, waren die Triebfedern zum Kampf allein. Er iſt von den Franzoſen zu demſelben gedrängt worden!!" —

Dieſer Krieg, den man nun jenſeits des Rheins ſo gern auf die Schultern des Exkaiſers zu werfen ſucht, um ſein eigen Gewiſſen zu betrügen, ſollte von allen früheren, nicht blos für die deutſche Armee und ihren Heldengeiſt, ſondern auch für Moltke's Leiſtungen

---

*) Die Familie John Burt's Esqu. war ſchon zu Lebzeiten der Frau von Moltke geadelt worden. D. V.

**) Siehe I. Heft des eben erſchienenen Generalſtabswerks S. 73. D. V.

Dimenſionen annehmen, die ans Koloſſale ſtreiſten und ihn Kombinationen erſinnen ließen, welche in den bisherigen Kriegen noch nicht zur Anwendung gekommen waren. Die allgemeine Dispoſition eines Krieges, welcher auf ſo großem Terrain ſich abſpielt und ſo lange dauert, wie der des Jahres 1870 und 1871, dabei aber ſo tauſendfache Veränderungen bietet, iſt nur mit Schwierigkeit und allein in großem Umriſſe darzuſtellen, zumal die Schilderung des Krieges, außer einzelner Theile deſſelben, durch militäriſche Autoritäten noch nicht vollendet worden iſt. — Gleich der Handlung einer großen Tragödie muß man dieſe Summe gewaltiger Thatſachen deshalb in Akte theilen, damit die Ueberſicht und Gliederung des Ganzen nicht verloren gehe, unſer Blick ſich nicht verwirrt. Verzeihe man deshalb, wenn wir etwa in der Art, wie ein dramatiſcher Dichter ſeinen Stoff, den Inhalt dieſes größten Dramas unſeres Jahrhunderts zu disponiren verſuchen.

Den Prolog des Krieges bilden die Vorgänge bis zum 31. Juli anno 1870, alſo die Aufmärſche.

Den erſten Akt geben die Schlachten von Weißenburg, Wörth und Saarbrücken, vom 4. bis 6. Auguſt.

Den zweiten Akt die Ringkämpfe um Metz vom 14. bis 19. Auguſt.

Den dritten Akt das, was wir den dunklen Punkt dieſes Dramas, ſeine Nemeſis, oder die Peripetie nennen, weil hier das Wohl und Wehe Deutſchlands oder Frankreichs auf dem Spiele ſtand. Er geht vom 19. bis 31. Auguſt.

Der vierte Akt zu Sedan am 2. September bringt die Kataſtrophe.

Der fünfte Akt vor Paris mit Metz und Straßburgs Fall ſchließt, als des Gegners Pathos und Katharſis, vom 19. September 1870 bis 3. März 1871 das Rieſendrama. —

Der Frieden endlich mag billig als Epilog gelten, mit Hinblick auf die kommende Commune, am 3. März 1871; die Zwiſchenakte, wo der Vorhang fiel, bildeten die Märſche. — —

Damit wir nicht in den Fall kommen, ähnliche Irrthümer wie Jene zu begehen, welche Geſchichten dieſes Kriegs veröffentlicht haben, bevor das neue Generalſtabswerk auch nur erſchienen war, wollen wir nur den Operationsplan Moltke's aus dem I. Hefte des letzteren benutzen, und durch die Thatſachen ſelbſt, wie die uns authentiſch zugegangenen Mittheilungen illuſtriren, über deren Richtigkeit kein Zweifel ſtattfinden kann. — Vorauf muß an das erinnert werden, was jeder Einſichtige ſich ſelbſt ſagen wird, nämlich daß ſelbſt ein univerſeller Geiſt, wie der eines Moltke, nicht dieſes Drama vorher in ſeiner Totalität ausdenken konnte. Deſſen iſt überhaupt kein Menſch hienieden fähig, ſo wenig wie der Dichter vorher die einzelnen Momente und den Erfolg des Schlußaktes ſeines dramatiſchen Werkes berechnen kann. Moltke handelte eben genau wie ein Künſtler, der das allgemeine Ziel, die ungefähre Art und die Mittel der Erreichung des zu ſchaffenden Werkes klar kennt, ſo daß ſie ihm verläßlich ſind und dann auf einer gediegenen Expoſition ſeine Dichtung aktweiſe nach der Nothwendigkeit von Charakteren und Situationen architektoniſch aufbaut, — mit der Spitze gen Himmel! — — Was konnte das Ziel Moltke's ſein? — Wenn wir gewannen, — ein Friedensſchluß in Paris, den wir diktirten! — Der Volksinſtinkt, welcher in großen Momenten nie irrt, ließ ſchon bei den erſten Truppenzügen unſere Soldaten auf die Waggons ſchreiben: „Eilzug nach Paris.“ — Wenn wir anfänglich geſchlagen wurden, ſo verlegte ſich freilich die Entſcheidung diesſeits des Rheins nach Süddeutſchland, daß Napoleon aber nach Berlin gerade promeniren werde, hatten wir keine Angſt, wir waren doch etwas beſſere Geographen als die Franzoſen. — —

Von allen ſonſtigen geiſtigen wie ſittlichen Vorzügen ſehen wir ab, welche uns einem Lande gegenüber zu Gebote ſtanden, das ſeit 40 Jahren verkommen war und einem Monarchen gegenüber, der ſeinen ſinkenden Thron nur durch Blut feſtleimen konnte. Das Mittel, was Moltke zur Aktion in Händen hielt, war eine Million deutſcher Männer. Das war die erſte ſehr gute Vorausſetzung, — die zweite unſere fabelhafte Raſchheit, unſere eherne nun erprobte Organiſation, der Furor des lange verhaltenen Zorns und das Bewußtſein der lange erſtrebten und nun erreichten Einheit. —

„Zu den Aufgaben des Generalſtabs im Frieden", ſagt das Werk deſſelben, „gehört es, für alle wahrſcheinlichen kriegeriſchen Eventualitäten die Gruppirung und den Transport der Truppenmaſſen in detaillirteſter Weiſe zu bearbeiten und die Entwürfe dafür im Voraus bereit zu halten. — Bei dem erſten Aufmarſche einer Armee kommen die vielſeitigſten politiſchen und geographiſchen Erwägungen neben den militäriſchen in Betracht. Fehler in der urſprünglichen Verſammlung der Heere ſind im ganzen Verlauf des Feldzuges kaum wieder gut zu machen!! Alle dieſe Anordnungen laſſen ſich aber lange vorher erwägen und — die Kriegsbereitſchaft der Truppen, die Organiſation des Transportweſens vorausgeſetzt — **müſſen** ſie zu dem beabſichtigten Reſultat führen!!" — Alſo wie bei jeder Kunſt, ſo auch der des Kriegs, iſt die Expoſition, die vorhergehende Anlage des Werks für deſſen Wirkung durchaus entſcheidend! — „Anders verhielt es ſich bei der weiteren Aufgabe der Strategie, der kriegeriſchen Verwendung der bereit geſtellten Mittel, alſo bei den Operationen. Hier begegnet unſerem Willen ſehr bald der unabhängige Wille des Gegners. Dieſer kann zwar beſchränkt werden, wenn man rechtzeitig zur Initiative fertig und entſchloſſen iſt, aber man vermag ihn nicht anders zu brechen, als durch das Gefecht." — Als nächſtes Operationsziel wird in dem Moltke'ſchen Plane gegen Frankreich bezeichnet: „die **Hauptmacht** des Gegners aufzuſuchen, und wo man ſie findet, anzugreifen." „Als leitender Gedanke ſchon von den erſten Bewegungen an, läßt ſich unſchwer das Beſtreben erkennen, die feindliche Hauptmacht in nördlicher Richtung von ihrer **Verbindung mit Paris abzudrängen!**" — Gegen Angriffe des Feindes auf die Nordſeeküſte waren „ausreichende Mittel im Lande verblieben", mit Süddeutſchland war beſprochen worden, „daß bei directer Vertheidigung des oberen Rheins und des Schwarzwaldes Norddeutſchland eine wirkſame, unmittelbare Hülfe im erſten Augenblicke, ſchon der Entfernung wegen, **nicht** zu leiſten in der Lage ſei, — daß eine weit **größere** Sicherung des deutſchen Südens aus der Vereinigung aller Streitkräfte am **mittleren** Rhein erwachſe, welche von dort, ſei es auf dem rechten oder dem linken Ufer, offenſiv in die Flanke der feindlichen Invaſion vorgingen und dieſe nothwendig ſehr bald zum Stehen oder zur Umkehr zwingen mußten." Als glänzendes Anerkenntniß der patriotiſchen Hingebung der ſüddeutſchen Fürſten an die gemeinſame Sache muß hervorgehoben werden, daß ſie nicht zögerten, im Vertrauen auf die obere Heeresleitung, „das **eigene** Landesgebiet von ihrer activen Militärmacht zu entblößen, um ſie dem norddeutſchen Heere unmittelbar anzureihen!" — Dieſe Vereinigung Alldeutſchlands am Mittelrhein war ſomit die Aufgabe des Aufmarſches, der bis 31. Juli bewirkt war. — Das Drama begann. General von Moltke war bereits mit dem Kaiſer in Mainz; von einem Einfall der Franzoſen über den Rhein war nun nicht mehr die Rede, möglicherweiſe von einem Verluſte der Pfalz, — wenn nämlich Napoleon fertig gerüſtet geweſen wäre. — Die Schlachten vom 4. bis 6. entſchieden dieſe Frage nicht blos, die Vernichtung Mac-Mahon's, Douay's und Froſſard's beſtimmte auch das Schickſal des Elſaſſes; wir hatten es bis zu den Vogeſen! — Daß dies eine großartige Entwickelung des Kampfes-Dramas war, gleich groß in den Charakteren des Kronprinzen, Friedrich Carls, wie der vorzüglichen Corps-Chefs, zeigte ſich in dem Jauchzen der deutſchen Nation und dem Staunen der rings zuſchauenden Völker! — Die folgenden Zwiſchenhandlungen waren faſt ſo wichtig, wie die vorhergehenden Aktionen ſelbſt, nur daß ſie ſich gebührend in Schweigen hüllten. Es waren die Märſche der drei deutſchen Armeen auf Metz und Lothringen. Betreffs dieſes Geſammt-Marſches ins Feindesland muß hervorgehoben werden, daß hier, trotz der brillanten Erfahrungen in Böhmen und am Main, unſere deutſche Cavallerie zum erſten Male in ſolchen Maſſen zur Verwendung kam und Allen voran das Terrain aufklärte. Nicht allein, daß ſie dadurch unſer beſter Kundſchafter wurde, ſie leiſtete uns den nicht minder wichtigen kriegs-politiſchen Dienſt, das Entſetzen des geſchlagenen Gegners zu verewigen, ihm ſtets und überall auf dem Nacken zu ſitzen, ſo daß zur Beſinnung zu kommen ihm unmöglich wurde. Sie war auch die große Wolke, welche vor der deutſchen Heeresſonne ſtand und die franzöſiſche Oberleitung ſo benebelte, daß dieſelbe nie ſehen konnte, was wir im Sinne hatten. Der Gedanke dieſes Vormarſches war, daß die geſammte deutſche Armee den noch friſchen Truppen Bazaine's bei Metz wie den etwaigen Corps die Stirn bieten ſollte, welche in Mittelfrankreich ſich vielleicht aus den bereits geſchlagenen Armeen und friſch herangezogenen Truppen zu bilden im Begriff waren, um uns im Herzen des Landes oder vor den Thoren von Paris eine Rieſenſchlacht als letzte äußerſte Entſcheidung anzubieten. —

Die zweite Epoche des Krieges, bei der die Armee des preußiſchen Kronprinzen fehlte, weil ſie die ſüdliche Deckung des geſammten Heeres übernommen hatte, brachte die gewaltigen Schlachten um Metz. — Bazaine's Abſicht mußte nothwendig ſein, uns öſtlich von Metz zurückzuwerfen und Mac-Mahon's verlorene Aufgabe ſeinerſeits mit beſſerem Glücke aufzunehmen. Verlor er, dann mußte es ihm hingegen zur dringendſten Pflicht werden, dem Kaiſer die Armee möglichſt zu erhalten, dadurch, daß er jenſeits der Moſel ſiegte, oder rechtzeitig gen Weſten entkam. Der Zweck der heißen Tage um Metz war mithin, Bazaine im Oſten zu packen und im Kampfe feſtzuhalten, um ihm bei Vionville, Gravelotte und St. Privat den Weg gen Weſten gänzlich zu verſperren. Jede dieſer Aktionen war gleich wichtig, denn wenn eine mißglückte, machte ſie alle anderen illuſoriſch; der Sieg der vorhergehenden aber verſtärkte die Wirkung der nächſten mit des Felsblockes Wucht und zwar in „quadratiſcher Steigerung", wie der Phyſiker etwa ſagen würde. — Das Schlagen des Feindes mit verkehrter Fronte, am 18. Auguſt bei Gravelotte, war alſo die Gipfelung jener Reihe kriegeriſcher Handlungen, welche den vollendeten Glücksumſchlag Frankreichs bezeichneten. — Verkehrte Front! — Dieſer uns aus authentiſchen Kreiſen gegebene Ausdruck ſtellt die Schlußbewegung unſerer Armeen vor Metz an. Von Oſten anmarſchirt, mit ihrer Fronte alſo nach Weſten gerichtet, hatten ſie in den heißen Kampfestagen vom 14. bis 18. Auguſt allmälig ſich ſo umgekehrt, verkehrt, daß ſie gegen den Feind nunmehr im Weſten ſtanden und ihm ihre Stirn gen Oſt entgegenreckten! — —

Durch Wort und Bild iſt mit romantiſchem Eifer damals die Meinung verbreitet worden, General von Moltke habe bei Gravelotte mit gezücktem Degen hoch zu Roſſe die Pommern ins Gefecht geführt und dieſe, von ſeinem ſeltenen Anblick entzündet, hätten gethan, woran alle Uebrigen bereits erlahmt wären. Dieſe Annahme gehört durchaus in das Gebiet der journaliſtiſchen Märchen. Moltke hat niemals eine Attaque, groß oder klein, perſönlich commandirt! — Das Richtige iſt Folgendes. General Moltke befand ſich beim Könige vor Gravelotte, als das 2. Armeecorps (v. Franſecky's Pommern) zum Angriff vorging. Moltke begleitete die dritte Diviſion deſſelben durch das Dorf Gravelotte bis in den bekannten Hohlweg, um ſich perſönlich von dem Eingreifen dieſes Corps zu überzeugen. Er ordnete daſelbſt noch das Zurückbleiben einer Brigade an. Hier hielt er bis zum Ende der Entſcheidung. — Ebenſo iſt auch die Angabe falſch, Moltke habe ſelber König Wilhelm den Sieg verkündet, denn lange, bevor er ſich zu demſelben zurückbegab, war durch einen ſeiner Stabsoffiziere der glückliche Verlauf der Schlacht dem Könige gemeldet worden. — Daß an dieſem Tage Moltke, wie immer, perſönlich höchſte Kaltblütigkeit zeigte, daß die Kugeln ihn umpfiffen wie jeden Anderen, daß die Soldaten, wenn ſie durch die Schlucht an ihm vorüber in den Kampf ſtürmten, erhöhtere Repulſivkraft durch ſeine Anweſenheit erlangten, wer wird das leugnen wollen; aber über vorbenannte Mythe befragt, ſagte der Graf: „Ich war gar nicht in der Lage, in Anweſenheit des Armeecorps-Commandeurs die Führung eines Angriffs von Truppen zu übernehmen, welche zu commandiren ſeine ſpecielle Pflicht war.“ — Vergeſſe man doch nicht, daß Moltke einem ſeit Königgrätz ſo ruhmreichen General, wie von Franſecky gerade war, das Recht hätte nehmen müſſen, im entſcheidendſten Augenblicke ſeine Leute ins Feuer zu führen! — Wer berufen iſt, die Thätigkeit eines ungeheuren Schlachtgefildes zu leiten, einen ganzen Krieg mit allem Wenn und Aber ſtets im Hirne erwägen zu müſſen, der wird wohl kaum ein einzelnes Corps durch einen Hohlweg pour plaisir ins Gefecht führen und durch ſolche Ungehörigkeit Männer beleidigen, die beſſer und mit mehr Recht dort am Platze ſind, als er. So ſehr verleugnet der oberſte Leiter einer Armee ſich nicht und thut er es wirklich, dann nur in jenem traurigen Augenblicke, wo er die verlorene Schlacht mit dem eigenen Herzblut beſiegeln, ihr auch in ſich die Weihe eines nationalen Unglücks geben will! Zu ſolchem Beginnen läßt Der nur ſich hinreißen, der Nichts mehr in petto hat und in dem Verluſte dieſer einen Schlacht den ſchmählichen Ausgang einer ganzen Campagne ſieht. Dem erfindungsreichſten, kälteſten aller Köpfe, einem Moltke ſolchen Entſchluß aber vor Metz, alſo in Mitte des Feldzuges, zuzutrauen, wo ſelbſt ein recht großer Verluſt noch gar nichts gegen uns entſchied, als daß wir eine Schlacht mehr ſchlagen mußten, beweiſt nur, daß man Den ſehr ſchlecht kannte, welchen man mit ſo wenig dramatiſchem Geſchick in Scene ſetzte. — —

Nach dieſen ſchreckensvollen Kämpfen, als Bazaine nach Metz hineingeworfen, die Stadt von Friedrich Carls combinirter I. und II. Armee undurchdringlich umſchloſſen war, das königliche Hauptquartier ſich aber nunmehr zu der IV. und III. Armee verlegte, welche die Kronprinzen von Sachſen und von Preußen führten, wurde der Vormarſch dieſer Armeen ſteif auf Chalons reſp. Paris angetreten. Erwägt man noch, was Alles eine Armee nach ſich führen und voraufſenden muß, um nur da, wo ſie hinkommt, einen Tag exiſtiren zu können, läßt man im Geiſte dieſe endloſen Artilleriezüge, Munitions- und Proviant-Colonnen, Ponton- und Telegraphen-Trains, Lazareth- und Feldpoſt-Organismen an ſich vorüberrauſchen, dann wird man einen leiſen Begriff bekommen, wie gereckt dieſe Marſchlinie der deutſchen Armeen, wie complicirt ſie war, welche eiſerne Ordnung in ihr herrſchen, welche abſolute Ueberſicht in allen ihren Theilen ihr Leiter haben mußte, ſollte bei irgend einer unvorhergeſehenen Bewegung nicht eine babyloniſche Verwirrung ohne Halt und Maaß über ſie hereinbrechen. Es iſt eine bekannte Thatſache, daß eine Armee ſich ſelber ſchlägt, ſobald ihre großartige Gliederung ſich wie ein Rattenkönig verwirrt, denn ein ſonſt faſt verächtlicher Feind kann ſie dann vernichten! Dieſe unvorhergeſehene Bewegung ſollte aber über beide dahinmarſchirende Armeen kommen und zwar plötzlich und in ans Fabelhafte grenzender Weiſe. — Die Geſtalt der Dinge war folgende:

Seit dem 16. (Schlachttag von Mars la Tour) war Napoleon in Chalons, ſein Weſen zeigte vollendete geiſtige und körperliche Apathie; — Herkules in Flanell! Fremde, welche ihn und Chalons in dieſen Tagen ſahen, wiſſen nicht genug von dem moraliſchen Elend zu berichten, was Jedermann dort aus ſcheuem Auge angrinſte. Als der Kaiſer am 28. durch die Zeltreihen ritt, inſultirten ihn die eigenen Truppen und gebrochen kehrte er in ſeinen Pavillon von Mourmelon zurück; er mied fortan die Soldaten. Am 19. war das Gros des 1. franzöſiſchen Armee-Corps und das 5. unter Failly eingetroffen. Das 7. Corps von Felix Douay aber zögerte ganz unbegreiflicherweiſe mit ſeinem Erſcheinen. Noch unbegreiflicher war, daß man im Hauptquartier Chalons dieſes Corps Douay's bis dahin völlig vergeſſen hatte *). — —

Das nördliche Elſaß war für den Kaiſer verloren, Straßburg wurde von den Deutſchen berannt, während Douay in Belfort ſtand. Aber kein Befehl kam, daß er Straßburg entſetzen ſolle; ſtatt deſſen und nach langem Warten erſchien am 16. Auguſt eine Ordre aus Paris, daß er nach Chalons marſchiren ſolle! — Von Belfort nach Chalons!! Es ſind 30 Meilen, und da er der Deutſchen wegen über Paris dorthin gehen mußte, ſo hatte er — ſage 70½ deutſche Meilen per Bahn zurückzulegen! Die Demoraliſation und Disciplinloſigkeit wuchs auf dieſer martervollen Fahrt, deren Schrecken uns ein Corporal dieſes Corps, als wir in Straßburg letzthin waren, beſchrieben hat. — Als Douay's Truppen mit den von Chalons zurückgekehrten Moblots zu Pantin bei Paris in Berührung kamen, ging ihnen der

---

*) Siehe: Histoire de l'armée de Chalons. Bruxelles, Lebègue. 1871.

letzte Reſt von Pflichtgefühl verloren. Während ſomit Douay ſich anſchickte, nach Chalons zu gehen, war dort am 21. Auguſt von Mac-Mahon in kopfloſer Haſt das Lager abgebrochen und nach Rheims marſchirt worden. Vorräthe, die man nicht mehr mitzunehmen vermochte, vertilgte man durch Feuer; dabei verbrannte man auch aus Verſehen das Schuhwerk für 10,000 Mann, was eben erſt angekommen war. — Als am andern Tage Douay ankam, fand er Chalons verödet und den Avis, das franzöſiſche Heer concentrire ſich in Rheims. Douay vereinigte ſich demnach mit der Armee des Obergenerals. Als das Corps Mac-Mahon's aber von Chalons in Rheims angekommen war, befand es ſich auch in völliger Anarchie. Es fiel über die Proviant-Colonnen, über das Eigenthum des Kaiſers her und plünderte. Am Abende des 22. Auguſt mußte Mac-Mahon den eigenen Truppen mit Füſilade drohen! — Weshalb nun dieſe Bewegung rückwärts nach Nordoſt? Warum ſchlug man ſich nicht zu Chalons, das, nun verlaſſen, dem Feinde ja zur Operationsbaſis auf Paris werden mußte? — Einheit der Oberleitung fehlte; es regierten eben zwei Willen! Die Generale Mac-Mahon, Trochu und Andere um den Kaiſer waren entſchieden der Anſicht, man müſſe Metz, die Moſel wie die Maas dem Feinde laſſen, mit der geſammten disponibeln Truppenmaſſe bis Paris zurückgehen und dort vor der Hauptſtadt Thoren die Entſcheidungsſchlacht des ganzen Krieges ſchlagen. Allerdings war das ein va banque, aber unter allen Uebeln das kleinſte und der Erfolg keine gar ſo tolle Phantasmagorie. — Der Wille der Kaiſerin Eugenie, Rouher's und Palikao's, kurz der Regentſchaft in Paris ſiegte, welcher kategoriſch erklärte: „Mac-Mahon müſſe Bazaine in Metz befreien, die Rückkehr nach Paris bedeute den Untergang des Kaiſerreichs und die Revolution" — drang bei Napoleon durch! — Man marſchirte am 24. deshalb in dem Bogen Rethel-Sedan nordöſtlich, um über Montmedy Metz zu erreichen. An demſelben Tage indeß traf auch die Cavallerie des Prinzen Albrecht (Vater) von Preußen in Chalons ein und fand das Neſt leer. — Daß dieſe Nachricht Moltke ſtutzen machen mußte, iſt lar. Trotzdem ließ ſich nichts Beſtimmtes beſchließen, weil man noch nicht wußte, wohin ſich Mac-Mahon gewendet hatte. Das war der dunkle Punkt am Horizont des deutſchen Hauptquartiers, mit dem die dritte Phaſe des Krieges begann! — An beſagtem Tage befand ſich das Hauptquartier des Königs zu Barleduc. Unſere Eclaireurs, Kundſchafter und Patrouillen hatten allerdings ins Hauptquartier gemeldet, daß Mac-Mahon ſich nach Rheims gewendet haben ſolle, um nach den Feſtungen des Nordens und Bazaine zu Hülfe zu kommen; dieſen Verdacht alſo hatte man. Ein Verdacht aber iſt noch kein Beweis und auf den bloßen Verdacht hin den ganzen Anmarſch umzuändern, war ſehr bedenklich. Dennoch, — Moltke that's!! — Ueber die Situation dieſes Augenblicks ſagt der Feldmarſchall ſelbſt: „Wir mußten auf die Gefahr hin, einen Lufthieb zu thun, rechtsum machen, weil wir Mac-Mahon im Anzuge vermutheten, wie ſich nachher als richtig erwies. Daß wir ihn vermutheten, daran war zumeiſt die Schwatzhaftigkeit der franzöſiſchen Blätter und der Deputirtenkammer Schuld, welche durch ihre leidenſchaftlichen Discuſſionen die Abſichten der Regierung verriethen!" — Am Vormittage des 25. war Moltke zu dem Entſchluſſe gekommen, ſeinen Lufthieb zu thun. — Sofort wurden alle Anſtalten getroffen. Die Telegraphen ſpielten Tag und Nacht, die Stabsoffiziere ſprengten in allen Hauptquartieren umher, die Boten flogen, die lang gen Weſten gereckte kronprinzliche Armee und unſere Cavallerie machten „Rechtsum"! — Am 26. begann, während durch erneuerte Nachrichten die Gewißheit, Moltke möge doch Recht haben, wuchs, dieſe geänderte Bewegung beider deutſcher Armeen, — die Rechtsſchwenkung, während an demſelben Tage Mac-Mahon von Rethel aus öſtlich in die Linie Attigny-la Chêne-Stenay rückte, alſo gerade in unſere nördlich gewendete Fronte. Am Abend war Kronprinz Fritz in St. Menehould! — Denſelben Abend zwiſchen Buzancy witterte Douay's 7. Corps die Vortruppen des Kronprinzen von Sachſen, des rechten deutſchen Flügels! — — — Für den einzelnen Mann, für eine kleinere Truppe mag es ein Leichtes ſein, rechtsum zu machen, für eine ſo große Doppelarmee iſt es ein Wageſtück! Die Proviant-Colonnen, das Munitions- und Lazarethweſen, der ganze Verpflegungsapparat für ſo viele Tauſende, — vorher ganz anders dirigirt, konnten bei der faſt conträren Bewegung ſo raſch nicht folgen. Das erheiſchte eine faſt übermenſchliche Anſtrengung und leicht hätten „Frictionen“ unſerer Kriegsmaſchine da eintreten können, wo ſie am unheilvollſten werden mußten, wenn eben unſer Heeresorganismus nicht ein ſo über alles Lob erhabener, unſer Soldatengeiſt nicht ein ſo freudig opferwilliger geweſen wäre. — Mac-Mahon's Herz hingegen erfüllten geſteigerte Beſorgniſſe. Gegen ſeinen Willen mußte er dem Befehle aus Paris folgen und ahnte, daß derſelbe verderbenbringend ſei. Er faßte jetzt den Beſchluß, ſeine Marſchroute abermals zu ändern, nämlich ſich nordweſtlich nach Mézières zu werfen und von da entweder nach Weſten und auf Paris zurückzugehen oder, falls Bazaine aus Metz ſich befreit habe, ihm nach Oſten über Montmédy die Hand zu reichen. Ein Telegramm dieſes Inhalts ging an Palikao ab, ein anderes ähnliches ſollte der Commandant von Sedan an Bazaine gelangen laſſen. Palikao aber verlangte, Mac-Mahon ſolle „Bazaine nicht im Stiche laſſen“, — ſo ging er denn gehorſamſt in die Falle!! — Die Frontveränderung der ſüddeutſchen Armee, wie ſchon geſagt, erfolgte vom 26. bis 28. Auguſt von der Marne durch die Ardennen gegen den Argonner Wald, dem Feinde alſo ſüdlich in die rechte Flanke, indeß die vorgeſchobene Maas-Armee des Kronprinzen von Sachſen ihm öſtlich vor die Fronte einbog, um ſeinen Vormarſch zu hindern. — Tiefe Stille herrſcht in unſeren Reihen, das Schweigen geſpannter Erwartung. Man ahnt das Räthſel dieſer ſo durchaus entgegengeſetzten Marſchbewegung! Ein großer genialer Wille leitet Alle, ein Gedanke regiert die tauſend divergirenden Fäden, welche wie ein Spinnennetz aus dem Hauptquartier über die deutſchen Armeen ſich breiten. Der laute Herzſchlag der Kampfbegier iſt die einzig vernehmbare Stimme, die in den Schluchten und Defileen dieſer wilden Gebirge zu tönen wagt; Niemand weiß etwas, das aber fühlt Jeder: „Moltke's ſcharfes Auge wacht!“ Sie laſſen ſich fröhlichen Vertrauens brauchen wie Läufer, Thurm und Springer im Schach und lauſen ſcharf drauf zu, um ja dem Gegner zu rechter Zeit den Sprung auf den Nacken zu thun und ihm die Tatze jauchzend ins Fleiſch zu ſchlagen, bis er verendend niederſtürzt! — Noch bis zum 28. wußte man nicht, ob Mac-Mahon nach Mézières weſtlich oder gen Montmédy nach Oſten ſich dirigire. Am Abend jedoch iſt das Räthſel völlig gelöſt, die ſächſiſche, eclairirende Reiterei hat Mac-Mahon's Avantgarden bei Buzancy wirklich gepackt, der Oſten iſt bereits durch Flankenſtellung, damit der Weg zu Bazaine, ihm verhauen. Die Maas-Armee ſteht von Dun ſur Meuſe am rechten Maasufer über den Fluß hinweg bis Nouart, die Cavallerie derſelben beherrſcht die Straße von Verdun und lehnt an den rechten Flügel der Südarmee!! — Das Schiffsvolk konnte nicht begeiſterter zu ſeinem großen Führer Columbus aufgeblickt haben, als der Ausguck im Maſt „Land! Land!“ rief und Amerika's Küſten zauberiſch der Atlantis Schooß entſtiegen, wie die deutſche Armee, zumal ihre Führer, die um den genialen Inſtinct, der dies „Rechtsum“ bewirkt hatte, wußten, zu Moltke wie zu einem Seher emporblickten. —

Der vierte Akt des Krieges iſt vor Sedan! — Derſelbe wurde hinlänglich bereits unter dem Kaiſer und „Unſerm Fritz“ geſchildert. Die Stellung unſerer Truppen vor Sedan machte ſich zufolge des Aufmarſches nun von ſelbſt. — — Moltke iſt gewiß nicht allwiſſend. 1866 wußte er nicht, daß die ganze öſterreichiſche Armee gegen uns im Biſtritzthale ſtand. In dieſem Kriege wußte er nicht, daß Mac-Mahon Chalons aufgegeben habe und wohin er gekommen war. Das wußte er aber voraus, daß Königgrätz gewonnen werde, daß Bazaine in Metz, Mac-Mahon zu Sedan in die Falle gerathen würden. Ueberdem hatte Moltke, wenn der „Lufthieb“ mißglückte, oder irgend Etwas von unſerer Seite wirklich ſchief ging, für jeden Fall noch Kräfte bereit und Pläne gefaßt, welche vollauf das Mißgeſchick des Augenblicks gut gemacht hätten. — Daß er nach dem Siege mit Wimpffen die Capitulation abſchloß, durch welche Mac-Mahon's ganze Armee kriegsgefangen wurde, iſt bekannt. — Der Krieg ging weiter, weil Napoleon nicht mehr den Frieden zu ſchließen in der Lage war.

Alle Dispoſitionen wurden alſo auf Gewinnung des eigentlichen Kriegszieles, Paris, gerichtet! —

Damit vollzog ſich der letzte Theil dieſes erſchütternden Drama's. Wie die „Rechtsſchwenkung" unſerer Armeen für die Entſcheidung von Sedan entſcheidend geworden, ſo wurde es nunmehr auch die Bewegung, durch welche unſere beiden, noch Sedan umſchließenden Armeen in die Vormarſchlinie nach Paris übergingen. Sie traten, zufolge der von Moltke disponirten Marſchordnung, ziemlich in dieſelbe Stellung ein, welche ſie vor der Abſchwenkung innegehabt hatten. Die Maas-Armee hatte demnach die nördliche, rechte Linie, die des preußiſchen Kronprinzen die ſüdliche, linke Seite. — Am 5. zog das königliche Hauptquartier in Rheims ein, am 6. das des Kronprinzen. Hier blieb man bis zum 9. vereint und kam über die Art, Paris zu umſchließen, überein. Am 9. nahmen beide Heere nun eine ſtrahlenförmig getrennte Richtung, die nördliche Maas-Armee mit dem Hauptquartier des Königs hielt ſich dieſſeits am rechten Maasufer ſteif in gerader weſtlicher Linie, welche nur ſchwach nach Süden geneigt war und direct auf Meaux vor Paris lief, die Armee des Kronprinzen zog hingegen von Rheims nach Epernay, wo ſie die Marne überſchritt, alſo von Norden nach Süden. Was war dieſes Marſches Sinn? — Mac-Mahon hatte nämlich gar nicht gewußt, wie ſtark er war, wenn er wollte und nicht verblendeterweiſe öſtlich auf die Linie la Chêne-Stenay vorgegangen wäre. In Mézières, wo eigentlich kein Platz geweſen wäre, erſchien nämlich das Corps Vinoy in demſelben Augenblick, als Mac-Mahon umſchloſſen wurde, zu Rheims aber war ein anderes franzöſiſches Corps unter General Exéa eingetroffen. Zu Mézières konnte Vinoy ganz deutlich den Kanonendonner von Sedan hören! — Als Mac-Mahon capitulirt hatte, retirirte ſich Vinoy nun in großem Bogen auf Paris, das franzöſiſche Corps zu Rheims directer weſtlich. Das deutſche Obercommando wußte, wo ſie vorher geſtanden hatten, daß man alſo auf ſie treffen müſſe, wenn ſie ſtehen blieben. Deshalb war die Verbindung bis Rheims während des Marſches für beide deutſche Armeen nothwendig. An letzterem Orte trennte man ſich, weil man nun klar geworden war, Vinoy und Exéa ſeien unterwegs nicht mehr zu fürchten. — Der Marſch der Maas-Armee direct auf Meaux hatte den Zweck, mit den Garden den Norden, mit den Sachſen den Oſten von Paris bis zur Seine zu umſpannen. Der Kronprinz ging ſüdlich auf Epernay und dann in ſüdweſtlichem Bogenmarſch theils die Route Nogent-Provens-Briel, theils die Route Donnemarie-Melun-Corbeil. Die III. Armee umſchrieb alſo einen Halbkreis nach dem Süden von Paris und zwar in zwei Staffeln, um im gegebenen Augenblick rechtsſchwenkend vor der Metropole zu erſcheinen und deren Süden von Verſailles bis zur Seine zu verſchließen. Schließlich wurde auch noch von der Maas-Armee aus der Weſten der gewaltigen Stadt durch das Corps Alvensleben II. vom nördlichen Eiſenbahndamm bis zum ſüdlichen zweiten Seinebogen bei Bougival abgeſperrt. Die Cernirung von Paris war bewirkt! — Welche Stellung die verſchiedenen deutſchen Corps um die Hauptſtadt eingenommen haben, iſt bei der Schilderung des preußiſchen Kronprinzen angegeben worden. Moltke's ſtrategiſche Dispoſitionen hatten, was das Hauptziel ſelbſt betraf, ein Ende, dafür begannen aber diejenigen, welche auf die Sicherung des deutſchen Belagerungsheers und gegen den künftigen Widerſtand der Provinzen gerichtet waren, ein Werk, welches nur mit einem glänzenden und geſicherten Frieden ſchließen durfte. Bei letzterem wurde Moltke weſentlich des Grafen Bismarck Genoſſe, gewiſſermaßen ſeine militairiſche Seite. — — Der Aufenthalt vor Paris dauerte vom 19. September 1870 bis 3. März des nächſten Jahres, faſt 6 Monate, mithin ziemlich noch einmal ſo lange, wie die ganze bisherige Campagne. — Seit Sedan war eingetreten, was man erwartet hatte. Die Napoleoniden waren verſchwunden, die Republik war proclamirt und die Regierung „der nationalen Vertheidigung“. Der Chef dieſer Vertheidigung und ihr Stratege zugleich war der Advocat Leon Gambetta. —

Die Miſſion Jules Favre's in Ferrières ſcheiterte, des Königs Hauptquartier kam nach Verſailles in die Präfectur, wo alle Leitung nunmehr ſich concentrirte. Hier conferirten täglich die drei Gewaltigen: König Wilhelm, Bismarck und Moltke.

Außerdem waren der Kronprinz, Miniſter von Roon und General von Podbielski zugegen. Je nach Wichtigkeit und Anlaß verengte und erweiterte ſich dieſer Kriegsrath, welcher Frankreichs Schickſal und Deutſchlands Zukunft in Händen hielt. — General von Moltke bewohnte in Verſailles das Haus Nr. 39 der rue neuve. Seine nächſte perſönliche Umgebung beſtand aus ſeinen Adjutanten Major de Claer und Hauptmann von Burt, ſeinem Neffen, ſeiner Schweſter Sohn. Das Offiziercorps des großen Stabes hielt etwa zwanzig Mann, welche täglich mit ihrem General ſpeiſten, von denen die Abtheilungschefs Oberſt von Verdy, Oberſtlieutenant von Bronſart und von Brandenſtein die verſchiedenen Reſſorts dieſer „Geniefabrik“ vertraten. — Es ſind wahrlich ganz wunderbare Leute! Als Krieger ſind ſie die erſten Gelehrten Europa's und als Gelehrte die erſten Krieger, vor Allem aber geſunde Menſchen mit klaren Köpfen, warmen Herzen, und mancher Philoſoph, der an Leſſing's „Nathan“ erinnert, mancher Künſtler ſteckt unter ihnen, der mit Jeglichem von uns vielleicht concurriren könnte. Das iſt ein eigen Leben und Weben unter ihnen, das recognoscirt und guckt aus, hockt über den Karten, redigirt Aviſe und Befehle, — der Telegraph trägt Alles fort und die metallographiſche Druckerei bringt denſelben Befehl in hundert Hände. — Wenig Worte ſind's meiſt nur, Tag, Stunde, Ort und Aktion bezeichnend; das Uebrige zu wiſſen und zu thun iſt der Corpschefs Schuldigkeit, die aber thun ſie immer! — —

Paris iſt ſeit Ludwig XIV. Frankreich, Frankreich ohne Paris Nichts! Das iſt ein nationales Dogma und wird es bleiben. Unſere Schlachtenlenker und Staatsmänner hätten alſo blöde und taub ſein müſſen, nicht zu begreifen, daß die „défense à outrance“ im ganzen Lande ſich vereinen werde, das „heilige“ Paris zu entſetzen. Aus dieſem Grunde entſtand für Moltke eine Aufgabe, wie ſie in unſeren vorhergegangenen beiden Kriegen nicht vorgekommen iſt. Bisher waren wir ſtets in der jedenfalls beſſeren Lage geweſen, anzugreifen, nun mußten wir erwarten, angegriffen zu werden. Bisher hatten wir im Anmarſch unſern Feind umſpannt und daher der Welt die Fabel glauben machen, der concentriſche Angriff, das Keſſeltreiben, ſei unſere ganze Force. Jetzt wurden wir, in der Mitte des Landes vor Paris ſtehend, von allen Seiten angegriffen und hatten den Beweis zu führen, daß wir auch umgekehrt unſere Gegner eben ſo gut zu ſchlagen verſtänden. Moltke bewies indeß noch mehr, — nämlich, daß er ſie — ſo deſto beſſer ſchlüge! — Allerdings hatte Frankreich noch zwei andere Abzugscanäle für die Wuth ſeines Haſſes, Straßburg und Metz. Mit erſterem verlor es Elſaß, in letzterem Lothringen; das konnte es nicht gleichgültig laſſen. Da man aber Straßburg zu rechter Zeit, alſo wo wir vor ihm noch ziemlich ſchwach waren, durch Felix Douay nicht zu entſetzen verſucht hatte, — der dafür damals über Paris nach Chalons dirigirt wurde, um in Sedan zu erliegen, — ſo lag in Dem, was nachträglich auch der Feind that, keine Pointe mehr und nachdem Mac-Mahon in Sedan geſchlagen war, hatte man auch keine Ausſicht, das verlorene Zwing-Uri von Lothringen wieder zu erlangen, zumal von der III. und IV. (Süd- und Maas-) Armee noch ein beſonderes Corps unter dem Großherzog von Mecklenburg-Schwerin abgezweigt worden war, welches gegen den Nordweſten (Laon) von Frankreich operirte. War ſomit die Wuth und das Beſtreben der „défense“ auch getheilt und in den erſten Cernirungsſtadien von Paris von demſelben abgelenkt, ſo hatten für uns die Belagerungen von Metz und Straßburg doch das Uebel, zwei bedeutende Truppenkörper, namentlich die Doppelarmee Friedrich Carls feſtzuhalten, alſo für die Verwendung ſeitens des Hauptquartiers zu Verſailles vorläufig unbrauchbar zu machen. Es kam ſehr darauf an, wann Metz und Straßburg fielen und wann es Gambetta's verzweifelten Anſtrengungen gelang, ſeine „Maſſenerhebung“ in Ausführung zu bringen. Hierbei konnte man nur auf den zähen Eifer unſerer Belagerungscorps von Werder und Friedrich Carl einerſeits, andererſeits auf die Zerrüttung und Entmuthigung der franzöſiſchen Nation und die feindliche Haltung der Legitimiſten, Orleaniſten und Anhänger Napoleons gegen die Republik rechnen, wie auf Frankreichs feſte Ueberzeugung, das ungeheure Paris werde ſich ſelbſt von uns zu befreien vermögen. —

Das Gefecht bei Sceaux, was gleich Anfangs Ducrot verlor, bewies, daß die Hauptſtadt ſich niemals ſelbſt befreien könne, acht Tage aber, nachdem ſie umſchloſſen war, fiel Straßburg bereits. Werder's Corps wurde alſo zur Aktion gegen den Süden des Elſaß frei. General von der Tann ſchlug am 10. October hingegen einen Theil der Loire-Armee bei Artenay, dann bei Orleans und eroberte die Stadt; am 22. warf er Cambriel's Oſtarmee. Zu derſelben Zeit wurden noch verſchiedene Ausfälle der Pariſer abgewieſen. — Zwei neue Reſerve-Jägerbataillons waren inzwiſchen raſch formirt worden, unſere Lücken zu füllen und General Löwenfeld's III. Reſerve-Armee befand ſich von Schleſien her im vollen Anmarſch. Moltke und das Hauptquartier unterſchätzten die Energie Gambetta's trotzdem nicht und von welcher Art ſie war, wußte er bald zu beweiſen. —

Man hat dieſen Mann viel bei uns verlacht und beſpöttelt, hat von ſeiner Dummheit viel zu erzählen gewußt. — Freilich iſt's ſehr komiſch, daß ein Juriſt Generalen ihre Operation vorſchreibt, aber die fatale Lage Frankreichs hatte eben außergewöhnliche Verhältniſſe zur Folge. Das Land beſaß keine berühmten Marſchälle mehr, welche beim Volke Vertrauen genug hatten, um unter ihnen einen Kriegsminiſter zu finden, einem bloßen Generale aber hätten ſeine zuchtlos gewordenen Collegen nimmer gehorcht. Beſſer war immerhin ein Mann, der tollkühn zum Unerhörteſten entſchloſſen war, ob er vom Kriegswerke auch nichts verſtand. — Freilich blieben demgemäß Gambetta's wirkliche Leiſtungen hinter ſeinen Bemühungen und rhetoriſchen Bravaden durchaus zurück, aber immerhin muß der feurige Wille eines Mannes beachtet werden, welcher ſeine kopflos gewordene Nation zu — zwar zweckloſen aber doch außerordentlichen Kraftanſtrengungen hinriß. — Gambetta iſt an gefährlichen Auskunftsmitteln jedenfalls ein fruchtbares Talent geweſen, da er aber auch ein verrücktes Talent war, ſo überſchlug er ſich in der Exaltation und machte ſeine klugen Entwürfe durch blödſinnige Ausführung zu nichte! Wer einſichtig iſt, muß immerhin zugeben, daß der Mann gerade kein Hohlkopf iſt, welcher — wenn alle

Heere, alle Feldherren ſeines Landes geſchlagen, deſſen ſtärkſte Feſtungen genommen ſind und die allgeliebte Hauptſtadt ſeiner Nation dem Hungertode in den Rachen läuft, — wenn Der dann noch den heroiſchen Gedanken faſſen kann, alle Kräfte ſeines Landes gegen die Deutſchen vor Paris anzuſtacheln, durch einen Südoſtſtoß dem deutſchen Feinde ins eigene Land zu fallen und durch den Schrecken, den er ihm im Rücken bereitet, ſein Vaterland zu befreien verſucht. Gambetta's Thaten mögen widerſinnig ſein, ſein Wille war der eines glühenden Patrioten. Unter all den Seelenkrüppeln um ihn her ſteht er, gerecht beurtheilt, den Männern von 1794 immer noch am nächſten, welche in der dreifarbigen Schärpe die Schlachten der alten Republik geſchlagen und im Blute der eigenen Generale den Verluſt einer Bataille beſtraft haben! Das iſt allerdings der franzöſiſche Standpunkt, der unſere kann es, Gott ſei Dank, nie werden. Aber jeder Menſch, der erbärmlichſte ſelbſt, hat ſicher das Recht, vom Standpunkte ſeiner Verhältniſſe aus beurtheilt zu werden. —

Am 27. October war Metz gefallen! Nicht ſowohl, daß wir es hatten, war in dieſem Augenblicke unſer größter Vortheil, ſondern daß wir es hatten und dadurch Friedrich Carl's große Armee frei für Moltke's Dispoſitionen wurde. Sein Auge erkannte wohl die rings anſteigenden Wetter und es war die höchſte Zeit, Blitzableiter an den Stellen aufzupflanzen, wo es einſchlagen konnte. Kaum war die I. und II. Armee frei, ſo dirigirte Moltke das Corps Manteuffel und Goeben ſofort in den Norden und Weſten von Paris, General von Kummer nur blieb in Metz. Prinz Friedrich' Carl aber mußte in Gewaltmärſchen mit ſeinen drei Armeecorps gen Süden auf Orleans rücken. — Während dies noch erſt im Werden war, noch abgewartet werden mußte, war der kriegeriſche Advocat immerhin ſchlau genug, das in der letzten Stunde noch zu thun, was, wenn Frankreich es 14 Tage früher mit friſchen guten Truppen unter kundiger Leitung zu thun vermocht hätte, möglicherweiſe die Befreiung von Paris bewirkt hätte! Er ließ Aurelles de Paladine's Armee von Blois her nördlich, General Polhès' Corps von Le Mans öſtlich gegen

Orleans ziehen. Doppelt bedroht und zu ſchwach, mußte von der Tann Orleans im Stiche laſſen und wich auf Toury, dort vereinte er ſich mit der 22. Cavallerie-Diviſion Prinz Albrecht (Vater) und dem 13. Armeecorps des Großherzogs von Mecklenburg. Sie waren dem Gegner aber Alle nicht gewachſen und zwiſchen dem 10. und 24. October trat wieder für Moltke der Moment ein, wo es ſich zeigen mußte, ob ſeine Berechnungen nicht trügen, der Feind nicht unberechenbare Aggreſſionen machen, die erwartete Hülfe des Prinzen Friedrich Carl im Süden nicht zu ſpät kommen werde! — Die Generale der kaiſerlichen Armee, die damalige Oberleitung, hatte in allen ihren Maßnahmen, bei Wörth und Saarbrücken, vor Metz und zu Sedan bewieſen, daß Moltke ſie lange noch nicht für ſo unklug gehalten hatte, als ſie wirklich handelten, Gambetta aber bewies, daß er, obwohl Advocat, obwohl ohne ſolche Armeen, als der Kaiſer beſeſſen hatte, dennoch klüger war, als man von ihm billigerweiſe erwarten konnte. Das Hineinwerfen der 7000 Mobilen war allerdings die Keckheit eines tollen Laien, aber Dreux war nur 6 Meilen von Verſailles und unſerem Hauptquartier entfernt. General-Adjutant von Treſckow mußte raſch interimiſtiſch an die Spitze der 17. Diviſion geſtellt und nach Dreux geſendet werden, dieſe Verwegenen zurückzuwerfen und zu vernichten! Daß man ferner noch Energie genug hatte, die Poſition von Orleans in dreitägigem beſtialiſchen Ringen gegen die Armee Friedrich Carls zu vertheidigen, verrieth mindeſtens eben ſo viel Muth, als die Marſchälle von Frankreich gegen uns entwickelt hatten. — Mit dem 24., wo Friedrich Carl im Anmarſche den Feind bei Ladon und Mézières warf, mit ſeinem Siege bei Beaune la Rolande, hoben ſich die Bedenken in Verſailles und erſt die Schlacht bei Orleans (3. und 4. December) machte der Loire-Armee völlig ein Ende. — Dieſer Schlag trieb Gambetta's wüthenden Eifer zu geradezu wahnſinniger Narrheit. Daß er von Garibaldi's altem Ruhme große Thaten erwartete, ihn alſo verwendete, war politiſch nicht zu rechtfertigen. Gambetta's Fanatismus erwog nicht, daß dieſen Mann, den Haſſer des Papſtthums, auf die Scene zu bringen, ſo viel heiße, als drei

Viertel des höchſt katholiſchen Südfrankreichs ſich ſelber und der Landesvertheidigung zu entfremden. Noch unſinniger war's, Aurelles de Paladine zu entſetzen, den einzigen Feldherrn, der einen reellen Vortheil bisher über uns errungen hatte und über deſſen Werth oder Unwerth eine verlorene Schlacht ſicher noch nicht entſchied. — Die Franzoſen im Norden des Landes wurden nun an der Hallue geſchlagen! Noch war aber der Muth dieſes Advocaten nicht erſchöpft. Er ließ die zerſetzte Loire-Armee ſich in zwei Corps reactiviren, die Oſtarmee unter Bourbaki, die Weſtarmee unter Chanzy. Während der Letztere beſtimmt war, die Armee Friedrich Carls feſtzuhalten, ſollte Bourbaki jenen kühnen Abenteurerzug gegen Werder thun, ihn werfen, Straßburg wieder gewinnen, vor Allem aber einen Stoß über den Rhein nach Süddeutſchland thun! Drei Tage (den 16. bis 19. Januar) hielt wie ein Eiſenwall der tapfere Werder Stand und ſiegte einmal über das andere, aber wenn ihm nicht Manteuffel zu Hülfe geſchickt worden wäre, wer will nicht einſehen, daß Frankreich dann ſeine letzte ſtehende Armee erhalten, der Krieg nach dem Südoſten verlegt und noch mehr verlängert worden wäre. Gewiß iſt man dem glorreichen Werder mit Recht dankbar, daß er Süddeutſchland bei Belfort vor der drohenden Invaſion geſchützt hat, daß Bourbaki aber in Rücken und Flanke angegriffen wurde, er mit ſeinem ganzen großen Heere nach der Schweiz überzutreten gezwungen ward, iſt ebenſo des General von Manteuffel Verdienſt! Moltke ſelbſt äußerte, als derſelbe vom Norden quer ſüdöſtlich durch Frankreich eilte, zum Könige: „Die Operation des General Manteuffel iſt eine äußerſt kühne und gewagte, welche aber zu den größten Reſultaten führen kann. Falls er einen Echec erleide, dürfe man ihn nicht tadeln, denn um große Erfolge zu erreichen, müſſe Etwas gewagt werden!“ — Die Operationsweiſe, welche Moltke gegen die republikaniſchen Streitkräfte eines Leon Gambetta einſchlagen mußte, war mithin eine ganz neue, von den vorhergehenden verſchiedene und wirklich gigantiſche. Wenn man den Marſch Friedrich Carls von Metz nach Orleans und dem Weſten, wenn man Manteuffel's Marſch von Metz nach dem Norden Frankreichs bis Dieppe hin, — was da für Schlachten gegen Faidherbe geſchlagen wurden, — dann aber ſeine Operationen nach Belfort hin im Südoſten betrachtet, ſo muß Jeglichem klar werden: ſolche ſtrategiſche Leiſtungen entziehen ſich jedem Maßſtabe und jeglichem Kalkul! — „Wen die Götter vernichten wollen, den machen ſie erſt wahnſinnig!" Das eben war Frankreichs Thun und Moltke der Blitzſtrahl, der es niederwarf! — Inzwiſchen hatte ſich eine große Frage vor Paris entſchieden; wir beſchloſſen es! — Bei Gelegenheit des Kronprinzen haben wir geſagt, daß im Hauptquartier wie im Heere zwei Strömungen für und wider geweſen zu ſein ſcheinen, bis man ſich nach vielfachem Bedenken zu der Beſchießung entſchloß. Die Gründe haben wir hierfür bereits angegeben. — Welcher Anſicht war nun Moltke? — Wir haben Urſache, anzunehmen, daß er aus rein militäriſchen Gründen anfänglich gegen dieſelbe geweſen ſein dürfte. In ſeinem Buche über den ruſſiſch-türkiſchen Krieg ſagt er (Seite 366) nämlich: „Die militäriſche Beſetzung ſehr großer Städte ohne vorherige Uebereinkunft iſt ein Problem, für deſſen Löſung die Kriegsgeſchichte nur wenig Vorgänge liefert." — Seite 384 ferner erklärt er: „Städte von einer halben Million Einwohner werden überhaupt nicht durch Waffengewalt erobert, ſondern ſie fallen durch ſich ſelbſt! Nur wenn die Bevölkerung gänzlich entartet, wie die byzantiniſchen Römer, oder wo die Parteimeinung getheilt iſt, wie die der Pariſer im Anfang unſeres Jahrhunderts, wird ein feindliches Heer in ſie einzudringen wagen!" — Wir denken, vor Paris wird Moltke alſo dieſer Maxime nicht gänzlich untreu geworden ſein, wird erſt dem Falle von Paris durch ſich ſelber, durch Hunger und Revolution, nicht durch Bombardement das Wort geredet haben. Nur die ſchließliche Gewißheit, daß „die Bevölkerung gänzlich entartet, — durch Parteimeinung getheilt iſt", wird bei ihm, vereint mit den politiſchen Bedenken, welche beſonders wohl Graf Bismarck zum Ausdruck bringen mochte, für das Bombardement den Ausſchlag gegeben haben. — —

Am 28. October, nach dem Falle von Metz, an demſelben Tage, der dem Kronprinzen und Prinz Friedrich Carl die Marſchallswürde brachte, feierte Moltke ſein 50jähriges Dienſt-Jubiläum. Er ward bei dieſer Gelegenheit von ſeinem Könige, deſſen Siegeswagen er durch drei Kriege ſo ſtaunenswerth gelenkt hatte, zum Grafen ernannt. — Hochgeehrt, ſo weit der Erdenpilger durch eigene Thaten, durch ſeines Fürſten wie ſeines Landes Anerkennung es nur ſein kann, war Graf Moltke nun wohl, aber ſein Leben war immer doch nur ein halbes. Als der Weihnachtsbaum brannte, konnten Alle im Feldlager ſich der Ihren erinnern, der Freuden, die ihnen ſonſt das Chriſtfeſt gebracht hatte, — für den Meiſter der Schlachten war dieſer Abend ein Todtenfeſt, war der Charfreitag ſeines Lebens geworden. — Vielleicht nahm die allwaltende Vorſehung eben ſein Liebſtes vorweg ihm in das Grab, damit dieſer Mann kein Heiliges und Süßes mehr kennen ſolle, als — das Vaterland!! — Wie unterm Fahnenwehen Wilhelm I. zum deutſchen Kaiſer erklärt wurde, konnte der einſame Denker ſich mit Selbſtbefriedigung ſagen, daß er an dem Einheitsbaue, auf fränkiſcher Erde gegründet, den größeſten Antheil habe, daß er mit Bismarck und Roon die Trias bilde, welche den neuen Thron des Reichs als Pfeiler trügen. — Bei dem Friedenswerke, das dieſen ſchwerſten aller Kriege endlich ſchloß, war Graf Moltke betheiligt. Die Waffenſtillſtandsbedingungen und die Capitulation von Paris ſind ihm vornehmlich nächſt Bismarck zuzuſchreiben. Nach den Verhandlungen mit Favre und General Beaufort vom 23. bis 28. Februar 1871 ſchloſſen Beide die Convention von Paris. — Als Kaiſer Wilhelm beim Feſtdiner den abgeſchloſſenen Frieden verkündete, ſchloß er bewegt Moltke und Bismarck an ſein Herz! —

Auch die allgemeine Anordnung des Rückzugs der deutſchen Streitkräfte auf die öſtlichen Provinzen, welche wir als Fauſtpfand für die Treue der Republik in Händen behalten mußten, leitete Graf Moltke. — Ehe dieſer Rückmarſch von der Seine und die Wiederüberlaſſung der öſtlichen Forts jedoch erfolgte, brach in Paris bereits der Zuſtand los, welcher längſt vorauszuſehen war und deſſen erſte Anzeichen man bereits im October des vorigen Jahres verſpürt hatte.

Am 3. März, dem Tage nach Ratification des Friedens, — kaum, daß die deutſchen Truppen Paris verlaſſen hatten, erhob ſich die Pöbelemeute, die Herrſchaft der „Commune!“ Ihren hiſtoriſchen Kern zu entwickeln, iſt hier nicht der Ort; ihr Ziel war nichts Geringeres: als die Herrſchaft der beſitzloſen Klaſſen über die Beſitzenden, Umſturz von Kirche und Staat und Gründung einer jener ſocialiſtiſchen Geſellſchaftsformen, wo Jeder auf Regiments Unkoſten lebt, ohne daß Einer weiß, woher der Conſum genommen werden ſoll, nachdem die Production aufgehört hat. — Die Schwäche der franzöſiſchen Regierung und deren ſchwierige Lage, die Brotloſigkeit ungeheurer Schaaren von Arbeitern, welche man als Mobile bewaffnet, ihnen fürs Nichtsthun Geld gegeben hatte und die durch Entbehrungen ſowohl wie den Hang zur Faulheit, welche unter bildungsloſen Maſſen nur zu leicht einreißt, demoraliſirt waren, mag viel entſchuldigen. Zweierlei wird an Frankreich, der Regierung wie dem Volke, aber ſtets unverzeihlich bleiben und jene ſchreckliche Zeit vor Mit- und Nachwelt brandmarken. — Es giebt kein nationales Unglück, ſei es ſo ſchwer, als es wolle, welches ein Volk zwingen kann, ſich ſelbſt aufzugeben, zu entwürdigen, ſich in Atome auflöſen und den eigenen Leib zu zerfleiſchen! Man kann Schlachten verlieren und Provinzen einbüßen, kann am Rande äußerſter Erſchöpfung ſtehen, ſogar vor der Agonie, — aber man tödtet ſich doch nie ſelbſt. Der Vaterlandsgedanke rettet den Einzelnen wie das Ganze immer. In ihm muß ſich Alles einen, wenn die Nation nicht auseinander fallen ſoll, und daß Frankreich dies nicht vermochte, iſt ſeine Verurtheilung. Den Deutſchen zum ſchönſten Schmucke eben gereicht's, daß in der Noth wie im Glücke des Sängers Weihgedanke in ernſter Hoheit ihnen lebendig wird:

„Ans Vaterland, ans theure, ſchließ Dich an,
Das halte feſt mit Deinem ganzen Herzen!“ —

Die Commune hat nie ein Vaterland. Die ganze Welt für daſſelbe anſehen, heißt an ſein eigen Volk nicht mehr glauben.

Doch nicht blos die demokratiſchen Socialiſten, auch die anderen franzöſiſchen Parteien kennen ſeit der großen Revolution kein Vaterland mehr. Ob Bonapartiſten, Orleaniſten, Legitimiſten oder Republikaner, der Begriff der Vaterlandsliebe iſt ihnen verloren gegangen, die Pietät vor dem Boden, der ſie erzeugte. Ihr Vaterland iſt eine politiſche Firma nur, unter der ſie ihrem Profit, ihrem Ehrgeiz, ihrer Genußſucht, namentlich ihrer Eitelkeit fröhnen; Jeder hat darum ein anderes Frankreich zum Vaterlande! — Weshalb? Der Vaterlandsbegriff eint ſich in ſeinem Monarchen und wird in deſſen Dynaſtie verewigt. Ein Land, das ſeine Staatsformen und Lenker eben ſo oft wechſelt, wie ſeine Garderobe, expatriirt, entmannt ſich, deshalb hat es in der Noth auch nur einen — Eunuchenjammer. Der Egoismus überwuchert ſchließlich Alles und die Leidenſchaft wird Beſtialität! — —

Welch' ein Schauſpiel für unſere Truppen, als ſie von den Forts von Paris wie aus rieſigen Theaterlogen unten die Zerfleiſchung von Paris anſahen, dieſe Kanonaden und Metzeleien, dieſe Brände, welche den Stolz von Frankreich, Tuilerien, Stadthaus, ganze Straßen in Aſche legten, die Erinnerungen der eigenen Geſchichte ſelbſtmörderiſch vernichteten! Das Paris, was von uns, von den Feinden, mit faſt altfranzöſiſcher Courteoiſie während der Belagerung und zwar mit Recht ſo behandelt wurde, dasſelbe Paris mußte von derſelben Regierung, die wir im Felde ewig ſchlugen, mit dem Aufgebote der kannibaliſchſten Mittel erobert werden, damit wenigſtens doch ein Reſt jener Wohlhabenheit und Intelligenz erhalten bleibe, welche die Stadt des heiligen Ludwig einſt geſchmückt hat. „Ohne eine ſtarke Regierung iſt jedes Volk verloren!“ ſagte Moltke, den Zuſtänden Frankreichs gegenüber. — —

Von den Ehren am Einzugstage, von der Vergötterung der Nation, dem ſtillen, ſchlichten Moltke dargebracht, zu berichten, iſt wohl übrig. Er erhielt den Marſchallsſtab. — Am wenigſten iſt er gerade geneigt, mit ſich Aufſehen zu machen. — Als der erſte deutſche Reichstag zuſammentrat, ſah er auch ihn in ſeinen Reihen, im Uebrigen kehrte er zu dem friedlichen, rein wiſſenſchaftlichen

Theil ſeines Berufes zurück, beſonders zu der ſchönen Pflicht, „geiſtige Söhne“ in ſeinen Offizieren ſich zu erziehen. — Die authentiſche Kriegsgeſchichte dieſes letzten denkwürdigen Krieges wird unter Moltke's Auſpizien eben von Oberſt von Verdy und anderen Stabsoffizieren zuſammengeſtellt; ſie wird in ihrer weiteren Darſtellung die eigentliche Klärung ſehr vieler militäriſch neuer Momente bringen, welche bis dahin der Kenntniß jedes Andern ſich entziehen. — —

In der Wochenſchrift „Im neuen Reich“ hat die geiſtvolle Feder G. Freytag's über die Heeresleitung des Grafen Moltke im letzten Kriege einen allſeitig anerkannten Aufſatz gebracht, aus dem wir das Charakteriſtiſche erwähnen.

„Wie uns ſcheint, beſteht gerade darin die Eigenthümlichkeit dieſes wundervoll klaren und überſehenden Geiſtes, daß er in jedem vorliegenden Falle das Einfachſte und Zweckmäßigſte ohne Vorliebe für irgend welche künſtliche Operationsweiſe anordnet. Man hat oft als ſeine Virtuoſität hervorgehoben, daß er die Vereinigung ſeiner getrennten Heerestheile hinter der Aufſtellung des Feindes durch den concentriſchen Angriff bewirke, und man hat aus dem Einmarſch in Böhmen, der Umſchwenkung Bazaine's, der Einſchließung Mac-Mahon's eine Vorliebe für dieſe Operationsweiſe, die ſeine beſondere Methode und in Wahrheit eine gewagte Methode ſei, herleiten wollen. Wer ihm dieſe Weiſe des Angriffs urtheilslos, wie ein Kunſtſtück, nachmacht, mag ſie allerdings zu ſeinem Schaden ſehr gewagt finden! Ihm ſelbſt iſt ſie nichts, als das Reſultat des gemeingiltigen Satzes, daß jedem Heerestheil die möglichſt größte Beweglichkeit und Leiſtungsfähigkeit ſo lange als möglich zu wahren ſei und jeder Heerestheil am Tage der Entſcheidung für ungehemmte Mitwirkung zur Stelle ſein müſſe. Seine Stärke iſt vielmehr, daß er die Leiſtungsfähigkeit der einzelnen Führer und Truppen im Marſche und Gefecht, die Straße, die Verpflegung, die möglichen Hemmniſſe durch Terrain, Wetter u. ſ. w., dazu die Beſchaffenheit des Feindes mit einer Gründlichkeit erwägt, welche ſeinen Berechnungen einen ſehr hohen Grad von Wahrſcheinlichkeit giebt und ſein Genie iſt vielmehr, daß alle dieſe beſtimmenden Verhältniſſe ihm ſchnell zu einem ſehr deutlichen und richtigen Bilde der Situation werden, welches ihm geſtattet, ſeine Entſchlüſſe raſch und ſicher zu faſſen.“ — — Wenn man uns nun hierzu auch eine Bemerkung als Ergänzung geſtattet, welche ſich uns aufgedrängt hat, ſo iſt es die: wir glauben, gerade Moltke's Unterſchied von anderen Feldherren beſtehe darin, daß der Plan ſeiner künftigen Schlacht ſchon primitiv in der Art ſeines Vormarſches enthalten ſei, alſo lange dem Zeitpunkte vorausliegt, wo das Auge ſelbſt des erfahrenſten Gegners Moltke's Abſicht erfaſſen kann und daß dieſe Abſicht ſich nie gleich bleibt, der Gegner alſo nie eine Regel, ihr zu begegnen, aufzufinden vermag! Iſt Moltke wirklich ein Adept des Sieges, in dieſer ſeiner methodeloſen Methode allein kann das Recept für's Elixir des Erfolges liegen. Ein Generalſtabsoffizier ſagte uns deshalb: „Die Strategie iſt keine Wiſſenſchaft, ſie iſt eine Kunſt. Wie bei allen Künſten giebt es für ſie wohl gewiſſe herkömmliche Formen, aber kein Recept. Im Genius eben liegt es, bekannte, verwandte und entgegengeſetzte Formen im rechten Augenblicke anzunehmen, da ſie immer nur die Löſung für die zur Zeit geſtellten Aufgaben bieten, die Fälle aber nie gleich ſind.“ —

Sollte Moltke, dieſer Mann aus einem Guſſe, ſollte dieſer Geiſt, den wir bewundern, aber nicht einen Fehler wenigſtens in ſeinem Berufe haben? Sollte ſich in ihm der Soldat nach allen Richtungen vollendet darſtellen? — Welche irdiſche Größe gäbe es, an der man nicht Flecken zu ſehen glaubte? So wurde uns geſagt: „Moltke hat ſich groß gezeigt, wo er als Rathgeber zu fungiren hatte, doch zum Regimentschef oder Diviſionär würde er nicht die Perſon ſein.“ — Wir erwiedern: Das iſt möglich, ſogar wahrſcheinlich! Man kann wohl Dichter und Regiſſeur eines Dramas zugleich ſein, aber Akteur deſſelben noch dazu — niemals! —

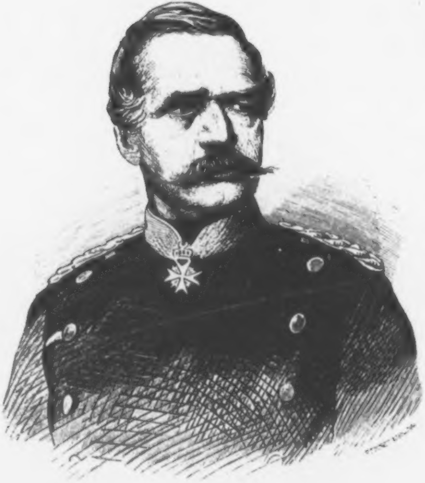
Die Männer, welche Moltke am Genaueſten kennen, weil ſie in Krieg wie Frieden ihm nahe ſtehen und die Einwirkung ſeiner Perſon dauernd empfinden, entwerfen von ihm folgendes

Bild: „Sein hervorragendſter Charakterzug iſt großartige Einfachheit und Beſcheidenheit. Mit Allem, was man ihm vorſetzt, wie er logirt wird, iſt er zufrieden und iſt nach dieſer Richtung hin der anſpruchsloſeſte Menſch, den man ſich denken kann. Die außergewöhnliche Klarheit ſeiner Ausdrucks- und Schreibweiſe iſt bekannt, ebenſo wie die Eigenſchaft, nur wenig zu ſprechen. In ſeinem Geiſte ſchließt er mit jeder ihm geſtellten Frage oder Aufgabe zunächſt völlig ab, während dieſer Zeit exiſtirt die Außenwelt für ihn faſt gar nicht. Sein großes durchſichtiges Auge heftet ſich dann auf den Boden, ſein ganzes Weſen iſt in ſich gekehrt und wenn er mit ſich abgeſchloſſen hat, gehört er der Außenwelt wieder an. Das aber iſt das Großartige ſeiner Reflexion, daß er in ihr alle einſchlagenden Verhältniſſe ſo erſchöpfend umfaßt, daß die Ereigniſſe ihn, und wenn ſie noch ſo eigenthümliche Verhältniſſe annehmen, nie überraſchen! Alles, auch das Unerwartetſte, iſt alsdann in ſeinem Geiſte zurechtgelegt und ohne Beſinnen giebt er ſofort den einzuſchlagenden Weg an. So die großen Momente: Als in der Nacht vor Königgrätz die Meldung der I. Armee einlief, „daß die Oeſterreicher diesſeits der Biſtritz ſtänden und Prinz Friedrich Carl ſich gegen ſie concentriren werde", da bedurfte es keines Augenblicks der Ueberlegung bei Moltke, ſämmtliche Streitkräfte — alſo auch die der II. Armee — zur gewaltigen Entſcheidung in Bewegung zu ſetzen. — Ferner als 1870 beſtätigende Nachrichten in Barleduc einliefen, daß Mac-Mahon den Entſatzverſuch Bazaine's unternähme, ſtand ſofort der Entſchluß bei Moltke feſt, den ſchwierigen Rechts-Abmarſch dem Könige vorzuſchlagen, welcher mit dem Siege von Sedan ſchloß. — In beiden Fällen deuteten die **letzten** bis dahin eingelaufenen Meldungen auf **ganz andere** Bewegungen des Feindes hin und dieſe beiden größten Unternehmungen in den zwei Feldzügen ſind blitzſchnell entſtandene Impromptu's! — Zu Pferde iſt Moltke eine hochelegante Erſcheinung; er reitet gut, dreiſt und ſogar graziös, iſt dabei aber ſtets gut beritten. Im Gefecht, wie in der Gefahr von größter Kaltblütigkeit, iſt er unbekümmert, was um ihn paſſirt. Statt daß er, wie die Welt glaubt, vom grünen Tiſch aus Alles leite, beſitzt er vielmehr die Neigung, mit vorzugehen, um ſich perſönlich von Allem zu überzeugen. So ritt er bei Königgrätz am Walde von Sadowa beinahe bis an die äußerſten Tirailleurs heran. — Vielfache Charakterzüge beweiſen, daß Moltke nicht blos der erſte Stratege ſeiner Zeit, ſondern überhaupt einer der größten Männer aller Zeiten iſt. Von wahrhaft klaſſiſcher Seelengröße, dient nicht leicht ein Zweiter ſo völlig der Sache allein, wie er. Seine Perſon exiſtirt für ihn nicht, Bedürfniſſe hat er nicht, und eine ewige, wohlthuende Ruhe lagert über ſeiner ganzen Perſönlichkeit. Wohl Niemand hat ihn je heftig oder auch nur auffahrend geſehen, da er fern von aller Leidenſchaftlichkeit iſt. Dabei hat er volle Anerkennung für jede Leiſtung. Denjenigen, welche im Laufe der Jahre durch beſondere Thätigkeit und Leiſtungen ſich einmal ſeine Anerkennung erworben haben, ſchenkt er ſein beſonderes Vertrauen und ihnen gegenüber tritt er auch mehr aus ſich heraus. Namentlich hat er aber ein Herz für den gemeinen Soldaten, wie er denn überhaupt voll der höchſten Anerkennung für die Thaten der Armee iſt. Als in den ſchweren Tagen an der Loire der Telegraph eines Abends neue Siege meldete, rief er aus: „Vor dem Letzten dieſer braven Leute müßte man den Hut ziehen!!“ — Er kannte die Armee und mit Bewußtſein baute er auf ihre Eigenſchaften ſeine kühnen Pläne, „denn“, ſagte er, „es giebt keine Aufgabe, welche man mit ſolchen Truppen nicht zu erfüllen vermöchte; ſie ſind einer jeden gewachſen!“ — — —

Treten wir zum Schluſſe denn in die Räume, in denen dieſer Mann waltet. Es iſt der Prachtbau des großen Generalſtabs am Königsplatze zu Berlin. Nicht durchs Mittelportal die marmorne Freitreppe empor, nicht den offiziellen Weg wollen wir gehen, ſondern den ſchlichten häuslichen. Durch das Thor des linken Seitenflügels an der Moltkeſtraße, welcher auf die Häuſerreihe der Alſenſtraße blickt, kommen wir über den Hof und ſteigen durch ein kleines thurmartiges Treppenhaus zum erſten Stock.

Durch Entreeräume erreichen wir den Speiſeſaal, der nur mittelgroß iſt. Alles iſt vornehm, geſchmackvoll, aber ohne jegliche Ueberladung. An dieſen Saal ſtößt ein vierfenſtriges Eckgemach, — das Muſikzimmer. — Hier hat eine weibliche Hand gewaltet und waltet noch! Rothſeidene Divans an den Wänden, helle, doch ſanft getönte Tapeten. — Mobiliar wie Thüren ſind weiß, welche letztere bunte Medaillons in Oelfarben tragen, Embleme der Künſte. In der Mitte ſteht das Inſtrument in prachtvoll ſtumpf-weißer Politur; ſein feines Schnitzwerk, wie das der Möbel iſt bunt gemalt, im ſogenannten Rococo-Porcellainſtyl. — Das Pianoforte iſt offen, die Noten liegen auf dem Pult, die Stellung des Seſſels zeigt, daß er eben verlaſſen wurde! — —

Wenn es einen höheren Begriff von Empfindung als Ehrfurcht giebt, ſo beſchleicht er uns gewiß in dieſen Räumen. — Liebe und Trauer iſt's und zugleich das der Anbetung jener unerforſchlichen Macht, die uns leibhaftig ſchauen und begreifen läßt, wie der Ewige ſein Bild auf Erden in den vergänglichen Menſchen ſo ſchön zu legen weiß. Iſt uns nicht, als habe hier der Schlachtenlenker den eben verklungenen Tönen gelauſcht? Unnennbares geträumt? — Sehen wir nicht im Geiſte die zarten Finger Mary Burt's über die Taſten gleiten, hören wir die Töne in ſchwermüthigem Gruße nicht durch die Räume hallen? Sehen wir Mary dann nicht aufſtehen und weggehen? — — Ja, weggegangen iſt ſie! — — Die Flucht der Gemächer iſt leer und mit einer Art tragiſchen Wehes treten wir vor den ſtillen Mann und in ſein Arbeitszimmer. — Es liegt in der Mittelfronte des Gebäudes. Irren wir nicht, ſo iſt es ein dreifenſtriges, ſaalartiges Gemach. Vor dem mittelſten Fenſter ſteht des Feldmarſchalls Schreibtiſch, in der Mitte des Zimmers eine Tafel, auf welcher Karten, Werke und dergleichen ſich befinden, — muthmaßlich der Conferenztiſch. Einfach und überaus impoſant iſt Saal wie Einrichtung. Seine Wände haben eine ſammetbraune ſtumpfe Farbe, von Goldfäden quadratirt durchzogen und durch einen gemalten Freskenfries gekrönt, der ſich an den drei fenſterloſen Seiten herumzieht. — Ein Herold an dem rechten letzten Fenſter beginnt den ſtolzen Zug, ein Herold an dem linken erſten Fenſter, — jener Seite, wo wir hereingekommen, ſchließt ihn. Sie tragen die preußiſchen und deutſchen Adler auf den Wappenröcken. — Zwiſchen ihnen, den Fries entlang von links nach rechts, ſehen wir die Kriegergeſtalten Brandenburgs, Preußens, dann die des neuen deutſchen Reichs, das den Zuaven und Zephyr unter die Füße tritt, in allen Waffengattungen mit der hiſtoriſchen Wucht der Wahrheit an uns vorüberſchreiten. Die Geiſter des deutſchen Volks in Waffen, — Preußen wie es begonnen und wie es mit dem Jahre 1870 endet —, umſtehen den einzigen Mann, der geſammte Ruhm ſeines Vaterlandes! — — Und wie liebevoll ernſt, wie ruhig freundlich ſpricht Der mit uns, in deſſen Greiſenhänden das Schickſal der Völker, Deutſchlands Wohl und Wehe, die Zukunft der europäiſchen Weltordnung gelegen. — Uns iſt, nachdem wir Das erblicken durften und dieſen einſamen Giganten, als ob wir im Leben nichts Schöneres und Ergreifenderes mehr ſehen würden! — „Aufrichtig und vorſichtig!“ Candide et caute! — — Wir verlaſſen dieſe Räume, wie ein Gotteshaus, — die Religion des Vaterlandes im Herzen!! — —



Graf von Roon.

V.

Graf von Roon,

Königlich Preußiſcher Kriegsminiſter.

„Thue immer Deine Pflicht;
Gott wird Dir helfen!"

In den Lebensbildern der Männer, die wir bisher entworfen haben, — dem des Kaiſers voraus, — iſt die „Pflichttreue" der gewaltigſte Grundzug des Weſens derſelben. Wie dieſe Tugend aber beſonders ſich im wehrhaften Theile des Volks, dem Soldatenſtande, ſchon in den einzelnen Individuen ausbilden, über die erzwungene Dreſſur des Leibes zu ſelbſtbewußter edelſter Ueberzeugung ſich erheben ſoll und kann, das iſt wohl aus den angeführten Aeußerungen des Prinzen „Alltiet vorup" genügend hervorgegangen. „Pflichtgefühl" iſt nicht blos das Lebensprincip aller der Männer geworden, denen wir den Aufgang der neuen deutſchen Zeit verdanken, ſondern iſt der große Hebel aller Hohenzollern und Derer geweſen, die ſich unter ihnen um Preußens Größe verdient gemacht haben. Pflichttreue war der ſtarke Anker des norddeutſchen Volkes in ſeinem Ringkampfe gegen eine rauhe ſtiefmütterliche Natur, die es zwang, „unter Thränen ſein Brod zu eſſen", — der Anker, an dem es ſich hielt in dem äonenlangen Kampfe gegen das ſlaviſche und ſächſiſche Heidenthum und ſeine letzte Zuflucht in allen nationalen Demüthigungen und Schmerzen, mit denen die Vorſehung gerade den deutſchen Norden zu ſeiner Läuterung überreich heimgeſucht hat. — So iſt Pflichteifer ihm in unausgeſetzter Uebung zu einer Art praktiſcher Religion geworden, zu ſeiner zweiten Natur, zu einer Volksſchule, der ſeine Helden wie Denker und ſchließlich ſeine heutige Kraft und Größe entſprungen ſind. —

Nach dem Feldzuge 1866 iſt geſagt worden: „der preußiſche Schulmeiſter hat geſiegt". Es iſt wahr, wenn darin das Reſultat unſerer Jugenderziehung zu geiſtigem Selbſtbewußtſein, zur Vaterlandsliebe, zu ſtarkem Rechtsſinne und dem Pflichteifer verſtanden wird, ſich ſelbſt für das Ganze einzuſetzen mit voller Geiſtes- und Leibeskraft. 1866 hat der preußiſche, 1870 aber hat der deutſche Schulmeiſter geſiegt! Er ſitzt eben nicht blos in Berlin, in Preußen nur, — zu Dresden, München, Stuttgart und Karlsruhe, — an den Fürſtenhöfen, in den Gallerien und Hörſälen iſt er zu finden. Er ſchreitet „tambour battant“ vor unſeren Bataillonen, rauſcht als Sonnenadler empor von unſeren Leichenfeldern, er ſteckt in uns ſelbſt tief und unauslöſchlich, — denn unſer größeſter Schulmeiſter iſt „die deutſche Entwickelungsbegierde“, die ewige Memnonsſehnſucht nach der Sonne der Wahrheit! Dieſer unſer Schulmeiſter packt den Bauern ſo gut wie den Fürſten, ſchüttelt ihn, reckt ihn, drillt ihm Geiſt wie Leib, weckt des Herakles Kräfte in ihm auf und führt ihn dann hinaus ins toſende Leben zu Streit und Ruhm! — „Der deutſche Schulmeiſter hat geſiegt!!“ —

Es gäbe gar ein tiefſinnig Argumentiren ab über den — „Schulmeiſter“ im irdiſchen Menſchen und man könnte viel Herzerfriſchendes darüber ſchreiben. — Wir haben es hier indeß nur mit dem preußiſchen Soldatenſchulmeiſter zu thun und dem Erſten unter ihnen Allen, dem Organiſator Roon. Wenn je in einem Leben der unzerſtörbare Werth und die ſieghafte Kraft der Pflichttreue ſich ausſpricht, wenn an irgend einem Manne der Wahlſpruch ſeines Geſchlechts ſich bewährt und die gottvertrauende Unverrückbarkeit des Charakters, ſo zeigt es ſich an Emil Theodor von Roon. — Die Arbeit ſeines Lebens war: das preußiſche Heer faktiſch zu dem zu machen, als was es ſich vor aller Welt gezeigt hat, und indem wir Roon's Leben ſchildern, zeichnen wir auch die Geburtsgeſchichte unſerer modernen deutſchen Wehrkraft, wie die Kämpfe, welche es gekoſtet hat, uns zu ihr zu verhelfen. Wir müſſen ſomit ein Bild des Meiſters in ſeiner Schule geben! — —

„Toujours tout droit, Dieu t'aidera!“ — Dieſer Sinnſpruch auf dem Deviſenbande des alten Roon-Wappens bezeugt, daß das Geſchlecht nicht deutſchen Urſprungs iſt. Es ſtammt aus den Niederlanden und trägt darum auch heute noch in dem linken oberen Felde ſeines Schildes den goldenen flandriſchen Löwen im ſilbernen Grunde. Das Wappen iſt quadrirt und mit einem Herzſchilde belegt, welches auf ſilberner Fläche einen ſchwarzen, rechts gewendeten Bären führt, der durch einen rothen wagerechten Balken getheilt iſt. Vermuthlich iſt er das urſprüngliche Stammeszeichen. — Das Feld links unten führt einen ſilbernen Schild in blauem Grunde. Von den beiden rechten Wappenfeldern iſt das obere roth, das andere ſchwarz, durch beide aber geht von links unten nach rechts oben eine Sturmleiter, deren abgebrochenes Ende im untern ſchwarzen Felde ruht. — Wann den Roons dieſe verſchiedenen Zeichen verliehen wurden, iſt nicht bekannt. Die Sturmleiter aber deutet darauf, daß ſie ſchon früh in ihrer wälſchen Heimat muthige Kriegsleute geweſen ſein müſſen, welche die feindlichen Zinnen mit ſiegreicher Hand zu erklimmen verſtanden. Die Sonne auf dem Helm ihres Wappens iſt das Zeichen des Oberſt-Kämmereramts bei einigen deutſchen Kaiſern und wirklich ſoll ſich ein Oberſt-Kämmerer von Roon im Gefolge Kaiſer Carls V. beim Krönungseinzuge zu Aachen befunden haben. — Ueber die Schickſale des Geſchlechts während Philipps II. Herrſchaft, der niederländiſchen Kämpfe unter dem großen Oranier und wie es ſich ſchließlich in Hinterpommern im Kaſſubenlande angeſiedelt, darüber iſt nichts aufgeklärt. Es wäre möglich, daß Alba's Schreckensherrſchaft und die Religionskämpfe in Flandern auch dieſe Familie wie ſo viel Adelsblut gen Nordoſten in ruhigere, wenn auch rauhere und rohere Lande trieb. — Erſt mit dem Vater des preußiſchen Kriegsminiſters tritt der Name aus der Vergeſſenheit. — Derſelbe war Offizier beim Regiment „Herzog Friedrich von Braunſchweig-Oels", auf Pleushagen bei Colberg ſeßhaft, und iſt dreimal vermählt geweſen. Seine letzte Gemahlin war eine **von Borke**, aus altpommerſchem, in der Zollerngeſchichte oft und rühmlichſt genannten Geſchlechte. Sie gebar am 30. April 1803 **Albrecht Theodor Emil von Roon** als letztes Kind, das alle ſeine Geſchwiſter überleben und einſt die

Ehre des preußiſchen Soldatenſtandes und deſſen thatſächlicher Erneuerer werden ſollte. — Das Brauſen des Meeres, der Sturm, der Mövenſchrei war das Lied um Theodor Emils Wiege und ſchon 1811, mit 8 Jahren alſo, während Napoleons Heere den deutſchen Boden verwüſteten, verlor er den Vater. — Schlimmer für kindliche Entwickelung konnte die Zeit gewiß nicht ſein, aber ob auch der beſte Schützer dem Knaben fehlte, der altpreußiſche Geiſt der Borke wachte über ihm. Die Wittwe von Roon zog mit ihrem Sohne zu ihrer reſoluten patriotiſch geſinnten Mutter, der alten Majorin von Borke, nach Neu-Damm unweit Stettin; hier empfing Theodor Emil ſeinen erſten Unterricht. Vor Allem war die patriotiſche Einwirkung der Großmutter auf des Knaben Gemüth mächtig, denn dieſe Greiſin gerade zeigte, was in des Vaterlandes Elend der gewaltige Geiſt des deutſchen Weibes zu leiſten vermag, wie ſich ein kühnes Nordlandsherz zur Todesverachtung zu erheben weiß. Mitten unter Franzoſen, während der Belagerung von Stettin, brachte ſie vom Fenſter aus am Geburtstage des Königs demſelben ein flammendes Hoch aus, machte, zähe im Leiden, die Belagerung der Stadt durch und ſtarb, 72 Jahre alt, in Folge der maßloſen Erſchöpfung und tiefer Gemüthsbewegungen. — Solch' ein Beiſpiel mußte des Knaben Sinn entflammen, der die letzte Hoffnung zweier erlöſchender Familien war. Mit ſeinem Beſenſtiele, auf den er ein Bajonnet gepflanzt hatte, war Emil von Roon überall, wo es knallte. Eine Bombe platzte ihm vor den Füßen und nur jene unerklärliche Fügung ließ ihn unverſehrt, welche Einige Zufall, Andere Wunder nennen. -- 1816 im November kam er zu Culm ins Cadettencorps, im Juni 1818 in das zu Berlin, wo er bis zum Sommer 1820 verblieb. — Selbſt in die Pflanzſtätte preußiſcher Soldatentreue war damals das Demagogenthum gedrungen. Ob an ſich auch politiſch nicht gerade gefährlich, lockerte und zerklüftete es doch auch den Bildungskreis, aus welchem die Führer und Lehrer der Armee hervorzugehen berufen waren. — Roon hätte nicht das furchtbare Kriegsleid ſo nahe erleben, die Großmutter ſo nicht ſterben ſehen müſſen, um dem Taumel ſeiner Genoſſen zu folgen. Schon im Cadettencorps gehörte er den Conſervativen an! — Am 9. Januar 1821 zum Offizier (alſo mit 18 Jahren) befördert, wurde er ins 14. Regiment (damals das 3. pommerſche) nach Stargard verſetzt. — Das Herzeleid ſollte von ſeiner Jugend aber nicht laſſen. Seine Mutter, in den letzten Jahren gemüthskrank geworden, ſtarb, der alte Sitz ſeines Geſchlechts, Pleushagen, mußte, ſchlechter Verhältniſſe wegen, verkauft werden; das elterliche Vermögen ging faſt gänzlich zu Grunde. Ach ja, unſer nachmaliger Kriegsminiſter war ein durchaus armer und merkwürdig ſtiller Lieutenant! — Aber er war's ohne jegliche Sentimentalität. „Wer fällt, Der fällt, der Lebende muß ſtreiten!“ war von jeher wackeres Mannes Regel, ſie half ihm auch über die tiefen Schatten der Kindheit weg und gab ihm einen ſtraffen Charakter als Panzer. — 1824 im Herbſt kam Roon zur Kriegsſchule. Es herrſchte daſelbſt ein ſehr ungebundenes Leben; die Laxheit der Sitten gerade in den beſſeren Kreiſen, die Verſchrobenheit der Gefühle ging mit der Lahmheit im öffentlichen Leben Hand in Hand, es war eben die bewußte „ſtagnirende Epoche“. Indem die Welt gedankenlos an ihm vorüberrauſchte, während ein buntes Inſect zu Boden fiel und ein anderes erſtand, trieb er Militärwiſſenſchaften, namentlich Kriegsgeſchichte, Geſchichte, Naturwiſſenſchaften, Geographie, hörte in der Univerſität einen Ritter, Raumer, Ermann und Andere. Als ſeine Genoſſen und Freunde auf der Kriegsſchule ſind die nachmaligen General-Lieutenants von Prandzynski, von Gliszinski, General von Schlegell und Oberſt von Reuß zu nennen. — 1826 ward Roon ins 15. Infanterieregiment nach Minden verſetzt, kam aber in demſelben Jahre als Erzieher an die Cadettenanſtalt nach Berlin zurück, der er vor kaum fünf Jahren ſelbſt als Zögling angehört hatte; einſam wie er war, brachte er bis dahin ſeinen Urlaub ſtets bei der verwandten Familie von Blankenburg in Pommern zu. Im Uebrigen blieben die Wiſſenſchaften und die jungen Seelen, denen er diejenige Mannszucht zu lehren hatte, welche den inwendigen Menſchen entwickelt, ſeine allerliebſten Gefährten.

In ſeinem neuen Verhältniſſe zu Berlin legte Roon nun den eigentlichen Grund ſeines ganzen übrigen Daſeins, ſeines Glückes und ſeiner Ehre. Man kann ſagen, daß derſelbe jetzt, indem er *lehrend lernte*, geiſtig voll *aufblühte* und ſo zu der Freiheit, Freude und Thatkraft gedieh, in der er das aus ſich zu machen vermochte, was er dem Vaterlande unter Sturm und Drang geworden iſt. Schon 1829 übernahm er auf Veranlaſſung Carl Ritter's, welcher Studiendirector des Cadettencorps geworden war, in demſelben Unterrichtsſtunden. Das beſonders für Geographie hervorragende Talent und Intereſſe Roon's trieb ihn an, Ritter's wiſſenſchaftliches Syſtem *volksthümlich* zu machen und deſſen Reſultate der Nation zu erſchließen. Um dieſe Aufgabe zu löſen, verfaßte er ein Lehrbuch, das binnen einer Reihe von Jahren in 50,000 Exemplaren abgeſetzt wurde. Das Werk erſchien 1832 unter dem Titel: „Grundzüge der Erd- und Völkerkunde“ und brachte in den Schulkreiſen eine völlige *Umgeſtaltung* der Unterrichtsmethode hervor, obwohl es ſtofflich weit über das bloße Bedürfniß der Gymnaſien hinausgriff. Dieſem Werke folgte, vermöge amtlicher Anregung, ein Leitfaden für Schulen, beſonders mit Rückſicht auf Gymnaſien und Realſchulen, verfaßt unter dem Titel: „Anfangsgründe der Erdkunde“, Berlin 1834. — Roon, welchem Carl Ritter das Zeugniß gab, er ſei ſein *hervorragendſter Schüler* geweſen, machte ſich durch dieſe Schriften zum preußiſchen Pädagogen, zum Erzieher des Volks, und wenn wir uns vor anderen Nationen durch unſere geographiſchen Kenntniſſe auszeichnen, wir einen beſonders ausgeprägten Sinn für Terrainverhältniſſe bekunden, ſo iſt nicht zum Geringſten unſer „Schulmeiſter Roon“ daran ſchuld, denn er hat dieſe Gabe in unſerer jüngeren Generation als Volkslehrer ganz beſonders entwickelt. Durch die zahlloſen Nachbildungen ſeines Werks drang ſeine Methode nämlich in *alle* Kreiſe und er ahnte damals wohl ſchwerlich, daß es in Böhmen und Frankreich dem preußiſchen Soldaten ſehr zu Gute kommen werde, daß derſelbe auf der Schulbank ein Stück *ſeines* Wiſſens in ſich aufgenommen hatte. — — Anno 1832 kehrte Roon zum 15. Regiment, doch nicht auf lange, zurück. Die belgiſche Revolution machte unſererſeits nämlich nöthig, ein großes Obſervationscorps unter General von Müffling aufzuſtellen und derſelbe berief ihn in ſein Hauptquartier nach Crefeld. — Das war der Wendepunkt in Roon's Leben! — Wenn Müffling's Scharfblick Roon's bedeutſame Eigenſchaften erkannte, ſo erkannte Roon auch zum erſten Male hier durch den Augenſchein die ungeheuren Mängel unſeres Militärorganismus und erſchrak über die Ohnmacht, zu der wir durch unſere Hülfloſigkeit verdammt waren. Grund genug, ſeinen patriotiſchen Eifer in dieſer Richtung fortan dauernd und ausſchließlich zu beſchäftigen. —

Ehe wir dieſe neue Richtung von Roon's Thätigkeit, deren Kämpfe und Reſultate ſchildern, müſſen wir die Verhältniſſe des preußiſchen Heeres betrachten, wie ſie ſich bis zum Jahre 1832 geſtaltet hatten, alſo wie Roon ſie vorfand. Es handelt ſich hierbei nicht um Betrachtung der Männer hoch zu Roſſe, der Führer, ſondern um die Maſſe des ſtreitbaren Heeres, die Sturmböcke gegen die Phalanx unſerer Feinde, um die preußiſche Nation in Waffen. — —

Kriegeriſchen Geiſt haben oder militäriſchen iſt zweierlei! Kriegeriſch iſt eine Nation von Geburt, militäriſch allein durch Erziehung. — Wir Deutſche ſind von Haus aus höchſt friedfertige Leute. Nicht wie Römer, Gallier, Gothen und Hunnen oder die Moslems vor Zeiten gethan, haben wir unſer Glück durch Eroberungen gemacht. Das Kampf- und Beutefieber bringt unſer Blut nicht in Wallung, unſer Ruhm liegt weſentlich auf dem Felde der Gedanken und des heimatlichen Strebens. Unſer geborene Hang zur Beſchaulichkeit ſchließt ferner jede theatraliſche Gier nach Heroismus aus. Wir begnügen uns mit Dem, was uns beſchieden iſt und ſind emſig im Erhalten Deſſen, was wir errungen haben. — Hieraus wäre denn zu ſchließen, daß wir keine geborenen Krieger ſind und erſt die Erziehung uns zu Soldaten gemacht habe. Allerdings, aber dieſe Erziehung erfolgte bei uns ſo früh, daß der deutſchen Nation der kriegeriſche Geiſt ſehr bald ins Blut überging und zugleich — was mehr iſt, ſie gewöhnte ſich an eine beſtändige militäriſche Erziehung. — Italien

Frankreich, England, Skandinavien ſind geſchloſſene Länder; Meere und hohe Gebirge machen deren natürliche Grenzen und Schutzwälle aus. Von allen Ländern Europa's iſt Deutſchland das einzig offene, faſt von keiner Seite durch die Natur völlig geſchützte Gebiet und es giebt keine Richtung der Windroſe, aus welcher man nicht zu verſchiedenen Zeiten verheerend uns ins Land gefallen wäre. — So mußten denn unſere Fäuſte allein unſere natürlichen Beſchützer ſein. Die Noth macht uns zu Streitern; wir ſchlagen uns nicht, um Gewinn zu machen, wir ſchlagen uns aus Gewiſſenspflicht! Unſere Eitelkeit iſt ſchwer verletzlich, unſer Rechtsgefühl immer! In unſeren finſterſten Zeiten, ſelbſt unterm Fauſtrecht, in den Bauernkriegen, im 30jährigen Kriege, war es immer ein innerſtes Lebensprincip unſeres Volkes, was, ſchwer angetaſtet, zum Austrage kam; der Wunſch allein, uns ſelbſt und das uns Eigene zu erhalten, machte uns zum conſervativſten aller Völker, der Wille, unſer Recht zu vertheidigen, nach und nach zum größten Militärſtaate Europa's. Aus unſeren Thränen und Leiden, aus unſerem Blut und Schweiße allein iſt die unglaubliche Erſcheinung der letzten gewaltigen Jahre langſam wie eine Wunderblume erſtiegen, welche Gott der Herr ſelber auf den dürrſten Boden der geſitteten Erde gepflanzt hat! — Soldat werden heißt bei uns ſonach, ſich zum Kämpfer gegen jede gemeinſame Gefahr durch Schulung tüchtig machen!! —

War dies ſtets der Charakter des preußiſchen Volkes insbeſondere, ſo kann es nicht auffallen, daß wir im Kriege ſtets vorzügliche Soldaten geweſen ſind, uns im Frieden indeß aber immer mit Liebe unſerer inneren, bürgerlichen Thätigkeit zugewendet haben. Dadurch ſank unſer militäriſcher Geiſt aber herab und drohte oftmals zu erlahmen. — Dieſe Erſcheinung fand im Norden ſowohl nach dem Tode des großen Kurfürſten, nach der Regierung Friedrichs II., wie nach den Befreiungskriegen ſtatt und es bedurfte ſtets einer neuen, ſehr ernſten Schulung des preußiſchen Heeres, um es kriegsfähig zu machen, wenn die Noth es erheiſchte. —

Aus dieſem Grunde ſind Reorganiſationen in Preußen uralte Erſcheinungen!! Der große Kurfürſt, Friedrich Wilhelm I. (der bekannte Soldatenkönig), Friedrich Wilhelm III. und Kaiſer Wilhelm I. ſind ſämmtlich Reorganiſatoren unſerer Wehrkraft geworden und unter ihren Händen hat ſich das Heer, was zweckmäßigere Bewaffnung, Uniformirung, Gliederung, Disciplin und Exerzitium betraf, immer wieder neu und beſſer geſtaltet. Wir wurden jedesmal geſchlagen, ſobald unſer Heerweſen ſich entweder noch im veralteten Zuſtande oder in den Anfängen einer neuen Entwickelung befand, der Feind uns mithin im Augenblick der Schwäche überraſchte. — —

Ein ſolcher Schwächezuſtand der preußiſchen Wehrkraft machte ſich nach des großen Friedrichs Tode beſonders fühlbar. Der ſogenannte „dicke" Wilhelm, ſein Nachfolger, war nicht der Mann, ernſtlich die Schäden zu beſſern und als Friedrich Wilhelm III. im Jahre 1797 den Thron beſtieg, machten die franzöſiſche Revolution wie die Kämpfe gegen Napoleon jede durchgreifende Neugeſtaltung unmöglich. — Das ſchon allein, von den übrigen deutſchen Verhältniſſen abgeſehen, erklärt unſere Niederlage, erklärt den Tag von Jena und Preußens Unterjochung im Jahre 1806. Dies alleräußerſte Maaß der Demüthigung aber war's, was uns eine neue Heeresgeſtaltung in der Landwehr brachte. Mit ihr beginnt diejenige Zeit der militäriſchen Entwickelung Preußens, welche der Reorganiſation von 1859 vorherging, als deren Schöpfer man Roon durchaus fälſchlich angeſehen und angefeindet hat. Dieſe Entwickelung möglichſt klar zu charakteriſiren iſt ſomit nöthig, um Geburt, Ausbau und Vollendung dieſer viel verſchrieenen und endlich hoch geprieſenen — ſogenannten „Roon'ſchen Reorganiſation" zu verſtehen.

Die Vorgeſchichte unſerer Heereswiedergeburt zu überſchauen, iſt nicht leicht. Wir müſſen uns, — ſoweit Roon's Perſon bei ihr nicht direct ins Spiel kommt, — auf die allgemeinen Umriſſe derſelben beſchränken und denjenigen Leſer, welcher unſere Angaben genauer und fachwiſſenſchaftlich erläutert haben möchte, auf die betreffenden militäriſchen Schriften*) verweiſen. — Die Verſuche, welche man während des Zeitraums von 1813 bis 1859 machte, um unſer Heerweſen auf den Fuß einer der Weltlage entſprechenden Vertheidigungskraft zu bringen, laſſen ſich auf fünf erkennbare Syſteme zurückführen, deren jedes, ſo viel Wahres und Tüchtiges es auch in ſich barg, doch nur mit Nothmitteln zu operiren wußte und deren jedes, — was das Schlimmſte war, dem vorhergehenden widerſprach oder deſſen Wirkung doch im Weſentlichen aufhob. —

Das Syſtem Scharnhorſt (1813 bis 1815) ſchuf die Landwehr. In der Noth ward dieſer geniale Gedanke erzeugt und ſollte nur für dieſe Zeit der Noth Geltung haben. Scharnhorſt ſelbſt hat nie daran gedacht, dieſe Inſtitution für mehr als ein vorübergehendes außerordentliches Mittel zu erachten, welches nur durch die Verzweiflung des Vaterlandes gerechtfertigt werden konnte, am wenigſten iſt ihm eingefallen, die Landwehr als ausſchließliches und eigentlichſtes Wehrmittel Preußens anzuſehen und der „ſtehenden Armee“ vorzuziehen! — Wohl war zwiſchen der Leiſtungsfähigkeit der Landwehr und der der Linie nach dem zweiten Pariſer Frieden kein Unterſchied mehr, der Frieden änderte das aber. Die Landwehr wurde in ihm von ſeinen dienſtkundigen Offizieren und Unteroffizieren nach und nach entblößt, da dieſelbe behufs des Weiterdienens in die Linie traten. „Die Hefe iſt der Reſt!“ ſchreibt ein damaliger Landwehr-Commandeur. — Damit war Scharnhorſt's Idee erſchöpft, ihre Endlichkeit nachgewieſen! —

Im Juni 1814 bereits wurde General von Boyen Kriegsminiſter; mit ihm begann ein neues Syſtem. Boyen war ein genialer Mann, der entſchieden vorfühlte, was ſpäter Wirklichkeit wurde, aber er war Idealiſt und ſeit ihm datirte das Zurückſinken unſerer Wehrkraft bis zur äußerſten Schwäche. —

---

*) Siehe: „Preußens Landwehr in ihrer Entwickelung von 1815 bis 1859. Berlin, Mittler und Sohn, 1867.“ Ferner: „Preußens Armee-Reorganiſation und ihre Gegner im Jahre 1862. Magdeburg, Heinrichshofen, 1863.“ D. V.

Unter ihm erſchien das Geſetz vom 3. September 1814 über die allgemeine militäriſche Dienſtpflicht, zugleich aber ward die Landwehr zu einer dauernden „Inſtitution“ erhoben. — Unter vorbenanntem Geſetze verſtand nun Boyen etwas ganz Anderes, als wir heute in ihm erblicken. Er wollte nicht nur, daß jeder Staatsbürger Soldat geweſen ſei, er wollte, daß jeder Preuße den Staatsbürger mit dem Soldaten **immer** in ſich vereinige. Das „engliſche Milizſyſtem“ war ſein Ideal! — Er muß England nicht gekannt, nie Sir Walter Scott's draſtiſche Beſchreibungen einer „Grafſchaftsmiliz-Verſammlung“ geleſen, von Englands geographiſcher Lage wie ſeinen ſozialen Verhältniſſen völlig abgeſehen haben. Sein Idealismus machte die Landwehr zum Probirſtein für eine Reihe haltloſer Verſuche, durch welche ſie verſchlechtert wurde und dieſer Idealismus gerade wurde der erſte Anſtoß zu den parlamentariſchen Kämpfen, welche leider zu dem Zeitpunkte entbrannten, wo man der endlichen Löſung der Militärfrage nahe getreten war. 1818 zeigte ſich ſchon, daß die Landwehr „weder die Elemente der Bildung mehr in ſich ſchloß, welche ſie 1813 enthielt, noch die Leiſtungsfähigkeit, welche ſie damals beſeſſen hatte“. Die Uebungen des rheiniſchen Armeecorps, 1819 vor Friedrich Wilhelm III. auf der Hundsrück abgehalten, bewieſen die völlige Unzulänglichkeit des jetzigen Syſtems, Hardenberg drang auf militäriſche Einſchränkungen und an Boyen ward die Forderung geſtellt, bei der Landwehr zu ſparen und ihren Anſchluß an die Linie zu bewirken. Das hieß ſein geliebtes Milizſyſtem aufgeben, — Boyen trat ab! — —

General von Haake folgte und das dritte Syſtem trat mit ihm ein. Haake (von 1809 bis 1812 Adjutant des Königs) hatte die großartige Mobilmachung des Volkes von anno 1813 geleitet, Scharnhorſt's Geiſt war in ihm aufgegangen. Vom Abſchaffen der Landwehr, von alleiniger Geltung der Linie war nicht die Rede. Beide ſchwache Syſteme mußten ſich ſtützen und ergänzen, es galt, ſie organiſch zu verſchmelzen! — Ein königlicher Erlaß (13. April 1820) ſtellte nun die nähere Verbindung der Linie mit der Landwehr her, um dem Reorganiſationsgeſetz von 1814 gerechter zu werden und ſetzte aus Erſparungsrückſichten die Dienſtzeit von 3 auf 2½ Jahre herab. — Man konnte noch in demſelben Jahre ſich aber der Ueberzeugung länger nicht verſchließen: „daß die Fortbildung der Landwehr eine theoretiſche Illuſion bleiben werde!“ — Die Landwehr war ſchließlich allein nur auf die Offiziere beſchränkt, welche im Frieden aus ihr ſelbſt hervorgegangen waren, denn bei der Linie hatte man knapp ſo viel, als man eben zur Intakthaltung derſelben brauchte. Das eingeriſſene Reclamationsunweſen untergrub ſchließlich das Landwehrſyſtem völlig. — Die Qual der ewigen und doch unzureichenden Uebungen derſelben gefährdete die bürgerliche Exiſtenz der Leute: Frauen mit zahlreichen Kindern wußten ihre Männer, altersſchwache Eltern ihre Söhne loszumachen. Jeder geſetzlich leidliche Vorwand wurde gebraucht, ſich dem läſtigen Dienſte zu entziehen. — Die Generale von Grolmann und Rohr eiferten mit Recht hiergegen. „Von großer Aufopferung, nur nicht von Pflichterfüllung iſt die Rede“, ſchreibt Letzterer, „das aber drückt jede Hingebung an den Staat zu Boden!“ — **Wenn das ſchon Erſcheinungen waren, die im Frieden ſich drückend fühlbar machten, wie denn, wenn die Kriegsgefahr an uns herantrat?!** — —

Aber ſie kam und mit ihr erhielt Theodor Emil von Roon zum erſten Male Einblick in die allgemeinen militäriſchen Verhältniſſe ſeines Vaterlandes. — Die Julirevolution, welche den Bourbonen Frankreichs Thron koſtete und Europa's Ruhe ſeit 15 Jahren höchſt unerwartet neu gefährdete, — die polniſche Inſurrection, welche Preußen im Oſten zugleich bedrohte, — das Alles mußte uns bei den obwaltenden inneren Verhältniſſen nothwendig in lebhafteſte Unruhe verſetzen. Der commandirende General von Roeder in Poſen ſprach in ſeinem Bericht vom 13. Januar aus: „daß ſich bei Zuſammenziehung der Landwehr im Großherzogthum nirgend ein guter Geiſt gezeigt hat; die eingekommenen Kriegsreſerven und Landwehren erſcheinen in jener ſtummen Ergebung, die keinen anderen Ausweg ſieht, als zu gehorchen!“ — Miniſter von Roon ſagte nachmals offen: „Unſere damalige Landwehrverfaſſung war ſehr traurig. Wir bildeten uns noch ungeheuer viel auf ſie ein, waren überdem vom Frieden allzu ſehr überzeugt. Schon 1830 beim polniſchen Aufſtande wurden wir enttäuſcht. Die Mobiliſirung 1831, beſonders 1832 aber gab Gelegenheit, die Mängel unſerer Wehrverfaſſung zu erkennen, als wir der belgiſchen Wirren wegen ein Beobachtungscorps zuſammenzogen." — Die Situation war, daß am 4. April 1831 belgiſche Truppen unter General Goethals in Luxemburg einrückten, die preußiſche Garniſon aber zum Widerſtande zu ſchwach war und den Ort preisgeben mußte. Den Weſtmächten konnte die Lahmheit unſeres Heerweſens nicht entgehen und ihre Forderungen wuchſen demgemäß. Es war gerade der Zeitpunkt, als General von Müffling das Obſervationscorps am Rhein commandirte und Roon nach Crefeld zu ſich berief. Die Regimenter deſſelben hatten für die Kriegsſtärke keine ausreichende Zahl ausgebildeter Reſerven, die Reſerve-Rekruten, zumal ſie zum Theil nur ſechs Wochen Dienſt gethan hatten, — völlig unbrauchbar. „Bei Hängen und Würgen", äußerte Roon weiter, „brachten wir etwa 30,000 Mann um Aachen zuſammen, — aber in welchem Zuſtande? Ein Bataillons-Commandeur unter Anderem, ein altes Männchen, ſtellte ſich dem Gouverneur von Koblenz vor, aber ohne ſein Bataillon. Nur des Abends meldeten ſich ſeine Leute in den bezeichneten Quartierorten, um ihre Quartierzettel in Empfang zu nehmen und der Strafe wegen Ausbleibens zu entgehen. Wo und wie ſie den Tag über marſchirt waren, wußte der Mann gar nicht! — Ein anderer Landwehr-Commandeur brachte ſeine Mannſchaft nur vorwärts, wenn er ſtationsweiſe Tonnen mit Bier aufpflanzen ließ; die Leute marſchirten alſo nach dem Getränke! Inſubordinationen waren an der Tagesordnung, die gröbſten Exceſſe fielen unterwegs vor. Die Landwehr wurde, wo ſie nur hinkam, entweder gehaßt oder Gegenſtand der Verachtung!" — Daß Frankreich unſere wenig ſchmeichelhafte Lage benutzte und unſererſeits eine Intervention gar nicht fürchtete, bewies genugſam ſein gewaltſames Auftreten in Belgien. — Nach dem Falle Antwerpens beſichtigte Roon die Reſultate der franzöſiſchen Beſchießung und war froh genug, als das Obſervationscorps den Rückmarſch antrat. —

Man hätte ſo gern jetzt unſerer militäriſchen Kalamität abgeholfen, aber Finanzminiſter von Maaſſen, dem wir die Ordnung unſeres Staatshaushalts und die Schöpfung des deutſchen Zollvereins verdanken, trug Bedenken, den erforderlichen Zuſchuß pro 1833 für die Armee zu leiſten und ſtatt einer gänzlichen Reform tauchte ein Vermittelungsproject Haake's auf, welches nachmals das Steckenpferd des Liberalismus geworden iſt, um gegen die Reorganiſation die Lanze einzulegen! Dies Project beſtand darin: die Zahl der Capitulanten zu verringern und durch Beurlaubung die Dienſtzeit der Leute von 3 Jahre auf 2 Jahre herabzuſetzen. — Herzog Carl von Mecklenburg, des Königs Schwager, ſchreibt gegen daſſelbe am 10. Februar 1833: „Eine noch größere Verkürzung der Dienſtzeit ſcheint mir ein Todesſtreich für unſere Armee!“ Dieſem Bedenken ſchloſſen ſich ſofort der Kronprinz (nachmals Friedrich Wilhelm IV.) und Prinz Wilhelm an. Letzterer erklärte ſich unbedingt für die volle dreijährige Dienſtzeit. Das Verhalten Kaiſer Wilhelms alſo damals als Prinz im Jahre 1833 ſtellt ſchon feſt, daß der innerſte Nerv der nachmaligen Neubildung des Heeres für ihn gerade in demjenigen Punkte lag, welcher ſpäter das weſentlichſte Angriffsobject der Oppoſition geworden iſt. — In Folge dieſer Meinungsverſchiedenheiten zwiſchen den königlichen Prinzen und dem Kriegsminiſter trat eine Commiſſion am 12. Februar 1833 zuſammen, um die Militärfrage nochmals zu erwägen. Der vom wirthſchaftlichen Standpunkte durchaus berechtigte Widerſtand des Finanzminiſters von Maaſſen machte, daß das Haake'ſche Project leider angenommen und die zweijährige Dienſtzeit für die Infanterie verſuchsweiſe durch die königliche Ordre vom 24. September eingeführt wurde. General von Natzmer erklärte: „daß für den Krieg ſelbſt eine 2½jährige Dienſtzeit nicht, geſchweige denn eine kürzere genüge.“ Unter deſſen Gutachten aber ſchrieb König Friedrich Wilhelm III. eigenhändig: „Nur der Drang der Umſtände kann mich allein bewegen, meine Genehmigung zu den gegenwärtigen Vorſchlägen zu ertheilen!“ — Die zweijährige Dienſtzeit ward ſomit aus Erſparungsgründen verſuchsweiſe eingeführt. Da dieſer Verſuch nun volle 21 Jahre, von 1833 bis 1854 dauerte, hatte man doch wahrhaftig ausreichendſte Gelegenheit, über die Vortheile oder Nachtheile deſſelben für Preußens Wehrhaftigkeit praktiſche Erfahrungen zu ſammeln. — Natürlich mußten ſolche Verhältniſſe Preußens politiſchen Einfluß lähmen, ſeinen Operationen im Kriegsfall die hemmendſten Feſſeln auflegen. Zum Glück wurde die polniſche Inſurrection niedergeworfen, dafür ſtand aber auch das 1., 2., 5. und 6. Corps unter Feldmarſchall Gneiſenau, nach deſſen Tode aber unter General von dem Kneſebeck, — alſo die Hälfte unſerer Armee — gegen die Polen unter den Waffen! — —

Roon ward nach ſeiner Rückkehr vom Rhein ans topographiſche Bureau nach Berlin verſetzt. Seine perſönliche Tüchtigkeit und Umſicht, ebenſo das Aufſehen, was ſein erſtes geographiſches Werk erregte, hatten alle Augen auf ihn gerichtet. Das Jahr 1833/34 brachte er mit Vermeſſungen zu und im Winter 1834/35 erwarb er ſich ſolche Anerkennung im großen Generalſtabe, daß er ſchon im nächſten März (ein Jahr vor beendeter Prüfungszeit) definitiv zu demſelben commandirt wurde. In demſelben Jahre, bei einer Dienſtreiſe durch Schleſien, lernte er im Hauſe des Predigers Rogge zu Groß-Tinz ſeine künftige Gemahlin, Anna, die Tochter des Hauſes, kennen. Er verlobte ſich mit ihr denſelben Herbſt und vermählte ſich ein Jahr ſpäter. Ende dieſes Jahres berief man ihn auch zum Examinator bei der Militär-Ober-Examinations-Commiſſion und als Lehrer an die Kriegs-Akademie; er erhielt nunmehr Hauptmannsrang im großen Generalſtabe. Eine heftige Augenentzündung anno 1839 wurde durch Gebrauch von Seebädern glücklich wieder gehoben. — Eine im folgenden Jahre durch die Schweiz und Ober-Italien unternommene Fußreiſe gab ihm fernere Gelegenheit zu umfaſſenden geographiſchen Studien. Als Roon jedoch im Herbſte 1841 eine dienſtliche Recognoscirungsreiſe durch Böhmen, Mähren und Ungarn machte, an welche ſich eine Generalſtabsreiſe durch Schleſien ſchloß, erkrankte er abermals im

Hauſe ſeines Schwiegervaters, des Prediger Rogge, am Nervenfieber ſo ſchwer, daß ſein Leben bedroht ſchien und er bis zum Januar 1842 an Führung ſeiner Amtsgeſchäfte verhindert war. Nach ſeiner Geneſung zum Major befördert, wurde Roon zum 7. Armeecorps unter General von Pfuel verſetzt und trat dadurch abermals den aktiven Truppen und der Gelegenheit nahe, ſich vom Zuſtande derſelben zu überzeugen. — Das Haake'ſche Syſtem — eine Art Compromiß zwiſchen den Anſichten Scharnhorſt's und Boyen's — hatte wohl das rechte Ziel im Auge, aber es ſcheiterte ſowohl an den Geldmitteln, wie an dem Mangel an dienſtkundigen Offizieren und Unteroffizieren. Jedes Zuſammentreten der Mannſchaften machte neue Formationen nothwendig, welche erſt Zeit bedurften, ſchlagfertig zu werden. Seit 1833 war ferner auf Haake General von Witzleben im Amte gefolgt, ſeit dem Regierungsantritte Friedrich Wilhelms IV. aber hatte der Idealiſt Boyen zum zweiten Male das Kriegsdepartement erhalten; — das war faſt gleichbedeutend mit Verwirrung! —

Das zweite Syſtem Boyen, von 1840 bis 1858 praktizirt, war nichts als eine Reihe unfruchtbarer Schwankungen zwiſchen ſeinen idealiſtiſchen Anſichten und den realiſtiſchen Haake's. Die Landwehr ward wieder vom ſtehenden Heere getrennt, beide Organismen wurden unabhängig von einander geſtellt. Unter Boyen blieb die allgemeine Wehrpflicht immer noch Illuſion, die Finanzklemme, die Verminderung der Offiziere bei der Landwehr, die entſetzliche Verlangſamung des Avancements, wurden allmälig ſo verderbliche Uebel, daß der Zerfall der Armee ſich befürchten ließ. — Trotz aufrichtigſten Strebens kann Boyen in der Entwickelungsgeſchichte des preußiſchen Heeres nur den Ruhm beanſpruchen, durch das Septembergeſetz von 1814 das Princip der allgemeinen Wehrpflicht aufgeſtellt zu haben und daß Bewaffnung und Uniformirung des Heeres weſentlich verbeſſert worden war. Der Helm hatte den ſchweren Tſchako, der Rock die Schnabeljacke verdrängt, der Soldat war leichter, durch die ſchärfere Schußwaffe ſeines Erfolges ſicherer geworden! —

Roon, in den Generalſtab des General von Pfuel verſetzt, hatte Gelegenheit, 1842 die (bereits in der Kaiſerbiographie erwähnten) großen Manöver bei Euskirchen am Rhein mitzumachen, welche von dem 7. und 8. Armeecorps zu Ehren der Anweſenheit der Königin Victoria von England abgehalten wurden. — „Hier, wo unſere Armee die Blicke aller Welt auf ſich zog“, erzählte er nachmals, „kamen deren Schäden noch mehr zu Tage. Um eins nur zu nennen: Landwehr-Bataillone, welche bei der Revue gerade im Staube marſchiren mußten, begannen, beim Parademarſch in die Nähe des inſpicirenden Commandeurs von Pfuel gekommen, derartig zu ſchnaufen, zu ächzen und zu pruſten und ihrem Mißbehagen Ausdruck zu geben, daß der General ſich verlegen zu ſeiner Suite umwendete und Anecdoten zu erzählen begann. — Konnte man mit Leuten, die einem Manöver während etlicher Stunden ſich nicht einmal gewachſen zeigten, hoffen, einen Feldzug zu beſtehen? Dabei waren außer den höchſten Herrſchaften noch fremdländiſche Offiziere als Gäſte zugegen, um unſeren Jammer zu ſehen! — Durch Zufall kam mir ein Bericht vor Augen, in welchem der bei dem Manöver von Euskirchen anweſende öſterreichiſche Militärbevollmächtigte ſich über uns auf das Verächtlichſte ausgeſprochen hatte. Als mich ein Jahr ſpäter eine Reiſe nach Frankreich führte, ſaß ich mit einem franzöſiſchen Offizier im Wagen, welcher mir mit dem lächelnden Hochmuthe ſeiner Nation erzählte: er ſei im Auftrage ſeiner Regierung incognito bei den Manövern am Rhein geweſen, und mir den Inhalt ſeines Berichts mittheilte. Er war derartig, daß man als Patriot ſchamroth werden mußte! — So konnte und durfte es nicht bleiben, wenn wir noch Anſpruch darauf machen wollten, überhaupt zu den Großſtaaten zu gehören! — Wir meinten damals immer noch, der Welt mit unſerer Landwehrverfaſſung Dunſt vorzumachen, aber keinem höheren öſterreichiſchen und franzöſiſchen Offizier entging die namenloſe Schwäche und Unzulänglichkeit unſerer Lage für den Krieg.“ — Zu jener Zeit ahnte Roon gewiß nicht, daß dieſe gewonnenen Ueberzeugungen in ſchlimmſter Zeit ſich noch trauriger unter ſeiner Verantwortlichkeit bewahrheiten ſollten. —

1844 wurde er Lehrer des Prinzen Friedrich Carl in Geographie und Taktik, zugleich auch Mitarbeiter bei kritiſch-hiſtoriſchen und geographiſchen Zeitſchriften. Zwei Jahre ſpäter begleitete er den Prinzen nach der Univerſität Bonn und bis 1848 auf Studienreiſen. — Im Jahre 1847 dankte von Boyen ab. Die Dinge lagen ſo, daß ſich bisher die Idee Scharnhorſt's: „ſtehendes Heer und zu äußerſtem Nothbehelfe Landwehr“ und die Idee Boyen's: „Linie nur Militärſchule — engliſches Milizſyſtem als preußiſche Volksbewaffnung“ bekämpft hatten, ſomit Linie und Landwehr als Gegenſätze hingeſtellt worden waren, die Verſuche zur Verbindung Beider aber an Boyen's Idealismus und finanziellen Unmöglichkeiten geſcheitert waren, man überhaupt den Durchgangspunkt noch gar nicht ermittelt hatte, welcher zu einer geſunden, lebensfriſchen Verſchmelzung beider Körper führen konnte. Dazu übten die Weltereigniſſe in plötzlicher, nie geahnter Weiſe ihren Druck auf den Staat, ſomit auf jede ſeiner Inſtitutionen und brachten einen Factor in Rechnung, den man bisher in ſolcher Weiſe nicht kannte, — die öffentliche Meinung! — General von Rohr, an Boyen's Stelle getreten, war einer der tüchtigſten, klarſten Soldaten ſeiner Zeit, wußte genau, wo der Schaden bei uns zu ſuchen war, — doch ehe er noch Hand anlegen, die verworrenen Verhältniſſe leidlicher machen konnte, erſchien das Jahr 1848. Auf Rohr folgten am 29. März General von Reyher, am 25. Juni General Roth von Schreckenſtein, am 2. November General von Strotha im Amte. Von Beſſerungen im Heere konnte ſonach nicht die Rede ſein. — Zwei Dinge in dieſer Zeit halfen indeß einen Anfang für das Beſſere gewinnen. In allen Continentalſtaaten erhob jetzt die Revolution ihr Haupt, folglich waren ſie mit ſich ſelbſt beſchäftigt. Wir waren nicht ſchlechter, ja wie ſich ſpäter auswies, weſentlich noch beſſer in militäriſcher Beziehung daran, als die meiſten unſerer Nachbarn. Ferner wurde gerade dieſe trübe Zeit Anlaß, eine organiſche Verſchmelzung der Linie und Landwehr, — langſam und höchſt unvollkommen zwar, — aber doch einigermaßen zu ermöglichen. Die Nothwendigkeit größerer Truppenformationen, um der drohenden inneren Uebel Herr zu werden, bot Gelegenheit, die Reſerven bei den Fahnen zu behalten, damit alſo die unabweisliche dreijährige Dienſtzeit — zwar im Prinzipe nicht, aber thatſächlich wieder einzuführen. — Das Jahr 1848 fand die preußiſche Armee trotzdem in keiner beneidenswerthen Lage. Sie hatte nur die numeriſche Stärke, welche ſie ſchon 1830 beſaß, ja ihre Friedensſtärke war noch geringer als damals, denn das Infanterie-Bataillon zählte nur 522 Köpfe. Die Garde und die Regimenter der Bundesfeſtungen allein nur hielten 678 Mann pro Bataillon. — Die Linie reichte ſomit für den Bedarf nicht aus, die kaum entlaſſene Landwehr-Infanterie mußte herangezogen werden. Daß ſich die Landwehr damals der Einberufung zu entziehen ſuchte, theils deshalb gegen die Revolution erbittert war, theils durch ſie angeſteckt und zu Exceſſen geneigt wurde, iſt bekannt. Ihre Disciplin war gelockert, ihre Leiſtungsfähigkeit ſchwach. Ihr fehlte ſicher nicht Bravour, aber taktiſche Gewandtheit durchaus. — Boyen erlebte das Fiasko, welches ſein Syſtem in der Praxis machte, nicht mehr; ſchon vor der Revolution (im Februar 1848) war er geſtorben. Verworrene oder halbe Zuſtände ließ er zurück und Miniſter von Strotha gewann erſt etwas mehr Ruhe zur Beſſerung der Verhältniſſe. —

Im Mai 1848 wurde Roon Chef des Generalſtabes des 8. Armeecorps in Coblenz unter General von Dunker, dann unter von Schreckenſtein, ſpäter unter General von Hirſchfeld; er hatte in der unruhigen Provinz eine ſehr bewegte und ſchwere Stellung. Im badiſchen Feldzuge erwarb er ſich durch perſönliche Bravour den rothen Adlerorden 3. Claſſe mit Schwertern und nach der Campagne lag ihm ob, die Arbeiten für die Mobilmachung zu leiten, welche 1850 erfolgen ſollte. Dieſe Mobilmachung im Herbſt ſtellte das erſte Mal ſeit 1815 Preußens Wehrkraft auf eine höchſt ernſte Probe. Sie war ein Fall, welchen der Mobilmachungsplan Boyen's vom Jahre 1844 gar nicht vorgeſehen hatte! — Detachements von gemiſchten Waffen wurden bei Wetzlar und Kreuznach zuſammengezogen, zwei andere Detachements bei Erfurt und Paderborn, um den Einmarſch bairiſcher und hannoverſcher Truppen in Kurheſſen zu hindern. Der Mangel an Offizieren aber war ſo groß, daß, als alle für den Kriegsfall vorgeſehenen oberen Stellen ausgefüllt waren, die Compagnien, — Linie ſowohl wie Landwehr, — ſtatt mit vier etatsmäßigen, nur mit einem, höchſtens zwei Offizieren beſetzt werden konnten; Lieutenants mit 25jähriger Dienſtzeit waren in den 40er Jahren bei uns gar keine Seltenheit! Dieſe Zuſtände der preußiſchen Armee führten uns denn auch, zur Schadenfreude unſerer Gegner, nach — **Olmütz!!** — — Durch den tiefen patriotiſchen Unmuth zum Ausdruck gebracht, trat bei allen Einſichtigen, — bei den verſchiedenen General-Commandos ſowohl, wie in Miniſter von Strotha ſelbſt die Idee auf: Linie und Landwehr dadurch zu verſchmelzen, daß man „Landwehrſtämme“ bildete. Wie ſehr die üble Lage der preußiſchen Landesvertheidigung die Gewiſſen aller Patrioten belaſtete, beweiſt, daß in demſelben Jahre der greiſe Feldmarſchall von Müffling, welcher, längſt penſionirt, auf ſeinem Gute bei Erfurt lebte, eine Abhandlung über: „die Unzulänglichkeit des zweijährigen Dienſtes“ ſchrieb, die zu Erfurt in einer Verſammlung höherer Offiziere vorgetragen wurde. Ein Bericht des Generals von Bonin, Deſſelben, der ſpäter als Kriegsminiſter des liberalen Miniſteriums Auerswald-Schwerin für die zweijährige Dienſtzeit war, äußerte ſich unterm 10. April 1851 energiſch gegen die Landwehr, wie gegen die zu kurze Dienſtzeit und befürwortete lebhaft eine völlige Reorganiſation des Heeres!! —

Die Demobiliſirung erfolgte im Januar 1851. Sie ſollte benutzt werden, um zunächſt der Landwehr ſtärkere Stämme zu erhalten. Der Finanzminiſter war aber dagegen und auch dies Hülfsmittel wurde durch die Cabinets-Ordre vom 30. Januar weſentlich gehemmt. Eine zweite Ordre (im April) verfügte eine abermalige Truppenreduction, und die Entlaſſung von ſeit 1848 gedienten Landwehr-Offizieren ſchuf ſehr große Härten, welche der Finanzkalamität zu Liebe leider begangen werden mußten*). —

---

*) Siehe Entwickelung der Landwehr von 1815 bis 1859.

Für Roon, inzwiſchen Oberſtlieutenant geworden, wurde die Demobiliſirung reichlicher Anlaß, ſeinen Wunſch auszuſprechen, in den Frontedienſt zurückzutreten. Weihnachten 1850 zum Oberſt avancirt, erhielt er die Ernennung zum Commandeur des 33. Infanterie-Regiments, das zuerſt in Thorn, dann in Königsberg ſtand, von November 1851 ab jedoch nach Köln verlegt wurde. 1856 beförderte ihn der König zum Chef der 20. Infanterie-Brigade in Poſen und darauf zum Generalmajor; 1858 wurde er Commandeur der 14. Diviſion und ſtand mit ſeinem Stabe in Düſſeldorf. — Die Errichtung der Landwehrſtämme in ihrer allerdings nur proviſoriſchen Geſtalt half wenigſtens dem dringlichen augenblicklichen Bedürfniſſe ab. Permanente Maßregeln mußten endlich erſonnen, die Landwehr völlig reformirt werden. Daß die Organiſation der mobil zu machenden Feldarmeen nicht auf dem Punkte ſtehen bleiben konnte, den ſie ſeit 1815 erlangt hatte, wenn die Exiſtenz des Staates nicht in Frage kommen ſollte, war nur zu fühlbar. Leitende Geſichtspunkte wurden nun:

1) Wiederherſtellung der dreijährigen Dienſtzeit;
2) Heranbildung eines Stammes von Offizieren, Unteroffizieren und Gemeinen bei der Linie, welche geeignet ſeien, der Landwehr bei ihrem Zuſammentreten Halt zu geben;
3) noch innigere Verbindung der Landwehr mit dem ſtehenden Heere, um den Geiſt der Disciplin und taktiſchen Fähigkeit in der Landwehr lebendiger als bisher zu machen.

Dieſe Grundſätze, über welche man ſich in 13 Punkten ſchlüſſig gemacht hatte, erhielten im Januar 1852 die königliche Sanction. — Ehe die Berathungen des Landtages jedoch beendet waren, man ſomit an die definitive Einführung der beſchloſſenen Abänderungen gehen konnte, nahm Strotha's Nachfolger, Kriegsminiſter von Stockhauſen, ſeinen Abſchied. — — — —

General-Lieutenant von Bonin trat an ſeine Stelle und mit ihm die Reformationsepoche der preußiſchen Armee in ihre fünfte letzte Entwickelung. Dieſelbe ſchloß mit der Geburt der nachmaligen, — erſt ſo berüchtigten, dann berühmten Reorganiſation ab, ſchloß dergeſtalt ab: daß aus der Summe aller vorhandenen, unter Bonin's Augen zuſammengetragenen und erweiterten Reformideen König Wilhelm I., unſer nachmaliger Kaiſer, den Plan, die einheitliche Architektur der Heeresreorganiſation ſchuf, — Roon aber dieſen Plan energiſch im Angeſichte des allgemeinen Haſſes durchführte. —

Bonin war gewiß ein erfahrener Soldat und einſichtiger Commandeur. Er war kein Idealiſt wie Boyen und hatte genug geiſtige Klarheit, das einmal als beſſer Erkannte zu erfaſſen. Dem ungeachtet haben die Hohenzollern wohl noch niemals einen ſo ſonderbaren Kriegsminiſter beſeſſen und ſchwerlich gab es einen Militär, dem die Aufgabe geworden iſt, den eigenen Stand zum Heile des Vaterlandes zu regeneriren und welcher an derſelben aus — politiſcher Schwäche geſcheitert wäre! — — Die Feſtigkeit des Soldaten iſt eine weſentlich andere, wie die des Staatsmannes. Zu erſterer gehört vornehmlich ſtarre phyſiſche Beharrlichkeit, zu letzterer hingegen ein geiſtig großer, unverrückbarer Wille, der von den Strömungen des Tages wohl beſpült, aber niemals weggeſchwemmt wird und zugleich eine Beweglichkeit und Mannigfaltigkeit der Mittel, um eben dieſen feſten und großen Willen durch alle Brandungen der Zeit mit Pilotenvirtuoſität zu ſteuern, den Blick auf den einen Pharus gerichtet: „Thron und Vaterland!“ — Beharrlichkeit beſaß Bonin ſo lange, als er nur Soldat war, Willensfeſtigkeit hingegen gebrach ihm als Staatsmann, und ſo wurde gerade er die Haupturſache jener ſchweren inneren Kämpfe Preußens, welche das Jahr 1866 erſt beendigt hat. — Nach den Erfahrungen, die Bonin bei der Mobilmachung von 1850 ſelbſt geſammelt hatte, nach dem Gutachten, das er kaum ein Jahr vor ſeiner Ernennung zum Miniſter aus freiem, eigenem Pflichtgefühle über den Zuſtand der Armee eingereicht hatte, mußte man glauben, daß gerade er mit Energie die eben feſtgeſtellten Reformpunkte ins Leben rufen werde. Wirklich nahm er auch dazu den Aufſchwung.*) Er reichte dem Staatsminiſterium eine Denkſchrift ein, welche den merkwürdigen Satz enthielt: „Mag der Laie ſich über die bisherige *geringe Dotirung* unſeres Militäretats als über eine weſentliche Erſparniß *freuen*, den Politiker und Soldaten müſſen dieſe *ſogenannten* Erſparniſſe bei den gegenwärtigen Conjuncturen Europa's — (orientaliſche Frage und Napoleons III. Kaiſerthum) mit *ernſter Beſorgniß* erfüllen. Es iſt die höchſte Zeit, rückhaltlos die Gefahr zu zeigen, der *Preußen unvermeidlich* entgegengeht, wenn die Vorſchläge des Kriegsminiſters *zur Hebung der Uebelſtände unſerer Heeresverfaſſung* nicht zur Ausführung gelangen! — Dieſe Vorſchläge ſcheiterten an dem Finanzminiſter wiederum, Bonin mußte ſich mit ſeinen Reformen allerdings vorläufig innerhalb des Budgets halten, welches dem Landtage vorgelegt wurde und der Landtag nahm dieſe Reformen auch dergeſtalt an, daß der Militäretat um etwa zwei Millionen erhöht wurde. Auch ward die Landwehr nun in *engeren* Verband mit dem ſtehenden Heere gebracht, indem je ein Linien-Infanterie-Regiment und ein Landwehr-Regiment bereits im *Frieden* eine Brigade bildeten, während die Cavallerie in ein gleiches, aber noch näheres Verhältniß eintrat. Daß dieſe getroffenen Reformen bloße Nothmittel, daß durchgreifende allgemeine Maßregeln nur Fragen der Zeit waren, darüber herrſchte in militäriſchen Kreiſen eine Stimme, Bonin am wenigſten konnte ſich mit dem Erreichten beruhigen. — Welche drohende Verwickelungen der orientaliſche Krieg im Gefolge hatte, wurde bereits erörtert. Sie trafen uns in den erſten ſchwachen Anfängen zur Beſſerung unſerer Truppenformation. Unſere Bewaffnung dagegen war günſtig. Wir beſaßen theils das Zündnadelgewehr, theils vortreffliche, ſchon vor dieſem Syſtem angefertigte Gewehre mit Zügen (Minié-Syſtem), welche ausgetheilt wurden, ſo daß die ganze Armee mit gezogenen Schußwaffen ausgerüſtet wurde. — Letztere hatten ſich in der Schlacht an der Alma einen Weltruf erworben, ſie machten aber leider nur eine *größere*

---

*) Entwickelung der Landwehr. S. 127—129.

Ausbildung des Soldaten nöthig, als eine zweijährige Dienſtzeit ermöglichte! Das erkannte Bonin auch ganz gut und die dreijährige Dienſtzeit wurde unter ihm auch durch die Ordre vom 28. Auguſt 1856 wieder eingeführt. — Unſere Geſpanntheit mit Frankreich, dann die drohenden Zerwürfniſſe mit der Schweiz ließen auch jeden Augenblick den Kriegsfall fürchten! Die Armee hatte dann allerdings wohl dem Gegner ebenbürtige Waffen, aber immerhin die Leute nicht, ſie mit Erfolg zu führen! —

Was auf die Verbeſſerung der Heeresverhältniſſe jetzt beſonders lähmend wirkte, war einestheils die plötzliche Krankheit König Friedrich Wilhelms IV. (1857) und daß der Prinz-Regent, unſer Kaiſer, nicht mit voller Autorität handeln konnte, andererſeits, daß die Stimmung im Lande und die Geneigtheit ſeiner Vertreter dem Miniſterium Manteuffel gegenüber ſehr ſchlecht geworden war, von durchgreifender Neuformung und Schöpfung einer ſoliden Wehrkraft in einem Zuſtande alſo keine Rede ſein konnte, wo die meiſten übrigen ſtaatlichen Verhältniſſe eben ſo proviſoriſcher Natur geworden waren. Daß die Bonin'ſchen Vorſchläge damals nicht zur Ausführung kamen, kann ihm alſo demnach nicht vorgeworfen werden. Wohl aber muß es auffällig erſcheinen, daß er dieſe Zeit des Interregnums nicht anwendete, die einmal allſeitig feſtgeſtellten Reformen ſeiner eigenen, energiſch ausgeſprochenen Anſicht gemäß wenigſtens geiſtig auszubauen und ſie zu einem Reorganiſationsplan des geſammten Heerweſens zu geſtalten, der, ſo zu ſagen, bereits für Jeden „in der Luft" lag! Hatte er doch im Prinz-Regenten Wilhelm einen Mann der That vor ſich, welcher der Reorganiſationsfrage ſeit den dreißiger Jahren ſchon aus tiefſter Ueberzeugung ergeben war, konnte es doch Bonin nach dem erſten Monat der Regentſchaft bereits nicht mehr verborgen bleiben, in Weſſen Hand das Regiment dauernd kommen werde! Wir glauben, daß hier Bonin's erſte Schwäche regiſtrirt werden muß. — Obwohl Soldat und von der Ueberzeugung erfüllt, es heiße hier jetzt eine patriotiſche Pflicht erfüllen, wenn man das geiſtige Gebäude, den Plan in Zeiten vorbereite, durch deſſen Ausführung zu geeigneter Friſt Preußens volle Vertheidigungskraft geſichert werde, — verfiel er dem Liberaliſmus wie dem Hofe gegenüber bereits jetzt ſchon in das Laviren des übrigen, ſeiner Unſicherheit ſich ſtark bewußten Miniſteriums. Der Conjectural-Politiker gewann über den militäriſchen Organiſator das Uebergewicht! So nur kann es pſychologiſch erklärt werden, weshalb er zaghaft den Schwankungen der politiſchen Verhältniſſe folgte und geſtattete, daß jüngere, unter ihm ſtehende Kräfte energiſch eingriffen und die große Exiſtenzfrage der Armee, damit aber die von Preußens Sicherheit ſtellen durften, welche doch vornehmlich ſeine, des Miniſters Sache war, wollte er der Ueberzeugung treu bleiben, die ihn als commandirenden General in Neiße beſeelt hatte. Die Neugeburt des Heeres war wahrlich eine Sache, für die es einem feſten Soldaten wohl gelohnt hätte, mit Ehren zu fallen. Daß Bonin an dieſer Frage nicht ſcheitern wollte, ward gerade erſt recht Anlaß, daß ein Anderer an ſeinen Platz kam, der ſich um Nichts in der Welt kümmerte, als die Sicherung unſerer Wehrkraft und welcher für dieſes eiſerne Ziel die äußerſte Selbſtverleugnung ſeiner Perſon mitbrachte. Dieſe Erſcheinung, — eigenthümlich und folgenreich wie leicht keine zweite, — bietet das höchſte Intereſſe! —

Im October 1857 war das Mandat vom Prinz-Regenten Wilhelm zur Führung der Staatsgeſchäfte übernommen worden, im Januar 1858 wurde daſſelbe auf 3 Monate verlängert. Den leitenden Kreiſen entging nicht, daß dieſe Verlängerung der Regierungsgewalt ſchließlich zum unbeſchränkten Beſitz derſelben führen müſſe, dann aber die Tage der — Olmütz-Politiker gezählt ſeien! Wußte das Bonin, ſo wußte er auch, daß Derjenige der Mann Wilhelms I. ſein müſſe, welcher den Weg aus der Demüthigung herausfinde! Dieſer Weg war die Armeereorganiſation um jeden Preis, — ein anderer exiſtirte nicht!! — Die Zwiſchenzeit vom Januar bis October war mithin ſehr koſtbar! — Bonin benutzte ſie nicht und ſo that es denn ein Anderer! — —

Etwa im Juni 1858 war es, als ſich Emil Theodor von Roon, noch Commandeur der 20. (Poſener) Infanterie-Brigade, auf einer Urlaubsreiſe in Berlin befand und ſich pflichtgemäß bei dem Regenten Prinzen Wilhelm in Potsdam meldete. Derſelbe ließ ihm ſagen, er könne ſich nicht ſprechen laſſen, da er gleich nach Berlin müſſe, Roon möge ihn aber begleiten. — Während dieſer denkwürdigen Fahrt fand der General Gelegenheit, mit der ganzen ſoldatiſchen Energie und Wärme ſeiner Natur die ſchweren Schäden des Heerweſens freimüthig bloszulegen und wie des Staates Anſehen und Vertheidigungskraft auf das Aeußerſte in Frage ſtehe. Aufgefordert zu ſagen, wie das Syſtem zu ändern ſei, legte Roon ſeine Anſichten dar. Der Regent befahl ihm, das eben Geäußerte aufzuſchreiben und einzureichen. Roon benutzte die Muße im Seebade Kolberg, ſeine Reformidee zu Papier zu bringen und das Schriftſtück ging an das Cabinet des Prinzen ab. — Der Winter von 1858 zu 1859 verging. Es geſchah *Nichts, weil Bonin dagegen war!* — Das Warum haben wir nicht zu unterſuchen, ſo nahe auch der Grund dafür liegt. — Abgeſehen von dieſem aber lag die weitere Urſache wohl in der Veränderung der politiſchen Leitung und daß Bonin dieſelbe *mißkannte*. — Das Miniſterium Manteuffel war im November gefallen, das liberale Cabinet Auerswald-Schwerin hatte die „neue Aera“ gebracht und — Bonin war *geblieben*. Dies hätte ihm Beweis ſein ſollen, daß man in *ihm* den Mann der That für die Heeresreorganiſation ſah, daß *dieſe* alſo ſeine Pflicht ſei, ſonſt *Nichts*! *Sie* eben war ſein Syſtem, — ob vorher ein reaktionäres Miniſterium, ob jetzt ein liberales am Ruder war, konnte ihm *gleichgültig* ſein; er gerade am wenigſten brauchte mit beiden Füßen ins andere Extrem zu ſpringen! Dieſer *Sprung* war ſein Fehler, in allem Anderen war Bonin tadelfrei. — —

Die „neue Aera“ iſt bereits gekennzeichnet worden und die ſchiefe Ebene, auf der das Miniſterium ſtand. Bonin hätte vorausſehen können, daß *ſeine* Stellung in demſelben, wenn er des Prinz-Regenten Programm falſch verſtand, die *allerſchiefſte* werden müſſe; ein Blick auf die Thatſachen rings konnte es ihm ſagen. — Als Wilhelm I. das neue Miniſterium inaugurirte, hatte er auf die neue Heeresgeſtaltung *beſonders* den Ton gelegt, zu der „Ruhe und Geld“ nöthig ſeien. Ferner war an des Prinz-Regenten Seite und zum Chef des Militärcabinets ein Mann berufen worden, der nicht blos höchſte Energie beſaß, ſondern auch dem Grundſatze huldigte: „*der Soldat hat unbedingt zu gehorchen*“; derſelbe hatte jedenfalls alſo gar keinerlei liberale Anwandlungen. Es war General Edwin von Manteuffel II. — Ferner war Hellmuth Freiherr von *Moltke* ſeit 1858 definitiv Generalſtabschef der Armee geworden. „*Ohne eine ſtarke Regierung iſt jede Nation verloren!*“ war deſſen politiſches Glaubensbekenntniß, und in ſeinem Buche über den ruſſiſch-türkiſchen Krieg war ſchon ſeit 1845 die Maxime zu leſen: „In dem Maaße, wie die *Dauer* der Dienſtzeit im Heere abnimmt, *ſteigt* der *Umfang* des Erſatzbedarfs“, daß man alſo um ſo *mehr* Menſchen haben, dem bürgerlichen Berufe um ſo mehr *Kräfte entziehen* müſſe, je *weniger* man die *vorhandene* Kraft durch Uebung *ausbilde*! — Wir denken, dies wären für Bonin Fingerzeige genug geweſen, wohin er ſich zu wenden habe. Er neigte ſich aber nach *Links* und ſchließlich überholten ihn die Ereigniſſe. — Der italieniſche Krieg nämlich kam! Die Mobiliſirung der Armee machte jede organiſche Veränderung in ihr unmöglich. Wie dieſelbe eben *war*, ſo mußte ſie ins Feld. —

Roon leitete die Mobilmachung der 14. Diviſion im Auguſt. — Wie ſchlecht Alles bei uns beſtellt war, welchen abermaligen — geradezu ſchwermüthigen Blick der General in die Heeresverhältniſſe gethan hatte, beweiſt, daß, *als der Friede von Villafranca proclamirt wurde, er aufathmete!* — *Er hatte eine wahre Todesangſt gehabt, mit unſerer damaligen Landwehr ins Feld zu ziehen!* — Dieſe ſeine neuen trüben Erfahrungen mochten ſich wohl bei allen anderen Corps ähnlich wiederholt haben, die Heeresfrage war eine wirklich brennende geworden. Bonin hatte vorher freiwillig Nichts für ſie gethan, jetzt trat ſie durch fremden Anſtoß an ihn unfreiwillig heran, nämlich als Muß! Der Prinz-Regent hatte die Roon'ſche Denkſchrift nicht vergeſſen. Kaum war demobiliſirt, ſo mußte der General ſeinen Plan dem allgemeinen Kriegsdepartement vorlegen. —

Daſſelbe fand aber, daß Roon's Vorſchläge viel zu beſcheiden wären und für das Bedürfniß nicht weit genug gingen! — Roon wurde zum Prinz-Regenten nach Baden berufen, um über den, auf Grund ſeiner Denkſchrift im Kriegsdepartement bearbeiteten Reorganiſationsplan mündlichen Bericht zu erſtatten. Er ward von dem Prinzen nach demſelben mit den Worten entlaſſen: „Ich werde Ihnen den Befehl ſenden, ſich mit einer General-Kriegs-Commiſſion über dieſe Angelegenheit zu berathen.“ — Dieſe Berathungen fanden im October und November ſtatt und der vollendete Reorganiſationsplan, ſo, wie er nachmals ausgeführt worden iſt, ging am Schluſſe derſelben aus ihnen hervor! — —

In des Kaiſers wie Moltke's Lebensſchilderung iſt ſchon geſagt worden, daß die bekannte Kriegs-Commiſſion erſt unter Feldmarſchall von Wrangel, dann unter des Prinz-Regenten perſönlichem Vorſitze tagte, — daß ferner die Theilnehmer dieſer Commiſſion Amtsverſchwiegenheit gelobt hatten. — Es bedarf alſo wohl nicht erſt der Verſicherung, daß von Keinem jener Männer, aus welchen dieſe Commiſſion beſtand, dem Verfaſſer die leiſeſten Aufklärungen über die Vorgänge in derſelben oder über die in ihr thätigen Mitglieder gegeben worden ſind. — Wenn man jedoch die vorher geſchilderten Thatſachen und die Perſonen, welche ihnen zunächſt geſtanden haben müſſen, betrachtet, erlangt man doch Klarheit genug, wenigſtens annäherungsweiſe die Art der Geburt der Reorganiſation zu erkennen. Die folgenden Kriege haben auch ſtark dazu beigetragen, den Schleier etwas zu lüften, überdem ſind ſeit 1867 von authentiſcher Feder*) ebenfalls zutreffende und auffallende Erläuterungen gegeben worden. — Es handelt ſich bei dieſer Schilderung eben nur darum, nachzuweiſen, welchen Antheil Roon perſönlich an der Reorganiſation hatte, Wer denn der eigentliche Schöpfer des Planes derſelben geweſen ſei und ob Bonin, wie allgemein geglaubt wurde, als liberales Opfer deſſelben fiel, um dem conſervativen Roon Platz zu machen! — —

---

*) Preußiſche Landwehr und ihre Entwickelung. Mittler, Berlin 1867.

Roon's Plan, welcher in deſſen beregter Denkſchrift dem Prinz-Regenten zuging, bezog ſich nur auf die Infanterie, die Waffe, welcher der General als Fachmann ſpeciell angehörte. Derſelbe wollte lediglich Nichts weiter, als den Uebelſtand der zu ſchwachen Bataillone für den Friedensfuß vermeiden. — Roon's Idee bezog ſich alſo nicht auf das ganze Heer, ja ſogar nur bei der Infanterie auf die Formation der Bataillone. Von neuen Infanterie-Regimentern war in ihm gar nicht die Rede! — Damit iſt wohl bewieſen, daß Roon nimmermehr der Schöpfer des Planes der Reorganiſation der geſammten Armee geweſen iſt, ſondern von ihm nur der Gedanke ausging, eine einzelne Waffengattung des Heeres in beſchränkter Weiſe zu reorganiſiren! Roon's Verdienſt iſt aber, die Reorganiſationsfrage der kriegsminiſteriellen Thatenloſigkeit gegenüber überhaupt zu geeigneter Zeit kühn geſtellt zu haben und daß ſeine Vorſchläge, ſo beſchränkt und einſeitig ſie auch waren, gerade bei derjenigen Waffengattung und derjenigen Truppenformation gemacht wurden, bei welcher das Beſſerungsbedürfniß am Schreiendſten war und welche im Kriege zumeiſt in Anwendung zu kommen pflegt. Das iſt als Waffe: die Infanterie, als Gefechtskörper: das Bataillon! Roon's Vorſchläge waren allerdings beſchränkt, aber ſie bildeten den Kryſtalliſationspunkt für das Spätere! —

Dieſen Plan befahl der Prinz-Regent alſo dem Kriegsdepartement vorzulegen und ſeine Prüfung durch daſſelbe. Was war das Kriegsdepartement aber Anderes, als das Miniſterium, welchem Bonin vorſtand? — Der Behörde, deſſen Chef Bonin war, wurde mithin die Prüfung des Roon'ſchen Planes befohlen und dieſe Behörde erachtete ihn für das Bedürfniß nicht genügend! Sie arbeitete einen Reorganiſationsplan auf Grund der Roon'ſchen Denkſchrift aus, alſo erweiterte ſie ihn! — Ueber dieſen nun erweiterten Plan erſtattete Roon in Baden mündlichen Bericht, auf welchen hin die General-Kriegs-Commiſſion zu zweimonatlicher Berathung zuſammentrat, welche unter dem Prinz-Regenten in Perſon erſt **Abſchluß** erhielt. — Roon's Idee war ſomit Material für den künftigen wirklichen Reorganiſationsplan, der Entwurf des Kriegsdepartements aber ebenfalls. Dem Prinz-Regenten genügte auch der erweiterte Plan dieſes ſeines Kriegsdepartements noch nicht, ſonſt hätte er ihn angenommen, ſtatt ihn an eine General-Kriegs-Commiſſion, alſo einen außerordentlichen militäriſchen Gerichtshof zu verweiſen, in welchem ſich doch gewiß Alles verſammelte, was an Kapazitäten in Beurtheilung dieſer wichtigſten aller Staatsangelegenheiten irgend vorhanden war. Was dieſe Verſammlung nun auch den vorhandenen Geſtaltungen in dritter Inſtanz noch hinzufügte, — wie ſehr ſie die Reorganiſation auch auf andere Waffen, auf Formation neuer Truppenkörper u. ſ. w. vielleicht erſtrecken mochte, daß der Prinz-Regent Wilhelm von Preußen ſchließlich perſönlich den Vorſitz übernahm, ſelbſt eingriff, ſeine Ueberzeugungen alſo in die Berathungen trug, welche dieſelben ja doch nothwendig beſtimmen mußten, thut dar, daß auch dieſe Commiſſion der Ausarbeitung des Planes doch noch nicht **die Geſtalt** gegeben hatte, welche unſerm Kaiſer vorſchwebte, ſomit der Reorganiſationsplan erſt **durch ihn ſelbſt** zur Geſtalt gedieh! Der Aufbau des Ganzen, kurz das vollendete geiſtige Bild unſeres Heeres, wie es nachmals durch die Reorganiſation zur Wahrheit wurde, iſt die Schöpfung **Wilhelms I.** allein, deren Autorſchaft er alſo völlig in Anſpruch nehmen konnte!! —

An der Größe des Gedankens ſowohl, wie aus der bisherigen Darſtellung des Wachſens und Erweiterns deſſelben iſt ja auch erſichtlich, daß die Verantwortung, ihn in das Leben einzuführen und für ſeine ſegensreichen oder unglücklichen Folgen einzuſtehen überhaupt einem Unterthan und Staatsdiener nicht zugemuthet werden konnte, daß eben nur ein Fürſt und Führer ſeines Volks ihn auf ſein Gewiſſen zu nehmen vermochte, der ſehr wohl wußte, daß dieſer außerordentliche Schritt, — ob gut, ob ſchlimm, — nicht ihm blos in Perſon, ſondern vornehmlich auch ſeinen Nachfolgern und ſeinem Volke zur Laſt fallen müſſe!!! —

Wie verhielt ſich Bonin hierzu? — Ihm war befohlen, den Roon'ſchen Plan zu prüfen und in ſeinem Departement war er — als zu beſcheiden — erweitert worden! Ob er dieſem Befehl mit Luſt oder Unluſt folgte, ob ein gewiſſer aufklärender Spazierritt mit Graf Schwerin und Auerswald im Thiergarten den übergroßen Liberalismus Bonin's ſänftigte, — ob den Generalen von Karczewsky, von Hartmann (nunmehr Gouverneur von Straßburg) und von Beyer unter ihm das wahrhafte Verdienſt gebührt, das Reorganiſationsproject aus dem Roon'ſchen Embryo zu größerem Leben gebracht zu haben, — alle dieſe Anecdoten mögen es ſo lange bleiben, bis wirkliche Geſchichtsforſchung ſie berichtigt hat. — So viel iſt klar, daß des Schickſals tragikomiſche Laune fügte: daß derſelbe Bonin, welcher vor der Kammer für liberal und Freund der zweijährigen Dienſtzeit galt, unter ſeinen Augen den Reorganiſationsplan erſtehen ſah, wie er ſich heute genau verwirklicht hat, — Roon aber als Vater eines Organismus galt, deſſen Erbſchaft er nur antrat und daß er das nur nachmals durchführte, an welchem er vorläufig keinen anderen Antheil hatte, als den erſten Bauſtein zu demſelben, zu der Vertheidigungsfeſte ſeines Vaterlandes, geliefert zu haben! —

Der Plan der Reorganiſation war bis auf geringe Einzelheiten bereits vollendet, — der Augenblick der Ausführung nahte! — Die Haltung Bonin's in der Kammer rechtfertigte wohl die Befürchtung: der Mann, welcher in der Theorie die dreijährige Dienſtzeit als Corpschef verlangt, als liberaler Miniſter verleugnet, dennoch aber bei dem auf ſie erbauten Reorganiſationsplane die Pathenſtelle übernommen hatte, müſſe es denn doch zur Unmöglichkeit werden, die praktiſche Durchführung dieſer ſchwierigen, aber wahrhaften Vaterlandsſache vor der Nation zu vertreten. Bonin wurde ſonach angedeutet: „daß, wenn er nicht mit voller Uebereinſtimmung der Reorganiſation beizuſtimmen vermöge, man ihn anders placiren könne." — Bonin aber blieb, er war völlig mit der Reorganiſation einverſtanden und wirklich war ſie bei all ihrem Umfange denn doch Nichts weiter: als das gewiſſenhaft in allen ſeinen Conſequenzen ausgeführte Organiſationsgeſetz Friedrich Wilhelms III. vom

3. *September 1814*; nicht um ein Jota war über dasſelbe hinausgegriffen worden! — Weshalb fiel Bonin aber dennoch zum Schluſſe des Jahres? — Nicht als das Opfer Roon's, ſondern ſeines *eigenen kleinlichen Eigenſinns*. Er fiel nicht um der *Reorganiſation* willen, ſondern wegen einer *Lappalie*! — Im Bewußtſein nämlich, „im Großen Nichts verrichten“ zu können, fing er es nun „im Kleinen an“. In der Furcht, das Haus der Abgeordneten werde es ihm nie verzeihen, daß er ihm erſt Conceſſionen gemacht und dann doch dieſem Reorganiſationsplane zugeſtimmt habe, ſuchte er von demſelben herunterzuhandeln, um den Schein des Liberalismus zu retten und ſeine Popularität nicht zu verlieren. Eine Sache, auf die es gar nicht mehr ankam, deren Werth Angeſichts der großen vorliegenden Aufgabe völlig verſchwand, — die Frage nämlich: „ob künftig ein Bataillon 600 oder 670 Köpfe haben ſolle“, ſetzte ihn nach Oben hin in *direkten* Conflict! — Um die Reorganiſation ins Leben zu rufen, bedurfte es eines Mannes von ganzer Kraft und unverrückbarer Hingabe, Bonin's Benehmen hingegen bewies, daß er nur einen halben Willen zu der Aufgabe mitbringe und in ſeinen Händen das Werk der Erneuerung unſerer Wehrkraft wohl eine todte Geburt ſein werde. An ſtreitigen 70 Mann alſo fiel Bonin, — der Erſte des liberalen Miniſteriums!! — —

Am 5. December 1859 trat General von Roon an ſeine Stelle. — Der vollwichtigſte Grund, ihn in ein Amt zu berufen, das jetzt gerade verantwortlicher als irgend ein anderes im Staate war und vorausſichtlich das dornenvollſte werden mußte, iſt, abgeſehen von allen anderen bekannten Qualitäten Roon's wohl: daß Derjenige die neue Schöpfung ſicher doch am tiefſten erfaßte, gewiß am fähigſten war, ſie ins Leben zu rufen und vor der Nation zu vertheidigen, der aus eigener freier Ueberzeugung zu ihr den erſten Impuls gegeben, aus dem Chaos militäriſcher Projecte, welche ſeit 1815 aufgetaucht und verworfen geweſen, den *einen* glücklichen Gedanken herausgegriffen hatte, welcher Kryſtalliſationspunkt der ganzen Schöpfung war!

Ehe wir von den Kämpfen reden, welche dieſes Werk entſachte und welche die Leidenſchaften der Parteien wie ſchließlich aller Volksſchichten in Flammen ſetzten, wollen wir den Kämpfer betrachten, der offenen Viſirs in die Schranken trat und auf ſich allein alle Pfeile des Haſſes lenkte. — Emil Theodor von Roon iſt hochgewachſen und breitſchulterig, ſeine Haltung etwas ſteif, diſtinguirt, ſein Benehmen äußerſt beſtimmt, ſeine Rede langſam und gedrungen. In ſeinem Antlitz iſt vornehmlich Willenskraft und Friſche ausgedrückt und die zurück- und etwas aufwärts ſtehende Stirnlocke wie der hochgedrehte Schnurbart erhöhen noch dieſen Ausdruck. Dabei iſt er jedoch in Sprache wie Benehmen ohne jegliche Uebertreibung, ohne Abſichtlichkeit, ohne Berechnung. Sein Geiſt iſt gleichmäßig ruhig, ſein Herz voll Wohlwollen, aber auch voll Entſchiedenheit. Das für einen Fronte-Offizier höchſt bedeutende rhetoriſche Talent des Kriegsminiſters wurde durch die parlamentariſchen Kämpfe geſchult und zu einer Beredſamkeit erhoben, wie ſie ſchwerlich vor ihm ein deutſcher General beſeſſen hat. — Roon, wie ſeine ganze Familie, iſt tief religiös, er liebt aber ebenſo ſoldatiſchen Scherz und Freimuth. Ein Todfeind jeglicher Empfindelei, achtet er offene Natürlichkeit auch an jedem Anderen. Die Geſammtheit ſeiner inneren und äußeren Eigenſchaften macht ihn ſomit zum wahren Typus des echten altpreußiſchen Offiziers, wie ihn der große Kurfürſt, Friedrich Wilhelm der Soldatenvater, der große Friedrich und unſeres Kaiſers Vater immer geliebt haben, denen es ja auch nicht im Leben auf das „Luſtre“, ſondern die „Fähigkeit“ ihrer Leute ankam. Zu dieſen Eigenſchaften kam, daß Roon in wiſſenſchaftlicher Beziehung längſt eine Autorität für Kreiſe geworden war, die weit über ſeinen militäriſchen Beruf hinausgingen; in der Geographie hatte er ſich geradezu den Ruf eines deutſchen Philologen errungen. — Durch den Fronte-Dienſt, den er durch alle Grade bis zum Diviſionär praktiſch durchgemacht hatte, namentlich durch die verſchiedenen Mobilmachungen war er eben ſo ſehr mit den lebendigen Heerkörpern, Individuen wie Maſſen, bekannt, wie mit den zahlloſen Experimenten, welche an ihnen bisher wie in einer — kliniſchen Station — gemacht worden waren. Lange noch zu probiren war jetzt Nichts mehr! Dies Probiren eben hatte die Verſchlechterungen weſentlich zur Folge gehabt! — Das Heer konnte, um mit dem bekannten Jeſuitendogma zu reden, — nur ſo ſein, wie es (nach der Reorganiſation) war, oder es war überhaupt nicht!“ — Mit dieſer lebendigen Ueberzeugung trat Roon ſein Amt an. Er ſah den Haß und die Kämpfe wohl voraus, welche ihm erwuchſen, wußte, daß er dem Regenten gegenüber die exacte Durchführung der Reorganiſation und dieſe wiederum auch den Vertretern der Nation gegenüber zu verantworten, das Geld von ihnen auszuwirken hatte, welches eine ſo große Umwälzung der Wehrkraft nothwendig beanſpruchte. Er wußte endlich, daß man Bonin's Fall bedauere und ihm denſelben nachtragen würde. — Er nahm ſeine Stellung aber mit dem Willen, mit wie trotz der Volksvertretung ſeinem Vaterlande den wichtigſten Dienſt zu leiſten, deſſen der Patriot außer einem heldenmüthigen Tode nur irgend fähig iſt; handelte es ſich doch um nichts Geringeres für Roon, als an dieſe Aufgabe ſeine Ehre und Exiſtenz, alſo Alles zu ſetzen, was er einem arbeitſamen Leben bisher zu verdanken gehabt hatte. — Wohl lohnte dieſe höchſte Frage Preußens der kommenden Prüfungen und des heißen Kampfes. Sie war nicht nur eine Daſeinsfrage des Staates, den der große Kurfürſt und Friedrich der Große auferbaut hatten, ihre glückliche Löſung mußte auch unendlich ſegensreich in ihren politiſchen wie ſocialen Folgen ſein. Der leitende Gedanke der Reorganiſation war: ein, auf allgemein durchgeführter Wehrpflicht und dreijähriger Dienſtzeit baſirtes ſtehendes Heer in ſo genügender Stärke und Schlagfertigkeit zu ſchaffen, daß man allen politiſchen Eventualitäten gewachſen ſei, dahinter aber die Landwehr als Vertheidigung des Landes, ſobald die Linie im Felde ſtehe. Es hieß alſo Scharnhorſt's Ueberzeugungen mit Boyen's idealen Anſichten in einer viel beſſeren Weiſe in die Praxis rufen, als Beide jemals erhofft hatten. — Durch dieſen großartigen Organismus allein konnte ſich die Hauptaufgabe aller modernen Kriegskunſt erreichen laſſen: „den Sieg mit möglichſt verringertem Menſchenverluſt zu gewinnen“, alſo den Gegenſatz jener Gräuel, die dies Jahrhundert im amerikaniſchen Bürgerkriege erlebt hat. Durch die Reorganiſation ferner konnte erſt die Bedeutung der Landwehr als „Wehr des Landes“ ſich erfüllen und der verheirathete Wehrmann, alſo der eigentlich ernährende und unentbehrliche Theil der männlichen Bevölkerung des Staats, der Heimat und Familie erhalten bleiben, indem man die geſammte Jugend, aber auch ſie nur, dem Feinde entgegenführte. Auf einem ſo fundirten Werke, das konnte man wohl hoffen, werde der Segen der Vorſehung ruhen und dies war auch die troſtreiche Ueberzeugung, die der neue Kriegsminiſter mit in den Streit brachte. — —

Die große Prüfungszeit Emil Theodors von Roon brach an! — Der König wollte die Reorganiſation, wie ſie war, durchſetzen, aber verfaſſungsmäßig, alſo nicht ohne den Willen der parlamentariſchen Corporation, welcher das Recht der Geldbewilligung für dieſe große Maßregel zuſtand. Vielleicht hätte das Abgeordnetenhaus ſich der Nothwendigkeit derſelben und aller ihrer Conſequenzen nicht verſchloſſen, dem Lande wäre alſo der Conflict erſpart worden, wenn man nicht von dem Miniſterium Auerswald zu exorbitant liberale Begriffe gehabt hätte, ferner wenn man nicht Bonin's Nachfolger, ſchon weil er ſein Nachfolger war, von vornherein bemißtraut hätte, zum Ueberfluſſe aber von Roon's Genoſſen im Cabinet ſich in einer Weiſe getäuſcht gefühlt hätte, welche die Volksvertretung nicht verzeihen zu dürfen glaubte. — Schon vor Bonin's Abgange war der Conflict im Keime vorhanden, war bereits ſchon die Täuſchung des Abgeordnetenhauſes vollzogen. Da Bonin der kürzeren Dienſtzeit ſich zuneigte, was er nie gedurft hätte, war die Meinung der Volksvertretung beſtätigt worden, daß man ein genau eben ſo tüchtiges Heer haben könne, wenn die Friſt der Fahnenpflicht auch um ein Jahr verringert werde. Der, welcher der Zweiten Kammer nun dieſe Täuſchung nahm, mußte nothwendig auch der Mann ihres tiefſten Mißtrauens und Haſſes werden! — Bereits in der Thronrede vom 12. Januar 1860 hatte der Prinz-Regent wiederum eindringlich auf die Heeresreform als patriotiſch unabweisbare Pflicht hingewieſen. Am 10. Februar brachte der neue Kriegsminiſter den

Reorganiſationsplan in beiden Häuſern ein und erklärte: „daß es nicht die Abſicht wäre, durch dieſes neue Geſetz mit der Vergangenheit zu brechen, ſondern das preußiſche Heer ſolle auch ferner das Volk in Waffen ſein. Daß die Nothwendigkeit der Heeresreform alle Schichten der Bevölkerung durchdränge und das vorliegende Geſetz auf der ſeit Gründung der preußiſchen Kriegsverfaſſung eingetretenen ſocialen Umgeſtaltung im Innern unſeres Landes wie auf der **politiſchen** im Innern unſeres **Welttheils** beruhe, Volk wie Regierung aber von dem gleich warmen Gefühle für des Vaterlandes Macht und Größe beſeelt ſeien.“ — Dieſe Declaration Roon's wurde von Finanzminiſter von Patow näher erläutert und das Geſetz befürwortet. — Am 16. Februar brachte Letzterer die Vorlage betreffs der Grundſteuer im Abgeordnetenhauſe ein, welch im engſten Zuſammenhange mit der neuen Heeresumformung ſtehe und motivirte dieſelbe im Herrenhauſe gleichfalls. — Die im Jahre 1859 unter Bonin beſchloſſene Kriegsbereitſchaft war bis 1. Mai genehmigt worden. Als dieſer Termin aber herankam, ohne daß das Abgeordnetenhaus in die im Februar wegen des Heeres gemachten Vorlagen eingetreten war, das Herrenhaus die Grundſteuerreform aber abgelehnt hatte, — mithin eine definitive Zuſtimmung der neuen Wehrverfaſſung von der Landesvertretung vorerſt nicht zu erwarten ſchien, — legte Roon am 5. Mai einen Geſetzentwurf vor, durch welchen er „zur Aufrechterhaltung und Vervollſtändigung derjenigen Maßnahmen ermächtigt werde, die für die fernere Kriegsbereitſchaft und erhöhte Streitkraft des Heeres erforderlich und auf den bisherigen geſetzlichen Grundlagen thunlich wären.“ Zu dieſem Zwecke wurden für die Zeit vom 1. Mai 1860 bis 30. Juni 1861 neun Millionen verlangt. Miniſter von Patow motivirte dieſe Vorlage damit, daß „durch ſie ja in keiner Weiſe den künftig zu faſſenden Beſchlüſſen präjudizirt werde, die Frage, ob zwei- oder dreijährige Dienſtzeit, Ausdehnung der Reſervepflicht, Stellung der Landwehr bei der jetzt gemachten Vorlage unberührt bleibe.“

Das eben war das Moment erneuter und verſtärkter

Täuſchung! — Es iſt nicht wahr, daß beide Fragen *noch* nicht präjudizirt geweſen ſeien, ſie waren es ſchon ſeit *November* vorigen Jahres!! Wenn Kaiſer Wilhelm 1833 ſchon unbedingt für das Dienſt-Triennium geweſen, ließ ſich doch unmöglich glauben, er werde bei der endlichen Ausführung der Reform gerade auf den *Cardinalpunkt* derſelben verzichten, zumal mit derſelben bereits vorgegangen war. Dies mußten die liberalen Glieder des Cabinets doch ſo gut wie der conſervative Kriegsminiſter wiſſen; das Gegentheil iſt unglaublich. Die Streitfrage wurde durch Patow's Erklärung alſo nur *umgangen*, vertagt, ihre Löſung einer Zeit *beſſerer* Auſpizien überlaſſen. Bonin's Schwäche warf eben ihren Schatten auf die Gefährten ſeiner miniſteriellen Meinung! — Der Charakter der Männer des liberalen Miniſteriums iſt zu lauterer Art, als daß davon die Rede ſein könne, ſie hätten mit Abſicht das Abgeordnetenhaus irre führen wollen. Es liegt die Annahme vielmehr nahe, daß ſie ſich *ſelbſt* am Erheblichſten täuſchten. Gerade in aufrichtigſter *Hingebung* an die Krone, wollten ſie deren Wünſche erfüllen, mit ihrer *Volksbeliebtheit* decken und hofften ſie *dann* zur Geltung zu bringen, wenn die Ueberzeugungen der Krone bei der Majorität als heilſam *durchgedrungen* wären! Durch *momentanes* Nachgeben meinten ſie die Zweite Kammer erſt für eine vorübergehende Bewilligung und ſpäter für das Regierungsprogramm ſelbſt zu gewinnen, dem daſſelbe nur aus Unkenntniß und Vorurtheil abgeneigt war. — Dieſe Hoffnung war indeß eitel, *ſie* gerade wurde Anlaß, daß das liberale Miniſterium fiel und Zwietracht das ganze Land erfüllte. Dieſe Hoffnung war indeß nicht nur verzeihlich, ſondern das Nachgeben des Miniſteriums eine zwingende Nothwendigkeit des Augenblicks. Man war mit Errichtung der neuen Regimenter bereits im Vorgehen begriffen, Napoleons Aggreſſionen betreffs des *Saarbeckens*, *Oeſterreichs* Haltung, die *holſteinſche* Frage, Europa's geſammte Conſtellation verlangten, daß nicht *ein* Tag mit Dem *gezögert* werde, woran Preußens ganze Zukunft, vielleicht unſer Schickſal ſchon innerhalb eines Jahres hing; Oeſterreichs Unglück in Italien ſtand ja als ſchreckhaftes Exempel vor uns. Die Mittel mußte man alſo haben, und da man im ordentlichen Wege vorläufig auf Bewilligung des Ganzen nicht rechnen konnte, ſo wollte man den außerordentlichen Weg gehen, um einen Theil des Nöthigen mittels eines Extraordinariums dadurch zu erlangen, daß man die Streitfrage ſelbſt ruhen ließ. Dies Extraordinarium ward von der Zweiten Kammer alſo in der Täuſchung gewährt, daß ſie betreffs der Reorganiſation noch **das** zu beſtimmen habe, was überhaupt von ihr gar nicht mehr beſtimmbar war!! — In dieſem Mißgriffe der liberal-miniſteriellen Parteidiplomatie lag, da er doch einmal gemacht war, wenigſtens ein Gutes. Von einem ſogenannten Schaukelſyſtem konnte nicht lange mehr die Rede ſein. Der innere Riß mußte unaufhaltſam kommen, der Zwiſt ſich ſo zuſpitzen, daß nur noch der ſtärkſte aller Geiſter an ſeine Löſung ſich wagen, an ihm für ſeine großartigen Zwecke ſich ſchulen und ſchließlich die Nation aus dem äußeren wie inneren Dilemma herausführen konnte, — Otto von Bismarck! — Möge hier gleich bemerkt ſein, daß eine langjährig erprobte Freundſchaft die Familien Roon und Bismarck verband, beide Männer über Preußens Zukunft durchaus eines Sinnes waren und daß die Reorganiſation ohne Bismarck, noch mehr aber: **er** ohne ſie gar nicht gedacht werden kann. Beide verhalten ſich zu einander wie Vorausſetzung und Folgerung. War Deutſchlands künftiger Kanzler doch vom Auguſt 1851 bis April 1859 in Frankfurt Geſandter geweſen, hatte die politiſchen Zuſtände und Charaktere dort wie in Paris längſt durchſchaut; die beiden nächſten und bedeutſamſten Fragen unſerer Zukunft lagen ihm offener als irgend einem Lebenden vor Augen! — Weil Roon und Bismarck ſo innig zuſammengehören, ſie die Dioskuren unſerer parlamentariſchen Kämpfe geweſen ſind, unſere äußere Politik unſere innere aber weſentlich durchdrang und beſtimmte, ſo werden auch die parlamentariſchen Kämpfe Roon's und diejenigen Bismarck's als einheitliche Handlung angeſehen werden müſſen. Erſtere haben ja weſentlich die Aktion des nachmaligen Miniſterpräſidenten eingeleitet, waren für Bismarck eine unumgängliche Vorbedingung, auf Grund deren allein ihm gelang, einen Ausweg da zu finden, wo alle Anderen bereits jede Brücke abgebrochen ſahen. — Hier wollen wir indeß nur den dramatiſchen Gang des Conflicts ſchildern, ſo weit Roon allein ihn zu beſtehen hatte. —

Wie die Zweite Kammer das Schillernde, Unbeſtimmte in Patow's Motivirung am 5. Mai wohl erkannte, ging aus der Haltung ihres Commiſſionsreferenten von Vincke hervor. Obwohl das Extraordinarium bewilligt wurde, geſchah es doch mit einer „conditio sine qua non", welche dem Miniſterium klar machen mußte, mit Annahme der Reorganiſation ſei es auch künftig Nichts. An demſelben Tage, — wie unter dem Kaiſer bereits erwähnt iſt, — ließ ſich Herr von Vincke zu den bewußten „Ungeſchicklichkeiten" verleiten. Roon war auf das Tiefſte beleidigt. Er vertrat die Maßnahmen des Königs, er mußte ſomit die Beleidigung auf ſich beziehen. Miniſter von Roon ließ zufolge dieſes Vorfalles Vincke fordern und daß es nicht wirklich zum Duell, von vornherein alſo zum öffentlichen Eclat in der ganzen Frage kam, wurde allein durch die taktvolle Vermittelung des General Edwin von Manteuffel II. beigelegt. —

Die gegenſeitige Täuſchung des Miniſteriums und der Kammer mußte im Jahre 1861 nothwendig ſchwinden und um die Enttäuſchung zu beſchleunigen, wirkten weſentlich zwei Dinge mit. Die Schäden des Regimes Manteuffel-Weſtphalen traten höchſt unheilvoll zu Tage und erregten die öffentliche Stimmung, andererſeits verlangte die Majorität für ihre Bewilligungen von den liberalen Miniſtern betreffs der Auslandspolitik Bürgſchaften, welche zu geben ſchlimmer denn unpolitiſch geweſen wäre. So wurde das Mißtrauen und die Spannung vermehrt, der Kampf ward hitzig! Die Grundſätze der Regierung und die der Kammermehrheit ſchloſſen einander ſo aus, daß der gegenſeitige Argwohn ſchließlich unüberwindlich werden mußte. Erſtere wollte eine ſtarke Krone und ein ſtarkes, derſelben ergebenes Heer auf Grund der Verfaſſung, die Volksvertretung erſtrebte aber das parlamentariſche Regiment und ein — Parlamentsheer. Ueber Preußens Ziele war man im Großen und Ganzen einig, — über die Mittel zu ihnen durchaus nicht und weil keine der ſtreitenden Parteien nachgab, mußte jede von der anderen nothwendig glauben, daß ihr das Ziel nur Maske, das Mittel aber der eigentliche Zweck ſei! — Ein Perſonalconflict kam noch hinzu, den Argwohn der Volksvertretung unbeſieglich zu machen, ihn auf eine, wenn nicht geradezu verkehrte, ſo doch gefahrvolle Bahn zu leiten, — das Duell zwiſchen Manteuffel und Tweſten am 27. Mai 1862.*) Edwin von Manteuffel II. war als Chef des Militärcabinets nicht nur beim Liberalismus, ſondern auch bei der ſehr zahlreichen Klaſſe derjenigen Militärs verhaßt geworden, welche ſeine umfaſſenden Maßregeln, das preußiſche Offiziercorps zu verjüngen, perſönlich traf; man hatte ſich einmal im Publikum gewöhnt, an dieſes eigenthümlichen Mannes allmächtigen Einfluß zu glauben. — Darauf näher einzugehen iſt hier nicht der Ort; ſoviel nur ſei geſagt, daß die öffentliche Stimme Falſches und Wahres zu einem abſtruſen Gebilde miſchte, dem der General gewiß nicht gleicht, ferner, daß die durch denſelben bewirkten Penſionirungen mit dem Reorganiſationswerke in unvermeidlicher Wechſelwirkung ſtanden.**) — Das beſagte Duell war durch Tweſten's bekannte Broſchüre hervorgerufen worden und daß der liberale Parteimann verwundet wurde, machte ihn nicht blos äußerſt populär, es machte ſeinen Sieger nur noch verhaßter. Der Zufall, daß eine Kugel traf — oder auch nicht traf, übernahm alſo hier die Rolle des politiſchen Faiſeurs! Ueberdem mag das Mißfallen der Volksvertretung auch noch dadurch erhöht worden ſein, daß Miniſter von Roon das Marine-Departement übernahm. — Nichtsdeſtoweniger ward am 31. März das Extraordinarium für den Militäretat bewilligt, indem man anerkannte: die Regierung habe ſich bei der Reorganiſation in den Schranken des Geſetzes gehalten. Man bewilligte indeß auch, weil man ſich auf den liberalen Theil des Miniſteriums verließ, welcher die

---

*) In der Kaiſerbiographie ſind die parlamentariſchen Ereigniſſe ſo kurz zuſammengefaßt, daß es ſcheinen könnte, dieſer Ehrenhandel habe nach Bismarck's Amtsantritt ſtattgefunden. Dies iſt irrig. D. V.

**) Unter „General Edwin von Manteuffel“.

Frage der Dienſtzeit und des Landwehrſyſtems als eine *offene* erklärt hatte, was ſie bekanntlich *nicht* mehr war. — —

Es iſt damals und ſpäter von liberaler Seite ſo mancher ironiſche Hieb bei der Frage geführt worden: ob ein, wenn auch guter, Commandeur zu Lande je Chef der Marine ſein könne. Daß ein Offizier von Landtruppen *ein Schiff* je *commandiren könne*, hielt man für abſolut lächerlich! — Die techniſche Möglichkeit haben wir nicht zu erörtern, die Geſchichte aber lehrt uns, daß es eben ſo viel glückliche Feldherren zur See gegeben hat, welche ſonſt *Landarmeen* zu commandiren pflegten, wie es große Admirale von *Fach* gab. Sir Walther Raleigh, der Virginien entdeckte, Howarth von Nottingham, welcher mit anderen Pairs die ſpaniſche Armada zu Grunde richtete, der berühmte Eſſex, der mit der engliſchen Flotte Cadix bombardirte und eroberte, ja der Schrecken aller ſpaniſchen Küſten wurde, — Marlborough, der Sieger von Hochſtädt, welcher mit einer engliſchen Flotte Cork nahm und Irland den Stuarts entriß, — ſie Alle waren *Landratten* und — *Hofcavaliere* dazu! Sind die Meergeuſen nicht niederländiſche Edelleute geweſen, welche vom Seekriege vorher ſehr wenig wußten und doch den glorreichen Tag von Briel ſchlugen, welcher Alba ſeinen Feldherrnruhm koſtete? — Vaterländiſche Beiſpiele liegen indeß näher! *Oberſt von der Gröben*, Garde-Infanterie-Offizier und Erbjägermeiſter zu Berlin, war's, der Benjamin Raule's Kaper und Boote unter dem großen Kurfürſten commandirte, Schwedens Verderber auf Rügen, an den däniſchen Küſten, in der ganzen Nordſee geworden iſt. Derſelbe Gröben war's, welcher in Guinea die brandenburgiſche Colonie „Groß-Friedrichsburg" gründete und den Anſtoß zur Gründung einer *erſten norddeutſchen Marine* gab! Daß freilich unter Friedrich I. Alles von ihr verloren ging, daran war einmal die Regierung deſſelben Schuld, andererſeits, daß der Marine-Director, der holländiſche *Schiffer* Benjamin Raule, alſo der *Fachmann*, nicht zu *wirthſchaften* verſtand und Millionen ungehörig verſchleuderte! — So lange es eine Geſchichte der Marine giebt, weiſt ſie auch nach, daß die Flotten jedes Landes anfänglich von Landoffizieren befehligt worden ſind, und erſt als die Schiffer ſich nach und nach zu Soldaten und die Soldaten zu Seemännern gebildet hatten, jenes muthige Amphibienvolk der Marine ſich bildete, das zu Waſſer und zu Lande Herr ſeines Feindes und der Ruhm ſeines Landes geworden iſt. Warum dies heutiger Zeit gerade anders ſein müſſe, dürfte erſt noch ebenſo bewieſen werden, wie die Frage: ob der große Kurfürſt heutzutage mit Panzerſchiffen die Schweden beſſer gehetzt hätte, als Friedrich von der Gröben damals es mit bloßen Heringsbuiſen, Fliebooten und Schoonern zu Stande brachte. — —

An die Bewilligung des Extraordinariums ſeitens der preußiſchen Abgeordneten war zugleich die Forderung geknüpft worden, daß zur dauernden Durchführung der Reorganiſation das Geſetz vom 3. September 1814 abgeändert werde. — Am 5. Juni 1861 war die Kammer geſchloſſen worden, die Parteien bereiteten ſich zu den neuen Wahlen. Vier Tage ſpäter erſchien das Programm der Fortſchrittspartei. Die Forderungen, welche dieſelbe an die Staatsregierung ſtellte, die Kampfobjecte, welche ſie für die nächſte Legislatur in Ausſicht ſtellte und die noch durch den Aufruf des Central-Wahl-Comité's vom 29. September weſentlich zugeſpitzt wurden, machte es den liberalen Miniſtern ganz unmöglich, ſich auf eine Partei zu ſtützen, deren wachſende Anſprüche zu befriedigen ſie gänzlich außer Stande waren. Zudem, wie die Cabinetsordre vom 4. Juli erklärt hatte, war die Reorganiſation beendet. — „Koſte, was es koſtet!“ — und was ſie gekoſtet hatte, mußte gedeckt und zwar durch geſetzmäßige Mitwirkung einer Verſammlung gedeckt werden, die von möglichſt kürzeſter Dienſtzeit und einem Volksheere in Art der Boyen'ſchen „engliſchen Milizen“ träumte. Solch' ſchreiendem Gegenſatze war allein durch Offenheit zu begegnen. Das Miniſterium erklärte ſchließlich mittels Erlaß vom 16. November: „daß die Beſtrebungen der ſogenannten Fortſchrittspartei nicht mit denen der Staatsregierung übereinſtimmten!“ — Die liberalen Miniſter alſo ſchickten dem Liberalismus den Abſagebrief! — Die Enttäuſchung war da, der offene Conflict unleugbare Gewißheit! Dieſe Enttäuſchung wurde das Epitaph des Miniſteriums der neuen Aera — der Beerdigungsprozeß nur hatte noch vor ſich zu gehen. Er war kurz und draſtiſch. —

Das liberale Utopienweſen, der ſteifnackige Doctrinarismus, die eine andere Erkenntniß als die ihrige nie gelten laſſen, ſtanden fortan in vollſter Blüthe! Es galt dem Liberalismus nun, das fahnenflüchtige Miniſterium zu züchtigen, vor Allem den verhaßten Roon zu ſtürzen und dann das eigene Programm der Krone aufzunöthigen. Es war ein eben ſo gewagtes als phantaſiereiches Beginnen, das ſich aber auf zwei poſitive Dinge ſtützte: König Wilhelms I. Verfaſſungstreue und daß man betreffs der Reorganiſation in einer Täuſchung erhalten worden ſei, alſo höhere Bürgſchaften für ſein erſchüttertes Vertrauen verlangen könne und erlangen werde! Mit einem Worte, man glaubte ſich jetzt der Handhabe gewiß, um ein demokratiſches Parlaments-Regiment an Stelle des monarchiſch-conſtitutionellen zu ſetzen. — Dies Streben politiſchen Ehrgeizes zwang aber gerade das Miniſterium zum Rücktritt, mittelſt deſſen der Liberalismus hatte zur Herrſchaft gelangen wollen und man erhielt dafür ein Regime, wie man am wenigſten es wünſchte. — Die December-Wahlen hatten den Sieg der Fortſchrittspartei entſchieden. Am 18. Januar 1862 war der Landtag durch eine Thronrede eröffnet worden, welche klar genug fünf nationale Aufgaben, nämlich: „die Heeresreorganiſation, die Reviſion der Wehrverfaſſung Deutſchlands, die Reform der Bundesverfaſſung und die heſſiſche und ſchleswig-holſteiniſche Frage“ bezeichnete. Kühlere, weniger prinzipienſteife Vertreter hätten vielleicht auf die logiſche Idee kommen können, daß die befriedigende Löſung der erſten Frage die aller übrigen im Gefolge habe, — mindeſtens hätte man ſich doch ſagen ſollen, daß dieſes Programm der Krone gerade keine Geburt einer ariſtokratiſch-reaktionären Kamarilla ſein könne und daſſelbe ohne Mitwirkung der parlamentariſchen Körperſchaften ganz illuſoriſch ſei! — Das neue Abgeordnetenhaus hingegen erwählte Grabow und von Bockum-Dolffs, — ausgeſprochene Fractionshäupter, — zu Präſidenten. Damit war auch die Ordre de bataille gegeben. — Um der Volksvertretung zu genügen, machte die Regierung bei Gelegenheit der Miniſter-Verantwortlichkeitsfrage die Miniſter-Anklage von der Zuſtimmung beider Häuſer des Landtages abhängig und der Kriegsminiſter legte der Erſten Kammer eine Abänderung und Ergänzung des Wehrgeſetzes vom 3. September 1814 vor. Als am 5. März bei der Militärdebatte Roon der Zweiten Kammer unumwunden nun erklärte: „daß die Regierung feſt entſchloſſen ſei, an dem Dienſt-Triennium Nichts zu ändern“, war von Verſöhnung nicht mehr die Rede. Der Antrag Hagen am andern Tage ſtellte das Entweder-Oder: Miniſterkriſis oder Vernichtung der Reorganiſation durch peinlichſte Controle eines jeden einzelnen Etatsartikels. — Der Antrag ward angenommen, am 11. löſte das Miniſterium Auerswald das Haus auf. — — Der Wahlaufruf der Fortſchrittspartei vom 14. März erklärte geradezu, daß das Miniſterium bei ihm gar keinen Glauben mehr habe! So glitt das Miniſterium denn auf ſeiner ſchiefen Bahn ſeinem Genoſſen Bonin nach, — aber Roon blieb! — — Das war genug, den Volksvulkan zu den ſtärkſten Eruptionen zu treiben! Man ſah im Geiſte ſchon die Zeiten der Manteuffel-Weſtphalenſchen Reaktion neu hereinbrechen, ein Regiment nach Art der Cabal unter Carl II. von England und daß die Verfaſſung in Trümmer gehen werde! In dem Allen täuſchte man ſich indeß eben ſo arg wie früher. — Weil die Zweite Kammer Perſonal-Politik zu treiben begann, verlor ſie den national-politiſchen Blick. Derſelbe wurde mit der Zeit immer enger, immer localer. Der Kampf für das Wohl und die Zukunft des Landes verwandelte ſich in ein Gezänk parteiiſcher Rancune und drehte ſich bis Herbſt 1862 in politiſcher Monomanie um den einen Gedanken der Dienſtzeit und der verhaßten Perſon Roon's; — das Ende des Conflictes ließ ſich nicht abſehen! — Das demonſtrative Vorgehen des Demokratismus hatte als Gegendruck den Jagow'ſchen Wahlerlaß erzeugt, wie die Strenge gegen die liberalen Beamten. — Wir am wenigſten haben dieſen Maßnahmen das Wort zu reden; eine gute Regierung ſoll eben über den Parteien ſtehen, auch machten dieſe Erlaſſe wie die ſpäteren Preßordonnanzen die beſtehenden Uebel nur ſchlimmer, den Kampf nur bitterer. — Hier ſoll nur geſagt werden, daß die von allen Seiten angefeindete Regierung ſich in einem Nothſtande befand, den ſie, ſchon der auswärtigen Lage wegen, dringend Urſache hatte, loszuwerden. — Miniſter von Roon litt in dieſer Zeit außerordentlich ſchwer. Sie war gewiß das dornenvollſte Stück Arbeit ſeines Lebens! Nur ſein redlich Gewiſſen, die Ueberzeugung des Rechten, endlich die Zähigkeit ſeiner ſoldatiſchen Natur gaben ihm die Kraft, den mühevollen Strauß mit einem Rednertalente auszufechten, das ſelbſt die Anerkennung ſeiner Gegner gefunden hat. Wahrhaftig, Roon bedurfte jetzt eiſerner Willenskraft nach zwei Seiten hin!

Das neue Miniſterium Jagow-Lippe-Mühler-Heydt hatte nämlich noch keine innere Kräftigung. Heydt, dem die Leitung deſſelben nur proviſoriſch übertragen worden, hatte in dem bekannten Briefe vom 21. März, welcher indiscreterweiſe in die Oeffentlichkeit kam, dem Kriegsminiſter in einem Anfalle zaghafter Schwäche zugemuthet, auf „erhebliche Ausgaben“ für das Heer verzichten zu ſollen, um den Conflict beizulegen. Dabei hatten die heſſiſchen Wirren aber die Marſchbereitſchaft zweier Armee-Corps nothwendig gemacht! Kam es dort zu einer Intervention Preußens, ſo konnte Niemand die Folgen vorausſehen, welche ſich hieraus innerhalb Deutſchlands entwickeln würden! Es wäre für Preußen nahezu verderblich geweſen, Angeſichts einer ſolchen Lage die Ausgaben für das Heer einzuſchränken. — Wie ſchwer das Zerwürfniß König Wilhelm I. ſelbſt auf dem Herzen laſtete, er um des inneren Friedens-willen geneigt war, von ſeiner theuerſten Ueberzeugung ſelbſt nachzulaſſen, wenn es irgend mit der Landesſicherheit verträglich wäre, bewies die Zuſammenberufung einer Commiſſion von Generalen, welche vorurtheilsfrei begutachten ſollte, ob von der Dienſtzeit nachgelaſſen, den Wünſchen der Zweiten Kammer genügt werden könne. Am 10. April erklärte ſich indeß dieſe Commiſſion unbedingt für das Triennium und die jetzige Stärke der Cadres und beſtätigte ſo die langjährigen Ueberzeugungen des Monarchen. Auf dieſem Wege war mithin der Conflict nicht zu löſen! — Die Höhe desſelben erreichte im Abgeordnetenhauſe die Debattenreihe vom 11. bis 23. September über den Militäretat pro 1863; wahrhafte Redeſchlachten wurden da geſchlagen. Die viel beſprochene „Epiſode“ vom 17. September bildete den Kern des Streits, der Moment, wo das von beiden Seiten angewandte Bemühen, durch irgend einen Kompromiß um die eigentlichen Streitobjecte herumzukommen, nur tieferes Zerwürfniß und Mißtrauen erregte, den Conflict vergrößerte. Während, wie leider oft ja geſchieht, ungeſchickte Freunde die Lage der Regierung erſchwerten, namentlich die ſelige Sternzeitung mit ihrer — „bevorſtehenden Verfaſſungskriſis“ — und der — „Lücke in der Verfaſſung“ — Oel ins Feuer goß, ſpielte die Fortſchrittspartei ihre höchſten Trümpfe gegen die Regierung aus. Marine-Etat, das Budget, ſämmtliche Reorganiſationskoſten wurden geſtrichen!! — Um einen Begriff nur von der doctrinären Verranntheit der Fortſchrittspartei und ihrer, jede Wirklichkeit aus den Augen ſetzenden, Utopienſucht zu geben, genüge das Beiſpiel, was der Abgeordnete und berühmte Hiſtoriker von Sybel in jener Zeit gab. Auf der einen Seite Champion des Bienniums und des ſogenannten „Volksheeres“, hatte er eine Broſchüre über das deutſche Kaiſerthum geſchrieben, die nichts Geringeres als eine Kriegserklärung gegen Oeſterreich und die Uebertragung der deutſchen Reichsgewalt an die Krone Preußen beſagte! — Womit dies zu Wege gebracht werden ſollte, ohne die Wiedergeburt des Heeres, ohne deſſen ſorgfältige Schulung, ohne äußerſte Anſpannung der preußiſchen Volkskraft an Menſchen und Geld, ohne einen Kampf gegen das übrige Deutſchland und das Ausland dazu, — das freilich wußte der Hiſtoriker nicht! Während von Sybel am 11. September die Bataille gegen Roon und den „Militärismus“ mit gellendem Fanfarenſchrei einleitete, war in ſeiner Hiſtoriſchen Wochenſchrift nun naiverweiſe ein Aufſatz von K. W. Nitzſch: „Ueber Heer und Staat der römiſchen Republik“ zu leſen. Die Frage: „Was machte die römiſche Republik groß“, wurde in demſelben beantwortet: „allein der legale Zuſammenhang der Comitien und

Legionen, die Durchdringung ſeiner bürgerlichen durch die Wehrverfaſſung! Jene unabſehbare Reihe großer Feldherren und Magiſtrate, jene Sicherheit der äußeren und inneren Politik wäre bei Roms Republik nicht denkbar geweſen ohne den natürlichen Einfluß, welchen die Disciplin und die ſtolze Tradition der Armee auf den Geiſt der Comitien übte!!" — Konnte ein ärgerer Widerſpruch ſtattfinden zwiſchen dem, was Sybel in der Kammer ſagte und dem, was ſein Blatt druckte?! Hätte Roon je glänzender für die Reorganiſation plaidiren können, als es der gelehrte Mitarbeiter des Herrn von Sybel that? — Was war denn die Reorganiſation Anderes als Durchdringung der preußiſchen bürgerlichen durch die preußiſche Wehr-Verfaſſung? Was war dieſe Oppoſition denn Anderes als der Widerwille vor eben dieſer Durchdringung, „Militärismus" genannt, welche die Republik Rom doch groß gemacht hatte? Oder meinten die Hiſtoriker der Fortſchrittspartei, daß die Legionen Roms mit zweijährigem Dienſte etwa die Republik groß gemacht hätten, oder aber, daß trotz unſeren complicirteren Waffen, unſeren ſchwierigeren Exercitien die oſtpreußiſchen, ſchleſiſchen und pommerſchen Rekruten etwa durch höhere Intelligenz und Anſtelligkeit die lange Schulung entbehrlich machten, der die Bürger von Latium ſich willig unterzogen? Vergaß man denn ſo ganz die Geographie und daß es erheblich leichter geweſen ſei, zur Zeit der Republik das meer- und alpenumgürtete barbariſche Italien unter Roms Lanze zu bringen, als es im Jahre 1862 möglich geweſen ſein würde, das rings dem Ausland offene Deutſchland unter preußiſche Kaiſer-Kanonen?! Trotzdem verweigerte man Alles! — Wie ſollte denn das enden? — Sollte man die Verfaſſung ſeitens der Regierung etwa ſuspendiren und zum nackten Abſolutismus zurückkehren, wie die Meiſten fürchteten und Etliche vielleicht hofften? Oder gab es irgend ein Mittel der Verſtändigung noch, um im Guten zu erlangen, was man nicht entbehren konnte, ja was bereits für die Reorganiſation ausgegeben war? — — Dem Könige Wilhelm I. war genug, die

Verfaſſung beſchworen zu haben, um ſie ſtricte zu halten. Das konnte man wiſſen, ja — wir glauben, man wußte es nur zu gut! Eine Verſtändigung war unmöglich, jeder Kompromiß war zurückgewieſen worden. — Mit Verwerfung des ganzen Militär-Budgets mußten Heydt und Hohenlohe ſchließlich abtreten. — Wollte man jetzt nicht zu endloſen Auflöſungen und Neuwahlen ſchreiten, welche die Dinge wahrlich nicht beſſerten, wollte man durch neue, noch ſtrengere Maßregeln die Oppoſition nicht noch verſtärken, ſollte dieſelbe überhaupt jemals gebrochen werden, ſo mußte man ein ſtarkes, conſequentes Miniſterium ſchaffen. Der Träger deſſelben mußte ein Mann ſein, welcher nicht nur Roon beſſer ſtützte, als deſſen bisherigen Collegen gelungen war, ſondern welcher auch Gaben beſaß, die Roon ſelbſt abgingen, beſonders die, einer Verſammlung enragirter Parteipolitiker nicht nur dauernd die Stirn zu bieten, ſondern ſie zu bewältigen und dahin zu leiten, wohin die Regierung ſtreng innerhalb der Verfaſſung zu gehen geſonnen war.

Otto von Bismarck, zur Zeit Geſandter in Frankreich, wurde von Biarritz eiligſt berufen; Roon, ſein alter Freund, reiſte ihm entgegen. — Der Hof, alle Regierungskreiſe waren in höchſter Unruhe! — Am 19. September traf er ein, am 24. (alſo nach dem Tage der Budgetverweigerung) wurde er Staatsminiſter und zog den Etat pro 1863 zurück; am 9. October übernahm er an Bernstorff's Stelle das auswärtige Amt und wurde Miniſterpräſident. — Auslands- und Inlandspolitik lagen nunmehr in einer Hand und zwar einer eiſernen! Feſt trat Bismarck vor den König als Schild hin. Sein Arm parirte die Streiche, welche Roon bisher allein gegolten hatten. Auf ſeine Bruſt lenkte er mit brüsker Gewalt den allgemeinen Haß! — Er war der Mann, deſſen die Oppoſition bedurfte! —

Miniſter von Roon war Fachgelehrter und Soldat vom reinſten Waſſer; die ſogenannte große Politik aber lag ihm fern und trotz glänzender Redegabe beſaß er nicht die Kunſt, ſeinen Gegner nach deſſen beſonderer Individualität zu tractiren. Der jetzigen Situation wurde eben ein Geiſt nur Herr, welcher im diplomatiſchen wie parlamentariſchen Parteitreiben ſein eigentlich Element und Fahrwaſſer hatte, Ausland wie Inland überſah und die Menſchen durch ihre eigenen *Leidenſchaften* zu regieren wußte. Das war Otto von Bismarck! — —

Das Abgeordnetenhaus hatte auch mit dem Augenblicke, wo dieſer Staatsmann eintraf, das Gefühl, jetzt trete *ſein eigentlicher Gegner* in die Turnierſchranken, in ihm ſtelle ſich ein unverrückbares Syſtem vor daſſelbe hin und werfe ihm den Fehdehandſchuh vor die Füße! Neue Elektrizität kam in alle Gegner der Regierung! Ein kurzer ſcharfer Strauß ſtellte das Hüben und Drüben feſt! — Am 13. October hatte die Zweite Kammer die „*Null- und Nichtigkeits-Erklärung*“ beſchloſſen. Bismarck erklärte: „*Es befindet ſich die Regierung Sr. Majeſtät in der Nothwendigkeit, den Staatshaushalt* **ohne** *die in der Verfaſſung vorausgeſetzte Unterlage führen zu müſſen.*“ Aufs Aeußerſte geſpannt — bis zum Springen — war die Situation, aber endlich ſonnenklar. Dieſe Klarheit gab ihr nach *beiden Seiten* Feſtigkeit und die *Ueberſpanntheit* der Lage ließ ſchließen, daß *der* Sieger bleiben werde, welcher die Spannung eben am längſten *aushalten* könne. — Krieg iſt Krieg! Ob mit Worten, ob mit Eiſen, die Kampfweiſe bleibt immer dieſelbe und wo einheitlich eine geniale Hand ſie leitet, *da* ſitzt der Sieg! — Nicht blos zeigte die conſervative Partei jetzt mehr Straffheit, entfaltete mehr Leben, die Ergebenheits-Adreſſen, welche an den Thron gelangten, wurden auch Anlaß, die perſönliche Meinung des Königs zum öffentlichen Ausdruck zu bringen. Namentlich war die Audienz der Loyalitäts-Deputationen aus Potsdam und Spandau bemerkenswerth, denn, von der Reorganiſation ſprechend, ſagte König Wilhelm: „Sie iſt mein *eigenſtes Werk* und mein *Stolz! Es giebt* kein *Bonin'ſches* und kein *Roon'ſches* Project, es iſt *mein eigenes!!*“ Mit welch' gutem Grunde der König ſo ſprechen konnte, haben wir nachgewieſen. — —

Vom Augenblicke, wo Bismarck in den Vordergrund trat und den Atlas der inneren Wirren auf ſeine Schultern nahm, kam über Roon auch größere Ruhe. Er konnte ſich fortan ungetheilter den Aufgaben ſeines Reſſorts widmen, — ein großer Vortheil bei der übrigen Weltlage! Alles war ja inzwiſchen ſpruchreif geworden! — Hatte Bismarck nun auch im Verfaſſungsconflict kühn die Spitze genommen, ſein alter Freund Roon ſecundirte ihm wacker und ſprach energiſcher denn je. — Wie an der Militärfrage das ganze Land indeß theilnahm, die Erwägungen derſelben in Kreiſen ſich heimiſch machten, welche ſonſt dieſer Materie ziemlich fern ſtehen, ihr nicht gerade beſonders geneigt ſind, bewies ein Buch, das nun unter dem Titel erſchien: „Preußens Armee-Reorganiſation und ihre Gegnerſchaft im Jahre 1862. Eine patriotiſche Betrachtung. Magdeburg 1863. Heinrichshofen'ſche Buchhandlung." — Dies Buch war anonym aufgetreten, war dem Verleger überdies nur in Commiſſion gegeben worden, alſo vom Autor bezahlt, — eine Buchhändler-Speculation alſo gewiß nicht. Von dieſem Werke erklärte Graf Roon im Jahre 1872 noch: „daß es am vollſtändigſten ſeine Ueberzeugungen vertrete!" — Man hat ſich bemüht, den patriotiſchen Verfaſſer herauszubekommen, — man weiß aber nur, er ſei ein Schulmeiſter der Magdeburger Gegend. — Daß er kein gewöhnlicher Baccalaureus geweſen iſt, ſondern ein Mann von großer Geiſtesklarheit und ſehr vielem Wiſſen, machen ſchon die erſten Seiten klar; ſchwerlich iſt zur Sache etwas Beſſeres während der Conflictszeit geſchrieben worden. —

Roon's neuer parlamentariſcher Feldzug nach Eintritt des Miniſterium Bismarck erfolgte unter ſehr verſchärfter Situation. Er hatte den 10. Februar als Ausgleichsverſuch die Militär-Novelle zum Wehrpflicht-Geſetz vom 3. September 1814 eingebracht. Höchſt erregte politiſche Debatten, zum Beiſpiel die über die geheime ruſſiſche Convention, ſpielten ſich inzwiſchen ab und der Parlamentsvulkan krachte in heißeſten Ausbrüchen. — Am 3. März kam die Roon'ſche Novelle in der Militär-Commiſſion zur Discuſſion. Von Forckenbeck wurde am 12. dann ein Gegenantrag eingebracht, der nichts Geringeres war, als ein liberaler Militärgeſetz-Entwurf, deſſen Baſis das chroniſch gewordene

Dogma der kurzen Dienſtzeit bildete. Am 20. wurde, — wie doch wohl die Gegner erwarten konnten, — in der Commiſſion dieſer Entwurf vom Militärbevollmächtigten der Regierung abgelehnt. Dagegen hatte die Commiſſion des Abgeordnetenhauſes die Roon'ſche Novelle wieder verworfen. Am 7. Mai begann in der Zweiten Kammer ſelbſt die Militär-Debatte. Roon's Novelle und Forckenbeck's Entwurf wurden geprüft. Am 9. trat Roon für ſeine alte Ehrenpflicht abermals in die Schranken. — Zuerſt widerlegte er die Anſicht, daß durch die neuen Einrichtungen in Preußen gewiſſermaßen ein Militärſtaat gegen den Verfaſſungsſtaat errichtet werden ſolle: „Unſere Militäreinrichtungen“, ſagte er, „ſind mit unſerm Verfaſſungsſtaat (wie er durch unſere Verfaſſung wirklich feſtgeſetzt iſt, nicht, wie ſich ihn viele Leute einbilden) durchaus vereinbar! Die Einfügung des ſogenannten Militärſtaates in unſern verfaſſungsmäßigen Rechtsſtaat hat bereits ſtattgefunden und iſt nicht erſt in der Zukunft zu erſtreben. Irgend welche *Hintergedanken* bei der Reorganiſation kann man ſchon deshalb nicht annehmen, weil dieſelbe vom *Könige* und von dem *früheren Miniſterium gleichzeitig* mit dem bekannten *freiſinnigen* Regierungsprogramm *beſchloſſen* worden iſt! — Meine Herren, es ſind nicht *politiſche*, ſondern *militäriſche* Gedanken, welche die Reorganiſation dictirt haben.“ — Nachdem die Commiſſion des Hauſes von Neuem behauptet hatte, durch das Geſetz der Regierung werde die alte Landwehreinrichtung vernichtet, wies Roon nicht nur eben ſo glänzend die *Unwahrheit* dieſer Annahme nach, nicht nur, daß durch die Reorganiſation die bürgerlichen Intereſſen beſſer als bisher gewahrt würden, er legte auch klar den *Zweck* derſelben, die Vaterlandsvertheidigung dar. „Die Regierung iſt ſich dabei bewußt, daß es ſich um die heiligſten Intereſſen des Vaterlandes handelt. Deshalb hat die Regierung den erſten Entwurf 1860 eingebracht, deshalb hat ſie ihn feſtgehalten mit der ihr vorgeworfenen Zähigkeit und Conſequenz — von der man hier geſagt hat, daß ſie einer *beſſeren* Sache würdig wäre. Meine Herren, eine *beſſere* Sache **giebt es nicht**! — Wenn die Ketten der *Fremdherrſchaft* im Lande raſſeln, dann wird man *gewahr* werden, was man verſchmäht und zurückgewieſen hat! — Sie vergeſſen, daß die gegenwärtig beſtehende Armee nach Ihren Plänen ſo weſentlich reducirt werden müßte, daß die Regierung dadurch nothwendig in Widerſpruch kommt mit den heiligen, auf ihr ruhenden Verpflichtungen für die Sicherheit und Unabhängigkeit des Landes, und das, meine Herren, ſind Verpflichtungen, die weit hinausgehen über alle denkbaren anderen politiſchen Pflichten!" — Dieſe Verſicherungen fanden bei der Volksvertretung keinen Eingang; aus dem Kampfe der Prinzipien wurde ein Kampf Mann an Mann und der 11. Mai brachte in wenig erwarteter Weiſe die Entſcheidung. — Mehrere Redner hatten den Kriegsminiſter bereits auf das Heftigſte angegriffen, Herr von Sybel, — in deſſen Blatt bekanntlich das Dogma der Solidarität der römiſchen Comitien mit den Legionen mittels hiſtoriſcher Tradition und der Disciplin der Wehrverfaſſung geglänzt hatte, — ging in unhiſtoriſchem Eifer ſo weit, Roon den Patriotismus abzuſprechen. Der Miniſter wies dieſe Aeußerung als „unberechtigte Anmaßung" zurück. Vice-Präſident von Bockum-Dolffs unterbrach Roon. Derſelbe aber bat, ihn nicht zu unterbrechen. So entſpann ſich denn folgende Scene:

Vice-Präſident (unter heftigem Schellen): „Ich habe zu ſprechen und unterbreche den Miniſter!"

Roon: „Ich muß um Verzeihung bitten, ich hatte das Wort und werde es nicht fortgeben! (Schelle des Präſidenten.) Ich habe das Wort, das ſteht mir nach der Verfaſſung zu und keine Schelle und kein Winken und keine Unterbrechung — !" (Schelle des Präſidenten, Ruf: „zur Ordnung", große Unruhe!)

Präſident: „Wenn ich den Herrn Kriegsminiſter zu unterbrechen habe, ſo hat er zu ſchweigen!" („Oho" rechts, „Bravo" links.) — „Und zu dem Ende bediene ich mich der Glocke und wenn der Herr Miniſter dem nicht Folge geben will, ſo verlange ich jetzt, mir meinen Hut zu bringen!"

Roon: „Ich habe gar nichts dagegen, wenn der Herr

Präſident ſeinen Hut ſich bringen laſſen will, ich muß aber bemerken —!“ (Unruhe, laute Zurufe von Links.) „Meine Herren, 350 Stimmen ſind lauter als eine!! Ich verlange mein conſtitutionelles Recht!! Ich kann ſprechen nach der Verfaſſung, wann ich will, es hat Niemand das Recht, mich zu unterbrechen!!“ —

Präſident (unter wiederholtem Schellen): „Ich unterbreche den Herrn Kriegsminiſter!! Wenn der Präſident ſpricht, ſo hat hier Jeder zu ſchweigen, und Jeder, der hier im Hauſe iſt, ſei es hier unten, ſei es auf den Tribünen, hat dem Präſidenten Folge zu geben, und wenn hier wirklich Etwas vorgekommen wäre, was gegen die Ordnung des Hauſes verſtoßen hätte, ſo würde es meine Sache geweſen ſein, das zu rügen! Ich habe das nicht gethan, denn der Herr Vorredner (Sybel) hat ſich in ſeinem Recht befunden! (Links Bravo, Ziſchen rechts.) — Jetzt ertheile ich dem Herrn Kriegsminiſter das Wort!“ —

Roon: „Ich muß bemerken, daß ich wiederholt proteſtire gegen das Recht, welches der Herr Präſident ſich der königlichen Regierung gegenüber nimmt!! Ich meine, die Befugniß des Herrn Präſidenten geht, wie ſchon bei früheren Gelegenheiten geſagt worden iſt, bis **an dieſen Tiſch und nicht weiter!!** — — (Heftiger Widerſpruch links, Ziſchen rechts. Große Unruhe, alle Mitglieder erheben ſich! Bockum-Dolffs bedeckt ſein Haupt.) — Da in der Hitze des Gefechts ihm aber ein zu großer Hut gebracht worden iſt, ſo fällt dieſe falſche Bedeckung ihm ironiſch bis auf die Naſe, — der Vorhang fällt! — Das Nachſpiel dieſer Scene war die ſchriftliche Erklärung des Geſammt-Miniſteriums vom ſelbigen Datum: daß die königlichen Miniſter, bis anerkannt ſei, daß ſie nicht unter der Disciplin des Präſidenten ſtänden, die Sitzungen meiden würden. — Am 15. folgte des Hauſes Gegenerklärung, am 16. eine zweite Erklärung der Miniſter, am 20. Mai trat durch Allerhöchſte Botſchaft König Wilhelm ſelbſt an der Spitze ſeines ganzen Cabinets in den Disciplinar-Conflict ein! Am 22. beſchließt das Haus als Replik eine Adreſſe, in welcher es von der Regierung einen „Wechſel der Perſon und des Syſtems" verlangte!! — So ſtand man in dieſem Danaidenringen denn wiederum auf dem äußerſten Punkte, wo jegliche Verſtändigung gegenſeitig aufhörte, es nur die Perſonen, nicht mehr die Sache galt. — Wenige Tage ſpäter ward die Seſſion geſchloſſen.

Am 9. November ging natürlich das Leiden wieder an, dieſelben Themata ſpielten ſich auf, nur mit anderen Variationen. Roon brachte das umgearbeitete Wehrgeſetz neu ein und die Kriegsbereitſchaft der Marine, denn der Krieg mit Dänemark war ſchon ſeit dem 13. November gewiß, am 4. December aber unvermeidlich. Am 9. December war der Antrag der Zwölf-Millionen-Anleihe in Vorausſicht des Krieges vom Miniſterium geſtellt worden. Am 11. Januar 1864, als die Haltung des Abgeordnetenhauſes betreffs derſelben bereits zu den größten Befürchtungen Anlaß gab, ſagte Miniſter von Roon in der Verhandlung über den Militäretat: „Sie machen der Regierung den Vorwurf, daß ſie die Reorganiſation aufrecht erhalte, ungeachtet Ihrer Beſchlüſſe. Sie fordern Gehorſam für dieſelben in dem Augenblicke, wo nicht blos die Segnungen dieſer neuen Heeres-Reorganiſation zum erſten Male in größerem Maßſtabe zur Geltung kommen, ſondern auch in einem Augenblicke, wo für Preußen die Entwickelung großartiger Militärkräfte eine Nothwendigkeit geworden iſt, in einem Augenblicke, wo Sie von der Regierung Schritte verlangen, die das Vaterland mit allen großen militäriſchen Mächten Europa's in ernſte Conflicte zu verwickeln drohen. — Sie wollen, oder Sie ſcheinen zu wollen, daß die Regierung rückgängig mache, was durch die ſogenannte Reorganiſation gefördert iſt." — „Ich bin der Anſicht, wenn die Regierung es thäte, würde ſie ſich des ſchwerſten Vergehens gegen die Sicherheit des Landes ſchuldig machen. Sie wiſſen dies recht gut, eben ſo gut wie die Regierung." — „Sie ſtellen die Regierung vor die Alternative: entweder kein Budget oder Ruin der Armee! Sie ſelbſt können gar nicht wünſchen, daß ihren Beſchlüſſen die letztere Folge gegeben werde, denn kein

Patriot kann es wünſchen" — „Sie treiben Tendenzpolitik mit ſolchem Beginnen! Sie wollen das Miniſterium ſtürzen und faſſen Beſchlüſſe, welche die Sicherheit des Landes gefährden." „Sie treiben Tendenzpolitik auch in der Beziehung, daß Sie der Regierung die äußere Politik vorſchreiben wollen, welche die Regierung zu befolgen hat, wenn ſie ſich Ihrer Unterſtützung erfreuen ſoll. In beiden Beziehungen beabſichtigen Sie Etwas, was die Verfaſſung verletzt." — „Wollen Sie nun Ihr hohes Spiel, im Vertrauen auf den Gewinn, den Ihnen, nach Ihrer Meinung, die Zukunft verheißt, fortſetzen, wohlan, ſo ſetzen Sie dieſes gefährliche Spiel fort!!" —

Und es ward fortgeſetzt. Am 13. Januar wurde nicht blos der Militäretat, das Reorganiſationsgeſetz ſelbſt abgelehnt, außer der Militär-Novelle verwarf man (am 21. Januar) auch die Anleihe; — das hieß, die Regierung für den Kampf wehrlos machen wollen. Die von Ehren-Jacoby ventilirte Steuer-Verweigerung glänzte auch ſchon am Horizont als Aureole, und dabei warf man der Regierung Verfaſſungsbruch vor!! — — —

Der Krieg mit Dänemark kam, der erſte Krieg ſeit 1815. Unſere ſiegreichen Waffen befreiten Schleswig-Holſtein für immer! Nicht allein ein alter Wunſch der deutſchen Nation war erfüllt, Preußens Regierung hatte zugleich die Vortrefflichkeit ſeiner neuen Heeresorganiſation und die Feſtigkeit ſeiner deutſch-nationalen Politik bewieſen. Das Alles, hätte man denken ſollen, ſei völlig angethan geweſen, die Volksvertretung zur Beſinnung zu bringen und den alten Streit nunmehr beizulegen! — Allerdings waren Symptome der Sinnesänderung ſchon ſtark erkennbar, aber die alte Garde der Oppoſition ſtirbt, doch ergiebt ſich nicht! — Man opponirte weiter zu eigenem Verdruß und andere Leute hatten „doch ihre Freude daran!" — Obwohl der König am 1. Januar 1865 bei der Gratulation den Generalen geſagt hatte, — was ſie wohl am beſten bereits wußten, — nämlich: daß eben in dieſer Neugeſtaltung des Heeres der Sieg gelegen habe, — vergebens! — Grabow ward wieder zum Präſidenten gewählt!

Miniſter von Eulenburg proteſtirte nun gegen den Stempel der Parteitendenz, welchen derſelbe den Berathungen präjudizirlich aufzwingen wollte. Am 8. Februar brachte Roon eine neue Militär-Novelle ein und die Reden, welche er bei der Berathung des Generalberichts der Budget-Commiſſion des Abgeordnetenhauſes an daſſelbe am 20., 21. und 23. März richtete, ſind in ihrer Weiſe geradezu muſtergültige rhetoriſche Stücke. Brillant nie, in Phraſen nie, aber zur Sache ſprach er immer und jetzt zumal mit einer Klarheit und Schärfe, die Angeſichts der Thatſachen in Schleswig-Holſtein nicht ganz vor leeren Ohren verklang! Niemals konnte einer öffentlichen Verſammlung die geſchichtliche Entwickelung unſeres Heeres ſeit 1813—1865 verſtändlicher dargelegt werden, als es in dieſen Tagen geſchah. Das folgende Wenige nur wollen wir als hiſtoriſch charakteriſtiſch aus dieſem großen Plaidoyer wiedergeben. — Am 20. ſagte Roon: „Man ſagt, die preußiſche Armee iſt zu groß, das Land kann die Armee, kann die Reorganiſation nicht bezahlen! — Die etatsmäßigen Armee-Ausgaben, excluſive derjenigen für beſondere Rüſtungen, betrugen nun von der etatsmäßigen Brutto-Einnahme des Staates in den Jahren 1820 bis 1824 beinahe 35 %, alſo in einer Zeit, wo die Wohlhabenheit noch nicht den heutigen Aufſchwung genommen hatte. Die Geſammtausgaben für die Armee reducirten ſich mit dem Wachſen der Staats-Einnahmen und -Ausgaben bis 1859 bis auf 25 reſp. 26 %. Sie ſind natürlich gewachſen, ſeitdem diejenigen Einrichtungen getroffen worden, die man kurz mit dem Namen der „Reorganiſation“ zu bezeichnen pflegt; ſie haben ſich ſeitdem gehoben auf 29 % der Geſammteinnahme. Es ergiebt ſich alſo immer noch ein Minus von 7 %, wenn wir den gegenwärtigen wohlhabenden Zuſtand vergleichen mit dem armſeligen Zuſtande des Landes von 1820.“ — Am 23. März hatte Roon abermals erklärt, die Regierung wolle ſich an die Verfaſſung halten, wolle den Abſichten des Königs gemäß „den verfaſſungsmäßigen Zuſtand retabliren, ſo weit er alterirt iſt! Dazu“, ſchloß er, „müſſen Sie die Hand bieten, aber nicht Vorſchläge machen, welche zum geraden

Gegentheile führen. Wenn Sie das verſchmähen, ſo ſteht die Frage dann auf einem ganz anderen Boden. Es handelt ſich dann nicht mehr um eine Rechtsfrage, es handelt ſich um eine Exiſtenzfrage! Wählen Sie!“ —

Die — bereits bodenlos gewordene Oppoſition ſpaltete ſich. Die Eiſenbahnfrage und der Commiſſions-Antrag Michaelis waren die ſcharfen Klippen, auf welche endlich die Tendenz krachend aufrannte! — Vergeblich dennoch, daß Roon das Bewilligungsrecht für die verkümmerte Marine unter dem Eindruck ihrer Leiſtungen im letzten Kriege einbrachte, vergebens, daß jeder Politiker einſehen mußte, daß wir uns in Kiel wenigſtens den dominirenden Beſitz zu ſichern hatten, vergebens, daß Miniſter-Präſident Bismarck ſelbſt die politiſche Frage, die der preußiſchen Ehre in die Wagſchaale warf! Umſonſt, daß Roon endlich in der Debatte vom 28. April bis 5. Mai bei Gelegenheit der Militär-Novelle den bereits vorhin genannten Brief des Miniſters von Bonin vorlegte, in welchem derſelbe als Diviſionär zu Neiſſe eine Reorganiſation des Heeres auf Grundlage des Trienniums dringend anempfohlen hatte, — die Vorlage wurde verworfen! — Der außerordentliche Marine-Etat wurde in der Debatte vom 1. und 2. Juni geſtrichen! Am 8. wurde das ganze Reorganiſationsgeſetz abgelehnt! Am 13. wurde die Entnahme von Geldern aus dem Staatsſchatze als verfaſſungswidrig erklärt! — Vier Tage ſpäter ſchloß Bismarck das Abgeordnetenhaus. Die Oppoſition lag bereits in Agonie, der Streit innerhalb der Fortſchrittspartei trat völlig zu Tage. — Anfangs des Jahres 1866 indeß machte ſie noch einmal und zwar ihre extremſten Extravaganzen, indem ſie, — nicht mehr moraliſch, denn das war längſt geſchehen, — ſondern faktiſch die Artikel 48, 86 und 45 der Verfaſſung verletzte. Am 18. Februar wurden die desfallſigen Beſchlüſſe des Abgeordnetenhauſes von Bismarck zurückgewieſen, am 23. von ihm die Seſſion geſchloſſen. — —

Thatſachen reden! — Am 13. März war ſchon der Krieg mit Oeſterreich gewiß. — Am 9. Mai ward das Abgeordnetenhaus aufgelöſt. — Am 3. Juli wurde die Schlacht bei Königgrätz geſchlagen! — Als am 5. Auguſt der neue Landtag eröffnet wurde, bat der König um Idemnität!! —

„Die Wolken all', die unſer Haus umdräut,
Sind in des Weltmeers tiefem Strom begraben!!“ —

Das Jahr 1866 hatte die deutſche Frage durch unſern Sieg, den inneren Frieden durch die Idemnität ſomit entſchieden, die vielgeſchmähte Armee-Reorganiſation war endlich als die wahre ultima ratio patriae, als das ſicherſte Schutzmitel Preußens anerkannt worden. Nunmehr ſollte das norddeutſche Gemeinweſen gegründet werden, unſere neue Wehrverfaſſung ſich auch bei unſeren Verbündeten einbürgern und dadurch die geſammte norddeutſche Wehrkraft ſich zuſammenfaſſen. Am 11. März 1867 wurde der norddeutſche Reichstag eröffnet, vom 3. bis 8. April erfolgte die Debatte, welche das Wehrverhältniß des neuen Bundes in der Reichsverfaſſung feſtſtellte. Wie kurz und ſchlagend Graf Moltke die dreijährige Dienſtzeit bei dieſer Gelegenheit vertheidigte, iſt bereits mitgetheilt worden. Nach ihm am 4., 5. und 8. April nahm Miniſter von Roon Gelegenheit, ſich über die Bundes-Marine und die Contingentirung des Friedensheeres eingehend auszuſprechen. — Der redliche Wille der verbündeten Regierungen wie der norddeutſchen Volksvertretung, die lebendige Ueberzeugung der Nothwendigkeit eines großen Wehrſyſtems, das ſchon ſo herrliche Früchte getragen hatte, vereinte Alle; am 17. April bereits war die Reichsverfaſſung angenommen worden. Mit eben ſolch' offener Bereitwilligkeit ſtimmte das neue preußiſche Abgeordnetenhaus, welches 12 Tage ſpäter zuſammentrat, der Reichsverfaſſung am 8. Mai mit 266 gegen 91 Stimmen, alſo mit ziemlich dreiviertel Majorität zu. ·Am Schluß der Seſſion (den 24. Juni) konnte das neue norddeutſche Grundgeſetz durch das königliche Publications-Patent eingeführt werden und Roon vollgültig für ſich die Ehre in Anſpruch nehmen: durch Treue und Zähigkeit des Charakters ſeine höchſte und ſchönſte Lebenspflicht, die Wiedergeburt des preußiſchen Heeres bewirkt, vertheidigt und in ihrer Tüchtigkeit bewieſen zu haben! — Die Raſchheit, mit der im Frühjahr 1866 die Mobiliſirung der Armee vor ſich gegangen war, hatte billig das Staunen Europa's geweckt und einem Manne Lob und Genugthuung eingetragen, der im Herbſt 1862 noch unter der Laſt des allgemeinen Haſſes, unter den aufgethürmten Unmöglichkeiten faſt zuſammenbrechen zu wollen ſchien. — Die letzte, ſchwerſte Prüfung für den „Schulmeiſter“ und ſeine „Schule“ ſollte indeß mit dem Kriege gegen Frankreich beginnen, ein Generalexamen von Beiden abgelegt werden, wie es glänzender und blutiger Europa noch nicht geſchaut hatte. Wenn ſeit dem Jahre 1866 das übrige Deutſchland ſich ſchon beeiferte, ſein Heerweſen zu reformiren und zu beſſern, ſo kann man wohl denken, daß der norddeutſche Bund ſicher nicht zurückblieb und Roon ſich ein abermals großartiges Verdienſt um die Erweiterung unſerer Streitkräfte erwarb.*) Nur kurz erwähnen wollen wir, daß durch Erwerbung der neuen Provinzen drei preußiſche Armeecorps, das 9., 10. und 11., außer den Contingenten beider Mecklenburgs und Braunſchweigs, neu gebildet worden waren, ſich das 12. (ſächſiſche) Corps und das geſammte großherzoglich heſſiſche Contingent anſchloß, die ganze Cavallerie erhöhteren Friedensetat erhalten hatte, die Artillerie durchweg mit gezogenen Geſchützen verſehen, das Zündnadelgewehr verbeſſert worden, zahlreiche Küſtenbefeſtigungen angelegt und mit ſchwerſten und verbeſſerten Geſchützen wie Torpedo-Anlagen armirt worden waren, zahlloſer innerer, neugeſchaffener Organismen zu ſchweigen. —

Wenn Nichts ſonſt, ſo that die weltverwandelnde Kataſtrophe von 1870 unwiderleglich dar, daß unſere auswärtige Politik von unſerer inneren niemals getrennt geweſen ſei, erſtere die letztere bedingt hatte und der große innere Kampf Preußens gerade der Schleier geweſen war, welcher unſere äußere Politik bedeckte und ſie in der Stille gezeitigt hatte! Dieſer — ſeit 1840, namentlich ſeit 1855 mit Sorge erwartete, nun plötzlich vom Zaun gebrochene Krieg ſollte unſerm Kriegsminiſter aber nicht blos neue ungeahnte Ehre und Genugthuung einbringen, er ſollte ihm auch ein ſehr ſchmerzvolles perſönliches Opfer auferlegen. — —

---

*) Näheres in „Der deutſch-franzöſiſche Krieg, redigirt von der kriegsgeſchichtlichen Abtheilung des großen Generalſtabes, I. Theil, 1. Heft, S. 51 bis 53 und 57 bis 61, S. 68 bis 72 und Anlage 4. S. 24 bis 27.

D. V.

Emil Theodor von Roon hatte von ſeiner Gemahlin Anna vier Söhne und zwei Töchter. Der älteſte Sohn, Waldemar, iſt Major im Generalſtabe des Garde-Corps wie im Generalſtabe der Armee und ſeit 1864 mit Magdalene von Blankenburg vermählt, welche ihm drei Söhne und eine Tochter geboren hat. Der zweite Sohn, Bernhard, war Hauptmann und Batteriechef im Garde-Feldartillerie-Regiment, der dritte, Arnold, iſt Hauptmann à la suite des Garde-Füſilier-Regiments, Adjutant des Miniſters, ſeines Vaters, und 1867 mit Helene von Langenbeck vermählt, die ihm zwei Kinder ſchenkte. Roon's älteſte Tochter, Eliſabeth, vermählte ſich anno 1868 mit dem Landrath Heinrich von Brauchitſch, die zweite Tochter, Hedwig, im Jahre 1865 mit Eugen von Wißmann, Rittmeiſter im 1. Garde-Dragoner-Regiment zu Potsdam. Der jüngſte Sohn, Wilhelm, iſt Premier-Lieutenant im Grenadier-Regiment Prinz Carl Nr. 12, zur Zeit zur Dienſtleiſtung beim See-Bataillon auf Sr. Majeſtät Schiff „Vineta" commandirt. —

Selbſtverſtändlich rückten Roon's Söhne wie ſein Schwiegerſohn in Potsdam bei anbrechendem Kriege mit ins Feld und — würdig ihres Stammes und Namens — bewährten ſie vor dem Feinde eine Bravour, welche ſie zur Zierde und zum Vorbilde des preußiſchen Offizierſtandes machte. Dem Kriegsminiſter folgten ferner die Männer ins Feld, welche mit ihm ſchon die Mühen der Reorganiſationsarbeit während der vergangenen ſchweren Jahre getheilt hatten und die an der Spitze der verſchiedenen Verwaltungszweige des Heeres dafür zu ſorgen hatten, daß Nichts in dem ernſten Augenblicke mangele, wo es die höchſte Anſtrengung aller militäriſchen Kräfte galt. Chef der Central-Abtheilung, alſo derjenigen Stelle, in welche alle Branchen einmünden, die Geſammtverwaltung des Heeres ſich zuſammenfaßt, in der Campagne zugleich Stabschef, war Oberſt von Hartrott; die Adjutanten Major von Buddenbrock-Helfersdorf und der erwähnte Sohn des Miniſters, Hauptmann Arnold von Roon, — als Stabsoffiziere aber Major von Haeniſch, Oberſt von Karczewsky, Major von Lettow und Hauptmann Golz begleiteten den Miniſter.

Beim erſten Aufleuchten der Kriegsfackel, ehe man gewiß war, wozu unſere Stammesbrüder jenſeits des Main entſchloſſen ſeien, mußte man ſich zunächſt auf die eigenen, norddeutſchen Kräfte verlaſſen. Zwölf Armeecorps ſtanden uns zu Gebot, die Völker von der Nordküſte bis Böhmen und dem Main, vom Rhein bis zur ruſſiſchen Grenze umfaſſend. Ueberdem waren fünf General-Gouvernements für das norddeutſche Bundesgebiet mit großen Vollmachten ernannt worden, um die Landesvertheidigung insbeſondere in die Hand zu nehmen.

Daß Süddeutſchland ſich uns im Kampfe einmüthig anſchloß, wir ein noch nie geſehenes Heer von 1,183,389 Streitern ins Feld ſtellen konnten, hatte nicht blos Germaniens künftige Einheit und den gewiſſen Sieg zur Folge, ſondern übte auch auf das Reorganiſationswerk des preußiſch-norddeutſchen Heeres ſelbſt einen nicht zu unterſchätzenden Einfluß aus. So ſehr nach dem Kriege von 1866 ſich die Baiern, Würtemberger, Badenſer und Heſſen auch bemüht hatten, die Fehler ihrer früheren Truppenformationen, Bewaffnung, Bekleidung und Verpflegung zu beſſern, namentlich der bairiſche Kriegsminiſter von Prankh hierin das Möglichſte geleiſtet hat, — unſere ſüddeutſchen Kampfgenoſſen alſo mit einer Straffheit und Solidität ins Feld rückten, die nach ſo kurzer Zeit wahrhaft überraſchend und achtunggebietend genannt werden muß, — ſo ließ ſich im Laufe des Krieges doch nicht verkennen, daß unſere neue Heeresordnung die ihrige erheblich ſtählte und aufrecht erhielt und ſich die unſere bald bei ihnen einlebte und den allerentſchiedenſten Einfluß und Anhang gewann. Gerade dem Reorganiſationswerke iſt alſo ein gutes Theil der deutſchen Einigung ſelbſt zuzuſchreiben und daß dieſe ſich im Felde ſchon in ſo inniger Weiſe vollzog, wie es im Frieden, ſelbſt bei gegenſeitigem beſtem Willen, ſo nicht möglich geweſen wäre. Als der Friede alſo nahte, war die militäriſche Solidarität deutſcher Wehrkraft, noch ehe die politiſche völlig gewiß war, eine Sache geworden, über die am wenigſten unter den Süddeutſchen der geringſte Zweifel obwaltete. Dadurch bewies ſich abermals ſchlagender als je, daß das politiſche Moment bei uns durch das militäriſche ganz entſchieden bedingt wird und dies gerade bildete in der Neuzeit den erheblichen Unterſchied von früher, wo „die Federn verdarben, was die Schwerter erwarben“. — Roon's Thätigkeit in dieſem großen Entſcheidungskampfe trat allerdings gegen die unſerer Heerführer und Strategen weſentlich zurück. Das Werk lobte ſich ſelbſt, die „hohe Schule der Waffen“. — Sache des Schulmeiſters war jetzt nur, daß ſie auch ſo vollendet, friſch und kampfgerüſtet immer bleibe, ſich ſtets neu an Mannſchaften und Material erſetze, damit nie jene bekannten „Friktionen“ des General Klauſewitz einträten, welche große Organismen oft ſo gefährlich verwunden. — Die Schlacht von Sedan brachte den Napoleoniden den Untergang, Miniſter von Roon brachte ſie aber den größten Vaterſchmerz. — Sein zweiter Sohn, Bernhard, während derſelbe ſeine Batterie vor Sedan commandirte, wurde bei Moncelle von einer Gewehrkugel durch den Unterleib tödtlich verwundet und ſtarb zwei Tage nach dem Siege (am 3. September) zu Chateau la Moncelle, öſtlich der eroberten Stadt. Da der dortige Eigenthümer für die Heilighaltung des Grabes keine Garantie bieten konnte oder auch — wollte, ſo wurden die ſterblichen Reſte des jungen Helden nach Gütergotz, dem Gute des Miniſters in der Teltower Gegend, übergeführt. Der Brief, welchen Roon betreffs dieſes ſchweren Familienleidens nach der Heimat ſchrieb, wurde damals in allen Zeitungen veröffentlicht, aber durchaus entſtellt wiedergegeben. Wer den Miniſter einigermaßen kennt, mußte in die Faſſung dieſes Briefes ſehr gerechte Zweifel ſetzen. — Der Irrthum wurde folgender Weiſe möglich. Am 3. September, nachdem Bernhard von Roon verſchieden war, richtete der Miniſter einen Trauerbrief an ſeine Gemahlin. Derſelbe iſt ihr nie in die Hände gekommen, denn der Feldjäger, welcher ihn mit Depeſchen nach Berlin bringen ſollte, blieb bis heute verſchwunden; wahrſcheinlich fiel er in den Hinterhalt von bewaffnetem Geſindel. — An demſelben Tage richtete Roon aber noch einen zweiten Brief an den Pfarrer von Gütergotz, in deſſen Händen derſelbe ſich noch befindet. Des Miniſters drittes Schreiben an die Gemahlin behandelte das Unglück ſchon als einen berührten Gegenſtand und die ſich drängenden Ereigniſſe wie eine Erkrankung Roon's verhinderten in der nächſten Zeit weiteren ehelichen Austauſch. Inzwiſchen erſchien aber das bekannte „Schmerzensſchreiben“ in allen Zeitungen und machte gebührendes Aufſehen. — Der Paſtor, an den Roon's zweites Schreiben gerichtet worden, verlas es nämlich nächſten Sonntag zu Gütergotz von der Kanzel. Es war ja ſehr natürlich, daß er wie die Gemeine an dem Trauerfalle Antheil nahmen, der die Familie des Patrons und Grundherrn ſo hart betroffen' hatte. Unter den Zuhörern befand ſich nun ein junger, ſchwärmeriſcher Verwalter, welcher in ſeiner Ergriffenheit und Begeiſterung das vorgeleſene Schreiben des Miniſters aus dem Gedächtniß —, ſtark durch eigene Gefühle gefärbt, — niederſchrieb und ſeinem Vater ſendete, dieſer aber machte den bewußten Senſationsartikel aus demſelben. Graf von Roon ſagte kürzlich erſt betreffs deſſelben: „In ſolcher Faſſung wurde der Brief nie geſchrieben. Ich bin niemals im Leben ſentimental oder romantiſch geweſen, am wenigſten aber geneigt, mit meinem Schmerz zu coquettiren! Ich bin Soldat, Kriegsminiſter noch dazu; es wäre wahrhaft lächerlich, da, wo ſo viel arme Väter und Mütter ihre Söhne, Familien ihre Ernährer verloren haben, meinem Verluſte — ſo tief er auch ſei, vor der Oeffentlichkeit einen ſo larmoyanten Ausdruck zu geben!“ — Eine ähnliche Verſion ging zu jener Zeit auch über den Schwiegerſohn des Miniſters, Rittmeiſter von Wißmann, um. Er ſollte von Lanzenſtichen und Hieben völlig zerfetzt worden und an ſeinem Aufkommen zu zweifeln ſein. — „Gleichfalls Zeitungsromantik!“ erklärte der Miniſter, „der Mann meiner Tochter kam, Gott ſei Dank, kerngeſund zurück!“ —

Als der Krieg mit Frankreich begann, war bekanntlich Roon noch Miniſter der norddeutſchen Marine und hatte für ihre Kampffähigkeit und den Küſtenſchutz zu ſorgen. Daß letzterer unter Obhut des kraftvollen General Vogel von Falkenſtein geſtellt wurde, während Admiral Jachmann die Flotte commandirte, iſt bekannt, ebenſo, daß Letzterer muthig mit ſeiner Diviſion, beſtehend aus der „Grille“, den Kanonenbooten „Drache“, „Blitz“ und „Salamander“, weſtlich von Rügen den Kampf mit vier franzöſiſchen Panzerfregatten, einer Corvette und einem Aviſo aufgenommen hat und die Abſichten des Gegners auf unſere Küſten vereitelte. — Zu eigentlichen größeren Seegefechten kam es indeß nicht. Wer wollte denn auch in Abrede ſtellen, daß die franzöſiſche Marine der unſeren ſo überlegen geweſen iſt, daß der Gedanke gänzlich fern liegen mußte, unſererſeits ſie anzugreifen. Genügend war, ihr jede wirkſame Blokade, jeden eigentlichen Angriff unmöglich zu machen und dies gelang vollſtändig. Am 11. September 1870 hob die franzöſiſche Flotte die Blokade der Weſer und Elbe auf, welche ſie niemals hatte ernſtlich durchſetzen können und bewies demnach, daß dieſe Seite der Kriegführung Frankreichs mehr theatraliſcher Natur geweſen iſt. — Gewiß war das am Anfange nicht beabſichtigt. Unſer Gegner hatte gehofft, mit Hülfe des uns feindlich geſinnten Schweden und Dänemark eine Landung in unſerm Norden zu bewerkſtelligen. An gutem Willen der Letzteren, uns zu ſchädigen, fehlte es gewiß nicht, aber abgeſehen, daß dadurch der Krieg zu einem Weltkampfe ſich vergrößert hätte, Rußlands wie Englands Einmiſchung zu gewärtigen ſtand, Skandinavien dann möglicherweiſe aber zum Opfer fiel, — die ſchwediſchen und däniſchen Lootſen verſtanden ſich doch etwas beſſer auf Geographie, als die franzöſiſchen Nautiker, welche zu glauben ſchienen, es genüge, die preußiſche Küſte in Sicht zu haben, um ſie nach kurzer Kanonade in Beſitz nehmen zu können. So rauh und kärglich uns im Norden Mama Natur auch bedacht hat, ſo iſt ihre wilde Rauhheit doch auch unſer mütterlich-wirkſamſter Schutz! Von Memel bis Rügen, von Romsoe bis Emden iſt unſere Küſte für große feindliche Kriegsfahrzeuge ganz unpaſſirbar. Man muß dieſe endloſen Dünen, dieſe Schlicks und Watten, dieſe Untiefen, dieſe ſchmalen Waſſerrinnen zwiſchen ihnen kennen gelernt, muß einmal nur beobachtet haben, wie ſchwierig in dem ſehr guten Hafen von Kiel ſelbſt jedem größeren, völlig armirten Schiffe, etwa den

Panzerfregatten „Friedrich Wilhelm“ und „Kronprinz“, — Evolutionen werden, — wie oft ſie ſich vor- und zurückſchieben müſſen, ehe ihnen eine ganze Schwenkung gelingt, um ſelbſt als Laie zu begreifen, daß Deutſchlands nordiſche Geſtade einer freien Bewegung der großen Marine-Ungethüme der Neuzeit ſolche Feſſeln auflegen, daß ihr Zweck ziemlich illuſoriſch wird. Bei der Ausbreitung des Welthandels, den vielfachen Beziehungen aller Nationen zu allen Theilen der bewohnten Erde mag es ja nöthig ſein, dergleichen imponirende Eiſenkoloſſe zu beſitzen, um ſeiner Flagge Achtung, den Rechten ſeiner fern angeſiedelten Unterthanen Schutz zu verleihen. Mit ihnen wird man aber, das glauben wir feſt, unſeren ſo von der Natur gearteten, ſich endlos am ganzen europäiſchen Norden hinſtreckenden Küſten ſchwerlich je beikommen und unſere deutſche maritime Vertheidigung ſcheint uns auf dem Wege doch weit ſicher erreichbar, welchen einſt der große Kurfürſt und ſein tapferer Friedrich von der Gröben mit ſo viel Glück angewendet haben und durch den auch die Geuſen einſt ihr Vaterland von Spanien wiedergewannen! — Es iſt ja möglich, daß, wenn die Verluſte, welche Frankreich zu Lande von vornherein erlitt, es nicht genöthigt hätten, ſeine embarquirten Invaſionstruppen von der Transportflotte zurückzurufen, — diverſe tauſend Mann an unſere nordiſche Küſte geworfen werden konnten, um zu plündern und zu brennen. Wie weit ſie aber gekommen wären, ſteht auf einem anderen Blatte. — — —

Während dieſes heißen faſt zweijährigen Waffentanzes war Emil Theodor von Roon nicht nur Mitglied des königlichen Kriegsraths, er befand ſich auch, wie in Böhmen, ſtets an der Seite ſeines Monarchen und hatte mehrmals Gelegenheit, demſelben Vorſtellungen zu machen, wenn das Soldatenfeuer den greiſen Kriegsherrn hinriß, ſeine eigene Sicherheit allzuſehr zu verleugnen. Am 9. Januar 1871, — gerade während des merkwürdigen und glorreichen Gefechtes Generals von Werder gegen Bourbaki bei Viller-Sexel, feierte unſer Kriegsminiſter zu Verſailles ſein fünfzigjähriges Dienſtjubiläum. Obwohl größere Feſtlichkeiten unterblieben, da der Jubilar ſich unwohl fühlte, brachten doch die

Muſikcorps ſämmtlicher in Verſailles ſtehender Truppen demſelben einen feſtlichen Morgengruß, an welchem ſich ein kurzer Frühgottesdienſt ſchloß, den Roon's Schwager, Hof- und Garniſon-Prediger Rogge, abhielt. Der König ſprach ſeinem unermüdlichen Diener nicht nur ſchriftlich ſeinen Dank für deſſen große, dem Vaterlande geleiſtete Verdienſte aus, er beſchenkte ihn auch mit ſeinem Bildniſſe und erſchien mit dem Kronprinzen perſönlich zur Gratulation, um den Werth Deſſen zu ehren, welchen jeder neue Sieg nur in ein reineres Licht ſetzte. Als am 26. Februar die Friedens-Präliminarien unterzeichnet waren, Kaiſer Wilhelm vor allen Fürſten und Generalen in Anweſenheit des Königs von Würtemberg ſie verkündete, war es nächſt Moltke, dem Schlachtenmeiſter, der treue Roon, dem ſeine dankbare Umarmung, ſein freudevoller Kuß galt, — ein unvergeßlicher Augenblick in Roon's Leben, der für all' das Gewaltige, Hohe und Schöne, was durch deutſche Kraft geſchehen war, ſo glänzend hatte leiden, ſtreiten und ſiegen dürfen. In jener Stunde ſah er wohl auf die langjährige Bitterniß und Schmerzen des inneren Kampfes zurück, deſſen erſter Ritter er geweſen war und durfte ſich mit dankbarem Blicke nach Oben ſagen, kein Mann habe je an eine beſſere Sache alle ſeine irdiſche Kraft geſetzt, als ihm von Gott beſchieden geweſen Zu dieſer inneren wahrhaften Erhebung geſellte ſich auch äußere Ehre. Der Kaiſer wollte in Roon der Armee den Beweis geben, daß er Außerordentliches auch außerordentlich zu ehren wiſſe. Er erhob den General beim ſiegreichen Einzuge der Truppen am 16. Juni 1871 in Berlin in den Grafenſtand, eine Würde, die derſelbe, in dieſer Art wenigſtens, in der ganzen Armee nur mit Moltke und Wrangel theilt. — Die Lücken aber, welche der Krieg in die Armee geriſſen hatte, waren furchtbar, der Verbrauch von menſchlicher Kraft, die der Tod vernichtet, Verwundungen und Krankheiten gelähmt hatte, — der Verbrauch allein an Pferden wie anderem Material, kurz die Verluſte jeglicher Art hatten eine Höhe erreicht, für die man bisher gar keinen Maßſtab hatte. Dem mußte ſchleunigſt abgeholfen, der Mangel an Offizieren, die fehlenden Mannſchaften mußten erſetzt, die Wehrkraft doch mindeſtens auf die Höhe *vor* dem Kriege gebracht werden. *Wohin* man durch Friedensſchlaffheit vordem mit der Armee gekommen war, wußte man nur zu gut und Deutſchland, Preußen vor Allem, hatte die kaum errungene erſte Weltſtellung zu *bewahren* und zu *vertheidigen*. Eine Wacht am Rhein war allerdings nicht mehr nöthig geworden, aber die „Wacht in Europa“! Eine *Pflicht*, welche dem germaniſchen Stamme jetzt weſentlich zufiel. —

Im Januar 1872 bereits konnte das Militär-Wochenblatt zu Berlin bei Gelegenheit eines Rückblickes ausſprechen: „das Retabliſſement der Armee kann in der Hauptſache als beendet angeſehen werden. Trotz deß außerordentlich großen Aufwandes an Material aller Art würde die Armee ſchon jetzt wieder im Stande ſein, wie zur Parade ins Feld zu rücken. Für die Infanterie ſteht nunmehr die Löſung der ſo wichtigen Bewaffnungsfrage nahe bevor und es ſind alle Vorbereitungen getroffen, um nach definitiver Feſtſtellung des neuen Gewehrmodells die Neubewaffnung der Armee in verhältnißmäßig kurzer Zeit zu bewirken.“ —

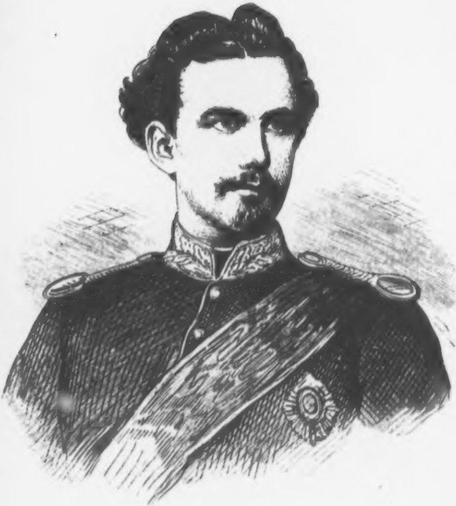
Weshalb wiederum aber ſich panzern, wo man doch Sieger geweſen? — Verwerflich iſt die Nation, die des Krieges *bedarf*, um leben zu können, um ihrer inneren Zerſetzung zu entgehen, aber närriſch iſt auch das Volk, was ſich nicht kraftvoll und unabläſſig in den Stand ſetzt, den *Frieden, den man ihm etwa nicht gönnen will*, mit dem *Schwerte zu erzwingen*! Die für Friedensbedingungen entſtehende, eigentliche Hauptfrage iſt nicht: „Wie viel Terrain habe ich erworben“, — nicht „wie viel Siege habe ich erfochten“, — ſondern — „die *Soldaten werden gezählt*! Welchem Heere es gelungen iſt, dem Feinde die meiſten Streitkräfte zu zerſtören, ſich die meiſten zu erhalten, *der* iſt der eigentliche Friedensmacher!“ ſo lautet eine gewichtige militäriſche Stimme. — Was hier für das Ganze, die Armee gilt, gilt auch für den einzelnen Mann. Wir hörten einen höheren Offizier, obwohl etwas derb, ausſprechen: „Nicht geiſtige Befähigung allein iſt's, nicht die ohngefähre Gunſt des Zufalls, oder der Zufall der ohngefähren Gunſt, — nein, *Der* am ſicherſten wird ſich bei uns vorwärts bringen, der ſich — *die feſteſten Knochen* angeſchult hat!“ — General von Reyher äußerte einſt nach einem ſchweren Sommer-Manöver: „Der Krieg iſt nicht blos Waffenkampf, er iſt zugleich ein freſſendes und zerſtörendes Ungeheuer, welchem ſich die kämpfenden Armeen gleichmäßig ausſetzen. Welche von den beiden Armeen nun dieſem Ungeheuer gegenüber am längſten in ſtraffer Haltung bleibt und ſeiner zerſtörenden Gewalt widerſteht, die darf ſich den Sieg verſprechen! Deshalb ſind nicht nur ſtrenge Exerzitien der Waffen, ſondern auch ſtrenge Uebungen des Felddienſtes und Feldlebens eine Nothwendigkeit!“ — Wenn dieſe verſchiedenen Ausſprüche ſchon auf das Dogma hinzielen, was wir als Roon's Motto vor ſein Lebensbild ſetzten, — wenn „der Schulmeiſter“ wirklich bei uns geſiegt hat, ſo iſt auch bewieſen, daß dieſe Schulung eine immer ſich erneuende ſein, eine immer ausgebildetere werden müſſe, um des Friedens willen! Ferner liegt es in der Menſchennatur, daß die Begier, verlorenen Beſitz wiederzugewinnen, ſtets heißer iſt, als die Begier, ſich in erworbenem Beſitze zu behaupten. Auch erhalten ſich im Menſchengeiſte ſchmerzvolle Erinnerungen lebhafter und tiefer, als die freudigen. In einer Armee, ſei ſie ſo vortrefflich wie ſie wolle, wird das Gefühl der Niederlage darum eine viel tiefere Erinnerung erzeugen, als die Siege im Gemüthe einer Nation vorzuhalten pflegen. Deshalb wird auch Frankreichs Begier, ſich zu rächen, Elſaß und Lothringen wieder zu erlangen, nicht einſchlafen. Wir Deutſchen werden ſtets das Ziel des Neides aller Derer ſein, die in uns Uſurpatoren ihrer Rechte zu erblicken glauben und weil die deutſche Race die maßgebende fortan in der Welt geworden, wird ſie die römiſche Welt ſtets zur Widerſacherin haben und die Erbſchaft des Haſſes antreten müſſen, welchen Eliſabeth von England, Philipp wie Wilhelm von Oranien, Guſtav Adolph, der große Kurfürſt und Friedrich II., kurz alle Diejenigen zu erdulden hatten, die im Schweiße ihres Angeſichts Zeit ihres Lebens Bauſteine zum Tempel echten Germanenthums und jener humanen geiſtigen Freiheit getragen und aufgerichtet haben, deren Kraft wir Alles verdanken, was uns zur heutigen Unabhängigkeit geführt hat! Unſere Unabhängigkeit! Das iſt der unſichtbare Genius, der aus der Reorganiſation unſeres Heeres in ewiger Jugendkraft ſpricht und deſſen Wetterſtimme Europa vernommen hat! Laßt uns dabei aber ruhig und ernſt, nie übermüthig ſein, denn der Uebermuth iſt vergeßlich, die Demuth vergißt nie! — Was bei uns den eigentlichen Soldaten gerade macht, das zeigte jener preußiſche Feldwebel, der, nach eben beendetem Kriege mit ſeinen Leuten rückwärts ins franzöſiſche Standquartier beordert, die alten Exerzitien wieder aufzunehmen hatte. Anfänglich ging's damit ſchlecht, die im Kriege liberaler gewordene Praxis wollte ſich nicht gleich der Strenge der Theorie anfügen. — „Heiliget Himmeldonnerwetter, Keerls“, brach wüthend der Biedere los, „wat is mich det vor 'ne Schweinerei? Wißt Ihr 'n nich, dat der **Spaß** nu 'n **Ende** hat und et wieder an 'n **ordentlichen Dienſt jetzt?!**“ — Die Leute lachten. Zwei Tage ſpäter exerzirten ſie mit Schlag und Klapp, als ob ſie nie im „unordentlichen“ Dienſt, ſondern ſtets auf dem Tempelhofer Felde geſtanden hätten. — — .

Ein flüchtiger Blick auf die Häuslichkeit unſeres großen „Schulmeiſters“ möge noch vergönnt ſein. — Roon's Amtswohnung befindet ſich in dem bekannten Gebäude des Kriegsminiſteriums im Hochparterre. Der Haupteingang des Gebäudes iſt durch das zweite Portal und eine Treppe führt parterre links zu einer Glasthür, welche den inneren Corridor abſchließt. Gewöhnlich werden Meldungen zur Audienz in dem erſten Zimmer angenommen, das linker Hand auf beſagten Corridor ſtößt. Dies Gemach hat inſofern Intereſſe, als es an den Wänden mit großen, genau colorirten und chronologiſch geordneten Fahnenkarten geſchmückt iſt, auf denen ſich ſämmtliche Feldzeichen der Armee abgebildet finden. Aus ihnen kann man Errichtungszeit, wie urſprünglichen Namen jedes Regiments und die Regimentsfarben aus der älteſten Brandenburger Zeit erſehen. — Durch eine Flucht von Meldungs- und Audienzzimmern gelangt man in das mittelgroße Arbeitszimmer des Miniſters ſelbſt. Es iſt hell und freundlich, aber durchaus bureaumäßig. Wenn der Graf gerade in Civil arbeitet, ſo würde

Der, welcher ihn nicht kennt, ihn vielleicht für nichts mehr oder weniger als einen hohen Verwaltungsbeamten anſehen, der gerade in ſeiner Thätigkeit iſt. — Emil Theodor von Roon macht den Eindruck ernſt-freundlicher Einfachheit. Seine geſunde, warme Jovialität thut überaus wohl und mildert die Gemeſſenheit, in welcher ſich überhaupt der ältere preußiſche Offizier zu bewegen pflegt. — Die Räume, welche für gewöhnlich zum Empfang und zur Geſelligkeit dienen, ſind zwar der amtlichen Stellung des Miniſters gemäß ausgeſtattet, keineswegs aber mit jener Ueppigkeit, der man zu Berlin oft in ſehr verdienſtloſen Sphären zu begegnen gewohnt iſt. An einen Geſellſchaftsſalon ſtößt ein mäßiger Speiſeſaal, deſſen Decke auf einem Bogen ruht, welchen zwei eiſerne Säulen tragen. Was in beſagtem Empfangszimmer ſogleich auffällt, iſt das bekränzte Bild Bernhards von Roon, der den Heldentod bei Sedan gefunden hat, und des Kaiſers Bild, — das Jubiläumsgeſchenk. — Der Verkehr der Familie unter ſich iſt ganz in der Art des altpreußiſchen Soldatenadels. Die Vorſtellung der Fremden erfolgt ohne ſchwerfällige Suffiſance und die Unterhaltung iſt leicht geknüpft. Wenn auch Hofprediger Rogge, ſein Schwager, zugegen iſt, bei Tiſch verrichtet der Miniſter als rechter Hausvater ſtets ſelbſt das Tiſchgebet, — kurz, ſchlicht, wie es bei unſeren Eltern Brauch geweſen iſt, — dann überläßt man ſich in heiterem Geſpräche dem Genuß. Namentlich ſpielen die Erinnerungen des Durchlebten und Durchſtrittenen eine hervorragende Rolle und das Herüber und Hinüber der Rede bringt oft ernſtere Betrachtungen zu Tage, als man gerade in den Mußeſtunden eines ſo vielbeſchäftigten Mannes zu begegnen glauben ſollte. Alles das wirkt aber eben ſo erfriſchend als anregend und man trennt ſich mit jener ruhigen Befriedigung, wieder einige Stunden in einem Kreiſe vortrefflicher Herzen zugebracht zu haben, denen das rein Menſchliche eben noch Alles gilt und welchen jene falſche Schminke affektirten Geſellſchaftslebens gänzlich fremd iſt, hinter der ſich ſo oft tödliche Langeweile und grenzenloſe Seichtheit der Geſinnungen verbirgt. — Welche Art von Anſichten im Hauſe Roon's wohnen, zeigt unter Anderem ein Tiſchgeſpräch, bei welchem auf die heutige Geldmacherei, die Geblähtheit des Capitals und den wachſenden Luxus die Rede kam. „Ich fürchte", ſagte des Miniſters älteſter Sohn, „dieſer Geiſt der Indolenz und Genußſucht wird ſich ſchließlich auch auf die Armee erſtrecken und unſeren Offizieren dieſer Schwelgerei gegenüber die Würde und der Stolz abhanden gehen, lieber zu entbehren, als den Genuß in ſo tief geſunkenen Kreiſen zu ſuchen!!" — —

Die Kämpfe des Lebens liegen jetzt hinter unſerm „Organiſator", die Saat, die er geſäet, das preußiſche Volk in Stahl, blüht fröhlich auf in geſichertem Frieden. Schwerer und heißer, — ja bis zur äußerſten Erſchöpfung für ſeine Ehrenpflicht, hat Keiner, außer Bismarck, ſo gerungen wie Roon und noch iſt ſeine Arbeit nicht völlig gethan; die neue gewaltige Zeit heiſcht neue Mühen, ſeine Thätigkeit iſt ja auf den geſammten deutſchen Schutz und Trutz erweitert, zu einem Felde, an deſſen Dimenſionen er nimmer gedacht hat, da er 1859 an Bonin's Stelle trat. Es ward ihm aber auch ein Ruhm beſchieden, wie kein Kriegsminiſter in Deutſchland vor ihm errang. Wenn Roon einſt ſtirbt, bedarf er keines Denkmals von Stein und Erz, denn der gigantiſche Eiſenkoloß der Armee wird über ſeinem irdiſchen Staube ein ewig redend Zeugniß ſeiner tiefen und heißen Vaterlandsliebe ſein! —

Möge dem Paladin Kaiſer Wilhelms aber noch lange beſchieden ſein, ſich, in Mitte ſeiner Familie beglückt und geſegnet, der Früchte ſeines eifervollen Ringens zu erfreuen. In der Schule der Noth hat er ſich zum Erzieher ſeiner Nation erzogen, ward viel gehaßt, um hoch geprieſen zu ſein, dennoch aber blieb er im Sturme wie Sonnenſcheine immer derſelbe charakterſtarke, biedere Roon, als der er vor 52 Jahren in des Vaterlandes Dienſt mit dem Gedanken trat: „Thue immer Deine Pflicht, Gott wird Dir helfen!!" — —



LUDWIG II.

König von Bayern.

VI.

Ludwig II.

König von Bayern.

* * *

„Ein Wetterſtrahl zuckt! — Eine Lohe durchdringt
Die deutſche umnachtete Erde!
Ein Prometheus wieder — ach, wieder uns bringt
Das Licht zu gewaltigem Werde! —
Vom Kyffhäuſer hat er das Wunder erweckt,
Die alte, viel ſchmerzreiche Sage,
Sein Ruf hat die Arme zum Streit uns gereckt; —
Er ſchuf uns den Kaiſer zu Tage!! —
O Prometheus, der doch vom Himmel uns riß
Das Licht für die Nacht unſerer Schmerzen,
Sei immerdar des Gefühls Dir gewiß,
Alldeutſchland trägt Dich im Herzen! —
Bleib' feſt! Leuchte weiter! — Wir ſtehen ja zu Dir! —
Laß nie an den Felſen Dich ſchlagen!
Das tückiſche ſchwarze, das wälſche Gethier
Soll nicht Dir die Leber zernagen!!" — —

Es giebt in der neueren Geſchichte keinen Monarchen von irgend erwähnenswerthem Einfluſſe und belangreicher Stellung, — man müßte denn Ludwig XIV. von Frankreich ausnehmen, — der in ſo jungen Jahren zum Thron berufen und, umdrängt von Prüfungen, Kämpfen und Einflüſſen, ſich zu männlich kühnem Charakter und einem großen, guten und opfermuthigen Willen durchgerungen hätte, wie Ludwig II., der Bayernkönig. Es giebt aber auch keinen Monarchen, der in ſich ein eigenthümlicheres Problem ſeiner Mitwelt geboten hätte, giebt keinen, über welchen Argliſt, Unverſtand und Parteieifer ſich in ſchieferen Urtheilen ergangen hätten, als über den jüngſten Dynaſten des Hauſes Wittelsbach. — Ein Leben, welches aber erſt am Anfange ſeiner öffentlichen Wirkſamkeit ſteht und bereits ſo unerreichte Proben fürſtlicher Tüchtigkeit gegeben hat, daß es in Zukunft noch das Größeſte für das engere wie weitere deutſche Vaterland verſpricht, — ſolch' ein Leben ſollte man doch nicht ſo vorſchnell beurtheilen, müßte bei ihm Alles in Rechnung ziehen, was Widerſtrebendes es umgiebt und welche Stärke des Geiſtes dazu gehörte, ſich mit den Schwierigkeiten der eigenen Lage innerhalb einer vielbewegten, folgenſchweren Zeit abzufinden. — — —

Wie wir in der Kaiſerbiographie geſagt haben, iſt das Weſen eines Fürſten nur innerhalb ſeines Volks und ſeiner Zeit zu verſtehen! Wenn jeder Lebende ſchon das Recht hat, daß man ihn nach *ſeiner beſonderen* Entwickelung, Abkunft und Lebensſtellung beurtheile, um ſo gewiſſer ein Monarch, den *viel mehr* Fäden rings an das Daſein ketten und viel ſtärker die Freiheit ſeiner Entſchlüſſe, die Stimmung ſeines Gemüths bedingen. — Zumal für König Ludwig II. werden wir nur dann eine gerechte und klare Anſchauung gewinnen, wenn wir ihn zunächſt mit *bayriſchen* Augen, mit dem Auge ſeiner Umgebungen zu betrachten wiſſen, von *Land* und *Leuten* uns einen Begriff zu machen verſtehen, die er *regiert* und den hiſtoriſchen Boden unterſuchen, auf den das Schickſal ihn geſtellt hat und welchen *nicht er* ſich, ſondern den die Vorſehung *ihm* geſchaffen hat. Es iſt unter Umſtänden nämlich wirklich leichter, irgend ein kleiner nordiſcher Dynaſt in beſter Bedeutung des Worts zu ſein, als ein bayriſcher, und man hat noch in dieſem Augenblicke jenſeits des Main mit nicht blos noch ſehr lebendigen, ſondern ganz trotzig-ſtarren Faktoren zu rechnen, welche dieſſeit Würzburgs und des Frankenwaldes kein ſoziales und politiſches Hinderniß der Volksentwickelung mehr ſind. Unſere Zeit lebt raſch, ja allzuraſch faſt. Was vorig Jahr geweſen, erſcheint unſerm Vorwärtsdrange ſchon heute faſt als uralt! Wir würden aber weit gerechter gegen uns ſelbſt, weit billiger gegen Andere ſein, wenn wir uns nur erinnern wollten, wie es — zum Exempel vor ſieben Jahren etwa in Preußen, in Norddeutſchland, überhaupt in der Welt ausſah und wie weit jene Zeit von dem Heute —, ja daß ſie durch einen *Weltuntergang* und die geiſtige *Neugeburt* unſerer Erde von dem Jetzt getrennt iſt! Die Vorſtellungen, welche ein echt märkiſches Bürgerkind, das nie von der Scholle kam, ſich etwa von einem Bayern macht, ſind genau eben ſo naiv und beſchränkt, wie vor 1866 die Vorſtellungen es geweſen ſind, welche man ſelbſt in den intelligenteſten Münchener Kreiſen ſich von einem norddeutſchen Individuum, einem Preußen, gemacht hat. Darum iſt Nichts geeigneter, Nord und Süd inniger zu verbinden, gegenſeitige achtungsvolle Billigkeit und herzliche Werthſchätzung hüben und drüben zu erwecken und zu nähren, als wenn wir gegenſeitig uns bemühen, im Heimathauſe des Anderen uns zurecht zu finden, gegenſeitig in unſerm Sein und Weſen uns verſtehen und würdigen zu lernen! In dieſem Sinne wollen wir verſuchen, Ludwig II. mit ſeinem Bayernlande und Beide mit ihrer Vergangenheit und ihrem Zukunftsſtreben zu erfaſſen und in einem Bilde feſtzuhalten. — Eigenthümlich wird's vielleicht und tief ernſt, ſturmbewegt wohl, aber zugleich doch freudig-lichtvoll ſein! Ein ringender Fürſt und ein ringendes Volk iſt —, gleichwie der Herr in Goethe's Fauſt vom guten Menſchen ſagt: „des rechten Wegs ſich wohl bewußt!" Dieſen Weg hat Bayern lange ſchon gefunden, ſein Prometheus leuchtete ihm voran. — — Hunderttauſende von deutſchen Reiſenden ſind zu München ſchon in die Bavaria geſtiegen und haben ſich hoch droben die Welt aus — deren Augen angeſehen! Laßt uns das jetzt auch thun, deutſche Stammgenoſſen! Sehen wir nicht nur aus ihr heraus, ſondern auch tief in ihr zuckendes Herz hinein, wir werden dann dies Löwenweib mit ſeinem jungen Könige wahrhaft lieben lernen! — — —

Wir wiſſen nicht, ob es ſehr viele unſerer Leſer giebt, die München bereits Anfangs der fünfziger Jahre, dann etwa 1866 und 1872 wieder geſehen haben und ſein Heute mit ſeiner Vergangenheit zu vergleichen vermochten. Wer es ſelbſt oberflächlich nur in dieſen drei verſchiedenen Zeitabſchnitten beſucht hat, wird die Entwickelungsfähigkeit eines Volks begreifen, das eigenartig wie kein anderes in Deutſchland iſt. — Das bayriſche Volk ſetzte ſich aus Stammgruppen zuſammen, die ſo verſchieden ſind, wie die geographiſche Lage der Länderſtriche, welche ſie bewohnen. Der Main-Franke, der Menſchenſchlag, welcher ſich bis über Nürnberg ſüdlich ſtreckt, iſt ein dem ſächſiſchen Weſen verwandter. Fröhlicher, weicher, ſkeptiſcher und induſtriell höchſt betriebſam, hat er vom Mittelalter her ſeinen patriziſchen Stolz wie ſeine Unabhängigkeit und am eheſten einen natürlichen Zug nach dem Norden ſich bewahrt. Nürnberg iſt die erſte Stätte der Hohenzollern geweſen, Nürnberg die Wiege mitteldeutſcher Kunſt. Durch Nürnberg führte, von Augsburg und Ulm herab, vor Zeiten die große Völkerſtraße, welche das *Mittelmeer* mit der *nordiſchen Hanſa* verband und lange ſchon erfreute dies geſegnete Land ſich einer Kultur und Geſittung, bevor im Norden noch der erſte Strahl deutſchen Weſens das Dunkel wendiſchen Heidenthums durchdrang. — Der Bewohner der Donauniederung, des Münchener Hochplateaus und der bairiſchen Alp, der ſogenannte *Altbayer*, iſt ein ganz ander Weſen; er repräſentirt das eigentlich — ſpecifiſche Bayernthum. Handel und Wandel, eigentliches Kulturleben drängte ſich da allein in den alten reichsfreien Städten vordem mit ſtolzem, abgeſondertem Glanze zuſammen, zu Augsburg, Regensburg und Ulm; im Uebrigen iſt aber der Bauer da der eigentliche *Herr*, und je mehr die Bedeutung dieſer alten Städte herabſank, die alten Heerſtraßen eingingen und der Strom des Weltverkehrs neue Bahnen einſchlug, um ſo *mehr* wurde das bäuerliche Element das vorwiegend maßgebende! Eine bedeutende Zahl Großbauern ſitzen dort ſeit Jahrhunderten unverrückbar feſt, welche vielleicht mit keinem norddeutſchen Rittergutsbeſitzer tauſchen würden. — Der Altbayer iſt rauh, bigott, hängt mit eiſerner Zähigkeit am Althergebrachten. Jähzornig und ſtörriſch, iſt er mit dem „Schlagring" allzeit bei der Hand und ehe er irgend einen Streit lieber durch Ausſprechen ausgleicht, reckt er Dir die Fauſt mit gekrümmtem Mittelfinger zu und ruft: „Hakeln wir!" — Dieſer Stamm iſt nur durch ſeine *eigenen* Vorſtellungen zu bemeiſtern, nur mit ſeinen *eigenen* Vorurtheilen zu beſiegen, die Autorität *allein* iſt ſein unerbittlicher Gebieter und die Wellen der Zeit berühren nur wenig eine Lebens- und Denkungsart, die von der der Voreltern vielleicht nur um Geringfügigkeiten, — etwa um die Erkenntniß des Nutzens abweicht, den gewiſſe unabänderliche Neuerungen, wie die Eiſenbahnen, gewähren.

Aehnlichen Schlags iſt der ſchwäbiſche Bayer, von Augsburg ab in der Gegend von Memmingen und Kempten anſäſſig, obſchon im Uebrigen mehr dem Würtemberger ähnlich. — Der Pfälzer iſt vom Altbayern wiederum gänzlich verſchieden. Er iſt von rhein-fränkiſchem Stamme, dem Rheinpreußen viel näher verwandt, wie dem Bewohner der oberen Donau. An der äußerſten deutſchen Grenze gelegen, von Frankreichs und Belgiens Nähe beunruhigt, im Rücken allein mit Heſſen und Rheinpreußen zuſammenhängend, iſt die Pfalz durch Baden und Würtemberg von dem übrigen Bayern abgetrennt. Dies Verhältniß hat dem Volksſtamme, — wenn er ſie wirklich je beſaß, jene Schläfrigkeit benommen, jene Seelen- und Geiſtesruhe Altbayerns, mit welcher — Regierungen „ſelbſt vergebens kämpfen“. Die Zeiten Melac's und Turenne's haben die Pfalzbayern beſorgt und wachſam, regſam und mißtrauiſch gemacht. Sie nahmen von ihren guten wie ſchlimmen Nachbarn Agilität, Fröhlichkeit, Freiheitsſinn und Kultureifer an, wurden mehr Farmer als Bauern, und die Conjuncturen, denen ihre Produkte (Wein und Taback) beſtändig unterworfen ſind, nöthigten ſie zum Speculiren, zu Dingen, denen der Altbayer völlig fremd iſt. — Dieſe Stammes- und Ländergruppen, welche das Königreich Bayern bilden, eint das Gefühl ſtaatlich-organiſcher Zuſammengehörigkeit und die unverrückbare Liebe zu dem alten Herrſcherhauſe der Wittelsbacher. Zugleich einte ſie das ziemlich allgemeine katholiſche Bekenntniß und eine eben ſo traditionelle Vorliebe für das uralte römiſch-apoſtoliſche Kaiſerthum deutſcher Nation. Dieſe Vorliebe, zumal bei den Altbayern, hatte bis in die neuere Zeit ſeinen ganz reellen Grund und unter dieſem Volke konnte deshalb ein Conſervatismus gedeihen, der — vergleichsweiſe gegen andere Staaten betrachtet — nur wenigen, oder nur ſolchen Verſuchungen von außen begegnete, die denſelben eher ſtärkte als bedrohte! Bayern, — zumal das Donauland, hat in den Kriegen, welche Deutſchland durchwühlten, nämlich weit weniger gelitten als andere verwandte Länder. Der dreißigjährige Krieg allein brachte es in ſtärkere Mitleidenſchaft, dann die napoleoniſche Invaſion. Erſterer war aber ein

Glaubenskrieg — wenigſtens anfänglich, konnte alſo nur die religiöſe Geſinnung eines Volks befeſtigen, das in ſeinen innerſten geiſtigen und ſocialen Intereſſen von einer Macht jenſeits der Alpen regiert wurde, welcher die eigene Regierung ſtets nur ſchwachen, oder gar keinen Widerſtand zu bieten hatte. So bildeten ſich in Altbayern zumal Zuſtände heraus, die es nach und nach zu einem ſüddeutſchen Mecklenburg machten. Ein reicher Adel, ein feiſtes Bauernthum und eine Alles durchdringende und beſtimmende klerikale Gewalt vereinten ſich, eine Bevölkerung für die Strömungen des modernen Lebens unzugänglich zu machen, welche ohnehin keinen Begriff hatte, wie man überhaupt exiſtiren könne, wenn man ſo nicht lebe, wie ſie. Noch in den fünfziger Jahren ſind wir in den bayriſchen Landen auf die Frage geſtoßen: „ob man denn in Preußen überhaupt zu eſſen habe", und als wir entgegneten: „wir lebten ſogar unter Umſtänden noch etwas beſſer wie ſie, wurde das gebührend als „Berliner Flauſenmacherei" gewürdigt. Dieſes „Inſichverſenktſein", das höchſtens die Bierfrage zu Wallungen trieb, wurde weder durch die Eiſenbahnen noch das erſtehende Verfaſſungsleben erheblich geſtört; die Kleriſei, der Adel und die Regierung ſorgten eben für Alles, was jenſeits der eigenen Feldmark paſſirte. - Wir wollen damit nun nicht ſagen, daß es wo anders gar ſo überaus regſam und geiſtvoll zugegangen ſei. Des bekannten Winterſchlafs bis in die vierziger Jahre hinein iſt ja bereits genug von uns erwähnt worden und Norddeutſchland hatte ſich ſo ſchrecklich viel gar nicht einzubilden, als ob es unerreichbar weit vor dem Süden voraus ſei! —

Auch für Bayern brach der Morgen an, obwohl auf ganz verſchiedene Weiſe wie in anderen deutſchen Staaten. München war allerdings ſchon Jahrhunderte hindurch Landesreſidenz geweſen, hatte aber ſtets nur einen duodezſtaatlichen Charakter beſeſſen; Nürnberg, Breslau, Dresden zumal, waren Ende vorigen und Anfangs dieſes Jahrhunderts wahre Metropolen gegen die Stadt an der Iſar geweſen, welche das „Mönchen" im Wappen trägt.

Mit König Ludwig I.*) aber brach ihre Glanzzeit an, ihr Erwachen! — Wer erinnert ſich nicht noch des alten jovialen Herrn, der mit dem Regenſchirme ſo gern zu Fuße nach Nymphenburg ging und mit Jedermann redete? Es giebt wenig gleichzeitige Monarchen, welche für die Bevölkerung ihrer Reſidenz nicht blos, ſondern auch für ganz Deutſchland eine ſolche Charakterfigur geworden wären, wie „Ludwig I. von Bayerland". Er iſt ſeiner Zeit natürlich ebenfalls nicht der Verkennung entgangen, hatte auch manche Eigenheiten, die ſich — etwas abſonderlich anſehen mochten, — aber nicht nur, daß ſein Wille gut, groß und feſt, ſein Eifer für Hebung ſeines Volks unwiderſtehlich war, ihm kam auch ſeine geniale Künſtlernatur zu Hülfe, welche keine Aufgabe zu ſchwierig fand, um einer Nation Anſehen und Kulturbedeutung zu geben, für welche ſich bisher kein Menſch abſonderlich intereſſirt hatte. — Wir verzichten darauf, Ludwigs I. Thaten zu verzeichnen. Jedes Reiſehandbuch giebt ja darüber Aufſchluß, und was man in München an Kunſtſchönheit nur erblickt, es iſt ſein Werk, iſt mindeſtens aus dem Streben ſeines Geiſtes erwachſen. Er erhob München nicht blos von einer kleindeutſchen Stadt zur wirklichen Capitale ſeines Landes, ſondern zu einem modernen Athen, in welchem Deutſchlands bildende Kunſt ihr Aſyl, ihre Heimat, ihren Ausgang fand, von wo der Plaſtik und Malerei neue geiſtige Bahnen vorgezeichnet wurden, von wo eine Reihe Meiſter erſtanden die eine nationale Schule ſchufen und durch ihre Werke ſich zum Stolze Deutſchlands, München aber zur Stadt der Ideale gemacht haben! — Was es heißen will, in einem ſo conſervativen, ja lethargiſch verſunkenen Volke ſolchen Sinn zu wecken, ſo dauernd ihn zu befeſtigen, daß er das ſchönſte und unvergänglichſte Erbtheil wurde, welches Ludwig I. je zu hinterlaſſen vermochte, wird man nach der vorhergehenden Schilderung wohl ermeſſen können. Dieſer ideale Sinn iſt aus der Iſarſtadt ſo wenig mehr zu tilgen, als die glänzende Reihe Baudenkmäler und die

---

*) Näheres über denſelben und die ſeit 1818 wechſelnden Miniſterien ſiehe unter Hohenlohe und Lutz. D. B.

Schätze zu verbannen ſind, welche in ihr ſich verſammelt haben, um jährlich Abertauſende anzulocken und die Colonie der Geiſter ſtetig zu vergrößern, welche dort dauernd ihr Aſyl erbauten. König Ludwig I. hatte bei ſeinem großartigen Beginnen ſehr ſtark mit der Borſtigkeit ſeiner guten Bayern zu thun. Lange Jahre ſah man ſehr ſauer in ſein Treiben drein! — Als wir München das erſte Mal, um 1857 etwa, beſuchten, hörten wir immer noch helle Klagen: „wie der König des Landes Geld verſchwende, wie er ſo viel fremdes, windiges Volk herbeiziehe, die ihm den Beutel leerten“; man konnte ſich ſelbſt damals noch gar nicht darein finden, daß das alte, gute, verräucherte München mit ſeinem ſpießbürgerlichen Bierbank-Leben zu einer Weltſtadt ſich hinaufſchrauben ſolle! — Wer das München von 1872 aber mit jenem damaligen vergleicht, was doch ſchon die weſentlichen Kunſtdenkmäler von Heute ſein nannte, iſt im höchſten Grade überraſcht! Jeder Bayer hat nachgerade begriffen, daß die Millionen, welche Ludwig I. einſt ſeinem Lande entzog, tauſendfältig ihm längſt zu Gute gekommen ſind und der todte König nicht blos deutſchen Kunſtſinn dem Verſtändniſſe Aller erſchloß, ſondern dadurch auch die Schönheit ſeines Bayerlandes. Gegenden wurden nun ſchaarenweiſe von Fremden aller Länder beſucht, ja beſiedelt, welche ohne Ludwig I. vielleicht heute noch Niemand der Mühe werth halten würde, aufzuſuchen. Induſtrieen wurden geweckt, die vor Paris, Wien, London und Berlin nicht zu erröthen brauchen und mit dem Kunſtgenuß wuchs auch die Begierde, auf allen anderen Gebieten des geiſtigen, ſocialen und politiſchen Lebens Nahrung zu ſuchen und mit der ganzen Summe ſeiner Kraſt ſich in unſerm treibenden Jahrhundert vorwärts zu bringen und der Genoſſenſchaft der anderen Nationen als vollberechtigtes Glied anzuſchließen. — Wie jedes Gute auch ſein Extrem, wie das Herrlichſte auch ſeine Gefahren im Gefolge hat, mag es erſcheinen wo es immer will, ſo auch hier! — Wenn wir ſie andeuten, ſo geſchieht es ſicher nicht zu Bayerns Ungunſten, ſondern zur Betrachtung der Sache ſelbſt und um Erſcheinungen zu erklären, welche, zu Tage tretend, einer falſchen Auffaſſung Thor und Thür öffnen konnten. —

Um eine Kunſt-Aera, eine Epoche der Idealität zu gründen und ihr Dauer zu verleihen, gehört nicht blos, daß der Herrſcher ſelbſt eine tief angelegte, ideale Natur ſei und über die Mittel gebiete, das durchzuführen, was ſeiner Seele Träumen iſt, es gehört vor Allem auch, daß er ein vom Himmel begnadetes Organiſationsgenie ſei, welches, Sinn und Weſen der Kunſt durchdringend, die rechten Geiſter zu rechtem Zwecke eint und in raſtloſer Thatkraft dieſem rechten Zwecke ſich ſelbſt und Alles dienſtbar macht, was ihn irgend erreichen hilft. — Ein Fürſt, der Solches will und kann, wird Lehrer und Meiſter ſeines Volks ſein müſſen, dann hinterläßt er eine Schule, die, ob er ſelbſt gleich todt iſt, in ſich ſtark und vollendet durch ſeines Geiſtes Manen weiter lebt! Solch ein Mann war Ludwig I. von Bayern und darum iſt er ſelber ein unvergänglicher Künſtler in deutſchen Landen geweſen!! — Man kann dieſelbe Macht, daſſelbe ideale Sehnen haben, aber dieſe innere, ſchöpferiſche Triebkraft erſt iſt der Motor, welcher den geiſtigen Samen zu lebendiger Blüthe und Frucht treibt. — Als Reſultat von König Ludwigs Streben werden deshalb die „bildenden Künſte“ ſtets in München ihre Stätte und ihren Brennpunkt haben. An das Gewordene werden immer neue, jüngere Kryſtalle, wie um eine gemeinſchaftliche Druſe anſchießen und die Summe des Schönen vermehren. — — —

Schade, daß Ludwig I. gerade beſchieden ſein mußte, an den politiſchen Verhältniſſen zu mißglücken, die über Bayern ſo gut wie alle Welt kamen. Ihm blieb das Jahr 1848 nicht erſpart. — Bereits das Jahr vorher ſchon hatte er die Symptome des Kommenden zu verſpüren und einer ſo bitteren Realität gegenüber beſtand ſein Idealismus einen nur zu ungleichen Kampf. Um ſpätere Verhältniſſe, — namentlich in Bezug auf deſſen Enkel, König Ludwig II., — beurtheilen zu können und die Einflüſſe, welche ſich auf Letzteren naturgemäß geltend machen mußten, werfen wir erſt einen kurzen Blick auf die Familie der königlichen Wittelsbacher. —

Ludwigs I. Vater war zweimal vermählt geweſen. Zuerſt mit Prinzeſſin Wilhelmine Auguſte, Tochter des Prinzen Georg von Heſſen-Darmſtadt. Aus dieſer Ehe entſproßten König Ludwig I., Prinzeſſin Charlotte, welche in erſter Ehe Wilhelms, Königs von Würtemberg, in der zweiten des Kaiſer Franz I. von Oeſterreich Gemahlin wurde, ferner Prinz Carl, der unverehelicht blieb. Maximilian I. heirathete dann zum zweiten Male Prinzeſſin Caroline, Tochter des Erbprinzen Carl Ludwig von Baden. Dieſer Ehe entſproßten lauter Töchter und eigenthümlicher Weiſe vier Zwillingsſchweſtern. Am 13. November 1801 wurden Prinzeſſin Eliſabeth und Prinzeſſin Amalie geboren; Eliſabeth ward nachmals Gemahlin König Friedrich Wilhelms IV. von Preußen, Amalie die des Königs Johann von Sachſen. Am 4. November 1824 wurden Prinzeſſin Sophie (mit Franz Carl Joſeph, Erzherzog von Oeſterreich verbunden und Mutter des jetzt regierenden Kaiſers Franz Joſeph II. von Oeſterreich) und Prinzeſſin Marie geboren, welche ſpäter König Friedrich Auguſt von Sachſen ehelichte, den älteren Bruder König Johanns. Die ſchließlich noch geborene Prinzeſſin Ludwiga, welche ſich mit Maximilian Herzog von Bayern verband, wurde durch ihre Tochter Eliſabeth aber nachmals Schwiegermutter des jetzigen öſterreichiſchen Kaiſers. — War alſo ſchon das Wittelsbacher Haus durch König Max I. zahlreich und mit Sachſen, Oeſterreich und Preußen verſchwägert worden, die Ehe König Ludwigs I. mit Prinzeſſin Thereſe von Sachſen-Altenburg (geboren 1792, geſtorben 1854) war nicht weniger kinderreich. Sein erſter Sohn und Kronprinz war Maximilian (nachmals König Max II.), welcher ſich 1842 mit Prinzeſſin Maria, Tochter des verſtorbenen Prinzen Wilhelm von Preußen, vermählte. Auf Max folgte Prinz Otto, durch die europäiſchen Schutzmächte 1832 zum Könige von Griechenland erwählt, der eine oldenburgiſche Prinzeſſin ehelichte. Der dritte Prinz war Luitpold, 1844 mit Erzherzogin Auguſte von Oeſterreich vermählt, Tochter des Großherzogs Leopold von Toskana. Er hat mit derſelben vier Kinder, von ſeinem älteſten Sohn, Prinz Ludwig, bereits aber zwei

Enkel. Das vierte Kind Ludwigs I., Prinzeſſin Adelgunde, heirathete Franz V., Herzog von *Modena*, die nächſte Prinzeſſin, Alexandra, blieb unvermählt und der letzte Prinz, Adalbert, 1828 geboren, heirathete Amalie, Prinzeſſin von *Spanien*, des Infanten Francesco da Paula Tochter. — Der direct zur Thronfolge berufene älteſte Prinz Maximilian erfreute ſich mit Prinzeß Marie von Preußen aber *keiner* ſo zahlreichen Familie, wie ſein Vater Ludwig I. Er hatte nur zwei Söhne, *Ludwig*, den jugendlichen Monarchen, welchem unſere Schilderung gilt, und Prinz Otto, der zur Zeit ſchwer — man ſagt unheilbar — krank ſein ſoll; Beide ſind unvermählt! — —

Dieſe lange Verwandtſchaftsfolge haben wir nicht aus Stammbaumsſucht gegeben, im Gegentheile, wir lieben ſie nicht. Dieſe Reihe von Oheimen, Großoheimen und Vettern ſoll uns aber einen Einblick in die politiſchen Familienverhältniſſe gewähren, welche — zumal in Süddeutſchland — *überaus beſtimmend* für die Intentionen eines Herrſchers zu ſein pflegen, weil bei jeder politiſchen Frage die Rückſichten auf ſie ſich geltend zu machen und oft über die eigene freie *Dispoſition* des Monarchen — nicht immer zu Gunſten des Landes — zu verfügen ſuchen. — Ein kurzer Ueberblick der Familie Wittelsbach lehrt uns, daß die verwandtſchaftliche Verbindung mit dem deutſchen Norden ungleich ſchwächer und lockerer war, als diejenige mit dem Hauſe Habsburg und verſchiedenen italieniſchen Dynaſten. „Felix Austria nube“ lautet ein altbekannter Spruch, und wenn Blutsverbindung die Intereſſen zweier Staaten je innig und ſolidariſch machen konnte, ſo hatten, — wie man ſieht, die Häuſer Habsburg und Wittelsbach nicht verſäumt, einander dieſe Solidarität bis in die dritte Generation zu garantiren. Niemand kann wenigſtens ſo politiſch kurzſichtig ſein, zu bezweifeln, daß dieſe Garantie der Verwandtſchaft ganz *ohne* Folgen auf die frühere Politik Bayerns ſein konnte, ja künftig vielleicht nicht noch folgenreich werden könnte. — —

Prinz Ludwig, nachmals König Ludwig II., dem die Vorſehung einſt zu ſo verhängnißvoller Zeit und bei ſo gefahrvoller Jugend das Scepter plötzlich in die Hand drücken ſollte, wurde am

25. Auguſt 1845 auf Schloß Nymphenburg geboren. Man ſagt, er ſoll ſehr ſchwächlich zur Welt gekommen ſein, wenigſtens war ſeine Jugend häufigen Geſundheitsſtörungen unterworfen. Noch nicht drei Jahr alt, machte ihn das Jahr 1848 zum Kronprinzen. Ludwig I., den eifrigen Freund und Pfleger der Künſte, hatten — vielleicht in einer Stunde allzu raſchen Unmuths — die revolutionairen Erſcheinungen, welche auch in Bayern nicht ausblieben, zur Abdankung vermocht und er hatte das Scepter in ſeines Erben Hände gelegt, welcher den Thron als Maximilian II. beſtieg. Unter ihm erhielt Camille Graf von Bray-Steinburg das Portefeuille des Aeußern und abermals die Leitung des Cabinets. Noch iſt im National-Muſeum die Feder zu ſehen, mit welcher König Ludwig den Verzicht auf die Staatsleitung unterſchrieben hat, und wenn es auch dahin geſtellt bleiben mag, ob er, wie erzählt wird, dieſen Schritt nachmals bereute; daß er ſelbſt dieſer Feder einen ſehr großen Werth beilegte, zeigt wenigſtens, daß er den Schritt, den er gethan, für ſchwerer und folgenreicher hielt, als ſonſt Leute thun, die froh ſind, einer verantwortungsvollen Laſt enthoben zu werden. Im Gegentheile hätte man eigentlich meinen ſollen, daß der greiſe König um ſo freier, froher den Künſten ein Mäcen hätte ſein dürfen, als ihm die Laſt der Staatsgeſchäfte nicht mehr auf den Schultern lag. — —

Wie dem auch ſei, der Schritt war einmal geſchehen; andere Hände erfaßten das Steuer. — König Maximilian II. war an Begabung wie Neigungen zu den Künſten des Friedens ſeinem Vater überaus ähnlich und ſeine Regierung verſprach nicht minder wichtig für Bayerns Kulturleben zu werden, wie die ſeines erlauchten Vorgängers. Zwiſchen beiden Regenten war dennoch ein ſehr erſichtlicher Unterſchied. — König Maximilians glänzende Gaben ſind bekannt und das Land verdankt weſentlich ſeinem Wirken ſeine weitere Entwickelung, doch wenn König Ludwig mehr Künſtler geweſen war, war König Max ſicher mehr Gelehrter. Der vorige Herrſcher hatte einen feurig thatkräftigen, mehr imaginativen Charakter, der jetzige zeigte eine mehr kontemplativ beſchauliche Natur; an Stelle der bildenden Künſte, — des Könnens, —

trat jetzt mehr die Literatur und Dichtkunſt, die Philoſophie, beſonders die Pflege der Wiſſenſchaften in den Vordergrund. Epiſche, lyriſche und dramatiſche Poeſie zumal waren Max II. beſondere Lieblinge, und es iſt ebenſo bekannt, welchen Kreis von Dichtern und Denkern er um ſich verſammelte, wie daß unter ſeiner Aegide eine Reihe poetiſcher Werke in dem Muſenkreiſe Münchens erſtanden, die ſtets bleibenden Werth haben werden. Abgeſehen jedoch, daß kundige Zeitgenoſſen berichten, König Maximilians II. geniale Anlagen hätten die ſeines Vaters nicht überragt, abgeſehen, daß der Trieb des Könnens ein feurigerer, erzeugenderer iſt, als der des Wiſſens, ſo iſt auch gewiß, daß die bildenden Künſte — Plaſtik und Malerei —, da ſie ſtabilerer, greifbarerer Natur ſind, feſtere Grundlagen der Erfahrung haben, alſo auch eher im Stande ſind, aus ſich heraus eine Schule zu begründen und eine Glanzepoche zu ſchaffen, wie das flüchtige Element der Poeſie. Der letztern Blüthe hängt weitmehr von der allgemeinen äußeren Weltlage ab, deren Geſetze weder durch Dogmatiſirung noch bloße Uebung feſtgeſtellt werden können, ſondern welche ſich von ſelbſt durch neue Schöpfungen aus ſich heraus regeneriren müſſen. Eine national-deutſche Poeſie war damals aber am wenigſten möglich, denn — einen deutſchen Bund gab es nach Hangen und Bangen zwar wohl wieder, er war ja auch danach! — eine deutſche Nation im wahren Sinne des Worts aber gab es nicht! Wollte unſere Dichtkunſt nicht partikulare oder Tendenzpoeſie treiben, ſo mußte ſie ſich auf ein neutrales, — das humaniſtiſche — Gebiet flüchten. Daher kam in München der Orientalismus und die ſchwärmeriſche Liederpoeſie! Schön, berauſchend, geiſtvoll oft war ſie, aber aus ihr erzeugte ſich niemals eine Epoche, welche der der bildenden Künſte Münchens hätte einigermaßen nur die Waage halten können; die dramatiſche Dichtung zumal brachte es dort zu wenig Nennenswerthem. Dagegen blüthe deſto kräftiger die exakte Wiſſenſchaft unter Maximilian auf, beſonders die Naturkunde, welche ihren Triumph mit vollſtem Rechte feierte. Was des Königs geiſtiges Streben noch viel ſchwieriger machte und auch die Poeſie zur rechten Reiſe nicht kommen ließ, waren die inneren politiſchen Verhältniſſe. Unruhevoll war die Zeit, der Völker Gefühle waren unbefriedigt, die Schwierigkeiten, welche die Fürſten fanden, ſich mit den neuen Verhältniſſen abzufinden und den Gefahren zu begegnen, die von außen wie innen ſich thürmten, Alles das ſetzte dem Geiſt einen Dämpfer auf. — —

Wie viel oder wenig die Befürchtungen für die Geſundheit des nunmehrigen Kronprinzen Ludwig auch begründet ſein mochten, Thatſache iſt, daß die Leibärzte denſelben für lungenleidend hielten, was er ganz gewiß nicht war und der Prinz in Folge des Uebermaßes älterlicher Beſorgniß von allen Jugendfreuden abgeſchnitten, unter wahrhaft mönchiſcher Clauſur gehalten wurde. Einſamkeit, verbunden mit dem idealen Fluge einer glühenden Phantaſie und melancholiſcher Schwärmerei, — Eigenſchaften, die der Kronprinz Ludwig theils vom Vater, theils vom Großvater ererbt hatte, — genährt durch die geiſtvoll anregenden Einflüſſe ſeiner Eltern, — bildeten in dem nachmaligen Könige den Hang zur Abgeſchloſſenheit, den Wiſſensdurſt, das Verſenken in eine abſtrakte Welt aus, welche ihm zwar überreichen Erſatz für die entwöhnten Lebensfreuden gewährte, die aber dennoch der Natur ſpottete und für einen Charakter gefährlich war, auf deſſen Vitalität und Energie einſt das Schickſal eines ganzen Volks beruhen ſollte. Während der humaniſtiſchen Studien feſſelten den Prinzen beſonders Goethe und ſein über Alles geliebter Schiller. Sein Herz füllte ſich mit hohen und reinen Gefühlen, ſein Geiſt mit lichten Idealen und aus den alten Claſſikern, aus Shakeſpeare's gewaltigen Gebilden, aus dem ewigen Quell der Geſchichte ſog er Grundſätze und Ueberzeugungen, die, — ungeahnt von den Meiſten, — ihm nachmals ſehr oft die politiſche Erfahrung und — was wir Weltklugheit nennen — erſetzten! So hoch man die Tugenden und Geiſtesgaben ſeines Vaters und Großvaters immerhin ſtellen muß, das iſt dennoch gewiß und durch Thatſachen erhärtet, daß in den Augenblicken, wo es das äußerſte Entweder-Oder galt, Ludwig II. ein ſcharfſichtigerer König geweſen iſt, eine größere Kunſt beſaß, das Ideale ins Leben zu rufen, — ſei's auch mit Opfern eigener Gefühle und perſönlicher Rückſichten — als alle ſeine Vorgänger! Dieſe

Kraft des Idealiſmus den Dingen dieſer Welt gegenüber mag den Einen als Ludwigs II. erhabenſte Tugend, den Anderen gerade als ſein ſchlimmſter Fehler erſcheinen, mag ihn zu ungeahnten Höhen des Lebens führen oder ihn frühe, wie die Flamme den Phönix, verzehren, ſie iſt ſein Lebensodem, iſt ſein Ich, ohne welche es ihm zu leben ſchwerlich lohnen dürfte! Dieſer Idealiſmus iſt es auch, welcher ihm viele Enttäuſchungen zuzog, ſobald er mit der Realität des Daſeins zuſammenſtieß und der Proſa dürrer Hauch ihn anwehte. Dieſer Idealiſmus war es auch, auf den die Parteien rechts und links ſpekulirten, an dem der Ehrgeiz wie der Egoiſmus ſeine Hebel anſetzte, dieſer Idealiſmus war es aber auch, der Ludwig II. in gottgegebener Minute bisher jedesmal mit ſeinem ſcharfen, hohen Willen dreinfahren und die Netze zerreißen ließ, die ſich um ihn wie der Schleier der Iſis ſpannen. Sein Scepter iſt die Begeiſterung und wann er es ſchwingt, — weiß Niemand! — — — Unter ſeinen Lehrern ragt beſonders Profeſſor Dr. Huber hervor, er leitete ſeine philoſophiſchen Studien. — Zwei Einflüſſe, je mehr er Jüngling wurde, ſuchten auf ſeine Erziehung einzuwirken, die realiſtiſche, welche in München beſonders durch die Naturwiſſenſchaften vertreten war und welche eine geiſtige Geſundheit des Prinzen nur in der reinen Reellität des Lebens ſah, und die ſpirituelle, welche ſowohl der geiſtigen Richtung ſeiner königlichen Eltern wie ſeinen eigenen Neigungen entſprach. — Der großen Maſſe des Volks gefiel die Erziehung des Thronerben wenig, man konnte ſich einen „philoſophiſchen" König nicht denken, zumal in Bayern. Die Parteien, welche ſeit 1848 hier ſo wie anderwärts in den höchſten wie niedrigſten Kreiſen ſich gebildet hatten, waren über dieſen Punkt verſchiedener, obwohl meiſt abſprechender Meinung. Die beiden extremſten Richtungen meinten, ſolche Erziehung werde den Prinzen überhaupt fürs Regiment untauglich machen, die Mittel-Partei, das patriotiſche Bürgerthum, aber fürchtete, daß, falls der Kronprinz König werde, gerade ſein exclusives wie ideales Weſen ihn für die Bedürfniſſe der Zeit unzugänglich, dagegen aber deſto zugänglicher für die Intriguen Derer finden werde, welche zu allen Zeiten ihre

Rechnung bei einem lahmen Regimente zu finden wiſſen! — Sonderbarer Weiſe hat man in Frankreich ganz ebenſo gedacht, als Ludwig XIV. das Scepter ergriff und hat ihm demgemäß auch mitgeſpielt, bis er zeigte, daß er „mit Zähnen“ ſchon auf die Welt gekommen ſei. Nicht zu leugnen iſt, daß in gewiſſer Richtung Ludwig II. von Bayern auch eine unverkennbare Aehnlichkeit mit dem grand Louis hat, auf deſſen Aera Frankreich noch heute mit gerechtem Stolze zurückblickt und welcher auch kein Soldat, ſondern ein weſentlich ſpiritueller Monarch geweſen. — — —

König Maximilian II. empfing die Krone zu einer Zeit aus ſeines Vaters Händen, welche für keinen damaligen Fürſten eine glückliche war. Die deutſchen Völker ſind im Allgemeinen zu Aufſtänden wenig geneigt, um ſo ſchreckhafter mußte ein ſolcher auf die Regierung wirken, als er der erſte und der allgemeine war. Seine Phyſiognomie war im deutſchen Norden von der des Südens ſtark unterſchieden, ebenſo waren es ſeine Folgen, obwohl die Urſache eine gemeinſame, der allgemeine Verlauf überall derſelbe nationale Krankheitsprozeß geweſen iſt, auf welchen eine um ſo ſichere Heilung, eine um ſo befeſtigtere Geſundheit folgen ſollte. — In Preußen zum Beiſpiel waren die politiſchen Reformideen nicht mehr jung, die Doctrinen der franzöſiſchen Revolution, — das Dogma der nationalen Selbſtregierung, war von lange her, wie wir wiſſen, vorbereitet. Daher vollzog ſich dort der Aufſtands-Akt ſchneller, endete proſaiſcher und hatte beſchleunigtere Reſultate. — In Süddeutſchland war's anders. Bis 1848 war die Krone zugleich Roms Mandatar geweſen, die alte Autorität der Hierarchie, verbunden mit der der Krone, hatte den Geiſt der Bevölkerung viel abhängiger erhalten. Daß er ſchließlich dennoch erwachte, mußte man alſo nicht nur wie im Norden als einen bloßen Abbruch anſehen, der der Krone, ſondern auch als ein Schlag, welcher der Kirche zugefügt wurde! Nicht allein Bayerns geographiſche Lage, ſeine Grenze an der Alpe, an Italien und Oeſterreich, auch die innige Verwandtſchaftsbeziehung der Wittelsbacher zu Habsburg und die Solidarität ihrer religiöſen wie politiſchen Intereſſen mußte namentlich den Münchener Hof zugleich noch für die heftigen Vorgänge ſehr empfindlich machen, die in dieſen beiden größeren Ländern die Maſſen bewegten. Der alte Bund lag in Trümmern und der neue, welcher ſich bildete, hatte mit neuen Faktoren zu rechnen, ſeine Politik war nur noch die der partikularen Intereſſen. Mit Metternich's Rücktritt hatte ſich dieſelbe ausgeſprochen. Fürſt Schwarzenberg war der Mann der neuen Lage geworden und dieſelbe wurde je länger, deſto unmöglicher. — Vorerſt hatte man im Lande mit Niederhaltung der eigenen Volksbewegung zu thun. Der verfrühte Kampf für Schleswig-Holſtein, dann die republikaniſche Erhebung in Baden und der Pfalz, das Frankfurter und Erfurter Parlament mit ihren fruchtloſen Einheitsbeſtrebungen, die Kämpfe in Dresden, dann in Oeſterreich, welche mit Wiens Belagerung endeten, — auch die demokratiſch-nationalen Beſtrebungen der Italiener machten nicht nur die erſte Regierungszeit Maximilians ſehr bitter, ſie raubten dem bayriſchen Volke auch die Naivetät ſeiner althergebrachten Anſchauungen und ſchufen in ſeinem Herzen einen Zwieſpalt, der nur durch einen langen, ernſten geiſtigen Kampf, niemals durch die rohe Wucht des Augenblicks zum Austrag gebracht werden konnte. Im Jahre 1848 wurde auch Prinz Otto, des Königs zweiter Sohn, geboren, dem keine Geſchwiſter mehr folgen ſollten. — Nachdem im Frühjahr eine Einigung zwiſchen Preußen und Oeſterreich in der deutſchen Sache nicht erzielt worden war, die Frankfurter Reichsverſammlung zwecklos König Friedrich Wilhelm IV. die Kaiſerkrone angeboten hatte, war Eiferſucht zwiſchen Süd und Nord erwacht, namentlich die alte Antipathie zwiſchen Habsburg und Hohenzollern. Ein demokratiſch-parlamentariſches Regiment traute man dem Cabinet von Berlin wohl nicht zu, aber immerhin weckte der Umſtand im Süden Verdacht, daß die Abgeordneten Deutſchlands doch den Zollern ihr einziges Vertrauen zugewendet hatten, daſſelbe alſo immer eine Waffe zukünftiger Macht war, zumal Preußen ſich nicht gewillt zeigte, unter den neuen Verhältniſſen auf dem altloyalen Reichsfuße zu verbleiben. Graf von Bray zog ſich unter den zahlloſen Strömungen dieſer Zeit zurück und von der

Pfordten ergriff (April 1849) das Ruder des Staats, ein Mann voll Energie und Entwürfe, der — wie Schwarzenberg für Oeſterreich es that — auf eine ſelbſtſtändige bayriſche Politik losging. Dasſelbe Merkmal, welches in der Volksbewegung zu Tage trat, der Sieg des Individualismus, der perſönlichen Freiheit, hatte ſich eben auch der Diplomatie bemächtigt und diktirte ihr Allianzen, welche fortan nur von dem perſönlichen Nutzen wie perſönlicher Gefahr, nicht mehr von der Tradition, von hiſtoriſchen Erinnerungen und den loyalen Gefühlen alter Zuſammengehörigkeit bedingt wurden. Dieſe Politik war für Staaten zweiten und dritten Ranges ſicher eine heilloſe, denn dieſelben ſind immer auf Adhäſion an einen größeren, ſei's in wirthſchaftlicher Beziehung, ſei's für kriegeriſche Eventualitäten, angewieſen. Vordem war Bayern durch ſeine Lage, die Art und Empfindungen ſeines Volks, die alten Reichsüberlieferungen wie die Verwandtſchaftsbande ſeines Herrſcherhauſes auf öſterreichiſche Sympathie geſtellt geweſen, der deutſche Norden aber, zumal Preußen, nach Allem, was man im Lande von ihm wußte, war Bayerns Weſen im höchſten Grade widerſtrebend.

König Max war ein Charakter von größter Toleranz. Sein humaniſtiſches Streben ließ ihn ultramontane Argliſt und fromme Schleicherei im Grunde der Seele verachten. Er liebte ſeine Gemahlin, eine Proteſtantin und Preußin zugleich, mit der tiefſten Innigkeit und fühlte nicht weniger ſtark den Werth, der auf die Blutsverwandtſchaft mit den Hohenzollern zu legen ſei. Dieſen edlen Gefühlen blieb er ſtets treu, aber ſie waren nur perſönliche. Weder in der Politik, noch vor den Volksinſtinkten, am wenigſten den Parteieinflüſſen von Außen gegenüber konnten ſie zur Geltung kommen. König Max war, ſchon dem Beiſpiele ſeines Vaters gemäß, für eine ſtarke monarchiſche Gewalt und hatte wenig Neigung für das Liberaliſiren in der Politik. Im Jahre 1848 waren ihm in Bezug auf Bayerns innere Einrichtungen viel Zugeſtändniſſe abgerungen worden, die ihm ſchwer fielen, manche ſogar unter Formen, welche ihn verletzen mußten. Dieſe Sympathien für die monarchiſche Gewalt waren durch die Erfahrungen ſeiner erſten Regierungszeit weſentlich verſtärkt worden und hatten eben zur Folge, daß er das Reaktionsminiſterium von der Pfordten inaugurirte, welches 10 Jahre lang ſich behauptete. Zur Niederhaltung der Bewegung von 1848 hatte der Klerus dem Könige die Hand geboten und als das Ziel erreicht war, mußte Maximilian II. die Erfahrung machen, daß die Kirche **Nichts umſonſt thut!** Die Biſchöfe reichten eine hohe Rechnung von Gegendienſten ein!! — In den darüber entſtandenen Disceptationen fand der König hinreichenden Grund, die Freundſchaft mit der Kirche in aller Vorſicht zu kultiviren. „Er konnte den Frieden nur mit erheblichen Zugeſtändniſſen an den Epiſkopat herſtellen!“ — Dies war auch der Grund, weshalb der Epiſkopat ſeit 1848 eine Stärke in Bayern erlangte, wie er ſie vorher nicht beſeſſen hatte, und daß er durch die Organiſation ſeiner Obergewalt mittelſt des Jeſuitismus im Stande geweſen iſt, in dieſem Lande der Pfeiler des Ultramontanismus zu werden, der Ausbildung des deutſch-nationalen Gedankens den erbittertſten Krieg zu erklären, nachmals aber ſich zum Todfeinde des neuen deutſchen Reichs zu machen, das die Kühnheit beging, in ſich ſelbſt, nicht in ſeiner Abhängigkeit von der wälſchen Oberherrlichkeit die Bedingungen ſeines Lebens zu ſuchen! — Die Sympathie des Königs für humane geiſtige Kultur hatte ihn einen Kreis von Gelehrten um ſich verſammeln, in ihrem ſtetigen Verkehr, ſelbſt auf Gebirgsausflügen und Jagden, um ſich eine ideale Welt der Freiheit erbauen laſſen, welche dem Klerus ein Dorn im Auge war, eine Geiſteswelt, deren Träger heute noch ſeinen brennenden Zorn erregen. In nationaldeutſcher Beziehung hatte der König viele Sympathien mit ſeinem Volke gemein, aber was er auch perſönlich fühlte, konnte in Bayerns Politik keinen Boden finden, welche von äußeren Einflüſſen und der Gewalt der Umſtände diktirt ward. Von der Pfordtens Abſicht, — ſtellt man gerechter Weiſe alle Folgen von 1848 und alle lokalen Einwirkungen in Anrechnung, — war vom bayriſchen Geſichtspunkte aus keine verwerfliche, wenn ſie auch eine eben ſo irrige wie beklagenswerthe genannt werden durfte.

Er wollte ein ſtarkes Regiment im Innern und eine unabhängige Politik nach Außen. Daß er ſich, Erſteres zu erlangen, mit dem Klerus liirte und um Letzteres zu finden, „Trias-Schwärmer" wurde, war eben ein Verkennen der neu ſich geſtaltenden Weltordnung, die mit ihren gewaltigen Begebenheiten ſchließlich ſeine politiſchen Kartenhäuſer umwarf. —

Dieſe neue Weltordnung kündigte ſich bald genug durch gährende Streitfragen und Veränderungen im alten friedlichen Europa an, welche nur durch das Schwert ſich löſen und behaupten konnten. Das Jahr 1850 ſchon brachte den Kampf innerhalb der deutſchen Staatenfamilie. Radowitz' Unionsbeſtrebungen wurden ſowohl von den ſpecifiſchen Preußen, wie den Cabineten der übrigen Staaten ſcheel angeſehen. Oeſterreich wollte die alte Bundesſuperiorität womöglich mit verſtärkten Garantien als Handhabe gegen Preußen beſitzen, obwohl es ſich des alten hiſtoriſchen Rechtstitels: alleiniges Haupt der Deutſchen zu ſein, entledigt hatte. Es forderte die anderen deutſchen Mächte zur Bundesplenarſitzung in Frankfurt auf; Preußen proteſtirte. Der alte Rivalitäten-Kampf des vorigen Jahrhunderts, — durch die Freiheitskriege mühſelig erſtickt, — entbrannte neu und mußte über kurz oder lang zu offner Feindſchaft führen, einem Wendepunkte deutſcher Geſchichte, wo die Stimmen der Kanonen allein noch gehört wurden. Daß dies Jedermann in Deutſchland, Völker wie Regierungen, zu vermeiden wünſchte, lag auf der Hand. Das Project des Vierkönigsbündniſſes tauchte auf, der ſolidariſchen Verbindung Bayerns, Hannovers, Würtembergs und Sachſens. Dieſe Gruppe ſollte ſich als trennender Riegel zwiſchen die beiden rivaliſirenden deutſchen Großmächte ſchieben und ihre Obmacht neutraliſiren. Sowohl die geographiſche Lage wie intime politiſche Bande machten aber klar, daß dieſe Staatengruppe dauernd eine objective Haltung zwiſchen beiden Parteien nicht werde bewahren können. Weder Preußen noch Oeſterreich aber konnte dieſe — dritte deutſche Großmacht, wenn ſie wirklich eine wurde, genehm ſein. Clodwig Fürſt von Hohenlohe-Schillingsfürſt hatte ſchon das Jahr vorher im bayriſchen Reichsrath für Deutſchlands

Umgeſtaltung im Sinne eines „Anſchluſſes an Preußen“ ſeine Stimme erhoben, dieſelbe war aber völlig verhallt. Das Beuſt-Pfordten'ſche Vierkönigsbündniß wurde zwar ebenſo wie das Radowitz'ſche Project zu Grabe getragen, dafür aber hatte ſich eine preußenfeindliche Coalition zwiſchen Oeſterreich, Bayern und Würtemberg gebildet, das ſogenannte Bündniß von Bregenz (den 11. October 1850). Die meiſten, namentlich ſüddeutſchen Staaten gravitirten nun unverhohlen zu Oeſterreich, ſo daß es ſich mit dieſen ſeinen Verbündeten als neuer deutſcher Bundestag conſtituiren konnte. Hiergegen erfolgte Preußens Proteſt. — Fürſt Hohenlohe, welcher ſo das Gegentheil ſeiner Grundſätze und Hoffnungen verwirklicht, das Unheil einer offenbaren Zerreißung Deutſchlands vor Augen ſah, trat von ſeiner politiſchen Wirkſamkeit im bayriſchen Reichsrathe, wie von ſeiner Theilnahme an den deutſchen Parlamenten ins Privatleben zurück. Alle Verſöhnungsverſuche befreundeter Mächte ſchlugen bei Oeſterreich wie Preußen fehl, Letzteres verlangte die Gleichberechtigung mit Oeſterreich im Bunde und den Wechſel im Vorſitz, was das Cabinet von Wien zurückwies. Die heſſiſchen Wirren verſchlimmerten die feindſelige Spannung zwiſchen Nord und Süd noch mehr. Der — ſogenannte Bund (reſp. die Vertreter des engeren deutſchen Fürſtenkollegiums zu Frankfurt, welche dieſes Metternich'ſche Inſtitut ohne ſeinen Geiſt reaktivirt hatten) beſchloß gegen Heſſen die Bundesexecution und beauftragte Bayern mit derſelben. Dieſelbe ſich gefallen zu laſſen, hatte Preußen keine Luſt und General von Steinmetz marſchirte in Caſſel ein. Schon damals hing es blos an einem Haare, daß ein blutiger Zuſammenſtoß Deutſcher gegen Deutſche vermieden wurde. — In Wahrheit hätte ſich damals ein ſolcher für Preußen ſehr verbeten. Aus der Lebensgeſchichte des Grafen Roon erhellt bereits, daß der hohenzollernſche Staat zur Zeit militairiſch ohnmächtig war und Oeſterreich dies wußte. Wenn eine Stunde je für Habsburg gekommen war, Preußen unſchädlich zu machen, unter den Willen der in Frankfurt vereinten Regierungen zu beugen, jetzt oder nie! Es iſt Thatſache, daß dieſe Stunde von Oeſterreich benutzt wurde und während Preußen noch mobil machte, bereits zum Einmarſch in Schleſien die kaiſerliche Armee ſchon bereit ſtand. Das Haus Hohenzollern beugte zu Olmütz den Nacken. Die Schwarzenbergiſche Politik hatte mit dem Abſchluß der Dresdener Conferenzen im Mai 1851 geſiegt. —

Dieſer Sieg brachte verſchiedene, die Zukunft beſtimmende Folgen. Wäre er ein vollſtändiger und ewiger geweſen, dann hätte Habsburg eine faſt größere Obmacht gewonnen gehabt, als es zur Zeit des großen Kurfürſten beſeſſen hatte. Bei allen ſeinen Intereſſen, ſei's daß ſie in den Donauländern, ſei's daß ſie in Italien zu blutiger Entſcheidung kamen, hätte es dann Deutſchland mit in den Conflict reißen, zu einem ſchwereren Vaſallendienſte zwingen können, als das deutſche Kurfürſtenkollegium in alten Zeiten ihm verwilligt hatte. Habsburgs Sieg zu Olmütz, völlig ausgenutzt und verewigt, wäre aber auch der Untergang Deutſchlands geweſen! — Dieſer Sieg war indeß nur ein ſcheinbarer und das fühlte man in Wien! Die Fürſten, welche vorher in Frankfurt zu einem engeren Bunde zuſammengetreten waren, hatten dies freiwillig gethan, ſie waren mithin alſo moraliſch und durch die Pflicht der Ehre an ihn gebunden! Preußen war von Oeſterreich aber in den Bund durch die Drohung, mit Waffengewalt ihm ins Land zu fallen, gezwungen worden, hatte der phyſiſchen Gewalt nachgeben müſſen und ſo konnte es auch eben durch phyſiſche Gewalt nur in ſolchem Vertragsverhältniß erhalten werden. Daſſelbe mußte ſich mit dem Augenblicke ändern, wo Preußen dieſer Gewalt eine gleich große entgegenzuſetzen vermochte und von ſeinem freien Willen Gebrauch machte. — Eine andere Folge des Tages von Olmütz war, daß die übrigen deutſchen Cabinete von der militairiſchen Ohnmacht Preußens ſich abſolut überzeugt hielten. Durch ſeine Demüthigung zwar hatte daſſelbe den Frieden gewonnen, aber das frühere Maaß von Achtung am Bunde völlig eingebüßt. Ja, es that ſeinen Hauptgegnern nunmehr überaus Leid *),

---

*) Siehe Fürſt Bismarck.

daß ſie Preußen zu Olmütz überhaupt Friede gewährt hatten, daſſelbe nicht völlig unſchädlich gemacht worden ſei. Fortan auf die eigene Uebermacht vertrauend, machte man alſo den Verſuch, von Bundeswegen dieſe Unterlaſſung zu corrigiren und durch permanente Majoriſirung jede ſelbſtſtändige Politik Preußens gänzlich zu verhindern. — Dieſe Verhältniſſe haben wir hier nur deshalb erwähnt, um im weiteren Entwickelungsgange Bayerns und der ſüddeutſchen Verhältniſſe nachweiſen zu können, daß der Begriff der „Bundestreue“, alſo des Feſthaltens an dem neuen, alſo gewordenen Bunde, für dieſe Staaten ein ganz anderer war, ſpäter ſomit ihrerſeits eine ganz andere Haltung bedingte, ferner in wie weit von Oeſterreich dieſe „Bundestreue“ ſpäter gebraucht worden iſt und in wie weit ſie Preußen nur verſtand. Ging die Welt eben und ruhig ihren Weg, wie zu Metternichs Zeiten und unter dem Schutze der heiligen Allianz, dann konnte ſchwerlich eine Aenderung in den gegenſeitigen Verhältniſſen deutſcher Cabinete eintreten. Außergewöhnliche Kataſtrophen dagegen mußten nothwendigerweiſe ein Vertragsverhältniß lockern oder brechen, das nur von einer Seite ein wirklich freiwilliges war. —

In den Jahren 1851 und 52 ließ man es allſeitig nicht an dem guten Willen fehlen, wenigſtens die perſönliche Freundſchaft zwiſchen Oeſterreich und Preußen, wie die heilige Allianz, deren Wächter beſonders Kaiſer Nicolaus I. war, durch die gepflegte Intimität ihrer drei hohen Vertreter zu erhalten. Dies ſchien nöthiger als je, denn Louis Napoleon hatte ſich zum Kaiſer durch Mittel gemacht, denen jede Gerechtigkeit noch Solidität fehlte, zwiſchen England und Frankreich hatte überdies eine Annäherung ſtattgefunden, welche weder Rußland, noch Oeſterreich oder Preußen glückverheißend erſcheinen konnte. — „Dieſelben Mittel, durch welche Regierungen entſtehen, — je nachdem ſie gut oder ſchlecht gewählt werden, — ſind es auch, die den Beſtand einer Regierung ſichern, oder ihren Untergang herbeiführen.“ Wendete man dieſe Staatslehre nun auf Napoleon an, ſo war klar, daß die Mittel von Gewalt und Liſt, welche das „empire“

hervorgebracht hatten, auch beſtändig von demſelben gebraucht werden mußten, um ſich zu erhalten, Napoleon alſo eine immerwährende Drohung für den Weltfrieden ſein werde. — Unerwähnt laſſen dürfen wir nicht, daß ſich von jetzt ab der römiſch-klerikale Einfluß in Deutſchland, die Ausbreitung des Jeſuitenthums in Nord und Süd mehr als zu irgend einer Zeit vorher fühlbar machte und die Organiſation eines Feldzuges erkennen ließ, welcher nichts Geringeres bezweckte, als durch den römiſchen Jeſuitismus die letzte Selbſtſtändigkeit des deutſchen Episkopat zu untergraben. Dies Beginnen hatte in Oeſterreich ſeinen mächtigen Unterſtützer dieſſeits, es fand ihn in Napoleon nach und nach jenſeits des Rheins!

Das Jahr 1853 brachte den Krimkrieg, die erſte Erſchütterung der europäiſchen Verhältniſſe. Schon wies ſich's aus, daß der deutſche Bund auf den zweideutigen Grundlagen, die er ſeit drei Jahren hatte, jedes haltbaren Gefüges entbehrte. Oeſterreich ſchloß ein Schutz- und Trutzbündniß mit Preußen, der ruſſiſchen Gefahr gegenüber, — Bayern und Sachſen nahmen zu demſelben zwar eine vermittelnde, in deutſchem Sinne jedenfalls berechtigte Stellung ein, aber ihre Vermittelung ſchlug fehl und legte offen dar, daß in großen politiſchen Fragen Oeſterreich über den Bund hinweg immer ſelbſtſtändig mit Preußen operiren werde. Nachdem Rußland die Donaufürſtenthümer verlaſſen hatte, zog Preußen ſich von beſagtem öſterreichiſchen Separatbündniſſe zurück, das heißt, es machte von ſeiner politiſchen Freiheit nach eigenem Ermeſſen Gebrauch und zwar in preußiſch-deutſchem Sinne. Es war ſeine erſte Antwort auf Olmütz! — Die Folgen des Krimkrieges ſind bekannt. Die Schwarzenbergiſche Politik hatte ſchlechte Triumphe gefeiert, die heilige Allianz war todt und Napoleon der Tonangeber im Concert Europa's. Die Politik von der Pfordten's hatte während der überſtandenen Kriſis ſomit auch kein Glück gehabt. War Preußen wirklich in ſeiner Wehrkraft ohnmächtig, der Bund ſicher noch mehr. Mit Erſterem vereint konnte der Bund von Oeſterreich immer majoriſirt werden und die übrigen, in Frankfurt vertretenen Staaten hatten dann erſt zu ſelbſtſtändiger Stellung einige Ausſicht, wenn es zwiſchen den beiden großen deutſchen Rivalen zu einer Kriſis kam. Ob ſie dieſelbe würden überdauern, ihr gar die Spitze abbrechen können, — das eben war die Frage! — Dieſe Kriſis ſah von der Pfordten eben voraus und die Furcht vor ihr hatte ihn zu dem Ideale ſeines Lebens, der Trias-Idee gebracht, dem Gedanken eines Dreikönigs-Bündniſſes zwiſchen Bayern, Würtemberg und Sachſen. — Dieſer Gedanke war ſehr gut bayriſch gemeint, aber er war eine politiſche Phantasmagorie! Pfordten und die ihm gleichgeſinnten mitteldeutſchen Staatsmänner konnten nicht einmal in der Neuenburger Affaire verhindern, daß Oeſterreich und Preußen auf einander platzten; Napoleon erſt übernahm das Werk der Vergleichung. —

Obwohl nur eine innere preußiſche Angelegenheit, konnte dennoch die hoffnungsloſe Krankheit Friedrich Wilhelms IV., welche die Zügel des preußiſchen Staats in des Prinzen Wilhelm, unſeres nachmaligen Kaiſers, Hände brachte und der damit verknüpfte Syſtemwechſel auch nicht ohne Folgen auf Süddeutſchland, Bayern insbeſondere, bleiben. Mit dem Falle des Miniſteriums Manteuffel hielt bei den bekannten Geſinnungen des kraftvollen Prinz-Regenten die Olmützer Politik nicht mehr vor. Schon im Krimkriege hatte Preußen bewieſen, daß es derſelben nur widerwillig folgte, ähnliche politiſche Konſtellationen aber eine jetzt um ſo reſervirtere Haltung ſeinerſeits hervorrufen würden. Kaum hatte ſich auch in Berlin das neue freiſinnige Regime etablirt, als ſchon das große politiſche Ereigniß eintrat, der italieniſche Krieg, welcher den Bund noch mehr erſchütterte und namentlich Bayerns Mitleidenſchaft in höherem Maaße als die jedes anderen ſüddeutſchen Staates hervorrufen mußte. —

Was Napoleon eigentlich unternahm, als er Italiens Einheit auf Koſten des heiligen Stuhls und Oeſterreichs gründete und letzteres (Venetien ausgenommen) hinter die Alpen zurückwarf, wird in dem Lebensbilde des Fürſten Bismarck zu ſchildern verſucht werden und wie dieſer Krieg der eigentliche Grund wurde, die ultramontan-klerikale Frage unter ſo leidenſchaftlicher und verblendeter Form in unſeren Tagen zum Austrage zu bringen. Wir wollen das Weltereigniß dieſes Krieges, — denn das war es trotz 1866 und 70, — hier nur nach den Folgen betrachten, welche es für Bayern hatte und ſeine zukünftige Haltung bedingen mußte. Der römiſch geſinnten Hierarchie Bayerns mußten ſowohl die tödtlichen Schläge, welche Pius IX. als auch Oeſterreich erlitten hatten, ein Dolchſtoß ins eigene Herz ſein, König Max mußte ſich aber von deſſen Folgen ſchon als naher Verwandter des Hauſes Oeſterreich tief berührt fühlen. — Nicht blos der Abbruch an Länderbeſitz und politiſchem Einfluſſe in Italien, welchen Habsburg an ſich erlitt, auch daß deſſen Unglück Modena, Toscana, kurz eine Dynaſtenreihe ins Verderben riß und landlos machte, welche den Wittelsbachern verſchwägert war, mußte in des Königs Herzen große Bitterkeit zurücklaſſen und ihn, — ſelbſt wenn er die Lage Pius' IX. außer Erwägung ließ, — unverſöhnlich gegen den italieniſchen Einheitsſtaat ſtimmen. Die Politik von der Pfordten's hatte einen neuen Stoß erlitten. Preußens Anträge waren während des Krieges (25. Juni) am Bunde angenommen worden und als Oeſterreich daſſelbe durch Bundesmajoriſirung zur Allianz gegen Italien und Frankreich zwingen wollte, ſtanden dieſe beiden Gegner abermals Stirn an Stirn und Preußen verweigerte es, mitzuſpielen. — Der Tag von Villafranca war in ſeinen Folgen fürchterlich für Oeſterreich und ſeine Anhänger, aber wir glauben nicht, daß von der Pfordten die ganze Tiefe des tragiſchen Ereigniſſes begriff, was ſich bei dieſem Frieden vollzog, ſonſt hätte der Stoß, den ſein Syſtem erlitt, ihn jetzt — nach Norden führen, der bayriſchen Politik eine ganz entſcheidende Wendung geben müſſen. Der einzige Mann, welcher in Bayern den rechten Blick für das beſaß, was unwiderruflich ſich vollzogen hatte, war Clodwig, Fürſt von Hohenlohe-Schillingsfürſt. Er trat im Jahre 1860 wieder in die Kammer des Reichsraths ein und erklärte oft und laut genug, daß weder die Trias-Idee noch die Sympathie für Oeſterreich Bayern jemals Glück bringen könne! —

Die Differenzen zwiſchen Oeſterreich und Preußen mußten ſich nach dieſem Kriege nur verſchärfen. Die ſchleswig-holſteinſche

Frage bot die erſte äußere Veranlaſſung und ſie ſollte ſchließlich auch der Eris-Apfel werden, deſſen Folgen den alten Bund vernichteten. Daß Preußen feſter auftrat hätte man ſchon aus der Haltung des Prinz-Regenten Wilhelm bei Einweihung der Rhein-Nahe- und Saar-Bahn (im Mai) erſehen können, auch die Circular-Depeſche des Berliner Cabinets an ſeine Vertreter betreffs der deutſchen Sache war deutlich genug. Des Prinz-Regenten Energie Napoleon in Baden-Baden gegenüber, wie die Erklärungen, welche er der deutſchen Fürſtenverſammlung daſelbſt betreffs des Bundestages gab, hätte ſchließlich Jedermann, von der Pfordten zumal, einleuchtend machen ſollen, daß der Tag von Olmütz für Preußen vorüber ſei. Als ein Zeichen echt biederer, fürſtlicher, wie verwandtſchaftlicher Geſinnungen Maximilans II. muß es bezeichnet werden, wie er in Baden herzlich bemüht war, die obwaltenden Gegenſätze zu verſöhnen! Sein Werk war auch die Zuſammenkunft des Kaiſers Franz Joſeph und des Prinz-Regenten Wilhelm in Teplitz! —

Nach ſeines Bruders Tode hatte im nächſten Jahre Prinz Wilhelm den preußiſchen Thron beſtiegen, die Heeresorganiſation war von ihm in Angriff genommen worden und hatte den Verfaſſungsconflict in Preußen erzeugt. Obwohl Fürſt Hohenlohe, — Bayerns getreuer Eckart, — von der Pfordten wie den öſterreichiſch geſinnten Miniſter von Schrenk wiederholt eindringlichſt mahnte, die Macht des bayriſchen Staats nicht zu überſchätzen, deſſen wahren Vortheil ſo blind nicht zu verkennen, — man blieb für ſeine Mahnungen taub. Seit Olmütz war es einmal ausgemacht, daß Preußen, — komme es auf's Aeußerſte, — ein ohnmächtiger Gegner ſei, und gerade der Conflict in ſeinem Innern beſtärkte die übrigen, beſonders ſüddeutſchen, Bundesfürſten in dieſem Gedanken in dem gleichen Grade, mit dem der Conflict Ausdehnung gewann und das ganze innere Volksleben Preußens in Mitleidenſchaft brachte. Im October 1862 ſtand dem Hauſe Wittelsbach durch die griechiſche Revolution, welche König Otto I. abdanken machte, abermals eine ſchmerzliche Prüfung bevor und ein Jahr ſpäter ſegnete der greiſe König Ludwig das Zeitliche. —

Wer hätte ahnen können, daß ihm ſein Sohn Maximilian ſo bald ſchon durch die dunkle Pforte ins Jenſeits folgen werde?! — —

König Maximilian war ſchwächlich und viel kränklich. Deshalb konnte er ſich nicht entſchließen, häufiger im perſönlichen Verkehr mit ſeinen Miniſtern zu arbeiten. Dieſelben hatten meiſt ihre Anträge ſchriftlich einzureichen und erhielten ſchriftlichen Beſcheid zurück, der ganze Regierungsmechanismus ging ſonach durch die Hände des Cabinetsſecretairs und Staatsraths von Pfiſtermeiſter.*) Dieſer Mann, wie dieſe Art der Erledigung der öffentlichen Geſchäfte haben viel böſes Blut gemacht und zu ſchlimmeren Annahmen geführt, als in der That gerechtfertigt geweſen ſind. Daß eine ſolche Regierungsleitung, — mochte nun Miniſter ſein, Wer wollte, — ſeine großen Uebelſtände hat, liegt auf der Hand, der größte zunächſt für den Herrſcher ſelbſt iſt — gewohnheitsmäßige Einſeitigkeit! Sie erdrückt auch den genialſten Mann, weil ſie ihn phyſiſch abhängig macht, ihm den freien Blick raubt. — In dies viel beſchrieene „geheime Cabinet“ von Pfiſtermeiſter trat am 1. Januar 1863 der Miniſterial-Aſſeſſor und Bezirks-Gerichtsrath Lutz als zweiter Cabinetsſecretair und zu dieſem Manne faßte König Max ſehr bald ein herzliches Vertrauen. — In dieſem Jahre, das ihm den Vater raubte, ſtanden Maximilian II. Aufgaben bevor, welche nicht nur die Reinheit ſeines Charakters, ſondern auch ſeine volksthümlich deutſche Geſinnung ins hellſte Licht ſetzten. Daß er mit ihnen nicht durchkam, gerade von der Seite eine Enttäuſchung erfuhr, wo er ſie nicht erwartet hatte, mag vielleicht dazu beigetragen haben, einem Herzen eine unheilbare Wunde zu ſchlagen, das den deutſchen Gedanken, ob auch in ſeiner beſondern Art, aber reiner und treuer doch in ſich trug, als Manche, die — ihn heuchelten. Es war leider zu ſpät, da noch Einigkeit zu erhoffen, wo kein geiſtiges Einigungsband mehr vorhanden war! Wir meinen die fruchtloſe Veranſtaltung des Fürſtencongreſſes zu Frankfurt! — Aus authentiſchen, weder in Bayern noch in Preußen geſchöpften — Quellen können wir verſichern, daß weder König Max noch von der Pfordten an der Entſtehung dieſes diplomatiſchen Wind-Eies Antheil hatten. Daſſelbe war vielmehr eine mittelſtaatliche Geburt! — Des Königs Haltung bei dem Beſuche König Wilhelms I. von Preußen in München, wie im Auguſt auf dem Fürſtencongreſſe ſelbſt, gaben für ſeinen Eifer Zeugniß, Verſöhnung mit den deutſchen Cabineten zu erzielen und den deutſchen Sympathien des Volks gerecht zu werden. Daß in Frankfurt Nichts zu Stande kam, war alſo nicht Maximilians II. Schuld! Greller nur waren die Diſſonanzen innerhalb des Bundes geworden und nirgend als bei dieſer Gelegenheit zeigte ſich klarer, daß die verſchiedenen Regierungen nur ihr particulares Intereſſe, nicht Gemeinſinn und Opfermuth zu Gunſten des Ganzen im Auge hatten, kurz, daß dem deutſchen Bund in ſeiner veralteten, widernatürlichen Form*) jede reelle Lebenskraft abging. — Ein plötzlich eintretendes Ereigniß ſollte die Richtigkeit dieſer troſtloſen Thatſache erhärten. Nachdem ſchon die Annahme des berüchtigten Reichsrathsentwurfs in Kopenhagen Deutſchland wegen der Frage der Elbherzogthümer in Unruhe verſetzt hatte, brachte der plötzliche Tod König Friedrichs VII. und die Thronbeſteigung Chriſtians IX. dieſe Angelegenheit zur Entſcheidung. Obwohl der Bund die Occupation der Herzogthümer beſchloſſen hatte und ſeine Truppen marſchiren ließ, hatte ſich Oeſterreich trotz des Fürſtentages mit Preußen vereinigt und ſeinerſeits die freiwillig eingegangene Pflicht gegen den Bund verletzt, indem es eigenmächtig an Preußens Seite den Austrag dieſer deutſchen Sache übernahm! Man ſah nur zu deutlich, daß es ſeit dem letzten Auguſt die übrigen Bundesſtaaten bei ſeinen Entſchlüſſen als durchaus nebenſächlich betrachtete. —

---

*) Siehe unter Miniſter von Lutz.

Das Jahr 1864 brachte den ſchleswig-holſteinſchen Krieg und ſchon, bevor der erſte Schwertſtreich am Dannewerk erfolgte, war einſichtigen bayriſchen Politikern nicht mehr zweifelhaft, daß ſich ein Wendepunkt in den Angelegenheiten Deutſchlands vorbereite. — Und gerade in dieſer Zeit, wo die Zukunft mehr als je ſich verfinſterte, man ihren Räthſeln rathlos gegenüberſtand, mußte der plötzliche Tod Maximilians II. Bayern verwaiſen laſſen, und einen noch nicht 19jährigen Jüngling ohne Welterfahrung auf den vereinſamten Thron ſetzen, — König Ludwig II.!! —

---

*) Bei Fürſt Bismarck.

Der 10. März war für das Land ein zwiefacher Trauertag! Tief erſchütternde Scenen hatten ſich in der Nacht vom 9. zum 10. im Königsſchloſſe zu München ereignet und die Stadt war in tiefſtem Leide. König Max war populär geweſen wie wenige Fürſten, und noch heute iſt ſein Andenken in Bayern bei Jedermann ein geſegnetes. „Gewiſſenhafter, als er war", ſagt unſer Gewährsmann, „ängſtlicher und ernſter beſorgt für die Ausbildung ſeiner eigenen ſittlichen Vollendung habe ich wenig Menſchen kennen gelernt. Von Frivolität war nicht eine Faſer an ihm. Wäre er nicht kränklich und ſchwächlich geweſen und hätte in Folge deſſen eine gewiſſe — Unſchlüſſigkeit beſeſſen, er hätte noch Bedeutenderes geleiſtet!" — Sein Volk hatte wohl Urſache, ihn in dem Augenblicke zu betrauern, wo es mehr als je ſeiner vorſichtigen Leitung bedurfte! Es hatte wohl Urſache, König Ludwig, ſeinen Nachfolger, zu beklagen, der als Jüngling — mitten aus ſeiner Entwickelung geriſſen — die Schwere der Regierungslaſt auf ſich nehmen und das Steuer des Staats ergreifen ſollte, wo die Wogen höher, grollender rauſchten als je, das Ziel nebelhafter, düſterer als ſelbſt im Jahre 1848 vor den Blicken der Patrioten lag! —

Es giebt wohl kaum einen Monarchen unſeres Jahrhunderts, über den abenteuerlichere, liebloſere, ja ſelbſt geradezu lügenhafte Gerüchte in Umlauf geſetzt worden ſind, der ſo verkannt und mißverſtanden worden wäre, als Ludwig II.! Unkenntniß einerſeits, nichtsnutzigſte, auf ſein Gemüth liſtig berechnete Partei-Intriguen andererſeits haben ſich bemüht, ihn gefliſſentlich zu verletzen, ſeine Thatkraft zu untergraben, ihn ſo viel als möglich in einem Verhalten zu beſtärken, das nur den ſchwarzen Schaaren Roms und jener herrſchgierigen Sippe zu Gute kommen konnte, welche ſich nicht ſcheute, ihn ſchon vor Jahren als „thronunfähig" zu bezeichnen! —

Aengſtlich behütet und iſolirt erzogen, hatten bisher Poeſie und Wiſſenſchaft in Ludwig II. eine innere Welt erbaut, er war ein wahrhaft begeiſterter deutſcher Jüngling geworden und in der Stille gleich ſchön und kraftvoll an Leib wie Seele auferblüht. — Naſe, Kinn und Mundbildung gleichen der ſeiner Mutter, die eine der ſchönſten, von Liebreiz erfüllten preußiſchen Prinzeſſinnen war. Die gedankenvolle Stirn hat er vom Vater, dem Großvater zumal, welchem er überhaupt in ſehr vielen Stücken gleicht, und das tiefe, dunkle — faſt italieniſch glühende — Auge iſt erfüllt von Innigkeit und Schwärmerei, ein Spiegel ſeiner ewig fluthenden und kreiſenden Gedanken. Aus dem ſchwächlichen Knaben war eine Apollogeſtalt geworden und der Ausdruck ſeines Geſichts, die entſchiedene Kürze und Beſtimmtheit ſeiner Bewegungen verriethen eine Willenskraft, die jeden Augenblick bereit iſt, aus ſich herauszutreten und Entſchlüſſe ins Werk zu ſetzen, welche, ſo natürlich ſie auch ſind, doch ſtets überraſchen, ihn der Bewunderung und Liebe ſeiner Mitmenſchen werth machen ſollten. — Am 25. Auguſt 1863 war er 18 Jahr alt geworden und hatte nach dem bayriſchen Staatsgrundgeſetz die Volljährigkeit erreicht. Nach ſeines königlichen Vaters Willen ſollte er nun mehr ins Leben treten, ſeine in der Zurückgezogenheit begonnene Entwickelung ſollte ſich jetzt in der Freiheit des Lebens vollenden. Er hatte zunächſt an der Univerſität München die naturwiſſenſchaftlichen Collegien von Liebig und Jolly beſucht, ſpäter ſollte er ſich auf anderen deutſchen Hochſchulen die hiſtoriſchen, rechts- und ſtaatswiſſenſchaftlichen Disciplinen zu eigen machen, damit er einſt ein König werde, ganz der freien Geiſteskultur und dem ſozialen Wohlſein ſeines Volks geweiht. Aus dieſer Epoche ſeiner Vorbereitung zum Fürſtenamte, aus der ſegensreichen Sphäre pulſirenden geſunden Lebens wurde er durch des Vaters Tod rauh und plötzlich hinweg und auf die einſam ſteile Höhe der Majeſtät geriſſen, zu der Pflicht genöthigt, mit 19 Jahren ſchon Vater eines Volks zu ſein! — Wenn der Leſer auf ſeine eigene Jugend zurückblickt, nachdenkt, was er in ſolchem Lebensalter denn wohl Großes ſchon geweſen ſei, welchen Thorheiten er ſich gerade in dieſer verführeriſchſten aller Lebensperioden ſchuldig gemacht habe, welche Verirrungen er nachmals vielleicht zu beweinen und zu büßen hatte, der wird in den ſchwärmeriſchen, ſich öfters phantaſtiſch äußernden Wallungen eines jungen Mannes nichts Tadelnswerthes deshalb gerade erblicken dürfen, weil derſelbe vorzeitig König geworden war. Für Bayern, für Deutſchland wurde er es wahrhaftig zu rechter Zeit!! Alles Träumen, alles Thun, aller überſprudelnde Drang dieſer fürſtlichen Jünglingsſeele war allein auf Erwerbung und Erkenntniß des höchſten menſchlichen Beſitzes gerichtet, auf das Gute, Wahre und Schöne, auf die Idealität, der er einen Thron erbauen wollte in dieſer materiellen, von Streit und Begierden zerriſſenen Welt! Nicht einer That konnte er ſich zeihen, die nicht aus lauterſtem Empfinden entſprungen geweſen wäre und deren Andenken ihn erröthen gemacht hätte. Rein und keuſch wie ein Kind, empfindungsvoll wie eine Frau, feurig und dürſtend nach hohem Thun wie ein Jüngling — ſo beſtieg er den alten Thron der Wittelsbacher! — Und welche Aufgabe ſtand ihm bevor, welche Erbſchaft war's, die er antrat? — Er überkam alle Uebelſtände nicht nur, die ſein Vater ſeit 1848 ſowohl von Seiten des Liberalismus, als von Seiten der unerſättlichen Kleriſei hatte auf ſich nehmen müſſen, er übernahm auch den alten deutſchen Bundesjammer und die Folgen des ſchleswig-holſteinſchen Krieges, der eben im Sturme von Düppel ſeinen entſcheidenden Abſchluß gefunden hatte! — Schon an König Max waren in letzter Zeit zahlreiche Petitionen aus München, Augsburg, Nürnberg und anderen Städten für Wahrung der Anſprüche des Prinzen von Auguſtenburg gerichtet worden und dieſe Frage erregte das Volk tief. In Bayern ſo wenig als in der preußiſchen Mark konnte ſich der Liberalismus die Fürſtenthümer unter einer andern Regierungsform, als der eines Mannes denken, welcher gewiß am allerſchuldloſeſten an deren Befreiung geweſen iſt. —

Ludwig II. hielt den Willen, wie die alten Diener ſeines verewigten Vaters in Ehren. Die Cabinetsräthe von Pfiſtermeiſter und Lutz blieben, ebenſo das Miniſterium von der Pfordten-Schrenk, aber von nun ab hörte die alte, geheime, — Zweideutigkeiten nur zu ſehr begünſtigende — Behandlung der Regierungsangelegenheiten auf. Das geheime Cabinet beſaß nicht mehr ausſchließlich das Ohr des Monarchen, denn der junge König befahl regelmäßigen Vortrag durch die Miniſter und freie perſönliche Erörterung der Staatsgeſchäfte direct mit ihm ſelbſt! Ludwigs zweite Entſchließung beſtand in der Beauftragung des bayriſchen Bundestagsgeſandten, den Antrag auf Anerkennung des Auguſtenburgers als Herzog von Holſtein zu ſtellen. — Der Beſchluß Oeſterreichs und Preußens, ſich allein als Sieger zu betrachten, nachdem ſie allein den Krieg geführt hatten, mithin dem Bunde über die Geſchicke der Elbherzogthümer keinerlei Diſpoſition einzuräumen, machte jedoch alle Beſtrebungen Bayerns nach dieſer Richtung illuſoriſch. — Ein anderer Kampf entſpann ſich und zwar innerhalb des Landes, der Kampf der Finſterniß gegen das Licht! Vordem hatte der Ultramontanismus, — deſſen eigentliche Seele und Ober-Papſt der Orden Loyola's geworden war, nur ein vorbereitend Tiralleurgefecht gegen die moderne Staatsidee geführt, war, nachdem er in Oeſterreich, Bayern, Belgien und ſchließlich Frankreich ſelbſt die Hand zur Unterdrückung demokratiſcher Gährungen geliehen hatte, kühner vorgerückt. Seit dem italieniſchen Kriege aber, der ihm den vernichtenden Brand auf den eigenen Herd geſchleudert hatte, hatte er ſich in allen von ihm beeinflußten Ländern in Schlachtordnung geſtellt, um den Kampf ſolidariſch zu beginnen, den Kampf „der ſchwarzen Internationale!“ — Nachdem eine Beſprechung des bayriſchen Episcopat im Juli 1864 ſtattgefunden, welche gemeinſame „Maßnahmen“ gegen die in Ausſicht ſtehende, von ihm gefürchtete Schulreform betraf, war von demſelben am 21. c. m. eine Adreſſe an den jungen Monarchen gerichtet worden, welche — nach den üblichen Ergebenheitsverſicherungen — auf die Leitung der Schule im Sinne der Kirche hingewieſen und die concordia inter imperium et sacerdotium betont hatte, wie wenn die Regierung und die Kirche in Bayern zwei gleiche Souveraine wären, die mit einander diplomatiſch paktiren müßten! König

Ludwig II. antwortete: „Daß die Ziele, welche die kirchlichen Oberhirten verfolgen, ebenſo die Mittel und Wege, deren ſie ſich zu bedienen gedächten, unter vollſtändiger **Wahrung** der von ſeinem Vater ſorgfältig gehegten, höchſt glücklichen confeſſionellen Zuſtände des Landes auch Entzweck und Wege ſeiner Regierung ſein könnten." — Wenige Monate nach dieſer Ergebenheits-Adreſſe der Biſchöfe aber brach der kirchliche Conflict aus, welcher den moraliſchen Gehalt vorbenannter Adreſſe als durchaus nichtig erwies. Der Biſchof von Speyer hatte gegen die Beſtimmungen der Verfaſſung eine von der Staatscontrole unabhängige und ihr entzogene Lehranſtalt zu eröffnen verſucht. Kultusminiſter von Koch ſchritt auf directen Befehl des jungen Königs ein und verbot zugleich die Abhaltung von Schullehrer-Exercitien durch die **Jeſuiten ohne** die königliche Erlaubniß! Es war ſicher ein deutlicher Wink, daß Ludwig II. den Staat nicht den Ultramontanen preisgeben wolle! Aber bereits klang der erſte Trompetenſtoß des Vaticans zum Streit. Das Rundſchreiben Pius' IX. „Quanta cura" mit dem „Syllabus errorum" erſchien und der Jahresſchluß brachte die „Encyclica"! Eigentlich hatte mit ihnen jede geſunde Discuſſion aufgehört, das Wort konnte nun nicht mehr als Mittel der Verſtändigung, ſondern nur noch als Waffe gebraucht werden! — —

Im Sommer dieſes Jahres machte Ludwig II. eine Bekanntſchaft, die ihm nicht nur von vielen Seiten üblen Leumund, ſondern auch perſönlich wohl manche ſchwere Enttäuſchung bereiten mußte; es war ſeine Bekanntſchaft mit Richard Wagner. Wir haben hier am allerwenigſten unſere kunſtkritiſche Meinung über den Letzteren zu äußern. Den großen Willen Wagner's hochachten wir, wir verehren einen Theil ſeiner Werke aufrichtig, die Wege aber, dieſen Willen zu erreichen, verwerfen wir völlig, weil ſie niemals dahin führen werden, „das deutſche Theater zu jener national-pädagogiſchen Bedeutung zu erheben, welche einſt der griechiſchen Bühne zukam". — Das allein ſei vorausgeſchickt, denn wir haben es nur mit dem jungen Bayernkönige Ludwig, mit ſeinem idealen Streben, ſeinem empfindungsvollen Erfaſſen des Ideals deutſcher Kunſt, alſo dem einen Faktum — und dann dem zweiten zu thun, daß dieſes hohe königliche Wollen nicht mit dem Reſultate endete, „das deutſche Theater zur pädagogiſchen Bedeutung der griechiſchen Bühne“ zu erheben. — Viele äußere Anläſſe kamen hinzu, eine Kunſtfreundſchaft zu lockern, welche nicht auf gleichen Vorausſetzungen beruhte. Die Ultramontanen ſahen in der muſikaliſchen Liebhaberei des Königs und in der Macht, welche Wagner's Perſönlichkeit auf denſelben übte, eine drohende ketzeriſche Concurrenz, die liberalen Parteien grollten, daß in einer Zeit der Bewegung die „Wagner-Angelegenheit“ wie eine Cabinetsfrage ſich anließ; ſchließlich machte ſich das brüske Gebahren des „unfehlbaren“ Meiſterſingers bei allen Denen unmöglich, ohne deren Eingreifen überhaupt theatraliſch niemals Etwas zu erreichen ſein wird. Nach 1¼ Jahren ungefähr verließ Wagner Bayern und außer bedeutend erhöhterem Anſehen nahm er auch des Königs künſtleriſche Theilnahme mit, denn Ludwig II. — großherziger, als je ein Monarch, — wußte die Perſon und die Sache zu trennen! — Wir wiſſen es nicht, aber möchten ſtark vermuthen, daß die Erfahrung dieſer Kunſtbekanntſchaft dem Hange des jungen Königs zur Einſamkeit einen erhöhteren — nicht glücklichen Impuls gegeben hat. Aus der ſtillen Welt der eigenen Ideale glaubte er durch die Wagner'ſche Richtung ins ideale Kunſt-Daſein zu treten, die Träume ſeiner Bruſt dachte er durch dieſe neuen Kunſtgebilde verkörpert zu ſehen; — vor ſeinem Ideale aber hielt die nackte Wirklichkeit nicht Stich! Ludwig II. nahm ſeine verlorenen, erbleichenden Kinder zurück wieder in die eigene keuſche, ſonnenhelle Bruſt und — wollte von ſolcher Art ihrer Praxis nichts mehr wiſſen. Wenn das im Sinn der deutſchen Kunſt gar nicht tief genug bedauert werden kann, ſo kann es im Sinne des deutſchen Vaterlandsgedankens aber nicht hoch genug gefeiert werden! Die unverſtandenen Ideale ſeiner Seele reiſten dennoch weiter und als die goldne Stunde kam, da ſie groß geworden in der wachſenden Gluth der Zeit, da blühten ſie auf zu nationaler That, die Ludwig den Deutſchen unvergeßlich macht in der deutſchen Geſchichte! — —

Miniſter von Schrenk, der das Präſidium des bayriſchen Cabinets bis dahin geführt hatte, ward im December durch den früheren Chef des auswärtigen Amtes von der Pfordten erſetzt. Wie in Preußen durch Bismarck, ſo war durch ihn nunmehr die innere und äußere Politik Bayerns in einer Hand vereinigt. Derſelbe inaugurirte ſich mit der bekannten energiſchen Circulardepeſche an die Bundesregierungen: des Auguſtenburgers Rechte den „Uebergriffen“ Oeſterreichs und Preußens gegenüber zu wahren. — Vergeſſe man nicht, daß bei dieſer Frage damals die Wünſche des bayriſchen Volks, die Anſichten der übrigen Bundescabinete und die liberale Majorität in Deutſchland überhaupt auf von der Pfordten's Seite ſtanden. Preußen antwortete mit der Drohung, den Zollverein zu kündigen, einer Preſſion, die eben *unwiderſtehlich* war*). Urtheile man jetzt über dieſe Politik, wie man wolle, — zugegeben, daß ſie auf einer falſchen Vorausſetzung beruhte, — ſie bewegte ſich doch entſchieden auf dem damals noch anerkannten Rechtsboden des deutſchen Bundes, wie er eben *einmal war*. Dem Gedanken, Prinz Friedrich von Auguſtenburg zum Herrſcher der Elbherzogthümer zu machen, war man übrigens in Preußen nichts weniger als abgeneigt. Dieſer Prinz iſt in erſter Linie *ſelbſt Schuld*, daß er Das, was er wünſchte, nie errang. Preußen, um das Blut ſeiner Tapferen nicht ganz vergebens für ſein Land vergoſſen zu haben, verlangte Nichts, als daß ihm diejenigen maritimen und militäriſchen Etabliſſements als erſter *nordiſcher Schutzmacht* verblieben, *ohne* welche die Herzogthümer *ſelbſt* hülflos ſein mußten. Bei Gelegenheit des Gaſteiner Vertrags 1865, der die Verhältniſſe der zurückgewonnenen nordiſchen Lande für die Zukunft doch regeln ſollte, wendete ſich Bismarck nämlich an den kräftigſten Kämpfer für des Auguſtenburgers Recht, an von der Pfordten *ſelbſt*, damit *dieſer* den Prinzen zu einem billigen Vertrage beſtimme. Bayerns Miniſterpräſident aber *übernahm* dieſen Auftrag, *eben weil er ihn auch für* **billig** *hielt*, und ward von dem Auguſtenburger abgewieſen!*) Wie derſelbe alsdann auf eigene Fauſt unter Oeſterreichs Aegide für ſich bis Frühjahr 1866 operirte, iſt bekannt. — In Bayern hatte ſich bereits eine Fortſchrittspartei mit national-liberalem Programm gebildet. Am 30. März 1865 eröffnete man die ſeit 1863 vertagten Kammern. Die Trennung der bisherigen Majorität derſelben (Lerchenfeldt) in eine Rechte und ein Centrum erfolgte, indeß die Abgeordneten der Rheinpfalz und die Fortſchrittspartei die vereinigte Linke bildeten. Der König überraſchte geradezu die Kammer mit einem höchſt liberalen, vergeblich von König Max II. erbetenen Geſetz, das die Finanzperioden von einer 6jährigen auf eine 3jährige Dauer abänderte. Allerdings brachte Ludwig II. mit dieſem Geſetz ſeine Regierung in eine größere Abhängigkeit von der Volksvertretung, aber ihm galt die Wohlfahrt des Landes höher, als ſeine Prärogative. — In dieſer Seſſion brach der Kampf zwiſchen den beiden Kammern los. Der Erlaß einer Amneſtie für 1849 ward eben ſo vom Reichsrath verworfen, wie ein Geſetz zu des letzteren zeitgemäßer Umbildung. Im December deſſelben Jahres that König Ludwig II. einen für ihn perſönlich und ſein Haus nicht leichten, vom bayriſchen Geſichtspunkte aus aber nach zwei Richtungen hin entſcheidenden Schritt von höchſter politiſcher Bedeutung. Er erkannte das Königreich Italien an, alſo dieſelbe Ordnung der Dinge, welche der römiſchen Curie wie Oeſterreich ſo tief ins Lebensmark ſchnitt, ſeinem eignen Herrſcherhauſe ſo manche brennende Wunde zugefügt hatte! Selbſtredend ſtand Bayern mit der Anerkennung Italiens nicht in erſter Reihe, aber daß König Ludwig II. ſich überhaupt zu derſelben verſtand, war ein Opfer, das er ſeiner ſtaatsmänniſchen Einſicht an Gefühlen brachte, die eben ſo ehrwürdig wie natürlich geweſen waren. Von da ab ſah der Ultramontanismus ihn als ſeinen Gegner an, erwartete von ihm ſein Heil nicht mehr! Der Kampf gedieh nur noch heftiger und der Jeſuitismus ſah ſich nach Helfershelfern Oben wie Unten um, damit der Liberalismus eines Königs beſeitigt werde, den

---

*) Fürſt Bismarck.

---

*) Unter Bismarck.

Einſamkeit nicht abhielt, Menſchen und Dinge rechtzeitig zu durchſchauen! — Gelegenheit zu Allianzen ſollte ſich ſchon finden.

In demſelben Herbſt und Winter zeigte ſich ſchon, daß Oeſterreichs und Preußens Condominat in den Herzogthümern die Urſache unverſöhnlichen Bruches werden müſſe, und je näher das Frühjahr 1866 rückte, je ſchroffer die Gegenſätze zwiſchen Wien und Berlin hervortraten, deſto klarer wurde die Unausbleiblichkeit der Waffenentſcheidung. Ludwigs II. deutſches Gemüth wurde von dieſer Geſtaltung der Dinge aufs Tiefſte berührt, ſein Herz ſträubte ſich gegen einen Krieg, der ihm wie ein Verbrechen gegen die eigene Natur erſchien! Alles Erdenkliche bot er zur Abwendung deſſelben auf, um nicht der blutigen Schuld deſſelben theilhaftig, nicht in den Bruderkampf mitgeriſſen zu werden. Nach Wien erklärte er, daß eine Berufung an den Bund nur dann erſt erfolgreich ſein könne, wenn Oeſterreich auf den Rechtsboden des Bundes wieder zurückkehre; zugleich beeiferte er ſich angelegentlichſt in Berlin, eine Verſöhnung herbeizuführen. Man muß es Freiherrn von der Pfordten laſſen, daß er zu Denen **nicht** gehörte, welche die Kriegsflamme ſchürten, ſeinerſeits Nichts unverſucht ließ, das Unheil völliger Zerreißung und dauernder Feindſchaft im Herzen Deutſchlands abzuwenden. Nicht etwa aus bayriſcher oder ſelbſt direct preußiſcher Quelle, von einer anderen, — im Uebrigen durchaus deutſch-preußiſch geſinnten Autorität wurde uns verſichert, daß Pfordten, ſo wenig er die Berliner Regierung auch liebte, „nichts weniger als den Kampf Oeſterreichs und Preußens gewollt und ſo viel an ihm lag, für friedlichen Ausgleich ſich verwendet hat!" — Es war vergebens! Am 2. April mußte die Ausrüſtung der bayriſchen Armee angeordnet, am 10. Mai die Mobilmachung erklärt werden. Vielleicht wäre Bayern gar nicht in die Lage gekommen, ſeine Truppen über die eigenen Grenzen zu entſenden, alſo offenſiv mitzuwirken, wäre nicht Oeſterreich am 1. Juni zum Bundesſtandpunkte zurückgekehrt, indem es die Herzogthümerfrage der Entſcheidung in Frankfurt anheimgab. — Abgeſehen von der Verwandtſchaft, welche das Haus Wittelsbach an Habsburg knüpfte, den Bundesverträgen, welchen Bayern ſeiner Zeit freiwillig beigetreten war, mußte Treue bewahrt werden und mit Schmerz ging man an die blutige Entſcheidung. — —

Die Majorität der Volksvertretung hatte unbedingt den Krieg votirt und wer den bayriſchen Volksgeiſt bis zum Jahre 1869 zu beurtheilen vermochte, wer die Stimmung 1866 in Süddeutſchland ſelbſt ſah und wie unendlich falſche Begriffe man ſowohl von dem phyſiſchen wie geiſtigen Vermögen Preußens hatte, den kann eine Täuſchung nicht Wunder nehmen, welche ſo tauſendfältige Nahrung gefunden, ein Widerwille, der ſowohl im Stammesunterſchiede als in der Geſinnung beſtand. — Wie Menſchen trotz ihres gemeinſamen deutſchen Urſprungs ſich verkennen, einander aus Voreingenommenheit ſchief beurtheilen können, — wie in den höchſten bayriſchen Kreiſen die ſonderbarſten Anſchauungen über Preußen bisher im Schwange geweſen waren, ergiebt Folgendes:

Ein bayriſcher Staatsmann und Edelmann, welcher ſich in hoher amtlicher Stellung zu Würzburg befand, bevor er nach München berufen wurde, wo wir ihn unlängſt ſprachen, erzählte uns: „Wir Bayern haben die Preußen bis zum Jahre 1866 ſtets nach den Leuten beurtheilt, welche den Starnberger, Schlier- oder Tegern-See und unſere Alpenthäler mit Kind und Kegel heimſuchten und großſprecheriſch ſich als Berliner, Preußen oder Norddeutſche aufthaten. Ueppig, ſchwatzhaft, unverſchämt, dabei unanſehnliche, kleine, ſchwarze Kerlchen! — Als der Kampf losging, glaubten wir, dieſe Jüngelchen wie Wachs zuſammendrücken zu können. Der Tag von Königgrätz donnerte mich darum geradezu nieder; für einen ſolchen Sieg Preußens hatte unter uns kein Menſch Faſſungskraft. — Als es hieß, die Preußen würden in Würzburg einrücken, war ich einer der Erſten, dieſe Menſchen zu ſehen, welche uns Allen die Stirn geboten hatten. — Ich ſah ſie! — Nicht Leute, welche ich ſonſt für Preußen gehalten, — große, herkuliſche, blonde oder braune und friſche, wetterzerzauſte Geſtalten. Stumm ſchritten ſie dahin, von demſelben Hauche regiert. Im Quartier waren ſie ernſte, ſtille, ſehr höfliche, beſcheidene Leute. Ich war ſprachlos und — belehrt!“ So unſer Gewährsmann.

Auf den Krieg ſelbſt kommen wir nicht mehr zurück, denn das Wiſſenswürdigſte ward unter Graf Moltke mittels Extrakts aus dem damaligen preußiſchen Generalſtabs-Werke gegeben. Das aber muß geſagt werden, die Bayern ſchlugen ſich wie brave, opfermuthige Männer und nicht die Truppen waren Schuld, wenn das Schlachtenglück auf ihrer Seite nicht war! — — Noch am 14. Juni hatte Bayern mit Oeſterreich eine Convention zur Wahrung ſeines Territoriums geſchloſſen, wobei letztere Macht ſich verpflichtet hatte, „keinen einſeitigen Frieden mit Preußen einzugehen“. Nachdem Oeſterreich zu Nicolsburg (28. Juli) aber einſeitig für ſich mit Preußen dennoch verhandelt hatte, ſchloß Bayern mit demſelben am 22. Auguſt auch Friede. Auf Oeſterreich, das ſchien bewieſen, war vor wie nach der Kataſtrophe kein Verlaß geweſen und ſo vollzog König Ludwig II. ein Schutz- und Trutzbündniß*), welches vorerſt geheim gehalten, bald genug aber von der bayriſchen Volksvertretung als ſehr erwünſcht angeſehen wurde! — —

Bis zu dieſem Augenblicke hatte König Ludwig II. ſich in ſeinem königlichen Thun ſtreng innerhalb der Tradition ſeines Vaters gehalten: hier war der Scheideweg für ihn! Nicht die zwingende Art, welche ja jedem Friedensſchluſſe anhaftet und dem fruchtlos Kämpfenden ein ſchmerzlich Entweder-Oder auferlegt, war es, welche etwa widerwillig den jungen Monarchen in fremde Bahnen und unerwünſchte Allianzen trieb. Wäre das geweſen, er hätte weder von der Pfordten, der den Frieden ſchloß, einen Staatsmann, über welchen Preußen ſich noch am Wenigſten zu beklagen Urſache fand, behalten, oder doch ſein Cabinet nur wenig zu verändern brauchen, um den Klagen des Landes gerecht zu werden. Aus eigenem Antriebe, aus der gewiſſenhaften Ueberzeugung, was Bayern zunächſt und Deutſchland im Allgemeinen Noth that, wurde das ganze Miniſterium mit Männern beſetzt, die einer neuen Zeit entſchieden huldigten. Er rief gerade den Mann zuerſt an die Spitze des Staats, welcher ſtets für den nordiſchen Anſchluß gegen die öſterreichiſche Politik geſtritten hatte und als ſpecifiſcher „Preußenfreund" verſchrieen war, den Fürſten Clodwig von Hohenlohe. Das Programm dieſes eben ſo lichtvollen wie edlen Staatsmannes ging auf Gründung eines „Verfaſſungsbündniſſes" zwiſchen den ſüddeutſchen Staaten und dem norddeutſchen Bunde unter preußiſchem Präſidium aus. Er übernahm das Miniſterium des Aeußern und des königlichen Hauſes. — Ein zweiter, nicht weniger wichtige Platz, der des Kriegsminiſteriums, war bereits am 1. Auguſt, — alſo während der letzten Kriegsſtadien um Würzburg — durch den Generalmajor Freiherrn von Prankh beſetzt worden. In der That waren die Erfahrungen, welche man betreffs der Ausrüſtung wie Führung der braven bayriſchen Armee gemacht hatte, zu trübe, um nicht fortan einen Mann von größeſter Umſicht und Energie zur Beſſerung der Schäden zu berufen. Prankh löſte dieſe Aufgabe glänzend. — Ihm iſt nicht blos die Reorganiſation der ganzen bayriſchen Wehrverfaſſung, ſondern auch eine ebenſo patriotiſch treue wie großſinnige Haltung in dem Augenblicke zu verdanken geweſen, wo an Bayern die erſte und gewaltigſte Prüfung in der neu anbrechenden Epoche herantrat. Der Dritte im Bunde war der Geheime Cabinets-Secretair Lutz, von Hohenlohe zum Juſtiz-Miniſter vorgeſchlagen und am 1. October 1867 durch den König ernannt. Dieſer Trias vornehmlich iſt die Neugeſtaltung Bayerns, ihnen zumeiſt es zu danken, daß „der Main überbrückt" wurde und das deutſche Einheitswerk unter dem Kanonendonner von Paris zu Stande kam. — Das Jahr 1867 begann mit der Vorlage der geſammten, von liberalem Geiſt durchwehten Socialgeſetzgebung. Der Entwurf des neuen Schulgeſetzes, welches den öffentlichen Unterricht unabhängiger von klerikalen Einflüſſen machte, eben ſo ein neues Wehrgeſetz, das auf der allgemeinen Wehrpflicht baſirte, wurden eingebracht. Während dieſe inneren Reformen, durch des Königs Eifer geſtützt, die Hebung des Volks und ſeine Wohlfahrt ins Auge faßten, verſuchte man nutzlos, den

---

*) Näheres unter Fürſt Bismarck.

Bruch zwiſchen Preußen und Oeſterreich zu heilen, zwiſchen letzterem und Deutſchland wieder ein engeres Verhältniß herzuſtellen. Deutſchland konnte nur ohne Oeſterreich gedeihen, Oeſterreich nur als Freund in ſeiner jetzigen Geſtaltung, nicht als Theilhaber deutſchen Gemeinweſens zu ſeiner eigenen Würdigung und zur Kräftigung einer Stellung gelangen, die, nachdem es auch Venetien verloren hatte, eine völlig veränderte geworden war. Am 8. Juli wurde der Zollverein neu befeſtigt und durch Conſtituirung des Zollbundesraths und Zollparlaments der erſte Schritt zur Vereinigung des zerriſſenen Deutſchland gethan. — Bereits jetzt ſchon hob der Particularismus im bayriſchen Reichsrath zornig ſein Haupt zu heftiger Oppoſition. Es bedurfte der feſten Haltung der Zweiten Kammer und des entſchiedenen Auftretens König Ludwigs dem Reichsrathe gegenüber, um deſſen engherzigen Willen zu brechen. Dieſer Kampf aber, gerade weil er bisher von der neuen liberalen Regierung ſiegreich geführt worden, weckte die Wuth derjenigen beiden Parteien, die das neu ſich geſtaltende Staatsleben haßten, weil ſie ihren Einfluß durch daſſelbe gefährdet ſahen. Der heimatloſe Ultramontanismus begriff, daß ein einig Deutſchland ſein Todesſtreich ſein müſſe, daß, je mehr ſich Bayern dem Norden nähere, je weiter und freier die Lebensanſchauungen und Kulturbedürfniſſe ſeines Volks würden, es um ſo weniger geneigt ſein werde, ſich in blödem Stumpfſinn unter die Maximen zu beugen, welche — jedem modernen Staatsweſen zum Hohne — von Rom aus gepredigt wurden! So eifrig dieſe trüben Geſellen bisher auch als „ſtreitbare Miliz der Kirche" ſich gerirt hatten, es hatte ihnen noch die politiſche Handhabe gefehlt, ohne welche ſie nicht hoffen konnten, ihre aggreſſiven Pläne ins Werk zu ſetzen. Sie fanden dieſelbe in der excluſiv particulariſtiſchen Partei, die von allem Geſchehenen Nichts wiſſen wollte, in ihren politiſchen wie ſocialen Anſchauungen noch hinter dem Standpunkte der „dreißiger Jahre und der Juli-Revolution" zurückgeblieben war und den Conſtitutionalismus höchſtens als ein Mittel anſah, der Regierung, ſo oft es ihr paßte, den Daumen aufs Auge zu drücken, unbekümmert, ob ſie den Staat in eine Lage bringe, die ſeine Exiſtenz untergrub. — Engherzigſter Particularismus und das egoiſtiſche Jeſuitenthum forderten ſomit im Jahre 1868 ihr „Jahrhundert in die Schranken". — Die heftigſte Agitation gegen den „Liberalismus" der Regierung begann! Schon daß in den Wahlen zum Zollparlament dieſe Doppelpartei von 148 zu wählenden Abgeordneten 26 Leute ihres Kalibers durchſetzte, bewies ihre wachſende Macht. Die „Verpreußung" wurde zu einem nationalen Fieber durch die Hetze der Blätter entwickelt, und es war vorauszuſehen, daß die neuzuwählende Kammer den Haſſern der neuen Verhältniſſe die Majorität ſichern werde. Die Maßnahmen des Miniſters von Hörmann, um die Renitenz der ultramontanen Beamten zu brechen, hatten keinen Erfolg. Abſcheu gegen Preußen und das drohende Näherrücken des neuen Schulgeſetzes brachten eine Agitation zu Wege, welche Schlimmeres befürchten ließ, als der Verfaſſungsconflict in Preußen noch unlängſt gebracht hatte. Niemals war eine politiſche Situation in Bayern ſchwieriger geweſen und es gehörte eine ſehr kaltblütige Unparteilichkeit, eine ſehr richtige Würdigung, klare Erkenntniß und ein überaus feſter Wille dazu, den Staat vor Zerrüttung zu bewahren. Dieſe Erkenntniß und Würdigung, dieſen Willen hatte König Ludwig! Gleich ſehr war er beſtrebt, die Stammeseigenthümlichkeit ſeines Volks zu wahren, dabei aber durch einen geſunden, dem deutſchen Weſen entſprechenden Föderalismus die Einigkeit Deutſchlands zu fördern und zu vermitteln, kurz Das zu thun, was Fürſt Bismarck*) ſtets als den wahren Fundamentalſatz einer deutſchen Reichsidee ausgeſprochen hat! Von wahrhaft humanliberalen Ideen erfüllt, ließ der König das auf demokratiſcher Baſis ruhende allgemeine, directe und geheime Wahlrecht als Geſetzesvorlage vor die Kammer bringen. Die Zweite Kammer, in welcher das Bürger- und Beamtenthum (die Mittelpartei) dominirten, lehnte dies neue Wahlgeſetz aus leicht erkennbaren Standes-Intereſſen ab, dagegen ward von ihnen das neue Schulgeſetz im Februar 1869 genehmigt. Der Reichsrath änderte es aber im Sinne der Ultramontanen ſo weſentlich, daß die Zweite Kammer nunmehr auf daſſelbe nicht mehr einging. Nur das Gemeinde- und Armengeſetz, wie das neue Geſetz über den Civilproceß wurden genehmigt. — Die Ultramontanen hatten bisher ſich hartnäckig den heilſamſten Verbeſſerungen der Regierung verſchloſſen, jetzt, wo die Legislaturperiode ablief, die Neuwahlen bevorſtanden, floſſen ſie in ſo gemein-publiciſtiſchem Geifer über, daß ſelbſt Biſchof Heinrich von Paſſau dieſen Umtrieben ſcharf entgegentrat, während der Biſchof von Regensburg in ſeiner berüchtigten Schwandorfer Rede geradezu ausgeſprochen hatte: mit der Oppoſition gemeinſame Sache zu machen, ſobald der König die Rechte, welche dieſer Hirte der bayriſchen Kirche zuſprach (Rechte, welche König Ludwig und die Verfaſſung des Landes geradezu mediatiſirten), beeinträchtigt würden. — Schon ſchwebte der unheimliche Ausgang des römiſchen Concils, die Infallibilitäts-Proclamation, als Wetterwolke am Horizont, bereit, mit ſeinen Blitzen die katholiſche Welt zu zerſplittern und die Gewiſſensruhe der Völker für immer zu untergraben. Daß Fürſt Hohenlohe dieſerhalb ſeine bekannte Circular-Depeſche gegen das Concil erließ, fachte die Wuth der Römlinge bis zur Sinnloſigkeit an. Alles vereinte ſich, einer Regierung die Stirn zu bieten, welche man haßte und deren Sturz man ſo ziemlich als „gottgefällige“ That erachtete. Das Hohenlohe'ſche Circular an alle Höfe ward leider von letzteren ignorirt und dadurch der Ultramontanismus in ſeinen Beſtrebungen ſicherer gemacht. Die Regierung wurde von den jeſuitiſchen Wühlern in Stadt und Land als „kirchenfeindlich“ dargeſtellt, und wirklich gelang es bei den Neuwahlen, von 154 Sitzen 79 für die ultramontane Sache zu gewinnen. Eine äußere Veranlaſſung aber, daß man ſich ſchon nicht über die Präſidentenwahl in der neuen Kammer einigen konnte, — ermöglichte der Regierung, dieſelbe aufzulöſen, ehe ſie in Thätigkeit kam. Die Neuwahlen brachten nunmehr doch den Römlingen die abſolute parlamentariſche Gewalt und ein Debattenkampf erfolgte, wilder als eine franzöſiſche Deputirtenkammer oder ein polniſcher Reichstag ſeiner Zeit zu leiſten vermochte. Jeder zeitgemäße Fortſchritt, ſelbſt die bis dahin gewonnene politiſche Einigung Deutſchlands ward in Frage geſtellt! — Den Majoritäten beider Kammern, zweien verfaſſungsmäßigen Faktoren des Staates alſo, ſtand als dritter allein der junge König gegenüber, ein großes fürſtliches Gemüth, ein treuer und reiner Wille, gehemmt in ſeinem edelſten Thun, begeifert, verläſtert, verkannt in ſeinen wahrſten und heiligſten Gefühlen. Nur Ludwig II. konnte einen Sturm beſchwören, der ſich ganz unverhohlen gegen **ihn ſelbſt** kehrte, weil er den Mantel nicht nach dem jeſuitiſch-reaktionären Winde hängen wollte! — Wenn man des Königs Jugend (er war erſt 25 Jahre) in Betracht zieht, daß er ſich jetzt in einer Situation ſah, die nahezu hoffnungslos war, Bayerns inneren Beſtand wie äußere Stellung gleich ſehr bedrohte, — bedenkt man, daß ſein Streben nach größerer Einigung deutſchen Gemeinweſens ihm zugleich einen Verzicht auf große dynaſtiſche Rechte auferlegte, in ſeiner Nähe hingegen genug Einflüſſe thätig waren, ihn auf eine römiſch-öſterreichiſche Bahn zu drängen, ſo wird man billig anerkennen müſſen, wie er charakterfeſt und ſtandhaft bei dem einmal als gut Erkannten beharrte. Seine Haltung wird einſt wohl noch mehr gewürdigt werden, wenn die Perſonen und Intriguen ſich beſſer entſchleiert haben, welche von da ab den iſolirten Monarchen mit dem Spinnennetze herrſchbegieriger Selbſtſucht umgarnten, ein Netz, das er, ſobald er es erſchaut hatte, noch jedesmal mit wittelsbachiſchen Streichen trennte, deſſen zerriſſene Maſchen man alsbald aber immer wieder im Dunkeln zuſammenſchlang. —

---

*) Siehe Fürſt Bismarck's Biographie.

Dieſer feindſeligen Kammermajorität gegenüber hatte das Miniſterium Hohenlohe ſeine Entlaſſung angeboten. Sie war von König Ludwig II. nicht angenommen worden. Zwar opferte er dem Majoritätsgrimm die Miniſter des Innern Hörmann und den Kultusminiſter Greſſer, aber für Letzteren betraute er auf Hohenlohe's beſonderen Antrag den Juſtizminiſter Lutz mit dem Schul- und Kirchen-Departement und ſetzte damit einen entſchiedenen Jeſuitengegner dem Ultramontanismus ins Neſt. Die Zweite Kammer hatte am 28. Januar in einer Adreſſe an Ludwig ein

Mißtrauensvotum gegen das Miniſterium, beſonders gegen Hohenlohe, ausgeſprochen, der König hatte dieſe Adreſſe indeß nicht angenommen; der vortreffliche Brief, welchen dieſerhalb ſein Adjutant, General-Lieutenant von Spruner ſchrieb, iſt noch in gutem Gedächtniß. Nachdem aber dies Mißtrauensvotum dem deutſch-nationalen Hohenlohe trotzdem in der Kammer nochmals ins Geſicht geſchleudert wurde, und zwar indem man ihn allein unter allen ſeinen Collegen als Gegenſtand ſeines Haſſes und Widerſtandes bezeichnete, ſchied er aus dem Cabinet. Mit höchſtem Widerwillen und Bedauern entäußerte ſich Ludwig II. eines Mannes, der ihm mehr Freund als Diener, mehr Geiſtesgenoſſe als bloßer Vollſtrecker des königlichen Willens geworden war. Der feudal-klerikale Graf Camille Bray von Steinburg, bereits unter des Königs Vater und Großvater Miniſter, trat an Hohenlohe's Stelle. — Obwohl den Römlingen mißglückt war, Herrn von Gaſſer in Hohenlohe's Stelle ans Ruder zu bringen, waren ſie doch jetzt ſicher genug, Graf Bray werde ſowohl dem Liberalismus wie der „Verpreußung“ ſicher den Hals brechen und aller bisherigen Entwickelung „zur größeren Ehre Gottes“ den Krieg erklären. Nicht genug, daß die Ultramontanen mit jedem Tage mehr kundgaben, wie ſehr ihr ganzes Sinnen nur darauf gerichtet war, Bayern zu einer römiſchen Provinz zu erniedrigen, es ſprachen auch Anzeichen dafür, daß man in ihrem Lager Frankreich als einen willkommenen Retter anſah, auf eine Allianz Bayerns mit ihm ſpeculirte und bereits 1867 bei der Luxemburger Frage auf einen Einbruch Napoleons in Deutſchland rechnete. Man empfand vor dem Vaterlandsverrath eben ſo wenig Scheu, als man vor der Entthronung König Ludwigs II. zurückſchrecken würde, wenn die Gelegenheit ſich gerade günſtig machte! —

Inzwiſchen war das Concil zu Rom eröffnet worden und eine Anzahl Biſchöfe hatte bereits verlangt, daß die Infallibilität zum Dogma erhoben werde, alſo nichts Geringeres, als daß die katholiſche Chriſtenheit fortan glauben ſolle, daß der Papſt **Gott gleich**, nämlich niemals fehlbar ſei, und Was er auch lehre, als ein unfehlbar göttlicher Wille angeſehen und befolgt werden müſſe! — Dr. Döllinger zu München erließ bereits am 19. Januar 1870 ſeine berühmte Erklärung gegen dies Vorhaben und dieſe freie deutſche Mannesthat erhielt Ludwigs II. öffentliche Anerkennung! — Die Seſſion ſchleppte ſich unter dem neuen Chef der Regierung indeß mühevoll hin. Der endloſe Streit der Kammerparteien, die Störrigkeit der ultramontanen Majorität machte das Zuſtandekommen jeglicher Regierungsvorlage unmöglich; nicht einmal das Budget kam zu Stande! Bayerns ganzes Staatsleben ſchien in der Stagnation ſtillſtehen zu wollen, welche der particulariſtiſch-römiſche Egoismus zu Wege gebracht hatte. — Da durchzuckte unheimlicher Wetterſchein die verfinſterte Luft! Die Donner brüllten, es krachte der Schlag! Der Krieg Frankreichs gegen Preußen war da!!! —

Wohl hatten die bayriſchen Ultramontanen ihn längſt erhofft, wohl lebten ſie der Ueberzeugung, daß Graf Bray alle Friedensverträge mit Preußen dann zerbrechen werde. Vielleicht mochten ſie auch träumen, Oeſterreich mit Frankreich im Bunde werde den Zollernſtaat und Italiens Einheit wieder vernichten, jedenfalls aber die weltliche Herrſchaft des Papſtes in ihrem alten Umfange herſtellen. — Bis zu welchen Hoffnungen ſich gewiſſe Koterien verſtiegen, bewies der Brief des bayriſchen Geſchäftsträgers, Herrn von Quadt, welcher ſeltſame Eröffnungen von lockenden Anerbietungen machte, die der Herzog von Grammont ihm für die bayriſche Allianz vorgeſchlagen hatte. — Dieſe Schwarzkünſtler alle täuſchten ſich! — Kaum flog die Kunde von der Brutalität zu Ems durchs deutſche Land und weckte den Zorn jedes redlichen Mannes, ſo ſtand Ludwigs II. fürſtlicher Entſchluß auch feſt, in dieſem Kampfe an Preußens Seite zu ſtreiten! An demſelben 15. Juli, an welchem König Wilhelm I. ſchweren Herzens von Ems nach Berlin zurückkehrte, erklärte König Ludwig den Kammern, die ſehr geneigt ſchienen, ihm nur die Mittel zur Aufrechthaltung einer bewaffneten Neutralität zu bewilligen, in hochherzigem Freimuth: „Treu dem Allianzvertrage, für welchen ich **mein königliches Wort** verpfändet habe, werde ich mit meinem mächtigen Bundesgenoſſen für die **Ehre Deutſchlands** und damit für die **Ehre Bayerns** einſtehen, wenn es die Pflicht gebietet!" Am Tage darauf ſchon rief er ſein Bayernvolk gegen den alten Erbfeind zu den Waffen und war der erſte Fürſt, deſſen Wort in Berlin erklang: „Wir Süddeutſchen gehen mit!" und unermeßlichen Jubel weckte. Dieſer raſche, **allein** aus dem deutſchen Herzen kommende Entſchluß König Ludwigs iſt ſein unbeſtreitbares, perſönliches Verdienſt; die Miniſter Grafen Bray, von Pranſh und Lutz aber unterſtützten mit patriotiſchem Eifer ihren Monarchen. Alldeutſchland **einte** derſelbe Krieg, den die ultramontanen Wühler in München **erhofft**, die ultramontanen Mameluken in Paris aber **angezettelt** hatten; das Jeſuitenthum ſtieß, dem Scorpione gleich, wahnwitzig ſich den giftigen Stachel ins eigene Leben! — Der Wonnerauſch, welchen König Ludwigs deutſche Treue in Berlin hervorgerufen hatte, fand ſein jauchzendes Echo in Bayern, als Preußens Kronprinz, „Unſer Fritz", erſchien, um das Heer der Süddeutſchen gegen den Feind zu führen. Die ſtolze Stunde wird in München ſicher unvergeßlich bleiben, da er neben König Ludwig in die Iſar-Hauptſtadt einfuhr. „Uns war", erzählte dem Verfaſſer ein bayriſcher Staatsbeamter, „wie wenn, — in Jugendkraft erneut, — Barbaroſſa ſelber zu uns käme, all' ſtreitbar Volk ums neuerhobene Reichspanier zu ſchaaren!!" —

Nord und Süd, Bayer und Pommer, Schulter an Schulter zogen ſie hin in den lichten Streit! Wie ſie brüderlich mit einander gekämpft, welche Thaten zumal der alte bayriſche Löwenmuth in zahlreichen Schlachten verrichtet hat, iſt längſt anerkannt und das vergoſſene Blut, der errungene Sieg hat die Herzen nur noch feſter gekettet, welche ſich, — ach, viel zu lange für Deutſchlands Glück — ferne geſtanden. — Während die Söhne Bayerns draußen im Felde nun gegen das Wälſchthum ſich ſchlugen, blieben die Väter daheim, die Geiſtesſtreiter, nicht müſſig. Im Herzen des Landes galt's ja auch zu ſtehen gegen den anderen, noch ſchlimmeren wälſchen Feind, der nun mit ſeinen düſteren

Bataillonen —, wie auf Verabredung mit Paris, — ins Feld rückte. Am 18. Juli, — als Deutſchland vom Himmelsgeſchenk ſeiner Einheit berauſcht war, wurde durch Beſchluß des Concils in Rom die Infallibilität des Papſtes zum Dogma erhoben! — Wie verdächtig es hierbei zugegangen war, weiß man. Welche Mittel man ins Werk geſetzt hatte, ſolchen Beſchluß zu erzielen, mögen die Diener Chriſti einſt vor dem Ewigen verantworten, welche ihr eigenes Gewiſſen damals verleugnet haben. Trotzdem jede Verfügung der Biſchöfe in Bayern verfaſſungsmäßig die königliche Genehmigung (das placetum regium) erheiſcht, trotz der den Biſchöfen kundgegebenen Verfügung des Kultus-Miniſters von Lutz vom 9. Auguſt, ſetzten die frommen Herren ſich über die Verfaſſungsbeſtimmungen munter hinweg und verkündeten das neue Dogma, was entweder die katholiſche Kirche ſpalten oder den Staat unter die Prieſterſohle legen, oder aber einen ſchweren Kampf zwiſchen Kirche und Staat heraufbeſchwören mußte, einen Kampf, in welchem beide Parteien nur leiden konnten! Bereits erklärte, — um an der bloßen Verkündigung dieſes Dogmas ſich ja nicht genügen zu laſſen, der Biſchof von Regensburg (22. September) die „Encyclica" als infallible päpſtliche Ausſprüche! Der Romanismus warf ſomit die Larve ab und zeigte offen ſein blutloſes Antlitz. — König Ludwig II. war entſchloſſen, den Kampf, den er nimmer heraufbeſchworen, zu beſtehen, wie St. Georg den Drachen. Es galt ja die Rettung und Befreiung moderner, lichtvoller Kultur, galt ja denſelben bayriſchen Staat, welchen Ludwigs Vater und Großvater zur Pflanzſtätte deutſcher Bildung erhoben hatten, gegen das Eindringen des mittelalterlichen Geiſtes der Verfinſterung der Hirne und Gewiſſen zu vertheidigen! —

Der Sieg von Sedan am 2. September machte nicht nur dem Napoleonismus ein Ende und damit der Herrſchaft des franzöſiſchen Säbels über Europa, er beraubte auch den Jeſuitismus, zu deſſen Organ man den Nachfolger Petri erniedrigt hatte, ſeines mächtigſten und letzten Schutzherrn. Rom fiel in Italiens Hände, das Papſtthum war fortan „kein Reich von dieſer Welt mehr!“ — Daß Bayern nicht ferner für ſich allein und außerhalb einer verfaſſungsmäßigen Verbindung mit Deutſchland bleiben könne, hatte König Ludwig mit jedem Siege, der die Kraft gemeinſamen Ringens bewies, immer deutlicher erkannt. Nach Napoleons Fall legte er die Hand an ſeines Landes innigere Vereinigung mit dem norddeutſchen Bunde. Der preußiſche Miniſter von Delbrück erſchien zu Vorbeſprechungen in München, in Folge deren Graf Bray, der Kriegsminiſter von Pranckh wie der Juſtizminiſter von Lutz nach Verſailles gingen, wo die Vertragsabſchlüſſe bewerkſtelligt wurden, durch welche die Main-Grenze, — die bisher beiderſeits für unüberſteiglich gehaltene Scheidewand zwiſchen dem deutſchen Norden und Süden — fiel! Gewiß war es nicht leicht, bei der jetzigen Majorität die Annahme der Verträge in der bayriſchen Kammer durchzuſetzen, aber der eifervolle Wille des begeiſterten Königs, welcher ſeine Miniſter beflügelte und das nationale Aufjauchzen des Volksgeiſtes, der mit Adlerrauſchen durch alle Gauen von der Alpe zur Düne ꝛc., riß ſelbſt dieſe ultraconſervativſte aller bayriſchen Volksvertretungen zu frohem Ja und Amen hin und der erſte, blitzendſte und ſtärkſte Ring der deutſchen Bruderkette war unlöslich geſchloſſen!! — Wenn man wirklich auch einzuwenden Luſt hätte: daß zu dieſem Entſchluſſe für Ludwig II. eine gewiſſe politiſche Nöthigung vorgelegen, die Klugheit alſo eben ſo viel Theil an ihm gehabt habe, als das ideale Gefühl des Monarchen, ſo wird man doch zugleich auch zugeben müſſen, daß, als der Entſchluß der Vereinigung mit Norddeutſchland für Baiern mittels dieſer Verträge zur **That** geworden war, König Ludwig durch ſie einen erheblichen Theil ſeiner ſouveränen Prärogative freiwillig auf Germaniens Altar niedergelegt hatte, für **ihn** doch kein äußerer Grund ſonſt vorhanden war, weiter zu gehen und die Machtfülle des deutſchen Kriegs-Oberſten König Wilhelm I. noch mehr zu vergrößern. Aber König Ludwig ging weiter, er vollzog nicht nur einen großen, von aller Welt ungeahnten hiſtoriſchen Akt, er verrichtete geradezu eine **unſterbliche** That von tiefſter ſittlicher Bedeutung für Deutſchlands ganzes künftiges

Leben! Er pflanzte das lichte Banner des **idealen Princips** auf die Zinne unſerer Siege, das **deutſche Kaiſerthum**!! — Von wannen dieſer Gedanke ſeiner Seele gekommen, weiß der Herzenskündiger aller Menſchen vielleicht nur allein. Aber wenn es wahr iſt, daß in ſeltenen und großen Stunden der Himmel außerordentlichen Menſchen einen Strahl ſeiner Weisheit leiht, wenn es nicht Lug iſt, daß noch heute der Allmacht Liebe, wie an jenem erſten-Pfingſtfeſt mit ſeiner lohenden Geiſtesflamme die Stirne ſeiner Erwählten krönt und ſie reden macht in feurigen Zungen, — ſo war's in dem Augenblicke gewiß, als die Idee der Erneuerung der alten Kaiſerwürde, der ſittliche Begriff, welche in Barbaroſſa's und der Hohenſtaufen Grüften wie in den deutſchen Herzen ſo lange geſchlummert hatte, ſich des großherzigen Sinnes Ludwigs II. bemächtigte! In dieſer geweihten Stunde redete Gott aus ihm und die glühende Bewunderung alles Volks antwortete mit brauſendem Zuruf! —

Am 4. December 1870 bereits forderte der Bayernkönig die übrigen deutſchen Souveräne wie die Senate der drei freien Reichsſtädte auf: „bei dem Könige von Preußen in Anregung zu bringen, daß die Ausübung der Präſidialrechte des Bundes mit der Führung des Titels eines deutſchen Kaiſers verbunden ſein ſolle!“ —

Obwohl wir bereits in der Kaiſer-Biographie die erſte gewaltige Wirkung dieſes Aufrufs und ihre Folgen in kurzen Strichen gezeichnet haben, iſt doch das Lebensbild Ludwigs „des Deutſchen“, — wie ihn ſeitdem ein Jeglicher genannt, — iſt die Schilderung des „Kaiſermachers“ doch gerade der geeignetſte Ort, ſich in dieſe alte wiedergeborene Idee mehr zu vertiefen. Es iſt ſchon geſagt worden, daß der kaiſerliche Titel gerade für die preußiſche Nation anfänglich am wenigſten Bedeutung hatte, in ihr am kritiſchſten beurtheilt wurde. Ja, es iſt gewiß, daß dem Volke gerade, welchem der neue Kaiſer angehörte, das völlige Bewußtſein von der Tragweite dieſes Gedankens völlig abging, im Norden ſpäter als wo anders der unendliche Werth deſſelben erkannt ward. Es kann auch nicht geleugnet werden, daß auf den erſten, oberflächlichen Blick hin eine neue höhere Titulatur des Oberbefehlshabers und Hauptes des deutſchen Bundes nur als ein *äußeres* Beiwerk erſchien, nachdem ihm bereits das *Weſen* der oberherrlichen Macht durch die Verträge zuerkannt worden war. Aber ſchon vor Paris erwies ſich im vereinten Heere, dann, — als das Kaiſerthum wirklich proclamirt worden, beſtätigte es ſich im deutſchen Volke daheim, daß die vorerwähnten Annahmen durchaus oberflächliche geweſen waren, und — wie ſo oft, — der Sinn der geſammten Nation *tiefer* und *weiſer* König Ludwigs That erfaßte, als der ſecirende Calcul düftelnder Verſtandespolitiker. Unter Umſtänden iſt ein Titel gewiß nur Ausputz des äußern Menſchen, mit dem der Staubgeborene lächelnd geſpreizt einhergeht, ob auch innen Alles hohl iſt, eine Maske, die der Archimimus deſſen Sarge nachträgt und welche mit allem Irdiſchen vergeht. Unter Umſtänden iſt aber ein Titel der *Ausdruck der* **Sache ſelbſt**, der geiſtige Begriff der Perſon, iſt ein **Symbol**, unter dem ſich zu erhabenſtem Beginnen die bisher getrennte Menſchheit ſammelt! — Eine Fahne — wenn man will — beſteht auch nur aus einem Stück Zeug mit einem gemalten Bilde oben drauf; aber wenn im Kampfgetoſe der Oberſt fällt, der Fähnrich blutend ins Knie bricht mit dem Rufe:

„Die Fahne, der ich ſchwor,
Die laſſ' ich nicht!"

dann iſt das Schickſal des Regiments, das Sein oder Nichtſein von tauſend Leben an dies Stück bunte Seidentuch **gebunden**! Nicht die Seide, nicht der Löwe oder Adler, das Symbol des nationalen *Gedankens*, das ſie vertreten, wird zu dem alten Schibboleth: „in hoc signo vinces" — und über die zuckenden Leiber jauchzend geführt wird die Fahne aufs Neue ins Streiten! — So iſt es mit dem lange verklungenen deutſchen Kaiſerthume auch. Geſchlechter gingen über deſſen Grabe hinweg in Frieden und Krieg, unter Fehden und Intriguen. Der Glaube: daß *Einer* in Deutſchland ſein müſſe über Allen, den *Gott* und die *Nation* gekürt haben, um deutſche

Sitte, deutſche Kraft, deutſchen Glauben und deutſche Wohlfahrt in allen Gauen zu ſchützen und zu mehren, war untergegangen ſeit den Zeiten, wo die Welfen von deutſchem Weſen abfielen, der Ultramontanismus bei uns eindrang und das Interregnum das Fauſtrecht, das deutſche Chaos gebar. Seit jenen Tagen fand ſich das deutſche Volk nie wieder. Politiſche wie Glaubenskriege zerklüfteten es immer mehr, zerriſſen Germaniens unfruchtbaren Schooß und entfremdeten die Bruderſtämme bis zum Haſſe. Flüchtig wohl einte man ſich da und dort, aber wie? Das „deutſche Elend“ wurde dem Cardinal Granvella eben ſo, wie die „deutſche Zerriſſenheit“ Ludwig XIV. und Napoleon I. zum Spotte! Wir Deutſchen waren die **verachtetſte Race** auf Erden!! — Doch in unſeren Herzen tief, — wie Barbaroſſa im Kyffhäuſer, ſchlief die Sehnſucht nach Licht, ſchlief der Traum des deutſchen Bruderthums. Jetzt kam ſie leuchtend wieder die Geliebte unſerer Jugend, die Geſpielin unſerer Jünglingsphantaſieen — in den Julitagen des Jahres 1870! Bittere Noth und heiliger Zorn hatten Germania zwar neu wiedergeboren, daß ſie aber dauernd lebe in keuſcher Schöne, daß nicht Selbſtſucht und Noth, ſondern **Liebe** ſie fortan regiere, mußte über ihr Einer wie in alten Tagen wieder ſtehen, der als Haushalter und Diener Gottes wie des Volks — des gerechten ewigen Gottes der Eintracht und Vernunft, — in ſich das lebendige Symbol dieſes Volksbewußtſeins **dauernd** darſtelle! — Ein Bundeshaupt und Oberfeldherr war immer nur ein deutſcher König unter gleichen Genoſſen, dem dieſe zu gewiſſen Zwecken dauernd ein Collectivmandat gegeben hatten. Politiſch nach innen und außen genügte das gewiß, aber dies Mandat war ſeelenlos dem Bewußtſein der Völker gegenüber, eine politiſche Abmachung wie eben jede andere. Daß ein deutſcher Kaiſer aber auch **ſein** Kaiſer, der Oberherr und Leiter deutſchen Gemeinweſens ſei, das glaubte ſelbſt der beſchränkteſte Menſch, dem jauchzte alle Welt zu! In ihm ſah, wer überhaupt nur deutſch redete und empfand, den von der Vorſehung wieder erweckten und neu erwählten Hort deutſcher Frömmigkeit, Kraft und Treue, welcher mit Schwert und Waage vor der goldenen Pforte des Einheitstempels Wache hielt! — — —

Das ungefähr ſind wohl die wogenden Gedanken, die lohenden Gefühle geweſen, welche in des einſamen Königs Ludwig Hirn und Herzen mit all den Empfindungen ſeiner Ahnen, ſeines Vaters und Großvaters, mit einer Fülle von Traditionen und Rückſichten, — welche unwirſch die Häupter vielleicht erheben mochten, — einen nicht weniger gigantiſchen Streit beſtanden haben dürften, als jener der Deutſchen gegen die wälſchen Völker jenſeits des Rheins geweſen war. Aus dieſem eben ſo natürlichen wie ehrwürdigen Streite eben ging Ludwig II. als wahrer Geiſtesheld, als Deutſchlands Prometheus hervor, welcher an der faſt verlöſchten Gluth der alten Völkerſage vom „einigen deutſchen Kaiſerreich" die Fackel entzündete, voranzuleuchten den Fürſten und Völkern zur neuen Zeit, zu deutſchem gewaltigem „Werde!" — Als Herrſcher des größten ſüddeutſchen Staates hatte gerade er dem neuen Kaiſerthume die größeſten Opfer zu bringen. Dieſe Opfer mußten in demſelben Grade bedeutſam ſein, als der faktiſche Unterſchied zwiſchen einem Könige von Preußen als Bundeshaupt und einem erblichen Kaiſer von Deutſchland austrug und deſſen Conſequenzen der ideale König von Bayern im Augenblicke des Entſchluſſes wohl voraus ahnen, aber unmöglich durch alle Stadien vorher wiſſen und erwägen konnte, ja Momente in der Zukunft gar nicht ausgeſchloſſen waren, wo in ihm vielleicht etwas wie Reue und Ernüchterung erwachte. — Möge man dies nicht vergeſſen! — — — Mit dem Willen aber, dies Alles und ſeinen eigenen fürſtlichen Stolz zum Heile des Ganzen zu überwinden, in ſeiner Perſon hochherzig den Bayernkönig im **Freunde** ſeines deutſchen Volks aufgehen zu laſſen, vollführte Ludwig dieſen welthiſtoriſchen Akt, richtete den neuen Kaiſerthron auf und, was auch nachmals über ihn geſchrieben und geredet worden iſt, ob auch bange Zweifel die Blicke der Deutſchen vielfach nach München richten laſſen, dieſer ſeiner freigeborenen Königsthat wird Ludwig der Deutſche ſo wenig untreu werden, als dem Glauben an ſich ſelbſt!

Die Mit- und Nachwelt aber kann ihm niemals den leuchtenden Eichenkranz der Ehre entreißen: daß er in unſerer ſchwerſten und größten Zeit das deutſcheſte Herz geweſen iſt auf der geſammten deutſchen Erde und nach Jahrhunderten noch wird man ſingen und ſagen, daß ihm, dem Sohne der idealen Wittelsbacher, das Zollernhaus die Kaiſerkrone, das deutſche Volk das lebendige Paladium ſeiner Gemeinſchaft verdankt! In einem Reiche wird König Ludwig doch ewig allein der Herr ſein, Herr unſerer Aller, ſobald er es nur will, und einſt wird er es wollen, wenn Gott ihm Geſundheit und Leben ſchenkt. Dies Reich — wie das der Ewigkeit — iſt auch nicht „von dieſer Welt", obwohl es dieſelbe erſt ſchön macht, erſt würdig, daß man ſie bewohne! Dies Reich, das ihm einſt doch noch winkt, werden wir am Schluſſe andeuten, denn es zu regieren iſt kein anderer Fürſt dieſer Zeit berufener und fähiger als er. — —

Die Proclamation König Wilhelms I. von Preußen zum Kaiſer von Deutſchland fand am 18. Januar zu Verſailles ſtatt und mit ihr war Ludwigs II. Gedanke Wirklichkeit geworden. Am 20. Februar erſchienen, durch Fürſt Bismarck geladen, die Miniſter aller deutſchen verbündeten Herrſcher, um an dem Friedensſchluſſe theilzunehmen, ſeitens Bayern abermals die Miniſter Grafen Bray, von Pranckh und von Lutz. Am 2. März ratifizirte Kaiſer Wilhelm mit Frankreich den Frieden und die deutſchen Heere eilten freudig der langentbehrten Heimat zu. — Wie König Ludwig und ſein Volk das Weſen des neuen deutſchen Reichs empfanden und zu verſtehen Willens waren, bezeugte der Einzug, den Friedrich Wilhelm, der kaiſerliche Kronprinz, an der Spitze der Bayern in das berauſchte München hielt, bewieſen die wiederholt freundſchaftlichen Beſuche des greiſen Kaiſers im Herbſte 1871 zu Schwandorf und Hohenſchwangau. Der deutſche Einheitsbau ward nun durch Zuſammentritt des Bundesraths und Reichstags geſichert. — Wenn auch in Bezug auf alle ſolidariſchen Intereſſen ein gemeinſam Geſetz und Reichsverwaltung als Centralpunkt allen Regierungen für unerläßlich galt, als praktiſcher Ausdruck der Einheit, ſo hat ſeinerſeits Fürſt Bismarck auch wieder dahin nie abgezielt, durch Centraliſation die Souveränität und individuelle Freiheit der verbündeten Fürſten und Völker zu verkümmern. Dieſem Gedanken gab auch jüngſt erſt (am 30. Auguſt 1872) der Kaiſerprinz Fritz, als er die bayriſchen Truppen inſpicirte, in den Worten, welche er der Bürgerſchaft auf dem Augsburger Rathhauſe erwiederte, Ausdruck: „Wenn ich den tiefgefühlten Dank ausſpreche für die bedeutungsvollen Worte, die Sie eben geſprochen, ſo kann ich ihn nicht beſſer ausdrücken, als ich es im vorigen Jahre zu München gethan; zu Allem, was Sie geſagt haben, ſpreche ich aus tiefſter Ueberzeugung: Ja. Sie haben geſagt, was des Kaiſers und meine Ueberzeugung iſt. Jeder Beſtandtheil des Deutſchen Reiches ſoll in ſeiner Eigenthümlichkeit bleiben, was er war, und hiermit dem großen gemeinſamen Vaterlande die richtige Weihe und Dem, was wir auf blutigen Schlachtfeldern errungen haben, der **beſte** Kitt verliehen werden!“

Dies neue deutſche Gemeinweſen ſollte indeß ſchon gleich nach ſeiner Geburt den erſten ſchweren Kampf beſtehen, die Feſtigkeit ſeines Gefüges, ſeinen innern ſittlichen Werth erproben müſſen. Der Kampf galt dem Wälſchthum im eigenen Herzen, der Invaſion des Jeſuitenthums ſeit den fünfziger Jahren. Es galt, ihm, wie jeder fanatiſchen Orthodoxie — auch der ſeiner proteſtantiſchen Collegen, — die Möglichkeit fortan zu entziehen, die Gemüther der deutſchen Jugend zu vergiften, — galt, dem Staate die Ueberwachung der Entwickelung kommender Geſchlechter zurückzugeben. Aus dieſer Nothwendigkeit entſtand das Schulaufſichtsgeſetz und aus der Gemeingefährlichkeit des Jeſuitenthums insbeſondere der Reichstagsbeſchluß, dieſen Leuten ohne Vaterlandsliebe und Moral die Wege aus den deutſchen Gauen zu weiſen. Wie ſich an dieſem Beſchluſſe Bayern lebendig betheiligte, wird ſpäter berichtet werden.*) Inzwiſchen war im Innern dieſes Landes der klerikale Streit entbrannt. Am 20. März 1871 hatte der Kultusminiſter bereits einen Miniſterialbeſchluß gegen den

---

*) Bei Miniſter von Lutz.

Erzbiſchof von Bamberg, betreffs der Beziehung zwiſchen Staat und Kirche, gerichtet. Am 14. April trat gegen denſelben Erzbiſchof von München-Freyſing mit einem Hirtenbriefe und einer Vorſtellung an den König auf. Am 15. Mai richteten ferner ſämmtliche bayriſche Erzbiſchöfe und Biſchöfe gegen die Regierung die Behauptung: „daß ſie ſich nicht mit der Außerachtlaſſung der verfaſſungsmäßigen Beſtimmungen über das placetum regium einer Verletzung bindender Geſetze ſchuldig gemacht hätten“, mit einem Worte, ſie erklärten die bayriſche Verfaſſung für ſich **unverbindlich!** In demſelben Monat faßte Herr von Lutz ein Promemoria wegen der Infallibilität für das Geſammt-Miniſterium ab, deſſen leitende Grundſätze, ſo weit ſie die weſentlich kirchliche Seite berührten, er in dem Erlaſſe gegen den Erzbiſchof von München (vom 27. Auguſt) wiederholte. Beſagtes Promemoria dieſes Miniſters in einer Sitzung des Geſammt-Miniſteriums zur Sprache gebracht, wurde Urſache, daß der Premier-Miniſter Graf Bray ſeine Demiſſion gab; er wagte dem ultramontanen Sturme nicht zu widerſtehen! An ſeine Stelle trat Graf Hegnenberg-Dux, das Innere übernahm Herr von Pfeuffer und der Kultusminiſter von Lutz gab das bisher mitverwaltete Juſtizminiſterium an Dr. Fäuſtle ab. Ein nationales, antiromaniſches Cabinet war unter dem Beifall des Königs gebildet worden, indeß bereits gelehrte katholiſche Dogmatiker, wie von Döllinger, Friedrichs, Profeſſor Hüber, Sepp und Andere, mit ſchlagenden Entgegnungen den Angriffen des Epiſkopat heimgeleuchtet hatten. Allerdings befand, und befindet ſich noch die Schaar der Römlinge bei dieſem Kampfe gegen die bayriſche Regierung im Vortheile, denn da derſelbe nur auf geiſtigem Gebiet völlig ausgetragen werden kann, gehört auch Geiſt dazu, um Lüge von Wahrheit, Vernunft von Unſinn zu unterſcheiden. Dieſen Geiſt im Volke aber auszurotten oder zu verkümmern haben die Jeſuiten und ihre Freunde ſich ſeit mehr denn 20 Jahren höchſt angelegen ſein laſſen, die Regierungen aber dies Beſtreben zu eigenem Schaden durch verkehrte Toleranz begünſtigt. So hörte man denn viel in Süddeutſchland dieſen Sommer die Klage, daß das Jeſuitengeſetz Nichts helfen werde. — Wir möchten das dennoch bezweifeln! — Abgeſehen, daß dies Geſetz immer erſt der Anfang vom Ende iſt und, wenn es Noth thut, man noch mehr Pfeile gegen die Loyoliten in Deutſchlands Köcher finden dürfte, uns ſcheint auch das große Lamentiren bei der Vertreibung der Herren Patres, ſcheinen die neueſten Anſtrengungen und Agitationen der Biſchöfe und ihres Anhanges hiergegen, ſowie der Umſtand, daß Holland, Oeſterreich und Italien zu ähnlichen Mitteln ihre Zuflucht nehmen, um eine jeſuitiſche Invaſion zu vermeiden, — kurz daß der Anſtoß, den dies Geſetz der Thatkraft aller Regierungen Europas gegeben hat, doch ein ziemlich gewichtiger iſt, und man dürfte ſchwerlich in dem Bemühen erlahmen, denſelben in demſelben Grade zu verſtärken, als der Kampf an Dimenſionen wie Schärfe zunimmt. — — Einmal mußte dieſer Kampf doch kommen. Seit Villafranca in ſeiner irdiſchen Macht erſchüttert, war dem Romanismus ſeit Sedan zu deutlich klar geworden, daß er völlig den Boden in der deutſchen Weltordnung verloren habe, um ihn nicht fortan zu bewegen, mit aller Kraft verzweifelter Wuth einen Beſitz feſtzuhalten, den er längſt nicht mehr ſein nennen würde, wären die Deutſchen etwa 325 Jahre früher einig geweſen. Dieſe deutſche Einigkeit, dies neue deutſche Reich, das unſere braven Streiter begeiſtert unter Todesnoth uns errungen, dies Reich, ins Leben gerufen durch König Ludwigs erhabenen Willen, **das** iſt der Dorn im ultramontanen Fleiſche und mit dieſer Ueberzeugung, je klarer ſie ſich herausarbeitete, mußte die vaterlandslos-ultramontane in eine bayriſch-partikulariſtiſche, — die klerikal-heuchleriſche, welche früher „das Reich Gottes“ vorgeſchoben hatte, in eine gewöhnliche politiſche Partei verwandelt werden und vor der Frage ſchließlich anlangen: **Wer** ſoll in Bayern regieren, der deutſchgeſinnte, konſtitutionelle König Ludwig oder die reichsräthlich-konſervativ-jeſuitiſche Partei? Das war der Kampf dieſer Tage, welcher ſich in die letzte Miniſterkriſis hüllte! — Wir haben an dieſer Stelle nicht auf dieſelbe einzugehen. Nur erinnern wollen wir: Wer die bewußte, von König Ludwig nicht angenommene Adreſſe der Reichsrathskammer gegen Hohenlohe unterzeichnete. — Wir erwähnen ferner die Haltung des damaligen öſterreichiſchen Botſchafters bei dieſer Gelegenheit. *) — Die öſterreichiſche Politik, welche den Völkern Nichts als Elend brachte, hatte ſich mit dem bewußten Geſandtendiner wohl den längſtverdienten Todtenkranz gewunden! — —

Im Jahre 1872, — ziemlich auf den Jahrestag der deutſchen Kaiſerwürde, — ſchwur Bayerns tapferes Heer Wilhelm I. den Kaiſer-Eid, wenige Tage ſpäter folgten die königlich würtembergiſchen Truppen dieſem Beiſpiel. Das Panzerkleid Germaniens war feſtgefügt für alle Zeit! — — Während der klerikale Streit ſich weiter ſpann und eine neue Taktik einſchlug, indem er die politiſche Larve „bedrohter bayriſcher Unabhängigkeit“ aufſteckte, wurde das Jubiläum der Univerſität gefeiert, welches dadurch beſondere Bedeutung erhielt, daß Profeſſor Dr. Döllinger rector magnificus geworden war. Bereits am Vorabend des Feſtes, wie verlautet, ſoll das jetzige geſammte bayriſche Miniſterium ſeine Demiſſion angeboten haben, weil ein Miniſterium Gaſſer bereits in der Luft ſchwebte. König Ludwig nahm dieſelbe nicht an, im Gegentheil bewies ſeine Haltung bei der Univerſitätsfeier, daß er voll und ganz bei der Idee deutſcher Geiſtesfreiheit beharre. Eben ſo ſehr bewies der Enthuſiasmus des Volks wie der der Armee, als der Kaiſerprinz Fritz die bayriſchen Truppen, wie oben erwähnt, inſpicirte, daß man ſich Eins wiſſen wolle mit dem großen deutſchen Ganzen und wie man begreife: daß, wenn die einzelnen Völker germaniſchen Stammes auch ſchmerzliche Opfer brächten, dieſelben gerade auch nothwendige Bindemittel ſeien fürs Leben des Ganzen! —

Jene vorbenannte Partei, in dem Gefühle, über eine — zwar bunte und in ihren eigentlichen Zwecken verſchiedene, aber dennoch eine Majorität gebieten zu dürfen, ſetzt auch ferner ihre Anſtrengungen rüſtig fort, wird ſich, in der Beruhigung, kein neuer Krieg

---

*) Entlehnt von den: „Plaudereien aus Bayern“ von George Morin, Londoner Zeitung, Herrmann 1870. — Dieſem werthen Collegen verdankt der Verfaſſer außerdem betreffs Bayerns gleichfalls werthvolle Materialien. —

könne ihre reichsfeindlichen Beſtrebungen nunmehr unterbrechen, bemühen, das Einigungswerk des Jahres 1870, das Werk des eigenen Monarchen, nach Kräften zu verkümmern. Deutſchland wird ruhig abwarten können, wie weit das gelingt! Für Bayern und ſeinen königlichen Lenker wird das vielleicht noch eine ſchwere Kriſis werden, aus welcher Beide, — deſſen ſind wir überzeugt, aber nur um ſo erfahrungsernſter, die allgemeine Sache nur deſto ſiegreicher hervorgehen werden. Daß die Miniſterkriſis ſo lange dauerte, die Cabinetsbildung ſo viele Farbenſpiele zeigte, die konſervativen Parteiorgane ſo ſchillernde Auffaſſungen ihrer eigentlich doch gemeinſamen Angelegenheit zu Tage förderten und ſchließlich das bedrohte Miniſterium dennoch ſeinem weſentlichen Beſtande nach erhalten blieb, giebt für die Haltbarkeit des Dammes keine ſehr große Gewähr, welchen man gegen das neue deutſche Reich zu errichten ſich anſchickt. Trotz aller politiſchen Wirren ging am 9. September 1872 bereits die zur Ausführung des Reichsgeſetzes über die Aufhebung des Jeſuitenordens gefaßte Entſchließung des Miniſteriums an die betreffenden Kreisregierungen ab. Die Hoffnung der Römlinge, durch politiſche Ereigniſſe dieſe Maßregel ſiſtirt zu ſehen, war alſo nicht in Erfüllung gegangen! — — —

Wenn wir uns von den bisherigen Regierungsthaten König Ludwigs, von den Forderungen und Prüfungen, welche ſein königliches Amt an ihn ſtellte, abwenden und die Perſon wie das Privatleben des Monarchen betrachten, ſo betreten wir eine andere, ganz eigene Welt. Je mehr dieſelbe eine abgeſchloſſene iſt, des Königs Thatkraft ſcheinbar immer lange zu ſchlummern ſcheint, bis ſie blitzartig durch ein beſtimmtes Wollen aus ſich heraustritt, — je weniger iſt für die Welt dieſe ſeine Eigenart verſtändlich geworden. Man geht völlig fehl, zu glauben, daß mönchiſche Neigung und mönchiſcher Geiſt den König regiere, weil er die Einſamkeit liebt. Diejenigen, welche menſchliche Zerrbilder aus ihm machten, ſtehen ihm ſicher ganz fern, und ſie gerade vermögen am Wenigſten zu begreifen, daß ſie einen großen und guten Menſchen im wahren Sinne des Worts vor ſich haben, der allerdings einen, — aber eben nur einen Fehler hat.

Glücklich preiſe ſich immerhin *der* Erdenbürger, welcher mit gutem Gewiſſen nichts Schlimmeres von ſich zu ſagen weiß! —

König Ludwig II. wurde am 25. Auguſt 1872 erſt 27 Jahr alt. In noch nicht acht Jahren ſeiner Regierung hat er ſein Volk durch die Prüfungen und Leidenſchaften dreier ſchwerer Kriege, durch Nacht zum Licht geführt! Wenn ſchon ein entſchiedener und ſtarker Charakter dazu gehört, einen jugendlichen Monarchen zu großen Thaten zu treiben, wie hoch muß man den Fürſtencharakter nicht ſtellen, der unverwelklichen Ruhm unter uns durch *Opferfreudigkeit und fürſtliche Entſagung* errang?! — — König Ludwigs Erziehung wie ſeines Vaters Beiſpiel impften ihm früh den Hang zur Meditation ein. Seine Privatneigung gilt den Wiſſenſchaften, Künſten und der Natur; die Alpenwelt iſt ihm eine ewige Quelle von Freuden. Im Winter, den er in München zubringt, iſt er dem Theater, den Künſten und Wiſſenſchaften, einer regen Geſelligkeit hingegeben, im Sommer wird die Natur ihm Alles. Ob er nun aber auf Schloß Berg, Hohenſchwangau oder zu München weilt, er entäußert ſich ſeiner königlichen Pflichten nie auf lange, iſt ſtets mit ſeinen Miniſtern, den Chefs der Kunſtinſtitute, kurz Allen in Verkehr, denen er die Leitung ſtaatlicher Organismen anvertraut hat, und von allen dieſen Herren iſt uns verſichert worden, daß der Gang der Geſchäfte noch nicht einen Augenblick durch des Königs Schuld gehemmt oder beeinträchtigt worden wäre. — König Ludwig iſt vorzugsweiſe Freund kulturgeſchichtlicher, literariſcher, hiſtoriſcher wie philoſophiſcher Studien; namentlich in erſteren Wiſſenſchaften beherrſcht er eine Reihe von Partieen mit erſchöpfender Gründlichkeit. Alle großen Dichter ſind ihm vertraut, es giebt keinen Kommentar derſelben, den er ſich nicht zu eigen gemacht hätte und nicht weniger lebendig iſt ſein Intereſſe für die neueren epiſchen wie dramatiſchen Erſcheinungen der Literatur. Zugleich hat er ſich große Objectivität bewahrt, denn ſo deutſch er in ſeinem Wollen, Fühlen und Denken iſt, ziehen ihn dennoch die Werke altfranzöſiſcher Literatur, ein Corneille, Racine, die Tragikomik eines Molière ebenfalls an. Man muß hohe Achtung haben vor dieſem ernſten, mühereichen Streben nach richtigem Verſtändniß der edelſten dichteriſchen Erzeugniſſe, und es würde uns nicht viel Mühe machen, zu beweiſen, daß er heutigen Poeten mehrfach Anregung zu Ideen aus eigener Initiative gegeben hat. Einer ſeiner Miniſter ſagte: „Der König iſt ein hochbegabter Mann, von unglaublicher Treue des Gedächtniſſes und durchdringender kritiſcher Verſtandesſchärfe. Namentlich in Anbetracht ſeiner zurückgezogenen Lebensweiſe iſt es merkwürdig, was er im Punkte der **Menſchenkenntniß und der Beurtheilung der Menſchen leiſtet!**“ — Er iſt prachtliebend und freigebig wie Wenige, die Unterhaltung mit ihm vielſeitig, ſpannend und anregend. Unter viel Menſchen und in große Zirkel geht er nicht gern, aber iſt er einmal im Strome der Geſelligkeit, kann er überaus liebenswürdig ſein und trennt ſich ſehr ſchwer. Es iſt dann, als ob Mutter Natur doppelt ihr Anrecht an ihn geltend mache! Er lieſt erſtaunlich viel, lieſt mit unſäglicher Ausdauer und ſeine Umgebungen finden eine Arbeitskraft unerklärlich, die aus reinem Vergnügen und einer inneren überwältigenden Nöthigung zu entſpringen ſcheint. In dieſem Leben und Streben empfindet Ludwig II. nie, daß er allein iſt, und er iſt auch nie allein, denn die Geiſter der Dichter und Denker aller Zeiten umſtehen ihn. —

Man wird vielleicht fragen, ob denn dies Thun nicht unfruchtbar ſei, zumal für einen König? Ob daſſelbe denn irgend Jemandem oder dem Lande beſonders zu Gute komme? — Wir können mit eben demſelben Grunde fragen: „Wem kommen denn überhaupt unſere perſönlichen Liebhabereien zu Gute als nur uns ſelbſt? Allerdings hat vielleicht das Land von den momentanen Studien König Ludwigs Nichts, aber am Ende hat es von denſelben in vier oder ſechs Jahren deſto mehr? Wer will wohl behaupten, daß dies ideale Verſenken, dies Geiſtesleben nicht ſchon dem Lande genutzt, daß es den jungen Monarchen in manchen Entſchlüſſen nicht beſtärkt habe, ihm nicht ein ſchützender Zauberring geweſen ſei, gegen die Intriguen des Ehrgeizes und der Selbſtſucht der Parteien? So lange König Ludwig Herr ſeiner geiſtigen Freiheit bleibt, er noch Denker und Dichter ſtudirt, ſo lange wird er niemals zu dem Looſe Kaiſer Carls V. verdammt ſein, der ſein Leben mit dem unlösbaren Probleme ſchloß, wie man zwei Uhren zu gleichem Pendelſchlage zwinge. — Den bildenden Künſten wendet ſich der König mit eben ſo großem Intereſſe zu, wie er ſich überhaupt eifrig bemüht, die Schöpfungen ſeines Vaters und Großvaters zu hegen und zu erweitern. Unter den Bauſtylen liebt er beſonders die Renaiſſance. Er hat daher auch die prächtigen, den verſchiedenen Epochen deſſelben angehörigen Trierſchen und ſogenannten Steinzimmer, die Hofgartenappartements und päpſtlichen Gemächer der Münchener Reſidenz, unter den letzten Königen ganz unbeachtet, reſtauriren laſſen und oft hat des Königs Idee und Bleiſtiftſkizze die neuen Garnituren derſelben beſtimmt. Das Schloß Trausnitz bei Landshut wurde im Styl der Spät-Renaiſſance ebenfalls erneuert, die neue Pinakothek erhielt eine ganz andere Geſtalt im Innern, Fiſcher's Kartons zum Kölner Domfenſter wurden der Vergeſſenheit entriſſen, die Glyptothek bereichert und eben iſt man daran, die Rottmann'ſchen Fresken unter den Arkaden vor gewiſſem Verderben zu bewahren. Außer der neuen Burg, welche der König zu Hohenſchwangau in mittelalterlichem Style aufführen ließ, ſchuf er ſchließlich auch ſein Feenmärchen hoch oben auf der Zinne des Münchener Schloſſes, — den indiſchen Palmengarten. — Von dieſem ſind ebenſo wie von ſeinem hohen Bewohner höchſt wunderliche Geſchichten in Umlauf geſetzt worden, unter Anderem, daß man in demſelben einen künſtlichen Mond angebracht habe, beſtimmt, das königliche Lager unter Platanen und Palmenſchatten phantaſtiſch zu umſpielen. Wir ſind in der Lage, über dieſen Wintergarten Genaueres zu berichten, obwohl derſelbe ſeitdem manche Umänderung erlitten haben ſoll. — König Ludwigs II. Gemächer in München befinden ſich im oberſten Stockwerke der Reſidenz und zwar in dem Eck-Pavillon, welcher auf die Arkaden und den Hofgarten ſtößt. Aus ſeinen Wohnzimmern daſelbſt betritt man beſagten Wintergarten und befindet ſich auf dem Dache der Reſidenz in einem ungeheuren Tonnengewölbe von Glas, deſſen Eiſenconſtructionen man ſchon vom Hofgarten aus gewahren kann. Es iſt ein Raum von 234 Fuß Länge und 50 Fuß — in der Mitte jedoch 90 Fuß Breite. Dieſe größere Breite in der Mitte kommt daher, daß man die alte Einfahrtshalle im innern Reſidenzhofe um zwei Stockwerke bis ans Dach erhöht und damit einen Seitentrakt der Glashalle gewonnen hat, um dem Bilde, das ſich vor uns ausbreitet, mehr Abwechſelung zu gewähren. Die Anlage dieſes Gartens iſt nach den eigenen Ideen und Zeichnungen König Ludwigs durch den Inſpektor der königlichen Gärten, Carl Effner, ausgeführt worden und von ganz überraſchender Schönheit. — Aus den Privatzimmern des Königs eintretend, ſieht man ein indiſch Landſchaftsbild vor ſich, von Palmen, Platanen, Ranken, üppigem Buſchwerk und leuchtenden Blüthen umrahmt, deſſen Perſpective ſich unendlich zu dehnen ſcheint und in den fernen blauen Alpenfirnen des Himalaya verrinnt. Vom Eingange wendet ſich der Weg rechts um eine Tropfſtein-Grotte, von deren rechter Wand ein kleiner Waſſerfall herabrauſcht, deſſen Strahl den Fuß der Grotte dann umſpielt und ſich in ein kleines Becken ergießt, an dem wir zunächſt vorüberkommen. Dieſer Weg, einerſeits um die Grotte laufend, mündet bei dem Waſſerfalle rückwärts in eine kleine Thür, welche für den Eintritt des Gärtners beſtimmt iſt, andererſeits führt der Weg aber gerade in die künſtliche Landſchaft hinein. — Links deſſelben zieht ſich an den Wänden des Glashauſes ein üppiger Epheulaubengang dahin. Vor ihm auf prachtvollem Wieſenteppich, welchen Palmen, Orangenbäume und Bananen umgeben, leuchtet uns Tantardini's reizende Marmorgruppe „Fauſt und Gretchen" entgegen, welche bei der internationalen Kunſtausſtellung zu München im Jahre 1869 ſo große Bewunderung erregt hat. Rechts von uns, der Gruppe faſt gegenüber, glänzt aus Buſchwerk, Zierpflanzen und Blüthen ein prachtvoller Kiosk, deſſen Minarets, Kuppeln und Schnitzwerk goldglänzend aus dem Grün ſich heben, indeß die Glasmalereien der Fenſter ſeinem Innern ein magiſches Halbdunkel verleihen. Vorwärts ſchreitend kommen wir an eine Theilung des Wegs. Vor uns liegt ein kleiner See, ſchilfumgeben, im Wieſenplane, etliche Schwäne träumen auf ihm und über ihn hin ſchweift der Blick durch die üppige Tropenvegetation nach fernen

Alpenſpitzen. Verfolgen wir den Weg rechts und hinter dem Kiosk hinweg, ſo kommen wir beſagtem See entlang zu einem Gartenpavillon, ganz von Gebüſch überragt, einem überaus traulichen Plätzchen. Dieſe Anlage befindet ſich eben in dem Seitentrakte der Glasrotunde, welcher durch die bewußte Erhöhung der innern Einfahrtshalle erzielt worden iſt. Schreiten wir den Weg zurück und ſchlagen einen andern zur Linken ein, ſo führt uns dieſer in ſchwachem Bogen am Ausgange der Epheulaube vorüber bis dicht an die linke Seite der rieſigen Glashalle. Wir ſehen in den Schloßgarten hinab und überblicken den ſchönſten Theil von München. Den See nunmehr zur rechten Hand folgen wir dem gewundenen Pfade um ein Palmengehölz herum zu einem zweiten verſtohlenen Gartentempel; — eine Fülle von Laub und Blüthen rings, ein Gemälde des Himalaya liegt vor uns. — Allerdings es iſt nur ein Gemälde! Der Garten iſt eben zu Ende und die weitere Landſchaft eine Kunſttäuſchung, eine köſtliche landſchaftliche Darſtellung am Hintergrunde des Giebels der ganzen Glashalle. Dieſe Täuſchung iſt indeß ſo vollſtändig, ſo ſinnig und wirkungsvoll zugleich, ſo auf jede Art der Beleuchtung berechnet, daß man erſt, wenn man vor dem Bilde ſteht, überzeugt iſt, es ſei wirklich nur ein Bild. Die Wirkung der ganzen Anlage erinnert lebhaft an die hängenden Gärten der Semiramis und muß gleich reizvoll ſein, mag dieſelbe nun abendlich durch bunte Ampeln dämmerhaft erhellt werden, mag die goldige, wirkliche Sonne oder der träumende Mond in eigener Perſon ſeinen flimmernden Strahl durch den Horizont von Glas auf dieſe kunſtreiche Natur hereinſenden, welche König Ludwig im Winter die Schönheit des Starnberger Sees und Hohenſchwangaus zu erſetzen beſtimmt iſt. — — Von Ludwigs II. Geſinnungen mögen hier einige ſeiner Ausſprüche Zeugniß geben. Als der Sturm gegen Hohenlohe am heißeſten wogte und die Ultramontanen die Verträge von 1866 angriffen (alſo Frühjahr 1870) ſagte der König: „Glaubt jene Partei denn wirklich, ich könne und würde zugeben, daß die Schritte, die zu Deutſchlands Einigung geſchehen ſind, zurückgenommen werden? Da wiſſen ſie nicht, wie tief mich dieſer Gedanke ſtets bewegte, wenn ich meinen Lieblingsdichter Schiller las." — „Alle Macht, allen Einfluß, der mir als conſtitutionellem Fürſten zuſteht, werde ich nur in die Wagſchale der Deutſchland einigenden Ideen legen!" — „Mein Streben iſt jetzt nur auf friedliche Ziele gerichtet. Dem Volke die großartigen Ideenſchätze erſchließen zu helfen, welche ſeine Denker und Dichter ihm geben, den niederen Ständen das Ringen nach Bildung und Wohlſtand erleichtern, das wären die Ziele, für die ich am liebſten ſchaffen und wirken möchte. Aber wenn an Deutſchlands Thoren der Ausländer ſtände, ich würde nicht blos mein Heer, Land und Gut dem deutſchen Gemeinweſen zur Verfügung ſtellen, ich würde es auch für Pflicht halten, mich ſelber als einfacher Soldat dem Oberbefehlshaber der vereinigten deutſchen Macht unterzuordnen!" — „Ich kenne in meinem Lande nur eine Partei, jene der wahrhaft edlen Menſchen, die durch reine Geſinnungen, nützliche Thätigkeit, durch ihr Wiſſen dem Gemeinwohle dienen, ſeien es nun ſchlichte Arbeiter, Bürger, Bauern, Gelehrte, Journaliſten, pflichtgetreue Beamte, die gleich mir dem Volke gewiſſenhaft dienen, Offiziere, die meinen Soldaten Freunde wie Führer ſind, würdige Prieſter aller Confeſſionen, die als wahre Seelenärzte gelten, oder gerechte Richter, Lehrer meines Volks, oder Adelige, die mit dem Adel des Titels auch den der Seele verbinden und in allem Guten voranleuchten, dieſe alle — und nur dieſe, ſind von meiner Partei!" — Ein ander Mal äußerte er: „Ich wünſche von meinem Schöpfer nicht das Glück eines Eroberers, dieſes Fürſtenwahnwitzes, ſondern jenes Glück, daß man nach meinem Tode ſage: Ludwig hat nur darnach geſtrebt, ſeinem Volke der wahrhaft treueſte Freund zu ſein und es iſt ihm gelungen, ſein Volk zu beglücken!" — „Die rechte Löſung der ſozialen Frage in meinem Lande würde ich für höher halten, als wenn ich durch Waffenruhm Herr von Europa werden könnte, und ich möchte nicht das Leben eines meiner Bürger für einen ſelbſtſüchtigen Zweck zu verantworten haben." —

Wir glauben nicht, daß man dem Abbilde eines Fürſten mehr Schönheit verleihen könne, als aus dieſen Anſichten zu uns ſpricht. – Einen Fehler – aber hat König Ludwig II.

und ihn nicht nennen, hieße ſeinem Bilde allen Schatten entziehen, es zum bloßen Schemen machen wollen. Dieſer Fehler iſt ſein Hang nach Einſamkeit! — Er ſelbſt hat ihn, ſagt man, mit einem ebenfalls idealen Grunde erklärt, und ſich geäußert: „Ziemt es dem Fürſten denn nicht, über die Pflichten ſeines Berufes nachzudenken, was doch beſſer mit Gott und der Natur, als im Geräuſche des Hoflebens geſchehen kann?“ — Gewiß iſt das wahr! Auch mag Einſamkeit wie Eheloſigkeit ein Hauptmotiv für König Ludwig ſein, um ſeine männliche Unabhängigkeit zu wahren und ſeinem Streben nach innerer Sammlung und Fortbildung zu genügen. Theils Erziehung, theils, wie verlautet, frühzeitige, mehrfach ſchwere Täuſchungen ſollen die eigentlichen Beweggründe für ſeine abgeſonderte Lebensweiſe erzeugt haben, auch iſt Ludwig II., gottlob, noch jung und der edelſte Wein iſt's, der am längſten gährt! — Allen dieſen Gründen kann man ſich billigerweiſe nicht verſchließen. — Aber man kann ihnen auch Einwände gegenüberſtellen, die nicht weniger ernſt ſind. Wenn wir ſie, voll Verehrung für dieſen königlichen Jüngling erfüllt, nennen, ſo ſollen ſie als aufrichtiger Patriotenwunſch gelten, dem Abertauſende deutſcher Herzen und recht viele edle und getreue bayriſche Männer ihr offenes Ja nicht verſagen werden. —

Es iſt uns, als wir vor wenig Monden in München waren, doch ſehr aufgefallen, daß alle Diejenigen, welche den König liebten, von Lob und Begeiſterung für ihn erfüllt waren, in der Klage über ſeine Einſamkeit **einig** ſind. Die nur allein freuen ſich ſeiner Menſchenſcheu und Abſonderungsluſt, welche hoffen, durch deren Wachsthum über ihn Macht zu gewinnen!! Die beſten Herzen im Lande können der Furcht ſich nicht verſchließen, daß dieſer Hang nach Einſamkeit Bayern früher oder ſpäter mit einem National-Unglück bedroht. — Ein Monarch iſt ja an ſich ſchon eine ſo eximirte Perſon, ſteht dem Strome des Lebens ſo ferne, daß er Alles vermeiden ſollte, ſich ihm noch ferner zu rücken, als er es der Natur ſeines Standes nach muß! Es hat hochbegabte Fürſtennaturen in der Geſchichte gegeben, die der Einſamkeit zum Opfer fielen und denſelben Intriguen zum Raube wurden, denen —, in anderer Art, jener unglückliche Herzog von Württemberg erlag, deſſen Andenken allein nur noch in Schiller's „Geiſterſeher“ fortlebt!

Zwei alte Feinde bekämpfen ſich ewig ja in der Menſchenbruſt, „zwei Seelen“, die ſich von einander trennen wollen und das tragiſche Pathos eines Fauſt bedingen. Es iſt die Idealität, welche hinan zu Gott, es iſt die Realität, welche zur Alltäglichkeit des ſinnlichen Lebens ſtrebt. Selten nur, — in hohen Stunden allein durchdringen und gatten dieſe Seelen ſich ganz, — zu wahrer unſterblicher Lebensſchönheit vereinen ſie eigentlich nur ſich in der Kunſt und wer ſie ſo vereinen will, der muß, ob der Purpur, ob der ſchlichte Kittel ſein Beſitz iſt, das tragiſche Pathos mit Bewußtſein auf ſich nehmen, was durch dies höchſte Wollen der Menſch unfehlbar ſich bereitet; — es iſt das ſtumme Heldenthum, was Gott nur ſieht! — Mag König Ludwig gegen daſſelbe ſich noch ſträuben, mag ihm noch unerfindlich ſein, wie das platte Leben mit dem höchſten Wollen ſich vertragen könne, einſt — das ſteht in unſerem, ſteht in viel edlen Herzen als inniger Glaube feſt, wird der junge König auch dies freie Heldenthum ſich gewinnen! Ludwig der Deutſche, ein wahrer König, wird nicht ewig einſam ſein Herz verſchließen! Wie er des deutſchen Reiches Herrlichkeit, den alten Nibelungenhort, erweckt hat, ſo wird er uns auch das verſunkene Reich eines durch Idealität wiedergeborenen Lebens zurück ins deutſche Bewußtſein bringen! Und wenn die Stunde ſchlägt, wo er ſein lichtes Banner flattern läßt, auf dem die ewigen drei Schweſtern: das Gute, das Wahre und Schöne leuchten, wenn er die Nebel durchbricht, die um ihn lagern, dann wird er ein froher Menſch mit frohen Menſchen, ein freier Fürſt in ſeinem freien Volke ſein und Alles, was an geiſtiger Manneskraft — in Bayern nicht nur — nein, bis zum fernſten deutſchen Norden zu finden iſt, wird als Mitkämpfer zu ihm ſtehen, wird in Vaſallentreue ihm huldigen als dem eigentlichen Herrſcher im Reiche lebendig gewordener Ideale, in dem freien Reiche der

Kunſt und dem Kaiſer des weltbewegenden, deutſchen Gedankens! Wenn je ein Fürſt dieſer Tage fähig iſt, die Zeiten eines Carl Auguſt von Weimar wieder zu erwecken, Ludwig II. vor Allen!

„O Prometheus, der ja vom Himmel uns riß
Das Licht für die Nacht unſerer Schmerzen,
Sei immerdar des Gefühls Dir gewiß,
Alldeutſchland trägt Dich im Herzen! —
Bleib' feſt, leuchte weiter! — Wir ſtehen Dir bei! —
Laß nie an den Felſen Dich ſchlagen!
Der Geiſt, der lebendig ja machet und frei,
Wird auf zu den Sternen Dich tragen!
Du brauchſt nur zu wollen, ſo wirſt Du allein
Dir ſelber Befreier, — Dein Herkules ſein!! —“

Inhalt.

Seite

I. **Wilhelm** I., Deutſcher Kaiſer 1

II. **„Unſer Fritz“**, Kaiſerlicher Kronprinz des Deutſchen Reichs und General-Feldmarſchall 107

III. General-Feldmarſchall **Prinz Friedrich Carl** von Preußen 201

IV. **Graf von Moltke**, Chef des großen Generalſtabs der preußiſchen Armee 259

V. **Graf von Roon**, Königlich preußiſcher Kriegsminiſter 333

VI. **Ludwig** II., König von Bayern 407

Die Männer der neuen deutſchen Zeit.

Die Männer der neuen deutſchen Zeit.

Eine Sammlung von Biographieen
unſerer
Fürſten, Staatsmänner und Helden.

Von

A. E. Brachvogel.

'13, 4052.

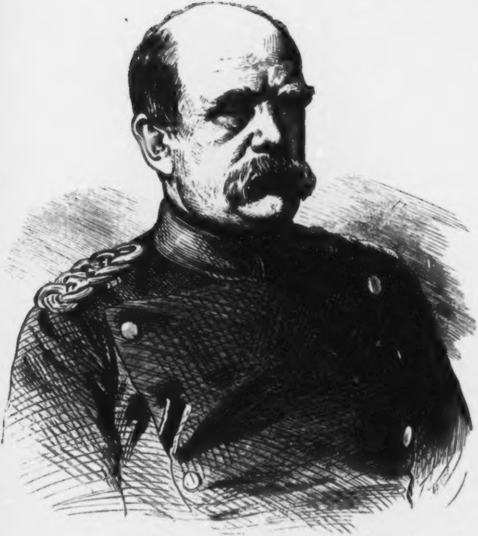
BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Zweiter Band.

Mit vier Portraits in Holzſtich, nach Zeichnungen von H. Scherenberg.

Hannover.
Carl Rümpler.
1873.

Druck von Auguſt Grimpe in Hannover.



Fürst Bismarck.

VII.

Fürst Bismarck.

„Setzen wir Deutſchland in den Sattel!“ —

Wenn wir der Vorſehung abſonderliche Wege auf Erden kennen lernen wollen, iſt hierzu Nichts ſo geeignet, als die Betrachtung eines wahrhaft großen Charakters. — Wie die rings waltende Natur, in ihrer Liebe wie in ihrem Zorne, ſo bietet auch ſolch ein Daſein in ſeinem Ringen und Streben das erhebende Schauſpiel des Abglanzes einer unſichtbaren, aber ewigen Vernunft. In ihm legt vor unſerm ſtaunenden Auge der vergängliche irdiſche Menſch dann thatſächlich ein Zeugniß ab von dem Allherrſcher und Leiter unſerer Geſchicke über den Sternen!! — —

Wer darf, um in vollſter Lebenswahrheit ſein geiſtig Bild zu ſchildern, wohl in die Tiefe der Seele des Mannes ſchauen, der ſein Vaterland aus Schwäche und Entſagung zu höchſter Kraft, — der ſeinen verſpotteten, zerriſſenen Volksſtamm nicht allein zu Größe und Einheit geführt, ſondern ihn auch **in den Sattel** geſetzt hat? Müßte das nicht Jemand ſein, der dieſen Charakter ſo gut, nein, beſſer kennte, als er ſich ſelbſt? Müßte es ſein anderes Ich, ſein vertrauteſter Freund nicht ſein, welcher mit ihm durch Fluth und Ebbe ruderte, von Anbeginn an ſein Herz zu jeder Stunde die Sonde legen durfte? — —

Otto von Bismarck's „genius loci“ oder „Hausgeiſt“ ſind wir gewiß nicht, vermögen in den geheimnißvoll dämmernächtigen Schacht ſeiner diplomatiſchen Kunſt ebenſowenig einzudringen. — Die Fülle des Materials indeß, das über ihn bereits vorliegt, iſt an ſich ſchon groß genug, um dem Pſychologen wenigſtens einigen Einblick in die Entwickelung, die geiſtige Werkſtatt eines Charakters zu geſtatten, deſſen Wucht und Größe — außer in anderer Weiſe durch Moltke, — von keinem in dieſer Zeit Lebenden erreicht wird. — Bismarck iſt ſchlechterdings nur aus ſich ſelbſt zu erklären, aus Dem, was er geſprochen und gethan hat, aus der Art, wie er ſich Menſchen und Zuſtänden gegenüber verhielt und wie dieſe ſich zu ihm verhalten haben. Wir dürfen es hier aber wohl geſtehen, ohne indiskret zu ſein oder uns eitel zu brüſten, daß unſerer Schilderung von einer dem Fürſten ſeit langen Jahren geiſtig nächſtſtehenden Perſon Durchſicht und eine Fülle bereichernder und aufhellender Momente zu Theil geworden ſind, ſo daß wir nicht gar ſo zaghaft, als wir begannen, eine Schilderung abrunden konnten, deren Schwierigkeit jedem Billigdenkenden ſchwer entgehen kann. — Daß bei dieſem Entwurfe von Bismarck's Lebensbild es trotz alledem ohne gewagte Conjecturen, ſehr kühne Farbennuancen, nicht abgehen wird, wiſſen wir wohl. — Greifen wir denn zur Palette! Soll das Gemälde ja doch nur eine Farbenſkizze werden, bei der ſo Mancher die Augen halb zukneifen oder oft — durch die Finger ſehen muß, will er von deren Wirkung einigen Genuß haben! —

In der Biographie des Grafen von Roon iſt (bei Gelegenheit des Eintritts des Generals von Bonin ins liberale Miniſterium) ſchon der Unterſchied zwiſchen einem wahrhaft ſoldatiſchen und dem Charakter eines Staatsmannes hervorgehoben worden. Möge dies nochmals ins Gedächtniß zurückzurufen geſtattet ſein, um den Geſichtspunkt für einen Mann von Bismarck's Art zu gewinnen, der ſonſt ganz unerfaßbar ſein würde. — —

Die Feſtigkeit des Soldaten, wurde geſagt, iſt eine weſentlich andere als die des Staatsmannes. Die des Erſteren drückt ſich vornehmlich als ſtarre, phyſiſche Beharrlichkeit aus. — Wir haben in der Geſchichte nicht ſelten, ſogar in neuerer Zeit erſt erlebt, daß ein General, wenn er außer ſeiner Dienſtkenntniß nur dieſe zähe Starrheit des phyſiſchen Willens hatte, großartige und entſcheidende Erfolge errang. Die Feſtigkeit des Staatsmannes hingegen beruht auf einem geiſtig großen, unverrückbaren Willen, der von den Strömungen des Tages wohl beſpült, aber niemals weggeſchwemmt zu werden vermag, und welchem zugleich eine Beweglichkeit, eine Mannigfaltigkeit von Mitteln zu Gebote ſteht, vermöge deren er ſich durch alle Brandungen der Zeit mit Pilotenvirtuoſität durchringt, den Blick feſt auf den einen Pharus gerichtet: **„Thron und Vaterland!!“** —

Nachzuweiſen, daß Otto von Bismarck dieſen geiſtig großen, unverrückbaren Willen ſtets beſeſſen habe und wie er ihn mit einer bisher unerhörten Beweglichkeit und Mannigfaltigkeit der Mittel durchführte, um Thron und Vaterland in neuer ungeahnter Herrlichkeit aufzurichten, das heißt ſeinem Lebensbilde den rechten Localton geben, die Stimmung, in der man ihn betrachten muß und leicht genug alsdann verſtehen kann. — Alles Erhabene in der Natur wie in der Kunſt iſt einfach, und das eigentliche Geheimniß von Bismarck's diplomatiſcher Kunſt beruht wohl auf Nichts weiter, als einer unendlichen Einfachheit! — Dieſe Einfachheit ins Staatsrechtliche überſetzt aber nennt ſich — größte Ehrlichkeit! — Mit ehrlicher Einfachheit und einfacher Klugheit eben ſchlug Bismarck alle ſeine eigenen, Preußens und Deutſchlands innere wie äußere Feinde, — die Feinde Oben und die Feinde Unten! -- Warum? — Weil ſie ſämmtlich verklauſulirt, entweder unehrlich gegen ſich ſelber, oder der Weltlage gegenüber zu einſeitigen Geiſtes geweſen ſind, um neben ihm zu vernunftgemäßer Willensfreiheit zu gelangen! — „Totus mundus agit histrionem!“ Dies alte Motto, unter deſſen Auſpizien William Shakeſpeare's wunderbare Harfe im Globe erklang, paßt in gewiſſem Sinne auch auf Otto von Bismarck. Darum iſt er auch — wenn nicht eine Art von Shakeſpeare der deutſchen Politik, jedenfalls aber der Iſaak Newton unſerer modernen Staatskunſt geworden, welcher neue Bewegungsgeſetze für ſie fand und feſtſtellte! — Ein allgemeiner Ueberblick ſeines Lebens läßt die Stadien erkennen, in denen es ſich bisher — mit ſtetiger Steigerung bewegt hat. — —

Des deutſchen Kanzlers erſte Epoche reicht bis in das Jahr 1848. Sie umfaßt ſeine Jugend und Alles in ſich, was wir als ſeine und zugleich des modernen Deutſchland Vorgeſchichte füglich bezeichnen können. Sie iſt zugleich auch ſein Entree auf der politiſchen Bühne! — Seine zweite Epoche endet mit dem Jahre 1850, ſeine dritte mit 1862. Dieſe Zeitabſchnitte ſind ſeine parlamentariſchen und diplomatiſchen Lehr- und Wanderjahre geweſen, in denen die Intrigue, die Verwickelung jener Handlung anhebt, deren geiſtiger Held und Lenker er nachmals geworden iſt. — Die vierte Phaſe beginnt mit Uebernahme des preußiſchen Miniſter-Präſidiums und ſchließt mit dem Frieden von Prag und der — Indemnität. Beide waren ſein erſtes öffentliches Meiſterſtück. Die Peripetie, der Glücksumſchlag, war gefunden! — Die letzte Epoche reicht bis in unſere Tage, ſpielt ſich noch unter unſeren Augen fort, aber ſie brachte bereits die Kataſtrophe mit der Katharſis, — **Bismarck** ſetzte „Deutſchland in den Sattel!!“ — „Reiten wird es ſchon können!“ — —

Was ſoll noch folgen? — Wohl weiß der Weltenlenker es allein; daß aber Alles, was noch kommen mag, doch nur eine Schlußfolge des Bisherigen ſein, das leuchtende Nachſpiel des großen deutſchen Völkerſchauſpiels dieſer Tage werden könne, das dürfen wir getroſt erwarten! — — Während der Conflictzeit iſt **Bismarck** von ſeinen Gegnern vielfach vorgeworfen worden, er wiſſe nicht, was er wolle, ſeine Politik ſei eine ſchwankende, würdeloſe, das Anſehen der Nation und die Landeswohlfahrt ſchädigende. Mit dem September 1866 ſind dieſe Stimmen verſtummt. — Andererſeits ſind Viele von Bismarck's alten Freunden an ihm irre geworden, ja man kann ſagen, ſeine eigene conſervative, wie die entgegengeſetzte Partei es gethan, hält ſich nun von ihm für — angeführt, und es iſt nicht zu leugnen, daß in ſeiner Handlungsweiſe ſtarke Gegenſätze ausgeprägt ſind, welche die Einheit des Charakters dieſes wunderſamen Mannes bezweifeln laſſen. Wie man ihm mit ſolcher Beſchuldigung indeß Unrecht thut, hoffen wir zu ſchildern. **Bismarck** iſt ſtets er ſelber, iſt zu allen Zeiten ſich gleich geblieben. — Andererſeits wäre es die ſchlechteſte und vernunftloſeſte Art von Lob, wollte man ſagen, der Deichhauptmann von Bismarck-Schönhauſen des Jahres 1848 ſei der vollendete Staatskünſtler des Jahres 1866 geweſen, habe vorher gewußt, was und wie Alles kommen müſſe und für alle Verhältniſſe — ſo zu ſagen — ſein Recept in der Taſche gehabt. Im Gegentheile, er hat ſich mit und durch ſeine Zeit entwickelt, aus dem Irrthum zur Wahrheit ebenſo durchgerungen, wie jeder hiſtoriſch bedeutſame Charakter. Seine allergrößte Tugend vielleicht iſt der hohe, ewig rege, nie raſtende Entwickelungstrieb ſeiner Seele, iſt die Kunſt, von Allen, zumal ſeinen Gegnern zu lernen! — — —

Wer über Abſtammung Derer von Bismarck, über die chronikalen Reſte ihrer Vergangenheit, den Stammſitz Schönhauſen, kurz alle die kleinen intereſſanten Details der Familiengeſchichte unſers Staatsmannes genauer ſich belehren will, findet in Georg Heſekiel's „Buch vom Grafen Bismarck" *), das wir auch verſchiedentlich zu Rathe zogen, Alles des Weiteren und Breiteren erkläglich ausgeführt. Wir erwähnen hier nur, daß der Name Bis-Marck von dem Worte „Biſchopsmarcke" abſtammt. Die Ahnherren des Geſchlechts ſind nämlich in die vormals ſlaviſche Altmark als reiſige Recken eingewandert, haben dort mit Kreuz und Schwert Chriſtenthum und germaniſche Kultur befeſtigt und wurden mit einer Burg, dem Biſchofe von Havelberg zugehörig, belehnt, welche Biſchoffs-Marcke (Biſchoffs-Grenze) genannt wurde. Der Volksmund corrumpirte den Namen in Bismarcke und das Geſchlecht behielt ihn als Eigennamen bei, nachdem es auf der Marcke der Biſchöfe ſchon lange nicht mehr ſaß. In der Gegend ihres ſpäteren Sitzes Schönhauſen lag ferner das Kattenland, denen von Katte gehörig, die die Katze mit der Maus im Schilde führten und mit Bismarck vielfach verſchwägert geweſen ſind. Dies erwähnen wir nicht etwa, weil ein geiſtreicher Franzoſe dieſer Tage, durch die Vereinigung der Wappen der Bismarcke und Kattes am alten Thor zu Schönhauſen verführt, ſich gemüßigt geſehen hat, hieraus die „uralte Raubgier" des Bismarck'ſchen Geſchlechts abzuleiten und einen geſchmackvollen Vergleich für die Gegenwart zu ziehen, ſondern wir erwähnen es, weil der Reichskanzler mit jenem unglücklichen Jugendfreunde Friedrichs II., Hans Hermann von Katte, dadurch verwandt iſt, der zu Küſtrin ſein Haupt verlor, weil eine feindſelige ausländiſche Politik die

---

*) Erſchienen 1869 im Verlage von Velhagen und Klaſing, Bielefeld und Leipzig. D. V.

Allianzbeſtrebungen des Berliner Cabinets, den Familienfrieden der Hohenzollern und die Zukunft des Kronprinzen ruiniren wollte. Hat wirklich Bismarck Katzenblut in den Adern, — was wir gar nicht ſo ſehr beſtreiten wollen, — ſo iſt es doch jedenfalls mehr von der Species Felis leo! Für gewiſſe Ratten natürlich wird es immer gut ſein, ſich ſtill in den Löchern zu halten! — Bewieſen iſt, daß die Bismarcke wie die Kattes zu den älteſten und treueſten brandenburgiſchen Vaſallen gehörten, für ihre Herrſcher zu ſtreiten und zu leiden wußten und der Begriff „Vaterland und Fürſt“ ein untrennbares Dogma ihrer opferkräftigen Herzen bildete. Sie faßten ſtets das Verhältniß zu ihrem Monarchen in echt ritterlich-feudalem Sinne als das der unbedingten „Vaſallentreue“, der „Schildpflichtigkeit“ auf. Rief der Lehnsherr, dann kamen ſie und dieſer Grundſatz leitete vor Allem auch, wie wir ſehen werden, unſers nachmaligen Kanzlers Handlungsweiſe. Daß die Bismarcke, — vielleicht gerade eben dieſerhalb, — ganz ſpecifiſche „Krautjunker“ (wie nachmals die Preſſe ſich ausdrückte) waren, Otto alſo auch echt „märkiſch-krautjunkerlich“ ins Leben trat, iſt ſehr natürlich. Es giebt ſchwerlich einen Menſchen, der nicht aus dem mütterlichen Boden ſeiner Tradition erwachſen wäre, nicht an ihr — in Deutſchland wenigſtens noch — conſervativ feſthielte, ſie ſei ſo groß oder gering ſie immer wolle. Nur eine Race, welche die eigene Vergangenheit niederriß, nur ein Unglücklicher, welcher ſeiner Vergangenheit ſittlich ſich zu entäußern hat, ſein Vaterland verlor, möge mit der rationaliſtiſchen Phraſe glänzen, daß alle Tradition lächerlich ſei. Er verdient, daß die eigenen Kinder ſich ſeiner ſchämen und ihn im Alter verlaſſen, das iſt wenigſtens die praktiſche Conſequenz. — In keinem Leben hat es ſich ſo glänzend gerade bewieſen, als in Otto von Bismarck's, wie die Tradition eben die Stärke des deutſchen Volks iſt, ſie gleich der Aloe ſtets neue entzückende Blüthen treibt, wenn auch die alten Kelche, der Vergänglichkeit Raub geworden, vom mütterlichen Stamm gefallen ſind. — — —

Das Bismarck-Wappen iſt ſehr einfach, dennoch aber etwas ſtrittig. Den Helmſchmuck machen zwei blau und weiß getheilte, offene Büffelhörner aus. Im blauen Felde trägt das Wappenſchild ein goldenes Kleeblatt (Dreiblatt), in deſſen Winkeln ſilberne Eichenblätter ſtehen. Manche behaupten aber, das goldene Kleeblatt bedeute das Wegekraut (plantago), die vermeinten Eichenblätter gehörten hingegen der zackichten Neſſel an. — Heraldiſche Spitzfindigkeiten ſind unſere Sache nicht, wir erklären uns aus poetiſchen Gründen indeß lieber für den goldenen Ginſter, die ſtolze planta genistra der Plantagenet, in ihren Winkeln bewehrt durch die ſcharf brennende Neſſel! Vielleicht iſt das auch mehr nach dem diplomatiſchen Geſchmack des Fürſten ſelbſt! — Der Wahlſpruch der Familie hingegen iſt ſo unzweifelhaft klar wie bezeichnend. „Noch lange nicht genug!“ heißt der Bismarcke altes Wort und es giebt wohl nur eine kleine, ſehr beſtimmte Gattung Leute noch im deutſchen Reich, denen dieſer Spruch nicht jetzt aus vollem Herzen käme. Es muß ja nicht immer gerade das Schwert gezogen, die Lanze eingelegt ſein, eine ſolide Stahlfeder thut's mitunter auch! — —

Zwei Monate und 17 Tage vor der Schlacht bei Belle-Alliance, welche der Weltherrſchaft des erſten Napoleon ein Ende machte, ward Otto Eduard Leopold von Bismarck (den 1. April 1815) auf Schönhauſen geboren. Im Kriege gezeugt, kurz vor dem Frieden geboren, iſt er eine Art von älterer Bruder der heiligen Allianz geworden, die in ſeinem Geburtsjahre am 24. September erſtand, um die von Napoleon dem Erſten zertrümmerte Weltordnung wieder herzuſtellen.

Unſers Kanzlers Vater, Carl Wilhelm Ferdinand von Bismarck auf Schönhauſen, hatte früher bei den Leib-Carabiniers geſtanden, als Rittmeiſter ſeinen Abſchied genommen und ſich 1806 mit Louiſe Wilhelmine, der nachgelaſſenen Tochter des Geheimen Cabinetsrath Menken, des treuen Dieners dreier preußiſcher Könige, vermählt. Sie hatten ſechs Kinder, von denen drei frühzeitig ſtarben. Die Ueberlebenden waren Bernhard, der dritte, unſer Otto, der letzte Sohn, und das jüngſte Kind war Malvine. Die erſte Jugend- und Knabenzeit verlebte der jüngſte Bismarck nicht in Schönhauſen, wo er geboren worden, ſondern auf Kniephoff in Pommern, einem Gute, das ſein Vater ererbt hatte und bereis 1816 bezog. Von des nachmaligen Reichskanzlers erſter Erziehung weiß Heſekiel zu berichten, daß Otto das Herzblatt und der Verzug des Hauſes geweſen ſei. Auch wird uns von des Fürſten nächſter Umgebung verſichert, dem ſei wirklich ſo geweſen, Otto habe im elterlichen Hauſe keine Schläge erhalten, der Vater zumal habe ihn höchlich durch Liebe verwöhnt. Andererſeits iſt auffallend, daß der Fürſt ſich oftmals über ſeine ſtrenge Erziehung ſehr herbe ausgeſprochen hat. Unter Anderem äußerte er noch im Jahre 1872 Folgendes, was wenigſtens an ſich ſchon höchſt frappant genannt werden muß: „Meine Geſchlechtsfolge“, ſagte er, „beſteht aus der Abwechſelung einer geprügelten mit einer prügelnden Generation. Die *Geprügelten*, zu denen *gehöre* ich — es waren die Gelehrten, die Bücherſammler; — ſie vermehrten die Hausbibliothek. Da ſie hart erzogen worden, machten ſie es an ihren Kindern durch Liberalität wieder gut. Unſere Kinder natürlich ſehen aber wieder ein, daß man ſie hätte *ſtraffer zügeln* müſſen, und prügeln unſere Enkel!“ — Hierin liegt ein greller Widerſpruch mit den vorerwähnten Angaben, aber nur ein ſcheinbarer. *Beides* nämlich hatte bei Otto von Bismarck ſtatt, anfänglich eine liebevolle, überaus verwöhnte Erziehung im Elternhauſe und dann eine rauhe — wohl bis ans Rohe ſtreifende — *außer* demſelben. Der *Abſtand* der letzteren von der erſteren wird ſich um ſo herber im Gemüthe des Knaben feſtgeſetzt haben, als gerade die Zeit des „Geprügelt werden“ in die Phaſ ſeines erſten erwachenden Bewußtſeins, ſeines Selbſtdenkens fiel, wo Eindrücke am unauslöſchlichſten haften. Sehr früh ſtellten ſic bei Otto von Bismarck ſchon gewiſſe Charaktereigenſchaften heraus Er war von Kindesbeinen an durchaus *aufrichtig*, ſein Gemüt keiner Lüge fähig. Dabei zeigte er ſich *ſtill*, *verſchloſſen*, *beobachtend*. Seine „*blanken*“ Augen ſahen überall hin un ſogen zeitig alles Daſein in die dürſtende Seele hinein, die Seele welche nach Wahrheit ſuchte! Zwei Neigungen offenbarte e ebenfalls früh, Wiſſensdrang — und unendliche, geradezu ſchwärmeriſche Liebe zum Lande, zu Wieſe und Wald, zur ſtumme

Natur und ihrem Thierleben. Man hörte ihn jüngſt bei derſelben Gelegenheit der Lieblingslectüre ſeiner Jugend, des bekannten „Theatrum Europaeum“ gedenken und für die Buchenwälder unſerer nordiſchen Küſte, die Waldeshallen von Rügen ſich begeiſtern, — er iſt ein paſſionirter Geſchichtsforſcher und Jäger zugleich. — Wenn ſchon in früher Jugend irgend Jemand auf ſeine ſeeliſche Entwickelung nennenswerthen Einfluß gewann, war es unbedingt ſeine Mutter. Louiſe Wilhelmine war eine ernſte, etwas kalte, ſtille, höchſt geiſtvolle Dame, die einen religiös-ſchwärmeriſchen Anflug hatte, wie er in der damaligen Zeit lag. Geheimrath Menken, ihr Vater, unter Friedrich Wilhelm II. durch Biſchofswerder in Ungnade gefallen, von König Friedrich Wilhelm III. aber ſogleich wieder angeſtellt, war nicht nur ein toleranter und freiſinniger Mann, der ſich Stein's Freundſchaft und Anerkennung zu erfreuen hatte, ſondern bis zu einem gewiſſen Grade Anhänger der Grundſätze der erſten franzöſiſchen Nationalverſammlung. Man wird ſich vielleicht nicht wenig wundern, wenn wir ſpäter den Sohn ſeiner Tochter, den Kanzler Grafen Bismarck, im Norddeutſchen Reichstage ſich zu den „Menſchenrechten“ der franzöſiſchen erſten Republik bekennen ſehen! Dies war bei Bismarck alſo keine — Schwankung, keine Conceſſion, keine Verleugnung ſeiner Grundſätze, ſondern eine traditionelle Ueberzeugung ſo gut wie jede andere, die neben Allem, was Bismarck je geſprochen und gethan hat, ganz vollwichtig beſtehen konnte. So durchdringt der Geiſt der Großeltern oft wunderbar der Enkel Seelen! — Man denke nun aber nicht, daß es gerade ein „Liberalismus“ nach unſerm heutigen politiſchen Begriffe geweſen ſein muß, welcher Bismarck im Blute lag oder ſchon ſehr frühe ſich einimpfte. Der Liberalismus, welcher ihm mütterlicher- und großväterlicherſeits zukam, war von einer viel höheren, reineren Gattung, denn er war ein wiſſenſchaftlicher und datirte noch viel weiter zurück. Der Vater des Cabinetsrath Menken, alſo Otto's Urgroßvater, war Profeſſor in Leipzig geweſen. Deshalb konnte Fürſt Bismarck 1871 — wie erzählt wird — mit Recht die Aeußerung thun, er „habe etwas

Leipziger Profeſſorenblut in den Adern". Der durch zwei Generationen gepflegte Wiſſenstrieb und Eifer nach der Wahrheit, welcher ihm durch die Mutter überkam und den ſie ihren Söhnen als Motor des Lebens mitgab, iſt es, welcher ihm raſchere und tiefere Erkenntniß des Guten und Rechten ermöglichte, ihn ſich eher und entſchiedener aus vorgefaßten Meinungen losringen ließ, als die meiſten ſeiner Standes- und Zeitgenoſſen. — Wilhelmine von Bismarck, Menken's Tochter, war eine ſtark geiſtige, von Energie und lebhaftem Ehrgeiz für ihre Söhne erfüllte Frau. Daß ſie dieſelben, wie Heſekiel meint, — gerade prädeſtinirlich zu Diplomaten machen gewollt, iſt freilich eine gewagte Annahme, aber als Staatsbeamten dachte ſie ſich dieſelben wohl und ſoll, wie geſagt wird, ihren Otto als „Regierungsrath" geträumt haben. Wie dem auch ſei, dieſe Mutterwünſche waren hinlänglicher Grund wohl, auf deſſen Erziehung beſondern Ernſt zu legen. Frau von Bismarck beförderte alſo Otto's Lernbegier wie geiſtige Regſamkeit, gab ihm den Impuls eines edlen Ehrgeizes und das Beſtreben, früh über die Dinge dieſer Welt, über Königthum, Vaterland, Preußens Ruhm und die deutſche Nation nachzudenken. Wie viel oder wenig es immerhin geweſen ſein möge, eine nicht zu unterſchätzende Wirkung auf Otto's kindlichen Geiſt übte die Mutter aber gewiß. Nichts prägt ſich ja dem jugendlichen Gemüthe nachhaltiger ein, als glänzende und zugleich ſtarke Grundſätze, von verehrungswürdigen Lippen überzeugungsſicher ausgeſprochen! Napoleon I. war überdem noch nicht lange überwunden. Noch lebten die Demüthigungen deutſchen Bodens durch Frankreich in friſcher Erinnerung, gegen Beides gab es einen Schutzwall nur: die heilige Allianz, das Bündniß Oeſterreichs, Rußlands und Preußens zur Erhaltung des Weltfriedens! — Dieſer Conſervatismus, der in der Zeit ſowie in Bismarck's Eltern naturgemäß lag, vertrug ſich aber nicht nur, ſondern gattete und durchdrang ſich völlig mit dem idealen Erkenntnißtriebe und der humaniſtiſchen Wiſſenſchaftlichkeit des ſeligen Cabinetsrath Menken, welchen man bei Hofe einſt für eine Art Jacobiner gehalten hatte. Dieſe geiſtigen Momente ſollen natürlich hier nur als allgemeine Jugendeindrücke, als

Keime, erwähnt ſein, welche Otto's Charakter früh ſchon gewiſſe Ingredienzien verliehen, die derſelbe ſchöpferiſch ſpäter in ſich verarbeitete. — Die Menſchenſeele iſt ein gar räthſelhaftes Ideenlaboratorium! Gewiß hat der Leſer ſchon die Erfahrung gemacht, daß ein Gedanke, achtlos vor Jahren ausgeſprochen, eine Idee, flüchtig erfaßt, gänzlich vergeſſen ſcheint. Mit einem Male aber, — geiſterhaft ſchnell, — taucht ſie vor uns wieder auf, gewinnt plötzlich ſo concrete Geſtalt, iſt zur augenblicklichen Ausführung ſo reif, das uns wahrhaftig vorkommt, als ſei dieſe vergeſſene Idee gleich einem Samenkorne ſtill ohne unſere Ahnung in uns gereift und ſchieße im rechten Augenblicke aus dem Dunkel der Seele zum Lichte des lebendigen Daſeins auf. Weſſen Lebensaufgabe das Denken iſt, wird zugeben, daß er dieſe Erſcheinung an ſich ſelbſt oft genug erlebte, um aus ihr heraus es ſchon für wahrſcheinlich, wenigſtens ſehr möglich zu finden, daß mancher überraſchende, moderne, liberal ſcheinende Grundſatz, welchen Bismarck nach 1866 offen ausgeſprochen, vielleicht nur der ausgeprägte Gedanke jener dunklen Menken'ſchen Ideenwelt geweſen iſt, die ſich in der jungen Seele des conſervativen Junkers ſchattenhaft feſtgeſetzt hatte und mit ihm im Kampfe des Lebens ſich zu concreter Wirklichkeit zeitigte. Und wie denn nun, wenn der „reaktionäre" Bismarck dieſe — liberalen Ideen lange vor 1866, wenn er ſie 7 Jahre früher ſchon gehegt, in ſich ſorgſam nur verſchloſſen hätte, weil eher ſie ausſprechen ſo viel hieß, als ſie vernichten! Kann es keine inneren ſittlichen Gründe, keine äußeren unüberwindlichen Einflüſſe gegeben haben, die ihn nöthigten, da zu ſchweigen, wo zu unrechter Zeit reden nur bedeutet hätte, ſich ſelbſt und ſeine vaterländiſche Sache aufzugeben? — Stand, Familie, Lebenslage beſtimmen nicht allein nur unſere Gewohnheiten und Grundſätze, die Strömung der Zeit, die glückliche oder unglückliche Art, mit der uns ein Princip praktiſch entgegentritt, bedingen häufig unſere Zu- und Abneigung, Etwas zu thun, was man gewiß ſonſt thäte. Hieraus mag es ſich wohl auch erklären, daß dem ohnehin auf excluſiv-adelige Weiſe erzogenen Bismarck der hahnbüchene Liberalismus, wie ihm derſelbe zuerſt

in ſeinen verſchiedenſten Uebertreibungen im Leben begegnet
widerlich, feindſelig erſchienen ſei, er in ihm bald genug de
Gegner Preußens und ſeines Königthums erblickte, ſomit ritterli
gegen ihn ankämpfte. — —

Es war die Zeit der ſogenannten „Demagogie“, der ſchwarz
roth-goldenen Einheitsphantaſien, der Teutomanie, als Otto vo
Bismarck aus dem engen Geſichtskreiſe des Vaterhauſes Ann
1821 in die damals ſehr renommirte Erziehungsanſtalt des Pr
feſſors Plamann nach Berlin kam. Empfänglich für Alles, faßte
ſein Geiſt wie Gemüth mit ſo jungen Jahren ſchon lebhafte Zu
oder Abneigung für Dies oder Jenes.

Der Schmerz von Otto's Jugend, das „Geprügelt werden
hob an! — Bismarck's Mutter, dünkt uns, mochte erkannt habe
daß die Verwöhnung des elterlichen Hauſes einer ſtrafferen Le
tung weichen müſſe und hatte das Plamann'ſche Inſtitut erwähl
— ob für Otto beſonders glücklich? Wir laſſen es dahin geſtel
ſein! — Auf dieſe Zeit ſeiner Entwickelung bezieht ſich beſonde
des Fürſten bittere Rückerinnerung. Mehrfach hat er in ſpätere
Jahren dieſe Anſtalt als ein „Zuchthaus“ bezeichnet, „das ih
den Genuß ſeiner jungen Jahre verdorben“ habe. — Wie ſchmer
lich er den Unterſchied der Heimat von dieſer Dreſſur empfan
beweiſt, daß, als einſt die Plamann'ſche Schule einen Spazie
gang machte und Otto einen Knecht auf freiem Felde pflügen ſa
er in grenzenloſem Heimweh zu weinen begann und untröſtli
war über das verlorene Paradies ſeiner Jugend. — Der jetzi
Gegenſatz von ihr mochte allerdings arg genug ſein. Die „Teutſc
thümelei“ der Herren Lehrer, die mit tendentiöſem Eifer betrieb
nen Turnübungen, der brüske Franzoſenhaß, welchen man bei
Unterrichte einfließen ließ, die damals, uns ſelber noch lebha
erinnerliche, überaus betriebſame Benutzung der „Sende“ od
des Rohrſtocks als Geiſteserwecker, — endlich ſogar der Wide
wille gegen ſein adelig Blut, welchen man ihn fühlen ließ, konnt
nur eine Reaktion in Otto's Gemüth, eine ſittliche Oppoſiti
erzeugen. Bismarck ſah weder den patriotiſchen Vortheil gewiſſ
ſchwarz-roth-goldener Kletterübungen ein, noch daß er ein B

perſönlich haſſen ſolle, deſſen Sprache er ſtets im Elternhauſe vernommen, deſſen Bildung, Sitten und große Vergangenheit er immer rühmen gehört hatte! Daſſelbe ungehobelte „Tendenz-Bärenthum“ war's, was ihn von vornherein abſchreckte, welches nachmals Heinrich Heine in ſeinem „Atta Troll“ gegeißelt hat. — In der teutoniſchen Dreſſur-Anſtalt des guten Plamann verblieb Otto bis zum Jahre 1827, und wenn ſie ihm zu einem Zuchthaus geworden, in pädagogiſcher Beziehung jedenfalls ihre bedenklichen Seiten gehabt haben mag, ſo ſchloß das nicht aus, daß Otto in ihr die Elemente einer ungewöhnlich gründlichen Bildung erlangt haben kann. — In beſagtem Jahre jedoch nahm ihn das Friedrich-Werder'ſche Gymnaſium auf und er erhielt in Referendarius Hagens einen Gouverneur, auf welchen ein Dr. Winkelmann folgte. Dieſe Präceptores ſcheinen auch nicht Leute geweſen zu ſein, denen eine junge Seele mit Sicherheit anzuvertrauen war.; Otto kam bald in die Penſion des Profeſſors Prevoſt, dann unter die Hand des Dr. Bonnell und vertauſchte das Werder'ſche Gymnaſium mit dem grauen Kloſter. Profeſſor Bonnell iſt in Berlin eine zu gekannte und verehrte Perſönlichkeit, ſein Ruf als Pädagoge zu verbreitet, als daß wir genauer zu ſchildern brauchten, unter welch' glückliche, ſegenbringende Leitung der junge Bismarck kam. Um Bonnell war immer ein freundlich heller Strahlenſchimmer von Toleranz und Humanität, klaſſiſcher Einfachheit und ernſtem, verſtandsklarem Chriſtenthum. Was dieſer Mann Otto zubrachte, wie viel derſelbe ihm verdankte, beweiſt die innige Liebe und Hochachtung, welche noch der deutſche Kanzler dem greiſen Mentor ſeiner Jugend gezollt hat. In den Jahren 1829—1831 hat Otto von Bismarck auch den Grund zu der eminenten Fertigkeit in der engliſchen und franzöſiſchen Sprache gelegt, welche ihm als Diplomat nachmals ſo ſehr zu Statten gekommen iſt. Eben ſo hervorragend war er in hiſtoriſchen Kenntniſſen, namentlich der ſeines Vaterlandes. Aus ihnen entnahm er die ſchlagenden Argumente, durch welche er im parlamentariſchen Kampfe ſeine Gegner oft ſo überraſchend abgeführt hat. Nicht minder wurde er ein guter Lateiner, wie denn ſeine leichte Auffaſſungsgabe, ſein eminentes Gedächtniß, die Geſchicklichkeit, ſich den Wiſſensſtoff zurecht zu legen und der todten Materie lebendige Geſtaltung abzugewinnen, ihn ſchon frühe als einen der Wenigen hinſtellte, welche das Geſchick einer beſondern Zukunft würdigen will. Um dieſe Zeit übte auch ein anderer edler Geiſt ſeine unbezwingliche Gewalt über ihn aus, Schleiermacher! — Er war ſein Religionslehrer und confirmirte ihn. Dies allein zu wiſſen, glauben wir, iſt wohl genug, viele Anſchauungen des Publikums über den Mann zu berichtigen, welchen man als Miniſter nicht ſtark genug haſſen zu können glaubte. —

Gewiß trieb man in jenen Tagen noch nicht ſo allgemein Politik wie jetzt, namentlich lagen Conjecturen dem damaligen Bürgerſtande fern. In adeligen Kreiſen war das aber doch ſo nicht der Fall. Schon aus ſeiner beſonderen conſervativ-adeligen und royaliſtiſchen Stellung heraus ſah man die Zeitbegebenheiten argwöhniſcher an. Zwar wiſſen wir es nicht, können uns aber nicht wohl denken, daß die Juli-Revolution, welche die Bourbonen vertrieb, die polniſche Inſurrection, wie die belgiſchen Wirren, ganz ſpurlos an Otto vorübergegangen ſein mögen, er doch nicht genug Zeiteindrücke empfangen habe, die in ihm mindeſtens als „ſchätzbares" Material haften geblieben wären. Im Jahre 1832 bezog er die Univerſität Göttingen, um Jura zu ſtudiren. Da die höhere Verwaltungs-Carriere ſeine Beſtimmung ſein ſollte, war ihm nicht blos eine akademiſche Bildung an ſich nöthig, ſondern auch, daß er der Rechtsquellen ſeines Vaterlandes kundig wurde, der normalen Baſis jedes Staatslebens. — So ſtill, beſonnen und verſchloſſen Otto nun einerſeits war, ein ſolch feuriges, himmelſtürmeriſches Temperament hatte er, das überdies von einer Conſtitution unterſtützt wurde, wie ſie nicht Jedermann verliehen iſt. Hunderte, die ſich Strapazen des Leibes und Geiſtes auferlegt hätten, wie er, wären vor der Zeit zu Grunde gegangen und bei Niemand als ihm findet der Satz mehr Anwendung: daß eine geſunde Seele nur in einem geſunden Leibe wohnen könne. Die Ungebundenheit des akademiſchen Lebens nach ſo ſtrenger pädagogiſcher Zucht aber übte zu ſtarke Reize auf den jungen Muſenſohn, als daß er, wie ja ſo Viele thun, das Studium nicht auch vernachläſſigt haben ſollte. Von allen Univerſitätsanekdoten abſehend, ſoll nur geſagt ſein, daß er ein ebenſo hitziger Paukant wie flotter Trinker war und damals ſchon den Grund zu dem nicht gerade immer ariſtokratiſchen Renommee des „tollen Bismarck" legte. Von 1832—1845 dauerte eben die Sturmperiode ſeiner Jugend, über welche wir leicht hinweggehen; wenn länger als bei manchen Anderen, ſo bedurfte auch dieſer vollſaftige, wahrhaft überreiche Charakter einer längeren Klärung; ernſteſte Gemüthsbewegungen mußten als wohlthätiges Wetter reinigend über ihn kommen! Einer Reminiscenz müſſen wir aber gedenken, die Otto von Bismarck aus jener Zeit herübergenommen hat, welche ſelbſt an dem Staatsmann noch etwas haften blieb und ihm, wie uns ſcheint, viel Feinde gemacht hat. Otto von Bismarck war ein deutſcher Student mit Koller und Kanonen im verwegenſten Sinne des Worts, er war aber auch nicht minder der ſpecifiſche preußiſche Junker, welcher den ganzen Stolz und Trotz, den ganzen flammenden Patriotismus ſeines reckenhaften Standes in ſich vereinte. In ihm durchdrangen ſich Student und Junker ſo, lebten ſich in ihm ſo ein, daß davon noch ſo Manches hängen blieb. Dies hatte für den künftigen Staatsmann vielleicht manche Schattenſeite, — andererſeits manches Gute. Der dürre, kauſtiſche Witz, welcher nicht blos trifft, ſondern auch oft verletzt, wo er es gerade *nicht* will, — ein gewiſſer überkühner, rückſichtsloſer Muth, der immer zur Menſur bereit iſt und dabei eine vornehme Nonchalance, welche im Bewußtſein geiſtiger Ueberlegenheit nicht immer völlig frei von leiſer Verachtung iſt, endlich unerbittliche Ironie der tönenden Phraſe gegenüber, welche die Sache des Vaterlandes nur als das willkommene Schwungſeil anſieht, um auf ihm ſeine rhetoriſchen Gaukeleien zur Schau zu ſtellen, — dies Alles ſind eben Eigenſchaften, die leicht zum Kampfe herausfordern und vielleicht ſelbſt ungelegene Feinde ſchaffen. Andererſeits wurden dieſe Eigenſchaften für Otto von Bismarck zu einer ſehr großen Tugend. Vor allen Dingen bewahrten ſie ihm nicht blos während der diplomatiſchen wie parlamentariſchen Laufbahn ſeine offene, ſchlichte, unwillkürliche Ehrlichkeit, ſeinen ſtarken, auf einen Zweck gerichteten Willen, ſie ſchützten auch dieſen Zweck und dieſen Willen wie —, nun wie die ſtachlichten Neſſelblätter den goldigen Ginſter inmitten des Feldes der Treue! Dieſe Eigenſchaften bildeten auch das Arſenal von Waffen, welches Bismarck immer für ſeine Gegner bereit hielt, und je mehr er dieſe ſeine Eigenſchaft kennen, ſie modificiren lernte, um ſo mehr erkannte er auch ſicher ihren relativen Werth und den Nutzen ihrer Anwendung. Wir behaupten —, ſchon aus rein pſychologiſchen Gründen, — daß dieſe Eigenſchaften nachmals ſeinen Gegnern gerade da als ſehr natürlich, als unwillkürliche Verräther von Bismarck's Abſichten erſchienen, wo ſie nichts weiter geweſen ſind wie — Deckungsmittel auf der Menſur! Totus mundus agit histrionem!! — Auf dieſes Deckungsmittel hin „fielen", wie der Berliner ſagt, bei Bismarck gerade ſehr viel bekannte Perſonen und ſchließlich Herr Benedetti auch „hinein!" In vorkommenden Fällen bitten wir, ſich dieſer — allerdings kühnen — Betrachtung erinnern zu wollen. — —

Was Studioſus Bismarck bei der alma mater verſäumt hatte, holte er indeß durch eiſernes Selbſtſtudium wieder ein, machte 1835 ſein Examen, ward Auskultator und practicirte am Berliner Stadtgericht. Im Winter dieſes Jahres wurden ihm die Hofkreiſe erſchloſſen, er ſtand zum erſten Male vor dem Prinzen Wilhelm von Preußen, dem künftigen Monarchen, deſſen eiſerner Miniſter er werden ſollte. Wie in jenen Kreiſen ſeine athletiſche Figur ſchon ungewöhnlich auffiel, beweiſt, daß Prinz Wilhelm, deſſen Wuchs doch ſelbſt gewöhnliches Mannesmaaß überragt, ihn ſcherzhaft fragte, ob „die Juſtiz ſich ihre Leute denn nach dem Gardemaaß ausſuche." — Im folgenden Jahre trat er zur Verwaltung über und kam an die Regierung zu Aachen, welcher Graf Arnim-Boitzenburg als Präſident vorſtand. Mit dieſer Zeit brach ſeine — ſo zu ſagen — weltmänniſche Carriere an.*) Sein Verkehr mit Fremden, Engländern und Franzoſen zumal, war ein überaus großer. Welche perſönliche Folgen dies für ihn hatte, iſt um ſo untergeordneter, als er ſich ſchon im folgenden Jahre an die Regierung nach Potsdam verſetzen ließ und zugleich dort bei den Garde-Jägern ſein Jahr abdiente. Für ſeine Zukunft muß beſagter Aachener Verkehr jedenfalls von dem Vortheil geweſen ſein, daß er Welt und Menſchen von anderem als nur deutſchem Geſichtspunkte aus kennen lernte, er an dem Weſen der galliſchen wie engliſchen Race Erfahrungen zu machen hatte, welche einem Menſchenbeobachter wie ihm nimmer verloren gehen konnten. — Eine Zeit ſchwerſter Prüfungen kam über ihn. Sein Vater war 67 Jahr alt, die Familiengüter waren heruntergekommen, — es galt, helfend und rettend einzugreifen; Otto von Bismarck mußte ſeine Carriere — für immer, ſo ſchien es, aufgeben. — Er ließ ſich an die Greifswalder Regierung verſetzen, um der landwirthſchaftlichen Akademie von Eldena nahe zu ſein und ſich dort für ſeinen kommenden Agricultur-Beruf vorzubereiten. Am 1. Januar 1839 ſtarb Wilhelmine von Bismarck, ſeine liebevolle Mutter; er mußte mit ſeinem älteren Bruder Bernhard dem greiſen Vater und ſeiner kaum zwölfjährigen Schweſter zur Seite ſtehen. Nur der innigen, vereinten Liebe und Regſamkeit beider Brüder gelang es, dem drohenden Verfalle des alten Beſitzthums der Bismarcke vorzubeugen. Beide theilten ſich in die Verwaltung, und die Harmonie wie Innigkeit dieſes kleinen Kreiſes, die Neigung namentlich, welche Malvine wie der Vater für Otto hegten, iſt wohl der edelſte Bürge für den Werth ſeines Gemüths, das ſpäter für — mindeſtens herzlos, wenn nicht für ſchlimmer — gehalten wurde. Dies ſchöne Verhältniß dauerte bis zum Jahre 1844. Während dieſer Zeit verſenkte ſich Otto von Bismarck, dem öffentlichen Leben fern, gänzlich in ſeinen Beruf. Seine angeborene Vorliebe für das Landleben, für die ſtill waltende, ewig jugendfrohe Natur, ſeine Jagdluſt, ſein Eifer für die Kultur entwickelte ſich hier zu einer wahren Leidenſchaft, die auch dem Staatsmann noch eigen blieb und die reinſte Quelle ſeiner Freuden, ſeine ſicherſte Erholung geworden iſt, wenn der Wuſt geiſtiger Thätigkeit ihn nachmals zu erſticken drohte. Der Volksglaube iſt pſychologiſch höchlich zu rechtfertigen: daß Der, welcher ſich die Liebe zur Natur bewahrt habe, wer ſeine Freude an Thieren finde, ein im innerſten Weſen noch kindliches Herz beſitze und auch ſeine Mitmenſchen human behandle. So viel Gegner ſich Otto von Bismarck immerhin gemacht hat, für ſeinen innern menſchlichen Werth, denken wir, ſpricht nicht nur die herzliche Ergebenheit der Seinen, ſeiner Freunde, ſondern auch ſeiner Dienſtleute, die ihm ſchon anhingen, ehe er noch was weiter, als der Gutsbeſitzer von Bismarck war. — Am 30. October 1844 heirathete ſeine einzige Schweſter, die „Malle" (Malvine) — ſpäter auch oft in traulichen Briefen „die Arnimen" genannt, — Herrn Oscar von Arnim auf Kröchlendorf, Kammerherrn und Mitglied des Herrenhauſes, einen Jugendfreund Otto's. Ein Jahr ſpäter ſtarb auch der alte Rittmeiſter, ſein Vater; die Brüder Bernhard und Otto aber theilten die väterliche Verlaſſenſchaft, ſo daß Otto unter anderem den alten Stammſitz Schönhauſen erhielt, nach welchem er fortan ſeinen Namen führte. Der häusliche Kreis war alſo geſprengt, Otto von Bismarck zum einſamen Landleben verurtheilt. — Einem reichen, thatendurſtigen Geiſte wie dem ſeinen, in welchem es gährte und kochte, dem jeder gemüthliche Anſchluß, jedes weitere Manneſziel fehlte, konnte, — liebte er die Natur und perſönliche Unabhängigkeit auch noch ſo ſehr, — ſolche Exiſtenz auf die Dauer doch nicht genügen. Außer ſeinem wirthſchaftlichen Berufe mochten die Jagd, das Reiten, ein gelegentlich Convivium froher Geſellen beim Glaſe, ein Thee mit Tanz in der Nachbarſchaft wahrlich Herz und Geiſt ebenſowenig ausfüllen, als das Amt eines Deichhauptmanns oder die Vertretung des Landraths, ſo ſehr dieſe neuen Beſchäftigungen ſeiner praktiſchen Erfahrung ſchließlich zu Gute kamen. Zwei Symptome, die ſich einſtellten, machen dies klar. Einmal, daß er zu politiſiren begann, andererſeits, daß er in den Briefen an „Schweſter Malle" ſeine Eheloſigkeit beklagte und herzliche Sehnſucht nach ſeeliſcher Ergänzung durch eine Lebensgefährtin bekundete. — Das Politiſiren! — Wenn von Bismarck-Schönhauſen, wie er fortan genannt wurde, politiſiren wollte, Stoff dazu hatte er genug. Abgeſehen, daß ſeit der Julirevolution und der polniſchen Revolution die traumhafte Friedensſeligkeit des europäiſchen Continents merklich erſchüttert worden war, ſeit 1840 hatte ſich Vieles geändert und ließ darauf ſchließen, daß eine neue Epoche neue Verhältniſſe und neue Menſchen erfordern würde, bedeutſame Fragen und Intereſſen in den Vordergrund bringen werde, nachdem man ſich bis dahin einer patriarchaliſchen Ruhe unter der ſchützenden Decke des alten Polizeiſtaats erfreut hatte. Die Zeit der Induſtrie, des Weltverkehrs, des perſönlichen Strebens, kurz die Epoche des Individualismus war gekommen und ſchickte ſich an, der Autorität den Kampf anzubieten! — Dieſe Erſcheinung zeigte ſich wie gewöhnlich in dem unruhigen Frankreich zuerſt. Mit den Bourbonen waren die letzten Reſte der alt-monarchiſchen Traditionen daſelbſt gefallen, zugleich die Herrſchaft der letzten ſchimmernden Partei der „grands seigneurs", des alten Feudaladels, welcher vordem ſo mächtig geweſen war, wie der engliſche. Es gab keinen König der Edelleute mehr, nur einen Bürgerkönig, Louis Philipp von Orleans, „die Birne". Unter ihm wurde Frankreich ein conſtitutionell-monarchiſcher Bürgerſtaat. — Im Principe läßt ſich hiergegen vielleicht nicht gar viel einwenden, gewiß iſt doch aber:

---

*) Nach Heſekiel's „Buch vom Grafen Bismarck".

„Nicht jedem Arlequin paßt jede Jacke,
Nicht jede Staatsform paßt für jedes Land!"

Das Regime der Orleans aber hatte ſeinen hiſtoriſchen Boden in Herrn Philipp Egalité und das franzöſiſche Bürgerthum wurzelte allein in dem Begriffe des „citoyen" der franzöſiſchen Revolution. Griff man auf dieſe Reminiscenzen aber zurück, ſo mußte man auch gewärtigen, daß ſie ſehr ähnliche Folgen, wenn auch nur in veränderter Form, haben würde, als das Jahr 1794 Frankreich bereitet hatte. Nicht einen Augenblick ſoll geleugnet ſein, daß unter Louis Philipp ſich Frankreich, die erſten ſieben Jahre zumal, eines ſo ſoliden Maaßes bürgerlicher Freiheit erfreute, daß daſſelbe wohl den Neid Deutſchlands und deſſen längſt gehegte Wünſche wecken, ja rechtfertigen konnte. Auch gedieh unter der Familie Orleans die Bourgeoiſie außerordentlich.

Ein induſtrieller Glanz, ein Reichthum, ein Welthandel entfaltete ſich in Frankreich ohne Gleichen und trat in wirkſamſte Concurrenz mit der engliſchen Productivität. Beides hatte indeß ſeine Schattenſeiten. Die Freiheit führte, — wie immer, ſobald ſie in Frankreich auftrat, — zu Zügelloſigkeit und Schwächung der Regierung. Ein Bürgerkönig war dieſer Nation immer nur ein Mann, den ſie gemacht hatte, der alſo unter ihrer Autorität regierte, ſie alſo ſo regieren mußte, wie es der jeweiligen Majorität beliebte. Da die Bourgeoiſie die eigentlich herrſchende Macht im Staate geworden war, der alte Adel keine nennenswerthe Partei mehr bildete, ſo war die Folge, daß Bauernſtand wie Arbeiterthum unbeachtet gelaſſen wurden und die Plutokratie, der Geldſack, durch die ſchauderhafteſte Corruption den politiſchen wie materiellen Gewinn allein an ſich riß! Hieraus entſtand die tauſendköpfige Hydra des politiſchen Socialismus, deren Träger St. Simon, Fourier, Blanqui, Cabet waren und deſſen äußerſte Conſequenz der ſocialiſtiſche Atheismus eines Proudhon und Deczamy bildeten. Die Fäulniß aller Geſellſchaftskreiſe machte ſich nicht nur in Skandalproceſſen à la Coiſeul-Praslin und de Feuchères bemerkbar, ſondern auch in den ſocialen Effect-Romanen eines Eugen Sue, den eleganten Ferkeleien eines Paul de Coq und den romantiſchen Bambochiaden Alexander Dumas' (père) bemerkbar. Nichts kennzeichnete die heranziehenden Wetter in Frankreich beſſer, als die alte Sucht, durch äußern Kriegsruhm die inneren Calamitäten auszugleichen. Der Feldzug in Belgien, deſſen wir ſchon in den vorhergehenden Biographien gedachten, die Eroberung Algiers, deſſen Cultivirung Millionen über Millionen verſchlang, 1840 das Gelüſte nach dem Rhein, von Herrn Adolf Thiers aufs Tapet gebracht, bewies, auf welch' thönernen Füßen das Bürgerkönigthum ſtand und wie es täglich morſcher wurde. — Ueber die damaligen inneren preußiſchen Zuſtände iſt ſchon in der Kaiſer-Biographie, über unſere militäriſchen bei Roon geſprochen worden. Unſere äußeren Beziehungen waren gerade nicht erfreulich, aber doch leidlich; Mitteleuropa war durch die heilige Allianz vor allen Aggreſſionen des galliſchen Weſtens wie inneren Stürmen geſichert. Der Bundestag aber einte Deutſchland zu einem lockern Föderativ-Verbande und hinderte wenigſtens den Ehrgeiz des Einzelnen durch die Macht des Ganzen. Das war die Politik des „europäiſchen Gleichgewichts", als deſſen Träger Metternich und Neſſelrode, als deſſen eigentlicher Champion „sans peur et sans reproche" Kaiſer Nikolaus I. von Rußland galt, als das Symbol der abſoluten Monarchie, welche Ludwig XIV. in Europa inaugurirt hatte! Das Uebergewicht dieſes in jeder Beziehung eiſernen und willensgewaltigen Mannes war ſo unbedingt, durch Familienbande mit den Hohenzollern dazu ſo innig geworden, daß vorübergehende Mißhelligkeit, wie die wegen der überſtrengen Zollmaßregeln Anno 1842, die Ruhe nicht zu trüben vermochte. Man wird ſich gewiß noch erinnern, wie ſehr der impoſante Czar bei ſeinem Beſuche Berlins 1843 der Gegenſtand der Bewunderung und Ehrfurcht aller abſolutiſtiſch geſinnten Kreiſe, welcher Gegenſtand des ſtillen Haſſes und der Furcht er für die liberalen Elemente unſeres Volkes war. Das Verlangen nach einer Verfaſſung, von verſchiedenen Landtagen und Städten ausgeſprochen, Erſcheinungen auf religiöſem Gebiete, wie das Muckerthum, der Rock zu Trier, der Deutſchkatholicismus, dann die wachſenden Arbeiterunruhen und eine Fluth verbotener, aber untilgbarer Broſchüren, — die Entwickelung einer neuen polniſchen Inſurrection 1844 unter Mieroslawsky, der Krakauer Aufſtand, endlich die Wirren, welche in Schleswig-Holſtein durch den „offenen Brief" Chriſtians VIII. von Dänemark vorausſichtlich waren, — alle dieſe Erſcheinungen beweiſen zur Genüge, daß der Deichhauptmann von Bismarck-Schönhauſen reichlich politiſchen Stoff hatte, „fern von Madrid darüber nachzudenken." Es wird geſagt, daß er in jener Zeit mit ſeinen Freunden viel politiſche Raiſonnements gehalten habe und daß dieſe verſichert hätten, „er ſei damals noch ziemlich liberal geweſen, — er ſie trotzdem gefeſſelt habe, obwohl ihnen dieſe politiſchen Raiſonnements langweilig geweſen ſeien." — Die Richtigkeit deſſen zu vertreten, überlaſſen wir unſerm Gewährsmanne, aber wir glauben dieſen Angaben aufs Wort. Warum ſoll Bismarck vor dem

Jahre 1848 den Begriffen ſeiner adeligen Freunde nach denn nicht liberaler geweſen ſein, als ſie es faſſen konnten? War denn ſeiner Mutter Einfluß, ſeine Erziehung unter Bonnell's und Schleiermacher's Händen, ſeine Studienzeit, ſein Verkehr mit Ausländern, ſein eigener durchdringender, die Wahrheit jeder Sache unterſuchender Geiſt gar ſo wenig dazu angethan, nicht Dinge als ſehr vernünftig und wünſchenswerth für ſein Vaterland zu erachten, welche ſeinen Standesgenoſſen eine gewiſſe Gänſehaut verurſachten? — Es iſt nur die Frage, was damals bei Bismarck unter „noch ziemlich liberal“ zu verſtehen war? Gehen wir nicht ganz irre, ſo war Bismarck damals nichts weniger als das, was wir heute liberal nennen, obwohl für ſeine Freunde „ziemlich“. Sein Ideal in den vierziger Jahren dürfte die „ſtändiſche Monarchie“ geweſen ſein. Zu der damaligen, weſentlich bureaukratiſchen Regierung trat er durch dieſe Meinung allerdings in ſchroffſten Gegenſatz, und dies mochte ihm bei den Offizieren der kleinen naheliegenden Garniſonen wohl den „ziemlich liberalen“ Ruf verſchafft haben. Daß er gerade keine Propaganda mit ſeinen Anſichten machen wollte, bewies ſein dünnes Auditorium, das ſich überdem — langweilte. Da Bismarck's Blick wahrſcheinlich das ſelbſt nicht entgangen ſein dürfte, ſo glauben wir, dieſer nachmals ſo geniale Kämpfer in der politiſchen Arena hat ſich nur vor ſich ſelbſt **laut** ausſprechen, ſich ſelbſt in ſeinen Argumenten prüfen wollen und daß ihm die Freunde dann etwa — die Stelle des Mohrenkopfs vertraten, nach welchem ſeine ritterlichen Vorfahren vordem zur Uebung mit ſtumpfer Lanze ſtachen, ehe ſie ins eigentliche Turnier ritten! — — In der erſten Hälfte der vierziger Jahre erhielt Bismarck ſeinen erſten Orden; er blieb lange ſein einziger und iſt heute noch eine Decoration, welche er mit Stolz neben den höchſten Ehrenzeichen trägt. Als ihn ein etwas ſpöttiſcher Diplomat lächelnd nachmals fragte: „Wofür erhielten Sie dieſe Denkmünze?“ „Ich habe die Angewohnheit, zuweilen einem Menſchen das Leben zu retten!“ erwiederte er kauſtiſch, und erröthend ſenkte der Staatsmann den Blick. Bismarck hatte nämlich ſeinen Reitknecht mit eigener Lebensgefahr den Wellen entriſſen, als das Pferd, welches derſelbe in die Schwemme ritt, ſich, wild geworden, überſchlug. — In dieſer Zeit von Bismarck's deichhauptmänniſchem Garçonleben war es auch, wo er — wir glauben 1844 — mit dem Major von Roon herzliche Freundſchaft ſchloß, deren Tragweite Beide ſchwerlich ahnten. Beide Männer aber hatten ſich gewiß in ihrem Weſen erkannt und wußten, daß ſie ſich auf einander verlaſſen konnten; dies war für ſie und — als die kritiſche Stunde ſchlug, fürs Wohl des Vaterlandes genug. — —

In des Kaiſers Lebensbild wurde angedeutet, wie die trübe, engherzige und zaudernde Politik des Miniſteriums Eichhorn der drängenden Zeitrichtung ſich nicht mehr gewachſen zeigte und in der zwölften Stunde zu einem neuen Hülfsmittel gegriffen werden mußte, um das Unwetter des Radikalismus zu bannen, was langſam, aber deſto ſicherer über den Rhein gezogen kam und rings den politiſchen Horizont wie niemals verdüſterte. Das königliche Decret vom 3. Februar berief den vereinigten Landtag nach Berlin. Unter den Mitgliedern der Kurie der drei Stände befand ſich auch von Bismarck-Schönhauſen. Er trat ins politiſche Leben, welches zugleich das erſte wirklich politiſche Leben ſeiner Nation war, damit aber durch die enge Pforte, welche ihn unter Kämpfen und Prüfungen zu dem großen Triumphthor führen ſollte, unter welchem ihn ſein Monarch erwartete und mit nichts Geringerem glaubte belohnen zu dürfen, als einem Fürſtendiadem! — Bevor er auf dem großen Kampfplatz der Principien erſchien, verlobte er ſich mit Johanna, der einzigen Tochter des Herrn Jacob von Puttkammer und Luitgardens von Glaſenapp auf Rheinfeld. In Otto und Johanna ſollten zwei der älteſten preußiſchen Adelsgeſchlechter, die ihren Königen im Felde wie im Rathe lange Dienſte geleiſtet hatten, ihr Blut vermiſchen und zu neuem ungeahnten Glanze wieder aufblühen. Dieſe Verbindung und die Anforderungen der Zeit an ſeinen Patriotismus brachten in unſeres Staatsmanns Leben auch diejenige Herzens- und Geiſtesfriſche, welche er ſo lange fruchtlos erſehnt hatte. —

Der erſte vereinigte Landtag in Preußen!! — Wir ſagten bereits andern Orts, daß wir für möglich hielten, der vereinigte Landtag, ſechs Jahre früher berufen, hätte vielleicht das Land gerettet. Die Aeußerungen, welche Graf Bismarck wenigſtens nach dieſer Zeit im Norddeutſchen Parlament bei Gelegenheit der allgemeinen Wahlen that, indem er das Unzulängliche des Dreiklaſſenſyſtems der preußiſchen Wahlen beleuchtete, drücken einen ähnlichen Gedanken aus. Als man den allgemeinen Landtag 1847 einberief, war es aber zu ſpät; die Zeit war demſelben entwachſen. — Die Idus von 1848 kamen, der ganze Sturm und Schmerz eines jahrelangen Ringens und — wir glauben, — es war doch **beſſer** ſo!! Eine höhere Macht leitet ja der Völker Geſchicke und weiß beſſer, was uns taugt, als wir klügelnden Menſchen. — — Die Symptome, welche im erſten und zweiten vereinigten Landtag bereits ans Licht traten, zeigten deutlich, daß man ſchon über den Rahmen dieſer Inſtitution hinaus war. Der kommende Orkan ließ ſich ſpüren, dem Herr von Bismarck-Schönhauſen bereits jetzt ſchon, ſeiner vorhin bezeichneten Meinung gemäß, kühn entgegentrat und ſeinen Namen zuerſt in weiteren Kreiſen bekannt machte. —

Dieſer vereinigte Landtag beſtand aus drei Parteiſchattirungen, welche ſich in der ſchwülen Stimmung der Zeit bald ſcharf genug zueinander ſtellten. Die ſtreng royaliſtiſche — beſſer geſagt die Partei der bureaukratiſch-abſoluten Monarchie ſah in dem Februarpatent die äußerſte Grenze der Bewilligungen, welche das Königthum dem Lande, ohne eigene Gefahr, machen dürfe. Die Partei der ſtändiſchen Monarchie, zu der vom erſten Augenblicke an alſo Otto von Bismarck gehörte, huldigte einer Richtung, die ſeinen Standesbegriffen ebenſo ſehr, wie ſeinem geiſtigen Weſen, ſeiner Jugendentwickelung entſprach, in der ſich Thron und Vaterland zu erneuter Daſeinsform einten, ein Standpunkt, dem er unter allen Stürmen ſeiner ganzen innern Ueberzeugung nach treu geblieben iſt. — Dieſe Partei hatte im Sinne: auf Grund des Februarpatents organiſch eine Verfaſſung zu erbauen, welche die Würde der Krone, die Kraft des Regiments aufrecht erhielt, aber den berechtigten, ſchon von König Friedrich

Wilhelm III. zugeſtandenen Wünſchen der Nation gebührende Rechnung trug. — Die dritte Partei bildeten, — wie ſie ſich ſelbſt bald nannten, die „Radikalen". Sie ſah in dem Februarpatent ein Hinderniß ihrer weitgehenden Abſichten und wünſchte den allgemeinen Landtag deshalb beſeitigt. Ihre Abſicht war: Herrſchaft des Parlamentarismus durch Schwächung der königlichen Prärogative, und ſie hoffte, die Zeitſtrömung werde ihr den Sieg verleihen. — — Oeffentliche Diskuſſionen, die Aufregung des Parteilebens, perſönliches Inſceneſetzen auf der Tribüne und der Glanz des Rednerthums waren damals noch gänzlich neu unter uns und blendeten ſelbſt ernſtere Männer um ſo mehr, je weniger man linguiſtiſche Productionen auf ihren wahren Werth zurückzuführen vermochte. Man zog eben die politiſchen Kinderſchuhe an. — Auch Bismarck ſoll anfänglich von dem neuen geiſtigen Leben, das ſich etablirte, berauſcht geweſen ſein. Wir unterſuchen nicht, in wie weit das richtig ſei, es würde aber nur unſere Meinung beſtätigen, daß die, wenn auch noch nicht geklärten, Ueberzeugungen Bismarck's doch damals ſchon ſtark monarchiſch-conſtitutioneller Art geweſen ſind und nur die Ausſchreitungen der Zeit ihn zwangen, einer Richtung entgegenzutreten, die durch Fanatismus zu Selbſtruin und Preußens Schädigung führen, Thron und Land, alle Tradition, wie die Zukunft deſſelben in tödtliche Gefahr bringen mußten. Bald genug kam Bismarck von dem erſten Eindrucke parlamentariſcher Verſammlungen zurück. Das, was ihm ſtets am widerwärtigſten geweſen war, die Phraſe, ſchoß kakteenhaft auf und ihre betäubenden Blüthen dufteten bald zu ſtark, um von ſo geſunden Geruchsnerven wie den ſeinen ertragen zu werden. Er bemerkte mit Beſorgniß, daß dieſe Phraſe ſich zu einer politiſchen Macht ausbilden, tyranniſch die Entſchließungen der Majorität meiſtern und ein Feind des Königsthums, der Vergangenheit Preußens werden wolle. Er trat ihr rückhaltslos entgegen! — Der Tag, wo er in dieſem Sinne und zum erſten Male die Tribüne betrat, war der 17. Mai. Eine Behauptung nöthigte ihn dazu, die aller geſchichtlichen Wahrheit vor den Kopf ſtieß. Abgeordneter von Sauken hielt nämlich eine Rede, in der er behauptete: „die Erhebung des preußiſchen Volks 1813 habe eigentlich nur ſtattgefunden, um eine Conſtitution zu erlangen." Bismarck entgegnete: „daß er bezweifeln müſſe, daß das Volk andere Gründe damals zum Kampf gehabt habe, als die Schmach der Fremdherrſchaft." — Mißfallen rings, Murren und Rufen unterbrach ihn; diverſe Redner meldeten ſich, um den jungen Kampfhahn abzuführen, der ihnen ſagen wollte, welche Gefühle **ſie** damals in den Kampf geführt hätten, da derſelbe noch gar nicht gelebt, ſomit kein Urtheil habe. Als das Wetter ſich legte, — Bismarck las auf der Tribüne inzwiſchen ein Zeitungsblatt, — entgegnete er: Er ſtelle nicht in Abrede, daß er zu jener Zeit noch nicht gelebt habe, ihm nicht vergönnt geweſen ſei, an der Erhebung Preußens Theil zu nehmen. Jetzt ſei er endlich über dieſe Erhebung aufgeklärt! Bisher habe er immer geglaubt, die Knechtſchaft, gegen welche damals gekämpft worden, habe im Auslande gelegen, jetzt ſehe er ein, daß ſie im **Inlande** gelegen habe. „Ich bin gar nicht dankbar, meine Herren, für **dieſe** Aufklärung!!" — Durch das Murren, was ſich erhob, tönte Bravo; der Sinn für hiſtoriſche Gerechtigkeit erwachte in Etlichen doch wieder! Seit dieſer Stunde wurde Bismarck vom Liberalismus, wurde von allen Denen gehaßt, welchen die Phraſe ein unumgängliches Handwerkzeug geworden, denen das Blenden Hauptſache, das Erleuchten aber ziemlich gleichgültig war. Die Preſſe warf ſich ſofort auf ihn als einen „feudalen Gegner" und fortan —, nur in höherem, reinerem Sinne wie Beaumarchais, konnte er von ſich ſagen: „Mein Leben iſt **ein** Kampf!" Zu demſelben brachte er das mit, was Freunden wie Feinden aber imponirt. Eine herkuliſche Geſtalt, eine Kühnheit und Saloperie der Bewegungen, welche anzog und doch erbitterte, eine hohe freie Stirn, einen faſt unheimlich großen, funkelnden und durchdringenden Blick und eine unerſchütterliche Stoa des Willens. Bismarck ſpricht bekanntlich nicht mit jenem Zungenſchwunge, der rauſchend dahinrollt und Alles fortreißt, er redet ſchlicht, ſtockt oft, ſeine Sätze unterbricht er manchmal gerade im Fluſſe, — ſucht oft das Wort erſt für ſeinen Begriff. Sein

Ton iſt nicht einſchmeichelnd, anheimelnd, ſchwellt nicht an zur Woge ſtürmiſcher Begeiſterung, denn Bismarck war niemals ein Romantiker der Tribüne. Seiner Rede Klang iſt oft ſcharf, mitunter ſchneidend. Dazu ſchlug ihn der burſchikoſe Junker auch in den Nacken, er hatte alſo von vornherein bei jedem damaligen „Volksfreunde" verſpielt. — Schon bei den nächſten Debatten nach dieſem denkwürdigen 17. Mai warfen ſich die Gegner über ihn her und gaben ihm Gelegenheit, für die Autorität der Krone, der Geſchichte, für die conſervativen Principien in die Schranken zu treten, die er ſtets heilig gehalten und auf deren Boden gerade ſeine politiſche Toleranz, ſein Wahrheitseifer, die Sehnſucht: ſein Volk geehrt, groß, wohlhabend und ſtrebſam unter den Hohenzollern, Preußen aber als einen kraftvollen Factor deutſcher Geſchicke zu ſehen, wurzelte, ein Glaube, eine Sehnſucht, die in ihm durch trübe Zeiten wohl verkümmert werden konnten, wie das Licht, dem Nahrung fehlt, welche aber nur mit ſeinem Leben zu verlöſchen vermögen. „Tod der Phraſe, damit die Sache gerettet ſei!" Das iſt ſein Motto vom Mai 1847 bis zum Jahre 1872 geblieben und wird immer das Zeichen ſein, in dem er ſiegt! — Was war Bismarck's Sache? — Wie Moltke und Andere hatte er den Glauben, daß „ohne ein ſtarkes Regiment jedes Volk verloren iſt", daß den Thron ſchützen auch das Vaterland retten heiße, daß nur vom Punkt ſtaatlicher Einheit und gouvernementaler Autorität aus diejenige ſolide Freiheit dem Volke erreichbar werde, unter deren Fittigen Jeder leben und das Seinige genießen könne. — Sollen wir den Beweis der Wahrheit antreten, daß Bismarck damals ſchon ſehr Recht hatte? — Vielleicht iſt's gut, es doch zu thun! Als Verfaſſer Dieſes im Sommer 1872 zu Straßburg ſich befand und in einen Laden am Place Klèber trat, machte er dort die Bekanntſchaft eines nicht mehr jungen elſäſſiſchen Corporals, der unter dem Corps Felix Douay's im Kriege 1870 geſtanden hatte, bei dem bekannten ſchreckensvollen Ummarſche über Paris nach Chalons im Melée verſchlagen worden, zurück nach Paris gekommen und dort gezwungen geweſen war, den Kampf der „Commune" mitzumachen. — „Daß die Preußen ſiegreich geweſen, wir aber ein verlorenes Volk ſind", ſprach er bewegt „kommt daher, Sie haben ein altes Herrſcherhaus, das **reſpectable** iſt und ſeine Sache **immer** mit der ſeines Volkes vereint hat! Wir haben ſeit 1794 keine anſtändigen Leute mehr, die uns regieren; ſelbſt die Orleans haben wir fortgejagt!" — —

Kurz nach Schluß des erſten vereinigten Landtages heirathete Bismarck Fräulein Johanna von Puttkammer und trat ſeine italieniſche Hochzeitsreiſe an. — Einen ätzenden Stachel nahm er von ſeinem erſten parlamentariſchen Debut mit. Er hatte die Illuſion ſeiner Jugend verloren, die erhabene und ſchöne Idee Stein's und ſeines Großvaters Menken: daß man dem Volke eine vernünftige, fruchtbringende Freiheit gewähren könne, ohne die Würde und Größe des Königthums aufs Spiel zu ſetzen, welchem Preußen ſeinen Ruhm, ſeine Geſittung und Wohlfahrt zu verdanken gehabt hatte! So wenig wie Bismarck in dieſer ſchmerzvoll patriotiſchen Stimmung vielleicht erwägen mochte, daß große Kriſen nothwendig ſeien, um die Krankheit der Zeit zu beſeitigen und dem Vaterlande ein geſunderes, verjüngteres Leben zu geben, ſo wenig mochte er damals auch glauben, daß er allein und kein Anderer berufen ſei, der große Arzt zu werden, dem das gelinge, ja daß er bereits jetzt ſchon den erſten und wichtigſten Schritt auf der Bahn dieſer ſeiner Beſtimmung gethan habe. Jetzt entſchädigte ihn wenigſtens die Liebe ſeiner Johanna, das errungene häusliche Glück und der durch daſſelbe erreichte innere menſchliche Friede für den Kummer, welchen er als Vaterlandsfreund empfand. — Die Wirkung ſeines politiſchen Auftretens war übrigens nicht nur nach Unten, ſondern auch nach Oben hin größer geweſen, als er gewähnt hatte. Dies empfand er auf der Reiſe ſchon. In Venedig, ganz wider Vermuthen, traf er mit ſeinem Monarchen Friedrich Wilhelm IV. zuſammen, ward zur Tafel gezogen und der König verwickelte ihn in ein längeres vertrautes Geſpräch, die damaligen Zuſtände, namentlich aber die deutſche Sache betreffend, welcher Friedrich Wilhelm IV. ſtets eine beſondere Vorliebe gewidmet hat. Konnte dieſe Discuſſion auch kein anderes Reſultat haben, als daß der König „ſeinen Mann“ näher kennen lernte, ſo iſt doch wohl anzunehmen, daß daſſelbe nicht ganz ohne Einfluß auf das Vertrauen geweſen iſt, was Bismarck nachmals als Geſandten nach Frankfurt berief. — Auf dem zweiten vereinigten Landtage ſehen wir ihn mit gleicher Conſequenz und Furchtloſigkeit gegen die Fluth der radikalen Partei ſich erheben, nachdem er zu Schönhauſen ſein ehelich Neſt erbaut hatte. — Das Jahr 1848 kam, der 18. März. Von Frankreich im Februar war die rebelliſche Sturmfluth ausgegangen und hatte die Orleans verjagt, um Herrn Alphons de Lamartine — einen Romanſchriftſteller, — Wer lacht da? —, auf den republikaniſchen Thron zu ſetzen. In Wien hatte ſich das Spiel wiederholt, in München gleichfalls. Wenn auch die Häuſer Habsburg und Wittelsbach nicht entthront wurden, Kaiſer Ferdinand I. von Oeſterreich dankte ab, ſein Neffe Franz Joſeph I. folgte ihm und König Ludwig I. von Baiern legte das Scepter in die Hände Maximilians, ſeines Sohnes. Am 18. März brach auch über Preußen der Sturmwind des Bürgerkrieges herein. Das Princip der Legitimität wankte in der geſammten Welt, dieſe Zeit ſchien das politiſche Chaos gebären zu ſollen. —

Wie Otto von Bismarck zu Muthe war, als er ſo Alles um ſich zerbrechen fühlte, was ihm lieb und ehrwürdig, der Gegenſtand ſeines Studiums, die Hoffnung ſeiner Zukunft geweſen war, — das überlaſſen wir dem geläuterteren politiſchen Urtheile der Gegenwart. Konnte er wohl damals die allgemeine, innere Berechtigung einer Kataſtrophe einſehen, die — unlogiſch und ſchreckhaft eintretend — in der mitteleuropäiſchen Menſchheit doch ſchon von ſehr langer Hand vorbereitet war, welche den geſammten geiſtigen und materiellen Zündſtoff in ſich barg, alle die doctrinairen Gaſe, welche ſich ſeit 1790 in Deutſchland angeſammelt hatten?! — 1848 zerſprang endlich die Retorte und — das war gut!! — Hinter all dem tollen Treiben jener Tage ſteckte doch eine vollſaftige Volkskraft, der Drang, die eigenen Kräfte im Selbſtbeſtimmungsrechte auszudehnen, die neue Zeit zu erbauen auf neuen Fundamenten, dieſe neue Zeit, welche deutſch, licht und groß, ſtark nach Innen wie nach Außen ſein mußte; es galt — mit einem Worte: das Naturrecht des germaniſchen Stammes, wie es vermöge deſſen Entwickelung geworden war! — Daß dies gerade Otto von Bismarck nicht verſtand?! — Wir dächten, er verſtand es auf ſeine Weiſe ganz mit demſelben Rechte nicht, wie wir es Alle auf unſere Weiſe **auch nicht** verſtanden!! Eines begriff er aber, das Entweder-Oder der Zeit: „ob Monarchie, ob Republik!“ — Am 2. April war die Scheideſtunde, in der Otto von Bismarck ſeine Jugend begrub, zwiſchen Vergangenheit und Zukunft das Tafeltuch entzweiſchnitt. — Die Stunde, wo er Geſchehenes vergeſſen und Kommendes mit erhobener Stirn, ob auch zuckenden Herzens, erwartete. Es war derſelbe 2. April, wo der zweite vereinigte Landtag ſeine Function an die neue conſtituirende National-Verſammlung abtrat und in einer raſchen Kronadreſſe ſeinen eigenen Grabſtein ſchrieb. Wie Bismarck an jenem Tage ſagte, hatte „die Krone ſelber die Erde auf ihren Sarg geworfen!“ Das war ſeine erſte Hamletsminute! — Seine zweite fiel 18 Jahre ſpäter in den Mai 1866!! —

Die Revolution in Preußen ging ihren Weg, Miniſterien fielen und traten auf. Bismarck verfolgte unausgeſetzt mit Spannung den geiſtigen wie materiellen Gang der Ereigniſſe und war in Berlin raſtlos thätig, eine königstreue Partei zu bilden, welche in patriotiſchen Vereinen und der durch ihn hervorgerufenen „Neuen Preußiſchen Zeitung“ ihre Organe fanden. — Aus jener Zeit ſchreibt ſich auch die Bekanntſchaft Bismarck's mit den beiden Freiherren von Manteuffel her, welche nachmals ſo gewichtigen Einfluß auf das Staatsleben haben ſollten. Um gleich eine vielverbreitete Unklarheit zu berichtigen, ſchalten wir hier ein, daß es drei Manteuffel gab oder giebt, den bekannten Miniſter-Präſidenten und deſſen jüngeren Bruder, der damals Chef des Miniſteriums der landwirthſchaftlichen Angelegenheiten war; der Miniſter-Präſident iſt im Gegenſatz zu ſeinem Bruder immer als Manteuffel I. bezeichnet worden. Der Dritte, ebenfalls jünger, welcher nur ein entfernter Vetter Beider iſt und zu ihnen in gar keinem leiblichen Verwandtſchaftsgrade ſteht, war der damalige Rittmeiſter Edwin von

Manteuffel.*) Er war dem Könige beſonders werth, denn am 20. März, — nachdem er in den Schreckenstagen der Barrikaden ſtets um den Monarchen geweſen war, durch ſeine Energie den brechenden Muth ſeines Königs geſtützt hatte, war er deſſen Flügeladjutant geworden. Er, wie deſſen beſagter Vetter, der ſpätere Premier, Otto Theodor Freiherr von Manteuffel I., müſſen mit Bismarck in dieſer Zeit als die Paladine des Thrones, die Träger der conſervativen Idee, — die Herren Stahl und Gerlach hingegen als die Doctrinäre der Partei angeſehen werden. Ihr augenblicklicher und höchſter Zweck war der gleiche, die Art ihn zu erreichen verſchieden und mit den Jahren gingen ſie ſo weſentlich auseinander, daß ſie ſich ſchließlich, wie es ſcheint, im Gegenſatze befanden! —

Die ganz unverkennbar republikaniſch-ſociale Volksbewegung entzog ſich ſchließlich ſelbſt allen Boden durch ihr hirnloſes Gebahren. Die National-Verſammlung ſpaltete ſich, der Demokraten-Congreß zerfiel. Die Steuerverweigerung, der blutige Octoberkampf der Arbeiter gegen das Bürgerthum in Berlin, Wrangel's Einmarſch und der Belagerungszuſtand machten dem „ſouverainen Volke“ ſchließlich ein höchſt unſouveraines Ende. Wenn wir hier aus der eigenen Erinnerung Erlebniſſe entrollen, — zum Beiſpiel die romantiſche Geſchichte des Volksredners und nachmaligen Theateragenten Held und der Lucia Lenz in ihrem ganzen ſchleierhaften Reize geben wollten, ſo — ?! — — Dieſe Dinge gehören zu ſehr der politiſchen Demimonde an, haben einen zu ſtarken Beigeſchmack derjenigen Zuſtände, die das Paris des Jahres 1871 bot, als daß wir ſie dem Leſer zumuthen könnten. — —

Im Auguſt 1848 wurde Bismarck's erſtes Kind zu Schönhauſen, ſeine einzige Tochter Marie, geboren. Im December ward Bismarck zum Abgeordneten für Brandenburg gewählt und erſchien auf dem neuen Kampfplatze. — Nachdem die National-Verſammlung ſich ſelbſt unmöglich gemacht, ſie auseinandergeſprengt worden, die von ihr zu berathende neue Verfaſſung aber nur ein Torſo geblieben, war ein neues, ein conſervatives Miniſterium der That ernannt worden, an deſſen Spitze Graf von Brandenburg ſtand und in welches Otto Theodor von Manteuffel I. als Miniſter des Innern eintrat. Sehr glaublich iſt, daß von Bismarck-Schönhauſen ſchon damals genug Einfluß hatte, um — wie Heſekiel meint — Manteuffel zum Portefeuille zu verhelfen. Iſt dies Thatſache, — obſchon uns berichtet wird, daß Bismarck's Verhältniß zu dem Miniſterpräſidenten immer ein durchaus kühles geweſen, — ſo iſt dadurch erhärtet, daß der neue Miniſterpräſident Bismarck wohl als Nichts mehr, denn als der Mann der Lage galt, als eine politiſche Nothwendigkeit. Dies Miniſterium octroyirte nunmehr dem Lande ein Verfaſſung und auf Grund derſelben trat Ende dieſes trüben Jahres die Vertretung zuſammen, um der neuen Lebensform Preußens ihre Sanction zu geben. — —

---

*) In den vorhergehenden Lebensbildern haben wir dieſen ſpäter ſo berühmten General nur als Manteuffel II. der Unterſcheidung wegen bezeichnet.

D. V.

Die alte Ständeverfaſſung, auf Grund deren der allgemeine Landtag getagt hatte, hatte den preußiſchen Staat auf zwei Gewalten geſtellt, auf die Krone als ſanctionirende und ausübende Gewalt, auf die vereinten Stände als berathende, beipflichtende, oder ablehnende. Dieſe octroyirte Verfaſſung hatte aber der Gewalten drei. Die Krone, das Herrenhaus und die Zweite Kammer. — Durch das Dreiklaſſen-Wahlgeſetz war ferner geſorgt worden, daß der Demokratismus ſo frank und frei wie vorher nicht in die Aſſemblee der Geſetzgeber eintreten konnte. Die Wähler wurden durch den Modus des Vermögens geſiebt und die indirecte Wahl wurde ein Filtrum der Geſinnung. Ob dieſe Verfaſſung, ob dieſe Vertheilung der Gewalt unter drei Factoren gut oder ſchlecht war, haben wir nicht zu erörtern. Das Volk mochte ſie im Ganzen und Großen nicht leiden und mit nicht geringerem Mißtrauen ſah ſie Bismarck an. Aber der König hatte ſie gegeben und das war ſeinem patriotiſchen Gewiſſen genug. Er verſuchte ſich ehrlich mit ihr abzufinden und in eine Staatsform einzuleben, die wenigſtens den Vortheil hatte, überhaupt eine Lebensform zu ſein, nachdem man ſeit den Märztagen blind in der formloſen politiſchen Fluth umhergetrieben worden. Was das Ausland anbetraf, ſo hatten zwei gewichtige Thatſachen die allgemeine Lage Europa's weſentlich verändert. — Die heilige Allianz hatte einen ſtarken Riß bekommen! Der greiſe Metternich, ihr hauptſächlichſter Träger, war nämlich abgetreten und Franz Joſeph, der neue, jugendliche Kaiſer, huldigte einer weſentlich andern Politik. Dazu war die franzöſiſche Republik im Verenden; ſie hatte Louis Napoleon zum Präſidenten gewählt. Hinter demſelben ſtand bereits der Cäſarismus und die Säbelherrſchaft! — Daran war noch nicht genug! Am 20. Jan. 1848 hatte Chriſtian VIII. von Dänemark das Zeitliche geſegnet, Friedrich VII., ſein Nachfolger, verkündete faſt unmittelbar nach ſeiner Thronbeſteigung die Geſammtverfaſſung, welche Schleswig-Holſtein däniſch machte. Das war ein Schlag in Deutſchlands Geſicht und Deutſchland war mehr denn je zerriſſen! — Bismarck blickte alſo nicht nur voll Sorgen auf die Entwickelung der Dinge in Preußen, mit noch ſehr viel ſchwermüthigeren Augen blickte er die Weltlage an. So trat er in die zweite Lebensepoche, wo ſein Wirkungskreis, noch mehr ſeine Erfahrung ſich in ganz ungeahntem Maaße erweitern ſollten. — —

Am 26. Februar 1849 wurden in Berlin die Kammern eröffnet. — Welche Stellung Bismarck bereits unter ſeinen Parteigenoſſen einnahm, beweiſt, daß ſie Alle ihn begrüßten, Graf Arnim-Boitzenburg, Miniſter von Manteuffel ſelber! Daß die Zeiten ſich auch geändert hatten, die rothe Demokratie nicht mehr die abſolute Uebermacht beſaß, beweiſt, daß Leute wie Auerswald, Vincke, Grabow, — welche vorher Bismarck's Gegner geweſen, die nachmals es wieder werden ſollten, — jetzt mit ihm auf derſelben rechten Seite ſaßen! — Die Kräfte der Parteien ſtanden ſich ziemlich gleich, wenn man die „Wilden" für königstreu zählte, weil ſie nicht abſolute Demokraten waren. Auch das Miniſterium hatte eine Aenderung erlitten, von Arnim hatte das Aeußere, v. d. Heydt das Handelsreſſort übernommen. Die Zweite Kammer nahm die octroyirte Verfaſſung an, ſchuf damit alſo wenigſtens den neuen Rechtsboden. Wenn Otto von Bismarck jedesmal, ſobald er neu auftrat, ſeinen Gegnern wie Freunden anders erſchien, Beide ihm wiederholentlich dies als einen Abfall von ſich ſelber auslegten, ſo hat es darin ſeinen Grund, daß ſeine Einſicht in die Dinge eine klarere, raſchere war, er ſich der unabänderlichen Thatſache eher zu fügen, — und für die Staatsinterreſſen auszunützen wußte, daß ihm das Vaterland **ſtets höher** ſtand, als ſeine Meinung, während die Anderen krankhaft an der eigenen Doctrin feſthielten. Bismarck, das eine, höchſte Ziel im Auge, zeigte mit gutem Gewiſſen ſich da reactionairer oder liberaler, als es ihm ums Herz war, wo ihm von dem **einen** oder **andern** Wege das **Wohl** der Dynaſtie und Nation abzuhängen ſchien. Sein Auftreten war 1849 deshalb auch wieder ein ganz eigenes. Der octroyirten Verfaſſung, die er nicht liebte, ſtimmte er bei, die deutſche Frage, den Krieg zur Befreiung Schleswig-Holſteins, — zwei Dinge, welche ihm recht eigentlich **Gewiſſensſache** waren, desavouirte er mit äußerſter Energie! — Betrachten wir das von unſerm heutigen Standpunkte, vergleichen wir das Preußen von 1866 mit dem Preußen von 1849, ſo ſind die Gründe wohl klar. Die ganze Welt war aus den Fugen und ſtreitluſtig. Mit Wonne hätte Louis Napoleon eine kriegeriſche Eventualität ausgenützt, um als Sieger nach dem galliſchen Purpur zu greifen, den er drei Jahre ſpäter als Intriguant errang. Konnte man Deutſchland einen, wo jedes einzelne ſeiner Bundesländer in ſich durch Factionen zerriſſen war, wo in Dresden, ſpäter in Baden der lichte Aufruhr losbrach?! — Was verſtand man denn unter Einheit? Wie dachte man ſie ſich denn in Scene geſetzt? Mit Güte oder Gewalt? — Wo nahm man denn die Güte her, da Jeder nicht wie der Andere wollte? Wo die Gewalt her mit einem preußiſchen Heere, das, wie unter Roon geſchildert worden, durch reſultatloſe Experimente desorganiſirt war, die Kaſſen für große Actionen aber leer?? — Hätte man die Doctrinen freilich marſchiren laſſen können, wirkten die Phraſen wie Bajonett und Kugel, wir wären damals höchſt unbezwinglich geweſen. „Das deutſche Kaiſerthum wird nur auf dem Schlachtfelde errungen!“ hatte Friedrich

Wilhelm IV. der Frankfurter Deputation geantwortet, die demokratiſche „Einölung" nützte wirklich Nichts! Als die Zweite Kammer die deutſche Reichsverfaſſung annahm, ſagte Bismarck ſehr mit Recht: „Die Frankfurter Krone mag ſehr glänzend ſein, aber das Gold, welches ihrem Glanze Wahrheit verleiht, ſoll erſt durch das Einſchmelzen der preußiſchen Krone gewonnen werden; ich habe kein Vertrauen, daß der Umguß mit der Form dieſer Verfaſſung gelingen werde!" Den Radikalen aber warf er das geflügelte Wort entgegen: daß ſie dann vor den neuen deutſchen Kaiſer mit dem Reichswappen hintreten würden und ihn fragen: „Glaubſt Du, **dieſer** Adler ſei Dir **geſchenkt**?!" — — Ebenſo definirte er der Demokratie gegenüber den Begriff des „Volks", der zur Parteiphraſe geworden war. Ihm war das Volk die Geſammtheit der „denk- und willensfähigen Nation", nicht „ein beliebiger Haufe von Individuen", die ein Redner für ſeine Anſicht gewinnen kann. Er beſtritt, daß das Staatsrecht auf dem Willen der Bevölkerung allein beruhe und einer ſchwachen Regierung gegenüber mit Gewalt durchgeſetzt werden könne. Es beruhe vielmehr auf der von Gott geſetzten Obrigkeit und ſucht ſeine Entwickelung nur in der „organiſchen Anknüpfung an den verfaſſungsmäßig beſtehenden Rechtszuſtand." Das Alles waren natürlich nicht Dinge, welche die Demokratie bewegen konnten, Bismarck in ihr Herz zu ſchließen. Sie erſtarkte vielmehr in der Oppoſition und nachdem ſie die Aufhebung des Belagerungszuſtandes votirt hatte, der allerdings ſchlecht zu ihren Plänen paßte, wurde ſie aufgelöſt. Neue Wahlen erfolgten auf Grund des neuen Geſetzes. Im Sommer hatten inzwiſchen Ereigniſſe ſtattgefunden, welche weder angenehm noch befriedigend für die Gefühle der deutſchen Nation ſein konnten. Wenn auch die Niederwerfung der Revolution in Dresden unſere Pflicht war, erwarb ſie uns doch nur ſchlechten Dank. Friedrich Wilhelms IV. officielle Ablehnung der Kaiſerwürde hatte das Frankfurter Parlament verſchnupft. Es proteſtirte gegen unſere Intervention, — wir desavouirten daſſelbe. — Wie Bismarck gefürchtet hatte, kam aus dem ſchleswig-holſteiniſchen Kampfe gar nichts heraus. —

Nichtsdeſtoweniger war das Vertrauen, was die in der Paulskirche tagende Verſammlung durch das Angebot der Kaiſerkrone den Hohenzollern bekundet hatte, weder unberechtigt, noch fiel es in Berlin gänzlich auf dürren Boden. Dies Vertrauen bewies, daß in der deutſchen Nation die Ueberzeugung lebe, daß die Löſung ſeiner Geſchicke, die Befriedigung ſeiner Einheitsſehnſucht unter der Aegide der Hohenzollern beſſer gelingen werde, als unter dem öſterreichiſchen Kaiſerhauſe. Wenn es zu weit ſpäterer, viel günſtigerer Zeit erſt zweier erſchütternder Weltbegebenheiten bedurfte, um den Sonderwillen der einzelnen Fürſten und Volksſtämme im Drange der Noth zu brechen, konnte von ihrer freiwilligen Einigung im Jahre 1849 denn ſchon die Rede ſein?! Wie weit er berechtigt iſt, bleibe an dieſer Stelle unerörtert, aber wie der Partikularismus ſtets Hauptgrund der deutſchen Zerſtückelung geweſen iſt, ſo mußte er auch vorerſt das Haupthinderniß für eine nutzbringende Einigkeit werden. Schon daß an den erſten unerläßlichen beiden Bedingungen: daß der Oberbefehl der geſammten deutſchen Streitmacht und die Führung der großdeutſchen Politik in **einer Hand** ſich dauernd befinden müſſe, — das Einvernehmen der Regierungen beſtändig ſcheitern werde*), begriff das Frankfurter wie das Erfurter Parlament nicht. Das deutſche Reichswahlgeſetz war am 12. April angenommen worden und Bismarck nahm es auch an, trotzdem er gegen die Reichsverfaſſung **ſelbſt** war. Er nahm das Wahlgeſetz eben an, nicht weil er von demſelben ein Heil für das Einigungswerk erwartete, ſondern weil er es für an ſich gut, für das beſte Mittel hielt, den wirklichen Volkswillen einſt zum legalen Ausdruck zu bringen! — Am 7. Auguſt trat die neue Zweite Kammer zuſammen. Dieſelbe hatte zwei Aufgaben, die octroyirte Verfaſſung einer Reviſion zu unterwerfen und die deutſche Frage zu beleuchten, welche damals zugleich weſentlich eine preußiſche geworden war. Bei den Debatten über die Verfaſſung war Bismarck's eifriges Beſtreben, dem Königthume wenigſtens zu ermöglichen, mit dem Conſtitutionalismus ſo regieren zu können, wie es für ein kraftvoll erblühendes Preußen nöthig war. Er bekämpfte deshalb beſonders das Steuerbewilligungsrecht des Landtages, denn er ſah in ihm eine Umwälzung des Staatsrechts, eine Verlegung des Schwerpunkts der Gewalt von der Krone in die Kammern. Schaute ſein ahnender Geiſt etwa voraus, daß in dieſem Rechte der Keim des ſpäteren endloſen Conflictes liegen werde?! Stieg ihm ſchon jetzt die Sorge auf, daß die Regierung fortan ſich zwiſchen dieſem Recht und der Gefahr immerwährender ausländiſcher Kriſen, wie zwiſchen Thür und Angel bewegen werde? — Wir glauben ja! — Es giebt ſowohl politiſche, wie künſtleriſche und militäriſche Inſtinkte, Ahnungen, die — ob noch ſo unbeſtimmt, uns ſchon die Folgen einer Sache lange vorfühlen laſſen, ehe ſie ſich thatſächlich bemerkbar machen. —

---

*) Bismarck's Reden, I. Band S. 301—3. — Die geſammten Reden des Fürſten Reichskanzlers ſind in drei Bänden, bis zum Jahre 1870 reichend, ferner in einzelnen Nachtragswerken, die ſpäter näher bezeichnet ſind, zu Berlin im Verlage von F. Kortkampf erſchienen. D. V.

Die deutſche Frage! — Es gab damals einen genialen, aber utopiſchen Staatsmann, Herrn von Radowitz, der die Deutſchen durchaus einig haben wollte, Preußen als den Staat der Initiative hierzu anſah und das Werk, getragen vom Volkswillen, zu vollbringen meinte. Er hoffte das deutſche Problem durch die ſogenannte „Union“ zu löſen. — Die Perſönlichkeit des Herrn von Radowitz war eine ausgezeichnete, das heilige Feuer ſeiner Begeiſterung, die ideale Romantik, mit der er ſeine Sache verfocht und der Zauber ſeines Wortes riſſen Alle hin. „In jedem Redner, der wirken will, muß ein Dichter ſtecken“, hat Bismarck nachmals*) geſagt, und vornehmlich an dieſem Manne machte er dieſe Erfahrung. — Bismarck war gewiß kein Dichter, in der Art eines Radowitz wenigſtens ſicher nicht. Sein durchdringender Geiſt, ſeine kalte Vorſicht, ſeine immer thätige Beobachtungskunſt ſchloſſen völlig aus, was wir dichteriſche Begeiſterung, jenes Hineinwerfen in die Situation nennen, um auf deren breiter, ſtürmender Woge die Flagge des Princips aufzuſtecken! — Bismarck hat Begeiſterung, hat ihr zu verſchiedenen Momenten mit ſeines Herzens voller Gewalt Ausdruck verliehen, aber ſie tritt ſelten an die Oberfläche, iſt vielmehr eine Seelenqualität, die ſtill im Grunde ſeines Gemüths ruht, ernſt, anſpruchslos wie der Glaube ſeiner Väter, aber feſt, undiskutirbar, abſolut wie dieſer, — er hat die Begeiſterung preußiſcher Vaterlandsliebe, die zu **erweitern** er immer, — die zu **verändern** er niemals fähig iſt! — Bereits einer der hervorragendſten, wenn nicht der bedeutendſte Führer der preußiſch-conſervativen Partei, trat er Radowitz mit dem Argument entgegen, „daß deſſen Beſtrebungen auf Koſten des ſpecifiſchen Preußenthums gewagt und, falls ſie gelängen, deſſen Untergang ſein würden.“ Die Phraſe, daß „Preußen in Deutſchland aufgehen müſſe“, war Bismarck's Ueberzeugung ein nonsens und ſeine Ueberzeugung hatte Recht. War jemals Einigkeit oder nur Einigung zu ermöglichen, niemals durch das Aufgehen, alſo das Verfluthen eines Staats und Stammes in den andern, ſondern durch Aſſimilation, durch einen Compromiß, der Jedem das Seine ließ, aber Alle freiwillig und vollberechtigt zum deutſchen Gemeinweſen einte. Daß Preußen gerade, der norddeutſche Staat alſo, der ſeiner hiſtoriſchen Entwickelung, ſeiner Größe, inneren Kraftfülle und ſeines Volkscharakters zufolge, den dauerhafteſten Kryſtalliſationskern für ein deutſches Gemeindeleben in ſich ſchloß, daß dieſer Staat „aufgehen“ ſolle, das mußte für Bismarck eben ſo viel bedeuten, als Preußen mediatiſiren. — „Preußen ſind wir, Preußen wollen wir bleiben!“ ſchmetterte er Radowitz entgegen, dem Manne, der uns den „Rubikon“ überſchreiten laſſen wollte, welcher für uns der Main nach 1866 geworden iſt! Gerade Bismarck's Grundſatz: die Eigenthümlichkeit jedes deutſchen Stammes, ſeine Lebensform, ſobald ſie Niemand ſchadet, zu erhalten, iſt nachmals das ſtarke Band der Seelen und der Leiber geworden, was uns 1871 zu wirklicher Einheit geführt hat! Das Wie iſt das wunderbare Werk Gottes, Bismarck vor Allen aber gebührt das

---

*) Bismarck's Reden, II. Band S. 97.

Verdienſt, mit der Ahnung des Genies es vorgefühlt zu haben! —

Den Winter 1849 zu 1850 verlebte Bismarck mit Familie in Berlin; dort wurde ihm ſein zweites Kind, ſein Sohn Herbert, geboren. — Durch ſeine ganze Stellung als parlamentariſcher Vorkämpfer Preußens war derſelbe längſt dem Hofe näher getreten, hatte ſomit auch Gelegenheit, Louis Napoleons Buſenfreund, Herrn Fialin de Perſigny, kennen zu lernen, der in diplomatiſcher Miſſion des „Präſidenten der Republik" erſchienen war. Das Auftreten dieſer Persona gratissima von Paris war inſofern bemerkenswerth, als es auf den ſittlichen Geiſt und die Solidität der Regierung ſchließen ließ, welche er vertrat. — Am 31. Januar 1850 hatte eine königliche Botſchaft die Verfaſſungsreviſion als beendet erklärt, das neue Staatsgrundgeſetz ward publicirt und die Verfaſſungsurkunde am 6. Februar von Friedrich Wilhelm IV. beſchworen. Dieſe neue Verfaſſung, durch welche Friedrich Wilhelms III. Zuſage thatſächlich erfüllt wurde, mochte nun, — ſei es im conſervativen wie liberalen Sinne, ſo gut oder ſo ſchlecht ſein, als ſie wollte, mangelhaft nach jeder Seite hin war ſie gewiß. Drei Gewalten in derſelben waren zwar geſchaffen worden, die Krone, das Herrenhaus und die Zweite Kammer, aber die Frage über die Competenz der verſchiedenen Staatsgewalten bei Feſtſtellung des Budgets war **nicht ausgetragen** worden, lag als Eris-Apfel zwiſchen ihnen und mußte Zwietracht im Gefolge haben, ſobald ein ernſtlicher Conflict der Anſichten ſie auf die Tagesordnung brachte. Damit war ſchon die Loſung für den kommenden inneren Kampf gegeben! —

Das ſogenannte „Unions-Parlament" zu Erfurt wurde im Frühjahre 1850 eröffnet. — Daß Bismarck dieſer Unionsutopie gegenüber ganz wehe werden mußte, begreift ſich heute leicht, wenn man bedenkt, Was damals hinter den Couliſſen ſpielte. Seit 1849 im Frühjahre ſchon hatte Preußen mit Oeſterreich wegen der Verfaſſungsfrage angeknüpft, letzteres aber hatte deſſen Vorſchläge abgewieſen, obwohl dieſelben auf Nichts hinausliefen, als am Bunde mit Oeſterreich den Vorſitz abwechſelnd zu theilen.

Das hieß nichts Anderes, als Preußen wolle nicht abhängig von einer willkürlichen Majoriſirung ſein, ſondern als europäiſcher Großſtaat gemeinſchaftlich die Führung des deutſchen Bundes haben, den gleichberechtigten Einfluß auf Deutſchlands gemeinſame Geſchicke. Am 27. Februar trat Hannover von dem Bündniſſe mit Preußen zurück, brach offen mit der norddeutſchen Politik, wurde alſo Anhänger des öſterreichiſchen Uebergewichts. Am 26. April forderte Oeſterreich zu einer Bundesverſammlung in Frankfurt auf, — das bedeutete die Majoriſirung Preußens; Preußen proteſtirte alſo. Jetzt traten die kleinen deutſchen Mittelſtaaten zu einem Bunde, dem Vierkönigsbündniſſe, zuſammen, das den Zweck hatte, als dritter maßgebender Factor beide deutſche Großſtaaten, Preußen wie Oeſterreich, zu paraliſiren. Herr v. d. Pfordten in München und Beuſt in Dresden waren das Elternpaar dieſer koſtbaren Idee! — Nachdem von Schleinitz das Portefeuille des Aeußern übernommen hatte und unſere äußere Politik durch ihn mehr Feſtigkeit erhielt, wurde unſer Bundestagsgeſandter von Frankfurt abberufen. Die meiſten deutſchen Staaten gravitirten bereits zu Oeſterreich, das ſich mit ſeinen Verbündeten unter preußiſchem Proteſte als deutſcher Bundestag neu conſtituirte. Der Conflict zwiſchen Preußen und Oeſterreich war unausbleiblich, ſchien nur noch durch Waffengewalt zum Austrage kommen zu ſollen und zwar ſchon jetzt! Die heſſiſchen Wirren kamen noch dazu und boten eine hübſche äußere Handhabe, um die alte Eiferſuchtsfrage zwiſchen Habsburg und Hohenzollern durch kriegeriſche Mittel zur Erledigung zu bringen. — Das war das unfehlbar Richtigſte. Einigkeit war da doch nicht mehr zu erzielen, wo gegenſeitiger alter Groll und Argwohn ſo unausrottbar war, Jeder da den politiſchen Boden ganz zu verlieren glaubte, wo er dem Andern nachgab. —

Die idealen Pläne Radowitz fielen in Nichts zuſammen. Otto Theodor Freiherr von Manteuffel I. übernahm als Miniſter-Präſident das Aeußere, Weſtphalen das Innere. Die preußiſche Armee war gegen Oeſterreich mobiliſirt worden! — Das Spiel ſtand für uns namenlos traurig!! — Nachdem Rußland in den Warſchauer Conferenzen (15. October) Preußen und Oeſterreich vergeblich zu verſöhnen geſucht, letzteres die Gleichberechtigung Preußens beim Bunde abgelehnt hatte, ſah Kaiſer Nicolaus die heilige Allianz des Jahres 1815 bedroht, den Frieden Mittel-Europa's gefährdet, ſah im Geiſte ſchon das Gleichgewicht der Staaten aus ſeinem Hypomochlium gerückt; Czar Nicolaus aber war nicht der Mann, dem ruhig zuzuſehen. — Wie unſere Armee in dieſem Momente gerade beſchaffen war, iſt unter Roon berührt worden. Zwei öſterreichiſche Armeen ſtanden ſchon zum Einfall bereit an unſeren Grenzen, und was uns von den übrigen Staaten, beſonders von Hannover, blühte, wußten wir auch. — Es blieb uns nichts übrig, als — Demuth!! — Wir gingen nach Olmütz!

Bismarck vertheidigte die Olmützer Politik vor der eben eröffneten Kammer, dieſe Politik, die er heimlich verwünſchte, weil ſie den heiligſten Gefühlen ſeines Innern, ſeiner Erziehung, ſeiner Erkenntniß, ſeinem ganzen perſönlichen Weſen aufs Aeußerſte zuwider war! — Warum entäußerte er ſich hier gewiſſermaßen ſeiner ſelbſt? — „Weil ein wackerer Patriot dann ſeinen König am wenigſten verläßt, wenn er **Demüthigungen** erdulden muß!“ Bismarck war durch die zuverläſſigſten militäriſchen Nachrichten zu der Ueberzeugung gelangt, daß wir von Oeſterreich beſiegt werden würden! — Wir denken, man braucht keines weiteren Grundes, um zu begreifen, weshalb ſeine patriotiſche Tugend die Olmützer Politik in dieſer grauenvollen Stunde mit Stoa hinnahm und ſie vertheidigte, um das Entſetzlichſte nicht zu offenbaren, des Vaterlandes tiefſte Wunde nicht zum Ziele der Dolchſtöße aller ſeiner Feinde zu machen!!

Der innere Grimm aber, welchen Bismarck mit viel Tauſenden theilte, befreite ihn jetzt wahrſcheinlich ſchon von einer bisher ſtets feſtgehaltenen Illuſion. — Die Revolution vom Jahre 1848 nämlich konnte für Bismarck's Bewußtſein das Haus Habsburg vom deutſchen Kaiſerthrone nicht entfernen. Trotz Ferdinands I. Abdankung war Habsburg ihm dennoch immer der legitime Träger der Rechte Carls V. geblieben, der Centralpunkt deutſchen Lebens.

Den 27. November 1850 entthronte ſich in Bismarck's Herzen Oeſterreichs Anrecht betreffs der deutſchen Sache aber für immer!! — Vermochte Habsburg nicht, der Einigkeit zu Liebe, den Platz neben ſich dem Preußen Friedrichs II. und Friedrich Wilhelms III. brüderlich zu gönnen, — nun, dann mußte es ſich Preußen fortan gegenüber ſehen! Durch die Drohung kriegeriſchen Einfalls in ſeine Grenzen hatte es die Tradition der heiligen Allianz, welche auf Gleichberechtigung begründet geweſen war, niedergeriſſen und fortan war unſer Staat berechtigt, Nichts weiter zu erwägen, als den preußiſchen Vortheil und ihn zu rechter Zeit und Stunde zu ergreifen!! — Das dürfte Bismarck's Empfindung wohl damals bereits geweſen ſein, und er ſollte ſie eher zur Geltung zu bringen Gelegenheit haben, als er ahnte. — Daß er die Punktation am 3. December vertheidigte, hatte zur Folge, daß die erbitterte öffentliche Meinung auf ihn ſelbſt einen großen Theil des Fluchs von Olmütz wälzte. In ihm wurde der preußiſche Adel mit der ganzen Erbitterung liberalen Haſſes angegriffen! Bismarck erwiederte: „Ich bin ſtolz darauf, ein preußiſcher Junker zu ſein und fühle mich durch dieſe Benennung geehrt! Die Whigs und Tories waren auch Ausdrücke, die urſprünglich etwas Geringſchätziges bedeuteten, und ſeien Sie verſichert, wir werden unſererſeits den Namen des Junkerthums auch noch zu Ehr' und Anſehen bringen!" —

Es war das letzte Wort, was von ſeinen Lippen in der Zweiten Kammer am Dönhofsplatze erklang. Als er hier ſeine Stimme wieder erhob, — 12 Jahre ſpäter, that er es als Miniſter! — Am 8. Mai war das famoſe Londoner Protokoll unterzeichnet worden, ein Tractat, durch den, gegenüber den Anſprüchen Schleswig-Holſteins, die Erhaltung des däniſchen Geſammtſtaates (alſo Dänemarks einſchließlich der Herzogthümer) ausgeſprochen wurde. — Bis zum Jahre 1862 glaubte das deutſche Publikum noch immer, dieſer Vertrag ſei ein für alle Mächte ſolidariſcher, von ihnen untereinander, gewiſſermaßen wie eine Collectiv-Garantie für Dänemark, geſchloſſen worden, ſo daß ein Bruch deſſelben zugleich einen Vertragsbruch der Mächte untereinander, reſp. den

Kriegsfall zwiſchen ihnen involvire. Dies war nicht der Fall! Der Londoner Vertrag war ſchlimm, aber nicht ſo elend, als man glaubte. Jeder einzelne Staat für ſich, alſo auch Deutſchland, hatte dieſen Vertrag mit Dänemark geſchloſſen; ſolidariſch haftbar für irgend eine dritte Macht war er nicht! Ein Recht zur Däniſirung der Lande hatte Friedrich VII. durch denſelben auch nicht, denn er hatte in dieſem Protokoll „die Selbſtſtändigkeit Schleswigs“ zugeſagt und „auf die Incorporation des Herzogthums“ verzichtet. Damals war ferner die Thronfolgerſchaft des Prinzen Chriſtian von Schleswig-Holſtein-Sonderburg-Glücksburg feſtgeſtellt worden, die Gottorper hatten auf ihre Anſprüche verzichtet, die Sonderburg-Auguſtenburger aber waren mit klingendem Gelde **abgefunden** worden! — So lag der Fall, und ſo lange die Herzogthümer nicht incorporirt, alſo däniſch gemacht wurden, blieben ſie unter Dänemarks Regimente! — —

Um dieſelbe Zeit erhielt Bismarck's Lebensſtellung eine große Veränderung, — er wurde Diplomat. — Die Nackenſchläge, welche Preußen erduldet hatte, ſein offener Schwächezuſtand Oeſterreich und dem Bunde gegenüber durfte nicht noch durch eine laxe Vertretung Preußens am Bundestage vermehrt werden. Man bedurfte dort eines Mannes, der Oeſterreich genehm war und die jetzigen delikaten Verhältniſſe mit Behutſamkeit angriff, zugleich aber Preußens Rechten Nichts vergab und mit Energie für Land und Krone da eintrat, wo man etwa beabſichtigte, Preußens ſchiefe Lage noch ſchiefer zu machen. Das Miniſterium Manteuffel, der König ſelbſt, am bitterſten deſſen Bruder, unſer nachmaliger Kaiſer Wilhelm, empfanden die jetzige troſtloſe Lage. Letzterer, ein Mann voll Feſtigkeit, ritterlicher Energie und Thatkraft, wollte den Grund des bisherigen Unheils, unſere elende Wehrverfaſſung, beſeitigen, durch Schöpfung eines geeigneteren Landesſchutzes Preußen das Gefühl ſeiner Kraft und Würde wiedergeben. Ebenſo ſehr aber mußte jedes weitere Beiſeiteſchieben Preußens beim Bunde durch ernſte Willenskraft verhindert werden! Zu dieſem — im jetzigen Augenblicke doppelt ſchwierigen Geſchäft war der bisherige Geſandte in Frankfurt, General von Rochow, nicht der Mann, — aber Bismarck!

Von ſeiner Treue, Energie und der Klarheit ſeiner Grundſätze hatte unſer Kanzler als Parteiführer hinlängliche Proben gegeben, auf ſeine Willenskraft konnte man ſich verlaſſen. Andererſeits war Bismarck am Hoſe zu Wien persona grata durch die Vertheidigung der Olmützer Politik und ſeinen Widerſtand gegen die Radowitz'ſchen Reformvorſchläge geworden. Man glaubte mit einem Manne leicht fertig zu werden, dem die jetzige Situation ſeines Vaterlandes augenſcheinlich ſehr plauſibel war. Wie das preußiſche Volk, ſo ſollte auch der Kaiſerhof ſich hierin verrechnen! —

Wem der erſte Gedanke kam, Bismarck an Rochow's Stelle zu ſetzen, wiſſen wir nicht; kurz, er ward gefaßt, obwohl nicht ohne Bedenken. — Bismarck war nicht diplomatiſch geſchult, ſeines Talents für dieſe Stellung war man nicht ſicher; iſt es doch ein Anderes, ein guter Parteiführer daheim zu ſein, ein Anderes, ſich raſch in den diplomatiſchen Irrgängen zu Frankfurt zurecht zu finden und gerade in der ſchwierigſten Epoche des Vaterlandes gewandt, ſicher und klug deſſen Intereſſen durch die Scylla und Charybdis des bundesfreundlichen Virilſtimmen-Oceans und die Sandbänke von circa zweiunddreißig ſouverainen Willensmeinungen ohne Schiffbruch und Havarie hindurchzuſteuern. — Bereits in Pommern im Frühjahr hatte Bismarck die Nachricht von Dem empfangen, was ihm bevorſtand. Er hatte reiflich das Für und Wider überlegt und war zu dem Schluſſe gekommen, den diplomatiſchen Tanz zu wagen. Des Vaterlandes Gefahr, des Königthums Noth hatten ihn zum Politiker gemacht, der Tag von Olmütz machte ihn zum Diplomaten. Er wußte, was ſein Leitſtern in Frankfurt ſein müſſe und fühlte von vornherein, daß ihn in dieſem ſeinen Willen ſein eigen Volk eben ſo wenig wie die Gegner verſtanden, welche aufs Korn zu nehmen nun ſeine Abſicht ſein mußte. — Er wurde im Mai zu dem Miniſterpräſidenten von Manteuffel beſchieden, der ihm ſagte, der König wolle ihn ſprechen und ihn dann über den Geſandtſchaftspoſten ausforſchte. Daß Bismarck ſofort ſich bereit erklärte, machte den leiſe tretenden Herrn Miniſter ſehr ſtutzig. Noch mehr frappirte bald darauf den König die Unbedenklichkeit Bismarck's gegenüber einer ſo gewagten Aufgabe, — war der Poſten in Frankfurt zur Zeit für Preußen doch der allerwichtigſte. — Der König machte Bismarck auf die Schwierigkeiten deſſelben aufmerkſam. — „Ew. Majeſtät können es ja mit mir verſuchen! Geht es nicht, ſo kann ich ja nach ſechs Monaten oder noch früher wieder abberufen werden!" — Er wurde zum erſten Secretair der Geſandtſchaft ernannt und reiſte ſofort nach Frankfurt. — Es war eine neue, ihm gänzlich fremde Welt, die aber ſeine eigentliche Heimath in weit höherem Sinne noch als die Tribüne am Dönhofsplatze werden ſollte. — —

Die Diplomatie iſt von jeher nicht nur für das deutſche, ſondern für jegliches Volk ein räthſelvoll düſteres Ding, — etwas der heiligen Inquiſition, oder dem Rathe der Zehn von Venedig Aehnliches — geweſen. Der offene deutſche Sinn konnte ſich keine — Vorſtellung von einem Metier machen, welches durch die Feder der Völker Schickſale beſtimmte und dem das Werk, den Frieden zu erhalten, wie, — wenn das Vaterland genug gerungen und geblutet hatte, den Frieden wieder zu ſtiften, als beſonderes Lebensgeſchäft oblag. Die Erfahrungen früherer Zeiten waren nicht geeignet, uns einen Beruf lieben zu laſſen, deſſen Treiben wie deſſen Erfolge an die Väter Jeſu lebhaft erinnerten und deren Shiboleth er als Grundſatz ſeines Gebahrens angenommen hatte. Bis in die neueſte gewaltige Zeit ſchien die Diplomatie wirklich der Gewohnheit zu huldigen, den Verkehr zweier Nationen etwa in demſelben Modus zu ſuchen, welchen Shylok und Antonio gegen einander zur Anwendung brachten. —

Allerdings iſt unſer Vergleich diplomatiſcher Geſchäfte mit denen eines Shylok und Antonio etwas ſtark, aber er iſt richtig. Werden wir doch ſehen, daß es noch in unſeren Tagen der Shyloks diverſe gegeben hat, welche große Luſt empfanden, von Preußen

„. . . ein Stück Fleiſch zu ſchneiden,
Aus jedem Theil des Leib's, von dem ich will!" —

Die Diplomatie Europa's hatte ihren eigentlichen Urſprung in der alten italieniſchen Kaufmanns-Weisheit der Medici, welche dieſelbe den Shyloks des Rialto, wie den Shyloks des Vatican abgelauſcht hatten. Dieſe Art des ſchlangenliſtigen und argwöhniſchen Regozirens durchzog wie ein rother Faden die Regierungen Kaiſer Carls V., Philipps II., Sixtus' V., der Stuarts, wie Ludwigs XIV. Mit Worten entre deux Alles liebenswürdig zugeſtehen, wenn's zur Sache kommt aber thatſächlich nie Etwas einräumen, — ſeine eigenen Aeußerungen argliſtig interpretiren und ſeine Interpretation geeigneten Falls wieder zum Mißverſtändniſſe ſtempeln, — mit der Gottesgabe der Rede Taſchenſpielerei treiben und mit dem größten Schein der Wahrheit zu lügen wiſſen, das war die alte Diplomatenkunſt!

Die allgemeine Weltlage zu Anfang unſeres Jahrhunderts ſchuf dieſem Spiele des Argwohns am Bundestage einen ſehr paſſenden Boden. Seit 1815 war die Politik der geſammten Cabinete Europa's ein Defenſiv-Syſtem gegen Frankreich geweſen und dieſer ruheloſe Staat, der von Napoleons I. Fall bis zum Jahre 1851 bereits viermal ſeine Herrſcher und Staatsformen gewechſelt hatte, gab zu dieſem Syſteme Grund genug. Daſſelbe drückte ſich in der heiligen Allianz aus: Preußen, Rußland und Oeſterreich, die großen Staaten des Continents, traten in engſte Verbindung, um das „europäiſche Gleichgewicht" zu erhalten! Ihre Politik nach Außen war Vertheidigung gegen Frankreich, nach Innen Vertheidigung gegen die Rebellion und Erhaltung des abſolut monarchiſchen Charakters ihres Regiments. Dieſes Syſtem, bei allen ſeinen Mängeln, gewährte wenigſtens den Staaten Sicherheit, obwohl es der wachſenden Kultur der Völker längſt nicht mehr entſprach. Mag man von Metternich halten, was man will, in richtiger Erkenntniß der gewordenen Verhältniſſe in Deutſchland, der brüderlichen Dienſte, die Preußen dem Gemeinwohle im Kampfe gegen Napoleon geleiſtet hatte, wie im eigenen wohl erwogenen Intereſſe Oeſterreichs, — eines Landes, das ſeiner Configuration gemäß, theils für uns Ausland, zufolge ſeiner Bevölkerung aber nur zum geringſten Theile rein deutſch war, — Metternich's unabänderliche Staatsmaxime war bis zum Tage ſeiner Demiſſion geweſen: *treueſtes Zuſammengehen mit Preußen in allen deutſchen und Auslands-Fragen*! Die Reichstradition, von den Hohenzollern eben ſo werth zu halten, wie in Wien, trug als moraliſch Mittel hierzu ſehr erheblich bei. Ebenſo war die Solidarität der Cabinete von Wien, St. Petersburg und Berlin verbürgt und kein Mann hielt mit zäherer Energie an ihr, wie Czar Nicolaus I. und ſein Kanzler Neſſelrode. —

Mit dem Jahre 1848 hatte ſich dies Syſtem geändert; mit dem Jahre 1850 aber war es ziemlich zum Schatten geworden, der nur darum noch eine Scheinexiſtenz führte, weil *gegenſeitiger* Argwohn und Furcht ihn nicht zu *entzaubern* vermochten. Am 31. März war Metternich zurückgetreten, der deutſche Kaiſer war jetzt nur noch Kaiſer von Oeſterreich, — ſomit war die Tradition *erloſchen*! Franz Joſeph, der junge Herrſcher Oeſterreichs, hatte andere Maximen, ihn umgaben andere Einflüſſe und Beiden diente ein — *Schwarzenberg*! — Die neue Maxime, durch die ſchweren Erfahrungen muthmaßlich vorgezeichnet oder gefördert, welche man in Ungarn im Jahre 1848 gemacht hatte, — die Unzuverläſſigkeit der außerdeutſchen Volksſtämme Oeſterreichs, der Lombarden, Czechen, Polen und anderer, ließen die neue Kaiſerpolitik ihren *Schwerpunkt* mehr als vordem in *Deutſchland ſuchen* und zwar — auf *Preußens Koſten*, des Preußen, welches ſchwach, wie man *genau* wußte, militairiſch wenigſtens *total* ohnmächtig war. Die Einflüſſe in der Hofburg waren *gegen* die neue Entwickelung des Volks, wie *gegen* den Proteſtantismus in Deutſchland gerichtet; des Kaiſers Mutter, Erzherzogin Sophie, war die *ausgeſprochenſte Freundin der Jeſuiten*, der *Liguorianer* und *Redemtoriſten*! Ein Mann aber haßte Preußen aufs tödtlichſte, nicht als Oeſterreicher und Römling blos, noch heißer wohl aus perſönlichen, aus Familien-Inſtincten. Fürſt Schwarzenberg konnte wohl nicht vergeſſen, daß ſein Ahnherr Adam Graf von Schwarzenberg von Friedrich Wilhelm, dem großen Kurfürſten, welcher Brandenburg aus dem Staube erhoben hatte, als Verderber ſeines Vaters nach Spandau geſetzt worden war, derſelbe dort ſein Leben laſſen müſſen, ein Leben, was dem Ruine Brandenburgs geweiht geweſen! Nach dieſer Kataſtrophe waren die Schwarzenberge aus dem Norden entwichen und nahmen ihren Haß gegen die Hohenzollern mit. Reich geworden und gefürſtet, vergalten ſie alle Gnaden dem Kaiſerhauſe mit tiefſter Preußenfeindſchaft, und ſeit König Friedrichs I. Tagen iſt nichts Verderbliches gegen den deutſchen Norden, iſt keine diplomatiſche Intrigue zu Preußens Nachtheil eingefädelt worden, ohne daß ein Schwarzenberg nicht aus vollſter Seele mit Ja und Amen dabei geweſen wäre! — Kaiſer Franz Joſeph hätte kein junger feuriger Mann, er hätte — ein Engel an Gemüth, ein ganz univerſelles Genie ſein müſſen, um Oeſterreichs Schwerpunkt in Deutſchland in Einräumung der Gleichberechtigung und der Politik einer auf engſte Freundſchaft gegründeten Solidarität mit Preußen, ſowohl was Aus- wie Inlandspolitik und die ſociale Gemeinſchaft beider Völker anbetrifft, zu ſuchen. Je mehr die „Ausgleichspolitik“ mit den verſchiedenſten Nationalitäten nur deſto greller deren inneren Gegenſatz bekundete, je mehr der Unterſchied deutſcher Kultur und der Kulturloſigkeit der anderen „autonomen“ Stämme und ihr Widerſtand gegen erſtere zu Tage trat, deſto mehr ſuchte Oeſterreich in Deutſchland zu präpondiren, die übrigen Staaten zu ſich herüberzuziehen, Preußen zu iſoliren, zu majoriſiren, kurz an den Rand zu ſchieben und — Dank Preußens Ohnmacht, es gelang! Olmütz war Schwarzenberg's und der Schwarzen großer Triumphtag!! — **Und** der Schwarzen ſagen wir! Ohne den Dingen vorzugreifen, ohne die ſchwere Frage der Gegenwart jetzt ſchon herbeiziehen zu wollen, müſſen wir Eins erwähnen, was frappant genug iſt, um das Geſagte aus ihm zu erklären. —

Seit dem Jahre 1850 nämlich breitete ſich das Jeſuitenthum nicht blos in Oeſterreich, in Mitteldeutſchland, den Rheinlanden, Belgien, Preußiſch-Polen, Schleſien und ſelbſt der Mark außerordentlich aus, es hielt ſeine Miſſionen ſo ungeſcheut offen, griff ſo in das ſociale Leben der bisher friedlichen katholiſchen Bevölkerung ein, daß ſelbſt das hyperfromme Proteſtantenthum, was a tempo ſeine Blüthen trieb, vor den Manipulationen dieſer ecclesia militans die Segel ſtrich, ja daß proteſtantiſch ſeinwollende Blätter ſich fanden, das Loblied von Loyola's ſtillen Söhnen zu ſingen, — bis ſelbſt dem Miniſterium Manteuffel-Weſtphalen nachgerade das Haar zu Berge ſtand!! —

Wie die Situation ſich in Frankfurt anließ, als Bismarck 1851 dort erſchien, kann man ſich denken. Nach Olmütz hielt ſich jeder Duodezſtaat für berechtigt, Preußen mitleidig anzuſehen und, dem Phariſäer gleich, Gott zu danken, „daß er nicht ſei, wie dieſer!" Dazu war Bismarck als Kammerredner höchſt anrüchig. Eine Menge Geſandter kleiner Staaten, denen der Liberalismus Nichts koſtete, weil er ihnen Nichts ſchadete, nahmen ihren tendenziöſen Abſcheu als diplomatiſchen Mantel, um einen Grund für ihre antipreußiſchen Gefühle zu haben. Niemand war am Bundestage, der Bismarck aufrichtig bewillkommt hätte, als der Präſidialgeſandte, der kaiſerliche Geſandte Graf von Thun-Hohenſtein ſelbſt; natürlich nur, weil er in dem Vertheidiger der Olmützer Politik, in dem ultraconſervativen Junker einen abſoluten Anhänger Oeſterreichs ſah, ein gefügig Rohr in ſeinen Händen! Seines Staates Uebergewicht machte er Bismarck auch ſofort begreiflich und behandelte ihn etwa, wie ein wohlwollender hoher Gönner mit ſeinem Protégé umgeht. — Eines Tages, zum Beiſpiel, machte Bismarck Graf Thun ſeinen Beſuch. Dieſer empfing ihn mit höchſt undiplomatiſcher Familiarität, rauchte ſeine Cigarre weiter und ließ im Geſpräch den Vertreter der preußiſchen Krone wie einen Clienten ſtehen. — Ruhig zog Bismarck ſein Etui heraus und nahm eine Cigarre. „Darf ich um Feuer bitten, Excellenz?" Verblüfft ward ihm öſterreichiſches Bundespräſidialfeuer verabreicht und Bismarck nahm darauf ſehr heiter auf dem nächſten Sitze Platz, Politik und Nicotin verſchmelzend. O, es war eine ganz nette Geſellſchaft, in die Otto von Bismarck das Geſchick zu ſehr entſcheidender Stunde verſetzt hatte; — „ergo agimus etiam histrionem" — und das Spiel begann! — —

Wenn je ein Jünger der Staatskunſt ſein Noviziat mit Hinderniſſen antrat, war es Bismarck gewiß. Daß er es gerade zu dieſem Zeitpunkte, ohne Voreingenommenheit und mit einer Naivetät that, welche allen Subtilitäten der Diplomatie ein glänzend klares Auge, eine freie Stirn, eine kauſtiſche Kälte, gelegentlich etwas ſcharf ſtachlichten Humor entgegenſetzte, — dieſe Einfachheit und Gradheit Bismarck's brachte die diplomatiſchen Scholaſtici zu Frankfurt aus dem — Balancement und ließ ſie das erſt **recht ſchief** anſehen, was jedem Andern vielleicht ziemlich gerade und einfach vorgekommen wäre. Bismarck's anfängliche Beſchäftigungen waren vertrauliche Mittheilungen an Freunde, ſpäter namentlich an den General-Adjutanten von Gerlach in Berlin. Ferner beſuchte er die benachbarten Höfe von Darmſtadt, Bieberich und Carlsruhe*), „um das Terrain zu ſondiren“. Im Uebrigen wohnte er den diplomatiſchen Vorträgen bei Herrn von Rochow, ſeinem Chef, bei und übernahm — ob auf Wunſch oder Gewährenlaſſen deſſelben, iſt fraglich, — die Einwirkung auf die Preſſe. Die Artikel, welche er zu dieſem Zwecke ſchrieb oder inſpirirte, waren brillant und machten ungeheures Aufſehen! Ohne an die Oberfläche zu kommen führte er die Gegner ad absurdum und ſchlug die Rodomontaden zu Scherben, mit denen man in Frankfurt ſeine großdeutſchen oder partikularen Jämmerlichkeiten vor dem Publikum aufzuputzen befliſſen war. Bei aller Eiferſucht Rochow's war derſelbe zu klug und patriotiſch, um Bismarck's Bedeutung nicht zu begreifen. Er ſah ferner ein, daß man aus der Olmützer Demüthigung herausmüſſe, namentlich, daß Wilhelm, Prinz von Preußen, der Thronerbe ſeines Bruders, nicht der Charakter war, den bisherigen unwürdigen Zuſtand auf die Dauer zu ertragen! Er ſelber mochte ſich der neuen Aufgabe nicht gewachſen fühlen und ließ das Terrain darum einem Manne, der ſich ja die Zähne an den „Plänen des Prinzen Wilhelm“ ausbeißen konnte. Daß unſer nachmaliger Kaiſer am 11. Juli deſſelben Jahres in Frankfurt war, Bismarck ſprach, über ihn auch ſeine Zweifel gegen Rochow ausdrückte, haben wir ſchon geſagt. Rochow entgegnete aber dem Prinzen aufrichtig genug: „Die Wahl iſt gut; Bismarck iſt friſch, kräftig, er wird gewiß allen Anforderungen Eurer Königlichen Hoheit entſprechen!" — — Wie Prinz von Preußen Bismarck perſönlich ſchätzte, bewies, daß, als deſſen zweiter Sohn (ſein letztes Kind) am 2. Auguſt in Frankfurt geboren wurde, er Pathe des Knaben wurde, welcher ſonach den Namen Wilhelm erhielt. Des Prinzen Zweifel an Bismarck galten ja nur der Größe der Fähigkeit, welche der preußiſche Geſandtſchaftspoſten Oeſterreich und dem Bunde gegenüber erheiſchte, und gerade an dieſem Zweifeln kann man die — faſt gefährliche Bedeutſamkeit erkennen, welche man in Berlin unſerer Vertretung zur Zeit am Bunde beimaß!

---

*) Dies giebt Heſekiel in ſeinem Buche an! D. B.

Am 18. Auguſt erfolgte Bismarck's definitive Ernennung zum Geſandten und Rochow's Verſetzung nach Petersburg. Bismarck nahm in der Villa Rothſchild an der Bockenheimer Chauſſee Logis, wo noch unlängſt der deutſche Reichsverweſer gewohnt hatte; ein — komiſches — aber gutes Omen! — Was Bismarck für ein Diplomatenthum in Frankfurt vorfand, hat er in diverſen Briefen damals ausgeſprochen. Er ſagt (am 18. Mai 1851), daß der „hieſige Verkehr im Grunde nichts weiter, als ein gegenſeitiges, mißtrauiſches Ausſpioniren iſt; — lauter Lappalien, mit denen dieſe Leute ſich quälen. — Dieſe Diplomaten ſind mir ſchon jetzt mit ihrer wichtigthuenden Kleinigkeitskrämerei viel lächerlicher, als der Abgeordnete der Zweiten Kammer im Gefühl ſeiner Würde. — Was wir hier in ein, zwei oder fünf Jahren zu Stande gebracht haben werden, will ich in 24 Stunden zu Stande bringen, wenn die Anderen **nur einen Tag lang wahrheitsliebend und vernünftig ſein wollen.** — Ich habe nie gezweifelt, daß ſie Alle mit Waſſer kochen, aber eine ſo nüchterne, einfältige Waſſerſuppe, in der auch nicht ein einziges Fettauge ſchwimmt, das **überraſcht** mich!! — Jeder von uns **ſtellt** ſich, als glaubte er vom Andern, daß er voller Gedanken und Entwürfe ſtecke, wenn er's nur ausſprechen wollte, dabei wiſſen wir Alle nicht um ein Haar beſſer, **was aus Deutſchland werden wird,** als

Dutken Sommer! — Ueber Politik und einzelne Perſonen kann ich Dir nicht viel ſchreiben, da **alle Briefe geöffnet werden!!**“ — Daß das Spionirſyſtem, die Nichtsnutzigkeit der dort getriebenen Intriguen ſich bis zur — organiſirten Verletzung des Briefgeheimniſſes aufſchwang, haben wir, als wir 1866 in Frankfurt einrückten, thatſächlich beſtätigt gefunden, als das ſchwarze Cabinet entdeckt wurde und ſeine bewußte Communication mit einem gewiſſen Palais! — Radowitz' „Verſuche“, ſagte Bismarck weiter, „ſcheiterten vorzugsweiſe an der Frage der gemeinſamen Vertretung, indem man — vielleicht doctrinärer als nöthig war, darauf beharrte, daß das Geſandtſchaftsrecht der verbündeten Staaten von Hauſe aus zu Gunſten der Bundesregierung abolirt werden ſollte.“*) — „Durch die Frage: ob die einfache Majorität über die Competenz zu entſcheiden hat, oder nicht, iſt der alte Bund zum Theil zu Grunde gegangen, in der jeden Tag die Möglichkeit vorlag, ihn zu ſprengen, ſobald ſie geſtellt wurde.“**) — „Der geſicherte Oberbefehl war am alten Bunde ſchon gar nicht zu erreichen und die Verhandlungen darüber hätten ſo lange dauern können, als der Krieg ſelber!!“***) — „Sobald im alten Bundestage von nationalen Einrichtungen die Rede war, war immer das erſte Wort: „Sie legen uns Laſten auf!“ Das waren die Stimmen des Partikularismus!“****) Gewiß, eine Deutſchland in allen Tiefen erſchütternde, blutige Kataſtrophe allein erſt konnte eine Atmoſphäre reinigen, welche die Miasmen von Jahrhunderten erfüllten! — — Preußen war in Olmütz gedemüthigt worden, aber für ſeine Gegner „noch lange nicht genug!“ Bismarck hatte als Geſandter während dieſer acht Jahre ſeiner Frankfurter Geſandtſchaft „die Coalition, die uns im Jahre 1866 gegenübertrat, in wechſelnden Formen zu bekämpfen gehabt. Zuerſt in dem Bedauern, daß man uns den Frieden von **Olmütz bewilligt** habe, daß die Schwarzenbergiſche

---

*) Bismarck's Reden, Bd. II. 144.

**) Bismarck's Reden, Bd. II. 62 und 63.

***) Bismarck's Reden, Bd. III. 32 und 33.

****) Bismarck's Reden, Bd. II. 161 und 162.

Politik nicht mit **Gewalt** und Entſchloſſenheit durchgeführt worden ſei, — nachher aber in vielfachen Verſuchen, in gemäßigterer oder ſtärkerer Weiſe jene Politik wieder aufzunehmen und ſchließlich in dem Glauben an die Ueberlegenheit der bewaffneten Bundesmacht im Frühjahre 1866."*) — Daß dieſe Abſichten der Gegner Preußens ſehr frühe ſchon, — bereits in den erſten Jahren ſeines Frankfurter Aufenthalts von Bismarck erkannt wurden, er ihnen mit rückhaltsloſeſter Deutlichkeit ſeine wahren Geſinnungen entgegenſetzte, kann ſchon jetzt nicht deutlich genug hervorgehoben werden. Wir glauben nicht fehlzugehen, wenn wir behaupten, daß unſer Reichskanzler bereits im Jahre 1851 die fortan Oeſterreich anzuweiſende Politik erkannt und in dieſer Erkenntniß gradatim im Lauf der folgenden acht Jahre ſo beſtärkt worden iſt, daß der Bund nicht mit ihm und er mit ſeinen Bundescollegen ſchwerlich mehr auskommen konnte! —

Ehe wir Bismarck in Frankfurt durch die Phaſen begleiten, welche ſeine diplomatiſche Kunſt vermöge der unvorhergeſehenen Ereigniſſe zu durchlaufen hatte, welche ſich innerhalb dieſer acht Jahre ereigneten, müſſen wir uns fragen, wie es möglich war, daß bei ſolcher Uneinigkeit der Bundestag ſo lange noch zuſammenhielt? Unbedingt muß es immerhin doch noch einigende Momente gegeben haben, welche verhinderten, daß nicht ein feindſeliger Riß dies altersſchwache Gebäude vom Grunde aus bis zur Zinne ſprengte? — Der Bund beſtand eben — vermöge einer ſogenannten — wie ſoll man ſagen? — nun, durch negative Electricität! Er beſtand vermöge der Furcht vor dem Auslande, namentlich vor Frankreich, vermöge der Furcht vor einer à la 1848 erneuten inneren Revolution, beſtand vermöge der Furcht der kleinen Staaten, daß, wenn ſie allein ſtänden, ſie für Oeſterreich oder Preußen erſt „Ausland" geworden wären, ſie auch — aufgeſogen werden würden. Kurz, die Bundeseinigkeit beſtand aus dem Selbſterhaltungstriebe der kleinen

---

*) Bismarck's Reden, Bd. II. 213.

Staaten und war baſirt auf die Concurrenz Preußens und Oeſterreichs! In Gemeinſchaft konnten die kleinen Staaten ſich halten, durch Anſchluß an einen der beiden großen vielleicht Bedeutung erlangen, in Gemeinſchaft konnten ſie über Deutſchland mitregieren und große Politik treiben, was, — war der Bund gänzlich zerſprengt und Jeder iſolirt, doch etwas gar zu ſchwach ausfallen mußte. Ein einziges poſitives und reelles Band aber hatte Deutſchland in der Schöpfung des ſeligen Maßen, „dem deutſchen Zollverein". Er allein war's, der die wirthſchaftlichen Intereſſen der Völker tief berührte, verbunden mit dem rapiden Eiſenbahnverkehr, dem Aufſchwung von Induſtrie, Handel und Wandel ſeit 1848, er war der eigentliche **Regulator** im Bundesuhrwerk, welcher den einen Egoismus **durch** den andern ſo lange kalmirte, bis die Baufälligkeit des Bundes ſo groß geworden war, daß die erſte wirkliche Eruption auf eigenem Boden ihn völlig zuſammenbrechen ließ. —

Die Orkane ließen denn auch nicht lange auf ſich warten. Im October 1852 kamen in Warſchau die Häupter der heiligen Allianz, die Kaiſer von Rußland und Oeſterreich mit dem Könige von Preußen zuſammen. Es war das letzte Mal! Der erſte Wetterſchlag ſchon ließ die Herren in Frankfurt erſchauern! Durch das Poſſenſpiel des erſten Plebiscit hatte ſich Louis Napoleon im November zum Kaiſer wählen laſſen, am 2. December erfolgte der Staatsſtreich! 'Das blutige Spiel der Kanonen machte der Republik ein Ende und wie unter dem Onkel begann die bonapartiſtiſche Militär-Wirthſchaft wieder! Im Januar 1859 beglückte der neue Kaiſer eine Spanierin, Eugenie von Montijo, Gräfin von Teba, mit ſeiner Hand! — — Dieſe Heirath, welche von keinem politiſchen Belange zu ſein ſchien, hatte doch ihren Ernſt im Gefolge, ſie bedeutete: die Allianz des Jeſuitenthums mit dem Empire! — Louis Napoleon hat in ſeiner Jugend nie Religion beſeſſen, ſein Abenteurerthum hatte ihn im zarteſten Punkte des Lebens, dem Gewiſſen, völlig unempfindlich gemacht.' Nachdem er Eugenien geheirathet hatte, wurde er indeß nach und nach ein Römling vom reinſten Waſſer. Am 2. December hatte er mit allen liberalen Elementen gebrochen. In der Demokratie, wie im Legitimismus mußte er ſeinen bitterſten Todfeind ſehen. Um ſich dauernd zu halten, hatte er außer den Bajonetten nur **Rom** und den von demſelben beherrſchten Klerus! Indem die Kurie Napoleon durch ihre Prieſter im Lande ſtützte, konnte ſie hoffen, die alte Unabhängigkeit der gallikaniſchen Kirche völlig zu brechen, das Gewiſſen Frankreichs direct vom Vatican aus zu regieren! — Ein Beweis, wie wenig freundlich Preußen mit Oeſterreich und Sachſen ſtand, wie letztere Beiden ſelbſt in untergeordneten Dingen ſeinem Intereſſe kein Gehör zu geben Willens waren, iſt, daß in dieſem Jahre (am 24. April) die Seele der Dresdener Regierung, Ferdinand Freiherr von Beuſt, mit der Hofburg einen Staatsvertrag abſchloß, durch den ſich letztere verpflichtete: „beim Bau der Reichenberg-Zittauer-Bahn binnen 25 Jahren einen andern — namentlich **preußiſchen** Anſchluß an Reichenberg **nicht** zu geſtatten." Preußen wurde dadurch ein höchſt empfindlicher Verkehrsnachtheil zugefügt, während unſere volkswirthſchaftliche Politik im Gegentheil doch darauf ſann, die eiſernen Circulations-Arterien Norddeutſchlands zu verhundertfachen! — Nachdem Bismarck in den Sommerferien Oſtende und Holland, dann Weſtfalen und Norderney bereiſt und eine Miſſion in Hannover erledigt hatte, ging er mit Familie nach der Schweiz und Oberitalien. Im October machte er König Friedrich Wilhelm IV. in Potsdam ſeine Aufwartung, wurde zu den Letzlinger Jagden geladen und, — nach Frankfurt zurückgekehrt, ſah ihn der Winter dennoch öfter in Berlin. — Man war daſelbſt mit Bismarck's Geſchäftsleitung am Bunde höchſt zufrieden. War Preußens politiſche Stellung auch außerordentlich gedrückt, ſeine Vertretung in Frankfurt war feſt und würdevoll. Offen heraus hatte Bismarck zu oft erklärt, daß er von der Olmützer Politik **Nichts halte**, als daß er ſich nicht in Frankfurt Feinde genug ſchon gemacht hätte, welche bereits befliſſen waren, durch geeignete Canäle am Hofe zu Berlin ſeine ſtaatsmänniſche **Stellung** zu **untergraben**. Friedrich Wilhelm IV. aber wollte ſich eines treuen und gewandten Mannes nicht berauben laſſen, deſſen

Verdienſt war, fernere Ungebühr an Preußen nicht mehr verüben zu laſſen. Ueber die Wandlung, welche die Erfahrung in ſeinen Auffaſſungen und Anſichten zu Frankfurt bewirkt hatte, ſprach ſich Bismarck Anno 1867 mit voller Klarheit aus: „Im Jahre 1851“, ſagte er*), „bin ich in die praktiſchen Geſchäfte getreten und habe ſeitdem Gelegenheit gehabt, Erfahrungen in der praktiſchen Politik ſechszehn Jahre hindurch in Stellen, wo ich ohne Unterbrechung mit der großen Politik, namentlich aber mit der deutſchen beſchäftigt war, ſammeln zu können. Ich habe mich dabei überzeugt, daß aus dem Zuſchauerraum die politiſche Welt — nicht blos auf den Brettern, die die Welt bedeuten, — anders ausſieht, als wenn man **hinter** die Couliſſen tritt und daß der Unterſchied nicht blos in der Beleuchtung liegt! — — Ich habe in Frankfurt im Amte erkannt, daß viele der Größen, mit denen meine Erfurter Politik noch gerechnet hatte, **nicht** exiſtirten, daß das **Zuſammengehen mit** Oeſterreich, wie es mir aus den Erinnerungen an die heilige Allianz, wie durch die Traditionen der früheren Generationen überkommen war, vorſchwebte, — daß **dieſes nicht möglich war**, weil **das** Oeſterreich, mit dem **wir** rechneten, überhaupt eben **nicht exiſtirte!!**“ — Ja, ſeit dem Jahre 1848 exiſtirte das alte Oeſterreich Metternich's nicht mehr und mit dem neuen konnte man ſich nicht befreunden, ohne ſich zum Sklaven einer Politik zu machen, die dem Selbſtmorde gleich kam. —

Die heilige Allianz, das zweite größeſte Bollwerk der conſervativen Regierungen, ging Anno 1854 im Krimkriege zu Grunde! — Gewiß iſt, daß wenn irgend ein Land das Recht hat, die Politik des Orients zu regeln, ſich an der Neubildung des dortigen Völkerlebens zu betheiligen, dies Recht Rußland eingeräumt werden muß. Daſſelbe iſt natürlich kein ausſchließliches, an ihm Theil zu nehmen müſſen logiſcher Weiſe alle die Völker berechtigt ſein, welche mit der Türkei geographiſch wie merkantiliſch in Berühung ſtehen. Wie das geſchehen könne, iſt freilich ein

---

*) Bismarck's Reden, Bd. I. 266—268.

Problem. — Czar Nicolaus I. verſuchte es einſeitig zu löſen, er zog das Schwert gegen, — England und Frankreich zogen es für den Orient! — Der Krimkrieg war der erſte, wirklich große Waffentanz ſeit den Befreiungskriegen und wurde mit allen Chikanen der neuen Zeit geführt, mit neuen Geſchoſſen, mit Dampfſchiffen, mit dem ausgeſuchten Raffinement moderner Zerſtörungskunſt. Abgeſehen von gewiſſen inneren Unmöglichkeiten konnte Rußland bei allen ſeinen Mitteln doch ganz unmöglich zwei ſo großen Staaten wie England und Frankreich dauernd widerſtehen, welche die vortrefflichſten Armeen und die größten Kriegsflotten Europa's beſaßen. Unter ihren ſchmetternden Schlägen brach an der Alma, zu Inkjerman und Sebaſtopol Rußlands Heldenmuth und das Herz des ehernen Nicolaus, des Atlas, der bisher den europäiſchen Abſolutismus ſiegreich auf ſeinen Schultern getragen, zu dem Alles bisher in Scheu und Verehrung aufgeblickt hatte. Sein Fall begrub die heilige Allianz für immer!! —

Dieſer Krieg geht uns nur in ſeinen Wirkungen auf Deutſchland an. Maßgebend dabei war Oeſterreichs Verhalten und dies Verhalten war — unpolitiſch! — Es mußte ſich entweder zu irgend einer der kämpfenden Parteien offen und feſt, oder zu ſtricteſter Neutralität bekennen und danach handeln. In letzterem Vorhaben und dem Beſtreben, ſeine eigene Integrität mit der Waffe zu ſchirmen, konnte — was Deutſch-Oeſterreich wenigſtens betraf — der Bund wie Preußen ihm ſchwerlich ſeine Unterſtützung verſagen. — Keins von Allem that Oeſterreich. Direct in dieſen Krieg wollte es zwar nicht eintreten, aber unter der Hand doch mitſpielen. Da die Donaufürſtenthümer aus erklärlicher ſtrategiſcher Beſorgniß von Rußland beſetzt worden waren, Oeſterreich ſich ſomit bedroht glaubte, — in unſerm Volke aber die Ruſſenfurcht eine alte Krankheit war und die Olmützer Politik uns feſt an die Wiener Koppel geſchmiedet hatte, — ſo wurde von Preußen mit Oeſterreich für den Fall einer ruſſiſchen Aggreſſion ein Schutz- und Trutzbündniß geſchloſſen. Wir hatten ſchlechten Willen dabei, weil wir für Preußen wie Deutſchland keine Gefahr ſahen, höchſtens der Theil Oeſterreichs in Mitleidenſchaft kommen konnte, welcher nicht deutſch war, an den uns alſo keine Pflicht band. Um dies Schutzbündniß und ſeine hieraus fließenden militairiſchen Folgen nun zu entkräften, verſuchten die kleinen Mittelſtaaten am Bunde, — namentlich Sachſen und Bayern, — eine vermittelnde Stellung einzunehmen, gewiſſermaßen Oeſterreichs und Preußens Cooperation zu neutraliſiren. Dieſe Politik auf eigene Hand ſchlug fehl! — Oeſterreichs Abſicht hingegen war gegen Rußland gerichtet, ſeine ganze Haltung eine feindſelig zuwartende, um bei rechter Zeit eingreifen zu können, und es bemühte ſich, Preußen wie den Bund zu bewegen, bei dieſer Eventualität ſich zu betheiligen. Es hätte, kurz geſagt, dahin kommen können, daß Deutſchland Oeſterreichs ſelbſtſüchtige Wünſche im Orient zu büßen gehabt, der Krieg ſich in den Occident verlegt hätte! — Dieſem Anſinnen trat das Berliner Cabinet entgegen! Wir hatten zwar mobiliſirt, aber nimmer, um unſere Leute Oeſterreichs wegen marſchiren zu laſſen; wir hatten die Deckung des Rheins und die Wahrung deutſcher Unabhängigkeit, ſonſt Nichts im Auge! — Rußland räumte, Oeſterreichs Haltung wegen, die Donaufürſtenthümer, mit ihr eine höchſt wichtige Poſition für den Ausgang ſeiner Sache, vergaß aber Oeſterreichs nachbarliche Rolle nicht! Preußen war mit dieſer Räumung aber nun jeder Nothwendigkeit, ſich ſelbſt ſcheinbar Oeſterreich anzuſchließen, überhoben; es trat von dem Bündniſſe zurück. Rußland verlor das Spiel, Nicolaus I. ſtarb den 2. März 1855, Alexander II. ſchloß unter Bedingungen Friede, die das ſchwarze Meer für daſſelbe vorläufig ſo ziemlich zum werthloſen Beſitz machten. — Rußland beſchränkte ſich deshalb fortan auch auf die Aufgaben, welche im eigenen Innern reichlich genug ſeiner harrten. — —

Der Weltfriede war ein für alle Mal geſtört, die faſt vierzigjährige Völkeridylle hatte ein Ende! Napoleon als Sieger und die bisherige Defenſiv-Trias Europa's geſprengt, war genug, um zu begreifen, daß nicht auf lange Ruhe zu rechnen ſei. Die Sprache Frankreichs gegen Preußen nahm jetzt daher einen ſehr hohen Ton an. Napoleon empfand die erſten Symptome von „Rheinſchmerzen“ und die franzöſiſchen Journale deuteten an, daß nunmehr der Vertrag von 1815 corrigirt werden müſſe. Zugleich erfolgte zwiſchen Rußland und Frankreich eine Annäherung, welche Deutſchland nicht gerade ſehr angenehm ſein, jedenfalls in Oeſterreich Beſorgniſſe erwecken konnte. Für Preußen hatte der Krieg die gute Folge wenigſtens gehabt, daß man durch Energie in die Olmützer Punktation eine Breſche gemacht hatte; daß Bismarck bei dieſer unſerer Feſtigkeit am Bunde auch kräftigſt mitgewirkt hatte, dürfte außer Zweifel ſein. — Im Juni 1855 beſuchte derſelbe die Induſtrie-Ausſtellung in Paris. Hier mag er wohl die Beziehungen angeknüpft oder verſtärkt haben, welche er nachmals zum Kaiſerhofe unterhielt und die ihn ſogar in den Ruf brachten, er ſei ein Schüler und Nachahmer der Politik des dritten Napoleon. Am 25. Februar 1856 endete die Pariſer Friedens-Conferenz, aus ihr ging Frankreichs Herrſcher in einer Macht und Glorie hervor, welche ihn unbedingt als den erſten Machthaber Europa's hinſtellte. Sein „prestige" wurde fortan officieller Ausdruck und Frankreich hielt ſich berechtigt, ſeine Ausſprüche für Europa zum Geſetz erhoben zu ſehen. — Oeſterreich vergaß Preußens kluge Vorſicht während des letzten Krieges nicht, ſein Uebelwollen gegen daſſelbe, unſere beiderſeitige Abneigung trat merklicher jetzt zu Tage. — Die Sommerruhe, welcher Bismarck ſich zu Stolpemünde hingeben durfte, erhielt durch den bekannten „Neuenburger Putſch" im September eine unangenehme Abwechſelung. Dieſen Augenblick hielt Oeſterreich für geeignet, uns zu beſtrafen, weil wir im Krimkriege nicht willig genug in ſein Horn geſtoßen hatten. Es nahm ſich der Schweiz an und wir waren faſt drauf und dran, uns jetzt ſchon gegen daſſelbe mit blanker Waffe vertheidigen zu müſſen, hätte Napoleon als edler Mentor nicht die Sache beigelegt. — Daß derſelbe für uns eintrat, kann ſeiner Werthſchätzung Preußens wohl nicht zugerechnet werden; wir ſtanden damals, was politiſche Macht wie Wehrkraft betraf, zu ſehr unter ſeinem Niveau. Sein Wohlwollen dürfte alſo politiſchen Plänen entſprungen ſein, mit denen er ſich ſchon in jener Zeit getragen haben mag. — Daß er den Rhein längſt im Auge hatte, iſt bekannt und bei Oeſterreichs üblem Willen, —

die Bundeswirthſchaft dazu gerechnet —, hätten wir Frankreich damals unmöglich widerſtehen können. — Napoleon dachte aber erſt die großen Staaten Europa's nach ihrer Wichtigkeit auf — organiſchem Wege zu Boden zu werfen. Oeſterreichs Abſichten auf die Hegemonie in Europa hatten ſich im letzten Kriege zu ſehr bloßgeſtellt, als daß dieſer Staat nach Rußlands Fall nicht als nächſtgefährlichſter bei Napoleon in Frage kommen ſollte, wir und der Rhein entgingen ihm ja doch nicht!! Es galt für Napoleon deshalb, Habsburg im Süden einzuſchränken, ihm im Rücken einen machtvollen Staat als Gegner zu ſchaffen, der an Frankreich durch Dankbarkeit gebunden ſei —, Italien! — **Was** er eigentlich damit that, zu welchen Conſequenzen dieſer Plan führen mußte, **dafür** verſchloß die Vorſehung dieſem ſchlaueſten aller politiſchen Calculatoren völlig den Blick! — Natürlich ſpielte vorerſt Alles noch hinter den Couliſſen, immerhin aber nicht ſo heimlich, als daß Die, welche hinter den Couliſſen ſtanden, die Anzeichen des Kommenden nicht hätten ſpüren ſollen. Im Frühjahr 1857 beſuchte Bismarck nämlich abermals Paris und hatte die „erſten **eingehenden**“ Geſpräche mit Louis Napoleon. Weiter ſagt unſer Gewährsmann Nichts. — Wir können uns von dieſen „erſten eingehenden“ Geſprächen indeß immerhin einen ohngefähren Begriff machen, wenn wir auf den Krimkrieg und die Neuenburger Affaire zurück- und auf das blicken, was die nächſte Zukunft wirklich gebracht hat. Napoleon konnte wohl wiſſen, daß der preußiſche Geſandte von Bismarck für Oeſterreich gerade nicht ſchwärme. Berührungspunkte hierdurch fanden ſich gewiß und dem Kaiſer brauchte ja nur klar zu werden: ob Preußen im ähnlichen Falle ähnlich wie während des Krimkrieges handeln werde! War bei dieſen Geſprächen Napoleon etwa offener als ſonſt, hörte Bismarck alſo mehr, als unter anderen Umſtänden, ſo mochte es deshalb ſein, weil der Kaiſer uns politiſch wie militäriſch eben für ohnmächtig hielt und höchſtens das Bedenken haben konnte, daß, falls er Deutſchlands Gefühle ſehr ſtark alterire, Preußen und der Bund mit Oeſterreich vereint immerhin gegen ihn eine ſehr ſtarke Allianz ſeien, zu der Rußlands Rachedurſt ſich unheilvoll geſellen könne. — Napoleon wird dieſe deutſchen Gefühle ſonach geſchont, das „Nationalitätsprincip“, das „Selbſtbeſtimmungsrecht der Völker“ dagegen ventilirt, unter dieſem Kosmopolitismus Bismarck vielleicht die „italieniſche Einheitsſchöpfung“ als fernes Nebelbild auf der diplomatiſchen Leinwand gezeigt haben. — Von Bismarck iſt bekannt, daß er der verführeriſchſte Menſch ſein kann, ſobald er verführeriſch ſein will, ihm hierzu Mittel ſo entgegengeſetzter Natur zu Gebote ſtehen, daß man von ihnen nie auf den Zweck ihrer Anwendung abſtrahiren kann. Seine Privatmeinung über die Sache dürfte alſo liebenswürdig anheimelnd genug geweſen ſein, daß Napoleon in ihr die Sprache Preußens erkannt und ſich ſehr befriedigt gefühlt haben könnte. Daß Bismarck ohngefähr ſich ſo in Paris verhielt, nehmen wir darum an, weil Preußen nachmals gerade ſo wie im Krimkriege handelte. Daß ſich Bismarck bei dieſen Geſprächen ſogleich aber eine Perſpective in die hoffnungsreiche Zukunft ſeines Vaterlandes und Deutſchlands eröffnete, darauf möchten wir wetten!! — Unſer politiſcher Horizont, Oeſterreich gegenüber, bedeckte inzwiſchen ſich immer mehr. Es wollte die Bundesfeſtung Raſtatt allein beſetzen, alſo die Wacht am Rhein unterm Griffe des Kaiſeradlers haben! War dies vielleicht eine Wirkung Bismarck'ſcher Anweſenheit in Paris?!! — — Zugleich traf Preußen eine innere Kataſtrophe, Friedrich Wilhelms IV. Krankheit und die proviſoriſche Regentſchaft! — Mehrfach iſt der innigen Ergebenheit Bismarck's für ſeinen Monarchen ſchon gedacht worden; daß er den traurigen Fall alſo perſönlich herzlich bemitleidete, ſteht außer Frage. Wir denken aber nicht, daß Bismarck gerade das Manteuffel-Weſtphalen'ſche Regime, ob er es ſeiner Zeit auch geſtützt und vertheidigt hatte, noch für beſonders gedeihlich hielt. Als Staatsmann konnte er, wenn auch die traurige Urſache, ſo doch ſchwerlich deren natürliche Folge beklagen, nämlich daß unſer Kaiſer die Leitung der Geſchäfte übernahm! Die Zukunft war doch wahrhaftig bedrohlich genug, um den entſchloſſenſten aller Männer ans Ruder zu wünſchen. — Der Uebernahme der Regentſchaft ſeitens unſers Kaiſers, der klaren Feſtigkeit ſeines

Programms iſt bereits erwähnt worden. Da Bismarck im Herbſt Berlin und Potsdam beſucht hat, werden ſeine Rathſchläge bei dieſer überaus wichtigen Regierungsangelegenheit vielleicht auch beanſprucht worden ſein, bevor er nach Frankfurt zurückkehrte.

Um für die damaligen Verhältniſſe und Bismarck's Stellung eine Anſchauung zu gewinnen, müſſen wir uns zu einer — vielleicht kühnen Einbildung verſteigen, welche allein ihren Halt in gewiſſen pſychologiſchen Thatſachen hat. Dieſer — unſerer Einbildung gemäß, waren in den leitenden Kreiſen Berlins drei verſchiedene Strömungen zu jener Zeit erkennbar, deren **keiner** Otto von Bismarck völlig angehört, ſie rite acceptirt haben mag. Die erſte Strömung war die ultra-conſervativ-fromme, welche einen ſtark romantiſch-„romaniſirenden“ Anflug hatte und der der reale Boden über dieſem Beginnen völlig entglitten war. Sie hatte bisher regiert, den Tag von Olmütz auf ſich genommen, und wie ſie den Sturz der heiligen Allianz mit Schrecken ſah, eben ſo konnte ſie ſich irgend einen Zuſtand in Deutſchland ohne Oeſterreich nicht denken. Das Ende dieſer Richtung war vor der Thür! — Die zweite Strömung gründete ſich auf treues Feſthalten an der beſchworenen Verfaſſung, Reinigung der Verwaltung und des religiöſen Lebens von der Ueberwucherung bisher privilegirter Coterien; ſie wollte mittels einer reorganiſirten und ſtarken Heeresmacht aus der Olmützer Politik heraus und in Deutſchland Oeſterreich ebenbürtig ſein, aber mit **Oeſterreich zu brechen,** daran dachte man in dieſem Kreiſe auch nicht im Entfernteſten; man hätte es als Ungeheuerlichkeit angeſehen! Dieſer Richtung gehörte der Prinz-Regent mit ſeiner Umgebung an, ſie war die Baſis der beſſeren Zukunft! — Eine dritte Strömung war die „liberaliſirende“, diejenige, welche aus allen Calamitäten durch ein entſchiedenes Gravitiren nach links zu kommen dachte; ſie gebar das Miniſterium der neuen Aera! — Keine dieſer drei Strömungen erfüllte wohl Bismarck's politiſches Programm, keiner hätte er als Miniſter wahrſcheinlich völligen Ausdruck geben mögen. Mit jeder von ihnen aber hatte er gewiſſe Berührungspunkte, die aus ſeiner Vergangenheit ſtammten oder welche in der Zukunft zu Tage traten. Mit der erſten Richtung (der der „Reaction“ kann man ſagen) hatte er inſofern Fühlung, als er ſie 1848 als Gegengewicht der Demokratie mitgeſchaffen hatte und inſofern ſie dieſelbe auch jetzt noch bekämpfte und das Königthum unter allen Umſtänden ſtützte. Mit der liberalen Strömung, welcher principiell Bismarck ſicher am fernſten ſtand, hatte er die **Ziele**, welche dieſelbe und das Volk anſtrebte, gemein, nämlich ein ſtarkes hochgeachtetes **Preußen** in einem politiſch **geeinten Deutſchland**! Alles Andere an der liberalen Richtung hielt er für „Luxus, den nur ein in ſich abgeſchloſſenes, kraftvolles ſtaatliches Gemeinweſen ſich geſtatten dürfe!“ — — Die Richtung des Prinz-Regenten ſtand ihm ſomit am nächſten, der unabweisbare Bruch mit Oeſterreich und der ganzen Bundeswirthſchaft aber war ihm damals ſchon nicht mehr zweifelhaft!! — Dieſe drei Richtungen hatten ferner einen gemeinſamen Parteifehler, den Bismarck ebenfalls nicht theilte. Jede nämlich glaubte, die ſtricte Ausführung ihres Programms allein werde Preußen von ſeiner Ohnmacht befreien, ihm ſeine Bedeutung als Großſtaat zurückgeben. Jeder von ihnen war die Inlandspolitik der Schlüſſel zur Löſung aller Fragen, während Bismarck die **äußere** Politik ſtets **höher** ſtand. Ob wir in Preußen nach dieſem oder jenem Programm regiert wurden, mochte augenblicklich für unſer inneres Wohlbefinden von viel Nutzen oder Schaden ſein, einen directen Einfluß auf den politiſchen Lauf der Welt hatte es ſo wenig, als etwa Oeſterreichs Ausgleichsverſuche. Brachte aber irgend ein Anſtoß von Außen die deutſche Frage zum Austrage, ſo mußten die aus ihm entſtehenden Veränderungen unſere Inlandspolitik weſentlich bedingen, wie ja auch nach 1864, 1866 und 1870 thatſächlich geſchah. — Alle unſere Parteien vergaßen im Jahre 1857, daß ſich die Sonne nicht um die Erde dreht, das Allgemeine dem Beſonderen nie ſich unterordnet.

Das Jahr 1857 hatte überdem diverſe, unſere Zukunft angehende Verhältniſſe gebracht. Die Cartellconvention mit Rußland war (am 8. Auguſt) erneuert worden, Freiherr von Moltke war als Chef in den großen Generalſtab, Edwin Freiherr von Manteuffel (II.), des Miniſter-Präſidenten Vetter, — bisher Adjutant König Friedrich Wilhelms IV., war als Chef in das Militär-Cabinet berufen worden. — Bismarck hatte zu dieſen Verhältniſſen vorerſt gar keine Beziehungen als die, daß durch die beſagte Convention Preußens Einvernehmen mit ſeinem großen Nachbar im Oſten betreffs der ſehr difficilen Grenzverhältniſſe neu feſtgeſtellt wurde, die Ernennung beider Generale aber den Ernſt bekundete, der Heeresverbeſſerung jetzt näher zu treten, einer Sache, die Bismarck ſehr am Herzen lag. — Seine politiſche Stellung in Frankfurt, wie auch nachmals als Miniſter, iſt bis 1866 betreffs Deutſchland die geweſen: jeden Schachzug, den er für nothwendig hielt, zuerſt mit Oeſterreich, dann ohne Oeſterreich, endlich gegen Oeſterreich zu thun. Mit Oeſterreich that er ſie am liebſten, weil dieſe Intention ſtets beim Prinz-Regenten, unſerm Kaiſer, **maßgebend** war, aber er that ſie bereits ohne Hoffnung. — Hauptwerth legte Bismarck auf den Zollverein, als das reellſte deutſche Bindemittel. Aus einem ſeiner diplomatiſchen Schreiben vom 2. April 1858 aus Frankfurt geht nämlich hervor, daß er bereits auf ein Zollparlament ſann, er durch daſſelbe die deutſchen Regierungen „an die Fleiſchtöpfe der Zolleinigung binden“ wollte; auch iſt in ſeiner Frankfurter Correſpondenz nicht nur ein unverkennbarer Zug liberaler Toleranz bemerkbar, ſondern daß er ſehr wohl den Werth des Conſtitutionalismus, die Wichtigkeit der Kammerdebatte als Hebel für die **ausländiſche** Politik einſah und darauf drang, ſich ihrer in verſchiedenſten Fällen zu bedienen! —

Das Jahr 1858 wurde für Preußen ſowohl nach Außen als Innen wichtig. Das Regentſchafts-Proviſorium hörte auf, Wilhelm I. übernahm definitiv die Staatsleitung auf eigene Verantwortung. Das Miniſterium Manteuffel-Weſtphalen fiel, mithin die Olmützer Politik. Daß man dafür ins Extreme und der entgegengeſetzten Richtung anheimfiel, eine Richtung, vor welcher der Prinz-Regent ſeine neuen Miniſter ſelbſt in der bekannten Anſprache dringend gewarnt hatte, iſt ebenſo wie das ſchließliche Loos der neuen Aera geſchildert worden. Von dieſer Anſprache ſoll nur noch hervorgehoben werden, wie Kaiſer Wilhelm damals bereits, durch die traurigſten Erfahrungen beſtimmt, erklärt hatte, daß den Beſtrebungen entgegengetreten werden müſſe: „die **Religion zum Deckmantel** der Politik zu machen.“ Ferner war der Armee-Reorganiſations-Plan bereits in Angriff genommen worden. In beiden Fragen befand ſich Bismarck völlig auf dem Boden des neuen Staatsoberhauptes. — In dieſem ereignißreichen Jahre war Bismarck zum Prinz-Regenten nach Baden-Baden berufen worden und befand ſich während des October und November in Berlin, alſo zu der Zeit, wo das Proviſorium aufhörte, das alte Miniſterium abtrat und die neue Aera geſchaffen wurde. Gewiß dürfte er zum Begräbniſſe der Olmützer Politik treulich die Hand gereicht haben!

1859 kam der italieniſche Krieg! — Derſelbe fand Bismarck nicht mehr in Frankfurt, ſondern in Petersburg!! — Höchſt intereſſant wäre, zu wiſſen, weshalb er nach Rußland und jetzt gerade kam, wo der Entſchluß Preußens, die Olmützer Feſſeln zu ſprengen, den Bund möglicher Weiſe jetzt von aggreſſiven Beſchlüſſen abzuhalten, Bismarck's bewährte Klugheit doch gewiß in Frankfurt nöthig machte. Wir ſind kühn genug, auf Grund unſerer Informationen den Schleier zu lüften, der über der damaligen Verſetzung Bismarck's lag. Seiner Sendung nach Petersburg lag gar keine politiſche Combination zu Grunde, ſie war — ein höchſt perſönliches Arrangement! Miniſter von Schleinitz hatte nämlich den Wunſch, den damals zur Dispoſition ſtehenden Herrn von Uſedom wieder anzuſtellen. Da dieſer jedoch für den vacanten Petersburger Poſten weniger geeignet ſchien, als Bismarck, ſo ward Letzterer gegen ſeinen Willen veranlaßt, Uſedom die Frankfurter Stellung zu räumen! Dies Factum läßt nur zwei Combinationen zu. Entweder war der bis dato ſehr wichtig geweſene Poſten in Frankfurt für Preußen ſo wichtig nicht mehr und man gab ihn an Uſedom, weil die Stellung in Petersburg für Bismarck geeigneter war, oder — es erſchien der preußiſchen Regierung inopportun, Bismarck in Frankfurt zu einem Augenblicke zu laſſen, wo man die Integrität von Oeſterreichs lombardiſchem Beſitze wünſchte, ſchwerlich aber die rationelle Politik Victor Emanuels und Louis Napoleons lieben mochte. Es war vielleicht plauſibler, Bismarck's Energie in Petersburg zu verwenden, welche dann dort eine etwa Oeſterreich feindliche Politik hindern konnte! Es iſt ja bekannt, daß am Anfange des italieniſchen Krieges das preußiſche Cabinet **für** Oeſterreich, das ruſſiſche dagegen **für** Frankreich geweſen iſt. —

Vorhin wurde geſagt, daß Napoleon, als er den Einheitsſtaat Italien errichten half und Oeſterreich hinter die Alpen warf, nicht **wußte, was** er that. — So lange die romaniſche Race beſteht und die römiſch-katholiſche Kirche, war Italien ihr Centralpunkt, der Vatican ihr geiſtig Haupt, ihr natürlicher Beherrſcher. Allein durch die Kraft ihres hierarchiſch-politiſchen Regiments hatte ſich die romaniſche Race in Beſitz der Weltherrſchaft geſetzt und erhalten! Eliſabeth wie die Oranier, Luther wie Calvin, das allmälige Aufblühen des nord- und mitteldeutſchen Lebens in einer ſowohl freien religiöſen als ſtaatlichen Selbſtſtändigkeit, — Alles das hatte ihre Herrſchaft wohl einſchränken, Staaten, wie das einſt mächtige Spanien, entnerven können, — bis zum Jahre 1858 aber hatte die romaniſche Race von ihrer Uebermacht, hatten Petri Nachfolger von ihrer geiſtigen Herrſchaft über die meiſten Völker Europa's **Nichts** eingebüßt! Dem dritten Napoleon erſt war's aufbehalten, dieſer Macht mit eigenen Händen das Grab zu graben!! — Es klingt wie — Wahnſinn, aber iſt doch wahr!! — — Frankreichs Volk war ſeit den Mediceerinnen der Träger der romaniſchen Herrſchaft in Weſteuropa geweſen. Ob Oeſterreich in ſeinen beſten, edelſten Theilen auch deutſch war, in ſeinem geſammten hierarchiſchen Leben war es bis dato **Roms** geiſtige Domaine! Habsburg ſog aus Rom von jeher die **Kraft** ſeines römiſch-deutſchen Kaiſerthums!! — So zerklüftet Italien auch in politiſcher Beziehung, ſo getheilt in kleine Fürſtenthümer und Reiche es immerhin war, bis zum Jahre 1858 war es in ſeinem **römiſchen Bewußtſein** doch einig geweſen und Oeſterreich in der Lombardei der ſtärkſte Wächter des römiſch-katholiſchen Princips!! — — Die Einheit Italiens war gewiß eine nationale, von der Zeit unerbittlich gebotene Nothwendigkeit, aber indem Napoleon mit dem Schwerte dieſem Bedürfniſſe **thatſächlich** Geſtalt gab, wurde er das **Haupt der Rebellion Italiens gegen Roms Autorität und die romaniſche Race ſelber!!!** Mit Oeſterreichs Niederlage zu Villafranca fiel der machtvollſte Hort des Vaticans gegen die moderne Weltordnung, gegen das freie Selbſtbeſtimmungsrecht der europäiſchen Völker! Mit Italiens Einheit beraubte Napoleon den Vatican ſeines alten Beſitzes, des Kirchenſtaats, und degradirte den Papſt vom weltlichen Souverain zum römiſchen Biſchofe, der nur noch Haupt der katholiſchen Kirche war, deſſen Macht allein fortan im Glauben der katholiſchen Völker beruhte, dem man die Hände gebunden hatte und der deshalb fortan zu doppelter Anſtrengung — — der Lungen ſeine Zuflucht nehmen mußte!! — Mit welch ſtiller Ironie wird Bismarck die Folgen eines Kampfes belächelt haben, der Oeſterreich auf Venetien und Pius IX. ſchließlich auf das Weichbild von Rom beſchränkte? Napoleon hatte, ohne es zu ahnen, das **deutſche** Problem geſtellt, deſſen **Todfeind** er, allen Intereſſen des Egoismus, allen Traditionen Frankreichs zufolge, hätte ſein müſſen! **Magenta** und **Solferino** ſind die **erſten Bauſteine** der deutſchen Zukunft geweſen!!! — — Daß hinterher Napoleon eine dunkle Ahnung von Dem hatte, was er denn doch wohl begangen habe, bewies, daß er der Kurie ein franzöſiſches Heer in Rom ließ, daß er das neue Italien im Zuſtande der Abhängigkeit erhielt, immer auf dem Sprunge zu ſtehen ſchien, wieder einzumarſchiren und eine Correction des **eigenen** Werks zu bewirken! — Staaten werden durch dieſelben Mittel erhalten, durch welche ſie gegründet ſind, und ſie werden durch dieſelben Mittel zerſtört, durch welche ſie ſich ihres hiſtoriſchen Urſprungs entäußern! Napoleon III. iſt in Italien der Heroſtrat des Römerthums geweſen, zu — Sedan erſt **merkte** er, daß der Tempel unwiderbringlich in Flammen ſtehe!! — —

Am 1. April 1859 ward Bismarck von Frankfurt alſo abberufen und nach Petersburg verſetzt. — Er bedauerte das tief. Er wäre gerade jetzt gern am Bundestage verblieben, wo er an der Quelle der Entwickelung der Dinge ſtand; ihm ſchien faſt, als ſolle er in Petersburg „kalt geſtellt“ werden. — Mit der Olmützer Punktation hatte man gebrochen, hatte die Erfahrung des Krimkrieges für ſich. Preußen brauchte nur dieſelbe Haltung zu bewahren, um ſicher zu gehen, da der Zuſtand unſerer Landesvertheidigung uns gewiß keine Aggreſſionen, Oeſterreich zu Liebe, erlaubte. Indem man einen andern Geſandten zum Bundestage ſandte, gab man in einer Perſonalfrage nach und zeigte vielleicht Oeſterreich zugleich ſeinen guten Willen. Das neue Cabinet von Berlin überzeugte ſich wenigſtens jetzt, daß nicht irgend eine beſtimmte Perſon, ſondern der Gang der Ereigniſſe **ſelbſt** und die verfehlte Politik Oeſterreichs Schuld waren, wenn man von der Sympathie für deſſen ‚Integrität zurückzukommen gezwungen wurde. — Natürlich hatte Bismarck nun nicht die leiſeſte Einwirkung auf den Lauf der deutſchen Dinge, höchſtens par distance in ſofern, als ſeine Briefe in Berlin an maßgebender Stelle nicht unbeachtet blieben. — Ob Bismarck nun auch Frankfurt widerwillig verließ, „man muß“, ſagte uns ein Staatsmann, „es für eine glückliche Wendung im Leben des Fürſten anſehen, daß ihm vergönnt ward, von dem neuen Platze aus einen freieren, weiteren Blick in die bewegenden Kräfte der großen Politik zu thun. Wie förderlich ihm das geweſen, iſt bekannt genug. So wahr iſt es, daß oft von den großen Perſönlichkeiten ganz unabhängige, zufällige Anläſſe den Anſtoß zu der vollen Entfaltung ihrer **latenten** Kräfte geben müſſen; denn wäre es nach den damaligen Intentionen Bismarck's gegangen, ſo wäre er aus der **für ihn kaum noch** lehrreichen **Enge** der Frankfurter Verhältniſſe in das Miniſter-Präſidium **hineingekommen,** ohne **Petersburg** und **Paris diplomatiſch** kennen zu lernen. —

Bismarck wurde im Jahre 1859 indeß ſo leidend, daß man die völlige Aufreibung ſeiner Kräfte befürchten mußte! Nicht ſeine ſtarke Nervoſität, welche ſchon aus der Deichhauptmanns-Epoche ſtammte, nicht Klimawechſel oder Folge geiſtiger Erregungen, ein äußerer Umſtand war an dieſer Krankheit Schuld und wurde Quelle aller jener ſpäteren Leiden, welche den Fürſten zwingen, ſich zeitweiſe in längeren Pauſen ganz aus dem politiſchen Leben zurückzuziehen. Bei einer Jagd in Schweden hatte er ſich am Schienbeine erheblich verletzt und lange Zeit der Wunde nicht geachtet. Als die Vernachläſſigung ſich ſchließlich ſtrafte und ärztliche Behandlung nicht länger zu vermeiden war, ſoll ein Mißgriff des Arztes oder — Apothekers in der Wahl eines Pflaſters das Uebel vergrößert haben. Genug, dies ſchwere Krankenlager war die Folge und die Nachwirkung deſſelben iſt in allen ſpäteren Jahren bemerklich geblieben; die **volle** Geſundheit hat er ſeitdem nie wiedererlangt.

Die oben beregten, nach Berlin geſendeten Correſpondenzen Bismarck's charakteriſiren die Summe ſeiner Frankfurter Erfahrungen ganz genügend, um einen Blick in ſein Streben rück- wie vorwärts thun zu laſſen, namentlich aber auch, wie er ſich zu Oeſterreich im Jahre 1859 ſtellte. – Unterm 12. Mai deſſelben Jahres ſchrieb er: „Beide Großmächte (Preußen und Oeſterreich) werden von den Fürſten und Regierungen der kleinen Staaten nicht mit gleichem Maaße gemeſſen." — „Stets haben wir uns (im Bunde) **derſelben** compacten Majorität, demſelben Anſpruch auf Preußens Nachgiebigkeit gegenüber befunden." — „Ausbildung des Bundesverhältniſſes mit **öſterreichiſcher Spitze** iſt natürliches Ziel der deutſchen Fürſten und ihrer Miniſter, dieſe Tendenz der mittelſtaatlichen Politik wird mit der Stetigkeit der Magnetnadel wieder hervortreten, weil ſie kein willkürliches Product einzelner Zuſtände und Perſonen darſtellt, ſondern ein natürliches und nothwendiges Ergebniß des **Bundesverhältniſſes** für die kleinen Staaten bildet." — Es wird damit angedeutet, daß die übrigen Bundesglieder nach Oeſterreich gravitiren müßten, wenn ſie in Preußen nicht einen beſſeren Schwerpunkt fänden. Betreffs des Jahres 1859 ſchreibt er: „Wenn ſie, (nämlich die Staatsmänner von Bamberg) ſich aber der Bundeseinrichtungen bedienen wollen, eine Macht wie Preußen ins Feuer zu ſchicken, wenn uns zugemuthet wird, Gut und Blut für die diplomatiſche Weisheit und den **Thatendurſt** von Regierungen einzuſetzen, denen unſer Schutz unentbehrlich zum Exiſtiren iſt, wenn dieſe Staaten uns den leitenden Impuls geben wollen, und ſie als Mittel dazu bundesrechtliche Theorien in Ausſicht nehmen, mit deren Anerkennung alle **Autonomie** preußiſcher Politik aufhören würde, — dann dürfte es meines Erachtens an der Zeit ſein, uns zu erinnern, daß **die Führer**, welche uns zumuthen, ihnen zu folgen, **anderen** Intereſſen dienen, als preußiſchen und daß ſie die Sache Deutſchlands, welche ſie im Munde führen, ſo verſtehen, daß ſie nicht zugleich Sache Preußens ſein kann, wenn wir uns nicht aufgeben wollen.“ — „Ich glaube, wir ſollten den Handſchuh bereitwillig aufnehmen und kein Unglück, ſondern einen Fortſchritt der Kriſis zum Beſſern darin ſehen, wenn eine Majorität in Frankfurt einen Beſchluß faßt, in welchem wir eine **Ueberſchreitung** der Competenz, eine willkürliche Aenderung des Bundeszwecks, einen **Bruch** der Bundesverträge finden. Je unzweideutiger die Verletzung zu Tage tritt, **deſto beſſer!**“ — „Ich glaube, daß wir einen erheblichen Umſchlag in die Stimmung bringen könnten, wenn wir gegen die Ueberhebungen unſerer deutſchen Bundesgenoſſen die Seite ſelbſtſtändiger **preußiſcher** Politik in der Preſſe anſchlügen! Vielleicht geſchehen in Frankfurt **Dinge**, welche uns den vollſten Anlaß dazu bieten!!“

Nicht allein tritt uns hier Bismarck's völlige Verurtheilung der Bundespolitik und Oeſterreichs entgegen, nicht blos die eigentlich reelle preußiſch-deutſche Richtung von Bismarck's Politik, wir ſehen ihn auch ankämpfen gegen die urſprüngliche Intention des Berliner Cabinets, Oeſterreich **beizuſpringen** in dieſem Kriege, ihn gegen Einflüſſe in Berlin ringen, welche uns durch den traditionellen Loyalitäts-Enthuſiasmus in die traurigſten Conſequenzen der Olmützer Politik zurückbringen mußten. Nichts rettete uns damals, daß dies nicht doch geſchah, nur Oeſterreichs gewaltſames Vorgehen **ſelber!** Es ſuchte ohne Preußens Vorwiſſen mittelſt des Bundes daſſelbe zu zwingen, für ſein Intereſſe zu marſchiren, es richtete vorſchnell am 29. April an Sardinien die Forderung abzurüſten, ohne Englands heilſamer Vermittelung Raum zu geben. Preußen majoriſiren wollen, hieß aber Wilhelms I. zollernſchen Stolz in demſelben Augenblicke denn doch zu ſtark verwunden, wo man deſſen bekannte alte Reichstreue, ſeine pietätvolle Erinnerung an alte Waffenbrüderſchaft am Beſten hätte ausnützen können! Mobiliſirt hatten wir, — Deutſchlands Unabhängigkeit zu ſchützen waren wir bereit, mehr aber fortan nicht!! — — Mit welcher Seelenangſt Bismarck im fernen Oſten dem Gang der Dinge zuſah, erhellt aus folgenden brieflichen Aphorismen. Am 2. Juli 1859 an ſeine Frau: „Unſere Politik gleitet mehr und mehr in das öſterreichiſche Kielwaſſer hinein; haben wir erſt einen Schuß am Rhein abgefeuert, ſo iſt es mit dem italieniſch-öſterreichiſchen Kriege vorbei und ein preußiſch-franzöſiſcher tritt auf die Bühne, in welchem Oeſterreich, nachdem **wir** die Laſt auf die Schultern genommen haben, uns ſo viel beiſteht oder nicht, als ſeine eigenen Intereſſen es mit ſich bringen. Daß wir eine ſehr glänzende Siegerrolle ſpielen, wird es gewiß nicht zugeben!“ Bald darauf: „Man iſt hier ſehr gut für mich, in Berlin aber **intriguiren** Oeſterreich und alle lieben Bundesgenoſſen, um mich **hier** wegzubringen, und ich bin doch ſo artig!“ — Am 28. Juni: „Gott ſei Dank ſieht es ja etwas friedlicher in der Welt aus trotz unſerer Mobilmachung, und ich brauche mich weniger zu ängſtigen vor **gewiſſen Entſchließungen!** Es thun mir die öſterreichiſchen Soldaten Leid; wie müſſen ſie geführt werden, daß ſie jedesmal Schläge bekommen, — am 24. wieder!“ —

Wie der vortreffliche Roon, ſo hat auch Bismarck nach dem Frieden von Villafranca tief aufgeathmet, ſah die Welt wiederum mit neuen, weniger ſchwermüthigen Augen an. Wahrlich, wunderbar iſt das Jahr 1859 mit ſeinen Fügungen! Allen Einflüſſen zum Trotz, ob auch Bismarck „kalt geſtellt“ war, — wer erkennt nicht, daß bereits ſein Geiſt über die Geſchicke Preußens Macht gewonnen hatte, es den einzigen Weg des Heils gegangen war, den man noch betreten konnte? Jeder Schritt nebenbei hieß — Verderben!! — —

Bismarck erkrankte im November deſſelben Jahres, auf der Reiſe von Rheinfeld nach Petersburg begriffen, in Hohendorf abermals ſchwer. Dieſes Jahr ſcheint überhaupt, wie bisher kein anderes, an ihm ſeeliſch wie körperlich gerüttelt zu haben. — Als dieſe — — geſchichtlich noch lange nicht gewürdigte, Kataſtrophe Oeſterreichs hereingebrochen war, ſtand Preußen gewiſſen unleugbaren Dingen gegenüber, welche ein entſchiedenes Handeln in der betretenen Bahn verlangten. Napoleon war mit Villafranca der politiſche Pontifex Europa's geworden, Oeſterreichs Schickſal konnte ſich an uns jetzt wiederholen. Dem zu begegnen wurde die Armee-Reorganiſation endlich eine Wahrheit! — Ihre Geneſis haben wir geſchildert. Für Bismarck aber war's genug, daß dies große Werk am 4. Juli 1861 endlich vollzogen war! — Preußens directer Gewinn in dieſem Kriege war, daß es freier und feſter auftreten konnte, daß ein Theil deutſcher Bundesſtaaten, durch Oeſterreichs Niederlage erſchreckt, Preußens Verhalten während des Krieges im Hinblick auf ihre eigenen Intereſſen ſchon nicht mehr unterſchätzen konnten. Raſtatts Beſetzung war Preußen jetzt überlaſſen worden. —

Das Jahr 1860 zeigte bereits des Krieges nächſte Folgen. Oeſterreichs Gereiztheit gegen Preußen, durch die ſchleswig-holſteiniſche Angelegenheit zu Tage tretend, hatte eine ſo beſorgliche Höhe erreicht, daß auf Bayerns Betreiben mit Mühe eine Verſöhnung bewirkt wurde, welche am 25. Juli durch die Zuſammenkunft des Prinz-Regenten und Kaiſers von Oeſterreich zu Teplitz ihren Ausdruck fand. — Ueber dieſe Zuſammenkunft ſchreibt Bismarck den 22. Auguſt: „Hat Oeſterreich die Sicherheit, daß wir für Venedig eintreten werden, ſo wird es den Angriff auf Frankreich zu provociren wiſſen, wie denn ſchon jetzt behauptet wird, daß Oeſterreich ſeit Teplitz dreiſt und herausfordernd in Italien auftrete. Seit der Garibaldi'ſchen Expedition geht die Wiener Politik dahin, es in Italien ſo ſchlimm als **möglich** werden zu laſſen, damit dann, wenn Napoleon ſelbſt **nöthig** finden werde, ſich gegen die italieniſche Revolution zu wehren, allſeitig eingeſchritten und der frühere Zuſtand annähernd hergeſtellt werde. Dieſe Rechnung mit und auf Napoleon kann **ſehr trügen**; wie es ſcheint, hat man ſie deshalb ſeit Teplitz aufgegeben und hofft auch gegen Napoleon zum Ziel zu gelangen. Die unruhige, gereizte Leidenſchaft der öſterreichiſchen Politik bringt auf beiden Wegen den Frieden in Gefahr!“ — — In demſelben Briefe äußert Bismarck, daß zu ihm die Nachricht gelangt ſei, es werde von norddeutſchen Zeitungen ein Verleumdungsfeldzug gegen ihn eröffnet und man klage ihn an, er ſolle ruſſiſch-franzöſiſche Zumuthungen wegen einer Abtretung der Rheinlande gegen Arrondirung im Innern offen unterſtützt haben. — „Dies einfältige deutſche Federvieh der Preſſe“, ſetzt er ironiſch hinzu, „merkt gar nicht, daß es gegen den beſſern Theil ſeiner **eigenen** Beſtrebungen arbeitet, wenn es **mich** angreift!“ — Am 18. September ſpricht er ſich überraſchend offen betreffs der deutſchen Angelegenheiten aus: „Dieſes Syſtem der Solidaritat der conſervativen Intereſſen aller Länder iſt eine gefährliche Fiction, ſo lange nicht die vollſte, ehrlichſte Gegenſeitigkeit in aller Herren Länder obwaltet. Iſolirt von Preußen durchgeführt, wird es zur Donquixoterie, welche unſern König und ſeine Regierung nur abſchwächt für die Durchführung der **eigenſten** Aufgabe, den der Krone von Gott übertragenen Schutz Preußens gegen Unrecht, von Außen oder von Innen kommend, zu handhaben! Wir kommen dahin, den unhiſtoriſchen, gott- und rechtloſen Souverainitätsſchwindel **der** deutſchen Fürſten, welche unſer Bundesverhältniß als Piedeſtal benutzen, von dem herab ſie europäiſche **Macht** ſpielen, zum Schooßkinde der conſervativen Partei Preußens zu machen. Unſere Regierung iſt ohnehin in Preußen liberal, im Auslande legitimiſtiſch, wir ſchützen fremde Kronrechte mit mehr Beharrlichkeit als die eigenen, und begeiſtern uns für die von Napoleon (I.) geſchaffenen, von Metternich ſanctionirten kleinſtaatlichen Souverainitäten bis zur Blindheit gegen alle Gefahren, mit denen Preußens und Deutſchlands Unabhängigkeit für die Zukunft bedroht iſt, ſo lange der **Unſinn** der **jetzigen** Bundesverfaſſung beſteht, die Nichts iſt, als ein Treib- und Conſervirhaus gefährlicher und revolutionairer Partikularbeſtrebungen. — Ich ſehe außerdem nicht ein, warum wir vor der Idee einer Volksvertretung, ſei es am Bunde, ſei es in einem **Zoll-** oder **Vereinsparlament**, ſo zimperlich zurückſchrecken?!" — — Wer, Der das Jahr 1871 erlebt hat, ſieht nicht in dieſen Ausſprüchen unſers Kanzlers, wie derſelbe ſchon Anno 1860 die ganze Perſpective jener großartigen Politik im Auge hatte, die durchzuführen ſeinem kühnen Willen und ſeiner glühenden Vaterlandsliebe gelang? —

Daß Napoleon III. nach der italieniſchen Gloire ſich ſehr fühlte, bewies, daß er 1860 ſeine Pläne gegen den Rhein ſtärker entſchleierte. Das „Saarbrückener Kohlenbecken" war ſeine Parole! — Welche Conſiſtenz unſere Politik ſeit dem italieniſchen Kriege, welches neue Kraftbewußtſein wir bereits erlangt hatten, bewies das ſtraffe Auftreten unſers nachmaligen Kaiſers gegen die franzöſiſchen Beſtrebungen.*) Sowohl öffentlich bei verſchiedenen Anläſſen am Rhein, wie zu Baden-Baden gegen gleichgeſinnte deutſche Fürſten ließ er ſich kraftvoll in der deutſchen Frage aus, und Napoleon, doch ſtutzig geworden, gab friedliebende Verſicherungen. Die ſyriſche Affaire ſchlug inzwiſchen in die Situation hinein und gab für das „Preſtige" eine wohlthätig anheiternde Ableitung. —

Schwer feſtzuſtellen dürfte ſein, wie weit Bismarck's Geiſt bereits auf die Klärung der Dinge in Berlin eingewirkt haben mag. Beim Prinz-Regenten genoß er aber ein erhöhteres Vertrauen, wurde im Sommer 1861 vielfach von ihm in Baden-Baden zu Rathe gezogen, — ja, das Miniſterportefeuille iſt ihm ſchon damals angeboten worden. Auch wohnte er der Krönung König Wilhelms I. am 18. October zu Königsberg an. Die Dinge hatten 1861 in Preußen wie im Auslande ihre Phyſiognomien erheblich verändert; beide Erſcheinungen aber mußten darauf hinwirken, den Mann mehr in den Vordergrund zu bringen, welchen die bisher waltenden Einflüſſe auf unſere Politik nach Petersburg verſetzt hatten. In Preußen war der Reorganiſations-Conflict ausgebrochen, machte reißende Fortſchritte und brachte das liberale Miniſterium ſchließlich zu Falle; Bismarck ſtand unbedingt zum Könige und der Heeresreform. Wie unſere äußere die innere Politik zu bedingen hatte, ſo bedingte unſere militäriſche Tüchtigkeit auch die Kraft unſerer Auslandspolitik, konnte ſomit nimmermehr vom Wollen oder Nichtwollen der Parteien abhängig gemacht werden, ſollte vom Regieren überhaupt in Preußen noch die Rede ſein. — — Weshalb, falls ihm ſchon Anno 1861 das Portefeuille angeboten wurde, nahm Bismarck es nicht? — Wir haben verſchiedentlich von Einflüſſen geſprochen; Bismarck ſpielt ſchriftlich ſelbſt auf gegen ihn gerichtete Intriguen an. — Dies nun iſt ein höchſt myſteriöſer Punkt, den wir nicht näher berühren, welcher ſich in dem allgemeinen pſychologiſchen Gange der Begebenheiten überhaupt nur durch ſein meteoriſch Aufblitzen erkennbar macht. Hatte Bismarck, — was wir bezweifeln, — wirklich etwa Neigung, ins preußiſche Cabinet zu treten, ſo konnte dies doch nur zu einem Zeitpunkte geſchehen, der ihm eine durchgreifende Action geſtattete. Das war vorläufig nicht möglich. — Die Dinge mußten erſt reifen, der Kampf zwiſchen Regierung und Vertretung ſich erſt genügend zuſpitzen, kurz — Bismarck's rechte Stunde mußte gekommen ſein. —

---

*) Unter Kaiſer Wilhelm S. 37.

Die rechte Stunde! — Wie er ſie nützen werde, welche Richtung ſein Miniſterprogramm nehmen werde, — falls man es nicht ſchon ſeit Frankfurt wußte, ward im Jahre 1862, — wenn uns recht iſt, im April oder Mai, bevor er nach Paris ging, ſonnenklar. In einer Unterredung mit dem öſterreichiſchen Botſchafter Grafen Karolyi fiel von ſeinen Lippen das draſtiſche Wort: „der Schwerpunkt öſterreichiſcher Politik iſt in **Ofen** zu ſuchen!“*) Dies Wort erhielt Flügel! An allen Höfen ſprach man von dieſer Aeußerung, in der Diplomatie rief ſie namenloſes Befremden hervor, ja unter den damaligen Staatsmännern gab es Leute, welche in Folge deſſen Bismarck nicht blos jegliche diplomatiſche Fähigkeit abſprachen, ſondern welche, die ihn geradezu für verrückt erklärten! — — Es exiſtirt eine hübſche Anekdote von Hegel. Derſelbe ſoll einſt erklärt haben: „Von allen meinen Schülern hat mich nur **Einer** verſtanden und dieſer Eine hat mich falſch verſtanden *).“ — Daſſelbe, bei Gott, konnte Bismarck auf ſich ſelbſt anwenden! Der Hof von Berlin verſtand ihn — noch nicht, Abgeordneten- und Herrenhaus verſtanden ihn — erſt recht nicht und die Diplomaten, welche ihn etwa verſtanden, hatten ihn — falſch verſtanden! Das Licht der Wahrheit, was er blitzartig leuchten laſſen, war allerdings furchtbar genug, um von Laienaugen für unnatürlich grell gehalten zu werden, aber daß die ſtaatsmänniſchen „Hellſeher“ von Profeſſion ſo mondſüchtig ſein würden, gar kein Auge zu haben für den treffenden Strahl des hereinbrechenden Tages, dürfte dennoch zu bewundern ſein. Eine leiſe Ahnung, daß dieſe diplomatiſch-undiplomatiſche Redensart nicht bloße Phraſe ſei, ſcheint in der Hofburg aber denn doch aufgedämmert zu ſein. Ihre Wirkung machte ſich, wie wir ſehen werden, bereits im November 1863 in der öſterreichiſchen Politik geltend, welche von da ab einen ungeahnten Grad von beklommener Schwäche zeigte. —

---

*) Eine ausführliche Mittheilung über dies Geſpräch erſchien unſeres Wiſſens in der „Europa“, einem Frankfurter Blatte, im December 1862.

Die liberale Partei inzwiſchen griff nicht blos die innere Politik der Regierung an, ſie brachte auch deren auswärtige auf die Tribüne. — Nach einer Seite hin war das vortrefflich, nach der andern höchſt mißlich. Bismarck ſelbſt, wie wir geſehen haben, hielt für wünſchenswerth, durch die öffentliche Debatte einen Druck auf die auswärtigen Verhältniſſe üben zu laſſen, nur die Zeit und Grenze ſolcher Debatte war nicht feſtſtellbar. Sie konnte in derſelben Sache heute ſehr ſchaden, das Miniſterium in peinlichſte Verlegenheit bringen, während dieſelbe Debatte ein Jahr ſpäter vielleicht die nationale Politik der Regierung erheblich unterſtützen konnte. Der Fehler lag in der Luſt des Liberalismus, ſelbſt große Politik zu treiben. Das war gefährlich und unſtaatsmänniſch, weil es jeden Erfolg gerade durch den offenkundigen Eifer vernichtete, mit dem man ihm naiver als vorſichtig zuſtrebte, ihn alſo anticipirte. — Die Oppoſition im preußiſchen Abgeordnetenhauſe ging von kühleren ſtaatsmänniſchen Erwägungen jedoch nicht aus. Schon am 7. Februar hatte von Stavenhagen die deutſche Frage in dem Antrage aufs Tapet gebracht: „Preußen ſolle an die Spitze des deutſchen Bundesſtaats treten und König Wilhelm I. die oberſte deutſche Heeresleitung übernehmen.“ Miniſter von Schleinitz entgegnete: daß die Regierung dem nicht zuſtimme, „weil dieſer Antrag über den damaligen Standpunkt der Regierung weit hinausgreift.“ Am 2. März erklärte der Miniſter: „Die **Einigkeit** der deutſchen Regierungen ſteht höher, als die Einigung!“ — „Wir gehen mit Oeſterreich, ſo lange es uns bequem iſt!“ — Es war die Politik „der freien Hand“, welche inaugurirt wurde. — Erwägt man nun, daß am 9. März alle Verhandlungen zwiſchen Wien und Berlin betreffs Reform der Bundeskriegsverfaſſung abgebrochen wurden, ſo war dieſe Antwort wohl am Orte.

---

*) Dieſer eine Schüler Hegel's ſoll der verſtorbene Profeſſor Dr. Branis an der Univerſität zu Breslau geweſen ſein. D. V.

Der Bürgerkrieg der amerikaniſchen Union hatte inzwiſchen begonnen, Kaiſer Alexander von Rußland aber den erhabenſten Akt humaner Herrſchergroßmuth vollzogen, er hatte am 26. März die Emancipation aller Leibeigenen ausgeſprochen. Sein großes Reich war dadurch in die Reihe der Kulturvölker nunmehr vollwichtig eingetreten, und noch heute vermögen wir die Tragweite einer Maßregel nicht völlig zu ermeſſen, welche einer ſocialen Revolution ſo ziemlich gleich kam. — Daß unſere Armeereorganiſation trotz der Oppoſition vollzogen worden war, ferner die Kämpfe der Regierung mit der Zweiten Kammer bis zum Herbſt 1862 ſind bereits in Roon's Lebensbild geſchildert worden.

Konnte die preußiſche Volksvertretung bis zum Herbſte 1862 die klare unverrückbare Ueberzeugung wohl gewinnen, daß die

Reorganiſation, ſo wie ſie war, eine eiſerne Nothwendigkeit für die Exiſtenz Preußens als Großſtaat ſei? Nein! — Sie war von dem liberalen Miniſterium getäuſcht worden, indem ſich daſſelbe ſelbſt getäuſcht hatte*); hierin aber liegt die Rechtfertigung unſerer Volksvertretung. — Bismarck folgte dem immer ſich ſteigernden Gang der Dinge mit größter Aufmerkſamkeit; er fühlte langſam ſeine Zeit kommen. Von großer Wichtigkeit muß ihm geweſen ſein, daß am 31. October der Londoner Vertrag zwiſchen Frankreich, England und Spanien zur Intervention in Mexiko abgeſchloſſen wurde. Das war ein ſehr weitſchichtiges Unternehmen, was Louis Napoleon während einer für uns kritiſchen Zeit viel zu angemeſſen beſchäftigte, um nicht hoffen zu laſſen, der „Rhein" werde vor der Hand vor dem Manne Ruhe haben, deſſen „Kaiſerthum der Friede" war. — Wie die deutſche Fortſchrittspartei, der in der neuen Kammer abermals die abſolute Majorität zugefallen war, inzwiſchen ſich im Principe ſchon der Regierung gegenüberſtellte und die Intention blicken ließ, ſich auf den Standpunkt von 1848 zu ſtellen, bewies ihr Programm vom 9. Juni 1860, deſſen erſtes Dogma lautete: „Die Verfaſſung iſt das Band zwiſchen Fürſt und Volk!" — Das war eine hiſtoriſche Lüge, eine vollendete Pietätloſigkeit. Waren die Bande zwiſchen unſerm Herrſchergeſchlecht und uns nicht älterer, engerer, unwandelbarerer Natur als dieſe corrigible, alſo wandelbare Verfaſſung? War Wilhelm I. nur mittels dieſer Verfaſſung **König** von Preußen und ohne ſie „Johann ohne Land?!" — — Wenn Bismarck dieſe immer ſchneidigere Zuſpitzung unſers innern Kampfes kommen ſah und ihm ſein Scharfblick vorausſagte, wohin der Conflict münden werde, ſo mußte es ihn als Patrioten tief ſchmerzen, der Welt ein ſolches Schauſpiel in Preußen bereitet zu ſehen, als — Staatsmann konnte ihm daſſelbe aber nicht ganz unwillkommen ſein. Durch dieſen Kampf, mittels deſſen die Fortſchrittspartei ſich zur Herrin der Regierung machen wollte, machte ſie ſich gerade zum unwillkürlichen Factor von Otto von Bismarck's Anſichten! Von jenen Beklemmungen wenigſtens, welche derſelbe im Jahre 1859 „gewiſſen Entſchließungen“ und Intriguen gegenüber empfunden hatte, war er jetzt ſicher himmelweit entfernt. — —

---

*) Unter Roon, S. 370—371, 373.

Am 18. Januar des denkwürdigen Jahres 1862 wurde der Landtag eröffnet. Der Gang des parlamentariſchen Kampfes ſelbſt iſt bekannt. Am 11. März ward das Abgeordnetenhaus aufgelöſt und das liberale Miniſterium fiel, indem ihm die eigene liberale Partei als Empfehlungskarte die Erklärung mitgab, „daß ſie an dieſes Miniſterium nicht mehr glauben könne!“ — Das Miniſterium von der Heydt-Itzenplitz-Mühler-Lippe-Jagow trat ein, Roon blieb. Obwohl conſervativ, konnte es ſeiner Perſönlichkeiten, wie deren Zuſammenſetzung halber, nur ein Uebergangs-Miniſterium ſein. Der königliche Erlaß an daſſelbe (19. März 1862) ſagte: „Es iſt Meine Abſicht und Mein ernſter Wille, der von Mir beſchworenen Verfaſſung und den Rechten der Landesvertretung ihre volle Geltung zu ſichern, in gleichem Maaße aber auch die Rechte der Krone zu wahren und ſie in der ungeſchmälerten Kraft zu erhalten, welche für Preußen zur Erfüllung ſeines Berufs nothwendig iſt und deren Schwächung dem Vaterlande zum Verderben gereichen würde!“ — Dieſer Ausſpruch konnte den parlamentariſchen Körperſchaften eine tröſtliche Garantie ſein, ihren Horror gegen den „abſoluten Ariſtokratismus“ ſchwinden laſſen. Es geſchah aber nicht und die Maßnahmen des Miniſteriums Lippe-Jagow hinterher brachten die Furcht vor dieſem abſolutiſtiſchen Ariſtokratismus erſt recht zur Blüthe. Für Bismarck hingegen mußte dieſer königliche Erlaß eine beſonders tröſtliche Stärkung des feſten Glaubens an ſeinen königlichen Herrn werden, die Dominante für eine Harmonie in der Zukunft! — Die Thätigkeit beſagten Miniſteriums während des Jahres 1862 iſt ſchon beſprochen, für Bismarck konnte dabei nur von Belang werden, daß zwei Principe, denen er gleich fern ſtand, die parlamentariſche Demokratie und die Reactionspartei, ſich reſultatlos an einander abarbeiteten. Beide leiſteten ihm für ſeine große politiſche Campagne den Eclaireurdienſt, Nichts weiter! — Bevor am 19. Mai der neu gewählte Landtag ohne des Königs Anweſenheit eröffnet worden, alſo der Kampf in erhöhterer Temperatur von beiden Seiten begann, hatte Bismarck's Miſſion in Petersburg ihr Ende erreicht. Am 17. bereits war er bei Enthüllung des „Brandenburg-Denkmal" in Berlin gegenwärtig, am 23. Mai wurde er als Geſandter nach Paris verſetzt. In der Zwiſchenzeit, die er in der Reſidenz verlebte, iſt mehrfach mit ihm wegen Uebernahme des Portefeuilles des Miniſter-Präſidenten verhandelt worden, die Angelegenheit aber zerſchlug ſich; Bismarck zog Paris wohl aus mannigfachen Gründen vor. — Seine letzten Briefe an ſeine Schweſter Malvine aus Petersburg zeigen genügend, daß Bismarck ſeiner Kränklichkeit wegen ſich vor der aufreibenden Pflicht eines Premier-Miniſters ſehr ſcheute. Neben dieſen phyſiſchen mögen auch Gründe des Parteipolitikers wie Diplomaten ihn beſtimmt haben, zu refuſiren. Die Situation des Kampfes gegen das Parlament war allerdings ſchlimm, aber — „noch lange nicht genug!", unſere Stellung zu Frankreich aber eine ſo fragile, daß, ob ſie durch den mexikaniſchen Krieg auch nicht gerade ſchärfer wurde, jedenfalls immer ein „qui vive" erheiſchte. Die Stellung in Paris war alſo nicht blos wichtig, ſondern auch lehrreich und intereſſant für Bismarck und wurde nachmals von unberechenbarem Vortheile für ihn. Seine Briefe aus Frankreich bis zum 12. September (der letzte iſt aus Toulouſe datirt) bieten, — außer daß wir ſehen, wie wohl es Bismarck in den Bädern von San Sebaſtian und Biarritz ergeht, nur zweierlei Bemerkenswerthes. Er ſpricht faſt immerwährend mit peinlicher Unruhe und Widerwilligkeit betreffs der ihm näher rückenden Miniſter-Präſidentur, ſpricht abermals von gewiſſen „Einflüſſen" und „Gegnern", — von Kaiſer Napoleon aber ſo gut wie gar Nichts. Möglich, derlei Briefe ſind doch vorhanden, natürlich zur Veröffentlichung aber noch nicht gekommen; das Spionirſyſtem, was ihn in Frankfurt ſchon zu ernſtmahnenden Worten gegen die eigene Frau zwang, trieb in Frankreich aber ſo exotiſche Blüthen, daß er ſchwerlich die „mouchards" betreffs ſeiner Perſon in die geringſte

Verſuchung geführt haben wird. Ein freies politiſches Ausſprechen, wie von Petersburg aus geſchah, iſt nirgend in ſeinen Briefen erſichtlich, es ſcheint auch, als wenn Bismarck ſich der heimiſchen Politik gegenüber abſichtlich indifferent gehalten, ſich völlig in ſich verſenkt habe, wie — etwa der Feldherr thut, der ſeinen Schlachtplan entwirft, ehe die verhängnißvolle Trompete gellt, die ihn auf den Gaul wirft und in den lichten, lohenden Streit! —

Während Bismarck noch in Frankreich weilte, bewies König Wilhelm I., daß es ihm an der Macht nicht mehr gebreche, den Willen zu bekunden, Preußen wieder zu ſeiner vollen Gültigkeit zu verhelfen. Den heſſiſchen Wirren gegenüber wurden zwei Armeecorps marſchbereit gehalten, und nur die Demüthigung des hartköpfigen Kurfürſten und die Entlaſſung ſeines Miniſteriums beugten der preußiſchen Intervention vor. Graf Bernſtorff, Miniſter des Aeußern, hatte freundſchaftliche Beziehungen zu Italien angeknüpft und die offene Anerkennung des neugegründeten Königreichs erfolgte am 21. Juli. Der parlamentariſche Conflict hatte ſich inzwiſchen bis zu dem äußerſten Punkte geſteigert, über welchen hinauszugehen unmöglich ſchien. Die Zweite Kammer hatte die Koſten der geſammten Armeereorganiſation geſtrichen, alle Vermittelungsvorſchläge Roon's abgelehnt! — Das Land war tief erregt. Dieſer Ringkampf konnte nur mit Revolution oder Reaction, ſo ſchien es, enden. In einer faſt verzweifelten Lage, wo unſers Kaiſers Seele in den ernſteſten Selbſtkampf mit ſeinem Schwur und der unerbittlichen Staatsnothwendigkeit gerieth, Roon aber vom langen Widerſtande erſchöpft war, wurde Otto von Bismarck aus den Pyrenäen nach Berlin gerufen. Er trat in ſeine vierte, — die gewichtigſte Lebensphaſe. Das — längſt Geahnte, Unabänderliche geſchah, er ſollte der Miniſter werden, welcher aus dem Dilemma herausführte. — Konnte ein alter Debattenſtreiter wie Bismarck nicht mit der Parteileidenſchaft fertig werden, verſagte auch dem altbewährten Sekundanten der Krone die Kraft, dann — — nun dann hätten wir ein anderes Miniſterium Manteuffel gehabt!!! — —

Für Bismarck's Charakter und die Art, wie er ſein Verhältniß zu ſeinem Monarchen im Sinne der alten Vaſallentreue ſeines Geſchlechts auffaßte, beweiſt, **wie** er ſein Amt antrat. — Von Frankreich eiligſt nach Berlin citirt, erklärte e dem Könige: „Majeſtät hat mich zu Ihrem Dienſt berufen, ic thue ihn ohne Weiteres als Schuldigkeit!“ — Gefragt, au welche Bedingung hin er denn das Miniſterium annehme, entgegnete er: „Unbedingt und ohne Vorbehalt! Die Zukunft ma das Weitere lehren.“ — Es hat in der Welt ſehr große Männe ſchon gegeben und vor den Menſchen thaten ſie genug, un bewundert zu werden; vor Gott galten Viele von ihnen aber ver teufelt wenig, denn der — Schubiak ſaß ihnen dennoch ſtill in Herzen. Das eben macht Bismarck dem Patrioten ehrwürdig daß niemals, in keinem Lebensaugenblicke, in ihm der Menſc und Chriſt im Berufe unterging! — Er trat im ſchwierigſte Augenblicke ſein Amt an und ſah das alte Hotel Hardenberg an Dönhofsplatze unter Umſtänden wieder, welche die troſtloſe Phyſiog nomie von 1848 anzunehmen im Begriff ſtanden. Die Competen der drei Staatsgewalten zur Feſtſtellung des Budgets war ein offene Frage, dieſe Competenz hatte jede dieſer Gewalten i der Hitze des Gefechts für **ſich mehr** als billig in Anſpruc genommen, die Grenzen der Verfaſſung waren von beide äußerſten feindlichen Parteien gedehnt worden. Das Proble war nun, dieſe Grenzen von links wie rechts auf ihren natu gemäßen Raum zu verengen! Mißlang dies, wurde die Dehnun fortgeſetzt, ſo zerſprengte die Verfaſſung! — Bismarck's libera Gegner, die Fortſchrittspartei, die Feinde von Unten, glaubte daß „der reactionaire Junker von 1848, der Stock-Preuße vo Erfurt“, der Mann, welcher in Frankfurt ſich verhaßt, zu Petersbu beliebt gemacht hatte und nun aus der Intriguenſchule des Decembe Mannes kam, — daß dieſer Mann als ein blutloſer Unterdrück die Verfaſſung alsbald ſprengen **werde**; — Bismarck's Gegn von Oben aber erwarteten, daß er die Verfaſſung alsba werde ſprengen **müſſen**! Links legte man ihm als Abſic aus, was man rechts als eine ihm aufgezwungene Nothwendi keit erachtete; beide Parteien aber meinten: die innere Lage kön eben nicht mehr **ſchlechter** ſein, folglich müſſe die Kataſtrophe erfolgen. — Bismarck bewies ihnen Beiden nun, daß die innere Lage noch **viel ſchlechter** werden könne, bewies es ihnen mit der Verfaſſung in der Hand, brauchte ſeine Gegner Oben wie Unten ab und rettete den **Schwur** ſeines gewiſſenhaften Königs, rettete die **Verfaſſung** und rettete das **Land**! Das iſt der ganze Sinn ſeiner Thätigkeit bis zum Frühjahre 1866. — Bismarck zog das Budget pro 1863 zurück, regierte budgetlos weiter und aus dem Reorganiſations-Conflict wurde der Verfaſſungskampf! Links Schäumen! Rechts Jauchzen! Bismarck that beiden Theilen eben ihren Willen!! — Die extremen Parteien wußten wohl ſo gut wie Bismarck, daß deſſen neuer Weg, dieſes Hinausſchieben der Entſcheidung mittels einer Situationsverſchärfung die Kataſtrophe nur deſto ſchwerer machen müſſe und bauten erſt recht hierauf ihren Sieg, aber keine dieſer beiden Parteien wußte oder ahnte auch nur, daß es Bismarck weniger auf die Inlandspolitik, ſondern die auswärtige ankam. Von der auswärtigen Politik die innere bedingen zu laſſen, daß alſo die Napoleoniſche Staatsmaxime gerade umzukehren ſei, war die Ueberzeugung, welche König Wilhelm I. nunmehr gewonnen hatte und die ihn das auswärtige Amt an Bismarck, kaum drei Wochen nach deſſen Eintritt ins Cabinet, geben ließ. Wollte man glauben, unſer Kanzler habe die Auslandspolitik à la Napoleon nur benutzt, um die inneren Zuſtände zu calmiren, ſo wäre das nicht blos frivol, es wäre überaus kurzſichtig. Dies Bismarck zuzutrauen, war ſowohl der Fehler der Demokratie wie der Reaction! Er ließ vielmehr den innern Conflict ſich ganz regelrecht bis zur äußerſten Conſequenz austragen und brauchte ihn zum Schleier, **hinter** dem er das ihm Wichtigſte, die Auslandspolitik, die Politik der Zukunft vorbereitete, in welcher die einzige allſeitige Verſöhnung lag! — Unſere Landesvertretung hat das zweifellos poſitive Verdienſt, mit Bismarck die gleichen preußiſch-deutſchen Ziele gewollt, durch ihre Anſtöße ſie weſentlich **mit** erſtritten zu haben, ſie hatte aber auch das negative Verdienſt, durch ihre vorurtheilsvolle Leidenſchaft und ehrgeizige

Parteidoctrin das Ausland **blind** für unſere eigentliche Kraft gemacht zu haben. — Nach dem Tage von Nikolsburg (im September 1866) iſt von den „zwei Seelen“ im preußiſchen Cabinet mehrfach geredet und geſchrieben worden. Innerhalb des Miniſterium Bismarck beſtand dieſe Zweiſeelen-Theorie nie, unſer Kanzler war nicht der Mann, ſich eine entgegengeſetzte Nebenſeele im Amte gefallen zu laſſen. Dieſe zwei Seelen indeß haben beſtanden und zwar von 1862 ab inſofern, als eine bewußte **andere, nicht** im Cabinet befindliche Seele **Oeſterreich** noch mit leidenſchaftlicher Liebe **umfaßt** hielt und vom **Verfaſſungsleben Nichts wiſſen** wollte, während Bismarck von **Oeſterreich Nichts** mehr wiſſen wollte, vom **Verfaſſungsleben** aber deſto **mehr!** Dieſer andern Seele ward ſchon im Sommer 1865 das politiſche Lebenslicht ausgeblaſen. — — —

Als Bismarck das Budget pro 1863 zurücknahm, wollte er den Streit bis nächſtes Jahr in der Hoffnung verſchieben, daß die Leidenſchaften etwas abdampfen würden. Er hoffte, aber glaubte es wohl nicht. Entweder fürchtete dieſe Abdampfung die Kammermajorität für ſich, oder ſie hielt Bismarck's Maßregel für ein Gefühl miniſterieller Schwäche.

„Den Teufel halte, wer ihn hält,
Er wird ihn nicht zum zweiten Male fangen!“

Deshalb ward am 6. October die Reſolution eingebracht, daß der Etat pro 1863 noch vor dem 1. Januar eingebracht werden müſſe. Ein Amendement (Vincke-Stargard) hierzu beſagte: „daß die Regierung einen außerordentlichen Credit nachſuchen ſolle, falls ſie den Etat nicht vor Januar einbringen könne.“ Bismarck erklärte dies Amendement annehmbar und ſprach zugleich aus: „Die Streitfrage, welche uns beſchäftigt, enthält zwei nicht nothwendig zuſammenhängende Momente, das der Militär-Reorganiſation und der Verfaſſungsfrage über die Competenz der verſchiedenen Staatsgewalten bei Feſtſtellung des Budgets; die letztere wurde vor 12 Jahren in und zwiſchen beiden Häuſern und der Regierung verhandelt, ohne ausgetragen zu werden. Die Löſung derſelben dürfte durch Dialektik ſchwerlich, ſondern nur durch ſtaatsmänniſche Praxis erledigt werden.“ Dieſe Auseinanderſetzung wurde der Zweiten Kammer aber gerade Anlaß, einen neuen Riegel vorzuſchieben, indem man die Reſolution pure, ohne das Amendement Vincke, annahm, alſo den Stier bei den Hörnern zu faſſen ſuchte. Zweierlei hatte hierzu beigetragen, ein ungeſchickter Artikel der Sternzeitung vom 25. September, welcher das „Kommende“ vorausſagte, wie Bismarck's heißſpornige Auslaſſungen in der Budget-Commiſſion am 30. September. Die „ungünſtigen Grenzen Preußens“ und die Theorie „von Blut und Eiſen“ wirbelten ungeheuren Staub auf! Man dachte dabei an Vergewaltigung, Kriegsgelüſte à la Louis Napoleon, kurz ward in Dem beſtärkt, was man von Bismarck ſchon längſt argwöhnte! Die Budget-Verweigerung wurde beſchloſſen, die Genehmigung der Staatsrechnungen pro 1859—1860 ausgeſetzt. Das Herrenhaus aber lehnte Tags darauf das alſo corrumpirte Budget ſeinerſeits ab. — Bismarck erklärte daſelbſt: „daß nach dieſer Re[illegible]ation die Regierung auf ihr bisheriges „Vermittelungsverfahren verzichte.“ — Der offene Streit war ſonach erklärt! Sämmtliche Fractionen der Abgeordneten, außer den Conſervativen, hielten über dieſen Herrenhausbeſchluß Conferenz. In der letzten Sitzung (13. October) des Abgeordnetenhauſes erfolgte der bekannte Null- und Nichtigkeitsbeſchluß gegen Herrenhaus und Regierung. Hierauf ſchloß Bismarck das Haus und erklärte: Die Regierung ſehe ſich in die Nothwendigkeit verſetzt, den Staatshaushalt ohne die in der Verfaſſung vorausgeſetzte Unterlage führen zu müſſen. „Sie iſt ſich“, fuhr er fort, „der Verantwortlichkeit in vollem Maaße bewußt, die für ſie aus dieſem beklagenswerthen Zuſtande erwächſt; ſie iſt aber ebenſo der Pflichten eingedenk, welche ihr gegen das Land obliegen und findet darin die Ermächtigung, bis zur geſetzlichen Feſtſtellung des Etats die Ausgaben zu beſtreiten, welche zur Erhaltung der beſtehenden Staatseinrichtungen und zur Förderung der Landeswohlfahrt nothwendig ſind, indem ſie die Zuverſicht hegt, daß dieſelben ſeiner Zeit die nachträgliche Genehmigung des Landtages erhalten werden." — Der Verfaſſungs-Conflict war da!! — — Drohte Bismarck etwa mit Suspenſion der Verfaſſung? Lag nicht in ſeiner Verantwortlichkeits-Erklärung von vornherein die Vorausſetzung einer künftigen Indemnität vor, um zu verſöhnender Löſung zu kommen? — Das Abgeordnetenhaus ſah in dieſem Benehmen Bismarck's vielleicht gerade einen Akt hinterhaltiger Schlauheit, mit der er die Schwäche der Regierung decken wolle, die eine Verfaſſung zu beſeitigen zu zaghaft war, ſie deshalb alſo lieber umging. Dieſerhalb ihres künftigen Sieges ſicher, nahmen die liberalen Abgeordneten die Ovationen ihrer leidenſchaftlichen Wähler ſelbſtbewußt entgegen. — Hatte man keine Ahnung, daß Bismarck die Oppoſition ungefähr ſo haben wollte, wie ſie ſich zeigte? Hatte man denn nicht eine leiſe Vorſtellung, daß in demſelben Grade, in welchem die Oppoſition Bismarck Schwierigkeiten im Lande bereitete, ſie ihn von den Schwierigkeiten gerade entlaſtete, welche ſich ihm von Oben entgegenſtellten?! Wie es Fauſt in der Blocksberg-Scene erging, ſo der preußiſchen Oppoſition:

„Sie glaubt zu ſchieben und ſie wird geſchoben!" — —

Indem Bismarck, wie König Wilhelm wollte, bei der Verfaſſung ſtehen blieb, ging das Abgeordnetenhaus nach und nach über ſie **hinaus**. Dadurch machte ſie es dem Miniſter möglich, mit und trotz der Verfaſſung budgetlos zu regieren und paraliſirte ſo den Einfluß der beſagten zweiten Seele, welcher damals nicht zu überwinden geweſen wäre, hätte die demokratiſche Majorität den Miniſter-Präſidenten nicht zu einer viel ſchärfer ausgeprägten Rechtsſtellung genöthigt, als in ſeiner eigentlichen Ueberzeugung gelegen haben dürfte. Wir ſagten an anderem Orte*), „es wolle uns bedünken, Bismarck „war nicht blos damals, er ſpielte noch mehr den ſcharfen Junker". — Vielleicht iſt dieſe Annahme überkühn, pſychologiſch wäre ſie indeß wohl zu rechtfertigen. Es läge doch ganz in der

---

*) Kaiſer-Biographie, S. 40.

Klugheit eines Staatsmannes, den einen Gegner durch den andern zu ſchwächen, um Beider Herr zu werden! Er glich dem Arzte eben, welcher bei ſeinem Patienten den einen Krankheitszuſtand zur Kriſis bringt, um durch dieſelbe zugleich einen andern, noch gefährlicheren zu heben. Bismarck's Naturell, Eigenſchaften, wie Gewohnheiten mögen ihm dieſe Kampfart gerade leichter gemacht haben. Die Friſche wenigſtens, mit der er an ſie ging, die Befriedigung, welche dieſelbe bei Hofe fand und König Wilhelm I. zu dem bekannten Ausſpruche veranlaßte: „voilà mon médicin", ſprechen einigermaßen für die Richtigkeit des Geſagten. Allerdings ward durch Verlängerung des Kampfes die endliche Kataſtrophe um ſo ſchwerer und auch an Bismarck trat der Augenblick heran, an Allem zu verzagen. Aber dieſer ſchwere Augenblick kam erſt, als das Schickſal beide diametrale Gegnerſchaften, ohne daß ſie es wollten, zu einem letzten äußerſten Widerſtande gegen ihn einte! — —

Während die demokratiſche Oppoſition ſich zur neuen Parlaments-Campagne rüſtete, andererſeits die Conſervativen ſich ſchaarten, reiſte Bismarck nach Frankreich, um ſich bei Napoleon in St. Cloud zu verabſchieden. — Ein ſonderbares Zuſammentreffen war's unter ſonderbaren Umſtänden! — In dieſen Räumen hatte Carl X. die Juli-Ordonnanzen 1830 unterzeichnet, welche den Bourbonen den Hals brachen; in denſelben Räumen machte Napoleon leiſe lächelnd Freund Bismarck aufmerkſam, daß er „Preußens Polignac" werden würde! — Die Scene ſteht uns faſt im Geiſte vor der Seele. — Wie wird der Decembermann ſich nicht innerlich gekitzelt haben in der Ueberzeugung, in Berlin blieben jetzt nur noch die Kanonen übrig, das preußiſche Dilemma zu löſen; — die Kanonen nach Innen, oder die Kanonen nach Außen? In beiden Fällen hätte er dann ein Wort mitgeredet! — Uns iſt, als ob wir Bismarck dieſer freundſchaftlichen „Zwickmühle" gegenüber ſehen könnten. Das „blanke" Auge ſtarr unter den buſchigen Brauen auf den Boden geheftet, manchmal auflodernd in grünlichblauem Funkelblitze wie — bei der „Katte", felis leo —, bald in Reſignation verſchleiert. Melancholiſch nickend, wenig Worte machend, empfahl er ſich, — denken wir, etwa wie Einer, der ſeufzend ſein Spiel halb verloren erklärt! — Die Thür fällt zu. Napoleon flüſtert: „Pauvre Polignac! Pauvre Charles dix de Prusse " dann lacht er auf! — Bismarck geht ſchweigend, — er lacht nicht, — aber geweint nach dieſer Audienz kann er gewiß auch nicht haben! — —

Wenn wir nur auf den Kampf im Innern blicken, — ſeine Steigerungen vom Jahre 1863 bis Frühling 1866, — ſo erhalten wir ein völlig unzureichendes Bild, ähnlich demjenigen etwa, welches das preußiſche Volk zur Zeit, wie Oeſterreich und Frankreich es ſich von uns gemacht hat; man ſieht dann nur das Kampfgetümmel des Conflicts, in welchem alles Uebrige unterzugehen ſcheint. Beobachtet man aber den Gang unſerer Auslandspolitik und wie durchaus beſtimmend derſelbe bei der Art des Conflictskampfes geweſen iſt, ſo wird das Bild ſich nicht blos weſentlich verändern, ſondern uns auch einen vollen Eindruck von dem glänzenden und beweglichen Geiſte und der unverrückbaren Willenskraft des deutſchen Kanzlers geben. —

Der Landtag 1863 ward ton Bismarck (10. Januar) eröffnet, das Budget für 1863 nochmals vorgelegt. — Oeſterreich und die Mittelſtaaten hatten am Bunde das Delegirtenproject eingebracht. Wie wenig für reelle Ordnung deutſcher Verhältniſſe daſſelbe geeignet geweſen ſein muß, bewies die Ablehnung deſſelben durch den Bund und die unmittelbar hierauf folgende Circular-Depeſche Bismarck's. Ein anderes Geſpenſt trat in der polniſchen Inſurrection auf, — wilder, als es je an unſeren Oſtgrenzen getobt hatte. Mieroslawski's Dictatur als Chef der polniſchen Nationalregierung mit obligaten „Hänge-Gendarmen" prägten der Erhebung zugleich den Stempel des Racenkampfes auf, in demſelben Augenblick entzündet, wo man Rußland noch an den Folgen des Krimkrieges, Preußen durch innere Wirren gelähmt glaubte. — Am 27. Januar berieth das Abgeordnetenhaus eine Adreſſe, welche den Zweck hatte, die Stellung deſſelben zur Krone wegen des Budgetsrechts zu verſchärfen. Die Heeresreorganiſation wurde wieder zur Handhabe für den alten Competenzſtreit der drei Staatsgewalten. — „Wenn Sie das

Recht hätten", entgegnete Bismarck, „von Seiner Majeſtät dem Könige die Entlaſſung derjenigen Miniſter, welche Ihr Vertrauen nicht haben, zu fordern, das Recht hätten, durch Ihre Beſchlüſſe über den Staatshaushaltsetat den Beſtand und die Reorganiſation der Armee feſtzuſtellen, wenn Sie das Recht hätten, — wie Sie es verfaſſungsmäßig nicht haben, in der Adreſſe aber beanſpruchen, — die Beziehungen der Executivgewalt der Staatsregierung zu ihren Beamten maßgebend zu controliren, — dann wären Sie in der That im Beſitz der vollen Regierungsgewalt in dieſem Lande! Durch dieſe Adreſſe werden dem Hauſe Hohenzollern ſeine verfaſſungsmäßigen Regierungsrechte abgefordert, um ſie der Majorität dieſes Hauſes zu übertragen!" — — Bismarck hatte damit den eigentlichen Gedanken der Oppoſition demaskirt. — Im ferneren Verlaufe der Adreßdebatte (28. Januar) fragte Bismarck: „wenn das Haus glaube, ein Miniſter müſſe, um zu beſtehen, eine Majorität haben, wo es denn dann die Majorität hernehmen wolle, auf welche ein Miniſterium ſeiner Wahl ſich ſtützen könne? Ueber wie viel poſitive Sätze ſind Sie denn einig, — Sie, die Mitglieder einer großen Majorität? — Der Weg, den ein preußiſches Miniſterium überhaupt gehen kann, iſt ſo ſehr breit nicht; Derjenige, der weit links ſteht, — wenn er Miniſter wird, wird nach rechts rücken, Der weit rechts ſteht, als Miniſter aber nach links rücken müſſen. Man hat für die weiten Abſchweifungen der Doctrin, wie man ſie als Redner, als Abgeordneter entwickeln kann, auf dieſem ſchmalen Pfade, den die Regierung eines großen Landes wandeln kann, keinen Raum!" — Als am folgenden Tage bei derſelben Debatte davon die Rede war, daß der innere Conflict Preußens Machtſtellung nach Außen abſchwäche, meinte Bismarck, daß man das Gewicht des Conflicts nach Außen hin überſchätze. Die Zweite Kammer meine vielleicht: „als ob dieſer innere Conflict uns veranlaſſen könnte, in Ausſicht auf äußere Verwickelungen ein **Mittel** zur Ausgleichung des inneren Zerwürfniſſes zu finden. Das Mittel wäre **ſchlimmer** als das **Uebel ſelbſt**, und ich habe ſchon bei früheren Gelegenheiten eine ſolche Politik als eine frivole bezeichnet!" — Die Kronadreſſe ward dennoch angenommen, die Entgegennahme durch eine Deputation vom Könige abgelehnt. Die Adreſſe, auf dem Schriftwege an Denſelben gelangt, beantwortete König Wilhelm I. durch den ohne Contraſignirung der Miniſter vollzogenen bekannten Erlaß vom 3. Februar. — Da dieſe Waffe — über die Köpfe des Miniſteriums hinweg auf das Staatsoberhaupt zu wirken, fehlgeſchlagen war, ſuchte die Oppoſition einen neuen Weg, wie ſie denn ihre Kampfweiſe vielfach verändert hat. — Anfangs Februar wurden vier Armeecorps unter General von Werder gegen die polniſche Inſurrection formirt, am 8. ward die geheime ruſſiſche Convention abgeſchloſſen. — Die neue Taktik der Zweiten Kammer beſtand darin, daß ſie nach § 60 der Verfaſſung die Anweſenheit der Miniſter im Hauſe verlangte, ſie ſetzte die Verhandlungen aus und richtete in dieſer Sache an Bismarck eine ſchriftliche Aufforderung. Dieſelbe ward ebenſo beantwortet und perſönlich am 10. Februar dann erklärt: „Die königliche Regierung hat das lebhafteſte Intereſſe, Ihren Verhandlungen beizuwohnen; ſie hat das verfaſſungsmäßige Recht dazu, eine ſtricte Verpflichtung aber, welche in der Verfaſſung formulirt wäre, liegt ihr nicht ob." — Es war bekannt, daß die Zweite Kammer im Begriff ſtand, die Miniſterverantwortlichkeit in beſonders ſcharfer Form anzuſtreben; als in derſelben Sitzung die Frage der Reiſekoſten und Diäten der Abgeordneten durch die Regierung alſo zur Sprache kam, erwiderte Bismarck: „Artikel 85 der Verfaſſung ſagt: Die Diäten werden nach Maßgabe des Geſetzes gezahlt werden. Dieſes Geſetz und dieſe Maßgabe exiſtirte bisher nicht. Der Regierung muß daher in dem Augenblicke, wo ſich in Ihrer Mitte eine Reſolution vorbereitet, dahin gehend, daß wir in unſerm Vermögen und unſerer Perſon für verfaſſungswidrig geleiſtete Ausgaben in Anſpruch genommen werden, in hohem Grade opportun erſcheinen, für Zahlungen, die an Diäten zu leiſten ſind, die geſetzmäßige, durch die Verfaſſung vorgeſehene Unterlage zu gewinnen." — Aehnlich äußerte er ſich betreffs der Stellvertretungskoſten der Abgeordneten und daß die etatsmäßig ausgeworfenen Stellen der Abgeordneten auch durch dieſelben etatsmäßig verſehen werden; „wäre dies nicht der Fall, ſo wäre es eine Verſchwendung der Mittel der Steuerpflichtigen, wenn man überhaupt dieſen Poſten im Etat behält.“ — Das Kampfterrain wurde hierauf in die äußere Politik verlegt. Dem Abgeordneten Kantak gebührt (16. Februar) das erſte Verdienſt dieſer Schwenkung und die Kammer lenkte den Streit in ein Labyrinth, in welchem ſie ſich mehr und mehr verwirren mußte. Der Pole Kantak nämlich hatte eine Interpellation betreffs der Ausnahmezuſtände in Poſen eingebracht. Bismarck erklärte, daß der unbeſtrittene Zweck der polniſchen Inſurrection „Herſtellung eines unabhängigen polniſchen Reichs in ſeinem möglichſt früheren Beſtande“ ſei und deshalb Vorkehrungen getroffen ſeien, daß die Provinz Poſen nicht in Mitleidenſchaft gerathe, zumal über die Beſtrebungen, auch auf preußiſchem Gebiete den Aufſtand vorzubereiten, amtliche Anzeigen vorlägen. — Frankreich hat von jeher für die Polen geſchwärmt. Auch jetzt nahmen die parlamentariſchen Körperſchaften in Paris wieder für ſie Partei und wünſchten, daß der Kaiſer für Polen gegen uns intervenire. Eine Note Drouin de Lhuy's (vom 17. Februar) ſoll dieſer Anſicht in Berlin ernſte Worte geliehen haben und die preußiſche Oppoſition ergriff die moraliſche Bundesgenoſſenſchaft ihrer Pariſer Collegen in der Sitzung vom 18. mit großer Energie. Bismarck wies die Unterſtellungen, welche man den Maßregeln der Regierung machte, als falſch zurück, ſagte, daß wir nicht die Hälfte der Armee mobil gemacht, „wir haben gar nichts mobil gemacht, die Reſerven einiger Corps ſind zuſammengezogen und nur für die Infanterie“; daß es ein Bedürfniß des Schutzes ſei, wenn eine 300 geographiſche Meilen betragende Grenzlinie mäßig gedeckt werde. — „Das nur will ich bemerken“, fuhr er fort, „daß es in dieſer ganzen Sache nicht auf ruſſiſche Politik, auch nicht auf unſer Verhältniß zu Rußland ankommt, ſondern lediglich auf das Verhältniß Preußens gegen die polniſche Inſurrection. Daß Rußland keine preußiſche Politik treibt, weiß ich, weiß Jeder. Ob ein unabhängiges Polen, an Stelle Rußlands in Warſchau etablirt, preußiſche Politik treiben, ein leidenſchaftlicher Bundesgenoſſe Preußens gegen auswärtige Mächte ſein, ſich etwa bemühen würde, Poſen und Danzig in preußiſchen Händen zu bewahren, das überlaſſe ich Ihrer eigenen Erwägung." — Im Laufe der Discuſſion, als man Bismarck's Sinn für Preußens Ehre anzweifelte, entgegnete er: „Mir fiel bei dieſer Aeußerung ein Vorgang im engliſchen Parlament ein, meine Herren, auf das Sie ſich ſo gern berufen. Es handelte ſich um Abſchaffung von Monopolen und einer der engliſchen Staatsmänner bemerkte dabei: das gehäſſigſte aller Monopole ſei das der politiſchen Einſicht und Tugend, welche einzelne Parteien und Parteiführer ſich beilegten!" —— Ueber die polniſche Inſurrection konnte ſich indeſſen die Zweite Kammer nicht ſo raſch beruhigen, die Haltung Frankreichs, das Bekanntwerden unſerer geheimen Petersburger Uebereinkunft, der Verdacht von Preußens ruſſiſchen Sympathien drängten ſie auf dem neuen Wege weiter. In der Sitzung vom 26. Februar unterſtützten ſogar preußiſch-deutſche Abgeordnete die Interpellation der polniſchen Fraction, welche den Zweck hatte, die Politik der Regierung in dieſem ſchwierigen Augenblicke zu demaskiren. „In jedem andern mir bekannten Parlamente", rief Bismarck dieſen zu, „würde auch die ſtrengſte Oppoſition, die unzufriedenſte mit der beſtehenden Regierung, von der Verfolgung der Interpellation von dieſem Augenblicke ab Abſtand genommen haben! — Geben Sie uns ein engliſches Unterhaus und dann fordern Sie engliſche Inſtitutionen! . . . . Abgeordneter von Unruh deutete unter Ihrem lebhaften Beifall an, daß, wenn aus den Vorkehrungen, welche die Regierung zur Sicherung unſerer Grenzen getroffen hat, auswärtige Verwickelungen entſtehen ſollten, Sie die Mittel zur Landesvertheidigung dem Könige verweigern würden. Heißt das nicht, dem Auslande zurufen: Kommt her, der Augenblick iſt günſtig, Preußen ...!" —— Bismarck ward hier durch heftigen Widerſpruch der Kammer unterbrochen. „Nun, es freut mich, daß Sie noch ein Gefühl der Entrüſtung äußern —!" donnerte er auf die Verſammlung nieder. — Da erhob ſich das

Haus, heftige Bewegung, Ordnungsrufe, ein Stimmenchaos wogten hin und her. — In Folge dieſes Parlaments-Wetters ereignete ſich zwiſchen Bismarck und dem Präſidium des Hauſes eine Scene, in der zum erſten Male die Disciplinargewalt des Präſidenten, „ſo weit dieſe vier Wände reichen", ventilirt, von Bismarck aber beſtritten wurde, eine Frage, welche, wie wir bereits geſchildert haben*), ſpäter in einem gleichen Conflict mit Miniſter von Roon ſeinen Austrag fand. — Die thatſächliche Wirkung dieſes Vorganges war, daß die jetzt beobachtete Parteitaktik abermals ſich änderte. Bismarck wurde nicht entlaſſen, weder ein Wechſel der Syſteme noch der Perſonen ſtand bevor; da man mit einander aber durchaus nicht tractiren konnte, nahm nun die Oppoſition den Plan in Sicht, durch Beförderung einer Auflöſung der Zweiten Kammer vielleicht das Land in noch ſtärkere Mitleidenſchaft zu ziehen und durch dieſe verſtärkte Macht eine Regierung zu erſchüttern, an der bisher Alles abgeprallt war. Dazu war das äußere Object des Streits, die polniſche Revolution, im Verblaſſen. Ihr Barbarismus hatte ihr ein frühes Grab gegraben und Bismarck bezeichnete mit gutem Grunde die ganze polniſche Debatte als „Luftgefecht." In derſelben Verhandlung noch fragte ein Abgeordneter naiv, warum man denn die Kammer, wenn die Regierung mit ihr nicht einverſtanden wäre, nicht auflöſe und an das Land appellire. „Ja, meine Herren", erwiderte Bismarck in diaboliſchem Spott, „ehe wir das thun, möchten wir gern, daß das Land Gelegenheit hat, Sie recht kennen zu lernen, um mit vollſtändiger Perſonenkenntniß wieder wählen zu können!" — War irgend ein Argument ſchneidend genug, um die oppoſitionelle Majorität abzukühlen, hier hatte ſie Anlaß genug. Bismarck irrte ſich aber nicht, ſelbſt der nackteſten Wahrheit gegenüber blieb eine Leidenſchaft blind, welche unter allen Umſtänden ſich des Sieges ihrer Sache ſicher wähnte. Nachdem vom 16. bis 28. März die polniſche Debatte getoſt hatte, kehrte ſie am 31. noch einmal wieder. Bismarck überraſchte das Haus nun mit der Mittheilung, daß es eine Sache behandle, welche gar nicht mehr beſtände, nämlich die geheime ruſſiſche Convention! Sie war durch das Erlöſchen der Revolte gegenſtandslos geworden. — Der „Verdruß über die unbefriedigte Neugier“ war indeß ein zu herber Stachel, als daß die Fortſchrittspartei vom Ventiliren der Auslandspolitik hätte laſſen können, die auswärtigen Begebenheiten aber boten reichlich hierzu Anlaß. —

---

*) Roon, Seite 386—388, Heft V.

Am 31. März erſchien in Kopenhagen das berüchtigte Märzpatent, welches die ſchleswig-holſteiniſche halbverklungene Sache in Aller Gedächtniß neu zurückrief. Mit Oeſterreich ſtanden wir erträglich ſchlecht und ſollten uns bald ganz ſchlecht ſtehen, Frankreich aber hatte ſchon bei Gelegenheit der polniſchen Inſurrection mit England ein Bündniß behufs bewaffneter Intervention angeſtrebt. Wie beide Staaten ſich bei einem Conflict zwiſchen Dänemarck und Deutſchland, wie der Bundestag ſich verhalten würde, war eine höchſt ſubtile Frage, welche Bismarck's wachſamſte Sorge erheiſchte, dabei war er im Frühjahr 1863 kränklich. — Kaum erſchien das Märzpatent, ſo erfolgte (17. April) eine Interpellation wegen Schleswig-Holſteins. Der Interpellant erklärte: „daß die preußiſche Regierung vermöge ihrer Iſolirung nach Außen und des innern Conflicts gar nicht im Stande ſei, gegen Dänemark Krieg zu führen und daß, falls ſie es wolle, ihr das Haus entgegentreten möchte, weil ein glückliches Reſultat des Krieges nicht zu erwarten ſei.“ Zugleich citirte derſelbe Bismarck's Rede, welche dieſer 1849 gegen einen Krieg mit Dänemarck gehalten hatte. — „Der Herr Vorredner“, erwiderte der Miniſter-Präſident, „denke ich, erwartet von mir, daß ich die Sache der deutſchen Herzogthümer Dänemark gegenüber in meiner amtlichen Eigenſchaft vertreten ſolle. Ich kann kaum glauben, daß er mir dieſe Aufgabe dadurch hat erleichtern wollen, daß er Bruchſtücke einer Rede las, die ich vor 14 Jahren in dieſen Räumen gehalten habe. Es wird mich das aber nicht abhalten, in meiner Eigenſchaft als Miniſter des Auswärtigen ausſchließlich die Intereſſen dieſes Landes zu vertreten, wie ſie ſich hiſtoriſch entwickelt haben, und nicht perſönliche Anſichten, die ich vor 14 Jahren etwa ausſprach! Der Vorredner hat ferner Dänemarck darüber zu beruhigen geſucht, daß es einen Krieg in dieſem Augenblicke von Preußen unter unſeren nach Innen und Außen zerrütteten Verhältniſſen nicht zu erwarten habe. Meine Herren, zum Glück iſt man im Auslande nicht eben ſo leichtgläubig und ich kann Sie verſichern und das Ausland verſichern, wenn wir es für nöthig finden, Krieg zu führen, ſo werden wir ihn führen **mit** oder **ohne** Ihr Gutheißen!!" Hierauf beantwortete er die Interpellation im Namen der Krone dahin: „daß Preußen und Oeſterreich vereint in Kopenhagen zur Wahrung deutſchen Rechts in den Fürſtenthümern, welche zumal betreffs Schleswig eine deutſche Ehrenſchuld bilde, Schritte ins Werk geſetzt hätten." — Das war ein ſtarker Dämpfer für den parlamentariſchen Hochmuth, welcher den Scheidungsprozeß weſentlich beförderte, der innerhalb der Majorität des Hauſes allmälig vor ſich ging. — Der Haß gegen das Miniſterium Bismarck-Roon war bisher das Bindemittel der verſchiedenen Fractionen geweſen, in der Negation waren ſie ſämmtlich einig. Je mehr und öfter aber ſich dieſe Majorität genöthigt ſah, über poſitive Dinge ſich auszuſprechen, alſo was in dem gegebenen Falle zum Heil des Landes zu thun ſei, je mehr die einzelnen Glieder der Majorität dann die Schwere der perſönlichen Verantwortung ihres Votums inne wurden, um ſo mehr ſpaltete ſich dieſe compakte Mehrheit in verſchiedene Meinungskategorien. Dieſe innere Veränderung der Majorität trat zum erſten Male öffentlich hervor, als (30. April) die Fortſchrittspartei das linke Centrum zu einer Adreſſe über die Landeslage einlud. Das linke Centrum lehnte dies Engagement ab! Dieſe beginnende Kriſis hätte ſich wahrſcheinlich beſchleunigt, wenn nicht äußere Anläſſe ſie in der alten Verneinung immer wieder geeinigt hätten. Den erſten Anlaß bildete die Verurtheilung, welche das Kammergericht gegen die urſprünglichen Unterzeichner des Aufrufs zum Nationalfond ergehen ließ, dann der bereits geſchilderte Conflict Roon's mit dem Präſidenten von Bockum-Dolffs betreffs der parlamentariſchen Disciplin, in welchen der König ſelbſt kräftig für ſein Cabinet eintrat. Nachdem die Krone abermals die Empfangnahme einer Adreſſe abgelehnt hatte, ſchloß der Miniſter-Präſident (am 27.) die Seſſion. —

Es liegt uns gar nicht ob, die peinlichen Vorgänge zu ſchildern, welche im Laufe des folgenden Vierteljahrs die Situation im Lande verſchärften, der Oppoſition eine neue, nur zu berechtigte Nahrung gaben: wie die Preßordonnanz, die Maßregelung der Zeitungen, der oppoſitionellen Beamten jund Stadtverordneten-Verſammlungen. Die Regierung erwiederte die Ausſchreitungen der Volksvertretung, und wenn es für dies Beginnen eine Erklärung giebt, ſo iſt es nur die: Bismarck konnte nicht anders! Biegen oder Brechen war eben das Kennzeichen des Conflicts von beiden Seiten, und da keine der andern zu Liebe bog, mußte der eigentliche Bruch erfolgen. Wir glauben nicht, daß Bismarck dieſe ganze Maßregelungszeit perſönlich für heilſam erachtet haben dürfte, aber ein Uebel mußte in den Kauf genommen werden, um das andere größere zu vermeiden. Man mußte die Verlängerung der innern Miſère eben gelten laſſen, weil die Auslandspolitik alles **Andere** überwog; in ihr galt es vorerſt zu ſiegen!! — —

König Wilhelms I. Sympathie für Oeſterreich war nämlich traditionell und in ihren hiſtoriſchen wie perſönlichen Motiven viel zu verehrungswürdig, als daß man glauben konnte, er könne, — ohne den ſchwerſten Seelenkampf, ohne einen immer wiederkehrenden, empfindlicher werdenden Druck der „Schwarzenberg'ſchen Politik“ — ſich jemals dieſer Sympathie entäußern! In ſeiner Umgebung lebten überdem **Ueberzeugungen**, denen ein Bruch mit Habsburg für nicht viel weniger als eine **Selbſtentäußerung** Preußens erſchien!! — Wir wiſſen, daß Bismarck **dieſe** Ueberzeugungen wie **dieſe** Sympathie ſeit Frankfurt nicht mehr zu theilen vermochte, er in dem **einen** Punkte ſich alſo im **principiellen Gegenſatze** zu ſeinem **königlichen Gebieter** erachten mußte! In dieſem **einen** Punkte iſt allein jene Fabel von den zwei Seelen zu ſuchen, welche nachmals ſo viel Glauben fand, ohne irgend welche Geſtalt zu haben. — Die bevorſtehende gemeinſame Aktion Oeſterreichs und Preußens gegen Dänemark, der Beſuch Kaiſer Franz Joſephs bei König Wilhelm in Gaſtein konnten ſomit nur die

Sympathien beider Herrſcher inniger machen. Wir glauben, es ſei nicht zu viel gewagt, anzunehmen, daß Bismarck vom 1. bis 4. Auguſt 1863, wo er ſich in Gaſtein befand, der „Strömung“ gegenüber den allerſchwierigſten Stand hatte! — Schon in Vorbeſprechungen hatte er dem Grafen Karolyi klar angedeutet, daß Preußen mit Oeſterreich nur auf dem Fuße der Gleichheit in Deutſchland zuſammenwirken könne, Oeſterreich aber wollte, obſchon es der traditionellen Politik Metternich's entſagt hatte, der Tradition ſeiner **kaiſerlichen Obmacht** nicht entſagen! Ein Fürſten-Congreß ſollte dieſelbe jetzt beſſer als vordem beſiegeln, König Wilhelm in Perſon ſollte durch eine Frankfurter Fürſten-Majorität beſiegt werden und er wurde zu ihr eingeladen. — Wohl uns, daß man einem Hohenzoller ſolch ſtarke Zumuthung bot, die ſeinen Freundſchaftsgefühlen ſo offen Hohn ſprach! König Wilhelm ging nicht nach Frankfurt, der Fürſten-Congreß verwäſſerte und Bismarck athmete auf!! — Es iſt nicht unſere Sache, nachzuſpüren, was unter dieſer hohen Verſammlung für Erſcheinungen zu Tage traten. Beuſt und ein mitteldeutſcher Dynaſt hatten dieſen unglücklichen Congreß —, ſagt man — in Scene geſetzt! Als er ſo fruchtlos ausfiel, wurde in der Umgebung des Kaiſers Franz Joſeph die für den Pſychologen höchſt bedeutſame Aeußerung gethan: „Selbſt eine deutſche **Republik** kann fortan Oeſterreich gleichgültig ſein!“ — Dieſe Aeußerung läßt aber auch einen politiſchen Tiefblick in die Verhältniſſe thun. Sie beſagt nämlich, daß Bismarck's Rath betreffs „Ofens“, den man vordem entweder für malitiös oder einen Akt ſtaatsmänniſcher Geiſtesſchwäche gehalten, in der Burg verfangen hatte. Beſagte Aeußerung in Frankfurt war nämlich ein Akt der — Deſperation, denn weit entfernt, daß Oeſterreich etwa durch das Wegbleiben König Wilhelms I. nun zu ſchärferer Aktion in der begonnenen Richtung ſich beſtimmen ließ, — im Gegentheil, es gab damals ſeinen Hegemonie-Anſpruch **auf.** Am Fürſtentage wollte es Preußen mediatiſiren, nach dem Fürſtentage wurde es — unſer Bundesgenoſſe! — Seit Herbſt 1863 war der Riß zwiſchen Habsburg und Hohenzollern tief und unheilbar, — um ſo mehr, als perſönliche Wunden geſchlagen worden waren. Nicht blos in dem principiellen Gegenſatze, welchen Bismarck längſt als naturnothwendig vorausgeſehen hatte; die Nothwendigkeit dieſes Gegenſatzes für die Perſonen der beiden Monarchen **ſelbſt** zu conſtatiren, war das ſehr undankbare Ergebniß des Fürſten-Congreſſes geweſen! — Der Auguſt verging unter Depeſchenwechſel beider Staaten und der Bundes-Cabinete. Zwei Collectivſchreiben der deutſchen Fürſten an den König von Preußen waren fruchtlos, der Bund knackte in allen Fugen, und die Mittelſtaaten-Politik war nicht mehr im Stande, die Kluft zwiſchen Nord und Süd auszufüllen. Die ſogenannte „Frankfurter Reformakte", welche aus dieſem Fürſten-Congreß hervorgegangen war und Preußen jede Zuſtimmung unmöglich machte, wurde Anlaß, das Abgeordnetenhaus aufzulöſen, damit die veränderte Situation mit neuen Augen angeſehen werden könne. Der gleichzeitig ergehende Bericht des Geſammt-Miniſteriums in der deutſchen Frage gipfelte in dem Punkte: „Preußen iſt als deutſche Macht nicht nur Oeſterreich ebenbürtig, ſondern es hat innerhalb des Bundes die **größere Volkszahl**! Das war der natürliche Regulator für die Frage, ob jemals Preußens Majoriſirung ſtatthaft ſein könne. — Die Reformakte ſchloß Preußen vom Bunde aus, Preußen fügte ſich der Thatſache. Da dieſelbe ſich aber bald genug als völlig unmöglich bewies, der Bund ohne Preußen keine Exiſtenz hatte, ſo fiel die Reform von Frankfurt der verdienten Vergeſſenheit anheim. Ebenſo merkwürdig, wie für Bismarck's Charakter bezeichnend, iſt ſein Bericht an den König vom 15. und die auf ihn verfaßte königliche Antwort an die Theilnehmer des Fürſtentages vom 22. September 1863, in welcher der Kanzler die Vorbedingungen der Theilnahme Preußens an den weiteren Verhandlungen angiebt. — Er forderte: 1) das Veto Preußens und Oeſterreichs mindeſtens gegen jeden Bundeskrieg, welcher nicht zur Abwehr eines Angriffs auf das Bundesgebiet unternommen wird; 2) volle Gleichberechtigung Preußens und Oeſterreichs zum Vorſitze und zur Leitung der Bundesangelegenheiten und 3) **eine Volksvertretung**, welche nicht aus Delegationen, ſondern **aus directen Wahlen** nach Maßgabe der Bevölkerung der einzelnen Staaten hervorgehen und deren Befugniſſe zu **beſchließender** Mitwirkung jedenfalls **ausgedehnter** zu bemeſſen ſein dürften, als in der Frankfurter Reformakte." Dieſe Forderung begründete Bismarck in ſeinem Bericht an den König damit, daß die Intereſſen und Bedürfniſſe des preußiſchen Volks weſentlich und unzertrennlich **identiſch** mit denen des deutſchen Volks ſeien; wo dieſes Element zu ſeiner wahren Bedeutung und Geltung komme, da werde Preußen niemals befürchten dürfen, in eine ſeinen eigenen Intereſſen widerſtrebende Politik hineingezogen zu werden." — „Den deutſchen Souverainen liegt ob, entweder über dasjenige, was ſie der Nation darzubieten beabſichtigen, die Aeußerung der Nation ſelbſt durch das Organ gewählter Vertreter zu vernehmen, oder die verfaſſungsmäßige Einwilligung der Landtage **jedes einzelnen** Staats herbeizuführen!" — Konnte man conſtitutioneller, liberaler denken und handeln als Bismarck hier that? Gerade in dem Momente, wo die öffentliche Meinung alſo geglaubt hat, er verachte die Stimme der Nation, die Verfaſſung und jegliche Volksfreiheit, iſt er im Erfaſſen derſelben am tiefſten, eifrigſten geweſen, und während der innere Conflict Angeſichts eines nahen Krieges toſte, baute er am Dome des deutſchen Völkerglücks, an Germania's **Einheit durch** die Freiheit!! —

Was Oeſterreich betraf, ſo war Bismarck's Terrain inſofern frei, als Preußen ſich gänzlich auf die eigenen Füße ſtellte und es nun auch konnte. Während die Vorbereitungen der neuen Wahlen im Zuge waren, die Fortſchrittspartei wie die miniſterielle alle Segel aufſpannte, andererſeits es völlig unmöglich ſchien, daß Oeſterreich mit Preußen je wieder gemeinſame Sache mache, platzten Ereigniſſe herein, die eine weſentliche Wendung der Dinge bewirkten. Am 29. September erſchien — wie eine Ironie auf das unruhige Deutſchland — der däniſche Reichsraths-Entwurf einer neuen gemeinſamen Verfaſſung, kurz das Project der Incorporation und Daniſirung Schleswig-Holſteins.

Am 13. November ward derſelbe vom Landtage in Kopenhagen angenommen, zwei Tage ſpäter war Friedrich VII. von Dänemark — eine Leiche! — — Die Wahlen hatten abermals der Fortſchrittspartei die Majorität geſichert und ihre Haltung zeigte ſich ſchon darin, daß ſie auf die Thronrede eine Adreſſe nicht für nöthig fand. Grabow und Bockum-Dolffs wurden neu zu Präſidenten gewählt und Jakoby's Rede im zweiten Berliner Wahlbezirk bezeichnete „die Steuerverweigerung“ als letztes Mittel. Inzwiſchen hatte ſich Erbprinz Friedrich von Auguſtenburg fröhlich zum Herzoge von Schleswig-Holſtein erklärt, das Miniſterium Hall zu Kopenhagen aber vergab an Chriſtian IX. die ledige Dänenkrone unter dem Beding, daß er die Däniſirung der Fürſtenthümer thatſächlich ſogleich vollziehe. —

Das Abgeordnetenhaus hatte inzwiſchen die Preßordonnanzen angegriffen, das Herrenhaus hatte ſie ſanctionirt. In richtiger Würdigung des Rechts hob die Regierung dieſe Ordonnanz nach § 63 der Verfaſſung wieder auf. Der Reorganiſations-Conflict ging als acute Krankheit jedoch weiter, die ſchleswig-holſteiniſche Frage kam in der Zweiten Kammer zur Discuſſion und Bismarck erklärte die Situation dahin: „daß, ſo lange wir den Londoner Vertrag nicht als hinfällig betrachten, König Chriſtian der Erbe des Rechts wie Unrechts in den Herzogthümern ſei, demzufolge Preußen und Oeſterreich die Anträge zu ſofortiger Vollziehung der Execution geſtellt hätten.“ — Natürlich hatte die Volksvertretung ihre eigene Politik in dieſer Angelegenheit. Sie wollte den Londoner Vertrag annullirt ſehen, Friedrich den Auguſtenburger auf den Thron zu Kiel ſetzen, alſo ein neues ſouveraines Bundesland ſchaffen; was Preußen dabei gewönne oder verlöre, ſchien der liberalen Doctrin gleichgültig. Am 18. December, als die Volksvertretung dem Kriege gegen Dänemark einen Adreßentwurf entgegenſetzte, welcher den König über die beſte Politik in dieſer Sache aufklären ſollte, führte Bismarck die „unzünftigen Politiker“ ab und ſagte gewiſſen Anatomen, daß die „Politik keine exacte Wiſſenſchaft“ ſei. Beſonders draſtiſch iſt die Angabe der Reihenfolge der Verdächtigungen, welche der Miniſter-Präſident bisher von der Volksvertretung zu erdulden hatte und wie er derſelben bald als ein ruſſiſcher, franzöſiſcher, öſterreichiſcher, endlich engliſcher Parteigänger gegolten habe. Daß er ein — **preußiſcher** wäre und ſonſt Nichts anderes, konnten ſich — wunderbar genug — die curuliſchen Weiſen nicht denken! — —

Ueber ihre Häupter hinweg gingen die Thatſachen im Fluge! — Seit dem Fürſten-Congreß war Preußens Stellung zu Oeſterreich wie zum Bunde eine excluſive; wir hatten, ſo ſchien's, nichts mehr mit einander zu theilen. — In dieſer Freiheit lag eben unſer Vortheil! Wir hätten gegen Dänemark ſchlimmſten Falles die deutſche Ehre allein vertreten, das aber konnte Oeſterreich doch nicht zugeben! Ob es uns liebte oder nicht, es hatte mit uns ſeine Ehre an die Herzogthümer verpfändet, mit uns im Frühjahr bereits Schritte dieſerhalb gethan. So mußte es denn auch **mit** uns marſchiren! Bismarck's Stellung zu der däniſchen Sache war: vorerſt an dem Londoner Vertrage und dem Rechte König Chriſtians (ſo lange er es nicht verletzte) feſtzuhalten. Geſchähe dies aber, einzuſchreiten, die Erbfolge als nebenſächlich zu erklären und an den etwaigen Sieg allein die Befreiung der Herzogthümer, ihre Zugehörigkeit zu Deutſchland und das Intereſſe Preußens zu knüpfen, was es ſowohl als nächſte große Schutzmacht, wie betreffs ſeiner maritimen Machtſtellung im Norden in den Herzogthümern geltend zu machen genöthigt war. Dieſes Intereſſe hatte Oeſterreich nicht und ging es mit, ſo war es mehr aus Zwang als politiſcher Ueberzeugung. —

Es erſcheint faſt unbegreiflich, wie es Bismarck möglich gemacht hat, Oeſterreich zur Theilnahme an dem däniſchen Kriege zu beſtimmen. Welche Art der Ueberredungskunſt war es, welche er anwandte, um Oeſterreich von dem Fürſtentage zu Frankfurt bis zur gemeinſamen Marſchordre den ungeheuren Sprung ins **Gegentheil** thun zu laſſen? — Die Einzelheiten der dahin führenden Unterhandlungen entziehen ſich noch der geſchichtlichen Kenntniß, indeſſen darf als durchaus glaubhaft bezeichnet werden, einmal, daß Bismarck das **Alleinſtehen** Preußens in der zum nationalen Skandal gewordenen Angelegenheit um jeden Preis zu verhindern ſuchen mußte, daß er aber gleichwohl Oeſterreich gegenüber die Eventualität hervorhob, nöthigenfalls **ohne** und **wider** Oeſterreich vorzugehen. Die Hofburg, vor dieſe Alternative einerſeits geſtellt, andererſeits die Ausſicht auf leicht zu erwerbenden Kriegsruhm und mit der alten Neigung im Herzen, bei den deutſchen Angelegenheiten die Hände im Spiele zu behalten, folgte — trotz Fürſtentag — der dreifachen Lockung, reichte dem preußiſchen Rivalen die Hand und wendete dem Bunde den **Rücken.** Damit aber hatte Oeſterreich auf ſein vorheriges Programm der Führerſchaft der Mittelſtaaten verzichtet, moraliſch bereits den Bund als rechtshinfällig erklärt, zu ſeiner eigenen Entgermaniſirung den Keim gelegt. Was noch folgte, waren bloße Conſequenzen und das nur an ihnen iſt zu beklagen, daß ſie blutig waren, denn um zu dieſer Logik zu kommen, war Blut unnöthig! Damit iſt ſelbſtredend nicht ausgeſprochen, daß dieſes auf beiden Seiten theuer vergoſſene Blut nicht dennoch heil- und ſegenbringend, nicht die Frucht vom Baume der Erkenntniß, nicht der Saame für Deutſchlands Glück und Oeſterreichs Wohlfahrt geweſen ſei!

Die identiſchen Noten (4. December) an die Mittelſtaaten erfolgten. Unter Preußens und Oeſterreichs gemeinſamem Druck verzichtete (7. December) der Bund auf die Occupation und votirte die Execution gegen Dänemark. Zwiſchen 23. und 25. December rückten 12,000 Sachſen und Hannoveraner in Holſtein ein; der Kriegsfall war da! — Die Mittelſtaaten hatten in dieſem Kriege alſo nicht mitzureden, und durch **dieß** Factum ſchon war conſtatirt, daß den übrigen Bundesſtaaten keine eigene, ſondern nur noch eine Adhäſions-Politik in Zukunft übrig blieb! Wohl konnte Bismarck in ſeiner Kammerrede vom 1. Juni 1865 alſo mit gutem Grunde ſagen: „Seit December 1863 haben wir unſere Ziele **nicht** gewechſelt!“ — Inzwiſchen hatte die Regierung die Zwölf-Millionen-Anleihe für den däniſchen Krieg geſtellt, das Abgeordnetenhaus votirte zuvörderſt indeß eine Adreſſe an die Krone, welche abermals ihres demonſtrativen Zwecks verfehlte. Am 6. Januar beſchloß der Budgetausſchuß der Zweiten

Kammer die Ablehnung des neu vorgelegten Etats pro 1863 und einen Abſtrich von 5,625,000 Thaler vom Ordinarium! Am 13. lehnte das Abgeordnetenhaus das Budget pro 1864 ab, lehnte die Armee-Reorganiſationskoſten ſowohl im Ordinarium wie im Extraordinarium ab! Der Bundestag aber hatte am 14. den Antrag Oeſterreichs und Preußens betreffs Schleswigs verworfen, worauf beide Großmächte erklärten, **ohne** den Bund vorzugehen! Zwei Tage ſpäter forderten ſie Dänemark auf, die Verfaſſung vom 18. November aufzuheben! — Unterm Eindrucke dieſer Thatſachen bewilligte die Zweite Kammer das verkürzte Budget pro 1864, Jakoby beantragte aber die Steuerverweigerung. Am 22. Mai, nachdem Bismarck die Losſagung vom Londoner Protocoll erklärt und die Competenz des Bundes in der ſchleswig-holſteiniſchen Succeſſionsfrage beſtritten hatte, verwarf die Zweite Kammer auch die Anleihe. Bismarck dementirte, daß er in der Commiſſion geſagt habe: „wenn die Mittel für den Krieg verweigert würden, ſo werde er ſie nehmen, wo er ſie finde!“ „Ich habe den Gedanken in dieſer Schroffheit nicht ausgeſprochen“, ſagte er, „ich habe geſagt: wir haben zu Ihnen nach wie vor das Vertrauen, daß Sie uns dieſe Mittel, die wir nothwendig bedürfen, ſo nothwendig, daß wir ſie nehmen müßten, woher wir ſie bekommen, auf verfaſſungsmäßigem Wege gänzlich zuſtellen werden. Man hat uns vorgeworfen, wir wollten von Deutſchland nichts wiſſen! Es muß ein eigenthümlicher Zauber in dem Worte deutſch liegen. Man ſieht: Jeder ſucht dies Wort für ſich zu gewinnen, daß Jeder das „Deutſchland“ nennt, was ihm nützt, was ſeinem Parteiſtandpunkte Vortheil bringt! So kommt es, daß man in manchen Zeiten es deutſch findet, gegen den Bund ſich aufzulehnen, in anderen Zeiten für deutſch gilt, für den fortſchrittlich gewordenen Bund Partei zu nehmen! Sie wollen von Preußen Nichts wiſſen, weil es Ihrem Parteiintereſſe nicht convenirt, weil es Ihnen convenirt, Preußen entweder gar nicht oder als Domaine des National-Vereins beſtehen zu laſſen!! — Sie ſetzen ſich ein, meine Herren, als den diplomatiſchen Hofkriegsrath, von deſſen Zuſtimmung die Aktion der Krone abhängt! Und doch ſind die Beſtimmungen in der Verfaſſung vollſtändig klar, daß der König über Krieg und Frieden beſtimmt, daß der König die Miniſter wählt! — Sie ſetzen den Parteiſtandpunkt über die Intereſſen des Landes; Sie ſagen: Mag Preußen beſtehen, wie wir es wollen; wenn nicht, mag es zu Grunde gehen. Das zeigt, wie Sie dem eigentlichen Volke **fern** ſtehen, wie Sie ſich eingelebt haben in die Coterien Ihrer Gleichgeſinnten, wie Sie ſich durch eine von Ihnen abhängige Preſſe täuſchen laſſen über den wahren Sachverhalt! Sie kommen mir vor, wie Archimedes mit ſeinem Zirkel, der es nicht merkte, daß die Stadt erobert war!!" — Am 23. d. Mts. verwarf das Herrenhaus das Budget der Zweiten Kammer und ſtellte den urſprünglichen Regierungsetat wieder her, zwei Tage hierauf erklärte das Abgeordnetenhaus dem Beſchluß der Erſten Kammer gegenüber: daß die Staatsregierung einen offenen **Verfaſſungsbruch** begehe! Der Landtag ſchloß als Chaos! — Archimedes!! —

Während derſelbe mit aller Steifnackigkeit profeſſoriſcher Parteidoctrin in ſeinem Zirkel ſich bewegte, vollzogen ſich die Thatſachen ohne ihn. Bismarck's Circulardepeſche an die deutſchen Regierungen über Preußens Politik in der ſchleswig-holſteiniſchen Sache war mit dem Vorſchlage einer Perſonal-Union der Herzogthümer und Dänemarks ergangen; der Commandeur der Bundestruppen in Holſtein, General von Hake, von Preußen aufgefordert worden, ſich unter Wrangel's Obercommando zu ſtellen; der Bundesgeneral lehnte ab. Am 1. Februar ging die öſterreichiſch-preußiſche Armee über die Eider; der Waffentanz begann! — — Kriege haben für einen Staatsmann nur inſofern Bedeutung, als er mit den Folgen zu rechnen hat, die ſich aus der Vermeidung oder der Annahme deſſelben, ſchließlich aus dem Siege oder der Niederlage für ſein Land ergeben. Der ſchleswig-holſteiniſche Krieg hingegen hatte für Bismarck in ſeinen Folgen noch eine andere perſönliche Bedeutung, — nämlich die, daß dieſelben nicht blos bewieſen, innerhalb Deutſchlands ſei ſchlechterdings mit Oeſterreich nicht zuſammenzugehen, man vielmehr gegen Oeſterreich das Schwert ziehen, die alte Rivalität zwiſchen Habsburg und Hohenzollern durch einen Volkskampf entſcheiden müſſe. Dieſe Alternative kam langſam, aber mit der Gewalt einer unabwendbaren Nothwendigkeit! — —

Der erſte Sieg am Dannewerk war errungen, Anfang März wurde der Bundestagsgeſandte von Sydow von Frankfurt abberufen; man ſtand vor den Düppeler Schanzen!! — Schon Ende des Monats begann ein Theil der liberalen Preſſe Preußens für die Annexion der Fürſtenthümer zu plaidiren! — Düppel fiel, die Reorganiſation hatte ſich bewährt. Am 15. Mai ſagte eine Depeſche Bismarck's an unſern Geſandten in London Preußen von dem Londoner Protocoll los und am 28. Mai verlangten Preußen und Oeſterreich in den dortigen Conferenzen die völlige Trennung der Herzogthümer von Dänemark unter dem Herzoge von Auguſtenburg. — Verſchiedene Organe der öffentlichen Meinung ſprachen ſich aber in den Herzogthümern ſelber ſchon für deren Einverleibung in Preußen aus. — Am 25. Juni ging die Londoner Conferenz reſultatlos auseinander, am 29. eroberte Herwarth von Bittenfeld Alſen; der Krieg war aus! — —

Als Düppel gefallen war, trat die Frage an Preußen heran, was nun das Schickſal der befreiten Herzogthümer ſein ſolle. Man mußte ſich mit ſeinem Verbündeten hierüber zunächſt einigen, und Bismarck begleitete den König nach Carlsbad, woſelbſt (vom 22. bis 23.) Kaiſer Franz Joſeph in Begleitung ſeines Premiers, Grafen Rechberg, erſchien. In dieſer Zuſammenkunft ward verabredet, die Erb- und Regierungsfrage der Herzogthümer ſpäterer Vereinbarung vorzubehalten und vorerſt den Frieden ohne den Bund dahin abzuſchließen, daß Dänemark die Herzogthümer und Lauenburg für immer an Oeſterreich und Preußen als gleichberechtigte Mitbeſitzer abtrete. Dergeſtalt ward derſelbe durch Bismarck und Rechberg mit Herrn von Quade ſeitens Dänemarks auch geſchloſſen. Vorher noch, — muthmaßlich als Bismarck nach Düppels Fall mit dem Könige in den Herzogthümern angelangt war, hatte er mit Herzog Friedrich von Auguſtenburg eine Unterredung. König Wilhelm I. war kein principieller Gegner deſſelben, dachte jetzt an nichts weniger als an eine Annexion der Fürſtenthümer, uns war genug, wenn wir die nöthigen Garantien erhielten. Bismarck legte alſo in dieſem Geſpräche dar, was Preußen ſowohl als nordiſche Schutzmacht der befreiten Länder, wie betreffs ſeiner maritimen Stellung im Norden als Siegespreis beanſpruchen könne, — etwa alſo den Kieler Hafen, den Eider-Canal und die Heeresfolge der Herzogthümer unter preußiſchem Obercommando. Friedrich von Auguſtenburg war aber ſo weit entfernt, auf die billigſten und mäßigſten Bedingungen einzugehen, daß er Bismarck antwortete: „Warum ſind Sie denn **überhaupt** nach den Herzogthümern gekommen? **Wir** haben Sie nicht gerufen! Die Sache wäre **ohne Preußen** vielleicht **beſſer** für mich ausgefallen!“ — Mit dieſem Herrn war alſo nicht zu reden und Preußen hatte den „Sachten“ fortan als Gegner zu betrachten. — Wir haben zu der Annahme Urſache, daß der Ausgang dieſes brüsken Geſpräches wie der ſpäter zu erwähnenden nutzloſen Gaſteiner Verhandlung Bismarck im höchſten Grade erwünſcht nicht nur, ſondern von ihm **geradezu intendirt** geweſen iſt! Ein mit der Sache vertrauter Staatsmann ſagte uns, daß der Gedanke, den Erbprinzen von Auguſtenburg zu inſtalliren, dem Plane Bismarck’s von vornherein gänzlich fern gelegen hat. Man behauptet, er habe bereits ſchon im December 1863 die Incorporation der Herzogthümer in Preußen, oder eines Theils derſelben als das einzig erſtrebenswerthe Ziel einer kriegeriſchen Aktion amtlich bezeichnet. Dies nachzuweiſen, wird freilich erſt einer ſpäteren Zeit geſtattet ſein, jedenfalls aber dürfen wir Bismarck’s Staatskunſt hierbei unſere Bewunderung nicht verſagen, und wie dieſelbe es möglich gemacht hat, nicht blos ungeachtet, ſondern geradezu **vermöge** des Widerſpruchs der Gegner Preußens zu einem ſolchen Erfolge zu gelangen. —

Die Bundesſtaaten waren iſolirt, ihre Stellung wahrlich keine beneidenswerthe. Am fühlbarſten beſonders war ihnen der Verluſt der Zollvereins-Verträge und ſie beeilten ſich, zu den „Fleiſchtöpfen“

zurückzukehren, die ſie ihrer Exiſtenz wegen nicht entbehren konnten; ſie traten dem neuen Zollverein mit Preußen bei. — König Wilhelm war mit Bismarck in Holſtein, als der Friede geſchloſſen war, und erhielt nunmehr eine kaiſerliche Einladung nach Wien, wohin unſer Kanzler ihn begleitete. Es handelte ſich jetzt um die Ordnung der inneren Verhältniſſe der Herzogthümer. — Die Tage vom 20. bis 25. Auguſt in Schönbrunn müſſen ereignißreich genug geweſen ſein, wenn man einen Schluß aus dem wenigen Gewiſſen zieht, was über dieſen Beſuch verlautet iſt. — Baron von Scheel-Pleſſen war der erſte Schleswig-Holſteiner, welcher damals in Schönbrunn vor Bismarck den feſten Entſchluß des Anſchluſſes ſeines Landes an Preußen ausſprach*). Unzweifelhaft war das für die Herzogthümer in politiſch-geographiſcher Beziehung das Nützlichſte. Eines Theils waren hierbei aber Oeſterreichs Rechte zu berückſichtigen, ferner agitirte, wie ſchon erzählt iſt, die Kieler Partei mächtig für die Souverainetät Friedrichs von Auguſtenburg. Daß ſich die Norddeutſche Allgemeine Zeitung in Berlin gemüßigt ſah, das Gerücht zu dementiren: daß Preußen Oeſterreich ſeine außerdeutſchen Länder **garantirt**, alſo an das Wiener Cabinet in einer **außerdeutſchen** Angelegenheit ſich gebunden habe, läßt wenigſtens den Verdacht zu, Bismarck ſei in Schönbrunn auf ein derartiges Anſinnen geſtoßen. Da andererſeits Oeſterreich am 21. December Preußen die Annexion der Fürſtenthümer verweigerte, es ſei denn, wenn es in ſeinem deutſchen Gebiete ein Aequivalent (Grafſchaft Glatz und Oberſchleſien!) erhalte, ſo iſt anzunehmen, daß auch dieſe Frage in Wien zwiſchen den Condomini erörtert wurde. Schleswig und Holſtein gehörten nach dem Frieden Oeſterreich und Preußen zugleich und zwar **Beide** gehörten Jedem; eine Theilung des Beſitzes hatte der Frieden nicht ausgeſprochen! So konnte denn vorerſt auch nur von einer gemeinſamen Verwaltung **Beider** die Rede ſein. — Von Wien begleitete Bismarck den König nach Baden-Baden und Erſterer reiſte nach Biarritz, während der König auf der Rückreiſe nach

---

*) Bismarck's Reden, Bd. I. S. 206.

Berlin der Kaiſerin Eugenie zu Schwalbach den bekannten Beſuch machte. In Biarritz ward Bismarck von dem däniſchen Preßagenten Hanſen aufgeſucht, der ihm den Vorſchlag machte, Dänemark einen Theil Nordſchleswigs gegen däniſche Colonien zurückzugeben. Dieſe Zumuthung ward ſowohl abgelehnt, als ſie Preußens Intereſſe zuwiderlief, wie auch, weil Hanſen keinerlei officielle Ermächtigung hatte, dieſe Dinge zu traktiren. — Auf der Rückreiſe über Paris wurde Bismarck von Napoleon empfangen. Ob ihm derſelbe jetzt ebenſo condolirend entgegengetreten ſein wird, wie im Herbſt 1862? — So viel war der Kaiſer doch nun wohl inne geworden, daß er keinen „Polignac“ vor ſich habe und nach dem Tage von Düppel und Alſen Wilhelm I. am Wenigſten in der Lage Carls X. ſei. Die Befreiung Schleswig-Holſteins, die Freundſchaft Oeſterreichs und Preußens konnte ſicher einem Manne kein Vergnügen machen, deſſen weſentliches Geſchäft es war, aus Conflicten im Auslande für ſich politiſches Capital zu ſchlagen! — Die Folgen des Sieges machten ſich bereits geltend. Eine Generalverſammlung des Nationalvereins hatte ſich zu Gunſten des maritimen Anſchluſſes der Herzogthümer an Preußen ausgeſprochen. Fünfundzwanzig Abgeordnete der liberalen Fractionen beſchloſſen ferner, in die Budgetberathung pro 1865 einzutreten, in der Militärfrage wie bisher Stellung zu behalten, betreffs der auswärtigen Politik aber eine paſſive Haltung anzunehmen. — —

Ein Sieg war errungen, ein national-deutſcher! Eine alte Schuld der preußiſchen Ehre war getilgt! Unſer Volk hob ſeit den Befreiungskriegen zum erſten Male wieder das Haupt in patriotiſchem Stolz und Freude! — Unſchwer konnte es Bismarck entgehen, daß der innere Conflict nunmehr ſich leicht löſen müſſe und das eine Wort „Indemnität“ dazu genügen werde. — Aber ſeit dem Siege war Bismarck düſterer denn je im Leben, eine Melancholie, etwas wie eine unendlich traurige Ahnung ſchien über ihn gekommen zu ſein. — Wir wollen auf den Traum keinen Werth legen, welchen er in Biarritz gehabt hatte, jenen Traum von der hohen undurchdringlichen Wand, welche ſich in engem Felspfad vor ihm emporbäumte, die er mit ſeiner Gerte zerſchlug und dann den Weg frei ſah. — Wir glauben nicht, daß unſer Kanzler je an Aberglauben litt, aber wir glauben an Eins und ſehen es an deſſen ganzer damaliger Stimmung beſtätigt. — Gleich wie die Natur dem Thiere den Inſtinkt vor naher Gefahr gab, ſo hat die Vorſehung die Menſchen, zumal die bedeutenden Geiſter unter ihnen, mit einem Vorgefühl für den drohenden Ernſt der Zukunft ausgerüſtet, mit einer Stimme ſchwermüthiger Warnung, einem „treuen Eckhart“ in der eigenen Bruſt! — Nenne man das wie man Luſt habe, lache man darüber, — es giebt aber auch heute noch, wie zu Shakeſpeare's Zeiten, „Dinge zwiſchen Himmel und Erde, von denen unſere Schulweisheit ſich Nichts träumen läßt!“ — Sollen wir die wirkliche Wand nennen, die Bismarck vor ſich ſah und welche kein Gertenhieb niederwarf? — Er ſah im Herbſte 1864 bereits den Kampf mit Oeſterreich und dem Bunde voraus, ſah voraus, daß er in dieſem Kampfe nicht blos alles Ausland, nicht blos das deutſche und ſein preußiſches Volk, — daß er als erſten, größten, als den moraliſchſten aller Gegner ſeinen eigenen Herrn und König gegen ſich haben müſſe und wenn die Hamletsſtunde ſchlug, daß nicht allein für ihn, ſondern für Preußen, für alle die hohen heiligen Pläne, die er gehegt, um die er gerungen und gelitten hatte, das „Sein oder Nichtſein“ kommen werde! — — Anzeichen hierzu waren genug vorhanden. — Oeſterreich und Preußen waren beide Sieger, die Waffenbrüderſchaft aus alten Tagen war glänzend wieder erneut, ließ alle traditionellen Erinnerungen in Hoch und Niedrig neu aufleben, gab dem Gemeingefühle zwiſchen Oeſterreich und Preußen eine innere ſittliche Kraft, gegen die ſich nicht ankommen ließ. — — Oeſterreich und Preußen waren in den Herzogthümern Condomini, alſo — Compagnons, — aber ſie waren dabei Rivalen, denn der Frankfurter Fürſtentag ließ ſich aus dem Gedächtniß nicht verwiſchen. Oeſterreich wußte, Preußen wolle die gleiche Führung des Bundes haben, — das hieß aber Habsburg langſam aus Deutſchland complimentiren, Preußen wußte, daß Oeſterreich es mittelſt des Bundes majoriſiren, alſo ebenfalls aus Deutſchland drängen wolle, für — Montecchi und Capulet hatte daſſelbe

Haus nicht Raum! Wie ſollten ſie ſich denn in dem neuen kleinen Anbau von Schleswig-Holſtein vertragen, wo ihre Intereſſen gänzlich ungleich waren? Bismarck wollte die Herzogthümer für Deutſchlands Volk erobert wiſſen, wollte durch ſie Preußens militäriſche und beſonders maritime Initiative im Norden geſichert ſehen, Oeſterreich trat aber dem entgegen, um die neuerrungenen Lande zu einem ihm ergebenen Bundesſtaate unter dem Auguſtenburger zu machen, der uns übel wollte. Wie ſollte bei ſo heterogenen Abſichten eine erſprießliche gemeinſame Verwaltung möglich ſein, welche allein ihren Zweck im Wohle des befreiten Landes zu ſuchen hatte? — Zwiſchen Oeſterreich und Preußen mußte um das Object des Sieges Streit entbrennen und wie ſollte es anders enden als — durch Pulver und Blei? Uns blühte entweder ein zweites „Olmütz" oder — ein „deutſcher Bruderkrieg!" —

Am 13. November hatten Oeſterreichs Truppen die Herzogthümer verlaſſen, die Preußen folgten ihnen — langſam nach. Am 24. November erhielten die preußiſchen Truppen plötzlich Gegenbefehl! Die dreizehnte Diviſion concentrirte ſich ferner bei Minden, die ſechste Diviſion bei Berlin als Drohung gegen Hannover und Sachſen, welche Miene machten, in den neuen Bundeslanden das Beſatzungsrecht zu üben. Fünf Tage ſpäter verlangte Preußen von dieſen beiden Staaten kategoriſch die Räumung der Herzogthümer! Grollend fügte ſich Hannover, Sachſen aber verlangte betreffs ſeiner Räumung Bundesbeſchluß und rüſtete gegen „Vergewaltigung"; ſchon konnte Herr von Beuſt, der Genius des Fürſten-Congreſſes, die Zeit nicht mehr erwarten!! — Zwar fügte ſich die Bundesverſammlung alsbald der preußiſch-öſterreichiſchen Forderung, die Bundestruppen räumten Holſtein und übergaben die Verwaltung des Landes den öſterreichiſch-preußiſchen Civilcommiſſaren, dem Herrn von Halbhuber, einem urecht gefärbten Schwarzgelben, und Herrn von Zedlitz, der natürlich auch nicht ganz ſchlecht „ſchwarz-weiß" war. Mitte December erklärte Bismarck auf Anlaß dieſes Rencontres den Mittelſtaaten, „daß Preußen ſich einem competenzwidrigen Beſchluſſe am 5. nicht unterzogen haben würde, noch in Zukunft unterziehen werde.“ Er regte die Annexion der Herzogthümer an Preußen in Wien an, — was abgelehnt wurde, verweigerte jedenfalls aber eine Löſung der Erbfolge in den Herzogthümern, bevor Preußens künftige Stellung in den neuen Landen feſtgeſetzt ſei. — Zugleich ward dieſe Erbfolgefrage den preußiſchen Kronſyndici zur Begutachtung übergeben und dies den deutſchen Regierungen angezeigt. — Das Auftreten Halbhuber's in Kiel iſt ebenſo wie die raſtloſe Agitationsarbeit der Auguſtenburgiſchen Partei geſchildert worden. Daß letztere von Seiten Oeſterreichs unterſtützt ward, man Preußen immer mehr Boden entziehen wollte, im Norden wie Süden bei allen deutſchen Höfen gegen den deutſchen Unionsgedanken Preußens intriguirt wurde, war ganz dazu angethan, letzterem ſelbſt die beſcheidenſten Früchte des Sieges zu entwenden. — Unerwähnt wollen wir nicht laſſen, daß als neuer franzöſiſcher Botſchafter in Berlin Herr Benedetti ſich einfand. — — Noch eine andere Erſcheinung hatte dies Jahr geboren, die „Encyclica“ und den „Syllabus“; es war der erſte Trompetenſtoß des Vaticans, um den Feldzug zu eröffnen, welcher ihn an Italiens Einheit und der ganzen modernen Staatenordnung rächen ſollte! So endete denn dies ſiegreiche Jahr und — die „hohe Wand“ rückte Bismarck ſchreckhaft näher! —

War Preußens Stellung in den Herzogthümern nach dem Angeführten ſchon an ſich mißlich, ſo wurde ſie durch Hannovers feindſelige Haltung noch verſchlimmert. Ja, falls es zu kriegeriſchen Eventualitäten kam, geradezu gefährlich! Die Welfen-Dynaſtie konnte nicht vergeſſen, daß ſie dem ſtolzen England eine Reihe von Königen gegeben hatte und verband den Hochmuth wie die Excluſivität der engliſchen Pairage mit dem Dünkel norddeutſch-partikulariſtiſcher Souverainetät! Die Familie Platen, welche ſeit alten Zeiten das Monopol ihr nannte, allein das Ohr wie Vertrauen ſeiner Herrſcher zu beſitzen, verfolgte noch immer die bewährte Gewohnheit, den Monarchen durch „erhabene“ Iſolirung jeder freieren modernen Lebensrichtung unzugänglich zu machen. Daß der Conſtitutionalismus in Hannover unterdrückt, die feudale und frömmleriſche Richtung eifrigſt gepflegt wurde, war allerdings eine innere Angelegenheit, daß die Regierung König Georgs aber, wo ſie nur konnte, den Handelsverkehr lähmte und eine perſönlich feindſelige, mißgünſtige Haltung Preußen gegenüber zeigte, ganz unverhohlen Oeſterreichs Partiſan war, mußte bei der jetzigen politiſchen Conſtellation überaus ſchwer ins Gewicht fallen. Je mehr die Hohenzollern darauf Rückſicht nahmen, daß doppelte Blutsverwandtſchaft ſie an die Welfendynaſtie band, deſto mehr entſchlug ſich dieſe allen hiſtoriſchen Erinnerungen und trachtete, durch irgend welche Eventualität begünſtigt, im deutſchen Norden die Rolle Preußens zu übernehmen, und der Auguſtenburger, hatte er ſonſt nur die Macht, war ganz der Mann, zu dieſem Zwecke ihr eifrigſt die Hand zu reichen. — Hannovers Abſicht war mehr als nur feindſelig, ſie war verrätheriſch, und ſo konnte ſie denn auch nur einen Lohn des Verraths finden. — Die erſten Anzeichen müſſen ſchon im Januar 1865 ſehr ſtark geweſen ſein, denn bereits am 7. c. richtete die (feudale) Reform einen geharniſchten Artikel an den Hof von Herrenhauſen, welcher — ſagt man — aus preußiſchen Regierungskreiſen ſtammte. — — Die päpſtliche Encyclica hatte inzwiſchen die Gemüther in Deutſchland, zumal in Preußen, ſchon um ſo mehr aufgeregt, als die katholiſche Kirche mit einer traditionellen Toleranz in letzterem Staate behandelt wurde, deren der Proteſtantismus in keinem katholiſchen Lande ſich je zu erfreuen gehabt hatte. Trotzdem traf die preußiſche Regierung nirgend Maßregeln, einer Veröffentlichung der Encyclica durch die Biſchöfe entgegenzutreten. — Wenn irgend in einer Epoche ſeiner miniſteriellen Thätigkeit, ſo iſt an Bismarck gerade in der Zeit vom Herbſt 1864 bis Mai 1866 eine — wir wollen nicht gerade ſagen Aengſtlichkeit, aber außerordentliche Behutſamkeit und Vorſicht der Operationsweiſe zu ſpüren. Bei jeder politiſchen Frage ging er nicht blos Schritt für Schritt, ſondern that auch nie einen zweiten, bevor der erſte nicht geſichert, der nächſte nicht auf's Penibelſte vorbereitet war. Ueberall ſah ſein Auge hin, überall war ſein Geiſt. Nie war ſein Genie fruchtreicher an Auskünften, als in dieſer ſchwerſten aller Zeiten. — —

Den 14. des Monats trat die Kammer wieder zuſammen; zum erſten Male eröffnete der König ſeit längerer Zeit ſie ſelbſt. Man konnte das gerechteſte Zutrauen haben, an den Vertretern werde ſo wenig wie am Volke das Reſultat ſpurlos vorübergegangen ſein, welches Preußens Wehrkraft und nationale Politik im letzten Kriege erzielt hatten. — Man täuſchte ſich! Herr Grabow inaugurirte die erſte Sitzung mit einer aggreſſiven Rede. Die Zweite Kammer wählte ihn, Unruhe und Bockum-Dolffs zu Präſidenten wieder und eine zweite Rede Grabow's gab dem alten Kampfe einen neuen Schwung. An demſelben Tage, wo im Herrenhauſe der innere Conflict und die Angelegenheit der Fürſtenthümer zur Sprache kam, erklärte Bismarck: „Die Baſis des conſtitutionellen Lebensproceſſes iſt überall der **Compromiß!** Auf dieſe Baſis weiſt die preußiſche Verfaſſung um ſo nothwendiger hin, als ſie, von vielen anderen abweichend, auch in Bezug auf das Budget die Uebereinſtimmung der drei Factoren der Geſetzgebung verlangt. Dieſelben ſind in Betreff des Budgets zwar nicht abſolut gleich, aber gleich abſolut berechtigte Gewalten, die nebeneinander geſtellt ſind! Keiner von ihnen legt die Verfaſſung die Verpflichtung auf, ſich den beiden Anderen, oder Einer der beiden Anderen unterzuordnen. Ebenſowenig legt die Verfaſſung Einer der drei Gewalten das Recht bei, ein: Sic volo, sic jubeo zu ſprechen, dem die Anderen ſich zu beugen hätten.“ — „Von der liberalen Seite iſt uns bei der Kritik der auswärtigen Politik der Vorwurf gemacht worden, daß wir die zukünftige Geſtaltung der Herzogthümer uns dadurch erſchwert hätten, daß wir ein Bündniß mit Oeſterreich eingegangen ſind. Ich glaube, meine Herren, daß die Nützlichkeit dieſes Bündniſſes während der vergangenen Phaſe von der Zukunft in ein **helleres** Licht geſetzt werden wird, als die bisherigen Ereigniſſe, ſo weit ſie zu Tage liegen, es gethan haben. Einſtweilen erlaube ich mir zu bemerken, daß wenn wir den Weg, den wir gegangen ſind, nicht gehen wollten, uns kein anderer übrig blieb, als der **Bundeskrieg**!" — — Die Feindſeligkeit des Abgeordnetenhauſes gegen die Regierung war weſentlich durch das Gefühl gewachſen, daß dieſelbe vom Volke nach den verfloſſenen kriegeriſchen Reſultaten der Letzteren nicht mehr getheilt werde und ein loyaler Umſchlag der Stimmung je länger deſto ſicherer bevorſtehe. Die Majorität verſtieg ſich darum zu einem neuen, unvorhergeſehenen Schlage gegen die Regierung. Die vereinigte Commiſſion der Zweiten Kammer für Handel, Gewerbe, Finanzen und Zölle faßte (2. Februar) den Entſchluß, beim Hauſe zu beantragen, daß betreffs der Eiſenbahnvorlagen der Regierung eine Beſchlußnahme bis zur Feſtſetzung des Budgets pro 1865 auszuſetzen oder die Regierungsvorlage zu verwerfen ſei. Der Gedanke hierbei war natürlich: daß man ja nicht wiſſen könne, ob die Regierung das Geld für die Eiſenbahnen nicht für das Militär anwenden werde! — Nachdem (am 16. März) die Debatte über das Budget pro 1865 höchſt erbittert geweſen war, der Finanzminiſter erklärt hatte: dem Antrage der Commiſſion niemals zuſtimmen zu können, Wagener's feudale Aeußerungen aber die Floskel des „Eidbruchs" veranlaßt hatte, welche in die tumultuariſche Verſammlung wie eine Brandrakete fiel, ward Ende des Monats der beabſichtigte Coup der Fortſchrittspartei wirklich ausgeführt, die Ablehnung der Eiſenbahnvorlage ward eingebracht. — Dieſer Schlag gegen die Regierung fiel auf das eigene Haupt der Oppoſition zurück, ſie ſpaltete ſich! Der Antrag Benda wurde mit 178 Stimmen gegen 108 angenommen: „der Regierung zwar keine Anleihe, aber die Mittel zum Bau der projectirten Eiſenbahnen aus den Staatskaſſen zu bewilligen." — — — Man konnte allerdings die Koſten der Reorganiſation verweigern, die Mittel für Militär und Marine wie man wollte abſchneiden, wenn man den „Militarismus" für gar ſo bedrohlich hielt, — aber keine Eiſenbahn mehr zu bauen, die Quelle des Verkehrs deshalb zu verſtopfen, weil ſie ſonſt unredlicherweiſe etwa ins Kriegsminiſterium abgeleitet werden könnte, das war der Mehrzahl denn doch zu ſtark; die eigene Waffe verwundete die Oppoſition! — Ihr Zerſetzungsproceß ging um ſo gewiſſer vor ſich, als das Gefühl der ſelbſtgeſchlagenen, unheilbaren Wunde den doctrinairen Stolz nur noch heftiger erbitterte, ſo daß in der großen Militärdebatte vom 28. April bis 5. Mai die ganze Militärvorlage verworfen ward. — Wirklich erwachte im Lande der beſſere Sinn! Die Aachener Feier der 50jährigen Vereinigung der Rheinlande mit Preußen lieh bereits dem wiedererwachenden Patriotismus Ausdruck. — Am 26. Mai gab bei Gelegenheit der Interpellation über den Handelsvertrag mit Italien Bismarck den Zollvereins-Regierungen folgenden ſtarken Wink: „Preußen und Italien würden jeden Tag bereit und in der Lage ſein, den gewünſchten Handelsvertrag abzuſchließen, dynaſtiſche Intereſſen hindern uns nicht daran, nur die Verfaſſung des Zollvereins ſteht uns im Wege!“ — Am 1. Juni kam die Bismarck'ſche Politik betreffs der Elbherzogthümer und abermals der innere Conflict auf die Tribüne der Zweiten Kammer, als man über die Bedürfniſſe der Marine discutirte. „Könnten wir uns rechtzeitig klar im Voraus über alle Pläne der Zukunft Ihnen gegenüber ausſprechen“, ſagte der Miniſter-Präſident, „ich glaube, Sie würden mehr davon billigen, als Sie bisher zu thun ſich getrauen.“ Ueber die Verhältniſſe in Deutſchland ſagte er: „daß in Deutſchland partikulariſtiſche Intereſſen ſtärker ſind, als der Gemeinſinn!“ — „Im Allgemeinen iſt die Exiſtenz auf der Baſis der Phäaken bequemer, als auf der Baſis der Spartaner. Man läßt ſich gern ſchützen, aber zahlt nicht gern, am Allerwenigſten giebt man das geringfügigſte Hoheitsrecht zu Gunſten der allgemeinen Intereſſen auf!“ — „Kommen wir und Oeſterreich mit den ſchleswig-holſteiniſchen Ständen (die nämlich berufen werden ſollten) zu einer friedlichen Verſtändigung, ſo wird dies ein allerſeits, auch für Preußen erwünſchtes Ereigniß ſein, wenn nicht, ſo werden keine Beſchlüſſe, keine Proklamationen der Stände, kein einſeitiges Vorgehen in der Sache im Stande ſein, Preußen aus den Herzogthümern herauszumaßregeln! Zweifeln Sie noch an der Möglichkeit, unſere Abſichten zu verwirklichen, ſo limitiren Sie die Anleihe dahin, daß die erforderlichen Beträge nur zahlbar ſind, wenn wir wirklich Kiel beſitzen, und ſagen Sie: Kein Kiel, kein Geld!" — In dieſer Sitzung war es auch, wo oratoriſche Hitze Virchow zu einer Aeußerung hinriß, die eine Forderung Bismarck's zur Folge hatte; das Duell unterblieb durch Beilegung. Nicht weniger charakteriſtiſch war das Plaidoyer Bismarck's am folgenden Tage bei Fortſetzung der Debatte betreffs Schleswig-Holſtein: „Die Frage iſt für mich nur eine ſachliche, keine Perſonenfrage. Es iſt mir gleichgültig, ob die Herren (in Kiel) etwas mehr oder weniger demokratiſch ſind. — Wenn wir nur unſere **Bedingungen** den Herzogthümern gegenüber geſichert haben, ſo mögen dieſe ihre Vereine halten und mögen eine Verfaſſung und ſie mögen auch ihren Herzog haben, — das intereſſirt mich wenig!" — Am 13. Juni, es war die letzte Redebataille dieſer Seſſion, kam dieſelbe Debatte nochmals aufs Repertoir. Bismarck ſprach heute beſonders ſarkaſtiſch über: „Das, was die Oppoſition Alles vorausgeſagt habe und was Alles nicht eingetroffen iſt." Die letzten politiſchen Ereigniſſe berührte er, ſagend: „Sie ſprechen, auch auf Ihrem Wege hätte einer Störung des europäiſchen Friedens im Großen vorgebeugt werden können, auch wenn wir ſtatt mit Oeſterreich, mit dem deutſchen Bunde gegangen wären; aber der von Ihnen empfohlene Weg hätte uns 32 Mitbeſitzer gegeben und an der Spitze dieſer 32 **Denſelben**, den wir **jetzt** haben und zwar nicht mit derſelben Gleichberechtigung, ſondern mit der Ueberlegenheit der Präſidialmacht und als **Führer** der Bundesmajorität gegen Preußen! Der ganze Schwerpunkt läge nicht zwiſchen Berlin, Wien und Kiel, ſondern er läge in Frankfurt, und die Herzogthümer befänden ſich wahrſcheinlich in dieſem Augenblick unter Verwaltung der Herren von Könneritz und Nieper." — „Die Frage, über die ich hier einen Ausſpruch des Hauſes noch mehr als über die finanzielle erwartet hatte, iſt die politiſche, die Frage der **Gegenwart** und der **Zukunft**! Dieſe Frage nun, die ſeit zwanzig Jahren in dem Vordergrunde des deutſchen politiſchen Intereſſes geſtanden hat, dieſe Frage harrt gegenwärtig der

Löſung! Das Land hat ein Recht, zu erfahren, was die Meinung der Landesvertretung über die Sache ſei.“ — „Wenn Fehler gemacht werden und ich ſie mit mache, dann erwarten Sie, daß ich ſage: quand même und doch dafür einſtehe! Sollte es aber einmal dazu kommen, die Folgen ſolcher Fehler zu tragen, ſo kann ich dem Herrn Abgeordneten p. [illegible]ichern, daß er mich auch im ſchlimmſten Falle vor dem Throne finden wird; ob ich dann ihn davor finden werde, iſt mir zweifelhaft!“ — — Die Frage der Zukunft, welche Bismarck an das Haus vor Thoresſchluß gerichtet hatte, wurde von demſelben mit der Erklärung beantwortet: „die geſchehene Entnahme von Geldern aus dem Staatsſchatz ohne Ermächtigung der Landesvertretung iſt verfaſſungswidrig!“ — War dieſer Akt auch nicht gerade ein beſonders patriotiſcher zu nennen, ſo iſt er deswegen bemerkenswerth, weil er die Indemnitätsforderung indirect enthält. Wenige Tage ſpäter wurde die Seſſion geſchloſſen. —

Dieſer Sommer brachte die wichtigſten Begebenheiten. Ob ſie auch „hinter den Couliſſen“ ſpielten, in ihren Wirkungen wurden ſie von der einſchneidendſten Bedeutung, in ihrem Schooße trugen ſie ja die Zukunft, welche Bismarck der Kammer vorher angedeutet hatte. Am 21. Juni reiſte Bismarck in König Wilhelms Begleitung nach Carlsbad, dann nach Gaſtein. — — Des Räthſels von Gaſtein*) haben wir bereits kurz erwähnt. Natürlich ſind die dortigen Vorgänge wohl auch heute noch dunkel. — Bismarck's Lage auf dieſer Reiſe bot, — allen Anzeichen zufolge — den Inbegriff aller diplomatiſchen Schwierigkeiten, die jemals einem Staatsmann ſich entgegenſtemmten, und nur ſeine weitſehende Klugheit konnte ſie überwinden. Der Miniſter-Präſident wußte, daß zwiſchen Oeſterreich und Preußen keine ernſte Verſöhnung, keine politiſche Aſſimilirung innerhalb Deutſchlands dauernd möglich ſei. In den Herzogthümern rannten die Intereſſen der Condomini täglich an einander; Halbhuber's herausfordernden Benehmen, die Unmöglichkeit, die Herzogthümer in ſolcher Geſtalt gemeinſam zu verwalten, die Agitationen der Auguſtenburger und die Hinneigung des Bundes zu Oeſterreich, Alles ſchien auf eine nahe, wahrſcheinlich blutige Entſcheidung hinauszulaufen, der man doch um jeden Preis aus dem Wege gehen wollte. Sah Bismarck nun auch ein, daß die Kataſtrophe kommen müſſe, ſo kam es doch ſicher ſehr darauf an, daß dies auch die Anderen einſahen, welche die letzte Entſcheidung zu treffen hatten, nämlich die Monarchen von Oeſterreich und Preußen ſelber! Demnach geſchah von Bismarck alles Erdenkliche, die unmögliche Eintracht dennoch zu fördern und die leiſeſte Verantwortung von ſeinem Monarchen wie von ſich abzuwenden, falls der Bruch erfolgte. Noch vor der Gaſteiner Conferenz wendete ſich Bismarck an den bayriſchen Miniſter von der Pfordten wegen Vermittelung bei dem Auguſtenburger: damit „zur Verhütung eines Conflicts, der ganz Deutſchland ergreifen könnte, Unterhandlungen geführt würden, durch welche der Prinz bewogen werde, einen für **Preußen annehmbaren** Frieden mit Sr. Majeſtät zu machen!“ — Bereitwillig unterzog ſich Pfordten dieſer Aufgabe. — Der ſtolze Auguſtenburger aber ertheilte erſt lange gar keine Antwort, dann eine vornehm kühle Ablehnung! — Natürlich, da er „ganz Deutſchland auf ſeinen durchlauchtigen Schultern ſich wiegen“ fühlte, — in den Falten ſeiner Toga ja Krieg oder Frieden barg, was ſollte er denn noch Veranlaſſung haben, einem Hohenzollern Frieden zu gewähren? — War dies Benehmen einerſeits kindiſch, ſo war es andererſeits tückiſch! Der Prätendent zu Kiel fühlte, daß er —, mit Anderen im Bunde, Preußen gefährlich ſein würde und hatte große Luſt, es auch zu werden! — — Die poſitiven Reſultate der Tage von Gaſtein waren ſehr erheblich. Lauenburg wurde Preußen abgetreten, nachdem das Ländchen Oeſterreichs Mitbeſitz durch zwei Millionen Thaler abgelöſt hatte. Um den Reibungen in Kiel einen Damm entgegenzuſetzen, den Zündſtoff zu fernerem Zerwürfniſſe zu entfernen, beſchloß man die Verwaltung der Herzogthümer dergeſtalt zu trennen, daß Holſtein von Oeſterreich, Schleswig von Preußen adminiſtrirt ſein ſollte. Zedlitz wie Halbhuber wurden abberufen und zwei Statthalter ſollten an ihrer Stelle ernannt werden, welche beiden Beſitzern die Sicherheit boten, daß ähnliche Vorgänge ſich nicht wiederholen könnten. Einen Mann, der Preußen zuſagte, öſterreichiſcherſeits zu finden, war nicht ſo ſchwer, den Feldmarſchall-Lieutenant von Gablenz. Er war ein ruhiger, liebenswürdiger Mann und unſer Combattant erſt kürzlich geweſen. Da das Maaß von Aufrichtigkeit Seitens des Wiener Cabinets nun ſehr viel geringer, das ſeines Argwohns aber bedeutend größer war, als dies von preußiſcher Seite ſtattfand, war es für Bismarck nicht leicht, einen Mann zu erwählen, der Preußen in den Herzogthümern Nichts vergab und doch in der Burg höchſtes Vertrauen genoß! Von dieſer Perſon hing es ja ab, ob es zum Bruch kommen, ob derſelbe vermieden werde, von ihr ab, daß Preußen mit reinem Gewiſſen einer kriegeriſchen Nothwendigkeit gegenüber treten könne, nachdem es dieſelbe mit allen Kräften bis zum Aeußerſten verhindert hatte. — Wir meinen, die Wahl dieſes Mannes war vielleicht einer der genialſten, gewiß wohl der **feinſten** Schachzüge in Bismarck's ganzer ſtaatsmänniſcher Praxis! Er ſchlug General Edwin von Manteuffel vor und in Wien herrſchte die äußerſte Befriedigung! — Der Grund dürfte jetzt wohl klarer einzuſehen ſein. Es gab keinen Mann in König Wilhelms Nähe, der die Tradition öſterreichiſcher Allianz feuriger, energiſcher und **länger** im Herzen bewahrte, als Manteuffel, keinen, dem ein Bruch mit Habsburg unnatürlicher erſcheinen mußte, als ihm. Bei den verſchiedenſten vertrauten Miſſionen, welche derſelbe in Wien zu vollführen gehabt und ſtets glänzend gelöſt hatte, war er dem Kaiſerhauſe ſo werth geworden, daß er in der Burg als persona gratissima galt. Seiner Loyalität war Kaiſer Franz Joſeph nicht blos völlig ſicher, ſeine Stellung zu König Wilhelm war auch eine ſo auserleſene, daß er dem Kaiſerhofe mithin doppelte Garantien bot. König Wilhelm war hingegen eben ſo überzeugt, daß ein Mann alle bedrohlichen Uebel in den Herzogthümern ſorglich ſchon im Keime erſticken werde, dem nicht weniger innig als ihm ſelbſt an einem Intimitätsverhältniß mit Oeſterreich gelegen war. General Edwin von Manteuffel, — auch in Gaſtein anweſend, — wurde von dort aus zum Oberbefehlshaber der alliirten Truppen in den Herzogthümern und zum Statthalter von Schleswig ernannt! Wir entnehmen vorſtehende Sachlage dem Inhalte einer Broſchüre, die, obwohl anonym erſchienen, doch von einem ganz rückhaltsloſen Verehrer des Generals herſtammt*), auf deſſen Behauptungen wir alſo unſere Anſchauungen nach beſter Einſicht ſtützen durften. War irgend Einigkeit mit Oeſterreich an der Eider zu bewahren, alſo der materielle Kitt ihrer traditionellen Freundſchaft, dann war — ſo mochte Bismarck wohl argumentiren, — ja Alles gut. Gelang aber ſelbſt einem Edwin von Manteuffel es nicht, den Bruch abzuwenden, — ſo war wenigſtens dem König Wilhelm der evidenteſte Beweis gegeben, daß der Gedanke an dauernde Harmonie mit Oeſterreich innerhalb Deutſchlands abſolut Nichts weiter als eine ſchöne Einbildung traditioneller zollernſcher Loyalität geweſen ſei! Daß Bismarck das Erſtere bezweifeln, das Letztere als das Wahrſcheinlichere erwarten mußte, iſt nicht nur aus ſeiner ſchon von Frankfurt datirenden Erfahrung, ſondern gewiß auch aus ſeiner Kenntniß Edwins von Manteuffel, ſeines alten Freundes und ehemaligen Meinungsgenoſſen, mit ziemlicher Sicherheit herzuleiten. So freundlich geſinnt der General auch Oeſterreich war, ein nicht minder ſcharf ausgeſprochener Vertreter des excluſiv-militäriſchen Preußenthums war er auch! Unter Oeſterreich geſtellt, à la Olmütz behandelt wollte er Preußen niemals wiſſen, und aus dieſem alt-preußiſchen Soldaten- und Patriotenſtolze hatte er auch die energiſche Purification des Officiercorps der Armee angefaßt, mit aller Kraft ſeines Anſehens die Reorganiſation des Heeres geſtützt und es zum Schutzwall Preußens machen helfen! Er wollte, Preußen ſolle — Hand in Hand mit Oeſterreich und, wie zwei Freunden ziemt, gleichberechtigt gehen, um Deutſchlands Geſchicke in Zukunft zu lenken. Trat an Edwin von Manteuffel nun je die Frage heran, welches Gefühl er zu opfern habe, das der öſterreichiſchen Cordialität, oder das der preußiſchen Ehre, ſo hätte er die Erſtere zehnmal preisgegeben, als der Letzteren nur einen Hauch des Makels anthun zu laſſen. Wußte man das in der Burg nicht, oder wußte man es zu gut, — in beiden Fällen war es wohl höchſt gewagt, à condition der Manteuffel'ſchen entente cordiale in Wien gegen Preußen zu ſündigen. Daß man aber gegen dasſelbe ſündigen **dürfte**, ſah Bismarck voraus, und daß man gerade in Wien den wohlgeſinnteſten aller preußiſchen Generale dazu zum Objecte nahm, mochte einem Bismarck wohl ſchon zu Gaſtein — in Vorausſicht der „treibenden Gewalt" der Dinge, — ein heimlich Lächeln abnöthigen!! — Dies Arrangement im Sommer 1865, mittels einer Convention mit Graf Blome's Hülfe, bewirkt, welcher damals ganz mit uns einig geweſen iſt, hatte die vollſtändigſte Intimität Wiens und Berlins zur Folge; Alles ſchien geebnet. — Daß Bismarck überdem Alles, was zu Gaſtein durch ihn geſchah, Angeſichts der Argusblicke von der Pfordten's und des Herzogs von Gramont abmachen mußte, dürfte wohl auch keine Erleichterung einer Stellung geweſen ſein, die, vermochte ſie jemals gefährdet zu ſein, hier es um ſo gewiſſer geweſen ſein mußte, als weder Oeſterreich noch die Bundesſtaaten ihn ſeit Frankfurt gerade ſchwärmeriſch lieben konnten. — —

---

*) Kaiſer-Biographie, Seite 47.

---

*) Das Werk heißt: „General von Manteuffel und ſeine Gegner. Ein deutſches Wort.“ München, Manz'ſche Hofbuchhandlung 1871. (Vide Seite 26—30.) — Auf dies Werk, auf welches von der Allg. Militär-Zeitung ſchon vor ſeiner Erſcheinung aufmerkſam gemacht wurde, kommen wir bei der Lebensbeſchreibung des Generals zurück. D. V.

Bismarck begleitete den König darauf nach München, Baden-Baden, Homburg. Er machte das große Manöver bei Merſeburg mit und —, nachdem er Lauenburg beſucht hatte, deſſen Special-Miniſter er geworden war, trat er ſeine Reiſe nach Biarritz an. — — Die Volksvertretung hatte den Staat gänzlich ohne Mittel für kommende Eventualitäten gelaſſen, die Koſten der Reorganiſation aber mußten gedeckt, die Summen geſchaffen werden, um nicht Preußen zum Knechte deſtructiver Majoritätspolitik zu machen; — man verkaufte deshalb die dem Staate gehörige Köln-Mindener Eiſenbahn und — konnte ruhiger in die Zukunft ſehen. — —

Einer Erſcheinung müſſen wir Erwähnung thun, welche die öffentliche Aufmerkſamkeit längſt in Anſpruch genommen hatte, der Arbeiterfrage. — Sie war in Deutſchland nicht neu. Vor 1848 war ſie ſchon ein integrirendes Moment der gewerblichen Kreiſe geworden, aber ſie lebte damals ſo zu ſagen nur als Abſtractum, nur in der Doctrin. In letzterem Jahre hatte ſie zum erſten Male eine drohend praktiſche Geſtalt in der „deutſchen Arbeiterverbrüderung“ gewonnen gehabt. Die Staatsgewalt machte derſelben ein Ende, aber nur ein partielles. Die damaligen Organiſatoren und Faiſeurs waren entweder nun geſtorben, oder hatten in der Verbannung oder im amerikaniſchen Bürgerkriege ihr ſtummes Ende gefunden. Der in allen Staaten Europa's wuchernde Communismus indeß hatte in London unter einem der „letzten Mohikaner“, Marx, ſeine Kryſtalliſation gefunden und lebte in den deutſchen Arbeitervereinen fort. — Wie Atheismus und Communismus eben ſo vaterlandslos ſind, als das Jeſuitenthum, ſo war die „Internationale“ denn auch eine ihnen beiden entſprechende Inſtitution. — Den deutſchen Arbeiterverbindungen, — beſonders in Preußen und Sachſen, wo die vorerwähnte „Verbrüderung“ vordem am kräftigſten Wurzel gefaßt hatte, — waren zwei Richtungen entkeimt, die der Schultze-Delitzſch'ſchen Genoſſenſchaften und die der Laſſalleaner. Ueber den reellen Werth Schultze's und ſeiner Richtung ein Wort zu verlieren, halten wir für überflüſſig. Wenn die deutſche Nation je einem unermüdlichen Arzte ihrer innerſten Gebrechen Dank ſchuldig war, Schultze-Delitzſch iſt ſie es gewiß. — Die andere Richtung war ganz entgegengeſetzt. Sie desavouirte den Staat, aber wollte ſich vom Staate helfen laſſen! — — Wir haben Laſſalle gekannt; wer in Berlin hätte ihn denn nicht gekannt? — Er war der ſchönſte Jude, den man wohl je geſehen hat und Dandy im alleräußerſten Sinne des Worts. Sein eminenter Geiſt, ſeine Geldmittel, ſeine halb romantiſche, halb ſpinoziſtiſche Denkweiſe, ſeine rückſichtsloſe Kühnheit, ſein fabelhafter Ehrgeiz machten ihn zum fahrenden Ritter der modernen Geſellſchaft und ließen ihn wie — Don Quixote enden. Dieſes Ende ſagte er ſich übrigens voraus! In einer Geſellſchaft luſtiger Freunde äußerte er mit der ihm eigenen Nonchalance: „Ich weiß, ich mache Narrheiten, ich habe aber immer Glück; der erſte Unſinn, bei dem ich Unglück habe, wird mein Tod ſein!“ — Er hatte in ſich ſowohl das Zeug zu einem Catilina wie zum Brutus, klaſſiſche Schärfe, orientaliſches Feuer und ſemitiſches Raffinement, aber das Alles nur — pour plaisir und ſein Plaiſir war: durch Abnormität zu glänzen! Nachdem er Berlins Denker mit dem „Heraklit“ in Rumor verſetzt, die Kunſtwelt durch „Ausſchlachtung“ der Schmidt'ſchen Literaturgeſchichte beluſtigt hatte, packte er die Arbeiterfrage beim Schopf, machte eine kecke Doctrin zu ihrem Axiom und griff den modernen Staat an, um — durchaus unſterblich zu werden! Es war ihm mit Allem Ernſt und zugleich mit Nichts! Hätte er noch gelebt und Bismarck wäre es eingefallen, Laſſalle nur auf ein Jahr zum — Arbeitsminiſter zu machen, Laſſalle hätte mit eigener Hand und mit genau ſo viel Geiſt wie Humor ſein eigen Werk zerſtört! Dabei war er nichts weniger als ein Intriguant, vielmehr ein herzensguter Menſch, der nur von keinem eigentlichen Lebenszwecke erfüllt war, weil er nie nöthig gehabt hatte, arbeiten zu müſſen und nicht wußte, was er mit all ſeinen verteufelten Talenten denn nur anfangen ſolle. Er lebte als zweibeinige Polyglotte und ſtarb an den Folgen — „zurückgetretener“ Liebe. — Seine Erſcheinung wirkte auf die Arbeiterkreiſe ſo blendend, daß ſeine Nachfolger ihm in derſelben Abenteuerlichkeit, nur etwas plumper, nachfolgten. Die Laſſalle'ſche Partei ſpaltete ſich aber dadurch und — unſelbſtſtändig durch des Meiſters Tod, — warfen die zerriſſenen Theile derſelben ſich dem Ordensgenerale „Pater Marx“ zu London in die Arme. Dies war der äußere Gang der Dinge; daß die Arbeiterfrage an ſich aber eine reelle, höchſt ernſte und zu erledigende iſt, darüber hat wohl heute Niemand einen Zweifel mehr; die modernen Propheten löſen ſie aber gewiß nicht. — —

Daß König Wilhelm, wenn er vom Herbſte 1865 auf den Herbſt 1862 zurückſah, den Weg, den der wackere Steuermann ſeines Staatsſchiffs durch die von Außen wie Innen anſtürmenden Wogen bis hierher gefunden hatte, nur höchſten Lobes würdigen konnte, bewies, daß Herr von Bismarck-Schönhauſen am 15. September in den Grafenſtand erhoben wurde. — General Edwin von Manteuffel hatte mit außerordentlichen Vollmachten, — ſagt man — verſehen, ſeine Stelle als Statthalter Schleswigs eingenommen und Jedermann — außer vielleicht Einem — glaubte, jeder Möglichkeit neuer Unliebſamkeiten mit dem verbündeten Oeſterreich ſei vorgebeugt. — Bevor indeß noch Graf Bismarck von Biarritz zurückkehrte und in die Dinge einzugreifen vermochte, war, was er geahnt hatte, bereits eingetroffen. Der Teufel in Kiel war wieder los und Edwin von Manteuffel von allen Illuſionen zurückgekommen! — — —

Ob das Wiener Cabinet geglaubt hatte, Preußen werde ſich in den Herzogthümern gerade darum Alles gefallen laſſen, weil ein ihm freundlich geſinnter General Statthalter in Schleswig war, und ob es deshalb der Auguſtenburgerei mehr denn ſonſt durch die Finger ſah, — wir wiſſen es nicht, — aber ſchon zu der Zeit, wo Manteuffel in Schleswig ſein Amt antrat, waren zwei Momente vorhanden, welche Oeſterreich verſtimmten, ſeine alte Eiferſucht neu weckten. In den Herzogthümern waren nämlich ſiebzehn Mitglieder des Adels und der Ritterſchaft zu einer Adreſſe zuſammengetreten, deren Kern der Satz war: „Anſprüche auf Theile (Schleswig-Holſteins) können kein Recht auf das untheilbare Ganze begründen!" und daß die Wohlfahrt des Landes nicht beſſer gewahrt werden könne: „als durch den Anſchluß an eine der deutſchen Großmächte und zwar an die preußiſche Monarchie, als die nächſtbelegene derſelben." Die durch eine Deputation in Berlin überreichte Adreſſe war gnädig angenommen worden. — Solches Vorgehen und daß Preußen die Erbfolgefrage der neuen Lande ſeinen Kronſyndici zur Beurtheilung übergeben hatte, alterirten die Burg. Herzog Friedrich, welcher den Purpur etwas verblaſſen ſah, den er bereits auf den Schultern gefühlt hatte, entſchloß ſich nun, zu demonſtriren, bevor er ſeines Rechtes noch verluſtig erklärt worden. Auf ſeiner bekannten Reiſe am 14. October ließ er ſich in Eckernförde ganz vergnügt zum Herzoge ausrufen! — Edwin Freiherr von Manteuffel war nun gerade am Wenigſten der Mann, Preußen ſolche Scherze unter ſeinen Augen anthun zu laſſen. Mehr als jeder Andere war er gerade ſich des beſonderen Vertrauens, mithin der beſonderen Verantwortung ſeinem Monarchen gegenüber bewußt und ohne Weiteres zeigte er zwei Tage ſpäter dem Auguſtenburger an, daß er ihn im Wiederholungsfalle derartiger Aggreſſionen verhaften laſſen werde. — Ein Wetterſchlag war's in Wien, eine namenloſe Enttäuſchung — und daß man in Berlin dieſen eigenmächtigen General nicht desavouirte, officiell ſein Benehmen noch ſanctionirte, brach der Gaſteiner Freundſchaft die Krone ab! Von Manteuffel's Warnung unbeirrt, — weil Oeſterreich und Hannover hinter ſich wiſſend, — machte im November die auguſtenburgiſche Partei eine noch ſtärkere Demonſtration! Sie berief auf den 23. Januar 1866 alle ſchleswig-holſteiniſchen Vereine zu einer General-Verſammlung: — es war der Anlauf zu offenem Aufſtande! So ging das ſcheidende Jahr düſter zu Ende und mit blutigen Abſpekten ſtieg das neue herauf! — — —

Das Zerwürfniß innerhalb der Fortſchrittspartei wegen des Staatshaushaltsetats war mittlerweile größer geworden. — Daß die Majorität nicht auseinanderbrach, im Gegentheile wieder erhöhtere Kraft gewinnen konnte, lag daran, daß die immer düſterer werdende äußere Lage Preußens das Volk aufregte und der Oppoſition damit einen neuen und ſchreckhaften Stützpunkt lieh. — Bismarck war in dieſer Zeit im höchſten Grade leidend. Geiſtig wie phyſiſch befand er ſich ja in einer Kriſis und es iſt zu bewundern, wie dieſes Mannes Wille dennoch unter ſolcher Doppellaſt ſiegen konnte. — Graf Bismarck eröffnete den Landtag am 15. Januar. Grabow, wieder zum Präſidenten gewählt, inaugurirte ſich abermals mit einer demonſtrativen Rede. — Wohl begriff man in Wien unſere Gereiztheit Angeſichts des nahenden Maſſen-Meetings in den Herzogthümern, aber ergriff nur eine halbe Maßregel. Gablenz verbot zwar dieſe Verſammlung, zog aber das Verbot wieder zurück und am 23. Januar fand dieſelbe wirklich ſtatt.*)

---

*) Daß ſie durch preußiſches Militär gehindert wurde, iſt eine in die Kaiſer-Biographie gekommene Verwechſelung des Verfaſſers!

Waren von ihr auch keine directen Beſchlüſſe gefaßt worden, die Reden, welche gegen Preußen geführt worden, waren doch ſo drohend, ſo gehäſſig und gemein, daß Bismarck wegen dieſer Ausſchreitung eine Note (26. Januar) nach Wien richtete; dieſelbe wurde am 7. Februar ablehnend beantwortet. — Am 3. Februar kam es im Abgeordnetenhauſe zur Discuſſion über Vereinigung Lauenburgs mit Preußen. In ſonderbarer Verblendung wollte die Fortſchrittspartei dieſe Thatſache von ihrer Erlaubniß abhängig machen! In ſeiner Entgegnung machte Bismarck das Haus aufmerkſam, daß durch Lauenburgs Erwerbung keine pecuniären Laſten entſtänden, dieſe Frage alſo gar nicht zur Competenz des Hauſes gehöre. Höchſt ironiſch definirte er dabei den Begriff des „Reiches“ und wie es des Königs Sache ſei, über ſeine Schatullengelder zu verfügen. Als Abgeordneter Gneiſt erklärte: wir wären am Wendepunkte der deutſchen Sache, erwiederte der Miniſter-Präſident: „Wie weit wir damit ſind, weiß **ich** beſſer als der Herr Vorredner!“ Als Tweſten endlich die Vermuthung ausſprach, daß Bismarck die äußere Politik nur als Mittel für die innere und für die Förderung des Kampfes der Regierung gegen die parlamentariſchen Anſprüche benutzte, ſagte der Graf: „Ich muß dieſen Vorwurf als einen völlig unverdienten und ungerechtfertigten zurückweiſen! Mir ſind die **auswärtigen** Dinge an **ſich Zweck** und ſtehen mir höher, als die übrigen. Und Sie, meine Herren, ſollten **auch ſo** denken, denn Sie könnten ja, was Sie im Innern etwa an Terrain verlieren, unter einem etwaigen liberalen Miniſterium, was vielleicht **auch** nicht ausbleiben wird, ſehr raſch **wiedergewinnen!** Es iſt dies alſo keine Einbuße auf ewig! In der **auswärtigen** Politik aber giebt es Momente, **die nie wieder kommen!**“ — Ein ſolcher Moment war wahrlich für Bismarck erſchienen, und daß er ihn packte mit nervigem Griffe, feſthielt mit ſchwindenden Kräften ſelbſt, das war's, wodurch er — „Deutſchland in den Sattel ſetzte!“ — Solche Warnungen gingen der Majorität indeß verloren; ſie faßte betreffs Lauenburgs einen Beſchluß, der den Artikel 48 der Verfaſſung verletzte. —

Preußen hatte die ſogenannten Februar-Forderungen in Wien geſtellt, die Garantien, welche es in maritimer und politiſcher Beziehung in den Herzogthümern bedurfte, ſollte das preußiſche Blut vor Düppel und Alſen nicht ganz umſonſt gefloſſen ſein. Dieſe Forderungen wurden am 7. Februar von Oeſterreich abgewieſen. Nichtsdeſtoweniger ließ es Bismarck an Verſuchen einer gütlichen Auseinanderſetzung nicht fehlen. Bis in den Mai hinein, ins Geräuſch der Waffenrüſtungen noch, wurden vertrauliche Verhandlungen geführt. Um jeder der zwei Großmächte gerecht zu werden und eine Vereinigung Deutſchlands ohne die bisherige Rivalität zu ermöglichen, hatte ein Vermittler vorgeſchlagen, daß Oeſterreich die Führung Süddeutſchlands, Preußen die von Norddeutſchland übernehmen, der Oberbefehl der geſammten Streitmacht getheilt werden ſolle, — welche Auskünfte aber auch vorgeſchlagen wurden, keine war Oeſterreich genehm. Es hatte ſich vom Gaſteiner Vertrage abgewendet und die Politik der Mittelſtaaten angenommen, deren weſentlichſter Träger Herr von Beuſt war. Der Streitfall war durchaus geſtellt! — — — Am 10. Februar hatte das Abgeordnetenhaus gegen das Obertribunal einen Beſchluß gefaßt, der den Artikel 86 der Verfaſſung verletzte und — damit der guten Dinge drei ſeien, verletzte es am 16. Februar, durch Beſchluß betreffs des Kölner Abgeordnetenfeſtes auch noch § 45 der Verfaſſung. Bismarck wies ſchriftlich dieſe drei verfaſſungswidrigen Reſolutionen ab und ſchloß am 23. Februar den Landtag. — — —

Unheimliche Gewitterſchwüle laſtete auf der deutſchen Welt! Electriſche Nervoſität durchzuckte Preußens Volk und regte alle Geſellſchaftskreiſe auf! — Die Allianz mit Italien war geſchloſſen, Oeſterreichs Plänen gegen uns im Süden ein Gegengewicht geſchaffen worden. Man hatte Alles zuvor in Preußen zu eigenem Schutze gethan, aber man konnte ſich noch nicht denken, daß Oeſterreich ernſtlich gewillt ſei, das Schwert zu ziehen. Da kam am Schluß des März die ſichere Kunde, es rüſte gegen Preußen, und Sachſen completire ſeine Regimenter. Man hatte das bisher nicht denken wollen und doch war die Thatſache gewiß. Selbſt noch an der Schwelle des Krieges konnte ſich König Wilhelm zu dem ſchrecklichen Gedanken nicht bequemen: Oeſterreich werde in Wahrheit den Stahl gegen unſere Bruſt zücken. Er ließ noch jetzt den Glauben ſich nicht nehmen, Oeſterreich drohe nur und werde im letzten Augenblicke einlenken, wenn es ſähe, das Preußen von Düppel und Alſen ſei das Preußen von Olmütz nicht mehr! Kein Finger wurde in Preußen gerührt. — Der Depeſchenwechſel dauerte fort, der Federnſtreit: wer zuerſt gerüſtet habe. Am 9. April beantragte Preußen beim Bunde die Berufung eines Parlaments zur Bundesreform; der Antrag blieb ohne Erfolg. Am 18. April hatten Oeſterreich und Preußen ſogar die beiderſeitige Abrüſtung im Principe ſchon angenommen, König Wilhelms gute Meinung ſchien ſich zu beſtätigen. — Täuſchung!! — Zehn Tage ſpäter erfuhr man, Oeſterreich rüſte heimlich in Venetien mit allen Kräften! — Eine Depeſche Bismarck's forderte gänzliche Abrüſtung, Oeſterreich lehnte ab! — Gegen Ende März hatte Bismarck ferner eine Circular-Depeſche betreffs der deutſchen Frage an die übrigen Bundesglieder gerichtet, um deren Parteiſtellung zu klären, zu wiſſen, auf welche Freunde Preußen zu rechnen habe. — — Uns am Wenigſten kann einfallen wollen, jetzt, wo Oeſterreichs alte und natürliche Freundſchaft auf neuer, lebenskräftigerer Baſis uns wieder ſicher iſt, wo die deutſchen Herzen Oeſterreichs für uns höher wieder ſchlagen, alte Wunden aufreißen zu wollen. Wir wünſchen nur zu charakteriſiren, was eben zur Schilderung der Lage des Mannes nöthig iſt, den wir durch ſeine ſchwerſte Lebenszeit im Geiſt begleiten ſollen. — Eins iſt bewieſen, — nicht die deutſchen Fürſten, welche in dieſem verhängnißvollen Jahre gegen einander in einen Streit entbrennen ſollten, der etwas Widernatürliches hatte, ſind es geweſen, denen man perſönliche Raufluſt vorzuwerfen hat. Graf Mensdorf war bis zum letzten Augenblick für den Frieden und kämpfte gegen die Wiener Militärpartei. — Die Unfähigkeit und der böſe Wille der nächſten Räthe kleinerer Dynaſten war's, welche gegen Preußen dieſelben in einen Krieg riß, den daſſelbe um jeden Preis außer dem des Selbſtmordes zu vermeiden wünſchte. Schon um den 16. März ohngefähr rüſtete Hannover gegen uns, es hatte Eroberungsgedanken! Als Preußen nach der Bedeutung dieſer auffallenden Maßregel fragte, erhielt es die naive Antwort: „daß man die Truppen der Ernte wegen zeitiger zu den Uebungen concentriren wolle.“ Jedes rückſichtsvolle Wort, was Preußen ſprach, galt dort für das Armuthsbekenntniß eines lahmen Gegners und hoch auf ſchoſſen die Hoffnungen des Welfenthums und der liirten Auguſtenburgerei! Nicht die ſchließliche Kataſtrophe zwiſchen Preußen und Oeſterreich, — **dieſer** Krieg aber war zu vermeiden! König Wilhelm verabſcheute ihn, der milde Sinn König Johanns von Sachſen hatte ſehr ſchlechte Freude an ſolchem Beginnen. Wer **war** der eigentliche Friedensbrecher?!! — —

In jenen Tagen eilte ein ſüddeutſcher Diplomat nach Pillnitz, um den Bruderkrieg zu beſchwören. Er wendete alle Mittel der Ueberredung an, denn das Geſchick Deutſchlands, ſeines engeren Vaterlandes beſonders, hing ja vom erſten Trompetenſchrei ab und er wollte, daß er nie erklänge. Derſelbe ſagte uns: „Von der Haltung Beuſt's hing damals **weſentlich** der Friede ab, ſelbſt von der Pfordten hätte ſich beſonnen, auch mit Kaiſer Franz Joſeph wäre noch freundſchaftlich zu reden geweſen. Bei Beuſt aber war der Krieg **abgemacht**. — „Preußen will den Krieg“, ſagte derſelbe brüsk, „es ſoll ihn haben!“ Auf den Einwand, daß das nicht der Fall ſei, entgegnete er: „Pah, wir haben Geld genug! Ich bin des Ausgangs ganz ſicher!“ — Der eigentliche Vorwurf dieſes Kriegs wird ſomit auf Denjenigen zurückzuführen ſein, Der, allen hiſtoriſchen, höchſt ernſten Erfahrungen ſeines eigenen Vaterlandes zum Trotz, dieſelbe Politik, welche ein Brühl gegen Friedrich II. in Scene ſetzte, wieder aus der Vergeſſenheit riß, nur um eine deutſche Rolle zu ſpielen. Eitelkeit muß man ſich abgewöhnen, wenn man ein großer Mann ſein will! — Gerade dieſe ſogenannte Mittelſtaaten-Partei, welche in Oeſterreich ihre Spitze erblickte, von Preußens Fall aber Alles zu gewinnen hoffte, war es zumeiſt, die in dem Glauben an die Ueberlegenheit der bewaffneten Bundesmacht im Frühjahr 1866 lebte, „indem man nur die Ziffern der Bundesarmee in Berechnung zog, aber ihre Verfaſſung nicht ſo kannte, wie wir ſie kannten.“*) — Solcher Eventualität gegenüber konnte Preußen doch nicht völlig die Hände in den Schooß legen. — König Wilhelm verfügte am 28. März die Kriegsbereitſchaft. Er glaubte aber noch in dieſem Augenblicke nicht an den Krieg! Sein Gewiſſen, ſeine Gottesfurcht, ſeine Humanität ſträubten ſich gleich ſehr, dem fürchterlichen Augenblicke zu begegnen, wo die Sprache der Kanonen die der Vernunft übertönen werde! — Während die Kriegsbereitſchaft in Angriff genommen wurde, gingen die Verhandlungen hin und her. Das preußiſche Volk war außer ſich in dem Gedanken, gegen deutſche Stammesgenoſſen das Schwert zu zücken. Bismarck legte man nicht nur den innern Conflict zur Laſt, auch den Fluch, der Veranſtalter dieſes ſchrecklichen Krieges zu ſein! Schwer erkrankt, — alle Welt gegen ſich, — vor die äußerſte Alternative geſtellt, die je einem Ehrenmanne erwachſen kann, — im moraliſchen Kampfe mit dem eigenen Könige und Herrn, der nicht faſſen konnte, was ſich doch mit jedem Tage gewiſſer zeigte, — begann — ſagt man — Bismarck an ſich ſelbſt zu verzweifeln, zu zweifeln, ob Gott mit ſeinen Wegen ſei. — Das war ſeine Hamletsſtunde! — Vielleicht hat kein Menſch unſerer Tage in Gemüth und Geiſt mehr gelitten, als Deutſchlands Kanzler in den Tagen vom 1. bis 7. Mai. Wie es in Wilhelms I. Seele damals ausſah, bewieſen am beſten ſeine Abſchiedsworte an den Prinzen Friedrich Carl.**) Welchen Widerſtand Graf Bismarck aber bei ſeinem Monarchen fand, geht aus folgendem Factum hervor.

Als der Krieg gewiß war, alle öffentlichen Stimmen ſich laut in Preußen gegen denſelben erhoben, war es beſonders ein Berliner Blatt, was Bismarck heftig zu Leibe ging. Er theilte deſſen Standpunkt gar nicht, aber er ſchätzte es und kannte deſſen Wichtigkeit. Die Meinung gerade des bürgerlichen Theils der Geſellſchaft konnte ihm in einem Augenblicke nicht gleichgültig ſein, wo auf dieſe wichtigſte aller Volksklaſſen die meiſten Opfer an Blut und Geld fielen. Er erſuchte den Redacteur um eine Unterredung. Sie fand in der Nacht ſtatt. — Die Debatte war heiß, Keiner konnte dem Andern nachgeben; die Anſichten waren unvereinbar. — „Ich ſehe, lieber Doctor", ſprach ohngefähr der Graf, „wir kommen nicht mit einander zurecht. Sie werden mich ferner angreifen und ich werde ferner meinen Weg gehen. Eins aber gebe ich Ihnen zu bedenken! Wenn Sie wüßten, welch' furchtbare Kämpfe es gekoſtet hat, Se. Majeſtät zu der Ueberzeugung zu bringen, daß wir **ſchlagen müſſen**, würden Sie auch begreifen, daß ich dem eiſernen Geſetz der Nothwendigkeit gehorchen muß! Fragen Sie ſich, ob, Angeſichts derſelben, Sie gegen mich ferner ſein können. — Wenn wir uns in einem halben Jahre ſprechen, will ich Sie fragen, Wer von uns Recht hatte!" — Nach einem halben Jahre ſprachen ſie ſich auch, der Doctor und der Miniſter! — Sie begegneten einander im September auf der Straße. Bismarck reichte dem Redacteur die Hand und ſein leuchtendes Auge richtete eine ſtumme Frage an denſelben. Der Doctor drückte des Grafen Rechte und nickte blos; nun hatten ſie ſich verſtanden.*) — — Ein Frömmler iſt Bismarck ſicher nicht, aber ein Mann von tiefer und ernſter Gottesfurcht. Dieſe Furcht rüttelte ihn in jenen Tagen, dieſer Gottesglaube ließ ihn um einen Lichtblick nur in ſeiner Finſterniß bitten, einen Blick, wie Der ihn nur zu geben vermag, der Alles weiß und aller Menſchen Herzen prüft. —

---

*) Bismarck's Reden, Bd. II. S. 213.

**) Siehe „Prinz Friedrich Carl“, S. 228 und 229. D. V.

Der Ewige ſchenkte ihm dieſe Wohlthat! — — Nachmittags am 7. Mai, etwas nach fünf Uhr, kehrte Bismarck vom Vortrage beim Könige zurück; — es war ſein erſter Ausgang nach der letzten Krankheit. Die mittlere Allee der Linden herabſchreitend, hörte er, — etwa in der Nähe der ruſſiſchen Geſandtſchaft, hinter ſich raſch zwei Schüſſe fallen! Es war das Attentat Carl Blind's auf ihn, des Sohnes eines der enragirteſten flüchtigen Demokraten

---

*) Ward dem Verfaſſer von dem betreffenden Chefredacteur ſelbſt erzählt.
D. V.

in London. Als Blind zum dritten Mal ſchießen wollte, packte ihn Bismarck an der Kehle, das Rohr krachte, — Bismarck hatte einen Prellſchuß an der rechten Schulter. Blind nahm den Revolver raſch in die Linke und feuerte noch zwei Schuß aus nächſter Nähe. Die eine Kugel ſchlug Bismarck auf der Rippe auf, ging aber nicht durch. — Im nächſten Augenblick war der Verbrecher von Offizieren und Mannſchaften des 1. Bataillons vom 2. Garderegiment, welche eben vorbeikamen, unſchädlich gemacht und dem Criminalgefängniß überliefert; — in ſeiner Zelle entleibte ſich derſelbe. — Todesmatt begab ſich Bismarck nach Hauſe, aber in ſeiner Seele war's unausſprechlich groß und licht geworden. Er hatte im erſten Augenblick geglaubt, das tödtliche Blei im Leibe zu haben, erſt die Unterſuchung mit der Hand überzeugte ihn, daß auch die letzte Kugel abgeglitten war. Die Vorſehung hatte zu ihm vernehmlich das Wort geſprochen: „Du **ſollſt** leben, alſo gehe Deinen Weg!" — Der herbeigerufene Arzt ſagte: „Hier iſt nur eine Erklärung möglich, Gott hat ſeine Hand dazwiſchen gehabt!" — Kaum hatte ſich des Grafen Familie vom Schrecken zur Freude erholt, da kam der König ſchon! Es war eine halbe Stunde nach dem Mordanfall und Wilhelm I., — von demſelben unterrichtet, — war von der Suppe aufgeſtanden, ſeinen geretteten Miniſter zu beglückwünſchen. Welch' ein Wiederſehen! — Dies Attentat hatte Beider Herzen erfriſcht, Beider Sinn geklärt. Blind hatte Preußen ſeines größten Helfers berauben wollen und hatte jene „**Wand**" eingeſchoſſen, die ſich dem Wege Bismarck's undurchdringlich entgegengeſtemmt hatte. Am nächſten Tage gab König Wilhelm Befehl, die geſammte preußiſche Armee mobil zu machen! — — Mit ſchwerem Herzen wohl, aber mit dem Bewußtſein nun, Gott werde mit Preußens gerechter Sache ſein, ging der König an die blutige Pflicht. Die Wiener Preſſe hatte es ſich überdem angelegen ſein laſſen, uns das Gewiſſen möglichſt zu erleichtern, den Stolz des preußiſchen Volkes aufs Tiefſte zu verwunden. — Von Stunde an begann die Stimmung ſich zu ändern, die innere Zwietracht ſchwieg. Das wackere Breslau war die erſte Stadt, welche den Eid der alten Zollerntreue erneute, Berlin, alle anderen Städte folgten feurig ſeinem Beiſpiele. — Frankreich, England und Rußland hatten inzwiſchen die Gegner zu Friedens-Conferenzen nach Paris aufgefordert, Preußen hatte denſelben beigeſtimmt. Oeſterreich aber machte ſolche Vorbehalte, daß die Conferenz vereitelt wurde. Es brach den Gaſteiner Vertrag, indem es die ſchleswig-holſteiniſche Angelegenheit dem Bunde überwies und durch ſeinen Statthalter von Gablenz die holſteiniſchen Stände zum 11. Juni nach Itzehoe einberufen ließ. Das war ſowohl ein flagranter Eingriff in Preußens Rechte, als die Aufhebung des Friedensvertrages mit Dänemark überhaupt! In Folge dieſes Vorgehens des öſterreichiſchen Cabinets, das jegliche Friedensausſicht unmöglich machte, erklärte General Edwin von Manteuffel, dem es zum Ruhme angerechnet werden muß, daß er von vorn herein energiſch für den Krieg plaidirt hatte, dem Freiherrn von Gablenz laut königlichem Befehl: „daß, da der Gaſteiner Vertrag zerriſſen ſei, er das Mitregiment in beiden Fürſtenthümern antrete und am 7. Juni mit ſeinen Truppen in Holſtein einrücken werde.“ Prinz Friedrich von Auguſtenburg und General von Gablenz mit ſeinen Truppen räumten hierauf Holſtein. — Am 10. Juni theilte Fürſt Bismarck mittels Circular-Depeſche das preußiſche Bundesreform-Project den übrigen deutſchen Staaten mit, den Tag darauf ſtellte Oeſterreich den Mobilmachungsantrag an den Bund, zwei Tage ſpäter ward in Frankfurt der Beſchluß gefaßt: gegen Preußen das Schwert zu ziehen; dieſes aber erklärte ſeinen Austritt und der alte Bund war glücklich todt! — General von Manteuffel beſetzte am 7. bereits Itzehoe und machte den Zuſammentritt der Stände ſomit unmöglich. In der Nacht vom 11. zum 12. räumte das Corps Gablenz auch Altona und überſchritt die Elbe. — Daß Friedrich von Auguſtenburg nicht blos an ſeinen eitlen Hochmuth unbedenklich das Loos Deutſchlands knüpfte, ſondern auch gegen Preußen berechnete Tücke übte, beweiſt, daß er den Plan gehabt hatte, ſobald die Stände unter Oeſterreichs Aegide einberufen ſeien, die ſchleswig-holſteiniſche Wehrkraft aufzubieten und ſie um Stade, am Kryſtalliſationspunkte des Corps Gablenz und der hannoverſchen Armee, zu verſammeln. Alle Drei hatten dann die edle Abſicht, in Preußen einzufallen und den Stoß direct auf **Berlin** zu richten! — Unſere Raſchheit kam ihnen zuvor. Manteuffel concentrirte ſein Corps am rechten Elbufer, betrat bereits am 15. hannoverſches Gebiet und nahm am 18. **Stade in Beſitz**, wo er bedeutende Kriegsvorräthe, die gegen uns gebraucht werden ſollten, antraf. — Die Berechnungen unſerer Gegner im Nordweſten waren ſomit vernichtet, das Corps Gablenz zog ſich vor Manteuffel über Harburg eiligſt nach Caſſel, um den Süden und Böhmen vor der Entſcheidung zu erreichen. — Sonderbar iſt's, daß Edwin von Manteuffel, — dem Generale alſo gerade, welcher am längſten an der öſterreichiſchen Allianz feſtgehalten hatte, das Loos beſchieden war, die erſten militäriſchen Schritte gegen Habsburg zu thun und ſo den Krieg zur Thatſache zu machen! Zu gleicher Zeit war General Vogel von Falkenſtein von Minden her mit ſeinem Corps gegen Hannover aufgebrochen und hatte ſich am 18. mit dem Corps Manteuffel vereint. An demſelben Tage, wo letzteres Hannovers Grenze überſchritt, war aber auch Bismarck's Sommation nach Dresden abgegangen, von dort abgelehnt worden und zwei Tage ſpäter erfolgte Preußens Einmarſch in Sachſen. „Der Worte ſind genug gewechſelt“, — es galt zu ſchlagen! — — —

Der Krieg in Deutſchland! — Wie die Stimmung im Süden gegen Preußen war, haben wir bereits berichtet. Dieſelbe hatte die eine Tugend, wenigſtens nur von nationalem Widerwillen erfüllt zu ſein, weil man ſich von uns eine ganz andere Vorſtellung gemacht hatte. — Die Stimmung in Oeſterreich aber trug nicht dieſen Charakter nur allein, ſondern ein nicht geringer Theil religiöſen Fanatismus war dem Preußenhaſſe beigemiſcht. Nicht blos, daß ein hirnverbrannter Advokat einen Preis auf Bismarck's Kopf geſetzt hatte, bekannt ſind die Hetzereien des Klerus gegen uns, welcher dem Kriege gern den Stempel eines Glaubenskampfes aufgedrückt hätte, an welchen doch keine Seele dachte. Gewiſſenloſe Prieſter, — ſo wurde damals allgemein erzählt, — hatten den öſterreichiſchen Soldaten glauben gemacht: „daß wenn ſie auch wirklich im Kampfe fielen, ſie gleich nach dem Tode in ihrer

Heimat wieder leibhaftig auferſtünden." Sie hatten ihnen Freikugeln, Schutzmedaillen und ſogenannte Lebensbriefe mitgegeben, welche, bei ſich getragen, ſie unverwundbar machen ſollten. Dieſe frommen Betrüger trieben ſelbſt Gaukelei mit des Todes heiligem Ernſte! — — —

Freitag, den 29. Juni, kam die erſte Nachricht von den Siegen zu Skalitz, Soor und Münchengrätz! — Ein Jubelrauſch erfaßte Berlin, die ſchwarz-weißen Fahnen wallten. „Ich bin ein Preuße" tönte es von abertauſend Zungen, und das Volk ſtrömte zur Wilhelmſtraße 76, vor des — einſt ſo verhaßten Bismarck Haus, ihm jauchzend zu danken! Er ſprach herab zum Volke, flammend, begeiſtert, wie's ihm ums übervolle Herz war. Wohl tobte am Himmel ein Wetter und Blitze zuckten, wie wenn die Natur ſich zum Symbol des in der Ferne toſenden Streites machen wolle, welcher Deutſchlands Atmoſphäre reinigen ſollte, aber in den Seelen Aller war Freude, glühte das Frühroth des anbrechenden neuen deutſchen Morgens auf. — Am nächſten Tage bereits ging Graf Bismarck mit dem Könige, Moltke und Roon nach dem Kriegsſchauplatze über Frankfurt, Görlitz, Zittau nach Reichenberg, wo man im Schloſſe des Grafen Clam-Gallas übernachtete. Am 2. Juli befand man ſich zu Gitſchin bei der Armee Prinz Friedrich Carls. — — —

Die Schlacht von Königgrätz! — Die Entſcheidung! — Nicht nur der alte Kampf zwiſchen Habsburg und Hohenzollern war beendet, der 3. Juli hatte eine ſehr viel tiefere Bedeutung! — Als im Vatican die Siegesnachricht eintraf, rief Cardinal Antonelli entſetzt: **„Die Welt ſtürzt ein!!"** — — Sie ſtürzte ein — **ſeine Welt!!** — Im italieniſchen Kriege hatte, wie wir ſchon behaupteten, Napoleon III. derſelben ſchon ihre Hauptſtützen genommen, war der Heroſtrat des ſtolzen Tempels geworden, aus dem das weltgebietende Orakel eines Jahrtauſends erklungen war, zu Solferino und Magenta war der Grundſtein der germaniſchen Zukunft gelegt worden. Der 3. Juli 1866 richtete die erſten Säulen derſelben auf! Weil man die aber gerade in der ganzen Welt ſah, tönte der Weheſchrei aus dem romaniſchen Lager. — Er kam zu ſpät! — — —

Bismarck hätte nicht er ſelbſt ſein müſſen, wenn dieſer großartige Sieg ihn einen Augenblick ſeiner kaltblütigen Beſonnenheit, ſeiner argwöhniſchen Klugheit beraubt hätte. Gerade die Größe dieſes Sieges mußte ſein Blut um ſo kälter machen, je klarer er die Folgen deſſelben ſah, die Hinderniſſe, Schwierigkeiten und Gefahren, welche derſelbe nothwendig mit ſich bringen mußte. Niemand mehr als er erkannte, daß ſelbſt ſeinem und Moltke's Genie, ſelbſt der glänzenden Tapferkeit der Armee und der Einſicht ihrer Führer das, was nun Wahrheit geworden, nicht gelungen wäre, hätte nicht, — wie an dem Nachmittage des 7. Mai, — die Vorſehung ihre „Hand dazwiſchen gehabt". Bismarck vor Allem mußte ſorgen, daß der Sieg uns des Schutzes dieſer unſichtbaren Hand nicht unwürdig für den ſchweren Augenblick mache, wo noch gewaltigere Prüfungen uns bevorſtänden! —

Daß der ſkandinaviſche Norden uns haßte, war ſelbſtverſtändlich, — daß Oeſterreich uns fortan tödtlich haſſen müſſe, natürlich, — in Paris aber war man Gift und Galle! „Rache für Sadowa" mußte fortan die Loſung ſein! Wenn niemals Frankreich unſer Gegner war, jetzt ganz gewiß, und es hatte Ausſicht auf bedeutende Allianzen. England liebte uns auch nicht mehr wegen des eroberten Hannovers, ob Italien aber immer zu uns halten werde, — obſchon unſer Sieg ihm Venetien eintrug, — war unſicher. Es kam auch ſehr auf Zeit und Gelegenheit an, ob Rußland — ſelbſt beim beſten Willen — uns dann werde helfen können. Ein neuer Krieg konnte ein Weltkrieg werden. Man mußte um jeden Preis ihm alſo aus dem Wege gehen, ſo lange noch zwiſchen ihm und der Schande eine Wahl war! —

Dieſe Wahl ſollte bald an Bismarck herantreten. — — Nikolsburg!! — Es iſt ein altes fürſtlich Dietrichſtein'ſches Stammgut, jetzt im Beſitze des Grafen Mensdorff-Pouilly, des öſterreichiſchen Miniſters des Auswärtigen und Premiers des Kaiſers. Hier nahm König Wilhelm am 17. Juli ſein Hauptquartier. — Als Graf Bismarck dies Schloß betrat, äußerte er halb ernſt, halb ſcherzhaft: „Mein altes Herrenhaus in Schönhauſen iſt wirklich zu unbedeutend gegen dieſes Prachtgebäude. Darum iſt es mir doch lieber, daß wir hier bei Graf Mensdorff ſind, als wenn er bei **mir** wäre.“ Am 21. Juli wurde die erſte Waffenruhe, am nächſten Tage die Demarcationslinie vereinbart. Am 26. ſchloß Bismarck mit Karolyi die Friedenspräliminarien ab. — Bereits drängte ſich Benedetti heran, ſchob die franzöſiſche Vermittelung dazwiſchen und man konnte ſie nicht von der Hand weiſen. Um Venetien nämlich nicht uns, noch weniger aber dem verhaßten Victor Emanuel abtreten zu müſſen, hatte Kaiſer Franz Joſeph das letzte Stück ſeines alten Beſitzes jenſeits der Alpen (außer Trieſt) unmittelbar nach Königgrätz an Napoleon III. cedirt, der Venetien dann Italien abtrat. Dadurch ward Frankreich Friedensvermittler, ohne daß es unſererſeits zu hindern war. Außer für dieſe ſeine willkommene Einmiſchung wollte Napoleon aber auch für die Großmuth entſchädigt ſein, mit der er nicht über Baden und die Pfalz während des Krieges ins deutſche Land gebrochen war. In Preußen hatte man letzteres gefürchtet, in Süddeutſchland erwartet. Mit dem Hereinbrechen war es ſo ſchlimm nun aber nicht. Hatte uns dieſer Krieg nämlich die Schwäche Oeſterreichs und des Bundes gezeigt, Nikolsburg zeigte uns nun — die Schwäche Frankreichs! Napoleon konnte nicht losſchlagen, denn ſeine Armee war noch in Mexico! Hätte er aber auch den Krieg ernſtlich beginnen können, er hätte ſich jetzt nicht ſchlagen wollen dürfen. Es war doch immer ſehr fraglich, ob er nicht durch einen Einfall die Streitenden verſöhnt, wider ſeinen Willen Deutſchland dadurch geeint und zu ſeinem Gegner gemacht hätte! — An einen ſolchen Sieg Preußens hatte er aber gar nicht geglaubt, vielmehr daß beide Gegner ſich ſchwächen würden, Deutſchland zerſplittern werde und nach dem Frieden, wenn erſt die ſchweren Kriegsfolgen und die Gefühle gegenſeitiger Feindſchaft in Deutſchland ſich ganz fühlbar gemacht hätten, glaubte er, daß deſſen zerriſſene Fetzen ihm weit weniger Mühe machen würden. Preußens Sieg überraſchte ihn völlig. Ueberdem war für ſeine Perſon, wir behaupten es nochmals, Napoleon friedlich geſinnt. So lange er der jeſuitiſchen Clique um ſich irgend noch paſſiven Widerſtand entgegenſetzen, die Demokratie niederhalten konnte, griff er lieber zur Intrigue als zum Schwert. Daß er Letzteres immer noch zeitig genug thun, dann aber es ſiegreich ſchwingen könne, war bei ihm debattelos. — Napoleons Intriguen! — Sie baſirten darauf, daß durch den deutſchen Krieg und den Sturz des alten Bundes die alten Verträge von 1815 vernichtet ſeien. Oeſterreich wie die Bundesſtaaten hielten an ihnen ſicher nicht mehr feſt, alſo Preußen kam nur in Frage. Ehe Frankreich dem Sieger die Früchte des Sieges alſo geſtattete, ehe es ihm eine neue Geſtaltung Deutſchlands erlaubte, wollte es ſeine Sportel haben. Daß man auf ein preußiſch Gewiſſen, auf deutſche Ehre hierbei ſtoßen könne, fiel dem Decembrirer nicht ein, von beiden Qualitäten beſaß er ſelber ja zu wenig. Bereits im Juli hatte Benedetti zu Nikolsburg ſeine geheimen Forderungen in Bismarck's Buſen ausgeſchüttet. Am 5. Auguſt zu Berlin ſchrieb er ihm folgenden Brief: — „Mein lieber Präſident! — In Beantwortung der Mittheilungen, die ich in Folge unſerer Unterhaltung vom 26. v. M. von Nikolsburg nach Paris gerichtet habe, empfange ich aus Vichy den Entwurf zu einer geheimen Convention, von dem Sie anliegend Abſchrift finden. Ich beeile mich, denſelben zu Ihrer Kenntniß zu bringen, damit Sie ihn mit Muße prüfen können. Ich ſtehe übrigens zur Beſprechung deſſelben zu Ihrer Verfügung, wenn Sie den Moment dazu für gekommen erachten. Ganz der Ihrige. Benedetti. Sonntag, 5. Auguſt 1866.“

Beſagter anliegender Entwurf zu der geheimen Convention lautete nun wörtlich:

„Artikel 1. Das franzöſiſche Kaiſerreich tritt wieder in den Beſitz der Gebietstheile, die, heute zu Preußen gehörend, 1814 in die Begrenzung Frankreichs eingeſchloſſen waren. —

„Artikel 2. Preußen verpflichtet ſich, von dem Könige von Bayern und dem Großherzoge von Heſſen, vorbehaltlich einer dieſen Fürſten zu gewährenden Entſchädigung, die Abtretung der Gebietstheile zu erlangen, welche ſie auf dem linken Rheinufer beſitzen und deren Beſitz an Frankreich zu übertragen. — (Alſo auch alles übrige linksrheiniſche Deutſchland, namentlich Mainz.)

„Artikel 3. Es ſind aufgehoben die Beſtimmungen, welche die unter der Souverainetät des Königs von Holland ſtehenden Gebiete an den deutſchen Bund knüpfen, ebenſo die, welche ſich auf das Beſatzungsrecht in der Feſtung Luxemburg beziehen!“ — — —

Dies Document ſpricht zu deutlich durch ſich ſelbſt, als daß es der Erörterung bedürfte. Es handelt ſich nur darum, in demſelben die napoleoniſche Intrigue zu ſchildern und die dramatiſche Situation, welche ſie für Bismarck hervorrief. Dies Document war eine an Preußen zwiefach verübte Niederträchtigkeit, die Zumuthung deſſelben eine zwiefache Schande. Linksrheiniſche Feſtungen an Frankreich abtreten, bedeutete: daß Preußen den Sieg über Oeſterreich und den Bund durch Beraubung Deutſchlands bezahlen ſolle! Der Löſung der deutſchen Frage wegen war ja eben der Krieg geführt worden, und man verlangte, an der deutſchen Sache ſolle der Sieger zum Verräther, durch dieſen Verrath unfähig vor Gott und Welt werden, ſtatt des geſchlagenen Oeſterreichs an die Spitze der deutſchen Nation zu treten! Dafür hätte ſich's wahrhaftig verlohnt, das Blut preußiſcher Landeskinder, das Blut deutſcher Brüder zu vergießen! Wäre Preußen ſtatt Deſſen ſelbſt zum zweiten Male nach Olmütz lieber gegangen, hätte vor Habsburg ſich abermals und tiefer noch gebeugt, es hätte ſich dennoch ſo ſchmählich nicht entehrt, hätte immerhin noch einen verbeſſerlicheren Fehler begangen, als Das zu thun, was ihm mit der naivſten Frivolität menſchlicher Schlechtigkeit unverblümt aus Vichy zugemuthet wurde. — Aus dem Gegebenen erhellt, daß Benedetti ſchon vor dem Friedensſchluſſe mit Oeſterreich an Bismarck Forderungen ſtellte, wie ſie in obigem Schriftſtücke formulirt ſind. Vielleicht iſt dies ſchon von dem Momente ab geſchehen, wo der König ins Hauptquartier nach Zwittau abging, alſo die Chancen des Krieges ſchon gegen Oeſterreich ſich gewendet hatten. Die Vorſchläge des Franzoſen werden anfänglich wohl etwas dunkler ausgedrückt, verſchleierter geweſen ſein, ſich erſt in voller Nacktheit und drohender Dringlichkeit entpuppt haben, als Frankreich erkannte, daß ſeine Art von Friedensvermittelung nur auf den Werth einer bloßen Formalität herabgeſunken ſei, die wirklichen Friedensabmachungen aber über das Maaß Deſſen hinausgingen, was es Preußen gönnte und in ſeinem Intereſſe für rathſam hielt. Frankreichs Friedensprojecte beſtanden in: Integrität Oeſterreichs mit Ausnahme Venetiens, Auflöſung des alten deutſchen Bundes und Umgeſtaltung Deutſchlands unter Oeſterreichs Ausſchluß. Union der Staaten nördlich des Main unter preußiſcher Oberleitung, einem ſüddeutſchen Bund mit **internationaler** Unabhängigkeit, Vereinigung der Elbherzogthümer mit Preußen, Bezahlung der Kriegskoſten durch die geſchlagenen Mächte. — — Der Vertrag von Nikolsburg aber wich in weſentlichen Punkten von dieſem napoleoniſchen Project ab. Preußen garantirte Sachſens Territorialbeſtand und Oeſterreich willigte in die Annexion der in **Norddeutſchland** mit Preußen im Kampfe geſtandenen **Staaten!** — Ueber ſolchen Länderzuwachs Preußens konnte ſich Napoleon am ſchwerſten zufrieden geben. Drouyn de l'Huys drängte mit Macht auf eine Compenſation Frankreichs, oder den Krieg. Den 5. Auguſt alſo ſtellte Benedetti in Berlin obige Forderungen, und einen Tag ſpäter erfolgte die Scene, welche Preußen entweder aus dem einen noch nicht beendeten großen Kriege in einen zweiten größeren ſtürzen oder, ſo ſchien's, den preußiſchen Namen für ewig beſchimpfen mußte. Es iſt ebenſoſehr anzunehmen, daß bis dahin Bismarck Herrn Benedetti durch Ausflüchte hingehalten, als dem Könige, Roon und Moltke Winke über das nahende Wetter gegeben habe. Am 6. Auguſt ſtellte Benedetti das Ultimatum: „Mainz oder den Krieg!“ — „Nun denn — den Krieg!!“ rief Bismarck. — Benedetti reiſte ſofort nach Paris ab, Moltke aber hatte, verſichert man — bereits ſeine Kriegsdispoſitionen ſo getroffen, daß Preußen vom Flecke weg — trotz halbem und noch nicht feſtem Frieden Deutſchlands — in Frankreich einmarſchiren konnte! — Während 14 Tagen, von Mitte Auguſt etwa bis Anfang September, ſtanden wir dicht vor einem franzöſiſchen Kriege. Jetzt aber documentirte ſich Napoleons Schwäche, des Mannes, der durch Neujahrs-Improviſationen bisher den Weltfrieden beſtimmt hatte. Er erklärte Drouyn, daß man nicht weiter an die Sache denken dürfe. „Ich habe weder Menſchen, noch

Pferde, noch Kanonen!“ ſoll er ausgerufen haben. — Sofort ließ er jede kriegeriſche Abſicht gegen Preußen ableugnen und zog langſam die Krallen ein, nachdem ohne ihn ſchon zu Prag der definitive Friede, ſo wie Preußen ihn wollte, zu Stande gekommen war. Hätte die Volksvertretung gewußt, wie ſchwierig die Lage war, mit welcher Schlauheit vorher und Kühnheit zu rechter Zeit Bismarck Benedetti gegenüberzuſtehen hatte, wie ſehr gerade in jenen Tagen in ihm das Blut der „Löwenkatze“ gährte, man würde ihm ſpäter nicht vorgeworfen haben, daß der Sieg von 1866 „politiſch nicht weiter ausgenutzt ſei“. — Nicht blos alte Zuneigung und Stammesſympathie, ebenſo auch Klugheit war's, namentlich das Bedürfniß, die Freundſchaft mit Oeſterreich für die Zukunft möglich zu halten, daß Preußen in Erreichung von Vortheilen nicht weiter ging. Oeſterreich wie Sachſen erlitten nicht die leiſeſte Gebietsſchädigung. — Man weiß, daß der Friede mit Dieſem dem mit dem übrigen Bunde vorherging, die andern deutſchen Staaten ſich ſeparat mit Preußen auseinanderzuſetzen hatten. Als Bismarck in Bayern auf Erwerbungen im rechtsmainiſchen Franken unter der Bedingung verzichtete, daß das bekannte Schutz- und Trutzbündniß mit Bayern angenommen werde, ſagte Freiherr v. d. Pfordten zu Bismarck tiefbewegt: „Hieran erkenne ich, wie ſehr Ihre deutſche Geſinnung verleumdet wurde und wie ein deutſches Herz in Ihrem Buſen ſchlägt, ſo gut wie in dem meinigen!“ — Drei norddeutſche Dynaſtien mußten fallen, — Hannover, Heſſen-Caſſel und Naſſau kamen an Preußen. Aber ſchon in Nikolsburg war es bei Bismarck wie König Wilhelm völlig beſchloſſene Sache, die depoſſedirten Fürſten angemeſſen zu dotiren. Man beraubte ſie ihrer politiſchen Macht, damit ſie keine Möglichkeit hätten, mehr zu ſchaden, aber man wollte auch, daß ſie nicht einbüßten, was ſie zu wahrhaft fürſtlicher Exiſtenz bedurften. Daß man gegen Frankfurt härter einſchritt, als vielleicht hinreichend war, daß man es geradezu züchtigte, hatte, wie ſchon geſagt iſt, in dem dortigen Treiben gegen Preußen ſeinen Grund. Wir wollen auf die Namen der Liberalen verzichten, deren Flucht nach Stuttgart und trauriges Benehmen daſelbſt, dann ihre Verduſtung nach der Schweiz wir ſelber mit eigenen Augen ſahen, nachdem ſie das Erdenklichſte an Haß und Beſchimpfung gegen Preußen geleiſtet, die alte Bundeshauptſtadt zum jahrelangen Herde deſtruirender Agitationen gemacht hatten. Frankfurts örtliche Lage ſowohl, ſein republikaniſcher Habitus, mit dem Stolze alter Reichsfreiheit gepaart, machte es zu einem Dorn im Fleiſche der neu erſtehenden Verhältniſſe, den man nicht ſitzen laſſen konnte. Das Mißtrauen, wie ſich nachmals auswies, war größer als gerechtfertigt; daß es aber vorhanden war und man ihm eiſernen Ausdruck lieh, lag eben in der Nothwendigkeit des Augenblicks. Wie ſchon geſagt, hat Frankfurt und die Loyalität ſeiner Preſſe, als vier Jahre ſpäter der jetzt ſchon befürchtete Krieg mit Napoleon wirklich kam, durch ehrenhafteſte Treue jede Befürchtung haltlos gemacht, und gerade die echt deutſche Würde der Entſagung, in welche Frankfurt ſich gefunden, erhob es in den Augen der geſammten deutſchen Welt weit mehr, als die fragliche Ehre erloſchener mittelalterlicher Herrlichkeit ihm jemals wieder hätte verleihen können. — —

König Wilhelm I. war Sieger, aber ſein Herz konnte nicht die reine, ſtolze Freude hegen, welche ſonſt den Triumphator erfüllt. Er hatte nach den verſchiedenſten Seiten hin unerbittlich ſein müſſen, wollte er nicht alles Errungene und das Blut der eigenen Landeskinder in Frage ſtellen. Zwei Dinge aber verwundeten ſein Vaterherz und ſeinen Fürſtenſtolz. Die Contribution, welche über Baden verhängt werden mußte, — denn ſie betraf das Land des eigenen Schwiegerſohns! Der Großherzog hatte gegen ihn kämpfen müſſen, obwohl mit unendlicher Seelenqual; das Factum der Gegnerſchaft genügte indeß völkerrechtlich, daß man ihn nicht ſchonen durfte, wo man Andere bluten ließ! Das eben iſt ja der Fluch jedes Krieges, das Elend der Politik, für ſie darf es keine Verwandtſchaften geben! — Was König Wilhelm nicht weniger ſchwer einging, war, daß er, der ſich der Treue ſeines Verfaſſungsſchwurs ſo tief bewußt war, dem Volke, das ihn ſo verkannt hatte, nachgeben, ja ihm nachgeben ſolle gerade in dem Augenblicke, wo die Heereswiedergeburt, ſein eigenes Lebenswerk, ſo glänzend ihre Nothwendigkeit für Preußens

Daſein erhärtet hatte! Niemand kann über die eigene Natur, eine Fürſtennatur aber iſt eine andere, als die der übrigen Menſchen. Als Greis im Siegerkranze bitten ſollen, wo man im Befehlen ſtets ſeines Lebens Aufgabe gefunden hat, — nachgeben müſſen, wo das thatſächliche Recht auf des Königs Seite ſich ſtrahlender nie erwieſen, als jetzt, das war für einen gewöhnlichen Charakter zu viel und wenige Fürſten dieſer Welt hätten ſich ſelber das abzuringen gewußt. Aber eben die Ungewöhnlichkeit König Wilhelms als Menſch wie Fürſt war's, auf welche Bismarck rechnete! Gerade weil König Wilhelm als Sieger zugleich vor ſeinem Volke im Rechte war, konnte er einen Schritt aus ſeiner Kraftfülle heraus thun, der zu anderer Zeit unmöglich geweſen, der als ähnliches Schwächezeichen erſchienen wäre, wie nachmals Napoleon dokumentirte, da er ſich Herrn Ollivier in die Arme warf. Daß König Wilhelm I. mit ſeinem eigenen Stolze ſchwer zu ringen hatte, bevor er zur Indemnität ſchritt, iſt gerade der erhabenſte Beweis hochherzigſter Vaterliebe für ſein Volk. Daß Graf Bismarck in dieſem Selbſtkampf aber ihm zur Seite ſtand, er ihm die Brücke wurde zu dieſem höchſten aller Fürſtenſiege, das iſt vielleicht des Reichskanzlers **ſittlich unſterblichſtes** Verdienſt. Es erhebt ihn zum Größten aller Patrioten, zum Weiſeſten aller Staatsmänner! Das Gefühl jener Tage in Bismarck war daſſelbe heilige und tiefe, was deutſchem Sängermunde einſt entquoll:

„Freiheit, die ich meine,
Die mein Herz erfüllt,
Komm mit Deinem Scheine,
Hehres Engelsbild!“ —

Wenn Bismarck ſtirbt, wird dies Engelsbild drum lächelnd ihn umſchweben, dieſe **rechte** deutſche Freiheit, die **er** gemeint. Sie wird ihm die unſterbliche Bürgerkrone unter uns ſichern, welche die Nachwelt einem Waſhington und Oranien zuerkannt hat!! — —

Wir überlaſſen Jedem, der jene Tage in Berlin durchlebte, ſich das gewaltige Gefühl zurückzurufen, das uns Alle durchzitterte, da am 5. Auguſt von des Königs Lippen vor dem Landtage das Wort „Indemnität“ erklang, an demſelben 5. Auguſt, wo Benedetti uns zumuthete, zwiſchen Mainz oder dem Kriege zu wählen!! — Wie wollen wir dies Gefühl beſchreiben? — Es war Jubel und Scham, unendliche Liebe und Ehrfurcht! —

In den Tagen von Nikolsburg, Prag und zu Berlin im September iſt's gerade, wie wenn Gottes Geiſt zu Bismarck geredet habe, wie wenn der Kanzler von der Höhe der neuen Verhältniſſe herab die Welt überſchaut, ſein eigenes Wollen, Müſſen und Können mit faſt übermenſchlicher Klarheit erkannt habe. Nicht allein, daß er den Sieg ausnutzte, ſo glänzend es nur ging und dennoch den Krieg mit Frankreich vermied, — nicht genug, daß er den innern Conflict löſte und das suum cuique auch als das Daſeinsgeſetz jedes reellen **Verfaſſungslebens** hinſtellte, — bereits in Nikolsburg ſchwebte ihm die Decentraliſirung nicht blos Preußens, ſondern Norddeutſchlands vor, das Recht des Selfgovernments der Provinzen, in dem das Geheimniß jeglicher geſunden Freiheit, die Garantie ſocialen Rechts und nationalen Friedens ruht. Dieſe Decentraliſirung war das Ideal, was er in Nikolsburg erträumte und deſſen Verwirklichung er ſich dadurch erreicht dachte, „daß die Provinzial-Eintheilung mehr in den Einklang mit den alten Stammesverhältniſſen gebracht würde.“*) Partikulare Intereſſen hinderten es und vielleicht war das gut, — aber der Gedanke der Decentraliſirung ſelbſt war ein Saame, deſſen Aufgehen Bismarck nur noch als eine Frage der Zeit galt. Die Adreſſe des Abgeordnetenhauſes erwiederte der König am 25. Auguſt mit einer Anſprache an die Deputation, welche, den Reorganiſationsconflict berührend, alſo endete: „So habe ich handeln müſſen und werde immer ſo handeln, wenn ſich ähnliche Zuſtände wiederholen ſollten! Aber, meine Herren, es wird nicht wieder vorkommen!“ — — Keine parlamentariſche Seſſion als dieſe giebt übrigens ein durchſichtigeres Bild der nach zwei Seiten ſchwierigen Lage, in welche die neuen Verhältniſſe die preußiſche Politik gebracht hatten. Jetzt, wo Volk und Regierung eins waren, die Vertretung und Bismarck ſich verſtanden, ſind ſeine Auslaſſungen im Parlament auch um ſo bedeutſamer. Wir ſehen ihn gewiſſermaßen aus den Iſisſchleiern ſeiner Staatskunſt immer mehr heraustreten und um ſo williger „nach links“ rücken, als das Abgeordnetenhaus „nach rechts“ rückte! —

---

*) Bismarck's Reden, Bd. II. S. 195—197.

Am 1. September trat man in die Debatte betreffs der Indemnität ein. „Wir wünſchen den Frieden“, ſagte der Miniſter-Präſident, „weil unſerer Meinung nach das Vaterland ſeiner im gegenwärtigen Augenblicke in höherem Grade bedarf, als früher.“ — „Wir glauben ihn zu finden, weil Sie erkannt haben werden, daß die königliche Regierung den Aufgaben, welche auch Sie in Ihrer Mehrzahl erſtreben, nicht ſo fern ſteht, wie Sie vielleicht vor Jahren gedacht haben.“ — „Der Commiſſionsvortrag giebt uns die Bürgſchaft, daß Sie in dieſe Hand einſchlagen werden. Wir werden dann die Aufgaben, die uns zu löſen bleiben, mit Ihnen in Gemeinſchaft löſen, ich ſchließe von dieſen Aufgaben Verbeſſerungen der innern Erfüllung der in der Verfaſſung gegebenen Zuſagen keineswegs aus; aber nur gemeinſam werden wir ſie löſen können, indem wir von beiden Seiten demſelben Vaterlande mit demſelben guten Willen dienen, ohne an der Aufrichtigkeit des Andern zu zweifeln. In dieſem Augenblicke aber ſind die Aufgaben der **auswärtigen Politik** noch ungelöſt, die glänzenden Erfolge der Armee haben nur unſern auf dem Spiele ſtehenden **Einſatz** gewiſſermaßen erhöht; wir haben mehr zu verlieren, als vorher, aber gewonnen iſt das Spiel noch nicht! Je feſter wir im Innern zuſammenhalten, deſto ſicherer ſind wir, es zu gewinnen. — Wenn Sie die Wiener Zeitungen durchgehen und zwar diejenigen, von denen angenommen wird, daß ſie die Meinung der kaiſerlichen Regierung vertreten, ſo werden Sie dieſelben Aeußerungen des Haſſes und der Aufregung gegen Preußen finden, die vor dem Kriege dort zu leſen waren.“ — „Sehen Sie auf das Verhalten der Völker in Süddeutſchland — da iſt der Grad von Verſöhnlichkeit und von Erkenntniß einer gemeinſamen Aufgabe des geſammten Deutſchlands gewiß nicht vorhanden." „Sehen Sie ſich die Haltung der einzelnen Regierungen gegenüber den neu zu bildenden Einrichtungen an; ſie iſt bei einzelnen befriedigend, bei anderen widerſtrebend, gewiß aber iſt: daß in Europa Sie **kaum eine** Macht finden werden, welche die Conſtituirung dieſes neuen deutſchen Geſammtlebens in wohlwollender Weiſe förderte und welche nicht das Bedürfniß hätte, in **ihrer** Weiſe ſich an dieſer Conſtituirung zu betheiligen; ſei es auch nur, um einem der mächtigeren Bundesgenoſſen, wie Sachſen, die Möglichkeit nicht zu verkümmern, dieſelbe Rolle noch einmal ſpielen zu können wie im letzten Kriege!" — „Wenn man oft geſagt hat: Was das Schwert gewonnen hat, hat die Feder verdorben, ſo habe ich das volle Vertrauen, daß wir nicht hören werden: Was Schwert und Feder gewonnen, iſt von dieſer Tribüne vernichtet worden!" — Deutlicher konnte ſich Bismarck wohl nicht an die „Feinde ringsum" adreſſiren, klarer wohl nicht dem Lande die Schwierigkeiten zeigen, denen das neue norddeutſche Bundesreich entgegenging. — Man muß ſagen, daß unſere Volksvertretung jetzt um ſo eifriger die Stütze Bismarck's wurde, als ſie erkannte, daß nur die Solidarität patriotiſcher Willenskraft. Preußens zahlreiche Hinderniſſe beſeitigen könne. Wir ſehen von jetzt ab, wie gerade die eifrige Mitwirkung der Volksvertretung, die Energie des parlamentariſchen Gemeinſinns es geweſen iſt, welche Bismarck über dieſe ſeine neue ſchwierige Lebensepoche, welche zugleich die Geburtsepoche der neuen deutſchen Zeit zu werden beſtimmt war, hinweghalf und die Tribüne die gewaltige Trias mit Schwert und Feder bilden half, welche allen Widerwärtigkeiten durch Ruhe, Arbeit und Willenszähigkeit Trotz bot. — Eins, was beſonders in der Zeit bis 1870 an allen parlamentariſchen Aſſembleen Berlins auffällt, was von Bismarck ſtets betont, von der Vertretung ſtets verſtanden und beachtet wurde, war raſche Erledigung aller Vorlagen! Ein wie durch Sympathie erzeugtes

Gefühl ſagte Allen, daß man nicht einen Augenblick zögern dürfe, zu vollenden, was als Thatſache dann das unantaſtbare Gut der Zukunft ſei, — daß man nichts übrig laſſen dürfe, was als todte Blüthe dem Sturmwinde zum Spiel werden könne, den vorahnend Jeder in den Lüften ſpürte. So wurde die Vereinigung Schleswig-Holſteins mit Preußen raſch erledigt, das norddeutſche Wahlgeſetz auf Grund des Reichswahlgeſetzes vom 12. April 1849 angenommen. Man ſah mit eben ſo wachſendem wie freudigem Erſtaunen, daß Bismarck kein politiſcher Philiſter ſei, daß er ſelbſt das Gute von der demokratiſchen Doctrin anzunehmen wiſſe, wo es ſeinen Ueberzeugungen nach dem Beſten des neuen Organismus dienen konnte, den man zu ſchaffen hatte. In den Septemberſitzungen war es auch, wo Bismarck ſich eben ſo deutlich wie verurtheilend über den Gegenſatz der neu-öſterreichiſchen Politik und jener der heiligen Allianz ausſprach, die Gefährlichkeit Hannovers und des Auguſtenburgers vor dem Kriege beleuchtete. Am 25. September, als über den außerordentlichen Bedarf der Militär- und Marine-Verwaltung berathen wurde, gab der Graf, obwohl leidend, doch bedeutſame Winke für die Zukunft. Nachdem er das Haus erſucht hatte, weniger den „rechnungsmäßigen“ als „politiſchen“ Standtpunkt aufzufaſſen, fuhr er fort: „Mit dieſer Vorlage richtet die königliche Regierung die Frage an Sie, ob Sie Vertrauen zu der bisherigen Führung der auswärtigen Politik haben, Zeugniß ablegen wollen für den feſten Entſchluß des preußiſchen Volkes, die Errungenſchaften des letzten Krieges feſtzuhalten und zu vertheidigen, wenn es nothwendig ſein wird. Ich hoffe, daß die letzte Nothwendigkeit nicht eintreten wird, hoffe, daß wir in den nächſten Jahren dasjenige, was wir uns in dieſem Herbſte vorgeſetzt haben, zum Heile Deutſchlands friedlich werden entwickeln können; die Gewißheit davon haben wir nicht! Amtliche Kundgebungen überzeugen uns leider, daß in die kaiſerliche Hofburg zu Wien mit dem Frieden der Geiſt der Verſöhnlichkeit nicht ſo, wie wir es gewünſcht hatten, eingezogen iſt. Die Lage der Dinge im Orient iſt Ihnen bekannt. Wir hoffen, daß ſie ſich friedlich entwickeln werde. Wäre dies nicht der Fall, ſo können die Gefahren ſich dort ſehr plötzlich zu einer ernſteren europäiſchen Conſtellation herausbilden.“ Er ſetzte noch hinzu, daß es beſſer ſei, dem Staate durch eine Anleihe jetzt Credit zu gewähren, als dann, „wo jede Kundgebung der Regierung nach dieſer Richtung hin mit der Vorausſicht des Krieges nothwendig dazu dient, die Spannung zu erhöhen und die Gefahren zu fördern, zu einer Zeit, wo Schweigen das richtigſte Mittel iſt, die Gefahren zu beſchwören, wo jede Ausſprache der Regierung einer verdeckten oder offenen Herausforderung ähnlich ſieht.“ — Dieſer Eifer von Seiten Bismarck's wie des Landtages, zu ſorgen: daß möglichſt Alles raſch zu Stande komme, iſt in den Sitzungen des 17., 18. und 22. Decembers beſonders erſichtlich. Bedenkt man, daß Bismarck die Benedetti'ſchen Zumuthungen vom 5. Auguſt in der Taſche hatte und dennoch in der Sitzung vom 20. December durch eine ſchlau fingirte Vertrauenszuverſicht die Eitelkeit Frankreichs cajolirte, ſo wird man begreifen, wie ſehr er vor Napoleon auf der Hut zu ſein, deſſen Minen beſtändig durch Contreminen zu begegnen hatte. War doch ſchon im October eine belgiſche Depeſche eingelaufen, welche erklärte: „daß Preußen kein Recht hätte, in Luxemburg Garniſon zu halten“, alſo die luxemburger Frage ſchon angeregt wurde, welche das nächſte Jahr ſich bis zur Kriegsdrohung zuſpitzen ſollte. Nicht minder ſtreichelte Bismarck Italien und erging ſich im Lobe ſeiner „Vertragstreue“, denn er mochte bereits wohl wiſſen oder doch ahnen, daß das Italien —, was von dem Jahre 1866 ja Alles erlangt hatte, was gewinnbar war, ohne Frankreich zu beleidigen, — Luſt empfand, Preußen als den bekannten „Mohren“ zu behandeln, der ſeine „Schuldigkeit“ gethan hatte. — Mit Feſtſtellung des Haushaltsetats ſchloß dieſe ſegensreiche Seſſion am 18. December und — ein Weihnachtsgeſchenk für das Land, — das Staatshaushaltsgeſetz konnte zum erſten Male normalmäßig publicirt werden. — — —

Mit dem Jahre 1867 trat Graf Bismarck in ſeine letzte und ereignißreichſte Epoche, in das Stadium der vollendeten Meiſterſchaft ſeiner vielverſchrieenen Kunſt. Mit dem Siege von 1866 war das deutſche Problem geſtellt, ſeine Löſung in Preußens Hand gelegt worden. Wenn wir von dem heute Erreichten auf das damals Erſtrebte zurückblicken, namentlich auf die Arbeiten des Jahres 1867, ſo müſſen wir billig über die Willenskraft und Raſtloſigkeit der Volksvertretung, wie über die faſt übermenſchliche Kraft ſtaunen, mit welcher Bismarck das Steuer des neu gezimmerten, halb fertigen Staatsſchiffs durch die rings anprallenden Fluthen leitete, welche gleich ſtark von den Nachwehen eines großen, eben beendeten Krieges, wie den heraufziehenden Stürmen einer wetterſchweren Zukunſt gepeitſcht wurden. Ehe wir dem Courſe dieſes neuen Staatsſchiffes folgen, müſſen wir kurz nur noch der „Zweiſeelentheorie“ erwähnen, welche in einer der letzten vorjährigen Sitzungen noch die öffentliche Aufmerkſamkeit beanſpruchte. Bismarck's Patriotismus und Rechtsgefühl ſtanden vor der Nation rein und verklärt da. Je weniger man aber an ihnen rütteln konnte, kam man, — auf Bismarck's miniſterielle Collegen blickend, um ſo mehr auf den Gedanken, daß in ihrem Schooße Elemente vorhanden ſeien, welche dem kräftigen und guten Geiſte des Miniſter-Präſidenten engherzig entgegenſtrebten. Dieſer Zuſtand, „Zweiſeelen-Miniſterium“ getauft, beſtand aber nicht. Vom Juſtiz-Reſſort, wie dem des Innern und des Unterrichts waren allerdings harte Maßnahmen während des Conflicts ausgegangen, welche die Verfaſſungstreue Bismarck's im eigenen guten Gewiſſen vielleicht kaum billigen konnte. Dieſe Maßnahmen aber hatte er geſchehen laſſen, hatte ſie verantwortet und vertheidigte ſie, ein Beweis, daß in dem Miniſterium zur Zeit kein Zwieſpalt lebte, keine zwei Seelen thätig waren, die einander zu paralyſiren gehabt hätten. Ein Anderes freilich war, ob in den geordneten Verhältniſſen eines neuen größeren Staatslebens Männer noch verwendbar ſeien, an deren Perſon ſich die Kurzſichtigkeit und Engherzigkeit früherer Staatsmaximen geknüpft hatten. Daß dieſe fallen mußten, um lebensfriſcheren Kräften, geläuterteren Geiſtern Platz zu machen, war das Gefühl der Volksvertretung und Bismarck mag nicht entgangen ſein, dieſelbe hätte hierin Recht. Dieſer Theil des preußiſchen Cabinets konnte aber nicht durch Bismarck fallen, den es immerhin unterſtützt hatte, deſſen Handhabe im Kampfe es geweſen war, derſelbe konnte nur durch die werdenden Verhältniſſe ſelber fallen, denen er ſich nicht mehr gewachſen erwies. — — —

Die Schwierigkeiten, unter denen Bismarck das Jahr 1867 antrat, waren unendlich groß. Sie laſſen ſich in drei Hauptmomenten zuſammenfaſſen. Das zürnende Ausland mit Frankreich als Chorführer, die ſüddeutſche Antipathie und der partikulariſtiſche Widerſtand der Regierungen und Völker, welche das neue norddeutſche Gemeinweſen bilden ſollten. Ihm gegenüber war wohl verzeihlich, daß man die innerhalb Preußens ſelbſt der Löſung harrenden Fragen vertagte und an dieſe größeren in der Hoffnung ging, ihre Regelung werde auch die der anderen, inneren, als natürliche Folge bedingen. — Wie feindſelig Frankreich dachte, haben wir geſehen. Wenn es nicht offen auftrat, ſo war ſeine momentane militäriſche Schwäche daran Schuld, ferner die Furcht, daß Bismarck die Einigkeit Geſammt-Deutſchlands durch ein einziges Blatt Papier hervorrufen könne, durch Veröffentlichung der geheimen Convention Benedetti's!! Napoleon hielt ſich von der Liſt Bismarck's hinters Licht geführt, was er im Grunde **denn doch auch** war, konnte aber aus Scham und Schuldbewußtſein offen ſich doch nicht rächen! Die Intrigue allein mußte vorerſt helfen, eine Liſt, welche man der Liſt Bismarck's entgegenſetzte. Die erſte derartige Manipulation beſtand alſo in der belgiſchen October-Note, welche die Luxemburger Frage ſchuf. Oeſterreichs tiefer Groll, Italiens freundſchaftliche Dankbarkeit, wie Skandinaviens äußerſter Widerwille waren Frankreichs Alliirte, welche es in geeigneter Stunde zu einem eiſernen Netze um uns zu vereinen hoffte. Dieſer Plan wurde beſtärkt durch die feindlichen ſüddeutſchen Parteien. Obwohl an von der Pfordten's Stelle Fürſt Hohenlohe getreten war, ein Mann von echt deutſchem Geiſt und Gemüth, — obwohl Badens

Regierung der Vereinigung mit dem Norden zuſtrebte, — die Erbitterung und Furcht vor Preußen, welche der Krieg zurückgelaſſen hatte, war zu tief, als daß der Main im Süden nicht als eine untrennbare Schranke gegen die „Verpreußung" gelten ſollte, der Partikularismus nicht ſiegreich ſein Haupt erhoben hätte und eine Agitation ſtattfand, welche eher Oeſterreich, ja ſelbſt — Frankreich zuſtrebte, als einem Bündniſſe mit dem Norden! Daß der deutſche Südbund nicht wirklich zu Stande kam, lag theils an dem eiferſüchtigen Souverainetätsdünkel der ſüddeutſchen Regierungen ſelber, andererſeits vielleicht an der unmerklichen Wirkung der geheimen Verträge der ſüddeutſchen Staaten mit Preußen. (Die gleichen Verträge wie mit Bayern waren auch mit den drei anderen geſchloſſen.) Die immer wachſende ſüddeutſche Agitation wurde ferner noch geſchürt und zu einer neuen politiſchen Potenz durch die klerikalen Einflüſſe Roms erhoben. Als Folge des italieniſchen Krieges hatte der Vatican zunächſt allerdings nur den Verluſt materiellen Beſitzes empfunden. Aber „wo Euer Schatz iſt, da iſt Euer Herz" und mit dieſem irdiſchen Schatze hatte die römiſche Kurie das Bewußtſein verloren, daß Napoleon durch Italiens Einheit ihr viel Schwereres zugefügt habe, nämlich den Verluſt der Weltherrſchaft über die Geiſter! Dies Bewußtſein war Rom durch Preußens Sieg nun gekommen, hatte Schrecken wie Wuth unter den ſchwarzen Schaaren verbreitet, welche kein Vaterland kennen, als die Stadt der ſieben Hügel, und hatte ſie gegen das neue deutſche Gemeinweſen fortan ins Feld geführt. — Die letzte Schwierigkeit für Preußen endlich lag in dem Widerwillen der Bevölkerung der annectirten Lande. Abgeſehen, daß es ſtets ſchwer für den Stolz des Beſiegten bleibt, ſich dem Scepter des Siegers zu bequemen, der neue norddeutſche Bund verlangte von ſeinen neuen Provinzen auch die Uebernahme ſchwererer Laſten, als dieſelben früher getragen hatten, verlangte von den Bundesregierungen die Aufopferung eines Theils ihrer Souverainetät, welche gerade den Dynaſten am theuerſten war, die ſich des kleinſten Maaßes derſelben zu rühmen hatten. Dieſelben Kämpfe waren vorauszuſehen, welche ſchon den ſeligen

Bundestag erſchüttert und ihn ſchließlich aller Lebensfähigkeit beraubt hatten. Die Anhänglichkeit der annectirten Lande an ihre depoſſedirten Fürſten, der Verluſt ihrer Bedeutung als Sonderſtaat mit reſidenzlichem Glanze, Agitationen zur Reconſtruction alter unmöglicher Verhältniſſe, — Alles kam zuſammen, um an einer Treue zu zweifeln, die zu neu und prüfungsreich war, um jeglicher Verſuchung widerſtehen zu können. —

Was half über dieſe Klippen dem jungen Bunde dennoch hinweg? Was ſchuf die nie geſehene Erſcheinung einer Rührigkeit, Kraft und Willigkeit des Zuſammenwirkens, wie ſie das Jahr 1867 ganz beſonders uns zeigt? — Es war der alte, tief-ideale Sehnſuchtszug deutſchen Gemüths, ſich endlich zu einem Ganzen zu ſchaaren, in Noth und Freude ſich als ein „einig Volk von Brüdern" zu finden. Es war mit einem Worte der Volksdrang in ſeinen Vertretern, welcher aus dem alten thränenreichen Liede ſpricht:

„Wir hatten gebauet
Ein ſtattliches Haus,
Und drinn' auf Gott vertrauet
Trotz Wetterſturm und Graus!!" —

Allerdings mußte die alte Oppoſition neu ſich regen, oft durchkämpfte Fragen mußten neu ihre Stimmen erheben, Bismarck mußte ähnlichen Momenten wie vor 1866 begegnen und gleich ſchwülen Kampfesſtunden. Aber daß dieſe raſch vorübergingen, dieſe kurzen ſcharfen Wetter die Atmoſphäre reinigten, daß die Oppoſition nur ſo weit ging, als nöthig war, um die Lage zu klären und die Harmonie aller Staatsgewalten zu befeſtigen, das iſt ein ſtrahlendes Verdienſt der parlamentariſchen weiteren wie engeren Verſammlungen, die mittels allgemeiner Wahlen, den völligen Ausdruck des nationalen Willens zur Geltung brachten und mit einer Phalanx deutſchen Geiſtes und Gemüths ihren Kanzler Bismarck ſtärkten und erhoben. Die Jahre 1867 bis 1872 werden unvergängliche Ruhmesſäulen für ſie ſein; auf ihnen erhob ſich ja die Kuppel des deutſchen Domes in „Weisheit, Schönheit und Stärke". — Auch im Innern Preußens waren Gegenſtrömungen bemerkbar. Alte Freunde und vermeinte Meinungsgenoſſen Bismarck's ſtemmten ſich fortan gegen ihn. Die conſervative Partei, deren Führer 1848 wie in der Conflictzeit er geweſen, mit welcher er ſich in vielen Momenten gleicher Anſicht wußte, fand, daß Bismarck „zu weit links“ gehe. Dieſen war Oeſterreichs Fall und Italiens Bundesgenoſſenſchaft, Jenen Heſſens und Hannovers Annexion, ihnen Allen aber die *Indemnität* nicht Recht. — Wie die Liberalen *vordem*, ſo ſchienen die Conſervativen *nachher* einen Mann nicht begreifen zu können, der doch immer gleich liberal und gleich conſervativ blieb, welcher *das Vortreffliche beider Doctrinen zu derjenigen* praktiſchen Wirklichkeit brachte, welche allein dem preußiſchen und deutſchen Volke ein geſundes Geſammtleben ermöglichte! — —

Am 15. Januar 1867 im Herrenhauſe trat bei der Debatte über die Stellung der Staatsregierung zur conſervativen Partei die Oppoſition derſelben bereits zu Tage. Sie glaubte dem Staate viel zu erhebliche Dienſte geleiſtet zu haben, um nicht auf die Dankbarkeit deſſelben erhöhteres Recht zu haben. Das Verdienſt derſelben leugnete Bismarck nicht, aber ſchlug die Oppoſition ſeiner alten Freunde mit den Worten: „Nicht die Regierung ſagt ſich von der Partei, *ſondern die Partei von der Regierung* los!“ Die Unterordnung der perſönlichen Meinung unter das *Staatswohl* war das Verlangen, was der Kanzler an *jede* Partei ſtellte, ſie hatte *aufzuhören*, wo das Vaterland *begann*. — Dieſe Staatsregel hatten die liberalen Parteien verſtehen gelernt, der Conſervatismus ſträubte ſich gegen dieſelbe; dies iſt auch der Hauptgrund, daß wir denſelben von jetzt ab *verblaſſen*, ſich zerſetzen, je mehr Bismarck „links rückte“, die ganze parlamentariſche Phalanx „*rechts*“ rücken, einen *neuen* Conſervatismus ſich bilden ſehen und die alten Ultras langſam, als nicht mehr lebensfähig, von der Arena ſcheiden mußten. Das ſtarre „non possumus“ hatte eben nicht Raum in einer Zeit, wo jegliches Können nicht ſich, ſondern dem erſtrebten *Ganzen* gehörte. — Ein Pairsſchub ſtand dem Herrenhauſe bevor. Artikel 69 der Verfaſſung mußte abgeändert, auch die neuen Landestheile mußten im Herrenhauſe vertreten werden. Starke Intention war vorhanden, das zu hindern. Nachdem Bismarck verſichert hatte, es läge nicht in der Abſicht, das Herrenhaus zu ſchwächen, vielmehr es als dritten nothwendigen Factor im Staatsleben zu erhalten, und indem er die Nothwendigkeit der Erweiterung deſſelben bewies, ſagte er, daß wenn das Haus derſelben widerſtrebe, ſo „ſchaffe ſie einen neuen **Conflict** zwiſchen den beiden parlamentariſchen Gewalten.“ „Aeußere Einflüſſe haben dazu beigetragen, den früheren Conflict zu ſchließen und würden vielleicht auch den neuen entſcheiden, ich halte es aber in kritiſchen Zeitverhältniſſen für keine der parlamentariſchen Körperſchaften geeignet, tief gehende Verfaſſungsfragen zu offenen und flüſſigen werden zu laſſen; Niemand kann vorher ſehen, nach welcher Richtung hin unvorhergeſehene Ereigniſſe ſie entſcheiden. Es iſt nützlich, für beide Inſtitutionen das feſte Gefüge des Schildes der Verfaſſung nicht **locker** werden, keine **Lücke** in den Fugen entſtehen zu laſſen.“ — „Im jetzigen Momente der Kriſis der deutſchen Verhältniſſe, der möglichen Kriſis **europäiſcher** Verhältniſſe, in dem vorzugsweiſe die Aenderung und Reform der Verfaſſung ins Auge zu faſſen — über dieſem Beſtreben die Verhältniſſe im Lande **zweifelhaft** und **unſicher** werden zu laſſen, halte ich für nicht wohl gethan!“ — — Wir ſehen wiederum hier, daß dem Conſervatismus genau ſo jetzt, wie früher dem Liberalismus gegenüber, Bismarck der Standpunkt der äußeren Politik ſtets der größere war, daß er keiner, ob ihm freundlichen oder feindlichen Richtung die Ueberzeugung einen Augenblick nur opferte, daß jegliche Partei nur da ſei, um dem Staate zu dienen, nur mit ſolchen patriotiſchen Parteien Haus zu halten und „dem ſchlechten Wetter der Zukunft“ zu begegnen ſei. Dem Abgeordnetenhauſe (4. Februar) erklärte er hingegen in der Debatte betreffs der Befugniß der Regierung zur Veräußerung von Staatsbahnen: „Hätten wir die Köln-Mindener Bahn nicht verkaufen können, ſo konnten wir nicht die Politik der zwei letzten Jahre machen!“ „Das wird nicht wieder vorkommen.“ — — Am 25. Februar trat der norddeutſche

Bundesreichstag zuſammen. Ein zweites größeres parlamentariſches Leben that ſich auf, und ſchon jetzt konnte Niemand der Ueberzeugung ſich verſchließen, daß dem Allgemeinen ſich das Beſondere unterzuordnen, in ihm aufzugehen habe und die Hauptkraft des Volkswillens aus den Sonder-Landtagen der verſchiedenen Staaten in den des gemeinſamen Reichstages verlegt werde, erſtere gegen letzteren zu einer — mehr provinziellen und partikularen Stellung gezwungen ſein müßten. Es galt eben auf allen Seiten Opfer fürs Gemeinwohl zu bringen, und die ſchnelle Willigkeit, mit der dieſelben gebracht wurden, bedingte eben dieſes Gemeinwohl ſelbſt.

Der 4. März war ein höchſt folgenreicher Tag. Graf Bismarck brachte dem Reichstage den Entwurf der norddeutſchen Bundesverfaſſung zur Beſchlußnahme ein und am 17. April, alſo in einem Monate und dreizehn Tagen, ward er durchberathen und angenommen. Was es gekoſtet hat, die verbündeten Regierungen über dieſen Entwurf ſchlüſſig zu machen und welchen Verbrauch von Kräften es koſtete, das Einigungswerk, von dem unſere Zukunft abhing, im Reichstage zu beenden, damit es unumſtößliche Thatſache ſei, überlaſſen wir der Erwägung eines Jeden. An dieſem außerordentlichen Tage entwickelte Bismarck eine Energie der Rede, eine ſchlagende Beweiskraft in ſeinen Gründen, wie nie. Dieſer Tag wurde zu dem ſichern Boden, auf welchem der Kanzler ſeine Hebel aufſetzte, um alle Kräfte zur Einigung zu bewegen, er iſt auch der Tag, wo Bismarck ſeinem Leben und der deutſchen Zukunft das Denkmal ſetzte, deſſen eherne Inſchrift ihn ſelbſt und das Jahrhundert überleben wird! — Die Fülle der Argumente dieſer einen Debatte allein wiederzugeben würde Raum und Zweck unſerer Schilderung überſteigen; ein kurzes Bild muß genügen. Bismarck leitete ſeine Empfehlung des Entwurfs mit der Mahnung ein, daß man deſſen Zuſtandekommen bis 18. Auguſt beſchleunige. Er ſchilderte die ehemalige deutſche Uneinigkeit, deutete die Schwierigkeiten an, dieſen Entwurf mit den übrigen Regierungen vereinbart zu haben. „Es hat nicht unſere Abſicht ſein können, ein theoretiſches Ideal einer Bundesverfaſſung herzuſtellen, in welcher die Einheit Deutſchlands auf ewig verbürgt werde, auf der andern Seite jeder partikulariſtiſchen Regung die freie Bewegung geſichert bleibe. Einen ſolchen Stein der Weiſen, wenn er zu finden iſt, zu entdecken, müſſen wir der Zukunft überlaſſen, einer ſolchen Quadratur des Cirkels um einige Decimalſtellen näher zu rücken, iſt nicht Aufgabe der Gegenwart!“ — „Wir glauben aber, daß wenn er (der Entwurf) hier angenommen wird, für das deutſche Volk die Bahn frei gemacht worden iſt und daß wir das Vertrauen zum Genius unſeres eigenen Volkes haben können, daß es auf **dieſer** Bahn den Weg finden wird, der es zu ſeinen Zielen führt!!“ — Als von verſchiedenen Seiten angedeutet wurde, daß man widerſtrebende Bundesfürſten zum Einigungswerk zwingen müſſe, bekämpfte Bismarck das entſchieden. „Die Baſis dieſes Verhältniſſes ſoll nicht Gewalt ſein, weder den Fürſten noch dem Volke gegenüber. Die Baſis ſoll das Vertrauen auf die **Vertragstreue** Preußens ſein und dieſes Vertrauen darf nicht erſchüttert werden, ſo lange man uns die Vertragstreue hält.“ — Die partikulariſtiſchen Einwürfe und namentlich die des „preußiſchen Partikularismus“ machten in dieſer Debatte Bismarck ſchwer zu ſchaffen, ja dieſelben ſpitzten ſich ſo zu, daß der Kanzler das that, was er bisher niemals ſich zu thun genöthigt gefunden, er ſtellte, — wenn die Verfaſſung nicht zu Stande käme, ſeinen Rücktritt in Ausſicht! Er warf den Gegnern vor, daß ſie ihm die Illuſion raubten: „daß der Menſch mit ſeinen größeren Zwecken wächſt!“ — „Glauben Sie wirklich, daß die großartige Bewegung, die im vorigen Jahre die Völker vom Belt bis an die Meere Siciliens, vom Rhein bis an den Pruth zum Kampfe führte, zu dem eiſernen Würfelſpiele, in dem um Königs- und Kaiſerthrone geſpielt ward, — daß die Million deutſcher Krieger, die gegen einander gekämpft und geblutet haben vom Rhein bis zu den Karpathen, — daß die Abertauſende von Gebliebenen, die durch ihren Tod die nationale Entſcheidung beſiegelt haben, mit einer **Landtagsreſolution** ad acta geſchrieben werden können? Meine Herren, dann ſtehen Sie wirklich nicht auf der Höhe der Situation!!“ Und nachdem Bismarck alle Hiebe parirt, nachdem er bewieſen hatte, Süddeutſchlands Annäherung werde dem geeinigten Norden nicht fehlen und er nochmals dringend um Beſchleunigung des Werks gebeten hatte, rief er aus: **„Setzen wir Deutſchland in den Sattel! Reiten wird es ſchon können!!“** — Ein neuer Moment, was bisher vielleicht längſt, — ob auch ſtumm — im Hintergrunde von Bismarck's Herzen gelegen, war das *religiöſe*, als politiſches Agitationsmittel-mißbrauchte Motiv. Bei der Discuſſion über die Wahlbeeinfluſſungen im Poſenſchen kam es zuerſt zur Sprache und in ihr ſignaliſirte Bismarck bereits den anhebenden *römiſch-klerikalen Kampf*. Als am 12. März die Veranlaſſung Preußens zum Kriege von 1866 discutirt wurde, behauptete Herr *von Mallinckrodt* Namens der Katholiken: „*vor* dieſem Kriege habe in Deutſchland und Preußen die *Ueberzeugung* vorgeherrſcht, daß die *Aggreſſion* und das *Unrecht* auf *preußiſcher Seite* ſei“, und derſelbe kritiſirte ferner die Behauptung Bismarck's von der 600jährigen Leidensgeſchichte Deutſchlands damit: „Ich glaube, die Zahl war wohl nicht mit Vorbedacht ſo *gegriffen*, denn ich kann ungeachtet der lebhaften Apologie des gegenwärtigen Regierungszuſtandes in Hannover unmöglich vorausſetzen, daß die Hinneigung zu dem *Fauſtrecht* und die *Abneigung* gegen das Haus *Habsburg* ſo groß ſein ſollte, um die *Leidensgeſchichte* Deutſchlands von dem Zeitpunkte zu datiren, wo *Rudolph* von *Habsburg* die *Burgen der Raubritter* brach, um Deutſchland den *innern Frieden wiederzugeben*!“ Da erhob ſich Graf Bismarck, um zum erſten Male die Welt ganz *frei* auf ſeines Herzens Grund blicken, Alle erkennen zu laſſen, *Was* er als Urſache des alten deutſchen Leids anſah, deſſen „médecin“ er werden ſollte. — „Wenn ich neulich von der 600jährigen Leidensgeſchichte Deutſchlands geſprochen habe“, entgegnete er, „ſo ergiebt eine einfache genaue Rechnung, daß der *Anfangspunkt* dieſes Zeitraums noch *hinter* Rudolph von Habsburg zurückreicht. Ich habe vom *Sturze der Hohenſtaufen an* gerechnet und ich glaube *richtig*! Der Herr Vorredner hat eine kleine Seitenwendung zu

Gunſten der Raubritter einfließen laſſen. Woher kamen die Raubritter? — Von der **Zerrüttung** des deutſchen Reichs während **des Interregnums!** Woher kam die Zerrüttung innerhalb des Interregnums? — Vom **Abfall** der **Welfen** und dem **Siege** der **Ultramontanen!!!**" — Solche Keulenſchläge auf den innerſten Feind deutſchen Lebens, eine ſolche Entſchleierung der Größe und Gewalt, die in Bismarck lebte und glühte, mußte das Staunen Aller, welcher Richtung ſie auch waren, wecken. Man mußte ſich nun fragen, wie es möglich geweſen war, dieſen Mann zu mißkennen? Wie ſolch ein tief angelegter Mannesgeiſt vereinbar ſei mit ſeinen früheren Thaten? — Am folgenden Tage gab der Reichstag dies Gefühl durch den Mund Duncker's, eines alten Gegners Bismarcks, zu erkennen. Da geſtand der Kanzler, „daß er nicht mehr der Alte von 1848 ſei, daß ſchon ſeit Frankfurt in ihm eine neue politiſche Entwickelung ſich vollzogen habe, daß die politiſche Welt hinter den Couliſſen anders ausſehe, als vom Zuſchauerraum." — „Ich habe in Frankfurt im Amte erkannt, daß viele der Größen, mit denen meine Erfurter Politik gerechnet hatte, nicht exiſtirten, daß das Zuſammengehen mit Oeſterreich nicht möglich war, weil **das** Oeſterreich, mit dem **wir** rechneten, (die Periode des Fürſten Schwarzenberg) — überhaupt eben nicht **exiſtirte!**" — „Wenn der Herr Vorredner eine gewiſſe Verwunderung darüber ausgeſprochen hat, daß ich dem Budgetrechte meinerſeits die beſten Jahre meines politiſchen Lebens vielleicht gewidmet hätte, um es zu bekämpfen, ſo möchte ich an die eine Thatſache erinnern: daß es nicht ganz ſicher iſt, ob wir **die** Armee, welche die Schlachten des vorigen Jahres geſchlagen hat, in derſelben Verfaſſung **beſeſſen** hätten, welche ſie zu dieſer **Zeit** hat, wenn im Herbſte 1862 ſich **Niemand** fand, der bereit war, die Regierung auf Befehl Sr. Majeſtät fortzuführen, **ohne** den Beſchluß des Abgeordnetenhauſes vom 26. September auszuführen!!" — —

Am 18. März gab die Discuſſion betreffs des Verhältniſſes der ehemaligen polniſchen Landestheile zum Nordbunde, wie betreffs der Verhältniſſe in Nordſchleswig Bismarck Anlaß, in erſterer Sache auf das ultramontan-politiſche Parteigetriebe zu deuten und bereits die Möglichkeit eines „Schulaufſichtsgeſetzes“ durchſchimmern zu laſſen, in letzterer Frage aber die Nothwendigkeit militäriſcher Sicherheit zu betonen: „damit wir nicht Düppel nochmals zu nehmen haben!“ Die wichtigſten aufgeworfenen Fragen betrafen aber Preußens Stellung zu Luxemburg. Ueber dieſen „dunkeln Punkt“, der bereits ſtark vergrößert am politiſchen Himmel ſtand, äußerte ſich der Graf ſehr zurückhaltend: „die preußiſche Politik ſuche die Empfindlichkeit der franzöſiſchen Nation, — natürlich ſoweit es mit der eigenen Ehre verträglich iſt, zu ſchonen.“ — — Wie bei der leiſeſten offenen Sprache große Gefahr war, bewies, daß, nachdem Belgien beſagte October-Note an uns gerichtet hatte, jetzt im Haag die Frage auftauchte, Luxemburg an Frankreich zu veräußern; als dies aber fehlſchlug, Belgien in Berlin ſeine „guten Dienſte“ bei den von ihm vorausgeſetzten Verhandlungen Preußens mit Frankreich betreffs Luxemburgs anbot. Beide Verſuche blitzten wiederum bei Bismarck ab, und ſeine vollendete Unzugänglichkeit erregte in Paris begreiflicher Weiſe neu die Galle. — Der Reichstag förderte das Verfaſſungswerk indeß eifrig, und die Erklärungen des Kanzlers waren durchaus angethan, etwaigen Argwohn zu verbannen. Er erklärte, daß zu Verfaſſungsänderungen das Reichstagsvotum nöthig ſei, ferner, daß durch die Vertheilung der Stimmen im Bundesrathe die alte Stimmgebung der ſeligen Bundesverſammlung angenommen worden ſei. Durch dieſe eben ſo organiſchen, wie an ſich weiſen Maßregeln war den Souverainen in dem von ihnen beſchickten Bundesrathe daſſelbe Recht erhalten worden, was ſie in Frankfurt beſeſſen hatten; ebenſo wie dort konnten ſie am deutſchen Regimente Theil haben, in derſelben Art ihren Widerſpruch geltend machen. Das norddeutſche Volk aber hatte in dieſer neuen Verfaſſung eine ſo große und ſtarke politiſche Macht auf Grund allgemeiner Wahlen erhalten, wie ihm bisher niemals geboten worden war, und in beiden Maßregeln hatte Bismarck die conſervative mit der liberalen Doctrin zu einem Gebäude von viel feſterem Gefüge verbunden, als der alte Bund jemals beſeſſen hatte. Eine fernere Vereinfachung des neuen größeren Staaten-Organismus war, daß die Vertheilung des Regiments unter drei Gewalten, wie ſie in Preußen beſtand, am Bunde fortfiel. Der Bundesrath vertrat die Regierungen, ſetzte ſich aus den Delegirten derſelben zuſammen und war in ſeinem Plenum eine Corporation, die man als eine Art Oberhaus oder auch Geſammtminiſterium betrachten konnte, während der Reichstag ſelbſt die eigentlich geſetzgebende und geldbewilligende Inſtanz war. — Alle dieſe neuen Verhältniſſe ſetzte der Kanzler in bündigſter Weiſe auseinander, ſo daß man erkannte, die neue Verfaſſung ſei ein ſehr bewohnbarer Bau. Man beeilte ſich demnach auch, ihn fertig zu ſtellen. — Zwei Dingen im Reichstage trat Bismarck indeß direct entgegen. Er lehnte ab, Diäten und Stellvertretungskoſten zu bewilligen und erklärte: wenn mittels Abänderung des Verfaſſungsentwurfs das ganze Werk dadurch verzögert oder in Frage geſtellt werde, daß man gezwungen ſei, auf die Voten der Bundescabinete **zurückzugreifen**, er nicht mehr die Verantwortung der Zukunft übernehmen könne! Die Hauptſache für jetzt ſei: „daß überhaupt Etwas zu Stande komme, eine Baſis, auf der man weiter bauen könne.“ — Den letzten Kampf im Reichstage bildete die Frage über die Friedenspräſenzſtärke des norddeutſchen Heeres. Noch einmal beſchwor Bismarck das Haus, das Geſetz mit dem Amendement Stolberg anzunehmen, welchem die Regierungen beigetreten waren. „Die Folge eines Budgetconflicts im Jahre 1872, **läßt ſich nicht überſehen!**“ rief er ihm warnend zu, „daß die Verfaſſung doch ja hieran nicht ſcheitern möge und „jetzt im letzten Augenblicke das Ziel der Berathung, welches wir glauben ſchon mit der Hand faſſen zu können, uns entrollt und nicht erreicht wird. Dieſe Gefahr bitte ich ſich zu vergegenwärtigen, ehe Sie dies verwerfen!“ — Dieſe letzte Gefahr ward glücklich vermieden. Am 17. April war die norddeutſche Reichsverfaſſung angenommen und der Reichstag mit freudiger Bewegung geſchloſſen worden! Ein großes Ziel war erreicht! — Zwölf Tage ſpäter trat das preußiſche Abgeordnetenhaus zuſammen, und wie wenn es den übrigen norddeutſchen Volksvertretungen ein Beiſpiel an hochherzigem Patriotismus zu geben für ſeine Pflicht erachte, ward die norddeutſche Verfaſſung ſchon am 8. Mai in erſter Abſtimmung mit 226 gegen 91 Stimmen angenommen. Am 24. Juni wurde der preußiſche Landtag geſchloſſen und durch Publications-Decret die norddeutſche Reichsverfaſſung für Preußen in Kraft geſetzt! — Es war übrigens die höchſte Zeit, daß man den Neubau deutſcher Eintracht bezog. Die Luxemburger Frage hatte ſich bis zur Kriegseventualität gegen Frankreich zugeſpitzt. Noch einmal hatte man der aggreſſionslüſternen Unerſättlichkeit Napoleons nachgegeben, um eine Kataſtrophe zu vermeiden. Der Londoner Vertrag vom 11. Mai löſte die Angelegenheit friedlich dahin, daß Luxemburg von unſeren Truppen geräumt wurde, Belgien dagegen ſich zur Sprengung der Feſtungswerke verpflichtete. Noch einmal konnte Frankreich mit ſeinem „prestige“ coquettiren. —

In der That war die Situation mehr als ernſt geweſen. Mitten in unſeren politiſchen Reformen, von friſchem Neide, verſtärktem alten Haſſe und Argwohne zugleich umdräut, mußte man Napoleon den Mund ſtopfen, mußte ſeine Rückſicht und Nachgiebigkeit bis zur äußerſten Grenze ausdehnen, damit dem Erzfeinde der deutſchen Nation jeder haltbare Grund des Uebelwollens gegen uns entzogen werde, und wenn er „patriotiſche Beklemmungen“ fühlte, wenn er in einem Kriege ſich dennoch gegen uns Luft machte, dies ſeinerſeits nur mit Verhöhnung jedes Rechts, mit einer Brutalität geſchehen konnte, die alle Formen der Civiliſation, alle Geſetze der Rechtlichkeit über den Haufen warf! — Auf dieſe äußerſte Kante politiſcher Gewiſſenloſigkeit Napoleon zu reduciren, war der Zweck, weshalb Bismarck in König Wilhelms Begleitung nach Paris zur Ausſtellung ging und Kronprinz Fritz ſpäter die Courtoiſie ſeines Vaters durch ſeinen Beſuch vervollſtändigte. In dieſe Zeit fiel der ſchimpfliche Ausgang der mexikaniſchen Expedition und das Trauerſpiel von Queretaro. — Wie man die äußere Situation zu Paris fand, haben wir ſchon in „Unſerm Fritz“ angedeutet, die geheimere innere Lage der Dynaſtie Napoleon war noch um Vieles ſchlimmer! — Wir haben mehrfach vorher geſagt, daß Napoleon für ſeine Perſon an dem Kriege Anno 1870 unſchuldig war; die verſchiedenſten Leiter unſerer Staatskreiſe ſind darin auch völlig einig. Graf Moltke ſelbſt ſprach es offen aus und in dem neuen Generalſtabswerk über den franzöſiſchen Krieg wird geradezu geſagt*): „Napoleon III. ſcheint eine paſſive, man möchte ſagen **willenloſe Rolle** geſpielt zu haben." — Schon lange, bevor wir noch dieſe officiell preußiſchen Stimmen kannten, war dem Verfaſſer dieſe Unſchuld Napoleons nicht zweifelhaft, denn er hatte für ſie einen Beweis erhalten — und zwar direct aus dem franzöſiſchen Lager. — Wenn uns Recht iſt, im Winter von 1868 bis 1869 war's, als ſich ein Mann in Berlin befand, der Napoleon ſehr nahe ſtand, Monſieur Eduard Simon, Redacteur des officiellen imperialiſtiſchen „Conſtitutionell". Simon iſt nämlich von Geburt ein Berliner von moſaiſcher Confeſſion, der damals ſeine Verwandten beſuchte, falls er ſonſt nichts Schlimmeres noch that. Wir hatten das Vergnügen, mit dieſem Manne, der ſich Anno 1870 zur Trompete der franzöſiſchen Kriegspartei machte, eine Unterhaltung zu haben. Auf unſere Frage, ob Napoleon denn wirklich ſo kriegsgrimmig gegen uns geſtimmt ſei und ob man in Paris denn glaube, daß der Bonapartismus Dauer haben werde, erwiederte Herr Simon: „Kriegeriſche Intentionen ſind nicht mehr nach des Kaiſers Geſchmack, er iſt zu alt und bequem, um nicht den Frieden zu lieben! Er hat nur das eine Ziel: **ſeine Dynaſtie** auf dem Throne zu erhalten. Gelingt es ihm, bis zur Mündigkeit ſeines Sohnes das Regiment in der Hand zu behalten, ſo iſt der Napoleonismus geſichert! Für dieſes Ziel wird er Alles einſetzen, und in ihm liegt die einzige Gefahr — wie die einzige Garantie für den europäiſchen Frieden!" — Wir glauben ſchwerlich, daß der Kaiſer ſelber ſein Programm klarer hätte faſſen können, und wenn eins aus demſelben erhellt, iſt's, daß er ſich ſomit in den Krieg mit uns treiben ließ, weil er ſonſt **aus Frankreich getrieben** worden wäre! — —

Noch einmal war das Wetter im Weſten beſchworen worden, aber daß man es das letzte Mal beſchworen haben werde, war unſeren Regierungskreiſen klar; nur wann die Eventualität an uns herantreten werde, lag in der Hand der Vorſehung. Daß fortan mit aller Macht bei uns darauf hingearbeitet wurde, die Heeresformation des Bundes gemäß der neuen Verträge mit unſeren Verbündeten zu vervollſtändigen und die politiſchen Verhältniſſe innerhalb Norddeutſchlands zu conſolidiren, war ein Gebot der Vorſicht. Daß man den Krieg um Luxemburg vermieden hatte, verdankte man auch weſentlich den Bemühungen unſers einſichtigen Geſandten in Paris, des Grafen Heinrich Ludwig von der Goltz. Leider, daß derſelbe ſchon im folgenden Jahre am Zungenkrebs erkrankte und 1870 durch Freiherrn von Werther erſetzt werden mußte. Einen nicht minder treuen und patriotiſchen Beobachter des franzöſiſchen Barometers hatten wir an Conſul Bamberger. Im Uebrigen mußte man auf die eigene Kraft und die augenſcheinliche Verblendung vertrauen, in der ſich Napoleon über unſere und ſeine eigenen Verhältniſſe befand. Wie dieſelben lagen, wurde ſpäter aus den vielfachen Warnungen erſichtlich, welche Oberſt Stoffel, der Militärbevollmächtigte Frankreichs in Berlin, an die Tuilerien gerichtet hat. Es gab in Frankreich, trotz aller Eitelkeit, immerhin noch Leute, die ſchwermüthig in die Zukunft ſchauten, die ganze Tiefe der ſeit dem italieniſchen Kriege geſchaffenen Weltlage begriffen. Im Jahre 1867 bereits ſagte der bekannte General Trochu zu einem würtembergiſchen Officier, welcher Paris damals beſuchte und — bewunderte: „Mein Theurer, die romaniſche Race geht ihrer Auflöſung entgegen, die germaniſche ihrer Blüthe! Ihr Volk wird einſt an der Spitze der Nationen ſtehen, wie das meine ehemals geſtanden!“ — Wer denkt hierbei nicht an den alten Spruch der Athleten: „Morituri te salutant Caesar“, — „Kaiſer, die Sterbenden grüßen Dich!!“ — —

---

*) I. Heft, S. 11 deſſelben.

Am 14. Juli war Graf Bismarck zum Bundeskanzler ernannt worden, am 15. Auguſt trat der Bundesrath, am 24. Auguſt der Reichstag zuſammen. Wenige Tage ſpäter ſchloß Exkönig Georg von Hannover von Hietzing aus mit Preußen ein Abkommen, welches nur er nicht als Friedensdocument betrachtet wiſſen wollte.

Nach Eröffnung des Reichstags wandte ſich Bismarck gegen den Socialdemokraten Bebel, der, plötzlich den Patrioten heuchelnd, ausgeſprochen hatte, daß man Luxemburgs wegen den Krieg hätte annehmen ſollen. Zweifellos paßte ein ſolcher der Internationalen ſehr in den Calcul. Indem Bismarck ihn gebührend abführte, äußerte er: „Der Vorredner fordert damit, daß wir die deutſche Nation in einen Krieg ſtürzen ſollen wegen eines Garniſonrechts, welches wir nicht als zweifellos hinſtellen konnten, — wie ich hiermit conſtatire! Dieſes Recht war erloſchen und wir hatten, gegen den ausgeſprochenen Willen des Souverains in Luxemburg Garniſon zu halten, nicht mehr Recht, als wir etwa in Raſtatt haben würden gegen den Willen des Großherzogs von Baden. Aus dieſem Grunde haben wir vermieden, die Frage bis auf's Aeußerſte zu treiben, und ich glaube, Se. Majeſtät hat ſich den Dank der deutſchen Nation dadurch erworben, daß Er der für einen kriegsgewohnten Monarchen und ein kriegeriſches Volk naheliegenden Verführung widerſtanden hat, auf die Gefahr hin, von Solchen, wie der Herr Vorredner, verdächtigt zu werden. Die deutſchen Fürſten haben die Gewohnheit, ihre Heere in den Krieg zu führen oder zu begleiten, und in Folge deſſen auch im erhöhten Maaße das Bedürfniß, auf dem Schlachtfelde und im Lazarethe dem Krieger in das brechende Auge ſehen zu können, **ohne** ſich ſagen zu müſſen: dieſen Krieg hätte ich **mit Ehren vermeiden können!!**“ — In der Adreßdebatte am 24. wurde das Verhältniß des Nordbundes zum deutſchen Süden erörtert und die „Ueberbrückung“ des Main als Wunſch der Nation bezeichnet. Bismarck entgegnete: „daß wir unſererſeits jeden Druck, jedes Drängen vermeiden, daß aber, wenn die deutſche Nation in ihrer Geſammtheit, der Süden und der Norden, **die Einheit wollte**, dann, meiner Ueberzeugung nach, keine deutſche Regierung und kein deutſcher Staatsmann **ſtark** genug iſt, es hindern zu **können**, keiner — muthig oder kleinmüthig genug ſein würde, es hindern zu **wollen**.“ — In den Verhandlungen der nächſten Tage über den Haushaltsetat und das Bundeskanzleramt erklärte der Graf:

„daß der Bundeskanzler allein verantwortlich ſei, und nur der preußiſche Miniſter des Auswärtigen dieſes Amt bekleiden könne." — Die Ausſicht auf Einigung mit dem deutſchen Süden war inzwiſchen ſehr getrübt worden, namentlich hatte die Haltung Bayerns und ſeiner Volksvertretung einen höchſt befremdlichen Charakter angenommen. Nicht allein war das partikulariſtiſche, bundesfeindliche Element in ſtarke Blüthe gekommen und die Bitterkeit des letzten Krieges gefliſſentlich neu wach gerufen, das ultramontane Element war ſo herrſchend geworden, daß unter dieſen Umſtänden fraglich ſchien, ob man nicht Bayern mehr als Gegner der deutſchen Sache, denn als Genoſſen in der Stunde der Gefahr zu betrachten haben werde. Die Erſcheinungen, welche daſelbſt in der Preſſe, wie im Reichsrath zu Tage kamen, beunruhigten den nordiſchen Reichstag ſo, daß am 26. October bei der Debatte über den Zoll- und Handelsverein mit dem Süden dieſer Stimmung Ausdruck verliehen wurde. „Es iſt im hohen Grade wahrſcheinlich", entgegnete Bismarck, daß der bayriſche Reichsrath die Zollverträge verwerfen wird. Für dieſen Fall ſtehe ich nicht an, offen zu erklären, daß das Amendement der Herren Braun und Genoſſen vollſtändig die Anſchauungsweiſe der verbündeten Regierungen ausdrückt." — „Herr Fürſt von Hohenlohe hat vollſtändig Recht, wenn er in der bayriſchen Abgeordnetenkammer erklärt hat, ich hätte bei den Verhandlungen geſagt: „wenn Süddeutſchland im Stande wäre, einen eigenen Zollverein herzuſtellen, ſo würden wir es nicht hindern." Die ſüddeutſchen Staaten ſind dazu nicht im Stande geweſen, ob ſie es ſein werden, muß die Zukunft lehren. Daraus aber habe ich nie ein Hehl gemacht, daß die **wirthſchaftliche** Gemeinſchaft mit der **Wehr**-Gemeinſchaft Hand in Hand geht." — — „Ich habe das feſte Vertrauen, daß die ſüddeutſchen Souveraine und Regierungen ſich allezeit zu ihren Worten bekennen werden, auch wenn die Mahnungen des ſüddeutſchen Nationalgefühls minder laut an ihr Ohr ſchlügen." — „Es iſt keine Kleinigkeit, wenn in den Zeitläuſen, wie ſie jetzt in Europa ſind, ein kleiner, an ſich **europäiſch** nicht wehrfähiger Staat ſich zu ſeinem Schutze auf

— ich will keine Ziffer nennen, — die faſt unbegrenzte Zahl von Bajonetten berufen kann, die der norddeutſche Bund ihm an die Seite ſtellen kann." Der Kanzler ſchloß darauf mit den ſehr deutlichen, über den Main gerichteten Worten: „daß, wenn die Bündniß-Verträge in Frage geſtellt werden ſollten — wir an demſelben Tage die **alten Zollvereins-Verträge** kündigen!!" —

Die neue Landtagsſeſſion in Preußen hatte mit dem 15. November begonnen, am 27. kam die Uebertragung des Miniſteriums des Auswärtigen auf den Bundesetat zur Debatte. Hierbei trat natürlich die Unzulänglichkeit der beſtehenden deutſchen Halbheit neu in die Erſcheinung. — „Ich conſtatire", ſagte Bismarck, „daß ich den jetzigen Zuſtand als ein Proviſorium betrachte, als ein Uebergangsſtadium, aus welchem heraus ſich eine ſtrenger concentrirte Vertretung des Bundes nach Außen wenigſtens auf dem Gebiete der großen Politik zweifellos entwickeln muß." — Er erklärte aber, auf Radowitz's geſcheiterte Verſuche hindeutend, daß das Geſandtſchaftsrecht „eine zarte Frage der dynaſtiſchen Empfindlichkeit jederzeit geweſen iſt." — Aus dieſem Grunde wies Bismarck jeden Druck auf dieſe „Empfindlichkeit" der Bundesregierungen betreffs ihres Geſandtſchaftsrechts zurück, ebenſo die Ausfälle, welche auf unſer Verhältniß zu Rußland, wie die bekannte feindſelige Haltung des ſächſiſchen Militär-Vereins-Kalenders gemünzt waren. Dieſe ganze Discuſſion giebt ein ſehr klares Bild der Vorſicht und des rückſichtsvollen Taktes, den Bismarck den Bundesregierungen gegenüber innehielt. Ihnen verdankte man gerade in dieſer Zeit des „Proviſoriums" des neu gegründeten Bundes, daß ihm ein ähnliches Fiasco wie dem alten erſpart blieb. Bismarck's Staatsweisheit beſtand eben gerade darin, daß er nicht die Verhältniſſe machte, alſo durch Außendruck neue Zuſtände ſchuf, ſondern daß er die Verhältniſſe ſich machen ließ und aus ihren Ergebniſſen für das Gemeinweſen Nutzen zog; er bewahrte dem beargwöhnten Preußen die Loyalität, ſtrafte die Verleumdung, daß man Deutſchland „verpreußen" wolle, Lügen, und führte die Bundescabinete von ſelber zu den Opfern, welche ſie dem Gemeinweſen zu ihrem *eigenen* Nutzen zu bringen hatten. Bei Gelegenheit der Debatte wegen Preußens Uebernahme der Verwaltung von Waldeck und Pyrmont kennzeichnete Bismarck „*die krankhafte Entwickelung des Souverainetätsprincips* in den Kleinſtaaten, wie die Gründe des Partikularismus, und ſtellte ihnen gegenüber den großdeutſchen Standpunkt auf: daß alle Laſten und Opfer, welche die einzelnen Staaten übernähmen, eben der *Gemeinſamkeit* der Intereſſen, der *Einheit* des Ganzen zu Gute kämen und jenes deutſche Hochgefühl weckten, in welchem ſelbſt „2000 Deutſche zu Carracas in Südamerika mit Stolz auf die neue Bundesflagge als ein *Symbol* des **Schutzes** blickten, den der große, **hoffentlich bald alle deutſchen Stämme umfaſſende Bund gewähre!**" Betreffs der Indemnität wegen der Ausgaben pro 1868 verſicherte er: „des Königs Wille iſt, *daß das Indemnitätsgeſetz eine Wahrheit* **bleibe!**" —

Das Jahr 1868 brachte am 1. Februar die erſte und eine heißere Debatte im Landtage, als ſonſt. Sie betraf die Abfindung der depoſſedirten Fürſten. So willig die Vertretung auch mit der Regierung Hand in Hand gegangen war, man hatte keine Luſt, mit Staatsgeldern Leute zu entſchädigen, die nicht blos unſere Feinde ſind, ſondern es auch in der tückiſchſten Weiſe geweſen waren. **Bismarck's** „Dolch im Rücken" hatte man ſich zu Herzen genommen und ſah dieſe Abfindung nur als eine ſentimentale Loyalitätsſchwäche am unrechten Orte an, der man entgegentreten müſſe. Zugleich war die öffentliche Meinung gegen den Exkönig Georg zumal äußerſt aufgeregt, denn nicht nur, daß er eine lebhafte preußenfeindliche Agitation in Hannover ſelber unterhielt, er ſpann auch von Hietzing aus Intriguen in Paris; Schaaren von jungen Leuten wurden vom heimiſchen Herde gelockt, um in Frankreich eine hannoverſche Legion zu bilden, die bei einem Kriege Napoleons gegen uns *mitagiren* ſollte. Landesverräther mit Staatsgeldern aber belohnen zu ſollen, ſah die Oppoſition der Zweiten Kammer nicht ein und trat **Bismarck** ziemlich ſchroff entgegen. — „Wenn ich die Herren von dieſer (linken) Seite, zum Theil perſönlich *dieſelben*, die ich mir im Jahre 1863 und 1864 gegenüberſah, — reden höre, ſo ſollte man glauben, dieſe Herren hätten Hannover erobert, ſie hätten, was noch ſchwieriger war, Europa mit dieſer Erwerbung verſöhnt, und wir wären es jetzt, die wir uns in dies Geſchäft eindrängten, indem wir in einer ziemlich ruchloſen Weiſe die Gelder des Staats zum Fenſter hinauswürfen! Der Herr Abgeordnete Ziegler hat uns an die Praxis der Römer und anderer fremden Nationen erinnert, wie ſie etwa dem Jugurtha gegenüber Platz gegriffen hat. Ich weiß nicht, ob er ernſthaft oder in einem Anfall von Laune geſprochen hat, aber ich muß annehmen, daß es ernſthaft ſeine Meinung geweſen iſt, wir hätten König Georg in den Kerker ſtoßen und dort verkommen laſſen müſſen, — ſonſt weiß ich wenigſtens nicht, warum er ſolche Beiſpiele anzieht. Dann aber glaube ich, daß die **Zahl** der in Straßburg eingetroffenen Hannoveraner mit Recht eine ſtärkere ſein würde, als ſie es gegenwärtig iſt. — Der Herr Abgeordnete hat ferner geſagt, unſer Verfahren wäre in der Geſchichte vollſtändig unerhört. Ich kann nicht annehmen, daß ihm die Geſchichte ſeines deutſchen Vaterlandes in dem Maaße fremd ſei, daß er bei einigem Nachdenken die Unrichtigkeit ſeiner Behauptung nicht ſelbſt einſehen ſollte. Ich erinnere an zwei Beiſpiele von Depoſſedirungen, die gerade den Norden Deutſchlands betroffen haben. Heinrich der Löwe wurde entſetzt als Herzog von Sachſen, aber man ließ ihn nicht in England verkommen und zuſehen, wovon er leben werde, ſondern man ließ ihm ſeine Allodien, die aus den Heirathen mit Nordheim, Supplingenburg und Billung'ſchen Erbinnen an das Welfenhaus gediehen waren und reiche Allodien waren, die dies Haus mächtig genug ließen, ſpäter in die Verhältniſſe Deutſchlands mit **Nachdruk** einzugreifen." — „Ich führe noch ein anderes Beiſpiel an, welches hier ſehr nahe liegt: die Abfindung des depoſſedirten Kurfürſten (Johann Friedrich) von Sachſen durch Kaiſer Carl V.; er bekam das ganze Ländergebiet, in welchem jetzt die **vier** herzoglich ſächſiſchen Häuſer eine blühende Exiſtenz führen, und um dieſes Gebiet wurde das Kurfürſtenthum Sachſen verkürzt!" — — „Es kam für uns auf einen Zweck an", damit las der Kanzler folgende Notiz vor: „Bei den Verhandlungen über die Vermögensverhältniſſe des Königs Georg und des Herzogs Adolph von Naſſau iſt die politiſche Auffaſſung maßgebend geweſen, daß Preußen depoſſedirten Fürſten nicht mehr Nachtheile zufügen dürfe, als die Sicherſtellung der nationalen Geſammtpolitik bedingte. Die Siege des vorigen Jahres, die Opfer, mit denen ſie errungen, zur Erlangung derjenigen Stellung zu verwerthen, deren Preußens Beruf nicht entbehren kann, war eine Pflicht, welche der Regierung oblag und aus welcher ſie das Recht zu rückſichtsloſer Durchführung des Kriegsrechts gegen die Dynaſtie ſchöpfte, deren Souverainetät ſich als eine dauernde Gefahr für den Frieden eines von demſelben Volke bewohnten Ländergebiets erwieſen hatte. Eroberungen oder Gewinne außerhalb dieſes höheren nationalen Zwecks zu ſuchen, lag den politiſchen Zielen Preußens fern! Dieſer Standpunkt mußte der öffentlichen Meinung in Europa, namentlich aber in den Preußen einverleibten Ländern als maßgebend erkennbar werden. Dies war im vollen Umfange nur dann möglich, wenn die depoſſedirten Souveraine durch ein freiwillig unterzeichnetes Abkommen an den Tag legten, daß ſie die ihnen gewordene **Abfindung** als ein **angemeſſenes Aequivalent** für ihr früheres Einkommen anſahen. Eine vertragsmäßige Einigung mit den depoſſedirten Fürſten, namentlich mit König Georg, war vom politiſchen Standpunkte aus höher anzuſchlagen, als die Geldſummen, um welche das Abfindungs-Capital etwa hätte vermindert werden können, wenn ein Vertrag **nicht** zu Stande gekommen wäre.“ — Nachdem Graf Bismarck dieſe Declaration erläutert hatte und wie die Volksvertretung wahrſcheinlich dieſe Summen nicht für zu hoch erachtet haben würde, wenn man damals mit ihnen den Frieden hätte erkaufen können, fuhr er fort: „Wir haben es vorgezogen, nicht Land, ſondern Geld zu bewilligen; ich gebe zu, viel Geld, und es iſt mir lieb, daß es **viel** Geld iſt!“ — Er rechnete dem Hauſe vor, daß Hannover uns ein Activ-Vermögen, welches ſich auf 250 bis 300 Millionen Werth capitaliſirte, entgegenbrachte und daß es deshalb doch wohl eine Uebertreibung ad usum der unverſtändigen Hörer außerhalb berechnet ſei, wenn geſagt wird, „daß durch dieſe Abfindung, welche von dem ganzen Geſchäft mit Hannover unzertrennlich iſt, im nächſten Zuſammenhange damit ſteht, Preußen ſchwere neue Laſten zu Gunſten Hannovers auferlegt würden! Der Herr Abgeordnete Miquel hat ſchon angedeutet, daß er die Wirkung dieſes Abkommens auf die Verſöhnung der Gemüther nicht unterſchätze, ja ſie als recht erheblich anſchlage. Wenn mit dieſer Abfindung auch nur ein erheblicher Fortſchritt in der Verſöhnung erreicht wird, dann hätte ich, meine Herren, noch mehr bewilligt — und wenn der Handel neu zu machen wäre, ſo gebe ich Ihnen mein Wort, ich bewillige, wenn ich nicht anders die Unterſchrift des Königs Georg erreichen könnte, daſſelbe, ja noch 10 Millionen mehr, wenn es auf mich allein ankäme." — — „Es wäre möglich, daß ich hier von Uebereilung angewandelt wäre, ich kann ſie aber bisher noch nicht erkennen. Ich wiederhole, ich würde das Geſchäft neu machen, wenn es heute zu machen wäre. Iſt es Ihnen aber mit der Mißbilligung Ernſt, dann bitte ich Sie dringend, haben Sie auch den Muth Ihrer Meinung, verwerfen Sie die Sache einfach; Sie werden die Regierung conſtitutioneller finden, als Sie vielleicht vorausſetzen! Es iſt natürlich, daß nach einem ſolchen Votum, nachdem diejenige Regierung, welche dieſen Vertrag abgeſchloſſen und die Unterſchrift des Königs dazu erbeten hat, vor der Landesvertretung desavouirt worden iſt, dieſe Regierung die Geſchäfte nicht fortſetzen kann! Diejenigen, welche die Maßregel für unrichtig halten und deshalb die Politik der Regierung verwerfen, werden in der Nothwendigkeit ſein, ihrerſeits zu verſuchen — und ich will das Meinige thun, daß es geſchieht —, wie die Geſchäfte ſich ohne den hannoverſchen Vertrag anlaſſen. Sie werden dann volle Gelegenheit haben, den Vertrag aus der Welt zu ſchaffen, und neue Leute, neue Grundſätze werden freie Bahn haben! Dann will ich nach ſechs Monaten wiederkommen und fragen, ob ich Recht gehabt habe, dann werden Sie alle diejenigen Gründe erkannt haben, die zum Abſchluß des Vertrags beſtimmten und die ich, **um ſie nicht zu nullificiren**, auf der Tribüne nicht öffentlich erwähnen will!“ — Nachdem Bismarck erklärt hatte, daß es unmöglich ſei, auf die Dauer der Oppoſition und den widerſtreitenden Kräften, die außerhalb dieſes Hauſes liegen, zu widerſtehen, und zugleich das Ruder eines Staats, „wie der jetzige preußiſche iſt“, zu führen, — fährt er fort: „Der Vorredner ſagte ferner: wenn der König Georg einen Rechtsanſpruch hätte, dann würde er wohl im Stande ſein, in ſoweit für den Vertrag zu ſtimmen. — Nun, der König Georg glaubt ſeinerſeits einen Rechtsanſpruch und zwar auf die Krone Hannover zu haben! Er glaubt ihn zu haben, denn meiner Ueberzeugung nach hat er ihm mit **dieſem** Abkommen **entſagt** und zwar mit vallem Bewußtſein! Er konnte von ſeinem Gegner Preußen unter Umſtänden gar Nichts nehmen, dann war er nach meiner Ueberzeugung als **Prätendent am gefährlichſten** — ein armer Prätendent iſt gefährlicher, als ein reicher, ein reicher hat noch **nie** Prätentionen durchgeſetzt!“ — Ich habe mich blos daran gehalten: welche politiſchen Vortheile gehen aus dem Abkommen hervor für die Geſammtlage der Politik; zum großen Theile, — gebe ich zu, nicht nur incommenſurabele, ſondern ich rechne das zu den **Inponderabilien** in der Politik, deren Einflüſſe oft **mächtiger** ſind, als die der Heere und der Gelder!“ — — —

Dieſe ganze Debatte und Bismarck's Entgegnungen, deren Hauptmomente wir nur heraushoben, geben viel zu denken. Es müſſen ſehr mächtige Einflüſſe geweſen ſein, den Kanzler zu beſtimmen, an den hannoverſchen Vertrag die Cabinetsfrage zu knüpfen und in demſelben eine ſolche Unwägbarkeit, Unberechenbarkeit des Vortheils zu ſehen, daß deſſen Einfluß ihm über der Macht von Bajonetten und Louisd'oren ſtand. Daß dem Vertrage von der Volksvertretung zugeſtimmt wurde, iſt bekannt. Die aus ihm fließenden unwägbaren Vortheile kamen alſo Preußen nunmehr zu Gute. Worin beſtanden ſie möglicherweiſe? Worin der Nachtheil, wenn wir dieſe Inponderabilien nicht hatten? —

Auf Georgs Entthronung blickte die engliſche Dynaſtie mit

Groll, denn er war ein Verwandter des dortigen Königshauſes Auf ſie blickte das engliſche Volk mit eiferſüchtigem Neide, den in der frieſiſchen Küſte von Hamburg bis Emden beſaßen wir da Prävenire in der Nordſee! Außer Skandinaviens verſtärkte Antipathie war ſowohl dem Hauſe Habsburg, wie Napoleon ein Handhabe erwachſen, bei Gelegenheit mit uns unter dem Schein anzubinden, den „Beraubten" wieder in ſein Recht einzuſetzen, ohn daß es Italien wie im letzten Kriege eingefallen wäre, uns di militäriſche Balance zu halten. Nachdem durch dieſen Entſchädigungsvertrag König Georg ſich ſeine Anſprüche aber hatte durc ein tüchtiges Stück Geld abkaufen laſſen, fiel jeder moraliſch Grund für die erwähnten Staaten fort, ſich ſeinetwegen in kriegeriſch Unkoſten zu ſtürzen, fiel jeder Grund für das hannoverſche Vol weg, in einer Erhebung für Denjenigen ſein Blut zu vergießen der es für Geld **losgeſchlagen** hatte! Mochte Georg wirklic auch auf eine Invaſion mittels fremder Hülfe ſinnen, wie er e ja that, — mochte er auf einen bereits ganz nahe gerückten franzöſiſchen Krieg rechnen, — das war erſtens politiſch nicht blo gleichgültig, nachdem er den Vertrag einmal unterſchrieben hatte es war ſogar für uns ein unwägbarer, unmeßbarer Vortheil Mochte er doch Legionen gegen uns ſammeln, mochte er doch im gegebenen Augenblicke als Partiſan Napoleons das Schwert ziehen Er machte ſich dann nicht blos zum Verräther an Deutſchland, ſondern auch zu einem Betrüger an Preußen, welcher die Bezahlung einſteckte und das bezahlte Gut wieder ſtahl! Konnt ſolch Einem ſich irgend ein Staat ohne Schamröthe verbinden Hatte ſelbſt ein Napoleon dann den geringſten Rechtstitel, noch für eine ſolche Dynaſtie einzuſpringen? — Das waren, ſcheint es, unſere Inponderabilien, die mehr wirkten, als Geld und Soldaten! Dieſer von dem Welfenkönige unterſchriebene Vertrag zwang ihn eben, nach fruchtloſen Intriguen, ſich ſtill zu halten, als Napoleon gegen uns zog. Das zwang den ſonſt ſehr wenig ſcrupulöſen Cäſar, lieber eine armſelige ſpaniſche Throncandidatur als Kriegsgrund wider uns vom Zaun zu brechen, als den Namen König Georgs zum Schlachtruf ſeines Angriffs zu machen! Die

Welfen-Dynaſtie war ſomit todt!! — — In ſelbiger Friſt, — im Februar, wo das Verhältniß Hannovers weſentlich Inhalt der Debatten war, ſetzte man zu Hietzing bei der ſilbernen Hochzeit des Exkönigs-Paars (19. Februar) die bekannte patriotiſche Haranguirung in Scene. Während die hannoverſchen Legionäre im Süden Frankreichs geheime Exercirübungen anſtellten, bereiſte Herr Curtis den Rhein, um das „Mainzer Journal", die „Neue Zeitung" in Speier", das „Echo der Gegenwart" in Aachen, die „Rheiniſche Zeitung" in Köln mit Geld für Napoleon zu dingen, wenn dieſe Blätter nicht eben ihre deutſche Ehre den goldenen Napoleons vorgezogen hätten! An einem „Rheinfürſten-Bündniſſe" ward auch gearbeitet, und wie napoleoniſch der bekannte öſterreichiſche Botſchafter in Paris war, iſt kein Geheimniß! Die Minen gegen uns waren alle ſoweit gelegt, nur das Pulver, was ſie auffliegen machen ſollte, war durch den Entſchädigungsvertrag **naß** geworden! So viel alſo war die Hietzinger Unterſchrift immer werth! — Daß man dem Exkönige nun die ſtipulirten Capitalien auch baar auszahle, ſtand allerdings auf anderm Blatte. So lange man nicht die gänzliche Gewißheit hatte, dieſe Capitalien würden nicht in Kanonen und Bajonette umgeſchmolzen, erhielt die Welfenfamilie nicht einen Groſchen, und unſer Landtag mußte billig den preußiſchen Staatsmann bewundern, der das Gute gethan und das Beſſere nicht gelaſſen, der die „Inponderabilien" uns verſchafft, das ponderable Geld aber vor der aggreſſiven Verwendung des Prätendenten aſſervirt hatte! Hannover, nun preußiſche Provinz, brachte uns indeß nun einen andern Segen, das Princip der Decentraliſation. Es ward Anlaß, daß bei ihm begonnen ward, jeder Provinz ihre Selbſtverwaltung und ihr Selbſtgouvernement zuzugeſtehen. Bei dieſer Gelegenheit (5. Februar) entwickelte auch Bismarck ſein Ideal von der neuen Provinzial-Eintheilung, das ihm ſchon zu Nikolsburg vorgeſchwebt hatte.*) War es auch vielleicht nicht mehr praktikabel, ſo ſah man an ihm nicht blos die kluge Gerechtigkeit des Kanzlers, ſondern auch, welche ideellen

---

*) Bismarck's Rede, Band II. Seite 195—197.

Vorſtellungen er von der Freiheit des Volkslebens in dem großen neuen Staate hatte, der unter ſeinen Händen von Woche zu Woche wuchs! — Ja, von Woche zu Woche, denn am 18. Mai tagte ſchon das Zoll-Parlament, dieſelbe Corporation, von welcher Bismarck als Geſandter in Frankfurt und Petersburg bereits geträumt hatte, dieſelbe wichtige Corporation, welche die ſüddeutſchen Regierungen und ihre Völker an „die Fleiſchtöpfe des' Zollvereins" band und durch die Einigkeit der Intereſſen die politiſche Einheit vorbereitete! — Im April trat der norddeutſche Reichstag zuſammen. Der Vertrag mit der amerikaniſchen Union betreffs der Einwanderer gab Bismarck Gelegenheit, ſeiner Wärme für die Deutſch-Amerikaner Ausdruck zu geben, wie die Wichtigkeit hervorzuheben, welche die deutſche Einwanderung für das Mutterland dem Yankeethum gegenüber habe. — Das abermalige Auftauchen der Diätenfrage ward einem Abgeordneten Anlaß, zu behaupten, daß die Süddeutſchen deshalb an uns den Anſchluß noch nicht wollten, weil die gegenwärtige Regierung in Preußen nicht auf dem Standpunkte der liberalen Idee ſtehe. — Bismarck replicirte: „Warum wollen die Süddeutſchen nicht zu uns kommen? Nicht, weil wir ihnen nicht liberal genug ſind, ſondern weil wir ihnen **viel zu** liberal ſind. — Das iſt der einzige Grund! — Sie lachen, meine Herren, und ſehen den einfachen Thatſachen nicht ins Geſicht. Unter den ſüddeutſchen Staaten iſt der liberalſte von den Dreien unzweifelhaft das Großherzogthum Baden. Dort finden Sie volle Bereitwilligkeit zum Anſchluß. Die liberalen Süddeutſchen wollen ſich anſchließen; die ſich nicht anſchließen wollen, ſind die reactionairen Parteien. Ich will dieſe Parteien nicht **näher** bezeichnen, die jüngſten Wahlen in Süddeutſchland haben ſie klar vor Augen geſtellt, und Sie können wohl denken, mit welcher inneren Heiterkeit ich **Ihre** Heiterkeit anſehe und erwiedere, die eine ſolche Unwiſſenheit in Bezug auf Thatſachen bezeugt. Wenn wir dieſen Parteien, die in Süddeutſchland die Oberhand haben, einige Conceſſionen in reactionairer Richtung machen könnten und wollten, vielleicht gewiſſe **Bürgſchaften**, die augenblicklich vielleicht in dem Nachbarſtaate, nach dem Alle ſehnſüchtig hinblicken, zu **Falle** kommen werden, ihnen geben wollten, dann würden wir vielleicht eine ſüddeutſche Majorität für den Anſchluß gewinnen können. Ich laſſe unentſchieden, ob es ein Vorzug iſt, liberal zu ſein oder nicht, aber derjenige muß Süddeutſchland, Baden ausgenommen, ſehr wenig kennen, der nicht weiß, daß ſie dort im Liberalismus — ich will nicht ſagen ein Menſchenalter, wohl aber um diejenige Zeit, die ſeit der Juli-Revolution verfloſſen iſt, **hinter uns zurück ſind**!" — In der That, wer wie wir, noch Anno 1872, alſo im erſten Jahre des neuen deutſchen Reichs, die Liberalismus-Schwäche, die homöopathiſche Verdünnung gekoſtet hat, in welcher im deutſchen Süden noch immer der freie Geiſt unſerer neuen Weltordnung vorhanden iſt, muß billig ſtaunen, wie man von einer nordiſchen Tribüne, durch eine Berliner Parteibrille, Land und Leute dort anzuſehen vermochte. — — Schärfer aber iſt wohl nie die politiſche Pſychologie getrieben worden, als bei der Debatte über die Verantwortlichkeit der Beamten der Bundesſchulden-Verwaltung. Bismarck ſagte: „daß die Furcht, der Charakterſchwäche geziehen zu werden, eine deutſche Nationalkrankheit iſt, die das Zuſtandekommen mancher nützlichen Verſtändigung erſchwert!" Noch einmal ſchlug in dieſer Discuſſion Bismarck den Verſuch zu einer parlamentariſchen Machterweiterung ab, wie überhaupt die Seſſion am 22. April vor Thoresſchluß die alten Geiſter der alten Kämpfe noch einmal aufeinanderplatzen ließ. Mit ihr endete die Sitzungsperiode. — Das Zollparlament ward am 27. April eröffnet, es tagte bis 23. Mai. Die Sitzung vom 18. d. M. war in ſofern die wichtigſte, als Bismarck ſich über das Verhältniß des Nordbundes zu Süddeutſchland ausſprach. Die reactionaire Tendenz, welche er trotz des Lachens der Linken am 22. April im preußiſchen Abgeordnetenhauſe ſchon ſo frappant beleuchtet hatte, trat hier in dem ängſtlichen Beſtreben auf, die Competenz des Zollparlaments eher zu verengen, als zu erweitern! Nachdem Bismarck dem gegenüber bemerkt hatte: „daß man nicht die leiſeſte Preſſion auf die ſüddeutſchen Abgeordneten üben wolle, daß wenn ſie ſich der Erweiterung der Competenz des Zollparlaments widerſetzen wollen, ſie ruhig ihr Programm, ſo lange es ihr freier Wille iſt, durchführen mögen. Kein Wunſch, keine Bitte, keine Ueberredung werde ſie daran hindern.“ Er erinnerte die Süddeutſchen an ſeine Circulardepeſche vom 7. September 1867. — „Wenn Sie dieſelbe mit Aufmerkſamkeit leſen, ſo werden Sie ſich überzeugen, daß das Programm der Politik des norddeutſchen Bundes, an welchem er noch heute feſthält, die Selbſtſtändigkeit Süddeutſchlands in keiner Weiſe gefährdet!“ — Er gab deſſen Vertretern verblümt ſogar zu verſtehen: daß ſie, ſelbſt wenn Süddeutſchland wünſchen würde, ſeine Selbſtſtändigkeit aufzugeben, dies doch immer noch „ſo motiviren“ müßten, „daß es auf beiden Seiten **dieſelbe** günſtige Beurtheilung fände.“ „Sie halten uns für viel empreſſirter, als wir es ſind!“ — Jedem Beſtreben aber, die vertragsmäßige Competenz des Zollvereins zu **vermindern**, trat er entgegen und gab den ſüddeutſchen Reactionairen dabei zu bedenken, „daß ein Appell an die Furcht in deutſchen Herzen niemals ein Echo findet!!“ —

Der Mai ging zu Ende, auch das Zollparlament verließ Berlins Mauern; Otto von Bismarck's Kräfte waren gänzlich gebrochen. — Wer auf die Summe der Ausſprüche allein zurückblickt, die er bisher gethan und erwägt, welche Denkthätigkeit dieſelben vorausſetzen, — wer von der aufreibenden andern Amtsthätigkeit dieſes Mannes den lauernden Intriguen des Auslandes gegenüber, die ihn umgaben, ſich einen Begriff macht, muß geſtehen, daß ſelbſt ein Rieſe an Geiſt und Leib ſolcher Exiſtenz auf die Dauer nicht gewachſen bleiben könne. Im vorigen Sommer hatte er das reizende Barzin, — ſein Tusculum — gekauft. Es lag dem Gute ſeines Schwiegervaters nahe. Hier hatte er den Wald, den er immer ſo heiß geliebt, hierher ſchleppte er ſich, müde an Seele und Leib, — um ſchwer zu erkranken. Wir haben bereits die Bangigkeit beſchrieben, mit der das Publikum der Kriſis, mit welcher Freude es der Geneſung entgegenſah. Der bekannte Sturz mit dem Pferde am 21. Auguſt brachte ihn abermals aufs Siechbett, ja bis an den Rand des Grabes. — Was war unſer Loos, wenn er damals ſtarb?! — Wir haben nicht den Muth, hieran Betrachtungen zu knüpfen! Gewiß iſt jeder Menſch zu erſetzen, keiner ſo groß und gewaltig, daß die Welt nicht ohne ihn ihren Lauf fortſetzte, — aber es iſt gewiß, daß außerordentliche Zeiten auch außerordentliche Menſchen bedingen und es ein Werk der Vorſehung war, uns den Mann zu erhalten und uns zugleich zu zeigen, wie nothwendig und werth er uns war. Seine zwiefache Rettung vor Blind's Geſchoſſen und den tödtlichen Folgen dieſes Sturzes erhob ihn über das gewöhnliche Niveau einer bloßen politiſchen Utilität für Preußen und Deutſchland. Sie prägte ihm den Stempel höherer Weihe auf, durch die er ein directer Diener, ein unmittelbares Werkzeug der ewigen Weisheit wurde, beſtimmt, den Willen derſelben auf Erden auszurichten, den Willen: „Setzen wir Deutſchland in den Sattel!" —

Bismarck genas, Berlin ſah ihn Anfangs December wieder. — Die Landtagsſeſſion hatte bereits am 4. November begonnen. Am 9. December bei Gelegenheit der Debatte betreffs Uebernahme des Etats des Miniſteriums des Auswärtigen auf den Etat des norddeutſchen Bundes und der Geſandtſchaften des letzteren ließ er ſich eingehender zum erſten Male wieder vernehmen. Er war ganz der Alte. — — Er warnte: „die Conſequenzen gleich auf die Spitze der Doctrin zu treiben." — „Die Theorie", ſagte er, „iſt in der diplomatiſchen Thätigkeit noch **grauer**, als im gewöhnlichen Leben, und kommt noch weniger zur Geltung!" — Als ein Abgeordneter, wie von Graf Beuſt und unſerer Geſandtſchaft in Dresden die Rede war, Oeſterreichs liberale Verwaltung und Geſetzgebung als Vorbild pries, ſchlug Bismarck's köſtlicher Humor wieder durch. „Ich glaube", ſagte er, „der Herr Abgeordnete hat dieſe Empfehlungen doch nicht ſo allgemein geben wollen, daß wir nun auch etwa eine Armee von 800,000 Mann und einen eiſernen Beſtand derſelben für 10 Jahre **fordern** ſollten. Ich glaube auch nicht, daß er uns hat empfehlen wollen, den öſterreichiſchen Adminiſtrativ-Einrichtungen, die das Gegengewicht gegen die zu bewilligende Freiheit der Communen bilden, nachzuahmen. Den Regierungen geht es mit ihrem Liberalismus wie den Damen, die **jüngſte** gefällt immer am **beſten**!! Oeſterreich iſt durch langjährige Zurückhaltung in die Lage gekommen, heute mit demjenigen Liberalismus Epoche zu machen, der bei uns ſchon in der Hauptſache ſeit zwanzig Jahren, in vielen ſeiner Theile bereits ſeit fünfzig Jahren zu einem überwundenen Standpunkte gehört!“ — —

Wir können uns der Beobachtung nicht erwehren, daß, wenn früher Bismarck's parlamentariſche Kampfweiſe mehr ſchlagfertiger, ſo zu ſagen draufgängeriſcher Natur geweſen iſt, — dieſe, ſeitdem er von Varzin gekommen, eine ruhigere, ironiſchere Form angenommen hat, und die Geſtaltung der Dinge ſcheint uns hierin Recht zu geben. — Der Krieg mit Frankreich lag in der Luft, welcher doch alles Andere, ja — eine neue Weltgeſtaltung entſcheiden mußte! Bismarck ſah, daß die preußiſchen Landtage in ihrer Wichtigkeit nunmehr gegen den Reichstag zurücktraten und einen mehr localen, provinziell-partikulariſtiſchen Anſtrich erhalten mußten, ſah, wie das Zollparlament trotz allem ſüddeutſchen Widerſtreben dennoch der Adhäſion an den Norden, der Ueberbrückung des Main auf die Dauer nicht entgehen könne. Dieſe Wandlungen, welche ſich naturgemäß zu vollziehen begannen und gewiß viel raſcher vollzogen, ſobald erſt die Trompeten am Rhein erklangen, mögen ihm wohl eine ähnliche ironiſche Stimmung verurſacht haben, wie uns ja immer befällt, wenn wir das **Zeitliche** und **Wandelbare** hartnäckig ein **ewig** blühendes Leben beanſpruchen ſehen! Je mehr Bismarck der Großartigkeit ſeines Lebenszweckes ſich bewußt wurde, deſto geneigter wurde er eben auch zu politiſcher Toleranz! — —

Der Krieg mit Frankreich nahte! Die Symptome zu ihm haben wir angedeutet. Ein thatſächlicher Beweis, wie man ſich auf ihn gefaßt machte, war, daß im Winter von 1868 zu 1869 Graf Moltke bereits ſeinen franzöſiſchen Operationsplan ſorgfältig ausarbeitete*), und man ſich nicht blos im Norden, ſondern auch in Süddeutſchland auf dieſe Kataſtrophe militäriſch einrichtete.

---

*) Siehe „Graf von Moltke“, Heft IV, S. 301.

Andererſeits hatte man wohl noch die Hoffnung in unſeren leitenden Kreiſen, einer neuen Kataſtrophe werde ſich ähnlich wie bei der Luxemburger Frage vorbeugen laſſen, Napoleon werde doch immer noch kaiſerliche Gewalt genug beſitzen, ſeine ſonſt eben ſo ſchlauen als kühlen Berechnungen würden ſeiner perſönlichen Unluſt zum Kriege wirkſam genug zu Hilfe kommen, um dem Drängen der ruheloſen Parteien im Lande ein energiſches Veto entgegenzuſetzen. — Ein Berliner Witzblatt hat ſeiner Zeit mehrmals Napoleon als kranken Papageien dargeſtellt, und die marasmatiſche Melancholie dieſes Thieres hat in der That viel Aehnlichkeit mit der Verfaſſung, in welcher ſich Napoleon die letzten beiden Jahre ſeiner Herrſchaft befand; er wollte gerne „leben und leben laſſen“. Der mexikaniſche Krieg hatte ihn nicht blos einen ſehr unerquicklichen Blick in die Unzuverläſſigkeit und Verwilderung ſeiner Soldateska thun laſſen, der Schimpf dieſes Feldzuges und Kaiſer Maximilians Tod hatte ihm — vielleicht im eigenen Herzen, den beſten Theil ſeiner Selbſtachtung und ſeines Selbſtvertrauens, kurz die Energie des Charakters geraubt. Wir glauben ſogar, daß er ähnlich abergläubiſch geweſen iſt, wie Wallenſtein und Tilly ſeiner Zeit es waren, wie alle „Glücksmenſchen“ es gewöhnlich ſind. Aus Mangel an wahrer, innerer Religion glauben ſie an ihren „Stern“, an das Fatum, das rouge et noir des Daſeins. Solche Menſchen gerade, — ſind ſie erſt auf den hypochondriſchen Standpunkt gekommen, werden weiblichen Einflüſſen und einer Frömmelei überaus zugänglich, welche ſie einen — zu ſpäten Troſt in Fictionen ſuchen läßt, denen jede Greifbarkeit fehlt. — Auf dieſen Punkt mochte Napoleon wohl gekommen ſein, ſonſt hätte er ſich niemals von Eugenien und ſeinen Mameluken übermannen und ſchließlich in einen Krieg treiben laſſen, bei dem er Alles auf eine Karte ſetzte! —

Am 9. Januar trat der preußiſche Landtag zuſammen, Mitte März tagte der norddeutſche Reichstag, im Juni das Zollparlament, im October abermals der Landtag. Aeußerlich deutete mithin Alles auf eine friedliche legislatoriſche Thätigkeit, auf den geordneten Ausbau unſerer inneren ſtaatlichen Verhältniſſe. — Die erſte

Sitzung des Abgeordnetenhauſes galt der Theilnahme Lauenburgs an der preußiſchen Staatsſchuld und dem preußiſchen Wahlgeſetz. In erſterem Falle nahm Bismarck das Herzogthum in Schutz und ſprach ſich gegen „die Gewaltthätigkeit gegen ein kleines Land" aus, und daß eine „Preſſion wegen der Einverleibung unnöthig" ſei. In der zweiten Frage zog der Kanzler gegen das Dreiklaſſen-Syſtem zu Felde und bekannte ſeine Abneigung gegen daſſelbe. Indem er ferner die Schwierigkeit auseinanderſetzte, ſo viel parlamentariſche Capacitäten zu finden, die in der Lage ſein möchten, ſich ihrem Lebensberufe zu entziehen, um hintereinander im Landtage, Zollparlamente und norddeutſchen Reichstage zu ſitzen, alſo etwa 9 bis 10 Monate im Jahr, machte er die ſehr einſchneidende Bemerkung: „Wir kommen dann dazu, daß es ein **Beruf** wird, **Abgeordneter** zu ſein, wie es ein Beruf iſt, Arzt oder Juriſt zu ſein." — „Wir kommen ſchließlich dazu, daß wir eine Berufsklaſſe von Abgeordneten erhalten, die meines Erachtens dann einem büreaukratiſchen Element allmälig viel näher kommen, als einer lebendigen, mit dem Volk in ununterbrochener Wechſelwirkung ſtehenden Volksvertretung, Gentlemen, d. h. Leute, die nichts weiter zu thun haben, als zu reiſen, wenn ſie ſich nicht etwa ins Parlament **wählen** laſſen!" — — Am 29. und 30. Januar, dann im Herrenhauſe am 13. Februar, kamen die Umtriebe zu Hietzing endlich zu offener Sprache, die Welfenpreſſe und die hannoverſche Legion in Frankreich. Die paſſendſte Antwort auf dies Treiben war die durch Geſetz votirte Beſchlagnahme des Vermögens des Exkönigs Georg. Die Enthüllungen, welche Bismarck über das preußenfeindliche, geradezu landesverrätheriſche Gebahren der Welfenpartei machte*), wie ſelbſt polniſche Emigranten für die Legion in Frankreich geworben worden und dieſe verblendeten Leute auf eine nahe Invaſion Napoleons in Deutſchland vertröſtet wurden, daß Dänemark ebenſo hierbei die Hände im Spiele habe, endlich der Kurfürſt von Heſſen Frankreich offen aufhetze, — ſolche Anzeichen waren ganz geeignet, den Argwohn der öffentlichen Meinung in Deutſchland zu wecken, die Volksvertretung wachſam und energiſch zu machen. Bismarck hätte dem Landtage vielleicht im Laufe des Jahres noch ſonderbarere Eröffnungen machen können. Iſt es doch bekannt, daß Frankreich damals mit Oeſterreich wegen eines Bundes gegen uns verhandelt hat, — Herr Gramont und Herr Beuſt haben es uns nun ja freundlichſt verrathen! — daß Victor Emanuel heimlich über die Köpfe ſeines eigenen Miniſteriums hinweg eine Allianz mit Napoleon verſuchte und dieſer Kreis ſich bildender feindlicher Allianzen gegen das neue deutſche Gemeinweſen gerichtet war. Die Intriguen der belgiſch-franzöſiſchen Oſtbahn und Frankreichs in der Schweiz, um die Gotthardsbahn zu verhindern, — alle dieſe Momente kamen im Laufe von 13 bis 14 Monaten zuſammen, das Gewölk zu verdichten, welches über Preußens Haupte ſich zuſammenzog! Der treibendſte Dämon, welcher hinter dem Allen ſtand, war der vom Jeſuitenthum regierte Ultramontanismus und die Infallibilität wurde das Reſultat des Haſſes gegen Deutſchland, der Furcht vor dem eigenen völligen Zuſammenbruche und des Wahns, welcher durch Ströme deutſchen Bluts **Das** zurückzuerobern meinte, was ſeit Villafranca auf immer für Rom verloren war! Kaiſerin Eugenie mit ihren Getreuen, durch ſie Napoleon, waren nur die Marionetten dieſes finſtern Geiſtes, dem ſich ſchließlich das demokratiſche **Abenteurerthum** in der Hoffnung zugeſellte, bei dem Handel bon gré mal gré zu profitiren! — Dieſen Dingen im Auslande gegenüber, deren beherrſchende Macht die deutſchen parlamentariſchen Körperſchaften nach und nach, denken wir, ſpürten, ſteht ſelbſt Das, was Bismarck während dieſes Jahres oratoriſch Bedeutſames leiſtete, ſchließlich nach. Sein Streben war einzig darauf gerichtet, den norddeutſchen Bund zu conſolidiren, ſowohl das Widerſtreben der einzelnen Regierungen, wie der Parlamente zu beſeitigen. Er trat ebenſo für den „berechtigten Partikularismus“ Süddeutſchlands in die Schranken, wie für den Großherzog von Mecklenburg, als man gegen dieſes Landes Verfaſſungsverhältniſſe Sturm lief. Aus allen Reden Bismarck's, bis ſie unterm Raſſeln der Kriegstrommeln verſtummten, klang mit immer neuem Eifer das alte „Seid einig, einig, einig!“ und die wiederholte Mahnung, „raſch zu arbeiten“. Es war, wie wenn ein getreuer Verwalter das ihm anvertraute Haus noch erſt **beſtellen**, Alles regeln und beenden wolle, damit die Seinen auf das Aeußerſte vorbereitet ſeien!

---

*) Bismarck's Reden II. S. 239.

Dies Aeußerſte ſchien nicht mehr fern! — Nachdem Napoleon in der Verbindung des rothen und mittelländiſchen Meeres durch den Leſſeps'ſchen Nil-Canal Frankreich ein Ableitungsmittel für ſeine Eitelkeit geboten hatte, und die Einweihung dieſes „Weltereigniſſes“ von Kaiſerin Eugenie unter ſolenner Betheiligung der Herrſcher Europa's oder ihrer Vertreter überaus theatraliſch in Scene geſetzt worden war, erfolgte in Paris eine ſo bedenkliche Schwankung und Schwenkung, daß aus ihr der Krieg mit Deutſchland nothwendig hervorgehen mußte, wenn nicht eine Combination erſonnen wurde, dem ſelbſtſüchtigen Egoismus der Parteien eine ſolche Beſchäftigung zu geben, welche auf geraume Zeit ihre Intriguen gegen die eigene Regierung lähmte. — — Die Parteien Frankreichs! Sage man auch immerhin, der Militarismus und die Demokratie, weil ſie ſich beſonders in den Vordergrund drängten, wären in Frankreich allein die Kriegs-Agitatoren geweſen. Gewiß waren ſie das, aber die hinter ihnen unſichtbar hetzende, die Gemüther eigentlich beherrſchende Partei, war der ultramontane Klerus! Das Jeſuitenthum war, inficirend wie die Peſt, namentlich in Frankreich eingedrungen. Es hatte bisher alle Parteien, alle Dynaſtien benutzt, indem es alle verachtete und kein Vaterland, keine Staatsform, keinen Glauben, — keinen Papſt ſelbſt anerkannte, ſondern nur **ſich ſelbſt**, nur, was durch ſeinen Willen Daſeinsberechtigung erhalten hatte! Selbſt den Papſt erkannte der Jeſuitismus **nicht** an, wenn es kein Jeſuiten-Papſt war, kein Geſchöpf von ſeiner Mache!*) Die franzöſiſche Geſchichte ſelbſt hat das bewieſen, und aus dem Einfluſſe der Je-

---

*) Ueber die eigentlichen Zwecke der Jeſuiten und die Urſache, weshalb ſie darum mit gutem Grunde gegen das Freimaurerthum operiren, werden Andeutungen unter Biographie des Staatsminiſters von Lutz zu finden ſein.
D. V.

ſuiten auf ſie, aus den Plänen, die dieſe heilloſe Schaar unbekümmert um Frankreichs Wohl ſchon vordem verfolgt hat, iſt am Beſten zu beweiſen, welche Wege ſie abermals zu gehen geſonnen war, als ſie Galliens Kriegsluſt gegen Deutſchland ſchürte. —

Richelieu wie Mazarin, mögen ſie ſonſt auch zu verurtheilen ſein, waren nicht blos Miniſter geweſen, welche eine wirklich franzöſiſche Politik getrieben hatten, um das Land groß, ſein Königthum unabhängig zu machen, ſie waren auch patriotiſche **Prieſter**, welche die **nationale** Selbſtſtändigkeit ihrer Kirche in Frankreich ſicherten und die gallikaniſche Kirche ſchufen. Seitdem der große Ludwig aber in die Krallen der Wittwe Scarron gerathen, Pater La Chaiſe ſein Gewiſſensrath geworden war, die Jeſuiten ihm **gegen** den Papſt Innocenz XI. Beiſtand*) geleiſtet und Frankreich zu ihrem Hauptlager gemacht hatten, war nicht der „grand Louis“ mehr, die Schwarzen waren „l'état c'est moi“ — „der Staat bin ich“ — geworden. Das Edict von Nantes wurde aufgehoben, die Dragonaden begannen! — Der Plan des Jeſuitismus ging damals auf nichts Geringeres aus, als in Weſteuropa ſich völlig feſtzuſetzen. Deshalb ſtachelte derſelbe Ludwigs eitlen Hochmuth an, machte Louvois zum Geſchöpfe ſeines Willens und ruinirte Colbert's jahrelange, ſegensvolle Mühe. Der Jeſuitismus ließ Melac und Turenne den Rhein wie die Pfalz verwüſten und Straßburg zu Frankreichs Beute werden; die **„gloire“** ward von den Jeſuiten **gefüttert!** — Deutſchland war indeß ihr nächſtes Ziel damals noch nicht, vielmehr Belgien, Holland und Irland, ein **weſtrömiſch** Reich dem **italiſch**-römiſchen **gegenüber!** An dieſem Rieſenplane, mit Lothringens Eroberung begonnen, — mit demſelben alten Plane Philipps II. und Alba's, — zerſcheiterte Ludwig XIV. und durch ihn gingen die Stuarts zu Grunde! Wilhelm von Oranien und Marlborough traten beiden Dynaſtien ſiegreich entgegen, die heilloſe Wirthſchaft der nachfolgenden Bourbonen aber, wie die große Revolution, machten dieſer Fiction völlig ein Ende. Die Jeſuiten indeß hatten doch erreicht, ſich in Holland, zumal Belgien, und Irland feſtzuſetzen, um von dort aus den Kampf, wenn auch mit verſteckteren Mitteln, fortſetzen zu können. — Unter Napoleon III. nun nahmen ſie ihren alten Plan wieder auf, obwohl unter veränderten Bedingungen. Sie hatten ſich des ſchwachen Papſtes Pius bemächtigt und — nachdem er ſonſt oft genug gegen das Papſtthum operirt, — hatte ſich der Orden Loyola's **jetzt ſo mit** ihm verſchmolzen, daß das römiſch-katholiſche Kirchenregiment rein **jeſuitiſch** geworden war und Pius IX. im Jeſuitismus **allein** den Ausdruck römiſch-katholiſcher Rechtgläubigkeit ſah. Das Reſultat waren Syllabus und Encyclica, die Verdammung der geſammten modernen Weltordnung! Italiens Einheit und Oeſterreichs Verluſt der Lombardei raubte dieſer Jeſuiten-Kurie den materiellen Nerv ihrer Macht, Oeſterreichs Unglück 1866 aber machte nicht nur der Hoffnung ein Ende, die verlorene irdiſche Macht durch das Schwert wieder aufgerichtet zu ſehen, es flößte der Kurie auch die Furcht ein: die germaniſche Race, mit ihr aber die moderne Geſittung, werde über die welſche Verkommenheit völlig triumphiren, werde dem Ultramontanismus den letzten Boden entziehen. Als äußerſtes phyſiſches Gewaltmittel ſetzte ſie alſo denjenigen aller europäiſchen Militärſtaaten gegen Deutſchland in Bewegung, welcher als unbeſieglich galt, als geiſtige Macht aber das Dogma von der Infallibilität! Napoleon III. ſollte Deutſchlands leibliches Daſein brechen, die päpſtliche Unfehlbarkeit hingegen das geiſtige der chriſtlich-katholiſchen Welt, indem dies Dogma dieſelbe vor die Wahl ſtellte, in einem Schisma auseinander zu fallen, oder jeſuitiſch-gläubig zu ſein! — Dieſe welſche Partei, allmächtig in Frankreich geworden, ging indeß nicht direct zu Werke. Es handelte ſich für ſie ja nicht um das Deutſchland jenſeits des Rheins **allein**, ſondern um Bekämpfung der germaniſchen Race überhaupt, alſo um Holland und England zugleich mit. Deßhalb ging ſie auch unter Napoleon III. denſelben alten Weg, wie unter Ludwig XIV.: den Rhein zwar zu occupiren, zunächſt aber Belgien und Holland franzöſiſch zu machen.

---

*) Wir bitten, die meiſterhafte und merkwürdige Deduction Babington Macaulay's, Engl. Geſchichte, Band II., S. 287 bis 294, vorläufig nachleſen und die Parallele ziehen zu wollen! D. V.

Dieſe Verſuche waren zuerſt nach Nikolsburg, dann in der Luxemburger Frage ernſter gemacht worden, die Forderung, welche Benedetti jetzt in Berlin ſtellte: Preußen ſolle Napoleon „die Erwerbung von Luxemburg erleichtern", bezeichnete das ganze Rayon, auf welches Frankreich ſeine Eroberungsplane ausgedehnt hatte. — Napoleon hätte ſich ſelbſt ſagen können, daß dieſer Plan von Preußen und Deutſchland nicht blos nicht gebilligt, daß deſſen Ausführung auch von Rußland, England und den Niederlanden unmöglich geduldet werden konnte. Wenn Oeſterreich auch wirklich geneigt erſchienen wäre, an Frankreichs Seite Vergeltung für 1866 zu üben, es hätte von einer Verbindung mit ihm doch zurücktreten müſſen, die einen Weltkrieg im verwegenſten Sinne des Worts im Gefolge haben mußte. Machte Napoleon III. dennoch dieſe Verſuche wider jede geſunde ſtaatsmänniſche Vernunft, ſo konnte er es eben willenlos nur thun, gedrängt vom Jeſuitismus, mit der Militär-Partei im Bunde. Der Wucht dieſer beiden Parteien zu entgehen, warf Napoleon ſich Anfang 1870 dem Liberalismus in die Arme und ernannte das Miniſterium Ollivier! Es war der Schritt zu ſeinem ſicherſten Verderben! — Siegte Napoleon nämlich, ſo hatte eben auch der Liberalismus im Cabinet geſiegt, die Partei befand ſich dann alſo ſicher nicht ſchlechter als vorher; verlor Napoleon, dann war das Kaiſerthum hin und die erſehnte Republik Wahrheit! So machte bei dieſem Kriege wirklich auch die Demokratie das beſte Geſchäft und, von den Mameluken **aller** Farben umdrängt und gehetzt, zwiſchen die Drohung „Krieg oder Revolution" geſtellt, wählte der Cäſar den erſteren, kniff die Augen zu und — that ſein salto mortale! Die Kutten und die Libertins, die „ſchwarze und die rothe Internationale", hatten eine wilde Ehe geſchloſſen: ihr **Baſtard** war der Eroberungskrieg gegen Deutſchland!! — —

Wie die Stellung und Macht der Parteien in Frankreich beſchaffen war, welche Abſicht man in den leitenden Kreiſen von Paris gegen uns hegte, wußte man bei uns ziemlich genau, **wann** man das Schwert dort ziehen werde, auf welchen Vorwand hin, da man Napoleon doch alle ehrlichen Vorwände genommen hatte, wußte Graf Bismarck gewiß nicht. Der Kriegsvorwand, die ſpaniſche Kroncandidatur, fand alſo Jedermann in Deutſchland unvorbereitet. — —

Die Legislatur in Preußen begann 1870 mit der Discuſſion betreffs des Bremer Vertrags im Abgeordnetenhauſe und in der Erſten Kammer wegen Vertagung und Wiederzuſammentritt des Landtags. Während in erſterer Verſammlung Graf Bismarck auf die nationale Einheit, welche der früheren geographiſchen Zerriſſenheit gegenüber angebahnt ſei, hinwies, ſetzte er im Herrenhauſe das nunmehrige Doppelverhältniß auseinander, in welchem Preußen lebe, wies auf die nöthige Decentraliſirung der Geſchäfte hin und warnte vor einem „zu preußiſchen Partikularismus“. Kurz vor Schluß der Seſſion erklärte ſich der Miniſter-Präſident auch über die Verwendung der Eiſenbahn-Anleihe 1867 zu anderen Zwecken und rief des Hauſes Indemnität an. Er ſetzte hierbei die Organiſation der Miniſterien, den Grad ihrer Verantwortlichkeit, wie ſeine eigene Lage auseinander, und erklärte, daß das Haus in dem neuen Finanzminiſter von Camphauſen „einen treuen und ſtrengen Wächter des conſtitutionellen Rechts auf ſeinem Poſten finden werde.“ — Der Landtag war geſchloſſen, ſeine Mitglieder trennten ſich, ohne zu ahnen, daß ſie unter ganz anderen Weltverhältniſſen ſich wiederfinden würden. — Am 14. Februar trat der norddeutſche Reichstag zuſammen. Wie ſtark der Zug der Sehnſucht, den Main zu überſchreiten, hervorbrach, beweiſt bereits die Discuſſion am 24. Februar betreffs Badens Aufnahme in den Bund. Für die Haltung Bismarck's, für ſeine Sorge Frankreich gegenüber ſpricht klar genug die Rigoroſität, mit welcher er dieſen Antrag desavouirte, welcher ihm zu anderen Zeiten ſicher doch ganz von Herzen gekommen wäre. Er erklärte, daß er dieſem Antrage „völlig fremd, er für ihn überraſchend ſei, er ihm im höchſten Grade unerwünſcht käme, er ihn für einen politiſchen Fehler halte!“ Er bedauert die Politikmacherei der Parlamente, erwähnt der nationalen Geſinnung Badens und ſeiner Regierung, und indem er zu der Betrachtung übergeht: „ob es beſſer ſei, wenn Baden noch nicht in den Bund träte, oder wenn es jetzt ſchon geſchähe", meinte er, letzteres würde ſo viel heißen als: „den Milchtopf abſahnen und das **Uebrige ſauer** werden laſſen!" — Niemals iſt ein Bild draſtiſcher und bezeichnender gewählt worden. Hätten die Antragſteller nach Bayern geblickt, wo Hohenlohe ſich gegen die ultramontan-partikulariſtiſche Mehrheit der Vertretung zu wehren hatte, eine Mehrheit, welche ihn bald darauf zurückzutreten und Graf Bray das Portefeuille zu überlaſſen zwang, hätten dieſelben die „Verpreußungsfurcht", wie ſie damals in München herrſchte, gewürdigt, dann hätten ſie auch erkannt, daß die ſüddeutſche „Milch der frommen Denkart" bereits ſchon ſehr **ſauer** zu werden anfing, obwohl man den badiſchen „**Rahm**" noch **nicht** abgeſahnt hatte!! Dies Beginnen, Frankreichs Geſinnungen gegenüber, wäre nahezu verhängnißvoll und zwar für Baden ſelbſt geworden. Deutlich genug deutete der Graf darauf hin, daß dies wenigſtens der verkehrteſte Weg ſein würde, zu Deutſchlands Einheit zu gelangen! —

Am 1. März kam die Abſchaffung der Todesſtrafe zur Discuſſion und Bismarck erhob ſich, um gegen die Abſchaffung derſelben zu ſprechen. Wir haben hier nicht zu unterſuchen, wie weit das pro und contra gerechtfertigt iſt, Humanität und Nothwendigkeit ringen bei dieſer ſchweren Frage ja lange ſchon mit einander. Für das Verſtändniß von Bismarck's Charakter aber, ſeines inneren Lebens, mußte bedeutſam ſein, daß er bei dieſer Gelegenheit ſeine ſittliche und religiöſe Anſchauung zu Tage brachte, und uns ſo einen pſychologiſchen Einblick in ſich ſelber geſtattete. „Wenn ich", ſagte er, „den Eindruck, den ich von der Discuſſion habe, reſumire, ſo iſt es einmal der einer Ueberſchätzung des Werths bei den Gegnern der Todesſtrafe, welchen ſie dem Leben in dieſer Welt, und der Bedeutung, welche ſie dem Tode beilegen! — Ich kann mir denken, daß Jemandem, der an eine **Fortſetzung** des individuellen Lebens nach dem leiblichen Tode **nicht** glaubt, die Todesſtrafe **härter** erſcheint, als Demjenigen, der an die Unſterblichkeit der ihm von Gott verliehenen Seele **glaubt**; aber wenn ich der Frage näher ins Auge ſehe, ſo kann ich auch das kaum annehmen. Für Jemand, der des Glaubens nicht iſt, — **zu welchem ich mich von Herzen bekenne**, — der Tod ſei ein **Uebergang** von einem Leben in das andere, und wir ſeien im Stande, auch dem ſchwerſten Verbrecher auf ſeinem Grabe die troſtreiche Verheißung zu geben: Mors janua vitae —, für Jemand, der dieſe Ueberzeugung nicht theilt, müſſen die Freuden dieſes Lebens einen **ſolchen** Werth haben, daß **ich** ihn faſt um die Empfindungen, die ſie ihm bereiten, beneide! Er muß einer Beſchäftigung leben, die für ihn ſo **befriedigende** Erfolge aufweiſt, daß ich ſeinen Gefühlen darin **nicht** zu folgen vermag, wenn er mit dem Glauben, daß ſeine perſönliche Exiſtenz mit dieſem leiblichen Tode für ewig abgeſchloſſen ſei, wenn er es mit **dieſem** Glauben überhaupt der Mühe **werth** findet, **weiter zu leben!!**“ Bismarck mahnt an Hamlets tragiſchen Monolog und äußert: „Ich habe hier das Gefühl gehabt, daß das Wort des Dichters: und ſetzet Ihr nicht das Leben ein, nie wird Euch das Leben gewonnen ſein — und das andere Wort: daß das Leben der Güter **höchſtes nicht** iſt — bei uns in merkwürdige Vergeſſenheit gerathen, in einem Wuſte von, meines Erachtens, **falſcher** Sentimentalität begraben worden iſt!“ — — Geben uns dieſe Worte, von dieſem Manne mit unerſchütterlichſter Ueberzeugung geſprochen, nicht das Bild eines Charakters, der an die Hoheit und Würde der Alten, an die Weltverachtung der erſten Chriſten ſtreift, welche mit Todesruhe den ſchauderhaften Trichter des Coloſſeums zu Rom betraten, aus dem ſie ins Reich der Lebendigen nie wiederkehrten? Wem je vergönnt geweſen, Bismarck in ſeinem Familienleben zu beobachten, und wie dieſer Mann des Ewigen im Zeitlichen ſich bewußt iſt, der wird auch begreifen, daß nur ſolch einem ſturmfeſten Charakter das Werk gelingen konnte, woran die deutſchen Völker bisher vergebens gearbeitet, was deutſche Geiſter vergebens erſehnt und erſtrebt, für welches deutſche Männer auf ſo viel blutigen Gefilden das hingegeben haben, was der Güter **Höchſtes — nicht** iſt! — Daß damit die Frage der Todesſtrafe nicht erſchöpft worden, Bismarck's Argumente, wenn ſie der Verbrecher auf ſich ſelbſt anwendet, — nicht minder ſchlagend ſich **gegen** die Todesſtrafe richten laſſen, ſcheint uns gewiß! — — In der Sitzung vom 1. April, da über den Beitrag aus dem preußiſchen Budget zum auswärtigen Amt des Bundes plaidirt wurde, berichtigte er wiederholt die Schärfe der Aeußerungen, deren man in der Conflictzeit ihn geziehen hatte. Am 23. und 24. Mai kam das Thema der Todesſtrafe nochmals auf die Tribüne, am erſten Tage in der Frage: „ob dieſelbe da, wo ſie im Bunde abgeſchafft ſei, wieder eingeführt werden ſolle“, — am nächſten Tage: „ob der Mordverſuch gegen das Bundesoberhaupt und die Fürſten mit dem Tode zu beſtrafen ſei.“ In der erſten Discuſſion erhob Bismarck die Fahne der deutſchen Rechtseinheit, wies nach, daß man aus der „Quelle des Bundesrechts nicht **zweierlei** Waſſer fließen laſſen könne“, und es ſich hier weniger um Sympathie oder Antipathie für die Todesſtrafe, als um Gemeinſamkeit des Rechtsbewußtſeins ſelbſt handle. Er beſchwört das Haus, den Geiſt der Gleichheit vor dem Geſetz, der Gemeinſamkeit nicht durch den Partikularismus der Staaten noch der Parteien erlahmen zu laſſen. „Wir werden mit eiſernem Schritte **zermalmen**, was der Herſtellung deutſcher Nation in ihrer **Herrlichkeit und Macht entgegenſteht!**“ Schon war dieſer Ausruf Bismarck's, der jubelnd begrüßt wurde, ſowohl über den Main, wie über den Rhein gerichtet! Schon grollte der Sturm im Weſt und zog heran. — Einen Tag nach dieſer Discuſſion bereits ſah man ſein erſtes leiſes Wetterleuchten! Der Geſetzentwurf wegen der Gotthardbahn ward eingebracht. Bismarck empfahl das Project mit den Worten: „Es müſſen gewiß die verbündeten Regierungen **tief** durchdrungen ſein, daß die politiſchen Intereſſen es empfehlen, zwiſchen Deutſchland und Italien eine Verbindung zu ſchaffen, welche lediglich von dem neutralen Zwiſchenlande der Schweiz abhängig iſt, und **nicht** im Beſitz einer der großen europäiſchen Mächte ſich befindet! Die Rückſichten müſſen von beſonderer Wichtigkeit geweſen ſein, welche ſie zu dem ungewöhnlichen, ich glaube beinahe **nie** vorgekommenen Vorgehen einer Regierung führte: Ihnen eine erhebliche Geldausgabe für eine außerhalb Deutſchlands, nicht nur außerhalb des norddeutſchen Bundes, liegende Eiſenbahn zuzumuthen! Die Rückſichten, welche die Regierungen zu ſo ungewöhnlichem Verfahren beſtimmen, ſind aber, wie ich glaube, ſo auf der Hand liegend, ſo oft erwogen und zum Theil ſo **delikater** Natur, daß ich Sie bitte, mich davon zu dispenſiren, ſie hier nochmals darzulegen.“ Die Gotthardbahn war ja die ſtrategiſche Einigungslinie zwiſchen Deutſchland und Italien, ein Project, welches Frankreich zu Grabe zu tragen wünſchte, weil ihm unſere Alliirung mit Italien nicht nur ſeit 1866 verhaßt war, ſondern weil ſie die jetzigen Pläne Napoleons zu paralyſiren drohte! —

Am 26. Mai hatte der norddeutſche Reichstag Berlin verlaſſen; König Wilhelm trat ſeine Kur in Ems an, der ſehr leidende Bundeskanzler hatte ſich in den Waldfrieden von Barzin zurückgezogen. So höchſt verdächtig auch war, was in Frankreich vorging, daß nach kaum ſechs Wochen aber ſchon die Kriegsfurie Alles aufſcheuchen und wieder in Berlin vereinen werde, lag völlig außer aller Berechnung. — Wie der Krieg äußerlich angezettelt worden, iſt bekannt, daß er unter beſonders trüben Auſpizien für Preußen ſich anzulaſſen ſchien, war aus der Haltung Bayerns erſichtlich. Hohenlohe war der ultramontan-preußenfeindlichen Majorität gewichen! — Wenn man das Benehmen derſelben, wenn man das feindſelige Vorgehen des bayriſchen Klerus*), das Hetzen ſeiner Parteiblätter, die mit aller Kraft nun in Rom betriebene Proklamirung der Infallibilität und das Wühlen der ultramontanen Kriegspartei in Paris zuſammenhält, dann könnte wohl Jeglichem die Muthmaßung kommen, daß alle drei Erſcheinungen eine Urſache hatten und der allgemein entbrennende Kampf des Jeſuitenthums an der Spitze der welſchen Race gegen die ſich vollziehende Unabhängigkeit und Einheit Deutſchlands eben dieſe bewegende Urſache war. Der eigentliche Commandeur war Pater Bekx, — Pius IX., Louis Napoleon und die ſüddeutſche Kleriſei waren deſſen dienſtbefliſſene Adjutanten! — Wie ſiegesſicher man war, „welche Infallibilität des Säbels“ Frankreich ſich zutraute, zeugte nicht blos der Kaiſerin Eugenie Benehmen, auch der Kaiſer ſelbſt ward ſchließlich von Leboeuf's „Erzbereitſchaft“ verblendet. Seit den Erklärungen des „Temps“ iſt es kein Geheimniß mehr, daß, als Napoleon ſchon nach Metz gegangen war, man im Hoflager bereits ſehr ernſthaft den Triumphzug in Paris berieth. Der Kaiſer hatte bereits das Programm entwerfen laſſen. Die mächtigen Decorationsſtücke waren in Arbeit und im Gardemeuble hatte ſich ein ganz neuer Thronhimmel von goldgeſtickter Seide vorgefunden, unter welchem Napoleon, der neue Alexander und König der Könige, in die Notredame ſchreiten wollte, dort das **Tedeum** zu hören!!“

---

*) Siehe die Biographien König Ludwigs und von Lutz.

In dieſem Kampfe gegen Deutſchland blieb Italien vorerſt neutral. Was auch verwandtſchaftliche Sympathien Victor Emanuels als wünſchenswerth erſcheinen laſſen mochten, über Verſuche gingen dieſelben nicht hinaus. Abgeſehen, daß die Italiener Napoleon nicht liebten, den Kaufpreis nicht vergaßen, welchen er ihnen abgerungen hatte, ſie hätten ja ihrem **eigenen** Principe der Unabhängigkeit und Einheit ins Antlitz ſchlagen, auf Rom für ewig verzichten müſſen, wenn ſie an einem andern Volke bekämpft hätten, wofür ſie **ſelber** geſtritten hatten; noch dazu einem Volke gegenüber, was ihnen erſt kürzlich Venetien eingebracht hatte, deſſen Niederlage ſie aber wahrſcheinlich mit der Romagna und Lombardei zu entgelten gehabt hätten. — Oeſterreich hielt ſich gleichfalls zurück. Der Anlaß zum Kriege war gar ſo plump gewählt, die Beleidigungen 'zu Ems waren ſo völlig unerhört, — nicht blos in den Annalen der diplomatiſchen, ſondern auch denen der gewöhnlichen guten Sitte geweſen, daß alle Herzen in Unwillen erglühten, daß ſelbſt Diejenigen ſich ſchämen, in Preußens König die deutſche Ehre geſchändet erachten mußten, welche bisher mit äußerſtem Widerwillen nach dem Norden und Berlin geblickt hatten. Allerdings wiſſen wir durch Herrn Gramont jetzt ziemlich ſicher, daß Beuſt in alter Geſchäftigkeit uns hinterrücks ſeine alte Liebe an den Tag legen wollte; auch mögen hohe Ohren wohl ſeinen Winken vorübergehend gelauſcht haben. Indeß bei den Ungarn war ſchlechte Luſt zu marſchiren, die Deutſch-Oeſterreicher aber opponirten ſo deutlich zu unſeren Gunſten, daß der habsburgiſche Degen in der Scheide blieb. Nicht zu leugnen iſt, dazu gehörte eine ehrliche Selbſtüberwindung! — Als der Thronverzicht des Prinzen von Hohenzollern-Sigmaringen, ſtatt ein Beruhigungsmittel für die franzöſiſche Kriegsluſt zu werden, nur deren Frechheit verſtärkte, gährte Deutſchland rings in Wuth! Mochte die ultramontane Partei in Bayern noch ſo ſtark auf den Grafen Bray-Steinburg gerechnet haben, er war, wie Miniſter von Prankh, im Grunde ſeiner Seele ein treuer, wahrhaft deutſcher Mann! Allen vorauf aber ſchüttelte der Löwe von Wittelsbach die königliche Mähne, Ludwig II. ſelbſt gab an jenem denkwürdigen 15. Juli für Süddeutſchland die Parole: „Wir gehen gegen den Erzfeind mit!" und meldete ſeinen Willen nach Berlin. — Die ſtolze Stunde ſchlug:

„Wo **Zorn** vertilgt den **welſchen Tand**,
Das iſt des Deutſchen Vaterland!
Das ſoll es ſein! Das ſoll es ſein!
Das **ganze** Deutſchland ſoll es ſein!" — —

Wohl hatte ſeit lange ſchon jeder Eingeweihte geahnt, daß nur durchs Schwert ſich Germaniens Kinder, nur durch Noth und Gefahr allein zuſammenfinden würden, aber daß hierzu Napoleon III., kurzſichtig wie ſein Onkel, ſelber die Hände bieten, daß in dieſem Kampfe Frankreichs Grenze vom Rhein bis hinter die Vogeſen verlegt, das Weltregiment aus ſeinen alten Angeln gehoben und in Deutſchland ſeinen Schwerpunkt finden würde, das war ein Ereigniß, welches kein menſchliches Auge vorausſehen, keines Hirnes Witz vorahnen konnte. — Wenn Graf Bismarck auch auf die Vertragstreue Süddeutſchlands gerechnet hatte, ſo doch nimmer auf dieſes rückhaltloſe Zujauchzen, auf dieſe flammende Erhebung von allen Seiten! War auch dadurch nun wirklich das Längſterſehnte thatſächlich erreicht, die deutſche Einigung, — wußte man auch, daß Frankreich ſo plötzlich uns nicht überfallen könne, wie ſeine übermüthige Herausforderung alle Welt befürchten ließ, — das wußten wir doch, daß wir dem kriegeriſcheſten, ſieggewohnteſten Staate von ganz Europa gegenüberſtanden, ein verzweifeltes Ringen unter Strömen von Blut bevorſtehe und — wie Bismarck in der Kammer ſchon geſagt hatte — nach dem Siege von 1866 unſer **Einſatz** im Spiele um ſo **höher** ſei, wir alſo jetzt weit Größeres denn damals zu verlieren hatten. Die deutſche Einmüthigkeit wurde die erſte ungeheure Enttäuſchung für Napoleon! Dies Zuſammengehen mit dem Norden aber, wir müſſen es bemerken, legte von vornherein dem ohnehin bedrohten deutſchen Süden ein nicht leichtes Opfer auf. Nach vereinbarter Abmachung*) mußten Baden, Würtemberg und Bayern nämlich den Oberrhein, damit alſo die eigenen Staaten von ihren Truppen entblößen, um am Mittelrhein zwiſchen Mannheim und Carlsruhe als III. Armee unter dem preußiſchen Kronprinzen ſich vereinen zu können, und es iſt nicht zu leugnen, daß in den erſten zehn bis zwanzig Tagen Baden wie die bayriſche Pfalz **entſchieden** in großer Gefahr ſchwebten! —

Indeß ſtrömte Alles in Berlin zuſammen. Der Reichstag, plötzlich entboten, eilte zu ſeiner Pflicht. Das Gefühl der Einmüthigkeit und Begeiſterung ſchwellte alle Herzen, die Maingrenze war ein untergegangener Begriff. Wie in ſolchen Zeiten die Ereigniſſe mächtiger ſind als die Menſchen, zeigten die Sitzungen des norddeutſchen Reichstages. Weniges, rein nur den äußeren Gang der Sache Betreffendes war's, was Bismarck erörterte. Es blieb keine Zeit mehr zum Reden, nur zum Handeln. Mit impoſanter Einigkeit bewilligte der Reichstag den norddeutſchen Regierungen die Mittel zum Kriege und wurde am 21. Juli im Sitzungsſaale ſelbſt durch den Kanzler geſchloſſen, der ihm den Dank des Bundesoberhaupts für ſeinen Patriotismus verkündete. — Alles ſtob auseinander, die Kanonen, — nicht mehr die Zungen ſollten reden, das Schwert an die Stelle der Feder treten! Drei Tage vor dieſem Reichstagsſchluß war das Infallibilitäts-Dogma in Rom verkündet worden. Es verhallte unter dem Jubel, mit dem ganz Deutſchland an die Grenzen zog! —

---

*) Siehe: Generalſtabswerk über den deutſch-franzöſiſchen Krieg, I. Heft.

Bereits hatte Kronprinz Fritz ſich zur (III.) ſüddeutſchen Armee, Prinz Friedrich Carl an die Spitze der II. Armee nach Mainz, General von Steinmetz in das Hauptquartier der I. Armee begeben, als am allgemeinen Buß- und Bettage Bismarck die Welt durch jenen Vertragsentwurf Benedetti's überraſchte, in welchem Napoleon Luxemburgs Einverleibung in Frankreich verlangt hatte. Das Schriftſtück ſelbſt iſt zu bekannt, um es hier zu wiederholen. Wenn vorher ſchon die engliſche wie amerikaniſche Preſſe ſich über Frankreichs brutales Vorgehen tadelnd geäußert hatte, nachdem dieſe Niedertracht bekannt geworden war, hielt es jede ehrliebende Regierung, ſelbſt wenn ſie nicht deutſch-freundlich war, doch unter ihrer Würde, ſich zum Verbündeten eines Napoleon zu machen! —

Das Kanzleramt folgte König Wilhelm ins Feld und auf ſeinen Siegeszügen. — Die Tage von Weißenburg, Wörth und Saarbrücken hatten dem Miniſterium Ollivier-Gramont ein ſchnelles Ende bereitet. Napoleon hatte den Oberbefehl zu Metz in Bazaine's Hände gelegt, Graf Palikao ein neues Cabinet gebildet, Trochu die Vertreibung aller Deutſchen aus Paris decretirt; vollendete Kopfloſigkeit beherrſchte die franzöſiſche Metropole. Nur ein großartiger Sieg der franzöſiſchen Waffen konnte den Sturz der Dynaſtie Bonaparte's aufhalten, und ſchon lauerten die Orleans in Brüſſel, um die Erbſchaft einer Krone anzutreten, welche ſich nach jeder Richtung hin in den Augen Europa's beſchimpft hatte. Nach dieſen beiden erſten Siegen hatte Bismarck bereits Benedetti's Brief (vom 5. Auguſt 1866) veröffentlicht, in welchem Preußen zugemuthet worden war, Mainz und Landau preiszugeben. Dieſe Entdeckung füllte das Maaß der Verachtung gegen Napoleon III. bis zum Rande. — — Wenn geſagt worden iſt, daß für den Ausgang des Krieges deutſcherſeits vornehmlich der Tag von Mars-la-Tour und St. Privat entſcheidend geweſen iſt, für die Politik Bismarck's wurde es doch vorwaltend der Tag von Sedan. Die berühmte Depeſche von Rezonville, die Scene

Bismarck's mit Napoleon vor Donchery, welche mit des Exkaiſers Abreiſe nach Wilhelmshöhe endete, ſind unter dem Leben des Kaiſers geſchildert worden. Zu bemerken iſt nur noch, daß der unlängſt im „Figaro" veröffentlichte Brief des Fürſten an ſeine Gemahlin, am Tage von Sedan geſchrieben, welcher mit den Worten beginnt: „Mein liebes Herz!" echt iſt. Der Fürſt ſchrieb ihn wirklich und ſendete ihn ab; er ward unterwegs — wahrſcheinlich durch Freiſchützen — aufgefangen und kam ſo durch dies franzöſiſche Blatt zur Veröffentlichung. — Nicht wenige Stimmen hat es damals gegeben, welche die „gute Behandlung" des Exkaiſers empörend fanden. Im erſten Zorne, hätte man, glauben wir, gewünſcht, ihn zu Spandau in die bekannte Livree geſteckt zu ſehen. Weder vom menſchlichen Standtpunkte aus wäre das anſtändig, noch eines ſieghaften Königs würdig geweſen. Eine ſolche Behandlung hätte dem Bonapartismus in Frankreich nur erneute Stärke gegeben, und wenn man die Intriguen näher verfolgt, welche des Exkaiſers Partei nach noch nicht zwei Jahren Friedens in keckeſter Weiſe ſpann, wenn man erwägt, daß Napoleon im Heere wie auf dem platten Lande, beſonders unter dem Klerus aber noch heute ſehr viel Anhänger zählt, — daß, wenn die Republik früher oder ſpäter zu Grunde geht, es überaus fraglich ſein dürfte, welche Dynaſtie für Frankreich genug Lebensfähigkeit beſitzt, dann könnte man es nur als einen Akt hoher politiſcher Klugheit anerkennen, daß man gegen den Exkaiſer zu Sedan rückſichtsvolle Höflichkeit beobachtet hat. — In Napoleon III. fiel eben ein Princip, — das der welſchen Uebermacht in Europa, und Principien beſeitigt man nie, indem man ſeine Träger malträtirt, denn man ertheilt dadurch denſelben eine unverdiente Weihe. Das Kaiſerthum, das romaniſtiſche Preſtige war hin, man verbeugte ſich vor ihm höchſt artig und wendete dann den Rücken. — Jetzt iſt der dritte Napoleon todt; er ſtarb — zu vielleicht verhängnißvoller Stunde (12. Januar 1873)! — In ſeinen letzten Tagen, ſagen öffentliche Blätter, ſoll er ſein italieniſch Einheitswerk bedauert, es ungeſchehen gewünſcht haben. Dieſe Nachricht glauben wir abſolut, ſchon um ihrer inneren Wahrſcheinlichkeit willen. Sicher iſt, wenn Eugenie und ihr Sohn je ans Ruder kommen ſollten, dann wird ſie Italiens größeſte Gegnerin ſein und Frankreich mit der Kutte zu regieren ſtreben, wie Wittwe Scarron ſchon vor ihr gethan. Leider wird ſie den „rothen Prinzen“ zum Concurrenten haben, der auf dem nicht mehr ungewöhnlichen Wege Napoleons I. und III. mittels der Republik auf den imperialen Thron zu kommen hofft. Wir können es abwarten! —

Daß das Kaiſerthum untergegangen war, bewies Paris ſofort. In der Nacht vom 3. zum 4. September theilte Palikao in der Deputirtenkammer die Kataſtrophe von Sedan mit, Jules Favre beantragte: den Kaiſer und ſeine Dynaſtie der Regierung verluſtig zu erklären. Lautlos ging der Neffe dem Onkel nach! — Eugenie floh, am andern Tage war Frankreich eine Republik und Trochu ihr Präſident. Wie Spreu waren der Senat, der ganze Apparat des kaiſerlichen Schein-Conſtitutionalismus verflogen. — Die im Chaos der Leidenſchaften, unter dem Eindrucke grenzenloſeſten nationalen Unglücks erſtandene Republik trug und trägt in dieſem Augenblicke noch allen Krankheitsſtoff in ſich, den ſie in der Stunde ihrer Geburt überkam. Sie iſt denn auch jeden Augenblick in der Gefahr, daß irgend wo bei ihr die Scrophuloſe ausbricht und ihr junges Leben endet. — Der „Kampf bis zum Aeußerſten“ wurde beſchloſſen, ſämmtliche Pariſer Abgeordneten zu Mitgliedern des Vertheidigungs-Comités ernannt. Die „Freiſchützen“, bereits ſchon in Organiſation begriffen, gaben der Sache eine bedeutende Romantik, ſo Etwas von Sport auf „prussiens“. Die Lächerlichkeit paarte ſich mit der Wuth, die Phantaſterei mit der Gemeinheit, und aus dieſem Conglomerat alſo bewegter Volksmaterie wähnte Frankreich jene Bataillone zu gebären, welche Ende des vorigen Jahrhunderts den Deutſchen die nackte Bruſt entgegengereckt hatten, aus denen der erſte Napoleon ſeine eiſernen Colonnen ſchmiedete. — Der Krieg, das wußte Bismarck ſeit der Unterredung mit Napoleon zu Sedan, mußte fortgeſetzt werden, der Gegner Deutſchlands hatte nur ſeine Phyſiognomie, ſeine Firma und Kampfweiſe gewechſelt. — Es ſcheint, daß ſich damals die

Franzoſen einbildeten, es genüge, die Dynaſtie Napoleons zu verjagen und die Republik zu proklamiren, um Frieden zu haben. Indem ſie Napoleon als die Wurzel alles Uebels bezeichneten, auf ihn alle Schmach und Verantwortung des Krieges abwälzten, glaubten ſie, daß ſie nun aller Welt als Lämmer erſcheinen müßten, wir uns daher beeilen würden, ehrfurchtsvoll „Kehrt“ zu machen und den „heiligen“ Boden vom Druck unſerer unreinen Sohlen zu befreien. War doch ſchon die Frechheit, mit der Deutſchland es überhaupt gewagt hatte, Frankreich zu beſiegen, Grund genug für daſſelbe zu ewigem Haſſe, wie ſollten wir uns erkühnen wollen, denſelben ferner auf uns zu laden, indem wir die grande nation noch ſchwerer beleidigten. Deshalb erklärte auch Jules Favre in einem Rundſchreiben: „Wenn Preußen, trotz ſeiner Erklärungen, nur die Dynaſtie, nicht Frankreich zu bekämpfen, den Krieg fortſetze, ſo werde man das acceptiren, aber weder einen Fuß breit Land noch einen Stein Feſtung abtreten. Paris, ganz Frankreich würde den Krieg fortführen.“ — Dieſer Irrthum wurde Frankreich durch zwei Circular-Depeſchen des Grafen Bismarck benommen, welche er an die norddeutſchen Vertreter bei den verſchiedenen neutralen Regierungen gerichtet hatte, die ſich der Anſicht des Herrn Favre anzuſchließen und die Meinung zu hegen ſchienen, daß der Krieg nun gegenſtandslos geworden wäre. Der eine Erlaß iſt aus Rheims vom 13. September, der andere von Meaux vor Paris vom 16. September datirt. Beide Schriftſtücke ergänzen ſich und kulminiren in dem Gedanken: Ganz gleich, ob Deutſchland jetzt Frankreich räume und ſich mit den mäßigſten Entſchädigungen, mit Erſtattung der Kriegskoſten etwa begnüge, oder ob es den Krieg fortſetze, — in beiden Fällen würde es Frankreichs ruheloſen Haß und Begierde nach Vergeltung zu gewärtigen haben. Die Franzoſen würden doch ſtets geneigt ſein, derjenigen Regierung zu folgen, welche dieſem Rachedurſt genügen würde. Zur Sicherung Deutſchlands ſei es deshalb nothwendig, daß „wir unſere Forderung für den Frieden lediglich darauf richten, für Frankreich den nächſten Angriff auf die deutſche und namentlich die bisher ſchutzloſe ſüddeutſche Grenze dadurch zu erſchweren, daß wir dieſe Grenze und damit den Ausgangspunkt der franzöſiſchen Angriffe **zurücklegen** und die Feſtungen, mit denen Frankreich uns bedroht, **als defenſive Bollwerke** in die Gewalt Deutſchlands zu bringen ſuchen.“ — Als ſolche Bollwerke wurden Metz und Straßburg bezeichnet.

Dieſe Erklärung Bismarck's war natürlich wenig nach dem Geſchmack des noch immer hochmüthigen Frankreich. Die Leiter der jetzigen Republik wollten vor der Nation keinesfalls mit dem Verluſt der beiden Provinzen debutiren, welche der grand Louis vor 200 Jahren vom Herzen des ohnmächtigen Deutſchland geriſſen hatte. Dieſe Differenz der Anſichten konnte nur durch Fortführung des Krieges erledigt werden. — —

Am 20. September hatte Victor Emanuel Rom, die längſt erſehnte Hauptſtadt Italiens, erobert. Frankreichs Niederlagen zwangen daſſelbe, die Occupationstruppen von der heiligen Stadt abzurufen, Emanuel trat Napoleons Erbſchaft an und Papſt Pius IX. beſaß hienieden nichts mehr, als den Bezirk des Vatican. Das Schickſal wollte endlich der römiſchen Kurie klar machen, daß ihr Reich wirklich „von dieſer Welt nicht“ ſein dürfe! — — Es iſt nicht zu leugnen, daß jetzt der Zeitpunkt gekommen war, wo das Mitgefühl verſchiedener auswärtiger Regierungen — unter anderen Italiens und Englands — für Frankreichs Leiden erwachten, ja etliche derſelben ſich fragten, ob ſie nicht durch bewaffnete Intervention dies erſchöpfte Land vor völligem Ruin bewahren ſollten. Um eine ſolche Intervention nun zu bewirken, machte Herr Adolphe Thiers ſeine bekannte diplomatiſche Rundreiſe an alle Höfe. Daß ſie vergeblich war, wiſſen wir. — England war weniger geneigt, mit den Waffen, als diplomatiſch für Frankreich einzutreten und einen Waffenſtillſtand zu erwirken, aus welchem der Friede hervorgehe. Mit dem Schwerte in der Hand hingegen für Frankreich einzutreten, war Italien geneigt. Die „Nazione“ vom 9. März 1872 giebt über dieſen Vorgang Licht. Nach ihr wünſchte Victor Emanuel für Frankreich zu handeln, nachdem er die Miniſter und Generale zu einer Verſammlung berufen hatte. Das Project war, „100,000 Mann über den Mont-Cenis auf Lyon zu dirigiren, Bazaine aus Metz zu befreien und ihm Gelegenheit zu geben, die franzöſiſche Armee zu verſtärken!“ — An dieſem königlichen Plane iſt beſonders intereſſant, deſſen moraliſcher Urſache wie einem materiellen etwaigen Erfolge nachzuforſchen. — Man hat geſagt, Frankreichs Unglück rührte Emanuel tief und dies ſei der Grund beſagten Planes geweſen, für welchen Thiers eifrig im Palazzo Pitti plaidirte. Wir glauben weder, daß es dies allgemeine humane Gefühl nur war, noch der Trieb generöſen Dankes gegen Frankreich, was den König bewegt haben mag; ſein ſonſtiger Charakter ſcheint nicht gerade für dieſe Annahme zu ſprechen. Es iſt aber bekannt, daß Victor Emanuel orthodox-fromme Anwandlungen hat, in ihm das ultramontan-klerikale Bewußtſein mit der Profitabilität liberaler Staatsmaximen in nicht immer glücklicher Ehe lebt. Damals mag ihm vielleicht die Erwägung gekommen ſein, daß in dieſem Kriege dem Romanismus durch den Germanismus der Untergang drohe und daß das Italien des Jahres 1859 wie deſſen deutſche Allianz 1866 dies Geſchäft weſentlich erleichtert habe! Uns ſcheint, daß er durch die Mont-Cenis-Expedition die römiſche Kurie mit Roms Verluſt zu verſöhnen und dem Hereinbrechen des deutſchen „prestige“ einen Damm entgegenzuſetzen wünſchte. — Es war die Frage nur, ob das gelinge und Bazaine wirklich noch zu befreien ſei. Daß Thiers es für eine Kleinigkeit hielt, iſt ſeinem patriotiſch-ſchmerzvollen Eifer zu verzeihen, auch Emanuel glaubte, „das italieniſche Contingent werde keine äußerſte Gefahr laufen.“ Der italieniſche Kriegsminiſter rechnete aber heraus, daß Metz fallen werde, ehe die italieniſche Hülfe ankäme, und der ganze Nerv des deutſchen Heeres werde ſich dann gegen die italieniſche Invaſion kehren.“ — Sella, der Finanzminiſter wollte durchaus Nichts von der Sache wiſſen, er fürchtete den Staatsbankerott; Lanza ſelbſt, welcher am wärmſten für Frankreich fühlte, zog ſich von dem Project zurück, weil er die Verantwortung vor dem Parlament und der öffentlichen Meinung ſcheute, Visconti Venoſta aber erklärte die Ausführung dieſes

Projectes geradezu für einen politiſchen Fehler. Herr Thiers reiſte unverrichteter Sache wieder ab. —

Seit dem 19. September war Paris von den deutſchen Truppen umſchloſſen, die republikaniſche Regierung „der nationalen Vertheidigung“ hatte ſich in zwei Sectionen geſpalten, deren eine in Paris eingeſchloſſen war, während die andere zu Tours die „défense à outrance“ organiſirte. Am 27. September war zu Deutſchlands Jubel Straßburg wiedergewonnen worden und Deutſchland in völligem Beſitz des Elſaß. Alliirte hatte Thiers auf ſeiner Wanderung nicht gewonnen, nur England ließ ſich den Abſchluß eines Waffenſtillſtandes angelegen ſein und zwiſchen dem 24. October und 4. November etwa war man wirklich nahe daran, die Waffen ruhen zu laſſen und den Frieden mit Deutſchland zu erreichen. Auf Grund der engliſchen Waffenſtillſtands-Vorſchläge nämlich verhandelte Thiers mit den Regierungs-Delegationen von Tours und Paris, wie mit dem Grafen Bismarck, indeß die Belagerungsarbeiten vor Paris fortgeſetzt wurden. Daß der Friede nicht zu Stande kam, waren lediglich die Männer des 4. September Schuld. Aus einem Pariſer Bericht vom 2. November 1871 iſt klar geworden, daß damals Graf Bismarck Nichts verlangte, als nur Straßburg und Elſaß und nur zwei Milliarden, Thiers dies Verlangen des deutſchen Kanzlers aber eifrig befürwortete, weil er den ferneren Gräueln des Krieges ein Ende zu machen wünſchte. Die September-Regierung der Herren Jules Favre, Ducrot, Gambetta u. ſ. w. aber wollte den Krieg um jeden Preis fortſetzen; man that alſo ihren Willen! — Frankreich wird ſich wohl heute mit tiefer Bitterkeit fragen dürfen, ob es dieſen Leuten für ihre patriotiſche Don-Quixoterie beſonders dankbar zu ſein hat. — Daß wir nicht ohne jede Entſchädigung Friede machten, das heilige Paris mit unſeren Eiſenarmen umklammerten und uns anſchickten, es die Folgen ſeiner arroganten Unvernunft ſchmecken zu laſſen, hatte den Zorn der September-Männer, namentlich der „Außenregierung“ von Tours geweckt. — — Wie der italieniſche Kriegsminiſter dem Könige Emanuel ſehr richtig vorgerechnet hatte, am 27. October übergab Marſchall Bazaine das feſte Metz an Prinz Friedrich Carl! Nimmt man ſelbſt den kürzeſten Zeitraum für Ausführung des italieniſchen Interventionsplanes an, ſo muß derſelbe fünf Wochen beanſprucht haben. Selbſt wenn ſofort nach Diſcuſſion dieſes Planes Italien mobil gemacht hätte, — rechnet man die Zeit für Mobiliſirung, Ausrüſtung, Bildung der Transport-, Proviant- und Munitions-Colonnen, endlich den Marſch von 100,000 Mann im **Herbſt** über die **Alpen** hinzu — ſo bedarf es wohl gerade keines militäriſchen Genies, um zu begreifen, daß **vor** dem 27. October kein italieniſch Regiment in Lyon ankommen konnte und — kam es an, in **welchem Zuſtande**!! — —

Der Uebergabe von Metz waren verſchiedene geheime Negoziationen vorher gegangen, in welche Bazaine, General Royer und die Exkaiſerin Eugenie in England verwickelt geweſen ſein ſollen. Wir haben dieſer Epiſode unter dem Prinzen Friedrich Carl erwähnt, aber überlaſſen, deren Richtigkeit zu vertreten, ihrem urſprünglichen Berichterſtatter*), zumal der jetzige Prozeß Bazaine's vor dem Kriegsgericht zu Paris für denſelben ſehr compromittirend zu werden verſpricht. Nach welcher Richtung hin, wird ſich zeigen, nur das möchten wir den Denunciationen ſeiner Untergebenen gegenüber vom ſittlichen Standpunkte aus erwähnen, daß derjenige Officier, welcher es über ſein Gewiſſen zu bringen vermag, gegen ſeinen Obergeneral in den Tagen ſeiner höchſten Noth wie ein Rebelle zu conſpiriren, **jedes** Zeugeneides verluſtig geht und Bazaine, wenn ſonſt mit Nichts, doch damit ſich entſchuldigen kann, daß er die Unterwerfung unter einen anſtändigen Feind einer Maſſacre durch die eigene bewaffnete Canaille vorzog. Sicherlich war der Spruch Goethe's:

„Jeder dieſer — Biedermänner
Wird vom andern abgethan“ —

ſelten **ſo** am Platze, als bei dieſer Gelegenheit! — Die erſte reſultatloſe Unterhandlung zwiſchen Jules Favre und dem Grafen

---

*) Profeſſor Haſſel: „Von der III. Armee“, Band I. Seite 400—404.
D. V.

Bismarck zu Château de la Haute-Maiſon am 20. Septembe übergehen wir, da ſie weder ein beſonderes pſychologiſches no politiſches Intereſſe beanſpruchen dürfte. So viel ſtand feſt, da Favre noch ſehr weit von derjenigen Stimmung entfernt wa welche einen Gegner friedlich zu machen pflegt. Wenige Ta vorher eben hatte ja Thiers ſeine Rundreiſe angetreten, vo welcher man ſich in Paris Wunderdinge verſprach, Favre's A weſenheit hatte alſo wohl nur die Pointe, uns hinzuhalten.

Am 5. October war das königliche Haupt-Quartier vo Ferrières nach Verſailles verlegt worden. Das Leben und Treibe in ihm haben wir geſchildert. — Was das Bundeskanzleramt i Felde betrifft, ſo hatte daſſelbe, ſeit es die Wilhelmsſtraße 76 i Berlin verlaſſen, während der Campagne ganz wunderbare Qua tiere gehabt, ehe ihm vergönnt war, zu Verſailles in dem Lan hauſe der Rue de Provence Nr. 12 ein Unterkommen zu finde Es iſt uns verſichert worden, daß daſſelbe ſich während des ganz Feldzuges ſelbſt zu ernähren hatte und da, zu Requiſitionen greifen, ſeine Kräfte nicht ausreichten, es meiſt ſchlechter foul girt war, als irgend ein actives Corps. — Beſagtes Landhaus Verſailles lag ziemlich entfernt vom königlichen Hauptquarti und deſſen bewegtem Treiben; Graf Bismarck lebte hier fa ebenſo eingezogen wie zu Varzin. Das Beamtenperſonal, welch ihn umgab und mit dem er gewiſſermaßen ein Hausweſen bildet beſtand aus dem wirklichen Geheimen Legationsrath Abeke Geheimen Legationsrath von Keudell, den wirklichen Legation räthen Grafen Hatzfeld und Bucher, dem Legationsrath von Bi marck-Bohlen, den Chiffreuren St. Blancard und Wiehr, wie de Secretairen Bölſing, Williſch und Dr. Buſch. Mitunter geſellte ſich zu dieſem diplomatiſchen Stabe noch Hofrath Taglioni, des Köni Depeſchen-Chiffreur, Feldpolizeidirector Geheimer Regierungsrat Stieber und Polizeilieutenant von Zernicki. Rechnet man hierz noch den ab- und zueilenden Troß der Feldjäger, Cabinets-Couriere Briefträger, Telegraphiſten, Offiziere, Ordonnanzen und Stab wachen, ſo hat man ein Bild von Bismarck's Hauptquartier. — Der Graf ſteht gewöhnlich erſt gegen 9 Uhr des Morgens au da er meiſt über Mitternacht hinaus beſchäftigt iſt. Sein frugales Frühſtück beſteht aus Thee und Eiern, dann arbeitet er bis 3 Uhr. Sobald Veranlaſſung war, begab er ſich um etwa 12 Uhr auf eine halbe Stunde zum Könige, machte dann gegen 4 Uhr mit ſeinem Vetter und Cabinets-Chef Grafen Bismarck-Bohlen einen Spazierritt in die Umgegend von Verſailles, und die blaue Dragoner-Uniform mit dem gelben Kragen wurde in der alten Reſidenz des grand Louis bald nicht weniger hiſtoriſch, wie in den Straßen von Berlin. Um 6 Uhr nahm er dann das meiſt einfache Diner in Gemeinſchaft ſeiner Beamten ein, welches ſein Koch zuſammenſtellte, wie eben Gunſt des Zufalls und Gelegenheit verſtatteten; der bekannte „Hammel" wurde dieſen Herren ſo wenig wie den übrigen „prussiens" erſpart. Nach dem Diner kam ſein Plauderſtündchen bei der Cigarre am Kamin, dann ging es bis 1 Uhr Nachts wieder ans Dintenfaß. Natürlich wurde dies Tagesprogramm oft genug unliebſam unterbrochen, wenn es plötzliche Ereigniſſe gab und man ſich zu Pferde ſetzen mußte. — Bismarck's Arbeitszimmer in Verſailles lag hinten heraus nach dem Grünen. Es war ſo beſcheiden, wie ein kleiner Landpfarrer es irgend nur haben kann. — Depeſchen, Relationen, Akten bedeckten da die Tiſche, aufgeriſſene Couverts, Zeitungsblätter und Papierſchnitzel den Boden. Neben ſeinem noch winzigeren Schlafzimmer hatte man mit Mühe und Noth einen kleinen Salon eingerichtet, damit er die fremden Geſandten einigermaßen mit Anſtand empfangen könne. Ein Vorzimmer war nicht vorhanden und der Kanzleidiener mußte auf dem offenen Corridor kampiren. — Das war der ganze Apparat, welchen der Mann aufzuwenden hatte, durch deſſen Hände in dieſer großen Zeit die Fäden der Weltgeſchichte liefen. — So fruchtloſe Hoffnungen man ſich in Frankreich von den Verhandlungen zwiſchen Thiers und Bismarck gemacht hatte, eben ſo täuſchte man ſich im deutſchen Hauptquartier über den baldigen Fall von Paris. Wie uneinig die Parteien der ungeheuren Stadt in ſich auch immer waren, der Haß gegen uns, die eitle Verblendung der Uneinnehmbarkeit ihrer heiligen Stadt und die zäheſte Ueberzeugung eines baldigen Entſatzes machten alle Welt gegen uns einig und ließen Paris der ſteigenden Noth bis an die Grenzen der Unnatur trotzen. Gambetta hatte die Hauptſtadt mittels Ballon verlaſſen und machte ſich in Tours zum Kriegsminiſter, Schaaren von Brieftauben, ferner die Steenacker'ſchen Ballonpoſten unterhielten fortwährend den Verkehr der belagerten Stadt mit den Provinzen, und man muß billigerweiſe das Raffinement wie die Erfindungsgabe bewundern, durch welche die Pariſer es ermöglichten, uns länger Trotz zu bieten, als der ganze bisherige Feldzug gedauert hatte. Eine Alternative allein gab's, ſie mürbe zu machen, endlich Muthloſigkeit in ihre Reihen zu tragen, die Gewißheit, daß ſie weder durch ſich ſelbſt, noch durch die Provinzen befreit werden könnten und daß ſie einen Feind im eigenen Schooße trügen, der der Stadt ſchließlich fürchterlicher zu werden drohte, als die deutſche Belagerung. Dieſer Feind war das Proletariat, verbunden mit der ſocialiſtiſchen Demokratie, war der Kampf der Beſitzloſen gegen die Beſitzenden. Bereits waren Anzeichen dieſes Kampfes verſchiedentlich zu Tage getreten, ſeit dem 28. October aber, — als auch noch der Fall von Metz bekannt worden — erhob die Pöbelmeute offener ihr Haupt. Ueber das Wachſen dieſes Aufſtandes, ſeine Schandthaten, und wie durch eine nicht minder grauenvolle Reaction Paris den Händen dieſer Banditenhorden entriſſen werden mußte, erſparen wir uns für jetzt näheren Bericht. Wir wollen hier das nur anknüpfen, was den Grafen Bismarck betrifft. Nachträglich ſind von franzöſiſchen Blättern jene furchtbaren Erſcheinungen aus der grenzenloſen Noth, zumal der der unteren Claſſen, während der Belagerung hergeleitet worden und daß Verzweiflung, Unbildung, mit Verführung vereint, die Urſachen dieſer unnatürlichen Selbſtzerfleiſchung von Paris geweſen ſeien. Das iſt ſicherlich nicht falſch, es mag äußerlich zwingend bei ſolchen Zuſtänden gewiß mitgewirkt haben. Sie völlig zu entſchuldigen, vermögen dieſe Argumente indeß doch nicht. — Graf Bismarck war's, welcher die Commune nachmals in der Kammer —, ob auch nicht in Schutz nahm, ſo doch erklärte und zwar durch den ſchärfſten hiſtoriſchen Beweis, welchen man überhaupt zur Begründung einer Sache antreten kann. Die Commune des Jahres 1870, wie die des Jahres 1794 leitete Bismarck von einem uralten **Fehler** der ocialen Einrichtungen Frankreichs, von dem gänzlichen Mangel eines Gemeindelebens daſelbſt ab! Ein freies Städterecht, wie es das deutſche Mittelalter kannte, hat Frankreich nämlich **nicht.** Daß das Wort „Bürger“ ein rein ſtädtiſcher, ein ſocialer Begriff bei uns ſei, iſt dem Franzoſen völlig unfaßbar; „Citoyen“ heißt bei ihm Staatsbürger, aber nicht Bürger der Stadt So und ſo; „bourgeoisie“ iſt ihm nicht etwa ſtädtiſche Bürgerſchaft, ſondern die Conſorterie der Geldbeutel! Für den Begriff „Bürgerſchaft von Paris, Rheims u. ſ. w.“ giebt es in der ganzen franzöſiſchen Sprache gar kein Wort, was den **localen** und **häuslichen** Eindruck deſſelben nach deutſchen Begriffen wiedergäbe. In Frankreich iſt „Bürger“ ſein ein politiſch-abſtracter Begriff, in Deutſchland aber das concrete Recht des Individiums, eine locale Würde, eine Function. Bei uns iſt die Commune der innigſte und **friedlichſte** Begriff für das **zuſammengefaßte** Gemeindeleben! — Vor Ludwig XIV. gehörten die franzöſiſchen Städte durchweg nämlich den großen Feudalen, die Vorſteher derſelben waren Diener dieſer hohen Barone und Ludwig XIV. trat nur die Erbſchaft des decimirten Feudaladels als abſoluter Monarch an. Von Selbſtregierung, Freiheit der Gemeinde, von Gilden und Genoſſenſchaften, von einem Patrizierthume, wie jede kleine Stadt in Deutſchland ſie beſaß und heute noch beſitzt, kurz von der **Vergeſellſchaftung** der Individuen war **niemals** in Frankreich die Rede. Das eben iſt das ganze ungelöſt gebliebene Problem der erſten franzöſiſchen Revolution. Ihr eigentliches Ziel und Bedürfniß war das freie geſellige Bürgerthum, war, daß ſie den Menſchen als ſelbſtſtändig, ſelbſtthätig und ſelbſtherrſchend innerhalb des Gemeinweſens herzuſtellen trachtete, und dahin allein ſind die Erklärung der Menſchenrechte und Abbé Sieyes’ „questions“ zu verſtehen. Die erſte Republik konnte es nur bis zum Citoyen, dem Staatsbürger bringen; ſie hüllte ihn in eine Theatertoga, der Menſch aber ging **leer aus.** Die ganze franzöſiſche moderne Erziehung war aber nur geeignet, dieſe menſchliche **Leere**, dadurch aber eben das Bedürfniß nach Erſatz zu vergrößern, und ſo griff das hungernde Volk von Paris im Jahre 1870 in ſeiner Wuth wie Rathloſigkeit zu dem alten Mittel der Commune, ohne zu wiſſen, daß es das ſchlechteſte war, um irgend ein anderes Bedürfniß, als — das der räuberiſchen Beſtialität zu befriedigen. — Wir haben den Wortlaut der damaligen Explikation des Kanzlers leider nicht zur Hand, aber dieſelbe machte uns zur Zeit den Eindruck, daß Bismarck ungefähr **ſo** bei derſelben gedacht und gefühlt hat, als er ſelbſt der höchſten Verirrung unſerer Gegner hochſinnig Gerechtigkeit widerfahren ließ. — —

Die Art, wie England in dieſem Kriege Neutralität beobachtete, gab zu diplomatiſchen Controverſen Anlaß, aus denen das edle Albion mit ebenſo wenig Ehre wie bei der Alabama-Frage, überhaupt allen Fragen hervorging, wo ſeine merkantiliſche Natur ins Spiel kam. — Die ſüddeutſchen Staaten, im Kampf und Siege mit uns verbunden und wohl einſehend, welche Kraft in der Gemeinſamkeit deutſcher Stämme liege, begannen eine ſolche für ſich nun dauernd anzuſtreben und durch Verträge mit Norddeutſchland ſicher zu ſtellen. Baden und Heſſen waren die Erſten, welche (15. October) dieſen Schritt thaten, Bayern und Würtemberg folgten neun Tage ſpäter; Deutſchlands politiſche Einheit war hergeſtellt. Es galt nur noch den Frieden, um das gemeinſame Haus ſo auszubauen, daß alle Stämme deutſcher Zunge in ihm zu leben vermochten. Aber die eben erlangte politiſche Einheit genügte dem deutſchen Sinne noch nicht, dieſelbe ſollte eine innere und noch innigere, eine ethiſche Einheit werden. König Ludwig II. von Bayern gab dieſem Gefühle dadurch Leben, daß er am 3. December zu Verſailles die Anzeige machte: daß er die alte deutſche Kaiſerwürde für das Bundesoberhaupt anſtrebe. Noch im Laufe des Decembers ſtimmten alle Fürſten und freien Städte, alle deutſchen Volksvertretungen freudig bei. Am 18. bereits empfing König Wilhelm die Kaiſer-Deputation des norddeutſchen Reichstages. — Wir glauben annehmen zu dürfen, daß Graf Bismarck dieſer Erhöhung ſeines königlichen Herrn **gänzlich** fern ſtand.

Der Gedanke zu ihr wenigſtens entſprang einzig dem Enthuſiasmus des feurigen **Bayernkönigs** und den Intentionen derjenigen Fürſten, welche ſich mit demſelben zunächſt über die Angelegenheit vereinbart hatten. — — Der Schluß des Jahres brachte das Bombardement von Paris. — Wir ſagten wiederholentlich, daß die Stimmen für und wider daſſelbe im Hauptquartier wie in der Armee getheilt geweſen ſeien und gaben die Gründe an, welche ſowohl bei König Wilhelm, dem Kronprinzen, wie Grafen Moltke anfänglich gegen dieſe ſchwerwiegende Maßregel beſtimmend geweſen ſein dürften. Wir glauben auch nicht ganz mit der Behauptung fehl zu gehen, daß, außer den ſchließlich veränderten militäriſchen Geſichtspunkten, die politiſchen des Grafen Bismarck für das Bombardement den Ausſchlag gegeben haben dürften. Dieſelben mochten ſicher unabweisbarer Natur geweſen ſein. — Der Friede konnte nur zu Paris geſchloſſen werden, das heißt mit der daſelbſt befindlichen eigentlichen Regierungsgewalt, nicht mit der derzeitigen Delegation, welche ohnlängſt von Tours nach Bordeaux geflüchtet war. Derſelbe konnte nur durch eine geordnete National-Vertretung und eine von **ihr** ermächtigte und erwählte Regierung vollzogen werden. Dies zu erreichen, war unmöglich, ſo lange nicht Paris in unſeren Händen, kurz die vollendete Ohnmacht Frankreichs conſtatirt war. Wenn das Bombardement bisher unterblieben war, weil die Vorbereitungen nicht eher beendet werden konnten, die deutſche Armee erſt die Provinzen unſchädlich machen mußte, ſo trat die Nothwendigkeit, jetzt kurz und raſch zum Frieden zu kommen, um ſo gebieteriſcher auf. Alle vernünftigen Gründe, welche Graf Bismarck den Herrn Thiers wie Jules Favre in verſchiedenſten Conferenzen zu Gemüth geführt hatte, waren erſchöpft, der vernunftloſe Mund der Kanone ſprach fortan mit niederſchmetternden Gründen und ſeine Rhetorik bewies ſich als die eindringlichere.

Am 18. Januar 1871, dem Gedenktage, an welchem vor 170 Jahren die Proclamation des Kurfürſten Friedrichs III. zum Könige Friedrich I. von Preußen ſtattfand, nahm König Wilhelm im Spiegelſaal des Schloſſes von Verſailles die deutſche Kaiſerwürde an und ſchloß durch dieſen Akt den Einheitswillen der deutſchen Nation ab. — Die Gefühle, welche Bismarck an dieſem Tage beſeelten, ob ſie vielleicht auch nicht ausgeſprochen wurden, mögen wir ermeſſen, wenn wir auf ſeine Stellung wie ſeine Ideen im Erfurter Parlament, ſeine Beſtrebungen während ſeiner Geſandtenzeit zu Frankfurt, auf die — man kann wohl ſagen, geiſtigen Rieſenkämpfe zurückblicken, welche ihm in einer Reihe von 24 Jahren beſchieden waren, und wie nun doch der Ausſpruch des todten, — verkannten —, bei allen Prüfungen ſo geiſtig klaren Königs Friedrich Wilhelms IV.: „Die deutſche Kaiſerkrone wird **nur** auf dem Schlachtfelde erworben“ ſo großartig ſich bewahrheitet hatte! — —

Obwohl das deutſche Reich in ſeiner äußern Geſtaltung Weſenheit gewonnen hatte, ſo fehlte doch zu ſeinem Ausbau noch ſehr viel, und Jahre der Arbeit, vielleicht neue heiße Prüfungen gehörten dazu, das Werk zu vollenden. Was Bismarck zunächſt lag, war der Friede, und wie ſollte er erreicht werden? Das Bombardement ward fortgeſetzt, St. Denis brannte, im Innern von Paris raſte bereits der Aufruhr. Daß dieſe Zuſtände Frankreichs nicht halten konnten, die Regierung, welche die Republik ſich gegeben, weder politiſch zu Recht beſtand, noch Conſiſtenz hatte, ihr bereits der Zügel wieder entglitt, war zu gewiß. Mit Wem und Wie ſollte ein haltbarer Friede geſchloſſen werden? Es bedurfte Bismarck's ganzer Meiſterſchaft und ernſteſter Vorſicht, damit Deutſchland nicht um die Früchte ſeiner Siege ſich betrogen ſähe. —

Am 23. Januar hatte der Aufſtand der Communards im Paris die Axt an die Wurzeln der öffentlichen Gewalt gelegt, Trochu war vom Obercommando in Paris zurückgetreten und Vinoy hatte es übernommen, mit dieſem Chaos fertig zu werden. Paris ſtand vor dem Selbſtmorde! Da erſchien Jules Favre am 23. Abends zu Verſailles, um wegen des Waffenſtillſtandes zu verhandeln und die Harpyen des Hungers von der einſt ſo glücklichen Hauptſtadt endlich abzuwenden. — Die letzte Aggreſſion dieſes Mannes, der als ein guter Patriot, aber als ſehr unglücklicher

Staatsmann ſich erwies, war mißglückt. Zehn Tage zuvor hatte er ſich nämlich als Frankreichs Geſandter zur Pontus-Conferenz nach London begeben wollen und zu dieſem Behufe von Bismarck einen Geleitſchein aus Paris beanſprucht. Dieſe Reiſe bei der jetzigen Lage Frankreichs war höchſt auffällig! Sie hatte nur dann Sinn, wenn ſie benutzt wurde, noch einmal das Ausland zu Frankreichs Gunſten gegen uns zur Intervention aufzurufen! Bismarck verweigerte dieſen Geleitbrief mit dem Bemerken, daß es Favre's Pflicht ſei: „Paris in ſeiner Kriſis nicht zu verlaſſen und zur Löſung einer Kataſtrophe beizutragen, die zum großen Theil ſeiner Schuld zuzuſchreiben ſei." — Jetzt erſchien der gebrochene Septembermann, um mit dem ſtrengen Sieger zu unterhandeln. In einem Wagen des Commandanten von Verſailles, General von Voigts-Rhetz, an den Linien abgeholt, ſtieg er auf dem Boulevard du roi Nr. 1 in demſelben Hauſe ab, das — welche Ironie der Geſchichte — Demoiſelle Rachel, Frankreichs letzte Tragödin, vordem bewohnt hatte. Das Abſteigequartier des Geſandten des Pariſer Nationalcomités beſtand in einem kleinen Salon und einem Schlafzimmer mit drei Betten. In erſterem Raume ſtand in der Mitte ein kleiner Tiſch, den drei Seſſel umgaben. An ihm wurden die Verhandlungen Bismarck's mit Jules Favre begonnen; er wurde der Altar, auf welchem das gedemüthigte Frankreich ſeinen Trotz und Uebermuth opferte, um — leben zu können. Noch ſpät Abends begab ſich Bismarck zum Kaiſer, und am Morgen fand eine Berathung zwiſchen dem Kaiſer, dem Kronprinzen, Bismarck, Moltke, Roon und den commandirenden Generalen ſtatt. Nachmittags 3 Uhr kehrte Favre nach Paris zurück; um 12 Uhr bereits war das Feuer der deutſchen Batterien eingeſtellt worden. Am 26., 27. und 28. Januar wurden die Berathungen zwiſchen Bismarck und Moltke einerſeits, Jules Favre und General Beaufort andererſeits fortgeſetzt und an letztbenanntem Tage Abends die Waffenſtillſtands-Convention unterſchrieben. Sie war ein Meiſterſtück Bismarck'ſcher Staatskunſt, war die einzig mögliche Löſung des Gewirrs rechtloſer Zuſtände. — Die Convention beſtand aus 15 Artikeln, des Inhalts: daß Frankreich ein dreiwöchentlicher Waffenſtillſtand (bis 19. Februar) bewilligt ſei, dafür die Beſatzung von Paris (Linie und Mobile) mit Ausnahme von 12,000 Mann für den innern Dienſt, kriegsgefangen und in Paris zu interniren ſei. Die garde nationale-sédentaire übernimmt die Wahrung der innern Ordnung, die Deutſchen beſetzen alle Forts, Paris bleibt cernirt und darf ſich verpflegen, wenn es die Waffen abgiebt; es zahlt 200 Millionen Francs Contribution. Eine Conſtituante wird binnen 14 Tagen nach Bordeaux berufen, welcher die Erwählung einer neuen Regierung und der eigentliche Friedensſchluß obliegt. Die deutſchen Armeen bleiben in den eingenommenen Stellungen und eine neutrale Zone wird zwiſchen ihnen und dem Feinde gezogen. Belfort und die Armee Bourbaki's ſind von der Wohlthat der Convention ausgeſchloſſen. — — Der deutſche Kanzler ſah ſich in ſeiner Vorausſicht nicht betrogen. Indem die Convention ausgeführt wurde, trat überall im Lande die Friedensliebe zu Tage, die conſervativen Elemente erlangten gegen die Männer des äußerſten Extrems das Uebergewicht. Selbſt Paris zeigte ſich gemäßigter, als man nach dem bisherigen wilden Treiben hätte vermuthen können. Leider war dieſe Verſöhnlichkeit nur das vorübergehende Symptom der Erſchöpfung und des Hungers; die Magenfrage ſiegte eben in den erſten Tagen über die politiſche. Leider zeigte auch bei dieſer Convention Jules Favre ſeine alte unglückſelige Kurzſichtigkeit. In gerechter Befürchtung kommender Uebel hatte Bismarck dieſem Manne vorgeſchlagen, die Nationalgarde zu entwaffnen. Verblendeter Weiſe hatte Favre dieſelbe aber vertheidigt, und indem er ſeine Fiction durchſetzte, überließ er der kommenden Commune ſelber die Waffen gegen die franzöſiſche Regierung, drückte den Mordbrennern die Fackel in die Hände! — Die Wahlen zur Conſtituante gingen ordnungsmäßig vor ſich. Vergebens ſuchte ſie Gambetta durch ſein Wahlausſchreiben zu irritiren, um ſich am Ruder zu erhalten. Des eiſernen Bismarck's Proteſt vom 3. Februar ſchlug dieſe ſeine letzte Hoffnung nieder und Prinz Friedrich Carl ſorgte für die Sicherung der Wahlfreiheit. — Uebrigens handelte, zu ſeiner Ehre muß das eingeräumt werden, Gambetta mit ſeiner letzten Proclamation nicht blos wie ein ehrgeiziger Egoiſt. Er ſtand verlaſſen und wußte ſich nicht zu helfen. Man muß ihn milder beurtheilen, wenn man berückſichtigt, was Valfrey im dritten Bande der „Histoire de la défense nationale“ über den Conflict zwiſchen Gambetta und der Pariſer Regierung mittheilt. Es ergiebt ſich zum Beiſpiel aus dem Werke, daß Jules Favre in ſeiner Depeſche an Gambetta über den Abſchluß des einundzwanzigtägigen Waffenſtillſtandes des wichtigen Umſtandes gar nicht erwähnt hat —, was doch **kaum** bloßer Leichtſinn ſein konnte, — daß die Bourbaki'ſche Oſtarmee und Belfort von der Stipulation ausgeſchloſſen blieben!! Gambetta war ſich ſelbſt überlaſſen, und daß er die Anhänger des bonapartiſtiſchen Regimes ihres Wahlrechts für verluſtig erklärte, das iſt ihm unter den damaligen Umſtänden kaum zu verdenken. Jules Simon trug das Wahldecret der Pariſer Regierung, durch das Gambetta annullirt wurde, tagelang mit ſich herum, ohne den Muth zu haben, es Gambetta oder der Oeffentlichkeit zu übergeben!!

Die Majorität der Friedenspartei war für Bordeaux geſichert, Paris zahlte die Contribution, General Leflô wurde an Gambetta's Stelle Kriegsminiſter und Adolphe Thiers zum Chef der neuen Executive erwählt. Am 20. Februar bereits war Graf Bismarck im Stande, die Miniſter Bayerns, Würtembergs und Badens zur Theilnahme am Friedenswerke einzuladen. — Fünf Tage ſpäter erſchien König Carl I. von Würtemberg zum Beſuche in Verſailles, und beim Feſtdiner des 26. Februar konnte Kaiſer Wilhelm I. die eben unterzeichneten Friedens-Präliminarien ſeinen Gäſten mittheilen. Elſaß und Lothringen mit Metz und Straßburg für Deutſchland wiedergewonnen und 5 Milliarden Francs, binnen drei Jahren zahlbar, waren der Kaufpreis, für den die deutſchen Sieger den franzöſiſchen Boden verlaſſen wollten. — So lange es eine Kriegsgeſchichte giebt, iſt ſolch ein Friede nicht geſchloſſen worden und die rieſige Dimenſion der Summe, mit welcher Frankreich ſeine Freiheit erkaufen mußte, bürgte dafür, daß dieſelbe ein Pfand ſei, den alten ruheloſen Feind durch Erſchöpfung in der Friedensliebe zu beſtärken. Es war ein Akt gerechten Fürſtendankes, daß Kaiſer Wilhelm Angeſichts dieſer Thatſachen ſeinen „médecin“ Bismarck und den Schlachtenmeiſter Moltke tiefbewegt in die Arme ſchloß. Am 2. März, während wir Paris beſetzten, ward der Friede von Wilhelm I. ratificirt, deſſen Präliminarien Bismarck mit der goldenen Feder von Pforzheim abgeſchloſſen hatte. Als dieſer merkwürdige Akt zwiſchen ihm und Thiers ſich vollzog, äußerte Letzterer aufathmend: daß nun der Friede für immer geſichert ſei. Bismarck entgegnete kalt: „Ich bezweifle das! Mein Geſchlecht, ſo alt es auch iſt, hat noch kein Jahrhundert erlebt, ohne daß nicht eine Generation deſſelben gegen Frankreich gekämpft hätte; ich fürchte, das wird auch künftig ſo ſein!“ — —

Wenige Tage ſpäter löſte ſich der deutſche Cernirungsgürtel von Paris. Unſere Truppen zogen jubelnd oſtwärts über die Seine, die Forts wurden den Franzoſen wiedergegeben und — die Schreckensherrſchaft der Commune begann! Sie dauerte zwei Monate. Abertauſende verbluteten im Straßenkampfe und auf der Ebene von Satory, die ſchönſten Theile von Paris äſcherten die Petroleure ein. —

Wir begeben uns aller Beſchreibung des Jubels in Deutſchland über die Beendigung dieſes Krieges, der Bewunderung und Liebe, wie der Ehre, welche man den Männern entgegenbrachte, die wörtlich die Begründer der neuen deutſchen Zeit geworden waren. Kaiſer Wilhelm I. belohnte ſeinen Miniſter Bismarck mit dem Größten, Höchſten, was er zu vergeben hatte, — dem Fürſtenrange. — —

Der goldene, ſelige Friede war gekommen, jeglichem Staate, jeder Familie ja ſo theuer! Der Krieger durfte endlich die blutige Wehr ablegen, die Wunden ſollten ſich ſchließen, die Thränen, — auf ſo viel tauſend Heldengräbern geweint, — durch die heilende Zeit getrocknet werden. Wenn das kampfesmüde Deutſchland aber glaubte, Ruhe zu haben, in Eintracht ſein inneres Glück erbauen zu dürfen, dann täuſchte es ſich. Unſer Volk hatte wohl den Feind, den es ſah, bewältigt, aber den größeren **unſichtbaren**, den **eigentlichen** Feind deutſcher Einheit und Größe, das von den Jeſuiten regierte **Welſchthum**, den Verderber im eigenen Schooße, **nicht!** — — —

Bisher hatten Katholiken und Proteſtanten friedlich neben einander gelebt, man hatte der Herrſchaft Roms im blinden Vertrauen einen unheilvollen Spielraum gegeben, ihr verſtattet, ſich Rechte anzumaßen, durch welche ſie ſich zum Staat im Staate gemacht, ihm den wichtigſten Theil des Regiments über ſeine Angehörigen aus den Händen gewunden hatte. Das rächte ſich bitter! Die römiſche Kurie hatte bisher zwar ihre Macht mit betriebſamer Heimlichkeit immer weiter ausgebreitet, aber doch ſo lange die loyale Unterſtützerin der Autorität geſpielt, als ſie ſich auf die beiden größten Militärſtaaten Europa's, Oeſterreich und Frankreich, ſtützen konnte; ſie war ſich noch der Majorität der Völker und der Bajonette bewußt! Frankreich, — ſeinen letzten Hort fallen, — das deutſche Reich in **nie** geträumter **Einheit** erſtehen zu ſehen, in den Hohenzollern eine neue Kaiſerdynaſtie zu erblicken, das konnte die finſtere Macht nicht ertragen, welche ſich in unſeren Gauen nur durch das „divide et impera“ zu erhalten gewußt hatte. — Von dieſem Augenblicke an erinnerte ſie ſich, daß dieſelben Zollern, unter denen ſich Jeſuiten-Convicte und Miſſionen ſo luſtig eingerichtet hatten, **Ketzer**-Fürſten ſeien, und die Infallibilität, die Verfluchung der neuen Zeit waren die Waffen, mit denen ſie als Alliirte des Gefangenen von Wilhelmshöhe in die Arena getreten war. Bayern, der angreifbarſte aller katholiſchen Staaten, Rhein und Schleſien waren ihre Heerlager geworden, um von dort aus der neugegründeten deutſchen Eiche das Eiſen ins Mark ihres Stammes zu ſchlagen. Wie im Kampfe der Schwerter, ſo auch im Kampfe der Geiſter, ſollte Deutſchland die Kraft ſeiner Einheit bewähren müſſen. — Dieſer Kampf aber ſollte die Majeſtät des erſten deutſchen Reichstages, die Gewalt und Erhabenheit deutſcher Sitte und Rechtlichkeit gegen welſche Tücke und Verkommenheit glänzend darthun. Rüſtig ſchritt derſelbe zur That! — Der ultramontane Reichsfeind hingegen hatte in die ſogenannte „Centrumsfraction“ ſeine Champions geſendet, und das Gebahren dieſer Leute, wie der Biſchöfe daheim in den Bundesſtaaten, that dar, daß die römiſche Kirche zu einer ganz gewöhnlichen politiſchen Partei herabgeſunken ſei. Schon die Debatten über die Wahlbeeinfluſſungen enthüllten die klerikalen Umtriebe und als die Vertreter Bayerns, vorauf ihr wackerer Kultusminiſter von Lutz, die Initiative gegen dieſelben ergriffen, mit ſchlagender Schärfe den Nothſtand gerade der dortigen Regierung gegen den römiſchen Klerus nachwieſen und den Norden zum Helfer aufriefen, da eilte Alles zu der tönenden Redeſchlacht, aus der der deutſche Geiſt und die deutſche Autorität des Rechts ſiegreich hervorgingen! — Wir unterlaſſen es, die wuchtigen Speerſtöße alle wiederzugeben, welche Fürſt Bismarck gegen die feindliche Hydra that.*) Der Kampf hatte zunächſt die Folge, daß ſich die conſervative Partei und ein gut Theil alter Freunde von ihm loslöſte, weil er ihnen zu liberal war, ſie ihm das freimüthige Wort nicht vergeſſen konnten: „Nach jedem Kriege **conſtitutioneller!**“ Sie begriffen nicht, daß, nachdem Bismarck „Deutſchland in den Sattel geſetzt hatte“, er es nun auch auf dem gepanzerten Roſſe ſeiner Bundesverfaſſung der Sonne entgegenziehen ließ. „Reiten wird es ſchon können“, hatte er prophezeit, und in der That, Deutſchland lenkte über all das Gewürm den tönenden Huf und ſchmetterte es ſtückweis zu Grunde. — Die Freiſprechungen, welche zu Melun und Paris von Geſchworenen über Mörder deutſcher Soldaten gefällt worden waren, gaben Bismarck zu der Trohnote vom 7. December Anlaß, durch welche ſogleich angezeigt wurde, daß ſolchen Eventualitäten gegenüber die deutſchen Befehlshaber in den occupirten Provinzen den Befehl erhalten hätten, durch Verhängung des Belagerungszuſtandes die Militärgerichtsbarkeit für Verbrechen gegen die Truppen zu ſichern, und ſtellte bei ähnlichen

---

*) Wir verweiſen betreffs dieſer Debatten auf die Staatsſchriften, welche im Verlage von Fr. Kortkampf, Berlin 1872, eben erſchienen ſind, nämlich: „Verhandlungen des Reichstags vom 24. Februar 1870“, nebſt Supplement: „Staat oder Geiſtlichkeit in der Schule“; ein ſtenographiſcher Bericht der Verhandlungen des preußiſchen Abgeordnetenhauſes bei Gelegenheit der Unterrichtsdebatte (2 Bände); — „Für und wider die Jeſuiten“, ſtenographiſcher Bericht der Reichstags-Verhandlungen, erſter Theil. — Wir glauben überhaupt die Pflicht zu haben, den Staatsſchriften-Verlag der Firma Kortkampf Staatsbeamten wie Politikern jeglicher Richtung zu empfehlen. D. B.

Fällen in Ausſicht, daß man ſich franzöſiſcher Geiſeln verſichern werde. Die Depeſche ließ ferner auch die Möglichkeit durchſchimmern, daß ſolche Akte des Haſſes gegen Deutſchland möglicherweiſe auch die Verlängerung der Occupation, ſicher aber die Verſchärfung der Beziehungen zu Frankreich zur Folge haben könnten! Das wirkte! Man war in Paris beſtürzt und wurde etwas vorſichtiger in ſeiner Rechtſprechung. — Gegen Jahresſchluß machten zwei Kundgebungen dem deutſchen Reiche gegenüber Aufſehen, welche von Rußland und Oeſterreich ausgingen; ſie fanden in der öffentlichen Meinung indeß ſehr verſchiedene Würdigung.

In Petersburg beging man das St. Georgs-Ordensfeſt und der Czar hatte hierzu als Ordensritter den Prinzen Friedrich Carl, Herzog Paul von Mecklenburg-Schwerin, Grafen von Moltke, Major de Claer, die Generale von Alvensleben, von Werder, von Barnekow, von Budritzki, Oberſtlieutenant Grafen Linar und andere Herren vom preußiſchen Heere eingeladen. — Man wird ſich erinnern, was ſeinerzeit die In- und Auslands-Preſſe über die Bedeutung des Empfangs derſelben, über den Toaſt des Kaiſers, die Haltung des Czarewitſch und das Benehmen des Publikums wie der Zeitungen Rußlands geſagt hat. Im Allgemeinen war das Urtheil, wenn nicht gerade abſprechend, ſo doch ſelbſt von Berliner Blättern höchſt zweifleriſch. War man auch geneigt, anzuerkennen, daß Kaiſer Alexander Preußen und den neuen Verhältniſſen geneigt ſei, ſo ſprach man dies dem ruſſiſchen Thronfolger hingegen ab. Es wurde nicht nur des Letzteren bisheriges antideutſches Benehmen hervorgehoben und daß er, wohl nur „durch Befehl gezwungen“, bei dem Feſte erſchienen ſei, kurz der ſchon ſonſt gehegte Argwohn, uns blühe über kurz oder lang doch noch ein „ruſſiſcher Krieg“, wurde als durch dieſes Feſt keineswegs beſeitigt erachtet. Seit der Drei-Kaiſer-Zuſammenkunft jüngſt im September denkt man hierüber anders, dennoch könnte aber der Verdacht noch beſtehen bleiben, daß, — wenn die Väter auch noch ſo einig ſeien, die Söhne deshalb künftig es doch nicht zu bleiben brauchten. — Wir maßen uns nicht an, den Zweifel hierüber zu löſen, obwohl ſich, — vom Czarewitſch ganz abgeſehen, — andere politiſch beruhigende

Motive wohl noch anführen ließen. Wir erzählen hier indeß folgenden Hergang, welcher uns von einem Zeugen des St. Georgs-Bankets am 8. December 1871 mitgetheilt wurde, deſſen Namen wir nur zu nennen brauchten, um jeden Zweifel auszuſchließen.

Als Kaiſer Alexander beſagten Toaſt ausbrachte, befand ſich unſer Gewährsmann der Gruppe unmittelbar nahe, in welcher, — außer den preußiſchen Gäſten, — der Kaiſer Alexander, der Czarewitſch, und unter anderen hohen Damen auch Großfürſtin Helene, die bekannte Freundin deutſchen Weſens, ſich befand. Kaiſer Alexander hatte ſeinen Trinkſpruch mit den Worten geſchloſſen: „Ich wünſche und hoffe, daß die innige Freundſchaft, die uns (Rußland und Preußen) verbindet, auch bei den **künftigen Generationen** fortdauern wird, ebenſo die Waffenbrüderſchaft unſerer beiden Armeen, welche aus einer ewig denkwürdigen Zeit datirt. Ich ſehe darin die beſte Garantie für Aufrechthaltung des Friedens und der geſetzlichen Ordnung in Europa!“ Hierauf warf der Kaiſer das Glas nach altruſſiſcher Sitte hinter ſich, damit Niemand mehr aus ihm trinken könne. Als es in Scherben ſplitterte, rief der Czarewitſch halblaut und erregt vor ſich hin: „Das walte Gott!“ Freudig neigte Alexander II. ſich da zu Großfürſtin Helene und ſagte: „Er iſt ein aufrichtiger Junge!!“ — Unſer Zeuge ſetzte dieſer Erzählung noch hinzu: „Der Czarewitſch wurde eben nicht zum Thronfolger erzogen, und daß Prinzeſſin Dagmar uns nicht liebt, muß man ihr wohl verzeihen, aber der Thronfolger iſt eine gerade, offene und durchaus treuherzige Natur!“ — Eine andere, nicht weniger wichtige Thatſache war die durchaus verſöhnliche, vom Geiſte wahrer Staatsweisheit erfüllte Thronrede Kaiſer Franz Joſephs am Jahresſchluſſe, welche für Oeſterreichs und Preußens freundſchaftlich-brüderliche Beziehungen eben ſo frohe Ausſicht bot, als für den innern Frieden und die Entwickelung des ſchönen und ſo geſegneten Oeſterreich.

So hatte man denn, was Auslandspolitik wie innere Conſolidirung des neuen deutſchen Weſens betrifft, alle Urſache, mit Genugthuung in das Jahr 1872 zu treten. Es brachte des Neuen und Beſſeren unendlich viel, aber auch den erhöhten Kampf mit Rom. — Freitag, den 12. Januar, gab der Kultusminiſter von Mühler ſeine Demiſſion, für deren Annahme das Cabinet ſich einmüthig ausſprach. Mühler war bisher der Einzige geweſen, welcher ſich in das Regenerationsbedürfniß Preußens, in die großſinnigen Ideen ſeiner Collegen nicht finden konnte. An ſeine Stelle trat am 22. Januar der Geheime Ober-Juſtizrath Dr. Falk. Obwohl nur als tüchtiger Beamter, politiſch aber noch gar nicht bekannt, übernahm er ſein Amt zu einem ſehr ſchwierigen Zeitpunkt. Es galt die Schöpfung des neuen „Schulaufſichtsgeſetzes“ und den Eintritt in den Kampf gegen die klerikalen, immer maßloſer wachſenden Gelüſte. Wenn man jedoch ein Recht hat, von dem Vater auf den Sohn ſchließen zu dürfen, ſo konnten Diejenigen, welche den verewigten Ober-Conſiſtorialrath Dr. Falk durch eine lange Reihe von Jahren in der reformirten Kirche zu Breslau predigen gehört und ſeine Seelſorge genoſſen hatten, gewiß die bedeutendſten Erwartungen von dem neuen Kultusminiſter hegen. Wenn der Kultusminiſter Nichts weiter in Zukunft thäte, als das kirchliche Lehramt überall durch Männer zu verjüngen, die ſeinem Vater geiſtig ähnlich ſind, ſo würde er für den deutſchen Gottesglauben unendlich Segensreiches gewirkt haben!! Als ſeines Vaters Sohn bewährte er ſich denn auch von Anbeginn, und dem Gedanken eines bekannten Witzblattes: den Falken auf Bismarck's Fauſt zu ſetzen, ſtimmen wir aufrichtig bei. Möge der Falke ohne Unterlaß denn auf alles räuberiſche Gevögel unter dem deutſchen Himmel ſtoßen, das wird die beſte Falkenbeize ſein, ſo je in unſeren Gauen gehalten wurde! — Der Kampf, welcher mit Mühler's Fall begann und der Genehmigung des Schulaufſichtsgeſetzes in der Zweiten Kammer endete, ging ſo zu ſagen — „aufs Meſſer“. Die katholiſche Centrumsfraction hatte ſich durch die proteſtantiſche Reactionspartei verſtärkt, welche Bismarck Rache geſchworen hatte, ein Parteigänger des Welfenthums aber commandirte die Cohorte. Nicht genug! Bevor es noch an den eigentlichen Strauß gegangen war, wurde, wie berichtet wird, — auf einem Hofballe am 8. Januar geradezu für Bismarck's

Sturz intriguirt, und alle offenen, wie verſteckten Pfeile des Parteiköchers auf den Fürſten entſendet!! Es hieß wahrhaftig doch einer Hohenzollernſeele den ſonderbarſten Undank, die charakterſchwächſte Inconſequenz zumuthen, wenn man glaubte, er werde den Schöpfer der größten Epoche, welche Deutſchland je geſehen hatte, wegſchicken, weil es den Muckern und den Kutten, den Spiritiſten und Seelenſchreibern ſo gefiel! Bismarck blieb, Mühler ging, mit ihm die katholiſche Schulabtheilung im geiſtlichen Miniſterium, und als die Schulaufſichtsdebatte ihr höchſtes Stadium erreicht hatte, ſoll, — wie verlautet, — der Fürſt für alle Fälle ſogar ein königliches Auflöſungsdecret in der Taſche gehabt haben! Wenigſtens trat er mit ſeinem „Falken“ ſo auf, daß er es hätte bei ſich gehabt haben können! — Bereits am 30. Januar, bei Gelegenheit der Etatsberathung für das Kultusminiſterium, erſchienen die Herren Reichenſperger (Coblenz) und Mallinckrodt gegen die Regierung in der Arena, ihnen folgte der größte der Matadore: Windthorſt! — Fürſt Bismarck erklärte, er würde einen katholiſchen Collegen mit Freuden im Miniſterium begrüßen: „aber wie die Sachen augenblicklich liegen, — in einem conſtitutionellen Staate bedürfen wir Miniſter einer Majorität, die unſere Richtung im Ganzen unterſtützt!“ Er fragt darauf den Vorredner, ob er glaube, wenn das Miniſterium aus ſeiner Fraction gewählt werde, daß demſelben eine Majorität zur Seite ſtehen würde. „Ich habe es von Haus aus“, fährt er fort, „als eine der ungeheuerlichſten Erſcheinungen betrachtet, daß ſich eine confeſſionelle Fraction in einer politiſchen Verſammlung bildete.“ Mit draſtiſchem Humor geißelt er das theologiſch-politiſche Princip dieſer Fraction, indem er ein Bild des Zuſtandes entwarf, der eintreten würde, wenn man in allen Verwaltungs-Kategorien, wie im Abgeordnetenhauſe, nun auch zu evangeliſchen, lutheriſchen, reformirten und jüdiſchen Fractionsbildungen ſchreiten würde, und bezeichnete die Bildung der katholiſchen Fraction für nichts Geringeres, als eine Mobilmachung der Preußenfeinde gegen den Staat! Wenn die Miniſterberathungen von der Confeſſion abhängig werden würden, ſo würde jede Miniſterverantwortlichkeit unmöglich ſein. Die katholiſche Abtheilung hätte fallen müſſen, weil ſie nicht mehr die Rechte des Staats in Bezug auf die katholiſche Kirche vertrat, ſondern die **Rechte** der **Kirche** innerhalb des Staats und **gegen** den Staat! Ein päpſtlicher Nuntius wäre ihm ſtatt dieſer Abtheilung immer noch plauſibler geweſen, weil dann „Jedermann weiß: **Was** Der vertritt“, und „man ihm gegenüber eben die Vorſicht beobachtet, die man Diplomaten gegenüber innehält.“ Bismarck verſichert, die Regierung habe den Willen, daß jede Confeſſion, beſonders die durch große Volkszahl bedeutende des Katholicismus, innerhalb des Staats ſich in voller Freiheit bewege, „daß ſie außerhalb ihres Gebietes eine **Herrſchaft** übe, **das** können wir in der That **nicht** zugeben, und ich glaube, der Streit liegt mehr auf dem Gebiete **der Eroberung** für **hierarchiſche Beſtrebungen,** als dem der Vertheidigung!“ Zündender konnte gewiß kein Wetterſtrahl wirken, als dieſe Argumente, und das Centrum brannte lichterloh. Der große Streit des Tages war mit dem 8. Februar in ſein zweites Stadium getreten, nämlich der Vorberathung des „Schulaufſichtsgeſetzes“. Fürſt Bismarck überließ das Terrain den Parteien diesmal bis zum Schluß, wo er Windthorſt erklärte, daß er eine lange Probe im monarchiſchen Dienſte hinter ſich habe; dem Herrn Abgeordneten für Meppen ſtehe dieſe Probe aber noch bevor. — Am 9., namentlich 10. Februar erreichte das Turnier den Höhepunkt und ſchloß mit der Abſtimmung. Das Streitobject ward völlig ausgetragen, als neu aber kam hinzu, daß die polniſche Sache ihre nähere Beleuchtung fand. Bismarck verſicherte: „Meine nächſte Aufgabe wird ſein, die deutſche Sprache auch in jenen polniſch redenden Theilen Deutſchlands mehr zu fördern, damit es der dortigen Bevölkerung möglich wird, ſich eine Kritik über die Handlungen der Regierung ſelbſt zu bilden. Von dieſer Tendenz werden ſowohl das Unterrichtsgeſetz, wie alle Vorlagen der Staatsregierung ausgehen!“ Er ergänzte ſpäter noch ſeine Meinung, daß er ſich nicht über die unfreundliche Haltung der polniſchen Bevölkerung, wohl aber die des polniſchen Adels beklagt habe.“ Am Tage der erſten Abſtimmung war das Gefecht am bitterſten. Mächtig ritt die Gegenpartei mit vollen Lanzen an. Der erſte Kämpe von Mallinckrodt hatte indeß das Unglück, ſeinem ſinkenden Freunde Windthorſt dadurch beizuſpringen, daß er ſagte: „Wir (Centrumsfraction) ſind ſtolz darauf, in unſerer Mitte ein ſo hervorragendes Mitglied zu haben; man hat eine Perle annectirt und **wir** haben ihr die richtige Faſſung gegeben!“ Nicht blos, daß dieſer Auslaſſung ſtürmiſche Heiterkeit folgte, vollendete Fürſt Bismarck die eingetretene Bügelloſigkeit durch die ſardoniſche Bemerkung: „der Herr Vorredner nannte den Herrn Abgeordneten (für Meppen) eine Perle; ich theile dieſe Auffaſſung in einem Sinne vollkommen. Für mich hängt aber der **Werth** einer Perle von ihrer **Farbe** ab; ich bin darin etwas wähleriſch!“ — Damit war Alles aus; die Dioskuren des Centrums ſtürzten auf den Grund! Dem Ultramontanismus aber ſchleuderte Bismarck entgegen, was bisher derſelbe gegen das Reich unternommen habe. Eclatant wies er nach, wie überall in Frankreich, Spanien, Italien die Geiſtlichkeit national ſei, ſie ſtelle immer den Patriotismus voran, „nur ganz allein in **Deutſchland** tritt uns die eigenthümliche Erſcheinung entgegen, daß die katholiſche Geiſtlichkeit einen entſchieden **internationalen** Charakter trägt!“ — Bei namentlicher Abſtimmung wurde das Schulaufſichtsgeſetz mit 197 gegen 171 Stimmen in der Vorberathung, dagegen in der Schlußberathung, bei welcher Bismarck jeden Compromiß mit den Conſervativen in dieſer Sache zurückwies und erklärte, daß er gegen dieſelbe **jedes** conſtitutionelle Mittel zur Anwendung bringen werde, mit 207 gegen 155 Stimmen angenommen! Die Niederlage der Klerikalen war vollſtändig! — Ueberall in Deutſchland, ſogar in Wien, ward ſie mit Jubel begrüßt. Einen beſonders gravirenden Nachklang fand dieſelbe noch in dem romantiſch-heitern Ende des Domherrn Kozmian zu Homburg.

„Si cum Jesuitis,
Non **cum Jesu**-itis!“

„So Ihr mit den Jeſuiten ſeid, werdet Ihr **niemals** mit Jeſu ſein!“ Der alte Spruch fand ſeine glänzendſte Beweisführung in dem unchriſtlichen und rebelliſchen Benehmen der Ultramontanen gegen das neue deutſche Reich. —

Im preußiſchen Abgeordnetenhauſe war das Aufſichtsgeſetz durchgegangen, es fragte ſich nun, wie ihm vom Herrenhauſe mitgeſpielt werden würde. Nach den erlebten Debatten, dem unverhohlenen Bruche, welchen das alte Organ der Conſervativen mit der Regierung proclamirt hatte, mußte ein neuer Kampf bevorſtehen. Bismarck's Entſchloſſenheit in dieſer Sache ließ jedoch vermuthen, daß er mit „allen conſtitutionellen Mitteln" ſie durchzuſetzen bei der Hand ſei. — Am 6. März begann im Herrenhauſe die Generaldebatte. Nach dem Antrage des Grafen Brühl, welcher dahin ging, das Schulaufſichtsgeſetz als Verfaſſungs-Aenderung zu betrachten, referirte v. Kleiſt-Retzow, daß Petitionen mit 18,000 Unterſchriften gegen und 17,000 Unterſchriften für das Geſetz eingegangen ſeien, in neueſter Zeit aber mehrere Petitionen von Paſtoren gegen das Geſetz **zurückgezogen** worden wären. Dieſe Thatſachen geben ein Bild der Tragweite, welche man dem Geſetze im Lande beimaß. — In einer Reihe ſtolzer und bekannter Namen traten unſere Peers für und wider auf. — Fürſt Bismarck wendete ſich zunächſt gegen Graf Bninski. Indem er denſelben von ſeinen übrigen polniſchen Adelsgenoſſen trennte, ſetzte er auseinander, daß die Erlernung der deutſchen Sprache in den polniſchen Landestheilen Hauptziel des Aufſichtsgeſetzes ſei. Er theilte mit, wie elend die polniſchen Schulen verwaltet würden, welchen Einfluß die Geiſtlichkeit übe, welche ſociale wie politiſche Herrſchaft ſie ſich über das Volk angemaßt habe. Er theilte Thatſachen über Agitationen mit, unter anderen aus einem ultramontanen Briefe den Paſſus: „Wenn wir auch von den deutſchen Fürſten Nichts zu erreichen hoffen, ſo ſteht doch früher oder ſpäter mit Sicherheit in Ausſicht, daß die katholiſchen Mächte zu **Gunſten Sr. Heiligkeit einſchreiten** werden, und dann werden die deutſchen Fürſten nicht wagen, dieſes Einſchreiten zu hindern, wenn ſie durch die (polniſchen) Petitionen den Eindruck bekommen, daß die katholiſche Bevölkerung damit ſehr unzufrieden ſein würde!" — **Bismarck** erklärte dieſen Gedanken als den Verſuch einer Anlehnung an

fremde Mächte. Auf den Conſervatismus übergehend, ſagt er: „Redner vor mir haben behauptet, dieſer Geſetzentwurf ſei ſo unerklärlich, daß man ihm nothwendig den Hintergedanken unterſchieben müſſe: wenn die Regierung den angebotenen Compromiß nicht annehme, müſſe ſie die Abſicht haben, mit der conſervativen Partei zu brechen. Keine Regierung hat je ein Intereſſe, mit einer conſervativen Partei zu brechen, aber die Partei beſorgt das mitunter ſelbſt!“ — Er deutete an, daß die Conſervativen ſelbſt Schuld hätten, wenn die Regierung ſich mehr nach links anlehne, und welche Einflüſſe im Conſervatismus jetzt thätig ſeien, — geißelte die übertriebenen Argumente von Parteiblättern, wie der „Bayriſchen Volkszeitung“, der Berliner „Germania“ und anderer Jeſuitenblätter, und ſchloß: „Was uns beſtimmt hat, dieſes Geſetz vorweg zu nehmen aus dem Unterrichtsgeſetze, und gerade jetzt die Geduld nicht mehr zu haben, die wir hatten, das war die Erwägung, daß wir früher in einem von ganz Europa beneideten confeſſionellen Frieden gelebt haben. Es war das ein Verdienſt, welches die preußiſche Staatsregierung hatte, auch mit derjenigen Confeſſion, mit welcher für eine evangeliſche Dynaſtie es am ſchwierigſten zu leben iſt, mit der römiſch-katholiſchen Confeſſion in einem von dieſer unumwunden anerkannten guten Vernehmen zu leben. Dieſer Friede begann aber minder ſicher für uns zu werden von dem Augenblicke an, wo Preußen mit ſeiner evangeliſchen Dynaſtie eine ſtärkere politiſche Entwickelung nahm. So lange neben Preußen zwei katholiſche Hauptmächte in Europa waren, von denen jede einzeln gedacht für die katholiſche Kirche eine ſtärkere Baſis zu ſein ſchien, als Preußen, das kleinere Land, da haben wir dieſen Frieden gehabt; er wurde ſchon bedenklich und angefochten nach dem öſterreichiſchen Kriege, nachdem die Macht, welche in Deutſchland eigentlich den Hort des römiſchen Einfluſſes bildete, im Jahre 1866 im Kriege unterlag und die Zukunft eines evangeliſchen Kaiſerthums in Deutſchland ſich deutlich am Horizonte zeigte. Aber man verlor die Ruhe auf der andern Seite vollſtändig, als auch die zweite katholiſche Hauptmacht in Europa denſelben Weg ging und Deutſchland einſtweilen anerkannt die größte Militärmacht und einſtweilen, und vielleicht, — je nachdem es Gott will, — auf längere Zeit hin die größte Schwerkraft in der politiſchen Waage wurde, ohne unter einer katholiſchen Dynaſtie zu ſtehen. Ich will den ganzen Cauſal-Zuſammenhang nicht entwickeln! — Gleichmäßig mit dem Wachſen Preußens haben wir die Beeinträchtigung des confeſſionellen Friedens von Hauſe aus geſpürt, und man hat nach vielen Mitteln gegriffen, um Waffen gegen uns in die Hand zu bekommen. Wie vom Standpunkte unſerer Diplomatie die Sache ſich verhält, das will ich Ihnen mit wenigen Worten aus einem Berichte darlegen, der mir gerade mit der heutigen Poſt hier zuging von einem unſerer erfahrenſten und angeſehenſten Geſandten. — Der Bericht iſt friſch aus dieſem Monat und iſt mir, während ich hier eben die heutige Poſt durchſah, unter die Hände gekommen, aber er überhebt mich der eigenen Aeußerung. Der Herr Berichterſtatter ſagt: „Wenn ich meine perſönliche Meinung ausſprechen ſoll, ſo geſtehe ich, daß ich keinen Augenblick daran gezweifelt habe, daß die in Frankreich gewünſchte Revanche durch **religiöſe** Zerwürfniſſe in Deutſchland **vorbereitet** werden ſoll und nur auf **dieſem** Wege Hoffnung auf Erfolg haben kann. Man will die deutſche Einheit und Kraft auf dem Wege lähmen. Ein einflußreicher Theil des katholiſchen Klerus, der von Rom aus geleitet wird, iſt der franzöſiſchen Politik dienſtbar, weil mit ihr die Hoffnungen auf die Reſtauration im Kirchenſtaate zuſammenfallen. In Frankreich iſt vorübergehende Verſchmelzung oder vielmehr gegenſeitige Dupirung des klerikalen und republikaniſchen Elementes möglich, ſobald der Klerus Rache an Deutſchland und Wiederherſtellung der franzöſiſchen Hegemonie offen auf ſeine Fahne ſchreibt, unter welcher Regierungsform es ſei. So hofft man wieder zu erſtarken, während in Deutſchland durch wohlorganiſirte Arbeit des von Paris, Rom, Genf, Brüſſel geleiteten Klerus kirchliche Zerwürfniſſe mit aller Anſtrengung vorbereitet werden." Es iſt dies ein an Seine Majeſtät den König gerichteter amtlicher Bericht. — In einem andern Paſſus heißt es: „Man mache ſich keine Illuſionen darüber, daß gleichzeitig mit der Revanche gegen Deutſchland der

Schlag gegen **Italien** vorbereitet wird, in der Hoffnung, daß Deutſchland durch innere religiöſe Wirren paralyſirt werden ſoll, und daß das klerikale Element, während es in Deutſchland und Polen langſam zerſtörend wirkt, in Italien offen das franzöſiſche Banner aufpflanzt und unter ſeinem Schutze das Land unter päpſtliche oder vielmehr franzöſiſche, durch den Papſt repräſentirte Herrſchaft zurückführen ſoll!" Das ſind die Anſichten eines gewiegten und erfahrenen Diplomaten, der nicht für den Gebrauch parlamentariſcher Debatten dieſen Bericht geſchrieben hat, ſondern der ſeine auf lange Jahre gegründete Ueberzeugung ſeinem Könige und Herrn ausſpricht!!" — — Fürſt Bismarck hatte eine lange Reihe oratoriſcher Triumphe ſeit dem Jahre 1862 errungen, ſeine Gegner rechts wie links oft genug auf den Sand geſetzt, einſchneidend und unwiderſtehlich ſeine Handlungen dargelegt und vertreten. Geflügelte Worte ebenfalls genug, — in gutem, wie ſchlimmem Sinne — curſirten von ihm. Niemals indeß hat er ſo rückhaltlos offen geſprochen, wie an dieſem Tage. Er ſchwang ſich auf die Zinne des Jahrhunderts und pflanzte, ultramontanen Tücken zum Widerpart, das deutſche lichte Banner auf ſie auf. Staunen und unendliche Freude Aller, die welſcher Geiſt noch nicht verderbt hatte, antwortete ihm! Nicht preußiſche und deutſche Blätter nur, öſterreichiſche, wie engliſche und italieniſche Zeitungen, die „Indépendence belge" ſogar, ergingen ſich in lebhafter Bewunderung über die wahrhaft großartige Offenheit, mit welcher er die deutſche Stirn dem Welſchthum entgegengewendet und ſeines Vaterlandes Herz wie Geiſt gegen daſſelbe aufgerufen hatte. Nach dreitägigem Ringen ward am 8. März zur Abſtimmung geſchritten, das Herrenhaus nahm mit 125 Stimmen gegen 76 das Schulaufſichtsgeſetz an! Damit war der erſte wirkliche Schritt gethan, den phariſäiſchen Hochmuth einer politiſch-hierarchiſchen Partei unter das Staatsgeſetz zu bringen, welche Alles, was nicht jeſuitiſch dachte, für „Zöllner" anſah. — Zur Beruhigung der Gemüther aber, welche an dieſen neuen Staatsakt Befürchtungen knüpften, erklärte Bismarck: „Wer behauptet, daß in Preußen das Volk des höchſten Gutes, der

Religion beraubt, die Freiheit des Glaubens beſchränkt und die berechtigten Anſprüche der Kirche gefährdet wären, der verleumdet die Regierung Sr. Majeſtät!" —

Dem deutſchen Reichstage lag nunmehr die Pflicht ob, auf dem Wege, welchen Preußen für ſich betreten hatte, einen Schritt weiter fürs allgemeine deutſche Wohl zu thun; es galt, den Orden der Jeſuiten unſchädlich zu machen. Die Klagen der Süddeutſchen, die Sturmfluth der Petitionen gegen dieſe Leute, welche ſich ſelbſt die „Miliz der ſtreitbaren Kirche" nannten, wurden weſentlich durch die kopfloſe Wuth noch unterſtützt, mit welcher der Epiſkopat in den Streit eintrat. Der Kampf ward von Seiten Roms geradezu provocirt! Der Verſuch des Fürſten Bismarck, den Cardinal von Hohenlohe als Deutſchlands Geſandten am Vatican zu accreditiren und durch ihn die Möglichkeit einer Verſöhnung anzubahnen, war in einer Art abgewieſen worden, welche — des Herrn Benedetti's Emſer Beſuche etwa abgerechnet, der diplomatiſchen Sphäre völlig fremd war. Am 14. Mai gab Bismarck vor dem Reichstage dieſem Vorgange die gebührende Würdigung. „Die letzten, von dem Papſte ausgeſprochenen Dogmen" ſagte er, „machen es jeder Regierung unmöglich, auf dieſer Grundlage zuſammen zu gehn; die deutſche Regiernng wird dieſes nicht, **ein neues Canoſſa iſt nicht zu befürchten!"** — — Die Folge dieſer Debatte mit war die Einbringung des Jeſuitengeſetzes. Bei der Berathung über daſſelbe glauben wir hier nicht verweilen zu brauchen. Das im Princip Bedeutſamſte war bereits durch Bismarck ausgeſprochen worden. Nachdem das Welſchthum im offenen Felde unterlegen war, nahm es thörichterweiſe den Kampf mit ſchwächeren, ſchimpflicheren Waffen auf. Derſelbe iſt nunmehr die große Schlußkataſtrophe des Jahrhunderts geworden! — Seine Anzeichen ſind wunderſam und lehrreich zugleich, ſie enthüllen den Schlachtplan unſerer Gegner. — Ein bedenklich Zeichen der Zeit war die nun hervortretende Verſöhnung und Allianz der Klerikalen Frankreichs mit den Bonapartiſten! Thiers, für ſich Gefahr witternd, begann, — Louis Napoleon nicht ganz unähnlich, — ſich einerſeits mehr auf die liberalen Elemente der Republik zu ſtützen, andererſeits dem Ultramontanismus möglichſt entgegenzukommen. — Eben ſo auffällig iſt, daß ſeit dem Kriege eine Menge franzöſiſcher Offiziere, namentlich in **höheren** Chargen, ſich klerikalen Geſinnungen zugewendet haben und unlängſt erſt 117 junge Leute direct aus Jeſuiten-Erziehungs-Anſtalten in die école de St. Cyr aufgenommen wurden. Frankreich will ſeinen nächſten Rachekrieg zugleich alſo zum „Kreuzzuge“ geſtalten! — Sehr unbequem mußte der Schaar des Pater Beckx das letzte Bekenntniß des Grafen Montalembert, eines ihrer älteſten Freunde, gegen den Jeſuitenorden kommen. Italieniſche wie belgiſche Stimmen erhoben ſich gegen ihn, und die Thatſache ließ ſich nicht länger leugnen, daß der König von Italien in dieſem Kampfe, in welchem es ſich ja um die Integrität ſeiner Staaten zunächſt handeln mußte, — nur der natürliche Liirte Deutſchlands ſein konnte. Am 24. Juni hatte Pius IX. an den deutſchen Leſeverein zu Rom eine Anſprache gehalten, in welcher er ſich direct gegen Deutſchland und Bismarck wendete, von deſſen „Erfolg ohne Mäßigung“ ſprach und ſchließlich in Gebetsform die Hoffnung ausdrückte: **es werde ſich bald das Steinchen von der Höhe loslöſen, das den Fuß des Koloſſes zerſchmettere!!** — Deutſchlands Zerſchmetterung!! — Wir wollen hier nicht fragen, ob das eine chriſtliche Drohung iſt, welche dem Statthalter Deſſen beſonders wohlanſteht, der da gelehrt hat: „Liebet Eure Feinde!“ Erwägen können wir aber doch, ob Pius IX., als er das ſagte, Herr ſeiner ſelbſt geweſen ſein kann! Wir können uns des Eindrucks nicht erwehren, daß die ultramontane Partei das heiligſte Symbol, was ſie kennt, den Stuhl Petri, durch ſchamloſeſten Mißbrauch ſelber geſchändet hat, und der „Stein“, wenn er rollt, auf ſeinen Siſyphus ſchließlich ebenſo gut zurückfallen kann, als wo anders hin! — Auf dieſen Stein erfolgte am 4. Juli die Antwort. Das vom Reichstage angenommene Jeſuitengeſetz ward durch kaiſerliches Reſcript von Ems aus publicirt, am 15. Juli erfolgte ſchon der Erlaß des Geſetzes durch den Kultusminiſter von Falk für Preußen! — Inzwiſchen bewegte ein andres, viel materieller ſcheinendes Factum die Welt, — die franzöſiſche Milliardenanleihe. Die Börſen von Europa ſtürzten ſich auf dieſelbe; ſie wurde, glauben wir, vierzigmal überzeichnet. Frankreich war wieder ſtolz auf dies „prestige" und um daſſelbe zu decken, griff Adolphe Thiers zum Schutzzoll in exorbitanteſter Form, zu ſeiner alten Lieblingsdoctrin. Welche Folgen dieſes „prestige" und dieſe Doctrin haben werden, dürfte Deutſchland ruhig abwarten können. — Zum Schluſſe des Sommers bildeten, während der Jeſuitenkampf die In- wie Auslandspreſſe erfüllte, namentlich die Optionsfrage in Elſaß-Lothringen und die Drei-Kaiſer-Zuſammenkunft Haupthebel für die Conjecturalpolitik. Erſtere anlangend, iſt wohl ſchon jetzt klar, daß eine ſehr große Zahl Bewohner der neuen Reichslande dieſelben verlaſſen und ſich zu Franzoſen erklären werden. Viele ziehen fort, um nicht mehr wiederzukommen; an ihnen hat, glauben wir, Deutſchland Nichts verloren! Die Mehrzahl geht aber wohl in der Meinung, dieſe Formalität genüge, ſie zu franzöſiren und für das deutſche Geſetz unantaſtbar zu machen, ſobald ſie wiederkämen. Daß dieſe Leute zu ihrem eignen Schaden ſich täuſchen, liegt auf der Hand. — Wir haben unlängſt ſelbſt Straßburg und Elſaß geſehen und geſtehen, daß uns dieſe Optionsepoche als eine ſchwere, für die Bevölkerung aber ſehr geſunde Kriſis erſcheint. Es iſt wahr, der Haß gegen die „prussiens" iſt noch ſehr groß, von politiſcher Gemeinſchaft mit uns will man Nichts wiſſen. Es iſt nichts Seltenes, in Straßburg dieſem Groll und Widerwillen in den Gaſſen in offener Roheit zu begegnen. Die Zöglinge der geiſtlichen Schulen traten im Sommer noch ziemlich kampfluſtig auf, die Bauernweiber kommen mit trikolorenen Schleifen an der Schürze zu Markte, eben ſolche Kokarden, die ſogenannten „espérances", werden ſtark gekauft und deutſche Studenten hatten auf ihren Vogeſenausflügen manche Unbill zu ertragen. Das iſt indeß die natürliche Nachwirkung der letzten Ereigniſſe. Entſcheidender iſt Rede und Art des Landes. Man ſpricht überall ganz gut deutſch, aber ein ſehr merkwürdiges Franzöſiſch. Männer, namentlich Frauen tragen den großen und ſchönen Typus des Germanenthums und es wird, meinen wir, — bei richtiger Behandlung nicht den dritten Theil der Zeit erfordern, Elſaß aufrichtig deutſchgeſinnt zu machen, als es gekoſtet hat, es zu galliſiren. Dieſer Verſuch, noch ſo eifrig von Napoleon und den Pfaffen betrieben, iſt nur unvollkommen geglückt. Ein nicht übles Wetterzeichen iſt übrigens ein Bericht, welchen von Belfort aus ein Herr Alfred d'Aunay dem Pariſer „Figaro" ſchickte über die Eindrücke, welche die elſäſſiſche Bevölkerung jetzt auf ihn gemacht hatte. Dieſer Bericht ſchließt: „Ich kann Sie verſichern, daß ſie ſich mit demſelben Eifer, wie ehemals, nur um ihre Geſchäfte und ihr Vergnügen kümmert. Elſäſſiſch war ſie, elſäſſiſch iſt ſie geblieben! Als Dienſtbote geboren, hat ſie nur ihre Herrſchaft, aber nicht ihren Stand gewechſelt!" — Wenn Herr d'Aunay auch gerade nicht ſehr viel franzöſiſche Galanterie beſitzt, ſo wiſſen doch durch ihn die Elſäſſer wenigſtens jetzt, daß, falls die Franzoſen etwa ſiegreich wieder zu ihnen kommen ſollten, ſie eine noch ärgere **Dienſtbotenbehandlung** zu gewärtigen haben, als ihnen ſeit **Ludwig XIV. ſchon** fühlbar gemacht worden iſt! —

Auf die Drei-Kaiſer-Tage im September war vorwaltend die Welt geſpannt und ſeltſame Verſionen lieſen um. Eine derſelben war, daß „die alte heilige Allianz" erneuert werden ſolle. Im Allgemeinen war aber die Preſſe Oeſterreichs, Rußlands, wie Deutſchlands in dem Gedanken einig: daß dieſe Zuſammenkunft der Häupter der drei mächtigſten und an einander grenzenden Staaten Europa's ein freudebringendes Ereigniß ſei, das den Völkerfrieden fortan verbürge. Die Antwort, welche Fürſt Bismarck der ſtädtiſchen Deputation Berlins bei Ueberreichung des Ehrenbürgerbriefs ertheilte, gab dieſem Gefühle Gewißheit. — „Nach allem Großen," ſagte er, „was wir erlebt, würde ich Nichts dagegen haben, wenn die Weltgeſchichte eine Weile ſtehen zu bleiben ſchiene! Die hohen Herren, die hier zuſammengekommen ſind, werden mit keiner getäuſchten Erwartung ſcheiden. **Keiner** iſt mit einem Wunſche gekommen, auf den von anderer Seite **nicht** hätte eingegangen werden können. Keine aggreſſive Abſicht gegen irgend eine

Macht, gegen irgend eine Richtung hat die Zuſammenkunft hervorgerufen! Die freundſchaftliche, perſönliche Begegnung der drei Kaiſer wird bei unſeren Freunden die Zuverſicht in Erhaltung des Friedens ſtärken, unſeren Feinden aber die Schwierigkeit, ihn zu **ſtören, klar** machen!" — — Daß dieſe Feinde, namentlich die Jeſuiten, das bitterlich fühlten, bekundete die von Rom aus inſpirirte „Genfer Correſpondenz" ſogleich, indem ſie nach wenig appetitlichen Winken nach München und Stuttgart für nöthig hielt: „Oeſterreich aufzufordern, **ſich ſelbſt** und die ganze Chriſtenheit vor der Invaſion der Atheiſten **Italiens** und **Preußens** zu erretten, deren Lebensfrage **ſein** Untergang ſei! Wir regiſtriren dieſen Unſinn hier nur, weil er wirklich unſterblicher iſt, als die Söhne des heiligen Ignazius. — — —

Werfen wir noch einen Blick auf den Fürſten Reichskanzler und ſeine Umgebung ſelbſt. Bismarck's Perſon iſt ſo bekannt, daß wir uns und dem Leſer eine Beſchreibung derſelben erlaſſen; nur ganz kleine, vielleicht charakteriſtiſche Pinſelſtriche ſeines Portraits möchten wir nachtragen. Ebenſo unterbleibe eine Schilderung der Räume in der Wilhelmsſtraße 76; ein anderer Autor hat ihrer minutiös genug gedacht. — Der Unterſchied, den der geiſtige Eindruck Bismarck's in der Nähe auf uns machte, iſt von jenem Moltke's ganz verſchieden. Obwohl Beide in dem Hervorbringen eines Gefühls der Ehrfurcht ſich gleichen, ſo iſt dieſe Ehrfurcht bei Moltke mehr mit Bewunderung, mit dem Bewußtſein von der geiſtigen Ueberlegenheit des Mannes verbunden, bei Bismarck iſt ſie mehr einem Gefühl von — Furcht und Staunen verwandt. Letztere beide wachſen aber in dem Maaße, in welchem wir ihm nahe ſind, ihn in dieſen und jenen Kleinigkeiten erlauſchen oder beurtheilen können. Es iſt uns bei ihm etwa ſo, als ſtänden wir voll Neugier vor einem rieſigen blitzenden Waffenſchranke, einer Armatur-Gruppe wunderſamer Geſchoſſe, und wüßten nicht, welches wir anfaſſen ſollen, weil wir nicht wiſſen, welches gerade geladen iſt. Manchmal kracht's bei leiſer Berührung auf, manchmal können wir dreiſt den außerordentlichen Organismus beſehen.

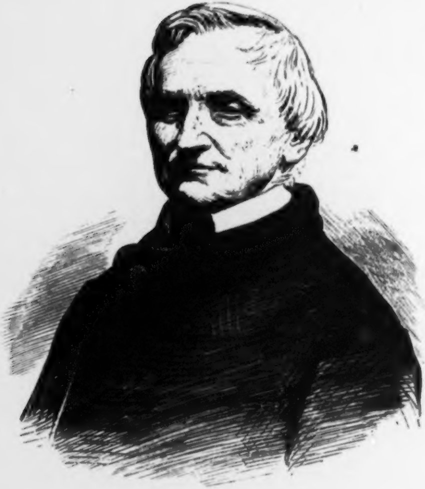
— Bismarck hat ganz wunderbare Augen, und wenn in den Augen das Herz und der Geiſt ſich ſpiegelt, ſo iſt dies Bismarck-Auge für den Seelenſucher vielleicht das intereſſanteſte aller unentdeckten Länder. Es blickt unendlich ruhig und gerade ſeinen Mann an. Die buſchigen Brauen hängen wie ein Halbſchleier, ein Schattendach über den Blick her und mildern ſein Leuchten. Um die großen Thränendrüſen und in den Winkeln ſcheint ein halb ſchalkhaft, halb drohendes Lächeln zu ſchlummern, in der Secunde bereit zu kommen und — wieder zu gehen. Sein Auge und ſein Mund correſpondiren merkwürdig. Der Grad des Redetons und der Grad der Sprache ſeines Blickes nämlich decken ſich **ſo**, daß — wenn er einen plötzlichen Gedanken **unterdrücken** will, er im Stocken des Worts auch gleich mit der Hand übers Auge fährt, oder es niederſchlägt, um ſich zu verſchleiern. Es giebt Momente, da ſpricht er raſch, da phosphoreszirt ſein Blick, — man denkt ans Wappen der „Kattes“, — doch er kalmirt ſich plötzlich! Der Ton wird eben und heiter, treuherzig wie immer geht ſein Auge ruhig über die Anweſenden hin. — Wir ſagen treuherzig, denn das iſt ſo zu ſagen der Normalzuſtand von Bismarck's wohlwollender Seele, ja ſein Benehmen hat eine unverkennbare Herzlichkeit. Aber dieſelbe wird nur gewährt, wenn man ihm gegenüber ſich bewußt iſt, was Einem gegönnt wird. Formloſigkeit, Mangel an Rückſicht hat er als junger Mann ſchon nie verziehen und eine gewiſſe wachſame Strenge verläßt ihn nie ganz. Seine Hauptfeinde ſind Schlafloſigkeit und Nervoſität; es ſind eben ſeine alten Uebel. „Die Unregelmäßigkeiten, zu denen mein Beruf mich zwingt“, ſagte er, „ſind nicht allein Schuld, ſondern alte Angewöhnung. Schon als Deichhauptmann in Schönhauſen konnte ich nicht ſchlafen und ritt oder ging dann in der Nacht ſpazieren. Ich bin immer zu neugierig, zu wiſſen, **wann's Tag wird!!**“ —

Der Verkehr in ſeiner Häuslichkeit iſt ein vollendet liebenswürdiger, von der Grandezza kleiner Höfe findet ſich keine Spur. Nach dem Diner iſt die rechte Plauderſtunde, welche der Fürſt bei ſeinen drei Pfeifen und leichtem Geſpräche liebt; dann packt ihn der Strudel der Geſchäfte wieder bis in die Nacht. — Begreiflicherweiſe iſt der Kreis der Leute überaus groß, mit denen er verkehren muß; der Kreis, mit denen er verkehren will, deſto gemeſſener. Das Geheimniß ſeiner ſtaatsmänniſchen Kunſt beruht beſonders auf vollendetſter Menſchenkenntniß und er hat ſein Urtheil über ſeinen Mann ſehr bald fertig. Wo er keine Umſtände zu machen nöthig hat, bedient er die Menſchen, wie ſie es verdienen; wo er Rückſicht nehmen muß, bedient er ſie, — wie er ſie brauchen kann. — Wir kommen da auf ein wunderlich Capitel! — Es heißt im Publikum, er gehe mit ſeinen Untergebenen inhuman um; das iſt falſch! Man ſagt auch, er ge- und verbrauche die Parteien; — — das iſt nicht unmöglich! Beide Vorwürfe beſeitigt, meinen wir, derſelbe Grund. — Wer ſich ſo aus innerſtem Gewiſſen und Wollen zum Diener, Kämpfer und Träger ſeiner Sache gemacht hat, ſo den **Staats**begriff in ſich aufnahm, wie Fürſt Bismarck, der verlangt auch von Jedem, daß er Diener **dieſer ſelben** Sache ſei. Der Werth des Menſchen für Bismarck wird durch die Kraft, Vernunft und Treue **bedingt,** mit welcher derſelbe in ſeiner Art und nach ſeinen Fähigkeiten ſich zum Ausdrucke und Factor des Vaterlandes macht! In der Gemeinſchaft ſeiner Mitmenſchen leben, heißt für Bismarck: ſeinem Platze im Staate mit **äußerſten** Kräften genügen! Zu dieſem Zwecke allein ſind ihm die Menſchen und die Parteien auf der Welt, ſie ſind für ihn nur um des **Vaterlandes** willen, **nicht** um ihretwillen vorhanden! Der beſte Freund ſelbſt verliert bei ihm ſofort an Werth, wenn er in ihm den Egoiſten anſtatt des Patrioten entdecken muß, und jeder Gegner wird ihm werth **werden,** ſobald er in ihm einen nationalen Charakter erkannte, der ſeinen Bauſtein **ehrlich** zum Gefüge des Ganzen beiträgt. — Um über die Fürſtin zu ſprechen, müſſen wir bekennen, daß es wohl ſelten eine Frau in dieſer Sphäre geben dürfte, welche ſo ſichtbar mit dem Gatten in geiſtiger Solidarität ſich fühlt, welcher man es ſo anſähe, wie ſie durch Luſt und Leid, durch Haß und Ehre als ein deutſches, echt nordiſches, herzensſtarkes Weib Gefährtin ihres „Otto“ geweſen iſt. Wer

die Briefe geleſen hat, welche Bismarck als Geſandter zu v
ſchiedenſten Zeiten und unter nicht roſigen Umſtänden an ſe
Johanna geſchrieben hat, unter anderen den bekannten: „M
liebes Herz“ aus Sedan, — ein Schreiben, das authentiſch
und das der Pariſer „Figaro“ veröffentlich hat, — der ſi
leicht ein, daß die Ehe dieſer Beiden ein immerwährender ſeeliſc
Austauſch war. Giebt es einen höheren Begriff auf Erden de
als den? — Die Fürſtin, ebenſo Prinzeß Marie, Bismarc
einzige Tochter, machen einen durchweg ſchlicht-traulichen Eindr
erzeugen jenes Gefühl der Heimatlichkeit im Beſucher, das m
in ſolchen Kreiſen nirgend wiederfindet, als auf altbrandenburgiſc
Edelſitzen; jene vornehme Jovialität, die man auch einſt in Engla
pries, als es noch das „ſtolze und luſtige“ England der groſ
Eliſabeth geweſen. —

Fürſt Bismarck iſt jetzt 57 Jahr und — trotz grenzenloſ
Kraftverbrauche — doch noch leiblich wie geiſtig der Alte. W
wünſcht er, daß die „Weltgeſchichte eine Weile ſtille ſtände“, u
es iſt wohl kein Redlicher, der nicht mit ihm den Frieden hoſ
und glaubte. Ob die Stille, welche ſich Bismarck erſehnt, i
für den Reſt ſeiner Tage beſchieden ſein wird?? — Er
Deutſchland in den Sattel geſetzt und es reiten laſſe
Wollen unſere Feinde ihm das verwehren? — Nun denn, Fü
Bismarck wird dann des Spruches ſeiner Familie auch gedenke

„Noch lange nicht genug!!“



JOHANN
König von Sachsen.

VIII.

Johann,

König von Sachſen.

„Herr, Deine Hand iſt verherrlicht in Kraft!
Deine Rechte hat den Feind zerſchlagen!“ —
(II. Moſe 15. 6.)

Wer das alte Halle nordwärts verläßt, um einen Streifzug längs der vielgewundenen Elbe durch das Albisland der altdeutſchen Mythe zu thun und den Giebichenſtein begrüßt hat, wo vordem Gübich, der Zwergkönig, ſein zauberhaft Weſen trieb, der erreicht nach etwa 3½ Meile Wegs am linken Ufer das kleine Städtchen Wettin. Es wird überragt von grauen, modernen Ruinen mit zerklüfteten Thorbogen und Fenſtern, die hohläugig in die ſtille Landſchaft hineinſchauen. — Der Ort zählt nicht ganz 4000 Einwohner, die Chauſſee führt mehr denn eine halbe Meile weit an ihm vorbei und das raſcher fluthende Leben des 19. Jahrhunderts berührt nur mit leiſen Wellen jene kleine, in ſich verſunkene Welt, die dort in grünen Matten unter Weidenbüſchen am funkelnden Albis zu träumen ſcheint von vergangenen Herrlichkeiten. — — In der Vorzeit allerdings ging es ſtolz und hoch her in dem Städtchen! Hier war der Sitz altſächſiſcher Größe; denn von Wettin oder Wittin aus ſoll jener gewaltige Wettinkind (Wittekind, Widukin) ſein rieſig Saſſenreich regiert haben, das vom Erzgebirge hinab bis zu den Holſten und Frieſen ans Geſtade der Nordſee reichte, und welches erſt Carolus magnus mit Kreuz und Schwert bezwang! Mag’s wirklich Fabel ſein, daß Wittekind jemals Wettin entſtammte und hier Hof hielt, das alte Sachſenvolk aber war ſicher ſeiner Zeit die mächtigſte, größte aller mitteleuropäiſchen Nationen, und ohne die Sachſen würden wir Deutſche wahrſcheinlich merkwürdig wenig Urſache haben, auf unſer Deutſchthum uns Etwas einzubilden! Unſere erſte deutſche Schriftſprache iſt ja die ober- und niederſächſiſche, aus ihr iſt jenes Hochdeutſch erwachſen, deſſen erſte edle Blüthe Marthin Luther und ſeine Zeitgenoſſen uns ſpendeten. Dieſem Stamme verdanken wir im Sachſenſpiegel und dem ſächſiſchen Städterecht die erſte Aufrichtung deutſcher bürgerlicher Ordnung und ſocialer Wohlfahrt; Schwabenſpiegel wie Magdeburger Recht waren erſt dieſes Vorgangs unmittelbare Folgen. — Handel und Gewerbe kamen frühe ſchon durch die Sachſen zur Blüthe, da ſie ſich im Beſitze des meiſt befahrenen, die Mitte Deutſchlands durchziehenden Stromes befanden, nebſt den Mainfranken alſo die Verbindung der Nordſee mit dem Mittelmeer, den Tranſitohandel, in die Hand nahmen. Sachſen wurde dadurch die Mutter der mächtigen Hanſa, die Gründerin der Städtefreiheit, zugleich aber lenkte ſie durch die Lauſitz den Verkehr aus dem ſlaviſchen Oſten an den goldigen Rhein und Niederland, machte ſich ſelber zum Kreuzungspunkte der continentalen Kultur. Dieſes Volkes Energie entriß zugleich den Wenden wie Slaven einen Landſtrich nach dem andern, ſtaute ſie weiter nach dem Oſten zurück, und noch heute zeigen zahlloſe wendiſche und ſlaviſche Namen ſächſiſcher Ortſchaften, — Dresden zum Beiſpiel, das alte Drorsdzian, zu deutſch „ich trotze“, — vom raſtloſen Umſichgreifen altſächſiſchen Bildungseifers! — — —

Dieſes kleine, zum Landſtädtchen herabgeſunkene Wettin iſt der Stammſitz des alten Hauſes der Wettiner, welchem die heutige königlich ſächſiſche Familie nebſt allen thüringiſchen Dynaſtengeſchlechtern entſproſſen iſt. Hier war's, wo Conrad der Große, der erſte Graf von Wettin, auszog in den Streit, und als Wahrzeichen ewigen Hoffens um ſeinen ſchwarz- und gold-geſtreiſten Schild den Kranz von grüner Raute ſchlang! — Die Raute!! — Sie iſt ein inhaltſchweres Symbol und war eines der ſchätzbarſten Heilmittel mittelalterlicher Therapie, denn die Raute (ruta graveolens) „iſt ein bitter Kraut vor Den, ſo es eſſen muß, hält aber Leib und Seel' geſund!“ — War's denn nicht, als habe der erſte Wettiner, als er dies Heilkraut in ſeinen Schild nahm, mit ihm zugleich auf ſein Geſchlecht und Volk die Bitterniß des Lebens genommen, das ſchwere und dennoch nicht hoffnungsarme Loos: in der Bitterkeit irdiſchen Ringens dennoch zu geſunden, unter Trümmern neu zu wuchern, unter Thränen um ſo fröhlicher zur Gottesſonne wieder aufzublühen?? — — Kein deutſcher Fürſtenſtamm iſt ſo, wie der der Wettiner, durch Unglück verfolgt worden, kein Volk wie das ſächſiſche von Verluſten ſo dauernd heimgeſucht worden, kein deutſches Land ſo das Streitobject aller ſeiner Nachbarn, der beſtändige Tummelplatz und Durchgangspunkt jeglicher Kriege geweſen, welche deutſche Fluren von Anbeginn verwüſtet haben! Es gehörte wahrlich der zähe Charakter des Sachſenvolkes, das Inſaſſenthum, das Sitzenbleiben, Feſthalten, dieſe unendliche Geduld im Leiden, dieſe glückliche Miſchung von Trotz und Biegſamkeit dazu, um unter allem Gram ſtets neu und energiſcher ſich wieder aufzuraffen. Der oft und hart, und mit Unrecht verpönte Partikularismus rettete den ſächſiſchen Stamm, wurde von demſelben geradezu zu einem tugendhaften Laſter erhoben! — Trotz dieſer ſeiner Eigenheit und Selbſttreue iſt es dennoch aber auch das Sachſenvolk wieder, was vorwaltend zur Förderung germaniſchen Lebens beigetragen hat, von dem der Anſtoß zu unſerer modernen Weltordnung ausging und unter dem der deutſche freie Gedanke zuerſt erblühte. Darum war ihm trotz alles Leides aber auch beſchieden, heute dennoch glücklicher und geehrter als je, trotz ſeines Alters in friſcheſter Jugendkraft dazuſtehen — gleich wie Johann, ſein königlicher Greis! — —

Wenn es für ein Volk und ſeinen Herrſcher ein großes Glück zu nennen iſt, weiten Länderbeſitz zu haben und mittels Einigung aller ſeiner Theile das größte Maaß von Kraft zu entfalten, ſo hatte Sachſen 1314 unter Friedrich dem Gebiſſenen und 1445 unter Friedrich dem Streitbaren das erreicht. Ganz Thüringen und Herzogthum Meißen waren mit den Kurlanden vereint worden, und vom Hartenfels zu Torgau aus regierte das wettiniſche Geſchlecht über alles Land vom ſchleſiſchen Bober bis zum Eichsfelde, vom Erzgebirge und Bayreuth an bis Magdeburg und Trebin. Betrachtet man die Configuration dieſes alten Gebiets aber, dann muß auffallen, wie daſſelbe außerordentlich langgeſtreckt war und ganz Mitteldeutſchland von Schleſien bis Heſſen in ſich begriff, verhältnißmäßig aber ſehr wenig Breite beſaß und rings von großen, höchſt kriegeriſchen Völkerſchaften umgeben war, die nicht einmal immer dieſelbe Abkunft mit ihm gemein hatten. Sachſen hatte ſomit dem Norden ſowohl wie Süden vorkommenden Falls nicht **Körper** genug entgegen zu ſtemmen; es mußte — in jenen Zeiten zumal — ebenſo ſchwer zu vertheidigen, wie zu verwalten ſein! — In dieſer Gebietsgeſtaltung zunächſt und hauptſächlich iſt Sachſens vielfaches Unglück zu ſuchen! Eine zweite Veranlaſſung zu demſelben und daß der Beſitz des ſtreitbaren Friedrich ſchon unter ſeinen Enkeln auseinanderriß, war die leidige Maxime der Erbtheilungen. Man brauchte in jenen Tagen nur als dritter oder vierter Prinz eines deutſchen Dynaſten geboren zu werden, um ſein Stück Land zu erben und gewiß zu ſein, daſſelbe, — wenn man drei Söhne hatte, — werde nach dem eigenen Tode wiederum in drei Stücke zerſchnitten werden. Abgeſehen, daß dieſe ewige Ländertheilung weder human noch politiſch war, ſie wurde auch die Quelle ſchlimmſten Familienhaders im Herrſcherhauſe ſelbſt. In Sachſen beſonders verfiel man in eine ſolche Theilungsmanie, derſelben hatte Thüringen namentlich eine ſo grenzenloſe Zerſtückelung zu verdanken, daß man noch heute innerhalb zweier Meilen in Letzterem gewärtig ſein kann, vier verſchiedene „ſouveraine Staaten" zu berühren. — Auf den Streitbaren folgte der ſanftmüthige Friedrich, und die Erbtheilung hatte bereits zwiſchen ihm und Wilhelm III. jenen heilloſen ſächſiſchen Bruderkrieg zur Folge, der erſt durch kriegeriſche Intervention der Nachbarn geſtillt wurde. Nach Wilhelms Tode fiel Thüringen abermals an die Kurlinie zurück, doch unter des ſanftmüthigen Friedrichs Söhnen fand nicht nur eine neue Erbtheilung dergeſtalt ſtatt, daß der älteſte, Ernſt, die Kur und Thüringen, hingegen Albert (der Beherzte zubenannt) Meißen erhielt; in ihnen trennte ſich auch die Dynaſtie ſelber fortan in die Erneſtiniſche und Albertiniſche Linie, um ſich nie wieder zu vereinen! Das Schickſal ſorgte leider dafür, daß heute ſelbſt noch von der Harmonie aller Theile des alten wettiniſchen Herrſcherſtammes wenig genug zu berichten ſein dürfte. —

Die Söhne Ernſts, des Aelteſten, welcher zu Torgau reſidirte, waren Friedrich, der Weiſe zubenannt, und Johann, der Beſtändige geheißen. Unter ihnen fing eine religiöſe Bewegung der Geiſter an, die erſt ganz Deutſchland, dann das übrige chriſtliche Europa, mit ihrer Fluth erfaßte. Gab's ein Volk, wo dieſe neue Geiſtesflamme kräftig ſich entzünden durfte, ſo war es das der ſpirituellen Sachſen, gab's einen Ort, der geſchickt war, dem Feuer eines geläuterteren Glaubens zum Herde zu dienen, Wittenberg vor allen, die glänzendſte Alma mater der Wiſſenſchaft in ganz Deutſchland! — Friedrich der Weiſe hatte die Univerſität 1502 gegründet, fünf Jahre ſpäter war ſie ſchon Zielpunkt der ſtudirenden Jugend aus allen Gauen des Reichs. Vom Allerheiligen-Tage 1517 jedoch ab, wo Doctor Martin Luther die 95 Theſes an die Pforte der Schloßkirche ſchlug, wurde die Stadt des „weißen Berges“ zum Zion der Geiſter, wohin die wiſſensdurſtige Jugend aller Nationen ſtrömte. Ihr Ruf wurde ſo unbezwinglich, daß noch am Schluſſe des Jahrhunderts William Shakeſpeare derſelben als weltbekannten Sitzes der Wiſſenſchaft im Hamlet durch den König alſo gedenken ließ:

— — — „Was Eure Rückkehr
Zur hohen Schul' in Wittenberg betrifft,
So widerſpricht ſie höchlich unſerm Wunſch!“ —

Vor ihrem Glanze alſo mußten ſelbſt Oxford und Cambridge im patriotiſchen Herzen des Schwan vom Avon erbleichen! — Den Gang der Reformation ſchildern wir nicht, nur die thatſächlichen Folgen deſſelben für Sachſen und das Haus der Wettiner. Als Johann 1525 in der Kur folgte, war die neue Lehre ſchon ſo feſt begründet, daß derſelbe ſich ihr offen anſchließen, ſie als zu Recht beſtehend ſanctioniren konnte. Damit begann der Kampf, welcher bisher rein theologiſcher Natur geweſen war, ſich aufs politiſche Gebiet überzuſpielen. Mit dieſem Kampfe vollendete ſich auch der moraliſche Riß der Albertiniſchen und Erneſtiniſchen Linie! — Alberts älteſter Sohn nämlich, Georg der Bärtige, Herzog von Meißen, ſtemmte ſich als orthodoxer Katholik mit aller Wucht ſeiner leidenſchaftlichen Natur gegen die reformatoriſche Bewegung. Die Strenge, welche er gegen ſie in ſeiner Reſidenz Dresden übte, die ſchreckhaften Leipziger Executionen zumal, machten die ohnehin kühlen Vettern zu Feinden. Seitdem wurde durch das: „cujus regio, ejus religio“ — „Weſſen das Land iſt, Deſſen der Glaube“ — bei beiden Parteien politiſcher Grundſatz und das Lutherthum „Staatsreligion“ aller proteſtantiſchen Länder. So lange die Reformation nur die anmaßliche Herrſchaft Roms über die Gemüther bekämpfte, ſah Kaiſer Carl V. ihr ruhig zu, ja gönnte Papſt Paul III., der als **Leugner** des Heilands ſtarb, das Entſetzen, welches Luther ihm bereitete, von ganzem Herzen. Als er aber gewahrte, daß die Reformation zugleich die Entfeſſelung deutſcher Unabhängigkeit von welſchem Druck beförderte, alſo ihre entſchieden politiſche Seite hatte, wie gar die proteſtantiſchen Fürſten das Bündniß zu Schmalkalden ſchloſſen, das „cujus regio“ ihnen zugleich alſo Handhabe wurde, ſich ſouverainer und unabhängiger von der alten Reichsbotmäßigkeit zu machen, da nahm er den Intereſſen des Hauſes Habsburg zu Liebe den bisher nicht bekannten Grundſatz, daß der Herr des Landes deſſen Religion beſtimme, das placetum regium zuerſt für ſich als Staatsraiſon in Anſpruch und alle katholiſchen Dynaſten folgten ihm. Der erſte deutſche Bruderkampf entbrännte, der beklagenswerthe ſchmalkaldiſche Krieg, der mit dem Trauerſpiel zu Mühlberg und in der Lochauer Haide endete! — Das war die Todesſtunde des alten Hauſes Wettin! Keine Stammesgemeinſchaft ſächſiſcher Dynaſten beſtand von nun ab mehr, nur zwei Geſchlechter, welche einander haßten bis auf den Tod! — — Ein Trauerſpiel war's mit drei tragiſchen Helden; Jeglicher von ihnen war groß an Eigenſchaften und groß durch ſein Verſchulden. Johann Friedrich (der Großmüthige) aus Erneſtiniſchem Geſchlecht bot, eigenwilliger und kühner als klug, dem Kaiſer ganz zur Unzeit den Kopf, um nach dem Tage von Mühlberg Kurhut wie Land zu verlieren und nach langem Gefängniß mit Thüringen depoſſedirt zu werden. Herzog Moritz von Sachſen, der Albertiner (Neffe des bärtigen Georg), welcher, ob auch ſelbſt Proteſtant und am Hofe Johann Friedrichs erzogen, ſeinen Ohm dennoch an den Kaiſer verrieth, in Kurſachſen einfiel und ſein Fürſtendiadem gewann, um es nur kurze Zeit zu tragen. Kaiſer Carl V. endlich, in deſſen

„Reich die Sonne nicht unterging“, welcher von dem nochmals abgefallenen Moritz zu Innsbruck überfallen und an der Ehrenberger Klauſe zum Vertrag von Paſſau gezwungen ward, in Brüſſel dann alle Erdenherrlichkeit abthat, um in einem ſpaniſchen Kloſter, vergeſſen von der Welt, zu ſterben. —

1553 bereits fiel Moritz von Sachſen bei Sievershauſen ohne Erben. Auguſt, ſein Bruder, folgte ihm, ſetzte ſich mit der älteren Erneſtiniſchen Linie im Naumburger Vergleiche auseinander und wurde Begründer des heutigen ſächſiſchen Königshauſes. Unter ihm legten ſich allgemach die Wirren, ſchloſſen ſich die Wunden, bauten die neuen Verhältniſſe organiſcher ſich aus. Unter Kurfürſt Auguſts zweitem Enkel Johann Georg I., der 1611 ſeinem Bruder Chriſtian in der Kur folgte, brach jedoch, nachdem er ſich kaum ſieben Jahre des ruhigen Beſitzes ſeiner Lande erfreut hatte, der heilloſe dreißigjährige Krieg (1618) los und mit ihm Sachſens größte Unglückszeit. Die proteſtantiſchen Fürſten im Norden, an ihrer Spitze Guſtav Adolph, „der Leu aus Mitternacht“, — von Süden her die katholiſche Liga unter Wallenſtein und Tilly, — überſchwemmten die Sachſenlande. Das Elb- und Saalthal, dieſelben beiden großen Flußdefileen nach dem deutſchen Norden und Weſten, welche bereits die Hunnen ſengend durchzogen hatten, waren ja wie gemacht zum Truppeneinmarſche und boten zahlreiche Debouchés. Hier wurden die Schlachten von Leipzig und Lützen geſchlagen und an Sachſens Bevölkerung wie Wohlſtande ließ jede Partei ihre namenloſe Wuth aus. Religiöſer Fanatismus gattete ſich da mit Raubſucht, die thieriſchſten Triebe einten ſich zu blutigen Orgien unter dem Banner der Religion! Wenn man erwägt, daß allein auf dem hohen Fläming, alſo dem Striche Seyda-Jüterbog-Belzig die Hälfte aller Ortſchaften damals von der Erde verſchwunden ſind, wird man ſich von der grenzenloſen Wüſtenei einen Begriff machen können, zu welcher gerade dieſes fleißigen Volksſtammes blühende Fluren auf Menſchenalter hinaus verwandelt wurden! Dieſes Schickſal war unverſchuldet, ebenſo daß die Weißenfels-Merſeburger Linie des Albertiniſchen Geſchlechts gleich einem todten Reis binnen einem Jahrhunderte abſtarb. — Bereits der weſtphäliſche Friede brachte Kurſachſen um das Erzbisthum Magdeburg. Johann Georg hingegen war es gelungen, die Lauſitz wieder zu erwerben, und unter deſſen Nachfolgern erholte ſich langſam wieder das vom Schickſale ſo mißhandelte Volk. Mit Friedrich Auguſt I. (des Starken) Regiment aber begann leider die unglückliche Politik, welche zu Verkürzung und innerm Ruine des Landes führte. —

Ludwig XIV. hatte nicht blos den modernen Staat, die abſolute Monarchie, geſchaffen, den übrigen Dynaſten ein blendendes Beiſpiel von Herrſchergröße gegeben, er hatte ſie auch die prunkvollen Laſter eines Sardanapal gelehrt und wie man Kunſt wie Wiſſen, Geiſt wie Schönheit gebrauchen müſſe, um ſeiner Krone ein Lüſtre zu geben, ſich ſelber aber die Unſterblichkeit. Seine fürſtlichen Nachahmer in Deutſchland überſahen völlig, daß zu ſolchem Thun eines Frankreich Macht, Lage und Reichthum gehöre; Auguſt der Starke gerade überſah dies am meiſten! — Gewiß führte er Wunderwerke der Renaiſſance in Dresden auf, welche uns heute noch entzücken, namentlich erſchloß er zuerſt den Deutſchen den Sinn für franzöſiſchen Esprit und italieniſche Kunſt, aber über dieſem gewaltigen Streben verkleinerte ſich ſein eigenes Land; über der Eitelkeit, den glänzendſten Hof in Deutſchland zu halten, vergaß er den Ruhm, ſein — beſter Fürſt zu ſein! Landverpfändungen mußten Auguſts Bedürfniſſe decken, der Verkauf von Provinzen, die dem Sachſenlande für immer verloren gingen. — Es war immerhin noch nicht das Schlimmſte! Die Erwerbung der polniſchen Königskrone aber verwickelte ihn in den nordiſchen Krieg und Karl XII. erſchien als Sieger in Dresden. Durch unheilvolles Feſthalten an Polen machte Auguſt II. ebenfalls ſich Frankreich wie Spanien zu Feinden, der öſterreichiſche Erbfolgeſtreit aber führte ihn anfänglich auf die Seite der Feinde Maria Thereſia's, die Siege Friedrichs II. in Schleſien hingegen wieder in die Arme Oeſterreichs! Der ſiebenjährige Krieg!! — Wie die Kriegsvölker aller Parteien als Sieger Sachſens Fluren bald zerſtampften, bald unterliegend mit ihrem Blute düngten, beweiſt der grauenvolle Reichthum an Schlachtfeldern, den das arme Sachſenland vor allen anderen deutſchen Ländern gewann. Den traurigen Ausgang ſeiner Politik aber verdankte es zumeiſt einem Manne, deſſen Geiſt damals Sachſens ganzes öffentliches Leben geradezu vergiftet hat, Heinrichs Grafen von Brühl. Es giebt kein Bild, welches frappant genug wäre, ihn zu bezeichnen, man müßte ihn denn den „Seiltänzer“ unter den Diplomaten nennen; er nahm leider Sachſen zur Balancirſtange! — Das Jagdſchloß Hubertusburg, 1½ Meile von Oſchatz, war der denkwürdige Ort, wo endlich dieſe Kette langjähriger, namenloſer Leiden ſich ſchloß und Auguſt II. ſein Sachſenland zurückerhielt. Wenige Monate nur überlebte er den Frieden. Sein Sohn Friedrich Chriſtian hielt gleichfalls das Scepter acht Wochen nur in den Händen; ihm ſuccedirte ſein Sohn Friedrich Auguſt, als der Dritte ſeines Namens, unter Vormundſchaft ſeines vortrefflichen Oheims, des Prinzen Franz Xaver, bis er 1768 ſelbſt das Regiment ergriff. — Kurfürſt Friedrich Auguſt war gewiß ein guter und vortrefflicher Fürſt, ſeiner Einſicht verſchloß ſich die Quelle aller Uebel in Sachſen nicht, die polniſche Politik. 1788 wies er denn auch die unſelige, feilgebotene Krone dieſes dem Verfalle entgegeneilenden Staates ab und ſein ganzes Dichten und Trachten war auf die Wiedergeneſung ſeiner ſchwer leidenden Lande gerichtet. — Es glückte ihm! Bewundernswerth zu neuem Leben hob des Volkes angeborne Energie Sachſen wiederum zur Blüthe; Handel und Gewerbe kamen in ungeahnten Flor, Leipzig als Univerſitätsſtadt und Welt-Meßplatz ward

„ein klein Paris
und bildet ſeine Leute.“

Endlich aufathmen zu ruhigem Glücke durften die fröhlichen Ufer der Elbe, Pleiße und Saale und —, **doch** noch nicht genug! Vergebens war das vernünftigſte, väterlichſte aller Regimente geweſen! Das Schickſal ſchien ſich einmal vorgeſetzt zu haben, dies Land noch mehr zu prüfen, härter als je vorher zu ſchädigen. Der corſiſche Eroberer kam bis in Deutſchlands Herz! Jena und Auerſtädt!! — —

Abermals bewahrheitete ſich die unglückliche Lage Sachſens, welche ihm eine Politik des Lavirens aufnöthigte, bei welcher völlig unmöglich war, es Jedem recht zu machen und den eigenen Staat nicht zu gefährden. An den Kämpfen gegen die franzöſiſche Republik hatte Friedrich Auguſt III. als deutſcher Reichsfürſt Theil genommen, hatte bis 1795 ſtrenge Neutralität beobachtet, 1806 ſich aber mit Preußen verbündet. Die Schlacht von Jena zwang ihn, am 11. December mit Napoleon zu Poſen nicht nur Frieden zu ſchließen, ſondern — um den Sieger gegen ſein ewig gequältes Volk milde zu ſtimmen, trat auch er dem Rheinbunde bei. Dieſer Akt trug ihm das neu geſtiftete Großherzogthum Warſchau, die Anwartſchaft auf die Krone des wieder aufzurichtenden Polens und die Königswürde ein, die Treue aber, welche er Napoleon im Unglücke ſelbſt bewahrte, verflocht ihn in der Schlacht bei Leipzig auch in das furchtbare Schickſal des Cäſaren. — Das Schlimmſte geſchah, der Wiener Congreß nahm ihm die Hälfte ſeiner Staaten und — im tiefſten Unglücke wenigſtens ein Glück noch! — ließ ihm die größte Hälfte ſeiner Unterthanen, den betriebſamſten, dicht bevölkertſten Theil ſeiner Lande! Sachſen wurde damals auf den heutigen Umfang des Königreichs reducirt! — — — —

Licht und dunkel, leidenreich und hoffnungskräftig und dabei ewig bewegt, — das war Sachſens Loos bis zu König Johanns Geburt geweſen, und auch er in ſeiner Zeit ſollte jenes „bittere Kraut" ſchmecken, das dennoch „Leib und Seele geſund" macht. — König Friedrich Auguſt hatte zwei Brüder, die Prinzen Anton und Maximilian; von Prinzeſſin Marie von Zweibrücken, ſeiner Gemahlin, beſaß er nur eine Tochter. — Prinz Anton, der Thronerbe, war kinderlos, die Geſchlechtsfolge im ſächſiſchen Königshauſe ging ſomit auf Prinz Maximilian, den dritten Bruder, über. Derſelbe beſaß von ſeiner Gemahlin Caroline Prinzeſſin von Parma zwei Söhne, Friedrich Auguſt und Johann, jetzigen König von Sachſen, wie eine Tochter Prinzeſſin Maria. —

Johann, der greiſe Herrſcher, welchem dieſe Blätter geweiht ſind, erblickte 1801 am 12. December das Licht der Welt, zu einer Zeit alſo, wo die Kriegswetter von Weſten bereits finſter über das deutſche Land daherzogen. Fünf Jahre alt war er, da das deutſche Elend zu Jena beſiegelt wurde und mit ſeinem zwölften Jahre mußte er die ſchweren Folgen empfinden, welche der Befreiungskrieg ſeinem Hauſe und Volke auferlegte. Auf das tiefe und ſinnige, jeder Zwietracht und Gewaltthat völlig abgeneigte Gemüth des jungen Prinzen Johann mußten wohl dieſe Eindrücke ſchwerſten häuslichen Unglücks um ſo erſchütternder und nachhaltiger wirken, als ſie ihm ſchon in ſo zartem Alter zu Theil wurden, ihm, ehe er zu leben recht begann, des Lebens Wandelbarkeit nur zu deutlich machten! Frühe ſchon wendete ſich ſein Herz alſo den Gefühlen, ſein Geiſt der Erlangung jener Beſitzthümer zu, die unverlierbar ſind und die rechten Tröſter des Lebens, dem Glauben und dem Wiſſen! — Seine Neigung galt zeitig dem Umgange mit geiſtreichen Männern und ernſteſten Studien, beſonders hiſtoriſche, juriſtiſche und linguiſtiſche zogen ihn an. Seine erſte Bildung erhielt er durch den Prinzen Maximilian, ſeinen Vater ſelbſt, welcher mit ſtrengen religiöſen Grundſätzen jene milde Geſinnung verband, die das ſchätzbarſte Gut Johanns wurde, welche ihm über die Schwierigkeiten der Zeit ſtarkgläubig hinweghalf und die ihn, als Gott ihm den nie erhofften Thron beſchied, ſo tief geliebt und verehrt bei ſeinen Unterthanen machen ſollte. Später übernahm ein alter katholiſcher Schweizer, General Freiherr von Forell, ſeine wie ſeiner beiden Brüder Erziehung. Außer demſelben war bei den drei Prinzen noch Domherr Ignaz, Freiherr von Weſſenberg, Bruder des öſterreichiſchen Miniſters, der bekannte Generalvicar von Conſtanz, als Studiendirector und Lehrer angeſtellt. Dieſer ſeltene und geiſtesgroße Mann, das wahrhaftige Vorbild eines rechten Prieſters der katholiſchen Kirche, des berühmten Kanzlers von Dalberg Freund, war es, welcher für Diöceſaneinrichtung, Paſtoralconferenzen, Bildung des jüngeren Klerus, Schulunterricht, Verbeſſerung des Rituals, Einführung der **deutſchen** Sprache in die kirchliche Liturgie, namentlich aber auf eine **katholiſche deutſche Nationalkirche** unter einem **deutſchen** Primas alle ſeine Beſtrebungen richtete und natürlich —

wie derlei immer — dabei in Rom verunglückte! Dieſer vortreffliche Mann leitete beſonders des Prinzen hiſtoriſche und geographiſche Studien. — 1814, alſo in ſeinem 13. Jahre, kam Johann ferner unter die Leitung des proteſtantiſchen Generals von Watzdorf, auf ſeine ſpätere Entwickelung aber hatte der bekannte Criminaliſt Hofrath Stübel, als ſein juriſtiſcher Lehrer, den entſchiedenſten Einfluß. Von ihm ſchreibt ſich beſonders des nachmaligen Königs beſondere Vorliebe für dieſes Fach her. —

Möge hier gleich einer Angelegenheit erwähnt werden, welche in Sachſen als Anomalie erſcheint, wenigſtens als ſolche mehrfach, obwohl mit Unrecht, bezeichnet wird. — Die Reformation und der Vertrag zu Paſſau hatten ſowohl ſeitens der katholiſchen wie proteſtantiſchen Staaten, wie ſchon geſagt, das placetum regium und den Grundſatz: „Weſſen das Land, deſſen der Glaube“ aufgeſtellt und die Regenten ſomit auch zu religiöſen Häuptern und Wächtern ihrer Nationen gemacht. Der Begriff einer Staatskirche war dadurch zuerſt feſtgeſtellt worden. — Sachſen war ſeit Luthers Tagen durchweg proteſtantiſch, ſeitdem Auguſt der Starke aber die Krone Polens genommen hatte, war die Albertiniſche Linie indeß katholiſch geworden. Unter jedem andern Dynaſtengeſchlecht hätte dies von höchſter Gefahr für den Gewiſſensfrieden des Landes werden können, aber nicht blos die Geſchichte ſtrafte in Sachſen ſolche Furcht Lüge, es hat ſich auch bis dieſe Stunde niemals ernſtlich fühlbar gemacht, daß Herrſcherhaus und Volk Gott auf verſchiedene Weiſe verehren. Niemals haben die Könige von Sachſen die humanen Grundſätze Friedrichs des Weiſen verleugnet, und des Prinzen Johann Geſinnung zumal war eine ſo von Toleranz und geiſtiger Freiheit durchleuchtete, daß ſich hierdurch ſchon die Harmonie zwiſchen ihm und ſeinem Volke in dieſem zarten Punkte ſelbſt erklärt. — Wiſſenſchaftlichkeit war die bewegende Kraft in Johanns Seele! Nicht nur, daß er einzelne Zweige der Naturkunde pflegte, ſeine Luſt an höherer Sprachvergleichung ihn ſelbſt die Schwierigkeiten des Sanskrit überwinden ließ, ſein Verlangen, die alten Quellen unſerer Religion in der Urſprache leſen zu können, trieb ihn zum Studium der griechiſchen Literatur und machte Homer, Plato und Thukydides, — ſeine lebendige Theilnahme aber an der Geſetzgebung des Staats und der Ergründung des Geiſtes althelleniſcher Staatsweisheit machte auch Ariſtoteles zu ſeinem Freunde. Mit nicht geringerer Vorliebe wendete er ſich endlich der italieniſchen Poeſie zu und verſenkte ſich in den hohen Geiſt eines Dante Allighieri.

Am 21. November 1822 vermählte ſich Prinz Johann mit Prinzeſſin Amalie Auguſte von Bayern, Zwillingsſchweſter der Prinzeſſin Eliſabeth, welche ein Jahr ſpäter (29. November) des nachmaligen Königs Friedrich Wilhelm IV. von Preußen Gemahlin wurde. — Ueber das Glück und die Harmonie dieſer Ehe ein Wort verlieren zu wollen, iſt völlig müßig; das Leben und häusliche Glück ſeines Herrſcherpaares kennt jeder Sachſe genau genug. Durch dieſe Heirathen beider bayriſchen Prinzeſſinnen wurden die Höfe von Dresden und Berlin inniger verknüpft, und dieſe hohen Frauen zumal dürften weſentlich dazu beigetragen haben, die ſchmerzlichen Wunden vernarben zu laſſen und eine Entfremdung zu verbannen, welche Sachſen bisher nicht ohne Grund gegen ſeinen nordiſchen Nachbar gehegt hatte. Vergeſſe man nur nicht, daß die Tage Friedrichs II. im Sachſenvolk wie ſeinen Herrſchern ſehr unſympathiſche Gefühle zurückgelaſſen hatten, daß durch den Wiener Congreß nicht nur die reichen nördlichen Provinzen des alten Kurſachſen, mit ihnen auch die alten Stammſitze der Wettiner und die Orte, an welche ihr hiſtoriſcher Ruhm ſich knüpfte, — Halle, Torgau, Wittenberg, — in Preußens Beſitz gelangt waren. Es heißt nur gerecht ſein, offen zu bekennen, daß die Sachſen Preußen nicht liebten, es nicht lieben konnten und das Gefühl des Widerwillens und der Beſorgniß, nachdem es längſt vom Hofe zu Dresden gewichen war, noch in der Bevölkerung bis weit in die zweite Hälfte unſeres Jahrhunderts hinein rege blieb; — Erinnerungen laſſen ſich eben nicht über Nacht bannen! Viele Factoren kamen indeß hinzu, die beſtehenden Vorurtheile weſentlich zu mildern. Erſtlich war der ſächſiſche Volkscharakter weſentlich mehr nordiſcher als ſüddeutſcher Natur. Böhmen und Czechen, ſeine Nachbarn, waren ſicher die Menſchenrace nicht, Sachſen dem Süden zu aſſimiliren.

Schon die Tradition dieſes fleißigen Handelsvolks verband es mit Preußen. Die alten nordiſchen Straßen über Magdeburg und den Fläming, die öſtliche durch die Lauſitz, die weſtliche durchs Saalthal, führten ja in preußiſches Gebiet und durch tauſendfältige Lebensberührungen, erleichtert von der fröhlichen Gutmüthigkeit der Grün-Weißen und der Schwarz-Weißen, machten Schmerzen milder, welche die Völker doch nicht ſelber, ſondern das leidige Kriegsfatum und eine begrabene Politik verſchuldet hatten. — In den Anfang der zwanziger Jahre fiel die Demagogenperiode, welche ſich in Sachſen nicht minder fühlbar machte und die erſte politiſche Erregung in gewiſſen Schichten der Bevölkerung Deutſchlands verurſachte. — Der Zauber, den Dante's Kunſt je länger deſto ſtärker auf den Prinzen Johann ausübte, hatte ihn 1826 endlich zu dem Entſchluſſe gebracht, die erſten zehn Geſänge in reimfreien Elfſylben zu überſetzen und mit einer wiſſenſchaftlichen Erklärung zu verſehen. Wer da weiß, wie in dieſer gigantiſchen Schöpfung der Patriot Dante die Anſchauungsweiſe der damaligen Welt in politiſcher wie kirchlicher Hinſicht niederlegte, wie er dem damaligen düſtern Treiben in Rom gleich Gegner, der Kraft und Einheit ſeines Landes gleich ſchwärmeriſcher Freund war, wird leicht einen Blick in die mitempfindende, lichte und reine Seele des Prinzen Johann zu thun vermögen, wer aber berückſichtigt, wie derſelbe die verſchiedenſten Scholaſtiker jener Periode, die damaligen geſammten politiſchen Verhältniſſe Italiens ſtudiren mußte, um zum Verſtändniſſe ſeines Autors zu gelangen, wird ermeſſen, welchen umfänglichen Vorarbeiten der Prinz ſich hinzugeben hatte, ehe er an die Uebertragung des Werkes ſelbſt zu gehen vermochte. So ward denn erſt 1839 das deutſche Publikum durch dieſes namhafte künſtleriſche Geſchenk überraſcht, das Prinz Johann unter dem Pſeudonym „Philalethes“ zu Dresden und Leipzig erſcheinen ließ. Daß es im Laufe der Zeit ſehr viele Auflagen erlebte, beweiſt wohl zur Genüge ſeinen inneren Werth und den Dank, welchen die gebildete Welt dem fürſtlichen Gelehrten zollte. — Am 5. Mai 1827 hatte König Auguſt III. ſein ſchwerbewegtes Leben geſchloſſen, ſein Bruder Anton folgte ihm. Das

Jahr darauf, am 23. April, ward Prinz Johann durch die Geburt ſeines erſten Sohnes Prinz Albert erfreut, den die Vorſehung beſtimmt hatte, als Kriegsheld dieſes Jahrhunderts in Deutſchland das alte Rautenbanner zum Ruhme ſeines Volkes jauchzend wieder zu erheben. Seine Geburt wurde vom Volke mit heißem Dank und Freude begrüßt, denn die Dynaſtie ſtand nur auf wenig Augen, hatte im letzten Jahrhundert nur zu ſehr die Symptome jener Lebensermattung gezeigt, welche der Weißenburger Linie ein ſo ſchwermüthiges Ende bereitet hatte. Am 4. Februar 1830 wurde Prinz Johanns zweites Kind, Prinzeſſin Eliſabeth geboren, welche nachmals die Gemahlin des Prinzen Ferdinand von Sardinien geworden iſt. — König Anton, ſtets von ſchwächlicher Geſundheit, ſah ſich am 13. September genöthigt, ſeinen Neffen Prinz Friedrich Auguſt, Johanns älteren Bruder, zum Mitregenten zu erwählen, nachdem deſſen Vater, Prinz Maximilian, zu ſeinen Gunſten auf die Thronfolge verzichtet hatte. Das folgende Jahr (5. April) beſchenkte Prinz Johann mit ſeinem zweiten Sohne Ernſt Ferdinand, während 1832 am 15. Mai der Kronprinz und Mitregent Friedrich Auguſt ſeine Gemahlin Caroline, Erzherzogin von Oeſterreich, verlor, ohne Leibeserben von ihr zu beſitzen. Dadurch war die Geſchlechtsfolge allein nur auf die Maximilianiſche Familie noch geſtellt und um ſo mehr gewährleiſtet, als 1832 am 8. Auguſt Prinz Johann in Friedrich Auguſt Georg noch einen dritten Sohn erhielt. — Am 6. Juni 1836 ſegnete König Anton das Zeitliche und Johanns älteſter Bruder, als König Friedrich Auguſt IV., beſtieg den Thron. — Zwei Jahre ſpäter (am 3. Januar) ſtarb auch Prinz Maximilian, der Vater des damals regierenden Königs und des Prinzen Johann, nachdem ihm ſeine Gemahlin bereits vorangegangen. Er muß ein ſtiller, ſinniger und höchſt einſichtsvoller Mann nach Allem geweſen ſein, was man heute noch von ihm weiß. Die Erziehung ſeiner Söhne, zumal die kraftvolle geiſtige Richtung, welche er beſonders dem ſächſiſchen Königshauſe zu geben gewußt hat, ſcheint darauf hinzudeuten, daß, obwohl ſelbſt ohne Regentenehrgeiz, er doch ſehr wohl wußte, wie Sachſens weſentliches

Heil und ſein Flor hauptſächlich auf *intellectuellem* Gebiete liege! —

Seit 1830 und der Juli-Revolution waren inzwiſchen wichtige Veränderungen in Europa vorgegangen. Die alte Stille war dahin, die ſocialen Doctrinen flatterten ins deutſche Land herein, ein erhöhteres Pulſiren und Regen war bemerkbar, der *Individualismus* ſchlüpfte aus dem Ei! — Die folgenden zwanzig Jahre waren für Sachſen unbedingt ſegensreich. Den Anſtoß, welchen die Zeit erſt leiſe, aber immer deutlicher gab, wurde von der ſächſiſchen Betriebſamkeit *wohl verſtanden*. Immer mehr wuchs Leipzigs Handel, des Erzgebirges Schätze ſchloſſen ſich auf, der Segen, welcher in aller Noth dem kleinen Königreich verblieben war, trieb jetzt ſeine quellenden Blüthen, die Kraft des fruchtbaren Bodens und eine unzerſtörbare, rührige Arbeitsluſt ſeiner Einwohner. Sachſen, *verengt*, ſchien gerade alle ſeine Eigenſchaften jetzt *comprimirt* zu haben und die Eiſenbahnen (ſeit 1837 die Leipzig-Dresdener) waren ſo recht eine Erfindung nach ſächſiſchem Bedürfniß; ſie vollendeten den Umſchwung, welcher ſich in den Handels- und Productions-Verhältniſſen bereits bemerkbar machte und die Sachſen im eminenteſten Sinn des Worts zu einem *Induſtrie-Volke* erhob. Alle Weltgegenden ſtanden ihm fortan offen und ſein verſtändiger Sinn, dem der Engländer in ſehr *Vielem* verwandt, nutzte die Zeit als Geld und verzehnfachte das Leben, indem er ihm erhöhteren Pulsſchlag gab! Es war indeß nur zu natürlich, daß auch hier wie überall, wo der Menſch ſich der *Wichtigkeit* ſeines Daſeins für das Ganze durch thatſächliche Erfolge *bewußt* wird, der *Freiheitstrieb* des Individuums um ſo ſtärker, rückſichtsloſer erwachte und Anſprüche machte, die früheren Zeiten völlig unbekannt waren. —

Das Jahr 1848 kam über Sachſen ſo gut, wie alle anderen Länder. Seine Erſcheinungen ſind überall zu ſehr dieſelben geweſen, um die ſpeciell ſächſiſchen noch hervorzuheben. Bei vielem Schlimmen hatte dieſe Zeit dennoch das Gute, Sachſen zu der weſentlich liberalen Verfaſſung zu verhelfen, welche es heute noch beſitzt. Urſprünglich mit den Ständen vereinbart, war ſie im

Jahre 1849, namentlich aber durch das Geſetz vom 5. Mai 1851, weſentlich verändert und den neueren politiſchen Anſchauungen gemäß geſtaltet worden. Chriſten und Juden waren gleiche ſtaatsbürgerliche Rechte gewährt, außer den beſtehenden Klöſtern neue zu errichten, wie die Zulaſſung des Jeſuiten- und anderer geiſtlicher Orden verboten worden. Durch das Zweikammerſyſtem hatte man aber wie in Preußen die Staatsgewalt unter drei gleichberechtigte Factoren getheilt und Sachſen trat ſomit in den Vollgenuß des bürgerlich freien politiſchen Lebens, durch welches die heutigen Völker allein noch zu gedeihlicher Entwickelung kommen können. — Der ſchleswig-holſteiniſche Krieg, an ſich fruchtlos, berührte Sachſen nur als Sache deutſcher Sympathie. Um ſo mehr waren die nächſten zwei Jahre für die Politik Sachſens entſcheidend und nicht gerade vielleicht in durchaus glücklicher Art. — Wir haben mehrfach ſchon geſchildert, wie das Jahr 1848 mit dem Thronwechſel in Oeſterreich und Metternich's Rücktritt der ſtabilen alten Politik ein Ende machte und die aggreſſionsluſtigen Schwarzenbergſchen Maximen aufbrachte, den diplomatiſchen Individualismus und den politiſchen Egoismus. Ferner dürfen wir wohl erwähnen, daß den Hof von Dresden ſowohl alte Freundſchaft wie manche Geſinnungsähnlichkeit damals mit der Hofburg verknüpften. Dies Alles, ſcheint uns, wäre aber nicht gerade angethan geweſen, Sachſens Beziehungen zum deutſchen Norden zu verſchlechtern und Antagonien neu zu erwecken, welche weislich begraben worden, hätten ſich leider nicht die Hände gefunden, — um Knoten zu ſchürzen, wo ſie hinderlich waren, Fäden zu verwirren, wo ſie verbinden ſollten, die ſächſiſche Politik aber in ein unruhiges Fahrwaſſer zu leiten und eine Parteimaxime dem Wohle des Landes voranzuſtellen. Dieſe Hände gehörten Niemand ſonſt als dem königlich ſächſiſchen Kammerherrn Friedrich Ferdinand Freiherrn von Beuſt!

Wir haben weder im Sinne, dieſen Staatsmann zum Objecte einer Kritik zu machen, noch weniger ſind wir in der Lage, organiſch ſeinen Wegen als Staatsmann zu folgen, ſelbſt wenn das hierher gehörte. Aber immerhin wird doch, um Sachſens edlem Herrſcher und ſeinem wackern Volke gerechte Würdigung zu zollen, nicht zu verſchweigen ſein, daß alle bis dato offenkundigen Amtshandlungen Beuſt's als Miniſter des Aeußern wie des Innern Zeugniß ablegten, daß er immer ein beſſerer Oeſterreicher als **Sachſe** geweſen iſt und ihm, ſo lange er die Angelegenheiten zu Dresden leitete, der objective Blick für die äußeren Verhältniſſe, der hiſtoriſche Sinn für Sachſens vergangene Prüfungen und Gefahren vollſtändig gemangelt haben dürfte. Mag ſein, daß er — 1834 mit fünfundzwanzig Jahren ſchon von Sachſen abweſend, Diplomat an den verſchiedentlichſten großen Höfen zu London, Paris und München geweſen war — eher an den Verhältniſſen von aller Herren Ländern, als an denen ſeines Vaterlandes ſich gereift und deſſen Lebensbedingungen erkannt hatte, wie er das Miniſterportefeuille Anno 1849 übernahm. Er mag als Geſandtſchaftsſecretär zu Berlin 1835—1838, wie 1848 daſelbſt als Geſandter von dem Staate Preußen auch die kläglichſten Begriffe mit ſich genommen haben, wie das ja ſehr möglich*) geweſen iſt, — Weltpolitik zu treiben konnte aber ſchwerlich Sachſens Sache ſein, und gab es eine haltbare Politik für dies Königreich, ſo konnte ſie damals nur auf der Solidarität der deutſchen Bundesſtaaten im alten Sinne Metternich's beruhen, nicht in einer politiſchen Concurrenz, die, wenn ſie erhöhte Macht eintrug, ſo gewiß doch auch erhöhte Gefahr. Der Sinn der geſammten Beuſt'ſchen Politik war vom Jahre 1849 ab bis 1866: entweder mit Oeſterreich und den Anderen, oder ohne Oeſterreich mit den Anderen, jedenfalls aber immer **gegen** Preußen zu operiren! — Wenn wir auf die Tage Kurfürſt Auguſts II. zurückblicken, dann muß uns nothwendig die Aehnlichkeit der Brühl'ſchen Taktik mit der des nachmaligen öſterreichiſchen Reichskanzlers überraſchen. Hiermit iſt keinesfalls aber geſagt, daß die Politik Sachſens vor 1866 etwa von Gewiſſenloſigkeit oder perſönlich ſchlechten Beweggründen, wie jene Brühl's, geleitet geweſen ſei. Beuſt's ſtaatsmänniſches Benehmen alſo dürfte lediglich ſo nur zu erklären ſein, daß er in Anſchauungen und Ideen befangen geweſen war, welche, ſeinem Dafürhalten nach, zum Heile Sachſens führen mußten, aber eben das Gegentheil zur Folge hatten. Seine Täuſchung über Preußen theilte er überdem mit allen Anderen. — —

---

*) Bei Roon und Bismarck nachzuleſen.

Graf Beuſt übernahm Sachſens auswärtiges Amt gerade in dem ſchwierigen Augenblick, wo die Frankfurter Kaiſerdeputation in Berlin Fiasko gemacht hatte, Radowitz ſeine Unionsbeſtrebungen ventilirte und die beiden deutſchen Parlamente fruchtloſe Verſuche zu einer Reichseinheit machten. Oeſterreich und Preußen waren aufs Aeußerſte geſpannt, da Letzteres die Gleichberechtigung bei der Bundesführung verlangte. Die allgemeine Conjunctur der Cabinete war gegen Preußen gerichtet und daß Beuſt ebenſo dachte, iſt anzunehmen. — Sachſen trat dem Vier-Königs-Bündniſſe bei. Daſſelbe ging aber an dem Widerſtande Oeſterreichs wie Preußens zu Grunde; Beiden war eine dritte Staatengruppe eben nicht genehm. Die deutſchen Cabinete mehrentheils und auch Sachſen gravitirten nun zu Oeſterreich und conſtituirten ſich zu einem neuen Bundestage. Wie Preußen nach dem Tage von Olmütz demſelben gezwungen beitrat und welcher Unterſchied zwiſchen ihm und den übrigen Staaten bei dieſer deutſchen Neugeburt obwaltete, iſt bereits geſchildert worden. Dies Bundesverhältniß konnte ſeiner ganzen Natur nach Nichts weiter als ein fortdauernder, ſtets wachſender Rivalitätenkampf der beiden deutſchen Großmächte und eine Kette zweckloſer Verſuche der kleineren Cabinete ſein, durch verſchiedenartige Gruppirungen bei dieſem Kampfe zu interveniren oder für die eigene, größere Selbſtſtändigkeit dem geeigneten Augenblicke Zugeſtändniſſe abzuringen. Letzteren Beſtrebungen verdankte auch die Triasidee von der Pfordten's ihre Entſtehung, bei welcher Herr von Beuſt Pathe ſtand, und der Frankfurter Fürſten-Congreß, welcher, wie uns ausdrücklich — und zwar in Süddeutſchland — verſichert worden iſt, eine Geburt Beuſt's und eines kleinen mitteldeutſchen Dynaſten geweſen ſein ſoll! — Die alte gefährliche Lage Sachſens, welche ihm ſo viel Leid ſchon eingetragen, hätte gerade bei einem Rivalitätsſtreit zwiſchen Oeſterreich und Preußen den ſächſiſchen Staatsmann ſehr bedenklich machen ſollen. Sobald man die Feder wegwarf, um zum Schwerte zu greifen, war Sachſen eben ein beiden Theilen offenes Land. War es ohnehin ſchon traurig genug daran, ob es nun zu der einen oder zu der andern Partei hielt, oder aber auch beiden ſeine Grenze verſchloß, ſo war es doch ſicher dann erſtes Angriffsobject, wenn es den blutigen Austrag des Streits gar noch beförderte, ſtatt alle Mittel aufzubieten den Frieden zu erhalten. Brach der Kampf los, ſo mußte, falls der Bund ſich gegen Preußen erklärte, Sachſen unbedingt zu ihm ſtehen, denn es war freiwillig zu demſelben, wie er nun eben war, beigetreten, konnte eben nur durch einen Bruch der Bundestreue neutral bleiben. Deshalb aber war um ſo mehr zu beklagen, daß Beuſt, dies wiſſend, nicht der Eifrigſte war, einen Conflict unmöglich zu machen, da von ſeiner perſönlichen Haltung*) weſentlich der Friede abhing. Wir haben dies gleich hier erörtert, um zu conſtatiren, daß die auswärtige Politik Sachſens nicht erſt unter König Johann, alſo 1854, inaugurirt worden iſt, ſondern dieſelbe mit allen ihren Beziehungen damals bereits beſtand und auf der allgemeinen Annahme der meiſten deutſchen Cabinete beruhte: daß Preußen ohnmächtig und Oeſterreich, wenn irgend Jemand, zur Führerſchaft Deutſchlands allein berufen ſei. — Napoleon III. hatte den Kaiſerthron beſtiegen und mit ihm kam eine neue und die ſchwerſte Wolke an Europa's politiſchen Horizont; man hatte alle Urſache, ſich vor ihm in Deutſchland durch größte Einigkeit zu ſichern. — Man that es nicht! — — Im Jahre 1853 vermählte ſich des Prinzen Johann älteſter Sohn, Albert, der präſumtive Thronerbe, mit Carola, Prinzeſſin von Schweden aus dem Hauſe Waſa. — Ein Jahr ſpäter brach der Krimkrieg los, durch welchen Oeſterreichs Haltung auch Deutſchland affizirte, und unter dieſen Sorgen ſtarb (9. Auguſt) König Friedrich Auguſt und Prinz Johann, ſein Bruder, folgte ihm. — —

Bis zu dem Augenblicke, wo König Johann den Thron ſeiner Väter bereits in einem Alter von 53 Jahren beſtieg, hatte derſelbe nur ſeinen Studien gelebt. Dieſer ſtillen Welt des Gelehrten-Daſeins ward er wider Willen entriſſen und fand die Zuſtände wie die Zeit, — wie ſie eben *lagen*, das heißt: ſehr bewegt. Mit der ihm eigenen regen Sorgſamkeit und Hingabe widmete er ſich ſeiner ſchweren Pflicht unter Verhältniſſen, welche Jahr für Jahr peinlicher und ſorgenvoller werden ſollten. Gerade ihm, dem friedlichſten aller Monarchen, war der Austrag der ernſteſten aller Zeitfragen aufbehalten, aber — als ob Gott ihn auch belohnen wolle, der Aufgang einer ſchöneren, großen und erhabenen Ordnung! — Mit dem Ausgange des Krimkrieges war Europa's bisheriger Schutz, die heilige Allianz, zerriſſen und der Beweis geführt, Napoleon III. ſei ein ewiger Unruheſtifter und werde die Zeiten ſeines Oheims nach Kräften erneuern; ſchon hatte derſelbe die Verträge von 1815 als *defect* erklärt und — ſie waren es eigentlich auch! Ob Herr von Beuſt ſich vielleicht *demſelben* ſtillen Gedanken hingab, wiſſen wir nicht, obwohl er ohngefähr ſo handelte. Daß König Johanns Seele jeglichen Aggreſſionen gänzlich fern war, ihm ſeines Landes Frieden theurer war als Alles, iſt gewiß. Ihn verband ferner eine brüderlich herzliche Freundſchaft mit ſeinem Schwager, König Friedrich Wilhelm IV. Beide hatten *ſehr viel* geiſtige Eigenſchaften gemein, und die alljährlichen Beſuche des Preußenkönigs auf Schloß Pillnitz gaben ihrer Zuneigung eine immer ſteigendere Innigkeit. Bei einem dieſer Beſuche im Jahre 1857 war's, daß am 13. Juli Friedrich Wilhelm IV. von ſeinem erſten, faſt tödtlichen Schlaganfalle heimgeſucht wurde, welcher ſeiner Regentenwirkſamkeit für immer ein Ziel ſetzte. Die Regentſchaft wurde proviſoriſch in Preußen eingeſetzt; als ſie definitiv wurde, fiel das Miniſterium Manteuffel-Weſtphalen und die Politik von Olmütz; Preußen begann ſich — obwohl unter ſchweren inneren Kämpfen — an der kraftvollen Hand Wilhelms I. wieder aufzurichten. Daß es dies ernſtlich je vermögen könne, bezweifelte man überall in Deutſchland, ſomit auch in Sachſen. — 1859 am 11. Mai vermählte ſich Prinz *Georg*, des Königs zweiter Sohn, mit *Marie Anna*, Infantin von Portugal. In demſelben Jahre brach auch der italieniſche Krieg aus, deſſen Bedeutung und ſchwere Folgen bereits erörtert ſind. Daß ſie von Herrn von Beuſt noch weniger begriffen wurden als von Herrn von der Pfordten, bewies, daß derſelbe nachmals weit weniger vorſichtig auftrat, als Letzterer. Im Gegentheil ſchien die verſchärfte Haltung der beiden deutſchen Großmächte zu einander und der anbrechende Reorganiſationsconflict in Preußen Herrn von Beuſt in ſeiner Politik gegen letzteres nur zu beſtärken. Dazu kamen Oeſterreichs Differenzen mit Preußen wegen Schleswig-Holſtein und wegen Reform der Bundeskriegsverfaſſung. — Einen nicht zu unterſchätzenden Grund für Beuſt's Argwohn und erhöhtere Abneigung mag im Herbſte 1862 auch Bismarck's Eintritt ins Berliner Cabinet abgegeben haben und daß dieſer Mann Inlands- und Auslandspolitik in ſeiner Hand vereinte. Daß Preußen ſeine Rolle der Abhängigkeit ſatt habe, war ja erſichtlich genug; wie Bismarck über den Bund und Oeſterreich aber dachte, konnte man wiſſen. Man mochte denſelben für ſehr geneigt halten, bei erſtbeſter Gelegenheit den Bund zu ſprengen und eine ſelbſtſtändige preußiſche Politik zu inauguriren, welche der Stellung der Mittelſtaaten bedrohlich war. Das Mißbehagen derſelben mag auch erklärlicher Weiſe durch das Zerbrechen des Vier-Königs-Bündniſſes wie der Pfordten'ſchen Trias-Idee gewachſen ſein. Im italieniſchen Kriege wie in der Neuenburger Affaire, im Guten wie im Schlimmen hatte Oeſterreich bereits über die Köpfe der Bundesregierungen hinweg mit wie gegen Preußen operirt und ſich der Kleinſtaaten immer nur dann bedient, wenn es galt, die Majorität des Bundes gegen ſeinen Gegner im deutſchen Norden zu vereinen. Sicher war Sachſens Stellung zwiſchen ihnen am unleidlichſten und der Wunſch ſeines Staatsmannes gewiß nur zu gerecht, es aus dieſer ſeiner Lage herauszubringen. Seine Voreingenommenheit ließ ihn aber gerade leider das falſche Mittel ergreifen. Um die Mittelſtaaten aus ihrem Adhäſionszwange herauszubringen, Deutſchlands Geſchicke fortan durch ein höchſtes Forum beſtimmen zu laſſen und jedem deutſchen Dynaſten einen directen, ebenbürtigen Einfluß auf dieſelben zu verſchaffen, gerieth eben Beuſt auf die ſublime Idee des Frankfurter Fürſten-Congreſſes, welcher ſchreiender denn je die unlösbaren Diſſonanzen darthat, an denen das deutſche Gemeinweſen litt. Daß dieſes Project durch Preußens Wegbleiben ſcheiterte, war wohl der ſtärkſte Grund für Beuſt, bei erſter Gelegenheit Regreß zu ſuchen. — Oeſterreich und Preußen ſtanden ſo bitter einander gegenüber, daß jede fernere Gemeinſchaft unmöglich ſchien. Blieben beide auf dieſem Fuße, ſo wäre vielleicht doch nicht unmöglich geweſen, durch ein drittes Bündniß in einer compacten mitteldeutſchen Staatengruppe eine dominirende Macht zu gewinnen! Nicht unmöglich, meinen wir, wahrſcheinlich aber, — wenn wir auf deren damalige Wehrkraft blicken, — gewiß nicht.

---

*) Fürſt Biſmarck S. 131, Bd. II.

Die beiden großen Gegner vertrugen ſich indeß zu allgemeiner Ueberraſchung plötzlich, allerdings nur, — um ſich ſpäter deſto ſicherer zu trennen und eine Kataſtrophe in Deutſchland zu beſchleunigen; der ſchleswig-holſteiniſche Krieg kam! — Als Chriſtian IX. den däniſchen Thron beſtiegen hatte und die Einführung der Geſammtſtaatsverfaſſung in den Herzogthümern gewiß war, hatte der deutſche Bund die Execution beſchloſſen. 12,000 Sachſen und Hannoveraner unter dem Commando des General von Hake, als Bundesoberbefehlshaber, rückten in Schleswig-Holſtein ein. Aber ohne ſich an den Bund zu kehren, hatte ſich Oeſterreich mit Preußen verſtändigt, den Krieg mit demſelben allein zu führen, hatte Preußen — horribile dictu — das Obercommando überlaſſen und am 19. Januar 1864 verlangte Preußen darum alſo, daß ſich General von Hake unter das Obercommando Wrangels ſtelle. Hake weigerte ſich, die preußiſchen Truppen rückten in die Herzogthümer ein, die Bundesſtaaten remonſtrirten theilweiſe und — erfolglos! — Oeſterreichs Beweggründe haben wir nicht zu erörtern, doch daß dies Vorgehen der Großmächte in der Sache weder bundesfreundlich noch courtoiſievoll geweſen iſt, kann man wohl zu behaupten wagen. Preußen hatte die Olmützer Politik offen und ein für alle Mal desavouirt, hatte den Zwang des Jahres 1850 zerbrochen. Sind wir gerecht und ſehen wir auf jene triſten Zeiten zurück, wo die Reichskriege in der Art geführt wurden, daß jeder Oberbefehlshaber operirte wie er Luſt hatte und der Sieg unmöglich gemacht wurde, weil keine Einheit der Leitung vorhanden war, ſo werden wir zugeben, daß das Uebereinkommen beider Großmächte an ſich nur vernünftig war. Eben ſo gewiß iſt aber auch, daß Oeſterreichs Benehmen den von ihm ſelbſt geſchaffenen Bund negirte, ſich über deſſen Rechte wegſetzte. Damit war die Rolle des Bundes eigentlich bereits ausgeſpielt. Er mußte ſich unterordnen, — das „Wem“ war nur noch die Frage! Das Moment ſeiner Auflöſung, der große Wendepunkt deutſcher Geſchicke lag damals mithin ſchon auf der Hand. — Des Krieges Verlauf und wie ſich aus dem öſterreichiſch-preußiſchen Siege der eigentliche Zwieſpalt, der deutſche Bruderkrieg entſpann, übergehen wir hier. — Der Friede war mit Dänemarck ohne den Bund geſchloſſen worden, Oeſterreich und Preußen allein waren Genoſſen im Beſitz der Herzogthümer, die übrigen deutſchen Cabinete hatten betreffs ihrer Nichts dreinzureden! — Billig gehandelt war das vielleicht nicht! Doch jedenfalls iſt zu erwägen, ob es politiſch richtig von Seiten des Bundes gehandelt, ob es ſeinerſeits wohl gerechtfertigt war, dagegen ſo ernſtlich, wie im November geſchah, aufzutreten und diejenigen Lande beſetzen zu wollen, zu deren Befreiung das Blut ſeiner Truppen nicht gefloſſen war. — Hannover wie Sachſen nahmen drohende Haltung an; erſteres fügte ſich zwar, aber Beuſt ſchien durch das Schwert ſchon jetzt das deutſche Problem löſen zu wollen. Der Bundesbeſchluß vom 5. December machte, Gott ſei Dank, dem drohenden Unheil ein Ende. Welcher Freund deutſchen Gemeinſinns und Namensverbrüderung muß heute nicht bei dem Gedanken beben, was geworden wäre, ſchlugen dieſe beiden Staaten damals wirklich gegen Preußen los! — Das Wetter war vorüber, Bismarck's Erklärung an die Mittelſtaaten vom 15. December aber konnte ihnen, konnte jedem Staatsmann in Deutſchland wohl klar machen, daß in Berlin das Bewußtſein eines ſehr ernſten großen Ziels und die feſte Ueberzeugung ſeiner Kraft, es zu erringen, obwalten müſſe, um eine ſo kategoriſche Sprache zu rechtfertigen. Man wird wohl nicht fehlgehen, zu meinen, daß Beuſt dieſe Sprache ſo wenig wie andere Bundesdiplomaten verſtand, daß er dieſe Expectoration vielmehr für den jugendlichen Stolz eines kleinen Siegers hielt, der von den Höhen von Düppel Jeglichen ankrähe, aber verſtummen müſſe, ſobald ein großer, honetter Tanz losgehe. — Dieſe Vermuthung wird wenigſtens durch die Kundgebungen der officiellen wie officiöſen Preſſe im Frühjahr 1866 erhärtet. —

Der deutſche Bruderkrieg! — Es iſt nicht zu erörtern, Wer ihn hätte vermeiden können, wie — und ob er überhaupt für die Dauer völlig zu vermeiden war. Letzteres wird wohl Jedermann verneinen. Bei König Johanns mildem Sinne, bei ſeiner nichts weniger als kriegsluſtigen Natur, ja daß er unter allen deutſchen Dynaſten gerade Derjenige iſt, welchem ſchon aus perſönlich herzlichen Beziehungen eine dauernde und wahre Freundſchaft zwiſchen den Häuſern Habsburg und Hohenzollern erfreulich ſein muß, mußte er in der Seele tauſendfältigen Schmerz empfinden, als er ſich der Nothwendigkeit zu beugen hatte, mit Oeſterreich und dem Bunde gegen Preußen das Schwert zu ziehen. Dieſe Nothwendigkeit war unerbittlich und eiſern! Nachdem Oeſterreich zum Bundesſtandpunkt zurückgekehrt war, man in Frankfurt am 14. Juni 1866 den Krieg gegen Preußen beſchloſſen hatte, gab es für König Johann nur noch die Wahl: die Bundestreue, welche Sachſen freiwillig gelobt hatte, zu brechen, oder Front gegen Preußen zu machen.

Er wählte blutenden Herzens das Letztere. — Das königlich ſächſiſche Heer, von dem reckenhaften Kronprinzen Albert in Perſon commandirt, — mit ihm das königliche Haus, verließen Sachſenland und zogen gen Oeſterreich, mit ſeinem Schickſale das ihre vereinend. Das Verhängniß hatte einmal die alte ungelöſte deutſche Frage unſerer Zeit zum Austrage aufgezwungen, man ließ es denn — geſenkten Hauptes gewähren. — Leicht könnte man hier die Frage aufwerfen, weshalb man Sachſen ſchutzlos ſich ſelber überließ, das eigene Heer vielmehr, ſtatt das Vaterland zu vertheidigen, als Contingent Benedek's Armee in Böhmen verſtärkte? Zweifellos war dies politiſch wie ſtrategiſch richtig gehandelt, die geographiſche Lage Sachſens bedingte es. Widerſtand das ſächſiſche Heer, ſei's mit oder ohne Oeſterreich, dem preußiſchen Gegner in

Sachſen ſelbſt, ſo wurde dies Land wie immer der Tummelplatz des Krieges und ging darüber vielleicht völlig zu Grunde. Andererſeits war auch wahrſcheinlich genug, daß Preußens Gegner, wenn ſie ihm in Sachſen ſelbſt die Entſcheidung boten, durch Schleſien und die Lauſitz von einer dortigen preußiſchen Armee leicht abgeſchnitten werden konnten. Wurde Sachſen hingegen entblößt, dann war es immer nur Durchgangsſtation, kam im Kampfe ſelbſt außer Spiel. Der Gegner mußte das öſterreichiſch-ſächſiſche Heer im böhmiſchen Keſſel aufſuchen, in einer heilloſen Mauſefalle, wo man hoffen konnte, Preußen zu packen und zu Boden zu werfen!

Dies Argument —, etwa ſo war es ohngefähr wohl vorhanden, — war nur zu richtig. Daß es nicht wirkſam in Scene geſetzt wurde, Oeſterreich das brave ſächſiſche Heer aufs Unverantwortlichſte opferte und die treueſten ſeiner Freunde in ſein Verderben riß, das war für Sachſens greiſen König und ſein ſchuldloſes Volk eine ſo erſchütternde Erfahrung, daß ſie ihm wohl unauslöſchlich im Herzen haften blieb. — König Johanns Prüfungen waren unendlich ſchwer, und dies wie manch anderes Familienleid beugte die hohe Seele des Dante-Dichters, das Herz, welches nicht für Eroberung, Macht und Gewinn, ſondern für die friedlichen, geiſtigen Güter im Erdenleben allein ſchlug! — Der Friede von Nikolsburg legte Sachſen keine Beeinträchtigung auf, wahrte völlig ſeine Integrität und ſouveraine Freiheit, er bedingte nur König Johanns Beitritt zu dem neu conſtituirten Norddeutſchland.

Als der greiſe Sachſenkönig an der Spitze ſeiner heldenmüthigen Truppen Ende 1866 in Dresden wiederum einzog, ſo war ſein erſtes Wort: „Mit **derſelben Treue,** wie ich zu dem alten Bunde geſtanden, **werde ich zu dem neuen halten!!“** — — Mit derſelben Treue! Wahrlich, ein goldenes Königswort, ein feierlich ernſtes Gelübde, geſprochen über Tauſende ſächſiſcher Heldenleiber, die, — ſchlechten Danks, in Böhmens Erde ſich gebettet als heilige Opfer des Gehorſams und der Pflicht! Alle die Thränen, welche ihrem Andenken im Sachſenland gefloſſen, ſind koſtbare Pfänder dieſer Königstreue und eingelöſt, verſöhnt und verklärt worden auf den ſiegreichen Gefilden jenſeits des Rheins im großen Ringkampfe unſeres Jahrhunderts!! König Johann beſiegelte damals in Perſon zu Berlin ſeine Ueberzeugung und mit offenen Armen als ein alter wiedergewonnener Freund ward er empfangen. Deutſchlands Völker wie Fürſten waren durch eine ſchreckliche, beweinenswerthe, aber doch durch eine Bluttaufe gegangen, die ſie von den Irrthümern einer vergangenen Zeit, von den Banden befreit hatte, die Jeglicher gleich ſtark und widerwillig empfunden hatte.. —

Was war für Sachſen nach 1866 gewonnen? Wie war ſeine Lage? — Wir ſagen wohl mit der Behauptung nicht zu viel, daß, nachdem durch den Frieden Oeſterreich gänzlich aus Deutſchland geſchieden war, der Uebelſtand der Configuration der alten Sachſenlande gänzlich aufgehört hatte! Feſt mit dem Norden zuſammengeſchloſſen, bildete es gegen Oeſterreich hin die deutſche Südmark, war mit Schleſien im Oſten in natürlicher Solidarität. Sein ſchönſter naturgemäßeſter Beruf im Frieden war ihm, wie vor Alters, zurückgegeben, der Handel und Verkehrs-Vermittler mit dem blühenden Oeſterreich, der Knoten- und Durchgangspunkt ſocialen Lebens Mitteleuropa's, kurz das Herz Deutſchlands zu ſein, von und zu dem alle die reichen Lebensquellen des gemeinſamen Daſeins ſtrömen! Niemand iſt wohl fähig, in ſeinem Umfange und voller Bedeutung das gerade zu würdigen und auszunutzen, als das ſächſiſche Volk und ſein einſichtsvoller Monarch. Wenn wir allein den Unterſchied der Regſamkeit im Lande, des Aufſchwungs in Dresden betrachten, welcher heute allda gegen 1864 etwa — alſo trotz dreier, alle Verhältniſſe erſchütternder Kriege — zu finden iſt, können wir uns eine ohngefähre Vorſtellung von Dem machen, was dies rührige Land ſein wird, wenn ihm — ſelbſt nur zehn Friedensjahre fortan gegönnt ſein ſollten. Gott ſchenke ihm deren zehn mal zehn, gebe ihm blühenden Frieden für immer! Er würde wahrlich doch nur der ſauer und redlich verdiente Lohn für Jahrhunderte langer Schmerzen ſein! — — Sogleich nahm Sachſen auch an der Organiſation des neuen Bundes regen Antheil, ſeine Vertreter im Reichstage, ſeine Staatsmänner im Bundesrathe waren gleich eifrig, um den gemeinſamen Bau aufzuführen. Eine der erſten und wichtigſten Sorgen aber war das Heer, und dem General-Lieutenant von Fabrice, der im October 1866 bereits das Kriegsportefeuille übernahm, iſt die Reorganiſation der ſächſiſchen Armee und deren Conformität mit der preußiſchen zu verdanken, Kronprinz Albert aber und Prinz Georg belebten durch ihr eifriges Beiſpiel den Sinn für die neue Ordnung. Das deutſche Gemeinweſen erweiterte ſich durch das Zollparlament und befeſtigte ſich; ein unwillkürlicher, ganz unverkennbarer Sehnſuchtszug nach Geſammteinigung machte ſich bemerkbar und ſpottete ſelbſt des ſüddeutſchen partikularen Widerwillens, immerhin fehlte indeß noch viel, um den Main zu überbrücken, den Groll und das Mißtrauen zu überwinden, welche der eben beendete Krieg in den Herzen zurückgelaſſen hatte. Seit demſelben war ferner die religiöſe Frage aufgetaucht, das Römerthum rüſtete gegen das beginnende deutſche Staatsweſen, um es an allen Ecken zu hindern, ihm überall Feinde zu machen. Das entthronte Welfenthum ſpann ſeine Intriguen, und auch in Dresden ſaß eine gewiſſe Partei, die, um den neuen norddeutſchen Bund zu untergraben, vielleicht mit Louis Napoleon ganz gern gemeinſchaftliche Sache gemacht hätte. Graf Beuſt, den ſeine Politik im eigenen Vaterlande unmöglich gemacht hatte, war in öſterreichiſche Dienſte getreten. Von ihm konnte ſchwerlich erwartet werden, daß er in Wien weniger feindſelig gegen den deutſchen Norden operiren werde, als er es vorher zu Dresden gethan hatte. Die Verſuche der Bildung eines Südbundes, die Intriguen, welche dem Falle des Miniſteriums Hohenlohe in Bayern vorhergingen, deuten genugſam darauf, daß die ruheloſe Aggreſſionsluſt dieſes Mannes den ſehr verzeihlichen Wunſch der öſterreichiſchen Regierung nach Rache möglichſt unterſtützen werde. Allen dieſen Machinationen innerhalb wie außerhalb Sachſens gegenüber aber hielten König Johann, wie ſeine edlen Söhne an der Spitze des Heeres treu, wie ſie es einmal ausgeſprochen, an den norddeutſchen Verträgen feſt. Sachſen hatte nun eine ſtabile Politik gewonnen, wie ſie ſeiner Lage am natürlichſten, ſeinen hiſtoriſchen Erinnerungen und der Entwickelung ſeines reichen Kulturlebens gemäß war; der Mißbrauch, den man mit ſeinem reinen opfergroßen Muthe getrieben hatte, war zu tief ins Bewußtſein des Volkes und ſeiner Leiter gedrungen, als daß je wieder von jener Rolle die Rede ſein konnte, zu der man es ſo oft genöthigt hatte. — In Dresden waren ebenſowenig wie zu Berlin die Verſuche unbekannt, welche Napoleon III. machte, einen Krieg in Deutſchland anzuzetteln, oder aber Preußen zu Conceſſionen und Abtretungen zu zwingen, welche den deutſchen Namen für ewig ſchänden mußten. Bei guter Zeit waren Verabredungen getroffen worden, den franzöſiſchen Anmaßungen äußerſten Falls mit der Waffe gemeinſam entgegenzutreten. Mit Mühe war es geglückt, die Klippe der Luxemburger Frage zu vermeiden und Napoleon ſelbſt den leiſeſten Rechtsgrund zu entziehen, gegen Deutſchland zu marſchiren. Man konnte ſich mit gutem Gewiſſen der Ueberzeugung hingeben, daß jede Möglichkeit einer kriegeriſchen Eventualität gehoben ſei; in ihrer Friedensliebe waren wohl ſämmtliche deutſche Cabinete einig. — Die Tage zu Ems vernichteten dieſe fromme Illuſion, ſie erweckten aber auch unglaublichen Zorn und Empörung gegen die franzöſiſche Ruchloſigkeit! Faſt auf dieſelbe Stunde mit Bayern erklärte Sachſen, an Preußens Seite zu marſchiren, König Johanns ritterliche Söhne voll Feuereifer waren vorauf und riefen zu den Waffen! Mit unglaublicher Schnelligkeit und Glätte ging unter Kriegsminiſter von Fabrice die Mobiliſirung und Marſchbereitſchaft vor ſich, ganz Sachſenland ſtand auf! Die grüne Raute, hoffnungsreich für Deutſchland, für den Feind ein „bitter Kraut", wehte leuchtend im Felde, die Raute der alten Wettiner, und in die Söhne des Elbthals fuhr der alte Geiſt der Wittekindsmannen, der deutſche Stolz gegen welſchen Uebermuth! Galt es auch ihnen doch, wie Allen, die Fehler des Jahres 1815 nachzuholen, im Neffen den Onkel zu züchtigen und mit dem eigenen Herzblut die Einheit deutſcher Stämme zu kitten für immer! —

Das königlich ſächſiſche Heer, unter dem Obercommando des Thronfolgers Prinz Albert ſelbſt, — enthuſiaſtiſch geliebt vom Volke wie ſeinen Soldaten, — ward als 12. Armeecorps in die Ordre de bataille der ſogenannten II. norddeutſchen Armee rangirt, welche Prinz Friedrich Carl von Preußen als Centrum der geſammten deutſchen Streitmacht führte. Nach den ſiegreichen Kämpfen um Metz übernahm als Oberſtcommandirender der ſächſiſche Thronfolger die ſelbſtſtändige Leitung der neugebildeten IV. (Maas-Armee), um ſie zu neuen Siegen zu führen; ſein Bruder, Prinz Georg, commandirte als Generalmajor die königlich ſächſiſche 23. Infanterie-Diviſion. Der glorreiche Gang des Krieges 1870/71, was die beſonderen Leiſtungen der ruhmvollen ſächſiſchen Truppen betrifft, ſoll unter ihren hohen Führern*) gegeben und zugleich das bisher dem Verfaſſer etwa unterlaufene Irrthümliche berichtigt werden. Die Bravour der Sachſen, die Energie und Entſchloſſenheit ihrer fürſtlichen Leiter, der rückſichtsloſe Opfermuth, den das zähe Volk der Elbe wie immer in der Stunde der Entſcheidung an den Tag legte, umgaben das greiſe Haupt König Johanns mit dem lichten Eichenkranze deutſcher Ehre. Die Vorſehung hatte endlich nach Prüfungen und Herzweh der Treue und Beſtändigkeit Johanns des Gerechten den Ruhm am Lebensabende gegönnt, eine machtvolle Säule deutſcher Einheit und Größe, der Miterbauer einer neuen Weltordnung ſein zu dürfen, die Europa's Frieden und Kultur zum einzigen Zweck hat und welche Sachſens dauernde Blüthe verbürgt, das Einzige, wofür das landesväterliche Herz des Königs von Anbeginn ſeines Lebens geſchlagen. — Der Main war überbrückt, das alte deutſche Kaiſerthum neu aufgerichtet, Sachſen hatte demſelben am 8. December 1870 nach Bayerns Vorgange fröhlich zugeſtimmt. In den Fluthen der Seine hatten ſich die ſächſiſchen Helmbüſche geſpiegelt, auf den Oſtforts von Paris hatte die Raute geweht, in Blut und Pulverdampf war das Bruderthum aller Stämme geknüpft worden, und als Sieger im größten Kriege dieſes Jahrhunderts durfte das ſächſiſche Heer nach den alten Auen des funkelnden Albis wiederkehren. — Sein Einzug in Dresden war ein Jubelrauſch. Zu ihm war König Johann am 11. Juli 1871 früh von Pillnitz gekommen, um mit ſeiner Suite im großen Garten ſeine ſieggekrönten Söhne zu empfangen, Angeſichts allen Volkes den Sieger von St. Privat, Beaumont, Sedan und Paris mit dem Edelſten zu belohnen, was er außer ſeiner Vaterliebe beſaß. Der deutſche Oberfeldherr und Kaiſer hatte dem Kronprinzen Albert die Marſchallswürde zugedacht und deſſen königlichem Vater die Verleihung übertragen. Da harrte der greiſe Johann unter den Seinen hoch zu Roſſe auf dem Plan und hielt den güldenen Commandoſtab Johann Sobiesky's in den Händen. Der große Türkenbezwinger hatte 1683 ihn getragen, als er in das befreite Wien einzog! — Mit welch ſüßen Vatergefühlen mag er dies Kleinod dem geliebten Sohn und Erben überreicht haben, welche Empfindungen mochten der edlen Amalie Herz bewegen, da ſie ſo ihrer Kinder und Sachſens Ehre erſchauen durfte? Solcher Augenblicke unauslöſchliche Gewalt entzieht ſich der Beſchreibung, ſie wird zu einem flammenden Dankgebete nur. — „Herr, Deine Hand iſt verherrlicht in Kraft! Deine Rechte hat den Feind zerſchlagen!“ tönte es in Johanns von Sachſen Herzen wieder, und als Erinnerung dieſer hohen Stunde ſchrieb er dieſen Ruf zu Gott ins Album des germaniſchen Muſeums zu Nürnberg ein, — ein Zeichen, wie er ſein Herz im höchſten Glücke allein zu dem großen Völkervater erhob, deſſen Weisheit, allliebend und gerecht, für die Ordnung dieſer Erde ſorgt! —

---

*) Unter den Prinzen Albert und Georg von Sachſen, wie General von Schlotheim.

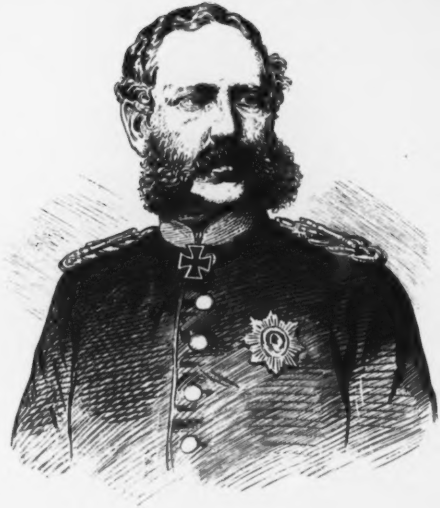
Eine Feier nicht weniger tief und erhebend folgte am 18. October deſſelben Jahres zu Dresden, ein Dank- und Ehrentag für ganz Deutſchland, der das goldene, freudenreiche Heute mit den ernſten Manen der Vergangenheit verknüpfte. Am Tage der Schlacht von Leipzig, am 18. October 1871, ward Theodor Körner's Standbild enthüllt, des deutſchen Helden und Sängers, Dresdens Sohn und ſein Stolz! Das war der würdige Schlußſtein unſerer Siege! Wie tragiſch ernſt, und doch wie zu innerlichſter Freude und ſtarkem Vertrauen erweckend, ziehen nicht die Weiheklänge des Märtyrers von Gadebuſch erinnerungsvoll durch unſere Seelen? — „Vater, ich rufe Dich!“ — So lange deutſche Begeiſterung und deutſches Lied noch leben, wird Theodor Körner auch das Ideal unſerer Jugend ſein, daß ſie ſtreite mit Leyer und mit Schwert für die ewigen Güter der Menſchheit! —

Das deutſche Reich der neuen Zeit fügte ſich durch einhellige Mitwirkung der Fürſten wie der Völker jetzt zuſammen und erhielt in der Reichsverfaſſung geſetzliche Befeſtigung und organiſchen Ausbau. Der alte Traum, an welchem ſeit der Hohenſtaufen Fall ſo viele Generationen vergeblich gehangen, über dem ſo viele Geiſter ſich ins Grab gebrütet hatten, war Wirklichkeit geworden. — — Wie nun alle Ideale, ſobald ſie in die Erſcheinung treten, auch ihren irdiſchen Tribut, den der Unzulänglichkeit, entrichten müſſen, wie das Beſte hienieden, eben weil es da iſt, ſeine Schattenſeite haben muß und ewigen Wandlungen unterliegt, ſo auch hier. Daß das deutſche Reich Gegner haben würde, war wohl Jeglichem gewiß. Sein erſter wird das Welſchthum ſein, Alles was in der eigenen Exiſtenz ſich bedroht glaubt, je mehr die deutſche Sache Platz in der Welt gewinnt. Ein anderer Gegner wird eine — dem Deutſchen angeborene — locale Engherzigkeit, der Sonderwille der einzelnen deutſchen Stämme bleiben müſſen, welcher ſich möglichſt geltend zu machen liebt. Dieſen Sonderwillen hat der Sachſenſtamm auch, und mit Recht. Es iſt bereits genügend ausgeſprochen worden, daß es fortan ſtets Aufgabe einer geſunden deutſch-nationalen Politik wird ſein müſſen: „dem naturgemäßen Partikularismus und Selbſtbewußtſein der einzelnen Bundesſtaaten nach Kräften inſoweit förderlich zu ſein, oder ihn gewähren zu laſſen, als das gemeinſame Wohl Aller nicht dadurch alterirt wird, — daß andererſeits alle Theile des Reichs ſich aber dem gemeinen Weſen dann unterzuordnen haben, wo der Beſtand der errungenen Einheit die Opfer einzelner Intereſſen nöthig macht.“ Die Geſchichte der neueren Zeit, wie die Erfahrungen der conſtitutionellen Praxis haben ſchon genügend dargethan, daß die Blüthe großer Reiche nur durch zweierlei noch zu ermöglichen und zu wahren iſt, nämlich durch die Conföderation und den Compromiß. Wenn Streit ſehr leicht den Krieg gebiert, iſt billige Vergleichung immer die Mutter des Friedens! Dieſe Ueberzeugung, welche bei allen Einſichtigen ſich mehr und mehr klärt und befeſtigt, iſt auch die ſicherſte Gewähr, daß wir Einer für Alle ſtehen werden. —

Der Streit zwar iſt noch nicht aus! Die Schwerter ruhen, aber die Geiſter erheben ſich in bitterem Ringen. Der Austrag des religiöſen Conflicts ſcheint den Schluß des Jahrhunderts bilden zu wollen! — Dieſer Streit iſt für Sachſen von weit weniger Gewicht, als andere deutſche Staaten, und eine kleine rührige Partei, welche im „katholiſchen Kirchenblatt für Sachſen" ihr Weſen treibt, für die Gewiſſensruhe des Landes wahrſcheinlich von keinem Belange. Die Herrſcher vom Hauſe Wettin und das Sachſenvolk wiſſen zu genau, daß hiſtoriſche Erinnerungen *mächtiger* ſind, als die Maulwurfsbeſtrebungen von Leuten, welche nur an den Umſturz alles modernen Daſeins allein ihre traurige Hoffnung knüpfen. — *„Nach Canoſſa gehen wir nicht!"* — —

Wie König Johann ſelbſt denkt, bewies er, indem er, als älteſter deutſcher Fürſt nach dem Kaiſer Wilhelm, des 75jährigen Geburtstages des Reichsoberhauptes gedachte und bei dieſer frei dargebrachten Huldigung wieder die treuen, edlen und brüderlich fürſtlichen Gefühle bethätigte, welche in Freude wie Leid er immer ſich bewahrt hat und denen er die ſonnenhelle Ruhe ſeines Alters, das Glück ſeines Volkes verdankt. Ganz Sachſen feierte den Tag mit ihm in innigſtem Verſtändniß. —

In dieſer Ruhe, dieſem Glücke, geht König Johann mit ſeiner hohen Gemahlin einer ſeltenen Feier am 21. November 1872 entgegen, ſeinem goldenen Hochzeits-Jubiläum. Nicht in Sachſen blos, überall in Deutſchland wird es Wiederhall und Mitfreude finden! Wenn das greiſe Königs-Brautpaar von jenem Tage dann auf das Jahr 1822 zurück- und den Schickſalswechſel blicken wird, welchem Fürſtenhäuſer und Völker ſeitdem unterworfen geweſen, ſich erinnert, wie viel des Stolzen, Glänzenden gefallen iſt, was ſie in ihrer Jugend als feſtgegründet ſahen, — wie Vieles unter ihren Augen ſich aber auch zu reichem Leben entfaltete, das vordem kümmerlich nur gedieh und wie die Welt in Sturm und Drang doch neu, das Sachſenland und das Haus Wettin unter allen Orkanen der Zeit nur kraftvoller, reicher ſich entwickelt haben, ſie dann auf die ruhmreichen Söhne und blühenden Enkel blicken, dann werden ihre Herzen jugendfriſch in dem Gedanken ſchlagen, daß „des Herrn Hand verherrlicht iſt in Kraft!“ — Mögen ſie lange noch in den Segnungen dieſer Kraft in Mitte der Ihren leben, der Blüthe, wie der Liebe ihres Volkes und des Völkerfriedens ſich freuen an „Leib und Seel geſund!!“ Möge die königliche Raute im ſchwarzgoldenen Schilde **ewig** prangen in deutſchen Landen!!! —



ALBERT

Kronprinz von Sachsen, General-Feldmarschall.

IX.

Albert,

Kronprinz von Sachſen, General-Feldmarſchall.

„Der Ritter muß zu blut'gem Kampf hinaus,
Für Freiheit, Ruhm und Vaterland zu ſtreiten!"
(Theodor Körner, 1813.)

Das Fürſtengeſchlecht der Wettiner hat in der neueren Geſchichte, beſſer geſagt von dem Zeitpunkte ab, wo das rohe Kriegsgewerbe des Mittelalters ſich zu einer Wiſſenſchaft und Kunſt erhob, nur vier Helden beſeſſen, welche, wiewohl in ſehr verſchiedener Art, von Mit- und Nachwelt bewundert wurden. Ihnen Allen war es aufbehalten, in den ſchwerſten Kriegsepochen, welche, außer dem Kampfe gegen Napoleon I., — Deutſchland je überſtand, ſich unverwelklichen Ruhm zu erwerben und ihr Schwert tönend in die Waage der Völkergeſchicke zu werfen. Aber das Wie, — die Art und Mittel, den Lorbeer zu erreichen, unterſcheidet ſie weſentlich, trennt ſie beſonders von ihrem jüngſten noch unter uns in voller Manneskraft lebenden Genoſſen durchaus. —

Kurfürſt Moritz von Sachſen war der zwieſache Held des ſchmalkaldiſchen Krieges geweſen, im guten, — noch mehr im ſchlimmen Sinne. Durch Verrath an ſeinem Ohm und Religionsverwandten Johann Friedrich hatte er deſſen Kurhut und die altſächſiſchen Erblande gewonnen, durch Verrath an Kaiſer Carl V. hatte er den Paſſauer Vertrag erzwungen, aber nur indem er 1552 Frankreichs Allianz erkaufte, Metz, Toul und Verdun aber damit dem deutſchen Erbfeinde preisgab.

Herzog Bernhard von Sachſen-Weimar dagegen war Guſtav Adolfs Schwertgenoſſe und der Erbe ſeiner Aufgabe. Er eroberte Elſaß zurück und **deshalb** — ſagt man — ſtarb er am Giftgebräu der ſchönen — tückiſchen, von Richelieu erkauften Bürgermeiſterstochter von Breiſach, am 8. Juli zu Neuburg am Rhein! —

Der dritte, Moritz, — der Graf von der Raute, der glänzende Baſtard Auguſt des Starken und der Königsmark, war jener grand maréchal de Saxe, welcher ſich zum Partiſan Frankreichs in allen Kriegen des 17. Jahrhunderts gemacht hat und, gehaßt, ja verflucht in Teutſchland, vergöttert zu Paris, — auf Chambord ſein ruheloſes Leben ſchloß. — Zu Straßburg in der Thomaskirche ruht ſein Gebein: von ſeinem Marmorſarkophage blickt er noch drohend in ſtolzer Schönheit zu uns herab, vornehm den Tod abweiſend, als wäre derſelbe nur ein elender Supplikant! — —

Der letzte dieſer Helden iſt Kronprinz **Albert**, König Johanns älteſter Sohn! Er hat von ihnen allen den ſchönſten Ehrenpreis erlangt, den ſittlichſten. — Seine Vorgänger waren doch eigentlich Nichts, als glänzende Egoiſten, er aber hat ſich **nur für** ſein Vaterland geſchlagen, hat **nur für** die deutſche Sache geſiegt!! Er hat ſich zum treueſten Diener ſeines Volks gemacht in trüben wie guten Tagen und keuſch in ſeinen treuen Händen blieb das altwettiniſche Banner. Darum wird er auch länger, fröhlicher leben im Herzen deutſcher Patrioten, als jene verklungenen Heroen, welche den Fürſten vom Glücks-Soldaten und Abenteurer niemals zu trennen vermochten! — — —

Friedrich Auguſt Albert wurde am 23. April 1828 als Erſtling des jetzt regierenden Königspaares geboren und um ſo froher vom Lande begrüßt, als mit ihm eine große Sorge des Königshauſes und Volks geſchwunden war. — 1830 und 1838 erhielt der junge Prinz, auf welchem Sachſens Hoffnung allein bisher beruht hatte, in den Prinzen Ernſt Ferdinand und Georg indeß Brüder und Jugendgenoſſen. — Bei der ganzen Geiſtes- und Gemüthsrichtung der Eltern wurde die Entwickelung dieſer drei Prinzen beſonders ſorgfältig geleitet und frühzeitig ſchon darauf gehalten, daß ihre Seelen nach allen Richtungen ſich weiten, ihr Gemüth von dem Ernſt des Lebens, der Würde ihres künftigen Berufs und ihren Pflichten gegen die Nation erfüllt würden, der ſie einſt vorzuſtehen, ihr auf dem Wege des Guten und Gerechten voranzugehen hatten. Das Auge des Vaters wie der Mutter nicht allein, auch das des einſichtsvollen, ſcharfſinnigen Großvaters, Prinzen Maximilian, wachte über ihrer Entwickelung, und ſie erhielten als erſtes koſtbarſtes Erbgut des Charakters Milde, ſinnigen Ernſt und doch dabei jenen echt menſchlichen Frohſinn fürs Leben mit, welcher Geiſt und Herz friſch erhält. — Der Prinzen erſte gemeinſchaftliche Erziehung im Elternhauſe war unter ſpecieller Leitung des damaligen Oberſtlieutenant von Minckwitz, vom Jahre 1843 ab aber, — Prinz Albert war 15 Jahr geworden, — dem Generalmajor von Engel anvertraut. Außer dieſen Offizieren bewirkte namentlich der ſpätere Präſident des Ober-Appellationsgerichts, Wirkliche Geheime Rath Dr. Chr. von Langern ihre wiſſenſchaftliche Ausbildung. Derſelbe war nicht blos ein tüchtiger Juriſt, ſondern auch Geſchichtsforſcher von Ruf, und ſein Beiſpiel wie ſeine Lehre machten die Geſchichte ſehr bald zur Lieblingswiſſenſchaft des Kronprinzen. Auch begann derſelbe frühzeitig bei demſelben Lehrer wie dem nachmaligen Miniſter Schneider juriſtiſche Studien und zwar mit ſolchem Erfolge, daß, als er 1847 die Univerſität Bonn bezog, die ſogenannten Brotſtudien ſchon hinter ihm lagen. — Von klein auf wendete ſich des Kronprinzen Sinn mit ganz beſonderer Vorliebe aber dem Militärweſen zu. So werth ihm die Wiſſenſchaften des Friedens waren, der gelehrte Hang und Forſchereifer des Vaters, die Luſt am Meditiren, die Freude an der Wiſſenſchaft um ihrer ſelbſt willen wohnten ihm in dem Grade doch nicht bei, daß ſie den ihm angeborenen chevaleresken Geiſt, ſein früh ſchon ausgeſprochenes militäriſches Talent beeinträchtigen konnten. Von 1835—45 hatte der Kronprinz vorwaltend Langern's Unterricht genoſſen, war aber bereits 1843 Lieutenant in der Artillerie geworden. 1845 erhielt er den ſpäteren General von Mangoldt zum Lehrer in den militäriſchen Wiſſenſchaften und derſelbe begleitete ihn auch nach der Univerſität Bonn. Prinz Albert hörte dort unter Anderen Dahlmann und Perthes, doch blieb er der Wirren 1848 wegen daſelbſt nur ein Semeſter. Oberſt von Stieglitz, der jetzige Kriegsminiſter von Fabrice, wie die Hauptleute von Montbé und Abendroth dürften ebenfalls, wenigſtens indirect anregenden Einfluß auf des Prinzen militäriſche Ausbildung geübt haben. Schon während des Revolutionsjahres rückte derſelbe mit dem ſächſiſchen Contingent in

Schleswig ein, befand ſich als Ordonnanzoffizier während der Campagne im Hauptquartier des preußiſchen Generals von Prittwitz, machte am 13. April 1849 die Wegnahme der Düppeler Höhen, — (noch Anno 1864 von den Preußen in der Erinnerung das „Blutloch" genannt) — mit und ſoll —, wie verlautet, unter heftigem Kanonenfeuer mit größter Unerſchrockenheit eine Batterie ſo ſicher geleitet haben, daß man derſelben einen erheblichen Theil des Erfolges zuſchrieb; ferner wohnte er einigen Gefechten in Jütland bei. — Durch ſolch ein Debut war die Lebensrichtung des Kronprinzen Albert entſchieden, der gelehrteſte aller lebenden Könige ſollte durchaus einen Kriegshelden zum Sohn und Nachfolger haben! In Anerkennung ſeiner militäriſchen Verdienſte ward derſelbe auch mit dem St. Heinrich-Orden, dem älteſten für kriegeriſche Ehren (1736) geſtifteten ſächſiſchen Orden, geſchmückt. — Der Prinz blieb ſeiner Lieblingswaffe treu, ward 1849 Major, 1850 Oberſtlieutenant und Commandeur der dritten Infanterie-Brigade, 1851 Generalmajor, das Jahr darauf aber General-Lieutenant und Commandeur der erſten Infanterie-Diviſion. Am 18. Juni 1853 verheirathete ſich Prinz Albert mit Guſtav Waſas von Schweden Tochter, Prinzeſſin Carola. Dieſe Ehe blieb bisher zwar kinderlos, aber ihre ungetrübte glückſelige Innigkeit iſt in Dresden als ſchönes Vorbild eines eben ſo ſchlichten wie innigen und freudevollen Gattenlebens bekannt genug. Weibliche Liebenswürdigkeit, Schönheit und tiefe Empfindung gatteten ſich hier mit heiterer Ritterlichkeit und treueſter, feſteſter Mannesgeſinnung; die Gatten waren zwei Naturen, wie gemacht, um Vater und Mutter zu werden, wenn nicht den eigenen Kindern, ſo doch dereinſt dem Sachſenlande. — Ein Jahr nach Prinz Alberts Verheirathung ſegnete ſein Oheim König Friedrich Auguſt das Zeitliche; ſein Vater kam auf den Thron und er ſelbſt als nunmehriger Kronprinz in nähere Beziehungen zum politiſchen Leben des Staates, zugleich wurde er Befehlshaber der geſammten ſächſiſchen Infanterie. Von wann ab des Thronfolgers Freundſchaft mit Kaiſer Franz Joſeph von Oeſterreich datirt, iſt nicht genau erſichtlich, aber ſie wurde bald überaus herzlicher

Natur und überdauerte nicht nur alle kommenden ſchweren Wechſelfälle, durch das Unglück wurde ſie vielmehr nur noch feſter und wärmer! Dieſe Freundſchaft gab jenen ſchwermüthigen Tagen gerade die Würde und Weihe, in welchen Kronprinz Albert die Pflicht zu üben hatte, zum erſten Male Führer des Sachſenheeres — und noch dazu in einem unglücklichen Feldzuge zu ſein! — Demſelben gingen übrigens Thatſachen voraus, welche als pſychologiſche Momente für den Kronprinzen wie ſeine Braven bedeutend in Rechnung gezogen werden müſſen, um die herben Gefühle jener Tage aufrichtig zu würdigen. — Ehe wir dieſer Thatſachen erwähnen, darf ferner nicht unberührt bleiben, daß Kronprinz Albert als Zeuge und Gratulant der Krönung König Wilhelms I. zu Königsberg 1861 beiwohnte. Unter den zahlreichen Gäſten, die jene feſtlichen Tage verherrlichten, lernte er einen Mann kennen, der erſt unlängſt den leuchtenden Lorbeer um ſeine Stirn gewunden hatte und, als Repräſentant der drohenden Machtfülle ſeines Gebieters, ſchimmernd, bewundert von aller Welt, ihm entgegentrat, — Mac-Mahon, Herzog von Magenta! — Albert von Sachſen ſollte ihm neun Jahre ſpäter in einem nicht minder feierlichen, aber zugleich — tief erſchütternden Augenblicke gegenübertreten. Zwiſchen beiden Begegnungen lag der Untergang und die Neugeburt einer Weltordnung!! — —

Der ſchleswig-holſteiniſche Krieg Anno 1864 ſtand inſofern zu Sachſen in directer Beziehung, als laut Bundesbeſchluß ein Theil ſeines Heeres in Gemeinſchaft mit den Hannoveranern unter General von Hake als Bundesoberbefehlshaber in die Herzogthümer zu rücken hatte, der Bund den Executionsbeſchluß aber auf Forderung Oeſterreichs und Preußens widerrufen und letzteren den gemeinſamen Austrag der Sache überlaſſen mußte. Die Sieger und Condomini verwehrten ferner nach dem Frieden den Bundestruppen die Beſetzung der Fürſtenthümer. — Wenn das politiſch auch ganz logiſch geweſen ſein mag, für den Bund wie die von ihm entbotenen Truppen war es gerade nicht ſchmeichelhaft. Mit einigem Rechte wohl konnte der ſächſiſche Soldat erbittert ſein, daß, — nachdem man ihn für die erſte nationale Sache, in der Deutſchland einmal moraliſch einig war, hatte marſchiren laſſen, — er, als es zur That kam, von ihr excludirt wurde. Ein kritiſcher Fall ſowohl des Rechtes wie der Ehre war geſchaffen worden, und daß er nicht jetzt ſchon zu blutigem Austrage kam, zum Kriege innerhalb deutſcher Gauen, bewirkte nur ein abermaliger Bundesbeſchluß, der den Streit als erledigt erklärte und die Herzogthümer den Siegern einräumte. Seitens des ſächſiſchen Heeres und ſeiner Führer war ſomit wohl Anlaß vorhanden, mit ſehr ſubjectiven Empfindungen in den Krieg von 1866 einzutreten, welcher nur durch die Tugend höchſter ſtaatsmänniſcher Objectivität — wenn nicht zu vermeiden, ſo doch zu vertagen war. — —

Dieſer Kampf kam leider doch! Ueber ihn ſprach ſich ſechs Jahre ſpäter Kronprinz Albert dahin aus: „Bundestreue mußte unſererſeits gehalten werden, ganz gleich wie die Dinge lagen. Jeder, der den Verhältniſſen auf den Grund ſchauen konnte, mußte zu der Ueberzeugung gelangen, daß einmal die Entſcheidungsſtunde für die deutſche Frage doch ſchlagen müſſe. Daß ſie erledigt wurde, wie geſchehen iſt, war **nicht** erwartet, — aber ſo wurde ſie's am beſten!“ — — Das Vertrauen ſeines königlichen Vaters ſtellte den Prinzen in dieſem Feldzuge an die Spitze der ſächſiſchen Armee. Die Zuverſicht der ihm untergebenen Offiziere, von denen er längſt als hochgebildeter und energiſcher Militär geſchätzt wurde, wie die große Zuneigung der Soldaten waren gute Prognoſtika für ſein Debut als Heerführer. Albert von Sachſen beſtand dieſe erſte Probe ſeines militäriſchen Talents auch um ſo glänzender, als gerade der unglückliche Ausgang des Krieges die Ehre ſächſiſcher Waffen, den Opfermuth der Armee nur um ſo heller ins Licht ſetzte. —

Die königliche ſächſiſche Armee zählte damals etwa 60,000 Streiter. Sie beſtand aus den zwei Diviſionen von Stieglitz und von Schimpff, zu je zwei Infanterie-Brigaden, der Corps-Artillerie und einer Reiterdiviſion. — Vom 30. Mai bis 15. Juni ſtand das ſächſiſche Heer im Lande ſelbſt concentrirt. An dieſem Tage aber, nachdem Preußens Sommation abgelehnt und der bekannte Bundestagsbeſchluß gefaßt worden war, rückte der Kronprinz nach Böhmen und traf am 22. und 23. Juni beim Corps Clam-Gallas ein. — Auf eine Beſprechung, ob dieſe Defenſive militäriſch gerathen war, haben wir uns nicht einzulaſſen. Daß des Kronprinzen Albert Lage jedoch eine höchſt ſchwierige und peinliche war, iſt nur zu gewiß. Das Iſar-Gebiet war das von der Natur ſchon gebotene Kampfsobject, dieſe Linie zu halten mithin abſolute Nothwendigkeit. Die ohnehin nicht gerade ſehr glücklichen Feldherrnqualitäten des General Clam-Gallas, verbunden mit den unbeſtimmten widerſpruchsvollen Ordres Benedeck's machten den Feldzug für die ſächſiſche Armee jedoch von vornherein unheilvoll! — Aber wie ſchlug ſie ſich nicht!? — Gitſchin war ihrer Thaten Zeuge! Bei Diletz allein verlor ſie 27 Offiziere und 566 Mann. Stirn an Stirn kämpfte ſie da mit Löwengrimm und Todesentſchloſſenheit. Ob auch nicht Sieger, zu werfen waren die Sachſen nicht und die Glückswaage ſchwankte wechſelnd nach beiden Seiten. Da kam Benedeck's Befehl: das Gefecht **abzubrechen!** Ohne Entſcheidung mußten die Sachſen zurück und nutzlos hatten ſie das Blut ihrer Brüder geopfert! War es ein Wunder, wenn ihnen die Galle ins Herz trat, da ſie nach verzweifeltem Ringen Jicin (Gitſchin) doch laſſen mußten, den Ort, an welchem die preußiſche Elbarmee unter Herwarth von Bittenfeld ſich alsbald mit der I. des Prinzen Friedrich Carl vereinen konnte? — — Eine ſiegreiche Armee mag zu bewundern ſein, aber wahrhaft verehrungswürdig iſt ein Heer, das unglücklich und dennoch tapfer iſt, in die Märtyrerkrone ſeiner Entſagung den Lorbeer todesmuthigen Widerſtandes zu flechten weiß! Die Art, wie die Sachſen den erſten Angriff der Preußen auf Jicin zurückgewieſen hatten, war über alles Lob erhaben und heftete die höchſte Kriegerehre an die mißbrauchte Rautenfahne und ihre getreuen Bataillone. An dieſem Tage und darauf bei Königgrätz waren es die Sachſen allein, welche dem Kaiſerheere den eigentlichen Halt gaben, die einzigen Soldaten, welche Zähigkeit und Sicherheit unter verſtändiger Führung zeigten. — Es ſollte ihnen doch Alles Nichts helfen!

Der Tag von Königgrätz! — — Die Sachſen hatten den äußerſten linken Flügel bei Rechanitz-Lubno-Prim. Ihnen gegenüber entrollte die Elbarmee ihre funkelnden Reihen. Bei Albert von Sachſen hielt als ſein erſter Adjutant Prinz Georg von Schönberg-Waldenburg, neben General Herwarth von Bittenfeld drüben deſſen Stabschef, Freiherr von Schlotheim. Wer dieſen Männern in dieſer Stunde geſagt hätte, einſt würden ſie ſiegreiche Waffengefährten im größten Streite unſeres Jahrhunderts ſein, ſie hätten ihn hohnlachend als einen Träumer von ſich gewieſen; dennoch hatte die Vorſehung beſchloſſen, daß ſich in Hingebung und Treue einhellig Die vereinen ſollten, welche jetzt eine Kluſt voll Blut und Haß trennte. — Der Ausgang jenes traurigen und doch ſo großen Tages iſt ſchon geſchildert worden. Der amtliche Kriegsbericht des preußiſchen Generalſtabs ſelbſt erhob die taktiſche Gewandtheit, Präciſion und den Todesmuth hervor, mit welchem die Sachſen in das Gefecht immer neu wieder eingegriffen hatten. Der ſtrategiſche Blick, die Energie wie der Heroismus, mit dem Albert von Sachſen ſeine Getreuen geführt hatte, war doppelt bewundernswerth geweſen, da der Prinz doch blutenden Herzens ſah, daß er für eine verlorene Sache ſtreite. — Vorbei!! — Die ſächſiſche Armee zog ſich über Rosnitz und Briza zurück, nachdem ihre Artillerie nicht blos den Feind in höchſtem Reſpect gehalten und die eigenen Verluſte gemildert, nein, auch die Flucht des zerſchlagenen Kaiſerheeres mit unnachahmlicher Selbſtverleugnung **gedeckt hatte.** Das erſte ſächſiſche Jäger-Bataillon war's, das ſeinen geliebten Kronprinzen, der immer noch nicht vom Felde ſeiner trüben Pflicht weichen gewollt, in die Mitte nahm und ihn, Mann an Mann gedrängt, aus dem raſenden Getümmel riß und glücklich nach Pardubitz brachte! — — Albert von Sachſen verweilte mit der königlich ſächſiſchen Familie bis zum Friedensſchluſſe in Wien. — Wenn irgend eine Thatſache Zeugniß ablegt für des Kronprinzen Herz, ſo iſt's, daß er gerade in dieſer Schwermuthszeit ſich enger als vordem mit Kaiſer Franz Joſeph befreundete, obwohl er ſehr gut wußte, wodurch Sachſens Unglück herbeigeführt worden, ſehr klar einſah, daß man ſich mit dem Unabänderlichen nicht aus bloßem Zwange abfinden, ſondern das Heilſame der neuen Ordnung der Dinge in Deutſchland redlich anerkennen müſſe. —

Aus dem tiefen Leide des Krieges gebar ſich auch eine andere chriſtlich hohe, menſchlich ſchöne Errungenſchaft. Als die ſächſiſchen Krieger in Böhmen bluten und leiden mußten, aller phyſiſche Jammer über dieſelben hereinbrach und nicht Hände, nicht Mittel genug vorhanden waren, dieſe grenzenloſe Noth zu lindern, hatte ſich unter der Aegide der edlen Kronprinzeſſin Carola von Sachſen ein internationaler Frauenverein auf Grund der Genfer Convention zur Unterſtützung verwundeter Krieger in ganz Sachſen gebildet. Die hohe Frau hatte voll Samariterliebe ſelber an den Krankenbetten der internationalen Kriegshospitäler Böhmens und Oeſterreichs als Pflegerin Theil genommen, und hier den Beſchluß gefaßt, ſchon in den Zeiten des Friedens für kommendes Kriegswehe zu ſorgen. —

Friede war! Die königliche Familie kehrte nach Dresden zurück; Sachſen war ein Glied des norddeutſchen Bundes geworden. Während Carola von Sachſen eifrig befliſſen war, die Folgen des Krieges im Lande zu lindern, war ihr Gemahl der Erſte, welcher, die Aufgaben Sachſens in Zukunft klar erkennend, frei von Vorurtheil und nachtragendem Grolle, bei der Neugeſtaltung der ſächſiſchen Armee als Theil des norddeutſchen Bundesheeres energiſch eingriff, ſo daß König Wilhelm I. von Preußen, hocherfreut über dies fürſtliche Beiſpiel, ihm das ſelbſtändige Commando des 12. Armeecorps des norddeutſchen Bundes ſogleich übertrug. — Wie Deutſchland ſeit 1866 gegen Frankreich auf dem qui vive zu ſtehen hatte, wie ſehr der norddeutſche Bund Veranlaſſung fand, raſch zu innerer Conſolidirung zu kommen, wie ſehr die Welfenwühlerei zu Dresden und die alte Beuſt'ſche Partei in Sachſen die redlichen Entſchlüſſe des Königshauſes zu durchkreuzen oder abzuſchwächen ſuchten, iſt öffentlich genügend erörtert worden. Das gelang dieſen, im Dunkeln arbeitenden Coterien indeß nicht und gerade ihr Bemühen, einen Krieg mit Frankreich zu beſchleunigen, hatte nur die Folge, daß dieſer Krieg ſie **ſelber** vernichtete, ihre ganze Ohnmacht vor der Welt entblößte. Neben dem Kronprinzen war bei Neubildung der ſächſiſchen Armee ganz beſonders Kriegsminiſter von Fabrice thätig, und die verſchiedenen drohenden Aggreſſionen, wie unter anderem in der Luxemburger Frage, beflügelten nur das Bemühen eine erhöhte, eng gegliederte norddeutſche Wehrkraft zu ſchaffen, erleichterte nur die Verſtändigung aller politiſchen wie militäriſchen Factoren des neuen Bundes, während Miniſter von Frieſen die politiſche Aſſimilation Sachſens mit dem Bunde als ſein beſonderes Verdienſt beanſpruchen darf. — Der 14. September 1867 hingegen wird, ſo lange es ein Königreich Sachſen giebt, ſo lange noch der leidige Krieg die ultima ratio der Völker bleibt und das Unglück unter tauſend Geſtalten auf Erden hauſt, eine Erinnerung an Prinzeſſin Carola ſein. An dieſem Tage gründete ſie jenen ſegensvollen Verein, deſſen einziger Zweck und Ruhm iſt: „werkthätige **Menſchenliebe in** höchſter Lebensnoth zu üben.“ Alle Frauen Sachſens rief ſie zum Beitritt auf und nannte dieſe Gemeinſchaft edler Samariterinnen nach dem Manne ihrer Liebe den — Albert-Verein. Bald genug wurden deſſen Mitglieder nur noch als „Albertinerinnen“ bezeichnet und nie hat ſich thatſächlicher des Dichters ideales Wort bewährt: „Das ewig Weibliche zieht uns hinan*)!!“ — — Aehnliche Frauenvereine in wie außerhalb Sachſens reichten dem Albert-Verein binnen ſeiner dreijährigen Entwickelung ſchweſterlich die Hand, ſo daß mit Schluß des Jahres 1869 die Organiſation der Krankenpflege eine ſo kraftvolle, weitverzweigte geworden war, daß vor ihr der Krieg wenigſtens einen Theil ſeiner Schrecken und der Bitterkeit ſeiner Folgen verlor. — —

---

*) Die liebenswürdige Freundlichkeit des Schriftführers dieſes Vereins, Herrn Majors Dr. Raundorf in Dresden, hat uns umfängliches Material, die Organiſation des Albert-Vereins betreffend, zur Verfügung geſtellt. Leider müſſen wir an dieſer Stelle verzichten, näher auf daſſelbe einzugehen, werden aber auf den Albert-Verein am Schluſſe des Werks zurückkommen können, wo nicht nur von der Krankenpflege im Kriege, ſondern allen den Organismen die Rede ſein wird, welche daheim wie im Felde für die vorſorgliche Liebe des deutſchen Volkes nach jeder Richtung Zeugniß ablegten. D. V.

Der Krieg! — Der Krieg mit Frankreich kam wie eine furchtbare und unabweisliche Nothwendigkeit! Obwohl wegen einer Lappalie vom Zaun gebrochen, war er, wie erörtert iſt, für das „empire“ eine Exiſtenzfrage geworden. Die Weltherrſchaft durch die Unterjochung Deutſchlands gewinnen oder zu Grunde gehen wurde Napoleons III. verderbliche und verzweifelte Parole, einen dritten Ausweg für ihn gab es nicht. — Der 15. Juli war der Wendepunkt! Die Trompeten gellten von Memel bis zum Schwarzwald, von der bayriſchen Alp bis gen Friesland. Da fuhr's wie ein Blitzſchlag durch alle Sachſenmannen! Da erhob leuchtenden Auges ſich Kronprinz Albert! Der Geiſt Widukinds, der Furor Bernhards vor Lützen kam über ihn, die großen, ernſten Erinnerungen der vielbewegten Geſchichte ſeines Hauſes! — Das Rautenbanner wehte zum deutſchen Streit gegen Galliens Frechheit und jauchzend eilte Alles in die Glieder! Die Univerſität Leipzig, das Erzgebirge entvölkerte ſich von glühenden Jünglingen, rüſtigen Männern. Aus den Geweiden der Erde, vom Webſtuhl und Comptoir, von Pflug und Büchertiſch erhoben ſie ſich Alle; die Drachenzähne, ſo der dritte Napoleon geſäet, gebaren gepanzerte Streiter! — —

Das königlich ſächſiſche (12.) Armeecorps war beſtimmt, einen Theil der II. deutſchen Hauptarmee, des Centrums der germaniſchen Wehrkraft, zu bilden. Dieſe Hauptarmee beſtand aus: dem preußiſchen Gardecorps unter Prinz Auguſt von Würtemberg, dem 3. Armeecorps (Alvensleben II.), dem 4. Armeecorps (Alvensleben I.) dem 9. Armeecorps (Manſtein), dem 10. Armeecorps (Voigts-Rhetz), dem 12. Armeecorps (Kronprinz Albert von Sachſen), wie den beiden Cavallerie-Diviſionen (5.) von Rheinbaben und (6.) Herzog Wilhelm von Mecklenburg-Schwerin. — Zur Erinnerung für das ſächſiſche Heer und weil deſſen Corpschefs mehrfach in unſerer Schilderung genannt werden, geben wir die Ordre de bataille deſſelben wie folgt:

Oberſtcommandirender deſſelben war Kronprinz Albert von Sachſen. Sein Generalſtabschef Oberſtlieutenant von Zeſchwitz, erſter perſönlicher Adjutant Prinz Georg von Schönburg-

Waldenburg. Beide Letztgenannten hatten die Campagne 18
an des Thronfolgers Seite mitgemacht und hatten ſeine Prüfu
gen getheilt; jetzt ſollten ſie Gefährten ſeines ſtolzen Waffenruhm
werden. Hauptmann Graf Vitzthum von Eckſtädt, Freih
von Welck und noch vier andere Herren von altſächſiſchem Milit
Adel bildeten die Adjutantur. Der Generalſtab beſtand aus Ma
Schweingel, zugleich Oberquartiermeiſter während des Feldzu
den Hauptleuten von Hodenberg und Edler von der Plani
die Artillerie commandirte Generalmajor Köhler, das Geniecom
Major Klemm. Das Corps ſelbſt ſetzte ſich zuſammen aus
erſten Infanterie-Diviſion Nr. 23, commandirt von des Kronprin
Bruder, Georg von Sachſen. Unter demſelben führte
Infanterie-Brigade Nr. 45 der wackere Generalmajor von Crau
haar, deſſen Herzblut am 18. Auguſt zu St. Privat*) für
alte Rautenbanner verrinnen ſollte, — die Infanterie-Brig
Nr. 46 führte Oberſt von Montbé. Die zweite Infanter
Diviſion Nr. 24 commandirte Generalmajor Nehrhoff v
Holderberg, die Infanterie-Brigade Nr. 47 unter ihm Gener
major von Leonhardi und die Infanterie-Brigade Nr.
Obriſt von Schulz. Ferner die Cavallerie-Diviſion Nr.
des Corps unter Graf zur Lippe mit der Brigade (23.) Kr
von Nidda und der Brigade (24.) Senſt von Pilſach;
Corps-Artillerie führte Oberſt Funcke! —

Der Ausmarſch gen Weſten an den Rhein bege
ernſt genug für die kühnen Streiter, welche dem T
entgegenzogen, wehmüthiger noch für die zurückbleibenden Lieb
Aber all dieſe ſchwermüthigen Gefühle wurden aufgewogen
der Gluth des Einheitsbewußtſeins und des Zorns gegen den
ruheſtifter an der Seine. Eine tröſtliche Zuverſicht hatte ſich ſer
der Truppen bemächtigt, nicht blos betreffs der Gerechtigkeit
deutſchen Sache, ſondern auch durch die viel ſtraffere Gliederu
größere Sorgfalt fürs Wohl der Truppen und der Sicher

---

*) Iſt Heft II., S. 103, irrthümlich als bei Gravelotte gefallen a
geben. D. B.

aller Organismen, wie des Transport-, Etappen- und Verpflegungswesens. Auch die Albertinerinnen gingen mit und überall, wo nur die Sachſen vorüberkamen, waren deutſche Stammesgenoſſen mit Labſal jeder Art zur Hand; — es war wie eine bewaffnete Völkerwanderung gen Weſten!

Die Marſchdispoſitionen hatte das Bundesobercommando dahin gegeben, daß das 12. Armeecorps vom 27. Juli bis 2. Auguſt bis Mainz debarkiren ſollte. Bereits am 31. Juli aber war daſſelbe ſchon um Mosbach und Caſtel verſammelt, überſchritt an demſelben Tage mit ſeinem größeren Theile den Rhein, und die vorgeſchobenen Truppen bezogen bereits jenſeits und oberwärts Mainz Cantonnements um Nieder-Olm. Die Stellung des ſächſiſchen Armeecorps war demnach ſo, daß es in Reſerve der II. Hauptarmee (Centrum) ſtand, deren rechter Flügel ſich mit der I. Armee (Steinmetz), deren linker Flügel ſich mit der III. Armee (Kronprinz von Preußen) berührte. Am 5. Auguſt inzwiſchen hatte „Mutter Simon“ im Namen und Auftrage des Albert-Vereins ihre Samariterfahrt angetreten, begleitet von ſechs Pflegerinnen deſſelben, mit großen Vorräthen aller Art verſehen, um ihre Liebespflege im Felde zu beginnen, während der Verein daheim für Ergänzung, Evacuations-Stätten und der Beſchaffung von Liebesgaben reichlich ſorgte, damit dem fernen Soldaten in jeder Lage das troſtvolle Gefühl erhalten bleibe, daß die Heimat ſeiner gedenke, die Nation auf ſeine Entbehrungen und Leiden ſchaue. —

Die Aufgabe des 12. Armeecorps war vorerſt eine noch höchſt beſcheidene. Während die III. Armee unter dem Kronprinzen die Siege bei Weißenburg und Wörth erfocht, die I. Armee (Steinmetz) und Theile der II. (Friedrich Carl) den Feind bei Saarbrücken (Spicheren) ſchlugen, war es Albert von Sachſen noch nicht vergönnt, an den Feind zu kommen. Doch nicht immer ſollte ihm Fortuna eine ſpröde Schöne ſein, auch die Stunde ſeines Ruhms und ſächſiſcher Waffenehre ſollte ſchlagen! Ein Gefühl wenigſtens durchdrang jetzt jede Bruſt, die deutſche Sache hatte von vornherein geſiegt, der Zauber der Unbezwinglichkeit war von Frankreichs Fahnen genommen. Nicht mehr an den Rhein in Frankreichs Herz ſelber war die große Entſcheidung de Titanenringens verlegt worden! — Es galt jetzt den ſchleunige Vormarſch in Feindesland, galt das geſchlagene, auf Metz retirirende Kaiſerheer nicht zur Ruhe kommen, ſich nicht mehr conſolidiren zu laſſen. — Ueber den Marſch des 12. Armeecorps bi Metz vermögen wir nur Allgemeines zu berichten, da uns fü jetzt*) nicht ſo wie für die fernere Campagne die Ueberſicht de Etappen vom 6. bis 19. Auguſt zu Gebote ſteht. Am 9. Augu nahm die II. Hauptarmee (Friedrich Carl) St. Avold in Beſit und während bereits die I. Armee (Steinmetz) die ſiegreiche Schlach von Noiſſeville, im Oſten von Metz, gegen Bazaine ſchlug, war jener bekannte Bogenmarſch ſüdweſtlich über die Moſel bewirkt welcher das „Schlagen mit verkehrter Fronte" zum Ziel hatte Am 16. Auguſt befand ſich Kronprinz Albert bei König Wilheln zu Pont à Mouſſon, — es war das erſte Mal nach ſeinem Zuſammentreffen mit dem greiſen Kriegsherrn in der Pfalz, als gerad die Meldung über die ſiegreiche Schlacht bei Vionvill einlief, das große Vorſpiel des Tages von Gravelotte! —

Es galt an dieſem Tage nichts Geringeres, als die feindlich Armee an das Zwing-Uri von Lothringen feſtzuſchmieden, ih jedes Luftloch zu verſtopfen. Während bei Gravelotte Bazain die Schlacht annahm und der Kampf um Mittag gegen 1 Uh begann, eilte die II. Armee Prinz Friedrich Carls heran, au ihrem äußerſten linken Flügel aber das königlich ſächſiſche (12. Corps, um den Feind am Entweichen zu hindern. Um 5 Uh Nachmittags fuhr die ſächſiſche Artillerie am linken Flügel de preußiſchen Garden auf und eröffnete das Feuer, die dritt ſächſiſche Infanterie-Brigade von Leonardi (Regimenter Nr. 104 und 105) nahm in Verein mit der erſten Garde-Brigad St. Marie-aux-chênes, des Feindes wichtigſten Punkt auf der bi dahin noch offenen Straße nach Paris, und gab dem anrücken den 12. (ſächſiſchen) Corps einen Anlehnungspunkt für deſſen Umgehung. Zwar griffen die preußiſchen Garden den Schlüſſelpunkt des Feindes, St. Privat de la Montagne an, das mörderiſche Feuer der Franzoſen, die ſchrecklichen Verluſte, welche ſie erlitten, nöthigten dieſe Braven aber zum Stillſtande, bis ein Eingreifen der ſächſiſchen Truppen von Roncourt aus möglich wurde. Am Thale hinter Roncourt rückte die ſächſiſche Artillerie heran, verſuchte aufzufahren, aber ein lebhaftes Feuer aus den Feldmauern und dem Walde zwiſchen Malancourt und Roncourt machte es nothwendig, den Wald wenigſtens erſt zu nehmen. Das 7. Infanterie-Regiment Nr. 106 von der Brigade von Schulz, obwohl es nur zwei Bataillone zur Stelle hatte, griff die Waldliſière mit äußerſter Bravour an! Die Feldmauern wurden zwar genommen, aber die Reſerve verlor ihre Offiziere und viel Mannſchaften. Die Schützenlinie ging auf zweihundert Schritt an den Wald heran, warf ſich nieder und feuerte, die Compagnien drangen vor Mörderiſches Feuer aus geſicherten Poſitionen empfing ſie, Alles ſtutzte. Aber nach kurzem Beſinnen griffen die braven Sachſen an. Der Fahnenträger fiel, Hauptmann von Brezecki erhob das Rautenbanner und ſtürmte, mit ihm die Compagnie voran! Oberſt von Abendroth, bereits bleſſirt, wurde das Pferd verwundet; er mußte abſteigen und zu Fuße nacheilen. Als er ſeine Treuen erreichte, war Wald und Straßendamm ſchon genommen! Nun konnte die Artillerie wieder vor. 16 Batterien rückten heran und faßten den Feind in die Flanke! Mit verzweifelter Zähigkeit vertheidigten ſich die Franzoſen, aber das infernaliſche ſächſiſche Feuer machte der preußiſchen Garde Luft, die bis dahin allein im Kampfe geſtanden. Gegen 6½ Uhr ging ſie mit der ſächſiſchen Grenadier-Brigade vereint zu neuem Angriff vor, in einer Viertelſtunde war St. Privat unter bedeutenden Verluſten genommen! — Wohl war es Abend ſchon, aber doch taghell; von St. Privat bis weit über Gravelotte hinaus ſtanden alle Dörfer in Flammen; Da war's zu Roncourt, wo Albert von Sachſen, auf **eigene** Verantwortung hin am äußerſten linken Flügel die Umfaſſung Bazaine's **vollendet** hatte und die mörderiſche

---

*) Dieſe Lücke in der Marſchroute hoffen wir unter Prinz Georg vo Sachſen zu ergänzen. D. V.

Falle von Metz ſchloß! Hier war's, wo General von Craushaar ſein edles Leben der Pflicht und ſächſiſcher Ehre zum Opfer brachte. —

„Kein ſchön'rer Tod auf dieſer Welt,
Als wer auf grüner Haide fällt! —
Drum Bruder raſch die Wehr zur Hand,
Den kühnen Blick zum Feind gewandt,
Laßt Eure Banner ſchweben! —
Ertrotzt vom Tod das Leben; —
Denn nur aus Sieg und Tod
Blüht uns das Morgenroth!!" —

Und über ſeinen Heldenleib hinweg warf die 45. Infanterie-Brigade die rothhoſigen Kaiſer-Legionen! Es einte ſich das zuckende Herzblut der Kinder der Elbe und der der Spree, es rauſchten im Nachtwinde die Banner der Raute, die neu erblühte im Ruhm, und des Adlers, der aufwärts zur Sonne ſtrebte. Sie wehten vereint dem zertrümmerten Feinde im Siege entgegen! — Nun iſt es ſtill ringsum, Erſchöpfung und Tod gebieten Schweigen. Die Signale hier und da rufen geiſterhaft tönend die matten Helden zuſammen in die furchtbar gelichteten Reihen. — Als Kronprinz Albert am ſpäten Abende König Wilhelm ſah, heftete ihm dieſer in frohem Danke das eiſerne Kreuz an die Bruſt. — —

Ein heilig großer, wehmüthig und — doch tief freudevoller Morgen brach am 19. Auguſt über die Gefilde von Metz herauf und beleuchtete in blutiger Wahrheit, daß der Gott der Schlachten dem deutſchen Rechte den Sieg gegen Gallien verliehen hatte. — — Die Einſchließung Bazaine's und die Cernirung von Metz einerſeits, der raſch zu bewirkende Weitermarſch andererſeits auf Chalons, die alte Ebene des Attila, wo man die Hauptarmee des Feindes zum Schutze von Paris verſammelt glaubte, hatten demnächſt bedeutende Veränderungen in der Gruppirung und Verwendung der deutſchen Heerkörper zur Folge. Nachmittags gegen 3 Uhr brachte ein preußiſcher Ordonnanzoffizier, Graf Arnim-Boytzenburg, dem Kronprinzen Albert die Mittheilung des Prinzen Friedrich Carl, daß demſelben fortan das Obercommando über eine neu combinirte

Armee-Abtheilung übertragen ſei. Dieſelbe beſtand aus dem preußiſchen Gardecorps unter Prinz Auguſt von Würtemberg, dem 4. Armeecorps unter General von Alvensleben (I.) und dem 12. (ſächſiſchen) Armeecorps, deſſen Führung Prinz Georg an Stelle ſeines Bruders nun übernommen hatte, ferner aus den Cavallerie-Diviſionen Rheinbaben und Herzog Wilhelm von Mecklenburg-Schwerin. Dieſe Auszeichnung war ſowohl ein Akt beſonderen Vertrauens und höchſter Ehre ſeitens des oberſten Kriegsherrn, als auch eine höchſt gerechte Würdigung der beſonderen Verdienſte, die Albert von Sachſen ſich an der für Bazaine verhängnißvoll entſcheidenden Stelle zu St. Privat (Roncourt) erworben hatte. Die Stabschefs beſagter Corps ſeiner neuen Armee waren Generalmajor von Dannenberg für die preußiſche Garde, bereits 1866 in derſelben Function, Oberſt von Thiele für das 4. preußiſche Corps, während beim 12. Corps für Oberſtlieutenant von Zezſchwitz, welcher am 19. leider geſtürzt und an weiterer Kriegsthätigkeit behindert war, Oberſt von Carlowitz vom ſächſiſchen Gardereiter-Regiment eintrat. Als Generalſtabschef war ſeitens des preußiſchen Obercommandos dem Kronprinzen Albert Freiherr von Schlotheim beigegeben worden, derſelbe Stabsoffizier, welcher unter Herwarth von Bittenfeld bei Prim und Problus den Sachſen gegenübergeſtanden hatte. — Von Schlotheim, Sohn eines früheren ſächſiſchen Offiziers, hatte der Kronprinz Anno 1861 bereits kennen gelernt, wo derſelbe preußiſcherſeits zur Beiwohnung der ſächſiſchen Manöver commandirt geweſen war. Welch wunderliches Spiel des Schickſals, daß Albert von Sachſen denſelben Gegner von 1866 nun unter ſein Commando und als ſtrategiſchen Beirath erhielt, nachdem er ſelber unter König Wilhelms Oberbefehl geſtern noch Frankreichs Schickſal bei Roncourt entſchieden hatte? So bindet dieſelbe große Sache Herzen und Pflichten, ſo verſöhnt ſich alles Weh durch die Gluth gemeinſamer Begeiſterung! Noch oft nachmals hat Kronprinz Albert dieſer Fügung als eines guten Omen froh gedacht, welches durch den glänzenden Verlauf des weiteren Feldzuges ſich höchſt glücklich erfüllt habe, und nie hat zwiſchen zwei Männern in ähnlicher Stellung ein glücklicheres harmoniſches Verhältniß *), eine ungetheiltere Hochachtung beſtanden. Am 21., bis wo ſich die neue Gruppirung der Armee-Abtheilung vollzog, welche wir — Zeitungsangaben folgend — fälſchlich IV. Armee genannt haben und welche man ſpäter als „Maas-Armee" bezeichnete, befand ſich des ſächſiſchen Kronprinzen Hauptquartier zu Jeandelize, ſüdweſtlich von St. Privat, am Bahnſtrange nach Paris. Das 12. (ſächſiſche) Corps hatte inzwiſchen Cantonnements bei Charny, die Garde bei Hannonville, die fünfte Cavallerie-Diviſion bei Briey, die ſechste bei Ville ſur Yron Stellung genommen, das 4. Armeecorps (Alvensleben I.) hingegen war ſchon bei Commercy die Maas paſſirt. — Jeandelize war das ſchlechteſte Hauptquartier, was Kronprinz Albert, — dasjenige nach der Schlacht bei Beaumont abgerechnet, — gehabt hat und man war froh, als der Vormarſch auf Chalons am 23. angetreten und das Hauptquartier nach Fresnes verlegt wurde. Der große Generalſtab der „Armee-Abtheilung Sr. Hoheit des Kronprinzen von Sachſen" — war ſehr zuſammengeſetzter Art, denn er beſtand außer einem Preußen (Schlotheim) als Chef, drei ſächſiſchen und einem preußiſchen Generalſtabs-Offizier, drei ſächſiſchen Adjutanten, einem ſächſiſchen Offizier als Commandeur des Hauptquartiers, einem preußiſchen als Commandeur der Cavallerie-Stabswache (gebildet von dreißig preußiſchen Gardes du Corps), vier preußiſchen, einem ſächſiſchen und ſpäter einem würtembergiſchen Ordonnanz-Offizier, während die Ingenieur- und Artillerie-Offiziere, der Generalarzt und der Chef der freiwilligen Krankenpflege (Prinz von Reuß IX.) Preußen, der Intendant und der Kriegs-Hofmarſchall dagegen wiederum Sachſen waren. Aber trotz dieſer Zuſammenſetzung war unter ihnen eine Einigkeit, eine Kameradſchaftlichkeit, ein gegenſeitiges Verſtehen und Dienſteifer vorhanden, welcher den ihnen von Anderen anfänglich gegebenen Spitznamen „der Maas-Stab" zur Wahrheit machte, denn dieſe Herren konnten wirklich als Maaßſtab für jeden gut zuſammengeſetzten Stab gelten. In dem 9½monatlichen ununterbrochenen

---

*) Näheres unter Generalmajor von Schlotheim.

Zuſammenſein derſelben ereignete ſich nie der leiſeſte Conflict und ſtets herrſchte vollendetſtes Einvernehmen unter der kleinen Elite-Schaar, welche den kriegeriſchen Hofſtaat Alberts von Sachſen bildete. Beſonderes Verdienſt erwarben hierbei ſich Major von Welck, erſter Adjutant des Kronprinzen, und Major Schweingel vom königlich ſächſiſchen Generalſtab, welcher zumal Freiherrn von Schlotheim ausgezeichnet unterſtützte. Der liebenswürdige Generalmajor Prinz Georg von Schönburg-Waldenburg, bereits 1866 an des Kronprinzen Seite, aber war es, der ſtets heitere Laune verbreitete und den Mittelpunkt der Geſellſchaft bildete. Für das leibliche Wohl des Hauptquartiers hingegen ſorgte des Kronprinzen perſönlicher Adjutant Hauptmann Graf von Vitzthum in nicht genug anzuerkennender Weiſe. — Die Tageseintheilung des Hauptquartiers war folgende: Früh, eine Stunde vor dem Abmarſch, fand man ſich am gemeinſamen Kaffeetiſche, nach dem Einrücken ins neue Marſchquartier ein allgemeines kaltes Frühſtück; ſpäter gab's immer bei ihm, wo Stillſtand war, Kartoffeln in der Schaale. Nachmittags 5 Uhr fand das Diner, Abends gegen 9 Uhr Thee, Aufbruch zur Nachtruhe um 11, 12, auch wohl 1 Uhr ſtatt. Abends ſpielte der Prinz eine Partie Whiſt und, wo ein ſolches zu haben war, Billard. Daß die Cigarre von früh bis in die ſinkende Nacht nie ausging, kann man ſich denken. — —

Nachdem von der fünften, ſechsten und zwölften Cavallerie-Diviſion die Maas-Uebergänge recognoscirt worden waren, machte das 12. (ſächſiſche) Armeecorps am 24. Auguſt den Verſuch, Verdun zu nehmen. Hauptſächlich durch die Verſchuldung Moritzens von Sachſen (1552) waren Metz, Toul und Verdun für Deutſchland verloren gegangen, dem Kronprinzen Albert wie Prinz Georg, welche ſich Deſſen ſehr wohl erinnerten, hätte es deshalb eben große Freude gemacht, wenn ihnen es gerade gelungen wäre, dieſen Platz den Franzoſen wieder abzunehmen, doch dieſer Wunſch erfüllte ſich nicht. — Die Stadt iſt ziemlich umfangreich, ſie hat 15,000 Einwohner, eine Citadelle nebſt zehn Baſtionen aber vertheidigten ſie. Von 10 Uhr Morgens ab wurde ſie von der öſtlichen Höhe von Belrupt durch 13 ſächſiſche Batterien beſchoſſen, die Vorſtadt Pavé wurde vom Schützenregimente Nr. 108 ſogar geſtürmt, — aber vergebens. Die Unterhandlung betreffs der Uebergabe blieb erfolglos und keine Zeit war mehr zu verlieren. Das 12. Armeecorps zog ab, um an demſelben Tage noch die Maas zu überſchreiten, und ließ nur ein Detachement zur Beobachtung der Stadt zurück. —

Das Hauptquartier des Kronprinzen Albert kam am 24. Auguſt nach Monthairon, den Tag darauf nach Fleury. Das 4. Armeecorps ſtand bereits auf der Höhe von Bar le duc *), dann rückte es nach Laheycourt, das 12. (ſächſiſche) Corps marſchirte auf Domballes und Joubecourt, die preußiſche Garde nach Triaucourt, die beiden (fünfte und ſechste) Cavallerie-Diviſionen rückten aber bis in die Linie St. Menehould-Revigny aux Vaches. Zieht der Leſer die Karte zu Rathe, ſo wird er finden, daß bisher die Marſchlinie ſteif auf Weſten und Chalons gerichtet war und man bei Erreichung der Linie St. Menehould-Revigny mit der Cavallerie wenigſtens ſchon zwei Drittel des Weges von Metz bis Chalons zurückgelegt hatte. Das Hauptquartier war nach Fleury, der bekannten Geburtsſtätte des großen Kardinals und Staatsmanns, verlegt, ein Cavallerie-Regiment aber zur Zerſtörung der Eiſenbahnverbindung zwiſchen Mezières und Thionville entſendet worden, wodurch man den Schienen- und Drahtverkehr zwiſchen Metz und dem franzöſiſchen Nordweſten unterbrach. In der Nacht vom 25. zum 26. Auguſt erſchien plötzlich im Hauptquartier der Oberſtlieutenant von Verdy du Vernois vom großen Generalſtabe mit der Meldung: „Mac Mahon wolle Metz entſetzen und ſei deshalb von Rheims gegen Mezières abmarſchirt!!“ —

Die Situation war plötzlich verändert! Statt auf der geraden weſtlichen Linie zu bleiben, mußte der ſchon erwähnte „Rechtsabmarſch“ nach Norden gemacht, alſo eine Bewegung in einem Winkel von mehr denn 45 Graden bewirkt werden. Wenn man

---

*) Die Marſchrouten und Stellungen der Corps ſind dem Buche: „Von der Maas-Armee. Von Dr. Max Bauer. Dresden, bei Teubner“ entnommen. D. V.

erwägt, daß dieſelbe von ſieben Armeecorps, alſo etwa 250,000 Mann, nebſt Munitions-, Proviant-, Ponton-Colonnen, Artillerie u. ſ. w. zu geſchehen hatte, dann begreift ſich leicht, welch eine Rieſenaufgabe das für Heerführer wie Truppen war. Es giebt kein Beiſpiel für ſie in der geſammten Kriegsgeſchichte älterer wie neuerer Zeiten! — Der 26. Auguſt war ein ſchwerer, arbeitsheißer Tag für die „Maas-Armee“, welche dieſen Namen ſich nun verdienen ſollte. Das 12. (ſächſiſche) Armeecorps rückte, der neuen Aufgabe zufolge, nach Varennes und trieb ſeine unvergleichliche Cavallerie (23. und 24. Brigade) bis Buzancy und Dun vor, das Gardecorps rückte auf Dombales, das 4. Armeecorps nach Fleury, die fünfte Cavallerie-Diviſion (von Rheinbaben) eilte auf Autry, ſüdlich von Grandpré, die ſechste Cavallerie-Diviſion (Herzog Wilhelm von Mecklenburg) nach Tahure und entdeckte bei Vouzièrs große feindliche Lager! — Albert von Sachſens Hauptquartier ward nun Clermont en Argonne, wohin auch gegen Abend das große Hauptquartier des Königs Wilhelm kam. Hier ereignete ſich wohl die denkwürdigſte und folgenreichſte Scene.

Des Kronprinzen Stabschef von Schlotheim begab ſich am Abende dieſes 26. Auguſt um 10 Uhr zum Grafen Moltke zu einer Beſprechung, am andern Morgen 7 Uhr verfügte ſich Kronprinz Albert in Schlotheim's Begleitung ſelbſt zu dem greiſen Strategen. Sie trafen Moltke unter ſeinen Karten und Papieren in der allereinfachſten, unofficiellſten Haustoilette. So deducirte ihnen derſelbe ſeine Anſicht über die Situation; es war vielleicht der **größte** und **erhabenſte** Moment in Moltke's Leben! Kronprinz Albert kann dieſen Augenblick wenigſtens nie vergeſſen, **den Contraſt zwiſchen der Großartigkeit des Gedankens und des greiſen Denkers äußerer Erſcheinung!** — „General Moltke gebührt **ganz allein** der Ruhm dieſes (Rechtsabmarſch) glücklichen ſtrategiſchen Gedankens; wir haben nur die von ihm erhaltenen Directiven nicht ganz ohne Geſchick ausgeführt!“ — Mit welchem Geſchick dieſe Directiven nun von dem ſächſiſchen Kronprinzen ausgeführt wurden und wie ihm gelang, zuerſt von allen anderen Befehlshabern den Stier bei den Hörnern zu packen und zu halten, ergiebt Folgendes: — Am 27. Morgens wurde das 12. (ſächſiſche) Corps von Varennes nach Dun und Stenay dirigirt, alſo in einem öſtlichen, ganz contrairen Bogen, der die Sachſen wieder jenſeits der bereits längſt überſchrittenen Maas brachte; hier nahmen ſie am rechten Ufer feſte Stellung. — Die zwölfte (ſächſiſche) Cavallerie-Diviſion des Generalmajors Grafen zur Lippe (Brigaden Krug von Nidda und Senfft von Pilſach) blieben am linken Maas-Ufer zurück und rückten auf Nouart, um gegen Grandpré und Buzancy zu recognosciren. Das preußiſche Gardecorps dagegen ging auf Montfaucon, ziemlich in der Mitte zwiſchen Varennes und dem linken Maasufer gelegen, ſeine Cavallerie-Diviſion (Graf von der Goltz) pouſſirte es nach Landres und Remonville. Das 4. Armeecorps ſchob ſich nach Germonville und Froméreville, weſtlich von Verdun, zur Beobachtung dieſes Platzes vor, die fünfte Cavallerie-Diviſion rückte von Autry nach Grandpré, die ſechste von Tahure warf ſich mittels ſcharfen Rittes auf Vouzièrs. An dieſe Bewegung ſich ſchließend ſetzte die III. Armee des Kronprinzen von Preußen auch ihre Marſchrichtung in der Linie St. Menehould-Vienne, alſo gerade nordwärts fort, während das 2. Armeecorps (von Franſecky) und das 3. Armeecorps (von Alvensleben II.), — raſch von der Metzer Cernirungs-Armee entboten, — in Eilmärſchen über Etain öſtlich heranrückten, um einem möglichen Durchbruche Mac Mahon's zwiſchen der Armee des Kronprinzen Albert von Sachſen und der belgiſchen Grenze zu begegnen und mit Letzterem gemeinſam im Nord-Oſten zu operiren. Des ſächſiſchen Kronprinzen Hauptquartier war zu Malancourt gewählt worden. — Dieſe Bewegungen der beiden deutſchen Hauptarmeen wurden von ſämmtlichen vier der Maas-Armee unterſtellten Cavallerie-Diviſionen am 27. Auguſt auf der Linie Vouzièrs-Grandpré-Remonville-Nouart vollſtändig maskirt. —

Bei Buzancy endlich packte man den Feind! Dem 3. ſächſiſchen Reiterregiment (Oberſt von Standfeſt), einer Escadron des 2. ſächſiſchen Ulanenregiments Nr. 18 (Oberſt von Trosky) und einer reitenden Batterie des (ſächſiſchen) 12. Feld-Artillerie-Regiments (Oberſt von Oertel) unter der Geſammtführung des ritterlichen Generalmajors Senfft von Pilſach ward die Ehre beſchieden, den Schwertertanz dieſer großen Tage zu beginnen! Sie faßten hier ſechs Schwadronen des 12. franzöſiſchen Chaſſeur-Regiments, als es durch Buzancy gen Norden abziehen wollte und warfen es in die Flucht. Obwohl die franzöſiſchen Lanzier-Regimenter Nr. 3 und 5 ganz in der Nähe waren, griffen ſie doch in das Gefecht nicht ein, ſo vollſtändig überraſchend war das Erſcheinen der Deutſchen geweſen! Am 28. Auguſt blieb das 12. Armeecorps ruhig in ſeiner Stellung hinter der Maas. Deſſen Cavallerie-Diviſion zu Nouart detachirte nach Beaumont, um dem Feinde an der Hüfte zu bleiben, doch ohne ihn ſtark zu drängen. Es kam vor Allem ja darauf an, ihn zu halten, zu beſchränken, aber nichts Ernſtliches zu unternehmen. — Das preußiſche Gardecorps ging von Montfaucon nach Banthéville, ſeine Avantgarde auf Remonville dirigirend. Die Garde-Cavallerie von der Goltz hatte ſich zwiſchen Remonville und Buzancy echelonnirt und unterhielt rechts mit der ſächſiſchen Cavallerie-Diviſion, links mit der fünften Cavallerie-Diviſion über Grandpré Verbindung, das 4. Armeecorps rückte inzwiſchen nach Montfaucon. Nach Befehl König Wilhelms hatten die beiden bayriſchen Corps von der Tann und Ritter von Hartmann von der III. Armee (Kronprinzen von Preußen) am 28. Auguſt Varennes und Vienne zu erreichen, die preußiſchen Armeecorps 5, 6 und 11, wie die würtembergiſche Diviſion (von Obernitz) mit der Tête auf der Linie Valmy-Laval, weſtlich St. Menehould, zu erſcheinen. Die fünfte und ſechste Cavallerie-Diviſion (von Rheinbaben und Herzog Wilhelm von Mecklenburg), welche für die nächſten Tage der Armee Unſeres Fritz untergeſtellt waren, hatten dem Feinde Seite an Seite zu bleiben und ihn zu halten, ohne aber einen ſchärferen Druck auf ihn auszuüben. Daß man mit dem Gegner, obſchon man ihn nun hatte, ſo vorſichtig umging, war durch den Umſtand geboten, daß die übrigen deutſchen Armeecorps noch zu weit zurück waren, um ihre Cavallerie unterſtützen zu können. Durch die

Recognoscirungen der letzteren wußte man, daß Mac-Mahon, um Metz zu entſetzen, ein oder zwei Armeecorps auf die Straße Vouziers-Buzancy-Stenay vorwärts ſchiebe, der Reſt ſeines Heeres aber nördlich über Beaumont ging. —

Dieſe Gewißheit nöthigte zu einem Entſchluſſe! Dem Feinde mußte Stillſtand geboten, er auf dem Flecke feſtgekettet werden, bis man ſtark genug war, die Kataſtrophe eintreten zu laſſen. Als Reſultat aller Erwägungen ergab ſich die Schlacht bei Beaumont, welche des Kronprinzen Albert Stirn mit dem ungetheilten Lorbeer höchſter Feldherrnehre ſchmücken ſollte! — Am 29. früh 3 Uhr erhielt die Maas-Armee Befehl, ihre Corps in defenſiver Stellung auf dem linken Maasufer in der Linie Landres-Aincreville zu verſammeln, den Fluß zwiſchen Dun und Stenay aber nur zu beobachten; in Ausſicht ſtand im Laufe des Vormittags hierzu noch die Mitwirkung der beiden bayriſchen Armeecorps auf der Linie Sommerance-St. Juvin. Demnach hatte das 12. (ſächſiſche) Armeecorps vom rechten Ufer der Maas auf das linke überzugehen und als rechter Flügel der Maas-Armee Stellung zwiſchen Aincreville und Clery-le-grand zu nehmen. Den linken Flügel bildete die preußiſche Garde ſüdlich von Banthéville, ihre Avantgarde ſtand bei Remonville. In der Reſerve befand ſich das 4. Armeecorps bei Nantillois, Stenay aber wurde unter ſcharfer Beobachtung gehalten. — Kronprinz Albert traf am 29. 8 Uhr früh bei Cunel ein und, nachdem er benachrichtigt worden war, der Feind habe ſeine Stellung bei Bar und Nouart nächtlich verlaſſen und ſei nördlich abgezogen, ertheilte er Befehl, den Vormarſch der Maas-Armee gegen die Straße Buzancy-Stenay fortzuſetzen. Das preußiſche Gardecorps rückte nach Buzancy, das ſächſiſche (12.) Corps nach Nouart, das 4. Armeecorps als Reſerve nahm Stellung bei Remonville und Bayonville. Die Cavallerie-Diviſionen, um den Feind aufzuſuchen, ſollten bis Beaumont ſtreifen. — Die preußiſchen Garden finden nun zwar Buzancy wie Bar leer und ſehen feindliche Colonnen von Autruche nach Norden abziehen, die Vortruppen des 12. (ſächſiſchen) Armeecorps aber ſtoßen Mittags bei Nouart auf den Feind, der ſich auf den nördlichen Höhen bei Champy beſonders feſtſetzt und den Kopf bietet. Kronprinz Albert, um beſſeren Einblick in die Situation zu erhalten, befiehlt ſeinem ſächſiſchen Corps anzugreifen. Die 46. Infanterie-Brigade des Oberſt von Montbé wirft auch glücklich den Feind aus Nouart, welcher ſich mit einer Diviſion nun auf die nördlichen Höhen zieht. Das Recognoscirungsgefecht dehnt ſich bis Abend hin. Aber die auf dem linken Flügel vorgeſchobene Cavallerie-Diviſion bemerkt eine zweite feindliche Diviſion bei Foſſé und — vorſichtig wird das Gefecht abgebrochen. Das 12. (ſächſiſche) Corps lagerte in der Nacht auf den Höhen zwiſchen Barricourt und Tailly; zu Bayonville war Abends des Kronprinzen Hauptquartier. Bei dieſem Gefechte hatten die Sachſen 12 Officiere und 330 Mann verloren, beſonders von dem tapferen Infanterie-Regiment des Oberſtlieutenant Dietrich (Nr. 103). Das gute Glück hatte gewollt, daß vom 3. Garde-Ulanen-Regiment ein franzöſiſcher Generalſtabsoffizier gefangen worden war. Aus dem Marſchtableau, das er bei ſich führte, erſah man, daß morgen der Feind zwiſchen Beaumont und la Chêne-populeux oder ſüdlich dieſer Linie zu treffen ſein werde. Laut Befehl aus dem Hauptquartier König Wilhelms war die Maas-Armee angewieſen: um 10 Uhr rechts über die Linie Beauclair-Foſſé in der Richtung auf Beaumont vorzurücken. Oberſtlieutenant von Verdy du Vernoy vom großen Generalſtabe war erſchienen, um während der Schlacht in der Umgebung des Kronprinzen zu verweilen und die Reſultate des Kampfes direct dem großen Hauptquartier zu überbringen. — Die III. Armee (Kronprinz von Preußen) ſchob ſich mit ihrem rechten Flügel über Buzancy ebenfalls auf Beaumont und hatte den Angriff der Maas-Armee mit zwei Armeecorps zu unterſtützen, die anderen Chefs der III. Armee ſollten hingegen mehr auf der Richtung la Chêne operiren. Der Maas-Armee ſtanden zum Vormarſche nur die einzige Chauſſee von Nouart über Stenay nach Beaumont und ſchlechte Waldwege zur Dispoſition. Für den eigentlichen Angriff war das 4. (Guſtav von Alvensleben I.) und 12. (ſächſiſche) Armeecorps (Prinz Georg) befohlen, das preußiſche Gardecorps ſtand in Reſerve. — Um 10 Uhr Morgens am 30. Auguſt gingen ſomit die vier Infanterie-Diviſionen des 4. und 12. Armeecorps dergeſtalt vor, daß vom rechten Flügel her die erſte ſächſiſche Infanterie-Diviſion Nr. 23 unter Oberſt von Montbé von Beauclair aus auf der Chauſſee über Lancuville, die zweite ſächſiſche Infanterie-Diviſion Nr. 24 aber unter Generalmajor Nehrhoff von Holderberg von Nouart aus über Beaufort auf die Ferme de belle Tour, die ſiebte preußiſche Infanterie-Diviſion (das 26., 66., 27., 93. Infanterie-Regiment) unter General-Lieutenant von Schwarzhoff von Nouart über Grande-Champy auf dieſelbe Ferme, die achte preußiſche Infanterie-Diviſion des General-Lieutenant von Schöler (das 31., 71., 86., 96. Infanterie-Regiment und das vierte Jäger-Bataillon) über Belval durch das Bois de petit Dieulet auf Beaumont rückten, indeß das preußiſche Gardecorps bei Nouart in Concentration blieb. Die Schwierigkeit und das Wagniß dieſes Vormarſches waren ſehr groß. Des Kronprinzen Albert Generalſtabschef von Schlotheim äußerte nachmals über ihn ſelber: „Die Chauſſee von Buzancy nach Beaumont wurde den Bayern überwieſen, wir mußten alſo drei von unſeren vier Colonnen auf **nicht** recognoscirten Waldwegen vorrücken laſſen. Als die Meldung kam, daß zwei Colonnen der ſiebten und achten Diviſion (Schwarzhoff und Schöler) glücklich debouchirt waren, fiel mir ein Stein vom Herzen!" —

Vom Corps Failly ſtand eine Diviſion im Lager ſüdlich von der Stadt Beaumont, die andere nördlich von derſelben. — Mit jauchzendem Hurrah wurde die erſtere gegen 1 Uhr Mittags von der aus dem Walde debouchirenden ſiebten und achten Infanterie-Diviſion plötzlich überfallen. Da der Feind nicht einmal eine Vedette ausgeſtellt hatte, ward derſelbe total überrannt und durch Beaumont hindurch getrieben! Seine Geſchütze, ſeine Bagage, zahlreiche Gefangene fielen den Deutſchen in die Hände, und Kronprinz Albert mit ſeinem Stabe, in dem eroberten Lager verweilend, konnten die augenſcheinliche Erfahrung machen, wie die franzöſiſchen Offiziere den Schmerz ihres bisherigen Fiaſko reichlich in Sardines à l'huile gelindert hatten, — eine Menge der bekannten weißen Blechkäſtchen bedeckten den Boden. — Inzwiſchen hatten ſich die nördlich von Beaumont ſtehenden franzöſiſchen Truppen formirt, in dem aufſteigenden Terrain feſtgeſetzt und ſuchten ihre Batterien angemeſſen zu poſtiren. Sie wurden aber von den Batterien der dreiundzwanzigſten (ſächſiſchen) Infanterie-Diviſion (Prinz Georg von Sachſen) und alsbald auch durch die geſammte Diviſions- und Corps-Artillerie mittels eines formidablen Feuers verhindert, deſſen raſante Treffer die Glieder des Feindes faſt in ein Sieb verwandelten. Die Franzoſen gingen auf Mouzon zurück und, um ſich zu decken, beſetzten ſie nördlich Beaumont den Wald von Givodeau. Alsbald drängten aber das 4. und Theile des 12. (ſächſiſchen) Armeecorps nach und mit dem blanken Bajonett entriſſen ſie ihnen auch den Wald. Auf den Höhen zwiſchen dem Walde von Givodeau und Mouzon waren die fliehenden Diviſionen indeß endlich auf das 7. Corps (Douai) und das 12. Corps (Lebrun) getroffen, welche zur Verſtärkung heraneilten. Oeſtlich Mouzon auf den Höhen begannen jetzt zahlreiche Mitrailleuſen ihr eigenthümlich raſchelndes Todtenlied und verhinderten das Vorrücken der zwölften Cavallerie-Diviſion (Graf zur Lippe), welche, bei Pouilly über die Maas gekommen, die linke franzöſiſche Flanke bedrohte. Das 4. Armeecorps, auf ſeinem linken Flügel von einer bayriſchen Brigade, auf dem rechten Flügel von dem 2. Grenadier-Regiment (Nr. 101) des Oberſt von Seydlitz-Gerſtenberg und dem Schützen-Regiment (Nr. 108) des Oberſt Freiherrn von Hauſen unterſtützt, begann jetzt aber mit dem Gegner ein ingrimmig Raufen, brach ſeine Zähigkeit und warf ihn erſt auf Mouzon, dann über die Maas in wilder Auflöſung zurück. Das heldenmüthige (4.) Corps (Guſtav von Alvensleben I.) hatte ſomit den Hauptantheil an dieſem Siege. Inzwiſchen war das Maasthal entlang das ſächſiſche Leibgrenadier-Regiment (Nr. 100) unter Oberſt Garten mit einer ſchweren Batterie vorgedrungen, das Feuer zweier leichter Batterien von den Höhen nördlich von Létanne deckten es. Der Feind wich überall und die Dunkelheit (8 Uhr) endete die Schlacht von Beaumont, deren Ruhm allein dem Kronprinzen Albert von

Sachſen gebührt. — Die Verluſte deutſcherſeits waren ſehr groß. Das 4. Armeecorps büßte außer vielen höheren Offizieren über 3000 Mann ein, das 12. Armeecorps 3 Offiziere und 100 Mann. Die preußiſche Garde war nicht im Gefecht geweſen, hatte aber ſeine Reſerveſtellung von Nouart nach Belval verlegt und war dann auf Beaumont herangezogen worden. Indeß Oberſt-Lieutenant von Verdy ins königliche Hauptquartier Buzancy zurückeilte, um dieſen glänzenden Erfolg zu melden, nahm der ſiegreiche Sachſen-Kronprinz zu Beaumont ſein Hauptquartier. Daſſelbe war traurig und pittoresk genug. Dem kleinen Häuschen gegenüber, das er inne hatte, brannte es. Rings um ihn im Bivouak lagen ſeine tapferen, ganz hundemüde Truppen, ſelbſt die Stabsoffiziere waren ohne Obdach. Die achte Diviſion kampirte beim Walde von Givodeau, die ſiebte nördlich von Beaumont, das Gardecorps ſüdlich, das 12. Armeecorps bei Létanne und die zwölfte Cavallerie-Diviſion bei Pouilly. — — Welche grauſe Bilder enthüllten ſich da dem Blicke in des Lagerfeuers Rembrandſcher Beleuchtung! Leichenhügel von Freund und Feind, wimmernde Verwundete in den Scheunen, da und dort brannte die Stadt, ruinenhaft ſtarrten hier die Straßenfronten. Die Gefangenen hatte man in die Kirche gebracht und die brennenden Altarkerzen umſpielten mit bleichem Scheine ſpukhaft die Schattengeſtalten jener Truppen, welche ſonſt der Stolz der Boulevards von Paris, der Schrecken Europa's geweſen waren. Daß doch die Nationen ſich durch den Schmerz belehren ließen, daß ſo namenloſes Unglück ihnen endlich die Erkenntniß erſchlöſſe, wozu der Menſch auf Erden da iſt! — Aber ſie lernen es nicht! Noch nicht genug des Blutes iſt. Der nächſte Tag bringt wieder Tod und Wunden. Aus einem Kriege wächſt polypenartig ſchon der nächſte wieder! Wir ſind doch ein überaus unvernünftig Geſchlecht! —

Die geſchlagene Armee Mac-Mahon's war nördlich nach Sedan zurückgedrängt, hier lag die Entſcheidung. Die Schlacht von Beaumont war's geweſen, welche den nie in der Geſchichte erlebten Erfolg von Sedan vorbereitet hatte. Seit dem 30. Auguſt kämpften, — das war gewiß, Frankreichs Armeen nur noch den

Todeskampf. Er war lang und ſchrecklich! — — — In Erwägung der Folgen des Sieges zu Beaumont hatte König Wilhelm den Weitermarſch für den nächſten Tag befohlen. Es war angeordnet worden, den Feind überall dieſſeits der Maas anzugreifen und ihn zwiſchen dieſen Fluß und die belgiſche Grenze auf den engſten Raum zuſammenzupreſſen. Die Maas-Armee hatte dabei die beſondere Aufgabe, den linken franzöſiſchen Flügel zu verhindern, öſtlich auszuweichen, derſelbe mußte auf Sedan zurückgedrückt werden. In der Nacht vom 30. zum 31. war das Hauptquartier des Siegers in vollſter Thätigkeit. Kronprinz Albert befahl den preußiſchen Garden, bei Pouilly die Maas zu überſchreiten und rechts des Fluſſes in nordöſtlichem Marſche auf Carignan zu rücken. Eine in der Nacht noch dorthin vorzüglich ausgeführte Patrouille der zwölften Cavallerie-Diviſion entdeckte daſelbſt die Anweſenheit eines feindlichen Corps. Demnach wurde disponirt, daß das Gardecorps in Diviſionen zu marſchiren habe und zwar eine über Malandry auf Carignan, die zweite über Autreville auf Vaux. Das ſächſiſche (12.) Corps ſollte bei Létanne über die Maas und durch Moulins auf die Höhenrücken von Mouzon gehen. Während die Mannſchaften ſchliefen, eilten die Adjutanten und Stabsoffiziere zu Pferde zu allen Corps, ihnen die Dispoſitionen des nächſten Tages zu überbringen, die verſchiedenen Commandeure zu verſtändigen und dieſem ganzen gewaltigen Heeresorganismus Leichtigkeit und Harmonie der Handlung zu ſichern. Der Leſer ſoll mithin nicht glauben, daß die Pflicht eines Generalſtabs-Offiziers eine ſo bequeme, ſein Leben ein ſo bevorrechtetes und „karmoiſinvergnügtes“ ſei; die Verantwortung jedes Einzelnen in ſo ſchweren Stunden iſt eine ſo große und gefährliche, daß ſie reichlich die Ehre und Stellung aufwiegt, welche mit ihr verbunden iſt. — —

Der 31. Auguſt brach an. — Nie iſt ein Marſchtag in irgend einem Kriege wichtiger geweſen als dieſer, galt doch die Looſung: „Falle zu!“ Die Erſchöpfung und Verzweiflung des Feindes ſeit der Beaumont-Schlacht aber mußte uns als phyſiſcher und moraliſcher Alliirter zu dieſer Aufgabe helfen. — 8 Uhr Morgens brachen die Cavallerie-Diviſionen der preußiſchen Garde und die des ſächſiſchen (12.) Armeecorps auf. Ihre Infanterie-Diviſionen folgten um 9 Uhr, das 4. preußiſche Corps (Guſtav von Alvensleben I.) aber ſtellte ſich 11 Uhr weſtlich Mouzon auf. Ueberall wich der Gegner auf Sedan zurück und — in welcher Verwirrung, welcher Troſtloſigkeit! Der berühmte Rückzug des Marſchall von Soubiſe kann unmöglich ſtärkere, draſtiſchere Spuren, kein größeres Gemiſch von „Nouveautés de Paris“ und den Unausſprechlichkeiten eines animal-menſchlichen Daſeins zurückgelaſſen haben, als dieſe letzte Armee des Kaiſerreichs! — Die zwölfte (ſächſiſche) Cavallerie-Diviſion nur erhielt Infanteriefeuer, als ſie links des Chièrs an Carignan vorbeimarſchirte. Die reitende Batterie derſelben, commandirt von Hauptmann Zenker, ſchoß aber als Antwort einen großen Eiſenbahntrain in Brand. Darauf ging die Diviſion von Carignan auf Douzy vor, traf den Schwanz des abziehenden Feindes und nahm ihm zahlreiche Trains und Gefangene ab. Die Spitze dieſer Cavallerie-Diviſion, nämlich das ſächſiſche Ulanen-Regiment Nr. 17 (Oberſt von Miltiz) greift hierauf Douzy an und treibt den Feind bis Francheval, wobei es drei Offiziere einbüßt. — Am Abend dieſes wichtigen Tages ſtand die Avantgarde des preußiſchen Gardecorps auf der Linie Pourru-St. Remy und Pourru aux Bois, das Gros kampirte dahinter auf dem rechten Ufers des Chièrs, mit dem Hauptquartier in Carignan. Das ſächſiſche (12.) Corps ſtand mit ſeinen Vortruppen in Douzy, ſein Gros lag weiter zurück zwiſchen Maas und Chièrs, das 4. Corps (Alvensleben I.) befand ſich in und um Mouzon. Am linken Maasufer dagegen ſchloß ſich der Armee des Kronprinzen Albert das erſte bayriſche Corps (Freiherr von der Tann) an, rückte bis Remilly ſur Meuſe vor und kanonirte von den dortigen Hochplateaus die feindlichen Linien, welche eben nach Sedan defilirten. Die Maas-Armee hatte ihr entſcheidendes Tagewerk vollbracht, ſie hatte ihren rechten Flügel bis an die **belgiſche Grenze** geſchoben, und Mac-Mahon war von **Metz abgeſperrt!** — Von den Höhen von Amblimont, ohnweit Mouzon, hatte Kronprinz Albert mit ſeinem Stabe den Abzug des franzöſiſchen Kaiſerheeres und ſein bedeutendes Campement bei Villers-Cernay beobachtet. Mit großer innerer Befriedigung konnte er ſein Hauptquartier in Mouzon nehmen, denn das — Schachſpiel ſtand gut, Napoleon war — matt! —

Der 1. September war eigentlich zum Ruhetag beſtimmt und in der That hatten die kämpfenden Truppen denſelben überaus nöthig, zumal ein erneutes Engagement überhaupt erſt wünſchenswerth erſchien, wenn die ganze III. Armee des preußiſchen Kronprinzen gleichfalls die ſchwere Aufgabe ihres Rechtsabmarſches beendet hatte, um den Feind dann mit vereinter Macht völlig umgreifen zu können. Trotzdem ward Befehl zur Concentrirung der Maas-Armee für 7 Uhr Morgens gegeben. Die Urſache zu demſelben bildete im großen Hauptquartier König Wilhelms der lebhafte Verdacht, Mac-Mahon werde der Einſchließung dadurch zu entgehen ſuchen, daß er, nördlich oder nordweſtlich zu entrinnen, einen letzten verzweifelten Verſuch mache. Dieſer Verdacht ſeitens der deutſchen Oberleitung war allerdings ſehr gegründet, in der Richtung aber, in welcher Mac-Mahon ſeinen Durchbruch zu bewirken im Sinne hatte, täuſchte man ſich vollkommen. Dieſe Täuſchung Moltke's, reſp. Blumenthal's (Stabschef der III. Armee des preußiſchen Kronprinzen), war aber gerade, wie wir ſehen werden, die — ſagen wir wunderbare oder zufällige Urſache, daß dieſer Verſuch Mac-Mahon's nicht nur gänzlich fehl ſchlug, ſondern auch die Gefangennahme der ganzen franzöſiſchen Armee zuſammt dem Kaiſer zur Folge hatte, was möglicherweiſe vermieden worden wäre, hätte Mac-Mahon dem Argwohne gemäß **gehandelt,** welchen man im großen deutſchen Hauptquartier gegen ihn **hegte!** Es iſt das eine überaus merkwürdige, fataliſtiſche Thatſache, auf welche wir die Aufmerkſamkeit des Leſers nicht genug hinlenken können und welche es allein erklärt, wie Mac-Mahon, als ſei er von den Göttern mit Blindheit geſchlagen, die einzige Möglichkeit ſeiner Rettung **verſäumte.** — — In der Nacht ging nämlich ein Schreiben des General von Blumenthal an den Kronprinzen Albert ein, welches beſagte: „es ſei Grund vorhanden, daß der

Feind **dieſe Nacht noch** verſuchen werde, auf der Straße Sedan-Mezières abzuziehen.“ Zur Verhinderung deſſen ſollte das 11. Armeecorps (von Gersdorf) und die würtembergiſche Diviſion des General-Lieutenant von Obernitz noch in der Nacht die Maas bei Donchery überſchreiten, um beim Morgengrauen gegen die Straße zwiſchen den genannten Orten vorzugehen, von der Tann (1. bayriſches Corps) ſollte dann früh von Remilly auf Bazeilles marſchiren, den Feind dort packen und feſthalten. — Es war klar, daß ein Angriff der Maas-Armee dieſen Zweck noch im erhöhteren **Maaße** erreichen mußte. — Kronprinz Albert entſchloß ſich ſofort zum Angriff. Die Truppen wurden allarmirt. — Das Gardecorps und das 12. unter Prinz Georg von Sachſen waren beordert, von Pourru aux Bois, Pourru-St. Remy und Douzy in drei Colonnen mit ihren Têten um 5 Uhr anzutreten und mit dicht aufgeſchloſſenem Gros den Vormarſch gegen die Linie Givonne-Moncelle zu nehmen. Die achte Infanterie-Diviſion (von Schöler) ward mit der Corps-Artillerie (Oberſt Cruſius) des 4. Armeecorps nach Remilly ſur Meuſe zur Unterſtützung des auf Bazeilles dirigirten 1. bayriſchen Corps von der Tann vorgezogen. Die ſiebente Infanterie-Diviſion (von Schwarzhoff) dagegen hatte als Reſerve der Maas-Armee bei Mairy Aufſtellung zu nehmen. — Man fand, daß Mac-Mahon's 1. Corps den Höhenzug öſtlich Bazeilles, Monvillers, La Moncelle und Daigny, wie dieſe Orte ſelbſt überaus ſtark beſetzt hatte und gegen ſonſtige franzöſiſche Gewohnheit ſehr frühe ſchon ſchlagfertig auf dem qui vive war! Als es ferner zum Kampfe kam, hatte man die ſo hoch gehaltenen afrikaniſchen Truppen (indigènes) und Mac-Mahon's Elite-Corps unter deſſen perſönlichem Befehle vor ſich! — Wenn der Leſer den von uns geſchilderten verſchiedenen Affairen auf franzöſiſchem Boden einigermaßen gefolgt iſt, ferner die bisher gehabten grenzenloſen Verluſte des Feindes ſich vergegenwärtigt, ſo wird er ſich ſagen müſſen, daß das franzöſiſche Heer unmöglich auch die andere weſtliche Seite von Sedan gleich ſtark oder gar ſtärker beſetzt halten konnte, Mac-Mahon vielmehr bei dieſen Diverſionen auf der Südoſtſeite einen beſonderen Zweck im Auge haben mußte, welcher nunmehr durch die **frühe Allarmirung** der Maas-Armee **vereitelt** wurde! —

Die linke Angriffs-Colonne der Maas-Armee bildete das 12. Armeecorps des Prinzen Georg. 5 Uhr früh brach die Avantgarde deſſelben (Infanterie-Brigade Nr. 48 des Oberſt von Schulz) von Douzy auf und kam um 6½ Uhr bei Lamécourt und Moncelle bereits ins Gefecht, alsbald von den Batterien der 24. Infanterie-Diviſion unterſtützt. Beide Orte wurden mit fliegenden Fahnen erſtürmt und genommen. — Aus ſeiner Marſch-Colonne entwickelte ſich das ſächſiſche Armeecorps nun nach und nach in der Linie Moncelle-Daigny, links mit den Bayern in Verbindung tretend, welche a tempo in Moncelle mit ihm eindrangen. Das wüthende Mitrailleuſenfeuer der Franzoſen, ihre ſchweren, mit geſteigerter Leidenſchaft und unermüdlicher Bravour ausgeführten Vorſtöße legten der wackeren vierundzwanzigſten Diviſion von Nehrhof die härteſten Prüfungen, das äußerſte Aufgebot von Kräften auf, und heiß rangen ſie bis 9½ Uhr! Da traf die dreiundzwanzigſte Diviſion unter General von Montbé zum Succurs ein und ihr friſches furioſes Eingreifen ſicherte den Beſitz dieſes wichtigen Platzes! Nachdem auch das Erſcheinen des preußiſchen Gardecorps in Villers-Cernay gemeldet war, befahl Prinz Albert, die günſtigen Fortſchritte des 12. Corps ſeines Bruders gewahrend, um 8 Uhr Morgens, daß ſich das Gardecorps nach Wegnahme der Linie Daigny-Givonne thalauf in der Richtung nach Fleigneux, das 12. Corps aber in derſelben Richtung nach Illy zu dirigiren habe, um ein etwaiges Ausbrechen des Feindes nordwärts nach der nahen belgiſchen Grenze zu hindern. — Die Batterien der erſten preußiſchen Garde-Diviſion (Oberſtlieutnant von Bychelberg) und die Gardecorps-Artillerie unter Oberſt von Scherbening kamen gegen 9 Uhr in Thätigkeit. Die erſte Garde-Infanterie-Diviſion (Generalmajor von Pape) ging auf Givonne vor und um 11 Uhr durch das Thal gen Illy, indeß General-Lieutenant Graf von der Goltz mit ſeiner Garde-Cavallerie weiter nach rechts und vorn die Verbindung mit der

III. Armee (Kronprinz von Preußen) bei Illy herzuſtellen ſuchte. Bis zur Klärung der Gefechtslage auf dem rechten Flügel durch die beſagte Cavallerie-Diviſion war die zweite Garde-Infanterie-Diviſion (General-Lieutenant von Budritzki) hinter dem linken Flügel der erſten Diviſion in Reſerve gehalten worden, um 11 Uhr rückte ſie aber gegen Daigny in die Lücke vor und nahm eine Stunde ſpäter mit dem 12. (ſächſiſchen) Corps dies Dorf mit höchſter Tapferkeit und Energie. Die dreiundzwanzigſte ſächſiſche Diviſion (General von Montbé) richtete inmittels ihren Marſch auf Givonne, währenddem die geſammten preußiſchen Garden zu Fuß auf Illy einſtürmten. — Immer ſchreckensvoller legte der deutſche Eiſenring ſich um den linken Flügel der Franzoſen! In der Fronte vom Corps der Sachſen, in der linken Flanke von der preußiſchen Garde mit vollſter Wucht angegriffen, flohen ſie, nach zahlloſen, vergeblichen Verſuchen, ſtandzuhalten, nach Sedan zurück, Geſchütze und Maſſen Gefangener den Händen der Deutſchen überlaſſend. Der entſcheidende Augenblick, der große Wendepunkt des gewaltigen Tages war gekommen! Die Artillerie ſollte es ſein, welche mit ihrer verderbenbringenden Sprache den blutigen Epilog des Waffendramas im Wiederſchein des Abendſtrahles halten ſollte. Ringsum, als ſtürzten die Berge zu Thal, als bebte vulkaniſch die Erde, krachten im Rieſenkreiſe die ehernen Schlünde dem dritten Napoleon ſein memento zu; es war ein Schauſpiel von furchtbarer Erhabenheit, ein Gottesgericht ohne Erbarmen! Auf den genommenen Höhen von Illy bis öſtlich nach Daigny waren um Mittag ſchon alle bereit gehaltenen deutſchen Geſchütze, — weit über 100 Feuerrohre, — aufgeſtellt worden. Als die achte Infanterie-Diviſion um 3 Uhr in die Lücke rückte, welche durch den Rechtsabmarſch des 12. (ſächſiſchen) Corps auf Givonne zwiſchen ihm und den Bayern bewirkt worden war, hatte ſie ſofort auch ihre Diviſions-Artillerie vorgeſchoben und dem Geſchützkranze eingefügt, der als ein hölliſch Unwetter jetzt ſeinen vernichtenden Eiſenhagel über Stadt und Ebene von Sedan daherſpieh, ganze Glieder des Feindes niederriß und jede Hoffnung vorzudringen ihm raubte. — Das Schlachtfeld war rein gefegt;

ringsum Todte und Fliehende, brennende Gehöfte und Trümmer aller Art bedeckten es. — Sedan ſelbſt ſollte nunmehr beſchoſſen werden, des Gegners letzter Zufluchtsort! Da ward Waffenruhe geboten, die Capitulations-Verhandlungen waren angeknüpft worden. — — Unheimlich faſt war die Stille der Nacht nach dem blutigen Tagesgetöſe, aber ſo unausſprechbar feierlich doch, wie die Erwartung einer großen, gerechten Nothwendigkeit! Auf den erſtrittenen Stellungen lagerten die übermüdeten Truppen, die preußiſchen Garden bei Givonne und Illy, die dreiundzwanzigſte Infanterie-Diviſion bei Givonne und Daigny, die vierundzwanzigſte bei La Moncelle, die achte Infanterie-Diviſion (4. Corps) links neben Erſterer. Die ſiebte Infanterie- und zwölfte Cavallerie-Diviſion hingegen hatten nicht am Gefecht theilgenommen. — Jegliche Truppengattung hatte an dieſem Tage das Aeußerſte geleiſtet, um den Glanz ihrer Waffenehre zu vermehren, das Verdienſt aber, dieſe gigantiſche Schlacht beendet, die übrigen Truppen gegen Verluſte kräftigſt geſchützt zu haben, gebührte unſtreitig der Artillerie. 3 Adler, 2 Fahnen, 25 Geſchütze und 7 Mitrailleuſen, über 11,000 Gefangene, zahlreiche Fahrzeuge und Kriegsmaterial aller Art waren allein der Maas-Armee in die Hände gefallen! —

Am 2. September war Ruhetag. Die Truppen campirten auf dem Schlachtfelde, da erſt um Mittag die Capitulation abgeſchloſſen wurde. Dieſem Vorgange, wie der Gefangennahme Napoleons wohnte Kronprinz Albert nicht bei, Beides ereignete ſich bekanntlich auf der weſtlichen, entgegengeſetzten Seite der Stadt. Die gefangene feindliche Armee wurde nach ihrer Entwaffnung in dem Bogen des Fluſſes zwiſchen Iges und Vilette inmittels verſammelt und auf zwei Linien, die eine über Stenay, Etain, Gorze auf Remilly (öſtlich von Metz), — die andere über Buzancy, Clermont, St. Mihiel auf Pont à Mouſſon in die deutſche Gefangenſchaft abgeführt. — Das Hauptquartier des Kronprinzen Albert war nach Mouzon zurückverlegt worden. Von dort beſuchte er mit ſeinem Stabe am Morgen des 2. September ſeine braven Truppen in den Bivouaks. Schmetternder Jubel, Liebe, Dank und

Freude empfingen ihn. Er genoß unter ihnen eine jener ſeltenen und einzigen Stunden, die für alle Schmerzen des Lebens uns entſchädigen, unſer Herz zugleich mit dem Zauber des Ruhms und ehrfurchtsvoller Andacht, mit Menſchenliebe und Vaterlandsſtolz erfüllen. Dann gehört der Menſch, ſei er Wer er wolle, nicht ſich mehr an, denn er fühlt thatſächlich die wunderbare Verkettung ſeines Daſeins mit den Tauſenden von Herzen ringsum, den Herzen, die neu pochen in hoffnungsreicher Erdenluſt und den Herzen, die ſtill ruhen auf grüner Haide, der Ewigkeit geweiht! Die Völker der alten Welt haben die Nothwendigkeit als düſtere Herrin alles Seins verehrt, welche ſelbſt über den Göttern throne, haben ihr Hammer und Nägel in die Hände gegeben, feſtzuſchmieden den Menſchen an ſein unverrückbar Geſchick. Dieſe Nothwendigkeit, blutig und erbarmungslos, tritt nirgend ſchwerer vor's menſchliche Auge als auf dem Schlachtfelde, wo die Todeslooſe fallen, willkürlich, zufällig, gleich der Wirkung verſtandesloſer Naturgewalten. Aber dieſe Nothwendigkeit tritt den Menſchen der heutigen Zeit, — ernſt wohl, aber unendlich edler, höher, beſeelter entgegen in dem Gebot der Pflicht gegen das Vaterland, als ſtarker Schutzwall gegen Todesfurcht und die Selbſtſucht unſerer Natur, als die Veredlerin des nationalen Lebenszwecks. Sie lehrt uns, wie der Dichter ſagt:

„Und ſetzet Ihr nicht das Leben ein,
Nie wird Euch das Leben gewonnen ſein!“ —

Sie iſt es, welche, ungleich der trüben Anachis der Alten uns Beruhigung in die Seele, Würde in den Charakter und jenes Gottvertrauen ins Gemüth pflanzt, um dem ewigen Willen treu ſich zu ergeben, dem großen und guten Willen, der über allem Erſchaffenen ewig lebt! — Am 3. September, nach Abſchluß der Capitulation, konnte den Truppen der Maas-Armee die unbedingt gebotene Ruhe und Pflege endlich gegeben werden, ſie wurden in Cantonnements verlegt und zu dem Ende die Linie Remilly-la Beſace-la Chêne als Cantonnementsgrenze zwiſchen der III. und der Maas-Armee feſtgeſtellt. Die preußiſche Garde nahm vom Rayon am rechten Ufer des Chiersbachs Beſitz, mit dem Hauptquartier Carignan, ihrer Spitze in Pourru-St. Remy. Das 12. (ſächſiſche) Corps hatte zur Grenze ihres Standes Maas und Chiers mit dem Hauptquartiere Mouzon, ihre Vorhut ſtand bei Amblimont und Lombut. Das 4. Corps (*Alvensleben* I.) dagegen wurde aufs linke Maasufer dirigirt, Roncourt als Centrum. — Prinz *Albert* von Sachſen hatte an dieſem Tage die Abſicht, zu ‚König Wilhelm zu fahren, der in Donchery vermuthet wurde; der beſte und nächſte Weg führte auf Sedan. Man fuhr durch die „wahrhaft grauenvoll“ verwüſteten Orte Bazeilles und Balan und befand ſich vor Sedans Thoren. Nicht gering war des Prinzen und ſeines Begleiters Erſtaunen, dies Thor noch geſchloſſen, viele Hunderte von Rothhoſen bewaffnet noch auf den Wällen zu finden! Es war ein Augenblick höchſter perſönlicher Gefahr für den Kronprinzen, denn er ſteckte in einer „Mauſefalle“ und der Schuß eines betrunkenen oder von der Wuth zum Wahnwitz geſtachelten Franzoſen konnte des ſächſiſchen Thronfolgers Leben in Mitte des Sieges ein Ende machen! — Ein franzöſiſcher Offizier erſchien alsbald mit der Erklärung, vor morgen (den 4.) dürfe die Stadt noch nicht betreten werden. Kronprinz *Albert* fuhr über Bazeilles und die dortige bayriſche Kriegsbrücke nach Donchery; ſein Stabschef war ſehr froh, ihn glücklich außer Schußweite zu wiſſen, war doch den verzweifelten Gegnern, die noch in Sedan ihr dämoniſch Weſen trieben, das Aeußerſte zuzutrauen. Zu Donchery fand man das Hauptquartier des Königs Wilhelm indeß nicht vor, wohl aber Kronprinz Fritz von Preußen. Bei ihm ward mit General von der Tann das Dejeuner eingenommen. Auch Graf Bismarck traf man dort, welcher dem Kronprinzen, wie uns Augenzeugen wörtlich verſichern, „in der ihm eigenthümlichen Weiſe“ ſein erſtes Zuſammentreffen mit Napoleon am Morgen des 2. September erzählte. Er verglich die mit demſelben geführte Unterhaltung „*mit derjenigen, welche ein Tänzer mit einer ihm ſehr gleichgültigen Dame im Cottillon zu führen pflegt*“.*) — Unter ſtrömendem Regen, vielfach aufgehalten durch entgegenkommende bayriſche Park-Colonnen, fuhr Kronprinz Albert zurück. — Am 4. war ebenfalls Ruhetag, am nächſten Morgen ſollte der Marſch auf Paris, das Ziel dieſes großen Krieges, angetreten werden. An dieſem Tage begab ſich Kronprinz Albert nach Vendreſſe, wo das Hauptquartier König Wilhelms ſich befand. Der greiſe Kriegsherr hatte den ſächſiſchen Kronprinzen nicht mehr geſehen, ſeit derſelbe das Commando der Maas-Armee übernommen hatte. Er bewillkommnete den Helden von Beaumont und Sedan mit einer herzlichen Umarmung, und indem er ſeine vorzüglichen Leiſtungen mit beredten Worten würdigte, überreichte er ihm das eiſerne Kreuz 1. Claſſe. Albert von Sachſen machte hierauf General von Moltke ſeinen Beſuch, der nicht minder ergreifend war. Hatten ſich doch in dieſen Männern Gedanke und That ſo innig berührt, um den Sieg der deutſchen Sache zu ſichern! Um 11 Uhr erfolgte die Abfahrt König Wilhelms. Nachdem Prinz Albert dieſelbe abgewartet hatte, kehrte er mit Begleitung nach Mouzon zurück, wo bis zum 6. ſein Hauptquartier verblieb. —

---

*) Siehe auch Kaiſer Wilhelm. S. 83.

Am 5. September begann der Abmarſch des deutſchen Heeres aus den Gefilden von Sedan. — Zu erwähnen iſt noch das Bombardement der Feſtung Montmédy. Man glaubte annehmen zu dürfen, der franzöſiſche Commandant würde nicht abgeneigt ſein, den Platz zu übergeben, wenn ſich ihm eine anſtändige Gelegenheit böte, dies zu thun. Man hatte ſich in Demſelben getäuſcht, denn er erwiederte auf die Aufforderung: daß er Montmédy nur übergeben könne, wenn es von einer anſehnlichen Macht cernirt und beſchoſſen werde. In Folge deſſen ward von Seiten des Obercommandos der Maas-Armee eine Garde-Infanterie-Brigade nebſt erforderlichen Geſchützen und Cavallerie vor die Feſte entſendet. Die Beſchießung derſelben dauerte von 10 Uhr Morgens bis 2 Uhr. Die Stadt brannte, die Wälle wurden beſchädigt, aber ſie ergab ſich nicht, und da der Vormarſch jetzt das Wichtigere war, überließ man den Ort vorläufig ſeinem Schickſal. — Der Vormarſch gen Weſten ward wieder angetreten und wurde um ſo ſchwieriger durch die Stellung, welche die deutſchen

Armeen um Sedan genommen hatten, damit die große Entſcheidung geſichert, Frankreichs letzte reguläre Hauptmacht vernichtet ſei. — Die Maas-Armee! Ehe wir mit ihr die Maas verlaſſen, iſt es vielleicht von Intereſſe zu wiſſen, wie ſie zu dieſem Namen kam. In der Regel war es in Deutſchland ſonſt nicht Sitte, einen Truppenkörper nach dem künftigen Operationsterrain zu benennen, man hatte derlei Epitheta den Franzoſen überlaſſen. Bereits im Kriege 1866 aber, wo eine geographiſche Sonderung der preußiſchen Armee am Main, an der Elbe, in Schleſien ſich naturgemäß von ſelbſt ergab, hatte ſich im Laufe des Kampfes eine geographiſche Bezeichnung als das Kürzeſte und Verſtändlichſte für die Armeen eingebürgert. Als ſich die unter Kronprinz Albert vereinigten Corps nun bei Beaumont und Sedan „die Sporen verdient" hatten, ſchlug Stabschef von Schlotheim vor, dieſelben „Maas-Armee" zu nennen, darauf hinweiſend, daß er und Major von Brandenſtein 1866 die vereinigten Corps des General Herwarth von Bittenfeld auch „Elb-Armee" getauft hätten, hier alſo ein Präjudiz geſchaffen ſei. Die Armee ſei in der Nähe der Maas formirt worden und habe an ihr innerhalb zehn Tagen zwei Schlachten gewonnen, dieſen Ehrennamen ſomit verdient. Des Kronprinzen Umgebungen nahmen dieſe Bezeichnung ſofort in Gebrauch, Graf Moltke honorirte ſofort die neue Firma und bald glänzte ſie auch in den königlichen Cabinetsordres und Armeebefehlen. —

Behufs des Vormarſches nahm der linke Flügel der Maas-Armee, nämlich das 4. Corps (Alvensleben I.), die nördlichſte Bogenlinie über Chemery, Vendreſſe, Poix, Signy-l'Abaye, Montcornet auf Laon. Das Gardecorps, als Centrum, marſchirte anfänglich einen Tagemarſch weiter zurück dieſelbe Straße, was höchſt ſchwierig der Verpflegung wegen war, vor Launois indeß wendete es ſich ſüdlicher auf die mittlere Linie über Sery, Sévigny, Siſſone und Craonne. Das 12. (ſächſiſche) Armeecorps marſchirte am ſüdlichſten über la Béſace, le Chêne, Escordale, Rethel, Chateau Porcien, Neuf-Châtel nnd Cormicy. Die ſechſte und fünfte Cavallerie-Diviſion, bisher der III. Armee unterſtellt, ward der Maas-Armee wieder überwieſen und hatte ſie derartig zu decken, daß erſtere (Herzog Wilhelm von Mecklenburg-Schwerin) vor dem äußerſten rechten Flügel, dem 4. Corps um einen Tagemarſch voraus auf Laon, ſich vorſchob, die Diviſion Rheinbaben dagegen vor dem linken Flügel, dem ſächſiſchen (12.) Corps, marſchirte und mit der III. Armee Fühlung unterhielt, welche links weiter ſüdlich von der Maas-Armee vorrückte. Ein Zuſammenhalten der geſammten deutſchen Armeen war, wie bereits erörtert iſt*), betreffs der Corps Vinoy und Exéa geboten. — Am 5. September, den Tag vor Aufbruch ſeines Hauptquartiers, erfüllte Kronprinz Albert eine ſchwermüthige Ehrenpflicht, nicht ahnend, daß ihm durch ſie zugleich eine der denkwürdigſten Entdeckungen werden ſollte, die wohl je ein Feldherr gemacht hat. Mac-Mahon, der glänzende Duc de Magenta, welcher ihm 1861 zu Königsberg in voller Ruhmesſicherheit entgegengetreten war, — lag ſchwerverwundet zu Sedan! Gleich beim Beginn der Schlacht war er dienſtunfähig geworden und Wimpfen hatte ihn im Commando erſetzen müſſen. — Der Kronprinz Albert eilte in die verwüſtete Stadt an ſein Schmerzenslager. Das Wiederſehen war ein tief bewegtes. Der Marſchall nahm dieſe Aufmerkſamkeit und das liebevolle Mitgefühl des ritterlichen Siegers ſehr hoch auf und theilte ihm die höchſt auffällige Nachricht mit: „er ſei am 1. September entſchloſſen geweſen, von Sedan auf der **Oſtſeite gegen die Maaß-Armee** zwiſchen Chièrs und der belgiſchen Grenze in der Richtung nach **Montmédy reſp. Metz durchzubrechen**!!“ — Kann es eine wunderſamere Fügung, ein eigenthümlicheres Zuſammenfallen zweier gegneriſcher Operationen geben, die aus ganz entgegengeſetzten Abſichten unternommen worden waren? — Die Annahme in Blumenthal's Schreiben: Mac-Mahon werde in der Nacht vom 31. Auguſt zum 1. September einen Befreiungsverſuch auf Mezières verſuchen, war ſomit falſch, er hatte gerade die entgegengeſetzte Richtung und zwar auf **Metz** hin im Auge! Dadurch, daß dieſe Blumenthal'ſche Annahme aber Kronprinz Albert bewog, noch in der Nacht allarmiren zu laſſen, um durch Feſthaltung auf ſeiner Oſtfront des Feindes weſtliches Entweichen zu erſchweren, bot derſelbe, ohne es zu ahnen, gerade der Offenſivbewegung Mac-Mahons gegen die eigene Maas-Armee früh 5 Uhr im Angriffe den **Kopf**, was nicht **möglich** geweſen wäre, wenn ſeine Truppen um dieſe Zeit noch in ihren zerſtreuten Cantonnements geſtanden hätten! So ward dem franzöſiſchen Angriffe durch den der Maas-Armee nicht nur begegnet, ſondern **zuvor**gekommen und zwar an **dem** Punkte, der am verhängnißvollſten war, falls Mac-Mahon Erfolg hatte. „So“ — ſagt ein Augenzeuge dieſer Eröffnung des verwundeten Marſchalls — „ſpielt der glückliche Zufall ſtets eine große Rolle im Kriege; das Verdienſt nur bleibt, da wo er ſich bietet, ihn richtig zu **benutzen** und gehörig **auszubeuten**!“ — —

---

*) Unter Moltke S. 314 und 315.

Am 11. September hatte die Maas-Armee die Linie Laon-Craonne-Cormicy erreicht und hielt Ruhetag. Die beiden Cavallerie-Diviſionen (fünfte und ſechste) waren um eine Etappe vor die Flügel-Corps vorgeſchoben, und ſo traf die Diviſion des Herzogs Wilhelm von Mecklenburg auf Laon, wo jene furchtbare Exploſion ſich ereignete, durch die ein Unſinniger Rache zu nehmen glaubte an deutſchem Blute für ſeines Vaterlandes ſelbſtverſchuldetes Elend. — Der Ort war gegen die deutſchen Truppen nicht zu halten. Vom militäriſchen Geſichtspunkt ganz abgeſehen, waren, wie ſich ſpäter aus den Unterſuchungsacten ergab, die franzöſiſchen Behörden ſelber gänzlich getheilter Anſicht über Das, was zu thun ſei. Die ſtündlich gewechſelten Depeſchen zwiſchen dem Präfecten Ferrand, Theremin dem Commandanten, dem Maire, dem Vicomte de Chezelles und dem Kriegsminiſter in Paris*) gewähren einen nur zu deutlichen Blick in die Hirnloſigkeit und Entmuthigung der Regierungsorgane. Laon ward wohl oder übel übergeben und Herzog Wilhelm von Mecklenburg, der Diviſionair, marſchirte um Mittag des 9. September mit beiden Brigadeſtäben und dem

---

*) Nach dem beſagten Buche „Von der Maas-Armee“. D. V.

Jäger-Bataillon in die Stadt ein. Eine Compagnie von dieſem beſetzte die Vorſtädte, zwei hielten auf dem Markt und die letzte rückte zur Citadelle, die daſelbſt am Eingange befindliche Wache der Mobilgarde augenblicklich ablöſend. Im Hofe der Citadelle fand man die Beſatzung verſammelt, 2000 Mobilgarden und einen Zug des 55. franzöſiſchen Infanterie-Regiments. Die Capitulation erfolgte, die Waffen wurden niedergelegt, die Mobilgarden, nachdem ſie eidlich verpflichtet waren, in dieſem Kriege nicht mehr gegen Deutſchland zu dienen, wurden entlaſſen, die franzöſiſchen Linienſoldaten gefangen unter Eskorte abgeführt, kurz Alles war in Ordnung. Als die Franzoſen gegen 2 Uhr die Citadelle zu verlaſſen begannen, — Commandant General Theremin unterhielt ſich eben unbefangen mit preußiſchen Stabsoffizieren, erſchütterten zwei entſetzliche Detonationen Erde und Luft! Alles rings ſchien zu wanken und ſeinen Schwerpunkt zu verlaſſen, es war ein Augenblick, der dem Weltuntergange glich! — Das Pulvermagazin war in die Luft geflogen und was ſich im Hofe der Citadelle nur befand, beſonders die zunächſt geſtandene preußiſche Jäger-Compagnie wurde unter Schutt und Balkentrümmern begraben. Die Hälfte der Letzteren lag verſtümmelt umher, 40 Jäger waren ſofort todt, der Diviſions-Commandeur Herzog Wilhelm von Mecklenburg, Oberſt Graf Gröben, Major von Schönfels vom Generalſtabe, Graf Roß, Lieutenant im 7. Huſaren-Regiment, und andere Offiziere waren mehr oder weniger verwundet; von den Franzoſen waren 11 todte, 10 verwundete Offiziere und 250 Mobilgarden getödtet oder verletzt. Um das Grauen des Augenblicks voll zu machen, feuerten die wüthend gewordenen preußiſchen Soldaten auf die heulenden Franzoſen, welche zu entrinnen ſuchten, bis Oberſt von Alvensleben dem drohenden Blutbade energiſch Einhalt gebot und wieder Beſinnung und Ruhe herſtellte. — Kronprinz Albert befand ſich gerade zu Seraincourt, als er in der Nacht vom 9. zum 10. September die Schreckensnachricht erhielt, ſich ſofort auf den Weg begab und am andern Morgen an Ort und Stelle erſchien. Er befahl ſtrengſte Unterſuchung, ließ das 26. Infanterie-Regiment zur Execution einrücken, Stadt und Umgegend entwaffnen, Commandanten wie Präfecten verhaften und legte der Stadt 100,000 Francs Contribution auf. Es ergab ſich aus der Unterſuchung, daß ein fanatiſcher Artillerie-Unteroffizier, Henriot, die That erdacht und ausgeführt hatte; das Schimpflichſte für Frankreichs öffentlichen Geiſt, der ſicherſte Beweis ſeiner ſittlichen Verkommenheit jedoch war, daß man dieſen Elenden zu Paris noch als Märtyrer pries, ſein Beginnen als nachahmungswürdig feierte! — —

Am 10. und 11. des Monats befand ſich das Hauptquartier des Kronprinzen Albert zu Marchais, einem alten Edelſitze der Guiſes. Von Generation zu Generation hatte man die große Vergangenheit dieſes königlichen Geſchlechtes aufbehalten und gepflegt, und Alles rings redete die ſtumme und doch ſo verſtändliche Sprache jener Tage, wo Frankreich noch das „große Frankreich“, der Sitz der Kultur, Ritterlichkeit und Poeſie war, in ſich die Einheit und Gewalt der romaniſchen Race vornehmlich repräſentirt hatte. Die Herzöge von Guiſe waren ja neben den Valois und Bourbons das mächtigſte feudale Geſchlecht in Frankreich geweſen. Stets den Stufen des Thrones nahe, bald ſeine Freunde, bald ſeine Gegner, galten ſie immer als die Säulen der alten römiſchen Hierarchie, als die ehrgeizigſten Vaſallen unter den Lilien. Eine Maria von Guiſe war Maria Stuart's Mutter geweſen, die Guiſes und Medici waren Todfeinde des Lutherthums. Von dieſen beiden Geſchlechtern her datirte ſich die jeſuitiſch-feudale Richtung, welche von Richelieu und Mazarin zertrümmert wurde, mit der franzöſiſchen Revolution aber erſt völlig zu Grabe ging. — Als die Deutſchen den alten Prachtſitz verklungener Größe betraten, gehörte derſelbe freilich dem bekannten fürſtlichen Hazardſpielhalter, dem Herzoge von Monaco. — —

Der Vormarſch auf Paris ward am 13. weiter angetreten und zwar vom 4. Armeecorps über Vailly, Hartemes, Villers-Cotterets auf Nanteuil le Haudoin. Am 14. ward von dieſem Corps der Verſuch zwar gemacht, die Feſtung Soiſſons im Guten zur Uebergabe zu bringen, es ſchlug indeß fehl und man rückte weiter, da zu einer Beſchießung keine Zeit war; Alles drängte ja nach Paris! — Das Gardecorps, dem weſt-ſüdlichen Bogenmarſche des 4. Corps analog, nahm die Linie Braisne, Oulchy le Chateau, la Ferté Milon, nach Acy en Multien, indeß die Sachſen (12. Corps) über Fismes, Fère en Tardenois, Monthiers, Lizy ſur Ourcq am 17. erreichten, als die beiden anderen Corps ebenfalls in ihren letzten Marſchorten angelangt waren. Bereits näherte man ſich der Metropole, dem „Gehirne der Welt“. Es war ſomit nothwendig, daß man ſich mit dem königlichen Hauptquartier in Verbindung ſetzte und die bereits feſtgeſtellte Umſchließung beſagten Gehirns durch genaue Verſtändigung thatſächlich ſicherte. Zu dieſem Zwecke ſendete Kronprinz Albert ſeinen Stabschef nach Meaux vor Paris, wo ſich General Moltke und das königliche Hauptquartier bereits aufhielt*). Am 18/19. September ward hierauf der Vormarſch fortgeſetzt und zwar in etwas weſtlicherer Richtung als bisher. Das 4. Corps (Alvensleben I.) ward von Nanteuil, Dammartin in der Richtung Ecouen, alſo faſt direct nördlich von Paris und St. Denis dirigirt, die preußiſche Garde von Acy en Multien über St. Souplets, Thieux nach Goneſſe**). Das ſächſiſche (12.) Corps aber ging die alte Chauſſee über Lizy, Meaux links laſſend, über Clayes nach Sivry. Am 19. September, fächerartig ausgebreitet, rückte die Maas-Armee in ihre Cernirungslinien ein. Ihr rechter Flügel, das 4. Armeecorps, umſpannte den Weſten der Hauptſtadt von Chatou, Bezons, Argenteuil, Epinay, Pierrefitte, alſo vom innern Winkel des dritten nördlichen Seinebogens an, wo über den Fluß weg ihnen bei Bougival das 5. preußiſche Armeecorps (von Kirchbach) die Hand reichte, bis an den Höhenrand der Straße, die von St. Denis nach Luzarches empor führt. Ehe das Corps in die letzte Stellung bei Epinay und Pierrefitte einrückte, hatte es zum Prolog ein kleines Scharmützel auf den Höhen von Montmagny zu beſtehen, bei dem ihnen aber der Feind bald das Feld ließ. Das

---

*) Näheres unter Generalmajor von Schlotheim.

**) Die letzten Etappen der Maas-Armee ſind in dem bezeichneten Buche des Dr. Bauer nicht angegeben. D. V.

Hauptquartier des Corps ward zuerſt St. Brice, ſpäter weiter weſtlich Soiſy. — Ohnweit Pierrefitte ſchloß ſich dann das Gardecorps bei Stains an, von da ſeine Fronte über Dugny, Le Bourget und Blanc-Mesnil nach Aulnay ausdehnend; ſein Hauptquartier in Boiſſy ſchob ſich nachmals ebenfalls weſtlicher nach Goneſſe. An dies Centrum ſchloß ſich als linker Flügel die 12. (ſächſiſche) Armee bei Sevran, ſich über Sivry, Clichy, Montfermeil nach Chelles reckend, wo ſie über die Marne mit der würtembergiſchen Diviſion, die hart am Fluſſe bei Gournay ſtand, in Verbindung trat. So war denn der deutſche Wall um das Babel der modernen Zeit gelegt, hier ſollte der Friede erſtritten werden! Des Kronprinzen Albert Hauptquartier wurde am 19. September in Grand Tremblay aufgeſchlagen, wo es etwa 20 Tage (bis 8. October) verblieb. —

Jetzt, als man nach den erſten Tagen die Marſchanſtrengungen hinter ſich hatte, in eine gewiſſe Ruhe und gleichmäßige Thätigkeit kam, durfte man endlich um ſich ſchauen und den paradieſiſchen Reichthum gewahren, mit welchem die gütige Natur die Umgebungen von Paris geſegnet hatte, den Luxus und das Wohlleben, was ſich hier in zahlloſen Ortſchaften, Villen und Schlöſſern zu einem faſt immerwährenden dolce far niente niedergelaſſen hatte. — Es giebt wohl keine europäiſche Hauptſtadt, in Mitte des Landes gelegen, welche einer ſo faſt unerſchöpflichen Abwechſelung von Thälern und Hügeln, funkelnder Waſſer und prachtvoller Wälder ringsum ſich rühmen kann, wo dem Menſchen ſo von vornherein die Hand geboten wäre, ſich niederzulaſſen, als Paris. Stuttgart, Dresden auch allenfalls, ſind etwa als ein Tauſendſtel dieſes Naturreizes zu betrachten und am eheſten in Deutſchland noch in ihrer Lage mit der landſchaftlichen Umrahmung von Paris zu vergleichen; Wien iſt ſchon ärmlich dagegen, Berlin die wahre Wüſtenei! Selbſt im Geiſte nur, mit der bloßen Karte vor Augen, einen Rundgang auf dem Terrain zu machen, welches die Maas-Armee damals innegehabt, iſt ein Genuß für den Freund der Geſchichte. — Alles ladet hier ein zum Sybaritenleben, zum Lazaronenthume von Hoch wie Gering, zur üppigſten Ausbeutung des funkelnden, lachenden Lebens. — Wir fürchten aber, daß gerade dieſe ſeine übergütige Natur den Pariſer durch Jahrhunderte eben verzärtelt hat, daß über ſolchem zu ſchönen Daſein das „Gehirn der Welt“ ſchwach geworden iſt und ſein centraliſtiſches Denkgeſchäft anderen Nationen gütigſt auch einmal wird überlaſſen müſſen. Der Pariſer gleicht genau einem brutalen Millionär, der Alles hat, was gut, ſchön und theuer iſt, aber nicht um ſinnig ſich ſeiner zu freuen, ſeine Bildung durch dieſe Fülle materieller Gaben zu erheben und zu veredeln. Er hat dies Alles eben nur, um es zu haben, beſonders aber um damit groß zu thun; zu tieferer Bedeutung wird ſein Beſitz ihm nicht. Darum iſt es auch ſo begreiflich, daß er verächtlich findet, wenn wir Deutſche unſere vergleichsweiſe geringere Natur ſo ſehr lieben, daß uns auch die Haide und Puſta ſchön ſein kann, ein Kornfeld, ein ſchlichter Wieſengrund. Er begreift das nicht, ihm geht völlig die Gabe ab, ſich, wie wir, überall der Schönheiten deutſcher Lande zu erfreuen, jedem Fleck, liege er wo er auch mag, ſeinen eigenſten Werth abzugewinnen. Er kennt nur **Paris!** Der Pariſer reiſt **nie**, wenn er nicht muß, der Franzoſe der Provinz aber reiſt **nur** nach Paris! — Wenn es für dieſe Behauptung eines ſchlagenden Beweiſes noch bedarf, ſo iſt es der, daß — obwohl faſt zwei Jahrhunderte lang Elſaß in des Franzoſen Beſitz ſich befand, ſie die Zauber der Vogeſen, deren alte Schlöſſer und gewaltige Vegetation nie kennen lernten, ſie dieſelben ſo lange vernachläſſigt haben, bis wir ſie ihm abnahmen, indeß die erſten deutſchen Straßburger Studenten im erſten Semeſter ſchon durchaus wiſſen mußten, welche Wunder denn das alte Wasgenland enthalte! Voilà les Français! — — Als gute Deutſche wollen wir darum auch unſern Beſuch bei den Linien der Maas-Armee thun und betrachten, wie die Umgebung von Paris ſich etwa anſah, bevor ſie von der Hand der Cernirungstruppen zu Quartier-, namentlich Vertheidigungszwecken — nicht gerade zu ihrem Vortheile berichtigt wurde. — Chatou, etwas erhöht, liegt am rechten Ufer der Seine, welche den in Art eines Vorgebirges nordöſtlich herausſpringenden Höhenzug von St. Colombes umkreiſt, um ſüdweſtlich deſſelben um eine entgegengeſetzte, ſüdweſtliche Höhe und dann abermals nordwärts zu fließen. Von dieſer Höhe bei Chatou blickt der liebliche Wald von Beſinet nieder, zu dem die Straße von Nanterre über den Fluß durch Chatou ſelbſt emporſteigt und, durch ſeine grünen Schatten führend, wieder jenſeits ſich ſenkt, wo ſie nochmals die Seine ſchneidet, an der, ein ſagenreiches Schloß an weitem grünwallenden Laubmeere, St. Germain en Laye und ſein Park ſich breitet. Dabei, mehr ſüdlich, liegen Schloß und Park von Marly und Louvecienne. Die Geiſter der alten Könige dieſes Landes, ein Stück erhabener und ſchwermüthiger Geſchichte reden uns von dieſen ernſten Zinnen, aus dieſen ſtillen Wipfeln an. Sonderbar und echt franzöſiſch iſt, daß dieſe Erinnerungen aber nicht in uns aufzuſteigen vermögen, ohne einen stark galanten Beigeſchmack, daß keine dieſer vergangenen Größen uns nur halb ſo viel in der Erinnerung werth wäre, ſtände neben ihr nicht eine ſchöne, berühmte oder berüchtigte Frau! Franz I. und die witzige Königin von Navarra, Heinrich IV. mit ſeinen vielen Liebſchaften, mit ſeinem Sully, mit Catharina von Medicis, Margaretha von Valois und der Bartholomäusnacht! Franz II., endlich Maria Stuart und Boscoſel de Caſtelard, der nachmals ſein Haupt für ſeine Minne laſſen mußte. In dieſem ſelben St. Germain ſaß der trübe Ludwig XIII., den Richelieu zu einem Könige machte, indem er Frankreichs Adel vernichtete. Hier flüſterte der glänzende Luines, hier rauſchte Baſſompierre's Atlasmantel! Unter dieſen Laubgängen wechſelten höchſt verfängliche Seufzer die üppige Anna von Oeſterreich und der glänzendſte Sohn Albions, der blonde Buckingham, deſſen Laufbahn Felton's Stahl ein Ende machte. In dieſen Räumen kam Deutſchlands größter Feind, der „grand Louis" „mit Zähnen" auf die Welt, von hier flüchtete er vor der Fronde. In Marly dagegen leben die Manen des Jahres 1794, Maria Antoinettens und ihres Gemahls; jenes reizend lauſchige Hölzchen mit der Villa im Süden aber iſt das nicht minder ſchreckliche Seitenſtück. Hier lebte während der Revolution mit ihren Demanten und ihrem Mohren verborgen Madame Dubarry, von hier trat ſie den bittern Weg an, der auf dem Grèveplatze endete. Ihr Leben war ein einziges jauchzendes Gelächter, ihr Tod ein entmenſchter Schrei! — — Wir gehen nach Bezons! Führt da nicht über die Höhen her noch dieſelbe alte Pappelallee, der „Weg der Königinnen“ geheißen? Wie oft haben Anna von Oeſterreich mit ihrer königlichen Schweſter von England den Weg hier nicht befahren; der vertriebene Jacob II. zog ihn dahin zu ſeinem letzten Aſyl! — Argenteuil! Ja, ſilberblickend genug noch liegt es im Sonnenſchein und Wogenrauſchen, aber Du kannſt das Auge nicht erheben, ohne daß ein tragiſcher Gedanke neu über Dich kommt. Auf der Höhenkante vor Dir, — der Fluß kommt eben von Paris herum, — liegt St. Colombes, das Schloß der heiligen Taube. Lebte hier nicht Carls I. trübe Wittwe? Blühte hier nicht die reizende, ränkevolle Henriette, Philipp von Orleans Gemahlin, welche den Vertrag von Dover und das Cabal-Miniſterium ſchuf, in Jugendfülle auf, ſich ſelber, ihrem Geſchlechte und Lande zum Verderben?! — Zu Epinay iſt das nächſte Standlager des 4. Corps. Wie luſtig iſt der Ort, wie heiter ſeine Lage dem ſonnigen Süden zugewandt. Aber ihm im Rücken auf der Höhe, wie vor ihm ein wenig rechts im Thal, ruht der Ernſt der alten Bourbonenzeit. Aus Epinay war jene luſtige, bekannte Marquiſe, die der Pompadour und Jean Jaques Rouſſeau's Freundin geweſen, ſkeptiſch wie die Encyklopädiſten und doch ſchranzenhaft devot allen monarchiſchen Gelüſten gegenüber! Droben dräut wie ein Rächer, eingeſargt in Grün, das Schloß der fürſtlichen Montmorency, mit denen der alte Feudaladel fiel, die Säulen des Thrones gegen den „dritten Stand“. Auch jene Straße von Pontoiſe geht hier vorbei, auf der der jugendliche Ludwig XIV. triumphirend mit ſeiner Mutter in Paris wieder einzog. Das empörte Frankreich lag damals zu ſeinen Füßen, um Nichts bittend, „als Brod und Frieden“ (du pain et paix). — Vorwärts zu Denis in den Königsgräbern iſt all der Glanz, ſammt all der erhabenen Thorheit eingeſargt, und was dort hinten chaotiſch durch den Morgennebel glitzert, das iſt der Moloch, dem ſie Alle zum Opfer fielen, das — belagerte Paris! — Von

Pierrefitte und von Stains, wo wir die preußiſchen Garden begrüßen, hat man ziemlich denſelben, nur einen nähern, mehr nach rechts freien Anblick. Dugny und le Bourget ſind die nächſten Stellungen derſelben. Zwiſchen beiden Orten läuft die Straße von Compiègne nach der Reſidenz, dem luſtigen Compiègne der Dame Eugenie mit ihren Mameluken, mit dem Klatſchpatſch, mit der Frömmigkeit und den Abendcirkeln, wo jene bewußte Pariſer Cantatrice ihre ſchlüpfrigen Kneipenlieder dem Kaiſer als äſthetiſchen Cayennepfeffer vorſetzen durfte. Hinter le Bourget öſtlich liegt unſere Poſition Blanc-Mesnil, weiter links und erhöht Aulnay. An letzterem vorbei kommt die Straße nach Grand Tremblay über die Hochebene, wo Kronprinz Albert eben ſeinen kriegeriſchen Hof hält. — Für die öſtliche Umgebung der Rieſenſtadt hat die Natur nicht ganz ſo viel wie für den Norden, namentlich den Süden und Weſten gethan, darum ſind auch hier hiſtoriſche Andenken nur ſchwach zu finden, **wir** müßten ſie denn hinterlaſſen haben. Aber die Gegend iſt vielleicht um ſo lieblicher, weil ſie ſich rein giebt, an ihrer ſchlichten, ewig neuen Wahrheit nicht die Erinnerungen der vergänglichen Narrheit dieſer Erde kleben. — — Bei dieſem eigenthümlichen Wechſel von Natur und Geſchichte und ihrer ſeltſamen Abhängigkeit zu einander — ſteigt uns unwillkürlich die Frage auf: Was iſt dem Andern denn hienieden Staffage? Der Menſch der Natur, oder die Natur dem Menſchen? — — — Von Aulnay und dem nächſten Punkte Sevran, wo die ſächſiſchen Linien des 12. Corps ſchon ſtehen, hat man einen ſehr ſchönen Anblick von Paris; keinen Einblick der Stadt, aber ein Geſammtbild des rieſigen Häuſerhaufens, dieſes ſteinernen Meeres, von dem die Dächerreihen wie Wellenſpitzen zackicht ſich aufzurichten ſcheinen, Alles in Dunſt und flockigen Schaum gehüllt, den weißlich die Sonne durchleuchtet. Es iſt eine Fata Morgana, ein Märchen Scheherazades und dennoch Wirklichkeit! — Die öſtlichen weiteren ſächſiſchen Stellungen Livry, Clichy, Montfermeil verſtecken ſich jetzt noch in jenem üppigen Hügelwald, der bald durch die zahlreichen Gefechte bei Bondy Anſehen erlangen und den Deutſchen gute Dienſte leiſten ſollte. Zu Chelles im Thale an der Marne hört der linke Flügel der Maas-Armee auf, jenſeits flattern ſchon die rothen würtembergiſchen Banner. Ueber Chelles führt die alte Straße von Deutſchland her nach Vincennes, hier kreuzt dieſelbe auch der große Schienenſtrang nach Straßburg. — Auf Paris hat man hier keinen Blick mehr, nur Park und Schloß von Vincennes ragen vor uns auf und die Erinnerungen, welche an ihm haften. Von hier aus rückte Ludwig der Große gegen ſeine rebelliſche Hauptſtadt an und kanonirte die Baſtille, von der die große Fronde-Heldin, die wilde Montpenſier, Gaſton von Orleans Tochter, — von Allen verlaſſen, die Stadt nur noch allein zu halten ſuchte. Man ſieht, wo wir auch auf Denkmale franzöſiſcher Vergangenheit ſtoßen, überall haben die „Damen" in dieſes Volkes Geſchicke gegriffen, von Agnes Sorel bis zu Eugenien und — immer **heillos!** Was Mannesthat auch ſchaffen mochte für des Volkes Unvergänglichkeit, das „ewig Weibliche" in Frankreichs Leben, verbunden mit der Geſchäftigkeit der Pfaffen, zogen Königthum, Staat und Volk hinab in den grenzenloſen Abgrund dieſer Tage. Es iſt, denken wir, ein nicht übles Memento; ein: „mulier taceat in — politicis!!" — — —

Die deutſchen Truppen genoſſen nunmehr die Ruhe der gleichmäßigeren Lebensart, aber der Unthätigkeit gewiß nicht. Bei Hoch wie Gering war ja der Eifer rege, der Dame „Paris" das Corſet ſo eng als möglich zu ſchnüren, damit ſie wieder Taille bekomme. Ihre entzückenden Umgebungen, wie wir ſie flüchtig oben ſkizzirt und welche ſich bis Ende der dreißiger Jahre hiſtoriſch ganz rein erhalten hatten, dann aber durch den Gürtelkranz von Forts, dieſer Loyalitäts-Bewahrungsanſtalt des Herrn Thiers, ihre erſte Entweihung erhielten, verſchwanden theils nun oder veränderten ſich doch unter des Cernirungsheeres Händen ſo ſehr, daß es bald ſchien, als habe hier ein Conſortium rieſenhafter Maulwürfe ihre Minirungskunſt getrieben. — Menſchenalter dürften darüber hingehen, ehe die Spuren des Jahres 1870 und 1871 allda verweht ſind. Die üppige Natur in ihrem Schöpfereifer deckt wohl bald genug die Wunden oberflächlich zu, aber wo die Erinnerungen einmal ausgereutet worden die Wurzeln einer glücklicheren Vergangenheit, werden Hammer und Kelle, Tünche und Lack doch nur zur Ironie. — Auf der ganzen Cernirungslinie der Maas-Armee ward nicht minder eifrig wie bei der III. Armee an die Belagerungsarbeiten gegangen, an den Schanzbau, die Deckungen, die Verhaue und Gräben; ganze Wälder fielen unter den Streichen der deutſchen Axt. Unſinnigerweiſe fand man die zahlreichen Villenbewohner der Umgegend entflohen, ſie hatten in kopfloſer Haſt ihr Eigenthum ſtehen und liegen laſſen. Dadurch gingen Millionen verloren und zwar unnöthig. Die wenigen Familien, welche Muth und Vernunft genug bewahrt hatten, um zu bleiben, empfanden nur die Noth, welche mit der Belagerung eben unzertrennlich war, aber ſie wurden weder beraubt noch, wie ſie gefürchtet hatten, gequält. — Ein leeres Haus aber blieb ſelbſtredend aller Unbill ausgeſetzt, denn die Verödung weckte der Truppen Zorn und da Niemand ihnen gab, was zu fordern ſie berechtigt waren, ſuchten ſie, nahmen und fanden Alles, was ſie brauchen oder auch nicht brauchen konnten. Wir werden nicht auf die Verleumdungen eingehen, mit denen die franzöſiſche Preſſe die deutſche Ehrlichkeit verunglimpfte. Hätten dieſe literaturbefliſſenen Leute etwas mehr Hirn und kälteres Blut, ſo würde ihre Phantaſie die logiſche Folge, deren ein leer gelaſſenes, allein ſtehendes Haus ſich ſelbſt im Frieden ausſetzt, wohl haben finden können. Erſtlich verging vom Augenblicke, wo Alles aus der Umgegend entfloh, — alſo etwa vom 4. September an bis zum Eintreffen der Deutſchen vor Paris (den 19.), doch wahrlich genug Zeit, um dem Gaunergeſindel der Reſidenz Muße zu gönnen, das Werthvollſte vorweg zu nehmen und ſeine Vorſtudien zur „commune“ zu machen. Die Truppen benutzten natürlich Meubel und Geräthe, welche ſie fanden, zu ihrer Bequemlichkeit und deren urſprünglichen Zwecken oft ſehr wenig angemeſſen. Wo kein Holz da war, heizte man mit Pianinos, Fauteuils oder Chiffonièren. Wem eine Decke fehlte, nahm unbedenklich die Gardine von Brokat, den Velourteppich oder die koſtbare Draperie von der entwichenen Gnädigen Himmelbett. Bedenkt man, daß während dieſer langen Belagerung jedes Haus ziemlich ein dutzendmal ſeine kriegeriſchen Inſaſſen gewechſelt haben dürfte, der Abziehende wie der Ankommende aber nicht einſahen, weshalb ſie einen ſchon lange gebrauchten Beſtandtheil ihrer kleinen ſoldatiſchen Häuslichkeit denn zurücklaſſen ſollten, nahmen fort oder brachten mit, was ihnen lieb geworden war und deshalb, ſoweit es nicht eben völlig zerſtört wurde, befand ſich das geſammte Mobiliar des Villenkranzes vor Paris auf einer permanenten Wanderſchaft. Selbſt wenn alſo auch nicht ein Stück veruntreut oder vernichtet worden wäre, nach ſieben Monaten hätte doch kein Hausbeſitzer ſein früheres Inventarium jemals wieder zuſammenfinden können. Welche Inventur die franzöſiſchen Granaten aber mit demſelben hielten, brauchen wir ſchwerlich zu ſchildern. Mit einem Worte, die Landſchaft, welche der Cernirungsgürtel bedeckte, veränderte ſich total, Straßen entſtanden, wo nie welche geweſen waren, Hügel machten Flächen Platz, Werke wuchſen aus der Erde, Häuſer wurden Befeſtigungen, und in den Acker grub man ſich ein, geſchützte Hütten zu bauen, die — luſtigen Seineufer waren nicht wieder zu erkennen! — —

Kronprinz Albert pflegte mit ſeinem Stabe täglich von Grand Tremblay aus einen Theil der Cernirungsfronte zu bereiten, beſichtigte die Vorpoſten und die Arbeiten, nahm Meldungen entgegen oder disponirte über die nächtlich zu treffenden Anſtalten. Beim Heimwege ward dann und wann auf der Ebene von Villepinte ein Haſe — obgleich ohne Hunde — gehetzt und man hatte ſtets ein Halali. Die Tagesordnung blieb übrigens dieſelbe, welche in allen Hauptquartieren des Prinzen Albert ſtattgehabt hatte und die wir ſchon angaben. Als das kronprinzliche Hauptquartier von Tremblay am 8. October nach Margency verlegt wurde, weil am 5. König Wilhelm von Ferrières nach Verſailles übergeſiedelt war, erlitt des Kronprinzen Albert Tagesordnung indeß manche Modification oder Erweiterung, indem man, wenn es der Dienſt erlaubte, Ausflüge machte, zum Beiſpiel nach St. Germain; wo im Pavillon XIV. das Dejeuner genommen wurde, nach Montmorency, wo man auf dem Thurm im weißen Hauſe, auch auf der Höhe von Sanois, oder in der Mühle des

Mont d'Orgemont Obſervationspunkte errichtet hatte, — oder aber man beſuchte das romantiſche Ecouen. Im Uebrigen war man nie ohne Beſuch, ſo daß ein Extra-Fremdenzimmer eingerichtet worden war und der Kronprinz ſein Hauptquartier ſelber im Scherz „Hotel zum Kronprinzen von Sachſen" nannte. — Welche Harmonie in dieſem Kreiſe thatkräftiger Männer herrſchte, ſagten wir bereits, was die Perſon des Kronprinzen ſelbſt betrifft, ſo war nicht ſowohl in ſeiner ſächſiſchen Umgebung, ſondern auch namentlich unter den preußiſchen Offizieren ſeines Hauptquartiers nur eine Stimme der Anerkennung für ihn. „Ich muß es auf die poſitivſte Weiſe ausſprechen", ſagte uns Einer derſelben, „daß ich die tiefſte und aufrichtigſte Verehrung für den Kronprinzen Albert im Herzen trage." — Andere erklärten: „Es war für uns der liebenswürdigſte und bequemſte Vorgeſetzte, den wir haben konnten." — „Von früh 7 bis Abends 11 Uhr waren wir mit dem Kronprinzen ununterbrochen zuſammen, da der Stab ſtets mit ihm in demſelben Quartier lag. Auch des Nachts konnte man jeder Zeit vor ſeinem Bett erſcheinen, um Wichtiges zu melden, oder ſeine Zuſtimmung für Ausgabe ſchleuniger Befehle zu erbitten. Daß es für den arbeitenden Generalſtab von hoher Wichtigkeit iſt, ſtets und zu jeder Zeit das Ohr des Generals en chef zu haben, begreift ſich leicht. Der Kronprinz beſaß ſichtlich eine große Paſſion für das ihm übertragene Armeeführungs-Amt und wollte ſtets über Alles orientirt ſein." „Er beſitzt großes Verſtändniß und ſehr klare Einſicht für ſtrategiſche Verhältniſſe, iſt, vermöge ſeines vortrefflichen Gedächtniſſes, ſtets über die augenblickliche Lage bis ins Detail aufs Genaueſte orientirt; als geübter und paſſionirter Jäger aber findet er ſich auch im unbekannten Terrain leicht und immer gut zurecht, kurz er beſitzt eine Menge vortrefflicher militäriſcher Eigenſchaften." — Einer der Stabsoffiziere aus Graf Moltke's Umgebung, der in vielfach wichtige amtliche Beziehungen zu Kronprinz Albert während der Campagne trat, erklärt: „Der Kronprinz iſt eine treue, ſchlichte Natur, auf die man ſich in allen Verhältniſſen felſenfeſt verlaſſen kann, ein hochbegabter Verſtand voller Klarheit und Präziſion, als Soldat aber jeder Aufgabe im höchſten Maße gewachſen. Dabei iſt er eben ſo wohlmeinend wie energiſch und voller Mißachtung der Gefahr, der Verantwortlichkeit ſich immer völlig bewußt, aber vor keiner Schwierigkeit zurückſchreckend. Man kann von ganzem Herzen gar nicht mehr Soldat ſein, als dieſer Fürſtenſohn es iſt!“ — „Mit Freuden eilte man ſtets zu ihm, fühlte ſich wohl in ſeiner Nähe, hatte bei ſeinem einnehmenden ſchlichten Weſen, ſeinem klaren Verſtändniß und der großen Ruhe, mit der er Alles ergriff, ſtets das Gefühl, daß bei ihm auch Alles gut gehen werde. — Unter den Offizieren des großen Generalſtabs, von General Moltke angefangen, herrſchte nur ein Gefühl der Anhänglichkeit und Verehrung für Prinz Albert und die Beziehungen zwiſchen beiden Hauptquartieren während des ganzen Feldzuges waren von innigſter Natur!!“ — Ein ganz beſonderes großes Verdienſt des Kronprinzen Albert iſt noch, daß er mit höchſtem Gleichmuth und gewinnender Herzlichkeit immer da noch alle Klippen zu beſeitigen wußte, wo ein Hitzkopf wahrſcheinlich angerannt wäre.“ —

Die Belagerungsarbeiten im Norden und Oſten gediehen ohne beſondere Beläſtigung ſeitens des Feindes rüſtig durch die Maas-Armee und gingen bei dem unendlich occupirten Terrain vergleichsweiſe raſch von Statten. Vom 10. October ab fanden zahlreiche kleinere Vorpoſtengefechte bei Drancy, Neuilly ſur Marne, Raincy und Gagny ſtatt, welche indeß wenige Verluſte und keinerlei ernſtliche Störungen zur Folge hatten. Am 8. October, nachdem das königliche Hauptquartier von Ferrières nach Verſailles, damit aber die ganze Oberleitung der Armee verlegt worden war, erwies ſich, wie ſchon erwähnt, Grand Tremblay ſeiner Entfernung von Verſailles wegen (man hätte um das halbe Paris an deſſen entgegengeſetzter Seite herum müſſen) als unpraktiſch. Der Kronprinz verlegte deshalb ſein Hauptquartier nach Margency, an der großen Straße von Paris gelegen, die zwiſchen dem Oſt- und Nordbahnhofe von Porte St. Martin über St. Denis nach Montmorency führt. Oeſtlich des neuen reizenden Hauptquartiers lag Enghien, welches an das unſchuldige

Opfer der brutalen Gewalt des erſten Napoleon erinnert. Von Margency war die Verbindung auf der weſtlichen Cernirungslinie (4. Corps) mit dem Hauptquartiere leicht, und ein Ritt über St. Germain und Marly nach Verſailles wohl das Genußreichſte, was einem Freunde reicher Landſchaftsbilder ſich darbieten konnte. — Nicht immer ſollte man indeß an eine ſo harmloſe Idylle denken dürfen. Der Feind hatte faſt den ganzen Monat über Scharmützel mit den Vorpoſten, namentlich bei Bondy, und die 45. und 46. (ſächſiſche) Infanterie-Brigade in Athem erhalten; ſie ſchienen die Vorſpiele irgend einer größeren Demonſtration zu ſein. Morgens 5 Uhr am 28. October endlich drangen drei franzöſiſche Compagnien unter Nebel und Regen von la Cournouve aus in le Bourget ein, deſſen ſüdlichen Theil ſie beſetzten. Die in ihm befindliche preußiſche Garde-Compagnie zog ſich, da ſie die Poſition nicht halten konnte, auf die nördliche Seite des Dorfes, dann nach Pont-Iblon zurück. Am 29. von 10 Uhr früh an wurde le Bourget dafür von unſeren Batterien beſchoſſen, denen etliche franzöſiſche Feldbatterien antworteten; das diesſeitige Feuer ward indeß bald nach Mittag eingeſtellt. Eine in der Nacht vorher (vom 28. zum 29.) bewirkte ſtärkere Recognoscirung hatte nämlich ergeben, daß der Ort von durchaus überlegenen Kräften beſetzt ſei. Le Bourget war alſo für uns verloren und man ſah den Franzoſen an, daß ſie es unter allen Umſtänden feſtzuhalten bemüht ſein würden. Die Wiedereinnahme des Dorfs ward durch den Kronprinzen **Albert** kategoriſch befohlen. — Es iſt nachmals darüber diskutirt worden, ob le Bourget des ſchweren Kampfes unſererſeits gelohnt habe, und ob man die Franzoſen im Beſitz des Dorfes nicht hätte laſſen können. Zugegeben, daß es nicht von ſo großem Belange war, ob wir le Bourget hatten oder nicht, der Nachtheil beſtand aber darin, daß der **Feind** es hatte, er von dort aus unſere Vorpoſten nun unangenehmer beunruhigen konnte, und wenn er Batterien in dem Orte etablirte, die deutſche Stellung bei Dugny und Pont-Iblon höchſt **bedroht** wurde! St. Denis war ohnedies eine ſo weit vorgeſchobene Feſte, daß man an Paris mit den Geſchützen nicht ſo herankommen konnte, als im Süden der Stadt. Behielt der Feind le Bourget, ſo war für eine künftige Kanonade der Reſidenz auf dieſer Seite eine weit größere Schwierigkeit geſchaffen, er erhielt ferner für einen etwa beabſichtigten Aus- und Durchbruch dort vortreflichen Stützpunkt. — Man mußte ſonach den Ort wieder haben und die Oberleitung des Unternehmens ward dem Commandeur der zweiten Garde-Diviſion, General-Lieutenant von Budritzki übertragen.

Am 30. October, Morgens 8 Uhr, eröffneten die reitenden Batterien der Garde-Artillerie-Brigade (Major Baron von Buddenbrock) aus einer Stellung bei Pont-Iblon ihr Feuer gegen le Bourget. Die zum Angriff beſtimmten Truppen gingen der ausgegebenen Dispoſition gemäß in drei Colonnen gegen das Dorf vor und zwar brach die linke Angriffscolonne, welche den weiteren Weg zu machen hatte, um 8 Uhr von le Blanc-Mesnil auf. Dieſelbe, unter Führung des Oberſten von Zeuner, beſtand aus zwei Bataillonen des Kaiſer Alexander-Grenadier-Regiments. Der Vormarſch dieſer Colonne, die nach Ueberſchreitung des Moleret-Baches ſich gegen das Südende von le Bourget wenden ſollte, wurde von dem Feuer zweier Batterien (der vierten ſchweren und vierten leichten) der Garde-Artillerie unterſtützt. Dieſe beiden hatten unter Hülfe dreier Compagnien der Garde-Schützen eine ſehr günſtige Stellung vorwärts des Morée-Baches genommen. — Die mittlere wie die rechte Angriffscolonne brachen um 8½ Uhr von ihren Sammelpätzen auf; erſtere, unter Oberſt Graf Canitz, beſtand aus den drei Bataillonen Königin Eliſabeth-Regiment und einem Bataillon von „Königin Auguſta“, die rechte Colonne unter Major von Derenthal aus zwei Bataillonen des Garde-Regiments Kaiſer Franz. — Die Franzoſen hatten an dieſem Tage mehr Truppen auf dem Platze, als zur eigentlichen Beſetzung erforderlich war; ſie dürften wohl faſt 6000 Mann in le Bourget ſelbſt und etwa fünf bis acht Bataillone ſüdlich des Orts an der Chauſſee placirt haben. Letztere freilich betheiligten ſich am Kampfe nicht, denn bei den erſten Schüſſen ſuchten dieſe Helden in wilder Flucht das Weite und trugen ihre tapferen

Herzen hinter die ſchützenden Wälle des nächſten Forts, um ſo mehr Bravour aber bewies die wackere franzöſiſche Truppe, welche le Bourget ſelbſt zu vertheidigen hatte; ſie machte die Schande ihrer Gefährten durch eigene Todeskühnheit reichlich wieder gut. — —

Es iſt ein großer Uebelſtand, wenn, wie auch namentlich in dieſem Kriege geſchehen iſt, heißblütige romantiſche Berichterſtatter gewiſſe Vorkommniſſe zu Heldenthaten verklären, welche das nicht ſind und die ſich zwar zugetragen haben, aber nicht ſo zutrugen, wie man es durch Wort und Bild in die Welt hinausposaunte. Abgeſehen davon, daß ein falſcher Nimbus einem braven Offizier weit mehr ſchadet, als es der Geſchichtsforſchung nützt, ſo iſt eine derartige Erzählung für alle Die abgeſchmackt, welche dabei waren und wohl wiſſen, daß das — Lied eine andere Melodie hatte. Sehr weit entfernt ſind wir — was man ſo ſagt, böſes Blut zu machen, aber was wir als wahr wiſſen, werden wir dennoch ſagen. Der Commandeur des Angriffs, Diviſions-General von Budritzki, befand ſich an der Spitze der mittelſten Colonne mit dem Degen in der Hand, alle drei Colonnen ſchritten gleichzeitig zum Angriffe vor und drangen in das Dorf ein, den Feind von den Ausgängen zurückwerfend. Das iſt der nackte Thatbeſtand, Nichts weiter! Es iſt nicht wahr, daß General von Budritzki etwa in der Art wie der junge Napoleon über die Brücke von Arcole dem Regiment Eliſabeth vorauf die Fahne in den Feind getragen hätte, dies geſchah durch einen Offizier des Regiments ſelbſt. — Im Dorfe hingegen, um Alles zu concentriren, nahm Letzterem General von Budritzki die Fahne in der Erregung des Moments aus der Hand, um durch Zuruf und Emporhalten des Banners die Eile ſeiner Leute zu beflügeln. Im Dorfe ſelbſt entſpann ſich nämlich ein mörderiſcher Kampf von Haus zu Haus, der mehrere Stunden anhielt. Hier ward Oberſt von Zaluckowski auch tödtlich verwundet und ſtarb die folgende Nacht, — hier fiel der Commandeur vom „Königin Auguſta-Regiment“, Oberſt Graf Walderſee, der ſeit zehn Tagen erſt wieder von ſeinen bei St. Privat erhaltenen Wunden geneſen und dienſtfähig war; er fiel, indem er an ein Haus heranritt, aus dem man mit weißen Tüchern wehte. Aus denſelben Fenſtern traf das Todesblei auch den Offizier, welcher ihm zu Hülfe ſpringen wollte! Außer ſich über ſolch niederträchtigen Bruch des Völkerrechts löſchten die preußiſchen Garden nun in einem furchtbaren Rauſen Mann gegen Mann ihre Rache über den Tod ihres geliebten Oberſten. Wie mit eiſernem Beſen war um $12^{1}/_{2}$ Uhr Mittags le Bourget von Franzoſen reingefegt worden und die Garde wieder Herr der Stellung, obwohl von den Forts St. Denis, Aubervilliers, Romainville und Noiſy auf das Dorf kanonirt wurde; 30 franzöſiſche Offiziere und 1200 Mann hatte man gefangen, 400 preußiſche Garden und viele Offiziere aus der Blüthe des märkiſchen Adels tränkten mit ihrem Herzblute dieſen theuren Boden! —

Die Verpflegung einer Armee, welche auf ihrem Marſche immer neue Gegenden berührt, die ausgeſogenen indeß hinter ſich läßt, iſt mittels Requiſitionen vergleichsweiſe leicht. Wenn aber eine ſo große Menſchenzahl wie die der Maas-Armee (ſie conſumirte allein täglich 750 Centner Fleiſch) monatelang auf einem Flecke kampirt, ſo müſſen alle Quellen verſiegen. Die Geſchichte des dreißigjährigen wie ſiebenjährigen Krieges zeigt vielfache Beiſpiele, wie einzelne Corps geradezu durch Hunger aufgerieben wurden, weil die Ortſchaften nichts mehr hatten, ſie zu ernähren, die Zufuhr aber abgeſchnitten war. In eine ähnliche Gefahr drohte die Maas-Armee zu gerathen, wenn ſie ihre Requiſitions-Zone nicht erweiterte, für ihre drei Corps nicht aus dem reichen, noch nicht verheerten Norden und Nordweſten Frankreichs Zufuhren ſchaffte. Deshalb war Ende Septembers bereits die zwölfte Cavallerie-Diviſion nach Chantilly und nördlich derſelben vorgeſchoben worden, um dort Magazine zu etabliren und die Umgegend zur Ernährung der Truppen heranzuziehen. Die ſich dort gebildeten Franctireurs und Mobilgarden wurden verſprengt oder zurückgetrieben, die Schienenwege daſelbſt durch Ingenieure wieder in Betrieb geſetzt und bald ein regelmäßiger Transport hergeſtellt. Die Verhältniſſe im Norden, die ſich aber ſtets neu bildenden bewaffneten Banden wurden Urſache, die zwölfte Cavallerie-Diviſion ſpäter in Beauvais durch das 2. Garde-Regiment zu Fuß und Artillerie zu verſtärken, ebenſo ſchob man gegen Nordweſten hin auf dem rechten Seineufer bei Giors ein Detachement unter Befehl des Prinzen Albrecht Sohn von Preußen, nämlich die Garde-Ulanen-Brigade, das Infanterie-Regiment Nr. 27 nebſt Artillerie vor, um den „piqures des mouches“, welcher Changarnier beim Falle von Metz erwähnt hatte*), das Handwerk zu legen und die Belagerungs-Armee noch mehr zu ſichern. —

Am 30. November war von der Pariſer Beſatzung ein höchſt gefährlicher Ausfall von St. Denis her auf Epinay gemacht worden, während zugleich ein Kampf gegen das 6. Armeecorps (von Tümpling) auf dem linken Seineufer bei Villejuif, alſo im Südoſten von Paris, ſtattfand. Beide Ausfälle wurden nach blutigem Ringen, welches bei Epinay ganz beſonders heiß war, zurückgewieſen. Ein anderer, nicht minder harter Strauß dieſes Tages ſpielte ſich im Oſt und Südoſt der Stadt gegen das 12. (ſächſiſche) Armeecorps und die würtembergiſche Diviſion ab, welche ſeit Mitte des Monats der Maas-Armee zugetheilt worden war und ſomit den Wirkungskreis ihres Obercommandos ſüdlich über die Marne bis gegen die obere Seine ausdehnte. Die Forts Rosny, Nogent und Charenton hatten in den letzten Tagen eine bedeutende Thätigkeit entwickelt und zwei Punkte waren, — einmal in der Nähe des Forts Charenton, andererſeits bei Joinville in dem ſcharfen Winkel, welchen die Seine bildete, — zum Durchbruche des Gegners ebenfalls höchſt geeignet. Hier ſollte der bekannte General Ducrot etliche kurze Lorbeeren ernten und ſich die ſogenannte erſte Schlacht von Villiers ſur Marne**) abſpielen. An dieſem heißen Tage ſtrahlte das Rautenbanner der Wettiner in neuem Ruhmesglanze, aber die Verluſte waren auch ſehr ſchmerzlich geweſen. 29 Offiziere und 879 Mann der todesmuthigen ſächſiſchen Armee und 1500 Mann der zähen würtembergiſchen Diviſion bedeckten mit ihren zuckenden Leibern den erſte Schnee. —

---

*) Siehe Prinz Friedrich Carl, S. 241, I. Band.

**) Nach dem Gefechtskalender des königlich ſächſiſchen Armeecorps. D. V.

Der December ſchien ruhig verlaufen zu ſollen, über de Gegner war Todesmattigkeit gekommen; man täuſchte ſich. De Metropole letzte Hoffnung ſtand noch im Norden. Bei ſolche Lage hatte für die Beſatzung der Stadt nur eine Richtung ihre etwaigen Ausfälle jetzt noch Sinn, der Norden von Paris, beſonders der Nordoſten mit dem günſtigen Stützpunkte des Mon Avron. Die franzöſiſche Nordarmee war nämlich inzwiſchen unte den Oberbefehl des ausgezeichneten General Faidherbe gekommen welcher nach dem Urtheile deutſcher Generale als die größte militäriſch Capacität bezeichnet wird, deren ſich Frankreich damals noch zu rühmen hatte. Ueberdem war die Nordarmee noch durch zahlreich Truppen aus dem franzöſiſchen Süden und Südweſten verſtärk worden, welche Gambetta's raſtloſer Eifer eiligſt per Schif herangeführt hatte. Die Ausſichten Faidherbe's waren ferner inſofern günſtig, als General von Manteuffel ihm bei Amiens nu wenig Widerſtand entgegenzuſetzen hatte, da er mit ſeinen Kerntruppen um Rouen ſtand, das er ſeit dem 5. December beſetz hatte. Sehr gefährlich für die I. preußiſche Armee ſtand da Spiel im Norden. Die Ufer der Somme drohten ihr Untergang zu werden und es hing bei Amiens nur an einem Haare*), daß nicht doch von daher den Pariſern unvermutheter Entſatz kommen konnte. Die Hauptſtadt wenigſtens klammerte ſich verzweifelt an dieſen letzten Gedanken, vergoß für ihn ihr letztes Blut. Zudem kam noch, daß Faidherbe die von uns occupirten Feſtungen Soiſſon und la Fère bedrohte, in ihnen aber unſere directeſte Verkehrsader mit der Heimat. Gelang der Nordarmee der deutſchen Armee dieſe Punkte zu entreißen, ſo war dieſelbe von den drei einzigen Bahnlinien abgeſchnitten, die ihr nach Oſten zu Gebote ſtanden. Aus mehr als einem Grunde alſo drohte uns Faidherbe verhängnißvoll zu werden, und ihn ſchlagen kam ſo ziemlich einem Entſatze der deutſchen Armee vor Paris und der abſoluten Gewißheit des Falls der Seineſtadt gleich. Man wird hiernach ermeſſen, welche Verantwortung General von Manteuffel auf ſeinen Schultern trug! — Zum Glück, wie ſich ſpäter ergab, war Faidherbe's Offenſive nur eine äußerſt ſchwache. Ungenügendes Truppenmaterial und dadurch ein Gefühl der Unſicherheit zwang ihn da zu taſtender Vorſicht, wo ein kühner und eherner Griff zu rechter Zeit ihm muthmaßlich das Spiel in die Hände gegeben, die lange Kriegsarbeit der Deutſchen erheblich in Frage geſtellt hätte. Sehr bald wurde Faidherbe's Offenſive durch Detachements der Maas-Armee bei la Fère (unter General von Keſſel ſtand das preußiſche Garde-Füſilier-Regiment nebſt einer Batterie und zwei Escadrons Garde-Huſaren), ferner durch Theile der I. Armee und Landwehrtruppen zum Halt genöthigt. Mochte Trochu in Paris auch leidlich über Faidherbe berichtet ſein, ſchwerlich hatte er von deſſen eigentlicher Lage klaren Begriff, er hätte ſonſt jeden weiteren Kampf als nutzlos vermieden. Die falſchen Illuſionen, welche er ſich aber über den Helfer im Norden machte, ließen ihn die letzten Anſtrengungen zum Durchbruche wagen, um Faidherbe die Hand zu reichen. —

---

*) Näheres unter General Edwin von Manteuffel.

Durch die Kämpfe des 30. November hatte die Pariſer Garniſon aber inſofern im Südoſten Vortheile erlangt, als ſie die Dörfer Brie und Champigny in Beſitz behalten hatte, Punkte, die für einen formidablen Durchdruck ebenfalls geeignet waren, wenn man genug von Energie beſeelte Truppenmaſſen hatte, um genügende Stoßkraft zu entfalten. Jedenfalls mußten beide Ortſchaften deutſcherſeits wiedererlangt, der Cernirungsgürtel feſter geſchnallt werden. Dies zu thun war für den 1. December beſchloſſen, unterblieb aber. Nicht nur, daß die Ankunft des 2. Armeecorps (von Franſecky) auf dem rechten Seineufer erſt vollſtändig abgewartet werden mußte, ein Wechſel im Commando fand auch inſofern ſtatt, als General von Franſecky als älteſter General das Commando nunmehr zwiſchen Seine und Marne übernahm, ſich alſo mit Prinz Georg von Sachſen und General von Obernitz über die bevorſtehende gemeinſame Action zu verſtändigen hatte. Dies mag, die Operation zu verſchieben, ein

zwar genügender Grund geweſen ſein, war jedenfalls aber doc
nur ein äußerer, techniſcher, welcher gegen die etwaige Gewalt de
Augenblicks wahrſcheinlich zurückgetreten wäre. Dieſe augenblicklich
Gewalt *exiſtirte* am 1. December aber noch nicht. Der Fein
hatte freilich Champigny und Brie, aber auf Grund dieſes Beſitze
ſofort einen Monſtre-Ausfall der geſammten disponiblen Garniſo
von Paris erfolgen zu laſſen, fiel den Befehlshabern nicht ein
Erſt am 2. December rafften ſie ſich, alſo gerade *dann* zu ih
auf, wo die Offenſivbewegung der ſüdöſtlichen deutſchen Corp
erfolgte, um Brie und Champigny wiederzunehmen; beide Bewe
gungen *carambolirten* ſomit! Das war die ſogenannte *zweit*
Schlacht von Villiers, der größeſte und namhafteſte Ausfall, de
die Pariſer, le Bourget abgerechnet, bisher gewagt hatten. Ueberal
wo, wie hier (und vor Sedan war es ganz ähnlich) — de
glückliche *Zufall* waltete, ſucht der Menſchengeiſt, dem alles Will
kürliche, Unmotivirte widerſtrebt, nach Gründen. *Weshalb*
fragen wir, trafen beide Bewegungen gerade an dem für Frank
reich ſo ominöſen 2. December *zuſammen*? — Deutſcherſeit
war eben das Heranziehen des 2. Armeecorps maßgebend, um di
Wiedereinnahme beider beſagter Dörfer um einen Tag zu ver
ſchieben. Da man deutſcherſeits am 1. December nicht angegriffe
wurde, Alles im status quo verblieb, ſo hatte man natürlic
auch keinen Grund, *eher* anzugreifen, als man ſich dazu genügen
vorbereitet fand und die Rollen des blutigen Dramas zweckmäßi
vertheilt hatte. Seltſamer Weiſe fand *daſſelbe* aber auch au
Seite der Pariſer Beſatzung, nur in anderer Manier, ſtatt un
hierin lag für dieſelbe das Hauptunglück! — Obwohl Genera
Ducrot als deutſcher Gefangener ſein Wort gebrochen hatte, ſ
hielt ihn das doch nicht ab, ein ſehr tapferer und einſichtiger Genera
zu ſein; der Mann hatte eben von Offiziersehre ſonderbare Begriff
Seitens Ducrot's und Trochu's war der erneute Angriff und wo
möglich der Durchbruch wirklich auf *denſelben* 1. December i
Ausſicht genommen geweſen und Erſterer, an den ſich die letzt
ſinkende Hoffnung der Pariſer klammerte, hatte ſich vor ihnen i
einer Proclamation vermeſſen: „Paris wird mich *nur* als Siege

oder todt wiederſehen.“ Lag hinter der Phraſe auch ein gutes Stück Komödianterie, jedenfalls glaubte Ducrot an ſie ſelber und hatte gewiß die beſte Abſicht, ſie wahr zu machen; Feigheit war ſeine Sache nicht, das hatte er zu Sedan an der Spitze ſeiner Infanterie-Diviſion bewieſen. Um aber das hohe Würfelſpiel zwiſchen Tod und Ruhm nicht völlig ohne Chancen für den letzteren zu beginnen, waren große Vorbereitungen nöthig geworden, durch welche ſich der „Maſſenausfall“ auf denſelben 2. December verzögerte, an welchem Kronprinz Albert gerade Befehl gegeben hatte: „Champigny und Brie ſind mittels Handſtreichs wiederzunehmen!“ — Die deutſche Heeresleitung kam der franzöſiſchen aber in ihren Bewegungen zuvor! Brie ſollte vom 12. (ſächſiſchen) Corps, Champigny von den Würtembergern genommen werden. Der Angriff begann Morgens 7 Uhr und gegen Brie waren zwei Bataillone des 107. und ein Bataillon des 104. Regiments beſtimmt, gegen Champigny dagegen ein Bataillon des 7. Regiments und das 2. Jäger-Bataillon. — Die Trommeln raſſelten, Marſch, Marſch! Mit gefälltem Bajonnet im erſten Anlauf und ohne Schuß wurden beide Orte genommen. Aus dem dabei ſtattgehabten Kampfe entwickelte ſich nun die zweite Schlacht von Villiers. Die Franzoſen erſchienen nämlich mit bedeutenden Kräften auf dem linken Marneufer, ihr Hauptangriff entwickelte ſich in der Richtung Villiers-Ceuilly, wo ihnen Theile des 2. Armeecorps von Franſecky und der würtembergiſchen Diviſion, nebſt vier Bataillonen des 12. Armeecorps mit nöthiger Artillerie und Cavallerie wirkſam begegneten. Von der Maas-Armee litt beſonders hier das brave ſächſiſche Schützenregiment Nr. 108, das, geführt von ſeinem Commandeur, Oberſt von Hauſen, gegen die auf den dortigen Höhen ſtehenden Gegner vorging und ſie in das Marnethal hinabwarf. Das Regiment büßte hierbei allein 35 Offiziere und 880 Mann ein, — es war ein theuer bezahlter Sieg! — Indeß dergeſtalt auf dem linken Flügel der Maas-Armee der Feind glänzend abgeſchlagen worden, wies man ihn auch auf dem anderen mit blutigem Kopfe zurück. Das 9. und 49. preußiſche Infanterie-Regiment (vom 2. Corps

Franſecky), die Kolberger Grenadiere des Oberſt von Ferentheil und die Pommern des Oberſtlieutenant Laurin unter Commando ihres Brigadiers du Troſſel hielten mit der würtembergiſchen Diviſion unter General von Obernitz mit eiſernen Händen den Beſitz Champignys feſt, obwohl ſie von den franzöſiſchen Batterien von St. Maur furchtbar in der Flanke beſchoſſen wurden. Auch dieſe Braven hatten ungeheure Verluſte, aber an ihrer Willenskraft brach ſich die Sturmfluth der rothen Hoſen. Auf der ganzen Ausfallslinie wurde der Feind zurückgeworfen und ſuchte in regelloſer Flucht den Schutz der Enceinte. Das Schlachtfeld war unbeſtritten in deutſchen Händen, auf welchem in der Rathloſigkeit der Feind ſogar alle ſeine Verwundeten zurückgelaſſen hatte. Was das für ein Rauſen und Morden geweſen war, kann man ſich denken, da ſich der franzöſiſche Geſammtverluſt an Todten, Verwundeten und Vermißten allein auf 9000 Mann belief. Die nächſte Folge dieſes ungeheuren Verluſtes war, daß Ducrot, geſchlagen und dennoch lebend, die drei Corps ſeiner Ausfallstruppen in zwei Corps umzuſchmelzen ſich gezwungen ſah. Die Hoffnung von Paris war gebrochen, jeder fernere Kampf ſeinerſeits nur noch die nutzloſe Raſewuth des Wahnſinns, der mit den Nägeln die Wände ſeines Käfigs zu durchkratzen meint! — Dies ſchwere Mißgeſchick nöthigte die Pariſer zu größerer Ruhe. Nur die Drohungen vom 20. bis 25. December bei Stains und le Bourget gegen die preußiſche Garde und bei Chelles gegen das 12. Armeecorps können als letzte krampfhafte Zuckungen vor dem Verenden bezeichnet werden. Wenn man die Cernirungskarte zur Hand nimmt, wird man leicht einſehen, daß der Ausfall gegen Chelles nur Demonſtration war und den Zweck hatte, das 12. Corps abzuleiten, dagegen der Nordoſt-Stoß die eigentliche Action bedeutet hat. Dabei war ſelbſtredend nicht ausgeſchloſſen, daß, wenn dem Feinde gerade geglückt wäre, bei Chelles die Cernirungskette zu ſprengen, er auch dies Luftloch zum Entſchlüpfen benutzt hätte. — Um ſeinen Zweck zu erreichen, entwickelte Trochu bereits am 20. December ſchon bei Noiſy le Sec (letzte Bahnhofsſtation innerhalb des Cernirungsrayons) mehrere Brigaden, welche Zelte bezogen. Noch ſtärkere Colonnen ſetzten ſich von St. Denis nach Oſten in Marſch, wahrſcheinlich auch mehrere Brigaden. Da die Dunkelheit eingetreten war, ließ ſich die Truppenzahl zwar nicht ſchätzen, daß die Ortſchaften Drancy, Courneuve und Bobigny aber ſtark von den Franzoſen beſetzt wären, wußte man deutſcherſeits. — Kronprinz **Albert** traf ſonach entſprechende Vorkehrungen. Am 21. December ums Morgengrauen eröffnete der Feind auf allen Punkten gegen die Maas-Armee ein lebhaftes Feuer; bei Epinay operirten ſogar zwei Kanonenboote, wurden aber von der Artillerie des 4. Armeecorps alsbald beſchoſſen. Der Angriff gegen Stains von St. Denis aus ſtellte ſich bald genug als eine ſchwächliche Demonſtration heraus. Der Hauptcoup ward gegen das Gardecorps gerichtet, welches bereits früh am Tage drei feindliche Bataillone ſcharf zurückgewieſen hatte, ohne beſondere eigene Verluſte zu erleiden. Le Bourget, das **ſo viel** ſchon erkämpfte Terrain, war's abermals, gegen das Trochu ſich nun demaskirte. Es ward von weit überlegenen franzöſiſchen Kräften überfallen und, trotz der Bravour des erſten Bataillons „Königin Eliſabeth", vom Feinde das ſchlecht zu vertheidigende Ende des Dorfes in Beſitz genommen. Der Angriff geſchah unter Admiral **de la Roncière** und von Marineſoldaten, unzweifelhaft die beſte, wohldisciplinirteſte und tapferſte Truppe der ganzen Pariſer Beſatzung. Weiter als bis zum Dorfanfange brachten ſie es indeß nicht. Das erſte Bataillon „Eliſabeth" hielt trotzig Stand, das zweite Bataillon, drei Compagnien Garde-Schützen und ein Bataillon vom Regiment „Königin Auguſta" kamen ihm zu Hülfe, und nach einem ſchrecklichen Blutbade wurde das Dorf Mittags völlig wieder in deutſche Gewalt gebracht, dem Gegner aber 300 Gefangene mit mehreren Offizieren abgenommen. Roncière's Angriff war noch durch zahlreiche Feldbatterien, welche gegen le Bourget, Blanc-Mesnil, Aulnay und den Bondy-Wald ſpielten, unterſtützt. Dieſe wurden aber gegen 12 Uhr ſchon durch preußiſche Garde-Batterien zum Schweigen gebracht, welche von Pont Iblon nach le Bourget herangebracht worden waren und die feindlichen Geſchütze höchſt wirkſam in die linke Flanke nahmen und ſie von

Stellung zu Stellung zurücktrieben, bis dieſelben um 3 Uhr gänzlich abfuhren. Gegen das 12. Armeecorps war inzwiſchen der Feind zwiſchen Neuilly und Mont Avron auf Chelles vorgegangen, hatte die deutſchen Vortruppen vertrieben und ihre Stellungen beſetzt. Zwei brave würtembergiſche Batterien nahmen ihn indeß von den Höhen von Noiſy le grand ſo ſcheußlich unter Feuer, daß die Franzoſen ſich mit ihren Hauptkräften auf Gagny zogen und dort Bivouak machten. Dieſe verlorenen Stellungen mußten wir wieder haben. Sofort war ſtarker Succurs des 12. (ſächſiſchen) Corps zur Hand, ein allgemeiner Angriff erfolgte, indem man des Feindes Stellung umging. Ein hartnäckiger Kampf, die ganze Nacht andauernd, brachte die Gegner ſchließlich zum Weichen und die alten Stellungen wieder in deutſchen Beſitz. Das ganz gegen ſonſtige Gewohnheit des Feindes geführte Nachtgefecht war der beſte Beweis, wie man, nach dem Fiasko bei le Bourget, als letzten Hoffnungsſtrahl das Gelingen des Durchbruchs auf der Linie Gagny angeſehen hatte; 500 Gefangene ließen die Franzoſen in unſerer Gewalt, dazu ihre letzte Zuverſicht. —

Unter ſolchen Aufregungen und ruheloſem Dienſte machte die Maas-Armee ſich gefaßt, das Weihnachtsfeſt zu feiern. Allem Anſcheine nach mußte es blutig und auch für die nicht kämpfenden Truppen unendlich mühevoll werden. Der Feind, zurückgeworfen, war wohl deprimirt, blieb aber dennoch vor der Fronte der Maas-Armee bis zum 25. December ſtehen und beunruhigte ſie immerwährend. Einzelne Scharmützel, zumal im Marnethale, fanden ſtatt und das immerwährende Bereithalten ſtarker Reſerven ermüdete die deutſchen Truppen ungeheuer. Dazu wurde mit größerer Anſtrengung denn je daran gearbeitet, die Belagerungswerke noch vor Jahresſchluß gänzlich zu beenden, damit man Paris ein ander Lied ſingen könne, als bisher. Am 23. erfolgte kein neuer Angriff, am Weihnachtstage erwartete man denſelben indeß mit Sicherheit. Von früh 7 Uhr bis Nachmittags um 3 Uhr hielt Kronprinz Albert ſich jeden Augenblick auf den Losbruch der Rothhoſen gefaßt, — 150 Geſchütze ſtanden bei Goneſſe für den Beſuch des Gegners ſervirt, derſelbe unterblieb aber. Der Kronprinz begab ſich nunmehr mit ſeiner Suite nach Margency zurück, wo endlich der Tannenbaum entzündet und gemüthlich deutſche Weihnachten auf galliſchem Boden begangen wurden. — Der Empfang der Kaiſer-Deputation des Reichstags in Verſailles (18. December) war an dem Kronprinzen ſelbſtredend ſpurlos vorübergegangen, denn die Kämpfe dieſer Zeit wie die Belagerungsarbeiten verſtatteten ihm nicht, an der Feier theilzunehmen. —

Mehrfach iſt ſchon erwähnt, daß betreffs des Bombardements von Paris ſowohl zu Verſailles im Hauptquartier, wie in der Armee ſelbſt zwei Parteien beſtanden, und wir gaben das ohngefähre Für und Wider dafür an. Wenn das Entweder-Oder im Hauptquartier nun mit Kälte und Objectivität erwogen wurde, ſo fand im Heere ſelber doch eine etwas leidenſchaftlichere, von Ungeduld dictirte Beurtheilung ſtatt und ſcheint zu ſcharfer Discuſſion und manchem Spotte Anlaß gegeben zu haben. -- Das Bombardement von Paris zu Aller Freude begann doch endlich! Der Mont Avron, ein gefährlicher Stütz- und Operationspunkt des Feindes, ſollte mit ſchwerem Geſchütz geſäubert. der Maas-Armee aber ſollte die Ehre des erſten Offenſivſtoßes zu Theil werden. — Am 26. Abends trafen die letzten Belagerungsgeſchütze bei dem Corps ein, in der folgenden Nacht wurden alle Batterien armirt und diejenigen von ihnen, welche verdeckt, das heißt hinter Bäumen erbaut worden waren, demaskirt, indem man die Pflanzungen nun umhieb. Am Morgen war Alles beendet. — 8¼ Uhr am 27. December war's, da dröhnte der erſte Schuß! Mit jauchzendem Hurrah ward er auf der ganzen Linie der Maas-Armee begrüßt und nun begann das Höllenconcert, an die Adreſſe des Mont Avron gerichtet!! — Die Wirkung ließ Nichts zu wünſchen übrig, Tod und Verwüſtung herrſchten drüben. Der Feind räumte den Avron kopfüber und am 30. beſetzte die Maas-Armee vorübergehend ſeine Höhen, um die feindlichen Werke zu zerſtören. An demſelben Tage begannen auch die übrigen Batterien der Maas-Armee gegen die Oſtforts Nogent, Rosny und Noiſſy ihr ſchmetternd Kugelſpiel.

Der 1. Januar 1871. — Das Morgenroth des neuen

Jahres brachte auch das Morgenroth einer andern Epoche über die ſtreitenden Völker dieſer Erde. Niedergewürgt lag das ungeheure Paris, verſiegt waren ſeine Kräfte im Hunger, erſtickt ſeine Tapferkeit in einer Fülle Bluts. Die erzenen Zungen der Oſtforts Nogent, Rosny und Noiſſy ſchwiegen, ſie waren erlahmt. Verwüſtet, konnte keine lebende Seele mehr in ihnen hauſen. Vier Tage ſpäter beſchoß man die Forts von Iſſy, Vanvres und Montrouge, am 8. Januar waren auch die erſteren mundtodt, am 8. brannte Montrouge und die deutſchen Granaten erreichten bereits Paris ſelbſt. Die letzten Zuckungen deſſelben ſtanden nur noch bevor, dann mußte es fallen. —

Der 18. Januar erſchien, das Feſt der Kaiſer-Proclamation. Kronprinz Albert von Sachſen wohnte demſelben mit kleinem Gefolge bei, denn beim Wiegenfeſte der neuerſtandenen Herrlichkeit des deutſchen Reichs durfte doch der wettiniſche Held nicht fehlen, deſſen Arm das neue alte Banner hatte aufrichten, die Einheit deutſcher Völker durchs treue Blut ſeiner Sachſen kitten helfen! Bei dieſem Feſte hatte er ſich denn auch beſonderer, wohlverdienter Ehre und herzlichſter Anerkennung durch den Kaiſer ſelbſt, wie ſeine Schwertgenoſſen zu erfreuen. Er verweilte bis zum folgenden Mittag noch am kriegeriſchen Hoflager von Verſailles und kehrte dann nach Margency zurück. — Am 19. machten die Pariſer noch einen Ausfall gegen das 5. Armeecorps des General von Kirchbach. Demſelben aber gelang es, mit Hülfe der Corps-Artillerie des (4.) Armeecorps des Generals Guſtav von Alvensleben, auch dieſen Ausfall glücklich abzuſchlagen. Am 21. Januar beſchoß man Seitens der Maas-Armee das alte St. Denis, am andern Tage ſtand es in Flammen. Seine Einwohner flohen nach Paris, um das dortige Elend noch zu vermehren. — Die wachſende Summe deſſelben und die Unmöglichkeit, ſich zu befreien, führten am 29. endlich die Uebergabe von St. Denis, wie die Capitulation ſämmtlicher Pariſer Forts herbei; es war das Vorſpiel des Friedens. Der Einzug des Kronprinzen Albert in St. Denis, welcher denſelben Tag erfolgte, war für die Maas-Armee ein Freudenfeſt, eine endliche Genugthuung für den Schweiß und die Entbehrungen vieler Monate. Ein allgemeines Hurrah war die Antwort auf die Nachricht von der Capitulation geweſen, und zum erſten Male richtete ſich die Hoffnung zuverſichtlicher nach der fernen Heimat. Das Fort Aubervilliers auf der Nordfront ward ſofort von Truppen der zweiten, Fort de l'Eſt von der erſten Diviſion des Gardecorps beſetzt, die Double-Couronne du Nord und Fort de la Briche hingegen nahmen Abtheilungen des 4. Corps (Guſtav von Alvensleben) in Beſitz, die 14. Infanterie-Brigade des Letzteren unter Commando des Generalmajors von Zychlinski rückte zu gleicher Zeit in das befeſtigte St. Denis ein. — Um 10 Uhr Vormittags brach von Margency Kronprinz Albert mit glänzendem Stabe, welchem ſich General Guſtav von Alvensleben (I.), General von Schwarzhoff (Commandeur der ſiebenten preußiſchen Infanterie-Diviſion) angeſchloſſen hatten, gegen die Stadt zum triumphirenden Einzug auf. Ein Offizier ſeines Stabes war zur Uebernahme des Platzes vorausgeeilt. — In dem Dorfe la Barre, wo unſere Vorpoſten ſtanden, wurde einſtweilen Halt gemacht, da ſich ſtarke deutſche Truppenabtheilungen in Marſch geſetzt und ſich auf der Ebene zwiſchen Enghien und St. Denis aufgeſtellt hatten; es war ein preußiſches Garderegiment und vier Feldbatterien des 4. Corps. Schon vorher waren zwei Compagnien Feſtungs-Artillerie und eine Ingenieur-Abtheilung in die Feſtung eingerückt, um Geſchütze und Magazine zu übernehmen, wie die etwaigen Minen zu entladen. Seit Laon war man zehnfach vorſichtig geworden. — Endlich, es war bereits Nachmittag, kam die Nachricht, Alles ſei in Ordnung. Die franzöſiſchen Soldaten waren entwaffnet und bereits auf dem Marſche zurück nach Paris, deutſche Artillerie aber hielt die Wälle beſetzt. Unter den ſchmetternden Tönen des Pariſer Einzugsmarſches und der preußiſchen Volkshymne rückten die Truppen, Kronprinz Albert an ihrer Spitze, in die Gräberſtadt der Bourbonen und die Hauptſtraße entlang. Zwar war vor der Stadt ein franzöſiſcher Offizier mit der Bitte erſchienen, der Stimmung der Einwohner wegen den Einmarſch möglichſt ſtill zu vollziehen, er war aber bedeutet worden, daß man nicht hier ſei, um Stimmungen zu berückſichtigen!

Ueberdies war die Neugierde der Deniſer viel größer als ihre Trauer. Dichte Schaaren auf beiden Seiten ſahen den Einzug an, ſichtlich erſtaunt über die großen Geſtalten der „Prussiens“. In Mitte der Hauptſtraße ließ Kronprinz Albert eine Abtheilung Garde du Corps vorauf an die Tête ſprengen. „Les ulans, les ulans!“ zeterten Frauen und Kinder, und Viele flüchteten in die Häuſer. Auf dem Marktplatze endlich hielt Albert von Sachſen mit ſeinem glänzenden militäriſchen Gefolge Parade ab, — es war ein Augenblick von weltgeſchichtlicher Bedeutung. Ueberkam jeden deutſchen Mann doch jetzt erſt voll und klar das Gefühl, Sieger in einem Kampfe zu ſein, der ſeinesgleichen nicht hat in der Geſchichte der Völker! Jetzt erſt durchdrang Alle die Gewißheit, daß der Friede vor der Thür ſei und die Einheit aller deutſchen Stämme fortan ſeine beſte Hüterin ſein werde. — Nach beendeter Einzugsfeierlichkeit und der Inſpection der Stadt wie Feſtungswerke kehrte Prinz Albert nach Margency zurück. — Der Beſatzung von St. Denis erwuchs zunächſt die Pflicht, dieſelbe gegen Paris auf alle Fälle in Vertheidigungszuſtand zu ſetzen, der Unordnung und Verwüſtung, welche durch das Bombardement und die ſchrecklichen Brände verurſacht worden, ein Ziel zu ſetzen. Schon in den nächſten Tagen belebte ſich St. Denis und wurde Mittelpunkt eines ununterbrochenen, überaus lebendigen Geſchäftsverkehrs, ein beſtändiger Markt aller Arten von Lebensmitteln, welcher von allen Seiten beſucht wurde. Aus den umliegenden Dörfern ſtrömte die Bevölkerung mit ihren Bodenerzeugniſſen, deutſche Soldaten aller Waffengattungen drängten ſich über die Kettenbrücke in die alte Bourbonenſtadt. Mit dem Vertrauen der Bewohner und der Gewißheit des Friedens erwachte die gegenſeitige Verſöhnlichkeit, der deutſche Humor wie der unverwüſtliche franzöſiſche Leichtſinn. Concerte und Theater etablirten ſich, und die ſchöne, flatterhafte „demi monde“ von Paris ſtrömte zahlreich nach St. Denis und entſchädigte ſich unter den „Prussiens“ für die Angſt und die Entbehrungen, welche ſie kaum erſt überſtanden hatte. — Beklagenswerthe Täuſchung! Wohl hatten die Pariſer vor ihren deutſchen Feinden Ruhe, aber unter ihrem Boden glühte ein

Vulcan, und unheilvoll näher rückte der Stadt der Städte das Verderben in ſeiner ſcheußlichſten, entmenſchteſten Geſtalt und erweckte neu die altbibliſche Sage von Sodom und Gomorrha! —

Am 26. Februar waren die Friedenspräliminarien unterzeichnet worden, am 1. März fand die ſogenannte erſte Kaiſerparade auf der Rennbahn zu Longchamps über die Armee des preußiſchen Kronprinzen ſtatt, worauf der Einzug der deutſchen Truppen in Paris ſtattfinden ſollte. Auch der Kronprinz von Sachſen, nachdem er vor Kaiſer Wilhelm die zweite Kaiſerparade commandirt und ihm das Gardecorps, die Garde-Landwehr-Diviſion und Belagerungs-Artillerie vorgeführt hatte, ſollte als Triumphator in Paris einziehen; die Annahme des Friedens von Seiten der Aſſemblee von Bordeaux aber und Jules Favre's Drängen, Paris von den deutſchen Truppen zu befreien, verhinderte das. — Am 7. März fand die dritte Kaiſerparade ſtatt. Kaiſer Wilhelm wollte auf der Ebene von Villiers, dem Schlachtfelde des 30. November und 2. December, das erſte bayriſche Corps von der Tann, die würtembergiſche Diviſion (Obernitz) und das 12. (ſächſiſche) Corps (Prinz Georg) beſichtigen und ihnen Lebewohl ſagen. Hatten dieſe Truppen doch hier den wilden Ausfällen der Pariſer getrotzt und den Boden mit ihrem Blute gemeinſam geröthet! — Kurz nach 8 Uhr früh verließ der greiſe Kaiſer nebſt Gefolge Verſailles, um ſich durch die langen Reihen herbeigeeilter dienſtfreier Soldaten auf das Paradefeld zu begeben. Sein Weg führte ihn ſowohl bei den deutſchen Schanzen, als dem Gebiete vorüber, wo der achtenswerthe Eifer der Franzoſen während der Belagerung höchſt geſchickt neue Werke aufgeführt hatte. Von Champigny aus gelangte er auf das Schlachtfeld, ſtieg im Parke von Villiers zu Pferde und ritt nun durch zwei Reihen von Flaggen nach der Hochebene hinauf, auf der ein rieſiges, von einem Maſtbaume wehendes deutſches Banner den Punkt bezeichnete, von welchem aus er den Vorbeimarſch der Truppen in Augenſchein nehmen wollte. Die Würtemberger, die auf dem rechten Flügel der langen Aufſtellungslinie ſtanden, zogen zuerſt heran. Ihren Vortrab bildeten die Feldjäger, die zum erſten Male in dieſem Feldzug ihre kleidſamen Bärenmützen trugen. Das erſte Treffen beſtand aus Linien-Infanterie und Jägern, das zweite aus Reiterei und Artillerie. Einen guten Eindruck machte die Neuerung, daß das erſte Treffen, als der Kaiſer an ihm heruntergeritten war, Kehrt machte, um die Beſichtigung des zweiten Treffens mit anzuſehen. Nach den Würtembergern kamen die Bayern, der Heerkörper von der Tann's, nach ihnen die Sachſen an die Reihe, und nun folgte der Vorbeimarſch der ganzen Truppenmaſſe, welcher über zwei Stunden dauerte. Nach der Heerſchau verſammelte der Kaiſer die Oberbefehlshaber, um ſich, ſeine Anſprache an den Kronprinzen von Sachſen richtend, mit herzlichen Worten und warmem Händedrucke von ihnen zu verabſchieden. „Mit Stolz", ſagte er, „können die Truppen, welche auf dieſen blutgetränkten Feldern gefochten haben, das Zeugniß derſelben für ihre Tapferkeit, für ihre Ausdauer und darum für ihren Sieg in Anſpruch nehmen. Gleichzeitig mit unſeren Siegen über den Feind haben wir aber auch in unſerm Vaterlande einen Erfolg erreicht, der ſo ſchnell und ſo vollſtändig kaum vorauszuſehen war: Deutſchland iſt geeinigt und hat mich an ſeine Spitze berufen. Jetzt wird es darauf ankommen, im Frieden den Bau weiter zu führen, deſſen **Grundſtein** auch **Sie mit Ihrem Blut und Ihrer Treue gekittet haben.** Leben Sie Alle wohl bis aufs Wiederſehen in Deutſchland, in der Heimat!" Dieſer Abſchied war der Schluß der großen Heerſchau von Villiers. Vom endloſen Hurrah der Soldaten begleitet, beſtieg der Kaiſer den Wagen und fuhr nach Ferrières, wo er ſein Nachtlager nahm. — —

Ehe des Kaiſers und des Kronprinzen von Preußen Rückkehr nach Berlin erfolgte, wurde die III. Armee mit der Maas-Armee in einen einzigen großen Heerkörper verſchmolzen und am 9. März dem Kronprinzen von Sachſen das Geſammt-Commando über alle deutſchen Truppen vor Paris übertragen und zugleich die Pflicht, die fernere Ausführung der Friedensbedingungen und die Ruhe Frankreichs zu überwachen. An demſelben Tage reiſte Albert von Sachſen nach Dresden ab, um die Heimat und die Seinen auf kurze Friſt zu begrüßen und mit Kronprinzeſſin Carola auf franzöſiſchen Boden zurückzukehren. Während der Zeit ſollte ſein Hauptquartier verlegt und ſein neuer größerer militäriſcher Hofſtaat organiſirt werden. Zu der neuen Reſidenz des ſächſiſchen Thronfolgers war Compiègne beſtimmt und das Hauptquartier ging am 13. März dahin ab. Daſelbſt traf auch Oberſt von Gottberg mit dem Stabe der bisherigen III. Armee ein, und man kann ſich denken, daß der Doppelſtab des Kronprinzen Albert nun ein ſehr zahlreicher wurde. —

Compiègne und der 18. März 1871! — Wer von den Offizieren der Occupations-Armee dieſen Tag und die folgende Zeit in Napoleons Luſtſitz verlebte, wird wohl ewig deſſen als eines Stücks reellſter und unvergänglicher Poeſie in ſeinem Leben und der verhängnißvollen Contraſte in den Geſchicken Frankreichs gedenken! — Es war höchſt natürlich, daß eine ſo große Schaar Offiziere aller Waffengattungen und aus dem Adel faſt aller deutſchen Stämme, befliſſen war, die Ankunft des ſächſiſchen Thronfolger-Paares als ein außerordentlich Ereigniß ihres kriegeriſchen Lebens zu feiern; Alles vereinigte bei dieſer Gelegenheit ſich ja, den ritterlichen Geiſt deutſcher Romantik anzuregen! Nicht nur, daß es einen eigenen Reiz gewährte, eine fürſtliche Frau von ſo anerkanntem Liebreiz, wie Prinzeſſin Carola, im Kreiſe deutſcher Krieger auf Feindes Boden willkommen zu heißen, die Hochachtung und Bewunderung vor dem Sieger von St. Privat, Beaumont, Sedan und Villiers, welcher einſt Sachſens Krone zu tragen beſtimmt war, lieh der Verehrung noch einen ernſteren, glänzenderen Inhalt. Albert und Carola aber in Compiègne, Napoleons III. Luſtſitze, zu empfangen, war wohl eine Thatſache, welche das höchſte hiſtoriſche Intereſſe beanſpruchte. — Während man das kronprinzliche Paar am 18. nun in Compiègne erwartete, hatte an ſelbigem Tage die Commune zu Paris ihr Gorgonenhaupt erhoben!! — —

Compiègne!! — Unter den zahlreichen Sitzen fürſtlicher Luſt giebt es wenige, wo ſich die ewig lebende und erneuende Gegenwart in der Lieblichkeit einer entzückenden Natur, und die große Vergangenheit Frankreichs ſo in einem Geſammtbild vereinte, als bei dem Aranjuez des letzten Napoleon! Tuilerien und Palais

Royal ſind hiſtoriſche Denkmale für ſich, bei St. Cloud, Malmaiſon und Verſailles iſt die Natur auch nur Beiwerk, gewiſſermaßen die dazu gehörige Variation des ſteinernen Themas, das ſie umſchließt. Compiègne aber iſt als Schloß ohne ſeine Umgebung, dieſe Umgebung aber ohne das Schloß nicht denkbar! Letzteres gehört zur Natur und dieſe ſelbſt iſt lebendige Geſchichte; Compiègne vor allen anderen iſt im eminenteſten Sinne eine hiſtoriſche Landſchaft zu nennen. — Paris wäre ohne Verſailles oder St. Germain immerhin möglich, Frankreich ohne Compiègne nicht! — In den dreißiger Jahren führte noch die alte Poſtſtraße von Paris über St. Denis und Senlis an den Kaiſerſitz im Soiſſonais in etwa zwanzig Poſtſtunden, welche vor Zeiten wohl vier bis fünf Tage beanſpruchen mochten. Jetzt macht man die Tour mit der ſogenannten Nordbahn ziemlich in einem Tage ab. Die reizende Oiſe, welche ſüdweſtlich von Rocroy's alten Berg- und Schlachtgefilden herabkommt, weſtlich vom Park von St. Germain, kurz unterhalb des nicht minder berühmten Städtleins Pont-Oiſe, in die Seine fällt und in einem vielhügeligten Thale ziemlich in der Mitte zwiſchen Clermont und Soiſſons daherrauſcht, wird faſt in einem rechten Winkel von der viel geſchlängelten Aisne erreicht, die von Soiſſons gerade oſtweſtlich daher fließt. In dem Winkel am linken Oiſeufer, wo beide Flüſſe ſich treffen, um ineinander zu verrinnen, — ein Fleck Erde, wo die Natur alle ihre Kraft und ſchwellende Ueppigkeit zuſammendrängt, — liegt Compiègne. Nicht Stadt, nicht Schloß, nicht den rieſigen Wildpark und ſeine Umgebung darf man blos ſo nennen, denn nur, wenn man Alles in Allem zuſammenfaßt, hat man den Begriff Deſſen erſchöpft, Was eigentlich Compiègne iſt. Ihn für den fernen Leſer faßlich zu machen, wollen wir verſuchen, von Stadt Compiègne, Schloß Compiègne und dem forêt de Compiègne ein flüchtiges Bild zu entwerfen. — Die Stadt zwiſchen herrlichen Waldungen, nahe beim Ausfluſſe der Aisne und an beiden Gewäſſern, alſo in der äußerſten Spitze des Winkels, in Halbmondform gelegen, öffnet ſo zu ſagen ihr Herz, ihre innere Fronte dem Doppelfluſſe und Nordweſten zu. Sie hat circa 12,000 Einwohner und iſt Arrondiſſementsſtadt des Oiſe-Departements. Urſprünglich ſchlecht gebaut und von den alten Dynaſten vernachläſſigt, hat ſie erſt in den letzten Jahrzehnten unter Napoleon III. Aufſchwung genommen. Fluß-Schiffbau und der Handel mit flandriſchen Kohlen waren ihre beſonderen Betriebszweige und erſt das zweite Kaiſerreich ſah die Brennereien, Fabriken, Handelsetabliſſements und brillanten Straßen erſtehen, welche ſie heute beſitzt. Selbſtredend iſt Compiègne bonapartiſtiſch bis aufs Meſſer und würde undankbar genug ſein, je an einer anderen Dynaſtie zu hängen, als derjenigen, welches es ſeine heutige Behäbigkeit verdankt. Früherer Zeit hatte es zahlreiche, ſehr ſchöne kirchliche Bauten, beſitzt von ihnen aber nur noch vier, nämlich die Kirche Faubourg St. Germain, die Kapelle Notre Dame de Bon-Secours (Unſerer Frau zur guten Hülfe) und die Kirchen St. Jaques und Antoine. Alle übrigen gingen im großen engliſchen, im Hugenottenkriege und während der Fronde zu Grunde; die großartige Abtei St. Corneille aber zeigt nur noch Baureſte, welche längſt zu weit irdiſcheren Zwecken verwendet worden ſind. Einen modernen, ganz impoſanten Eindruck macht der ſchöne Boulevard des Avenues von der neuen Unter-Präfectur bis zum Rond-Royal, Reihen prächtiger Häuſer mit eleganten Façaden zeigend, ein Stück modernes Paris; das Theater, das Muſeum, das aus dem 14. Jahrhundert ſtammende Stadthaus und die Oiſebrücke nicht zu vergeſſen. — Die Stadt iſt überreich an Erinnerungen. Schon die uralten Frankenkönige haben ſie geliebt und gern in ihr gelebt, ſo Clothar I., der (562) auch hier ſtarb. Carl der-Große — „le Charlemagne“ (welchem die Franzoſen alles Deutſche abſprechen wollen) — baute ſich an der Stelle, wo ſpäter die St. Cornelius-Abtei ſich erhob, einen Palaſt (Pfalz). Carl der Kahle errichtete auf deſſen Stelle vorerwähnte Abtei, nachdem er das Chateau Beauregard gebaut hatte, welches ſpäter der heilige Ludwig zu einem Dominikanerkloſter machte, von welchem noch ein Thurm zu ſehen iſt. Sieben Concilien wurden (von 757 bis 1329) in Compiègne gehalten, manche Belagerung erlitt die Stadt. Hier vertheidigte 1430 das Mädchen von Orleans ihres Königs und Vaterlandes Sache, hier ward ſie bei einem unglücklichen Ausfall von den Engländern gefangen und zu Rouen als Hexe verbrannt, eine Märtyrerin der religiös-begeiſterten Vaterlandsliebe. Hier ſchloß Richelieu (1624) ſeinen Frieden mit den Holländern, auch fanden vor Ludwig XIV. und XV. daſelbſt militäriſche Manöver ſtatt. Zu Compiègne ſtarb Dauphin Ludwig, des Letztern einziger Sohn, ſagt man — an Jeſuitengift, hier empfing Ludwig XVI. als Thronfolger ſeine liebliche Braut Maria Antoinette (17. Mai 1770) und Napoleon I. begrüßte als ſein zweites weibliches Opfer (27. März 1810) in dieſem ſelben Compiègne die Tochter Habsburgs, Marie Louiſe! — Das Schloß nun iſt ein köſtlicher, dreiflügeliger Renaiſſance-Bau, der in der Fronte den cour d'honneur umſchließt, von dem äußern Platze durch eine Colonnade von 50 Meter Länge getrennt, deſſen Portal ein broncenes Gitterthor ſchmückt. Den erſten Grund des Palaſtes legte König Carl V. 1374, den heutigen Prachtbau ließ aber erſt Ludwig XV. durch den Architekten Gabriel errichten. In der Revolution bald zu communalen, bald zu kriegeriſchen Zwecken benutzt, erfolgte unter Napoleon I. ſeine koſtbare Reſtauration. In Sculptur wie Farbe haben ſich an ihm Giraudet, Redouté, Sauvages und Beauvalet verewigt. Namentlich des Letztern Sculptur am Giebelfelde der großen Vorhalle, die „Jagd des Meleager", iſt ein Meiſterwerk. — Die Seitenflügel links und rechts pflegten unter den Napoleoniden die Gäſte aufzunehmen, der mittlere Hauptbau dagegen umſchloß die Vorhalle, die Ehrentreppe mit vergoldeter Rampe und Statuen, den Saal der Garden, die Gemächer des Kaiſerpaares, die Bildergallerie, die Bibliothek und den 22 Fenſter langen Ball- und Speiſeſaal, von 20 Säulen getragen. Es iſt eine üppige und vornehme Pracht, die uns umgiebt, Zeugniß ablegend von dem Reichthum Frankreichs und der gewaltigen Energie der Charaktere, die es vordem beherrſchten. Dieſe Charaktere, im ſchlimmen Sinne zumeiſt, gehörten aber, — Napoleon I. abgerechnet, — Frauen an, wie denn Weiberpolitik Frankreichs altes Geſchick iſt. Hier regierten die Pompadour und du Barry ſo gut, wie Dame Eugenie die Träger von Frankreichs Krone, und ihre Art Politik war's auch, welche den

Bourbonen wie Napoleoniden das Grab grub. — Ach ja, 's iſt gar noch nicht lange her, — vier Jahre kaum, da ging's hier hoch und üppig zu, Sardanapal ſelber hätte ſich ganz gottvoll amüſirt. Um die Jagdzeit im Herbſt erſchien gewöhnlich Napoleon III. mit ſeinem Hofe und der Kaiſerin ſchöne Augen regierten den Märchenzauber, der hier ſich aufthat. Wie drängten ſich die Caroſſen von Allem, was Paris Vornehmes barg? Wer eine Einladung erhielt, ward von dem Andern tödtlich gehaßt; wer übergangen wurde, ſah dies als den eigenen Bankerott an! Man mußte die Gäſte in Serien theilen und ſchubweiſe einrücken laſſen, um nur den ganzen Turnus durchzumachen. Wie erbärmlich hiergegen war die Hofhaltung der übrigen Welt? Was ſag' ich? Frankreich war die Welt, das Andere — die umliegenden Dörfer! — Da, Anno 1871, am 18. März Abends — man hatte ſeit faſt zwei Jahren von den Napoleoniden Niemand faſt geſehen, — da rennt's und drängt ſich und bildet Spalier. „Hurrah" tönt's aus deutſchen Kehlen und die Abendſonne ſpiegelt ſich auf deutſchen Bajonetten, Helmen und Küraſſen, — Kronprinz Albert und Carola von Sachſen fahren in den Ehrenhof von Compiègne ein und über ſeinem Portal, von Kränzen und Guirlanden umwunden, vom Rautenbanner umrauſcht, winkt leuchtend ein herzlich „Willkommen!" — 'S iſt auch ein Hofſtaat, der hier einzieht, zwar lange ſo glänzend nicht, ſo verführeriſch, aber unter dieſen Männern allen vermißt man drei Sorten von Geiſtern ganz gewiß, den Mouchard, den Mameluken und den Jeſuiten; deutſche Hiebe haben dieſe Kategorie kategoriſch herausgefegt! — Bis Soiſſons hatte das hohe Paar die Reiſe per Bahn gemacht, von dort zu Wagen nach Compiègne, erſt unter Escorte ſächſiſcher Gardereiter, dann der von preußiſcher Garde du Corps gebildeten Stabswache des Hauptquartiers. In Begleitung der Kronprinzeſſin befanden ſich die Oberhofmeiſterin Gräfin von Walwitz und Hofmarſchall Senft von Pilſach. Es war freilich ein Kriegslager in Feindesland, in das Albert ſeine Gemahlin führte, doch ſie befand ſich bald ſehr heimiſch und wohl. War ſie nicht in Mitte deutſcher Herzen, deutſcher Arme aus allen Gauen des Reichs ſo warm gebettet, wie ein Kind daheim in der Wiege? Schon andern Tages, am 19., wurde ſie ernſthaft daran gemahnt, wo ſie ſich befand! Nachrichten vom Cernirungsgürtel vor Paris liefen ein, daß geſtern, am Tage der Ankunft des kronprinzlichen Paares, die Pöbelemeute zu Paris, daß der Schrecken der Commune losgebrochen ſei. — Vorerſt trübte es die Gemüthlichkeit des Hauptquartiers wenig, man betrachtete die Revolution als eine häusliche Angelegenheit der Stadt Paris und nachdem die nöthigen Maßnahmen der Vorſicht getroffen worden waren, überließ man der Metropole ruhig den Austrag ihres Familienſkandals. Die Tagesordnung des Kronprinzen Albert und ſeiner kriegeriſchen Umgebung, wie wir ſie bereits beſchrieben, ward auch durch Gegenwart der Prinzeſſin nicht unterbrochen, ſogar die Cigarre nach dem Kaffee wurde von Offizieren nach wie vor geraucht, und die Liebenswürdigkeit wie der Humor, mit dem ſich die hohe Frau die kriegeriſche Zwangloſigkeit gefallen ließ, machten ihr nur um ſo ergebenere Herzen. Zahlreiche Vergnügungen, welche zu erſinnen namentlich die jüngeren Offiziere der Armee unermüdlich waren, brachten ſtets Abwechſelung. Der Prinzeſſin gefiel ſomit Compiègne außerordentlich, namentlich die Ausflüge in den Park und die Umgegend. Da war der Garten, den Napoleon I. geſchaffen, die Terraſſe mit der köſtlichen Ausſicht auf die Flußthäler und die Stadt. Am Fuße der linken Treppe, welche herab in den Park führt, dehnt ſich noch der melancholiſch düſtere, 2000 Meter lange Laubengang, den der Sieger von Jena und Auerſtädt für Maria Louiſe herſtellen ließ! Wie viel Thränen mögen ſeit dem großen ruſſiſchen Winter und Moskaus Brande wohl in dieſen grünen Hallen von Frauenwimpern gefallen ſein?! — — Die mittelſte Parkallee führt durch den Rond-Royal hinein in den unendlichen Wald, der, faſt 15,000 Hektare groß, zahlreiche Waſſer, Seen, Fontainen, Ortſchaften und Wildgehege aller Art umſchließt. Durch ihn gelangt man, rechts abbiegend, an ſeinen öſtlichen Rand ins Freie. Der Anblick iſt überraſchend! Dort im Hügelterrain, hoch und frei von ſteilem Felſen auf Alles rings herabſchauend, liegt das altgothiſche Schloß von Pierrefonds. — Anfang des

Jahrhunderts war der Ort elend und unbeachtet, dies ſtolze Bauwerk nur eine Ruine. Napoleon III. richtete daſſelbe in alter Pracht wieder her, und als man gar eine Schwefelquelle daſelbſt entdeckt hatte, ward es Kurort und Sommeraufenthalt des vornehmen bonapartiſtiſchen Paris. — Das Schloß ſelbſt iſt uralt. Anfangs des 15. Jahrhunderts ward es von Ludwig, Herzog von Orleans erbaut. Vordem ſtand die Normannenfeſte der Sieurs de Pierrefonds hier, der Rivelons und Dragons; die Orleans machten aus ihr alsbald einen Stützpunkt ihrer ehrgeizigen kronenräuberiſchen Politik und heute noch iſt es ſowohl Feſtung wie Palaſt, Jagdſchloß wie Zwingburg! Es ſpielte ſonach in dem Hugenottenkriege, den Kämpfen gegen Richelieu und in den Tagen der Fronde eine Hauptrolle und war fortwährend der Sitz des Verraths, durch den der große Feudaladel ſich ſelber und — dann das Königthum in den Staub zog. Sagt Alles nur in Allem: Compiègne iſt ſowohl anziehend, wie lehrreich. Es läßt uns die ewig junge Natur lieben und zugleich die ewig alte Narrheit vergänglicher Menſchen bemitleiden. — Andere Art der Unterhaltung gab es im ritterlich deutſchen Sinne indeß auch genug, Paraden, Tanzabende, Jagden, Wettrennen, Fuchshetzen und Schnitzelreiten, jede Art von Sport. Während eines ſolchen Rennens zu Chantilly am 3. April, als das kronprinzliche Paar dort verweilte, — es war von preußiſchen Offizieren veranſtaltet worden, brach im Schloſſe zu Compiègne Feuer aus. Dem vereinten Eifer der franzöſiſchen Pompiers und deutſcher Soldaten gelang es indeß bald, des Brandes Herr zu werden; außer dem eingeäſcherten Dach des ſüdlichen Flügels hatte das ſchöne Bauwerk keinen Schaden erlitten. — Der 23. April, des Kronprinzen Geburtstag, war ſelbſtredend der Brennpunkt aller bisherigen Feſte, welche kriegeriſcher Frohſinn nur erdenken konnte. Auf ihn concentrirten ſich alle Gefühle der Hochachtung, Verehrung und Anhänglichkeit, welche der Thronfolger beſonders in der langen Campagnezeit unter ſo vielerlei ernſten wie ſchwierigen Lagen ſich bei Jedermann im Heere erworben hatte. Ein Theil der jüngeren Offiziere des Obercommandos der III. Armee hatte ſich nun vorgenommen, an dieſem Tage zu Ehren der Kronprinzeſſin Carola eine ſolenne Quadrille zu reiten. Als Platz war die große Avenue Napoleon gewählt, die vom Schloſſe nach den ſogenannten Beaux-Monts führt. Die Ecken des Vierecks, auf welchem geritten wurde, waren durch Garde du Corps zu Fuß bezeichnet, rückwärts hielten Garde du Corps hohe flatternde Standarten in den Landesfarben des kronprinzlichen Paares, im Hintergrunde, den Rahmen des kriegeriſchen Gemäldes abſchließend, erhob ſich das neue Reichsbanner ſchwarz-weiß und roth. Die Quadrille, von acht Offizieren verſchiedener Waffengattungen verſchiedener deutſcher Staaten geritten, commandirte Rittmeiſter von Mutius von der Garde du Corps. — 10 Uhr Morgens begann der Reittanz. Das Trompetercorps der braunſchweigiſchen Huſaren ſchmetterte jauchzende, hüpfende Weiſen und das zierlich-chevalereske Spiel begann. — Dieſe prachtvolle Scenerie ringsum, dieſe Fülle mannigfaltiger Uniformen aus allen deutſchen Landen, die wallenden Banner, die ſchäumenden Roſſe, der ſchmetternde Trompetenklang, — in Mitte des Allen aber die lächelnde, entzückte fürſtliche Frau, welche ſich jetzt nichts weiter, denn ein echt deutſches Soldatenweib dünkte, als die ſelig ſtolze Lebensgenoſſin des Siegers, der den wehrhaften Sachſenſtamm bis in das Herz des Erzfeindes geführt! — Die Quadrille ſelbſt ward in drei Abtheilungen geritten, einer Trab- und zwei Galopp-Touren, bei denen beſonders das Remplacer, das Wechſeln der gegenſeitigen Paare, jedesmal ein neues, buntes, höchſt graziöſes Bild ſchuf. Ach, dieſe und ſo manch andere ſchöne Stunden rauſchten vorüber und die dürre Proſa, die trübe Seite des Krieges, kehrte im Hauptquartier wieder ein; es war am 17. Mai! —

Wir haben geſehen, wie die III. und die Maas-Armee unter des Kronprinzen Albert Obercommando zu einer Occupations-Armee vereint wurden. Zu erwähnen aber iſt, daß bei dieſer Formation das königlich ſächſiſche (12.) Corps, und die würtembergiſche Diviſion ausſchieden und weiter rückwärts dislocirt wurden. Die deutſche Armee vor Paris beſtand ſomit aus dem Gardecorps, dem 4., 6., 11. preußiſchen, dem 1. und 2. bayriſchen

Corps, der vierten und fünften Cavallerie-Diviſion und dem größten Theile der bisherigen Belagerungs-Artillerie. Die Aufgabe des General-Commandos war, ſtreng darüber wachen zu laſſen, daß die Beſtimmungen der Convention genau erfüllt würden, hingegen die Franzoſen ihren innern Zwiſt allein ausfechten zu laſſen. Mitte Mai nun wurde es höchſt fraglich, ob der nunmehrigen republikaniſchen Regierung Frankreichs es möglich ſein werde, der Schreckensherrſchaft der Commune Herr zu werden. War ſie zu letzterem zu ſchwach, ſo konnten für das deutſche Heer genug traurige Nothwendigkeiten erwachſen, denen bei Zeiten vorgebeugt werden mußte. Wohl oder übel, es war nöthig, dem Bürgerkriege ſelbſt näher zu treten und ſich auf jede Eventualität vorzubereiten; man mußte das Hauptquartier am 17. Mai von Compiègne nach Margency zurückverlegen, zumal man mit General von Fabrice, der Bismarck in Frankreich jetzt vertrat, in fortwährender und directeſter Verbindung zu bleiben hatte. —

Giebt es wohl einen kraſſeren Gegenſatz, als dieſe tiefe Ruhe unter den Truppen des deutſchen Cernirungsgürtels und dem wüſten Kampfe innerhalb Paris? Während die Pariſer Communards ſich mit den Verſailler Regierungstruppen in denſelben Linien herumſchoſſen, welche die Deutſchen früher innegehabt hatten, beſuchten die Offiziere des deutſchen Hauptquartiers die Concerte ihrer Regimentsmuſiken zu Enghien oder St. Denis, hatten Diners zu Margency oder Soiſy. — Am 21. Mai erhielt das Hauptquartier Nachricht von dem erſten Eindringen der Regierungstruppen in Paris. Es galt, dieſen ſcheußlichen Kampf jetzt möglichſt zu lokaliſiren, bei ihm unparteiiſch, aber höchſt wachſam zu ſein. Auf Befehl des Obercommandos erfolgte an demſelben Tage noch von Seiten der Cernirungstruppen mit **einem** Schlage die **abſolute** Abſperrung von Paris! Sie ward ſo a tempo und ſcharf durchgeführt, daß Pariſer mit ihren Damen, welche an dieſem Tage (einem Sonntag nämlich) zum Concert in Enghien und zum Theater in St. Denis geweſen waren, gar nicht mehr nach Paris zurückkonnten. — Die Metzgertage von Paris begannen! Die Septembermorde der Marſeiller Blutbande wiederholten ſich jetzt mit den Gräueln der Bartholomäusnacht, aber in erhöhterer, raffinirterer Weiſe. Die moderne Induſtrie bot ja Schreckmittel, welche die alte, rohere Zeit nicht kannte! „Am 23.“, ſo berichtet uns ein Offizier des kronprinzlichen Hauptquartiers, „ſahen wir von den Höhen von Montmagny den Kampf und die Wegnahme des Montmartre mit an. Vor unſerm château de Margency ſaßen wir am Abende reihenweiſe hintereinander wie im Theater und beobachteten den grauenhaften, aber großartigen Brand der Tuilerien! Am andern Tage nahm Kronprinz Albert in Fort Romainville auf einem raſch zu dem Zweck errichteten hölzernen Obſervatorium die raſenden Maſſacres von Belleville in Augenſchein und zählte vier große Brände. Am 26. wüthete der letzte Kampf. Am Abend noch verheerte eine der größten Feuersbrünſte Vilette.“ — Die conſervative Republik des Herrn Thiers war Sieger, die letzten Schüſſe fielen am Pfingſttage (28. Mai). — Kronprinz Albert ſagt über dieſe ſeine Lebensepoche ſelbſt: „Indem ich das Commando der deutſchen Truppen um Paris erhielt, wurde ich Zeuge der Commune, ich kann ſagen beinahe Augenzeuge der Wegnahme von Paris. Ich erlebte ſo das Eigenthümliche, daß ich zweimal in einem Jahre und in demſelben Zimmer zu Margency bei St. Denis die Nachricht von der Einnahme von Paris erhielt; am 28. Januar und am 26. Mai 1871!“ — — Das Hauptquartier blieb bis 3. Juni zu Margency; die letzten Wogen des Bürgerkrieges in Paris mußten erſt verlaufen ſein, die Regierung des Herrn Thiers diejenige geſetzmäßige Sicherheit erhalten haben, welche Deutſchland die prompte Erfüllung des Friedens verbürgte. — Am 2. Juni 1871 begann allmälig der Rückmarſch einzelner deutſcher Corps, demnach ward auch das deutſche Hauptquartier nach Compiègne zurückverlegt. Noch einmal ſollte Albert von Sachſen die hohen Säle und Waldesgründe, die ragenden Thürme von Pierrefonts, wie die Ufer der Oiſe grüßen, die Zeugen von der Napoleoniden Weltmacht und ihrem jähen Fall. — Lange war ſein Verweilen indeß hier nicht mehr; am 7. Juni ward er durch kaiſerliches

Telegramm vom Obercommando in Frankreich entbunden und zum Einzuge nach Berlin eingeladen, am 9. Juni reiſte er mit ſeiner engeren Begleitung nach Deutſchland ab. Das Obercommando ward inzwiſchen*) interimiſtiſch geführt, bis am 27. Juni General Edwin von Manteuffel definitiv den Oberbefehl der Occupations-Armee in Frankreich übernahm, welchen er bekanntlich noch bis jetzt (Februar 1873) inne hat. — Kronprinz Albert wurde bei dem ſolennen Einzuge der deutſchen Truppen in Berlin ſowohl von der Bevölkerung wie dem preußiſchen Hofe, dem kaiſerlichen Kriegsherrn aber insbeſondere, die höchſte Ehre und wärmſter Willkommen zu Theil. Am 18. Januar bei der Kaiſerproclamation war der Sachſenprinz bereits mit dem Eichenlaub des pour le mérite geſchmückt worden, am Einzugstage ward ihm das Großkreuz des eiſernen Kreuzes verliehen; es iſt nur ſiebenmal überhaupt in der deutſchen Armee zu finden. — Mit welchen Gefühlen mag Kronprinz Albert nicht in ſein geliebtes Dresden an der Spitze ſeiner Braven am 11. Juli**) eingeritten ſein? Ein Königsſohn und mit 43 Jahren zugleich ein ſiegreicher Held und Feldherr deutſcher Heere ſein war ohnedies ein nicht leicht dageweſenes Glück, aber höher, reiner, ſtolzer wurde es durch den Gedanken, daß Albert der einzige und erſte Fürſtenſohn aus dem Hauſe Wettin war, deſſen Aufopferung, militäriſche Tugend und die erhebende Kraft des vaterländiſchen Gedankens die grüne Raute zum ewigen Wahrzeichen deutſcher Brudertreue dauernd aufgerichtet hat! Ein ſo außerordentliches Ergebniß verlangte auch eine außerordentliche Erinnerung und Hochhaltung. Von Wilhelm, dem erſten deutſchen Kaiſer, zum General-Feldmarſchall ernannt, ward der Kronprinz mit dieſer Würde beim Einzuge durch ſeinen königlichen Vater überraſcht, der ihm zum Sinnbilde den goldenen Marſchallsſtab Johann Sobiesky's übergab, welchen der Polenheld getragen, als er das kaiſerliche Wien von den Türken erlöſt hatte! — —

---

*) Unter den Generalen von Manteuffel und von Schlotheim.

**) Näheres hierüber unter des Kronprinzen Stabschef, General von Schlotheim.

Der Friede war geſichert, die ſächſiſchen Truppen waren zur heimatlichen Elbe zurückgekehrt. Jetzt aber überſah man erſt die furchtbaren Lücken, welche der Heldentod ſo Vieler in den blinkenden Reihen der Kameraden, in den Familien der Hinterbliebenen geriſſen hatte! Zahllos aber waren Die, welche der Tod zwar verſchont, denen ein „memento mori" aber ſein blutig Zeichen fürs ganze Leben in den Leib gegraben hatte. Ihnen, den Wunden und Krüppeln that treue Pflege, Dank und Liebe des Vaterlandes Noth und ſie verdienten, daß man das Stück Herz, was ihre gefallenen Kameraden von den Ihren einſt beſeſſen hatten, fortan ihnen gebe, als einen Erſatz für das dem Vaterlande geopferte, jetzt nur noch halbe Daſein. Was in dieſem Kriege ſowohl in Feindesland als Daheim der Albert-Verein in Verbindung geiſtesverwandter Corporationen geleiſtet, ergiebt am kürzeſten und ſchlagendſten deſſen Geſchäftsbericht, der dritten Hauptverſammlung des Vereins am 25. November 1871 vorgelegt*). — — —

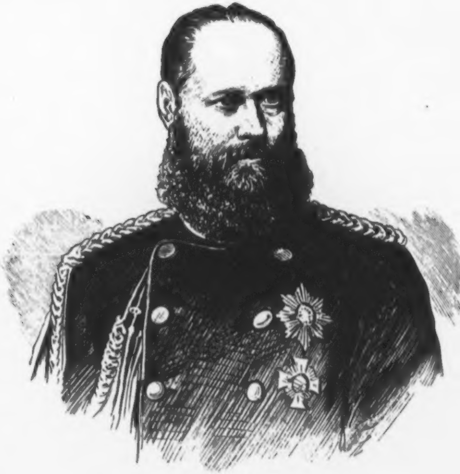
Eine ſchwache halbe Stunde etwa von Dresden, auf der Altſtädter Seite, elbaufwärts zwiſchen dem ſogenannten Landgraben und dem großen königlichen Garten, liegt ein überaus einfaches, nicht ſehr neues und gar nicht großes Landhaus mit Nebengebäuden in einem ſchön, aber ohne den Luxus moderner exotiſcher Gartenkunſt angelegten, mittelgroßen Parke. Wenn die Schildwachen an der Einfahrt nicht wären, ein Unkundiger etwa durch ein offenes Gärtnerpförtchen einträte, er würde glauben, daß er ſich auf dem Grundſtücke eines mäßig vermögenden Rittergutsbeſitzers früheren Schlages befände. Das Haus iſt mehr wie einfach, etwa in dem Landhausſtyle, wie er am Anfange dieſes Jahrhunderts Sitte war, erbaut; die grünen Fenſterrahmen und Jalouſien geben ihm eine gar genügſam-behagliche Freundlichkeit. — Das iſt **Villa Strehlen**, der Sommerſitz des ſächſiſchen Thronfolgers. — Es hat nicht etwa eine Rampe zur Auffahrt, keine Halle, keine Freitreppe, Nichts, was auf fürſtliches Leben deutet; ein Berliner

---

*) Näheres am Schluß des Werks bei der freiwilligen Krankenpflege. D. V.

Banquier und Leipziger Buchhändler würden ſich gewiß für beleidigt halten, wollte man **ihrer** Diſtinction ein ſolches Wohnhaus zumuthen!! — Das Entree iſt geradezu eng, die Treppen nicht minder, die Wohnräume ſind kaum mittelgroß zu nennen und das Arbeitscabinet des Feldmarſchall Kronprinzen Albert iſt ſo ſchlicht möblirt, ſo ohne alle Prätention, daß jeder in Gedanken etwas vertiefte Gelehrte, jeder Oberſt, der über ſeinen Rapport ſinnt, gleich ſich hier hinſetzen und losſchreiben würde, weil er wähnt, er ſei bei ſich zu Hauſe. Einfachheit und Gemüthlichkeit iſt der Charakter jedes Dinges, das uns rings ins Auge fällt. Man ſieht, hier lebt der Kronprinz nur ſich und den Seinen, will Nichts von der Ueberlaſt des Pomps wiſſen, der ſonſt vom fürſtlichen Stande unzertrennlich iſt und in welchem gerade an — kleinen deutſchen Höfen ſo Anerkennenswerthes geleiſtet wird. Hier wird Einem wohl und ländlich zu Sinne, des Lebens ſchlichte Wahrheit legt ſich uns hier ſo liebenswürdig ans Herz wie die gerade, treue Rede eines Mannes, der hohle Phraſe und ſüße Ueberſchwänglichkeit verachtet. So treu und gerade empfängt der Kronprinz auch Jeden, der ihm naht; man könnte glauben, man ſpräche mit einem Stabsoffizier oder Adjutanten, wenn man des Sachſenprinzen Albert Geſicht nicht gut genug kennen würde. — So klar und ſcharf, wie er heute noch die Nothwendigkeit erkennt und ausſpricht: „daß Sachſen 1866 zum Reich und Oeſterreich ſtehen mußte", ſo warm und ernſt erfüllt ſein ganzes Herz auch die neue ſegensſichere Aufgabe des alten Landes der Wettiner. Er hält „die Wandlung des heutigen deutſchen Gemeinweſens als ein eben ſo großes Wunder göttlicher Liebe für Sachſen" wie wir, wie Jeder ſie für ſein eigenes engeres Vaterland erachtet. Klar, ruhig, heiter iſt ſeine erwärmende Herzlichkeit, die um ſo ernſter gefühlt, um ſo wahrer gemeint iſt, als ſie nicht aus überſprudelndem Temperamente fließt, ſondern ein Reſultat des Gleichmaßes ſeiner Seelenkräfte, kurz jener klugen Ruhe iſt, die Anderen Sicherheit leiht, weil ſie ſelbſt ihrer ſicher iſt. — Bei einer Audienz im Frühjahr war vom franzöſiſchen Volkscharakter, von der Verquicktheit der dortigen Parteien und dem kranken öffentlichen Geiſte der einſt ſo hoch ſtehenden franzöſiſchen Nation di Rede. „Nun, Ruhe halten werden ſie gewiß nicht, ſobald ſie nu erſt wieder Luft haben“, ſagte er, „aber ihre — Prügel kriegen ſie doch wieder!!“ —

Albert von Sachſen hat als ein echter Feldherr mit Weisheit, Opfermuth und Mäßigung das Schwert geführt, wo immer auch er es ziehen mußte; — wenn Gott ihm einſt das Scepter Sachſens in die Hände legt, dann wird er's gleichfalls führen mit Weisheit, Opfermuth und Mäßigung in der Gerechtigkeit ſeines Vaters! Deſſen ſei Sachſenland gewiß!! —



CARL I.

König von Würtemberg.

X.

Carl I.

König von Würtemberg.

„Furchtlos und trew."

Kein Volksſtamm in deutſchen Gauen iſt mehr verſpottet und belacht, dennoch aber mehr geachtet, — kurz ſo verſchiedenartig beurtheilt und doch ſo wenig erkannt worden, kein Land im Reiche iſt in ſich abgeſchloſſener, geſonderter und zugleich kosmopolitiſch deutſcher, als Schwaben und das alte Würtemberg. In ihm leben nicht blos die äußerſten Gegenſätze, ſondern ſie vertragen ſich auch, da ſie aus einander gegenſeitig entſpringen, gerade wegen einander da ſind. — Kein Volk hat in Deutſchland auch eine eigenthümlichere, für ſeine Individualität bezeichnendere Geſchichte aufzuweiſen, als das würtembergiſche. —

Der „dumme" Schwabe mit ſeinen Schwabenſtreichen iſt nicht minder ein Stichblatt des Witzes von Alters her, wie der „blinde" Heſſe und der „grobe" Pommer, aber dennoch hat zu allen Zeiten des deutſchen Erwachens ſich das Schwabenvolk beſonders ausgezeichnet und die auserleſenſten Geiſter auf den Turnierplatz der Gedanken geführt. In den Schwaben ganz beſonders ſpiegeln ſich alle unſere Nationaltugenden und Laſter unverfälſcht und offen wieder; wenn wir die Schwaben alſo begreifen lernen, ſo thun wir damit eigentlich nur einen ſehr gewichtigen Schritt in der Selbſterkenntniß. Laſſet uns von dem urwüchſigen Volkscharakter, vom würtemberger Land und ſeinen alten Erinnerungen denn ein Bild entwerfen, bevor wir in dieſe eigenſte Schwabenwelt hinein ihren Lenker König Carl ſetzen, deſſen Urahne, der Graf im Bart, der Greiner von Würtemberg. —

„Sein Haupt mocht' ruhig legen
Jedem Bürger in den Schooß!" —

Der Schwabe! — Ja, er iſt tumb! Aber nicht, was wir verſtandlos nennen, ſo daß der Menſch nur als ein etwas beſſer begabtes zweibeiniges Thier gelten kann. Im Gegentheil „tumb" iſt die Kehrſeite des Dummen! — Dieſer Begriff war in der alten Zeit nicht der einer Abweſenheit geiſtigen Vermögens, ſondern blos, daß in dem Menſchen noch der Geiſt dumpf, „tumb", taub, daß er latent, alſo nicht entbunden iſt! Das Individuum iſt in dieſem Zuſtande abgeſchloſſen, taub für die Außenwelt, etwa wie Gott Brahma in ſich verſenkt, iſt im Schauen, Empfinden, im Schlafwachen, im Somnambulismus, in einer namenloſen, räthſelhaften Traumwelt befangen, wo die Geiſter mit ihm reden und er halb viſionair in Tönen Gefühle ausſtrömt, von denen er ſelbſt nicht weiß, von wannen ſie ihm kommen! Das eben iſt der Schwabe ganz und gar. So brütet er und träumt er jahrelang und erſt, wenn er — „vierzig" wird, — geht die Sage, — wird er klug, erwacht er endlich zum Selbſtbewußtſein geiſtiger Freiheit! — Schlagen wir doch an unſere eigene Bruſt, wir ſkeptiſchen Norddeutſchen, wir kalkulirenden Sachſen, wir überſprudelnden Rheinländer! Wer von uns wird denn vor dem 40. Jahre gar ſo ſehr klug? Klug im dem Sinne, daß ſein Seelen- und Geiſteszuſtand ſich ſtets in einer ſchönen Harmonie von Anmuth und Würde, einer Alles überſchauenden Vernunft und eines klaren Wollens befände?! Wer denn??! — — Der Unterſchied von nord- und ſüdländiſchem Geiſt iſt lediglich der, daß im Norden jeder Seelenvorgang vom Hirn ausgeht, aber ſich im Herzen feſtſetzt und ſomit von Herzen kommt, ſobald er ſich im Leben durch den Willen bekundet. Dieſer Prozeß geht meiſt raſch, wird aber ſtets wahr und ſtark empfunden. Im Süden dagegen entkeimt jede Prämiſſe aus dem Gemüthe, langſam, dämmerig, oft geſtaltlos und in ſelbſtquäleriſcher Sehnſucht. Er wächſt in der Einbildung groß, und gewinnt langſam Körper durch das Hirn. Es iſt, als wäre das ganze Herz dann unter den Schädeldeckel gehoben, und plötzlich mit einer Eruption ſpringt gepanzert, gleich Minerven aus Jupiters Haupt, der glühende Gedanke! Drum herrſcht im Norden mehr die Rede, im Süden mehr das Lied, drum erzeugt der Norden mehr Denker, der Süden mehr Dichter! — Wenn wir den Süddeutſchen pſychologiſch uns ſo allgemein zu verbildlichen ſuchten und nun ſagen, der Schwabe ſei unter letzteren der träumeriſcheſte, empfindungsvollſte Stamm, deſſen Wollen am längſten im Herzen bleibt, am ſpäteſten und auf dem größten Umwege ihm ins Verſtandesbewußtſein tritt, ſo glauben wir ihn genügend gekennzeichnet zu haben. Ausnahmen natürlich finden ſich überall. — Rechnen wir nun aber das Temperament hinzu, die phyſiſche Dispoſition fürs Fühlen, ſo zu ſagen die Art und Beweglichkeit des Blutes, unſers pulſirenden Lebensſaftes, ſo iſt, wenn Nord und Nordweſt in Deutſchland phlegmatiſcher, kälter erſcheinen, — im deutſchen Oſten der Oeſterreicher mehr ſanguiniſch, der Bayer mehr choleriſch, der Schwabe hat unbeſtritten aber Neigung zu ſanfter Melancholie, die indeß leicht genug in jene deutſche Berſerkerwuth, den „furor teutonicus", umſchlägt, vor der ſchon Heinrich Heine und Carl Grün die Franzoſen ſehr freundlich warnten, jene Wuth, die ihre Wolluſt findet im — Zertrümmern!! —

Wo blüht die Sage üppiger als hier und das Reckenthum der alten Zeit? — Wem ſchlägt das Herz nicht im Entzücken und zittert in tragiſchem Weh, denkt er der Hohenſtaufen, Konradins von Schwaben und Rothbarts, des deutſchen Sehnſuchtsgeſpenſtes im Kaiſermantel, verbannt zu qualvollem Traumleben im Leibe der Erde? — — Ja, die Schwaben ſind „tumb", aber was für Geiſter haben ſie dem deutſchen Volke nicht gegeben! Den „Chriſtle Schubart", den erſten deutſchen politiſchen Journaliſten, den Marquis Poſa mit der Feder! Auf ſeinen Schultern empor hebt ſich Friedrich Schiller; — Uhland, der zornige Patriot folgt, der Epiker und politiſche Rhapſode! — Dannecker der Bildhauer, der Lebig-Macher, Zumſteng der Liedercomponiſt, Hegel der Philoſoph, Jacob Moſer der erſte Staatsrechtslehrer, — ſind es nicht Würtemberger? Tretet Alle hervor doch Stamm für Stamm und thut's „dene tumme Schwobe" nach!! —

Sie ſo zu machen, wie ſie ſind, hat Mutter Natur indeß auch ihr Uebriges gethan. In Würtemberg ward ihnen ein Fleck Erde gegeben, der ſo ziemlich Alles trägt, was der Menſch nicht blos braucht, um zu leben, ſondern auch wünſcht, um gut zu leben. Rings iſt eine Fülle der Vegetation, daß man — faſt glauben wir's, einen Spazierſtock in den Boden ſtecken könnte, er würde wieder grün. Selbſtgenügſamkeit, Behäbigkeit, Hang zu Träumerei und Genuß gewöhnt ſich dem Schwaben ſomit ſehr leicht an, und er iſt ſtolz und trotzig auf ſeine Berge, ſeine Thäler, ſeine Auen und Wälder, ſeine Rebenhügel und brechenden Scheuern. Dazu hat er nun zwei Nachbarn, die er nicht leiden kann. Bayern iſt's in Nord und Oſt, Baden in Weſt und Süden; der Saum am Bodenſee mit Friedrichshafen allein öffnet ihm ein Waſſerthor in die Schweiz. Daß er dieſe Nachbarn haßt und weswegen, iſt komiſch, aber charakteriſtiſch zugleich. Der Bayer iſt ihm zu „wueſcht", zu roh für ſein empfindungsreiches Herz. Alter politiſcher, ſelbſt religiöſer Widerwille hält ihn von demſelben zurück. Der Badenſer aber iſt ihm in tiefſter Seele zuwider, obwohl ſie doch beide allemanniſchen Urſprungs ſind. Der Schwabe ſchwört, daß der Franke tückiſch und leichtfertig ſei, „'s iſcht e Franzos" hört man ihn oft genug ausrufen. — Dieſer Haß hatte einſt ſeine große Berechtigung. Der Schwabe kann es eben nicht vergeſſen, daß die Frankenkönige vordem dem großen Allemannenreiche ein blutig Ende gemacht haben! — Moderne Bildung hat dieſen Haß freilich wohl verwiſcht, die Abneigung aber iſt immer noch geblieben. — — Zu des Schwaben apartem Weſen hat ferner die Gleichheit, Ungetrenntheit und geringe Vermiſchung ſeiner urſprünglichen Race beigetragen. Sie iſt nicht, wie das preußiſche oder bayriſche Volk, aus heterogenen Elementen allmählig zuſammengefügt worden, ſondern die Würtemberger ſind entweder Oſtfranken, von denen in ſechs Oberämtern auf 42 □-Meilen 170,000 Seelen kommen, oder meiſtens Schwaben (1,608,396 Einw.). Von letzteren aber giebt's nur zwei Sorten, nämlich Die, welche ob der Steig und Die, welche unter der Steig wohnen, die „Blaufüßle" und die „Gelbfüßle". —

Und wie reich iſt ihre Geſchichte! — Sage, Legende und glänzende Thaten haben ſich vereint, dies Land zum Paradieſe der Romantiker, zur Wiege der Dichtkunſt zu machen. Ihre zahlreichen Burgen und Ruinen, ihre Klöſter erzählen von der Herr lichkeit der alten Zeit, ihre Fürſtenſitze laſſen uns auf Schritt und Tritt das ſtolze Daſein einer Weltordnung erkennen, die — zum Glück, untergegangen iſt, aber nicht weniger treu und energiſch ihre Kulturpflicht ehedem erfüllt hat, als unſere Tage thun. Kann es, um eins nur zu erwähnen, einen ſchärferen Gegenſatz und zugleich eine größere Fülle der Erinnerungen geben, als den Hohenſtaufen und den Hohen-Aßperg, als Kloſter Maulbronn und die Solitude?? Vom Staufen klingt wehmuthsvoll das Lied vom Falle des deutſchen Reiches herüber, vom Aßperg unter Kettenklirren der Triumphſchrei des befreiten deutſchen Gedankens! — War's zu Maulbronn nicht, wo Dr. Fauſt, der Magus, mit Abt Entenfuß hoch droben im Thurm bei der Retorte ſaß, den Stein der Weiſen zu finden? Hier nicht, wo der jugendliche Goethe in myſtiſchen Schauern den Plan zu ſeinem Rieſengedichte faßte? Man muß einen ſonnigen Tag und eine Mondnacht in dieſem Zauberkloſter erſt durchlebt haben, will man Goethe's Fauſt **völlig** begreifen!! Eilt aber dann zur Solitude, wo „Carl Herzog's“ und ſeines „Fränzles“ Geiſt weht, wo noch im Grün die alte Karlsſchule liegt, in der Schiller „gedrillt“ wurde und aus der „die Räuber“ hervorgingen ans Lampenlicht und zur Unſterblichkeit!! — —

„Carl Herzog“ und der Schwabenkönig Carl!! — Zwiſchen beiden Männern, ſo gänzlich entgegengeſetzter Art ſie auch ſind, beſteht dennoch ein gewiſſer Zuſammenhang. Er liegt in der Tradition, in den Folgerungen der Geſchichte. Wir müſſen das würtemberger Land und Volk eben anſehen, wie es unter dem „tollen Carl“ geweſen iſt, um den ernſten, friedlichen und ſeines Strebens ſich bewußten König Carl I. zu verſtehen, der heut auf dem Throne ſeiner Väter ſitzt! — — Würtemberg iſt unter allen Ländern Europa's — England ausgenommen, — das Land nämlich, welches zuerſt ſich einer Verfaſſung rühmen konnte, zuerſt beſaß, was wir politiſches Leben nennen. Die Schwaben waren auch das erſte Volk, was mit der Waffe in der Hand ſich das Recht der freien Selbſtbeſtimmung errang; die Bauern zu

Remsthal ſind's geweſen, die mit „Schwabenſtreichen“ 1514 ihren Herzog Ulrich zum Tübinger Vertrage gezwungen haben, zu jener Conſtitution, die noch heute die Wurzel des würtembergiſchen Staatslebens iſt! Allerdings waren die Formen derſelben damals andere, aber dieſer Vertrag gab dem Volke eine Macht in die Hand, wie ſie in keinem modernen Staate, außer Amerika, möglich ſein würde. Ihr zufolge hatte die Nation nicht blos über alle Ausgaben zu beſtimmen, ſie verwaltete durch den Landtagsausſchuß die Steuern einſt ſelbſt und ohne ſeinen Willen konnte der Souverain keinen Krieg führen, war nicht im Stande, nur ein Regiment ein Vierteljahr lang zu unterhalten! — Daß es im Schwabenlande alſo Verfaſſungskämpfe — und was für welche! — gegeben haben muß, kann man hiernach ermeſſen, denn die Feſſeln, welche der Tübinger Vertrag dem Fürſten anlegte, die Uebermacht, welche derſelbe den Regierten verlieh, waren zu ſtarker Art, als daß Erſterer nicht immer hätte verſuchen ſollen, ſie abzuſtreifen, Letztere ſie aber nicht ſtets hätten ſtraff feſthalten wollen. Die Regierungszeit Carl Eugens war ſonach ein einziger Verfaſſungskampf und nachdem der wilde Herzog alle Mittel der Gewalt erſchöpft hatte, mußte er dem Rechtsgefühle im Buſen ſeines Volks, dem ſpät erwachten Gerechtigkeitsſinne ſeines eigenen Herzens nachgeben, und erſt ſeit ihm erfreute ſich Würtemberg der organiſchen Entwickelung ſeines Staatslebens, welches in unſeren Tagen zu einem glücklichen Abſchluſſe zu bringen Carl I. aufbehalten blieb. — Carl Eugen war bekanntlich der bitterſte Feind Friedrichs des Großen. Daß er ſeine Soldaten unermüdlich gegen ihn marſchiren ließ, brachte zumeiſt eben die ſchwere Finanzklemme und den Verfaſſungsconflict über Würtemberg, machte ſeine Ehe mit Friedrichs einziger Nichte, Friederiken von Bayreuth, unglücklich und verfeindete ihn mit ſeinen eigenen Brüdern. Der Grube bereits nahe, legten ſich erſt dieſes eigenthümlichen und doch großen Mannes heiße Leidenſchaften und gaben ihm, ſeinem Hauſe, wie ſeinem Volke Frieden. Den innern Frieden freilich nur, denn Cuſtine's Republikanerheer kam ins Land, die rothen Mützen und die dreifarbigen

Schärpen der Conventscommiſſaire! Dann ſtampften Napoleons I. Legionen die ſchwäbiſche Erde, — ach, es war eine Zeit der Schrecken! — Carl Eugen erlebte ſie nicht mehr. Mit ihm ging die Rococozeit und das „l'état c'est moi" des ſtolzen Ludwig, welches deutſche Fürſten ſo gern nachgeahmt haben, zu Grabe, nur ihre galanten „Angewöhnungen" ſpukten noch eine Weile fort, bis man auch von dieſer franzöſiſchen Errungenſchaft zurückkam. — Friedrich I. kam 1797 ans Regiment. Er war „Carl Herzogs" Neffe, der Sohn Friedrich Eugens und der Prinzeſſin Friederike von Braunſchweig-Schwedt. Zu Treptow in Hinterpommern war er geboren, wo ſein Vater als preußiſcher Offizier in Garniſon ſtand, weil er mit Carl Eugen und deſſen Politik zerfallen war. — Ein Kriegsmann wie ſein Vater, führte Friedrich ein höchſt bewegtes Leben. Ebenfalls in preußiſche Kriegsdienſte getreten, 1778 bis zum Generalmajor avancirt, kam er als ruſſiſcher General-Lieutenant und General-Gouverneur nach Finnland, nahm 1787 aber ſeinen Abſchied und lebte zu Monrepos bei Lauſanne. 1788 verlor er ſeine Gemahlin, Auguſte Prinzeſſin von Braunſchweig, von der er zwei Kinder hatte, den Erbprinzen Wilhelm, des jetzt regierenden Königs Vater, und Katharina, mit deren Hand —, dem berüchtigten Könige „Immer luſtik", Jerome Napoleon von Weſtphalen, angezwungen, — Würtembergs Ruhe von dem neuen Weltbeherrſcher erkauft worden war. Aus Friedrichs von Würtemberg Anweſenheit in Finnland ſchreiben ſich auch wohl ſchon die ruſſiſchen Sympathien her, welche bei den würtembergiſchen Regenten fortan vorherrſchend wurden und ſie zu Allianzen mit dem Hauſe Romanow geführt haben. In der That verdankt dieſer Sympathie gerade das ſchwäbiſche Volk große und folgenreiche Wohlthaten. — 1796 kämpfte Herzog Friedrich gegen die Franzoſen. Als dieſe Würtemberg erobert hatten, lebte er in Ansbach, zu Wien, endlich in London. Nachdem er eine zweite Ehe mit Prinzeſſin Charlotte, Tochter Georgs III. von Britanien, geſchloſſen hatte, trat er 1797 das Regiment ſeines Herzogthums an. 1803 zum Kurfürſten, 1805 als Friedrich I. zur königlichen Würde erhoben, mußte er 1806 Mitglied des

Rheinbundes werden. — 1813 ſchlug endlich die Erlöſungsſtunde; er trat den deutſchen Alliirten gegen Napoleon bei, erwarb im zweiten Pariſer Frieden großen Länderzuwachs und ſegnete 1816 das Zeitliche. —

Wilhelm I. folgte ihm, ein Mann von höchſt bedeutenden Eigenſchaften und edelſtem Willen, wiewohl er von Schwächen nicht ganz frei war, deren Nachwirkung erſt ſein Sohn, Carl I., zu beſeitigen vermochte. Ihrer ungeachtet war er dennoch einer der geliebteſten, populärſten Fürſten ſeines Reichs und ein wahrer Wohlthäter ſeines Volks. Unter ihm erſt conſolidirten ſich die ſtaatlichen Verhältniſſe Würtembergs, durch ihn erſt wurde in der heutigen Verfaſſung **diejenige** Rechtsbaſis gefunden, welche ſowohl Fürſt wie Volk es möglich machte, fortan einträchtig zu leben und die Conflicte früherer Regierungen zu vermeiden. — Zur Ergänzung unſerer Schilderung des ſchwäbiſchen Volks müſſen wir bei dieſer Gelegenheit nachholen, daß beſagte Schwächen König Wilhelms I. darin beſtanden, daß er, trotz ſeines reformatoriſchen Strebens, veraltete Zuſtände noch beſtehen ließ, die in die neu ſich bildende Ordnung der Dinge, zu des Jahrhunderts humanerer Geſittung, für die politiſche Selbſtſtändigkeit und Toleranz der Zeit nicht mehr paſſen wollten. Wir meinen die proteſtantiſche Bigotterie, das Verwaltungs- und Gerichtsweſen! Dieſe beiden Uebelſtände berührten nicht blos das Volkswohl ſehr empfindlich, ſie waren auch Reſte einer ſchlimmen, völlig anderen Epoche. — Abgeſehen, daß ſchon zu Anfang von Carl Eugens Regierung ein weſentlich büreaukratiſches, polizeimeiſterliches Regiment weit mehr Beamte erfordert hatte, als für das damals noch kleine Würtemberg noththaten, die Rechtsformen, wie das Prozeßverfahren mehr dem alten „Schwabenſpiegel“ und der hochnothpeinlichen „Reichs-Halsgerichts-Ordnung“ angehörten, als den Lebensbedingungen eines gebildeten Volks entſprachen, es war beſonders auch die ſchwere Conflictzeit unter ihm ſelbſt an der Ueberhäufung mit Beamten Schuld. Nicht blos, daß Carl Eugen nach dem Verfaſſungsbruche einer Menge Schergen der Gewalt bedurfte, die wieder ihre dienſtbaren Untergeiſter hatten

Miniſter von Montmartin, um gegen des Landtags Willen auf jegliche Art Geld zu machen, damit gegen Friedrich II. marſchirt werden konnte, hatte den maßloſeſten Aemterhandel eingeführt. Für Geld war jede Stelle feil, wo aber keine da war, wurde eine gemacht! Als man dieſe Leute angeſtellt hatte, mußte man ſie auch beſchäftigen und daher kam das Schreiberweſen, die unendlichen Ober- und Unter-Inſtanzen, die Lähmung und das gräuliche Verſchleppen der Geſchäfte. Die Beamten waren geradezu eine Landplage geworden, eine Art Braminenkaſte, um deretwillen eigentlich das Volk nur da zu ſein ſchien und welche durch Liebloſigkeit, Herrſchſucht und brutale Strenge Rechtſprechung und obrigkeitliche Ordnung weniger zu einer öffentlichen Wohlthat, als einem Unglücke machten. Allerdings beſeitigte der rege menſchenfreundliche Eifer König Wilhelms unter vielen anderen Mißbräuchen auch das arge Schreiberweſen. Wenn die Organe einer mittelalterlich rohen Gewalt damit wohl aber eingeengt, auf das unentbehrliche Maaß beſchränkt wurden, die Quelle dieſer Gewalt, die alte Rechts- und Verwaltungsmaxime in Würtemberg, änderte König Wilhelm nicht und ſo bot das Land unter ihm immerhin noch die Anomalie in Deutſchland, die einzige und dazu eine freiſinnige Verfaſſung zu beſitzen, zugleich aber am härteſten und peinlichſten von allen übrigen Staaten bevormundet zu ſein! Erſt unter Carl I. ſollte eine Reform eintreten, welche geradezu eine Lebensbedingung des Volks war, ſollte es ſeinen Stammesgenoſſen gleichberechtigt erſcheinen. — Nicht weniger empfindlich war die proteſtantiſche Orthodoxie der alten Zeit. Seit der Reformation war Würtemberg ein paritätiſches Land, Katholiken und Proteſtanten wohnten mit gleichen Rechten neben einander; eine eigentliche Staatsreligion, obwohl das Herrſcherhaus lutheriſch geworden, exiſtirte nicht. Wie in dergleichen Ländern nun immer, zumal wenn ſie noch klein ſind, pflegen die Confeſſionen dann mit doppelter Eiferſucht und Strenge über der eigenen Gottesverehrung zu wachen und die Geiſtlichkeit betrachtet das Formenweſen, die Wort-Heiligkeit, als die geeignetſte Disciplin der Seelen. Wie ſie geübt wurde, geht daraus ſchon hervor, daß noch in unſerm Jahrhundert würtembergiſche Paſtoren proteſtantiſcher Confeſſion ihre Gemeindemitglieder in Kirchenbuße nehmen, ſie öffentlich von der Kanzel excommuniciren, ihre bürgerliche Ehre vernichten konnten, ohne daß die Regierung rechtlich einſchreiten durfte. Dadurch wuchs auf der einen Seite die Luſt zu tyranniſcher Knechtung der Seelen, andererſeits die Angeberei und, um ihr zu entgehen, Heuchelei! — Es erzeugte ſich jener Geſellſchaftszuſtand, welcher unter dem Namen „des würtemberger Pietismus“ weltbekannt iſt. Auch dieſen Zuſtänden humanere Geſtaltung zu geben, hier freiere Grundſätze zu erwecken, iſt weſentlich erſt ein Verdienſt der neuen Zeit. — Dieſer faſt fanatiſche Proteſtantismus war übrigens kein künſtlich gemachter, ſondern von der Noth erzeugt; er ſteckt eben den Schwaben im Blute. Wer auf die Zeit vor Carl Eugen zurückblickt, wo Anſtrengungen gemacht wurden, die herzogliche Familie zu Jeſuiten-Convertiten zu machen, ja wo ein Glied dieſes Hauſes gegenüber ſolchem Beginnen geradezu gemüthskrank verſtarb und die Söhne Loyola's luſtig drauf und dran geweſen, Schwaben gänzlich zu katholiſiren, da konnte man es der proteſtantiſchen Geiſtlichkeit wohl verzeihen, wenn ſie in der Furcht, ſolche Zeiten könnten wiederkommen, im Uebereifer unter Carl Eugen ins entgegengeſetzte Extrem verfiel! Dieſem Extreme, das muß eingeräumt werden, iſt es auch zu verdanken, daß ſeit jener Zeit die römiſche Kurie höchſt vorſichtig mit Würtemberg umging, der katholiſche Klerus um ſo duldſamer wurde, ja daß die religiöſen Kämpfe unſerer Tage und die Infallibilität faſt ſpurlos, wie wir ſehen werden, am Schwabenlande vorübergegangen ſind. Ferner entwuchſen den Reihen der theologiſchen Heißſporne Würtembergs ſehr bedeutende Kanzelredner, gottesſtarke und hochherzige Seelenhirten, die heute noch die Zierden deutſchen Gottesglaubens, der gerechte Stolz ihres ehrwürdigen Standes ſind. Wenn wir dieſer ehemaligen Mängel hier erwähnen, ſo geſchieht es übrigens nur, um bei Zeiten ſchon anzudeuten, welche Schwierigkeiten König Carl erwuchſen, als er vor neun Jahren (1864) zu höchſt bewegter Zeit auf den Thron kam. An den vergangenen Verhältniſſen ja kann man allein den Widerſtand ermeſſen, den dieſer Herrſcher nachmals zu überwinden hatte. — Um wahr zu ſein, muß ferner noch geſagt werden, daß in Würtemberg, in Volk wie Herrſcherhaus, eine traditionelle Vorliebe für Habsburg und ein alter Widerwille gegen Preußen obwaltete, wiewohl Schwaben von Erſterem keine Wohlthaten, von Letzterem keinerlei abſichtliche Unbill erfahren hatte. Die alte Reichsidee eben war's, welche ſie an Oeſterreich liebten, der Reichszerſtörer war's, den ſie in Preußen haßten. Es wird wohl ehrlich herausgeſagt werden dürfen, daß Preußen der Zerſtörer des alten Reichs geweſen iſt, um das neue zu Deutſchlands beſſerem Heile aufrichten zu können. In ſolcher Ueberzeugung, denken wir, liegt der beſte Grundſtein der Verſöhnung und Eintracht! — — —

Würtemberg hat zweierlei Wappen, das ältere und das neue. Das ältere iſt ſehr complicirt, denn es beſteht aus einem Schilde, das in zehn Haupt- und diverſe Unterfelder getheilt iſt, welche die Wappen von Teck, Tübingen, Ellwangen, Heidenheim, Bönnigheim, Juſtingen, die Reichsſturmfahne, ſowie die Wappen der vormaligen Reichsſtädte Rottweil, Eßlingen und Hall aufgenommen haben. Als Herzſchild iſt ihm das alte Doppelwappen der Dynaſtie gegeben, Schildhalter des Wappens aber bilden ein gekrönter ſchwarzer Löwe und ein goldener Hirſch, deren jeder die Reichsſturmfahne hält. — Das neue Wappen, welches König Wilhelm am 5. Januar 1818 für ſich und ſein Haus annahm, iſt jedoch einfacher und in Art der engliſchen gehalten. Es beſteht in einem von oben nach unten getheilten ovalen Schilde. Das linke Feld deſſelben bildet das alte würtembergiſche Wappen, drei ſchwarze liegende Hirſchhörner in goldenem Felde, das rechte zeigt in gleichfalls goldenem Felde die drei ſchwarzen ſchreitenden Hohenſtaufen-Löwen. — Schwäbiſche Landesfarben ſind ſonach Schwarz und Gold, wie die fränkiſchen Gold und Roth ſind. Aus ihnen allein hat, — was vielleicht nicht gerade Jedermann weiß, der germaniſche Patriotismus der Demagogenzeit und des Jahres 1848 das Schwarz-Roth-Gold als deutſche Farben erkoren, ohne zu bedenken, daß dieſelben höchſtens doch nur die allemanniſchen Farben bedeuten können, es aber im einigen Deutſchland auch ein Sachſen, Thüringen, Heſſen, Preußen, Mecklenburg und noch diverſe andere Vaterländer giebt, welche ſich alsdann nur als farbloſe Deutſche hätten betheiligen können. Schildhalter dieſes neuen Wappens ſind ebenfalls der ſchwarze gekrönte Löwe und der goldene Hirſch. Sie ſtehen mit dem Schilde auf einem flatternden Deviſenbande, das — echt deutſch und ſchwäbiſch — die Worte „Furchtlos und trew“ führt, ein Motto, welches ſich Wilhelm I. wie Carl ſein Sohn zum Leitſterne des Lebens erkoren haben. —

„Furchtlos und treu“ — das war der ſelige König Wilhelm gewiß! Geboren den 27. September 1781, ſtarb er den 25. Juni 1864. Er war 83 Jahr alt geworden und der Neſtor unter den Königen Europa's. Beinahe 48 Jahre hat er ſein Land regiert, beſaß nicht nur die Liebe ſeines Volks, ſondern war auch im übrigen Deutſchland mehr als manch anderer ſeiner hohen Genoſſen eine durchaus populäre Perſönlichkeit. Nicht blos, daß er als Kronprinz ſich gegen Napoleon in den Befreiungskriegen wacker als Heerführer ausgezeichnet hat, ihm war, als er 1816 mit 35 Jahren den Thron beſtiegen, auch gelungen, ſchon im September 1819 mit der einberufenen conſtituirenden Ständeverſammlung eine Verfaſſungsurkunde zu vereinbaren, welche alle freiſinnigen Anforderungen jener Zeit vollſtändig erfüllte und die der Hauptſache nach heute noch die Grundlage des würtembergiſchen Staatslebens bildet. Muthig beſchützte er dieſe Verfaſſung gegen die bekannten Karlsbader und Wiener Beſchlüſſe, ja verſuchte ſogar den Congreſſen der heiligen Allianz einen **Gegen**-Congreß der Mittel- und Kleinſtaaten entgegenzuſtellen und nur an der zaghaften Unſchlüſſigkeit dieſer deutſchen Cabinete lag es, daß ſich nicht damals eine ſtarke politiſche Coalition in Deutſchland bildete, welche ſich zwiſchen Preußen und Oeſterreich als Keil ſchob und das Jahr 1866 — vielleicht auch das Jahr — 1870 unmöglich gemacht hätte! Daß das übrige Deutſchland in der Stagnation der dreißiger Jahre ſehnſüchtig nach Würtemberg ſchaute, einen Fürſten ſehr hoch hielt, der zu rechter Zeit freiwillig ſeinem Volke gab, was alle anderen Monarchen ihren Unterthanen weigerten, verhalf Wilhelm I. eben zu ſeiner Popularität im übrigen Germanien. Die Glanzepoche ſeiner Regierung bildete darum auch das Jahr 1841, ſein 25jähriges Jubiläum. —

König Wilhelm iſt dreimal vermählt geweſen. 1808 mit Prinzeſſin Charlotte Auguſte von Bayern, nach ſechs Jahren jedoch von ihr geſchieden. Am 14. Januar 1816, dem Jahre ſeiner Thronbeſteigung, vermählte er ſich mit Catharina Paulowna, Tochter des Czaren Paul, Wittwe Peters, Herzogs von Oldenburg; er wurde dadurch Schwager Kaiſer Nicolaus I. von Rußland. Dieſe Ehe war nur mit zwei Töchtern geſegnet und dauerte noch nicht ganz drei Jahre. Aber ſo kurze Zeit Catharina im Schwabenlande auch gelebt hat, iſt ſie ihm doch eine vorzügliche Mutter geweſen und ihre Werke der Humanität, Kultur und Wohlthätigkeit, haben ihr ein bleibendes ehrfurchtsvolles Andenken im Herzen der Würtemberger geſichert. Was ſelbſt in drei kurzen Jahren ein von echter Gottesfurcht und Menſchenliebe erfülltes Frauengemüth, ein wahrhaft königlich geſinntes Herz zu leiſten vermag, ſei kurz geſagt. Catharina rief in dem Theuerungsjahre 1817 die Wohlthätigkeits-Vereine — die erſten in Deutſchland — ins Leben, ferner die würtembergiſche Sparkaſſe, in der bis zum Jahre 1872 dreißig, ſage „30,000,000 Gulden“ von kleinen Leuten angelegt worden ſind. Sie gründete die „National-Induſtrie-Anſtalt“ und 1818 das Catharinenſtift in Stuttgart, Inſtitute, deren unendlichen Segen wir ſpäter noch zu erwähnen Veranlaſſung haben werden. Am 17. Januar 1819 ſchon ſegnete die Edle das Zeitliche, vom Volke tief betrauert und ohne ihm einen Thronerben gegeben zu haben. — In dieſem ſelben Jahre, im September war's, wo Wilhelm I. mit ſeinen Ständen eben die neue Verfaſſung vereinbarte; ſie kam wie ein Erbſtück aus dem Grabe der todten ruſſiſchen Kaiſerstochter! Bei Gott, vom Scheitel bis zur Sohle war ſie eine ganze, eine vollendete Frau!! —

Am 15. April 1820 ſchritt König Wilhelm zur dritten Ehe mit Pauline Thereſe Louiſe, Tochter Herzog Ludwig Friedrich Alexanders von Würtemberg, ſeines Oheims. Dieſer Ehe entſprangen die Prinzeſſinnen Catharine und Auguſte, zwiſchen ihnen Beiden erblickte des Königs einziger Sohn, Kronprinz Carl, am 6. März 1823 das Licht. — Da man im Lande faſt bereits alle Hoffnung aufgegeben hatte, König Wilhelm könne directe männliche Leibeserben erhalten, ſo iſt leicht zu ermeſſen, wie erſehnt und hochwillkommen die Geburt des Kronprinzen war, mit welcher Sorgfalt ſeine körperliche und geiſtige Erziehung geleitet worden iſt. Ehe wir dem Entwickelungsgange deſſelben näher treten, müſſen wir über König Wilhelms Regierung eine, dieſelbe im Allgemeinen wenigſtens abſchließende Bemerkung machen, um Baſis und Hintergrund für den nachmaligen Herrſcher zu gewinnen, welchen wir ſchildern wollen. König Wilhelms I. von Würtemberg Regierungsepoche und Leben hat zwei Abſchnitte, gleich dem unſers Kaiſers Wilhelm, nur in umgekehrter Art. Seine erſte, glänzendſte Epoche fiel bis etwa zum Jahre 1850, alſo bis in ſein 69. Jahr, — wahrlich eine lange Zeit ſegensvoller Regententhätigkeit. Von da ab machte ſich aber in Würtemberg eine Stagnation bemerkbar, ein Welken! Nicht blos im politiſchen Leben und der Geſetzgebung des Staates trat ſie ein, ſondern auch in — den Sitten! Untergeordnete Geiſter voll Egoismus hatten das hochherzige Gemüth dieſes Wohlthäters ſeiner Nation jenem hohen Geiſte langſam entfremdet, der unter Catharina's erhabenem Auge ſo köſtliche Früchte getragen, ihm während 34 glückſeliger Jahre eines weiſen Regiments die hochachtungsvolle Liebe aller Vaterlandsfreunde erringen laſſen. Hieran war indeß in ſehr bedenklicher Weiſe die unkluge damalige Volksvertretung Schuld, ebenſo die auswärtige Politik, und ſomit an dem Erlahmen der Kraft und des redlichen Willens eines Monarchen, welcher ſich ſo ſchlecht verſtanden und belohnt ſah und ſich alsbald auf **ſich ſelber** — mehr als gut war — zurückzog. Im Greiſenthume wird man eben nicht friſcher, aber deſto empfindlicher! — — Die erſte Regierungsepoche des ſeligen Königs zeichnete ſich durch eine ſeltene Regſamkeit aus. Nicht nur, daß er mit höchſter Splendidität auf die wohlthätigen Pläne ſeiner letzten beiden Gemahlinnen, Königin Catharina und Pauline einging, alle Zweige der Verwaltung war er zu beſſern bemüht. Durch weiſe Sparſamkeit ſuchte er den Credit des Staats zu heben, durch Aufhebung drückender Laſten, Förderung der Gewerbe, beſonders der Landwirthſchaft, — der er, ſo lange er lebte, ganz beſondere Vorliebe widmete, — für das materielle Wohl des Volkes zu ſorgen; Handel, Gewerbe und Kunſt blühten namentlich in Folge ſolchen Eifers in den letzten Jahren ſeiner Regierung in nie geahnter Weiſe auf und vermehrten ſichtlich den Wohlſtand wie die Intelligenz dieſes ohnedies geſegneten Landes. Erſt unter ihm iſt Stuttgart geworden, was es heute iſt, eine Stadt von bald 100,000 Einwohnern, ein Zielpunkt der Reiſenden, ein Aſyl für Ausländer, das Bindeglied zwiſchen Bayern und dem Rhein, die Hauptverkehrsader der Schweiz mit dem Norden und Oſten. Den Königsbau, dieſer wirkliche „Königsſitz" würtembergiſchen Handels und Wandels, ließ er 1856—1860 von Leins aufführen. Die Stiftskirche ward 1841 von Heideloff reſtaurirt, von 1849—1854 der prachtvolle Park zwiſchen Cannſtatt und Stuttgart mit Marmorgruppen geſchmückt, durch Egle 1860 das Polytechnikum errichtet, aber 1865 unter dem jetzigen Monarchen erſt beendet. Die Spitalkirche ließ König Wilhelm 1841 erneuen und mit Dannecker's wundervollem Chriſtusbilde ſchmücken, die neue Synagoge wurde 1861 nach Breymann's Entwurf gebaut, die königliche Villa auf dem Roſenſtein dagegen 1823—1829. Bei Unter-Türkheim auf dem Rothenberge, da, wo das alte Stammſchloß Wirtineberg vor Zeiten ſtand, errichtete er eine Kapelle, mit den Evangeliſten Dannecker's und Thorwaldſen's geſchmückt, wo ſeiner edlen Catharina irdiſche Hülle und auch ſein Leib einſt Friede finden ſollte. Die Wilhelma endlich, in mauriſchem Styl, erbaute ſich der König durch Zanth von 1842—1851, ſie wurde der Lieblingsplatz ſeiner letzten Jahre. — Wir ſtaunen gewiß ihre Pracht an, aber — wir lieben ſie ſo wenig, wie die Grundſätze des Koran. — — Dieſe Reihe prachtvoller Denkmale beweiſt hinlänglich aber die energiſche Schöpfernatur, den Geſchmack und die Ideenmannigfaltigkeit des todten Monarchen, denn einzig iſt gewiß jedes dieſer Werke in ſeiner Art. — —

Die Erziehung ſeines Kronprinzen war ſicher eins der fruchtbarſten Reſultate von Wilhelms königlicher Mühe. Im Hinblick auf den Herrſcherberuf Carls bezweckte ſie von vornherein eine möglichſt vielſeitige und harmoniſche Ausbildung der phyſiſchen wie geiſtigen Kräfte des Prinzen und bei deſſen glücklichen Anlagen fand ſie den ergiebigſten Boden. Neben den alten und den bedeutenderen modernen Sprachen wurde hauptſächlich auf Geſchichte und Naturwiſſenſchaft großer Werth gelegt, zu denen noch kunſthiſtoriſche, philoſophiſche, wie militärwiſſenſchaftliche Studien traten. Muſik, welche beſonders den Anlagen und der Gemüthsrichtung des Prinzen entſprach, ward gleichfalls ſehr frühe ſchon getrieben. — Beſagten erſten Unterricht genoß der Thronfolger theils allein, theils gemeinſam mit Altersgenoſſen, welche aus den fähigſten und regſamſten Schülern der betreffenden Klaſſen erwählt worden waren und welcher durch Lehrer der höheren Stuttgarter Unterrichtsinſtitute, den Profeſſoren von Oſiander, Roſt und Anderen geleitet wurde. Auf Rath des Dichters Matthiſon*) war von König Wilhelm zum Erzieher des Kronprinzen der Genfer Trembley erwählt, nachdem dieſen der König mehrere Jahre auf deutſchen Univerſitäten zu ſeiner wichtigen Aufgabe ſich hatte vorbereiten laſſen. Mit 16 Jahren trat (1839) der Kronprinz als Lieutenant der Leibgarde in die würtembergiſche Armee, das Jahr darauf, im Winter 1840—1841, bezog er die Univerſität Tübingen in Begleitung ſeines nunmehrigen Gouverneurs, des Generalmajor Grafen von Sontheim**), und des ihm beigegebenen Hauptmann Julius von Hardegg, ſpäter als Militärſchriftſteller genug bekannt. Hier hörte der Prinz ſtaatsrechtliche, naturwiſſenſchaftliche, hiſtoriſche und philoſophiſche Vorleſungen bei den Profeſſoren Robert und Hugo von Mohl, von Rapp, von Sigwart und Fallati. Daneben wurde der Unterricht in Kriegswiſſenſchaften und neueren Sprachen fortgeſetzt. Nach einem halben Jahre, im Frühlinge 1841, von Sontheim und Hardegg begleitet, ſiedelte der Thronfolger nach der alma mater Berlins über, wo er bis Frühjahr 1842 verweilte. — Ehe wir dorthin ihn begleiten, müſſen wir aber die inzwiſchen geſchehenen wichtigen Veränderungen erwähnen, welche ſeinem Leben höheren Impuls und Bedeutung gaben. 1841 war er Zeuge eines gewiß — ſelbſt in einem Fürſtenleben — ſeltenen und großartigen Schauſpiels. Sein Vater feierte am 30. October ſein 25jähriges Königsjubiläum, den höchſten Triumphtag ſeines Lebens! — Nicht blos die zahlreichen, faſt ſtürmiſchen Beweiſe der Liebe ſeines Volkes, welche ſich in reichen Geſchenken, verſchwenderiſchem Schmuck der Hauptſtadt, Glückwünſchen und zahlloſen Deputationen ausdrückten, — das Auge ganz Deutſchlands ruhte auf ihm, das Herz jedes für Freiheit und Entwickelung glühenden Patrioten aller Gauen war damals bei ihm, und ferne Zungen prieſen ein Volk glückſelig, das ſich ſolch eines „Vaters des Vaterlandes" rühmen konnte. Das edelſte, ſtolzeſte Zeugniß jener Tage war wohl die Denkſäule, welche die Schwaben „dem treueſten Freunde ſeines Volkes, Wilhelm dem Vielgeliebten" errichtet haben. Am Fuße dieſer Säule ruhen die Statuen des Lehr-, Nähr- und Wehr-Standes, ſeine Spitze krönt der Eintracht erzenes Bild, — Reliefs, des Königs Kriegsthaten und ſeine größte Friedensthat: den Schwur der Verfaſſung darſtellend, ſchmücken ihres Sockels Seiten. Gewiß ein ſchönes Denkmal iſt's von eines braven Volkes Hochachtung! — Wir dürften wohl nicht fehl gehen, anzunehmen, daß dieſe Eindrücke ſo tief, erregend und lehrreich auf den Thronfolger gewirkt haben, daß dieſer Tag einen Sonnenſchein über ſein ganzes ferneres Leben breitete, der Stern der Verheißung ihm an demſelben erſt völlig aufging, um ſelbſt durch dunkele Zeiten den fürſtlichen Weg ihm voranzuleuchten. Bereits vor dieſem Tage war ein nicht weniger wichtiger für den Prinzen voraufgegangen. Am 6. März hatte er ſein 18. Jahr, mit ihm die Volljährigkeit, alſo die Pflichten und Rechte ſeines Standes erreicht. Er hatte an ihm den nach der Verfaſſung ihm zuſtehenden Sitz in der Erſten Kammer eingenommen und den Eid auf die Verfaſſung abgelegt. Er hatte ſich mit ſeinem künftigen Volke verbunden und gebunden! In Folge ſeiner neuen Stellung rückte er auch am 12. April zum Rittmeiſter auf. —

---

*) Seiner Zeit Hofbibliothekar in Stuttgart.

**) 1848 würtembergiſcher Kriegsminiſter. D. V.

Im Frühjahr 1841 ſiedelte Kronprinz Carl alſo in Hardegg's und Sontheim's Begleitung nach Berlin über, um ſeine Studien fortzuſetzen. Die uns über dieſe Epoche gewordenen Aufſchlüſſe laſſen uns dieſe Studienzeit für den Prinzen beſonders bedeutſam erſcheinen. Durch eine eigenthümliche Gunſt des Zufalls hatte ſich gerade damals unter den Auſpizien des eben an den Thron gekommenen, künſtleriſch wie wiſſenſchaftlich bedeutſamen Friedrich Wilhelm IV. ein Kreis von Geiſtern zuſammengefunden, welche nicht nur für den Norden, ſondern die ganze deutſche Geiſtesentwickelung unſeres Jahrhunderts von Bedeutung geworden ſind. Der würtembergiſche Kronprinz hörte bei Ranke Geſchichte, bei Ritter Geographie, Kunſtgeſchichte bei Franz Kugler, Philoſophie bei Schelling, Rechtsencyklopädie bei Rudorff. Homeyer las Staats- und Rechtsgeſchichte, Heffter Völkerrecht, Dieterici Statiſtik und Nationalökonomie, Magnus Technologie, Enke Aſtronomie, — Aeſthetik und Literaturgeſchichte endlich Hotho. Neben dieſen Disciplinen trieb der Prinz militäriſche Wiſſenſchaften, Zeichnen und Muſik. — Nicht blos das Studium an ſich, die geſelligen geiſtigen Kreiſe Berlins nahmen den jungen Thronfolger in regen Anſpruch. Ranke, Ritter, Kugler und Schelling zogen Prinz Carl unendlich an und ſtanden mit ihm in lebhafteſtem Verkehr, er empfing von ihnen ſonach auch außerhalb des Hörſaals lebendige Anregung. Nicht nur, daß damals das königliche Hoftheater den alten Glanz ſeiner großen Tradition noch bewahrte und in faſt muſtergültigen Gebilden das klaſſiſche Drama, Schiller und Shakeſpeare zumal, vorführte, auch die Salons des Staatsminiſters von Savigny und Bettinas von Arnim waren als Sammelpunkte geiſtreicher Männer und Frauen vom Kronprinzen Carl eben ſo oft wie gern beſucht. Selbſtredend nahm ihn die königliche Familie in ihren Kreis auf und ſowohl bei dem damaligen Prinzen von Preußen, unſerm Kaiſer Wilhelm, wie deſſen Bruder Prinz Carl war er ein viel und gern geſehener Gaſt. Erwägt man, daß zu jener Zeit von dieſen Kreiſen Berlins die Romantik und der Spiritualismus, der Aufſchwung moderner Wiſſenſchaft und Kunſt ausging, dann iſt wohl nicht zu viel behauptet, daß in Berlin der eigentliche Abſchluß der nicht blos akademiſchen, ſondern auch innern ſeeliſchen Bildung Carls ſich vollzog und noch heute der Monarch nicht ohne Freude der geiſtigen Güter gedenken dürfte, die er von der Spree im Frühjahre 1842 zurück ins grüne Neckarthal getragen. Daß der Prinz nicht blos Alles an ſich herantreten ließ, ſondern den Trieb der Selbſtthätigkeit beſaß, ſein Streben darauf ging, Kenntniſſe durch eigene Prüfung der Dinge zu erlangen, geht aus den eifrigen Beſuchen hervor, die er allen wiſſenſchaftlichen und Kunſt-Anſtalten, den militäriſchen Einrichtungen und Etabliſſements, den induſtriellen und gewerblichen Inſtituten Berlins entweder in Begleitung ſeiner Lehrer oder ſonſtiger Sachverſtändiger widmete und ſich alles Wiſſenswürdige erklären ließ. Im Frühjahr 1843, nachdem er an ſeinem Geburtstage zum Major ernannt worden, trat er nunmehr Studienreiſen gen Norden an, die ſogenannte „große Tour“. Er beſuchte in Holland ſeine, dem Prinzen von Oranien vermählte Schweſter Sophie, nachmalige Königin von Holland, darauf England, wo er bis zum Spätherbſt verweilte. Die wiſſenſchaftlichen Sammlungen und Kunſt-Muſeen, die Militär-Inſtitute und großartigen Marine-Anlagen, wie die bedeutendſten induſtriellen Anſtalten Londons wurden des Prinzen ſorgſamſtes Studium, dazwiſchen fanden Ausflüge aufs Land ſtatt, wo größere Güter und deren Bewirthſchaftung eingeſehen wurden, oder nach den bedeutendſten Handelsplätzen Britanniens; Schottland und Irland wurden ebenfalls einer längeren Excurſion unterzogen. — Nicht auf lange nach der Heimat zurückgekehrt, trat der Kronprinz ſchon denſelben Winter (1843) eine zweite größere Reiſe nach dem ſonnigen Italien mit ſeiner gewaltigen Vergangenheit an; Florenz, Roms und Neapels Denkwürdigkeiten und Kunſtſchätze feſſelten ihn bis Juni 1844 und kein Künſtler von Ruf exiſtirte, deſſen Atelier er nicht ſeine Beſichtigung und lebhaftes Intereſſe geſchenkt hätte. An ſeinem diesjährigen Geburtstage war ihm der Rang eines Oberſten verliehen worden, am 6. September aber wurde er durch den König in Perſon zum erſten Male in den Geheimen Rath eingeführt und ihm Sitz und Stimme in demſelben verliehen. Hiermit war ſeine Studien- und Vorbereitungszeit beendet; er ſollte von ihr nun Gebrauch zum Nutzen ſeines Landes machen und ſich der Praxis der Staatsgeſchäfte weihen. Dies that Kronprinz Carl auch mit größter Hingebung, wie er denn auch, als er in verſchiedenen ſchwierigen Momenten den Monarchen zu vertreten hatte, hinlänglich bewies, daß er den Staatsgeſchäften einſt gewachſen ſein werde. Einestheils der Politik und innern Verwaltung, andererſeits den Künſten und Wiſſenſchaften, die er beſonders liebte, — beſonders aber hiſtoriſchen und kunſthiſtoriſchen Studien hingegeben, am 18. November 1845 überdem zum Generalmajor ernannt, begann Carl den Plan für eine Villa zu entwerfen, in der er ſeinen künftigen Hausſtand aufzuſchlagen gedachte. Auf anmuthiger Höhe bei Berg am Neckar, wo man zwei Thäler, nämlich die Reſidenz einerſeits, den Lauf des Neckars andererſeits überſchaut, war der rechte Platz für Carls Elyſium. Hier beſchloß er ſich anzubauen und in den Jahren 1846—1853 erhob ſich hier die berühmte „Villa Berg", ein ländlicher Fürſtenſitz von ganz ungeahnter Lieblichkeit. Das Schloß ſelbſt, als eine der ſchönſten Schöpfungen der Neuzeit anerkannt, wurde durch den Architekten Leins im reinſten Renaiſſanceſtil des 15. Jahrhunderts aufgeführt. Seine Ausſchmückung, wie der zu ihm gehörige, im franzöſiſch-italieniſchen Stile angelegte Park, in welchem marmorne Bildwerke aufgeſtellt wurden, erfolgte unter der beſondern Aufſicht des Kronprinzen ſelbſt. Beſonders heimiſche Künſtler wurden hierbei beſchäftigt, ſo der Maler Carl Müller, welcher zwei große Genrebilder (Scenen aus dem italieniſchen Volksleben) für den Tanzſaal fertigte, German Bohn ſowie Bildhauer Kopf, der die vier Jahreszeiten in Marmorgruppen für den Garten ſchuf, — wie überhaupt der Thronfolger ſich die

Förderung talentvoller junger Künſtler ſchon frühe angelegen ſein ließ. —

Ein anderes Ereigniß ſollte dem Leben des würtembergiſchen Thronfolgers eine neue, durchaus entſcheidende Wendung geben. — Kaiſerin Alexandra von Rußland mußte ihrer leidenden Geſundheit wegen den rauhen Norden mit einem ſüdlichen Klima vertauſchen. Sicilien war als Kurort auserſehen und die kaiſerliche Frau traf am 23. October 1845 in Begleitung des Czaren Nicolaus, ihres Gemahls, ihres Bruders Prinz Albrecht von Preußen und der Großfürſtin Olga, ihrer Tochter, in Palermo ein; ſpäter vervollſtändigten dieſen Kreis noch der Kaiſerin Schweſter, die verwittwete Großherzogin Alexandrine von Mecklenburg, Großfürſt Conſtantin und der Prinz von Oldenburg. Die hohen Reiſenden nahmen in der Villa Butera Wohnung, die man in demſelben Genre wie den kaiſerlichen Sommerſitz zu Peterhof, den Lieblingsort Alexandras, eingerichtet hatte. Kaiſer Nicolaus I., Anfangs December ſich in ſeine Staaten zurückbegebend, traf am Weihnachtstage in Venedig mit Kronprinz Carl zuſammen, der ſich eben auf dem Wege nach Süditalien und Sicilien befand. Kaiſer Nicolaus I. ſcharf ausgeprägter, nach jeder Richtung hin großartiger Charakter iſt bekannt; vor allen Dingen war er Menſchenkenner. Er fand an dem offenen, wahren und einfachen Charakter des würtembergiſchen Thronfolgers wie deſſen ganzer Sinnesrichtung außerordentlichen Gefallen und Beide ſchieden von einander mit der lebhafteſten Zuneigung. Indeß der Czar nordwärts ſeine Richtung nahm, eilte Carl dem Süden zu, betrat Palermo am 13. Januar (dem ruſſiſchen Neujahrsfeſte) und ward von Großfürſt Conſtantin ſofort nach Villa Butera in den Kreis der kaiſerlichen Familie geführt. Unter den Orangenbäumen konnte er alsbald ſeinen Neujahrsgruß darbringen und ſah zum erſten Male im vollſten fürſtlichen Mädchenreize Großfürſtin Olga. — Wie wir wiſſen, war die Sympathie zwiſchen Petersburg und Stuttgart ſehr alt, Königin Catharina zumal hatte bei den Schwaben ein unauslöſchliches Andenken hinterlaſſen. Eine Verbindung Carls und Olgas war von Seiten des würtembergiſchen

Königspaares ſehr gewünſcht worden, und Kaiſer Nicolaus hatte in Venedig, nach der Berührung mit dem Kronprinzen, auch ſeinerſeits gleiche Hoffnung gehegt, der Kronprinz aber fand nach den erſten Stunden des Beiſammenſeins mit der Kaiſertochter, ſie ſei die Frau ſeines Herzens, ſtimme mit ihm in Gefühlen und Ideen überein und Beide könnten in einander das finden, was allein in der Ehe, — ob Hoch oder Niedrig ſie auch vollziehe, doch des Menſchenglückes eigenſtes Weſen ausmacht, Herzensbefriedigung! — Olga hatte mancherlei hohe Bewerber gehabt, aber ſie war eine eigene unbeugſame Natur wie der Atlas des Oſtens, — ihr Vater! Fünf Tage nach Carl von Würtembergs Ankunft, bei einem Spaziergange — ſagt man, — im herrlichen Thale couqua d'ora gab ſie aber dem Schwabenprinzen ihr Frauenwort fürs ganze Leben. Wahrhaftige Liebe hatte Beide zu dem geführt, was beide befreundete Dynaſtien erhofften! — Die Idylle der Liebe ward aber rauh durchbrochen. Eine plötzliche ſchwere Krankheit König Wilhelms riß den Sohn von der Seite der Braut; am 7. Februar ſchon war Carl wieder in Stuttgart. Mitte März brach Kaiſerin Alexandra von Palermo mit ihrer Tochter in die nordiſche Heimat auf, am 5. Mai erreichten ſie Venedig! — König Wilhelm war inzwiſchen völlig wieder geneſen und der Kronprinz eilte ſeiner hohen Braut bis Florenz entgegen. — Liebe verklärt, und die Tochter Nicolaus', des ſchönſten und ritterlichſten Mannes ſeiner Zeit, war ſein Ebenbild, — eine Juno, nun im Zauber der Aphrodite! Der Italiener iſt ein ganz beſonderer Kenner von Frauenſchönheit, denn bei ihm macht die Frau weſentlich den Stammesgehalt aus, und die Ovationen, welche in Neapel ſchon, namentlich aber an dem bewußten 20. Mai nach der Gondelfahrt in Venedig der Czarentochter an ihres Verlobten Seite vom Publikum zu Theil wurden, waren eine Erinnerung, welche nie aus dem Herzen einer Frau und Fürſtin zu ſcheiden vermag. — „Che bella! Che angelo!“ — Damit ſchied Olga vom ſonnigen Italien. — Ueber Trient gelangte das Brautpaar mit ihrer kaiſerlichen Mutter nach Salzburg, wo bereits des würtembergiſchen Thronfolgers Eltern ihrer harrten.

Nach zweitägigem Beiſammenſein, am 24. Mai, mußte man ſich trennen. Das würtembergiſche Königspaar mit dem Kronprinzen kehrten nach Stuttgart, Kaiſerin Alexandra mit ihrer Tochter nach Petersburg am 21. Juni zurück. Indeß war auch die Zeit der Vermählung herangerückt. Bereits am 20. deſſelben Monats war Carl von Würtemberg nach Rußland abgereiſt. In Swinemünde ging er am 25. Juni auf dem ruſſiſchen Kriegsſchiffe „Kroſiasſtſchy" oſtwärts in See, am nächſten Tage von der ganzen erſten Kriegsdiviſion unter Admiral Lagareff empfangen. Eine Seemeile vor Peterhof erſchien auf einem Dampfer Kaiſer Nicolaus mit den Großfürſten und an ſeiner Hand betrat Carl von Würtemberg zum erſten Male den ruſſiſchen Boden, ſtürmiſch von der Bevölkerung begrüßt. Durch die jubelnden Maſſen führte ihn der Kaiſer zu ſeiner harrenden Braut nach Peterhof. Am Geburtstage des Czaren Nicolaus (den 7. Juli) erfolgte die Verlobung, am Geburtstage der Czarewna (13. Juli) die Vermählung. Acht Wochen verlebten die Neuvermählten dann noch zu Peterhof in erſter Liebesfreude, nur von Feſten in der Hauptſtadt unterbrochen, bei welchen namentlich der Namenstag Olgas (23. Juli) den Höhepunkt öffentlicher Verehrung bildete. Aber es galt zu ſcheiden, der nordiſche Winter rückte an, indeß im Neckarthale noch erſt die Trauben reiften; Kronprinz Carl mußte ſeine Gemahlin doch endlich in ſeine Heimat führen. — Es iſt für keine Tochter leicht, vom Elternhauſe ſelbſt an der Seite des geliebteſten Mannes für immer zu ſcheiden. Selbſt an Fürſtenhöfen behauptet das unwandelbar Menſchliche ſein Recht, und dort um ſo gewiſſer und tiefer, je edler und wahrer der Charakter der Scheidenden wie der Bleibenden veranlagt iſt. — Kronprinzeſſin Olga, mochte ſie ihren Gemahl ſo herzlich lieben, als ſie wollte, hing nicht blos an den Eltern ſo heiß, als nur ein Kind es kann, ſie ging auch in dem Bewußtſein ſehr ernſter Pflichten in ein Land, das ſie nicht kannte, zu einem Volke, deſſen Sitte und Art ihr fremd waren, in eine neue Welt, die von ihrem Herzen und Geiſt künftig einen Theil ſeines Impulſes empfangen ſollte und erhoffen mußte. Daß der Abſchied am

9. September zu Kronſtadt ſchwermüthig geweſen, iſt alſo begreiflich. Hätte man gar ahnen können, daß neun Jahre ſpäter Nicolaus I. nicht mehr unter den Lebenden ſein werde, der Abſchied würde herzzerreißend, würde ein ewiger Schatten auf Olgas ferneren Wegen geweſen ſein! — Die Reiſe ging über Stettin, Berlin, Weimar und Würzburg; am 22. September bei Mergentheim betrat das kronprinzliche Paar das würtemberger Land. — König Wilhelm war ihm bis Heilbronn entgegengereiſt, die königliche Familie empfing ſie auf dem Roſenſteine. Am 23. September Nachmittags fand der ſolenne Einzug in Stuttgart ſtatt. Derlei Feſtlichkeit hat ja für jedes Volk ſein Bedeutſames, wo es ſeiner Liebe, wie ſeiner Hoffnung Ausdruck leiht. Dies fand hier in um ſo erhöhterem Maaße ſtatt, als die Schwaben ſich unter Wilhelm „dem Vielgeliebten" glücklich fühlten und wußten, der Sohn ſei an Denkungsart geringer nicht wie der Vater. — Da Villa Berg kaum erſt zu bauen begonnen war, ſo nahm das junge Paar vorerſt Wohnung im Reſidenzſchloſſe ſelbſt. — Des Kronprinzen erſte Aufgabe war, ſeine Gemahlin mit den Verhältniſſen, Einrichtungen und Sitten Würtembergs vertraut zu machen, ihr Land und Leute zu zeigen. Ueberraſchend ſchnell fand ſich die Kaiſerstochter in die neue Heimat und wußte mit großem Verſtändniſſe ebenſo das Weſen des ſchwäbiſchen Volkes und Landes zu erfaſſen, in ihm ſich einzuleben, wie an den künſtleriſchen und wiſſenſchaftlichen Studien ihres Gemahls Theil zu nehmen. — Das kronprinzliche Paar führte anfänglich ein ſtilles, ſich ſelbſt genügendes Leben, doch bald genug ſollte ſich das ändern. Der Drang der Umſtände einerſeits, andererſeits die eigene Triebkraft ſollte beide Gatten zu Functionen des nationalen Lebens berufen. —

Olga von Würtemberg war eine ſchöne, ſtolze, energiſche und dabei höchſt ſeelenvolle Frau; ſie hatte den Geiſt des Czaren Nicolaus, ihres Vaters, die Frömmigkeit und Milde Alexandras, ihrer Mutter vom Hohenzollernſtamme. Mit der Energie des Willens, welche den ſeligen Czaren zum Originale unter allen Fürſten Europa's gemacht hat, führte ſie die tiefen Empfindungen von Menſchenliebe und echter Gottesfurcht aus, welche in ihrem

Herzen wohnten, und dieſe Eigenſchaften auch ſind es allein geweſen, welche Olga über alle Prüfungen und Entſagungen hinweghalfen und entſchädigten, welche die Vorſehung auch ihr ſo wenig wie geringeren Menſchenkindern erſparte. Bereits als Großfürſtin in Petersburg hatte ſie einen Weg betreten, wie er ſchöner nicht für eine fürſtliche Frau gedacht werden kann, den der Werkthätigkeit auf dem unermeßlichen Felde der Nächſtenliebe. Sie hatte dort — noch etwas Neues im fernen Oſten — eine Kleinkinderbewahr-Anſtalt gegründet und ihr bis zur Stunde, wo ſie Rußland verließ, den regſten Eifer zugewendet. Jetzt war Würtemberg ihr Wirkungskreis und es bedurfte nicht erſt der ſegensvollen Spuren, welche die verewigte Königin Catharina, ihre Tante, bereits in Stuttgart hinterlaſſen hatte, um ihr zu zeigen, wie ſie in ihrer neuen Heimat ſich zur Selbſtherrſcherin im Reiche der Liebe machen könne! — Es eröffnete ſich hier ein weites Feld; zunächſt das der Armenpflege. Bereits 1847 übernahm ſie das Protektorat über eine Reihe wohlthätiger und Erziehungs-Anſtalten, die erſt von ihrer organiſatoriſchen Thätigkeit und ihrem perſönlichen Eingreifen in die Leitung ſich eines erneuten, gedeihlichen Aufblühens zu erfreuen hatten. Die „Olga-Heilanſtalt“ zur Pflege kranker und die „Nicolaus-Anſtalt“ für blinde Kinder, wie der Frauenverein zur Unterſtützung verwahrloſter Kinder in Stuttgart, auch die Kleinkinderſchulen und Bewahranſtalten der zu der Reſidenz gehörigen Weiler Berg und Gablenberg wurden durch die reichen Unterſtützungen wie den umſichtigen Rath der Kronprinzeſſin zu einem ſeltenen Aufſchwunge gebracht. Unermüdlich war die hohe Frau ſowohl in der Gründung und Erweiterung von Inſtituten zur Hebung der Volkswohlfahrt, als auch in Studien derjenigen Literatur, welche den Unterricht und das leibliche Wohl des Volks, zumal der ärmeren Klaſſen, betrafen. —

Das Jahr 1848 ward auch Würtemberg nicht erſpart, obwohl die revolutionaire Bewegung dort einen weſentlich andern, milderen Charakter hatte, als im übrigen Deutſchland. Man kann ſagen, daß dies Jahr ſelbſt hier ruhiger als anderswo verlief, dagegen die Folgen deſſelben, ſeine Nachwirkungen, peinlicher als zum Beiſpiel in Preußen wirkten und jenen Stoß erzeugten, der den greiſen König Wilhelm aus ſeinem bisherigen werkthätigen Regentengleiſe trieb und einen trüben Zuſtand von Lähmung und Laſchheit im Staatsleben gerade zu derjenigen Zeit erzeugte, wo das Bedürfniß der Volksentwickelung ſtärker und naturgemäßer als je auftrat! Große Dimenſionen erlangte die Revolution in Würtemberg nie und war von den traurigen Erſcheinungen des Nachbarlandes Baden weit entfernt. Im Anfange galt die Bewegung nur der Erreichung der bekannten freiheitlichen Wünſche des Volkes betreffs der Verfaſſung und namentlich der innern Verwaltung. Dieſe Wünſche waren gerecht und man hatte den Willen, ihnen thunlichſt zu genügen. Beſonders Kronprinz Carl hatte für ſie ein offenes Herz und ſtimmte dem liberalen Programm der Mehrheit offen bei, denn ſeinem geſunden Sinne konnte nicht das Mißverhältniß zwiſchen Theorie und Praxis, zwiſchen der Verfaſſung und der Verwaltung des Landes entgehen. Er hatte die Ueberzeugung: „daß es keineswegs gefahrvoll ſei, dem Volke ein bedeutendes Recht der Selbſtregierung zu bewilligen“, und glaubte, durch dieſelbe gerade den ſchwerfälligen alten Regierungsmechanismus zu erleichtern, zu verjüngen und das Land ohne wilde Zuckungen zu der Entwickelung zu führen, die einmal im Bedürfniſſe der Zeit lag. Ob der König die Sympathien ſeines Sohnes durchaus theilte, wiſſen wir nicht. Bei ſeinem Alter und der langen Gewohnheit, das überaus lenkſame Schwabenvolk durch die hergebrachten Mittel zu leiten, können wir nur annehmen, daß er im Herzen eigentlich von conſervativer Geſinnung war. Wilhelm I. aber war auch ein zu kluger Regent, als daß er die revolutionaire Gefahr erſt abgewartet hätte. Er wußte zu rechter Zeit genug zu geben, damit zu unrechter Zeit ihm Nichts gewaltſam entriſſen werde! Er hatte ſofort die Cenſur aufgehoben, ein neues Miniſterium aus den Reihen der bisherigen Kammeroppoſition gewählt. Am 11. März bereits hatten ſich auch die Standesherren und der ritterſchaftliche Adel Würtembergs bereit erklärt, auf Geſetzesvorlagen: die Ablöſung der Lehnslaſten und Jagdgerechtſame betreffend, einzugehen; das Programm des neuen Miniſteriums aber enthielt die Gewährung ſämmtlicher Forderungen der liberalen Parteien jener Tage! Damit ſchien die Agitation, was Würtemberg ſelbſt betraf, völlig erſtickt. — Die Bewegung indeß, welche ſich der Gemüther betreffs der deutſchen Sache bemächtigt hatte, war es nicht und die Wogen der Leidenſchaft, die an der freiſinnigen Inlandspolitik kein Kampfobject fanden, ſchäumten um ſo höher, zorniger auf, wurden um ſo mehr durch politiſche Utopien erhitzt, je intraitabler eben — Gott ſei's geklagt, — die deutſche Sache war, je ſchiefer und widerſpruchsvoller ſie damals von Regierern wie Regierten überall aufgefaßt wurde. — Alle inneren Fragen traten gegen **dieſe** in Würtemberg zurück! Am 31. December 1848 ließ zwar König Wilhelm die „deutſchen Grundrechte“ proclamiren, aber dem Demokratismus ſtellte er ſich entgegen und hielt ernergiſch daran feſt, daß die Schöpfung einer deutſchen Verfaſſung **nur** Sache der Vereinbarung zwiſchen den einzelnen deutſchen Staaten ſei, nicht aber der Nationalverſammlung zuſtehe, während die Kammer wie die verſchiedenen Fractionen der Volkspartei das ausſchließliche Recht der Reichsgeſetzgebung für dieſe in Anſpruch nahmen. Die allgemeine Aufregung wuchs endlich in ſolchem Maaße, daß König Wilhelm nachgeben und ſich für die von der Nationalverſammlung verkündigte „Reichsverfaſſung“ am 24. April 1849 offen erklären mußte, freilich unter der Annahme: daß dieſelbe nun auch **in ganz Deutſchland** in Wirkſamkeit trete! Gerade in dieſer Zeit der Irrungen und Leidenſchaften hatte Kronprinz Carl zum erſten Male ſowohl ſeine Mannesfeſtigkeit, ſeine politiſche Einſicht, wie die Qualification zu beweiſen, ein Staatsweſen leiten zu können. König Wilhelm, ſeiner leidenden Geſundheit wegen, hatte ſich nämlich genöthigt geſehen, vom 26. Juli bis 21. September 1848 nach Meran behufs einer dringenden Kur zu gehen und für dieſe Zeit ſeiner Abweſenheit dem Sohne die Vollmacht zu ertheilen, in ſeinem Namen zu regieren. Die reinen und hohen Ideen, von welchen die erſte Begeiſterung des Volkes getragen wurde, ſanden lebhaften Wiederhall im Herzen des Kronprinzen Carl und einen wahren Freund. In der Zeit, wo er das Regiment führte, kamen demnach auch eine Reihe wichtiger freiſinniger Geſetzentwürfe bei den Ständen zur Erledigung, ſo über die Aufhebung der „Bannrechte“, über die „Zehnt-Ablöſung“ und das „Jagdgeſetz“, welche den uralten Mißbräuchen von Standesvorrechten aus der mittelalterlichen Epoche ein Ende machten, welche namentlich den Bauernſtand vorher ſehr hart bedrückt hatten. Ferner ſchlug der Kronprinz ſämmtliche Unterſuchungen gegen die Perſonen nieder, welche ſich bei dem berüchtigten **bewaffneten Einfall in Baden**, zum Zwecke der Einführung der **Republik**, ſchwer compromittirt hatten. Gewiß ein Zug von Großmuth und echter Menſchenliebe! — Der Ausbruch, wie die anfänglichen Erfolge des badiſchen Militäraufſtandes erzeugten in Schwaben einen bedeutenden Rückſchlag. Die Meiſten kamen zur Beſinnung; Ruhe und Ordnung im eigenen Lande galt ihnen denn doch mehr, als die Reichsverfaſſung, welche nach und nach immermehr die ausgeſprochene Sache der **reinen** Demokratie wurde. Den Wendepunkt der allgemeinen Stimmung bezeichnet der 27. Mai 1849, wo eine Volksverſammlung in Reutlingen die aggreſſivſten Beſchlüſſe, unter anderen den Anſchluß an die Aufſtändiſchen in Baden, allgemeine Volksbewaffnung u. ſ. w. gefaßt hatte. Dies veranlaßte alle gemäßigten Elemente, ſich deſto enger und energiſcher nun um die Regierung zu ſchaaren. — Dieſe trat demnach feſt auf. Eine Anzahl der exaltirteſten Schreier, unter ihnen das Mitglied der badiſchen Revolutions-Regierung, Fieller, wurden gepackt und für das Militär das Standrecht verkündet. Am 6. Juni hatte das Rumpfparlament in Stuttgart ſeinen Einzug gehalten, fand aber in der Bevölkerung eine theils gleichgültige, theils ausgeſprochen feindſelige Stimmung vor. Als dieſes Parlament, kopflos in wahrem Sinne, der würtembergiſchen Regierung Befehle ertheilte, den General Miller abzuſetzen verſuchte, ward es von der Regierung gewaltſam geſprengt und auseinandergetrieben; keine Hand aber regte ſich zu deſſen Schutze. Hiernach konnte der König in Herſtellung der Ordnung weiter gehen. Eine Anzahl aufſäſſiger Bürgerwehren wurden aufgelöſt, einzelne Ruheſtörungen ohne ernſten Widerſtand unterdrückt und den Schwarzwald gegen Baden hin beſetzte man militäriſch. Inzwiſchen hatte die würtembergiſche Kammer das „Schwurgerichtsgeſetz“ und ein anderes über Einführung „directer geheimer Wahlen“ für die Abgeordnetenkammer votirt und eingeführt, auch hatte König Wilhelm, — ſeinem alten guten Rufe in Deutſchland treu, — ernſtlich eine Reform der Verfaſſung im Sinne, um ſie dem erhöhteren Zeitbedürfniſſe gemäß zu erweitern und zu vervollkommnen. Die neuen, auf Grund des allgemeinen Wahlrechts erfolgten Wahlen fielen indeß faſt durchweg radikal aus, ſo daß ſich das Miniſterium genöthigt ſah, am 28. October zurückzutreten. — Von nun an erſchien allen Gemäßigten die Rückkehr zum alten Syſteme, aber unter Wahrung der erhaltenen freiheitlichen Errungenſchaften, als die ſicherſte Garantie des innern Friedens. Auch der Seele des Königs bemächtigte ſich jetzt der Gedanke der Umkehr. — Die Zeit der Reaction brach an und was ſchlimmer war, die Erkaltung des greiſen Königs für die politiſche Fortentwickelung ſeines Volks, dadurch aber die Erlahmung der legislatoriſchen Thätigkeit der Regierung. Die fröhliche Zeit der geiſtigen Regſamkeit war für Würtemberg auf lange dahin! —

Beſagte Rückkehr zum alten Regime erfolgte unter längerem parlamentariſchen Kampfe der Regierung mit der neuen, an Stelle der früheren Kammer getretenen Landesverſammlung. Fragt man: Wen trifft die Schuld? — ſo muß jeder objective Beurtheiler dieſelbe unbedingt der ſowohl ungeſchickten wie völlig unſtaatsmänniſchen damaligen Volksvertretung zuſchreiben! Der nackte Thatbeſtand ſchon thut es dar. — Das Volk hatte eine Reviſion der Verfaſſung verlangt, König Wilhelm dieſelbe ins Auge gefaßt und zugeſichert. Obwohl im December 1849 dieſe Verfaſſungsreviſion der neuen Kammer unterbreitet wurde, kam dieſelbe ſowohl durch dieſe Volksvertretung, wie durch eine zweite im März 1850 und eine dritte im October deſſelben

Jahres zuſammenberufene nicht zu Stande, weil dieſe Körperſchaften wegen ihrer fortgeſetzten Oppoſition aller und jeder Vorlage der Regierung gegenüber immer wieder aufgelöſt werden mußten. Der nackte **Parteiegoismus**, haltloſe Utopienſucht und die extremſten Doktrinen, zu dem Zwecke verbunden, der conſtitutionellen Staatsform **überhaupt** den Garaus zu machen, hatten das Heldenſtück zu Wege gebracht, den freiheitlichen Ausbau der Verfaſſung zu hindern und der Regierung die Reaction nicht blos leicht, ſondern zur ultima ratio zu machen!! — Wie tief des Kronprinzen Bedauern über ſolche Wendung der Dinge auch immer geweſen ſei, als die Bewegung den Boden des Geſetzes aber verlor, nur niederzureißen und gar Nichts aufzubauen verſtand, mußte Prinz Carl in der Rückkehr zur alten Ordnung ebenfalls die einzige Auskunft erblicken, um endlich dem Lande innern Frieden zu geben. Von dieſer Erkenntniß ganz abgeſehen, hatte er in ſeiner Stellung auch weder die Mittel, noch das Recht, ſich der eintretenden Reaction entgegenzuſtemmen und dadurch ſelber Oppoſition zu machen. —

Die zweite Regierungsphaſe König Wilhelms hatte hiermit begonnen. Die Ständeverſammlung wurde wieder nach dem alten Wahlgeſetz berufen, die Reformvorlage zurückgezogen und ſo lange König Wilhelm lebte, **nicht** wieder eingebracht! Eine Lethargie des öffentlichen Lebens trat ein! Der Geiſt der Würtemberger, vorher durch nationalen Gemeinſinn und die Begeiſterung der Freiheit beſchwingt, ſank unter in der von jetzt ab vorwaltenden Selbſtſucht individueller Sonder-Intereſſen und materiellem Streben! Die Geſetzgebung begann ſtillzuſtehen! — Außer drei Geſetzen, Dem vom 30. Januar 1861, welches den Conflict, der über den Abſchluß des mit dem Papſte eingegangenen „Concordats“ zwiſchen der Regierung und den Ständen ausgebrochen war, beendete und das Verhältniß des Staats zur katholiſchen Kirche geſetzlich regelte, — ferner dem „Gewerbegeſetze“ vom 12. Februar 1861, durch welches Würtemberg als einer der erſten deutſchen Staaten die volle Gewerbefreiheit errang, — endlich dem Geſetze vom 31. December deſſelben Jahres, das die „ſtaatsbürgerlichen Rechte für **unabhängig** vom religiöſen Bekenntniſſe“ erklärte, — geſchah auf dem Wege der innern Geſetzgebung während vierzehn langer Jahre abſolut **Nichts** mehr! War der greiſe König des Kammergezänkes ſchon herzlich müde, ſo vollendete der Kampf betreffs der deutſchen Frage ſeinen Regenten-Widerwillen vollends. Allerdings ſtand betreffs derſelben das würtembergiſche Volk völlig jetzt auf Seite ſeiner Regierung, beide waren 1850 gleich eifrig gegen das preußiſche „Unionsproject“, gleich ſehr einig, ſich im Sinne der Wiener und Würzburger Conferenzen für Erledigung der deutſchen Bundesreform zu erklären. Ganz beſonders ſprach ſich König Wilhelm „gegen eine von Preußen angeſtrebte Verwandlung des deutſchen Staatenbundes in einen Bundesſtaat unter **preußiſcher** Führung aus. In dieſer Stellung gegen Preußen und für Oeſterreich beharrte König Wilhelm auch bis an ſein Ende und ſein Volk mit ihm, wie wir aus dem Benehmen der Zweiten Kammer im Jahre 1864 betreffs Schleswig-Holſteins klar erſehen werden. Nachdem der letzte Verſuch im Erfurter Parlamente, die deutſche Frage zu löſen, am Widerſtande Oeſterreichs und der vier Königreiche geſcheitert war, erſchien die Wiederherſtellung des deutſchen Bundes, ſo ſchlecht er immer war, als das einzige Mittel, den völligen Zerfall der alten Mama Germania zu verhindern. Freilich hing die Gute nur noch ſehr loſe in den Gliedern und der große Leichenbitter jenſeits des Rheins rüſtete ſchon ſein luſtig Trauergeleite! —

Gleichwie unſere fernere Schilderung von Wilhelms Regierung ein etwas mageres Gemälde zeigen wird, ſo war auch über Würtemberg eine öde, verſimpelte Zeit gekommen, es war „wüeſcht“!! — — — An ſeinem Geburtstage 1852 erhielt der Kronprinz General-Lieutenantsrang, im Uebrigen führten er und ſeine Olga ein ſtill meditirendes, durchaus zurückgezogenes Leben, dem Studium, der Kunſt und den Pflichten der Wohlthätigkeit lebend, aber ohne beſondere officielle Wirkſamkeit. Nur ganz unvorhergeſehene Ereigniſſe unterbrachen den ebenmäßigen Gang ihres Daſeins. —

Natürlich vermögen wir am wenigſten ins Herz des kronprinzlichen Paares, zumal während ſeiner damaligen Beſchaffenheit zu blicken, aber wir glauben, es ſei weder eine falſche noch vorlaute Behauptung, wenn wir meinen, daß dieſe 14 Jahre ſchwere, prüfungsreiche für ſie, daß ſie ihnen Beiden eine — Regentenſchule geweſen ſind, welcher Gott ſie unterwarf, um ſie für ihren künftigen Lebenszweck geſchickt zu machen. Dieſe Prüfungen waren hart und von verſchiedenſter Art. Nennen wir ſie kurz mit zwei Worten: den Krimkrieg und — Kinderloſigkeit! — Als Rußland den Streichen Napoleons und Englands erlag, Carl und Olga in dem Rieſen des europäiſchen Oſtens zugleich den vielgeliebten Vater und einen bewundernswürdigen Menſchencharakter ſinken ſahen, ja die ganze geſittete Welt ob ſeines Falls erbebte, glaubt man etwa, daß ihnen da nicht auch ein Theil des eigenen Herzens in Stücke gegangen ſei?! — Wenn es ferner für jede bürgerliche Ehe ſchon traurig genug iſt, daß Gott ihr Kinder verſagt, in denen ſie ſich wiederfindet, die über ihr Grab hinaus die Familie fortſetzen können; Kinder, die der Eltern Werke vollenden, die unerfüllten Hoffnungen ihrer Seele zur Wirklichkeit machen, — denkt man denn nicht, daß der Schmerz, dem Lande keinen Nachfolger zu hinterlaſſen, für ein Herrſcherpaar nicht zehnfältig tiefer ſei? Sie leiden nicht nur als Gatten, ſie leiden als Patrioten, leiden als Häupter ihres Volkes! Wäre Carls und Olgas Leben im Uebrigen auch durchaus roſig und heiter geweſen, das Jahr 1853 und 1854 flocht ihnen bittere Dornen ins fürſtliche Diadem und ſie waren 1864 viel andere Leute geworden, als ſie ſelbſt 1849 noch geweſen ſein mochten. — Wenn dies aus weiter nichts hervorginge, ſo doch aus der neuen Art Studien, denen ſie ſich unterzogen. Geſunde und edle Naturen, wenn ihnen häusliche Freuden trotz innigſter gegenſeitiger Liebe verſagt ſind, Unglück ſie aufſucht oder das Leben ſie hoher Hoffnungen beraubt, ſuchen darin Erſatz, daß ſie ihr Leben dem öffentlichen Wohl weihen, ſich ihren Mitmenſchen nützlich machen. Das edelſte Fürſtenpaar alſo wird dasjenige ſein, was den Schmerz der Kinderloſigkeit in lebendige und unſterbliche Werke der Volksliebe und Wohlfahrt umzuprägen weiß und mit den Thränen der geiſtig wie leiblich Armen und Bedrängten die eigenen trocknet! Das heißt in der That für ein verſagtes dem Himmel Aberhunderte von Kindern abringen!! — Für dieſe Richtung waren Carls und Olgas Studien von den Jahren 1853 ab entſcheidend. Damals — Villa Berg war überdies beendet und bezogen worden — begann der Kronprinz ſich ernſter als je den Staatswiſſenſchaften, der Politik und Geſchichte, vor allen Dingen aber der Staats- und Volkswirthſchaft, der Unterſuchung der materiellen Intereſſen des Volkes hinzugeben. „Die hohe Bedeutung, welche der Pflege volkswirthſchaftlicher Intereſſen im heutigen Staatsleben zukommt“, ſagte uns ein König Carl-naheſtehender Mann, „war dem Kronprinzen nicht entgangen und ſo hatte ſich derſelbe mit beſonderem Eifer gerade dieſen Disciplinen zugewendet und ſich zu dem Zwecke noch 1855 und 1856 von dem damaligen Profeſſor der Nationalökonomie Dr. Helfrich zu Tübingen ſpecielle Vorträge halten laſſen. Wir meinen denn doch, wenn Einer nebſt Frau noch mit 33 Jahren in die Schule geht, daß ihm an dem betreffenden **Lernſtoffe** doch beſonders viel liegen muß!

Ende Sommers ward König Wilhelm wieder leidend und mußte zur Kur nach Nizza. Während dieſer Zeit, vom November 1858 bis April 1859 verſah der Kronprinz die Regierungsgeſchäfte. Es iſt uns nirgend indeß kundgegeben worden, daß derſelbe etwa wie im Jahre 1848 zu irgend einer belangreichen Maßregel die Initiative ergriffen hätte und wie die Dinge dermalen in Würtemberg lagen, hatte er hierzu wahrſcheinlich keinerlei Veranlaſſung. Das Jahr 1859 aber brachte eine große und tiefe Erſchütterung, die erſte nationale ſeit 1848, — den öſterreichiſch-italieniſchen Krieg.

Wie derſelbe vom welthiſtoriſchen, vom allgemein deutſchen und auch beſonders aus preußiſchem Geſichtspunkte aufzufaſſen war, haben wir bei Fürſt Bismarck erörtert, hier handelt es ſich darum, zu zeigen, wie er vom würtembergiſchen Standpunkte **damals aufgefaßt wurde**, wie es denn überhaupt unſer

Beſtreben iſt, nach Kräften darzuſtellen, wie Würtemberg, Volk wie Herrſcher, ein Zeitereigniß anſchauten und ſich zu ihm ſtellten, und wir hüteten uns, etwa vorlaut unſere Privatanſicht, die höchſt gleichgültig iſt, mit der des Landes und Herrſchers zu vermengen, deſſen Schilderung uns obliegt. Der billigdenkende Leſer wird ſich alſo nicht wundern können, wenn er über daſſelbe Factum den verſchiedenſten Meinungen in unſerem Werke begegnet, weil dieſe eben die Signatur für Land und Leute ſind. Um uns dem Publikum hierin ganz verſtändlich zu machen, genüge, daß wir zum Exempel bei Roon und Bismarck manchen ſcharfen Schatten auf die preußiſche Volksvertretung während der Conflictszeit geworfen, ja diverſe Tadel auszuſprechen uns erlaubt haben. Wir redeten eben vom **Roon'ſchen** und vom **Bismarck'ſchen** Standpunkte aus. Wenn wir die Lebensſkizze des Reichstags-Präſidenten Dr. Simſon aber zu geben haben werden, wird man finden, daß die Conflictszeit Preußens und die Handlungsweiſe der damaligen Volksvertretung ſich auch von einem anderen Standpunkte anſehen, erklären und — vertheidigen läßt. Man wird uns hoffentlich dann nicht das Unrecht anthun, zu glauben, wir wollten den Sykophanten jeder Partei ſpielen. Wir machen es nur, wie es der Maler eben machen muß; bei Bismarck und Roon ſahen wir die Sache von Oben her an, bei Simſon thun wir das von Unten! Veränderte Perſpectiven geben veränderte Anſchauungen. — —

In ganz Süddeutſchland rief der Ausbruch des öſterreichiſch-italieniſchen Krieges nun eine ungewöhnliche Bewegung der Gemüther hervor und dies hatte ſeinen ſehr pſychologiſchen Grund. Dem Süddeutſchen galt Oeſterreich und ſein Kaiſerhaus als der natürliche Führer Deutſchlands, wenigſtens als der durch Tradition legitimirte, galt ihnen ferner als der nach Frankreich größte militäriſche Staat Europa's, Preußen aber ſeit 1850 für ein Land, deſſen Ohnmacht allein ſeinen ehrgeizigen Prätentionen die Waage hielt! Kein Wunder, daß man in Würtemberg ganz beſondere und allgemeine Begeiſterung für die Sache Oeſterreichs empfand, in ihr die Sache Deutſchlands ſelber erblickte. Italiens Beſtreben, im Bunde mit Frankreich den Kaiſerſtaat über die Alpen zurückzudrängen, ward als ein Raub angeſehen. Ob er das wirklich geweſen iſt, oder aber eine hiſtoriſche Naturnothwendigkeit, welche ſich trotz Liebe oder Haß der Menſchen unerbittlich vollzog, das zu unterſuchen iſt nicht unſere Sache. — Die würtembergiſchen Kammern, am 27. April 1859 zuſammenberufen, votirten **einſtimmig** die Bewilligung von 6,700,000 Gulden für Mobiliſirung des Bundescontingents, Ankauf von Pferden, wie Genehmigung des Aufrufs der Landwehr. Die Truppen wurden augenblicklich auf den Kriegsfuß geſetzt und in der Nähe von Heilbronn zuſammengezogen, bereit, auf den erſten Befehl über die Grenze zu rücken!“ — Dies läßt verſchiedene Argumente zu! — Von aller Gefühlspolitik abgeſehen, war Würtemberg ein Grenznachbar der Schweiz und einem Griffe Napoleons III. von Straßburg her ausgeſetzt. Daß das würtembergiſche Corps gerade bei Heilbronn concentrirt war, „bereit über die Grenze zu rücken“, iſt doch nur ſo zu verſtehen, daß ihr etwaiger Vorſtoß entweder der Linie Unter-Baden, Rheinpfalz, Weißenburg, — alſo Napoleon — oder aber Preußen galt. Es iſt ja bekannt, daß des Letzteren Abneigung, mitzuſpielen, Deutſchlands-Intervention in der Sache **unmöglich** machte. Wir wiſſen nicht, ob, wenn Graf von Moltke damals würtembergiſcher Generalſtabschef geweſen wäre, er über dieſe ſtrategiſche Stellung nicht bedenklich den Kopf geſchüttelt haben würde, uns wandelt aber bei derſelben die unwillkürliche Ahnung an, daß der erſte würtembergiſche Soldat, welcher über die Grenze damals gerückt wäre, wahrſcheinlich einen Weltkrieg oder die Zertrümmerung Süddeutſchlands bedeutet hätte!! Lieſt man Bismarck's Brief, den er aus Petersburg ſchrieb, vorurtheilsfrei nach und bedenkt man Preußens damalige Schwäche, ſo dürfte das Facit des Exempels nicht ſchwer zu ziehen ſein.*) — Der plötzliche Friede von Villafranca brachte dem Kriege ein „unerwartetes“ Ende! —

---

*) Fürſt Bismarck, S. 71—73, Band II.

Die Erfahrungen, welche man bei dieſer Gefahr in Würtemberg nun gemacht hatte, ließen das Bedürfniß der Reviſion der Bundeskriegsverfaſſung dringender denn je erkennen. Bei den alsbald gepflogenen Unterhandlungen über dieſelbe hielt Würtemberg mit den Mittelſtaaten zuſammen und brachte mit ihnen im October den Antrag auf eine ſolche Reform ein, welche in der Bundestagsſitzung vom 12. November 1859 denn auch angenommen wurde. Die Angelegenheit gedieh aber zu keinem Ziele, Oeſterreich und Preußen, jetzt weniger als je liirt, konnten ſich über die Bedingungen dieſer Reform nicht einigen, alſo unterblieb ſie! Eben ſo eifrig betheiligte ſich die würtembergiſche Regierung an den Würzburger Miniſterconferenzen der Regierungen der Mittelſtaaten, welche das Bedürfniß gemeinſamer geſchärfterer Aufmerkſamkeit auf die in Folge der durch den italieniſchen Krieg geſchaffenen innern Lage Deutſchlands hervorgerufen hatte und mit ihr das Bedürfniß geſchloſſenen Zuſammenwirkens in Bundesangelegenheiten. Wir wiſſen, daß auch bei dieſen Conferenzen eigentlich Lebensfähiges nicht herauskam. Wie ſollte es auch? Allein zu gehen, war man zu ſchwach, ohne Preußen und nur mit Oeſterreich **konnte** man nicht, mit Preußen ohne Oeſterreich **wollte** man nicht gehen, ſo ging man alſo gar nicht und Jeder war wieder auf ſich angewieſen. —

Das Jahr 1860 brachte in Preußen den Reorganiſations- und Verfaſſungsconflict, das Jahr 1861 aber Würtemberg die vorhin erwähnten einzigen drei Geſetzesvorlagen, welche einen Fortſchritt in dieſer 14jährigen Zeit der „Staatswindſtille“ bezeichnen. Von ihnen iſt für uns hiſtoriſch das Kirchengeſetz betreffs des Concordats wichtig. — Die Schwaben ſind im Punkte des Glaubens ein höchſt difficiler Menſchenſchlag. Schon ſeit den Tagen des Remsthaler Bauernaufſtandes und des „armen Konrad“ brachte ſie Gewiſſensbedenken weit mehr noch als die Politik in Harniſch und ihre wirklich ernſten Empörungen hatten ſtets eine gewiſſe dogmatiſche Seite. Es waren ihnen auch noch die Tage im Gedächtniß, wo vorigen Jahrhunderts die Stuttgarter

Bürgerſchaft in hellem Zorn ſich bewaffnet hatte, um „der Papiſterei“ heimzuleuchten und wie Oberſt Röder von Schwende mit dem Piſtol in der Hand dem Regimente des Juden Süß und der Jeſuiten ein Ende gemacht hatte. Das mit der Kurie eingegangene Concordat war den Gläubigen beider Confeſſionen, welche aufgeklärter dachten und die politiſche Seite bei jeder Religion haßten, ein Dorn im Auge und die Regierung war nach und nach mit den Ständen in einen Conflict gerathen, der ſehr drohend werden wollte, durch das Geſetz vom 30. Januar aber endlich völlig beſeitigt wurde. Ihm, wie der Einſicht der nachmaligen Regierung und der Mäßigung beider Confeſſionen war es auch zu verdanken, daß das ſpätere aggreſſive Vorgehen Roms auf dieſes Land nicht die geringſte Wirkung übte. — Lange Ruhe ſollte indeß nicht ſein, die Zollvereinsfrage tauchte auf! —

Preußen hatte im Jahre 1862 im Namen des Zollvereins den franzöſiſchen Handelsvertrag abgeſchloſſen, König Wilhelm von Würtemberg dagegen, welcher die Intereſſen ſeiner Gewerbetreibenden und Producenten durch Frankreichs Handelsanſchluß gefährdet glaubte, hatte zu dem Vertrage ſeine Zuſtimmung verweigert. Anfangs hatte der greiſe Monarch auch hierin die Mehrheit der Kammer und der Induſtriellen des Landes auf ſeiner Seite. Preußen aber, welches wußte, welchen Werth „die Fleiſchtöpfe Aegyptens“ haben*), beantwortete dieſe Weigerung der Mittelſtaaten mit eventueller Kündigung des Zollvereins! Was nicht ausbleiben konnte, geſchah. Die Mehrzahl der würtembergiſchen Induſtriellen gerieth ins Schwanken. Den franzöſiſch-preußiſchen Vertrag annehmen war ſchlimm, den Zollverein aufgeben aber unmöglich. Eine am 19. Juni 1863 in Stuttgart abgehaltene Landesverſammlung wählte von zwei Uebeln das kleinere, welches auch das weniger gewiſſe war und richtete an die Regierung die Bitte: die Verhandlungen mit Preußen wieder aufzunehmen. Dies geſchah. Obwohl die Stände aber bis März 1864 tagten, war dieſe, faſt eine Lebensfrage Würtembergs betreffende Sache noch nicht beendet, als König Wilhelm am 25. Juni dieſes Jahres ſtarb. Die letzte Amtshandlung, welche Carl als Kronprinz übernahm, war, daß er an ſeines Vaters Stelle in der vom Kaiſer von Oeſterreich berufenen Frankfurter Fürſtenverſammlung erſchien und an den Berathungen der Bundesreform theilnahm. Welchen Ausgang dieſe Verſammlung nahm und wie trübe der deutſche Horizont war, daß zum Ueberfluß auch noch das Kopenhagener Märzpatent den Erisapfel brachte, um offene Zwietracht ausbrechen zu laſſen, iſt hinlänglich erörtert worden*).

---

*) Fürſt Bismarck, S. 66, Bd. II.

Der ſchleswig-holſteiniſche Krieg war angebrochen, im Februar 1864 war der Einmarſch der Executions-Armee in die Herzogthümer erfolgt. Die würtembergiſche Regierung hatte ſich bereits in demſelben Monat von den Kammern einen Credit von 1½ Millionen Gulden votiren laſſen, um den Pferdebeſtand erhöhen, Munition, Krupp'ſche Gußſtahlkanonen u. ſ. w. beſchaffen zu können. Weitere militäriſche Maßnahmen zu treffen ward aber unterlaſſen, nachdem die beiden deutſchen Großmächte den Krieg gegen Dänemark als „eigene" Angelegenheit unternommen, der Bundestag aber, auch auf Oeſterreichs Antrag, den den Regierungen von Sachſen und Hannover ertheilten Executions-Auftrag in der Sitzung vom 4. December 1864 erledigt erklärt hatte. Während dieſer Krieg alle Gemüther bewegte, trat ein unerwarteter Wendepunkt für Würtembergs inneres Leben ein. Das kronprinzliche Paar hatte ſich, nichts Böſes ahnend, zu einem Beſuch des Kaiſers Alexander von Rußland (ſeines Schwagers und Bruders) nach Kiſſingen begeben, als König Wilhelm am 25. Juni ganz unerwartet auf dem Roſenſteine bei Stuttgart verſchied. — Blickt man auf die Lebenszeit dieſes Veteranen unter den Königen, erinnert man ſich der allgemeinen ſchmerzvollen Trauer, die bei ſeinem Ableben Würtemberg wie ganz Deutſchland erfaßte und daß Schwaben ſich unter ihm ſtets glücklich, zufrieden und beſonders in den letzten Jahren in merkantiliſcher wie induſtrieller Beziehung überaus blühend befunden hatte, ſo muß man geſtehen, daß er bis zu ſeinem letzten Seufzer noch immer „der Vielgeliebte“ geblieben war.

---

*) Bismarck, S. 98 – 100, Bd. II.

Auf die erſte Trauernachricht eilte Kronprinz Carl ſofort nach Stuttgart. Der erſte Gang des neuen Herrſchers war zur Leiche ſeines Vaters, ſeine erſte Regierungshandlung eine Proclamation an ſein Volk. — Sie lautete alſo:

„Würtemberger! Es hat dem allmächtigen Gott gefallen, uns eine ſchwere, ſchmerzliche Prüfung aufzuerlegen. Das Band, welches während einer langen Reihe von Jahren einen geliebten König mit ſeinem Volk vereinigte, hat der Tod gelöſt. Die Erinnerung aber an Alles, was er in furchtloſem Eifer und unerſchütterlicher Treue für das Wohl ſeines Landes gethan, lebe unauslöſchlich in Aller Herzen fort! Dem eingedenk werde Ich ehren, was ſein Geiſt ſchuf, ſeine Werke pflegen, insbeſondere die Verfaſſung des Landes getreu beobachten. Indem Ich die Zügel der Regierung ergreife, vertraue Ich vor Allem auf Gottes Hülfe, welcher Mir Kraft verleihen möge, Mein Leben dem Wohle des Landes zu weihen, dem höchſten Ziele Meiner Beſtrebungen! Meine Unterthanen werden Mir, Ich baue darauf, mit Vertrauen und Liebe entgegenkommen, damit das feſte, auf Recht und Treue begründete Band, das Fürſt und Volk Würtembergs ſtets einigte, auch zwiſchen uns feſt und aufrichtig fortlebe.

Stuttgart, den 26. Juni 1864. Carl.“

Der Beſtimmung der Verfaſſung gemäß, welche das bei jedem Thronwechſel vorſchreibt, ward die vertagte Ständeverſammlung ſofort berufen, um ihr die vom neuen Monarchen auszuſtellende feierliche Urkunde mit der Zuſicherung unverbrüchlicher Heilighaltung der Landesverfaſſung zu übergeben. — — Ehe wir König Carl I. auf ſeinem Herrſcherwege begleiten, müſſen wir indeß wiſſen, in welcher Lage der Staat nach Außen wie Innen ſich befand, namentlich wie die des neuen Monarchen ſelbſt beſchaffen geweſen iſt, damit wir ſeine ferneren Handlungen zu würdigen vermögen. Die äußere Lage betreffs des holſteiniſchen Krieges war keine beſſere, jedenfalls auch keine ſchlechtere, als die der Mittelſtaaten alle. Sie mußten die beiden deutſchen Großmächte agiren laſſen und ſich jeder eigenen Thätigkeit enthalten. Andererſeits aber ſtand Würtemberg mit ſeinen Geſinnungsgenoſſen auf dem Qui vive, um in die Action einzuſpringen, wenn die verbündeten Hauptmächte gerade wegen dieſer ihrer jetzigen Verbindung in Conflict gerathen würden, der Austrag der deutſchen Sache ſich alſo durch daſſelbe Mittel beſchleunigte, von welchem beide Großſtaaten erwartet hatten, daß es ſie gütlich beendigen würde. Beide hatten gewiß den redlichen Willen dazu, die Mittelſtaaten ſetzten muthmaßlich aber in denſelben keinen abſoluten Glauben. Angenehm war alſo Würtembergs Stellung nach Außen immerhin nicht. — Die innere Lage war auch ſchwierig, insbeſondere diejenige König Carls. Zu lange war unterlaſſen worden, dringende Bedürfniſſe zu befriedigen, unhaltbare Zuſtände zu beſſern, als daß ſich dieſelben nun nicht doppelt fühlbar machten, energiſcher denn je nach Regelung verlangten. Jedes Jahr hatte das eigenthümliche Mißverhältniß zwiſchen Dem, was die Verwaltung gewährte und Dem, was die Verwaltung hemmte, der fortſchreitenden Kultur und Geſittung gegenüber auffälliger erkennbar gemacht. Keine leichten Aufgaben waren es, die dem neuen Könige erwuchſen. — Auf eine Regierung folgend, die während einer faſt halbhundertjährigen Dauer ſich im Herzen des Volks tief feſtgeſetzt hatte, welcher daſſelbe durch herzliche Neigung wie Gewohnheit eine patriarchaliſche Amtsübung vergangener Tage willig zugeſtand, ſah König Carl ſich nun einer ganz neuen und — zugleich ſehr bewegten Zeit gegenüber, mit Anſprüchen, welche die Loyalität des Volkes zwar vertagen, aber nicht aufgeben konnte. An der ſchwierigſten, der deutſchen Frage, welche in Schwaben jede andere überwog, war fünfzig Jahre vergebens gearbeitet worden, im Lande harrten aber eine Reihe von Reformen. Erſtlich die Verfaſſungsreform, ferner die Umbildung der Gerichtsorganiſation und des Prozeßverfahrens. Letzteres war nahezu noch mittelalterlich! Dem Schreiberunweſen, d. h. den vielen Beamtungen, hatte König Wilhelm I. allerdings ein Ende gemacht, aber die alten Grundſätze der Schriftlichkeit und Heimlichkeit herrſchten noch. Das Recht wurde durch veraltete Rechtsmittel unendlich verlangſamt und durch inquiſitoriſche Peinlichkeit ebenſo erſchwert wie abſtoßend gemacht. Eine ſyſtematiſche Ausdehnung des Eiſenbahnnetzes war beim Ableben des Königs eben ſo unerledigt geblieben, als die nicht minder Handel und Production ſchwer berührende Frage: ob Würtemberg aus dem Zollverein ſcheiden, oder mit ihm den neuen franzöſiſch-preußiſchen Handelsvertrag in den Kauf nehmen ſolle. — König Carl hatte das alte Miniſterium ſeines Vaters übernommen; es beſtand aus dem Juſtizminiſter Freiherrn von Wächter-Spittler, Aeußeres hatte Freiherr von Hügel, Inneres Freiherr von Linden, den Kultus leitete der Departements-Chef von Gotther, Kriegsweſen General von Miller und die Finanzen der Departements-Chef von Sigel. Es lag in der Natur des Regierungswechſels, der im gewiſſen Sinne auch ein Syſtemwechſel genannt werden muß, daß König Carl unmöglich mit Leuten weiter agiren konnte, welche ſo lange einer gelähmten Verwaltung gedient hatten. Sie wurden entlaſſen, nur General von Miller für den Krieg und Herrn von Gotther für den Kultus ausgenommen. Im September 1864 traten für die Juſtiz Freiherr von Neurath zugleich als Präſident des Geheimen Raths ein, fürs Aeußere Freiherr von Varnbühler, der zugleich das Departement der öffentlichen Verkehrs-Anſtalten erhielt, fürs Innere von Geßler I., für die Finanzen endlich Herr von Renner. Unter all den Männern, welche als Räthe König Carls während ſeiner achtjährigen Regierung gewirkt haben, nahmen die öffentliche Aufmerkſamkeit, ſowohl im Lande wie im übrigen Deutſchland, die Herren von Varnbühler wie von Mittnacht beſonders in Anſpruch. Auf die Gefahr hin, bei Manchem, namentlich im Norden, eine naive Ueberraſchung hervorzurufen, behaupten wir, daß man dieſen beiden Miniſtern, beſonders Erſterem, unter uns viel Unrecht gethan hat, daß ſie nämlich unbedingt zu den Erbauern der neuen deutſchen **Einheit** gehören!! Wenn wir den Namen Deſſen nennen wollten, der dieſe Behauptung, mit Beweiſen verſehen, vor uns ausſprach, man würde vor der Autorität dieſes alten und bedeutendſten deutſchen Liberalen verſtummen! Es wird ſonach geſtattet ſein, daß wir den Gang der Politik dieſer Männer insbeſondere, ſo gut eben möglich iſt, verfolgen und wir können nicht verhehlen, daß es für Würtemberg ſowohl wie Deutſchland ein bisher viel zu ſehr unterſchätztes **Glück** geweſen iſt, daß König Carl in den ſchweren Zeitläufen ſeines bisherigen Regiments zwei ſo ernſte, ſchwäbiſche Patrioten, ſo vorausdenkende Staatsmänner wie Varnbühler und Mittnacht zu Dienern hatte. — — Die Statiſtik iſt eine noch ſehr junge Wiſſenſchaft, es iſt aber bekannt, welche Reſultate man ihr verdankt und zu was für überraſchenden Schlüſſen und Erkenntniſſen auf allen Gebieten des Daſeins ſie zu führen vermag. An die Erwähnung beider vorgenannter Staatsmänner anſchließend, würde zum Beiſpiel eine würtembergiſche Miniſter-Statiſtik, ſelbſt ganz dürr gegeben, laut genug für ſich reden und einen pſychologiſchen Einblick in die verſchiedenſten Staatsphänomene Schwabens geſtatten. Deshalb geben wir dieſe Statiſtik auf nebenſtehender Tabelle, damit bei der nachträglichen Schilderung der Entwickelung des würtembergiſchen Reichs Jeder die eigenen Reſultate ſeiner Betrachtungen gegenwärtig zu haben vermag.

Als König Carl zum erſten Male in Perſon die würtembergiſchen Kammern am 12. Juli 1864 eröffnete, — (die Londoner Conferenz war reſultatlos eben auseinander gegangen, das Miniſterium Monrad gefallen und der Wiederausbruch des Krieges gegen Dänemark zu gewärtigen) — war man noch der Zuverſicht, die deutſchen Großmächte würden in Einigkeit an die gemeinſame deutſche Angelegenheit gehen, hatten ſie doch vereint geſtritten auf dem Felde der Ehre! König Carls erſte Thronrede gab dieſer Hoffnung vor dem Lande Ausdruck. Allerdings war dieſelbe durch ein gewiſſes Mißtrauen gegen die beiden Großſtaaten, zumal gegen Preußen, getrübt und dieſes Mißtrauen wurde von der würtembergiſchen Volksvertretung nicht weniger ſtark getheilt und offen genug erklärt. Ihre Befürchtung ſprach ſich nämlich durch den Mund der Abgeordneten Oeſterlen und Wolbach in der Interpellation aus: „ob die Regierung eine Einigung der übrigen

	Juſtiz	Aeußeres	Inneres	Kultus	Krieg	Finanzen	Verkehrs-Anſtalten
1864 vom 25. Juni ab: Miniſterium des verewigten Königs **Wilhelm I.**	Freiherr von Wächter-Spittler	Freiherr von Hügel	Freiherr von Linden	**von** Gotther, bisher Departements-Chef	General von Miller	von Sigel, bisher Departements-Chef	Die Centralbehörde derſelben reſſortirt unter das Miniſterium der äußeren Angelegenheiten, von dem es eine Abtheilung bildet. Ihr Reſſort-Chef hat zwar Sitz und Stimme im Geheim-Rathe, aber keine miniſterielle Befugniß. Derſelbe war:
1864 im September: **Neues Miniſterium Königs Carl I.**	Freiherr von Neurath, zugleich Präſes des Geheimen Raths	Freiherr **von Varnbühler**	von Geßler I.	**von** Gotther	**von** Miller	von Renner, bisher Departements-Chef	
1865 den 1. September.	dito	dito	dito	dito	General-Lieutenant **von Wiederhold**	dito	
1866 den 5. Mai.	dito	dito	dito	dito	General-Lieutenant **von Hardegg**	dito	
1867 im April.	**von Mittnacht,** bisher Staatsrath	dito	dito	von Gotther, zugleich Präſes des Geh. Raths	Generalmajor **von Wagner**	dito	
1870 im März reicht das Geſammt-Miniſterium wegen Oppoſition der II. Kammer betr. des Etats, namentl. d. Kriegsbudgets, ſeine Entlaſſung ein. Daſſelbe bilden nun:	**von Mittnacht**	**von Varnbühler,** zugleich Präſes des Geheimen Raths	von Scheurlen, bisher Staatsrath	von Geßler II., bisher Kanzler der Landes-Univerſität und Präſident der II. Kammer.	**von Suckow,** bisher Chef des Königlichen Generalſtabes	dito	
1870 den 31. Auguſt.	**von Mittnacht,** zugleich Präſes des Geheimen Raths	Graf von Taube, bisher älteſter Rath im Miniſterium. **von Varnbühler** wird penſionirt.	dito	dito	dito	dito	1870 von Dillenius, Geh. Rath
1871 den 9. Januar.	dito	Freiherr **von Wächter,** bisher Geſandter in Paris	dito	dito	dito	dito	dito
1872 den 16. Mai, nachdem am 1. April von Scheurlen verſtorben war.	dito	dito	von Sick, Oberbürgermeiſter von Stuttgart	dito	dito	dito	dito
Jetziges Miniſterium (Ende des Jahres 1872)	**von Mittnacht,** Präſes des Geheimen Raths	Freiherr von Wächter	**von** Sick	**von** Geßler II.	von Suckow	von Renner	von Dillenius

deutſchen Staaten gegenüber der Einigung der beiden Großmächte denn für unmöglich und unzweckmäßig halte?“ Am 26. Juli antwortete Herr von Varnbühler: „er halte die Einigun der deutſchen Großmächte für eine Bedingung zur Löſung de ſchleswigſchen Frage und den Intereſſen Deutſchlands entſprechend eine Einigung der übrigen deutſchen Staaten als **Gegenſatz** z den beiden Großmächten finde er zur Zeit weder nöthig noc rathſam.“ — Die Ueberzeugung, daß auf friedlichem Wege di Löſung der Herzogthümerfrage nur durch eine Verſtändigun beider Großmächte erzielt werden könne und das Streben dieſe friedliche Löſung ihrerſeits zu fördern, leitete die würtembergiſche Regierung ſowohl am Bunde, wie den Kammern gegenüber. Ein ſehr ſtarkes Mißtrauen hatten früher bereits di würtembergiſchen Stände bei der Creditbewilligung für die Kriegsrüſtungen gegen Dänemark in der Ueberzeugung ausgedrückt „daß dem bundeswidrigen Vorgehen der deutſchen Großmächte gegenüber die Rechte Deutſchlands und der Herzogthümer, wie die eigene Selbſtſtändigkeit der Mittel- und Kleinſtaaten nur durch ein feſtes Bündniß **unter ſich** und durch di Berufung einer gemeinſamen Volksvertretung der ſo verbündeten Staaten geſichert werden könne, demgemäß die Regierung alſo um Abſchluß eines ſolchen Bündniſſes zu erſuchen ſei. — — In Beantwortung der Thronrede hatte die Kammer ein Adreſſe überreicht, welche der treuen Geſinnung zu dem neue Monarchen Ausdruck gab, aber auch den Wunſch ausſprach: „di auf Grund der Bundesbeſchlüſſe einſeitig gegen Preſſe und Vereinsweſen erlaſſenen Verordnungen von 1855 und 1856 aufzuheben. Demſelben willfahrte König Carl ſofort, indem er durch Verordnung vom 24. December deſſelben Jahres die früheren Preß- un Vereins-Ordonnanzen einfach aufhob. —

Achtzehn Jahre einer glücklichen Ehe hatte die Vorſehung de Königspaare verliehen, jegliche Hoffnung auf Kinder war inde erloſchen. Eine Nichte der Königin, Großfürſtin Vera von Rußland, Tochter des Großfürſten Conſtantin und Alexandras, geb Herzogin von Sachſen-Altenburg, war's, die ihnen Erſatz biete ſollte, nun in den königlichen Familienkreis aufgenommen wurde und deren Erziehung wie Ausbildung das Königspaar in hingebender Liebe fortan ſich widmete, — eine nordiſche Roſe im ſchwäbiſchen Garten, die an Geiſt wie Körper fröhlich aufgeblüht. — Beim Antritt ſeiner Regierung hatte König Carl ferner ſeiner Gemahlin das Protectorat über die Centralleitung des Wohlthätigkeitsvereins (— der 1817 gegründeten Schöpfung der verewigten Catharina —) übertragen. Auf dieſem Felde eröffnete ſich für Königin Olga nunmehr ein faſt ungemeſſenes Feld eifervoller Thätigkeit und ſie gab ſich ihm mit der ganzen Stärke ihrer Frauengefühle, mit dem zähen energiſchen Ernſte ihres Vaters hin. Sie übernahm ſofort die Fürſorge zweier weiteren, mit der Centralleitung verbundenen Wohlthätigkeits-Anſtalten, nämlich die National-Induſtrie-Anſtalt und die würtembergiſche Sparkaſſe. Erſtere, bereits von Königin Catharina gegründet, hatte das Ziel: Handarbeiten von Frauen und Jungfrauen beſſerer Stände, welche in bedrängten Umſtänden ſind, zur Verwerthung zu bringen und damit gerade Bedürftigen aufzuhelfen, die in der Regel ganz verlaſſen ſind, weil Scham und Ehre ſie abhält, unter ihren Stand zu ſinken, ihnen andererſeits aber die Kraft, das Geſchick und die Erfahrung fehlt, denſelben allein würdig feſthalten und ausfüllen zu können. Mit dieſer Induſtrie-Anſtalt iſt Würtemberg allen anderen deutſchen Ländern in leuchtendem Beiſpiel vorangegangen. Die Sparkaſſe, ebenfalls von Catharina gegründet, iſt zum Beſten kleiner Leute gegründet, welche ihre Erſparniſſe auch in den kleinſten Summen hierher retten, anlegen und ſich einen Troſt in den Zeiten der Noth und des Alters ſichern können. An der Verwaltung dieſer drei Anſtalten, an jeder wichtigeren Berathung der Organe derſelben nahm und nimmt noch Königin Olga in Perſon Theil, ſucht durch Rath oder Empfehlung zu helfen und iſt mit reichlicher Unterſtützung immer bei der Hand. Eine eigene Schöpfung Olgas iſt das „Haus der Barmherzigkeit“ zu Wildberg, im erſten Jahre ihrer Thronbeſteigung errichtet. Dort, mitten im Schwarzwald, im Oberamtsbezirke Nagold, liegt im Städtlein Wildberg das fromme Haus, wo alle alten, armen, erwerbsunfähigen Leute aus dem ganzen Schwabenlande eine Zufluchtsſtätte im Sinne wahrer chriſtlicher Nächſtenliebe finden und im Föhrenſchatten ausruhen dürfen von der irdiſchen Wanderung. Doch nicht an die Aelteſten blos, — an die Lebensmüden, die noch nicht ſterben können, — dachte die großherzige Kaiſerstochter, auch an die Jüngſten, die, welche nur geboren zu ſein ſcheinen, um vor des Lebens Sommer ſchon hinzuwelken. Ihnen galt ihr weiteres Sinnen. — Da kam der leidige Krieg mit ſeinen Schrecken, — der deutſche Krieg! — —

Würtemberg ging einer ſchweren Zukunft entgegen; dieſelbe warf ihre Schatten ſchon in die Gegenwart vorauf. Wir wiſſen, wie Preußen mit Kündigung der Zollvereinsverträge gedroht hatte, Regierung wie Volksvertretung Würtembergs nach manchem Kampfe ſich zum Ziele gelegt hatten, dennoch die Angelegenheit unter der vorigen Regierung aber auf die lange Bank geſchoben worden war. Am 12. October 1864 erfolgte nunmehr im Verein mit Bayern, Heſſen-Darmſtadt und Naſſau der Beitritt Würtembergs zum Zoll- und Handelsverein auf Grund des preußiſch-franzöſiſchen Handelsvertrags, vorbehaltlich der Genehmigung der Kammern. — Das Jahr 1865 kam und drohend war ſeine Phyſiognomie. Es war bald nur zu gewiß, daß die beiden deutſchen Großmächte als Sieger ſich auch als alleinige Herren der Fürſtenthümer anſahen. Die Zollvereinsverträge wurden allerdings wohl von den würtembergiſchen Kammern angenommen, aber mit dem Bedauern, daß dieſelben von der unveränderten Anerkennung des preußiſch-franzöſiſchen Handelsvertrages abhingen. In derſelben Sitzungsperiode wurde den Ständen auch umfaſſende Vorlage über den Bau neuer Eiſenbahnlinien vorgelegt, nachdem man die Herſtellung von Anſchlüſſen und Verbindungen mit Baden, Heſſen und Preußen durch Staatsverträge geſichert hatte. Der betreffende Geſetzentwurf wurde in beiden Kammern faſt mit Stimmeneinhelligkeit angenommen und dadurch erſt dem Lande die längſt erſehnte freie Verkehrscirculation ermöglicht. Keinem Territorium that dieſelbe mehr Noth, als Schwaben; nirgend war ſie mehr vernachläſſigt worden. Daß wir im deutſchen Norden wenig oder gar keine Begriffe von Würtembergs reichen Erzeugniſſen haben, es erſt langer Jahre des Friedens bedürfen wird, die üppige Productionskraft dieſes Landes allen deutſchen Gauen nutzbar zu machen, dadurch aber den Eifer des Schaffens in Würtemberg ſelbſt zu heben und es ſeinem dolce far niente zu entreißen, das iſt allein jenen unglücklichen Jahren von 1850 bis 1864 zuzuſchreiben, wo die Regierung das Volk mit dem Fortſchritte gerade im Stiche ließ, der es — mit ſeinen Stammesgenoſſen nicht nur, nein, mit der allgemeinen continentalen Entwickelung in eine Linie bringen konnte. Jetzt hat man das Verſäumte nachgeholt, aber wir brauchen wohl nicht zu ſagen, daß zwei Kriege, wie die von 1866 und 1870—1871, ſchlecht dazu angethan geweſen ſind, durchgreifend und allſeitig die Verkehrs- und Handelsbedürfniſſe des Volkes zu befriedigen. Bedenkt man, daß zur Zeit des Regierungsantritts König Carls, Würtemberg nur 75 Meilen Schienenwege beſaß, am 1. Juli 1871 dagegen 144, alſo faſt noch einmal ſo viel, ſo wird man die neuerwachte Regſamkeit gewiß höchlich anerkennen müſſen, erwägt man aber wieder, daß das Königreich Würtemberg, welches ſehr viel fruchtbarer, dazu über den vierten Theil größer als das Königreich Sachſen iſt, dennoch 642,398 Einwohner und 8 Q.-Meilen Schienenwege **weniger** hat *), ſo wird ein Nationalökonom billig hieraus den Schluß ziehen dürfen, daß darum der blühendere Boden Schwabens weniger Menſchen nährt, weil die Triebkraft zu Arbeit und Verdienſt wegen Abflußmitteln **mangelt.** Die Kunſt, das eigene Volk zu ernähren und zu entwickeln, iſt zugleich das Mittel, es an ſeinen Boden in Liebe zu feſſeln. Das kann man nur, wenn die Production keine andere materielle Schranke mehr hat, als die von Angebot und Nachfrage. Daß dies nicht heute und morgen zu ſchaffen iſt, dazu vor Allem Frieden gehört, bedarf des Beweiſes nicht, aber ebenſo gewiß iſt auch, daß der Friede, dieſe Grundlage alles Volkswohls, **nur** in der Einigkeit und Gegenſeitigkeit aller deutſchen Stämme liegt! —

---

*) Statiſtik des Goth. Kalenders von 1871.

Die deutſche Einheit! O du Sehnſucht aller Herzen — und doch ſo falſch und ſchief durch Jahrhunderte verſtanden, durch Blindheit oder Selbſtſucht ins Gegentheil verzerrt! Nur durch den lohenden Streit, über Trümmer und Ruinen hinweg ſollte dein ſtrahlendes Götterbild zu uns ſchreiten, damit wir Alle unter Germaniens Schilde wohnen! — Die Frage der Reform des deutſchen Bundes war ſeit 1848 nie mehr ganz von der politiſchen Tagesordnung gekommen. Seit dem italieniſchen Kriege 1859 und deſſen inneren Folgen für Deutſchland hatte ſie nur noch regeren Anſtoß erhalten und war von König Carl bei ſeiner Thronbeſteigung ins Auge gefaßt worden. Schon in der erſten Thronrede wurde von ihm der Wunſch ausgedrückt: „daß die Frage der Herzogthümer mittels Einigung der deutſchen Großmächte in einer dem nationalen Sinne und Rechte entſprechenden Weiſe ihre Löſung finden und aus dieſer Einigung auch für andere Verhältniſſe in Deutſchland Ergebniſſe hervorgehen werden, welche zu Befriedigung gerechter und beſonnener Wünſche der deutſchen Nation in politiſcher wie handelspolitiſcher Hinſicht führten." — Dieſe Hoffnungen verwirklichten ſich nicht, weil Jeder von vornherein — ſelbſt, ohne es vielleicht zu wiſſen, Partei war, ſich ihm das deutſche Einheitsbild unter anderen, — ſeinen Lieblingsfarben darſtellte, nicht in denen ſeines Nachbars. — Die Art der Anſchauung und Darſtellung, — obwohl wir nicht Würtemberger ſind, — geben wir in nachfolgender Entwickelung dennoch ſo Wort für Wort wieder, wie ſie uns aus würtembergiſcher directeſter Quelle gefloſſen iſt. Muß es doch Jeglichem hiſtoriſch intereſſant ſein, wie ſeiner Zeit die Dinge ſich überall in den Hirnen und Herzen ſpiegelten und welcher Wandlungen es bedurfte, um die Ideen zu klären und die Geſinnungen ſchließlich um die gemeinſame Sache Aller zu ſchaaren. Das Jahr 1865 ward erregt begonnen. Man beargwöhnte beide deutſche Großmächte, Preußen aber mißtraute man ganz offen. Seine Annexions-Depeſche, am 22. Februar nach Wien gerichtet, war Schuld daran! Die würtembergiſche Kammer ſprach ſich entſchieden gegen die Annexion Schleswig-Holſteins und für Conſtituirung der Herzogthümer als ſelbſtſtändigen Staat aus, und trat dem von Bayern, Sachſen und Heſſen-Darmſtadt am Bunde geſtellten Antrage bei: „die vertrauensvolle Erwartung auszuſprechen, es werde den höchſten Regierungen von Oeſterreich und Preußen gefallen, dem Erbprinzen von Auguſtenburg das Herzogthum Holſtein nunmehr in eigene Verwaltung zu übergeben“, mit welchem Antrage ſich Oeſterreich einverſtanden erklärt hatte. — Wie die Sache preußiſcherſeits, ſowohl Oeſterreich wie dem Erbprinzen gegenüber, lag, ward unter „Fürſt Bismarck“ erörtert; daß man dieſe Lage aber in Stuttgart nicht kannte und demgemäß nicht völlig würdigte, wird aus den Anſchauungen erſichtlich ſein, die man über Preußen hegte und welche naturgemäß zu einer bewaffneten Allianz gegen das Letztere führen mußte. Am 18. Auguſt ſchloß der Miniſter des Innern, Herr von Geßler, im Namen des Königs den Landtag. Seine Anſprache beſchäftigte ſich nur mit inländiſchen Intereſſen, kein Wort von deutſcher Politik oder betreffs der brennenden Herzogthümerfrage wurde verlautbart. Der Wunſch nach Deutſchlands Einigung ſpiegelte ſich allein bei Erwähnung der geſetzlichen Einführung des deutſchen Handelsgeſetzbuchs in Würtemberg auf einfach würdige Weiſe ab. — Natürlich! In Gaſtein einten ſich die Condomini inniger denn vorher und das Cabinet von Stuttgart hatte das Zuwarten. An der Haltung der Regierungen der Mittel- und Kleinſtaaten im Jahre 1865 zeigt ſich am klarſten, wie wenig Oeſterreich nach ihnen fragte, wenn es ſein Intereſſe ohne ſie ebenſo gewiß zu erreichen glaubte. Am 1. September trat General von Miller in den Ruheſtand und General-Lieutenant von Wiederhold übernahm das Kriegs-Portefeuille. Dieſem Manne wurde damit eine Dornenkrone zu Theil, denn ihn traf nächſtes Jahr das Loos, zu einem Kriege die Hand bieten zu müſſen, den er verabſcheute. — Der officielle Akt, durch welchen König Carl für ſein Land dem franzöſiſch-preußiſchen Handelsvertrage beitrat, erfolgte am 12. October. Die „entente cordiale“ von Gaſtein ſchien

Bayern, Sachſen und Heſſen-Darmſtadt indeß nicht genehm; ſie ſtellten (4. November) am Bundestage den weiteren Antrag: „die Regierungen von Preußen und Oeſterreich zu erſuchen, zur definitiven Löſung der Herzogthümerfrage eine aus freier Wahl hervorgegangene allgemeine Vertretung des Herzogthums **Holſtein** zu berufen und auf die **Aufnahme** Schleswigs in den Bund hinzuwirken!" —

Oeſterreichs und Preußens Geſandte erklärten kühl: „daß ſich ihre Regierungen die Berufung der **ſchleswig-holſteiniſchen** Stände auf die ihnen am geeignetſte Zeit vorbehielten, aber nichts gegen eine Verweiſung des Antrags an den holſteiniſchen Ausſchuß einzuwenden hätten. Für dieſe Verweiſung ſtimmte Würtemberg mit der Mehrheit, in der Hoffnung: „daß die friedliche Entwickelung dieſer Angelegenheit im Zuſammengehen Oeſterreichs und Preußens ſeine beſte Gewähr finden werde." Die würtembergiſche Kammer war indeß heißſporniger und wünſchte der ohnehin fragilen Sache energiſch vorzugreifen. Mit 77 gegen 5 Stimmen beſchloß ſie die Reſolution: „daß ſie eine Einverleibung der Herzogthümer in **Preußen** als **Rechtsbruch** betrachte und daß alle Bundesſtaaten verpflichtet ſeien, für die Rechte der Herzogthümer und für die Sache Deutſchlands mit **der That** einzuſtehen!" Dieſem — geradezu kriegeriſchen — in jeder Beziehung voreiligen Gedanken trat die Regierung König Carls nicht bei. — Es iſt wohl keine Frage, daß von ihrem Standpunkte aus die würtembergiſche Kammer moraliſch im Rechte war und den allgemein in Deutſchland damals herrſchenden Gedanken ausſprach, ſtaatsrechtlich und politiſch aber total ſich im Unrechte befand. Hätten die Herzogthümer, ihren Auguſtenburger an der Spitze, **ſich ſelbſt** von Dänemark befreit, dann lag die Frage anders, dann hatten ſie ein Recht der Selbſtbeſtimmung, obwohl immer noch kein ganz abſolutes. Nachdem aber preußiſches und öſterreichiſches Blut um ſie gefloſſen war, während das übrige Deutſchland zuſah, hatten diejenigen den erſten Rechtsanſpruch bei Regelung der Sache, welche für dieſelbe allein Opfer gebracht hatten! Einten ſich beide Sieger, ſo hatte ſchwerlich das übrige Deutſchland über die Herzogthümer als Beſitzer mitzuſprechen, ſofern dieſelben nur deutſch blieben, was ſo wie ſo außer Frage ſtand. — Dieſe Einigung Oeſterreichs mit Preußen ſchlug nicht blos fehl, ſie erzeugte den deutſchen Krieg. Wie in Würtemberg die Lage der Dinge damals aufgefaßt wurde, ja vielleicht heute es noch theilweiſe wird, beſagt folgende Auslaſſung maßgebender Kreiſe: „Als die Abſicht Preußens immer deutlicher hervortrat, die Annexion der Herzogthümer ſelbſt mit Waffengewalt durchzuſetzen und überhaupt die holſteiniſche Angelegenheit als **Anlaß** zu benutzen, um den Entſcheidungskampf über die Vorherrſchaft in Deutſchland mit Oeſterreich zum Austrage zu bringen, konnte auch Würtemberg nicht länger ſich beſinnen, auf welche Seite es ſich zu ſtellen hatte. Pflicht und Ehre geboten ihm, für das bedrohte Bundesrecht einzutreten. So ſchloß ſich die würtembergiſche Regierung, als das preußiſche Cabinet den unerwarteten Antrag auf Einberufung eines deutſchen Parlaments zur Berathung der Bundesreform ſtellte, den übrigen Mittelſtaaten an, die von Preußen zunächſt eine Präciſirung der dem Parlamente hinſichtlich jener Reform zu machenden Vorſchläge vor deſſen Einberufung forderten und zugleich betonten, daß die Löſung der Herzogthümerfrage **nur** vom Bundestage ausgehen könne." —

Mitte April und Mitte Mai 1866 fanden die von ſüd- und mitteldeutſchen Regierungen in Augsburg und Bamberg gehaltenen Conferenzen ſtatt. Einestheils hatten ſie den Zweck, Vermittelungsvorſchläge am Bunde zu machen und das drohende Kriegswetter zu beſchwören, andererſeits aber hatten ſie militäriſche Vorbereitungen und Vereinbarungen zum Ziel, wie denn Anfang Mai zu letzterem Zwecke in München Berathungen der Kriegsminiſter von Bayern, Baden, Sachſen, Heſſen-Darmſtadt. und Naſſau ſtattfanden. „Militäriſche Rüſtungen", ſagt man uns, „wurden indeß von Würtemberg zunächſt nicht vorgenommen, und als daher von preußiſcher Seite der Umſtand, daß ein auf den 14. April angeſetzter Garniſonswechſel auf den 10. April und die Einberufung der Rekruten vom 27. auf den 13. April vorgerückt worden war, zum Vorwand genommen wurde, um Würtemberg vorzuwerfen, es habe zunächſt mit Oeſterreich und Sachſen gerüſtet, daher die Verwickelung weſentlich **mit**verſchuldet, konnte die würtembergiſche Regierung mit allem Grunde dieſen Vorwurf mit der Verſicherung zurückweiſen: dieſe Beſchuldigung habe bei ihrer Grundloſigkeit die peinlichſte Ueberraſchung der Regierung erregt." — Wir haben ſelbſtredend über dieſe Auffaſſung keinerlei Urtheil, aber Thatſachen dürfen wir wohl an dieſelbe knüpfen. Mag man ihr zuſtimmen oder nicht, daß dieſe Anſchuldigung Würtembergs Seitens Preußens irrthümlich war, wiſſen wir. Mit eigenen Augen ſahen wir noch im Mai, daß Würtemberg nicht gerüſtet geweſen iſt und einem Laien ſelbſt, wenn er Mai und Juni in Stuttgart geweſen, konnte die Wahrnehmung unmöglich entgehen, daß Würtemberg von der Kriegsfurie total überfallen war, ehe es noch die unerläßlichſten Maßnahmen ins Werk geſetzt hatte, welche einem Volke, das losſchlagen **will**, zunächſt liegen. Die Dinge waren eben um jene Zeit ſchon zu ſolcher Höhe gediehen, daß allſeitiger Argwohn das herbeiführte, was ſich hätte vermeiden laſſen. Daß Würtemberg zu den Anfängern des Conflicts gehört habe, iſt falſch, ſie waren im Norden und Süd-Oſten Deutſchlands zu ſuchen, drum explodirten dort auch die Minen zuerſt! — Der Krieg mit ſeiner unabwendbaren Unerbittlichkeit war eben da, ihm fiel als erſtes Opfer General-Lieutenant von Wiederhold, der Kriegsminiſter. Von Hardegg trat an ſeine Stelle. — Wir haben nicht die Gerüchte zu wiederholen, welche über Wiederhold ſeit dem 5. Mai zu Stuttgart durch die Gaſſen liefen. Wir haben den verhärmten Mann geſehen, wie er im Civil durch die Straßen ſchritt, den Gram im Antlitz und gehaßt von Allen. Wir ſahen ſein blaſſes Antlitz an dem Tage, da die Kunde von Königgrätz als ein Wetterſchlag auf das harrende Stuttgart niederpraſſelte und die Leute wie irrſinnig durch einander rannten. —

Der 23. Mai 1866 war für Würtemberg ein ſchwerer Tag. König Carl eröffnete die eiligſt berufenen Kammern mit den Worten:

„Liebe Getreue! — In einem Augenblicke tiefſten Ernſtes trete Ich in die Mitte der getreuen Stände Meines Königreichs und eröffne den Landtag.

Zum Kampfe gerüſtet ſtehen die zwei mächtigſten deutſchen Staaten ſich gegenüber.

Deutſchland, Europa folgen ſorgenvoll dem Entwickelungsgange eines Widerſtreites, deſſen kriegeriſche Löſung die Früchte eines fünfzigjährigen Friedens vernichten würde. Mein eifriges Beſtreben war es und wird es ſein, ſolches Unheil abzuwenden. — Soll dies dauernd geſchehen, ſo muß die ſchleswig-holſteiniſche Frage auf dem Wege des Rechtes und unter Wahrung der Intereſſen Deutſchlands gelöſt, muß die Verfaſſung des Bundes den Bedürfniſſen der Zeit angepaßt, muß dem Volke die ihm gebührende Theilnahme werden an ſeinen gemeinſamen und föderativen Angelegenheiten. — Noch will Ich hoffen auf Erhaltung des Friedens, — würde er gebrochen, dann geböten Pflicht und Ehre, einzutreten für die gefährdeten Intereſſen der Nation, für das Bundesrecht und unſere Selbſtſtändigkeit. Feſt geeinigt mit anderen gleichgeſinnten deutſchen Staaten werden wir alle drohenden Gefahren beſtehen.

Auch dann werde Ich Meiner Pflichten für die innere Entwickelung des Landes eingedenk bleiben.

Meine Regierung wird die nöthigen Mittel von Ihnen verlangen! — Sie werden Mich durch patriotiſche Hingebung unterſtützen in Meinen Bemühungen um den Frieden, Sie werden aber auch die Opfer nicht ſcheuen für einen Kampf um das Wohl Deutſchlands und die Erhaltung Würtembergs. —

Ich baue hiebei feſt auf den Muth, das Rechtsgefühl, die Vaterlandsliebe des würtembergiſchen Volkes.

Gottes Schutz und Segen walte über unſerm geliebten Vaterlande!" — — —

„Furchtlos und treu", das war gewiß dies Fürſtenwort. Reinen Gewiſſens konnte er alſo ſprechen. Wenn König Carl das Preußen jener Tage nicht liebte, von Habsburg dagegen deutſches Heil erwartete, ſo war das nur ein großherziger Irrthum, den er mit allen anderen deutſchen Throngenoſſen getheilt hat. — Die beiden Geſetzentwürfe, welche dem neuen Kriegsminiſter von Hardegg die geſammte Landwehr zur Verfügung ſtellten und einen außerordentlichen Militärcredit von 7,700,000 Gulden votirten, wurden mit 82 gegen 8 Stimmen angenommen. Die Commiſſion, welche in der Zweiten Kammer beide Geſetzentwürfe zu prüfen hatte, erklärte: „daß im Kampfe der beiden Großmächte Neutralität für die dritte deutſche Staaten-Gruppe nicht möglich ſei, daß aber die Zuſtimmung der Stände zu dieſen Geſetzen an die Bedingung geknüpft ſein müſſe, daß die Regierung unausgeſetzt Alles aufbiete, daß das Ziel des drohenden Kampfes **nur** in dem Rechte Deutſchlands, das heißt in der Herſtellung des Selbſtbeſtimmungsrechts der Herzogthümer und in der Einigung des ganzen deutſchen Volkes in einem freigewählten **Parlamente** beſtehen dürfe!" — Miniſter von Varnbühler antwortete ſofort: „daß die von der Commiſſion gewünſchten Bedingungen durchaus der Auffaſſung der Regierung entſprächen und er im Allerhöchſten Auftrage ermächtigt ſei, dieſe bindenden Zuſicherungen, wie die Kammern ſie verlangten, zu geben." — —

Der Kriegsfall war geſtellt, — nun galt es nur noch loszuſchlagen! — Würtemberg ſtimmte am 14. Juni dem von Oeſterreich beim Bunde eingebrachten Antrage bei: „die geſammte Bundesarmee gegen Preußens gewaltthätige Selbſthülfe in Holſtein mobil zu machen", und am 16. Juni dem Antrage Sachſens: „auf Bundeshülfe gegen ſeine Vergewaltigung durch Preußen". Die würtembergiſchen Truppen wurden demnach unter den Oberbefehl des deſignirten Bundesfeldherrn geſtellt. Vor dieſem Zeitpunkte war bereits (am 8. Juni) der Landtag durch den Miniſter des Innern von Geßler geſchloſſen worden. Es war ein trüber, tief-ernſter Landtagsſchluß; noch ernſter, ſchwermuthsvoller ſollte ſeine Eröffnung im Herbſte werden. —

Die würtembergiſchen Truppen unter Commando des Kriegsminiſters, General-Lieutenant von Hardegg, verſammelten ſich in einer Stärke von fünfzehn Bataillonen Infanterie, vierzehn

Schwadronen Reiterei und ſechs Batterien mit achtundvierzig Geſchützen in der Umgegend von Frankfurt und traten unter Obercommando des Prinzen Alexander von Heſſen. Derſelbe war zum Bundesfeldherrn durch Würtemberg (dem vertragsmäßig dieſe Wahl zuſtand) wegen ſeiner Verdienſte im italieniſchen Kriege 1859, namentlich während der Solferino-Schlacht, deſignirt worden. Um Frankfurt ſammelte ſich unter demſelben das 8. Bundes-Armeecorps und die würtembergiſchen Truppen hatten zunächſt die Aufgabe, Fühlung mit dem 7. (bayriſchen) Armeecorps zu finden und mit ihm vereint eine Verbindung mit den Hannoveranern zu bewirken. — Dieſe Dispoſition war gewiß gut und durchaus naturgemäß. Die Bayern ſtanden bereits um Coburg, Meiningen und Hildburghauſen; gelang der Anſchluß an ſie und die Vereinigung mit Hannover, ſo konnte ein formidabler Flankenmarſch vom Main nordöſtlich gemacht werden. Dann allerdings konnte Preußen zuſehen, wie es ihm gehe. — Unſchwer iſt hieraus nicht blos die Abſicht von Preußens Gegnern zu erkennen, ſondern auch, daß der Schwerpunkt der Situation von **Hannover** und deſſen Kriegsglück abhängig war! Die Capitulation von Langenſalza machte dieſem Plan ein Ende, das bayriſche Corps zog ſich nach derſelben öſtlich, alſo vermochten die Würtemberger nicht mehr mit ihm Fühlung zu gewinnen. — Um dies zu bewirken, wurde die würtembergiſche Diviſion durch den Vogelsberg nordöſtlich dirigirt. Da die Bayern aber nach den Gefechten von Dermbach und Hünfeld **ſüdlich** ſich zurückzogen, wurden die würtembergiſchen Truppen gleichfalls zurückbeordert und beſetzten bei Gelnhauſen die Defileen der Frankfurt-Eiſenacher Straße. In den Gefechten von Waldaſchach Hammelburg und Kiſſingen waren die Bayern inzwiſchen aber zurückgedrängt und genöthigt worden, hinter dem Main bei Schweinfurt Deckung zu ſuchen. Die preußiſchen Truppen, deren Erſcheinen vom 8. Armeecorps bisher ſtets vom Norden erwartet wurde, erſchienen aber jetzt plötzlich vom Süden her und im **Rücken** deſſelben. So ſah Prinz Alexander ſich denn genöthigt, ſüdlich zu wenden und, als die heſſiſche Diviſion

(13. Juli) bei Lauſach, bei Aſchaffenburg (15. Juli) nebſt dem 8. Armeecorps und der ihm beigegebenen öſterreichiſchen Brigade geſchlagen worden waren, Frankfurt aufzugeben. Den Weiſungen des bayriſchen Hauptquartiers gemäß hatte die würtembergiſche Diviſion ſeine Vereinigung nunmehr mit den Bayern auf der Mainſtraße über Miltenberg und Tauberbiſchofsheim bei Uffenheim anzuſtreben. Bei Ausführung dieſer Pflicht war die Beſetzung von Tauberbiſchofsheim und der Defileen des Tauberthals längs der Würzburger Straße von Wichtigkeit. Hier kamen die Würtemberger zum erſten Male ins Treffen. Es gelang ihrer Zähigkeit, den Feind im Vorrücken aufzuhalten, und daß dadurch die Vereinigung des 8. Armeecorps mit den Bayern endlich bei **Würzburg bewirkt** werden konnte. Wie heiß der Kampf bei Tauberbiſchofsheim geweſen, wie todesmuthig die braven Schwaben ihre ſinkende Sache dort vertheidigt haben, iſt bekannt. 60 Todte, darunter 9 Offiziere, und 450 Verwundete ſprechen für die Bravour der von allen anderen Kampfgefährten verlaſſenen Diviſion genügend. Sie verdiente vollauf den Dank ihres Königs und die prachtvolle Denkſäule, welche die Stätte ihrer Gefallenen bei Tauberbiſchofsheim ſchmückt."*)

Dürfen wir uns hier nun eine eigene Betrachtung erlauben, ſo iſt es die, daß in dieſem Kriege Würtemberg eine überaus undankbare Rolle zufiel. Abgeſehen von der Führung, war es ihr bitter Loos, immer marſchiren, immer Anſchluß ſuchen und ihn nie **finden** zu ſollen, in dem entſcheidenden Augenblicke des Kampfes aber zum bloßen **Riegel** dienen zu müſſen, hinter dem das 8. Armeecorps mit den Bayern ſich die Hände reichte. Unſer Gefühl ſagt uns, daß darin ein Mißbrauch Würtembergs gelegen habe, daß es nicht Recht iſt, wenn das kleine Corps eines an ſich ſelbſtſtändigen Staates zum Walle Anderer gemacht, ſich ſelber überlaſſen und dennoch zur Unſelbſtſtändigkeit verdammt wird! Die Schuld trifft weſentlich die ſchlechte und egoiſtiſche, damalige bayriſche Führung und es iſt unſerer Ueberzeugung nach ein Akt ehrenvoller Selbſtſuchtloſigkeit Würtembergs geweſen, daß es nicht nach dem Tage von Schweinfurt ſofort für ſeinen Theil den Waffenſtillſtand abſchloß. Berechtigt dazu wäre es geweſen! — Oeſterreichs Fall bei Königgrätz hatte der deutſchen Streitfrage ein Ende gemacht, es galt den Frieden. — Bitter genug kam er dem Schwabenvolk zu ſtehen, galt es doch, ſich in eine Rolle zu finden, die man nie für möglich gehalten hatte, Conſequenzen in der deutſchen Sache auf ſich zu nehmen, wie man ſie vor dem 17. Juni ſich nicht vorgeſtellt hatte. Dieſe Rolle ſofort klar und richtig erfaßt, die Conſequenzen des Krieges kühn und in dem Hinblicke zu ziehen auf das den Ständen vor dem Kriege gegebene patriotiſch-deutſche Verſprechen, iſt ein unleugbares, noch wenig gekanntes, überaus großes und ſegensvolles Verdienſt König Carls und ſeines Miniſters von Varnbüler. Seit 18. Juli waren die Präliminarien zwiſchen Oeſterreich und Preußen geknüpft worden. Letzteres weigerte ſich, die ſüddeutſchen Staaten in dieſe Unterhandlungen mit einzuſchließen und es blieb ihnen nichts übrig, als Preußen direct um Frieden anzugehen. Wer in Süddeutſchland damals war, weiß, daß jene Tage, die dem definitiven Frieden vorausgingen, die ſchlimmſten waren, daß ein unheimlicher Geiſt in Stuttgart umging und das ſchwäbiſche Volk zwiſchen Wuth und Angſt, Scham und Haß unſtät ſchwankte. Nachdem die würtembergiſchen Truppen das im Namen des Bundes beſetzte Hohenzollern geräumt hatten, begab ſich auf König Carls Befehl Miniſter von Varnbüler am 27. Juli nach Wien und Nikolsburg, der Präſident des Geheimen Raths von Neurath aber ins Hauptquartier des Generals Edwin von Manteuffel, Oberbefehlshabers der preußiſchen Main-Armee. Manteuffel erklärte, keine Inſtruction für Abſchließung eines Waffenſtillſtandes zu beſitzen, während Bismarck Herrn von Varnbüler betreffs der Verhandlungen über einen ſolchen an das Hauptquartier der Main-Armee verwies. — Varnbüler eilte ſofort dorthin und traf mit dem General in Eiſingen vor Würzburg zuſammen. Manteuffel hatte inzwiſchen Inſtructionen erhalten, und am 1. Auguſt wurde ein Waffenſtillſtand geſchloſſen, der am nächſten Tage begann. Der nördliche Theil von Würtemberg bis zur Jaxt ward von preußiſchen Truppen beſetzt. Hierauf wurden von Varnbüler und von Hardegg nach Berlin entſendet, wo der Friede abgeſchloſſen werden ſollte. — Dieſer Friedensabſchluß zwiſchen Würtemberg und Preußen iſt vielleicht das eigenthümlichſte, denkwürdigſte und folgenreichſte Stück Geſchichte, was ſich in dieſer ohnehin ſo wunderſamen Zeit zutrug. Von würtembergiſcher Seite wird uns darüber nur Folgendes mitgetheilt: „Am 13. Auguſt wurde der Friedensvertrag unterzeichnet, der erſte, der zwiſchen Preußen und einem der ſüddeutſchen Staaten abgeſchloſſen wurde. Nach dieſem Vertrage hatte Würtemberg binnen zwei Monaten acht Millionen Gulden Kriegskoſten zu zahlen, die Beſtimmungen des Präliminarfriedens zwiſchen Oeſterreich und Preußen anzuerkennen und ſoweit dieſelben Deutſchlands Zukunft betrafen, denſelben ſeinerſeits beizutreten. Hinſichtlich des Zollvereins wurde auf die Nothwendigkeit ſpäterer Verhandlungen verwieſen, vorläufig aber beſtimmt, daß die Zollvereinsverträge mit ſechsmonatlicher Kündigungsfriſt fortbeſtehen ſollten. Da die Räumung würtembergiſchen Bodens erſt nach Zahlung der Kriegsentſchädigung erfolgen ſollte, ſo ward durch Hinterlegung würtembergiſcher Staats-Obligationen von der Regierung ſo raſche Garantie geleiſtet, daß der Abzug der preußiſchen Truppen ſchon am 30. Auguſt erfolgen konnte. Gleichzeitig mit dem Frieden ward ebenſo, wie mit den zwei übrigen Südſtaaten, ein geheimes Schutz- und Trutz-Bündniß zwiſchen Preußen und Würtemberg abgeſchloſſen, durch das ſich beide Souveraine gegenſeitig die Integrität ihrer Länder garantirten und verpflichteten, ſich im Kriegsfalle, für welchen König Carl ſeine Truppen unter König Wilhelms Oberbefehl ſtellte, ihre beiderſeitige volle Kriegsmacht einander zur Verfügung zu ſtellen.“ — Von anderer, aber ebenſo authentiſcher Seite erhält dieſer Frieden noch einen gewichtigen und überraſchenden Hintergrund. „1866 im Auguſt war es Herr von Varnbüler“, wird ausgeſagt, „der Bismarck's Ohr hatte! Von Varnbüler kommt der Gedanke des Zollparlaments und der

---

*) Dieſe kriegeriſche Darſtellung kommt direct aus würtembergiſcher Feder und wir geben ſie ohne jede weitere Zuthat. D. V.

Bündnißverträge beim Frieden mit Preußen. Für **letztere** beſtimmte Varnbüler den **Fürſten**, für den Beitritt zum **Zollparlament** beſtimmte er **Bayern**! Das ſind zwei unleugbare, hohe Verdienſte, die allen Haß und alle Verkennung vernichten müſſen, welche je dieſer Mann im Süden oder Norden zu erdulden gehabt!" — —

Wir wiſſen*), daß der Gedanke eines Zollparlaments ſchon lange vorher in Bismarck's Seele aufgetaucht iſt; hierin irrte alſo der Staatsmann, welchem wir Vorſtehendes verdanken. Aber aus dem Geſagten geht doch hervor, daß Varnbüler dieſen Gedanken **zuerſt** vor dem Fürſten **ausſprach**, daß er aber keinen Gedanken von ſo weiten und großen Folgen ausgeſprochen haben könnte, wenn denſelben nicht ſein Monarch König Carl **vorher** ſchon approbirt und gebilligt hätte. — Die „Brücke über den Main" hat nächſt König Carl mithin Herr von Varnbüler auf den beiden genannten Pfeilern der **Solidarität** der materiellen **Intereſſen** und der vereinten **Schwerter** aufgerichtet! — —

Am 25. September 1866 eröffnete Miniſter von Geßler die Kammern. Kurz und ernſt wird berichtet, daß die Sache, für welche „Land und Regierung" glaubte Krieg führen zu ſollen, unterlegen iſt. Dann wird auf die endlich ins Werk zu ſetzenden inneren Reformen, auf dem Gebiete der Juſtiz wie Verwaltung, beſonders aber auf die zeitgemäße, zu lange verſchobene Reform der Verfaſſung der Ton gelegt. — Am 11. October ward den Kammern der Friedensvertrag mit Preußen vorgelegt, und mit 86 gegen 1 Stimme genehmigt, der Regierung auch betreffs Hinterlegung der Landes-Obligationen zur Garantie Preußens für die Kriegskoſten Indemnität ertheilt. In der Adreſſe, welche bei dieſer Gelegenheit die Kammer der Abgeordneten an König Carl richtete, ſprach ſich dieſelbe mit Beſtimmtheit **gegen** einen organiſchen Anſchluß an Preußen und **für** Errichtung eines Bundes der vier ſüdweſtlichen Staaten

---

*) Siehe Fürſt Bismarck, S. 76, Bd. II.

(Bayern, Würtemberg, Baden und Heſſen) aus, allerdings nicht, ohne zugleich der Erwägung Raum zu geben, Letzteres werde zur Zeit auf unüberwindliche Schwierigkeiten ſtoßen. Dieſe Abneigung gegen Preußen blieb auch in den nächſten Jahren die herrſchende Stimmung beim Volke, wie in der Kammer. Sie trat in einer fortwährenden Agitation für einen Südbund mit einem auf allgemeiner Wehrpflicht und kürzeren Präſenzzeit beruhenden Militärſyſtem namentlich in einer Reihe von Volksverſammlungen bedrohlich zu Tage. „Die Regierung hatte Alles aufzubieten", ſagte man uns, „um das Schutz- und Trutzbündniß, den Zollvereinsvertrag und das nach preußiſchem Muſter ausgearbeitete Kriegsdienſtgeſetz durchzuſetzen und zur Annahme zu bringen!" — Dieſer Haß gegen Preußen, dieſe Unfähigkeit, ſich ihm irgend zu aſſimiliren, ſprach ſich in Niemand indeß ſtärker aus, als dem Kriegsminiſter von Hardegg. Die Ereigniſſe des Jahres 1866 hingegen hatten zu ſchmerzlich die völlige Unzulänglichkeit des würtembergiſchen Heerweſens dargethan, als daß König Carl nicht unabweisbar nothwendig erachtet hätte, die allgemeine Wehrpflicht und längere Dienſtzeit, weſentliche Aenderungen in der Ausrüſtung wie in Formation des Heeres einzuführen, kurz ſobald wie möglich zu einer Reorganiſation des Militärweſens zu ſchreiten. Von Hardegg war dem Allen durchaus entgegen, hielt dieſe Neuerungen den Intereſſen Würtembergs widerſtreitend und war beſonders ein Gegner der dreijährigen Dienſtzeit. Die freiwilligen Wehrvereine Würtembergs waren dafür ſein beſonderes Steckenpferd und er wünſchte denſelben beſondere Vergünſtigungen zu Theil werden zu laſſen, kurz er war eine Art Vonin, der vom „engliſchen Milizſyſtem"*) alles Heil erwartete. In Folge dieſer differirenden Anſichten wurde der Kriegsminiſter im April 1867 in den Ruheſtand verſetzt und Oberſt von Wagner das Kriegs-Departement, wie die Neubildung des Heeres übertragen. Sofort wurde das Zündnadelgewehr eingeführt, das Exercitium nach dem preußiſchen Reglement eingerichtet und ein dem preußiſchen ähnliches Kriegsdienſtgeſetz ausgearbeitet, das die dreijährige Dienſtzeit einführte. Eine andere, gleich folgenreiche Veränderung im Cabinet vollzog ſich. Für Herrn von Neurath übernahm Kultusminiſter von Gotther das Präſidium des Geheimen Raths, Staatsrath **von Mittnacht** aber das Juſtiz-Departement. — Am 8. Juli wurde der neue Zollvereinsvertrag abgeſchloſſen, durch welchen Würtemberg im Zollparlamente die Mitwirkung bei der Zollgeſetzgebung eingeräumt wurde, alſo die erſte ſolide und dauernde Annäherung des Südens an den Norden ſich vollzog. Dieſer Vertrag und der geheime Allianzvertrag ſollten im Herbſt den Kammern vorgelegt werden, eine höchſt ſchwierige Aufgabe bei der herrſchenden antipreußiſchen Stimmung. Das Volk wie ſeine Vertreter hätten das Napoleoniſche Project*) einer „internationalen ſüddeutſchen Conföderation“ doch gar zu gern verwirklicht, ja, es fanden ſich Stimmen genug, die — dem Friedensſchluſſe entgegen — Oeſterreich in dieſen Südbund gern hineingezogen hätten; Herr von Beuſt war doch gewiß nicht der Mann, eine ſo ſchöne Gelegenheit, alles Geſchehene zu annulliren, ſich entgehen zu laſſen, wenn das nur in der Möglichkeit gelegen hätte! — Ein Donnerſchlag machte dem Dinge ein Ende und klärte die Atmoſphäre, obwohl unter ſchwerer Wolkenbildung. Die geheimen Allianzverträge der drei Südſtaaten mit Preußen wurden bekannt! — Die Erbitterung war anfänglich faſt allgemein, die partikulariſtiſche Oppoſition ſchien gerade durch dieſe ſchwere Enttäuſchung zu erſtarken. — In Würtemberg zumal begann eine heftige Agitation gegen beide Verträge, und eine im September in Stuttgart abgehaltene Landesverſammlung der Volkspartei beſchloß zu erklären: „es ſei Pflicht der Abgeordneten, die Gefahren abzuwenden, mit welchen die Annahme des Schutz- und Trutzvertrages und die bedingungsloſe Annahme des Zollvertrags verbunden iſt, Verträge, welche dem preußiſchen Staat gegenüber das allmählige **Aufgehen** Süddeutſchlands in **Preußen** zur nothwendigen Folge haben, es in den Zuſtand der Abhängigkeit verſetzen werden und in wirthſchaftlicher, finanzieller wie politiſcher Hinſicht Würtemberg bedrohen!"

---

*) Unter Roon beſchrieben.

---

*) Siehe Bismarck, S. 142, Bd. II.

In Folge hiervon ſah König Carl ſich veranlaßt, offen und entſchieden zu erklären: „daß Er an den von Ihm abgeſchloſſenen Verträgen **unverbrüchlich feſthalten** werde!" — Nach hartnäckigen Debatten erfolgte denn am 18. October auch mit genügender Majorität die Annahme des Schutz- und Trutzvertrags in der Zweiten Kammer, zwei Tage ſpäter die des Zollvereinsvertrags. Von der Erſten Kammer wurde letzterer einſtimmig, der Allianzvertrag mit überwiegender Mehrheit genehmigt. — — Die Verfaſſungsreform, bereits 1866 in Angriff genommen, ward endlich Wahrheit. Sie beruhte auf dem allgemeinen und directen Wahlrechte, der Verleihung des Stimmrechts an alle volljährigen Staatsbürger und einer veränderten Zuſammenſetzung fur die Kammer der Abgeordneten. Ebenſo erfolgte eine neue Gerichtsverfaſſung mit Schöffen für alle Fälle des Strafrechts wie für Handelsſachen, eine neue Civil- und Strafproceßordnung, beruhend auf den Grundſätzen der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit, und die Geſetze über die Wahlen zum Zollparlament. Als die würtembergiſchen Stände ihre ſechsjährige Legislaturperiode am 20. Februar 1868 ſchloſſen, konnten ſie ſich das Zeugniß geben, das Vaterland einer wahrhaften und glücklicheren Neugeburt entgegengeführt zu haben. Dieſem Gefühl gab König Carl auch im Landtagsabſchiede perſönlich herzlichen Ausdruck, indem er zugleich betonte: „Entſchloſſen, die eingegangenen Verpflichtungen treu und redlich zu **erfüllen**, rechne Ich mit Zuverſicht auf die rückhaltloſe Unterſtützung Meines Volks." — — Die Stellung beider chriſtlicher Confeſſionen in Würtemberg iſt bereits erörtert. Der katholiſche Klerus beſonders zeichnete ſich durch rühmenswerthe Milde aus, ſtand doch an ſeiner Spitze bis zum Mai 1869 ein Mann von wahrhaft apoſtoliſchem Sinne und erleuchteter Toleranz, Landes-Biſchof von Lipp! Wie überall der ultramontane Jeſuitismus die katholiſchen Völker aufzuſtacheln ſuchte, ſo ließ er es auch in Würtemberg an derartigen

Verſuchen nicht fehlen. Verſchiedene extreme Ultramontane hatten den ehrwürdigen Lipp ſowohl in Rom, wie bei dem päpſtlichen Nuntius Meglia zu München angeklagt: „er handhabe die kirchliche Disciplin zu lax, beſonders auch im katholiſchen Prieſter-Seminar zu Tübingen.“ — Alsbald hatte die römiſche Kurie die Abſicht, dem Biſchofe einen „Coadjutor“ als Vormund an die Seite zu ſetzen, welcher mit ſeinen Trabanten natürlich alsbald den jeſuitiſchen Feldzug eröffnet hätte. Dieſen Coadjutor verbat ſich aber König Carl und aus allen Landestheilen liefen begeiſterte Adreſſen an den wackeren Biſchof ein, welche ſeine Amtsführung als richtig und gerecht anerkannten und die Denuncianten als Verleumder brandmarkten! — Die Kurie zog nun die Krallen ein, aber ſie hatte wenigſtens zu Wege gebracht, den Lebensabend des greiſen Lipp zu vergiften, der die erduldeten Anfechtungen nicht mehr verwinden konnte und ſein wundes Herz am 3. Mai 1869 zur Ruhe bettete. — Die Wahlen fanden nunmehr nach dem am 26. März erlaſſenen neuen Wahlgeſetz ſtatt, am 12. war bereits das neue Kriegsdienſtgeſetz, am 17. die neue Juſtizgeſetzgebung publicirt, die Vorlage über die Verfaſſungsreform jedoch im Hinblick auf die neuen Kammern zurückgezogen worden. Dieſelben traten am 4. December 1868 zuſammen und wurden von dem Könige in Perſon eröffnet. —

Es war nicht zu verkennen, daß in den neuen Kammern der Regierung manche Schwierigkeiten erwachſen mußten und die partikulariſtiſche Oppoſition in einer Volksvertretung um ſo ſtärker und ſchroffer ſein mußte, welche aus den allgemeinen Wahlen hervorging. Dieſe Anſicht ſchien auch das Cabinet König Carls zu hegen, da es mit der Verfaſſungsreform ſelbſt nicht ſogleich vorging und den Landtag erſt mit materielleren Fragen, dem neuen Steuergeſetz, der Bauordnung, dem Geſetz über gewerbliche Anlagen, über Beſeitigung der Hinderniſſe bei Eheſchließungen, betreffs der Wechſelſachen, der Diſſidenten, der beſſeren Situirung der unteren Beamten der Verkehrsanſtalten beſchäftigte. Das Miniſterium täuſchte ſich nicht; dieſem Landtage war nur ein kurzes Leben beſchieden, denn nachdem man ihn behufs Vorbereitung der größeren Geſetzentwürfe, an welchen beſonders viel gelegen war, vertagt hatte, verſammelte derſelbe ſich wiederum am 8. März 1870, im Jahre der großen Kataſtrophe! — Inzwiſchen hatte Biſchof von Lipp das Zeitliche unter allgemeinem Bedauern geſegnet, das Domcapitel aber in weiſer Würdigung der Intereſſen des Landes, wie der katholiſchen Confeſſion, einen Freund und Geiſtesgenoſſen des Verſtorbenen, den als Kirchenhiſtoriker berühmten Profeſſor Dr. Hefele in Tübingen zum Landesbiſchofe gewählt. War die Wahl in Rom auch nicht ſehr angenehm, ſo erfolgte doch die Beſtätigung. Seit ſeiner Ernennung aber hat Hefele bis in die allerneueſte Zeit jeden Conflict mit der Staatsgewalt zu vermeiden, den Intentionen des Königs gemäß die Eintracht der Confeſſionen zu wahren gewußt. Mit dem Ultramontanismus in Würtemberg, der ſo wenig Wurzeln ſeither im Volke zu faſſen vermochte, hat es mithin gute Wege. —

Das ereignißreiche Jahr 1870 erſchien, und wie es in ſeinen Erſcheinungen eine verſchiedenartige, höchſt charakteriſtiſche Signatur der deutſchen Länder zeigte, welche die Schauplätze derſelben bildeten, ſo ganz beſonders in Würtemberg. Nicht geleugnet kann werden, daß die Sitzungen des Zollparlaments und deren moraliſche wie phyſiſche Reſultate etwas ſänftigend auf den ſüddeutſchen Argwohn und Widerwillen gewirkt hatten. Aber dieſe Wirkung erſtreckte ſich nur auf diejenigen ſüddeutſchen Abgeordneten, welche im Zollparlamente geſeſſen und ſich den Norden und ſeine Leute etwas näher angeſehen hatten, auf die Maſſe des Volkes ſicher nicht. Wäre wirklich auch die Annäherung des Südens durch das Zollparlament inniger und allgemeiner geweſen, als geſchehen, die Entdeckung der geheimen Schutz- und Trutzverträge, die hartnäckige Ueberzeugung, daß man mit dem Schwert wie mit dem Beutel an das verhaßte **Preußen** fortan gebunden ſei, wog doch zu ſchwer in der Waage des alten Grolls. Am 8. März ward die Kammer wieder einberufen, um das Finanzgeſetz für die Jahre 1870—1873 zu berathen und mit ihm die bedeutenden Mittel zu bewilligen, welche zur Durchführung der neuen Heeres-Organiſation benöthigt waren. Die Regierung ſtieß auf den heftigſten Widerſtand! Unter keinen Umſtänden wollte man die Gelder geben, um Würtemberg auf preußiſche Weiſe und zu preußiſchem Vortheile „drillen“ zu laſſen. Man griff das geſammte Miniſterium, vor Allem aber Generalmajor von Wagner und die Armee-Reorganiſation an. — Die Stände-Verſammlung wurde abermals vertagt und das ganze Miniſterium gab ſeine Entlaſſung. König Carl fiel nun gar nicht ein, von ſeiner Bahn zurückzuweichen und ein Syſtem zu ändern, von deſſen Nutzen er überzeugt war. Von Mittnacht und von Varnbüler blieben, als Miniſter des Innern trat aber Staatsrath von Scheurlen ein, den Kultus erhielt der Präſident der Zweiten Kammer, Kanzler der Landes-Univerſität von Geßler II., die Finanzen übernahm Herr von Renner, das Kriegs-Departement für Wagner aber der Chef des würtembergiſchen Generalſtabs Herr von Suckow. So wenig er ſeine jetzige Politik und die Erneuerung der Wehrkraft in zeitgemäßer Weiſe aufgeben wollte, war es doch des Königs Abſicht, im Kriegsweſen möglichſte Erſparungen zu erzielen, um den Conflict nicht Dimenſionen annehmen zu laſſen, die bei der allgemeinen Weltlage und Würtembergs insbeſondere man ſicher mehr denn ſonſt ſcheute. — Herr von Suckow übernahm es, dieſe Erſparungen ohne weſentliche Beeinträchtigung der dem Kriegsdienſtgeſetz zu Grunde liegenden Principien durchzuführen und den Etat einer erneuten Prüfung zu unterziehen. Das Schickſal wollte aber, daß es hierzu nicht erſt kommen und die geſetzgeberiſche Thätigkeit des neuen Landtages nicht ſonderlich mehr beanſprucht werden ſollte. —

Im Winter 1869 zu 1870 hatte Königin Olga eine Reiſe nach Italien unternommen, auf der ſie Profeſſor Lübke als kunſtverſtändiger Cicerone begleitete, und war Anfang Sommers zurückgekehrt, um die Bäder zu St. Moritz im Engadin zu gebrauchen. Am 11. Juli hatte ſich König Carl zu ihrem Beſuche ebenfalls dorthin begeben. Inzwiſchen ſpielte ſich das Infallibilitäts-Drama zu Rom ab und Herr Benedetti hatte zu Ems ſeine Streiche gemacht. Den vaticaniſchen Beſchlüſſen gegenüber hatte die Regierung ſich kurz gefaßt und folgende Bekanntmachung am 20. April erlaſſen: „In Folge einer nach Vernehmung des geheimen Rathes getroffenen höchſten Entſchließung Sr. Majeſtät vom 18. v. Mts. wird hiermit bekannt gemacht, daß die Königliche Regierung den Beſchlüſſen des Vatican-Concils in Rom, wie ſolche in beiden dogmatiſchen Conſtitutionen vom 24. April und 18. Juli v. J. zuſammengefaßt ſind, insbeſondere dem in der letztgenannten Conſtitution enthaltenen Dogma von der perſönlichen Unfehlbarkeit des Papſtes **keinerlei Rechtswirkung auf ſtaatliche oder bürgerliche Verhältniſſe zugeſteht!“** Damit war für Würtemberg dieſe ganze Frage abgethan! —

Zu St. Moritz, mitten im Frieden der Waldeinſamkeit, ereilte König Carl die Nachricht der Vorgänge in Ems und daß König Wilhelm von Preußen vor der Alternative unerhörter Beſchimpfung, oder des Krieges ſtehe. Am 11. Juli früh in Stuttgart eingetroffen, hielt König Carl ſofort Miniſterrath, um 9 Uhr Morgens ertheilte er den Befehl zu augenblicklicher Mobilmachung der würtembergiſchen Truppen, ſowie die Landſtände auf den 21. Juli einzuberufen. Keinen Augenblick zögerte König Carl gegenüber der frivolen Bedrohung Preußens durch Frankreich, ſich, treu dem abgeſchloſſenen Schutz- und Trutz-Bündniſſe, auf Preußens Seite zu ſtellen. In der erſten Sitzung der wieder zuſammengetretenen Kammer am 21. Juli, wo ein Credit von 5,900,000 Gulden zur Beſtreitung der Kriegskoſten verlangt wurde, erklärte Miniſter von Varnbüler im Namen der Regierung: „dieſelbe halte für Pflicht, für Deutſchlands **Unverſehrtheit** und **Ehre** rechtzeitig, ohne Schwanken und mit aller Kraft einzutreten und ſie ſei deshalb der Anſicht, daß auf Preußens Frage: „ob Würtemberg in dieſem Kriege ſich ihm anzuſchließen geſonnen ſei“, mit einem offenen Ja geantwortet werden müſſe!“ — Die Antwort der Kammer war die einſtimmige Votirung der Kriegskoſten. Am Abend aber wogte ein unabſehbarer Menſchenſtrom aus allen Ständen zur Reſidenz, um dem Könige den begeiſterten Dank des Volkes für ſein entſchiedenes Auftreten für die deutſche Sache darzubringen!

Verflogen war Haß und Groll! Im deutſchen Zorn war Nord und Süden eins! „Furchtlos und treu“ war heut ganz Schwabens Motto. — Am andern Morgen ſchon gingen zehn ſchlagfertige Escadronen unter Generalmajor Grafen von Scheler zur Verſtärkung der Badenſer per Eiſenbahn nach Durlach ab; die Kammern wurden vertagt. Am 24. Juli befahl König Carl Herrn von Varnbüler, dem franzöſiſchen Geſandten, Grafen de St. Vallier zu eröffnen, daß die diplomatiſchen Beziehungen zwiſchen Würtemberg und Frankreich abgebrochen ſeien, Herr von Wächter, der königliche Geſandte in Paris, aber erhielt Weiſung, ſeine Päſſe zu verlangen, zugleich aber ward der Oberbefehl über das würtembergiſche Corps telegraphiſch dem Könige von Preußen übertragen. — König Wilhelm antwortete auf demſelben Wege: „Eure Majeſtät haben, getreu den zwiſchen uns beſtehenden Verträgen, Ihre Truppen unter Meine Befehle geſtellt und ſind dieſelben ſpeciell dem Commando meines Sohnes, des Kronprinzen, zugetheilt. — Gott wolle unſere Anſtrengungen ſegnen bei harten Kämpfen, damit endlich ein geſegneter Frieden Deutſchland zu erneuter Blüthe führe! Dank Eurer Majeſtät und der einmüthigen Geſinnung Würtembergs ſteht Deutſchland in Feſtigkeit zuſammen!“ — König Carl antwortete hierauf: „Mit voller Zuverſicht übergebe Ich der bewährten Führung Eurer Majeſtät meine Truppen, feſt entſchloſſen, mannhaft in den Kampf für Deutſchland einzutreten. Rückhaltlos vertraue Ich in dieſem Kriege die Intereſſen Würtembergs dem ritterlichen Sinne Eurer Majeſtät!“ Hierauf erfolgte die Meldung des preußiſchen Kronprinzen an König Carl, daß er die würtembergiſchen Truppen führen und perſönlich in Stuttgart darüber Meldung erſtatten werde, was der König mit einem frohen Willkommen entgegnete. Am zehnten Mobilmachungstage, dem 26. Juli, waren ſämmtliche würtembergiſche Truppen marſchbereit. Den nächſten Tag begann der Eiſenbahntransport zur Concentration bei Bruchſal, und zwei Tage ſpäter war dieſelbe vollendet. Am 28. Juli war der preußiſche Fritz als Generaliſſimus der III. Armee in Stuttgart erſchienen, am 29. beſichtigte König Carl ſeine Braven im

Badener Lande, ehe ſie die deutſche Grenze überſchritten. Das roth und ſchwarze Löwenbanner der alten Schwabenherzoge wehte als Reichsſturmfahne wieder dem galliſchen Weſten entgegen!! —

Der ſchwäbiſche „furor teutonicus" bewährte ſich denn auch in dieſem größeſten aller bisherigen Kriege auf das Glänzendſte. Den Würtembergern war die Ehre beſchieden, mit die Erſten zu ſein, welche die blutige Palme des Ruhms bei Wörth am 6. Auguſt gepflückt haben. Ihrer Thaten wird ſowohl bei der Lebensbeſchreibung ihres Corpschefs, Generals von Obernitz, wie an anderen Orten, ebenſo bei Erſterem der Formation und Ausrüſtung des würtembergiſchen Corps gedacht werden, welche ihm die überraſchende Leichtigkeit und Energie verlieh, die es überall ausgezeichnet haben. — Der Kampf von Weißenburg, die Schlachten von Wörth und Spicheren hatten alle Herzen vom Alpdruck der Furcht befreit, namentlich Süddeutſchland, das zunächſt dem Feinde exponirt geweſen. Die beiden großen Tage von Mars la Tour und Gravelotte hatten aber den Sieg des deutſchen Rechts über galliſchen Hochmuth gewiß gemacht und daß aus dem Frieden Deutſchland einiger und kraftvoller denn je hervorgehen müſſe. Dieſe Empfindung bemächtigte ſich ſehr bald der Seele König Carls und trieb ihn, ſeinerſeits bei Zeiten Alles zu thun, damit dies große, ſo lang und heiß erſehnte Ziel erreicht werde. — Am 31. Auguſt, kurz alſo vor der Entſcheidung zu Sedan, trat Herr von Varnbüler in den Ruheſtand. Er konnte die Befriedigung mit ſich nehmen, daß er zur Einigung deutſcher Stämme treu die Hand geboten, die Energie ſeines Fürſten mit Umſicht und patriotiſcher Hingabe unterſtützt habe. Das Reſſort des Aeußern übernahm einſtweilen der älteſte Rath des Miniſteriums, Graf von Taube, die interimiſtiſche Leitung der Verkehrsanſtalten erhielt Präſident von Tillenius, das Präſidium des Geheimen Raths aber Juſtizminiſter von Mittnacht, welcher fortan als Staatsmann in den Vordergrund tritt und dem die Vollendung des Werks zugerechnet werden muß, das Varnbüler begonnen hatte. — Bald nach der Schlacht von Sedan hatte König Carl ſeinen Miniſtern unumwunden erklärt, was ſeitens Würtembergs für Deutſchlands Einheit zu thun ſei und daß er als deutſcher Fürſt entſchloſſen wäre, diejenigen Opfer zu bringen, ohne deren Drangabe eine Einigung deutſcher Stämme nicht denkbar ſei. Eine am 3. September zu Stuttgart ſtattgehabte Volksverſammlung hatte eine Adreſſe beſchloſſen, welche den Wunſch ausſprach: daß ein dauerhafter Friede erlangt, der norddeutſche Bund aber in einen die geſammte deutſche Volkskraft **einigenden** Bund verwandelt werden möge!" — König Carl ließ der Adreßdeputation ſofort eröffnen: „Er hoffe, daß ein baldiger Friede Deutſchland dauernde Garantien nach Außen, im Innern aber eine Geſtaltung bringen werde, welche die nationale **Zuſammengehörigkeit Aller,** wie die **Selbſtſtändigkeit** der **Einzelſtaaten in richtigem Verhältniſſe** zum Ausdruck bringe; dazu werde er als deutſcher Fürſt freudig das Seinige beitragen!" — Dieſe Bereitwilligkeit zum deutſchen Einheitsbau ward Preußen gegenüber auch alsbald ausgeſprochen und zu den hierüber eröffneten Verhandlungen Juſtizminiſter von Mittnacht und Kriegsminiſter von Suckow bevollmächtigt. Dem Lande gegenüber aber ließ man durch offizielle Miniſterial-Erklärung am 9. October mittels des würtembergiſchen Staatsanzeigers Folgendes eröffnen:

„Zu Anfang des Monats September haben Seine Majeſtät der König nach Vernehmung Ihrer Miniſter ausgeſprochen, daß Höchſtdieſelben als deutſcher Fürſt das Ihrige beitragen werden zu einer zugleich mit dem Frieden zu erhoffenden Geſtaltung Deutſchlands, welche die nationale Zuſammengehörigkeit Aller wie die berechtigte Selbſtſtändigkeit der Einzelſtaaten in richtigem Verhältniß zur Geltung bringe. Hierin lag die Erklärung, daß die würtembergiſche Regierung, den bisherigen Zuſtand als unhaltbar erkennend, eine Neugeſtaltung der deutſchen Verhältniſſe für nothwendig halte, daß ſie den Zeitpunkt hiezu als gekommen erachte und daß Seine Majeſtät der König als deutſcher Fürſt bereit und entſchloſſen ſei, diejenigen Opfer zu bringen, ohne welche, auch bei Wahrung der berechtigten Selbſtſtändigkeit der Einzelſtaaten, die Einigung Deutſchlands nicht vollzogen werden kann. Eingehende Berathungen der Miniſter, welche zu derſelben Zeit ſtattfanden, ergaben vollſtändige Uebereinſtimmung. Ein für die Dauer befriedigendes deutſches Definitivum wurde als durch die Lage geboten, die Umwandlung des bisherigen mehr internationalen in ein ſtaatsrechtliches Verhältniß, die verfaſſungsmäßige Einigung Deutſchlands mit Centralgewalt, deutſchem Parlament, gemeinſamer, beſtimmt begrenzter Geſetzgebung und einheitlichem Heere wurde als Ziel erkannt. Dabei führte die genaue Prüfung der norddeutſchen Bundesverfaſſung zu der Ueberzeugung, daß dieſes Ziel erreicht werden kann, auch ohne die unveränderte Annahme aller Beſtimmungen jener Verfaſſungsurkunde, welche neben dem für die Gründung eines feſten ſtaatlichen Gebildes Weſentlichen auch manches weniger Weſentliche, Zufällige, durch die beſonderen Verhältniſſe der norddeutſchen Bundesſtaaten Veranlaßte enthält und da und dort eine freiere Bewegung der Einzelſtaaten, insbeſondere in finanzieller Beziehung und in Abſicht auf die Verwaltung als wünſchenswerth erſcheinen läßt. — In dieſem Sinne war die würtembergiſche Regierung bisher thätig. Die Münchener Beſprechungen ſind geeignet, die Hoffnung zu begründen, daß die erſtrebte bundesſtaatliche Einigung erzielt werden wird. Die Verhandlungen haben aber eben erſt begonnen und ihr Stand erlaubt nicht, über das Detail jetzt öffentlich ſich auszuſprechen. Das würtembergiſche Miniſterium, in dieſer hochwichtigen Frage durchaus einig, iſt ſich ſeiner Verantwortlichkeit voll bewußt; es wird der verfaſſungsmäßigen Vertretung des Landes, deren Zuſtimmung erforderlich, über ſeine Schritte Rechenſchaft ablegen. Es muß ſich aber auch ſeine Aktionsfreiheit im jetzigen Zeitpunkt wahren und wird, wie an ſeinem Standpunkt, ſo auch daran feſthalten, daß die politiſche Leitung im Stadium der Unterhandlungen in den Händen der Regierung bleiben muß.“ —

Damit die Volksmeinung aber ſich ganz frei über die nöthig werdenden neuen Organismen des Staatslebens ausſprechen, die veränderten deutſchen Verhältniſſe mit neuen Augen anſchauen könne, war nun nöthig, die bisherige Vertretung des Landes, nachdem ſie die weiteren Mittel zur Kriegsführung bewilligt hatte, aufzulöſen, um einer neu gewählten Zweiten Kammer im December dann die mit Preußen und Norddeutſchland vereinbarten Verträge vorlegen zu können. Dieſe Einberufung und Auflöſung der Ständeverſammlung erfolgte am 22. October durch Miniſter von Scheurlen. Die Verhandlungen betreffs der Geſtaltung des neuen deutſchen Reichs waren zuerſt, wie wir wiſſen, in München, dann in Verſailles geführt, am 25. November aber in Berlin durch Verträge abgeſchloſſen worden, mittels deren Würtemberg dem neuen deutſchen Bunde beitrat. —

Wenn man auf die geſammte Regierungszeit König Carls, beſonders die ſchmerzlichen Ereigniſſe des Jahres 1866 zurückſchaut, ſo wird der vorurtheilsfreie Leſer ermeſſen, daß zu den jetzigen ernſten, durchgreiſenden und dauernden Entſchließungen König Carls ein ſchwerer Selbſtkampf und große Entſagung erforderlich war. Was er in der Zeit vom 3. September bis Jahresſchluß that, war der diametrale Gegenſatz Deſſen, was er geglaubt hatte, im Frühjahr 1866 nach Pflicht und Gewiſſen thun zu müſſen! Bloße Argumente der Vernunft und Nothwendigkeit, der Verſtandescalcul helfen über ſolche Klippen eben nicht hinweg. Das Herz, die Gefühle der Tradition, die Rückſichten des Standes- und Familien-Intereſſes, kurz gerade Das, was einem Monarchen ſtets theuer ſein muß, werfen ihr Gewicht in die Wage. Man wechſelt ſeine Gefühle ja nicht wie ein Kleid, und ſchwer iſt's, durch einen Schritt annulliren und vergeſſen zu müſſen, was ſonſt unſere feſteſte, wenn auch nicht richtigſte Ueberzeugung geweſen. Hierzu trat aber noch ein Argument, das den edelſten Willen des Königs zu alteriren drohte, Befürchtungen lagen nahe, die zu überwinden gerade in dieſem Augenblicke ein mehr als nur pflichtgetreues, die ein großſinniges Herz erforderten! Am 3. December hatte König Ludwig von Bayern die **Kaiſerfrage** geſtellt! Nach der Schlacht von Champigny aber und als vor Orleans von der Tann zurückweichen mußte, die bayriſche Verſtärkung im höchſten Grade erwünſcht war und man nach Prinz Friedrich Carls von Preußen Hülfe lechzte, „da war die Stellung des Partikularismus **ſo ſchwach nicht**, als er ſich von der **Ferne anſah**!“ Es war ein ungeheures Entweder-Oder und Wer konnte in dieſem Augenblicke wiſſen, **wie** es ausging?! — Da iſt es Miniſter von Mittnacht geweſen, deſſen furchtloſer Geiſt bei ſeinem königlichen Herrn ſtand und die ſchweren Wolken bannte. — „Furchtlos und treu!“ — Der **Erſte** nach dem Bayernkönig war Carl von Würtemberg! Ueber ihn kam der Geiſt des alten Eberhard im Bart und ließ ihn rufen: „Hie, in alleweg gut Würtemberg für Kaiſer Wilhelm und das Reich!“ Seinen fürſtlichen Nachfolgern im Entſchluſſe wurde derſelbe viel leichter, denn ſie thaten, was ſie nicht laſſen **konnten**!! — Und wie herrlich lohnte die Vorſehung dieſe That! Während die Herzen vor Bangigkeit ſtillſtanden, ſchlug Friedrich Carl die dreitägige Schlacht vor Orleans!! — —

Am 19. December eröffnete der König den neuen Landtag; laſſen wir ihn ſelber ſprechen:

„Liebe Getreue!

In einer großen Zeit trete Ich in Ihre Mitte.

In gerechtem Kriege haben unter ruhmvoller Führung die Heere Deutſchlands glorreiche Erfolge erkämpft. Ihre Hingebung und Tapferkeit werden den erſehnten, die Sicherheit und Machtſtellung Deutſchlands verbürgenden Frieden erringen.

Auch Meine Truppen haben mit Heldenmuth ſiegreich geſtritten. Stolz und dankbar blickt das Land auf ſeine Söhne, den Gefallenen ein ehrenvolles Andenken bewahrend.

Die Waffengemeinſchaft, in welcher Deutſchlands Stämme verbunden ſind, hat in der Nation den Drang auch nach **politiſcher Einigung** mächtig angefacht. Wird dieſes Ziel, um welches Deutſchland ſo lange gerungen, jetzt **nicht** erreicht, ſo fehlt den weltgeſchichtlichen Ereigniſſen dieſes Jahres die **höchſte Weihe**!

Die von Meiner Regierung mit dem norddeutſchen Bunde und den Regierungen von Bayern, Baden und Heſſen abgeſchloſſenen Verträge über Bildung eines deutſchen Bundesſtaats, unter Wiederherſtellung der geſchichtlichen Namen **Kaiſer und Reich**, werden Ihnen, den geſetzlichen Vertretern Meines Volkes, zu Ertheilung Ihrer verfaſſungsmäßigen Zuſtimmung alsbald vorgelegt werden. Sie werden, Ich vertraue darauf, die Vorlagen prüfen in patriotiſcher Hingebung, nach großen Geſichtspunkten, im Hinblick auf das hohe **Ziel** und den **Raum**, der gedeihlicher Entwickelung **gegeben** iſt.

Nach eingetretener Wirkſamkeit der deutſchen Verfaſſung wird es Aufgabe Meiner Regierung und der Stände ſein, die den neuen Verhältniſſen entſprechenden Einrichtungen in Verfaſſung und Verwaltung des Landes durchzuführen. Für jetzt werden, neben dem Hauptgegenſtande Ihrer Berathungen, Vorlagen über proviſoriſche Steuerverlängerung und über weitere Mittel zur Führung des Krieges, ſowie zur Fortſetzung der Eiſenbahnbauten an Sie gelangen.

Möge für ein geeinigtes mächtiges Deutſchland und für die in ihm verbundenen Einzelſtaaten eine Zeit ſich öffnen des Friedens, der Wohlfahrt, der Freiheit und Ordnung! Das gebe Gott!" — —

Die Verſailler Verträge zwiſchen Preußen und Würtemberg, den Ständen vorgelegt, wurden am 23. December mit ganz überwiegender Majorität angenommen, am 30. December aber mittels königlicher Verordnung publicirt. Ein edleres Chriſtgeſchenk konnte Carl ſeinem Würtemberg, einen lichteren Gruß dem neuen Deutſchland nimmer geben! Am 1. Januar 1871 traten die Verträge bereits in Kraft, es **gab** keine Main-Grenze mehr! —

Am 9. Januar 1871 wurde der bisherige Geſandte in Paris, Herr von Wächter, zum Miniſter des Auswärtigen definitiv ernannt, Graf von Taube trat zurück. — Am 20. Februar erſchienen auf Graf Bismarck's Einladung die Miniſter von Bayern, Würtemberg und Baden, um ſich an den ſchwebenden Friedensverhandlungen zu betheiligen, am 25. traf König Carl zum Beſuche Kaiſer Wilhelms in Verſailles ein und ward ſo Zeuge des

Friedensſchluſſes, der am andern Tage beim Feſtdiner vom Oberhaupt des deutſchen Reiches verkündet werden konnte, wie daß Elſaß mit Lothringen wieder des deutſchen Stammes eigen ſei. Bei dieſem Anlaſſe wurde König Carl Chef des 25. preußiſchen (1. rheiniſchen) Regiments, während derſelbe das 2. würtembergiſche Infanterie-Regiment als „Kaiſer-Regiment“ Wilhelm I. verlieh. —

Zwei hohe, unvergeßliche Freuden- und Ehrentage brachen nun über Schwabenland herauf. Der 29. Juni, wo die würtembergiſchen Braven, ihren Obernitz voran, ins heimiſche Land, in das alte liebe „Stuckert“ einzogen. Dieſes Tages ſei anderwärts*) gedacht. — Recht eigentlich ein locales Familien-Volksfeſt aber war die ſilberne Hochzeitsfeier König Carls und Königin Olgas am 13. Juli. Still wollten es Beide im Familienkreiſe auf Schloß Friedrichshafen am Bodenſee feiern, und wahrlich, kein ſchönerer Platz war zu finden für ſolch Gedenkfeſt langer, treueſter Liebe. Die beſte Weihe gab dieſem Tage das Königspaar durch Bethätigung ſeiner edlen und liebevollen Geſinnung ſelber. König Carl erließ einer großen Anzahl von Gefangenen und Verurtheilten ihre Strafe und ſchlug eine Menge Unterſuchungen, namentlich gegen Perſonen, die im Kriege nachträglich ihre Pflicht erfüllt hatten, nieder.

Die Königin gründete hingegen mit 105,000 Gulden aus Ihrer Privatſchatulle ein Töchterhaus für arme unverehlichte Mädchen der beſſeren Stände als „Carl-Olga-Stiftung“. — Wenn der eigentliche Jubiläumstag im Lande auch nur mit Gottesdienſt begangen worden war, deſto lauter ward dafür der 23. September gefeiert, an welchem vor 25 Jahren Kronprinz Carl mit ſeiner jugendroſigen Braut in Stuttgart eingezogen war. Dieſem wahrhaften Liebesfeſte, das Volk und Fürſtenpaar freudig mit einander begingen, wurde auf die ſinnigſte, den Gefühlen der Gefeierten am zarteſten entſprechende Art dauernde Erinnerung geben. Die Amtscorporationen des Landes überreichten ſtatt jeder andern Gabe eine großartige Stiftung von 70,000 Gulden zur Errichtung eines zweiten „Hauſes der Barmherzigkeit“, jenem zu Wildberg ähnlich; die Gemeindecollegien und die Frauen von Stuttgart aber eine Dotation für den Neubau der von der Königin bereits 1868 gegründeten „Krippe“ für kleine Kinder. — — —

---

*) Unter General von Obernitz, unter deſſen Schilderung zugleich das geſammte würtembergiſche Heerweſen mit ſeinen Leiſtungen einbegriffen wird. D. V.

Die Zeiten des Kampfes, ſowohl der Schwerter als der Parteileidenſchaften — waren vorüber, ſeit 1872 gilt dem Werke des Friedens fortan allein des ſchwäbiſchen Volkes Streben. Am 1. April war Miniſter von Scheurlen geſtorben, für ihn übernahm das Departement des Innern Herr von Sick, Oberbürgermeiſter von Stuttgart; ſeit dieſer Zeit iſt das Cabinet: von Mittnacht - Wächter - Sick - Geßler - Suckow - Renner nicht geändert worden! — — —

Die Betrachtung von König Carls friedlichen Thaten im Verein mit Olga bilde den Schluß unſers Gemäldes. Sind ſie doch von ſo großen Erfolgen reich geſegnet geweſen, wie deren ſelbſt bedeutendere Staaten ſich nicht zu rühmen vermögen. — Als 1866 der deutſche Krieg entbrannte, hatte der König bereits die große „würtembergiſche Invalidenſtiftung“ gegründet, die Königin aber war an die Spitze des „Sanitätsvereins“ und der würtembergiſchen „Frauenvereine für Krankenpflege“ getreten. 1870 wurden von der Königin dieſe Stiftungen und Vereine für Kriegskrankenpflege bedeutend vermehrt und der Verein für das „Wohl der arbeitenden Klaſſen“ gegründet, welcher der Brotloſigkeit in Kriegszeiten wirkſam ſteuerte. Wer erinnert ſich nicht, wie der „Königbau“, ſonſt dem Luxus, dem Handel und dem Vergnügen geweiht, ſich in ein Frauenzeughaus verwandelte, um Tod und Wunden, Mangel und Verzweiflung durch Liebe zu bekämpfen? Wer denkt jener vorzüglichen, berühmt genug gewordenen würtembergiſchen Sanitätszüge nicht, — wahrer Reiſelazarethe, welche die Bewunderung von ganz Deutſchland weckten? — Was hat außer zahlreichen Dotationen an Inſtitute, — zum Exempel 16,000 Gulden für den vom Könige geſchaffenen Penſionsfond für die Lehrer des Catharinen-Stiſts und eines Olga-Stipendiums für mittelloſe Studirende des Polytechnikums und der Univerſität, — die königliche Wohlthäterin nicht an Bedrängte und gemeinnützige Vereine geſpendet? Sie iſt ſo allgemein als Nothhelferin bekannt im Lande, daß man oft genug das zuverſichtliche Wort hören kann: „Ji woiß mär nemme z'helfa, i ſchreib' äba an d' Olga!“ Furchtlos trat ſie den Epidemien der Lazarethe entgegen und brachte den Verwundeten Troſt. Eine alte ſchwäbiſche Bäuerin, als ſie die Königin eben aus einem Spital heraustreten ſah, rief: „O! d' Olga!“ Dann trat ſie auf die hohe Frau zu, legte ihre Hand auf deren Schulter und ſagte: „Du biſcht a Frau! Hoſcht wieda ruhrkranka und typhuskranka Soldata b'ſuacht?!“ — — Das Königspaar liebt es, mit dem Volke häufig in perſönlichen Verkehr zu treten und ſo deſſen Wünſche und Bedürfniſſe aus ſeinem eigenen Munde zu vernehmen. Der Beſuch der verſchiedenen Anſtalten wie häufige Reiſen im Lande geben hierzu Gelegenheit. Bei ſolchen Anläſſen erſcheinen ſie ſtets ohne Oſtentation. Der König iſt ein eifriger Spaziergänger und bewegt ſich täglich, in Civil und nur von einem Adjutanten begleitet, in Stuttgarts Straßen oder auf den Promenaden der Umgegend. Das Herrſcherpaar, große Freunde der Natur, bringt den Sommer meiſt auf dem Lande zu. Im Frühjahr wird gewöhnlich die reizende Villa Berg bei Cannſtadt bezogen, von wo der König jeden Morgen zur Reſidenz hereinkommt. Mit Beginn des Sommers geht der Hof gewöhnlich nach Friedrichshafen an den Bodenſee, wo der König ein aus den Räumen eines ehemaligen Kloſters geſchmackvoll hergerichtetes, von prachtvollen Gartenanlagen umgebenes Schloß beſitzt. Einen andern Lieblingsaufenthalt bildet das ſchon ſeit 1807 in ein Jagdſchloß verwandelte alte Kloſter Bebenhauſen bei Tübingen. Es war ganz in Verfall gerathen und König Carl ließ es im urſprünglichen Style wieder aufrichten. Ueberhaupt intereſſirt ſich der König lebhaft für ſchöne Bauten und die Erhaltung alter Architektur. Die Klöſter Maulbronn und Blaubeurn verdanken ihm gleichfalls ihre Erhaltung.

Königlicher Begründung oder Protection aber rühmen ſich: der Stuttgarter literariſche Verein, der Verein vaterländiſcher Naturkunde, der Alterthumsverein, der archäologiſche Club zu Rottweil, der Verein für Kunſt und Alterthum in Ulm und Ober-Schwaben, der Verein für Geſchichte von Würtembergiſch-Franken und des Bodenſees. Ferner ſchuf der König eine Art *Aula* für öffentliche Belehrung, indem er allwinterlich in den Räumen des Königsbaues Jedermann zugängliche, populäre Vorleſungen von Profeſſoren der Univerſität Tübingen, der Akademie Hohenheim, wie der höheren Unterrichtsanſtalten Stuttgarts aus allen Wiſſensgebieten halten läßt, welche den lebhafteſten Zuſpruch finden. Ebenſo für öffentliche Pflege der Muſik iſt durch das Conſervatorium geſorgt. — Die Förderung von Local- und Landesausſtellungen, des „Muſterlagers der königlichen Centralſtelle“, Einführung gewerblicher Fortbildungsſchulen wie der Geſellenherberge in Stuttgart, ſind aus des Königs eigener Initiative hervorgegangen. Die Frauenarbeitsfrage iſt ihm ebenſo ein wichtiger Zweig ſeines Strebens für Volkswohl. 1866 bereits wurde die Verwendung von Frauen und Mädchen im Dienſte der Verkehrsanſtalten als Billetverkäuferinnen im Eiſenbahnbetrieb, Telegraphiſtinnen, wie zur Verſehung kleiner Poſt-Expeditionen eingeführt. Ferner blüht die Frauenarbeitsſchule zu Reutlingen und neun Frauenfortbildungsſchulen beſtehen in anderen Landestheilen. Bemerkenswerth auch ſind die Geſetze, welche unter ſeiner Regierung die organiſche Vervollkommnung des innern Staats- und Gemeindelebens, wie die Einfügung in das neue deutſche Gemeinweſen zum Zwecke hatten. So das Geſetz über die ſtaatsbürgerliche *Gleichſtellung der Israeliten*, der *Organiſation der Volksſchule*, durch welche den Eltern eine *Vertretung* in der Ortsſchulbehörde eingeräumt wurde, wie denn dem Kultusminiſter von *Golther* der Ruhm gebührt, eine wahrhaft erleuchtete Reform des Volksſchulweſens in die Hand genommen zu haben. Wenn wir in dem würtembergiſchen Volksſchullehrer-Geſetz vom Jahre 1872 finden, daß durch daſſelbe der am *ſchlechteſten* beſoldete Lehrer in den *kleinſten* Gemeinden mit 480 Gulden — id est *272 Thaler* dotirt wird, ſo kennen wir noch manche Regierungen, welche Würtemberg hierin tief nachſtehen. Im Anſchluſſe an das Volksſchulweſen ſtehen die landwirthſchaftlichen Fortbildungsſchulen, ſo die 1866 errichtete Weinbauſchule zu Weinsberg und die Winterabendſchulen. 1870 beſtanden in Schwaben allein 981 landwirthſchaftliche Anſtalten mit 22,000 Schülern und 150 gewerbliche Fortbildungsſchulen mit 10,000 Schülern. — —

Laſſet uns Würtemberg und die Schwaben drum herzlich lieben und ehren, ihnen ihre Eigenart von Herzen gönnen. Das eben iſt ja echt deutſch und unſerer Einigkeit feſteſtes Band, daß jeglich Land und Volk ſo ſein und bleiben muß, wie es iſt, wir aber Alle für Einen und Einer für Alle ſtehen wollen in Brüderlichkeit, Hochachtung und unerſchütterlichem Vertrauen!!! — — —

Inhalt.

Seite

VII. Fürſt **Bismarck** 1

VIII. **Johann**, König von Sachſen 235

IX. **Albert**, Kronprinz von Sachſen 271

X. **Carl I.**, König von Würtemberg 359

* * *

Die Männer der neuen deutſchen Zeit.

Die Männer
der neuen deutſchen Zeit.

Eine Sammlung von Biographieen
unſerer
Fürſten, Staatsmänner und Helden.

Von

A. E. Brachvogel.

'13, 4052

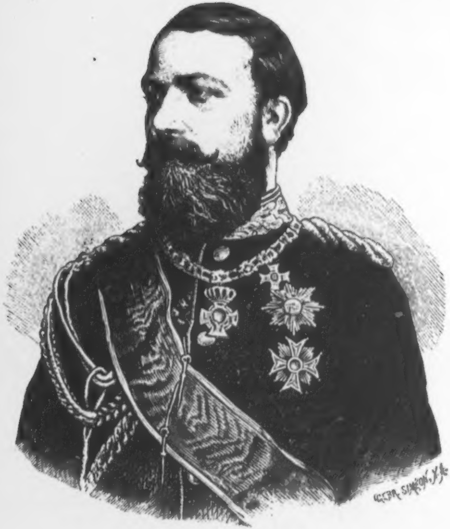
BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Dritter Band.

Mit ſechs Portraits in Holzſtich, nach Zeichnungen von H. Scherenberg.

Hannover.
Carl Rümpler.
1874.

Druck von Auguſt Grimpe in Hannover.


G.C.F.R. SIMON, X.A.

FRIEDRICH
Grossherzog von Baden.

XI.

Friedrich

Großherzog von Baden.

* * *

„Wo ſich Gottes Flamme
In ein Herz geſenkt,
Das am alten Stamme
Treu und liebend hängt;
Wo ſich Männer finden,
Die für Ehr' und Recht
Muthig ſich verbinden,
Lebt ein frei Geſchlecht! —
Freiheit, holdes Weſen,
Gläubig, kühn und zart,
Haſt ja lang erleſen
Dir die deutſche Art!
(Max v. Schenkendorf, 1813.)

Kein lebender Monarch, Kaiſer Wilhelm etwa ausgenommen, hat im Herzen der deutſchen Nation einen wärmeren und vornehmeren Platz, als der Mann, den dieſe Zeilen ſchildern wollen. Keiner unter allen deutſchen Souverainen aber genoß das Glück, vom Anbeginn ſeiner Regierung bis zu dieſer Stunde ſo unausgeſetzt die Hochachtung und Zuneigung aller deutſchen Gauen beſeſſen zu haben, als Großherzog Friedrich von Baden. Keiner iſt auch, der mit mehr Beſcheidenheit größere Staatsweisheit und dauerndere Energie des Handelns verbunden hätte, als er. — Ein hoher, von uns Allen geliebter Herr, der ſelber recht wohl weiß, was ein gutes und zugleich feſtes Regiment bedeuten will, ſagte uns: „Großherzog Friedrich von Baden iſt der **wahre deutſche Fürſt** von Eifer, Herz und Würde. Er hat nicht blos **geſtritten**, er hat **gelitten** für unſer Volk, wie **kein Anderer!!**“ — Wenn dies ſchon eine unbeſtreitbare Wahrheit iſt, ſo iſt auch nicht weniger gewiß, daß ſein kleines wackeres badiſches Volk im Kampfe des Lichts und Rechts, der Freiheit und Wohlfahrt ihm treulich beigeſtanden und in Deutſchland zuerſt den ſchönen Beweis geliefert hat, daß Einigkeit und Liebe zwiſchen Regenten und Unterthanen die beſte Kraft eines Volkes, die ſicherſte Gewähr ſeiner Wohlfahrt ſind. Man kann dreiſt behaupten, Großherzog Friedrich würde nicht ſein können, was er iſt, ohne ſein badiſch Land, und Baden würde dahin nimmer gelangt ſein, wo es heute ſteht, hätte es, außer ſeiner eigenartigen Entwickelung, nicht einen Friedrich beſeſſen. Beide ſind für einander geſchaffen worden und zwar zu einer Epoche, in der ſie ſich ſelber und der deutſchen Sache zum größten Heil und Segen dienten. Sehnſucht iſt die treibendſte aller Kräfte in uns Deutſchen, die Memnons-Sehnſucht nach Licht und Freiheit! Nirgend ſtellt ſie ſich aber unbezwinglicher und ſtetiger dar, als in Friedrich und ſeinen Badenſern. — Aus Dunkel zum Licht, aus ſtarren Feſſeln zur Freiheit wollen wir Beide denn alſo begleiten und ihr Ringen und Streben ſoll uns Allen ein erhebend Vorbild ſein!! — —

Baden und die Badenſer! — Was ſind ſie? Sind's Franken, ſind's Allemannen? — Iſt der Stamm rein oder gemiſcht und von welcher Art ſind ſeine charakteriſtiſchen Eigenſchaften, ſeine hiſtoriſchen Wandlungen? — Wer wollte wohl leugnen, daß ein Volk nicht abhängig von ſeinem mütterlichen Boden iſt und eine Race nicht abhängig von ihrer Nachbarſchaft? Die geographiſche Lage eines Landes, — ganz abgeſehen von Reichthum oder Armuth ſeines Bodens, abgeſehen von dem Geiſt und Weſen ſeiner Bewohner, iſt allein ſchon hinreichend, letzteren phyſiſch wie pſychiſch gewiſſe Lebensbedingungen, Anſchauungen und Gefühle aufzunöthigen, die ſie, unter anderen Himmelsſtrichen lebend, gar nicht beſitzen könnten. Ein Blick auf die Karte ſagt mithin dem Anthropologen mehr, als wenn er das Land die Kreuz und Quer durchmeſſen hätte. — Baden iſt der ſüdweſtlichſte und — Oſtpreußen allerdings abgerechnet — der von ſeinem mathematiſchen Mittelpunkte fernſte Theil von ganz Deutſchland. Bis 1870 iſt mithin ſeine Situation auch ſehr ähnlich derjenigen geweſen, welcher Oſtpreußen ausgeſetzt wäre, falls die Zuneigung des Hauſes Romanow aus irgend welchem Anlaſſe ſich gegen die Hohenzollern ändern ſollte. Baden war ſeit jeher das von der Reichshülfe entfernteſte, alſo hülfloſeſte deutſche Land und das dem Feinde Deutſchlands, Frankreich, unmittelbar nächſte. Nur der Rhein trennte es vom Elſaß, Flüſſe ſind aber bekanntlich Verbindungsmittel und keine Scheidewände. Dieſe ſeine exponirte Lage muß Badens Bewohnern von jeher Beſorgniß und beſtändige Unruhe verliehen haben, eine Art nervöſen Temperaments. Außerdem iſt das Land klein und ſo ſchlecht wie möglich configurirt. Von Baſel und Conſtanz zieht es ſich wie ein langer ſchmaler Haken bis Mannheim. Der Schwarzwald und ſein Ausläufer, die Bergſtraße, ſind ſeine öſtliche Flanke, bei Kehl und Raſtatt iſt ſeine Breite aber geradezu gefahrdrohend gering! Für den Feind iſt es ein Durchmarſchland, iſt raſch zu nehmen und gut zu behaupten, für Deutſchland iſt es — die „Wacht am Rhein" und ewig afficirt von ſeinem weſtlichen Nachbar! — Wollte man die Völker blos nach der Racengleichheit unter eine Regierung gruppiren, ſo müßten die Badenſer und Elſäſſer nothwendig denſelben Herrn haben, denn beide ſind Allemannen vom reinſten Waſſer. Das niedere Volk beider Länder verſteht ſich vorzüglich, iſt an Körperbau und Weſen einander frappant ähnlich. Mit Schwaben und dem Elſaß ſind die Badenſer eine Völkerfamilie, waren ſie urſprünglich doch ſämmtlich Allemannen. Wenn die Badenſer auch von den Schwaben „Franzoſen" und von den Elſäſſern „dumme Schwab" geſchimpft werden, Jahrhunderte haben dennoch nicht vermocht, in ihnen Dreien die tiefen Züge der Gemeinſamkeit auszulöſchen, die der Ethnograph an ihnen ſelbſt bei ganz flüchtiger Bekanntſchaft bemerken muß. In der That, einſt waren ſie ein Volk, ein großes Staatsganze, ſie bildeten das mächtige Allemannen-Land. Die fränkiſchen Könige machten demſelben indeß ein Ende und aus dem Gemiſch der Eroberten und Eroberer bildete ſich ſchließlich die Race der Franken, das heißt die der Allemannen mit franzöſiſchem Temperament und gewiſſen welſchen Charakterzügen, wiewohl ihr Herz wie ihre Sprache deutſch blieb. Natürlich nahmen diejenigen Striche, welche franzöſiſchem Weſen mehr ausgeſetzt waren, leichter franzöſiſche Gewohnheiten an, alſo die Bewohner der Rheinebene hüben wie drüben, im Elſaß wie in Baden. Die Bergdiſtricte dagegen, welche ſtets excluſiver in ſich leben, fremden Einwirkungen immer ſchwerer zugänglich ſind, blieben ihren allemanniſchen

Raceneigenthümlichkeiten treuer und retteten ſie aus der Periode der Frankenherrſchaft. Das ſind die Schwaben, die Schwarzwälder und jenſeits die Bauern der Vogeſen. Wir ſind überzeugt, daß wenn irgend in einer Spinnſtube des alten Wasgenlandes Jemand Hebbel's allemanniſche Geſchichte vorleſen würde, ſie würden von jedem Kinde ſo gut verſtanden werden, wie man ſie auch in Limburg und längs der Ems verſteht. Man braucht nur den lebhaften ſonntäglichen Verkehr der elſäßer und badiſchen Bauern über den Rhein zu ſehen, und wie vortrefflich ſie ſich verſtändigen, um zu begreifen, daß die Stammverwandtſchaft ſelbſt durch den galliſchen Kultureifer Louis Napoleons nur ſehr wenig gelitten hat, die Abneigung gegen Deutſchland im Elſaß überhaupt nur durchaus ein künſtliches Product, kein natürliches Gefühl iſt. — Wie das ſtolze Reich der Frankenkönige erloſchen war, — einerſeits das deutſche Reich, anderſeits das feudale Frankreich der Valois ſich bildete, — zerriß der allemanniſche Stamm dergeſtalt, daß die Schwaben ſich abſonderten von den Rheinfranken und dieſe, wie das Elſaß, unter verſchiedene Herren geriethen. Seit jener Zeit kommt auch die ſchon beregte Abneigung zwiſchen Badenſern und Würtembergern, ihr partikulariſches Abſchließen von einander und die Wandlung ihrer beiderſeitigen Charaktere zu der ſchrofferen Verſchiedenheit, welche ſie unleugbar heute bieten.

Der Badenſer unſerer Zeit hat unzweifelhaft von ſeinem galliſchen Nachbar, beſonders ſeit Elſaß und Straßburg franzöſiſch geworden waren, ſehr viel angenommen, ohne ſeiner deutſchen Geſinnung, Sprache und Empfindung im Geringſten etwas zu vergeben. Die fortwährende Berührung an der Grenze hat ihn in Gewohnheiten beſtärkt, welche ſeinem urſprünglichen rauhen allemanniſchen Weſen einen gewiſſen Schliff und eine Regſamkeit gegeben haben, welche öſtlich der Bergſtraße nicht anzutreffen ſind. Der Rheinfranke haßt und fürchtet den Franzoſen, aber er verkehrt mit ihm gern. Leichtlebiger, ſchneller von Begriffen, thatkräftiger als der träumeriſche Schwabe, hat er ſich die induſtrielle Betriebſamkeit und den Esprit des Franzoſen angeeignet. So ſind denn an ihm die Zeiten Ludwigs XIV. mit ihrem Glanze und ihrer Raubſucht ebenſowenig ſpurlos im guten wie ſchlimmen Sinne vorübergegangen, als die franzöſiſche Revolution mit ihren Ideen, ja man kann wohl behaupten, daß die Eruptionen, welche zu Paris im Laufe dieſes Jahrhunderts ſtattfanden und republikaniſchen Zündſtoff auswarfen, in ihren Erſchütterungen zunächſt immer längs des Rheins, in Baden, in der Pfalz und Südheſſen verſpürt wurden. Dieſe Länder bildeten gewiſſermaßen den Leitungsdraht, durch welchen der elektriſche Strom galliſcher Weltbeglückungstheorien ſich auf das patriarchaliſch ſtille Deutſchland entlud. Dieſer Strom ſchuf in den Rheinlanden eben den unruhigen, nervöſen Geiſt, der, von Furcht und Hoffnung wechſelnd bewegt, dem tief treuen, deutſchen Gemüthe jene irrthümliche Sehnſucht verlieh, als ob Deutſchlands Größe und Einheit mittels franzöſiſcher Ideen ſich erreichen laſſe. Schwere Kämpfe erſt ſollten Baden wie das ganze übrige Deutſchland belehren: ſein beſtes und einziges Heil liege allein in den Kräften und Anlagen, die in ſeinem eigenen Schooß ſchlummerten. —

Das badiſche Land iſt ſeit alten Zeiten von dem Geſchlecht der Grafen und Herzöge von Zähringen regiert worden, ihm entſtammt auch ſein jetziger Dynaſt, Großherzog Friedrich. Das badiſche Wappen iſt ſehr complicirt, denn es iſt in 30 Felder getheilt, welche die Wappen der verſchiedenen Landestheile enthalten, das aufgelegte Herzſchild hingegen, welches rechts oben einen ſchrägen goldenen Balken in purpurnem Felde, links unten einen goldenen, ſtreitfertig nach links ſehenden Löwen mit ausgeſchlagener Zunge führt, das alte Zähringer Feldzeichen. Löwe und Greif bilden die Wappenhalter. — —

Badens moderne Geſchichte hebt mit 1771 an, als durch den Tod des Markgrafen Georg von Baden-Baden die Hälfte des Landes an den Kurfürſten Carl Friedrich von Baden-Durlach überging. Eines ſeiner vielen Verdienſte war, daß er die Jeſuiten verbannte und dem Lande eine geordnete, auf Volkswohlfahrt abzweckende Verwaltung verlieh. — Er iſt zweimal verheirathet geweſen. Aus erſter Ehe mit Prinzeſſin Louiſe von Heſſen-Darmſtadt hatte er drei Söhne: Carl Ludwig (der vier Töchter und nur einen Sohn, den Erbprinzen Carl Ludwig hinterließ) und die beiden Prinzen Friedrich und Ludwig Auguſt Wilhelm. Dieſe Söhne erſter Ehe ſtarben aber ſämmtlich kinderlos, ſo daß in ihnen das Zähringer Geſchlecht gänzlich erloſchen wäre, hätte es nicht in einer zweiten Ehe Carl Friedrichs kräftigere Blüthen getrieben. Großherzogin Louiſe ſtarb bereits 1783 und vier Jahre ſpäter ehelichte der Kurfürſt Sophie, Gräfin Hochberg, geborene Freiin Geyer von Geyersberg. Dieſer Ehe entſproßten drei Söhne und die Prinzeſſin Amalie. Der Erſtgeborene war Carl Leopold Friedrich (geboren 1790), der Vater des jetzt regierenden Großherzogs, ſeine anderen Brüder waren Wilhelm und Maximilian. Zu jener alten Zeit fand man es noch gegen alle Dehors, aus Neigung oder gar unter ſeinem fürſtlichen Stande ſich zu vermählen. Dieſe zweite Ehe galt alſo ſtaatsrechtlich nicht für legitim und die Sproſſen derſelben hatten das unverdiente Loos des großen Dunois zu theilen, der den ſchiefen Balken im Schilde führte. In dem Jahre, wo Carl Leopold Friedrich geboren ward, brach indeß die franzöſiſche Revolution los, der Friede am Rhein hatte mit ihr ein Ende. Einerſeits erzitterten ſeine Gauen vor dem Jakobinerthum der deutſchen Klubbiſten, welche die „Univerſal-Republik“ erträumten, andererſeits vor den Heerſäulen der deutſchen Fürſten, welche den Thron der Bourbonen ſchützen und der Hydra den Kopf abſchlagen wollten. — Die lernäiſche Schlange der Revolution war indeß gewaltiger als ſie Alle. Nachdem ſie ſich an Bourbonenblute und den Opfern des Wohlfahrts-Ausſchluſſes geletzt hatte, richtete ſie den ehernen Leib gegen die deutſchen Widerſacher. 1796 kam Moreau bei Kehl über den Rhein, beſetzte Carlsruhe und Carl Friedrich mußte den 25. Auguſt zu Paris Frieden ſchließen und durch großen Landverluſt die Kühnheit büßen, ſich gegen die „Majeſtät der untheilbaren Republik“ erhoben zu haben. — Des Jahrhunderts Ende aber ließ die Republik erbleichen. Der Moderantismus kam, nach ihm die Säbelherrſchaft Napoleons I. Es iſt bekannt, wie er ſeine Gewalt in die Theatertoga eines modernen römiſchen Conſuls hüllte, um ſie dem eitlen Frankreich plauſibler zu machen, bekannt auch, wie er die Phraſe der Freiheit und Weltbeglückung auf die flatternde Trikolore ſchrieb, um unter dieſem Schilde der alten Raubſucht Frankreichs und ſeinem unerſättlichen Ehrgeize Genüge zu leiſten. — Dieſe Freiheits und Weltbeglückungstheorien, welche als Tirailleure vor ſeinen Bataillonen in Deutſchland einmarſchirten, behagten unſerm träumeriſchen, utopienſüchtigen, guten alten Freunde Michel außerordentlich. Sie erhitzte ſehr viele Köpfe und wir haben ſogar in den ſechsziger Jahren noch einen ſeelenvollen Thüringer gekannt, der eine hohe Stellung bei der preußiſchen Militairmuſik einnahm und dem Verfaſſer dennoch mit ganz treuherzigem Ernſte verſicherte: „Ich ſage Sie, Napoljoon is'e Friedensfürſchte geweſen!“ — — Dieſer Friedensfürſt ließ 1804 mitten im Frieden den Prinzen von Enghien auf badiſchem Gebiet verhaften und ohne Verhör zu Paris erſchießen. — 1805 bei Ausbruch des Kriegs blieb Kurfürſt Carl Friedrich Nichts übrig, als auf Napoleons Seite zu treten und auf Napoleons Befehl mußte ſein Enkelſohn, des Erbprinzen Ludwig einziger Erbe, Prinz Carl, Demoiſelle Stephanie de Beauharnais heirathen. — Die Gemahlin des nachmaligen Großherzogs Carl, Stephanie Louiſe Adrienne Napoleone, älteſte Tochter des Grafen Beauharnais, eines Vetters des erſten Gemahls Joſephinens, welcher am 10. Januar 1819 zu Paris ſtarb, war ſomit Nichte der Madame Joſephine, Gemahlin des Vicomte de Beauharnais, einer gebornen Taſcher de la Pagerie. Napoleon aber, veranlaßt durch den Widerſtand, welchen die Markgräfin Amalie, Mutter des Erbprinzen Carl von Baden, der Vermählung ihres Sohnes mit Stephanien entgegenſtellte, adoptirte Letztere und erhob ſie zur kaiſerlichen Prinzeſſin (fille de France); die Vermählung fand darauf zu Paris am 8. April 1806 ſtatt. — In demſelben Jahre hob Carl Friedrich die alte ſtändiſche Verfaſſung des Breisgaues auf und erklärte ſich zum abſoluten Souverain. — Eine jammervolle Zeit! Jena und Auerſtädt! — — 1807 am 12. Juli trat der Kurfürſt dem Rheinbunde bei, legte nach Auflöſung des deutſchen Reichs die Kurwürde nieder und nahm den Titel „Großherzog“ an, mußte überdem ſeine Badenſer 1806 und 1807 den Krieg gegen Preußen und Rußland mitmachen laſſen, 1808 am Kriege gegen Spanien, wie 1809 an dem gegen Oeſterreich theilnehmen. Ein Jahr ſpäter führte er den Code Napoleon in Baden ein. Der 83jährige Großherzog Carl Friedrich ſtarb 1811. — Da Erbprinz Carl Ludwig bereits 1801 verſtorben geweſen, folgte deſſen Sohn Carl, Enkel Carl Friedrichs, dem Großvater in der Regierung des Landes. — In ſeiner Allmacht aber ging der große Napoleon 1812 nach Rußland, — die „gloire“ fror ihm dort ein! — Preußen rief zum Kampfe, Deutſchland ſtand auf und griff zum Schwert! — Wohl mußte Carl Ludwig für den furchtbaren Herrn Adoptiv-Schwiegervater noch kämpfen, die Schlacht bei Leipzig aber erlöſte ihn und das badiſche Land endlich und der Großherzog trat ſofort dem deutſchen Bunde gegen Frankreich bei! — Dieſer Schritt war keine Kleinigkeit für ihn! Napoleon konnte ja doch wieder ſiegreich ſein, konnte ja wiederkommen; dann war Baden ſicher verloren und der Mann Stephaniens Beauharnais ſtarb vielleicht den Tod eines — Enghien! Wie liebevoll Napoleon I. ſeine nächſten Verwandten behandelte, weiß man ja. — Am 18. Juni 1815 zu Belle-Alliance hatte Badens Furcht glücklicherweiſe ein Ende, der Cäſar ſaß auf St. Helena und die heilige Allianz ſchützte die verwüſtete deutſche Erde. — Die Folgen des Krieges waren ſehr traurig. Allgemeiner Mißwachs geſellte ſich zur Verarmung des Landes und ſchaarenweiſe wanderten die Leute nach Amerika aus. — 1817 ſtarb auch Carl Friedrichs zweiter Sohn, Prinz Friedrich, ohne Erben und da deſſen jüngerer Bruder, Prinz Ludwig Auguſt Wilhelm, ebenſo wie der Großherzog keine männliche Erben beſaß, wäre Baden geradezu ein herrenlos Land geworden, wenn nicht durch das vom Großherzoge Carl erlaſſene Hausgeſetz vom 4. October 1817 in Uebereinſtimmung mit der von Carl Friedrich bei Abſchließung ſeiner zweiten Ehe unter dem 24. November 1787 gegebenen Verſicherungsurkunde und der nach erlangter Souverainetät unter agnatiſchem Beitritt errichtete Akte vom 10. September 1806 die Ebenbürtigkeit und das Erbfolgerecht der männlichen Nachkommen aus dieſer zweiten Ehe nicht ausdrücklich anerkannt und als Verfaſſungsrecht feſtgeſtellt worden wäre. —

Großherzog Carl gab Baden eine zeitgemäße Conſtitution! Ehe noch auf Grund derſelben die neuen Landſtände indeß zuſammentreten und die Verfaſſung legaliſiren konnten, ſtarb Großherzog Carl im December 1818. Sein zweiter Oheim Ludwig Auguſt Wilhelm folgte ihm in der Regierung und um die Geſchlechtsfolge in den Familiengliedern aus zweiter Ehe zu ſichern, vermählte ſich der Erbprinz Markgraf Carl Leopold Friedrich mit Prinzeſſin Sophie Wilhelmine, des vormaligen Königs von Schweden Guſtav Adolphs IV. 18jähriger Tochter, am 25. Juli 1819. — Schon im April deſſelben Jahres war die erſte repräſentative Ständeverſammlung Badens zuſammengetreten und die Zukunft verſprach lichter zu werden. Im Juli 1820 ward die Leibeigenſchaft in ihren letzten Reſten beſeitigt und die Miniſter für verantwortlich erklärt. Am 6. December wurde des Erbprinzen erſtes Kind, Prinzeſſin Alexandrine geboren, welche nachmals Gemahlin des jetzt regierenden Herzogs Ernſt II. von Sachſen-Coburg-Gotha geworden iſt. Ein Jahr ſpäter ward in Baden auch die proteſtantiſche Union gegründet, allgemeine Gewerbefreiheit gewährt und die Juſtiz von der Verwaltung getrennt; das ſchmucke Ländchen blühte fröhlich auf. — —

Zwei Dinge lauerten indeß im Hintergrunde und ließen vorausſehen, daß Baden ſich des innern Friedens und ruhiger Entwickelung nicht immer erfreuen werde. Das Zähringiſche Herrſcherhaus war gut proteſtantiſch, die katholiſche Bevölkerung dagegen verhielt ſich zu der evangeliſchen wie 2 zu 1; der katholiſche Klerus aber war damals allgewaltig. Zu Freiburg im Breisgau, droben im Schwarzwalde, ſaßen die ſchwarzen Vögel Roms, dort war der Jeſuiten Heerlager und die neue proteſtantiſche Union war ihnen ſelbſtredend tödtlich verhaßt. Seit dieſer Zeit ſuchten ſie den confeſſionellen Frieden zu untergraben und der meiſt ſtreng katholiſche, Oeſterreich durchaus ergebene, hochmüthige und theils reichsunmittelbare Adel hielt zu den Römlingen wie nur jemals ein Vaſall, zumal ihm die Verfaſſung ein gut Stück ſeiner geſchätzten feudalen Privilegien genommen hatte! Dies war der erſte tiefe Schatten im badiſchen Lande. Der andere war entgegengeſetzter Natur und nicht weniger ſchlimm, es war der „Radikalismus". — Bei allen ſüddeutſchen Stämmen werden Inſtitutionen mit heißblütigem Enthuſiasmus, — ja mit Fanatismus erfaßt und feſtgehalten! Die demokratiſchen Lehren, welche die franzöſiſche Revolution und der Napoleonismus in Deutſchland geſäet hatten, waren nirgend ſo üppig als in Baden aufgegangen. Die überaus freiſinnige Verfaſſung, welche das Land beſaß, gab den Freiheitswünſchen der demokratiſchen Partei Flügel und zugleich eine nicht ungefährliche Handhabe, die übrigen deutſchen Verhältniſſe waren aber ſo trüber Art, daß die Partei Kampfobjecte genug vorfand, ihre Waffen zu üben. Außer Baden und Würtemberg erfreute ſich kein deutſches Land conſtitutioneller Freiheiten; alle anderen Staaten trugen daſſelbe einheitlich fahle Gewand des alten abſolutiſtiſchen Polizei- und Beamtenſtaats, die 32 Vaterländer ſtanden überdem unter der Ruthe der heiligen Allianz, welche ſeit den demagogiſchen Umtrieben brennend und erbarmungslos zuſchlug und die deutſche Einheitsſehnſucht, das patriotiſchſte aller Gefühle, mit Zuchthaus und Feſtung beſtrafte. Es war eben die vielberüchtigte „ſtagnirende" Epoche! — Wenn wir ſtatiſtiſch nachzuweiſen vermöchten, wie viel treue Herzen in jener Zeit durch die Regierungsgewalt gebrochen, wie viel Exiſtenzen vernichtet, welche Summe an Geiſt und Herz, an Capacitäten jeder Art in dieſer Trauerzeit der deutſchen Menſchheit geradezu hingeſchlachtet und erſtickt worden ſind, wir würden ſtaunend erröthen. Deshalb ſaßen damals die Marquis Poſas auf allen Zäunen und ſangen Germaniens Schwermuthslied! — Moritz Arndt's und Uhland's Weiſen griffen der deutſchen Jugend mächtig ans Herz und riſſen ſie empor in fieberiſchem Verlangen. Deutſche, heiße Vaterlandsliebe und echter, geſunder Freiheitsſinn gatteten ſich jetzt nur zu innig mit der utopiſchen Schwärmerei für die Dogmen der franzöſiſchen Revolution, des engliſchen Selfgovernments und den Begriffen transatlantiſcher Paradieſesfreiheit. Aus ſolchem Ideen-Conglomerate, unverdaut von nicht ganz klaren Hirnen, gebar ſich der Radikalismus und dehnte ſich —, langſam und ſicher wie das Verhängniß, über alle Gebiete, über Glauben und Wiſſen, über

Politik und ſociales Leben aus. Der Kampf nur konnte die Klärung bringen. Durch langen Irrthum nur konnte die Sonne der Wahrheit aufgehen. Im keinem deutſchen Lande ſehen wir darum die Gegenſätze ſo ſchroff neben einander, als in Baden! Römiſch Jeſuitenthum und radikaler Republikanismus, die ſchwarzen und die rothen Ultras entfalten nun die wilden Banner, trennen die Bevölkerung in zwei Lager und reißen ſie mit in einen wilden und verzweifelnden Streit. Das iſt der dunkle — faſt ſchwermüthige Hintergrund, auf dem an ſeinem Lebensanfange das Bild Friedrichs von Baden uns entgegentritt. Langſam hell und immer heller aber ſtrahlt es von Jahr zu Jahr, ringsum die Dämmernacht erleuchtend, bis Land und Volk, vereint durchs Ringen, im Lichte dieſer unſerer beſſeren Tage ſtehen! — Wir wollen dies Bild entrollen. — —

1824 ward zu Aller Freude dem Markgrafen Carl Leopold Friedrich der erſte Sohn, Prinz Ludwig, am 15. Auguſt geboren, die Erbfolge war geſichert. In demſelben Jahre ſchloß Baden Verkehrs- und Handelsverträge mit Heſſen-Darmſtadt und der Schweiz, ſchuf alſo ſeiner Production und Ausfuhr nach Norden und Süden Luft, der allbeliebte Staatsrath Winter aber wurde Dirigent des Großherzoglichen Miniſteriums. Wie richtig wir die gegenſeitige alte Antipathie zwiſchen Schwaben und Franken kennzeichneten, bewieſen die jetzt entſtehenden Reibungen zwiſchen Würtemberg und Baden. — Am 9. September 1826 ward Prinz Friedrich Wilhelm Ludwig geboren, jetzt regierender Großherzog, drei Jahre ſpäter am 18. December erblickte der dritte Sohn des Erbprinzen, Prinz Wilhelm Ludwig, das Licht. —

Die Erziehung des Prinzen Friedrich wie die ſeines älteren Bruders Ludwig wurde dem Geheimen Rath Rink anvertraut, als Lehrer der Prinzen fungirten unter Anderen die Profeſſoren Vierrodt und Holtzmann, Letzterer nachmals Profeſſor an der Univerſität Heidelberg. Am 30. März 1830 hatte Großherzog Ludwig, kinderlos, das Zeitliche geſegnet, in ihm des Großherzogs Carl Friedrich letzter Sohn aus erſter Ehe. In Markgraf Carl Leopold Friedrich kam die Geſchlechtsfolge zweiter Ehe nunmehr ans Regiment und ihr kraftvoll und reiches Gedeihen verſpricht ihr langen geſegneten Beſtand. Bald nach dieſem für Baden nach jeder Richtung wichtigen Ereigniſſe erlitt Europa's Ruhe einen heilloſen Stoß durch die Julirevolution und die Vertreibung der Bourbonen. Das Bürgerkönigthum der Orleans trat ans Ruder in Frankreich, und welche Gefahren es in politiſcher wie ſocialer Beziehung in ſeinem Schooße barg, iſt bereits am andern Orte erzählt worden.*) Der demokratiſche Funke ſchlug alsbald nach Deutſchland über und zündete in Baden zumal.* — Die Stimmung des Volkes war höchſt aufgeregt. Die Regierung ſah ſich zu einem Preßgeſetz genöthigt, entließ die Profeſſoren Welker und Rotteck und unterwarf die Univerſität Freiburg einer Reorganiſation; der revolutionairen Umtriebe in der Schweiz wegen ſendete man Truppen an die Grenze. Ging die Gährung auch vorüber, ſo blieb doch die treibende freiheitliche Idee in den Gemüthern als unausrottbarer Rückſtand übrig. Das Ländlein Baden mußte eben auch ſeine politiſche Schule durchmachen, und daß dieſe Schule eine ſehr harte, eine traurigere als in irgend einem anderen deutſchen Lande geweſen, das hatte den Segen wenigſtens zur Folge, daß das badiſche Volk auch eher als ein anderes zur Reiſe gedieh und ſeinen Stammgenoſſen hierin ein **Vorbild** wurde! Wie dieſe politiſche Schule aber beſchaffen war und wie ſie Fürſt und Land durchmachten, charakteriſirt gerade den allemanniſch-fränkiſchen Stamm vor allen anderen! — Wir glauben, um eben denſelben zu charakteriſiren und nachzuweiſen, aus welchem Dunkel er zum Lichte ſich rang, den wackeren Badenſern es nicht erſparen zu müſſen, auch die Zeiten des tiefſten Schattens und ihres Elends ihnen zurückzurufen. Wenn es jedes Mannes höchſte Ehre iſt, aus der Kleinheit ſeiner Jugend, dem Elende und Noth ſeiner Verhältniſſe ſich durch eigenes Verdienſt herausgearbeitet und zu einer hochgeachteten und geliebten Stellung gebracht zu haben, ſo daß von der erreichten Höhe er ohne Scham und Reue zurück auf ſeine ärmliche Vergangenheit blicken darf, wie viel mehr darf das mit gerechtem Stolze nicht ein Volk? Das aber kann das badiſche vor allen übrigen! — —

---

*) Fürſt Bismarck S. 21 und 22. Bd II.

1832 erhielt der Großherzog am 9. März in dem Prinzen Carl Friedrich einen vierten Sohn. — Ein Jahr ſpäter begannen die Kammerdifferenzen. Die Parteien, ſcharf entgegengeſetzt, hatten unter ſich noch keine Vermittelung, die politiſchen Meinungen waren noch nicht — chemiſch geklärt, die wilden Urſtoffe wirbelten durcheinander, explodirten, zerſetzten ſich oder ſtießen ſich ab. Rom und die feudale Ariſtokratie drängten zur Reaction, der Liberalismus zu phantaſtiſch-überhitzter Freiheit. Nichtsdeſtoweniger gelang der Regierung doch, den Zehnten aufzuheben und ein neues Forſtgeſetz ins Leben zu rufen, am 1. Januar 1834 ward überdem der ſehr wichtige Anſchluß an den deutſchen Zollverein bewirkt. In demſelben Jahre wurde auch Prinzeſſin Maria Amalie, das ſechſte Kind des Großherzogs geboren. — 1835 ſpaltete ſich die Zweite Kammer und hierdurch gewann die Erſte, mit ihr das reactionaire Element an Macht, eine Erſcheinung, die eigenthümlich iſt, in Baden ſich aber mehrmals wiederholt hat. Wir werden ſpäter gerade in verhängnißvollen Momenten den badiſchen Liberalismus erlahmen, im inneren Zwieſpalt ſich zerſplittern und die Ultras der Rechten den Sieg erringen ſehen! — 1837 war im Landtage die ariſtokratiſche Partei ſo übermächtig ſchon geworden, daß die Regierung, um das Gleichgewicht der verfaſſungemäßigen Gewalten zu wahren, die Prärogative der Zweiten Kammer energiſch zu ſchützen hatte. Damals wurde auch der Antrag geſtellt: „Der Bund möge die bedrohte hannoverſche Verfaſſung aufrecht erhalten,“ wie Baden denn in der deutſchen Angelegenheit oft und eifervoll genug die Initiative ergriffen hat. Das Jahr darauf ward der Beſchluß gefaßt, die Staatseiſenbahn, dieſe große Verkehrsader Badens, zu bauen. Der beliebte Winter, ſeit 1831 Miniſter des Innern, war geſtorben, ihm folgte Blittersdorf als Cabinetschef, ſeit 1835 Miniſter des Aeußern, und erlangte großen Einfluß. 1839 wurde der Großherzog mit ſeinem letzten, ſiebenten Kinde beſchenkt, der Prinzeſſin Cäcilie, welche nachmals Gemahlin des Großfürſten Michael von Rußland wurde und den Namen Olga annahm. — Der Landtag votirte dann das Apanage-Geſetz wie das neue Strafgeſetzbuch, und die hannoverſche Frage wirbelte bedeutenden Staub auf. — 1840 war in mehr als einer Beziehung ein ſehr erregtes Jahr. In Preußen war auf König Friedrich Wilhelm III. Friedrich Wilhelm IV. gefolgt, und ob dies auch für Baden von keinem directen Belange war, wiſſen wir doch, daß unter dem neuen Regime die Ruhe Preußens bald ein Ende hatte und der Liberalismus auf dem Kampfplatze erſchien; dies konnte nicht anders als elektriſch auf Baden zurückwirken. Weit ernſter, ja drohend für dies kleine Land wurde aber Frankreichs Rheingelüſt, das Herr Adolph Thiers entfachte, und wenn auch der Zorn die deutſchen Herzen damals in gleicher Wallung einte und dem Bürgerkönigthum ſein Gelüſt benahm, ſo war doch der Anſtoß zu lebhafteſter Beſorgniß für Baden gegeben und die Sehnſucht verſtärkt, alle deutſchen Stämme zuſammenzuſchließen nach Innen wie Außen. So ſah ſich die badiſche Regierung denn auch veranlaßt, durch eine Verordnung die Schriftſteller gegen die Willkür der Cenſoren zu ſichern, ferner wurde Frankreichs Plänen gegenüber eine außerordentliche Aushebung von 45,000 Mann votirt, Raſtatt, Ulm und die Schwarzwaldpäſſe aber befeſtigt. Die Kriegsdrohung ging indeß glücklich vorüber. — Im Jahre 1842 vermählte ſich die älteſte Prinzeſſin Alexandrine mit Herzog Ernſt II. von Coburg-Gotha. — Das katholiſche Kirchenweſen wie die Auswanderungsfrage kam nun auf die Tagesordnung und gaben neuen Stoff zu parlamentariſchen Stürmen. Die erſte Erziehungsepoche des Erbprinzen Ludwig und Prinzen Friedrich war inzwiſchen beendet, die höheren Disciplinen begannen. Im December deſſelben Jahres folgten beide fürſtliche Brüder demnach einer Einladung des Kaiſers von Oeſterreich und begaben ſich zur Einleitung ihrer juriſtiſchen Studien und zum Beſuche der höheren geſelligen Kreiſe nach Wien. Die Prinzen erhielten dort Geſchichtsunterricht von Profeſſor Bergmann und wurden durch den k. k. Oberſten von Hauslab in die Kriegswiſſenſchaften eingeführt, welcher die Unterweiſung der jungen Prinzen nach der von dem Erzherzog Carl ſpeciell für ſie erhaltenen Anleitung einrichtete, wobei Herr von Hauslab ſehr werthvolle, noch nicht publicirte Aufzeichnungen des Erzherzogs über kriegswiſſenſchaftliche Materien benutzen durfte. Eine ſchwere Krankheit des Prinzen Friedrich (jetzt regierenden Großherzogs) unterbrach dieſe Studien für mehrere Wochen; ſie wurden nach deſſen Geneſung alsbald jedoch wieder aufgenommen, und bis Juni 1843, wo der Aufenthalt beider Prinzen zu Wien ſein Ende erreichte, fortgeſetzt. 1843 befaßten ſich die badiſchen Kammern mit der Gerichtsverfaſſung und dem Strafprozeß; Blittersdorf war inzwiſchen aus dem Miniſterium geſchieden und ging nach Frankfurt als Bundesgeſandter, an ſeine Stelle im Cabinet kam Herr von Duſch. — Im Juni von Wien zurückgekehrt, bezogen beide Prinzen einen Monat ſpäter die Univerſität Heidelberg. Sie hörten daſelbſt Nationalökonomie bei Profeſſor Rau, Rechtswiſſenſchaft bei Zöpfl, von Vangerow und Mittermaier, Phyſik bei Jolly, Geſchichte aber bei Schloſſer und Gervinus. Außerdem hatte Prinz Friedrich bei Profeſſor Häußer Privatiſſima über Geſchichte der Philoſophie, Literaturgeſchichte und Logik; beide Prinzen verweilten bis Frühjahr 1845 in Heidelberg. — —

Wirft man einen Blick voraus auf die Begebenheiten der nächſten zehn Jahre, ſo weiß man, daß für das Geſchlecht der Zähringer wie das badiſche Land nach jeder Richtung hin nunmehr eine Epoche ſchwerſter Prüfung anbrach. Wenn wir bei ihr verweilen, kann dies nur aus dem Grunde geſchehen, um nachzuweiſen, Was dazu gehörte, dieſelbe zu überwinden. 1844 trat Rüdt von Collenberg von der Leitung der Geſchäfte zurück, Böckh wurde Präſident des Staats-Miniſteriums und Eichrodt Miniſter des Innern. Da Letzterer indeß bald ſtarb, folgte, nachdem ſeine Stelle drei Monate unbeſetzt geblieben war, Nebenius. Der Guſtav-Adolph-Verein war ins Leben getreten und der Deutſch-Katholicismus, zwei Erſcheinungen auf religiöſem Gebiete, welche den Kampf gegen den Ultramontanismus bedeuteten. Das Schlimme in jener argen Zeit war zumeiſt aber, daß man die geiſtigen Gebiete des Ringens und Streitens noch nicht, wie ihnen zuſam, conſequent zu trennen wußte, man es vielmehr liebte, ſobald man in religiöſer Richtung vorging, auch in politiſcher Beziehung Etwas erlangen zu wollen. Solche Parteitaktik des Liberalismus war nicht etwa einer politiſchen Unehrlichkeit entſprungen, ſondern allein der Verſchwommenheit der Begriffe und dem allgemeinen dunklen Drange, aus Verhältniſſen herauszukommen, die mit jedem Jahre erhöhterer geiſtiger wie materieller Entwickelung unleidlicher wurden und einen nervöſen Geiſt des Widerſpruchs und Zweifels erzeugten, welchen zu bannen es keinen „Geiſterſpruch" gab. Wenn wir hier nur etliche Namen hinſetzen, wie „Rock zu Trier — Ronge — Arnold Ruge — Ludwig Feuerbach — Carl Grün — Freiligrath — Herwegh — Louis Blanc — Weitling — Gebrüder Bauer und Max Stirner — Eichhorn — Klinghoffſtröm und Heinrich Heine" — dann wird man ſo ziemlich den ganzen Rayon der politiſchen und religiöſen Pioniere jener Tage überſchauen können, welche glaubten, in jenen Tagen allein mit der Sprengmine wirken zu müſſen. Es war eine weſentlich nur deſtruirende Epoche. — —

Im Frühjahr 1845 waren die Studien der Prinzen Ludwig und Friedrich zu Heidelberg beendet. Während Erbprinz Ludwig ſeiner weiteren Ausbildung wegen eine Reiſe nach England unternahm, bezog Friedrich im Spätherbſt die Univerſität Bonn. Dahlmann, Perthes und Brandis waren dort vorwaltend ſeine Lehrer, Letzterer hielt dem Prinzen außerdem ein Privatiſſimum über griechiſche Philoſophie, der alte Moritz Arndt aber über ſeine nachmals herausgegebenen „Erlebniſſe vor und nach den Befreiungskriegen". Es iſt wohl nicht zweifelhaft, daß jene Helden des deutſchen Gedankens, zu deren Füßen Prinz Friedrich in Bonn und Heidelberg der Wahrheit lauſchte, auf ſeinen ganzen Charakter, ſeine Gefühle wie Geſinnungen den nachhaltigſten Einfluß übten, ſie für ihn die ausgezeichnetſte Fürſtenſchule bildeten, welche je ein Jüngling aus deutſchem Herrſcherblute genießen konnte. — Während ſich dem Prinzen Friedrich ſo der ethiſche und intellectuelle Gehalt des Lebens erſchloß, ging derſelbe verhängnißvoll für Ludwig, ſeinen älteren Bruder, verloren.

Auf der Reiſe nach England wurde derſelbe von einer Krankheit befallen, welche in Antwerpen einen überaus heftigen Charakter annahm; die Nachwirkung dieſes Leidens geſtattete ihm keinen längeren Aufenthalt in London; er mußte die milde Luft von Haſtings aufſuchen. So bald als möglich kehrte er ins Vaterland zurück, doch neu auftretende, noch heftigere Krankheitserſcheinungen gaben leider zu den trübſten Beſorgniſſen Anlaß und nur ein milderes Klima ſchien hier noch helfen zu können. Prinz Ludwig ward den Winter des Jahres 1846 nach Italien geſendet, gleichfalls ohne Erfolg. Das Uebel gewann vielmehr ſeit dieſer Zeit ſo an Stärke, daß das ſo jugendlich-heitere, mit ſolchen hoffnungsreichen Ausſichten begonnene Leben des einundzwanzigjährigen Erbprinzen rettungslos ſich umdüſterte. — Wir brauchen dem Schmerze wohl keine Worte zu leihen, der hiermit über das alte Zähringer Haus kam. — — Die deutſch-katholiſche Bewegung war in vollem Gange, die Demokraten Itzſtein und Hecker waren aus Preußen verbannt worden. Dem bisherigen Vorſpiele folgte nunmehr das ernſte — blutige Trauerſpiel des politiſchen Parteikampfs und geſellte zum häuslichen Weh des Großherzogs noch den ganzen Jammer eines Fürſtenhauſes, das, ſeiner Rechte ſich beraubt, ſeinen Sturz vor Augen ſieht! —

Die badiſchen Kammerconflicte hatten ein drohendes Anſehen gewonnen. Die radikale Preſſe, beſonders Struve's vergiftete Feder, hetzte ohne Unterlaß gegen die Regierung. Zwar ſtellte der Congreß zu Durlach im November mit Noth einen augenblicklichen Frieden her, doch Nebenius mußte abtreten und alle Anhänger des bisherigen Regimes wurden entfernt! In demſelben Jahre erregte der Streit auch Aufſehen und Bitterkeit, in welchen die Regierung mit Vicari, Erzbiſchof von Freiburg gerieth, wie denn die Ultramontanen niemals verſäumten, **der** Regierung, unter deren Schutze ſie bisher gelebt hatten, **dann** am ſicherſten den **Krieg** zu erklären, **wenn dieſelbe ſich in einem politiſchen Nothſtande befand!** Die Hoffnung der Jeſuiten auf die Herrſchaft mochte überdem gewachſen ſein, als Papſt Gregor XVI. geſtorben war und Pius IX. Petri Schlüſſelamt erhalten hatte. Täuſchten ſich in ihm die Loyoliten anfänglich auch, da die Revolution den unfehlbaren Pius zu einem „*italieniſchen National-Liberalen und Fortſchrittler*“ machte, — ſpäter fingen ſie ſich ihn doch wieder ein. — Bei den Ergänzungswahlen zur badiſchen Kammer 1847 trat bereits der völlige Bruch zwiſchen der liberalen und der radikalen Partei Hecker-Struve hervor. Am 12. September inaugurirte die Verſammlung der Letzteren zu Offenburg den *demokratiſchen Socialismus*. Am 9. December wurden die Kammern eröffnet und — unter *welchen Ausſichten*! — — —

Die Pariſer Revolution des Jahres 1848 wirkte wie ein Torpedo auf die Kiele ſämmtlicher deutſcher Staatsſchiffe und Schiffchen, ſie riß Baden aus den Fugen! Am 12. Februar hatte der bekannte „Geſtalten“-*Baſſermann* den Antrag auf *Volksvertretung* im Bundestage geſtellt. Die Bürgerverſammlung zu Mannheim am 27. deſſelben Monats aber leitete die Revolution ein, und die Verſammlungen zu Carlsruhe, Heidelberg und Freiburg machten ſie, ſo zu ſagen, perfect. Tags darauf ſchon erhob ſich eine Volksemeute unter dem Demokraten *Carl Blind*, dem Vater des Bismarck-Schießers. — Am 29. ſagte die Regierung in der Kammer zwar Preßfreiheit, Schwurgerichte und Bürgerwehr zu, das half aber nichts mehr. Der leidenſchaftliche Rauſch der Zweiten Kammer wuchs, der Brand im auswärtigen Miniſterium regte die mißtrauiſche Menge noch mehr auf. Im März mußten die Miniſter *Trefurt*, *Regenbauer* und von *Freydorf* ausſcheiden; an ihre Stelle wurden *Brunner*, Finanzrath *Hoffmann* und Oberſt *Hoffmann*, drei anerkannt liberale Männer, berufen. Selbſt eine allgemeine Amneſtie trug eher noch dazu bei, das Feuer zu vergrößern, ſtatt zu löſchen, die Aufſtände der Odenwald-Bauern, die Volksverſammlung zu Offenburg, die Organiſation der politiſchen Clubs unter *Hecker* zeigten deutlich genug, wohin die allgemeine Strömung gehe. — Die Aufſtände in Wien, Berlin und anderen Orten wurden ſelbſtverſtändlich neue Hebel für die badiſchen Radikalen und aus dem alten Traume deutſcher Einheit ward die Utopie einer deutſchen Republik à la Nordamerika!

Unzweifelhaft waren unter den Aufrührern viel redliche, achtungswerthe und patriotiſche Leute, denen in der Verblendung, im Enthuſiasmus der Freiheitsgedanke zu Kopfe geſtiegen war. Sicher aber waren unter ihnen auch nicht wenige Schurken und Egoiſten, die ſich nicht ſcheuten, um Befriedigung ihres Ehrgeizes und ihrer Herrſchſucht willen das eigene Vaterland an den Rand der Vernichtung zu reißen. Ende März begann zu Frankfurt das Vorparlament zu tagen, Hecker und Struve aber forderten den geſammten Oberrhein und die Pfalz offen zum Aufſtande auf und ſtellten ſich an die Spitze der Freiſchärlerhaufen. Daß auch ausländiſche Elemente, z. B. die polniſche Legion, dabei thätig war, iſt bekannt.*) — Baden war in Begriff, ein Chaos demokratiſcher Gewaltherrſchaft zu werden, die Dynaſtie der Zähringer konnte ſich bereits ſo gut als ihres Landes beraubt erachten. Angeſichts ſo ſchreckhafter Gefahren, wie Baden und die Pfalz ſie vor allen anderen Staaten Germaniens bot, Angeſichts der nur zu ſchwachen Mittel des Großherzogs Leopold ſolcher Sturmfluth gegenüber, beſchloß der Bundestag die Mobilmachung des 8. (preußiſchen) Armeecorps am 7. April. Das war für die badiſchen Rothen ein ſehr bedenklich Omen! — Doch ſie verachteten die Gefahr! Ihr Kriegsplan war fertig, ihre Führer waren berauſcht und tollkühn, der Republikaner Fickler aber ihr Stratege, welcher das Zuſammenwirken der verſchiedenen Inſurgentenhaufen zu vermitteln und zu dirigiren hatte. Leider ward dieſer angehende kleine „Freiheits-Moltke" aber von dem liberalen und wackern Patrioten, dem Mitgliede des Frankfurter Vorparlaments Carl Mathy am 8. April nebſt ſeinen geheimen Papieren auf dem Bahnhofe zu Carlsruhe verhaftet. Damit war der Anfang vom Ende der Erhebung gekommen. Fickler und ſeine Getreuen ſich ihrer tactiſchen Dispoſitionen beraubt, ihre Pläne verrathen ſehend, in Verwirrung und innerem Widerſpruch, drängten voll Verzweiflung zu voreiligem Losbruch; der ſogenannte „April-Aufſtand" erfolgte. — Kaum tönte das erſte Kampfgeſchrei, als die Volksverſammlung in Mannheim bereits zu Gunſten der Regierung umſchlug! Die Gefechte bei Kandern, Freiburg und Doſſenbach bildeten die Einleitung. Sie waren bereits ſo blutig lehrreich, daß Feldherr Hecker gerathen fand, ſich nach Amerika in Sicherheit zu bringen; Struve, der zweite Heroe der Rothen, aber wurde gefangen in Freiburg eingebracht. Damit ſchien die zweite Erhebung im September 1848 beendet und vielleicht wäre die Rebellion erſtickt, hätten ſich ihr nicht gefährlichere Elemente beigeſellt. Im Mai 1849 erfolgten die heilloſen Militäraufſtände zu Raſtatt, Lörrach und Carlsruhe. Der Volksrath in Offenburg proclamirte die offene Empörung, der revolutionaire Executiv-Ausſchuß, an deſſen Spitze Brentano ſtand, befreite Struve und Blind gewaltſam aus Bruchſal. Anfangs Juni ward dann die proviſoriſche Regierung der Triumvirn: Brentano, Goegg und Werner eingeſetzt und eine republikaniſche Conſtituante gebildet. Der badiſche Aufſtand wirkte ſo anſteckend, daß gleiche Erſcheinungen zu Dresden und Wien zu Tage traten und man in jeder politiſchen Winkeltaverne Berlins das reizende Lied hören konnte:

---

*) Unter Prinz Friedrich Carl. Bd. I, S. 211.

„Nach der Pfalz, nach der Pfalz,
Brüder, laßt uns ziehen!“

Der Revolutionskrieg in beſter Form war Thatſache! — Die zuwartende Geduld der Bundesgewalt hatte ein Ende. Der deſignirte Bundesoberbefehlshaber der Executions-Armee, Prinz Wilhelm von Preußen, unſer nachmaliger Kaiſer, erſchien in Baden und ob auch der Plan der Republikaner, ihn mittels Meuchelmords aus dem Wege zu räumen, mißglückte, ſo enthüllte derſelbe doch die ſittlichen Mächte, auf welche die Bewegung ſich ſtützte. Am 4. Juni wurde von der Bundesexecution, welche die Dictatur übernommen hatte, das conſervative Miniſterium Marſchall-Klüber-Stabel eingeſetzt, die Reichsexecution unter Prinz Wilhelm rückte an. In den Gefechten von Weinheim, Käferthal, Ladenburg und an der Bergſtraße, wie bei Ludwigshafen, Mannheim und Großſachſen wurden die Inſurgenten geworfen, Landau genommen, — der Aufſtand in der Pfalz erloſch. Der edle Mieroslawsky ward bei Waghäuſel geſchlagen, die Preußen nahmen Heidelberg und machten dem Terrorismus der Schweizer-Legionen ein Ende, die Mannheimer Bürger entwaffneten ſelber die Inſurgenten und Trütſchler ward gefangen; die Preußen rückten in Mannheim ein. Als Mieroslawsky bei Durlach nun abermals beſiegt wurde, floh die proviſoriſche Regierung von Carlsruhe nach Offenburg und zwar nicht mit **leeren** Händen!

Die Landeshauptſtadt wurde am 25. Juni beſetzt, vier Tage ſpäter das Gefecht bei Ettlingenweiler geliefert, Gernsbach genommen, am 29. aber Raſtatt eingeſchloſſen. — Am 11. Juli hatten die Inſurgenten das badiſche Gebiet bereits geräumt, die Hauptſchuldigen indeß waren entflohen. Hecker entſchlüpfte nach ſeinem Eldorado Amerika abermals, Herwegh rettete ſich in komiſcher Attitude unter dem Spritzleder ſeiner Gattin nach der Schweiz. Sie ließen die von ihnen verführten Unglücklichen die Schuld ihres verbrecheriſchen Wahnſinns büßen. — Raſtatt ergab ſich demnach am 23. Juli. — —

Der blutige Tanz war aus. — Die Reſtauration erfolgte, das badiſche Heer ward einer Reorganiſation unterworfen. Die Zeit der Reaction brach an und das furchtbare Nachſpiel — der Verurtheilungen! Mancher ſonſt gute, hochbegabte Mann ſank auf den Sandhauſen, das Opfer ſeiner eigenen Verblendung, — mancher vielleicht mehr Verdächtige als Schuldige mußte im Kerker den Irrthum von oft nur wenigen Stunden durch Jahre des Leidens büßen. Doch wenn man bedenkt, daß der demokratiſche Socialismus des Jahres 1849 um kein Haar weniger gefahrvoll für den Kulturfrieden unſeres deutſchen Volkes war, als die Pariſer Commune von 1871, daß derſelbe ſich dadurch nur von ihr unterſchied, daß er mit einer Art ideal-deutſchen Begeiſterung auftrat, daß ihm der viehiſche Materialismus und die Wolluſt am Gräßlichen abging, der die franzöſiſchen Communarden kennzeichnete, ſo wird man ſagen müſſen, die Strafe ſei nur dem Verbrechen entſprechend geweſen! —

Am 18. Auguſt 1849 kehrte Großherzog Leopold mit ſeiner Familie ins badiſche Land und nach Carlsruhe zurück, am 6. März 1850 wurden die Kammern eröffnet. Wie zu erwarten, war in ihnen das conſervative Element nunmehr allmächtig. Am 25. Mai ward die Berliner Convention abgeſchloſſen. — Zweifellos hatte Baden ſeine Ruhe und Großherzog Leopold den erneuten Beſitz deſſelben dem braven 8. Armeecorps und dem ſo energiſchen wie umſichtigen Prinzen von Preußen zu danken. Wie die Folgezeit bewies, zollte die Großherzogliche Familie ihm dieſen Dank voll und warm, und eine perſönlich herzliche Annäherung derſelben an das Haus des Prinzen Wilhelm war die ſehr naturgemäße Folge. — Dieſes Dankgefühl hatte das Badenſer Land aber nicht in demſelben Grade! Ein Executor in fremdem Lande, das uns nicht Herr nennt, ſein zu müſſen, iſt, — trotz des triſtigſten Rechtstitels, keine ſehr angenehme Sache und für das Land, dem ſie widerfährt, kein erfreuliches Loos. Kinder, — ob kleine oder große, — laſſen ſich zwar vom eigenen Vater, obwohl ungern, züchtigen, von fremder Hand aber nicht ohne Groll und Nachtragen! Dieſe fremde Hand war dazu eine norddeutſche, eine proteſtantiſche, noch ſchlimmer, es war eine — preußiſche! Es ſoll nicht geſagt ſein, daß vordem die Badenſer die Preußen gerade gehaßt hätten, aber unſympathiſch waren wir ihnen vor 1849 wohl immer geweſen. Seit dieſem Jahre knüpften ſich jedoch an das Wort Preußen für Baden ſehr bittere Gefühle, welche wohl ſpeciell durch Nebenumſtände mögen verſtärkt worden ſein. Dem ultramontan-feudalen Adel und dem Klerus, zweien ſehr beträchtlichen politiſchen Factoren, war die Unterdrückung des Aufſtandes und die nunmehrige Reactionsepoche zwar höchſt gelegen, aber ſie hätten ſie lieber von Oeſterreich herbeigeführt geſehen, als vom norddeutſchen ketzeriſchen Preußen. Das Volk jedoch grollte, daß überhaupt ein Anderer, als die eigene Regierung Ordnung gemacht hatte, ſo willkommen ihm dieſelbe auch immerhin kam. Die Antipathie gegen Preußen zu verſtärken, trugen die Reibungen zwiſchen ihm und Oeſterreich wie Preußens Demüthigung zu Olmütz bei. Durch den neu errichteten deutſchen Bund hatte Oeſterreich die Superiorität und man ſah ſie für um ſo naturgemäßer an, als man nicht begriff, Wer in Deutſchland denn dieſelbe mit beſſerem Rechte beanſpruchen könne, als die Dynaſtie

Habsburg, Carls V. und des Hauſes Lothringen. Eine nicht geringe Verſtärkung der Reaction in Baden und der römiſch-klerikalen Partei im Beſonderen brachten die Jeſuitenmiſſionen zu Wege, welche überall jetzt in Blüthe kamen; es galt der Kurie nunmehr den Staat zur Domaine der **Kirche**, die **Regierung** von der Disciplin Roms abhängig zu machen! —

Das Herrſcherhaus der Zähringer war in keiner freudevollen Lage, äußere Sorge und perſönliches Unglück laſteten gleich ſchwer auf ihm. Die Wunden, welche der Aufſtand dem Lande nach jeder Richtung geſchlagen hatte, waren zu tief und brennend geweſen, Jahre gehörten ja dazu, ſie zu verwinden und bedeutende Opfer, um Baden in ſich ſelber zu rehabilitiren. Die hoffnungsloſe Krankheit des Erbprinzen drückte die Gemüther, wie die regierende Familie nieder, dazu die wankend gewordene Geſundheit des Großherzogs Leopold ſelbſt. — Im Winter von 1851 ward derſelbe ernſtlich krank und alle Symptome ſprachen dafür, Leopold von Baden werde ſein Bett nicht mehr verlaſſen. Am 2. Februar ſah ſich der Großherzog genöthigt, die Staatsgeſchäfte der Leitung ſeines zweiten Sohnes, des Prinzen Friedrich zu übergeben, am 24. April bereits war er nicht mehr! — Der Thron war verwaiſt! Wer ſollte Baden beherrſchen? — Bei der Unmöglichkeit, daß der nunmehrige Erbe, Großherzog Ludwig, je ſeine Regentenpflichten ausüben könne, mußte von der Großherzogin-Wittwe wie allen Agnaten dem Prinzen Friedrich die Thronfolge zugeſprochen werden, allerdings vorläufig nur in Vertretung des älteren Bruders. Wie wenig dem römiſchen Klerus Gefühle des Patriotismus, der Pietät und frommer Rückſicht im Wege zu ſtehen pflegen, ſobald es ſeinen Vortheil gilt, bewies er jetzt, und Herzog Friedrich übernahm das Herrſcheramt unter ſehr ſchwermüthigen und trüben Bedingungen. Er übernahm zugleich einen Kampf gegen den Prieſterfanatismus! Das Begräbniß ſeines verewigten Vaters Leopold ward nämlich Veranlaſſung eines Conflicts mit dem Miniſterium Marſchall und der Kurie zu Freiburg. Die Zähringer waren ja Proteſtanten, Großherzog Leopold war in der Religion, in welcher er gelebt hatte, auch gottvertrauend geſtorben, die Kurie zu Freiburg verweigerte ſomit ſeiner Aſche die ſchuldige Ehrfurcht, — verweigerte die Abhaltung einer Seelenmeſſe!! Der Streit war ſo jämmerlich, der Anlaß zu ihm ſo verletzend, daß die hohen Leidtragenden auf ſolchem Gebiete nicht zu ſtreiten geſonnen waren. Herr von Marſchall nahm ſeine Entlaſſung und dem Freiherrn von Wechmar fiel das Loos zu, dieſe Angelegenheit an deſſen Stelle zu beenden. — Es gelang ihm nicht. Man wollte in Freiburg unter keiner Form nachgeben, im Gegentheil, man wollte angreifen, um zu ſiegen. Hieraus entſtand der berühmt gewordene ſogenannte „badiſche Kirchenſtreit“, welcher bis 1856 dauerte. — Mit Sorgfalt nahm Herzog Friedrich ſich der Regierungsgeſchäfte an, und ſchon am 1. September konnte der Kriegszuſtand in Baden aufgehoben, das Land in ſeinen alten Rechtsſtand verſetzt werden. Mit eifervoller Liebe ſuchte der neue Regent ihm eine Zeit vergeſſen zu machen, welche auf aller Herzen gelaſtet hatte; überall war er bemüht, die Bevölkerung in dem Streben nach geordneten und geſicherten Zuſtänden zu unterſtützen und trotz der Reaction, welche im Lande herrſchte, gelang es Friedrich, ihm wenigſtens die Wohlthat der Geſchwornengerichte zu ſichern, ihm alſo wenigſtens den Beweis zu geben, er halte an den verheißenen freiheitlichen Inſtitutionen redlich feſt. Eine Wetterwolke im Weſten Europa's war indeß aufgezogen, Napoleon III. war Kaiſer geworden; zwei Jahre ſpäter entlud ſie ſich im Krimkriege. Hatte derſelbe auf Baden ſpeciell auch keinen Einfluß, als den der politiſchen Unruhe, ſo rechtfertigte ſein Ausgang doch die Befürchtungen, Deutſchland könne ein ähnliches Unglück wie Rußland bevorſtehen, dann aber traf das arme Baden der erſte Stoß. Nach ſolcher gloire konnte man ſich bei dem „friedlichen“ Kaiſerthume ja auf Alles gefaßt machen, und daß er über den Rhein von 1855 ab ſtets herüberdrohte, haben wir ſchon geſchildert. — Näher und gefährlicher noch berührte Baden der Neuenburger Putſch. Miſchte ſich Oeſterreich in den Handel, ſo wurden möglicherweiſe in Baden wie in Würtemberg habsburgiſch-hohenzollernſche Schlachten geſchlagen und die Neutralität der Schweiz hatte ein Ende! In demſelben Jahre (1856) war der Freiburger Kirchenſtreit zugleich zu ſolcher Höhe gediehen, daß die Regierung faſt verzweifeln mußte, einen Ausweg zu finden. Das Miniſterium Wechmar fiel der Kurie von Freiburg zum Opfer, die klerikale Strömung hatte im Lande die Oberhand! — Es iſt eine der größten ſtaatsmänniſchen Tugenden des regierenden Großherzogs Friedrich, daß er ſich zur Pflicht gemacht hat, die Meinung ſeines Landes ſtets zu offenem Ausdruck und thatſächlicher Durchführung zu bringen und zwar ſelbſt in dem Falle, wo ſeine eigene Meinung ihn auf das Gegentheil verweiſt. Er ſetzte nun, dieſer Maxime getreu, das ganz klerikal-conſervative Miniſterium Stengel-Meyſenbug ein und daſſelbe verſuchte mittels Verhandlungen über ein Concordat mit Rom dem Lande den confeſſionellen Frieden wiederzugeben. Daß dieſes Nachgeben gefahrvoll, daß es nicht nach Friedrichs Sinne war, glauben wir ebenſo gewiß annehmen zu dürfen, als daß es in dieſem Falle ſtaatsmänniſch ſehr richtig geweſen, durch das Naherücken eines drohenden **Extremes** das Land in die Lage zu ſetzen, dieſes Extrem ſelbſt zu erkennen und zu bekämpfen. — Ward hierdurch die Situation klarer, ſo wurde für den Regenten nunmehr auch die Zukunft lichter. Die bisherige Halbzeit in ſeiner Stellung nämlich hörte auf. Die Möglichkeit, ſein älteſter Bruder könne doch noch geneſen, lag ferner als je und verringerte ſich mit jeder Woche; Friedrich nahm am 5. September definitiv den Titel eines Großherzogs an und damit die vollen und erblichen Regierungsrechte; am 20. September aber vermählte er ſich zur Freude des Landes mit Louiſe, Prinzeſſin von Preußen, der einzigen Tochter unſeres Kaiſers Wilhelm. — Prinzeſſin Louiſe war 18 Jahre alt, als ſie als Landesmutter das liebliche Baden betrat, was ihre zweite Heimat werden ſollte. Dieſe Vermählung Friedrichs mit Louiſen war ein Akt reinſter Neigung, der mit der Politik Badens wie Preußens Nichts zu thun hatte. Erſteres war zu klein, zu entfernt, um Preußen einen politiſchen Vortheil zu gewähren, der dem Prinzen Wilhelm hätte von beſonderem Gewicht ſein ſollen. Auch badiſcher Seits konnte von politiſchen Berechnungen hierbei nicht die Rede ſein, denn wenn es auch angenehm iſt, daß ein kleineres iſolirtes Land durch fürſtliche Familien-Allianzen einen großen Staat und ein mächtiges Herrſcherhaus zum Freunde gewinnt, ſo war dieſer preußiſche Freund für Baden zu entfernt, um demſelben in der Noth gleich beiſpringen, ihm —, etwa **gegen** den Willen ſeiner Nachbarn, z. B. Heſſens oder Würtembergs — helfen zu können. Sociale und Handelsvortheile erwuchſen ebenfalls beiden Regierungen aus noch ſo großer Intimität nicht, die reellen, moraliſchen Vortheile aber, welche ſich aus der Verheirathung ergaben, traten erſt ſehr ſpät, erſt zu einer Zeit und unter Umſtänden ein, welche im Jahre 1856 ſicher kein ſtaatsmänniſches Hirn in voraus ſchon ernſtlich auszuklügeln vermocht hätte. Nur gegenſeitige herzliche Neigung Beider und die Werthſchätzung, welche das Elternpaar der Braut zu dem Beherrſcher Badens hegte, konnten ſomit Beweggründe zu dieſer Verbindung geweſen ſein. Die ganze Ehe Friedrichs und Louiſens giebt übrigens hiervon Zeugniß, ja es dürfte uns ſogar nicht ſehr ſchwer werden, zu beweiſen, wie Großherzog Friedrich gerade um Preußens Willen oft und ſehr ſchwer gelitten hat und daß über dieſes Leid ihm Nichts ſo ſehr, als die Liebe zu ſeiner Louiſe, die Innigkeit dieſes Eheglücks ſelbſt hinweghalf, was Louiſe ihm zu bereiten wußte. Schon ein Jahr ſpäter, am 20. September, ſchenkte ſie ihm in Prinz Friedrich Wilhelm einen Sohn und dem erfreuten Baden einen Erbgroßherzog. In demſelben Jahr verheirathete ſich auch Friedrichs dritte Schweſter, Prinzeſſin Cäcilie, mit dem Großfürſten Michael Nicolajewitſch. —

Am 19. November eröffnete der Großherzog zum erſten Male als ſolcher die Stände in Perſon, und da mit dieſem Akt ſowohl Friedrichs eigentliche politiſche Herrſcherthätigkeit beginnt, mit ihr aber jene Reihe glücklicher Veränderungen, welche Baden ſeitdem mit Recht den Ruf des liberalſten deutſchen Landes eintrugen, ſo glauben wir dieſen Herrſcher am beſten zu ſchildern, wenn wir ihn redend einführen. Er begrüßte die Ständeverſammlung mit folgenden Worten:

„Edle Herren und liebe Freunde! Bei Eröffnung dieſes

Landtages ſage Ich Meinen getreuen Ständen ein herzliches Willkommen, im feſten Vertrauen, daß der Geiſt der Vaterlandsliebe und der geſetzlichen Ordnung, wie er während der vorigen Verſammlung waltete, auch auf dieſer ruhen wird.

Stets haben Fürſt und Volk im badiſchen Lande Freude und Leid mit inniger Gegenſeitigkeit getheilt. Seit unſerm letzten Zuſammenſein iſt dieſes Band noch feſter geſchlungen worden durch den Segen, der Mir, Meinem Hauſe und Meinem Lande in des Himmels reichen Gaben geſchenkt worden.

Laſſen Sie Mich vor Allem auch in Ihrer Mitte dem Allmächtigen den Dank für die Gnade darbringen, deren Er Mich würdigte, indem Er Meine Verbindung mit Meiner innigſtgeliebten Gemahlin ſegnete und Mein Glück durch die Geburt eines Sohnes und Thronfolgers erhöhte. Mögen die treuen Wünſche, welche aus allen Theilen des Landes dem Kinde entgegengebracht wurden, ſich erfüllen. Ich bitte Gott um Erleuchtung, auf daß es Mir gelinge, Meinen Sohn zu einem weiſen und gerechten Fürſten zu erziehen.

Die Verbindung Meiner vielgeliebten jüngſten Schweſter mit einem edlen Fürſten aus Kaiſerlichem Hauſe hat Mich, die Meinen und das Land mit herzlichſter Freude erfüllt. Möge dem theuern Paare das vollſte Maaß häuslichen Glückes zu Theil werden.

Von Meinem Rechte Gebrauch machend und in Erfüllung Meiner Pflichten gegen das Land und gegen Meine Familie habe Ich die Großherzogliche Würde angenommen und auch bei dieſem Anlaſſe mit erneuerter Dankbarkeit die getreuen Geſinnungen Meines Volkes erkannt.

Die Fortdauer des Friedens, geſetzliche Ordnung und reiche Ernten haben den Wohlſtand des Landes und die Staatsfinanzen ſo gehoben, daß dieſe die Mittel bieten, das zu anderen Zeiten und unter anderen Verhältniſſen geregelte Einkommen der Beamten des Staates mit den geſteigerten Preiſen der Lebensbedürfniſſe in das Gleichgewicht zu ſetzen, wie nicht minder zu gemeinnützigen Anlagen für Förderung von Wiſſenſchaft und Kunſt, für Handel, Gewerbe und Landbau Erſparniſſe zu ermöglichen.

Zu beſonderer Befriedigung gereicht es Mir, daß die während des letzten Landtages erhöhten Anforderungen an die Steuerkräfte des Landes nunmehr überflüſſig ſein werden.

Die ſeit lange beabſichtigte Trennung der Rechtspflege von der Verwaltung war ſo weit vorbereitet, daß ſie ohne erhebliche Störungen in Vollzug geſetzt werden konnte.

Gerne nehme Ich ſtets darauf Bedacht, die Beziehungen zu pflegen und zu vermehren, welche Mich mit Meinen deutſchen Bundesgenoſſen vereinigen. Ich habe daher auch dem Vertrage Mich angeſchloſſen, welcher zur weiteren Ausbildung des deutſchen Münzweſens zwiſchen den Staaten des Zollvereins und dem öſterreichiſchen Kaiſerſtaate vereinbart worden iſt. Es ſoll Ihnen wegen dieſes Vertrages Mittheilung gemacht werden.

Die Verhandlungen mit dem päpſtlichen Stuhle laſſen Mich ein baldiges, den Intereſſen des Staates und der Kirche entſprechendes Ergebniß hoffen.

Meine beſondere Aufmerkſamkeit habe Ich der Förderung nützlicher und wünſchenswerther Verkehrsmittel des Landes zugewendet. Wichtige Vorlagen über Vervollſtändigung unſerer Eiſenbahn-Verbindungen werden an Sie gelangen. Ich vertraue, daß Sie bei deren gründlicher Berathung gleichmäßig die Intereſſen des Verkehrs und die Mittel abwägen werden, welche zu deren Befriedigung erforderlich ſind.

Die üblichen Vorlagen über den Staatshaushalt der jüngſten Vergangenheit und der nächſten Zukunft, ſowie verſchiedene Geſetzesentwürfe werden Ihrer Prüfung unterbreitet werden.

Beginnen Sie, edle Herren und liebe Freunde, nunmehr Ihre Arbeiten und vollenden Sie dieſelben zum Wohle des Vaterlandes." —

Was den Paſſus der Rede betreffs der Verhandlungen mit dem „päpſtlichen Stuhle" betrifft, ſo war dies nur ein frommer Wunſch. Denn obgleich dieſe Verhandlungen durch eigens hierzu ernannte Bevollmächtigte in Rom geführt wurden, ſo ſchleppten ſie ſich doch langſam bis zum Jahre 1860 hin, wo das von Baden anzunehmende Concordat endlich vereinbart wurde. Welch ein Geiſt in Rom zu walten pflegt, wie umſtändlich und argwöhniſch die dortige ſcholaſtiſche Diplomatie ſelbſt da verfährt, wo es für ſie die Erlangung eines ſicheren Vortheils gilt, wie hier, beweiſt, daß der Vatican vierer Jahre bedurfte, ehe er Miene machte, der badiſchen Regierung die Hand des Friedens zu reichen! Wie gewöhnlich geſchieht, vernichtete auch hier des Gegners überſchlaue Vorſicht das Reſultat ſeiner jahrelangen Wünſche und legte ihn für immer lahm! — Am 22. Januar 1858 ward Großherzog Ludwig, Friedrichs älteſter Bruder, endlich von ſeinen langen Leiden erlöſt; er war erſt 33 Jahr, als er ſtarb. — Die badiſche Ständeverſammlung wurde am 4. Mai durch folgenden Abſchied entlaſſen:

„Edle Herren und liebe Freunde! Mit dem Bewußtſein treuer Pflichterfüllung dürfen Sie auf Ihre nunmehr vollendeten Arbeiten zurückblicken. Aufopfernder Fleiß, weiſe Umſicht und aufrichtiges Beſtreben, das Rechte, dem Wohle des Landes Entſprechende zu finden, haben Ihre Berathungen geleitet. — Sie haben nicht verkannt, wie die Verbeſſerung der Lage der öffentlichen Diener eben ſo ſehr zur Aufrechthaltung des, einer wirkſamen Regierung unentbehrlichen Anſehens und Vertrauens erforderlich, als durch die veränderten Verhältniſſe geboten iſt. Mir wird es, wie bisher, angelegen ſein, durch möglichſte Vereinfachung der Staatsverwaltung Erſparniſſe zu bewirken. — Indem Sie dem Geſetze über die Vervollſtändigung der Schienenwege des Großherzogthums Ihre Zuſtimmung ertheilten, und die hierfür verlangten Mittel gewährten, haben Sie es möglich gemacht, die Wohlthat des erleichterten Verkehrs allen Landestheilen zuzuwenden. Meine Regierung wird eifrigſt beſtrebt ſein, dieſes Ziel baldigſt zu erreichen. — Nicht minder als den materiellen Intereſſen haben Sie dem öffentlichen Unterricht, der Kunſt und Wiſſenſchaft Ihre Theilnahme gewidmet und die Anſtalten unterſtützt, welche berufen ſind, Bildung zu verbreiten und damit eine der Grundlagen der Wohlfahrt des Einzelnen wie der Geſammtheit zu kräftigen. — Unter den Geſetzen, welchen Sie beigetreten ſind, giebt Mir jenes über die Civilliſte einen neuen Beweis Ihrer Anhänglichkeit an Mich und Mein Haus. — Edle Herren und liebe Freunde! Mit der Anerkennung Ihrer erſprießlichen Wirkſamkeit und von Meinen beſten Wünſchen begleitet, kehren Sie nunmehr in Ihre Heimat zurück und beſtätigen Sie dort, wie wechſelſeitiges, offenes Entgegenkommen und Vertrauen des Landes Wohl am beſten fördern. — Gott ſchütze das Vaterland!" — —

Es iſt bekannt, daß in dieſem Jahre des Großherzogs Schwiegervater wegen Krankheit Königs Friedrich Wilhelm IV. die Regentſchaft definitiv übernahm, daß die Olmütz-Politiker fielen und das liberale Cabinet Auerswald-Schwerin in Preußen inaugurirt wurde, mit ihm die „neue Aera". Dieſelbe mußte Großherzog Friedrich, der ſelbſt mit aufrichtigem Herzen ein freiſinnig-nationaler Fürſt war, erfreuen und ihm erhöhteren Impuls geben, ruhig und entſchieden den Weg zu ſeinem Herrſcherziele auch ferner zu wandeln. Im Badener Lande ſand der neue preußiſche Liberalismus ebenfalls offenſten Wiederhall; die Zeit der Reaction daſelbſt neigte ſich ihrem Ende. — Das Nachgeben der Regierung nämlich hatte dieſelbe ernſtlich abgeſtumpft, denn was wollte man noch gegen einen ſo „guten Herrſcher" einwenden, der ſogar ein Concordat mit Rom abſchließen wollte und Alles that, was ſein Volk wünſchte? Wäre dies Concordat eben in Rom nur raſch und exact Anno 1856 geſchloſſen worden, wo die Wogen des Kirchenſtreits noch hoch gingen, dann hätte die Kurie muthmaßlich Baden in der Hand gehabt! Da man ſich aber ſo Zeit ließ, hatten die Badenſer auch Zeit, ſich abzukühlen, Zeit nachzudenken: was denn eigentlich ein **römiſches** Concordat für ein **deutſches** Land bedeute, und — ſie kamen leiſe dahinter, daß das möglicherweiſe doch eine ſehr bedenkliche Sache ſei! Die liberalen Stimmen erhielten wieder Geltung, die geſunde, deutſche, politiſche Vernunft. Das war jedenfalls ein „unfehlbarer" faux pas des Vaticans, denn er koſtete dem Orden Jeſu — eine fette Provinz. Auch bei himmliſchen Dingen, ſobald man ſie in das politiſche Negoz herabzieht, iſt „verlorene Zeit" zugleich verlorene Mühe! — — Das Jahr 1859, mit ihm der italieniſche Krieg, trat dazwiſchen. Daß die Art unſerer Darſtellung der eigentlichen Folgen desſelben*) gerade keine falſche war, dürfte ſich an Baden in politiſcher wie religiöſer Richtung beſonders herausſtellen. In erſterer herrſchten im Lande noch vorwaltend öſterreichiſche, in letzterer römiſche Gefühle vor, trotzdem die liberale Strömung, wenigſtens was die Inlandspolitik betraf, mehr in Fluß kam. Schon aus Furcht und Haß gegen Frankreich, aus Widerwillen gegen „Welſchland“, hielt man zu Oeſterreich! Hätte daſſelbe nicht bei Preußen ſich gänzlich das Spiel verdorben, Englands Mahnungen nicht verachtet, ſehr möglich, daß Manches ganz anders gekommen wäre! Die Südſtaaten und ſo auch das badiſche Volk wären, kam es auf ihre Gefühle an, ſehr gern mit Oeſterreich Schulter an Schulter gegangen; — ob Großherzog Friedrich freilich auch ſo dachte, wiſſen wir nicht. Der Friede von Villafranca machte auch in Baden tiefen, obwohl ſehr verſchiedenen Eindruck. Der Klerus war entſetzt und ſcheu, der öſterreichiſch geſinnte Adel außer ſich. Für beide war Preußen nun Gegenſtand erhöhteren Haſſes, das Haus Habsburg der einer vergrößerten Theilnahme geworden. — Die Liberalen hingegen waren durch den Ausgang dieſes Krieges erheblich geſtärkt. Sie verkannten nicht, daß es ein doppeltes Glück für Baden geweſen ſei, daß Napoleon vom Rheine abgehalten geweſen und die römiſche Kurie beſchränkt worden, die Einheit Italiens aber ſowohl ein Triumph der liberalen, wie der nationalen Idee ſei. Die freiſinnigen Elemente machten ſich alsbald die plötzliche Lähmung der conſervativen Partei zu Nutze und der Friede von Villafranca zog den Fall des badiſchen Concordats nach ſich!

Es ging hiermit ſonderbar genug. — Die Politik des Vaticans leidet an einem uralten Fehler. Sie vermißt ſich nämlich, die ganze Welt beherrſchen zu wollen, aber practicirt das doch nur in ſpecifiſch römiſch-klerikaler, in durchaus engherzig-particulariſtiſcher Manier. Indem ſie verlangt, man ſollte ihr in ſpeciell römiſchem Sinne gehorchen, verſäumt ſie, die Völker in der Weiſe zu behandeln, wie man ſie behandeln muß, um ſie zu beherrſchen, nämlich nach ihrer beſonderen Gewohnheit. So hatte es Rom in Baden gleichfalls gemacht. Echt römiſch glaubte der Vatican, es genüge, die badiſche Regierung zur Demuth und zum Abſchluß eines Concordats gezwungen zu haben. Man ließ ſie etliche Jahre „zappeln“, wie man meinte, ehe man aus Erbarmen das Concordat abſchloß, und da es abgeſchloſſen war, verſtand ſich's für Rom ganz von ſelbſt, daß der gute „populus badensis“ einfach zu gehorchen hatte. Das war ein ſehr trauriger Irrthum der frommen Herren! Zum Gehorchen, alſo zur Einführung des Concordates als Geſetz, gehörten in Baden leider drei Factoren. Es war nicht genug, daß Se. Heiligkeit und Großherzog Friedrich das Concordat vereinbart hatten, der badiſche Landtag mußte es auch genehmigen, ſonſt kümmerte ſich Niemand darum. Allerdings waren ſeit der Revolution und der Reactionszeit die conſtitutionellen Rechte des Landes verkümmert worden, wenn es nun aber dem Lande einfiel, ſie zurückzufordern? Wenn es dem Großherzoge nun einfiel, ſie ihm zurückzugeben und dann der Landtag ſagte: wir wollen das Concordat nicht? — Mithin kam es gar nicht auf die römiſche Kurie an, auch nicht auf den Landtag, ſondern auf die liberale oder reactionäre Stellung, die **Großherzog Friedrich** zu dem Concordat annahm; die Herren Klerici in Rom wie Freiburg hatten ſich aber ganz danach genommen, daß er beſondern Humor haben konnte, ihnen allergehorſamſt zu dienen. Rom kannte die Badenſer nicht und war, wie immer, kurzſichtig, Großherzog Friedrich kannte ſeine Badenſer hingegen genau und war im Intereſſe derſelben vorſichtig. — Im Juli war zu Villafranca Frieden geſchloſſen worden, mit erleichtertem Herzen konnte auch Baden abrüſten. Welch' beklommene Stimmung geherrſcht hatte, wie die Situation in Baden geweſen ſein mochte, giebt die Thronrede mühelos zu erkennen, mit welcher der Großherzog am 22. November die Ständeverſammlung alſo eröffnete:

---

*) Fürſt Bismarck Bd. II., S. 68 u. 69.

„Edle Herren und liebe Freunde! — Empfangen Sie Meinen herzlichen Gruß und ein freundliches Willkommen. — Seit Ich Sie an dieſer Stelle beim Schluß des letzten Landtages entließ zog eine ereignißreiche Zeit an uns vorüber; manche Stunde ſchwerer Prüfung ward dadurch unſerm Vaterlande! Wenngleich das Großherzogthum durch Gottes gnädige Fürſorge vor allen Schreckniſſen des Krieges glücklich bewahrt blieb, ſo traten doch die Forderungen gemeinſamer Intereſſen mit der vollen Kraft ihrer hohen Bedeutung an uns heran. Das ganze Volk wetteiferte in freudiger Opferbereitſchaft und ein Hochgefühl deutſcher Kraft durchdrang alle Herzen in Erfüllung verſchiedenſter Pflichten. Mit dankbarſter Befriedigung blicke Ich auf den erhebenden Gemeingeiſt zurück, welcher ſich während dieſer gefahrvollen Zeit in dem badiſchen Volke bethätigte. Möchten Sie, edle Herren und liebe Freunde, mit derſelben Geſinnung deutſcher Vaterlandsliebe die Nachweiſungen prüfen, welche Ihnen über die nothwendigen Ausgaben vorgelegt werden, zu denen die ſchweren Ereigniſſe dieſes Jahres Meine Regierung verpflichteten. Wie Ich ſtets bereit bin, zur Förderung größerer Einigung in unſeren deutſchen Bundesverhältniſſen das Meinige beizutragen, ſo habe Ich, um die Sicherheit des Rechtsſchutzes in Deutſchland zu erhöhen, bei der Bundesverſammlung die ſchon früher angeſtrebte Herſtellung eines ſtändigen Bundesgerichtes in Antrag gebracht. Trotz der Ungunſt jüngſter Vergangenheit ſchreitet der Wohlſtand des Landes vorwärts, Hand in Hand mit geſetzlicher Freiheit und geiſtiger Entwickelung. Mit erneuter Thätigkeit wurden die leider nur allzu lange unterbrochenen öffentlichen Bauten aller Art wieder aufgenommen. Mancher nützliche Erfolg ward dadurch ſchon erzielt. Eine der wichtigſten Verbindungen für das fernere Gedeihen unſerer Staatseiſenbahn iſt durch den nachbarlichen Anſchluß der Schweiz bei Waldshut zur Thatſache geworden. Andere nachbarliche Verbindungen ſind theils der Vollendung nahe gerückt, theils erwarten ſie noch das Ergebniß der Verſtändigungen, welche von Meiner Regierung mit pflichttreuer Aufmerkſamkeit betrieben werden. — Die mit dem päpſtlichen Stuhle gepflogenen Verhandlungen, über welche Ihnen die Aktenſtücke vorgelegt werden, ſind zu dem gewünſchten Abſchluſſe gelangt. Dieſes Vertragswerk wird, ſo hoffe Ich, bei allſeitiger richtiger Erkenntniß der Gemeinſchaft der Intereſſen von Staat und Kirche, für das Wohl Beider und deren freie geiſtige Fortentwickelung ſegenbringend ſein. Möge der Geiſt des Friedens und die wechſelſeitige billige Rückſichtnahme auf gegründete Anforderungen, durch welche die Vereinbarung zu Stande gekommen iſt, auch bei dem Vollzuge derſelben niemals fehlen und eine Bürgſchaft für dauernde Eintracht ſein! — Dem Grundſatze getreu, daß das Recht im Großherzogthum nach allen Seiten Geltung erlangen müſſe, und im Hinblicke auf Meime Stellung im Bunde, durfte Ich Mich dem Begehren von Mitgliedern des vormals reichsunmittelbaren Adels um Wiedereinſetzung in deklarationsmäßige Rechte eben ſo wenig entziehen, als es Mein Beſtreben bleibt, die daraus entſtehende Ungleichheit zwiſchen den grundherrlichen und den übrigen Gemeinden des Landes nach Thunlichkeit zu beſeitigen. Die üblichen Vorlagen über den Staatshaushalt werden an Sie gelangen. Ohngeachtet erhöhter Anforderungen iſt der Zuſtand der Staatsfinanzen ein befriedigender. Der günſtige Abſchluß des Budgets wird, unter Fortdauer der Segnungen des Friedens, die Mittel bieten, weiteren für nothwendig erachteten Bedürfniſſen zu entſprechen. Viele ernſte Erfahrungen während der Zeit, in welcher Deutſchland ſeine Heerkraft kriegsbereit halten mußte, verpflichten Mich zu vollſtändigerer Fürſorge und mancher Verbeſſerung in den Einrichtungen Meines Truppencorps. Ich empfehle den dafür geforderten Mehraufwand Ihrer patriotiſchen Geſinnung. Verſchiedene Geſetzesentwürfe werden Ihrer Prüfung und Zuſtimmung unterbreitet werden. Edle Herren und liebe Freunde! Eine ſchmerzliche, aber werthe Pflicht bleibt Mir noch zu erfüllen übrig, indem Ich mit Ihnen eines hochverehrten Fürſten, Meines nun in Gott ruhenden Herrn Oheims, des Markgrafen Wilhelm, gedenke, welcher ſich von früheſter Jugend an dem Wohle des Vaterlandes gewidmet und eine lange Reihe von Jahren hindurch bei der Begründung eines echten Verfaſſungsweſens thätigſt betheiligt hat, wodurch er in der Geſchichte Meines Hauſes und Landes ſich einen eben ſo ehrenvollen als ruhmreichem Namen erwarb. Ehre und Friede ſei ſeinem Andenken! — Ich eröffne dieſen Landtag mit dem Wunſch, edle Herren und liebe Freunde, es möge der Geiſt Carl Friedrichs, deſſen Erinnerungsfeſt wir heute feiern, zu des Vaterlandes Wohl auf Ihrer Thätigkeit ruhen. Das walte Gott!" — —

Wäre Villafranca nicht geweſen, vielleicht hätte Rom noch länger mit der badiſchen Verſöhnung gezögert, nun aber kam das Concordat an; man wollte wenigſtens an einer Stelle das Heft wieder in die Hand nehmen, was man an anderen Stellen verloren hatte. Seitdem die Verhandlungen über daſſelbe geſchwebt hatten, war aber eine ſteigende Furcht vor religiöſer Vergewaltigung über das badiſche Volk gekommen, welche durch die Folgen des italieniſchen Krieges bedenklich gewachſen war. Eine lebhafte Agitation gegen das Concordat begann. Man wollte vorher wiſſen, was es enthalte, wollte nicht blind an die Feſſel geſchmiedet werden, die man nie wieder abſtreifen konnte; die antiklerikale Gährung war im Steigen! Inzwiſchen war Anfang 1860 den Kammern das Concordat zur „Kenntnißnahme" vorgelegt. Da — ſprang die Petarde! Die Zweite Kammer reklamirte ihr verfaſſungsmäßiges Recht der Zuſtimmung und verweigerte dieſelbe, die Erſte Kammer folgte dieſem Beiſpiele und beide vereinten ſich in der Bitte an Großherzog Friedrich, „das Verhältniß des Staates zur katholiſchen, beziehungsweiſe evangeliſchen Kirche im **Wege der Geſetzgebung ſelbſtſtändig zu regeln!"** Sofort ward das Miniſterium Stengel-Meyſenbug entlaſſen und ein liberales Miniſterium Stabel-Lamey ernannt. Am 7. April erſchien folgende Proclamation. Sie ſpricht für ſich ſelber.

Friedrich, von Gottes Gnaden

Großherzog von Baden, Herzog von Zähringen.

In einem ernſten Augenblicke, der manche Gemüther mit bangen Zweifeln erfüllt, ergreife Ich Mein ſchönſtes Vorrecht, und richte aus der Tiefe des Herzens Friedensworte an Mein theures Volk.

Beklagenswerthe Irrungen mit dem Oberhirten der katholiſchen Kirche des Landes bewogen Mich, durch unmittelbare Verhandlungen mit dem päpſtlichen Stuhle eine Ausgleichung anzubahnen, von dem innigen Wunſche beſeelt, an die Stelle des Streites Eintracht, und an die Stelle gegenſeitiger Erbitterung Wohlwollen und Frieden treten zu laſſen.

Nach langen und mühevollen Verhandlungen wurde eine Uebereinkunft abgeſchloſſen, welche zur Erreichung dieſes Zieles Hoffnung gab.

Mit tiefer Betrübniß erfüllte Mich die Wahrnehmung, daß die getroffene Vereinbarung Viele Meines Volkes in Beſorgniß verſetzte, und den lauten Bedenken, ob nicht die verfaſſungsmäßigen Organe darüber zu hören ſeien, konnte Ich Meine ernſte Aufmerkſamkeit nicht verſagen.

Ein Beſchluß der Zweiten Kammer Meiner getreuen Stände hat dieſen Bedenken einen Ausdruck gegeben, der einen verhängnißvollen Verfaſſungsſtreit zwiſchen Meiner Regierung und den Ständen befürchten ließ!

Daß ein ſolcher Streit umgangen und die Rechtsunſicherheit vermieden werde, welche aus einem Zwieſpalt der geſetzgebenden Gewalten hervorgehen müßte, fordern nicht minder die Intereſſen der katholiſchen Kirche, als die Wohlfahrt des Landes

Es iſt Mein entſchiedener Wille, daß der Grundſatz der Selbſtſtändigkeit der katholiſchen Kirche in Ordnung ihrer Angelegenheiten zur vollen Geltung gebracht werde. Ein Geſetz, unter dem Schutz der Verfaſſung ſtehend, wird der Rechtsſtellung der Kirche eine ſichere Grundlage verbürgen. In dieſem Geſetze und den darauf zu bauenden weiteren Anordnungen wird der Inhalt der Uebereinkunft ſeinen berechtigten Ausdruck finden.

So wird Meine Regierung begründeten Forderungen der katholiſchen Kirche auf verfaſſungsmäßigem Wege gerecht werden und, in ſchwerer Probe bewährt, wird das öffentliche Recht des Landes eine neue Weihe empfangen.

Es iſt Mir heute eine ebenſo werthe Pflicht, von Meiner eigenen Mir theuern Kirche zu reden. Den Grundſätzen getreu, welche für die katholiſche Kirche Geltung erhalten ſollen, werde Ich darnach ſtreben, der evangeliſch-proteſtantiſch-unirten Landeskirche auf der Grundlage ihrer Verfaſſung eine möglichſt freie Entwickelung zu gewähren.

Ich wünſche, daß der gleiche Grundſatz auch auf anderen Gebieten des Staatslebens fruchtbar werde, um alle Theile des Ganzen zu dem Einklange zu vereinen, in welchem die geſetzliche Freiheit ihre ſegenbringende Kraft bewähren kann.

An den erprobten Patriotismus und ernſten Bürgerſinn Meines Volkes richte Ich nun die Mahnung, alle Trennungen zu vergeſſen, welche die jüngſte Zeit hervorgerufen hat, damit unter den verſchiedenen Confeſſionen und ihren Angehörigen Eintracht und Duldung herrſche, wie ſie die chriſtliche Liebe uns Alle lehrt.

Manche Gefahren können unſer Vaterland bedrohen. Das Einzige, was ſtark macht, iſt Einigkeit!

Ohne Haß über Gegenſätze, welche der Vergangenheit angehören müſſen, ſtehet feſt in dem Vertrauen zu einer Zukunft, die Niemand verletzen wird, weil ſie gegen Alle gerecht ſein will!

Gegeben zu Karlsruhe, den 7. April 1860.

Friedrich.

Stabel. Ludwig. Nüßlin. A. Lamey. Vogelmann.

Auf Seiner Königlichen Hoheit höchſten Befehl:
Schunggart.

Wohl nie iſt ein merkwürdigerer und tiefergreifenderer Staatsakt vollzogen worden. Wohl nie hat ein Fürſt aus eigener Initiative eclatanter bewieſen, er verſtehe ſein Volk und ſeine Zeit und ſchwerlich iſt wo anders ein meiſterlicherer Lehrer des politiſchen Bewußtſeins für ſein Land gefunden worden, als Großherzog Friedrich für ſeine Badenſer war!

Ein Jubel hallte durchs Land, eine freudige Ueberraſchung ging durch ganz Deutſchland! Eine Aera der freiſinnigen Geſetzgebung brach an, die bisher nicht erlebt war in deutſchen Gauen, indeß in Preußen der Reorganiſationsconflict ſich erhob. Der 7. April iſt der Tag, von dem ab Friedrich ſich als der treueſte Vater ſeines Landes bewieſen hat, wo er die Liebe und Begeiſterung des ganzen deutſchen Volkes geworden iſt. — Es war ein wunderbares Jahr! In ihm ſprach Wilhelm, der Prinz-Regent von Preußen, am Rheine das erſte Wort gegen Frankreich aus*): „Nicht einen Fuß breit deutſcher Erde“ und zu Baden-Baden fand ſeine Zuſammenkunft mit den deutſchen Fürſten ſtatt, bei der auch Napoleon III. erſchien, mit Honigſeim den deutſchen Argwohn zu kalmiren. Das Geſetz: „welches das Verhältniß des Staats und der katholiſchen wie evangeliſchen Kirche dergeſtalt feſtſtellt, daß **beide Kirchen ihre eigenen Angelegenheiten unter ſtaatlicher Oberaufſicht regeln** können“, ward eingebracht, angenommen und erhielt am 9. October Geſetzeskraft! Was damit geſchehen war, ſagt die Stimmung, in welcher Großherzog Friedrich am 30. October die Ständeverſammlung ſchloß:

„Edle Herren und liebe Freunde! — Am Schluſſe eines bedeutungsvollen Landtages iſt es Meinem Herzen Bedürfniß, Ihnen im Rückblick auf Ihre Thätigkeit Meine Wünſche und Geſinnungen auszuſprechen. — Gewiſſenhaft abwägend die Rechte Meiner Krone und die verfaſſungsmäßigen Befugniſſe der Stände — aufrichtig bemüht, den Kirchen eine würdige und freie Stellung zu geben, ſuchte Ich friedlichen Einklang unter den öffentlichen Gewalten zu ſchaffen, damit für das Heil Meines geliebten Volkes alle Kräfte harmoniſch zuſammenwirken. — Ich konnte nicht finden, daß ein feindlicher Gegenſatz ſei zwiſchen Fürſtenrecht und Volksrecht; Ich wollte nicht trennen, was zuſammengehört und ſich wechſelſeitig ergänzt — Fürſt und Volk, unauflöslich vereint unter dem gemeinſamen, ſchützenden Banner einer in Wort und That geheiligten Verfaſſung. Vom gleichen Geiſte beſeelt, haben das Volk und ſeine verfaſſungsmäßigen Vertreter mit freudiger Bewegung Mein offenes Wort vom 7. April erfaßt und kräftigen Beiſtand zur Ausführung geleiſtet. — Mit gehobenem Gefühl erkenne Ich Mich Meinem Volke für die Mir bewieſene Liebe und Treue zum Dank verpflichtet, und ſo ſpreche Ich gerne die Zuverſicht aus, daß es keinen frevelhaften Verſuchen gelingen werde, dieſes beglückende Band zwiſchen Fürſt und Volk zu lockern! — Meine Regierung wird, was beſchloſſen iſt, mit jener verſöhnlichen Milde, aber auch mit jener Feſtigkeit durchführen, welche auf dem ſtärkenden Bewußtſein des guten Rechts und der guten Abſicht beruht. Sie wird ihre volle Aufmerkſamkeit überall hinwenden, wo es gilt, in den Gebieten des öffentlichen Lebens und der gewerblichen Thätigkeit eine freiere Entwickelung an der Hand des Geſetzes zu gewähren und die Rechtsſicherheit zu erhöhen. — Die Intereſſen Meines Landes als Theil eines großen Ganzen glaube Ich beſſer nicht vertreten zu können, als durch Verfolgung aller Wege, welche Deutſchlands Kraft und Einigung befördern und die Rechte der Nation mit den Rechten der einzelnen Stämme zur Geltung bringen. — Mit Freude ſehe Ich deshalb auf die Tage von Baden und Teplitz, welche einen lang erſehnten Zuſammenhalt und damit die Hoffnung verheißen, daß zunehmende Macht und wachſendes Anſehen unſeres deutſchen Vaterlandes gegen Außen Hand in Hand gehen wird mit fortſchreitender Befriedigung ſeiner wahren Bedürfniſſe im Innern. — Dankbar rühme Ich den patriotiſchen Geiſt und Eifer, der Ihre Arbeiten geleitet und mit jener höheren Weihe umgeben hat, deren Segen ſich ſtets in guten Erfolgen offenbart. — Was nicht zum Abſchluß gekommen, wird Meine Regierung ſo zu ordnen bemüht ſein, daß wohlbegründete Rechte zur Anerkennung gelangen. — Edle Herren und liebe Freunde! Nach langer, mühevoller Thätigkeit kehren

---

*) Kaiſer Wilhelm Bd. I., S. 35 und 36.

Sie nun in die engeren heimatlichen Kreiſe zurück. Auch dort wird es Ihr Anliegen ſein, Meine Regierung in der Pflicht, die Geſetze zu vollziehen, kräftig zu unterſtützen, Vertrauen zu verbreiten, Mißtrauen zu verbannen. Ich ſchließe dieſen Landtag mit dem tiefſten Dankgefühl gegen Gott, der ſo gnädig über uns gewaltet, und mit der Bitte um ſeinen Segen für unſer theures Vaterland!" — —

Nach dieſem vortrefflichen badiſchen Kirchengeſetze wurde die ſtaatliche Wirkſamkeit gegenüber den beiden Bekenntniſſen möglichſt präciſirt, die Schule aber für eine **ſtaatliche Angelegenheit** erklärt, alſo der geiſtlichen Omnipotenz **entrückt**. — Die in Baden ſich jetzt vollziehenden Reformen berührten alle Gebiete des öffentlichen Lebens und Großherzog Friedrich ſtand eine Schaar von Männern zur Seite, einzig in ihrer Qualität und einzig in ihrer Gruppirung, ſie hießen: Lamey — Roggenbach — Mathy — Jolly. Die deutſche Nation trägt ſie ſeitdem im Herzen, denn ihr Ruhm iſt nicht blos, ihr badiſch Vaterland zum Aſyle der „Freiheit in der Ordnung" gemacht zu haben, ſondern daß ſie die erſten Verwirklicher des modernen conſtitutionellen Staatsgedankens in Deutſchland geweſen ſind! — Heute, nach den großen Ereigniſſen der letzten Jahre, hört man Nichts mehr von ihnen. Etliche ſind todt, oder nicht mehr Miniſter. Aber Beide, die Todten wie die Lebenden, ziert Eins und macht ſie uns ganz beſonders lieb und werth, — ihre großartige Anſpruchsloſigkeit! —

Das neue Miniſterium beſtand, wie die citirte Proclamation erſichtlich macht, aus den Herren Stabel, Ludwig, Nüßlin, Lamey und Vogelmann. Im April 1861 wurde der Profeſſor der Rechte Dr. Jolly zu Heidelberg als Hülfsarbeiter ins Miniſterium verſetzt, im Mai Franz Freiherr von Roggenbach zum Miniſter des Auswärtigen, Robert von Mohl, der Volksmann und Patriot, aber zum badiſchen Bundestagsgeſandten in Frankfurt ernannt. Der deutſche Einheits- und Freiheitsgedanke trat mit Roggenbach insbeſondere ſo leuchtend jetzt auf die politiſche Bühne, daß ſich ihm alle die Elemente in deutſchen Landen ſympathiſch zuwendeten, in denen die alte deutſche Sehnſucht in geläuterteren Formen lebendig war. — Was war die Politik dieſes Miniſteriums und ſeines Urhebers, des Großherzogs? Nach Innen, alſo für Baden, die Aufrichtung echter conſtitutioneller Freiheit, nach Außen: die Einheit Deutſchlands unter **Preußens Leitung!** Dieſem Programm blieb die Regierung bis zum Jahre 1865 treu, von da ab wurde ſie — öſterreichiſch und gerieth in die klerikale Gegenſtrömung! —

Die neue Geſetzes-Aera brachte auf allen Gebieten ein wahrhaft fröhliches politiſches Leben ins Badener Land. An Stelle der alten büreaukratiſchen Regierung trat eine Organiſation, welche auf die Betheiligung der Staatsbürger, auf die Selbſtverwaltung der eigenen Intereſſen durch die Staatsangehörigen geſtützt war. Hiernach formte man die beſonderen Organe für die Einführung der neuen Adminiſtration der Juſtiz. Das Gerichtsweſen ward umgeſtaltet, in der unteren Inſtanz wurden Schöffengerichte eingeführt, für ſchwerere Fälle das Geſchworenengericht, und ein Caſſationshof ward errichtet. Eben ſo ging man mit den anderen Organiſationen vor, welche bei Handel und Wandel, Production und Conſum ins ſociale Leben eingriffen.

Dieſe Regſamkeit des öffentlichen Lebens konnten bald genug Diejenigen nicht vertragen, welche überhaupt allem öffentlichen Leben immer Feind ſind, dies Selfgovernment war Denen ein Schrecken und Urſache zum Zorn, deren Exiſtenz nur darauf beruhte, ſelber und allein zu regieren, alle Anderen aber zu ſtupidem Gehorchen zu verdammen! Sie ſchickten ſich an, Sturm zu laufen gegen die werdende neue Ordnung der Dinge und zum Unglück machte ſich wider eigenen Willen und wider beſſere Vernunſt die Partei gerade zu ihrem Alliirten, der vor allen Dingen die unverrückbare Pflicht oblag, Todſeinde ſolcher Leute zu ſein, — die Liberalen! — Die Partei der badiſchen Römlinge und Habsburgianer begann einen Kriegszug gegen die badiſche Regierung, und daß er ihr glückte, das hat der Liberalismus in Baden wie in Preußen zu verantworten!! Der Reorganiſations- und Verfaſſungsconflict in Preußen, den mißzuverſtehen der preußiſche Liberalismus das Unglück hatte und welchen die Badenſer Liberalen erſt recht nicht verſtanden, flößte den Badenſern den heftigſten Widerwillen gegen daſſelbe Preußen ein, was die badiſche Regierung an der Spitze der zu erhoffenden deutſchen Einheit ſehen wollte, wonach ſie unausgeſetzt trachtete. Dieſer beklagenswerthe Zwieſpalt löſte den badiſchen Liberalismus im entſcheidendſten Augenblicke auf und brachte die Feudalen, die Habsburger und Römlinge in Baden ans Ruder! Das iſt die Metamorphoſe der kommenden Tage, gegen welche Großherzog Friedrich ohnmächtig war! —

Am 5. Juli 1862 ward Jolly Miniſterialrath. Am 7. Auguſt beſchenkte Großherzogin Louiſe den hohen Gemahl mit der erſten Tochter, Prinzeſſin Victoria. — — Am 20. September ward Bismarck Miniſter-Präſident von Preußen. — Die frohe Zeit liberaler Reformen in Baden neigte ſich dem Ende zu. — Die erzbiſchöfliche Kurie zu Freiburg begann den Kampf gegen die Regierung, indem ſie ſich die Alleinherrſchaft auf dem Gebiet der Schule vindicirte und in den Vorbereitungen zur neuen Schulreform eine Schädigung ihrer Privilegien erblickte. Eine fulminante Agitation ward in Fluß gebracht, um die Bevölkerung zum Widerſtande aufzuſtacheln; Beichtſtuhl und Kanzel wurden Tribüne der römiſchen Oppoſition gegen die badiſche Regierung. Obwohl dieſe Bewegung das Reformwerk nicht hemmte, ſo machte es doch die Stellung des liberalen Cabinets bald ſchwierig. Hierzu kam die Kriſis zwiſchen Preußen und Oeſterreich im Jahre 1863. — Am 11. Februar hatte ſich des Großherzogs zweiter Bruder, der liebenswürdige Prinz Wilhelm mit Maria, der Tochter des Herzog Max von Leuchtenberg vermählt. — — Mit beiden deutſchen Großſtaaten kam es jetzt zu offenem Bruch und der Fürſtentag*) zu Frankfurt ward inaugurirt, ein neuer deutſcher Bund ohne Preußen. Wir am wenigſten ſind fähig, die Pietät dadurch zu verletzen, daß wir noch weitere Eröffnungen machen, wie es an dieſem Fürſtentage zuging. Nur der Geſchichtsſchreiber einer ſpäteren Zeit wird ohne Indelikateſſe im Stande ſein, zu beweiſen, **welch** perſönliches, unnachahmliches Verdienſt Großherzog Friedrich ſich in heroiſchem Opfermuthe um das deutſche Volk erwarb. Das aber wird geſagt werden dürfen, was damals Jeder wußte und Alle beklagten, daß Friedrich von Baden — wie uns ein hoher Herr geſagt: „wahres tiefes Herzeleid um die verlorene deutſche Sache empfand!“ — Der Fürſtentag blieb ohne Preußen zum Glück erfolglos. Der Widerſtand gegen Oeſterreichs Beſtrebungen in demſelben gründete ſich auf die Erkenntniß, daß ohne die Betheiligung Preußens, als der größten deutſchen Macht, keine Ausſicht auf Erfolg mehr zu hegen ſei. Den einen Erfolg aber hatte dieſer Fürſtentag immerhin, daß die habsburgiſchen Partiſane in Baden nun eine öſterreichiſche Partei bildeten, gegen Preußen mit aller Macht agitirten und mit den römiſchen Klerikalen ein Trutzbündniß ſchloſſen. — Wer waren dieſe Partiſane denn? Derjenige Theil des katholiſchen badiſchen Adels, welcher ſeine Capitalien auf der Wiener Bank oder in öſterreichiſchen Actien anzulegen, ſeine Söhne aber in der öſterreichiſchen Armee dienen zu laſſen pflegt! — Im Herbſte 1863 proclamirte man zu Kopenhagen die däniſche Geſammtverfaſſung sub auspiciis Chriſtians IX. und der deutſche Bund beſchloß wegen Schleswig-Holſtein den Krieg. Derſelbe wurde 1864 mit Desavouirung des Bundes von Preußen und Oeſterreich ſiegreich beendet und die Herzogthümer waren Deutſchland zurückerobert. Die Folgen dieſer Thatſachen und der Art des däniſchen Friedensſchluſſes ſtellten ſich im Winter 1864 zu 1865 heraus, ſie brachten Verſtimmung des Bundes gegen die beiden Großmächte, beſonders gegen Preußen zu Wege und im Mai — das Räthſel von Gaſtein*), aus welchem indirect der deutſche Krieg entſprang. — Am 2. December 1863 eröffnete Großherzog Friedrich die badiſche Ständeverſammlung. Was geſchehen und wie die Stimmung war, ſpiegelt ſich in ſeinen Worten:

---

*) Bismarck Bd. II., S. 98 bis 101.

---

*) Bismarck Bd. II., S. 119 bis 123.

„Edle Herren und liebe Freunde! — Empfangen Sie Meinen herzlichen Gruß zum Beginn der neuen, in dieſem bedeutungsvollen Augenblick Mir beſonders willkommenen Ständeverſammlung. — Nur wenige Monate trennen dieſe feierliche Stunde von dem Schluß der umfaſſenden Arbeiten des vorigen Landtages, aber dieſe kurze Zeit war reich an hochwichtigen Ereigniſſen für Deutſchland. — Der Ruf eines erlauchten Bundesfürſten, die Reform der Bundesverfaſſung auf dem Wege perſönlichen Meinungsaustauſches der Fürſten zu ordnen, weckte von Neuem die Hoffnung der Nation auf endliche Befriedigung gerechter Wünſche. — Freudig demſelben Folge leiſtend, wäre Ich gerne bereit geweſen, einer allſeitigen Uebereinſtimmung gegenüber abweichende Anſichten zu opfern. Aber ſchon der Mangel eines Einverſtändniſſes unter den beiden mächtigſten Bundesſtaaten trübte die Ausſicht auf einen günſtigen Erfolg. Um ſo weniger glaubte Ich, nach dem Scheitern Meiner vermittelnden Anträge, Beſchlüſſen beitreten zu ſollen, für welche weder die Billigung, noch die Einigung des geſammten Deutſchlands erwartet werden konnte. — Ward ſomit auch nur die Anerkennung der dringenden Nothwendigkeit einer deutſchen Verfaſſungsreform gewonnen, ſo gedenke Ich doch gern der freundlichen Beziehungen, welche die in Frankfurt verſammelten Fürſten in dem gleichen Streben nach einem hohen nationalen Ziele vereint hielten, und bewahre in dankbarer Erinnerung als ein Zeugniß der Liebe Meines Volkes die Zuſtimmung, welche Meinem Handeln aus allen Theilen des Landes entgegenkam. — Inmitten dieſes Ringens nach größerer Einheit erſteht der Nation durch den Rathſchluß der Vorſehung eine ernſte Aufgabe. Ein edler Bruderſtamm im Norden, lange geprüft und bewährt in vielen Leiden, iſt durch das Recht eines zweifelloſen Erbganges ſich ſelbſt und ſeinem großen Vaterlande zurückgegeben. Eine einſeitig feſtgeſetzte Erbfolgeordnung, welche weder das Recht der Stände, noch die Anſprüche der Nationalität beachtet, droht, ihn aufs Neue dem Verbande des gemeinſamen Vaterlandes zu entfremden. — Meine Regierung hat nicht gezögert, zu thun, was das gute Recht fordert, und ſie wird auch fernerhin, getragen von der erhebenden Einmüthigkeit aller Parteien, mit Muth und Entſchloſſenheit die heiligen, aber ernſten Pflichten erfüllen, welche dem deutſchen Volke dort erwachſen ſind. — Ich weiß, daß die Sache Schleswig-Holſteins in Ihren Herzen mächtigen Widerhall findet, und daß für deutſches Recht und deutſche Ehre ſelbſt die Uebernahme der ſchwerſten Opfer Ihre freudige Zuſtimmung erhält. Der ernſte Blick in die Zukunft ſoll uns nicht abhalten, mit aller Kraft die im Innern begonnenen Reformen feſtzuſetzen. Die bevorſtehende Einführung der neuen Organiſation in der Rechtspflege und der Verwaltung erheiſcht noch geſetzgeberiſche Arbeiten, die, neben der Prüfung des Bedarfs an Mitteln, Ihre Thätigkeit vor Allem in Anſpruch nehmen werden. Die Vermehrung der Ausgaben, welche unvermeidlich daraus erwächſt, kann bei dem befriedigenden Zuſtande unſerer Finanzen unter Beachtung weiſer Sparſamkeit ohne Steuererhöhung bewirkt werden. — Damit dieſer finanzielle Zuſtand erhalten und damit Induſtrie und Handel vor ſchwerem Schaden bewahrt werde, hat Meine Regierung ſich ernſtlich bemüht, für Erneuerung des deutſchen Zollvereins zu wirken. Die Verhandlungen, welche zu dieſem Zweck gegenwärtig im Gange ſind, geben der Hoffnung Raum, es werde gelingen, den Verein auf der Grundlage eines verbeſſerten Tarifs und mit erleichterten Verkehrsbeziehungen zu erhalten. Das berechtigte Verlangen eines ſtetigen Fortſchritts in der Volksbildung und die Folgen der den Kirchen gewährten Selbſtſtändigkeit machen eine Veränderung der Geſetzgebung über die Volksſchulen nothwendig. Die beabſichtigte Vorlage der Regierung wird dem Bedürfniß religiöſer Erziehung und erhöhter Bildung gleichmäßig Rechnung tragen. Ich hege die Zuverſicht, daß Ihre unbefangene und vorurtheilsloſe Prüfung mitwirken wird, die Mißverſtändniſſe und Irrthümer zu zerſtreuen, welche auf dieſem Gebiete hervorgetreten ſind. — So vielumfaſſend und ſchwer auch die Aufgaben Meiner Regierung dermalen ſind, ſo wird ſie dennoch bemüht ſein, in dieſer Landtagsperiode Entwürfe in anderen wichtigen Zweigen der Geſetzgebung, beſtimmt zur Ergänzung von Lücken in unſerem Verfaſſungsrechte und zur freieren Regelung der wichtigſten Aeußerungen des öffentlichen und

Gemeindelebens, Ihrer Berathung zu übergeben. Ebenſo wird Meine Regierung Anlaß haben, Ihre Thätigkeit für die Erledigung wichtiger Angelegenheiten des Verkehrs in Anſpruch zu nehmen, und dadurch Fragen zum Abſchluß zu bringen, welche ſchon lange den Gegenſtand Ihrer ſorgfältigen Erwägung gebildet haben. — Möge es uns vergönnt ſein, den begonnenen Ausbau unſerer Geſetzgebung dem gewünſchten Ziele zuzuführen. Sollte aber die bedrohte Lage Deutſchlands uns die Pflicht auferlegen, dieſer Aufgabe für jetzt zu entſagen, ſo zeigen wir uns von dem Geiſt erfüllt, der in muthiger Aufopferung und entſchloſſener Ausdauer für die Ehre des Vaterlandes einzuſtehen weiß. — Ich zähle dafür auf den bewährten deutſchen Sinn und die treue Hingebung Meines Volkes. — Gott ſegne das Vaterland!“ — —

Wenn die Thronrede bereits auf beſtehende „Irrthümer und Mißverſtändniſſe“ hindeutete, ſo war das ultramontane Geſchenk, welches Deutſchland dieſes Jahr in Syllabus und Encyclica beſchert worden, ganz dazu angethan, die Gemüther bis auf den Grund aufzuregen, die Hirne zu verwirren und den Frieden der katholiſchen Chriſten auf das Empörendſte zu untergraben, die liberalen Elemente aber zum Zerſetzungsproceſſe zu bringen. Im Jahre 1865 ſchlug endlich die Lohe aus dem eifrigſt allſeitig geſchürten Brande. Am 17. Mai ward der badiſche Landtag geſchloſſen. Die Abſchiedsrede des Großherzogs erwähnte der votirten Geſetze zur Durchführung der Gerichts- und Verwaltungsreform und daß die neue Legislationsepoche „Aufnahme und Mitwirkung“ im Volke gefunden habe. Der Erklärung, das Geſetz über die Aufſichtsbehörden der confeſſionellen Schulen ſei in Vollzug getreten, ſetzt er hinzu: „Wo noch Beſorgniſſe obwalten, wird es Meiner Regierung hoffentlich gelingen, dieſelben zu zerſtreuen und beängſtigte Gemüther zu beruhigen.“ Nach Erwähnung der Eiſenbahn- und Zollvereinsverträge wird der Elbherzogthümer, der Waffenthaten, durch welche ſie Deutſchland wieder gewonnen waren, und der Hoffnung gedacht, daß die Zukunft der Herzogthümer „eine dem Rechte des Landes wie den Intereſſen Deutſchlands entſprechende Geſtaltung finden werde.“

Die „beängſtigten Gemüther“ beruhigten ſich nicht. Die Bewegung wuchs und ward allgemeiner, die Römlinge wie die Feudalen hatten ſich vorgeſetzt, das Miniſterium zu ſtürzen und eines von ihrer Mache zu erzwingen. Trotzdem hätte ihre Phalanx die liberalen Miniſter dennoch nicht zu ſtürzen vermocht, hätten die badiſchen Fortſchrittsleute dazu nicht voll Verblendung ſelber die Hand geboten. Die liberale Partei fiel nämlich in dieſem Augenblicke gänzlich auseinander. Viele von ihr haßten Preußen und liebten Oeſterreich, die Meiſten wollten den Auguſtenburger durchaus in Kiel gekrönt ſehen und zürnten Preußen dieſerhalb, Anderen waren zwar liberale Geſetze Recht, aber der Pfarrer doch noch lieber. Kurz, eigener Zwieſpalt und innerer Hader decimirte, zerriß ſie, trug ſich auf die Mitglieder des Miniſteriums über, welches ſeine alte Majorität nicht mehr hinter ſich ſah und — Roggenbach mußte gerade zu dem Zeitpunkte abtreten, wo ſein Patriotismus hätte ganz Deutſchland Frucht bringen können. Dieſer Mann von Geiſt und Herz ward gerade dann lahm gelegt und vom politiſchen Schauplatze gedrängt, wo wir in deutſchen Landen gar nicht Roggenbachs genug haben konnten, um die Kriſis zu vermeiden, der wir zutrieben, den Bruderkrieg, und um „Deutſchland in den Sattel zu ſetzen“, wie Bismarck wollte! Die Liberalen vornehmlich haben Roggenbach geopfert, aber Was von ihm zurückblieb, was ſelbſt für die Reaction unantaſtbar war, das waren die Geſetze, an deren Schöpfung er Theil genommen und in denen ſein ſchützender Geiſt vor die klerikalen Geiersgriffe hintrat und das Land ſchützte. —

Die Ultramontanen und die Habsburger hatten geſiegt. Freiherr von Edelsheim trat an Roggenbach’s Stelle, die äußere Politik des Cabinets erhielt fortan eine öſterreichiſche Färbung, großer Jubel war in der Kurie zu Freiburg! Es konnte dieſen Leuten ja ganz willkommen ſein, wenn Krieg in Deutſchland wurde. Oeſterreich ſiegte, das wußten ſie genau, dann aber hatte Rom geſiegt, das antideutſche Dogma und Schwert waren dann beide „infallibel“! Hätte Großherzog Friedrich nicht ſo hohe Vorſtellungen von Fürſtentreue und conſtitutionellem Rechte beſeſſen, er wäre den heilloſen Weg gewiß nicht gegangen. Das gerade bezeichnet ihn aber ſo recht und ganz, daß er ſeine eigene beſſere Meinung ſogar einer irrigen zu opfern weiß, wenn ſie ſo unbedingt wie hier ſich im badiſchen Volke ausſpricht! — Dies Jahr brachte für den badiſchen Hof ſelbſt ſowohl Freude wie Trauer. Großherzogin Louiſe genas am 12. Juni eines zweiten Prinzen, Ludwig; — dem Prinzen Wilhelm, des Großherzogs zweitem Bruder, aber ward am 26. Juli eine Prinzeſſin, Maria, geboren; die Großherzogin-Mutter Wilhelmine indeß war (6. Juli) verſchieden. — Der klerikale Einfluß und die öſterreichiſche Politik ſiegten immer entſchiedener. Der Verfaſſungsconflict in Preußen wie die conſtitutionellen Anſchauungen der Badenſer gerade, denen die Haltung des Miniſterium Bismarck eben ſo antipathiſch wie unbegreiflich erſchien, wurden treue Bundesgenoſſen der politiſchen wie kirchlichen Reaction. Bedarf es wohl eines evidentiſcheren Beweiſes, daß in Deutſchland die Zuſtände eines ſeiner Bundesſtaaten auch die Zuſtände der übrigen bedingen, daß das Zuſammengehen oder der Widerſtreit der Majorität eines deutſchen Landes mit der eigenen Regierung in logiſcher Gewalt eine ähnliche Erſcheinung in allen übrigen Ländern hervorrufen? Künftig wird das im neuen Reiche vielleicht noch viel markanter der Fall ſein und das wäre eine Erſcheinung, ſehr würdig des Studiums unſerer Volksvertreter! —

In beſagter innerer, wenig beneidenswerther Lage war Baden, als das Jahr 1866 leider mit ſeinen ſchweren Begebenheiten an daſſelbe herantrat. So beklagenswerth deſſen Stellung war, für Jeden, der die Verhältniſſe genau kannte, war ſie eben eine Nothwendigkeit und lediglich die Folge der vorausgegangenen Agitation und der Unſicherheit, welche im Miniſterium durch bisherige unlösbare Meinungsverſchiedenheiten entſtanden war. Dieſe Meinungsverſchiedenheit waltete im Cabinet noch ob, denn als am 25. Juni die Mehrheit der Miniſter ſich gegen Preußen erklärt hatte, traten Jolly und Mathy ab! — — Mit welchen Gefühlen Großherzog Friedrich gegen ſeinen Schwiegervater in den Streit zog, welche Tage des Grams die arme Großherzogin

Louiſe durchweinte, mag jedes mitfühlende ehrliche Herz ermeſſen. Im Jeſuitenlager zu Freiburg ſtiegen die ſtolzen römiſchen Pläne dafür himmelhoch, David tanzte ſchon vor der Bundeslade! Wir ſelber haben damals geſehen, wie eifrig der Verkehr der ſchwarzen Brüder aus Straßburg und dem Elſaß mit dem Freiburger Klerus war, und manch ein frommer Herr ſtieg vom 25. Juni bis 18. Juli auf ſeinen Kirchthurm, — nicht um für den deutſchen Frieden zu beten, ſondern ſehnſüchtig gen Weſt zu ſchauen, ob denn die **Rothhoſen** nicht bald kämen!! — Welche patriotiſche Pietät auch die Großherzogin auszuhalten hatte, beweiſt, daß in dem Frauenverein für Pflege der Verwundeten, in welchem die hohe Frau mit anderen Damen Bekleidungs- und Verbandſtücke für die Soldaten arbeitete, ſich adelige Damen vorfanden, welche in Gegenwart der Souverainin, weil ſie eine preußiſche Königstochter war, zu ſagen die Freiheit hatten: „Das Alles iſt doch nur für die Preußen!“ Eine dieſer Comite-Damen hat uns das ſelbſt geſagt! Obwohl ſtreng katholiſch, obwohl Gegnerin Preußens, obwohl Verwandte genug in Oeſterreich beſitzend, ging ihr hierbei denn doch die ehrliche badiſche Galle über. Zum Glück iſt Gott über Allem und geifernde Zungen machen die Weltgeſchichte nicht! — Als zu Nicolsburg Friede geſchloſſen wurde, war's merkwürdig ſtill im badiſchen Lande. — Die Agitation war aus. Die Kutten wie die Feudalen hüllten ſich in Unſchuld, ſie waren es ja, wie immer, nicht geweſen, die gehetzt hatten! Aber es erwachte dafür nach ſchwerem Irrthume der geſunde politiſche Sinn trotz alles Schmerzes im Badenvolke wieder, es ſah ein, wie richtig ſein Großherzog gedacht und gefühlt hatte, es empfand, welcher Opfer er ihm zu Liebe fähig war! — Dem Friedensſchluſſe mußte natürlich des Cabinet Edelsheim weichen, Großherzog Friedrich berief wiederum Mathy, und Staatsrath Jolly trat als Miniſter in deſſen Cabinet. Nachdem der edle Mathy im Jahre 1868 unter allgemeinem Bedauern geſtorben war, wurde Dr. Jolly an ſeiner Stelle Premier-Miniſter und iſt es bis dieſe Stunde noch. Unter dieſen letzten beiden Miniſterien begann das Reformwerk, welches bisher geruht hatte, von

Neuem und rüſtiger als je nach dem Programme von 1860 wieder. Das badiſche Volk wie deſſen Vertreter beeiferten ſich, das Verſäumte jetzt doppelt nachzuholen und des Landes Unabhängigkeit durch geſetzliche Garantien ſo zu ſichern, daß nicht noch einmal der Wolf des Ultramontanismus ihm in die unbewachte Hürde brechen könne. Vor Allem ward die Heeresreorganiſation in die Hand genommen und, gemäß der Conventionen mit Preußen, der preußiſche General-Lieutenant von Beyer zum Kriegsminiſter ernannt! Aus dieſer zweiten Reformepoche Badens gingen die Geſetze über den Elementarunterricht, über die bürgerliche Trauung, die Standesbeamtung, und das Wehrgeſetz, aber der preußiſchen Organiſation entſprechend, hervor und wurden in Vollzug geſetzt. Das badiſche Heer ward zu einer Armee-Diviſion formirt und ſeine Bereitſchaft ſo vollendet, daß es allen Anforderungen der Zeit zu genügen vermochte. Den ferneren Beſtrebungen der römiſchen Kurie gegenüber hatte man ſich durch organiſche Geſetze, namentlich das Unterrichts-, das Ehe-, das Stiftungs-Geſetz und jenes wichtige über die Standesbeamtung geſichert. Wie voll und ganz dies Alles geſchehen war und Baden, einträchtig mit ſeinem Herrſcher, im Hochgefühle einer beſſeren Zukunft entgegen ging, zeigen die beiden Thronreden des Großherzogs bei Eröffnung der Ständeverſammlung am 5. September 1867 und deren Schluß am 15. Februar 1868. Die Anſprache bei der neuen Ständeverſammlung am 24. September 1869 und bei deren Schluß am 7. April 1870 aber giebt ein überaus friſches, lebensfrohes Bild der Kraft, die erreicht war nach Innen wie nach Außen. Noch iſt in der letzten Thronrede vom 7. April nicht die leiſeſte Spur von dem drohenden Wetter aus Weſten zu ſpüren, aber daß man in Carlsruhe ſo gut wie in Berlin wußte, wie Frankreich bereits zum Pantherſprung nach dem Rheine geduckt ſtand, iſt wohl ebenſo gewiß anzunehmen, als daß Baden mit Recht vor demſelben die allernächſte Urſache zur Beſorgniß hatte. —

In den erſten drei Wochen nach dem 16. Juli 1870 war Süddeutſchland, wie bekannt, in großer Gefahr; erſt Weißenburg und Wörth befreite es von derſelben. Die badiſche Felddiviſion machte den Feldzug als Beſtandtheil der III. deutſchen Armee des Kronprinzen Friedrich von Preußen unter ihrem derzeitigen Kriegsminiſter General-Lieutenant von Beyer mit; ihrer Thaten hoffen wir bei der Schilderung ihrer Führer gedenken zu können. — Nachdem man zufolge der drei erſten ſiegreichen Schlachten zu der Offenſive überzugehen vermochte und die ſiegreiche deutſche Armee im Herzen Frankreichs vordrang, war, nach Beſetzung des Elſaſſes, Straßburgs Belagerung für Baden von nächſter Wichtigkeit. Sein Fall und Beſitz erſt machte Elſaß deutſch und ſchuf damit dem badiſchen Lande einen Wall und Schutz, wie es ihn ſeit 200 Jahren gegen Gallien nicht mehr beſeſſen hatte, erſchloß ſeinem Lande aber zugleich eine neue, reichere Quelle der Verkehrs- und Productions-Entwickelung. Am 28. September 1870, Morgens 2 Uhr, war Straßburg gefallen, die Kapitulation unterzeichnet worden, an demſelben Tage, da die Stadt vor 189 Jahren mitten im tiefſten Frieden von Ludwig XIV. Deutſchland geraubt worden war!! General Uhrich, ihr franzöſiſcher Commandeur, hatte ſie wie ein braver Offizier ſo lange, als menſchenmöglich geweſen war, gehalten, aber Werder's zäher Kriegskunſt und der Ausdauer deutſcher Bravour hatte er erliegen müſſen. Die franzöſiſche Beſatzung der Stadt hatte aus 17,111 Mann, 451 Offizieren und 1843 Pferden beſtanden. Die Waffenſtreckung und Uebergabe ſollte 11 Uhr Vormittags ſtattfinden. — Gegen 8 Uhr verſammelten ſich die Truppen des Belagerungsheeres, welche beſtimmt waren, an der Ehre dieſes denkwürdigen Aktes Theil zu nehmen; ſpäter trafen Großherzog Friedrich von Baden und General von Werder mit glänzender Suite ein. — Schlag 11 Uhr fiel die Zugbrücke und die Schaar der Unterworfenen erſchien, General Uhrich vorauf, den der Maire bis zum Stadthore begleitet hatte und bewegt dort von ihm Abſchied nahm. Als General von Werder die franzöſiſchen Truppen gewahrte, ſtieg er mit ſeinen Offizieren vom Pferde, ging voll ritterlicher Herzlichkeit auf Uhrich zu, reichte ihm mit Worten höchſter Anerkennung die Hand und begrüßte die franzöſiſche Generalität. — Ernſt, groß und würdig war die Scene! Der mitfühlende Soldat zollte dem Unglück und der Tapferkeit des feindlichen Kameraden ſeinen Tribut der Hochachtung. — — Was aber nachher kam war weder ergreifend noch erhebend; dieſelben rohen Scenen der franzöſiſchen Soldateſca ereigneten ſich, wie zu Sedan und Metz! „Nous sommes vendus,“ Flüche und roheſte Ausbrüche der Betrunkenheit! — In ihnen ſtellte ſich der Hauptgrund der Capitulation vor Augen, denn war Straßburg ſchon an und für ſich unhaltbar geworden, dieſen zuchtloſen Prätorianern gegenüber war die Uebergabe eine Nothwendigkeit. Der franzöſiſchen Beſatzung fehlte Nichts, weder Ausrüſtungs- noch Lebensmittel, aber ihr fehlte die Würde des Leidens und damit die ſicherſte Gewähr eines ferneren reellen Widerſtandes. — Die gefangene Beſatzung ward nach Raſtatt transportirt, von dort nach Feſtungen im Innern Deutſchlands. An General von Werder's Seite zog nunmehr Großherzog Friedrich von Baden in Straßburg ein, der **erſte** deutſche Fürſt, der die alte Stadt betrat, ſeitdem der **große Kurfürſt** gebrochenen Muthes ſie verlaſſen mußte!! —

Im Laufe der Campagne begab ſich der Großherzog ins große deutſche Hauptquartier König Wilhelms, namentlich war er Gaſt zu Verſailles und erſchien als Begleiter des preußiſchen Kronprinzen, ſeines Schwagers, in dem überwundenen Paris. — Eine letzte, aber auch ſehr heftige Beſorgniß erregte die von Gambetta veranſtaltete Diverſion Bourbacki's, um Straßburg zu befreien und in Süddeutſchland einzubrechen. Werder, der Held von Belfort, ſchützte das deutſche Land und ward dafür von den Badenſern und Würtembergern mit Recht gefeiert. General von Manteuffel aber war's, der Bourbacki's Armee über die Schweizer Grenze warf und unſchädlich machte! — Im November wurden die Verſailler Conventionen betreffs Badens Eintritt in das Reich und in den Verband des preußiſchen Heeres ratificirt, am 21. desſelben Monats konnte der Großherzog die Verſammlung der jubelnden Stände mit der Erklärung eröffnen: „daß die Einheit des deutſchen Reichs, das Bruderthum aller deutſchen Stämme verbürgt ſei!“ Am Neujahrstage 1871 aber war ihm vergönnt, dem königlichen Sieger, dem Vater ſeiner vielgeliebten Louiſe, die erſte Kaiſerhuldigung mit erhobenem Glaſe zuzubringen! Wenn je ein Fürſt neuerer Zeit, ſo kann mit Stolz und Freude Großherzog Friedrich von Baden ſich zu den Paladinen des neuen deutſchen Reiches zählen!! — — — —

Niemand beſucht wohl den oberen Rhein und die Bergſtraße, er hätte nicht auch Carlsruhe geſehen, die „Fächerſtadt“! Der Herrſcher, welcher ſie erbaute, um ſeinen Sitz von Durlach hierher zu verlegen, theilte mit vielen damaligen deutſchen Dynaſten die Marotte, dem grand Louis nachzuahmen und nichts ſchön zu finden, als was franzöſiſch war. Er hatte gehört, — wahrſcheinlich auch geſehen, — daß Verſailles in Form eines Damenfächers erbaut worden ſei, deſſen Hauptſtraßen ſtrahlenförmig, wie die Spangen eines Fächers zuſammenlaufen und deren Vereinigungspunkt die grando place royale mit dem königlichen Schloſſe bildeten, die Querſtraßen dagegen halbkreisförmig liefen, wie die Bänder, welche des Fächers Glieder zuſammenhalten. — In Carlsruhe ahmte der franzöſiſch geſinnte Zähringer ſomit Verſailles nach und deshalb, an welcher Straßenecke man ſich auch in ihm befinde, ſieht man das Schloß mit dem hohen dicken Thurme, dem „Mädchenthurm“! Dieſe topographiſche Struktur der Stadt, obwohl Carlsruhe nicht ſehr groß iſt, verleitet deshalb den Fremden, ſich leicht zu verirren, indem er immer glaubt, er ſei noch in derſelben Straße wie vorher, weil er immer dieſelbe Perſpektive nach dem Schloſſe hat, und erſt die freiere Bauart und der Geſchmack modernerer Zeit hat Carlsruhe von der Monotonie erlöſt, welche nothwendig aus der Form ihrer urſprünglichen Anlage hervorging. Alle Beziehungen, wie alle Hauptſtraßen, treffen ſomit am Schloß zuſammen, von welchem aus man wiederum in alle Spangen des Fächers, alle Hauptſtraßen hineinſehen kann. Bei einem Fürſten, der ſo ſein Volk liebt und ſo von ihm geliebt wird, wie Friedrich von Baden, hat das etwas überaus Gemüthvolles, Väterliches. Es iſt, als wenn er ſo die Seinen immer bewachte und als ob ſich alle Häuſerquarrées um das Schloß, wie die Küchlein um die Glucke herumdrängten. — Die Form der Stadt hat darum auch die Form des Reſidenzſchloſſes beſtimmt, es iſt eben der Griff des Fächers. Auf ſeiner hinteren Front in der Mitte ragt beſagter Thurm als der Angelpunkt des Ganzen hervor; an ihn gelehnt, dehnt ſich vorne das Schloß ſelbſt. Es hat einen Mittelbau mit einem vorſpringenden Pavillon oder einer Halle und zwei Seitenpavillons. An letztere ſtoßen ſtumpfwinkelig links und rechts zwei Flügel, ſo daß das ganze Reſidenzpalais etwa in der Grundfläche eine Figur darſtellen würde, welche dann entſteht, ſobald man die Hälfte eines Sechsecks gerade von einem Winkel zum andern theilt. An des Schloſſes rechtem Flügel liegt das Theater, an ſeinem linken die Bibliothek. Hinter dem Schloſſe dehnt ſich der weite, prachtvolle Park an der ganzen Weſtſeite der Stadt aus, den Platz vor ihm aber zieren moderne Gartenanlagen, von prächtigen Alleen umrahmt. —

Dieſer Fürſtenſitz iſt wirklich eine Idylle, die dem Beſchauer um ſo werther, anheimelnder wird, als er weiß, es hauſen drinnen wirklich gute und edle Menſchen, ein Fürſt mit ſeiner Familie, der nach jeder Richtung ſich zum Vater ſeines Vaterlandes gemacht hat. Friedrich von Baden beherrſcht kein ſtolzes weltgebietendes Rom wie Cäſar Titus, aber ſein kleines Land darf kühn von ihm doch ebenfalls behaupten, daß er „den Tag für einen verlorenen anſieht, wo er nicht etwas Gutes gethan hat!“ — Das eheliche Leben Friedrichs und Louiſens iſt ein überaus ſchlichtes und unendlich glückliches. Ihre vereinte Aufgabe iſt die Sorge der Erziehung ihrer Kinder zu guten und geiſtig klaren Menſchen. Außer dieſer Thätigkeit beſchäftigen ſie wiſſenſchaftliche und künſtleriſche Studien, ſo weit dies die Sorge für ihren Herrſcherberuf zuläßt. Jeder Reſſortminiſter, wie der Präſident des evangeliſchen Oberkirchenraths hat einen beſtimmten Vortragstag beim Großherzoge. Außerdem nimmt dieſer den täglichen Vortrag des Chefs ſeines geheimen Cabinets entgegen, ſowie, je nach der Veranlaſſung, die der Vorſtände der Hofverwaltung und Domainen-Intendanz. Jeden Mittwoch iſt dagegen allgemeine und offene Audienz. Jeglicher, der Etwas auf dem Herzen hat, wird vorgelaſſen, ſo bald er ſich dem Adjutanten meldet. Vom Herbſt bis zu dem folgenden Juni verweilt der Hof in der

Regel in Carlsruhe, hier und da findet im Frühjahr ein kurzer Aufenthalt in Baden-Baden ſtatt. Seit einigen Jahren beſucht die großherzogliche Familie regelmäßig Ende Juni oder Anfang Juli das Bad St. Moritz im Engadin, hierauf aber begiebt ſie ſich einen Monat lang etwa nach Schloß Mainau. Auf dieſem Privatſitze des Großherzogs beſteht eine eigene Oekonomie, welche er mit beſonderer Liebe beaufſichtigt, für deren Verbeſſerung ſehr beſorgt iſt und durch die er der Umgegend ein Vorbild rationeller Landwirthſchaft giebt, den kleinen Landwirthſchaften der Privaten aber vorkommenden Falls mit Rath und That beiſteht. Auf Inſel Mainau wird vom badiſchen Herrſcherpaare das allereinfachſte Familienleben geführt, an dem auch Gäſte mitunter theilnehmen. Die reizende Umgebung und die Inſel mit ihren Anlagen ſelbſt bietet eine unerſchöpfliche Quelle von Freuden der Natur. — Die großherzoglichen Kinder, beſonders der Erbprinz in den Schulferien — verleben den Sommer oft bis zum Spätherbſt auf dem elterlichen Sommerſitze. Im November kehrt der Hof nach Carlsruhe zurück, der Erbprinz bereits Anfangs October bei Beginn des Unterrichts. Welche Fürſorge der Erziehung und Entwickelung den großherzoglichen Kindern gewidmet iſt, beweiſt die ſeit 1867 beſonders errichtete ſogenannte „Friedrichsſchule“, welche dem Erbprinzen Gelegenheit geben ſoll, mit 10 bis 14 Knaben gleichen Alters gemeinſam Gymnaſial-Unterricht zu erhalten, nachdem er vor 1867 durch ſeinen Erzieher, Profeſſor Dr. Ernſt Wagner, allein unterrichtet worden iſt. Außer dieſem Pädagogen ſind die ausgezeichnetſten Lehrer für dieſe Anſtalt gewonnen worden, welche immer nur eine beſtimmte Klaſſe des Gymnaſiums (zur Zeit die Unterſecunda) darſtellt und mit dem neu eintretenden Jahre, der geförderten Entwickelung ihrer Zöglinge gemäß, die Aufgaben der nächſtfolgenden höheren Gymnaſialklaſſe aufnimmt. Der Plan der Anſtalt wie ihre Statuten ſind von dem Großherzog ſelbſt entworfen und feſtgeſtellt. — Seit 1. October 1872 begann neben der Friedrichsſchule eine auf gleiche Principien gegründete Mädchenſchule für Prinzeſſin Victoria und eine zweite Knabenſchule für den Prinzen Ludwig Wilhelm. Ueber dieſen Anſtalten und deren Lehrern ſteht ſchließlich ein Aufſichtsrath, deſſen Vorſitz der Großherzog ſelbſt führt, und die Eltern der den Unterricht mitgenießenden Kinder haben jeder Zeit das Recht, ſich an den Großherzog in ſolchen Fällen zu wenden, wo ſie zu Wünſchen oder Bemängelungen betreffs des Unterrichts etwa Veranlaſſung finden ſollten. — —

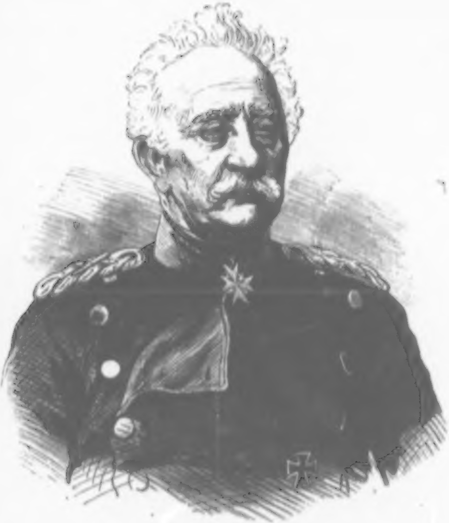
Unſerm Bilde würde etwas Weſentliches fehlen, wollten wir nicht die innigen Beziehungen des großherzoglichen Paares zu ſeinen kaiſerlichen Eltern und Schwiegereltern, beſonders der wahrhaft rührenden, brüderlichen Liebe gedenken, mit welcher Kronprinz Fritz von Preußen und Großherzog Friedrich aneinander hängen und die wohl nie einen redenderen Beweis erlangt hat, als bei des Erſteren jüngſt überſtandener ſchwerer Krankheit. Friedrich und Louiſe haben „Unſern Fritz“ Tag und Nacht gepflegt und er, mit ihm Alldeutſchland, verdankt ihnen ſeine Wiedergeneſung, wenn nicht — ſein Leben!! Man muß den kaiſerlichen Kronprinzen nur einmal mit feuriger Inbrunſt von ſeinem „Schwager in Baden“ haben ſprechen hören, um zu begreifen, wie tief die gegenſeitige Neigung iſt, wie dieſe beiden Fürſtenſeelen gleich tönen bei jeder Frage deß inneren und äußerer Lebens und unter ihnen eine Gegenſeitigkeit und Ergänzung beſteht, wie ſie ſelten zwei Menſchen im Leben ſo beſchieden ſind! — —

Mittwoch, wenn allgemeine Audienz iſt, oder man die Ehre des Privatempfanges bei dem Großherzoge genießt, tritt man durchs Mittelportal und die Halle; durch dieſe dann links parterre in ein Entrée von drei Fenſtern, von da in den Audienz-Salon. An ihn ſtößt der dem linken Seitenflügel angrenzende, vorſpringende Pavillon, in welchem, nach dem Schloßplatze zu, das geräumige Arbeitsgemach Friedrichs liegt. Die jugendliche Friſche der Erſcheinung des Großherzogs, die Milde und Würde in ſeinem Antlitze, die Klarheit, Ruhe und — faſt beſcheidene Sanftheit ſeines Redetons, — dieſe unendliche Anſpruchsloſigkeit giebt das Bild eines Mannes, der viel erfahren und viel erſtritten hat, das Bild eines Herrſchers, der weiß, was er will und es mit jener ruhigen Conſequenz zu erreichen verſteht, die der Redlichkeit ihres Strebens ſich bewußt iſt. Wir glauben, daß es dieſem Manne ſehr ſchwer wird, zu zürnen. Wir glauben aber auch, daß es dieſem Manne ſehr leicht wird, ſeine Gegner durch die **Macht der Humanität** zu entwaffnen, welche der eigentliche Scepter iſt, mit dem er in der Noth wie im Glücke ſein Land regiert **hat**. —

Bei einer ſolchen Audienz, im Juni 1872, als auf die religiöſen Bewegungen der Neuzeit einerſeits, andererſeits auf die erreichte Einigung Deutſchlands die Rede kam, ſagte er: „Das religiöſe Bekenntniß und die Kirche iſt, ſo wie die Freiheit, aus der **Gemeinde** erwachſen; ſo ward das Chriſtenthum gegründet und ſo der Staat! Die Erziehung des Volks zur geſetzlichen Freiheit und Ordnung iſt die wahrhaft **conſervativſte Politik!**" — „Das Gefährlichſte für uns Deutſche würde ſein, wenn wir uns an unſeren Erfolgen berauſchen wollten, wie die Franzoſen gethan haben, und wenn uns unſer Hochmuth blind für unſere Schwächen, lahm zu fernerer Entwickelung machte!" —

Nun, ſo uns Gott ferner nur Fürſten giebt, die uns das mahnend ſagen, die uns vor uns ſelbſt behüten, — ſo lange es Männer mit deutſchen Herzen giebt, die zu ſolchem Fürſtenworte Amen ſprechen und den Kampf gegen Eitelkeit, Welſchthum, Phraſe und Heuchelei im Lande ſelber aufnehmen, die gegen den Feind kämpfen, der ins eigene Herz ſich argliſtig einſchleicht, ſo lange brauchen wir nicht zu fürchten, daß wir blind und lahm werden! — Wir haben gewiß noch ſehr viel zu lernen und lernen doch nie genug, das wiſſen wir, Gott ſei Dank, denn die Entwickelungsſehnſucht iſt eine **deutſche** Leidenſchaft, die Entwickelungsſehnſucht zur höchſten, zur geiſtigen Freiheit!

„Freiheit, holdes Weſen,
Gläubig, kühn und zart,
Haſt ja längſt erleſen
Dir die Deutſche Art!"



VON STEINMETZ.

XII.

von Steinmetz

General-Feldmarschall.

„Zwar der Stein war hart und ſpröde,
Doch der Steinmetz war nicht blöde,
Hämmert immer friſch d'rauf los, —
Daß die Funken ringsum ſtoben
Und der Staub davon geflogen, —
Blutig roth ward Land und Moos!“ —

Es iſt das Steinmetz-Lied der 5. preußiſchen Armee, das ſeit dem Sommer 1866 erklang und wird noch manchen heißen Tag beim Marſch, im Bivouak oder vor dem Feinde tönen, wenn der grimmige Alte, zu deſſen Preis man's einſt geſungen, längſt nicht mehr ſeinen Braven voranreiten, ſein Falkenblick nicht mehr auf ihren Colonnen mit blitzender Schärfe ruhen wird! — — Wenn man des 76jährigen Feldmarſchalls Züge zum erſten Male ſchaut oder nur von ferne, wie etwa der Soldat in Front ſeinen General, dann iſt dies ſein eiſern Antlitz drohend, furchterweckend, ja hat einen unverkennbar unheimlichen Zug, der noch durch das dichte ſchneeigte Haupthaar gewaltiger gemacht wird. — Uns iſt bei ſeinem Anblicke immer geweſen, als wenn wir den grabentſtiegenen Blücher ſähen, auf die Oberwelt zurückgekehrt, um die Schlachten unſerer Tage zu ſchlagen und auf welſchen Schädeln herumzublüchern wie vor Zeiten! — Steinmetz hat mit dem Marſchall Vorwärts viel Aehnlichkeit, mehr noch aber mit York, eigentlich aber wieder mit Niemand, denn er iſt das originellſte aller Originale, was je vielleicht an Mannescharakteren gelebt hat. Er iſt der Cato des Schwerts, iſt ein Diogenes in der Pickelhaube! — Dies gewaltige Haupt auf dem gedrungenen aber kleinen Körper erſcheint als ein wahrhaft Symbol eiſerner, faſt erbarmungsloſer menſchlicher Willenskraft, wie eine lebendige Verachtung alles Deſſen, was irgend mit Schwäche, Furcht, Zaudern, kurz den ſogenannten zahmen Leidenſchaften der Menſchen zuſammenhängt. Das kleine mandelförmige Auge mit phosphoreszirendem Leuchten erinnert lebhaft an des Königstigers Blick, wenn er ſich eben aufrichtet, und ſobald Steinmetz zornig wird, iſt kein Mann im Gliede, — vom Oberſten bis zum Tambour, — der nicht ſo etwas wie gelinden Froſt in den Gliedern ſpürte und bänglich Herzſchlagen. — — Solchen Eindruck machte uns Steinmetz bei der erſten perſönlichen Begegnung. Aber je öfterer wir ihn ſahen, je mehr wir aus dieſen Zügen ſeine inneren Qualitäten zu erkennen vermochten, aus ſeinen Augen in ſeinem Herzen leſen durften, — je beſſer es uns gelang, durch den äußeren granitenen Steinmetzen zu dem inneren Steinmetz durchzudringen, da erkannten wir, daß der innere mit dem äußeren gar keine Aehnlichkeit hat, ſo wenig wie das Ja mit dem Nein! Faſt in Gefahr dadurch gekommen, zu glauben, hier liege ein räthſelhafter Gegenſatz in Individualität wie Charakter vor, fürchteten wir ſchon, vor einem unfaßbaren Probleme zu ſtehen, wenn ein wahrhaſt großherziges Vertrauen und Wohlwollen nicht ſo weit gegangen wäre, die Gegenſätze von des Generals Weſen uns zu erklären und ihre innere Harmonie und Nothwendigkeit ſo klar und licht zu machen, als einem menſchlichen Auge jemals die Erkenntniß eines anderen Charakters werden kann. —

Wir werden ſehr Eigenthümliches und Sonderbares, ja geradezu Unerklärliches zu berichten haben, und der Leſer würde uns nicht glauben, was wir erzählen, wenn wir ihm hier nicht beſonders verſicherten, daß Das, was wir ihm ſagen, nicht nur Wort für Wort wahr iſt, wir nicht blos hierfür handſchriftliche und mündliche Beweiſe haben, ſondern autoriſirt ſind, ihm Das mittheilen zu dürfen, was wir berichten. — Es handelt ſich um ſehr ernſte Dinge und wir geben ſofort hiervon zwei Beweiſe, ſtellen ſie gewiſſermaßen als Grundklang des eigentlichen Weſens unſeres Helden hin, ehe wir ein Lebenebild entrollen, das großartig ernſt in ſeiner Weiſe und werth iſt des Mitempfindens der Nation, welcher dieſer Mann von ſeinem 76jährigen Leben 66 Jahre — und wie gedient hat!! — Die zwei Beweiſe, wie der inwendige Steinmetz — ohngefähr ausſieht, ſind folgende:

Der Marſchall mochte leben, wo er wollte, von ſeiner Jugend an bis jetzt befand ſich an der äußeren kleinen Thür des mittelſten Schränkchens oder Treſſors ſeines alten Secretairs ein Zettel geklebt, den er bei der Arbeit immer ſehen mußte, ſobald der Schreibtiſch geöffnet war. Auf dieſem Papierſtreif befand ſich in der bekannten, zierlich kleinen, exakten Handſchrift des Generals als Motto ſeines Lebens der Spruch:

„In des Lebens allertrübſten Stunden
Lindert Thätigkeit des Herzens Wunden!“ — —

Der erzene Löwe von Nachod hat alſo Herzenswunden? Dieſer Mann von Granit, dem der Tod gleichgültig, das Leben nichtig iſt und den man der Erbarmungsloſigkeit im Dienſt*), ja noch viel ſchlimmerer Dinge bezüchtigt hat, hat Seelenleid? — — Warum gerade er? — Sein Leben giebt reichlich darauf Antwort. — Wer in dieſem Falkenauge je Thränen zittern ſah, wer dieſe Lippe, die ſo oft in wogender Schlacht das ſchneidende: „Vorwärts zur Attaque!“ ſprach, je zitternd in wehmüthiger Luſt ſein Inneres erſchließen hörte, der wird, hat er nur einen Gran Empfindens im Herzen, bekennen müſſen, daß ohne Seelenzartheit, ohne Gemüthstiefe ein Mann Das **nicht** an ſich erleben konnte, was Steinmetz erlebte, noch weniger würde er es ohne dieſe Herzenseigenſchaften ſo mittheilen können, wie es der Feldmarſchall in einem uns vorgelegenen Briefe an einen Freund gethan hat. — —

Der andere Beweis ergänzt in vieler Beziehung unſern erſten. — — Ehe wir zu Görlitz das Haus Moltkeſtraße Nr. 8 betraten, war alles Auffindbare, was über Steinmetz die letzten Jahre veröffentlicht worden war, ſelbſtverſtändlich als Grundlage weiterer Nachforſchungen zuvor geſammelt worden. In dem bekannten Werke Theodor Fontane's**) befand ſich nun eine kurze biographiſche Skizze von Steinmetz, welche folgenden auffälligen Paſſus enthielt: „Gleich im erſten Jahre ſeines Magdeburger Aufenthalts verlor er ſeine einzige erwachſene Tochter am Typhus.

---

*) Vergleiche „Unſer Fritz“, Bd. I., S. 134—135.

**) Der deutſche Krieg von 1866, illuſtrirt von Burger. R. v. Decker's Verlag. Berlin 1871. Bd. I, S. 228.

Er war tief erſchüttert. — Bald nach dem Tode der Tochter ſtellten ſich bei dem General viſionaire Zuſtände ein, die zu den mannigfachſten Befürchtungen Anlaß gaben, wiewohl der davon Betroffene ſich über ſich ſelbſt ganz klar war und ohne Aufregung dieſe Viſionen prüfte. Alles, was er ſah, mußte ihm um ſo merkwürdiger erſcheinen, als er bei kritiſch überlegendem Verſtande Dinge wahrnahm, die er ſonſt nur bei Perſonen im Zuſtande höchſter Exaltation für möglich gehalten hätte. Er hatte bis dahin (das ſei eigens hervorgehoben) über Erſcheinungen eines derartigen Seelenlebens weder geleſen, noch ernſtlich nachgedacht. Erſt als er ſpäter mannigfache, dieſe Frage behandelnde Schriften kennen lernte, war er erſtaunt über die ſich ihm darbietende Uebereinſtimmung mit ſeinen eigenen Erlebniſſen.“ — —

So Fontane! — Sein Buch mit dieſem Bericht kam Marſchall Steinmetz vor Augen. Aufs Aeußerſte überraſcht, daß ſein eigenthümliches Seelenleiden ins Publikum gedrungen ſei, erklärte er Fontane's Bericht für richtig, gab nicht nur hiervon Beweiſe, ſondern erklärte auch, daß er dieſe Viſionen — bei völliger Geſundheit, Friſche und Heiterkeit — noch bis dieſe Stunde habe! — — Aberglaube, Spiritismus und dergleichen Narrheiten waren unſere Sache nie. Romantiſchen Phantaſien und Fictionen ſind wir durchaus da fern, wo es ſich um redliche Wiedergabe ernſter Wahrheit, nicht aber um eine poetiſche Leiſtung handelt. — — Dennoch iſt uns nie öfter, als bei Marſchall von Steinmetz Hamlet's Wort ins Ohr geklungen:

„Es giebt mehr Dinge im Himmel und auf Erden,
Als Eure Schulweisheit ſich träumt, Horatio!“ —

Der genugſam als unbeugſam und als gerade bekannte Charakter des Marſchalls ſchließt jeden Verdacht aus, hier könne von der leiſeſten Uebertreibung, von einer bewußten oder unbewußten Selbſttäuſchung ſeinerſeits die Rede ſein. — Sollten indeß Leute dieſes Lebensbild leſen, deren höchſte Inſtanz hienieden nur noch die Materie iſt, denen aller Inbegriff von menſchlicher Vernunft blos im dürren mathematiſchen Calcule liegt, ſo möchten wir ihnen vorher zu erwägen geben: ob ſie ſich gegen alles Unglück hienieden ſo wetterfeſt, ſo ſichergeſtellt fühlen, daß ſie über eines Anderen Seelenleben leichtfertig abſprechen dürfen, wiewohl ſie doch nicht vorher wiſſen, ob ein gleiches oder noch größeres Weh ihnen nicht noch traurigere Folgen aufbürdet? Ob ſie vielmehr das Geheimniß aller Dinge in ſeinen Tiefen ſo ganz erſchaut und begriffen haben, daß ihr Gewiſſen die Richtigkeit Deſſen negiren kann, was wir niederſchreiben? — — —

Carl Friedrich von Steinmetz ward am 27. December 1796 zu Eiſenach geboren. Sein Vater hatte früher in der preußiſchen Armee gedient, in welcher auch deſſen Bruder, der in der Kriegsgeſchichte berühmte General-Lieutenant von Steinmetz noch lange nachher geſtanden hat. Als Lieutenant bereits nahm Carl Friedrichs Vater den Abſchied, wie er ſich mit einer Baroneſſe von der Moſel, deren Vater Gutsbeſitzer in Schleſien war, verheirathete. — Ueber die genaue Herkunft des Geſchlechts der Steinmetze iſt nichts bekannt, unſer Feldmarſchall erinnert ſich nur, gehört zu haben, daß es öſterreichiſche Generale von Steinmetz gegeben habe. Vielleicht trug dieſer Umſtand auch zu dem anfänglichen Aufenthalte der Eltern unſeres Helden in Wien bei, da dort deſſen älteſter Bruder als erſtes Kind derſelben geboren wurde. Derſelbe iſt längſt verſtorben, wurde überdem in früher Jugend von ſeinen anderen Brüdern getrennt. Das Leben von Steinmetz' Eltern muß kein ſehr ruhiges und ſtabiles geweſen ſein, denn ihr zweiter Knabe erblickte zu Nürnberg das Licht der Welt, der letzte aber, Carl Friedrich, ward, wie geſagt, zu Eiſenach gegeboren. Die Vermögensverhältniſſe ſcheinen, wenn vielleicht auch nicht gerade gedrückt, ſo doch jedenfalls, wie aus dem Folgenden erhellt, ganz unbeträchtlich geweſen zu ſein. Ueberdem ſtarb der Vater unſeres Feldmarſchalls ſehr früh, da ſich der Zeit von deſſen Ableben der Letztere nicht mehr zu entſinnen weiß. Seine erſte Entwickelung und Erziehung genoß Carl Friedrich mit ſeinem älteren Bruder im Vaterhauſe, bis er 1806 — erſt zehn Jahre alt — mit dieſem in das Cadettenhaus zu Culm kam. Sein Lebensberuf als preußiſcher Soldat war wie der ſeines Bruders dadurch beſiegelt, und da Carl Friedrich nachmals lange genug als armer Offizier galt und ſich's herzlich ſauer werden laſſen mußte, ſo mag wohl Mittelloſigkeit, wie die Hoffnung: daß die Söhne im Kriege ihr Glück machen möchten, der Mutter den Impuls zu dieſem unwiderruflichen Schritte gegeben haben, der nach jeder Richtung hin von den entſcheidendſten Folgen für den Charakter wie die Lebensſchickſale unſeres Helden und die vaterländiſche Geſchichte ſelbſt geworden iſt. —

Seines Wappens ſei kurz erwähnt. Kein Name eignet ſich zu einem ſogenannten „redenden“ Wappen, das heißt einem ſolchen, das auf den Namen des Beſitzers deutet, ſo vortrefflich, als „Steinmetz“. Zu dieſen gehört des Feldmarſchalls Adelsſchild indeß nicht. Es iſt in der Mitte von oben bis unten in zwei Felder getheilt. Das rechte iſt roth, ohne Figur oder Zeichen, das linke zeigt in einem ſilbernen Felde auf grünem Raſen eine diſtelartige grüne Pflanze, auf deren Blume zu ein Vogel wie ein Sperling, vielleicht ein Diſtelfink, von rechts herniederflattert. Die Helmzier iſt ein nach links hauender gepanzerter Arm mit einem Schwert bewaffnet und — ſehr ſelten in der Heraldik — es ſitzen auf den roth und ſilbernen Helmdecken, die Köpfe einwärts nach dem Helm gewendet, links und rechts zwei Vögel mit angezogenen Flügeln, die einen unverkennbaren Spatzenhabitus verrathen. Wir düfteln nicht gern aus einer Sache Etwas gewaltſam heraus, aber inſofern es erlaubt iſt, etwas poetiſche Symbolik zu üben, für unſer Gefühl von jedem Dinge einen gewiſſen Sinn abzuleiten, möchten wir ſagen: daß unſer Steinmetz wohl gleich einem armen Spatzen im Leben umhergetrieben worden iſt und er dem Wappenvogel gleicht, der beſtändig einer Blume zufliegt, um in ihrem Kelche auszuruhen, aber — ſie nie erreicht! Die Blume der Liebe, die Blume des Ruhms iſt ihm geworden, aber zu jenem langen glückſeligen Genuſſe, wie Fortuna ſie oft ihren beſchränkteren und verdienſtloſeren Kindern ſpendet, wurden beide ihm nicht beſchieden!! — —

1806 kam Carl Friedrich mit ſeinem Bruder ins Cadettenhaus zu Culm, alſo im Jahre der tiefſten deutſchen Schmach, wo der Gallier Beſitz von Preußens Boden genommen hatte. — Unſeres Helden Figur iſt ſehr klein für einen Soldaten und ſicher wird er mit zehn Jahren wohl ein anſcheinend ſehr dürftiges Bürſchchen geweſen ſein, aber die gütige Natur hatte ihm einen eiſernen Körperbau gegeben, der ſich im Waffenwerke ſtählte, und Eigenſchaften, welche das rauhe Leben mit der Zuchtruthe der Prüfungen zu Tugenden ausbildete, wie ſie nur je in Sparta geübt worden ſind. Als 1808 Culm polniſch geworden war, ſiedelte das ganze Cadettencorps nach Stolpe über. Wie viel oder wenig ſich Steinmetz' junges Gemüth des tiefen Vaterlands-Leides bewußt geweſen, dürfte ſelbſt ihm heute nicht mehr feſtſtellbar ſein, aber die ganze Zeit hatte eine ſo trübe, grollende Atmoſphäre, es herrſchte in allen Lebensverhältniſſen damals eine ſo nagende Sehnſucht nach Freiheit vom Fremdenjoch, ein ſolcher Durſt nach gerechter Vergeltung, daß dieſe allgemeinen Gefühle ſich ſeinem jugendlichen Herzen unzweifelhaft mitgetheilt haben müſſen. Was aber vorwaltend in ihm als Begeiſterung lebte, war der Soldatenſtand, den er erwählt hatte, und wahrlich, die Zeit war darnach angethan, daß ein kühner Jüngling ſich zum Mann und Helden ſeines Vaterlandes wohl machen konnte! — Die nach Stolpe verſetzten Cadetten wurden zu Graudenz dem Feldmarſchall L'Homme de Courbière, dem berühmten Vertheidiger dieſer Veſte, vorgeſtellt. Der militäriſche Ruf, wie das perſönliche Wohlwollen des preußiſchen Feldmarſchalls*) machten auf Steinmetz tiefen Eindruck. — Seine erſte militäriſche Ausbildung erhielt er durch Hauptmann Liebe von der Artillerie zu Stolpe, beſonders faßte er durch ihn zur Mathematik große Neigung; das Franzöſiſche lernte er daſelbſt bei einem Monſieur Michel. Seine beſondere Schwärmerei aber waren die Blücher'ſchen Huſaren, die in Stolpe ſtanden. Von ſeinem Zimmer aus konnte er ſie täglich zum Dienſt antreten oder vorbeireiten ſehen, richtete im Geiſte ſchwärmeriſche Anreden und Deklamationen an ſie und träumte von ihnen. Er faßte ſeitdem eine große Zuneigung für die Cavallerie, namentlich aber für dieſes Regiment und würde ſeelensgern ein „Reiter" geworden ſein, wenn er nur gekonnt hätte. Damals ahnte er nicht, daß ihm noch beſchieden ſei, ſeine Lieblinge unter ſeinem Commando zu ſehen. — 1811 kam Steinmetz in das Berliner Cadettencorps. — Sein älterer Bruder war kurze Zeit vor ihm in das Berliner Cadettenhaus verſetzt worden und kam 1813 wieder kurz vor ihm in die Armee und zwar ins oſtpreußiſche Grenadier-Bataillon. Durch letztere Thatſache wurden beide Brüder für immer getrennt. Carl Friedrich ging dem Ruhme, jener dem Tode entgegen! — Vornehmlich war der Hauptmann (ſpätere General) von Reiche unſeres Steinmetz Lehrer, und zwar in der Fortifikation.

---

*) Courbière gehörte bekanntlich den Refugiés der franzöſiſchen Kolonie an. D. V.

Das Jahr der Erhebung gegen die Fremdherrſchaft, 1813, war angebrochen. Mit den übrigen Cadetten ging Steinmetz im Februar nach Breslau, um dort dem 1. Garderegiment zugetheilt zu werden, welches dem Könige von Potsdam aus gefolgt war. Seine aktive kriegeriſche Laufbahn begann. — Wenn wir ſchon jetzt ſeinen Charakter einer Betrachtung unterziehen, obwohl man von einer Individualität von 16 Lebensſommern wohl nimmer die Conſolidirung einer Mannesſeele vorausſetzen darf, ſo kann das doch nur in der Abſicht geſchehen, einen allgemeinen Ueberblick über ihn zu gewinnen und gewiſſe charakteriſtiſche Momente feſtzuſtellen, die als Vorausſetzungen ſeiner ſpäteren ſeeliſchen Richtung, ſo zu ſagen als Angelpunkte ſeines Weſens gelten müſſen. — Mit 10 Jahren in eine fremde Welt unter fremde Menſchen geſetzt, in eine Zeit, die trübe, drohend und ungewiß war, zu einem Berufe erzogen, der ſeine leidenſchaftliche Liebe war, mußte Steinmetz, bei ſeinen übrigen Verhältniſſen, zweifelsohne frühzeitig ſchon, daß er im Leben nur ſich ſelber Alles zu verdanken haben müſſe! Ein Glückskind war er nicht von Geburt aus, ſo mußte er denn dem Leben durch ſein energiſch Ringen das Glück abzuzwingen ſuchen. Er fühlte, daß ſein ſoldatiſcher Beruf allein der Weg ſei, dies Glück zu erringen, er nur zwei Alternativen in jener Zeit haben konnte: das Glück des Heldenruhms, oder — das Glück des Heldentodes! Wenn er nicht in dem anhebenden Kriege fiel, ſo mußte er ſich entweder mühſelig langſam herauf dienen oder raſch herauf kämpfen. So jung er immer war, dieſe Argumente lagen im Jahre 1813 bei ihm zu nahe. Erwog er ſie auch in Gedanken nicht, ſo ruhten ſie ihm im Gefühle, und Gefühle ſind meiſt mächtiger als Deduktionen. Wäre Steinmetz alſo auch nicht mit Enthuſiasmus Soldat geweſen, ſeine Lage wie ſeine Zeit allein ſchon hätten ihn ehrgeizig gemacht, und ſo wurde denn das Leben für ihn eine Schule heißeſter kriegeriſcher Ruhmbegierde. Sieg war Ehre und Tod war Ehre. Um den erſteren an ſeinen Degen zu heften, eignete er ſich frühe ſtrengſte Zucht des Leibes, eiſernſte Pflichterfüllung und vollendete Gleichgültigkeit gegen den Tod an. Zu dieſer Zucht des Leibes gehörte aber auch bei ihm die — noch ſchwerere der Gefühle. Heißblütig von Temperament, mit feuriger Einbildungskraft begabt, von kurzem Entſchluſſe und ſchneller Hand, gaben ihm des Lebens Drangſal, die wachſende Welterfahrung und das Beiſpiel großer vor ihm erſtehender Heldencharaktere die Energie, ſeine ſehr lebhaften Gefühle in ſich zu verſchließen, zu dämpfen und ſie nie auf der Oberfläche ſeines Weſens zur Erſcheinung kommen zu laſſen. Deswegen ſah man ihm nie an, wenn er litt, deswegen galt er, je älter er wurde, je mehr Verantwortung auf ihn fiel, für um ſo unempfindlicher, erzener, indeß er gerade dann empfindungsvoller wurde, wo es ſich nicht mehr um Nichtachtung ſeines Ichs, ſondern um Wahrung der heiligen Intereſſen ſeines Königs handelte! Daß Dem ſo iſt, wiſſen wir und hoffen es zu beweiſen. — Legt der Leſer, — vorläufig auf Treu und Glauben, — dieſen pſychologiſchen Maßſtab aber an den Feldmarſchall, dann wird er in deſſen Lebensentwickelung und ſeinen Thaten nicht nur erkennen, daß wir Recht hatten, nicht nur erkennen, wie ſein Inneres in den verſchiedenen Epochen beſchaffen ſein mochte, ſondern auch, daß der Steinmetz, den wir hier beſchreiben, mit dem Steinmetz, den die Welt kennt, nur das äußere Weſen, gewiſſe Züge, beſtimmte Thaten, ſonſt aber blutwenig gemein hat. —

Begleiten wir ihn in ſeine wahre Heimat nun, — ins Feld! — Zu Breslau 1813 wurde er alſo mit 16¼ Jahren Offizier und dem York'ſchen Corps zugewieſen. — Infanteriſt zu ſein behagte ihm aber nicht, hing er doch ſeit den rothen Stolper Huſaren mit aller Innigkeit an der Poeſie des Reiterlebens. — Furchtlos und jugendkühn wie er war, wählte er den nächſten, geradeſten Weg, ſeinen Zweck zu erlangen, den Weg — zum Könige. Friedrich Wilhelm III. hielt täglich in Breslau offene Audienz. Steinmetz meldete ſich dem Generaladjutanten Oberſt von Thiele und trug der Majeſtät mit großer Unbefangenheit ſeine Bitte vor, ihn doch zu ſeinen geliebten Huſaren zu verſetzen. Der König lehnte huldvoll das Geſuch ab: „da es gerade ſehr an Infanterie-Offizieren fehle!", fügte indeß in ſeiner väterlich wohlwollenden Weiſe hinzu: „wenn es Steinmetz bei der Infanterie ſpäter aber doch nicht gefallen ſollte, ſo ſolle ihm der Uebertritt zur Cavallerie vorbehalten bleiben." — So begab ſich denn Steinmetz reſignirt zu General York nach Berlin. — Dieſer berühmte Heerführer hatte nun, wie Andere ſeines Schlages auch, ſeine Eigenheiten. Steinmetz war ſehr unſcheinbar, das mißfiel ihm, ferner hatte York die Vorliebe, alle Vacanzen ſeines Corps aus dieſem ſelbſt zu beſetzen. Er wies Steinmetz kurz mit dem Bemerken ab: „daß er ihn nicht brauchen könne." Dieſen Empfang nahm der junge, heißblütige Steinmetz ſehr übel und erwiederte: „Dann werde ich zu Sr. Majeſtät nach Breslau zurückreiſen!" York ſah den reſoluten jungen Mann groß an, gab ihm Ordre, auf der Parade zu erſcheinen und überwies ihn an das (jetzige) 1. oſtpreußiſche Grenadier-Regiment (Nr. 1) „Kronprinz von Preußen". — Daß der Zufall Steinmetz gerade unter das Commando des kühnen eiſernen York führte, war für ſeine militäriſche Entwickelung, wie die ſeines Charakters entſcheidend. York's und Steinmetzens innerſtes Weſen paßten zuſammen! „Von York", ſagte nachmals der Feldmarſchall, „habe ich **Zucht** gelernt und was ein Führer werth iſt, der das Vertrauen ſeiner Truppen beſitzt!" — Am 5. April 1813 ſtand er bereits zu Leitzkau, bei Gommern im Magdeburgiſchen, zum erſten Male im Feuer. Am 29. April bei dem berühmten Gefechte bei Merſeburg unter Oberſtlieutenant von Lobenthal erhielt er einen Prellſchuß am Arm, in der Schlacht bei Groß-Görſchen ſchlug ihm eine Kugel in die Halsbinde. Die Einlage derſelben hatte die tödtliche Kraft des Bleies wirkungslos gemacht, — er drang in Reih und Glied weiter vor! — Bei Königswartha (19. Mai) packte es ihn aber beſſer. Eine Gewehrkugel riß ihm den linken Mittelfinger ab und machte ihm eine Hautwunde quer über den Leib. — Dies Unglück ſetzte ihn außer Gefecht, aber ſelbſt als Verwundeter machte er bereits am 21. Mai auf dem Pferde ſeines Oheims (jüngeren Bruders ſeines Vaters), des bekannten Oberſten und Brigade-Commandeurs von Steinmetz, die Schlacht bei Bautzen mit. Auf ärztlichen Beſchluß mußte er ſich nach der Schlacht alsbald zu ſeiner Heilung von der Armee zurückbegeben. — Aus dieſer Zeit ſcheint ein ſehr inniges Verhältniß zwiſchen Onkel und Neffen erwachſen zu ſein, denn nachmals wurde der junge Steinmetz des alten Steinmetz Schwiegerſohn. Nach abgelaufenem Waffenſtillſtande, der preußiſcherſeits wohl nur eingegangen war, um deſto kräftiger dreinſchlagen zu können, focht Carl Friedrich von Steinmetz in den Schlachten bei Löwenberg (den 19. bis 21. Auguſt), bei Goldberg (den 23. Auguſt) mit. An beide Brüder Steinmetz trat kurz nach einander der Tod heran, den Einen riß er mit ſich hinab, mit dem Andern trieb er ſein ironiſch Spiel und ließ ihn leben, als ob er ihn für ſeine düſteren, aber ewigen Zwecke ſtählen wolle. Steinmetz' einziger älterer Bruder ward bei Leipzig (den 16.—19. October) tödtlich verwundet, er ſtarb im Lazareth am 31. October; beim Uebergang der ſchleſiſchen Armee über die Elbe bei Wartenburg aber ſah der Tod grinſend Carl Friedrich ins Auge! Unſer Steinmetz hatte die Führung eines Schützenzuges. Im Vordringen hinter Bleddin, über welchen Ort hinaus die Franzoſen von uns etwa noch eine Kanonenſchußweite verfolgt wurden, ehe Halt gemacht ward, wendete ſich Steinmetz eben um, ſeine Leute zur Eile mahnend, als dem Tirailleur, der gerade vor ihm marſchirte, eine Paßkugel beide Beine zerſchmetterte und Steinmetz platt auf die Erde warf. Weiter ging's, aber an der dem Schuß entgegengeſetzten Seite des Körpers fühlte er eine kalte Lähmung. Wie man Halt machte, begab ſich Oberſt von Lobenthal zu den in erſter

Linie ruhenden Tirailleurs, bei welchen Steinmetz ſich befand und, dieſen ſcharf fixirend, ſagte er: „Aber was haben Sie denn gemacht, Steinmetz? Sie haben ja hinten weder Rock noch Hoſen!" — Ueberaus betroffen fühlte Steinmetz hin, die Rockſchöße ſammt dem Beinkleid waren weg. — Wie groß das Abſtrahiren von der eigenen Perſon während eines Kampfes zu ſein pflegt, beweiſt, daß Steinmetz von dieſem Verluſte bis zu dem Augenblicke keine Ahnung gehabt hatte. Bei Möckern verloren die beiden Musketier-Bataillone des 1. Regiments alle Offiziere bis auf fünf. Zu dieſen Fünfen zu gehören hatte Steinmetz das Glück; — in dem Gefecht bei Freyburg hingegen war ihm Nichts geſchehen. Gezeichnet war er indeß genug, und wenn man die Summe der kurz hinter einander erfolgten Verwundungen und faſt wunderbaren Errettungen betrachtet, wie daß unſeres Helden letzter Bruder fiel, wird man nicht nur ermeſſen können, daß dies auf Steinmetzens ganzes Gemüth einen höchſt eigenthümlichen Eindruck machen mußte, ſondern auch ſehr danach angethan war, die ernſte Furchtloſigkeit zu befeſtigen, die Verſchloſſenheit und eiſerne Pflichtſtrenge zu erhöhen, welche ſeine äußerlich erkennbarſten Eigenſchaften im Leben ſind. — 1814 nahm Steinmetz auf franzöſiſchem Boden an den Gefechten bei La Chauſſée (am 3. Februar), bei Chalons ſur Marne (4. Februar), bei Chateau Thierry (12. Februar), bei der Schlacht von Laon (9. März) und der Schlacht vor Paris (30. März) Theil. Für ſeine perſönliche Tapferkeit in dieſen letzten beiden Schlachten erhielt er das Eiſerne Kreuz, zu deſſen Ehren-Senioren er nunmehr gehört. —

Sieht man das heute noch faſt jugendlich blühende Geſicht des Feldmarſchalls, umglänzt von Silberhaar, ſieht man die Leichtigkeit, mit der ſich der Sechsundſiebenziger, manch jungem Roué zur Schande, bewegt, ſo fragt man ſich, wo Steinmetz die Kräfte, woher er die eiſernen Sehnen und Muskeln nahm, um alles Das zu überwinden, was er im ſtrapaziöſen Soldatenleben zu ertragen hatte. Die Erziehung war's, welche ſein Wille, wie die Noth ihm gegeben hatte. Sein Körper war in der Jugend entſchieden ſchwächlich geweſen, aber die von Hauſe aus angeeignete frugale

Lebensweiſe kräftigte ſeinen Körper aufs Aeußerſte, und die Liebe zu wiſſenſchaftlicher Beſchäftigung hielt ihn von den oft ermattenden Freuden der Jugend ab. Ernſt war ſein Lebensweg geweſen, ſeine beſchränkte Lage hatte ihm Mäßigkeit und Mäßigung angewöhnt, im Kampfgetoſe war der Tod ſo drohend an ihm vorübergezogen, daß er die Nichtigkeit, ſowie den Werth des eigenen Lebens gleich ſchätzen gelernt hatte. Er war bereit nicht nur, er erwartete jeden Augenblick, den Tod fürs Vaterland zu ſterben, aber gerade für dieſe höchſte Soldatenpflicht war ihm ſein Leben werth und geweiht, und er ſuchte es ihr zu bewahren. Schon in jener Zeit trat, — obwohl erſt 18 Jahr, — jene tief ernſte Seelenrichtung bei ihm zu Tage, welche ihn nach außen hin ſtarr und ſteinern erſcheinen ließ, jene Zurückhaltung der Gefühle, jene innere Concentration, die nachmals ihm die Natur zur zweiten Gewohnheit gemacht hat und welche ſeines „Herzens Wunden“ nur immer intenſiver ausprägten! — „Was mich im Felde erhielt“, ſagte er, „war, daß ich ſtets geiſtige Getränke mied, in Frankreich zumal, wo das Gegentheil ſo nahe lag. Ferner daß ich — einen ſehr guten Burſchen hatte. Wenn ich nicht im Dienſt war, ſchlief ich, ſtatt übernächtige Geſelligkeit und Trinkereien zu ſuchen. Ich ſchlief ſo viel und ſo oft ich nur konnte. So wie ich ins Quartier vom Dienſte kam, legte ich mich hin, ſobald ich gegeſſen hatte. Mein Burſche war darauf inſtruirt und —, ſo zu ſagen, aus dem Bett ging's in die Kleider und den Dienſt. Das hauptſächlich hat mich im Felde erhalten.“ — Steinmetz machte nur einmal, im Jahre 1814, ohne einen Dreier Geldes in der Taſche, Paris ſeinen Beſuch. Der großartige Dom der Invaliden war faſt die einzige Erinnerung, die er mit ſich nahm und außerdem die Hoffnung, daß er noch einmal unter günſtigeren Verhältniſſen in die Seineſtadt kommen werde. Es war Friede, ſein Regiment kehrte in die Heimat zurück. — 1815 aber ging der Tanz wieder los! Das Steinmetz'ſche Regiment ſtand gerade in Petershagen und Umgegend bei Preußiſch-Minden, als Marſchbefehl kam. Er rückte aus, nahm ſeinen Weg auf Paris, kam aber nirgend mehr ins Gefecht.

Gegen Ende Auguſt befand ſich Steinmetz wieder in der Nähe der Metropole. Er lag auf Schloß Meudon im Quartier bei einem ſehr liebenswürdigen Wirth, indeß ſeine Kameraden keinen hatten, ſondern bei den Truppen ſelbſt kampiren mußten. Am Ludwigstage forderte ſein Wirth ihn auf, mit ihm hinein nach Paris zu reiten und die Tuilerien anzuſehen. Sie ſetzten ſich zu Pferde, Steinmetz im Feldanzuge, und trabten zur Seine-Stadt. Vor den Tuilerien ſaßen ſie ab, übergaben die Pferde einem Unbekannten und betraten unbedenklich die alte Reſidenz der Bourbonen. Steinmetz' Begleiter, weil in Civil, ward von den Wachen abgewieſen, ihm ſelbſt machte man Honneur und ließ ihn ein. In Feldmütze, lederbeſetzter Reithoſe und abgetragenem Kriegsanzug durchſchritt er unbehelligt, unter dem Schutze der franzöſiſchen Artigkeit, welche dem unbefangenen jungen preußiſchen Offizier Zeit ließ, ſich ſelbſt zurecht zu finden, die glänzenden Räume. Steinmetz, ſehr ſchnell dieſe Lage erkennend, entzog ſich bald der glänzenden Geſellſchaft und gelangte in eine Gallerie, welche gerade Ludwig XVIII., mit dem geſammten Hofe aus der Meſſe kommend, unter dem ſparſamen: „Vive le roi" des hier auf ihn harrenden Volkes durchſchritt. — —

Auf ſeinen weiteren Zügen in Frankreich, — bekanntlich blieben in ihm die deutſchen Truppen längere Zeit zur Pacification des Landes ſtehen — lernte Steinmetz auch die nördlichen Provinzen kennen, welche zum Theil noch inſurgirt waren. Manche Verwickelungen und Gefahren gab es da, namentlich zu Rouen und Caen; der fanatiſche Fremdenhaß war zu jener Zeit dort nicht minder ſtark vorhanden, als 1870. Steinmetz wohnte bei einem Kaufmann mitten in dem erregten Rouen und ging Abends regelmäßig ohne Degen aus, ohne daß ihm das Geringſte paſſirte. Ueberhaupt iſt es eigenthümlich, daß, nachdem Steinmetz im Anfange ſeiner kriegeriſchen Laufbahn kurz hinter einander von dem Tode mit faſt einer Art Vorliebe bedroht worden wär, ihm ſpäter derſelbe förmlich ausgewichen zu ſein ſcheint, obwohl Steinmetz mehr als je in allen ſpäteren Campagnen der Gefahr die Stirn bot. Man iſt faſt verſucht, zu fragen, ob hier der Zufall Vorſehung oder die Vorſehung Zufall geſpielt habe! — Aus Frankreich marſchirte das 1. Regiment nach Königsberg in Preußen, wo Steinmetz bis 1818 in Garniſon verblieb; am 26. Mai des letzteren Jahres aber wurde er zum 2. Garde-Regiment verſetzt. — Berlin! Die Reſidenz! Jetzt kamen ſchwere Tage über den jungen Offizier ohne Vermögen, ohne Zulage. Tage der Entbehrung und Zurückgezogenheit, wo die beſſer ſituirten Kameraden ſich in die Freuden der Hauptſtadt ſtürzten, oder doch wenigſtens ihre Konnexionen durch Erſcheinen in der höheren Geſellſchaft verwerthen, aufrechterhalten, weitere, für ihr zukünftiges Glück erfolgreiche Beziehungen anknüpfen konnten. Wer einen edlen Ehrgeiz hat, ſtrebt und dazu jung iſt, wie Steinmetz damals, wer das Bewußtſein größter Pflichttreue, Bravour und Fähigkeiten hat, wie er es haben durfte, und ſehen muß, daß nur der Mangel an dem leidigen Mammon ihn abhält, eine Stellung in der Geſellſchaft zu nehmen, welche er eine bemittelte Mittelmäßigkeit ſpielend erreichen ſieht, dann iſt das unendlich bitter. Sich ſo zu ewiger Zurückſetzung verdammt zu wiſſen, zu empfinden, daß nur die Noth, der Streit, das Würfelſpiel von Tod und Leben uns unſeren wahren Werth in der Welt giebt, Zeiten des Glückes, des Friedens, des frohen Lebensgenuſſes aber Dem nur blühen, der Fortuna's Rad mit Gold einölen kann, iſt ein Stachel, der deſto mehr brennt, je jünger man iſt, je mehr man vom Leben erwarten darf. Dieſe Zeit gerade dürfte es geweſen ſein, wo die Conſolidirung des Charakters unſeres Helden ſich vollzogen hat, die Zeit, wo der Spruch:

„In des Lebens allertrübſten Stunden
Lindert Thätigkeit des Herzens Wunden!“

für ihn ein unumſtößlich Lebensdogma geworden iſt. In dieſer lindernden Thätigkeit ging er ganz auf. Unermüdlich war er im Dienſt, unermüdlich im Studium. 1819 erſtieg er endlich die erſte Staffel der militäriſchen Hierarchie; er ward Premier-Lieutenant. Vom Herbſt 1820 bis 23 im Sommer beſuchte er die Kriegsſchule, die heutige Kriegsakademie. Außer dem Unterricht des Generals von Reiche und den anregenden Geſchichtsvorträgen des Profeſſor von Woltmann hörte er Geographie bei Carl Ritter, Kriegsgeſchichte bei Oberſtlieutenant von Kanitz und Taktik bei Oberſtlieutenant von Decker; eifrigem Selbſtſtudium lag er überdem ob. 1824 wurde Steinmetz zum topographiſchen Bureau verſetzt und mit Landaufnahmen wie Vermeſſungen in der Provinz Poſen und Schleſien beſchäftigt. In Schleſien, in der Gegend von Frankenſtein, hatte ſich ſein Oheim, General-Lieutenant von Steinmetz, nachdem er ſeinen Abſchied genommen, angeſiedelt. In ſeinem Hauſe lernte er die Tochter deſſelben, ſeine Couſine Julie, kennen, und die Liebe brachte zuerſt Sonnenſchein und ruhiges Glück in Steinmetz' freudenarmes Jugendleben. Er verheirathete ſich 1825. — Sein Oheim und Schwiegervater war mit General von Müffling, dem damaligen Generalſtabschef der Armee, befreundet und wünſchte für ſeinen Sohn und Neffen, dem es allein emporzukommen ſo ſchwer gemacht wurde, doch Etwas zu thun. Er bat Müffling, ſich zu erklären: „ob ſein Schwiegerſohn Ausſicht habe, in den Generalſtab zu kommen!“ — „Nein!“ antwortete Müffling, „Steinmetz habe kein Vermögen, er müſſe ſeine Carrière durch den praktiſchen Dienſt machen.“ — Alſo wiederum das Geld war die Schranke auf dem Pfade der Ehre!! Carl Friedrich von Steinmetz machte denn ſeinen langen, ſauren Weg im „Dienſt“ und zwar mit verdoppeltem Eifer. 1829 avancirte er endlich zum Hauptmann und vertauſchte das 2. Garde-Regiment in Berlin mit dem Garde-Reſerve-Regiment zu Potsdam. Es war dies eine höchſt ungünſtige Verſetzung, denn —, wenn in der preußiſchen Armee ohnehin damals ein ſehr verlangſamtes Aufrücken ſtattfand, bei der Potsdamer Garde-Reſerve gab es zur Zeit ſeines Eintritts mehrere Jahre gar kein Avancement. — Sein Schwiegervater indeß war von Schleſien nach Potsdam gezogen und der König hatte aus Rückſicht für dieſen die Verſetzung verfügt. Sechs Jahre diente Steinmetz in dieſem Regimente und — mochte er immerhin keine ſo baldige Ausſicht auf Beförderung vor ſich ſehen, — dieſe Epoche ſeines Lebens ward für ihn nach zwei Richtungen entſcheidend! Zu jener Zeit war General von Röder Commandeur in Potsdam, ein anerkannter Meiſter auf dem

Exercirplatz und dem Manöverfelde, welcher den größten Einfluß auf die Ausbildung der höheren und niederen Offiziere übte. Dieſem Manne verdankt Steinmetz ſeine brillante praktiſche militäriſche Ausbildung, und noch als Greis iſt er voll Lob und Dank für dieſen vortrefflichen Lehrer erfüllt. — Wollen wir nun erwägen, daß Steinmetz jede Ausſicht auf den Generalſtab ein für alle Mal — und aus welchem Grunde! — abgeſchnitten worden, ihm alſo die ſogenannte „gelehrte“ militäriſche Carrière verſchloſſen blieb, daß er, in die Fronte verwieſen, gerade den erſten damaligen Meiſter des praktiſchen Dienſtes ein halb Dutzend Jahre zum Lehrer und Vorbild erhielt, ſo wird man unwillkürlich zu dem Schluſſe geleitet: daß in dem Grade, als Steinmetz die militäriſche Gelehrſamkeit nicht lieben, er den praktiſchen Dienſt hochhalten, ihm immer mehr geiſtige Seiten abgewinnen und ihn für den eigentlichen „nervus rerum belli“ anſehen lernte! Aus dieſer, General Steinmetz ſehr bezeichnenden, Ueberzeugung floß ihm der von ſeinen Lippen gefallene Ausſpruch: „Mit den Könnern kommt man viel weiter, als mit den Wiſſern!“ Die nach der kriegeriſchen Praxis gerichtete Ausſchließlichkeit unſeres Helden iſt es auch, die für ihn künftig und namentlich bei ſchwierigen Gelegenheiten eben ſo viel Licht- wie Schattenſeiten im Gefolge gehabt, ihn in ſeiner pflichtmäßigen Ueberzeugung oft mit Denen in Meinungsverſchiedenheit geſetzt haben mag, die, von anderen Prämiſſen als er ausgehend, die militäriſche Lage eben anders auffaßten. Dieſe Epoche in unſeres Helden Leben werden wir ſomit nicht unterſchätzen dürfen, wenn wir ihn gerecht beurtheilen und uns mancherlei Dinge pſychologiſch erklären wollen, welche nachmals in der Oeffentlichkeit vielen und unnöthigen Staub aufgewirbelt haben. — Aus jener Zeit ſtammt auch eine kleine charakteriſtiſche Anekdote. Eines Tages exercirte Steinmetz mit ſeinen Leuten im Luſtgarten zu Potsdam, als König Friedrich Wilhelm III., mit der Fürſtin von Liegnitz promenirend, in die Nähe kam. Er blieb ſtehen, ſah die exakten Evolutionen freundlich an, erklärte der Fürſtin leiſe den Zweck dieſer und jener Bewegung und entfernte ſich nicht eher vom Platze, bis Steinmetz die ganze Compagnieſchule durchgemacht und mit Präſentation und Salutiren gegen ſeinen königlichen Herrn das Exerciren beendet hatte. Wer da weiß, wie ſelten der König Offiziere geringeren Ranges beſonders auszeichnete, wie er aber der kleinſten ihm wohlgefälligen Umſtände bei einer Begegnung nicht vergaß, wird ſich überzeugt halten, daß Friedrich Wilhelm III. an unſerm Steinmetz fortan erhöhteres Intereſſe nahm. 1835 vertauſchte dieſer das Garde-Reſerve-Regiment in Potsdam mit dem Kaiſer Franz-Grenadier-Regiment zu Berlin als Hauptmann I. Klaſſe, was jedenfalls für ihn von bedeutendem Vortheil war. — In dieſem Jahre ſtarb ſeine Mutter. Sie hatte die Zeit des inneren wie äußeren Ringens ihres einzigen Sohnes mit durchlebt und durchfühlt, das Morgenroth ſeines ſpäten Ruhmes ſollte ſie hienieden nicht mehr aufgehen ſehen. Zwei Jahre hierauf (1837) ſtarb auch ſein Schwiegervater und Oheim, der alte General-Lieutenant. — Im Kaiſer Franz-Regimente blieb Steinmetz bis 1839, wo er zum Major ernannt und ihm das Commando des Garde-Landwehr-Bataillons zu Düſſeldorf anvertraut wurde. 1841 ward er Bataillons-Commandeur im Garde-Reſerve-Regiment zu Spandau. — König Friedrich Wilhelm IV. hatte inzwiſchen den Hohenzollernthron beſtiegen. Wir wiſſen, daß unter ihm alsbald eine neue Uniformirung und Ausrüſtung des preußiſchen Heeres ins Leben trat, wie daß die Uebelſtände unſerer Wehrverfaſſung immer greller zu Tage traten.*) Von beiden Erſcheinungen hatte Steinmetz wenig Eindruck. Die Garde, bei der er ſtand, war, ſo lange es Könige von Preußen gegeben, ja lange vorher ſchon, immer ein Elite-Corps geweſen; bei ihr machten ſich die Uebelſtände des Unterſchieds von Linie und Landwehr, ſowohl was Geiſt der Truppen, wie Leiſtungsfähigkeit betraf, niemals ſonderlich bemerkbar. Die neue Ausrüſtung, namentlich Uniformirung des Heeres, war gewiß nach jeder Richtung hin eine Erleichterung und Verbeſſerung, ſo wenig dies Steinmetz aber entging, ſo hatte er doch trotz der ſchwereren Equipirung und alten Bewaffnung die Befreiungskriege mit preußiſchen Truppen zu ſehr durchgekämpft, um darauf nicht ſo übermäßig viel zu geben. „Wir ſchlugen uns damals“, ſagte er, „ſo gut wie heut, und Niemand klagte über dieſe Uebelſtände.“ — In ſeiner Stellung blieb Steinmetz bis zum October 1848. — Die Revolutionstage des März riſſen ihn zu wenig geahnter Thätigkeit hin und wenn wir auch nur auf ſein bisheriges Weſen und Leben zurückblicken, werden wir uns ſelbſt ſagen, was in ihm bei dieſer Exploſion des ſouveränen Volkswillens vorging. Am Anfang der Kataſtrophe war er mit ſeinem Bataillon nach Berlin herangezogen worden, und als während des Straßenkampfs der Commandeur des 2. (Königs-) Regiments, **Graf von der Schulenburg**, verwundet worden war, übertrug der König dem Major von Steinmetz die Führung dieſes Regiments. Mit dem 1. und 2. Bataillon deſſelben machte er auch den Krieg in Schleswig-Holſtein mit und kam dadurch zum erſten Male ſeit 33 Jahren wieder in kriegeriſche Action. Während das Füſilier-Bataillon des Regiments in Stettin verblieben war, traf Steinmetz die beiden Musketier-Bataillone deſſelben im Havellande. Die Reſerven waren bald eingezogen, aber es fand ſich weder Zeit noch Gelegenheit zum Exerciren und zu Schießübungen; ſo wie man war, ſo mußte man ins Feld. Trotzdem gelang es beiden Bataillonen, ſich in der Campagne ſowohl ihres Commandeurs Zufriedenheit, wie höchſte Ehre in entſcheidendem Momente zu erwerben. Am andern Orte*) iſt von der Wirkſamkeit unſeres Steinmetz in der Schlacht bei Schleswig bereits erwähnt worden, doch hat das dort nur nebenſächlich und allein im Hinblick auf den zunächſt vorgelegenen Zweck geſchehen können. — Der genauere Sachverhalt war folgender. Der Feind drängte die preußiſche Gardebrigade in dem Augenblicke gerade auf Buſtorf zurück, als Steinmetz auf früheren Befehl des commandirenden Generals den Marſch beider Bataillone ſeines Regiments auf Reide begonnen hatte. Er unterbrach denſelben ſofort, ließ „Kehrt“ machen und, vorwärts Buſtorf in dem Bereich des Kampfes angekommen, ſah er ſofort die Nothwendigkeit, den Feind anzugreifen, um unſere zurückgehenden Truppen zu degagiren. Steinmetz ließ halten und war eben im Begriff, ſein Regiment zum Angriff zu formiren, als Prinz Friedrich Carl eintraf und den Befehl zum Angriff brachte, in deſſen Ausführung man eben begriffen war. Der Erfolg der Attaque iſt bekannt, der Feind ward geworfen. Das ſpecielle Verdienſt von Steinmetz beſtand nun darin, daß er die Offenſivbewegung des (2.) Königs-Regiments gegen den rechten däniſchen Flügel ſo lange fortſetzen ließ, bis die Stadt Schleswig umgangen war und der Feind ſie räumen mußte. Das führte die Wendung des Schlachtenglücks herbei und deshalb belobte der commandirende General von Wrangel auch Steinmetz ſpäter mit den Worten: „Du haſt das Gefecht bei Schleswig entſchieden!“ — Als das Regiment nach Berlin zurückkam, erhielt in Folge dieſer entſcheidenden Affaire Steinmetz vom König Friedrich Wilhelm IV. auf einer Parade bei Schönhauſen den Orden pour le mérite, welchen unſer nunmehriger Kaiſer Wilhelm ihm mit eigenen Händen um den Hals befeſtigte.

---

*) Unter Graf Roon berührt.

---

*) Unter Prinz Friedrich Carl.

Im October 1848 wurde Steinmetz zum Commandeur des 32. Infanterie-Regiments, das in Magdeburg ſtand, ernannt. — Bekannt iſt, daß im November der Sitz der in Berlin tagenden National-Verſammlung, um ſie dem Einfluſſe der Volksleidenſchaft zu entziehen, nach Brandenburg an der Havel verlegt wurde. Um die ruhige Berathung derſelben dort zu ſichern, wurde für die Dauer der Sitzungen Major von Steinmetz zum Commandanten von Brandenburg ernannt. Die ihm untergeſtellten Truppen beſtanden aus dem Füſilier-Bataillon des 31. Regiments, dem 6. Küraſſier-Regiment, einer Batterie und dem Magdeburgiſchen Garde-Landwehr-Bataillon, welches nicht ſehr zuverläſſig war, weil die in Magdeburg herrſchende politiſche Aufregung das Bataillon mehr oder weniger angeſteckt hatte. Dieſe Ernennung unſeres Helden, wie die an Schulenburg's Stelle in den Märztagen beweiſt, daß der König ſeinen Mann genau kannte und von der eiſernen Entſchloſſenheit deſſelben ſich überzeugt hielt. Schon damals dürfte in maßgebenden Kreiſen wie bei den Truppen die

Ueberzeugung feſtgeſtanden haben, daß, wo es Pflichterfüllung galt, in Steinmetzens Lexikon das Wort „Rückſicht“, ſowohl was ſeine Perſon wie Andere betraf, nicht zu finden war! Schon damals mochte ihm, wohin er kam, eine Art von Renommée der Furchtbarkeit voraufgehen. — Wie es aber immer der Frau Fama geht, ſie iſt eigentlich eine Dame, die nur von Uebertreibungen lebt, nur in Extremen zu handeln weiß. Gutes wie Schlimmes wird von der öffentlichen Meinung ſtets vergrößert, und die Wahrheit, wie bei vielen anderen Dingen, liegt regelmäßig in der Mitte. Hätte Steinmetz in Brandenburg ſo auftreten wollen, wie man es ſich von ihm ſtets verſah, es fürchtete, — Gelegenheit dazu hätte er ſicher gehabt. Daß er nicht ſo handelte, wie man glaubte, daß noch etwas Andres in ihm lebte, als jene Freude, hart ſein zu dürfen, die man ihm ſo vielfach nachgeredet hat, das beweiſen etliche Anekdoten aus dieſer Brandenburger Zeit. — Natürlich war Steinmetz ſtraffer, ſtrenger im Dienſt als ſonſt. Er hatte eine ernſte, ſchwierige und undankbare Aufgabe, wo das Zuwenig oder Zuviel, was er that, nicht ihm zunächſt, ſondern auf die Schultern der Regierung zurückfiel und deren ohnedies ſchwerbeladene Stellung nach beiden Richtungen noch verſchlimmerte. Unter dem Eindrucke dieſes Gefühls dürfte denn Steinmetz auch gehandelt haben. — In dem Magdeburgiſchen Garde-Landwehr-Bataillon, deſſen Geiſt demokratiſirt worden, befand ſich namentlich eine Compagnie, die in ihrer Renitenz voranging und ſchließlich einen Inſubordinationsexceß beging, welcher den Beſtand der ganzen Truppe bedrohen mußte. Steinmetz griff den Haupträdelsführer heraus, erklärte ihn zum Arreſtanten und befahl der aufrühreriſchen Compagnie, ihren **eigenen** Verführer bei Gefahr des Erſchießens binnen ſo und ſo viel Tagen an die Feſtung Spandau zur Beſtrafung abzuliefern! Natürlich hatte Steinmetz geſorgt, daß dem Transport-Commando ein ſicheres Detachement aus Brandenburg beobachtend folgte, von der Feſtung Jenen aber ein anderes entgegengeſandt worden war. — Der Inculpat ward wirklich von ſeinen Kameraden abgeliefert. Weder ſein Entſpringen war begünſtigt worden, noch war ein

Mann deſertirt. Die Leute kehrten demüthig zurück, ſie kannten den Steinmetzen, der nie ſpaßte! — Die Bevölkerung in Brandenburg war ſehr erregt. Eine Volksverſammlung ſollte abgehalten werden, und die demokratiſche Lohe hatte das ganze kleine Städtchen erfaßt. Steinmetz erklärte, daß er die Verſammlungsfreiheit nach dem Geſetze achten, aber daß er mit ſeinen Soldaten auch Theil nehmen werde, — die Verſammlung floß auseinander, als das Militär in Bereitſchaft war. — Ein Seidenfabrikant daſelbſt war von eben ſo demokratiſcher Geſinnung, wie ſeine Arbeiter. Ein pflichttreuer Polizeibeamter hatte Steinmetz vertraulich auf die Unzuverläſſigkeit jener Fabrikarbeiter aufmerkſam gemacht. Steinmetz, der ſchon öfter die Erfahrung gemacht hatte, daß ein Herauskehren von unerbittlicher Strenge ein ſehr wirkſames Mittel ſei, zu verhüten, daß Unfug überhaupt geſchehe, Strenge alſo wirklich eintreten müſſe, nahm es auch hier auf ſich, den ſchwarzen Mann zu machen, der die Buben ſchrecken ſollte. Er gab jenem Polizeibeamten die Weiſung, zu dem Fabrikherrn zu gehen, ihm Steinmetz ſo ſtreng wie möglich zu malen und die Gefahr für die Fabrik zu ſchildern, welche derſelben daraus entſtehen würde, wenn dort Unfug entſtände. Der Polizeibeamte muß ſich ſeines Auftrages ſehr gut entledigt haben, denn gleich am andern Tage kam der Fabrikherr ſelbſt, um ſich bei Steinmetz für die gute Aufführung ſeiner Leute zu verbürgen. In der That rührte ſich von ihnen auch nicht ein Mann und das war die wohlthätige Folge des Rufes der Strenge, in welchem Steinmetz nun einmal ſtand und daß man ihm zutraute, er werde nöthigen Falles auch, was er angedroht hatte, ausführen. — Liegt in dieſer Handlungsweiſe nicht eher ein ſorgſames Vermeiden, als ein Gefallen an der Strenge? — Am ſchlimmſten waren die Exceſſe der Landwehrleute in der dienſtfreien Zeit, ſelbſtredend Abends. Lärmend, johlend und betrunken machten ſie gewöhnlich ihrer politiſchen Geſinnung Luft. Mit bloßer Gewalt ließ ſich in jener Zeit der politiſchen Leidenſchaft Nichts thun, ohne zu ſo ſchweren Mitteln zu greifen, daß der Regierung durch ſie Verlegenheiten bereitet worden wären. Steinmetz ließ geſchehen, was zu überſehen mögich war. Hatte er aber Leute von der bewußten renitenten Garde-Landwehr als Poſten vor ſeinem Hauſe, wenn Abends der Skandal anfing, ſo legte ſich Steinmetz wohl ins Parterrefenſter, um zu beobachten, ob ein Einſchreiten nöthig werde und redete dann gern vernünftig mit ſeinem davorſtehenden Poſten. Er fragte ihn, ob ſolches Treiben „Soldaten-Ehre“ ſei, ob das der „Eid“ wäre, den man ſeinem Könige geſchworen, ob „ſolche Landeskinder zu haben nicht ſchlimmer wäre, als ein Bettler zu ſein, und ob ſich denn nicht noch ſo viele treue und muthige Männer unter der Landwehr fänden, die ihre Kameraden an ſolch' gemeiner Feigheit und Pflichtvergeſſenheit hindern könnten?“ — — Väterlich ſprach er mit ihnen, und ſie ſchämten ſich, denn Viele von ihnen waren noch treugeſinnt. Die Leute ließen auch bald genug das Tumultuiren und Trinken. — — Am 8. Mai 1849 wurde Steinmetz Oberſtlieutenant. Im Jahr 1850, da Verwickelungen mit Oeſterreich drohten, rückte er mit ſeinem 32. Regiment nach Kurheſſen. Bekanntlich thaten das die Bayern auch, und ein feindlicher Zuſammenſtoß mit Bundestruppen lag nahe. Es kam nur darauf an, wer ſchneller agirte. Die Pointe war Caſſel ſelbſt. Hier rückte Steinmetz ein und nahm es in vorläufigen Beſitz. — Der König ernannte ihn ſofort zum Commandanten der kleinen Reſidenz. Welchen weit andern Weg Preußen aber damals gehen mußte, iſt bekannt; es galt, ſich in das Unvermeidliche zu ſchicken. — 1851 im Januar avancirte Steinmetz, nunmehr 55 Jahre alt, zum Oberſten und Commandeur ſämmtlicher Cadettencorps, was er bis 1854 blieb. Er hatte auch das Glück, bei der großen Parade, welche vor dem in Berlin anweſenden Kaiſer Nicolaus abgehalten wurde, deſſen beſondere Anerkennung zu erringen und von demſelben eine Einladung nach Petersburg zu erhalten. Am 13. Juli 1854 wurde Steinmetz Generalmajor, nachdem ihm kurz zuvor die Stellung eines Commandanten von Magdeburg anvertraut worden war. — —

Wir kommen an die traurigſte und — zugleich unerklärbarſte Epoche in des Feldmarſchalls Leben. — Wir haben geſehen, wie langſam und beſchwerlich er ſich im Fronte-Dienſt emporgearbeitet hat, wie Täuſchung und Entſagung durch die größere Hälfte des Lebens ihm Begleiterinnen geweſen waren und er erſt in den letzten 6 Jahren (von 1848—54) eine Staffel in der militäriſchen Rangleiter erklommen hatte, wo man ihn beobachten, wo er freier ſich bethätigen konnte. Mehr oder weniger muß dies zwar jeder Offizier, dem nicht ganz beſondere Glückszufälle zu Hülfe kommen, und Steinmetz war ſomit nicht beſſer oder ſchlimmer als Viele daran geweſen. Das Unglück aber war mittlerweile ein ſtehender Gaſt ſeines Hauſes geworden und hatte ſeinem ohnehin ernſten Leben einen tiefen Zug von Melancholie aufgeprägt. — Seine Ehe mit Julie von Steinmetz, ſeiner Couſine, war eine unendlich glückliche geweſen. Sie hatte ihm drei Kinder, einen Knaben und zwei Mädchen, geſchenkt, von denen Selma, ſein Liebling, das mittelſte derſelben war. Julie war nicht nur eine vortreffliche Frau und Mutter im allgemeinen Sinne, ſondern auch dem ganzen inneren Gemüthsleben des Generals ſeelenverwandt. Sie empfand mit ihm nicht nur, auch an allen ſeinen Beſchäftigungen, mochten ſie dem weiblichen Geſichtskreiſe noch ſo fern liegen, nahm ſie innigen, verſtändnißvollſten Antheil und der General wird, ſo lange ſein Herz ſchlägt, ihr ein liebevoll dankbares Andenken bewahren. — Der Tod hatte die Gatten inzwiſchen des älteſten, eines Knaben, wie ihres jüngſten Kindes beraubt und ihnen nur Selma noch gelaſſen. Eine erblühende Jungfrau war ſie, mit allen Frauengaben des Leibes wie der Seele ausgerüſtet, in den Eltern ganz aufgehend und mit allen Faſern des Lebens liebevoll an ſie gekettet. Selma war des Vaters ganzer Stolz und Freude, der Gegenſtand ſeiner unausgeſetzten Zärtlichkeit! 1854 zu Magdeburg ward ihm auch Selma erbarmungslos entriſſen! Steinmetz war ein kinderloſer Mann, ſeine Zukunft öde! — Eine außerordentliche Erſcheinung vollzog ſich jetzt an ihm!! — —

Sicher iſt noch Niemanden, der Steinmetz wirklich kannte, eingefallen, ihn für ſentimental oder einen Schwärmer zu halten, ihm ſchwachherzige Empfindelei, Hang zu phantaſtiſchen Gedankenſpielereien, oder gar ein Ergehen in abſtruſen Einbildungen zuzumuthen. Gerade Alles das, was man dem General vorzuwerfen pflegt, ſetzt ja das directeſte Gegentheil hiervon im Charakter dieſes Mannes voraus! Myſtiker war er auch niemals, die Proſa des Lebens gerade hatte ihm einen Ideenkreis angewieſen, der ſich auf der Baſis nüchternſter, kälteſter Verſtandesthätigkeit und einer ſtrengen, raſtloſen praktiſchen Wirkſamkeit bewegte. Der Schmerz, welcher den General jetzt durchtobte, war alſo der heiße, tiefe, urkräftige und natürliche, einer an Leib und Geiſt durchaus geſunden Mannesnatur. Dieſe körperliche und geiſtige Geſundheit iſt während der ganzen Kriſis, — alſo in den ganzen 19 Jahren, in welchen Steinmetz den Folgen von Selma's Tod und den Zuſtänden, die erzählt werden ſollen, unterworfen geweſen und noch unterworfen iſt, — nicht ein einziges Mal mediciniſch ernſtlich in Frage geſtellt geweſen! Wenn wir hinzuſetzen, daß Steinmetz mit dieſen Zuſtänden unſere letzten großen Kriege mitgemacht, trotz ihrer den höchſten Ruhm und Rang eines Soldaten ſich erwarb, ja trotz ihrer eine Art von Verleumdung erlitt, die, wenn ſie wahr wäre, dieſe beregten Zuſtände durchweg ausſchlöſſe, ſo wird man wohl glauben, daß mit geſundeſten Sinnen an General von Steinmetz eine Sache herantrat, für die es in der geſammten Sphäre menſchlicher Wiſſenſchaft und Erkenntniß bisher noch keine vernünftige Erklärung gegeben hat. Wir wenigſtens haben noch nie gehört, daß ein Somnambuler, oder an Geiſtesſtörung Leidender es ſo weit gebracht hätte, Schlachten zu gewinnen, — Schlachten wie die zu Nachod und Spicheren!

Wir kommen zum Berichte dieſer Zuſtände ſelbſt.*) — Der General litt grenzenlos. Ueberall empfand er die Lücke, welche Selma's Scheiden veranlaßt hatte. — Wenn die Thür aufging, glaubte er, ſie müſſe hereintreten und die erfolgte Täuſchung packte ihn gramvoll immer wieder neu. Es war nicht der Egoismus, welcher die Verſchiedene ins Leben zurückverlangte, ihr den erreichten Frieden nicht gönnen wollte, ſondern eine allmächtige Sehnſucht himmelan und der Verklärten nach! Obwohl der Reiz des Lebens für den General dahin war, machte ihn dies Gefühl aber nicht unfähig für die Welt. Im Gegentheil, treu ſeinem Spruche:

---

*) Das Weſentliche Deſſen, was nun folgt, iſt einem Schreiben entnommen, welches der Feldmarſchall am 14. April 1855 an einen Freund gerichtet hat, alſo im erſten halben Jahr der Trauer. Dies Schreiben ward ihm von dem Freunde zurückerſtattet, damit ſein Inhalt nicht in den beiden befreundeten Familien unnöthige Beſtürzung und neue Sorge errege. Dieſes Schreiben hat der Verfaſſer zum Zweck genauer Information einſehen und benutzen dürfen; es iſt daſſelbe, auf welches Seite 65 ſchon hingedeutet iſt. D. V.

„In des Lebens allertrübſten Stunden
Lindert Thätigkeit des Herzens Wunden“

warf er ſich mehr als je mit Eifer auf ſeine Berufsgeſchäfte und ſteigerte ſeinen bisher ſchon überaus regen Trieb nach Thätigkeit. Wer da weiß, wie vielbeſchäftigt ein commandirender Offizier überhaupt iſt, wie zahlreiche ſchriftliche Arbeiten, Audienzen und Beſprechungen mit ſeinen Offizieren, Beſichtigung und Obſorge der Truppen und eine Menge Anliegenheiten der Verwaltung mit einander früh bis ſpät bei ihm wechſeln, wird ſich ſelbſt ſagen, daß die Zeit des Commandanten einer der erſten und wichtigſten Feſtungen des Landes immer vollauf dienſtlich beanſprucht ſein muß. — Unter ſolcher Arbeit waren die erſten vierzehn Tage etwa vergangen. Er hatte während dieſer Zeit nun an ſich eine Bemerkung gemacht, die er auch ſeiner Gemahlin mittheilte. Es wunderte und empörte ihn nämlich, daß er bei ſeinem unendlichen Unglück, ſeinem Herzensweh doch ſo tief und geſund ſchlafen und ſo eſſen konnte, als jemals in den Tagen ſeines wolkenloſeſten Glückes. Er wußte ſich das nicht auszulegen. — Eine andere körperlich vorübergehende Veränderung war mit dem General eingetreten. Der Tod ſeiner geliebten Tochter war nämlich ſo friedlich und ſchön geweſen, daß er Angeſichts deſſelben kein heftiges Schmerzgefühl empfand. Erſt die wachſende Stärke des Bewußtſeins des Verluſtes ließ die Schmerzempfindungen wachſen. — Bei der Beerdigung der Theuren in Potsdam hatten ſie ihre ſchrecklichſte Höhe erreicht, und es ſcheint bei dieſer Gelegenheit etwas Beſonderes mit dem General vorgegangen zu ſein, eine Nervenerſchütterung des Kopfs, die ſich fortan als ein Druck auf den Schädel und in den Augen manifeſtirte. Dies Gefühl hinderte den General aber weder am Denken, noch irgend an einer Function ſeines Berufs. Er conſultirte den Arzt, der ihm dagegen ein Mittel verordnete, das alsbald völlig ſeine Wirkung that; ſeine Geſundheit wurde wieder ganz normalmäßig. — Es mochten, wie geſagt, vierzehn Tage vergangen ſein, tiefer Schlaf und Appetit hatten den General kräftiger gemacht, als je vorher. — Bei der Arbeit am Schreibtiſch, wenn er ſich eine Pauſe gönnte und die Erinnerung ihn überkam, preßte er, — wie man in ſolchem Leiden wohl thut, die Hände mitunter plötzlich vor die Augen. Als er dies einmal that, alſo ins Dunkle ſah, erblickte er auf der innern Fläche ſeiner vors Geſicht gepreßten Hände (oder vielmehr auf der innern Wand ſeiner Augenlider) das Haupt ſeines verſchiedenen Kindes! Nicht wie ein Portrait oder eine Büſte, ſondern als ſähe er ſie völlig lebend vor ſich! Ihre ſchönen, treuen Augen blickten ihn an, wie immer, bewegten ſich links und rechts, zwanglos überall hin, wie im Leben. Das Köpfchen drehte ſich ebenfalls, wie wenn es ſich in allen Lagen anſchmiegen wollte. Auch war es nicht immer allein, ſondern oft mehrfach vorhanden, eins neben, oder eins auf dem andern, kurz der General ſah immer ſein lebendes Kind, nur daß es nicht ſprach. Daſſelbe geſchah ihm bei hellem Tage, wenn er auf die ſehr farbige, gehäkelte Schlummerdecke der Verewigten blickte. Hierbei war der General von Erſtaunen, Schmerz oder Unruhe jedoch gänzlich frei. Im Gegentheil lag etwas unendlich Anziehendes für ihn in dieſem Verkehr mit ſeinem Kinde und er konnte dieſe Erſcheinung nur mit der Treue eines Spiegelbildes vergleichen, ſo vollkommen war das Abbild, ſo voll Leben. Durch die Bewegung des Anſchmiegens ihres Köpfchens aber ward dem General die innige Natur ſeiner Tochter ſo treu wiedergegeben, wie ſie dieſelbe im Leben immer an den Tag gelegt hatte. Dieſe Phänomene verſtärkten und vervielfältigten ſich ſehr bald. Alles, worauf der General ſeinen Blick richtete, beſonders im Zwielicht, im Dunkeln, ſelbſt des Abends bei Licht, nahm die Geſtalt der Entſchlafenen an. Wenn er eine Stelle an der Wand fixirte, ſo begann ſie hin und her zu wanken, und von ihr löſte ſich ein Nebelbild, das bald nach dieſer, bald nach jener

Richtung hin ſchwebte, oft der Verſchiedenen ähnlich, oft aber auch von anderer Geſtalt, mehr oder minder ſchwarz und verſchleiert. Oft, wenn er ins Dunkle ſah, entſtieg der Erde ein Dampf, der nach einiger Zeit zu einer Geſtalt wurde. Oft war der Dampf grau wie Rauch oder entſchieden ſchwarz und demgemäß auch die Färbung der ſich aus ihm entwickelnden Erſcheinung. So war der Zuſtand des Generals, er mochte ſich befinden, wo er wollte und zwar zu jeder Tageszeit. Des Abends begann dieſe Geiſtesthätigkeit ſich zu ſteigern. Saß der General bei ſeiner Gemahlin im erleuchteten Zimmer und ſah in die dunkle Nebenſtube, ſo ſah er in dieſer Geſtalten ſich bewegen, aus derſelben ins Helle hereinſchweben, theils gerade auf ſich zu, theils nach anderen Richtungen des Zimmers. Oft ſah er ſo ſein verſtorbenes Kind, mitunter ſich etwas verbergend. Seine Gemahlin hatte davon keine Ahnung und ſie war oftmals betrübt, daß ſie an dieſen Geſichten nicht Theil nehmen könne. Der General aber war überzeugt, ſeine Frau würde in ſeinem Falle in höchſte Aufregung gekommen ſein, während er ganz ruhig blieb, bei ſeines Kindes Anblick vielmehr ein höchſtes Freudegefühl empfand und ſich ſeinem Zuſtande förmlich genießend hinzugeben vermochte. — Des Generals Logis in Magdeburg war derartig, daß er parterre wohnte, arbeitete und ſchlief, ſeine Gemahlin aber den erſten Stock inne hatte, ſo daß er alle Abende zum Schlafen hinunterging. Der General war zur Zeit dieſer Vorgänge bereits 58 Jahr, in einer Lebensepoche mithin, wo weder Phantaſien, noch Erregungen des Blutes mehr Gewalt über uns zu haben pflegen, um ſo weniger über einen Charakter, der alle Functionen ſeines Lebens ſo unter der Controle ſeines ſtraffen Willens hielt, wie Feldmarſchall von Steinmetz. — War er Abends nun herabgekommen und hatte ſein Licht in die Schlafſtube geſetzt, dann ging er auf kurze Zeit in der Regel nach ſeiner nebenan liegenden Wohnſtube, ſchloß die Thür nach dem Schlafcabinet und ſetzte ſich auf ſein Sopha, auf deſſen einer Armlehne die ſchon erwähnte, ihm jetzt ſo werthe Schlummerdecke der Todten lag, und legte ſein Haupt auf dieſelbe. So gedachte er im Abendgebet ſeines Kindes und ſah nicht blos ihr Bild dann wieder auf der Decke, ſondern der Tochter ganze Geſtalt im Nachtkleide als Nebelgeſtalt vom Fußboden empor auf ſich zuſchweben, ſeine Füße umfaſſen, ja endlich ſich mit dem Köpfchen auf ſeinen linken Fuß legen, wovon er ordentlich eine gewiſſe Wärme verſpürte. Zu ihr fanden ſich dann noch zwei kleinere Nebelgeſtalten, die ebenfalls zu ſeinen Füßen ſich niederſenkten. Es war zu natürlich für den General, für dieſe neue Erſcheinung eine Erklärung zu ſuchen, und er gefiel ſich in dem Gedanken, in dieſen drei Geſtalten die Abbilder ſeiner drei entſchlafenen Kinder zu erblicken. Außer dieſen drei Geſtalten wuchſen gleichſam wie aus der Erde andere nebelhafte Gebilde, die ſich vor ihn hinſtellten, als wollten ſie theilnehmen und ſich in ihrer Weiſe mit dem General beſchäftigen. Gleichzeitig ſprang eine andere weiße Knabengeſtalt neben ihm auf das Sopha, blieb dort ſtehen, wich aber jedesmal zürück, wenn er ſich nach ihr drehte und vermied jede leiſe Berührung mit ihm. Dieſe Geſtalt ſtand aber in Rapport mit den anderen weißen Geſtalten um den General. Sie machten ſich Zeichen mit den Händen, wie wenn ſie ſich auf dieſe Weiſe verſtändigten, was ſie thun wollten. In der Regel umzogen ſie ihn mit einem Schleier, ſo daß es um ihn mehr oder minder noch dunkler als urſprünglich wurde. Dann nahmen ſie den Schleier auch wohl wieder weg, breiteten ihn auf der Erde aus und umgaben den General mit einem neuen Schleier, der ſpäter auch abgenommen und auf den früheren gebreitet wurde, wobei Steinmetz ſah, daß der eine Schleier weiß, der andere ſchwarz war. Während dieſer Procedur ſchwebten andere weiße und graue Geſtalten in allen Richtungen durch das dunkle Zimmer. — Erhob der General ſich vom Sopha, ſo ſprang ſein kleiner Freund von demſelben auch lautlos herunter und eilte mit ihm nach dem hellen Schlafzimmer, indeß andere Geſtalten in halb liegender Stellung durch die Luft eben dahinzogen, andere auch folgten, zum Theil, wie es ihm ſpäter vorkam, in Thiergeſtalten nachkriechend. Wenn er in die erleuchtete Schlafſtube trat, ſo war dieſe ganze Welt von Erſcheinungen zunächſt wieder unſichtbar, ſowie er das Licht löſchte waren ſie aber da und zum Theil in leiblichſter Geſtalt. Dann ſchwebte meiſt aus einer Richtung die Geſtalt ſeines geliebten Kindes an ſein Bett heran, kniete davor an des Generals Seite nieder, legte ihr Köpfchen auf die Kleidungsſtücke auf dem nebenſtehenden Stuhle, war auch meiſt bemüht, ihn nicht zu berühren, ja auch wohl ſich etwas zu verbergen. Dann ſchwebte die Geſtalt weiter, auch wohl in die Höhe, vervielfältigte ſich zu ähnlichen Geſtalten, die ſein Bett umgaben, ſich zum Theil ſelbſt auf das Deckbett legten. Wenn der General auf ſein Kopfkiſſen ſah, ſo ſah er dicht neben ſich wieder das Köpfchen ſeines Kindes, und deſſen lebendige Augen blickten ihn ſowohl hier, wie von anderen Stellen ſeines Bettes an. Kurz, er war von mehrfachen ſeiner Tochter ähnlichen Erſcheinungen umgeben, die ihm alle die Liebe und Anſchmiegſamkeit bewieſen, welche die Entſchlafene zu ihm im Leben bethätigt hatte. Vorzugsweiſe war es in der erſten Zeit ſo, ſpäter wurden die Erſcheinungen zahlreicher, obwohl nicht immer lieblich und trieben ihre ſchwebenden Spiele mit Schleiern und Decken. Gebilde kamen ſpäter von ſonderbar bizarrer Art, die Scene verwandelte ſich zu einer Landſchaft mit herrlichen Bäumen und palmenartigem Strauchwerk mit herrlichſtem Farbenſchmucke und unter einer wechſelnden Beleuchtung, bald ſchön blau, bald leuchtend roth, welche wie Streiflichter fiel. Der General ſah dies ganz beſonders deutlich, wenn er die Augen etwas zukniff, aber auch völlig klar bei offenen Augen. Die Geſtalten ſelbſt trugen in der Regel weiße oder dunkle Gewänder, ſpäter hat er ſie einmal auch mit anderen Stoffen, blau- oder hellroth-ſeiden, auch mit reicher Goldſtickerei, wie Meßgewänder, geſehen, doch nur in einer Nacht. — — Wenige Menſchen dürften einen Zuſtand ohne Grauen ertragen haben, wie er hier geſchildert iſt, die Meiſten hätten ihre leibliche oder geiſtige Geſundheit dabei zerrüttet und es gehörten eben Steinmetziſche Nerven dazu, aus dieſer Lebensepoche geſund hervorzugehen. Der General hat ſich deshalb auch nie gewundert, wenn Die, welche von ſeinem Zuſtand hörten, ſich den größten Beſorgniſſen für ihn hingaben, ja daß ſie ſo weit gingen, ihn für etwas geiſteskrank, wenn nicht für mehr zu halten. Ein Freund ſchrieb ihm Letzteres unumwunden, war aber beruhigt, als er den General ſelbſt geſehen, mit ihm über dieſe Sache geſprochen hatte. Unfaßbar war dieſem Freunde, wie Steinmetz über ſeine Erſcheinungen und inneren Erfahrungen mit ungeahnter Ruhe und klarer Kälte ſprechen konnte, wie wenn ſie ihn nicht ſelbſt betroffen hätten, vielmehr etwas dem Menſchen Gewöhnliches ſeien, obwohl ſie doch ſonſt als etwas Myſtiſches angeſehen zu werden pflegen. Daß Steinmetz bei dieſen Dingen ſo ruhig blieb, kam, weil er ſie als eine Gnade Gottes anſah und daß dieſe leiblichen Erſcheinungen ihm zum Troſte gegeben ſeien und um ſeinen tiefen Schmerz, dem er anfänglich vielleicht unterlegen wäre, wenigſtens bis zur Erträglichkeit zu mildern oder, beſſer geſagt, ſich in ihn einzuleben. Es war dem General ſtets eine ſchmerzliche, aber dennoch unſägliche Freude, ſich das Bild ſeiner Entſchlafenen jeden Augenblick und wie als lebend vor Augen führen zu können. Wenn der Abend kam, dann ſehnte er ſich hinunter in ſein einſames Schlafgemach, wo Selma's Geſtalt ihn erwartete, ihm entgegenſchwebte, ja wie ſpäter mehrfach geſchehen iſt, ihn umarmte. Freilich fühlte er keinen leiblichen Eindruck hiervon, aber die verlorene Tochter ruhte doch an ſeinem Körper, ihre Arme umfaßten ihn doch, „das war nicht ſchreckhaft, ſondern unendlich lieblich!“ Deshalb alſo blieb der General, die freudige Bewegung abgerechnet, ganz ruhig. — Steinmetz war überhaupt ſtets frei von Exaltation und Illuſionen, frei von Aberglauben und hatte ſich nie irgend welcher myſtiſchen Lectüre hingegeben. Sein ſcharfer praktiſcher Verſtand ließ ihn im Gegentheil den Dingen auf den Grund gehen. Dieſem ſeinem Zuſtande gegenüber vermochte er Letzteres nicht, derſelbe iſt und bleibt ihm eben ſo unerklärbar, wie er es bei unſerm Stande der Forſchung wohl auch allen Uebrigen bleiben dürfte. Daß Steinmetz aus ſolcher Seelenlage aber hervorging ohne den geringſten Schaden, hat ſeinen Grund, daß ihm derſelbe ein Luſtgefühl, keine Pein hervorrief und ſeine ehernen Nerven Eindrücke ertragen konnten, die den geiſtigen Organismus jedes Anderen zerſtört hätten. Er beobachtete während ſolcher Erſcheinungen zugleich ſich ſelber mit kritiſcher Kälte. Er beobachtete an ſich, daß er ſich nie vorher etwa eine Einbildung der Dinge, welche er glaubte zu ſehen, gemacht habe, kein Spiel der Phantaſie, das innerlich vorgeht, ſondern Was er ſah, war als ein Bild vor ſein **äußeres** ſehendes Auge getreten, und er überließ ſich nie willenlos den Eindrücken, ſondern fragte ſich: Was iſt das, was Du da ſiehſt? Er beantwortete ſich ſelbſtbewußt dieſe Frage damit: „Ich ſehe Dies oder Das genau, Jenes ſehe ich undeutlich, es hat dieſe oder jene Aehnlichkeit.“ — Er fand, wenn er ſo ſich mit Dem, was er erlebte, auseinanderſetzte, daß es für ihn alles Myſtiſche, Geſpenſtiſche verlor. Er beobachtete, daß ſein Blut ſtets ruhig blieb, außer in einem einzigen bald zu berührenden Falle. Des Generals Pulsſchlag iſt ſich ſonſt ſtets bei ſolchen Gelegenheiten gleich und zwar bis in die neueſte Zeit gleich geblieben, als geſchehe nichts Beſonderes. Der beſte Beweis hierfür war ihm, daß, obgleich er allein in der Stube ſchlief, dieſe Erſcheinungen ihn nicht hinderten, einzuſchlafen, wenn er nicht länger wach bleiben wollte, daß er die ganze Nacht ruhig ſchlief, ja daß, wenn er aufwachte, er ſeine ihm lieb gewordenen Geſtalten wohl ſofort ſah, aber über ihrem Anblicke auch bald wieder einſchlief. Er ſchloß daraus, daß dieſer Zuſtand nicht der eines Geiſteskranken ſei und ſeine desfallſige erſte Beſorgniß ſchwand bald nach ſeiner Heimſuchung, wie ſchon erwähnt iſt, durch Gebrauch ärztlicher Mittel, welche ſeinen angegriffenen Kopf und die Augen normal hergeſtellt hatten. So glückte es dem General, ſich ruhig zu halten, ruhig mit ſeinen Umgebungen über dieſe Sache zu ſprechen und die Phänomene in ihren Veränderungen im Laufe der Zeit kritiſch zu beobachten. Solche Veränderungen traten vor etwa Ablauf eines halben Jahres ein. Er fing an, das Geſicht ſeines verlorenen Kindes nicht mehr ſo deutlich zu ſehen, auch hatte es nun ſeine Augen geſchloſſen, wie Verſtorbene thun oder öffnete ſie ſchwer, wie Verſchlafene thun. Dem General war dann, als wenn die Ruhe einer Schlafenden geſtört werde, deshalb verſagte er ſich den Anblick der Geliebten mehr als ſonſt. — Dann begann er ſie beim Schlafengehen zu vermiſſen, oder fing an, ungewiß zu werden, welche dieſer nebulöſen Geſtalten ſie ſei. Regelmäßig aber beim Abendgebet ward er von einer dieſer Geſtalten umarmt, obwohl ſie ſeinen Kindern nicht auffallend glich. Alles Uebrige, was abendlich ſonſt ihm erſchienen war, blieb ſich noch gleich, ja es war, als wenn die Geſtalten, wenn er im Bett lag, magnetiſche Manipulationen mit ihm vornähmen, die er am Kopfe deutlich ſpürte. Es ſchien ihm, als wenn ſein Haar berührt werde. — Alles bisher Geſagte und von dem General Erlebte war ſozuſagen die tägliche Regel des Zuſtandes, wie er ſich eben entwickelt hatte. Es fanden indeß Ausnahmen ſtatt. — Der General wurde einmal des Morgens wach, blieb aber mit geſchloſſenen Augen liegen. Es geſchah dies, weil er damals ein Mittel gegen ſein Augenleiden brauchte, welches die Augenlider ſchwer machte, ſo daß ſie ohne Anſtrengung nicht geöffnet werden konnten. Während er nun ſo lag, ſah er (alſo an der Augendeckelwand) eine herrliche, wie von carrariſchem Marmor gemeißelte Gruppe, zwei weibliche Figuren, eine größere und eine Kinderfigur, zwiſchen beiden, je auf einer Schulter von ihnen ſitzend, — einen wunderlieblichen Knaben, der ſeine Füße auf je eine Hand der anderen ſtützte. Sein erſter Gedanke war, es ſeien ſeine todten Kinder, die größere Geſtalt, welche zurücktreten wollte, ſchien Selma zu ſein und wie wenn ſie ihm die beiden anderen zuführen wolle. Der General gab ſich Mühe, die Augen zu öffnen. Da ſtand das Ganze ſo klar vor ihm, wie er es mit geſchloſſenen Lidern geſehen hatte. Als der General nun genauer betrachten wollte, ſchwebte das Ganze mehr zurück, wurde undeutlich und verſchwand. — Zu jener Zeit waren des Generals Schwägerinnen in ſeinem Hauſe zu Magdeburg, und weil ſie ihn für körperlich leidend hielten und eine Luftveränderung für ihn wie ſeine Gemahlin wohlthätig fanden, ſchlugen ſie vor, Beide ſollten zu Weihnachten (1854) zu ihnen nach Berlin kommen. Der General, weil ſeine Gemahlin ſich ſehnte, eine ihrer Schweſtern, die ſehr krank war, noch einmal zu ſehen, endlich um das Weihnachtsfeſt in anderen Räumen zu verleben, ging auf die Einladung ein. Er war begierig, zu wiſſen, welchen Einfluß der Ortswechſel auf ſeine

Viſionen äußern werde! — Schon die erſte Nacht belehrte ihn, daß es wie in Magdeburg blieb, im Gegentheil, die Erſcheinungen waren geſchäftiger und unruhiger. So wurde von ihnen ſein Bett auf alle Weiſe durch Florbehänge oder Schirme vom Licht abgeſperrt, ſein Kopf ſogar einmal von einem ſchwarzen Schleier völlig umwickelt, ſo daß er ganz im Dunkeln lag. Ihm ſchien, als ſei eine Art Widerſtreit unter den Geſtalten. Die Einen wollten ſich ihm nähern, ein anderer Theil ſuchte Jene entfernt zu halten; auch häßliche Geſtaltungen ſtellten ſich ein. — Die Viſionen anderer Nächte gaben wieder Anlaß, über ihre Bedeutung nachzudenken. So in einer Nacht gleich Anfangs wechſelten zwei Erſcheinungen, eine weiße und eine ſchwarze, ſich regelmäßig darin ab, an des Generals Bett zu treten, die Pantomime des Kummers zu machen, ſich dabei gegen das Schlafzimmer der Generalin und deren kranker Schweſter zu wenden, zum Himmel aufzublicken und zu deuten und endlich wieder eine Art magnetiſcher Manipulation mit ihm ſelber vorzunehmen. — Was der General hierbei dachte, welche Ahnung ihm aufſtieg, iſt deshalb müßig zu erwähnen, weil wirklich bald darauf das Hinſcheiden ſeiner Schwägerin (am 3. Januar) erfolgte. — Noch mehrere ſo eigenartige, oder den vorhergehenden ähnliche Erſcheinungen wären zu berichten, wir glauben aber die Art derſelben hinlänglich charakteriſirt zu haben. Sämmtliche Erſcheinungsfälle wiederzugeben, iſt für die pſychologiſche Beurtheilung des Generals, um welche es ſich allein hier handelt, von keinem weiteren Belange; ſie klären weder Etwas auf, noch enthüllen ſie uns neue Charakterſeiten des Generals. Zwei Eigenſchaften aber hatte dieſe eigenthümliche Welt der Erſcheinungen doch. Erſtens machte ſie ſich nur durch den äußern oder innern Geſichtsſinn erkennbar, durchs Auge, in wenigen Fällen nur durch ein nervöſes Gefühl des Berührtſeins oder Berührtwerdens. Ferner, daß die Viſionen in der Zeit ſeines größten Herzensſchmerzes durchaus nur lieblicher Natur für Steinmetz und von beſonderer Klarheit geweſen ſind, ſie aber mit der Zeit immer ſchwächer, dafür mannigfacher, beweglicher wurden und einen immer unangenehmeren, drohenderen, ja — ſelbſt ominöſen Charakter annahmen. Dieſer bis zum April 1855 reichende Zuſtand ſcheint gewiſſermaßen ein zweites Stadium zu ſein. — Es wurde geſagt, Steinmetz, ſo ſcharf er ſich auch controlirte, habe ſtets gefunden, daß er ruhig, ſein Pulsſchlag unveränderlich ſei und nur einmal ſich derſelbe in abnormalem Befinden betroffen habe. Keine jener mehr oder weniger klaren Geſtalten, die derſelbe geſehen, hatten, — obwohl ſich bewegend, geſtikulirend, ja oft die Lippen regend, — je zu ihm geſprochen. Er hatte alſo nie einen Eindruck aufs Gehör von ihnen empfangen, noch daß er einen gedanklichen Eindruck von an ihn gerichteten Worten oder deren Sinn wahrzunehmen im Stande geweſen wäre. Eine dieſer Erſcheinungen im April aber redete zu ihm, ſie war es auch, welche ihn auf einen Tag aus dem bisherigen Gleichmuthe ſeiner Seele riß. — Um ganz treu zu ſein, wollen wir nicht verhehlen, daß General von Steinmetz bis nach der Beerdigung ſeiner Schwägerin (3. Januar 1855) in Berlin blieb; nach Magdeburg zurückgekehrt, war aber ſeine Gemahlin Ende Januar ſehr ernſtlich erkrankt. Nach 14 Tagen erholte ſie ſich wieder. Der General hatte ſich indeſſen im Dienſt erkältet. Zu dem Schnupfen war nach einem Kirchgange ein arger Huſten gekommen, Fieber geſellte ſich hinzu und eine ernſtliche Krankheit ſchien im Anzuge. Um unter der Pflege der ſelbſt noch leidenden Generalin zu ſein, hatte er ſich zu ihr in den erſten Stock quartiert. Sein Uebel conſtatirte ſich als eine Grippe der ſchlimmſten Art, ja Steinmetz wurde ſo bedenklich, daß er ſich darauf gefaßt machte, ſeinem geliebten Kinde zu folgen. Dieſer Zuſtand dauerte ziemlich drei Wochen. Das Fieber war in dem höchſten Stadium der Krankheit zwar mit Phantaſiren verbunden, aber dieſes Phantaſiren war wirr, formlos und weder von den Erſcheinungen erfüllt, die den Fieberloſen bisher ununterbrochen heimgeſucht hatten, noch von irgend ſolcher Conſiſtenz und ſinnlichen Art, daß der General ſich derſelben irgend zu entſinnen wußte. Nach Ablauf der erwähnten Friſt kam Appetit und Schlaf wieder, Steinmetz ward völlig geſund und ging bereits, obwohl mit Vorſicht, aus. Sofort ſtellte ſich auch der alte viſionäre Zuſtand wieder ein, welcher ſich in der Krankheit ſelbſt gar nicht bemerklich gemacht hatte! — Mittlerweile war des Generals älteſte Schwägerin zum Beſuch von Berlin gekommen, um beide Gatten zu pflegen und zu erheitern, zumal die Generalin wieder das Bett in Folge rheumatiſcher Schmerzen hüten mußte. Als dieſelbe aufſtehen durfte, war das Ehepaar von Steinmetz von ſeinen Schwägerinnen nach Berlin eingeladen worden, um ſich ein wenig zu erholen, und ſchon am 8. April traf es bei denſelben ein. — Am 11. April, früh Morgens 5 Uhr, der Tag dämmerte bereits, erwachte Steinmetz. Die gewohnten Erſcheinungen zeigten ſich wie immer und er ſah ihrem Treiben vom Bett aus gleichmüthig zu. Plötzlich trat ein Phantom, ob Knabe oder junger Mann blieb unentſchieden, aus der Geſtaltenwelt heraus, kam an ihn heran und rückte, — vom Unterkörper ſah er nichts, — auf ſeinem Deckbett dicht vor ihn hin. Das Geſicht der Erſcheinung hatte nichts Drohendes, vielmehr etwas Ruhiges, ihr blondes Haar war lang und ſchlicht, wie bei Kindern geringerer Stände, heruntergekämmt, wie denn das ganze Bild gar nicht entfernt etwas Idealiſches oder Beſonderes hatte. Den General ruhig anſehend, bewegte es eifrig die Lippen, wie er es ſchon bei ähnlichen ſeiner Gebilde geſehen hatte. Plötzlich ſprach es, langſam, ganz deutlich vernehmbar und ſcharf prononcirt, die Worte: „Beim — ſchwöre, noch zwei Vierteljahre, ſo biſt Du todt!“ — Steinmetz in ſeiner Ueberraſchung ſagte: „So!“ Das Gebilde war weg! Er ſtand auf und ſchrieb ſogleich das Gehörte in ſeine Schreibtafel. Nur das Wort, was hinter „Beim“ und vor „ſchwöre“ folgte, hatte er undeutlich gehört oder im Erſtaunen vergeſſen; er konnte ſich deſſen auch nie erinnern. Dieſe Todesprophezeiung hatte er indeß ohne Herzensangſt oder Alteration gehört. Sein feſter Gottesglaube und daß er ſeit je von aller Todesfurcht frei war, ließen ihn ſeine Beſonnenheit nicht verlieren. Er theilte ſich Niemand als einem Freunde mit, einem höheren Offizier, mit dem er wenige Tage ſpäter in Berlin zuſammentraf. Daß aber eine immerhin eigene Seelenſtimmung in ihm, dieſer ihm ſo plötzlich vorhergeſagten Eventualität gegenüber, Platz griff, liegt wohl in der menſchlichen Natur und ihrem Abhängigkeitsgefühle von einem höheren Rathſchluß. Obwohl ohne Bangen, glaubte er doch Alles vermeiden zu ſollen, wodurch zufällig für ihn Gefahr entſtehen, oder irgend einem abergläubiſchen Gefühle Vorſchub gethan werden konnte. An dem betreffenden ominöſen Tage längſt wieder in Magdeburg, hielt er ſich im Hauſe auf und ſetzte ſogar die gewöhnliche Reittour aus, um in Ruhe und Ernſt den Tod zu erwarten, wenn Gott ihm denſelben etwa beſchieden habe. Seine Gemahlin hatte er verreiſen laſſen, ohne ihr Etwas zu ſagen. — Der Tag verlief ruhig, es ereignete ſich Nichts. — Aber ſo gewiß wie der Feldmarſchall ſich noch heute einer für ſeine Jahre ſelten kernhaften Geſundheit und jugendlicher Friſche erfreut, eben ſo verſichert er auch heute noch, daß die Verkündigung ſeines Todes am 11. April 1855 auf keiner Täuſchung beruht habe. — Die Erſcheinungen, denen er noch wie immer unterworfen iſt, ſind jetzt ungleich ſchwächer, ſie ſcheinen in ein drittes Stadium eingetreten. Während in der erſten Zeit höchſt lieblich, dieſe Viſionen an Glanz, Klarheit und Farbe, ſowohl was Leuchtkraft, als Colorit anlangte, Jegliches übertrafen, was er in der materiellen Körperwelt je wahrgenommen, ſo ſind jetzt dieſe Bilder nebulöſer, verſchleierter. Jedenfalls hat dieſes erſte Stadium ſeines Zuſtandes etwas höchſt Beglückendes für Steinmetz gehabt. Er betrachtet ihn als etwas ihm Heiliges und Troſtvolles und ſpricht von ſeinem damaligen Zuſtande mit einer Rührung, einem Entzücken, welche jeglichen Zweifel ausſchließen. Eigenthümlich iſt, während ſich alle früheren Geſtalten ſonſt auf einem mehr oder weniger erhellteren Hintergrunde darſtellten und von demſelben abhoben, ſo trägt, was er jetzt erblickt, ſich Alles mehr im Dunkeln zu. Dagegen gewahrt er oft hinter ſich eine Lichtfülle, wie von einem leuchtenden Sterne ausgehend, der ſich hinter ihm entwickelt und fortzieht, auch wohl vor ſich ein ſchwaches, gewitterartiges, momentanes Aufleuchten. Auch den Nebelgeſtalten wohnt jetzt oft ein Leuchten, namentlich der Augen oder Deſſen bei, was ſie ihm anſcheinend zeigen wollen. Klar ſcheint ſo viel, daß der General weder mehr das Luſtgefühl, wie zu Anfang, noch die unangenehmen Empfindungen wie im zweiten Stadium ſeines Zuſtandes hat und derſelbe, wie er jetzt iſt, ihm zu einer Gewohnheit wurde, welche ſeiner Heiterkeit, wie dem Gleichmuthe ſeiner kraftvollen Seele keinerlei Eintrag zu thun im Stande iſt. — —

Wir können dieſe Sache nunmehr als Etwas, das eben da iſt, bei Seite laſſen. Erſchöpfend dürfte dieſelbe wohl niemals zu erklären ſein, und was man darüber auch rede und denke, man wird ſich immer gleich weit von einem greifbaren Schluſſe befinden. Wenn wir, und das iſt hier doch wohl die Hauptſache, pſychologiſche Folgerungen für des Feldmarſchalls Charakter aus dieſen Vorgängen ziehen, — ganz gleich, wie man im Uebrigen ſich dieſe Dinge ſelbſt zurechtlegt, — ſo wird dem Menſchenkenner ſchwerlich entgehen können, daß wir es hier mit einem höchſt ſenſiblen Gemüthe bei energiſcher Willenskraft und mit einem eiſernen Leibe verſehen, zu thun haben, das den fürchterlichſten Seelenleiden, — einem Geiſte, der dem Schwerſten und Widerwärtigſten in einem Grade widerſtehen kann, wie wohl nicht leicht erhört iſt in der Geſchichte menſchlicher Schickſale. Der General wußte wohl, man habe damals, als ſein viſionärer Zuſtand ſich auf der Höhe der Kriſis befand (alſo im Herbſt 1854 bis Anfang 1856 etwa) ihn für geiſteskrank gehalten und für ſeine Zukunft die äußerſte Befürchtung gehegt, er hat aber ſtets ſeinen verantwortungsvollen Dienſt in alter exacter Weiſe gethan und hat ſich in jedem Augenblicke damals, ob jene Viſionen vorhanden waren oder nicht, in vollem Beſitze aller ſeiner Geiſteskräfte, ſeines freien Willens ſowohl wie ſeiner Fähigkeit, zu beobachten wie zu ſchließen, befunden. Vor ſolcher Energie des Körpers und der Seele, ſolchen eiſernen Nerven muß man unwillkürlich Bewunderung empfinden. — So gut es in der Welt Atheiſten wie fromme Heuchler giebt, dürften ſich auch Leute finden, welche die geſchilderten Zuſtände mit einer mehr kecken als gründlichen Erklärung zu erledigen glauben. Ein Kunſtſtück möchte das nicht ſein. In der That kann nur die Wiſſenſchaft hier annäherungsweiſe Licht geben, und wir glauben derſelben, wenn ſie ernſt und würdevoll an ihn herantritt, dürfte der Feldmarſchall kein Hinderniß entgegenſetzen; dazu iſt er ſelbſt ein zu geiſtvoller

Mann. Aufgehellt könnte ſicher Manches werden, wenn von der vollen Löſung des Problems auch abzuſtehen iſt. Es gab allerdings eine Zeit, wo die Naturwiſſenſchaft hochmüthig geworden war, das Weſen aller Dinge zu durchdringen meinte und Das kurzweg als nicht vorhanden verneinte, was ſie nicht zu durchdringen wußte. Die Mathematiker rechneten uns ſowohl die Ewigkeit, wie die Ueberflüſſigkeit eines Weltenregierens aus, die Chemiker aber reducirten die menſchliche Seele auf die Anweſenheit einer gewiſſen Quantität Phoſphors oder Alkohols im Gehirn. Jetzt hat die Naturwiſſenſchaft aber durch weiſe Selbſtbeſchränkung*) ihre volle Freiheit und dadurch Kraft wie Würde wiedergewonnen. Sie erkennt und ſagt von „ſich ſelbſt nunmehr nicht blos mit männlicher Entſagung Ignoramus, ſondern ſpricht das noch viel ſchwerere „**Ignorabimus**“ freimüthig aus“, und daß es Grenzen der Forſchung giebt, jenſeits derſelben wir mit Fauſt: „fühlen, daß wir nichts wiſſen können“, — nie Etwas wiſſen werden! — —

Der ſprechendſte Beweis, daß ſein Zuſtand den General nie abhielt, ſeinen Beruf in ausgezeichnetſter Weiſe zu erfüllen, iſt, daß er von dem Könige im Frühjahr 1857 zum Commandeur der 3. Garde-Infanterie-Brigade, im Herbſt aber zum Commandeur der 1. Armee-Diviſion ernannt wurde, demzufolge er nach Königsberg überſiedelte, 1858 avancirte er zum General-Lieutenant. 1863 erhielt er das 2. Armeecorps, deſſen Stab in Stettin ſtand, ein Jahr ſpäter aber ſiedelte Steinmetz nach Poſen über, wo er, zum General der Infanterie ernannt, das Commando des 5. Armeecorps übernahm. Wer die Peniblität unſerer Armee-Oberbehörden kennt, deren blaue Briefe genug gefürchtet ſind, wer weiß, wie Kaiſer Wilhelm I. perſönlich mit den Verhältniſſen, Eigenſchaften, wie mit der Perſon jedes hervorragenden Offiziers bekannt iſt, und keine Veränderung in der Armee ohne ſeine Verfügung möglich iſt, wird ſich ſagen müſſen, daß dies nunmehr raſche Aufrücken des Generals von Steinmetz und das außerordentliche Vertrauen, das dem Führer einer Armee nothwendiger Weiſe geſchenkt werden muß, ſich unmöglich mit einer Störung, oder Abnahme von Geiſteskräften vertragen würde, ja daß man derlei dienſtlich niemals ſelbſt während ſeiner Kriſis zu Magdeburg verſpürt haben muß, ſonſt hätte man ſich ſicher mit ſolchen Erhebungen Zeit gelaſſen und einem Manne nicht viel umfänglichere Pflichten aufgelaſtet, der ſeinen bisherigen nicht völlig genügt hätte! — Die Armee-Reorganiſation war erfolgt. Steinmetz hatte als Commandeur der 1. Diviſion (Königsberg) dieſelbe in den größeren Uebungen des 1. Armeecorps gegen die 2. Diviſion geführt und — wie Fontane behauptet — „hierbei großes Vertrauen zur Leiſtungsfähigkeit derſelben, falls es zum Kriege käme, gefaßt.“ — Das iſt, ſo wie es hingeſtellt worden, nicht ganz zutreffend. Dies Vertrauen hatte der General nämlich immer, waren es doch dieſelben Truppen, mit denen er die Campagne von 1813—15 gemacht hatte, und war er doch in Pommern eben ſo ſehr von der Leiſtungsfähigkeit des 2. Armeecorps überzeugt. Die angedeutete Beruhigung wird wohl alſo nicht auf die Truppen ſelbſt, ſondern auf die zweckmäßigen Veränderungen in Art und Zuſammenſetzung derſelben zu beziehen ſein, welche die Reorganiſation ihnen gab. In Stettin, bald nachdem er das 2. Armeecorps erhalten hatte, raubte ihm das Schickſal auch noch ſeine letzte Lebensfreude und vereinſamte ihn völlig. Am 19. November 1863 ſtarb Julie, die treue Gefährtin ſeiner Schickſale. — „Nun habe ich nur noch Gott und den Dienſt!“ rief er bei ihrem Sterbebette aus. — Gott und der Dienſt! Man kann bei dieſem Manne mit vollſtem Rechte das ſagen und es wird ſich bewahrheiten, wie ihm des Königs Dienſt, ſein Waffenwerk, zu einer andern Art von Religion geworden iſt, er ihm mit einer eifervollen Inbrunſt oblag, welche ihn eben in den Geruch der Strenge, ja Härte gebracht hat. „Er iſt wie gehacktes Blei, und wir haben ihn mehr gefürchtet wie geliebt; — nun **lieben** wir ihn!“ ſchrieb ein Offizier nach den drei Schlachttagen von Nachod-Skalitz-Schweinſchädel. — Woher aber kam dies drohende Renommée, aus dem heraus ſich alle Verleumdungen gebaren, deren Ziel der General fortan geweſen iſt? — — Wie bei allen Dingen in unſerer Körperwelt, beſtimmte auch bei ihm die Außenſeite das Urtheil der Leute und Niemand fiel es ein, daß der auswendige Steinmetz auf den inwendigen keinen abſoluten Rückſchluß geſtatte. Mit Recht ſagt der General von ſich, daß ſein innerſtes Weſen, ſein Gemüth gar nicht verſtanden ſei, daß er in ſeinem Innenleben ein vollſtändig Anderer wäre, als er ſich äußerlich gebe, oder den Leuten vorkomme. Wenn man hieraus ſchließen wolle, Steinmetz ſei alſo ſich ſelbſt inconſequent oder heuchle, ſchlimmer zu ſein, als er iſt, er ſpiele ſozuſagen den Tyrannen, dann würde man wiederum irren. Er iſt ſtets und immer mit ſich in Harmonie und ſein Inneres und Aeußeres bedingen einander völlig. — Wenn wir einen Blick zurück auf ſeine Vergangenheit werfen, ehe wir ihn als Helden und ſeines Heldenthumes Art ſchildern, ſo finden wir ſehr leicht die Eigenſchaften auf, aus denen ſich ein Charakter zuſammenſetzte, der wohl merkwürdig und gewiß ſelten, aber niemals widerſpruchsvoll iſt. Gleich dem berühmten Barfuß vor Zeiten, diente er ſich als armer Lieutenant bis zum Armee-Chef herauf, gleich Barfuß war er ein „Könner“ und mochte die „Wiſſer“ à la Schöning nie recht leiden. Als Menſch war er Aſcet, als Soldat — Schüler eines York; man könnte ihn auch einen gepanzerten Mönch nennen! Das Süße, was ihm das Leben flüchtig bot, riß allzubald der Tod erbarmungslos von ihm und die Todesverachtung des Jünglings wurde bei dem Manne zur — Todesſehnſucht, zu einer Sehnſucht, ruhig, ſtill, tief und unauslöſchlich! — Früh in der Jugend ſchon hatte er ſich gewöhnt, ſeine Gefühle mittels ſeines ſtarren Willens in ſich zu verſchließen, und daß ſeiner Selma, ſeiner Gemahlin Tod, die lange bange Arbeit des Herauf-Dienens mit allen vereitelten Hoffnungen und Täuſchungen eines 68jährigen Lebens dieſes Beſtreben erhöht habe, dieſen Mannescharakter nur noch dichter, undurchdringbarer machen mußte, dürfte nicht ſchwer anzunehmen ſein. In der Jugend, wo die Begierden ja noch Befriedigung erheiſchen, durfte er keine haben; er hatte längſt ſich Beider entwöhnt. Was Wunder, daß, als er Stellung und Reichthum, mit ihnen aber die Möglichkeit des Genuſſes erreicht hatte, er kein Bedürfniß mehr zu dem Allen fühlte und vielleicht da ſelbſt den Verdacht des Geizes auf ſich zu lenken ſchien, wo er den Zweck nicht einſah, genießen zu ſollen, was ihm eben keinen Reiz mehr machte. Gegenwart oder Reellität hat für ihn eben nur der Dienſt, ſeine Gottheit ward die Ehre, alles Andere für ihn nur Kleinode der Erinnerung, Schätze einer tief in ſich verſenkten Seele. Je ſtrenger, ernſter, ſchärfer er äußerlich ſomit erſchien und es abſichtlich auch mit **voller** Ueberzeugung war, deſto zarter, empfindungsvoller ward das anachoretiſch meditirende Daſein ſeines eigentlichen Ichs, gerade als wäre es ein Etwas, das für die Welt Nichts tauge und zu ihrem neugierigen Blicke nicht paſſe. „Ich weiß“, ſagte der General, „daß ich ſtreng bin und von meinen Leuten das Aeußerſte im Dienſt verlange, ich weiß aber auch, daß ich dies muß und ich Keinem mehr abverlange, als ich mir ſelber zumuthe. Soldat ſein iſt ein hartes Muß und kann nur überwunden werden, wenn man ſeine eigene Leiſtungsfähigkeit bis zur **höchſten** Höhe menſchlichen Vermögens geſchult hat. Der Augenblick der Gefahr und der That findet uns dann zu Allem **entſchloſſen,** weil man **Alles vermag!**“ — —

---

*) „Ueber die Grenzen des Naturerkennens.“ Vortrag, der 45. Verſammlung der deutſchen Naturforſcher und Aerzte am 14. Auguſt 1872 gehalten von Profeſſor du Bois-Reymond. Leipzig, 1872. Veit & Comp.

1864 war Steinmetz nicht vergönnt geweſen, am ſchleswig-holſteiniſchen Kriege Theil zu nehmen, er war noch commandirender General in Poſen und ſein 5. Corps bei der Campagne unbetheiligt; um ſo mehr wurde er es 1866. Der deutſche Krieg! — Derſelbe brachte Steinmetz unter den Oberbefehl des Kronprinzen von Preußen, von deſſen (ſchleſiſcher) II. Armee das 5. (poſenſche) Corps den linken Flügel bildete. —

Die Mobilmachung hatte Steinmetz und ſein Corps nicht überraſcht, ſchlagfertig ſtand es am 25. Juni längſt ſchon zwiſchen Glatz und Reinerz, des Befehls zum Einrücken gewärtig. General von Steinmetz war unbedingt für die Offenſive, wie bei ihm denn überhaupt nie politiſche, ſondern allein militäriſche Rückſichten Erwägung fanden, ja er ſich dadurch mitunter im Gegenſatz zu der Meinung derjenigen Oberleitung befand, welche gegen die erſteren ſich nicht verſchließen durfte. Schon 1850, als Steinmetz in Caſſel einrückte und der Zuſammenſtoß mit Oeſterreich ganz nahe lag, machte er der oberſten militäriſchen Behörde als Commandant der heſſiſchen Hauptſtadt den Vorſchlag, aus dem von ihm beſetzten Zeughauſe die zurückkommenden heſſiſchen Soldaten bewaffnen und unter preußiſcher Führung organiſiren zu können. Der Gedanke war ſehr kühn, und kam es zum Aeußerſten — vielleicht ſehr glücklich. Seine Anträge wurden in Berlin jedoch abgelehnt; — wir gingen eben nach Olmütz! — Ebenſo ließ es ſich ſcheinbar zu Anfang der Campagne 1866 an. Steinmetz plaidirte für die Offenſive, alſo das Einrücken in Böhmen, ſowohl ſchriftlich als mündlich auf das Energiſchſte. Krieg iſt Krieg, und wer die Vorhand hat, hat immer das Spiel! Dieſer Anſicht war man in Berlin aber nicht, denn noch hatte der Bund ſich damals gegen Preußen nicht erklärt, Rückſichten gegen denſelben, politiſche Erwägungen ſowohl dem Auslande gegenüber, wie das Bedenken: daß der zuerſt Angreifende immer als Friedensbrecher gilt, alſo ſeine Stellung von vornherein für einen etwa unglücklichen Friedensſchluß erſchwert, ach, ſo manche ſchwerwiegende, perſönliche Gefühle in Berlin*) hielten die preußiſchen Armeen zurück und verliehen ihnen anfänglich den Anſchein einer gewiſſen Unſicherheit. In Berlin beſtand zur Zeit ein Plan der Defenſion, dahin gehend, Oeſterreich, — falls es ohne den Bund angriff, — in Schleſien einrücken zu laſſen, mit der Armee des Kronprinzen gegen die Oder zurückzuweichen, durch die Armee des Prinzen Friedrich Carl von Görlitz-Reichenberg aus einen Flankenſtoß auf den Feind thun, ihn aufzurollen, dann aber durch den Kronprinzen denſelben in der Fronte gänzlich aufs Haupt ſchlagen zu laſſen. Als am 15. Juni freilich der Bund ſich zu Oeſterreichs Alliirten machte, der Krieg eben ſo gewiß war, wie daß Preußen es ziemlich mit ganz Deutſchland werde zu thun haben, hatte die politiſche Rückſicht ein Ende; die Offenſive ward Parole, der Befehl zum Vorrücken kam. Am 26. Juni ſtand Steinmetz mit ſeinem 5. Corps bereits an der böhmiſchen Grenze! —

---

*) Siehe Bismarck, Bd. II., S. 132—134.

Dieſes 5. Corps beſtand aus der 9. Diviſion von Löwenfeldt als Avantgarde und der 10. Diviſion von Kirchbach als Gros. Die 9. Diviſion verfügte über die 17. Brigade von Ollech (37. Füſiliere v. Below und 3. poſener Infanterie Nr. 58 von François), ferner über die 18. Brigade von Horn (Königs-Grenadiere Nr. 7 von Voigts-Rhetz) und dem 1. ſchleſiſchen Dragoner-Regiment (Nr. 4) des Majors von Mayer, welches die Spitze genommen hatte. Die 10. Diviſion enthielt die 19. Brigade von Tiedemann (weſtpreußiſches Grenadier-Regiment Nr. 6 von Scheffler und das 1. niederſchleſiſche Infanterie-Regiment Nr. 46 von Montbary), ferner die 20. Brigade von Wittich (2. niederſchleſiſches Infanterie-Regiment Nr. 47 von Maſſow und das brandenburgiſche Infanterie-Regiment Nr. 52 von Blumenthal). Als Cavallerie hatte die Diviſion von Treskow's weſtpreußiſches Ulanen-Regiment Nr. 1 bei ſich. Für den Einmarſch in Böhmen war vom 6. Armeecorps ferner aber das 5. Jäger-Bataillon, das 2. ſchleſiſche Dragoner-Regiment (Nr. 8) von Wichmann und die Brigade Hoffmann dem 5. Armeecorps beigegeben worden. Letztere Brigade operirte nachmals auf dem linken Flügel des Corps ſelbſtſtändig, während von Wichmann's Dragoner und Treskow's Ulanen unter General von Wnuck in den nächſten Tagen zu einer Brigade vereint wurden und zu dem Ende die Nacht (am 25. Juni) auch bis Reinerz gerückt waren. —

Das alſo combinirte 5. Armeecorps überſchritt noch am 26. die feindliche Grenze und denſelben Abend bereits beſetzte ſeine Avantgarde unter General von Löwenfeldt die Stadt Nachod und öſtliche Theile des Nachod-Paſſes, den Eingang des eigentlichen Bergthores für das böhmiſche Tiefland. — Die allgemeine Direction der Offenſiv-Bewegung der drei gegen Oeſterreich operirenden Armeen war auf Gitſchin gerichtet, an der Elbe ſollten ſie ſich, ſtrahlenförmig von Nord-Oſten, Norden und Nord-Weſten anrückend, treffen. Dies Zuſammentreffen dort war ein ſtrategiſches Muß, welches durch geregeltes und ſtetiges Vordringen, aller etwaigen Hinderniſſe ungeachtet, erzwungen werden ſollte. Die Hinderniſſe unterwegs konnten nur durch Terrainſchwierigkeiten oder den Aufenthalt entſtehen, welche der etwa anrückende Feind ſelbſt machte. Erſtere mußten durch exacten und wohlüberlegten Marſch, letzterer ſelbſtredend durchs Gefecht gebrochen werden. Der Marſch war alſo das Nächſtliegende und Gewiſſe, das Fechten etwas Zufälliges, das nur vom Gegner abhing. Demgemäß waren des General Steinmetz Dispoſitionen für ſein Corps auch nur eine Marſch-, keine Gefechts-Ordnung, und danach auch die Formirung der Truppen gerichtet. Die Marſchroute hatte der Bodengeſtaltung wegen, die Richtung Nachod-Altſtadt-Skalitz-Gradlitz auf Königinhof, von Nachod bis Skalitz nordweſtlich, von Skalitz bis Gradlitz mehr weſtlich. Den Anfang des Paſſes und ſeine öſtliche aufſteigende Hälfte hatte man am 26. Abends mit der Stadt Nachod inne, es galt, den weſtlichen Theil deſſelben von Nachod bis Wyſokow und damit die böhmiſche Ebene zu gewinnen, welche terraſſenförmig von dort ſich nach der Elbe ſenkt. Am 26. ſtand das Gros des Corps von Steinmetz noch in Reinerz, alſo zwei Stunden entfernt, das feindliche öſterreichiſche Corps von Ramming eben ſo weit jenſeits in Böhmen und ſüdlich von Nachod. Rückten beide Heerkörper gleichmäßig vor, ſo mußten ſie in der weſtlichen Paßhälfte und vor dem völligen Austritt der Preußen aus dem Grenzgebirge in faſt rechtwinkeligem Zuſammenſtoße aufeinander rennen! Der Kampf, von Steinmetz weder disponirt noch vorhergeſehen, war nach dieſer Sachlage für ihn ſomit unausbleiblich!

Das Terrain, auf welchem das folgende blutige Drama ſich abſpielen ſollte, hatte vier bemerkenswerthe Abſchnitte, an deren Gewinnung das Schickſal des kommenden Tages und die noch größere Frage hing, ob das 5. Corps a tempo mit dem Garde-Armeecorps und dem Corps des Generals von Bonin werde vordringen und in gleicher Höhe mit ihnen an der Elbe eintreffen können. Allerdings hatte die kronprinzliche Armee nach der Elbe und Gitſchin hin nicht ſo weit, wie die des Generals Herwarth von Bittenfeld und die des Prinzen Friedrich Carl, dafür hatte

Erſterer aber auch ſpäteren Befehl zum Vorrücken bekommen, ſo daß ſich die Zeit für Alle ausglich. Das Terrain in der allgemeinen ſüdweſtlichen Linie auf Skalitz iſt ſtetig nach Böhmen abfallend, ſo daß Nachod ſo ziemlich der höchſte Punkt iſt. Dieſe allgemeine Senkung wird aber durch eine ſcharfe Thalmulde, in welcher der Metaubach ſich hinzieht, unterbrochen. Aus ihr hebt ſich ein Hochplateau, auf deſſen weſtnördlicher Seite das Dorf Wyſokow, ſüdlich von ihm aber ſich ein Gemiſch von Wald und Hügelungen, die Branka (Waldthor) genannt, befindet. Von da ſenkt ſich in einer ſchwachen, langgeſtreckten Muldung das Terrain nach Skalitz zu. — Oberhalb derſelben Muldung bei Wyſokow zeigt ſich eine Ackerfläche, dann ein Wäldchen. In der Mitte der Senkung liegt Dorf Wenzelsberg und an der Sohle derſelben abermals ein Wäldchen, — lauter Momente, die für den andringenden Feind Stützpunkte bieten und Steinmetzens Vordringen erſchweren mußten. Nördlich von Wyſokow zog ſich überdem ein ſtarker Wald hin, durch welchen weſtſüdlich in ſehr ſcharfer Kurve um das Oertchen Starkoc der Eiſenbahndamm nach Skalitz herumkommt, ebenfalls ein Deckungspunkt für den Feind, ein Kampfobjekt für den Angreifer! Wer ſich dies Terrain vergegenwärtigt, und daß es Nothwendigkeit für Steinmetz war, mit ſeinem Corps durchzudrücken, für den öſterreichiſchen General von Ramming aber eine nicht geringere Nothwendigkeit, Steinmetz aufzuhalten und ihm den Eintritt ins Flachland unmöglich zu machen, der wird ſich unſchwer überzeugen, daß hier von beiden Seiten bedeutend viel Menſchenleben geopfert werden mußten, ſollte für Einen von ihnen die Möglichkeit erwachſen, ſeinen Zweck zu erreichen. Beide, Oeſterreicher wie Preußen, befanden ſich alſo auf dem Marſche, auf welchem ſie nothwendig caramboliren mußten, beide waren nur in Marſch-, nicht in Gefechtsformation. Steinmetz marſchirte weſtlich abwärts, Ramming von Süden nach Norden hinauf. — Aus dieſen Thatſachen [illegible] die ganze Natur des Gefechtsverlaufs am nächſten Tage. Weſentlich war, wohin der Treffpunkt des Zuſammenſtoßens ſich verlegte und Wem die Gunſt des beſſeren Terrains dann zur Seite ſtehen werde. —

Bereits hatte bei Beſetzung des Nachod-Paſſes am Abende des 26. ein leichtes Gefecht ſtattgefunden. War das Gros des Feindes immer auch noch ſo weit entfernt, ſicher doch nahe genug, um die im Fluge vom 5. Corps beſetzte zweite Paßhälfte mit überlegenen Kräften anzugreifen, den Preußen den Beſitz des Paſſes, mindeſtens das Debouchiren aus demſelben, ſtreitig zu machen. So kam es auch. Dieſe zweite Hälfte des Paſſes ward wirklich das Objekt eines verzweifelten Kampfes. — Die Metaubrücke wurde denſelben Abend noch hergeſtellt, das 3. Bataillon des 37. Regiments bezog Bivouacs zwiſchen der Metau und Nachod, eine Compagnie Jäger beſetzte Nachod ſelbſt, 9 Uhr Abends rückten noch weitere Abtheilungen der Avantgarde bis über die Metaubrücke vor, und auf feindlichem Gebiete ſtanden in der Nacht vom 26. zum 27. Juni das 1. und 2. Bataillon der Siebenunddreißiger, 2 Jäger-Compagnien und eine Escadron vom 4. Dragoner-Regiment. — Wenn der Leſer unſere Beſchreibung des Terrains und deſſen vier Abſchnitte ſich zurückruft, wird er ſich ein überſichtliches Bild des Kampfes am 27. machen können, ſobald wir ſagen, daß dieſen vier Abſchnitten gemäß der Kampf auch vier Stadien hatte. — Die Mulde der Metau war bereits in der Nacht vorher in preußiſchem Beſitz nebſt dem Dorfe Altſtedt, bei welchem die von Süden kommende Neuſtädter Chauſſee in die weſtliche Straße nach Skalitz mündet. Der erſte Kampf fand auf der Brankahöhe in ſüdlicher Richtung ſtatt. Es war der Treffpunkt mit dem Feinde. Hier leitete ſich die Schlacht mit einem eben ſo blutigen wie hartnäckigen Reitergefecht ein, hier ward die Avantgarde Steinmetzens nach dreimaligem wüthenden Cavallerie-Angriff vom ſüdweſtlichen Plateau-Rande der Branka bis an deſſen nordöſtlichen Höhenrand zurückgeworfen. Hier aber ſetzten ſich die Preußen in zähem Widerſtande feſt! Es galt, das Plateau ganz wieder zu gewinnen und den Feind von ihm nach Weſten zu herabzuwerfen. Als dieß am 27. Juni früh bewirkt war, griffen bei dem erſten Wäldchen faſt alle Abtheilungen ſämmtlicher herangekommener Regimenter des 5. Armeecorps ſucceſſive in das Gefecht ein; beim Dorfe Wenzelsberg war die blutige Ruhmesſtelle des braven 37. Regiments von Below, am unteren Wäldchen des Bodenabhangs war der noch heißere Augenblick höchſter Waffenehre für das 58. Regiment von François gekommen. Nach dreimaligem wilden Angriffe war das Corps Ramming von der Branka hinab zur Skalitz-Ebene geworfen worden! — Wenn die angegebenen Gefechtsſtadien nur die Treffpunkte nach vorwärts, alſo die Art des ſiegreichen preußiſchen Vordringens bezeichnen, ſo iſt das ſtrategiſche Bild des mörderiſchen Ringens doch nicht völlig gegeben. Erwägt man, daß Ramming von Süden kam, alſo nach Norden zu avancirte, Steinmetz aber von Oſten kam und nach Weſten vorſtieß, beide Gegner aber in Marſch-, nicht in Gefechtsformation ſich befanden, ihre Angriffsformation alſo im Laufe der Schlacht erſt entwickeln konnten, ſo mußte nothwendig der ganze Kampf vom Süden des Branka-Plateaus (Linie Braſetz-Wenzelsberg) ſich weſtlich nach links auf den Rand der Branka-Höhen ausdehnen und nordweſtlich immer mehr nach links (von öſterreichiſcher Seite) ſich ziehen, bis der letzte Angriff der Kaiſerlichen auf den Wyſokow-Paß und die rechte Flanke Steinmetzens in der Ebene gebrochen war. Das Bild des 5. preußiſchen Corps, wie es ſich nach und nach in der Schlacht aufrollt, gleicht alſo einem von Süden nach Norden ſtaffelweiſe ſich entfaltenden **Fächer**, deſſen äußere Peripherie im Vordringen je nach dem Eintreffen der anrückenden Corpstheile wächſt, während die Verſuche der Oeſterreicher gegen dieſe Peripherie von Braſetz bis Wyſokow in faſt einem Dreiviertelkreiſe ſich dadurch ausdehnen, daß jede ſeiner neu anrückenden Abtheilungen ſich links neben die kämpfenden Kameraden en ligne zu ſetzen und den preußiſchen rechten Flügel zu umgreifen ſuchte, aber ſtoßweiſe bis in die nordweſtliche Ebene zurückgedrückt wurde. Vielleicht hat es ſelten ein intereſſanteres und blutigeres Schachſpiel des Krieges gegeben, als hier. Das war des greiſen Steinmetz erſter Ehrentag, der ihm den Namen des „Löwen von Nachod“ eintrug! —

Das 5. Corps hatte am Morgen des berühmten 27. Juni etwa zwei Meilen Tiefe, Bataillon hinter Bataillon; das

Avantgarden-Gefecht bei Wenzelsberg (alſo ſüdweſtlich) dauerte bis etwa 12 Uhr. Der Paß, durch den man von Nachod aus mußte, geſtattete den Preußen keine Ausbreitung. Daß das 5. Corps für eine Schlacht alſo nicht disponirt war, iſt ſchon aus den zwei Meilen Tiefe ſeiner Formation erſichtlich. Wirklich dachte Steinmetz an einen ernſten Kampf nicht. Er wollte ſich eben zum Eſſen ſetzen, als ihm die ernſtere Entwickelung des Gefechts, alſo die Gewißheit: ſich ſchlagen, oder — weichen zu müſſen, gemeldet wurde. Er warf ſich aufs Pferd, denn Weichen war ſeine Paſſion eben nicht, der kritiſche Moment des Reitergefechts ſüdlich von Wyſokow auf der Branka aber bereits gekommen. Dieſe Gefahr ward indeß beſeitigt. Wenn der kaiſerlichen Küraſſier-Brigade Solms indeß mißlungen war, die Preußen in die Metaumulde zurückzuwerfen, der öſterreichiſchen Infanterie-Brigade Roſenzweig ſchien es nun gelingen zu ſollen. Während das Gefecht ſüdlich um Wenzelsberg erſtarb, war Wyſokow nördlich ſelbſt Hauptpunkt des Kampfes geworden, hier lag der entſcheidende Schlußakt des Dramas. Die preußiſche 10. Infanterie-Diviſion unter General von Kirchbach war indeß angelangt und debouchirte, die 19. Infanterie-Brigade von Tiedemann hatte inzwiſchen das Terrain von Wyſokow gewonnen; das Gefecht ſtand wieder. Das Wäldchen und die Wenzelskapelle waren zurückerobert, Wyſokow unſererſeits beſetzt. — Hier war das heißeſte Ringen! Mit zäher Wuth drangen die braven kaiſerlichen Colonnen vor, mit Todesverachtung wurden ſie von den Preußen zurückgewieſen. Die 20. Brigade des Generalmajors von Wittich eilte heran und an alle bedrohten Punkte ſchob ſie ihre Bataillone vor. Die Verluſte waren ungeheuer, Oberſtlieutenant von Scheffler, Major von Wnuck, viele Offiziere und Mannſchaften waren in wenig Augenblicken verwundet. Die Füſiliere des 52. und 47. Regiments warfen ſich durch Wyſokow hindurch an die Nordſeite hinaus dem Flankenangriff des Feindes entgegen! Dieſer Zuſammenſtoß, durch eine gleichzeitige Ulanenattaque unterſtützt, gab den Ausſchlag! Des Feindes letzte verzweifelte Kraft war gebrochen, er wandte ſich zur Flucht! — Wie mörderiſch die Schlacht geweſen, beweiſt, daß an Ober-Offizieren General von Ollech ſehr ſchwer, Generalmajor von Wnuck, Oberſt von Treskow und Oberſtlieutenant von Wichmann, Oberſt Walter von Monbary, Oberſtlieutenant von Scheffler und Major von Wnuck verwundet, die Majore von Natzmer und von Rieben aber gefallen waren. Der Oberſtcommandirende, Kronprinz Fritz, war inmittels mit ſeinem Stabe angelangt, die ſchwer wiegende Entſcheidung des blutigen Tages zu ſehen. Jetzt war der erſte Sieg gewonnen, das 5. Corps durfte verſchnaufen. Nun erſt trat Jedem ins Bewußtſein, was gekämpft worden, jetzt erſt ging von Lippe zu Lippe, was ihr Feldherr Steinmetz perſönlich ſelber geleiſtet hatte. — Der Hauptmann einer Avantgarden-Batterie hatte dem General gemeldet: „er könne ſeine Batterie nicht länger halten.“ Steinmetz ritt hinauf und ſah vor ſich ein Bild der Zerſtörung! „Ja, das geht nicht!“ ſagte er. „Aber weg geht auch nicht! Holen Sie Succurs, ich bleibe hier!“ Der Hauptmann eilte fort, Hülfe zu holen. Die Granaten ſchlugen rings um den General ein. — „Excellenz, hier kommen ſie dicke!“ ſagte ſein Reitknecht. — „Uns treffen ſie nicht!“ entgegnete Steinmetz gleichgültig. — Nun kam der Hauptmann mit Succurs. Man feuerte mit doppelten Kräften wieder. „Uns treffen ſie nicht! — Steinmetz, Hurrah!“ jauchzten die Kanoniere, als ihre Geſchoſſe in den Feind einſchlugen! „Uns treffen ſie nicht!“ war ſeit Nachod das Motto der 5. Armee!! — —

Das öſterreichiſche Corps von Ramming hatte ſeinen Rückzug auf Skalitz angetreten, das 5. Armeecorps von Steinmetz den Nachod-Paß behauptet und damit ſeinen Eintritt ins böhmiſche Land geſichert! In Verfolgung des Feindes und Fortſetzung ſeines Vormarſches mußte man in dieſer Richtung auf neue feindliche, wahrſcheinlich ſtärkere Heerhaufen treffen; aus der Schlacht von Nachod ergab ſich demnach nothwendig die Bataille von Skalitz. Sie war nur eine Fortſetzung der erſteren. Wie groß der Erfolg von Nachod auch war, ſo war er doch immer nur ein erſter Schritt zum Siege. — General von Steinmetz beſchloß deshalb, am 28. vom Plateau von Wyſokow aus gegen Skalitz vorzugehen und dieſen

BIBL. UNIVERS. LIPS.

halbwegs nach Grablitz hin gelegenen Punkt mit Dranſetzung aller Kräfte zu nehmen. Die Unterſtützung der 2. Garde-Diviſion war zugeſagt, aber nicht gewiß, das 5. Armee-Corps hatte dieſe Aufgabe alſo zunächſt allein auf die Schultern zu nehmen. —

Der 28. Juni! — Zwar befand ſich die Brigade Hoffmann nun bei Steinmetz, aber demſelben ſtand bei Skalitz eine ganze öſterreichiſche Armee 70,000 Mann ſtark (das 6. und 8. öſterreichiſche Corps des Erzherzogs Leopold) gegenüber, das 4. öſterreichiſche Corps bei Dolan (zwiſchen Skalitz und Joſephsſtadt) aber in Reſerve. Die Stellung der Kaiſerlichen war überaus günſtig und würde formidabel geweſen ſein, hätten ſie die Aupa nicht im Rücken und gegen dieſe ſchwache Stelle keine Deckung gehabt. Andererſeits war für die ganze Kriegsentſcheidung ein Sieg über die preußiſche Armee hier eine Lebensfrage, denn die anrückenden öſterreichiſchen Corps hatten die Aufgabe, den Aufmarſch der Haupt-Armee Benedek's um Joſephsſtadt zu ſichern! —

Weit blutiger als die Nachod-Schlacht mußte das Treffen von Skalitz werden. Es hatte drei ſchwere Stadien und alle drei wurden von der Armee Steinmetzens mit wahrem Löwengrimme ſiegreich überwunden. Zuerſt die Wegnahme des Waldes von Dubno und die Zertrümmerung der öſterreichiſchen Brigade von Fragner, dann der Zuſammenſtoß am Eiſenbahndamm und das Zurückwerfen der Brigade Kreyſſern, ſchließlich die Erſtürmung der Aupa-Höhen, Wegnahme des Bahnhofs und das Eindringen in die Stadt Skalitz am Nachmittage. — Die Stellung des 5. Armeecorps, einſchließlich der 22. Brigade, war am 28. Morgens derartig, daß die 17. Brigade von Olloch (Regimenter Nr. 37 und 58) hinter Nachod ſtand, das Königs-Grenadier-Regiment (Voigts-Rhetz) und die 10. Diviſion (v. Kirchbach) nördlich von Wyſokow ſich in einer Schlucht befand, die 22. Brigade (Regimenter Nr. 38 und 51) ſich ſüdlich von Wyſokow hinter einem abgebrannten Gehöft formirt hatte. Aus dieſer Situation entwickelte ſich das Treffen. — General von Steinmetz befand ſich zwiſchen 9 und 10 Uhr auf dem Plateau des Schafberges und überwachte die Schlacht. Artilleriegefecht leitete die impoſante Scene ein, während die übrigen Truppen in ihre Angriffsſtellungen vorrückten. Auf dieſem Plateau erhielt Steinmetz die ſehr ernſte Mittheilung über den Ausgang des Gefechts von Trautenau, ſowie die in Folge deſſelben erlaſſenen Befehle an das preußiſche Gardecorps. Auf die in Ausſicht geſtellte Unterſtützung der 2. Garde-Diviſion war alſo **nicht** mehr zu rechnen, Steinmetz nur auf ſeine eigenen Kräfte angewieſen. Er faßte einen eiſernen Entſchluß! — Nie haben die Soldaten ihren General ſo düſter und ingrimmig geſehen. „Er ſieht drein, als ob er den Teufel gefreſſen hätte“, flüſterten ſie, da er vorüber ſprengte. — „Drauf denn!“ „Tambour battant!“ klang der Befehl jetzt. Die 17. Brigade ſtürmte den Dubno-Wald; es war 11 Uhr. — Der Wald ſelbſt wurde ohne große Verluſte genommen, aber in dem vorgelegenen Terrain deſſelben ſollte es deſto mehr Opfer koſten. In ihm hatte ſich der zurückweichende Gegner feſtgeſetzt! Wie furchtbar hier der Kampf geweſen, bewies, daß das kaiſerliche Bataillon Naſſau ein Drittel ſeiner Leute, das Bataillon Crenneville die Hälfte der Mannſchaften eingebüßt hat. — Die erſte Poſition war genommen, das 5. Corps drang jauchzend vor. An dem Eiſenbahndamme krachten die Gegner wieder zuſammen! — Hier hielten die braven 58er ihren ſchmetternden Tanz, die 10. Diviſion von Kirchbach, das Gros des 5. Armeecorps, aber brachte wie zu Nachod abermals die ſchließliche Entſcheidung durch Erſtürmung der Aupa-Höhen, des Bahnhofs und der Stadt Skalitz. Vorauf waren dieſelben Regimenter wieder wie dort, die weſtpreußiſchen Grenadiere (Nr. 6) von Scheffler und das (niederſchleſiſche) 47. Infanterie-Regiment von Maſſow, in hellſchimmernden Küraſſen aber die ſchwere Garde-Cavallerie-Brigade von Prinz Albrecht Sohn. Hierzu geſellte ſich noch das wahrhaft glänzende Hervorbrechen der 19. Brigade von Tiedemann. Der Jägerhügel bei Skalitz ward genommen, des Feindes letzte Kräfte von den vereinten Stößen des Corps Steinmetz gebrochen, verſprengt, theils durch die Stadt geſtauet; — um 12¼ Uhr wurde

Skalitz auf den erſten Anlauf genommen, der Bahnhof war der letzte dem Feinde entriſſene Preis. — Eigentliche Verfolgung fand nicht ſtatt, die Artillerie allein bewarf den nach Joſephsſtadt abziehenden Feind. — Um 4 Uhr rückte das ſiegreiche 5. Armeecorps todtmüde, aber jubelnd ins Bivouak. — Brigade Hoffmann (38. und 51. Regiment) gab die Vorpoſten, jenſeits der Aupa gegen Joſephsſtadt zu nahm man Aufſtellung. Das Königs-Grenadier-Regiment, zur Anerkennung ſeiner Leiſtungen, erhielt Quartier in Skalitz ſelbſt. Die 9. Diviſion bivouakirte nördlich, die 10. Diviſion ſüdlich der Nachod-Skalitzer Straße. — Der Verluſt preußiſcherſeits war wiederum ſehr ſchwer, er belief ſich auf 62 Offiziere und 1352 Mann. Die Oberſten von Witzleben und François waren verwundet, Oberſtlieutenant von Wenkſtern und Major von Haugwitz gefallen, beſonders eine Menge Hauptleute hatten ſchwere Bleſſuren erhalten. Der Verluſt des Feindes dagegen mußte wahrhaft herzzerreißend genannt werden; ſo hatte das öſterreichiſche 5. Jäger-Bataillon allein 19 Offiziere, alſo faſt ſeinen ganzen Beſtand verloren! Das Treffen von Skalitz war eins der blutigſten in dieſem ganzen Kriege! — Der greiſe Sieger telegraphirte an König Wilhelm I.: „Euer Majeſtät melde ich am 28. Juni einen zweiten Sieg, heißer und blutiger wie am 27. Viel Verluſte an Offizieren und Mannſchaften, doch Verluſt des Feindes entſchieden größer. Wieder einige Trophäen erobert, die Zahl noch ungewiß. Zahlreiche Gefangene gemacht, Skalitz iſt in meinen Händen. Gegen mich, nach aufgefundenem Befehl Benedek's, heut Erzherzog Leopold mit dem 7. und 8. Corps. Meine Truppen ſind nach zwei Schlachten noch voller Muth und Freudigkeit. Sie brechen in lauten Jubel aus! Steinmetz.“ —

Noch war der Tanz indeß nicht aus! Um den ferneren Vormarſch der Preußen zu hindern hatte nunmehr das am 28. in Reſerve geſtandene 4. öſterreichiſche Corps des Feldmarſchall-Lieutenants Grafen Feſtetics hart an der nach Joſephsſtadt führenden Straße bei dem Dorfe Schweinſchädel Aufſtellung genommen; es galt einen dritten Schlag alſo und zwar mit demſelben 5. Armeecorps, ohne irgend weitere Unterſtützung gegen ein drittes friſches feindliches Armeecorps. Nach den zwei blutigen Gefechten der beiden vorhergehenden Tage war es Steinmetz nicht darum zu thun, eine dritte Bataille um bloßen Fechtens willen zu beſtehen. Er wollte verſuchen, ob nicht ohne Kampf durch eine nördliche Umgehung des Feindes über Chwalkowitz gegen Gradlitz vorzudringen ſei; er richtete dafür ſeine Dispoſition ein. Demgemäß ſollte die 20. Brigade (von Wittich), gefolgt von der Cavallerie-Brigade von Wnuck, ein linkes Seiten-Detachement bilden, das auf der großen Joſephsſtädter Straße über Zajezd vorgehen und bei Miskoles wieder zum Gros des Corps ſtoßen ſollte. Die 19. Brigade von Tiedemann ſollte ſich über Zlitſch-Ratiboriz auf Weternick und Miskoles ziehen, um von hier aus die Straße Chwalkowitz-Gradlitz zu gewinnen. Dieſer Brigade ſollte als Gros die 9. Diviſion von Löwenfeld, letzterer aber die Brigade Hoffmann folgen. — Am 29., Nachmittags 3 Uhr, erſt brach das noch von den überſtandenen Strapazen fatiguirte 5. Armeecorps von Skalitz auf, zuerſt von Wittich's linkes Seiten-Detachement, welches Trebeſow ohne Widerſtand erreichte. Hier aber, als es, um nach der Dispoſition Miskoles zu erreichen, rechts ausbiegen wollte, ward es von Schweinſchädel aus in ein Gefecht verwickelt, das bald einen nur zu ernſten Charakter für die 20. Brigade annahm. Behufs Ueberflügelung der feindlichen Stellung war die 19. Brigade von Tiedemann auf der Zlitſcher Straße avancirt und hatte nach Erſteigung des Plateaus von Chwalkowitz das in der rechten Flanke von Trebeſow belegene Dorf Miskoles erreicht, als der Kanonendonner ihm verkündete: das linke Seiten-Detachement Wittich ſei in verhängnißvoller Lage! General Steinmetz gab Befehl, den Marſch zu ſiſtiren und links einzuſchwenken. Ohne neuen Kampf kam man alſo nicht los! — „Zur Attaque!" — Durch veritablen Angriff ſeiner linken Flanke und im Rücken wird die öſterreichiſche Brigade Poekh geworfen. Das 46. Regiment, bei Schweinſchädel im Rücken ſtehend, verwickelt den Feind in einen verheerenden Kampf. Der linke Flügel des Regiments Nr. 6 nimmt den öſtlichen Theil von Schweinſchädel ſammt der Meierei im Verein mit den 52er Füſilieren von Trebeſow her, der rechte

Flügel des Regiments Nr. 6 nimmt den weſtlichen Theil Schweinſchädels, der linke Flügel der 46er ſtürmt das feindliche Centrum, die Schäferei und Einſiedelei; der rechte Flügel deſſelben Regiments hingegen erobert das Dorf Lebutſch. — Das Treffen von Schweinſchädel hatte dem 5. Corps 15 Offiziere und 379 Mann gekoſtet, der Feind dagegen hatte 39 Offiziere und 1411 Mann verloren. — 7 Uhr Abends war die Bataille zu Ende. Bis 9 Uhr blieb das Plateau von der Brigade Tiedemann beſetzt, das Gros aber war vorher aufgebrochen, paſſirte Chwalkowitz und traf 2 Uhr am nächſten Morgen im Bivouak zu Gradlitz ein. Seitens des 5. Armeecorps war mithin der Rendevouz-Platz der kronprinzlichen Hauptarmee erreicht, und am 29. Abends konnte General Steinmetz dem Könige telegraphiren: „Auch das 4. Corps geworfen, der Weg zur **Elbe** iſt **frei!**" — — —

Von Freund wie Feind iſt dieſe dreitägige Geſammt-Aktion als glänzende Leiſtung anerkannt worden. Das Entzücken, der Jubel der Truppen des 5. Armeecorps war grenzenlos. Ihr gefürchteter, — oft auch gehaßter Steinmetz war ihr Abgott geworden, alle Herzen ſchlugen ihm fortan mit begeiſterter Liebe zu. In ihm, ſo ſagten die Soldaten, ſei Preußen ein neuer York erſtanden! — Ein wahrer Steinmetz-Enthuſiasmus that ſich kund, und in Liedern verewigte das Corps die Thaten ſeines Feldherrn im Silberhaar. — Vielfach und verſchiedentlich von öſterreichiſcher ſowohl wie preußiſcher Seite iſt die Bedeutung ſeines dreitägigen Ringens indeß beurtheilt worden. Von allem gelehrten und ungelehrten Für und Wider abgeſehen, iſt aus den Thatſachen wohl am ſicherſten der Beweis zu ziehen, daß Steinmetz' ſiegreiches Vordringen und Erſcheinen zu Gradlitz nach zwei Richtungen hin ein für den ganzen Ausgang des Krieges in Böhmen entſcheidender Erfolg war. Eine Seite deſſelben war, daß Steinmetz der kronprinzlichen Armee die Ebenen Böhmens von Schleſien aus erſchloß und die Richtung nach der Elbe, alſo die Vereinigung der drei preußiſchen Hauptarmeen möglich machte. Hätte dieſe drei Treffen der General nicht gewonnen, ſo dürfte wohl die Frage aufzuwerfen ſein, ob den übrigen Theilen der kronprinzlichen Armee gelungen wäre, allein noch am Schlachttage von Königgrätz zu entſcheidender Stunde einzutreffen? Thatſache iſt, daß das 1. Armeecorps von Bonin bei Trautenau einen Echec erlitten hatte, das Gardecorps dieſen Ort wieder nehmen und ſo dieſen Unfall redreſſiren mußte. Dieſerhalb konnte letzteres bei Skalitz dem 5. Armeecorps ſomit keinen Succurs gewähren. Wenn ohne Hülfe Steinmetz alſo nicht an demſelben Tage durchzudrücken, das Terrain bis Gradlitz vom Feinde zu ſäubern vermocht hätte, dann hätte das 1. wie das Gardecorps unterwegs die beiden feindlichen Corps des Erzherzogs Leopold wie Feſtetics auch noch zu pariren gehabt, vom — Zurechtkommen zur Schlacht von Königgrätz war ſicher dann keine Rede mehr! Eine andere Seite von Steinmetz' Erfolg kann man einen vom Zufall oder Kriegsfatum begünſtigten, aber deſto einſchneidenderen nennen. Die verſchiedenen kaiſerlichen Corps, welche drei Tage lang dem einen 5. Corps gegenüber ſtanden und geworfen wurden, ſollten bekanntlich theils zur Verſammlung des Kaiſerheeres an die Elbe rücken, alſo es verſtärken, theils aber dieſe Verſammlung gegen die ſchleſiſche Seite hin ſichern. Daß Steinmetz dieſe drei feindlichen Corps vernichtete, hieß ſomit das Kaiſerheer ſchwächen, in Rücken und Flanke deckungslos machen und den beiden bei Trautenau vollauf beſchäftigten kronprinzlichen Corps einen widerſtandsloſen Vormarſch ſichern. Durch Steinmetz erſt war es möglich geworden, daß das Gardecorps am 29. Juni Königinhof mit Sturm nehmen, die kronprinzliche Hauptarmee aber am 1. Juli, alſo zwei Tage vor der Sadowa-Schlacht, um Gradlitz anlangen konnte. Dadurch war die Möglichkeit der Vereinigung aller in Böhmen operirenden preußiſchen Armeen und die Umgreifung Benedek's gegeben. — Dieſen tieferen Sinn, welchen Steinmetz' Erfolge hatten und welcher dem großen Publikum nicht völlig zum Verſtändniß damals kommen konnte, empfanden nicht blos die begeiſterten Truppen des 5. Armeecorps, als ſie ihren Feldherrn feierten, derſelbe ward am klarſten im großen Hauptquartier ſelber erkannt und fand in folgendem Dankſchreiben König Wilhelms an Steinmetz ſeinen Ausdruck:

„Durch die Mir nunmehr zugegangenen Meldungen des Kronprinzen, Meines Sohnes, als Commandirenden der 2. Armee, erweiſen ſich die viertägigen Siege, welche Sie, Herr General, mit Ihrem tapferen ausgezeichneten 5. Armeecorps erfochten haben, von ſolcher Wichtigkeit und Entſchiedenheit für die Operationen der **geſammten Armee**, zugleich aber von ſolchem Umfange am 27. und 28., daß ſie einer ſelbſtſtändig gelieferten zweitägigen Schlacht gleichkommen, ſo daß Ich Ihnen für Ihre ausgezeichnete Führung und Leitung derſelben Meine Königliche Anerkennung im höchſten und vollſten Maße hierdurch ausſprechen muß. Nur Ihrer Energie und Ihrer Einwirkung auf Ihre braven Truppen iſt es zuzuſchreiben, daß dieſelben durch ihre Ausdauer und Tapferkeit täglich friſchen und überlegenen feindlichen Truppen die Stirn bieten konnten und jedesmal ſiegten. — Und Sie, Herr General, haben ſomit die Ehre, die ſchwierigen Operationen größtentheils gelingen zu machen, die Ich der **geſammten Armee** geſtellt hatte, deren Concentration aus Schleſien und Sachſen in Böhmen zu bewirken. — Als Anerkennung Ihres hohen Verdienſtes, ſowie in Anerkennung der heldenmüthigen Leiſtungen Ihrer Truppen, verleihe Ich Ihnen Meinen hohen Orden des ſchwarzen Adlers, ſowie das dazu gehörige Großkreuz des Rothen Adler-Ordens, dieſes aber mit Schwertern. Ich bin ſtolz darauf, dieſe höchſte Auszeichnung zum erſten Male ſeit Meinem hochſeligen Vater und Könige, wie Er dies in dem Befreiungskriege vermochte, -- für hohe Auszeichnung vor dem Feinde verleihen zu können. Armee und Nation wird dadurch auf Ihrer Bruſt leſen, was Sie durch und für ſie leiſteten. Ihr dankbarer, treu ergebener König. Wilhelm." — Wir glauben, dieſer Majeſtäts-Brief deutet genug an, was wir vorhin aus den Thatſachen erwieſen haben. —

Ohne Ruhmeseifer und Ehrgeiz iſt der Soldat Nichts. Sind ſie auch egoiſtiſche, ſo ſind ſie doch zugleich ideale Leidenſchaften, die den Sieg im Tode ſuchen und den kämpfenden Mann über die Schrecken der Schlacht himmelan tragen. Dieſe idealen Leidenſchaften haben aber auch ihre materielle Kehrſeite. Unbefriedigter

Ruhmeseifer und Ehrgeiz erzeugen oft den Ruhmesneid und die Scheelſucht. Wollen wir ganz gerecht ſein, ſo iſt dieſer Neid, obwohl aller Uebel Wurzel, doch eben ſo verzeihlich als natürlich. Der beſte Menſch hegt ihn als brennenden Stachel, und wollte er denſelben ausreißen, ſo müßte ihm auch jedes Selbſtvertrauen und jede Lebenshoffnung zugleich mit aus der Bruſt entweichen. Wir werden ewig im Leben Das beneiden, was Andere errangen, wir ſelber aber erſtrebt haben, und wir werden ewig den Neid Derer erdulden müſſen, welchen Das nicht gelang, deſſen die Vorſehung uns gerade gewürdigt hat. — Ein Anderes, Verwerflicheres aber iſt, was ſich zu ſolch edlem und natürlichem Neidgefühle oft in untergeordneteren Charakteren geſellt, die — Sucht der Verleumdung! — Arrogant machten Steinmetz dieſe Erfolge, wie dieſe Ehre nicht. Er ſchrieb in jenen Tagen: „Das Glück hat mich demüthiger gemacht, als es wahrſcheinlich das Unglück vermocht hätte.“ — Wer wird, wenn er pſychologiſch unſere Schilderung von des Generals Leben bisher verfolgt hat, ihm das aufs Wort nicht glauben? Was ihn jetzt erfüllte und hob, war der poetiſche Rauſch kriegeriſcher Begeiſterung, war das Entzücken, um die wettergepeitſchte Stirn den Kranz dennoch flechten zu dürfen, von dem der Knabe zu Stolpe geträumt, für den der arme Subaltern-Offizier durch alle Grade militäriſcher Hierarchie ſich bis zum „Könner“ heraufgedient hatte. Wunderbar genug, während Steinmetz’ Siege wie ein elektriſcher Schlag die ganze Armee begeiſternd und ermuthigend durchdrangen, während das Vaterland in Jubel über ſolche Erfolge ausbrach, im Bewußtſein der abgewandten großen Gefahr, welche das Geſammtvaterland, vor Allem aber Schleſien bedroht hatte, und während Steinmetz mit der höchſten Anerkennung ſeines Kriegsherrn geehrt wurde, begann ſich ſchon die Verleumdung, obwohl noch lichtſcheu, zu regen. Sie lebte in dem Grade auf, als ſpäter die Erinnerung der Verdienſte des Generals bleicher wurde in dem Glanze der Erfolge Anderer. Sie wuchs bis 1870 weiter und thürmte ſich zu bald offenen, bald verſteckten Anklagen und Verdächtigungen, welche dem Helden von Nachod die ſchwerſten und bitterſten Wunden bereitet haben und deren Ungerechtigkeit im Herzen unſeres Helden einen ſehr natürlichen Groll wachrufen mußte. Auf dieſe Verleumdungen, welche wir bereits kurz bezeichnet haben*), müſſen wir eingehen, um einerſeits deren Ungrund zu erweiſen, wie darzulegen, wie dieſe Verleumdungen der erſte Keim zum Ausſcheiden des Generals aus der Aktivität geworden ſind. Ueber alle dieſe Dinge ſind — gleichviel ob mit, ob ohne Abſicht, oder aus Unkenntniß und Neuigkeitskrämerei — die falſcheſten Gerüchte in Umlauf gekommen und haben zu den hohen Ehren eines nun 76jährigen Feldherrn ein gutes Theil Bitterkeit und Menſchenverachtung gefügt. Steinmetz hat wenigſtens aber es nicht allein empfunden, daß der Ruhm eine eben ſo ſeltene wie dornenreiche Blume iſt und das Herz zerreißt, an welchem ſie ſich feſtrankt! — Ein Philoſoph des Mittelalters hat geſagt: „Die Geſpenſter entweichen, wenn man ihnen feſt ins Auge ſieht und auf ſie zugeht!“ Der böſe Leumund iſt ein ſolches Geſpenſt, und wir wollen mit dem Leſer im Vereine ihm auf den Leib rücken, wäre auch nur der eine Zweck erreicht, daß der Löwe von Nachod freundlich zu unſerm Beginnen lächle und zur Gerechtigkeit der öffentlichen Meinung wieder das volle deutſche Herz gewinne, was durch die Schlachtenwetter ſiegreich ihn geführt hat. — Nach dem Kriege von 1866 nämlich begann die Meinung, — weiß Gott, wie kolportirt, — im Publikum Platz zu greifen, der General habe in den drei Tagen von Nachod-Skalitz-Schweinſchädel unverantwortlich viel Soldaten ohne Noth geopfert. Wir ſind dieſen Gerüchten ſelbſt noch im Jahre 1872 und in hoch gebildeten Kreiſen begegnet. — Wenn uns geſtattet wäre, handſchriftliche Belege einzuflechten, ſo würde die in ihnen glühende, ſittliche Empörung des Feldmarſchalls über die Scheußlichkeit und Leichtfertigkeit eines ſolchen Argwohns ſein allerbeſter Vertheidiger werden! Wenn man ſchon auf das Leben deſſelben zurückblickt, auf ſeine ſchweren häuslichen Heimſuchungen und die tiefen Gefühlsmomente, welche Steinmetz aller Orten für den Menſchenfreund darbietet, ſo wird man von ſelbſt ein Gebahren für unmöglich halten, das den Feldmarſchall zu einem italieniſchen Condottiere oder zu einem jener Landsknechts-Oberſten erniedrigen würde, wie ſie unter Wallenſtein, Tilly oder Guſtav Wrangel der Schrecken ihrer eigenen Fürſten wie ihrer Soldaten, das Entſetzen jedes armen Landes geweſen ſind, das ihr Fuß geſchändet hat. Die evidenteſten Beweiſe gegen die ſchweren Vorwürfe, welche ihm betreffs der drei Tage Nachod-Skalitz-Schweinſchädel gemacht wurden, liefert die Betrachtung der Thatſachen aber ſelbſt.

---

*) Unter „Unſer Fritz“. I. Bd., S. 134.

In dieſen drei Tagen hat das 5. Armeecorps allerdings furchtbare Verluſte gehabt. Steinmetz hat nicht nur vorher gewußt, reſpective ſich denken können, daß es auf ſeinem Marſche von Reinerz bis Gradlitz nicht ohne Kampf, alſo Verluſte abgehen werde, — ja er hat, als er vor Skalitz auf dem Plateau des Schafberges erfuhr, daß er auf die erhoffte Hülfe der Garden nicht zu rechnen habe, ſogar vorher gewußt, daß ihm dieſer zweite Schlachttag große Opfer an Menſchenleben koſten müſſe und — „coûte qu'il coûte" — er hat dieſe Opfer gewollt, weil er ſie hat wollen müſſen! — Oder hätte er's nicht thun ſollen? Hätte er etwa zurückgehen, ſich nach Schleſien retiriren ſollen, ob die übrige kronprinzliche Armee auch in Gefahr kam, ob auch König Wilhelm die Schlacht von Königgrätz verlor? — 300 bis 400 Todte weniger zu Nachod, aus Weichherzigkeit an falſcher Stelle erſpart, hätte uns am Tage von Königgrätz 3000 bis 4000 Todte **zu viel** für die preußiſche Waffenehre koſten können!! Waren wir geſchlagen, ob nun zu Sadowa oder zu Skalitz, ſo hielt kein Gott die Oeſterreicher vom Einmarſch in Schleſien ab. Die Perle, welche Friedrich II. in ſeiner Ahnen Krone fügte, wäre vielleicht verloren gegangen, mindeſtens aber wäre doch beſtimmt das Glück des Krieges **nicht** mehr ſo treu auf Preußens Seite geweſen! — Der Leſer wird ſagen, das ſeien Conjecturen, aber keine Beweiſe. — Gut! An demſelben 27. Juni, wo zu Skalitz Steinmetz mit äußerſten Opfern ſiegte, wurde Bonin bei Trautenau geſchlagen und ging auf Golden-Oels zurück. Er verlor ſehr viel brave Oſtpreußen! Die Garden mußten den Schec gut machen, alſo ein zweites Treffen liefern, um daſſelbe verlorene Ziel des erſten zu erringen und ſie hatten ebenfalls höchſt bedeutende Verluſte. — Zählen wir Todte gegen Todte! — Rechnen wir, was das 5. Corps in den drei Tagen vom 26. bis 29. Juni verlor, indem es ſiegte, und was Corps Bonin und die Garde an Mannſchaften verloren, bevor ſie bei Gradlitz mit Steinmetz in gleicher Aktionsfront ſtehen konnten, ziehen wir dann die Todten der beiden letzten Corps von denen des Corps Steinmetz ab und — was bleibt übrig? Die Verluſte der Garde und des Corps Bonin, gegen die Verluſte des Corps Steinmetz gehalten, dürften ſich decken. Nein, wir irren! Steinmetz dürfte wirklich 32 Offiziere und 76 Mann mehr verloren haben! Will man dieſe Leben etwa dem Gewiſſen des Generals anrechnen, auch wenn es ihrer drei Mal 108 geweſen wären?! — Es giebt aber noch eine andere Rechnungsart, die genau eben ſo richtig geweſen ſein dürfte, wie die vorſtehende es iſt. — Konnte Steinmetz denn niemals geſchlagen werden, nicht bei Nachod oder Skalitz? Wurde er es nicht um ſo gewiſſer, je zaghafter er ſelber dreinſchlug? — Den Sieg hat doch noch kein Feldherr in der Taſche gehabt, bevor er zum Angriff blaſen ließ! — Nehmen wir alſo an, Steinmetz ſei auf einem ſeiner drei Siegesfelde geſchlagen worden und hätte nur ſo viel Mann verloren, wie er als Sieger verlor, darum hätte doch Bonin bei Trautenau noch nicht geſiegt, alſo Dieſer hätte dieſelben Verluſte gehabt! Die Garde hätte alſo mindeſtens eben ſo viel Leute daran geben müſſen, als bei Burkersdorf, Alt-Ragnitz und Königinhof? Das macht aber 3870 Todte. Wie viel Mann hätte es dann aber der Garde nicht noch erſt gekoſtet, Steinmetz' verlorene Schlacht auch **gut** zu machen und die drei Corps, welche ihr ſieghaft nun gegenüber ſtanden, zu ſchlagen? War etwa Ausſicht, daß die ſchleſiſche Armee nach Königgrätz zu rechter Zeit kam? Was wurde denn aus dem preußiſchen Siege am 3. Juli, wenn der Kronprinz mit ſeinen Braven ſtatt am ſelben Mittage einen Tag ſpäter kam? — Wird den Verleumdern bei dieſem Gedanken nicht etwas unwohl?

So viel alſo war der Tod dieſer 108 Braven, welche Steinmetz gewiſſen Leuten zu viel geopfert haben ſoll, wohl doch werth, um Preußens Schickſal zu entſcheiden?? — In der Schlacht von Beaumont übrigens verlor von der Maas-Armee nachmals das 4. Armeecorps von Alvensleben I. über 3000 Mann, alſo ziemlich ſo viel, wie Steinmetz bei Spicheren verlor, und dabei war die Beaumont-Bataille nur der Prolog zu Sedan, die Schlacht bei Saarbrücken-Spicheren aber für die Offenſive in Frankreich und das Siegesbewußtſein der deutſchen Armeen eben ſo von dem entſcheidendſten Gewicht, als die gleichzeitige Schlacht bei Wörth! So lange der Krieg noch nicht auf ein perſönliches Duell der feindlichen Monarchen herunterſinkt, er noch durch die Maſſen geführt wird, werden auch bei großen Kampfmomenten immer Maſſen fallen! — —

Am 29. Juni nahm das Gardecorps Königinhof mit Sturm, und am 30. Juni ſtand die kronprinzliche Armee ſo concentrirt, daß ſich als linker Flügel das 5. Corps von Steinmetz bei Gradlitz, als rechter Flügel das 1. Corps Bonin bei Arnau, die Garde als Centrum bei Königinhof befand. Das 6. Armeecorps v. Mutius, welches man inzwiſchen aus Schleſien herangezogen, diente dem linken Flügel (5. Corps) als Soutien. Am 1. Juli, dem Tage, wo König Wilhelm im Hauptquartier Gitſchin eintraf, erließ der Kronprinz an ſeine Armee die bekannte entflammende Proklamation, und der Marſch auf Königgrätz ward angetreten. — In die Entſcheidungsſchlacht von Königgrätz einzugreifen, hatte Steinmetz mit ſeinem 5. Corps keine Veranlaſſung mehr, nur die Cavallerie von Wnuck kam noch zu einer kleinen Mitwirkung. — Nach dieſer großen Entſcheidung erhielt der General Befehl, zunächſt nach Olmütz zu rücken, es galt den Marſch auf Wien. Zum Glück wurde Friede geſchloſſen, und der Königsparade auf dem Felde von Auſterlitz haben wir unter dem Kaiſer bereits gedacht. —

Der Friede brachte General von Steinmetz wieder in ſeine Garniſon Poſen zurück, wo er bis zum franzöſiſchen Kriege, alſo bis zum Sommer 1870, verblieb. Nicht nur daß ihn ſein König durch den höchſten preußiſchen Orden geehrt hatte, die preußiſche

Nation ſollte ihm durch ihre Vertreter auch durch eine reiche Dotation den gebührenden Ruhmesdank. Ferner ward er in den Reichstag des norddeutſchen Bundes gewählt und erſchien in demſelben alsbald zu Berlin. — In Poſen verheirathete ſich der General auch zum zweiten Male mit Fräulein Elſe von Kroſigk, der jungen, ſchönen und liebenswürdigen Tochter des dortigen Brigade-Commandeurs, im Jahre 1867. Das Paar wurde auf dem alten Stammſchloſſe der Hohenzollern mit des Königs Erlaubniß getraut, da der Schwiegervater Steinmetzens, General von Kroſigk, ſich gerade eines Halsübels wegen in der Tübinger Gegend befand. Wie von verſchiedenſten — hohen wie niederen — Seiten man ſchon bereit war, Alles, was den General ſeit Nachod betraf, ins übelſte Licht zu ſtellen und herabzuziehen, ſo entging auch dieſe Verbindung dem übelwollenden öffentlichen Urtheile nicht. Wir werden daſſelbe natürlich zu wiederholen verſchmähen, die Natur deſſelben liegt zu nahe. Abgeſehen davon, daß die Handlungen Jedermanns, welche ihn ſelbſt, ſein Haus, ſein Gemüth, kurz ſein eigen Gewiſſen betreffen, Niemand ſonſt Etwas angehen, ſo iſt die zarte Frage der Mannesneigung und ihrer Erwiederung, dünkt uns, etwas mit der Religion zu nahe Verwandtes, als daß überhaupt Jemand ein Urtheil hierüber hätte, als Diejenigen, welche eine ſolche Sache ſelbſt betrifft. Wenn wir unſere Meinung über dieſe Verbindung des Generals nicht zurückhalten, ſo geſchieht es, weil uns die Dinge weit durchſichtiger ſind, als Denen, welche ſich hierüber bisher in vorſchnellen Urtheilen ergangen haben. Blicken wir auf das eigenthümliche Gemüthsleben des Generals von Steinmetz zurück, ſo kann uns unmöglich entgehen, daß mit dem Tode ſeiner geliebten Tochter ihm alle Lebensfreude welkte, denn Selma iſt weſentlich deren Inbegriff geweſen. So ſehr er ſeine erſte Gemahlin, die Gefährtin ſeiner Mühen, geehrt und geliebt hat, ſo tief ihr Tod ihn betrübte, von ſo furchtbaren, herzzerreißenden Schmerzen, von ſo erſchütternden und auffälligen Folgen war er wenigſtens nicht begleitet geweſen, wie der Tochter Hintritt. Steinmetz hatte ſich in den Gedanken finden gelernt, daß „Gott und der Dienſt“ ſein

Alles hienieden, der Tod ihm aber gewiß und nach menſchlichem Ermeſſen kein allzu ferner Freund mehr ſei. So war er in den Kampf gezogen, und wenn zu Skalitz Angeſichts des Sieges ihn eine Kugel ereilt hätte, ſehr freudig, das glauben wir feſt, würde er gefallen ſein! Die Vorſehung beſchied ihm ſtatt des Todes, den er gewünſcht, ein Etwas, das er noch nie gekannt, obwohl heiß und raſtlos erſehnt hatte — Feldherrn-Ruhm! Er war der Held ſeiner Nation, der Abgott ſeiner Armee geworden, die Welt mit ihrer verklärenden Liebe, mit ihrer Verehrung, der Glaube an des Lebens Schönheit that ſich ihm gerade da auf, wo drei Viertel der anderen Lebendigen ſchon aus der Zeitlichkeit geſchieden ſind. Wir wiſſen, daß in letzteren Jahren ihm die Viſionen trüber, unklarer wurden, denen er ſonſt unterworfen war, daß Das, was ſie ihm lieb und heilig machte, das lebendig ſcheinende Bild ſeiner Selma verblich, er ihrer Erinnerung, dem Inbegriffe ſeiner heimlichen Gedanken, ſich entſchlagen mußte, aus Liebe zu der Verklärten! Die Zeit dieſer letzten Wandlungen ſeiner Viſionen in ihr erblaſſendes Stadium ſpielte ſich weſentlich von 1864 an zu Poſen ab. — Wie, wenn wir behaupteten, daß die Bekanntſchaft mit ſeiner jetzigen Gemahlin ihm gerade dann das Bild der verklärten Tochter zurückrief und zu lebensfriſchem Daſein verkörperte, wo er ganz vereinſamt und freudeleer, ſich der liebſten Erinnerung ſelbſt entſchlagen mußte? War das nicht ganz dazu angethan, daß der General ſich an das einzige Herz klammerte, das ſeinen Seelenharm verſtand? Daß er in der Braut und Frau die Tochter ſich zu umarmen ſehnte, Zeit und Ewigkeit ſich in ihr mildernd verklärten? — Eins wiſſen wir, daß bei beiden Gatten der Begriff von Tochter und Gattin, Frau und Kind zuſammenfiel, und dieſe Verbindung dadurch eine Weihe erhielt, die nicht blos — von dieſer Erde ſtammt!! Wir wenigſtens haben den Marſchall und die Marſchallin nie mit anderem als einem Gefühle freudiger Rührung betrachten können! — —

Das Jahr 1870 fand den General alſo an der Spitze des 5. Armeecorps in Poſen. Wie der Krieg mit Frankreich entbrannte, wurde Steinmetz eine der drei großen Haupt-Armeen des vereinten deutſchen Heeres, nämlich die I. (oder ſogenannte Nord-) Armee, anvertraut. Sie hatte den rechten Flügel inne, während die III. Armee des preußiſchen Kronprinzen den linken ſüdlichen, die II. Armee des Prinzen Friedrich Carl das Centrum hielt. Vergleicht man die Ordres de bataille der drei Hauptcorps, ſo ergiebt ſich, daß die I. Armee von Steinmetz die numeriſch ſchwächſte an Mannſchaften war, deswegen werden wir ſpäter ſehen, daß derſelben noch verſchiedene Corps je nach Gelegenheit zugetheilt wurden, um dieſen anfänglichen Uebelſtand auszugleichen. Rufen wir uns ferner zurück, daß der nach Moltke's Dispoſition*) gefaßte Operationsplan des großen Hauptquartiers weſentlich auf nördliche Aktionen in Frankreich hinauslief, deren Siegesetappen Saarbrücken, Metz, Chalons und Paris waren und deren Intention darin beſtand, die feindliche Hauptmacht, ſo bald ſie gefunden war, in nördlicher Richtung von ihrer Verbindung mit **Paris abzudrängen**, dann läßt ſich leicht ermeſſen, daß, der ganzen Stellung der I. Armee in der allgemeinen Vormarſchordnung zufolge, dieſelbe dem Feinde zunächſt ſich befinden, am eheſten in die Lage kommen mußte, mit ihm Bekanntſchaft zu machen. Es wäre dies auch geſchehen, wenn Steinmetz an der auf den 4. Auguſt von ihm angeſetzten Recognoſcirung nicht durch die vom großen Hauptquartier befohlene Zurücknahme der I. Armee verhindert worden wäre. Die Ehre des Vortanzes war ihr zwar nicht beſchieden, da Weißenburg zuerſt geſchlagen wurde, doch aber wenigſtens der unmittelbare Kampf darauf.

Die Ordre de bataille der I. Armee war zur Zeit ihres Vormarſches gegen die franzöſiſche Grenze folgende: Dem Oberſt-Commandirenden von Steinmetz war als Stabschef General-Major von Sperling, als Ober-Quartiermeiſter Oberſt Graf von Wartensleben beigegeben. Sein Stab beſtand aus vier Generalſtabs-Offizieren, ſeine Adjutantur aus fünf Adjutanten. Commandant des Hauptquartiers war Major von Stranz vom 10. Ulanen-

---

*) Unter Moltke. Bd. I., S. 303—305.

Regiment, Commandeur der Artillerie General-Lieutenant **Schwartz**, der der Pioniere aber General-Major **Biehler**. Unter Steinmetz' Führung ſtanden zwei Armeecorps, das 7. des Generals **von Zaſtrow** und das 8. des Generals **von Goeben**, ferner die Corps-Artillerie des Oberſt **von Bröcker** und die 3. Cavallerie-Diviſion des General-Lieutenants **Grafen von der Gröben**. Das 7. Corps (**von Zaſtrow**) begriff die 13. Infanterie-Diviſion **von Glümer** und die 14. Infanterie-Diviſion **von Kameke** mit der Corps-Artillerie des Oberſt **von Helden-Sarnowski**. Die Regimenter beider Diviſionen waren theils weſtphäliſche, theils hannoverſche und — was letztere anbelangt — werden wir ſehen, wie dieſe braven Leute durch ihre glorreiche Tapferkeit dem Welfenthum die beſte Antwort auf ſeine elenden Machinationen gegeben haben! Das 8. Armeecorps **von Goeben** begriff die 15. Infanterie-Diviſion **von Welzien** in ſich, deſſen beide Brigaden Regimenter aus Oſtpreußen, Brandenburg, vom Rhein und Magdeburg enthielten, und die 16. Infanterie-Diviſion **von Barnekow**, deſſen Brigaden drei rheiniſche Regimenter, das 72. thüringiſche und das hohenzollernſche 40. Regiment umfaßten, ferner hatten beide Diviſionen je ein Huſaren-Regiment und je eine Fuß-Artillerie-Abtheilung und das Jäger-Bataillon Nr. 8 unter ſich.*)

General von Steinmetz traf am 28. Juli mit ſeinem Stabe von Berlin in Coblenz zur Uebernahme des Commandos der I. Armee ein. Bis dahin hatten die verſchiedenen Corps derſelben betreffs ihrer Concentration direct vom Ober-Commando des königlichen Hauptquartiers ihre Weiſungen erhalten. Die Art ihrer Verſammlung und Debarkirung iſt nebenſächlich, um ſo wichtiger ihre eingenommene Stellung am 30. Juli, alſo kurz vor der Offenſive und dem Einmarſch in Frankreich. Die **Vorſicht**, welche das preußiſche Ober-Commando und Moltke insbeſondere bereits bei Beginn des Feldzuges 1866 bewieſen, ward auch **jetzt**

---

*) Die den Krieg von 1870/71 betreffenden Angaben ſind dem Buche des Majors **von Schell** vom großen Generalſtabe: „Die Operationen der I. Armee unter General von Steinmetz. Berlin. 1872. Bei Mittler und Sohn“ entlehnt. D. V.

wiederum beobachtet. Wie damals ward auch jetzt vorläufig nur eine Defenſivſtellung in der Erwartung eingenommen, der Feind werde in Deutſchland einbrechen. Jedenfalls war dieſe Defenſiv-Haltung aus zwei Gründen vorerſt ganz am Platze. Einmal mußte man wiſſen, was Napoleon zu thun geſonnen ſei, an welchem Punkte er die Operationen beginnen werde und wie er demnach ſeinen Armeen Stellung anweiſen werde, andererſeits konnte von einer Offenſiv-Bewegung ſo lange keine Rede ſein, bis die großen deutſchen Hauptarmeen verſammelt waren und ſolche Aufſtellung genommen hatten, daß ſie dem Gegner, wohin er auch den Stoß richte, die Stirn bieten und ſeine Abſichten durchkreuzen konnten. Das war am 30. Juli. Sehen wir Napoleons Stellung einerſeits und die Stellung unſerer Armeen an dieſem Tage an, ſo ergiebt ſich von ſelbſt, was Napoleon wollen konnte und was die deutſchen Armeen zu verhindern hatten.*) Unſerer Grenze zunächſt ſtanden das 4., 2., 5. und 1. franzöſiſche Armeecorps, commandirt von den Generalen Ladmirault, Froſſard, Failly und Mac-Mahon; Napoleons übrige Corps befanden ſich, wie ſchon an anderer Stelle bemerkt iſt, weit zurück, ja waren theilweiſe erſt in der Formation begriffen. Das (4.) Corps Ladmirault war in der Gegend von Thionville, Sierck und Saarlouis concentrirt, alſo nördlich und nordöſtlich von Metz, der luxemburgiſchen Grenze und dem linken Saarufer gegenüber; es bildete Napoleons linken Flügel. Das (2.) Corps Froſſard war ſtaffelförmig zwiſchen St. Avold und Saarlouis concentrirt, neben ihm das (5.) Corps Failly um Bitſch. Das (1.) Corps Mac-Mahon dagegen war um Straßburg concentrirt, theils nördlich bei Hagenau gegen die Linie Wörth-Weißenburg geſchoben. Wenn die Stellung des Letzteren am Rhein darauf hindeutete, der berühmte Sieger von Magenta habe Süddeutſchland einen Beſuch zugedacht, ſo war die Anſammlung der drei übrigen franzöſiſchen Armeecorps gegen die Pfalz ein Zeichen, daß man gegen Trier und die großen Rheinfeſtungen Mainz und Coblenz, damit aber gegen Norddeutſchland, einen Stoß wagen wolle. Daß bei Straßburg gegen Baden nur Mac-Mahon's Corps ſtand, eine unverhältnißmäßig bedeutendere Heeresmacht aber gegen die Pfalz, bewies, daß Napoleons Abſicht war, erſt gegen Preußen und den Norden einen Schlag zu wagen, und wenn er dort einen Erfolg errungen habe, den Herzog von Magenta, wahrſcheinlich mit Zuziehung anderer noch rückwärts placirter Corps, Süddeutſchland einen civiliſatoriſchen Beſuch machen zu laſſen. Dieſe Annahme iſt ſchon deshalb richtig, weil die gegen Bismarck ausgeſprochenen Zumuthungen Benedetti's auf Gewinnung des linken Rheinufers, kurz denſelben alten Plan abzielten, an welchem Ludwigs XIV. Ehrgeiz ſich gebrochen hatte. Die Zeit zu ſeiner Ausführung war inſofern jetzt beſſer gewählt als damals, weil Belgien und Holland nun viel inniger mit Napoleon harmonirten, an Geſinnungen wie Antipathien gegen uns, kurz franzöſiſcher nun waren, als zur Zeit Wilhelms III. von England oder Marlborough's. Napoleon konnte mit Gewißheit auf ſie als Rückhalt am Oberrhein rechnen, und indem er dieſe Länder in kriegeriſche Mitleidenſchaft zog, durfte er hoffen, daß ſie nach dem erſten Siege ſeine Alliirten ſein würden, um ſpäter ſeine willenloſe Beute zu werden! Die Plänkeleien bei Saarbrücken zeigten die Fühlhörner des Feindes, die er ſondirend vorreckte. Daß dieſes Sondiren etwas Zaghaftes, Unklares hatte, auf einem Gefühle der Unſicherheit und Unentſchloſſenheit beruhte, rechtfertigte die Annahme, daß erhebliche und ſchwerwiegende Dinge im franzöſiſchen Heere nicht in Ordnung ſein mußten. Mochten dieſelben indeß liegen, wo ſie wollten, gerade dieſe obwaltenden Uebelſtände konnten Urſache werden, daß ſich Napoleon zu einem kurzen heftigen Schlage entſchloß, um mit einem raſchen Erfolge etwa die Schwäche auszugleichen, deren er ſich bewußt war. Für Deutſchland galt es, die drei großen rheiniſchen Feſtungen und die Pfalz ſelbſt auf die Gefahr hin zu decken, daß Süddeutſchland und der Oberrhein eine augenblickliche Invaſion erleide. — Demgemäß war die deutſche Aufſtellung am 30. Juli. Die (I.) Armee Steinmetz ſtand zur Deckung Triers zwiſchen dieſer Stadt und Saarbrücken, die Saarlinie und Luxemburgs Grenze haltend. Die kronprinzliche (III.) Armee in dem Dreieck Carlsruhe-Speyer und Pirmaſens, alſo in dem Weißenburg-Lauterburger Grenzwinkel, Turenne's altem Einfallsthore in die Pfalz. Die (II.) Armee Prinz Friedrich Carls, das Centrum, war aber noch weit zurück, um Mainz, Kreuznach und Worms concentrirt; am meiſten vorgeſchoben war nur deſſen 4. Corps (Alvensleben I.) bei Kaiserslautern und Hochſpeyer. Aus dieſem Umſtande müſſen wir auch den Fehler berichten, welchen wir in der Biographie des Kaiſers*) und Prinz Friedrich Carls**) dadurch begingen, daß wir des Letzteren II. Armee eben ſo nahe der Grenze annahmen, als die (I.) des Generals Steinmetz. Prinz Friedrich Carl konnte am Gefecht von Saarbrücken perſönlich gar keinen Antheil nehmen, weil ſein Hauptquartier von Homburg erſt einen Tag nach dieſer Schlacht (am 7. Auguſt) vorwärts nach Blieskaſtel verlegt worden war. Die II. Armee aber hatte nur inſofern an dem Siege von Saarbrücken und Spicheren Theil, als etwa 6 Bataillone derſelben in dem Kampfe mit engagirt geweſen ſind; die Ehre des Tages fiel alſo ganz allein und ungetheilt der I. Armee zu! —

---

*) Siehe die Kartenſkizze Nr. 1 des erſten Heftes aus dem Werke des großen Generalſtabes: „Der deutſch-franzöſiſche Krieg 1870/71." D. V.

Nach der angegebenen Stellung von Freund und Feind fiel dem Corps Steinmetz vorläufig die Deckung der Rheinprovinz zu und die Wahrſcheinlichkeit, zuerſt angegriffen zu werden. Vom großen Hauptquartier ging Steinmetz ein Tableau der muthmaßlichen Aufſtellung des Feindes zu, auf diverſen Nachrichten, zumeiſt aber auf Moltke's Combination beruhend, das auf abſolute Richtigkeit aber keine Anſprüche machte, vielmehr nur Steinmetz zur Grundlage eigener weiterer Ermittelungen dienen ſollte. Dieſe Combination Moltke's erwies ſich indeß ſpäter als ganz überraſchend richtig! — Bisher war die Sicherung der deutſchen Grenze vor feindlichen Streifzügen durch ſehr geringe Truppentheile des 8. Armeecorps von Goeben durchgeführt worden. Die Beobachtungstruppen dieſes Generals hatten bei Sierck ſtarke

---

*) I. Bd., Seite 73.

**) I. Bd., Seite 236.

Anſammlungen feindlicher Truppen conſtatirt und durch einen gefangenen Infanteriſten des 23. franzöſiſchen Linienregiments wußte man, daß die Diviſion Bataille vom 2. Corps Froſſard bei Forbach, Saarbrücken alſo zunächſt, ſtehe. Berührungen mit dem Feinde hatten am 27. und 28. etwas lebhafter ſtattgefunden, die Franzoſen hatten ſogar Artillerie gezeigt. Am letzten Tage war durch Steinmetz, nach ſeinem Eintreffen in Coblenz, telegraphiſch dem Obercommando der II. Armee nach Mainz mitgetheilt worden, daß ſeine Armee vorläufig die gegebenen Directiven zur „Concentration auf der Linie Merzig-Saarbrücken" für den 3. Auguſt feſthalte. Am Abende des 29. Juli traf von Moltke ein Telegramm ein: „Se. Majeſtät befehlen, daß die I. Armee zunächſt mit ihren Hauptkräften die Linie Saarbourg-Wadern nicht überſchreite. Trier iſt gegen feindlichen Angriff zu halten." Ferner theilte Moltke am 29. des Königs Abreiſe ins Hauptquartier für den 31. Juli und die Ankunft des großen Hauptquartiers für den 2. Auguſt früh in Mainz mit, wie daß die II. Armee (Friedrich Carl) Befehl erhalten habe, ihre Cantonnements bis in die Linie Alſenz-Göllheim-Grünſtadt vorzuſchieben. Die Bewegungen, welche General Steinmetz am 1. und 2. Auguſt anordnete, beſtanden in größerer Zuſammenziehung der I. Armee; am letzteren Tage traf er in Perſon in Trier ein, wo ſich ſein Hauptquartier verſammelt hatte. Bekanntlich war Saarbrücken von dem wackeren Detachement von Peſtell (zwei Bataillone 40er Füſiliere und drei Escadrons Ulanen Nr. 7) bisher gehalten worden, der Feind hatte ein unerklärliches Zögern verrathen und dem deutſchen Heere Zeit zum Anmarſch gelaſſen. Das Zurückziehen Peſtell's bei überlegenem feindlichen Angriff war durch General von Goeben am 31. Juli mittels vorgeſchobener Truppentheile geſichert worden, die zu deſſen Aufnahme bereit ſtanden. An dieſem Tage, 10½ Uhr Vormittags, indeß gingen die Franzoſen gegen die ſchwachen bei Saarbrücken ſtehenden Kräfte mit bedeutender Uebermacht vor; dies führte zu dem berühmten Gefecht von Saarbrücken, welches von dem ganzen Corps Froſſard tragirt wurde, indeß ſich Theile des Corps Ladmirault und Failly gegen Saarlouis und Völklingen in Bewegung geſetzt hatten. Bei dieſem heroiſchen Gefecht war Napoleon in Perſon anweſend, Lulu hatte mit den Kugeln geſpielt und die Generale hatten pflichtſchuldigſt Beifallsthränen geweint! Die Schlacht von Saarbrücken war als erſter Sieg nach Paris gemeldet worden! — — Dieſe ganze Affaire war indeß überaus ſchwächlich ausgefallen und, etliche derbe Neckereien abgerechnet, ſchien ſich der Krieg ſonſt anzulaſſen, wie wenn ein Gegner auf den andern warten wolle. — Die I. Armee war am 31. Juli in der Stellung Losheim-Wadern concentrirt, nur in Folge des Gefechts von Saarbrücken hatte man die 16. Infanterie-Diviſion von Barnekow nach Heusweiler, die 15. Diviſion von Weltzien nebſt Corps-Artillerie aber nach Lebach vorgeſchoben. Goeben hatte Befehl gegeben, Fühlung mit dem Feinde zu nehmen. Steinmetz erkannte nun ſeine Aufgabe dahin, daß die I. Armee eine Offenſivflanke für die anmarſchirende II. Armee zu bilden habe, er verlegte ſein Hauptquartier jetzt nach Losheim. — Wir geben dieſen Prolog des Krieges darum etwas detaillirter, weil an der Schlacht von Saarbrücken und Spicheren die Verleumdung wiederum gegen Steinmetz Nahrung ſuchte und ihn derſelben Aufopferung ſeiner Leute bezüchtigte, wie während den drei böhmiſchen Kampftagen. Steinmetz aber war von Beginn der Saarbrücker Schlacht bis gegen Ende derſelben nicht perſönlich gegenwärtig! Als er gegen 7 Uhr Abends erſchien, um das Commando zu ergreifen, war der Sieg ſchon ſo gut wie entſchieden! —

Nicht allein, daß Vorſicht das königliche Hauptquartier vorläufig auf der Defenſive beharren ließ, nicht nur daß Steinmetz mit derſelben Vorſicht ſeine Defenſiv-Concentration bewirkt hatte, er dachte zur Offenſive auch nur im Verein mit der II. Armee (Friedrich Carl) vorzugehen, die aber erheblich noch zurückſtand, wenn nicht beſonders günſtige Umſtände, wie nach ſeiner Meinung am 3. Auguſt ſtattgefunden hatten, ein ſelbſtſtändiges Handeln, alſo ein Abweichen von jener Regel rechtfertigen ſollten. Das Hauptquartier eines Armeebefehlshabers, der keinen Kampf intendirt, oder vorherzuſehen Grund hat, befindet ſich der Regel nach nicht bei ſeiner Avantgarde, ſo war es das auch in dieſem

Falle nicht, deshalb konnte Steinmetz auch nicht beim Haupttheile der ſich entwickelnden Schlacht anweſend ſein. — Da traf zu Losheim der Befehl vom königlichen Hauptquartier ein: „Zögerndes Vorgehen der Franzoſen läßt erwarten, daß die II. Armee am 6. d. Mts. vorwärts der Waldhöhen von Kaiſerslautern verſammelt werden kann. Wenn ſchnelles Vorgehen des Feindes nicht zu hindern, eventuell Concentrirung der II. Armee hinter der Lauter. Zuſammenwirken beider Armeen in Schlacht beabſichtigt. I. (Steinmetz) Armee von St. Wendel eventuell Baumholder aus. — Se. Majeſtät befehlen, daß die I. Armee ſich am 4. gegen Tholey concentrirt. III. Armee überſchreitet morgen die Grenze bei **Weißenburg**. — Allgemeine **Offenſive** iſt beabſichtigt!" — Man hatte alſo die Defenſive aufgegeben und wollte deutſcherſeits allgemein zum Angriff übergehen! Aber während die kronprinzliche Armee (III.) am andern Tage ſchon Feindesland betrat, alſo den erſten Offenſivſtoß that, war das Corps Steinmetz an das Eintreffen der II. Armee in Kaiſerslautern gebunden. Es konnte davon keine Rede ſein, daß Steinmetz frei auf eigene Hand, wie etwa bei Nachod, hier hätte operiren können. Wenn der III. Armee alſo laut Befehl des Königs die erſte Rolle zugetheilt war, hatte die Armee Steinmetz' ſich mit der letzten zu beſcheiden, und daß es anders kam und die I. Armee die gar nicht disponirte Schlacht bei Saarbrücken-Spicheren allein ſchlug, lag urſprünglich nicht in Steinmetz' Abſicht. — Wie ſo? Sie ſchlug ſich wohl von ſelber? Wenn man ſo will, allerdings! —

Der Laie wird ſich immer ſchwer einen Begriff davon machen können, wie eine Schlacht ſich einleitet, wie eine Armee ſie vermeidet, oder zu ihr gezwungen iſt. Die Meiſten unter uns meinen, es ſei ſo wie ein Schachſpiel und laſſe ſich ſehr gut vorher ausrechnen, indeß Andere wieder denken: Draufgehen, Zuhauen und Siegen ſei nur die Folgereihe derſelben Handlung. Eine Schlacht aber, die zu ſchlagen man nicht beabſichtigt hat, abzulehnen, wenn der Gegner dazu herausfordert, iſt nur unter gewiſſen Umſtänden — nämlich wenn das Ausweichen nicht ſchimpflich iſt — zuläſſig. Im andern Falle aber — und dieſer war bei Spicheren eingetreten — iſt das ganz unmöglich. Die Schlacht bei Spicheren hatte ſich abſichtslos entſponnen, einmal aber entbrannt, war die Ehre beider Theile verpfändet und mußte — abgeſehen davon, daß jeder einmal entſtandene Kampf kaum abgebrochen werden kann — in der energiſchen Durchführung des Kampfes gewahrt und eingelöſt werden. **Dazu,** — wenn auch nicht zum Anfang des Kampfes, der weder in ſeiner Aufgabe, noch entfernt in ſeiner Abſicht lag, — hat Steinmetz ſchließlich ſeine Zuſtimmung gegeben, wie es wohl Jeder, der ihn kennt, ihm zutrauen, aber Jeder auch, der von ſoldatiſcher Ehre einen Begriff hat, nur billigen kann. Dennoch hat dem Uebelwollen auch dieſer Vorgang zur Handhabe gegen Steinmetz dienen müſſen, um ſeine Stellung zu untergraben. Es wurde ſogar auch behauptet, er habe die Allerhöchſten Befehle nicht ausführen, alſo rundweg geſagt **ungehorſam** ſein wollen! So wenig glaublich, ſo wahr aber iſt's, daß gegen Steinmetz, nach 57jährigem tadelfreien und ruhmreichen Dienſtleben, der — zumal im Kriege — **ſchwerſte** militäriſche Vorwurf gemacht wurde und daß ſolche Verdächtigung Boden gewinnen konnte. Hat das Gerücht Recht, ſo legte dieſe rückſichtsloſe Anklage den Grund zu der ſpäteren Löſung von Steinmetz' Dienſtverhältniſſe vor Metz. Am Schluſſe unſeres Lebensbildes werden wir auf den Gehorſam zurückkommen, welcher nach unſerm Dafürhalten auch von einem General in Steinmetz' Stellung gefordert werden kann. Hier kann nur aufs Authentiſchſte verſichert werden: Steinmetz war bei Spicheren in keiner Weiſe ungehorſam. — Es ſoll nicht damit geſagt ſein, daß Steinmetz nicht der Mann geweſen wäre, Entſchlüſſe auf eigene Verantwortung zu faſſen. Eine ſolche Verſuchung iſt auch an ihn herangetreten, als er nämlich am 4. Auguſt 1870 eine große Recognoscirung gegen den Feind vor hatte, von welchem er wußte, daß drei Armeecorps, aber eins von dem andern immer um **einen Tagmarſch entfernt,** ihm gegenüber ſtanden, er alſo hoffen durfte, mit den eigenen concentrirten zwei Armeecorps und einer Cavallerie-Diviſion die getrennten franzöſiſchen Corps ſucceſſive zu ſchlagen. Aehnliche Verhältniſſe lagen ja vor wie 1866 bei Nachod, Skalitz und Schweinſchädel, Steinmetz aber war ſich in der Unternehmungsluſt gleich geblieben. Die Verhältniſſe waren wie geſagt hier ähnlich, aber ſich nicht gleich! 1866 konnte Steinmetz ungehemmt handeln, 1870 aber nicht. Im Begriff, ſeinen Untergeneralen die Dispoſition zum Vorgehen am 4. Auguſt mitzutheilen, langte aus dem großen Hauptquartier von Mainz der Befehl an, mit der I. Armee nach Tholey zurückzumarſchiren. Steinmetz überlegte, ob ſein Vorhaben nicht trotzdem ausführbar wäre, es konnte ja fraglich ſein, ob man in Mainz die Kriegslage ſo klar überſah, wie Steinmetz es dem Feinde unmittelbar gegenüber vermochte. Unſerm Feldmarſchall aber blieb indeß nichts weiter übrig, als ſeinen Generalen zu ſagen: der Allerhöchſte Befehl ſei zu beſtimmt, die intendirte Unternehmung müſſe daher, wie ungern er ſie auch aufgebe, dennoch unterbleiben! Den 4. Auguſt wurde denn auch der Rückmarſch auf Tholey angetreten! —

Trotz der aufgegebenen Recognoscirung und trotz dieſer Rückwärtsbewegung engagirte ſich der Kampf dennoch und Steinmetz traf erſt auf der Wahlſtatt ein, um die ehrenvoll durchgeführte Schlacht gut zu heißen. — Wir werden ſpäter den Fall eintreten ſehen, wo Steinmetz eine Schlacht, welche von zwei ſeiner Unterbefehlshaber, der ihnen gegebenen Direction zuwider geſchlagen wurde, obgleich ſie gewonnen ward, hauptſächlich deshalb mißbilligte, weil der dabei erlittene Menſchenverluſt nicht im richtigen Verhältniſſe ſtand, nämlich zu groß dem vorausſichtlich geringen Erfolge gegenüber war, der überhaupt unter den obwaltenden Verhältniſſen zu erringen möglich ſchien; dies war die Schlacht bei Colombey-Noiſſeville. — — Dieſe Momente liefern alſo wohl genügende Beweiſe, daß Steinmetz kein heißſporniger Draufgänger geweſen iſt, im Gegentheil ihn die kalte und ruhige Vorſicht des Feldherrn nie verlaſſen hat, alſo ſeine Handlungsweiſe in keiner Hinſicht irgend eine reelle Handhabe für jene Verleumdungen bietet, die ihm angethan worden ſind.

Wir wollen uns von dem allgemeinen Gange der Schlacht von Saarbrücken (Spicheren) ein Bild und ſo die Art klar zu machen ſuchen, wie ſich dieſelbe einfädelte und verlief. Seit dem 4. Auguſt war das Hauptquartier des Generals von Steinmetz nach Tholey verlegt worden, wo auch Prinz Adalbert eingetroffen war, um ſich der I. Armee als Amateur anzuſchließen. Dieſelbe hatte ihre Stellung auf der Linie Lebach-Tholey-Ottweiler, die Spitzen der II. Armee (Friedrich Carl) waren anſcheinend in gleicher Höhe mit der I. Armee angelangt, ſie ſelbſt wollte aus der Linie St. Wendel-Homburg am 6. Auguſt in die Linie Neukirchen-Zweibrücken einrücken. Die Cavallerie-Diviſionen der II. Armee hatten bereits die Grenze, wie Fühlung mit dem Feinde gewonnen und dehnten ſich mit ihrem rechten Flügel vor die I. (Steinmetz) Armee oberhalb Saarlouis bis Bouß aus. Steinmetz hegte mit Recht die Befürchtung, daß bei weiterem Vorrücken der II. Armee Prinz Friedrich Carls dieſelbe ſich immer mehr vor ſeine eigene (I.) ſchieben und dieſelbe dadurch in die zweite Linie kommen werde. Es war ja auch zu klar, daß, da ſämmtliche deutſche Armeen ſich concentriſch der Grenze und der Linie Lauterburg-Saarbrücken-Saarlouis zu bewegten, der Raum für jede in dem Maße ſich verengen mußte, als man vorrückte. General von Goeben hatte aus Ottweiler gemeldet, der Feind habe in der Nacht zum 5. den Bahnhof bei St. Johann in Brand geſchoſſen, aber ohne die Saar zu überſchreiten. Die dem Feinde unmittelbar gegenüberſtehende Cavallerie-Diviſion der II. Armee (Friedrich Carl) hatte am 4. Nachmittags recognoscirend mit dem Feinde Feuer gewechſelt, der Feind aber hatte ſeine Streitkräfte bei Saarbrücken anſehnlich vermindert, ſelbſt die dort aufgefahrenen Geſchütze zurückgezogen. Dieſe Maßnahmen brachte man mit dem Siege des Kronprinzen bei Weißenburg in Zuſammenhang, deſſen Benachrichtigung Steinmetz vorlag. Bevor nun derſelbe die von ihm erbetenen weiteren Directiven aus dem königlichen Hauptquartier erhalten hatte, kam der dortige Befehl: daß von der I. Armee die Straße St. Wendel-Ottweiler-Neuenkirchen am 6. zu räumen ſei und das 1. Armeecorps des Generals Freiherrn von Manteuffel der I. Armee und dem Obercommando von Steinmetz untergeſtellt ſei. Manteuffel's Corps hatte am 3. Auguſt zu Bingerbrück und Birkenfeld, theils bei Kaiſerslautern, ſeine Ausſchiffung begonnen. Außer dieſem Corps war Steinmetz noch die 1. Cavallerie-Diviſion (General-Lieutenant von Hartmann) zugetheilt worden, welche zwiſchen dem 5. und 8. Auguſt in Birkenfeld anlangen ſollte.

Um der Weiſung gemäß die Straße St. Wendel-Neuenkirchen zu räumen, verfügte Steinmetz, daß das 7. Corps von Zaſtrow am 6. mit ſeiner Tête bis Guichenbach gehen und ſeine Avantgarden auf Völklingen und Saarbrücken vortreiben ſollte, das 8. Corps von Goeben dagegen mit der Spitze Fiſchbach, weſtlich Sülzbach, zu erreichen und ſich nordwärts über Quierſcheidt bis Mergweiler zu echelonniren habe. Die 3. Cavallerie-Diviſion ſollte die rechte Flanke der Armee über Lebach nach Labach, die 1. Cavallerie-Diviſion (vom Corps Manteuffel) ſich aber nördlich der Linie Lebach-Diringen concentriren. Als Rayon-Grenze gegen die II. Armee war die Linie: Nahebahn von St. Johann-Mainzweiler feſtgeſetzt, und das 3. Corps Alvensleben II. (von der II. Armee) ſollte am 6. Auguſt die Gegend von Bildſtock gewinnen. Aus dem Allen geht hervor, daß die Aufgabe der Armee von Steinmetz am 6. der Vormarſch gegen die Saar war, wie ſich ein Vorrücken nach dem Weißenburger Siege von ſelbſt verſtand, daß aber in dieſem Vor-**Marſch** ſo wenig wie damals bei Nachod die Intention einer Schlacht vorlag! Da bei weiterer Innehaltung der Marſchrichtung Steinmetz befürchtete, die Truppen der I. und II. Armee könnten durcheinander kommen, auch Raum für das 1. Corps Manteuffel's und deſſen Cavallerie bei Tholey geſchaffen werden mußte, ſo glaubte Steinmetz nicht nur eine Vorſchiebung der Quartiere nach Weſten, ſondern auch ſüdlich eintreten laſſen zu müſſen. Die erbetenen Motive der vom königlichen Hauptquartier erlaſſenen Befehle trafen am 6. Auguſt früh ein. Daſelbſt hielt man das Verbleiben der I. Armee in der Gegend von Tholey und ihr Zurückhalten von der Saar nöthig, bis die II. Armee eintreffen konnte, was wohl den 7., alſo am andern Tage, möglich war. Um für dieſe letztere aber die unentbehrliche Straße St. Wendel-Ottweiler-

Neuenkirchen diſponibel zu halten, mußte der rechte Flügel der Armee von Steinmetz, ohne ſich der Saar weiter zu nähern mehr rechts geſchoben werden. Weiteres Verhalten war von den Operationen der ſiegreichen (III.) Armee des Kronprinzen, andererſeits von dem Verhalten des Feindes jenſeits der Saar bedingt. Letzteres aber führte zu einem erbitterten Kampfe mit dem wiederum jetzt nach der Saar **vorgeſchobenen** Corps von Froſſard. Es lag für den 6. Auguſt nicht in Steinmetz' Abſicht, den bei Saarbrücken nach den bisherigen Ermittelungen in ſehr feſter Stellung befindlichen Feind anzugreifen. Als im Laufe des Tages der Kampf dadurch herbeigeführt wurde, daß der Commandeur der 14. Diviſion, General-Lieutenant von Kameke, weil der Feind die ſtarke Stellung bei Saarbrücken aufgegeben hatte und in vollem Abzuge auf Metz war, in richtiger Würdigung der Bedeutung jener Stellung für unſere II. Armee, ſich veranlaßt fühlte, dieſelbe in Beſitz zu nehmen. In ein anfänglich unbedeutendes Geplänkel mit dem Feinde dabei gekommen, nahm daſſelbe nach und nach nicht vorhergeſehene größere Dimenſionen an. Der Gegner, um ſeine militäriſche Ehre zu retten, rief ſeine bereits im Abzuge begriffenen Truppen zurück, was dann ſelbſtverſtändlich auch die Heranziehung unſerer diesſeitigen Truppen, nämlich des größten Theiles des 7. und 8. Armeecorps, zur Folge hatte. Die Schlacht war durch den oberſtcommandirenden General alſo nicht mehr zu inhibiren! Ueberdem konnten die an Steinmetz ertheilten Directiven denſelben doch ſicher nicht abhalten, günſtige Umſtände zu **benutzen.** Bei Steinmetz war in der Nacht zum 6. von der II. Armee die Nachricht eingelaufen, daß der Feind am letzten Nachmittag ſeine Lager an der Blies und Saar abgebrochen habe und abmarſchire, auch Habkirchen (nördlich Saargemünd) nicht mehr beſetzt halte, und die Cavallerie der II. (Friedrich Carl) Armee dem Feinde auf Bitſch, Rohrbach und Forbach folge. Nachricht aus Saarlouis meldete größere feindliche Maſſen auf Linie Bouzonville-Tromborn-St. Avold, wohin auch die feindlichen Truppen bei Sierck dirigirt ſeien. Alle dieſe, wie andere Nachrichten, ſchienen gewiß zu machen, daß eine

Rückwärtsbewegung des Feindes ſtattfinde, und das große Hauptquartier ſendete Befehl an Steinmetz: „Feind ſcheint von Saar zu **weichen**. Seine Majeſtät ſtellen Ueberſchreitung der Grenze **frei**. Saar muß unterhalb Saarbrücken paſſirt werden, da Straße Saarbrücken-St. Avold der II. Armee gehört.“ Dieſer Befehl ging aber vom königlichen Hauptquartier erſt in der Nacht vom 6. zum 7. Auguſt ab, wo die Ereigniſſe ihn ſchon überholt hatten. Das Ueberſchreiten der Saar am 6. lag ſomit auch in dieſer Beziehung nicht in Steinmetz' Entſchluß, der Feind allein ließ denſelben ſich als Sache der Nothwehr von ſelbſt ergeben. Am 6. früh hatte Steinmetz ſein Hauptquartier nach Eiweiler, 1 Meile ſüdlich Lebach, verlegt, als ihm gleich nach ſeinem Eintreffen das nordwärts Saarbrücken entbrennende Gefecht gemeldet ward. Wie daſſelbe entſtanden und genährt wurde durch Heranziehung von Truppen beider Parteien, iſt ſchon geſchildert worden. Nachmittags meldete Zaſtrow von Dilsburg an Steinmetz: „Die Avantgarde der 14. Infanterie-Diviſion von Kameke ſei um $11^3/_4$ Uhr auf dem Exercierplatz bei Saarbrücken aufmarſchirt und ihre Batterien ſtänden im Kampfe gegen die feindlichen Geſchütze auf den Spicherer Höhen, General von Kamecke habe die übrigen Batterien ſeiner Diviſion eben dorthin und auch die Brigade Woyna über die Eiſenbahnbrücke bei Buchbach vorbeordert.“ Um $2^1/_4$ Uhr ging bei Steinmetz eine aus Quierſcheidt datirte Nachricht vom Stabschef des 8. Corps (von Goeben) zu, wonach General von Barnekow ſein Vorrücken von Fiſchbach aus meldete, um nach gehörtem Kanonendonner bei Saarbrücken mit der Avantgarde ſeiner 16. Infanterie-Diviſion in das Gefecht einzugreifen. Später berichtete die 5. Cavallerie-Diviſion (II. Armee) aus St. Johann: Das Gefecht der 14. Diviſion von Kameke, unterſtützt durch die Brigade von Döring, ſcheine ſich **vorwärts** zu ziehen! Anſcheinend war dies Gefecht nicht hartnäckig. Um ſich nähere Kenntniß über die Verhältniſſe desſelben zu verſchaffen, hatte General von Steinmetz den Oberquartiermeiſter ſeiner Armee, Oberſt Graf von Wartensleben, nach Saarbrücken, Major von Lewinski vom Generalſtabe aber nach Völklingen geſendet. Bereits auf dem Wege nach Saarbrücken meldete Graf Wartensleben aber an Steinmetz zurück, das Gefecht nehme **größere** Dimenſionen an. In Folge deſſen brach General von Steinmetz mit ſeinem Stabe ſofort nach dem Gefechtsfelde auf, das er 7 Uhr Abends erreichte und das Commando der geſammten Truppen aus den Händen des Generals von Zaſtrow übernahm. Die einfache Scala der ſich entwickelnden Aktion alſo war: aus der Beſetzung der ſcheinbar geräumten Poſition Saarbrücken war ein Gefecht, aus dem Gefecht eine Schlacht geworden; als Steinmetz anlangte, näherte ſich dieſelbe ihrem ſiegreichen Ende. Ein allgemein beklagtes Opfer dieſes Tages war General von François. Er fiel an der Spitze der 27. Infanterie-Brigade. General von Kameke mit ſeiner 14. Diviſion gehörte der Vortanz, von Glümer mit ſeiner 13. griff ſpäter über Völklingen ein, ebenſo 3 Bataillone und eine Batterie der 16. Diviſion von Barnekow, ferner 3 Bataillone, 2 Batterien und Cavallerie der (II.) Armee Prinz Friedrich Carl unter Alvensleben II. und Han von Weyhern. — — Als General von Steinmetz auf dem Schlachtfelde gegen 7 Uhr erſchien, waren die Spicherer Höhen bereits genommen. Es kam jetzt darauf an, ſie zu behaupten! Der Kanonendonner in Forbach bewies, daß die 13. Infanterie-Diviſion engagirt ſei. Steinmetz griff in den ſo glänzenden Gang der Schlacht ſomit nicht mehr ſelbſt ein; derſelbe endete um 7½ Uhr bei Forbach. Die Verluſte der I. Armee waren ſehr ſchwer, mit denen der 5. Infanterie- und 5. Cavallerie-Diviſion zuſammengerechnet wohl an 4866 Mann. Des Feindes Verluſt außer ſeinen Gefallenen waren über 1000 unverwundete Gefangene, 3 Zeltlager und ſein ſämmtliches Gepäck! —

Am 7. Auguſt nahm Steinmetz, welcher die Nacht vom 6. zum 7. ſein Hauptquartier in Saarbrücken gehabt und an die ihm untergebenen Generale ſeine Befehle für den folgenden Tag gegeben hatte, nunmehr in Völklingen Quartier, Forbach aber war vom Reſte der franzöſiſchen Truppen befreit und beſetzt, bedeutende Vorräthe waren dort gefunden worden. — Der Sieg von Spicheren ſtellte ſich als weit erfolgreicher heraus, wie vermuthet geweſen; das ganze Corps Froſſard war aufgerieben! Dennoch mußte die I. Armee ſtehen bleiben und der Ausbeutung des Sieges entſagen, denn obwohl der gleichzeitige großartige Sieg bei Wörth im königlichen Hauptquartier bekannt war, ſtand im Befehle desſelben doch: „Das Standhalten des Feindes bei Wörth wie weſtlich Saarbrücken macht es nicht unwahrſcheinlich, daß ſtarke feindliche Kräfte nahe der Saar bereit ſtehen. Aufklärung durch Cavallerie erforderlich.“ — Die am 7. Auguſt bei der I. Armee eingelaufenen Nachrichten ergaben gleichfalls, daß noch ſtärkere feindliche Kräfte in der Linie Boulay-St. Avold ſtanden. Am 7. lief von Homburg aus telegraphiſcher Befehl des königlichen Hauptquartiers ein: „Daß die I. Armee mit dem 7. und 8. Corps in der heutigen Stellung zwiſchen Saarbrücken und Völklingen ſtehen bleiben, die Höhen von Spicheren beſetzen und gegen eventuellen Angriff behaupten ſolle.“ — Die deutſche Cavallerie aber hatte bereits das feindliche Gebiet aufgeklärt. In Bouzonville waren keine feindlichen Truppen mehr gefunden worden, eine Recognoſcirung von Boulay bis Les Etanges, zwei Meilen öſtlich von Metz, hatten nur verlaſſene Bivouaks, aber Nichts vom Feinde gefunden, andere Berichte meldeten überall ſein Zurückweichen. Hierauf erfolgte die Concentrirung auf beiden Saar-Ufern. —

Wir haben geſehen, daß die I. Armee behufs ihrer nunmehrigen Offenſivbewegung durch das 1. (oſtpreußiſche) Armeecorps des Generals Freiherrn von Manteuffel und die 1. Cavallerie-Diviſion des General-Lieutenants von Hartmann verſtärkt worden war, ſo daß ſie 75 Bataillone, 64 Escadrons und 45 Batterien, in Summa alſo 75,000 Mann Infanterie, 9600 Pferde und 270 Geſchütze ſtark war. Am Abend des 9. Auguſt war ſie völlig concentrirt und trat den folgenden Tag ihren weiteren Vormarſch nach der franzöſiſchen Nied an. Um ſeinen Generalen die nöthigen Directiven zu geben und ihnen ihr Verhalten vor dem Feinde vorzuſchreiben, hatte Steinmetz dieſelben zu einer Conferenz verſammelt. Dieſelbe war höchſt wichtig, weil man ſich nunmehr auf ſehr große Schläge gefaßt zu machen hatte, denen gegenüber das genaueſte gegenſeitige Einvernehmen der verſchiedenen Theile der Armee nöthig war. Wohl hatte Marſchall Bazaine bisher alle günſtigen Gelegenheiten zum Widerſtande verſäumt, der Feind in ſchrecklichſter Deroute wich überall jetzt ins Innere und den Norden Frankreichs zurück, aber das konnte man wahrhaftig dem berühmten Marſchall doch zutrauen, daß er ſo bald als möglich eine andere ihm günſtig ſich bietende Gelegenheit eifrig ergreifen werde, um die franzöſiſche Waffenehre zu retten und das entflohene Kriegsglück dem Kaiſer wieder zuzuwenden! Dieſe Gelegenheit mußte ſich am erſten bieten, wenn die deutſchen Armeen ſich Metz näherten und Miene machten, die Moſel zu überſchreiten. Die I. Armee bildete den rechten nördlichſten Flügel der Deutſchen, war alſo diejenige, welche zunächſt auf feindlichen Widerſtand ſtoßen mußte. General von Steinmetz machte ſonach ſeinen Generalen die äußerſte **Vorſicht** zur Pflicht und daß man ſich ohne beſtimmten Befehl in keine Engagements einzulaſſen habe, welche eine verfrühte Schlacht im Gefolge haben und die Abſichten des Obercommandos, Bazaine's Abdrängung von Paris nach dem Norden, vereiteln oder ſehr erſchweren, unnütze oder reſultatloſe Operationen zur Folge haben können! — Des Feldmarſchalls Widerſacher werden hieraus erkennen, daß ſein Benehmen gar nichts Heißſporniges hatte und ihm ſtets ein Erfolg mit geringen Opfern lieber geweſen iſt, als irgend eine großartige, wenn auch koſtſpielige Aktion! Daß dieſer ſein ſtrikter Wille, vorſichtig zu ſein, ſich nicht durchſetzen ließ, werden wir ſehen, aber eben ſo ſehr auch, daß darüber ſein Unwille groß und entſchieden geweſen iſt.

Es war höchſt wahrſcheinlich, daß ſich der Feind in größeren Maſſen bereits an der franzöſiſchen Nied feſtſetzen und Widerſtand leiſten werde, ein engeres Zuſammenſchließen der I. Armee von Steinmetz und der II. des Prinzen Friedrich Carl war vom königlichen Hauptquartier demnach am 11. Auguſt empfohlen worden. Am andern Tage, als Steinmetz nach dieſem Befehl zu verfahren im Begriff ſtand, war durch die eclairirende Cavallerie bereits ins königliche Hauptquartier die Meldung ergangen, der Feind verlaſſe die franzöſiſche Nied und trete den Rückzug durch Metz über die Moſel an! Daß Bazaine Metz aufgeben werde, war ihm wirklich nicht zuzutrauen, aber dafür deſto eher, daß man ihn hinter der Moſel in formidabler Stellung und auf Metz, den erſten und gewaltigſten franzöſiſchen Waffenplatz, geſtützt und zu einem großen Schlage bereit, wie durch friſche Armeen verſtärkt finden werde. Daß dieſe Alternative ſelbſt den kampfluſtigſten deutſchen Heerführer zur Vorſicht nöthigen mußte, geſchweige einen Mann, der in der praktiſchen Kriegserfahrung alt geworden, wie Steinmetz, kann ſelbſt einem Laienauge ſchwer entgehen. Der Befehl des großen Hauptquartiers drückt dieſe Vorſicht eben ſo klar aus, als die Art, wie man zu operiren gedachte. Er beſtimmte: „Die I. Armee rückt den 13. Morgens gegen die franzöſiſche Nied, Gros auf Linie Les Etanges-Pange und ſichert den Bahnhof von Courcelles, Cavallerie recognoscirt gegen Metz und überſchreitet die Moſel unterhalb. I. Armee deckt ſomit die rechte Flanke der II. Armee. — Letztere marſchirt auf die Linie Bouchy-Chateau Salins und ſchiebt die Vorpoſten an die Seille, ſie ſucht ſich, wenn möglich; der Uebergänge von Pont à Mouſſon, Dieulouard, Marbach u. ſ. w. zu verſichern. Cavallerie recognoscirt über die Moſel hinaus. Die III. Armee ſetzt Vormarſch gegen die Linie Nancy-Luneville fort. Ueber weitere Verwendung wird in den nächſten Tagen beſtimmt werden." — Zur Verwirklichung dieſer Dispoſitionen commandirte Steinmetz am 13. den Vormarſch des 7. Armeecorps (von Zaſtrow) in Linie Courcelles-Pange, das 1. Corps von Manteuffel in Linie Courcelles-Chauſſy-Landonvilliers an die franzöſiſche Nied, das 8. Corps von Goeben aber dahinter in Linie Vionville-Varize an die deutſche Nied. Die Cavallerie eclairirend gegen Metz, welche ferner auch (beſonders Seitens ihrer 3. Diviſion) die Moſel unterhalb Metz, alſo nördlich der Feſtung, zu überſchreiten hatte. Das 1. und 7. Corps marſchirte daher in einer Front, durch eine Lücke getrennt, welche von Pange bis Courcelles-Chauſſy reichte, hinter ihnen, dieſe Lücke in Front, das Corps Goeben, indeß die Cavallerie die Moſel ſüdlich wie nördlich überſchreiten ſollte. Das Bild, welches die I. Armee ſo auf der Karte gewinnt, macht die Abſicht klar, Metz von Oſten aus zu umgreifen, indeß die II. und III. Armee ſich weiter ſüdlich von Metz nach Weſten zugleich vorſchob. Gelang dies Vordringen der Cavallerie nördlich über die Moſel, ſo konnte Metz binnen wenigen Tagen **iſolirt** ſein, Bazaine alſo in eine Falle gerathen. Als man beſagten Tags dieſe Bewegungen machte, bemerkte man, daß der Feind ſeinen Rückzug nach Metz **nicht** fortſetze. Recognoscirende Cavallerie hatte in Jury, Colligny, Coincy, Mercy le Sec und Flanville den Feind, ja ſogar etablirte Feldlager deſſelben geſehen! In ihrem Vormarſch mußte die I. Armee alſo nothwendiger Weiſe beim Vorrücken des Gegners eine Schlacht an der Nied zu beſtehen haben. Die Franzoſen indeß blieben in ihrer Stellung, und ſo konnte die I. Armee in die ihr befohlene Stellung einrücken. Hauptquartier derſelben war nun Varize. Die Vorpoſten wurden jetzt vorſichtig möglichſt vorgeſchoben, der General Steinmetz mit Stabschef von Sperling hatten an den äußerſten Vorpoſten den Feind beſichtigt. Steinmetz war klar, daß diesſeits der Moſel (alſo im Oſten von Metz) keine ſehr großen feindlichen Streitkräfte ſtehen könnten, ſonſt hätten ſie nicht die deutſchen Vorpoſten in einer ihnen ſo gefahrbringenden Nähe belaſſen dürfen. Die Wahrſcheinlichkeit, eine Schlacht öſtlich Metz liefern zu müſſen, lag für Steinmetz alſo nicht vor, ſie liefern zu wollen kam ihm nicht in den Sinn. Es handelte ſich ja darum, Metz und Bazaine zu iſoliren, je länger alſo Theile ſeiner Armee dieſſeits der Moſel blieben, deſto beſſer paßte das in die Abſichten des königlichen Hauptquartiers! Da die Beſtimmung der I. Armee vor Metz überhaupt doch nur die war, die rechte Flanke der II. Armee zu decken, ſo konnte Steinmetz' ganzes Verhalten allein ſtreng auf die Defenſive berechnet ſein, die ſeinen Generalen vor dem Vormarſch gegebene Weiſung höchſter Vorſicht hatte alſo nirgend größere Geltung, als gerade in dem vorliegenden Falle. Die von General Moltke gegebene Direction für den 14. Auguſt war: daß I. Armee ſtehen zu bleiben und zu beobachten habe, ob der Feind zum Angriff vorgehe, geſchehe dies in ſüdlicher Richtung, dann ſei Steinmetz in der Lage, die franzöſiſche Offenſive durch einen Einfall in ſeine Flanken zu hindern. Nachrichten, die im großen Hauptquartier wie von Prinz Friedrich Carl einliefen, deuteten auf vermehrte feindliche Truppen-Anhäufungen im Süden und Norden von Metz. — Plötzlich änderte Bazaine oder der kaiſerliche Kriegsrath aber ſeine Anſicht. Am Mittag des 14. lief von allen deutſchen Corps die Nachricht ein, daß die Franzoſen ihren Rückzug auf Metz angetreten hätten. Höchlich mußte das befremden! —

Dieſe rückgängige Bewegung des Feindes war den ganzen Vormittag und Nachmittag bis 3½ Uhr von verſchiedenſten deutſchen Truppen bemerkt und dem königlichen Hauptquartier gemeldet worden. Jetzt traf eine abermals eben ſo unvermuthete wie höchſt auffällige Nachricht ein. General Edwin von Manteuffel, Chef des 1. Corps, meldete 4¾ Uhr aus Coincy: „Eine Recognoſcirung von mir ergiebt, daß der Feind die Lager bei Metz verläßt; in demſelben Augenblick ertönt Geſchützfeuer und ſind Abtheilungen des 7. Corps (von Zaſtrow) bereits engagirt. Ich laſſe das Corps antreten!" —

Es war die ſo mannigfach beurtheilte Schlacht von Colombey, welche ſich an dieſem ſpäten Nachmittage entwickelte! — Geht man auf die Vorſicht zurück, welche aus allen Befehlen des königlichen Hauptquartiers ſprach, welche es ſeit dem Vormarſch gegen die Nied ertheilt hatte und auf die ſpeziellen Weiſungen des Oberſtcommandirenden von Steinmetz an ſeine Generale, ſich in der Defenſive zu halten, zurück, ſo mußte dem großen Hauptquartier, viel mehr aber noch Steinmetz, dies Engagement als eben ſo unzeitig wie unzweckmäßig erſcheinen! Sehen wir zu, ob oder inwiefern es das geweſen iſt. — Ueber das anhebende Gefecht telegraphirte der engagirte General von Zaſtrow um 5½ Uhr nach Colombey: „Der Feind hat die Vorpoſten des 1. Armeecorps mit Ueberlegenheit angegriffen, 13. Diviſion (von Glümer) marſchirt auf des Feindes rechte Flanke, 14. Diviſion (von Kameke) folgt links rückwärts der 13. zur Deckung gegen Metz. Der Feind weicht auf Metz zurück.“ Manteuffel meldete um 5 Uhr aus Courcelles-Chauſſy: „daß der Feind in ſüdlicher Richtung abziehe, er habe das Vorgehen ſeiner Avantgarde und des Gros ohne Gepäck befohlen, um den abziehenden Franzoſen möglichſt Abbruch zu thun.“ — Ehe dieſe beiden letzten Nachrichten in Varize anlangten, hatte Steinmetz an das 1. und 7. Corps je einen ſeiner Stabsoffiziere geſendet, nähere Informationen einzuholen. Als dieſe Nachrichten aber ankamen, eilte Steinmetz mit ſeinem Stabe zum Ort des Kampfes, nachdem er durch vorausgeſchickte Adjutanten beiden commandirenden Generalen von Manteuffel und von Zaſtrow befohlen hatte: „den Kampf **ſofort** abzubrechen!“ Das war nicht nur ſeinen gegebenen Warnungen gemäß logiſch, die ſpäte Tageszeit, ſowie das **Abziehen des Feindes** ließen jedes ernſtere Gefecht als nicht zu rechtfertigen erſcheinen. Die Nähe der Feſtung Metz machte überdem die reelle Ausbeutung des Sieges ganz unmöglich; es ſchien dem General von Steinmetz die Schlacht keinen Erfolg in Ausſicht zu ſtellen, der den eigenen Menſchenverluſt **aufwog**!*)

Die Schlacht von Colombey-Noiſſeville ſelbſt geben wir andern Orts, denn hier iſt nicht dieſe Bataille an ſich Hauptſache, ſondern Steinmetz' Verhalten einerſeits, andererſeits die Urſachen wie die Folgen dieſes Kampfes. — Abends 8 Uhr war derſelbe beendet und Manteuffel meldete an Steinmetz: „daß die vom Feinde öſtlich von Metz entwickelten bedeutenden Kräfte nach dreiſtündigem harten Kampfe in die Feſtung zurückgeworfen worden ſeien.“ Zu derſelben Zeit erſchien General von Steinmetz in Perſon auf dem Schlachtfelde. Die Generale anredend, erkannte er die glänzende Bravour der Truppen, ſowie die geſchickte Leitung des Gefechts an, aber er mißbilligte entſchieden, daß man ſich überhaupt und ohne Befehl von Oben ſo ſpät am Tage, wo ſchon der Zeit nach und auch bei dem Rückhalt, welchen der Feind an ſeiner nahe gelegenen Feſtung Metz hatte, ein großes Reſultat nicht zu erringen war, ſich überhaupt in ein ſo ernſtes Engagement eingelaſſen und es in ſolcher Ausdehnung fortgeführt habe, wo doch die Aufgabe der I. Armee nur eine rein defenſive geweſen ſei. Er ſah daher in dem Kampfe ein nutzloſes Menſchenopfer und nannte ihn deshalb **einen Fehler.**

---

*) Wörtlich nach Schell's „I. Armee unter Steinmetz“, S. 70.

In der offenen Mißbilligung, welche Angeſichts eines Sieges ſeiner Armee aus der unumwundenen Inhibirung des Generals von Steinmetz ſprach, iſt doch der beſte Beweis gegeben, daß er einen ſittlichen Widerwillen hegte, nur einen Mann da zu opfern, wo der Gewinn des Sieges den Einſatz nicht **deckte!** Steinmetz hatte andererſeits um ſo mehr Grund, bei Colombey ſo zu ſprechen, als die Verluſte allerdings ſehr groß geweſen waren.

Wie kam es denn aber zum Kampfe und Wer iſt ſein Veranlaſſer? Keiner wollte angegriffen, ſondern nur ſeinem in den Kampf verwickelten benachbarten Corps Beiſtand geleiſtet haben! Wie konnte denn eine Schlacht entſtehen, wenn Niemand angriff? — Die Kriegslage zur Zeit des Angriffs — 4 Uhr Nachmittags — vor Metz war ganz ſo, wie ſie den ganzen Tag über geweſen war. Der Feind hatte den ganzen Tag über Truppen vom rechten auf das linke Moſelufer zurückgenommen, und es fiel keinem Menſchen Seitens der I. Armee ein, das verhindern zu wollen, weil es nicht zu hindern war. Ebenſowenig kam vom großen Hauptquartier, welchem der Vorgang gemeldet worden, ein Befehl, ſich dem weiteren Abzuge des Feindes zu widerſetzen. Daß es doch zum Kampfe kam, veranlaßte eine falſche Auffaſſung der Situation durch die Untergenerale. Beide commandirende Generale waren nämlich ohne vorherige genügende Information zum Kampfe geſchritten. — General von Manteuffel nämlich hatte gemeldet, das 7. Corps (v. Zaſtrow) ſei im Feuer, General von Zaſtrow aber meldete, das 1. Corps (v. Manteuffel) ſei im Feuer, und Einer eilte dem Andern zu Hülfe, vermeinend der Andere ſei bedroht! — Das Räthſel erklärte ſich ſo: Der Commandeur der Avantgarde des 7. Corps, als er ſah, die Franzoſen bewegten gegen 4 Uhr Mittags ihre letzten Truppen nach Metz zurück, folgte ihnen ohne Befehl, um ihnen Abbruch zu thun. Die Franzoſen nahmen das übel, machten Front und wehrten ſich wegen ihrer

Ueberlegenheit mit ſolchem Erfolge, daß die Avantgarde um Hülfe rief. Dieſem Rufe leiſteten Zaſtrow wie Manteuffel Folge und die Schlacht war da! Sie hätte den großen Kräften des Feindes gegenüber und beim Eintritte der Nacht leicht einen üblen Ausgang nehmen können, und das Engagement zu tadeln hielt Steinmetz ſomit für ſeine Pflicht. Die Franzoſen waren uns gegenüber hierbei ganz im Recht; das militäriſche Ehrgefühl redete aus ihnen, welches ja ganz beſonders lebhaft im franzöſiſchen Heere iſt. Man hatte ſie bisher ruhig abziehen und die öſtliche Stellung vor Metz aufgeben laſſen. Sich plötzlich noch unter den Kanonen von Metz angegriffen zu ſehen, mußten ſie für eine ſehr unzeitige Neckerei anſehen, und es war mehr, als das nur! Mit Löwengrimm wendeten ſie ſich denn auf den deutſchen Feind, und das Blutbad war fertig! — Steinmetz befahl den engagirt geweſenen Truppen, theils auf den gewonnenen Poſitionen ſtehen zu bleiben und ſich weiterer Aggreſſionen zu enthalten, theils dirigirte er ſie auf ihre alten Stellungen zurück. Ebenſo lautete der Befehl des großen Hauptquartiers, deſſen innerer Sinn der war, daß vom 15. Auguſt ab, während ſich auf dem linken Moſelufer Bazaine's Schickſal vollziehe, die I. Armee einen etwaigen verzweifelten Durchbruch des Feindes nach dem Oſten zu hindern habe. — Bazaine wollte um jeden Preis weſtlich abziehen und Paris, reſp. den nördlichen Bahnſtrang der franzöſiſch-belgiſchen Grenze, via Montmédy, erreichen. Demgemäß ward vom königlichen Hauptquartier angeordnet: „daß das 1. Corps (Manteuffel) und das 7. Corps (Zaſtrow) Halt mache, alſo den Oſten von Metz in Obſervation halte, das 8. Corps (von Goeben) aber auf Orny zu marſchiren und daſelbſt directen Befehl zu gewärtigen habe." — Dies geſchah. Da Orny aber bereits ſüdlich von Metz liegt, auf dem halben Wege nach der Moſel, ſo war klar, daß das 8. Corps (von Goeben), nachdem die II. Armee ſich immer mehr weſtlich über die Moſel zog, von hier aus in die Cernirungskette als ſüdöſtliches Glied einzuſpringen habe, um den Umklammerungsring zu vervollſtändigen! — Allerdings war im Oſten die I. Armee momentan geſchwächt, indeß war die

3. Reſerve-Diviſion des General-Lieutenants von Kummer vom Rhein her als Ergänzung im vollen Anrücken und ihr Eintreffen in kürzeſter Zeit gewiß. Am 15. Auguſt war die Situation für die I. Armee weſentlich verändert. Kein Feind war öſtlich und dieſſeits der Moſel zu ſehen, in Metz ſelbſt ſchien kaum mehr als die unumgängliche Beſatzung verblieben zu ſein. Bazaine hatte ſeine geſammten Kräfte auf das weſtlich der Stadt gelegene Plateau geworfen. — Ein Befehl des oberſten Commandos aus Herny verfügte nunmehr den Linksabmarſch der Steinmetz-Armee an die Moſel, nur ein Armeecorps derſelben (das 1. von Manteuffel) ſollte bei Courcelles ſtehen bleiben, mit welchem vereint die bereits ſchon nahe Brigade Kummer zu operiren hatte. Am 16. nahm demnach das 8. und 7. Corps, wie die 1. Cavallerie-Diviſion zur Flankendeckung ſeinen Linksmarſch in die Stellung zwiſchen Seille und Moſel mit Berückſichtigung der Uebergangspunkte über die letztere ein, während die 3. Cavallerie-Diviſion zwiſchen Courcelles und Mécleuves herangezogen war, alſo die Verbindung der abziehenden Theile der I. Armee mit dem ſtehengebliebenen Armeecorps (1.) Manteuffel's unterhielt. Während dieſe Bewegungen am 16. ausgeführt wurden, ſcheiterte das Unternehmen der Brigade Graf Gneiſenau vom 8. Armeecorps gegen Thionville. An demſelben Tage ſchlug die II. Armee ſiegreich die Schlacht von Bionville. — Ehe das königliche Hauptquartier (nunmehr zu Pont à Mouſſon) von dieſem gewichtigen Ereigniſſe unterrichtet war, hatte es der I. Armee für den 17. die weitere Vorwärtsbewegung gegen die Maas angeordnet. Als Nachmittags dem Könige die Erfolge bei Bionville bekannt geworden, erhielt Steinmetz dieſe Nachricht mit dem Befehl: „Um den Feind in nördlicher Richtung von Chalons und Paris abzudrängen, und weil derſelbe in bedeutender Stärke auftritt, ſollen beide (7. und 8.) verfügbare Corps der I. Armee unmittelbar hinter dem 9. Armeecorps die Moſel überſchreiten. Weitere Direction des 7. und 8. Armeecorps wird das Obercommando lediglich nach der Rückſicht regeln, ſie möglichſt ſchnell an den Feind zu bringen!“ Mit anderen Worten

war das die Umgehung Bazaine's, welche nach der großartigen Doppel-Schlacht von Gravelotte und St. Privat den Marſchall mit ſeinem Heere in den Kerker von Metz feſtbannte.

Am Kampfe bei Vionville-Mars la Tour hatte von der (I.) Armee Steinmetz bereits ſchon die Diviſion von Barnekow (8. Armeecorps) ruhmvollen Antheil, während dieſer Tag den Franzoſen — ſage 837 Offiziere und 16,117 Mann koſtete. General von Steinmetz hatte am 17. ſein Hauptquartier nach Ars ſur Moſelle, alſo links der Moſel verlegt, das 7. Armeecorps (von Zaſtrow) ſeine Stellung beim Bois de Vaux, das 8. Corps (Goeben) bei Rezonville und Bois des Ognons genommen. — Um des Feindes Aufmerkſamkeit zu theilen und vom linken Moſelufer **abzulenken**, ließ Steinmetz nun das 1. Armeecorps gegen den Oſten der Stadt demonſtrirend vorgehen! Manteuffel beſchoß die Stadt durch ſeine geſammte Corps-Artillerie, ſie brannte an mehreren Stellen und Verwirrung ſchien in ihr zu herrſchen; der Zweck war Abends 6½ Uhr vollſtändig erreicht. Am 18. Auguſt, dem Gravelotte-Tag, war der I. Armee vom königlichen Hauptquartier Befehl geworden: „daß das 7. Corps ſich defenſiv halten, mit dem 8. Corps nur nach vorn Verbindung ſuchen ſolle. General von Steinmetz befahl, daß vom 1. Corps eine Infanterie-Brigade nach Vaux vorgeſchoben werde, um einen etwaigen Vorſtoß des Feindes im Moſelthale auf Ars ſur Moſelle zu flankiren. Danach wurde von Steinmetz' I. Armee das 8., aber auch das 7. Corps an dieſem Tage ernſtlich engagirt, — wie, das behalten wir uns am andern Orte vor. General von Steinmetz begab ſich auf das Plateau ſüdlich Gravelotte, um ſich nähere Kenntniß der feindlichen Aufſtellung zu verſchaffen und wohnte hier dem denkwürdigen Ereigniſſe bei, welches den zweiten großen Abſchnitt dieſes Krieges bildete. Der Sieg über den franzöſiſchen rechten Flügel war im Laufe des Nachmittags bei St. Privat entſchieden worden, gegen 7 Uhr Abends war das feindliche Feuer der I. Armee gegenüber mehr und mehr verſtummt, ſo daß man an des Feindes Abmarſch glaubte. Um 7 Uhr that der Feind aber auf der ganzen Linie einen Vorſtoß!

— Steinmetz war bis ins Defilée von Gravelotte vorgeritten und ordnete den blutigen Empfang an; erſt mit völliger Dunkelheit gelang es, den Gegner völlig zu werfen. Die I. Armee hatte hier in achtſtündigem blutigen Ringen den Corps Le Boeuf und Froſſard gegenüber geſtanden. In ſeinem Bericht über den Kampf derſelben hob Steinmetz beſonders die Leiſtungen der Artillerie, ihre Ruhe und Ausdauer hervor, namentlich der reitenden Batterie Haſſe, welche von 36 Zugpferden nur 6, von 48 Reitpferden nur 20 am Schluſſe der Schlacht übrig und ſich total verſchoſſen hatte, **ohne** vom Platze zu weichen! — Die Verluſte der I. Armee waren ſchwer — 4249 Mann! — —

Der bezwungene Feind ſaß aber feſt in Metz, welches fortan cernirt und zur Uebergabe gezwungen werden ſollte. Bazaine's Hoffnung konnte nur auf zwei Möglichkeiten beruhen: Entweder, daß ihm ein Durchbrechen der Cernirungslinie glückte, oder daß er von einer anderen großen franzöſiſchen Armee entſetzt wurde. Beides zu verhindern, mußte dem königlichen Hauptquartier angelegen ſein, dies war aber nur möglich, wenn diejenige deutſche Truppenmacht, welche Metz belagerte, hinreichend ſtark war und wenn die übrigen deutſchen Armeen die letzten regulären militäriſchen Kräfte des Kaiſerreiches aufſuchten und wo ſie dieſelben trafen, ſchlugen, vor Allem, wenn ſie die Vertheidigung Frankreichs durch eine Offenſive auf Paris zerſplitterten, ihre noch vorhandene Macht an drei bedrohten Punkten, Metz, Paris und Straßburg, zugleich aufrieben. Von dieſen Geſichtspunkten ging die oberſte deutſche Heeresleitung aus und handelte danach.

Mit dieſem eintretenden Momente nähern wir uns auch dem Schluſſe von General von Steinmetz' Thätigkeit in dieſem Kriege und ſeinem alsdann erfolgten Rücktritt aus dem aktiven Dienſte. — Es iſt bekannt, wie ſehr dies Ereigniß auffiel und welche Gerüchte, welche Conjecturen in der Preſſe wie im Publikum über daſſelbe umliefen. Etliche ſagten oder ſchrieben: „man habe dem greiſen General, deſſen Ruhm und ſein Verdienſt für die Größe ſeines Vaterlandes wohl für alle Zeiten geſichert iſt, eine wohlverdiente ruhigere Thätigkeit zuweiſen wollen, indem man ihn an ſeinen heimatlichen Herd zurückkehren ließ.“ Ein Anderer munkelte: „Differenzen im Hauptquartier der Cernirungs-Armee vor Metz ſeien an Steinmetz' Entlaſſung Schuld.“ Eine nicht minder fein politiſche und allarmirende Behauptung war: „man habe Steinmetz von Metz weg als Gouverneur nach Poſen verſetzt, weil Verwickelungen mit Rußland einen Mann von ſeiner zähen Energie erforderten!“ An allen dieſen Verſionen iſt leider nichts Wahres. Bei ihnen allen ging man von der Annahme aus, Steinmetz ſei entlaſſen worden. Das ſollte ſo viel heißen als: man habe ihn gegen ſeinen Willen in Inaktivität verſetzt. Hierbei iſt nur zu bewundern, daß der öffentliche Leumund nicht auf das doch am nächſten Liegende verfiel, nämlich, daß es wohl auch Gründe gegeben haben könne, welche es dem General wünſchenswerth machten, aus dem aktiven Dienſt zu ſcheiden, er alſo um ſeinen Abſchied aus eigener Entſchließung bat und ihm derſelbe bewilligt wurde, indem man mit ihm zugleich einen königlichen Akt des Vertrauens und erhöhterer öffentlicher Ehre verband. Etwas Anderes war die Thatſache nicht. — Die Gründe, welche General Steinmetz zu ſolchem Entſchluſſe bewegten, ſind, wenn man die Entwickelung ſeiner Lebensſchickſale wie ſeines Charakters erwägt, und die Vorgänge vor Metz nach der Schlacht von Gravelotte ohne vorgefaßte Meinung prüft, leicht einzuſehen, ohne daß man ſich dabei in Geheimnißkrämerei und pikanten Muthmaßungen zu ergehen nöthig hätte. — General von Steinmetz hat eine einzige Leidenſchaft ſeit Jugend auf beſeſſen, den Eifer nach Soldatenruhm und Ehre. Der war ihm geblieben, als Gott ihm ſonſt alles Liebe nahm, und erſt 1866 hatte er in den drei berühmten Schlachttagen den Preis ſeines langen Strebens pflücken, den erſten Feldherrnkranz auf den Schnee ſeines Hauptes drücken dürfen. Ein Mann von ſo ſtarkem und heißem Gefühl hatte in Dem, was er ſeinem Vaterlande hatte ſein dürfen, für des „Herzens Wunden“ wenigſtens einen Erſatz gefühlt! Das Vertrauen ſeines Monarchen hatte ihm im franzöſiſchen Kriege eine der drei großen Hauptarmeen anvertraut und er war dadurch nur dem großen Hauptquartier direct verantwortlich geweſen, hatte nur deſſen Befehlen zu gehorchen gehabt. — Subordination iſt gewiß eine heilige Sache, aber ihre Grade ſind nothwendig verſchieden. Der Führer einer Hauptarmee ſteht ſeiner ganzen Natur nach zum Obercommando nicht in dem ſtummen Abhängigkeitsverhältniß, wie etwa der gemeine Mann zu ſeinem Compagnieführer. Das Maaß der Verantwortlichkeit beſtimmt hier wie überall im Staatsdienſte zugleich das Maaß der Bewegungsfreiheit! Endlich iſt der Rechtsbegriff bei einem Offizier peniblerer Natur, als in anderen Lebensſtellungen. Wer als Major zum Beiſpiel eine Artillerie-Abtheilung oder ein Regiment mit Auszeichnung geführt hat, wird es immer als Kränkung anſehen, wenn er auf einmal nur eine Batterie oder ein Bataillon commandiren ſoll, obwohl es im Kriege Fälle nicht blos geben kann, ſondern dieſelben nicht ſelten ſind, daß man einem Armeeführer zu irgend welchem Zwecke nur eine Armee-Abtheilung unterſtellt. Der Offizier wird ſie dann nehmen, mit Bravour führen und ſchweigen, — aber wenn er keine Aenderung ſeiner Stellung ins alte Verhältniß vorausſieht, wird er den Degen niederlegen, ſobald er es mit Ehren kann! Dies iſt nun einmal eine Form des Handelns, welche zu ſehr mit dem Ehrgeiz, den der Soldat haben muß, zuſammenhängt, als daß ſie nicht natürlich erſcheinen ſollte. — Leider trat aber die Nothwendigkeit ein, daß Steinmetz ein ähnliches Loos auf ſich nehmen mußte.

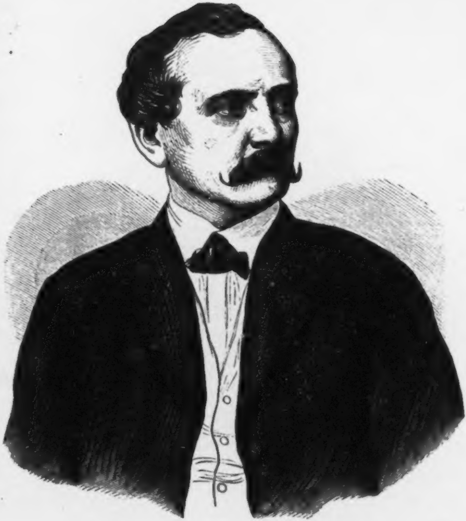
Ein Tag nach dem Siege von Gravelotte, Mittags den 19., traf nämlich an letzterem Ort ein Befehl des großen Hauptquartiers ein, der eine ganz neue Formation der verſchiedenen Corps zu anderen Gruppen bewerkſtelligte. Er ordnete die preußiſche Garde, das 4. Corps (Alvensleben) und das ſächſiſche Corps zu einem neuen Armeeverbande, deſſen Obercommandirender Kronprinz Albert von Sachſen wurde. Als Cernirungs-Armee verblieb hiegegen die I. Armee (Steinmetz), nebſt der angekommenen 3. Reſerve-Diviſion (von Kummer), ferner das 2. Corps (Franſecky), das 3. Corps (G. von Alvensleben), das 9. Corps (von Manſtein) und das 10. Corps (von Voigts-Rhetz), und ſie ſämmtlich wurden unter die Geſammtleitung des Prinzen Friedrich Carl geſtellt. Neben dem Obercommando deſſelben war alſo ein zweites Obercommando in der Perſon des Generals von Steinmetz vorhanden und hierin lag wohl der erſte Keim eines Entſchluſſes für den Letzteren, welcher während der Cernirung reifte. Die Art derſelben iſt bereits beſchrieben worden, und General von Steinmetz als Führer der I. Armee nahm den thätigſten Antheil an ihr, beſonders auch in der zweiten Schlacht von Noiſſeville, welche Manteuffel unter ihm gewann. Wie unverdroſſen rege Steinmetz ſeiner Pflicht oblag, beweiſt, daß er die Anwendung von Halbbataillonen durchſetzte, eine Neuerung, die er 1866 in Böhmen mit großem Vortheil eingeführt hatte und jetzt vorſchlug, weil dieſe Formation überaus geeignet war, den in Metz eingeſchloſſenen Gegner über die eigentliche Stärke des deutſchen Belagerungscorps zu täuſchen, ferner führte er eine beſſere und leichtere Methode des Meldungs-Dienſtes ein, alſo der Verſtändigung der Generale unter ſich und den Obercommandos, durch welche die Nachrichten ſchneller und zweckentſprechender die Runde machten. — Es ereignete ſich, veranlaßt durch den Hinzutritt der Diviſion Kummer, daß dieſe ſpeciell dem 1. Armeecorps von Manteuffel unterſtellt, ferner das Corps des Großherzogs von Mecklenburg, das während der erſten Cernirungszeit einen Theil der I. Armee von Steinmetz gebildet hatte, zu einem ſelbſtſtändigen (dem 13.) Corps formirt und von Metz abdetachirt wurde, um im Connex mit der III. Armee des Kronprinzen weiter im Innern Frankreichs zu operiren. Es iſt wohl begreiflich, daß in allen dieſen inzwiſchen ſich ereignenden Fällen General von Steinmetz viel lieber ſich an die Spitze ſolcher ſelbſtſtändigen Corps abdetachirt geſehen hätte und ihm ſein zweites Armee-Commando neben dem erſten als — wie damals ein officielles Berliner Blatt richtig andeutete — „unzuträglich und verzögernd“ erſcheinen mochte. Ohne Ausſicht, in einem ſelbſtſtändigen Commando den Krieg beenden zu können, wie er ihn begonnen hatte, faßte er den Entſchluß, zu reſigniren. Am 15. September traf eine königliche Cabinets-Ordre ein, welche dieſer Reſignation Ausdruck verlieh, indem: „der bisherige Oberbefehlshaber der I. Armee, General der Infanterie von Steinmetz, zum General-Gouverneur von Poſen ernannt" wurde. — Damit trat der Neſtor der Armee vom Kriegsſchauplatz ab und trat ſein Amt in Poſen an. Da er fortan aber gern ſeine Tage in unabhängigem Frieden verleben wollte, ward ihm auch dieſer Wunſch im Frühjahr 1871 gewährt. Wie hoch ſein Monarch ihn hielt, iſt aus folgender bei dieſer Gelegenheit erlaſſenen Cabinets-Ordre erſichtlich: — „Durch die jetzt erfolgende Auflöſung des General-Gouvernements iſt auch Ihre Entbindung von dieſer Stellung erforderlich. Indem Ich dieſelbe hierdurch verfüge, wünſche Ich Ihnen eine Stellung anzuweiſen, die Ihren Mir vorgetragenen Wunſch um Uebertritt in den Ruheſtand berückſichtigt und Sie doch auch der Armee noch ferner erhält, mit deren Geſchichte Sie Ihren Namen unvergänglich und feſt verflochten haben. Ich verſetze Sie daher unter Ablehnung Ihres Abſchiedsgeſuches, ſowie unter definitiver Entbindung von dem Commando des 5. Armeecorps und unter Belaſſung in dem Verhältniß als Chef des weſtphäliſchen Füſilier-Regiments Nr. 37 mit dem Gehalte Ihrer Charge und mit einem jährlichen Gehaltszuſchuß von 2000 Thalern zu den Offizieren von der Armee und will Ihnen gleichzeitig einen Beweis Meiner fortdauernden gnädigen Anerkennung Ihrer großen Verdienſte geben, indem ich Ihnen hiermit den Charakter als General-Feldmarſchall verleihe. (gez.) Wilhelm. Berlin, den 8. April 1871." — Ein weiterer Ausdruck königlicher Anerkennung und Vertrauens war, daß er zum Mitgliede des Herrenhauſes ernannt wurde. — —

Marſchall Steinmetz zog ſich in das trauliche Görlitz zurück. Dort lebt er ſich und ſeinen Erinnerungen, wenn ihn ſeine politiſchen Pflichten nicht nach Berlin in den Reichstag oder das Herrenhaus berufen, und wir ſollten meinen, daß er für einen Mann ſeinem Vaterlande genug gedient hat, um Anderen zum Beiſpiel zu dienen. Am 5. März 1873 feierte der Senior unſeres Heeres ſein 60jähriges Dienſtjubiläum. Sein in Poſen ſtehendes Regiment ſendete zu dem ſeltenen Ehrentage als Glückwunſch-Deputation ſeinen Regiments-Commandeur, einen Stabsoffizier, einen Hauptmann und drei Lieutenants, ebenſo hatten ſich aus Görlitz zahlreiche Begrüßende eingefunden, auch waren von allen Weltgegenden frohe Grüße eingetroffen. Sämmtliche Gratulanten vereinte die Feſttafel in dem eben fertig gewordenen eigenen Hauſe des Feldmarſchalls. Freudige wie ernſte Toaſte und die Erinnerung ruhm- wie ſchmerzvoller Tage gaben in der Feier die Stimmung des Jubilars ſelber wieder. Folgendes königliche Handſchreiben gab demſelben noch eine andere Weihe: „Sie werden am 5. dieſes Monats eine 60jährige ruhm- und ehrenvolle Dienſtzeit vollenden. Ich kann dieſen Tag nicht vorübergehen laſſen, ohne Mich von Neuem der vielfachen und großen Dienſte zu erinnern, welche Sie im Kriege wie im Frieden Mir und dem Vaterlande geleiſtet haben. Indem Ich Ihnen daher Meine herzlichſten Glückwünſche zu der ſchönen und ſeltenen Feier dieſes Tages hierdurch ausſpreche, laſſe Ich Ihnen gleichzeitig als ein Zeichen Meines fortdauernden beſonderen Wohlwollens Meine Büſte in Bronce beigehend zugehen. Berlin, den 4. März 1873. (gez.) Wilhelm." —

Möge Friedrich von Steinmetz denn noch lange unter uns ſtehen als ein ſtolzes und ſchönes Denkmal deutſcher Willenskraft und unermüdlichen preußiſchen Soldateneifers! Möge auch der Einblick in das Leben dieſes außerordentlichen Mannes die Gerechtigkeit in unſerm Herzen erwachen laſſen, die Hochachtung und Sympathie für den „Steinmetzen" erhöhen und dauernd machen, der ſeines Herzens Wunden allein durch „Thätigkeit" gelindert hat, für jenen Mann, von dem noch künftige Generationen, wenn ſie der Jahre 1866 und 1870 gedenken, ſingen und ſagen werden:

War der Stein auch hart und ſpröde,
Doch der Steinmetz war nicht blöde,
Hämmert immer friſch drauf los! —
Drum wenn die Trompeten klingen,
Soll das Steinmetz-Lied man ſingen
Bei jedwedem guten Stoß!

Ward der Held, dem es gegolten,
Vielfach ehdem auch geſcholten,
Schließt ihn ein ins deutſche Herz!
Von des Lebens tiefen Wunden
Wird er — ewiglich geſunden;
In der Wonne ſtirbt der Schmerz! —



CHLODWIG

Fürst von Hohenlohe-Schillingsfürst.

XIII.

Chlodwig

Fürſt von Hohenlohe-Schillingsfürſt,

Königlich Bayriſcher Staatsminiſter.

> „Ich trage viele Jahre her alle unſere Verhältniſſe am Herzen; ich ſtehe immer wie über einem Schachſpiele, und halte keinen Zug des Gegners für unbedeutend. Und wie müßige Menſchen mit der größten Sorgfalt ſich um die Geheimniſſe der Natur bekümmern, ſo halte ich es für eine Pflicht, für den Beruf eines Fürſten, die Geſinnungen wie Rathſchläge aller Parteien zu kennen.“
>
> (Oranien. — Goethe's Egmont.)

Zu welcher Epoche unſerer ereignißreichen Zeit auch der Name Bismarck's, einem Trompetenſchrei vergleichbar, uns entgegentönt, ſo iſt Chlodwig von Hohenlohe ſicher ſein Wiederhall, iſt wie das Echo der nordiſchen Fanfare in des Südens Bergen! — Beide Männer haben Nichts mit einander gemein, dennoch aber wieder Alles. Gänzlich verſchieden an Individualität, Temperament, Art der Begabung wie an Erfolgen, ſind ſie ſich doch in ihrem Wollen, ihren Handlungen, im Grundzuge ihres Weſens, wie in ihren Zielen faſt gleich, oft ſogar congruent. Eins ſind ſie aber in Liebe und Haß! Eins in Liebe zum deutſchen Vaterlande und ihren angeſtammten Fürſten, Eins auch im Haſſe gegen das Welſchthum, mag es das Schwert in der Hand, oder den Fluch im Munde tragen! — Es iſt mithin ganz unmöglich, Chlodwig, Fürſt von Hohenlohe in irgend einer Daſeinsphaſe zu betrachten, ohne einer Analogie oder Unterſchiedes bei Bismarck zu gedenken, wenigſtens doch Letzterem einen Blick in derſelben Zeit zuzuwerfen. Daß Erſterer ein Bayer, der Andere ein Preuße iſt, thut nicht blos Nichts zur Sache, es macht im Gegentheile gerade den bayriſchen Standpunkt Hohenlohe's nur noch evidenter und die Bedeutſamkeit gerade ſeiner Politik. Abgeſehen von Allem, was man an demſelben Beſonderes ſonſt erwähnen kann, ſo iſt Eins entſcheidend und muß vorweg, als Chlodwig auszeichnend, vorangeſtellt werden, weil es durch ſein

Leben erhärtet wird. Wenn Bismarck eine **preußiſch**-deutſche Politik erſtrebte, dann konnten ſeine Gegner wohl behaupten, daß dies eben eine egoiſtiſche Politik ſei, zu der jeder leitende Staatsmann eines anderen deutſchen Landes ebenſo gut berechtigt wäre. Man muß, um ehrlich zu ſein, ſagen: was Bismarck auch gethan und erſtrebt hat, er hat dies Alles zunächſt für ſein Land und ſeinen König gethan, hat durch Preußen erſt alle Erfolge für Deutſchland errungen! Fürſt Hohenlohe aber that das nicht. Einſehend, daß eine **bayriſch**-deutſche Löſung der Verhältniſſe unmöglich ſei, machte er ſich ſchon ſehr frühe in Süddeutſchland zum Träger der **preußiſch**-deutſchen Sache, alſo der Bismarckſchen Idee. Das iſt ſein beſonderer Ruhm, und wenn Bismarck in ſeinen Plänen auch großartiger und ſehr viel glücklicher war, Hohenlohe indem er deſſen Pläne zu den ſeinigen machte, — war um ſo ſelbſtſuchtsloſer und edler! Der ſelbſtſuchtsloſe Adel, der unſeres bayriſchen Staatsmanns Politik durchweht, iſt die eigenſte Signatur ſeines Charakters, ein Merkmal, das ihn über alle ſeine Zeitgenoſſen erhebt, ja ihm vor dem deutſchen Reichskanzler ſogar Etwas vorausgiebt! —

Wenig Fürſten leben unter uns, zumal ſolche, die keine Krone tragen, welche von älterer Abkunft wären, als Chlodwig, und ſo wenig wir auf lange Ahnenreihen Werth legen, ſo iſt Chlodwigs Abſtammung nicht blos hiſtoriſch intereſſant, nicht blos mitwirkend für unſere Zeitgeſchichte, ſondern auch durch die Thatſache, daß Chlodwig nicht von ſeinen Vorfahren erſt den eigenen Werth empfing, ſondern ihn ſich ſelber ſo durch Mühe errungen hat, wie Einer, der dem ärmſten Bürgerſtande entſprungen iſt. Seine Ehre ſtrahlt deshalb auch verklärend auf die Gräber ſeiner Voreltern zurück! — Das Haus Hohenlohe leitet ſich von Gisbertus, Herzog von Oſtfranken, her, der 688 ein Chriſt wurde und Sohn des Herzogs Chlodwig von Franken war. Gisberto Sohn, Kunibert, wurde erſter Graf von Rothenburg (710 †), und dieſe Thatſache wurde für unſern Hohenlohe durch die der Familie ſpäter unvermuthet zugekommene Rothenburg'ſche Erbſchaft von Bedeutung. Als eigentlicher Stammvater der Familie wird indeß „Hermann der Durchlauchtige“ erachtet, welcher Herzog Heinrichs von Franken Wittwe, Adelheid, die Mutter Kaiſer Konrads II., in zweiter Ehe heirathete. Deren beider Sohn Eberhard (etwa 1042) änderte den Namen Rothenburg nach der Theilung mit ſeinen Brüdern nach dem übernommenen Schloſſe Hohenlohe ab. Siegfried, Eberhards Sohn, begleitete Kaiſer Heinrich IV. nach Italien (1077), als er nach **Canoſſa** ging! Derſelbe iſt hiſtoriſch als einer der entſchiedenſten Hauptgegner Gregors des Siebenten bekannt, und der Kampf gegen die hierarchiſchen Uebergriffe der römiſchen Kurie, welchen Fürſt Chlodwig in unſeren Tagen ſo glänzend wieder erneut hat, iſt ſomit ſchon ein faſt tauſendjähriges Erbtheil ſeiner Familie! Dieſer Eberhard war von Heinrich IV. mit vielen italieniſchen Herrſchaften belehnt worden und nannte ſich von ihnen Comes de Altaflamma et Romaniolae. Die Hohenlohes gingen aber nicht mit nach Canoſſa, wo Kaiſer Heinrich IV. ſein Haupt beugte. Sie kehrten lieber nach Deutſchland zurück, woſelbſt ſpäter (1230) die Brüder Gottfried und Konrad ſämmtliche Beſitzungen theilten und die zwei Linien „Hohenlohe-Hohenloh“ und „Hohenlohe-Brauneck“ gründeten. Linie Brauneck erloſch ſchon 1390, auch die andere Linie war anno 1407 bis auf einen Sproſſen ausgeſtorben, Albrecht, der ſich dem geiſtlichen Stande gewidmet hatte. Damit das Geſchlecht nicht erlöſche, vermählte er ſich nach päpſtlichem Dispens und brachte als vertrauteſter Rath Kaiſer Sigismunds die Hohenlohes zu hohen Ehren. Im Laufe dieſes Kaiſers Regierung hat er unter Anderm allein aus ſeinen Beſitzungen 255 Vaſallen belehnt. — Durch Grundtheilung des Geſammtbeſitzes wurden 1553 die beiden noch jetzt blühenden Hauptlinien, die Neuenſtein'ſche (proteſtantiſche) und die Waldenburg'ſche (katholiſche) begründet, deren letzterer unſer bayriſcher Staatsmann angehört. —

Chlodwig Carl Victor iſt den 31. März 1819 auf dem Familienſtammſitze Schillingsfürſt in Bayern als zweiter Sohn des Fürſten Franz Joſeph geboren. Er hatte noch vier Brüder, einen älteren, den Erbprinzen Victor Moritz Carl (jetzigen Herzog von Ratibor, Fürſten von Corvey) und drei jüngere Brüder, nämlich den Prinzen Philipp Ernſt, Prinz Guſtav Adolf (den nachmals vielgenannten Cardinal), den Prinzen Conſtantin (Generalmajor und Oberhofmeiſter des Kaiſers Franz Joſeph von Oeſterreich), ferner eine ältere Schweſter, Prinzeſſin Thereſe, und eine jüngere, Prinzeſſin Marie. An dieſe ziemlich belangreiche Geſchwiſterſchaft laſſen ſich mancherlei politiſche wie klerikale Schlüſſe knüpfen. Da der Vermögensſtand der Familie herabgekommen war, ſie auch keine Secundogenituren zu vergeben hatte, Chlodwig leider aber der Zweitgeborene war, ſo konnte er niemals darauf rechnen, Haupt ſeiner Familie zu werden und das Fürſtenthum Hohenlohe-Schillingsfürſt anzutreten. Dieſe Ueberzeugung, in früher Jugend ſchon gewonnen, trug unendlich zu ſeinem Glücke bei. Sie unterſtützte weſentlich den Trieb in ihm, dem Adel ſeines Namens in ſich dadurch Glanz zu verleihen, daß er ſich durch angeſtrengte Thätigkeit zu hervorragenden Leiſtungen fähig machte, und ſo wurde denn ſein von edelſtem Ehrgeiz beflügelter Arbeits- und Wiſſensdrang die Mutter ſeines Ruhms und ſeiner nationalen Bedeutung! Der junge Prinz bereitete ſich ſo vor, als wäre er ſein Leben lang nur beſtimmt, langſam wie jeder Andere die Stufen des Staatsdienſtes zu erklimmen. Er beſuchte zuerſt preußiſche Gymnaſien, ſtudirte in Heidelberg, Göttingen und Bonn mit höchſtem Eifer Staatswiſſenſchaft und Jurisprudenz. Nach abſolvirter Univerſität trat er als Auscultator bei dem Gericht zu Ehrenbreitſtein, dann als Referendar an die Regierung zu Potsdam über. — Vielleicht wird man meinen, daß er, ſeines Ranges wegen, nicht blos leicht durch die preußiſchen Examina ſchlüpfte, ſondern auch raſch emporſtieg; in den Kreiſen ſeiner ſüddeutſchen Gegner wenigſtens dürfte dieſe Anſicht zu finden ſein. Das war nun leider nicht der Fall. Unſere gelehrten „bürgerlichen“ Examinatoren, wie wir es ſelber an einem hochariſtokratiſchen Candidaten der Rechtskunde erlebten, haben die Gewohnheit, faſt möchten wir ſagen, ein Vergnügen daran, vornehmen jungen Leuten ſchärfer auf den Zahn zu fühlen, und bürgerliche Collegen in Preußen fühlen die lebhafte Neigung, mit einiger Eiferſucht auf „hochadelige“ Amtsgenoſſen zu blicken. In beiden Fällen erleichtert der Rang alſo eine preußiſche Carrière eben nicht! So ſehen wir ihn auch als ſehr beſcheidenen Aſſeſſor in Breslau weiter arbeiten, während ſein älterer Bruder nicht blos Fürſt, ſondern Herzog wurde, dem Nichts weiter fehlte, als unabhängige Souverainetät. — Unerwartete Familienereigniſſe waren eingetreten. Das Haus Hohenlohe-Schillingsfürſt hatte durch Teſtament des kinderlos verſtorbenen Landgrafen von Heſſen-Rheinfels-Rothenburg bedeutenden Reichthum erworben, unter Anderm auch die großen Herrſchaften Ratibor und Corvey. Sein älterer Bruder, Erbprinz Victor Moriz Carl, trat dieſe an und ward von König Friedrich Wilhelm IV. zugleich zum Herzoge erhoben. — Prinz Chlodwig wäre nun jedenfalls berechtigt geweſen, das Fürſtenthum Hohenlohe-Schillingsfürſt für ſich anzuſprechen, aber der Entſchluß, ſeinem mit Liebe erwählten Berufe unabänderlich treu zu bleiben und dem Staate zu dienen, beſtimmte ihn, dieſen fürſtlichen Beſitz ſeinem nächſten jüngeren Bruder, Prinz Philipp Ernſt, abzutreten. — Wir glauben, dies bezeichnet Chlodwigs Willenskraft genug! Wahrſcheinlich mochte es nun etwas lange dauern, ehe er als geborener Bayer im preußiſchen Staate einen Rang einnahm, der ſein hohenloheſches Erbrecht aufwiegen konnte. — Die Frage liegt indeß hier nahe: ob es nicht ſonderbar ſei, daß Prinz Chlodwig, wenn er nun ſchon dem Staate dienen wollte, dieſen Vorzug Preußen, nicht aber ſeinem Vaterlande Bayern gönnte? Manche mögen geneigt ſein, in dieſem Benehmen anti-bayriſche Tendenzen und abſoluten Preußen-Enthuſiasmus zu erblicken. — Es läßt ſich von einem jungen Manne aus ſüddeutſchem altfürſtlichen Geſchlecht und von demgemäßer Erziehung indeß nicht wohl annehmen, er ſei betreffs ſeiner Gefühle von Liebe und Haß bereits ſo fanatiſch, daß er ſich lieber in Preußen mit Parteien in Terminen herumbalgen oder Akten leſen wolle, als ein bayriſcher Fürſt und Standesherr zu ſein, wo bei ſeinem Wiſſen ſich wahrhaftig die Carrière etwas leichter machte! Der Grund ſeiner Handlungsweiſe war damals nicht im Geringſten politiſcher Natur; denn es hätte wirklich ein ſonderbarer Geſchmack dazu gehört, ſich für die Eichhorn'ſche Politik in Preußen während der 1830er und 1840er Jahre zu inflammiren.

Erſtlich aber konnte er als Juſtizbeamter in Bayern nicht dienen, denn wenn'es damals bei uns ſchon eine Seltenheit war, Prinzen als Aſſeſſoren zu ſehen, in Bayern wäre es eine Monſtroſität geweſen, ein Affront für die Münchener Ariſtokratie, welche nicht begriffen haben würde, wie einem hohen Herrn beikommen könne, ſtatt zu repräſentiren, die Streitigkeiten des Plebs zu ſchlichten, oder in der Verwaltungsmühle Dienſt zu thun. Chlodwig wollte vor Allem aber Wiſſen, Erfahrung, Routine in der amtsmäßigen Behandlung von Regierungsgeſchäften erlangen. Dazu konnte ihm die damalige urgemüthliche ſüddeutſche Regierungsführung nichts helfen, hingegen zog ihn der ſtraff disciplinirte, geordnete preußiſche Staats-Mechanismus, das Ineinandergreifen des Räderwerks dieſes Staatslebens an, und ihn kennen, wie üben zu lernen, war ſein Ziel. Er erreichte es in bewundernswerther Art! Die Mitglieder der Regierungsbehörden zu Potsdam wie Breslau, welche von der damaligen Zeit erzählen, ſind darin einig: daß alle jene Vorzüge an dem damaligen Aſſeſſor Prinzen Hohenlohe zu rühmen geweſen ſeien, welche jetzt bewirken, daß in allen ſchwierigen Lagen Bayerns Chlodwigs Name zuerſt genannt, er von der öffentlichen Stimme als der Mann bezeichnet wird, welcher, wenn noch Etwas helfen kann, allein das Staatsſchiff wieder in freies Kielwaſſer zu bugſiren weiß! — —

Während Prinz Chlodwig auf ſeinem ſelbſtgewählten Lebenspfade mit einer ſeltenen Conſequenz verharrte, wie wenn er nie in fürſtlichem Stande geboren wäre, trat ihm des Himmels Fügung in den Weg und führte ihn neue, naturgemäßere Bahnen. Im Jahre 1845 verſtarb plötzlich ſein jüngerer Bruder Philipp Ernſt, ohne Erben, und die in Bayern gelegenen Familiengüter fielen an Chlodwig zurück. Am 12. Februar 1846 trat er, erſt 27 Jahre alt, nunmehr als das fürſtliche Haupt einer der erſten ſtandesherrlichen Familien Bayerns, als Reichsrath in die erſte bayriſche Kammer und damit in eine Stellung, wo er von ſeinen geiſtigen Errungenſchaften und den Erfahrungen ſeines Beamten- und Richter-Berufs in Preußen einen weit ſichtbareren Gebrauch machen, die Früchte der Erkenntniß jetzt genießen durfte, die er in entſagungsvollen Jahren heißer Arbeit geſammelt hatte. — Es giebt männliche Phyſiognomien, aus denen ſich überhaupt ſchwer oder doch ſelten nur mit Gewißheit auf den Charakter ſchließen läßt, welche den Pſychologen darum alſo oft irre leiten. Ein ſolches Antlitz hat Fürſt Chlodwig nicht, denn es giebt klar und treu wieder, was dieſer Mann iſt und nicht iſt. Die Form des Hauptes, die Linien des Profils und die Stellung des Unterkiefers machen ſein Portrait zu dem, was man einen „feinen Kopf“ nennt. Die vornehme Humanität und Ruhe, welche aus ſeinen Lineamenten, aus dem ernſten, eben ſo wohlwollenden, wie ſtill wachſamen, dunklen Blicke ſpricht, geben uns den Eindruck einer Ueberlegenheit an Geiſt und Herz, von der man zugleich überzeugt iſt, ſie könne nur im Dienſte der reinſten Sache ſich bethätigen. Die Stirnmuskel, oberhalb der Naſenwurzel, iſt ziemlich markirt und eine Folge der Denkarbeit, die ſich unter ihr im Laboratorium menſchlicher Ideen vollzogen hat. Das ganz leicht gekräuſelte kurze Haar über der hoch, aber nicht zu breit gebauten Stirn, die feinen Lippen, welche mit den Bewegungen des Blickes correſpondiren, werden von dem Schnurrbart beſchattet, der ihr unwillkürliches Spiel verbirgt. Dazu die zierlich ſchlanke, nicht zu hohe Figur, die ruhige und elegante Haltung, wie die Zwangloſigkeit der Tournure charakteriſiren den Staats- wie Weltmann. Uns will ſcheinen, daß Chlodwig die Eigenſchaft innerlichen Sarkasmuſſes, daß er jenes ſtille Lächeln hat, und daß ſich jene leichten Augenfältchen mit dem ironiſchen Senken der Mundwinkel vereinen, um entweder den Zweifel oder den Triumph über die ſichtliche Kurzſichtigkeit des Gegners auszudrücken. Dies dunkle Auge erhält in großen Momenten jenes ſcharfe, gerade Blitzen, das den Freunden eine ſtumme Verſtändigung bringt, ſeinen Gegnern aber die Kataſtrophe ankündigt, die über ihre Ränke hereinbricht. Sein Temperament hat Nichts vom Sanguiniker, noch weniger vom Koleriker, wie ſie in Süddeutſchland vielfach ſonſt zu finden ſind; vielmehr eher von norddeutſcher Ruhe und Reſervirtheit; — beſſer geſagt, es iſt mehr von dem Gleichmaße ſeiner verſtandestiefen und ſelbſtgewiſſen Seele bedingt. Wir glauben nicht, daß der Fürſt ſehr heftig werden, glauben aber auch nicht, daß er je in allzu hellen Humor verfallen kann. Seine Phyſiognomie gleicht einem dünnen Schleier, der nie zu ſtarke Falten wirſt, auf deſſen Oberfläche ſich aber dennoch leicht alle Vorgänge in ſeinen Conturen abdrücken, welche ſich hinter ihm — im Geiſte und Gemüthe ſeines Beſitzers — zutragen. Zu des Fürſten bedeutendem poſitiven Wiſſen geſellte ſich die Gabe ſcharfer und ſchneller Auffaſſung, Klarheit des Geiſtes und Gewandtheit der Feder, beſonders, wie man uns ſagte, eine unerſchütterliche Ruhe und Leidenſchaftsloſigkeit in Beurtheilung der Thatſachen, ein ſtrenges Feſthalten an dem für Recht Erkannten, unbeſtechliche Uneigennützigkeit, trotz alledem zugleich aber eine edle Milde des Herzens und die unendlich ſchwere Kunſt, die Meinung ſeines Gegners zu verſöhnen. Erfüllt von den Traditionen Stein's trat er mit ſeiner — allerdings preußiſchen Staatsauffaſſung — unter ſeine bayriſchen Genoſſen! —

Am 16. Februar 1847 verheirathete er ſich mit Maria, Prinzeſſin von Sayn-Wittgenſtein, aus dem Hauſe Berleburg, einer eben ſo liebenswürdigen wie geiſtvollen Dame, die an ſeinem politiſchen Streben den regſten Antheil nahm und ihn ſeeliſch ſo zu ergänzen und zu durchdringen wußte, wie es immer der beſondere Vorzug eines großen und tiefen Frauengemüthes iſt. — Bald war im Bayernlande der Name des jungen Fürſten mit Allem verbunden, was den Fortſchritt, den Kampf gegen Mißbräuche und verrottete Einrichtungen bezeichnete. Der junge Reichsrath rief ſchon vor dem Jahre 1848 gerechtes Staunen durch ſeine im Kreiſe ſeiner ſtandesherrlichen Freunde ungewohnte Kenntniß des poſitiven Rechts und der adminiſtrativen Zuſtände des bayriſchen Landes, wie durch die ſachkundige Kritik, welche er ausübte, hervor. Freilich fand er anfänglich bei ſeinen Standesgenoſſen wenig Anklang und blieb iſolirt. Seine Anſchauungen waren als geradezu „demokratiſch" verpönt! Das Jahr 1848 brach indeß herein und nun erkannten erſt ſeine bisherigen Tadler, wie richtig die politiſchen Anſchauungen und Rathſchläge des jungen Staatsmannes geweſen waren! Deshalb war's auch Fürſt Hohenlohe, dem das allgemeine Vertrauen das Referat über das Ablöſungs-Geſetz in der Reichsrathskammer übertragen hatte, mit deſſen Annahme der Uebergang Bayerns vom Feudalſtaate zum modernen Rechtsſtaate ſich zu vollziehen begann! Daß es damals gelang, ohne Verletzung berechtigter Anſprüche und in einer ſo correcten Art dieſe Umgeſtaltung durchzuführen, daß auch in der ſpäteren Reaktionszeit nicht einmal der Verſuch gemacht wurde, das Geſchehene anzufechten, verdankt man zum größeſten Theile lediglich dem Fürſten Chlodwig, deſſen uneigennützigem Beiſpiele, als einem der erſten Träger des ariſtokratiſchen Standes in Bayern, wohl oder übel ſeine Genoſſen folgen mußten. Im höchſten Maaße hatte er auch an dem Verdienſte Anſpruch, daß 1848 zwar mit den verfaulten alten Zuſtänden aufgeräumt, aber dabei doch das Maaß nie überſchritten wurde, ſo daß Bayern unter allen deutſchen Staaten allein den Vorzug genoß, daß ſelbſt in der Reaktionsperiode eine Oktroyirung niemals nothwendig ward!

Bis 1848 war Bayern ſeinem wahren Weſen nach ein Feudalſtaat geweſen. — Die Zuſtände deſſelben haben wir bei der Lebensſchilderung König Ludwigs II. aus dem Grunde eingehender nicht erwähnt, weil dieſer junge Monarch bereits den Staat in einer politiſch weſentlichen Umgeſtaltung überkam, das Vormärzliche alſo auf ihn nicht mehr rückwirkende Kraft haben konnte, ferner auch, weil die Darſtellung damaliger Verhältniſſe am beſten unter demjenigen Staatsmanne ihren Platz findet, welcher ihrer politiſchen, religiöſen wie ſittlichen Unhaltbarkeit erbarmungslos den Krieg erklärt hatte und deſſen Aufgabe geweſen iſt, Bayern aus derſelben heraus und zu ſolider ſtaatlicher Geſundheit zu verhelfen. Schon bei der Biographie König Carls I. von Würtemberg ſuchten wir dem Leſer dadurch Einblick in das politiſche Leben Schwabenlands zu verſchaffen, daß wir eine Art von Miniſterſtatiſtik tabellariſch aufſtellten, um ein Hülfsmittel für Betrachtung der politiſchen Entwickelung zu geben. Hat der Leſer aus demſelben für Würtemberg einige intereſſante Schlüſſe zu ziehen vermocht, ſo wird er bei Bayern weit größere politiſche Perſpektiven erhalten, zu viel intereſſanteren Aufſchlüſſen kommen. Sie ſind um ſo anregender, als ſie — ein penetrant-klerikales Odeur haben und viel direkter zu der deutſchen Frage in Connex ſtehen, als dies in Schwaben der Fall ſein konnte. Wir bemerken zugleich, daß wir hier nicht auf den römiſch-deutſchen Kampf unſerer Tage einzugehen gedenken*), denſelben nur inſoweit, als er den Fürſten ſelbſt anlangt, flüchtig berühren, weil uns hier das geſammte politiſche Streben als Einheit aufzufaſſen obliegt. — Die Metamorphoſe, welche die Cabinets-Politik und die Regierungsmaxime Bayerns von 1816 bis zum Schluß des Jahres 1872 erlitten, iſt ſehr kaleidoſkopiſch und bewegt. Vier deutliche Phaſen zeichnen ſie aus und geben der Zeit ihr Gepräge. — Von 1817 bis 1837 iſt die Epoche des flauen Schein-Conſtitutionalismus. Von 1837, mit dem Regimente Abel beginnend und Ende 1848 mit dem Cabinet Bray-Ringelmann ſchließend, tritt die innere Kriſis Bayerns ein. 1849 begann mit der Reaktionsepoche unter von der Pfordten, um mit Bayerns äußerer und ſchwerſter Kataſtrophe 1866 zu enden! Die letzte Phaſe begann das Cabinet Hohenlohe und ſchloß mit dem deutſchen Kaiſerthum, der Reichseinheit und dem Anfange des klerikal-politiſchen Kampfes der Jetztzeit. Die bayriſche Cabinetspolitik in Pauſch und Bogen gefaßt, machte von 1817 alſo einen Weg aus dem leidlich Schlechten ins unleidlich Schlechte, was zur Kataſtrophe des Jahres 1848 führte. Um dieſe zu bewältigen, fiel man ins abſolut Schlechteſte, um zu dem in unſerer Zeit erringbar Beſten zu gelangen! — Die tabellariſche Ueberſicht der bayriſchen Cabinette wollen wir indeß trennen und zunächſt nur die erſte Hälfte bis 16. März 1849 geben (ſiehe Seite 172 und 173), da dieſe Epoche der Boden iſt, auf den wir Chlodwig von Hohenlohe ſtellen müſſen, um ſeine Beſtrebungen zunächſt zu würdigen und ſeine Atmoſphäre zu durchdringen, bevor wir ihn mit den Strömungen der Zeit und zu ſeinen politiſchen Kämpfen begleiten.

Wir glauben, die Chronologie dieſer Cabinete redet ſo ziemlich für ſich ſelbſt. Was bemerkt werden muß, iſt, daß die Reaktion unter dem Cabinet Bray-Lerchenfeld, dann unter Ringelmann im November 1848 nur begann und erſt durch die völlig erlangte

---

*) Dies geſchieht unter Miniſter von Lutz.

Intimität der römiſchen mit den bayriſchen Regierungs-Intereſſen unter von der Pfordten zu jenem 10jährigen Cactus mit betäubenden Blüthen emporwucherte, den nur die Pulverdämpfe des Jahres 1866 abtödten konnten. Aus der vorſtehenden Tabelle iſt auch erſichtlich, daß von 1816 bis zum 25. März 1848 kein beſonderes und getrenntes Kultus-Miniſterium beſtanden zu haben ſcheint, der Miniſter des Innern alſo das Reſſort der Kirchen- und Schul-Angelegenheiten mitverwaltete. Der edle Herr von Abel hat von 1837 bis 1847 aber nicht blos Inneres Kultus und Unterricht, ſondern auch noch Haus-Miniſterium und Aeußeres dirigirt, dazu den Vorſitz als Premier gehabt, alſo von acht Miniſterien die Hälfte; man kann ſich alſo ungefähr vorſtellen, wie reizend die Verwaltung dieſes vielſeitigen Herrn geweſen ſein muß. Die Frivolität zur Schau getragener Lüſte gattete ſich jetzt mit der Intrigue gieriger Pfaffenherrſchſucht. Es war zu jenen Tagen in München ſo weit gekommen, daß die Dirne dem Prieſter zur Macht verhalf, für dieſen Preis aber die Kuppelei von den Römlingen für ein dem Himmel wohlgefälliges Opfer erachtet wurde! Das Miniſterium Abel hatte die trübe Atmoſphäre erzeugt, welche Chlodwig von Hohenlohe 1836 im Vaterlande vorfand, mit den widerlichen Factoren jener Tage hatte der junge Reichsrath im Anfange ſeines politiſchen Lebens zu rechnen, und wenn ihm etwas die gewiſſenloſen Pläne des Ultramontanismus klar, ihn zu ihrem Todfeinde machte, ſo dürfte es die Erfahrung geweſen ſein, daß das Jeſuitenthum jedem Laſter, jeder Corruption, dem völligen Ruine des Landes, dem zeitigen wie ewigen Seelenmorde der Menſchheit ſofort huldigt, jede Schandthat heiligt und beſchützt, wenn damit nur ihr Hunger nach Macht befriedigt, dem großen Ziel des Ultramontanismus ſelbſt nur auf etliche Etappen näher gerückt wird! Gewiß war ſpäter unter von der Pfordten die Reaktion noch abſoluter, viel allgemeiner fühlbar, denn das Ei des Loyalitenthums war nun völlig ausgekrochen, dieſe Reaktion war aber wenigſtens ehrlicher, als die ſeiner Vorgänger. Sie war nackt, roh, ſelbſtbewußt! Sie gab ſich wenigſtens nicht mehr mit ſchmutzigen Kleinigkeiten ab, war ſie

Haupt-Perioden der Staats-Miniſterien in Bayern

von 1816 bis 1849.

	Vorſitzender des Miniſter-Raths reſp. Miniſter-Präſident	Haus-Miniſter	Miniſter des Aeußern	Miniſter des Innern	Finanz-Miniſter	Kultus-Miniſter	Juſtiz-Miniſter	Kriegs-Miniſter	Politiſche Richtung des Miniſteriums und Diagnoſe der Zeit.
1816	Das Miniſterium Montgelas, welches ein Gegner alles conſtitutionellen Staatsweſens war.								Unter König Maximilian Joſeph (der 1806 die königliche Würde annahm).
1817	Feldmarſchall Fürſt Wrede	Graf von Rechberg		Graf Thürheim	Graf Lerchenfeld	—	Graf Reigersberg	Graf von Triva	
1818 bis	dito	dito	dito	dito	dito	—	dito	dito	Verfaſſungs-Urkunde gegeben. Dies Miniſterium führte die Conſtitution ein. Miniſterium des liber. Büreaukratismus und kirchl. Toleranz. Zahmer Parlamentarismus.
1826	dito	dito	dito	dito	dito	—	Freiherr v. Zentner	von Maillot	
1826	Graf von Thürheim			Graf von Armansperg		—	dito	dito	Unter König Ludwig I., dem Begründer der bayr. Kunſt-Aera.
1828	dito	Graf von Armansperg		Freiherr von Schrenk	dito	—	dito	dito	in dieſer Zeit fanden verſchiedene, nicht näher bezeichnete Vertauſchungen der Reſſorts innerhalb dieſes Cabinets ſtatt. Miniſterien, die gegen die reellen Forderungen der conſtitutionellen Partei ankämpfen müſſen.
1831/32	—	dito	dito	Staatsrath von Stürmer	dito	—	dito	dito	
1832	—	Freiherr von Giſe		Fürſt von Oettingen-Wallerſtein	von Mieg	—	Freiherr von Zu-Rhein († 1834)	von Weinrich	
1834	—	dito	dito	dito	dito	—	Frhr. Sebaſt. von Schrenk	dito	
1835	—	dito	dito	dito	Dr. von Wirſchingen	—	dito	dito	
1837/38 bis 1847	von Abel dito	dito dito	dito dito	von Abel dito	dito Graf von Seinsheim (1841) dito	— — —	dito dito dito	Freiherr von Hertling Freiherr v. Gumppenberg (bereits 1839)	Miniſterium der kraſſeſten politiſchen und ultramontanen Reaktion; die Kniebeugungsfrage!
1847	—	Staats- und Reichsrath von Maurer		von Zenetti	Freiherr von Zu-Rhein	—	Staats- und Reichsrath von Maurer	Freiherr von Hohenhauſen	Das Memorandum von 1847 veranlaßt Abel's endlichen Sturz. Carl von Schrenk und Graf von Seinsheim ebenfalls entlaſſen, von Giſe war vorher freiwillig ausgetreten.

vom 1. December	Fürſt von Oettingen-Wallerſtein			von Berks	von Heres	Fürſt von Oettingen-Wallerſtein	von Beisler	dito	Schon am 29. November 1847 wurden von Maurer, von Zu-Rhein und Zenetti entlaſſen, es war alſo nur ein Sommer-Miniſterium! Epoche innerer Corruption (Lola Montez). Das Miniſterium Oettingen-Wallerſtein war auch nur ein Winter-Miniſterium geweſen. König Ludwig I. dankt ab; König Maximilian II. beſteigt den Thron; unter ihm Begründung der wiſſenſchaftlichen und Literatur-Aera in Bayern.
1848 den 25. März	—	zuerſt Graf von Waldkirch, dann Graf von Bray		Freiherr von Thon-Dittmer	Freiherr v. Lerchenfeld	von Beisler	von Heintz	erſt von der Mark, bald aber General-Major von Weishaupt	
im November	—	dito	dito	mit dem Miniſterium des Kultus und Unterrichts verbunden unter Lerchenfeld	von Weigand	beſonderes Reſſort des Kultus aufgehoben, dafür ein Handels-Miniſterium, was Thon-Dittmer übernehmen ſollte	dito	von Leſuire	Die desorganiſirende Tendenz des Jahres 1848 macht ſich auch in der Verwaltung fühlbar. Die Krone iſt gezwungen, mittels Conceſſionen an den Klerus und Rom die geiſtliche Gewalt zur Bändigung der Bewegung aufzurufen!
19. December	—	dito	dito	Lerchenfeld legt nieder, interimiſtiſch von Weigand, bald aber Freiherr von Strauß, dann Regierungs-Dir. von Förſter bis 15. März 1849		dito	dito	dito	
1849 den 16. März	—	—	interimiſtiſch Graf von Bray	Kultus von Ringelmann	von Aſchenbrenner		von Kleinſchrod	von Lüder	

inzwiſchen doch Händler en gros geworden! Die Hülfloſigkeit der damaligen Regierung gab wenigſtens einen bedauernswerthen Grund ab, die Hülfe des Klerus zu ſuchen und damit deſſen abſolute Macht im Lande zu ſichern. Mit einem Worte, die Pfordten'ſche Reaktionszeit war eben nur die unerbittliche Logik der Abel'ſchen Epoche. Unter letzterem Cabinet nämlich waren die römiſcheſten Biſchöfe ernannt worden, welche Bayern je gehabt hat, die Revolution aber kam, wie immer, den Ultramontanen zu gelegenſter Zeit, weil ſie gerade bewirkte, daß das Recht der Krone wie des Landes ihnen auf goldenem Präſentirteller angeboten werden mußte! — Zieht man die Bilanz aller bis 1872 im Amt geweſenen Miniſter, ſo fällt auf, daß es in Bayern niemals — ſeltene Ausnahmen abgerechnet — feſte Cabinete, geſchloſſene Miniſter-Gremien gegeben hat und daß kein Reſſort ſo häufig, wie das des Miniſteriums des Innern gewechſelt wurde. Hieraus geht entweder hervor, daß die Inlandspolitik entweder am ſchwierigſten zu leiten, am meiſten Anfechtungen ausgeſetzt geweſen ſein muß, — was den Verfaſſungs- und klerikalen Verhältniſſen gegenüber ſehr glaublich iſt, — oder daß Bayerns Politik bis 1866 weſentlich nur eine innere und der Barometer für ſeine deutſche und ausländiſche Politik geweſen iſt, dieſe alſo völlig beherrſcht hat. — Die politiſche Lebensgeſchichte beſagter bayriſcher Cabinete war bis 1848 folgende geweſen: Miniſter Graf von Montgelas war ein Staatsmann des ancien régime Frankreichs im vollendetſten Sinne des Wortes. Abſolutes Regiment und feudale Lebensformen waren die Schranken, innerhalb deren er den bayriſchen Staat hielt. Klerikal eo ipso, hatte er das Land einer deutſchen Politik völlig entwöhnt, denn Paris war der Punkt, nach dem die damaligen bayriſchen Miniſter allein ihre Blicke richteten, das Paris der reaktivirten Bourbonen! Dieſe Montgelas'ſche Politik hatte große Erfolge für ſich gehabt. Sie hatte aus dem vordem kleinen Kurfürſtenthum Bayern ein immerhin anſehnliches Königreich geſchaffen und Hof wie Feudaladel ſahen mit Stolz auf eine Regierungskunſt, die ihnen ſo vortheilhaft geweſen war. Dennoch mußte Montgelas als Gegner alles conſtitutionellen Staatslebens abtreten, ſeitdem die Einführung einer Verfaſſung ſich unabweislich geltend gemacht hatte. Das Cabinet Wrede-Rechberg führte die Conſtitution ein, aber ſie war ſo zahm und genügſam, der bayriſche Parlamentarismus noch ſo blöde, daß der Conſtitutionalismus mehr eine Form, als von wirklichem inneren Gehalt geweſen iſt. Wenigſtens war mit ihm erreicht, daß dem Abſolutismus alle Legitimation vor dem Bewußtſein des Volkes genommen worden war. Man war kirchlich tolerant genug, auch die Proteſtanten zu dulden, eine Sache, die heute als ſelbſtverſtändlich gilt, damals aber ein ganz bedeutender Schritt war. Der katholiſchen Kirche gegenüber betonte dieſes Miniſterium ferner ganz entſchieden die Rechte des Staates und der weltlichen Regierung! Die Oppoſition andererſeits, auf welche man ſtieß, war noch überaus mäßig und unorganiſch. — Mit dem Regierungs-Antritt König Ludwigs I. kam das Cabinet Graf von Türheim-Armansperg an die Verwaltung. Mehrfache Erſparungen im Staatshaushalte wurden durch Reorganiſation und Vereinfachung der königlichen Behörden, Verringerung der Zahl der Beamten u. ſ. w. erſtrebt, beſonders richteten ſich die Kräfte des Staats und der Miniſter aber darauf, die ſchöpferiſchen Ideen des Königs, Wiſſenſchaft, beſonders aber Kunſt betreffend, ins Leben zu rufen, um damit das moderne, glänzende München zu ſchaffen, wie wir es kennen. Gegen Ende ſeiner Wirkſamkeit hatte dies Cabinet, eben ſo auch das 1832 nachfolgende von Giſe-Oettingen-Wallerſtein, gegen die Forderungen der nunmehr erwachten conſtitutionellen Partei anzukämpfen. König Ludwig I., ein idealer Charakter in Bezug auf Kunſt, ein Geiſt, der nach den höchſten, freieſten Zielen ſtrebte, ein Regenerator ſeiner Nation nach äſthetiſcher Richtung, fehlte es aber an politiſchem Talente, am ſogenannten „Inſtinkte der Könige“ durchaus! Ein höchſt ſtrenger Katholik, war er dennoch nicht mit Bewußtſein ultramontan. Er erlitt manche Täuſchung, und Vieles unter ſeiner Regierung iſt ohne und ſogar gegen ſeinen Willen geſchehen. Er war eher ein abſoluter, als ein conſtitutioneller Monarch, hatte zwar viel deutſch-nationale Sympathien, aber wahrſcheinlich würde ihm die jetzige Geſtaltung Deutſchlands gar nicht gepaßt haben, denn die Rolle eines kleineren Staats in der Politik durchzuführen, welche heute alle deutſchen Dynaſtien, der Einheit des Ganzen zu Liebe, freiwillig übernommen haben, war ſchwerlich nach ſeinem Sinne! — Die Kammern wollten nun damals den reellen Vollzug der Verfaſſung, der Hof aber hatte die Neigung, die Rechte der parlamentariſchen Körperſchaften möglichſt enge zu interpretiren. Die Haltung dieſer Miniſterien wurde ferner durch Das beeinflußt, was am Bundestage in Bezug auf die Burſchenſchaft und das Demagogenthum vorging, ſie wurden Gegner des im Volke wieder erregten deutſchen Einheitsgedankens! Dieſer innere Kampf führte endlich zu dem Miniſterium Abel, deſſen verderbliche Wirkſamkeit in Bayern wir ſchon kennzeichneten. Wenn wir dem noch zufügen, daß ſeit Abel's Amtsantritt bis heute nur Jeſuiten-Zöglinge auf bayriſche Biſchofsſtühle kamen, dann wiſſen wir genug! — Solche Zuſtände wurden ſchließlich unleidlich; Freiherr von Giſe war ihnen gegenüber freiwillig ausgetreten. Das drohende Memorandum von 1847 brachte endlich den Sturz des Miniſteriums Abel-Schrenk-Seinsheim, aber mit ihm nur eine Veränderung ohne Beſſerung. Das Miniſterium Maurer-Zenetti-ZuRhein, ein Sommernachtstraum, und das Cabinet von Oettingen-Wallerſtein-Berks-Heres, ein — Wintermärchen, befanden ſich mit Lola Montez im Contact, und jene abſcheuliche und ſittenloſe Politik begann, die ſich mit deutſchen Worten nicht charakteriſiren läßt, welche der mit derſelben vertrautere Franzoſe aber „un régime de la **soutane par** le cotillon" nennt. „Après nous le déluge!" war Parole. — Die Sündfluth kam auch, und Herr von der Pfordten ſpielte den Noah!! —

Umſonſt hatte Fürſt Chlodwig zwei Jahre lang gewarnt, man hatte ihn verkannt und beargwöhnt. — Das Jahr 1848 riß das ganze ultramontan-feudale Gebäude ein und brachte König Ludwig I. zur Abdankung. — Der Hof, ſeine Standesgenoſſen, wer irgend nur einen freien Blick noch hatte, oder Dem durch die Angſt die Augen geöffnet worden waren, erkannte Chlodwigs Vorausſicht zu ſpät. — Daß ein Mann von ſeiner außergewöhnlichen Begabung nicht für Bayern nur, ſondern auch für Deutſchland ein Herz hatte, iſt nach dem Geſchilderten ſelbſtverſtändlich. Die damals geſchaffene deutſche Reichsregierung in Frankfurt warf ihren Blick auf ihn; er wurde zu ihrem Geſandten in Athen, Florenz und Rom ernannt. In Athen begrüßte er die dortigen Deutſchen mit einer Rede, welche wegen ihres deutſch-nationalen Inhalts ſeiner Zeit die Runde durch Europa machte. Von Griechenland ſendete ihn das Reichs-Miniſterium nach Gaëta, wo der entflohene Papſt Pius IX. ſich aufhielt! — Inzwiſchen waren die Dinge im lieben Vaterlande gegangen, wie ſie mochten. König Maximilian II. hatte das Scepter mit beſter Abſicht, geordnete Zuſtände zu ſchaffen, in die Hand genommen, und das Miniſterium Waldkirch-Lerchenfeld mußte dem Cabinet des Grafen Bray weichen. Lerchenfeld gab im November die Finanzen ab, und es wurden Kultus wie Unterricht, welche unter Waldkirch getrennt worden waren, unter Bray mit dem Miniſterium des Innern vereinigt, dagegen aber unter Thon-Dittmer ein Handels-Miniſterium geſchaffen. So nöthig daſſelbe für die Hebung der Volkswohlfahrt, wie die Entwickelung der Nation in der neu anbrechenden Zeit auch war, in Bayern blieb gerade das Reſſort der „Volkswirthſchaft“, das belebende Princip von Produktion und Verkehr, eine taube Blüthe, die ſchon im Frühjahr 1849 abſtarb. Mit König Ludwigs II. Regierungsantritt 1864, alſo gute 15 Jahre ſpäter, wurde das Handelsminiſterium zwar unter von Schlör eine Wahrheit, aber ſchon 1871 (den 21. Auguſt) wieder aufgelöſt. — Im Frühjahr 1849 wurde Fürſt Chlodwig ein Portefeuille im Miniſterium des Fürſten Wittgenſtein angeboten. Er lehnte es ab, denn er glaubte, er könne Deutſchland beſſere Dienſte in London leiſten, wo er durch ſeine nahe Verwandtſchaft mit Königin Victoria auch allerdings Gelegenheit fand, in der ſchleswig-holſteiniſchen Sache die wichtigſten Dienſte zu thun. Daß ſeine Miſſion höchſt ſchwierig war, iſt bei dem bekannten Vorurtheile der Engländer gegen das Anrecht Deutſchlands auf Schleswig-Holſtein ſehr begreiflich, dieſelbe erforderte ſomit großen Takt und Umſicht. —

Inzwiſchen hatten in Deutſchland die Dinge überall ihren rückgängigen Lauf unbehindert fortgeſetzt. Die Politik Schwarzenberg's triumphirte, der alte Bundestag war unter einer noch ſchlimmeren Form von den Todten auferweckt worden, denn Oeſterreichs Einfluß beherrſchte ihn unbedingt! Damit hatte Fürſt Chlodwigs politiſche Thätigkeit ihr Ende erreicht. Zwar ſtand er in der Reichsrathskammer Denen zur Seite, die gegen die Reaktion von der Pfordten's ankämpften, aber er ſah nur zu bald ein, daß jedes vernünftige Wort, jede Anſtrengung vergebens, daß in dieſem Kampfe keine Ehre, viel weniger Bayerns wahre Wohlfahrt mehr zu erringen ſei. Er zog ſich als Privatmann auf ſeine Güter zurück und war zehn Jahre lang für die Politik ſeines Vaterlandes ſo gut wie ein Begrabener. Welchen Gang dieſe Politik nunmehr nahm, bis ſie in der ſelbſt mitverſchuldeten Kataſtrophe zertrümmerte, um einem neuen Syſteme, ſchließlich ſogar der neuen Weltordnung unſerer Tage Platz zu machen, überſieht ſich durch den zweiten Theil der bayriſchen Cabinetsveränderungen mit einem Blicke. Wir geben ſie hier (ſiehe Seite 180 und 181). Die Schilderung von Chlodwigs fernerer ſtaatsmänniſcher Thätigkeit aber wird ihre beſte Interpretation ſein.

Chlodwig von Hohenlohe war ſeit 1850 der Politik wie der Reſidenz entrückt, er hauste auf ſeinem Stammſitz Schillingsfürſt in Mittelfranken fortan und fühlte ſich bald in dem veränderten Wirkungskreiſe als ſchlichter Landedelmann nicht nur wohl, er wußte auch dies Wohlbehagen und die Reſultate ſeines immer geſchäftigen Geiſtes bald rings um ſich beglückend zu verbreiten. Zunächſt waren es Maria, ſeine Gemahlin, und Prinzeſſin Eliſabeth (geb. 1847), ſeine Tochter, ſeine Verwandte und Freunde, denen er völlig angehören durfte. Dieſer zehn Jahre ländlicher Zurückgezogenheit des Fürſten erinnern ſich ſowohl die Inſaſſen wie die Nachbarn von Schillingsfürſt heute noch mit Freuden, denn Chlodwig hat auf dieſe ihm angeſtammten Fluren eine Kultur getragen, wie man ſie bisher nicht gekannt hatte, hatte Schönes und Unvergängliches geſchaffen, was ſein Andenken dort niemals ſterben laſſen wird. Das Gute im Großen für ſein bayriſches, ſein deutſches Vaterland aufzuerbauen, war ihm verſagt, ſo führte er's denn, ſoweit er konnte, im Kleinen da aus, wo er Herr war und Vertrauen genoß. Allen ging Chlodwig als Vorbild voran in der intenſiven und rationellen Bewirthſchaftung ſeiner Güter, wie die modernen Produktionsverhältniſſe der Agrikultur ſie erforderten. Allen, die Rath und That ſuchten, half er zu gleichem Zwecke mit vollen Händen. Die Volksſchule und Armenpflege zu heben, war ſein beſonderes Verdienſt und er griff ſchließlich in alle Lebensverhältniſſe des kleinen Mannes als Organiſator mit ſchöpferiſcher Macht und durch eine von humanem Chriſtenthume erleuchtete Liebe ein, ſoweit nur das Vorrecht ſeines Standes und ſein Einfluß ihm geſtatteten; unter Anderem gründete er auch ein Aſyl für arme Kinder. Es geſchah ſchließlich in der ganzen Umgegend des Schillingsfürſt'ſchen Beſitzes Nichts ohne Chlodwigs Approbation und ſeine Kulturerfolge waren ſo eclatant, daß ſein Schwiegervater, Fürſt Ludwig von Sayn-Wittgenſtein, ſich bewogen fand, ſeine eigenen großen Güter in Litthauen Chlodwigs Verwaltung zu übergeben. Inzwiſchen erblühte eine frohe Kinderſchaar um ihn; Prinzeſſin Stephanie (1851) und Erbprinz Philipp Ernſt (1853) wurden geboren. — Nachdem der Fürſt zu vorberegtem Zwecke dem Rufe ſeines Schwiegervaters nach Litthauen gefolgt war, unternahm er lange und wiederholte Reiſen nach England, Frankreich wie Italien und erhielt tiefen Einblick in die nationalen, politiſchen und ſocialen Verhältniſſe dieſer Länder und in die wichtigen Veränderungen, welchen ſie durch die ſchwerwiegenden Ereigniſſe vom Jahre 1850 bis zum 11. Juli 1859 unterlagen.

Der Friede von Villafranca, an dieſem Tage mit „überraſchender Dringlichkeit“ von Oeſterreich geſchloſſen, brachte Chlodwig von Hohenlohe wieder auf die politiſche Bühne. — Wir dürften wohl nicht fehlgehen, wenn wir behaupten, Preußens Demüthigung zu Olmütz wie in den Dresdener Conferenzen hätte ihn eben ſo ſehr niedergebeugt, als der Ausgang des Krimkrieges, der Regierungsantritt Kaiſer Wilhelms I. als Prinz-Regent von Preußen, ganz beſonders aber Oeſterreichs Schickſal im italieniſchen Kriege und die mit allen dieſen Ereigniſſen verbundenen großartigen Wandlungen der politiſchen Ideen und Zuſtände hätten ſein Herz zu beſſeren Hoffnungen erhoben. Daß der Antritt des Regiments des Prinzen

Haupt-Perioden der Staats-Miniſterien in Bayern

von 1849 bis 1873.

	Vorſitzender des Miniſter-Raths	Haus-Miniſter	Miniſter des Aeußern	Miniſter des Innern	Finanz-Miniſter	Cultus-Miniſter	Juſtiz-Miniſter	Kriegs-Miniſter	Politiſche Richtung des Cabinets und Diagnoſe der Zeit.
1849 am 18. April	Staatsminiſter Freiherr von der Pfordten			von Ringelmann	von Aſchenbrenner	v. Ringelmann	von Kleinſchrod	von Lüder	Zehnjährige Reaktion, Umſichgreifen der römiſchen Gewalt durch den Jeſuitismus in Kirche und Schule.
den 9. Juni	auch zugleich Handels-Miniſter		Graf von Bray tritt in den diplomatiſchen Dienſt zurück	von Zwehl	dito	vom Miniſt. des Innern wieder unter v. Ringelmann geſondert	dito	dito	1850/51 Preußens Demüthigung zu Olmütz.
1852 den 9. Juni	dito	dito	dito	Graf Reigersberg	dito	von Zwehl, Ringelmann wird zur Ruhe geſetzt	dito	dito	Pfordten's partikulariſtiſche Politik ergeht ſich im Projekt des Vierkönigsbündniſſes und der Trias-Schwärmerei!
1854 den 9. Sept.	dito	dito	dito	dito	dito	dito	der in Ruhe geſetzte von Ringelmann	dito	1854 Krim-Krieg.
1855 den 25. Mai	dito	dito	dito	dito	dito	dito	dito	von Manz	
1859 im April	Freiherr von Schrenk			von Neumayr	Benno von Pfeufer (nach Aſchenbrenner's Tode im Juli)	dito	von Mulzer	von Lüder	1859 Italieniſcher Krieg. 1859—66 Reorganiſations-Conflict in Preußen. König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen †, Wilhelm I. Miniſterium Schrenk ſtark öſterreichiſch angehaucht!
1861	dito	dito	dito	dito	dito	dito	dito	General-Major von Spies	
1863	dito	dito	dito	dito	dito	dito	dito	von Lutz nach Spies' Tode	
1864	Freiherr von der Pfordten			dito	dito	von Koch	von Bomhard	dito	1864 Krieg f. Schleswig-Holſtein. Maximilian II. †. Ludwig II., König von Bayern.
1865 den 10. Nov.	dito	dito	dito	von Koch	von Pfretzſchner	dito	dito	dito	„Quanta cura", „Syllabus errorum" und „Encyclica"! — Gaſteiner Vertrag!

1866	dito	dito	dito	von Pechmann, nach Koch's Tode	dito	von Greſſer	dito	Freiherr von Pranckh	Handels-Miniſterium von Schlör	Der deutſche Bruderkrieg!
1867	Fürſt von Hohenlohe-Schillingsfürſt			dito	dito	dito	Johannes Lutz	dito	dito	Völliger Syſtemwechſel, preußenfreundliche Politik. Einſchreiten gegen klerikale Uebermacht u. Roms Prätentionen. Dem Liberalismus d. Regierung gegenüber erhebt ſich der klerikal-feudale Partikularismus und das Römerthum zum Kampfe!
1868	dito	dito	dito	von Hörmann	dito	dito	dito	dito	dito	
1869 den 7. Dec.	dito	dito	dito	dito	dito	Johannes Lutz an des verſtorbenen Greſſer's Stelle interimiſtiſch		dito	dito	
den 20. Dec.	dito	dito	dito	von Braun	dito	Lutz definitiv	Lutz interimiſtiſch	dito	dito	
1870	dito	dito	dito	dito dito	dito dito	dito dito	dito dito	dito dito	dito dito	Hohenlohe tritt ab. Der deutſch-franzöſiſche Krieg. Infallibilität! Den 2. September: Sedan!!
	Graf von Bray									
1871 den 21. Aug.	Graf von Hegnenberg-Dux			von Pfeuſer	dito	Lutz	Dr. Fäußtle	dito	Aufhebung des Handels-Miniſteriums	Deutſchlands Einheit!

Wilhelm von Preußen, wie Oeſterreichs Fall es geweſen ſind, welche Chlodwig direct und ſofort in den Reichsrath nach München zurückführten, iſt uns durch unzweifelhafteſte Quellen verſichert worden. — Ein ſo alle Verhältniſſe klar durchſchauender Geiſt, wie der ſeine, wird auf den Reiſen in Frankreich wie Italien, einem Oranien gleich, „immer über dem Schachſpiele“ geſtanden, „keinen Zug des Gegners für unbedeutend gehalten“, „die Geſinnungen und Rathſchläge aller Parteien“ kennen gelernt haben. Er wußte muthmaßlich weit eher und genauer die Natur der Winde zu beurtheilen, die fortan in Tuilerien, Vatican und Hofburg wehten, als irgend ein anderer deutſcher Staatsmann, und konnte die Naturnothwendigkeit der zu erwartenden Folgen des Geſchehenen vorausſehen. Wie Bayern ſich zu den Ereigniſſen ſtellen müſſe, wolle es ſeinem eigenen Wohle folgen, wußte er eben ſo ſicher, als daß das jetzt florirende Miniſterium Schrenk eben ſo wie das von der Pfordten den kraß entgegengeſetzten Weg einſchlage. Hätte Chlodwig ſeinen eigenen Nutzen, ſeine Selbſtſucht ſprechen laſſen wollen, er hätte nie wieder den Fuß in die Reichsrathskammer geſetzt. War er nicht dieſe zehn Jahre ein glücklicher Mann geweſen? Hatte er nicht den ſegensreichſten Wirkungskreis beſeſſen? Unter Umſtänden iſt es für einen Parteimann die leichteſte Sache von der Welt, ſeiner Fraction, ſeinen politiſchen Geſinnungen treu zu bleiben, werden wir doch am andern Orte *) ſehen, daß die Geſinnung auch ihre Vortheile haben kann, wie manches Andere. Erſt dann aber erprobt ſich Mannesgeſinnung im Leben wie in der Politik, wenn der Beweis vorliegt, derſelbe habe für ſeine Ueberzeugung Opfer gebracht, ihr zu Liebe Verluſte, nicht nur materiell werthvoller Art, ſondern auch Verluſte im Herzen erlitten, innere Wunden, — habe denjenigen Gefühlen entſagen müſſen, die dem Menſchen ſtets lieb und theuer ſind! Wer für ſeine Geſinnurg ſo durch die „hohe Lohe“ der Prüfung gegangen iſt, darf ſich als geläutert, darf ſeinen Charakter wie guten Stahl gehärtet erachten. — Chlodwig von Hohenlohe verließ ſein friedlich ſchönes Schillings-

---

*) Hierüber unter „Simſon und der Parlamentarismus“.

fürſt und trat im Reichsrathe der öſterreichiſch-klerikalen Politik Schrenk's furchtlos unter die Augen. Damit hatte er einen Kampf auf ſich genommen, der ſchwerer war als es äußerlich ſchien. — Chlodwig nämlich war nicht blos Katholik und zwar ein ehrlicher, inbrünſtiger Katholik, er hatte auch Pius IX. in Gaëta geſehen, flüchtig und im Unglück! Glaubt man, daß einem Manne von Religion, einem Menſchen, wenn er ſelbſt nur ganz alltägliche Gefühle beſitzt, ſolche Erinnerung aus dem Gedächtniß geſchwunden ſein konnte, er jetzt nicht tiefes Mitleid empfunden habe, den Greis, der ihm wie ſeinen Glaubensgenoſſen als Vater der Chriſtenheit, als Stellvertreter Chriſti galt, des ganzen Beſitzthums ſeiner Vorgänger beraubt, ihn auf die ſieben Hügel an der Tiber beſchränkt zu wiſſen, welche auch nur ſo lange noch ſein waren, als franzöſiſche Säbel ſie ihm garantirten? War Chlodwigs Bruder Guſtav Adolf, der nachmalige Kardinal, nicht Prieſter in Rom, angeſehen und geliebt im Vatican? Hatte dieſen Bruder nicht mit der Schlag getroffen, der das Papſtthum von ſeiner alten Höhe warf, und war Guſtav Adolf nicht dem heiligen Vater aufs Tiefſte ergeben? Wahrlich, wäre er es nicht geweſen, man hätte ihm ſicher nicht, vis-à-vis den politiſchen Beſtrebungen ſeines Bruders, am wenigſten am 22. Juni des Jahres 1866 gerade den rothen Hut ertheilt!! Wußte Chlodwig etwa alſo nicht, daß der erſte Schritt in der Reichskammer, den er that und zwar mit der Abſicht that, antiöſterreichiſche, antiklerikale und preußen- wie deutſchfreundliche Politik zu treiben, ihn entweder die Liebe ſeines Bruders verlieren ließ, die nur einem Elenden kein Verluſt iſt, oder falls Guſtav Adolf in gewiſſer Richtung ſeine Anſichten theilte, daß er durch ſeine nunmehrige Haltung denſelben in die gefährlichſte, ja in eine unmögliche Lage bringen, ihn zwiſchen zwei Stühlen niederſetzen ließ oder ihn zwang, im Parteitreiben des Vatican eine Stellung zu nehmen, welche ihn dem ganzen Haſſe der herrſchenden Coterie zu Rom ausſetzte? Im einen wie anderen Falle gehörte ein reſignirter Entſchluß dazu, Deſſen, was „ultra montes“ war, nicht mehr, ſondern nur noch des deutſchen Vaterlandes und ſeiner Heimat Bayern zu gedenken. Was aus denen beiden werde, war ihm die Hauptſache!! — Ein anderer nicht weniger ſchmerzvoller Umſtand aus gleichem Grunde war das Verhältniß, was bei ſeinem Vorhaben auch zwiſchen ihm und ſeinem andern jüngſten Bruder Conſtantin entſtehen mußte! Conſtantin war erſter Oberhofmeiſter des Kaiſers von Oeſterreich. — Wir wiſſen nicht, ob es Jemand giebt, der die Höfe kennt, den habsburgiſchen aber insbeſondere, und welcher etwas Anderes glauben kann, als daß der Oberhofmeiſter nur der getreue Wiederhall der durch den Frieden von Villafranca tief verletzten Gefühle ſeines Kaiſers geweſen ſein konnte? Nach dem 11. Juli 1859 mußte die ganze Kraft habsburgiſcher Politik ſich Preußen entgegenwerfen, mußte auf Erringung der Hegemonie in Deutſchland in der Art Kaiſer Carls V. gerichtet ſein! Habsburg mußte in ſein Programm die römiſch-klerikale Suprematie über das deutſche Bekenntniß aufnehmen, um neues ſicheres Terrain für das verlorene alte wiederzugewinnen, respective mittels der neu erreichten Macht auch die alte zurückerobern! Das iſt der Sinn des Krieges von 1866, das iſt der Sinn der preußiſch-italieniſchen Allianz gegen Oeſterreich geweſen!! — Glaubt man denn nicht, daß Fürſt Chlodwig bei ſeinem klaren Blick, ſeiner Kenntniß der betreffenden Höfe wußte, daß das, was er vor hatte, wenn es glückte, ihm den Bruder in Wien zum Todfeinde machen mußte, wenn er es nicht ſchon war? Daß er harten Prüfungen inner- wie außerhalb ſeiner intimſten Beziehungen entgegenging und, falls er — mißglückte, der Stachel des Hohns ihn weit tiefer verwunden mußte, als jeden Andern? Wenn wir noch bemerken, daß die Gemahlin des Oberhofmeiſters, ſeines Bruders, auch eine Prinzeſſin von Sayn-Wittgenſtein-Berleburg, alſo eine Verwandte ſeiner Gemahlin war, ſo begreift ſich leicht, daß er in ſeinem politiſchen Beginnen Rückſichten preiszugeben hatte, die der ſchlichteſte Bürgersmann ſelbſt nicht ſo abſchüttelt, wie ein abgetragen Kleid! —

Wagten wir zu unterſuchen, welche Opfer er ſich auferlegte, um im ſchwerſten Augenblicke ſeinem engeren und weiteren Vaterlande Alles zu ſein im Geiſt und in der Wahrheit, ſo müſſen wir auch wiſſen, weshalb er es that, welche Sache ſolcher Opfer er alſo werth hielt. Ueber die vorher angeführten Verhältniſſe iſt uns übrigens keinerlei Aufklärung von irgend einer Seite geworden, wir haben auch deren keine geſucht, ſondern unſere Betrachtungen an Thatſachen geknüpft, die Jedermann gedruckt vor Augen liegen.*) Ebenſo reſultiren folgende Conjecturen nur aus der Natur der Thatſachen, welche vor wie nach dem Jahre 1859 ſtatthatten. — Die Sache, der zu Liebe ſein Kampf galt, war Bayerns und Deutſchlands Errettung aus einer unmöglichen Politik, die Renovation Beider zu einer lebensfähigen, der Neuzeit wie der alten Sehnſucht deutſcher Völker entſprechenden Exiſtenz. Die unmögliche Politik war die öſterreichiſche und die des vom Jeſuitismus durch und durch inficirten Vaticans! Die einzig geſunde, lebensfähige war die Politik Preußens! — Ob dieſe letztere mehr oder weniger egoiſtiſch oder aufopferungsfähig war, bleibt ſich dem Staatsmanne immer gleich, denn jede Politik iſt egoiſtiſch, ſonſt iſt ſie keine!**) War denn Preußen aber gerade für Chlodwigs Bewußtſein ſo ein exquiſiter Normal- oder Ideal-Staat? Konnte er es ihm ſein, wenn er den Conflict vom Jahre 1860 bis 1866 anſah, der in ſeinem Innern wühlte? — Wir glauben, daß der Fürſt von Hohenlohe das damalige Preußen nicht als den „beſten Staat“ anſah, ja daß nach ſeinem Dafürhalten Preußen von dieſer hohen politiſchen Reife noch ſehr weit entfernt war. — Aber deſſen reelles geiſtiges, ſittliches und thatſächliches Material, aus dem man allein einen guten, kraftvollen und ſeine Zeit dominirenden Staat bildet, war vorhanden! Dieſes Material hatte er als Beamter und zwar in ſchlechteſter, verkrüppeltſter, unzulänglichſter und veraltetſter Form unter Eichhorn u. ſ. w. kennen und ſchätzen gelernt! Wenn er an dieſem Material in ſo bedenklicher Zeit ſich ſchulen, ihm ſeine ganze geiſtige Kraft, ſeine hervorragende Erkenntniß verdanken konnte, ſollte dieſes Material, in voller Freiheit, Entwickelung und Harmonie und unter günſtigeren Aſpekten wirkend, denn nicht zu einem großartigen Staatsleben führen können, das würdig und geeignet ſei, an die Spitze der Geſchicke Deutſchlands zu treten, Bayern aber ſich ſelbſt und ſeiner deutſchen Natur wieder zu erobern?! — Das geſunde Material Preußens war vor Allem ſeine ſtraffe, ſtrenge und gewiſſenhafte Verwaltung. Sie gab Chlodwig die Garantie, daß ſolch ein Regierungsmechanismus ganz Deutſchland zu Gute kommen könne. Das geſunde Material war ihm das preußiſche Heer, — trotz Olmütz und Dresden, denn das preußiſche Heer war 1813 der erſte Hort Deutſchlands geweſen, der Herakles, welcher die lernäiſche welſche Schlange zu Wahlſtadt, Leipzig und am Tage von Waterloo erdrückt hatte! War dies Heer neu geworden und jugendkräftig, ſo konnte es auch der eherne Kern der wehrhaften deutſchen Jugend werden! Das geſunde Material war ihm ferner der freie, tolerante, ſo ernſt, wie tiefe preußiſche Geiſt und Volksſinn. Er hatte dieſen Geiſt an preußiſchen Univerſitäten voll Jugendkraft, hatte ihn hinter Gerichtsakten und Verwaltungsreſcripten in treuer, reger, ſelbſtſuchtloſer Mannespflicht arbeiten, im Schweiße ſeines Angeſichts, bei kargem Lohn, oft ſich dem Staate murrenlos und aus patriotiſchem Ehrgefühle hingeben ſehen. Er hatte Gelegenheit gehabt, den gewöhnlichen norddeutſchen Mann, den Märker und Schleſier, ſich in allen den Lagen benehmen zu ſehen, wo der Menſch es gewöhnlich ſchwierig findet, Contenance zu behalten, nämlich im Prozeß oder betreffs der Beſteuerung, wie der Bevormundung einer amtlichen Autorität gegenüber. Politiſche Freiheit mochte er in Preußen damals blutwenig geſpürt haben, aber die bürgerliche und ſittliche, die Toleranz und die Billigkeit!! Preußens conſtitutionelle Zuſtände mochten verzwickt ſein, wie ſie wollten, die Parteien voller Irrthum, die Begriffe und Ziele durchaus unklar, — das ganze Preußen mochte Chlodwig vermuthlich ganz und gar nicht gefallen, aber das Material, mit dem dieſer Staat mühevoll an ſeiner Entwickelung arbeitete, dieſes Material war unverwüſtlich und deshalb war ein Staat auch unverwüſtbar an Lebenskraft, der ein ſo brillantes Material ſeit alten Zeiten immer wieder neu aufzuwenden hatte! Verglich er dagegen die Staats-Ingredienzien, welche Oeſterreich, eben von ſeiner Höhe geſtürzt, beſaß, die Mittel, mit denen es die Oberherrlichkeit in Deutſchland erringen und auch erhalten wollte, zu welchem Reſultat meint man, daß Chlodwig von Hohenlohe gekommen ſein dürfte? Denkt man denn, er habe in Bayern, Würtemberg, Baden, in Frankreich oder gar zu Rom nationalere, ſittlich gediegenere Eigenſchaften vorgefunden, die beſſer als die preußiſchen geweſen wären?! — Wir glauben, hierin allein lag Chlodwig von Hohenlohe's verpönte „Preußenliebe“, daß hierin allein das Geheimniß ſeiner ganzen Politik zu ſuchen ſei. Niemals wollte er Bayern zu einer preußiſchen Schablone machen, aber er wollte ſeinem Vaterland den Vortheil eines preußiſchen Regierungs-Materials verſchaffen, wollte mittels des regenerirten Bayern im Bunde mit dem regenerirten Preußen die deutſche **Einheit** und **Unabhängigkeit** erringen! So genau, wie er die Regierungen von Wien, Paris und des Vaticans kannte, mußte er wohl wiſſen, daß der Romanismus keine Lebenskraft mehr habe, ſeine Wurzeln in Deutſchland mit jedem Jahre mehr verdorrten, und als man ſie nachmals mit der heißen Lauge der Encyclica, Syllabus und Infallibilität wieder triebfähig zu machen verſuchte, erkannte er wohl, daß dieſe chemiſchen Kulturmittel der Kurie den deutſchen Boden zwar ſcharf anätzen, aber zugleich auch deren eigene Wurzeln in Deutſchland damit ertödten müſſe! — Der günſtige Abſpekt für Preußens Regeneration war durch den Regierungsantritt König Wilhelms I., durch die neue Aera und die Heeresreorganiſation, für Deutſchlands Regenerirung aber durch den Sturz der alten Verhältniſſe und die halben, unhaltbaren neuen gegeben. — Um jeden etwa aufſteigenden Hintergedanken, oder ein Mißverſtändniß aus dem Wege zu räumen, welchen wir nunmehr gehen, muß geſagt werden, daß die Paralelle, welche wir zwiſchen Hohenlohe und Bismarck zu Anfang unſerer Schilderung zogen, nur eine ideale geweſen iſt, der das unbedingt fehlte, was bei gleichartiger Handlungsweiſe zweier Männer ſonſt vorauszuſetzen iſt, nämlich gegenſeitige Verſtändigung! Dieſe fand zwiſchen Bismarck und Hohenlohe vor 1866 ſchon deshalb nicht ſtatt, weil ſie thatſächlich unmöglich war. — Als Bismarck 1847 auftrat, hatte Hohenlohe 1846 bereits eine politiſche Thätigkeit in Bayern. Als Bismarck im Erfurter Parlamente ſaß, war Hohenlohe bereits deutſcher Reichsgeſandter in Athen, Rom und England geweſen und 1850 ſchon ins Privatleben zurückgetreten. Sein Fuß hatte Berlin, ſeit er Fürſt war, in politiſchen Geſchäften nie wieder betreten und daß Bismarck in Bayern keine Gaſtrollen gab, weiß Jeder. Die Solidarität ihrer Ideen konnte alſo nur eine rein geiſtige ſein und iſt nur ſo zu denken, daß, indem ein ausgezeichneter bayriſcher Staatsmann und Patriot ebenſo wie ein ſolcher preußiſcher über die Zukunft ihres Landes und die Einigung der geſammten deutſchen Stämme unter einer kraftvollen Oberleitung nachſannen, ſie zu demſelben Reſultate kamen, welches bei Bismarck indeß rein ſubjektiver, bei Hohenlohe dagegen ausſchließlich objektiver Natur war, und daß die Vorſehung ſie zu demſelben Thun erſt zuſammenführte, als Bismarck's Aufgabe nach 1866 recht eigentlich begann, mit dem Jahre 1870 erſt zu ihrer vollen Höhe wuchs, während Hohenlohe's politiſche Miſſion an der Schwelle des Krieges von 1870 aufhörte, er ſeine Folgen nur als Zuſchauer erlebte, wenigſtens doch nicht in der Stellung, wo ſein Einfluß bedingend für die Angelegenheiten war. —

---

*) Vide Gothaiſcher Kalender.

**) Man leſe unter Simſon: „Die Politik der Parteien“ nach. D. V.

Chlodwig erſchien ſomit 1860 im bayriſchen Reichsrath wieder; — wir begleiten ihn an der Hand der Thatſachen. — Nirgend war die Sympathie für Oeſterreich, das Bedauern ſeines Unglücks, das Vorurtheil gegen Preußen ſtärker, als im bayriſchen und würtembergiſchen Volke, alſo in der Maſſe Süddeutſchlands. Bei ihr mußte eine öſterreichiſche Regierungspolitik alſo unbedingten Rückhalt finden. Dieſer Politik diente das Miniſterium Schrenk aber im vollſten und unbedingteſten Maße! Wäre dieſelbe eben dauernd durchzuſetzen geweſen, Bayern würde eine habsburgiſche Filiale geworden ſein. — Hohenlohe's Thätigkeit dieſer Cabinetspolitik gegenüber war eine gegen früher ſehr geſteigerte. Seine Freunde und alten Geſinnungsgenoſſen mußten um ſeine Fahne geſchaart werden, das Programm, das durch ſeine politiſchen Grundſätze bedingt wurde, bei thunlicher Gelegenheit in Vollzug geſetzt, deſſen Gültigkeit im Staatsleben erkämpft werden! Seine politiſchen Geſinnungsgenoſſen mußte er im Reichsrath, noch mehr in der Zweiten Kammer in Männern, wie z. B. Völk, erblicken, welche eine deutſche und zugleich anti-öſterreichiſche Politik anſtrebten. Daß eine Gleichartigkeit ſolches Strebens ſtattfand, beweiſt Chlodwigs erſte größere parlamentariſche Aktion am 4. Mai 1861, wo er im Reichsrathe den Antrag ſtellte: „Seine Majeſtät möge geruhen, das Königliche Staats-Miniſterium anzuweiſen, auf geeignete Weiſe zur Herſtellung rechtlich geordneter Verfaſſungszuſtände in Kurheſſen nach Kräften hinzuwirken und gegen den Landesbeſchluß vom 27. März 1861, wie die ihm zu Grunde liegenden Prinzipien und Motive, ſowie die daraus ſich ergebenden Conſequenzen feierlichſt Verwahrung einzulegen.“ A tempo mit ihm brachte Völk in der Zweiten Kammer denſelben Antrag ein. — Ihr Reſultat war ſehr verſchieden. Völk's Antrag nahm das Abgeordnetenhaus mit großer Majorität an, Hohenlohe's Antrag aber fiel, wie vorauszuſehen war, in der Reichsrathskammer mit 30 gegen 8 Stimmen durch. Von nun an aber war Hohenlohe's Stellung in Bayerns politiſchem Leben öffentlich feſtgeſtellt. Die Parteien wußten, wie die Regierung, was ſie von ihm zu halten hatten, und von nun an nahm er einen Standpunkt ein, der zwar längere Zeit einſam und ſtets ſcharf angefochten blieb, aber welcher ein ſo außerordentlicher war, ſo von den Zeitereigniſſen als der einzig berechtigte ſanktionirt wurde, daß ihm ſchließlich die Staatsleitung zufallen mußte, nachdem man keinen Ausweg mehr ſah, als den ſeinen! — Von nun an warnte er bei jeder einzelnen Frage, welche parlamentariſch abgehandelt wurde, die Miniſter auf das Ernſteſte und Eindringlichſte: die unglückſelige Politik doch zu verlaſſen, „die auf **Oeſterreich** geſtützt, Preußens Stellung in Deutſchland zu **negiren**, ja ſchließlich ſelbſt **gewaltſam zu vernichten** beſtrebt ſei.“ Er erklärte kühnen Muths ſowohl dem Miniſter v. Schrenk öffentlich: „daß die Sympathie für Oeſterreich“ — ſpäter aber Freiherrn von der Pfordten: „daß die Trias-Idee Bayern niemals Glück bringen könne.“ — Wenn Schrenk wußte, wie der famoſe Fürſtentag 1863 verlaufen war, daß Habsburg, da es die abſolute Suprematie in Deutſchland nicht bei ihm erzielte, kühlen Herzens dem vormaligen römiſch-deutſchen Reiche ſeiner Ahnen die angenehme Alternative einer Republik ſtellte, alſo zeigte, wie es mit ſeinen deutſchen gekrönten Collegen fertig bis zum „Aufräumen" ſei, — dann hätte des bayriſchen Staatsweiſen ſchwarzgelbe Vorliebe denn doch einen Gnadenſtoß erhalten ſollen! Aber nein! Alle Warnungen, alle Andeutungen Chlodwigs, ſo überzeugungswarm ſie auch aus ſeinem echt bayriſchen, patriotiſchen Herzen heraus unabläſſig gegeben wurden, verhallten in den Wind! Hohenlohe ſchien den Miniſtern wie ſeinen Standesgenoſſen in einer Sprache zu reden, die ſie nicht verſtanden, deren Sinn zu faſſen ihnen alles Vermögen abging. Als 1864 der ſchleswig-holſteiniſche Krieg kam, Oeſterreich den Bund und alle ſüddeutſchen uralten Freundſchaften ignorirte, um an Preußens Seite zu marſchiren, mit ihm allein ſiegte und den Sieg theilte, da war nicht nur das Volk, — denn das war erklärlich, — aber auch das bayriſche Miniſterium ſo verblendet, nicht zu erkennen, daß Oeſterreich ſeinem Eigennutz ſelbſt ſeine alte Politik, den Bund, alte Verträge und Freundſchaften opferte, ſobald es ihm paßte, ja das Miniſterium war auch kurzſichtig genug, Preußens erreichte Kraft nicht zu erkennen, ihm entgegenzutreten und demſelben Oeſterreich mit parteiiſcher Liebe anzuhängen, das allen deutſchen Cabinetten ſoeben noch den Stuhl mit Eclat vor die Thür geſetzt hatte! Preußen war ohnmächtig, Preußen war durch den innern Conflict in Auflöſung, Oeſterreich aber nächſt Frankreich der mächtigſte continentale Militärſtaat und „cujus fors, jus ejus!" blieb die bayriſche Parole, es kam nur eben noch darauf an, wer eigentlich die rechte Force hatte! —

1864 war König Maximilian II. geſtorben, ſein 19jähriger Sohn Ludwig II. beſtieg den Thron. Freiherr von Schrenk wurde entlaſſen, von der Pfordten kam, nach fünfjähriger Pauſe, abermals an die Spitze der öffentlichen Geſchäfte und leider nicht zum Glücke Bayerns. Sein Amtsantritt war, wenn auch nicht gerade ein Syſtemwechſel, ſo doch ſicher eine Syſtem-Verſchiebung. Schrenk hatte eine rein öſterreichiſche Politik getrieben, von der

Pfordten trieb partikulariſtiſche Großmanns-Politik. Schrenk wollte Bayern unter habsburgiſcher Fahne gegen Preußen agiren ſehen, von der Pfordten wollte Bayerns eigene Fahne in der großen Politik wehen laſſen; er war mit einem Worte der conſtitutionell angeblaßte Montgelas, ſein Programm nur ein modernes Extract jener unmöglich gewordenen altfranzöſiſchen Grafenpolitik! — Pfordten's Amtsantritt geſchah, als eben Oeſterreich mit Preußen Arm in Arm nach den Elbherzogthümern marſchirte, und wenn der neue Premierminiſter das nun auch nicht hindern konnte, ſo war ihm dieſer Krieg doch eine willkommene Gelegenheit, ſeine deutſche Politik, ſeine preußiſche Antipathie und ſein Gelüſte agiren zu laſſen, mittels des Dreikönigsbündniſſes eine dritte Staatengruppe zu bilden, deren Haupt Bayern ſei, welche ſich dann zum Schiedsrichter über Oeſterreich und Preußen alſo über die deutſchen Angelegenheiten machen könne. Selbſtſucht weckt in gleichen Charakteren indeß immer Argwohn und Neid! Wir brauchen blos anzudeuten, daß bei dieſem Projekt Pfordten's Eitelkeit mit der noch hochfliegenderen des Herrn von Beuſt in Dresden und dem Stolze Würtembergs zuſammenrennen mußte, um erſichtlich zu machen, daß die ganze Triasidee eine Phantasmagorie engherzigſter Staatskünſtelei geweſen iſt. Umſonſt, daß Chlodwig von Hohenlohe warnte, er auf die im Jahre 1865 vermehrten Wetterzeichen hinwies, von der Pfordten war ruhelos geſchäftig, ſeine Utopie zu verwirklichen, wie wenn er glaubte, die Vorſehung habe die Situation in Deutſchland jetzt geradezu ſeinem Partikularismus zu Liebe ſo geſchaffen! — Was geſchehen mußte, geſchah. Aus Oeſterreichs und Preußens Allianz war helle Zwietracht geworden und die Herzogthümer der Eris-Apfel, welcher den deutſchen Krieg heraufbeſchwor. Wer der Chorführer von Preußens Gegnern geweſen iſt, wiſſen wir*); ihm zu folgen war indeß ein ſtaatsmänniſcher Leichtſinn, denn das war gefährlich, ſowohl im Falle des Verlierens, wie des Sieges. Ja ein Sieg, behaupten wir, wurde Bayern wie den übrigen Bundesländern noch gefährlicher! — Es lohnt, von dieſer Eventualität ſich ein Bild zu machen, ſie ſich dramatiſch darzuſtellen. Siegte Preußen, wie es geſiegt hat, ſo wurden die Dinge eben nur, wie ſie im Frieden zu Prag geworden ſind. Wenn aber Oeſterreich ſiegte?! — Wir nehmen an, daß ſobald Preußen von ihm beſiegt wurde, dann wurde es Italien gewiß, letzteres aber natürlich nur, wenn Napoleon es erlaubte, und er hätte Oeſterreich dieſen Sieg nie erlaubt, wenn Oeſterreich nicht jene Forderungen Benedetti's an Bismarck, die der Reichskanzler 1870 publicirte, ſofort freundlichſt übernommen und bereitwilligſt augenblicklich erfüllt hätte! Dies gab dann möglicherweiſe einen kleinen Weltkrieg, eine Carambolage des geſammten politiſchen Europa's. — Den italieniſchen Sieg aber dahingeſtellt ſein laſſend, bleiben wir nur bei der Annahme ſtehen, daß Preußen von Oeſterreich beſiegt worden ſei. Natürlich nahm Oeſterreich Schleſien, Sachſen nahm die ſächſiſche Lauſitz bis etwa Luckenwalde hin (alte Kurlande), Schleswig-Holſtein bekam ſeinen Auguſtenburger, Hannover aber erhielt in zarter Rückſicht Weſtfalen, die Rheinlande und die preußiſchen Provinzen links der Elbe (Altmark-Magdeburg-Halberſtadt), vielleicht auch noch Mecklenburg von wegen einer zukünftigen groß-welfiſchen Marine! Dann war das Haus Hohenzollern ſo ziemlich bis auf den „Marquis de Brandenbourg“ kahl raſirt. — Ob Oeſterreich dieſes Sieges aber länger als einen ſchönen Sommer froh geworden wäre, glauben wir nicht, aber daß dann Bayern, Würtemberg, Baden und Thüringen nicht mehr muckſen durften, wollten ſie nicht vom ſiegreichen Bruder Oeſterreicher ſofort die ſchönſten Prügel bekommen, — daß dann das römiſche Jeſuitenthum im geſammten Deutſchland Herr der Situation geworden wäre und nun Oeſterreichs Kampf mit dem an Preußens Stelle getretenen Hannover um die deutſche Suprematie losgegangen wäre, iſt wohl eben ſo gewiß, als daß dann Herr von Schrenk ſeine ſchwarz-gelbe Geſinnung genau ſo verloren hätte, wie Freiherr von der Pfordten entſetzt aus ſeinem Triastraum erwacht wäre! Es ließen ſich noch weit heiterere Conjecturen an den vermeintlichen öſterreichiſchen Sieg knüpfen, aber daß Bayerns Selbſtſtändigkeit nur noch von Oeſterreichs römiſch-deutſch-kaiſerlichem Ermeſſen und den freien Entſchließungen Sophiens und Eugeniens, alſo vom römiſchen Pontificat abhing, dürfte denn doch klar ſein. Preußens Sieg war eben der Sieg der neuen Zeit mit Recht und Freiheit auf der Fahne, Oeſterreichs Sieg wäre der der alten Zeit, der Triumph der Willkür und Abhängigkeit geweſen, kurz ein Strich durch die Weltgeſchichte vom Jahre 1547 bis heute. Selbſt Herr von Montgelas dürfte das denn doch zu ſtark gefunden haben!! —

---

*) Bismarck. Bd. II., S. 131 und 132.

Die Kataſtrophe kam. Vom 11. bis 12. Juni Nachts hatten die Oeſterreicher Altona geräumt. — Ein Wuthſchrei gegen Preußen durchdrang Süddeutſchland. Der Saal des Reichsraths erdröhnte von dem donnernden Beifall der Standesherren, als v. d. Pfordten die traurige Nothwendigkeit des Krieges Bayerns wider Preußen gepredigt hatte. Noch iſt der letzte Mahnruf unvergeſſen, den Chlodwig von Hohenlohe an das Haus, an die Miniſter richtete, die heilige Verſicherung, blitzenden Auges und mit geröthetem Antlitz gegeben: daß nur ein freundſchaftliches Verhältniß mit Preußen **allein** den Krieg noch, damit aber Noth, Elend und Demüthigung von Bayern abwenden könne!“ — Nicht eine ſympathetiſche Seele fand er, nicht einen Geiſt, der bei ſeinen Worten die Möglichkeit denn doch in Betracht zog, daß der Sieg vielleicht auf der andern Seite ſein könne. Für Bayern, Volk, Kammern wie Regierung, war es ſo ausgemacht, daß das Haus Habsburg die Hohenzollern aus dem Sattel werfen, der nordiſche Aar vom Kaiſeradler zerriſſen ſein werde, daß man ſich ſchon in die Federn theilte, und Hohenlohe's Worte galten damals als ein Sacrilegium, als Landesverrath und über ſie hinweg brauſte das Votum aller Stimmen: „der Krieg!“ — — Am 27. Juni: Schlacht von Langenſalza! Am 3. Juli: Königgrätz! Am 2. Auguſt: die Preußen als Sieger in Würzburg! — Es war eine verteufelte Ernüchterung! — Bei Antonelli fiel die Welt ein, und das war ſein beſter politiſcher Einfall; an den Höfen, welche Preußens Gegner geweſen waren, herrſchte Grauen, denn nun wußte man, der Sieger werde unerbittlich ſein, werde ſo viel Nutzen aus ſeinem Siege ziehen, als je ein Fürſt, der Deutſchland niedergeworfen hatte, es auch zu züchtigen gewußt hat. Man irrte ſich wie immer recht bedeutend! — Wir haben ſchon angeführt*), wie von der Pfordten überraſcht war, in Bismarck's Geſinnungen etwas ganz Anderes zu finden, als er gefürchtet hatte, da er den Leidensweg nach Nicolsburg antrat, um die Folgen ſeiner Politik zu tragen. Bei dieſer Gelegenheit erfuhr Bayern noch zur Vergeltung für ſeine habsburgiſche Treue, daß das öſterreichiſche Cabinet für ſich allein mit Preußen Friede mache und ſeine Schickſalsgenoſſen ſitzen laſſe, obwohl von der Pfordten vor dem Kriege eine beſondere Uebereinkunft mit Wien geſchloſſen hatte, dahingehend: „daß keiner der beiden Alliirten einſeitig für ſich Frieden machen dürfe." Obwohl einen ernſtlichen Abbruch Bayern nicht erlitt, da es alsbald ein geheimes Schutz- und Trutzbündniß mit Preußen einging, immerhin verlor es doch einen geſegneten Landſtrich mit 30,000 Einwohnern und hatte 30 Millionen Gulden Kriegsentſchädigung zu zahlen. Das eigentlich Bittere, nicht zu Sühnende indeß war das jedenfalls nutzlos vergoſſene Blut bayriſcher Landeskinder, die einer durchaus ungenügenden militäriſchen Führung und einer durchaus verfahrenen Politik geopfert worden waren. — Das Miniſterium von der Pfordten war unmöglich geworden, Aller Augen richteten ſich hülfeſuchend jetzt auf den Mann, deſſen Vorausſicht ſo ſchreckhaft eingetroffen war, deſſen Warnungen man in der Stunde verachtet hatte, wo ein vernünftiger und energiſcher Entſchluß den Krieg unmöglich gemacht hätte. Sage man nicht, daß Bayern das nicht konnte, daß „Vertragstreue" es auf Oeſterreichs Seite zwang. Wenn das Cabinet von der Pfordten nicht des Sieges zu ſicher geweſen wäre, ſo hätte es zwar ſeine Truppen mobil machen, es hätte aber am Bunde wie in Wien kategoriſch erklären können: „Bayern betheiligt ſich am Kriege weder pro noch contra! Bayern wird ſorgen, daß der Krieg inſofern lokaliſirt bleibt, als es nicht duldet, daß Würtemberg und Baden ſich in denſelben miſcht. Sobald Letztere marſchiren, rückt Bayern über Linz nach Oeſterreich, oder über Nördlingen nach Würtemberg ein. Es verlangt den

---

*) Bismarck. Bd. II., S. 143.

Frieden auf Grund des alternirenden Vorſitzes beider Großſtaaten im Bunde, eines deutſchen Parlaments und Regelung der Herzogthümer durch daſſelbe.“ — Glaubt man wohl, daß Sachſen und Würtemberg, Oeſterreich wie Hannover die Hand gerührt hätten? — Thaten ſie es, deſto ſchlimmer für ſie, Bayern hätte ſicher dabei Nichts verloren! Die Treue des Bundesvertrages aber war bereits gebrochen, indem Oeſterreich den Bund 1865 ignorirt hatte. Kehrte es kurz vor Thoresſchluß zum Bundesſtandpunkt zurück, ſo machte es aus der Noth blos eine Tugend. Weshalb ſollte denn nun nicht das kleinere Bayern auch aus der Noth eine Tugend machen und eine Vertragstreue um des Friedens willen brechen, welche durch Oeſterreich ſelber ſo defect geworden war? — Als von der Pfordten vor das Land mit dem von ihm erlangten Frieden trat, war's am 23. Auguſt Chlodwig von Hohenlohe, der nicht, wie mancher ſeiner erlauchten Collegen an der Iſar, am Frieden mäkelte, ſondern unter nachhaltigem Echo in der Zweiten Kammer und im ganzen Bayernlande forderte: „daß die Ratification des Friedens der letzte politiſche Akt des Miniſteriums von der Pfordten ſein müſſe und nur bei ſofortigem Rücktritt dieſes Miniſteriums das Land von ſeiner ſchweren Prüfung ſich erholen könne.“ — Fortan war's Chlodwigs Name, der in allen politiſchen Verſammlungen und in der geſammten unabhängigen Preſſe Bayerns ertönte. Das Land erkannte jetzt, wo es zu ſpät war, daß wenn überhaupt noch Etwas gebeſſert werden könne, Fürſt Hohenlohe allein der Mann ſei, des Landes Wunden zu heilen, ſeiner Politik eine geſegnetere Bahn anzuweiſen. Der jugendliche König hätte der allgemeinen Stimme ſicher alsbald Gehör gegeben, wenn es ihm nicht Bedenken erregt hätte, einen der erſten Standesherren Bayerns, dem an Höhe und Sicherheit der ſocialen Stellung Wenige gleichkamen, zum erſten Rathgeber der Krone zu machen. Dies Bedenken aber ſchwand, als Ludwig II. erkannte, daß Hohenlohe dem Lande wie ſeinem neuen Bundesgenoſſen Preußen der wünſchenswertheſte Staatsmann ſei. Gegen Ende des Jahres 1866 forderte der König Chlodwig auf, ihm ein Programm derjenigen Grundſätze vorzulegen, die ihm eventuell als bayriſchem Miniſter zur Richtſchnur dienen würden. Er vollzog den Auftrag zu Ludwigs II. Zufriedenheit.

Am 1. Januar 1867 trat Hohenlohe an von der Pfordten's Stelle! — Bisher haben wir ihn nur als Parteimann, als Politiker im gewöhnlichen Begriffe des Worts kennen gelernt, der Staatsmann iſt's nun, der unſere ungetheilte Hochachtung und Bewunderung fortan verdient. Drei Gegner hatte er vor ſich. Die Ultramontanen in erſter Reihe, welche fürchteten, die letzte Stunde ihrer Allmacht im Staate breche mit Chlodwigs Regiment an; ſie hatten Recht. Seine anderen Gegner waren die entſchiedenſten Preußenhaſſer, die Partikulariſten, welche erklärten: „nun werde er den letzten Reſt bayriſcher Selbſtſtändigkeit ſeiner Preußenliebe zum Opfer bringen“; endlich wurden Diejenigen der Fortſchrittsleute ſeine Gegner, denen nicht Alles raſch genug ging, die von Hohenlohe's reſervirter Vorſicht nichts wiſſen wollten, ihm Halbheit vorwarfen und lieber ein „ultramontanes“ Cabinet wünſchten, welches die Dinge auf's Aeußerſte treibe, als eines, das nicht ſofort ihren rationellen Weg und ihr haſtiges Tempo annahm. Letztere waren in der Minorität und als die Ultramontanen es im Laufe dreier Jahre glücklich dahin gebracht hatten, daß die Partikulariſten und Feudalen gänzlich in ihr Lager übergingen, hatten ſie als Majorität das Heft in den Händen und ſchritten zu dem großen Schlage, den das Welſchthum gegen Deutſchland im Schilde führte! Den Gang der Ereigniſſe ſah Hohenlohe wohl bald voraus, und wenn er auch zu ſchwerer Stunde das Feld räumte, weil er es nicht halten konnte, ſo hatte er doch ſo vorgebaut, ſo gut für Bayern geſorgt, es auf alle Eventualitäten ſo vorbereitet, daß es die ſchwere Prüfungsſtunde zu ſeiner Ehre und Deutſchlands Ruhm ſiegreich beſtand. In ſeiner Amtsführung werden wir nicht blos eine hochherzige, gerade und ſtraffe Regierungskunſt erblicken, in der Art, wie er ſich, Bismarck nicht unähnlich, ſeiner Gegner bediente, um ſie mittels ihres eigenen Weges aufs Glatteis zu führen, zeigen uns den eminenten Kopf, welchem es an Vielſeitigkeit in Behandlung der Menſchen wie der Parteien nicht gebrach. Gegen das Letztere läßt ſich zwar

Mancherlei einwenden, Mancherlei iſt auch von den Gegnern ſowohl dem Fürſten von Hohenlohe wie Bismarck eingewendet worden und Beide haben das Wort „politiſche Heuchelei“*) zu hören bekommen. Hierüber ſoll ſo viel nur geſagt werden, daß ein Mann, der für ſein bayriſch Vaterland und die Einigung deutſcher Stämme von Anbeginn ſeines Auftretens das Beſte gewollt hatte und es mit Darangabe ſeines eigenen Ichs erreichte und zu jeder Zeit ſich alſo als den beſten Freund ſeines Volks erwieſen hat, mit der Heuchelei niemals in Verbindung zu bringen iſt. — Eine ſchwierige Stellung war's, in welche der Fürſt eintrat. Bayern war ſeit Jahrhunderten einer deutſchen Politik vollſtändig entfremdet. Seit Ludwig XIV. hatte ſeine politiſche Magnetnadel nach Verſailles gewieſen, ſeit Napoleon I. noch mehr! Die Montgelas'ſche Politik hatte ſowohl materielle wie moraliſche Erfolge aufzuweiſen gehabt, nämlich die Erhebung des vergrößerten Bayern zu einem Königreich, „und ſeit den letzten Jahren“, ſo ſchreibt uns ein bayriſcher Staatsmann, „hatte man von Neuem den Großmachtsdünkel und franzöſiſch-bayriſchen Chauvinismus in der ausgedehnteſten Weiſe Geltung gewinnen laſſen. Selbſt der ſo unglückliche Krieg von 1866 wurde nicht etwa der gänzlichen Unordnung im Kriegsweſen wie der Landesadminiſtration, noch weniger der Unmöglichkeit, im modernen Kriege als Kleinſtaat eine Rolle zu ſpielen, zugeſchrieben, — nein, man ſchob den Mißerfolg theils auf zufälliges Unglück, theils auf die Unfähigkeit der Führer, theils auf die Schwäche Oeſterreichs. Mit anderen Worten, alles Andere ſollte an Bayerns letztem Fiasko Schuld geweſen ſein, nur ja nicht Bayern ſelbſt. Zu lange war Bayern der Hort der ultramontanen Beſtrebungen in Deutſchland geweſen, zu lange hatte man die Aufgabe des Staates darin erkannt, die katholiſche Religion zu ſchützen und die Ketzerei zu bekämpfen, als daß ſofort eine freudige und ehrliche Annahme der nordiſchen proteſtantiſchen Bundesgenoſſenſchaft eingetreten wäre.“ — Dieſes ehrenwerthe offene Eingeſtändniß eines bayriſchen

---

*) Unter Präſident Simſon. D. V.

Patrioten giebt ein ſehr gutes Bild der Situation des Jahres 1867. Dehnen wir den Blick aber über Bayerns Grenzen hinaus*), ſo erweitert ſich dies Bild ins wahrhaft Großartige! — Oeſterreich haßte uns naturgemäß, und obwohl es in Deutſchland Nichts mitzureden hatte, deſto mehr that es das in den Tuilerien und zu Rom, deſto mehr in ſeinen liirten Kreiſen der Feudalität und des Römerthums in Süddeutſchland. Oeſterreich, der eine gewaltige Hort des Romanismus, war gefallen, hatte in Italien ſeine materielle Macht, in Deutſchland ſeine moraliſche verloren. Nun war für den Vatican nur noch in Paris das „Schwert des Glaubens“ übrig und das klerikale Heerlager war von Oeſterreich nach Bayern verlegt worden, um, wenn die Stunde der Rache ſchlage, beſagtem Schwerte durch „geiſtliche Waffen“ im Herzen Deutſchlands zu Hülfe zu kommen. Um die beiden Jahre 1859 und 1866 gründlich zu corrigiren, ſollte die franzöſiſche Invaſion über den Rhein her der Invaſion des Jeſuitenthums über die Alpen her in Deutſchland ſiegreich die Hände reichen! Die Waffen zu dieſem Kampfe waren das Schwert der Gewalt und das Sprenggeſchoß eines katholiſchen **Schisma**, in die friedlichen Hütten des Volks geſchleudert! Napoleon rüſtete, Rom ſandte in Syllabus und Encyclica die erſten Shrapnells, die große Bombe der Infallibilität wurde inzwiſchen geladen! — Die Wenigſten im Bayernlande ſahen wohl ſchon jetzt voraus, daß die neugewonnene, wenigſtens theilweiſe deutſche Einigung nicht ohne erbitterten Kampf mit Frankreich würde erhalten werden können, und nach den Laſten, die der Krieg gebracht hatte, beſaß man allerſeits ſchlechte Neigung, Anſtrengungen zu machen, um die Armee zu heben, ja wollte lieber die Steuern vermindern, als Geld für militäriſche Experimente hergeben, welche ſich in ihren bisherigen Erfolgen ſo ſchlecht bewährt hatten. Eine dreifache Aufgabe fiel ſonach dem Fürſten Hohenlohe zu. Sein Vorgänger von der Pfordten, obwohl er anerkennen mußte, daß in Folge der

---

*) Man erinnere ſich Deſſen, was bei Ludwig II., Bd. I., S. 441, und unter Bismarck, S. 68—69, 137, 159—160, 176 und 177 des II. Bandes mitgetheilt worden iſt. D. V.

Auflöſung des deutſchen Bundes die Fortdauer der deutſchen Mittel- und Kleinſtaaten bedroht erſcheine, hatte dennoch von einer verfaſſungsmäßigen Verbindung Bayerns mit dem großen norddeutſchen Bundesſtaate Nichts wiſſen wollen. In der berühmten Reichsrathsſitzung vom 31. Auguſt 1866 bezeichnete er: „als nächſte Aufgabe bayriſcher Staatskunſt eine rein **negative** Politik, ein Zurückziehen Bayerns auf ſich ſelbſt und eine Pflege der inneren Wohlfahrt“ und ſchloß, Rückert citirend:

„Wenn die Roſe ſelbſt ſich ſchmückt,
Schmückt ſie auch den Garten!“

Dieſe ſtaatsmänniſche Blasphemie war aber denn doch ſelbſt der bayriſchen Gemüthlichkeit zu ſtark, und der Volkswitz taufte dieſes neue Pfordten'ſche Erkenntnißreſultat „die Roſengärtle-Politik!“ Hätte der weiſe Redner dieſelbe befolgt, als es noch Zeit war, wäre er 1866, ſtatt zu marſchiren, „Roſenzüchter“ geworden, dann hätte er nicht nöthig gehabt, ſo zur Unzeit den guten Rückert ins Politiſche zu überſetzen! In derſelben Sitzung hatte ihm gegenüber Chlodwig den Anſchluß an den entſtehenden norddeutſchen Bund gefordert, indem er die durch die Ereigniſſe ſo ſehr bewahrheiteten Worte ſprach: „Ich halte es für zweckmäßiger, jetzt, wo Alles im Fluſſe, in der Organiſation begriffen iſt, eine Stellung zum norddeutſchen Bunde zu erſtreben, wodurch es möglich iſt, für die Selbſtſtändigkeit Bayerns und ſeiner Dynaſtie **günſtige Bedingungen** zu erhalten, als anzuklopfen an ein fertiges Haus, deſſen Thore verſchloſſen ſind!“ Natürlich drang er mit ſeiner Anſicht nicht durch. — Als Hohenlohe im November 1866 zum erſten Male dem König Ludwig ſeine Politik darzulegen hatte, wies er darauf hin: „daß es, nachdem die Mittelſtaaten nicht ſowohl durch ihre Macht, als vielmehr durch ihre geſchichtlichen und vertragsmäßigen Rechte exiſtirten, eben darum ſchon durch die Pflicht der Selbſterhaltung geboten ſei, ſich ſo bald als möglich wieder auf den Boden vertragsmäßiger Rechte zu ſtellen, daß deshalb zwar nicht der unbedingte Eintritt Bayerns in den norddeutſchen Bund, wohl aber die Wiederherſtellung einer deutſchen Geſammtverfaſſung, wenn auch mit Ausſchluß von Oeſterreich, mit allen Kräften anzuſtreben ſei." Bis dieſes Ziel zu erreichen möglich wäre, galt es ihm, Bayern und überhaupt den Süden Deutſchlands wehrkräftig zu machen, damit er im gegebenen Momente, wenn auch nicht als gleichberechtigt, ſo doch als wohlberechtigt neben den preußiſchen Brüdern dem Erbfeinde gegenüber ins Feld rücken könne. Es galt ferner, die Politik ſo zu leiten, daß im gegebenen Momente Bayern auch wirklich auf der deutſchen Seite ſtehen könne und — trotz aller für dieſen Moment zu erwartenden Anſtrengungen der Gegner wie der Schwachheit der Aengſtlichen — auf der deutſchen Seite ſtehen müſſe! Es galt endlich, ſtets auf der Hut gegen die ultramontanen Kreiſe und gegen deren Manöver zu ſein, überhaupt in den inneren Staatseinrichtungen Bayerns denſelben möglichſt viel Boden zu entziehen. Hieraus ergiebt ſich, daß Hohenlohe der Sieg der deutſchen Sache mit der Vernichtung der alten ultramontanen Machtfülle unzertrennlich erſchien. Es ergiebt ſich ferner, daß er bereits damals die Pläne der Gegner kannte. Nur ſeine, in ihren Zielen vollkommen ſelbſtbewußte ſtaatsmänniſche Kunſt vermochte durch die rings lauernden Klippen zu ſteuern. Es bedurfte ebenſo der Klugheit, nach allen Seiten hin Conflicte zu vermeiden, als Chlodwigs nationales Bewußtſein dazu gehörte, durch die Vorwürfe Gutgeſinnter über Halbheit, Mangel an Energie u. ſ. w. ſich nicht aus dem richtigen Tempo bringen zu laſſen. Nur höchſtes politiſches Talent und ein ſo ſicherer Takt, wie Hohenlohe eigen war, konnte ermöglichen, daß er in den drei Jahren ſeines Amtes unter beſtändigen Kämpfen gegen Rechts und Links, Oben und Unten, und unbeirrt von Lob oder Tadel, das vorbereiten konnte, was in der Zeit der Noth ſo vorzüglich ſich bewährt hat. Es iſt bewieſen, daß wenn die lange vorbereitende Thätigkeit des Fürſten nicht geweſen wäre, Bayern ſich, auch wenn es gewollt hätte, im Sommer 1870 nicht auf die deutſche Seite hätte ſtellen können! —

Kehren wir zum Zeitpunkt ſeiner Ernennung, dem Anfange des Jahres 1867 zurück. Seine erſte That war, ſein Cabinet neu zu bilden, um mit gleichgeſinnten Männern eine Kraftentfaltung des Regiments herzuſtellen, ohne die ſein Ziel zu erreichen unmöglich war. Schon vor Hohenlohe und vor Beendigung des Krieges hatte Freiherr von Prankh das Kriegs-Porteſeuille übernommen, ein enragirter Bayer vom Scheitel bis zur Sohle, dabei aber der vollendete deutſche Soldat*). Das Handelsminiſterium war creirt und Herrn von Schlör übergeben worden; der Cabinetsſecretair des Königs, Johann Lutz, erhielt das Porteſeuille der Juſtiz, die übrigen Miniſter blieben einſtweilen. Mit dem Eintritt dieſes Cabinets war ein vollſtändiger Syſtemwechſel bewirkt und auch die Stellen der geheimen Staatsräthe wurden von Männern beſetzt, die von Energie und geiſtiger Kraft erfüllt waren. Unter Andern kam durch Hohenlohe einer ſeiner engſten Geſinnungsgenoſſen, Freiherr Dr. von Völderndorf-Waradein, in den Staatsrath. — Das Erſte, was das neue Cabinet in Angriff nahm, war, eine nähere Verbindung der ſüddeutſchen Staaten herzuſtellen, nicht um die glücklich begrabene Trias zu galvaniſchem Leben zu erwecken, oder dem norddeutſchen Bunde Oppoſition zu machen, ſondern um vorerſt die Zerfahrenheit ſüddeutſchen Kriegsweſens zu beſeitigen. Hieran ſollte ſich das Zuſtandebringen einer Vereinigung ſüddeutſcher Staaten knüpfen, welche der Prager Frieden als Vorausſetzung ihrer Verbindung mit dem Norden feſtgeſetzt hatte. So lange Fürſt Chlodwig Miniſter war, blieben dieſe Verhandlungen im Gange und erſt im Sommer 1869 führten ſie zu einer Verſtändigung, welche an die früheren deutſchen Bundesfeſtungen angeknüpft wurde und die, wenn ſie auch dem nunmehrigen engen Bande Deutſchlands gegenüber ſelbſtverſtändlich ohne Werth erſcheint, für die damaligen Verhältniſſe doch als ein ſehr großer diplomatiſcher Sieg erachtet werden muß, bei dem ausbrechenden Kriege 1870 von erheblicher Bedeutung geweſen iſt. Neben dieſen Beſtrebungen auf dem militäriſchen Gebiet war die Erneuerung des Zollvereins von höchſtem Gewicht. Es galt, unter veränderter Form und den neuen, erhöhten Bedürfniſſen gemäß, das wirthſchaftliche Band zwiſchen Süd- und Norddeutſchland ſo feſt zu knüpfen, daß es auch dann nicht zerriſſen werden konnte, falls die Vereinigung des Südens auf Grund des Prager Friedens mißlänge. Es kam darauf an, eine Form zu ſchaffen, in der ſich der nationale Einheitsgedanke, das alte Ziel aller Träume, dauernd ausprägte; — dieſe Form war das Zollparlament. — Bevor dies Hohenlohe aber zu erreichen gelang, hatte er einen andern ſchweren Kampf zu beſtehen. — Man wird ſich noch lebhaft erinnern können, wie anno 1867 der franzöſiſche Chauvinismus wider Deutſchland erregt war und um Luxemburg beinahe der Krieg entbrannt wäre. Kaum war dieſe Gefahr abgewendet und der blutige Plan des jeſuitiſchen Bonapartismus an König Wilhelms I. Friedensliebe und Bismarck's Gewandtheit geſcheitert, als geheime Agenten zwiſchen Wien und Paris hin- und herreiſten und von Hannover aus die Welfenpartiſane nach Hietzing wallfahrteten, um Inſtruktionen für die große Stunde des Losbruchs einzuholen. Das Conſortium Beuſt-Schrenk-Platen-Gramont ſtand im engſten Connex zu Rom, und in der geheimnißvollen Zuſammenkunft Napoleons und Beuſt's zu Salzburg erhielt dieſe innige Buſenfreundſchaft ihre myſtiſche Weihe! Die Chauvins jenſeits und dieſſeits des Rheins raſſelten mit den Säbeln, die Süßigkeit eines Südbundes wurde überaus anziehend dargeſtellt, die Gefahr der „Verpreußung“ mit den ſchwärzeſten Farben gemalt, alle religiöſen, ſocialen wie politiſchen Antipathien zwiſchen Nord und Süd auf die höchſte Höhe geſchroben, und die deutſchen Südſtaaten wurden zu einer ſelbſtſtändigen Politik im Kriegsfall ermuntert und dem lockenden Bild einer partikulariſtiſch-ſüddeutſchen Großſtaaten-Politik die entſetzliche, demnächſt aber „wahrhaftige Begebenheit“ der Annexion Würtembergs, Bayerns und Badens durch das raubgierige Preußen gegenübergeſtellt, um die ohnehin verbiſſene Wuth des Volkes durch den Schauder vor nahem Verderben bis zum Siedepunkt aufkochen zu machen! An dieſer Verſchwörung gegen die Ehre Preußens und die Würde des deutſchen Namens betheiligte ſich unter Andern auch die würtembergiſche Volkspartei in hellen Haufen. Der Prager Friede ſollte dergeſtalt umgeſtoßen werden, daß Baden, Bayern und Würtemberg einen Südſtaatenbund mit „internationaler Politik“ bildeten und Oeſterreich — auf dem nicht ganz ungewöhnlichen Wege dieſer internationalen Hinterhür — an die Spitze Süddeutſchlands komme und der Kreuzzug gegen den preußiſchen Norden angetreten werde, *indeß Louis* Napoleon über den Rhein rücke und in Süddeutſchlands linker Flanke nordweſtlich operire, die hannoverſchen edlen Legionen als Avantgarde, die Schaar des Paters Bekx aber mit Rad, Galgen, Folterbank und den übrigen Galanterien des ſeligen Torquemada als Troß in dem Heere des „heiligen römiſchen Reichs deutſcher Nation“! Wäre der Plan nicht gar ſo augenfällig albern geweſen, man hätte ihn für verteufelt gut und als ein richtiges Arcanum gegen das drohende Zollparlament erachten können. —

---

*) Näheres in ſeiner Biographie.

Dieſem ganzen Gewebe von Argliſt, Gemeinheit und Schurkerei machte Fürſt von Hohenlohe mit einem Schlage dadurch ein Ende, daß er im Auguſt 1867 die geheimen Schutz- und Trutzbündniß-Verträge der ſüddeutſchen Staaten mit Preußen der erſtarrten Welt decouvrirte!! — Je beſſer das Geheimniß derſelben bisher von den Cabineten bewahrt worden war, deſto gigantiſcher war die Ernüchterung der ultramontanen Rheinbündler, welche an dem Obelisk zu München, der „auch die für's Vaterland“ in Rußland Gefallenen enthält, ihre Morgen- und Abend-Andachten zu halten pflegen. Gerade jetzt, wo in Bayern der Kampf um Erneuerung des Zollvereins entbrannt war, in Bayern, wo die Rheinbundsluſt als eine alte patriotiſche Tugend verehrt worden war, war die Veröffentlichung der geheimen Allianz mit Preußen eine That, die Hohenlohe's Stellung an ſeines Volkes Spitze fortan feſt begründete. In welcher Form man ihm auch die Südbundstheorie bisher plauſibel gemacht hatte, man war bei ihm immer auf das „non possumus“ geſtoßen, jetzt war das furchtbare Warum ſchreckhaft klar und in Iſrael unendliches Herzeleid! Dieſe tödtliche Enttäuſchung auch ſeinerſeits zu verſtärken, erließ Graf Bismarck nun ſeine berühmte Circular-Depeſche vom September 1867, in der er auf das Beſtimmteſte leugnete: „daß Preußen jemals auf Beitritt der Südſtaaten oder eines derſelben zum norddeutſchen Bunde auch nur den geringſten Druck üben werde!“ — Dieſe

Depeſche war nicht blos an Paris und Wien adreſſirt, ſondern vornehmlich zur Beruhigung der ſüddeutſchen Gemüther abgefaßt worden. Das Schönſte hierbei aber iſt, daß gar nicht Herr von *Bismarck der Vater der geheimen Allianzverträge*, ſondern Herr von Varnbüler es geweſen iſt, auch daß nicht der böſe Hohenlohe, ſondern der ſanfte von der Pfordten, der Roſengärtner, dieſe Verträge abgeſchloſſen und ratificirt hatte! In der denkwürdigen Reichsrathsſitzung vom 8. October 1867 hob nun Chlodwig von Hohenlohe ſein politiſches Viſir auf und legte ſeinen Feinden den bisherigen Gang ſeiner Amtsthätigkeit in der deutſchen Sache offen vor. Die Rede, in der er es that, iſt zu ſehr das Spiegelbild ſeiner ſelbſt, zeigt zu klar den geiſtigen Gehalt ſeiner patriotiſchen Denkungsart, als daß wir ſie nicht wörtlich hier aufnehmen ſollten:

„Meine Herren! Die Vorlagen, welche Sie ſoeben entgegengenommen haben, gehören wohl zu den wichtigſten, welche im Laufe dieſer Landtagsperiode Ihrer Berathung unterſtellt worden. — Die große politiſche Bedeutung derſelben mag es gerechtfertigt erſcheinen laſſen, wenn ich davon Anlaß nehme, einige Worte über die äußere Politik der Staatsregierung und insbeſondere über unſere Stellung zur deutſchen Frage zu ſprechen.

Sie ſind mir, als ich das letzte Mal Gelegenheit hatte, dieſe Frage zum Gegenſtand meines Vortrages in dieſem hohen Hauſe zu machen, mit einem ſo hohen Grad ehrenden Vertrauens entgegengekommen, daß ich fürchten müßte, dieſes Vertrauens verluſtig zu gehen, wollte ich Ihnen nicht jetzt, nach Ablauf faſt eines Jahres, rückhaltlos über die Thätigkeit der Staatsregierung in einer Angelegenheit Rechenſchaft ablegen, die ebenſo tief das Nationalgefühl des deutſchen Volkes berührt, wie ſie in deſſen wichtigſte materielle Intereſſen eingreift. Ich werde verſuchen, Ihnen und damit dem Lande gegenüber den Beweis zu liefern, daß die Staatsregierung die Ziele, welche ich damals als diejenigen der bayriſchen Politik bezeichnet habe, nicht aus dem Auge verloren, daß ſie ſich unabläſſig bemüht hat, ſie zu erreichen, wie ſie denn auch die Hoffnung des Gelingens und damit die Hoffnung in die Zukunft Deutſchlands und

Bayerns nicht aufgegeben hat. — Ich weiß, daß man von einer Seite dieſe Bemühungen für ungenügend erklärt, daß man das Ziel als gegeben, als leicht zu erreichen betrachtet und daß man die einfachſte Löſung der deutſchen Frage in dem Eintritt Süddeutſchlands in den norddeutſchen Bund erblickt.

Meine Herren! Wenn es die Staatsregierung ſchon damals, als nur der *Entwurf* der norddeutſchen Bundesverfaſſung bekannt war, mit ihrer Pflicht nicht vereinbar hielt, den bedingungsloſen Eintritt in den norddeutſchen Bund, d. h. den Eintritt ohne vorherige Abänderung der Bundesverfaſſung anzuſtreben, ſo muß ſie um ſo mehr jetzt, wo dieſe Verfaſſung abgeſchloſſen iſt und eine Umgeſtaltung derſelben nicht in Ausſicht ſteht, auf ihrem Standpunkt beharren! Gründe der äußeren und inneren Politik haben Preußen veranlaßt, die norddeutſchen Staaten mit einer Verfaſſungsform zu umſchließen, der man das Verdienſt nicht abſprechen kann, die ſtaatliche Einheit des Nordens von Deutſchland anzubahnen, die ſich aber eben deshalb in ihrer Entwickelung von dem Charakter einer Bundesverfaſſung im eigentlichen Sinne des Wortes mehr und mehr *entfernen* dürfte. Wohl habe ich es anerkannt, daß kein Bundesverhältniß dem nationalen Bedürfniſſe genügt, wenn nicht von den einzelnen Contrahenten die entſprechenden Opfer zum Gedeihen des Ganzen gebracht werden; allein das Maß der Opfer, welches der Eintritt in den norddeutſchen Bund den ſüddeutſchen Staaten auflegen würde, entſpricht nicht dem Grade der Selbſtſtändigkeit, welchen dieſe Staaten ſich zu erhalten berechtigt und — wie ich annehmen darf — ihrer überwiegenden Mehrheit nach auch entſchloſſen ſind. Die freie conſtitutionelle Entwickelung Süddeutſchlands, wie ſie ſich ſeit 50 Jahren geſtaltet hat, giebt dem ſüddeutſchen Volk zu dieſem Entſchluß das Recht und die Kraft. — Es kann hiebei füglich unerörtert bleiben, in wie weit die Nicolsburger Präliminarien und der Prager Frieden einen berechtigten Grund abgeben würden, der Ausdehnung der norddeutſchen Bundesverfaſſung auf das geſammte Deutſchland entgegenzutreten. Jene Verträge ſind indeſſen unter Berückſichtigung realer Machtverhältniſſe abgeſchloſſen, deren Bedeutung Derjenige nicht verkennen darf, der dazu berufen iſt, mit gegebenen Thatſachen zu rechnen, und der verpflichtet iſt, Alles zu vermeiden, was die Entwickelung der Geſchicke unſeres Vaterlandes in unberechenbar gewaltſame Bahnen leiten könnte. Die preußiſche Regierung hat zudem ſelbſt erklärt, ſie verlange die Verbindung mit dem Süden keineswegs auf derſelben Grundlage wie jene, auf welcher der Bund mit den norddeutſchen Staaten beruht; es bedürfe nur eines unzweideutigen Ausdrucks der nationalen Gemeinſchaft, welche gleichzeitig die Gewißheit gebe, daß die ſüddeutſchen Staaten nicht einer feindſeligen Tendenz gegen Norddeutſchland verfallen und daß die Pflege der gemeinſamen materiellen Intereſſen des deutſchen Volkes durch gemeinſame organiſche Einrichtungen ſicher geſtellt werde. Wenn demnach Gründe der äußeren Politik ſowohl, als Rückſichten auf die Erhaltung der Selbſtſtändigkeit des Landes, die Verbindung Bayerns mit dem deutſchen Norden auf der Grundlage der norddeutſchen Bundesverfaſſung nicht möglich erſcheinen ließen, ſo mußte die Staatsregierung einen andern Weg ſuchen, um dieſe Verbindung zu bewirken. Denn die Staatsregierung konnte und wollte ſich der Aufgabe nicht entziehen, welche von mir am 23. Januar mit den Worten bezeichnet wurde:

> „Durch vertragsmäßige Vereinbarung einen Zuſammenſchluß Deutſchlands zu ermöglichen auf Grundlagen, die mit der Integrität des Staates und der Krone vereinbar ſind.“

Es ließen ſich hier drei verſchiedene Wege denken. Einmal: die Bildung zweier Bundesſtaaten, eines ſüddeutſchen gegenüber dem norddeutſchen, mit gemeinſamen Organen für einzelne beſtimmte Zwecke. Zweitens: ein internationaler Bund aller einzelnen Staaten, analog der früheren deutſchen Bundesverfaſſung, und drittens: ein internationaler Bund der ſüddeutſchen Staaten mit dem norddeutſchen Bunde.

Gegen den Verſuch einer organiſchen Verbindung eines für ſich beſtehenden ſüddeutſchen Bundesſtaates mit dem nördlichen Deutſchland ſprach die Abneigung derjenigen Staaten, mit welchen Bayern dieſen ſüddeutſchen Bundesſtaat gründen müßte. Es ſprach dagegen die Schwerfälligkeit eines Organismus, in welchem der Keim des Unfriedens gelegen hätte, und endlich die Gefahr der Weiterausbildung des Gegenſatzes zwiſchen dem Norden und dem Süden von Deutſchland. — Die internationale Verbindung ſämmtlicher deutſcher Staaten, auf Grund eines völkerrechtlichen Vertrags, war durch die Auflöſung des früheren deutſchen Bundes und durch den eben erſt ins Leben getretenen norddeutſchen Bundesſtaat unmöglich geworden. Es konnte Preußen nicht zugemuthet werden, die norddeutſche Bundesverfaſſung, die Frucht ſeiner Siege, wieder aufzugeben. Es blieb alſo der Staatsregierung kein anderer Weg, als auf die Wiedervereinigung Deutſchlands hinzuarbeiten unter Anerkennung der beſtehenden Thatſachen! Dieſe Thatſachen lagen vor: in dem Austritt Oeſterreichs aus dem Bunde, in dem feſtgeſchloſſenen norddeutſchen Bundesſtaate und in den auf ſich ſelbſt angewieſenen ſüddeutſchen Staaten. Der Weg einer internationalen Verbindung der letzteren mit dem norddeutſchen Bunde war alſo vorgezeichnet. Die Vorbedingung zur Erreichung eines günſtigen Reſultats in dieſer Richtung erblickte die Staatsregierung in einer Uebereinſtimmung der ſüddeutſchen Staaten unter einander über die Schritte, die zu geſchehen hätten, ſowie über die Zugeſtändniſſe, die zu machen wären, um eine praktiſch werthvolle Verbindung mit dem Norden herzuſtellen. In dieſem Gedanken begann die Staatsregierung alsbald, nachdem ich die Leitung der Geſchäfte übernommen hatte, diplomatiſche Verhandlungen, welche ſich zuvörderſt auf eine gemeinſame Aktion hinſichtlich derjenigen Maßregeln bezogen, die ein loyaler Vollzug der mit Preußen abgeſchloſſenen Schutz- und Trutzbündniſſe nothwendig machte. Es iſt Ihnen bekannt, daß deshalb zu Stuttgart ein Zuſammentritt der ſüddeutſchen Miniſter ſtattfand, daß hier in Bezug auf die militäriſche Organiſation eine Reihe wichtiger Einverſtändniſſe erzielt wurde, und ich hoffe, daß die Militärconferenzen, welche damals für den Monat October verabredet wurden und welche demgemäß in Bälde dahier zuſammentreten werden, die gleichmäßige Organiſation der ſüddeutſchen Wehrkräfte weiter entwickeln werden. Sobald dieſes Reſultat erreicht war, begannen auch Verhandlungen auf dem politiſchen Gebiete. Ich brauche wohl nicht zu verſichern, daß dieſe Verhandlungen mit großen Schwierigkeiten verknüpft waren, — Schwierigkeiten, welche durch die bedenkliche Geſtaltung der Luxemburger Frage nicht wenig erhöht wurden.

Es würde hier zu weit führen, den Gang und die Phaſen der Unterhandlungen im Einzelnen darzulegen; ich beſchränke mich darauf, als das Reſultat im Allgemeinen zu bezeichnen, daß dieſelben zu einer vorläufigen Verſtändigung über die Grundlagen geführt haben, auf welchen mit dem norddeutſchen Bunde unterhandelt werden ſollte. Hierbei wurde der Gedanke einer Allianz dieſes Staatenbundes mit Oeſterreich als einer nothwendigen Ergänzung der nationalen Beſtrebungen feſtgehalten.

Meine Herren! Ich bin weit davon entfernt, die Ereigniſſe der jüngſten Vergangenheit zu ignoriren, oder der vergeblichen Arbeit mich anſchließen zu wollen, das Geſchehene ungeſchehen zu machen. Ich bin auch jetzt, wie früher, der Anſicht, daß ein Verfaſſungsbündniß der ſüddeutſchen Staaten unter der Führung Oeſterreichs nicht möglich iſt. Dabei will ich nicht anſtehen, zu erklären, daß uns weder von Oeſterreich noch von Frankreich in dieſer Richtung irgend welche Andeutungen oder Vorſchläge gemacht worden ſind. Je weniger wir aber jetzt die Gefahr einer unheilbaren Trennung Deutſchlands in ein Süd- und Norddeutſchland zu beſorgen haben, um ſo dringender tritt an uns die Anforderung heran, Oeſterreich, als dem natürlichen Verbündeten Preußens ſowohl, wie des ſüdlichen Deutſchlands, einen Weg nicht zu verſchließen, der allein geeignet iſt, den Frieden Europa's auf ſicherſter Grundlage zu verbürgen. Dieſe Erwägung konnte nicht ohne Einfluß auf die Grundzüge bleiben, welche die Staatsregierung für eine deutſche Geſammtverfaſſung feſthalten zu müſſen glaubte. Im Allgemeinen können dieſe Grundlagen dahin definirt werden, daß die in Art. 3 und 4 des urſprünglichen Entwurfs der norddeutſchen Bundesverfaſſung enthaltenen Gegenſtände — ſonach ein nicht unbedeutendes Gebiet der Geſetzgebung und Verwaltung — für gemeinſam erklärt und als Bundesangelegenheiten behandelt werden ſollten, und daß im Uebrigen dieſe Verbindung den Charakter eines Staatenbundes unter preußiſchem Präſidium zu tragen habe. — Während dieſe Verhandlungen im Gange waren, erhielt die Staatsregierung die Einladung zur Theilnahme an den Berliner Zollconferenzen. Die Staatsregierung konnte ſich derſelben um ſo weniger entziehen, als ſie hiezu durch die Beſtimmungen des Berliner Friedensvertrages ſowohl, wie durch die Fürſorge für die materiellen Intereſſen des Landes verpflichtet war. Der Vertrag, welcher aus dieſen Conferenzen hervorging, liegt Ihrer Beurtheilung vor. Sie werden unſchwer erkennen, daß die Bedingungen, an welche Preußen die Aufrechthaltung des Zollvereins knüpfte, nicht ohne Einfluß auf den weiteren Fortgang des begonnenen Werkes bleiben konnten. Die Staatsregierung mußte nothwendigerweiſe das Inslebentreten der neuen Organiſation des Zollvereins mit ſeinen Folgen abwarten, um danach zu ermeſſen, in welcher Form neben derſelben der beabſichtigte Staatenbund zur Durchführung gebracht werden könne. Die Staatsregierung ſieht demnach ihre Aufgabe nicht als gelöſt an. Sie wird die Politik, die ſie als die allein richtige erkennt, nach wie vor feſthalten. Sie wird es verſuchen, in Uebereinſtimmung mit ihren ſüddeutſchen Bundesgenoſſen und unter Berückſichtigung beſtehender Verträge, auf den gewonnenen Grundlagen die nationale Verbindung mit dem deutſchen Norden herzuſtellen. Die Staatsregierung iſt ſich aber der Verantwortlichkeit bewußt, die ihr die Pflicht der ſtaatlichen Selbſterhaltung Bayerns und die gefahrvolle Lage Europa's auflegt. Daraus ergiebt ſich von ſelbſt die Richtung, welche die Staatsregierung einhalten wird. Ich will es verſuchen, dieſe Richtung möglichſt klar und einfach auszudrücken. — Wir wollen nicht den Eintritt Bayerns in den norddeutſchen Bund, wir wollen kein Verfaſſungsbündniß der ſüddeutſchen Staaten unter der Führung Oeſterreichs; wir wollen keinen ſüdweſtdeutſchen Bundesſtaat, der für ſich abgeſchloſſen wäre, oder ſich gar an eine nichtdeutſche Macht anlehnte; wir wollen ebenſowenig eine Großmachtspolitik und glauben nicht, daß Bayern in einer Vermittlerrolle das Endziel ſeiner Politik zu ſuchen hat. Das iſt es, was wir **nicht** wollen. — Was wir aber wollen und was wir auch ferner anſtreben werden, iſt die nationale Verbindung der ſüddeutſchen Staaten mit dem norddeutſchen Bunde, und damit die Einigung des zur Zeit getrennten Deutſchlands in der Form eines Staatenbundes. Es iſt dies daſſelbe, was die Nicolsburger Präliminarien und der Prager Frieden anerkennen.

Meine Herren! Ich ſage nicht Verbindung Bayerns mit dem norddeutſchen Bunde, ich ſage, Verbindung der ſüddeutſchen Staaten. Und ich wünſchte, daß darüber vollſtändige Klarheit herrſche. Wie ſich die Verhältniſſe jetzt geſtaltet haben, wäre es nach meiner Ueberzeugung weder politiſch correct, noch zweckmäßig, noch auch — man gebe ſich keinen Illuſionen hin — in friedlicher Weiſe durchführbar, daß einzelne Staaten ſüdlich des Mains mit Norddeutſchland in nähere Verbindung träten. Das nationale Band, das zwiſchen uns und dem norddeutſchen Bunde geſchaffen werden ſoll, muß den ganzen Süden umfaſſen! Nur in dieſer Form iſt es zuläſſig und zur Zeit erreichbar!

Hiermit habe ich Ihnen, meine Herren, dargelegt, nach welchen Grundſätzen ich die auswärtige Politik Bayerns bisher geführt habe und das Ziel bezeichnet, welches die Staatsregierung zu erreichen beſtrebt iſt. Sie werden bei Berathung der Ihnen heute gemachten Vorlagen Gelegenheit haben, ſich auszuſprechen, ob der Weg, den die Staatsregierung eingeſchlagen hat, den Anſichten des Landes entſpricht. Welches Urtheil Sie aber auch über meine politiſche Thätigkeit fällen mögen, darin werden Sie mit mir übereinſtimmen, daß das Band nicht zerriſſen werden darf, welches die materiellen Intereſſen Deutſchlands ſichert und ohne welches eine nationale Verbindung irgend einer Art unbedingt nicht gedacht werden kann.“ —

Es brauchte kein Geiſt aus dem Grabe zu erſtehen, um Fürſt Hohenlohe vorher zu verkünden, daß der bayriſche Reichsrath mit abſoluteſtem Majoritätsgrimm ſowohl die Zollvereinsverträge wie das geheime Schutz- und Trutzbündniß mit Preußen cum gloria verwerfen würde. Heute freilich, wo unverhofftes Schlachtenglück raſcher, als Menſchenwitz je ahnen konnte, das deutſche Reich verwirklicht hat, kann man leicht vergeſſen, welche Bedeutung es damals hatte, ganz Deutſchlands Vertreter zu einer gemeinſamen Berathung, wenn auch nur in einem Zollparlament, zu vereinigen.

Es war dies eine That Hohenlohe's, welche von der glänzendſten Schlacht unſeres Jahrhunderts, von dem ſtolzeſten Akte der politiſchen Staatskunſt eines Bismarck ſelbſt nicht überſtrahlt zu werden vermag. Wie praſſelnd alle thönernen Hoffnungsſäulen der ſüddeutſchen Chauvins, Jeſuiten und Rheinbündler zuſammenbrachen, zeigte der Sturm, welcher gegen Chlodwig aus ihrem Lager ſich erhob, der Vernichtungskampf, den ſeine Gegner nunmehr gegen ihn begannen. Der echt ſtaatsmänniſchen Haltung des Fürſten, dem Einfluſſe, den ſeine liebenswürdige Perſönlichkeit auf den erbittertſten Gegner ſelbſt ausübte, gelang es allein, des Reichsraths widerſtrebende Elemente ſchließlich doch zum Nachgeben zu bringen. Dieſe Thatſache iſt bekannt, ſicher aber nicht die Schwierigkeiten, welche ſie verurſachten, und was für eine raſtloſe, aufreibende Thätigkeit, welch' gewandte und feine Diplomatie dazu gehörte, die Halsſtarrigkeit der Münchener „Granden" zu brechen.

Die Erſte Kammer war feſt entſchloſſen, den Zollvertrag mit Preußen zu verwerfen, Hohenlohe aber war feſt entſchloſſen, ihn unter allen Umſtänden durchzuführen. Unter ſolchen Umſtänden war ein conſtitutioneller Conflict unvermeidlich, ein Compromiß ganz undenkbar. Das Aeußerſte ſtand bevor, wenn es Fürſt Chlodwig nicht geglückt wäre, einen Ausweg zu finden. — Unter den Führern der ultramontan-partikulariſtiſchen Partei nahmen der Fürſt von Löwenſtein und Freiherr von Thüngen die erſten Stellen ein. Sie waren die Säulen der ſüddeutſchen conſervativen Intereſſen und ſie, ſonſt Keiner, beſtimmt, die Sitze des Miniſteriums Hohenlohe einzunehmen, die Zügel der Regierungskutſche der Frau Bavaria zu erfaſſen und über die Häupter Chlodwigs, Pranckh's und Lutz' tönend auf den Siegespfad zu führen, um mit Louis Napoleon vereint die wilde Schlachtenſichel auf die preußiſche Pickelhaube niederzuſchmettern. Die Ablehnung der Zollverträge war im Reichsrathe in der ſchroffſten Form eingebracht worden, eine Form, welche ſofort Chlodwigs Rücktritt zur Folge haben mußte. — Hohenlohe hat mit Bismarck indeß die Kunſt gemein, die Gegner bis zur extremſten Conſequenz zu treiben und an dieſe äußerſte Conſequenz im Umſehen einen

Compromiß zu befeſtigen, der die Gegner mittels ihrer eigenen zu ſcharf geſchliffenen Waffen verwundet, ihm ſelbſt aber freie Bahn macht. Chlodwigs Ueberredungskunſt vermochte den Fürſten von Löwenſtein nun, eine Modification der Ablehnung einzubringen, deren Form zahmer, unſcheinbarer war und Preußen ſelbſt annehmbar erſcheinen konnte. Fürſt Löwenſtein ſtellte den Antrag: „den Zollvereinsvertrag mit Preußen zwar anzunehmen, aber unter der Bedingung, daß Bayern ſein abſolutes Veto behalte!“ Hohenlohe erklärte, dieſe Auskunft annehmen und in ſolcher Geſtalt den neuen Zollvertrag in Berlin empfehlen zu wollen. Er beſtimmte in derſelben Sitzung noch durch perſönliche Bitten und eifrigſtes Zureden die liberalen Mitglieder, den Gegnern doch nur ja zuzuſtimmen. Dies geſchah. Chlodwig votirte zu ſeiner Feinde höchlicher Verwunderung ebenfalls ein „Ja!“ Der Vertrag war alſo angenommen, obwohl mit einer Modification, welche ſeine Sanction in Berlin ſchwer glaublich erſcheinen ließ. Jetzt galt es Hohenlohe, ſeine Gegner in eine Situation zu bringen, durch welche es ihnen ebenſo unmöglich wurde, wieder zurückzutreten, als unmöglich wurde, weiter zu gehen, ohne in der Fallgrube ihres eigenen Princips rettungslos zu verſinken! — Er brachte die ultramontanen Partikulariſten dahin, ihren Hauptſtreiter und Corpsführer, Freiherrn von Thüngen, mit dem modificirt angenommenen Zollvertrage Herrn von Bismarck einen Beſuch machen zu laſſen und — dem grimmen Kanzler das Zugeſtändniß des Vetos abzuringen. Hohenlohe ſicherte ihm den vortrefflichſten Empfang zu, und nachdem Herr von Thüngen in Berlin die Sachlage klar eingeſehen und erfahren habe, werde man die Sache zu Bayerns Befriedigung erledigen können. Herr von Thüngen reiſte mit glaubensſtarker Zuverſicht. — von Thüngen kam in dem Babel an der Spree an, und die düſtere Nr. 76 in der Wilhelmsſtraße nahm ihn ſo ſtillvergnügt auf, wie der Löwenrachen zu Venedig ſeine Opfer. Die beiden Sphinxe drinnen an der Freitreppe lächelten ihm zu! — Bismarck kam ihm entgegen und ſie ſprachen! — Was ſie ſprachen, — was, wie ein witziges Blatt*) meldet:

---

*) Unterhaltungsblatt vom 14. Juli 1872.

„. . . er allda geſehen und erfahren,
Hat keine Zunge nie bekannt. Auf ewig
War ſeines Lebens Heiterkeit dahin!“ —

Schrecklich — aber wahr! Chlodwig hatte Thüngen zum Bismarckismus verführt, die Partikulariſten und Ultramontanen mußten die Häupter beugen und den ſeines Vetos ſchmählich beraubten Zollvertrag annehmen, natürlich auch das Schutz- und Trutzbündniß! — Das Zollparlament war ſomit eine Wahrheit geworden, aber dieſe Tücke verziehen die Klerikalen dem „Ränkeſpinner“ Chlodwig nie!! — Die großartigſte nationale That aber war Fürſt Chlodwig doch gelungen, am 23. März 1868 wurde das Zollparlament zu Berlin eröffnet und — ein würdiger Lohn dem unerſchrockenen Streiter, der Präſidentenſitz dieſes erſten deutſchen Einheitsparlaments ward dem Fürſten von Hohenlohe einſtimmig zuerkannt! — — Derſelbe konnte nunmehr ſein Auge auf Bayerns innere Angelegenheiten wenden, wo unendlich viel zu beſſern und neu zu geſtalten war. Die Römlinge ließen Chlodwig indeß nicht dazu kommen. Sie entfalteten das ſchwarze Banner, der Ruf: „Zur Attaque!“ tönte ihre Linien von Preßburg bis Dieppe entlang, man rüſtete ſich zugleich zum Concil in Rom, die Kurie mußte nothgedrungen die Infallibilität als letzten Nothanker auswerfen! —

Wir wiſſen nicht, ob außer dem Fürſten Chlodwig ein deutſcher Staatsmann einen Begriff hatte, was ſich in Rom damals zutrug! Warum waren ſie Alle denn gerade ſo ſchrecklich beſchäftigt? Machte Napoleon ihnen ſo bittere Sorgen oder die polniſche Reichstagsfraktion? Bemühten ſie ſich etwa gerade jetzt, der Perle von Meppen die richtige Faſſung zu geben? Ich weiß es nicht, aber daß Chlodwig von Hohenlohe in Rom merkwürdig Beſcheid wußte, deſto beſſer! — Den vorausſichtlichen Folgen des Concils zu begegnen, einem drohenden Schisma der katholiſchen Chriſtenheit, richtete er folgendes Dokument an die bayriſchen Geſandten ſämmtlicher europäiſcher Höfe:

Circular-Depeſche in der Concilsfrage.

„Es läßt ſich gegenwärtig mit Beſtimmtheit annehmen, daß das von Seiner Heiligkeit dem Papſte Pius IX. ausgeſchriebene Allgemeine Concilium, wenn nicht unvorhergeſehene Ereigniſſe dazwiſchen treten, wirklich im December ſtattfinden wird. Ohne Zweifel wird daſſelbe von einer ſehr großen Zahl von Biſchöfen aus allen Welttheilen beſucht und zahlreicher werden, als irgend ein früheres und wird alſo auch in der öffentlichen Meinung der katholiſchen Welt die hohe Bedeutung und das Anſehen, welches einem öcumeniſchen Concilium zukommt, entſchieden für ſich und ſeine Beſchlüſſe in Anſpruch nehmen.

Daß das Concilium ſich mit reinen Glaubensfragen, mit Gegenſtänden der reinen Theologie beſchäftigen werde, iſt nicht zu vermuthen, denn derartige Fragen, welche eine conciliariſche Erledigung erheiſchten, liegen gegenwärtig nicht vor. Die einzige dogmatiſche Materie, welche man, wie ich aus ſicherer Quelle erfahren, in Rom durch das Concilium entſchieden ſehen möchte und für welche gegenwärtig die Jeſuiten in Italien wie in Deutſchland und anderwärts agitiren, iſt die Frage von der Unfehlbarkeit des Papſtes. Dieſe aber reicht weit über das rein religiöſe Gebiet hinaus und iſt hochpolitiſcher Natur, da hiermit auch die Gewalt der Päpſte über alle Fürſten und Völker (auch die getrennten) in weltlichen Dingen entſchieden und zum Glaubensſatz erhoben wäre.

Iſt nun ſchon dieſe höchſt wichtige und folgenreiche Frage ganz geeignet, die Aufmerkſamkeit aller Regierungen, welche katholiſche Unterthanen haben, auf das Concil zu lenken, ſo muß ihr Intereſſe, richtiger ihre Beſorgniß, ſich noch ſteigern, wenn ſie die bereits im Gange befindlichen Vorarbeiten und die Gliederung der für dieſe in Rom gebildeten Ausſchüſſe ins Auge faſſen. Unter dieſen Ausſchüſſen iſt nämlich einer, welcher ſich blos mit den ſtaatskirchlichen Materien zu befaſſen hat. Es iſt alſo ohne Zweifel die beſtimmte Abſicht des römiſchen Hofes, durch das Concilium wenigſtens einige Beſchlüſſe über kirchlich-politiſche Materien oder Fragen gemiſchter Natur feſtſtellen zu laſſen. Hierzu kommt, daß die von den römiſchen Jeſuiten herausgegebene Zeitſchrift, die

Civiltà catolica, welcher Papſt Pius in einem eigenen Breve die Bedeutung eines officiöſen Organs der römiſchen Curie zugeſprochen hat, es erſt kürzlich als eine dem Concilium zugedachte Aufgabe bezeichnet hat, die Verdammungsurtheile des päpſtlichen Syllabus vom 8. Dezember 1864 in poſitive Beſchlüſſe oder conciliariſche Dekrete zu verwandeln. Da dieſe Artikel des Syllabus gegen mehrere wichtige Axiome des Staatslebens, wie es ſich bei allen Kulturvölkern geſtaltet hat, gerichtet ſind, ſo entſteht für die Regierungen die ernſte Frage: ob und in welcher Form ſie theils die ihnen untergebenen Biſchöfe, theils ſpäter das Concil ſelbſt hinzuweiſen hätten auf die bedenklichen Folgen, welche eine ſolche berechnete und principielle Zerrüttung der bisherigen Beziehungen von Staat und Kirche herbeiführen müßte. Es entſteht ferner die Frage: ob es nicht zweckmäßig erſcheine, daß die Regierungen gemeinſchaftlich, etwa durch ihre in Rom befindlichen Vertreter, eine Verwahrung oder Proteſtation gegen ſolche Beſchlüſſe einlegten, welche einſeitig, ohne Zuziehung der Vertreter der Staatsgewalt, ohne jede vorhergehende Mittheilung über ſtaatskirchliche Fragen oder Gegenſtände gemiſchter Natur von dem Concilium gefaßt werden möchten.

Es erſcheint mir unumgänglich nöthig, daß die betheiligten Regierungen gegenſeitiges Einverſtändniß über dieſe ernſte Angelegenheit zu erzielen verſuchen. Ich habe bisher gewartet, ob nicht von einer oder der andern Seite eine Anregung ausgehen werde; nachdem dies aber nicht geſchehen, und die Zeit drängt, ſehe ich mich veranlaßt, Eure .... zu beauftragen, vorſtehende Angelegenheit bei der Regierung, bei welcher Sie beglaubigt ſind, zur Sprache zu bringen, um über deren Geſinnungen und Anſchauungen bezüglich dieſer wichtigen Sache Erkundigung einzuziehen.

Eure .... wollen dabei der Erwägung vorgedachter Regierung die Frage unterſtellen, ob nicht eine gemeinſame, wenn auch nicht collective Maßnahme der europäiſchen Staaten in einer mehr oder minder identiſchen Form zu ergreifen wäre, um den römiſchen Hof über die dem Concil gegenüber von ihnen einzunehmende Haltung im Voraus nicht im Ungewiſſen zu laſſen, und ob nicht etwa eine Conferenz von Vertretern ſämmtlicher betheiligter Regierungen als das geeignetſte Mittel erachtet werden könnte, jene gemeinſame Haltung einer eingehenden Berathung zu unterziehen.

Eure .... wollen, wenn es gewünſcht wird, Abſchrift dieſer Depeſche in den Händen des Herrn ...... zurücklaſſen und über die Aufnahme, welche dieſelbe gefunden hat, baldigſt berichten.

Ich ergreife mit Vergnügen dieſen Anlaß zur Verſicherung meiner ausgezeichneten Hochachtung.

München, den 9. April 1869.

(gez.) Fürſt von Hohenlohe."

Dieſes bedeutſame Dokument, das zugleich den Inhalt von des Fürſten berühmter Rede in der Sitzung des ſchon erwähnten 8. October 1867 wiedergiebt, hatte den Zweck, den ultramontanen Kriegszug gegen Deutſchland zu vereiteln, die deutſche Frage im Fluſſe zu erhalten, ohne durch Ueberſtürzung den Krieg mit Napoleon heraufzubeſchwören. Nie beſtand indeß jemals der Zweifel, auf welcher Seite Bayerns blaue Fahnen wehen würden, käme es zum Streite, und Hohenlohe benutzte ſeine Stellung als erſter Vicepräſident im Zollparlament wiederholt, um durch offenes Bekenntniß ſeiner Grundſätze keinen Zweifel aufkommen zu laſſen und zu verſichern, daß alle Pläne des Abfalls, ſo lange er Miniſter ſei, in Süddeutſchland keine Ausſicht des Gelingens haben würden. Die Luxemburger Frage gab ihm reichliche Gelegenheit, das Feſthalten an den Allianzverträgen zu proklamiren. Chlodwig erſtickte durch dieſe entſchiedene Haltung jede fernere Idee eines Südbundes mit öſterreichiſcher Führung im Keime, und Beuſt entfloh zu beſſeren Gefilden. — Unter allen leitenden Staatsmännern hatte Hohenlohe am beſten erkannt, welch ein ſchwarzes Gewitter durch die Unfehlbarkeit am religiöſen Himmel heraufzog. Es kam Alles darauf an, daß die Regierungen dieſem Unterfangen rechtzeitig entgegentraten. Die vorhin citirte Circular-Depeſche vom 9. April 1869 aber war der Verſuch, Deutſchland von dieſem Wetter zu befreien. Heute, wo Alles eintraf, was der Fürſt vorausgeſagt hatte, heute, wo der moderne Staat geradezu **um ſeine Exiſtenz** mit der neugeſtärkten, von Ueppigkeit unerſättlich gemachten Kurie **ringen muß**, — wird Jedermann mit Schmerz die Taubheit der europäiſchen Regierungen betrauern, und daß ſie der Jeſuiten-Kurie ſo viel Zeit gönnten, um die anfänglich gut geſinnten, ſo leicht zu rettenden deutſchen Kirchenfürſten **einzeln** zu **unterjochen**! Seine Gegner erkannten auch hier wieder beſſer als ſeine Freunde die ernſte Bedeutung des Schrittes, welchen der bayriſche Miniſter vorſchlug, und Hohenlohe's Sturz war fortan beſchloſſene Sache. Wir unterlaſſen, die erbärmlichen Mittel hier zu nennen*), durch welche dies Bubenſtück wirklich verübt wurde. Thatſächlich ſteht es aber feſt: „daß mit der **Verkündigung** des Unfehlbarkeitsdogmas **zugleich** der franzöſiſche **Vernichtungskrieg** gegen das ketzeriſche Preußen zu eröffnen ſei“, ſteht feſt: daß die ultramontane Partei in Bayern von dieſem Plane wußte und durch Chlodwigs Beſeitigung der Abfall Bayerns von dem Allianzvertrage wie Süddeutſchlands Theilnahme am Kriege auf Frankreichs Seite möglich gemacht werden ſollte! — Im Jahre 1868 waren Veränderungen im bayriſchen Cabinet unerläßlich geworden, von Pechmann ward entlaſſen, und das Miniſterium des Innern ging interimiſtiſch auf Hohenlohe über, bis Winfried von Hörmann daſſelbe übernahm, leider nur auf wenige Monate. Die vorerwähnten Pläne der ultramontan-franzöſiſch-bayriſchen Allianz lagen im Herbſte 1869 für jeden Unterrichteten offen vor Augen, andererſeits war gänzlich zweifellos, daß die bayriſche Fortſchrittspartei die Situation völlig verkannte, und die geſammte ſüddeutſche Volkspolitik dem Kriege, dem ſocialen Chaos und mit der Geſchwindigkeit des freien Falls dem dunklen Schooße der Jeſuiten in Rom **zufiel**, welche den Circus maximus ſchon renovirten, das Mamertin und die gemoniſche Treppe bereits ausbeſſerten, um mit Sklavenkreuz, Thierhatz, Brandpfahl und eiſernem Roſte den verbrecheriſchen „Achrestoi“ des 19. Jahrhunderts zur „größeren Ehre Gottes“ den Garaus zu machen. Unter ſolchen Umſtänden ward Chlodwig von Hohenlohe von ſeinen Freunden gerathen, ein Portefeuille niederzulegen, das mit Ehren für ſich und Gewinn für das Land nicht mehr fortgeführt werden könne. Es ſei erſprießlicher, bevor der Kampf entbrenne, dem ultramontanen Ehrgeiz die Gewalt zu überlaſſen, und wenn er dieſelbe hochverrätheriſch mißbrauchte und den Thron gefährdete, gerade in dieſem ſeinem Verbrechen die Heilung Bayerns, ſein Erwachen aus dem Irrthume und eine Remedur durch die oberſte Reichsinſtanz von Berlin eintreten zu laſſen, ganz gleich, ob dies mit Pulver und Blei, oder mit der Geißel der geſchändeten Geſetze geſchehe. Hohenlohe lehnte dies Anſinnen ab! Er hielt es für unerlaubt, dem Kampfe auszuweichen und die Einwirkung auf die bayriſchen Parteiverhältniſſe, welcher er in ſeiner Stellung am Staatsruder ſtets gewiß ſein konnte, dadurch zu vernichten, daß er den Thron ſchutzlos, die Verwaltung in der Zerrüttung, das Volk einem wilden Selbſtkampfe überließ, um in die Reihen ſeiner parlamentariſchen Freunde ohne Zweck zurückzutreten, welche bereits durch Feigheit, Unfähigkeit und ſelbſtſüchtige Fahnenflucht gänzlich gelichtet waren! Von ſeinen Collegen im Miniſterium war er faſt ganz im Stich gelaſſen worden. Jeder Miniſter verſah ſein Portefeuille, ohne den Andern zu fragen. Jeder hatte ſeine beſonderen Feinde wie ſeine Allianzen, und an Jeden trat, ſobald Chlodwig zu wanken begann, die ultramontane Coterie mit einer beſonderen Schuldverſchreibung heran, und, um ſich zu halten, mußte dieſe mit der Münze des Treubruchs und der Charakterſchwäche bezahlt werden! Was half Hörmann denn ſein Ernſt und ſeine Unerſchütterlichkeit, wo jeder Kaplan ihm lächelnd bewies, er ſelber ſei mit viel beſſerem Rechte Miniſter des Innern? Was half dem wackern Lutz ſeine Juſtizreform, wenn es für den Bauern wie Bürger keine höhere Rechtsinſtanz mehr gab, als den Pfarrer, der unfehlbar war, weil ſeine Fehler in der Detentions-Anſtalt vom Mantel der Liebe bedeckt wurden? — Der Thron war gefährdet! Die bayriſchen Jeſuiten, wie die Wiener Geſinnungs-Preſſe hatten dem Volke ja allwöchentlich ſchon gelehrt, Ludwig II. ſei thronunfähig und die Agnaten des jungen Königs glaubten das in zuvorkommender Frömmigkeit. Ging Chlodwig, ſo löſchte er ſein Leben aus dem Andenken Bayerns aus, blieb er, ſo fiel er zwar eben ſo ſicher, aber ſein Sturz war ehrenvoll, half ſeinen Feinden gar nichts, ſicherte ihm aber deſto gewiſſer die Liebe ſeines Vaterlandes!!

---

*) Näheres unter von Lutz.

Zwei Opfer bereits waren dem raſenden See betreffs der bayriſchen Abgeordnetenwahlen des 25. November 1869 zum Opfer gefallen, Winfried von Hörmann, der Chef des Innern, und Herr von Greſſer, der Cultusminiſter; letzteres Reſſort hatte Lutz proviſoriſch übernommen. — Ungern und erſt nach wiederholter Weigerung ließ König Ludwig Chlodwig von Hohenlohe's, ſeines bewährteſten Rathgebers, Rücktritt zu! Vor der öffentlichen Meinung war derſelbe inzwiſchen um ſo gewiſſer Sieger geblieben, als ſeine Gegner die Mehrheit in der Abſtimmung nur mit ſehr wenigen Stimmen erzielt hatten. Leicht wäre dem Fürſten geweſen, das Portefeuille trotz des Mißtrauensvotums der Kammer zu behalten. Der ihm vollſtändig vertrauende Monarch hätte alle Maßregeln bewilligt, welche ihm der Miniſter-Präſident zur Fortführung der Geſchäfte irgend hätte vorſchlagen wollen, — Paul von Braun, der das Reſſort des Innern erhalten, war, wie Pfretzſchner, unbeugſam, Lutz war nicht nur jetzt mit dem Schwert des Geſetzes, ſondern auch mit dem Hoheitsrechte des Staates über die Kirche bewaffnet, Pranckh wartete nur auf die Stunde der Aktion, — aber der hochherzige Charakter Chlodwigs von Hohenlohe verſchmähte die Mittel, welche ihm die Macht zwar gewährte, die aber den Namen des Monarchen vor dem Volke erniedrigen mußten. Bei einer im Februar 1870 gepflogenen Beſprechung über dieſe Frage im Kreiſe ſeiner politiſchen Freunde erklärte Chlodwig: „Es unterliegt keinem Zweifel mehr, daß der Krieg zwiſchen Frankreich und Deutſchland noch im Laufe **dieſes** Jahres zum Ausbruch kommt. Bin ich in dieſem Momente dann noch Miniſter, ſo wird die Majorität der Zweiten Kammer, ja die des Reichsraths vielleicht aus Mißtrauen und Uebelwollen gegen mich die Mittel zur Ausführung der Allianzverträge verweigern, und Bayerns Thatkraft wird lahm gelegt ſein. Steht ein partikulariſtiſcher Miniſter aber an der Spitze der Regierung, dann ſtellt ſich die Sache ſehr viel beſſer! Iſt derſelbe nur ein ehrlicher, und ſtaatsmänniſch gebildeter Mann, — einen Andern aber nimmt König Ludwig nicht, — ſo wird derſelbe bei ausbrechender Kataſtrophe auch nichts Anderes als das Feſthalten der Allianzverträge befürworten müſſen. Bringt ein partikulariſtiſcher Miniſter dieſen Entſchluß aber vor die Kammer, ſo verſtummt die Oppoſition ganz beſtimmt! Eine deutſche Politik mag dann theilweiſe mit nicht ſehr frohen Herzen eingeſchlagen werden, aber daß dieſelbe militäriſch entſchieden durchgeführt werden wird, bürgt uns Kriegsminiſter von Prankh. Mein Bleiben kann der nationalen Sache Nichts mehr nützen, und darum gehe ich!" —

Er ging. Aber welche Apparate hatten die Ultramontanen in Bewegung geſetzt, ihn gehen zu machen? — Es giebt wenig Schurkereien in dieſer armen Welt, die ſo blühende Reſultate erzielt hätten, als das Truggewebe jener abſcheulichen und entwürdigten Tage! Am Tage nach den durchaus klerikal ausgefallenen Abgeordnetenwahlen, am 26. November, gab Hohenlohe ſeine Entlaſſung. Er hatte den Grafen von Bray für ſeine Stelle empfohlen und zog ſich, von ſeinem Monarchen mit dem höchſten bayriſchen Orden geſchmückt, aus dem Staatsdienſt gänzlich zurück, wohlverdientter Ruhe zu pflegen und im Verkehr mit ſeiner politiſch hochgebildeten, freiſinnigen Gemahlin, im Kreiſe ſeiner Kinder und bewährteſten Freunde in dem herrlichen Auſſee Parteigezänk und Hinterliſt zu vergeſſen, dem Waidwerk obzuliegen und als ein unübertroffener Bergſteiger häufig genug ſogar — „Ultramontaner" zu werden. —

Ein vielgeſchmähter Hofmann, der hieb- und ſtichfeſt im Wetterſturm der Ereigniſſe geworden, ſagte uns unlängſt: „Die Erfahrung hat mich gelehrt und was ich zu erleben gewürdigt worden bin, hat es mir bewieſen, daß, wer ein rechtlicher Mann bleiben, als Patriot bis zum Tode verharren will, ſich vor Allem daran gewöhnen muß, Prinzen und hohe Herren aus königlichem Blute milde und nachſichtig zu beurtheilen! Milder als er ſich ſelbſt, behutſamer als er ſeinen Nebenmenſchen beurtheilen darf! Es gehören Jahre von Arbeit und ein energiſcher Wille dazu, ſoll es ſo hohen Herren jemals gelingen, die Schranke niederzuwerfen, die gleich dem alten Scoten-Walle ihnen jegliche Ausſicht auf Welt und Menſchen unter ihnen verweigert. Sich ſelber zur Freiheit Breſche zu ſchießen, iſt härtere Arbeit, als Schlachten verlieren oder Provinzen gewinnen! Man muß deshalb ihre Schwächen kennen, um ſie zu überſehen, und ihre Willenskraft beflügeln, um ſie durch ihrer eigenen Thaten Wucht der Liebe der Nation, ewigem Ruhme und wahrhaft fürſtlicher Freiheit in die Arme zu führen!" — Anno 1848 war die Phraſe geläufig: „Die Märztage hätten, da ſie vor den Thronen **ſtehen** geblieben ſeien, ſcheitern müſſen!" Profeſſor Gneiſt hat dieſe Phraſe ſiegreich mit den Worten widerlegt: „daß das Beſtehenlaſſen der vormärzlichen **Bureaukratie** vornehmlich die Blüthe des Völkerfrühlings im Jahre 1848 geknickt habe." — Dieſelbe trübe Erfahrung hatte Chlodwig an Bayerns Spitze gemacht. Er hatte nämlich etliche zweifelhaft nationalgeſinnte Charaktere im bayriſchen Miniſterium beſtehen laſſen, die mit ihm auf dem Oberwaſſer ſchwammen, ſo lange es gut ging, die aber ſcheu untertauchten und ihn im Stiche ließen, als es zum Brechen kam und der Orkan ſich rings entlud. Bei dem heimatloſen, mit allen Todfeinden deutſchen Weſens liirten Charakter der Römlinge aller Klaſſen hätte er, als er ſeinen Erlaß gegen die Infallibilität veröffentlichte, nur die Treueſten der Treuen um ſich ſchaaren, die Zweifelhaften und Doppelzüngigen in der Verwaltung über Bord werfen, reinen Tiſch und freie Bahn machen müſſen! Dieſe Unterlaſſungsſünde hatte ſich nun gerächt, und ſie wirft den einzigen Schatten auf dieſes Mannes leuchtende Bahn. Wer kann leugnen, daß die Reſervatrechte der Krone Bayern, welche unſere neue deutſche Reichsverfaſſung gewährleiſtet, nicht von Hohenlohe ſtets gefordert worden ſeien? Wer ſieht nicht ein, daß Chlodwig, wenn noch heute am Ruder, den Römlingen den Zaum ganz anders angelegt haben würde, als Herr von Lutz es hinterher im Stande war.*) — Schon die Wahlen im Sommer hatten das überraſchende Reſultat ergeben, daß die beiden großen Parteien des Landes ſich in ganz gleicher Zahl gegenüberſtanden, alſo keine eine Majorität haben werde. Die Präſidentenwahl ſchon brachte dies Verhältniß zum Ausdruck. Die Führer hüben wie drüben riethen zur Auflöſung und Angeſichts des Jahres 1870 darf ſicher bedauert werden, **daß** ſie erfolgte, nachdem Chlodwig ſich vergebens bemüht hatte, einen Compromiß zu Stande zu bringen. Die Eintheilung des Landes in neue Wahlkreiſe ſollte den Liberalen den Sieg bringen, hoffte man, ſie brachte ihnen aber die entſchiedenſte Niederlage! Die liberale Partei war ſiegreich zwar in den Städten, aber die Ultramontanen waren es auf dem platten Lande. — 80 Patrioten ſtanden nur 74 Liberale gegenüber. — Immerhin war das Ergebniß für Rom ein ziemlich klägliches, denn der Vatican hatte nur 6 Stimmen plus. Und mit welchen Mitteln war der Sieg erreicht worden? „Es iſt heute kein Geheimniß mehr", ſchreibt ein bayriſches Blatt, „daß dieſes Reſultat im Weſentlichen franzöſiſcher Agitation und **franzöſiſchem** Gelde zu danken iſt, welches die **franzöſiſche** Geſandtſchaft in München für die Zwecke **des heiligen Glaubens** und gegen **die Verpreußung** mit vollen Händen ausſtreute! Selbſt die Namen der deutſchen **Buben**, welche damals in franzöſiſchem **Solde** das Land gegen den Preußen aufwiegelten, ſind uns bekannt!" Und wenige Monate ſpäter, als während der Frühjahrsſitzung des deutſchen Zollparlaments 1870 ſich Alles noch dem tiefſten Friedensvertrauen hingab, erklärte Fürſt Hohenlohe auf einer Soirée des Kronprinzen in Berlin: „daß der Krieg mit Frankreich unvermeidlich ſei, da die Depeſche des Dr. Sigl vom bayriſchen „Vaterland" dem Erbfeinde die ſüße Gewißheit gegeben hätte, daß der Sturz Chlodwigs von Hohenlohe gleichbedeutend ſei mit der Neutralität Bayerns im Kriegsfall und man in Paris hieran feſt und ernſtlich glaube!"

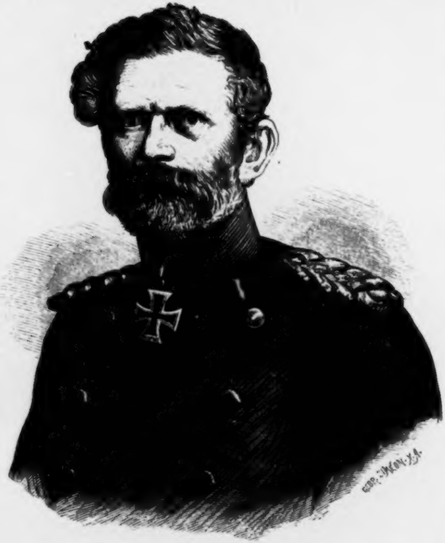
---

*) Siehe dieſen anno 1869.

Als das Wahlergebniß bekannt war, traten die Miniſter von Hörmann und Greſſer ab. Die Demiſſion des ganzen Cabinets hatte Ludwig II. nicht angenommen. Hohenlohe, Schlör, Lutz und Pfretzſchner traten der erbitterten Kammer mit aller Energie gegenüber; es war ein Kampf Mann gegen Mann und des Gegners Mittel ein Conglomerat aller erdenklicher Jeſuitenkniffe. Als der jugendliche König, feſt zu Hohenlohe ſtehend, die Annahme der Reichsraths-Deputation verweigerte, welche das gegen das Cabinet Hohenlohe gerichtete Mißtrauensvotum zu überreichen kam, als er die Prinzen Luitpold, Ludwig und Leopold, welche für daſſelbe geſtimmt hatten, vom Beſuch des Hofes ausſchloß, die 12 Herren der liberalen Minorität aber mit ſeinen Miniſtern am 3. Januar 1870 zur Tafel zog, da ſtand die Kriſis auf dem äußerſten Entweder-Oder, nämlich dem von Hohenlohe's Entlaſſung oder Ludwigs II. **Entfernung!** — Am 13. Februar erlag Chlodwig der Majoritäts-Abſtimmung! — Hohenlohe ward wieder Privatmann! Außer ſeiner früheren Wirkſamkeit im Reichsrathe und Zollparlamente war, ſo ſchien es, ſeine öffentliche Thätigkeit erloſchen. — Die ultramontanen Sieger hatten, was ſie wollten. Graf Bray, an Chlodwigs Stelle getreten, war ein anerkannter Freund der Klerikalen, die Zeiten der Montgelas'ſchen Gallomania dämmerten ſchon in rother Lohe im Weſten auf! — Wenn die Ultramontanen indeß glaubten, Graf Bray ſei eine fühlloſe Marionette in ihren Händen, mit Chlodwigs Abgang ſei auch ſein Geiſt von König Ludwig gewichen, dann befanden ſie ſich in dem bedauerlichſten Irrthume und die eitle Narrheit des Pariſer Mamelukenthums, das vorzeitig zum Kriege drängte, kam ihrer Beſchränktheit zu Hülfe, um dem Vaticane den tödtlichſten aller Streiche zu verſetzen.

Als der Krieg unvermeidlich ſchien, eilte Hohenlohe aus ſeiner Zurückgezogenheit nach München, um ſeinen ganzen Einfluß aufzubieten, Bayern auf der correcten Bahn zu erhalten. — Es gelang! Sein deutſches Wort hallte in Ludwigs II. deutſchem Herzen wieder! Bayerns Fahne wehte für die deutſche Sache und deutſche Hiebe gaben zu Weißenburg und Wörth Antwort auf die vaticaniſchen Ränke und Hohenlohe's Fall! Nach beendetem Kriege war es Chlodwig wieder, der für die deutſche Geſammtverfaſſung energiſch in die Schranken trat, und mit Recht ſieht unſer geeintes Vaterland ihn als Vicepräſident an der Spitze ſeiner nationalen

Geſammtvertretung, denn ſo lange unter uns die Selbſtſucht der Gegenwart noch nicht unſere patriotiſchen Geſinnungen zu erſticken vermag, ſo lange wird uns auch Fürſt Chlodwig als die Verkörperung der deutſchen Einheit und des untilgbaren Haſſes gegen römiſche Gewalt gelten, er wird, — wenn auch nicht immer ſein Wort an unſer Ohr ſchlägt, — in der Zeit der Noth doch ſtets die flatternde „hohe Lohe“ ſein, die von der Heimat Bergen all deutſches Volk zuſammenruft zum Streit, als Bayerns rechte Ori-Flamme, die wirklich brennt und leuchtet! So lange König Ludwig II. noch dieſes Mannes Rath in ſeinem Geiſte Raum gönnt, werden ihm die ſchwarzen Schaaren nichts anhaben; ſo lange aber Fürſt Chlodwig lebt, wird auch ſein Herz und Arm bei ſeinem Bayernvolke ſein, ſein Auge über ſeinem Wohle wachen, denn Gott hat auch ihn erwählt zum Hort und Hüter der neuen deutſchen Zeit, deren Pforten er uns Allen geöffnet hat!



EDWIN FREIHERR VON MANTEUFFEL.

XIV.

Edwin, Freiherr von Manteuffel

Oberbefehlshaber der Deutſchen Occupations-Armee in Frankreich.

„Die Verleumdung iſt ein Lüftchen! Zuerſt ein leiſes Gerücht, das am Boden hinſtreift, ganz pianiſſimo murmelnd. — Hier hat es ein gewandter Mund aufgeſchnappt und träufelt es, — piano, piano, piano mit Geſchicklichkeit in gern zuhörende Ohren! Nun iſt das Uebel da, es keimt, es klimmt, es rankt ſich empor, es rauſcht rinforzando von Munde zu Munde, von Ohr zu Ohr, dann, — wie? woher? — erblickt man die Verleumdung in ihrer ganzen Größe, wie ſie ziſcht, ſich bläht — und wird am Ende, Dank dem Himmel, zu einer Art allgemeinem Bewußtſein, ein univerſeller Chor der Gehäſſigkeit und Verdammniß! — Wer ſollte da wohl widerſtehen können?! —

(Beaumarchais: „Barbier von Sevilla“.)

— — — „Mein Weg muß gerad' ſein!
Ich kann nicht wahr ſein mit der Zunge, mit
Dem Herzen falſch!“ —

(Max Piccolomini.)

Obwohl der Verfaſſer, — weil ihm anfänglich Einſicht in die intimeren Verhältniſſe wie Charaktere öffentlicher Perſonen abging, — General Edwin von Manteuffel ſo gut wie viele Andere aufrichtig und tief gehaßt hat, ſo gehaßt, wie ein ehrlicher Mann es Jemand gegenüber darf, den er für gefährlich, von ſchlimmen Beweggründen beſeelt, zugleich aber für machtvoll hält, — ſo iſt doch demſelben bei den vielfachen Anklagen, welche dieſen Mann getroffen haben, das Eine aufgefallen, daß dieſelben ſtets verſchleierter Natur geweſen ſind und ſo wenig auf poſitiven Gründen beruht haben. — Was man gegen Manteuffel vorbrachte, ſchien mehr auf der allgemeinen Furcht und dem Argwohne des Publikums und der politiſchen Parteien, alſo auf Dem zu beruhen, was Manteuffel Schlimmes thun könnte oder thun werde, nicht aber auf Dem, was er poſitiv Schlimmes gethan hat. — Es war gewiſſermaßen die Furcht und Sorge vor einem Dämon, den man unangreifbar, unverbannbar hielt, für deſſen Exiſtenz man aber keinen andern abſoluten Beweis hatte, als eben die eigene Antipathie, bekräftigt durch die allgemeine des Publikums.

Nachdem uns vergönnt geweſen iſt, wirklich Einblick in die Dinge unſerer Zeit und das Leben des Generals zu gewinnen, ſind uns die Gründe dieſes öffentlichen Widerwillens gegen ihn klar geworden, und wir können mit gutem Gewiſſen bekennen, daß dieſe Gründe, — zwei derſelben etwa ausgenommen, — entweder in ihrem Urſprunge von unlauterſter und ſelbſtſüchtigſter Veranlaſſung, oder aber höchſt übertrieben, oft ſogar völlig verkehrt geweſen ſind. Der eine der beiden wirklichen Gründe zu Argwohn und Beſorgniß gegen General Edwin von Manteuffel, welchen wir als zutreffend erachten müſſen, iſt ein rein politiſcher Grund. Da derſelbe aber ſeit dem Jahre 1866 gänzlich hinfällig geworden, und nach dem Gange der preußiſchen, deutſchen, — ja der allgemeinen europäiſchen Entwickelung wohl nicht mehr reaktivirbar iſt, ſo ſind wir überzeugt, daß dieſer berechtigte Grund, einen um das Vaterland verdienſtvollen Mann zu haſſen, für die öffentliche Meinung jetzt fortfallen muß. Dieſen Grund, der rein politiſcher Natur iſt, werden wir nennen, wenn wir den Zeitpunkt zu ſchildern haben, wo Edwin von Manteuffel zuerſt amtlich der Perſon des ſeligen Königs Friedrich Wilhelm IV. nahe trat. Der andere reelle Grund, daß man Manteuffel ſo allgemein haßte, iſt rein menſchlicher Natur, er entſpringt einem, — leider muß es geſagt werden, — beklagenswerthen Fehler des Generals, der wohl ſein einziger, aber ein um ſo gefährlicherer für ihn ſein dürfte. General von Manteuffel iſt nämlich ſelbſt Schuld, daß man ihn ſo gehaßt hat, ſelbſt Schuld, daß man ihn heute noch verkennt und da verunglimpft, wo man ihn hochachten müßte, wüßte man die Wahrheit. Edwin von Manteuffel's ſtolze Verachtung der öffentlichen Meinung, der Trotz des Selbſtbewußtſeins eines guten Gewiſſens war's, der ihn immer und leider auch da ſchweigen ließ, wo jeder Andere geſprochen, jeder Andere das Odium zurückgewieſen hätte, das er mit dem Lächeln der Ueberlegenheit auf ſich nahm. Der ſchwerſte Vorwurf, der je dieſen Mann treffen kann, iſt alſo: daß er ſich ſtets ſelber am meiſten Unrecht gethan hat, ſich mit offenen Augen und kühnen Muths wiſſentlich hat Unrecht thun laſſen. Er hat ſogar verſtattet, daß Andere ihre eigene Thorheit oder ihr Unrecht ihm auf die

Schultern wälzten und in der öffentlichen Meinung frei ausgingen, weil ihre Flecken ihm angeheftet worden waren. Er war der Sokrates, der den Schierling trank, weil er zu ſtolz war zum Widerruf, und dieſer Schierling, der ſein Leben je länger, deſto ätzender vergiftete, war die von ihm verkannte öffentliche Meinung! — Möge die Schilderung ſeines Lebens beitragen, daß er dieſen öffentlichen, über ihn geläuterten Geiſt wieder lieben lerne, er empfinde, es ſei nicht blos ſchön, ſeines Fürſten Vertrauen, ſeiner Genoſſen Achtung, daß es noch ein Schöneres ſei, von allen redlichen Menſchen ſo geſchätzt zu werden, wie man es verdient! — Die Kritik hat dem Verfaſſer vorgeworfen, er ſei in der Schilderung des Lebens unſerer großen Männer nicht objektiv genug, er nehme ſich heraus, ſie zu loben, — was unnöthig ſei, und daß er dem Leſer ſeine individuelle Meinung aufzwinge. — Wir befürchten, dieſe Vorwürfe werden ſich namentlich bei dieſer Schilderung wiederholen, können aber leider Nichts gegen ſie thun. In der Vorrede hat der Verfaſſer ſchon geſagt, er male nur Portraits und dieſelben ſeien rein individuell aufgefaßt. Er glaubt, er habe gar nicht anders handeln können. Objektiv ſchreiben über ein Menſchenleben kann Der, welcher ein Converſations-Lexikon abfaßt, ſehr bequem, er gibt die Daten und ſeine Arbeit iſt gethan. Noch objektiver kann der künftige Geſchichtsſchreiber ſein, der alles Material vor ſich hat und „kühl bis ans Herz hinan“ ſeinen berühmten Todten nach allen Regeln hiſtoriſcher Secirkunſt behandelt. Weder das Eine wie das Andere iſt unſer Beruf. Als Sohn der Jetztzeit, der die Dinge ſieht und nur mit ſeinen Augen ſieht, giebt er ſie mit möglichſter Treue wieder! Ein Individuum, das über lebende, von ihm gekannte Individuen berichtet, wird dies individuell thun müſſen, will er es richtig thun. Dieſen Weg geſtatte man uns auch hier. —

Wir müſſen vorausſchicken, daß Edwin von Manteuffel im Leben ſtets das außergewöhnlichſte Glück hatte, und dieſes Glück iſt die erſte Quelle des tiefen Neides aller Derer, denen er ſtets auf diverſe Pferdelängen voraus war. Dieſes ſein ſtets wachſendes Glück war aber ein tückiſches, kein roſig heiteres! Es war ein

Glück, deſſen Phyſiognomie die der bitteren Selbſt-Ironie geweſen iſt. Bis zum Jahre 1866 nämlich hat Manteuffel nie Das ſein, nie Das erringen dürfen, was ſeines Herzens heißeſter Wunſch war. Das Geſchick überſchüttete ihn hingegen überſchwenglich mit allen den Gaben, die er ſich niemals von Gott erbeten haben würde. — Es war das Glück des Damokles, was man ihm neidete! Daß das Schwert nie ſeinen ſchwachen Halt zerriß und auf Edwin von Manteuffel's Scheitel niederſtürzte, ward durch Nichts verhindert, als daß er ſich nie, wie jener antike Hofmann, — an des Königs Tafel niederſetzte, um König zu ſpielen! Dies iſt, in ein Bild gefaßt, Manteuffel's Leben; wir hoffen, wir bleiben in der Schilderung demſelben treu! — — — —

Unter unſerm nord- und mitteldeutſchen Adel haben die Kriege ſchwer gewirthſchaftet. Ganze, einſt hoch gerühmte Geſchlechtsfolgen ſind im dreißigjährigen, ſiebenjährigen und den beiden napoleoniſchen Kriegen von der Erde weggefegt worden, andere ſind in Vergeſſenheit gerathen, weil die Enkel nicht wie die Väter ſich auf die Zinne ihrer Zeit zu ſchwingen vermochten. Eine Reihe alter Namen leben aber in erneutem Ruhme fort und zu ihnen zählt durch Edwins Thaten das Geſchlecht der Manteuffel. Sehr Wenige ſelbſt unter dieſen können ſich aber rühmen, preußiſche Adler wie Letzterer zu Schildhaltern zu haben, eine Ehre, die nur für ſehr große Verdienſte um das Vaterland und den Zollernſtamm erworben zu werden pflegte. Solch ein Verdienſt erwarb ſich ein Ahnherr Edwins in der Schlacht bei Prag, als er dem zuſammenbrechenden Schwerin die Fahne aus der Hand nahm und über ſeine Leiche die Colonnen des großen Friedrich zum Siege führte! Schon früher zeichneten ſich indeß die Vorfahren ſeines Stammes aus. So waren es die ſchmalkaldiſchen Heerführer Manteuffel, Dumshirn und Conrad Pfenning von Hamburg, welche nebſt Albrecht, Grafen von Mannsfeld, mit 1500 Reitern, 34 Kanonen und 23 Fähnlein Fußknechten die kaiſerlichen Befehlshaber, Herzog Erich von Braunſchweig und Chriſtoph Wirsberger, bei Trachenburg aufs Haupt ſchlugen. — Eine Deviſe hat die Familie nicht. Ihr Wappen iſt quadratirt, im rechten oberen und linken unteren Felde ſtehen drei rothe Roſen im Dreieck auf ſilbernem Grunde. Durch die zwei anderen Felder, ebenfalls weiß, zieht ſich wagrecht ein rothes gerändertes Band. Ueber der Freiherrnkrone, die auf dem Wappen ruht, ragen zwei Helme, der rechte trägt zwiſchen zwei ſilbernen Hörnern die rothe Roſe, der linke zwei ſchwarze preußiſche Adlerflügel als Schmuck. Sonderbar — die Farbengruppirung iſt die des neuen deutſchen Reichs, ſchwarz, weiß und roth, — ein prädeſtinativer Umſtand. —

Edwin Hans Carl von Manteuffel, einziger Sohn des zu Magdeburg verſtorbenen Wirklichen Geheimen Raths und Oberlandesgerichts-Präſidenten, Hans Carl Freiherrn von Manteuffel, ward am 24. Februar 1809 geboren. Seine Mutter war Iſabelle, geborene Gräfin zu Lynar aus dem Hauſe Lübbenau, Wittwe des holländiſchen Generals Grafen von Wartensleben. Aus dieſer erſten Ehe hatte ſie eine Tochter, Caroline, verwittwete Obertribunalsräthin Pabſt von Ohein, in ihrer zweiten Ehe aber zwei Töchter Clothilde und Iſabelle und einen Sohn, den nachmals berühmt gewordenen Edwin. — Zwei Momente ſind charakteriſtiſch für Edwins Zukunft. Zur Zeit ſeiner Geburt ſtand ſein Vater, ein geborener Lauſitzer, in königlich ſächſiſchen Dienſten als Ober-Amts-Regierungs-Präſident des Markgrafenthums Niederlauſitz. Deſſen jüngerer Bruder war geſtorben und hatte vier Söhne als Waiſen hülflos gelaſſen, da die Gemahlin ihm ſchon frühe entriſſen worden war. Präſident von Manteuffel nahm dieſe Neffen in ſein Haus und erzog ſie. Zwei von ihnen ſtarben zeitig, die Ueberlebenden waren der ſpätere Miniſter-Präſident Otto Theodor und Carl, der bekannte Chef des landwirthſchaftlichen Miniſteriums zu Berlin. Wenn Edwin alſo auch nur ihr Vetter geweſen iſt, ſo war er doch ihr Jugendgenoſſe und im ethiſchen Sinne faſt wie ihr Bruder. So lange ſie noch im gemeinſamen Vaterhauſe vereint blieben, genoſſen ſie denſelben Unterricht und die gleichen Einwirkungen auf Geiſt und Gemüth. Waren die Individualitäten und Anlagen der drei jungen Leute nun auch durchaus verſchieden, gleiche Grundſätze waren ihnen eingeimpft worden und ſo hatten oder haben ſie auch ſo ziemlich die gleichen Geſinnungen, wie dieſelbe Freundſchaft bewahrt. Dies wurde für den guten Ruf Edwins ſpäter eben ſehr bedenklich, denn er wurde der Erbe alles Haſſes und Mißtrauens, welche das preußiſche Volk gegen den Miniſter-Präſidenten gehegt hat und mußte unter einem Leumunde leiden, den er nicht verſchuldet hatte, welcher aber ſchon an ihm haftete, bevor er überhaupt die Macht erhielt, irgend Etwas zu thun, was denſelben rechtfertigen konnte. —

Ein zweites Moment war nicht weniger tiefgreifend. — Der Präſident, ſein Vater, war ein conſervativer Mann alten Schlages, der ſeinem Monarchen, dem Könige von Sachſen, mit all' der Innigkeit und zähen Treue diente, die überhaupt eine Eigenſchaft des ſächſiſchen Stammes iſt. Edwin war, wie ſeine Vettern, von den Eltern in einer faſt „mittelalterlichen“ Pietät für das Königthum, insbeſondere für den regierenden Monarchen auferzogen worden, und wenn Vetter Otto*) mehr kühlerer, verſtandesruhigerer Natur war, zeigte ſich Edwin als ein feuriger, phantaſiereicher, weit genialer angelegter Charakter, aus dem der ritterliche Thatendurſt, das Chevalereske ſchon zeitig glühte und ſprühte und ihn allgewaltig in eine ganz andere Bahn riß, als der Vater wie die Vettern im Leben gingen. — Wir wiſſen, welche Kataſtrophe nach 1815 über Sachſenland hereinbrach.**) Die Niederlauſitz kam an Preußen, mit ihr Präſident von Manteuffel, ſammt Edwin, ſeinem Neffen, kurz ſeinem ganzen Hauſe. In Sachſen konnte er, des plötzlich bis auf die Hälfte eingeſchränkten Territoriums desſelben wegen, nicht weiter dienen, er und die Seinen waren — Annectirte geworden. — Wer, wie auch wir, Freunde beſitzt, welche dies Loos 1866 traf, vermag die Bitterkeit nachzuempfinden, ſein Vaterland und ſeinen Fürſten wechſeln zu müſſen, ſein ganzes künftiges Leben durch einen Schwertſtreich von der Vergangenheit getrennt zu ſehen. Welche Fäden werden dadurch nicht zerriſſen, welche Erinnerungen? Obgleich in der Heimat, fühlt man ſich doch fremd. In einer neuen Welt glaubt man zu ſtehen, die ſpöttiſch das Geſicht der alten trägt, und man ſoll vergeſſen lernen, was man geliebt hat, lieben lernen, was uns vordem Nichts anging! Das mögen des alten Präſidenten Gefühle damals wohl geweſen ſein. Dieſe Gefühle wußte Niemand indeß ernſter zu würdigen, als Friedrich Wilhelm III., der Gerechte. Das Markgrafenthum Niederlauſitz war zum Regierungsbezirk Frankfurt a. O. geſchlagen worden, und Manteuffel wurde anfänglich als Präſident dem Oberlandesgericht von Frankfurt gewiſſermaßen attachirt, deſſen Chef-Präſident damals Präſident von der Reck war. Im Jahre 1819 ward Präſident von Manteuffel als Chef-Präſident nach Ratibor, 1821 aber in gleicher Eigenſchaft nach Magdeburg verſetzt. Als ſich Edwins Vater beim Uebertritt in den preußiſchen Dienſt in Berlin vorſtellte, ſagte ihm der Monarch: „Sie ſind mir werth geworden durch die Treue, welche Sie Ihrem angeborenen Landesherrn bewährt haben.“ Dies liebevolle Königswort und das unerſchütterliche Vertrauen, mit dem der neue Herrſcher ihn in verantwortungsvolle Aemter berief, ließ zwar die erlittenen Wunden heilen, aber die Ueberzeugungen blieben beſtehen und ihnen wohl dürfte es auch zuzuſchreiben ſein, daß Edwin von Manteuffel ein Feind jeglicher Gewaltmaßregel war, den Fall ausgenommen, daß ein Feind das Vaterland oder daß Revolution Thron und Dynaſtie bedrohten! Wenn Präſident von Manteuffel auch ſtrenge und conſervative Grundſätze hatte, war er doch keineswegs, was man heute unter einem „Reaktionair“ verſteht, noch weniger war er feudal oder ein adelsſtolzer Herr. Seinen Sohn wie ſeine Neffen hat er von Jugend auf gelehrt: „Die Bezeichnung eines homo liberalis ſei der ſchönſte Titel eines braven Mannes, leider beginne aber eine politiſche Partei ſich deſſelben zu bemächtigen und ſeinen alten Sinn zu verdrehen.“ Daß Edwin weder auf ſein altes Wappen noch ſeine Familientradition ſtolz war, bewies er oftmals durch die Aeußerung: „Mir iſt der erſte Douglas lieber als ſein Enkel.“ Stolz war Edwin gewiß, nur zu ſtolz, aber allein auf die Integrität ſeines Charakters. Er wollte ſein erſter Douglas werden, und er iſt es geworden! — Edwins Mutter übte mit ihrem frommen und für eine Frau ſeltenen feſten Charakter auf deſſen Erziehung wie Geiſtesrichtung einen großen Einfluß, den bedeutendſten aber ſein Lehrer Heinrich. — Bis faſt zu ſeinem 19. Jahre erhielt Edwin nämlich Unterricht von verſchiedenen Pädagogen im väterlichen Hauſe, fünf entſcheidende Jahre aber durch beſagten Heinrich allein. Daß derſelbe ſo lange ſeinen Zögling unterwies, und der alte Präſident deſſen geiſtigen Einfluß ohne Beſorgniß duldete, beweiſt, daß Edwins Vater nicht blos mit den Lippen, ſondern auch mit der That ein homo liberalis im wahrſten Sinne des Wortes geweſen, denn Herr Heinrich war nicht nur ein vielſeitig gebildeter, höchſt geiſtreicher Mann, ſondern ein „Radikaler“ zugleich, der Edwin außer anderen Materien auch höchſt republikaniſche Grundſätze zu verdauen gab. Vielfach wiederholte er ihm: „Mit demſelben Rechte, wie ſich der König von Gottes Gnaden nennt, kann ich mich auch Friedrich Heinrich aus Vetſchau von Gottes Gnaden nennen.“ Auch ſetzte er ihm faſt bei jeder Lektion höchſt anzüglich auseinander: „Baro, baronis heißt auf Deutſch ein einfältiger Menſch!“ — Wir ſehen hier eine gleiche Erſcheinung an Edwin herantreten, wie ſich im Plamann'ſchen Inſtitut an Otto von Bismarck vollzog, die Wirkung war aber etwas anders. Bismarck lernte durch ſolche Invectiven das Plamann'ſche Inſtitut haſſen, Edwin hinderte aber Heinrich's Republikanismus gar nicht, ſeinen Lehrer hoch zu achten und zu lieben. Noch wie er Adjutant des Prinzen Albrecht war, bis ins Revolutionsjahr 1848, wo Heinrich ſtarb, ging er mit demſelben um und pflegte literariſchen wie geſelligen Verkehr mit ihm. Deſſen politiſche Anſichten theilte er gar nicht, im Gegentheil war ſein Conſervatismus entſchieden ſchroffer, als der ſeines Vetters, des Miniſter-Präſidenten und deſſen Bruder. Aber durch Heinrich gewöhnte ſich Edwin, die Ueberzeugungen Anderer, ſelbſt die entgegengeſetzteſte, zu ehren, gegen jede ehrliche offene Meinung tolerant zu ſein und freie Diskuſſion als das einzig reelle Mittel anzuſehen, um zur Verſtändigung oder wenigſtens zu gegenſeitiger Achtung zu kommen! — Edwin von Manteuffel war ein eminenter Kopf und hatte ein feuriges Herz. Er war Idealiſt in allen Dingen, und ſein Thun, ſein Fühlen wie Reden nahmen ſtets einen kühnen Flug über das

---

*) Der nachmalige Miniſter-Präſident.

**) Unter König Friedrich Auguſt nämlich! (Siehe König Johann.) D. V.

Maaß des Gewöhnlichen hinaus, ſo daß er in der Jugend zu den vielverſprechenden jungen Leuten und zu den Charakteren gehörte, die ihren eigenen Weg gehen, auf eigene Weiſe aus ſich heraus entwickeln. Deshalb kann man auch mit Fug und Recht Manteuffel einen politiſchen Idealiſten nennen, und dieſer Idealismus iſt's, welcher allein ihn auch zu Dem machte, was er iſt, ihn aber zugleich hinderte, Das durchzuſetzen, wovon er herzlich überzeugt war. Zu dieſen Eigenſchaften geſellten ſich überdem ein heißes Ehrgefühl als Triebkraft, eine Toleranz, welche jeglichen Standpunkt Anderer erfaſſen und ſo Menſchen wie Verhältniſſe zu erkennen vermochte, endlich eine Gradheit und Aufrichtigkeit, die ihn, ſelbſt zu ſeinem Schaden, ſtets ſprechen ließ, was er dachte oder empfand. Die Stellungen, in die er nachmals ſehr widerwillig kam, waren von ſo hohem Belange und oft von ſo gefahrvoller Natur, daß dieſe Eigenſchaften ihm eher als Fehler denn als Tugenden ausgelegt wurden und hinter Dem, was er that oder behauptete, faſt immer etwas Anderes geſucht wurde, als er meinte. Man konnte ſich nicht denken, daß Jemand ſo rückſichtslos offen in Stellungen ſein könne, bei denen man Zurückhaltung, Vorſicht und Heimlichkeit als weſentliche Eigenſchaften vorausſetzte. Die außerordentlichen Erfolge, welche er errang, das merkwürdige Vertrauen, was ihm von den erſten Monarchen Europas gewährt wurde, ſein raſches, — ſcheinbar ganz unmotivirtes Steigen in der Jugend und zu einer Epoche, wo eine außergewöhnliche Carrière zu den Unmöglichkeiten gehörte, Alles vereinte ſich, in ihm einen Intriguanten erblicken zu laſſen, der eine erheuchelte Ehrlichkeit als Waffe zur Hinterliſt brauchte und ſeine geiſtigen Gaben verwende, hohe Herren zu umſtricken und zu beherrſchen. —

Edwins Lehrer, Heinrich, war, wie geſagt iſt, ein ſehr bedeutender Menſch. Er hatte mit 18 Jahren ſchon die Univerſität beſucht, und als er des Präſidenten Haus und ſeine Zöglinge verließ, bezog er wieder die Univerſität Berlin, um ſich orientaliſchen Studien hinzugeben. Im Jahre 1825, ſein Vater war damals bereits vier Jahre in Magdeburg, kam Edwin auf das Kloſter „Unſerer lieben Frauen" daſelbſt und mit 16 Jahren in die Unter-

Secunda. Als er nach dem erſten halben Jahre nicht gleich verſetzt wurde, nahm er dies ſehr übel und ſcheint ſich wohl dieſerhalb eine kleine Interpellation erlaubt zu haben. Herr Henning, der Ordinarius der Klaſſe, ſprach nun aus: „Bei Edwins regem Ehrgefühle werde ihm die raſche Verſetzung nachtheilig ſein.“ Aus welchem pädagogiſchen Geſichtspunkte der brave Mann dies Argument herleitete, iſt uns nicht erforſchlich. Da dies Manteuffel nun eben ſo ging, theilte er dieſe Ordinariats-Logik ſeinem Vater und die Bitte mit, ihn von dieſer Anſtalt, wo der Geiſt auf homöopathiſche Weiſe genährt zu werden ſchien, wegzunehmen. Dem alten Präſidenten muß das wohl auch ſo vorgekommen ſein, denn Edwin verließ das Kloſter und erhielt von verſchiedenen Lehrern Unterricht, ohne daß Einer von ihnen auf ſeine Entwickelung ſolchen Einfluß übte, wie Heinrich es von ſich rühmen konnte. Es ſcheint, daß um dieſe Zeit Edwin auch von ſeinen Vettern ſchon getrennt geweſen ſei und dieſe bereits ihren eigenen Entwickelungsgang nahmen. Das ſteht feſt, daß Edwin, ebenſo wie ſie, ſich ſeine Carrière ſelbſt zu danken hatte, und als ſie bei Hofe wieder zuſammentrafen, ſie bereits gemachte, dem Monarchen werthvolle Leute waren. — Am 29. April 1827 erſchien Edwin in Berlin und trat ins Garde-Dragoner-Regiment als Avantageur, denn ſein einziger Wunſch, die ganze Leidenſchaft ſeines Ehrgeizes richtete ſich darauf, ein guter Soldat zu werden und im Reiterdienſte ſein Glück zu machen. Das Regiment commandirte ein in jeder Beziehung ganzer Mann, der Oberſt von Barner, und ihm verdankte Manteuffel ſeine erſte vorzügliche militäriſche Ausbildung. Aber ſchon bei ſeinem Eintritt in die Carrière ſchien das Schickſal ihm dieſelbe verleiden zu wollen und von ihr abzudrängen. — Manteuffel war von Hauſe aus ſchwächlich. Ein Nervenfieber und zwei Lungenentzündungen als Kind ließen im Dienſte ihre Folgen verſpüren; letztere Krankheit hatte einen Bluthuſten erzeugt, der ſchlecht genug zu Edwins Willen paßte, ein „ſchneidiger“ Reiter zu werden. Der damalige Regimentsarzt, ſpätere Generalarzt Dr. Kothe, erklärte ihn für den Felddienſt unfähig und wollte ſeine Entlaſſung zur Armee-Reſerve beantragen, weil, wenn er im Dienſt bleibe, er den nächſten October nicht erleben werde. Edwin ließ es darauf ankommen, und als er im October noch nicht todt war, machte er im November 1827 ſein Fähnrichexamen, im Frühjahr 1828 das zum Offizier und beſtand beide, nachdem er zur wiſſenſchaftlichen Vorbildung jedesmal nur drei Wochen gebraucht, nebenbei aber tüchtig Remonten geritten hatte. Im Mai zum überzähligen Seconde-Lieutenant ernannt, hatte er noch drei Jahre das nicht beneidenswerthe Vergnügen, Rekruten reiten laſſen zu müſſen. Sein Körper war ſo geſchwächt, daß er ſich keine Stunde lang in der Bahn auf den Füßen zu erhalten vermochte und den Dienſt dort meiſt auf Pferdedecken liegend verrichten mußte. Man wird zugeben, daß dies traurige Auſpicien für einen angehenden General und Heerführer geweſen ſind. — Endlich überwand ſeine Jugend, die Gewohnheit des Dienſtes, ſein höchſt elaſtiſcher Körper, beſonders aber ein trotziger Wille das Uebel, ſtählte ſeine Nerven und machte aus ihm jene zierlich ſchlanke, ſehnig-kraftvolle und dabei leichte Geſtalt, wie ſie für den Cavalleriſten unentbehrlich iſt. Nichtsdeſtoweniger blieb Edwins allgemeine Geſundheit doch immer von fragiler Art, ſo daß er mit ſeinem Körper vorſichtig umgehen mußte. Seine ernſte, ſtraffe Erziehung, ſeine ſittlichen Ueberzeugungen und der ideale Grundton ſeines ſeeliſchen Weſens machten ihn zu jugendlichen Extravaganzen eo ipso indeß nicht geneigt, und ſeine phyſiſche Dispoſition verbot es vollends. Bis zum Jahre 1834 that er in der Escadron Dienſte, und bei der unſäglichen Langſamkeit des Avancements war die Ausſicht herzlich ſchlecht, es im Berufe je merklich vorwärts zu bringen. Dieſelbe noch mehr zu ſchwächen, trug Edwins perſönliche Lage bei! —

Man weiß, daß unſer Adel mit Vorliebe ſeine Söhne in den Cavalleriedienſt treten läßt, und damals war dies bei Weitem mehr der Fall wie heute. Wer das Berlin der „faulen“ dreißiger Jahre geſehen, weiß, wie die Ariſtokratie der Cavallerie-Offiziere damals eigentlich Alles war! — Edwin trat als ein gänzlich Fremder in dieſe ritterlichen Kreiſe, kam ohne Connaiſſance, ohne alles Vermögen nach Berlin und hatte nicht einmal die mächtige Stütze adeliger, hochmögender Verwandtſchaft, alſo irgend einen

Vorſchub bei Hofe, oder in den Elite-Salons. Außer ſeinem Dienſteifer, ſeiner Energie mußte die vortreffliche und ungewöhnliche Individualität unſeres Generals Alles für ihn thun. Wir ſehen ihn mittels deren jedoch ſehr bald in hohen und höchſten Kreiſen. — Das ganze Weſen des Seconde-Lieutenants Manteuffel muß damals ſchon ein ſehr prononcirtes, von anderen jungen Leuten auffällig verſchiedenes geweſen ſein. Die alte Fürſtin von Hatzfeldt, zum Beiſpiel, intereſſirte ſich ſehr lebhaft für ihn, und da ihr zweiter Sohn, der bereits 16 Jahre alt war, herzlich wenig gelernt hatte, ſo beſtand ſie darauf, daß derſelbe Lehrer, welcher den Lieutenant Manteuffel unterrichtet hatte, auch ihren ſchwach veranlagten Sproſſen in die Kur nehme. Manteuffel, der ſeinen alten Lehrer Heinrich in Berlin längſt aufgeſucht hatte, brachte ihn alſo in das fürſtliche Haus, der Unterricht begann und — der bekannte nachmalige preußiſche Geſandte in Paris, Graf Hatzfeldt, hat es nie bereut, durch den demokratiſchen Heinrich aus Vetſchau „von Gottes Gnaden" in die Myſterien der Wiſſenſchaften eingeweiht worden zu ſein! — Schon bald nach ſeinem Eintritte ins Regiment, noch als ganz junger Lieutenant, war Edwin zu ſeinem Commandeur, Oberſt Barner, in nahe Beziehungen getreten, von ihm ausgezeichnet und mit beſonderem Vertrauen behandelt worden. In den Jahren 1834 bis 1836 beſuchte Edwin die Kriegsſchule (jetzige Kriegs-Akademie) und ward 1837 Regiments-Adjutant. Damals hatte das Garde-Dragoner-Regiment einen neuen Commandeur in Oberſt von Katte erhalten, welcher das Eiſerne Kreuz I. Klaſſe ſchon 1813 vor dem Waffenſtillſtande als junger Seconde-Lieutenant erworben hatte, ſo daß, als er ſich bei Blücher meldete, dieſer ſich dieſe Dekoration als etwas ihm noch Unbekanntes anſah. Unter dieſem vortrefflichen Chef that Edwin Einblicke in die Regimentsführung, wie in den geiſtigen Theil des Reiterdienſtes und zog aus ſeinen militäriſchen Lehrjahren unter Barner und Katte bedeutenden Nutzen. Da er frühe ſchon gelernt hatte, Meinungen zu toleriren, welche nicht die ſeinen waren und Anderer Grundſätze ſo gut wie die ſeinigen zu beſprechen, war er auch ein Verehrer des freien Gedankenaustauſches geworden. Dieſe Gewohnheit eben hatte ihm in den hohen Kreiſen, welche er frequentirte, Aufmerkſamkeit, Bevorzugung, ja einen gewiſſen Rang verſchafft, der weit über ſeine Stellung ging. Die Methode zu debattiren hatte der treffliche Oberſt von Barner nun ebenfalls im Dienſt geübt. Er liebte das Befehlen nicht, ſondern ſprach ſeine Anſichten über Dienſtbetrieb und Cavallerie-Prinzipien mit ſeinen Escadronschefs und Offizieren durch und überließ ihnen dann die Anwendung der im Geſpräch gewonnenen Ueberzeugungen. Damit hatte nicht nur Barner ſeiner Zeit vortreffliche Reſultate erzielt, Manteuffel nahm auch eine ſolche Behandlung des Dienſtſtoffes als Maxime für ſein ganzes Leben auf. Da hohen Herrſchaften gegenüber mündliche Relationen bekanntlich von viel ſchlagenderer Wirkung ſind, als die ſchönſten Exposés auf dem Papier, ſo wird man leicht einſehen, daß ſorgfältige Ausbildung und Uebung dieſer ſonſt ungewöhnlichen Eigenſchaft allein das Geheimniß des Einfluſſes Edwins von Manteuffel nachmals geworden iſt, während man denſelben auf unlautere Machinationen zurückführte. Zwei Ausſprüche über Edwin aus dieſer Zeit ſind frappant. General von Brandt, ſein Lehrer auf der Kriegsſchule, ſagte: „Lieutenant von Manteuffel iſt einer der bildungsfähigſten Menſchen, die mir vorgekommen ſind!“ Da Edwin bald und ganz plötzlich von ſeinen militäriſchen Studien abgezogen wurde, konnte der General füglich nicht gut behaupten, daß derſelbe bereits gebildet ſei. Auf der Kriegs-Akademie hatte ihm ferner einer der Directoren geſagt: „Sie haben deshalb keine Belobigung erhalten, weil mir dies bei Ihrem regen Ehrgefühl bedenklich für Ihre Zukunft erſchienen iſt.“ — Sonderbar, daß der militäriſche Pädagoge hierin die Anſicht des Ordinarius des Frauenkloſters zu Magdeburg theilte. Es muß nothwendig alſo in Manteuffel's ganzer Art zu lernen und das Gelernte zu Tage zu fördern etwas Eigenartiges gelegen haben, das dieſe Leute ſeinetwegen beunruhigte. Sie mögen wohl aus einem allgemeinen Inſtinkte heraus vielleicht das ſehr richtig vorgefühlt haben, was manchmal Edwins Stärke geworden iſt, aber ihm viel falſchen Verdacht und viele Gegner zugezogen hat. —

1838 ward er plötzlich zum Adjutanten des Gouvernements von Berlin ernannt und trat dem höchſt einflußreichen General von Müffling unmittelbar nahe. Dieſe Verſetzung war ihm ein Donnerſchlag, alle ſeine ſchönen Träume fielen zu Boden! Die beſagte Stellung galt damals nämlich als Invalidenpoſten. — Aus ſeinen Studien, aus dem praktiſchen Dienſt geriſſen, ohne Ausſicht, das Ziel ſeiner heißeſten Wünſche, eine Stellung im Großen Generalſtabe zu erhalten, mußte ſich ſeiner wohl tiefſte Niedergeſchlagenheit bemächtigen. Soldat war er mit Leidenſchaft, praktiſcher Soldat. Ein Regiments-, vielleicht Corps-Commando, oder den gelehrten Beruf des Strategen zu erringen, war ſein eifrigſtes Trachten geweſen, — nun trieb er weit ab in die ſtillen, ſtehenden Gewäſſer bureaulichen Gouvernementsdienſtes. Als er ſich zum topographiſchen Bureau gemeldet hatte, war ihm von ſeinem damaligen Regimentschef Barner kein Zeugniß weiter gegeben worden, als: „von Manteuffel iſt ein vorzugsweiſe brauchbarer und zuverläſſiger Offizier.“ Das war herzlich wenig geſagt und ärgerte denſelben von ſeinem alten Oberſt. Wenn ein Offizier nicht brauchbar und unzuverläſſig ſei, meinte er, ſo ſei er nicht blos als Soldat, er ſei auch als Menſch überhaupt Nichts nütze. Bald nach Erlangung dieſes Zeugniſſes, — er war bereits nicht mehr auf der Kriegsſchule, — traf Manteuffel mit Oberſt Barner zuſammen. Letzterer mochte an Edwins Verſtimmung merken, wie wehe ein ſolch nichtsſagendes Urtheil ſeines langjährigen geſchätzten Lehrers und Chefs demſelben gethan habe. „Daß Sie etwas gelernt haben“, entgegnete ihm Barner, „dafür ſpricht Ihr Zeugniß von der Kriegsſchule. Ihre geiſtige Befähigung iſt bekannt, und General-Lieutenant Krauſeneck wird, ſobald Sie ſprechen, erkennen, Sie ſeien ſo genial, daß Sie Niemand für praktiſch halten könne, ſo geiſtreich, daß Jedermann fürchten werde, Sie ſeien auch **Intriguant**! Da wird es Ihnen vielleicht nützen, wenn ein alter Soldat beſcheinigt hat, daß Sie durch und durch praktiſch und zuverläſſig ſind.“ Das war nicht blos Redensart, ſondern Barner hatte ſeine Ueberzeugung Deſſen dadurch bewieſen, daß als Czar Nicolaus I. in Berlin zum Beſuch war, —

der Oberſt aber vor demſelben im Spätherbſt mit eingeſtellten Rekruten zu exerciren hatte, — er bei der Direction der Kriegsſchule eingekommen war, Lieutenant von Manteuffel auf etliche Tage zu dispenſiren, damit derſelbe bei der Beſichtigung des Kaiſers den erſten Zug des Regiments führen könne! Dies geſchah, und nichts hat den jungen Manteuffel im Leben ſo ſehr gefreut als die Ehre, bei dieſer Gelegenheit die Führung des erſten Zuges ſeines Regiments ſo unvermuthet erhalten zu haben. Eben ſo ſehr hatte ihn aber auch erfreut, als er zum Gefreiten im Regiment ernannt worden war. Dieſe beiden Auszeichnungen wurden ihm nämlich unvermuthet zu Theil, während alle andere Rangſtufen im Dienſt ihm nach der Anciennetät gewiß waren. Als ſich derſelbe bei Friedrich Wilhelm III. als Gouvernements-Adjutant meldete, erfuhr er bereits, wie man über ihn dachte. — „Weil Sie eine ſo ausgezeichnete Conduite haben“, ſagte der König, „ſo habe ich Ihnen eine beſondere Stellung gegeben!“

Dieſe Stellung, obwohl ſie Manteuffel nur ein Jahr inne hatte, war allerdings ſehr beſonders, ja wurde noch beſonderer, als er im Herbſt 1839 zum Adjutanten der 2. Garde-Cavallerie-Brigade ernannt wurde, welche damals der jüngſt verſtorbene Prinz Albrecht von Preußen commandirte. Manteuffel war mit Leidenſchaft Soldat und wollte nichts ſein und bleiben als nur Soldat. Des Schickſals Tücke aber machte den Seconde-Lieutenant durch die Hand des Gouverneurs General von Müffling zum — Diplomaten, die Annäherung zur Perſon des Prinzen Albrecht aber machte ihn zum Hofmann. Seit dieſer Zeit hat er beide Funktionen nie wieder ganz los werden können und — was er nie leiden konnte, die alte Dame Politik nahm ihn rettungslos in ihre dürren Finger und ließ ihn bis Ende 1866 nicht mehr los! — Zwei Jahre ſpäter, im Februar, ward Edwin endlich Premier-Lieutenant. Er hatte alſo das Vergnügen gehabt, $13\frac{3}{4}$ Jahre lang Seconde zu bleiben, an ſich ſelber alſo die damaligen elenden Avancements-Zuſtände prakticirt zu ſehen. Sehr wahrſcheinlich iſt, daß die eigenen Erfahrungen ihm ſchon Rückhalt genug gaben, dann Energie zu entfalten, wo er die Macht hatte, derlei Verhältniſſe zu corrigiren.

Als Edwin ſeine Stellung bei Müffling verließ, ſchrieb dieſer, als Soldat wie Staatsmann gleich ausgezeichnete General an den Vater deſſelben: „militäriſch habe er zur Ausbildung ſeines Sohnes nichts mehr zu thun gehabt, aber zum Staatsmanne habe er ihn herangebildet." Müffling war zu jener Zeit Präſident des Staatsrathes, in ſeinem Munde hatte dies Lob alſo ſeine Bedeutung. Der General hatte ſich während dieſer Zeit mit Manteuffel viel beſchäftigt und König Friedrich Wilhelm III., deſſen Augenmerk längſt auf den jungen Offizier gerichtet war, hatte eben Müffling gewählt, um ſich von Manteuffel's Qualitäten zu überzeugen.

Wie kam der zu ſolchen Auszeichnungen ſonſt nicht leicht geneigte Monarch dazu, ſie dem Lieutenant von Manteuffel gerade zu gewähren? — Edwin ging in den erſten Salons von Berlin aus und ein. Seine Grundſätze, der Freimuth ſeines Auftretens waren von ſolcher Art, daß ſie in einer Epoche, welche an Zahmheit, Talleyrand'ſcher Leiſetreterei, wie ängſtlicher Vorſicht Nichts zu wünſchen übrig ließ, gerechtes Aufſehen unter Leuten erregen mußten, denen er an Rang, Reichthum wie Einfluß völlig nachſtand! Die Art ſeiner Grundſätze, wie die Weiſe, ſie vorzutragen, müſſen es alſo geweſen ſein, welche Edwin nicht blos anziehend machten, ſondern den Monarchen ſelbſt auf den beredten Träger von Ideen mit Intereſſe blicken ließen, welcher ſonſt kein Freund doktrinären Politiſirens war. Daß Manteuffel damals ſchon ein politiſches Programm beſaß und ausſprach, iſt kaum glaublich. Sein Widerwille gegen das Diplomatenthum, die trägen Zeitverhältniſſe der dreißiger Jahre waren wohl nicht geeignet, ihn politiſch zu reifen. Mit dem Jahre 1840 indeß kam Friedrich Wilhelm IV. auf den Thron, ein geiſtreicher und — wo er wollte, er wollte es aber gern, — ſehr liebenswürdiger Monarch. Mit ſeinem Regierungsanfange trat auch das Verlangen des Volks nach einer Verfaſſung hervor. Die öffentliche Unruhe, die alte Sehnſucht nach Einheit und Freiheit kam auf die Tagesordnung und dieſe Bewegungen wurden Objekte der Salons-Unterhaltung und veranlaßten Manteuffel, ſeiner Ueberzeugung Worte zu leihen. Edwin war im Sinne ſeines Vaters wirklich ein homo liberalis. Er ehrte das parlamentariſche Leben, und das Emporkommen Sir Robert Peel's durch das Unterhaus machte auf ihn großen Eindruck! Er kritiſirte gern beſtehende Zuſtände, vor wem es auch war. Mit ſeinem demokratiſchen Lehrer, dem Orientaliſten Heinrich, in ſtetem Verkehr, war er von demſelben damals ferner aufgefordert worden, in die Brockhaus'ſche Zeitung Artikel zu ſchreiben, und Edwin machte es Freude, ſeine Grundſätze öffentlich ausgeſprochen, geleſen und verbreitet zu ſehen. Erſt der Wunſch ſeines Vaters ließ ihn ſein publiziſtiſches Streben einſtellen.*) Niemals hat Manteuffel für Aufrechterhaltung der Friedericianiſchen Cabinetsregierung und für ein Bevormundungsſyſtem geſtimmt, niemals ſchwärmte er für das Syſtem der ſtändiſchen Verfaſſungen, wie ſie vor dem dreißigjährigen Kriege in Deutſchland beſtanden haben. Die Richtigkeit der Prinzipien von 1789 verkannte er nicht, aber ihrer extremen Anwendung, wie der Auslegung des Prinzips der Volksſouverainetät war er entgegen, das nicht einmal zu den Prinzipien von 1789 gehörte; denn ſie waren allein die Proklamation der Menſchenrechte und der Menſchengleichheit, welche Manteuffel anerkannte. Er theilte die Auffaſſung Richelieu's, daß der König auch ein Menſch ſei mit menſchlichen Schwächen, und weil ein König andere, höhere Pflichten habe, als die übrigen Menſchen, er ſeine menſchlichen Fehler und Schwächen nie auf den König übertragen dürfe. Der Miniſter, meinte Manteuffel, wäre er noch ſo groß, ſei indeß eben auch doch nur ein ſchwacher Menſch, der irren könne und nicht allein klug und weiſe zu ſein behaupten dürfe. Das abſolute Regieren paßte Edwin nicht mehr in dies Jahrhundert, denn er hielt die Völker für ſo entwickelt, daß ſie nicht länger mehr von den Fehlern und Schwächen eines Königs, geſchweige denn eines ſeiner Mandatare abhängig zu ſein brauchten, ſie vielmehr beanſpruchen könnten, hierüber mitzuſprechen und Garantieen zu erhalten gegen den Mißbrauch der Regierungsgewalt! Das Schaukelſyſtem der drei Faktoren, welches man 1830 unter Louis Philipp und in Belgien erfunden hatte, löſte ihm dieſe Aufgabe nicht. Wie ein jedes Land ſeine eigene Geſtaltung und ſein beſonderes Klima, wie jedes Volk ſeine beſtimmte Art und Entwickelung hat, ſo wollte auch Edwin, daß eine Verfaſſung in Preußen ſich aus deſſen Geſchichte und eigenſter Kulturentwickelung naturgemäß wie die Blume aus der Pflanze entfalten und Samen bringen ſolle, daß hingegen jedes fremde politiſche Pfropfreis Nichts ſei, als eine Entartung des lebendigen Baumes von Preußens Volksglück, zugleich aber eine Gefahr für die königliche Gewalt und die unabgebbaren Rechte, welche der Monarch innerhalb der royaliſtiſch-conſtitutionellen Staatsform unbedingt beſitzen müſſe.

---

*) Sicher müſſen dieſe Artikel in der Brockhaus'ſchen Zeitung in den Jahrgängen 1830—40 noch zu finden ſein! D. V.

Sehen wir auf die vierziger Jahre zurück, wo Edwin dieſe Sentenzen ausſprach, bis das Jahr 1847 ihm Schweigen gebot, ſo wären wir faſt verſucht, uns an den Marquis Poſa zu erinnern. Etwas von Leſſing'ſchem Humanismus wenigſtens klingt aus dem Allem durch, Leſſing's, der auch weder Demokrat noch Junker war. Wir können Edwin am beſten als einen — politiſch freiſinnigen Idealiſten à la Thomas Morus bezeichnen. Wenn Preußens königliche Eiche damals nicht von Eichhörnern und anderen Nagethieren bewohnt geweſen wäre, der verhaßte Edwin, ſtatt 1840 Premier-Lieutenant zu ſein, Lenker unſeres Staats hätte werden können — wir hätten keinen 18. März in Berlin gehabt!

Solcher Freimuth Edwins imponirte! Ein Dragoneroffizier mit ſokratiſchen Gefühlen und catoniſcher Kühnheit war ſelten. Gewiſſe Jammergeſtalten, welche damals bei uns die Politik unter den ſchützenden Falten des Purpurs leiteten, mochten vor ſeinen frevlen Reden wohl chriſtlich-germaniſchen Schauder empfunden haben. — 1843 im December ward Edwin zum Rittmeiſter und perſönlichen Adjutanten des Prinzen Albrecht (Vater) ernannt und wurde dadurch dem eigentlichen Dienſte und an den Hof entrückt. Das Geſchick machte ihn zum Hofmanne und Diplomaten, verknüpfte ſeine Perſon mit dem regierenden Herrſcherhauſe Preußens und den ſturmvollen Prüfungen, welchen es entgegenging. — Es lag ſehr in der Natur der Sache, daß Edwins raſches Steigen in des Monarchen Gunſt und ſeine Stellung bei dem Bruder deſſelben ihm jene „Streber“ zu Feinden machen mußte, die, aus altadeligen Familien, von Reichthum geſegnet, durch Verwandtſchaften und Verſchwägerungen mit gewichtigen Perſonen des Hofes liirt, nicht begreifen konnten, weshalb ihnen eine Stellung entging, und von Jemand eingenommen wurde, der ohne dies Alles und fremd nach Berlin gekommen war, ein annektirter Lauſitzer, der ſich der märkiſchen jeunesse dorée vor die Naſe ſetzte. Was Manteuffel in ſeiner Stellung jedoch erhielt, ihn ſchließlich Einfluß erlangen ließ, war, daß der König wußte, Edwin — ſehr verſchieden von den meiſten Anderen — wolle nichts, daß derſelbe gar nicht nach dem geize, was Andere zu erjagen ſuchten und ſtets gern bereit war, zum Frontedienſt zurückzukehren, um völlig wieder Soldat zu ſein! Die vollendete Selbſtſuchtsloſigkeit und der rückhaltloſe Freimuth dieſes Mannes, der zwar am Hofe, aber kein Höfling war, ließ ihn ſeine Selbſtſtändigkeit und ſich das königliche Vertrauen bewahren. Dieſe Selbſtſtändigkeit, die Integrität ſeines Charakters hielt Edwin eiſern feſt und lehnte ohne Ausnahme ab, was dieſelbe nach irgend einer Richtung zu erſchüttern im Stande war. Ein Beiſpiel, obwohl geringfügigerer Art, iſt, daß er dem Prinzen wie der Prinzeſſin Albrecht ablehnte, ſich an ihren Quadrillen zu betheiligen, auf Maskenbällen in Koſtüm zu erſcheinen, oder Komödie zu ſpielen. Trotzdem war ſeine Stellung eine ſo beſondere, daß ihm geſtattet wurde, den Proben zu dieſen Beluſtigungen beizuwohnen, wozu ſonſt die Mitwirkenden allein ein Recht hatten. Als der Johanniter-Orden von König Friedrich Wilhelm IV. reaktivirt ward, ließ er ſich eben ſo wenig in dieſe Corporation, wie ſpäter unter König Wilhelm I. in den Freimaurer-Orden aufnehmen. Niemals wurde Manteuffel Mitglied einer beſtimmten politiſchen Partei. Sein Grund in allen dieſen Fällen war, daß, da er bereits durch ſeinen Eid zu der großen Corporation der Armee gehöre, er ſich gar nicht berechtigt halte, in eine andere Verbindung zu treten und deren Verpflichtungen einzugehen. Die Armee ſtand ihm ſo hoch, Soldat zu ſein war ihm eine ſolche Ehre, ein ſo hohes Glück, ſo ganz Herzensberuf, daß er eben nicht einſah, weshalb er nebenbei noch etwas Anderes ſein ſolle. — Perſönlicher Adjutant des Prinzen

Albrecht blieb Edwin bis in die Märztage 1848. Nicht nur beſaß er die Vorliebe des Prinzen, ſo daß er deſſen Hofmarſchalls-Geſchäfte fünf Jahre lang verſah, er genoß auch das beſondere Wohlwollen des Königs und des Prinzen Wilhelm von Preußen. Nichts deſto weniger kam ihm dieſe Wendung ſeines Lebens ſehr hart an. Ins Hofleben verſetzt zu ſein mit 30 Jahren, gerade in der Zeit, wo er das als Militär Gelernte hätte weiter entwickeln und ausbilden können, machte ihm Schmerz, trug wahrſcheinlich zu ſeinem erhöhteren Lebensernſt bei und gab ihm die Fähigkeit, die Dinge objektiver als Andere zu beobachten. Um ſeinem unbefriedigten Entwickelungstriebe zu genügen, beſuchte er in dieſer Zeit die Univerſität, namentlich die Geſchichtsvorleſungen Leopold Ranke's, mit dem er eng befreundet wurde. Manteuffel's Relationen aus Petersburg datiren ebenfalls daher. — Im Jahre 1847 hatte Prinz Albrecht nämlich einen mehrmonatlichen Aufenthalt zu Peterhoff und Czarskojeſelo bei Petersburg genommen. Kaiſer Nicolaus I. wie die Kaiſerin zeichneten den damaligen Rittmeiſter von Manteuffel ſehr aus, ja der Kaiſer hatte oft lange politiſche Geſpräche mit demſelben. Nicht dies allein ſollte ſpäter für Edwins diplomatiſche Aufgaben von Belang werden, auch ſeine Bekanntſchaft mit General-Adjutant von Rauch, welcher zu jener Zeit preußiſcher Militärbevollmächtigter am ruſſiſchen Hofe und eine beſondere Vertrauensperſon Friedrich Wilhelms IV. war, wurde für Manteuffel's ſpätere Stellung zu ſeinem König ſelbſt bedeutſam. — Manteuffel hat Prinz Albrecht noch auf Reiſen nach Holland, der Schweiz und Tyrol, Oeſterreich, Italien und Sicilien begleitet. — Das Jahr 1844 war für Edwin nach zwei Seiten hin ein bewegtes geworden. Am 16. Januar hatte er ſich mit Hertha, älteſter Tochter des ehemaligen Kriegsminiſters und General-Adjutanten Friedrich Wilhelms III., General von Witzleben, verheirathet; am 1. April hatte ſein Vater, Präſident Carl von Manteuffel, zu Magdeburg das Zeitliche geſegnet, am 18. December deſſelben Jahres wurde Edwin aber das erſte Kind, ſeine einzige Tochter Iſabelle, geboren; erſt am 26. December 1846 ſchenkte ihm Hertha einen Sohn, Hans Carl, zur Zeit Lieutenant à la suite des 1. Garde-Regiments zu Fuß. — — Die Gewohnheit, alle Dinge des Lebens discurſiv zu behandeln, brachte Manteuffel zu einer Klarheit des Geiſtes, einer Elaſticität und Rundung der Ausdrucksweiſe, welche ihm ſpäter außerordentlich zu Hülſe kam, als man ihn diplomatiſch verwendete. Aus Luſt und Bedürfniß des Austauſches hatte er in der letzten Hälfte der vierziger Jahre, wo bereits die Fluth liberaler Ideen im Volke höher zu gehen und ſtürmiſcher zu werden begann, auch an einer Art Kränzchen Theil genommen, das ſich allwöchentlich verſammelte und Tagesfragen durchſprach. Graf Max Hatzfeld, Graf Albert Pourtales und Andere gehörten zu demſelben. — Vom Jahre 1845 an begann bereits die Volksbewegung eine der Regierung immer feindſeligere zu werden. Ein Demokrat, der ſich dem Rittmeiſter von Manteuffel zufällig von früher her verpflichtet fühlte, eröffnete ihm ſchon 1846: daß er beauftragt ſei, ihn zu beobachten, daß alle Wochen Zuſammenkünfte eines gewiſſen Clubs Radikaler ſtattfänden, von denen jedes Mitglied Perſonalnotizen über höhere Offiziere oder Offiziere von exceptionellen Stellungen, mit denen ſie Bekanntſchaft hielten, einreichen müſſe. Manteuffel ſei als einer der wenigen Köpfe, die den Radikalen gefährlich werden könnten und als ſo feſt in ſeinen Grundſätzen bekannt, daß er nicht zu gewinnen wäre. — — Vielleicht giebt es in der heutigen Generation Viele, welche dies für eine Fiction halten werden. Wir ſelber ſahen damals indeß die Zuſtände und die Helden derſelben ſo nahe, daß wir verſichern können, auch unſere Radikalen hatten ſchon 1845 ihre Mouchards. Seit Mai dieſes Jahres, beſonders ſeit dem Krakauer Aufſtande 1846, gab es gewiſſe republikaniſche Socialiſten, die mit trockenem Munde Abſichten ausſprachen, welche denen der franzöſiſchen Revolution von 1794 überaus ähnlich waren.

Als am 3. Februar 1847 König Friedrich Wilhelm IV. die Stände in Herrenkurie und Abgeordnetenhaus zuſammenrief, trat Edwin von Manteuffel aus beſagtem politiſchen Wochenzirkel und erklärte ſeinen Freunden, „er entſage von jetzt ab jeder Oppoſition, jeglicher Kritik von Regierungsmaßnahmen und werde nur darauf ſinnen, alle Handlungen des Königs zu entſchuldigen und für ſie einzutreten!« Er wurde von ihnen ausgelacht! — — Das Jahr 1848 gab ihm Recht, und wenn wir unparteiiſch ſind, müſſen wir geſtehen, daß Manteuffel einen ſehr lebhaften Inſtinkt für kommende Uebel beſaß, er nicht blos das Wehen des Zeitgeiſtes beſſer vorher fühlte, als Die, welche über ihn lachten, ſondern auch bedeutend beſſer von Dem, was in den dunklen Parteiſchichten des Volks bereits vorging, unterrichtet geweſen iſt. Seine bisherigen Ueberzeugungen kamen weder mit ſeiner Stellung als Soldat, noch als prinzlicher Adjutant in Colliſion. Von dem Augenblicke ab, wo er das Königthum einer drohenden Kriſis aber nahen ſah, begriff er, daß jede Aeußerung ſeinerſeits nicht mehr als Urtheil eines frei denkenden Geiſtes, ſondern als ein Programm aufgefaßt werden dürfte, was Denjenigen parteiiſch verpflichte, der ſie ausſprach.

Edwin von Manteuffel's fernerer Standpunkt iſt hiernach begreiflich. Sein Eid als Soldat, ſeine Dienſtpflicht im königlichen Hauſe, die tiefe Pietät und innige Liebe, welche er für die Glieder des Hohenzollernſchen Geſchlechts hegte, geboten ihm, ſeine Meinung fortan für ſich zu behalten und ohne Wimperzucken für den König und deſſen Recht zu ſtehen. Was der Monarch fortan that, gut oder beklagenswerth, vereinbar oder unvereinbar mit Edwins Anſichten, das war ihm eine Thatſache, welcher nachzukommen, die aber nicht mehr zu bemängeln ſei. — —

Das Jahr 1848 brachte mit ſeinem Sturme diejenige große und entſcheidende Umwälzung in Edwins Leben, welche ihm abermals, wider Willen, denjenigen Stempel aufprägte, welchen er murrenlos bis jetzt getragen hat, ihm diejenige gehäſſige Firma anheftete, welche, aus Verachtung der Meinung der Welt, ſich anheften zu laſſen leider ein Fehler Manteuffel's war, deſſen Conſequenzen ihm über den Kopf wuchſen.

Manteuffel, Anfangs des Jahres 1848 die Dinge kommen ſehend, ergriff noch einmal vor der Kataſtrophe die Journaliſtenfeder, um ſeinen Gedanken öffentlichen Ausdruck zu geben. Ein anonymer, von ſeiner Hand verfaßter Artikel ward von der Schneiderſchen Wehrzeitung in den erſten beiden Nummern des damaligen

Jahrganges nicht nur aufgenommen, ſondern als ihr eigenes Parteiprogramm abgedruckt. Dieſen Artikel heute wiederzugeben, wäre gewiß von der äußerſten Wichtigkeit. Manteuffel nahm, ſeinem Pflichtgefühl zufolge, feſte Stellung in der Politik. Er kannte nur ein Dogma noch: Erhaltung des Königs, ſeines Hauſes und der zu Recht beſtehenden Monarchie. Als die Februar-Revolution in Frankreich ausgebrochen war, ſich in Deutſchland dieſelbe dann „der großen Idee der deutſchen Einheit“ bemächtigt hatte, galt es: den revolutionairen Tendenzen der Zeit zu widerſtehen und doch nicht den Fortſchritt in der Zeit und in der Geiſtesentwickelung **zu verkennen!!** Zu dieſem Behufe aber hielt Manteuffel eine ſtarke königliche Gewalt für unbedingt nothwendig; ſie und eine geſunde Entwickelung der Dinge konnte nach ſeiner Anſicht unter den gegenwärtigen Verhältniſſen allein nur noch durch die große (äußere) Politik aufrecht erhalten werden und damit die Behauptung der Selbſtſtändigkeit des preußiſchen Staats! Auf dieſem politiſchen Standpunkte verharrend, erlebte Manteuffel die Märztage in Berlin! —

Die Idus des Märzen! — Rittmeiſter von Manteuffel war mit Prinz Albrecht und der königlichen Familie in dieſen traurigen Tagen um die Perſon König Friedrich Wilhelms IV. Die brechenden Herzen, die erſchütterten Gemüther rings hielt Edwin aufrecht in der Mahnung an Gott. Er hielt aufrecht das Banner der Zukunft, das ehrliche alte Adlerpanier, was ja doch ſo lange gehalten hatte und auch in der neuen kommenden Zeit ſo gut wie in der alten noch auf zur Sonne rauſchen werde! — Was Edwin hierbei litt, da, während er auf dem Schloſſe zum Schutze ſeines Königs aushielt, daheim ſein Weib am 18. März unter Kugelpraſſeln und Geheul — ein ſchutzlos Weib — ſeinem zweiten Sohne Edwin das Leben gab, das möge jeder Familienvater ermeſſen. Mehr als gewöhnliche Soldatenkourage gehörte dazu, das Liebſte auf Erden dem Könige zu opfern, der Nichts mehr beſaß, als die Treue der wenigen braven Herzen, die ſelbſt in Todesnoth von ihrer Art nicht laſſen!! — Die beiden Kampftage mit ihrer Seelentortur waren vorüber, das ſouveraine Volk war Sieger. Das alte Miniſterium fiel, die weiteſten Conceſſionen hatten den Frieden der ſtreitenden Gewalten hergeſtellt! — — Als Edwin von Manteuffel ſeine Stellung 1843 bei Prinz Albrecht erhalten hatte, war er als Rittmeiſter dem litthauiſchen Dragoner-Regiment in Tilſit aggregirt worden. Nach Beendigung des Kampfes am 19. März bat er den König, ihn vom Adjutanten-Dienſte bei Prinz Albrecht zu dispenſiren und zu ſeinem Regiment nach Tilſit zu verſetzen. — Wer mochte es ihm verdenken? Er hatte ſehen müſſen, was zu erleben er nie vermeint hatte. Die Freiheit, wie ſie *gewaltſam* geworden war, konnte fortan nur durch Gewalt *beſiegt* oder *befeſtigt* werden. Statt *Harmonie* zwiſchen Fürſt und Volk, ſtatt frühzeitigem *organiſchen Ausbau* der *Rechte Beider*, hatte der Kampf nur Erbitterung, Unverſöhnlichkeit auf jeder Seite, nur noch ſchroffere Parteiungen zur Folge gehabt! Furcht und Mißtrauen Aller gegen Alle, das war der neue ruheloſe Zuſtand, der nur in einer abermaligen Kriſis enden konnte. Alles dies war Manteuffel's Ideen von Fürſtenmacht, Volksglück, wie nationaler Entwickelung entgegen. Er ſah, daß dieſelben auf dieſem Wege niemals Wahrheit werden konnten und jetzt, wo mit des Fürſtenhauſes perſönlicher Gefahr ſeine moraliſche Pflicht erloſchen war, hielt er den Augenblick für gekommen, den Hofdienſt zu quittiren, zur Fronte zurückzukehren und, was immer er gewollt, Soldat zu bleiben. Sein Entlaſſungsgeſuch bewilligte der König jedoch nicht. Friedrich Wilhelm IV. hatte ſo gut wie deſſen Bruder erkannt, was ein Mann von ſelbſtſuchtloſer Treue in ſchweren Stunden werth ſei, wo Alles weicht, ja wo gerade Diejenigen den Thron verließen, deren engherzige verrottete Cabinets-Politik die jetzige heilloſe Lage *verſchuldet* hatte. König Friedrich Wilhelm IV. machte Edwin zu ſeinem Flügel-Adjutanten, und in dieſer Stellung war er bis 1853. Manteuffel war alſo eine *März-Errungenſchaft* und zwar die einzige, welche dem hartgeprüften Könige bis an ſein Ende verblieb. —

Widerwillig ſagte Manteuffel ſeinem Lieblingswunſche abermals Lebewohl. Die große perſönliche Liebenswürdigkeit des Königs, die ſchwierige Lage der öffentlichen Verhältniſſe drängten ihm indeß ie Nothwendigkeit auf, das Vertrauen der königlichen Familie u rechtfertigen. Dafür aber begann auch vom 20. März 1848 b, als er in dieſe prononcirte Stellung trat, die Verleumdung ich feſter an ſeinen Namen zu hängen, allmälig zu wachſen im Haſſe es Volks und zwar durch alle Schichten der Geſellſchaft und in em Maaße, als ſein Einfluß ſich fühlbar machte. Von dieſen ſeinen Einflüſſen hatte man nun ganz übertriebene Vorſtellungen, ja at ſie heute noch, und Edwin wurden Dinge zur Laſt gelegt, an enen er entweder nicht Schuld war, oder die ſich völlig anders zugetragen haben. Ehe wir auf ſeine Wirkſamkeit in dem neuen Amte eingehen, ſchicken wir voraus, daß Edwins Einfluß nur in zwei klar rkennbaren Epochen *wirklich* in die Verhältniſſe eingreifend geweſen iſt. Die erſte Epoche war unter König Friedrich Wilhelm IV. und reichte vom Jahre *1848 bis 1850*. In dieſer Zeit war ſein Einfluß *am bedeutendſten* und er übte ihn durch die geiſtige Gewalt aus, welche in ſeiner *Perſönlichkeit* lag. Seine zweite einflußreiche Epoche ging vom Jahre *1858 bis 1862*, alſo um das Lebensende des ſeligen Königs, beſonders aber zur Zeit der neuen Aera und derjenigen erſten Hälfte des Reorganiſations-Conflicts unter König Wilhelm I., welche den Fall Bonin's und den Eintritt des Miniſteriums Bismarck bezeichnet. Hatte Manteuffel in der erſten Epoche durch ſeine *Perſon* Einfluß geübt, ſo übte er ſie in dieſer letzten **nur** noch vermöge ſeiner *amtlichen* Stellung. Das Vertrauen zu ihm war bei beiden königlichen Brüdern das gleiche, die perſönliche Beziehung Manteuffel's zu König Wilhelm I. aber weſentlich von der zu deſſen verſtorbenen königlichen Bruder verſchieden und bedeutend *vermindert*! Außer dieſen beiden Zeitabſchnitten hat Manteuffel keinen nennenswerthen Einfluß auf die Verhältniſſe beſeſſen, jedenfalls keinen, der denjenigen irgend eines Miniſters oder Staatsmanns bei Hofe erreicht, geſchweige überboten hätte. Vom Friedensſchluſſe des Jahres 1866 ab ſtand Edwin endlich der Politik wie deren leitenden Kreiſen bis zu dieſem Augenblicke gänzlich fern, er war lediglich in militäriſcher Wirkſamkeit! — —

Erwägen wir die Situation bei Hofe und die beſondere Manteuffel's, wie ſie in dem Augenblicke beſtand, wo er unfreiwillig ſeinem Monarchen perſönlich nahe trat.

Am 20. März zur „Dienſtleiſtung" bei Friedrich Wilhelms IV. Perſon erwählt, gelang es ihm erſt am 21. auf wenige Minuten zu ſeiner Gattin zu eilen, um ſie wiederzuſehen und den Knaben zu küſſen, dem ſie unter ſo ſchweren Gemüthsaffektionen das Leben gegeben hatte. Nicht ſeinem Hauſe, ſeiner Familie, er gehörte in dieſer Kriſis ja nur dem Könige an. — Dem König!! — So ideell Edwin alle Politik, das Wohl Preußens wie den Liberalismus auffaßte, mit dem ihm eigenen Feuer und einer kühnen Rückſichtsloſigkeit ſeine Ideen geltend zu machen ſuchte, ſo ideal dachte er auch über das preußiſche Königsthum ſelbſt. Er wollte vor allen Dingen ſeines Monarchen angeborene Rechte wiederherſtellen, die Gewaltſamkeit der Verhältniſſe im Lande zerbrechen helfen, aber nicht mit Gewalt! Er wollte vielmehr das berechtigte politiſche Entwickelungsbedürfniß der Nation durch des Königthums erneute Kraft naturgemäß **geſichert** wiſſen! Seine Liebe zur Perſon des Königs und deſſen Hauſe hatte gar nichts Höflingsmäßiges, war keineswegs eine byzantiniſche Verhimmelung. So ſehr Friedrich Wilhelms IV. geiſtige Ueberlegenheit ihm imponirte, die damalige Lage der königlichen Familie ſeine Pietät noch wärmer machen mochte, Edwin von Manteuffel erblickte dennoch ſtets in Jedem der beiden Monarchen, denen er diente, nur den Friedrich Wilhelm IV. und den Wilhelm I., alſo concrete königliche Individualitäten. Ein ideales Königthum in ihnen verkörpert, ein abſtractes Prinzip in ihnen vertreten ſah er nicht; der perſönliche König war ihm genug, denn er war ihm Alles! Edwin glaubte an den „Inſtinkt der Könige", an die Kraft einer weiſen und großen Entſchlußfähigkeit, welche dem Monarchen ſchon aus dem Gefühle und der Ausübung ſeiner Würde, beſonders aber in entſcheidenden Augenblicken erwuchſen. — Solche Ueberzeugung beſtimmte auch des Adjutanten Haltung. Kannte der König irgend eine Sache nicht, hatte derſelbe die Akten oder Relationen noch nicht eingeſehen, ſtand ein königlicher Beſchluß mithin alſo noch nicht feſt, ſo debattirte Manteuffel über die betreffende Angelegenheit mit dem

Könige „bis zur Ungnade“! Hatte die Majeſtät indeß verfügt, war ſein Entſchluß Thatſache geworden, dann trat Edwin von Manteuffel für dieſelbe unbedingt ein, mochte er im Cabinet auch gegen ihn geſprochen haben, mochte er völlig anderer Meinung ſein. Ja, er nahm das Odium der Maßregel ruhig ſogar auf ſich, wenn die Veranlaſſer derſelben hinterher für gut fanden, ſich den Folgen der eigenen Handlungsweiſe zu entziehen. Deshalb war er ſtets gegen die Staatsmänner, welche ihre Politik dem Könige aufdrängten, ihr Programm als eine Beglückung Preußens anſahen, und niemals iſt es Edwin von Manteuffel eingefallen, ſeine ſpecielle politiſche Richtung dem Monarchen aufzureden, die eigene Ueberzeugung etwa mit dem Purpur zu decken, oder zu ihrer Verwirklichung der Macht der Krone ſich zu bedienen. Sein Streben war, ſich im Fühlen und Denken mit ſeinem Landesherrn ganz eins zu wiſſen, alle Maßnahmen aus den frei gefaßten Entſchlüſſen preußiſchen Königsgeiſtes heraus gefaßt zu ſehen, und wo ſolche Entſchlüſſe vorlagen, deren Nothwendigkeit eine große Härte im Gefolge hatte, führte er dieſe nothwendige Härte ruhig im eigenen Namen durch und lenkte auf ſich die Folgen, indem er den Entſchluß des Königs aufrecht erhielt! Der altfranzöſiſche Vers:

„Il fait des souverains
Et n'a pas voulu l'être!“

war Edwins Lieblingsſpruch. Nach ihm hat er bis zu dieſer Stunde gehandelt und dergeſtalt allein war auch ſein Einfluß. Er that nicht Alles, was ſein königlicher Herr in einer menſchlichen Anwandlung verlangte, aber des Herrſchers altpreußiſchen Königs-Entſchluß immer und unbedingt!! — Die Frage, wie er dies mit ſeinen liberalen Ideen zu verbinden, wie er die letzteren zu praktiziren vermochte, ohne ſeiner unbedingten Königstreue untreu zu werden und zwar im Jahre 1848, wo die Parteien ſich in Extremen überboten und in keiner Richtung eine Vermittelung möglich war, — dieſe Frage zu beantworten bleibt noch übrig. Meinungen haben und ausſprechen mochte Edwin bei Hofe immerhin, ſeine Ideen zu praktiziren aber war er weder in der amtlichen Stellung, noch war die Landeslage, wie die ihrer Leiter für dieſelben empfänglich! Das Augenſcheinlichſte und Einſchneidendſte, was in den folgenden vier Jahren geſchah, iſt völlig gegen Edwins Ueberzeugungen geſchehen! Alles dagegen, was in den Jahren 1858—62 ſich ereignete, vollzog ſich zum größten Theile mit ſeiner völligen Ueberzeugung! Möge dies gleich hier zur Orientirung ausgeſprochen ſein. —

Verſetze man ſich zunächſt in des Adjutanten von Manteuffel Lage nach dem 20. März 1848. Als ſchlichter Rittmeiſter an den königlichen Hof berufen, ohne politiſche Amtserfahrung mitzubringen, noch berufen zu ſein, in die Ereigniſſe ſelbſt einzugreifen oder ſie zu leiten, konnte er unter allen dieſen Generalen, Miniſtern und hohen Hofchargen unmöglich irgend eine Autorität haben. Seine Stellung war eine rein dienſtliche bei der Perſon des Königs, welche er überdem mit verſchiedenen Flügel-Adjutanten und General-Adjutanten, deren Jüngſter er war, theilte. Geltung konnte er ſich mithin nur durch die Mittel verſchaffen, durch welche er ſie bisher in der vornehmen Geſellſchaft Berlins erlangt hatte. Es war die Gabe, jegliche andere offene Meinung zu toleriren, ſeine eigene aber zu bewahren und zu vertheidigen. Die Waffe der Rede hierbei war in ſeinem Munde zwar eine höchſt brillante, aber nur eine ſehr langſam wirkende und der Flucht der Ereigniſſe gegenüber wenig wirkungsvoll. — — Edwin hatte bei Hofe wie bei den Miniſtern allerdings längſt eine weit über ſeine Funktionen gehende Stellung. Am 18. und 19. März hatte er Klarheit und Feſtigkeit gezeigt, Unerſchütterlichkeit und Vertrauen in die Zukunft; dies war Urſache geworden, daß er von den leitenden Perſönlichkeiten gleich Anfangs in die innere Politik gezogen wurde. Von Alters her waren die preußiſchen Könige gewohnt, in den Vorſtänden ihrer Cabinette und in ſonſt wichtigen Stellungen bei ihrer Perſon lediglich Vertrauensperſonen zu haben. Die Zahl dieſer war jetzt ſehr knapp, die Miniſterien kamen und gingen je nach der politiſchen Fluth des Tages. Zu ſolchen Vertrauensperſonen gehörten damals der General-Adjutant General-Lieutnant von Neumann, welcher den Vortrag im Militär-Cabinet hatte, und Oberſt von Schöler, der unter dieſem die Vorträge der Abtheilung über die perſönlichen

Angelegenheiten hielt, ferner der Geheime Cabinetsrath Illaire, vor Allen General-Adjutant Friedrich von Rauch, den Edwin in Petersburg kennen gelernt hatte und welcher 1848 auf Urlaub in Berlin war. Alles gegen einander gehalten, vermochte Adjutant von Manteuffel ſeine Anſichten alſo blos durch beſcheidene Beſprechung zum Ausdruck zu bringen, ja mußte ſeiner ſecundären Stellung wegen es ſogar oft vermeiden, dieſelben als die ſeinigen zu taufen. Ihm genügte dann, wenn eine Sache, die er für gut hielt, geſchah. Er ſah ſelbſt gern, wenn ein Anderer dann glaubte, der Gedanke ſei der ſeinige geweſen, alſo den Ruhm derſelben für ſich in Anſpruch nahm. Lief die Angelegenheit aber nicht günſtig ab, dann hat er niemals einen von ihm ſtammenden Gedanken verleugnet, ſelbſt wenn er von Anderen falſch verſtanden oder die Sache falſch ausgeführt worden war. Ob dies von Manteuffel gerade richtig gehandelt war, möchten wir bezweifeln, aber es iſt bei ſolcher, an einem Hofe nicht ganz gefahrloſen Anſpruchsloſigkeit kaum zu wundern, wenn Edwin ſich in beſtimmten Kreiſen den Ruf eines „freiwillig Odiöſen", kurz eines Mannes erwarb, der rein aus Liebe zu ſeinem Monarchen die Fehler Anderer auf ſich nahm. Leute von größerem Einfluß und ſelbſtſtändigerer Stellung fanden es bald recht bequem, die Dummheiten, welche ſie gemacht hatten, dem Adjutanten von Manteuffel freundlichſt in die Schuhe zu ſchieben. — Manteuffel's Ambition ging nicht auf äußere Anerkennung, er gefiel ſich eher darin, ſie Anderen zu verſchaffen. Sein Zweck war nicht, daß ihm, ſondern daß dem Könige perſönlich und dem Staate insbeſondere gedient ſei!

Als er in ſeine Adjutantenſtellung beim Könige getreten war, hatte er zuerſt mit ſich einen Kampf zu beſtehen. Seine Grundſätze waren eben liberal und er fragte ſich, ob er ſich nicht den mit der Bewegung gehenden Männern anſchließen müſſe. Zwei Seiten ſeiner Individualität hinderten ihn daran. Erſtlich hatten ihn in ſeinen geſchichtlichen Studien gerade die Charaktere angezogen, welche ſich dem Ungeſtüm der Zeitſtrömungen entgegengeſtemmt, dadurch aber ihr Vaterland vor Ueberſtürzung und dem Chaos bewahrt hatten. Bei ihren Zeitgenoſſen mochten ſie freilich niemals

Popularität erlangt haben, aber das Urtheil der Geſchichte über ſie ſtellte dennoch feſt, daß ſolche Charaktere, ſelbſt wenn ſie wie Heinrich der Löwe untergingen, für die Entwickelung des Reichs erſprießlich geweſen ſeien. Eine zweite Charakter-Eigenthümlichkeit war, — wie Max Piccolomini von ſich ſagte, — Manteuffel konnte „nicht wahr ſein mit der Zunge und mit dem Herzen falſch!“ Damals aber war eine Zeit der Falſchheit! — Nachdem die widerrechtliche Gewalt den Sieg entſchieden hatte, waren beide gegneriſche Parteien darauf aus, ſich an Stelle des Staatsganzen zu ſetzen, politiſch ſich gegenſeitig zu übervortheilen. Wie Königshaus und Land dabei fahre, war ihnen im Kampf der eigenen Intereſſen Nebenſache! In vielen jener Miniſter wie Tageshelden, deren Ausſprüche gegen den König er kannte, ſah Edwin von Manteuffel keine Uebereinſtimmung mit ihren Erklärungen dem Landtage und der Oeffentlichkeit gegenüber, Mantelträgerei aber zu treiben war nicht nach Edwin's Sinn. Das Königthum war gedemüthigt, die Bewegung unerſättlich in ihren Anſprüchen, die Harmonie, welche zwiſchen ſeiner royaliſtiſchen Pietät und ſeinem alten Liberalismus in Manteuffel's Seele ſtets herrſchte, war in der nackten Wirklichkeit des Jahres 1848 nicht zu finden. Er beſchloß daher, ſeinen hiſtoriſchen Idealen zu folgen und nie zu verſuchen, in Stellungen zu kommen, vermöge deren er die Bewegung leiten könne. Er ſchloß ſich vielmehr denjenigen altpreußiſchen Generalen an, welche ſich vorerſt der Volksbewegung entgegenſtellten, um durch ihre Haltung den Thron vor der Gefahr zu behüten, von dem wachſenden Taumel der Zeit hinweggeriſſen zu werden. Von Stunde an fragte Edwin ſich bei Allem, was geſchah, bei jeder Maßregel, die bevorſtand: „Liegt für das Königthum in der Sache Gefahr?“ Schien ihm das der Fall, dann war er aufs Aeußerſte gegen die Angelegenheit; ſah er in der Maßregel aber keinerlei Schwächung der Herrſcherwürde, ſo concedirte er ſie in dem Grade, in welchem ſie ihm an ſich nützlich erſchien. Von dieſem Standpunkte muß ſeine Wirkſamkeit in dieſen Jahren betrachtet werden. Dieſelbe hatte bei Manteuffel's Widerwillen gegen Charakterſchwankungen aber auch Einfluß auf ſeine politiſche Stellung.

Manteuffel trat anfänglich zu König Friedrich Wilhelm IV. nur in geringe Beziehung, deſto inniger aber zu ſeinem Petersburger Gönner, General von Rauch. — Friedrich Wilhelm IV. hatte mit der königlichen Familie Berlin verlaſſen und ſeine Reſidenz nach Sansſouci verlegt, für die Flügel-Adjutanten war Wohnung im neuen Palais eingerichtet worden. — Manteuffel blieb aber in Berlin und das wurde ihm bei Hofe ſehr verdacht. Er erwiderte auf den dahin abzielenden Vorwurf: „Er müſſe in der Bewegung ſelbſt die Dinge beobachten. Wenn er blos zu Potsdam in Hof- und Wachtparade-Cirkeln lebe, könne er das nicht.“ Dann ward ihm bei Hofe vorgeworfen, daß er ſich nicht bei Wahlverſammlungen betheilige, „er habe doch das Zeug dazu, Einfluß zu üben.“ Edwin entgegnete: „In ſo vorübergehenden Zuſtänden könne er ſich nicht abbrauchen laſſen.“

Manteuffel beobachtete in Berlin alſo die Bewegung. Dies war ſowohl für ſeine eigene Erkenntniß des damaligen Parteitreibens, wie auch dem Könige ſelbſt zur Erlangung eines klaren Urtheils über den Gang der Dinge höchſt nützlich. Für den Hiſtoriker aber iſt es intereſſant, dem Benehmen eines Mannes in einer Zeit nachzuſpüren, wo in faſt allen höheren Kreiſen vollendete Dekaptation zu Hauſe war. Nach den Märztagen ward bei Hofe die Frage ventilirt: „ob König Friedrich Wilhelm IV. abdanken ſolle.“ Edwin von Manteuffel trat entſchieden dagegen auf! — Dem Miniſterium Eichhorn war das Miniſterium Schwerin-Arnim-Bornemann gefolgt, es lebte nur zehn Tage und machte dem Cabinet Camphauſen-Hanſemann-Auerswald I. (Inneres), General von Reyher (Krieg) und Schwerin Platz. Man diskutirte die Verantwortlichkeit. Am 31. März trat Metternich zurück, am 2. April ward der vereinigte Landtag eröffnet und Bismarck*) hielt ſein erſtes parlamentariſches Debut. Am 22. Mai abdicirte der vereinigte Landtag zu Gunſten der erſten National-Verſammlung. — Der Hof war in Potsdam, die Miniſter, wie der Generaladjutant von Neumann, Oberſt v. Schöler und Geheimer Cabinets-Rath Illaire blieben in Berlin. Durch Anweſenheit des Generals v. Rauch bildete ſich nun eine Art neues politiſches, gewiſſermaßen ein drittes Cabinet und jeden Morgen hielt von Rauch dem Könige in Potsdam Vortrag. — Manteuffel empfing mehrfach Nachrichten von dem erwähnten Demokraten von 1846 über die Conſpiration, welche in einem Kreiſe extremſter Radikaler gegen verſchiedene hohe Offiziere und Leute von des Königs Vertrauen ſich bildete. Dieſer Mann hatte in den Märztagen auch auf den Barrikaden geſtanden, aber ſein ehrlich Gewiſſen und alte Anhänglichkeit zwangen ihn, Edwin zu entdecken: „es beſtehe eine Liſte von Notabilitäten, welche man zu hängen Willens ſei und Manteuffel's Name eröffne, noch vor dem des Generals von Rauch, den Reigen der Conſcribirten.“ Dem Chef jener Radikalen, für welchen Manteuffel durch den bewußten Demokraten beobachtet werden mußte, begegnete Manteuffel nochmals im geheimen Preßbureau, wo derſelbe angeſtellt worden war!! Es iſt ein noch lebender, ſehr bekannter, geſinnungsgroßer Hallunke, den auch der Verfaſſer an der Sternzeitung ſpäter antraf und deſſen cyniſches Daſein ſich heute noch Jeglichem für jeden Zweck verkauft, wenn ihn nur Einer bezahlen kann! — Noch auf anderm Wege ſah Manteuffel ins Innerſte der königsfeindlichen Partei. In Berlin lebte nämlich ein alter Herr, der ehedem zu den Jakobinern gehört hatte, ſpäter aber von Fürſt Metternich gewonnen worden war. Von dieſem beſonders lernte Manteuffel viel vom Getriebe der Parteien. Bemerkt ſei hier noch, daß im Jahre 1848 Heinrich, Edwins alter Lehrer, geſtorben iſt. — Vom Hofe zu Potsdam erhielt Edwin nun Special-Aufträge zu Verhandlungen mit beſagtem alten Herrn, doch wenn er auch über die Parteien wohl an den Hof berichtete, lehnte er doch ab, mit nicht offiziellen und zweideutigen Perſönlichkeiten zu verhandeln. Trotzdem befriedigten den König Manteuffel's Berichte ſo, daß derſelbe zur Tafel befohlen wurde und alsbald im Cabinet Vorträge zu halten hatte, kurz er kam in eine Stellung, die einem jungen Manne wohl ſchmeicheln durfte. König Friedrich Wilhelm war inzwiſchen Mittheilung geworden, ein damals ſehr einflußreicher Demokrat werde zu gewinnen ſein und in der ziemlich rathloſen Lage der Regierung während der erſten Zeit war es wohl verzeihlich, daß der Monarch einen ſo gefährlichen Mann zu neutraliſiren wünſchte. Er begann Manteuffel dies auseinanderzuſetzen, und Edwin ahnte, er ſei zu dieſem Geſchäft auserſehen. Ehe der König ſeine Abſicht noch völlig ausgeſprochen hatte, unterbrach ihn Manteuffel mit den Worten: „Bei ſolchen Dingen trete ihm immer eine bekannte Anekdote aus der Geſchichte vor die Augen.“ Sprach man gegen Friedrich Wilhelm von hiſtoriſchen Beiſpielen, ſo erregte dies ſein Intereſſe ſofort; er fragte Manteuffel: Was das wäre? „Die, Ew. Majeſtät, wo der Teufel zu Luther auf die Wartburg kommt. Da verhandelt Der auch nicht mit ihm, er wirft ihm das Dintenfaß an den Kopf!“ Der König merkte ſofort das indirekte Refus und entließ Manteuffel nach wenig gewechſelten Worten, ohne ihm den bewußten Auftrag zu geben. — Dies wurde ein Wendepunkt in Manteuffel's Stellung! Hätte er dieſen Auftrag angenommen, dann verfiel er auch ferner einer ſubalternen Verwendung. Dies Refus hatte ihn für immer hiervon befreit. — Kein König liebt eine ablehnende Antwort, Friedrich Wilhelm IV. war Anfangs alſo ungnädig. In ſeiner eigenen Vornehmheit und Gerechtigkeit erkannte er indeß doch Manteuffel's Geſinnungen an und verwendete ihn nur noch zu politiſchen Sendungen von Souverain zu Souverain. Daß der erwähnte einflußreiche Volksagitator ſpäter durch eine bekannte, emancipirte „Delila“ geködert wurde, welche auf Spaarwaldshof wohnte, Simſon dort auch wirklich gebunden den Philiſtern übergeben wurde und ſeine Bande ſehr ſüß waren, deſſen erinnern ſich wohl noch Etliche?! —

---

*) Fürſt Bismarck Bd. II., S. 26 bis 30. D. V.

Am 14. Juni erfolgte der Zeughausſturm! Stärker als je war von der Abdankung König Friedrich Wilhelms IV. bei Hofe die Rede. Wenn ſie wirklich unterblieb, dann war Edwin von Manteuffel's beredtſame Energie nicht zum wenigſten die Veranlaſſung. Für ihn war das „Königſein“ keine Sache, die ſich übertragen ließ, keine Titulatur, kein Amt, das ſeinen Herrn wechſeln durfte. Der perſönliche König Friedrich Wilhelm IV. allein war ihm ſein König, welcher nur durch Tod oder ewiges Siechthum abdiciren konnte. Friedrich Wilhelm IV., dem Manne von Fleiſch und Blut, hielt Edwin ſich vereidigt, nicht etwa einem ideellen Oberhaupte. Er wollte Nichts von einer Trennung zwiſchen Perſon und Begriff, Nichts hier von rein menſchlicher Klugheit und eigenmächtigem Eingreifen wiſſen. Dieſer Abdicationsakt war ihm nur eine weitere Schwächung der königlichen Gewalt, und wo dieſe auch ſpäter vorlag, trat Manteuffel auf und proteſtirte. Aber genau ſo, wie ſich Manteuffel zum Königthum ſtellte, ebenſo ſtellte er ſich im December deſſelben Jahres zu dem Rechte des Volks und ſeiner nationalen Entwickelung! — Im Laufe des Sommers begleitete Edwin König Friedrich Wilhelm IV. nach Köln, wo dieſer dem deutſchen Reichsverweſer begegnete, dann auf der Reiſe nach Hohenzollern zur Huldigung, wo Fürſt Metternich auf Schloß Johannisberg beſucht wurde, endlich nach Iſchl. Am 25. Juni war das Miniſterium abermals abgetreten und ein Cabinet Auerswald II. (Auswärtiges), -Roth von Schreckenſtein-Merker-Kühlwetter-Rodbertus-Milde ergriff die Geſchäfte. Unter ihm machte Manteuffel ſein erſtes diplomatiſches Debut, er wurde zu König Oskar von Schweden entſendet. Am 22. Auguſt mußte in Berlin das Tumultgeſetz erlaſſen werden, am 7. September überſchritt die National-Verſammlung ihre Functionen und machte Miene, ſich als „Convent" zu etabliren. Das war die Peripetie der demokratiſchen Bewegung. Bereits erhob ſich die Stimmung in den Provinzen gegen ſie, nur noch einige expanſive Akte und die Revolution erſtickte in ſich ſelbſt. Den parlamentariſchen Ereigniſſen gegenüber wich auch das letzte Cabinet, ein neues: General von Pfuel-Eichmann-Bonin-Dönhoff (Aeußeres) trat ein. Am 12. October begann die Berathung der Verfaſſung, vier Tage ſpäter brach der Arbeiteraufſtand los, zehn Tage ſpäter dankte Grabow als Präſident der National-Verſammlung ab und Unruh trat für ihn ein. Einen Tag hierauf fiel auch der Demokraten-Congreß in Berlin auseinander und der Monat ſchloß mit Straßenunruhen, der Vorgänge in Wien wegen. In demſelben Monate avancirte Edwin zum Major.

Am 2. November legte auch das Miniſterium Pfuel das Amt nieder, ein weſentlich ſtrafferes Cabinet ergriff mit Energie das ſchwanke Steuer, das Miniſterium Brandenburg! — Wer erinnerte ſich nicht des thatkräftigen Grafen mit dem königlichen Antlitz, der damals der Volksbewegung den Kopf bot und ſie endete. In ſein Cabinet waren die Herren von Ladenberg, Kühne, Pomer-Eſche, Rintlen, General von Strotha (für den Krieg), Edwins älteſter Vetter und Jugendgenoſſe aber, Otto Theodor Freiherr von Manteuffel, welcher vortragender Rath im Staats-Miniſterium geweſen, als Miniſter des Innern getreten. — Auf dies Miniſterium warf ſich der volle Haß der Demokratie. Ferner hatte es das wenig beneidenswerthe Loos, je länger deſto gewiſſer ein verdammendes Urtheil der Welt gegen ſich heraufzubeſchwören. — Es ſteht feſt, daß dies Cabinet der Reaktion, ganz beſonders nach Brandenburg's Tode, Dinge that und zuließ, welche dem Vaterlande nicht zum Segen gereichten. Zwar machte es ſich zum Herrn der Gegenbewegung, aber wurde hierbei auch weſentlich wieder das Organ einer Partei. Auf des Majors Edwin von Manteuffel Lebensgang wirkte dieſes neue Cabinet ſehr entſcheidend. In den erſten vier Wochen deſſelben, ungefähr alſo vom 2. November bis 2. December 1848, war Edwin gewiſſermaßen zu dem Miniſter-Präſidenten Grafen Brandenburg commandirt. Zu erwähnen iſt auch noch, daß Edwin zufällig an dem Tage beim Könige Dienſt hatte, an welchem die Landtags-Deputation erſchien, um gegen Ernennung des Miniſteriums Brandenburg-Manteuffel zu proteſtiren, bei welcher Gelegenheit Herr Johann Jacoby vor Friedrich Wilhelm IV. ſeine bekannte Belehrung über: „die Wahrheit, welche Könige nicht hören könnten“ losließ. Der Monarch wendete der Deputation den Rücken und verließ den Saal, den beſtürzten Abgeordneten blieb nun Nichts übrig, als an Edwin von Manteuffel ihre Entſchuldigung wegen „des unangemeſſenen Benehmens“ des Collegen Jacoby zu richten. — Das ganze Cabinet wohnte damals im Kriegsminiſterium. Edwin war den Tag ebenfalls beim Kriegsminiſter und da Graf Brandenburg nicht immer Zeit zum Selbſtſchreiben hatte, berichtete Edwin in deſſen Auftrag mit jedem Eiſenbahnzuge nach Potsdam an den

General-Adjutanten von Rauch, der ſofort dem Könige Vortrag hielt. Abends 10 Uhr fuhr Edwin mit den letzten Aufträgen des Miniſter-Präſidenten nach Potsdam, wurde noch um 11 Uhr vom Könige empfangen, berichtete Demſelben, ſchlief bei dem Ober-Präſidenten von Patow, empfing 6 Uhr am andern Morgen die neuen Inſtruktionen des General-Adjutanten von Rauch, fuhr um 7 Uhr nach Berlin und ſtattete Graf Brandenburg um 8 Uhr Rapport ab. Bei wichtigen Sachen wurde Edwin von Manteuffel auch außer der Zeit vom Miniſter-Präſidenten nach Potsdam geſandt, um Entſcheidungen einzuholen. Edwin ſtand in dieſer beſonders ernſten Zeit den Dingen alſo ſehr nahe und gewann große Achtung vor dem Charakter des Grafen von Brandenburg, wie vor dem Scharfblick und der Energie ſeines Vetters, des Miniſters. Trotz der beſonderen Wirkſamkeit, die in ſeiner dermaligen, zwiſchen dem Hofe und dem Cabinet vermittelnden Stellung lag, hat Edwin ſich nie in eitler Schätzung überhoben, ob auch die erſten Staatsdiener und Generale ihn in ihr Vertrauen zogen, der König ihm auch die wichtigſten Aufträge ertheilte. Immer iſt er gern in ſeiner einfachen dienſtlichen Stellung als Adjutant, noch lieber wäre er als Major in der Fronte geblieben. Als nach dem Tode des Generals von Rauch General von Gerlach gänzlich an deſſen Stelle trat, der junge Niebuhr, mit welchem Edwin innig befreundet war, in die Geſchäfte gezogen ward, wurde die ganze Stellung des ehemaligen Rauch'ſchen Cabinets mehr in die Verwaltung eingreifend. Dieſer Stellung hielt ſich Edwin fern. Einmal gingen ihm die Fachkenntniſſe ab, um hier Einfluß zu üben, andererſeits war dieſe Art von Wirkſamkeit gegen ſeine ganze Grundauffaſſung. Als die augenſcheinliche Gefahr für den Thron im Jahre 1849 verſchwunden war, ſehnte er ſich inniger denn je nach ſeinem eigentlichen Beruf zurück. Dieſer Wunſch ſollte ihm ſobald aber nicht erfüllt werden! —

Hält man feſt, was bereits über Edwins Geſinnungen geſagt worden, ſo wird der Grund für das erneute Erwachen des alten Wunſches, wieder völlig Soldat ſein zu dürfen, ſehr erklärlich. In dieſer troſtloſen Zeit hatte er nur Lug, Trug und Corruption geſehen, hatte im Laufe des Jahres 1848 bemerkt, wie die verſchiedenen conſtitutionellen Miniſterien wohl die Erringung der Majorität der Kammer, nicht aber das wahre Beſte des Volks im Auge hatten! Monarchen, welche unverantwortlich erklärt geweſen und die nur die Rathſchläge von Majoritäts-Miniſtern befolgt hatten, waren aber vertrieben worden. Edwin fand keine Wahrheit in dem modernen conſtitutionellen Syſtem, in ihm allein nur aber lebten ſowohl die Miniſterien wie die Volksvertretung des Sommers 1848 und wollten daſſelbe auf preußiſche Verhältniſſe übertragen. Mit Ironie citirte Manteuffel damals oft die Anekdote von jenem preußiſchen Miniſter, der die belgiſche Verfaſſung in einer Taſchen-Ausgabe ſtets bei ſich trug und bei jeder vorkommenden Frage nachſchlug, ob ſich in derſelben etwa ein Paragraph vorfinde, der auf vorliegenden Fall in Preußen Anwendung finden könne. Das politiſche Daſein eines Volks war ihm etwas Lebendiges, in ewigem Wachſen Begriffenes. Ihn widerte es an, ſolch ein Daſein in die todte Schablone paragraphirter Dogmen preſſen zu wollen, welche nur importirte Waaren waren. Die Auffaſſung Edwins über die Intereſſen des Landes brachten es mit ſich, daß er ſich alſo im Widerſpruch mit der Tagesmeinung befand, Alles Das, was er nicht billigte, aber zur Ausführung kam! Dies ſonderbare Loos ſollte er betreffs ſeiner politiſchen Ideen ſtets haben. Inzwiſchen war (9. November) die National-Verſammlung nach Brandenburg verlegt worden, Wrangel's Einmarſch (am 10.), der Belagerungs-Zuſtand (am 12.) waren erfolgt. Die Steuer-Verweigerung ging nicht durch, die Berliner National-Verſammlung (der Rumpf) ward (13. bis 15. Novbr.) geſprengt. Am 5. December octroyirte das Miniſterium Manteuffel eine Verfaſſung! — Edwin war, ſeiner ſchon dargelegten Ueberzeugung gemäß, ganz und gar **gegen** dieſe Octroyirung! Wiederholt machte er darauf aufmerkſam, daß ja nach Vertagung der National-Verſammlung alle Tage beruhigendere Nachrichten aus dem ganzen Lande eingingen, man daher ja Zeit zum Ueberlegen habe! Friedrich Wilhelm IV. ſelber war gleichfalls gegen dieſe Octroyirung, aber das Miniſterium ſtellte dieſen Octroyirungs-Akt als Alternative ſeines Verbleibens im Amte hin und — um ins Chaos nicht wieder zurückzuſinken, ſank man nolens volens in — den hohlſten Schein-Conſtitutionalismus! Erinnern wir uns hierbei nur, daß auch Bismarck dieſe octroyirte Verfaſſung nicht wollte*) — Edwin von Manteuffel hielt die aufgedrungene Verfaſſung für ein ſehr übereiltes Machwerk, die Art ihrer Einführung aber für einen gouvernementalen Gewaltakt! — — Jetzt ſollte dieſe Verfaſſung beſchworen werden! Mit allen ſeinen Kräften ſtemmte ſich Edwin hiergegen! Wenn ein König Etwas ertheile, ſei es einen Befehl ſelbſt nur, ſo bekenne er ſich in ſeinem Gewiſſen zu demſelben, ſei vor Gott alſo verantwortlich und habe moraliſch für alle Folgen Deſſen aufzukommen, was er thue oder unterlaſſe. Gäbe ein Monarch gar mittels Verfaſſung ſeinem Volke Rechte, ſo ſei er eo ipso verbindlich, dieſe Rechte auch zu halten und was er gegeben habe, als dem Volke unveräußerlich angehörig zu betrachten. Wozu dieſe Verfaſſung extra von dem Monarchen noch beſchworen werden ſolle, der bereits an ſeinem Krönungstage mit ſeiner Krone die Haftpflicht für ſeine Thaten vor dem ewigen Richter übernommen habe, war ihm unerfindlich und einen kleineren Eid auf den größeren häufen mußte ihm als eine Herabziehung, eine Bemängelung des königlichen Amtes, ja geradezu als Eingeſtändniß erſcheinen: daß das Königthum ſich ſelbſt als keine Garantie der politiſchen Ehre und Treue anſehe und es deshalb erſt noch einer beſonderen eidlichen Selbſtverſicherung vor der Nation bedürfe. Dennoch ward die Verfaſſung beſchworen! — Als ſie beſchworen war, war ſie Edwin aber heilig und unantaſtbar und eben ſo heftig trat er darum allen und jedem auftauchenden Gedanken entgegen, die Verfaſſung nachträglich **umzuſtoßen**!! „War ſie ſchlecht, lückenhaft und unzulänglich, ſchlimm genug dann für die Staatsmänner, welche ihren König in die Lage brachten, ſolch einen Staatsakt als ein Paladium landesväterlicher Liebe und Gerechtigkeit beſchwören zu müſſen! Das war aber geſchehen, und ob die Verfaſſung ſchlecht oder gut war, gehalten werden mußte ſie ſchon darum, weil ein gebrochener Eid zur Demoraliſirung der Nation geführt hätte!!“ — Dieſe Verfaſſung war wirklich ſchlecht, das ſagte er ſich, — ſie war aber ſanktionirt worden, folglich unantaſtbar! Wie war Preußen von dieſem kläglichen Verfaſſungsabklatſch je zu befreien, Fürſt und Volk zu erlöſen von dem octroyirten Geſchenke des 5. December 1848?! — Einen Ausweg gab's, der ohne Eidbruch, ohne Kränkung der Volksrechte und ohne Gefahr für die Krone, das Verfaſſungsleben auf ſeinen natürlichen, einen freien Boden verſetzte, es aus ſich ſelber in preußiſcher Art entwickeln ließ. Dieſer Gedanke war Edwin von Manteuffel's Traum, war ſeine Sehnſucht bis 1866. Offen ſprach er ihn aus und ſeit dieſem Augenblicke galt er ſelbſt bei Hofe für das Haupt der Militärpartei im Lande! Als er nachmals ins Kriegsminiſterium berufen ward, galt er darum auch für den Chef der abſolutiſtiſchen Soldatenkamarilla, für den Dämon des ſchwarzen Cabinets! — Welch' fürchterlicher Gedanke war denn nun das?! — „**Land und Leute**“, ſo wollte Edwin von Manteuffel, „**müßten erobert werden**, damit die, für das **beſtehende,** Preußen gegebene Verfaſſung dann **nicht** mehr für das **erweiterte** Preußen **paſſe** und ſomit **den** Modifikationen unterworfen werden mußte, die Thron und Volk in vollendete **Harmonie** ſetzten und die erneute Verfaſſung zu einem, vom preußiſchen Selbſtbewußtſein getragenen, dem Vaterlande **naturgemäßen** Akte verwandelte!!“ Dieſe neue Verfaſſung den wirklichen Zuſtänden Preußens beſſer anzupaſſen, war dann Aufgabe der Regierung, die, wenn ſie der preußiſchen Ambition durch Eroberung von Land und Leuten genug gethan hatte, nach Edwins Anſicht ſolche moraliſche Stellung gewonnen haben würde, daß die nothwendigen Abänderungen der Verfaſſung, um ſie zu einer wirklich preußiſchen zu machen, **auf verfaſſungsmäßigem Wege** erreicht worden wäre!! —

---

*) Bismarck Bd. II., S. 34 u. 35.

Iſt ſolch ein Gedanke nicht einem großen und idealen Herzen entſprungen? Kann der Mann als Feind ſeines Volks erachtet, als williger Knecht abſolutiſtiſcher Gewalt gefürchtet werden, in deſſen Gemüth im Jahre 1848 ſchon der hohe Traum erneuten Volksglücks in einem erneuten Vaterlande erwacht war? Vielleicht ahnt man jetzt, weshalb Edwin von Manteuffel auf die Geiſter zweier Könige Einfluß beſeſſen hat, ſieht man vielleicht voraus, daß er der ideale und erſte Vorbereiter der Tage geweſen iſt, die glänzend nachmals heraufgezogen über das große geeinte deutſche Vaterland!! — —

Wir kehren zum Verlauf der Dinge zurück. — Das Jahr 1849 bietet, was Manteuffel betrifft, nur inſofern noch Bemerkenswerthes, als er ſeine Mutter, deren Einflüſſen auf ſeine Erziehung er ſo viel verdankte, durch den Tod verlor. Er wurde ferner in beſonderer Miſſion an die Statthalterſchaft nach Schleswig, wie zu König Ernſt Auguſt von Hannover entſendet.*) Das Jahr 1850 brachte jene Kataſtrophe über uns, in der Preußen, — im Conflict mit Oeſterreich, die Wahl nur zwiſchen Demüthigung oder Krieg hatte und Edwin von Manteuffel nahm integrirenden Antheil an den Ereigniſſen. Vor dieſem drohenden Conflicte wollte Rußland in den Warſchauer Conferenzen (15. October 1850) Preußen und Oeſterreich verſöhnen. In dieſer Angelegenheit nun wurde Edwin von Manteuffel an Kaiſer Nicolaus I. nach Warſchau, an Kaiſer Franz Joſeph nach Wien und an König Ernſt Auguſt von Hannover entſendet. Dieſe Conferenzen führten aber nicht zum Ziel, wir gingen nach Olmütz und Edwin von Manteuffel ward auch dahin entſendet! Jetzt mag um ſo freier über dieſe Zeit geſprochen werden, als die Vorſchläge, welche Edwin daſelbſt machte, **nicht** zur Geltung gekommen ſind! — Die Vorgänge zu Olmütz wurden bisher ziemlich falſch beurtheilt. Die Schuld des Uebels, das Preußen erwuchs, iſt nicht abſolut auf diejenigen Schultern zu wälzen, welche ſie bisher tragen zu müſſen das verrufene Loos hatten! Ueberſehen wir nicht, daß damals in Preußen Parteiungen herrſchten und die Behauptung der eigenen Stellung Preußens in Deutſchland unzweifelhaft wieder auf den

---

*) Ueber die Art dieſer Miſſionen, ſowie über die vorhergegangene Epoche Manteuffel's iſt in der wiſſenſchaftl. Beilage der Leipziger Zeitung Nr. 72 vom 7. September 1878 ſehr bedeutendes Material veröffentlicht worden, was wir leider nicht mehr aufzunehmen vermochten. D. V.

Gang ſeiner inneren Politik reagirte. — Der Streit mit Oeſterreich drehte ſich zunächſt nur um die heſſiſche Verfaſſungsfrage. Die Fortſchrittspartei trat für die heſſiſche Oppoſition ein. Die conſervative Partei, mit ihr der König, hielten es aber für Unrecht, gegen Autorität und Gerechtſame des Kurfürſten gewaltſam aufzutreten. Rußland, Oeſterreich und England nahmen Partei **für** den Kurfürſten! Im Principe waren der König und der conſervative Theil des Miniſteriums mit dieſen Mächten alſo einig, nur die verſchobene Stellung zwiſchen Oeſterreich und Preußen, mit den militäriſchen Vorgängen in Heſſen vereint, erſchwerte die Löſung der Frage. Sie nahm dadurch weſentlich den Charakter einer Frage über die Stellung Preußens und Oeſterreichs zu einander ſelbſt an. So faßte es die preußiſche Armee und das preußiſche Volk auf, die eigentliche Principienfrage aber entſchwand dadurch völlig ihren Begriffen! Vor dem Ausgange dieſes Streits mit Oeſterreich kam in der inneren Politik aber zugleich die Frage zur Entſcheidung, ob die conſervative oder die liberale Partei im Miniſterium die Oberhand behalten und die Geſchäfte fortführen ſolle. Erſtere Partei war durch Miniſter Otto Theodor von Manteuffel, die letztere durch Herrn von Ladenberg repräſentirt! Ferner kam in Betracht: ob Preußen dann auch gerüſtet ſei zu einem Kriege! — Wir wiſſen, daß es das nicht war! Alle Militärs, welche der Einkleidung und Bewaffnung der Reſerven und Landwehren bei der Mobilmachung 1851 gedachten, wußten es aus Erfahrung. Schlug Preußen damals aber los, ſo handelte es ſich nicht nur um einen Krieg mit Oeſterreich allein! Den Krieg mit Oeſterreich aufzunehmen, dafür ſtimmte Edwin von Manteuffel unbedingt, dafür ſtimmten alle Generale, aber einen Krieg zu wagen mit Oeſterreich und Rußland-England im Hintergrunde??! Angeſichts ſolcher Eventualität konnte kein Staatsmann und kein einſichtiger General, wenn er noch ſo kriegsluſtig war, ohne ſtrafbaren Leichtſinn hierzu rathen. Preußen hätte geradewegs zu ſeinem eigenen Morde das Schwert gezogen! — Olmütz hat ſchließlich ſeine trübe Bedeutung nicht durch Das bekommen, was bei den dortigen Verhandlungen geſchah, ſondern durch das, was ungeahnt hinterher kam! Zu Olmütz wurde gar Nichts weiter abgemacht, als eine Uebereinkunft Preußens und Oeſterreichs, der zufolge Deutſchlands Verhältniſſe wie ihre beiderſeitigen Stellungen in ihm **nicht** durch Krieg, ſondern in friedlichen Conferenzen ausgetragen werden ſollten. Das Kind, was dieſe Dresdener Conferenzen aber geboren haben, war der traurige Baſtard, geheißen: **Wiederherſtellung** des alten Bundestages! Dieſe Wiederherſtellung hatte Miniſter Otto Theodor von Manteuffel, als er in Olmütz war, nicht beabſichtigt, Edwin gewiß erſt recht nicht; aber Wer damals die Verhältniſſe näher kannte — (Brandenburg war todt, Radowitz abgetreten) und die Stellung des neuen Miniſter-Präſidenten, der weiß auch, daß nicht Miniſter von Manteuffel, ſondern der preußiſche Bevollmächtigte in Dresden, **der ehemalige Miniſter von Alvensleben mächtiger** war, als Manteuffel! C'est le jeu! — —

Otto Theodor von Manteuffel hätte nach dieſem Echec abtreten ſollen. Ob er es gewollt, aber nicht gekonnt hat? — Ueber die pſychologiſchen Motive einer Unterlaſſung, die damals ſo verderblich für Preußen wurde, kann wohl erſt geurtheilt werden, wenn alle Akten als hiſtoriſches Material offen vorliegen werden. So viel iſt gewiß, daß ſich nach dieſem Ausgange der preußiſchen Politik erſt diejenige Reaktion auch im Innern etablirte, welche acht Jahre hindurch alles politiſche Leben nicht nur, ſondern auch den Staatsorganismus lähmte und Corruption in alle Kreiſe trug! — Es war eine herbe Lehrzeit für Preußen, namentlich für die Männer, welche Beſſeres vorhatten, als nur ſich im Sattel zu halten, mochte es ſonſt gehen, wie es Luſt hatte. So viel ging alsbald aus den Tagen von Dresden hervor, unſer Heerweſen muß raſch und gründlich gebeſſert werden. Kein Offizier in der geſammten Armee begehrte aber brennender, das Heer erneut, Preußen militäriſch ſtark und aktionsfähig gemacht zu ſehen, als Edwin von Manteuffel. General von Stockhauſen, der damalige Kriegsminiſter, hatte Pläne zur Reorganiſation unſers Heerweſens entworfen, aber die commandirenden Generale ſetzten ihm 1851 und 52 eine Oppoſition, einen Widerwillen gegen alles Neue entgegen, daß dieſer erſte Verſuch zum Beſſeren kläglich ſcheiterte; General von Stockhauſen nahm ſeinen Abſchied*), General-Lieutenant von Bonin trat an deſſen Stelle. Bei dieſen Verhältniſſen durfte Edwin von Manteuffel ſein Herz nicht ſprechen laſſen, er war am wenigſten in der Lage, „Armeen aus der Erde zu ſtampfen“. Aber ſchon damals, nach dieſer Generals-Oppoſition, mochte er die tiefe Ueberzeugung gewonnen haben, daß nimmermehr von Beſſerung des Heeres die Rede ſein könne, wenn nicht eine gründliche Reinigung der Heeresleitung **voraus**gegangen ſei. Freilich ahnte Edwin nicht, er werde einſt dieſer Reiniger ſein müſſen, aber als er es geworden war, hat er ſicher der Jahre 1851 und 52 gedacht und iſt die Nemeſis für alle Unfähigen geworden, denen der alte egoiſtiſche Schlendrian über die Intereſſen des Vaterlandes gegangen war!! Am 12. März 1852 wurde Edwins letzter Sohn, Job, geboren. Im October deſſelben Jahres begleitete er den König nach Warſchau zur Zuſammenkunft mit Kaiſer Franz Joſeph und Kaiſer Nicolaus. 1853 erhielt er eine diplomatiſche Sendung nach München an Kaiſer Franz Joſeph, welcher ſich daſelbſt als Bräutigam aufhielt, bald darauf ging er zu demſelben nach Wien; er begleitete ferner die ruſſiſche Kaiſerin nach Schlangenbad. Dieſe verſchiedenen diplomatiſchen Aufgaben hatten ihn in nähere Beziehungen zu den Höfen von Oeſterreich und Rußland gebracht, welche für ſpätere Sendungen von Bedeutung für ihn wurden, da auf dem perſönlichen Eindrucke vor fürſtlichen Herrſchaften bekanntlich viel beruht. Je geſicherter Edwin die Krone vor wirklicher Gewalt jetzt wußte, je entbehrlicher er ſich und ſeine private Meinung bei Hofe fühlte, deſto inniger erwachte in ihm der Wunſch auch, in ſein altes militäriſches Verhältniß zurückzukehren. Er bat König Friedrich Wilhelm IV. um ein Regiment. Mehrere Male ſchlug ihm der König die Bitte ab, denn er wollte Manteuffel von ſeiner Perſon nicht entfernen. Edwin ließ indeß nicht nach und wurde immer dringender. Er ſprach aus: „Der König ſei ſein Herr. Er könne ihm Commiſſionen, Sendungen, Aufträge geben, habe aber **nicht** die Berechtigung, ihn aus ſeinem ſelbſtgewählten Berufe ohne ſeine eigene Zuſtimmung zu verſetzen.“ Friedrich Wilhelm war ein zu geiſtvoller und edler Monarch, um dieſem Argumente ſeine Anerkennung zu verſagen. Edwin wurde im October 1853 zum Commandeur des 5. Ulanen-Regiments in Düſſeldorf ernannt und avancirte gleichzeitig zum Oberſtlieutenant. —

---

*) Roon Bd. I., S. 356.

Mit Freuden fühlte er ſich wieder in ſeinem eigenſten Revier, dem Lebenszwecke, dem er ſich in der Jugend ergeben hatte und welcher der Inbegriff ſeines ganzen Sehnens war. Der Klang der Trompeten ging ihm weit übers Hofgeflüſter, eine Regiments-Attaque war ihm viel lieber, als die ſchimmernden Feſte des Königsſchloſſes. Manchen Unannehmlichkeiten ſeiner früheren Stellung, wie der wachſenden Verleumdung ging er jetzt aus dem Wege. Zwar ſah er die vox populi keineswegs für die Stimme Gottes an, aber ſeine ganze Lage hatte zu viel Unbefriedigendes gehabt, als daß er ſich nicht aus ihr auf den ihm natürlicheren Boden hätte ſehnen ſollen. Er nahm indeß nicht nur werthvolle und hohe Erinnerungen aus Berlin mit ſich, ſondern auch Freundſchaften, welche die Prüfungen der verwichenen ſchweren Zeit nur inniger gemacht hatte. Noch heute iſt Manteuffel auf die Zuneigung und das vertraute Verhältniß ſtolz, in dem er zu den Generalen von Rauch, Anton von Stolberg, von Gerlach und Feldmarſchall Dohna geſtanden hat. Obwohl dieſe Männer ſämmtlich arg verſchrieen worden ſind und erſt ſpätere Geſchichtsſchreibung ihr Andenken völlig aufzuhellen vermag, in Edwins Herzen leben ſie als dem Könige und Vaterlande treu ergebene, in jeder Richtung makelloſe Männer. Keiner von ihnen hat in ſeiner einflußreichen Stellung je für ſich, ſeine Verwandten, oder für fremde Intereſſen Vortheile erſtrebt, was man wohl nicht von allen ihren einflußreichen Zeitgenoſſen behaupten kann! —

Regiments-Commandeur! — Mit welchem Eifer lag Edwin nunmehr ſeiner Stellung ob! Wie viel hatte er in ſeiner praktiſch militäriſchen Bildung und ſeinen Fachſtudien nicht nachzuholen, da er zehn Jahre kraftvollſten Mannesalters ſich dem Frontdienſte entfremdet geſehen hatte. Aber die leidige Diplomatie ließ ihm doch keine Ruhe; es war gerade, als wolle das Geſchick ihn durchaus zu Etwas machen, das er nicht liebte und ihm den Pfad ſeines Berufs beſtändig durchkreuzen! — Das Jahr 1854 brachte den Krimkrieg. Wie unſere politiſche Stellung damals geweſen*), iſt erörtert worden und wie ſchwierig Oeſterreich und Rußland gegenüber ſie ſich für uns anließ. Der Oberſt und Regiments-Commandeur von Manteuffel war es denn wieder, der vom Ulanengaul zu Düſſeldorf ſteigen und das Paraderoß des diplomatiſchen außerordentlichen Botſchafters reiten mußte; mit wie viel Gout er es that, kann man ſich denken. Es galt hier indeß eine Sache von zu ſchwerem Ernſte, als daß er Monarch und Vaterland hätte einen Augenblick warten laſſen dürfen. — Wir hatten damals ein Schutz- und Trutzbündniß mit Oeſterreich gegen die ruſſiſche Gefahr eingehen müſſen und es galt, von demſelben loszukommen. Dies war nur möglich, wenn Czar Nicolaus I. beſtimmt wurde, ſeine Truppen aus den Donauherzogthümern zu ziehen, um Oeſterreich den Vorwand, von ihm gefährdet zu ſein, gänzlich zu nehmen. Bedenkt man, daß, wie Moltke ſchon erklärt hat**), „eine ruſſiſche Flankenſtellung in den Donauländern für Löſung der orientaliſchen Frage im Orient von höchſter Bedeutung" war, alſo dem Czaren Nicplaus vom Cabinet zu Berlin zugemuthet wurde, einen ſtrategiſch großen Vortheil aufzugeben, ſo erſieht man auch, daß Edwin von Manteuffel's Miſſion eine überaus difficile war, an der er ſich leicht die Finger verbrennen konnte. — Edwin hatte durch ſeine Negoziationen längſt den Neid der Diplomatie erregt, die es gegen ihre Standesehre fand, daß ein Offizier zu den wichtigſten Sendungen verwendet wurde. In der That hatten ſämmtliche Botſchaften, die Edwin zu vollführen gehabt, nie ſogenannte Courtoiſie-Angelegenheiten, ſondern nur ernſthafte Geſchäfte betroffen. Bei ſeinen diplomatiſchen Gegnern konnte Oberſt Manteuffel indeß die ſonderbare Bemerkung machen, daß ſie in ſtürmiſchen Zeiten, wie 1848 und 50, ſehr gern von einem Offizier gewiſſe heikle Dinge applaniren ließen, aber ihr Geſchrei und ihre Verleumdung ſtets losging, ſobald die wilde Strömung einem ruhigeren Fahrwaſſer Platz machte. Als es ſich nun darum handelte, mit einer ſo ernſten Forderung Seitens Preußens einem Monarchen, wie dem Czaren Nicolaus I., gegenüber zu treten, waren dieſe Herren naiv genug, zu behaupten: „Hier läge der Fall vor, wo die außergewöhnliche Sendung eines Militärs **mehr** am Orte ſei, weil der Diplomat ſich ſonſt leicht **Stellung** und **Einfluß** für die Zukunft untergrabe!“ — Dies möge beweiſen, welche noble Gattung von Rivalen Edwin hatte und wie der böſe Leumund, den man ihm machte, nicht blos aus dem Haſſe des Volks oder von dem Argwohn der liberalen Partei ausging, ſondern aus höheren Regionen ſeine dunklen Kanäle zur Oeffentlichkeit fand, ja daß man Manteuffel abſichtlich der Menge gegenüber mit einem myſtiſchen Grauen umgab, damit der Mann, welcher Jedem im Wege zu ſein ſchien, von der politiſchen Bühne doch endlich abtrete und bei Hofe unmöglich gemacht ſei. Edwins Miſſion in Petersburg war von außerordentlichem Erfolge gekrönt. Kaiſer Nicolaus zog wirklich ſeine Truppen aus den Donauländern zurück! — Noch einmal in dieſem Jahre ging Manteuffel nach Petersburg, zwei Mal an die Hofburg, wo er im Winter 1854 ſogar mehrere Monate verblieb. Im folgenden Jahre wurde Edwin der Führung ſeines Regiments dadurch wiederum entrückt, daß er längere Zeit den beurlaubten General von Gerlach in deſſen Cabinetsvorträgen zu vertreten und König Friedrich Wilhelm IV. nach Puttbus zu begleiten hatte. Als ferner der verſtorbene Miniſter Graf von Alvensleben den preußiſchen Geſandten damals in Wien vertrat, erhielt Edwin von Manteuffel eine Special-Sendung nach der Hofburg, ebenſo 1856 dorthin, wo er mehrere Monate in Wien während der Friedens-Präliminarien zwiſchen den ſtreitenden Mächten des Krimkrieges zu verweilen hatte. Am Tage von Edwins Rückkehr traf gerade Napoleon's Aufforderung in Berlin ein: Preußen ſolle ſich an den Pariſer Conferenzen betheiligen. — In demſelben Jahre vertrat Edwin auch drei Monate lang General von Schöler im Militär-Cabinet und begleitete in dieſer Stellung den Monarchen nach Marienbad. Eine abermalige Sendung brachte ihn im December zu Kaiſer Franz Joſeph nach Venedig und Verona. — Ende dieſes Jahres wurde Oberſt von Manteuffel zum Commandeur der dritten Cavallerie-Brigade in Stettin befördert. —

---

*) Bismarck Bd. II., S. 58 bis 61.

**) Siehe Moltke Bd. I., S. 283 und 284, und Moltke's Werk: „Der türkiſch-ruſſiſche Krieg 1855. Berlin bei Georg Reimer."

Das Jahr 1857 endlich brachte den Wendepunkt ſeines Lebens und ihn an die Stelle, wo die ganze Summe der Verdächtigungen, welche ſich gegen ihn bisher angeſammelt hatten, ſich auch noch mit dem Haſſe vereinte, den er durch unerſchütterliches Eingreifen in die Verhältniſſe ſeines Standes nothwendig auf ſich laden mußte, ja, — den er durch eine gewiſſe vornehme Achtloſigkeit gegen die Stimme der Welt nicht mit Unrecht auf ſich gezogen hat. — — Edwin befand ſich als Brigade-Commandeur in Stettin. — Plötzlich erhielt er Briefe des General-Adjutanten von Neumann und des Oberſten von Schöler, welche ihm erklärten, Letzterer wolle aus ſeiner Stellung als Chef der Abtheilung für perſönliche Angelegenheiten zurücktreten und Beide hätten ihn für dieſe Stelle vorgeſchlagen. Der König ließe ihn nun fragen, ob er dies verantwortungsvolle Amt annehmen wolle. — Oberſt von Manteuffel beſtand mit ſich einen ſchweren Kampf. — Seine ganze militäriſche Zukunft, die Hoffnung ſeiner Jugend, deren Verwirklichung er nun nahe genug vor ſich geſehen hatte, riethen ihm von der Annahme ab. Auf der andern Seite aber ſtand der Vaterlandsgedanke groß und licht und rief ihm zu, ſein Geſchick zu erfüllen und ja zu ſagen! — Edwin war erſt 47 Jahre und ſchon Brigadier, die meiſten ſeiner Vorderleute, in deren Chargen er einſt aufrücken konnte, waren 10 Jahre älter; baldiges Avancement ihm alſo gewiß. Sein Commando in Stettin war ferner nicht angreifend, in ſeiner bisherigen Stellung konnte er ſich nicht nur körperlich völlig kräftigen, er konnte auch, wenn er blieb, ſich mit voller Energie auf die Vervollkommnung ſeiner militäriſchen Ausbildung werfen, die ihm ſo verkümmert worden war und ſo hoffen, ſich zum Heerführer — dem Ziele ſeiner Wünſche — geſchickt zu machen. — Nahm er die Stellung als Chef des Militär-Cabinets hingegen an, ſo ſagte er dem praktiſchen Soldatenberufe überhaupt Lebewohl. — Die Ehre, welche ihm in Berlin blühte, war nicht blos eine dornenvolle, ſie mußte auch, wie eben die Verhältniſſe lagen, eine höchſt verhaßte, nach allen Richtungen hin ſchwierige werden. — Blieb er, was er war, dann konnte ihm eine bedeutende militäriſche Zukunft nicht entgehen, nahm er das neue Amt an, dann brauchte er ſich in ihm **auf**! Er ſagte ſich jedoch, daß, wenn er dem Rufe des Königs folge, ſeine Wirkſamkeit eine dem Beſten der ganzen preußiſchen **Armee** geweihte ſei, daß das Heer das Größere, Höhere, die künftige Hoffnung und Errettung des Vaterlandes aus ſeinem politiſch ſubalternen Looſe in Europa bedeute. Daß es aber dieſes Selbſtopfers ſeinerſeits bedürfe, wenn die Erneuerung des Heeres, die Wehrbarmachung und Kraft des Vaterlandes je erreicht werden ſolle! Er ging nach Berlin und trat in eine außerordentliche Stellung mit außerordentlichen Beſchlüſſen und vermöge einer außerordentlichen Entſagung! Ehrgeiz iſt des Soldaten große Leidenſchaft und Manteuffel machte keine Ausnahme, ja er hegte ſie in beſonders hohem Maaße. In Berlin erblühte ihm nun nicht der Ruhm eines großen Heerführers, deſto gewiſſer aber allſeitiger Groll gegen den militäriſchen Executiv-Beamten, der Widerwille gegen — den — vermeinten Günſtling!! —

Manteuffel iſt nie Günſtling, nie der mächtige, Allen vorgezogene Liebling ſeiner Könige geweſen. Dieſer allgemein gehegte Argwohn iſt unwahr!! — Der Zufall hatte gewollt, daß er gegen ſeinen Wunſch ſo früh in königliche Nähe gekommen war und daß man ſeine Geſchicklichkeit zu politiſchen Verhandlungen erkannte. Der Zufall hatte gemacht, daß er in den März-Tagen durch ſeine Energie das Vertrauen der königlichen Familie erlangt, und daß ihm mehr als je einem preußiſchen Offizier Botſchaften an fremde Monarchen übertragen wurden, ſeine Fähigkeit aber hatte ſie gelingen laſſen. Naturgemäß kam es dann, daß er mehr als jeder Andere die erſten Monarchen und Staatsmänner Europas kennen lernte. Die Zeitereigniſſe aber, welche er doch ſicher nicht ſchuf, hatten ihm das perſönliche Vertrauen dieſer Herrſchaften und die genaueſte Kenntniſſe ihrer Höfe verſchafft. Es iſt begreiflich, daß die Kaiſer von Oeſterreich und Rußland einen Mann, den ſie lange kannten, der zu ihrer Befriedigung verſchiedene leicht folgenſchwer werdende Verwickelungen gelöst hatte, lieber wiederſahen, als ein fremdes diplomatiſches Geſicht und daß die Herrſcher Preußens einem Manne alſo neue ſchwierige Botſchaften lieber übergaben, der die früheren glänzend beendet hatte, als Jemandem, welcher weder eine ſolche Erfahrung beſaß, noch persona grata in Wien und Petersburg war! Manteuffel war eben brauchbar, und weil Friedrich Wilhelm IV. wie Wilhelm I. keinen Andern hatten, den ſie **ſo** brauchen **konnten**, ſo **brauchten** ſie eben Manteuffel und daß er **gebraucht** wurde, er bis 1862 beiden königlichen Brüdern **nöthig** war, das iſt das **ganze Geheimniß** von Edwin von Manteuffel's Stellung geweſen! — Er war eine nothwendige Perſon für die preußiſche Staatsraiſon geworden, zu welcher perſönliche Zuneigung, oder königliche Liebesſchwäche, die ſich etwa in Gunſtbezeugungen ergeht, auch nicht im Entfernteſten paßte. Weil Manteuffel **nur** eine Utilität geweſen iſt, konnte er eben nie ein Günſtling in der Art eines Buckingham, Rocheſter, Luines und St. Mars zum Schaden ſeines Landes werden! — — —

Es bedurfte einer ſehr zähen Willenskraft, großer Charakterſtärke und Selbſtloſigkeit, wollte Edwin von Manteuffel das dem geſammten Heere werden, was er mit weniger Mühe und ohne Anfechtung ſeiner Brigade hätte ſein können. — Er meldete ſich bei der Majeſtät zum Dienſt. Huldreich ſagte ihm Friedrich Wilhelm IV.: „Seien Sie mir nicht böſe, daß ich Sie ſo **abbrauche**, aber ich **habe keinen Andern** für die Stelle!“ — Darauf erklärte er ihm, daß er ihm nun aber **befehle**, das alte Militär-Cabinet wieder **aufzurichten**! — Formell war daſſelbe niemals aufgelöſt geweſen, aber es war in Folge der Verhältniſſe wie der leitenden Perſönlichkeiten allmälig in ein mehr indirectes Verhältniß übergegangen. Der königliche Befehl beſagte alſo, daß die **perſönliche** Beziehung der Armee zum **Könige**, welche im Laufe der Zeit verblaßt war, wieder dem Heere zum Bewußtſein gebracht werden, die **unmittelbare** Commando-Berechtigung des **Königs** in allen rein militäriſchen und Perſonalfragen wieder feſtgeſtellt werden müſſe. Edwin von Manteuffel's Ueberzeugung war dies längſt und der „Inſtinkt der Könige“, an den er immer geglaubt hatte, erwies ſich ihm hier in einer Sache zur Evidenz, welche die Lebensfrage Preußens, die Erneuerung des Heeres war! — Wie dieſelbe von Edwin aufgefaßt wurde und wie er perſönlich ſich zu ihr ſtellte, ergiebt folgender Umſtand. Oberſt von Manteuffel hatte kein Vermögen. Die bisherigen vielfachen diplomatiſchen Sendungen waren koſtſpielig geweſen und ſeine Auslagen waren durch die Liquidationen nicht gedeckt worden, welche dafür aufgeſetzt worden waren. Edwin war in Schulden gerathen und dies wurde dem Könige bekannt. Kurz vor Uebernahme ſeines neuen Amtes ſchrieb General-Feldmarſchall von Dohna an Manteuffel: „Seine Majeſtät hätten ſich bereit erklärt, ſeine Schulden zu bezahlen.“ Edwin beſaß verſchiedene koſtbare Doſen als Andenken von Souverainen, die Brillanten derſelben hatte er für ſeine Frau beſtimmt. Als Manteuffel ſeine Stellung angetreten hatte, verkaufte er ſofort dieſe Steine, bezahlte die Schulden und meldete dem Könige, „er habe keine Schulden mehr, wenn auch Graf Dohna dies geſagt habe.“ Friedrich Wilhelm IV. ließ ſeinen neuen Cabinets-Chef kommen und fragte, „was das bedeuten ſolle“. Oberſt von Manteuffel erklärte, „daß er, um ſeines Monarchen Willen nachzukommen, in die Armee-Verhältniſſe **ſcharf eingreifen** müſſe, daß er dies nicht könne, wenn die Integrität ſeines Charakters nicht unantaſtbarer denn je bleibe. Daß er ſomit in ſeiner Cabinetsſtellung keine Schulden haben dürfe, aber ſie auch von ſeinem Könige nicht bezahlen laſſen könne, damit es nicht heiße, ſeine Stellung habe ihm irgend einen „perſönlichen Vortheil“ gebracht. Friedrich Wilhelm IV. verſtand ſeinen Getreuen. Er ſchwieg, aber dachte, ihn gelegentlich anders zu entſchädigen. Worin beſtand nachmals dieſe Entſchädigung? — In der ſpäteren Ernennung zum Domherrn von Merſeburg durch König Wilhelm I. Wie viel Tauſende trug dieſe Sinecure Manteuffel ein? — pro Jahr 300 Thaler! Bis dieſe Stunde hat er nie mehr als dieſe

Summe von derſelben bezogen! — Auf dieſe Dotation kommen wir übrigens noch zurück.

Erneuerung des Heeres! — — Wir haben an anderer Stelle*) die Reorganiſation der Heeresmaſſe, des Volks in Waffen einer Darſtellung gewidmet. Hier wird es geboten ſein, von dieſer Erneuerung im Hinblick auf die Führer des Heeres, auf das Offiziercorps, Aehnliches zu thun. Erſt dann wird beurtheilt werden können, weshalb und aus welchen militäriſch zwingenden Gründen Edwin von Manteuffel rückſichtslos, aber mit Naturnothwendigkeit einſchritt. — Wenn wir uns zu einem trivialen Beiſpiel gezwungen ſehen, ſo verzeihe man uns; dieſes Beiſpiel hat aber leider ſeine Richtigkeit. — Am Ende der 50er Jahre erregten in Offizierkreiſen die „Wachtſtuben-Geſchichten" des Herrn von Winterfeldt ein nicht gerade angenehmes Aufſehen, zumal es ſolche Regimentschefs, Majore und Hauptleute, wie ſie die malitiöſe Laune des Verfaſſers ſchilderte, in preußiſchen Dienſten nicht mehr gab. Aber es hatte ſie gegeben und bevor Edwin von Manteuffel's „blaue Briefe" ſchreckhaft aufräumten, commandirte wohl noch manch' Einer von der „Miß Kitty mit dem Stummel" herunter. — Damals exiſtirte eine nicht kleine Zahl Lieutenants, welche 20 Jahre gedient hatten, ohne Ausſicht auf Avancement. Es fehlte an geſchulten Subaltern-Offizieren auf ſehr bedrohliche Weiſe und gebildete junge Leute ergriffen jeden andern Stand lieber, als die Ehre, des Königs Epauletten zu tragen, weil, Offizier zu werden, ein völlig ausſichtsloſer Beruf war. In den oberen Stellen des Heeres hingegen ſaßen die alten Herren ſehr dicht, rückten und rührten ſich nicht! Der Widerſtand der Generale gegen die Stockenhauſen'ſchen Reformpläne hatte 1851 und 52 bewieſen, daß den höheren Führern der Armee jede Geiſteselaſticität abging. Das Intereſſe des Individuums, der Stellen-Inhaber, nicht aber das des Heers war präponderirend geworden! Eine Armee aber, die bürgerlich-materielle Verhältniſſe über die militäriſchen Geſichtspunkte zu ſtellen begann, die in ihren Offizier-

---

*) Roon Bd. I., S. 343 bis 366.

Chargen 7 bis 9 Jahre älter war, als jene, welche bei Jena und Auerſtädt geſchlagen worden war, eine Armee, die bereits begann, den verantwortlichen Kriegsminiſter als eine Stufe zwiſchen ſich und dem Könige eben ſo zu erblicken, wie dies der Civil-Miniſter zwiſchen den Beamten und der Krone bildet, eine ſolche Armee iſt — devaſtirt und unfähig, dem Vaterlande in der Noth zu helfen!! Leute ſprachen an oberſter Stelle bei militäriſchen Dienſtverhältniſſen ferner mit, die ſo wenig dazu das Recht hatten, wie der Ackerbau-Miniſter ins Reſſort der geiſtlichen Angelegenheiten reden darf. Vortheile für Dieſen und Jenen wurden der königlichen Großmuth abgerungen, welche ſich hinterher als unberechtigt und als ein ſehr ſchlimmes Präjudiz erwieſen. Verwandtſchafts-Intereſſe wie Hofeinflüſſe wurden bei Fragen rege, welche ſich um Exiſtenzen handelten, die zu den Intereſſen der Armee, dem vaterländiſchen Zwecke, zu dem dieſe überhaupt da war, nichts weniger als paßten, und es hatte ſich ein Commando-Stellen-Monopol herausgebildet, deſſen Träger vor dem Feinde niemals erfolgreiche Dienſte leiſten konnten! —

Um dem Schaden beizukommen, überhaupt der neuen Organiſation des Heeres einen feſten Rahmen zu ſichern, mußte ihr eine gründliche Erneuerung und Verjüngung des Offizierſtandes vorausgehen und dieſe Verjüngung iſt Edwin von Manteuffel's Werk, das ihm zwar ſchlechten Dank, der Nation aber die Siege von 1864, 66, 70 und 71 eintrug! — Zuerſt machte ſich Edwin die eigene Stellung klar. Er beſchloß, niemals von dem ſtrengen Dienſtwege abzugehen, nie andere Wege als amtlich legale einzuſchlagen, den Monarchen nie für Dieſen oder Jenen zu intereſſiren, ſondern allein die Armee als Ganzes vor Augen zu haben. Er gelobte ſich, von nun an alle politiſche Tagesfragen von ſich abzuweiſen, auf jeden Einfluß zu verzichten, der andere Dinge als die Armee betraf, ſich eben ſo wenig in ein anderes Dienſt-Reſſort zu miſchen und dem ſeinigen dafür Alles zu ſein, andererſeits aber weder eine directe noch eine indirecte Einwirkung zu geſtatten, welche Andere auf ſeinen Dienſtzweig zu üben verſuchen ſollten. Indem er ſich rein davon fühlte, ſeine Stellung zu eigenem Vortheil, dem ſeiner alten Brigade, ſeines alten Regiments oder ſeiner früheren Freunde jemals benutzen zu wollen, durfte er auch aus der eigenen moraliſchen Unabhängigkeit heraus kraftvoll in die militäriſchen Verhältniſſe eingreifen. Zu dieſem Behuf ließ er ſich bei Antritt ſeiner Stellung alle Memoires vorlegen, die Scharnhorſt, Boyen, Grolmann, kurz alle die Männer verfaßt hatten, welche vordem die Armee-Angelegenheiten unter ſich gehabt hatten und ſtudirte dieſe. Ebenſo alle Protokolle der Commiſſionsſitzungen, welche unter Friedrich Wilhelm III. bereits über Avancements-Angelegenheiten ſtattgefunden hatten und machte die in ihnen niedergelegten Ideen zu den ſeinigen. Oberſter Grundſatz war: das Intereſſe der Armee, nicht das des Individuums iſt das Entſcheidende; nur wenn das erſte es unbedingt erlaube, dürfe das zweite berückſichtigt werden. — Das Prinzip lag klar da, aber an der Ausführung waren bisher alle ſeine Vorgänger geſcheitert! Da es ſich hier ja um Exiſtenzen handelte, ſprach das Herz nämlich immer zu viel mit, herzlos aber mußte eingegriffen werden, ſollte Preußens Heer und ſomit Preußens Anſehen je in der Welt wieder auf einen grünen Zweig kommen! — Seinem Beginnen ſtanden mehrfach ſehr erſchwerende Verhältniſſe gegenüber, die er nur zu überwinden vermochte, wenn er mit ſeiner Perſon **allein** ſie vertrat. Unter Anderem war bisher Brauch im Militär-Cabinet geweſen, daß abſchlägliche Antworten auf Geſuche durch den König unterzeichnet wurden, Bewilligungen von Geldgeſchenken oder Privatgeſuchen dagegen der vortragende Adjutant unterzeichnete. Durch dieſen Uſus war aber der Schein im Lande erweckt worden, als ob der König ſtets der ungnädige ſei, das Erhoffte hingegen ſtets durch den Kanal ſeiner Umgebung fließe. Manteuffel kehrte die Sache um. Gnädiges Gewähren war ein königliches Vorrecht, eine Gnade abzulehnen hatte der **Diener** ſeines Willens zu vertreten. Indem Edwin von Manteuffel das Odium für den peinlichen Theil der königlichen Entſchließungen alſo auf ſich nahm, unter allen Ablehnungen ſtets „Manteuffel“ zu leſen war, indeß der König ſelbſt nur immer gewährte, war es auch erklärlich, daß fortan Edwin als Derjenige galt, der die Majeſtät

„ungnädig ſtimmte“. — Manteuffel hatte vorher viele Freunde gehabt, abgeſehen aber, daß ſein neues Amt ihn völlig abſorbirte, er die ihm ſo liebe Geſelligkeit nicht aufrecht erhalten konnte, er mußte auch vielen alten Bekannten Bitten abſchlagen und manche Hoffnungen derſelben vernichten, ſo daß er ihnen bald genug entfremdet war. Auch beſaß Edwin die — nicht gerade immer gute Eigenſchaft, Dankesverſicherungen abzulehnen. Geht den Menſchen Etwas in Erfüllung, ſo haben ſie das Bedürfniß, Dank zu ſagen, denſelben dann abgewieſen zu ſehen, legen ſie für Stolz aus. So hat Edwin Manchen von ſich entfernt, der weder zu ſeinen Gegnern gehörte, noch es je ſein konnte. Sehr Vielen hat er Nutzen verſchafft, aber nie Zeit gehabt, ſie hinterher zu ſprechen oder ihre Dankbriefe zu beantworten, kein Menſch aber hat auch, wenn er im Unglück war, Edwin von Manteuffel's Thür jemals verſchloſſen gefunden! Ferner ſah derſelbe ein, daß der Liberalismus ſehr Recht habe, ihn mit Voreingenommenheit und Mißtrauen zu betrachten. Die Führer dieſer Partei mochten ſich ihm gegenüber der Kämpfe erinnern, welche Stein gegen das Civil-Cabinet geführt hatte, und Manteuffel war billig genug, zuzugeſtehen, daß ſeine Cabinetsſtellung in dieſem Sinne von Anfang an als eine nicht in der Verfaſſung beruhende, mithin ganz logiſch angefeindet werde! Schließlich war ſein Vetter, der Miniſter-Präſident, verhaßt geworden und der allgemeine Unwille gegen denſelben gerade in dem Jahre 1857 und 1858 beſonders rege, wo Edwin ſein ſchweres Amt antrat und ſeine erſten Maßregeln ergriff. Mit dem Widerwillen, der Verleumdung und dem Neide, welcher ſeit 1848 bereits auf ihm heftete, mußte er auch noch den ganzen Groll der Nation, der ſeinem Vetter galt, mitübernehmen, für deſſen Handlungen, die ihn gar Nichts angingen, ſich mit verantwortlich gemacht ſehen. Seine Aufgabe war eine ſehr harte, das ſah er nur zu wohl. Mußte er doch in das Schickſal von Familien tief eingreifen, die hochgeehrt und geachtet, oft ſehr einflußreich und weit verzweigt waren, mußte Stellungen Männern abnehmen, die ſich vordem großes Verdienſt erworben hatten, deren Fähigkeiten mit ihrem Alter aber nicht Schritt zu halten vermochten. Je länger einer dieſer Veteranen gedient, je ſicherer er ſich unter den früheren Zuſtänden in ſeinem bevorrechteten Amte gefühlt hatte, um ſo ſchwerer mußte ihm der Schlag erſcheinen, der ihn nunmehr und zugleich die Seinen traf. Das „ſchwarze Cabinet“ war darum damals in Aller Munde und unter ihm verſtand man widerſinniger Weiſe das Triumvirat: Otto Theodor von Manteuffel, — von Weſtphalen und — den Schlimmſten aller Schlimmen — Edwin von Manteuffel! — Letzterer ging eiſern und ruhig ſeinen Weg. Seine Aufgabe, die Spitzen des Heeres kriegsfähig zu machen, paßte ja auch völlig zu der ganzen politiſchen Stellung, welche er ſeit 1848 eingenommen hatte. Die blauen Briefe fielen jetzt dicht wie Geſchoſſe in die Reihen der Friedens-Generale und die Klaſſe hoher Penſionaire wurde ſchrecklich groß! — Ein allgemeiner Schrei des Unwillens erhob ſich gegen den Mann, der proſcriptionsmäßig alte Offiziere aus Stellung und Einkommen brachte, und ſich nicht einmal ſcheute zu ſagen: „Ja, ich, Oberſt von Manteuffel, ich thue das!“ Haß von allen Seiten war ſein Lohn für eine Operation, die bitter und ſehr ſchmerzhaft, aber zum Heile ſeines Standes unerläßlich war. Die Verleumdung gegen ihn ſuchte und fand jetzt tauſend Gründe wider ihn, ohne ihre Richtigkeit zu unterſuchen. Es kam indeß noch beſſer! — Obwohl er ſich von den politiſchen Tagesfragen gänzlich fern hielt, höchſtens discurſive ſich mit den Miniſtern über ganz allgemeine politiſche Prinzipien ausſprach, erhielt er dennoch, ſeitdem er Chef des Militär-Cabinets geworden war (dies hatte bei allen ſeinen Vorgängern nämlich ſtattgefunden) alle Berichte der Geſandten wie ſämmtliche Depeſchen zur Kenntnißnahme zugeſchickt. Er bat den König, das zu ändern, weil ſein beſonderer Beruf der ganzen Kraft eines Mannes bedürfe und er unmöglich täglich eine bis zwei Stunden auf Durchſicht rein politiſcher Aktenſtücke verwenden könne. Der König willfahrte ihm und Edwin hatte gar Nichts mehr mit Dingen der Diplomatie zu thun, die Inlands- wie Auslands-Politik ging ohne jegliche Betheiligung ſeinerſeits, ja ohne ſein Wiſſen ihren Gang. Um Details derſelben, zumal um Verwaltungs-Maßregeln hat er ſich niemals gekümmert. —

Dennoch waren es gerade die Herren Miniſter ſelbſt, welche Edwin als **ſchwarzes Geſpenſt bezeichneten!** Sobald dieſe Herren Das oder Jenes, was ſie dem Könige gerathen hatten, nicht vertreten wollten, ſprengten ſie ganz munter aus: „Manteuffel“ oder „die Militär-Partei (unter der er damals allein verſtanden wurde) ſind beim Könige **zu ſtark** geweſen!“ Etliche dieſer Biedermänner waren ſogar ſo ſicher, daß Manteuffel ſeinen üblen Leumund verachte, daß ſie ihm aufrichtig erzählten, wie ſie ihn vorgeſchoben hätten und er lachte ſelber mit ihnen darüber!! —

Wir geſtehen, daß es ſchwer hält, zu entſcheiden, ob man mehr über den Mißbrauch erſtaunen ſoll, der mit einem Manne in Edwins Stellung getrieben wurde, oder ob man ſich mehr darüber verwundern muß, daß er ſich ſolchen Mißbrauch gefallen ließ! Daß dies nicht populär machen konnte, iſt gewiß. — Wenn Diejenigen ſich nicht einmal entblödeten, ihm Dinge nachzuſagen, die ſie ſelbſt als ebenſo falſch wie verleumderiſch erkannten, hatte denn das kenntnißloſe Publikum, hatte die liberale Partei nicht dadurch ein gutes Recht erhalten, Alles zu glauben und Alles zu argwöhnen, was in Manteuffel's Stellung ein Mann nur thun konnte, der kein Gewiſſen beſaß? So einte ſich die Abneigung ſeiner alten Kameraden, deren Schickſalslenker er leider geworden war, mit dem Grimme der entlaſſenen Veteranen. Die Enttäuſchung früherer Freunde gattete ſich mit des Volkes Grimm und der Neid der Diplomaten von Fach über Edwins Erfolge, der Argwohn der liberalen Parlaments-Partei und dieſe miniſteriellen Hof-Kniffe bildeten ein düſteres Gewebe von Irrthum und Thorheit, durch welches Manteuffel nothwendig wie das blutloſe Geſpenſt des abſoluten Militär-Despotismus und der kraſſeſten Reaktion erſcheinen mußte! Manteuffel hatte das Loos, alles Gute, was er that, in den Augen der Welt verunſtaltet, alles Ueble, was er nicht that, ſich aufgebürdet zu ſehen, nur weil man es ihm zutraute. Dinge, welche ſich mit ihm ohne ſein Zuthun ereigneten, Aufträge, die ihm dienſtlich wurden, Anerkennungen, die ſeine Fähigkeiten erlangten, wurden ihm als Ergebniſſe ſeines intriguanten Geiſtes ausgelegt, der die Kunſt beſaß, im rechten ugenblicke ſich ſtets einen Vortheil und die Vergrößerung ſeiner acht zu ſichern. Ein Beiſpiel hiervon iſt die Merſeburger omherrn-Stelle. — Erzählt iſt worden, in welcher Art Edwin ie Schulden bezahlt hatte, in welche er gekommen war, als er reußen an fremden Höfen zu vertreten hatte, und daß er 1857 riedrich Wilhelms IV. großmüthige Hülfe hierzu abgeſchlagen hatte. ach der vollendeten Heeres-Reorganiſation, bei welcher Manteuffel o hervorragend thätig geweſen war, erinnerte ſich — mitten im eorganiſations-Conflicte — König Wilhelm I., daß der Staat an dwin noch eine Schuld abzutragen habe, man ihm erſetzen müſſe, as er demſelben geopfert habe. Er gab ihm alſo die Domherrn-räbende zu Merſeburg, welche — ihm 300 Thaler eintrug. — Dieſe Dotation hätte Manteuffel ſehr leicht abſchlagen und in der onflictszeit, wo ein ſolcher Affront, dem Könige gegeben, großen ffect gemacht hätte, ſich in die Reclamen-Toga der Römertugend üllen können. Seines Monarchen Gnade zurückzuweiſen, deſſen erechtigkeitsgefühl kränken, um zu einem ſo billigen Nimbus beim ublikum zu kommen, verachtete er aber und nahm die Gnade ieber auf die Gefahr an, noch verhaßter zu werden, als in der onflictszeit den Gegnern der Regierung ein Vergnügen zu beeiten. — Man ſagt, Manteuffel habe auf die tadelnde Mahnung emandes: daß die öffentliche Meinung jetzt eine wirkliche Macht ſei, geantwortet: „Gewiß! Sie iſt es aber nicht erſt ſeit 30 Jahren. Schon Alexander der Große hat ſich ihretwegen zum Sohne des upiter-Ammon erklären laſſen, nie aber hat er beim Entwerfen ſeiner Schlachtpläne auf die öffentliche Meinung Rückſicht genommen!" — Iſt dieſe Aeußerung wahr, dann möchten wir, weil uns eben Hochachtung für den General beſeelt, dem doch entgegnen, daß Beiſpiele aus der antiken Weltordnung auf moderne Verhältniſſe anzuwenden, ſein ſehr Bedenkliches hat! Wenn Alexander den Glauben ſeiner Mitmenſchen einſt dupirte, ſo würde er mit dieſem Beginn heutzutage eben ſo gewiß Fiasko gemacht haben, wie bei Amiens, an der Hallue, zu Noiſſeville und bei Pontarlier der große Alexander mit allen ſeinen Macedoniern die ſchändlichſten Hiebe bekommen hätte!! Unſere öffentliche Meinung gründet ſich nicht auf griechiſchen Aberglauben, noch ſklaviſche Anbetung einer Größe, ſondern auf Schätzung des ſittlichen Charakters und des reellen Verdienſtes eines Mannes, kurz auf die Hochachtung ſeines Menſchenwerths. Wir müſſen geſtehen, daß es uns weh thut, daß General von Manteuffel ein macedoniſch Beiſpiel lieber auf moderne Verhältniſſe übertrug, als ſeine nicht mit Unrecht irrenden Mitmenſchen an ſich glauben zu machen. Der tapfere und zugleich edle Mann wird uns dieſen Tadel nicht verübeln, denn es iſt der einzige, den er ſelber wird anerkennen müſſen. —

Edwins Auffaſſung von der Bedeutung ſeiner Stellung beweiſt am beſten die Erwiderung, welche er dem Grafen Boul im Juni 1857 gab. Er begleitete damals König Friedrich Wilhelm IV. im Sommer nach Marienbad und an den Wiener Hof. In Schönbrunn refuſirte er, dem Grafen Boul Antwort auf eine politiſche Frage zu geben, weil er die Akten nicht kenne. Boul ſprach hierüber ſeinen Zweifel aus, denn „bei dem Vertrauen, was der König gegen Manteuffel hege, ſei es ganz undenkbar, daß er ihn von der Politik fern halte.“ — „Das thut auch der König nicht“, verſetzte Manteuffel, „er beſchäftigt mich fortwährend mit Politik, aber in der Art und Weiſe, welche Prinz Eugen dem Kaiſer Carl VI. als eine beſſere Politik anrieth, wie die Verhandlungen zur pragmatiſchen Sanction geweſen waren!“ — — Die zweite Epoche von Manteuffel's Einfluß bei Hofe reichte von 1857 bis 1862; mit ſeinem Eintritt ins Militär-Cabinet hatte ſie begonnen. — In dieſem Sommer zu Pillnitz war es auch, wo König Friedrich Wilhelm den erſten ſchweren Anfall der Krankheit erlitt, welche ihn im October dem Prinzen von Preußen, ſeinem Bruder, die Regentſchaft anzuvertrauen nöthigte. In demſelben Monate wurde auch Helmuth von Moltke zum Chef des großen Generalſtabes ernannt und dieſe Ernennung war großentheils auf Manteuffel's Rath erfolgt!*) 1858 wurde Letzterer vom Prinz-Regenten zum

---

*) Siehe Moltke, Band I., S. 284. Der greiſe Schlachtendenker hatte ſelbſt die Liebenswürdigkeit, dies dem Verfaſſer ausdrücklich zu erklären. D. V.

General à la suite Sr. Majeſtät ernannt, im November endlich fiel das Miniſterium Manteuffel-Weſtphalen und die neue Aera unter dem Cabinet Auerswald-Hohenzollern-Schwerin brach an. Edwin von Manteuffel blieb im Amte, obwohl nach der Beurtheilung, die er im Volke genoß, derſelbe aus dem Militär-Cabinet gleichfalls hätte unbedingt entlaſſen werden müſſen. Da dies nicht geſchah, alſo auch unter dem neuen Herrſcher und bei einem liberalen Miniſterium dieſer Mann ſeine Macht unverrückbar behielt, wurde der öffentliche Haß gegen ihn noch tiefer, ja ließ Edwins Einfluß in der Meinung des Volks zu einer — faſt dämoniſchen Allmacht anſchwellen! — Wir werden nicht die ſonderbaren Anekdoten über Manteuffel's perſönliches Verhältniß zu König Wilhelm I., unſerm Kaiſer, wiederholen, welche namentlich in der Conflictszeit colportirt wurden. Genug geſagt iſt, wenn man dem Verhältniſſe Beider eine Vertraulichkeit zu Grunde legte, welche zwiſchen zwei Freunden in gleicher bürgerlicher Stellung wohl herrſchen mag, welche aber den Unterſchied zwiſchen Souverain und Unterthan völlig verwiſcht haben würde. Man mußte den Hohenzollernſchen Stolz wirklich ſchlecht kennen, um ein derartig familiäres Verhältniß für möglich zu halten! Die Stimmung gegen Manteuffel war damals jedoch ſo ohne alle Vernunft, daß — falls wir im Mittelalter gelebt hätten — die Leute ſicher auch ſteif und feſt geglaubt hätten, Edwin von Manteuffel verdanke ſeine Macht einem — Zaubertrank oder der Kunſt der ſchwarzen Magie. Edwins Einfluß iſt von 1848 bis 1852 bei Friedrich Wilhelm IV. der mächtigere und der perſönlichere geweſen, ſein Einfluß bei König Wilhelm I. von 1857 bis 1862 war dagegen der ſchwächere und beruhte nur in Edwins amtlicher Bedeutung, nicht mehr aber in ſeiner Perſon. Uns wird von einer nicht anzuzweifelnden, dem General von Manteuffel vor dem Jahre 1870 wie nach 1871 ganz fernſtehenden Perſon verſichert, daß es die durchſchlagenden Gründe allein geweſen ſind, mit denen Edwin ſeine Anſichten vor ſeinen Königen vertrat, und die Wichtigkeit ſeiner diplomatiſchen Erfolge in kritiſchen Zeiten, wie nunmehr ſeine Unentbehrlichkeit bei Purifikation der Armeeleitung und der bevorſtehenden Heeres-Reorganiſation, — daß alſo Erwägungen des Staatsnutzens allein es waren, welche Manteuffel in ſeiner Stellung und dem durch ſie bedingten Einfluſſe erhielten. Will man ſchon von einer perſönlichen königlichen Vorliebe für Manteuffel reden, dann war dieſelbe vielleicht bis zu gewiſſem Grade bei dem ſeligen Könige Friedrich Wilhelm IV. vorhanden, zwiſchen Manteuffel und unſerm Kaiſer beſteht aber ein Verhältniß, das alle diejenigen pſychologiſchen Momente geradezu ausſchließt, ohne welche irgend eine Intimität überhaupt zwiſchen Menſchen nicht gedacht werden kann. Das Verhältniß von Manteuffel's Seite iſt: ſtrenge Dienſtpflicht und Ehrfurcht, — von des Kaiſers Seite: Werthſchätzung eines erprobten Staatsdieners, der Preußen wie Deutſchland in den Zeiten ihrer Ohnmacht wie in den Zeiten des Sieges als Diplomat, Organiſator und ruhmreicher Feldherr ſeine beſten Leibes- und Geiſteskräfte und zwar unter der Wucht unverſchuldeten allgemeinen Unwillens geopfert hat! Wohl beſitzt Manteuffel Einfluß und wird ihn immer beſitzen, aber auf die Politik der Regierung, im wie außer dem Lande, auf die Frage, wie überhaupt regiert werden ſoll, hat er niemals Einfluß gehabt! Alles kam überdem anders, als er gewünſcht hat und noch heute iſt Manteuffel's politiſche Meinung allein ſeine eigene geblieben, ja dürfte es auch künftig bleiben. Das Eigenwillige gerade, was in dem ſehr ſtarken Bewußtſein ſeiner Individualität und im Feſthalten ſeiner Charaktereinheit liegt, machte ihm einerſeits den politiſchen Compromiß, oder das Accommodiren des eigenen Princips aus Nützlichkeitsgründen unmöglich, bewahrte ihn andererſeits aber davor, dem Urtheile des Prince de Ligne anheimzufallen, welcher behauptete: „Wer 30 Jahre am Hofe lebt, verdummt oder wird Intriguant!“ — — —

Die Verjüngung des Offiziercorps vollzog ſich, die Armee-Reorganiſation begann unter der neuen Aera 1858; aus ihr gebar ſich der Kammerconflict des Jahres 1860.*) Wäre nicht ſchon ſein Patriotismus, wie der Wunſch, ſeine politiſchen Ideale anerkannt und verwirklicht zu ſehen, genügend geweſen, Manteuffel's Trieb zu beflügeln, die Neubildung der Armeeleitung zu beſchleunigen, ſo mußte der italieniſche Krieg, die Gefahr, uns in ihn unvorbereitet verwickelt zu ſehen und das ſchwere Geſchick Oeſterreichs ſeinen Feuereifer ſchüren, das große Werk ſeines Lebens zu vollenden. Seinen alten Grundſätzen treu, kämpfte er in der neuen Aera dagegen an, „daß die Armee **mit** in die Politik gezogen werde, wohin ſie gar nicht gehöre." Die Armee war ihm eine Inſtitution, welche kein Land zu ſeinem Schutze, habe es eine Regierungsform, welche es auch wolle, entbehren könne. Die Armee kann weder ſelbſt politiſch ſein, noch ein Object der Politik werden. Wo ſie es auch immerhin in der Geſchichte auf die eine oder andere Art geweſen iſt, war die Zertrümmerung und Ohnmacht des Landes hiervon die Folge; Spanien iſt in unſeren Tagen das redende Beiſpiel. In Preußen war nur eine königliche, nämlich die von ihrem Könige geführte Armee, denkbar! — Ebenſo hat Manteuffel die Reorganiſations-Vorſchläge Bonin's, welche derſelbe denen des Königs gegenüberſtellte, bekämpft, bis dieſer Miniſter darüber ſeinen Abſchied nahm. Bonin's Fall und Roon's Eintritt ins Kriegsminiſterium dürften alſo auf Manteuffel's Einfluß zurückzuführen ſein, wie dem Verfaſſer denn auch ein preußiſcher, ſehr bekannter Staatsmann — nicht ein Militär — erklärt hat: „Wenn irgend Jemand nach der Perſon des Königs das Verdienſt für ſich in Anſpruch nehmen kann, die Armee-Reorganiſation geſchaffen zu haben, dann unbedingt General Edwin von Manteuffel!" Das zähe Feſthalten an militäriſchen Principien in einer politiſch bewegten Zeit, wie die des Reorganiſations-Conflicts war, wo die Armee zum politiſchen Streitobject wurde, war es beſonders, was Edwin das Vertrauen König Wilhelms I. erwarb. — — 1860 begleitete er denſelben nach Baden zur Zuſammenkunft mit Napoleon. Das Jahr 1861 hingegen war für Manteuffel ein beſonders bewegtes. Zum General-Lieutenant und General-Adjutanten befördert, hatte er bisher einflußreichen Antheil an der Heeres-Reorganiſation genommen, bereits verdankte ihm die Armee ein völlig erneutes Corps zuverläſſiger Leiter. Waren doch militäriſche Fähigkeit, Charakterſtärke und Hingabe an den Dienſt die einzigen Eigenſchaften, nach denen deſſen nunmehrige Zuſammenſetzung bewirkt worden war. Der Conflict ſtieg in dieſem Jahre zu bedrohlicher Höhe und Manteuffel ſollte zu demſelben, ohne es zu wollen, beitragen. Im Frühjahr war nämlich eine Broſchüre unter dem Titel erſchienen: „Was uns noch retten kann“; ſie hatte den Staatsgerichtsrath Tweſten zum Urheber. In ihr ward Edwin mit kaltblütiger Kühnheit angegriffen, als Chef der hinter den Couliſſen ſpielenden Militär-Camarilla bei Hofe bezeichnet und dem Haſſe des Publikums dadurch ein concreter Ausdruck gegeben, daß Edwin von Manteuffel mit dem bekannten kaiſerlich öſterreichiſchen General-Adjutanten Grafen Grünne verglichen worden war, deſſen Einfluß an der Burg allerdings ein viel ſchwerer wiegender und verhängnißvollerer geweſen ſein ſoll. Edwin von Manteuffel iſt ein zu objectiv urtheilender Mann, ein viel zu feiner Kopf und zugleich zu billig denkend, als daß er es nicht eingeräumt hätte, Tweſten habe von ſeinem Standpunkte eben ſo kühn und ſo redlich gehandelt, als er nur immer die Dinge zu beurtheilen verſtand. Er wußte, daß die Broſchüre Tweſten’s und das aus ihr entſtandene Duell darauf allein beruhte, daß man ihn lange ſchon als gemeingefährlichen Mann, der ſeinen Einfluß einſeitig zu Gunſten der reaktionairen Partei benutze, verſchrieen hatte. Unter dieſem allgemeinen Eindruck ſchrieb Tweſten über Manteuffel’s Wirkſamkeit, ohne irgend eine eigene Kenntniß von derſelben zu haben. Daß ein ſolcher publiziſtiſcher Angriff auf ihn erfolgen werde, wußte Edwin, denn die Parole war ſchon ausgegeben worden, ihn von dem Könige zu entfernen. Wenn man ſeinen Charakter nun verleumderiſch angriff, ſo konnte dies leicht wirkſam ſein, ſobald ein ſonſt unbefangener und geachteter Mann dies öffentlich that. Ein ſolcher Mann war aber Tweſten, dieſe Eigenſchaften hat ihm ſein Gegner vor wie nach dem Duell immer eingeräumt! Schon 1848 hatte Manteuffel mehrfach die Erfahrung gemacht, wie ſolche Mittel in ſolchen Händen zur Untergrabung des guten Rufs einflußreicher Männer verderblich gewirkt hatten, nur weil dieſe Männer bei dem erſten greifbaren Falle dem Gegner nicht perſönlich entgegengetreten waren. Hätte die Anklage Tweſten's ihn allein blos berührt, hätte ſie nicht noch ſchlimmere Folgerungen hervorgerufen, wenn Manteuffel ſchwieg, ſo hätte er die Angelegenheit vielleicht weniger ſchwer nehmen dürfen, denn ein Eiſenfreſſer, der auf Fortſchrittsleute Sport macht, war Edwin nicht. Die Broſchüre war aber nur vermöge eines Seitenblickes auf den König zu verſtehen! Nahm Manteuffel die Verleumdung hin, ſo war er nicht blos ein neuer Grünne, ſein Monarch wurde auch zu ſeinem Mündel herabgewürdigt, zu einem regierten Regenten und das war der eigentliche Stachel in der Wunde von Manteuffel's Ehre, der ſie vergiftete! — Schon eine Woche vor dem Erſcheinen der Broſchüre hatte Manteuffel den General Hiller erſucht, ihm für den vorausſichtlichen Fall zu ſekundiren. Da Hiller bald nachher eine Dienſtreiſe machte, hinterließ er Manteuffel ſeine Reiſeroute, damit dieſer ihn nach Berlin zurücktelegraphiren könne. Dies geſchah. Hiller ſekundirte Manteuffel gegen Tweſten am 27. Mai. Der Ausgang iſt bekannt. — Manteuffel wurde in Folge des Duells durch kriegsgerichtlichen Spruch zu einer dreimonatlichen Feſtungsſtrafe verurtheilt. Es wurde von ſeinen Freunden dem Könige nun vorgeſchlagen, das Erkenntniß vorläufig unbeſtätigt zu laſſen, weil dann bei der Huldigung oder Krönung — es war noch nicht entſchieden, welche ſtattfinden ſollte — eine Amneſtie erfolgen werde, Manteuffel dann aber in Folge derſelben ſtraffrei bliebe. Der König ging hierauf ein. Manteuffel aber bat ſchriftlich um die Beſtätigung und Vollſtreckung des Erkenntniſſes, da es gegen ſein Gefühl war, die ganze Zeit von der Laune des Monarchen abzuhängen. Er habe gegen das Geſetz gefehlt, ſei ihm verfallen und verlange ſeine Strafe, die viel weniger hart ſei, als drei Monate den Gedanken zu ertragen: „Wenn der König heute unzufrieden mit Dir iſt, ſo unterſchreibt er das Erkenntniß und Du mußt auf die Feſtung." König Wilhelm I. reſpektirte dies, beſtätigte das Erkenntniß und Manteuffel trat ſeine Feſtungshaft an. Selbſtverſtändlich hatte Tweſten als Complice eine gleiche Strafe zu erwarten, aber der Spruch über ihn ward abſichtlich verſchoben, Tweſten kam dann die Amneſtie zu Gute und er erhielt keine Strafe. Da König Wilhelm I. es von Manteuffel's Zuſtimmung abhängig gemacht hatte, ob Tweſten von der Amneſtie ausgeſchloſſen werden ſolle oder nicht, ſo hatte der liberale Abgeordnete es Manteuffel zu danken, daß ihn das Geſetz nicht berührte.

---

*) Beides unter Roon Bd. I., S. 355 bis 366 und 369.

Edwin dagegen ging auf die Feſtung Magdeburg und die Art, wie es geſchah, kennzeichnet den General. Als ſich Edwin zur Haft in Magdeburg meldete, wurde ihm geſagt: es ſei keine Wohnung für ihn zu finden geweſen, — (die Feſtungsarreſtanten dritter Klaſſe können nämlich in der Stadt wohnen), — man habe ihn deshalb in den Gaſthof zum Schwan logirt. — Manteuffel war unter dieſen Verhältniſſen das Wohnen in einem Gaſthofe unangenehm, er beauftragte den Kellner, in die umliegenden Häuſer zu gehen und zu ſagen, der Sohn des Präſidenten Manteuffel ſei hier und könne keine Wohnung finden, ob ihm nicht Jemand zwei Zimmer auf drei Monat vermiethen wolle. Binnen einer Stunde waren mehrere Magdeburger Bürger da, die ihn aufnehmen wollten. Er zog zu einem Samenhändler am Breiten Weg, ſein Wirth nahm aber keine Bezahlung für die Wohnung, ſo beliebt war ſein Vater in Magdeburg geweſen. Nur 14 Tage verweilte er in der alten Stätte ſeiner Jugend, als er begnadigt wurde. In Berlin angekommen, erbat er ſeine Entlaſſung als Chef des Militär-Cabinets. Der König ſchlug ihm dies aber ab, behielt ihn und bewies damit, daß Edwin von Manteuffel weder den Einfluß eines Grünne beſitze, noch Deſſen ſchuldig ſei, was Tweſten aus ſolchem Einfluſſe hergeleitet hatte. Seit dieſer Affaire hatte Manteuffel vor der offen gedruckten Verleumdung endlich Ruhe, dafür verfolgte ihn aber geheime Verunglimpfung und wachſender Groll deſto gewiſſer. Dieſe Verdächtigungen gingen nicht blos vom Liberalismus aus, ſondern auch von anderen Sphären! Das Factum zum Beiſpiel iſt merkwürdig, daß weder die offizielle noch offiziöſe Preſſe, welche doch ſonſt ſtets bereit war, die Handlungen der Regierung zu vertreten, ſich jemals gemüſſigt geſehen hat, ihn gegen widerſinnige Angriffe in Schutz zu nehmen. Selbſt

nn that ſie es nicht, wo ſich Manteuffel's Gegner ſelbſt der
ſenbarſten Falſa ſchuldig gemacht hatten, welche jeglicher Mini-
r mit Leichtigkeit zu widerlegen vermocht hätte. Es war
rade, als ob Dieſelben es als überaus zweckmäßig und für ſich
quem gehalten hätten, in General von Manteuffel ſich einen
litiſchen Blitzableiter für das Gewitter der öffentlichen Mei-
ung zu conſerviren! Auch ſollte er von der Preſſe nicht für
nmer verſchont werden, ſeine Stellung zu Berlin nur deckte ihn
och. Die Journaliſtik begann gegen ihn ſofort ihre Angriffe,
ls er der Perſon des Königs entrückt war und dieſelben erreich-
n ihre Höhe, als man ſich verſichert glaubte, er ſei in königliche
ngnade gefallen. Dieſe beiden Momente traten im Jahre 1865
nd 1867 ein, obwohl nicht ſo wie das Publikum dachte. — —
er Einfluß, den in politiſcher Beziehung Manteuffel noch etwa
eſaß, begann mit dem Jahre 1862 zu erlöſchen. Der Conflict
var auf ſeiner Höhe, Bismarck Miniſter-Präſident und Miniſter
es Auswärtigen geworden; das iſt die Diagnoſe! — Wir glau-
en keine Indiscretion durch die Behauptung zu begehen: Man-
euffel und Bismarck waren ſtets und ſind noch — wir wollen
icht ſagen, politiſche Gegner, aber ſicher in ſtaatsmänniſchem
Sinne Gegenſätze und daß dieſe Differenz der Anſichten wohl
chon ſeit dem Erfurter Parlament datiren könne. Ueber das
Was waren ſie ſtets einig, über das Wie **niemals**. Manteuffel
hat zwar Bismarck nie bekämpft, aber ſeine Grundſätze ihm
auch nie untergeordnet. Wir vermögen die politiſchen Gründe
hiervon nicht ſo aufs Gerathewohl zu nennen, wenn wir indeß
auf die verſchiedene Entwickelung beider Männer zurückblicken, beſonders auf Edwins bereits angedeutete Ueberzeugungen, ſo dürfte ſich aus der Betrachtung unſerer Schilderung doch Manches von ſelber ergeben, was unſere Annahme rechtfertigt.

In dem Willen und Streben, Preußen groß zu ſehen, ſein Königshaus ſtark, die Nation befriedigt, waren beide Männer einig. Der Weg hierzu trennte ſie indeß völlig, die Prinzipien, durch welche ſie dies erringen wollten. Manteuffel war Idealiſt, Bismarck entſchieden Realiſt. Manteuffel wollte die ihm nicht zuſagende Verfaſſung durch Krieg und Eroberung corrigiren und ſo Thron und Land verſöhnen; Bismarck wollte hiergegen die ihm ſehr zuſagende Verfaſſung erhalten, mittelſt derſelben die Parteien abbrauchen und ſeine Auslands-Politik durch die innere verſchleiern! Während Manteuffel durch den Sieg die Loyalität des Volkes für das Königsthum zu freiwilliger Unterwerfung zu bewegen hoffte, wollte Bismarck durch denſelben Sieg das Königsthum zu einer großmüthigen Anerkennung der Verfaſſungsrechte bringen und ſo eine Verſöhnung durch die Größe königlicher Geſinnung bewirken! — Manteuffel war erfüllt von einer weitausſchauenden patriotiſchen Politik, erkannte die Faktoren des Tages aber nicht an, denn Letzteres zu thun, hielt er für prinzipienlos! Er hat ſich dieſen Faktoren niemals gebeugt! Bismarck dagegen rechnete mit dieſen Faktoren, benutzte ſie für ſeine höheren Pläne und als er dieſelben verwirklicht hatte, ſetzte er dieſe Faktoren wieder in das Recht ein, was er ihnen entzogen hatte! Grauer noch war ihm in „der Politik die Theorie, als wie im Leben“, die Wirklichkeit, das „Heute“ aber — der ewig „goldene Baum“ politiſchen Lebens! Die Politik Manteuffel's war ein Titanen-Sprung, ein großartiger Sonnenflug! Die Politik Bismarck's das ſchrittweiſe „Vorwärts“ von reiſigen Gedankenbataillonen, die in Verſailles bei der Kaiſer-Proklamation anlangten! Das iſt die Differenz dieſer Männer und ſie wird beſtehen, ſo lange ſie beide leben. — Hiermit nehmen wir von Edwin von Manteuffel als Staatsmann Abſchied. Der Soldat, der kühne General, der Kriegspolitiker in ihm betritt nunmehr die Bühne. Die Theorie ſchweigt, die That aber redet deſto lauter; — vier Jahre ſpäter flocht Edwin um die Stirne den erſten Lorbeer ſeiner Siege! — —

1863 begleitete er König Wilhelm neben Bismarck nach Karlsbad, Schönbrunn und Iſchl zum öſterreichiſchen Kaiſer, 1864 ward er an König Georg nach Hannover, zu König Johann nach Sachſen und an die Hofburg geſandt. Den Krieg in Schleswig-Holſtein machte er nicht mit, begleitete aber den König nach dem Falle der Düppler Schanzen dorthin.*) — Vielfach hatte er ſeinen

---

*) Kaiſerbiographie Bd. I., S. 41.

Monarchen ſchon gebeten, ihn zur activen Truppe zurückzuverſetzen. Die Reorganiſation war vollendet und hatte ſich bewährt, hatte den Ruhm an Preußens Fahne geheftet. Edwins eigentliche Miſſion in Berlin war aus, die Zukunft trug ein kriegeriſches Antlitz, er wollte lieber ins Feld! Der König ſchlug ihm ſeine wiederholten Bitten ab. Wie leidenſchaftlich General Edwin Soldat war, beweiſt, daß er es für eine Zurückſetzung hielt, als man Miene machte, ihn zum Geſandten in Rußland zu ernennen; „kalt geſtellt“ wollte er natürlich auch nicht werden! — Fürwahr eine reiche diplomatiſche Thätigkeit hatte er hinter ſich, wenn wir die Namen Derer durchgehen, mit denen er bisher zu thun gehabt hatte. Außer mit den Kaiſern von Oeſterreich, Nicolaus und Alexander von Rußland, den Königen von Sachſen, Bayern, Hannover und Schweden hat er im Laufe der Jahre mit dem Fürſten Metternich, Kanzler Neſſelrode, Felix von Schwarzenberg, den Grafen von Boul und Rechberg, Manderſtröm, Beuſt, Platen verhandelt, hatte diplomatiſchen Verkehr mit den Marſchällen Radetzki, Windiſchgrätz, Heß, Nugent, Wratislaw, den Generalen Fiquelmont, Wallmoden, Raming, Gablenz, Grünne, Crenneville, mit dem alten Fürſten Eſterhazy, den Miniſtern von Bruck und Bach, den Grafen Orlow, Adlersberg, Mentſchikoff, Meyndorf, Gortſchakoff, endlich den engliſchen Geſandten Weſtmoreland, Hamilton-Seymour und den franzöſiſchen Geſandten Gramont wie Bouquenay; Vielſeitigkeit läßt ſich Manteuffel alſo gewiß nicht abſprechen. 1865 brachte ihn ſonderbarerweiſe aber gerade die Diplomatie in ſeine eigentliche Lieblings- und Berufsſphäre, den Soldatenſtand, zurück! Seltſamerweiſe gerade dazu noch in das politiſche Soldatenthum, nämlich in Stellungen, wo der Staatsmann mit dem Militär immer Hand in Hand zu gehen hatte. Er wurde im Juli zum Oberbefehlshaber der **alliirten Armeen** in den Elbherzogthümern ernannt; im September aber zum Gouverneur von Schleswig! Wir wiſſen, wie dies zuging*), kennen aber noch nicht die Tragweite der ihm anvertrauten

---

*) Unter Fürſt Bismarck.

Gewalt, noch wie ſich die Begebenheiten unter ihm entwickelten. Dieſe Stellung entfernte ihn endlich dauernd von König Wilhelm I., denn ſein Amt als Chef des Militär-Cabinets erhielt der General von Tresckow. Nun öffnete ſich der Verleumdung wie der Conjecturalpolitik ein weites Feld! — Einerſeits waren Manteuffel's Gegner froh, ihn entfernt, die Bahn frei, ihn fortan angreifbar zu ſehen, andererſeits bäumte ſich der öffentliche Verdacht heftig gegen die Machtfülle, die in dieſer neuen Stellung Manteuffel's lag. Man erzählte nicht nur, er ſei mit „fürſtlichen" Vollmachten nach Kiel geſendet worden, ſondern auch, daß er ſogar die Stellung eines gänzlich freien oder nur vom König Wilhelm I. allein abhängigen Vicekönigs erhalten hätte! Dieſe Auffaſſung war ebenſo närriſch, als falſch. Hätten ſeine Gegner die Wahrheit geſagt, dann hätte König Wilhelm Beſitzer beider Herzogthümer ſein, Bismarck aber es ſich ruhig gefallen laſſen müſſen, daß ein königlich preußiſcher General auf eigene Hand Politik treibe und die ſeine gelegentlich durchkreuze, denn ſonſt war dies Vicekönigthum unerfindlich. Preußen hatte aber ja gar nicht ſo ohne Weiteres in Kiel zu reden und zu befehlen, es war ja nur Condominus und einen Vicekönig deſſelben hätte ſich Oeſterreich doch wohl ſtark verbeten! Manteuffel's Macht war gewiß dort groß, aber ſie war anfänglich von Preußen und Oeſterreich zugleich abhängig. — Der Gang der Angelegenheit iſt folgender. Wie unter Fürſt Bismarck ſchon erwähnt worden, befand ſich Manteuffel nebſt Dieſem in Gaſtein. Wir wiſſen auch, daß erſt General Graf Wrangel, dann Prinz Friedrich Carl den Oberbefehl über die geſammte öſterreichiſch-preußiſche Armee in den Elbherzogthümern im Kriege geführt hatte. Als der Prinz nach beendigtem Feldzuge zurückkehrte, war General Herwarth von Bittenfeld ebenfalls der Oberbefehl von beiden Souverainen ertheilt worden und dieſen Oberbefehl über beide alliirte Armeecorps erhielt nunmehr Edwin von Manteuffel im Juli zu Gaſtein. Als ſolcher erſchien er auch im Auguſt in Kiel. Als jedoch der Vertrag von Gaſtein eine territoriale wie militäriſche Theilung der Gewalt in den eroberten Ländern feſtgeſtellt hatte, ging das Herzogthum

Schleswig vom 15. September 1865 ab an Preußen über, Manteuffel wurde deſſen Gouverneur und ſein Oberbefehl über die öſterreichiſchen Truppen hörte auf. Herr von Gablenz dagegen führte letztere fortan, ſowie das Gubernium Holſteins ſelbſtſtändig. Selbſtverſtändlich garniſonirten nur Oeſterreicher in Holſtein, nur Preußen in Schleswig, Rendsburg war Bundesfeſtung und hatte öſterreichiſch-preußiſche Beſatzung unter einem preußiſchen Commandanten. Kiel war Bundeshafen; die Stadt gehörte Oeſterreich, der Hafen Preußen, die daſelbſt ſtationirte preußiſche Flotte ſtand unter Manteuffel. Endlich hatte Preußen noch zwei Etappenſtraßen durch Holſtein. Somit waren als Gouverneure wie Corpscommandeure Manteuffel wie Gablenz von einander unabhängig und in ihrer Machtſphäre völlig geſondert; ſie band nur die Solidarität der öſterreichiſch-preußiſchen Intereſſen, welche die Schwerter beider Völker ſich hier erobert hatten. Das macht, denken wir, einen erheblichen Unterſchied von der öffentlichen Annahme aus und hat gar nichts „Vicekönigliches". Militäriſch war Edwin anfänglich von zwei Staatsoberhäuptern abhängig, ſpäter von Preußen und Bismarck's Politik. War Manteuffel's Macht innerhalb dieſer Sphäre auch ſehr bedeutend, ſo war ſie ihm ſelber auch um ſo gefährlicher, als in **ſeiner** Perſon die Einigkeit oder der Conflict zwiſchen ſeinen beiden Vollmachtgebern beruhte, das heißt, in ihm beruhte der Krieg von 1866. Ob das gerade eine Situation war, etwaigen vicekoniglichen Machts-Gelüſten die Zügel ſchießen zu laſſen, oder nicht vielmehr eine Stellung, die nur durch peinlichſte Vorſicht und Ruhe, größeſte Rückſicht und Beſonnenheit durchzuführen war, ſei der Erwägung des Leſers überlaſſen. — Gewiß ſtimmte Manteuffel ſeit dem 18. März 1848 mit der öffentlichen Meinung in keinem oder doch nur ſeltenſten Falle betreffs der Entwickelung der preußiſchen Angelegenheiten überein, war ihr, ſowohl in Dem, was ſie verwarf, als da wo ſie zuſtimmte, entgegen. Das hatte das Volk auch bald genug durchgefühlt und mit einer gewiſſen Berechtigung den Mann in geſteigerter Art beargwöhnen gelernt, der ihm überall entgegen war. Daß trotzdem dieſer Mann ihm aber eine freiheitliche Entwickelung nicht blos von Herzen gönnte, ſondern dieſelbe auf ſeine Weiſe zu fördern hoffte, er Garantien der Regierungen für die nationalen Rechte als ſittliche Nothwendigkeit erachtete, das ſtand ihm freilich nicht auf der Stirne geſchrieben, wenn auch tief in der Bruſt! — Eine Erſcheinung fordert beſonders hier zum Nachdenken auf! — Das Publikum in Berlin kannte Manteuffel, ſeine Perſon, ſeine Art zu reden und zu handeln gar nicht, aber verurtheilte und haßte ihn. Ein annectirtes Volk, ein erobertes Land, in das er mit ziemlich hoher Machtvollkommenheit kam und es regierte, lernte ihn perſönlich kennen und innerhalb zweier Jahre hochachten und lieben! Ebenſo als er ſpäter nach Königsberg als Armeecorps-Commandeur verſetzt wurde, hatte er es zu bewirken gewußt, ein allbeliebter Mann zu werden. — Man wird zugeben, daß ſich der Berliner Volkshaß in der Theorie gegen die praktiſche Volksliebe, welche die Schleswiger und Oſtpreußen dem General widmeten, etwas abſonderlich ausnimmt. Ein gefährlicher und volksfeindlicher Mann iſt es eben überall, daß Einer aber an der Spree ein Dämon ſei, an der Eider und dem Pregel indeß ein Engel und zwar ohne alle Pointe, das iſt denn doch eine ziemlich unverſtändliche Metamorphoſe.

Edwin von Manteuffel trat in den Elbherzogthümern ſeine beiden Aemter mit der Straffheit und dem Eifer an, welche ſein ganzes Handeln im Leben bezeichnen. Die ſoldatiſch freimüthige Anſprache an die Bewohner und ſeine Verſicherung: „Ehe die Königsau abgetreten wird, meſſe ich 6 Fuß Erde mit meinem Leibe!" erregten damals bedeutendes Aufſehen. Manteuffel ward in den Herzogthümern mit Furcht und großem Mißtrauen empfangen, ſein ſchlimmes Berliner Renommée war ihm voraufgeeilt und die auguſtenburgiſche Partei hatte den ernſtlichen Willen, durch Agitation und Erregung von Unruhe Edwin in ſeiner Stellung unmöglich erſcheinen zu laſſen, ihn als Tyrann und Unterdrücker auszuſchreien, ſobald er ihren Plänen entgegentrat. Wie dieſe Partei operirte, wie die öſterreichiſche Politik hinterhaltig mit den Auguſtenburgern gegen Preußen cooperirte und es 1866 zu jenem berühmten Manteuffel-Briefe an Friedrich den

Sachten kam, der zugleich der erſte Trompetenſchrei des deutſchen Krieges wurde, iſt ſchon*) geſchildert worden. General von Manteuffel war immer dafür, Preußen durch Eroberung zu erweitern, dadurch die innere Politik naturgemäßer zu geſtalten, wie alle Conflicte zu löſen. Er war ſomit à tout prix für den Krieg und wenn man in ihm ſtatt einen Intriguanten und Abſolutiſten lieber das Haupt der preußiſchen Kriegspartei, den lebendigen und kühnſten Ausdruck des Thatendurſtes unſerer erneueten Armee genannt hätte, ſo würde man weit mehr den Kern ſeiner Individualität getroffen haben. Wir könnten neben ihm aber noch eine gute Zahl glänzender preußiſcher Heerführer nennen, die — Friedensſoldaten zu ſein ſehr ſchlechte Luſt empfinden und welchen der erſte Kriegsſchrei jauchzend im Herzen wiedertönt. Das iſt eben einmal ſo! — Man hat Manteuffel beſchuldigt, er triebe „ruſſiſche Politik“, dann daß er „ſtock-öſterreichiſch“ geſinnt, kurz ein blinder Anhänger der Höfe von Wien und Petersburg ſei. — Daß er an beiden Höfen hoch angeſehen iſt, es ſtets bleiben dürfte, das iſt gewiß, aber man kann immerhin Jemandes Freund bis zu gewiſſem Grade ſein, darum aber doch nicht ſein Diener oder Werkzeug werden. Preuße iſt Edwin von Manteuffel ſtets geweſen, nie etwas weiter, „ein Stock-Preuße“ eher! Preußiſche Politik hat er getrieben wie ein preußiſcher Partikulariſt und deutſcher Patriot zugleich! Je nachdem der Anſchluß an Oeſterreich oder Rußland, oder an andere Mächte ihm für die preußiſche Politik nützlich erſchien, hat er zu dem Einen oder Andern gerathen und ſein ſcharf preußiſches Soldatenthum war’s eben, das ſeinen Königen zu ihm Vertrauen erweckte, ihn an fremden Höfen ſo imponiren ließ. Wären die Aufträge, welche er durch faſt 17 Jahre zu verſchiedenſten, ſehr drohenden Zeiten zu vollführen hatte, nicht in echt preußiſchem Königs-Sinne ertheilt geweſen, Manteuffel hätte ſich nie zu ihrem Organe gemacht. Seine diplomatiſche Waffe wurde ſtets ſo gerade geführt, wie der Lanzenſtoß im Turnier, — regelrecht auf den Schild des Gegners.

---

*) Bismarck S. 127 bis 135.

Vielfach äußere Gnade iſt ihm erwieſen worden, aber nicht dieſe, auch nicht das Bewußtſein ſeines Verdienſtes hat Edwin von Manteuffel dünkelhaft gemacht, das iſt jedoch ſein Stolz, „daß er jedem Menſchen gerade ins Geſicht blicken kann, daß nicht Einer in der Armee, im Civil, in oder außer Landes lebt, der ihm Eigennutz, Hinterliſt, oder die Abſicht zu ſchaden vorwerfen kann“, und dieſer Stolz iſt Schuld geweſen, daß er der öffentlichen Meinung, die nur an ihn ſich hing und die Schuldigen frei ausgehen ließ, ſtumme Verachtung entgegenſetzte. Man muß das eben bedauern, aber kann es nachempfinden. Um die öffentliche Verleumdung zu widerlegen, hätte Edwin Andere beſchuldigen müſſen, welche der Schonung bedeutend bedürftiger waren, als er, der General aber hielt ſich für zu gut, um auf Anderer Koſten die Werthſchätzung ſeiner Nation zu erringen. —

Der General war — als Gegner der octroyirten Verfaſſung — ſeit December 1848 ſchon ſtets kriegsluſtig geweſen und dieſer Drang hatte entſcheidend in ihm bei Regeneration des preußiſchen Offiziercorps, wie der Reorganiſation des Heeres mitgewirkt. Somit hatte er eifrigſt in Berlin auch für den Krieg gegen Oeſterreich und den Bund plädirt*), als am 5. Juni das Cabinet der Hofburg ſich herausgenommen hatte, einſeitig die Stände von Holſtein auf den 11. Juni nach Itzehoe einzuberufen. Er erklärte Gablenz: Der Gaſteiner Vertrag ſei verletzt, er werde deshalb mit preußiſchen Truppen in Holſtein einrücken! Der Handſchuh war hingeworfen und aufgenommen worden, der Krieg war da, — **mit ihm** Edwin von Manteuffel's ganze Hoffnung! Er war neben Bismarck Einer der Wenigen, welche am Hofe von Berlin ohne Umſtände auf den Krieg drangen, und bereits hatte er mehrfach gebeten, den unleidlichen Dingen in den Herzogthümern ein Ende zu machen, durchgreifen, mit einem Schlage die Situation auf äußerſte Entweder-Oder ſtellen zu dürfen. Die einſeitige Einberufung der holſteiniſchen Stände Seitens Oeſterreichs aber ließ keine verſöhnliche Deutung mehr zu. — Am 6. Juni ernannte

---

*) Bismarck Bd. II. S. 135.

König Wilhelm I. General von Manteuffel auch zum Gouverneur von Holſtein und am 7. rückte Edwin mit ſeinem Armeecorps ins Herzogthum ein. Der Auguſtenburger wie das Corps Gablenz hatten Kiel verlaſſen und zogen ſich über Altona auf Stade reſp. Hannover, wo ſie ſich mit den Truppen des Welfenkönigs zu vereinen und dann ihren angenehmen Flankenſtoß auf Berlin zu machen hofften. Dieſer Einmarſch Manteuffel's in Holſtein war weder unmotivirt noch gewaltſam, ſondern geſtaltete ſich naturgemäß.

Wohl commandirte Manteuffel in Schleswig ein Armeecorps und hatte alle höheren Stabsbranchen unter ſich, die einem Oberbefehlshaber zukommen, aber nach und nach waren ſo viel von ſeinen Truppen aus den Herzogthümern gezogen worden, daß Manteuffel nur noch 15- bis 16,000 Mann, die Gablenz'ſche Armee gar nur noch 5- bis 6000 Köpfe zählte. Dadurch hatte ſich in der Preſſe die Meinung feſtgeſtellt, er habe bei Ausbruch des Krieges 1866 nur eine Diviſion commandirt, obwohl er nie Diviſionär geweſen iſt, ſondern bereits im Jahre 1865 zum Corps-Commandeur aufgerückt war, weil das eben in den damaligen kriegspolitiſchen Verhältniſſen lag. — Als Manteuffel am 3. Juni 1866 die Nachricht zuging, Oeſterreich habe die Herzogthümerfrage an den Bund gebracht, ſchrieb er nach Berlin: „er müſſe jetzt handeln, ſonſt ginge die moraliſche Stellung Preußens in den Herzogthümern verloren“, und ſchlug vor, daß er die Ermächtigung erhalten möge: dem Baron Gablenz zu erklären, „der Vertrag von Gaſtein wäre aufgehoben, die Herzogthümer würden wieder gemeinſchaftlich beſetzt, Gablenz möge ſagen, welche Garniſonen er in Schleswig wünſche, er, Manteuffel, würde vorläufig Neumünſter beſetzen.“ — Des Generals Plan hierbei war, ſich ſo ſtark aufzuſtellen, daß die öſterreichiſchen Truppen verloren wären, ſobald es zum Ausbruche der Feindſeligkeiten käme. — — Am 5. Juni erhielt Manteuffel von Berlin die Antwort: „daß gehandelt werden würde, aber daß dieſes Anerbieten an Gablenz nicht zu machen ſei; Manteuffel würden andere Befehle zugehen.“ Am 6. Mittags erhielt er darauf den Befehl des Königs: „die durch das Vorgehen Oeſterreichs am deutſchen Bunde gefährdeten Rechte Preußens zu ſchützen und das Zuſtandekommen der holſteiniſchen Ständeverſammlung in Itzehoe zu hindern." Manteuffel ſchickte einen Adjutanten mit einem höflichen Schreiben an Gablenz, worin er ihm von dieſem Auftrage mit der Eröffnung Kenntniß gab: „daß er am andern Morgen mit 15,000 Mann in Holſtein einmarſchiren werde." Manteuffel hatte ſchon ſeit längerer Zeit ſeine Einrichtungen getroffen, ſo daß die Eiſenbahntransporte ſo organiſirt waren, daß ſein Corps am nächſten Tage in Holſtein ſein konnte. Baron von Gablenz proteſtirte feierlich, gab aber ſchon in der Nacht zur Räumung Rendsburgs Befehl und daß die öſterreichiſchen Truppen Kantonnements in Altona beziehen ſollten. Bei der Räumung Rendsburgs war es General von Kaphengſt, welcher als preußiſcher Commandant die öſterreichiſche Nationalhymne ſpielen ließ, Manteuffel aber hatte ſtreng befohlen, daß unter keiner Bedingung auf die Oeſterreicher zuerſt geſchoſſen werden dürfe, denn er wolle ſeine Uebermacht auf dem gemeinſam erkämpften Boden nicht gegen öſterreichiſche Regimenter geltend machen. — Gablenz zog alſo ab. — Die zweite Aufgabe Manteuffel's war, den Zuſammentritt der holſteiniſchen Stände in Itzehoe zu hindern und es iſt intereſſant, auf welch drollige Weiſe ihm dies gelang. Am 9. Juni marſchirte er in Itzehoe ein. Der größte Theil der Stände, mit ihnen aber auch der kaiſerlich öſterreichiſche Commiſſarius, welcher ſie eröffnen ſollte, waren bereits eingetroffen. Eine gewaltſame Auseinanderſprengung hätte höchſt unangenehme und wirkliche Nachtheile für die Politik Preußens in der öffentlichen Meinung hervorbringen müſſen, — ohne den kaiſerlichen Commiſſarius konnten aber die Stände gar nicht eröffnet werden. Manteuffel beſchloß, ſich dieſes Commiſſars alſo zu verſichern. — Die feierliche Eröffnung ſollte am 10. Juni früh 11 Uhr ſtattfinden. Am 9. Juni Abends ſchrieb Manteuffel an den Herrn Commiſſarius einen überaus höflichen Brief, in welchem er ihm ſeine Proklamation, ferner ſeine Uebernahme der Verwaltung in Holſtein ankündigte und ihn zugleich aufforderte: die Stände zum Auseinandergehen zu veranlaſſen. Falls derſelbe jedoch fürchte, dieſem Auftrage nicht genügen zu können, möchte er in den unten bereitſtehenden Wagen ſteigen und in Begleitung eines in demſelben harrenden Offiziers einige Tage nach der Feſtung Rendsburg reiſen, woſelbſt der Bruder des Commiſſars als Amtmann fungirte. Dies erfolgte! Der Commiſſar proteſtirte, aber fuhr nach Rendsburg, die rathloſen Ständemitglieder reiſten unverrichteter Sache ab, und ihr ſo pomphaft inaugurirtes Zuſammentreten war auf die geräuſchloſeſte Weiſe inhibirt worden. — —

Die hierauf folgenden Kriegs-Affairen ſind bekannt. Sie zerfallen in zwei Abſchnitte, deren erſter mit der Kataſtrophe von Frankfurt, deren zweiter vor Würzburg endete. Man hätte meinen ſollen, daß im Ernſte des Krieges, wo Alles doch vom Obercommando und mittels einheitlichen Befehls des königlichen Kriegsherrn allein ausgeht, Jeglicher, ob Gemeiner oder Corpschef, alſo nur ſeine genau begrenzte Pflicht zu erfüllen hat, daß nunmehr von Beſchuldigungen Manteuffel's doch keine Rede mehr ſein könne. Sie trafen ihn jetzt aber ärger, gehäſſiger wie je und hingen ſich an die plötzliche Abberufung Vogels von Falckenſtein wie die martialiſche Behandlung Frankfurts. Beide Thatſachen, auf ihr richtiges Maaß zurückgeführt, dürften erweiſen, in wie weit beide Anklagen gerechtfertigt geweſen ſind.

Die Streitkräfte Preußens im Nord-Weſten Deutſchlands beſtanden aus einer beſonderen Armee, die ſich eben formirte*) und zwar aus einem Theil der preußiſchen Truppen in Schleswig-Holſtein, dem Corps alſo, welches General von Manteuffel commandirte, ferner aus den bisherigen preußiſchen Beſatzungs-Regimentern am Maine und anderen Rhein-Feſtungen, welche zu einer Diviſion unter General-Lieutenant von Beyer zuſammentraten, endlich aus der 13. Infanterie-Diviſion, die ſich um Minden unter General Vogel von Falckenſtein ſammelte. Dieſer und Manteuffel ſollten ſich auf dem Marſche gegen die hannoverſche Hauptſtadt treffen, damit die auguſtenburgiſch-welfiſch-gablenziſche promenade à Berlin unmöglich werde.

Das Perſonenverhältniß lag ſo, daß Falckenſtein als der

---

*) Moltke Bd. I., S. 289.

Aelteſte der drei Generale das Ober-Commando über das Corps Manteuffel und die beiden Diviſionen führte, aus welcher ſpäter die Main-Armee gebildet wurde. In der preußiſchen Armee iſt es ſtets Brauch geweſen, die Commandos durch alle Grade ſtreng nach dem Dienſtalter zu beſetzen, und nur körperliche oder geiſtige Unfähigkeit konnten hierbei eine, für den Betreffenden ſtets gravirende, Ausnahme machen. Daß dies auch betreffs Manteuffels nur ſtatthatte, von einer Bevorzugung ſeiner Perſon, von der Zurückſetzung eines andern Generals zu Edwins Gunſten niemals die Rede war, beweiſt folgende Thatſache. Es iſt erzählt worden, wie Manteuffel ſtets den Wunſch gehegt hat, aus ſeiner exceptionellen Stellung an des Monarchen Seite in den aktiven Dienſt zurückzutreten. Dieſem Wunſche hatte König Wilhelm lange keine Folge gegeben. Nach dem ſchleswig-holſteiniſchen Kriege bot ſich hierzu die Ausſicht. Moltke wie Manteuffel waren in der Anciennetät ſo vorgerückt, daß Beide zum commandirenden General heranſtanden. Moltke war der Aeltere, alſo der zunächſt Berechtigte. Manteuffel ſetzte nun dem Könige auseinander, „daß ſeine Stellung als Chef des Militärcabinets nach vollendeter Heeresreorganiſation entbehrlich geworden wäre, ſeine Aufgabe erfüllt ſei. Große kriegeriſche Aufgaben lägen aber in der Luft, welche den General von Moltke als Chef des Großen Generalſtabs ganz unentbehrlich machten, er — Manteuffel, dagegen könne im aktiven Dienſte mehr nützen und es läge im königlichen Intereſſe, daß er und nicht Moltke eines der vacant gewordenen Corpscommandos erhielte. Durch den Tod des General von Bonin war das Generalcommando in Coblenz frei geworden. Dies erhielt Herwarth von Bittenfeldt und an deſſen Stelle kam Manteuffel in das Generalcommando von Schleswig-Holſtein. Durch das einſichtige Benehmen deſſelben iſt alſo Deutſchlands größter Stratege ſeinem eigenſten großen Zwecke erhalten worden. Wie hier die Anciennetät und nächſt ihr nur der kriegspolitiſche Nutzen maßgebend war, ſo auch bei dem Verhältniſſe zwiſchen Falckenſtein und Manteuffel bei Beginn des Krieges 1866. Wird eine oberſte Commandoſtelle frei, ſo erhält ſie der zunächſt im Dienſtalter ſtehende General, dies war Edwin nach dem General von Falckenſtein. Wäre Letzterer 'zum Beiſpiel in der Schlacht von Langenſalza gefallen oder verwundet worden, ſo hätte ohne Weiteres Manteuffel deſſen Commando zu ergreifen gehabt. Erwägt man hierbei noch, daß derſelbe ja unlängſt noch als Oberbefehlshaber der alliirten Armeen geglänzt, das Herzogthum Schleswig im Auftrage der Krone Preußen regiert hatte, ſo war er über und über zu einer Stelle berechtigt, zu der jeglicher General im Frieden bei eintretender Vacanz qualifizirt ſein würde. Die Urſache dieſer Vakanz der Befehlshaberſtelle der Main-Armee hatte alſo mit der Beſetzung der Stelle durch Manteuffel ſo wenig zu thun, als eine mörderiſche Kugel, welche den Oberſten niederſtreckt, dem älteſten Major als Intrigue angerechnet werden kann, deſſen Pflicht ja dann iſt, an die Spitze des Regiments zu treten! Die Gründe, warum Vogel von Falckenſtein mitten in ſeinen Siegen nach dem Einmarſch in Frankfurt abberufen, als Gouverneur nach Böhmen geſchickt wurde, mögen immerhin noch dunkel ſein, aber es ſind Gründe, die damals allein zwiſchen dem königlichen Obercommando der geſammten preußiſchen Armee und dem General von Falckenſtein obwalteten. Manteuffel alſo zu bezichtigen, er habe ſeinen Vorgeſetzten aus der Stellung gebracht, um ſie ſelbſt einzunehmen, iſt abſurd. Weshalb die auffällige Verſetzung Falckenſtein's ans Gouvernement in Böhmen erfolgte, iſt allerdings Sache der Discretion. Vielleicht machten die Depeſchen, welche dieſer tapfere General nach den erſten kleineren Gefechten am Main an das Obercommando richtete, im Hauptquartier den Eindruck, als wäre unſere Operation am Maine nicht ſo entſchieden glücklich, wie von Falckenſtein's Energie erwartet werden konnte. Dann blieb plötzlich das Hauptquartier, ſelbſt auf dem Marſche nach Wien, fünf volle Tage ohne jegliche Nachricht von der Main-Armee. Die politiſche Lage dagegen gebot, raſch die Mainlinie zu gewinnen und ſo erfolgte Vogel's Verſetzung in dem Augenblicke, wo er Alles gethan hatte, ſeine Aufgabe zu erfüllen. Manteuffel kam dann an deſſen Stelle, weil kein anderer General eben Anſpruch auf das Commando zu machen hatte, als nur er.

Am 21. Juli übernahm General von Manteuffel den Oberbefehl der Main-Armee. Die bitteren Tage Frankfurts waren gekommen! Manteuffel mußte ſtreng ſein, Schrecken ſollte herrſchen, das war der preußiſchen Regierung Wille und Manteuffel nur ihr Organ. Es war ein Mißverſtändniß, eine von Preußenhaß und Preußenfurcht erzeugte Uebertreibung, wenn die Frankfurter dachten, Edwin wolle die Stadt brennen und plündern laſſen, wenn die Contribution nicht gezahlt werde. Er hat das nie angedroht und wenn er einem ſo elenden, eines preußiſchen Offiziers unwürdigen Verdachte niemals entgegentrat, ſo geſchah es nur, weil er es für unmöglich hielt, daß man ſo Etwas von ihm glauben könne! Ebenſo hielt er die Anſicht, daß er volksfeindlich und adelsſtolz ſei, für ſo abſurd, daß er nur darüber lachte! — Später konnte er freilich wahrnehmen, daß dieſe üble Meinung ſelbſt ſeiner Wirkſamkeit ſo lange Abbruch that, bis man ihn hatte perſönlich kennen lernen! Dies Später eben war für Manteuffel leider bereits zu ſpät. Frau Fama würgte langſam, aber um ſo ſicherer ſeinen guten Ruf nieder und der Friede brachte ihm den bitteren Trank der völligen Entſagung alles Deſſen, was ſeines Lebens glühender Impuls geweſen war, er zerbrach ſeine Ideale und ſetzte ihn in der Politik fortan matt! —

Unter Manteuffel beſtand die Main-Armee darauf die ſiegreichen Gefechte bei Hundsheim (23. Juli), Tauberbiſchofsheim (24.), Gerchsheim und Helmſtädt (25.), bei Uettingen und das Reitergefecht bei den Hellſtädter Höfen (26. Juli). Während das zweite Reſerve-Corps des Großherzogs Friedrich Franz von Mecklenburg-Schwerin von Hof nach Nürnberg marſchirte, rückte Manteuffel's Corps vor Würzburg und bombardirte den Marienberg. Leider ging das nicht ohne Verletzung der Stadt ab. Als die erſten oldenburgiſchen Kugeln hineinſchlugen, ſtellte Manteuffel ſofort das Feuer ein! In Folge der kurzen, nicht beabſichtigten Beängſtigung Würzburgs wurde im Mainviertel derſelben eine Batterie demaskirt, welche ſofort ihr Feuer auf den Platz richtete, wo Manteuffel mit ſeinem Stabe hielt, ſo daß das Pferd eines Adjutanten erſchoſſen und ein anderer Offizier der Suite durch einen Granatſplitter tödtlich verwundet wurde. Nichtsdeſtoweniger wiederholte Manteuffel den Befehl, das preußiſche Feuer einzuſtellen, um die ſchöne deutſche Stadt zu ſchonen, da der Hauptzweck, die Niederwerfung der feindlichen Streitkräfte vor dem Waffenſtillſtande, erreicht war. Die Bayern wiſſen ſehr wohl, daß ſie Manteuffel's Menſchlichkeit die Erhaltung Würzburgs zu verdanken haben, und gerade in dem Augenblicke übte er Edelmuth, wo in die Welt geſprengt wurde: Manteuffel habe gedroht, wegen Zahlung der Contribution Frankfurt plündern und anzünden zu laſſen! War es nicht verzeihlich, daß er es für unmöglich hielt, daß man ſolche Dinge von ihm glauben könne und in ſeinem verletzten Selbſtgefühle gegen eine ſo ruchloſe Verleumdung ſchwieg? Durch die Einnahme Würzburgs hatte Manteuffel auf den beſonders wichtigen Friedensabſchluß mit Bayern mächtig influirt. Bei Würzburg ſchloß er dann auch den Waffenſtillſtand mit Süddeutſchland ab. — Kaum war dies bewirkt, als Edwin die Miſſion erhielt, in Petersburg die Sachlage vorzuſtellen und Preußens Intereſſen bei der ruſſiſchen Regierung für die bevorſtehende Neugeſtaltung Deutſchlands zu fördern. Ob die Art dieſer Neugeſtaltung und des Friedensſchluſſes Edwin von Manteuffel Recht war, wiſſen wir, offen geſagt, nicht; **alle** Conſequenzen des Sieges waren es ganz gewiß nicht. Aber es kam in Petersburg nicht auf ſeine Meinung an, ſondern daß die kaiſerliche Regierung der Meinung ſeines Königs beiſtimmte. Dafür hat er pflichtgetreu geſorgt und eine Aufgabe höchſt glücklich gelöſt, die vielleicht nicht völlig nach ſeinem Geſchmack geweſen iſt. —

Sieg und Friede! — Sie brachten jene ſchwere, ſeeliſche Erſchütterung über Edwin von Manteuffel, welche ihn der politiſchen Bühne völlig entſagen ließ. Daß er im Jahre 1867 auch aus ſeinem militäriſchen Verhältniß trat und nach Merſeburg ging, hat man ſo aufgefaßt, als ſei er in Ungnade gefallen, obwohl dies keineswegs der Fall war! — Bei einem willkürlichen Regimente, wie es wohl früher, oder in anderen Ländern ſelbſt in unſerm Jahrhundert noch ſtatthatte, mag man unter Ungnade oder Gnade des Herrſchers mit einigem Grunde Laune verſtehen.

kleine Dynaſten zumal haben aus langer Weile gemeiniglich „Launen“. Weil ſie nicht viel zu herrſchen haben, herrſchen ſie deſto lieber; weil ſie zu wenig zu thun haben, müſſen ſie mit den Objekten und Subjekten ihres Zeitvertreibs wechſeln. Sie begnaden gerade Den, der ſie amüſirt und ſo lange ſind ſie gnädig, als ſie ſich von ihm amüſiren laſſen, vermag der Unglückliche das aber nicht mehr, ſo — „fällt er in Ungnade“. Solche Art der Behandlung ſeiner Diener kennt das Zollernhaus nicht. Etwa zwei oder drei Fälle in alter Zeit abgerechnet, kann man kleinliche Denkungsart preußiſchen Herrſchern niemals nachweiſen! Abgeſehen von ihrer überhaupt ernſten Sinnesart, ihren feſten aufſtrebenden Zielen, die mit Launen Nichts gemein haben, ſind Preußens Könige ſtets viel zu ſehr geprüft worden, zu ſtark mit ihrem großen Lande verwachſen, von deſſen Intereſſen beanſprucht, als daß ſie die Diener nicht lange prüfen ſollten, welchen ſie vertrauen und daß, wenn ſie dieſelben würdig befunden und ihnen erſt ſo viel vertraut haben, wie König Wilhelm I. und ſein verſtorbener Bruder einem Manteuffel, von einem „in Ungnade fallen“ überhaupt dann nicht mehr die Rede ſein kann; der Mann, den dieſe Ungnade trifft, müßte ſich denn plötzlich etwas Unverzeihliches haben zu Schulden kommen laſſen. Es können hingegen aber Zeiten kommen, wo ein Mann, der höchſtes Vertrauen genoß, durch die veränderten Umſtände politiſch inaktiv wird. Stellt dieſe Thatſache ſich heraus, ſo geht er von ſelbſt, denn die ganze Situation, nicht ſein König blos, iſt gegen ihn! So liegt Manteuffel's Sache, deren wir zu erwähnen haben und welche ſeiner Zeit viel unnützen Staub aufgewirbelt hat. — Die betreffenden Begebenheiten haben drei Phaſen. Die des Friedensſchluſſes, die der Dinge nach dem ſiegreichen Einzuge der Truppen in Berlin und die des Februars 1867. Weſentliche Situation bei dem Friedensſchluſſe war die Annexion Schleswig-Holſteins, Hannovers und Heſſens, wie Ausſchluß Oeſterreichs aus Deutſchland; Situation nach dem Frieden war die innere Verſöhnung durch die Indemnität! — Wir wiſſen nicht, ob es Seitens Edwins von Manteuffel und ſeiner politiſchen Gegner am Hofe je zu einem großen, offenen und entſcheidenden

Prinzipienkampfe gekommen iſt, bei welchem der Unterliegende nothwendig den Turnierplatz räumen mußte, nach dem Siege ſchlug Preußen indeß eine Politik ein, welche es vor dem Siege nicht beobachtet hatte und die den Grundſätzen ſcheinbar widerſprach, welche bis dahin befolgt worden waren. Die innere und äußere Politik, welche Edwin von Manteuffel ſeit 1848 ſtets bei Hofe vertrat, kam **nach** Nicolsburg **nicht** in Anwendung! Die einzige große Gelegenheit, welche, wie er meinte, ſich geboten hatte, die Verhältniſſe in der Art zu corrigiren, wie er ſie für die einzig gute hielt, war nicht nur in ſeinem, ſondern im entgegengeſetzten Sinne benutzt worden. Mit dieſer Kataſtrophe ſtürzte ſein ideales Gebäude zuſammen und ſeit dieſer Zeit hat Edwin von Manteuffel nicht mehr im Rathe ſeines Königs Platz gefunden, mit den Miniſtern und einflußreichen Perſönlichkeiten die früheren vertraulichen Relationen nicht mehr fortgeſetzt; es entſprach dies ſeiner eigenthümlichen Individualität. Wo die Differenzpunkte lagen, können wir freilich nicht erklären, aber inſofern wir nach dem Geſchilderten uns mit dem Leſer ein Bild dieſer Kriſis Manteuffel's machen dürfen, glauben wir, daß die Verhältniſſe in Schleswig-Holſtein, das Ausſcheiden von Deutſch-Oeſterreich, vielleicht auch unſere reſervirte Haltung Napoleon gegenüber, — ganz gewiß und ganz hauptſächlich aber, daß die **Indemnität** der Kern derſelben war! Einer Natur, wie diejenige Manteuffel's, konnte es nicht zuſagen, daß ein König ſeinem Volke nachgab, als Sieger der Vertretung ſeines Landes es abbat, daß ſie ihn in die Lage gebracht hatte, budgetlos zu regieren. Das, was Bismarck als nothwendig erſchienen war, um den Sieg zu krönen, ihn aus einem materiellen in einen moraliſchen zu verwandeln, das mußte Manteuffel als ein Desaveu der altpreußiſchen Hohenzollern-Würde, als Abdication der königlichen Prärogative an diejenigen modern-conſtitutionellen Staatsgewalten und diejenige Verfaſſung gelten, welche er, ſo wie ſie war, ſtets beklagt hatte. In demſelben Zeitpunkte wurde alſo die Verfaſſung neu und unverbrüchlich ſanctionirt, welchen er als von der Vorſehung gegeben angeſehen hatte, um kraft der moraliſchen Wucht des ſiegreichen Fürſten und gemäß der Erweiterung Preußens dieſe Verfaſſung auf loyalem Wege zu corrigiren! Eine ſolche Correction ſah Bismarck eben nicht ein, dieſe Indemnität ſah aber Manteuffel nicht ein! — Einer der Gegner mußte ſomit weichen! — — Die Stunde kam. — Am 20. September erfolgte der Einzug der Truppen in Berlin. Bei dieſer Gelegenheit ward Edwin zum General der Cavallerie, zum Chef des 5. Dragoner-Regiments und zum commandirenden General des 9. Armeecorps in Holſtein ernannt. Aber die Gouverneurſtelle in den Herzogthümern erhielt er nicht wieder und ſeiner Anſicht entgegen ward ſein früherer Untergebener, Herr von Scheel-Pleſſen, zum Oberpräſidenten ernannt und dieſem nun die Fortführung der Geſchäfte eines Gouverneurs übertragen. Manteuffel hielt dies für eine Zurückſetzung. Er ging zwar nach Schleswig an die Spitze ſeines Corps, aber mit dem Gefühle eines Mannes, der einen großartigen, achtzehn Jahre gehegten Traum ins Nichts verrinnen ſieht. Manteuffel iſt — der Radowitz des Jahres 1866 geweſen, deſſen politiſches Staatsgebäude vor Bismarck ebenſo wie der „Unionsgedanke" zu Erfurt einſt in Stücke ging! — Kriegeriſche Strapazen ſowohl wie geiſtige Kämpfe mögen es geweſen ſein, welche Edwin jetzt kränklich gemacht hatten. Am 2. Februar 1867 bat er um ſeinen Abſchied. Am Huldigungstage der Schleswig-Holſteiner erhielt er aber mittels Cabinetſchreibens die Ablehnung ſeines Abſchieds, dagegen aber Entbindung vom Generalcommando und Zurückverſetzung auf den Etat der General-Adjutantur, wodurch er jährlich 5000 Thlr. verlor. Mit der Ertheilung eines unbeſtimmten Urlaubs erhielt er die Erlaubniß, ſeinen Aufenthaltsort nach Gutdünken zu wählen. Merſeburg war Manteuffel unangenehm, um aber jede Oppoſition gegen den König zu vermeiden, wählte er Merſeburg, weil es der Sitz des Domſtifts war, dem er angehörte. Außer Dienſt iſt Manteuffel alſo nie geweſen, ſondern nur längere Zeit beurlaubt. — Natürlich mußte er nun bei aller Welt als in Ungnade gefallen erſcheinen, und da man dieſen gefährlichen Menſchen gänzlich beſeitigt, völlig unſchädlich gemacht hielt, fielen Preſſe wie öffentliche Meinung unisono jetzt über ihn her und die Lüge erreichte ihren Kulminationspunkt! Wie man ihn haßte, geht daraus hervor, daß nur um ihn auszumerzen, die Zweite Kammer bei Annahme des Dotationsgeſetzes die Namen der zu Dotirenden in daſſelbe aufgenommen wiſſen wollte; — Edwin von Manteuffel ward ſomit nicht dotirt! — Der geſchmähte General muß aber, in der Nähe betrachtet, doch gar kein ſo furchtbarer Unmenſch geweſen ſein, daß jetzt, wo er abging, die Einwohner der annektirten Herzogthümer in ſeiner Anerkennung einig waren. Nicht in der Zeit, wo er in ſeiner Machtfülle dieſe eben eroberten Lande regiert hatte, ſondern wo er aus ihnen ſchied, den Leuten alſo weder mehr ſchaden noch nützen konnte, jetzt brachten Alle freiwillig ihm ihre Liebe und Hochachtung dar. Iſt das bei eroberten Provinzen einem „harten Satrapen“ gegenüber ſonſt etwa Sitte geweſen? — — Die Städte Schleswig, Huſum, Flensburg und Hadersleben verliehen ihm, als es hieß, „Manteuffel geht“, das Ehrenbürgerrecht, die Stadt Schleswig aber brachte ihm am Abende vor ſeiner Abreiſe einen ſolennen Fackelzug, und bei dieſer Gelegenheit ward ihm nachſtehendes Gedicht überreicht. Es iſt zu lang für unſern Zweck, ſo daß wir etliche Verſe auslaſſen mußten; aber da es für die Gefühle der Schleswiger gegen Manteuffel und für ſeine Verwaltung im Lande charakteriſtiſch iſt, laſſen wir die bezeichnendſten Strophen folgen:

Du kamſt zu uns in ſturmbewegter Zeit;
Dein Kommen trennte Schleswig-Holſteins Einheit,
Und unſern Schmerz berückte trugbereit
Verleumderiſche Frechheit und Gemeinheit!
Ein gift'ger Boden von Verlogenheit
Umhüllte Deines edlen Namens Reinheit;
Mißtrauen, Haß und Furcht war Deiner That
Vorauf erblüht in üppig geiler Saat. —
Du aber ließeſt als des Landes Walter
Dich nie bemeiſtern von des Zornes Wuth;
Inmitten finſtern Haſſes oder kalter
Gleichgültigkeit quoll Deiner Liebe Fluth;
Und doch ein eifrig ſtrenger Zügelhalter,
Bezwangeſt feſt Du jeden Uebermuth!
Du warſt gerecht und mild und wahr, — der Segen
Erblühte Dir auf allen Deinen Wegen —

Und wo ein warmes, offnes Herz Dir ſchlug,
Dem Deines Weſens Adel aufgegangen,
Da warſt auf Deiner Höh' Du Menſch genug,
Dich ihm zu nahn mit herzlichem Verlangen!
Wie ſchlichten Rock und Sinn der Bürger trug,
Vor Deiner Güte ſchwand ihm jedes Bangen,
Von Herzen ging's zu Herzen ſchlicht und recht,
Und Dich erwies der Prüfſtein immer echt!
Und nun, da wen'ge Monden*) nur verſchwunden,
Nun geheſt Du und läſſeſt uns allein! —
Die Thräne quillt — o, möchten alle Wunden,
Woran Du bluteſt, bald geheilet ſein!
Zieh hin. — Dein Weh bedarf der ſtillen Stunden,
Doch wir entrathen nicht auf immer Dein!
Du bleibſt der Unſre! Magſt Du krank auch gehen,
Dein Schleswig ruft: Auf beſſeres Wiederſehen! —

Dies Document ſpricht, wie die Gelegenheit, bei der es dem General überreicht wurde, für ſich ſelbſt. Es kam entſchieden aus der Maſſe, aus dem Herzen des Volks. — Zu dem Lobe, das dem Charakter des ſcheidenden Manteuffel die Schleswiger nachriefen, können wir die Behauptung noch fügen, daß vom Hofmarſchall bis zum Lakaien in Berlin, vom Tambour bis zum Stabschef derjenigen Corps, welche Manteuffel bisher geführt hat, ſich nicht eine Zunge finden dürfte, welche ihm etwas Gravirendes nachſagen kann. Seine Politik iſt nicht die der Gegenwart, er befand ſich ſtets, und befindet ſich heute noch mit der Meinung des Tages im Widerſpruch. Das iſt wahr, das iſt aber auch Alles. Jede übrige Inſinuation löſt ſich in Rauch auf.

Zum Unglücke Manteuffel's ſind es nun nicht nur ſeine Feinde, ſondern gar zu gute Freunde auch noch, die ihm Schaden zugefügt haben. So erſchien 1871 eine anonyme Schrift bei Manz in München unter dem Titel „General von Manteuffel und ſeine Gegner", welche dadurch noch bemerkbarer wurde, daß das preußiſche Militär-Wochenblatt vor Erſcheinen der Broſchüre ſogar auf dieſelbe ſehr prononcirt hinwies. Die Schrift iſt von einem hohen ſächſiſchen Militär verfaßt, wir glauben jedoch nicht, daß er das Talent beſitzt, mit der Feder ſo gut zu fechten, als er das zweifelsohne mit anderen Waffen vermag. Die Broſchüre machte zwar Aufſehen, aber ein ſchwächerer Dienſt konnte Manteuffel wohl kaum erwieſen werden. — Ein Advokat darf nie leidenſchaftlich ſein, das bringt ihn beim Richter nur in Verdacht. Mit „Pfui“, „literariſches Banditenthum“ und anderen Scherzen, welche die erſten 16 Seiten der Broſchüre bilden, alſo ihr gutes Drittheil, iſt Niemandem gedient, am wenigſten der Wahrheit. Beweiſe können dem Publikum allein die Augen öffnen, Thatſachen nur ein richtiges Bild des beargwöhnten Mannes geben. Es heißt die öffentliche Meinung wirklich ſchlecht kennen, wenn man ſchwach genug iſt, ſie ſogar für bezahlt zu halten. Wollte man Jedem, der von General von Manteuffel in Deutſchland ſeit 25 Jahren Uebles geſprochen hat, nur 1 Thaler votiren, ſo dürfte hierzu das vereinte Vermögen der vier Familien Rothſchild ſchwerlich ausreichen! Zu erklären, daß der Haß des Volks von den Jeſuiten und Social-Demokraten herrühre, heißt denn doch Edwin von Manteuffel's Bedeutung *gar* zu tief unter das Niveau herabſetzen, auf welches ſelbſt ſeine Gegner ihn geſtellt haben. Manteuffel ſteht der große, tiefe, allgemeine, aber durchaus *ehrliche* Haß des Volks, und zwar in den verſchiedenſten Schichten und Lebensſtellungen, gegenüber. An dem Tage, wo man wiſſen wird, Manteuffel *liebe* ſeine Nation und gönne ihr das *Recht* einer freien Entwickelung von Herzen, wird er keinen Feind mehr haben, als die Wenigen, welche ihm das beneiden, was er ſich ſelbſt zu danken hat! — Beſagte anonyme Broſchüre beweist weder, daß dieſer Volkshaß grundlos war, noch ſind dem Verfaſſer die Belege zugänglich geweſen, welche Einſicht in Manteuffel's politiſches Programm, alſo in ſeine *Abſichten* gegen oder für des Volkes Wohl und deſſen nationale Rechte gewähren. Dieſes Programm aber und die Stellung, welche er ihm gemäß ſeinen Königen gegenüber hatte, iſt *allein* das Entſcheidende für ſein Anrecht auf das Herz und die Hochachtung ſeiner Mitmenſchen. Ob er einen andern, beſſeren, directeren Weg als Bismarck gewußt und gewollt hat, um das Glück ſeiner Nation, ihre Macht wie Blüthe zu erreichen, das iſt ſeinen Gegnern, iſt jedem Redlichen ganz gleichgültig, aber zu wiſſen iſt man begierig, ob er dies freie Volksglück, ob er die „Berechtigung der Nation, Garantien gegen die willkürliche Gewalt der Regierung zu fordern", ſeit 1848 ſtets anerkannt, ausgeſprochen und gewollt hat, denn das allein löſt jeden Zweifel über ſeinen Charakter. — Den Krieg anno 1866 hatten bereits ſeine älteſten beiden Söhne mitgemacht, Hans Carl, als Lieutenant à la suite des 1. Garde-Regiments zu Fuß, und Edwin — das Märzkind von 1848 — als Lieutenant in demſelben Regiment.

---

*) „Wenige Monden" nach dem Kriege 1866 nämlich, von welchem die vorhergehenden zwei weggelaſſenen Verſe reden. D. V.

Mit der vermeinten Ungnade König Wilhelms I. muß es auch nicht ſo ganz ſchlimm geweſen ſein, denn als im Auguſt 1867 General Vogel von Falckenſtein ſeine Entbindung vom Obercommando des 1. Armeecorps erbeten und erlangt hatte, wurde Manteuffel an die Spitze deſſelben berufen und ſiedelte demzufolge nach Königsberg über. Cincinnatus kam alſo wieder und ſeine Gegner, die ihn ſchon zu den Todten geworfen hatten, machten bedenkliche Geſichter! — Ueber das Jahr 1868, 69 und Anfang 1870 iſt nichts Erhebliches zu ſagen. Ganz ſeinem militäriſchen Berufe hingegeben, der Politik ſo fern, wie wenn er nie mit ihr zu thun gehabt hätte, ſcheint er dieſe Zeit weſentlich der Ausbildung ſeines ſtrategiſchen Talents und ſeiner Feldherrn-Eigenſchaften gewidmet zu haben. Er hielt in Königsberg nicht nur ein geſelliges Haus, er griff auch vielfach in das bürgerliche Leben ein. Bereits in Schleswig hatte er ſein Verwaltungs-Talent bewieſen und ſich bei den Bewohnern größte Hochachtung erworben. An den Oberſtcommandirenden einer ganzen Provinz treten ſchon von ſelbſt ſo viele nicht militäriſche Angelegenheiten heran, daß wenn er Geſchmack und Fähigkeit für das ſociale Leben der Bevölkerung mitbringt, er großen Nutzen ſtiften kann. Man wußte in Königsberg, daß Edwins Wort in Berlin noch eben ſo viel galt, als ehedem. Die Magiſtrate und Communen, die Kreisverbände u. ſ. w. fanden bei ſchwierigen Fragen es mit der Zeit ſehr viel einfacher und ſicherer, ihre Wünſche dem ſtets wohlwollenden General von Manteuffel ans Herz zu legen, und lieber ihn über ihre Intereſſen entſcheiden zu laſſen, als den langen Inſtanzen-Pfad durch ſämmtliche Schreibſtuben der Königsberger Regierung einzuſchlagen, um ſich ſchließlich eine Ablehnung des Ober-Präſidenten zuzuziehen. Es giebt viele Dinge, auf die eine Regierung nicht eingehen kann, welche ein einfaches Ja oder Nein des Königs aber glücklich erledigen kann, ſo daß Manteuffel Gelegenheit genug erhielt, der Provinz Oſtpreußen Vortheile zuzuwenden, oder ſie vor Nachtheil zu bewahren. Da es bei ihm keiner dickleibigen Relationen bedurfte, die Leute mit ihm, nach Oberſt von Barner's guter Gewohnheit, von Mund zu Munde verhandelten, ſo wurden oft Dinge in einer Woche erledigt, die ſeither Jahre lang ſich hingeſchleppt hatten. Leute von allen Farben, wenn ſie ſonſt Ehrenmänner waren, ſaßen an ſeinem gaſtlichen Tiſch und er achtete jede Meinung, die aus ernſter Ueberzeugung floß, ob ſie ihm paßte oder nicht. Aus dieſem ganzen Verhalten entſprang denn die große Popularität, deren ſich Manteuffel in Oſtpreußen ebenſo wie in Schleswig zu erfreuen hatte.

Mit dem Jahre 1870 begann Edwins Heldenzeit! Endlich gewährte ihm die Vorſehung das Glück, vor den Augen ganz Deutſchlands beweiſen zu können, welch' eine Art von Mann er ſei und einen nicht geringen Theil ſeiner Verleumder durch ein Verdienſt ſtumm zu machen, das zu offenkundig war, um noch beſtritten zu werden. Ehe wir ſeine Thaten im Felde einer gedrängten Schilderung unterwerfen, müſſen wir, um gerecht zu ſein, prüfen, welche Eigenſchaften er denn zu ſeiner Aufgabe mitbrachte und was man von ihm eigentlich zu erwarten berechtigt war. Eine militäriſche Stimme hat nach dem franzöſiſchen Kriege über ihn geurtheilt, „daß Manteuffel ein vortrefflicher Stratege, als Führer eines Corps aber nicht in demſelben Maaße ausgezeichnet ſei.“ Etliche meinen nicht ohne hämiſche Intention: „das Glück habe bei ihm den Mangel eigentlichen Feldherrn-Ingeniums erſetzt.“ Andere Stimmen, zumal aus dem großen Generalſtabe, ſprechen ſich aber dem ſehr entgegengeſetzt und mit außerordentlichſter Anerkennung über ſeine Armeeführung und deren Erfolge aus. Geſetzt auch, die Stimmen des Neides hätten nun wirklich Recht und das Glück hätte 1870/71 für Edwin *das* gethan, wozu ſeine Befähigung nicht hinreichend geweſen wäre, damit würde doch immer nur geſagt ſein, daß ſeine militäriſche Entwickelung noch keine *vollendete* geweſen ſei. Wenn es richtig wäre, daß er ein beſſerer Stratege als Commandeur iſt, ſo wäre damit doch bewieſen, daß bei ihm die Theorie *glänzender* als die Praxis ſei, ſein Genius eben ſeine Routine überrage! Wäre er auch als praktiſcher Soldat im Frontedienſte ſchwächer geweſen, wie als Schlachtendenker, würde denn das zu verwundern ſein? Von ſeinen 42 Dienſtjahren (von 1827 bis 1870) hat er 23 *Jahre* (nämlich von 1838 bis 1853 und von 1857 bis 1865) am *Hofe* gelebt, war nach den erſten 11 Jahren Lieutenantsdienſtes aus der Carriere geriſſen worden, hatte nur vier Jahr (1853 bis 57) als Regiments- und Brigade-Chef und zwar mit diplomatiſchen Unterbrechungen fungirt, war nur zwei Jahre Corpscommandeur (von 1865 bis 1867) geweſen und hatte das oſtpreußiſche Corps nun auch erſt zwei Jahre inne! Bei nur 19 Jahren *Dienſtzeit*, von denen blos acht auf höhere Chargen kommen, möchten wir wirklich ſehen, ob irgend ein Anderer *beſſer* praktiſcher Soldat geweſen wäre, als Manteuffel in Frankreich ſich erwieſen hat! —

Die Reihe von Aktionen, welche er unternahm und die ein progreſſives Wachſen ſeiner Erfolge darſtellen, zerfallen in vier Hauptepochen. Die erſte reicht vom Ausmarſche aus Deutſchland bis zum Abgange des Generals von Steinmetz im September, unter deſſen Oberbefehl Manteuffel ſtand; ſie begreift die Schlachten von Colombey-Nouilly (14. Auguſt) und von Noiſſeville (31. Auguſt und 1. September) in ſich. Letztere ſchlug Manteuffel faktiſch *ſelbſtſtändig*. Die zweite Periode reichte bis zur Capitulation von Metz, die dritte von da ab (Ende October) bis zur Beendigung von Manteuffel's Operationen im Norden und Weſten von Frankreich; die vierte Epoche ſeine Aktionen an der Spitze der Süd-Armee gegen Bourbaki. — Es kann nicht unſere Aufgabe ſein, die Kriegszüge Manteuffel's in Frankreich zu ſchildern, auch ſind vor ganz kurzer Zeit über dieſelben ſo vortreffliche kriegswiſſenſchaftliche

Werke*) erſchienen, daß wir uns nur mit den Hauptmomenten und dem perſönlichen Verhalten des Generals bei denſelben zu beſchäftigen haben. —

Edwin mit ſeinem 1. Armeecorps trat als ein Theil der I. Armee unter General von Steinmetz zuerſt in Function, kurz bevor dieſer ſich anſchickte, die Saar bei Saarbrücken zu überſchreiten und er erreichte bei dem weiteren Vormarſche auf Metz die I. Armee am 14. Auguſt an der Nied. Manteuffel's Ordre de bataille beſtand aus ſeinem Generalſtabschef, Oberſtlieutenant von der Burg, drei Stabsoffizieren und vier Adjutanten. Die 1. Infanterie-Diviſion commandirte General-Lieutenant von Bentheim, ſie umfaßte die Brigaden von Gayl und Freiherr von Falckenſtein. Die 2. Infanterie-Diviſion commandirte General-Major von Pritzelwitz, ſie begriff die Brigaden von Memerty und von Zglinitzki. Zugetheilt waren dem Corps ferner das oſtpreußiſche Jäger-Bataillon Nr. 1, zwei Dragoner-Regimenter und zwei Fuß-Abtheilungen des oſtpreußiſchen Feld-Artillerie-Regiments Nr. 1. Ferner trat die Corps-Artillerie, von Oberſt Jungé commandirt, und die 1. Cavallerie-Diviſion des General-Lieutenants von Hartmann noch mit vier Ulanen-Regimentern hinzu. — Schon am Tage von Manteuffel's Eintreffen bei der I. Armee vor Metz (den 14. Auguſt) ſollte er den Waffentanz beginnen und den Ruf eines energiſchen und ſcharfblickenden Feldherrn, den er an der Spitze der Main-Armee errungen, aufs Neue bewähren. Die Schlacht von Colombey-Nouilly war's, die er ſchlug und welche eine Reihe ſeltener kriegeriſcher Triumphe für ihn eröffnen ſollte. Ueber dieſe Schlacht iſt andern Orts**) bereits berichtet worden, wir haben nur alſo nachzutragen, was den General ſelbſt angeht. Bekanntlich eröffnete ſich die Bataille mit dem Gefecht bei Pange.

---

*) Von Schell: „Operationen der I. Armee unter General von Steinmetz.“ Berlin 1872. Mittler und Sohn. — Graf von Wartensleben: „Operationen der I. Armee unter General von Manteuffel.“ Derſelbe: „Operationen der Süd-Armee im Januar und Februar 1871.“ Beide Werke ebenfalls 1872. Berlin bei Mittler und Sohn. D. V.

**) Steinmetz S. 145—50.

Am Nachmittage dieſes Tages nämlich bemerkte die Vorhut der I. Armee, daß die im Oſten von Metz ſtehenden ſtarken franzöſiſchen Streitkräfte ihren Abzug nach dem linken Moſelufer zu bewerkſtelligen ſuchten, um die Richtung auf Verdun und Chateau ſur Marne zu gewinnen; da es aber wichtig erſchien, den Feind ſo lange feſtzuhalten, bis die (II.) Armee des Prinzen Friedrich Carl ihren Bogenmarſch um den Süden nach der Weſtſeite von Metz über die Moſel bewerkſtelligt hatte, warf ſich General von der Goltz mit der 13. Diviſion des 7. Armeecorps (v. Zaſtrow) auf den abziehenden Gegner, welcher ſofort Kehrt machte und den Kampf annahm! Bald war das Gefecht in vollem Gange. Auf dem rechten Flügel griff deshalb Manteuffel mit dem 1. Armeecorps ſofort energiſch ein. — Es iſt bereits geſagt worden, daß der Oberſtcommandirende dieſe Schlacht im erſten Augenblicke getadelt hat. Die ungeahnten bedeutſamen Folgen derſelben aber mußten das urſprüngliche Urtheil Deſſelben erheblich mildern. Die Schlacht von Colombey-Nouilly bewirkte nämlich, daß Bazaine zwei Tage zu ſpät ſeinen beabſichtigten Rückzug antrat, Prinz Friedrich Carl alſo ungehindert die Moſel überſchreiten und bei Vionville der franzöſiſchen Armee den Weg nach Verdun verlegen konnte. Nach dieſem zweiten Siege und der großen Doppelſchlacht Gravelotte-St. Privat konnte die Armee Bazaine's nach Metz zurückgeworfen und umſchloſſen, die Cernirung des Platzes alſo begonnen werden. Bei derſelben hatte Manteuffel nun die Aufgabe, ſeine Stellung zu behalten und die Oſtſeite der Stadt zu decken; mit ihm vereint aber hatte die aus Deutſchland angelangte Reſerve-Diviſion von Kummer zu wirken. Am 31. Auguſt und 1. September war es nun, wo Manteuffel in der zweitägigen, ſogenannten zweiten Schlacht von Noiſſeville alle Anſtrengungen Bazaine's, ſich mit ſeiner Armee durch das 1. preußiſche Corps einen öſtlichen Ausweg zu brechen, zu Schanden machte! Dem Sieger von Mexiko, der die Roſe von Puebla einſt gepflückt hatte, blieb nichts übrig, als ſich in Metz einzuſchließen. Dieſe That iſt Edwins weſentlichſtes Verdienſt, denn ſie machte den Fall von Metz und Bazaine's Untergang bedingungslos. Am 6. September, demſelben Tage, an welchem Jules Favre ſeine ſonderbare Circularnote losließ, traf Manteuffel eine harte Prüfung, die einerſeits ſeine opfermuthige Hingebung erhärtete, andererſeits aber ſeinen alten Gegnern eine neue Gelegenheit zur Verleumdung bot: er brach, es war während der Metzer Belagerung, den Fuß. Kaum nothdürftig geheilt, ließ er ſich zweimal, mit dem Fuße im Gypsverbande, ins Gefecht fahren, weil die Beſatzung von Metz neue Offenſiv-Bewegungen verſuchte. Daß er im Gypsverbande indeß ſich aufs Pferd heben ließ und ſo ſeine Truppen commandirt habe, iſt eine romantiſche Uebertreibung der Journale, denn die Gefechte wurden nie ſo ernſter Art, daß dies zu thun nothwendig geweſen wäre. Zu bemerken iſt noch, daß Manteuffel damals als Vater tief im Gemüthe litt! Sein älteſter Sohn Hans Carl vom 1. Garde-Regiment zu Fuß war bei Gravelotte ſo ſchwer und lebensgefährlich verwundet worden, daß er ſich bis dieſe Stunde*) ſogar noch in der Kur befindet. Durch ſein Verhalten hatte Manteuffel die geſteigerte Liebe, Hingebung, wie Bewunderung ſeiner Offiziere und Soldaten errungen, indeß Andere ihn herabzuſetzen ſuchten. Manteuffel bediente ſich nämlich, ſobald er wieder gehen konnte, eines Krückſtocks. Das legte man ihm aber als Nachäffung Friedrichs des Großen aus. Bis zu ſolchen Aermlichkeiten war man bei ihm gekommen und im hiſtoriſchen Bewußtſein ſeiner Gegner machte alſo der Stock den großen König aus? Welche Stöcke!! — —

Metz capitulirte, General von Steinmetz hatte bereits das Obercommando der I. Armee niedergelegt. — Gleich nach der Uebergabe des Platzes erhielt (den 27. October) Edwin von Manteuffel das Obercommando derſelben und damit zugleich ein eigenes ſelbſtſtändiges Operationsfeld. In dieſer zweiten größten Epoche ſeines Feldherrnlebens ſollte er ſeine Gegner im Heere wie daheim erröthen machen. Die I. Armee beſtand aus ſeinem (1.) eigenen Corps, dem 7. von Zaſtrow, dem 8. von Goeben, der 3. Reſerve-Diviſion von Kummer und der 3. Cavallerie-Diviſion des

---

*) September 1873.

Grafen von der Groeben. Das 7. Corps nebſt Diviſion Kummer blieben indeß zurück, um die Verhältniſſe in Metz zu regeln und die Feſtungen Thionville, Montmedy, Mezières, Longwy und Rocroy zu belagern. Mit den übrigen Beſtandtheilen ſeiner Armee trat Manteuffel, während Friedrich Carl mit der II. Armee ſüdlich gen Orleans rückte, nun weſtlich den Vormarſch über Rheims und Soiſſons, in der Richtung auf Compiègne an. Von ſtarken Anſammlungen feindlicher Kräfte bei Amiens und Rouen unterrichtet, wendete er ſich in Eilmärſchen nach Amiens zuerſt.

Die Thatſachen ſelbſt ſind genügende Zeugen. Am 1. und 2. September Sieg und Capitulation von Sedan, den 19. September Umſchließung von Paris. Am 27. September Fall von Straßburg, am 27. October der von Metz. Die Cernirungs-Armee von Paris war bedroht im Süden durch die Loire-Armee; von der Tann und Herzog von Mecklenburg aber waren gegen ſie zu ſchwach und Prinz Friedrich Carl's Ankunft that dringend Noth. Der Choc der Mobilen auf Dreux, welchen General von Treskow (ad interim commandirt) parirte, war gar kein ſo unwichtiges Zeichen der wachſenden Gefahr eines Entſatzes von Paris! — Im Norden Frankreichs ſammelte der rüſtige Faidherbe hingegen ein großes Heer, Gambetta ſchickte ihm vom Süden per Schiff bedeutenden Zuzug, die Cernirungs-Armee im Norden von Paris hingegen war völlig ohne Deckung! Die wenigen Truppen, welche damals von ihr nordwärts vorgeſchoben waren, um die Verpflegungszone der deutſchen Armee zu erweitern, zeigten ſich völlig unzureichend. Wie ſtark und wie gut organiſirt das Corps Faidherbe war, wie ſehr es durch Kerntruppen der Beſatzungen von Arras, Lille und anderen Nordplätzen an Halt gewonnen hatte oder nicht, wußte man nicht. Die Gefahr, Paris von Norden entſetzt zu ſehen, war die viel nähere, größere und gewiſſere, als ein Entſatz von Süden. Der **Schlußakt** des ganzen Krieges, die Niederwerfung der Hauptſtadt, alſo war inſofern in Manteuffel's Hand gelegt, denn ſie hing von der Frage ab, ob Edwin im Norden ſiegen oder geſchlagen werde! In dem geſammten Verlaufe des Krieges, auch nachmals gegen

Bourbaki bei Belfort, lag die Möglichkeit nie ſo nahe, die bisher gewonnenen Reſultate der deutſchen Siege in eine Niederlage verrückt zu ſehen! Eine nahezu furchtbare Verantwortlichkeit lag ſomit auf Edwin von Manteuffel. Der Weſten von Paris, — Rouen, Dieppe und Havre, wie das Orne-Gebiet ließen die Gefahr einer feindlichen Weſt-Armee erwarten. Ob dieſelbe durch Manteuffel oder Prinz Friedrich Carl geworfen werden könne, war weſentlich vom Glück der deutſchen Sache im Süden an der Loire abhängig. Manteuffel konnte ſich möglicherweiſe gegen eine Macht zu vertheidigen haben, die aus ſüd-weſtlicher Richtung ihn in Flanke und Rücken nahm! Seine Aufmerkſamkeit mußte ſomit eine getheilte, eine auf die Somme, alſo die Linie la Fere-Peronne-Amiens-Abbeville einerſeits gerichtete, aber auch ſüdweſtlich, eine die Linie Dieppe-Rouen-Havre beobachtende ſein. Schnelligkeit und Energie war hier noch im erhöhteren Maaße eine Kunſt, als 1866 am Maine. Sie gab die einzige Möglichkeit, dieſen ſich bildenden, ſehr drohenden Feindesmaſſen zuvorzukommen, ihnen noch, bevor ſie ihre Formation beendet hatten, zerſtörend zu begegnen. Der Gang von Manteuffel's Aktionen war folgender: Am 27. November ſchlug er den Feind ſüdlich von Amiens und warf ihn über die Somme auf Arras zurück, La Fère aber capitulirte am ſelben Tage vor einer Brigade ſeines 1. Armeecorps. Am 30. erzwang er die Uebergabe der Citadelle von Amiens, am 1. December wendete er ſich mit ſeinen Hauptkräften nach Rouen, warf die 30,000 Mann ſtarke, aber nur ſchwachen Widerſtand leiſtende Armee des Generals Briand zurück und beſetzte am 8. Rouen ſelbſt, indeß er den Feind ſüdlich von der Seine nach Havre und Dieppe bis etwa den 14. des Monats verfolgen ließ. Allerdings nun überzeugt, im Weſten von Paris keine Gefahr mehr fürchten zu dürfen, zumal am 4. des Monats Friedrich Carl in dreitägiger Schlacht bei Orleans geſiegt hatte, erfuhr er aber Mitte December, daß die feindliche Nord-Armee Faidherbe's über Soiſſons die Offenſive auf Rheims ergriffen habe. Zu derſelben Zeit hatte ſich Montmedy den Deutſchen übergeben. — Nimmt man die Karte zur

Hand, ſo wird man die mehr als üble Alternative für das deutſche Heer vor Paris erkennen, wenn Faidherbe wirklich handeln konnte, wie er es wollte. — Manteuffel zog ſonach alle verfügbaren Truppen in Eilmärſchen auf Amiens zuſammen und ſchlug die doppelt ſo ſtarke Armee Faidherbe's $1^1/_2$ Meile nordweſtlich der Stadt am 23./24. December durch die zweitägigen Kämpfe an der Hallue. Mezières fiel darauf in der Neujahrsnacht 1871, und Manteuffel ſchritt ſofort, die Wichtigkeit Peronnes erkennend, zur Belagerung dieſes Platzes. Die Verſuche des Gegners, ſich dem durch eine neue Offenſive zu widerſetzen, ſchlugen fehl, der Verſuch des feindlichen Generals Roye, ſich Rouens wieder zu bemächtigen, mißglückte gleichfalls. Am 4. Januar ward Rocroy mittelſt Handſtreichs genommen, am 9. fiel das feſte Peronne. Zum erſten Male, ſeitdem Peronne-la-Pucelle erbaut worden, hatten die Preußen 1815 deren ſtolzen Wahlſpruch: „Urbs nescia vinci" zu Schanden gemacht, jetzt wogte dieſelbe ſiegreiche Fahne wieder auf ihren Wällen. Was Wenige nur wiſſen dürften, iſt, daß Manteuffel keine anderen deutſchen Geſchütze zu dieſem Behufe beſaß als Feldgeſchütze, daß er deshalb ſchwere Feſtungsſtücke von der Citadelle von Amiens kommen ließ und deutſche Artilleriſten mit franzöſiſchen Kanonen einen franzöſiſchen Platz überwältigten! Durch Peronnes Fall wie dieſe raſche Folge von Siegen war die ganze Somme-Linie in deutſchem Beſitz, eine ganz neue directe Eiſenbahn-Verbindung durch Rocroys Beſitz aber mit der Heimath geſichert. Das bedeutete aber die Ueberwältigung von Paris, mithin den **Frieden!!** — —

Mit dem 8. Januar brach Manteuffel's dritte Epoche in dieſem Kriege an. Er wurde an die Spitze der ſich bildenden Süd-Armee berufen und übergab denſelben Tag noch den Oberbefehl der I. Armee an General von Goeben.*) Dieſe Epoche in Manteuffels Feldherrnleben war's, welche den gewagteſten, genialſten und zugleich einen romantiſchen Charakter trägt. — Gambetta's letzter, entſchieden großartigſter Gedanke war: durch Bourbaki und deſſen über

---

*) Näheres unter Dieſem. D. V.

100,000 Mann ſtarke Armee unter Beſiegung des Generals von Werder Straßburg zu entſetzen, das Elſaß zurückzuerobern und in Süddeutſchland einzufallen! Wie beängſtigend dieſe bloße Möglichkeit ſchon für Süddeutſchland war, daß dieſelbe im königlichen Hauptquartier ſelber aber ſehr ernſte Beſorgniſſe erregte, iſt friſch genug in Aller Erinnerung. Man hatte in Verſailles wohl das Vertrauen, General von Werder werde Stand halten, ſo ſchwierig auch dies und zugleich die Pflicht, Belfort zu belagern, erſchien, — geſetzt aber auch, Werder gelang es, vermöge gut verſchanzter Stellung, Bourbaki abzuweiſen, ja ihn total zu ſchlagen, was war denn Anders gewonnen, als einer augenblicklichen Gefahr nur vorgebeugt? Mochte die franzöſiſche Oſt-Armee noch ſo decimirt ſein, ſobald ſie nur Lyon wieder erreichte, waren die Hülfsmittel des vom Kriege gänzlich verſchonten Süd-Frankreichs, ſein heißblütiger Zorn, geſtachelt von Gambetta's ruheloſem Eifer, genügend, dieſelbe wieder zu vervollſtändigen, zu verſtärken, immer neue, größere Maſſen dem General von Werder entgegenzuwerfen und deſſen ununterſtützte Streitkräfte ſchließlich aufzureiben! Entſprachen Gambetta's Hülfsmittel ſeinem Fanatismus und Frankreichs Haß, dann war Bourbaki's Anrücken gegen Werder weſentlich nur der erſte Akt eines weit größern Dramas, welches den Krieg in Deutſchlands unmittelbare Nähe zurückverlegte. Dies unmöglich zu machen, wurde nun die deutſche Süd-Armee geſchaffen und ihr eine der ſchwierigſten Aufgaben ertheilt, welche während eines harten Winters in unwegſamen Gebirgen jemals einem Kriegsvolk und ſeinem Führer zugemuthet werden konnte. Am 10. Januar traf Edwin von Manteuffel in Verſailles ein, erhielt mündliche Inſtruction von König Wilhelm I. und ging am 11. früh nach dem Sammelplatz ſeiner neuen Armee, Chatillon ſur Seine, ab. Generalſtab und Adjutanten der I. Armee traten theilweiſe zur Süd-Armee über, der bisherige Ober-Quartiermeiſter der erſteren, Oberſt Graf von Wartensleben, ward zu Manteuffel's Stabschef, Major von Lewinski I. vom Generalſtabe aber zum Ober-Quartiermeiſter ernannt; am 12. Abends traf Edwin in Chatillon ein. — Die Süd-Armee beſtand aus dem 2. Armeecorps (von Franſecky), dem 7. Armeecorps (von Zaſtrow) und dem 14. Armeecorps (von Werder). Letzteres war jedoch ſehr weit entfernt, hatte theils Belfort zu cerniren, theils in der Linie Delle-Montbéliard-Héricourt-Frahier mit ſeiner Front gegen Süden und Weſten Angeſichts Bourbaki's zu ſtehen, deſſen Vorpoſten mit denen Werder's ſich ſchon berührten. Als Manteuffel Verſailles verlaſſen hatte, ſagte Graf Moltke zu König Wilhelm*): „Die Operation des Generals Manteuffel iſt eine äußerſt kühne und gewagte, welche aber zu den größten Reſultaten führen kann. Falls er einen Echec erleiden ſollte, darf man ihn nicht tadeln; denn um große Erfolge zu erreichen, muß Etwas gewagt werden!“ — Deutſchlands größter Stratege ſah Manteuffel's Unternehmen alſo mit ungewöhnlich ernſten Augen an und noch im Jahre 1872 erklärte er, daß außer jenem bekannten Rechtsabmarſch von Bar le Duc (dem „Luſthiebe“), welcher die Kataſtrophe von Sedan herbeiführte, „der Zug Manteuffel's gegen Bourbaki der kritiſchſte Moment des ganzen Feldzuges geweſen ſei!“ — Während Manteuffel nach dem Sammelplatze der Süd-Armee reiste, erhielt General von Werder den nicht minder ſchwierigen Befehl von Verſailles aus: „um jeden Preis Bourbaki feſtzuhalten!“ Es handelte ſich um nichts Geringeres, als die franzöſiſche Armee, während Werder ſie in der Front beſchäftigte, durch die Süd-Armee Manteuffel's zu umgehen und von aller Verbindung mit Lyon und dem Innern Frankreichs **abzuſchneiden**! — In Dijon, der alten Hauptſtadt Burgunds, ſtand das Corps Garibaldi's. Die Feſtung Langres, öſtlich vom Sammelpunkte der Süd-Armee, war ebenfalls ſtark vom Feinde beſetzt, Bourbaki mit ſeiner Hauptarmee aber bereit, ſich auf Werder zu werfen! — Wollen wir uns ein Bild der aufgerollten deutſchen Armee im Süd-Oſten machen, ſo müſſen wir uns das 2. Corps (Franſecky) als deſſen rechten Flügel, das 7. Corps (von Zaſtrow) als ſein Centrum denken, beide waren noch nicht völlig ſchlagfertig in der Gegend von Chatillon ſur Seine verſammelt. Den linken Flügel der Süd-Armee hingegen bildete — in der

---

*) Bereits unter Moltke angeführt.

Luftlinie ſelbſt noch 21 Meilen entfernt — das 14. Armeecorps Werder, dem der Feind bereits an der Kehle ſaß. Es galt für Manteuffel, einmal mit dieſem ſeinem linken Flügel baldigſt Fühlung zu gewinnen, andererſeits Bourbaki von der Seite zu packen. Plauſible genug gedacht war das, aber es führte ſich unendlich ſchwer aus! Erſt mußte es gelungen ſein, mit dem 2. und 7. Corps ſich zwiſchen den feindlich ſtark beſetzten Orten Langres und Dijon durch die Côte d'or zu winden, ohne daß der Gegner eine Ahnung hatte, dann erſt konnte Manteuffel, die Saone überſchreitend, links auf einer nördlichen Linie, etwa über St. Loup-Luxeuil, mit Werder Fühlung ſuchen, andererſeits aber ſeinen Marſch direct auf Veſoul in die linke Flanke Bourbaki's nehmen. Dies war der kürzeſte, unſerer Luftlinie entſprechende Weg, er entſprach auch der kritiſchen Lage Werder's bei Belfort unbedingt. Manteuffel hatte indeß mit drei Uebelſtänden zu kämpfen. Erſtlich mußte er darauf verzichten, ſich mit Werder in directes Einvernehmen zu ſetzen. Demſelben konnten eben nur über Verſailles her allgemeine Mittheilungen gemacht werden. Was er ihnen zufolge zu thun für nöthig hielt, mußte gänzlich ſeinem Ermeſſen anheimgegeben werden. — Das 2. Armeecorps Franſecky, ſeit 3. Januar in ununterbrochenem Marſche ohne Ruhetage, hatte am 12. zwar pünktlich Nuits und Noyers erreicht, aber war der Erholung höchſt bedürftig; dem 7. Corps (v. Zaſtrow) fehlten dagegen noch vier Bataillone, mehrere Batterien und der ganze Train. — Die bedrängte Lage Werder's duldete dennoch keinen Aufſchub und nachdem über die Art, wie die fehlenden Truppen, Geſchütze und Trains nachzukommen hätten, disponirt worden war, mußte ſich Manteuffel entſchließen, mit den Kräften, über die er gerade verfügte, ohne Raſt vorzugehen. Wenn erwogen wird, daß Manteuffel zur Operation nur 45,000 Mann gegen einen Gegner, welchem weit über 100,000 zur Verfügung ſtanden, verwendbar hatte, mit ſeinem Corps im härteſten Froſt, durch fußhohen Schnee, über wilde Gebirge und zerriſſene flußreiche Thäler zu marſchiren hatte, ſo wird man ſich vorſtellen, was das für ein Zug war. Am 13. Januar wurde die Operation auf Veſoul beſchloſſen.

Zwiſchen Dijon und Langres durchmarſchirend, bedurfte er gegen beide feindliche Punkte Deckung, um ihre Aufmerkſamkeit von ſich abzuleiten. Gegen Langres wurde in dem nördlichen Bogen von Montigny-Arc en Barrois-Chameroi ein Detachement vorgeſchoben, während General Kettler's 8. Brigade (Corps Franſecky's rechter äußerſter Flügel) Befehl erhielt, auf Montbard zu marſchiren und von dort aus nordweſtlich gegen Dijon zu manövriren. — Die Täuſchung gelang! Am 14. früh wurde der Vormarſch durch die Côte d'or und das Plateau von Langres angetreten. — Derſelbe war überaus ſchwierig. Transverſalwege fehlten, um die Verbindung der Armee aufrecht zu erhalten, jedes Corps war alſo zunächſt auf ſich angewieſen und demgemäß waren auch die Dispoſitionen getroffen worden. Am 14. Januar hüllten Nebel und Schnee die Landſchaft ein, am 15. erreichte der Froſt 14 Grad. Die Wege waren äußerſt glatt, Cavallerie, Fahrzeuge und Artillerie konnten nur mit unſäglicher Anſtrengung vorwärts kommen und oft mußten Menſchenhände die Geſchütze die Berge hinaufziehen. Am 16. Januar ließ zwar die Kälte nach, aber ein orkanartiger Oſtſturm wüthete auf dem Plateau von Langres und erſchwerte das Vorwärtskommen; am 17. dagegen trat Thauwetter ein. An dieſem 16. reſp. 17. hatte die Süd-Armee aber die Linie Longeau-Prauthoy-Selongey erreicht, Manteuffel's Hauptquartier befand ſich am 16. in Prauthoy. Nur ein Theil des zurückgehaltenen rechten (2.) Corps befand ſich noch rückwärts, die Côte d'or lag alſo glücklich hinter Edwin. Am 15. hatte derſelbe vom königlichen Hauptquartier die Mittheilung erhalten: „General von Werder ſei angewieſen, den Angriff Bourbaki's in einer Belfort deckenden Stellung abzuwarten und die Schlacht anzunehmen, auch daß demſelben zugeſichert ſei, das Anrücken Manteuffel's werde ſich in den nächſten Tagen fühlbar machen." Werder wurde richtig vom Feinde angegriffen und am 15., 16. und 17. Januar ſchlug er in ununterbrochenen heroiſchen Kämpfen Bourbaki's wüthende Stöße ab; am 18. begab ſich dieſer ſchon auf den Rückzug! — Das Verdienſt dieſer Kämpfe alſo gebührte dem wackeren von Werder und ſeinen vortrefflichen Truppen allein. Er hat das bedrohte Elſaß wie Süddeutſchland befreit! — Die Furcht verwandelte ſich nun in Jubel. König Wilhelm's Anerkennung und der flammende Dank Süddeutſchlands hob den furchtloſen General auf den Gipfel des Ruhmes und der Volksliebe. Was folgte, war indeß nicht weniger gewaltig und ebenſo dankenswerth, politiſch aber war es bei weitem **wichtiger** und **entſcheidender**! — Nach ſeiner Niederlage war es nämlich Bourbaki's Abſicht geweſen, in dem Thal der Doubs, dem Eiſenbahnſtrange entlang, der Linie Montbéliard-Cleval-Beaume les Dames-Beſançon folgend, über Poligny Lyon zu gewinnen. Poligny war die einzige Schienenverbindung, in welcher ihm das Entkommen, alſo die Hoffnung, ſeine Kräfte zu neuem Kampfe zu verſtärken, möglich war; Mouchard aber der Knotenpunkt. Das mußte deutſcherſeits verhindert werden! — Werder mußte nunmehr aus ſeiner vertheidigenden in eine angreifende Stellung übergehen, um das abziehende franzöſiſche Heer zu halten, Manteuffel aber, die Richtung auf Beſoul aufgebend, rechts abſchwenken und in einem weiten ſüdlichen Bogen den Ognon und die Doubs überſchreiten, um die Eiſenbahnlinie Beſançon-Poligny dem Feinde unmöglich zu machen, ihn zu treffen, wo oder wie es dann ſei und zu umgreifen. Vom 18. bis 29. Januar fand, unbedeutendere Gefechte abgerechnet, kein Kampf zwiſchen beiden Parteien ſtatt, dafür aber waren die Operationen und die geradezu aufreibenden Märſche wichtig! Je fühlbarer es Bourbaki wurde, er habe es nicht mehr allein mit Werder zu thun, um ſo verzweifelter mußten ſeine Anſtrengungen werden, der furchtbaren Schlinge zu entgehen, die ihm drohte. Je heißer dieſes ſein Beſtreben indeß wurde und die Eile der Franzoſen beflügelte, deſto raſcher mußten Manteuffel's beide Corps weſtſüdlich die Umgreifung zu bewerkſtelligen ſuchen, unterhalb Beſançon die Bahnverbindungen über Dôle nach Nordweſten und über Poligny nach Süden zu vernichten ſtreben. Hier zeigte ſich glänzender als je, Weſſen der deutſche Mannesmuth, Weſſen Pflichteifer und Zähigkeit einem demoraliſirten Gegner gegenüber fähig ſeien! Alle franzöſiſchen Detachements, welche Bourbaki's rechte bedrohte Flanke decken ſollten, wurden von Monthogon, Etuz, Pin, Pesmes, Dannemarie und Dôle unter Verluſt zurückgetrieben. Ein Verſuch, nun über St. Vit-Quingay-Salins durchzudrücken, um die Linie Poligny-Lyon zu gewinnen, mißlang; der einzige Eiſenbahnknotenpunkt Mouchard war ihm nun abgeſchnitten und bereits fühlte er Manteuffel's umgreifenden Druck. Von der Ueberzeugung bewältigt, daß zu entrinnen unmöglich ſei, machte am 26. Januar zu Beſançon Bourbaki ſeinen unglücklichen Verſuch der Selbſtentleibung. General Clinchant übernahm deſſen Commando und entſchloß ſich zu der letzten verzweifelten Auskunft, über Ornans und Amancey die Flucht durch den Jura auf Pontarlier einzuſchlagen, um von dort aus zu verſuchen, ſich auf dem einzig noch übrigen Landwege hart an der Schweizer Grenze in der Richtung La Cluſe-Vaux-St. Laurent vielleicht doch noch durchzuſchleichen. —

Die letzte Auskunft iſt's! Ingrimmig erwählt und doch ohne alle Hoffnung! Die aufgelösten Schaaren der franzöſiſchen Oſt-Armee waten durch Schnee und Eis, die Franſecky- und Zaſtrow-Leute aber verſtehen ſich auf das Winterwetter beſſer! Bis Baume les Dames-Hippolite iſt Werder Bourbaki nachgefolgt, dann ſtehen geblieben, damit die Franzoſen nicht noch ſchneller laufen, als nöthig iſt. Die Corps Werder und Manteuffel hatten nun Fühlung. Um Beſançon herum ziehen ſich Edwins Corps indeß enger und enger heran. Am 27. hat er ſchon Mouchard verriegelt, Arbois und Champagnole umgriffen. Am fürchterlichen 29. Januar zog Manteuffel bei Les Planches die mordende Schlinge zu!! — Rings Feinde, rings deutſche Banner, vor ſich die Schweiz und — die Schmach! — An demſelben Tage erreichte die 14. Diviſion Schuler von Senden vom 7. Armeecorps (von Zaſtrow) die Queue der franzöſiſchen Armee und warf ſie unter Erſtürmung der Dörfer Chaffois und Sombacourt auf Pontarlier zurück. Der Feind verlor 10 Geſchütze, 7 Mitrailleuſen; — 2 Generale, 46 Offiziere und 4000 Mann wurden gefangen. — Am 30. nahm die 7. Brigade du Troſſel (2. Armeecorps Franſecky) das ſüdweſtlich von Pontarlier gelegene Dorf Frasne, am 31. aber das ganz im Südweſten gelegene Vaux. Wenigen Trupps Franzoſen nur gelang es, ſich durch die letzte Spalte der zuſchnappenden Falle nach Lyon zu retten! — Die Wuth des gehetzten Gegners verwandelte ſich in Wahnſinn, die Verzweiflung in Entſetzen!

Der tragiſche Schlußakt erfolgte. — Wilhelm I. von Preußen iſt inzwiſchen deutſcher Kaiſer geworden, Paris, bombardirt, hatte ſich ergeben, und denſelben 31. Januar war der Waffenſtillſtand geſchloſſen worden, welcher das Corps Bourbaki von dieſer Wohlthat ausſchloß. Letzteres wußte General Clinchant nicht*) und glaubte, ſeine Peiniger müßten ihn jetzt in Frieden laſſen, denn der Waffenſtillſtand gelte für Alle. Umſonſt daß Parlamentaire auf Parlamentaire kommen, Manteuffel beruft ſich auf den Wortlaut der Convention, welche klar genug die Oſt-Armee ausſchließt! — Welches Elend und dabei welche Scenerie! Es iſt, als ob die Natur in ihren erhabenſten Schrecken Zeuge des Schauſpiels ſein wolle dieſes erſchütternden Verendens von Frankreichs Macht. Durch tief verſchneite Schlünde und über die Felſen des Jura klimmend, ſich verirrend, ſtürzend, den Schnee mit ihrem Blute färbend, taumeln aufgelöſt die Franzoſen daher. Alle Truppengattungen ſind durcheinander gemiſcht und von Todesangſt gehetzt, denn hinter ihnen brüllen die deutſchen Kanonen, knattern die preußiſchen Gewehre; das Hurrah der Sieger, die in immer engerem Ringe näher dringen, jauchzt ſchreckhaft durch den Froſtdampf in ihr Ohr! Waffen, Karren, Pferde, Geſchütze, Erſchöpfte und Todte verſperren den Weg. Heulend werfen die eben aus dem Kampfe Fliehenden ſich auf die vorderen Maſſen! — La Cluſe!! — Eines Rieſenpaſſes Thorpfeiler ragen da, — zwei Bergnadeln, von deren Zinnen die Forts de Joux und Du Larmont wie Raubvogelneſter herabblicken. Das iſt die Pforte Frankreichs zu den Alpen! — Die geſammte Armee Bourbaki's zieht am 2. Februar 1871 durch ſie hindurch, bei 80,000 Mann — der berüchtigte Uebergang über die Bereſina verſchwindet faſt gegen ſo namenloſen Jammer! — — Zu Les Verrières ſtrecken ſie die Waffen, und ſchwanken durchs Traversthal in die ſchützenden Arme der neutralen Schweiz. Bei Pontarlier hatten ſie noch 2 Adler, 19 Geſchütze und 15,000 Gefangene eingebüßt! — An der Schweizer Grenze, im Winterſchnee zwiſchen den ragenden Zacken des Jura hält nun die deutſche Süd-Armee, ihren ſiegreichen Feldherrn in der Mitte, und als ſie den letzten Franzoſen ihren Blicken entſchwinden ſieht unter Eskorte der Schweizer Milizen, da dröhnt ihr Hurrah in den Bergen wieder! —

---

*) Weshalb nicht, ſiehe Bismarck S. 211—12.

„Ihr Fahnen rauſcht wie der rauſchende Wald,
Ihr Hörner, jauchzt in die Lüfte!
Ihr Stücke donnert mit Donnersgewalt,
Erzittert, ihr Berge und Grüfte! —
Gott ſegne mit ſeiner gewaltigen Hand,
Mit heiliger Furcht unſere Häuſer,
Von der Maas bis zum Meere all' deutſches Land,
Und unſern Vater, den Kaiſer!“ — —

Unter dieſem letzten, zermalmenden Schlage Frankreichs zerbrach auch Gambetta'ſche diktatoriſche Gewalt. Das levée en masse hatte ſich ebenſo überlebt, als der romantiſche Nimbus der Garibaldi-Hemden. Gambetta legte ſein Amt nieder und Frankreich beugte ſich des Siegers Forderungen, inzwiſchen war auch Dijon gefallen. — Wenn General von Werder als Beſchützer Süddeutſchlands, als Bewahrer des Elſaß mit Recht gefeiert worden iſt, ſo gebührt Edwin von Manteuffel das nicht geringere Verdienſt, allein den Uebertritt der Armee Bourbaki's in die Schweiz erzwungen, Frankreichs letzte Kraft völlig vernichtet, durch die erbarmungsloſe Folge ſeiner Thaten den Frieden herbeigeführt zu haben! Eine nicht blos hervorragende, ſondern maßgebende Stimme unſerer Armee äußerte über dieſen Schlußakt des Krieges gegen uns: „Werder's Verdienſt iſt gewiß ſehr groß, aber etwas iſt es dennoch überſchätzt worden. — Hätte Manteuffel nicht ſeinen kühnen Marſch gemacht und Bourbaki bereits im Rücken geſtanden, dann wäre eine ſo großartige Kataſtrophe nicht erfolgt. Das Verdienſt derſelben gebührt ſomit Beiden, und nur daß man Werder's Sieg zuerſt erfuhr und zwar bevor man Manteuffel's Stellung kannte, — der „dramatiſche Effekt“ alſo machte es, daß man das Verdienſt des Einen bei dem Verdienſte des Andern überſah.“ — — —

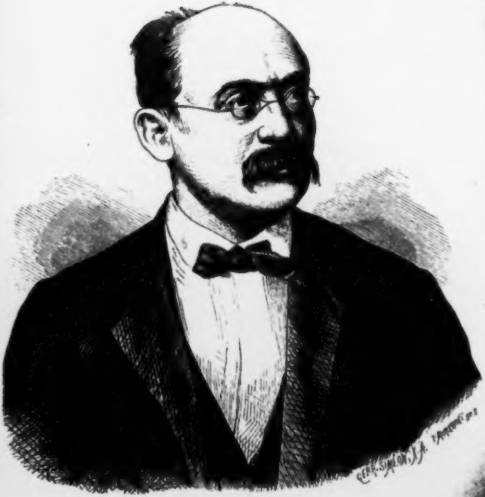
Am 30. März 1871 nach Auflöſung der deutſchen Süd-Armee erhielt Edwin von Manteuffel das Obercommando der II. Armee, am 20. Juni aber wurde ihm der Oberbefehl über ſämmtliche Truppen der deutſchen Occupations-Armee in Frankreich und damit die Pflicht anvertraut, die ſtrikte Ausführung des Friedens zu überwachen. Dort, mit dem Hauptquartier in Verdun, ſteht er zur Zeit.*) — Dieſen Feldzug haben ſeine drei Söhne, Hans Carl und Edwin als Lieutenants im 1. Garde-Regiment, Job im (Litthauiſchen) Dragoner-Regiment Nr. 1 (Prinz Albrecht von Preußen) mitgemacht und erhielten für beſondere Bravour das eiſerne Kreuz. Unter den Feldherren, welche im März 1872 dotirt wurden, befand ſich General von Manteuffel nun auch; endlich konnte die öffentliche Gerechtigkeit ſich Verdienſten nicht länger verſchließen, welche ſelbſt der mißtrauiſcheſte Blick nicht mehr zu überſehen vermochte. Manteuffel's Dotirung war übrigens, bevor ſie noch erfolgte, für die Frankfurter Zeitung Anlaß geworden, in einem Artikel: „Zur Dotationsfrage“ die alten Verdächtigungen gegen Manteuffel zu ſchleudern, ihn als allmächtigen Günſtling und Intriguanten zu ſchildern. — Viel zu fantaſievoll und zu unbiegſam, um jene kalte Berechnung zu beſitzen, welche allein eine Intrigue gelingen macht, iſt er da gebraucht worden, wo man keinen Fähigeren hatte; „Intimus“ ſeiner Könige iſt der General nicht geweſen! — Die politiſche Welt umzugeſtalten, wie ein Bismarck, wird er nimmer vermögen, das Große, Wahre und Schöne ſeiner Zeit aber ausnützen für ſeinen Herrſcher und ſein Land, das wird er wie vielleicht kein Zweiter. Manteuffel iſt freilich im Leben oft ein „unbequemer“ Mann geweſen. Unbequem Unten und unbequem Oben!! Er hat die öffentliche Meinung zu ſehr verachtet, hat ſeine politiſche Ueberzeugung vielleicht zu eiſern und zu rechthaberiſch geltend gemacht, aber er war der offene, ehrliche, glühende

---

*) Am 11. September; das Verlaſſen des franzöſiſchen Bodens iſt am 18. cr. erfolgt. D. V.

Eiferer einer Sache, die vor dem Jahre 1848 vielleicht unſer Aller Sache geweſen wäre! Die Rigoroſität, mit der er ſeine Grundſätze feſthält, ſeines Schweigens Stolz mögen ihn nicht Jedermann ſchmackhaft machen, aber imponiren wird er und aller Ehre Denen würdig erſcheinen, die es als höchſte Mannestugend anſehen: ſich ſelber immer treu zu ſein! —

Aus ſeinem Antlitz ſpricht weder lächelnde Bosheit, noch berechnete Tücke. Es trägt nicht jene glatte Liebenswürdigkeit zur Schau, die eine profeſſionelle Eigenſchaft eigentlicher Hofleute iſt. — Argwohn und ſtille Trauer reden aus den Zügen des viel verſchrienen Mannes, Argwohn gegen die Gerechtigkeit, Trauer über den Haß ſeiner Mitmenſchen! Er hat die Ruhmeskränze des Feldherrn erlangt, aber ihm fehlt, daß die Nation ihn erkenne, wie er iſt und ihm ihr Herz öffne. Möge die öffentliche Stimme denn, bevor er nicht mehr unter uns iſt, ihm drum die Palme endlich reichen, welche dem unerſchütterlichen und inbrünſtigen Freunde ſeines Landes, dem Kämpfer für Preußens und Deutſchlands Ehre, dem Soldaten, der mit erzner Hand den Krieg von 1866 begonnen und den Krieg von 1870 geſchloſſen hat, gebührt! Er war der Vorſehung Werkzeug ſo gut, wie ein Bismarck, Moltke und Roon; je mehr man ihn aber erkennen wird, deſto klarer dürfte man auch ermeſſen, was für ein weiſes, ſcharfes und immer edles Werkzeug er ihr geweſen iſt!


GEBR. SIMON, J.A.

JOHANNES VON LUTZ.

XV.

Johannes von Lutz

Bayriſcher Staatsminiſter, Miniſter des Kultus und Unterrichts.

◆

„Quia, si re priveris,
Nec nomen habere mereris!" — —
— „Curia Romana
Non petit ovem sine lana!" —
(Zastowon Annales.)

Wenn der vortreffliche alte, kaiſerlich römiſch-deutſche Reichs-Kamerarius und Annaliſt in obigem Motto Recht hat, daß „wenn Du das Weſen der Sache verloren haſt, die Du vertrittſt, Du auch nicht mehr verdienſt, ihren Namen zu brauchen", wenn es wahr iſt, daß

„Der heilige römiſche Hof
Begehret ohn' Wullen keen Schoof" —

dann iſt es unzweifelhaft unſerm Jahrhunderte aufbehalten, das Schauſpiel des völligen Zuſammenbruchs römiſch-hierarchiſcher Gewalt zu erleben. Die modernen Staaten und Kulturvölker ſind eben nicht mehr geeignet, wie leidende Schafe geſchoren zu werden, ſie wünſchen ihre Wolle fortan für ſich zu behalten. Andererſeits iſt aber augenſcheinlich, daß wenn wir die Machtfülle Roms in den vergangenen Zeiten ſeines Glanzes, — etwa in den Tagen der Kreuzzüge, mit dem heutigen verſtandesloſen Betragen der Kurie vergleichen, der Statthalter Chriſti das Weſen der Würde vollſtändig verloren hat, welche er in ſich repräſentiren ſoll, mit dem Erbleichen der Sache alſo auch ihren Rechtstitel verwirken dürfte.

Dieſe große Thatſache hat indeß, darüber ſind aufrichtige und ernſte Bekenner aller chriſtlichen Confeſſionen einig, mit dem katholiſchen Glauben und dem Gewiſſen ſeiner Angehörigen gar Nichts zu thun, deſto mehr aber mit dem Staate und der Geſittung der bürgerlichen Geſellſchaft. Ob man ſich die Grenzen der päpſtlichen Machtſphäre künftig nun viel enger oder viel weiter geſteckt denken will, als ſie es jetzt ſind, ſo hat das auf das innere Glaubensleben der Chriſtenheit auch nicht den leiſeſten Einfluß. Die Stellung des Prieſters zu ſeiner Gemeinde, das Seelſorgeramt, alle Segnungen der Religion, wie die Erhaltung echt katholiſcher Anſchauungen haben mit der Frage ſehr wenig gemein, ob der Biſchof oder ob die Regierung den Pfarrer ernennt, ob derſelbe unter directer Einwirkung römiſchen Einfluſſes ſteht oder ob ſein Wohl und Wehe von den Maßnahmen eines etwaigen künftigen Primas von Deutſchland abhängt. Die Neuerung der Infallibilität ſelbſt, welche die Jeſuiten-Kurie proklamirt hat, iſt für den politiſchen Staat wie für das Gemüthsleben des einzelnen Katholiken an ſich ebenfalls ſehr gleichgültig, und ob man den Papſt unfehlbar in ſeinen Ausſprüchen hält oder meint, daß er es nicht ſei, das beraubt den Leugner der Unfehlbarkeit, iſt er nur ſonſt ein guter katholiſcher Chriſt, ebenſowenig ſeiner Seligkeit, wie Jemand dieſelbe dadurch zu erlangen vermag, wenn er alle päpſtlichen Ausſprüche für ewige und göttliche Wahrheiten hält. — Sobald die unfehlbaren päpſtlichen Ausſprüche ſich aber nicht nur auf Angelegenheiten des bloßen Gewiſſens beziehen, ſondern ins ſociale Leben des Bürgers, ins Gebiet des Staats übergreifen, wenn ſie ſich, wie bei Syllabus und Encyclica, anmaßen, den modernen Staat und die Entwickelung der Völker zu corrigiren, Herrſcher wie Regierungen anzugreifen und in ihrem Beſtande zu erſchüttern, dann iſt der ganze Streit unſerer Tage nicht mehr religiöſer, ſondern rein politiſcher Natur geworden, dann handelt es ſich nicht etwa um den Kampf des bedrängten katholiſchen Glaubens gegen ſeine Unterdrücker, ſondern um den Kampf einer fremden feindlichen politiſchen Macht gegen den Beſtand Deutſchlands und ſeine Kultur. Ihn durchzukämpfen bis ans Ende wird dann eine Exiſtenzfrage für unſer Volk, wird zu der Frage: ſoll Deutſchland von Rom beherrſcht werden oder allein von ſeinem freierwählten Kaiſer, wie ſeinen eigenen Fürſten, die ihre Krone ſo gut von Gott haben, als der Papſt die Tiara, und welche für ihre anvertrauten Völker ebenſo ſehr dem Himmel verantwortlich ſind, als etwa ein ferner Mann, der die Welt allein durch die römiſche Brille anſieht und deſſen Wille wie Perſon bisher geknechtet geweſen iſt vom geiſtigen Drucke der Loyoliten! —

BIBL. UNIVERS.

Es kann ſomit keine Rede davon ſein, daß dieſer allerdings große und ſchwere Kampf hier anders aufgefaßt und geſchildert werden kann, wie als ein rein politiſcher Krieg, geführt von zwei Gewalten um die Grenzen ihrer Machtſphäre, ein Krieg, der in Rom ſelbſt nur politiſch aufgefaßt wird und ein ſehr irdiſches, materielles Ziel hat, nämlich Deutſchland zu unterjochen oder zu vernichten. Der Gang unſerer Schilderung wird darthun, daß dies vom Jahre 1848 ab ſyſtematiſch der Fall geweſen iſt und alle Schritte, welche Rom gegen Deutſchland ſeitdem unternommen hat, nur eine einzige Kette von Handlungen erbittertſter und zugleich hinterliſtigſter Feindſchaft geweſen ſind, welche mit einſchmeichelnder Zuvorkommenheit und allen Künſten Tartüffe's begannen, um 1870 mittelſt roheſter, blutiger und zugleich ſinnloſeſter Gewalt vor der ganzen geſitteten Welt ſich den Stab über dem eigenen Haupte zu brechen. —

Bei ſolcher Lage der Dinge iſt die Ehre, der Kultus- und Unterrichtsminiſter eines faſt durchaus katholiſchen Volkes und Herrſcherhauſes zu ſein, ſicher eine Laſt, wird zu einer ſehr aufreibenden Thätigkeit und weit verantwortungsvoller, als irgend ein anderes Reſſort. Ganz gleich, ob der Miniſter den Intentionen Roms nachgiebt, oder ob er ihnen mit allen Kräften die Spitze bietet, er wird in erſter Reihe zunächſt ſeinem eigenen Gewiſſen, dann aber ſeiner Nation und der Nachwelt für Alles verhaftet ſein, was er thut. Einſt wird ſie ihn ſegnen oder ihm fluchen! — Ehe wir das Leben des Staatsmannes beleuchten, der ſeit 1870 Bayerns religiöſes Wohl, wie die Entwickelung ſeiner Jugend in der Hand hält und in dieſem ſchweren Kampf der Zeit zwiſchen dem Segen und dem Fluche ſeines Volkes ſteht, müſſen wir Diejenigen betrachten, welche bisher ſeine Beurtheiler geweſen ſind, die Freunde und die Gegner, mit denen er es zu thun hatte. Ein Mann in der Stellung Johanns von Lutz iſt ſelbſtverſtändlich nicht weniger Angriffen und Verdächtigungen ausgeſetzt, als ein Hohenlohe, Bismarck, kurz jeder hervorragende politiſche Charakter es geweſen iſt, der in die Speichen der Zeit griff, um ihre Bewegung zu beſchleunigen. Wir ſehen von des Miniſters römiſchen

Gegnern vorerſt ab, ihr Intereſſe erheiſcht es, ihn zu ſtürzen und in Bayern einen völligen Regierungswechſel zu bewirken, um ihre in Italien zuſammenbrechende Macht an der Iſar in dauerhafterer Weiſe aufzurichten. Wir haben uns zunächſt vielmehr mit Denjenigen zu beſchäftigen, welche aufrichtige Freunde des Miniſteriums Lutz ſind, oder es zu ſein ſcheinen, oder es aber ſein ſollten. Bekanntlich ſchaden uns die Freunde viel mehr, als die Feinde es vermögen; die einen thun es aus Ungeſchick, die anderen aus Eigennutz und dieſe Freunde hauptſächlich ſind es, welche die Schritte der Männer ſtets zu erſchweren wiſſen, die vor der Nation die verantwortungsvollſte Stellung haben. — Unter den redlichen Freunden des Herrn von Lutz verſtehen wir vor allem die liberale, aufrichtig an Deutſchland hängende Partei; ſie hält ihrer Mehrzahl nach deshalb zu ihm, weil ihr Programm von dem Seinen nicht allzuviel abweicht. Der andere Theil dieſer ſeiner Freunde beſteht aus den Altkatholiken, den Gegnern der Infallibilität, welche hoffen oder gehofft haben, ihrer Sache durch ſeinen Arm zum Siege zu verhelfen. Sie ſind nicht ungetheilt und nicht völlig mit ihm liirt, denn er bekennt ihnen nicht genug Farbe! Die dritte Gattung Derer, welche große Dinge von ihm verlangt haben, oder noch verlangen, ſind falſche Freunde. Sie ſehen ihn nur als Mittel zum Zweck an, ihr Zweck aber iſt Selbſtſucht und ſie collidirt mit dem Wohle Bayerns. Es ſind einerſeits diejenigen Klerikalen, welche Deutſchland zwar anerkennen, wie es nun leider eben geworden iſt, aber die es zum Satelliten der römiſchen Kurie mißbraucht ſehen möchten, andererſeits Diejenigen, welche von Rom Nichts mehr wiſſen wollen, von Preußen aber noch weniger; die Partikulariſten, welche meinen, wenn nur eine möglichſt demokratiſche Regierung geſchaffen ſei, Bayern dann zu ſolch einem politiſchen Simſon erſtarken müſſe, daß es ohne den Norden in ſeiner Integrität ſich behaupten und an die Spitze Süddeutſchlands treten könne. Es ſind die Roſengärtles-Politiker! — Dieſe guten Leute würden der Kurie gewiß mit radikalen Mitteln zu Leibe gehen, wenn ihr partikulariſtiſches Programm nur durchginge. — Dieſe verſchiedenen Standpunkte haben wir nicht näher zu unterſuchen, aber das muß conſtatirt werden, daß die liberalen Volksparteien in Süddeutſchland mit ihrer „Politik auf eigene Hand" bisher vielfaches Unglück gehabt haben. Gewiß hat der norddeutſche reſp. preußiſche Liberalismus manchen Irrthum in ſeinen Annalen zu regiſtriren, aber er hat ſtets richtig gefühlt, und ob er auch oft unſtaatsmänniſch und undiplomatiſch handelte, hat er doch ſtets das richtige Wollen beſeſſen und aus ſeinen politiſchen Inſtinkten heraus die richtige Bahn verfolgt, auf der ſein Streben und das der Regierung in einem gemeinſamen Strombett ſchließlich ſich vereinen mußten. Das kann man von dem bayriſchen Liberalismus aber nur in ſeltenen Fällen ſagen. In großen Momenten nationalen Lebens war in Bayern es nicht der Liberalismus, welcher den Ausſchlag gab. Den Ultramontanen gegenüber war derſelbe leider oft dann ohnmächtig, wo es zu handeln galt, zum Beiſpiel 1869 bis zum Sommer 1870, als Hohenlohe fiel. Für die Regierung war der Liberalismus ſelten eine verlaßbare Stütze, öfters ſogar ein Hinderniß, und an ihm gerade machte von Lutz die Erfahrung, daß er ihm lange nicht raſch genug vorgehe, während die Partikulariſten ſtöhnten, daß er zu raſch gehe und ſie ihm nicht folgen könnten. Die Altkatholiken aber machten es wie die Laſſalleaner, ſie verlangten Staatshülfe! So ſtehen die Dinge mehr oder weniger heute noch, und es gehört viel Objectivität und Parteiloſigkeit dazu, unter dem leidenſchaftlichen Für und Wider dem Manne ſein Recht zu geben, der, von zwei Seiten angegriffen, ſeinen Weg bisher nach beſter Einſicht und vollſter Ueberzeugungstreue gegangen iſt. — — —

Johannes Lutz wurde den 4. December 1826 zu Münnerſtadt, einem kleinen Landſtädtchen Unterfrankens in der Nähe der Rhöne, geboren. — Sein Großvater war nur ein Bauer geweſen, und ſeinem Vater däuchte es ſchon als ungeheurer Vorzug, daß er es bis zum Schulmeiſter von Münnerſtadt hatte bringen können. Seine Wünſche wie Verhältniſſe waren alſo höchſt beſcheiden, ſein geiſtiger Horizont den Umſtänden nach beſchränkt, und eine große Zahl Kinder legten dem braven Pädagogen harte Sorgen und alle die Entbehrungen auf, welche Gott der Herr dem Stande der Volksſchullehrer einmal beſonders aufbehalten zu haben ſcheint. Als frommer katholiſcher Chriſt und Ehrenmann ging der Schullehrer Lutz jedoch furchtlos und gottvertrauend ſeine Bahn, und hatte ihn das Schickſal auch nicht mit irdiſchen Gütern überhäuft, ſo lebt der alte Herr doch heute noch fröhlich, erfreut ſich an ſeinen blühenden Kindern und findet in der Ehre ſeines Sohnes Johannes eine Entſchädigung für das, was der Himmel ihm ſelber verſagt hat. — Zu Münnerſtadt befand ſich ein Gymnaſium, an welchem derſelbe Muſik- und Schreibunterricht ertheilte. Dadurch gelang es ihm, trotz ſehr beengter finanzieller Lage, Johannes die Aufnahme in daſſelbe zu ſichern und ihm damit die humaniſtiſchen Studien zugänglich zu machen. Johannes abſolvirte ſämmtliche Claſſen und qualificirte ſich für das höhere Studium. Dies Inſtitut hatte indeß ein ganz merkwürdiges Gepräge. Mehr denn hundert Jahre war es in den Händen der Mönche eines Auguſtinerkloſters geweſen, ſpäter, als das Kloſter mehr und mehr in Verfall gerieth, hatte man das Gymnaſium eine Zeit lang mit weltlichen Lehrern, oder doch Weltgeiſtlichen beſetzt. Als der junge Lutz in die lateiniſche Schule eintrat, waren nur noch zwei Mönche an ihr als Lehrer thätig. Unſtreitig war, wie Johann Lutz ſpäter ausſprach, in dem Gymnaſium aber jener trübe Geiſt der vorherrſchende, in welchem die Lehranſtalten der Jeſuiten von jeher geleitet worden ſind. Dieſer Geiſt, allein die Dreſſur zu unbedingteſtem Gehorſam, die Ertödtung jedes Forſchereifers in den jungen Seelen abzweckend, ſuchte an die Stelle geiſtiger Freiheit und Individualität den geiſtlichen Hochmuth einer chriſtlichen Braminenkaſte zu ſetzen und für die vorenthaltenen wiſſenſchaftlichen Wahrheiten die von den Scholiaſten mißbrauchte ariſtoteliſche Rhetorik zu pflegen, vermöge deren man bekanntlich Alles beweiſen kann, was Einem gerade von Nutzen ſein kann! Während in der Religion nur der blindeſte Glaube galt, wurde die Wiſſenſchaft den jungen Leuten in einer Art beigebracht, daß:

Wer will was Lebendig's erkennen und beſchreiben,
Such' erſt den Geiſt herauszutreiben,
Dann hat er die Theile in ſeiner Hand, —
Fehlt leider — nur das geiſtige Band!

alſo wie Goethe's Mephiſtopheles etwa den Schüler zu unterrichten weiß. Beſagtes Gymnaſium zu Münnerſtadt war von ohngefähr 200 Schülern beſucht, die größtentheils der ländlichen Bevölkerung des nördlichen Unterfrankens entſtammten und deren Lebensziel faſt durchgehends der geiſtliche Stand war. Deshalb nannte man dieſe Anſtalt ſcherzweiſe in der ganzen Gegend das „geiſtliche Miſtbeet", und ſicherlich wird ſie im Laufe der Zeit auch eine beträchtliche Maſſe theologiſchen Guanos zu Tage geliefert haben, mit dem der Acker des römiſch-hierarchiſchen Regiments fett gemacht werden konnte. Johann Lutz war gleichfalls zum geiſtlichen Stande beſtimmt, und als er einmal bei einer Preisvertheilung in Gegenwart ſeines Vaters nicht ohne Erfolg declamirte, hatte ihm derſelbe geſagt: „er freue ſich ſehr darauf, ihn einmal ſo von der Kanzel herab ſprechen zu hören." Dieſem Wunſche entſprach Lutz nicht, wie es denn überhaupt ſeinem guten Vater nicht glückte, nur einen einzigen ſeiner Söhne der Theologie ſich widmen zu ſehen. Der Grund, weshalb gerade Johann einen Widerwillen vor der Tonſur empfand, war, daß Das, was er in der Lehranſtalt zu Münnerſtadt ſelbſt wie in anderweitigem vielfachen Verkehr in Pfarrhäuſern ſah und erlebte, ihn nicht nur für den geiſtlichen Stand nicht begeiſtern konnte, ſondern ihm denſelben abſchreckend machte! Gleichwohl hätte Lutz aus äußeren Gründen ſchwerlich eine andere Wahl gehabt, als das geiſtliche Lehramt, wenn ihm nicht ein glückliches Ereigniß zu Hülfe gekommen wäre. In demſelben Herbſte, wo er die Erlaubniß erhielt, die Univerſität zu beziehen, wurde ſein Vater nach Würzburg in ein Schulamt berufen und demſelben ſo die Möglichkeit gegeben, Johannes auch während des fünfjährigen Univerſitätsſtudiums bei ſich behalten zu können. Johann durfte nun dem Zuge ſeines Herzens folgen. Er ging, wie ſein Vater ſagte: „am Klerikal-Seminar vorüber und ſchwor zur Fahne Juſtinians." Die finanziellen Verhältniſſe der Eltern ließen es Johannes als ein großes Glück erſcheinen, gerade in Würzburg ſtudiren zu können, denn daran war für ihn gar nicht zu denken, eine andere Univerſität zu beziehen. Im Herbſte 1848 hatte er die Univerſität abſolvirt und trat ſeine

Vorbereitungspraxis am königlichen Landgerichte Gerolzhofen an. Reichliche Uebung in der Rechtspraxis hatte er daſelbſt, und ihr, ſeiner angeſtrengteſten Arbeit und dem Vertrauen, was er ſich an dieſem Gerichte erwarb, hatte er zum größten Theil eine beſſere Zukunft zu verdanken. 1850 im December beſtand er das Examen für die Qualification zum Staatsdienſte ſo ausgezeichnet, daß er mit der Nota 1 in der Reihe der ſämmtlichen Rechtscandidaten des Königsreichs der Erſte war. Dies wurde Urſache ſeiner frühzeitigen Anſtellung. — Nach überſtandenem Examen war er $3^{1}/_{2}$ Jahre als Hülfsarbeiter in dem Bureau eines Advokaten beſchäftigt und iſt in dieſer Zeit vielfach öffentlich als Vertheidiger vor dem Schwurgerichte, wie dem Kreis- und Stadtgericht und dem regulären Criminalgericht aufgetreten. Am 5. November 1854, mithin in einem Alter von erſt 28 Jahren, erhielt er am Kreis- und Stadtgericht zu Nürnberg als Aſſeſſor Anſtellung. Aſſeſſor iſt in Bayern nämlich die erſte beſoldete Richterſtelle, während dieſer Titel in Norddeutſchland bekanntlich nur eine wiſſenſchaftliche Qualität ohne amtliche Stellung ausdrückt. Drei Jahre leiſtete Johann Lutz am Gerichte in Nürnberg Dienſte, im Januar 1857 aber wurde er daſelbſt in die Conferenz von Juriſten und Kaufleuten der verſchiedenen deutſchen Staaten deputirt, welche zuſammengetreten und vom Landtage mit Abfaſſung eines allgemeinen deutſchen Handelsgeſetzbuchs beauftragt worden war. Auf Vorſchlag ſeines Gerichts-Vorſtandes hatte man Lutz zum Protokollführer beſtellt, und dies beſiegelte ſein Schickſal für immer, indem er dadurch der Sphäre des bayriſchen Richterſtandes entrückt und ihm eine politiſche und zugleich deutſch-internationale Stellung angewieſen wurde. —

Ehe wir ihn auf dieſer Bahn begleiten, die man zugleich die zweite Epoche ſeines Lebens nennen kann, iſt ein Rückblick auf die Zeitereigniſſe zu thun und die Frage: inwiefern er an denſelben Theil genommen haben kann. Es iſt bereits erwähnt*) worden, wie 1848 König Max II. genöthigt geweſen war, dem römiſchen

---

*) Unter König Ludwig II., wie den Fürſten Hohenlohe und Bismarck.

Episcopat weitreichende Conceſſionen zu geſtatten, um ſich deſſen Hülfe bei Unterdrückung der revolutionären Zeitſtrömung zu verſichern. Dieſe Hülfe wurde mit all' dem Eifer, der Energie und Raſchheit geleiſtet, welche dem römiſchen Klerus eigen iſt, ſobald es ſich um Vortheile für ihn handelt, und hier zog er aus den Zeitverhältniſſen und der Bedrängniß der Krone ja den ungeheuren Gewinn: ſeine Macht auf Koſten der Staatsregierung und der freien Entwickelung des Volkes ungebührlich auszudehnen. Ebenſo bekannt iſt, daß vom Jahre 1850 ab, wo Preußen gedemüthigt, der kaum begrabene Bundestag in ſchlimmerer Form reactivirt worden war und Oeſterreich mittelſt der Schwarzenbergiſchen Politik ein unbedingtes Uebergewicht in Deutſchland erlangt hatte, die Invaſion des Jeſuitismus über uns hereinbrach und ihre Miſſionen unter dem Symbol des rothen Bußkreuzes ihr Tirailleurgefecht in allen deutſchen Ländern dergeſtalt eröffneten, daß wir einen deutlichen Vorgeſchmack des Schickſals empfanden, das uns blühte, wenn erſt das Gros dieſes ſchwarzen Römerzuges gegen die deutſche Kultur anrücken werde. Man würde dem bayriſchen Herrſcherhauſe, wie dem Andenken König Maximilians gewiß ſehr Unrecht thun, zu glauben, dieſe Conceſſionen an den Episcopat wären leichten Herzens und in überfrommer Verblendung, oder aus moraliſcher Schwäche bewilligt worden. Dieſe Thatſache vollzog ſich nicht ohne bitteren Kampf, und erſt als der Thron zwiſchen der Alternative ſtand, ſeine Souverainetät entweder durch die römiſche Kirche oder den Radikalismus gefährdet zu ſehen, zog er es vor, lieber Schlimmes von der erſteren, als das Schlimmſte von der deſtructiven Gewalt des letzteren zu wählen. So hatte denn ſchon 1848 die bayriſche Volkspartei die Ehre, durch ihr ſinnloſes Gebahren dem Ultramontanismus den Weg zur Macht geebnet zu haben! — In der That hatte dieſer ſeine Pläne lange und conſequent genug vorbereitet. Wir wiſſen, daß unter den Herren von Abel, von der Pfordten und von Schrenck die bayriſchen Biſchofsſtühle nach und nach lediglich mit Jeſuiten-Schülern beſetzt worden waren, es verſteht ſich von ſelbſt, daß damit zugleich der ganze hohe Klerus jeſuitiſirt wurde, kurz das geſammte bayriſche Kirchenregiment dem ſtrategiſchen Plane der römiſchen Eroberungs-Politik gemäß verwandelt worden war. Die ſogenannte „Garbenkammer“ aber, nämlich der geſammte niedere Klerus der Pfarrer, Weltgeiſtlichen und Conventualen, in ſeiner Exiſtenz von der hohen Prälatur abhängig, bäuerlichen Kreiſen zumeiſt aber entſprungen und von der Welt nur ſo viel wiſſend, wie die hohe Mauer des Seminars und die geiſtliche Disciplin etwa verſtatten mochte, war gegen eine Gewalt ohnmächtig, die ihm als heilig zu halten gelehrt worden war, ſelbſt wenn ſie auch noch ſo Heilloſes von ihm verlangte. — Ein Erzbiſchof ſoll bekanntlich ein freies unabhängiges Glied der Kirche ſein. Wenn derſelbe auch dem heiligen Vater zu gehorchen hat, ſo braucht er dies doch immer nur innerhalb der Grenze der alten, längſt geglaubten Dogmen. Als Mitglied eines Concils aber iſt er der ſtimmberechtigte, ebenbürtige Berather der Kurie, und ohne Zuſtimmung des geſammten Episcopats, der in ſeiner Totalität allein die Kirche Chriſti darſtellt, hat der Papſt niemals ein neues Dogma als rechtmäßigen Glaubensſatz proklamiren dürfen. Iſt ein Erzbiſchof nun, bevor er Ring und Stab erhielt, Jeſuit geworden, dann hat er nicht als freier Erzbiſchof, ſondern als gebundenes Ordensmitglied ſeinen Klerus und ſeine Gläubigen zu regieren, und iſt der Papſt ſelbſt ein Jeſuit oder in dieſes ehrgeizigen Ordens Händen, ſo iſt die Kirche keine wahre katholiſche mehr, ſondern ſie ſinkt zu einem jeſuitiſchen Partei-Regiment herab. So ſtand ſeit 1848 die Sache in Bayern und darum hatte die Kurie auch alsbald mit dem neuen Dogma der „unbefleckten Empfängniß“ debutirt. Daſſelbe war ein ſtrategiſcher Vorfühler: „wie weit ſich dem Hirne der Chriſtenheit wohl Abſurditäten zumuthen ließen“, und da dies Dogma murrenlos angenommen wurde, glaubte man einen bedeutenden Schritt weiter in dem Beginnen thun zu dürfen, den deutſchen Verſtand durch römiſche Sophismen zu untergraben. Wir haben kein Verlangen, das Empfängniß-Dogma hier ausführlich zu beſprechen. Mit dieſem wenig anſtändigen Dogma hat Rom den erſten Schritt zur Negation ſeiner einſt ruhmvollen Vergangenheit gethan und die Religion der Liebe zu einem Gebäude der Unvernunft entwürdigt, welches unter ſeinen Trümmern das geſammte Wälſchthum begraben dürfte. Schon König Ludwig I., der gewiß ein ſehr eifriger Katholik war, hatte 1847 in einem Befehl auf die Ignorirung des Placetum regium durch die Biſchöfe, auf Beachtung der betreffenden bayriſchen Verfaſſungsbeſtimmungen hingewieſen. Gegen dieſes Placetum regium, alſo gegen das verfaſſungsmäßige Recht der Regierung, von ihrer Erlaubniß die Veröffentlichung und Befolgung päpſtlicher Vorſchriften abhängig zu machen, proteſtirten die jeſuitiſchen Erzbiſchöfe und Biſchöfe in der Würzburger Denkſchrift vom 14. November 1848, in der Freiſinger Denkſchrift vom October 1850 und endlich in der Vorſtellung vom 15. Mai 1853. Mit einem Worte, ſie lehnten ſich gegen das Recht ihres einheimiſchen Monarchen und die beſchworene Verfaſſung ihres Vaterlandes auf! Solch ein Beginnen, von welchen Unterthanen auch immer geübt, iſt einfach Hoch- und Landesverrath, und das Conſortium derjenigen Biſchöfe, welche damals dies wagten, bildete eben eine offene Verſchwörung gegen die Staatsgewalt. Die Regierung mußte ſich das leider gefallen laſſen, denn in ſo ſchwerer Zeit hatte ſie keine Wahl. Es war ſicher verſtändiger von ihr gehandelt, nachzugeben, um den irrgeleiteten Geiſt der Zeit ſeiner Gefährlichkeit zu berauben, als durch Widerſtand gegen die Hierarchie, dieſelbe zu reizen und die blinde Glaubenswuth der Maſſen auch noch zu entfeſſeln. Der Krimkrieg 1854 vernichtete die heilige Allianz und brachte den dritten Napoleon an die Spitze der Cabinette Europas; neben Oeſterreich war der Kurie in ihm ein zweiter Glaubenshort erſtanden und Rom wußte, daß es ſich auf Beide verlaſſen konnte! Daß Napoleon dies Vertrauen dennoch täuſchte, geſchah aus reiner Unwiſſenheit, und dieſer gröbſte aller politiſchen Fehler ſeines Herrſcherlebens iſt auch die vornehmlichſte Quelle ſeines Unglücks, betreffs Roms aber das gewaltigſte Ereigniß unſers Jahrhunderts geworden! —

Wenn Johannes Lutz auch als vielbeſchäftigter Richter zu Nürnberg bis zum Jahre 1857 ſchwerlich Zeit gehabt hatte, ſich in politiſche oder kirchliche Fragen zu vertieſen, ſo war die Bewegung, welche ſeit 1848 auf beiden Gebieten ſowohl innerhalb wie außerhalb Deutſchlands ſtatthatte, ſeinem Blicke wie ſeiner Würdigung ſicher nicht entgangen. Konnte der kühnſte Ehrgeiz ſelbſt ihn auch nicht ahnen laſſen, er werde einſt als Träger der Toleranz, als Vertheidiger der bedrohten Intelligenz der Kurie im Kampf gegenüberzuſtehen haben, ſo war er ſicher als Mitglied des Richterſtandes Politiker genug, um ſich klar zu machen, wie er zu dieſen Fragen, wie er ſich überhaupt zu der obwaltenden Aktions- und Reaktionsbewegung zu verhalten habe, welche Deutſchland mit jedem Tage ſichtbarer in zwei Heerlager zu zerreißen drohte. Die Conferenz zur Abfaſſung des deutſchen Handelsgeſetzbuchs, in deren Mitte er 1857 beruſen worden, entrückte ihn nun nicht blos der localen Rechtspraxis und ſtellte ihn auf das Forum des deutſchen Einheitsgedankens, ſie mußte auch ſeinen Blick auf alle großen nationalen und internationalen Fragen lenken, welche die Kultur deutſcher Stämme berührten. Welche Frage aber hätte das nicht gethan? — Seit durch die Eiſenbahnen der Verkehr aller Länder einen rieſigen Aufſchwung genommen, Export und Import eine nimmer geahnte Ausdehnung genommen hatte, nachdem 1848 überall der politiſche Sinn in den Maſſen geweckt, das Streben nach Einheit, Freiheit und gemeinſamem Rechtsſchutze lebendig geworden war, bildete die Handelspolitik, wie die Entwickelung des politiſchen Rechts in Deutſchland zwei Factoren, welche weſentlich der Nürnberger Conferenz ihren Impuls geben mußten, und ſo traten an Lutz auch intenſiver und unmittelbarer wie früher die Ereigniſſe der Zeit heran. — In beſagter Conferenz war er fünf Jahre, alſo ſo lange ſie tagte als Protokollführer thätig und ihm mußte der Gang ihrer Verhandlungen um ſo klarer, eingehender vor Augen ſtehen, um ſo mehr mußte ſich ſein geiſtiger Einfluß bei denſelben geltend machen, als es ſein Amt war, dieſe Verhandlungen zuſammenzufaſſen und Zug für Zug die Paragraphen des neuen Geſetzes unter ſeinen Händen erſtehen zu ſehen. Im Frühling 1858 ſiedelte die Conferenz indeß nach Hamburg über, um daſelbſt einen integrirenden Theil des

Geſetzes, nämlich das „Seerecht“ zu berathen. Die Thätigkeit des Aſſeſſors Lutz wäre ſomit nach einem Jahre bei derſelben ſchon erloſchen geweſen. Sein Eifer aber, ſeine vorzüglichen Leiſtungen waren der Verſammlung zu werthvoll, für dies nationale Werk zu erſprießlich geworden, um in der Conferenz nicht den Wunſch rege zu erhalten, Lutz nicht zu verlieren. Gewiß waren in Hamburg eben ſo gute Juriſten wie er vorhanden, ſeinen Platz würdig auszufüllen, ja für das Seerecht mußten in der alten Hanſeſtadt unzweifelhaft weit gewiegtere Fachjuriſten zu finden ſein. Aber das nicht allein, was Lutz der Conferenz bisher geleiſtet hatte, war von entſcheidendſter Wichtigkeit geweſen, es lag auch auf der Hand, daß Derjenige, welcher die Anſichten und Individualitäten der Mitglieder dieſer Conferenz eben ſo genau kannte, wie bis ins Einzelne Dasjenige, was von dem Handelsgeſetzbuch bereits geſchaffen worden, auch der Mann ſei, denjenigen Theil des Werkes in geeigneter Weiſe und in dem gleichen Sinne dem Ganzen einzufügen, welcher noch zu beſchaffen übrig blieb. Techniſche Bedenken oder noch mangelnde Fachkenntniſſe ließen ſich an Ort und Stelle erledigen und konnten gegen den Wunſch, etwas Einheitliches herzuſtellen, unmöglich die Oberhand gewinnen. Die Conferenz ſtellte demnach an die bayriſche Regierung das Erſuchen, Lutz derſelben für die Dauer ihrer Berathungen in Hamburg auch ferner beizugeben und dieſelbe willfahrte Dem gern. Der bisherige Aſſeſſor Lutz, welcher in München ſchwerlich ſchon abſonderliche Beachtung gefunden haben dürfte, erlangte in den Augen der Regierung nun Bedeutung, da es als Ehrenbezeigung für den Geiſt der bayriſchen Jurisprudenz gelten mußte, daß man für eine dieſes Land nur ſehr wenig berührende Geſetzesbranche einen ihrer Richter nicht entbehren zu können glaubte. So durfte Johannes Lutz denn den 2½jährigen Aufenthalt der Conferenz in Hamburg theilen und daß er in dieſer Zeit ungefähr 600 Protokolle abfaßte, giebt einen Begriff von ſeiner umfaſſenden Thätigkeit. — Gegen den Herbſt 1860 kehrte er nach der Heimat zurück. — Seine bisherige Thätigkeit hatte indeß weitere Folgen. Das neue deutſche Handelsgeſetzbuch mußte in Bayern eingeführt werden, und der Gedanke lag nahe genug, daß Diejenigen, welche bei deſſen Erſchaffung mitgewirkt hatten, welchen deſſen Motive wie die Tragweite ſeiner Folgen am klarſten, die Art ſeiner praktiſchen Anwendung am geläufigſten war, die überdem das bayriſche Recht genau kannten, auch die geeignetſten Leute ſeien, dies Geſetzbuch in Bayern ſeinem Zwecke gemäß in Vollzug zu ſetzen. Dieſe Männer waren Johannes Lutz und das bayriſche Conferenzmitglied Dr. **von Seuffert**, nachmaliger Präſident des Handels-Appellations-Gerichts zu Nürnberg. Sie erhielten den Auftrag, das Einführungs-Geſetz für das Handelsgeſetzbuch in Bayern und die zu ihm erforderlichen Verordnungen vorzubereiten. — Bereits im Herbſte 1857 war Lutz in der Tour ſeiner Collegen zum Bezirks-Gerichtsrath aufgerückt; als die Einführungsarbeit des Handelsgeſetzes aber abgeſchloſſen war, trat Lutz nicht wieder in die Reihen ſeiner Genoſſen zurück, ſondern wurde als Hülfsarbeiter ins Juſtiz-Miniſterium nach München berufen und daſelbſt ein Jahr ſpäter zum Miniſterial-Aſſeſſor ernannt. Im Juſtizreſſort wurde er theils zur Erledigung der laufenden Geſchäfte, theils zu legislativen Arbeiten verwendet, ſeine nunmehrige Stellung war indeß auch nur von kurzer Dauer.

König Maximilian II. hatte ſeinen Blick auf Lutz geworfen und berief ihn am 1. Januar 1863 in ſein Cabinets-Sekretariat, deſſen Chef Herr von Pfiſtermeiſter war.*) Hiermit wurde Lutz nicht blos aus der juriſtiſchen Bahn in des Monarchen unmittelbare Nähe entführt, er wurde auch in das Gebiet der großen Politik, den Organismus der Geſammtſtaatsleitung eingeweiht. Mithin traten alle bedeutenden Fragen der Zeit und die beſonderen jedes einzelnen Reſſorts im Staate ihm unmittelbar nahe. Er hatte ſie zu beurtheilen, zur Erledigung vorzubereiten und ſich dadurch mit der Leitung des Staates ſelbſt, ob auch nur als ein untergeordnetes Werkzeug des Trägers der Regierungsgewalt, vertraut zu machen. Wie ſchlecht auch immer das „geheime Cabinet" Pfiſtermeiſter beim Volke angeſchrieben ſtand, ſein übler Ruf entſtammte weniger den Perſonen, welche es bildeten, etwa ihrem Mangel an Redlichkeit oder ihrer Sucht zur Intrigue, als vielmehr der Kränklichkeit und den verſchloſſenen Gewohnheiten des ſenſiblen Monarchen ſelbſt. Es wurde ſchon angedeutet, daß dieſes Cabinet darum ſehr große Uebelſtände erzeugte. — Was es in politiſchen Kreiſen aber am anſtößigſten machte, war eben ſeine exceptionelle Stellung. Die Verfaſſung, wie jede andere Conſtitution kennt nur drei Inſtanzen: die des Königs, ſeiner von ihm direct abhängenden Miniſter und die geſetzgebende, ſteuerbewilligende Vertretung des Landes. In einem Verfaſſungsſtaat iſt das Cabinet des Königs nichts als eine Kanzlei, welche des Monarchen Befehle extrahirt, welche, ſofern ſie die verſchiedenen Reſſorts betreffen, nur nach Vereinbarung mit den Miniſtern, falls ſie Gnadenſachen und perſönliche Angelegenheiten der Unterthanen angehen, aus freier königlicher Entſchließung zu erfolgen haben. Daß das Cabinet Pfiſtermeiſter zwiſchen den Miniſterien und dem Monarchen aber eine Zwiſchen-Inſtanz bildete, und es den Miniſtern darauf nicht blos anzukommen hatte. was der Herrſcher betreffs einer Frage als gut erachtete oder wollte, ſondern zunächſt erſt, was Pfiſtermeiſter von ihr meinte und wie er ſich zu ihr ſtelle, das war der mißliebige Punkt, welcher ſich mit der Verfaſſung nicht vertrug. Von Pfiſtermeiſter konnte wirklich der allerredlichſte, liberalſte Cabinetschef ſein, in der Stellung, welche des Königs eigene üble Angewohnheiten ihm gegeben hatten, lag an und für ſich das Unconſtitutionelle, und wenn irgend ein Befehl aus dieſem Cabinet hervorging, welcher der Volksvertretung reaktionair erſchien, ſo erhielt durch die Pfiſtermeiſter'ſche Stellung des Königs Wille eine unverfaſſungsmäßige, nach Abſolutismus ſchmeckende Phyſiognomie. Die Stellung dieſes Cabinets und Johannes von Lutz in ihm hatte deshalb auch ſeine große Gefahr. Wie unter General von Manteuffel ſchon angedeutet worden iſt, haben Männer, die das königliche Vertrauen genießen, denen das Ohr der Majeſtät zu jeder Zeit offen iſt, durch ihre perſönliche Einwirkung, durch die bloße Art, eine Sache darzulegen und ihr Gründe zu verleihen, kurz durch ihre freie Discuſſion mit dem Herrſcher, welche jedem Andern verſagt iſt, auf deſſen Entſchließungen den eminenteſten Einfluß, auch wenn ſie denſelben gar nicht zu erlangen beabſichtigen und noch ſo objectiv und unbetheiligt ſind. Die größte Redlichkeit, die ſtrengſte Controle über ſeine eigenen Gedanken, ſeine Motive und Handlungen allein können die Gefahr beſeitigen, parteiiſch zu werden oder gröblich zu irren und den Monarchen zu Etwas zu verleiten, das er vielleicht nicht thun würde, hätte er die Meinungen Anderer gehört. Daß Johannes von Lutz das Wohlwollen König Maximilians bis an deſſen Tod, wie das ſeines Sohnes und Nachfolgers genoß und in einer Stellung ſich erhielt, die immer etwas Schwankendes, von der momentanen königlichen Stimmung Abhängiges beſaß, beweist, daß er im richtigen Verſtändniſſe ſich nur als Organ von ſeiner Könige Willen anſah und ſo ſein Amt verwaltete. Die Miniſter, wie ſchon kurz erwähnt iſt, hatten über jede obwaltende Frage ihre eingehend motivirten Anträge ſchriftlich einzureichen, dieſe Anträge hatte Franz von Pfiſtermeiſter und Lutz für den Vortrag vorzubereiten und theilten ſich in die betreffenden Materien. Alsdann hielt Pfiſtermeiſter dem Könige über den miniſteriellen Antrag und deſſen Motive Vortrag, mit ihm beſprach der König die Angelegenheit, pro und contra wurde erwogen, und Pfiſtermeiſter ertheilte alsdann des Monarchen Beſcheid, den derſelbe ſchriftlich abzufaſſen und dem betreffenden Miniſter mit deſſen Vorlage zuzuſenden hatte. Im Sommer wie Winter waren Pfiſtermeiſter und Lutz Morgens 6 Uhr dienſtbereit, um mit König Max während des Vormittags zu arbeiten, je nachdem es deſſen Geſundheitszuſtand geſtattete. Waren Rückfragen an die Miniſter oder bei anderen Vertrauensperſonen nöthig, dann war auch dies Aufgabe der Cabinetsſecretaire, ſo daß faktiſch Nichts von Regierungswegen geſchehen konnte, ohne daß es durch die Hände von Pfiſtermeiſter und Lutz gegangen wäre. —

---

*) Siehe König Ludwig II. Bd. I., S. 436.

Es konnte nicht fehlen, daß in der Stellung, welche Johannes Lutz neben dem gefürchteten Cabinetschef einnahm, die Blicke Aller auf ihn fielen, und da nunmehr ſeine Perſon in den Vordergrund trat, wollen wir uns mit derſelben vertrauter machen. Johannes Lutz iſt höchſtens von mittlerer Mannesgröße, aber

ſchultrig, ſtraff, kernfeſt gebaut und erſt 47 Jahre alt, alſo
ollſter Manneskraft. Haar und kurzgehaltener Schnurrbart
glänzend ſchwarzbraun, wie ſein blitzendes Auge, das zugleich
und jovial blickt. Das humane Lächeln ſeines röthlich ge-
en Antlitzes zeigt viel Bonhomie, die klare Kälte ſeiner Rede,
immer frei von leichter Ironie, läßt den Juriſten erkennen,
Lutz behandelt auch jede Frage, wie wenn es ſich um einen
tsfall handelt. Das giebt ſeiner Converſation etwas Durch-
ges, Poſitives, Ruhiges, und die freie leichte Bewegung ſeines
pers, obwohl jeder chevalereſken Tournure oder Diſtinguirt-
ſern, verleiht ihm eine wohlthuende bürgerliche Einfachheit.
lichter ſtiller Zug von Herzensgüte und Menſchenliebe ſpricht
ihm, eben ſo aber kauſtiſche ſtraffe Energie dem Gegner gegen-

Er iſt als Politiker der Mann des Poſitiven, der wie Bis-
k mit Thatſachen, nie mit Möglichkeiten rechnet, für den es keine
ien auf dem Gebiete des Staatslebens giebt. Urſprünglich
utz indeß ein Sanguiniker, iſt aufrichtig, ehrlich und haßt das
eine. Sein Herz iſt weich genug, ſo daß ein Autor, der zu
n verſteht, ihm ſelbſt Thränen zu entlocken vermag, doch durch
s Schmieden und Hämmern auf dem Ambos des politiſchen und
iöſen Streites iſt er mürbe und ruhiger geworden und hat
Gleichmaaß der Seele erreicht, das eben ſo ſehr dem Zuviel
dem Zuwenig fern iſt. In der Stellung im königlichen Ca-
t verblieb Lutz zunächſt bis zum Tode König Maximilians
10. März 1864. —

Seit er im Frühjahr 1858 nach Hamburg gegangen war,
e ſich das Gleichgewicht Europas erheblich verändert und die
auch an Lutz innere Wandlungen vollzogen. Die Solidarität
katholiſchen Mächte, die Sturmmauer der wälſchen Race, ſeit
Mittelalter mit ſo viel Mühe errichtet und mit Strömen
tes gekittet, war in Trümmer gefallen. Napoleon III. hatte
einer Stunde voll Aberwitz und Thorheit, um ſich mit dem
zip der Nationalitäten zu glorificiren, Italien zur Einheit
olfen, Oeſterreich nordwärts der Alpen getrieben und das
ſitthum des Kirchenſtaats, — ſeiner weltlichen Macht beraubt!

Die Furchtbarkeit und Großartigkeit dieſes Ereigniſſes iſt bereits beſchrieben worden.*) Nirgend, außer in Oeſterreich, wurde dieſe Erſchütterung ſchwerer empfunden, wie im Bayernlande. Italien, wenn es ſich in ſeinem neuen Beſtande erhalten wollte, war nicht mehr auf die alte, wälſche Politik der Mediziäer angewieſen, ſondern auf Deutſchlands Freundſchaft, Rom und Oeſterreich gegenüber. Es mußte vorwärts auf der Bahn der Freiheit und Einheit und dies war nur im Anſchluſſe an deutſche Intelligenz und durch Beförderung der deutſchen Politik möglich. Seine Befreiung von der Kurie Roms mußte zugleich auch die langſame, aber deſto ſicherere Entromaniſirung des italieniſchen Volksſtammes im Gefolge haben. — 1862 ſtarb Johannes' Mutter. Sie war Tochter eines Landarztes zu Hammelburg geweſen, eine tüchtige Hausfrau und ſorgſame Pflegerin ihrer Kinder. Dem kraftvollen Charakter dieſer wackeren Frau hatte Lutz ſeinen klaren, ruhigen Sinn und die Emſigkeit des Ringens zu danken, welche ihn bis an die Seite ſeines Monarchen und zum Miniſterſeſſel geleitet hatten. Beide Ehren ihres Sohnes ſollte ſie nicht mehr erleben, da Lutz erſt 1863 ins Cabinet des Königs kam. Im Sommer dieſes ſelben Jahres fielen auch die Verhandlungen über den durch Oeſterreich angeregten Fürſtencongreß zu Frankfurt und ein Jahr ſpäter erfolgte der ſchleswig-holſteiniſche Krieg. Beide Begebenheiten, beſonders letztere, alterirten Bayern und ſeine Regierung außerordentlich, Lutz aber ſtand mitten im Getriebe dieſer Ereigniſſe. Es iſt ſomit nicht anzunehmen, daß ſeinem klaren Blicke die Folgen, welche der italieniſche Krieg auf die Kurie wie Oeſterreich haben mußte, entgangen ſeien. Daß Lutz gerade Oeſterreich haßte und Preußen liebte, iſt nicht anzunehmen, aber doch, daß er in Hamburg genug nordiſches Weſen kennen und wohl ſchätzen gelernt habe, um ſehr viel weniger oberflächlich als ſeine Landsleute von demſelben zu denken. Daß Deutſchland vor einem Scheidewege ſtehe, einer ganz anderen Geſtaltung entgegengehe, ſchien unausbleiblich, und ob der ſchleswig-holſteiniſche Krieg nun mit einem entſcheidenden Ringkampfe zwiſchen Hohenzollern und Habsburg, oder mit der innigſten Solidarität dieſer Beiden auf Koſten der Kleinſtaaten enden werde, in beiden Fällen waren die heftigſten, tiefgehendſten Umwälzungen gewiß. Ob bereits ſchon im Jahre 1864 Lutz mit dem Fürſten von Hohenlohe Bekanntſchaft gemacht hat, oder nicht, wiſſen wir nicht, aber die vier Jahre ſpäter erfolgte Ernennung des Erſteren zum Juſtizminiſter beweiſt, daß binnen dieſer Zeit zwiſchen Beiden eine ernſte politiſche Verſtändigung in allen ſchwebenden Fragen bewirkt worden ſein muß.

---

*) Unter Fürſt Bismarck. Bd. II., S. 67 bis 69.

In den Tagen zwiſchen der Eroberung des Dannewerks und der Einnahme der Düppeler Schanzen, alſo mitten im Kriege, ſegnete König Maximilian II. das Zeitliche. Damit war auch Lutz' wie Pfiſtermeiſter's Stellung in Frage gekommen. — Der jugendliche König Ludwig II. entließ beide Männer nicht, doch ihre Stellung ward eine weſentlich andere. Die Miniſter wurden nunmehr zum directen Vortrag und perſönlichen Verkehr mit dem Monarchen zugelaſſen, das geheime Cabinet beſaß das Ohr des Königs nicht mehr ausſchließlich. Wurde Lutz dadurch auch ſo gut wie Pfiſtermeiſter ihrer großen bisherigen Verantwortlichkeit entlaſtet, ſo wuchs dieſelbe andererſeits, weil ſie einem noch nicht ganz 18 Jahre alten Monarchen zu dienen hatten, der — den Studien entriſſen, noch Nichts von der ſchweren Kunſt, ein Volk zu leiten, verſtehen konnte, dazu unter Kriegswirren auf den Thron kam, welche ganz Deutſchland in Mitleidenſchaft ſetzten und die politiſchen Leidenſchaften des Volks entflammten. Die erſten vier Jahre in Ludwigs II. Regentenleben hatte Johannes von Lutz den Vorzug, deſſen Perſon in ſeiner bisherigen Stellung zu dienen, und wenn der junge König mittels glänzender Gaben und angeborenen fürſtlichen Taktes während der Zeit von 1863 bis Ende 1867 unter ſchweren Zeitläuften ſein Volk neue Bahnen der Entwickelung führte, hatte Lutz wenigſtens das beſcheidene Verdienſt, ſeinen Monarchen mit allen Kräften hierbei unterſtützt, ſich zum treuen Organ ſeiner großherzigen Abſichten gemacht zu haben. Daß er ganz nach deſſen Sinne handelte und Ludwig II. ſeines ſchlichten Dieners Werth wohl erkannte, beweiſt, daß er während dieſer Zeit mehrfach ausſprach: „er gedenke Johannes Lutz dereinſt ein Portefeuille anzuvertrauen.“ Die Schwierigkeit der Stellung des Cabinetsraths Lutz beruhte indeß nicht blos auf der anfänglichen Unerfahrenheit ſeines königlichen Herrn in Behandlung der Geſchäfte, ſondern, daß auch die alte Politik von der Pfordten's mit dieſem Staatsmanne nun wieder ans Ruder kam und die Angelegenheit Deutſchlands wie das Gebahren der römiſchen Kurie zu den ſchwerſten Sorgen reichlich Anlaß boten. Die Spannung, welche im Jahre 1865 zwiſchen Oeſterreich und Preußen wegen Schleswig-Holſteins entſtand und ſchließlich zum Kriege führte, iſt bekannt, Angeſichts der Haltung Roms und Napoleons ließ dieſelbe aber eine noch weit tiefere und ernſtere Deutung zu. Nicht blos, daß die öſterreichiſche Politik fortan beſtrebt war, die Macht, welche Habsburg in Italien verloren hatte, durch eine Hegemonie über Deutſchland zu erſetzen, die politiſchen Erſchütterungen und Parteikämpfe, welche die politiſche Einheit Italiens zur Folge hatten und Victor Emanuel's jungen Thron gefährdeten, ließen auch Oeſterreich die Hoffnung hegen, daß daſelbſt eine Revolution ſein und Napoleons Einſchreiten, alſo die Reſtauration der alten Zuſtände möglich machen würde. Man ſagt ſogar, daß Beide einer ſolchen Revolution im Geheimen Vorſchub gethan hätten, um ein Chaos herbeizuführen, mittels deſſen ihre peſſimiſtiſche Politik durchführbar werde! In derſelben Richtung operirte auch die römiſche Kurie, aber nicht blos betreffs Italiens, ſondern — der Unterſtützung der beiden katholiſchen Hauptmächte Oeſterreich und Frankreich gewiß, richtete ſie ihren Kampf gegen alle modernen Staaten und deren Oberhäupter. Syllabus und Encyclica erſchienen, jene rieſigen Verfluchungsdekrete gegen alle modernen Verfaſſungen, gegen alle Dynaſtien und Völker, welche durch Humanität, Bildung und ſociale Entwickelung dem finſteren Geiſte eines inquiſitoriſchen Prieſterregiments entwachſen waren. Das Heerlager des Jeſuitismus aber war nunmehr in die Schweiz nach Genf, wie nach Bayern verlegt worden. Es galt in erſter Linie jetzt eine bewaffnete Invaſion Oeſterreichs und Frankreichs in Deutſchland, zumal gegen den Norden, um ihn durch das Schwert niederzuwerfen, und dann eine geiſtliche Invaſion Roms in zweiter Linie, um in dem zerſchlagenen Deutſchland ſich feſtzuſetzen, deſſen Trümmer in ſeine Gewalt zu bekommen und germaniſches Weſen wie Sitte für immer zu vernichten! Man iſt Deſſen jetzt völlig klar, daß betreffs dieſes Planes die leitenden Staatsmänner Oeſterreichs, Roms und Frankreichs völlig einig geweſen ſind. Derſelbe machte indeß die Parteien Italiens ſtutzen, ließ Victor Emanuels Macht ſich befeſtigen und trieb ihn, wohl oder übel, in die Arme der — preußiſchen Allianz! — So etablirte ſich das Jahr 1866! — Ein Bruderkrieg in Deutſchland, ein Kampf ſeiner Stämme und Parteien, war ſehr angethan, uns in die finſterſten Zeiten des Mittelalters, in die maßloſeſte Prieſtertyrannei zurückzuverſetzen und das geſammte Mitteleuropa in Agonie und Zerſplitterung zu verſenken! Er hätte die längſt projectirte Reviſion der Karte von Europa bedeutet! —

Unglücklicherweiſe kam es indeß ſo merkwürdig anders, daß durch die Triple-Allianz Roms, Frankreichs und Oeſterreichs gerade das Gegentheil von Allem erreicht wurde, was man geplant hatte. Wir wiſſen, wie Bayerns Stimmung vor wie nach dem Kriege beſchaffen war und von der Pfordten's letzte Staatsaktion die Aufgabe hatte, mit Preußen Frieden zu ſchließen und auf deſſen Zoll- wie geheimen Allianzvertrag einzugehen. Mit letzteren beiden Verträgen war nicht nur in den politiſchen Hauptſachen eine factiſche Vereinigung Bayerns mit dem norddeutſchen Bunde erzielt worden, ſondern es war auch fortan unmöglich gemacht, daß der bayriſche Staat jemals wieder den römiſch-öſterreichiſchen Intereſſen anheimfallen könne. Mit dem letzten naiven Verſuche von der Pfordten's, dem Lande ſeine „Roſengärtles-Politik“ plauſible zu machen, trat er endlich ab, Fürſt Chlodwig von Hohenlohe-Schillingsfürſt ergriff das Steuer. — Ein völliger Syſtemwechſel fand ſtatt, weniger ein Wechſel der Perſonen. Schon in der letzten Hälfte des Krieges hatte Freiherr von Pranckh das Kriegsminiſterium übernommen und außer Hohenlohe ſelbſt war Johannes Lutz der einzige Miniſter, welcher von ihm an von Bomhard's Stelle fürs Reſſort der Juſtiz creirt wurde. Daß des Fürſten Wahl auf den bisherigen Cabinetsrath fiel, billigte König Ludwig II. durchaus, und wenn dieſe Wahl ein Akt außerordentlichen Vertrauens gegen Johannes Lutz war, ſo war er Seitens Hohenlohe's ein Beweis ſtaatsmänniſcher Klugheit und Energie und ein Zeichen, daß er ſich betreffs ſeiner politiſchen Anſichten mit Lutz einig wußte, ja ihn gerade für den rechten Mitſtreiter hielt in dem Kampfe, der ſich nunmehr gegen die Gewalt der vollzogenen Thatſachen mit einer Wuth richtete, die wohl Miniſterien ſtürzen, Ränke ſpinnen, aber das Gewordene nicht mehr ungeſchehen machen konnte. —

So ward der Sohn des armen Münnerſtädter Schulmeiſters Bayerns Miniſter. Der ehemalige Anwaltsgehülfe, der ſo manches Mal vor Gericht plädirt hatte, um der ſtrengen Juſtitia für ſeine Klienten ein milderes Erkenntniß abzuringen, hielt nun das Geſetz Bayerns und ſeine öffentliche Rechtspflege in den Händen. — Mit dieſer hervorragenden Stellung hatte ſich Lutz nicht nur die zahlreichen Gegner ſeines Vorgängers auf den Hals geladen, im Laufe ſeiner Amtsführung mußten ihm unter dem Drucke der Ereigniſſe auch Feinde erſtehen, die er der Rührigkeit zu verdanken hatte, mit welcher er den öffentlichen Schäden des Landes und dem Uebermuthe der römiſchen Biſchöfe entgegentrat. Bezeichnend iſt für die Kategorie ſeiner Gegner, daß ſie es ihm als Schande anrechneten, was ſeine höchſte Ehre war, ſeine armſelige bürgerliche Geburt! Mag es auch ſelten ſein, daß Schulmeiſter-Söhne Miniſter werden, ſo hat doch, ſo lange eine Geſchichtsſchreibung exiſtirt, es noch zu allen Zeiten und in den abſoluteſten Staaten für etwas höchſt Verdienſtliches gegolten, wenn ein Mann aus dem Dunkel des gewöhnlichen Lebens durch eigene Kraft ſich auf die Höhe ſeiner Nation zu ſchwingen vermochte. Gerade in conſtitutionell gut regierten Staaten iſt es ſtets ein politiſches, der Gleichheit aller Bürger entſprechendes Dogma geweſen: „daß Jeder zu jeglicher Stellung im öffentlichen Leben berechtigt ſei, daß hierbei nicht Geburt, Religion, noch Gunſt, ſondern nur Talent, Verdienſt und Würdigkeit allein den Ausſchlag zu geben haben.“ Es iſt nur eins der vielen Zeichen des Seelenadels König Ludwigs und der Weisheit Hohenlohe's, daß Lutz' Herkunft gerade ihnen das allergeringſte Bedenken machte, als ſie ihn an ihre Seite zogen und zum oberſten Vollſtrecker bayriſchen Rechts erhoben.

Die Amtsthätigkeit Johannes von Lutz', — ſein Monarch hatte ihm den Adel verliehen, zum Zeichen, daß eines Königs Vertrauen auch den einfachſten Staatsbürger edel macht, — hat bis jetzt drei deutlich erkennbare Epochen durchlaufen. Die erſte reichte bis zu Hohenlohe's Fall im Jahre 1870, die zweite bis zu Graf Bray's Rücktritt im Auguſt 1871, die dritte bis zum Tode des Grafen von Hegnenberg-Dux und der ſiebenwöchentlichen Miniſterkriſis, während deren das Miniſterium Gaſſer meteoriſch aufblitzte, um in ſeiner Geburt ſchon wieder zu erſticken und damit nur zu größerer Befeſtigung des früheren Cabinets beizutragen. — Lutz trat unter ſehr ſchwierigen Umſtänden ſein Amt an. Die Kammern des Landtages waren eben verſammelt und verſchiedene Fragen, welche die Gemüther in Spannung erhielten, an der Tagesordnung. Außerdem hatte ſein Amtsvorgänger von Bomhard eine lebhafte Oppoſition gegen ſich wach gerufen, welche Lutz nunmehr vererbte. Durch die Vorgänge des Jahres 1866, die Unſicherheit, Halbheit und Haltloſigkeit der aus ihm hervorgegangenen Zuſtände waren die Verhältniſſe in Bayern ſehr ſchwierig geworden. Zum erſten Male führten ſie zu einer bedenklichen Kriſis bei Erneuerung des Zollvereins und der Begründung des Zollparlaments; die allmälig erſtarkende ultramontane und excluſiv-partikulariſtiſche Richtung erreichte bei den Wahlen zum Zollparlament einen ſehr bedeutenden Erfolg. Neben den Schwierigkeiten, welche hierdurch für alle Mitglieder des Miniſteriums erwuchſen, gab es für Lutz auch noch deren in Folge der Aufgaben, welche dem Juſtiz-Miniſterium insbeſondere geſtellt waren. Nicht ohne erhebliche Anſtrengung hat Lutz unter anderem damals die Einführung eines neuen, auf den Prinzipien des öffentlichen Verfahrens beruhenden Civilproceſſes durchgeſetzt. Der Ultramontanismus war Sieger in den Neuwahlen und hatte die Majorität in der Kammer. Dem Andrange derſelben mußten ſchließlich der Miniſter des Innern Winfried von Hörmann und der Kultusminiſter von Greſſer 1868 weichen. Mochten Fürſt Hohenlohe und von Lutz auch wohl mitunter betreffs der Mittel, ihre Abſichten zu erreichen, nicht immer mit einander völlig einig ſein, in ihren Abſichten waren ſie es ſtets. Es beſtand unter ihnen kein Zweifel, daß Bayern zu dem Nordbunde in eine ernſte Adhäſion treten und ſich den ultramontanen Uebergriffen entgegenſtemmen müſſe. Zufolge dieſer Uebereinſtimmung erhielt von Lutz interimiſtiſch auch die Verwaltung des Kultus und Unterrichts und mit dieſem Augenblicke trat er auch in den Vordergrund und auf den eigentlichen Kampfplatz, auf welchem er ſich den höchſten Ruhm errang und zum Vertheidiger deutſchen Rechtes gegen das andringende Wälſchthum gemacht hat. Deſſen ſchmutzigen Machinationen gegenüber erlag zwar Fürſt Hohenlohe, aber ſein Geiſt blieb in dem Cabinet Ludwigs II. zurück und Lutz hat das weſentliche Verdienſt, dieſen Geiſt mit Energie vertreten zu haben. — Wir wiſſen, daß des Fürſten Vorſchlag eines gemeinſamen Vorgehens aller europäiſchen Regierungen gegen die bereits drohende Infallibilität von denſelben nicht beachtet wurde. Bayern war in dieſer Frage alſo auf ſich ſelbſt geſtellt und Lutz hatte einen Feind zu bekämpfen, gegen den Fürſt Chlodwigs Streben ſich erfolglos erwieſen hatte. Johann von Lutz' Stellung ſeit December 1869 nach Greſſer's Rücktritt war während ſieben Viertel Jahre eine namenlos ſchwierige. Er hatte zwei Reſſorts zu verwalten und nur auf Hohenlohe's Andringen das Kultusminiſterium übernommen. In ſehr bewegter Zeit, bei fortdauernder Anweſenheit des Landtages mußte er ſowohl die Angriffe der kirchlichen Oppoſition, wie diejenigen gegen die Reformen der Rechtspflege abſchlagen, außerdem aber die Geſchäfte des Vertrags-Abſchluſſes mit Norddeutſchland zum großen Theile bewältigen und vor den Kammern vertreten. Welchen finſteren Gewalten Hohenlohe endlich wich, haben wir ſchon geſehen und daß die Ultramontanen wie Partikulariſten nach dieſem Siege in dem klerikal-feudalen Grafen Bray einen Mann zu finden glaubten, der ihre letzten Wünſche krönen und den doppelten Kreuzzug der klerikal wie kriegeriſch vereinten Waffen trotzig gegen Preußen beginnen werde, welchen Rom, Frankreich und Oeſterreich geplant hatten. Zu jener Zeit, als Ludwig II.*), feſt zu Hohenlohe ſtehend, die Annahme der Reichsraths-Deputation verweigerte, welche ihm die wider das geſammte Miniſterium beſchloſſene Mißtrauens-Adreſſe überreichen wollte, und die königlichen Prinzen, welche an dieſem Beſchluſſe Theil genommen hatten, vom Beſuche des Hofes dispenſirte, dagegen aber die zwölf Herren der Minorität des Reichsrathes nebſt den Miniſtern am 30. Januar 1870 zu ſeiner Tafel zog, da ſchrieb das „Bayriſche Vaterland“: König Ludwig II. heiße nicht Ludwig XIV., das Land ſei conſtitutionell, die Regierung wolle Unruhen im Lande erzeugen und dann die Preußen als Retter ins Land rufen. „Aber ſobald ein Preuße die Grenze Bayerns überſchreitet, ſetzen ſich 600,000 Franzoſen und 400,000 Oeſterreicher in Bewegung, die Preußen wieder hinauszuwerfen … und Jeder muß als Freund willkommen ſein, der Bayern den Bayern erhält!“ — In der „Unita cattolica“ hingegen war in ſelbiger Zeit zu leſen: „Der König hat mit ſeinem Betragen das Land ungemein aufgeregt und wenn er nicht zu klügeren Rathſchlägen zurückkehrt, ſo ſetzt er ſeine Krone aufs Spiel, die **ohnedies** …! — Dem Fürſten Hohenlohe, welcher den König bat, die Reichsrathsadreſſe und ſeine Entlaſſung anzunehmen, hat derſelbe verneinend geantwortet und geſagt, daß er noch Soldaten habe, auf die er zählen könne. Wenn das wahr iſt, ſo iſt es augenſcheinlich, daß der gute Ludwig aufgehört hat, König zu ſein!“ — Der Militär-Kurat Lucas führte ferner den „Sauhieb“ in den parlamentariſchen Paukcomment ein und der bekannte Reichs-Greil erklärte: „Es giebt Geſetze, die man nicht befolgen darf, denn der göttliche Wille ſteht über dem menſchlichen!“ — Wir möchten wohl fragen, welche Form eigentlich der Hoch- und Landesverrath und die Majeſtätsbeleidigung nun noch hat, wenn dieſe blühenden Frechheiten es nicht ſind? Allerdings war Ludwig II. gewiß nicht Ludwig XIV. Letzterer hätte zum Beiſpiel dem bayriſchen Reichsrathe wie ſeiner Zeit dem Parlamente mit der Reitpeitſche einen Beſuch gemacht, die ganze Sippſchaft römiſcher Zeitungsſchreiber aber in die Baſtille, die Thürme von Blaye, Vincennes und die Eiſenkäfige zu Loches geſteckt. Dazu hätte der bayriſche König Ludwig die Preußen wahrhaftig nicht erſt gebraucht! Sein franzöſiſcher College wußte ſeiner Zeit ſogar mit dem eigenen edlen **Onkel**, Herrn Gaſton von Orleans, der auch mit Entthronungsgelüſten umging, ſo furchtbar abzufahren, daß Herr Orleans niemals mehr die Thürme der Notre-Dame und ſeinen königlichen Neffen wiederſah! Es war von den Römlingsfedern alſo denn doch eben ſo plump wie gewagt, den jungen Bayernkönig durch Erinnerung an derartige hiſtoriſche Analogien zu reizen, und ſeiner königlichen Großmuth iſt es deshalb doppelt hoch anzurechnen, daß er verſchmähte, ſeinen franzöſiſchen Namensvetter in dem „l'état c'est moi" ſo nachdrücklich zu copiren!! —

---

*) Siehe den Artikel „Hohenlohe“ im Unterhaltungsblatt der Neueſten Nachrichten, München, den 18. Juli 1872.

Vorſtehende Schilderung wird klar machen, wie die geſammte deutſch-feindliche Meute nunmehr losgelaſſen war, um die gemeinſame Hatz des Jahres 1870 zu beginnen. — Treten wir dem Jeſuitismus jetzt näher, ſehen wir, was er denn eigentlich iſt! Der Orden Loyola's iſt die Fleiſchwerdung — nicht der Jeſu-Lehre und des Jeſu-Wandels etwa, ſondern des Weltherrſchafts-Gedankens des alten **heidniſchen Roms**. Die Jeſuiten ſind eine völlig **heidniſche** Corporation, welche, um von der Erde Beſitz zu nehmen, nur zum Mittel der katholiſchen Religion greift, weil es das wirkſamſte iſt und ſie hofft, ſich der Majorität der Dummheit im Volke durch die Scheinheiligkeit zu bemächtigen! Bereits Papſt Paul pflegte zu ſagen: „Fabula de Christo mihi multum profuit", „die Fabel von Chriſtus hat mir viel eingebracht!" Noch auf dem Sterbebette hatte er die Naivetät, zu äußern: „Ich bin neugierig, ob es wahr iſt, was ich niemals geglaubt habe und nie glauben werde, nämlich: ob es wirklich eine Auferſtehung der Todten und eine Vergebung der Sünden giebt." — Dieſe Anſicht dieſes unfehlbaren Papſtes iſt das **einzige, wirkliche** Glaubensbekenntniß der Jeſuiten. Sie ſind im Herzen Nihiliſten, welche das Reich dieſer Welt zu erobern ſuchen, indem ſie die chriſtliche Lehre zum Götzendienſt erniedrigen! Der pontifex maximus zu Rom iſt den Jeſuiten nur die Puppe, welche ſie leiten, nur die thönerne Bildſäule, durch deren Mund ſie ihren Willen verkünden! — Wenn das Kardinal-Collegium die chriſtliche Religion wirklich als das allgemeine Gut der geſammten katholiſchen Chriſtenheit betrachtete, wenn dieſe Verſammlung nicht eine politiſch-partikulariſtiſch-römiſche Partei wäre, dann würde auch in ihr die geſammte katholiſche Chriſtenheit in ihren geiſtlichen Häuptern vertreten ſein. Dies war niemals und iſt auch heute noch nicht der Fall. Es iſt ſtets geſorgt worden, daß nur Italiener Kardinäle wurden, wenigſtens in ſo überwiegender Mehrzahl, daß ſich der Einfluß eines dem deutſchen, engliſchen oder anderen Volksſtamme entnommenen Kardinals niemals geltend machen konnte. Sehen wir das heutige Collegium an, welches Pius IX. umgiebt.*) Es beſteht aus etwa 50 Kardinälen, von denen 36 Italiener ſind. In der Minorität der übrigen 14 Köpfe befinden ſich aber 5 Franzoſen und 5 Spanier, alſo 10 Leute, die ſo römiſche Klerikal-Politiker ſind, als man nur immer wünſchen kann, ferner der Irländer Paul Cullen und zwei Oeſterreicher, die Herren Othomar von Rauſcher und Friedrich Fürſt von Schwarzenberg. Es giebt zu Rom ein Sprichwort, was die uralte eigene Herzensmeinung der Italiener über deutſche Römlinge völlig ausdrückt: „Tedesco italianato se un Diabolo incarnato!“ „Der italieniſirte Deutſche iſt der eingefleiſchte Teufel!“ — Unter allen dieſen Kardinälen iſt nur ein einziger aus dem nicht öſterreichiſchen, dem heutigen Deutſchland, Kardinal von Hohenlohe, Fürſt Chlodwigs Bruder. Dieſer Eine aber iſt es, den die Jeſuitenkurie gezwungen hat, Rom den Rücken zu kehren! — Trotzdem die Italiener in dieſem Collegium immer die unbedingte Mehrzahl gebildet haben, ſo war ihre Lage und die der Kurie früher doch eine bedeutend beſſere. Zu Zeiten Pauls wie Sixtus V. war der Orden Jeſu eben noch der demüthige Knecht des Vaticans. Seit Innocenz XII. iſt der Orden aber zum Rebellen gegen das Oberhirtenthum geworden und hatte ſich mit Ludwig XIV. alliirt, um gegen daſſelbe zu intriguiren und ihm ſchließlich keine andere Wahl zu laſſen, als der Sclave des Ordens Jeſu zu werden! Den Jeſuiten iſt nach 1848 das endlich völlig gelungen und deshalb ſchickte er ſich nach der Schlappe von 1859 und 1866 auch an, die ihm zugefallene päpſtliche Perſon zu ſeinen politiſchen Eroberungsplänen gegen Deutſchland zu mißbrauchen! Mit dem Orden Jeſu war Napoleon III. wie das Haus Habsburg nach 1866 höchlich einverſtanden, das Jahr 1870 aber hatte mit dem erſehnten Sturze Hohenlohe's begonnen. —

---

*) Siehe Gothaiſchen Hofkalender.

Die Bühne war ſomit völlig eingerichtet, die Rollen waren vertheilt, die Ouverture in Bayern bereits vorüber. Das Drama ſollte beginnen! — Hätten die frommen Wünſche unſerer wälſchen Feinde wirklich Erhörung gefunden, ſo wäre der jeſuitiſche Papſt zugleich Welt-Kaiſer, die Mitglieder des Ordens Jeſu aber das inquiſitionsmäßige Beamtenthum deſſelben geworden, die kultivirte Erde mit ihren Bewohnern würde dann allerdings ſtumm „wie ein Leichnam“ geworden ſein, und das „tauſendjährige Reich der Heiligen“ fertig geweſen. — Wäre dieſer Plan nicht gar zu klug, hätten die Gewalten, welche Rom für denſelben aufgeboten, nicht eine ſo ſchreckhafte Größe gehabt, man wäre verſucht, ihn ganz verzweifelt dumm zu halten. — Dies von Rom commandirte Wälſchthum hatte nämlich alle ſeine Streitkräfte an einen einzigen großartigen Schlag geſetzt, an Napoleons Einfall über den Rhein, Süddeutſchlands und Oeſterreichs Ueberfall Preußens und das Infallibilitäts-Dogma zugleich, um durch den ſo erzeugten inneren Riß im Gemüthe des deutſchen Volks, ſeine phyſiſche und moraliſche Zerſtörung zu bewirken! —

Graf Camille von Bray-Steinburg war etwa im Juni 1870 für Hohenlohe an die Spitze der Geſchäfte getreten. Obwohl Hohenlohe nur durch eine ſehr geringe Majorität des Landtags beſiegt worden war, obwohl die Ultramontanen keineswegs an

Erhebung Bray's zum Miniſter Theil hatten, ſo konnten ſie unter ihm doch hoffen, zur Macht zu kommen, ſich zu ſtärken, zu vermehren und im gegebenen Augenblicke Roms Pläne durchzuführen. Sie hatten indeß, ebenſowenig wie die römiſche Kurie, überlegt, daß man ſehr feine Pläne erſinnen, aber an der Art der Ausführung verunglücken könne, ja daß unvorhergeſehene Ereigniſſe dieſelben oft genug geradezu ins Nachtheil ſtatt den geträumten Vortheil zu verkehren pflegen. — Dreierlei hatte dieſe Partei entweder nicht berechnet, oder nicht in der Gewalt. Erſtlich war es ſchwierig, einen gegründeten Anlaß zu finden; dies mußte Napoleon alſo lediglich überlaſſen bleiben. Ferner war man König Ludwigs II. nach allen bisherigen Erfahrungen gar nicht ſicher. Es iſt zwar möglich, daß man die liebevolle Hoffnung hegte, ſobald Napoleon und Oeſterreich marſchire, man ſich des Königs, falls er nicht parire, durch ein Revolutiönchen entledigen könne, aber geſetzt, daß dies ins Werk zu ſetzen wirklich möglich wurde, ſo war doch zweifelhaft, was in dieſem Falle, ja was überhaupt bei der ganzen kriegeriſchen Kataſtrophe die Volksſtimme, alſo die große Majorität derjenigen ſagen werde, welche für gewöhnlich dem politiſchen Leben fern bleiben, in außerordentlichen Zeiten aber ihre Meinung um ſo gewichtiger in die Wagſchale zu werfen wiſſen, dadurch aber die Situation völlig verändern! Was die ultramontan-anti-preußiſche Partei beabſichtigte, haben wir ſomit geſchildert. Bevor wir nun darſtellen, inwiefern ſich ihre Wünſche nicht erfüllten, das Gegentheil vielmehr eintrat, iſt zur näheren Charakteriſirung der Lage vor dem Kriege noch zu bemerken, daß Graf Bray gegen jede Coalition mit Frankreich, Kriegsminiſter von Pranckh aber, obwohl ein ſpecifiſcher Bayer, doch niemals ein antideutſcher Mann war, Johannes von Lutz aber, mochte er wohl im Einzelnen vielleicht nicht genau ſo denken, namentlich betreffs der Zeit und Art der Ausführung, er doch das Programm Hohenlohe im Ganzen mit feſter Hand auf ſeine Fahne ſchrieb und entſchloſſen war, es conſequent durchzuführen. Derſelbe hatte in dieſer bewegten Zeit überdem die neue Proceßgeſetzgebung nicht ohne Bezwingung eines erheblichen Widerſtandes zum Abſchluſſe gebracht und in Vollzug geſetzt. — —

Der große Kampf des Jahrhunderts begann, das Unfehlbarkeits-Concil war thätig! Bereits waren Döllinger, Dr. Friedrich und Profeſſor Huber gegen das neue Dogma verurtheilend aufgetreten und Dr. Sepp hatte gegen daſſelbe ſeine „Sprüche an das vaticaniſche Concil“ wie die „kirchlichen Reform-Entwürfe“ gerichtet. — Die große Stunde, in welcher Louis Napoleon den Krieg an Preußen erklärte, erſchien und die Art, wie dies geſchah, war nicht blos roh, für die Sache der Ultramontanen und Partikulariſten war ſie geradezu ein tölpelhaftes Mittel. Der Uebermuth der Siegesgewißheit war ſo wenig wähleriſch in den Waffen geweſen, daß die Empörung des deutſchen Stolzes, die Entflammung des deutſchen Volksgemüths davon die logiſche Folge war. Nicht blos Bayern, ganz Süddeutſchland ging ins preußiſche Lager über! Dieſelbe Volksvertretung, welche Hohenlohe geſtürzt hatte, votirte die Gelder für den Krieg gegen Frankreich, und die Miniſter Bray und Prankh gerade, auf deren Preußenhaß die Dunkelmänner jeder Partei im Lande ſo Großes gebaut hatten, waren die Erſten, welche mit ihrem Monarchen laut für Preußen und gegen Frankreich auftraten; ach, — auch Habsburg marſchirte nicht!! — Das war ein fürchterlicher Querſtrich!! Zum Glück hatte man mitten im erſten Waffentumult zu Rom die Infallibilität des Papſtes am 18. Juli beſchloſſen. — Wer hörte indeß darauf noch? Am 4. Auguſt wurde die Schlacht von Weißenburg, am 6. die von Wörth gegen den unbeſiegbar geträumten Napoleon gewonnen, die blaue Fahne von Wittelsbach hatte da neben dem ſchwarzen nordiſchen Adler zu ewigem Ruhm und deutſcher Brüderlichkeit geweht! Aufjauchzten alle patriotiſchen Herzen und der Partikularismus ſchmolz wie Wachs an der Sonne unſerer Siege! Dieſer deutſche Rauſch übertönte im Ohre der Staatsmänner aber nicht das römiſche Kampfgeſchrei, was ſeit dem 18. Juli erklungen war, am wenigſten bei Lutz. Bereits am 9. Auguſt erfolgte eine Publizirung des Miniſteriums der Kirchen- und Schul-Angelegenheiten, welche das placetum regium den römiſchen Neuerungen ausdrücklich entzog. Trotzdem ſetzten ſich die bayriſchen Biſchöfe über dieſe Verweigerung wie die einſchläglichen Verfaſſungsbeſtimmungen luſtig hinweg. Am 18. Auguſt ward indeß die Schlacht von Gravelotte, am 2. September Sedan geſchlagen, der Hort der Römlinge, Napoleon, exiſtirte nur noch als Gefangener Preußens und die Republik fegte in Frankreich ſein Andenken hinweg! Am 20. Auguſt ward auch das heilige Rom von den Italienern genommen und Pius IX. auf den Vatican beſchränkt. Exuviae tristes! — Am 22. September beging der Biſchof von Regensburg dafür die Blasphemie, die Encyclica vom 8. December 1864 als infallible päpſtliche Ausſprüche mittels eines Hirtenbriefes zu erklären! —

Frankreich war niedergeworfen, Paris hatte kapitulirt, der Friede war vor der Thür. Daß Bayern nicht mehr außerhalb der Verbindung mit demſelben Norddeutſchland und Preußen bleiben konnte, an deſſen Seite es noch im Felde ſtand, war klar. Daß man dies ſehr bald erkannte und die Vereinbarung mit dem norddeutſchen Bunde erſtrebte, daran hatte Johann von Lutz weſentlichen Antheil. Staatsminiſter von Delbrück erſchien zur Vorbeſprechung in München, bei welcher Lutz beſonders thätig war. Die Verhandlungen wurden im September beendet, Ende October bis Schluß des Novembers aber erſchien Lutz auf beſondere Einladung Bismarck's in Verſailles, um die neuen Verträge abzuſchließen. Mit welchem Eifer Lutz an dem Zuſtandekommen dieſer wichtigen Thatſachen dort mit ſeinen bayriſchen Collegen arbeitete, iſt unvergeſſen in Berlin und unter welchen Kämpfen Lutz die Annahme der Verträge in der bayriſchen Kammer durchſetzte, davon geben die Akten der Kammerverhandlungen genügendes Zeugniß. Am 1. März ward der Friede mit Frankreich geſchloſſen, am 20. deſſelben Monats richtete von Lutz eine Miniſterial-Entſchließung gegen den Erzbiſchof von Bamberg betreffs der Beziehungen zwiſchen Staat und Kirche. Derſelbe nahm ferner als Mitglied am Bundesrathe in Berlin Theil. Während er daſelbſt eifrig an der Organiſation des endlich erzielten großen deutſchen Gemeinweſens mithalf, erließ der Erzbiſchof von München-Freiſing am 14. April einen Hirtenbrief betreffs der kirchlichen Streitfragen und Tags darauf eine Vorſtellung an König Ludwig II. Am 15. Mai richteten alsdann ſämmtliche bayriſche Erzbiſchöfe und Biſchöfe eine Vorſtellung an die Regierung, in welcher ſie behaupteten: „daß ſie ſich nicht mit Außerachtlaſſung der verfaſſungsmäßigen Beſtimmungen über das Placetum regium eine Verletzung bindender Geſetze ſchuldig gemacht hätten.“ Nachdem man mit den leiblichen Waffen Nichts ausgerichtet hatte, lief alſo der Episcopat nunmehr mit papiernen Mauerbrechern gegen die Staatsgeſetze Sturm. — —

Es iſt mehrfach, namentlich von den liberalen Gegnern des Kultusminiſters, der Vorwurf erhoben worden, Lutz hielte zwar tapfere Reden, ließe es aber an Thaten fehlen. Dieſe Klage kam namentlich aus den Kreiſen der Altkatholiken. Allerdings mochten die Reſultate von Lutz’ Amtsführung den Erwartungen derſelben nicht entſprechen, aber die Unterlaſſung eines aggreſſiven Vorgehens auf kirchlichem Gebiete ſind nicht Folgen von Lutziſcher Schlaffheit und Thatenſcheu, ſondern einer ſorgfältigen und gewiſſenhafteſten Ueberlegung! Als derſelbe im Mai von Berlin zurückkehrte, um die Kirchenfrage in die Hand zu nehmen, legte er ſeine Gedanken über ſie in einer Staatsſchrift, die Infallibilität betreffend, nieder, welche er dem Könige wie ſeinen Collegen unterbreitete. Auf Grund derſelben ſchied der klerikale Graf von Bray aus und auf Grund der in ihr niedergelegten Gedanken ward das Miniſterium reformirt! Graf von Hegnenberg-Dux trat an Bray’s Stelle, von Pfeuffer ward Miniſter des Innern und Dr. Fäuſtle übernahm das Juſtiz-Reſſort; das Miniſterium des Handels und der öffentlichen Arbeiten ward zugleich aufgehoben. Am 27. Auguſt erließ Johannes von Lutz nunmehr an den Erzbiſchof von München-Freiſing eine abweiſende Erklärung betreffs des die Infallibilität verkündenden Hirtenbriefes und deſſen Vorſtellung an die Regierung vom 14. und 15. April.

Beide offizielle Aktenſtücke, die Erklärung gegen den Erzbiſchof wie die Staatsſchrift betreffs der Infallibilität, liegen uns vor. Sie ſind nur zu umfangreich, um ſie wiederzugeben, auch iſt die Antwort an den Biſchof blos eine kürzere, anders gruppirte Wiederholung der in der Staatsſchrift ſelbſt ausführlicher dargelegten Gründe. Letzteres Dokument iſt aber ſowohl wichtig, nicht blos weil es Veranlaſſung zu Bray's Rücktritt wurde, ſondern weil es uns auch Einblick in die Ideen gewährt, welche Lutz über die Grenzen des Staats und der Kirche hegt und wie unparteiiſch er letztere, ſowohl dem altkatholiſchen, wie dem infallibiliſtiſchen Prinzipe gegenüber beurtheilt. Man thut ihm mithin Unrecht, zu behaupten, — was wir ſelbſt in München ausſprechen hörten —: „Lutz ſei ein Mann der halben Maßregeln, der den Mantel nach dem Winde hänge und es mit Keinem verderben wolle, um ſich nur im Amte zu erhalten.“ — Wir geben hier ſeine Ueberzeugungen, wie ſie in dem betreffenden Aktenſtücke und den ſonſtigen uns vorliegenden ſchriftlichen Aeußerungen des Miniſters enthalten ſind, getreu wieder. Sehen wir uns indeß zuvor den ſachlichen Thatbeſtand an. —

Wenn wir uns fragen, was man denn eigentlich unter einer gerechten Regierung verſteht, ſo wird man diejenige doch nur ſo benennen dürfen, welche jedem Staatsbürger, jeder Corporation und jeder Confeſſion die ihr zuſtehenden Rechte gewährleiſtet und die Intereſſen Aller vor dem Geſetze gleichſtellt. Ob ein Miniſter dieſer oder jener Partei, dieſer oder jener Confeſſion angehört oder nicht, iſt ſeine Sache und geht den Staat Nichts an. Er würde ein ungerechter und unfähiger Miniſter ſein, wollte er diejenige Partei oder Kirche bevorzugen, welcher er beſonders ergeben iſt, die ihm feindliche aber dafür in ihrem Rechte kränken. Eine Regierung muß in allen Dingen parteilos ſein! — Ein Anderes iſt es, ſobald der Staat ſich von einer Partei, einer Glaubensgemeinſchaft angegriffen, in ſeiner Autorität gefährdet ſieht, wenn die eine oder andere etwa ſolche Macht gewinnt, daß ſie einen Staat im Staate bildet, das Land zu ihrer Domaine macht und, ihre Rechte überſchreitend, der Regierung ihren Willen zu diktiren oder dieſelbe zu ſtürzen ſtrebt. In ſolchem Falle wird der Staat von ſeinen verfaſſungsmäßigen Rechtsmitteln energiſch Gebrauch machen, oder aber mit Hülfe der Volksvertretung ſolche Rechtsmittel ſchaffen, welche ſein Gebiet ſchützen, die Kraft der Regierung und die geſetzmäßige Freiheit des Landes verbürgen. Mehr als das kann eine Regierung nicht thun, ſie griffe denn zur Gewalt, mehr als das hat alſo von Lutz auch nicht zu thun vermocht und er that ſo vollſtändig Alles, daß wir ihn, — unbeſchadet der Verdienſte Bismarck's hierbei, den Strategen des deutſchen Geiſteskampfes gegen den Ultramontanismus nennen können. — Wie war denn damals die Sachlage? Als es noch Zeit war, daß, wie Fürſt Hohenlohe angeſtrebt hatte, alle europäiſchen Cabinette gegen die Infallibilität vor ihrem Inkrafttreten mit Erfolg proteſtiren konnten, da hatte man Nichts gethan. Nun war die Infallibilität aber einmal da, und keine Regierung beſaß die Macht, zu verhindern, daß ein Theil der Katholiken ſie glaube, ein anderer nicht. Diejenigen, welchen der Glaube nichts Höheres, Geiſtiges iſt, die unter ihm wenig mehr als kirchliche Ceremonien, Heiligenanbetung und die Erſchütterungen verſtehen, denen ſie ſich im Beichtſtuhle unterwerfen, bilden die ungeheure Majorität. Diejenigen, welche die Infallibilität wie Syllabus und Encyclica indeß als unberechtigte Neuerungen verwarfen, waren damals eine ſehr kleine Minorität, zählte ſie auch die edelſten Geiſter und reinſten Charaktere in ihren Reihen. Mochte der Monarch mit ſeinen Miniſtern noch ſo ſehr der altkatholiſchen Minderheit anhängen, das, was dieſe 1870 wollte und erhoffte, nämlich durch den Staat emporzukommen und zu erſtarken, durch die Regierung als einzig berechtigt anerkannte, alſo Staatskirche zu werden, darauf konnte Lutz ſo wenig wie ſeine Collegen eingehen. Iſt es ſchon ungerecht, die Minorität zu knechten, ſo iſt es brutal, eine Majorität, noch dazu im zarteſten Punkte des Gewiſſens, im Glauben, einer Minorität unterzuordnen. Das hätte ſoviel bedeutet, als einen Glaubenskrieg im eigenen Lande entzünden, ein Beginnen, was den Ultramontanen ja die unbedingte Herrſchaft geſichert, Thron und Regierung aber ſicher zertrümmert hätte. Es erging den Altkatholiken damals ähnlich wie den erſten Chriſten, wie es den Proteſtanten vor dem Paſſauer Vertrage ergangen war. Ihre einzige Kraft und Macht lag nur in ihnen ſelber und in der Wahrheit, die ſie verfochten. Nur im Leiden, in Prüfungen, im Kampfe konnten ſie wachſen und ſich zu einem Factor im Staate machen, mit dem derſelbe zu rechnen, oder dem er ſich zu aſſimiliren hat. Um von einer Sekte zu einer unabhängigen Kirche zu erblühen und ſtaatliche Berechtigung zu gewinnen, bedurften die Altkatholiken eines Oberhauptes, eines Biſchofs. Dieſen Biſchof konnten ſie oder der Staat nicht erſt ernennen, denn dazu hatten Beide kein Recht. Die Regierung kann einen Oberhirten wohl präſentiren, oder ihm das placetum ertheilen, einen machen, — ſo lange die Altkatholiken überhaupt noch Katholiken bleiben — kann der Staat nicht! Es war unbedingt nothwendig, daß ein bereits geweihter Biſchof ſich für die Altkatholiken erklärte, und ihr Biſchof zu werden den Muth hatte, dann erſt war der Altkatholicismus eine apoſtoliſche Kirche, weil nach katholiſchen Rechten einmal im Oberhirtenamte allein die apoſtoliſche Gewalt ruht. Auf anderem Wege zur Geltung zu kommen, war zwar ein natürlicher Wunſch der Altkatholiken, aber vom Staate unerfüllbar; das haben ſie nunmehr auch endlich begriffen. Wenn beſagte Staatsſchrift ihnen nun auch damals keine Hoffnung auf die Hülfe der Regierung übrig ließ, ſo war doch das, was Lutz in derſelben als nothwendig erklärte, um den Staat gegen die ultramontane Invaſion zu ſchützen, ſeine Grenzen feſtzuſtellen und die römiſche Kurie in die ihrige zurückzuweiſen, um ſo bedeutſamer. Mit bloßen Verwaltungsmaßregeln, Strafandrohungen und polizeilichem Apparate war nicht anzukommen. Jemand zu zwingen, die Infallibilität nicht zu glauben oder einen Prieſter zu zwingen, das, was er nicht glaubt, zu lehren, iſt völlig unmöglich. Lutz ſah eine Sicherung des Staates allein in Schöpfung und Vollzug organiſcher Kirchen- und Schul-Geſetze, welche den Prieſter als Staatsbürger und Unterthan einer Disciplin unterwarf, die es ihm unmöglich machte, ſeine Gewalt über den Glauben hinaus in das Gebiet der weltlichen Obrigkeit auszudehnen. Dieſe Geſetze konnten aber nicht einſeitig von Bayern ausgehen, denn es giebt keine bayriſche Kirche, ſondern vom deutſchen Reich allein, und dieſe Geſetze mußte das ganze Gebiet der katholiſchen Kirche in Deutſchland umfaſſen. — Dieſen Vorſchlag billigte damals die Majorität des Münchener Cabinets, derſelbe nöthigte aber Graf von Bray auszuſcheiden! Nach der auf Baſis dieſes Programms erfolgten Umbildung des Miniſteriums konnte an die Creirung ſolcher Geſetze gedacht werden, und das erſte Reſultat deſſelben war die Geburt des ſogenannten „Kanzel-Paragraphen“. —

Im Herbſt 1871 erſchien Johannes von Lutz nämlich im Bundesrathe und Reichstage zu Berlin. Der 23. November war's, an welchem Tage zuerſt Breſche geſchoſſen wurde in die Zwingburg Roms und das Banner der religiöſen Freiheit aufgepflanzt ward zum Kampfe gegen alte Verdummung. Der einzige Paragraph des Ergänzungs-Geſetzes zum deutſchen Reichs-Strafgeſetzbuch hinter § 130 lautete: „§ 130a. Ein Geiſtlicher oder anderer Religionsdiener, welcher in Ausübung oder in Veranlaſſung der Ausübung ſeines Berufs öffentlich vor einer Menſchenmenge, oder welcher in einer Kirche oder an einem anderen zu religiöſen Verſammlungen beſtimmten Orte vor Mehreren Angelegenheiten des Staates in einer Weiſe, welche den öffentlichen Frieden zu ſtören geeignet erſcheint, zum Gegenſtande einer Verkündigung oder Erörterung macht, wird mit Gefängniß bis zu zwei Jahren beſtraft. Der Vorlage beigegeben ſind die ähnlichen Strafbeſtimmungen aus dem Code pénal Frankreichs ſowohl wie Belgiens, aus dem würtembergiſchen Strafgeſetzbuch von 1839, aus einem badiſchen Geſetz von 1860, aus dem ſpaniſchen Geſetzbuch von 1870, aus dem Strafgeſetzbuch Sardiniens, ſowie aus dem Entwurf des italieniſchen Strafgeſetzbuchs und endlich aus dem braunſchweigiſchen Strafgeſetzbuch von 1841.“

Bayriſcher Staatsminiſter von Lutz erhob ſich und ſprach: „Die bayriſche Regierung hat den Anſtoß zu dieſer Vorlage im Bundesrath gegeben, deshalb werden Sie es natürlich finden, wenn gerade ich ſie hier begründe. Zunächſt laſſen Sie mich ein Mißverſtändniß zurückweiſen, als ob es ſich hier um eine ſpeziell bayriſche Angelegenheit handelt. In Bayern wird freilich das Bedürfniß, welches zu dieſem Geſetzentwurf geführt hat, am dringendſten empfunden und vielleicht genügt ſchon dieſe eine Thatſache, die Strafgeſetzgebung des Reichs in Bewegung zu ſetzen. Die Strafgeſetzgebung iſt den Einzelſtaaten entgegen; als dieſelbe dem Reich übertragen wurde, übernahm daſſelbe nicht etwa nur Rechte, ſondern auch Pflichten. Eine Verpflichtung iſt aber nicht blos da, wo ein Bedürfniß in allen Theilen des Rechts gleichmäßig empfunden wird. Doch das will ich nicht urgiren; den größten Werth lege ich auf die Behauptung, daß es ſich in dieſem Falle um eine gemeinſame Angelegenheit handelt, daß man allen Bundesſtaaten zurufen kann: tua res agitur! Das Reich iſt ein organiſches Ganze; krankt ein Theil, ſo wird bald auch die Geſammtheit leiden; brennt es in einem Hauſe, ſo ſind auch die Nachbarn in Feuersgefahr. Haben die Gegner erſt in Bayern den Sieg errungen, werden ſie den Streit über ſeine Grenzen hinaus fortſetzen und ihren Truppen auf ihren Expeditionen andere Wege anweiſen. (Bewegung.) Denken Sie namentlich an die neuen deutſchen Lande, an Elſaß und Lothringen. (Hört! hört!) Der Kern der Frage, um die es ſich hier handelt, iſt der: Wer ſoll Herr im Staate ſein, die Regierung oder die römiſche Kirche? (Sehr wahr! links; Nein, nein! im Centrum.) Ich verſtehe unter Regierung nicht den Abſolutismus oder ein beſtimmtes Miniſterium mit einem beſtimmten Syſtem, das ſich von ſeinen Portefeuilles nicht losreißen kann (doch! im Centrum); ich verſtehe darunter die geſammte Staatsgewalt, vom Monarchen bis zur Volksvertretung, gleichviel welches Syſtem augenblicklich am Ruder iſt. Kein Staatsweſen kann mit zwei Regierungen beſtehen, von denen die eine für verwerflich erklärt, was die andere anordnet. Beſſer gar keine Regierung als deren zwei. Ein ſolcher Zuſtand der Doppelregierung findet ſich aber in denjenigen Staaten, deren Bevölkerung der Mehrheit nach den Einflüſſen der römiſchen Kirche preisgegeben iſt. Wenn in ſolchen Staaten die weltliche Regierung ſich nicht einfach der Kirche unterwirft, ſo ſtehen ſie neben und gegen einander. Und das geſchieht nicht blos dann, wenn die weltliche Regierung irgendwie religionsfeindlich ſich zeigt, ſondern auch dann, wenn ſie in offenkundiger Religionsachtung und Religionsfreundlichkeit nur beſtrebt iſt, den Rechten der verſchiedenen Religionsgenoſſen Geltung zu verſchaffen. Nun liegt die Behauptung ſehr nahe, das kirchliche und weltliche Regiment haben ja beide ihr verſchiedenes Gebiet, auf das könnten ſie ſich beſchränken und ſo miteinander in Frieden leben. Aber, meine Herren, die Anſchauung, daß jedes Regiment ſein Gebiet für ſich habe, hat die Kirche ſelbſt niemals zugegeben, ſie hat von jeher andere Theorien aufgeſtellt, und wenn ſie dieſe nicht praktiſch durchgeführt, hat ſie das allein aus dem Grunde gethan, weil, wie das vielfach geäußert worden iſt, ſie die Zeit für zu ſchlecht dazu gehalten hat. Die Kirche vindicirt ſich als ihr Gebiet das Gebiet des Glaubens und der Sitte. Das erſtere legt die Kirche dahin aus, daß in dies Gebiet alle Beziehungen der Menſchen zu einander gehören, demnach iſt keine Materie denkbar, die man als ausſchließlich ſtaatsangehörig bezeichnen kann und die nicht auch die Kirche für ſich in Anſpruch nimmt. Hieraus folgt, daß eine Einheit des Regiments nur denkbar ſein kann bei der einfachen Unterwerfung der weltlichen Regierung unter die Kirche. Nichts iſt natürlicher, als daß der Staat ſich dieſer Schlußfolgerung nicht einfach unterwerfen will! Ein ſolches Verhalten des Staates wäre gleich dem Abdanken, ja es wäre mehr als Abdanken, wenn er ruhig zuſehen wollte, wie ſeine Geſetze von einer zweiten obrigkeitlichen Macht als unwirkſam und nicht verbindlich angeſehen werden ſollen. Nichts iſt natürlicher, als daß der Staat ſich dagegen zu ſchützen ſucht. Und das iſt ja durchaus nichts Neues. In allen Geſetzgebungen finden Sie Beſtimmungen und Vorſchriften der Kirchenpolizei, die daſſelbe Ziel verfolgen. Es fragt ſich allein, iſt für uns dieſer Schutz genügend? Und das, meine Herren, iſt nicht der Fall, das liegt jetzt klar zu Tage. Die jüngſten Erfahrungen haben das zur Genüge dargethan. Trotz des placetum regium und des recursus ab abusu hat die Kirche unbekümmert ihre ſtaatsfeindlichen Zwecke verfolgt. Ich bin der Letzte, den das wundert bei dem Mangel an excluſiven Vorſchriften, die dieſe Geſetze enthalten. Aber ebenſo einleuchtend iſt, daß ein ſolcher Zuſtand nicht für die Dauer beſtehen bleiben kann. Vergegenwärtigen Sie ſich die beſtehende Sachlage: Der Staat ſchützt die Autorität der Kirche, zwingt den Staatsangehörigen, die Autorität der Kirche zu achten und zu ehren, und dem gegenüber erhebt die Kirche den Anſpruch auf Oberhoheit in Staats- wie in kirchlichen Dingen. (Widerſpruch im Centrum.) Ja, meine Herren, unter Anwendung des Ausſpruches, daß Gottesgebote vor Menſchengeboten gehen, kommt die Kirche und ſagt, daß die Staatsgeſetzgebung mit Gottes-Geſetzen im Widerſpruch ſtehe, daß es Gottes Gebot ſei, dieſen ſchlechten Geſetzen den Gehorſam zu verweigern, daß aber die Kirche allein und ſelbſtſtändig zu beſtimmen habe, was Gott gebietet! (Lebhafter Beifall.) Der Staat, ſagt die Kirche, hat es gewollt, aber ſein Schwert war ſtumpf und ſein Feuer brannte nicht. Wie nun ſoll man dieſem Zuſtande abhelfen? Ich ſage es offen, ich bin kein Freund von Inſtituten wie das placetum regium und ähnlichen, weil ich die Ohnmacht des Staates auf dieſem Gebiete anerkenne, weil ich glaube, daß es dem Staate nicht zukommen kann, Nachlaß von Sünden zu erzwingen, wo es die Kirche verweigert; die kirchliche Trauung zu erzwingen, wo man ſie aus kirchlichen Rückſichten verweigert. Solche Geſetze ſind mit den Prinzipien des viel geſchmähten modernen Staates geradezu unvereinbar. Der Staat muß ſich ſelbſt treu bleiben, auch wo er ſeine Gegner bekämpft! (Beifall.) Der moderne Staat ſchreibt auf ſeine Fahne Gewiſſensfreiheit, daraus folgt, daß kein Kultusminiſter beſtimmen kann, wer als Mitglied dieſer oder jener Kirchengemeinde anzuerkennen iſt, wer nicht; daß kein Kultusminiſter beſtimmen kann, wer geiſtliche Funktionen vorzunehmen hat, wer nicht. Auch hier bekenne ich mich zu dem Satze, daß der Kirche jene Freiheit eingeräumt werden muß, welche die Conſequenz der modernen Staatstheorie iſt. Der Staat muß vor Allem ſein Gebiet begrenzen, muß es ſchützen. Das kann nun freilich nicht geſchehen durch einen förmlichen Abſchluß, durch eine Verhinderung allen Verkehrs mit der Kirche; aber wohl kann es geſchehen durch Aufrichten eines Syſtems von Bollwerken gegen jeden feindlichen Angriff, und, meine Herren, ein ſolches Bollwerk iſt das vorliegende Geſetz. (Beifall.) Man wirft uns vor, es ſei ein Ausnahmegeſetz. Meine Herren, die Kirche iſt eine Macht, eine ſouveraine Macht, ſie iſt ein Staat im Staate, ja ſie iſt mehr, ſie iſt ein Staat, der ſich über viele Staaten hinweggeſetzt. Dieſer Thatſache gegenüber kann von einem Ausnahmegeſetz, von einem privilegium odiosum nicht wohl die

Rede ſein. Der Geſetzentwurf iſt auch keine neue Erfindung. In vielen Strafgeſetzgebungen finden ſich ähnliche Beſtimmungen von viel größerer Schärfe, ſie ſind in verſchiedenen Staaten in Deutſchland in Geltung und, was wohl zu beachten iſt, in vielen europäiſchen Staaten, in welchen die katholiſche Kirche ſich der meiſten Rechte erfreut, ſo in Italien. (Aha! im Centrum.) Früher, meine Herren, ich ſage früher! In Frankreich, ferner in Belgien! Sie wenden vielleicht ein, daß dieſe Strafbeſtimmungen aus Zeiten kirchenfeindlicher Regierungen ſtammen. (Sehr richtig! im Centrum.) Wohl möglich, ſie wurden aber für alle ſpäteren Zeiten beibehalten und erneuert, auch wenn andere Regierungen am Ruder waren. Aber für die Beurtheilung der vorliegenden Frage in der Gegenwart kommen noch zwei Momente hinzu. Einmal hat die Kirche in neuerer Zeit einen Anhalt gefunden, ihre alten Theorien mit größerer Intenſivität neu ins Leben zu rufen, und dann hat man ſich neue Einrichtungen geſchaffen, dieſen Beſtrebungen einen ſehr guten Untergrund zu geben. Es darf nämlich nicht überſehen werden, daß in vielen deutſchen Staaten der Klerus ſeit mehreren Dezennien förmlich umgeſtaltet worden iſt. Der Klerus, wie ich ihn in meiner Jugend kannte, wie ihn die alten Fürſtbiſchöfe erzogen hatten, der, m. H., iſt ausgeſtorben. (Große Unruhe im Centrum.) An ſeine Stelle iſt ein Klerus getreten, der im Weſentlichen das Ebenbild des Jeſuitismus iſt. (Widerſpruch im Centrum. — Sehr wahr! Sehr richtig! Beifall und Unruhe im Hauſe.) M. H., die Erfahrungen, die man in verſchiedenen Ländern mit dieſem Klerus gemacht hat, ſind in der That wirklich bedenklicher Natur. In unzähligen Reden von der Kanzel und bei vielfachen Gelegenheiten geiſtlicher Amtsausübung erfolgten Angriffe auf die weltliche Regierung, die ſich kaum ſtaatsfeindlicher denken laſſen. Man erklärt das Geſammtintereſſe des Volkes aufs Aeußerſte gefährdet durch den modernen Staat, man ergeht ſich in Schmähungen jeder Art gegen ihn, man kämpft nicht mehr mit Gründen einer ſachgemäßen Kritik gegen Regierung und Verwaltung, nein, man erhebt, wie ſchon ausgeführt, den Vorwurf, die Akte der Geſetzgebung ſtehen im Widerſpruch mit Gottes Geboten; es ſei

Pflicht der Regierten, dieſen Geſetzen den Gehorſam zu verweigern. Alles Anſehen der weltlichen Regierung wird auf dieſe Weiſe untergraben. (Sehr wahr!) Und weiter, meine Herren, man hat ſchon ſehr viel davon geſprochen, daß die Kirche im Begriffe ſtehe, mit der Maſſe des Volkes ſich zu verbinden und im Bunde mit ihr ihren Zwecken nachzuſtreben. Nun, meine Herren, ich laſſe dahingeſtellt, wie viel an ſolchen Behauptungen Gegründetes ſei, ich will hier keine Entſcheidungen treffen, ich will nicht von den Belägen ſprechen, die tagtäglich, namentlich in den Blättern der ultramontanen Richtung, ſich dem Beobachter aufdrängen; will nicht davon ſprechen, daß ich meinerſeits im Stande wäre, die Gründe für dieſe Behauptung zu vermehren, aber das bleibt doch wahr: die Geiſtlichen, von denen ich ſpreche, benehmen ſich, als wenn die Verbindung der Kirche mit den Maſſen des Volkes wirklich beſtehe; wenn ſie ihre Intereſſen vertreten, ſo geſchieht es mit einer unverkennbaren Schmeichelei gegen die Maſſen, man beſtärkt ſie in ihrer Abneigung, Steuern zu zahlen. So iſt es bei uns zu Hauſe; Sie haben aber auch ſchon Anklänge gehabt, welche Ihnen manche Anleitungen dafür geben, daß meine Behauptung nicht unbegründet ſei. Ich erinnere nur an die Reden, in denen ſo oft wiederholt wird, daß der eine oder der andere der eigentliche Abgeſandte des Volks wäre, als wenn es nicht alle anderen wären, daß ſie geſendet ſeien vom Volke, das hinter ihnen ſtehe, und wie dergleichen Dinge alle heißen. Wenn man dieſe Art und Weiſe zu reden den Königen gegenüber anwenden wollte, ſo würden ſie keine andere Bezeichnung als Byzantinismus verdienen. Auf das Dogma von der Infallibilität, mit dem man neuerdings vorgegangen, will ich mich nicht näher einlaſſen; aber einen Geſichtspunkt hervorzuheben, werden Sie mir geſtatten. Jene alten Theorien, von denen ich geſprochen, die waren ja längſt in der Welt, ſie waren aber kein Anlaß, um denjenigen Katholiken, der die Abſicht hatte, ſeiner Kirche treu zu bleiben, aber mit den Geſetzen im Einklang zu leben, irgendwie zu geniren und mit ſeinem Gewiſſen in Conflict zu bringen. Dies, meine Herren, iſt anders geworden. (Widerſpruch im Centrum. Ja! — Nein!) Jetzt aber hat man das, was bisher bloße Lehrmeinung war, als Dogma erklärt, und dem betreffenden Katholiken bleibt nichts weiter übrig, als die Wahl zwiſchen ſeinem Glauben und dem Aufgeben des Gehorſams gegen die Regierung; Beides mit einander verbinden kann er nicht mehr, das iſt die einfachſte Sache von der Welt, ein Kind kann es begreifen. Man erklärt auch Staatsangelegenheiten vom reinſten Waſſer für Dinge, die dem Gebiete der Sitte anheimfallen und deshalb der Kirche zukommen. Man verlangt von der Regierung, daß ſie einfach den Standpunkt der Unterordnung unter die Geſetze der Religion, die man giebt, einnehme, auch wenn ſie nicht die Regierung von lediglich Katholiken iſt; man denuncirt die Regierungen als irreligiös, als der Excommunication verfallen, wenn ſie auch in weltlichen Dingen nicht den kirchlichen Standpunkt einnimmt. Man könnte ſagen, wir ſollten mit dem Aufrichten von Bollwerken erſt beginnen, wenn man dem Gegner volle Freiheit gegeben. Darauf iſt zu betonen, die Kirche hat bereits dieſe Freiheit, — nicht vom Staate erhalten, ſondern ſie hat ſie ſich genommen. Man fragt weiter, wozu nützt der Geſetzentwurf? Nun, meine Herren, ich geſtehe offen, ich lege den größten Werth darauf, daß denjenigen Theil der Geiſtlichen, welchem dies Getreibe bis ins Herz hinein zuwider iſt, ein Schutz gegeben werde! (Lebhafte Zuſtimmung.) Wir bei uns haben ſolcher Geiſtlichen nicht wenige, ſie waren bisher nicht ſtark genug, dem Terrorismus der ultramontanen Preſſe zu widerſtehen, dem Druck der Geiſtlichen zu widerſtehen, die ſelber wieder von einem andern spiritus familiaris getrieben werden. (Sehr wahr! Beifall.) Dieſen Geiſtlichen iſt ein Schutz durch dies Geſetz gewährt, welcher es ihnen möglich macht, ihren Herzenswünſchen entſprechend Frieden mit dem Staate zu halten. Im Uebrigen gebe ich zu, ein Univerſalmittel iſt der Geſetzentwurf ſicherlich nicht. Er iſt ein Bollwerk, welchem bei Entwickelung des conſtitutionellen Staatsrechts, wie ich mir denken kann, andere folgen werden. Das ſind die Motive, die die bayriſche Regierung und die Bundes-Regierungen zu dieſem Geſetzentwurf veranlaßt haben. (Lebhafter Beifall, Widerſpruch im Centrum.)

In der Sitzung des 25. Novembers nahm von Lutz in derſelben Sache nochmals den Handſchuh auf, welchen die ultramontanen Reichsfeinde ihm hingeworfen hatten. „Meine Herren“, ſagte er, „daß ich in den wenigen Worten, die ich noch zum Hauſe zu ſprechen gedenke, nicht den Ton der Späße und Perſönlichkeiten anſchlage, der gegen mich angeſchlagen worden iſt, werden Sie begreiflich finden. (Sehr wohl! rechts und links.) Ich würde fürchten, thäte ich dies, noch eine niedrigere Kritik, als die eines Parteiredners hervorzurufen. Im Uebrigen bedauere ich, daß Angelegenheiten der Art, wie diejenige iſt, welche uns heute und zwei Tage ſchon beſchäftigt, nicht anders als mit Verletzung von Gefühlen verſchiedener Art beſprochen werden können. Weshalb ich das Wort genommen habe, iſt, daß man noch in Bezug auf die Begründung des vorliegenden Geſetzentwurfs mancherlei Nachweiſe vermißt hat und eine Beweisführung nachgetragen zu ſehen wünſche. So iſt insbeſondere der Theil meiner Ausführungen als nicht erwieſen bezeichnet worden, in welchem ich davon ſprach, daß die Kirche die Theorie von jeher vertreten habe, daß ihr die Oberherrlichkeit über den Staat gebühre. Dieſe meine Ausführungen hat man Beſchuldigungen genannt, Behauptungen über mißverſtandene Lehren der katholiſchen Kirche. Ich will nun nicht davon ſprechen, daß der Herr Abgeordnete für Meppen einen ſehr erheblichen thatſächlichen Grund gegen mich darin gefunden hat, daß er als katholiſches Mitglied einer Regierung doch gar keinen übergreifenden Gebrauch von ſeiner kirchlichen Geſinnung gemacht habe, denn hierin finde ich in keiner Weiſe eine Widerlegung gegen uns, was ich aufzuſtellen mir erlaubt habe. (Sehr richtig!) Das hat die katholiſche Kirche in größerem Stile ſchon verſtanden, was der Herr Abgeordnete für Meppen hier geübt hat, nämlich die Geltendmachung ihrer übergreifenden Theorie da zu unterlaſſen, wo ſie keine Ausſicht hatte durchzudringen. (Sehr gut!) Im Uebrigen würde ich für mich anführen können eine Fülle von Fällen aus der Literatur, und nicht aus exceptionsmäßigen Schriftſtellern, ſondern aus einer ſolchen Literatur, welche die Kirche als ſolche und als Autorität anzuerkennen ſich kaum wird erwehren können.

Ebenſo kann ich anführen eine Fülle von officiellen Stellen, die in dieſem Sinne ſich ausſprechen, die ich neulich den Herren als die Anſichten der Kirche anführte. Es würde indeß zu weit führen, wollte ich mich auf ein Citiren ſolcher Stellen einlaſſen. Sie ſtehen reichlich zu Gebot. Nur um die Erlaubniß bitte ich, zwei Belegſtellen anführen zu dürfen, eine aus der Literatur und eine officielle Aeußerung. — Cardinal Bellarmin — gewiß eine officielle Autorität, deren Gewicht man nicht wird beſtreiten können, — ſagt in ſeiner Schrift über die indirecte Gewalt des Papſtes in zeitlichen Dingen (die Schrift iſt betitelt: „De Romano Pontificio) in Buch 5, Cap. 6 Folgendes: „Was die Perſonen betrifft, ſo kann der Papſt als Papſt gemeinhin weltliche Fürſten nicht abſetzen, auch nicht aus einem gerechten Grunde in der Weiſe, wie er die Biſchöfe abſetzen kann, d. h. gleichſam als ordentlicher Richter. Doch kann er die Regierungen wechſeln, ſie Einem nehmen und einem Andern übertragen (hört! hört!), gleichſam als der höchſte geiſtliche Fürſt, wenn dies nothwendig iſt zum Heile der Seelen! — Was die Geſetze betrifft, ſo kann der Papſt als Papſt nicht gemeinhin ein bürgerliches Geſetz geben oder bekräftigen, oder die Geſetze unwirkſam erklären, weil er nicht ſelbſt ein politiſcher Fürſt der Kirche iſt. Doch kann er Alles das thun, wenn irgend ein bürgerliches Geſetz nothwendig iſt zum Heile der Seelen und die Könige daſſelbe nicht geben wollen, oder wenn ein anderes Geſetz dem Seelenheile ſchädlich iſt und die Fürſten ſich weigern, daſſelbe aufzuheben. (Hört! hört!) Und was die Gerichte betrifft, ſo kann der Papſt nicht als Papſt gemeinhin urtheilen über weltliche Dinge. Aber nichtsdeſtoweniger kann er es in dem Falle, wenn es zum Heile der Seelen nothwendig iſt. Der Papſt kann dann die Gerichtsbarkeit an ſich nehmen, namentlich dann, wenn zwei Könige mit einander ſtreiten, oder wenn Diejenigen, die urtheilen könnten und ſollten, ein Urtheil nicht fällen wollen.“ Dies die Stelle aus der Literatur. — Eine andere officielle Stimme. In den Vorlagen, die dem jüngſten Concil gemacht worden ſind, findet ſich in dem Schema: De ecclesia Christi eine Aeußerung über das Verhältniß von Staat und Kirche, alſo eine ganz officielle Auslaſſung.

deren weſentlicher Inhalt lautet wie folgt: „Der Papſt hat Herrſchaft, Gerichtsbarkeit, Strafgewalt, nicht blos über die ganze Kirche, ſondern auch über jeden Einzelnen, der getauft iſt.“ (Hört! hört!) „So hoch die Seligkeit über Nutzen und Gütern des irdiſchen Lebens, ſo hoch ſteht die Kirche über dem Staat. Darum muß jeder Menſch den Nutzen der Kirche allezeit über das Wohl des Staates ſtellen. Die oberſte Kirchengewalt entſcheidet darüber, was die Fürſten und die Regierungen bezüglich der bürgerlichen Geſellſchaft und der öffentlichen Angelegenheiten zu thun und zu laſſen haben.“ (Hört! hört!) „Der Papſt entſcheidet in dieſen Dingen nicht blos als Inhaber des oberſten Lehramts, er hat auch das Recht, mittels Zwanges und Strafe Jeden, er ſei Monarch oder Fürſt oder einfacher Bürger, zur Unterwerfung unter ſeinen Spruch anzuhalten. Wo immer ein Staatsgeſetz im Widerſpruch ſteht mit einem Kirchengeſetz, da geht das letztere vor, und dem Banne verfällt Der, welcher behauptet, daß etwas nach bürgerlichem Geſetze erlaubt ſei, was ein kirchliches Geſetz verbiete.“ (Hört! hört!) Wenn ſolche Dinge in der „Civilta cattolica“ und in ähnlichen Organen mitgetheilt werden, dann werden die Organe von dem Kirchenregimente belobt. Wenn wir es nicht nachſprechen, iſt man geneigt zu ſagen, wir ſtänden auf einem heidniſchen Standpunkt. (Sehr richtig!) Man hat heute dem Abg. von Schauß mit Lachen begegnet, als er davon ſprach, es liege in den Intentionen der Kirche, eine ruhige Gemeinſchaft und eine Gleichberechtigung der verſchiedenen Confeſſionen nebeneinander auszuſchließen. Gewiß, meine Herren, in Deutſchland wird die Kirche ſich nie bemühen, ſolche Grundſätze im Leben durchzuführen. Wo ſie es gekonnt hat, hat ſie es gethan, und auch in der neueſten Zeit. Ueberleſen Sie nur die mit dem ſüdamerikaniſchen Staate geſchloſſenen Concordate. Ein weiterer Nachweis, den ich erbringen ſoll, betrifft die Behauptung, daß die Kirche den Staat mit dem Satze bekämpfe: Man muß Gott mehr gehorchen als den Menſchen. Der Herr Abg. Freiherr von Ketteler hat mir entgegengehalten: das ſei eine falſche Bezichtigung, daß die Katholiken durch die Kirche verhindert würden, den Staatsgeſetzen gehorſam zu ſein. Er mag es mir zu

Gute halten, wenn ich der „Civilta cattolica“ eine erhebliche Autorität beimeſſe (Rufe: Sie iſt es nicht!), gewiß nicht in dem Sinne, daß ſie eine officielle Stimme wäre, aber die „Cattolica“ ſagt ſelbſt von ſich, daß ſie die Anſchauungen des römiſchen Stuhles darlege, daß ſie die Grundſätze und Regierungs-Prinzipien Papſt Pius IX. nicht erfinde, aber daß ſie der genaue Interpret derſelben ſei. Dieſe Zeitſchrift hat über einen Hirtenbrief des Biſchofs von Paſſau, der ſchon öfter genannt war und der in jener Zeit ſehr eindringlich den Gehorſam gegen die weltlichen Geſetze empfohlen hat, ſich, wie folgt, ausgelaſſen: „Der Biſchof ſchließt in größter Herzensbewegung mit einer Ermahnung an ſeine Diöceſanen, ſich niemals unter irgend einem Vorwande von dieſer Sorte von Menſchen verführen zu laſſen, welchem Stande dieſelben auch immer angehören mögen, vielmehr im Gegentheil durch That und Wort zu beweiſen, daß die treuen und ergebenen Söhne der Kirche die treueſten und ergebenſten Unterthanen des Landesherrn und der geſetzmäßigen Regierung ſind.“ „Wenn in Baiern“, ſo fährt die „Civilta“ fort, „nicht Geſetze beſtehen würden, die ungerecht und offenbar unveräußerlichen Rechten der Kirche, ja ſogar dem Geiſte des Chriſtenthums zuwider ſind, ſo würde ein ſolcher Hirtenbrief zwar mangelhaft in der Theorie, aber doch nicht ſchädlich in ſeiner praktiſchen Anwendung ſein. Er würde mangelhaft in der Theorie ſein, weil der chriſtliche Gehorſam gegen die weltlichen Geſetze immer durch die unerläßliche Bedingung eingeſchränkt ſein muß, daß dieſelben nicht ungerecht, das heißt, daß ſie nicht den Geſetzen Gottes und nicht der Kirche zuwider ſind. Wie viele Geſetze und wie viele Geſetzentwürfe aber beſtehen gegenwärtig in Baiern und faſt in ganz Deutſchland, welche offenbar ungerecht und feindlich gegen die Kirche ſind? Das Verſchweigen einer ſo nothwendigen Bedingung macht demnach die Theorie nicht nur mangelhaft, ſondern ſogar gefährlich. Während es auf der einen Seite den Gegnern des katholiſchen Glaubens eine mörderiſche Waffe verleiht, beraubt es auf der andern die Gläubigen eines guten Vertheidigungsmittels.“ — Der Herr Abgeordnete Reichenſperger hat mich an dieſer Stelle in einer andern Weiſe angegriffen; er ſagte: Iſt es nicht ein göttliches Wort, glauben nicht auch die Proteſtanten an den Satz: man muß Gott mehr gehorchen als den Menſchen? Er führte aus, daß, Wer ſich dieſem Satze nicht unterwerfe, eigentlich auf den Standpunkt des Heidenthums zurückgekehrt ſei. Meine Herren, der Ton, der in dieſer Erwiderung angeſchlagen iſt, iſt uns hinreichend bekannt; wir haben ihn zu Hauſe recht oft gehört. (Heiterkeit.) Es iſt im Grunde nichts Anderes, als eine Denunciation an die gläubigen Maſſen. (Sehr richtig!) Habe ich denn aber geſagt, der Satz iſt nicht richtig? Habe ich denn geſagt, daß wir uns Dem nicht unterwerfen wollten? Gewiß nicht. Ich habe nur geſagt, daß dieſer Satz gebraucht, daß er gemißbraucht werde (hört!), um ein Syſtem durchzuſetzen, für welches dieſer Satz meiner Anſicht nach nie gegeben iſt. (Sehr gut!) Gewiß glauben auch die Proteſtanten an den Satz, ich habe aber nie gehört, daß in proteſtantiſchen Ländern aus dieſem Satze ſolche Folgerungen von Seiten des Kirchenregiments gezogen ſeien, wie man ſie bei uns zieht. Es könnte ſich weiter fragen, ob die Aufſtellungen wahr ſind, die ich mir zu machen erlaubt habe, daß die Regierung in der von mir angegebenen Weiſe bekämpft ſei. Nun, meine Herren, wollten wir einen Beweis mit Urkunden in der Hand über die von uns aufgeſtellten Thatſachen führen, dann hätten wir wohl ſchon ſeit langer Zeit unſere Unterſuchungsrichter, unſere Notare in Thätigkeit ſetzen müſſen. Sie werden es aber begreiflich finden, daß das in Baiern bisher unterlaſſen iſt. Ich habe auch wirklich die Meinung, daß es nicht allen Anſpruchs auf Glauben entbehrt, wenn die Regierung Ihnen officiell mittheilt, daß es ſich bei uns verhält, wie ich Ihnen zu ſagen mir erlaubte. Indeſſen Sie haben das Urtheil, mögen Sie wählen, was mehr Glauben verdient, wir mit unſeren Aufſtellungen, oder wenn die andere Seite die Erklärungen, daß ein Biſchof dieſes oder jenes Blatt ein Evangelium nannte, damit beſeitigen zu können gemeint hat, es habe ſich vielleicht um einen Scherz gehandelt; freilich um einen Scherz, der ſehr praktiſche Folgen hat, um einen Scherz, der dahin praktiſch gemacht iſt, daß man dieſes Blatt bis in die letzte Hütte zu verbreiten ſuchte.

(Hört!) Die Regierung hat zu wiederholten Malen gegen die Ausſchreitungen, von denen ich ſprach, Abhülfe geſucht bei kirchlichen Oberen, ſie aber nicht gefunden. Ich wäre indeß auch in der Lage, eingehendere, ſchlagendere Beiſpiele für die Behauptungen, die vorzubringen ich mir erlaubt habe, vorzutragen. Hätte der Herr Abg. von Schauß heute die Predigt von Paſſau etwas eingehender Ihnen mitgetheilt, Sie würden einen wörtlichen Beleg gefunden haben für das, was ich ſagte, daß man der Geſetzgebung ein Schwanken von heute auf morgen und Unfähigkeit und Verkennung aller Intereſſen des Volkes vorgeworfen hat. Kurz alle Behauptungen, die ich aufzuſtellen mir erlaubte, ſind gerade in dieſer Rede im Einzelnen belegt. Einen Beweis Ihnen übrigens noch vorzuführen, kann ich mich nicht enthalten. Es iſt das nicht etwa ein Zeitungs-Artikel, es iſt eine amtliche Aeußerung von der Kanzel. Ich begehe, glaube ich, keine Anmaßung, wenn ich annehme, daß auch in dieſem Hauſe in weiteren Kreiſen die Beantwortung der Interpellation des Abg. Herz und Gen. bekannt geworden iſt. Dieſe Interpellations-Beantwortung hatte den Zweck, in weiteren Kreiſen ausreichende Motive für unſer Verhalten darzulegen. Wir hatten den Zweck und den Willen, davon zu überzeugen, daß wir den rechten Weg, den Geſetzesweg gewählt haben. Die Regierung hat Veranlaſſung genommen, dieſe Schrift in einer Anzahl von Exemplaren im Lande zu verbreiten. Was iſt darauf geſchehen? Das Stadt-Pfarramt von Deggendorf hat von der Kanzel, veranlaßt durch dieſe Mittheilung, folgende Warnung erlaſſen: Es iſt dem Stadt-Pfarramt zur Kenntniß gekommen, daß als Beilage zu glaubensfeindlichen Zeitungen und auf anderen Wegen — die anderen Wege, das ſind die *amtlichen* — Druckſchriften vertheilt und verſendet worden ſind, welche mit einem Aufwande vieler Ungerechtigkeit und Entſtellung gegen Papſt und Biſchöfe, insbeſondere gegen das letzte vaticaniſche Concil gerichtet ſind. Die Gläubigen werden aufmerkſam gemacht, daß ſie ſolche Schriften ohne Gefahr für das Seelenheil weder leſen noch verbreiten dürfen, und daß, wer ſie wiſſentlich verbreitet, in die ſchwere Kirchenſtrafe der Excommunicaton verfällt. (Hört! hört! Bewegung.) Meine Herren, ch bin außerdem provocirt — man hat eine Aeußerung, die ich n Bezug auf die Verbindung zwiſchen Staat und Demokratie nachte, aufgegriffen — ich bin provocirt, die Gründe, die ich in ieſer Beziehung etwa noch anzuführen habe, mitzutheilen. Ohne ie Provocation hätte ich es unterlaſſen. Ich führe Ihnen einen Zeugen vor. Der Zeuge iſt ein deutſcher Biſchof. Was ich Ihnen nittheile, ſtammt aus einer Unterredung, nicht aus einer privaten — ſonſt würde ich gewiß allezeit darüber ſchweigen — aus einer ganz officiellen Unterredung. Der Zeuge iſt der Herr Biſchof von Paſſau. Vor zwei Jahren ging ich in der Eigenſchaft als Juſtizminiſter an mehrere Gerichtsſitze in Bauangelegenheiten und kam auch nach Paſſau. Den Herrn Biſchof von Paſſau kannte ich perſönlich gar nicht; perſönliche Beziehungen beſtanden alſo zwiſchen uns nicht. Es iſt aber bei uns üblich, und als Pflicht der Artigkeit anerkannt, daß wenn ein Mitglied der Regierung an einen Biſchofsſitz kommt, es dem Biſchof einen officiellen Beſuch macht. Der Herr Biſchof — er war damals etwas anderer Stimmung als jetzt — hat mir damals einen eingehenden politiſchen Vortrag gehalten und mir darin auseinandergeſetzt, die Kirche ſtrebe, man möge machen, was man wolle, nach der Herrſchaft im Staat. Sie habe es bis jetzt mit allen Staatsformen probirt und ihren Zweck nicht erreicht. Mit dem Abſolutismus ſei ohnehin in der Jetztzeit nichts mehr zu machen, der Conſtitutionalismus habe ſich auch nicht als ein entſprechendes Mittel für Begründung der kirchlichen Herrſchaft erwieſen, die Kirche ſtrebe nun nach anderen Mitteln, ſie werde ſich demnächſt mit der Demokratie, mit den Maſſen verbinden (hört! hört!), um den angegebenen Zweck zu erreichen, und als ich vielleicht ihm gegenüber ein etwas ungläubiges Geſicht machte, bemerkte mir der Herr Biſchof: Nehmen Sie es gar nicht ſo leicht, glauben Sie es ja, was ich ſage; ich bin deſſen überzeugt, es verhält ſich ſo." Warum ſollen wir nicht glauben, was in dieſer Beziehung ein Biſchof uns ſagt. (Heiterkeit und Zuſtimmung.) Es war von den Karlsbader Beſchlüſſen die Rede. Ich laſſe dahingeſtellt, ob wirklich der Zuſammenhang beſteht, von dem geſprochen worden iſt, ob nicht;

thatſächlich kann ich verſichern, daß ich meinerſeits jene Beſchlüſſe nicht zur Quelle genommen habe, aus der ich geſchöpft habe. Es wurde auch heute viel von Freiheit geſprochen und davon, daß der Staat es vertragen müſſe, wenn andere Meinungen geäußert werden, als diejenigen, die ihm gefielen. Nun, meine Herren, dieſe Freiheit dem Einzelnen oder den Aſſociationen zu nehmen, iſt uns niemals eingefallen; wir ſind ganz darauf vorbereitet, ſelbſt wenn der Artikel, den wir vorſchlagen, zum Geſetz wird, daß doch von den Geiſtlichen demnächſt Volksverſammlungen gehalten und politiſche Reden vorgetragen werden, und Niemand wird daran denken, ihnen das zu verwehren; aber etwas ganz Anderes iſt es, ob man einer organiſirten Regierung dieſes Recht einzuräumen befugt iſt. Wenn darauf hingewieſen wurde, daß man im norddeutſchen Bunde ſeiner Zeit ein Bedürfniß für eine ſtrafrechtliche Beſtimmung, wie ſie vorgeſchlagen wird, nicht kannte; wenn geſagt wird, daß dem Verfaſſer die Beſtimmungen des franzöſiſchen, belgiſchen u. ſ. w. Strafgeſetzbuches bekannt geweſen ſeien und deshalb die Unterlaſſung in dem deutſchen Strafgeſetzbuche eine abſichtliche ſei, ſo laſſe ich das dahingeſtellt; ich habe auch ſchon andere Aeußerungen aus der Mitte des Hauſes vernommen, aber erklärlich bliebe es, daß Sie ein Bedürfniß dafür nicht empfinden, und doch bliebe die Behauptung erklärlich, daß ſich ein ſolches Bedürfniß jetzt geltend gemacht hat, nachdem ſich das Reich erweitert hat. (Sehr wahr!) Man hat auf das Beiſpiel von Würtemberg verwieſen. Ich ergreife mit Vergnügen die Gelegenheit, um mich über die verſchiedene Haltung der bayriſchen und würtembergiſchen Regierung auszuſprechen. Ich wollte ſehr, die bayriſche Regierung wäre in der Lage geweſen, dieſelbe Politik handhaben zu können, wie die würtembergiſche; ich muß Ihnen aber doch bemerken; wir haben im Grunde gar nichts Anderes gethan, als was die würtembergiſche Regierung auch gethan hat, nur mit dem Unterſchiede, daß die factiſchen Verhältniſſe die bayriſche Regierung genöthigt haben, aus ihrer Erklärung Ernſt zu machen, Thatſachen darauf folgen zu laſſen, während die verſtändige Haltung des Biſchofs, der mit der würtembergiſchen Regierung zu verkehren hat, und der Umſtand, daß die Katholiken dort eine erhebliche Minorität bilden, es der würtembergiſchen Regierung bisher möglich gemacht hat, bei einem theoretiſchen Satze es jetzt zu belaſſen. Hätte man bei uns nicht Excommunicationen und was dergleichen Dinge mehr ſind, gehabt, wer weiß, ob die bayriſche Regierung Anlaß gehabt hätte, weiter zu gehen, als die würtembergiſche Regierung. Wenn es aber dort eben ſo gehen wird, dann wird die würtembergiſche Regierung auch in der Lage ſein, entweder das zu thun, was wir gethan haben, oder das gegebene Wort umzukehren. Es iſt auf England und Amerika verwieſen. Wohl, meine Herren, geben Sie mir die amerikaniſchen Zuſtände, dann habe ich auch kein Bedürfniß für einen Artikel, wie er hier vorgeſchlagen iſt. Und endlich noch einen Satz: Man ſagte, wenn es bei uns brenne, hätte man löſchen ſollen und das Reich im Uebrigen in Ruhe laſſen. Meine Herren, die Frage, ob die bayriſche Regierung für ſich ſtaatsrechtlich noch befugt iſt, eine ſolche Beſtimmung, wie die vorgeſchlagene, mit Geſetzeskraft auszurüſten, iſt reiflich erwogen, und im Bundesrathe war die Anſicht faſt unbeſtritten die, daß es dem Einzelſtaate nicht mehr zuſtehe, die Beſtimmungen zu erlaſſen, von denen wir heute ſprechen.“ (Langes anhaltendes Bravo rechts und links.)

Bei der namentlichen Abſtimmung ward das Geſetz mit 179 gegen 108 Stimmen angenommen! — Natürlich hatte der Grimm der Klerikalen kein Maaß, beſonders in Bayern kehrte ſich die Schärfe deſſelben fortan gegen Lutz, und ſein Fall wurde beſchloſſen. Am 5. December erklärten bereits ſieben Prieſter der Stadt Cham in der Oberpfalz dem Kanzelparagraphen den Krieg, im Januar 1872 brachte das Jeſuiten-Journal „Bayriſches Vaterland“ die Enthüllung: Graf Bray habe von dem Verſailler Vertrage zwiſchen Bayern und Norddeutſchland geäußert, „der Vertrag gilt glücklicherweiſe gar nichts, wenn ihn die Kammer verwirft; ich habe beim Abſchluß darauf gerechnet, daß ihn die Kammer verwerfen wird.“ Leider erklärte aber Graf Hegnenberg am 16. Januar dieſe Thatſache für unwahr und erfunden! Am 8. Januar war inzwiſchen die Beſchwerde des Biſchofs von Augsburg wegen der klerikalen

Vorgänge zu Mering in der Diöceſe Speyer an die bayriſche Zweite Kammer gelangt und drei Sitzungen hindurch tobte der Kampf der Ultramontanen gegen die Freunde deutſcher Ordnung, bevor die Beſchwerde des Biſchofs verworfen wurde. Die Vorgänge dieſes Jahrs in Bayern zumal beweiſen, mit den Beſtrebungen Roms vereint, daß dieſes Bayern zunächſt der Schweiz der vornehmlichſte ſtrategiſche Punkt der ultramontanen Operationen geworden war. Damit die jeſuitiſche Kurie aber ſicher ſei, daß nach Pius IX. Ableben ein nicht minder gefügſamer Oberhirt ans Ruder käme, ward bereits das künftige Conclave ins Auge gefaßt und Pius zu der Erklärung vermocht: „Das künftige Conclave ſolle praesente cadavere“, alſo in Gegenwart ſeines Leichnams — „gehalten werden.“ Eiliger und ängſtlicher für ſeine Selbſtveraſſecurirung konnte der Orden Loyola's wirklich nicht beſorgt ſein. Ein hochgeſtellter ſüddeutſcher Prälat gab in einem Briefe an die Spener'ſche Zeitung im Juli 1872*) über die Pläne der Ultramontanen jetzt eine eingehende Perſpective, welche Alles erörtert, was wir bereits betreffs derſelben geſagt haben. In dem anbrechenden Kampftumult war es nun der Biſchof von Utrecht, welcher in Deutſchland erſchien, um die Firmelung, um Prieſterweihe, kurz diejenigen Theile des katholiſchen Kultus zu vollziehen, welche nur durch einen Biſchof ausgeübt werden können. Von dieſem Augenblicke an erſtarkte der Alt-Katholicismus im Selbſtvertrauen. Döllinger, Friedrichs, Huber und deren Geſinnungsgenoſſen ſtanden nicht mehr allein, überall, zumal auch in der Schweiz, bildeten ſich gleichgeſinnte Gemeinden und die Situation wurde durch die Verſchärfung geklärt.

Nachdem zu allgemeinem Jubel das Schulaufſichtsgeſetz in Preußen durchgegangen war, ließ Pius IX. das bekannte „Steinchen“ fallen, um „den Fuß des Coloſſes zu zerſchmettern“. Das Jeſuiten-Geſetz, vom deutſchen Reichstage angenommen, war der zweite große Schlag gegen das Wälſchthum! Es wurde am 4. Juli 1872 publicirt und zu Rom begannen die Verſchiffungen der

---

*) Spener'ſche Zeitung vom 18. Juli 1872.

Kloſterkoſtbarkeiten und aller ſolcher werthvollen Beſitzthümer, welche man ſchon mit Zittern in den Händen der „Philiſter“ zu ſehen glaubte. —

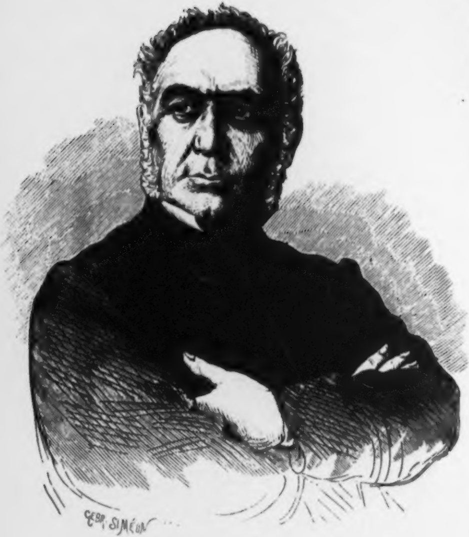
Die Lage der Dinge war im Sommer 1872 zu München eine höchſt eigenthümliche. Der Kampf war noch nicht zu ſeiner völligen Höhe gediehen, aber das Vorgefühl deſſelben in einer gewiſſen Spannung der politiſchen Atmoſphäre bemerkbar. Wie tief die ultramontane Corruption alle Kreiſe durchdrungen hatte, bewies, daß uns ſelber die edle Adele Spitzeder und die Dachauer Bank in engelhaftem Lichte dargeſtellt wurden. Die bisher eifrigſten Verfechter deutſcher Unabhängigkeit gegen ultramontane Gewalt zeigten damals ſogar eine gewiſſe Erlahmung und Muthloſigkeit. Dieſe phyſiologiſchen Erſcheinungen waren die Vorboten jenes Sturms, der ſich gleich darauf gegen das liberale Miniſterium erhob und erſt nach ſiebenwöchentlicher Kriſis geſunderen Zuſtänden wich. Zwei Punkte waren es, auf welche die Feinde des Miniſters Lutz ihre Angriffe richteten: auf ſein antiklerikales Verhalten und ſein deutſch-nationales Streben. Das Jeſuitengeſetz war indeß einmal da, aus allen Neſtern wurden die ſchwarzen Vögel aufgeſtöbert, und der Staat ſchritt zum erſten Male gegen prieſterlichen Ungehorſam ein. Unter ſolchen Umſtänden vermochten die Ultramontanen nicht ſo offen mehr zu widerſtehen, der kirchliche Kampf trat alſo mehr in die zweite Linie. Dafür lief die vereinte klerikal-feudal-adlige und preußenfeindliche Partei nun gegen die nationale Richtung des Miniſteriums Sturm und daſſelbe bot Ende Auguſt ſeine Entlaſſung an. Unzweifelhaft iſt, daß der König nicht gerade in allen Stücken betreffs der neuen deutſchen Verhältniſſe mit ſeinen Miniſtern im Einklange war, in ihm vielmehr ein Kampf zwiſchen den unabhängigen Rechten wie der Selbſtſtändigkeit ſeiner Krone und ſeines Landes mit den Conſequenzen ſtattfand, welche die Aſſimilation Bayerns an das deutſche Gemeinweſen ergeben hatten. Von den Mitgliedern des Cabinets erſchienen bei Beginn des Kampfes der Kriegsminiſter von Prankh als am wenigſten einem veränderten Programm abgeneigt, andererſeits war er am unentbehrlichſten. Hatte er doch die Reorganiſation des bayriſchen Heeres bewirkt, und in ſeiner Hand waren die noch nicht vollzogenen Verbeſſerungen in der Armee nicht blos am geſichertſten, man durfte ſich auch von ihm überzeugt halten, daß er die Unterordnung unter das Reich gewiß nicht weiter treiben werde, als gerade unumgänglich war. Die Gegner des Cabinets hatten dem Könige nun einen Mann als Haupt eines neuen Miniſteriums proponirt, welcher politiſch faſt gänzlich unbekannt war, den Herrn von Gaſſer. Er ſelbſt war wohl völlig farblos, aber hinter ihm konnten die reaktionairen Parteien aller Schattirungen agiren und ihn zu ihrem Strohmann machen. In jener Zeit wurde Fürſt Bismarck gefragt: ob er Herrn von Gaſſer kenne. „Gewiß“, erwiederte derſelbe, „von meiner Petersburger Geſandtſchaft her! Der Vater des Herrn von Gaſſer war ein bayriſcher Finanzmann, der in der Czarenſtadt reich geworden war. Er hatte nicht mehr den Ehrgeiz, ſein Vermögen zu vermehren, ſondern ſeinen Sohn zum Diplomaten zu machen. Das gelang ihm denn auch, und nachdem Gaſſer junior Attaché bei verſchiedenen Geſandtſchaften geweſen war und Bayern ſchließlich an kleinen Höfen vertreten hatte, meinte er nun auch Staatslenker zu werden. Das hat nicht viel auf ſich. Ich bin nur neugierig, wie er ſich mit der Volksvertretung abfinden wird, denn er ſpricht ein noch gebrocheneres Deutſch als Fürſt Gortſchakow!“ — Das alſo war der Mann der Lage! — Ihm gegenüber hielt das alte Miniſterium feſt zuſammen und gab, ſelbſt Herr von Prankh — ſeine Entlaſſung. Dieſelbe ward angenommen und die Cabinetsbildungen fingen an. Zuerſt wurde die Combination: von Gaſſer-Zwehl-Lerchenfeld-Lobkowitz-Bomhard verſucht; das Portefeuille des Kriegs blieb noch unvergeben. Regierungspräſident von Zwehl refuſirte indeß, ebenſo der vorgeſchlagene Gerichtspräſident von Neumayr. Auch ein Cabinet durch Finanzminiſter von Pfretzſchner zu Stande zu bringen, mißglückte. Dann tauchte das Project eines Cabinets: Gaſſer-Lipowsky-Lerchenfeld-Lobkowitz-Walther (Krieg) auf, um ſofort wieder dementirt zu werden. Indeß brachte Herr von Lutz ruhig das Jeſuitengeſetz am 14. September in Bayern zur Ausführung, welches man mittelſt der

Miniſterkriſis zu hindern gehofft hatte. Wir wollen die Polemik der ultramontanen Blätter jener Tage hier zwar nicht in ihrer vollen Erhabenheit wiederholen, das „Bayriſche Vaterland“ aber bekannte ſeine offenen Abſichten damals mit den Worten: „Gerettet kann Bayern als ſelbſtſtändiger Staat überhaupt nur noch durch fremde Hülfe werden! Dazu aber iſt jetzt nicht die mindeſte Ausſicht, denn Oeſterreich iſt jetzt im Garne Bismarck's und Frankreich iſt heute **noch nicht** kampfbereit!“ — Nach ſiebenwöchentlicher Kriſis ließ die ultramontan-reichsfeindliche Partei Herrn von Gaſſer fallen, der überhaupt in wohlverdienten Ruheſtand trat, das alte Miniſterium blieb im Amte und ſein Programm hatte abermals geſiegt! Während dieſer Kriſis hatte das Auftreten des Regierungs-Präſidenten Grafen Luxburg beim Kreisfeſte von Unterfranken und ſein flammendes und freudig begrüßtes Wort: „Ich ſtehe feſt ein für das deutſche Reich!“ ebenſo ſehr zur Klärung des Kampfes beigetragen, als die Drei-Kaiſer-Tage in Berlin der Welteroberungspolitik Roms einen heilloſen Dämpfer aufſetzten. Man hatte aber bereits im Vatican gerüſtet und bedeutende Waffenvorräthe angeſchafft. General Kanzler hatte alle Hände voll zu thun, um die heiligen Schaaren für die Zukunft vorzubereiten! Um das Maaß des Unglücks der Ultramontanen indeß voll zu machen, erfolgte der Sturz der Dachauer Bank. Adele Spitzeder, die Angebetete, ward feſtgeſetzt und die fromme Betrügerei kam ſchreckhaft zu Tage. Der Prozeß ſelbſt hat ein Treiben aber erſt völlig enthüllt, das die Plünderung und Beraubung Hunderter von Familien zu Gunſten klerikaler Pläne und feiler Federn zum Zweck hatte. —

Noch heute iſt Miniſter von Lutz nebſt ſeinen alten Collegen im Amte. Nicht blos die Ultras der rechten Seite, auch die der linken ſind ſeine geſchworenen Feinde. — Letztere handeln, ſcheint uns, nicht ſehr vernünftig. Wer anders als der Liberalismus iſt Schuld, daß Hohenlohe fiel? Wenn dieſe ganze Partei in der Stunde der Noth ſich regelmäßig läſſig erweist, obwohl ſie unabhängig iſt, dann ſollten ſie doch nicht einen Mann tadeln, der nicht blos Miniſter des Volks, ſondern auch Miniſter des Königs ſein muß und mit der Gegenwart nicht allein, ſondern auch mit der Zukunft zu rechnen hat! Wie die Dinge liegen, ſowohl was Bayerns Verhältniſſe zum deutſchen Reiche, wie zu der katholiſchen Kirche betrifft, ſo hat ein bayriſcher Miniſter eine ſchwerere Stellung, als in jedem andern deutſchen Lande, denn nirgend ſind die Gegenſätze ſo ſcharf ausgeprägt, nirgend wird der Kampf des Wälſchthums mit dem Deutſchthum ſo grimmig um jeden Fuß breit Erde ausgetragen. Derſelbe iſt nur mit zäher Geduld und unter kluger Benutzung der allgemeinen deutſchen Entwickelung mit Glück durchzuführen und uns ſcheint, dieſer Anſicht verſchließe ſich die intelligente Mehrheit des Landes jetzt nicht mehr. Möge ſie darum feſt zu Johannes von Lutz und ſeinen Genoſſen ſtehen! Möge ſie dem Gegner keine Lücke oder Blöße in ihrer Phalanx bieten! Wir ſind überzeugt, Johannes von Lutz wird ſtets die Initiative da ergreifen, wo er ſich eine dauernd ſegensreiche Wirkung für Bayern verſprechen kann! —

Um das unter ihm gekennzeichnete Bild des ultramontanen Kampfes indeß völlig abzuſchließen, wollen wir auf eine Eigenthümlichkeit zurückkommen, welche die katholiſchen Klerikalen auch mit dem proteſtantiſchen Pietismus gemein haben: der Haß gegen die Freimaurerei! Dieſer Orden wird von der Tribüne wie in öffentlichen Blättern von ihnen unabläſſig angegriffen, weil die Ultramontanen in demſelben den mächtigſten und verderblichſten Feind der römiſchen Eroberungspolitik erachten. — Sie haben ganz Recht, die Freimaurerei zu haſſen, noch mehr ſie zu fürchten. Dieſelbe iſt ja der **älteſte** Gegner der römiſchen Gewalt auf Erden! — Man ſtellt ſie ſich aber im feindlichen Lager nur ſehr viel anders vor, als ſie iſt, und weil man ſie gar nicht oder falſch kennt, aber ſie doch fürchtet, auch wohl ihre Gewalt mitunter fühlt, deshalb will man ſie zwingen, an die Oeffentlichkeit zu treten. Das dürfte niemals gelingen! Die Machtſphäre der Maurerei iſt eine weit größere, weit geiſtigere, von äußeren Mitteln weit unabhängigere, als die der Ultramontanen. Dieſe Verbindung bedarf nämlich der Apparate alle nicht, ohne welche der römiſche Klerus gar nicht beſtehen kann! Denkt man ſich zum Beiſpiel die Würde des Papſtes und der Kardinäle abgeſchafft, dann würde nach ultramontanem Begriff damit die katholiſche Kirche auf Erden ihr Ende erreicht haben. Ob es bei den Freimaurern aber einen Ordensmeiſter giebt, ob die oberen Grade kaſſirt, die Directoren wie Beamten abgeſetzt werden, ob man die Loge ſchließt und ihr Inventar vernichtet, — Alles das iſt ſchrecklich gleichgültig! Ueberall, wo der Freimaurer iſt, da iſt ſeine Loge. In ſeinen vier Pfählen, im Wald, auf der Wieſe, zu Schiffe wie im Gefängniß, er kann überall ſein Werk thun und, hat er ſonſt an ſich dazu das Recht, überall kann er neue Brüder in den Bund aufnehmen. Was die Ordenshäuſer der Maurerei ſonſt umſchließen mag erleichtert vielleicht das Verſtändniß ihrer Lehre, aber an die Exiſtenz dieſer Dinge und gewiſſe Ceremonien iſt das Daſein des Ordens gar nicht gebunden, denn „wo zwei oder drei verſammelt ſind in **meinem** Namen, da bin **ich mitten** unter ihnen!!“ — Die römiſchen Klerikalen handeln, wie ſchon öfters, nicht blos thöricht, wenn ſie einen Bund angreifen, der weder äußere Mittel beſitzt, ſie zu unterdrücken, noch ein oſtenſibles Kampfgeſchrei erhebt, der ferner Keinen zwingt, in ihn einzutreten, ja im Gegentheil ſich vielmehr neugierigen Beſuch ſehr verbittet. Angefeindet, wird die Freimaurerei ſich ſicher nicht vertheidigen, wird, ob auch geſchlagen, nicht wieder zuhauen; aber nehme ſich der Ultramontanismus gefälligſt doch vor den Leuten von der Kelle etwas in Obacht. Wenn das Römerthum dem deutſchen Reiche es gar zu toll macht, ſo hätten die Fürſten des deutſchen Volks, hätte unſer greiſer Kaiſer nur nöthig, den Orden als Helfer im Kampfe deutſchen Geiſtes gegen wälſche Schurkerei aufzurufen, alſo durch ſeine Autorität deſſen Macht zu erhöhen, dann dürfte Rom erſt ſehen, was für ein Feind das eigentlich iſt, den es zu ungeſchickter Stunde gegen ſich auf den Plan citirt hat. — Dahin wird es ſchwerlich kommen. Unſere Staatslenker werden ohne die Freimaurerei ſich zu wehren wiſſen, die klerikalen Angriffe kann der Orden aber ruhig belachen. Groß und ernſt iſt der Geiſteskampf, in welchem wir am Schluſſe dieſes denkwürdigen Jahrhunderts ſtehen, und der ſchließliche Sieg wird von weltbeſtimmenderer Art werden, als ſelbſt die Siege der Jahre 1859, 1864, 1866 und 1870 geweſen ſind. Dieſer Sieg der deutſchen Sache Rom gegenüber iſt gewiß, und Johannes von Lutz wird von ſich ſagen dürfen, daß er Einer der erſten Kämpfer in ihm geweſen iſt, er ſich um Erhaltung der deutſchen Geiſteskultur, um die Errettung Bayerns aus römiſchen Schlingen und um die Entwickelung der Menſchheit wohlverdient gemacht hat.

◆


GEOR. SIMÉON

DR. MARTIN EDUARD SIMSON.

XVI.

Reichstags-Präſident

Dr. Martin Eduard Simson

und

Der Parlamentarismus in Deutſchland.

„Vindiciae contra tyrannos!“
(Languetus.)

„Das Verweilen in einer legislativen Verſammlung
hat doch etwas Imponirendes und Berauſchendes!“
(Prinz Friedrich Carl.)

Das Jahr 1848 iſt, wie vieles Andere, auch die Mutter des deutſchen Parlamentarismus geworden, ſomit auch die Wiege derjenigen Thätigkeit, welche Dr. Martin Eduard Simſon im politiſchen Leben bisher entfaltet hat. Simſon und der Parlamentarismus, alſo die geſetzliche Betheiligung unſerer deutſchen Staaten an dem eigenen wie einem allgemeinen deutſchen, politiſch-nationalen Leben, ſind von einander völlig untrennbar. Schwerlich würde unſer Juriſt, ſo bedeutend immerhin in ſeinem beſonderen Berufe, die allgemeine Aufmerkſamkeit in ſolch hohem Maaße erregt und ſich erhalten haben, ſchwerlich würde ſeine Perſon ein ſo großer Faktor unſeres öffentlichen politiſchen Daſeins geworden ſein, wenn er das parlamentariſche Gebiet nicht mit ſo großem Glücke vom Anbeginn betreten hätte. Deshalb müſſen Beide auch vereint geſchildert werden, umſomehr, als die Entwickelungsphaſen, welche Simſon ſelbſt durchlaufen hat, auch dieſelben bei der Mehrzahl ſeiner Collegen, ja überhaupt die des Parlamentarismus in Deutſchland geweſen iſt. —

Allerdings gab es vor 1848 bei uns ſchon Volksrepräſentationen. Im Norden waren ſehr lange vor dem 30jährigen Kriege ſchon Ständetage eingeführt, welche Steuer-Umlagen und Bewilligungen zu machen hatten, aber ſonſtige politiſche Functionen beſaßen ſie nicht. Ein eigentliches conſtitutionelles Staatsgefüge iſt nur in Würtemberg uralt und iſt von Bedeutung geweſen, trotzdem trug auch dieſes vordem niemals diejenige verfaſſungsmäßige Phyſiognomie, welche nach 1848 den modernen Staaten des Continents ihren beſonderen Charakter gegeben hat. Die Urſache, daß dies vorher nicht der Fall war, liegt für Den auf der Hand, der ſelbſt vor 1866 noch Süddeutſchland bereiſt hat. Es beſtand daſelbſt ein ſo greller Antagonismus zwiſchen Verwaltung und Geſetzgebung, zwiſchen der parlamentariſchen Welt und der der Executiv-Beamten, daß jedes Geſetz mit — oder ſelbſt ohne böſen Willen der Regierungen völlig unwirkſam gemacht werden konnte. Die mittelalterlich-traditionelle, abſolute Gewalt der Verwaltungen, die engherzige, oft brutale Dünkelhaftigkeit ihrer Beamten ließ den Geiſt ſelbſt der beſten Geſetze durch widerwillige oder eigenmächtige Behandlung derſelben zu Grunde gehen, ſo daß man das Schauſpiel in Bayern wie Würtemberg erlebte, wie bei einer für damalige Zeiten ſehr freiſinnigen Verfaſſung noch völlig abſolut regiert werden konnte. — Ein Geſetz iſt nur ausgeführt denkbar! Es ſoll nicht blos den Schutz der Staatsbürger, die Regelung des Verhältniſſes der Regierten zu den Regenten bedeuten, — das Geſetz ſoll auch jedem Einzelnen im Lande Lebensnorm werden, der ſichere, gleichmäßige Pendelſchlag, welcher ſein bürgerliches, wie ſittliches Leben regulirt und die — „Unruh“ in ſeinem Innern bändigt! Der Geiſt iſt es auch in den Geſetzen, der da lebendig macht, und ein Volk kann nimmer nach einem Geſetz leben, deſſen Wortlaut es zwar mechaniſch Folge leiſtet, weil es eben muß, deſſen geiſtiger und ſittlicher Gehalt aber nicht in ſeiner Ueberzeugung lebt. Vor Allem muß der Geſetzesgeiſt in dem ausübenden Beamten walten und wo ſie ihn ignoriren oder ſeine geheimen Gegner ſind, iſt die bewußte „ewige Krankheit“ da, die, wie Goethe ſagt, „von Geſchlecht ſich zu Geſchlechte forterbt“ und ſtatt Wohlthat „Plage“ wird. Aus dieſem Grunde darf ein Geſetz ſo wenig wie andere Erdendinge auf Ewigkeit Anſpruch machen. Es muß ſich als ein freiwachſender, lebendiger Organismus aus ſich ſelber und den Ereigniſſen immer wieder neu und zwar der praktiſchen Nothwendigkeit und dem reellen Bedürfniſſe der jedesmaligen Generation gemäß entwickeln. Dies war vor 1848 nirgend in Deutſchland der Fall und wenn wir ſchildern, wie nach dem 18. März das dennoch nach und nach möglich wurde, müſſen wir von vornherein gerecht genug ſein, zu geſtehen, dies ſei vornehmlich auch der wackeren deutſchen, beſonders der norddeutſchen Beamtenwelt zu verdanken, welche, ſelbſtſuchtslos dem Intereſſe des Vaterlandes hingegeben und in reger Pflichterfüllung wie Kenntniſſen geſchult, raſch genug in den neuen Geiſt der Zeit und ihren eigentlichſten, höchſten Beruf hineinwuchs, den Beruf, der treueſte, klarſte Ausleger und Handhaber ſeiner vaterländiſchen Geſetze zu werden! — —

Wenn wir die Geburt unſerer modernen deutſchen Parlamentarität bis zu dem Augenblicke ſchildern, wo dieſelbe ſich in unſerm deutſchen Conſtitutionalismus zur Daſeinsform aller Völker unſeres gemeinſamen Stammes verwandelt hat, werden wir gehörigen Orts auch einen Blick auf die Frage werfen, was der Parlamentarismus, was eine politiſche Partei und was ein politiſcher Charakter denn eigentlich iſt, will er ein würdiger Faktor im Staatsleben ſein. — Da wir die Gewohnheit bisher probat fanden, einen Fürſten innerhalb ſeines Landes und Volks zu ſchildern, wollen wir auch Präſident Simſon — den langjährigen Führer des deutſchen Parlamentarismus und das Haupt der geſetzgebenden deutſchen Nation — in dieſem ſeinem ſtreit- und arbeitsvollen Reiche ſammt den Generalen derjenigen großen und kleinen reiſigen Haufen ſchildern, die ihre trotzigen Fähnlein bisher in das toſende Getümmel der Redeſchlacht, in den gewaltigen Zungen-Streit unſerer Tage geführt haben, bei dem niemals Friede, — höchſtens ein Waffenſtillſtand zu gewärtigen iſt. Dieſes Reich hat nicht blos die edelſten Geiſter unſerer Nation zu Helden des Worts ſich erkoren, ſo daß Jeder von ihnen mindeſtens Achtung für ſein Wirken beanſpruchen darf, wir haben auch vor der Verſammlung unſerer Geſetzgeber und dem, was wir ihnen verdanken, eine wahrhaftige Ehrfurcht. Wir wollen uns alſo ſelbſt dann hüten, zu verletzen, wo wir ganz ſicher ſein dürfen, die allgemeine Meinung auszuſprechen. Dagegen werden wir es uns zum Zwecke ſcharfer und klarer Schilderung nicht verſagen dürfen, Manches in heiterer Weiſe hinzuſtellen, zu Bildern wie Vergleichen zu greifen, welche die Situation etwa bezeichnen können. — — — —

„Seele des Menſchen,
Wie gleichſt Du dem Waſſer;
Schickſal des Menſchen,
Wie gleichſt Du dem Wind! —

Wer der Bewegung der Geiſter ſeit 1848 bis heute lauſchen, die wechſelnden Stimmungen und Leidenſchaften mitfühlen und durchleben durfte, der wird ſich geſtehen müſſen, daß eine Stabilität des Denkens und Empfindens, eine Stabilität der Geſinnung im politiſchen Leben, beſonders in bewegter Zeit am ſchwerſten zu erreichen, noch ſchwerer feſtzuhalten iſt. Es ſcheint uns ein großes Unrecht darin zu liegen, öffentlichen politiſchen Charakteren die Wandlungen vorzuwerfen, welche ſich an ihnen vollzogen haben, da ſich doch die Zeit ſelbſt, die ganze Welt, beſonders unſer deutſches Vaterland in ſeiner Anſchauungsweiſe ſo außerordentlich gewandelt hat. Die Kunſt, eine vernünftige Wandlung der eigenen Anſchauungen zu rechter Zeit an ſich zu vollziehen, ohne ſeinen politiſchen Endabſichten, alſo dem Ziele ſeines Strebens, dem Inhalte der eigenen politiſchen Individualität zu entſagen, iſt gerade eine Tugend, welche aus dem Volksvertreter einen politiſchen Charakter nicht nur, ſondern einen vollendeten Staatsmann macht. Der Mangel ſolcher Kunſt an manchen unſerer Politiker gerade iſt ein zweifaches Unglück. Denn derſelbe wird erſtlich ein Hemmſchuh für die Entwickelung der vaterländiſchen Verhältniſſe an ſich, andererſeits aber Urſache, dem beſten Manne, dem größeſten Talente ein frühes Ende ſeiner Wirkſamkeit zu bereiten. Wenn wir deshalb in der erſten Hälfte unſers parlamentariſchen Lebens eine Menge Kapazitäten ſich abbrauchen ſehen, dann iſt hieran nichts ſo ſehr Schuld geweſen, als ihre Starrheit, ihre Wandlungsunfähigkeit. — Man wird gewiß nicht meinen, daß wir damit die Charakterloſigkeit zu legaliſiren ſuchen, uns Derjenige etwa, welcher aalglatt Alles acceptirt, was an ihn herantritt, als achtungswürdig erſchiene. Es giebt eben ſo gut eine phyſiſche, wie eine pſychiſche Schranke des Charakters, über die man nicht ſchweifen darf, ohne zu Grunde zu gehen; nämlich das Vertrauen ſeiner Zeitgenoſſen und die Befriedigung ſeines eigenen ehrlichen Gewiſſens. Ferner giebt es eine materielle Geſinnungsſchranke nach rechts wie links, über welche man nie hinauskommt, ohne ins kraſſeſte Extrem zu fallen, — im politiſchen Leben alſo der Gegenpartei rettungslos zum Raube zu werden. — Es fragt ſich, wo dieſe Schranke zu finden iſt! —

So lange Menſchen in demſelben Landſtriche lebten, ſich zu einer Nation unter Bedingungen zuſammenſchloſſen, welche den Schutz und das Wohlergehen des Einzelnen wie der Geſammtheit als Volk zum Zweck hatten, gab es nur zwei politiſch wirklich reine Daſeinsformen, welche ſich aber ſtets feindlich gegenüberſtanden, die abſolute Tyrannei und die abſolute Freiheit. Unter beiden Formen haben die Menſchen vordem gelebt, ſich unter ihnen oft gut, oft ſchlecht befunden, für und gegen das eine oder andere Prinzip gekämpft und ſind oft genug **über**tyranniſirt oder **über**freiheitet worden. In erſterem Falle führte die Tyrannei des Einzelnen oder einer Partei regelmäßig zur Freiheit, im andern die ſchrankenloſe Freiheit immer zur Tyrannei zurück. Deshalb ſind beide Prinzipien, obwohl ſie ſich in der Form völlig ausſchließen, in ihrer Wirkung doch nur Willkür, alſo die „tyrannis“. In ihr bleibt ſich der abſolute Cäſarismus wie die ſociale Republik gleich, in beiden herrſcht Willkür. An Beiſpielen für dieſe Thatſache werden wir ſelbſt in der neueren Zeit nicht lange zu ſuchen brauchen. — Die Geſittung unſers Jahrhunderts aber, der Entwickelungstrieb der Menſchheit führt dieſelbe nothwendig zu einer Freiheit hin, welche verbürgt wird durch eine weiſe Ordnung. Dieſe Ordnung wird feſtgeſetzt durch das Geſetz und ausgeübt durch geſetzlich ernannte Organe. Der Abſolutismus, kurz „die tyrannis“ in moderner gemilderterer Form, iſt ſeit 1848 in keinem Lande Europas mehr dauernd möglich, deshalb muß jede kluge Regierung alſo, jeder Patriot, jeder fühlende und ſittlich denkende Menſch auf ſeine Fahne ſchreiben: „Vindiciae contra tyrannos!“ — das Flammenwort, was des großen Oranien und Melanchthon's Freund, Hubert Languet, einem Philipp II. entgegenſchleuderte und ihm deſſen Wahrheit aus der heiligen Schrift nachwies! — Wer im Staate die Tyrannei will, alſo die **willkürliche** Beherrſchung des Volks durch eine ihm **aufgezwungene** Gewalt, hat kein Recht auf politiſche Exiſtenz mehr, denn er iſt der Feind ſeines Vaterlandes. Wer Freiheit und Wohlbefinden Aller durch den Schutz kluger Geſetze erreichen will, welche redlich ausgeführt und aufrichtig befolgt werden, iſt ein Staatsbürger im ſittlichen Sinne! Hat er Talent wie Kenntniſſe, dieſen ſeinen Willen geltend zu machen, dann muß man ihn gewähren laſſen und achten, ganz gleich ob ſeine Meinung über die Art, um zur geſetzlichen Freiheit zu kommen, von der unſern verſchieden iſt oder nicht. Die Ueberzeugung Deſſen und daß man ſich zum Zwecke einer vernünftigen Freiheit verſtändigen müſſe, daß ſich dieſelbe nicht durch die Gewalt des Einzelnen oder irgend einer Partei, ſondern mittelſt erzielten Uebereinkommens der Staatsbürger und Regierungen allein erreichen laſſe, hat in unſerm Jahrhundert eben zum Parlamentarismus und der conſtitutionellen Staatsform geführt. — „Vindiciae contra tyrannos — Widerſtand gegen alle Willkür“, gegen die Willkür von Oben wie Unten, gegen die Willkür innerhalb der Nation, wie gegen die, mit welcher eine ausländiſche Gewalt uns bedroht, das iſt das Shiboleth unſerer Tage, das iſt die Grenze politiſcher Geſinnung, innerhalb welcher ſich dieſelbe frei bewegen darf und die erfüllt ſein muß von der Vaterlandsidee, die mit ihren geſchichtlichen Erinnerungen an unſerer Wiege wie unſerm Sarge ſteht. Das „vindiciae contra tyrannos“ bildet deshalb für alle Parteien nach rechts wie links die Grenze, innerhalb deren eine Geſinnung überhaupt noch Geſinnung iſt, und unſer ganzer vergangener parlamentariſcher Kampf iſt nur das **Bemühen** geweſen, aus Zwietracht und Zerſplitterung zu einer würdigen Freiheit mittelſt Eintracht und Einheit in Deutſchland zu kommen. — Daß dies der Inhalt deſſelben bisher geweſen iſt und ſtets ſein wird, nur in dieſem Sinne die Bewegung unſers politiſchen Geiſtes aufzufaſſen und ſelbſt noch im tiefſten Irrthum der Parteien nachweisbar iſt, das eben macht dieſen Kampf zu einem hochſittlichen und ehrwürdigen, und Jeder

der Männer, die das vindiciae contra tyrannos aufrichtig gewollt und erſtrebt haben, verdient, daß er fortlebe im Andenken ſeines dankbaren Volks!! — — —

Die Herrſchaft der Gewalt hat im vorigen Jahrhundert überall in Europa (England im gewiſſen Sinne ausgenommen), geherrſcht und hat ſich in unſere Zeit hinübergeſpielt bis tief in die vierziger Jahre. Sie war in außerdeutſchen Ländern mit beſonderer Brutalität aufgetreten, war abwechſelnd bald von der Regierungs-, bald von der Volks-Partei ausgegangen und hatte alle Staaten unſeres Continents erſchüttert, oder in Mitleidenſchaft gezogen. Die beiden Pole dieſer willkürlichen Gewalt ſind Ludwig XIV. und die franzöſiſche Revolution geweſen! Auch in Deutſchland war dieſe Gewalt bis tief in unſere Zeit hinein vorhanden, aber durch ihre Art, wie ihren Urſprung unterſchied ſie ſich bei uns erheblich von der in anderen Ländern. Es war ein patriarchaliſches und wohlwollendes Regime, was dieſe abſolute Gewalt geübt hatte, die Träger deſſelben gehörten nicht nur Regentenhäuſern an, welche uns Jahrhunderte hindurch in dieſer alten Art beherrſcht hatten, ſondern denen wir auch unſere Kultur, unſere geiſtige und nationale Entwickelung, unſern innern wie äußern Frieden hauptſächlich zu danken hatten. Wir lebten zwar alleſammt in einem Polizei- und Beamten-Staate, der unſern freien Geiſt niederhielt, unſern Sehnſuchtsdrang nach politiſcher Entwickelung hemmte, aber welcher ſich doch um unſer übriges intellectuelles wie materielles Wohl, um bürgerliches Gedeihen und Pflege des Wiſſens mit Eifer und Liebe bekümmert hatte. Deshalb war dieſe Gewalt bis 1848 auch niemals ſo unerträglich geweſen, daß ihr Druck mit Nothwendigkeit den Gegendruck der Regierten hätte erzeugen müſſen. In Preußen, dem größten norddeutſchen Staate, kam beſonders hinzu, daß ihn das Geſchlecht der Hohenzollern regierte, welches dem Lande eine Reihe glänzender Helden und vortrefflicher Monarchen gegeben hatte, die ſich rühmen durften, Hort des geiſtigen Lichts in Deutſchland, deſſen Retter aus den Gräueln des 30jährigen und 7jährigen Krieges, die Hauptbefreier von dem Schwerte Napoleons I.

geweſen zu ſein. „Wir liebten noch unſere Könige“, deshalb ließen wir uns auch Etwas von ihnen gefallen, wußten wir doch, daß ihnen bei ſchwerſtem Ernſte doch die Liebe nie abging und ihr humaner Sinn ſie abhielt, die Grenze je zu überſchreiten, wo der Vater des Landes aufhörte und der Despot begann. —

Die franzöſiſche Revolution und der Bonapartismus hatten uns indeß mit Ideen erfüllt, welche zu unſerer deutſchen Vergangenheit nur wenig paßten. Dieſe Ideen hatten die Dynaſtien in Schrecken geſetzt, den heiligen Bund wie den Bundestag zu Wächtern des innern Friedens gemacht, unſere Regierungen aber zu einer engherzigeren Schroffheit verleitet, als ehedem in Anwendung gebracht worden war. Die Demagogenepoche war hiervon die Folge. Die Julirevolution verſtärkte einerſeits nicht nur die furchtſame Vorſicht und Strenge der Regierungen, ſie brachte andererſeits durch das orleaniſtiſche Bürgerkönigthum auch Faktoren auf die Bühne, deren ſich der Nachwuchs des Demagogenthums, das ſogenannte „junge Deutſchland“ wie die Handwerkerwelt bemächtigten und nun gerade das hervorbrachten, was gouvernementale Strenge eben verhindern wollte, den politiſchen Radikalismus, der 1848 zu offener und blutiger Volksgewalt griff! — — —

Der Präſident des deutſchen Reichstages, Dr. juris Martin Eduard Simſon wurde 1810 am 10. November zu Königsberg geboren, wo ſein Vater Kaufmann war. Er erhielt ſeine erſte Schulbildung in ſeiner Vaterſtadt, ſtudirte 1826—29 Rechtswiſſenſchaft in Königsberg, dann zu Berlin und Bonn unter Savigny und Niebuhr und wurde 1829 zum Doctor juris promovirt. Durch Niebuhr veranlaßt, unternahm er gleich nach der Julirevolution eine Reiſe nach Paris und ſo weit wir, — allerdings nach einer nur flüchtigen Bekanntſchaft, — ſeinen Charakter zu beurtheilen vermögen, wird gerade die erſte Epoche der „bürgerköniglichen Wallungen“ deſſelben Volks, das den bürgerlichſten aller Könige, Ludwig XVI., guillotinirt hatte, für den 20jährigen Doctor promotus anregend und wohl auch etwas ſympathiſch geweſen ſein. Wir fürchten nicht, in der Annahme zu irren, daß er die politiſche Stimmung und die „doktrinaire“ Louis Philipp'ſche Luft mit über den Rhein gebracht und deren Aſſimilirung die erſte Richtung ſeiner politiſchen Anſchauungen einigermaßen beſtimmt haben mag. Dr. Simſon wählte die akademiſche Carrière, ließ ſich 1831 in ſeiner Vaterſtadt als Docent nieder und las über römiſches Recht. 1833 wurde er außerordentlicher, 1836 ordentlicher Profeſſor, nachdem er 1834 zum Mitgliede des damaligen Tribunals für das Königreich Preußen ernannt worden war. 1845 hatte er das Protokollführeramt in der Commiſſion, welche für Reviſion des oſtpreußiſchen Provinzialrechts eingeſetzt worden war, und rückte ein Jahr ſpäter zum Tribunalrath auf. 1847 unternahm er eine Reiſe nach England, um die alten Inſtitutionen der Geſchworenengerichte wie des Friedensrichteramts kennen zu lernen und ſich mit dem britiſchen Verfaſſungsleben vertraut zu machen. Dieſe ſtaatspolitiſche und juriſtiſche Forſchungsreiſe dürfte, denken wir, noch mehr zur Klärung ſeiner Ideen beigetragen haben, und ſo fand ihn das denkwürdige Jahr 1848 mit 38 Jahren in allen den Disciplinen des Rechts wie der Politik ſo ſattelfeſt, als damals ein Mann irgend nur gelten konnte, der die plötzlich eröffnete, den Meiſten noch völlig fremde parlamentariſche Bühne betreten wollte. — Eigenthümlich iſt's immerhin und für den Charakter unſers Parlamentarismus entſcheidend, daß die Männer, welche damals durch die Wucht der Ereigniſſe auf die Tribüne gebracht wurden, ganz gleich ob ſie gemäßigteren oder radikaleren Grundſätzen huldigten, für das Frankreich Louis Philipps eben ſo ſehr wie für die engliſchen Inſtitutionen ſchwärmten, welche beide Dr. Simſon unlängſt erſt kennen gelernt hatte. Der Hang, dieſe ausländiſchen Schätze zu importiren, war eben ſo groß und dauerte eben ſo nachhaltig, wie Simſon's Fähigkeit, das in Frankreich wie England geſehene Gute auf deutſche Weiſe ſich zurecht zu legen. Dieſer Fähigkeit und dieſer Kenntniß hatte Letzterer auch wohl die große Ruhe, Klarheit und Glätte zu verdanken, mit welcher er die parlamentariſchen Geſchäfte anzufaſſen und nachmals zu leiten verſtand. — — Dieſe Fähigkeit ſpricht ſich in Simſon's ganzem Weſen aus. Wie Argus hat er 1000 Augen und 1000 Ohren dazu, ihm entgeht nichts in der Debatte. Das Beobachtungsvermögen iſt bei ihm noch größer, als das rhetoriſche, obwohl er vortrefflich ſpricht. Seine kaltblütige Ruhe und Klugheit, verbunden mit Höflichkeit, erinnern lebhaft an die „Ehrenwerthen Sirs", welche die Debatte mit objectivſter Nüchternheit zu führen wiſſen, die ſich nie erhitzen, aber auch nie einſchüchtern laſſen und denen man es niemals anmerkt, wenn ſie geſchlagen werden, oder geſiegt haben. Dieſen — unter den damaligen Anfängern in der parlamentariſchen Kunſt unendlich ſeltenen — Eigenſchaften verdankt er eben, ſowie ſeiner eminenten Geſchäftskenntniß und Taktik, daß er ſeit 1848 den größten deutſchen parlamentariſchen Körperſchaften präſidirt hat, ja daß ſchließlich alle Parteien ſich immer wieder einten, einen Mann an die Spitze ihrer Verſammlungen zu ſtellen, der ſich in ſolchem Maaße wie Dr. Simſon den Ruf ſtrengſter Parteiloſigkeit zu bewahren gewußt hat. Außerdem macht ſeine volle Figur, die Würde und Bonhomie ſeiner nie erregten Perſönlichkeit ihn ganz beſonders geeignet, Chorführer und Haupt einer geſetzgebenden Verſammlung zu ſein. — — — —

Die Märztage! — Wir haben vorhin geſagt, daß die Revolution in Berlin wie überall ein Akt der Gewalt, der Volksgewalt geweſen iſt. Die Betrachtung der Art, wie die Revolution 1848 losbrach, beweiſt es hinlänglich. Die Regierungen waren kurz vor den Märztagen wahrlich nicht ſchlechter als vier bis fünf Jahre früher, im Gegentheil waren ſie in vieler Beziehung zurückhaltender, defenſiver geweſen, als vor dem Jahre 1840. Die Revolution fand ſie völlig unvorbereitet, und wie die Regierungen von 1840 bis 1848 läſſig, blind und engherzig geweſen waren, zeigten ſie ſich im Unglück kopflos und zerfahren. Die Schwäche der leitenden Staatsmänner machte dem in derſelben Zeit erſtarkten, ſeit 1845 ziemlich organiſirten Radikalismus den Sieg ſehr leicht, obſchon er leider blutig genug war. —

Iſt der Weg zum Volksglück aus dem Zuſtande der Gewalt nur durch die Freiheit und Einheit denkbar, weil alle Kräfte, die des Volks, wie die der Regierung, in dieſem Doppelglücke völlig ſegensvoll zuſammenwirken, ſo iſt vorerſt die Frage wohl erlaubt, welchen Weg hierzu man zurücklegen und mit welchen Mitteln man ſein Ziel erreichen kann. Man kann erſt die Freiheit und dann die Einheit erringen wollen. Man kann in der Einheit allein die Sicherung der Freiheit erkennen. Man kann aber Eins dieſer Güter allein auch für völlig genügend halten, um das Volksglück ſicher zu ſtellen und damit den innern Frieden. Das giebt viererlei politiſche Prinzipien oder Geſinnungsrichtungen, denen die vier großen Hauptparteien entſprachen, welche 1848 zuerſt in Deutſchland die politiſche Arena betraten. — Damals gab es Leute, welche:

1) die Freiheit ohne Weiteres wollten. Es waren die Radikalen, alſo die reinen Republikaner, die politiſchen Socialiſten. Ihre Partei erſetzte durch Geſchrei und Demonſtrationen reichlich, was ihr an Zahl abging.

2) Die, welche erſt die Freiheit und dann die Einheit wollten, die letztere alſo durch die erſtere zu erreichen ſtrebten. Es war die große Zahl der Verfaſſungsfreunde, der Lichtfreunde, der Liberalen, kurz die Majorität des Volkes in den verſchiedenen einzelnen deutſchen Staaten.

3) Die, welche erſt die Einheit und dann die Freiheit begehrten und die erſtere als die alleinige Mutter der letzteren anſahen. Das waren die Anhänger des erblichen deutſchen Kaiſerthums, die ſchwarz-roth-goldenen Erben der Demagogie, die große Reichspartei, die Majorität der deutſchen Parteien überhaupt.

4) Endlich Diejenigen, welche die Einheit ohne Weiteres verlangten, die Royaliſten, Abſolutiſten, Reaktionaire, die Anhänger des alten perſönlichen Regiments. —

Im Laufe der Jahre 1848 und 1849 wurden die zuerſt Genannten, — bisher aus vielfach in ſich verſchiedenen Parteien zuſammengeſetzt, zu der großen demokratiſchen Partei vereint, verſtärkt durch die an zweiter Stelle gekennzeichneten Liberalen, welche man die Conſtitutionellen nennen konnte. Beide Kategorien hatten unbedingt damals die Majorität. Die an dritter Stelle

Genannten, die Anhänger des gemäßigten Monarchenthums, trennten ſich im vorſchreitenden Kampfe von den beiden vorhergenannten und bildeten nachmals — obwohl Anfangs ein kleines Häuflein — die Partei der Gothaer, der Altliberalen. Sie verſtärkten 1849 aber und ſpäter nach und nach die letzte der genannten Richtungen, die unbedingten Royaliſten oder Abſolutiſten, kurz die damals ſo benannte „Reaktion“. — Das Eigenthümliche gerade in der deutſchen Bewegung, was anderen Völkern unſers Continents fremd iſt, was wir nur mit den Niederländern zur Zeit des großen Oranien, mit den nordamerikaniſchen Staaten in den Tagen Waſhington's, oder dem Italien des Jahres 1859 gemein haben, iſt, daß uns **in** der Einheit die Freiheit **allein** erwuchs! Die abſolute Demokratie und der monarchiſche Abſolutismus hatten bei uns ſomit keinen natürlichen Boden, konnten denſelben in der Praxis zu keiner Zeit in Deutſchland gewinnen. Sehen wir Frankreichs oder Spaniens Revolutionen an! Von innerer Einigung iſt nie bei dieſen Nationen die Rede. Weil ſie ſtets ſtaatlich Eins in ſich waren und die Parteien ſich darum ſtets einbildeten: die Einheit ſei eo ipso da, es fehle **nur** die Freiheit, mit ihr aber habe man das Elixir der erneuten Jugend der Nation, jagten ſie nach der Freiheit allein und darüber ging ihnen die alte Einheit verloren. Wir Deutſche waren bekanntlich nie einig, ob wir uns auch noch ſo ſehr danach ſehnten, davon träumten und ewig ſtrebten: „ein einig Volk von Brüdern“ zu werden! Die Freiheit war uns immer nur eine kalte Braut, die wir ohne die Einheit nimmer recht lieben konnten. Es hätte uns bei ihr immer zu Muthe ſein müſſen, wie Einem, der Hochzeit machen will, aber weder Wohnung noch Hausrath hat, um ein rechtes Liebesleben beginnen zu können. Dieſes Doppelſtreben iſt urdeutſch, iſt **allein** bei unſerm Volke in ſolcher Jahrhunderte langen Dauer und Stärke zu finden. Das allein iſt's auch geweſen, was uns dennoch aufwärts zum hohen Ziele unſers Sehnens geführt hat, während die romaniſchen Länder in unſerm Jahrhundert aus dem Zuſtande äußerſter Gewalt und äußerſter Freiheit, kurz aus einer Erruption in die andere fielen und die

Parteien ſowohl die Staatseinheit wie Volkseinigung hintenanſetzten. Sie ſind lediglich auch Schuld an dem immer thatſächlicheren Auseinanderfall ihrer Nationen und deren Auflöſung in tödtlich verfeindete, völlig unverſöhnbare, politiſche Coterien. — — — —

Wie fand man in Deutſchland nach den Märztagen den Weg aus dem Zuſtande der willkürlichen Gewalt, welchen das Volk errungen hatte, durch Einheit und Freiheit zum nationalen Glücke? — Wir haben bereits der national-freiheitlichen Bewegung anderer deutſcher Staaten und ihrer Verſuche einer Einigung untereinander in den Biographien der einzelnen Herrſcher erwähnt. Es iſt hier ferner vorauszuſchicken, daß — ob aus politiſchem Inſtinkte oder hiſtoriſcher Ueberzeugung bleibe dahingeſtellt — man in verſchiedenſten Bundesſtaaten Preußen und den Hohenzollern allein die Kraft, den Willen oder auch den bloßen Ehrgeiz zutraute, das deutſche Einigungswerk zu vollziehen. Preußens Freunde erhofften dies von dem hohen Sinne ſeiner Fürſten, ſeine Gegner fürchteten es wegen ſeiner alten Nebenbuhlerſchaft mit Oeſterreich. Die zahlreichen Vertreter dieſer Anſicht blickten deshalb ebenſo auf die Entwickelung des innern politiſchen Lebens Preußens, auf das Gebahren der Regierung daſelbſt, wie auf die parlamentariſchen Kämpfe in Berlin, wie auf den ſichern Barometer, der auf ſchönes oder ſchlechtes „deutſches“ Einheits-Wetter deutete. Dieſe theils ſympathiſche, theils antipathiſche, immer aber rege Aufmerkſamkeit des übrigen Deutſchlands werden wir als ſelbſtverſtändlich feſthalten müſſen, um zu begreifen, wie das Vertrauen auf Preußen in demſelben Grade bei den deutſchen Stämmen ſank und ſich Oeſterreich näherte, in welchem ſich die preußiſche Regierung ſcheinbar kraftlos, oder ſich in retrograder Strömung befindlich erwies. Deshalb wird unſere Schilderung auch zunächſt dem preußiſchen und dann dem deutſchen Parlamentarismus gelten müſſen, weil erſterer den letzteren lebhaft in Mitleidenſchaft brachte. — — Da die preußiſche Volkspartei 1848 mit ziemlich leichter Mühe Sieger geblieben war, der König Alles zugeſichert hatte, was man wünſchte, ſo glaubte erſtere, man beſitze die Freiheit ſchon und brauche ſie nur raſch nach ſeinem

Willen in großen Zügen feſtzuſtellen, ſich alſo eine Verfaſſung zu geben, um ſofort, ja wo möglich zu gleicher Zeit, die deutſche Einheit aufzurichten, welche die Sehnſucht Aller war. — Die Regierung war gedemüthigt und ſchwach. Das „ſouveraine“ Volk im jugendlich trotzigen Gefühle ſeiner Allmacht glaubte die Freiheit und Einheit allein zu realiſiren, die Fürſten hätten nur einfach zuzuſtimmen. Das war der größte und zugleich merkwürdigſte Fehler jener Zeit. Man bedachte nicht, daß zu einem Verfaſſungsleben zwei Faktoren gehören, die Regierten, welche die Bedingungen dieſes Lebens in der Verfaſſung feſtſtellen und die Regierer, welche dieſe Bedingungen als Geſetz annehmen und nach ihnen den Staat leiten. Hierzu war eine Verſtändigung nöthig, kurz aufrichtige gegenſeitige Verſöhnung. Jeglicher wird ſich aber ſagen müſſen, daß Der, welcher willkürliche Gewalt erdulden muß, zur Verſöhnung nicht nur nicht geneigt, ſondern beſtrebt iſt, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, ſobald er wieder Kraft genug hat, der Inhaber plötzlich uſurpirter Rechte aber gerade ſchwach iſt. Deshalb bietet ſich 1848 in Preußen auch das Schauſpiel dar, daß die ſiegreiche Volkspartei, durch extreme Führer gehetzt und vom Freiheitsrauſch verblendet, der Regierung noch weitere politiſche Vortheile abringen, die Prärogative der Krone noch mehr einzuſchränken ſuchte, dabei aber über's Ziel ſchoß und aus der Majorität ſchließlich zu einer krankhaften Minorität einſchmolz. Andererſeits wußte aber, von der wachſenden Schaar ihrer Anhänger ermuthigt, von Denjenigen ihrer heißſpornigen Partiſane gedrängt, die royaliſtiſcher waren, als der König ſelber, die Regierung ſich nicht blos zu kräftigen, den Zügel wieder zu gewinnen, ſondern auch im rechten Augenblicke ihre Gewalt wieder an die Stelle der Volksgewalt zu ſetzen. Natürlich war das eben ſo falſch! — Hieraus entſtand nur ein erbitterter Kampf zwiſchen der Volks- und Regierungs-Gewalt, damit aber dauernde Zwietracht und Zerſplitterung anſtatt der Eintracht und Einheit, welche eine ſolide Freiheit doch erſt möglich machte! Dieſer Kampf war ein erbitterter, wurde 18 Jahre mit wechſelndem Glück und Unglück geführt und — ſo heillos das

Jahr 1848 ſich anließ, ſo toll und wild es verfloß, ſo ſehr es Opfer auf jeder Seite forderte, — das Gute hatte es doch, uns in einer obwohl harten jedoch unerläßlichen parlamentariſchen Schule politiſch zu erziehen und endlich zu der Erkenntniß zu verhelfen, daß ein Volk nur einig und frei zu werden vermöge, wenn es die Gegnerſchaft in ſeinem eigenen Schooße zu verſöhnen wiſſe und genug objective Reife gewonnen habe, um den Vaterlandsgedanken **über** den Parteigedanken zu erheben, in dem Gegenſatze der Meinungen alſo keine Feindſchaft mehr, keine Abſicht, Willkür zu üben, ſondern die nothwendige und einzig geſunde Form des politiſchen Lebens ſelber zu erblicken, mittelſt deſſen die Nation zu einem geordneten Beſtande kommen könne und welche Jeglichem, auch dem Gegner, möglichſt frei zu ſein erlaube. Dieſes achtzehnjährigen Leidensweges bedurfte es, damit wir erſt verſtehen lernten, was ein ehrlicher ſolider Compromiß, eine großherzige Verſöhnung bedeute, daß ſie zugleich der Weg zu Deutſchlands Größe ſei. —

Man beſchritt dieſen langen Weg 1848, indem man innerhalb Preußens durch Freiheit einig, innerhalb Deutſchlands durch Einigung frei zu werden hoffte. Nach beiden Richtungen täuſchte man ſich. In Preußen erhielt man ſtatt der Freiheit die Reaktion. In Deutſchland erhielt man ſtatt der Einheit den alten Bundesjammer in ſehr verſchlechterterer Art. — — Zu Berlin war der vereinigte Landtag der conſtitutionellen Nationalverſammlung gewichen, welcher die Verfaſſung zu entwerfen oblag. Andererſeits war nach der Reichsſtadt Frankfurt am Main, der Stätte der alten Kaiſer-Krönung, die erſte deutſche Nationalverſammlung entboten worden. — — Seine Vaterſtadt Königsberg ſendete Dr. Simſon in die Paulskirche und damit betrat er die parlamentariſche Bahn, welche er nun nicht mehr verlaſſen ſollte. Wer unter uns dieſe Zeit noch mit jungem Herzen erlebte, wer je im Traume des deutſchen Vaterlandes erglühte, wird jetzt, wo im Alter die Erfüllung ihm beſchieden iſt, nicht ohne tiefe Bewegung auf die durchmeſſene Bahn, nicht ohne Rührung und liebendes Gedenken auf die Männer zurückſchauen, welche in der

Paulskirche ſowohl, wie im Schauſpielhauſe von Berlin tagten. Erwägt man dieſe Fülle von Leidenſchaft und Geiſt, von Hingebung und Ehrgeiz, von Irrthum und Wahrheit, welche da in den erſten politiſchen Ringkampf traten, beurtheilt von Jedermann, wie der Fechter in der Arena, — dieſe Fülle menſchlichen Wirkens, welche hier daran gegeben, ja verpufft wurde, um bis zu dem Heute zu gelangen — was iſt da der einzelne Menſch noch, wäre er ſo bedeutend, wie er wolle? Was iſt Witz, Scharfſinn und Wiſſen, wenn ſo viel Männerherzen und Hirne über dem Probleme von Freiheit, Einheit und Volksglück endeten, indeß der Weltgeiſt auf dem Sonnenwagen der Zeit die deutſche Nation durch Wetter und Schwüle zu einem Ziele führte, deſſen volle Größe ſelbſt der fanatiſchſte Sanguiniker jener Tage ſich niemals ganz klar gemacht hat? — Die Fürſten nicht nur, auch das Volk hat ungeheure Opfer gebracht, um ſo weit zu kommen, wie wir ſind. Wir reden hier nicht von den braven Kriegern, welche mit ihrem Blute unſere Einheit und Größe beſiegelt haben, auch von jenen verblendeten Politikern und Parteiführern nicht, die an ihren haltloſen Utopien, oder ihrem Ehrgeize und Egoismus zu Grunde gingen, letztere ſind nur die Schlacken und die Aſche, welche jeder Völkervulkan in ſeinen Eruptionen auswirft. Wir meinen hier vielmehr die edlen und guten Männer, die nicht an ihren Ruhm, ihren Vortheil, ihren Einfluß bei dieſem Kampfe der Geiſter dachten, ſondern ans Vaterland allein, und welche für unſers Volkes Glück an Leib und Geiſt ſich aufgerieben haben. Sie ſind die muthigen Pioniere geweſen, welche uns durch die Wildniß politiſcher Dogmen, durch die kahlen Wüſten des trockenen Debatte-Sandes und trotz utopiſcher Luftſpiegelungen wie erſchütternder Orkane in richtigem politiſchen Inſtinkte die rechten Bahnen gewieſen haben, welche glücklichere Genoſſen und Nachfolger dann mit beſſerem Erfolge einſchlugen, und ſie weiter ebneten, bis ſie zu dem Lichte unſerer Tage gelangten, das ſie vom Anfange an zwar warm genug gewollt und empfunden hatten, zu deſſen Bezeichnung ihnen aber vielleicht einerſeits die richtige Formel gefehlt, zu deſſen früherer Erreichung es ihnen andererſeits wohl auch der rechten Stunde und der Gunſt der Ereigniſſe ermangelt hatte. —

Die Paulskirche, das Erfurter Parlament und die Conſtituante des Berliner Schauſpielhauſes! — Steigen uns bei der Erinnerung an dieſe drei erſten bedeutſamen legislativen Verſammlungen nicht Dahlmann, Welcker, Rotteck, Baſſermann, Mathy, Soiron, die beiden Gagern und Radowitz neu herauf? Waren ſie nicht heißglühende Vertreter des deutſchen Einheits- und Freiheitsgedankens? — Wer das Berlin jener bewegten Tage kannte, ruft er ſich Waldeck nicht im Geiſte, Graf Reichenbach den preußiſchen Mirabeau, Nees von Eſenbeck den Natur-Philoſophen, Stahl den Dogmatiker der theoſophiſch-feudal-romantiſchen Utopie, Graf Schwerin-Putzar und Lette wieder zurück? Wie viele jener Männer ereilte der Tod nicht in den Tagen des Kampfes, ohne daß ſie das geeinte Deutſchland ſehen durften? Manche von ihnen leben zwar noch, aber ſie traten von der parlamentariſchen Bühne für immer zurück. Ein Haufen unerſchütterlicher Reiſige von Hüben wie Drüben hat ſich für unſere Zeit aber denn doch trotz allen Kampfeswunden aufbehalten und ſie ſtehen noch immer im Streite: „Hie Waiblingen, hie Welf!“, obwohl der Kampf ein weſentlich anderer geworden iſt. Da ſind Franz Duncker, Forckenbeck, Harkort, Kirchmann, Loewe, Runge, Schulze-Delitzſch, Stavenhagen, Unruh, beide Vincke, Ziegler, Otto von Camphauſen, von Bismarck, Peter Reichenſperger, Gerlach, Theodor von Manteuffel, Simſon ſelbſt; Mehrere noch wären wohl zu nennen, hier griffen wir nur Die heraus, welche ſich unſerm Gedächtniſſe zunächſt gerade geboten haben. Man kann die Standpunkte von Dieſem oder Jenem unter ihnen desavouiren, ihre Wirkſamkeit und ihren Charakter aber niemals. — Ueberſchauen wir das ganze — nunmehr fünfundzwanzigjährige Kampfgebiet, ſo wird kein wahrhafter Politiker und Patriot wünſchen, daß uns auch nur Einer dieſer Männer gefehlt hätte, denn Jeder in ſeiner Weiſe iſt ein Werkzeug zur politiſchen Entwickelung und Klärung unſerer Staatsgemeinſchaft geweſen! — Daß die preußiſche conſtituirende National-Verſammlung Ende 1848 bis zur Steuerverweigerung kam, von Wrangel nach ſeinem Einmarſche dann aufgehoben wurde, — daß in der Paulskirche der deutſche „Unionsgedanke“ wie das mit demokratiſchem Oel geſalbte „Kaiſerthum“ gleich einem Hauche verwehte, der „Rumpf“ zu Stuttgart endlich ſeine letzten Trümpfe vergeblich ausſpielte, in beiden Fällen aber alle Hoffnungen begraben, die Diſſonanzen zwiſchen Volk und Regierung nur ſchneidender, die Geſammtlage nur düſterer wurde, das iſt bekannt genug. Die Volkspartei wollte ihren Sieg zu ſehr ausbeuten und lieferte der Regierung dadurch Waffen gegen ſich ſelbſt. Die deutſche Reichspartei meinte, die Einheit aller Stämme zu dekretiren und vergaß, daß zu derſelben der gute Wille von 32 Dynaſten gehörte, welche nicht den geringſten guten Willen hatten, ſich nur Einem ihres Gleichen, noch weniger einem Hohenzollern, am wenigſten aber dem Willen ihrer eigenen Unterthanen **unterzuordnen**! —

Dr. Simſon war von der deutſchen National-Verſammlung in Frankfurt zu ihrem Secretair erwählt worden, trat alſo zeitig in die parlamentariſchen Geſchäfte ein. Er gehörte der Rechten oder ſogenannten Caſino-Partei (auch klein-deutſche Partei genannt) an. Da uns der Raum gebricht, jene damaligen Parteien und Dogmen wie deren Farbenſpiele eingehend zu erklären, die äußeren Bezeichnungen der Parteien aber unſeren politiſchen Begriffen bereits fern liegen, ſo müſſen wir hierauf verzichten. Dieſe kleindeutſche Partei ward im Laufe des parlamentariſchen Kampfes indeß die mächtigſte; Heinrich von Gagern, Baſſermann, Mathy, Beſeler, Dahlmann, Soiron und Welcker gehörten ihr an. An Soiron's Stelle wurde Simſon zum Vicepräſidenten gewählt, und ſeit jener Zeit kann er von ſich ſagen, daß, wenige Jahre ausgenommen, die Glocke nicht mehr aus ſeinen Händen kam. Er wurde auch mit Hergenhahn als Reichstags-Commiſſair nach Berlin geſendet, als der Conflict im November zwiſchen der preußiſchen National-Verſammlung und dem neuen Miniſterium Brandenburg-Manteuffel ausgebrochen war. Simſon blieb in Berlin bis December. — Die preußiſche Regierung octroyirte eine Verfaſſung und die Reichstags-Commiſſaire kehrten unverrichteter Sache nach Frankfurt zurück. — Mitte December war der Reichsminiſter von chmerling durch das Uebergewicht der klein-deutschen (Casino-) artei gefallen. Heinrich von Gagern erhielt sein Portefeuille, r. Simson wurde an des Letzteren Stelle erster Präsident er deutschen National-Versammlung und von Monat zu Monat is Ende Mai 1849 wiedergewählt. Er stand auch an der Spitze ener Deputation, die Friedrich Wilhelm IV. von Preußen seine Wahl zum Reichsoberhaupt überbrachte und die Antwort empfing: „Die deutsche Kaiserkrone wird nur auf dem Schlachtfelde errungen!" — Bitter war uns Allen damals der Ausspruch; wie treffend hat er sich aber nicht bewährt! —

Das Jahr 1848 schloß mit der octroyirten Verfassung. Sie war ein Akt der Regierungsgewalt, welche sich der maßlosen Volksgewalt mit **nicht weniger** Willkür entgegensetzte. Weder vom Volke noch von Friedrich Wilhelm IV., weder von Bismarck*) noch von Edwin von Manteuffel**) für heilsam erachtet, wurde sie nur gegeben, weil das festeste, unentbehrlichste aller damaligen Cabinette, das Ministerium Brandenburg-Manteuffel die Hand sonst vom Steuer abgezogen hätte. Diese Verfassung war ein Torso und hatte sich theilweise aus dem brauchbaren Material desjenigen Verfassungsentwurfs zusammengesetzt, welchen die preußische Constituante unvollendet gelassen hatte. Mit dieser Verfassung war der Sieg der Reaktion und das Loos des Ministeriums, eine Parteiregierung zu sein, entschieden! — Zu jener Zeit entstanden auch die Hauptorgane der drei großen Volksparteien. Die Kreuzzeitung für die Reaktion, die Volkszeitung für die Demokratie, die Nationalzeitung für die constitutionelle Mittelpartei. Die ewig schlagfertige skeptische Berliner Ironie aber verkörperte sich im Kladderadatsch. — War das Jahr 1848 für das preußische Königshaus und die alte royalistische Partei eine kummervolle Prüfung geworden, das Jahr 1849 wurde für die Volkspartei ebenso ein Schrecken, eine Enttäuschung und die Quelle tiefen, jahrelangen Grolls. Gewalt stand der Gewalt gegenüber, in dem Kampfe des Haſſes konnte keine Verſöhnung erblühen, war nie ein gegenſeitiger Vergleich möglich! — Nach den Vorgängen in Frankfurt war auch die Initiative des Volks für Einigung unſerer Stämme und Erreichung einer gemeinſamen Freiheit gebrochen. Die deutſche Volksvertretung ſpaltete ſich. Die Radikalen, wie Struwe, Hecker, Brentano und Andere, neigten mit ihren Partiſanen immer unverhohlener der Republik zu und wurden 1849 die Führer des badiſchen Aufſtandes. Der Reichstag lichtete ſich immer mehr — unendliche Troſtloſigkeit hatte eine Verſammlung von Männern beſchlichen, welche mit ſo viel hochfliegenden Hoffnungen hierher geeilt waren! — Ende Mai 1849, ſchwer erkrankt, mußte Dr. Simſon die Wiederwahl zum Präſidenten ablehnen. Nach ſeiner Geneſung trat er mit Dahlmann, Heinrich von Gagern und anderen Geſinnungsgenoſſen aus der National-Verſammlung und ſie vereinten ſich unter Gagern's Vorſitz, um in Gotha zu tagen. Mit dieſen Männern, dem Kerne der deutſchen Vertretung zu Frankfurt, brach dieſe ſelbſt, ob auch langſam, ſo doch deſto gewiſſer zuſammen. Die Caſino-Partei hatte ausgelebt, aus ihrer Aſche ſtiegen die Gothaer! — Obwohl Preußen die Kaiſerwürde abgelehnt hatte, war es doch nicht unempfindlich für das ehrende Vertrauen einer Körperſchaft, welche immerhin den Willen des deutſchen Volks vertrat, welchem Nichts gefehlt hatte, als die billigende und freiwillige Zuſtimmung der deutſchen Cabinette. Zwiſchen ihr und der Caſino-Partei hatte alſo ein gewiſſes Entgegenkommen ſtattgefunden und das Dreikönigsbündniß, welches zwiſchen Preußen, Hannover und Sachſen am 26. Mai 1849 abgeſchloſſen worden, mithin die Einigung Norddeutſchlands — dem ſpäteren Nordbunde einigermaßen ähnlich, — wurde dieſen Männern zum Anhalt für die Hoffnung einer künftigen Klärung der deutſchen Verhältniſſe. Dieſe nachmals vielgehöhnten Gothaer hatten für Deutſchland den Bundesſtaat mit **Preußen** an der Spitze, das **erbliche Kaiſerthum** des Hauſes Hohenzollern, für die einzelnen Länder aber ein conſtitutionelles Syſtem nach engliſchem Muſter im Auge! — Das Dreikönigsbündniß ſcheiterte indeß ebenſo, wie die guten Abſichten Heinrich von Gagern's und ſeiner Genoſſen. Den Namen der Gothaer Partei übertrug man ſeitdem auf die ganze nachmalige, dieſem Programme huldigende, liberal-conſtitutionelle Partei. — Es kann heute weder geleugnet werden, daß die deutſche Reichsverfaſſung, welche in der Paulskirche zu Stande gekommen war und mit den Grundrechten am 27. December 1848 mittelſt Einführungsgeſetz durch den Reichsverweſer publicirt worden war, manches Vortreffliche und ſehr viel Einigendes enthielt, noch daß der politiſche Inſtinkt dieſer Männer: Deutſchlands Heil beruhe auf Preußen und dem deutſchen Norden, **evident richtig** war. Das Jahr 1866, noch mehr 1870/71, hat dies ſchlagend erwieſen! Nur in der Art wie in der Zeit hatte man ſich geirrt, denn für die Verwirklichung dieſes Gedankens war weder unſer Volk ſchon entwickelt, noch waren die Cabinette einſichtig und ſelbſtſuchtslos genug. Das Schwert ſollte leider erſt Fürſten wie Völker über den rechten Weg zum Ziele belehren. Der Verſammlung in der Paulskirche, welche Ende 1849 aufgelöſt wurde, muß mithin nachgerühmt werden, daß ſie unter den traurigſten und widerſtrebendſten Verhältniſſen, in einer Zeit, wo in Oeſterreich, in Sachſen wie Baden der Bürgerkrieg, in Schleswig-Holſtein ein nutzloſer Befreiungskampf ausgefochten wurde und alle deutſchen Länder ſich in Gährung befanden, das Menſchenmögliche zur Erreichung des gemeinſamen Ziels geleiſtet hat. In Berlin hatte die Zweite Kammer im Februar die octroyirte Verfaſſung anerkannt, dann war ſie aufgelöſt worden. Eine weſentlich reaktionaire Volksvertretung, die überwiegende Majorität der Partei war zu gewärtigen, welche das Miniſterium nicht blos ſtützte, ſondern auf daſſelbe influenzirte. Hieran war weſentlich die liberale Partei Preußens Schuld. — — Das Clubleben hatte in Berlin meiſtens aufgehört bis auf den kreuzzeitungsmäßigen „Treubund“, der ſich im öffentlichen Leben ſehr hochmüthig breit machte. Wir übergehen mit Stillſchweigen dieſe Epoche. Keiner ſiegreichen Partei, ſei ſie, welche ſie wolle, iſt es ja zu verdenken, daß ſie ihren Sieg ausnutzt, denn keine Partei iſt leider ohne Egoismus denkbar. Extreme Parteien aber haben ſtets das beſondere Laſter, ausſchweiſend zu ſein, und wenn 1848 das Volk es geweſen iſt, dann kann man 1849 der Reaktion nachſagen, daß ſie an gewaltſamen Repreſſalien der demokratiſchen Straßenmeute nicht das geringſte **nachgab**. Am 16. Mai ward Benedict Waldeck, angeblich wegen Hochverraths, auf die Anklage eines Individuums, Ohm, der einen gefälſchten Brief des flüchtigen Abgeordneten d'Eſther vorzeigte, verhaftet und ſechs Monate feſtgeſetzt. Vor dem Gerichtshofe, an deſſen Spitze Tadden ſtand, wurde die elende Machination indeß ſo ſchmählich entlarvt, daß der Staatsanwalt ſelbſt der Erſte war, die Anklage als Bubenſtück zu bezeichnen. — Aus den neuen Wahlen ging die kraſſeſte Reaktion ſiegreich hervor und vollendete die Corruption, welche nunmehr herrſchend wurde und alle Schichten der Geſellſchaft durchdrang. Dies wäre ohne die **nutzloſe** Ohnmacht, mit der ſich die Volkspartei zur Wahlenthaltung verdammte, nicht möglich geweſen. Sie iſt es, welche die anhebende Regierungsgewalt durch ihr Schweigen ſanktionirte, indem ſie duldete, daß dieſe octroyirte Verfaſſung angenommen wurde, welche Keinen befriedigte. So aber machte ſie die Reaktion aus einer willkürlichen zu einer geſetzmäßigen Gewalt, der ſie ſich ohne neues Blutvergießen nur noch auf geſetzmäßigen Wegen entledigen konnte. Dieſe Unterlaſſungsſünde aber rächte ſich bis in den Sommer 1866 hinein! — Daß damals nicht auch dieſe ſchlechte octroyirte Verfaſſung noch umgeſtoßen wurde und der alte Abſolutismus cum gloria wieder einzog, hinderte nur der Schwur, den der König auf die Verfaſſung gethan hatte und den ſeine hohenzollernſche Rechtſchaffenheit heilig hielt! Im Auguſt 1849 trat Dr. Simſon in die zweite preußiſche Kammer und wurde Mitglied des Reviſionsausſchuſſes.

---

*) Siehe Bd. II., S. 34 d. Samml.

**) Unter Manteuffel, Bd. III., S. 263 u. 265.

Die deutſche Frage war 1850 in ein neues Stadium getreten. Bekanntlich hatte Friedrich Wilhelm IV. nach Ablehnung der Kaiſerwürde unter dem 15. Mai 1849 eine Proklamation gegenüber dem Frankfurter Parlamente erlaſſen, in welcher er „eine den Bedürfniſſen des deutſchen Volks rechnungtragende Regulirung der Bundesverfaſſung“ verheißen hatte. Um dem nachzukommen war nach Auflöſung des Frankfurter Reichstags eine provisoriſche Bundescommiſſion ernannt worden, in welcher preußiſcherſeits Herr von Radowitz deputirt war. Im März 1850 wurde alsdann der Reichstag in Erfurt eröffnet, welcher die neuen Einigungsverſuche zu prüfen hatte. Der „Unionsgedanke“ war's, zu deſſen Ritter ſich der geniale Radowitz gemacht hatte, und deſſen Feuereifer, Ueberzeugungstreue und rhetoriſches Talent die Zuhörer hinriß. „Preußen muß in Deutſchland aufgehen!“ war die Parole und dieſelbe, als Kern des Unionsgedankens erfaßt, beweist ſchon hinlänglich, daß derſelbe eine romantiſche Utopie ohne jegliche Spur geſunder Realität und auf ſtaatsmänniſchem Wege durchaus unausführbar war. Wer damals wußte, daß in Oeſterreich die Schwarzenbergiſche Politik regierte, Habsburg nicht einmal den Hohenzollern den Wechſel im Vorſitz am Bundestage zugeſtand, ja beide große Nebenbuhler ſchon Hand am Schwerte einander gegenüberſtanden, dem mußte jedes Unionsbeſtreben in Deutſchland zu damaliger Zeit unmöglich erſcheinen! Radowitz' Plan ſcheiterte wie die ganze Erfurter Aſſemblée. Dr. Simſon, den das Volkshaus zu ſeinem Präſidenten gewählt hatte, trat nach dem Scheitern der Union in die zweite preußiſche Kammer und wurde Führer der Oppoſition gegen das Miniſterium. — Der Schluß des Jahres brachte die Demüthigung von Olmütz, der Mai 1851 aber brachte in den Dresdener Conferenzen Preußen ſowohl in Deutſchland, wie vor dem Auslande und bei dem eigenen Volke um allen politiſchen Credit. Wie dies möglich geworden war und was hierbei hinter der Scene ſpielte, das erſuchen wir den Leſer ſich aus den früheren Biographien*) ins Gedächtniß zu rufen. — — —

Die parlamentariſche Bewegung hat ſeit 1849 bis heute in ihrer Entwickelung vier deutliche Phaſen durchlaufen und wenn innerhalb derſelben auch das Tempo der Leidenſchaft und des Kampfes ein ſehr ungleiches war, die Zuſtände ſcheinbar aus dem Beſſeren ins Schlechtere überzugehen ſchienen, ſo ſind an dieſen verſchiedenen Stadien doch zwei Hauptbewegungen deutlich erkennbar, welche in ſtetigem Zunehmen, in immer rapiderem Laufe begriffen geweſen ſind, bis ſie ſich in einem Punkte trafen, um ſich durch dieſen zu verändern. Dieſen Treffpunkt beider Bewegungen bildet unzweifelhaft das Erſcheinen des Miniſteriums Bismarck! — Die erſte Hauptbewegung, vom Jahre 1849 anhebend und bis September 1862 reichend, iſt — eine abſteigende, eine deſtruktive! Sie beginnt allmälig mit dem Bewußtſein der liberalen Majorität aller Schattirungen: daß ſie nicht ferner den Staat ihren reaktionairen Gegnern überlaſſen dürfe. Von leidender Ohnmacht ging ſie zum Angriffe über, der zwar nunmehr auf dem Boden der Verfaſſung und mit parlamentariſchen Mitteln erfolgte, aber ſich bis zu ſolcher Bitterkeit zuſpitzte, daß nur noch der Aufſtand, alſo wieder die materielle Gewalt gegen die Regierung übrig zu bleiben ſchien und ſich ähnliche Symptome wie 1848 zu zeigen begannen. Wir haben dieſe Bewegung deshalb eine abſteigende genannt, weil ſie ſich in dem Maaße von der Erreichung ordnungsmäßiger Freiheit, Eintracht und Einheit entfernte, als ſie oppoſitionell und deſtruirend vorſchritt. Die zweite Hauptbewegung war aufwärtsſteigend und conſtruirend. Sie begann mit der Höhe des Reorganiſations-Conflicts und übertrieb denſelben, bis ſie an ſich ſelber erlahmte. Der Rückſchlag, welcher 1866 erfolgte, gab ihr mit einem Male aber den Anſtoß, in die Bahnen zu lenken, wo die Freiheit in der Einigung, die Einheit in der Freiheit gefunden wurde und zwar auf dem Wege des Compromiſſes und gemeinſamen Aufbauens. Man wird vielleicht einwenden, daß mit viel beſſerem Rechte das Jahr 1866 ſelbſt als der Wendepunkt anzuſehen ſei, wo eine Hauptſtrömung in die andere überging. Man wird ſich auch wundern, daß wir die zweite Bewegung von 1862 datiren und ſie ſchon aufwärtsſteigend und conſtructiv nennen, obwohl ſie allen äußeren, höchſt ſchroffen Merkmalen nach das Gegentheil geweſen zu ſein ſcheint. Nur ſcheint, denken wir! Ebenſo gut, wie das Jahr 1866, könnten wir — ja müßten es im deutſchen Sinne ſicherlich — das Jahr 1870 als Umſchwungs- oder Wandlungsmoment annehmen. Dieſer Umſchwung iſt indeß weit früher und vom Jahre 1862 her zu datiren, weil derſelbe ſich pſychologiſch bereits innerhalb der Parteien vollzog, ob es auch nicht ſo augenfällig war. Wir werden dies an Ort und Stelle zu motiviren ſuchen.

---

*) Siehe Kaiſer Wilhelm, Bd. I., S. 21 u. 22; Graf von Roon, Bd. I., S. 363 u. 364; Fürſt Bismarck, Bd. II., S. 41 bis 44; General von Manteuffel, Bd. III., S. 266 bis 268.

Innerhalb dieſer beiden Hauptſtrömungen, — wenn wir unſer geſammtes parlamentariſches Leben in Deutſchland im Allgemeinen wie in Preußen ins Beſondere als ein großes Volksdrama auffaſſen, — können uns vier Epochen unmöglich entgehen, welche, vier Akten gleich, die Handlung in ſich begreifen, von der das Jahr 1848 nur das phantaſtiſch-tumultuöſe Vorſpiel geweſen war. Die Grenzen dieſer vier Epochen werden durch die Jahre 1858, 1862, 1866 und 1870 bezeichnet. — Nachdem ſämmtliche Cabinette wie Parteien in Deutſchland anno 1848 nämlich zu ihrem Schaden erfahren hatten, daß die geſetzloſe und materielle Gewalt nicht zum Frieden und zur Beruhigung der Gemüther führte, wählten ſie den geſetzlichen, den parlamentariſchen, verfaſſungsmäßigen Kampf, welchem ſie beiderſeits nun auch treu blieben, obſchon inzwiſchen fünfmal in Europa das blanke Schwert den Ausſchlag auf der Waage der Völkergeſchicke gab. — Die erſte parlamentariſche Epoche reichte von der Wahlenthaltung der Volkspartei an bis zum Falle des Miniſteriums Manteuffel-Weſtphalen und dem Anbruche der neuen Aera; man könnte ſie die Epoche der Anwendung der verfaſſungsmäßigen Gewalt der **Regierung gegen** das Volk und deſſen Vertreter nennen. Die folgende Epoche begreift den Heeresreorganiſations- und Verfaſſungs-Conflict bis zum Falle des Miniſteriums Auerswald-Schwerin und Bismarck's Eintritt; man wird ſie das Stadium der fruchtloſen Verſöhnungsverſuche nennen müſſen. — Die dritte Phaſe von 1862—66 iſt die der Ausübung der verfaſſungsmäßigen Gewalt **des Volks** und ſeiner Vertreter **gegen die Regierung**, welche mit der Indemnitätsbitte der letzteren nach dem Siege ſchloß. Der letzte, bis in unſere Tage reichende Akt des parlamentariſchen Dramas endlich iſt die vollgültige Anbahnung und geſteigerte Befeſtigung der gegenſeitigen, verfaſſungsmäßigen Intereſſen **der Regierung wie des Volks**, durch deren vereinte Kraft nicht nur Preußens innerer Friede und ſeine Wiedergeburt, ſondern auch die Einheit Deutſchlands unter Preußens Führung bewirkt wurde. Dieſe Kraft geeinter deutſcher Intereſſen beweist ſich heute in dem letzten großen Entſcheidungskampfe deutſchen Rechts und deutſchen Lichts gegen römiſche Willkür und Verfinſterung! —

Unſer Bild des Parlamentarismus würde indeß in der Luft ſtehen und jeglicher Plaſtik entbehren, gelänge es uns nicht, dem Leſer eine überſichtliche und feſte Anſchauung aller Parteien und zwar ſowohl derjenigen zu geben, welche ſeit 1848 ohngefähr im übrigen Deutſchland, wie derjenigen, welche in Preußen bis zu dieſer Stunde in Aktion geweſen ſind und ſich in ihren verſchiedenen Trägern manifeſtirt haben. Dies zu unternehmen iſt ſchwieriger faſt, als den Pfaden eines Staatsmannes nachzuſpüren und ſeine Handlungen in pſychologiſche Uebereinſtimmung zu bringen. „Viel Köpfe viel Sinn“ iſt ein altes Sprichwort, und bei keinem Volke findet es mehr Anwendung, als bei dem ſpeculirenden Deutſchen, deſſen Denkthätigkeit raſtlos, deſſen Entwickelungsbegierde nie völlig zu befriedigen iſt. Im politiſchen Sinne ſind wir Deutſche ein noch ſehr junges Volk (Rußland etwa abgerechnet), und unſer ganzer Lebensgang hat, den Anglo- wie Franko-Doctrinairen unter uns zum Trotze — dargethan, daß er mit dem eines anderen Volkes Nichts gemein hat — ſondern daß wir ſtarrköpfig deutſch unſern eigenſten deutſchen Weg gehen. Wir haben vielerlei recht hausbackene Gewohnheiten, aber ſicher nicht die verſchiedener anderer Völker: unſere Vergangenheit entweder zu vergeſſen, oder à condition unſerer Vergangenheit zu ſündigen, oder denkfaul zu werden. Daß dem ſo iſt, beweist, daß ſich keine Partei und kein Programm bei uns viel länger als etwa ein Decennium zu halten vermag. — In England dagegen ſind die Whigs und Tories ewig nichts Anderes, als was ſie immer geweſen ſind; — die Belgier kennen nie ein anderes Programm, als das der Römlinge und des politiſchen Freimaurerthums; — ſo lange es aber ein politiſirendes Frankreich geben wird, dürfte das

Republikanerthum des Jahres 1789 mit den alten bourboniſchen Parteien und dem Napoleonismus abwechſelnd herrſchen. So iſt es auch in Spanien. — In dieſen Ländern mag die eine Partei die andere zeitweiſe beſiegen, eine neue Gruppirung von politiſchen Gedanken und Gefühlen, demgemäß aber eine neue von den früheren weſentlich verſchiedene Parteibildung iſt ihnen eben ſo ſchwer möglich, wie daß alle Chineſen je zur völligen Kenntniß ihrer Sprache und damit zum Vorrechte des Mandarinenthums gelangen. Iſt unſere politiſche Gedankenwelt mithin größer, unſer politiſcher Geiſt beweglicher und kosmiſcher, ſo erklärt ſich auch hinlänglich, daß unſere Parteien und deren Programme ein viel veränderlicheres Farbenſpiel bieten müſſen. In der That ſind ſie, ohne je ihre **innere** ſittliche und intellectuelle Baſis zu verlieren, vom Jahre 1848 bis heute doch ſo weſentlich andere geworden, daß man verſucht ſein würde, zu glauben, ſie wären ſich ſelbſt untreu geworden, wenn man nicht deutlich genug ſehen würde, daß alle dieſe Parteien zur Zeit ihres Urſprunges bereits ziemlich denſelben Ueberzeugungen huldigten, die ſie heute unter weſentlich veränderten Zuſtänden und Formen noch immer vertreten. Die Form ihres politiſchen Dogmas, ihre — **Partei-Uniform**, haben ſie vielfältig verändert, den geiſtigen Inhalt ihres Strebens niemals, und gerade Das macht einen ſo weſentlichen Unterſchied des deutſchen Parteilebens von dem aller anderen Länder aus, in denen ſowohl bei den Parteien Dogma, Geſinnungsform wie die Mittel, als Sieger oder Beſiegte zu operiren, ſtets dieſelben und traditionell ſehr ängſtlich feſtgehalten ſind. — Zu der Verſchiedenartigkeit unſerer Parteien und ihrer Programme in Deutſchland trug und trägt heute noch beſonders die Verſchiedenartigkeit und lange Abgeſchloſſenheit unſerer Stämme, die Lage wie Bodenbeſchaffenheit ihrer Länder, ihre partikulare Tradition, wie die Verſchiedenartigkeit ihrer natürlichen Bedürfniſſe wie Neigungen bei, von denen der Ausländer Nichts weiß. Wie anders dieſe ſein müſſen, zeigt ein Hinblick auf die deutſche Karte. England iſt eine Inſel, Niederlande, Frankreich, Nordamerika, Italien wie Spanien ſind von zwei oder drei Seiten meerumfloſſen und bilden höchſtens in einer oder zwei Richtungen der Windroſe mit dem Continent eine homogene Maſſe. Deutſchland iſt das einzige Binnenland Europas, welches nur eine Seite der See im Norden zukehrt, dagegen die Alpen im Süden hat. Politiſche Meinungen und nationale Gefühle aber, welche die Individuen dahin bringen, zu einer Sache Stellung für oder wider zu nehmen, alſo eine politiſche Partei zu bilden, ſind durch die tauſendfachen Lebensbedingungen, Traditionen und Raceneigenſchaften ſo weſentlich von einander verſchieden, daß wir ſämmtliche Parteibildungen, welche im Laufe der Zeit unter uns entſtanden und wieder vergangen ſind, dem Leſer unmöglich wiedergeben können. Damit ein Zurechtfinden demſelben indeß doch möglich wird, wollen wir uns mit den großen, ausſchlaggebenden Parteien allein beſchäftigen, die en ligne neben oder gegen einander marſchirten, alle Miſchgattungen und Uebergänge aber auf das Thunlichſte beſchränken. Eine Ueberſicht unſerer großen Parteien wird aber nur mittels eines chronologiſchen Schemas (ſiehe nebenſtehend) möglich, das bei der folgenden Schilderung des deutſchen Parteilebens und Ringens und der Stellung ihrer Koryphäen in ihm, dem Leſer den Ueberblick erleichtern ſoll. Wir erlauben uns bei ihm zu bemerken, daß nur diejenigen Parteien im Drucke ſchärfer markirt wurden, welche, obwohl in Deutſchland lebend und in ſeine Intereſſen eifrigſt mitredend, ihrem innerſten Weſen wie ihren Zwecken nach völlig undeutſch, alſo eine **kranke** Seite unſers Volkslebens darſtellen.

Das nebenſtehende kleine Bild dürfte recht lehrreiche Schlußfolgerungen erlauben. Wir unterlaſſen ſie jedoch hier, weil wir dem Leſer nicht vorzugreifen wünſchen. Falls die folgende Schilderung nicht mißlingt, dürften ſich die Reſultate nebenſtehender Ueberſicht von ſelbſt herausarbeiten. —

Unſerer Auffaſſung gemäß haben wir uns die allgemeine politiſche Strömung bis 1862 alſo abſteigend, deſtruirend, und in der erſten Epoche des Kampfes, welcher mit dem Jahre 1849 begann, bis 1858 einen Zuſtand zu denken, in welchem die verfaſſungsmäßige Gewalt der Regierungen über den Volkswillen und deſſen Vertreter triumphirt hat. Es war die Zeit der mehr oder

Bildung der politiſchen Parteien Deutſchlands

				außerhalb			und innerhalb Preußens.		
				Links	Centrum	Rechts	Links	Centrum	Rechts
Deutſche Revolution			1848	Rothe Demok.	Conſtitutionelle	Reactionaire	Rothe Demok.	Conſtitutionelle	Reactionaire
Abſteigende oder deſtruirende Bewegung	Anwendung der verfaſſungsmäßigen Gewalt der Regierung gegen das Volk und ſeine Vertreter		1849	dito	dito	dito	Demokr.-Conſtitutionelle		dito
		Olmütz	1850	Dem. Volkspartei	Gothaer	dito	Demokraten	Gothaer	Conſervative
			1851	dito	dito	—	Liber. Volkspartei	Altliberale	dito
		Napoleon III.	1852	—	—	—	dito	dito	Kathol. Fraction u. Polen
			1853	—	—	—	—	—	dito
		Krim-Krieg	1854	—	—	—	—	—	—
		Prinz Regent Wilhelm.	1857	—	—	—	—	—	—
		Neue Aera!	1858	Deutſcher National Verein	dito	dito	Fortſchrittspartei	Altliberale	Conſervative
	Fruchtloſe Verſöhnungs-Verſuche	Italien. Krieg	1859	Süddeutſche Fortſchrittspartei	dito	dito	dito u. Social-Demokraten	dito	dito
		Biſmarck	1862	dito	—	—	dito	Centrum mit den Reſten der kath. Fraction	—
Aufſteigende oder conſtruirende Bewegung.	Anwendung der verfaſſungsmäßigen Gewalt des Volks und ſeiner Vertreter gegen die Regierung.	Fürſtentag	1863	—	—	-	—	dito	und Polen
		Däniſch-Preuß. Krieg	1864	—	—		—	—	dito
		Die Convention u. Gaſtein	1865	—	—	—	—	—	—
		Deutſcher Bruderkrieg	1866	—	—	—	Fortſchrittspartei Social-Demokraten	National Liberale Altliberale	Freiconſervative und Conſervative
	Anbahnung und Befeſtigung der verfaſſungsmäßigen Intereſſen von Fürſt und Volk durch Compromiß		1867	Süddeutſche Volkspartei	Großdeutſch anti klerikale Partei	Klerikale und Particulariſten	dito	dito	dito
			1868	Großdeutſch Klerikale		Bundesſtaatlich-Conſtitut. Reichseinheitliche Partei u.	—	—	—
		Franzöſiſch-Deutſcher Krieg	1870	Großdeutſche antiklerikale Partei	—		Fortſchritt und Social-Demokraten	National-Liberale	Deutſche Reichspartei und Conſervative
			1871		Klerikales Centrum			—	—
		Deutſche Reichseinheit!	1872	dito	dito	dito	dito	Klerik. Centrum	dito
			1873	dito	dito	dito	dito	dito	dito

weniger kraſſen oder gemäßigten Reaktion in Deutſchland, und der Leſer wird dies in Mittel- wie Süddeutſchland beſtätigt finden, ſobald er jenen Zeitabſchnitt in unſeren betreffenden Biographien der Fürſten nachſchlägt.*) Die Epoche Beuſt-Abel-v. d. Pfordten-Schrenk u. ſ. w. war ſicher nicht erhebender, als das Miniſterium Manteuffel-Weſtphalen. Sehen wir uns die Parteibildung des Jahres 1848 ſelbſt an, wie ſie ſich in der Bewegung gemacht hatte, ſo war dieſelbe zwar noch roh, dafür aber klar und entſchieden. Es gab in- wie außerhalb Preußens anfänglich als Linke nur die rothe Demokratie, oder den ſeit 1845 entſtandenen Radikalismus, die Conſtitutionellen als Mittelpartei und die unbedingten Anhänger der Reaktion. Unter der rothen Demokratie hat man alle diejenigen Parteien zu verſtehen, welche wir heute unter Republikanern, Social-Demokraten, alſo Gegnern der Monarchie unter jeglicher Form verſtehen würden. Ihre Führer gehörten ſelten den höheren Ständen und Bildungsſphären an, die Wenigen aber, welche ſich als gebildete politiſche Charaktere, wie Hecker, Struve, Brentano, d'Eſther, Temme, Jacobi bemerklich machten, haben ſich entweder in dieſer Bewegung von 1848 oder in Folge derſelben abgebraucht. — Der edlere Theil dieſer Demokratie machte ſich deshalb ſchon in der zweiten Hälfte der Revolutionszeit, namentlich im Jahre 1849, von den Exaltados los. Die Conſtitutionellen oder das Centrum bildeten Diejenigen, welche das Königthum unter verfaſſungsmäßiger Garantie der Volksrechte, ein einig Deutſchland unter einer Reichsverfaſſung mit deutſchem Parlamente, eine kaiſerliche Oberhoheit unter Preußen wollten. Ihr gehörten die meiſten wirklichen Capacitäten an, wie Forckenbeck, Lette, Schwerin, Simſon, beide Gagern, Radowitz, Stavenhagen. Sie war, wenn jeder Gebildete im Lande freimüthig ſein Votum gab, die größte aller Parteien, ihr mußte dann die parlamentariſche Gewalt nothwendig alſo zufallen. Wie im Laufe der Zeit von links und rechts die gereifteren Elemente ſich mit ihr liirten, ſo ſchieden ſich aus ihr auch je nach der Entwickelung der Dinge nach links und rechts wieder neue Parteibildungen aus, ſo daß die konſtitutionelle, obwohl die compacteſte Mehrheit bildend, dennoch die flüſſigſte, in einer fortwährenden Bewegung begriffene Partei genannt werden muß, während die Ultras rechts wie links ſteif auf ihrem „Schein" beharrten. Die Rechte bildeten überall die „Reaktionaire". Ohne hier tendenziös ſprechen zu wollen, konnte man damals billig dieſe Partei ſo nennen. Sie war in Preußen die Phalanx des Miniſteriums Manteuffel-Weſtphalen, welchem wir die octroyirte Verfaſſung verdankten, in ihr war das Conſortium des kirchlich-feudalen Adels vertreten, das, trotz des Königs Schwur, ſelbſt dieſe Verfaſſung ohne Weiteres über Bord geworfen und das abſolute Regiment gern eingeführt hätte. Dieſe Reaktion umfaßte im übrigen Deutſchland den reichsunmittelbaren oder ehemals ſouverain geweſenen Adel, die großen und kleinen Mediatiſirten mit ihrem Anhang, ferner die Verwaltungsbeamten, welche vordem die Mitregenten ihrer Dynaſten geſpielt und die übrigen Landeskinder mit Polizeiaugen überwacht hatten. Eigentlicher Kern dieſer Reaktion im übrigen Deutſchland aber war die wohlgeſchulte, enggeſchloſſene, mehr als je hoffnungsreiche römiſch-klerikale Partei, welche die ſchwankende Regierung ſtützte, weil dieſelbe ihr Conceſſionen zu machen gezwungen war und keine Zeit ſich günſtiger anließ, ihre Macht in Deutſchland zu befeſtigen, wie damals. Auch in der zweiten preußiſchen Kammer etablirte ſich von ihr allmälig ein Fähnlein unter dem Namen der katholiſchen Fraktion und war eng liirt mit allen den proteſtantiſchen Elementen, die monarchiſcher ſein wollten, wie der König ſelbſt. Zu den Wortführern dieſer Doppel-Richtung ſind Peter Reichenſperger und Vincke-Olbendorf von der erſteren, Gerlach, Stahl und Wagener von der zweiten Richtung zu rechnen. Als die liberale Mehrheit —, um unter ihr die Summe aller zu einer neuen beſſeren Entwickelung der Dinge ſtehenden Partei zu bezeichnen, — die Verkehrtheit ihrer bisherigen Taktik eingeſehen hatte und wieder auf dem Kampfplatz erſchien, hatte ſie ſich bereits weſentlich verändert. Die ſogenannte

---

*) Siehe König Johann, König Ludwig, König Carl von Würtemberg und Großherzog Friedrich von Baden.

rothe Demokratie, die deutſchen Republikaner und Socialiſten
nämlich waren abſorbirt worden. Ein ruhigerer, ſoliderer Theil
dieſer äußerſten Linken war zwar auf dem Plan geblieben, er
nannte ſich aber ſchlechtweg „demokratiſche Partei“. Waldeck,
Franz Duncker, Harkort, Dr. Loewe-Kalbe, Unruh u. ſ. w. waren
ihre hervorragenden Führer. An dieſe Partei lehnten ſich die De-
mokratiſch-Conſtitutionellen in Preußen an und es iſt ſehr möglich,
daß mehrere der Vorgenannten zu dieſer Fraktion mit noch beſſerem
Fug zu rechnen ſind, als zu der reinen Demokratie. Zu dieſer
demokratiſch-conſtitutionellen Fraktion war damals auch von Forcken-
beck zu zählen. — Das Centrum bildeten jetzt die Gothaer, die
erbkaiſerliche Reichs- und preußiſche Verfaſſungs-Partei, welche mit
zäher Ausdauer auf die hohenzollernſche Initiative in der deutſchen
Sache rechnete und ſich mit der preußiſchen Verfaſſung, wie ſie
eben war, in der Abſicht abfand, ſie conſtitutionell-monarchiſch
auszubauen. Dieſe Partei zeigte ſich von keinen franzöſiſchen
Doktrinen wie die rothe Partei angekränkelt, deſto mehr aber gab
es in ihr Anglomannen. Dieſe Partei breitete ſich innerhalb
Preußens wie Deutſchlands nachmals bedeutend aus und je mehr
Umwandlungen gerade ſie erlitt, hatte ſie doch, wie ſich zeigen
wird, den Ruhm des größten politiſchen wie ſtaatsmänniſchen
Inſtinkts. Sie am wenigſten gerade wurde von den kommenden
Ereigniſſen enttäuſcht, ihr Programm iſt es zumeiſt denn auch,
was am vollgültigſten im deutſchen wie ſpeciell preußiſchen
Verfaſſungsleben **praktiſch** ins Leben gerufen worden iſt.
Die Rechte oder die Reaktion, ſiegesſatt und durch den Sieg etwas
kühler geworden, fand nicht mehr ihren Stolz darin, „reaktionair“
genannt zu werden, da ſie ja nun in die Aktion getreten war
und die Verfaſſung anerkannt hatte. Erhaltung und Schutz der
königlichen Prärogative war in erſter Linie ihre Arbeit geweſen
und an ihr hatte ſich von Bismarck-Schönhauſen als conſervativer
Volksvertreter, wie Edwin von Manteuffel in des Königs Um-
gebung eben ſo lebhaft als ſelbſtſuchtslos betheiligt, während eine
nicht geringe Schaar der Rechten beſonders jetzt den Tenor auf
„Bewahrung der conſervativen Intereſſen“ legte und

unter einem ſtarken Königsthume zugleich ihre parlamentariſche Herrſchaft verſtanden. — Wir wollen hier nicht auf den Gang der Begebenheiten, wie er bis 1858 ſtatt hatte, zurückkommen. Die damalige Corruption lieferte nur den Beweis, daß überall die Regierungen ihre Gewalt gegen das Volk unter der Aegide der Verfaſſungen benutzten und dieſe Epoche bis 1862 hin mit Fug und Recht eine abſteigende, deſtruirende genannt zu werden verdient. Einer Einſicht verſchloß ſich die Volkspartei ſehr bald nicht, nämlich daß der zweiten preußiſchen Kammer im Budgetrecht eine parlamentariſche Controle des Staats und eine Handhabe gegen alle abſolutiſtiſchen Gelüſte gegeben worden ſei und die Frage über die Competenz der drei Staatsgewalten: Krone, Herrenhaus und Zweite Kammer, bei Feſtſtellung des Budgets innerhalb der Verfaſſung noch gar nicht ausgetragen ſei, alſo dieſe Competenz ſich auf parlamentariſchem Wege in liberalem Sinne **erweitern** laſſe! Naturgemäß wurde das Budgetrecht ſomit der Angelpunkt des Kampfes der Zweiten preußiſchen Kammer gegen die beiden anderen Gewalten, von welchem aus der Liberalismus an alle beliebigen anderen Verhältniſſe des Staats Sonde wie Hebel anſetzen konnte. — Dies Budgetrecht der Zweiten Kammer war auch fortan die ſtehende Sorge der Regierung! Weil ſie den guten Willen der Vertretung vermöge deſſelben ſtets bedurfte, ſo bedurfte ſie auch einer Majorität! Weil aber die Volkspartei dieſen guten Willen nicht hatte, war dieſelbe ſtets in der Lage, ſobald ſie in der Zweiten Kammer die Stimmenmehrheit beſaß, das Budget immer bis zu dem Minimum zu beſchneiden, welches ſie dem Staate verfaſſungsmäßig belaſſen mußte, nämlich die Summe des einmal feſtgeſtellten und bewilligten Etats. Das war herzlich wenig, denn wie ſich die Einnahmen und Ausgaben des einzelnen Staatsbürgers im Laufe der Zeit unverhältnißmäßig erhöht hatten, alſo auch die des Staats. In der Lage, ſtets Mehrbewilligungen zu beanſpruchen, mußte der Regierung an einer Majorität, die ihren Wünſchen geneigt war, alſo ſtets gelegen ſein. — Auf dieſem Boden bewegte ſich der Kampf! Die Sicherung der Majorität für die Regierung bedeutete die größere Gewalt über das Volk, die Sicherung der Majorität für die Volkspartei bedeutete die Gewalt des Liberalismus über die Regierung. So wurden denn beide Richtungen mit ihren Anhängern vor Allem auf Erzielung von Wahlen in ihrem Sinne hingedrängt, und ſie bedienten ſich als Mittel hierzu der Wahlagitationen. Dieſelben beruhen leider immer aber auf einer Art moraliſchen Zwanges, welchen ſich nur der ganz unabhängige Mann entziehen kann, alſo ein ſehr geringer Bruchtheil der Bevölkerung. Die Art einer ſolchen Agitation iſt — die Ueberredung, kurz die Kunſt, Jemanden zu einer beſtimmten Meinung zu bringen, der vorher gar keine oder eine andere beſaß!

Das iſt ein ſehr heikles Gebiet, auf welchem Immoralität, Pflichtwidrigkeit und Brutalität auf beiden Seiten, links wie rechts, genau ſo viel — zu Zeiten auch mehr Raum hat, als Moral, Gewiſſen und humane Billigkeit. Die Zahl wirklich gereifter und ehrlicher Charaktere, denen des Vaterlandes Wohl ihrem Parteiintereſſe ſtets voranging, war in denjenigen beiden Epochen, wo einerſeits die Regierung, andererſeits die Volkspartei eine verfaſſungsmäßige Gewalt übte, nicht ſehr groß und jede Wahl von 1849—66, von welcher Partei auch immer vorgenommen, erinnerte lebhaft an die komiſche Fabel „der Hammel des Panurgus“. Wie in ihr, ſo ſah man auch bei uns die Schafe ſich alsbald fanatiſch in den Abſtimmungs-Abgrund ſtürzen, ſobald der allgeliebte Bock voraufſprang! Von eigentlicher politiſcher Freiheit war dabei nicht viel zu ſpüren. — Zweifellos waren die Regierung und deren Behörden durch ihre Organe mit viel wirkſameren Mitteln ausgerüſtet, als die Volkspartei, welcher weſentlich nur der Weg der Ueberredung durch die Preſſe, durch die politiſchen Verſammlungen und den gegenſeitigen Umgang der Parteimitglieder im bürgerlichen Leben zu Gebote ſtand. Keine Partei eines Staates hat daher das Recht, einer andern es zum Vorwurfe zu machen, wenn ſie ihre Zahl durch die Kunſt der Ueberredung verſtärkt. Dies Mittel hat überhaupt da nur ſeine ſcharfe, durch das Geſetz nicht genug zu ahnende Grenze, wenn die Ueberredung zur Beſtechung, zu Drohung und Lüge greift!

Verirrt ſich eine Partei ſo weit erſt, dann iſt ſie nicht blos politiſch, ſondern auch moraliſch bankerott; ſolcher Parteien hat es aber gegeben und giebt es noch im deutſchen Vaterlande! Bis Ende 1857 blieb die Parteibildung weſentlich dieſelbe. Die preußiſche Regierung war in Deutſchland wie Preußen discreditirt und alle Manipulationen des Cabinets Manteuffel-Weſtphalen ſtärkten den Liberalismus nur im Kampfe gegen die Regierungsgewalt und machten langſam, aber deſto ſicherer ſein Uebergewicht gewiß. Der Herbſt 1858 machte dieſem Cabinet glücklicherweiſe ein Ende. Mit der Creirung der neuen Aera war dem preußiſchen wie deutſchen Volke deutlich genug von Oben geſagt worden, daß ein Weg der Verſöhnung gewählt werden ſolle, um innerhalb wie außerhalb Preußens geſunde Zuſtände zu erlangen und zu einer Einigung zu kommen, welche das Volksglück allein ſichere!

Dieſe zweite Epoche der verſöhnlichen Verſuche dauerte bis 1862. Sie ward von allen Stammesgenoſſen gleich fröhlich begrüßt und der deutſche Nationalverein hatte ſich gebildet, welcher die deutſche Sache im Sinne Gagern's und der alten gothaiſchen Partei auf ſeinen Schild erhoben hatte. In Preußen hingegen bildete ſich aus der liberalen Volkspartei die Fortſchrittspartei. — Von dem Standpunkte aus, daß einer Reaktion conſequent eine Aktion zu folgen pflege, eine Offenſive, kurz der Drang, das politiſche Terrain des Gegners zu gewinnen, kann es derjenigen Partei, welche bisher den Regierungsdruck gefühlt hatte, nicht verdacht werden, wenn ſie glaubte, ihre Zeit ſei nunmehr gekommen und wenn ſie das Miniſterium Auerswald-Schwerin ſo gut für ein Miniſterium ihrer Partei erachtete, als die Conſervativen die geſtürzten Miniſter als Leute ihrer Herzensmeinung angeſehen hatten. Aber die Volkspartei täuſchte ſich. — Wir wollen hier ununterſucht laſſen, ob bei letzterer nicht hieran die weit verbreitete „Anglomanie", kurz ein importirter Doktrinarismus Schuld geweſen, der es für ſelbſtverſtändlich hielt, daß, wenn die Tories abgetreten ſeien, die Whigs nunmehr mit vollen Trompeten ihr Programm durch das Majoritäts-Cabinet inthroniſirt ſehen müßten. Das war inſofern ein Irrthum, als in Preußen die Krone als der **dritte** Faktor der politiſchen Gewalt nicht etwa durch ein conſtitutionell-abgeſchwächtes Oberhaupt, ſondern durch einen lebendigen, mit ebenſo wie die zwei anderen Gewalten **abſolut freiem** Willen begabten König vertreten iſt, welcher herrſcht und nicht blos regiert, durch welchen die Geſetzgebung wie noch viele andere Dinge ſofort zum Stillſtand gebracht werden können, wenn er einmal nicht will, oder nicht ſo will, wie die beiden anderen Staatsgewalten es wünſchen. Die verfaſſungsmäßige Trinität im deutſchen Lande war ihrer Form nach allerdings engliſch genug, ihrem Weſen nach aber durchaus deutſch und bei uns gerade von ſehr **preußiſch**-königlicher Praxis. Daß dies die Volksvertretung nicht einſah, dieſem Verhältniſſe nicht vernünftige Rechnung trug, mag an eben beregten engliſchen Illuſionen und daran gelegen haben, daß unſere Parlamentarität ſich noch nicht zu demjenigen Prinzipe durchgekämpft hatte, das nunmehr Baſis unſerer Partei-Taktik in Deutſchland geworden iſt, nämlich dem des Compromiſſes. Andererſeits iſt bereits früher von uns angedeutet*) worden, daß die Hauptſchuld nicht an der zu großen Vertrauensſeligkeit des Volks und ſeiner Vertreter lag, ſondern daß das liberale Miniſterium ſelber Parlament wie Volk nach einer Richtung hin über ſich in Täuſchung erhielt, man ſich über den Willen des Prinz-Regenten unter uns unklare Illuſionen machte und wir politiſch-parteiiſch wohl, aber noch nicht ſtaatsmänniſch genug zu argumentiren wußten. Gegenſeitiges Mißverſtändniß machte, daß der beiderſeitige gute Wille, zur Verſöhnung zu kommen, das Gegentheil zur Folge hatte. Die Krone hatte eingeſehen, daß mit dem Manteuffel'ſchen Regime auf keinen grünen Zweig zu kommen ſei, daß es dem Volke ſeine verfaſſungsmäßigen Rechte verkürzt, das öffentliche Wohl geſchädigt habe. Dies ſollte gebeſſert, eine Befriedigung und Beruhigung des Landes ſollte erreicht, ganz beſonders aber die Armee ſo erneuert und vergrößert werden, damit nicht nur von einem Olmützer Fiasko keine Rede mehr ſein, ſondern auch Preußen mit Oeſterreich und dem Bunde ein dreiſtes Wort ſprechen könne! Mit ſeinem Cabinet nun ſo weit **freiwillig** links zu gehen, wie König Friedrich Wilhelm IV. mit Manteuffel-Weſtphalen **gezwungen** rechts gegangen war, fiel dem Prinz-Regenten aber gar nicht ein. Niemand war ſo ſehr wie er von der Ueberzeugung erfüllt, daß die Krone und ihr Miniſterium gänzlich frei von Parteinahme bleiben müſſe, Letzteres nur Organ des königlichen Willens ſein könne. Andererſeits war die Volkspartei wieder ganz im Rechte, anzunehmen: Wenn ein Cabinet gefallen ſei, was wie das von Manteuffel-Weſtphalen ſo offen der Reaktion gegen den Liberalismus gedient hatte, an ſeine Stelle aber ein Miniſterium getreten ſei, das aus entſchiedenen liberalen Elementen beſtand, die Krone dann auch mittelſt deſſelben nun Willens ſei, den Liberalismus im Staatsleben zu vollſter Anerkennung zu bringen! — Von oben wie unten ging man eben von einer falſchen Prämiſſe aus. Dieſelbe wurde ſowohl der Volksvertretung wie der Kammer gegenüber verſtärkt durch einen Mann, von dem es beiderſeitig wohl am wenigſten erwartet werden durfte, nämlich von General von Bonin, dem Kriegsminiſter. Das Wie*) iſt ſchon erörtert worden. — Das Miniſterium der neuen Aera erhielt durch ſein Verhalten eine ſcheinbar viel mehr nach links gerückte Stellung, als es nach dem Willen der Krone und ſeiner inneren Nothwendigkeit gemäß hätte haben dürfen. Wenn ſchon der einzige Miniſter, der aus dem Cabinet Manteuffel in das Miniſterium Schwerin herübergekommen war, wenn der Chef der Landesvertheidigung aus — individuellen Rückſichten ſchwach genug war, der Volksvertretung in dem Punkte der Heeresneubildung nachzugeben, an welchem die ganze Zukunft Preußens hing, ſo mußte doch die Volksvertretung mit Fug und Recht auch glauben, daß ihr in militäriſcher Beziehung wirklich zu viel zugemuthet werde! Hierzu kamen noch Begebenheiten der Zeit, welche von der Krone und der Volksvertretung eine ſehr entgegengeſetzte politiſche Auslegung erfahren haben. Aus der Olmützer Politik wollten Beide wohl heraus, aber das Volk und ſeine Vertreter wußten nicht, wie es mit dieſer Politik *beſchaffen* geweſen war und *Was* eigentlich in den Dresdener Conferenzen geſpielt*) hatte. Nach dem Krimkriege war die heilige Allianz aus, aber man wußte nicht, daß ſich dieſelbe gerade 1850 bis 1851 der preußiſchen Regierung *ſelbſt ſehr* **bitter** *fühlbar* gemacht hatte! Während dieſe ſich nach dem Krimkriege von einer Feſſel befreit ſah und ihre Rechte Oeſterreich gegenüber fortan wieder ernſter geltend machen konnte, hatte ſie auch um ſo *mehr* Anlaß, das Heer zu reorganiſiren, weil es das einzige und letzte Mittel war, die Demüthigung von 1850 und 1851 auszulöſchen. Die Volkspartei ſah in Nicolaus I. Fall *aber nur* die Befreiung vor der eigenen Ruſſenfurcht, das Verlorengehen einer mächtigen *Stütze* der preußiſchen Regierung durch die heilige Allianz, und man ſchien jetzt den Argwohn zu hegen, dieſe *Stütze*, welche die Krone in Petersburg gegen den Liberalismus verloren hatten, wünſche ſie nun *mittelſt des Liberalismus* durch Schöpfung einer *unerhörten* **eigenen** *Kriegsmacht* zu ſchaffen, welche die heilige Allianz unentbehrlich mache! Der italieniſche Krieg, welcher Oeſterreich verkleinerte und ſchwächte, war der Krone ein noch erhöhteres Motiv zur Heeresreorganiſation. Abgeſehen, daß Habsburg zürnte, weil ihm in Berlin Hülfe gegen Napoleon verweigert worden war, jedem preußiſchen Staatsmanne war klar, daß Oeſterreich jetzt um ſo begieriger nach der *Hegemonie in Deutſchland* ſtreben, mit Preußens Intereſſen *collidiren müſſe*, deshalb alſo eine erhöhtere Kriegstüchtigkeit nothwendig werde. Der Kampf um die Heeresreorganiſation war bereits im vollen Toſen, die Organiſation ſelbſt aber in beſchleunigter Ausführung, als Napoleon ſchon Rheingelüſte empfand und die Rede des Prinz-Regenten bei Eröffnung der Rhein-Nahe-Bahn, ferner ſeine Anſprache an die verſammelten deutſchen Fürſten zu Baden-Baden über die ſcharfe Stellung Licht genug verbreiteten, welche Frankreich und Deutſchland bereits zu einander einnahmen. Die Leidenſchaft der Debatte, das Mißtrauen und die Animoſität gegen die Militär-Partei, unter welcher man Roon und Edwin von Manteuffel verſtand, hatte die Volksvertretung des nöthigen ſtaatsmänniſchen Inſtinkts beraubt, mittelſt deſſen ſie die Bedrohlichkeit von Preußens auswärtiger Lage erkennen, nach ihr die Nothwendigkeit der Heeresreform hätte bemeſſen können. Irrthum und Verkennung wirkten alſo gegenſeitig, um ſtatt ernſtlicher Verſöhnung deſto größere Enttäuſchung und Bitterkeit Platz greifen zu laſſen. — Worin lag denn der Wille einer ernſtlichen Verſöhnung zwiſchen Krone und Volk anno 1858? Seitens der Krone, daß eben der Epoche Manteuffel-Weſtphalen ein energiſches Ende gemacht wurde, der Prinz-Regent überall die beſſernde Hand anlegen wollte. Der Wille zu der Verſöhnung bei der Volkspartei lag in dem offenen Zujauchzen aber, mit welchem die neueingeſchlagene Politik begrüßt wurde. Wäre es überhaupt möglich geweſen, die damals der Regierung durchaus zugeneigte Vertretung in das Geheimniß des Grundes einzuweihen, weshalb das Heer ſo umfänglich und total regenerirt werde — der Reorganiſationsplan wäre mittelſt weniger Sitzungen in Pauſch und Bogen bewilligt worden! Der Streitfall ſank ſchließlich zur reinen Perſonal-Rancune herab, zu welcher in erſter Linie General von Bonin den Anſtoß gegeben hatte. Durch das Duell Manteuffel-Tweſten documentirte und verſtärkte ſich dieſelbe, durch die Art der Angriffe, welchen ſich General von Roon ausgeſetzt ſah, endlich in der Weiſe wie man das Miniſterium der neuen Aera im Parlamente mittelſt einer taktloſen Manier fallen ſah, wurde jede Brücke der Verſtändigung abgebrochen. Dieſe Art von Fiasko wäre in dem ſtets als parlamentariſches Vorbild erachteten England einem liberalen Miniſterium durch eine liberale Mehrheit niemals zugefügt worden!! Wir waren deshalb alſo wohl berechtigt, auch dieſe Epoche der neuen Aera zu der abſteigenden und deſtruirenden Bewegung des Parlamentarismus zu rechnen. — Dieſer Bewegung war man im übrigen Deutſchland treulichſt gefolgt. Wie man auf Preußen 1848 und 1849 noch in der deutſchen Sache gebaut hatte, eben ſo bildeten Olmütz (1850), der italieniſche Krieg (1859) und der anhebende innere preußiſche Conflict die Etappen der Verachtung und Antipathie, mit welchen man dem Gange der Angelegenheiten in Preußen folgte. Es gab für Letzteres nur einen Ausweg, nämlich wenn die Regierung und zugleich die Volksvertretung Preußens ſich änderte. Die Regierung änderte ſich, die Volksvertretung wohl auch, aber auf etwas außergewöhnlichem Wege! — Die aufſteigende Bewegung, die conſtruirende begann! —

---

*) Kaiſer Wilhelm Bd. I., S. 29 bis 35. — Graf Roon Bd. I., S. 369 bis 375. - Fürſt Bismarck Bd. II., S. 79 bis 81.

---

*) Unter Graf von Roon, Bd. I., S. 359 bis 366.

---

*) Unter General Edwin von Manteuffel, S. 266 bis 268.

Dieſe nun entgegengeſetzte Strömung fand die Parteien in einer neuen Situation, jedoch weit geklärter, ſelbſtbewußter, ſtreitbarer. Das Agitationsweſen, die Taktik, welche der conſtitutionelle Parteigängerkrieg in einem Lande und Parlamente nun einmal erheiſcht, war ihnen Allen nunmehr völlig geläufig geworden; man hatte im deutſchen Norden eben die politiſchen Kinderſchuhe ausgezogen! — Die neue Aera hatte 1858 neben der alten demokratiſchen, oder nunmehr liberalen Volkspartei, aus der Fraktion „Jung-Litthauen“ die Fortſchrittspartei erſtehen ſehen, welche die eigentlich miniſteriell-liberale genannt werden konnte. Sie erſtarkte unglaublich raſch und wurde — ob gut oder nicht, iſt eine Sache für ſich, — zur entſchiedenen Majorität; die Altliberalen, das bisherige Centrum, waren nur ein Annex derſelben, eine bloße Schattirung von ihr geworden. Dieſelbe neue Aera und das Jahr 1859 hatte aber auch die katholiſche Fraktion wanken machen, aus den Wahlen 1860 waren nur wenige klerikale Streiter hervorgegangen. Dieſe flüchteten jetzt ins Centrum und brachten nachmals den Charakter deſſelben, welcher, alter parlamentariſcher Uſance zufolge, ein zwiſchen den Extremen, der Rechten und Linken, vermittelnder ſein ſollte, in Verruf. Die Conſervativen waren auch aus ihrer alten Stellung ſeit der Differenz des Herrenhauſes mit der Regierung im Mai 1860 gedrängt worden und befanden ſich der neuen Aera gegenüber in der Oppoſition. Nur die Social-Demokraten, welche ſich durch Laſſalle etablirt hatten, und die Polen waren von ihrem unverbeſſerlichen Standpunkt nicht verſchoben worden. In Süddeutſchland war inzwiſchen die „ſüddeutſche Fortſchrittspartei“ gebildet worden, welche, wie im Jahre 1849 die hoffnungsvollen Gothaer, auf Preußen blickten, von ihm einen Anſtoß in der deutſchen Sache erwarteten. — Die mehrfachen, nicht ſehr glücklich gewählten Kammerauflöſungen hatten aber nicht blos das Volk in Preußen aufgeregt und in directe Mitleidenſchaft gezogen, ſondern auch die liberalen Parteien in der ſich immer mehr für ſie entſcheidenden Majorität zur parlamentariſchen Gewalt gebracht. Neue Streiter verſchiedenſter Richtung und von größter Bedeutung wie: Virchow, Prince-Schmidt der enragirte Anglomane, Hagen und Hoverbeck, Manteuffel der Exminiſter, Gerlach der Rundſchauer, und das draſtiſcheſte aller pietiſtiſch-conſervativen Originale, Wantrup, waren ſeit 1859 auf dem Plan erſchienen. Im Herbſt 1862, als ultima ratio der Regierung, hatte von Bismarck-Schönhauſen das Portefeuille des Miniſter-Präſidenten, dann das des Aeußern übernommen. Mit ihm bildeten Roon, Itzenplitz, Mühler, Eulenburg und Graf Lippe ein durchaus conſervatives Cabinet. Die Regierung hatte ſich alſo ſomit geändert und die Folge davon war, daß die Conſervativen (die Polen abgerechnet) der neuen Politik der Regierung ſich eifrig anſchloſſen und gegen den Liberalismus Front machten. — —

Die aufwärtsſteigende Epoche, in welcher, im Gegenſatze zu der Epoche 1849 bis 1858, die Volkspartei durch die Majorität die verfaſſungsmäßige Gewalt gegen die Regierung bis 1866 — und zwar über die Verfaſſungsmäßigkeit hinaus — zur Anwendung brachte, brach an! Wenn bis 1858 die Volkspartei lediglich ſich defenſiv gegen die übermächtige Reaktion verhalten hatte, ſo war die Regierung nun der liberalen Majorität gegenüber in ganz ähnlichem Falle. Die liberale Volksvertretung wußte nur zu wohl, daß man ihr Unrecht und der beſchworenen Verfaſſung Gewalt anthue. Sie fühlte ſich in ihrem guten Rechte, kämpfte für daſſelbe und — obſchon ſie ſchließlich die Schranken der Verfaſſung ſelber überſprang, mußte in dem alten ehrenwerthen Preußen doch das Recht dennoch Recht bleiben! Dieſes Recht aber wurde der liberalen Majorität glänzend, obwohl auf einem von ihr, wie aller Welt ganz ungeahnten Wege! — Deshalb aber haben wir die mit Bismarck's Eintritt anhebende große, von ganz Deutſchland getheilte Bewegung trotz des Conflicts als eine zum Beſſern aufſteigende, eine conſtructive genannt, deshalb aber iſt auch die parlamentariſche Epoche von 1862 bis 1866 ſo lehrreich nach allen Richtungen, weil ſie den unumſtößlichen Beweis führt: daß wenn einer wahrhaft redlichen und großſinnigen Regierung gegenüber eine Volksvertretung ihr gefährdetes und alterirtes **Recht vertheidigt, dieſes** Recht, ſelbſt wo es parlamentariſch mißbraucht werden ſollte, ſchließlich doch zu ſiegreicher **Anerkennung** kommen und dieſe Anerkennung nothwendig zur **Verſöhnung** führen muß! — Dem franzöſiſchen Parlamentarismus iſt dieſe Erſcheinung völlig fremd, bei ihm tritt an die Stelle der Verſöhnung dann ſtets die Revolution. Die engliſche Geſchichte ſelbſt aber weiſt nur ein einziges Beiſpiel ſolcher Seelengröße eines Herrſchers auf, durch die er ſeines Volkes ewige Liebe errang, nämlich als Eliſabeth in einer der ihr theuerſten, in der Privilegienfrage den ſtolzen Nacken vor dem Rechte ihres Volkes beugte! Das kann und wird ein Uſurpator nie thun, hierzu iſt kein Prätendent fähig, welchen Rebellion oder Säbelgewalt auf den Thron erhob, eine ſolche Verſöhnung vermag eben nur ein geborener, von tiefſter Volksliebe und ſtrengſtem Rechtsgefühle durchleuchteter Fürſt zu ſtiften! — —

Der anhebende Kampf war nur die bittere Schale der köſtlichen Frucht, welche er in ſeinem Schooße barg. Der Gang der Debatte in dieſer merkwürdigen Zeit iſt an zwei Orten*) ſchon ſo eingehend referirt worden, als es der Raum dieſes Werks irgend geſtattete. Einzelheiten, welche in jenen Schilderungen zur Signatur des Kampfes nöthig waren, ſinken hier indeß vor dem Sturmſchritte zurück, in welchem die Reiſigen des Volks über Tag und Stunde hinweg zum gewiſſen Siege ſchreiten, vorauf Männer, welche an die glänzendſten Zeiten des engliſchen Parlaments erinnern, das allerdings an oratoriſchen Leiſtungen ein Vorbild deutſcher Parlamentarität genannt werden muß.

---

*) Unter Roon, Band I., S. 366 bis 391; ferner Bismarck, Band II., S. 81 bis 129.

Dr. Simſon, welcher ſich ſeit 1852 aus dem parlamentariſchen Leben gänzlich zurückgezogen und in Königsberg ſeinen alten Amtspflichten obgelegen hatte, war durch die Wahl ſeiner Vaterſtadt 1860 wieder Mitglied der Zweiten Kammer geworden und bis 1861 ihr Präſident. Ihn wie Viele hatte die Hoffnung hergebracht, durch die neue Aera werde Preußen dem innern Frieden, äußerer Kräftigung und der Aufgabe, Deutſchlands Führer zu ſein, entgegengehen, kurz daß ſich jenes erbkaiſerlich-liberale Programm erfüllen werde, was in der Paulskirche wie zu Erfurt ſo kläglich zu Boden gefallen war. Dr. Simſon repräſentirt heute noch wie ehedem die eigentliche Mitte, welche, wie ſie ſich auch immerhin aus den Beſtandtheilen verſchiedener Fraktionen und Parteien zuſammenſetzen mochte, das Gefühl des Richtigen, den Glauben an die Hohenzollern, den alten Ausruf Vincke's von der Paulskirche her im Herzen bewahrt hatte: „Noch lieben wir unſere Könige!" — Der Eintritt Bismarck-Schönhauſen's ins Miniſterium mußte deprimirend wirken, denn dieſer Mann war ſcheinbar das verlebendigte, tief verhaßte Prinzip der preußiſchen Reaktion, des märkiſchen Junkerthums in ſeiner gewaltthätigſten Form. Vulkaniſch war auch ſeine Natur veranlagt, und wo es bisher gegolten, des Volkes Wünſche in Atome zu zerſchlagen, da hatte er die Hand ſtets zu eiſernen Schlägen erhoben. War von ihm als Einem der Erſten — nicht dem Liberalismus die Stirn ſchon im vereinigten Landtage geboten worden? War er nicht ein beſonders kühnes Haupt der Reaktion der Jahre 1848 und 1849 geweſen? War nicht zu Erfurt wie in Berlin von ihm das Preußenthum über die deutſche Sache geſtellt, und das Unionsproject zertrümmert worden? Hatte er ſich nicht zum Vertheidiger der Olmützer Politik und des Miniſteriums Manteuffel-Weſtphalen aufgeworfen, das beim Volke nach jeder Richtung in traurigſtem Andenken ſtand und deſſen Corruption und unerhörter Mißbrauch der Amtsgewalt noch unlängſt erſt entdeckt und von der öffentlichen Meinung gerichtet worden war? Allerdings war Bismarck ſeit 1850 Geſandter in Frankfurt, Petersburg und Paris geweſen, er konnte ſich merklich geändert haben. Aber wußte man denn, von welcher Sorte ſeine Politik dort geweſen war? Bekannt war's, daß er in Frankfurt verhaßt geweſen; noch nach 1867 haben uns alte Diplomaten geklagt, wie krautjunkerlich und ſtockpreußiſch-brüsk Bismarck dort aufgetreten ſei. Sein geflügeltes Wort: „Der Schwerpunkt öſterreichiſcher Politik iſt in **Ofen** zu ſuchen!“ gellte ja noch in Aller Ohren und im Lande lebte, durch die tendenziös gefärbte, ſelten ſtaatsmänniſch belehrte Preſſe erzeugt, der Argwohn, er möchte die preußiſchen Intereſſen zu Petersburg und Paris unter das kaudiniſche Joch des Czarenthums oder des Cäſarismus gebeugt haben. Als Bismarck in Berlin anlangte und ſein Portefeuille übernahm, waren mithin alle Stimmen in dem Ausſpruch einig, daß man es hier nicht nur mit dem alten Reaktionair von 1840, 1849 und 1850, ſondern auch mit einem Schüler und Nachahmer Napoleons III. oder Nicolaus' I. zu thun habe. 1862 konnte wohl Niemand ahnen, daß der Miniſter, welcher ohne große Verblümung erklärte, er werde „budgetlos“ regieren, nach dem Tage von Königgrätz für ſeine Handlungen eine Indemnität erbitten werde? Daß dies völlig unglaublich war, entſchuldigt aber vollgültig den Widerwillen und äußerſten Widerſtand der Volksvertretung, wie den Irrthum des preußiſchen Volkes ſelbſt. Jede liberale Volksvertretung jegliches andern conſtitutionellen Staates würde jedem andern Staatsmann gegenüber, ſobald ſich an ihn dieſelben ſchlimmen Vorausſetzungen geknüpft hätten, ſo ziemlich ebenſo gehandelt haben, wie die preußiſche Volksvertretung von 1862 bis Anfang 1865 gehandelt hat. Was ſie freilich ſpäter that, war ein Zuviel, eine übermäßige Conſequenz der Conſequenz, alſo etwa das, was Carl Fourier höchſt boshaft: „la perfection du perfection de la perfectionibilité“ nennt. —

In der erſten Hälfte des Conflicts von 1860 bis 1861, wo ſich die vereinten rhetoriſchen Waffen der Zweiten Kammer gegen Kriegsminiſter von Roon wendeten, war Dr. Simſon im Beſitz des erſten Präſidiums. Erwägt man, daß, wie alle Entſchlüſſe, ſo auch die Wahl der Präſidenten durch den Majoritätsbeſchluß der Kammer bewirkt werden, die Majorität aber der Fortſchrittspartei gehörte, ſo zeigt das, wie dieſelbe bis 1861 den Kampf noch nicht ſo verſchärft hatte, daß ihr Dr. Simſon als Präſident ein Hinderniß ihrer Aktionsfreiheit erſchienen wäre. In der That war ſeine Leitung der Debatte ſo unparteiiſch und ſachkundig, ſo ſtreng der Geſchäftsordnung und parlamentariſchen Nobleſſe gemäß geweſen, daß bisher alle parlamentariſchen Verſammlungen zu Frankfurt, zu Erfurt wie in Berlin, kurz ſo lange er Mitglied irgend einer geſetzgeberiſchen Verſammlung geweſen war, ihn dieſe Verſammlungen ausnahmelos der Ehre der Präſidentur gewürdigt hatten. Das iſt für Beurtheilung des Kampfes, wie er ſich in der Kammer ſelbſt äußerlich ſchon geſtaltete, nicht ohne Gewicht! Der Vorſitzende irgend einer, ſelbſt kleineren Verſammlung, welche man natürlich viel leichter überſehen kann, vermag nämlich, ſobald er in Leitung der Debatte gewandt, ein kluger Parteitaktiker, zugleich aber ein politiſch leidenſchaftlicher, wenig ſcrupulöſer Mann iſt, denjenigen Gegner ſeiner Partei, der derſelben unbequem iſt, leicht zu kaptiviren, ihm wenigſtens die Manifeſtation ſeiner Meinung erheblich zu erſchweren. Daß die Fortſchrittspartei alſo Dr. Simſon zu ihrem Präſidenten erwählt hatte, obwohl er Altliberaler war, auf dem rein demokratiſchen Standpunkte alſo nicht ſtand, iſt mindeſtens ein Beweis der damaligen Solidarität ſämmtlicher nicht-conſervativer Parteien. In dieſer Eigenſchaft repräſentirte er denn auch die Zweite Kammer bei König Wilhelms I. Krönung am 18. October 1861 zu Königsberg. Als 1862 dagegen, da aus Anlaß des Antrags Hagen die neue Kammer am 11. März aufgelöſt worden war, das Cabinet Hohenlohe zurücktrat, und Roon blieb, die Fortſchrittspartei aber wieder als Majorität die parlamentariſche Gewalt in der Kammer erlangt hatte, — da ging nicht Dr. Simſon mehr als Präſident aus der Wahl hervor, ſondern Grabow, als Vicepräſident aber von Bockum-Dolffs. Wir ſind fern davon, perſönlich zu werden, auch konnte Simſon ſeine Nichtwiederwahl als keine ihn ſelbſt treffende Zurückſetzung betrachten. Da aber die allgemeine Stimme der Parlamente, denen er angehörte, ihn ſtets bisher zu ihrem Leiter erwählt hatte, dies alſo das erſte Desaveu war, muß man dennoch annehmen, daß die Majorität nunmehr wünſchte, weniger controlirt im Kampfe zu ſein, ihre Geſchäftsordnung elaſtiſcher gehandhabt zu ſehen und daß ſie Jemand an ihrer Spitze haben wollte, der ſelbſt zu ſehr Kämpfer war, um nicht die Dehnung der parlamentariſchen Licenz ſowohl zu dulden, als auch ſeinerſeits auf den gemeinſamen Gegner eine gelegentliche Preſſion zu üben. Bismarck zog bekanntlich den ſtreitigen Etat pro 1863 nach der Budgetverweigerung zurück, am 3. März brachte Roon ſeine neue Militärnovelle ein und Herr von Forckenbeck ſtellte am 12. derſelben ſeinen Gegenantrag gegenüber — eine Art liberalen Militärgeſetz-Entwurfs à la Bonin. Nach argen Zwiſchenkämpfen nahte die Sitzung des 9. Mai, wo zwiſchen Roon und dem Vicepräſidenten von Bockum-Dolffs*) die bewußte Scene vorfiel, in welcher der Vertrauensmann der Krone, alſo das Organ einer verfaſſungsmäßigen Gewalt, von dem Leiter der Zweiten Kammer disciplinirt werden ſollte. Es war eine entſchieden unrechtmäßige Preſſion! Nirgend in der preußiſchen Verfaſſung, nirgend in der Geſchäftsordnung der Zweiten Kammer ſtand geſchrieben: „Die Handhabung der Disciplinargewalt des Präſidenten erſtreckt ſich auch auf die Miniſter." Im Gegentheil war verfaſſungsmäßig vorgeſehen, daß jeder Miniſter „reden kann, ſobald er es für nöthig hält." In dem als Ideal der Redefreiheit erachteten engliſchen Parlament wenigſtens würde eine ſolche Scene nicht möglich, oder der Präſident für eine ſolche Handlung durch das geſammte Haus vom Wollſack entfernt worden ſein. Bei dieſem 9. Mai 1862 beginnt deshalb auch die aufſteigende Bewegung und die Gewaltſamkeit der Kammer gegen die Regierung völlig ſichtbar zu werden, zugleich beginnt auch ihr von der Parteileidenſchaft dictirtes, flagrantes Unrecht. Nachdem das Object des Streits, die Heeresreorganiſation, von König Wilhelm I. als ſein „eigenſtes Werk" erklärt worden war, ſeitdem der Monarch nach vorgenannter Disciplinar-Affaire *perſönlich* für das Recht des Miniſteriums eingetreten war, konnte füglich nicht mehr wie früher die Täuſchung vorliegen, *zwiſchen* Volk und Krone habe ſich eine fremde Gewalt, eine verderbliche *Camarilla* gedrängt. Von dieſem Augenblicke an mußte man ſich fragen, ob nothwendig durchaus denn auf Seiten der Regierung allein nur Irrthum, Uebelwollen und Unheil zu ſuchen ſei, ob nicht vielmehr der Fehler auf Seite der Kammer oder auf *beiden* Seiten geſucht werden müſſe. Wir behaupten, die Zweite Kammer wußte das *recht gut*, wußte auch, die Heeresreorganiſation ſei *nicht rückgängig* zu machen und daß deren Koſten aufgebracht werden mußten. Bei einigem politiſchen Scharfblicke konnte man wenigſtens 1843 nach dem Fürſtentage ahnen, *wie* ſchlecht wir mit Oeſterreich ſtanden und Preußens Schwert in nicht zu langer Zeit entweder gegen Habsburg oder Napoleon gezückt werden müſſe. Mindeſtens der ſiegreiche Feldzug in Schleswig 1864 hätte ſie über den Werth der Reorganiſation und die Richtigkeit der preußiſchen Politik belehren können. Weshalb ignorirte man das Alles? — Die Zweite Kammer wollte eben Wiedervergeltungsrecht üben! Nachdem die Regierung von 1849 bis 1858 die Verfaſſung nach reaktionairer Richtung dehnbar gemacht, ſagen wir ſogar: ſie *mißbraucht* hatte, *mißbrauchte* das Abgeordnetenhaus jetzt *ebenfalls* die Verfaſſung, um die Regierung zu *vergewaltigen* und eine *parlamentariſche* an die Stelle einer *königlichen* Regierung zu ſetzen! Glückte dies, dann hätten wir ein Staatsleben nach *engliſcher* Schablone gehabt; an der *Unnatur* dieſer Utopie alſo mußte dies Beginnen ſcheitern! In *dieſem* Irrthume gerade *lag* nun der aufſteigende Weg zum Beſſern! — Eine ſo große Zahl redlicher, bedeutender Männer, die ihrem Vaterlande den edelſten Theil ihres Denkens, Lebens und Wirkens gewidmet hatten, konnten, von der Leidenſchaft der Nation entzündet, eine Zeit lang wohl irren, niemals aber dauernd. In dem Augenblicke mußten ſie in andere Bahnen lenken, wo der Gegner, obwohl ſiegreich, ſie durch Anerkennung des verfaſſungsmäßigen Rechtsſtandpunktes entwaffnete. Sie mußten erkennen, daß es im Leben der Völker, in der Politik einer Regierung noch etwas *Höheres* eben als den *bloßen* Rechtsſtandpunkt geben könne und die hiſtoriſche wie ſittliche Nothwendigkeit da Ausnahmen geſtatte, wo ſich das Recht außerordentlichen Ereigniſſen gegenüber *unzulänglich* erweiſt! Dieſe Metamorphoſe ſprach ſich ſchon durch den Präſidentenwechſel aus. Mit der Wahl Grabow's hatte der *Bruch* der Altliberalen mit der Linken begonnen. Als die Fortſchrittspartei nun am 16. März 1865 die Verwerfung der *Eiſenbahnvorlage* einbrachte, des Abgeordneten *Benda* Gegenantrag: „der Regierung die *Mittel* zum Bau der projectirten Eiſenbahn zu bewilligen", mit 178 gegen 108, alſo einer Majorität von 70 *Stimmen* angenommen wurde, war der *Riß* in der Zweiten Kammer vollkommen! Die bisherige Oppoſition ſchied ſich, und wenn die Theile derſelben ſich auch gelegentlich zu dem alten Streite vereinigten, ihr *prinzipielles* Zuſammengehen war dahin! Der Tag von Königgrätz machte dieſer unnatürlichen Oppoſition ſchließlich ein Ende. Am 10. Auguſt 1866, als das neue Haus zuſammentrat, reſignirte Grabow auf ſeine Wiederwahl und Max von Forckenbeck, der Begründer der Fortſchrittspartei, wurde erſter, General-Lieutenant von Stavenhagen wie von Bonin, Oberpräſident a. D., zwei Altliberale, wurden zur zweiten Präſidentenſtelle erwählt. Eine ganz *neue* Gruppenbildung der Parteien erfolgte. — Unter den Männern nun, die in dieſer Conflictszeit, ſei es für, ſei es gegen die Regierung, ihre Lanzen eingelegt hatten, ragte Forckenbeck als Anhänger des Bonin'ſchen (engliſchen) Milizſyſtems, Stavenhagen als militäriſcher Kritiker der Regierungsvorlagen und Vertreter der Gagern'ſchen Einheitsidee, von Bonin als liberaler Vermittler der Volks- und Regierungsideen hervor. Heinrich von Sybel der Hiſtoriker, Stadtkämmerer Hagen, Stadtgerichtsrath Tweſten, Profeſſor Virchow, der greiſe Waldeck waren ſeit 1860 und 1861 als neue, kraftvolle und edle Elemente in das politiſche Leben Preußens getreten. Da der Streit einmal lag, *wie er* eben lag, und ausgetragen werden mußte, ſo gebührt Sybel wie Hagen immerhin das Verdienſt, denſelben — zwar auf die *Spitze* geſtellt, aber auch weſentlich *geklärt* zu haben. Tweſten hat vor allen Anderen den Ruhm, gegen die Preßordonnanzen und das Juſtizminiſterium von der Lippe eingetreten zu ſein und der verfaſſungsmäßigen Freiheit des Volkes Achtung verſchafft zu haben. Des Polyhiſtors Virchow kauſtiſche Dialektik legte ſich wie ein Secirmeſſer an alle Wunden, die ſein Auge am Staatskadaver zu entdecken vermochte, und er behandelte die Verſammlung der Zweiten Kammer etwa mit demſelben air de fier nonchalante, wie im Hörſaale ſeine Mediciner. Waldeck aber war nicht blos der Neſtor aller Derer, die je für Freiheit geſtritten haben, er beſaß auch ſtaatsmänniſchen Tiefblick genug, ſich während des ſchleswig-holſteiniſchen Krieges auf Seite der Regierung zu ſtellen und im richtigen Augenblick der eigenen heißſpornigen Partei ein Halt zuzurufen! —

---

*) Unter Graf von Roon, Bd. I., S. 385.

Mit dem Verlangen der Regierung nach Indemnität im Herbſte 1866 war der Verfaſſungsconflict gelöst. Mit der Verſöhnung brach das Morgenroth der neuen beſſeren Zeit herauf. Urtheile man über die bisherigen Parteien, wie man wolle, der Majorität gebührt jedenfalls die Ehre, den Rechtsſtandpunkt bei dieſem langen Budget- und Verfaſſungskampfe gewahrt und dieſelben Ziele wie die Regierung gewollt zu haben; nur über das Wie und Wann war ſie im Zwieſpalt mit ihr geweſen. Nun, wo die Kammer völlig klar darüber war, in welcher Art das Miniſterium dieſes gemeinſame Ziel anſtrebe, fand ſie ſich auch wunderbar ſchnell in dieſelbe. Oft hatte ſie vordem im Kampfgetümmel den Miniſter-Präſidenten nicht verſtanden, ſo deutlich ſeine Winke mitunter auch waren, jetzt durfte er oft nur leiſe dieſe oder jene politiſche Eventualität andeuten, an das eine oder andere politiſche Hauptwort eine diplomatiſche Parabel knüpfen, ſo verſtanden ſie ihn augenblicklich, verſtanden ihn ſelbſt, wenn er ſchwieg! Beide, Volksvertretung wie Regierung, hatten erkannt, daß im politiſchen Leben eines Staats Gewalt gegen Gewalt anzuwenden niemals dem Vaterlande Segen bringt, gegenſeitige **Zugeſtändniſſe** allein nur Conflicte verhinderten oder lösten. — —

Mit dem September 1866 brach die letzte, bedeutendſte Epoche parlamentariſcher Entwickelung für Preußen, zugleich auch für Deutſchland an, die Aera der *Solidarität* der *Regierungs- und Volks-Intereſſen!* Durch die Annexion Heſſens, Hannovers und den Beſitz Schleswig-Holſteins, wie durch die Schöpfung des norddeutſchen Bundes kamen nicht nur 1867 neue anregende Elemente in das preußiſche Abgeordnetenhaus, es entſtand auch die erſte allgemeinere parlamentariſche Verſammlung in Deutſchland, welche auf der Baſis von *reellen* **Staatsverträgen** zu Recht beſtand! — — Hier iſt es auch an der Zeit, des Herrenhauſes und des Conſervatismus in Preußen zu gedenken. Letzterer hatte, wie Alles in dieſer wandelbaren Welt, ſeine ſehr *ſtarke* und ſeine außerordentlich *ſchwache* Seite. Der alte preußiſche Adel war der ſtolze und zähe Kern dieſer Partei, des Herrenhauſes ganz insbeſondere. — Die Bemerkung können wir hier nicht unterdrücken, daß es uns immer etwas komiſch berührt hat, von einem *Herrenhauſe* zu hören und zu leſen. Giebt es neben ihm noch ein Diener-Haus? — Wir fürchten, daß die Herrſchaften, welche einſt etwas zu hitzig die oktroyirte Verfaſſung machten, mit ihrem „engliſchen“ Blicke ein Haus der „*Lords*“ und der „*Gemeinen*“ intendirten, daß ihnen dieſe gährende Idee aber, als ſie durch das kalte Sieb deutſcher Nüchternheit und traditionellen Preußenthums gegoſſen wurde, unter der Hand kalt geworden iſt, ſo daß die innere Logik des Dinges, der Spiritus der Idee abdampfte. Die *ſtarke* Seite des Conſervatismus wie des Herrenhauſes, der eigentlichen Citadelle des Erſteren, war die *Königstreue!* Mit den Empfindungen, den Familienerinnerungen ſeiner Vertreter war das Haus Hohenzollern zu innig verwachſen, als daß Einer von denſelben je glauben konnte, im Staatsleben könne ein Heil von wo anders, als vom Throne kommen. Das war ein ganz *richtiger, geſunder, hiſtoriſcher,* kurz der *ſtarke* Standpunkt! Nicht blos ehrwürdig, ſondern darum iſt er bewundernswerth, weil der deutſche Nordlands-Adel ſeit Jahrhunderten nicht blos Gut und Blut für den Thron dahingegeben, ſondern ſehr großen Vorrechten zu Gunſten des Volks entſagt hat. Seit dem großen Kurfürſten hat ſich unſer Adel *verarmt* und *decimirt* um Preußens Adlerfluges willen!! Dieſe Königstreue hatte er 1848 und 1849 wie während des Verfaſſungsconflicts von 1858 bis 1866 wiederum bewieſen! — — Des Conſervatismus ſchwache Seite aber war die Conſequenz, welche er aus dieſer ſeiner Königstreue zog. — Durch Creirung der Erſten Kammer war der Adel politiſch coaliſirt worden, war als Erſte Kammer ein politiſcher Faktor im Staatsleben geworden, mit welchem genau eben ſo wie mit dem Abgeordnetenhauſe und der Krone gerechnet werden mußte, ſollte überhaupt irgend Etwas zu Stande kommen. Jeder dieſer drei Faktoren hatte das Recht, ſeinen freien Willen zum Ausdruck zu bringen und erſt die Vereinigung dieſer drei in einen Willen vermochte ein lebendiges Geſetz zu ſchaffen. Anfänglich war die conſervative Partei gegen jeden Conſtitutionalismus, als ſie ihn indeß geſchmeckt hatte und ſah, welche Waffe ihr in dem neuen Staatsleben gegeben war, kam der Appetit mit dem Eſſen. Wir glauben, wenn man zum alten Abſolutismus heute zurückkehren wollte, die Conſervativen würden vielleicht eben ſo oppoſitionell ſein, wie die Fortſchrittspartei es nur je geweſen iſt. Ihre Königstreue verleitete nun die Conſervativen, ſich einzubilden, überall da, wo ſie ſtänden, ſie riethen und mitthäten, da wäre das Königthum, und überall da, wo ſie nicht ſeien, wäre auch das Königthum, die Königstreue, das Wohl der Hohenzollern nicht zu finden. So wurden ſie Standesdoktrinaire wie die Demokraten Doktrinaire des Prinzips geweſen ſind! — Eine ſolche Auffaſſung war völlig falſch. Erſtlich weil die außerhalb des adeligen Conſervatismus ſtehende Nation ebenſo viel Liebe wie Treue zu ihren Königen beanſpruchen konnte, es in den Gefühlen überhaupt kein Concurrenz-Rennen giebt, ferner weil die Krone ein Faktor war, die Erſte Kammer aber ein anderer. Die Krone hatte ſicher das Recht, da, wo ſie es für zweckmäßiger, dem Landeswohle zuträglicher hielt, ebenſo gut auch einmal liberal zu ſein, wie ſie ſonſt conſervativ war. Letzteres zu ſein war kein Muß für die Krone, im Gegentheile, wenn ſie ihre Stellung recht wahrnahm, ihr eigenes Programm wirklich völlig ausfüllen wollte, durfte ſie gar keiner Partei angehören, nur ſich ſelbſt. Die

Krone iſt eine Partei quand même! Die anderen beiden Parteien mußten ihr lediglich als Handhabe der conſtitutionellen Praxis gelten, um das Vaterland ſeine neuen Bahnen zu leiten. Das hatte die Krone bisher leider aber nicht völlig gethan. Sie hatte ſich 1849 theils nothgedrungen, theils aus Vorliebe auf die conſervative Partei geſtützt und es auch geſtattet, daß dieſelbe geraume Zeit die allein herrſchende im Staate wurde; der Conſervatismus aber hatte hierdurch eine Macht und Bedeutung erlangt, die er oft nur zum eigenen Nutzen, oft genug auch ſehr wenig erſprießlich für die Würde und Unabhängigkeit der Krone und das Wohl des Vaterlandes benutzt hatte. Mit der neuen Aera des Jahres 1858 hatte es die Krone aber nun auch einmal mit der Freiſinnigkeit verſucht; die Conſervativen ergriffen deshalb die Fahne der Oppoſition! Als das Miniſterium Bismarck kam, jauchzte der Conſervatismus in der Meinung ihm zu, daß, weil die Krone mit dem Liberalismus ſchlechte Erfahrungen gemacht habe, ſie bon gré mal gré ſich jetzt in die Arme des Conſervatismus werde ſtürzen müſſen. Bismarck hatte gewiß ſtets weſentlich conſervative Grundſätze, aber ordnete dieſelben der Staatsidee vollſtändig unter, ſie waren ihm nur Mittel zum Zweck, niemals aber Zweck ſelbſt. Er betrachtete die Partei ſeiner Freunde eben als Partei, die anderen Parteien waren ihm aber auch welche! Er betrachtete die Erſte Kammer als eine verfaſſungsmäßige Gewalt, die Krone war ihm aber die **erſte**. Mit einem Wort, Bismarck regierte eine Partei durch die andere, ſtatt alſo eine Parteiregierung zu bilden, wie ſie im Auslande durchweg Styl ſind, bildete er eine Regierung, die über den Parteien ſtand! Daß er mit den Conſervativen lieber ging, wenn ſie mit **ihm** gingen, iſt gewiß, daß er aber auch mit anderen Parteien zu gehen weiß, wenn ſie mit ihm beſſer ſtimmen, als die Conſervativen, iſt eben ſo gewiß! Die Indemnität wie diverſe andere Folgen des Jahres 1866 vergaßen die Conſervativen dem Miniſterium aber nicht und wurden ſeine Opponenten; die Regierung antwortete mit einem — Pairs-Schub; — das Paradies der conſervativen Unfehlbarkeit war dahin! —

Es war klar, daß nach 1866 der Schwerpunkt der Majorität in der gemäßigten Partei, derjenigen politiſchen Geſinnungsrichtung alſo liegen und das Miniſterium ſich auf dieſelbe ſtützen werde, welche vom Conſervatismus die Königstreue, die Vorliebe für das Stabile, von der Volkspartei aber den Eifer nach conſtitutioneller Entwickelung und Ausbau der Verfaſſung beſaß. Dies begriff das preußiſche Abgeordnetenhaus auch ſofort und aus den bisherigen drei Hauptgruppen etablirten ſich deren fünf. Die Fortſchrittspartei bildete nach wie vor die Linke, die Nationalliberalen, Altliberalen und Freiconſervativen das juste milieu, die Conſervativen endlich die Rechten. Die Fraktionen der Social-Demokraten, Polen wie des klerikalen Centrums aber können nur als die Paprika bei allen folgenden parlamentariſchen Gerichten gelten. Von letzteren drei extremen Geſinnungsfarben war die ſchwarze klerikale in erſter und die rothe ſocialdemokratiſche in zweiter Linie die gefährlichſte, die Polen kamen kaum noch in Betracht. Was die Klerikalen ſtärkte und drohender jetzt machte war ihr Haß gegen Preußens Sieg und ihre Wuth über Oeſterreichs Fall. Die Annexionen führten ihnen eben ſo wie der norddeutſche Reichstag und das ſpätere Zollparlament friſche Hülfstruppen zu. Der „abſcheulichen Beraubung der Welfen-Dynaſtie" verdanken ſie zum Exempel — die „Perle" von Meppen!

Im übrigen Deutſchland, aus welchem Oeſterreich nunmehr geſchieden war, brachte die politiſche Gährung, welche Preußens Sieg und das Gefühl der eigenen Niederlage einerſeits, andererſeits die Erwägung, daß man zu dem vergrößerten Preußen und dem norddeutſchen Bunde doch eine politiſch klare Stellung nehmen müſſe, eine größere Menge Meinungsſchattirungen und Parteien als vordem zu Wege, bei ihnen wirkten natürlich die lokalen Verhältniſſe und der ſehr verſtärkte Partikularismus erheblich mit. Wir bezeichnen hier nur die kompakteſten Gruppen und überlaſſen dem Leſer, ſich diejenigen kleineren Parteien ſelbſt zu conſtruiren, welche, zwiſchen ihnen ſtehend, die Farbennüancen der einen mit denen der anderen größeren Partei in ſich verbanden. So gab es eine ſüddeutſche Volkspartei, eine großdeutſch-klerikale, eine großdeutſch-antiklerikale, eine bundesſtaatlich-conſtitutionelle und eine klerikal-partikulariſtiſche Partei. Um nicht die verſchiedenen, oft recht verſchwommenen Tendenzen derſelben auseinanderzuſetzen, wollen wir für jede dieſer Parteien lieber etliche Repräſentanten nennen, welche ſich namentlich im Zollparlamente und im ſpäteren deutſchen Reichstage manifeſtirt haben. Schon bei den links gehenden Parteien tritt das Partikulare hervor. Man kann da eine deutſche Volkspartei, zu welcher der wackere Oeſterlen zu zählen iſt, eine bayriſche Fortſchrittspartei, welche Dr. Völck repräſentirt, und eine bayriſch-klerikale Demokratie, vertreten durch Bücher, unterſcheiden. Zur großdeutſch-klerikalen Partei gehört Probſt, zur großdeutſch-antiklerikalen Fürſt von Hohenlohe, Freiherr von Roggenbach und Dr. Sepp. Die Bundesſtaatlich-Conſtitutionellen ſtellen ſich in Windthorſt und von Mallinckrodt, die Klerikal-Partikulariſtiſchen durch Peter Franz Reichenſperger, Freiherrn von Schrenk den Auſtrophylen und Exminiſter, wie durch den berühmten Militär-Curaten Lucas dar. Ein flüchtiger Ueberblick genügt, um zu conſtatiren, daß das partikulariſtiſche Element, noch mehr das klerikale bereits bedeutend vorwiegend war. Des erſteren Regung war ſeit anno 1867 ſehr begreiflich, die des letzteren aber bedenklich, obwohl nach Syllabus und Encyclica ſicher zu erwarten.

Der erſte norddeutſche Reichstag tagte vom Februar 1867 bis zu dem Augenblicke, wo er ſeine Rechte wie Pflichten ſeinem gewaltigeren Genoſſen, dem allgemeinen deutſchen Reichstage 1871 abtrat. Schon dieſe Verſammlung bildete einen höchſt impoſanten Anblick. Auf der Rechten als Hüter conſervativer, königstreuer Geſinnung ſitzen Graf von Moltke, Vogel von Falckenſtein, Prinz Friedrich Carl, nachmals der fürchterliche „prince rouge“ der Franzoſen, und der greiſe Steinmetz. Als Repräſentanten der liberal-conſervativen Fraction ſind Graf Bethuſy-Huc, Herzog von Ujeſt, Graf Renard, Herzog von Ratibor, die Fürſten Lichnowsky und Solms-Lich erſchienen. Auch die conſervativen Thebaner der 1848er Zeit, Wagener, von Blankenburg und von Gottberg, fehlen nicht. Eingeklemmt in die unheimliche Brandung von Links und Rechts hocken von Windthorſt und von Erxleben, die annectirten Exminiſter. Noch wiſſen ſie nicht, was ſie ſo recht mit ſich anfangen ſollen, nur daß ſie eine furchtbare Malice in ſich fühlen, weil die „Tage von Aranjuez vorüber“ ſind. Unter den Alt- und den National-Liberalen befinden ſich Graf Schwerin, Georg von Vincke, Waldeck, der ſächſiſche Miniſter von Carlowitz. Die Liberalen ſind durch Namen wie Michaelis, Lasker, Runge, von Unruh, Lette, Bethman-Hollweg und Moritz Wiggers, Schulze-Delitzſch und Franz Duncker vertreten, der National-Verein dagegen durch Rudolph von Bennigſen, Fries, die Miniſter Dr. von Watzdorf, von Oheimb und die Hanſeaten de Chapeaurouge, Robert Slomann und Dr. Rée. Ueber Allen aber thront als Präſident, der unverwüſtliche, ruhig wachſame Simſon wieder, der Steuermann im brauſenden Rede-Oceane! —

Im Zollparlament fand ſich zum erſten Mal der deutſche Süd zum Norden. Alle jene Männer, die wir vorhin als außerpreußiſche Repräſentanten ihrer Parteien genannt haben, waren hier wiederum vertreten und Fürſt von Hohenlohe-Schillingsfürſt, Bayerns Premier-Miniſter, hatte den Ehrenſitz der Präſidentſchaft. Da der Himmel wollte, daß dieſes Parlament nur zwei Jahre fungiren ſollte, und durch Deutſchlands Einheit überflüſſig geworden war, wollen wir blos kurz hier bemerken, daß Zweierlei aus ihm für die Zukunft und das Bewußtſein der Mitglieder des Zollparlaments reſultirte. Erſtlich, daß die Süddeutſchen inne wurden, wir ſeien gar nicht ſo hitzig dabei, die Brücke über den Main zu ſchlagen, wir vielmehr ruhig damit warten könnten, ſo lange ſie nur wollten. Ferner, daß die dem neuen norddeutſchen Bunde und Preußen feindlichen Klerikalen inne wurden, ſie fänden im Norden gleichgeſtimmte Seelen, wie Windthorſt, Stahl, Reichenſperger, Mallinckrodt und Andere. Dieſe Leute fanden es, Angeſichts des von Rom ausgehenden Kampfes, von deſſen Gewalt ſie bereits ein Vorgefühl hatten, ſehr profitable, gegen die neu ſich geſtaltenden Dinge lieber auf der großen Arena in Berlin vereint zu operiren, als in aufgelöſter Linie blos in ihren heimiſchen Parlamenten zu ſcharmuziren.

Eines Mannes Erſcheinen im Zollparlamente wie im deutſchen Reichstage hat uns beſonders bewegt — das des Freiherrn von Roggenbach. Er iſt einer der Erſten unter allen Staatsmännern geweſen, welche für Deutſchlands Einheit und freie Entwickelung gekämpft haben und iſt in der Stunde, wo die Treue ſeiner Freunde ihn uns hätte erhalten können, von ihnen verlaſſen worden und fiel der badiſchen Reaktion 1865 zum Opfer. Vor ſehr vielen Anderen iſt er gerade recht ein Mann der neuen deutſchen Zeit, wenn er auch nach wie vor behaupten ſollte: „er habe für des deutſchen Reiches Einheit weniger gethan, als irgend ein Soldat, der bei Mars la Tour oder Sedan gefallen iſt!!“ — — —

In ſeiner Eigenſchaft als erſter Präſident erſchien Dr. Simſon am 3. October 1867 auf der Burg Hohenzollern, um die Adreſſe des norddeutſchen Reichstags an König Wilhelm, den Schirmherrn des norddeutſchen Bundes, zu überbringen. Wie dieſes äußere Zeichen ſchon bewies, daß ſich die Volksvertretung mit der Regierung eins wiſſe und die verſchiedenen politiſchen Elemente der Bundesländer ſich einander zu aſſimiliren begannen, ſo bewies es noch mehr der rege Eifer des Reichstags und Bundesraths, mit dem die norddeutſche Bundesverfaſſung auferbaut, eine gemeinſame Rechtsbaſis für das neue Gemeinweſen gewonnen wurde. Allerdings gab es verſchiedene Ultras auch außerhalb der rothen und ſchwarzen Partei, welche in Allem, was erlangt worden war, nur die Erfüllung hohenzollernſchen Ehrgeizes und Befeſtigung der Gewalt des preußiſchen Königsthums erblickten. Andererſeits brachten doktrinaire Prinzipienreiter die Phraſe von „der Anbetung des Erfolges“ auf. — Nichts iſt hohler, als dieſe Floskel! Wer lebt denn, der am Erfolge nicht hängt? Giebt es Jemand, welcher erfolglos zu exiſtiren wünſchte? — Sind die guten oder ſchlechten Erfolge eines Staats nicht die echten Kennzeichen ſeiner Geſundheit oder ſeines Abſterbens! Daß doch die Phraſe unter uns noch ſo billig wie Brombeeren iſt!! — Die antipreußiſche Bewegung in Süddeutſchland, geleitet von den Partikulariſten und Klerikalen, wie die Verſuche zu einem Südbunde ſind bekannt, auch die Vorgänge in Frankreich, welche zum Kriege führten. — Das Jahr 1870 und 1871 vollendete plötzlich in nie geahnter Weiſe Europas Befreiung vom Uebergewichte Frankreichs und machte die alte Hoffnung unſerer Jugend, Deutſchlands Einigung unter den Hohenzollern, zu fröhlicher Wahrheit.

Am 15. Juli 1870 ſchlug die gewaltige Stunde, wo ſich das alte, halbe, unfertige Deutſchland wie eine nebelhafte Vergangenheit von dem freien geeinten Deutſchland, von der **neuen deutſchen Zeit** in Europa trennte! Der Ruf aus allen germaniſchen Landen: „Wir ſtreiten gegen Frankreich mit!“ wurde zum Todesſchrei für das römiſch-wälſche Weſen! — Der norddeutſche Reichstag ſtrömte in Berlin zuſammen, um mit patriotiſchem Großmuth die Mittel des Krieges zu votiren, als aber der fränkiſche Feind in zahlreichen Schlachten geſchlagen, den Frieden annahm, König Wilhelm I. dem neuerſtandenen Vaterlande Elſaß und Metz zur Morgengabe brachte und von allen Fürſten, freien Städten und Volksſtämmen zum Kaiſer erkoren werden ſollte, ſendete der norddeutſche Reichstag, bevor er ſich ſchloß, eine Deputation mit dem Präſidenten Simſon an ihrer Spitze nach Verſailles, um Norddeutſchlands Wünſche und Huldigung darzubringen. —

Welch ein Gefühl durchbebte Dr. Simſon wohl, als er vor dem greiſen Könige in der alten Reſidenz Ludwigs XIV. ſtand? Welch ein Unterſchied, heute und vor 22 Jahren, da er als Deputirter des Frankfurter Reichstages ſich mit der Kaiſerkrone von Friedrich Wilhelm IV. hatte abweiſen laſſen müſſen! Die Prophezeiung des todten Königs, deſſen „Zeit in Unruhe, deſſen Hoffen auf Gott“ geweſen, hatte ſich erfüllt und Simſon, wie die alten Koryphäen von 1848 und 1849, welche mit ihm getagt hatten und dieſe Zeit noch erleben durften, die vielbeſchrieenen **Gothaer** konnten mit Stolz ſich ſagen: ihr treuer Glaube an Preußens Stern, ihr politiſcher Inſtinkt ſei der richtigſte von allen übrigen geweſen und habe ſie, mit ihnen aber auch den geſammten Liberalismus, durch einen Kreis von Wandlungen und Abſchuppungen zurückgeführt zum **Ideale** ihrer Jugend, das ſchöner und verklärter noch geworden war durch die reale

Wirklichkeit!! — — — — Der Friede kam, mit ihm die Wahlen zum erſten allgemeinen deutſchen Reichstage. — Die Situation hatte ſich nach dem Kriege durchaus geklärt, mit ihr die Parteiſtandpunkte. Nicht wenig trug hierzu bei, daß das Infallibilitätsdogma von Rom proklamirt wurde. — Obſchon die früheren Parteinamen in Deutſchland ziemlich blieben, wie ſie waren, fanden ſich doch jetzt eigentlich nur noch zwei große Parteien, zwei ſtarre Gegenſätze vor, die großdeutſch-antiklerikale und die vereinte klerikale und reichsfeindliche Partei. Zu erſterer gehören ſelbſt alle conſervativen deutſchen Patrioten, zu letzterer nicht blos die Römlinge, die Polen, die Sozial-Demokraten, ſondern einerſeits die Frankfurter demokratiſchen Gallophylen à la Sonnemann, andererſeits die proteſtantiſchen Frommen vom Schlage Gerlach's und Mühler's. Schon eine Statiſtik*) der Wahlen zum erſten deutſchen Reichstage ergab das Machtverhältniß, in welchem beide Parteien zu einander ſtanden.

Von 7,400,000 Wahlberechtigten in 382 Wahlkreiſen waren gültige Stimmen abgegeben worden . . . 3,878,187,
ſomit war die relative Majorität 1,939,095 Stimmen.

Gewählt wurde nun:

von	den Nationalliberalen	mit	**803,046**	Stimmen.
„	der liberalen Reichspartei	„	199,628	„
„	„ Fortſchrittspartei	„	249,329	„
„	„ deutſchen Reichspartei	„	248,245	„
„	den ſogenannten Wilden	„	1,528,049	„
„	den Altconſervativen	„	291,861	„
„	dem klerikalen Centrum	„	**437,790**	„
„	den Polen	„	120,238	„
		in Summa	3,878,187	Stimmen.

Die großdeutſche antiklerikale Partei hatte die Majorität mit . . .	2,514,864	Stimmen
die reichsfeindliche Minorität mit	1,353,323	„
wie oben in Summa	3,878,187	Stimmen.

---

*) Statiſtik der Wahlen zum erſten deutſchen Reichstage von dem Abgeordneten Jul. Knorr, ſiehe Hirth's Annalen II. Heft 1872, S. 287—364.

Dieſe Heerſchau ſagt genügend, auf welcher Seite der Wille der deutſchen Nation und ihr Sieg ſtand. Sie iſt ferner ein Zeichen, daß wir uns in der Partei Simſon's in unſeren bisherigen Anſchauungen nicht getäuſcht hatten, daß der Geiſt des todten Radowitz und Heinrich von Gagern's, der alte Erfurter Geiſt noch über den Maſſen ſchwebte; die Nationalliberalen waren in dieſer Majorität mit dem alle übrigen Parteien überwiegenden Verhältniſſe von 803,046 Stimmen vertreten!

„Aus unwürdiger Gewalt zu würdiger Freiheit! Aus Zwietracht zur Eintracht! Aus Zerſplitterung zur Einheit!“ Das war die Signatur der neuen Zeit und man betrat den Kampfplatz wiederum mit Hubert Languet's altem Spruch: „Vinditiae contra tyrannos!“ —

Wo waren noch Tyrannen in Deutſchland zu finden, wo noch willkürliche Gewalt? — „Tedesco romanato, se un diabolo incarnato!“ Die deutſchen Römlinge, welche in Italien ſelbſt ſchon vor 300 Jahren für „eingefleiſchte Teufel“ galten, ſind es, welche ohne den Beſitz der willkürlichen Gewalt nicht leben können, die deshalb um denſelben gegen Deutſchland in einen Kampf auf Tod und Leben gezogen ſind! — —

Werfen wir einen Blick auf die Kämpfer ſelbſt. — Zwei, die uns wacker in dieſem Strauß geholfen hätten, ſind nicht mehr. Carl Tweſten und Benedict Waldeck; ſie ſollten dieſe Tage nicht ſchauen. Doch die Liebe ihrer Freunde, die Hochachtung ihrer Gegner haben ſie drum doch und über ihren kampfesmüden Leibern ſpannt ſich der Himmel des geeinten großen und freien Vaterlandes! — Es war die beſondere Eigenthümlichkeit des anhebenden großen Straußes, daß derſelbe ſowohl im preußiſchen Abgeordnetenhauſe, im Herrenhauſe, wie im Reichstage zugleich entbrannte. Die Schlachtfelder wechſelten alſo, die Kampfart blieb jedoch dieſelbe. Zugleich brach aber auch in England, Belgien, Italien, der Schweiz und in Oeſterreich derſelbe Kampf los, nur das beſiegte Frankreich allein wurde vom Vatican als deſſen letzter Hort und Halt geſtreichelt. Die beiden großen Heerlager, das der deutſchen Partei und das der Ultramontanen, traten ſich mit gleicher Erbitterung, gleicher

Gewandtheit und — gleicher Treue für ihre Sache entgegen. — Ja Treue! — Wir wollen uns den Blick ſo ſehr nicht durch die eigene Ueberzeugung trüben laſſen, um in den ultramontanen Kämpfern vor uns nur Schurken, nur Knechte der Finſterniß, nur Menſchen zu ſehen, welche mit den ſchlechteſten Mitteln das ſchlechteſte Ziel erſtreben. Wir dürfen niemals unſern Feind ſo erniedrigen, daß der gute Kampf, den Deutſchland kämpft, ſelber herabgewürdigt werde! Es kommt hier ein Zwieſpalt zum Austrag, der nicht ſeit der Reformation nur, oder ſeit Huß, nein, der ſeit den Hohenſtaufen ſchon die europäiſche Menſchheit entzündet hat! Das Axiom deutſchen Geiſteslebens und der ganzen heutigen Kulturepoche iſt: daß auf Erden ſich kein vom Weibe Geborener **zwiſchen** die menſchliche Ueberzeugung und **den Gott** ſtellen darf, den wir von Jugend auf anbeten; daß ſich keine **außerhalb** des Staats ſtehende Gewalt anmaße, **in** ihm ein **Mitregiment**, geſchweige denn ein gouvernementales **Vorrecht** vor der Staatsregierung zu beanſpruchen! Dogmen, ob gute oder erbärmliche, ſind weder Objecte der politiſchen Betrachtung, noch Handhaben für ein politiſches Ziel. Mag ſie glauben, wer will, das kümmert den Staat wenig. Sobald gewiſſe Lehrſätze aber durch irgend eine Partei politiſche Macht auszuüben beginnen, dann ſind ſie einfach ſtaatsgefährlich, ſie müſſen ſammt ihren Partiſanen aus dem Lande verwieſen werden. Die Ultramontanen haben in Deutſchland Nichts zu beherrſchen, weder die Seelen noch die Leiber, weder die Bildung noch die ſoziale oder politiſche Ordnung. Wollen ſie herrſchen, ſo ſei es „ultra montes", hinter den Bergen, woher ſie gekommen ſind zu unſerm Verderben! Das iſt der klare deutſche Standpunkt, er iſt der des Rechts! — — Die Ultramontanen dagegen ſind der Meinung: daß alle Chriſten die Unterthanen des Vaticans ſind und ſie Alles zu glauben und zu thun verpflichtet ſind, was derſelbe ihnen befiehlt; ferner daß die übrigen Fürſten aber nur die Statthalter des Papſtes über denjenigen Theil der römiſchen Unterthanen ſind, die gerade unter ihnen und auf ihrem Boden leben, der Papſt die Fürſten aber züchtigen, ihren

Unterthanen verbieten kann, denſelben Gehorſam zu leiſten, ſobald ſich die Regierungen der päpſtlichen Oberhoheit widerſetzen oder ſie einſchränken! — Der 28. November 1871 im Reichstage, der 30. Januar, der 8., 9. und 10. Februar im preußiſchen Abgeordnetenhauſe, der 6., 7. und 8. März im Herrenhauſe, der 14., 15. und 16. Mai 1872 im Reichstage waren die großen Turniertage der deutſchen Sache gegen den wälſchen Reichsfeind. Im Reichstage waren es deutſcherſeits namentlich Abgeordneter Völck, von Bennigſen, Dr. Gneiſt, Fürſt von Hohenlohe, Dr. Loewe, Dr. von Treitſchke, beſonders Fürſt Bismarck, — ſeitens der Ultramontanen aber: Dr. Ewald, von Mallinckrodt, Dr. Moufang, Peter Reichenſperger und Windthorſt-Meppen, welche die Redeſchlachten ſchlugen. Im Abgeordnetenhauſe kämpften dagegen deutſcherſeits: Dr. Virchow, Lasker, Fürſt Bismarck wiederholt, Kultusminiſter Dr. Falck und Dr. Gneiſt, — römiſcherſeits: Reichenſperger-Olpe, Windthorſt und Mallinckrodt, — im Herrenhauſe deutſcherſeits: wieder Kultusminiſter Dr. Falck, Fürſt Bismarck, Graf Münſter, Freiherr von Manteuffel, von Bernuth, Dr. Hinſchius, Dr. Zachariae, Graf Rittberg, Dr. Tellkampf, Graf York, — andererſeits, — aber keineswegs aus ultramontanen, ſondern vielmehr aus rein conſervativen Beſorgniſſen, ſtritten von Wedell, Graf von Galen, von Waldau-Steinhöfel, die Grafen von Kraſſow, Brühl, Borries und Baron von Senfft-Pilſach. In allen dieſen geſetzgeberiſchen Verſammlungen wurden die Ultramontanen geſchlagen und das deutſche Recht, Rom gegenüber, in ſeine volle oberherrliche Würde eingeſetzt! —

Der Kreislauf unſerer parlamentariſchen Entwickelung und politiſchen Erziehung iſt bisher —, obwohl unter genug Irrungen und Opfern, — glücklich und kraftvoll zurückgelegt. Unſere Politiker ſind, was ſie immer wollten, Staatsmänner geworden, welche die Dinge mit umfaſſendem und freiem Auge anſehen, den Werth innerer Einheit, Freiheit und Ordnung hoch zu achten wiſſen, denn ſie haben dieſe Errungenſchaften mit ihrer eigenen Arbeitskraft, ihrem höchſten irdiſchen Streben erkauft!

Bringe die Zukunft immerhin über uns, was ſie mag, auch unſere — **politiſche** Heeresorganiſation iſt beendet! Dem Volke werden in der Stunde der Noth die neuen Kämpfer nicht fehlen, ob auch der Tod in die alte Phalanx Lücken reißen ſollte. Die deutſche Geſchichte aber wird einſt, wenn ſie das große Drama unſerer Tage ſchildert, der leuchtenden Namen und Simſon's, als des Führers der deutſchen Geſetzgeber, als des lebendigen Ausdrucks des deutſchen Parlamentarismus, mit Hochachtung und gerechter Würdigung gedenken! Nicht blos das deutſche Schwert, das deutſche Wort iſt's auch geweſen, das uns durch Nacht zum Lichte geführt hat, und wie das Wort der Anfang aller Dinge, ſoll auch das Wort das Letzte ſein auf Erden, denn **ewig iſt der Geiſt!**

◆

Inhalt.

Seite

XI. **Friedrich**, Großherzog von Baden 1

XII. **von Steinmetz**, General-Feldmarſchall 61

XIII. **Chlodwig Fürſt von Hohenlohe-Schillingsfürſt**, Königlich Bayriſcher Staatsminiſter 169

XIV. **Edwin Freiherr von Manteuffel**, Oberbefehlshaber der deutſchen Occupations-Armee in Frankreich 225

XV. **Johannes von Lutz**, Bayriſcher Staatsminiſter, Miniſter des Kultus und Unterrichts 331

XVI. Reichstags-Präſident Dr. **Martin Eduard Simſon**, und: **Der Parlamentarismus in Deutſchland** 391

Die Männer der neuen deutſchen Zeit.

Die Männer
der neuen deutſchen Zeit.

Eine Sammlung von Biographieen
unſerer
Fürſten, Staatsmänner und Helden.

Von

A. E. Brachvogel.

13,4052

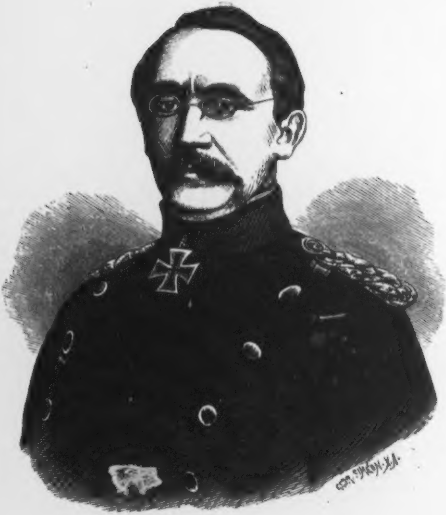
BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Vierter Band.

Mit fünf Portraits in Holzſtich, nach Zeichnungen von H. Scherenberg.

Hannover.
Carl Rümpler.
1875.

Druck von Auguſt Grimpe in Hannover.



AUGUST VON GOEBEN.

XVII.

General August von Goeben

Commandeur des 8. preußiſchen Armeecorps.

„Prudenter et simpliciter!"

Die Armee beſitzt viele glänzende Feldherren, deren Kühnheit und Geiſt das ſo lange getrennt geweſene Deutſchland ſeine Einheit und den Sieg ſeines nationalen Rechtes zu verdanken hat. Dennoch giebt es unter ihnen nur Wenige, welche eine ſo eigenartige Entwickelung genommen haben, wie General Auguſt von Goeben, und deren Soldatenleben reicher, bewegter und wechſelvoller geweſen wäre, als das ſeine. Iſt es ſeit Alters ſchon eine beſondere Eigenſchaft des germaniſchen Volks geweſen, von anderen Völkern zu lernen, die ihm zuſagenden Eigenſchaften und Kenntniſſe derſelben ſich anzueignen, ſo iſt namentlich der Willens- und Thatendrang preußiſcher Offiziere es geweſen, der ſie auf fremden Schlachtfeldern die Feldherrnkunſt ſtudiren, im Dienſte einer fremden Sache ſie die Fähigkeit erwerben ließ, für das Vaterland einſt ſiegreich den Degen führen zu können. Gleich wie bei Graf Moltke war dies bei Auguſt von Goeben der Fall. Auch ihm wurde die ſturmbewegte, prüfungsreiche, abenteuerliche Jugend die Quelle ſeiner Mannesthaten. — —

Die Familie Derer von Goeben gehört dem Uradel des Herzogthums Bremen an, war im 17. Jahrhundert in einzelnen Linien auch in Schweden zu finden, iſt daſelbſt aber erloſchen. In Folge der Alles verwüſtenden Kriegszeit zu Anfang unſeres Jahrhunderts und der Anſprüche, welche die Erhaltung einer zahlreichen Familie nothwendig machte, büßte das Haus der Goeben ſeine alten Beſitzungen ein. —

Das Goeben'ſche Wappen beſteht aus einem blauen Schilde, das einen ſilbernen Baumſtamm zeigt, deſſen Aeſte abgehauen ſind. Ein einfacher ritterlicher Helm mit drei Straußenfedern ziert den Schild, der Wahlſpruch des Geſchlechts aber lautet: „Prudenter et simpliciter" — „Einſichtsvoll und ſchlicht!"

Der Vater Auguſts war Major von Goeben, welcher mit fünf Brüdern von 1808—1815 unter Wellington in der engliſch-deutſchen Legion in Spanien diente und bei Waterloo die letzte Entſcheidungsſchlacht gegen den Corſen mitfocht. Seine Mutter war Johanna, die Tochter des hannoverſchen Generals Kuckuck. — Wegen ſchwerer Verwundungen von der hannoverſchen Armee abgegangen, bekleidete Major von Goeben nach dem Kriege verſchiedene Civilſtellen zu Stade, Celle, dann in Hannover ſelbſt. — Rechnet man die traurigen Folgen des napoleoniſchen Kriegs, welche Hannover namentlich beſonders ſchwer betroffen haben, den Verluſt der Familien-Beſitzungen und daß Major von Goeben vier Söhne und drei Töchter beſaß, ſo wird ſeine Ehe wohl eine von mannigfachen Sorgen und Prüfungen heimgeſuchte geweſen ſein. Seine Kinder wenigſtens konnten nicht die Anſprüche machen, welche ſonſt von ihrem Stande unzertrennlich zu ſein pflegen, ſämmtlich mußten ſie ihren eigenen Weg in der Welt gehen. So iſt der älteſte Bruder unſeres Generals zur Zeit Commandeur der 30. Infanterie-Brigade zu Coblenz, der zweite wanderte nach Schweden aus, der letzte aber lebt noch als penſionirter Lieutenant in Hannover. Zwei Schweſtern verheiratheten ſich und eine iſt Chanoineſſe im Kloſter Ebſtorf in der Provinz Hannover. „Schlicht und einſichtsvoll“ zu ſein, dieſe ihre Deviſe im Leben alſo zu bewahrheiten, wurde für die Goeben ſämmtlich ein Gebot ernſter Nothwendigkeit.

1816 am 10. December zu Stade geboren, war Auguſt von Goeben ſtets ein ſtiller, ſchüchterner, ja faſt blöder Knabe. Anſcheinend ſchwächlich und lang aufgeſchoſſen, wurde er dennoch hervorragend kräftig und eine zähe Natur. Frühzeitig gewährte ihm die Lectüre aller erreichbaren Bücher beſonderes Vergnügen, er lernte überaus leicht und war außerordentlich wißbegierig. Von ſeinen erſten Jugendeindrücken iſt ihm nur noch erinnerlich, daß ſeine Eltern bis zu ſeinem neunten Jahre in Stade lebten und dann nach Celle überſiedelten. Anfänglich im elterlichen Hauſe erzogen und zum Studium beſtimmt, beſuchte er die ſogenannte „hohe Schule“, ein Gymnaſium zu Celle, und ging bis zur Prima. Ungleich anderen Knaben kam er mit Kindern kaum in Berührung.

Geſchichtliche, namentlich kriegsgeſchichtliche Studien wurden ſein Lieblingsfach und letztere zumal leiteten ihn zu dem Wunſche, Soldat zu werden und in die preußiſche Armee einzutreten. Seine Vorliebe für den Soldatenſtand war höchſt erklärlich. Der Vater, ein alter Offizier, welcher höchſt verdienſtvoll gegen die Fremdherrſchaft geſtritten hatte, mag den Söhnen durch wiederholte Schilderung ſeiner kriegeriſchen Laufbahn, zumal in Spanien, wohl zeitig die Luſt zum Waffenwerke erweckt haben, denn es iſt auffällig, daß Auguſt von Goeben ſich in Spanien auch zuerſt die Sporen verdiente, alſo auf demſelben Kampfgebiete, das ſein Vater unter Wellington durchzogen hatte. Da alle Verwandte Auguſts jedoch in Hannover dienten, war es auffällig, daß er ſtets für Preußen eine leidenſchaftliche Vorliebe zeigte und eifrig dahin ſtrebte, in die preußiſche Armee einzutreten. Wer da weiß, daß die Hannoveraner das Volk des großen Friedrich nie liebten, ihre Stimmung nach dem napoleoniſchen Kriege gegen Preußen keine beſonders freundſchaftliche war, wird auch glauben, daß dieſer Wunſch Goeben's in ſeiner Familie großen Widerſtand gefunden haben wird und daß ihm nicht ohne Zögern 1833 endlich —, er war damals 17 Jahre, — derſelbe gewährt wurde. Daß Auguſt von Goeben nichts deſto weniger ein ſo eifriger Anhänger der preußiſchen Armee war und zwar auf Grund ſeiner kriegsgeſchichtlichen Studien, läßt auf eine frühzeitig gewonnene Urtheilskraft und Klarheit der militäriſchen Anſchauungen ſchließen, wie ſie ſelten bei ſolcher Jugend ſchon zu finden ſind. — 1832, noch ehe er das Vaterhaus verließ, um den erwünſchten Beruf zu erfaſſen, verlor A. von Goeben bereits ſeine Mutter, welche zu Celle verſtarb.

Anfangs November 1833 trat er in das 24. Infanterie-Regiment zu Neu-Ruppin, welches Oberſt von Petery führte, und zwar in die dritte Compagnie unter Hauptmann Unruh ein, ward 1834 als Portépée-Fähnrich nach Prenzlau ins Füſilier-Bataillon verſetzt, kam am 15. Februar 1835 aber als Offizier nach Ruppin zurück. Von Jugend auf ſchon etwas kurzſichtig, hatte ſich das Uebel indeß noch nicht ſo ausgebildet, daß er ſich jetzt ſchon hätte einer Brille bedienen müſſen; erſt als er vom ſpaniſchen Kriege zurückkam, war ſeine Sehkraft ſo geſchwächt, daß er dauernd dieſelbe tragen mußte. —

Wer erinnert ſich nicht, wie in den dreißiger Jahren die gewaltigen Guerillakämpfe der Carliſten und Chriſtinos die Augen von ganz Europa auf die pyrenäiſche Halbinſel lenkten und Zumala-Carreguy's Name ein eben ſo romantiſcher wie heroiſcher Zauber umgab? Von Unternehmungsluſt und Begeiſterung für die Sache des Don Carlos getrieben, welche Zumala-Carreguy's Thaten aus den kleinſten Anfängen ſo glänzend aus dem Staube erhoben hatten, faßte Auguſt von Goeben den Entſchluß, in die Armee des Prätendenten zu treten. Nicht, wie geſagt wird*), auf preußiſche Erlaubniß ging er nach Spanien, im Gegentheil nahm Goeben ſeinen Abſchied und reiste im Februar 1836 über Hamburg und Havre (damals gab es noch keine Eiſenbahnen) nach Paris, wo er ſich etliche Wochen aufhielt. Dann begab er ſich nach Bayonne und gelangte auf Schmugglerpfaden in die baskiſchen Provinzen zum carliſtiſchen Heere. Es iſt nicht richtig, daß ihm Cabrera wegen ſeiner Brille die Aufnahme in die Armee verweigert habe, denn erſtlich trug Goeben damals noch gar keine, ferner kam er erſt 1839 mit Cabrera in Berührung, als er mithin bereits drei Jahre Dienſte in Spanien geleiſtet hatte. Die Kriegszüge des Don Carlos, welche er mitmachte, ſind höchſt intereſſant, ſowohl was die Zeitgeſchichte ſelbſt, als was die beſonderen, höchſt wechſelvollen Schickſale und die Prüfungen betrifft, in denen der Sieger von St. Quentin ſeine geiſtige wie körperliche Energie bewies. Den Verlauf dieſes langen und wilden Krieges hat der General überdies ſelbſt in anerkannter Meiſterſchaft geſchildert und veröffentlicht.**) Im Laufe dieſes 4jährigen Feldzuges iſt von Goeben fünfmal verwundet und zweimal gefangen genommen worden. — Seine zweite Gefangennahme durch die Chriſtinos entſchied ſein Loos. Er wurde von Cuenca im Sommer 1838 nach Madrid, dann nach Cadix geſchleppt. Die Marſchroute dorthin war fürchterlich. In Cadix wurde er in die Kaſematten geſteckt, mehrere Male ſogar in unterirdiſche Gefängniſſe. Goeben war damals indeß ſo überaus kräftig, daß ihn Nichts anfocht. Als er nach langer Gefangenſchaft nach Valencia per Schiff zur Auswechſelung gebracht wurde und im Hochſommer durch die nackten Felsgebirge des öſtlichen Spaniens kam, litten ſeine Augen aber unendlich. Im Juni 1840, als einer der Letzten der in Waffen ſtehenden Carliſten, legte er nach dem von Eſpartero abgeſchloſſenen Vertrage von Bergera die Waffen nieder und forderte von der Regierung der Königin Iſabella einen Paß nach Frankreich. Ueber Barcelona erfolgte ſein Abmarſch nach Perpignan. — Auguſt von Goeben's eigentliche Leidenszeit brach an, eine ſchlimmere, hoffnungsärmere, als die im Kerker geweſen war. In Perpignan bot man ihm Seitens Frankreichs nämlich an, in die Legion étrangère in Algerien, die ſich dort ſtets befand, einzutreten. Er lehnte dies ab, denn er wollte ins Vaterland zurück. Die franzöſiſche Regierung bewies dieſem höchſt natürlichen Wunſche gegenüber indeß wenig Edelmuth, ſie dirigirte Goeben mittels Zwangspaß über Lyon und Straßburg nach der deutſchen Grenze. Wie jeder Vagabonde in Frankreich erhielt er per lieu „drei Sous“ zur Subſiſtenz! — Unter ſolchen Umſtänden machte er dieſen langen Weg zu Fuß, die äußerſte Noth leidend und meiſt nur von den unreifen Aepfeln der Chauſſeebäume lebend. Auch auf deutſchem Gebiete angelangt, wo es ihm natürlich beſſer ging, ſetzte er über Frankfurt am Main die Fußtour fort. — Die Handlungsweiſe der franzöſiſchen Regierung, vom Standpunkte eines ordinären Egoismus aus betrachtet, war klar. Auguſt von Goeben, der im großen Generalſtabe des Don Carlos gedient hatte, ſchien den Franzoſen für Algier eine gute Acquiſition, da ſie dieſelbe aber nicht machen konnten, hatten ſie weder ein humanes noch ein politiſches Intereſſe, das Leben dieſes Wackeren durch großmüthige Hülfe ſeinem Vaterlande zu erhalten. Allerdings hätte er von Perpignan aus den Seinen ſchreiben können, bei denſelben galt er aber bereits für todt. Um nun nicht vorzeitig Hoffnungen und Sorgen zu erregen, hatte er das Schreiben unterlaſſen, von fremden Leuten aber Hülfe zu erbitten, war der General, wie er heute offen geſteht, „zu hochmüthig geſinnt".

---

*) Siehe Theodor Fontane's „Deutſcher Krieg von 1866“, Band II., S. 63 u. folgende. D. V.

**) „Vier Jahr in Spanien“ und „Die Carliſten“ von A. v. Goeben. Beide Schriften 1841 bei Hahn in Hannover erſchienen. D. V.

Endlich erreichte er, ausgehungert und ausgemergelt, die Heimath und ſah die Seinen wieder. Eine alte Wunde brach wieder auf. — So blieb er ungefähr ein Jahr leidend zu Hauſe und ſeit dieſer Zeit mußte er, ſeiner geſchwächten Augen wegen, ſtets die Brille tragen. Im Uebrigen indeß war Goeben ausnehmend kräftig und geſund und in Spanien ſelbſt unter den Gebirgsbewohnern ein unermüdlicher Marſchirer geweſen. — Im Sommer 1841 ſuchte er Don Carlos wiederum auf, welcher zu Bourges in Frankreich internirt war, um ſich, da er alle Effecten, ſomit auch alle ſeine militäriſchen Documente durch die Gefangenſchaft verloren hatte, letztere wieder zu verſchaffen, zumal er in der carliſtiſchen Armee zum Oberſtlieutenant im Generalſtabe — (mit 21 Jahren) — ernannt worden war! Im Beſitz der Documente, bat er um ſeine Wiederanſtellung im preußiſchen Dienſte, nachdem er ſchon 1841, wie angeführt iſt, ſeine Schriften über den carliſtiſchen Krieg herausgegeben hatte. Er erhielt ein Patent — wiederum als Secondelieutenant und wurde dem 8. Infanterie-(Leib)Regiment aggregirt. — Gewiß war Goeben's Zukunft wenig ausſichtsvoll. Er hatte die vier ſpaniſchen Dienſtjahre welche ihm natürlich in Preußen nicht angerechnet wurden, ſcheinbar aus ſeinem Leben verloren und bei dem damaligen höchſt langſamen Avancement in unſerer Armee war er in der Anciennetät bedeutend zurückgeblieben.

Fortuna ließ aber ihren kühnen Sohn ſo wenig ſitzen, als das Verdienſt Goeben's ſehr lange im Schatten blieb. Er that nur kurze Zeit bei ſeinem Regimente Dienſt, als er in den großen Generalſtab zur Dienſtleiſtung commandirt wurde, deſſen Chef damals General von Krauſeneck war. Wir glauben wohl nicht ohne Grund, daß er dieſe Gunſt des Geſchicks nicht blos den lob- und ehrenvollen Zeugniſſen zu verdanken hatte, welche ihm von Don Carlos und ſeinen Generälen ertheilt waren, ſondern daß aus ſeinen Schriften wohl für die obere preußiſche Heeresleitung auch zur Genüge hervorgegangen ſein dürfte, man habe in Auguſt von Goeben einen Offizier von ganz außergewöhnlicher Begabung wiedergewonnen, welcher ſich in dem wechſelvollen ſpaniſchen Kriege zum Meiſter in der Guerilla-Kriegsführung gemacht habe. — Man betrog ſich nicht! Goeben hatte dort den Grund zu jenen militäriſchen Eigenſchaften gelegt, die er bereits 1864 ſo glänzend in Schleswig-Holſtein bethätigte. Am 1. April 1843 in den großen Generalſtab rangirt, den 4. April 1844 Premierlieutenant geworden, ward er am 3. April 1845 bereits Hauptmann des großen Generalſtabs zu Berlin. Dieſes vergleichsweiſe höchſt raſche Avancement beweist wohl zur Evidenz, daß ſein ſtrategiſches Talent ſich ſehr bald bemerkbar gemacht hat. Trotzdem ſagt der General von ſich: „ich habe ſtets auf eigene Fauſt Studien getrieben und etliche Vorleſungen an der Univerſität gehört, bin aber immer ein ſehr ungelehrter Offizier geblieben!“ — Unwillkürlich werden wir bei dieſem Ausſpruch an Feldmarſchall von Steinmetz erinnert, der ſich auch mehr zu den „Könnern“ als zu den „Wiſſern“ rechnete. Dem ohngeachtet ſchloß das gar nicht aus, daß Goeben trotzdem auf dem topographiſchen Bureau wie in anderen Stabsbranchen ein vortrefflicher und höchſt kenntnißvoller Offizier geweſen ſein könne, möge er auch immerhin mehr für die dramatiſche Ausübung der Strategie als für theoretiſche Kriegs-Gelahrtheit inklinirt haben. Man iſt kein Leſſing, ohne ein wirklicher Dichter zu ſein, ob man ſich immerhin auch ſelber dichteriſche Begabung abſpricht, weil man ein ungeheures Maaß von Anforderungen an Denjenigen ſtellt, der mit Recht für einen Poeten gelten will. Nicht unſer Urtheil entſcheidet für das, was wir ſind, ſondern das Verdict der öffentlichen Meinung. Mag ſie ſich auch oft irren, ſo ganz geht ſie nie fehl, um nicht den rechten Mann mit ſeinem rechten Namen zu nennen. —

Im October 1845 vermählte ſich der General mit ſeiner Couſine, einem Fräulein von Freſe. Blieb dieſe Ehe auch kinderlos, ſo war ſie doch eine wahrhaft innige und ſo hochbeglückte, wie ſie nur ſelten hienieden zwei Gatten beſchieden wird; die Generalin von Goeben war eine nach jeder Richtung hin hervorragende Frau. Dieſe Ehe ward aber — nach dem Looſe alles Schönen, — eine unendlich prüfungsreiche! Ach, der Stand des Soldaten, ſo glänzend er iſt, ſo geſellſchaftlich bevorzugt und — vielfach beneidet, — in dem Leben des Generals von Goeben iſt vor allem Anderen der Beweis geführt, wie hart der Krieger oft ſeinen Ruhm bezahlen muß, wie oft gerade in dem Augenblicke, wo die Welt ſeine Thaten preist, ſeine Nation mit Stolz auf ihn blickt, er ſein höchſtes Erdenglück dem Schickſal zum Opfer bringen muß und die Vorſehung durch den Schmerz nur zu oft das Plus ausgleicht, was ſie bedeutenden Menſchen an äußerem Glücke verleiht. — Ende März 1848 erfolgte von Goeben's Verſetzung zum Generalcommando des 4. Armeecorps nach Magdeburg, welches General von Hedemann führte; er wurde dadurch Vorgänger des „Major" von Moltke, welcher erſt 1860 dort Chef des Generalſtabs wurde. Im Mai 1849 als Generalſtabsoffizier zur Diviſion Hanneken commandirt, welche die Unruhen in Baden niederwarf, machte er bei ihr die Erſtürmung von Iſerlohn mit und rückte nach dem Rhein, der Pfalz und Baden, wo die Diviſion die erſte des 1. Corps der Operationsarmee bildete, welche der Prinz von Preußen befehligte. Im Juni nach dem Rheinübergange zum Obercommando verſetzt, diente Goeben bei dieſem bis an das Ende des Feldzugs und blieb in des Prinzen militäriſcher Begleitung bis Mitte December in Karlsruhe. Während dieſer Zeit wohnte er ſämmtlichen Gefechten bei Ludwigshafen, Philippsburg, Waghäuſel, Ubſtadt, Durlach, an der Murg, wie der Blockade von Raſtadt bei und erhielt den rothen Adlerorden 4. Klaſſe mit Schwertern, ſowie das Ritterkreuz des badiſchen Militär-Verdienſt-Ordens. Ende des Jahres als älteſter Hauptmann im großen Generalſtabe dem 16. Infanterie-Regimente aggregirt, ſtand er einen Monat in Düſſeldorf und Elberfeld, mit anderen Worten: er trat in den Frontedienſt. Im April 1850 wurde er Chef der fünften Compagnie in Minden. — Seine wieder aufgebrochenen Wunden aus dem ſpaniſchen Feldzuge zwangen ihn jedoch, in Wiesbaden die Kur zu brauchen. Die Mobilmachung gegen Oeſterreich verſetzte ihn als Major in den großen Generalſtab zurück und zu dem Stabe des Oberbefehlshabers Prinzen von Preußen. Bekanntlich erfolgte dann die Olmützer Affaire und die Demobilmachung der preußiſchen Armee. Nach derſelben blieb Major von Goeben noch in derſelben Eigenſchaft bis 1855 bei dem Stabe des Prinzen von Preußen, der als Gouverneur der Rheinprovinz commandirte, in der Garniſon Coblenz.

Während dieſer Zeit begleitete er den Prinzen auf verſchiedenen militäriſchen Reiſen, ſo 1851 zu den Revuen der ruſſiſchen Armee nach Warſchau, 1853 zur Bundes-Inſpection in Oeſterreich nach Olmütz und Wien. — 1855 im Juni zum Oberſtlieutenant avancirt, erhielt Goeben am 15. October, von der Pariſer Weltausſtellung eben zurückkehrend, ſeine Ernennung zum Chef des Generalſtabes des 4. Armeecorps, welches der General der Infanterie Fürſt Radziwill befehligte; er wurde dadurch Nachfolger des Oberſten von Moltke. 1857 wohnte er dem großen Manöver vor König Friedrich Wilhelm IV. zu Halle bei, wo bereits die lebensgefährliche Krankheit des Monarchen begann. Den 8. Mai 1858 wurde Goeben Chef des Generalſtabs des 8. Armeecorps unter General von Hirſchfeld, bei dem er bis 1860 in ſolcher Eigenſchaft verblieb, wie denn auch Coblenz fortan der hauptſächlichſte Garniſonsort Goeben's geworden iſt. Daſelbſt 1858 zum Oberſten befördert, leitete er ein Jahr ſpäter die Mobilmachung ſeines Corps gegen Frankreich. —

Seit ſeiner Verheirathung war Auguſt von Goeben nicht mehr in ernſtliche Lebensgefahr im Kriege gekommen. Jetzt begann ſie und damit eine lange Zeit der Schmerzen und des Grämens für ſeine von ihm heißgeliebte Frau! In ſeiner jetzigen Friedensſtellung ſelbſt wollte ihm die Laune des Schickſals nämlich den Beweis geben, daß das Vaterland des Fandangos und des ſinnreichen Junkers von la Mancha ſeine alten Rechte auf ihn geltend zu machen wiſſe. Als 1860 der Krieg Spaniens gegen Marokko ausbrach, erhielt er den Auftrag, dieſe Campagne als Chef einer hierzu commandirten preußiſchen Militär-Commiſſion mitzumachen, welche aus 6 Offizieren und einem Arzte beſtand und im Januar ging er mit derſelben nach Spanien ab. Die Regierung der Königin Iſabella, welche Goeben vor 20 Jahren wie einen Vagabunden aus Spanien verjagt hatte, nahm ihn jetzt als preußiſchen General mit der zuvorkommendſten Liebenswürdigkeit im Lager ihrer Truppen auf. Wenn ihm damals, als er im Sonnenbrande nach Perpignan geſchleppt wurde, Jemand geſagt hätte, daß er einſt unter den Fahnen derſelben Königin in der Begeiſterung des Vordringens mitten im Gefecht den Degen ziehen werde, um mit preußiſchem Hurrah auf die Söhne der Wüſte einzudringen, er würde dieſen Propheten für einen Narren gehalten haben! Welcher Art ſein Verhalten im marokkaniſchen Kriege geweſen ſein muß, zeigt am beſten, daß Spanien ihn mit dem Ritterkreuze des St. Ferdinands-Ordens und Iſabellens der Katholiſchen, Preußen nach ſeiner Rückkehr im Mai 1860 mit dem rothen Adlerorden 2. Claſſe mit Schwertern belohnte. — Er trat in ſeine alte Stellung beim 8. Armeecorps in Coblenz zurück und blieb auch, nachdem General von Hirſchfeld im Herbſt geſtorben war, unter dem Oberbefehl des Generals von Bonin in derſelben als Stabschef und machte 1861 auch das große Manöver des 7. und 8. Armeecorps am Rheine mit. Den 18. October deſſelben Jahres ward er zum Generalmajor befördert. — 1863 trat Goeben endlich wieder in den unterbrochenen Frontdienſt, indem er am 29. Januar zum Commandeur der 26. Infanterie-Brigade zu Münſter ernannt wurde, welche aus dem weſtfäliſchen 2. Infanterie-Regiment Nr. 15 und dem 6. Infanterie-Regiment Nr. 55 beſtand. Dieſe Brigade, welche wir mit Recht fortan kurzweg die Brigade Goeben nennen können, verblieb dem General nicht nur, es war ihm auch beſchieden, mit ihr ſeine erſten glänzenden Waffenthaten zu leiſten und ihr Ruhm ward mit dem ſeinen dauernd fortan verknüpft. — In der Zeit, in welcher er dieſelbe bis zum Ausbruch des däniſchen Krieges commandirte, beſorgte Goeben auch die Herausgabe ſeines militäriſchen Werks: „Reiſe und Tagebücher aus Spanien und vom ſpaniſchen Heere in Marokko“, welches 1864 in Hannover gleichfalls bei Hahn erſchien.

1864 kam der ſchleswig-holſteiniſche Krieg. — Am 1. Febr. früh trat Goeben mit ſeiner 26. Brigade, die einen Theil der 13. Infanterie-Diviſion unter Generallieutenant von Winzingerode bildete, ſeinen Einmarſch nach Schleswig an; Holſtein war bereits mit Bundestruppen beſetzt. Am 6. deſſelben Monats überſchritt er mit der ſechsten Diviſion unter Oberbefehl des Prinzen Friedrich Karl die Schlei bei Arnis, alſo an derſelben Stelle, welche den Abend vorher die Dänen geräumt hatten. — Die Stellung beider Diviſionen vor den Düppeler Schanzen am 11. und 12. Februar war ſo genommen, daß die ſechste Diviſion rechts, die dreizehnte links von denſelben Poſto faßte; Brigade Goeben war bei Satrup aufgeſtellt. Hier beſtand der General das glückliche Gefecht am 22. Februar, bei welchem ihm ein Pferd unterm Leibe getödtet wurde, und das Gefecht bei Rackebüll am 17. März; Rackebüll wurde genommen! Bei dem Sturm auf die Düppeler Schanzen (am 18. März) war General von Goeben ſelbſt unbetheiligt. Er ſtand mit ſechs Bataillonen am Alſenſunde beim Satrup-Holze, um nach eigenem Ermeſſen entweder bei dieſer Gelegenheit zu demonſtriren oder den Uebergang über den Sund zu verſuchen. Da der Sturm auf die Schanzen indeß gelang, unterließ er Letzteres. — Nach dem Falle von Düppel erfolgte bekanntlich der Waffenſtillſtand. Das Cabinet von London hatte zu Gunſten Dänemarks diplomatiſch intervenirt und Friedensverhandlungen waren im Gange. — Während dieſer Zeit lebte General von Goeben mit Frau und Kind in Glücksburg. — Wenn wir ſagen „und Kind", da der General keine eigene Nachkommenſchaft hatte, ſo möge hier erwähnt ſein, daß er und ſeine Gemahlin ſich eines Knaben, eines entfernten Verwandten aus Weſtfalen, angenommen hatten und denſelben als Adoptivſohn erzogen. — Der Friede war inzwiſchen nicht zu Stande gekommen. Bei Wiederaufnahme der Feindſeligkeiten marſchirte deshalb Goeben mit den Truppen ins Sundewitt zurück. Am Uebergange auf Alſen (29. Juni) war der General in der hervorragendſten Weiſe thätig. An dieſem Tage war die 26. Brigade nebſt der 12. Brigade mit unter den Befehl des Generals von Manſtein geſtellt. Mit ſeinen Braven nahm Auguſt von Goeben nach blutigem Kampfe Björ und mit ſtürmender Hand das brennende Sonderburg, in welchem bedeutende Kriegsbeute, namentlich an zahlreichem Geſchütz, gemacht wurde. In Rjäs war dem General — zum zweiten Male in dieſem Kriege, das Pferd unter dem Leibe getödtet worden. — Für das Gefecht bei Rackebüll erhielt er den Kronenorden 2. Claſſe mit

Schwertern, für ſeine glänzende Waffenthat auf Alſen wurde er aber mit dem alt-brandenburgiſchen Pour le mérite decorirt! Auf dem Rückmarſche, als General Auguſt von Goeben ſich am 23. Nov. gerade zu Minden bei dem Feſtmahle befand, welches Stadt und Kreisſtände dem ſiegreichen Offiziercorps gaben, erhielt er plötzlich ſeine Ernennung zum Commandeur der zehnten Diviſion, und als am 25. November die Beſichtigung der Diviſion durch den König erfolgte, wurde Goeben die Ehre zu Theil, auf beſonderen höchſten Befehl ſeine Brigade vorzuführen. — Im Mai 1865 wechſelte er ſeine Diviſion, indem er das Commando der dreizehnten weſtfäliſchen erhielt, dadurch aber auch wieder die Führung ſeiner früheren 26. Brigade. Der Winterfeldzug in Schleswig hatte unſerm Helden indeß einen ſo argen Rheumatismus zugezogen, daß derſelbe, als er in der Stadt Schleswig während der Friedensverhandlungen verweilte, einige Wochen hindurch nur am Stock zu gehen vermochte. Der Gebrauch von Teplitz 1865 hob zwar das Leiden, doch war ſein Körper fortan ſehr empfindlich geworden, ſo daß ſeitdem häufige Badekuren nothwendig geworden ſind. —

Als der deutſche Krieg 1866 ausbrach, war die Diviſion Goeben bei Minden concentrirt und aus folgenden Beſtandtheilen formirt:

Brigade Kummer:
1. weſtfäl. Inf.-Reg. Nr. 13 unter Oberſt von Gillhorn,
5. weſtfäl. Inf.-Reg. Nr. 53 unter Oberſt von Treskow;

Brigade Wrangel:
2. weſtfäl. Inf.-Reg. Nr. 15 unter Oberſt Baron von der Golz,
6. weſtfäl. Inf.-Reg. Nr. 55 unter Oberſt Stoltz.

Cavallerie-Brigade von Treskow:
1. weſtfäl. Huſaren-Reg. Nr. 8 zu 5 Escadrons unter Oberſt von Rantzau,
das weſtfäl. Küraſſier-Reg. Nr. 4 zu 4 Escadrons unter Oberſt von Schmidt,
vier Batterien vom weſtfäl. Feld-Artillerie-Reg. Nr. 7 unter Major von Drobich-Wächter,

und hierzu noch 4 Erſatz-Batterien (à 4 Geſchütze) attachirt.

Wir wiſſen bereits*), daß Preußens Streitkräfte im Nordweſten Deutſchlands ſich aus den Truppen der dreizehnten Infanterie-Diviſion von Goeben, den unter General von Beyer zuſammengezogenen Truppen und den unter General von Manteuffel in Schleswig-Holſtein noch vorhandenen Regimentern zuſammenſetzte. Ueber ſie hatte General Vogel von Falckenſtein als Feldherr der Main-Armee das Obercommando. — Nächſter ſtrategiſcher Zweck konnte für dieſe Heerführer nur der ſein, ſowohl eine Vereinigung der in den Herzogthümern unter Gablenz ſtehenden Oeſterreicher mit der hannoverſchen Armee und eine Verbindung dieſer mit der bayriſchen und Reichs-Armee unmöglich zu machen. Hauptaufgabe zunächſt war Abdrängung, Iſolirung und Aufreibung der Armee des feindlichen Welfenkönigs, die uns, wie Fürſt Bismarck ſagte, „ein Dolch im Rücken“ war. Diviſion von Goeben blieb alſo in der vorſtehenden Formation bis nach der Capitulation von Langenſalza. Nach derſelben wurden die Erſatz-Batterien zurückgeſchickt, dagegen der dreizehnten Diviſion noch das 19. Infanterie-Regiment vom Corps des General Beyer zugetheilt, ſo daß nunmehr jede der beiden Diviſionen fünf Infanterie-Regimenter zählte, ferner noch eine von der Elb-Armee herangezogene reitende Batterie und eine Pionier-Compagnie. Später in Frankfurt trat noch eine oldenburgiſch-hanſeatiſche Brigade zur Diviſion Goeben, welche von da ab nun drei Infanterie-Brigaden und eine Reſerve-Brigade umfaßte. —

Ehe wir auf die Campagne von 1866 weiter eingehen, wollen wir nicht unerwähnt laſſen, was dieſen Feldzug vor allen früheren und ſpäteren für uns charakteriſirt. Derſelbe war, wie er auch ohne Illuſion benannt worden iſt, ein „Bruderkrieg“. Deutſche Stammgenoſſen kämpften gegeneinander und die Zahl derjenigen Offiziere im preußiſchen Heere war ſehr bedeutend, welche Brüder oder nahe Verwandte ſowohl in der hannoverſchen, wie ſächſiſchen, bayriſchen und öſterreichiſchen Armee ſtehen hatten, denen ſie im Felde jetzt begegnen mußten. War es auch weder eine beſondere Tugend noch Pflichttreue, ſondern das Gebot der Ehre, des Vaterlandes und des kriegeriſchen Berufs, daß Keiner von hüben oder drüben wankte, ſeine Pflicht zu thun, ſo wird man doch, falls man nicht glaubt, gänzliche Fühlloſigkeit adle den Soldaten, zugeben müſſen, daß im Hinblick auf ſolche verwandtſchaftliche Beziehungen beide feindliche Theile mit viel ſchwererem Herzen, weit größerer Entſagung in den Kampf eintreten mußten, als es geſchehen wäre, hätte derſelbe einem ausländiſchen Feinde gegolten! So traf auch Auguſt von Goeben das Loos, einen jüngeren Bruder als Lieutenant im 6. hannoverſchen Infanterie-Regiment zu haben, der auch bei Langenſalza focht. Dies muß unſerm wackern General ſchon um ſeines alten Vaters willen keine gleichgültige Sache geweſen ſein! —

---

*) Siehe General von Manteuffel Bd. III., S. 301, der Biographien-Sammlung. T. B.

Diviſion Goeben trat am 16. Juni von Minden aus den Vormarſch auf Hannover an und der General erreichte am 17. Abends, alſo in nicht vollen zwei Tagen, die Hauptſtadt ſeines ehemaligen Vaterlandes. Dieſe Leiſtung war nur durch einen Doppelmarſch möglich, während deſſen zweiter Hälfte der Infanterie die Torniſter gefahren wurden. — Hannover, von der eigenen Armee verlaſſen, wurde durch Goeben beſetzt; am 19. nach einem Ruhetage trat er mit der Diviſion ſeinen Marſch auf Göttingen, wo ſich das Hauptquartier der feindlichen hannoverſchen Armee befand, dergeſtalt an, daß er am erſten Marſchtage in Elze, den 20. zu Alfeld und vorwärts, den 21. bei Kreienſen, den 22. in Göttingen ſelbſt eintraf. Der Stand der drei preußiſchen Diviſionen gegen die Hannoveraner war nun ſo, daß von Goeben Göttingen, General von Manteuffel die Stadt Hannover und Celle, General von Beyer Caſſel und Umgegend beſetzt hielt. — Hier hielt General von Goeben 24 Stunden Raſt, eine Nachricht der Bedrohung Eiſenachs durch die Hannoveraner erwartend, welche (wie nachträglich bekannt wurde) auch wirklich, obwohl nur vorübergehend, erfolgt iſt. Den 23. Nachmittags dirigirte der General ſeine Diviſion per Fußmarſch nach Caſſel und in der Nacht per Eiſenbahn nach Eiſenach, um den Durchbruch der Hannoveraner nach dem Süden und deren Vereinigung mit der bayriſchen und

Reichsarmee zu verhindern! — Die Karte ſagt uns, daß hier eine entſcheidende Umgehung der Hannoveraner durch General v. Goeben ſtattfand! — Die Truppen des König Georg befanden ſich in der Gegend von Langenſalza, Goeben, von Norden kommend, machte von Göttingen ab eine Halbkreisbewegung um den Gegner herum, ſo daß Goeben ſich ihm nun im Süden gegenüber befand und ſich zwiſchen denſelben und ſeine ſüddeutſchen Reichsverbündeten geſchoben hatte! — Es waren die zunächſt für die Eiſenbahn disponiblen Truppen nach Eiſenach geſchickt worden, daher Bataillone beider Brigaden der Diviſion Goeben unter dem Commando des Generals von Kummer ſtanden. Die übrigen Truppen dagegen wurden unter General Wrangel, dem Commandeur der zweiten weſtphäl. Infanterie-Brigade, dem General von Manteuffel zugewieſen, welcher bereits über Göttingen-Mühlhauſen von Nord-Oſten gegen die Hannoveraner anrückte, während fünf Bataillone von deſſen Truppen unter General von Flies per Eiſenbahn über Magdeburg nach Gotha geworfen wurden und ſich dort mit etlichen preußiſchen Landwehr- und Erſatztruppen vereinigten. Dem General von Goeben wurde, als der Oberſtkommandirende Vogel von Falckenſtein gleichfalls nach Eiſenach kam, die Diviſion Beyer, welche per Fußmarſch von Caſſel aus nach dortiger Gegend unterwegs war, noch unterſtellt. — —

Dieſe ganze Darſtellung giebt das volle Bild einer Umſchließung des hannoverſchen Heeres, bevor noch der erſte Schuß gefallen war; ſie war die eiſerne Prämiſſe der Kataſtrophe vom 27. Juni! Als wir uns nach dem Feldzuge in Eiſenach bei dortigen Militärs wie höheren weimariſchen Staatsbeamten, welche ihre Amtspflicht in Eiſenach damals zurückhielt, erkundigten, wurde uns verſichert, daß, außer etlicher eklairirender Cavallerie, Eiſenach gar keine hannoverſchen Truppen zu ſehen bekommen habe und außer einer kurzen Drohung, die Bahnſchienen aufzureißen und die Stadt von den nördlichen Thalhöhen zu beſchießen, thatſächlich dort ſeitens Hannovers keine Action erfolgte! Nur grenzenloſe Unſicherheit in den Dispoſitionen, völlige Unkenntniß der Stellung ihrer ſüddeutſchen Verbündeten, verbunden mit dem zögernden Vorgehen und unvollſtändigen Concentriren der Reichstruppen am Maine kann es erklärlich machen, weshalb die hannoverſche Armee nicht vor der Umgreifung durch Thüringen durchdrückte und die Mainlinie gewann. — Mittels directen Befehls vom preußiſchen Obercommando aus Berlin ſchritt am 27. Juni General von Flies zum Angriff und das bekannte Treffen von Langenſalza erfolgte. Es ſoll, verſchiedenen Berichten nach, für die hannoverſche Armee nicht nur ſehr ehrenvoll, ſondern für General Flies auch höchſt unentſchieden ausgefallen ſein. Es ſieht wenigſtens ganz ſo aus, da General von Goeben noch in der Nacht vom 27. zum 28. Juni 7 Bataillone und 2 Batterien als Verſtärkung per Bahn nach Gotha ſchickte, mit allen übrigen Truppen am 28. Nachmittags aber in Perſon nach Langenſalza vorrückte; General v. Falckenſtein mit ſeinem Stabe befand ſich bei Goeben's Colonnen. Vor Langenſalza indeß kam ihnen der hannoverſche General von Wrede bereits ſchon mit der Erklärung entgegen: „Die hannoverſche Armee ſei rings bedroht, da General von Manteuffel ſie ſchon von Norden her berühre. Dieſelbe ſtelle deshalb ihr Schickſal der Entſchließung des Königs von Preußen anheim!“ Der Befehl zum Einſtellen der Feindſeligkeiten wurde preußiſcherſeits ſofort gegeben! — Alle Thatſachen deuten mithin darauf hin, daß nicht das Gefecht bei Langenſalza ſelbſt, welches General Flies allein beſtand und bei welchem keinerlei Truppen des General von Goeben betheiligt waren, für die Hannoveraner noch keinen Grund zur Capitulation abgegeben hat, ſondern daß ſie erſt, als ſie ſich gänzlich eingeſchloſſen fanden, in der richtigen Erkenntniß zu dieſer ſchweren Auskunft ſchritten, daß es unmöglich ſei, ſich nach Norden oder Süden durchzuſchlagen! Leicht iſt einzuſehen, daß die gewandte und raſche Direction der Truppen des General von Goeben wie das gleichzeitige Verſchließen des Nordens durch den General von Manteuffel das Hauptverdienſt beanſpruchen können, eine feindliche Armee außer Thätigkeit geſetzt und den hinterliſtigſten Gegner Preußens ohnmächtig gemacht zu haben. — General von Goeben nahm in der Nacht des 28. Juni in Schloß Friedrichswerth, am 29. hingegen in Gotha Quartier und brachte dort die Nacht mit ſeinem jüngeren

Bruder, dem hannoverſchen Lieutenant zu, welchen Hauptmann von Jena, der Generalſtabsoffizier Goeben's, unter den capitulirenden Truppen aufgeſucht hatte. — Das werden tiefernſte und ſchmerzliche Stunden geweſen ſein, welche nur brüderliche Liebe und die Erinnerungen an das gemeinſame Vaterhaus zu mildern vermochten. — Inzwiſchen hatte ſich die 8. Bundes-Armee unter dem Prinzen von Heſſen aus der Frankfurter Gegend zur Vereinigung mit der bayriſchen Armee auf Fulda zu in Marſch geſetzt; es galt ihr zuvorzukommen. — Der Aufbruch der preußiſchen Main-Armee erfolgte am 2. Juli früh. Die Diviſionen von Goeben und Beyer marſchirten in erſter Linie neben einander (Goeben links, Beyer rechts), indem jede auf ihrer Marſchlinie ihre eigne Avantgarde formirte, die Diviſion Manteuffel folgte in zweiter Linie. Das Scharmützel bei Immelborn gegen die bayriſche Abtheilung des Oberſten Aldoſſer am 2. Juli, Abends 11 Uhr, der Marſch Goeben's auf Fulda am 3., das Gefecht bei Dermbach am 4., die Gefechte bei Wieſenthal und Roßdorf gegen die 4te bayriſche Diviſion des wackeren Generallieutenants Jacob von Hartmann, wie die Vorgänge bei Hühnefeld und Gersfeld, in Folge deſſen am 6. Juli die drei Diviſionen der Main-Armee Fulda in Beſitz nahmen, ſind theils genügend beſchrieben worden, oder finden ſeitens der bayriſchen Actionen in ſpäteren Biographien*) Berückſichtigung. Die detaillirte Schilderung derſelben hat General von Goeben übrigens veröffentlicht.**) — Die Diviſion von Goeben, nunmehr 16 Bataillone, 3 Escadrons, 5 Batterien mit 31 Geſchützen und 1 Pionier-Compagnie ſtark, trat am 8. Juli über Brückenau den Marſch über die hohe Röhn an. — Während Diviſion Beyer als rechter Flügel auf Hammelburg, Diviſion Manteuffel als linker Flügel auf Hauſen und Waldaſchach zog, drang Diviſion Goeben als Centrum auf Kiſſingen vor und ſchlug am 10. Juli ſiegreich den Feind! General von Goeben mit ſeinem Stabe befand ſich bei dieſer

---

*) Unter von Pranckh und von der Tann.

**) In den Schriften „Das Gefecht von Dermbach“ und „Das Treffen von Kiſſingen“ von A. v. Goeben, bei Zernin in Darmſtadt erſchienen. D. V.

Bataille Anfangs auf dem Staffelberg, dann auf dem Altenburger Berg. Des Feindes linke Flanke wurde umgriffen, Kiſſingen 1 Uhr Mittags erobert. Bei ihrer Beſetzung erſchien Goeben ſelbſt in der Stadt, während des Schlußgefechtes war er jenſeits Kiſſingens beſchäftigt und hin und her zu den verſchiedenen Punkten des Kampfes geritten, um Befehle zu ertheilen. —

Der Zug gegen die Reichs-Armee war am 11. Juli beſchloſſen worden. Am 12. trat die Diviſion Goeben dergeſtalt den Vormarſch an, daß die Brigade Wrangel rechts bis Laufach, die Brigade Kummer links bis Waldaſchach, die Reſerve von Treskow nach Rechtenbach beordert wurde; das Gepäck ward auf den in Gemünd vorgefundenen Schiffen nachtransportirt. — General von Goeben befand ſich bei der Brigade Wrangel auf Laufach im Marſch und ritt am 13. Juli mit der 1. Escadron des 8. Huſaren-Regiments voraus. Obwohl man nicht glaubte, den Feind an dieſem Tage zu treffen, ſtieß man bei Hain, nahe bei Laufach, dennoch auf ihn. General von Goeben überließ, da die Brigade Wrangel allein zur Stelle war, dieſem General aus Grundſatz die Leitung des Gefechts. Auf die Meldung, daß der Feind anrücke, erwiederte er: „General von Wrangel habe alle Anordnungen ſelbſtſtändig nach eigenem Ermeſſen zu treffen.“ Demgemäß blieb Goeben auch Anfangs ruhig in ſeinem Quartier zu Laufach und ſpielte ſpäter nur den Zuſchauer beim Kampfe, der im Heere übrigens das Gefecht bei Laufach (nicht bei Frohnhofen) genannt wird. Am 13. früh brach Diviſion Goeben von Laufach und Waldaſchach nach Aſchaffenburg auf, wo ſie die bekannte ſiegreiche Schlacht lieferte. General von Goeben, die Dispoſitionen leitend, ritt allmälig längs der Chauſſee vor, durch die Stadt und über die Brücke, wo Halt gemacht wurde. General Vogel von Falckenſtein, der die Nacht vom 13. in Achtenbach bei der Reſerve zugebracht hatte, traf im Laufe des Gefechts auf dem Kampfplatze ein, enthielt ſich aber jedes Eingreifens, ſo daß Goeben erſt von deſſen Anweſenheit Kunde erhielt, als er mit ihm bei der Stadt zuſammentraf. Die Reichs-Armee war geſchlagen, Frankfurt lag den Preußen offen.

Den 15. war Ruhetag, am 16. früh brach Diviſion Goeben von Aſchaffenburg auf, was nunmehr Diviſion Manteuffel beſetzte, während Diviſion Beyer in Gelnhauſen Poſto faßte. — Bei der vorrückenden Diviſion Goeben hatte Brigade Wrangel die Spitze. Urſprünglich war der Marſch nur bis Hanau beabſichtigt, wo Mittags auch Halt gemacht wurde, dann ward aber die Infanterie per Eiſenbahn weiter bis in Frankfurts unmittelbare Nähe vorgeſchickt. Die Cavallerie-Brigade von Treskow, beſtehend aus dem weſtfäliſchen Huſaren-Regiment Nr. 8 von Rantzau und dem weſtfäliſchen Küraſſier-Regiment von Schmidt, rückten zwiſchen 7 und 8 Uhr in Frankfurt ein und trabten durch die Stadt nach den Bahnhöfen reſp. Sachſenhauſen, um ſich dieſer Objecte zu verſichern Bald nach 8 Uhr rückte die Brigade Wrangel, mit den Generalen von Falckenſtein und von Goeben an der Spitze, in die alte Reichsſtadt, Brigade von Kummer folgte. General von Wrangel wurde zum Gouverneur von Frankfurt ernannt, die Brigade Treskow am 17. aber nach Höchſt zur Beobachtung gegen Mainz vorgeſchoben. Den 19. und 20. Juli traf in Frankfurt nunmehr die Oldenburgiſch-Hanſeatiſche Brigade unter Generalmajor von Weltzien ein und wurde dem Commando des General von Goeben untergeben; denſelben 20. verließ General von Falckenſtein zufolge ſeiner Abberufung Frankfurt, um als Gouverneur nach Böhmen zu gehen und erſt denſelben Tag traf Manteuffel Nachmittags von ſeiner Diviſion in Frankfurt ein, um das Obercommando der Main-Armee daſelbſt zu übernehmen, ging bereits aber ſchon am 21. wieder nach Aſchaffenburg an der Spitze der Armee ab. Die 6000 Mann, welche als Beſatzung zurückblieben, gehörten der eigentlichen Main-Armee nicht an, ſondern waren Landwehrtruppen, welche dem Oberbefehlshaber in Frankfurt mit untergeſtellt wurden!

Inzwiſchen hatte die bayriſche mit der Reichs-Armee ſich endlich doch vereinigt. Gegen ſie galten nunmehr die weiteren nach Oſten jenſeits des Main gerichteten Operationen. Der Plan des Feindes war, durch den Speſſart auf Aſchaffenburg loszugehen, alſo ſich zwiſchen Würzburg und die Preußen bei Frankfurt als Riegel vorzuſchieben! Diviſion Goeben brach als rechter Flügel der Main-Armee von Frankfurt auf, erreichte an demſelben 21. Darmſtadt, wo der Diviſionsſtab quartirte; am 22. ſtanden die Vortruppen der Diviſion bei Michelſtadt, am 23. bei Amorbach. Bei dem am letzteren Tage ſtattfindenden Gefechte bei Hundheim war ſie unbetheiligt, erſt an der Tauber ſollte ſie an den Feind kommen. — Auf ihrem Vormarſche am 24. hatte die Diviſion nur nach der Gegend von Külsheim zu rücken, aber als General von Goeben dort ankam, liefen Meldungen ein, daß die Ortſchaften an der Tauber ſchwach beſetzt ſeien, jenſeits derſelben indeß feindliche Colonnen in Bewegung geſehen würden. Er entſchloß ſich, den Marſch alſo fortzuſetzen, um ſich wo möglich der Uebergänge des Fluſſes zu bemächtigen. Allerdings hatte ein Theil der Truppen bis dahin etwa noch ſechs Meilen zurückzulegen, der General ließ indeß das geſammte Gepäck auf Wagen laden. Seinen Entſchluß an den Oberbefehlshaber meldend, dirigirte Goeben die Brigade Weltzien, von der erſt 4 ſchwache Bataillone bei der Diviſion eingetroffen waren, auf Werbach-Hochhauſen, die Brigade Wrangel hingegen, welche 2 Bataillone, 1 Escadron und 2 Geſchütze unter Oberſt von der Golz nach Königheim detachirt hatte, rückte mit nur 5 Bataillonen, 3 Escadrons Huſaren und 11 Geſchützen gegen Tauberbiſchofsheim vor, wo ihr die württembergiſche Diviſion gegenüberſtand, welche demnächſt von der öſterreichiſch-naſſauiſchen Diviſion verſtärkt und abgelöst wurde. Weltzien, mit dem noch 1 Bataillon und 1 Batterie der Diviſion Beyer in Wirkſamkeit traten, ſah bei Hochhauſen-Werbach ſich hingegen der badiſchen Diviſion gegenüber. Der falſche Glaube, daß die Ortſchaften an der Tauber frei wären, welche (mittlerweile wahrſcheinlich) vom Feinde beſetzt worden waren, führte jetzt zu den verſchiedenen Gefechten der Diviſion Goeben. Als am Nachmittage von General Weltzien Hochhauſen und Werbach genommen worden, zogen die Badenſer aber durch das Welzthal ab, General von Wrangel, der Tauberbiſchofsheim erſtürmt hatte, wies hingegen den Vorſtoß der Würtemberger, welche den Ort zurückerobern wollten, nicht nur blutig ab, ſondern verhinderte auch deren rückgängige Bewegung über die Tauber. Dadurch wurde auch dieſer Theil der Reichs-Armee gezwungen, Preußen das Feld zu laſſen und auf Groß-Niederfeld und Ober-Alterheim abzuziehen. Die unter Oberſt von der Golz von der Brigade Wrangel abdetachirten Truppen wie die Brigade Kummer trafen erſt am Abend nach Abſchluß des Gefechts auf der Wahlſtatt ein. — Die Verluſte der Brigade Wrangel waren im Verhältniß zu denen des Feindes ſehr gering geweſen, denn ſie büßte 10 Offiziere und 116 Mann ein, während die Würtemberger und Oeſterreicher nach deren eigenen Angaben 32 Offiziere und 643 Mann verloren hatten. — Während dieſer ſiegreichen Kämpfe ſeiner Diviſion befand ſich General von Goeben in den erſten Stunden des Gefechts bei der oldenburgiſch-hanſeatiſchen Brigade auf der Höhe des Thalrandes über Hochhauſen, eilte dann zu General von Wrangel und verweilte kurze Zeit bei den Batterieen, dann begab er ſich bis zu dem Abſchluſſe des Gefechts hinunter zur Stadt und brachte in Tauberbiſchofsheim alsdann die Nacht zu. — Am 25. um Mittag erſt ſetzte Diviſion Goeben auf den Befehl des Oberſtcommandirenden Manteuffel dem Feinde gegen Glochsheim hin nach, rechts über Grünsfeld hingegen wurde die Brigade Wrangel dirigirt; General von Goeben befand ſich an der Tête der Diviſion Kummer. Bei Glochsheim fanden ſie das ganze 8. Bundes-Armeecorps vereinigt! — Nach einer kurzen Kanonade wartete der General ab, bis die Brigade Wrangel herangekommen war. Durch dieſe in ſeiner linken Flanke bedroht, begann der Feind den Abzug auf Kiſt gen Würzburg zu, worauf der General ein allgemeines Vorgehen ſeiner Diviſion befahl, bis die Abenddämmerung eintrat. Die Diviſion bivouakirte die Nacht um ihren ſiegreichen General von Goeben herum, deſſen Rock ein Granatſplitter zerriſſen hatte! — Am 26. war Ruhetag. Da die Nachricht von dem Gefecht der Diviſion Flies bei Uettingen und der Diviſion Beyer bei Helmſtadt zu ſpät in Glochsheim eingetroffen war, konnte Diviſion Goeben in dieſelben nicht mehr helfend eingreifen. — Die Brigade Kummer aber wurde Mittags bis Kiſt vorgeſchoben: der Feind ging nun über den Main.

Am 27. Juli trat man den Marſch auf Würzburg an, während von Diviſion Goeben 2 Bataillone, 2 Escadrons und 2 Geſchütze rechts auf Reichenberg detachirt wurden. — Die Recognoſcirung gegen die Stadt und den Marienberg führte General von Goeben in Perſon aus, indem er mit den Schützen der Brigade Kummer den Höchberg erſtieg. Die Brigade Kummer ſchob ihr erſtes Treffen bis dicht an den Marienberg vor und vertrieb daſelbſt den Feind aus einigen Schanzen, Brigade Wrangel rückte rechts auf den Nicolausberg, während die oldenburgiſch-hanſeatiſche Brigade mit der Reſerve Höchberg ſelbſt erreichte. Jenſeits des Mains und Würzburgs auf Rottendorf zu an den Berglehnen ſtand die geſammte feindliche Bundes-Armee, 80,000 Mann ſtark, in Schlachtordnung. — Nicht, wie das große Generalſtabswerk ſagt, ging der Entſchluß, Würzburg zu beſchießen, von General von Goeben, ſondern von dem General von Manteuffel ſelbſt aus. Auf deſſen Befehl erſt bewirkte Goeben um 12½ Uhr Mittags das Bombardement auf den Marienberg aus 22 gezogenen und 6 glatten oldenburgiſchen Geſchützen. Bei letzteren Batterien befand ſich auch der bei ſeinen Truppen eingetroffene Großherzog von Oldenburg ſelbſt. — Die Stadt zu demoliren lag gar nicht in Manteuffel's Abſicht, wohl aber durch Beſchießung des Marienbergs die Batterien deſſelben zum Schweigen zu bringen. Die Annahme der Bayern iſt auch irrig, daß die Preußen Nichts von der neuen, beſſeren Armirung Würzburgs gewußt hätten, denn es war bekannt, daß ſchwere Geſchütze von Ulm dorthin gebracht worden waren. — Da in der Stadt ſelbſt feindliche Truppen bemerkt wurden, ließ General von Goeben einige Geſchoſſe —, doch nur als Druckmittel, — hineinwerfen. Bekanntlich wurde auf dem Marienberge das Zeughaus ein Raub der Flammen und bedeutende Waffenvorräthe des Feindes gingen verloren. Nach drei Stunden wurde die Kanonade auf Manteuffel's Befehl eingeſtellt, denn der Feind parlamentirte. — So gewiß die verſchiedenen Corps deſſelben getreulich ihre bittere Pflicht unter den erſchwerendſten Umſtänden bisher gethan hatten, ſo kann man, wenn man den unglücklichen Ausgang ſämmtlicher bisher ſüdlich des Mains ſtattgefundenen Gefechte erwägt, nicht umhin, eine immer größer werdende moraliſche Ermattung der Gegner Preußens vorauszuſetzen. Seitdem die Reichs-

Armee die völlige Niederlage Oeſterreichs bei Königgrätz erfahren hatte, war es wohl kaum anders möglich, als daß ſich Hoffnungsloſigkeit derſelben bemächtigte und jedes Contingent, das die ſüdlichen Bundesſtaaten zu der Main-Armee geſtellt hatten, den Wunſch hegen mochte, daß weiterem Blutvergießen endlich ein Ende gemacht werde. — Die Homogenität der Reichs-Armee hatte durch dieſes Bewußtſein entſchieden gelitten. Derſelben war nun durch Freiherrn von der Pfordten gemeldet worden, daß Oeſterreich Friedens-Präliminarien ſchließe und wegen Bayern das preußiſche Hauptquartier einen Waffenſtillſtand bewilligt habe. Manteuffel, dieſerhalb noch ohne Inſtruction, ließ von 4 Uhr ab durch Goeben die Beſchießung zwar einſtellen, am 31. Juli bedrohte derſelbe aber die Stadt nochmals mit einer Kanonade und erzwang ſo des Feindes Nachgiebigkeit, zumal die badiſche Diviſion bereits den Befehl zum Abmarſch erhalten hatte. Am 2. Auguſt zogen die preußiſchen Sieger in Würzburg ein, am 4. nahm Prinz Carl von Bayern als Bundesfeldherr ſeine Entlaſſung. Während dieſer letzten Kämpfe hatte der Diviſionsſtab Goeben's in Höchberg nahe bei der Stadt gelegen, am 2. rückte Goeben in dieſelbe ein, am 5., da General Manteuffel ſeine erwähnte diplomatiſche Reiſe nach Petersburg bereits antreten mußte*), übernahm unſer General auf Allerhöchſten Befehl das Obercommando in des Erſteren Vertretung.

Nach Friedensabſchluß ſiedelte von Goeben nach Frankfurt über und erlitt etliche Tage ſpäter einen Cholera-Anfall, von dem er indeß unter der Pflege ſeiner Gemahlin, welche mit dem Adoptivſohne angekommen war, bald wieder genas. Nachdem bei erfolgter Rückkunft Manteuffel's im Anfang September von Goeben ſeine Diviſion wieder übernommen hatte, führte er dieſelbe nach Weſtfalen zurück. Am 14. September von Frankfurt per Eiſenbahn abfahrend, wurde er mit ſeinen Truppen überall feſtlich begrüßt und traf den 16. mit dem Diviſions-Stabe wiederum in Münſter ein. — Der

---

*) Um dem ruſſiſchen Hofe die großen, durch den Sieg bedingten politiſchen Umgeſtaltungen der deutſchen Verhältniſſe plauſibel zu machen. Siehe Biographie Manteuffel's (III. Bd. d. Sammlung). D. V.

Feldzug 1866 iſt in unſeres Generals Erinnerung eigentlich wie eine reine „Vergnügungspartie“ verblieben, denn Alles ging leicht und friſch vorwärts, Bedenken oder Zweifel exiſtirten nie. Sein Grundſatz war: zu thun, was befohlen wird, ohne Schwierigkeiten zu machen, den Feind aber anzugreifen, wo er auf ihn ſtieß, ſobald er ſelbſtſtändig agirte. Im Uebrigen bekümmerte ſich Goeben nur um ſeine Truppen und das Wohlbefinden der Diviſion. — Als gerechte Würdigung ſeiner Verdienſte ward er à la suite des 6. weſtfäliſchen Infanterie-Regiments Nr. 55 geſtellt, erhielt das Eichenlaub zum pour le mérite und das Großkreuz mit Schwertern des oldenburgiſchen Haus- und Verdienſt-Ordens. Durch den Feldzug indeß war ſeine Geſundheit, beſonders ſein Nervenſyſtem, ſo zerrüttet, daß er erſt wieder hergeſtellt wurde, als er, im December nebſt Gemahlin nach Italien abgereiſt, in Rom und Neapel verweilt hatte. Im März 1867 kehrte er gekräftigt an die Spitze ſeiner dreizehnten Diviſion zurück. —

Bereits hatten die kriegeriſchen Erfolge Goeben's nicht blos die Aufmerkſamkeit aller competenten militäriſchen Beurtheiler, ſondern auch die des Publikums auf ſich gelenkt. Bei Ausbruch des Krieges von 1870 erhielt der General das Commando des 8. Armeecorps und rechtfertigte das allgemeine Vertrauen glänzender als je. Er hatte das Glück, nicht nur unter dem Oberbefehl der Generale von Steinmetz und Manteuffel, ſondern auch als ſelbſtſtändiger Commandeur der I. Armee entſcheidende Siege zu erringen. —

Das 8. Armeecorps ward 1870 der ſogenannten I. Armee des Generals von Steinmetz zugetheilt, deſſen linken Flügel es bildete und auf ſeiner linken Flanke beim Aufmarſch in der Pfalz die II. Armee Prinz Friedrich Carls hatte. Das Corps Goeben's beſtand aus der fünfzehnten Infanterie-Diviſion des Generallieutenants von Weltzien mit den Brigaden von Wedell und von Strubberg, dem rheiniſchen Jägerbataillon Nr. 8, dem (1. rhein.) Königs-Huſaren-Regiment Nr. 7 und der erſten Fuß-Abtheilung des rheiniſchen Feld-Artillerie-Regiments Nr. 8. Die andere Infanterie-Diviſion befehligte Generallieutenant Freiherr von Barnekow, welche

Brigaden Neidhardts von Gneiſenau und von Rex, das 2. rhein.
ſarenregiment Nr. 9 und die dritte Fuß-Abtheilung des Artillerie-
egiments Nr. 8 umfing. Die Corps-Artillerie enthielt die zwei Fuß-
d die eine reitende Abtheilung deſſelben Regiments Nr. 9.
rner war Goeben 1 Pionier- und 1 Train-Bataillon, wie die
itte Cavallerie-Diviſion des Grafen von der Gröben zu 4 Re-
mentern und 1 reitende Batterie zugetheilt. Von ſeinem Corps
aren urſprünglich die Infanterie-Regimenter Nr. 65, 68 und 70
ſtimmt, als Garniſon in Cöln, Coblenz und Saarlouis zu blei-
n, ſtatt ihrer wurden Goeben deshalb die Regimenter 60, 67
nd 72 zugewieſen und in die Brigaden eingetheilt. — Die Mo-
lmachung der ſechszehnten Diviſion (Barnekow) war ſehr erſchwert,
eil wegen Nähe der Grenze die Reſerven der in Trier, Saar-
ouis und Saarbrücken garniſonirenden Truppen an den Rhein
eordert waren und dort auch die Erſatz-Bataillone gebildet wur-
en, während die Linie, ſowohl Infanterie wie Cavallerie, an der
Grenze blieben. Embarras, Umſendungen, Verzögerungen jeder Art
eigten ſich hierbei ganz unvermeidlich und die Umſicht wie Energie
aller Befehlshaber allein ließen dieſe Uebelſtände ohne tiefergrei-
ende Nachtheile überwinden. General v. Goeben traf am 21. Juli
n Coblenz ein, übernahm das Commando und blieb, während die
Truppen mittels Fußmarſches der Saar zuzogen, daſelbſt bis zur
Nacht vom 31. Juli zum 1. Auguſt, wo er ver Eiſenbahn nach
Saarbrücken fuhr. Am 1. Vormittags beritt er mit Oberſtlieutenant
von Peſtel das Terrain, conferirte Mittags in Saarlouis mit dem
dortigen Commandanten und traf Abends in ſeinem Hauptquartier
Wadern ein. Am 2. Auguſt war das Armeecorps in dortiger
Gegend concentrirt mit Ausnahme des Füſilier-Regiments Nr. 33,
welches erſt aus Cöln am 3. ankam, und 2 Bataillonen des Inf.-
Reg. Nr. 69, welche für einige Tage noch in Saarlouis nöthig
waren. Die funfzehnte Diviſion (Weltzien) ſtand in und um
Wadern, die ſechszehnte (Barnekow) zu Lebach. Mit dem 40. In-
fanterie-Regiment nebſt 1 Bataillon der 69er waren das 7. Ulanen-
Regiment und eine Batterie unter General Graf Gneiſenau an
die Saar bei Saarbrücken und Völklingen vorgeſchoben worden;

Goeben's Hauptquartier befand ſich nun zu Lebach. — Am 4. Auguſt wurde das Armeecorps links geſchoben, das Hauptquartier war Ottweiler. Das 8. Armeecorps berührte ſich nun unmittelbar mit dem 3. Corps (Alvensleben II.), von welchem eine kleine Abtheilung bei Ottweiler bivouakirte. Am 5. Auguſt war Ruhetag. Der General von Goeben meldete dem Obercommando, daß der Feind in der Nacht vom 4. zum 5. den Bahnhof von St. Johann in Brand geſchoſſen habe, ohne die Saar zu überſchreiten und daß die 5. Cavallerie-Diviſion von der II. Armee am 4. Nachmittags, gegen Saargemünd recognoscirend, ein kurzes Feuer mit dem Feinde gewechſelt habe. Letzterer ſchien indeß ſeine Kräfte bei Saarbrücken zu vermindern. Der Oberſtcommandirende von Steinmetz hatte für den 6. Auguſt befohlen, daß das 8. Armeecorps bis etwa eine Meile von Saarbrücken vorzurücken habe. General von Goeben ritt mit einigen Stabs-Offizieren recognoscirend vor und erfuhr von Bauern, daß die Franzoſen ihre Stellung bei Saarbrücken aufgegeben hätten. Dorthin und durch die Stadt bis zum Exercierplatze ritt derſelbe um 10 Uhr, wo er General von Rheinbaben mit einer Escadron ſeiner Cavallerie-Diviſion fand; der Feind war auf den gegenüberliegenden Höhen etablirt. Als General von Goeben zurückritt, um die Avantgarde des 8. Armeecorps vorzubeordern, traf er in der Stadt die Vorhut des Têtenbataillons der Diviſion Kameke (7. Armeecorps), welche ihm meldete: daß auf die Nachricht vom Abzuge des Feindes dieſe Diviſion zum Vorrücken in Marſch geſetzt worden und ſchon ganz nahe ſei. So überließ Goeben derſelben die Stadt, welche er ſonſt zu beſetzen beabſichtigt hatte und begab ſich in ein Hotel zum Frühſtück. Mit demſelben eben beſchäftigt, hörte er Kanonendonner! Ein zu General Kameke entſendeter Adjutant brachte indeß die Antwort wieder, der Feind ſei im Abzuge und Diviſion Kameke bedürfe keiner Unterſtützung; General von Goeben ritt hierauf zu ſeinem Corps nach Fiſchbach zurück. — Da der Kanonendonner aber heftiger wurde, beſchloß er das Corps vorzuführen, fand es aber ſchon durch General von Barnekow in Bewegung geſetzt; General Goeben traf mit dieſer Diviſion gegen 3 Uhr wieder auf dem Exercierplatze ein. — Schon um 11 Uhr war die vierzehnte Diviſion (von Kameke) in Saarbrücken eingetroffen und hatte den Geſchützkampf gegen die franzöſiſchen Batterien der Spicherer Höhen aufgenommen. Von der Diviſion Barnekow gelang es vorerſt nur ihrer Avantgarde (beſtehend aus dem hohenzollernſchen Füſilier-Regimente Nr. 40, dem 2. rheiniſchen Huſaren-Regimente Nr. 9 und 2 Batterien), in das ſich entwickelnde Gefecht einzugreifen, die übrigen Truppen des Armeecorps trafen erſt Abends bei Saarbrücken ein. Nachdem der Commandeur des 3. Armeecorps General v. Alvensleben II. um 2 Uhr Nachmittags ſchon von Neuenkirchen aus drei Regimenter und ſeine Corps-Artillerie zu Hülfe beordert hatte, übernahm nach ſeiner Ankunft General von Goeben die oberſte Leitung des Gefechts und dirigirte die friſch ankommenden Truppen gegen den rechten franzöſiſchen Flügel, um den Wald der nördlichen Spicherer Höhen zu nehmen und auf der Höhe weiter vorzudringen. Um $3^1/_2$ Uhr verſtärkten die beiden Batterien der Avantgarde der Diviſion Barnekow*) die Artillerie auf dem Galgenberge. Alsbald wurde das zunächſt eintreffende dritte Bataillon des Füſilier-Regiments Nr. 40 (von Eberſtein) in Richtung auf den rothen Berg auf Wunſch des General Kameke und links hiervon zwei, inzwiſchen bereits auf dem Winterberge poſtirte Bataillone des Regiments Nr. 48 gegen die ſcharf markirte Schlucht der waldigen Hänge in Bewegung geſetzt.**) Die auf dem linken Flügel heldenmüthig kämpfenden beiden Bataillone des Füſilier-Regiments Nr. 39 hatten nämlich der großen feindlichen Uebermacht weichen müſſen. General von Goeben ſeinerſeits befahl dagegen den übrigen Bataillonen, links davon gegen den Wald vorzugehen und ließ auch General von Stülpnagel erſuchen, ſeine Truppen dorthin zu dirigiren, um durch die Umgehung dieſes Waldes die Flanke der ſüdlichen Stellung zu gewinnen. Ein wüthender Kampf Mann gegen Mann erfolgte, 13 Bataillone der Diviſion Laveaucoupet wurden um 5 Uhr delogirt, gegen 6 Uhr aber der Feind überall zurückgedrängt. Das ſüdlich des rothen Berges immer noch anſteigende

---

*) Dieſelbe hatte im Ganzen 4 Batterien. D. V.

**) Nach von Schöll „Operationen der I. Armee unter Steinmetz.“ D. V.

Terrain, ſowie der hier gelegene ſüdweſtliche Waldtheil befanden ſich dagegen noch in der Hand des Feindes, durch Schützengräben hartnäckig vertheidigt. Mittlerweile hatten auf dem äußerſten rechten Flügel die um das Nordende von Stiring herumgehenden Halbbataillone der Brigade von Woyna durch den öſtlichen Theil des Forbacher Waldes hindurch die Weſtliſière des Dorfes in der Gegend der Bahn gegen 3½ Uhr erreicht und bemächtigten ſich ſucceſſive des Bahndammes. Mit ſeinen durch die ſchweren Kämpfe gelichteten Truppen vermochte von Woyna aber ebenſowenig weitere Erfolge zu erzielen, wie die gegen die Oſtliſière von Stiring engagirten Truppen. Gegen die nordweſtlichen Abdachungen der Spicherer Höhen war inzwiſchen aber von Drathzug aus das Füſilier-Bataillon des Regiments Nr. 77 vorgedrungen und hatte die maſſiven Gehöfte „baraque Mouton“ und „brême d'or“ an der Chauſſee nach 4 Uhr dem Feinde entriſſen, wie im Verein mit einzelnen Compagnien der Regimenter Nr. 39, 77 und 74 gegen alle Offenſivſtöße ſich behauptet.

General von Goeben ſah nach Gewinnung der Spicherer Höhen und nachdem der Verſuch des Feindes, zur Offenſive überzugehen und den Wald wieder zu nehmen, abgewieſen war, den Sieg als geſichert an. Um 6 Uhr traf General von Zaſtrow auf dem Schlachtfelde ein, übernahm das Commando und da die von dem 8. Armeecorps betheiligten kleineren Truppentheile von den Generalen von Barnekow und von Rex geführt wurden, verhielt ſich General von Goeben lediglich nur noch als Zuſchauer bei dem weiteren Verlaufe der denkwürdigen Schlacht. Die letzte Entſcheidung wurde durch Truppen der II. Armee (Prinz Friedrich Carl) bewirkt; noch bei einbrechender Dunkelheit wurden die Gehöfte von Stiring genommen. — Der Oberſtcommandirende der I. Armee, General von Steinmetz, traf um 7 Uhr Abends auf der Wahlſtatt ein. Der völlige Sieg war errungen! Das 8. Corps (Goeben) hatte einen Verluſt von 25 Offizieren, 491 Mann und 22 Pferden. — — Die Veranlaſſung zu dieſem Kampfe war alſo, wie an anderem Orte bereits geſagt iſt*), nicht etwa eine Combination deutſcherſeits, nichts Vorbereitetes. Nachdem einmal derſelbe durch die vierzehnte Diviſion engagirt war, entwickelte er ſich durch die logiſche Nothwendigkeit des Zuſammenwirkens der zunächſtſtehenden Truppen des 8. und 3. Armeecorps, indem dieſelben auf den gehörten Kanonendonner den Truppen des 7. Armeecorps zur Hülfe eilten.

---

*) Unter Steinmetz.

Die Concentration der I. Armee erfolgte nunmehr. Am 6. Auguſt Abends waren das ganze 7. und 8. Armeecorps nebſt der dritten Cavallerie-Diviſion an der Saar vereinigt. — Von letzterer wurde um den genannten Zeitpunkt eine Anſammlung ſtärkerer feindlicher Streitkräfte bei St. Avold und Tromborn gemeldet. — Während den 7. das Hauptquartier der Armee nach Völklingen verlegt wurde, blieb auf des General Steinmetz Befehl das 8. Armeecorps in ſeinen Bivouaks bei Saarbrücken, General von Goeben nahm Quartier in der Stadt ſelbſt. Inzwiſchen beſetzte das 7. Armeecorps früh Morgens Forbach, wo es große Vorräthe erbeutete. Der Feind zog ſich auf Roßbrück zurück. — Nach der eingetroffenen Direction Moltke's bezog am 8. Auguſt General von Goeben mit der funfzehnten Diviſion und der geſammten Corps-Artillerie Bivouaks bei Spichern, wo er ſich ſelbſt quartierte, die ſechszehnte Diviſion ward ſüdlich nach Etzling vorgeſchoben; dort blieb das Corps auch den folgenden Tag. Am 10. Auguſt erfolgte der Vormarſch der inzwiſchen verſtärkten I. Armee an die franzöſiſche Nied. — Der Marſch des 8. Armeecorps war ſehr beſchwerlich, die ſechszehnte Infanterie-Diviſion traf erſt Abends in Lauterbach ein und mehrfach hatte das 8. Corps ſich mit Truppen des 3. und 1. Corps gekreuzt. Auch die fortwährend fallenden Regenmaſſen verwandelten das ſchmale Thal, in welchem die Truppen zuſammengedrängt bivouakiren mußten, in einen weiten Sumpf und viele Truppen mußten noch im Laufe der Nacht andere Bivouakſtellen aufſuchen, weil die Mannſchaften geradezu im Waſſer lagen. Am 11. Auguſt blieb die Situation unverändert, das ſcheußliche Wetter machte viel Kranke. Am 12. rückte das Corps Goeben auf ſchlammigen Waldwegen weiter an die deutſche Nied. Am 13. Auguſt bezog die fünfzehnte Diviſion nebſt Corps-Artillerie Bivouaks bei Vionville, wohin auch das Hauptquartier verlegt wurde, die ſechszehnte Diviſion bei Barize. Abends wurde die Brigade des Grafen Gneiſenau (16. Diviſion) mit einer Escadron, einer Batterie und einem Pionier-Detachement in Marſch geſetzt, um den Verſuch zu machen, die Feſtung Thionville zu überrumpeln. — Am 14. Auguſt war Ruhe. Zwar erhielten in Folge des vom 7. und 1. Armeecorps bei Colombey engagirten Gefechts die bei Barize zurückgebliebenen Brigaden Rex (Diviſion Barnekow) von Steinmetz den Befehl, vorzumarſchiren, wurden aber Abends von ihm zurückbeordert und trafen um Mitternacht wieder ein. — General von Goeben war am Vormittage des 14. Auguſt zu General von Zaſtrow nach Pange zu einer nothwendigen Beſprechung gefahren und 12½ Uhr Mittags nach Vionville zurückgekehrt, um 5½ Uhr wurde ihm der Kanonendonner gemeldet und er ritt um 6 Uhr Abends vor, um zu beurtheilen, wo eigentlich der Kampf ſtattfinde. Er überzeugte ſich, daß das Gefechtsfeld zu weit ſei, um noch bei Tage hinzugelangen und befahl daher, daß ſein Corps nicht in Marſch geſetzt werde. Aus demſelben Grunde ließ er einen erſt von Steinmetz Abends eingehenden Befehl zum Vorrücken unausgeführt, womit ſich der Oberſtcommandirende auf erſtattete Meldung von der Zeit des verſpäteten Eintreffens des Befehls einverſtanden erklärte. General Graf Gneiſenau hatte ſich inzwiſchen entſchloſſen, da er beim Anmarſch auf Thionville ſichere Nachricht erhielt, die Feſtung ſei jetzt gut beſetzt, die geplante Unternehmung nicht zu verſuchen. Er ſetzte ſich daher, gemäß des für dieſen Fall erhaltenen Befehls, in Rückmarſch, um, unter Zuhülfenahme von Wagen für das Gepäck, ſo ſchnell wie möglich dem 8. Corps zu folgen; am 18. Vormittags traf er bei demſelben ein.

Der Linksabmarſch der I. Armee nach der Moſel erfolgte. Schon am 15. geſchah der Vormarſch des 8. Corps auf beiden Straßen. General von Goeben war vorausgeeilt und fand König Wilhelm wie General von Moltke auf einer Höhe bei Retonfey; Metz war von dort in der Ferne ſichtbar. Goeben erhielt von Moltke hier den mündlichen Befehl: „Da ſich der weſtliche Abzug des Feindes herausgeſtellt hätte, ſolle das 8. Armeecorps noch an dieſem Tage nach der Gegend von Orny, am 16. nach der Gegend von Arny und Jvry dirigirt werden.“ Bei der Ausführung dieſer Ordre ſtellte ſich aber heraus, daß das 9. Armeecorps von der II. Armee (Friedrich Carl) dieſelbe Straße marſchirte. Obwohl eine Kreuzung und Vermiſchung der beiden Corps, jedenfalls alſo die gegenſeitige Behinderung im Marſche, ernſtlich zu befürchten ſtand, wurde doch Alles ſo gut wie möglich arrangirt; ſein Hauptquartier nahm General von Goeben auf Schloß Cheriſey. Am 16. früh erfolgte der Weitermarſch, die durch Detachirung der Brigade Gneiſenau geſchwächte ſechszehnte Diviſion (Barnekow) an der Tête. Auf dieſem Marſche, bei welchem Truppen der beiden Corps gemiſcht waren, brachte ein Offizier vom Großen Generalſtabe den Befehl, das 9. Corps erſt vorbeizulaſſen und demſelben zu folgen. Da aber General von Goeben mit der ſechszehnten Diviſion die Tête der ganzen Marſch-Colonne bildete, ſendete er nur den übrigen Truppen ſeines Corps den Befehl zu, Halt zu machen, während er mit jenen weiter marſchirte. Jn Schloß Jvry, wohin auch die funfzehnte Diviſion (Weltzien) beordert war, nahm Goeben ſein Hauptquartier, indeß er die Diviſion Barnekow nach Arny an die Moſel vorſchob. Als dieſelbe dorthin kam, erſchallte zu ihr ſtarker Kanonendonner von jenſeits herüber. Der mitgerittene Chef des Generalſtabs, Oberſt von Witzendorf, ordnete daher den Weitermarſch der ſehr erſchöpften Truppen an. General v. Goeben erklärte ſich hiermit einverſtanden und langte in Perſon bei denſelben an. Der inzwiſchen bei Arny eingetroffene General von Wrangel ſtellte ihm auch das unmittelbar der Brigade Rex folgende 11. Regiment zur Dispoſition und General von Goeben überwies es dem General von Barnekow, welcher dadurch mit 9 Bataillonen (40., 72. und 11. Regiment), 3 Escadrons und 3 Batterien auf dem Schlachtfelde eintraf.

Die Schlacht von Vionville-Mars-la-Tour wurde geſchlagen! — Hier im Bois St. Arnould fanden die berühmten Kämpfe des 72. Regiments und des Füſilier-Regiments Nr. 40, gegen 7 Uhr aber noch diejenigen des Regimentes Nr. 11 ſtatt. Die 72er drangen ſiegreich im Walde des Ognons vor und der weſtliche Abmarſch des Feindes wurde vereitelt. — Die Verluſte der Truppen des Generals von Goeben waren ſchwer, ſie koſteten (das Regiment Nr. 11 abgerechnet) 54 Offiziere, 1001 Mann und 62 Pferde. General von Goeben war in Ivry geblieben, wo Abends ſpät die Diviſion Weltzien mit der Corps-Artillerie eintraf. Dieſe Truppen bivouakirten bei Ivry und Marieules. — Am 17. Auguſt um 5 Uhr früh brach Goeben mit dieſen Truppen in der Richtung auf Gorze auf. Voraufgeritten, traf er König Wilhelm auf dem Schlachtfelde und ſah mit Vergnügen das Terrain zwiſchen Gorze und Rezonville, auf welchem die Brigaden ſeines 8. Corps gekämpft hatten, mit den Todten und Verwundeten der Grenadiere und Jäger der franzöſiſchen Garde wie zweier Linienregimenter bedeckt. — Das 8. Armeecorps bivouakirte nunmehr nördlich von Gorze, wohin Goeben's Hauptquartier kam. — Der General, an dieſem Tage viel in Moltke's Nähe, beobachtete mit demſelben den Feind, der ſich auf die Höhenreihe hinter Gravelotte zurückgezogen hatte. Einmal ſchien es, als wolle derſelbe noch eine Vorwärtsbewegung wagen, aber ſie unterblieb. Seitens des 8. Corps wurde auch von einer Offenſivbewegung für dieſen Tag abgeſehen, weil die am Tage vorher im Kampfe geweſenen Truppen ſehr erſchöpft waren.

Am Morgen des 18. Auguſt, dem denkwürdigen Tage von Gravelotte-St. Privat, herrſchte noch die Anſicht vor, daß der Feind ſeinen Abzug auf den nördlichen Straßen werde zu bewerkſtelligen ſuchen und dem entſprechend wurde auch diſponirt. Erſt im Laufe des Vormittags wurde die Sachlage ganz klar. — Um 10 Uhr Vormittags ſtand die funfzehnte Infanterie-Diviſion (Weltzien) ſüdöſtlich von Villers-aux-Bois, der Reſt des 8. Corps öſtlich von Rezonville. Daſſelbe erhielt dann den Befehl, über Gravelotte gegen die feindliche Stellung zum Angriff vorzugehen, ſobald das links neben ihm ſtehende 9. Armeecorps bei Verneville im Gefecht ſein werde. — Etwa um Mittag erſcholl von dorther ſehr lebhaftes Kanonen- und Gewehrfeuer. Das 8. Armeecorps ſetzte ſich auf beſonderen Befehl des Generals v. Steinmetz, welcher jetzt eintraf, in Bewegung. Weſtlich der Straße Gravelotte-Malmaiſon entwickelte General von Weltzien um $12^{3}/_{4}$ Uhr ſeine

Batterien gegen das Geſchützfeuer von Moscou und Point du jour, das Regiment Nr. 33 beſetzte Gravelotte ſelbſt. Später hat ſich herausgeſtellt, daß jenes Feuer nicht vom wirklichen Eintritt des 9. Armeecorps in den Kampf herrührte, ſo daß das 8. Corps in Folge deſſelben, und da kein abändernder Befehl einging, zu früh zum Angriffe ſchritt! —

General von Goeben hatte die Corps-Artillerie um 1¼ Uhr neben und zwiſchen die Batterien der funfzehnten Infanterie-Diviſion (Weltzien) beordert, drei Batterien der Diviſion Glümer verſtärkten das Feuer ſüdlich von Gravelotte. Die Diviſion Weltzien ſchritt zum Angriff. Das Füſilier-Regiment Nr. 33 ging um 1½ Uhr auf den ſüdlich der Chauſſee gelegenen Bois de Vaux, Brigade von Strubberg, die 30ſte, aber hart nördlich von Gravelotte gegen die Weſtliſière des Bois des Geniveaux vor. Das 33. Regiment warf den Feind aus dem Bois de Vaux, beſetzte die Oſtliſière und theilweiſe die Steinbrüche. Brigade Strubberg gewann die Weſtliſière des Waldes von Geniveaux und um 2½ Uhr die ganze Liſière, 1000 Schritt nördlich der Chauſſee; die dritte und vierte Diviſion des Corps le Boeuf wurden durch den bewaldeten Wieſengrund gedrängt! — An der Oſtliſière des Geniveaux-Waldes kommt endlich vor dem Feuer des Feindes die 30. Infanterie-Brigade zum Stehen. Indeß hatten auf deren linkem Flügel zwei Bataillone des Regiments Nr. 28 den Feind nach la Folie zurückgeworfen und ſuchten auf Moscou vorzudringen, zwei Bataillone des Regiments Nr. 67 aber waren in den Bois des Genivaux nachgedrungen und auch die letzte Reſerve der Diviſion Weltzien, das Infanterie-Regiment Nr. 60, war vorgeſchoben worden. Doch auch vor Moscou kam nun der Kampf zum Stehen! — Die Artillerie des 8. Armeecorps ging nunmehr öſtlich über die Straße Gravelotte-Malmaiſon vor und um 3 Uhr richtete ein Theil der Batterien ein intenſives Feuer gegen das feindlich beſetzte Gehöft St. Hubert, gegen welches ſich die Diviſion Weltzien vorgeſchoben hatte. St. Hubert ward nun geſtürmt und genommen, der Feind auf Moscou geworfen!! An dieſem glänzenden Kampfe nahmen Theile des Regiments Nr. 3 von der Brigade von Wedell, das Regiment Nr. 60, vor Allem das tapfere 8. Jäger-Bataillon Antheil. Der Angriff auf den Point du jour dagegen ſcheiterte. Um 3½ Uhr ſchien auf der ganzen Front des 8. Armeecorps das Gefecht zu ſtocken. — Es ſand allerdings ein wohlbeſtelltes Geſchützfeuer ſtatt, jeder Verſuch der Infanterie aber, über den flachen Hang weiter gegen die ſeindliche Stellung vorzudringen, mißlang! —

Um Moscou anzugreiſen läßt nunmehr Goeben die Brigade (31.) Graf Gneiſenau auf St. Hubert vorgehen, die Batterien dieſer Brigade aber ſich auf dem rechten Flügel der Fuß-Batterie des 8. Armeecorps ſetzen. Am Feuer des Feindes ſcheitert auch dies Unternehmen! Das 8. Armeecorps konnte Nichts weiter thun, als das Gewonnene mit Zähigkeit feſtzuhalten. Die Entſcheidung dieſer gewaltigen Schlacht übrigens ſollte durch das Eingreiſen des linken Flügels der Armee herbeigeführt werden, Goeben und ſein Stab hatten deshalb ſtets Ohr wie Auge nach ihm hingerichtet. — Um die Beſetzung des Gewonnenen definitiv zu ſichern, führte gegen 6 Uhr v. Goeben in Perſon ſeine letzte Reſerve von der 32. Brigade (Rex) vor und ließ ſie einige 100 Schritt rückwärts von St. Hubert in gedeckter Stellung auf der Chauſſee halten, während er zur Recognoscirung vorritt. Er überzeugte ſich, daß ein Angriff auf Moscou keine Chancen biete. — Er gab Befehl, — die Sonne ging gerade unter, — die Tauſende, welche ſich nahe hinter St. Hubert im Steinbruch und hinter den Rändern des Hohlweges geſammelt hatten, zurück bis hinter das Revier zu führen und dort zu ſammeln. Zu dem Ende war General von Barnekow angewieſen worden, mit den vier Bataillonen von Rex (zwei waren abdetachirt) bei eintretender Dämmerung St. Hubert regelmäßig zu beſetzen, die jetzt dort ſtehenden Truppen aber dann gleichfalls zurückzuſenden. Plötzlich trat die franzöſiſche Offenſive ein! — Angeſichts derſelben befahl Goeben dem General v. Barnekow, ſofort mit vier Bataillonen nach St. Hubert vorzugehen und ſie marſchirten tambour battant an ihm vorbei. Hundert Schritt hinter dem letzten Bataillon Barnekow's erſchien aber noch ein Bataillon und rückte gleichfalls tambour battant an! General von Goeben glaubte erſt, ſich im Zählen der vier Bataillone geirrt zu haben. Als die neuen Truppen herankamen, wieſen ſie ſich als das Têten-Bataillon (wahrſcheinlich vom 54. Regiment) des 2. Armeecorps (von Franſecky) aus, welches eben zur Unterſtützung heraneilte! Dieſes Bataillon ſchloß ſich ſogleich der Brigade Rex an und dieſe braven Truppen wieſen den Offenſivſtoß des Feindes gegen St. Hubert wie auf allen Punkten zurück! In dieſem Augenblicke entſtand hinter der Linie des 8. Armeecorps eine Verwirrung! Jene Tauſende nämlich, unter ihnen viele Leichtverwundete, die von General von Goeben zurückbeordert waren und aufgelöst in den Steinbrüchen gelegen hatten, ſtrömten gerade rückwärts, als die Trains beim Beginn des furchtbaren Feuers mit Karren, Lazarethwagen, — Protzen ohne Fahrer u. ſ. w. zurück- und in dieſe Mannſchaften hineinjagten. Zum Glück blieb Alles, was vorn bei St. Hubert und an der Waldliſière links davon ſtand, ganz unerſchüttert. Die bei ſchon einbrechender Dunkelheit nachfolgenden weiteren Bataillone des 2. Armeecorps verſchlimmerten dieſe Verwirrung noch, indem ſie ein regelloſes Feuer nach allen Seiten und auch auf Goeben's vorn bei Gravelotte ſtehenden Truppen begannen, ſich auch vielfach auflösten. —

Der Feind war indeß mit ſeiner Offenſive kräftig abgewieſen worden. Zwar behauptete er noch die Linie St. Ruffine-Rozerieulles-Point du jour-Moscou und gegen die II. Armee die Linie Leipzic-Amanvillier, trat aber auch aus ihnen in der Nacht den Rückzug nach Metz an. Beim 8. Armeecorps traf inzwiſchen der Befehl ein, daß die Truppen deſſelben nach Gravelotte zurückzunehmen ſeien, St. Hubert dagegen blieb von den Abtheilungen deſſelben die ganze Nacht beſetzt. — Die Verluſte Goeben's waren ſehr ſchwer. Das 8. Armeecorps verlor 61 Offiziere und 636 Mann todt, 107 Offiziere und 2443 Mann verwundet, 145 vermißt; vom eigenen Stabe des Generals waren zwei Offiziere verwundet worden!. Die unvergleichliche Tapferkeit des 8. Corps aber hatte die dem Feinde abgenommenen Poſitionen mit eiſerner Beharrlichkeit feſtgehalten und deſſen verzweifelte Durchbruchs-Verſuche durch ein achtſtündiges Ringen vereitelt!! —

Der Feind war nach Metz zurückgeworfen, die II. Armee hatte ihm bei St. Privat den letzten Ausweg verrannt. Er ſchloß ſich in die Feſtung ein, deren Belagerung nunmehr begann. — Bekanntlich wurde alsbald eine neue Armee-Eintheilung bewirkt, in welcher Art iſt ſchon mehrfach erklärt worden. Das 8. Armeecorps blieb ihr zufolge vor Metz unter dem Obercommando der I. Armee zurück und übernahm, an das 7. Armeecorps anſchließend, denjenigen Theil der Cernirungslinie, welche von der Felshöhe über Rozerieulles rechts bis links gegen die Ferme Leipzic reicht; von Goeben nahm ſein Hauptquartier zu Gravelotte.

Seinerſeits begann der General am 21. Auguſt nun das Werk der Cernirung, indem er eine doppelte Linie von Schützengräben von der Halbredoute des 7. Armeecorps längs der Chauſſee bis etliche 100 Schritt vor dem Point du jour, von dort aber in flachgekrümmten Bogen bis 500 Schritte öſtlich von Moscou anlegen ließ. Die Weſtliſière des nach Chatel abfallenden Abhangs wurde durch Verhaue geſichert und dahinter Geſchütz-Emplacements eingerichtet. — Am 22. Abends wurde das 8. Armeecorps von einem beabſichtigten Durchbruch des Feindes ſüdweſtlich auf Vaux benachrichtigt. Ihm zu begegnen waren die Truppen des linken Moſelufers über und über ſtark genug, da ſie das Terrain dort ſehr begünſtigte, auf der rechten Seite des Fluſſes dagegen, wo unſererſeits die ſchwächſten Truppen ſtanden, waren die Verhältniſſe den Franzoſen ſehr viel günſtiger. Da ſchon das 7. Armeecorps eine Waſſerleitung nach Metz bei Ars-ſur-Moſel und Vaux zerſtört hatte, eine zweite bei Gorze aber von dem 8. Armeecorps unbrauchbar gemacht wurde, ſo konnte kein Trinkwaſſer aus dieſen Bergen mehr in die Stadt gelangen! Am 25. Auguſt beſchoſſen die Forts St. Quentin und Plappeville die preußiſchen Linien mit Granaten. — Den nächſten Tag wurde eine ſtärkere Demonſtration des Feindes gegen die öſtlich der Stadt cernirende Diviſion Kummer gemeldet. Laut Befehl ging General von Barnekow von der ſechszehnten Infanterie-Diviſion mit einer Brigade, drei Batterien und zwei Escadrons Huſaren deshalb nach Amanvillers ab; der Feind ging am 27. Auguſt in ſeine alten Poſitionen zurück. —

An dieſem Tage, da das 2. und 3. Armeecorps zur Verſtärkung des Kronprinzen abrückte, befahl Prinz Friedrich Carl dem 8. Corps, die Cernirungslinie dieſer Truppen einzunehmen, hierdurch wurde Goeben's Cernirungslinie ſehr lang geſtreckt und ſchwächer. Am 28. Auguſt meldete Goeben nach Beſichtigung des vom 2. Armeecorps übernommenen Terrains an das Obercommando, daß bei Saulny die Bodenformation der Vertheidigung außerordentlich günſtig ſei, in der Richtung auf Lory und Plappeville biete ſich der feindlichen Offenſive dagegen eine zwar ſchmale, aber offene Fläche. Die jetzige Linie des 8. Corps ſei offenbar ſehr lang! — Ferner herrſchten bei dem ſehr ungünſtigen Wetter und vielen Regen unter den im Koth bivouakirenden Truppen ſtarke Ruhranfälle, denen der General mit doppelten Kaffeerationen und Branntwein bei ſeinen Soldaten entgegenzuarbeiten ſuchte. — Am 29. traf die Nachricht ein, daß ſich ein Corps unter dem Großherzog von Mecklenburg von Saarbrücken auf Metz im Marſch befinde, auch waren 50 Belagerungsgeſchütze eingetroffen. Am andern Tage gab das Obercommando der Cernirungs-Armee wegen übergroßer Ausdehnung des 8. Corps die Verfügung, daß das 10. Corps die Strecke von Norroy bis zu dem Berge nördlich Saulny zu übernehmen habe, ſo daß als linker Flügelpunkt der Berg dem 8. Corps verblieb. — Bei der Schlacht von Noiſſeville am 31. Auguſt und 1. September war General von Goeben unbetheiligt, die Reſerven des 8. Armeecorps waren indeß etwas nach rechts geſchoben worden. — Am 1. September, Nachmittags $3^{1}/_{4}$ Uhr, hatte der General vom Obercommando Befehl erhalten, die Cernirungslinie des 1. Armeecorps mit drei Brigaden à cheval der Moſel zu übernehmen. Der Befehl kam indeß ſo ſpät, daß er nicht mehr ganz ausgeführt werden konnte und von Goeben nach Beſprechung mit General von Zaſtrow nur die ſechszehnte Diviſion nach Ars-ſur-Moſelle ans linke Ufer zog. Am 2. September Abends rückte die ſechszehnte Diviſion aber wieder nach Gravelotte hinauf, wo es in der Linie Leipzic-Chatel den 3. über verblieb. Die beiden ſiegreichen Schlachten von Noiſſeville gegen Bazaine wie die von Beaumont gegen Mac-Mahon wurden nunmehr Anlaß, den Schwerpunkt der Cernirung von Metz aus dem Weſten in den Süden zu verlegen. Deshalb erging der Befehl des Prinzen Friedrich Carl: das 8. Armeecorps ſolle die Strecke der Cernirungslinie von der Schanze über Juſſy bis zur Ruine von Chatel incluſive beſetzen, mit ſeiner Corps-Artillerie und einer Infanterie-Diviſion in Reſerve, um dieſe ſofort nach rechts hin in das Moſelthal zur Beſetzung der dortigen Poſitionen verwenden zu können. Ein Verſuch des Feindes, im Süden durchzubrechen, wurde erwartet! Am 4. September langte die Nachricht von der Schlacht bei Sedan vor Metz an und bereits am nächſten Tage machten ſich Bewegungen des Feindes nach dem rechten Moſelufer bemerkbar! Deshalb nahm das Corps Goeben die bisherigen Stellungen des 7. Armeecorps dergeſtalt ein, daß die funfzehnte Diviſion auf dem linken, die ſechszehnte Diviſion auf dem rechten Ufer der Moſel Poſto faßte; letztere wurde wegen ihrer großen Front-Ausdehnung noch durch ein Regiment der funfzehnten Diviſion verſtärkt. Dieſe Stellung in Linie Agny-Juſſy war für General von Goeben ein ſehr erfreulicher Tauſch. In der Stellung bei Gravelotte fehlte es dem 8. Corps an Allem, ſelbſt an Waſſer, während die jetzige Stellung in reichem Maaße Alles darbot. Sein Hauptquartier nahm der General zu Ars. — Die feindlichen Bewegungen blieben indeß ohne Folgen, kleinere Gefechte gegen den Großherzog von Mecklenburg abgerechnet. Am 7. September übernahm das 8. Armeecorps die Fortification ſeiner Stellung bei Augny und von dort die Sicherung der Verbindung mit Marly-ſur-Seille, ferner die Vertheidigung von Gros-Yeux wie des Gehölzes am Weſthange von St. Blaiſe. Am 9. September wurden die Regimenter Nr. 70 und 68 gegen die Regimenter Nr. 72 und 67 in das 8. Armeecorps eingereiht, letztere beiden aber dem Grafen Moltke zur Dispoſition geſtellt; auch Regiment Nr. 60 wurde demnächſt zurückbeordert und durch das vor Verdun ſtehende Regiment Nr. 65 erſetzt. Nach Befehl des Generalcommandos ſollte der Feind am 9. September, Abends 7 Uhr, an möglichſt vielen Punkten durch 6pfündige Granaten beunruhigt werden, um Bazaine's Entſchlüſſe zu beſchleunigen, auch ſollten zu derſelben Zeit Truppen bereit gehalten werden, Ausfällen zu begegnen! — Zu bezeichneter Stunde ward das feindliche Lager beſchoſſen. Seitens des 8. Armeecorps trat vor Vaux eine Batterie gegen die Vorſtadt Longerville, eine zweite nahe beim Gehölz von Frescati gegen das feindliche Lager zu Montigny in Thätigkeit, doch bei dem furchtbaren Regenguſſe blieb das Feuer ſehr wirkungslos. Durch den Abmarſch des Corps des Großherzogs von Mecklenburg behufs anderweitiger Operationen erwuchs den Truppen ein noch ſchwererer Dienſt als bisher, dazu hatten ſie viel Ruhr- und Fieberkranke. Eine neue Cernirungs-Dispoſition wurde deshalb nöthig. — Das 8. Armeecorps rückte nun ganz aufs rechte Moſelufer und hatte das Terrain zwiſchen der Moſel und Seille wie den am linken Seilleufer gelegenen Theil von Marly zu beſetzen. Beide (1. u. 3.) Cavallerie-Diviſionen wurden nunmehr dem General von Goeben überwieſen und derſelbe ließ ſeine ganze Vertheidigungslinie von Marly über Pouilly längs der zwiſchen Pouilly-Chesny gelegenen Waldparzellen und über Chesny, Jury, Mercy le Haut nach Ars-Laquenecy ſtark befeſtigen und armiren! **Bis Ende des Monats** blieb ſo der Schwerpunkt der Cernirung auf der Südſeite von Metz! —

Inzwiſchen war die Verſetzung des Generals von Steinmetz erfolgt und das 8. Armeecorps ſtand fortan direct unter dem Oberbefehl des Prinzen Friedrich Carl. — Nach und nach mehrten ſich die Anzeichen einer Kataſtrophe bei der Beſatzung von Metz, und Ende September trat die Möglichkeit eines feindlichen Durchbruchs über Thionville nach der neutralen belgiſchen Grenze nahe! Deshalb fiel vom 1. October aber der Schwerpunkt der Cernirung nach dem Nord-Oſten. — Demzufolge deckte das 8. Armeecorps mit der dritten Cavallerie-Diviſion, ſich an das 7. Armeecorps anſchließend, nun die Linie von Ars-Laquenecy bis Marly-ſur-Seille und ſeine bisherige Aufſtellung übernahm das 2. Armeecorps. Hauptquartier des Generals von Goeben wurde Schloß Cheriſey. — Nachdem Marſchall Bazaine bereits am 2. October größere Streitkräfte gegen die Diviſion von Kummer concentrirt hatte, an den folgenden Tagen verſchiedene Plänkeleien gegen die Linie Magny ſur Seille-Mercy le Haut wie das 8. Armeecorps in Scene geſetzt worden waren, griff er am 7. mit bedeutender Ueberlegenheit auf dem linken Moſelufer die Diviſion von Kummer an, ward aber nachdrücklichſt zurückgeworfen! Am 27. October endlich erfolgte die Capitulation und Uebergabe von Metz und die Gefangennahme der Armee Bazaine's. —

Wie bei allen Belagerungen die Thätigkeit eines cernirenden Generals, ſo war auch die des General von Goeben vor Metz eine unabläſſige, zugleich aber monotone. Ein Tag verging wie der andere. Ein Ritt nach den Vorpoſten, meiſtens in der Zeit zwiſchen dem Frühſtück um 11 und dem Mittagseſſen um 6 Uhr, die übrige Zeit aber am Schreibtiſch bildeten die ſtehende Regel, denn auch im Kriege hat ein Armeecorps-Chef viele ſchriftliche Arbeiten. Goeben's Geſundheit war, eine kurze Zeit in Gravelotte abgerechnet, gut geblieben. — Nach der Uebergabe von Metz ritt derſelbe am 30. nach der eroberten Stadt hinein und traf mit ſeinem Bruder zuſammen, welcher der Diviſion Kummer angehörte.*) Abends kehrte General von Goeben nach Schloß Cheriſey zurück, wo er bis zum 4. November blieb, da das Armeecorps bis dahin mit der Uebernahme und Bewachung der Gefangenen beſchäftigt war. Am 4. erfolgte der Marſch deſſelben durch Metz an das linke Ufer der Moſel. General von Goeben nahm ſein Hauptquartier im Ban St. Martin, unterhalb des Fort St. Quentin, welches vor ihm das Hauptquartier Bazaine's geweſen war. Dort blieb er mit ſeinem Bruder zuſammen bis zum 7. November, wo der Marſch nach dem nordweſtlichen Frankreich angetreten wurde.

Wie an anderen Orten ſchon erwähnt wurde, war eine Theilung der Cernirungs-Armee erfolgt. Das 8. Corps mit dem 1. vereint, bildete jetzt die I. Armee, welche unter Oberbefehl Manteuffel's fortan ſelbſtſtändig zu operiren hatte. Damit begann für General von Goeben eine neue, ruhmreiche Thätigkeit. — Es galt zunächſt den Vormarſch auf die Oiſe und das Einrücken in die Linie St. Quentin-Compiègne, um die Belagerungs-Armee vor

---

*) Des Generals älteſter Bruder, Generalmajor von Goeben, Commandeur der 30. Infanterie-Brigade, z. Z. in Coblenz. D. V.

Paris gegen feindliche Operationen im Norden und Weſten von Paris zu decken und eine Etablirung drohender feindlicher Streitkräfte daſelbſt zu verhindern. Schon ſammelte General Faidherbe im Norden wieder ein Heer und Gambetta's Energie führte ihm aus dem Süden per Schiff Mannſchaften zu; der Vormarſch der I. Armee war demnach aufs Möglichſte zu beſchleunigen! — Derſelbe begann am 7. November. Das 8. Armeecorps marſchirte auf Jarny (Schloß Moncel ward Hauptquartier), am 8. langte man in Frèsnes, am 9. in Samognieux (nördlich von Verdun) an, welches an dieſem Tage übergeben wurde. Am 10. erreichte man Varennes, einen Tag ſpäter Vienne-Chateau, dort wurde ein Raſttag bewilligt. Am 13. rückte das 8. Corps auf Souain, den folgenden Tag nach Thuiſy, den 15. zog man in Rheims ein. Dort quartierte man einen Tag und rückte am 17. auf Fismes, den 19. auf Soiſons, wo Goeben in deſſen Nähe zu Schloß Vauxblein ſein Hauptquartier nahm. Von Rheims bis Soiſons war der Weg von den Truppen in drei Märſchen, vom Hauptquartier aber in zwei größeren zurückgelegt worden, daher man zu Fismes noch einen Ruhe-, oder für den General — einen Schreibetag hielt. Am 20. October marſchirte man auf Cuiſe Lamotte, am folgenden Tage endlich war man in Compiegne, hatte alſo die angegebene Linie St. Quentin-Compiegne erreicht; General von Goeben nahm im kaiſerlichen Schloſſe bis zum 25. November ſein Hauptquartier.

Dieſer bis hierher bewirkte Marſch war eine außergewöhnliche Leiſtung geweſen! Von dem flachen Plateau des linken Moſelufers bei Metz hatte man das bergige Terrain der Maas, dann die Waldlandſchaft der Argonnen zu paſſiren gehabt. Man hatte den erſten Schneefall am 11. November genoſſen und die vorwiegend chauſſirten Straßen bildeten meiſt lange Defileen ohne Querverbindung. Erſt zu Vienne le Château an vorbenanntem Tage war der Weſtausgang des Argonner Waldes erreicht worden. Dort hatte man ſich zum weiteren Vormarſch neu formirt, auch war daſelbſt die vom königlichen Generalcommando in Verſailles befohlene Belagerung von Mézières vorbereitet, ebenſo die Belagerung von la Fère ins Auge gefaßt worden. Der in der Luftlinie 35 Meilen weite Raum zwiſchen Moſel und Oiſe war dabei in einem Zeitraum von 14 Tagen durchſchritten worden!!

Die nächſte Aufgabe war, Amiens und die Somme-Linie zu gewinnen, das heißt jeder feindlichen Bewegung im Norden die Spitze abzubrechen! — Der Marſch der 8. Armee am 25. wurde nach Montdidier, den folgenden Tag auf Moreuil, den dritten Tag auf Sanslieu gerichtet. Nach übereinſtimmenden Ausſagen der Einwohner ſollte Amiens und Umgegend von 17,000 Mann aller Waffen beſetzt, Bourbaki ſelbſt dort anweſend ſein. — Es war dem Vorrücken der I. Armee gegenüber nur zu wahrſcheinlich, daß die drei feindlichen Hauptmaſſen, welche bei Lille, Amiens und Rouen vermuthet wurden, eine Concentration nach der Mitte hin erſtrebten, und hierzu ſtand ihnen die große Eiſenbahnlinie zwiſchen dieſen drei Punkten zur Verfügung, auf deren Deckung die Franzoſen bisher immer bedacht geweſen waren! Seine Streitkräfte bei Fermerie dienten offenbar dieſem Zwecke. —

Das picardiſche Land iſt ein hoch kultivirtes Hügelland voll langgeſtreckter Terrainwellen, die ſich oft zu breiten, überſichtlichen Plateau's geſtalten. Namentlich iſt dies mit dem Plateau von Sains und Dury zwiſchen dem Noye- und Celle-Abſchnitt bei Amiens der Fall. Die von St. Quentin herabkommende Somme bildet daſelbſt mit den von Süden einmündenden Nebenflüſſen, der Arwe, Noye und Celle, eine fächerförmige Terrainbildung nach Amiens hin. — Im Kriegsrathe, den die zu Montdidier anweſenden Generale von Goeben, von Manteuffel und der ſtellvertretende Stabschef Oberſt Graf von Wartensleben hielten, ſprach man ſich für ſofortiges Vorrücken gegen Amiens aus, daſſelbe wurde am 25. Abends beſchloſſen. Am 26., Morgens 8 Uhr, führte man es ſeitens des 8. Armeecorps dergeſtalt aus, daß die ſechszehnte Diviſion auf Ailly, das linke Flügel-Detachement von Breteuil in Richtung auf den Straßenknoten von Eſſertaux vorging, während das 1. Armeecorps unter ſpeciellem Befehl von Bentheim ſich auf Linie Noye-Bouchier-Quesnel dirigirte. — Das Gros des 8. Armeecorps erreichte ohne Widerſtand ſeine Aufſtellung. Die ſechszehnte

Diviſion ſtand bei Ailly und mit einem Detachement von drei Bataillonen und drei Escadrons bei Eſſertaux, von der funfzehnten Diviſion ging eine Brigade nach Moreuil, die nach der Luce vorpouſſirte 30. Brigade beſetzte Hailles, Thenues und Domart. — Nördlich Thezy traf man auf den Widerſtand feindlicher Jäger und Franctireurs, ſpäter ging der Feind mit drei Bataillonen von Gentelles gegen Domart vor. Auf beiden Flügeln wurde er unter anſehnlichen Verluſten geworfen und die Vorpoſtenlinie nördlich der Luce eingenommen! —

Am 27. ſchlug die I. Armee die ſiegreiche Schlacht bei Amiens! — Die Schlacht auf dem linken Flügel entwickelte ſich durch das Vorgehen des (8.) Armeecorps Goeben's zwiſchen Noye und Celle. Die funfzehnte Diviſion (Kummer) ſollte mit einer Brigade bis Fouencamps, mit der andern bis Sains marſchiren, die ſechszehnte Diviſion (v. Barnekow) mit ihrem Gros bis Hebecourt vorgehen und ihr linkes Flügeldetachement nach Plachy-Baconel ſchieben, um die Eiſenbahn nach Rouen zu zerſtören, die Avantgarde aber bis St. Fuscien und Dury vorgehen. Bei dieſer Bewegung ſtieß die 30. Brigade (v. Strubberg) um 10½ Uhr Vormittags auf den Feind, welcher die Holzungen auf dem linken Thalrande der Noye bei Fouencamp und le Paraclet ſtark beſetzt hatte. Derſelbe wurde durch eine zwiſchen Dommartin und Fouencamps auffahrende Batterie beſchoſſen und dann kräftig angegriffen. Mittags war Paraclet genommen und der Feind in der Richtung auf Boves zurückgeworfen! — Die 29. Brigade (Oberſt Bock) hatte inzwiſchen Sains erreicht. Indem ihre Avantgarde St. Fuscien beſetzte, erhielt ſie Befehl, ein ſtarkes Detachement auf Boves zu dirigiren, um in das, nach dem lebhaften Kanonendonner zu urtheilen, ſehr ernſte Gefecht der 30. Brigade einzugreifen. Demgemäß führte Oberſt Bock vierzehn Compagnien und zwei Batterien theils über le Cambos-Ferme, theils in der rechts gelegenen Terrainſenkung vor. Die Wirkung war groß! Die Infanterie beider Brigaden erſtürmte den Ruinenberg von Boves und nahm den Ort ſelbſt, Brigade Strubberg nahm dann auch St. Nicolas noch mit Sturm! Zwar verſuchten, theils von Gentelles herkommend, ſtarke feindliche Infanterie-Colonnen nebſt zwei Batterien das Gefecht herzuſtellen, zogen aber, von preußiſcher Artillerie ſcharf empfangen, eiligſt nach Amiens ab. Ebenſo wurden die mit Truppen von Amiens anfahrenden Eiſenbahnzüge durch kraftvolle Kanonade zur Umkehr gezwungen. Das letzte Feuergefecht gegen den Wald von Gentelles erſtarb während der Abenddämmerung. — Die funfzehnte Diviſion quartierte ſich in den eroberten Punkten. Dem Feinde hatte ſie große Verluſte beigebracht und 400 Gefangene abgenommen. — Die ſechszehnte Diviſion (v. Barnekow) hingegen hatte beim Vorrücken ſchon in Sauslieu feindliche Vortruppen getroffen, die indeß eiligſt auf Hebecourt abzogen. Dort aber entſpann ſich ein hartnäckiger Kampf zwiſchen franzöſiſchen Chaſſeur-Bataillonen, die ſich in und neben dem Dorfe und in einem rückwärts gelegenen Gehölze feſtgeſetzt hatten und von den Einwohnern unterſtützt wurden. Die 32. Brigade (Beyer von Karger), durch Artilleriefeuer unterſtützt, griff an. Dorf und Wald wurden unter großem Blutvergießen erobert, verſchiedene Chaſſeur-Compagnien von zwei Schwadronen des Huſaren-Regiments Nr. 9 völlig zuſammengehauen! — Die Diviſion rückte über Dury weiter vor und fand jenſeits dieſes Dorfs, einer ſtark verſchanzten Linie, ſorgfältig gebaute Artillerie-Emplacements mit zwiſchenliegenden Schützengräben vor. Die avancirenden Truppen empfingen heftiges Infanteriefeuer, bald auch eine Kanonade. Die Diviſions-Batterien, verſtärkt durch zwei reitende Batterien der Corps-Artillerie, fuhren vor die Verſchanzungen und erwiederten das feindliche Feuer, indeß zwei Compagnien einen nur 300 Schritt von den Schanzen entfernten Kirchhof mit dem Bajonnet nahmen und ſich nun ihrerſeits in ihm verſchanzten! Angeſichts des feindlichen Artilleriefeuers, das nicht zum Schweigen zu bringen war, richtete ſich die Diviſion für die Nacht ein, Dury und den vorliegenden Kirchhof beſetzt haltend. Die Folgen des Sieges wurden erſt am andern Tage völlig erkennbar. Der Feind hatte während der Nacht, — theils in fluchtartiger Eile, ſeinen Rückzug angetreten.*)

---

*) Dieſe Darſtellung wie andere, die Operationen des 8. Armeecorps betreffend, ſind entlehnt aus: Graf von Wartensleben „Operation der I. Armee unter General von Manteuffel.“
D. V.

Am 28. November zog Goeben und das 8. Armeecorps triumphirend in die berühmte Vaterſtadt Peters des Einſiedlers ein; am nächſten Tag ward die vom Feinde noch beſetzte Citadelle beſchoſſen, am 30. capitulirte ſie! — Das Obercommando der I. Armee hatte aber jetzt nicht nur die Somme feſtzuhalten, ſondern auch die ſüdweſtliche Linie Rouen-Dieppe ins Auge zu faſſen, wo ſich franzöſiſche Streitkräfte zu einer Entſetzung von Paris verſammelten! Solcher Abſicht zu begegnen ſetzten ſich die Truppen Goeben's am 1. December, — der erſte Froſt war eingetreten — in Marſch und erreichten Poix, am 2. Grand-Villers, am folgenden Tage Gaillefontaine, am 4. December Buchy. Nach nunmehriger Formirung der 1. Armee hatte beim Aufbruch unſer General die 3. Infanterie-Brigade (Regiment Nr. 4 und 44, Oberſt Buſſe, ſpäter General Memerty), die Cavallerie-Brigade Mirus (Ulanen-Regimenter Nr. 7 und 14), wie zwei Fuß-Batterien des 1. und eine reitende Batterie des 7. Armeecorps unter ſich. — Eingegangenen Nachrichten gemäß ſollte die Stärke des Feindes in Rouen und Umgegend 44,000 Mann (darunter 11,000 Mann Linientruppen) mit 94 meiſt ſchweren Feſtungsgeſchützen betragen. — Das 8. Armeecorps bildete ſonach den nördlichen reſp. rechten Flügel der gegen Rouen operirenden Armee Manteuffel's und ſollte in dem Terrain nördlich Rouen den Feind mit Recognoscirungen umfaſſen. — Am 4. December Morgens war Goeben mit drei aus allen Waffen combinirten Brigaden-Colonnen vorgegangen, nämlich: die 29. Brigade (Kummer) links auf der großen Straße nach Forges, die 32. Brigade (Rex), bei welcher ſich auch General Barnekow befand, über Sommery auf Buchy als Centrum, als rechter Flügel ging die 31. Brigade (Oberſt Mettler), über Neuchatel ausholend, auf St. Martin. — Die linke Colonne Kummer's traf ſchon bei Maugencay auf ſechs feindliche Bataillone und eine auf den Höhen von Forgettes etablirte Batterie. Der Feind wurde ohne Weiteres geworfen und zog eiligſt auf Boſe-Bordel ab. Sein Verſuch, noch einmal bei Nazeron Stellung zu nehmen, verwandelte ſich — nach kurzer Beſchießung ſeitens der preußiſchen Truppen — in einen fluchtartigen Rückzug! General Kummer gab die Verfolgung auf, welche von dem über Sommery anrückenden General Barnekow zwar wieder aufgenommen und bis le Meſnil-Godeffroy ausgedehnt wurde, der eilige Gegner war aber nicht mehr zu erreichen! Die rechte Colonne (31. Brigade) traf Mittags beim Debouchiren über St. Martin auf etwa ſechs franzöſiſche Bataillone, welche ſüdweſtlich nach Eſteville auswichen, dem eifrig nachdringenden Oberſt Mettler gelang es aber, einen Theil derſelben abzuſchneiden! Ein rechtes Seitendetachement dieſer 31. Brigade (zwei Bataillone, eine Eſcadron und eine Batterie ſtark) unter Major Elern warf Nachmittags 4 Uhr bei Boſeile-Hart eine 1200 Mann betragende feindliche Abtheilung und machte hundert Gefangene! — Die ſechszehnte Diviſion bezog darauf Cantonnements an der ſich bei Buchy nordweſtlich theilenden Eiſenbahn, Goeben ſelbſt nahm in Buchy Quartier. Nach dieſer Reihe kleinerer Kämpfe, Gefechte bei Buchy genannt, galt es eine umfaſſende Recognoſcirung auf Rouen. — Um ſeinerſeits derſelben den aufgetretenen feindlichen Kräften gegenüber Rückhalt zu geben, ließ General von Goeben am 5. December Morgens die ſechszehnte Diviſion (Barnekow) bis zur Höhe von St. Andrè (eine gute Meile weſtlich Buchy's) vorrücken, während die (29.) Brigade von Bock bei St. Germain zur Unterſtützung ſtand. Den Punkt, wo bei Malaunay ſich die von Rouen nach Dieppe und Havre führenden Eiſenbahn trafen, ſollte indeß ein rechts operirendes Seitendetachement gewinnen. — Goeben leitete dieſe Recognoſcirung in Perſon. Nirgends war der Feind mehr zu ſehen, die Armee des Generals Briand war, 35 bis 40,000 Mann ſtark, in theilweiſer Auflöſung abgezogen! Nachmittags 4 Uhr rückte der General mit zwei Brigaden in Rouen ein und beſetzte es! — Die ganze bisherige Operation nämlich war für den Feind eine Ueberrumpelung geweſen, welcher vom Entſatze von Paris durch Ducrot und einer Niederlage der I. Armee bei Amiens geträumt hatte!!

Der offenſive Theil der Aufgabe der deutſchen Armee im Nordweſten Frankreichs war erfüllt. Der mehr defenſive zur Sicherſtellung der gewonnenen Poſitionen ſollte erfolgen, um durch ſie jegliche Möglichkeit, Paris von außen her zu deblockiren, illuſoriſch zu machen. Auf den Gegner, den man etwa im Nordweſten noch vor ſich hatte, mußte die zu derſelben Zeit ſiegreich geſchlagene Orleans-Schlacht des Prinzen Friedrich Carl und die Zertrümmerung der Loire-Armee den entmuthigendſten Eindruck machen! —

Bis 10. December verblieb Goeben in Rouen. Eines Theils war geboten, den abziehenden Feind über die Seine hinaus zu verfolgen. — Die Behauptung einer feindlichen Stadt von über 100,000 Einwohnern, unter denen ſich 30,000 brodloſe und leicht erregbare Arbeiter befanden, machte dies höchſt nothwendig!! Andererſeits durfte die Verfolgung eine mäßige Raumgrenze nicht überſteigen, weil man Amiens und die Somme-Linie, alſo den franzöſiſchen Norden im Auge haben, zu dieſem Zweck das Terrain zwiſchen Rouen und Amiens und beide Flußgebiete unter der Fauſt behalten mußte! — Am 6. December hatte bereits unſer General die Garde-Dragoner-Brigade über den Abſchnitt von Maromme hinaus vorgeſchoben, um weſtlich das Land zu durchſtreifen. Durch dieſe wie andere Recognoscirungen ſtellte ſich am 7. feſt, daß auf dem rechten Seineufer nur ſtärkere Abtheilungen Mobilgarden ihren Rückzug bewirkt, ihre Waffen abgegeben und ſich aufgelöst hatten, der Rückzug der Hauptmacht des Feindes hatte mehr auf dem linken Ufer nach Pont-Audemer und Bernay zu ſtattgefunden. — Nach dem Befehl des Obercommandos ſollte Goeben einen weſtlichen Marſch auf le Havre und Dieppe machen und dann nordöſtlich marſchirend an die Somme zurückkehren. — Die ſechszehnte Diviſion trat unter Goeben's perſönlicher Leitung ſchon am 10. December ihren Vormarſch über Maromme an, erreichte am 11. die Gegend von St. Romain und Angerville, Hauptquartier war Bolbeck. Goeben überzeugte ſich, daß der Feind Havre vertheidigen wolle und zu dem Zwecke die Linie Harfleur-Montivilliers hielt! Auf zeitraubende Unternehmungen gegen Havre konnte man ſich nicht einlaſſen, deshalb verlegte der General ſein Quartier am 12. nach Fauville und zog die Truppen rechts in die Linie Cany-Yvetot, welche ſie am 13. December erreichten. Am 14. erſchien der General mit der ſechszehnten Diviſion in der Gegend von Dièppe und ſüdlich. An dieſem Tage ſtand das 8. Armeecorps in ſeiner Linie ſo, daß die 29. Brigade nach la Feuillie, die 30. Brigade nach Forges, die ſechszehnte Diviſion aber (das Detachement Dohna und das Generalcommando) nach Dièppe und ſüdlich kam. Die Corpsartillerie nebſt zwei Bataillonen hingegen waren bei Victor l'Abbaye, und zwar ſämmtliche Truppen mit der Fronte der Somme zu und im Marſch dahin begriffen. In Dièppe hatte General von Goeben Nachricht erhalten, daß eine neue Nord-Armee Faidherbe's, 45—50,000 Mann ſtark, über die Somme vorzubringen im Begriff ſei und Hamm genommen habe. Goeben war befohlen worden: die funfzehnte Diviſion direct auf Montdidier, die ſechszehnte auf Beauvais zu dirigiren. Er ſetzte ſich am 18. Dec. über Neufchatel in Marſch und erreichte am 18. an der Spitze der ſechszehnten Diviſion Crèvecour, am 19. Ailly und die Noye, am 20. Amiens, wo auch der Oberſtcommandirende, General von Manteuffel, erſchien! Da es, der levée en masse zufolge, den Anſchein gewann, die feindliche Nord-Armee ſei bedeutend ſtärker als die 8. Armee, ſo wurde Manteuffel noch das Detachement Senden und eine unter Prinz Albrecht Sohn neu zuſammengetretene Garde-Cavallerie-Brigade vom großen Hauptquartier zugewieſen! — Der Feind ſtand mit 60,000 Mann angegebener Stärke in der Linie Bray-Corbie. — — —

Am 22. December Vormittags hielt General von Manteuffel mit den Generalen von Goeben und von Sperling, wie Oberſt Grafen von Wartensleben Berathung, deren Reſultat der Beſchluß war, den Feind jenſeits der Somme anzugreifen! Goeben ſollte mit ſeinem 8. Armeecorps und drei Regimentern der Cavallerie-Diviſion auf der nach der Hallue führenden Straße vorgehen, Manteuffel wollte, mit den übrigen Truppen in Reſerve, je nach den Umſtänden eingreifen. Die am 22. erneuten Recognoscirungen beſtätigten, daß alle Somme-Uebergänge zwiſchen Pont St. Chriſt (ſüdlich Perrone) und Becquemont an der Hallue-Mündung bis auf wenige Stege zerſtört und feindlich beſetzt waren. — Am 23. December überſchritt (bei 8 Grad Kälte) die funfzehnte Diviſion mit reitender Corps-Artillerie und einer Cavallerie-Brigade die Somme auf den oberhalb Amiens geſchlagenen Brücken und rückte die Straße nach Albert, wie in das rechts derſelben gelegene Terrain vor. Die ſechszehnte Diviſion und die Fußbatterie der Corps-Artillerie gingen durch Amiens vor und waren von Goeben angewieſen, die Straße nach Rainneville und Pierregot zu nehmen und ſich demnächſt rechts gegen die feindliche Flanke zu wenden. Die Cavallerie-Brigade Dohna unterhielt einſtweilen die Verbindung zwiſchen beiden Diviſionen; Goeben ſelbſt befand ſich bei der 15. — Um 11 Uhr folgte der Oberbefehlshaber von Manteuffel von Amiens aus an der Spitze der Reſerve auf der Chauſſee nach Albert. — Der Feind hatte im weſtlichen Vorterrain der Hallue nur wenig Vortruppen, ſeine Avantgarden-Linie hielt die Dörfer an der Hallue, beſonders die des öſtlichen Ufers, ſtark beſetzt. Hinter dieſer von Daours bis Contay 1½ Meilen langen Linie aber ſtanden in großen Maſſen die Reſerven auf den Höhen des öſtlichen Thalrandes, theils hinter dem Hange, theils in den Schützengräben vor den auf der ganzen Linie eingeſchnittenen Batterien. Dieſe waren meiſt mit ſchweren, weittragenden Marinegeſchützen armirt! —

Die fünfzehnte Diviſion warf, vorrückend, unter General-Lieutenant von Kummer*), die feindlichen Vortruppen und erreichten mit ihren Têten (11 Uhr) den Hallue-Abſchnitt. — Querrieux war vom Feinde geräumt, Pont-Noyelles aber (gegenüberliegend), wie die Dörfer Buchy und Daours fanden ſich ſtark beſetzt. Nördlich Pont-Noyelles zeigten ſich auch franzöſiſche Truppen in einem baſtionartig vorſpringendem Gehölze auf dem hohen Thalrande und Batterien fuhren auf dieſer Höhe auf, welche das ganze Vorterrain beherrſchten. Ihnen gegenüber placirte ſich auf dem weſtlichen Thalrande die preußiſche Artillerie, die (29.) Brigade Bock aber ging zum Angriff vor! Nach zähem Kampfe wurden von ihr Pont-

---

*) Nachzutragen iſt, daß dieſer General ſeit Metz das Commando dieſer Diviſion übernommen hatte, nachdem General von Weltzien während der Belagerung der Cholera erlegen war. D. V.

Noyelles, dann Buchy genommen. — Um Mittag war der Oberbefehlshaber General von Manteuffel auf der Höhe ſüdlich des Waldes von Allenbons erſchienen, weiter zurück ſtand die Reſerve des General Mirus. Um 1 Uhr traf hier Oberſt Witzendorff, Generalſtabs-Chef des 8. Armeecorps, mit der Meldung ein: Pont-Noyelles ſei genommen, bat aber zugleich für den rechten Flügel bei Daours um Unterſtützung. In dieſem verſchanzten, ſtark beſetzten Dorfe wüthete nämlich bereits ein ſtundenlanges blutiges Gefecht! Oberſt Loë commandirte in ihm die preußiſchen Truppen. Das über la Motte anrückende Jäger-Bataillon Nr. 8 griff demnächſt erfolgreich ein. — Daours, auf der geraden Straße von Corbie nach Amiens, war beſonders wichtig! — Manteuffel beauftragte Major Lewinsky vom Generalſtabe, das bei la Motte nun entbehrlich gewordene Detachement dorthin zu führen und in Vertretung ſeines, von Rouen mit dem letzten Bataillon erwarteten, Regiments-Commandeurs zu befehligen. Um 3 Uhr erreichte Major Lewinsky Daours und griff zur Unterſtützung des Oberſt Loë ſofort ein. Indem er ſeine Geſchütze vorzog, zwang er die feindliche Artillerie, unter ſchwerem Verluſt an Mannſchaften und Pferden abzuziehen! Zwiſchen 3 und 4 Uhr fiel nach blutigem Kampfe Daours in preußiſche Hände. — Auf dem unmittelbar hinter dem Dorfe hoch aufſteigenden öſtlichen Thalrande hielt ſich der Feind aber in ſtarker Stellung. Es war unmöglich, hier ohne ſchwere Opfer weiter vorzudringen! Während dieſes Kampfes bei Daours hielt das Centrum unter General Kummer auf Befehl des Obercommandos ſeine Stellung hinter Pont-Noyelles feſt, zumal ein Angriff wegen außerordentlicher Stärke der feindlichen Stellung nicht rathſam ſchien. Kummer hoffte dagegen durch eine Linksſchiebung die bereits erwähnte baſtionartige Waldhöhe umfaſſen zu können und zugleich dadurch mit der ſechszehnten Diviſion Fühlung zu erhalten. Er zog von der bisher in Reſerve gehaltenen (30.) Brigade Strubberg zwei Bataillone nach Querrieux, um nöthigenfalls bei Pont-Noyelles Unterſtützung zu leiſten, General Strubberg aber erhielt Befehl, mit dem Reſt ſeiner Brigade nach Frèchencourt abzurücken, wohin der Feind eben maſſenhaft herabzuſteigen begann! General Strubberg gelang es, das Dorf noch vor dem Feinde zu erreichen und er behauptete es gegen jeden Angriff! Aber auch vor Fréchencourt bewies ſich die erwähnte baſtionartige Waldhöhe als unangreifbar, da ſie mit Schützengräben und Geſchützemplacements reichlich beſetzt, ihrer ſteilen Bergabſätze halber aber ein Vorgehen zu ſchwierig war. Der Hallue-Abſchnitt von Daours bis Fréchencourt war in preußiſchen Händen, von der (ſechszehnten) Diviſion von Barnekow hatte man aber noch keine Nachricht! — —

Nach 2 Uhr endlich ſchien ſich dem General von Goeben indeſſen die Einwirkung derſelben merklich zu machen. Darauf wenigſtens deuteten Bewegungen des Feindes nach ſeinem rechten Flügel hin! In Folge der über dieſen Umſtand eingegangenen Meldungen zog General von Manteuffel die Reſerve weiter vor, um ſie als Nachdruck für die funfzehnte Diviſion oder zu einem Offenſivſtoße zur Hand zu haben, dann begab er ſich zu General von Goeben nach der Windmühlenhöhe von Querrieux. Indeß ſich dies auf dem rechten Flügel und im Centrum zutrug, hatte ſich die ſechszehnte Diviſion von Rainneville gegen Beaucourt gewendet. Die Vortruppen des Feindes wichen überall! Der Hallue-Abſchnitt ward erreicht und die Dörfer Montigny, Beaucourt, Buhencourt wurden genommen. Die Höhen hinter letzterem Orte zeigten ſich aber nun ſehr ſtark beſetzt und gleich ſchwer angreifbar! Umgangen konnte hier die feindliche Linie nicht werden, vielmehr überflügelte der Gegner von Contay her die preußiſche Stellung!!

$4\frac{1}{2}$ Uhr Nachmittags alſo beſaß das 8. Armeecorps nach blutigem Ringen die ganze Strecke des Hallue-Abſchnitts von Beaucourt bis Daours, mit dieſem Erfolge war dem Feinde der Zugang zu Amiens verwehrt, der Hauptzweck alſo erreicht! Sich im Beſitze des Gewonnenen zu erhalten, blieb von der nun beginnenden Abenddämmerung ab die Aufgabe der preußiſchen Armee. — Bewegungen des Feindes ließen einen Vorſtoß vermuthen. Er hatte ſämmtliche vom 8. Armeecorps beſetzte Dörfer in Brand geſchoſſen, ihr Feuerſchein in langer Linie ließ die preußiſchen Stellungen erkennen und ſie zu Objecten der feindlichen Artillerie machen, während preußiſcherſeits die franzöſiſchen Linien ſich im anbrechenden Dunkel verhüllten. Einem Vorſtoße derſelben zu begegnen, erhielt General Mirus Auſtrag, mit der Reſerve, welche inzwiſchen durch ein aus Rouen neu eingetroffenes Bataillon verſtärkt worden war, in die Terrainmulde bei Querrieux einzurücken. —

Der kritiſcheſte Augenblick des Tages war gekommen!! Auf der ganzen Linie that der Feind nunmehr den Vorſtoß! — Erſtlich ging eine ſtarke Colonne zwiſchen Querrieux und Daours vor, um den Uebergang über die Hallue zu verſuchen und die Verbindung beider Orte zu unterbrechen. Es war ein überaus gefahrvoller Moment!! — General Manteuffel dirigirte dem Feinde aus ſeiner Reſerve das erſte Bataillon des Regiments Nr. 4 (von der 3. Infanterie-Brigade der zweiten Diviſion des 8. Armeecorps) entgegen! Durch ein furchtbares Schnellfeuer wurde der Feind in verheerender Weiſe zurückgeworfen! Das Bataillon ſelbſt verlor außer ſeinem tapfern Führer, der in faſt unmittelbarer Nähe der commandirenden Generale fiel, nur 6 Mann als Verwundete. — In Daours ſchlugen Oberſt Loë und Major Lewinsky ebenfalls nach zähem Gefecht den Feind! — Bei Pont-Noyelles kam es zum härteſten Zuſammenſtoße, doch auch hier ward der Feind, — bereits bis an die erſten Häuſer des Dorfes vorgedrungen, — zurückgeworfen! Weil hierbei die Bataillone der 29. Brigade (von Bock) ſich aber total verſchoſſen hatten, ſendete General von Manteuffel zwei andere Reſerve-Bataillone nach Pont-Noyelles, um die Dorflisière zu beſetzen, während die Munition ergänzt wurde. In Fréchencourt endlich wurde der feindliche Angriff von General Strubberg aufs Entſchiedenſte abgeſchlagen, eben ſo behauptete die ſechszehnte Diviſion ihre Stellung auf dem Weſtufer der Hallue und wies einen überflügelnden Angriff von Conty her zurück! Auf der ganzen Linie des 8. Armeecorps hatte ſich des Feindes Vorſtoß erfolglos erwieſen!

Ein neuer Angriff für die Nacht war nicht mehr zu erwarten. — Der Befehl erging, daß das 8. Armeecorps die Stellung von Daours bis Beaucourt feſthalten und zur Vertheidigung einrichten, beſonders am weſtlichen Hallue-Ufer aber geeignete Poſition nehmen ſolle. Am Morgen ſollte Alles in Gefechtsbereitſchaft ſtehen! — Nachdem die Truppen Stellung genommen hatten, kehrten die Generale Manteuffel und Goeben für die Nacht nach Amiens zurück. — —

Der 24. December, der Morgen des Weihnachtstages brach an! Weitere Vortheile über den Feind zu gewinnen, war unmöglich. Die preußiſchen Bataillone zählten, durch Verwundungen, Krankheit und Strapazen geſchwächt, durchſchnittlich nur 500 Kampffähige. Aber die Bravour und Bewegungsfähigkeit des 8. Corps hatten ſich glänzend bewieſen und was man hatte, hielt man feſt! — Der Froſt war ſtärker geworden. Ein ſchneidender Nordoſt wehte den ganzen Tag. — Als Manteuffel früh 9 Uhr auf dem Schlachtfelde eintraf und ſeine Stellung nun mehr nordweſtlich auf der Höhe von Querrieux nahm, zeigte ſich der Gegner in ſeiner alten Stellung von geſtern Abend. Er eröffnete ein unbedeutendes Feuer gegen unſere Linien. — Im Laufe des Vormittags wurden bei demſelben nun Bewegungen bemerkbar, die vorerſt unklar blieben. — Feindliche Truppen zogen über den Höhenrücken ab, Truppen langten dagegen wieder an und nahmen Stellung, — die Artillerie blieb in alter Poſition. — Mittags erſchien Prinz Albrecht, der ſeiner Brigade vorausgeritten war, um ihr Eintreffen zu melden. Dieſelbe wurde rechts von der näher nach Querrieux herangeholten Reſerve verdeckt aufgeſtellt. Von 2¾ Uhr Nachmittags ab kamen wiederholte Nachrichten des Jäger-Bataillons zu Daours, daß größere feindliche Abtheilungen auf der Straße Corbie-Arras ſich hin und her bewegten; Corbie ſchien dem Gegner beſonders wichtig. — Oberſt Witzendorff, der Stabschef, meinte nach einem Ritte nach Daours mit Gewißheit die erſten Anzeichen des feindlichen Rückzugs zu erkennen. Um 4 Uhr ſtellte derſelbe ſichtlich ſich heraus! Abends nahmen die Anzeichen der feindlichen Deroute immer mehr zu, doch die Dämmerung geſtattete keine weitere Beobachtung. — Für den nächſten Tag ward beſtimmt: falls der Abzug des Feindes conſtatirt ſei, ſolle das 8. Armeecorps ſofort die Verfolgung beginnen. Für dieſen Fall ſollte General Mirus Corbie beſetzen und auf dem linken Somme-Ufer vorläufig bis Bray vorgehen. — 6 Uhr Abends trat derſelbe bereits mit der Reſerve ſeine Bewegung an. Die funfzehnte Diviſion blieb in Stellung, die ſechszehnte zog ſich näher an ſie heran, die Hauptquartiere Manteuffel's wie Goeben's blieben in Amiens. So *feierte* man im Norden Frankreichs preußiſche Weihnachten! Man hatte allein an unverwundeten Gefangenen 20 Offiziere und 1100 Mann, außerdem eine Fahne (bei Beaucourt) dem Feinde abgenommen! — Am Morgen des 25. December befand ſich derſelbe im vollendeten Rückzuge, der Sieg an der Hallue war *entſchieden*!! — —

Man mußte ſowohl der energiſch in ſo kurzer Zeit durchgeführten Neubildung der franzöſiſchen Nord-Armee, ihrer hartnäckigen Tapferkeit und daß beim Rückzuge mehr oder weniger eine taktiſche Auflöſung derſelben *nicht* erfolgte, ſeine *volle* Anerkennung zollen. Zweifelsohne iſt General Faidherbe einer der *gebildetſten* franzöſiſchen Generale, doch ſcheint er nach ſeinen Leiſtungen *mehr* Organiſator, als Führer eines Herres im Felde zu ſein, ein hervorragender Feldherr wenigſtens nicht. —

Bis 25. war Goeben's Hauptquartier in Amiens geweſen, am letzteren Tage wurde es nach Albert, einen Tag ſpäter nach Bapeaume verlegt, wo es bis Jahresſchluß blieb; am 1. Januar kam daſſelbe nach Combles. — Einerſeits galt es, die Deckung der Belagerung von Peronne, deſſen Belagerungscorps Goeben vom Oberbefehlshaber mit untergeben war. In die Details der Belagerung ſelbſt hat er ſich aber nicht gemiſcht. — Andererſeits galt es aber die erhöhtere Wachſamkeit dem Corps Faidherbe gegenüber. — Nicht nur, trotz ſeiner furchtbaren Verluſte, doch noch bedeutend ſtärker, war es, obwohl geſchlagen, *nichts weniger* als unſchädlich gemacht; ein neuer Angriff war alſo zu erwarten. Dieſer Eventualität gegenüber war General Senden von der Gegend von Mezières her in ſcharfem Anmarſch und raſtete eben in Ham. Der von der Cernirungs-Armee vor Paris entſendete ſächſiſche General Senft dagegen ſtand mit ſeinen Truppen zu Chaulnes, nicht ganz zwei Meilen ſüdlich Peronnes. Beide Corps ſollten das 8. Armeecorps unterſtützen und den nördlichen Theil des Cernirungsgürtels von Paris ſichern helfen. — Peronne in feſten deutſchen Beſitz zu bringen, hieß die Somme-Linie beherrſchen und den Feind eines werthvollen Stützpunktes berauben, deshalb ward die Feſtung nunmehr unverweilt angegriffen.*)

Am 2. Januar 1871 erhielt General von Goeben zu Combles die Meldung, daß die franzöſiſche Nord-Armee (in zwei Armeecorps formirt) im Anmarſch ſei, um Peronne zu entſetzen, bereits die Brigade Strubberg bei Sopignies angegriffen habe, aber überaus blutig von derſelben abgewieſen worden ſei! Unſer General ordnete deshalb an, daß General von Kummer bei Bapeaume Stellung nehme und Faidherbe's Angriff erwarte, Prinz Albrecht (Sohn) von Preußen mit ſeinem Detachement von drei Bataillonen, drei Cavallerie-Regimentern und drei Batterien am 3. Morgens rechts von Bapeaume bereit ſtehe, dagegen General Graf von der Groeben mit einem Detachement von drei Compagnien Infanterie, drei Cavallerie-Regimentern und einer Batterie links die Diviſion Kummer ſichere, eine Brigade Infanterie mit zwei Geſchützen aber um die Flanke des Feindes herumſchicke. Endlich ward von den Cernirungs-Truppen vor Peronne noch ein Detachement von drei Bataillonen und vier Batterien abgezweigt, das zu Goeben's Dispoſition auf der Chauſſee nach Peronne entſendet wurde. Dieſe Truppen führte ihm ſein Bruder Oberſt von Goeben zu, welcher nach 10 Uhr in la Transley, ½ Meile von Bapeaume, bei dem General eintraf. — Am 3. Januar Morgens ging der Feind mit ſeinen beiden, jetzt verſammelten Armeecorps zum Angriff vor. Seiner drei- bis vierfachen Ueberlegenheit gegenüber vertheidigte die funfzehnte Diviſion (von Kummer) das nördliche Vorterrain von Bapeaume bis gegen Mittag. Die Dörfer Favreuil und Biefvillers waren beſonders Objecte des heftig wogenden Kampfes. Dann zog General Kummer ſeine Truppen zurück und ließ die 30. Brigade auf den Höhen ſüdlich Peronnes Stellung nehmen, die 29. Brigade aber in vorderer Linie ſich entwickeln. Prinz Albrecht, inzwiſchen von Bertincourt nach Fremicourt vorgerückt, traf in dieſem Augenblicke ein, fiel dem Feinde in die linke Flanke und brachte den feindlichen Angriff ins Stocken! An die funfzehnte Diviſion ſich anſchließend ſetzte ſich derſelbe zwiſchen Bapeaume und Fremicourt feſt. — Jetzt ſuchte Faidherbe die funfzehnte Diviſion links zu umſpannen und griff Bapeaume ſelbſt in der Front an. Die Stadt wurde unſererſeits aber behauptet, während die Reſerve, welche nach dem linken Flügel vorgezogen worden war, einen Theil des verlorenen Terrains, namentlich Dorf Tilley, mit dem Bajonet wieder dem Feinde entriß. Sie behauptete daſſelbe nunmehr im hartnäckigſten Kampfe, vom linken Flügel-Detachement des Generals Grafen von der Groeben bei Ligny unterſtützt. — — Abends 7 Uhr brach der Feind den Kampf ab, er hatte noch einmal ſo viel Leute verloren als deutſcherſeits gefallen waren, obwohl General Goeben's Verluſt 48 Offiziere und 1020 Mann betrug. Noch in der Nacht räumte Faidherbe die nächſten Dörfer nördlich Bapeaume und zog am 4. Januar früh in guter Ordnung nach Douai und Arras ab. General von Goeben hatte die Schlacht in Perſon geleitet! — Am Abende des 3., als die Munitions-Colonne keine Munition mehr hatte, war von ihm für den folgenden Morgen der Befehl zum Abzug ſeiner Truppen gegeben worden, er ritt dann für die Nacht in ſein Hauptquartier Combles zurück. —

---

*) Näheres hierüber, für unſern Zweck aber unnöthig, giebt General-Lieutenant Graf von Wartensleben in ſeinen „Operationen der I. Armee unter General von Manteuffel". Berlin, Mittler u. Sohn, 1872. S. 152—156.

Die Schlacht von Bapeaume war eine von denen, bei welchen ſich beide Gegner den Sieg zuſchrieben, beide ſchwer gelitten hatten, beide geneigt waren, den Rückzug anzutreten! Abgeſehen von dem größeren Verluſte Faidherbe's, war der Sieg deshalb aber auf Goeben's Seite, weil die Franzoſen wirklich abzogen, die Befreiung Peronnes alſo mißglückt war. Andererſeits war die Armee Faidherbe's aus dem Kampfe wohl erſchüttert, aber noch nicht völlig gebrochen hervorgegangen und es war vorauszuſehen, daß Bapeaume auch noch nicht ihr letzter Verſuch gegen uns ſein werde. Dieſen machte ſie in der berühmten Schlacht von St. Quentin, dem ſtrategiſchen Meiſterſtücke Goeben's! —

Das Hauptquartier deſſelben wurde vom 4.—9. Januar nach Dompière, ſüdlich der Somme und nahe bei Peronne verlegt. Am 8. theilte ihm General von Manteuffel den Befehl des königlichen Hauptquartiers mit, welcher Letzteren zum Befehlshaber der zu bildenden Süd-Armee gegen Bourbaki, General von Goeben ſelber aber an die Spitze der I. Armee berief. Am 9. Januar ging derſelbe behufs Uebernahme ſeines Commandos nach Amiens ab, behielt aber den Befehl über ſein 8. Armeecorps bei, welches erſt nach Abſchluß der Feindſeligkeiten von dem bisherigen Commandeur der ſechszehnten Infanterie-Diviſion, Generallieutenant Freiherrn von Barnekow*) übernommen wurde. Denſelben Tag fiel auch die Feſtung Peronne! — —

Nach dem Mißerfolge bei Bapeaume hatte ſich Faidherbe von neuem in den Schutz des Feſtungsvierecks von Lille-Douai-Arras-Boulogne zurückgezogen, um ſeinen hart mitgenommenen Truppen Ruhe zu gönnen und ſie durch neuen Zuzug, namentlich an Marineſoldaten, zu verſtärken. Nach erfolgter Reorganiſation ſeines Heeres nahm er die Offenſive wieder auf. — General von Goeben hatte inzwiſchen ſeine Abtheilungen hinter die Somme geführt, um dort den an Zahl ihm bedeutend überlegenen Feind abzuwarten und ihn durch eine geſchickte Flankenbewegung von den ſeinen Rücken deckenden feſten Plätzen abzudrängen. Die Stadt St. Quentin wurde am 16. Januar durch Oberſt Jonard, welcher die nur ſchwache preußiſche Beſatzung zum Abzug zwang, eingenommen. Am 17. traf Faidherbe mit der Nord-Armee daſelbſt ein und nahm Stellung auf den Höhen im Süden dieſer Stadt. Bereits am folgenden Tag ereignete ſich ein ernſter Zuſammenſtoß in der Gegend von Vermand, wo die von Beauvois mit Cavallerie und Artillerie ausgezogenen Truppen der funfzehnten Diviſion, im Verein mit einer Abtheilung des 1. Armeecorps, unter General von Memerty die Franzoſen nach hartem Kampf zurückdrängten. — Am Morgen deß 19. Januar ordnete General von Goeben ein allgemeines Vorgehen an! Die funfzehnte Diviſion unter General von Kummer nebſt Theilen des I. Armeecorps und der dritten Cavallerie-Diviſion unter dem Grafen von der Groeben hielten zuſammen die Linie zwiſchen Tertry und Ham beſetzt. Von hier aus drang die funfzehnte Diviſion nach Sawy vor. Graf von der Groeben vollführte eine Schwenkung und bewerkſtelligte ſeinen Vormarſch über Marteville! Die ſechszehnte Diviſion unter General von Barnekow, welche in St. Simon und nördlich von dieſem Orte an der Oſtſeite des Kanals, der ſich zwiſchen Ham und St. Quentin hinzieht, geſtanden hatte, dirigirte ſich über Artemps und Seraucourt auf St. Quentin. Die Reſerve, beſtehend aus dem 41. Regiment, einer Abtheilung des 30. und dem 2. Garde-Ulanen-Regiment, verfolgte mit dem Stabe des Generals von Goeben die gerade Straße durch Douchy und Fluqueres ebenfalls auf St. Quentin, die ſächſiſche Cavallerie-Diviſion endlich unter dem Grafen zur Lippe, welche mit dem 12. Jäger-Bataillon und zwei reitenden Batterien den äußerſten rechten Flügel einnahm, ging von la Fère aus vor.

---

*) Derſelbe iſt jetzt commandirender General des 1. Armeecorps in Königsberg an Stelle des Feldmarſchalls von Manteuffel. D. V.

Die ſechszehnte Diviſion kam zuerſt an den Feind, der eine ſtarke Poſition zwiſchen den Dörfern Grugis und Neuville eingenommen hatte. Man ſtieß hier auf die Regimenter des 23. Armeecorps, deſſen erſte Diviſion bei Neuville und Gauchy ſtand, während die zweite Diviſion Grugis und Caſtres beſetzt hielt. Zuerſt wurde Caſtres, dann Grugis angegriffen, auch von Sawy her ertönte bald Kanonendonner. Truppen des 23. Corps warfen ſich dahin, ihren linken Flügel an den Kanal lehnend. Die Diviſion Deroja beſetzte die Anhöhen bei der Windmühle Tout-Vent, ſowie die bei Vaulieu, ſich rechts ebenfalls auf den Kanal ſtützend. Während hierauf die Diviſion Beſſel die rückwärts liegenden Abhänge erklomm, wichen die Truppen des Generals Deroja etwas nach links aus und erreichten ſo die Anhöhen von Neuville und Mesnil-Saint-Laurent. Die anfängliche franzöſiſche Schlachtlinie erſtreckte ſich ſomit von Holmont über Savy, Grugis und die Windmühle Tout-Vent, von wo aus Faidherbe die Schlacht leitete. Die beiden franzöſiſchen Corps (22. u. 23.) waren jedoch durch den Kanal Crozat derart von einander getrennt, daß ſie nur durch einen Umweg über St. Quentin miteinander in Verbindung treten konnten! —

Das von der ſechszehnten Diviſion angegriffene Caſtres wurde von den Franzoſen geräumt, dagegen entſpann ſich bei Grugis und Neuville ein ſehr heftiger Kampf. Gegen $10\frac{1}{2}$ Uhr Vormittags wurde hier die Schlacht allgemein, und der Feind vertheidigte ſich ſo hartnäckig, daß das 41. Regiment mit zwei Batterien zur Verſtärkung herangezogen werden mußte. Die Diviſion erlitt ſchwere Verluſte, doch gelang es ihr, den Gegner aus ſeinen Poſitionen zu vertreiben und die Dörfer zu beſetzen. Auf dem linken Flügel bemächtigte ſich mittlerweile General von Kummer ſo ziemlich ohne Schwertſtreich der Ortſchaft Savy. Die Franzoſen ſtanden indeſſen in beträchtlicher Stärke auf den gegenüber liegenden Höhen, wo das 1. Grenadier-Regiment „Kronprinz“ (vom 1. Armeecorps) im Feuer mit ſtürmender Hand dem Feinde zwei Geſchütze entriß. Rechts von Savy ſtieß eine Schwadron vom Königs-Huſaren-Regiment unter Rittmeiſter Rudolphi auf drei Schwadronen franzöſiſcher Dragoner. Es war das erſte Mal im Norden ſeit Sedan, daß deutſche Reiterei ſich wieder mit franzöſiſcher maß, und die letztere zog dabei kläglich den Kürzeren. Die Huſaren ritten mit unwiderſtehlicher Gewalt auf die Dragoner ein und jagten ſie unter großen Verluſten an Kampfesunfähigen und Gefangenen unter den Schutz ihrer Infanterie zurück. Am äußerſten linken Flügel gingen Graf von der Groeben und Oberſt von Witzendorf gegen Holmont vor, trieben den Feind zurück und ſäuberten die Waldungen im Rücken der Straße von Vermand auf St. Quentin. Ganz rechts war inzwiſchen die ſächſiſche Diviſion unter dem Grafen zur Lippe (Garde-Reiter-Regiment, 17. u. 18. Ulanen-Regiment, 12. Jäger-Bataillon, zwei reitende Batterien, ferner das zugetheilte 2. Bataillon vom 86. Regiment) von la Fère aus auf St. Quentin zu bis Urvillers marſchirt, um die Bewegungen der ſechszehnten Diviſion zu unterſtützen. Bei Connet d'Or nahmen die Batterien Stellung und betheiligten ſich energiſch an dem Artilleriekampf gegen die feindlichen Geſchütze bei der Windmühle Tout-Vent. Durch großen Heldenmuth zeichneten ſich hier die ſächſiſchen Jäger aus, welche ein durch ſeine Lage ſehr wichtiges Gehöſt nahe der Straße zweimal nahmen, den an Zahl weit überlegenen Gegner zum Rückzug zwangen und 200 Gefangene machten!! —

Die ganze franzöſiſche Linie war jetzt aus ihrer urſprünglichen Poſition verdrängt und auf eine zweite Vertheidigungsſtellung zurückgegangen, die ebenfalls ſehr ſtark war, und das hartnäckige Ringen begann von neuem. Graf von der Groeben befand ſich auf dem Vormarſch von Vermand nach St. Quentin für kurze Zeit in ſehr gefahrvoller Lage. In ſeiner Flanke erſchienen unvermuthet bedeutende franzöſiſche Infanteriemaſſen nebſt Artillerie. Der preußiſche Reiterführer drang trotzdem kühn vorwärts, nahm zwei kleinere Dörfer und beſetzte ſchließlich Fayet. Der anhaltende Widerſtand der franzöſiſchen Colonnen wurde aufs Beſte durch die eigenthümliche Bodenformation unterſtützt, die in ihrer wellenförmigen Abwechſelung von Thal und Hügel es den Franzoſen ermöglichte, trotz der fortwährend rückgängigen Bewegung, die ſie nun unter dem Druck des preußiſchen Angriffs auf St. Quentin zu machten, auf der Höhe jedesmal eine Defenſivſtellung einzunehmen. Etwa um 2 Uhr war es, als das 22. Corps von den Höhen bei der Windmühle aus, welche links vom Wege nach Ham zwiſchen St. Quentin und Roupy ſteht, mit Unterſtützung ſtarker Artillerie, ſich nochmals zu einem muthigen Vorſtoß aufraffte. Theils war jedoch die Lage des 23. Corps eine ſehr ſchlimme geworden, theils zwangen die preußiſchen Batterien die Angreifenden zum Rückzug, und bald ſtanden die deutſchen Geſchütze auf derſelben Stelle, die vorher die franzöſiſchen innegehabt! Auf allen Punkten wurden ſo die Franzoſen zum Weichen gebracht und um 4 Uhr war der Rückzug im vollen Gange! Hierbei erlitt der Feind die empfindlichſten Verluſte durch die deutſche Artillerie. Auch die ſächſiſchen Batterien betheiligten ſich in dieſen letzten Stadien des Kampfes, nachdem ſie zuvor bei der Wegnahme von Neuville durch das 2. Bataillon des 86. Regiments mitgewirkt, in hervorragender Weiſe. Ihre Granaten beunruhigten den fliehenden Feind, und das Feuer beſtrich auch die Stadt St. Quentin dermaßen, daß die franzöſiſchen Truppen ſich daſelbſt nicht zu halten vermochten. Um 6 Uhr ſetzte das rheiniſche Jäger-Bataillon ſich in der Vorſtadt von St. Quentin feſt, das 2. poſenſche Infanterie-Regiment Nr. 19 ſtürmte den Bahnhof und das 41. Infanterie-Regiment trieb die Franzoſen von ihren Barrikaden und drang ebenfalls in die Stadt ein. Um 7½ Uhr waren die franzöſiſchen Corps auf der Flucht in der Richtung nach Cambey und Guiſe zu begriffen, wo ſie in einem erbarmungswürdigen Zuſtand anlangten, eine allgemeine Panik unter die Bevölkerung tragend!! St. Quentin war in den Händen der Preußen nebſt 9000 Gefangenen und 6 Geſchützen! In der Stadt fand man 3000 zurückgebliebene Verwundete vor! — —

Der glänzende Erfolg des Tages war hauptſächlich das Verdienſt des Generals von Goeben, der ſeine Truppen mit überraſchender Geſchwindigkeit auf den Kampfplatz brachte und ihre Bewegungen leitete. Dieſer Sieg war nicht blos in militäriſcher, ſondern auch in politiſcher Hinſicht für die Deutſchen von höchſter Wichtigkeit! Durch die Niederlage der Faidherbe'ſchen Armee wurde der franzöſiſchen Kriegspartei im Norden des Landes jeder Boden entzogen, und gerade in den nördlichen Departements fanden die für den Frieden ſprechenden Stimmen die lebhafteſte Unterſtützung.*) — — —

Nach Abſchluß des Waffenſtillſtandes blieb Goeben in Amiens, woſelbſt er, abermals wie 1866, in Folge geiſtiger Anſtrengung nervös erkrankte. Nach vierzehn Tagen erhielt er, ſelbſt alſo leidend, von ſeinen Verwandten die Mittheilung von der tödtlichen Erkrankung ſeiner Frau, die ſich um dieſe Zeit bei ſeinem Vater in Lauenſtein aufhielt. Erſt Ende März verſtatteten es ihm die militäriſchen Verhältniſſe, auf kurze Zeit nach der Heimath zu eilen. — Nach Amiens zurückgekehrt, blieb Goeben zur Auflöſung der I. Armee bis Anfang Juni daſelbſt, dann eilte er in die Heimath und nahm auch mit Genehmigung des Kaiſers, Angeſichts des wahrſcheinlich nahen Todes ſeiner geliebten Lebensgefährtin, an dem

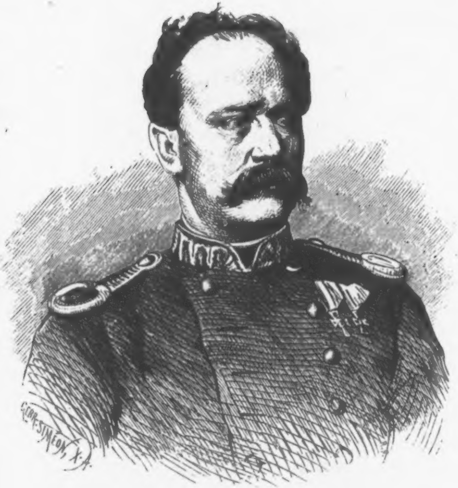
---

*) Dieſe Schilderung entnahm der Verfaſſer einem Kriegsbericht der Zeitung „Ueber Land und Meer", da ihm das noch im Druck befindliche Werk von Schell: „Operationen der I. Armee und General v. Goeben", nicht zu Gebot ſtand.

Einzuge in Berlin keinen Theil. — In der zweiten Hälfte des Juli gelang es ihm endlich, die theure Frau nach Coblenz überzuſiedeln, wo der General das Commando des 8. Armeecorps, das einige Tage zuvor aus Frankreich zurückgekehrt war, aus den Händen des Generallieutenants von Barnekow wieder übernahm. Am 12. November deſſelben Jahres, durch die Aufregungen und Sorgen um den Gatten während der vier Kriege von 1860—70 beſchleunigt, erlag Generalin von Goeben ihren Leiden!! Im Juni 1872 ſtarb Goeben's Vater! — —

Wohl hatte unſer General nicht nur im letzten Kriege das eiſerne Kreuz I. und II. Claſſe, Anfang Januar 1871 das Groß-Comthurkreuz des hohenzollernſchen Hausordens mit Schwertern, am Geburtstage des Kaiſers Wilhelm aber für die Quentin-Schlacht das Großkreuz des eiſernen Kreuzes als Ehrenlohn empfangen, er war am Einzugstage von Berlin auch zum Chef des 2. rheiniſchen Infanterie-Regiments Nr. 28 ernannt worden. Bei der Drei-Kaiſer-Zuſammenkunft im September 1872 endlich hatte ihn der Kaiſer von Rußland, zu deſſen Perſon er commandirt geweſen iſt, hoch geehrt und decorirt. — Aber all' dieſen Ruhm und Glanz, die Hochachtung ſeiner Nation und die Liebe ſeiner Soldaten hatte er mit dem Opfer ſeiner geliebten Frau und ſeines ganzen häuslichen Glücks erkaufen müſſen! Sein Lorbeer war ihm reichlich benetzt mit Thränen! — Seitdem hat er in Coblenz ruhig, — ſtiller noch wie ſonſt ſchon, — gelebt! — Goeben iſt jedem Geſellſchaftstreiben abgeneigt, er iſt auch kein Sprecher. Am liebſten weilt er in ſeinem Arbeitszimmer oder in ſeinem Garten, und ſo lange ſeine Frau lebte, wendete er alle disponiblen Mittel zu Reiſen an, die er mehrfach mit derſelben durch Frankreich, Italien und die Schweiz gemacht hat. Der Ruhm kann ihn nicht blenden, der Reichthum ihn nicht beglücken, — prudenter et simpliciter — „einſichtig und ſchlicht", das ſind die beiden Eigenſchaften Auguſt's von Goeben. —

Möge er noch lange der Stolz unſerer Armee, die Hoffnung unſerer Nation ſein und Deutſchlands Feinde mögen an dem Walle ſeiner eiſernen Bataillone zertrümmern! — —


GEBR. SIMEON, X.A.

SIEGMUND FREIHERR VON PRANCKH.

XVIII.

Siegmund Freiherr von Pranckh

Generallieutenant, Königlich Bayriſcher Kriegs=Miniſter.

„Ein ächter und rechter Bayer, — ein Altbayer —!
aber auch ein Deutſcher hat zu Ihnen geſprochen!!“ —

Unter allen den Streitern, welche ſich die neue deutſche Zeit zu ihren Faktoren auserſah und denen gegönnt war, zu rechter Zeit in rechtem Sinne am rechten Platze zu ſtehen, giebt es keinen Charakter, der in ſeiner Beſonderheit ſchärfer, reiner und klarer ausgeprägt wäre, als Sigmund von Pranckh, der Kriegsminiſter Bayerns! Leute wie Bismarck, Manteuffel und Andere gehören zu den zuſammengeſetzten Charakteren, ſind nur aus dem Dualismus ihres Weſens, der Doppelſeitigkeit ihrer Natur zu erklären und zu verſtehen, Pranckh hingegen gehört den einfachen, untheilbaren Charakteren an, deren Weſen ſo offen und durchſichtig wie ihre Handlungen ſind und von denen Jedermann im gegebenen Falle leicht vorausſieht, was ſie thun oder laſſen werden. In Pranckh eint ſich das ſüddeutſche, alt-adelige Standesbewußtſein und tiefer katholiſcher Glaube mit der unzerſtörbaren Gluth des bayriſchen Patriotismus! Gewiß möchte Pranckh kein Bayer ſein, wenn er nicht Deutſcher bleiben dürfte, aber ganz eben ſo gewiß iſt, daß er überhaupt **kein anderer** Deutſcher als ein Bayer ſein möchte! Er iſt der zäheſte aller bayriſchen Patrioten, der Ritter des Hauſes Wittelsbach „sans peur et sans reproche“, der ſelbſtbewußteſte Träger bayriſch-deutſcher Geſinnung. Die Weſenheit ſeines Staates und Volks iſt mit ſeinem Ich völlig identificirt, Pranckh und Bayern gehören als zwei Nothwendigkeiten ſo zu einander, wie Hand und Handſchuh! — Denkbar iſt, daß eine Individualität wie Bismarck ein eben ſo guter öſterreichiſcher oder ruſſiſcher Premierminiſter wie ein preußiſcher, daß ein Manteuffel eben ſo gewiß ein glänzender öſterreichiſcher oder ſächſiſcher als preußiſcher General ſein könne, hätte die Vorſehung dieſe Männer von der Wiege ab an ein anderes Vaterland gefeſſelt. Pranckh aber, — wir behaupten es kühn, konnte nur als Bayer das ganz und vollendet ſein, was er iſt, denn er iſt die Verkörperung dieſes kraftvollen, eigenartigen Volkes ſelbſt, in ihm iſt es gewiſſermaßen zu einem Individuum verdichtet worden! Das weiß ſein Fürſt, das weiß ſein Volk! In der ſchlimmſten Epoche des Landes ſelbſt, als in Bayern ſich giftig Argwohn und Verleumdung ſogar an die Würde der Krone wagte, hätte ſich derjenige Elende, welcher in München Pranckh's patriotiſchen Charakter angetaſtet hätte, der allgemeinen Lächerlichkeit preisgegeben!! — Es giebt keinen Mann ſeines Landes, der dem nationalen Conſervatismus einen höheren, ſtolzeren Adel, einen concreteren Ausdruck verliehen hätte, als Pranckh, und wenig öffentliche Charaktere, ſei's als Soldat im Felde, ſei's als Vertreter des Volkes oder der Krone, dürfen von ſich ſelber mit ſolchem Bewußtſein wie er ſagen: „Mein Volk ſteht hinter mir!" —

— — — — — — — — — — — — —

Das Geſchlecht der Familie von Pranckh entſtammt dem älteſten Adel Steiermarks. — Das Wappen deſſelben iſt quadrirt und mit einem rothen Herzſchilde (dem eigentlichen Stamm-Wappen) belegt, welches zwei ſilberne Mauerzinnen führt. Die anderen Felder tragen im erſten und vierten je drei ſchräg von links nach rechts geſtellte Spieße, es iſt das verwandte Wappen der alten ſteiermärkiſchen Ritter von Pux, — das zweite und dritte Feld iſt ſchräg roth und blau getheilt. Auf dem Wappenſchilde befinden ſich drei Helme. Den erſten ſchmückt ein Fittig, in welchem die drei ſilbernen Spieße der Puxe ſtehen, der zweite trägt zwei wechſelweiſe roth und blau getheilte Büffelhörner, der dritte Helm drei Straußfedern in roth, ſilber und blau; die Wappendecke iſt roth und weiß. —

Vom Schloſſe Pranckh, unfern Seckau in Steiermark, dem Stammſitze, verbreitete ſich die Familie durch Steiermark, Oeſterreich, Kärnthen, Krain und Salzburg. Sie zählte zu der äußerſt geringen Anzahl jener Geſchlechter, welche ſich noch aus den Zeiten der Markgrafen des Traun-Gaues erhalten haben. — Schon in der Mitte des 12. Jahrhunderts erſcheint das Geſchlecht in den Urkunden des Landes. Damals ſchrieb es ſich: „Die Prancker von Pranckh" nach ihrem Stammſitze, ſpäter „Die Prancker von Pux" von der Herrſchaft Pux in Steiermark, welche ſich ſeit Jahrhunderten bis heute noch als Fideicommiß im Beſitze der Familie befindet. 1628 wurde dieſelbe in den Freiherrnſtand, zwei, inzwiſchen ausgeſtorbene Linien von ihr aber 1719 in den Reichs-Grafenſtand erhoben. Mit dem ſteiriſchen Adel vielfach verſchwägert, war ihr Beſitz ſowohl im Lande Kärnthen, Krain und Salzburg überaus zahlreich. Nach Salzburg nun ſiedelte in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts derjenige Zweig des Geſchlechts über, welchem der Kriegsminiſter angehört. — Die Familie bekennt ſich zur katholiſchen Religion, obwohl ſie auch proteſtantiſche Linien hegte, welche indeß zu Folge des 1628 erlaſſenen Reſtitutions-Edicts ihre Güter verkauften und auswanderten, nun aber ausgeſtorben ſein dürften. — Der angeſehenen Stellung, welche die Familie unter dem Landesadel einnahm, entſprach auch ihre Stellung ſowohl im Klerus als im Staats-, Hof- wie Kriegsdienſte. So war des Kriegsminiſters Großvater, Franz, ſalzburgiſcher Kammerherr, Oberſt und Kriegsrath, ſein Vater, Siegmund Freiherr von Pranckh, diente im kaiſerlich öſterreichiſchen Heere, dann in der biſchöflich ſalzburgiſchen Garde. Mit der Uebernahme Salzburgs von Bayern wurde die Familie mit übernommen, war alſo in einem ähnlichen Falle wie die Familie des Freiherrn Edwin von Manteuffel. — Siegmund's Vater wurde nachmals königlich bayriſcher Kammerherr und Oberſtlieutenant à la suite, außerdem war er bereits Großritter des ehemaligen ſalzburgiſchen Ruperti-Ordens. — Mit der Tochter eines fürſtbiſchöflichen Beamten daſelbſt vermählt, hatte derſelbe 11 Kinder, 7 Söhne und 4 Töchter, von dieſen Kindern allen ſind aber außer dem Kriegsminiſter nur noch zwei Schweſtern am Leben. Bei ſeinem 1831 erfolgten Tode hinterließ des Kriegsminiſters Vater ſeiner Wittwe 6 minorenne Kinder zur Erziehung, der ſich dieſe energiſche, tiefreligiöſe Frau auch mit ausgezeichnetem Erfolge unterzog. —

Siegmund, ſo wie ſein Vater geheißen, wurde den 5. Dezember 1821 zu Altöttig in Bayern geboren und empfing ſeinen erſten Unterricht in der Deutſch- und Latein-Schule zu Landshut, wohin die Eltern der beſſeren Erziehung der Kinder wegen übergeſiedelt waren. In dieſe erſte Erziehungsepoche fiel auch der Tod des Oberhauptes der zahlreichen Familie. — Früh ſchon brach ſich Siegmund's kriegeriſcher Geiſt Bahn und 1834, in demſelben Jahre, in welchem ſein älteſter Bruder als Oberlieutenant in königlich griechiſchen Dienſten ſtarb, trat er ins bayriſche Kadettencorps, in welchem er bis 1840 blieb, alsdann kam er auf ſpecielle Bitte als Junker in das königliche Infanterie-Leib-Regiment und in den praktiſchen Dienſt. — Frühzeitig ſchon warf er ſich in kriegswiſſenſchaftliche Studien, denen zu Folge er ein Jahr ſpäter als Unterlieutenant im Ingenieur-Corps ernannt und den techniſchen Compagnien (nunmehr das Pionier-Corps genannt) zugetheilt wurde. 1848 Oberlieutenant wurde er ein Jahr ſpäter ſchon als Hauptmann in den bayriſchen großen Generalſtab zu München aufgenommen. —

So wenig uns für dieſe Behauptung poſitive Daten vorliegen, muß, der Art wie Raſchheit ſeines Avancements nach zu ſchließen, Siegmund von Pranckh doch unter den Offizieren der Armee ſehr bald einen bedeutenden wiſſenſchaftlichen Ruf erlangt haben oder ſeine Perſönlichkeit eine hervorragende geweſen ſein, denn bereits 1851 (alſo mit 30 Jahren) kam er im Sekretariat des damaligen Kriegsminiſters, Feldzeugmeiſters von Lüder, zur Verwendung, wurde im folgenden Jahre deſſen perſönlicher Adjutant, 1854 aber, zum Major avancirt, mit dem Referat im Kriegsminiſterium betraut. — Wann Pranckh's politiſche Thätigkeit begann, wiſſen wir nicht, ſeine kriegs-politiſche jedenfalls aber ſchon 1849, nachdem er als Hauptmann in den Generalſtab gekommen war und von Lüders*) das Portefeuille auf Lesnire übergegangen war, welcher ſich der revolutionären Zeitſtrömung ſo wenig wie ſeine Vorgänger von der Mark und von Weißhaupt gewachſen gezeigt zu haben ſcheint. — Wir wiſſen nicht, ob es gerade nach Pranckh's Sinne geweſen ſein mag, daß die Regierung ſich der Volksbewegung gegenüber nicht auf die Treue des Heeres ſtützte, ſondern der kraſſeſten klerikalen Reaktion in die Arme ſank, aber das werden wir wohl vorausſetzen dürfen, daß in jener Zeit der Beſtürzung, Schwäche und Verwirrung ſich Pranckh bereits in ſeiner Stellung als energiſcher Patriot und Wahrer der Integrität der Krone und des Staats erwieſen habe. Erwägt man, daß 1848 König Ludwig I. abdicirte, Maximilian II. das Regiment übernommen hatte, Preußen 1850 durch ſeine Demüthigung ſcheinbar die Unfähigkeit bewieſen hatte, ſeine Prätentionen Oeſterreich gegenüber durchzuſetzen und von der Pfordten's partikulariſtiſche Politik Bayern beherrſchte, ſo kann das Alles einen Mann gewiß nicht unberührt gelaſſen haben, der als des Kriegsminiſters alter ego der Entwickelung der Dinge und der oberſten Staatsleitung unmittelbar nahe ſtand. Wir glauben, daß wenn auch Pranckh kein blinder Nachbeter aller politiſchen Doctrinen geweſen ſein wird, welche damals auftauchten, und obwohl ſein Blick politiſch bedeutend freier und vorurtheilsloſer als der von der Pfordten's geweſen ſein dürfte, ſich doch damals in ihm das partikulare Bewußtſein ausgeprägt und nach außen in der Ueberzeugung geltend gemacht hat, daß dem bayriſchen Volke ſeine freie ſtaatliche Selbſtbeſtimmung, ſeine nationale Individualität um jeden Preis erhalten bleiben müſſe! Ganz gewiß liebte er Preußen nicht und hätte ſich gegen deſſen Hegemonie ſicher aufs Aeußerſte geſtemmt, aber eben ſo gewiß iſt auch, daß ein Charakter wie der ſeine ſich unmöglich nun mit einer Hegemonie Oeſterreichs über Deutſchland hätte verſöhnen können! Sein politiſcher Standpunkt dürfte alſo ſo lange auf Seiten Schrenck's nur geweſen ſein, bis die Zeitereigniſſe einen Kampf Oeſterreichs mit Preußen unumgänglich gemacht hatten und mit der Zerreißung des deutſchen Bundes das politiſche Daſein der kleineren deutſchen Staaten auf dem Spiele ſtand. Wir muthmaßen dies zwar nur, aber auf Grund der Ueberzeugung, daß Siegmund von Pranckh's bayriſcher Unabhängigkeitsſinn freiwillig keinerlei Adhäſions-Politik geliebt haben kann und er, wenn er von ſeines Volkes Selbſtſtändigkeit wirklich etwas zu opfern vermochte, ihm dies nur von der gebieteriſcheſten Nothwendigkeit und dem Gedanken abgerungen werden konnte: daß es patriotiſcher und weiſer ſei, ſein Land mittels eines kleineren Uebels zu erretten, als es einem größeren auszuſetzen. Wenn dies größere Uebel dennoch eintrat, war daran gewiß nicht er, ſondern die Täuſchung allein Schuld, in der ſich Bayern ſo gut wie das übrige Deutſchland gegenüber Oeſterreichs vermeinter Kraft und Preußens vermeinter Schwäche befunden hat. Das größte Uebel, was Bayern traf, in ein möglichſt kleinſtes zu verwandeln, ſein Land aus der Kataſtrophe von 1866 zu jener ſtolzen, kühnen und hochherzigen Selbſtſtändigkeit und Kraft des Jahres 1870 gelangen zu laſſen, das iſt weſentlich mit der Ruhm Pranckh's, iſt der größte Dienſt, den er als Patriot ſeinem Lande jemals leiſten konnte!

---

*) Siehe die Miniſter-Tabelle unter Hohenlohe, S. 172—73, III. Band dieſes Werkes. D. V.

Etwa um 1857 verheirathete ſich Major von Pranckh mit der Tochter einer ehemals dem höheren ſalzburgiſchen Handelsſtande angehörigen Familie, hat aber nur einen Sohn, der nunmehr im 17. Jahre ſteht und in der königlichen Pagerie erzogen wird. — 1855 war durch von Manz das Portefeuille des Kriegs übernommen worden, was 1859, — als Freiherr von Schrenck im April an Pfordten's Stelle trat, — wieder in von Lüder's Hand zurückgelangte. Derſelbe behielt es während des italieniſchen Kriegs 1859 bis zum Jahre 61. — Um dieſe Zeit ſehen wir plötzlich wiederum einen ſehr raſchen Wechſel im bayriſchen Kriegsminiſterium eintreten. 1861 wird von Lüder, der nur zwei Jahre aufs Neue im Amte geweſen war, abermals und durch Generalmajor von Spies erſetzt. Spies ſtarb 1863 und von Lutz*) trat in deſſen Stelle. In demſelben Jahre nun wurde Oberſtlieutenant Siegmund von Pranckh als Adjutant und Referent des Kriegsminiſteriums von dieſer Stellung entbunden und zum Oberſten und Commandeur des 3. Infanterie-Regiments „Prinz Carl von Bayern" ernannt, alſo in den Frontedienſt zurückverſetzt!! — — —

Dieſe Reihe von Thatſachen, die erſichtlich ein zuſammenhängendes Ganze bilden, geben Mancherlei zu denken, ſobald man ſich klar macht, daß 1859 der italieniſche Krieg Oeſterreich ſeinen ganzen transalpiniſchen Beſitz (außer Venedig) entriß, daß der innere Conflict in Preußen zu bedrohlichſter Höhe wuchs, nach Friedrich Wilhelm IV. Tode aber Wilhelm I. die Zollernkrone auf ſein Haupt ſetzte, ein Mann, aus deſſen ganzer Haltung wie allen ſeinen Kundgebungen während dieſer Epoche der energiſche Wille ſprach, Preußens Ohnmacht, ſowohl im Innern wie nach Außen, zu endigen; war ja doch im Herbſt 1863 Bismarck Premierminiſter in Preußen geworden! — Gewiß vermochte Pranckh als Adjutant wie Referent des Kriegsminiſters direct einen politiſchen Einfluß auf die Krone nicht auszuüben, indirect aber wohl doch! Er vermochte ſeinen glühenden Patriotismus gewiß in ſeiner Weiſe zum Ausdruck zu bringen! Daß gerade im Jahre 1863 Pranckh aus ſeiner hervorragenden Stellung im Kriegscabinet ausſchied, erſcheint ſonach auffällig. — Wenn nach allem Gegebenen der Leſer ſich bereits ein Bild Pranckh's machen konnte, wird er finden, daß die Motive, ſeine Dienſtſtellung zu ändern, für ihn einfach genug waren und man nicht nöthig hat, beſondere politiſche Nebengedanken über dieſelbe zu hegen. Nach vierzehnjährigem Dienſt im Generalſtabe, wie einer elfjährigen Verwendung im Kriegsminiſterium mußte in Pranckh wohl der lebhafte Wunſch entſtehen, in den activen Dienſt, alſo zu dem eigentlichen Soldatenberuf zurückzukehren und die Erfüllung dieſes Wunſches faßte er deshalb höchſt dankbar als eine ihm vom Kriegsminiſter von Lutz zugewendete perſönliche Rückſicht auf. Seine Verſetzung im Jahre 1863 mußte ihm zugleich auch um ſo willkommener ſein, als er durch ſie der Schrenck'ſchen Politik aus dem Wege ging. Pranckh's Nachfolger im Kriegsminiſterium wurde ein nicht minder ausgezeichneter Offizier, nämlich der inzwiſchen zum General-Commandanten von Würzburg ernannte Generallieutenant von Maillinger. Da nach der Verſetzung Pranckh's ſein Verhältniß zu dem hochachtbaren Miniſter von Lutz wie vorher ein perſönlich vorzügliches und ſtets freundliches blieb, fällt ſomit jede Annahme fort, daß politiſche Nothwendigkeit und nicht der freie Wille Pranckh's den Anlaß zu ſeiner veränderten Stellung gegeben habe. Nichtsdeſtoweniger war dieſelbe auch in politiſcher Beziehung für ihn ein Glück! —

---

*) Steht zu Johannes von Lutz, dem bayriſchen Cultus-Miniſter, in gar keiner verwandtſchaftlichen Beziehung! D. V.

So lange der deutſche Bund beſtand, alſo die übrigen Staaten zwiſchen den beiden Rivalen Oeſterreich und Preußen eine vermittelnde Stellung einnahmen, war ihre Lage, beſonders die von Bayern, eine leidliche zu nennen. Brach zwiſchen beiden deutſchen Großmächten ein Kampf mit blanker Waffe aus, war der Bund alſo in Gefahr, zu zerreißen, ſo mußte die Stellung ſeiner übrigen Mitglieder pro oder contra eine ſehr prekäre werden! In dem Augenblicke jedoch wurde Bayerns wie der übrigen Staaten Situation eine geradezu unleidlich **drückende**, vollendet **ohnmächtige**, wenn Oeſterreich und Preußen ſich **verſöhnten** und mit ihrem Votum wie ihren Säbeln den Bund etwa majoriſirten. Dieſe beiden letzteren Fälle aber ſollten wirklich raſch nach einander und gerade für Bayern in beſonders verhängnißvoller Stunde eintreten!! — —

In demſelben Jahre 1863 nämlich, in welchem Pranckh in den Frontedienſt zurücktrat, verſchied am 10. März König Maximilian II. und Ludwig, ſein Sohn, ein 18jähriger Jüngling, trat aus den akademiſchen Hörſälen an die Spitze des Staates! Am 31. März wurde zu Kopenhagen das berüchtigte Märzpatent erlaſſen, der Schleswig-Holſteiniſche Kriegsfall alſo geſtellt. Am 4. Auguſt wurde der Gaſteiner Vertrag zwiſchen Preußen und Oeſterreich geſchloſſen! — Ob auch mit dem hierauf folgenden Fürſtentage das Hegemonie-Gelüſt Oeſterreichs zerbrach, und der Riß zwiſchen den beiden deutſchen Großſtaaten unheilbar ſchien, ſo vereinte ſie doch die Proclamation der däniſchen Geſammtverfaſſung und Chriſtians IX. Thronbeſteigung noch im December deſſelben Jahres zu dem Entſchluſſe: über die Köpfe des vielköpfigen Bundestags hinweg gemeinſam den Krieg in Schleswig-Holſtein auf eigene Hand zu unternehmen! — Der Bundesſtandpunkt war von Oeſterreich und Preußen verlaſſen, die Bundesſtaaten waren in beſchämende Ohnmacht verſetzt worden. Schrenk, der Auſtromane, fiel, von der Pfordten — der Triasſchwärmer — kam wieder! Daß Preußens und Oeſterreichs Freundſchaft nicht halten konnte, war gewiß und das Condominat wurde wirklich der Anlaß zum deutſchen Kriege. —

Dieſe Recapitulation geben wir, um anzudeuten, wie bei der nahenden Kataſtrophe gerade Pranckh's Rath der Krone fehlte und nach der Stellung, die er bis zum Jahre 1863 zum Kriegsminiſterium einnahm, er die Entwickelung der Dinge, die Lage ſeines Vaterlandes nicht blos mit dem Blicke eines bayriſchen Regimentschefs, ſondern auch mit dem ſcharfen, grollenden Auge eines patriotiſchen Kriegs-Politikers betrachten mußte. Doch er hatte als Soldat zu gehorchen und ſich zu ſchlagen, ſobald die Trompete klang! — —

Wohl ihm, daß er Nichts mit der Leitung der Armee mehr zu thun hatte. Pranckh's Rücktritt in den Frontedienſt war für ihn wie für Bayern, in dritter Linie aber für die deutſche Sache ein unendlicher Segen! Dieſer Rücktritt erhielt ihm die Integrität ſeines Patriotismus, die Integrität ſeines Rufes! Während alle anderen Miniſter mit ihren Phantasmagorien ſich abbrauchten und im Strudel des Jahres 1866 unterſanken, während ſein Vorgänger, Miniſter von Lutz, gleich Pranckh ein entſchiedener Gegner der Pfordten'ſchen Politik war, ſie aber nicht zu ändern vermochte und derſelben zum Opfer fiel, wurde Pranckh gerade in der Zeit von Bayerns ſchwerſter Prüfung ein Genoſſe der Armee, ein praktiſcher Soldat und er konnte ſich nun durch den Augenſchein überzeugen: daß Bayern erſt in ſeiner Wehrkraft neu werden müſſe, ehe es wieder eine freie Individualität gewinnen, auf feſtere Füße als ehedem ſich ſtellen könne! —

Wir haben der bayriſchen Kriegsführung im Jahre 1866 an dieſer Stelle*) nicht in ihrer Totalität zu gedenken, ſondern das nur hervorzuheben, was erſtlich Pranckh's Thätigkeit bei dem Kampfe ſelbſt anbelangt, und zu betrachten, was für Conſequenzen derſelbe aus den Prämiſſen nothwendig ziehen mußte, mit denen die Armeeleitung in den Streit eintrat, Conſequenzen, die Pranckh's patriotiſches Herz in der ſchmerzvollſten Stunde dann ſelber auf ſich zu nehmen hatte. — Dieſe Prämiſſen waren ſehr bitter, und nur außergewöhnliches Kriegsglück konnte ihre Folgen abwenden! — Uns, als preußiſchem Schriftſteller, würde es ſchlecht anſtehen, über die bayriſche Kriegsführung Anno 1866 uns hier ein Urtheil anzumaßen, ſelbſt wenn wir Kriegsgelehrter wären. Aber der Vorausſetzungen, mit denen Bayern in den Krieg eintrat, werden wir wohl, ohne illegal zu ſein, kurz erwähnen dürfen, da dieſelben das königlich bayriſche Generalſtabswerk*) ſelbſt als die Haupturſachen des unglücklichen Kriegsverlaufs hinſtellt! —

---

*) Siehe unter „Von der Tann“.

Erſtens: „Im günſtigſten Falle und mit der größten Anſtrengung konnte in erſter Linie höchſtens **die Hälfte** des ſtehenden Heeres vor den Feind gebracht werden.“ (Seite 5 des unten angeführten Werks.) Nach früherem Beſtande nämlich betrug die Geſammtſtärke des bayriſchen Heeres zur Zeit
in runder Summe . . . . 93,000 Mann
hiervon gingen ab . . . . 55,000 „
alſo blieben, um ins Feld zu rücken . . . . 38,000 Mann
anfänglich! —

Unter dieſen 55,000 Mann, welche abgingen, oder doch — wie Train, Burſchen, Krankenwärter und Militär-Handwerker — keine Combattanten waren, befanden ſich 11,000 Mann erſt im April neu Eingeſtellte, die man gleichwohl größtentheils von vornherein an den **Feind** brachte, ferner an 21,000 Mann **unmontirt** Aſſentirte!! — Mit anderen Worten: man hatte an gut adjuſtirten, ausgebildeten Truppen nur 38,000 Mann zur Verwendung, ferner 11,000 Mann Rekruten, oder völlig unausgebildete Leute und — ſage 21,000 Mann, die — kalt geſtellt werden mußten, weil man ſie nicht **ausrüſten** konnte!! — Wir möchten wirklich die preußiſche Armee ſehen, welche unter ſolchen Umſtänden mit beſſerem Kriegsruhme und weniger Unglück aus einem Kampfe hervorgehen könnte, als die wackere bayriſche Armee Anno 1866. Der beſte Oberbefehlshaber hätte mit ſo mangelhaftem Material nur höchſt relative Erfolge erzielen können, ſelbſt wenn er nicht noch das Unglück gehabt hätte, mit einem Bundesbefehlshaber als Collegen behaftet zu ſein und in Gemeinſchaft agiren zu müſſen, deſſen einziger Kriegsruhm bisher darin beſtanden hatte, das Deficit Oeſterreichs bei Solferino durch ein gewiſſes lustre de la chevalerie vergoldet zu haben! — Zu dieſem militäriſchen status quo kam aber, als man zur Action ſchritt, daß „zwiſchen der 8. Bundes-Armee, der bayriſchen Armee und Oeſterreich hinſichtlich des zu befolgenden **Kriegsplans nichts Definitives feſtgeſtellt worden war!!**" „Eine Gewißheit über Standorte und Marſchrichtung der hannoverſchen Armee war **auch** nicht zu erlangen, alle Nachrichten lauteten widerſprechend, ſo daß man bayriſcherſeits den Vormarſch **ſiſtiren** mußte, weil man nicht wußte, wohin zunächſt ein Stoß zu führen ſei!" — (Seite 18 des bayr. Generalſtab-Werks.) —

---

*) „Antheil der kgl. bayr. Armee am Kriege des Jahres 1866“, bearbeitet vom General-Quartiermeiſterſtabe. München 1868. Hermann Manz.

Alſo eine **nicht** vollzählige Armee mit **mangelhafter** Ausrüſtung! — **ohne** einen gemeinſamen, definitiven Kriegsplan, — voll Unwiſſenheit über Stand und Ziel der wichtigen hannoverſchen Armee, ſomit völlig Unklarheit über das Wohin der erſten Operationen — das waren die anmuthigen Vorausſetzungen, mit denen Bayern in den verhängnißvollſten aller deutſchen Kriege zog, welche ſeit Friedrich des Großen Tagen die vaterländiſche Erde mit dem Blute ſeiner Kinder rötheten!! —

Wir haben hier zunächſt nur von dem Oberſten von Pranckh zu reden! — — 1865 war demſelben das Commando des Infanterie-Leib-Regiments, in das er vor 25 Jahren als Junker eingetreten war, anvertraut worden. Gewiß war das eine beſonders ehrende Auszeichnung. Das Leib-Regiment war eine Elitetruppe, und daß man es ihm gerade das Jahr vor dem Kriege, alſo zu der Zeit übergab, wo ſich der Bruch zwiſchen Oeſterreich und Preußen vollzog, iſt ein nur zu ſicherer Beweis, daß die Armeeleitung ſehr wohl ſeine Fähigkeit, wie ſeinen Charakter zu ſchätzen wußte! —

Die Ordre de bataille, ſoweit ſie auf Pranckh Bezug hat, geben wir aus dem Grunde, weil wir an ſie anzuknüpfen haben werden, wie Pranckh innerhalb weniger Monde vom Oberſten zum Kriegsminiſter avancirte. — Bekanntlich ſtand das bayriſche (7. Bundes-) Armeecorps unter Oberbefehl des Feldmarſchalls Prinzen Carl von Bayern, General-Inſpectors der Armee. Die erſte Infanterie-Diviſion commandirte General-Major Stephan, die 1. Infanterie-Brigade bis nach der Schlacht von Kiſſingen aber General von Steinle. Einen Theil dieſer Brigade bildete nun das Infanterie-Leib-Regiment des Oberſten Freiherrn von Pranckh, der es auch bis nach der Kiſſinger Schlacht commandirte. Daſſelbe beſtand aus dem 3. Bataillon des Majors von der Tann (des bekannten Generals Vetter), aus dem 2. Bataillon des Majors Dormühl und dem Jäger-Bataillon des Majors von Orff, welches ſpäter Major Freiherr von Treuburg übernahm. — —

Die Concentration der bayriſchen Armee wurde bekanntlich um Schweinfurt bewirkt, dann geſchah der Einmarſch in Thüringen. Die erſte Diviſion Stephan langte den 26. Juni in Königshofen an, alſo an demſelben Tage, wo Friedrich Carl von Preußen durch das Doppelgefecht bei Hühnerwaſſer die Iſar-Uebergänge erzwang, Steinmetz den Schlüſſel Schleſiens, Nachod, beſetzte und die Kataſtrophe zu Langenſalza erfolgte. — Von dieſer Diviſion war Oberſt von Pranckh mit ſeinem Leib-Regiment, einer Escadron und einer halben Batterie in Lichtenfels zurückgelaſſen worden, augenſcheinlich zur Deckung des Rückens der bayriſchen Armee. — Die Kriegsfata bis zum Tage von Kiſſingen übergehen wir. Nur ſei bemerkt, daß das bayriſche Obercommando durch die Nachricht getäuſcht wurde: die Hannoveraner hätten bei Langenſalza geſiegt! Als es nun den Vormarſch anzutreten befahl, um denſelben zu Hülfe zu kommen, reſp. Fühlung mit ihnen zu gewinnen, war die Capitulation bereits abgeſchloſſen. Die hannoverſche Armee exiſtirte nicht mehr und die Bayern machten daher einen Stoß **in die leere Luft!** — Der Vormarſch auf Gotha (30. Juni) mußte ſeinen Zweck mithin gänzlich verfehlen. —

Dieſem erſten ſtrategiſchen Echec der Bundestruppen folgte Benedeck's Kataſtrophe am 3. Juli. Als man das Treffen von

Kiſſingen (10. Juli) ſchlug, wußte bereits die durch Hin- und Hermärſche fatigirte bayriſche Armee, daß das Kaiſerheer in Böhmen total geſchlagen, Habsburgs Sache dem Untergange geweiht ſei. Mit dieſer Ueberzeugung war der fernere Krieg aber unerfindlich geworden, mit ihr brach völlig der Muth der weſtdeutſchen Bundestruppen. Jeder Staat dachte fortan ſeines eigenen Heils, und hatte auch ein Recht, jetzt nur noch an ſich ſelber zu denken! — —

Am 10. Juli kam Oberſt von Pranckh an der Spitze des Leib-Regiments gegen den Feind in Action. Als um Mittag die Preußen bereits ihren Uebergang über die Saale bewirkt und die Bayern aus Kiſſingen geworfen hatten, rief das Obercommando nämlich die erſte Diviſion, deren 1. Infanterie-Brigade das Leib-Regiment angehörte, aus Münnerſtadt zur Hülfe herbei. Da dieſelbe mehrere Stunden, der Entfernung wegen, brauchte, um anzulangen, vermochten die ſchwer geſchädigten und erſchöpften Truppen weder den Kiſſinger Kirchhof noch das Dorf Winkels zu halten, wohin ſie ſich zurückgezogen hatten, ſie mußten nun auf Nüdlingen weichen! Auch dieſe Stellung waren ſie im Begriffe einzubüßen, als die angelangte erſte Diviſion (General-Major Stephan) auf der Oſtſeite des Dorfs aufmarſchirte. Hinter den drei Bataillonen der 2. Brigade, welche auf dem Schloßberge verblieben waren, rückte die 1. Brigade (von Steinle) der erſten Diviſion nach und debouchirte. — Am Fuße des Schloßbergs marſchirte nun das Leib-Regiment, ſeinen Oberſten von Pranckh an der Spitze, auf, dringt zuerſt in Nüdlingen ein und das 2. und 3. Bataillon deſſelben werfen die Preußen aus Nüdlingen! Jenſeits des Orts geht die erſte Diviſion damit zur Offenſive über und die anderen Truppen folgen dem Vorſtoße. Die verlorene weſtliche Liſière wird raſch wieder genommen, der Feind zum Weichen gebracht, ja ein Theil des 3. Bataillons des Leib-Regiments zwingt um 7½ Uhr Abends ſogar durch Erklimmen des Hangs die auf der Höhe poſtirte preußiſche Batterie eiligſt abzufahren! Mit dem Erkämpfen des weſtlichen Höhenkammes war das Vorrücken der Bayern zwar nun ins Stocken gerathen, die Poſition aber wurde behauptet! Die errungenen Vortheile konnte man indeß erſt ausnutzen, ſobald die vierte Diviſion (deren Erſcheinen man noch hoffte) eintraf. Die Offenſive konnte mit Hülfe derſelben dann neu aufgenommen und vielleicht ein entſcheidender Erfolg erlangt werden. Die vierte Diviſion traf aber nicht ein! — Um 7½ Uhr ging der Feind mit allen verfügbaren Truppen zum Angriffe über und man mußte nach blutigem und verzweifeltem Ringen weichen. — Bei dieſer Gelegenheit wurde der Commandeur der 1. Brigade, General von Steinle, verwundet! Obwohl er das Commando nicht abgab, ſondern noch den Abmarſch von Nüdlingen leitete, wurde die Brigade doch vom Obercommando fortan dem Oberſten von Pranckh übertragen. —

Dies flüchtig ſkizzirte Gefechtsbild möge beweiſen, daß Pranckh vor dem Feinde vollendete Bravour bewies, die Ehre der bayriſchen Waffen gewahrt und ſo lange gekämpft hat, als noch ein Schimmer von Hoffnung vorhanden war, dem überlegenen Feinde zu widerſtehen! — Die ferneren Kämpfe ſind bekannt und wie ſie mit dem Zurückweichen der Bayern auf Würzburg, mit der Beſchießung dieſer Stadt und dem Waffenſtillſtand endeten. Pranckh's Thätigkeit an der Spitze der Brigade konnte nach der Affaire von Nüdlingen nur noch defenſiver Natur ſein. So leitete er unter Anderm die Vertheidigung der Uebergänge aufs linke Mainufer bei Schweinfurt. — Nach dem 13. Juli formirte das bayriſche Obercommando eine neue Reſerve-Infanterie-Brigade, beſtehend aus 2 Bataillonen des 6. und den 3. Bataillonen des 12., 13. und 14. Regiments, einer Escadron des 1. Chevauxlegers-Regiments und einer Batterie, deren Commando dem Oberſt v. Pranckh zugetheilt wurde. Während der Vorgänge bei Würzburg ſtand er mit dieſer Brigade bei Langfeld. — Am 31. Juli, Abends 8½ Uhr, war zwiſchen den Oberbefehlshabern der beiderſeitigen Heere Waffenruhe geſchloſſen worden, in Folge deſſen die Reſerve-Infanterie-Brigade nach Bergheim verlegt wurde. —

Vielſeitige und vielfach beſondere Verwendung im Dienſte, fortgeſetztes vergleichendes Studium einerſeits, endlich noch die Erfahrungen dieſes Feldzugs reiften und beſtätigten in Pranckh die Ueberzeugung, daß das bayriſche Heer im Jahre 1866 jenen Anforderungen nicht entſprechen konnte, welche heutzutage an ein wohlorganiſirtes Heer geſtellt werden mußten und daß zur Erreichung dieſes Ziels der einzige Weg nur der ſei, das bayriſche Heer nach dem Vorbilde des preußiſchen zu reorganiſiren! Von der Stunde an mußte dies allein die Aufgabe jedes bayriſchen Kriegsminiſters ſein; von dieſer Anſicht Pranckh's war die Münchener Regierung unterrichtet. — Am 1. Auguſt, nachdem der zeitherige Kriegsminiſter ſeine Entlaſſung aus Geſundheitsrückſichten genommen hatte, ernannte König Ludwig II. den zum Generalmajor avancirten Freiherrn von Pranckh an deſſen Stelle. —

Eine Retablirung Bayerns war nur durch einen Syſtemwechſel, eine völlig veränderte Staatsraiſon möglich. Mit der Erneuerung des Heeres aber mußte zuerſt begonnen werden. Am 22. Auguſt erfolgte in Berlin die Unterzeichnung der Friedensacte zwiſchen Preußen und Bayern und zugleich die Abſchließung der geheimen Schutz- und Trutzbündniß-Verträge ſämmtlicher ſüddeutſcher Staaten mit dem Sieger! Nicht blos war es für die bayriſche Armee an ſich eine Nothwendigkeit, es war im Hinblick auf dieſe geheimen Verträge, auf Napoleon III. und Frankreichs nunmehrige Haltung, wie die Stellung, welche das geſchlagene Oeſterreich außerhalb Deutſchlands jetzt einnahm, für Bayern geradezu ein Mittel der Selbſterhaltung, ſeine Wehrkraft in der Weiſe Preußens umzubilden! Dies mußte in richtiger Aufeinanderfolge der das Heer völlig umbildenden, vielverzweigten und tief eingreifenden Aenderungen und unter Anſpannung aller Kräfte des Heeres ſchon um Deswillen geſchehen, weil während der Reorganiſation niemals ein Stadium eintreten durfte, in welchem die Armee nicht gleichwohl ſchlagfertig geweſen wäre! Mit einem Worte, man mußte, während man ſich erneute, auf eine plötzlich hereinbrechende Kriegsgefahr **vorbereitet** ſein!

Dieſer überaus ſchwierigen, aber lohnenden Aufgabe unterzog ſich, vom vollendeten Vertrauen König Ludwigs getragen, Siegmund von Pranckh und führte ſie mit einer Energie und ausgezeichneten

Umſicht durch, welche ihm die Anerkennung und den Dank ganz Deutſchlands erwarb. Einestheils ward ihm ſein Werk dadurch erleichtert, daß der Syſtemwechſel Bayerns auch einen Wechſel des Cabinets nach ſich zog. Der Auſtrophile Schrenk war eben ſo unmöglich geworden, wie der partikulariſtiſche von der Pfordten, welcher den Frieden ſoeben abgeſchloſſen hatte. Mit dem 1. Januar trat Fürſt Hohenlohe als Miniſterpräſident ein und übernahm zugleich das Departement des königlichen Hauſes, für den Kultus blieb von Greſſer. Dieſes Cabinet hatte vor dem Lande und ſeiner Vertretung nicht nur den Friedensſchluß und deſſen ſchwere Opfer, ſondern ſpäter auch die geheimen Allianzverträge mit Preußen zu vertheidigen, Pranckh insbeſondere aber die Reformirung des Heeres und die durch ſie erwachſende bedeutende Erhöhung des Budgets! Dies war ſchwierig und wurde mit der Zeit immer ſchwieriger, ja die Reorganiſation war ſchließlich ſogar auf dem Punkte zu ſcheitern.

Die Lage Bayerns und ſeiner Regierung war nach dem Kriege 1866 bis 1870 eine eben ſo ſchwierige, wie iſolirte, halbe und unfreie! Iſolirt war ſie, weil Bayern weder am Nordbunde Theil nahm, noch der einige Zeit erhoffte Südbund mit Baden und Würtemberg gelang, unfrei inſofern, als Bayern an den Friedenstraktat und die geheimen Verträge ſo gut gebunden war, wie ſeine übrigen Nachbarn, alſo zu Preußen in einer Art von Bundesverhältniſſe ſtand, welches Pflichten auferlegte, ohne dafür die politiſchen Rechte zu gewähren, welche die Glieder des conſtituirten Nordbundes beſaßen. Land wie Regierung waren zu einem Zwitterleben verurtheilt, bei dem ſich Beide auf die Dauer unmöglich beruhigen konnten. — So enflammirter Bayer, ſo eifriger Partikulariſt auch Freiherr von Pranckh war, der Patriotismus für ſein engeres Vaterland machte ihn doch nicht ſo kurzſichtig, daß er nicht über Bayerns Grenzen hätte blicken, nicht begreifen ſollen, daß der Krieg mit Frankreich nur eine Frage der Zeit und eine faſt ſtündliche Drohung war, endlich daß die Dinge in Bayern unmöglich ſo bleiben konnten, wie ſie der Friede des Jahres 1866 geſchaffen hatte. Eine Conſolidirung der Verhältniſſe, ein conſtanter Rechtszuſtand ließ ſich für ſein Vaterland nicht denken, ſo lange es außer Beziehung zu den übrigen deutſchen Stämmen blieb. Brach der Kampf am Rheine los, das fühlte Pranckh, dann konnte Bayern kein müßiger Zuſchauer bleiben, mußte ſowohl aus Gründen der Vertragstreue und Stammgenoſſenſchaft, wie aus Pflicht der Selbſterhaltung an der Seite des übrigen Deutſchland in den Krieg eintreten. Raſche Umgeſtaltung des Heeres war hierfür die einzige Auskunft, und die Reorganiſation mußte der Vertretung ſo plauſibel und dringlich gemacht werden, daß ſie die nothwendigen großen Opfer für dieſelben bewilligte. Erſtere Aufgabe gelang dem Kriegsminiſter. Nach drei Jahren ſtand die Armee ſo ſtark und glänzend gerüſtet da, wie ſie vor dem Kriege nie geweſen war! Mit der Aufgabe aber, bei der Vertretung die Reorganiſation durchzuſetzen, ſchien es ihm nicht zu glücken, zumal ihm, — wie gewöhnlich bei Militärs, — nicht die oratoriſche Gewandtheit und das Beſtrickende der Rede zu Gebote ſtand, das ſowohl die Zuhörer überzeugt, als hinreißt. Bis zum Juni des Jahres 1870 war ſeine parlamentariſche Thätigkeit allein nur auf Vertheidigung der Heeresreform gerichtet und bietet kein redneriſch bedeutſames Moment. — Pranckh war in ſehr ähnlicher Lage, wie Roon in der preußiſchen Conflictszeit, war von ähnlichem Charakter und Fähigkeiten, ſprach wie Roon gut und nur zur Sache, aber er überzeugte nicht, weil man eben nicht überzeugt ſein wollte! Er befand ſich in einem immerwährenden mühevollen Ringen mit dem ſehr natürlichen Grolle und dem wachſenden Widerwillen der Parteien, nach einem unglücklichen Kriege dem enttäuſchten, hartgeprüften Lande neue Opfer zumuthen zu ſollen, welche nach der allgemeinen Ueberzeugung nur dem verhaßten preußiſchen Sieger zu Gute kommen würden. In den jetzigen miniſteriellen Maßnahmen, in der Reorganiſation zumal ſah man nur eine „Verpreußung“, — eine völlige Aufſaugung Bayerns von dem übermächtigen Zollernſtaate. Mißtrauen, Zorn, Stammeswiderwille und wachſende religiöſe Antipathie, durch die klerikale und partikulariſtiſche Partei genährt, nahmen bei der Erneuerung der Zollvereins-Verträge und dem Zollparlamente eine ſehr drohende

Geſtalt an.*) Um der opponirenden Majorität jede Hoffnung eines unmöglichen Südbundes, oder eines Anſchluſſes an Oeſterreich und das Gelüſt, den Prager Frieden über Bord zu werfen, zu benehmen, mußte man endlich das geheime Schutz- und Trutzbündniß mit Preußen veröffentlichen. Dieſer Donnerſchlag, der wie aus blauem Himmel das Land traf, ſtachelte nicht blos ſeine Vertreter zu einem Widerſtande, welcher Hohenlohe zu Falle brachte, ſondern der auch die Reorganiſation völlig über den Haufen zu werfen drohte. Die oppoſitionelle Majorität ſchickte ſich im Jahre 1870 an, die Koſten der ganzen Heeresreformirung zu ſtreichen und nur die Mittel zu einer Miliz zu bewilligen! Eine **Miliz**!! Indeß der galliſche Feind ſchon vor den Thoren ſtand und dem die bayriſche Pfalz ein gar nicht ſchlechter Biſſen geweſen wäre!!! — —

1867 ſtarb Pranckh's Mutter. Die edle Frau hatte noch das Glück genoſſen, ihren Sohn als Vertrauten der Krone, als den Mann zu erblicken, auf welche die bayriſche Armee ihre Hoffnung ſetzte, in deſſen Feſtigkeit, Eifer und Begabung das künftige Wohl Bayerns beruhte. Wie hoch König Ludwig ſeinen neuen Kriegsminiſter ſchätzte und ſeine organiſatoriſche Thätigkeit wie Vaterlandsliebe würdigte, beweist, daß er Pranckh 1868 zum lebenslänglichen Reichsrath der Krone Bayerns, ein Jahr ſpäter aber zum Inhaber des 8. Infanterie-Regiments ernannte. —

Wir wiſſen**), daß erſt im Sommer 1869 eine Verſtändigung der Südſtaaten und Bayerns gelang, welche der Prager Friedens-Tractat als Vorausſetzung zum Eintritt in den norddeutſchen Bund verlangt hatte und daß dieſe Verſtändigung zunächſt nur über gemeinſame militäriſche Maßnahmen und betreffs der ſüddeutſchen Bundesfeſtungen erzielt wurde. Wie es damals innerhalb der politiſchen Parteien Bayerns ausſah, iſt auch bereits geſchildert worden und daß aus den neuen Wahlen des Herbſtes eine überwältigende klerikal-partikulariſtiſche Majorität hervorging. Hohenlohe trat vor ihr darum nur zurück, weil, wenn der näherrückende, immer unvermeidlicher werdende Krieg mit Frankreich an ſeiner Stelle einen partikulariſtiſchen Premierminiſter in Bayern traf, deſſen Vertreter leichter demſelben die nöthigen Bewilligungen machen und ſich auf Preußens Seite ſtellen würden, als ihm gegenüber. Dieſer katholiſch-partikulariſtiſche Miniſter war Graf Bray und wir können unmöglich den weiteren Gang von Pranckh's öffentlichem Leben ſchildern, ohne dieſes makelloſen Ehrenmannes wiederholt zu gedenken! Bray und Pranckh waren die beiden ſtaatsmänniſchen Dioskuren, denen das Unmögliche gelingen ſollte, die preußen- und reichsfeindliche Majorität mit ſich fortzureißen zu einer großdeutſchen, preußenfreundlichen Politik! Das war eine Metamorphoſe aus Schwarz in Weiß!! —

---

*) Näheres hierüber bereits in den Biographien von Fürſt Hohenlohe und Miniſter v. Lutz gegeben. D. V.

**) Siehe Hohenlohe S. 201, Bd. III.

Während dieſe neue heftigere Majorität die Frage ventilirte, die Heeres-Reorganiſation auf eine Miliz zu reduciren und der franzöſiſche Krieg 1870 von Woche zu Woche gewiſſer ward, hatte Siegmund von Pranckh nicht blos die Neubildung des vaterländiſchen Heeres völlig bewirkt, die Mobiliſirung für den Krieg war auch ſo verbreitet, daß bis in die kleinſten Details alle Maßnahmen getroffen geweſen ſind, ſo daß für ſämmtliche Organe des Heeres jeder Zweifel, was zu geſchehen habe, daher jede Verzögerung ausgeſchloſſen war! Es kam nur darauf an, ob das Geſchick eher den Krieg bringen, oder es zulaſſen werde, daß die redlichen Beſtrebungen der Miniſter und der Krone durch die hämiſche Nichtswürdigkeit einer Majorität vernichtet werden ſolle, die weder an Bayerns noch Deutſchlands Wohl mehr, ſondern nur noch römiſch-franzöſiſch zu denken und zu empfinden ſchien! Pranckh's ſchwerſte Zeit fiel in den Juni 1870 und er ſelbſt ſchien zu bezweifeln, daß er mit ſeiner ſoldatiſch-patriotiſchen Zähigkeit durchdringen werde.

Gottlob, daß Napoleon in der Verblendung ſich auch noch zum Werkzeug der Geſchicke Bayerns machte! — Der Juli kam, mit ihm die brutalen Tage von Ems!! König Wilhelm I. kehrte am 15. nach Berlin zurück, der Krieg war da, die Stunde von

All-Deutſchlands zornigem Erwachen! — Pranckh's Auffaſſung von Dem, was Bayern Noth thue, beſtimmte ihn, daß er nach der Kataſtrophe mit Benedetti ſich ſofort für Mobilmachung der bayriſchen Armee und für gewiſſenhafteſtes Feſthalten an den Allianzverträgen mit Preußen entſchied. In dieſem Sinne brachte er gemeinſam mit dem Grafen Bray die entſchiedenſten Anträge vor den König. Ohne dem hohen Verdienſte Ludwigs II. zu nahe zu treten, kann man wohl ſagen, daß Pranckh den größten Antheil an deſſen Entſchluß betreffs der Heeres-Mobiliſirung und Bayerns Theilnahme an dem Kriege für ſich beanſpruchen kann!

König Ludwig in der Begeiſterung ſeiner deutſchen Seele erklärte: an Preußens Seite gegen den Erbfeind zu ſtehen! — Damit war die Frage ſelbſt zwar erledigt, aber man bedurfte, des erforderlichen Militär-Credits wegen, der Bewilligung der beiden Kammern des Landtages, — dieſer Kammern, in der eine Majorität herrſchte, wie ſie ultramontaner, feindſeliger noch nie in Bayern getagt hatte! Es ſtand mehr als in Frage, ob derſelben in entſcheidender Stunde das rettende „Ja" werde abzuringen ſein! —

Eins hatte Pranckh für ſich, als er mit ſeiner Vertheidigung der Credit-Vorlagen vor die Kammer trat, — ſeinen makelloſen Ruf! — Niemand, — der verbiſſenſte Partikulariſt, der Katholiſcheſte aller Katholiken konnte beſtreiten, daß er es ehrlich mit ſeinem Könige und ſeinem Lande meine. Sein Leumund ſtand ſo feſt, daß keine Lippe rings gewagt hätte, zu behaupten, er wolle Land und Armee verpreußen, oder daß er von Preußen gewonnen ſei! In jener denkwürdigen, entſcheidenden Kammerſitzung erhob ſich Pranckh und redete die Volksvertretung alſo an:

„Meine Herren! Ich bin nicht Staatsmann, ich bin nicht Politiker, ich bin auch nicht Rechtsgelehrter; ich bin nur einfach Fachminiſter, dem das Auftreten in einer Debatte, die weſentlich einen hochpolitiſchen Charakter trägt, eigentlich ſehr ſchwer wird. Es gehört daher meinerſeits ein ziemliches Maß an Muth dazu, hier in die Debatte einzutreten. Aber wiſſen Sie, meine Herren, was mir dieſen Muth giebt? Mein wohlbegründeter Ruf als Partikulariſt, das Bewußtſein, daß ich im Einklang mit meinen verehrten Herren Collegen handle und die feſte Ueberzeugung, daß — mögen hier Parteien beſtehen, welche wollen, und mögen die Gefühle und Wogen auch etwas hoch gehen, was in einer ſo gefahrvollen Lage ganz erklärlich iſt, — daß ich hier vor Männern ſpreche, welche ſich in ihrem Votum ohne Parteirückſicht lediglich von dem Intereſſe unſeres Vaterlandes und dem was Bayern geziemt, werden leiten laſſen!

„Meine Herren! Die Kriegserklärung Frankreichs an Preußen iſt erfolgt; der Krieg iſt da! Die Regierung hat eine klare Lage durch das feſte und männliche Eingreifen unſeres allergnädigſten Königs. Er hat bereits den casus foederis anerkannt!

„Meine Herren! In der Politik giebt es weder Liebe noch Haß, lediglich das Intereſſe! Es mag das nicht ſchön klingen, aber es iſt ſo und muß ſo ſein! Ich laſſe die Allianzverträge, ob und inwieweit ſie uns binden, in dem gegebenen Falle ganz und gar bei Seite. Ich frage mich, was verlangt unſer bayriſches Intereſſe? Die Selbſtſtändigkeit Bayerns muß gewahrt bleiben, und wiſſen Sie, meine Herren, worin ich die Berechtigung, den Anſpruch auf unſere Selbſtſtändigkeit, mag der Krieg enden wie er will, erblicke? Darin, daß das heute noch ſelbſtſtändige Bayern ſeine Pflicht in Deutſchland erfülle! Das giebt ihm das Recht, das unvergängliche, unvertilgbare Recht, Deutſchland mag geſtaltet ſein, wie es will, als ſelbſtſtändiges Bayern zu beſtehen!

„Nun, meine Herren, ſteht die Regierung vor einer gewaltigen Frage. Wenn die Regierung mit Erfolg, wenn ſie mit Sicherheit unverrückbar nach ihrem Ziele und ohne Wanken vorgehen ſoll, braucht ſie die gewichtige Unterſtützung dieſes hohen Hauſes. Wohl werden wir, wenn wir dieſe Unterſtützung nicht haben, darüber nicht im Zweifel ſein, daß wir ſtets eine correcte Haltung verfolgen werden, aber im Intereſſe des Landes müſſen wir wünſchen, daß Ihr Votum unſerer Haltung zu Grunde liegen möge!

„Ich bitte Sie, meine Herren, prüfen Sie ſich, bevor Sie heute Ihr Votum geben, genau, ob Sie es wirklich im Intereſſe Bayerns geben, oder ob Sie nicht vielleicht ohne Wiſſen und Willen einem anderen Intereſſe dienen!!

„Glauben Sie ja, daß die Staatsregierung, bevor ſie zu dem Entſchluſſe gelangt iſt, die Stellung einzunehmen, welche den Eintritt in den Krieg ſofort zur Folge haben wird, ſich ſehr wohl bewußt war, was damit kommen kann! Ja, meine Herren, der Krieg iſt eine ernſte Sache; es kann Bayern durch ihn Schweres zu ertragen haben, aber meine Herren, Bayern, das alte tauſendjährige Bayern hat ſchon ſchwere Stunden beſtanden und wird auch dieſe Stunden beſtehen, aber nicht getrennt von den anderen Brüdern, ſonſt ſind wir verloren!! (Rufe: Sehr wahr!)

„Meine Ueberzeugung in Bezug auf die neutrale Haltung iſt dieſe: daß wir dann das ſehr gelegene, willkommene und ganz bereit ſtehende **Object** ſind, über das ſich die beiden großen und ſtreitenden Mächte in der allerkürzeſten Zeit vereinbaren! (Rufe: Sehr gut!)

„Und dann, meine Herren, dann iſt es geſchehen um uns und ich kann nur wiederholen: Beweiſe Bayern, daß es als ſelbſtſtändiger Staat nicht vergißt, daß es auch deutſcher Staat iſt! Darin liegt ſeine Berechtigung, ſeine unvertilgbare Berechtigung, ein ſelbſtſtändiger Staat in Deutſchland zu bleiben!

„Meine Herren! Ich muß wiederholen, daß ich Partikulariſt bin, und zwar vom reinſten Waſſer; aber, meine Herren, das darf man nicht verkennen: die nationale Idee beſteht und ſie hat feſte Wurzeln geſchlagen. Sie nicht ſehen wollen, iſt gefährlich; man muß ſie ſehen und es handelt ſich nur darum: dieſer Idee, dieſem Triebe das ſichere Bett zu rechter Zeit anzuweiſen, ſonſt ſind wir überſtürzt und überfluthet! Nochmals, meine Herren, die Regierung iſt ſich bewußt, und das Land mag ſich gefaßt machen, das Schwerſte ertragen zu müſſen; aber wenn wir dann einmal einen Entſchluß gefaßt haben, ſo iſt unſer Ziel ſchon halb erreicht durch unverrückbares Losgehen auf daſſelbe. Das erfordert nun, und ich komme hier auf einen ſehr delicaten Punkt, der hier Erwähnung gefunden hat, und der wohl — ich gebe das zu, — uns am meiſten ſchmerzt, nämlich auf die Bedingung, welche uns der Vertrag auferlegt: daß unſere Armee unter preußiſchem Commando ſteht!

„Meine Herren! Wenn wir wünſchen, und wir müſſen wünſchen, daß die deutſchen Waffen ſiegen, dann iſt die erſte Bedingniß die Einheit des Commandos!

„Ich ſpreche hier als Militär und was auch im Augenblick und im Anfang kommen mag, ich kann und werde niemals neben dem **großen** Ziel ein Nebenziel verfolgen; ich würde nur das Hauptziel dadurch ſchädigen. Aber, meine Herren, fürchten Sie nicht, daß uns dadurch je zu nahe getreten wird; das, was für den Krieg iſt und durch den Krieg ſein muß, wird eine ſolche Nachwirkung nicht haben! Wenn aber die Zeit und der Umſtand kommen ſollte, daß der Ausgang des Kriegs, namentlich wenn er ſiegreich wäre, unſerer Selbſtſtändigkeit zu nahe treten würde, dann, meine Herrn, wenn ich nicht mehr auf dieſem Poſten bin, ſo rufen Sie mich! Dann mache ich dahin Front, von wo man dieſe Selbſtſtändigkeit antaſten will!! — Meine Herren, Sie werden von mir nicht erwarten, daß ich auf die militäriſchen Details, auf die Vorbereitungen und auf Dieſes und Jenes eingehen werde; die Sachlage, wie ſie ſich jetzt geſtaltet hat, legt über alles Dies im Intereſſe der Sache vollſtändiges Stillſchweigen auf. Aber Eins kann ich nicht unterlaſſen zu erwähnen. Es hat mich ein ſehr verehrter Herr Abgeordneter darüber getadelt, daß man in der Pfalz nicht Vorſorge genug getroffen habe.

„Meine Herren! Wir werden für dieſe ſchöne Perle der bayriſchen Krone eintreten; ſeien Sie verſichert, daß alle Maßnahmen, welche nur entfernt zu treffen in meiner Möglichkeit geſtanden, bereits auch für die Pfalz getroffen ſind!

„Meine Herren! Laſſen Sie mich nochmals an Sie appelliren: Laſſen Sie bei dieſem heutigen Votum vollſtändig Alles vergeſſen ſein, was Sie bisher in Ihrem Votum geſpalten hat; es wird vielleicht aus dieſem Kriege auch der **innere** Friede hervorgehen! — Ich habe nun nichts weiter hinzuzuſetzen, als Sie zu verſichern: es hat ein ächter und rechter Bayer, ein Altbayer, — aber auch ein Deutſcher hat zu Ihnen geſprochen!"

Die Rede war von ungeheurer Wirkung! — Donnernder Beifall und Zuruf folgte auf lautloſes Schweigen! Auf den heiligen Schwingen der Vaterlandsliebe erhob ſich die Mehrheit über den Parteihaß und votirte die Kriegsgelder, durch ſie die Armee-Reorganiſation, durch ſie den Anſchluß an Preußen! — Dieſe Rede, ſo wenig ſie es zu ſein beabſichtigt, iſt ein oratoriſch Meiſterſtück, das ſelbſt ein Staatsmann wie Bismarck beneiden dürfte, wie ein Lehrer der Rhetorik, wie Ariſtoteles es als ein Muſterſtück zweckdienlicher Redekunſt hinſtellen würde! Sie iſt eine jener Anſprachen, die nicht vorher auf der Gelehrtenſtube durch literariſchen Kalkul zu Stande kommt, die auch nicht auf der Woge Schiller'ſcher Dithyrambik ihren Effect erreichen will, welcher Phraſen und Euphemismen unbekannt ſind. Aus dem ernſten, ſcharfen, kalten Verſtande eines Charakters heraus, der nur durch die eine Flamme — „Thron und Vaterland", belebt wird, iſt ſie von einem Soldaten gehalten, der Nichts ſein will und auch Nichts ſein kann, als ein guter Soldat und ein wackerer Bayer! Während er redet, wiſſen und empfinden ſeine Hörer, daß Pranckh ſich eher in Stücke ſchneiden ließe, als daß er von ſeinem heimiſchen Boden einen Quadratfuß, an Wen es auch ſein möge, weggeben würde, daß er eher zur heftigſten Oppoſition übergehen würde, als daß er der Würde des Hauſes Wittelsbach, dem Glücke ſeines Volks ein Haar breit vergeben ließe! Die Anſpruchsloſigkeit und Kälte des Wortes, das von Pranckh's Lippe an jenem Tage fiel, die nackte Betonung von Bayerns Intereſſe, das über den parteiiſchen Gefühlen von Zu- oder Abneigung ſtehe, das machte die Blinden ſehend, die Tauben hörend, das verwandelte den Groll in Jauchzen, den bayriſchen Partikularismus zur weiten, großen, deutſchen Vaterlandsidee, in der das volle Bayern mit ſeinem ganzen Werthe nur ſchöner, edler als vordem Platz hatte!! Dieſe Rede iſt das Deſavu der ganzen bayriſchen Politik von 70 Jahren! Mit dieſer Rede wurde Pranckh, — wie er genannt iſt, — ein wirklicher Sieges-Mund, denn ſeine Lippe entwaffnete den Haß, ſchmolz Argwohn und Bitterkeit in Vertrauen und freudige Gluth um!

Es giebt einzige Momente im Mannesleben und einzige Momente im Leben der Völker! Solch ein Augenblick war dieſe

Rede ſammt ihren unmittelbaren Folgen! Der Geiſt der Nation und der Geiſt eines einzelnen Mannes durchdrangen ſich hier völlig und brachten zu Wege, woran die größte Kunſt, der ſublimſte Witz, die leidenſchaftlichſte Emphaſe elendiglich geſcheitert wären. —

Dem Worte folgte die That. Bayern marſchirte mit allen deutſchen Genoſſen Schulter an Schulter! — — Der Verlauf des Krieges iſt bekannt. — Nach den erſten Erfolgen der vereinten deutſchen Armeen bei Weißenburg, Wörth und Saarbrücken hielt der — nunmehr zum General-Lieutenant ernannte, — Freiherr von Pranckh, ſo wenig wie irgend ein anderes Mitglied des bayriſchen Cabinets, es ferner für möglich, daß Bayern nach dem Kriege in die ſeit 1866 beſtandene Iſolirung und Halbheit zurückkehren könne, daß es in dem geeinten Deutſchland ein gleichberechtigter, lebendiger Organismus ſein müſſe. Die Vaterlandsidee, das wohlverſtandene Intereſſe Bayerns machte aus dem bloßen Soldaten und Organiſator, der ein Staatsmann zu ſein abgelehnt hatte, einen Staatsmann im vollendeten Sinne des Wortes und hierin liegt, trotz mancher Züge von Aehnlichkeit, der auffallende Unterſchied zwiſchen Siegmund von Pranckh und Albrecht Theodor von Roon. — Mit dem Beginn des Jahres 1870 konnte Letzterer nicht mehr über die eigene Begabung hinaus, von dem Jahre 1870 ab fing bei Pranckh aber ſeine eigenſte Begabung erſt recht an! —

Es iſt für den Pſychologen unglaublich intereſſant, dem nachzuſpüren, und da wir hier lebende Menſchen betrachten dürfen, die unter uns fortwirken, nicht todte Helden, zu deren gegenſeitigem Vergleich uns immer verſchiedene verbindende und erklärende Mittelglieder fehlen, ſo erlaube man uns, daß wir unſere obige Behauptung zu erhärten wagen. — Gewiß iſt Roon der Organiſator der preußiſchen Armee. Gab auch den Plan, den Geiſt derſelben Kaiſer Wilhelm, halfen auch manche Köpfe die Details in den gegebenen Rahmen fügen, die Ausführung des Reorganiſationsplans in praktiſcher Wirklichkeit iſt Roon's Verdienſt! Mit ihm und mit der Vertheidigung des vollbrachten Werks erſchöpfte ſich aber auch daſſelbe, und was Roon nachdem noch leiſtete, es war ſeinem früheren Thun zwar ſtreng angemeſſen, es erhob ſich aber über die Höhe deſſelben nicht mehr. Es war gewiſſermaßen nur noch eine Action in zweiter Linie, denn Bismarck hatte mit 1866 die Spitze genommen! — Bei Pranckh iſt das umgekehrte Verhältniß der Fall. Als Brigadier, alſo als activer Soldat, vom Kriegsfelde weg Miniſter und Leiter der bayriſchen Armee geworden, konnte er, um ſie den Verträgen analog zu geſtalten, nur die preußiſche Reorganiſation in Bayern — (Kleinigkeiten abgerechnet) rite nachmachen. Sein Verdienſt gegen Roon war hier ein ſchwächeres, ſein patriotiſcher Eifer nur derſelbe. Die Entwickelung des bayriſchen Staatsgedankens innerhalb des werdenden deutſchen Reichs, die Geſtaltung des erneuten Bayerns im erneuten deutſchen Reiche aber, das iſt Pranckh's nunmehr ſich entfaltendes Verdienſt, ein Verdienſt, was ihn der geiſtigen Genoſſenſchaft eines Bismarck würdig macht, der auch nicht Luſt hatte, jemals etwas Anderes als ein guter Preuße im Geſammtvaterlande ſein zu wollen und nur aus **dieſer** Intereſſenpolitik heraus **große Politik gemacht hat**!! —

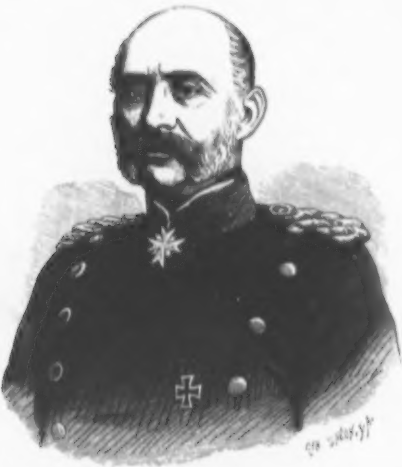
Thatſachen beweiſen! — Pranckh ſah nach den erſten Kriegserfolgen der vereinten Waffen ein, die bayriſche Regierung müſſe ſuchen, eine annehmbare Neugeſtaltung eines erweiterten deutſchen Bundes herzuſtellen. Er war deshalb nicht allein mit der Einladung Delbrück's zu Vorbeſprechungen in München (November 1870) einverſtanden, er nahm an ihnen auch perſönlich lebhaft Theil. Bei dem unbedingten Vertrauen König Ludwigs, wie des maßgebenden Theils des Volks, das er wegen ſeiner ſtreng bayriſchen Geſinnung und ſeines richtigen politiſchen Taktes beſaß, bei dem Umſtande, daß ihm die Fürſorge für die kämpfende Armee amtlich anvertraut war, um welche er ſich, — wie wir ſehen werden, — die größten Verdienſte erworben hatte und nachdem die Frage, welche Stellung der bayriſchen Armee (der des zweitgrößten deutſchen Staats) alſo im deutſchen Staatenbunde eingeräumt werden ſolle, von der höchſten Bedeutung für den Ausgang aller übrigen Verhandlungen zugleich war, verſtand es ſich von ſelbſt, daß Pranckh von ſeinem Monarchen den Auftrag erhielt, an den Verhandlungen von Verſailles Theil zu nehmen. Sein Verhalten, ſeine Auffaſſung der Verhältniſſe waren dort von der entſcheidendſten Bedeutung! **Ohne ſeine** Einwilligung war, wie die Dinge lagen, damals **gar kein** Vertrag möglich!!! — Hätte Pranckh zum Beiſpiel in Verſailles die Verhandlungen abgebrochen, ſo wäre, bei dem Vertrauen, das König Ludwig in ihn ſetzte, eben gar Nichts zu Stande gekommen! Pranckh aber hat die Beſtimmungen des Verſailler Vertrages über das — bayriſche, wie das geſammte — Heerweſen mit Bismarck, Roon, Moltke und deren Organen verhandelt, feſtgeſtellt und ſeiner Zeit vor der bayriſchen Kammer vertreten und dabei im größten Einverſtändniß mit dem, ihn begleitenden, Juſtiz- und Cultus-Miniſter von Lutz gehandelt. Niemand kann ihm beſtreiten, daß er in Bezug auf die bayriſche Armee alle jene Zugeſtändniſſe an Preußen machte, welche unerläßlich waren, um einen Zuſtand ſeines vaterländiſchen Heeres herbeizuführen, durch den es als gleich gut wie die übrigen deutſchen Truppen erſchien und der es befähigte, eine gemeinſchaftliche erſprießliche Action als Theil der geſammten deutſchen Waffenmacht ſicher zu ſtellen! Eben ſo wenig kann man aber Pranckh beſtreiten, daß er auch nicht das Leiſeſte zugeſtand, was Bayerns Integrität und individuelle Unabhängigkeit oder die Würde der Krone in Zukunft hätte alteriren können! — Sein Vaterland ging aus den Verhandlungen, die er geführt hat, als ein freier, würdiger Genoſſe aller deutſchen Staaten innerhalb der Nothwendigkeit der Reichseinheit hervor und daß dies ſein Monarch einſah und Deſſen ſicher war, bewies, daß König Ludwig, aus freier eigener Entſchließung zuerſt die Kaiſerfrage offen ausſprach und dadurch geiſtig und hiſtoriſch die Idee der Geſammteinigung abſchloß! —

Pranckh's Thätigkeit während des Krieges mag nach der Thatſache bemeſſen werden, daß das bayriſche Heer trotz ſeiner bedeutenden Verluſte an Mannſchaften, Thieren, wie Material eben ſo ſtark und eben ſo gut gerüſtet aus dem einjährigen Kriege zurückkehrte, wie es ausmarſchirt war und die Schlagfertigkeit deſſelben am Ende des Feldzugs derartig ſich herausſtellte, daß Bayern eine Fortſetzung des Krieges noch ſehr wohl vertragen konnte! —

1872 wurde Freiherrn von Pranckh, Angeſichts ſeiner großen Verdienſte um Bayern wie die Einheit der deutſchen Nation, eine Dotation verliehen. — Was ſeine ſonſtige politiſche Thätigkeit betrifft, ſo iſt nur noch die Frage zu erörtern, wie er ſich dem Kampfe des Ultramontanismus gegen den Staat und die deutſche Einheit gegenüber verhält. — Gewiß iſt, daß man ein ſehr frommer und glaubenstreuer Katholik ſein kann, ohne ein jeſuitiſcher Fanatiker zu werden. Erſterer war Pranckh ſicher, Letzterer ganz gewiß aber nicht. Seine ganze Perſönlichkeit, — klar, kühl, ruhig, — ſchließt ſchon jene berſerkerhafte Leidenſchaft aus, welche man fanatiſch nennt. Was ihn allein in wirkliche Wallung bringt, iſt die Gefahr einer Schädigung Bayerns und ſeiner Krone. Möglich, daß dem Miniſter nicht alle Conſequenzen gleich angenehm geweſen ſind, welche die deutſche Einheit und das neue gewaltige Verfaſſungsleben Deutſchlands mit ſich führten, aber dieſe Conſequenzen erſchienen ihm nicht von ſo bedrohlicher Art, ſonſt hätte er wie ein Mann Front gegen dieſelben gemacht, oder ſein Amt als Mitglied des Cabinets niedergelegt. Beides that er nicht. Im Gegentheil bot er, als die ultramontane Phalanx im Sommer 1872 gegen das Miniſterium Sturm lief und Herrn Gaſſer auf den Miniſterſeſſel bringen wollte, als treuer Genoſſe ſeiner bisherigen Collegen am 30. Juni ſeine Entlaſſung an. Als die ſiebenwöchentliche Miniſterkriſe im Sande verlief und das Jeſuitengeſetz dennoch zur Ausführung kam, gingen er und ſeine Genoſſen als Männer hervor, welche Bayern mit keinen beſſeren erſetzen konnte! Es liegt doch wohl auf der Hand, daß ein Mann, der, wie er, nur das Intereſſe Bayerns, ſonſt Nichts kennt, der den Staat und die Krone weder einer herrſchſüchtigen politiſchen Partei noch Preußen opfern will, auch eben ſo wenig Luſt empfinden kann, dieſelben Rom zu opfern und ein ultramontanes Regiment über dem ſeines Königs zu dulden! Die Zeiten der dualiſtiſchen Regierungsmaxime in deutſchen Staaten iſt eben vorbei und die Kurie ſorgt ſelbſt durch ihre Ausſchreitungen dafür, daß ſie noch raſcher ende. Einheit des Regiments iſt Bedürfniß jeder deutſcher Nation, Nichts darf von ihr abgegeben werden! Wenn ein deutſcher Stamm politiſch ſich in irgend einer Weiſe freiwillig unterordnet oder aſſimilirt, ſo kann das nur unter eine größere, allgemeine politiſche Staatseinheit geſchehen, bei der er das an **innerer** Kraft und Wohlfahrt gewinnt, was er vielleicht an äußerer Freiheit der Bewegung der Nothwendigkeit zum Opfer bringt! —

So ſteht vor uns in Siegmund von Pranckh ein Repräſentant jener alten ſüddeutſchen Adelsgeſchlechter, denen Fürſt, Vaterland und Volkswohl zur Religion geworden iſt, wenigſtens zu einem Theil ihres Gottesdienſtes, zu einer Pflicht ihres Gewiſſens, zu einer Sache, für welche zu ſtreiten wie zu leiden, zu ſiegen oder freien Muthes ritterlich zu ſterben, der ſchönſte aller Lebenszwecke iſt, ohne den es nicht lohnte, geboren zu werden! Kosmopolitismus und ſchrankenloſe Humanitätsempfindelei iſt Pranckh's Sache nicht, aber wo man Bayern und ſeine Dynaſtie, wo man das deutſche Reich, das er mit eifriger Hand auferbauen half, antaſten will, da wird er der Erſte ſein, der ſein Volk mit dem Rufe weckt: „Hei Wittelsbach, das Schwert heraus!!"

Möge er, — Hand an der Waffe, — immer an ſeines Königs Seite ſtehen, uns Allen zum Segen!



Hugo Ewald von Kirchbach.

XIX.

Hugo Ewald von Kirchbach

Commandirender General des 5. preußiſchen Armeecorps.

„Pietate et armis!“

In unſeren ſkeptiſchen und leider vielfach nur zu materiellen Zeiten giebt es ein gutes Theil Leute, die für beſonders geiſtreich und freidenkend gelten, weil ſie ſich für Feinde der Tradition erklären und das von den Vätern Ueberkommene in der Meinung verachten, ſich ſelbſt nur Alles zu verdanken zu haben. Das ſind die ſogenannten self-make-men, die ſelbſtgemachten Leute! Wie weit es mit dieſer Selbſtmacherei her iſt und was dieſe modernen Prometheuſe in ſich für Töpferwaare geliefert haben, iſt hier zu unterſuchen nicht intereſſant genug. So viel nur wiſſen wir, daß alle dieſe Autochtonen die Tradition, ſobald ſie ihnen nur in gutem klingenden Metall von ihren Vätern überkommt, mit Vergnügen und ſo tief anbeten, wie es je dem goldnen Kalbe von Bethel widerfuhr. Zum Glück iſt in dem weitaus größten Theile unſeres Volks die Tradition, als die Summe Deſſen, was ſie von den Vätern überkommen haben, bei allen Volksſchichten noch immer in alter treuer Verehrung lebendig. — Wenn wir ſehen wollen, welche erhabene und gewaltige Macht die Traditionen der eigenen Familie auf ein Menſchenleben ausüben können und wie, unbeſchadet der perſönlichen Tüchtigkeit, der Fähigkeiten und des Charakters eines Mannes, gerade heilige Erinnerungen ihn von Kindesbeinen an beflügeln, ihn ſtützen, ihm helfen, ihn zu ſeiner Bedeutung erheben, ſo werden wir in dem Leben Hugo Ewald von Kirchbach's hierzu reichlich Gelegenheit finden und die Allmacht bewundern, welche ſich zur Beſchützerin und Lenkerin eines ſolchen Lebens macht, das anfänglich Nichts hatte, als — die Erinnerungen ſeiner Väter! —

Schon aus dieſem Grunde verwandelt ſich General Hugo Ewald von Kirchbach's Jugend willenlos in unſerer Betrachtung zu einem kleinen Familienbilde, wie es ernſter und zugleich lieblicher, wie ſittlich ſchöner gewiß nicht leicht gedacht werden kann.

Bei den Traditionen, die an General von Kirchbach's Wiege ſtanden, treten zwei Gegenſätze ſcharf hervor; nämlich die Vorgeſchichte der Kirchbache, eines alten, begüterten, faſt ſagenhaften Geſchlechts und die Geſchichte ſeines unmittelbaren, auf enge Verhältniſſe geſtellten elterlichen Hauſes; ein erheblicher Widerſtreit zwiſchen Vergangenheit und Wirklichkeit. — — —

Die Familie von Kirchbach hat urſprünglich den ſächſiſchen Landen angehört und zwar dem Bürgerſtande, der Magiſtratur, kurz jenem Patrizierthume, aus dem in deutſchen Landen großentheils die Fülle von Willensſtärke, Geiſt, Charakter und Talent entquollen iſt, der Deutſchland ſeine Kraft im Unglücke, ſeinen Glanz im Glücke, zu allen Zeiten aber ſeinen nationalen Ruhm zumeiſt zu verdanken hatte. Der erſte Kirchbach, welcher hiſtoriſch nachgewieſen iſt, lebte anno 1472 als Rathsherr in dem ſächſiſchen Städtchen Döbeln. Hier und in dem benachbarten Roßwein breitete ſich nachmals das Geſchlecht zahlreich aus. Ueber den Namensurſprung der Familie äußert ſich der alte Chroniſt des Städtchens Roßwein: — „Als ſich aber die Leute ſehr mehrten, ſo wollte es in die Länge ſchwer fallen, Jeden nach ſeinem Vater, Wohnhauſe oder Gaſſe zu unterſcheiden, weshalb man anfing, die Neuangekommenen nach ihrem Geburtsort oder vorigen Wohnorte zu benennen, wie unter den oben genannten älteſten Rathsgeſchworenen die — Kirchbache." — Wir empfangen hier nicht blos ein primitives Bild von der Art, wie vor Alters deutſche Städte durch Anſiedelungen von außen ſich bildeten, ſondern den Grund, weshalb überhaupt ſo viele Namen von alten Familien nur verklungene Ortsnamen ſind. Wirklich exiſtirte drei Meilen ſüdlich von Roßwein zwiſchen Freiberg und Oederan das Dorf Kirchbach. — Die Sage geht dort um, daß vor Zeiten eine große Dürre im Lande geweſen ſei. Da habe der Kirchbacher Geiſtliche im Gotteshauſe um Verleihung von Regen gebeten und darauf ſei mitten in der Kirchthür ein mächtiger Quell hervorgebrochen, der das ganze umliegende Land mit ſeinen belebenden Waſſern tränkte.

Davon habe die Familie, welcher der fromme Mann angehörte, den Namen Kirchbach erhalten, aus ihr ſomit ſeien die Voreltern unſeres Generals hervorgegangen. — Ueber den größeren oder geringeren Werth dieſes anſcheinend höchſt wunderbaren Vorgangs haben wir uns nicht auszuſprechen, er iſt eben eine Sage, wie wir deren ſo viele haben, von denen die dunkeln Anfänge eines Geſchlechts ſich herleiten. Genug, daß auf ſie ſich das ſpäter der Familie erblich verliehene Wappen bezieht, welches unſer General noch heute führt und das ſonach im vollſten Sinne des Worts ein „redendes“ Wappen iſt, weil es den Namen ſeines Inhabers darſtellt. — Seit dem erſten Auftreten des Geſchlechts in der Geſchichte zeigt es auch ein ſtetiges Aufſtreben. Im 15. und 16. Jahrhundert widmete es ſich dem ſtädtiſchen Dienſte als Rathsherren und Bürgermeiſter, im 17. Jahrhundert ſchritt es zu anſehnlichem Gütererwerb und ſchickte ſeine Söhne aus zur Vertheidigung des Reichs gegen die Türken wie die Franzoſen, welche in jener Epoche bei ihren Angriffen auf den Beſtand Deutſchlands in wunderſamer Sympathie der Seelen operirten. — Als kurfürſtlich ſächſiſche Pächter und Amtsverwalter beginnend, gehörten die Kirchbachs bald zu den angeſehenſten, grundbeſitzenden Familien des Meißener Kreiſes und des angrenzenden Theils der Niederlauſitz. Wie ſie ſich aber im Kriegsdienſt für das Reich auszeichneten, beweiſt, daß am 20. April 1682 Kaiſer Leopold I. zu Laxenburg die beiden Senioren der Familie, Gottfried und Jonas Kirchbach, in den erblichen Adelſtand erhob. Er ertheilte ihnen ein Wappen mit der Deviſe: „Pietate et armis.“ — „Wegen Frömmigkeit und Waffenruhms“ war ihnen alſo dieſe Erhebung geworden und wahrlich, wenn die wackeren Kirchbache damals den hoffnungsloſen Kampf im Elſaß, die Schlachten von St. Gotthard, Wien und Ofen gegen den Halbmond mitſchlugen, von deren letzterer die deutſchen Krieger einſt ſangen:

„In Ofen, ja in Ofen
Da war's verteufelt heiß,
Es ließ ſo mancher Kriegsmann
Allda ſein Blut und Schweiß!“

dann hatte das Haus Habsburg, was in jenen Tagen ſo nahe der Vernichtung ſtand, wohl höchſt gegründete Urſache, auch den reiſigen Kirchbachs den Adelslohn nicht vorzuenthalten. —

Das ihnen verliehene Wappen beſteht aus zwei Feldern, die übereinander liegen. Das Hauptfeld iſt durch vier Querbalken getheilt, welche von unten auf abwechſelnd roth und weiß ſind. Von den gleichen Farben ſind auch abwechſelnd die Helmdecke wie die ausgebreiteten Adlerflügel, welche aus dem gekrönten Ritterhelm entſpringen. Das zweite obere Wappenfeld hat auf blauem Grunde, den Himmel bezeichnend, eine auf grüner Heide ſtehende Kirche mit Vorchor und hohem, viereckigem Thurme, welcher aus vier von drei blauen Steinſtreifen begrenzten Abtheilungen mit gewölbtem Dache und darauf ſtehendem kleinen Thurme beſteht. In Mitte der Kirche befindet ſich ein gewölbtes Thor, aus dem ein Bach heraus und durch die Heide fließt, links oben in der Ecke des Schildes ſteht aber eine goldene Sonne, mit ihren langen Strahlen die glühende Dürre andeutend, von welcher die Sage berichtet.

Am Anfange des 18. Jahrhunderts war die Familie von Kirchbach nicht blos im Kurfürſtenthum Sachſen, ſondern auch in Sachſen-Altenburg begütert, wo ſich ein Zweig von ihr angeſiedelt hatte. Die jüngeren Söhne der Familie widmeten ſich ausnahmelos dem Soldatenſtande und dienten nicht blos in der eigenen ſächſiſchen Armee, ſondern auch in Schweden und Preußen, damals ſehr angeſehenen Militärſtaaten. In allen drei Staaten gelang es Denen von Kirchbach mehrfach, ſich bis zum Generalsrange emporzubringen, ja Einer von ihnen, welcher neben bedeutendem Grundbeſitz in dem damals ſchwediſchen Vorpommern die Stellung eines Generallieutenants, Commandeurs des pommerſchen Adelsregiments, ſo wie die Charge eines Oberjägermeiſters erworben hatte, wurde in den erblichen Freiherrnſtand erhoben. — Die Ueberlieferungen erworbener Ehren und alten Waffenruhms beſeelten aber nicht blos dies ganze wackere Geſchlecht im Allgemeinen, ſie waren ein beſonderes Erbgut Hugo Ewald von Kirchbach's, denn ſie mahnten ihn an die Thaten ſeiner eigenen Erzeuger.

Bereits ſein Großvater, Hans Ernſt Adolph, 1745 in der Niederlauſitz geboren, trat während Sachſens Occupation im ſiebenjährigen Kriege, erſt 15 Jahre alt, in preußiſche Kriegsdienſte und gehörte bei ſeinem ſchon im Jahre 1784 erfolgten Ableben dem Grenadier-Bataillon von Lariſch als Premierlieutenant an. Leider war aber auch Bedrängniß der Familie nicht fremd. Hans Ernſt Adolph hinterließ in unbemittelten Verhältniſſen ſeine Wittwe und ſeinen ſiebenjährigen Sohn, Carl Franz Hellmuth, zurück, — den Vater des Generals, geboren den 25. April 1777. — „Pietate et armis!“

Unter vielen Inſtitutionen, welche in unſeren Tagen von Leuten angefochten werden, welche Liberalität und humane Grundſätze als ihr beſonderes Privilegium beanſpruchen, befinden ſich die Anſtalten zur Erziehung unſerer militäriſchen Jugend, die Cadettenhäuſer. Man hat ſie vielfach bloße Dreſſuranſtalten genannt, welche die Seelen der jungen Leute verkrüppelten, ihnen neben ſchematiſchem Wiſſen frühzeitigen Standesdünkel einimpften, Anſtalten, welche nur geſchaffen ſeien, um eine privilegirte Standesklaſſe im Staate zu erziehen! — Es iſt unſere Sache nicht, derartigen Behauptungen entgegenzutreten. Wir glauben, der Maßſtab, welchen der einſichtige Politiker und Vaterlandsfreund an jede Inſtitution ſeines Landes legen ſollte, ſei der: daß ſie den Zweck durchaus erreiche, zu welchem ſie geſchaffen wurde. Thut ſie das, ſo iſt unſeres Erachtens jeder echte und rechte Bürger verpflichtet, ſie zu achten, anzuerkennen und zu pflegen. Man ergeht ſich ſo viel über die Noth des Proletariats und die Milderung des Pauperismus. Man hat beſonderes Mitempfinden für das ſchmutzige, offene Elend auf den Straßen. Es giebt aber eine Armuth in den gebildeten Ständen, die unter Sorge und Entbehrung ſich noch die Würde der ehemaligen Stellung, den Adel der Bildung und Grundſätze zu bewahren weiß. Iſt die Wittwe eines Offiziers, der ſeinem Könige und Lande bis an den Tod gedient, nicht beklagenswerther, als irgend eine andere Frau in ihrer Armuth? Iſt es nicht eine humane Wohlthat, wenn der Staat ihre Söhne dann erzieht, damit ſie dem Vater ähnlich, ihren Vorfahren an ſittlichen, patriotiſchen und kriegeriſchen Tugenden gleich werden? Wollten wir eine Statiſtik aufſtellen, wie viele oder wenige der preußiſchen Generale, denen wir unſeres Vaterlandes Rettung und Größe verdanken, in den Cadettenhäuſern ihre erſte Erziehung genoſſen, wir würden ein bedeutendes Plus nachweiſen können! — Der Wittwe Adolf von Kirchbach's gelang es, ihren Sohn Carl Franz Hellmuth dem Cadettenhauſe von Berlin zur Erziehung zu übergeben. Bereits 1792, während des Feldzugs gegen Frankreich, trat er bei den Pionieren ein und ward nach Beendigung deſſelben zu dem Infanterie-Regiment von Pelchrzim nach Neiſſe verſetzt, in welchem er bis 1804 als Secondelieutenant diente. In Neiſſe lernte er Fräulein Babette Weiland, Tochter eines verſtorbenen Regierungsraths, im Hauſe ihres Oheims mütterlicher Seits, des Oberſten von Paczinsky, kennen, bei welchem ſchon im zarteſten Kindesalter die vater- und mutterloſe Waiſe Aufnahme gefunden hatte. Dieſe gegenſeitige Liebe führte ſie zuſammen, eine Neigung, die um ſo inniger, ſelbſtſuchtsloſer war, als ſie von vornherein mit Entſagung verknüpft war. Ihre anno 1804 erfolgte Verheirathung konnte, bei beiderſeitiger Mittelloſigkeit, nur dadurch ermöglicht werden, daß Lieutenant Carl von Kirchbach ſeinem militäriſchen Berufe, der alten Bahn ſeiner Vorfahren, entſagte und eine Stellung im Civil-Staatsdienſte annahm. Anfänglich fand er bei der Steuerpartie Verwendung, ſodann wurde er mit dem Amte des königlichen Polizei-Directors in Neumarkt ohnweit Breslau betraut. Daß das junge Paar nicht auf Roſen ging, eine ſtolze Zukunft ihm wohl nie blühen konnte, iſt erſichtlich genug. Nichts als die Liebe konnte ihnen das Leben leicht machen, ein ſtilles häusliches Glück ſie allein Glanz und Ehrgeiz vergeſſen laſſen, welche man ſonſt gewöhnt iſt, für beſondere Attribute des Adels zu erachten und ſie zu beneiden.

Dieſer Ehe entſtammten drei Kinder. Robert Alexander, am 17. Auguſt 1807 ward zu Neumarkt, — Hugo Ewald, unſer General, den 23. Mai 1809, ebenfalls zu Neumarkt, — Agnes von Kirchbach, den 30. Juli 1813 zu Patſchkau in Ober-Schleſien geboren.

Das letztere Kind, Agnes, muß ein in Angſt geborenes geweſen ſein. Erwägt man, daß die Eltern dieſer drei Geſchwiſter anno 1804, alſo zwei Jahre vor dem Unglück von Jena und Auerſtädt, ſich verheiratheten, ſo zeigt ſich uns dieſe Ehe in der Schreckenszeit der Franzoſenherrſchaft bei knappem Einkommen als eine unendlich prüfungsreiche. In den Jahren 1808 und 9 hörte aber die Amtsthätigkeit des Polizei-Directors von Kirchbach völlig auf! — Die Städteordnung vom 19. November 1808, welche den Communen innerhalb ihres Kreiſes eine freiere Bewegung gegeben hatte und eine wahrhafte Landeswohlthat genannt werden muß, hob zugleich die bisherige ſtädtiſche Wirkſamkeit der königlichen Beamten auf und machte die Familie von Kirchbach — brotlos! — Sehr viel beſſer wenigſtens war ihre Lage nicht, da Hugo Ewalds Vater auf Wartegeld geſetzt wurde, Wartegeld während der Invaſion! — Ende 1812 endlich, als Napoleons furchtbares Geſchick in Rußland die deutſche Welt aufathmen ließ und Preußen zu Kriegsvorbereitungen trieb, meldete ſich Lieutenant und Polizei-Director a. D. von Kirchbach zum Wiedereintritt in die active Armee. Altgediente Offiziere wurden wahrlich gebraucht! Der Vater unſeres Generals fand unter Ernennung zum Hauptmann erſt bei der damaligen Gendarmerie wieder Anſtellung, trat bei Beginn des Krieges aber zur Adjutantur über und machte die Feldzüge von 1813 und 14 zunächſt bei der Landwehr, dann als Adjutant der erſten Brigade Loſthin in dem berühmten 1. Armeecorps York's mit und errang das Eiſerne Kreuz zweiter Klaſſe. In dieſer Zeit, — wie ſchon geſagt: den 30. Juli 1813, — wurde eben Carl Hellmuths drittes Kind Agnes geboren. Muß ſie nicht ein Schmerzenskind für Babette von Kirchbach geweſen ſein, die, mit ihren zwei kleinen Knaben einſam in Ober-Schleſien ſitzend, für des Mannes Leben zu zittern hatte, dies Leben, an dem nicht blos ihr Liebesglück, ihr eigenes Hoffen, an dem auch die Exiſtenz der Familie hing, und welche nun noch einem Weſen in der Zeit höchſter geiſtiger wie leiblicher Bedrängniß das Leben gab? — Aermſte aller Mütter! Und nicht am Ende, — am Anfange aller Deiner Leiden ſtandeſt Du!

Hauptmann Carl von Kirchbach, glücklich von Feindeskugeln verſchont und im Begriffe, heimzureiſen zu Weib und Kind, wurde in Neuville St. Vaſt bei Arras am 12. Mai 1814 durch eine unter den Truppen graſſirende Epidemie dahingerafft! Er hinterließ Babette *arm*, mit zwei 7- und 5jährigen Knaben und einer 10 Monate alten Tochter!! —

Wer, ob Mann oder Weib, *menſchlich* fühlt, ſich nur ſchwach in die Lage dieſer edlen und unglücklichen Frau zu verſetzen ſucht, muß den Jammer innerlich mitempfinden, der über die von Allen Verlaſſene kam, von Allen außer — ihrem Gott und ihrem Charakter! Und dieſer Jammer unter uns iſt etwa kein außergewöhnlicher! Erſt der neueren Reichsgeſetzgebung war es vorbehalten, das Schickſal der Wittwen und Waiſen unſerer gefallenen Helden erheblich zu beſſern.*) —

„Pietate!“ — „Aus Frömmigkeit!“ — Es giebt unter beiden Geſchlechtern Heldencharaktere, welche oft genug Poeſie wie Geſchichte verewigt hat. Es giebt aber noch viel mehr gottesſtarke Frauenſeelen, die, von der Kraft ewigen Gottesbewußtſeins durchdrungen, ungeſehen von den Menſchen, Tugenden üben und Thaten verrichten, welche höheren Ruhm verdienen, als jemals pomphafte Römertugend werth geweſen iſt. Ihr Ruhm aber lebt allein in den Herzen ihrer Kinder! — Solch eine heldenmüthige, wahrhaft chriſtliche, deutſche Frau war Babette von Kirchbach. — Der ſelige Hauptmann war ſtets ein ernſter, pflichtenſtrenger, aber ebenſo liebevoller Mann wie Vater geweſen, ihm eiferte Babette bei ihren Kindern nach. Sie erzog ſie mit Liebesſtrenge, ſie erſetzte ihnen den Vater und gab ihnen das höchſte, edelſte aller Güter mit, was der Menſch als unverlierbar ererbt, — den *Charakter*! Außer einer ihr von ihrem Gemahl verſicherten Penſion von 200 Thalern in Gold, welche aus dem Civilpenſionsfond bezogen wurde, hatte ſie Nichts, um die Familie zu erhalten und ihre Kinder zu erziehen, wie ihre eigene Thätigkeit. Länger als ein Jahrzehnt arbeitete ſie Tag und Nacht, nur wenig Stunden Schlafs ſich gönnend, um ihrer Mutterpflicht zu genügen, Nichts konnte den Muth, die Energie dieſer Frau brechen und ſiegreich führte ſie durch, was ſie als höchſten, einzigen, letzten Lebenszweck ſich vorgeſetzt hatte. — Nach Vertreibung des Feindes aus Schleſien von Patſchkau wieder nach Neumarkt bei Breslau übergeſiedelt, vollzog ſich dort das kleine Familiendrama der Entwickelung dreier Kinder unter einer ſorgſamen Mutter Hand, die Entwickelung Hugo Ewald von Kirchbach's. Nicht blos um dieſes Bild der drei Geſchwiſter feſtzuhalten, ſondern weil die Vorſehung ſie ſtets in Wechſelwirkung und vereint hielt, um ihr Liebſtes, Heiligſtes geſchaart, um die Mutter, und ihnen die Rückkehr in den Mutterarm, ihre Geſchwiſterliebe der Inbegriff aller Jugendwonne war, deshalb vermögen wir Hugo Ewalds erſte Lebenszeit auch in der Schilderung nicht von Mutter und Geſchwiſtern zu trennen. Alle drei empfingen in Neumarkt ihren erſten elementaren Unterricht. Die beiden Knaben Robert Alexander und Hugo Ewald genoſſen in den drei erſten Klaſſen der Stadtſchule zu Neumarkt denjenigen Unterricht, welcher unerläßlich war, um ihre Aufnahme in eine Cadettenanſtalt zu ermöglichen. Soldaten aber ſollten ſie werden, nicht allein, weil bei dieſer Berufsart der Staat der unbemittelten Mutter die weitere Erziehung der Söhne abnahm, ſondern weil alle Erinnerungen der Familie, die glänzenden, frohen, wie die traurigen am Waffenwerke hingen! „Pietate et armis" war die Loſung und wo oder wie auch ſpäter an die Brüder, vom Elternhauſe fern, die Lockungen des Lebens herantraten, die Gefahr eines Fehltritts, der Gedanke: „was würde die Mutter dazu ſagen?" ließ nie Anderes in ihnen aufkommen," als Pietät und Berufstreue! — Eines ſeiner Lehrer, Namens Gruß in Neumarkt, gedenkt General Hugo Ewald von Kirchbach noch mit ganz beſonderer Liebe und als er vom Feldzug 1866 zurückkehrte, beſuchte er den hochbetagten Greis, um ihm und ſich ſelber die Freude liebevollen Wiederſehens zu bereiten. — Robert Alexander, der Aeltere der Brüder, kam 1818 ins Cadettencorps zu Culm, Hugo Ewald folgte ihm ebendahin 1820, von der Mutter perſönlich zu der Anſtalt gebracht. Fünf Tage brauchte man damals, um die Strecke von Neumarkt bis Culm zurückzulegen. — 1821 und 1824 kamen beide Brüder in das Cadettenhaus nach Berlin. Während Robert Alexander am 8. April 1825 als Secondelieutenant ins 27. Infanterie-Regiment zu Magdeburg und ſomit in die Armee eintrat, folgte ihm Hugo Ewald am 5. April ein Jahr ſpäter ebendahin als Porteépéefähnrich des 26. Infanterie-Regiments, in welchem er 1827 zum Secondelieutenant aufrückte. Commandeur dieſes Regiments war Oberſt von Rohr und blieb es noch eine Reihe von Jahren bis 1832. Derſelbe hatte in den vorangegangenen großen Feldzügen den pour le mérite mit Eichenlaub und das Eiſerne Kreuz erſter Klaſſe erworben, war ein Fronteoffizier par excellence und vom Morgen bis zum Abend auf den Uebungsplätzen, überall da, wo es erforderlich war, auf das Sachkundigſte eingreifend. Er beſaß die Eigenſchaft, jedem Säumigen in ſehr verſtändlicher, allerdings oft ſehr rauher Weiſe die nothwendige Spannung beizubringen. Der Einfluß dieſer Perſönlichkeit auf das Offiziercorps des Regiments war ein ſehr bedeutender, den Offizieren ſehr vortheilhafter und der damalige Lieutenant von Kirchbach gab ſich gern dieſem Einfluſſe hin. — Das dauernde Zuſammenſein in der Jugend und unter fremden Menſchen kräftigte nicht nur die gegenſeitige Liebe der Brüder, ſondern ihre heimathlichen Erinnerungen und den Ernſt ihres gegenſeitigen Strebens. Als junge Offiziere wohnten ſie meiſtentheils zuſammen, erſtlich aus ökonomiſchen Gründen, zumal ſie in den erſten zehn Jahren noch keine Zulage erhielten, ferner aber aus dem Bedürfniſſe geiſt- und gemüthvoller gegenſeitiger Ergänzung. Anfänglich war der ältere Bruder des jüngeren Vorbild und Berather, jemehr aber Hugo Ewald ſich in alle Theile ſeines Berufs einlebte, machte der Wille und Wunſch, daß Einer dem Andern an Tüchtigkeit Nichts nachgeben ſolle, die Brüder wetteifrig und zu Nebenbuhlern in des Wortes edelſter Bedeutung. Ihr beiderſeitiger, erſt geheimer, nach und nach aber immer feſtere Geſtalt annehmender Herzenswunſch war: durch die Adjutantur oder den Generalſtab Carriere zu machen. — In ihrer ganzen erſten Entwickelung im Cadettenhauſe ſehen wir, in Culm ſowohl wie in Berlin, auch gar nichts Schematiſches, Dreſſurmäßiges, gar keine Beengung oder gar Verkrüppelung ihrer ſeeliſchen Anlagen. Im Gegentheil, friſch und fröhlich prägte Jeder der Brüder aus ſich die Fähigkeiten, Talente und wiſſenſchaftlichen Neigungen heraus, die ſeinen Naturanlagen entſprachen. So zeigte Hugo Ewald ſchon in Culm entſchiedenſte Vorliebe für ſeine Mutterſprache und den deutſchen Aufſatz, eben ſo ſehr aber für Geſchichte, welche vom Oberlehrer Bobbe ſehr anregend vorgetragen wurde. Im Berliner Cadettenhauſe waren es gleichfalls dieſe beiden Wiſſenſchaften, ferner aber Geographie, welchen unſer nachmaliger General mit beſonderem Eifer huldigte; die anderen Disciplinen waren ſeinem Geſchmacke nicht in dem gleichen Grade zuſagend. Das ſpricht alſo lebhaft gegen die Anſichten der Gegner der königlichen Cadettenanſtalten und beweiſt, daß man dem mehr oder minder ſtarken Wiſſenstriebe der Cadetten damals keinen drakoniſchen Zwang auferlegte. — Vom 1. October 1831 bis zum 4. Juli 1834 beſuchte Hugo Ewald wiederum mit ſeinem älteſten Bruder Alexander gemeinſam die Kriegsakademie! — Es liegt auf der Hand, daß dieſes immerwährende Attachement der Brüder an einander nicht als etwas Zufälliges angeſehen werden kann, auch nicht durch ihren eigenen Willen ausſchließlich bedingt wurde, ſondern weſentlich mit in der Humanität und Billigkeit der militäriſchen Vorgeſetzten beruhte, welche, den ökonomiſchen Verhältniſſen gleichzeitig Rechnung tragend, von großem Wohlwollen für die beiden braven und ſtrebſamen jungen Leute erfüllt waren. Wir werden ſehen, wie hierdurch auch ſpäterhin den Brüdern die Wege erſchloſſen wurden, welche zu verfolgen ſie ſich vorgeſetzt hatten. —

---

*) Siehe Geſetz vom 27. Juni 1871, § 39 und folgende (im Reichsgeſetzblatt S. 275, Nr. 31, des Jahres 1871 abgedruckt). D. B.

In dieſer Zeit des Beſuchs der Kriegsakademie legten beſonders die Vorträge, über Artillerie vom Hauptmann Tu Vignau (nachmals Generalmajor), über Fortifikation von dem damaligen Major Feska, über Taktik vom Oberſtlieutenant von Brandt (ſpäter General der Infanterie), über Generalſtabsgeſchäfte vom Major von Wuſſow (ſpäter General der Infanterie) gehalten, den Hauptgrund zu Hugo Ewalds militäriſchem Wiſſen, dem er ſich jetzt erſt ungetheilt und mit beſonderer Luſt hingab. An dieſe Fachdisciplinen reihten ſich Kriegsgeſchichte, ertheilt von Oberſtlieutenant Schulz, ſo wie er in nicht militäriſchen Fächern Carl Ritter's geographiſchen und Zumpt's weltgeſchichtlichen Vorträgen die größte Aufmerkſamkeit zuwendete. Zugleich aber betrieb Hugo Ewald mit beſonderer Sorgfalt die Reitübungen in Berlin. Wenn er Adjutantur- oder Generalſtabs-Carriere einſchlagen wollte, nutzte ihm nämlich all ſein Wiſſen Nichts, ſobald er nicht ein guter Reiter war. Es iſt eine bekannte Thatſache, daß viele ſehr fähige Offiziere der höheren militäriſchen Laufbahn rein deswegen entſagen müſſen, weil ſie ihres Thieres nicht in allen Fällen mächtig, gewiſſermaßen mit ihm nicht verwachſen ſind. Schon einem Laienurtheile kann es unmöglich entgehen, daß wenn der Major, der Oberſt oder General vor der Fronte keine Gewandtheit zu Pferde beſitzt, er nur immer auf daſſelbe Acht geben muß, alſo mit ſich ſelbſt beſchäftigt iſt, nicht auf die Truppen ſeine Sorgfalt verwenden, über ſie die volle Herrſchaft eines Commandeurs nicht ausüben kann. Daß dieſer Uebelſtand im Kriege für den betreffenden Offizier geradezu verhängnißvoll werden muß, liegt auf der Hand. — Während der drei Jahre Kriegsakademie alſo lag Hugo Ewald ſeinen Reitübungen in der königlichen Reitbahn ob, welche noch jetzt in der Breitenſtraße belegen iſt. Der Unterricht daſelbſt wurde ſehr lehrreich auf den ausgezeichneten Pferden des Inſtituts ertheilt, zur Förderung deſſelben den Offizieren der Akademie auch eine Preisermäßigung gewährt. —

Die Beziehungen beider Brüder zur Mutter waren ſehr inniger Natur. So ſtreng Babette von Kirchbach auch war, ſo ſicher ſie über die Herzen und den Geiſt ihrer Kinder bis zum Tode eine Herrſchaft übte, ſo ſehr wußten dieſe ſich von ihr geliebt, ſo innig liebten ſie dieſelbe wieder. Die Communication mit derſelben von Magdeburg, ſelbſt von Berlin aus, war trotzdem eine ſeltene. Pecuniäre Mittel hierzu hatten beide Theile nicht übrig, denn da ein gewöhnlicher Brief von Neumarkt bis Magdeburg damals 8 — wir ſagen acht Silbergroſchen Porto machte, ſo konnte von einer ſehr lebhaften Correſpondenz keine Rede ſein. Grenzenloſe

Freude erregte darum jedes Mal ein mütterlicher Brief bei den Brüdern und ſchuf den Tag ſeines Erſcheinens zu einem Feſttag um. Noch größere Wonne war's aber, wenn Robert Alexander und Hugo Ewald Urlaub nehmen und etliche Wochen, ja ſogar Monate, bei Mutter und Schweſter verleben durften. Um zu ermöglichen, den Beſuch ihrer Söhne beſtreiten zu können, hatte die Arbeitſamkeit dieſer beſten aller Frauen ſchon lange vorher die erforderlichen Geldmittel anzuſammeln gewußt. Nicht nur, daß Frau Babette von Kirchbach es doch nun dahin gebracht hatte, ihre Söhne würdig ihres Vaters, werth des alten Spruchs „Pietate — et armis“ zu ſehen, die Vorſehung gewährte ihr auch kurz vor ihrem Ende eine letzte, höchſte Lebensfreude und bereitete der Dulderin, wenn auch einen kurzen, aber auch um ſo ſchöneren, rührenderen Lebensabend. Agnes von Kirchbach vermählte ſich am 22. October 1833 überaus glücklich mit dem Rittergutsbeſitzer Julius Willert, der das jedem Breslauer Stadtkinde genugſam bekannte, reizende Rittergut Hünern*) beſaß. — Willert war Landwehrlieutenant, hatte in Breslau, München, Leipzig und Berlin Jura ſtudirt, war dann in den Staatsdienſt getreten, hatte denſelben aber aus Vorliebe für die Landwirthſchaft und aus dem Grunde aufgegeben, weil bei der damaligen Entwerthung des Grund und Bodens eine Anlage ſeines Vermögens in demſelben ſehr vortheilhaft war. Willert kaufte vor ſeiner Verheirathung 1833 genanntes Rittergut, baute das alte Schloß deſſelben zu einem wirklichen Herrſchaftsſitze aus und umgab ihn mit jenen lieblichen Parkanlagen, die noch immer das Entzücken der Breslauer ſind. Hierher führte er Agnes von Kirchbach mit Frau Babette aus der Enge kleiner Lebensſorgen in den ſtillen Frieden eines reinen unbewölkten Glücks. — Wie ſehr die Brüder daſſelbe erfreute, wie ſie den Mann liebten, der ihre liebſten Menſchen, Mutter und Schweſter, einer ſchöneren Zukunft zugeführt hatte, bedarf der Erörterung nicht.

---

*) Wie oft hat der Verfaſſer dieſes Lebensbildes, ein geborener Breslauer, dieſen reizenden Ort als Knabe nicht beſucht!

Dieſer Zukunft ſollte ſich Babette von Kirchbach nur vier Monate erfreuen. Obſchon erſt 53 Jahre alt, mochten doch wohl des Lebens Noth und Arbeit, Mutterangſt, wie Gram um den Gatten langſam die Kräfte dieſer ſeltenen Frau aufgerieben haben; in der erſten wahrhaft dauernden Lebensfreude nach langen Trauerjahren ereilte ſie am 24. Februar 1834 zu Breslau der Tod. Ihr Andenken wird nicht nur ihren Kindern heilig ſein, die Schilderung ihres Lebens muß auf jeden Menſchenfreund wehmüthigernſt und dennoch erhebend wirken. — Das Ableben der Mutter rückte die Herzen der Geſchwiſter und des Schwagers nur noch näher an einander, das Haus Willert's war den Brüdern nun eine Welt, welche das Liebſte ihres Lebens umſchloß. Jeden Urlaub ihres, durch die damaligen ſchlechten Avancements-Ausſichten langen und langweiligen Lieutenantslebens brachten die Brüder von Kirchbach in Hünern zu, denn die Ehegatten Willert waren nicht blos liebenswürdige Menſchen von vortrefflichem Charakter, ſie waren auch gaſtfreie und fröhliche Leute, die zu dem nur eine Meile entfernten Breslau im regſten geſelligen Verkehr ſtanden und dort allbeliebt waren. Im Todesjahr der Mutter von der Kriegsſchule entlaſſen, trat Hugo Ewald ins 26. Infanterie-Regiment zurück, am 1. März 1835 ward er Adjutant des 2. Bataillons deſſelben Regiments und blieb in dieſer Stellung bis zum Frühjahr 1838. Am 1. Juni deſſelben Jahres wurde er zum topographiſchen Bureau des großen Generalſtabes, und zwar wiederum gemeinſchaftlich mit ſeinem Bruder Robert Alexander, einberufen; in dieſem Verhältniß verblieben Beide bis zum Jahre 1841. Hieraus leuchtet doch ein, daß ſowohl die Begabung der Brüder eine ziemlich gleichartige damals geweſen ſein muß, als daß ihnen Seitens der Vorgeſetzten auch das gleiche Wohlwollen fortgeſetzt zu Theil wurde. 1840 am 20. Juni wurde Hugo Ewald zum Premierlieutenant ernannt; er war alſo 13 Jahre lang Secondelieutenant geweſen. Im Jahre 1841 endlich trennte ſich der Brüder Leben, wenigſtens nahm ihre gewiſſermaßen parallele Berufsthätigkeit, wie ihr Zuſammenſein ein Ende.

Am 5. März dieſes Jahres wurde Hugo Ewald, der Jüngere,

BIBL. UNIVERS. LIPS.

als Adjutant zur 7. Diviſion commandirt, Robert Alexander von Kirchbach aber am 12. April 1842 zum großen Generalſtabe commandirt, 1843 in denſelben einrangirt und 1844 zum Hauptmann befördert. Hugo Ewald rückte ein Jahr ſpäter als ſein Bruder zum Hauptmann in der Adjutantur auf und trat bei der Gelegenheit von der 7. zur 8. Diviſion über, welcher er ſodann bis 1851 angehörte. — Obwohl ſeine nunmehrige Stellung wie die ſpätere im Generalſtabe und als höherer Truppenführer ihn auch allen anderen Waffen befreundete, bewahrte er ſeiner Waffengattung, der Infanterie, doch vorzugsweiſe ſeine Neigung, zumal die Selbſtſtändigkeit dieſer Waffe ihr ohne Zweifel den erſten Rang unter allen dauernd verleiht. — Auch ihm wurde, wie ſo manchem Kameraden, das Jahr 1848 nicht erſpart. Der damalige Commandeur der Diviſion war Generallieutenant von Voß, welcher, ſpäter nach ſeinem Abſchiede in den Beſitz großer Majorate und des Grafentitels gekommen, das bekannte „Palais Voß" am Wilhelmsplatz*) in Berlin bewohnte. Am 24. November, augenſcheinlich in Folge des eingetretenen Belagerungszuſtandes und der Sprengung der Nationalverſammlung in Berlin, brach auch in Erfurt ein Straßenkampf derartig los, daß nicht blos Gewehr-, ſondern auch Geſchützfeuer zur Anwendung gebracht werden mußte. Der Aufſtand ward durch Generallieutenant von Voß niedergeſchlagen und Adjutant Hugo Ewald von Kirchbach that hierbei ſo kaltblütig und umſichtig ſeine Pflicht, daß er „für die im Kampfe geleiſteten guten Dienſte" am 18. Januar 1850 mit dem rothen Adlerorden vierter Klaſſe dekorirt wurde. Eine Rebellion alſo mußte es ſein, in der unſer General zum erſten Male dem Tode ins Auge ſah!! — Mit beiden Brüdern von Kirchbach war inzwiſchen eine ſowohl traurige wie freudige Veränderung vorgegangen. Robert Alexander war bald nach ſeiner definitiven Anſtellung im großen Generalſtabe 1844 an einem ſchweren und lange dauernden Lungenleiden erkrankt, welches den erſt in ſeinem 37. Jahre ſtehenden Mann im Jahre 1846 zwang, ſeine Entbindung vom activen Dienſte zu erbitten und damit der ganzen Hoffnung ſeines Lebens, der Arbeit und Sehnſucht ſeiner Jugend zu entſagen. Das Haus ſeines Schwagers Willert wurde dem Kranken recht eigentlich jetzt ein Vaterhaus, in welchem, gepflegt von ſchweſterlichen Händen, ſich noch die Möglichkeit der Geneſung bot. Eine königliche Cabinets-Ordre vom 21. Mai 1846 hatte ihn auf ſein Anſuchen zur Dispoſition geſtellt, alſo nicht definitiv entlaſſen. Dieſe Zeit der Trauer und Krankheit des älteſten Bruders unſeres Generals ſollte zum Glück nicht zu lange dauern, ihn nicht für ewig aus einer Berufsthätigkeit verbannen, in der er ſeine Ehre und, da er unverheirathet blieb, ſeine ganze Mannesbefriedigung gefunden hatte. Nach mehreren Jahren genas er allmälig und ſeine Sehnſucht, im Staatsdienſte ſich zu bethätigen, erwachte auf's Neue. Da ſein Schwager Willert zugleich im Juli 1847 eine vortheilhafte Gelegenheit gefunden hatte, Hünern zu verkaufen, zog der ältere von Kirchbach mit ihm und der Schweſter nach Breslau, nach ſeiner völligen Geneſung aber ſiedelten alle Drei nach Berlin über, wo Robert Alexander mit beſſerem Glücke hoffen konnte, eine zuſagende Stellung zu erlangen. Welche Genugthuung empfand er nicht, als ſeine Anſtellung am 1. October 1850 zur Hülfeleiſtung im Kriegsminiſterium bei der Abtheilung für das Invalidenweſen und als Militär-Referent erfolgte! Im Jahre 1864, alſo zur Zeit der Kriegsentſcheidung gegen Dänemark, wurde derſelbe alsdann zum vortragenden Rath im Kriegsminiſterium ernannt und beſaß dies Amt bis 1. October 1872, wo er in Penſion trat. Bereits Juli 1855 zum Major ernannt, hatte er in ſeiner Abtheilung gerade Gelegenheit, bei der Geſetzgebung zur Verbeſſerung der Invaliden der Armee wiederholt ſegensreich mitzuwirken, wie er ſich auch von 1866 bis 1871 bei dem geſchäftsführenden Ausſchuſſe der „Victoria-National-Invaliden-Stiftung" in reger Thätigkeit befand. Seinem humanen Eifer haben unſere verwundeten Krieger weſentliche Erleichterungen ihres herben Looſes zu danken!! —

---

*) Dies nach mehr als einer Richtung hin merkwürdige Hotel iſt nun abgetragen worden, um den Durchbruch der Verbindungsſtraße nach der Königgrätzerſtraße zu bewirken. D. V.

Hugo Ewalds, unſeres nachmaligen Generals Leben hatte inzwiſchen auch eine neue Geſtaltung erfahren, eine frohe, ſegensreiche. Als Offizier in Magdeburg hatte er 1843 ſchon die Bekanntſchaft des Fräulein Anna Davida Schwartz, einem alten hochgeachteten Kaufmannshauſe entſtammend, gemacht, deren Vater bedeutende Fabrikanlagen ſowohl in Magdeburg wie dem zwei Meilen entfernten Samswegen an der Ohre beſaß. Die Ufer dieſes Fluſſes wie die dortige Gegend hatte vielfach den Magdeburger Truppen als Manöverterrain gedient und Hugo Ewald war mehrfach als junger Offizier bereits der gerngeſehene Gaſt des Schwartz'ſchen Hauſes geweſen, welches durch Bildung, Sitte wie liebenswürdige Gaſtlichkeit gleich ausgezeichnet war. So hatte ſich ein Verhältniß zwiſchen Anna Schwartz und Kirchbach langſam, aber um ſo inniger entwickelt, und als er der 17jährigen Jungfrau als Premierlieutenant und Diviſions-Adjutant ſeine entſchiedene Aufmerkſamkeit zuwendete, erwiederte ſie ſeine liebevolle Zuneigung, welche im Frühjahr 1843 zur Verlobung, am 11. März 1844 zur höchſten Freude beider Familien zur Vermählung in Magdeburg führte. Dieſem Ehebunde entſprangen vier Kinder: Agnes von Kirchbach, den 25. April 1845 in Magdeburg, Hugo von Kirchbach, den 8. Auguſt 1846 in Erfurt, Eliſabeth von Kirchbach, den 20. December 1847 und Günther von Kirchbach, am 9. Auguſt 1850, Beide in Erfurt, geboren. In letzterem Jahre, am 28. December, rückte Adjutant von Kirchbach zum Major auf, 1851 den 21. Juni aber kam er als Adjutant zum Generalcommando des Gardecorps nach Berlin und wurde durch königliche Cabinets-Ordre vom 30. September deſſelben Jahres zum Generalſtabe dieſes Corps verſetzt, in welcher Eigenſchaft er bis 1856 Ende Decembers verblieb. In Berlin fanden er und die Seinen ſowohl den älteren Bruder in erneuter ehrenvoller Dienſtſtellung, wie die Familie ſeiner Schweſter wieder. — Trotzdem daß unſeres Generals Lebensſtellung eine nach jeder Richtung hin günſtige geworden war, kann er unmöglich leichten Herzens von Magdeburg wie von Erfurt geſchieden ſein. — Nicht blos daß er im erſteren Orte die Familie ſeiner Frau zurückließ, an beide Garniſonſtädte banden ihn theure kameradſchaftliche Bande; an Magdeburg und ſein altes 26. Regiment zumal feſſelte ihn manche bewährte Freundſchaft. — Das Regiment hatte ſeiner Zeit beſonders viel ſtrebſame Offiziere aufzuweiſen, von denen ſich wohl zwölf Lieutenants in den verſchiedenſten Commandos, zum Beiſpiel in der Kriegsakademie, im topographiſchen Bureau, ſpäter am Cadettencorps in Berlin mit Kirchbach zuſammenfanden. Unter dieſen Freunden ſind beſonders der verſtorbene Generalmajor Kochlau, der jetzige General z. D. von Sauſin, General von Boſe*), Generallieutenant z. D. von Kotze und Oberſt a. D. von Trotha zu nennen. — Den 30. September 1856 ward Kirchbach als Abtheilungschef in den großen Generalſtab verſetzt, ſchon früher und zwar vom 1. October 1855 ab war er zum Lehrer an der Kriegsakademie ernannt, wo ihm der Vortrag über „Generalſtabsgeſchäfte" übertragen wurde. Bei dieſen Vorträgen leiſtete ihm das berühmte ſtrategiſche Werk des General Carl von Clauſewitz „Vom Kriege" weſentlichſte Dienſte! Beſonders erinnert ſich der General noch heute mit Freuden der Zeit ſeiner Lehrthätigkeit und wie er das Glück hatte, zu ſeinen Schülern junge Offiziere gehabt zu haben, welche er mit beſonderer Genugthuung 1870 und 71 im Beſitze einer größeren Zahl höherer Generalſtabsſtellen ſah. Bereits nennt die militäriſche Zeitgeſchichte deren Namen, als da ſind: Graf von Wartensleben, von Verdi-du Vernois, von Caprivi, von Bronſart I. und II. Ja mit Einem derſelben, Oberſt von der Eſch, hat es ſich ſogar gefügt, daß derſelbe während des großen Krieges gegen Frankreich Stabschef des eigenen 5. Armeecorps Kirchbach's war. — Innerhalb dieſer Thätigkeit Hugos, welche vom 1. October 1855 bis 1. Juni 1858 an der allgemeinen Kriegsſchule währte, war er den 15. October 1856 zum Oberſtlieutenant im Generalſtabe und, wie wir ſchon früher geſagt, den 30. December deſſelben Jahres zum Abtheilungschef im großen Generalſtabe ernannt worden. Am 10. December des folgenden Jahres zum Generalſtabschef beim Generalcommando des Gardecorps ernannt, wurde er den 3. Juni 1858 in gleicher Eigenſchaft zum Generalcommando des 3. Armeecorps verſetzt, nachdem er bereits am 8. April zum Mitgliede der Studien-Commiſſion der allgemeinen Kriegsſchule ernannt war, welches er bis 1859 blieb und zum Oberſten avancirte. —

---

*) Gegenwärtig commandirender General des 11. Armeecorps. D. V.

Von nun an tritt Oberſt Hugo von Kirchbach in den Frontedienſt zurück, dem er für immer verbleiben ſollte. Bevor wir denſelben auf ſeiner neuen Bahn begleiten, ſei hier noch der erſten amtlichen Berührung unſeres Generals mit Graf Moltke gedacht. Als der Chef des großen Generalſtabs General von Reyher ſtarb, war Oberſt von Kirchbach älteſter Abtheilungschef im großen Generalſtabe. Als ſolcher wurde er, nach Ernennung des General von Moltke zum Chef des Generalſtabs der Armee, beauftragt, dem neuen Chef die Archive und Perſonal-Acten zu übergeben. Bei dieſer Gelegenheit trat Oberſt von Kirchbach eigentlich zuerſt mit Moltke in Beziehungen, welche von nun ab fortgeſetzt bis zur neueſten Zeit in einer für Kirchbach ſehr erfreulichen Weiſe ſtattgefunden haben. —

Am 13. October 1859 wurde derſelbe zum Commandeur des 36. Infanterie-Regts., damals in Luxemburg, 1860 den 8. Mai zum Führer des combinirten 26. Infanterie-Regiments (jetzt 3. Magdeburg. Inf.-Reg. Nr. 66) ernannt, deſſen Commando er am 1. Juni definitiv erhielt. Bei der Reorganiſation der Armee hatte Kirchbach keine beſondere Gelegenheit zum Eingreifen, nichtsdeſtoweniger aber große Urſache, dieſelbe freudig zu begrüßen. Er hatte ja nicht blos als erſter Adjutant der 8. Diviſion bei den Mobilmachungen von 1850, ſondern auch 1859 als Generalſtabschef des 3. Armeecorps eine wirkſame Thätigkeit entfaltet und die Erfahrung machen können, daß dieſe Mobilmachungen in ſofern troſtloſe waren, als vor der Reorganiſation beſonders die Einrichtungen der Landwehr wie des Trains überaus mangelhaft geweſen ſind.

Hugo Ewald erhielt am 20. Januar 1863 die 19. Infanterie-Brigade in Poſen, am 17. März die Ernennung zum Generalmajor. — Als 1864 der Krieg gegen Dänemark ausbrach, zugleich aber die letzte, eben ſo unglückliche, als von Grauſamkeit befleckte

Erhebung Polens ſpielte, wurde Kirchbach vom 1. April bis 13. Juli Militärdiſtricts-Commandant an der ruſſiſchen Grenze, wo ein energiſcher, durchgreifender Commandeur ſehr Noth that. Am genannten Datum im Juli wurde er aber nach Jütland berufen, um die ſtellvertretende Führung der 21. (ſchleſiſchen) Infanterie-Brigade zu übernehmen. Nach dem Kriege, in ſein altes Verhältniß nach Poſen zurückgekehrt, erhielt er am 13. Mai 1865 die Führung, am 4. Januar 1866 das definitive Commando der dortigen 10. Diviſion. — Hierbei iſt ein Umſtand auffallend. Es iſt in der preußiſchen Armee bei Beförderungen ſtets Regel geweſen, den Beförderten niemals zum Vorgeſetzten der ihm früher gleichgeſtellten Commandeure in demſelben Truppenverbande zu machen, weil daraus ein Nachtheil für die Disciplin erwachſen kann. Trotzdem wich man bei Kirchbach's Ernennung von dieſem Grundſatze ab, denn man beförderte ihn vom Commandeur der 19. Infanterie-Brigade zum Commando der 10. Diviſion, ſpäter aber zum commandirenden General des 5. Armeecorps, obwohl ſeine frühere Brigade einen Theil der 10. Diviſion, dieſe aber einen Theil des 5. Corps damals wie noch heute bildete. Der König mußte alſo, noch bevor Kirchbach's Name der Ruhm bedeutender Kriegsthaten verherrlichte, von den bedeutenden Eigenſchaften dieſes Mannes ſehr feſt überzeugt ſein, um mit einer, vielleicht bei anderen Truppenführern bedenklichen, neuen Praxis ein ſo in die Augen ſpringendes Abweichen von alten Grundſätzen zu riskiren. Dieſe Abweichung hatte überdies noch eine anderweitige Begründung. Bei den eigenthümlichen Verhältniſſen der Provinz Poſen, dem revolutionären Zuſtande in Polen und dem Racenhaſſe zwiſchen ſlaviſchen und deutſchen Bewohnern war es von höchſter Wichtigkeit, daß der oberſte Befehlshaber die vollkommenſte Kenntniß der localen und perſönlichen Verhältniſſe durch dauernden Aufenthalt im Lande erworben hatte. Dieſe Kenntniß beſaß Kirchbach ebenſo, wie ſein Vorgänger von Steinmetz. Am 8. Juni 1866 (alſo Angeſichts des Krieges mit Oeſterreich) zum Generallieutenant ernannt, machte Kirchbach die anhebende Campagne in ihren wichtigſten Entſcheidungen mit und begründete ſeinen Ruf als Truppenführer auch in allen nicht militäriſchen Kreiſen. —

In der zweiten Hälfte des Monats Mai 1866 nämlich wurde die 10. Diviſion mit ihrem Stabe per Eiſenbahn von Poſen über Breslau nach Königszelt befördert.*) Der Diviſionsſtab beſtand außer dem Generallieutenant ſelbſt aus Hauptmann von Grolman als Generalsſtabs-Offizier, Rittmeiſter Häniſch vom Poſenſchen Ulanen-Regiment Nr. 10 als erſtem, Premierlieutenant von Tyszka vom 1. weſtpreuß. Grenadier-Regt. Nr. 6 als zweitem Adjutanten. Die Diviſion begriff in ſich die (19. u. 20.) Infanterie-Brigaden des Generalmajor von Tiedemann und Generalmajor Wittich. Die 19. Brigade umfaßte das 1. weſtpreuß. Inf.-Regt. Nr. 6 des Oberſtlieutenant von Scheffler und das 1. niederſchleſ. Inf.-Regt. Nr. 46 des Oberſt Walther von Monbary. Die 20. Infanterie-Brigade enthielt das 2. niederſchleſ. Inf.-Regt. Nr. 47 des Oberſt von Maſſow und das 6. brandenb. Inf.-Regt. Nr. 52 des Oberſt von Blumenthal. Zu dieſer gehörte noch das weſtpreuß. Ulanen-Regt. Nr. 1, Oberſt von Tresckow, die 3. Fuß-Abtheil. des niederſchleſ. Feld-Artill.-Regts. Nr. 5 des Oberſtlieutenant Elten (4 Batterien oder 24 Geſchütze), endlich das 2. leichte Feldlazareth (Oberſtabsarzt Dr. Müller), eine Intendantur- und eine Proviant-Abtheilung. — Am 28. und 29. Mai rückte die Diviſion in die Gegend von Landshut, der Stab nach Kloſter Grüſſau, die 9. Infanterie-Diviſion logirte ſich rechts von demſelben bei Liebau, dicht an der böhmiſchen Grenze. In dieſer Stellung beſichtigte der Kronprinz als Oberbefehlshaber die Truppen, welche hier acht Tage campirten und ſich durch Uebungen für den unmittelbaren Kampf ſtählten. Es galt indeß, dem auf dem rechten Flügel aufmarſchirenden 1. Corps nach links hin Platz zu machen, ferner die Beſorgniß Oberſchleſiens durch Anweſenheit ſchützender Truppen zu beruhigen, vor Allem aber durch Ausbreitung an der Grenze den

---

*) Folgende Schilderung der Campagne der Diviſion von Kirchbach iſt theils einer Vorleſung des Generals ſelbſt, welche er im Winter 1866/67 der militäriſchen Geſellſchaft zu Poſen hielt, entlehnt, theils von Augenzeugen ergänzt und berichtigt worden. D. V.

Feind über den Einbruchspunkt in ſein Gebiet zu täuſchen! Wie gut dieſe Täuſchung gelang, werden wir zu bemerken Anlaß finden. Vorbenannten Zweckes willen marſchirte die 10. Diviſion in den Tagen vom 12. bis 17. Juni über Reichenau, Schweidnitz, Olbendorf nach Schloß Koppitz und Gegend und traf während dieſes Marſches zuerſt mit Truppen des Gardecorps zuſammen, welches um Grottkau ſich concentrirte. Am 16. Juni auf dem Marſche von Rothſchloß nach Olbendorf hatte der General das Unglück, mit dem Pferde zu ſtürzen und ſich den linken Fuß ſtark zu contusioniren. Keine Schonung indeß für ſeine Perſon kennend, ertrug Kirchbach mit großer Selbſtbeherrſchung während der nicht unerheblichen Strapazen der nächſten Zeit die noch mehrere Wochen fortdauernden Schmerzen im Fußgelenk. — Am 18. Juni rückte die Avantgarde (19. Infanterie-Brigade, weſtpreuß. Ulanen, 1. ſchleſ. Jäger-Bat. Nr. 5 nebſt 2 4pfünd. Batterieen und 1. comb. niederſchl. Pionier-Rgt. Nr. 5) über die Neiſſe nach Mahlendorf und ſetzte ſich mit der Avantgarde des 6. Armeecorps (von Mutius), das ſüdlich von Neiſſe bei Oppersdorf ſtand, in Verbindung. Am 20. ging die Avantgarde der 10. Diviſion wieder über die Neiſſe zurück, der Stab nach Hennersdorf, am 22. nach Kamenz und Reichenſtein, der Stab nach Kamenz. Dieſer Marſch brachte jeglichem Offizier die Ueberzeugung bei, daß es ſich jetzt um den Vormarſch in Feindes Land handle und daß das 6. Corps, welches vorläufig bei Neiſſe blieb, nur den weſtlichen Abmarſch des 5. und Gardecorps decken ſolle, der Vormarſch ſelbſt aber durch die Grafſchaft nach Nachod gerichtet ſei.

Am 23. Nachmittags zog die 10. Diviſion über Droſchkau in ein Bivouak bei Ullersdorf, während die 9. ſüdlich von Glatz bei Neuländel campirte. Am Nachmittage des 24. brach die 10. Diviſion von Ullersdorf über Glatz nach Ober-Schwedeldorf auf, wo ſie den 25. Ruhetag hielt. Nunmehr trat für den Einmarſch in Böhmen eine Ordre de bataille in Kraft, zufolge deren die Avantgarde von der (9.) Diviſion von Löwenfeld, das Gros von der (10.) Diviſion Kirchbach nebſt Artillerie-Fußabtheilung (von Elten), weſtpreuß. Ulanen und zwei Pionier-Compagnien gebildet wurde, welcher die Reſerve-Infanterie und -Artillerie unter Generalmajor von Horn und Oberſt von Kamecke folgte. Wie wir bereits ſchon anderswo*) geſagt haben, war nur der Vormarſch, doch nicht der Angriff beabſichtigt. Berichtigend fügen wir noch hinzu, daß der Vormarſch, welchen jenſeits der Grenze und des Gebirges Feldmarſchall-Lieutenant von Ramming ebenfalls unternommen hatte, keineswegs geſchah, um die Preußen anzugreifen, denn ſelbſt als Nachod ſchon beſetzt war, hatte derſelbe von unſerer Anweſenheit keine Idee!! —

General von Löwenfeld war mit einigen Offizieren in Begleitung eines Zugs Jäger und eines Zugs Dragoner auf den Bergen an der Metau recognoscirend vorgegangen und hatte vom öſterreichiſchen Zollhauſe her zwei Granatwürfe empfangen. Um feſtzuſtellen, was dort eigentlich gegenüberſtehe, entſchloß ſich dieſer General, bis Nachod vorzugehen und ließ die jenſeits der Metau nach Nachod zu liegenden Höhen, welche das Defilee beherrſchten, mit der Avantgarde beſetzen. Dies wurde Abends ausgeführt. Zwei Jägercompagnien nahmen in Nachod ſelbſt Schloß und Marktplatz in Beſitz und ſchoben zwei Feldwachen gegen Skalitz vor, nachdem die am Zollhauſe demonſtrirende öſterreichiſche Truppe (eine Escadron Küraſſiere, zwei Geſchütze und etliche Infanterie) verjagt worden war. Noch denſelben Abend folgte ein Theil der Vortruppen auf feindliches Gebiet. Daß Nachod von den Preußen am 26. Juni beſetzt worden ſei, war von der öſterreichiſchen 1. Reſerve-Cavallerie-Diviſion (Feldmarſchall-Lieutenant Prinz Holſtein) nun nicht an Ramming, ſondern nur an Feldzeugmeiſter Benedek nach Joſephsſtadt gemeldet worden, weil die Diviſion Holſtein erſt andern Tags unter Ramming's Befehl geſtellt wurde! Deshalb war es Letzterem nicht nur unbekannt, daß preußiſche Abtheilungen in der Nähe ſtanden, er hatte noch weniger von der Anweſenheit eines ganzen Corps bei Nachod-Reinerz einen Begriff. Sein Anmarſch, wie er unter der Biographie Steinmetz geſchildert wurde, war deshalb ein nur zu unheilvoll argloſer, ebenſowenig wurde aber unſererſeits ſein Anmarſch vermuthet, wenn General von Steinmetz ſelbſtredend ſich auch gefaßt gemacht hatte, daß ſein Eindringen in Böhmen an irgend einem Punkte auf Widerſtand ſtoßen müſſe, der nur durch Waffengewalt zu überwinden ſei. — Behufs des Einmarſches in Böhmen war am 24. Juni der 11. Diviſion (6. Armeecorps), welche bei Köppernig ſüdlich Neiſſe ſtand, die Weiſung zugegangen: die 22. Infanterie-Brigade mit zwei Batterien und das 2. ſchleſiſche Dragoner-Regiment Nr. 8. (Oberſtlieutenant von Wichmann) zur Verſtärkung des 5. Corps über Glatz und Reinerz nachzuſenden. Schon in der Nacht zum 27. traf das Dragoner-Regiment in dem Bivouak des Gros (Diviſion Kirchbach) bei Reinerz ein, woſelbſt es zu dem weſtpreußiſchen Ulanen-Regimente Nr. 1. ſtieß und mit dieſem wie mit der 1. reitenden Batterie der Reſerve-Cavallerie unter Generalmajor von Wnuck eine combinirte Cavallerie-Brigade bildete.

---

*) Siehe Biographie des Marſchall Steinmetz, Bd. II. S. 106 u. 7.

Der 27. Juni brach an. Zu dieſem Tage war der Marſch des Corps auf Nachod befohlen worden. Die Avantgarde trat um 6 Uhr, das Gros um 5 Uhr den Vormarſch an. An der Tête des Gros marſchirte die Cavallerie-Brigade Wnuck, da man jenſeits Nachod freieres Terrain erwartete. — Die Vorhut der Avantgarde unter Oberſt von Below paſſirte Nachod und ging auf der Skalitzer Straße bis zu dem Punkte vor, wo die Straße nach Neuſtadt abzweigt, indeß Theile derſelben ſowohl nordweſtlich nach Kramolna, wie das weiter vorliegende Terrain nach Neuſtadt zu recognoscirten. Auf die Meldung der Avantgarde, daß ſie nirgend auf den Feind geſtoßen ſei, hatte der Commandirende, General von Steinmetz, den Befehl ertheilt, das Bivouak zu beziehen und eine größere Cavallerie-Patrouille des Dragoner-Rgts. Nr. 8. nach Hronow zu entſenden, um der zweiten Garde-Diviſion die Mittheilung zu machen: Nachod ſei ohne Kampf in Beſitz genommen, als gegen $8^{1}/_{2}$ Uhr Morgens die 1. Dragoner-Escadron (Rittmeiſter de Claer) den Anmarſch feindlicher Maſſen auf der Chauſſee von Neuſtadt meldete! — Sofort rückte das zweite Bataillon des

Füſilier-Regiments auf die vorliegende Höhe, zwei Jägerzüge beſetzten das Wäldchen neben dem Wenzelsberg in Höhe dieſes Dorfes und eine Batterie folgte dem 2. Bataillon. Sobald dieſe Truppen auf der Höhe öſtlich der Wenzelskirche ſichtbar wurden, erhielten ſie Granatfeuer, die Jäger aus Wenzelsberg aber ſchon Büchſenfeuer. Es mochte 9 Uhr ſein, als das Engagement begann. —

Man hatte das Corps Ramming vor ſich und dies Aufeinandertreffen war ein zufälliges. Die Preußen, wie geſagt, waren auf dem Vormarſch, Ramming dagegen, ohne daß ihm von der Nähe derſelben Etwas geſagt worden wäre, hatte den Abend vorher den Befehl erhalten, am andern Morgen von Opozno und Dobruska nach Skalitz zu marſchiren, dort Stellung zu nehmen und eine Avantgarde gegen Nachod vorzuſchieben. Dies unbeabſichtigte Aufeinandertreffen geſchah nunmehr ganz in der Weiſe, welche wir anderwärts*) beſchrieben haben. General von Steinmetz war den ganzen Tag bei den Truppen anweſend und gönnte ſich nicht einen Augenblick Ruhe.**)

Der Aufmarſch des Corps Ramming geſchah alſo fächerförmig ſo, daß deſſen Avantgarde (Hertwegh) über Neuſtadt, Wrchowin nach Wiſokow, alſo in faſt ſüdnördlichem Stoße, Brigade Jonak über Wrchowin, Schonow, Prowodow nach Kleny, alſo von Südoſt nach Nordweſt, Brigade Roſenzweig über Lhota, Spitta nach Skalitz, alſo neben erſterer in derſelben Richtung, aber weſtlicher, Brigade Waldſtätten über Slavetin, Nauzin, Meſtec, Spitta nach Skalitz, alſo noch weſtlicher vordringend, auf den preußiſchen Gegner traf und von ihm der vorbenannten Reihe nach geſchlagen wurde. —

Das preußiſche 5. Armeecorps dirigirte ſich nämlich auf die rechte Flanke der nach Wiſokow resp. Skalitz marſchirenden Oeſterreicher. Der Zuſammenſtoß mußte um ſo heftiger werden, wenn Ramming ſeine zahlreiche Infanterie und Cavallerie zuſammenhielt und es ihm gelang, das in dem langen Defilee und nur auf einer Straße marſchirende preußiſche Corps auf dem Plateau von Wiſokow nicht zum Aufmarſche kommen zu laſſen, vielmehr die erſt nach und nach eintreffenden preußiſchen Corps immer wieder in das Defilee zurückzuwerfen! Letzteres geſchah nicht, im Gegentheile ließ der vorhin angegebene, immer weiter weſtlich gezerrte Aufmarſch der Oeſterreicher ſämmtlichen preußiſchen Truppen Zeit, heranzukommen, erſtere zu packen und ſucceſſive zu ſchlagen, ſo daß der Kampf auf dem Terrain ſüdlich begann, nordweſtlich aber endete. Der Wenzelsberg war der erſte Treffpunkt, die feindliche Avantgarde (Hertwegh) wurde nach Prowodow zurückgeworfen. Die Brigade Jonack, in ihrem Marſch auf Schonow angekommen, formirte ſich nach rechts zum Kampfe, um die Brigade Hertwegh zu unterſtützen. Auch dieſe zweite Brigade ward geworfen, erholte ſich aber und drang mit den von Weſten anrückenden öſterreichiſchen Truppen vereint ſo vor, daß die preußiſchen Truppen den Rückzug nach dem Walde öſtlich der Neuſtädter Chauſſee antreten mußten. Zwar wurde der weitere Vorſtoß der Oeſterreicher gehindert, nichts deſtoweniger hatten ſie das ganze ausgedehnte Terrain weſtlich der Neuſtädter Chauſſee in Beſitz, das Wäldchen am Wenzelsberg aber ſchien gänzlich für die Preußen verloren, obwohl deſſen öſtliche Liſière noch nicht von den Oeſterreichern beſetzt war. Mittlerweile hatte ſich bereits auch die öſterreichiſche Brigade Roſenzweig zum Angriffe vorbewegt, aber ſchon waren einzelne Truppen vom Gros des General Kirchbach im Anmarſch, um ihre bereits faſt drei Stunden ringenden preußiſchen Kameraden zu unterſtützen. Hatte die Zähigkeit der Letzteren dem Gros Zeit gelaſſen, heranzukommen und ſich wirkſam zu entfalten, ſo hatte dieſes nunmehr den Vorzug, den Kampf rühmlich zu beenden! —

---

*) Unter Steinmetz, Bd. III., S. 110. Das fächerförmige Bild des vorrückenden Kampfes iſt gemeint.

**) Zur Berichtigung des hierüber bei des Marſchalls Biographie Geſagten.
D. V.

Wir kommen zu unſerer eigentlichen Aufgabe, der Schilderung der Wirkſamkeit des Gros unter General von Kirchbach ſelbſt. — Um 5 Uhr früh von Reinerz aufgebrochen, hatte es die Cavallerie-Brigade von Wnuck an ihrer Spitze. Marſchordnung war folgende: Hinter von Wnuck folgten Füſilier-Bataillon vom Regiment Nr. 46, dritte 4pfündige Batterie, 19. Infanterie-Brigade (von Tiedemann), vierte 4pfündige Batterie, 20. Infanterie-Brigade (Wittich), dritte 6pfündige Batterie und dritte 12pfündige Batterie, Füſilier-Bataillon des Regiments Nr. 52, Pionier-Compagnie, zweites leichtes Feldlazareth. — Im Begriff die Metau zu paſſiren, wurde die Cavallerie-Brigade Wnuck beordert, vorzutraben, um die im Kampf begriffene Avantgarde (Löwenfeld) zu unterſtützen. Während ſie dies ausführte, marſchirte die Infanterie weiter. Etwa um 10 Uhr Morgens ward bei derſelben der erſte Kanonenſchuß von Nachod herüber gehört. Um $10^1/_4$ Uhr, ſchon dieſſeits von Nachod, traf General von Wnuck den commandirenden General, paſſirte Nachod, und, jenſeits der Stadt vor der Chauſſee nach Skalitz in die Straße nach Neuſtadt einbiegend, ritt die Brigade auf das Plateau zwiſchen Wiſokow und der Neuſtädter Chauſſee, ſich in gedeckter Stellung formirend. Etwa um $11^1/_2$ Uhr erfolgte das glänzende Reitergefecht der Brigade Wnuck gegen das öſterreichiſche Küraſſier-Regiment Ferdinand (Nr. 4) und Heſſen-Küraſſiere. Letztere, vorn, in Flanken und Rücken angegriffen, wurden nach zwar wildem, aber kurzem Kampfe auseinander geriſſen, total geworfen und verloren zwei Standarten. — Das Sammeln der preußiſchen Cavallerie-Brigade war ſchwierig, weil einer der dem General von Wnuck beigegebenen Trompeter todt, der andere wegen eines Hiebes durch den Mund unfähig war, zu blaſen. Ueberdem wurden unſere nachſetzenden Reiter auf dem Plateau durch öſterreichiſche Batterien und Infanteriſten, die im Wenzelberger Wäldchen vorgedrungen waren, beſchoſſen. Sämmtliche Commandeure: Oberſt von Treskow (weſtpreußiſches Ulanen-Regiment Nr. 1), Oberſtlieutenant Wichmann (8. Dragoner-Regiment), ſelbſt der Brigade-General von Wnuck und der größte Theil der übrigen Offiziere waren mehr oder weniger verwundet. Dies glänzende Reitergefecht der Brigade Wnuck, welches in Anlage, Durchführung und Bedeutung wohl durch *kein* Beiſpiel der neueſten Kriegsgeſchichte übertroffen worden, hatte außer dem Waffenerfolge aber noch das wichtige Reſultat, daß das Gros Kirchbach's nunmehr ungehindert das Plateau beſteigen und daſelbſt aufmarſchiren konnte.

Nachdem die vorderſte Batterie des Gros die Metaubrücke paſſirt hatte, eilte General von Kirchbach in raſchem Ritte durch Nachod auf das jenſeitige Plateau, wohin er ſchon Major von Grolman, ſeinen Generalſtabsoffizier, geſendet hatte, um etwaige Befehle einzuholen. Angekommen auf dem Plateau der Neuſtädter Chauſſee, nahm er das heftige Gefecht in dem vorliegenden Wäldchen und nach Wiſokow hin die Cavallerie von Wnuck wahr. Er orientirte ſich im heftigſten feindlichen Artillerie- und Gewehrfeuer mit größter Ruhe über den Stand des Gefechts, beobachtete das Reſultat des klaſſiſchen Reiterkampfes und ertheilte unmittelbar hierauf dem ſchon vor ſeinen Bataillonen auf dem Plateau erſcheinenden Generalmajor von Tiedemann Befehle. Bei dieſer Gelegenheit wurde neben Kirchbach die Stabsordonnanz, Gefreiter Kube, erſchoſſen. Gleich darauf kam auch ſchon die Tête des Gros heran. Das vordere Halbbataillon (Priebſch, vom 46. Infanterie-Regiment, Walther von Montbary; Brigade Tiedemann) formirte Colonne und ſchickte Schützen auf das Plateau vor. Dieſe erreichten gerade daſſelbe, als die linke Flügel-Escadron des 8. Dragoner-Regiments nach dem Sammeln wieder zu neuer Attaque anritt. Plötzlich öffnete ſich dieſelbe und ließ hinter ſich ein feindliches Jägerknäuel erſcheinen, die Attaque weiter fortſetzend. Gegen dieſes Knäuel entwickelten die preußiſchen Schützen ein ſo formidables Feuer, daß die öſterreichiſchen Jäger mit Hinterlaſſung von Todten und Verwundeten in das nahe Wäldchen flohen. General von Kirchbach befahl nunmehr Generalmajor Tiedemann, mit ſeiner (19.) Infanterie-Brigade die Beſetzung und Vertheidigung des Wäldchens zu vollziehen, während er ſich ſelbſt nach Wiſokow zu gleichem Zwecke begeben wollte und welches zu beſetzen er durch einen Adjutanten des General Steinmetz Befehl erhalten hatte. Unter heftigſtem Granatfeuer wurden die ſucceſſive anlangenden Bataillone dirigirt. Das Wäldchen wurde geſäubert und der Feind bis zur weſtlichen Liſière deſſelben zurückgetrieben. Darauf ward die ſtark beſetzte Wenzelskirche, ſammt Kirchhof wie Wenzelsberg ſelbſt genommen und der Feind nach Prowodow zurückgeworfen. Während Oberſt Walther von Montbary, obwohl verwundet, ſeinem 46. Regimente in das Hölzchen folgte, das nunmehr folgende Regiment Nr. 6 (Oberſt von Scheffler) aber den weſtlichen Saum deſſelben und die nach Prowodow hinabführende Schlucht beſetzte, wurden drei Halbbataillone auf Kirchbach's Befehl von Oberſtlieutenant von Scheffler aus der Gegend des Wäldchens unter heftigſtem Granatfeuer über das Plateau nach Wiſokow geführt. Inzwiſchen hatte ſich der Feind in Schonow und Prowodow eingeniſtet und ſuchte ſich unter dem Schutze zahlreicher, weſtlich in der Richtung nach Kleny links aufgefahrener Batterien zu ordnen. Um 1 Uhr wurden ſtarke feindliche Truppenmaſſen aller drei Waffen entdeckt, die ſich von Kleny nach Wiſokow vorbewegten und nordwärts abbogen. General von Kirchbach erkannte, daß dieſe Maſſen, gedeckt durch waldiges Bergterrain, eine Umgehung des rechten preußiſchen Flügels beabſichtigten! Friſche Truppen waren zur Verfügung nothwendig! — Rittmeiſter Häniſch, Adjutant der Diviſion, wurde geſendet, um Truppen der 20. Brigade, welche erſt im Anmarſch war, heranzuholen. Dieſe Brigade war ſtundenlang durch verſchiedene unfreiwillige Marſchhemmungen aufgehalten worden und erſchien obendrein unvollſtändig, da zwei Bataillone als Reſerve bei Altſtedt zurückgehalten, ein Bataillon durch im Metau-Thale tief eingeſunkene Artillerie im Marſch aufgehalten waren. Sie marſchirte, am Fuße des Plateaus angekommen, auf, um in Reſerveſtellung in das Wäldchen zu rücken. Darüber verging eine halbe Stunde, welche der Feind zur Vorbereitung ſeiner Umgehung mittels eines tüchtigen Geſchützfeuers benutzte, das aber nun die unſererſeits anlangenden Batterien erwiederten. Während dieſes eifrigen Geſchützkampfes hatten die Oeſterreicher ihre Umgehung durch die (oben angedeutete, zuletzt anrückende) Brigade Waldſtätten in der Art geordnet, daß zwei Bataillone derſelben über Prowodow den Angriff auf die weſtliche Liſière des Wäldchens ausführen, ein Jäger- und vier Infanterie-Bataillone aber die eigentliche Umgreifung und den Angriff auf Wiſokow bewirken ſollten. Nachdem General von Kirchbach über die (vorhin genannten) Halbbataillone der 19. Brigade disponirt hatte, um das Gefecht wieder herzuſtellen, begab er ſich nach dem Südende von Wiſokow, um dort ſpeciell das Gefecht zu leiten. Inmitten der braven Halbbataillone des Grenadier-Regiments Nr. 6 von Webern, von Thadden und von Bronikowsky hielt er mit eiſerner Energie den bereits umſaßten Flügel ſeiner Truppen feſt, bis er nach Eintreffen der 20. Infanterie-Brigade (Generalmajor Wittich) nach 1 Uhr Mittags in den Stand geſetzt wurde, die Umklammerung zu durchbrechen und durch Vernichtung des feindlichen linken Flügels die Schlacht zu entſcheiden! Am Südrande von Wiſokow wurde der Generalſtabsoffizier Major von Grolman leicht verwundet. General von Kirchbach, längs einer liegenden Tirailleur-Linie herunterreitend, indem er ſie zum ruhigen Zielen ermahnte, verlor ſein durch den Kopf geſchoſſenes Pferd. Er beſtieg im feindlichen Kugelregen das Roß ſeines zweiten Adjutanten, Lieutenant von Tyszka, ließ ſich die Bügel ſchnallen, Karten und Notizbuch aus den Packtaſchen ſeines gefallenen Thieres reichen, dieſes ſelbſt abſatteln und abzäumen, dann, dem treuen ſterbenden Kampfgenoſſen noch einen Blick ſchenkend, ſetzte der General längs der Schützenlinie ſeinen ruhigen Schritt fort, als wäre Nichts vorgefallen. —

Die von Prowodow anrückenden Theile der Brigade Waldſtätten wurden unter furchtbaren Verluſten zurückgeworfen und begaben ſich, unter Deckung von Geſchützfeuer, auf den Rückzug nach Skalitz. Um 2 Uhr etwa geſchah der Angriff des anderen Theils der Brigade Waldſtätten von dem bergigen, bewaldeten Starkoc her auf Wiſokow, und noch war die 20. Brigade nicht eingetroffen! — Der gefährlichſte Moment war gekommen! Das feindliche Feuer machte empfindliche Verluſte. In dieſer Zeit wurden Oberſt von Scheffler und Major von Wnuck verwundet; die Pferde erſchoſſen wurden den Majors von Webern und Grolman. Erſt die Reſerve-Batterien, welche nach und nach ſüdlich von Wiſokow auffuhren, leiteten das feindliche Feuer von den Truppen auf ſich ab. Jetzt endlich erſchien der Commandeur der 20. Infanterie-Brigade und meldete die Ankunft von ſechs Halbbataillonen (nämlich vier vom 52. Regimente Blumenthal und zwei vom Füſilier-Bataillon Brandenſtein 47. Regiments). Derſelbe erhielt vom Diviſionsgeneral Kirchbach den Befehl, quer durch Wiſokow zu marſchiren, das jenſeitige Plateau zu erſteigen und den Feind daſelbſt zurückzuwerfen, Cavallerie-Brigade von Wnuck werde ſeine rechte Flanke decken; Letzterem ſollte Adjutant Häniſch den Befehl hierzu überbringen. — Bei den ſteilen, tief eingeſchnittenen Rändern, an und auf denen Wiſokow liegt, war eine Erſteigung des jenſeitigen Plateaus für Infanterie ſchwierig, für Cavallerie nur an einzelnen Punkten möglich. Rittmeiſter Häniſch hatte auf dem Ritte zu General von Wnuck aber den Weg, auf welchem die Cavallerie in einer Terrainmulde öſtlich der Infanterie auf das Plateau gelangen konnte, wie die feindliche Stellung bereits recognoscirt und theilte ſeine Anſicht General von Wnuck mit. Unter Führung des Rittmeiſter Häniſch erreichte die 4. Escadron des Ulanen-Regiments Nr. 1 zuerſt das Plateau und ſchickte ſich, von der 3. Escadron gefolgt, an, auf die daſelbſt poſtirte feindliche Batterie loszugehen. Dieſelbe fand ſie aber durch zu ſtarke Cavallerie gedeckt, auch wäre ſie bei dem großen, noch zwiſchen ihnen und der Batterie liegenden Raume dem Feuer des Gegners zu ſehr preisgegeben worden. Auf Anordnung des Rittmeiſter Häniſch gingen beide Ulanen-Escadrons um die Höhe gegen die linke Flanke der Batterie und feindlichen Cavallerie vor und nahmen gedeckte Stellung. Bald ſah man, daß die öſterreichiſchen Küraſſiere anfingen abzuziehen und daß Granaten der Batterie von Treuenfels in dieſelbe einſchlugen, auch nun die feindliche Batterie aufproßte, um abzufahren. In dieſem Augenblicke warfen ſich beide Ulanen-Schwadronen a tempo auf den abziehenden Feind! Die öſterreichiſchen Küraſſiere nahmen das Gefecht nicht an, ſondern eilten, von den Ulanen verfolgt, in den Wald. Von der zurückjagenden öſterreichiſchen Batterie blieb das vorletzte Geſchütz an einem Baume hängen und wurde wie das letzte genommen, die Anderen jagten das Plateau nach Starkoc zu hinab. Von den nachfolgenden Ulanen wurden aber noch drei Geſchütze am Starkocer Waldrande ohne Beſpannung und Bedienung gefunden, zwei andere auch am weſtlichen Ausgange von Wiſokow von preußiſcher Infanterie erobert. Beim Vorgehen der 20. Infanterie-Brigade auf das nördlich Wiſokow gelegene Plateau ſchloß ſich General von Kirchbach, der jetzt ganz ohne Begleitung war, den vorderſten Bataillonen an und blieb bis zum Ende der Schlacht in den vorderſten Linien der 20. Brigade. — Die gegen Wiſokow im Feuer ſtehenden öſterreichiſchen Abtheilungen waren inzwiſchen durch das Avanciren der Bataillone des General Wittich nördlich des Dorfs zuſammengedrängt worden. Zwei von deſſen Halbbataillonen drangen im Dorfe ſelbſt, vier am hochgelegenen Nordrande deſſelben vor, ein mörderiſches Kreuzfeuer auf die öſterreichiſchen Truppen erfolgte und die inzwiſchen aufgefahrenen Batterien der preußiſchen Reſerve-Artillerie zwangen die öſterreichiſchen Batterien zum Abfahren. Nach 3 Uhr war auch hier der Feind im völligen Abzuge auf Skalitz begriffen, eine große Menge Gefangener, zahlloſe Leichen und Verwundete zurücklaſſend.

Mit dem Augenblick, in welchem General von Kirchbach mit der 19. Infanterie-Brigade debouchirt war, hatte derſelbe das Gefecht hergeſtellt, hatte die drei Stützpunkte Wiſokow, das Wäldchen und Wenzelsberg beſetzt, alles Uebrige aber formirte ſich dahinter, wie es nach und nach aus der Deſilee heraus kam. Kirchbach's Dispoſitionen waren überaus klar, beſtimmt und ruhig. Selbſt in den kritiſchſten Momenten, als ſich das Eintreffen der 20. Brigade über Erwarten verzögerte und der General die feindliche Umgehung des diesſeitigen rechten Flügels im Entſtehen wahrgenommen hatte, als dieſe Umgehung dann perfect und durch das Feuer der feindlichen Artillerie wie Jäger mit jeder Secunde fühlbarer geworden war, als ſich das kleine Häuflein der Halbbataillone (Grenadier-Regiment Nr. 6) bei Wiſokow endlich in bedenklichſter Weiſe gelichtet hatte und immer neue Offenſivſtöße abgeſchlagen werden mußten, hatte der General niemals einem Zweifel Raum gegeben, daß er hier ausharren müſſe mit ſeinen Getreuen, ſei's auch bis auf den letzten Mann! Kirchbach war ſtets voller ruhiger, freudiger Zuverſicht geblieben, die ſich in wohlthuendſter Weiſe allen Denen mittheilte, welche in perſönliche Berührung zu ihm kamen. — Die preußiſchen Truppen, zwar bis zum Umſinken erſchöpft, waren aber innerlich gehoben und als nach 4 Uhr der Kronprinz erſchien, brach endloſer Jubel aus. Er brachte ihnen den Dank des Königs und lautes Hurrah begleitete ſeinen Ritt, als er dieſen Theil des Schlachtfeldes beſichtigte, wobei ſich ihm Generallieutenant von Kirchbach anſchließen mußte, um die nöthigen Erklärungen zu geben. —

Der erſte Sieg bei Nachod war für die kronprinzliche Armee entſchieden, und unzweifelhaft gebührt General von Kirchbach die Ehre, namentlich durch das frühe Erkennen der Umgehung der Brigade Waldſtätten und der Gegenmaßregel, den Kampf entſchieden zu haben. Wenn die Umſtände es gewollt hätten, daß die 10. Diviſion nur eine Viertelſtunde ſpäter auf das Plateau von Wiſokow debouchirt wäre, um in das Gefecht einzugreifen, ſo wäre die Avantgarde wahrſcheinlich von der Uebermacht in das enge Defilee von Nachod geworfen worden, wodurch ſich eine grenzenloſe Verwirrung erzeugt hätte, die den Verluſt der Schlacht zur Folge haben mußte. — Nicht nur der Kronprinz war für General von Kirchbach voll Anerkennung und Herzlichkeit, die begeiſterten Truppen empfingen auch überall, wo er allein ſich zeigte, ihren ſiegreichen Commandeur mit Jubel. — Der Verluſt preußiſcher Truppen war an dieſem erſten Kampftage ſehr bedeutend geweſen, er betrug an Todten und Verwundeten 59 Offiziere, 1061 Mann und 311 Pferde. Die Oeſterreicher verloren dagegen 235 Offiziere und 7275 Mann, für ſie ein wahrhaft erſchütterndes Unglück!! —

Die Nacht verging ruhig, nur bei dem geworfenen Feinde in Skalitz herrſchte ein ängſtlich haſtiges Leben. Das fortwährende Pfeifen der Locomotiven der dortigen Eiſenbahn bewies, wie während der ganzen Nacht große öſterreichiſche Truppenmaſſen zu Ramming's Unterſtützung herangeführt wurden, alſo neuer Kampf am nächſten Tage bevorſtehe. Als Benedek, deſſen Hauptquartier in Joſephſtadt ſich befand, den Verluſt Ramming's erfuhr, warf er in beſagter Nacht von ſeinen daſelbſt im Aufmarſche begriffenen Armeen das 8. Corps (Erzherzog Leopold) per Bahn nach Skalitz, während nach Dolan (1½ Meilen weſtlich Skalitz) das 4. Corps (Graf Feſtetics) mit den noch übrigen drei Brigaden rückte. Dem 5. Armeecorps konnten ſomit am andern Tage drei öſterreichiſche Corps gegenübertreten, ſeinerſeits hatte aber General von Steinmetz keinerlei Unterſtützung als von dem Gardecorps zu erwarten, welche aber aus den bereits mitgetheilten*) Gründen ausblieb. — Wir wiſſen, daß dadurch das 5. Corps in die verhängnißvollſte Alternative gedrängt wurde, welche nur durch einen außerordentlichen und heroiſchen Entſchluß überwunden werden konnte. —

Selbſtverſtändlich waren ſo ernſten Dingen gegenüber preußiſcherſeits ſchon in der Nacht die entſprechenden Vorſichtsmaßregeln getroffen worden. — Die Ordre de bataille für den 28. Juni war ſo feſtgeſtellt: Avantgarde (Königsgrenadiere Nr. 7, zwei Compagnien des Jägerbataillons Nr. 5, zwei Batterien, vier Escadrons des 1. ſchleſiſchen Dragonerregiments Nr. 4 und eine Compagnie Pioniere) unter Führung des Oberſt von Voigts-Rhetz. Das Gros, wiederum Generallieutenant von Kirchbach, beſtand aus der ſiegreichen 10. Diviſion, welche ein rechtes Seitendetachement (17. Infanterie-Brigade, zwei Compagnien des 5. Jäger-Bataillons, 4. Escadron vom Dragoner-Regiment Nr. 4 und zwei Batterien) unter General von Löwenfeld hatte. Ferner war noch ein Detachement des Generalmajor von Hoffmann (22. Infanterie-Brigade, 2. ſchleſiſches Dragoner-Regiment Nr. 8, und zwei Batterien vom Artillerie-Regiment Nr. 6) disponibel, Reſerve-Artillerie u. ſ. w. — Bemerkt muß werden, daß die Infanterie-Brigade Hoffmann nebſt zwei Fußbatterien (Regiment Nr. 6) erſt am ſpäten Abend des 27. Juni vom 6. Armeecorps aus Koeppernig, ſüdlich Neiſſe, im Bivouak von Wiſokow eintraf. —

Des Feindes Vorpoſten ſtanden bei Kleny. Das 5. Corps hatte den Auftrag, nach Gradlitz zu marſchiren; eine Unterſtützung durch die 2. Garde-Diviſion war für dieſen Tag, wie ſchon erwähnt, zugeſagt. General von Steinmetz wollte dieſer Diviſion Zeit geben, einzutreffen. Um 7 Uhr entſendete er das rechte Seitendetachement nach Studnitz, um dort die Verbindung mit der Garde-Diviſion aufzunehmen und um $8^1/_2$ Uhr ſchickte er den Hauptmann Mantey vom Generalſtabe nach Koſteletz, um die

---

*) Iſt bei „Steinmetz", Bd. II. S. 114 u. 115, geſchehen. D. B.

Garde-Diviſion auf Studnitz zu dirigiren. Nach Eintreffen derſelben ſollte General von Löwenfeld im Verein mit der Garde zum Angriff auf den linken feindlichen Flügel ſchreiten.

Während ſo auf die Garde-Diviſion gewartet wurde, erkannte man an der langgeſtreckten Aufſtellung des Gegners, daß derſelbe bedeutende Verſtärkungen an ſich gezogen habe. Trotzdem hielt General von Steinmetz die Abſicht feſt, den Feind anzugreifen. Die Dispoſition war: General von Löwenfeld, in Studnitz eingetroffen, ſollte in Richtung auf Skalitz links einſchwenken, auf dem Schaafberge aber eine ſolche Stellung nordöſtlich Dubnow nehmen, daß er in Bezug auf die Stellung, welche Obriſt Voigts-Rhetz und Generalmajor von Hoffmann eingenommen hatten, eine Offenſivflanke gegen den feindlichen linken Flügel bildete. Beim Vorgehen Löwenfeld's ſollte Oberſt von Voigts-Rhetz in weſtlicher Richtung avanciren, Generallieutenant von Kirchbach nördlich der Straße Wiſokow-Klenz folgen und denſelben links debordiren. Generalmajor von Hoffmann hatte vorläufig in ſeiner Stellung zu bleiben, den Angriff aber nach Umſtänden und eignem Ermeſſen zu unterſtützen. Gemäß des Befehls marſchirte das Corps von Löwenfeld von Studnitz ſüdlich über den Schaafsberg gegen Dubno und formirte ſich nördlich dieſes Orts auf dem Plateau, die Infanterie jedes Regiment zu zwei Treffen, die Batterie auf dem rechten Flügel dicht rechts der Schäferei. Man entdeckte von Zblow her feindliche Infanterie im Anmarſch, gleichzeitig wurden aber auch in der Höhe von Zernow Truppen ſichtbar, die ſchwere Garde-Cavallerie-Brigade von Prinz Albrecht Sohn, wie ſich ſpäter herausſtellte. Dorthin richtete der Feind augenſcheinlich ſein Geſchützfeuer, zog aber auch ſeine bis in jene Gegend vorgeſchobene Artillerie und Cavallerie durch Zlitſch an ſeinen linken Flügel heran. So wie die Feinde von Zernow abzogen, richteten beide Batterien Löwenfeld's ihr Feuer auf ſie; 30 bis 40 Geſchütze des Gegners antworteten ſofort heftig aber wirkungslos (wegen der Entfernung), weshalb dieſelben ihr Feuer einſtellten. In dieſer Situation erwartete man die Ankunft der 2. Garde-Diviſion. Statt derſelben aber brachte Hauptmann Kroſeck, Adjutant beim General-

Commando, die Nachricht, daß über die 2. Garde-Diviſion in Folge des am Tage vorher bei Trautenau ſtattgehabten Gefechts anders disponirt und nur die ſchwere Cavallerie-Brigade zur Unterſtützung vorgeſchickt ſei!

Die faſt furchtbare Großartigkeit des Steinmetzſchen Entſchluſſes: trotzdem den weit überlegenen Gegner anzugreifen, iſt von der Zeitgeſchichte lange noch nicht genügend hervorgehoben und eingehend gewürdigt worden. Dieſer Entſchluß war der einzig richtige, der allein mögliche! Was wäre geſchehen, wenn General Steinmetz nicht angegriffen hätte, da doch das 1. Corps bei Trautenau geſchlagen war? — Was hätte es für Folgen gehabt, wenn der Angriff mißlang? — Zwiſchen zwei geradezu ſchreckliche Alternativen geſtellt, welche beide die Vernichtung der kronprinzlichen Armee, wie Schleſiens vollendete Schutzloſigkeit zur Folge haben konnten, war die Wahl des Angriffs die folgerichtigere, die allein **ehrenvolle**!

Von dem allgemeinen Gange der gewaltigen Schlacht hier abſehend, faſſen wir vornehmlich die (10.) Diviſion Kirchbach ins Auge. Dieſelbe befand ſich 8 Uhr Morgens in der tiefeingeſchnittenen Dorfſtraße von Wiſokow verdeckt. Es war 11 Uhr geworden, als der commandirende General Steinmetz dem General Löwenfeld, bei deſſen Detachement er ſich befand, den Befehl zum Angriff gab und ſeine Adjutanten denſelben den anderen Corpscommandeuren überbrachten. Auch das Gros von Kirchbach entwickelte ſich und zwar die 19. Brigade weſtlich, die 20. nördlich von Wiſokow. Nachdem Kirchbach die Diviſion bei dieſem Vormarſch ſich hatte vorbei defiliren laſſen, ſetzte er ſich an die Tête derſelben. Nach einer Umſchau vom Schaafsberge aus ritt er nach dem vorliegenden Walde voraus, um ſich zu orientiren. Die 10. Infanterie-Diviſion war etwas nach 11 Uhr aus Wiſokow zum Angriffe vorgerückt. Die 19. Infanterie-Brigade formirte ſich dicht am Dorfe nördlich der Eiſenbahn, die 20. Infanterie-Brigade dahinter am Bergabhange nördlich Wiſokow; zwei Batterien auf dem Höhenrücken zwiſchen Wiſokow und Starkow, woſelbſt auch die Batterien der Avantgarden ſtanden. General von Kirchbach folgte zwiſchen den beiden Brigaden, die demnach zwei Treffen bildeten, ſeinen Truppen. Dieſelben, gedeckt durch den Höhenrücken, traten den Marſch in der Richtung nach Dubno an, um ſich in das richtige Verhältniß als links überflügelndes Echelon zum Detachement von Löwenfeld zu ſetzen, das eben ſo wie die Avantgarde und zwei Bataillone des Füſilier-Regiments Nr. 38 bereits in die Faſanerie eingedrungen war. Das Durchſchreiten des tiefen Grundes, bereits im feindlichen Granatfeuer, wie der Aufmarſch am Fuße des Schaafberges machte Aufenthalt. Der bereits wild entbrannte Kampf im vorliegenden Walde ſchien hartnäckiger. General von Kirchbach ritt daher, um ſich zu orientiren, in den Wald vor und fand ihn von diesſeitigen Truppen beſetzt. Dem Faſanerie-Wäldchen ſchon ganz nahe gekommen, ereignete es ſich, daß eine Granate fünf Schritte vor dem General zerſprang. Das Pferd, welches ihn trug, erſchrak dermaßen, daß es zuſammenſtürzte! — Ein weiteres Vorgehen in der befohlenen Richtung, um das Detachement Löwenfeld links zu überflügeln, erkannte er als unthunlich. Er ließ deshalb die 19. Brigade die Faſanerie, in welcher wie an deren weſtlichen Liſière heftig gekämpft wurde, in der Richtung auf Zlitſch nördlich umgehen und ſich zum Angriff in zwei Staffeln auseinanderziehen. Das Infanterie-Regiment (Nr. 6) von Scheffler, mit dem Brigadegeneral von Tiedemann an der Spitze, zog ſich mit ſechs Halbbataillonen in zwei Treffen mit einer Linksſchwenkung, den rechten Flügel gegen den Fluß gelehnt, in die Flanke der feindlichen Aufſtellung und ging, nachdem die nördlich Zlitſch ſtehenden Reitermaſſen als die ſchwere Garde-Cavallerie-Brigade von Prinz Albrecht Sohn erkannt worden waren, tambour battant gegen die mit öſterreichiſchen Jägern beſetzten Höhen unaufhaltſam vor. Ihnen wiederſtand Nichts! Die feindliche Aufſtellung wurde vom linken Flügel aufgerollt! — Ließen einzelne öſterreichiſche Abtheilungen die preußiſchen Schützen auch bis in ihre Nähe kommen, ſo wandten ſie ſich doch vor dem wie auf dem Exercirplatze mit raſſelnden Trommeln avancirenden Grenadier-Regiment von Scheffler in Haſt theils nach Skalitz, theils in den tiefen, ſteil abfallenden Aupagrund. Der Feind, auch jenſeits der Aupa gedeckt ſtehend, beſchoß ſelbſt mit Artillerie lebhaft den Vormarſch dieſes wackern Regiments in der rechten Flanke. Zweien Schützenzügen des Halbbataillons Fiſcher aber, die an den Baumgruppen des linken Aupa-Ufers etablirt wurden, gelang es, vereint mit den Schützen der beiden Halbbataillone von Nitſche und von Heugel, den Feind vollſtändig nach Skalitz und über die Aupa zu treiben. Darauf ſetzte das Grenadier-Regiment Nr. 6 ſeinen Marſch nach Skalitz fort. — Der 20. Infanterie-Brigade hatte inzwiſchen Diviſionsgeneral Kirchbach Befehl geſendet, nicht der 19. Brigade auf Zlitſch in nördlicher Richtung zu folgen, ſondern ſich an der Nordliſière der Faſanerie in gleiche Höhe mit letzterer zu ſetzen. Die Brigade Wittich, nachdem ſie die Niederung bei Dubno paſſirt hatte, marſchirte demgemäß reglementsmäßig auf, nahm das Infanterie-Regiment Nr. 47 auf den linken Flügel, Schützen vor die Front, und avancirte, in Richtung nach Skalitz, der Nordweſtecke der Faſanerie zu. Unter heftigem feindlichen Granatfeuer in Höhe der Förſterei angekommen, durchſchritt das Regiment (Nr. 47) den Wald, bei der brennenden Förſterei vorüber, in Richtung der Eiſenbahn und Chauſſee. So wie die Bataillone aus dem Walde traten, formirten ſie ſich und gingen auf des General von Steinmetz Befehl tambour battant gegen den Bahnhof vor, Wittich an ihrer Spitze, während Kirchbach an der Eiſenbahn verblieb und hier in der Mitte ſeiner Truppen dem Angriffe folgte. Das 6. brandenburgiſche Infanterie-Regiment Nr. 52 (Oberſt von Blumenthal), welches dem Grenadier-Regiment (Nr. 6) links vorging, avancirte auf Kirchbach's Befehl tambour battant mit vorgenommenen Schützen ebenfalls nördlich des Geheges gegen Skalitz und unſer General ſetzte ſich jenſeits deſſelben an deſſen Spitze. Den gegen die Stadt anſtürmenden Truppen des Gros ſchloſſen ſich jetzt Abtheilungen der 9. Infanterie-Diviſion und zwar des 38. und 58. Regiments an. Unaufhaltſam, einer Lawine gleich, aber in muſterhafter Ordnung, rückte das Ganze vor, den verbarrikadirten Eingängen der Stadt und dem Bahnhofe zu. Vom 52. Regiment drang das Halbbataillon Pappritz beim Zollhauſe an der Chauſſee in die Stadt, das Halbbataillon von Bünau von Norden her in die große

Brauerei, das Halbbataillon Bielefeld dagegen, ins Aupathal hinabgeſtiegen, brach von dort aus in die Gehöfte und Straßen der Stadt. Gleichzeitig wurden drei Compagnien des 38. Füſilier-Regiments durch Generallieutenant von Kirchbach gegen das Zollhaus dirigirt; ſie ſtürmten es und nahmen 150 Oeſterreicher gefangen. Eben ſo glücklich operirte das Regiment Nr. 47 gegen den Eiſenbahndamm und Bahnhof und erſtürmte letzteren. — Nachdem unter großem Blutvergießen Skalitz genommen, die preußiſche Artillerie an Stelle der öſterreichiſchen auf die Aupahöhen, nördlich der Stadt, poſtirt war, erhielt durch General von Kirchbach das Halbbataillon von Schachtmeyer Befehl, durch die Stadt den in voller Panik abziehenden Feind zu verfolgen. Eine große Zahl Gefangener und genommener Geſchütze war die Beute dieſes zweiten, des glorreichſten Tages des 5. Armeecorps; Artillerie wie Cavallerie hatten zu dieſem Siege entſprechend wirkſam beigetragen. Preußiſcherſeits betrug der Verluſt an Todten und Verwundeten 1367 Mann, von öſterreichiſcher Seite aber die verhältnißmäßig ungeheuer zu nennende Zahl von 6099 Mann. — Auch an dieſem zweiten, heißeſten Gefechtstage hatte Generallieutenant von Kirchbach mit ſeinen Truppen die Entſcheidung gegeben! Das ſelbſtſtändige Handeln des Generals, das raſche, klare Erkennen der Gefechtsverhältniſſe, ſo wie er nur mit ſeinen Truppen in Contact mit dem Feinde kam, ſein Abweichen von der erhaltenen Dispoſition nach Maßgabe der veränderten Verhältniſſe war entſcheidend für das Gelingen des Siegs mit verhältnißmäßig noch geringen Opfern. Der 9. Infanterie-Diviſion nämlich war es gelungen, die Oertlichkeiten vor der Hauptſtellung bei Skalitz zu nehmen und den energiſchen Offenſivſtoß der Brigade Kreiſſern abzuweiſen. Die 10. Infanterie-Diviſion von Kirchbach war es aber, welche den entſcheidenden Stoß gegen die öſterreichiſche Hauptſtellung that und Skalitz ſelbſt mit Sturm nahm! — Vor der Stadt traf Kirchbach mit dem commandirenden General von Steinmetz zuſammen und machte ihm von dem veränderten Gange des Gefechts Meldung. — Betrachten wir den Sieg bei Skalitz als einen Ring in der Kette kriegeriſcher Ereigniſſe, ſo tritt deſſen

Werth ganz beſonders leuchtend hervor. Die Allerhöchſt gegebene Dispoſition war: Vereinigung der I. und II. preußiſchen Armee in der Richtung auf Gitſchin — in der zutreffenden Annahme ertheilt, daß bei dem Einrücken der preußiſchen Corps in Böhmen die Hauptmacht der Oeſterreicher noch **nicht** concentrirt ſein werde und die preußiſcherſeits ergriffene Initiative Veranlaſſung bieten dürfte, Theile der feindlichen Hauptmacht zu ſchlagen. Bei dem concentriſchen Vordringen fiel dem 5. Armeecorps (von Steinmetz) unſtreitig die ſchwierigſte Aufgabe zu, das Erzwingen des Debouchirens aus dem langen, engen Defilee von Nachod im Kampfe gegen einen überlegenen Gegner, die Wegnahme der ſtarken Poſition von Skalitz am folgenden Tage gegen friſche Truppen und wiederum gegen eine Uebermacht des Feindes, endlich aber der Flankenmarſch von Skalitz-Schweinſchädel-Gradlitz Angeſichts des 2., 3., 6., 8. und 10. öſterreichiſchen Armeecorps, ſowie der 1. und 3. Reſerve und der 2. leichten Cavallerie-Diviſion. Man ſieht, kein Glied an dieſer Kette von Begebenheiten durfte fehlen! — Focht das 5. Armeecorps bei Nachod unglücklich, ſo wurde die Grafſchaft Glatz und Schleſien der Schauplatz des Krieges, die II. Armee mußte dann um ſo mehr zurückgehen, als das 1. Armeecorps bei Trautenau geſchlagen worden war. Nur die entſcheidenden Siege des 5. Armeecorps vermochten dieſen Mißerfolg auszugleichen. Ein verunglückter Angriff auf Skalitz hätte zwar bei der Zähigkeit des 5. Armeecorps, Steinmetzens, wie ſeiner Diviſionäre den Verluſt der Defileen von Nachod vorausſichtlich nicht zur Folge gehabt, zum Mindeſten hätte er aber doch die Concentration der preußiſchen Armee verzögert, damit den Sieg von Königgrätz in Frage geſtellt, wenn die II. Armee nicht rechtzeitig eingreifen konnte. Die Bedeutung der Siege des 5. Armeecorps, in denen Generallieutenant von Kirchbach bei Nachod-Skalitz die Entſcheidung gegeben hatte, iſt am Treffendſten durch das bekannte Dankſchreiben König Wilhelms an General von Steinmetz*) gekennzeichnet. — — — Der commandirende General von Steinmetz ließ nunmehr nach Joſephſtadt gegen Jaromirze und Neuſtadt Vorpoſten-Detachements ausſetzen.

---

*) Es iſt in deſſen Biographie bereits abgedruckt. D. V.

Am 29. Juni ſollte die Vereinigung der II. (kronprinzlichen) Armee am linken Elbufer ſtattfinden. Um dieſen Zweck zu erreichen, hatte das I. Armeecorps bis Pilnikau, das Gardecorps bis Königinhof, das 5. Armeecorps bis Gradlitz, das 6. aber bis Skalitz zu rücken. —

Da die Truppen des 5. Armeecorps nach den beiden heißen Gefechten von Nachod und Skalitz ſehr angegriffen waren, ließ General von Steinmetz den weiteren Marſch erſt am 29. Nachmittags 2 Uhr beginnen. Die Avantgarde (19. Infanterie-Brigade, zwei Compagnien Jäger, das weſtpreußiſche Ulanen-Regiment, zwei Batterien, eine Compagnie Pioniere und das Diviſionslazareth) führte nunmehr unſer Kirchbach, das Gros Generalmajor von Löwenfeld, die Reſerve General von Hoffmann; außerdem war ein linkes Seitendetachement unter Generalmajor Wittich gebildet. Die Corps-Cavallerie commandirte Generalmajor von Wnuck, welcher trotz ſeiner Verwundung bei Nachod aus freier Bewegung noch mit eingegriffen hatte. Die ſchwere Garde-Cavallerie-Brigade hingegen hatte Prinz Albrecht Sohn.

Der von General von Steinmetz am Vormittag des 29. Juni gegebene Befehl zum Vormarſch lautete: daß die Avantgarde um 2 Uhr Nachmittags aufbrechen, bei Zlitſch über die Aupa nach Ratiboritz, von da über Weſtetz und Wetrnik gehen ſolle, um die linke Flanke der feindlichen Vorpoſtenſtellung hinter dem Abſchnitt Trzebeſchow-Miskoles zu tourniren. Zugleich ſollte in der rechten preußiſchen Flanke das Terrain bis Horika aufgeklärt werden, worauf die Straße Chwalkowitz-Gradlitz zu gewinnen wäre. General Wittich war beauftragt, mit dem linken Seiten-Detachement über Zagezd, Trzebeſchow, Chwalkowitz nach Gradlitz zu marſchiren. Die Cavallerie-Brigade von Wnuck ſollte dem General Wittich, die übrigen Truppen der Avantgarde folgen. Mit dieſer Diſpoſition iſt bereits die Abſicht einer Umgehung des Feindes, — wenn möglich, ohne Kampf, klar ausgeſprochen.

Der Chef des Generalſtabs des 5. Armeecorps, Oberſt von

Wittich hatte früh am Morgen des 29. die Aupa-Uebergänge wie die feindliche Vorpoſtenſtellung recognoscirt. Aus aufgefundenen Papieren war demnächſt bekannt, daß drei öſterreichiſche (das 4., 6. und 8.) Corps uns entgegenſtänden. Um Gradlitz ohne Kampf zu erreichen, beſchloß Steinmetz auf die oben angegebene Weiſe die Umgehung des linken Flügels des Feindes. Schon jenſeits Zagezd zeigten ſich mehrere geſchloſſene feindliche Abtheilungen, welche von der Aupa nordwärts abzogen. Gegen dieſe Abtheilungen eröffnete Generalmajor Wittich ein kurzes Geſchützfeuer, um des Feindes Aufmerkſamkeit von Miskoles ab auf dieſe Seite zu ziehen. Dieſe Abſicht ſchien errei[illegible], denn als die Spitze der Colonnen den Grund bei Trzebeſchow erreichte, wurde ſie vom heftigen Granatfeuer empfangen. Aus dieſer Affaire entwickelte ſich aber, ehe der Angriff der Avantgarde Kirchbach's ſtattfand, ein kurzer Kampf der Brigade Wittich mit vorgeſchobenen Truppen des Corps Feſtetics, welches bei Schweinſchädel ſtand. — Die Avantgarde von Kirchbach war 2 Uhr Nachmittags bei drückender Hitze vom Bivouak abmarſchirt. Nachdem ſie beim Vorwerk Hermanitz eine feindliche Patrouille von fünf Mann abgefangen hatte, wurde von dort die 2. Eſcadron des Ulanen-Regiments Nr. 1 zur Eclärirung gegen Horika vorgeſendet, wo ſie bis Abend blieb, ohne einen Feind zu entdecken. Bei Weſtetz führte der Weg in eine enge Thalſchlucht, ſo daß die Infanterie nur in Reihen, Cavallerie nur zu Zweien marſchiren konnte. Im Grunde zwiſchen Wetrnik und Lhota vernahm man ziemlich heftiges Geſchützfeuer in ſüdlicher Richtung, bald auch Gewehrfeuer. Man vermuthete deshalb die 20. Infanterie-Brigade an der Straße nach Jaromirzc im Kampfe. — Generallieutenant von Kirchbach ritt daher mit ſeinem Stabe voraus auf das nordweſtlich Miskoles gelegene Plateau von Chwalkowitz (auf der Generalſtabskarte mit 935 bezeichnet), um zu recognosciren, doch kaum mit ſeiner Suite und Oberſtlieutenant von Gottberg aus dem Dorfe weſtlich ins Freie gekommen, erhielt er eine gut abgemeſſene Granatlage von den Höhen von Schweinſchädel her; kaum zwanzig Schritte vor ihm ſchlug die erſte Granate ein. — Es war ihm ſofort klar, daß auf dieſem Wege der Vormarſch auf Gradlitz ſo lange nicht fortgeſetzt werden konnte, als der Feind ſich im Beſitz der dominirenden Höhen befand. Kirchbach entſchloß ſich deshalb auf ſeine eigene Verantwortung hin, der (20.) Brigade Wittich nicht allein den Kampf zu überlaſſen, ſondern von Miskoles aus die feindliche Höhenſtellung anzugreifen! Die Brigade Tiedemann ſollte ſich an der Straße Miskoles-Schweinſchädel entwickeln, das Füſilier-Bataillon des Grenadier-Regiments Nr. 6 wurde angewieſen, Miskoles zu beſetzen und zog die 10. Compagnie, welche zur Sicherung der rechten Flanke detachirt war, heran. Kirchbach poſtirte die 3. vierpfündige Batterie (Philipp) weſtlich unfern des Dorfes, welche den Kampf mit den feindlichen Batterien aufnahm. Indem ſie dadurch das Feuer derſelben auf ſich zog, vermochte Generalmajor von Tiedemann ſeine Infanterie zu entwickeln. Alsbald erſchien auch die 4. vierpfündige Batterie (Habelmann) zur Unterſtützung der Batterie Philipp; beide ſetzten den Geſchützkampf ohne ferneren Verluſt fort. — Die entwickelten Regimenter hatten jetzt aber deſto mehr vom feindlichen Feuer zu leiden und die Entfaltung der Brigade aus den ſchwierigen Defileen konnte nur langſam erfolgen. Das Ulanen-Regiment Nr. 1 debouchirte inzwiſchen aus Miskoles. — Kirchbach ritt nun in dem von Granaten überſchütteten Hohlwege gegen Schweinſchädel vor, und obwohl das Platzen der Geſchoſſe manche gute Nerven erſchütterte, ſo doch die unſeres Kirchbach nicht. Hier traf er auf einige zurückgebliebene Leute des Grenadier-Regiments Nr. 6, welche, an die Wände der Schlucht gepreßt, die Geſangbücher hervorgeholt hatten und beteten. An ihnen vorüber reitend, rief er ihnen ein donnerndes „Vorwärts ins Gefecht!“ zu und drehte ſich um, ob ſeinem Befehl auch gehorcht würde. In demſelben Augenblick ſchlug hinter dem General eine Granate ein und zerriß, krepirend, einige an die Wände des Hohlwegs gedrückte Mannſchaften! Nirgends zeigte ſich die Ruhe und Kaltblütigkeit Kirchbach's, die Raſchheit wie Sicherheit ſeiner Entſchließungen in einem glänzenderen Lichte, als hier, wo er, auf den Kanonendonner hin, der Tête ſeiner Diviſion vorauseilend, mit ſeinem Stabe ſichtlich das Ziel der feindlichen Batterien bildete, aber mit derſelben Präciſion und Klarheit ſeine

Befehle ertheilte, wie auf dem Manöverfelde. Er lebte im Gefecht allein nur dem glücklichen Fortgange deſſelben! Sein Auge war überall, wo der Kampf zu ſtocken ſchien! Wo die größten Schwierigkeiten zu überwinden waren, eilte er ermunternd zur Stelle und dieſes vielmalige Eingreifen in die kleinen Details trübte nie ſeinen Blick, beeinträchtigte niemals die Leitung des großen Ganzen! — Trotz mancher Verluſte ſetzte die 19. Infanterie-Brigade ihren Marſch gegen Schweinſchädel fort, ohne das Gepäck abzulegen. Nach kurzem Feuergefecht, welches die Schützen des Regiments Nr. 6 gegen die Nordliſière des Dorfes und die im Innern des Meiereigartens etablirten Oeſterreicher führten, wurde mit Hurrah trotz heftigen Gegenfeuers ins Dorf eingedrungen, die Umfaſſungsmauern des großen Gartens erſtiegen, die Thore der Meierei beſetzt, geſprengt und daſelbſt gegen 300 Gefangene gemacht. Sämmtliche in Schweinſchädel eingedrungene Abtheilungen, welche bei der Meierei nicht aufgehalten wurden, ſtießen durch das Dorf durch, beſetzten die jenſeitige Liſière, konnten dem abziehenden Feinde aber nur noch durch Schnellfeuer Abbruch thun. Der Feind hatte große Verluſte erlitten. Unter Anderem war ein Wieſenſtreifen ſüdlich des Dorfes von Todten und Verwundeten wie überſäet, welche noch bei der Flucht von der Dorfliſière aus niedergeſtreckt worden waren. Am Dorfe Schweinſchädel traf Kirchbach der Befehl des commandirenden Generals: „das Gefecht abzubrechen.“ — Dies zu bewirken wurde der ſiegreich vordringenden 10. Diviſion ſehr ſchwer. Der Befehl war aber gegeben worden, weil die Aufgabe des 5. Armeecorps ja darin beſtand, Gradlitz zu erreichen, die Löſung dieſer Aufgabe durch den bisherigen Sieg aber geſichert war. General von Kirchbach nahm deshalb das Grenadier-Regiment Nr. 6 auf das Plateau und in die Nähe von Miskoles zurück und begab ſich darauf nach der Schäferei, wo er neben der reitenden Garde-Batterie hielt, welche auf die nach Jaromirz abziehenden Oeſterreicher feuerte. Außer dem Grenadier-Regiment Nr. 6 von Scheffler und dem (46.) Regiment Walther von Montbary war den Jägern und der Artillerie der Diviſion, wie der Cavallerie-Brigade von Wnuck mehrfach Gelegenheit zu erfolgreichen Actionem gegeben worden. 6 Uhr Abends endete das ſiegreiche Gefecht, mit ihm dieſe berühmte Dreitage-Schlacht. Der preußiſche Verluſt bei Schweinſchädel belief ſich auf 393 Mann, der der Oeſterreicher auf 1484 Mann, alſo auf faſt viermal ſo viel!

Nach Abbruch des Kampfes erhielt Generalmajor Wittich von dem commandirenden General den Befehl, mit ſeiner Brigade, die inzwiſchen bei Miskoles aufmarſchirt war, nach Gradlitz abzurücken und die Vorpoſten für das vom Corps öſtlich und weſtlich des Städtchens zu beziehende Bivouak zu übernehmen; ihm wurde zur Unterſtützung das 1. Ulanen-Regiment zugetheilt. Die 9. Diviſion, ſpäter die übrigen Abtheilungen, folgten. 9 Uhr Abends trat auch die 19. Infanterie-Brigade den Marſch über Chwalkowitz nach Gradlitz an, die Arrièregarde des General von Hoffmann aber, gefolgt von der ſchweren Garde-Cavallerie-Brigade, Prinz Albrecht Sohn von Preußen, und der Cavallerie-Brigade von Wnuck, gingen erſt um 5½ Uhr des 30. Juni Morgens nach Gradlitz weiter, das 4. Dragoner-Regiment, als das letzte, traf ſogar erſt um 11 Uhr Mittags bei ſeiner 9. Diviſion im Bivouak ein.

Generallieutenant von Kirchbach ſelbſt langte um 2½ Uhr am Morgen des 30. Juni zu Gradlitz an und nahm in einem elenden Bauerngehöft Quartier. Müde genug, hatte er eben auf einer Schütte Stroh auf der Scheuertenne Ruhe gefunden, als um 4 Uhr die Oeſterreicher aus mehreren bei Kukus an der Elbe aufgeſtellten Batterien die Bivouaks des 5. Armeecorps beſchoſſen; eine der erſten Granaten ſetzte das Gehöft dem Quartier des Generals gegenüber in Brand. Kirchbach ſetzte ſich ſogleich zu Pferde und ritt in das Bivouak ſeiner Diviſion. Drei preußiſche Batterien antworteten, wurden aber, der weiten Entfernung wegen, zurückgezogen. Bald nachher, etwa 7 Uhr früh, verſtummte auch die öſterreichiſche Artillerie und die 10. Diviſion wurde einer keineswegs behaglichen Lage dadurch entzogen. Um 4 Uhr Nachmittags löſte in Folge eines Corpsbefehls die 19. Brigade die Truppen der Vorpoſten ab und Generalmajor von Tiedemann übernahm das Commando der erſteren. Als ſich demgemäß zwei Brigaden gleichzeitig auf dem ebenen Terrain ſüdlich von Gradlitz befanden, hielt der Feind dieſe Truppenanhäufung für die Vorbereitung zu einem preußiſchen Angriff, denn ſofort richteten ſämmtliche öſterreichiſchen Batterien jenſeits der Elbe wieder ihr Feuer auf die Bataillone, was die diesſeitige Artillerie, obwohl ſchwächer, erwiederte. Das war das Artilleriegefecht bei Gradlitz, die beiderſeitigen Verluſte in demſelben waren indeß nur gering. An demſelben Nachmittage verlegte General von Kirchbach ſein Quartier in das Bivouak ſeiner Truppen. — Hier blieb er bis 1. Juli früh. Als Patrouillen an dieſem Morgen meldeten, daß der Feind ſowohl bei Kukus wie auch bei Schurz vom jenſeitigen Elbufer verſchwunden ſei, wurden ſofort beide Elbufergänge preußiſcherſeits beſetzt, bei Schurz erhielt Oberſtlieutenant von Gottberg, Grenadier-Regiment Nr. 6, das Commando. In Folge deſſen ging General von Kirchbach nebſt Stab wieder in das erſt erwähnte Bauerngehöfte zurück, woſelbſt er bis 3. Juli früh verblieb. Bis dahin war die Stellung der kronprinzlichen Armee ſo concentrirt, daß das 5. Armeecorps (Steinmetz) bei Gradlitz deſſen linken Flügel bildete, das 6. Corps von Mutius aber ſein Soutien war. Das 1. Armeecorps ſtand bei Ober-Prausnitz, die Cavallerie-Diviſion Hartmann bei Neuſtadl, das Gardecorps bei Königinhof, der Reſt vom 6. Armeecorps war in Skalitz verblieben. —

Am denkwürdigen 3. Julitage, der Preußens und Deutſchlands Geſchicke bei Königgrätz für immer entſchied, hatte das 5. Armeecorps den Auftrag, dem 6. und dem Gardecorps als Reſerve zu folgen, es hatte ſomit auch die 10. Diviſion von Kirchbach keinerlei Gelegenheit mehr, in die großartige Entſcheidungsſchlacht einzugreifen. Am Abend des Schlachttags wurde für die II. Armee eine Avantgarde unter General von Kirchbach von den Füſilier-Bataillonen der Regimenter 6, 7, 46, 47, 52, 58, dem 3. Bataillon des 37. Regiments, dem 5. Jäger-Bataillon, dem 4. Dragoner-Regiment und zwei vierpfündigen Batterien gebildet, doch war Befehl gekommen, nicht weiter vorzugehen, ſondern auf dem Schlachtfelde zu bivouakiren, da die weitere Verfolgung des Feindes der Elbarmee übertragen ſei. — General von Kirchbach bivouakirte mit ſeinem Stabe beim Füſilier-Bataillon (von Gottberg) des 1. weſtpreußiſchen

Grenadier-Regiments Nr. 6. Seine Handpferde und Bagage hatten ihn nicht erreicht und er war ohne Mantel des Morgens ausgeritten. Ein Stück ſchwarzes Brod und etwas im Kochgeſchirr gekochter Kaffee waren Alles, was ihm geboten werden konnte. Er ſchlief auf einer naſſen Schütte Stroh, im Regen, ohne Mantel unter freiem Himmel. — Am 4. Juli war Ruhetag. Am 5. Juli begann der Vormarſch, Pardubitz wurde General von Kirchbach's Quartier, am 6. war das Bivouak zu Holitz, am 7. bei Hohenmauth, am 8. zu Sloupnitz und Umgegend, am 9. in und um Landskron. Den 10. erfolgte dort die Auflöſung der am Abend des 3. unter Kirchbach formirten Avantgarde ſowie der Cavallerie-Brigade von Wnuck. Am 11. blieb das Quartier des Stabs der 10. Diviſion in Landskron. Die fernere Marſch-Etappe der Diviſion Kirchbach waren Altſtadt, am 13. Gewitſch. Hier fand die Diviſion die erſten vom 1. Armeecorps zurückgebliebenen Cholerakranken! Man rückte bis Laſchkau; auf dem weiteren Marſch in Drzowitz eingetroffen, kam vom Generalcommando Befehl, daß die Diviſion in das Gefecht bei Tobitſchau einzugreifen habe. Da dies aber thatſächlich unnöthig wurde, ward am ſpäten Nachmittag in Proßnitz Quartier gemacht. Schon am Morgen des 16. Juli berief der commandirende General von Steinmetz unſern Kirchbach und theilte ihm mit: daß heute das ganze 1. Armeecorps nebſt Cavallerie-Diviſion von Hartmann angewieſen ſei, Prerau zu nehmen und daß zur Unterſtützung dieſes Angriffes das 5. Armeecorps bereit ſtehen ſolle. Die 10. Diviſion werde ſofort abkochen und der Allarmirung gewärtig ſein. Trete dieſe etwa gegen Mittag ein, ſo hätte die Diviſion nur mit Mänteln und Kochgeſchirren nach Dub an der March abzurücken, um zur Dispoſition des 1. Armeecorps zu ſtehen. Gegen 10 Uhr traf der Kronprinz und Oberbefehlshaber der ſchleſiſchen Armee in Proßnitz ein und beſichtigte die Lazarethe der Stadt; Generallieutenant von Kirchbach hatte die Ehre, ihn zu begleiten. Zahlreiche Verwundete beider gegneriſchen Heere traf man an. Verwundete des 14. und 15. Corps, ſieben preußiſche, zwei öſterreichiſche und ein ſächſiſcher Reiteroffizier und achtzig Gemeine lagen z. B. ausſchließlich in dem vortrefflichen Spital der barmherzigen Brüder, welches ſich überhaupt, namentlich der Bruderarzt Dr. Sobel, große Verdienſte um unſere Verwundeten und Kranken erwarb! Die Zahl der Kranken wurde überhaupt hier eine ſehr hohe und das leichte Feldlazareth der 10. Diviſion hatte ſchweren Dienſt. Schon 49 Cholerafälle, ausnahmslos dem 1. Armeecorps angehörig, meldeten bereits das Nahen der ſchrecklichen Krankheit. Noch in Begleitung des Kronprinzen erhielt Generallieutenant von Kirchbach den modificirten Corpsbefehl, daß ein Halbbataillon Proßnitz beſetzt halten, die übrige Diviſion nebſt 1. Ulanen-Regiment nach Dub abzurücken, 3 Uhr da einzutreffen und in Richtung auf Kokor zur Unterſtützung des 1. Armeecorps vorzugehen hätte, welches ſich um dieſe Zeit auf Prerau dirigirte.*) — Der Befehl wurde ausgeführt, Prerau fand man vom Feinde geräumt und die Marchübergänge redreſſabel. Bei Dub fanden ſich auch keine Schwierigkeiten. Die Diviſion Kirchbach wurde jetzt auf Proßnitz zurückdirigirt, woſelbſt ſie Nachts 11 Uhr eintraf. — Am 17. war daſelbſt Ruhe, aber welche Ruhe! Die Cholera brach in ſo verheerender Gewalt aus, daß die fernere Schlagfertigkeit der 10. Diviſion ernſtlich bedroht ſchien. Unſeres Kirchbach's Bemühungen, dem zu ſteuern, waren unermüdlich und wurden von Erfolg gekrönt. — Durch die, wie kurz ſkizzirt worden, bewirkte ſtrategiſche Operation war nunmehr nachgewieſen worden, daß in Olmütz außer der Beſatzung große feindliche Corps nicht mehr zurückgeblieben ſeien, die ganze öſterreichiſche Feldarmee im Rückzug hinter die Donau begriffen wäre. Der Vormarſch auf Wien konnte angetreten werden! — Derſelbe wurde mit der I. und der Elbarmee ununterbrochen fortgeſetzt. Als Reſerve folgte das Garde- und 6. Corps mit dem Hauptquartier des Kronprinzen auf Brünn, das 5. Corps nebſt Cavallerie-Diviſion von Wnuck folgte im Marchthale, während das 1. Armeecorps in der Linie Prerau-Tobitſchau-Proßnitz vor Olmütz ſtehen bleiben mußte. Die ſpeciellen Marſchlinien der 10. Diviſion waren vom 18. bis

---

*) Dieſe Dispoſitionen ſind den bereits erwähnten Kirchbach'ſchen Vorträgen S. 190—93 entlehnt. D. V.

22. Juli Kojetein und Hradisko, Tlumatſcho, Ungariſch-Hradiſch, Oſtra, Ungariſch-Skalitz und Gegend. Hier wurde der Abſchluß einer fünftägigen Waffenruhe vom 22. Mittags bis 27. Mittags bekannt gemacht. Am 23. traf man in weiterem Vormarſch in Mikulczich, am nächſten Tage in Landshut ein und blieb den 25. bis 29. zu Rabensburg. Am letzten Tage wurde durch Corpsbefehl der Abſchluß des Waffenſtillſtandes Preußens mit Oeſterreich und Sachſen verkündigt. — Bei der Affaire von Blumenau war mithin die Diviſion Kirchbach nicht betheiligt!

Am 30. Juli erfolgte der Rückmarſch in die böhmiſchen Cantonnements. In dieſen, in und um Hohenmauth, blieb Generallieutenant von Kirchbach mit ſeiner Diviſion bis 30. Auguſt. Während dieſer Zeit fand am 2. Auguſt zwiſchen Wiſchau und Mels auf der berühmten Wahlſtätte von Auſterlitz die Parade des 5. Armeecorps vor dem Könige ſtatt, und derſelbe hatte für Kirchbach beſonders die herzlichſten und beglückendſten Worte des Dankes für deſſen kriegeriſche Leiſtungen. Ferner machte der General in dieſer Zeit einen Ausflug nach Prag, wo er ſich bei Prinz Friedrich Carl meldete. Er erhielt von demſelben die ehrenvolle Einladung, ihn bei einer Beſichtigung der böhmiſchen Schlachtfelder zu begleiten. Hierbei hatte Kirchbach Gelegenheit, an Ort und Stelle aus dem Munde des ſiegreichen Prinzen die Schlachtengeſchichte der I. Armee zu vernehmen, ſowie über die Thaten des 5. Armeecorps Bericht zu erſtatten. Dieſer Austauſch alles Deſſen, was beiderſeits in dem ſiebentägigen Kriege erlebt worden war, rief ſo manche glückliche und erhebende Erinnerung, aber auch von Neuem die Trauer über die theuren Todten wach, deren Grabhügel man aufſuchte und größtentheils auch fand. Am 30. Auguſt trat von Hohenmauth, dem letzten Quartier aus, Generallieutenant von Kirchbach mit der 10. Diviſion ſeinen Rückzug in die Heimath per Fußmarſch über Reinerz an. Den Einzug in Berlin machte er nicht mit, dagegen wurde er am 27. September mit ſeinen Braven aufs Feſtlichſte von ſeiner Garniſonſtadt Poſen empfangen. In Folge ſeiner hohen Verdienſte wurde derſelbe mit dem in der Armee beſonders hochgeſchätzten Orden pour le mérite ausgezeichnet, auch verlieh ihm der Großherzog von Mecklenburg ſein Militär-Verdienſtkreuz. —

Der Friede war geſichert. Das Leben Kirchbach's floß in der Garniſon Poſen in gleichmäßiger Pflichterfüllung dahin. 1867 am 6. Auguſt hatte er die Freude, ſein älteſtes Kind, Agnes, mit Albert von Wolf, gegenwärtig Hauptmann und Compagniechef im 2. brandenburgiſchen Grenadier-Regiment Prinz Carl von Preußen Nr. 12 zu Guben, vermählt zu ſehen. — Nicht lange aber ſollte er ſich der Ruhe und des erneuten Familienlebens wieder erfreuen, der Kampf mit Frankreich brach los, der 15. Juli 1870 kam, wo ſein beleidigter Monarch von Ems nach Berlin zurückkehrte. Drei Tage ſpäter ſchon ward Kirchbach zum commandirenden General des ganzen mobilen 5. Armeecorps ernannt, ſein Nachfolger als Commandeur der 10. Diviſion wurde Generallieutenant von Schmidt. Das Armeecorps, welches wir der Kürze wegen fortan „Corps Kirchbach“ nennen wollen, war dem Oberbefehl des Kronprinzen abermals untergeſtellt, alſo der III. deutſchen (Süd-) Armee zugetheilt. Dieſelbe beſtand demnach aus dem 5. und 11. preußiſchen, dem 1. und 2. bairiſchen Armeecorps und den beiden Felddiviſionen von Würtemberg und Baden. Der Transport des Corps Kirchbach begann am 25. Juli und dauerte für die fechtenden Truppen bis zum 2. Auguſt, die Ausſchiffung erfolgte in Landau, um welche Stadt das 5. Corps ſich zunächſt concentrirte. Chef ſeines Generalſtabs war Oberſt von der Eſch, Generalſtabsoffiziere Hauptmann Mantey, Hauptmann Stieler von Heydekampf und Premierlieutenant Freiherr von Reibnitz. In Folge Armeebefehls vom 2. Auguſt, Morgens 10 Uhr, wurde die III. Armee noch an demſelben Tage unter dem Schutze der Vorpoſten der 4. bayriſchen Diviſion und des 11. Armeecorps, die längs der Lauter ſtanden, in Bivouaks concentrirt und zwar in erſter Linie: die 4. bayriſche Diviſion bei Bergzabern auf dem rechten Flügel, demnächſt das 5. Corps bei Billigheim, das 11. Corps öſtlich Rohrbach; die badiſche Diviſion wurde vom rechten auf das linke Rheinufer nach Pfortz herübergezogen. Die übrigen Truppen der III. Armee blieben theils auf der rechten Rheinſeite, theils wurden ſie hinter der erſten Linie in Bivouaks oder Cantonnements concentrirt. — Hinter dem 1. bayriſchen Corps ſchob ſich (in Linie Kreuznach-Dürkheim) die II. deutſche Armee des Prinzen Friedrich Carl vor, um zwiſchen der III. und I. Armee in ſeine centrale Stellung zu rücken! Am 3. Auguſt blieb das Corps Kirchbach in dieſer Stellung, am 4. trat es den Vormarſch gegen Weißenburg an. König Wilhelm hatte durch General Moltke befohlen: „die III. Armee ſolle am linken Rheinufer in ſüdlicher Richtung vorgehen, den Feind aufſuchen und angreifen.“ Dadurch ſollten zunächſt die Franzoſen am Brückenſchlagen und einem Einfalle in Süddeutſchland verhindert werden. —

Der Feind hatte ſich in gänzlich unfertigem Zuſtande an der Grenze concentrirt, ohne ſeine Reſerven abzuwarten. Anſtatt einen raſchen Schlag zu thun und durch Schnelligkeit zu erſetzen, was an innerer Solidität und Ordnung ihm abging, zögerte er unentſchloſſen und ging aus der Offenſive in die Defenſive über! Im eigenen Lande ihn aufzuſuchen und den erſten größeren Schlag nach dem vorbereitenden Gefechte zu Saarbrücken (den 2. Auguſt) zu thun, wurde die ehrenvolle Aufgabe der III. (Reichs-) Armee. Die Dispoſition des Kronprinzen für das Corps Kirchbach lautete: „Aufbruch am 4. um 4 Uhr Morgens von Billigheim, Marſch über Barbelroth und Nieder-Otterbach auf Groß-Steinfeld und Kapsweyer. Es formirt ſeine beſondere Avantgarde, die bei St. Remy und den Wooghäuſern die Lauter überſchreitet und auf den jenſeitigen Höhen Vorpoſten ausſetzt. Trains bei Billigheim.“ Die Avantgarde beſtand unter Befehl des Generalmajor von Sandrart aus dem Dragoner-Regiment Nr. 4, der 17. Brigade, zwei Batterien, dem Jäger-Bataillon, Pontonier-Compagnie mit leichtem Train und einem halben Sanitäts-Detachement. Nach der ganzen Aufſtellung der Franzoſen war die Lage der Diviſion Abel Douay's mit Cavallerie-Brigade Septeuil bei Weißenburg eine ſehr gefährdete! Ein Recognoscirungs-Detachement, welches er am Tage des Gefechts früh 5½ Uhr vorgeſchickt hatte, kam ohne jedes Anzeichen vom Vorrücken des Gegners zurück! Douay's Truppen waren beim Abkochen und mit Herbeiſchaffung von Bivouakbedürfniſſen beſchäftigt, als gegen 8 Uhr eine bayriſche Batterie ſüdlich Schweigen den feurigen Tanz gegen Weißenburg eröffnete!! — Als zu derſelben Zeit ſich die bayriſche Diviſion Bothmer vor Weißenburg zum Gefecht entwickelte, befand ſich die Avantgarde des Corps Kirchbach erſt bei Klein-Steinfeld, das Gros bei Oberhauſen, wo es kurzen Halt machte. Die Avantgarden-Cavallerie hatte indeß um 6½ Uhr ſchon die Lauter bei St. Remy überſchritten und gegen Weißenburg und den Geisberg patrouillirt. Gegen 9½ Uhr hörte der an der Tête des Gros (18. Infanterie-Brigade) befindliche commandirende General von Kirchbach bei Großſteinfeld aus der Richtung von Weißenburg Kanonendonner. Er ſendete ſofort Hauptmann Mantey vom Generalſtabe, um bei dem Commandeur der Baiern, Generallieutenant Graf Bothmer, Erkundigungen einzuziehen. Es erfolgte die Antwort, daß die Bayern in der Front ſtark engagirt wären und ihre rechte Flanke bedroht werde. In Folge deſſen erhielt das Gros (18. Infanterie-Brigade, 10. Diviſion), welches ſchon früher die Weiſung erhalten hatte, auf den Kanonendonner loszumarſchiren, den Befehl, auf Altenſtadt zu rücken und dort die Lauter zu überſchreiten, um auf die rechte franzöſiſche Flanke zu drücken. Der Bahnhof von Weißenburg, von einer Mauer und viel Baulichkeiten umgeben, lag außerhalb der Stadt und flankirte die rechte, ſüdliche Seite derſelben. Gegen ihn wandten ſich die Angriffe der gegen 11 Uhr eintreffenden Tête (die 17. Infanterie-Brigade) des Armeecorps. Ein blutiger Kampf entſpann ſich, in welchem die mit großer Zähigkeit fechtenden Turcos des 1. algieriſchen Regiments den Angriffen der Truppen des Oberſten von Rex (3. poſenſches Infanterie-Regiment Nr. 58 und 1. ſchleſiſches Jäger-Bataillon Nr. 5) erlagen. Beſonders ragte hier das heroiſche Benehmen des 1. Bataillons des 58. Regiments und die todesmuthige Kühnheit des Lieutenants Baron hervor. Zum großen Theil umzingelt, mußte das Turcos-Regiment ſich gegen 12½ Uhr ergeben! Das Gros der 4. bayriſchen Diviſion war unterdeſſen nur langſam gegen Weißenburg vorgeſchritten, da die Entſcheidung nicht dort, ſondern am Geisberge lag. Gegen letzteren wandte ſich auch die Hauptaction. Generallieutenant von

Kirchbach, der ſich perſönlich vom Stande des Gefechts der bayriſchen Truppen überzeugte, entſendete von der nördlich Altenſtadt bereiten 18. Infanterie-Brigade das 2. niederſchleſiſche Infanterie-Regiment Nr. 47 gegen das Hagenauer Thor, den ſüdlichen Ausgang Weißenburgs. Der öſtliche, das Landauer Thor, wurde von zwei herangezogenen Geſchützen des 5. Armeecorps eingeſchoſſen, worauf hier ſogleich die bayriſchen Bataillone eindrangen, jedoch nicht mehr auf den Feind ſtießen. Derſelbe hatte ſich, um zu flüchten, bereits dem (weſtlichen) Bitſcher und Hagenauer Thore zugewandt. Am Bitſcher Thore verlegte das vom Bobenthal herangerückte bayriſche Seitendetachement den Ausgang, während am Hagenauer Thore die feindliche Beſatzung auf die eingedrungene Tête des 47. Infanterie-Regiments traf und nach kurzer Gegenwehr kapitulirte. Schon nach Wegnahme des Bahnhofs hatte Generallieutenant von Kirchbach die 9. Infanterie-Diviſion von Sandrart angewieſen, den Feind auf den Geisberger Höhen, gegen welche von Oſten her die Tête des 11. Armeecorps ſeit 11 Uhr im Gefecht ſtand und bereits Gutleuthof genommen hatte, anzugreifen! Sowohl für die Truppen des 11. wie 5. Armeecorps ließen die ſteilen Abhänge mit ihren Wein- und Hopfenplantagen, aus denen der Feind ein mörderiſches Feuer richtete, nur ein langſames Vorſchreiten zu. Während dieſes furchtbaren Gefechts, in welchem die Entſcheidung des Tages lag, wurde, kurz bevor die Batterie Haupt in das Gefecht gegen Schloß Geisberg eingriff, General von Kirchbach unweit des Hopfengartens durch eine Chaſſepotkugel am Halſe verwundet und genöthigt, das Gefechtsfeld zu verlaſſen, um in Altenſtadt verbunden zu werden. Kirchbach, im Frieden wie im Kriege, ſeinen Leuten ein Vorbild, wies diejenigen Offiziere, welche ihm hülfreiche Hand leiſten wollten, ſanft mit der Bemerkung von ſich: „Der Kampf ſei noch nicht zu Ende und ſie hätten andere Pflichten zu erfüllen, als ſich um Verwundete zu bekümmern.“ Schweren Herzens verließ ſein Stab den General. — Generallieutenant von Schmidt, deſſen (10.) Diviſion ſüdlich Altenſtadt eben aufmarſchirte, übernahm jetzt die Leitung des Gefechts, welches inzwiſchen Generalſtabschef Oberſt von der Eſch geführt hatte. Während des Kampfes um das Schloß ging die Action weſtlich deſſelben in offenem Terrain immer weiter vorwärts, zunächſt gegen die Höhe der drei Pappeln. Sie wurde genommen und auf ihr Artillerie placirt, die das Geisberg-Schloß formidabel unter Feuer nahm! Trotz außerordentlicher Verluſte wurde mit zäheſter Energie jedes Hinderniß überwunden, der Feind geworfen und das hartnäckig von den afrikaniſchen Truppen vertheidigte Reduit (Schloß Geisberg) von den Truppen des 5. und 11. Armeecorps in vereinter Kraft mit dem Bajonett genommen!! Wie mörderiſch hier das Gefecht war, beweiſt, daß nach einander mit der Fahne des Füſilier-Bataillons des Königs-Grenadier-Regiments Major von Kaiſenberg, Premierlieutenant Simon und von Lüttwitz fielen und ſämmtliche Fahnenunteroffiziere dahingerafft wurden! — Zwar verſuchten die Franzoſen zur Deckung des Rückzugs noch in der Ferme Schaafbuſch Widerſtand zu leiſten, mußten aber, umringt, auch hier die Waffen ſtrecken. Um 3 Uhr war der Sieg der deutſchen Waffen entſchieden! — Da die Verfolgung des Gegners durch die 4. Cavallerie-Diviſion, welche der Befehl nicht erreichte, ſich verzögerte, ſo gewannen die Franzoſen einen Vorſprung, und konnte erſt am Abend wieder Fühlung mit ihnen genommen werden. Ein Geſchütz, tauſend unverwundete Franzoſen und ein Zeltlager war erbeutet, außerdem war der Diviſionsgeneral Douay gefallen.

Der Oberſtcommandirende der Armee, Kronprinz Fritz, hatte inzwiſchen die Wahlſtatt beſichtigt. Am Schloß Geisberg eingetroffen, küßte er voll Rührung den Zipfel der zerſchoſſenen Fahne des Füſilier-Bataillons vom Königs-Grenadier-Regiment Nr. 7 und ſagte: „Wahrlich ein erhabener Anblick! Das wohlverdiente Kreuz ſoll ihr zu Theil werden!“ Dann ſtieg der Kronprinz vom Pferde und umarmte Major von Kaiſenberg. — Der Jubel der Stabsoffiziere des 5. Armeecorps war groß, als ſie nach beendetem Gefecht nach Altenſtadt zurückkehrten und ihren General Kirchbach vor ſeinem Quartier mit der Cigarre ſitzen fanden. Er hatte nur eine Fleiſchwunde empfangen und ſie konnten ihm zu ſeiner Lebensrettung, wie zu dem Siege Glück wünſchen. Auch der Kronprinz mit dem Herzoge von Coburg, vom

Geisberge kommend, trafen bei ihm ein. Der Kronprinz umarmte und küßte Kirchbach, ſprach ihm herzlichen Dank für die getroffenen Dispoſitionen, lebhafte Anerkennung für die Bravour der Truppen und ſein Bedauern über die Verwundung aus. Hierauf erklärte der General: „daß die Verwundung ihn am Commando nicht hindern werde, wenn Se. Königl. Hoheit ihm geſtatten wolle, in den nächſten Tagen, wo er vom Blutverluſt matt und von der Wunde am Reiten verhindert ſei, die Märſche zu Wagen zurücklegen dürfe.“ Bereitwillig wurde die Bitte gewährt. — Welche Wirkung dieſer erſte Sieg in Deutſchland machte, daß in Paris die Einſchiffung des für unſere Nordküſte beſtimmten Landungscorps unter Palikao vorläufig ſiſtirt wurde, iſt bekannt, und General von Kirchbach kann mit Recht einen bedeutſamen Theil dieſes Erfolges ſich zum Ruhme anrechnen! —

Am Abend des 5. Auguſt ſtand das 5. Armeecorps im Bivouak bei Preuſchdorf längs des öſtlichen Thalrandes des Sauerbachs Vorpoſten. Das 2. bayriſche Armeecorps (Ritter von Hartmann) hatte den rechten Flügel bei Lembach, das 11. Armeecorps mit der 21. Diviſion und Corps-Artillerie zu beiden Seiten der Straße Sulz-Hagenau. Die Poſition des 2. bayriſchen wie 5. Armeecorps blieben auch für den 6. Auguſt, dem Schlachttage, dieſelbe, während das 11. Corps mittels Rechtsſchwenkung eine veränderte Frontrichtung erhielt und demgemäß auch das 1. bayriſche Armeecorps wie das Corps Werder in entſprechend veränderte Stellungen rückten. Während des Marſches am 5. war ſchon feſtgeſtellt worden, daß ein ſtarker Feind aller Waffen rechts der Sauer auf den Höhen ſtehe. Nachdem durch den Commandeur der Avantgarde Generalmajor Walther von Montbary und den Generalſtabschef Oberſt von der Eſch die Richtigkeit deſſen conſtatirt worden war, beſtimmte der verwundete General von Kirchbach, welcher zu Wagen folgte, daß wegen vorgerückter Tageszeit und Ermüdung der Truppen von einem Verſuche, Wörth wegzunehmen, abzuſtehen ſei. Es wurden nur Vorpoſten gegen Wörth vorgeſchoben. — Während der Nacht vom 5. zum 6. regnete es in Strömen! Trotzdem entwickelten ſich bei den beiderſeitigen feindlichen Patrouillen und Vorpoſten kleine

Plänkeleien, die gegen 4 Uhr Morgens ſo heftig wurden, daß General von Kirchbach ſeinen Stabschef hinſendete; es konnte denſelben aber keine beſondere Wichtigkeit beigelegt werden. Gegen 8 Uhr wurde aber im Hauptquartier des 5. Armeecorps (Preuſchdorf) wider Erwarten Geſchützfeuer bei den Vorpoſten gehört. Das anfängliche Recognoſcirungsgefecht war von dem Gegner mit größeren Demonſtrationen erwiedert worden. Obwohl man es ſeitens des 5. Armeecorps bei Wörth abgebrochen hatte, war dasſelbe ſeitens der Avantgarde des 11. Corps bei Gunſtädt ſüdlich und durch das Vorgehen der 4. Diviſion des 2. bayriſchen Corps von Lembach aus hartnäckiger geworden; und ſchien bei letztere ſich nach Oſten hinzuziehen. Dieſe Vorgänge ließen dem zur Stelle befindlichen Generalſtabschef es für geboten erſcheinen, daß auch das 5. Corps das Gefecht wieder aufnehme. Generallieutenant von Schmidt ließ ſowohl die Corps-, wie die (10.) Diviſions-Artillerie zum Gefecht vorziehen, und nach 9 Uhr allarmiren. General von Kirchbach ſtimmte den Maßnahmen unbedingt zu, traf trotz ſeiner Wunde alsbald auf dem Gefechtsfelde ein und übernahm die Leitung ſeiner Truppen! Er benachrichtigte die beiden Nachbarcorps, daß er die ihm gegenüberliegende feindliche Stellung angreiſe und auf Mitwirkung von beiden Flügeln rechne. General von Boſe ließ antworten, daß er nach der Armee-Dispoſition nur bis an die Sauer vorrücken könne, General von Hartmann verwies auf den eben eingegangenen Befehl, das Gefecht abzubrechen.

Die Schlacht bei Wörth begann 9½ Uhr, eingeleitet durch ein Feuer von zehn Batterien. Dieſelben, auf dem Abhang etwa zwölfhundert Schritt öſtlich Wörth placirt, wurden bald von drei Batterien der 9. Diviſion auf dem linken Flügel verſtärkt. Die 4. Batterie derſelben placirte ſich bei Spachbach. Während dieſes Feuers ſetzten ſich die übrigen Truppen des 5. Corps in Gefechtsbereitſchaft bei Dieffenbach. Der Feind auf den ſteilen Höhen, in Wald- und Hopfenpflanzungen eingeniſtet, in der Front von der Lauter, deren Brücken zerſtört waren, gedeckt, hatte alle Terrainvortheile für ſich, doch zeigte ſich namentlich beim 5. Armeecorps eine entſchiedene Ueberlegenheit der Artillerie über die des Feindes. Wenn es feſtſteht, daß die Annahme eines Entſcheidungskampfes*) nur dann gerathen iſt, wenn die Folgen einer etwaigen Niederlage in richtigem Verhältniſſe zu den Folgen eines erhofften Sieges ſtehen, ſo muß die ſcheinbar ſo günſtige Stellung der Armee Mac Mahon's als unvorſichtig bezeichnet werden! Er ſtand mit dem Rücken gegen die Vogeſenpäſſe, während er etliche Meilen weiter das Hervorbrechen der deutſchen Armeen durch die engen Defileen ins offene Land vielleicht hätte glücklich vereiteln können. Ob, in Erwägung des franzöſiſchen Charakters, dies Zurückweichen hinter das Gebirge beim Kaiſerheer nicht deprimirend gewirkt hätte und dieſe Befürchtung von dem Marſchall nicht in Erwägung gezogen worden ſei, iſt freilich eine andere Frage. Andererſeits war der ſofort nach Weißenburg gewagte Entſcheidungskampf bei Wörth und Kirchbach's Initiative zu demſelben nicht blos kühn, er war eine gegen die formidable Macht und Stellung Mac Mahon's ausgeſpielte Karte, auf die nicht mehr als Alles geſetzt war! Ein ſolcher Entſchluß konnte nur bei einer Armee gewagt werden, deren nationaler Zorn aufs Höchſte erregt, deren Disciplin und Begeiſterung zugleich von einer Sittlichkeit und Gottesfurcht getragen wurde, welche Führer und Soldaten gemeinſam zu einer Kette heroiſcher Gewalten machte, die mit Bewußtſein dem höchſten Daſeinszwecke dient. — Nach der Wirkung der Geſchütze des 5. Armeecorps ſchien es, als hätten die Franzoſen die Höhen unmittelbar hinter Wörth geräumt, und als er das Eindringen der Infanterie des 11. Armeecorps in den Niederwald ſah, gab Kirchbach dem Generalmajor Walther von Montbary Befehl, mit der 20. Infanterie-Brigade Wörth zu beſetzen und ſich der jenſeitigen Höhen zu verſichern.

An den General von Kirchbach war die Nothwendigkeit herangetreten, einen folgenſchweren Entſchluß auf eigene Verantwortung zu faſſen.*)

---

*) Dieſe und einzelne folgende Urtheile ſind einer Reihe Artikel der Nummern 126, 131, 137 und 143 der Voſſiſchen Zeitung (Sonntagsbeilage) vom 1. Juni 1873 ab entnommen. D. V.

Ihm war bekannt, daß das Obercommando für heute keine Schlacht, ſondern nur eine Frontveränderung beabſichtigte. Der ſchon früh Morgens im Hauptquartier zu Sulz aus der Richtung von Wörth vernommene Kanonendonner hatte den Kronprinzen veranlaßt, den Major von Hahnke vom Generalſtabe dorthin zu ſenden. Dieſer meldete um 9 Uhr das Vorrücken der Bayern, den Eintritt der Avantgarde des 5. Armeecorps ins Gefecht, die geſchehene Allarmirung dieſes ganzen Corps und Vorbeorderung ſeiner Artillerie, und daß man lebhaftes Feuer bei Gunſtett höre. Da der Kronprinz nur mit verſammelten Kräften ſchlagen wollte, hatte er darauf dem General von Kirchbach befehlen laſſen, „den Kampf nicht aufzunehmen und Alles zu vermeiden, was einen neuen herbeiführen könne.“ Es war dies der irrthümlich auch an das 2. bayriſche Corps gelangte Befehl, welcher bekanntlich dort das Abbrechen des Gefechts zur Folge hatte. Schon war ein Theil dieſes Corps auf dem Rückmarſch nach Lembach begriffen, während ſich der Reſt noch bei Langenſulzbach ſammelte. Hatte daher General von Hartmann ſeine Hülfe auch bereitwillig zugeſagt, ſo konnte ſie doch in nächſter Zeit noch nicht wirkſam werden.

Eben ſo ſchwierig lagen die Verhältniſſe auf dem linken Flügel, wo die Avantgarde des 11. Corps in erſchütterter Verfaſſung bis an die Sauer, zum Theil ſogar über den Bach zurückgeworfen war.

Vor der Front des 5. Armeecorps endlich war es zwar gelungen, die feindliche Artillerie zeitweiſe zum Schweigen zu bringen und auf dem jenſeitigen Sauer-Ufer feſten Fuß zu faſſen; die Schwierigkeit eines Frontalangriffs gegen die ſtarke und gut vertheidigte Stellung des Gegners auf den jenſeitigen Höhen war aber im bisherigen Gefechtsverlaufe nur zu deutlich hervorgetreten.

---

*) Hier iſt über dieſe That des Generals das authentiſchſte aller Urtheile, nämlich das des großen Generalſtabswerkes, Heft III. Seite 238—40. wiedergegeben. D. V.

Ein erneuertes Vorgehen des 5. Armeecorps mußte demnach unvermeidlich zu einer entſcheidenden Schlacht führen, wobei auf rechtzeitiges Eingreifen der noch in zweiter Linie anrückenden Corps nicht mit Sicherheit gerechnet werden konnte.

Anderſeits überſah man, daß ein Abbrechen des Gefechts bei deſſen jetzigem Stande nicht ohne große Verluſte für die Avantgarde möglich war, daß ein Zurückziehen der Abtheilungen vom rechten auf das linke Sauerufer, in Verbindung mit den rückgängigen Bewegungen beider Nebencorps, dem Gegner unbeſtritten das Recht geben würde, ſich einen materiell zwar unbedeutenden, in ſeiner moraliſchen Wirkung aber nicht zu unterſchätzenden Sieg zuzuſchreiben. Hierzu kam, daß ein ſchon während der Nacht vernommenes und am Morgen noch andauerndes Geräuſch von Eiſenbahnzügen auf fortgeſetztes Eintreffen von Verſtärkungen beim Gegner ſchließen ließ, ſo daß ein aufgeſchobener Angriff auf noch größere Schwierigkeiten ſtoßen konnte.

Endlich durfte ſich General von Kirchbach bei einem ſofortigen Frontalangriff entſcheidende Erfolge verſprechen, wenn auch nur ſpäter erſt von Langenſulzbach und Gunſtett aus mit eingegriffen wurde. Nach reiflicher Erwägung aller dieſer Umſtände ertheilte General von Kirchbach ſeinem Corps den Befehl zum erneuerten Vorgehen, meldete dies dem Obercommando und forderte die Nachbarcorps zur Mitwirkung auf.

Während der Kampf auf den Flügeln im Abnehmen begriffen war, entbrannte er bei dem 5. Corps immer heftiger! Die von den Bataillonen der 20. Infanterie-Brigade im erſten Anlauf errungenen Erfolge wurden bei den ſehr energiſchen Offenſivſtößen der Franzoſen gegen 11 Uhr wieder verloren. Die 20. Brigade bedurfte ſchleuniger Unterſtützung, die 17. Infanterie-Brigade ſprang ihr rüſtig bei; Wörth ſelbſt, welches ohne eigentlichen Kampf beſetzt worden, wurde der Brennpunkt eines verzweifelten Kampfes, denn die Franzoſen ſetzten Alles daran, den Ort wieder zu nehmen, das 5. Armeecorps aber, ihn zu halten. Letzteres hatte bereits ſeine phyſiſchen und moraliſchen Kräfte in ſo hohem Maaße zugeſetzt, daß die jenſeits der Sauer errungene Stellung wieder aufzugeben einer Niederlage gleich gekommen wäre!! Generallieutenant von Kirchbach entſchloß ſich deshalb, dem Befehl entgegen, den Kampf fortzuführen.

Auf General von Kirchbach's erneute Aufforderung zur gemeinſchaftlichen Fortſetzung des Kampfes, antwortete General von Boſe, daß er das 5. Corps nicht im Stiche laſſen werde; er ordnete das Auffahren der Corps-Artillerie an und beſtimmte die 22. Diviſion zum Angriff gegen die rechte Flanke der feindlichen Stellung. Dieſelbe ſtürmte über die Sauer unter dem Schutze ſeiner maſſirten Artillerie hinweg, packte den Gegner in der Flanke, und die Franzoſen fingen an, dort in der Fronte zu weichen! General von Kirchbach zog inmittels die 17. und 18. Infanterie-Brigade nach Wörth heran und ließ letztere nach Elſaßhauſen vorgehen. Die 18. Brigade ſtieß gegen dieſe hartnäckig vertheidigte Stellung mit unbezwinglicher Bravour vor und nahm dieſelbe. Dieſe tapferen Bataillone mußten aber einem von Elſaßhauſen geführten feindlichen Maſſenſtoße weichen und behaupteten nur mit Mühe unter Mitwirkung von Abtheilungen des 11. Armeecorps das weſtliche Sauer-Ufer feſt. Sie hielten es aber! Der Feind gewann keinen Raum mehr! — Um 1 Uhr waren ſonach alle Truppen des 5. Armeecorps außer der Reſerve im Gefecht! — Auf dieſe Meldung an den Kronprinzen, welcher zu dieſer Stunde auf den Höhen von Wörth eintraf und nun perſönlich die Leitung der Schlacht übernahm, ertheilte derſelbe dem anlangenden 1. bayriſchen Armeecorps, von der Tann, Befehl, mit einer Diviſion über die Sauer zu eilen und, neben dem rechten Flügel des Corps Kirchbach einrückend, mit dem Corps Hartmann in Schlachtlinie vorzugehen, dem 11. Corps wurde die Directive Elſaßhauſen-Froſchweiler gegeben, General von Werder mit der würtembergiſchen Diviſion aber beordert, dieſem zu folgen. Inzwiſchen hatte der Flankenangriff des (11.) Corps von Boſe den Feind vor ihm zum Rückzuge gezwungen und als ein Adjutant des Obercommandos dem 5. Armeecorps die Nachricht brachte, daß die Têten des 1. bayriſchen Corps bei Preuſchdorf eingetroffen ſeien und General von der Tann perſönlich ſchnellſtes Eingreifen verhieß, ließ gegen

1½ Uhr Generallieutenant von Kirchbach ſeine letzten Reſerven vorgehen und gab den Befehl zum allgemeinen Angriff!!

Der zweite Hauptmoment der Schlacht, die Eroberung der erſten Bergterraſſen durch das 5. Armeecorps, die Wendung des Geſchicks des Tages trat ein. Obwohl gegen letzteres der Kampf des Gegners mit erneuerter Heftigkeit entbrannte, fühlte Mac-Mahon doch bereits ſchon lebhaft auf der rechten Flanke den Druck des (11.) Corps von Boſe, die franzöſiſchen Truppen räumten im Niederwalde das Terrain! Da Mac-Mahon ſeine Fronte freizuhalten entſchloſſen war, obwohl die erſte Terraſſe der Höhen ſchon genommen war, ließ er von Elſaßhauſen her einen gewaltigen Maſſenſtoß gegen den linken Flügel Kirchbach's thun, der denſelben weichen machte. Aber das Eingreifen der wackeren Königsgrenadiere und das aus dem Niederwalde andringende 11. Corps hinderten den Marſchall, ſeinen Vortheil zu verfolgen! Es war 2 Uhr. Die Schlacht hatte ihren Culminationspunkt erreicht, Freund und Feind entwickelten die äußerſte Kräfteſpannung, um den Gegner zum Weichen zu bringen, als, den bereits verwundeten General von Boſe an der Spitze, das 11. Corps an der weſtlichen Waldliſière erſchien! Zum zweiten Male verwundet, konnte dieſer ausgezeichnete General nur ſeine braven Truppen an ſich vorüber in den Feind ſtürmen ſehen! Gleichzeitig drang aber der linke anſchließende Flügel des 5. Corps auch vor, der Feind wich und gab das brennende Elſaßhauſen auf! Die feindliche Cavallerie, welche hier noch eine verzweifelte Attaque machte, hatte geradezu vernichtende Opfer an Todten, Verwundeten und Gefangenen zu erleiden. Die Armee Mac-Mahon's hatte ihre Kraft an der unverwüſtlichen Hartnäckigkeit des 5. Corps Kirchbach aufgezehrt. Welche Vorſtöße ſie auch noch that, es war Alles vergebens. General von Kirchbach hatte auf ſeinem rechten Flügel nun auch Fortſchritte gemacht! Im Verein mit dem 11. Corps und der würtembergiſchen Brigade Starkloff begann man nun den Sturm auf Froſchweiler, den letzten Stützpunkt der Franzoſen. Den bayriſchen Corps war es inzwiſchen nur mühſam gelungen, jenſeits der Sauer feſten Fuß zu faſſen.

Etwas vor 3 Uhr ſtürmte eine gewaltige franzöſiſche Cavalleriemaſſe gegen die auf Froſchweiler ſtürmenden Deutſchen los, gefolgt von einer entſchloſſenen Zuaven-Brigade. Mit dem Muthe der Verzweiflung ſtürzte ſie ſich in das vernichtende Feuer der aufgelösten Linien des 5. und 11. Corps und der Würtemberger, ſie vermochte aber auf kurze Zeit nur deren Vorſtoß aufzuhalten! Er wurde wieder aufgenommen, und ein engerer Anſchluß mit der (1.) bayriſchen Infanterie-Diviſion des Generallieutenant von Stephan gewonnen, der ſeine Leute nun zum Sturm führte!

Von 3 bis 4½ Uhr war die Entſcheidungsſtunde. Auch Froſchweiler wurde den Franzoſen entriſſen. Ihre Verluſte waren grauenvoll zu nennen, ihre Niederlage eine totale!! In der Siegesgewißheit hatte Mac-Mahon ſeine letzten Reſerven aufgebraucht!! — Nicht blos dieſes mehr denn kühne Wagniß, auch die Folgen ſeiner bisher ſcheinbar unbezwinglichen Schlachtaufſtellung bei Wörth traten jetzt in ihren ſchrecklichen Folgen zu Tage! Aufgelöst, zerſetzt, durch die Vogeſen taumelnd, rollte ſich ſein geſchlagenes Heer dahin, an denſelben Terrainhinderniſſen jetzt ſtrandend, welche vordem ſeine Stärke geweſen waren, und hinab ins offene Land! Zurückgejagt mit ihm, war der erſte Marſchall Frankreichs bis nach Chalons und Paris geeilt und erſt zu — Sedan ſollte er den deutſchen Gegner — und **wie** wiederfinden!! — Wenn dieſe Folgen ſo unerwartet weit reichten, ſo iſt ihre erſte, hauptſächlichſte Veranlaſſung, auf die Entſchloſſenheit Kirchbach's, dann auf den Eiſenwillen ſeines opferſtarken 5. Armeecorps, in dritter Linie aber auf die rechtzeitige, aus freier Entſchließung hervorgegangene Unterſtützung des 11. Corps von Boſe zurückzuführen!!

Der Geſammtverluſt des 5. Armeecorps an Todten, Verwundeten und Vermißten war ſehr groß, er betrug 5651 Köpfe, von denen 60 Offiziere und 1520 Mann den ewigen Frieden gefunden, den ſtolzen Sieg deutſcher Waffenehre mit ihrem Opferblute beſiegelt hatten!

Dieſen denkwürdigen Tag hatte der verwundete General **von Kirchbach** unausgeſetzt auf dem Kampfgefilde zugebracht.

Beim Beginn der Schlacht war derſelbe aufs Schlachtfeld gefahren und wohnte dem Gange der Ereigniſſe zuerſt hinter der Mitte der großen (von 84 Geſchützen) Batterie des 5. Armeecorps bei, alſo vor der 19. Brigade, und da, wo die Batterie von der Chauſſee, welche von Preuſchdorf nach Wörth führt, geſchnitten wird. Hier verblieb er bis 1½, auch wohl 2 Uhr, alſo bis zum Höhenpunkt der Schlacht und dem Flankenangriff des Corps Boſe. Hier faßte er auch den verantwortungsſchweren Entſchluß, dem Befehle des kronprinzlich Höchſtcommandirenden entgegen, den Kampf, ſtatt abzubrechen, mit äußerſtem Kräfteaufwande fortzuſetzen. In dem Augenblick der Kataſtrophe ging General von Kirchbach (etwa um 2 Uhr alſo) durch Wörth auf die Chauſſee nach Elſaßhauſen, wartete hier den großen franzöſiſchen Cavallerieangriff ab, wendete ſich dann durch die Gelände und die tiefe Einſenkung weſtlich von Wörth gegen die Chauſſee von dieſem Ort nach Froſchweiler, dieſes erreichend, als es eben von den bayriſchen und preußiſchen Truppen erſtürmt war. Am Eingange von Froſchweiler, bei dem der ſchwerverwundete franzöſiſche General Raoult an der Straße lag, traf General von Kirchbach mit dem bayriſchen General von der Tann zuſammen, verabredete mit demſelben die Verfolgung des Feindes in Richtung von Reichshofen und beſtimmte die Plätze für die Bivouaks beider Diviſionen.

Nach geendeter Schlacht bivouakirte das 5. Corps mit beiden Diviſionen und der Corps-Artillerie öſtlich Froſchweiler, General von Kirchbach befand ſich bei ſeiner braven 10. Diviſion, die er vordem geführt hatte und aus der heraus er ſtaffelweiſe zum Feldherrn erwachſen war. Hier traf ihn jetzt der Kronprinz. — Der hohe Herr ſtieg ſogleich vom Pferde, umarmte den General und drückte ihm, auf das Tiefſte bewegt, ſeinen Dank für den bedeutſamen Antheil aus, welchen der General durch ſeinen Entſchluß, den Kampf fortzuführen an den Erfolgen des Tages habe. Hierbei äußerte der Kronprinz: „Ich weiß nicht, zu welcher Auszeichnung ich Sie Sr. Majeſtät noch in Vorſchlag bringen ſoll!“ Ferner ſagte Derſelbe ſeinen Dank für die Leiſtungen, die ausgezeichnete Haltung und die Bravour der Truppen. — Im Laufe des ſich nun entſpinnenden Geſprächs erzählte der Kronprinz, daß er dem Könige wörtlich telegraphirt habe, was General von Kirchbach ihm durch den Rittmeiſter von der Laucken habe ſagen laſſen. Dieſen Offizier hatte der Kronprinz nämlich an den General um $1\frac{1}{2}$ Uhr geſchickt, um ſich vom Stande der Schlacht Ueberzeugung zu verſchaffen. Nachdem Kirchbach dem Rittmeiſter die Situation klar gelegt hatte, hatte er ihn mit den Worten entlaſſen: „Sagen Sie Sr. Königlichen Hoheit, ich hätte dem Marſchall Mac-Mahon *ſchon eine glückliche Reiſe gewünſcht*!!" —

Hob der Kronprinz *jetzt* ſchon, kaum nach den letzten Zuckungen des Kampfes, den *bedeutſamen* Siegesantheil unſeres Generals hervor, den er durch ſeinen Entſchluß, den eingegangenen Kampf auszufechten, an dieſem Ruhmestage hatte, ſo konnten doch die Folgen deſſelben von dem Kronprinzen wie von Kirchbach ſelbſt nur *geahnt*, *überſchaut* aber gewiß *nicht* werden. Dieſe Folgen vollzogen ſich jedoch wie das phyſiſche Geſetz der Schwere, als eine Logik unerbittlicher Thatſachen ſowohl in Frankreich, wie in Deutſchland. War der Eindruck, den der Sieg von Weißenburg in allen Gauen unſeres Vaterlandes gemacht hatte, ein erhebender, zuverſichtlicher, ſo war die allgemeine Stimmung Deutſchlands nach dem Siege bei Wörth die einer *erſtaunten* und *bewundernden Freude*, war das Echo der *uralten*, hoffnungsſtarken Gefühle von der **Hoheit und Gewalt vereinten deutſchen Geiſtes und vereinter deutſcher Kraft!** Wenn die Gefühle Frankreichs nach dieſem Tage einfach und ehrlich nur die *Kehrſeite* der Medaille geweſen wären, es wäre für dies Land und Volk *noch jetzt* eine Rettung möglich geweſen. Aber in Paris kannte man nur die Wuth verwundeten Uebermuths und den unvernünftigen Haß eines bereits in der Zerſetzung begriffenen politiſchen Gemeinweſens!! *Sachlich* lag fürs deutſche Verſtändniß die Thatſache des Sieges bei Wörth ſo: daß nach ſechsſtündigem heißen Ringen die Franzoſen in einer ſtarken, zur Vertheidigung eingerichteten Stellung, welche die numeriſche Ueberlegenheit der deutſchen Truppen völlig *ausglich*, *geſchlagen* worden ſeien, und ſie waren geſchlagen worden durch die vereinte Kraft norddeutſcher und ſüddeutſcher Bruderſtämme!! Der Tag von Wörth wurde der **Grundſtein** für die Wiederaufrichtung des deutſchen Reichs in ſeiner alten Herrlichkeit. Die Hohenſtaufen, Barbaroſſa, Conradin und Kaiſer Heinrich, waren erlöst aus ihren ſtummen Gräbern und lebten neu im Herzen der Nation auf!! —

Das Hauptquartier des General von Kirchbach war am 6. (des Schlachttags) Abends noch in Preuſchdorf, während das 5. Armeecorps öſtlich Froſchweiler bivouakirte. Am 7., dem Ruhetage für dies Corps, verlegte der General ſein Hauptquartier nach Langenſulzbach. Am 8. Auguſt geſchah der Vormarſch ins offene, wehrloſe, feindliche Land. Denſelben nach den Etappen zu ſchildern unterlaſſen wir, weil er für die (III.) kronprinzliche Armee im Allgemeinen ja ſchon mehrfach mitgetheilt worden iſt.

Vom 8. Auguſt ab bis Sedan war die würtembergiſche Feld-Diviſion dem Befehle des General von Kirchbach untergeſtellt. Das 5. Armeecorps überſchritt am 17. Auguſt, alſo einen Tag nach dem Siege von Mars-la-Tour, die Moſel und erreichte am 19., alſo einen Tag nach dem Siege bei Gravelotte, die Maas. Wir wiſſen, daß von nun an die unter dem Kronprinzen (nunmehr Könige) von Sachſen vor Metz gebildete IV. (Maas-) Armee mit der kronprinzlichen Armee zuſammen operirte und das königliche Obercommando ſich nunmehr bei dieſen beiden Armeen befand. Am 24. Auguſt war, wie wir anderwärts berichteten, das königliche Hauptquartier in Bar-le-Duc, die Armeen zogen in lang gereckter Marſchlinie ſteif weſtlich auf Chalons-ſur-Marne hin. An demſelben Tage traf die Cavallerie des Prinzen Albrecht (Vater) von Preußen bereits in Chalons ein und fand das Neſt leer; am 25. kam Graf Moltke zu dem Entſchluſſe, ſeinen „Lufthieb" zu thun, nämlich den Rechtsabmarſch; am 26. begann, unter den ſicherſten, ſehr vermehrten Anzeichen*), daß Moltke nur zu richtig vorausgedacht habe, dieſe geänderte Bewegung beider deutſcher Armeen, natürlich auch die des 5. Armeecorps. Daſſelbe erhielt, ebenſo die würtembergiſche Felddiviſion, das 11. und 6. Armeecorps, Befehl, am 27. Auguſt ebenfalls den Marſch nach Norden über St. Menehoult anzutreten.

---

*) Bereits am 21. Auguſt war im großen Hauptquartier feſtgeſtellt worden, daß in St. Dizier, welches durch die 4. Cavallerie-Diviſion aufgeräumt worden war, vom Feinde daſelbſt nicht, wie vermuthet, 5000 Mann Infanterie und Cavallerie, ſondern eine ganz ungeheure (man ſprach von 10—15,000

An dieſem Tage von ſchwerwiegender Bedeutung erſchien General von Kirchbach zum erſten Male ſeit Weißenburg, alſo nach drei Wochen, vor der Fronte zu Pferde, ein Beweis, daß wenn ſeine Wunde auch nicht gerade lebensgefährlich geweſen war, ſie ihm doch einen großen Kräfteverluſt erzeugt hatte und ſehr ſorgſam behandelt werden mußte. Wir müſſen, bevor wir dem General und ſeinem Corps auf dieſem denkwürdigen Marſche folgen, hier gleich noch einſchalten, daß bei dieſem Feldzuge nicht nur des Generals Schwiegerſohn (der Gemahl ſeiner Tochter Agnes), Herr von Wolff, welcher ſchon die Campagne 1866 mitmachte, daß nicht blos ſein älteſter Sohn Hugo als Lieutenant im Garde-Füſilier-Regimente, ſondern auch ſein jüngſter Sohn als Secondelieutenant in demſelben Füſilier-Regimente am Feldzuge Theil nahmen. Ja ſelbſt ſein nachmaliger Schwiegerſohn, Herr von dem Kneſebeck, (nunmehr Major und Bataillons-Commandeur im 1. weſtpreußiſchen Grenadier-Regiment Nr. 6 zu Poſen), hat die Feldzüge von 1864, 66 wie 70—71 mitgemacht. Man ſieht alſo, die Familie Kirchbach iſt an Haupt wie Gliedern ein durchaus kriegeriſches Geſchlecht! — „Pietate in armis!“

Die Ordre de bataille für den 29. (den Siegestag der ſächſiſchen Avantgarde bei Nouart) war für das 5. Corps anfänglich geweſen, „ſich auf Montbois zu dirigiren“, dann aber erhielt es, des ſich mehr öſtlich ziehenden Mac-Mahon's wegen, den Befehl, „auf Grand-Pré zu rücken und ſich auf den Höhen dahinter gegen Beſſu aufzuſtellen“. Daß der Rechtsabmarſch hohe Anfor-

---

Pferden) Reiterwolke geſtanden hatte!! Auf der linken Flanke der deutſchen Armee im Süden, ebenſo vor ihrer Fronte im Weſten, war keine Spur des Feindes zu finden geweſen, von Oſten aber kamen die deutſchen Heere, — folglich ſtand auf ihrer rechten Flanke, alſo nordweſtlich oder nördlich der Feind!!! D. B.

derungen an die Marſchfähigkeit der Truppen geſtellt hat, wiſſen wir.*) Der Eifer, der Wunſch der Leute, an den Feind zu kommen, Frankreichs letzte Armee zu packen und zu ſchlagen und den Lohn ihrer Anſtrengungen nicht zu verlieren, machte, daß ſie dieſelben verdreifachten um des erhofften Triumphes willen! Während das Gros mit einer kleinen Avantgarde über Bouconville, Montcheutin, Senuk auf Grand-Pré ſelbſt marſchirte, hatte das 5. Corps dort zum erſten Male in dieſem Kriege das Glück, ſeinem Monarchen zu begegnen. Der König empfing den General auf das Allergnädigſte, umarmte ihn und ſprach ihm ſeinen Königlichen Dank für die Führung des Corps in den bisherigen Kämpfen und für den Antheil aus, welchen er dadurch an den Erfolgen des Feldzuges habe, ſowie außerdem vollſte Anerkennung der Leiſtungen und der Bravour der Truppen. (Bereits durch Cabinetsordre vom 4. Auguſt für das Treffen bei Weißenburg zum General der Infanterie befördert, erhielt unſer General am 24. Auguſt zu Robert d'Espagne für die Schlacht von Wörth das Eiſerne Kreuz zweiter Klaſſe.) Nachdem der König ſich ſpäter aber das zur Deckung des großen Hauptquartiers beſtimmte Füſilier-Bataillon des Königs-Grenadier-Regiments (2. weſtpreußiſches Nr. 7) hatte vorbeidefiliren laſſen, ließ er ſich auch die Mitglieder des Stabes des General von Kirchbach vorſtellen, wobei der König dieſen „für die Unterſtützung ſeine Anerkennung ausſprach, welche der Stab ſeinem General hatte zu Theil werden laſſen“.

Die Avantgarde ſetzte Vorpoſten von Beſſu gegen Buzancy aus und ſtellte die Verbindung mit den Bayern bei St. Juvin her. Der Reſt der 9. Diviſion bezog Bivouak dicht nördlich von Grand-Pré, Corps-Artillerie, 10. Diviſion und die würtembergiſche Felddiviſion aber ſüdlich und ſüdweſtlich dieſer Stadt, das Generalcommando kam in dieſelbe. Von Munitionscolonnen und Train wurden nur die nöthigſten Verpflegungswagen vorgeholt. — Das königliche Hauptquartier war, wie vorher ſchon angedeutet, ebenfalls in Grand-Pré. Während des Ausſetzens der Vorpoſten wurde in nordöſtlicher Richtung ein Gefecht beobachtet. Die ſofort ausgeſandten Recognoſcirungen ſtellten feſt, daß das Gardecorps öſtlich Buzancy auf den Feind geſtoßen ſei. — Am 30. Auguſt hatte der König befohlen: „die feindliche Stellung zwiſchen Le Chesne und Beaumont anzugreifen“, dem 5. Armeecorps war aufgegeben, über Briquenay, Authe auf St. Pierremont und Oches zu marſchiren und von da aus je nach Umſtänden in das Gefecht einzugreifen.“

---

*) Bereits bei Marſchall Moltke geſchildert. D. V.

Am 30. Auguſt, Morgens 6 Uhr, alſo an dem zweiten Tage vor der größeſten Entſcheidung des Krieges, brach das Corps Kirchbach in folgender Formation auf: Avantgarde, Generalmajor von Voigts-Rhetz: Infanterie-Regiment Nr. 47, 1. und 2. Bataillon des Regiments Nr. 7, Dragoner-Regiment Nr. 4, das 4. würtembergiſche Reiter-Regiment, zwei ſchwere Batterien, ein halbes Sanitätsdetachement; Gros iſt: Reſt der 9. Diviſion unter Generalmajor von Sandrart, Ponton-Compagnie mit Feldbrücken-Train, ein halbes Sanitätsdetachement, Corps-Artillerie des Oberſt Köhler, 10. Diviſion des Generallieutenant von Schmidt. — Bei Germont machte man großes Rendezvous und die Avantgarde ſchob Patrouillen des würtembergiſchen Reiter-Regiments nach allen Richtungen vor.

Der Weitermarſch war eben angetreten, als die Patrouillen ſtarke feindliche Colonnen zwiſchen dem Bois-du-Fay und dem Dorfe Stonne auf den diesſeitigen Abhängen des dort ſehr bergigen Terrains meldeten. Der Avantgarden-Commandeur von Voigts-Rhetz ſchickte ſofort das würtembergiſche Reiter-Regiment zur Recognoſcirung des Feindes, wie der Orte Oches, La Berliere und St. Pierremont vor. Letzteren Ort fand daſſelbe nicht beſetzt, meldete aber: daß ferner zwei Schwadronen des 1. Garde-Ulanen-Regiments bereits die Höhen von Oches hielten, bedeutende feindliche Colonnen aber die Höhen von Stonne gegen La Berliere herabmarſchirten! Sofort trabten die Batterien der Avantgarde unter dem Schutze des Dragoner-Regiments Nr. 4 vor und fuhren auf dem Weſthange der Höhen von Oches auf! — Feindliche Tirailleure wurden diesſeits La Berliere ſichtbar, franzöſiſche Küraſſiere begannen eben aus Oches gegen die auffahrende Batterie vorzugehen, zogen ſich aber Angeſichts des Dragoner-Regiments zurück. Die Infanterie der Avantgarde war ſchnell gefolgt, die beiden Bataillone des Königs-Grenadier-Regiments blieben in Reſerve. — Gegen 12 Uhr fiel der erſte Kanonenſchuß auf circa 3000 Schritt gegen das Bivouak der feindlichen Infanterie (etwa zwei Diviſionen) weſtlich La Berliere, die dritte Granate traf! Der Feind ordnete ſich ſchnell in ſeinem Lager, bewegte ſich nun nach rückwärts, bis auf 4500 Schritt von Granaten verfolgt. Eine feindliche Batterie weſtlich La Berliere erwiederte das diesſeitige Feuer erfolglos. — Inzwiſchen waren die beiden leichten Batterien der 9. Diviſion herangekommen und verlängerten die Artillerieaufſtellung der Avantgarde nach links. Dieſe vier Batterien ſchoſſen vier Mal durch und deplacirten die feindlichen Geſchütze! Das würtembergiſche Reiter-Regiment und Patrouillen des Dragoner-Regiments Nr. 4 hatten inzwiſchen fortwährend den Feind beunruhigt, ſeine Tirailleurs verjagt und etliche Gefangene zurückgebracht, durch welche man erfuhr, daß das 7. Armeecorps des General Felix Douay bei Stonne ſtände.*) Das Gros des 5. Corps war in beſchleunigtem Marſche herangerückt, der Reſt der 9. Diviſion hatte ſich hinter dem Oſtrande der Höhe, ſüdöſtlich Verrieres, auf welcher General von Kirchbach Stellung genommen, formirt. Gegen 1½ Uhr traf die Tête der 10. Diviſion nebſt Corpsartillerie in Höhe der 9. Diviſion ein. Sie wurde hinter die Höhen nördlich St. Pierremont dirigirt, während die Corpsartillerie weſtlich dieſes Ortes blieb. Schon während des ganzen Vormarſches war im Oſten Kanonendonner gehört worden, welcher ſich immer mehr verſtärkte. Von der Höhe ſüdöſtlich Verrieres, ſpäter von der Höhe nördlich Pierremonts, wo General von Kirchbach nach einander ſeinen Standpunkt nahm, konnte man feſtſtellen, daß das Feuer in der Gegend von Beaumont und auch bei den bayriſchen Corps, welche über Sommauthe vorgegangen waren, ſein müſſe. Das Feuer bei den verbündeten Corps war im Avanciren! — Es war die Beaumont-Schlacht, in welcher der ſächſiſche Kronprinz die oſtwärts gen Metz gerichtete Fronte Mac-Mahon's umgriff und ihm den Weg verriegelte!

---

*) Deſſen Bruder Abel Douay bekanntlich gefallen war. Dieſes 7. Corps von Felix Douay war jenes vom Kriegsminiſter in Belfort vergeſſene Corps, das man über Paris und Chalons, 70½ Meile, hierher dirigirt hatte. Siehe Moltke, S. 309. D. V.

Dem 5. Corps gegenüber hatten ſich beim Feinde verſchiedene Bewegungen nach allen Richtungen erkennbar gemacht. Bald zog er ſich gegen Oſten nach Stonne, bald gegen Weſten nach dem Walde, bald hinter, bald vor die Höhe von Stonne. Die Abſicht dieſer Bewegungen konnte nicht erklärt werden. Um $2^1/_2$ Uhr befahl General von Kirchbach der Avantgarde, durch Oches durchzugehen. Auf der Höhe öſtlich La Berliere feuerte die Avantgarden-Artillerie etliche Schuß auf die in den Gründen ſüdlich Stonne marſchirende feindliche Infanterie, welche alsbald verſchwand. Inzwiſchen avancirte auch die 10. Diviſion. Um $3^1/_2$ Uhr ſtand dieſelbe mit der 20. Brigade im Thale am nördlichen Ende des Mont-du-Cygne, mit der 19. Brigade am ſüdlichen Ende deſſelben, den Mont-du-Cygne ſelbſt mit einem Bataillon beſetzt haltend. Das Feuer bei den verbündeten Corps im Oſten war im ſtetigen Vorrücken. Um $2^1/_2$ Uhr erſchien nördlich Verrieres die 4. Cavallerie-Diviſion und um 3 Uhr etwa kamen die Têten des 11. Armeecorps bei Verrieres zum Vorſchein, letzteres marſchirte bei dieſem Dorfe auf. Inzwiſchen war auch der Oberbefehlshaber der III. Armee, der Kronprinz, auf der Höhe nördlich Pierremont angekommen. Er befahl, „daß die formidable Stellung des Feindes bei Stonne nicht angegriffen werden ſolle!“ — Nach $4^1/_2$ Uhr gingen Meldungen ein, daß Stonne geräumt ſei!! Vom Mont Daimon, den ein Theil der Avantgarden-Infanterie beſetzt hatte, bemerkte man, daß der Feind ſich gegen Norden zurückgezogen habe. Auf Befehl des Generalmajors von Sandrart war das Regiment Nr. 47 nach Stonne vorgegangen, wo es bereits auf die Têten des 11. Armeecorps ſtieß; das Dorf ward unbeſetzt gefunden. General von Kirchbach befahl um $5^1/_2$ Uhr, daß das 5. Armeecorps auf La Beſace vorgehe, dies eventuell nehme und dort Bivouak beziehe. La Beſace war frei vom Feinde, die bayriſchen Corps waren kurz vorher ſiegreich durch dies Dorf auf Beaucourt und Artaiſe vorgegangen. Während das 5. Corps gegen La Beſace vorging, hörte man im Oſten erneutes heftiges Gefecht; es ſtellte ſich ſpäter heraus, daß es von dem 4. Armeecorps engagirt worden war. La Beſace wurde vom Corps Kirchbach bezogen und ſüdlich des Orts an der großen Straße Bivouak gemacht, in welches man erſt bei völliger Dunkelheit gelangte.*) Dieſer 30. Auguſt war ein in jeder Beziehung wichtiger Tag geweſen! Man **hatte** jetzt den Feind!! — Die Armee Mac-Mahon's war bei Beaumont geſchlagen, der ſüdöſtliche Weg nach Metz ihr verſchloſſen. Sie ſuchte nun naturgemäß nordweſtlich nach Sedan oder der Bahnlinie Sedan-Carignan-Montmedy, oder aber vielleicht weſtlich nach Mezières hin einer drohenden Umklammerung auszuweichen. Bereits hatte ſich nach der Beaumont-Schlacht Napoleon III. entmuthigt nach Sedan zurückbegeben. — Dieſer Tag war auch ein außerordentlich anſtrengender für das 5. Armeecorps geweſen. Um 6 Uhr Morgens aus den Bivouaks von Grand-Pré abmarſchirt, von 12 bis 6 Uhr gegen Abend in ſteter Gefechtsbereitſchaft, konnten die Truppen erſt 10 Uhr Abends an Befriedigung ihres Magens denken. In Beſace war aber Stroh gar nicht, Holz und Waſſer nur ſehr ſpärlich zu erlangen, den vier Meilen langen Weg von Grand-Pré hierher hatte man in beſchwerlichſter Sonnenhitze zurückgelegt! — Am 31. Auguſt hatte das Corps Kirchbach allerdings nur einen kurzen Marſch von zwei Meilen, mußte aber bei Chémery, ſo lange die Vortruppen der III. Armee an der Maas im Gefecht ſtanden, zum Eingreifen bereit ſtehen, ſo daß Kirchbach's letzte Truppen erſt gegen 6 Uhr Abends in ihre Cantonnements und Bivouaks bei Connage, Omicourt, Cheherh und Buſſon einrücken konnten. Bagage und Trains wurden bis Jannay herangeholt. —

Das nächſte Morgengrauen ſollte die Schlacht bei Sedan bringen! — Bekannt iſt, daß vom königlichen Hauptquartiere der 1. September eigentlich zum Ruhetage der ſehr erſchöpften deutſchen Truppen beſtimmt war. Es wurde aus ihm indeſſen ein Schlachttag, deſſen Erfolg ohne jedes Beiſpiel in der Geſchichte iſt. Wie an anderm Orte ſchon eingehend geſchildert iſt*), befand ſich, nachdem das Garde- und ſächſiſche Armeecorps den Oſten und Nordoſten von Sedan bis zur belgiſchen Grenze umſpannt hielt, das große königliche Hauptquartier gegen Abend des 31. Auguſt über Mac-Mahon's nächſte Intention in gänzlichem Irrthume. Da dieſer Irrthum aber ein ſehr erklärlicher und natürlicher war, ſo mußte ſich, als man denſelben bemerkte, herausſtellen, **wie** unvernünftig, **wie** ſinnlos Mac-Mahon's letzte Auskunft geweſen war! Dieſelbe hatte die Gefangennahme der **geſammten** Armee und des Kaiſers zur Folge!! Man hatte im großen Generalſtabe nämlich dem Verdachte Raum gegeben: Mac-Mahon wolle die Nacht vom 31. Auguſt zum 1. September benutzen, um auf der Straße von Sedan nach Mezières, alſo nordweſtlich, der drohenden Umarmung der deutſchen Armeen zu entgehen, ſo zu ſagen aus dem einzigen Loche des Sacks entſchlüpfen, das noch offen war!! Indem man einerſeits ſchon ſpät Abends und in der Nacht dagegen, wie wir ſahen, Vorkehrungen traf, wurde dieſer Verdacht dem Kronprinzen von Sachſen mitgetheilt, und daß das 1. bayriſche Corps (von der Tann) angewieſen ſei, ſchon ſehr früh in Richtung Remilly-Bazeilles den Feind zu packen und feſtzuhalten. Da der nunmehrige König Albert aber als ſcharfblickender Feldherr ſich ſelbſt ſagte, daß es doch ſicher das Packen und Feſthalten Mac-Mahon's noch weit gewiſſer mache, wenn ſich die Maas-Armee an dieſer Operation der Bayern auch betheilige, ſo allarmirte er noch ſein Corps in der Nacht! Wie ſich nach der Schlacht herausſtellte, hatte aber Mac-Mahon gerade die entgegengeſetzte Abſicht gehabt, nämlich öſtlich nach Montmedy via Metz durchzubrechen. In dieſer Richtung, alſo gegen die Maas-Armee, hatte der Marſchall die Elitetruppen des Kaiſerheeres in dichten Maſſen aufgeſtellt und commandirte ſie auch in Perſon. Natürlich, da er ſich auf der verkehrten Seite ein Luftloch erzwingen wollte, ließ er das natürliche Luftloch außer Acht; hinter ſeinem Rücken wurde daſſelbe mit wenig Mühe geſchloſſen. Wie das geſchah und den Antheil des Corps Kirchbach hierbei wollen wir zunächſt ſchildern.

---

*) Intereſſant iſt, dieſe Bewegungen mit denen der Maas-Armee in der Biographie des „Kronprinzen Albert von Sachſen“, S. 204—206, II. Bd., zu vergleichen! L. B.

---

*) Dies geſchah in: Albert, Kronprinz von Sachſen. S. 303—305 u. S. 312 u. 313, Bd. II. D. V.

Den, wie geſagt, natürlichen, aber dennoch falſchen Annahmen des königlichen Hauptquartiers gemäß erhielten das 11. Armeecorps, geführt von dem General von Gersdorf, und das 5. (Kirchbach'ſche) Corps am Abende des 31. Auguſt Befehl: die Maas am nächſten Tage bei Donchery (alſo Sedan weſtlich) zu überſchreiten. General von Kirchbach ordnete in Folge deſſen an, daß die Avantgarde um 2 Uhr Nachts bei Chevenges. der Reſt der 10. Diviſion, Corps-Artillerie und 9. Diviſion bei Chehery zum Vormarſch über Chevenges und Villers-ſur-Bar bereit ſtehe. Alle Bagage, außer Medicinkarren und Munitionswagen der Infanterie, blieb bei Connage zurück. Von dem leichten Brückentrain des Corps ſollte eine zweite Brücke über die Maas geſchlagen werden, weil die erſtere der Paſſage für das (11.) Corps Gersdorf dienen ſollte; der Generalſtabschef Kirchbach's, Oberſt von der Eſch, begab ſich ſogleich zu dem ſtellvertretenden*) General des 11. Armeecorps, Generallieutenant von Gersdorf, betreffs des Flußüberganges und des Weitermarſches Verabredung mit ihm zu treffen. Der Vormarſch jenſeits der Maas ſollte ſo geſchehen, daß das 11. Corps den Weg von Donchery auf Teudrecourt, das 5. Corps aber den über Vrigne Meuſe auf Vivier-au-Court benutze.

Mit äußerſter Pünktlichkeit verſammelten ſich die Truppen des 5. Corps auf den Allarmplätzen, und da ſie laut Armeebefehl im Augenblicke der Allarmirung antreten mußten, hatten ſie nicht abkochen können, ſondern gingen mit leerem Magen in die entſcheidende Schlacht. Dies war ein großer Uebelſtand, zumal ſich während des ganzen Tages keinen Augenblick Gelegenheit für die Leute bot, ihren Bedürfniſſen zu genügen. Hierzu kam, daß das Corps durch die Märſche und die ſtete Gefechtsbereitſchaft der letzten Tage bereits bedeutende Anſtrengungen gehabt hatte. Dies hinderte Kirchbach's vortreffliche Leute aber nicht, ihre Pflicht im vollendetſten Maße zu thun und wir führen dieſen Umſtand nur deshalb an, weil aus dergleichen Thatſachen hervorgeht, welchen Opfermuthes und welcher Kraftentfaltung der Kampfeseifer gutgeſchulter, von Stolz und Begeiſterung getragener Soldaten *fähig* iſt und es nicht blos im Leben des *Einzelnen*, ſondern auch in dem einer *ganzen Armee* Stunden und Tage der Prüfungen und Entbehrungen giebt, die nur von geiſtiger Kraft und zähem Willen überwunden werden!! Wir glauben, wenn man am Morgen des 1. September dieſen hungernden Streitern das ſplendideſte Mahl unter der Bedingung angeboten hätte, *Mac-Mahon aus ihren Fingern zu laſſen*, ſie hätten einfach gerufen: „Wir wollen marſchiren!“ Wer ſich von unſeren Leſern denken kann, *was* **Jagdluſt** vereint mit *Spielwuth* iſt, und daß man dabei Eſſen, Trinken wie Schlaf zu vergeſſen vermag, der hat einen annäherungsweiſen, wenn auch nur matten und ſehr trivialen Begriff *desjenigen* Gefühls, welches in dieſen letzten Tagen und während des 1. September die geſammte deutſche Armee vor Sedan durchdrang!! —

---

*) Wir wiſſen, daß der eigentliche Commandeur des 11. Armeecorps, General von Boſe, bei Wörth zweimal verwundet worden iſt. D. V.

Um 2½ Uhr trat das 5. Armeecorps ſeinen Vormarſch an, General von **Kirchbach** befand ſich bei der Avantgarde. Ohne Störung, in tiefer Stille vollzog ſich der Vormarſch. Jedem war, als wolle er ein ſeltenes Wild beſchleichen! Nach 4 Uhr langte die Tête der Avantgarde an der Maas an, das Gros folgte unmittelbar! Die Brücke wurde etwa 50 Schritt weſtlich von der des 11. Armeecorps in 40 Minuten gebaut, um 6½ Uhr überſchritt die Tête der Avantgarde den Fluß. Es dämmerte, weiße Nebel hüllten Alles ein. Um dieſelbe Zeit hatten die Bayern bereits Bazeilles angegriffen, die Schlacht war alſo *begonnen*, denn ſchon hörte man oſtwärts heftiges Kanonenfeuer und das krachende Raſſeln der Mitrailleuſen. Als die Avantgarde mit der Tête in Vivier-au-Court 7½ Uhr eintraf, wurde dem General Kirchbach durch Major von Hahnke der Befehl des Kronprinzen überbracht, „mit dem 5. Armeecorps über Vrigne-aux-bois dem

11. Armeecorps zu folgen und ſich hinter demſelben, links debordirend, zu formiren.“ Das (11.) Corps von Gersdorf dagegen hatte Auftrag, auf St. Menges zu marſchiren und von da aus ins Gefecht einzugreifen. Es debordirte Kirchbach laut Befehl ſein Corps links deſſelben, rückte alſo in die nördliche Linie Fleigneux und an die rechte Flanke des Gardecorps ein, mit anderen Worten, die Klappe der Falle war dann zu, die Umſchließung des letzten Kaiſerheeres vollendet! Dieſen Zweck und die Verbindung mit der Maas-Armee*) im Auge, wählte General von Kirchbach das Dorf Fleigneux als Directionspunkt der Marſchlinie. Von Brigne-aux-bois aus ließ derſelbe die belgiſche Grenze recognosciren, ob dorthin bereits feindliche Truppen ſich zurückzögen, oder belgiſche Truppen ihre Grenze beobachteten. Die preußiſche Cavallerie, auf das belgiſche Dorf Sugny vorgehend, fand daſelbſt keine von belgiſcher Seite getroffene Vorſichtsmaßregeln, ausgeſendete Patrouillen derſelben meldeten aber die Annäherung flüchtiger franzöſiſcher Abtheilungen, Infanterie, zu 20 und 30 Mann. Dieſelben wurden angegriffen, geſchlagen, theils zurückgeworfen, theils zu Gefangenen gemacht! Ebenſo ſtellte ſich's bei einer Recognoscirung auf Boſſeval und Le Mazy heraus. Einer Escadron gelang ſogar, einen ganzen Munitions- und Equipagentransport und den Herrn général de division Brahaut mit acht Stabsoffizieren zu erwiſchen! In Summa ergab die Razzia an Gefangenen 17 Offiziere, 89 Mann, 140 Beutepferde und Munitions- wie Equipagewagen, welche man nach la Claire zurücknahm, wo die eclairirende Avantgarde-Cavallerie gegen 3 Uhr Nachmittags eintraf.

Das 11. Armeecorps (von Gersdorf) war bald, nachdem ſeine Avantgarde bei St. Menges ſich entwickelt hatte, in ein heftiges Gefecht in der Richtung auf Floing zu gerathen, was das Streben aller Truppen, an den Feind zu kommen, nur noch mehr beflügelte. Deshalb war es um ſo ungünſtiger, daß die Marſchcolonnen des 5. und 11. Armeecorps (21. Diviſion), letztere von Montimont kommend, an dem rothen Hauſe, da, wo der Weg von Brigne-aux-bois nach St. Menges den nach Norden vorſpringenden Bogen der Maas berührt, zuſammenſtießen. General von Kirchbach ließ das 5. Armeecorps von hier aus eine Strecke die Straße benutzen, um ſogleich die Höhe der Ferme du Champ de la Grange zu erſteigen, während das 11. Corps über die Wieſenufer der Maas marſchirte. Der Vormarſch auf der Höhe konnte nicht ganz ungeſehen ausgeführt werden, der Feind beſchoß ihn ſehr bald mit Granaten, jedoch erfolglos. Dem 5. Armeecorps voraus hatten einige Bataillone des 11. Corps ebenfalls die Höhe erſtiegen und waren längs des an der belgiſchen Grenze gelegenen Waldes in öſtlicher Richtung fortmarſchirt. Nachdem ſeine Avantgarde auf der Höhe der Ferme du Champ angekommen war, ließ General Kirchbach die Corps-Artillerie und die der 10. Diviſion gegen die von feindlichen Batterien beſetzten Höhen, welche von der Artillerie des 11. Corps bereits bekämpft wurden, in Poſition ſtellen. Von letzterer ſtanden Batterien dicht bei St. Menges. — Die Stellung der franzöſiſchen Armee auf den Bergen um Sedan, dieſe Feſtung als Reduit derſelben, war von Natur ſchon eine wahre Feſtung, die Aufgabe der deutſchen Armeen, das letzte Heer Napoleons zu erdrücken und zu vernichten, alſo eine höchſt ſchwierige!

---

*) Zu welcher bekanntlich das preußiſche Gardecorps gehörte. T. B.

Die Höhen zwiſchen Floing und Illy vertheidigte vornehmlich das (7.) franzöſiſche Corps von Felix Douay. Dieſes Corps wurde im Laufe der Schlacht durch die Diviſion de l'Abadie (des 5. Corps, General Wimpfen) unterſtützt. — Die erſten Batterien des 5. Armeecorps, welche in Poſition kamen, waren die 6. ſchwere und die 6. leichte der Avantgarde. Sie waren dem vorderſten Avantgarden-Bataillon (Füſilier-Regiment Nr. 37) auf St. Menges gefolgt und eilten von Oberſt Gaede geführt, heftig von feindlicher Artillerie beſchoſſen, durch dies Dorf, nahmen auf der öſtlich deſſelben gelegenen Höhe Aufſtellung und feuerten auf 3000 Schritt. Wegen zu großer Entfernung und weil man die Wirkung ſeiner Geſchoſſe nur ungenau beobachten konnte, wurde dieſe Batterie auf dem rechten Flügel der weiter vorwärts fahrenden Corps-Artillerie poſtirt. Inzwiſchen erſtiegen die übrigen Truppen die Höhen der Ferme du Champ de la Grange. Auf der Höhe angekommen, waren ſogleich die Corps-Artillerie, bald nachher auch die zwei anderen Batterien der 10. Diviſion vorgezogen worden. So viel als möglich den feindlichen Geſchützen entgegen trabten ſie auf Fleigneux, um von da aus, ſüdlich des Dorfes, von Oberſt Gaede in Poſition gebracht zu werden. Oberſtlieutenant Köhler, Commandeur der Corps-Artillerie, war vorausgeeilt, um die geeignetſte Stelle für Entwickelung der Artilleriemaſſe zu ermitteln. Die der Artillerie zur Deckung beigegebenen zwei Bataillone des 37. Regiments unter Oberſt von Heinemann hatten der Artillerie nicht ſo ſchnell folgen können, deshalb veranlaßte Oberſtlieutenant Köhler, einige aus Illy zurückgehende Compagnien des Infanterie-Regiments Nr. 82 die Waldparzellen öſtlich von Illy zu beſetzen, durch welche kleine Trupps Franzoſen ſich nach Belgien flüchteten. Wir brauchen dem Leſer wohl nicht erſt ins Gedächtniß zu rufen, daß er ſich die belgiſche Grenze in nächſter Nähe des 5. und 11. Armeecorps zu denken hat, ſo daß einzelnen kleineren feindlichen Haufen, die an ernſtlichen Widerſtand nicht denken konnten, nur die Wahl blieb, nach Belgien überzutreten, wenn ſie nicht umklammert ſein wollten. — Auf der Höhe jenſeits Givonne eröffnete eben die erſte Batterie des Gardecorps ihr Feuer, freilich ohne daß anfänglich ſich erkennen ließ, ob es preußiſche oder franzöſiſche Batterien ſeien. Indeß wurde noch vor Erſcheinen der Corps-Artillerie die Ueberzeugung gewonnen, daß es die preußiſche Garde-Artillerie ſei und ſich der rieſige Cirkel deutſcher Feuerſchlünde zu ſchließen im Begriff ſtehe! Die Corps-Artillerie placirte ſich mehrere hundert Schritt vorwärts der erſten Stelle der Avantgarden-Batterien, welche ſich mit derſelben ſofort allignirten. Später langten auch die übrigen Batterien (die 5. leichte und die 5. ſchwere) der 10. Diviſion an. Erſtere nahm zwiſchen den Batterien der Corps- und der Avantgarde, letztere auf dem äußerſten linken Flügel Stellung. Dieſe äußerſte Batterie bildete alſo die Verbindung mit der Garde-Artillerie! Dieſe zehn Batterien unter Leitung des Oberſten Gaede waren gegen 11 Uhr vollſtändig entwickelt und hatten gleich, ſo wie ſie einzeln in Poſition gelangten, batterienweiſe ihr Feuer eröffnet. Die Avantgarden-Batterien mochten kurz nach 10 Uhr, die rechte Flügelbatterie der Corps-Artillerie etwa 10½ Uhr ihre Kanonade begonnen haben. — Die ſechszig Geſchütze des 5. Corps bildete eine formidable Feuerlinie; der rechte Flügel derſelben ſtand auf der Höhe ſüdlich St. Menges, der linke an einem Wäldchen nordöſtlich Illy, eine Strecke von faſt 4000 Schritt. Die linke Flügelbatterie des 11. Corps (von Gersdorf), die reitende Batterie Normann, war von den übrigen Batterien durch das tiefe von Fleigneux nach Floing ausgedehnte Thal getrennt.

Die zwei Bataillone des Regiments Nr. 37 unter Oberſt von Heinemann wurden nach einiger Zeit vom General Walther von Montbary wieder zur 20. Brigade zurückgenommen, da die ſchon genannten Compagnien des Infanterie-Regiments Nr. 82 den Schutz der Artillerie übernommen hatten, überdem ſich auch noch das Huſaren-Regiment Nr. 13, das Dragoner-Regiment Nr. 4 und zwei Escadrons des Dragoner-Regiments Nr. 14, ſowie mehrere Garde-Cavallerie-Regimenter auf dem linken Flügel auf der freien Höhe nordöſtlich Illy aufſtellten. — Das Debouchiren der Batterien des 5. Corps aus Fleigneux und ihr Aufmarſch war vom Feinde ſehr heftig aber wirkungslos beſchoſſen worden. Kurz nach Beendigung des diesſeitigen Aufmarſches und als alle Batterien, im Allgemeinen auf 2300 Schritt von der feindlichen Aufſtellung, im Feuer ſtanden, verſtummte des Gegners Artillerie! Mehrere feindliche Protzen waren in die Luft gegangen, was von ihren Geſchützen nicht zertrümmert war, rettete ſich in den Wald. — In der feindlichen Aufſtellung wurden während der Schlacht häufige Bewegungen des Feindes von, wie auch nach Givonne bemerkt. Feindliche Infanterie wie Cavallerie erhielten, ſowie ſie ſichtbar wurden, ſofort von der großen Batterie ſo ſtarkes Feuer, daß ſie ſich ſchleunigſt in den Schutz des Waldes und der Höhen zurückzogen. Feindliche Batterien, welche aus dem Bois de Garenne debouchirten und auf dem Abhange von Illy Aufſtellung nahmen, wurden nach kurzer Zeit demontirt und zum Rückzuge gezwungen. Eine Mitrailleuſen-Batterie an der Weſtecke des Bois, 4000 Schritt von der diesſeitigen Batterie entfernt, wurde wiederholt zum

Schweigen gebracht. Mehrere Male bildete ſich aus verſchiedenſten Bewegungen feindlicher Bataillone eine Formation zum Angriffe gegen die Artillerieſtellung des 5. und 11. Armeecorps, aber wurde ſchon im Keime durch das diesſeitige Geſchützfeuer erſtickt. — Die Stellung der Batterien des 5. Armeecorps war eben eine ganz beſonders günſtige! Sie konnte eine franzöſiſche Offenſive über Illy verhindern, eine ſolche über Givonne wirkſam in linkes Flankenfeuer nehmen, unſere Angriffe auf Floing aber ebenfalls energiſch unterſtützen!! — Gegen 1½ Uhr erfolgte ein feindlicher Vorſtoß aus dem Bois de Garenne gegen Givonne (alſo gegen die preußiſche Garde). Eine feindliche Batterie, die ihn unterſtützte, wurde unter dem Kreuzfeuer der Batterie des 5. und des Gardecorps ſofort zum Schweigen gebracht und die feindliche Infanterie mit ſchrecklichem Verluſt in den Wald zurückgetrieben!

Während die Artillerie ſo gegen alle Waffen des Feindes großartige Erfolge errang, marſchirte die Infanterie des 5. Corps heran und griff in den Kampf ein. Die 20. Infanterie-Brigade, welche bisher Avantgarde geweſen war, wurde mit der 19. Infanterie-Brigade hinter dem rechten Flügel der diesſeitigen Artillerjeſtellung in der Schlucht ſüdlich Fleigneux unter dem Befehl des Generallieutenant von Schmidt concentrirt. Von der 19. Brigade war ſchon gegen 10 Uhr beim Anmarſch derſelben von General von Kirchbach das 1. und 2. Bataillon des Infanterie-Regiments Nr. 46 unter Oberſt von Eberhardt nach St. Menges zur Beſetzung des Dorfes und etwaiger Vertheidigung der dorthin laufenden (nördlichen) großen Straße von Sedan detachirt worden.

Das 11. Armeecorps hatte bei Floing inzwiſchen einen harten Kampf zu beſtehen, Generallieutenant von Gersdorf bat, weil er ſich nicht ſtark genug gegen einen Vorſtoß glaubte, den der Feind mit formidablen Kräften vorbereitete, gegen 12 Uhr, daß Generallieutenant von Kirchbach ihn unterſtütze. Dieſer ſtellte dem 11. Corps ſofort das 1. und 2. Bataillon des Infanterie-Regiments Nr. 46 zur Dispoſition und gleich darauf auch das an der Tête der 17. Infanterie-Brigade heranmarſchirende 1. ſchleſiſche Jäger-Bataillon Nr. 5 (die Görlitzer Jäger), welche er unter den

Befehl des Oberſt von Eberhardt ſtellte. Bald darauf bat Generallieutenant von Gersdorf nochmals um Unterſtützung! Generallieutenant von Kirchbach, die Wichtigkeit der über Floing und St. Menges führenden Straße vollkommen erkennend, ſendete ihm durch St. Menges hindurch auch die 17. Infanterie-Brigade unter Oberſt Flöckher, indem er ausdrücklich Befehl gab, daß dieſer als letzte Reſerve des 11. Corps nur im äußerſten Nothfalle zur Abwehr eines übermächtigen Feindes in das Gefecht eingreifen dürfe!!

Etwa um oder gleich nach 12 Uhr, als die feindliche Artillerie eben von den Batterien des 11. und 5. Armeecorps zum Schweigen gebracht war, traf den Commandeur des 11. Armeecorps Generallieutenant von Gersdorf eine Chaſſepotkugel tödtlich in die Bruſt und endete ein eben ſo edles, merkwürdiges, wie reiches Heldenleben! Möge er in der Schilderung des Lebens ſeines Genoſſen von Kirchbach, mit dem er Schulter an Schulter gekämpft und der ihm in dem ſchwierigſten und letzten Augenblicke ſeines Lebens ein „Nothhelfer" geworden iſt, eine Stelle liebevollſter und ernſteſter Erinnerung finden.*) — Generalmajor von Hausmann, Commandeur der Artillerie, übernahm bis zum Eintreffen des älteſten Diviſionscommandeurs, Generallieutenant von Schachtmeyer, das Commando und ertheilte dem 1. und 2. Bataillon des Infanterie-Regiments Nr. 46 den Auftrag, den Angriff der Infanterie des 11. Corps auf Floing zu unterſtützen und dann die dahinterliegenden Höhen zu nehmen! Das Jäger-Bataillon Nr. 5 (Görlitzer) folgte etwa eine Viertelſtunde ſpäter. — Sobald von der tödtlichen Verwundung des Generallieutenant von Gersdorf bei unſerm Kirchbach Nachricht einging, übernahm er ſofort auch das Commando über das 11. Corps, deſſen beſondere Führung nun von Schachtmeyer angetreten hatte!

---

*) Wir bringen in dieſer Biographien-Sammlung die Lebensſchilderung des General von Gersdorf nicht mehr. Die Gründe hierfür geben wir im Schlußworte dieſes letzten Bandes. D. V.

Die 17. Infanterie-Brigade (Oberſt Flökher) wurde auf der Höhe ſüdlich St. Menges hinter einer ummauerten Plantage gedeckt in Reſerve gehalten. Den Reſt der 9. Diviſion (18. Brigade und 1. Fuß-Abtheilung) behielt General von Kirchbach auf der Höhe der Ferme du Champ als Reſerve für das nun im Commando combinirte 5. und 11. Armeecorps. Der Vormarſch der beiden Bataillone des Infanterie-Regiments Nr. 46 mußte wegen des heftigen Granatfeuers in dem offenen Terrain zwiſchen St. Menges und Floing im Laufſchritt und in Compagnien auseinandergezogen, vollſtreckt werden. Die Compagnien dieſer Bataillone doublirten zum größten Theil in die, gegen das von Franzoſen ſtarkbeſetzte Dorf Floing im Gefecht ſtehende Infanterie des 11. Armeecorps ein; von allen Seiten ſo mit Energie angegriffen, gab nun der Feind ſehr bald die nördliche Liſière auf! Unſere Infanterie drang nun ſofort, tambour battant mit Hurrah in Floing ein und warf den Feind gänzlich hinaus! Das Jäger-Bataillon Nr. 5 erhielt, nach Umgehung des Dorfes, durch Oberſt von Eberhardt Befehl, auf dem linken Flügel des Regiments Nr. 46 in das Feuergefecht ſüdlich Floing einzugreifen. Wiederholt verſuchte im weiteren Verlaufe des Gefechts der Gegner, mit ſtarker Infanterie bei dem Kirchhof wieder ins Dorf einzudringen, ward aber von Mannſchaften des Infanterie-Regiments Nr. 83, des Jäger-Bataillons Nr. 5 und Nr. 11 wie von einem Zug der 7. Compagnie des Regiments Nr. 46 unter Führung des Premierlieutenant Kruska glänzend abgewieſen! Während dem (etwa gegen 12¾ Uhr) erſtiegen die übrigen Compagnien (das 1. und 2. Bataillon) aus Floing im hartnäckigen Feuergefecht den an die Südoſtliſière des Dorfes ſtoßenden Bergabhang, welcher, unterwärts außerordentlich ſteil, aus unregelmäßigen, gemauerten Terraſſen beſtand, auf deſſen oberer Hälfte, flach zum höchſten Punkte anſteigend, einige Häuſer ſtanden. Kaum hatten die 5. und 7. Compagnie den oberen Rand beſagten ſteilen Abhangs, die Compagnien des 1. Bataillons aber vom Südende des Dorfes aus den Fuß deſſelben erreicht, als aus der Schlucht ſüdlich des angegriffenen Bergrückens zwei Escadrons Lanciers, die eine gegen die 5. und 7. Compagnie, die andere gegen das 1. Bataillon, heranbrausten. Dieſe Attaque brandete an der heftig feuernden Schützenlinie, in der ſich auch Tirailleure des 11. Corps befanden, bog aus, jagte die Schützenlinie entlang, ſtürzte theils den Steilhang hinunter, theils raſte ſie durch das Dorf Floing, von der 2. und 3. Compagnie des Jäger-Bataillons Nr. 5 daſelbſt geradezu mit vernichtendem Kugelregen empfangen! Es war wie eine wilde Jagd, jäh vom Tode unterbrochen!! — Solche Cavallerie-Attaquen mit ähnlichem grauenvollen Ausgange werden wir jetzt ſich häufen ſehen und der Zweck derſelben wird durch die Lage erſichtlich, in welche die franzöſiſche Armee durch Mac-Mahon's ſtrategiſche Kurzſichtigkeit gerathen war. — Der Marſchall hatte die Aufgabe, Bazaine in Metz zu entſetzen. Zu unterſuchen, ob er als einſichtiger General dieſer Hoffnung ſich nach dem Ausgange der Schlacht von Beaumont noch ernſtlich hätte hingeben dürfen, iſt unſere Sache nicht, aber conſtatiren werden wir wohl dürfen, daß ihm die Nacht vom 30. zum 31., der 31. Auguſt ſelbſt und die Nacht zum 1. September trotz aller Desorganiſation und Erſchöpfung ſeiner Truppen doch noch Zeit genug ließen, um unter Benutzung ſeiner zahlreichen, ſeine Bewegungen maskirenden Cavallerie, über Mezières weſtlich zu entweichen und entweder via Rethel, nach Chalons, oder, falls das nicht ging, via Hirſon-Laon-Soiſſons nach Paris zu entkommen und dort, die befeſtigte Hauptſtadt im Rücken, die letzte Entſcheidungsſchlacht zu ſchlagen, wie Napoleon I. es gethan. Für den Bankerott der kaiſerlichen Dynaſtie blieb ſich's wirklich ganz gleich, ob Napoleon III. zu Sedan oder vor Paris geſchlagen worden wäre, jedenfalls war es in letzterem Falle für ihn weniger ſchimpflich! Dies fiel aber weder dem zur Zeit fungirenden franzöſiſchen Obercommando*), noch dem zu Sedan anweſenden Kaiſer ein. Im Gegentheil, man hatte ſich's ſteif in den Kopf geſetzt, oſtwärts durchzubrechen, hatte alſo öſtlich Sedan ſeine Haupttruppen maſſirt und krachte auf die Maas-Armee, von der man nicht mehr loskommen konnte oder wollte, indeß im Weſten und Norden ſich die mordende Schlinge feſtzog. Die Gewißheit, die kaiſerliche Armee ſei umgarnt und habe es mit zwei deutſchen Armeen zu thun, ſcheint ihr erſt geworden zu ſein, als die ſechzig Geſchütze Kirchbach's am Nordrande des Sedanthales auffuhren und das 11. wie 5. Armeecorps ſichtbar wurde. Jetzt erſt ſehen wir die kaiſerlichen Truppen der Nordſtraße Sedan-Floing-St. Menges ein zu ſpätes, obwohl nun um ſo ängſtlicheres Intereſſe abgewinnen!! Die Poſition der Geſchütze des 5. und 11. Armeecorps war, wie wir bereits darſtellten, aber ſo günſtig, ihr Feuer ſo vernichtend, daß weder die franzöſiſche Artillerie noch Infanterie gegen dieſelben aufkommen konnten. Aber Luft mußte man haben, dieſer qualvoll langſamen, unerbittlichen Todesumarmung mußte man nordwärts entrinnen, ſei's geradezu ins nahe Belgierland, ſei's auf der Bahnlinie Mezières! So ſollte denn — als letztes verzweifeltes Mittel — die Cavallerie der Mauerbrecher ſein, der Sturmbock, welcher Breſche in die eiſerne deutſche, immer näher rückende Mauer legte! Wir wenigſtens vermögen nur ſo eine cavalleriſtiſche Angriffsweiſe in der Stunde der letzten Wuth anzuſehen, welche nichts weiter zum Reſultate haben konnte, als eine koloſſale Maſſenſchlächterei!! —

---

*) Mac-Mahon war bereits verwundet! D. V.

Kehren wir zu den Ereigniſſen ſelbſt zurück. Nach dieſem erſten verfehlten Cavallerie-Choc ſetzten die Compagnien des 11. und 5. Armeecorps ihr Vordringen fort. Das Jäger-Bataillon Nr. 5 debouchirte aus Floing, avancirte zur Unterſtützung der Infanterie in die Gefechtslinie und betheiligten ſich die 3., 1. und 2. Compagnie, denen ſich 82er und 83er angeſchloſſen hatten, um den Feind aus der zweiten Poſition auf der Höhe zu vertreiben. Es gelang! Als die Infanterie auf allen Punkten die Höhe erklommen hatte, die Compagnien ſich raſch formirten und eben die letzten feindlichen Schützengräben zu beſetzen und die weichenden Gegner mit ihren Schüſſen zu verfolgen begannen, ſprengten franzöſiſche Küraſſier-Schwadronen (nur mit Schimmelhengſten beritten) heran und attaquirten mit wilder Entſchloſſenheit die 2., 3. und 5. Compagnie des 46. Regiments. Letztere (5.), ſchon geſchloſſen, empfing ſie mit runden Salven, die beiden anderen (2. und 3.) noch theilweiſe aufgelöst, mit Schnellfeuer auf kurze Diſtance. Wie niedergemäht ſank das vordere Glied der Küraſſiere in ſich zuſammen! Die Uebrigen wendeten zur Flucht, etliche ſtürzten durch die preußiſchen Linien — wahrſcheinlich höchſt unfreiwillig — hindurch! — Die Schwierigkeit des Terrains, der Widerſtand des Feindes und die Cavallerie-Attaquen verhinderten ein ſtetiges Vorgehen aller Compagnien. — Nach der Küraſſier-Attaque war die 3., 1. und 2. Compagnie des Jäger-Bataillons Nr. 5 ſogleich über die Linien der Infanterie-Compagnien hinaus avancirt, wobei ſie ſich zwiſchen dem 1. und 2. Bataillon der 46er durchgezogen hatten. Dieſe Jäger-Compagnien wurden ſofort das Object der Attaque zweier Schwadronen Chasseurs à cheval!! Sie überritten theilweiſe deren Schützen und prallten gegen die Soutiens an, vor deren praſſelndem Feuer ſie rechts ausbogen und ſtießen rechts rückwärts auf die zweite Jäger-Compagnie, die aber Quarrée formirt hatte und ſie brillant abwies! Die 3. Jäger-Compagnie hatte gleich hierauf Gelegenheit, ein Halbbataillon des 32. Infanterie-Regiments auf dem rechten Flügel durch Schützenfeuer auf 4—500 Schritt im Abſchlagen einer neuen Cavallerie-Attaque zu unterſtützen!! Die Compagnien formirten ſich nach dem Abweiſe der Chasseurs à cheval und wollten eben ihr Vorrücken fortſetzen, als mehrere Escadrons Huſaren gegen die 1. und 5. Compagnie der 46er und die 3. Jäger-Compagnie anſprengten! Ihre Attaque war aber ſchon im Anreiten etwas lahm. Die preußiſche Infanterie ließ ſie erſt nahe herankommen, ehe ſie ihre Salven und Schnellfeuer abgab. Theilweiſe kehrten ſie um und flohen, theilweiſe bogen ſie nach rechts aus in den Rücken der 1. und 2. Compagnie des Jäger-Bataillons Nr. 5; dieſe mußten Kehrt machen, um die Cavallerie zu empfangen! Dieſen Moment benutzten zwei Escadrons Chasseurs à cheval, um die 1. Jäger-Compagnie anzureiten, das Feuer der Tirailleurlinie dieſer Compagnie aber genügte, ſie auseinander zu blaſen und in wildeſte Flucht zu jagen!!

Das war endlich die letzte der Attaquen geweſen! — Wie man ſieht, war, ſeitdem franzöſiſche Cavallerie auftrat, gar keine Infanterie des Gegners mehr ins Spiel gekommen. Dieſe Attaquen (wir zählten deren ſechs, und ſo ziemlich zwölf oder vierzehn Schwadronen müſſen ſonach von dem Feuer der Infanterie und Jäger zerſetzt worden ſein), welche in Intervallen von fünfzehn bis zwanzig Minuten auf einander folgten, waren vornehmlich von der 5. Compagnie des Infanterie-Regiments Nr. 46 (Hauptmann Steinbrunn), der 1., 2. und 3. Compagnie des 5. (Görlitzer) Jäger-Bataillons (Hauptleute von Schwemler, von Strantz und Nolte) mit ausgezeichneter Bravour abgewieſen worden! Das Gewühl der Reiter- und Pferdeleichen, verwundeter Mannſchaften und Thiere war geradezu bejammernswerth!! — Dieſe Attaquen hatten allerdings zwar das Avanciren der preußiſchen Infanterie verzögert, aber nicht gehindert! Inzwiſchen war ſeit 1 Uhr vom General von Kirchbach in dem Augenblicke, als die Infanterie des 11. Corps von Floing her den Bergabhang erſtieg, ein aus der Schlucht Fleigneux-Floing von Norden kommender Angriff der übrigen vier Bataillone der 19. Infanterie-Brigade befohlen worden! Die Cavallerie-Attaquen ſcheinen vielleicht auch mit mehr Grund, als wie wir vorher annahmen, den Zweck verfolgt zu haben, der eigenen franzöſiſchen Infanterie Luft zu machen, um dieſem Angriffe Kirchbach's zu begegnen! Vielleicht ſind zu dieſem ſchrecklichen Attaquen-Schauſpiel auch beide angegebene Gründe maßgebend geweſen, denn wenn ſchon die Truppen, welche dieſe Attaquen abwieſen, gefährlich waren, ſo mußte das Hinzutreten des von Kirchbach befohlenen Angriffs jedenfalls die Lage der nördlich Sedan kämpfenden franzöſiſchen Truppen in eine noch bei Weitem nachtheiligere verwandeln! —

Nach den geſchilderten Cavallerie-Angriffen ſtand den über Floing hinausgegangenen Compagnien nur wenig feindliche Infanterie gegenüber. Der Schwächezuſtand des Gegners decouvrirte ſich! Zwar hatte Infanterie nach der letzten Reiterattaque verſucht, längs des nördlichen Höhenrandes wieder gegen den Kirchhof von Floing vorzugehen, aber dieſer wurde von Premierlieutenant Kruska energiſch vertheidigt. Auch gelang es dem Feinde momentan, die Schützenlinie der 2. Jäger-Compagnie zurückzudrängen, doch als das Soutien nachrückte und als auf das Signal dieſer Compagnien „das Ganze avancirte“, auch die übrige Gefechtslinie vorſtürzte, wich der Feind! Während dieſes Gefechts war der rechte Flügel langſam avancirt. Zu dieſer Zeit konnten auf den Höhenrändern öſtlich Floing ſchon die Wirkungen des Angriffs der 19. Infanterie-Brigade verſpürt werden. Mehrere feindliche Bataillone zogen hinter einem am nördlichen Rande liegenden Gehöfte nach dem Bois de la Garenne ab; ſie wurden in ihrer linken Flanke aufs Heftigſte vom Infanterie-Regiment Nr. 83 mit Salven beſchoſſen; der Erfolg war groß und dem Hauptmann von Steinbrunn wie Premierlieutenant von Stückradt zu danken! Beſagtes Gehöft am nördlichen Rande des Höhenrückens, wohin der von der 2. Jäger-Compagnie und Nebencompagnie geworfene Feind zurückgezogen, wurde ſogleich von Hauptmann von Strantz angegriffen! Mit aufgepflanztem Hirſchfänger ging die 2. Compagnie des Jäger-Bataillons Nr. 5 im Verein mit zwei Zügen des Jäger-Bataillons Nr. 11 unter Premierlieutenant Graf Rödern und Abtheilungen des 83. Infanterie-Regiments zum Sturm gegen das Gehöft vor, umfaßten es und drangen in daſſelbe ein; drei Offiziere und zweihundert Mann Franzoſen wurden hier gefangen. Zu derſelben Zeit nahm die 1. Compagnie des Jäger-Bataillons Nr. 5 (Hauptmann von Schwemler), rechts unterſtützt von Compagnien des Bataillons Maliſczewsky, den an das Gehöft anſchließenden Schützengraben mit Sturm! — Noch wogt auch hier, wie überall, der Kampf, aber wir haben nur noch ſeine Hauptmomente ins Auge zu faſſen, denn die Schlacht nähert ſich dem Schluſſe! —

Die 19. Infanterie-Brigade (vier Bataillone), um 1 Uhr zum Angriff von General von Kirchbach befohlen, rückte unter Oberſt von Henning in zwei Treffen zunächſt in der von Fleigneux nach Südweſt gezogenen breiten Schlucht vor und erhielt von den Höhen nördlich Sedan ein heftiges, gegen den Süden der Schlucht gerichtetes Artillerie-Mitrailleuſen- und Gewehrfeuer. Die Schlucht wurde zwar im Laufſchritt paſſirt, aber die Verluſte mehrten ſich, als die Bataillone in dem zwiſchen Illy und Floing gedehnten Thal den breiten Bach und die große Straße uberſchreiten mußten. Eine Menge Oberoffiziere, viele Subaltern-Offiziere und Mannſchaften fielen hier unter des Feindes mörderiſchem Feuer! Vom Bache aus gingen die Bataillone, das zweite Treffen auf den rechten Flügel des erſten geſetzt und von einem Theile der großen Batterie unterſtützt, auf den gegenüberliegenden, von Büſchen und einem Gehöft gekrönten Anhöhen zum Angriffe, zwar unter ſchwerſten Verluſten vor, aber gewannen das Terrain! Zur Unterſtützung der vorn kämpfenden Bataillone wurde das 1. Bataillon (Regiment Nr. 6) auf den linken Flügel beordert, indeß auf dem rechten Flügel die 10. Compagnie des Bataillons Major *Campe* unter Secondelieutenant Lariſch zum *Umgreifen* der linken franzöſiſchen Flanke der Infanterie dirigirt wurde und um ſich in Beſitz des dicht unter der Kuppe gelegenen grauen Hauſes zu ſetzen. Als dieſe Compagnie gegen das Haus ſtürzte, ging die übrige Linie auch im *allgemeinen Anlauf* gegen den Höhenkamm vor und warf den Feind von demſelben hinunter! In dem grauen Hauſe nahm man drei Offiziere und vierzig Mann gefangen. — In der *Front* geworfen, in der *Flanke* durch den über Floing immer mehr vorſchreitenden Angriff ernſtlich bedroht, gab der Feind dieſe Höhe auf, ſich auf die ſüdlich gelegenen Höhen zurückziehend. Der Feind wich auf allen Punkten, nur die Liſière des Bois de la Garenne und der vorliegenden Waldparzellen nördlich Sedan ſuchte er zu halten, um den *Rückzug* ſeiner Infanterie in die *Feſtung Sedan ſelbſt* zu ſichern! Nach Erſtürmung beſagter Höhe öſtlich Floing folgte die *ganze* preußiſche Linie dem Feinde. Er wurde aus einigen Waldparzellen durch die 2. Jäger-Compagnie geworfen, welche eine franzöſiſche Batterie zum Abzug nöthigte und ihr ein Geſchütz abnahm! Auch ſüdlich jenſeits einer Schlucht wurde auf 700 Schritt eine Batterie von der 5. Compagnie des Infanterie-Regiments Nr. 46 und der des Premierlieutenant von Stückrad (Infanterie-Regiment Nr. 83) unter Feuer genommen, außer Gefecht geſetzt und eines ihrer Geſchütze erbeutet! Ueberall artete der Kampf franzöſiſcherſeits in *Flucht* aus, die *allgemeine*

Verfolgung begann!! Zwar ſetzte ſich die franzöſiſche Infanterie am Rande des Bois de la Garenne noch einmal feſt und ſchien dem gegneriſchen Avanciren Stillſtand zu gebieten, aber die preußiſchen Truppen griffen gegenſeitig ſo ergänzend ein, daß die franzöſiſche Infanterie nach längerem Feuergefecht weichen mußte! Die Waldliſière ſelbſt war gewonnen, von ihr wurde der abziehende Feind heftig beſchoſſen, ſeine letzte Kraft war gebrochen! Der 2. Compagnie des Jägerbataillons, die durch den weſtlichen Theil des Bois de la Garenne vorgedrungen war, ergab ſich ein ganzes franzöſiſches Cavallerie-Regiment!! Der Moment, den letzten Widerſtand des Feindes zu lähmen, war gekommen! General von Kirchbach befahl deshalb gegen $3^{1}/_{2}$ Uhr Nachmittags den Generallieutenants von Schachtmeyer und von Schmidt, gegen die Höhen des Bois de la Garenne zu avanciren! Die 17. Infanterie-Brigade ging aus ihrer Reſerve über Floing in Richtung Cazal vor, die 20. Infanterie-Brigade richtete ihren Vormarſch auf den linken Flügel der 19. Infanterie-Brigade, die für beide Corps in Reſerve ſtehende 18. Brigade folgte langſam dem weiteren Vorgehen der 17. Infanterie-Brigade und beſetzte St. Menges. Dieſer gemeinſam vordringenden Infanterie folgten aus der großen Batterie die beiden reitenden Batterien, dann die 2. Fuß-Abtheilung der Corps-Artillerie, kamen aber nicht mehr zum Schuß. Am rechten Flügel vor den Thoren von Sedan hatte die Schlacht ein Ende! In den Schluchten rings wurden inzwiſchen noch nach Tauſenden zählende Maſſen Gefangener und ein ungeheures Kriegsmaterial zur Beute gemacht.

General von Kirchbach, nachdem er Befehl zum allgemeinen Vorgehen für beide Armeecorps gegeben hatte, verließ. die Höhe der Ferme du Champ de la Grange und begab ſich auf die Höhe von Floing, wo der heißeſte Kampf gewüthet hatte.

Als die Schlacht entſchieden war, General von Kirchbach die Verluſte ſowohl, als das mit unglaublicher Mühe Errungene überſchauen konnte, ſagte er zu ſeinem ehemaligen Schüler, dem Oberſten von Verdy-du Vernois vom großen Generalſtab, der ſich in ſeiner Nähe befand: „Ich bin glücklich, daß ich diesmal die Truppen ſo führen konnte, daß das Blut meiner Leute mehr geſchont wurde, als ſonſt!“*) — Und doch hatte die 19. Infanterie-Brigade mit dem 5. Jäger-Bataillon, die allerdings von der Infanterie des Corps faſt allein gefochten hatten, einen Verluſt von 964 Köpfen, incl. 197 Todte! — Der wackere, warmfühlende General!! Er hatte ſeiner Leute Blut mehr als ſonſt ſchonen können und das beglückte ihn!! Aber während er ſo zu ſeiner Freude kämpfen durfte, hatte die Vorſehung ſeines Blutes nicht geſchont!!

Um 9 Uhr Abends am 1. September, während General von Kirchbach mit ſeinen Offizieren zu St. Menges bei der magern Abendmahlzeit ſaß, Jeglicher froh und dankbar auf die eben erlebten, entſcheidungsvollen Stunden blicken durfte, brachte einer der Adjutanten, welcher zum Gardecorps geſchickt worden war, die Nachricht mit, den älteſten der beiden im Garde-Füſilier-Regiment ſtehenden Söhne des Generals, Hugo von Kirchbach, habe zu Givonne ein Chaſſepotſchuß durch den Kopf lautlos hingeſtreckt!! Der ganze Stab fühlte den ſchrecklichen Verluſt, den der General durch den Tod ſeines Erſtgebornen betroffen hatte. Als ſich nach der Tafel der General in ſein Zimmer zurückgezogen hatte, übernahm es der Chef des Generalſtabs, Oberſt von der Eſch, dem General die Trauerbotſchaft mitzutheilen. General von Kirchbach war auf das Tiefſte erſchüttert, aber er bewahrte die vollendete Faſſung und Ergebenheit eines treuen und wahren Chriſten.

Am 2. September wurde des Generals Sohn, der erſt 24jährige Heldenjüngling Hugo von Kirchbach, auf dem Kirchhof von Givonne begraben. Den General begleitete ſein ganzer Stab, um dem Vater im Sohne zu beweiſen, welche Verehrung und Liebe er unter ſeinen Untergebenen genieße. Hofprediger Rogge hielt die Leichenrede, der Maler Profeſſor Heyden, ſeit Anfang Auguſt dem Stabe des Generalcommandos attachirt, fertigte für die Mutter des Gefallenen eine Zeichnung ſeiner Grabſtätte. Später ward die Leiche exhumiſirt und nach Berlin gebracht, das Kreuz aber, welches die liebenden Hände ſeines jüngeren Bruders ihm zu Givonne auf ſein Grab gepflanzt hatten, — die Fahne der Seligkeit! — ſieht jetzt im Zimmer der Generalin als Andenken an den Sohn!!

---

*) Dieſer Ausſpruch wurde mir vom Herrn Oberſt von Verdy ſelbſt mitgetheilt. D. V.

Während am 2. September der tapfere General mit ſeinem Sohne ſein eigen Blut der ſiegreich erkämpften Erde von Sedan übergab und Trauer ſeine Seele erfüllte, war das ganze deutſche Heer von einem wahrhaften Rauſche erfüllt! „Napoleon III. ſammt der geſammten Armee Mac-Mahon's iſt gefangen!" lautete die Kunde. — Ein Stabsoffizier des General von Kirchbach drückte ſich über den damaligen Gemüthszuſtand der Armee uns gegenüber folgendermaßen aus: „Den Eindruck von der Capitulation der franzöſiſchen Armee und Napoleons Gefangennahme vermag ich gar nicht zu beſchreiben! Während die Einen die ſich darüber verbreitenden Gerüchte kaum glaublich fanden, ſahen Andere, durch die bisherigen Erfolge bereits verwöhnt, in dem Allen gar nichts ſo Erſtaunliches. Wohl glaubten Alle ſicher an ein baldiges Ende des Kriegs, das nur noch von dem Falle von Metz abhing. Die Leiſtungsfähigkeit und den Reichthum, welche Frankreich ſpäter entwickelte, welche es ihm möglich machten, den Krieg noch fünf Monate lang fortzuführen, traute damals **Niemand** dieſem Lande zu!!

Daß alſo „der Krieg weiter ging", war an jenem jubelreichen 2. September ein Geheimniß, welches, wie wir wiſſen, außer Bismarck und Moltke höchſtens König Wilhelm und der Kronprinz noch theilten. Nur zu bald brachte der Telegraph die Meldung, daß die Republik und die défense à outrance erſtanden ſeien! — Am Abend dieſes Tages hatte König Wilhelm das 5. Armeecorps in ſeinen Bivouaks begrüßt und General von Kirchbach zu ſehen gehofft; derſelbe war aber zufällig nicht im Bivouak, ſondern erledigte in ſeinem Quartier Correſpondenzen, betreffend den gefallenen Sohn. Der König ſprach dem Armeecorps bei dieſer Gelegenheit ſeine Anerkennung über deſſen bethätigte Bravour aus.

Am 3. September begann der Vormarſch auf Paris. Die deutſchen Truppen, um Sedan im Kreiſe ſtehend, mußten wieder in breiter Front auseinander gezogen werden. Während das 1. bayriſche und 11. Armeecorps in Sedan zurückblieben, ſchob ſich die übrige III. Armee ſüdlich, um der Maas-Armee zum directen Vormarſch auf Paris Raum zu geben. — Das einzige noch im Felde ſtehende feindliche Corps des General Vinoy zog ſich eiligſt auf Paris zurück, außer den vorauseilenden Cavallerie-Diviſionen bedurfte man alſo nur kleiner Avantgarden zur Sicherung der Armee, auch konnten fortan ſtets ſämmtliche Truppen in Quartieren untergebracht werden. Die erſte Etappe des Hauptquartiers des 5. Armeecorps am 3. September war Flize, am 4. Saulces-aux-bois. Am 5. September defilirte die 9. Diviſion auf dem Marſch nach Juniville zu, wohin auch an dieſem Tage von Kirchbach's Quartier kam, in Rethel vor dem Könige. Hier ſah Derſelbe General von Kirchbach zum erſten Mal nach dem Sedantage wieder und ſprach ihm neben höchſten Lobſprüchen ſein herzliches Beileid über den Tod des Sohnes aus! — Am 7. war des Generals Hauptquartier zu Sillery, den nächſten Tag zu Epernay. Am 9. und 10. befand es ſich zu Orbais, am 11. in Montmirail, den 12. zu Vieils-Maiſons, am 13. und 14. zu La Ferte-Gaucher und erreichte die große Straße nach Paris. Hier erhielt der General folgendes Handſchreiben des Kronprinzen de dato Montmirail:

„Mein lieber Kirchbach! Ich ſuche ſeit dem Siegestage von Sedan vergeblich eine Gelegenheit, Sie zu treffen, da die gegenwärtige Art unſeres Vorrückens auf Paris mich aus Rückſicht für die nachrückenden Truppen nöthigt, mich nur langſam vorwärts zu bewegen. — Sie ſind es bereits gewöhnt, von mir Glückwünſche und Ausdrücke des Dankes für Siege, die Sie unter meiner oberſten Führung erfochten, zu vernehmen. Für Sedan, wo Sie zwei Corps zu führen hatten, könnte ich alſo nichts Neues hinzufügen, wenn nicht tiefe Trauer ſich unzertrennlich an jenen Siegestag für Ihr Vaterherz knüpfte! Ich will Ihnen alſo nur ſagen, daß ich mit Ihnen um den Sohn trauere, der ſein junges Leben für die heiligſte Sache unſeres Vaterlandes opfern mußte! Sein Name bleibt unter Denen der Helden des Krieges verzeichnet, ſein Andenken bleibt uns unvergeßlich, nichts aber kann dem blutenden Vaterherzen den Schmerz erſetzen, den Gott ihm auferlegte! — Aus Erfahrung weiß ich, was das ſagen will, und darum drängte es mich, Ihnen mein treueſtes Mitgefühl auszudrücken! Auf Wiederſehen vor Paris! Ihr aufrichtig wohlgeneigter

gez. Friedrich Wilhelm,
General der Infanterie, Oberbefehlshaber der III. Armee.“

Wir meinen, dieſer Brief, den wir originaliter mittheilen, charakteriſirt ſowohl den Mann, der ihn ſchrieb, wie den Mann, dem er gilt und überlaſſen dem Gemüth des Leſers eine jener Betrachtungen über Menſchenwerth anzuſtellen, die ſelbſt dem Herzen eines Unbetheiligten ſtets wohlthun.

Den 15. und 16. kam man in Farmoutièrs und Tournan an, in letzterem Ort befand ſich die 17. Brigade beim Hauptquartier des General von Kirchbach; man ſtand jetzt nicht ganz zehn Meilen mehr von Paris! — Rufe ſich der Leſer ins Gedächtniß, was wir über den allgemeinen Vormarſch der III. Armee bereits andern Orts geſagt haben. Von Nord-Oſten kommend, hatte das 5. Corps bei Epernay die Marne überſchritten und näherte ſich in einem oſtſüdlichen Bogen Paris in dem Winkel, den die Marne und Seine vor der Hauptſtadt bilden, wo beide Flüſſe bei Conflans ſich vereinigen. Den 17. September traf das 5. Armeecorps zu Villeneuve St. Georges an der Seine ein, demjenigen Punkte im Süden von Paris, wo die Straße nach Melun bei den Parkhügeln ſüdlich Boiſſy dicht an die Seine herantritt! — Für dieſen Tag war dem Corps aufgegeben, bei Villeneuve eine Brücke zu ſchlagen, damit die 2. Cavallerie-Diviſion (Graf Stolberg), welche bereits am 16. September mit ihren Vortruppen die Seine erreicht hatte, noch denſelben Tag den Fluß überſchreiten könne; das 5. Corps ſelbſt ſollte erſt am 18. September ſeinen Uebergang bewerkſtelligen. Zur Ausführung dieſes Auftrags, zumal die Feſtungswerke von Paris nur 1½ Meile entfernt lagen, hatte General von Kirchbach folgende Truppentheilungen des Corps befohlen: Avantgarde, Oberſt von Bothmer, 17. Infanterie-Brigade, 2. und 4. Escadron des Dragoner-Regiments Nr. 4,

1. und 2. Batterie, ein halbes Sanitäts-Detachement. — Detachement des General von Sandrart: 18. Brigade, Jäger-Bataillon Nr. 5, 1. und 3. Escadron des Dragoner-Regiments Nr. 4, 1. und 2. leichte Batterie, eine Sappeur-Compagnie, Pontonier-Compagnie mit leichtem Feldbrücken-Train, Pontoncolonne, ein halbes Sanitäts-Detachement und Feldlazareth Nr. 5, 2. Fuß-Abtheilung der Corps-Artillerie. — Detachement des General von Schmidt: 10. Diviſion und die beiden reitenden Batterien der Corps-Artillerie. General von Kirchbach und ſein Stab befanden ſich beim Detachement Sandrart.

Die Avantgarde Bothmer war auf ihrem Marſche vielfach durch Verhaue und Zerſtörungen der Straßen aufgehalten worden; von Tournebride-Ferme detachirte ſie das Füſilier-Regiment Nr. 58 nach Bois St. Leger, ſie ſelbſt traf mit ihrer Vorhut 12 Uhr Mittags zu Limeil ein. Von hier wurden Cavallerie-Patrouillen auf der Linie Choiſy le Roi-Bonneuil vorgeſchoben und unter deren Schutz Vorpoſten ausgeſetzt, das Gros ſollte ſüdlich Limeil bivouakiren. Als das dazu beſtimmte 2. Bataillon des Infanterie-Regiments Nr. 58 und das 1. Bataillon des Infanterie-Regiments Nr. 59 vorgingen, um auf Mesly Feldwachen auszuſetzen, erhielten die vorausgeſchickten Dragoner-Patrouillen bei Mesly einige Schüſſe. Bald ſtieß auch das 2. Bataillon 58er jenſeits La Tour-Ferme auf größere franzöſiſche Abtheilungen, mit denen ſich ein heftiges Feuergefecht entſpann. In daſſelbe griff die 1. und 4. Compagnie der 59er ein und gleichzeitig wurde die 1. ſchwere Batterie bis nördlich Valenton vorgezogen. Dieſelbe nöthigte nach einigen Schüſſen die bei Mont-Mesly ſtehende feindliche Batterie zum Abfahren! Inzwiſchen wurden die Dragoner-Patrouillen von franzöſiſchen Huſaren zurückgedrängt, letztere zogen ſich aber vor der anrückenden 2. Escadron des Dragoner-Regiments Nr. 4 zurück. Als auf dem Mont-Mesly einige franzöſiſche Bataillone erſchienen, wurde ein halbes Bataillon der 58er in nordöſtlicher Richtung vorbeordert und ſollte mit dem rechten Flügel des 1. Bataillons der 59er Verbindung halten. Die beiden Compagnien der 58er hielt man am nördlichen Ausgange Valentons zurück, das Gros der

Avantgarde aber (das 2. und Füſilier-Bataillon der 59er, eine ſchwere Batterie und eine Escadron Dragoner Nr. 4) nahm am ſüdöſtlichen Ausgang von Limeil an der Straße nach Villeneuve Stellung. Um 3 Uhr Nachmittags war das Gefecht gegen die Linie Mesly-Bonneuil in vollem Gange, das heftige Chaſſepotfeuer aus den Weinbergen ließ auf mehr als drei franzöſiſche Bataillone ſchließen. Zugleich eröffnete von Bonneuil aus eine Mitrailleuſen- und eine Kanonen-Batterie ihr Feuer auf den Park von Château de Brevannes und die gegen Mesly vorgehenden Truppen. Nun wurde unſererſeits die ſchwere Batterie neben die leichte vorgezogen, kam aber nicht mehr zum Schuß; der Feind rückte ſchleunigſt nördlich auf Paris ab und die feindlichen Batterien ſtellten ihr Feuer ein! Die von dem commandirenden General der Avantgarde zu Hülfe geſendeten Truppen kamen auch nicht mehr zur Verwendung. — Während dieſes Gefechts wurde ohne ſonderliche Störung der Brückenſchlag bei Villeneuve ausgeführt, das Detachement Sandrart nebſt Ponton-Train und Artillerie traf mit General von Kirchbach an der Spitze um 12½ Uhr in Villeneuve ein. Mittels des ſchon bereitſtehenden leichten Feldbrücken-Trains wurde ſofort ohnweit der erwähnten Brückenſtelle ein Landſtoß und eine Maſchine zum Ueberſetzen der Truppen mit Benutzung der eben ankommenden Pontons gebaut und auf dieſe Weiſe das ganze 1. Bataillon der 47er und ein Detachement von Dragonern Nr. 4 übergeſetzt. Ihnen voraus war ein Ordonnanz-Offizier des General-Commandos, Lieutenant von Ivernois (vom Dragoner-Regiment Nr. 14) zu Pferde über die Seine geſchwommen und war mit den erſten in Pontons übergeſetzten Infanterie-Patrouillen auf Franctireurs geſtoßen, die hinter dem Eiſenbahndamme lagen! Der Lieutenant brachte ein Exemplar dieſer „Franctireurs de la Seine“ gefangen mit. Um die deutſche Truppenbewegung zu recognosciren, hatte der Feind vier Luftballons in der Gegend von Bicêtre ſteigen laſſen. — Die Uebergangsbrücke war um 2 Uhr begonnen, um 3½ Uhr vollſtändig beendet worden, um 4 Uhr ging die 2. Cavallerie-Diviſion über die Seine. Das 47er Regiment übernahm die Sicherung der Brücke auf der linken, das

Jäger-Bataillon Nr. 5 auf der rechten Seite der Seine. Die übrigen Truppen des 5. Corps rückten, nach Meldung von der ſiegreichen Beendigung des Avantgardengefechts, in enge Cantonnements zwiſchen Villeneuve und Villecresnes.

Am andern Tage (dem 18.) hatte das Armeecorps die Aufgabe, die Seine zu überſchreiten und in die Gegend von Palaiſeau (alſo etwa die Hälfte des Weges nach Verſailles) zu marſchiren. Um 7 Uhr ſammelte ſich das Corps bei Orly. Die 18. Infanterie-Brigade, Jäger Nr. 5, zwei Batterien, zwei Schwadronen Dragoner Nr. 4 und ein halbes Sanitäts-Detachement unter Generalmajor von Sandrart hatten Auftrag, den Uebergang des Corps über den Fluß, wie deſſen Abmarſch nach Weſten gegen Paris hin zu decken. Dies Detachement rückte über Paray an die große Straße Paris-Orleans und nahm gegen Croix de Bernis hin Stellung. Die 10. Diviſion nebſt Corps-Artillerie und leichtem Feldbrücken-Train paſſirten um 7 Uhr den Fluß und marſchirten über Athis, Longjumeau nach Palaiſeau, um daſelbſt Cantonnements zu beziehen. Nachdem das 6. Armeecorps bei Valenton eingetroffen war, rückte Oberſt von Bothmer mit ſeinen Truppen dicht hinter der 10. Diviſion über die Seine und folgte General von Sandrart über Athis und Paray nach Maſſy. Bei Wiſſous erhielt General von Sandrart Meldung, daß Croix de Bernis vom Feinde verlaſſen, die Straße nach Malabry indeß verſperrt ſei! Von den über Bièvre vorgeſchickten Cavallerie-Patrouillen ging auch Nachricht ein, daß dort die Wege vielfach verbarrikadirt ſeien und man bei Igny einen Zug Chaſſeurs verjagt habe, der mit Herſtellung von Hinderniſſen beſchäftigt geweſen war. Bei Bièvre hatte Lieutenant von Wienskowsky ſtarke feindliche Colonnen auf dem Rückmarſch geſehen! — Gegen 10 Uhr rückte General von Sandrart über Maſſy nach Bièvre ab. — Daß die zur Vertheidigung der franzöſiſchen Hauptſtadt verſammelten feindlichen Streitkräfte bemüht ſein würden, die Umſchließung derſelben zu hindern, wenigſtens möglichſt mit bewaffneter Hand zu ſtören, daß man alſo werde marſchiren und zugleich kämpfen müſſen, war für die deutſchen Truppen, deren Spitze das 5. Armeecorps hatte, vorauszuſehen, noch ehe man in die Nähe der Seine kam. Beſonders mußte erwartet werden, daß der Feind den Flußübergang mit allen Mitteln und unter Aufbietung aller Kräfte hindern werde. — Dies war nicht der Fall geweſen! Der Feind war weder mit gehöriger Energie, noch in genügender Stärke dem 5. Armeecorps bei Valenton und Bonneil entgegen getreten, der Brückenſchlag (die Hauptſache) war geglückt und die für Cernirung des Südens von Paris beſtimmten Truppen rückten, das Corps Kirchbach vorauf, über die Seine und beſchrieb letzteres Corps im Marſch einen Bogen von Oſten durch Süd nach Südweſten, mit Bougival als Directions- und Endpunkt für die Tête. Uns ſcheint zweifellos, daß die Hauptſtadt die Annäherung der deutſchen Armee nicht ahnte und das Erſcheinen derſelben ihr eine höchſt unangenehme Ueberraſchung war, denn ſonſt hätte man bei Villeneuve-St. Georges doch wenigſtens das in Paris anweſende Corps Vinoy treffen müſſen! Daß dies nicht geſchah, daß erſt im Laufe des weiteren Vormarſches am 18. September bei Dame Roſe und am 19. Morgens bis gegen 11 Uhr ſtärkere feindliche Corps ſich bei Petit-Bicêtre ernſthaft engagirten und ſogar in einen Geſchützkampf eintraten, bewies, daß man in Paris zu ſpät die Umklammerung der Hauptſtadt erkannt hatte!! Selbſt dieſe letzteren Gefechte, in denen der Feind ſowohl von dem 5. Armeecorps, wie von den eingreifenden Bayern geſchlagen und in die Werke von Paris zurückgeworfen wurde, machen mehr den Eindruck eines Verſuchs, ſeine Nachläſſigkeit durch eine nachträgliche Uebereilung gut zu machen! Eben ſo zeigten die haſtigen, kaum beendeten, theils erſt im Werke begriffenen Verhaue und Zerſtörungen der Wege, daß man erſt im letzten Augenblicke über den Anmarſch der deutſchen Heere klar wurde! Das 5. Armeecorps vermochte deshalb ohne beſondere Verluſte in die ihm befohlene Cernirungslinie (vom 19. September bis 11. October) einzutreten, welche einſtweilen vom Park von Meudon bis Bougival und an die Südſpitze des zweiten weſtlichen Seinebogens ging und Verſailles von Paris abſchnitt! Daß an dieſem 19. September eine zweite Brücke bei Corbeil über die Seine geſchlagen wurde und ſo die geſammte (III.) kronprinzliche

Armee in ihre Südſtellung rücken konnte, iſt ebenſo, wie die Stellungen der einzelnen Armeecorps um die Stadt dargeſtellt*) worden. Speciell das 5. Armeecorps betreffend, hatte General von Kirchbach jeder Diviſion einen Abſchnitt zugetheilt. Der des rechten Flügels von Meudon über Ville d'Array bis incluſive Marnes erhielt die 9. Diviſion, ſie wurde rechts von Meudon ab von dem 2. bayriſchen Corps (Ritter von Hartmann) flankirt. Den linken Flügelabſchnitt von Marnes bis Bougival erhielt die 10. Diviſion; bei Bougival wurde dann mittels Ponton-Verbindung der Anſchluß an das 4. preußiſche Armeecorps, welches der Maas-Armee zugehörte, bewirkt. — Bei Gelegenheit des Gefechts zu Petit-Bicêtre fiel eine Scheußlichkeit vor, die von Pariſer Zuaven begangen worden war. Dieſe Truppe, welche vor dem Königs-Grenadier-Regiment mit Wegwerfung ihrer Waffen und mit ſo grenzenloſer Panik bis in die Thore von Paris geflohen war, daß ihr dort mit Kanonen und Gendarmerie entgegengetreten werden mußte, um ſchrecklichſte Unordnung zu verhindern, hatte im Park von Meudon einen armen Soldaten dieſes Königs-Grenadier-Regiments, der ſich verirrt haben mußte, an einen Baum gebunden, ihm einen Knebel in den Mund geſteckt und dem Unglücklichen dann Schädel und Bruſtkaſten eingeſchlagen! —

Schon am Morgen des 19. hatten gegen Verſailles vorgeſchickte Recognoscirungen gemeldet, daß die Stadt von etwa 3000 Nationalgarden beſetzt ſei und der Commandant wie der Maire der Stadt die Thore nur auf Grund einer Capitulation öffnen wollten. Dem entgegenkommenden Commandeur der Nationalgarde erklärte General von Kirchbach, daß die Capitulations-Bedingungen zwar dem Obercommando überſandt werden ſollten, er aber ſofort, ſelbſt mit Anwendung von Gewalt, die offene Stadt paſſiren und beſetzt halten würde. Auch der Maire von Sèvres erſchien zu Pferde, aber mit der dringenden Bitte um Beſetzung des ihm anvertrauten Ortes! — Der Ein- und Durchmarſch der preußiſchen Truppen erfuhr in Verſailles auch nicht das leiſeſte

---

*) Siehe die Biographien des Kaiſers und „Unſer Fritz". D. B.

Hinderniß! An der Porte de Sceaux empfing der Magiſtrat den an der Spitze ſeiner Truppen reitenden General von Kirchbach. Der Durchmarſch mit klingendem Spiel ließ die Bewohner der Stadt zuſammenſtrömen, aber es ſchien bei ihnen im Allgemeinen wenig Betrübniß über den Einmarſch vorhanden zu ſein. Die Verſailler ſind die franzöſiſchen „Potsdamer"; ſtets ſpecifiſche Royaliſten, ſahen ſie der nunmehrigen Republik Frankreich gegenüber es gar nicht ungern, durch die Occupation jeder politiſchen Mitleidenſchaft von Paris entriſſen zu werden! Wie die neuen Gewalthaber brutal und ſinnlos zugleich handelten, bewies, daß ſie eine Menge der alten ſchönen Bäume, den Stolz der Stadt, umgehauen hatten, um den Verſuch zu machen, einen völlig offenen Platz unzugänglich zu machen, hinterher das aber wieder aufgegeben hatten! — Auf dem Place d'Armes vor dem Schloſſe Ludwigs XIV. ließ General von Kirchbach ſeine Truppen vor ſich vorüber defiliren, deren würdige Ruhe von den Verſaillern angeſtaunt wurde, zumal ſie wußten, daß die 18. Infanterie-Brigade ſoeben aus dem Gefecht bei Petit-Bicêtre kam! — Die Haupt-Reſerve der 10. Diviſion ſchlug ihr Bivouak bei Le Chesnay nördlich von Verſailles auf, wo auch General von Kirchbach für heute und den folgenden Tag ſein Quartier nahm. Am 21. September verlegte er daſſelbe nach Verſailles ſelbſt, Rue de Gravelle Nr. 3, wo er mit ſeinen Generalſtabsoffizieren die Dienſtwohnung des franzöſiſchen Diviſionsgeneral Grafen Clerambault bezog. Adjutantur, Artillerie- und Ingenieur-Stab wie Adminiſtration waren in den benachbarten Häuſern untergebracht. — Am 21. September hielt der Oberſtcommandirende der Armee, der Kronprinz, am 5. October aber König Wilhelm I. ſelbſt ſeinen Einzug in die Bourbonenſtadt und ſchlugen daſelbſt ihr Hauptquartier auf. Dem General von Kirchbach mit dem 5. Armeecorps fiel ſonach vier Monate lang die Aufgabe zu, den Schutz und die Bedeckung des Königs wie des Kronprinzen zu bilden, und dieſe Aufgabe wurde ſo glänzend gelöſt und der Feind ſo fern gehalten, daß die beiderſeitigen Hauptquartiere nie allarmirt worden ſind!! —

Für Verſailles war gleich nach Ankunft des 5. Armeecorps

Generalmajor von Voigts-Rhetz zum erſten Commandanten, Major von Rettberg (Dragoner-Regiment Nr. 4) zum zweiten Commandanten und Premierlieutenant von Treskow (Infanterie-Regiment Nr. 47) zum Platzmajor von Verſailles ernannt worden. Dieſe Commandantur hatte die Beziehungen zur Bevölkerung mit den franzöſiſchen Communalbehörden zu regeln und durch ſie gingen alle an die Stadt zu richtende Requiſitionen, unter denen die Quartierangelegenheiten namentlich von außerordentlichem Umfange waren. Erwäge man, daß die beiden großen Hauptquartiere des Königs wie des Kronprinzen, ihre Suiten und Gäſte mit ihren militäriſchen wie politiſchen Verbindungen einen immerwährenden Wechſel des Perſonenſtandes mit ſich brachten. Den Sicherheitsdienſt in Verſailles verſahen täglich ein Bataillon und verſchiedene Cavallerie-Patrouillen. Die Straßenordnung hielten Feld-Gendarmen, franzöſiſche Polizeibeamte und die Verſailler Nationalgarde aufrecht, welcher beim Einrücken der preußiſchen Truppen zwar die Gewehre abgenommen worden waren, denen der Kronprinz aber die Seitengewehre unter der Bedingung gelaſſen hatte, beim Sicherheitsdienſt behülflich zu ſein! —

Den 26. September bezeichnete eine militäriſche Feierlichkeit, ebenſo den 17. October, nämlich die Vertheilung der eiſernen Kreuze an die Mannſchaften des 5. Armeecorps durch des Kronprinzen eigene Hand; am erſten Tage geſchah dies an die Hauptreſerve der 9. Diviſion im Schloßhofe zu Verſailles, am andern genannten Tage im Park des Schloſſes Beauregarde. Am 13. October Nachmittags kam die Kunde, daß mehrere Granaten vom Mont-Valerien das reizende St. Cloud angezündet hätten! General von Kirchbach eilte ſofort zu der Brandſtätte, wo er Anordnungen traf, ſo viel wie möglich von den Kunſtſchätzen zu retten. Aber trotz der Bemühungen des Bataillons Klaß (Infanterie-Regiment Nr. 58) und der 2. Jäger-Compagnie des Hauptmann von Strantz gelang dies nur mit einem ſehr geringen Theile derſelben. Nicht nur daß keinerlei Löſchvorrichtungen im Schloſſe waren, die Beſatzung des Mont-Valerien beſchoß auch dieſen alten Luſtſitz der franzöſiſchen Könige und Napoleoniden mit Granaten ſo lange, bis das prächtige Bauwerk in ſeiner ganzen Ausdehnung in Flammen ſtand! Wir glauben, daß es außer den Franzoſen kein Volk der Erde giebt, das ſeine eigene geſchichtliche Erinnerung mit ſelbſtmörderiſcher Wolluſt ſo zu vernichten vermöchte. Die Kunſtgegenſtände und derjenige Theil der Bibliothek, welcher gerettet werden konnte, wurden auf der Mairie von Verſailles deponirt, reſp. dem franzöſiſchen Muſeum übergeben. — Am 11. October, zufolge der engeren Cernirung von Paris, veränderte und ſchob ſich die Belagerungszone des 5. Armeecorps dergeſtalt, daß es nunmehr in die Linie von der Lanterne im Parke von St. Cloud bis Bougival rückte, alſo den Mont-Valerien und einen Theil der Weſtſeite von Paris unter Beobachtung hatte! Immerhin nahm es noch eine Ausdehnung von $1^1/_4$ Meilen ein. Während die Cernirungsarbeiten ununterbrochen vor ſich gingen, fanden bisher nur kleinere oder größere Plänkeleien der Pariſer Beſatzung gegen das 5. Armeecorps ſtatt, während dieſelbe gegen die Corps der anderen Cernirungstruppen bereits mehrfach bedeutende Ausfallsverſuche gemacht hatte. Daß es dem 5. Corps gegenüber immer ſo ſtill zugehen werde, war nicht glaublich, auch deuteten verſchiedene kleinere Aggreſſionen, welche ſich beſtändig gegen Malmaiſon richteten, auf eine ganz beſtimmte Abſicht und dieſelbe war durchſichtig genug! Das ganze Terrain innerhalb des erſten, weſtnördlich gerichteten Seinebogens beherrſchte der formidable Mont-Valerien, von ihm war der nächſte, directeſte Stoß auf das große Hauptquartier in Verſailles möglich, zumal ſich unter ſeinem Schutze große franzöſiſche Streitmaſſen entfalten konnten! Malmaiſon dem 5. Corps entreißen, hieß alſo die Hauptetappe nach Verſailles und einen vorzüglichen Stützpunkt gewinnen!!

Für den 21. October hatte König Wilhelm den General von Kirchbach mit dem Offiziercorps Seines (1.) Königs-Grenadier-Regiments zum Diner geladen, als am Vormittage von $7^1/_2$ bis $8^1/_2$ Uhr der Mont-Valerien überaus heftig Bougival und namentlich den Oſteingang des Orts beſchoß. Nachmittags, zwiſchen 2 und $2^1/_2$ Uhr, gingen von den Diviſionen und deren Vorpoſten beim commandirenden General Meldungen ein, daß der Feind einen ſtarken Vorſtoß beabſichtige und die Vorpoſten des General von Sandrart heftig angegriffen ſeien! General von Kirchbach ließ ſofort die Hauptreſerve der 9. Diviſion allarmiren! Von letzterer waren zwei Bataillone, eine Batterie und zwei Escadrons zur Beſetzung von Verſailles verblieben. Dieſe wurden ebenfalls requirirt und durch Infanterie des 11. Armeecorps erſetzt, konnten alſo zu ihrer bereits nach Beaucreſſon dirigirten Diviſion ſtoßen. General von Kirchbach hatte natürlich Sr. Majeſtät die Unmöglichkeit, zum Diner rechtzeitig zu erſcheinen, melden laſſen. Der liebenswürdige König ſchob ſein Diner ſo lange auf, bis das Regiment wie der General nach Verſailles zurückgekehrt ſein würden! Von der 10. Diviſion war die 19. Infanterie-Brigade, die 4. Escadron der Dragoner Nr. 14 und die 5. ſchwere Batterie auf Vorpoſten. Den rechten Abſchnitt hatten die 6er Grenadiere, den linken das 46. Infanterie-Regiment. — Etwas nach 1 Uhr hatte der Feind in Richtung von Courbevois auf Nanterre zu bedeutende Kräfte mit ſtarker Artillerie und Cavallerie entwickelt, auch debouchirten mehrere Bataillone und Batterien vom Mont-Valerien gegen die 9. Diviſion. Mit ihrem Erſcheinen begann der Valerien eine furchtbare Kanonade gegen die ganze Stellung des 5. Corps. Sie ſollte die Entwickelung des feindlichen Angriffs ſchützen und ihn vorbereiten. Sie dauerte bis gegen 3 Uhr in gleicher Heftigkeit. Unterdeß hatten vier Bataillone Franzoſen das Dorf Rueil beſetzt und mit ihren Tirailleuren die Parkmauer von Malmaiſon erreicht. — Eine Brigade (circa ſechs Bataillone) ſtanden im und nördlich vom Orte. — Die Bataillone, welche ſich gegen die 9. Diviſion vorbewegt hatten, waren über Villa Crochard nun auf die 10. Diviſion abgebogen. — Um 3 Uhr begann der franzöſiſche Infanterie-Angriff, gleichzeitig ließ das feindliche Feuer von der vorderen preußiſchen Stellung ab und wandte ſich mit großer Heftigkeit gegen das Terrain hinter derſelben. Die feindliche Infanterie brach plötzlich in ſtarken Maſſen aus Rueil in den Park von Malmaiſon! — Die 1. Compagnie des 46. Regiments wich dieſem plötzlichen Vorſtoße aus und beſetzte den an die Barrikade ſtoßenden Verhau an der Weſtmauer von Malmaiſon. Das Tirailleur-Gefecht dieſer Compagnie hatte den übrigen Compagnien, um Stellung zu nehmen, aber Zeit gegeben! Die 2. Compagnie beſetzte die Barrikade ſelbſt und den Verhau links, die 3. den Verhau am Pavillon Nr. 1, die 4. La Jonchère. Das 2. Bataillon ſtand 300 Schritt hinter der Barrikade in Reſerve, die 5. ſchwere Batterie beſetzte die Emplacements an der Barrikade und weſtlich derſelben, die 5. leichte die Geſchützſtände der Terraſſe der Villa Metternich und beim Pavillon Nr. 1. Ein Bataillon des Grenadier-Regiments Nr. 6 hatte Stellung an der nördlichen Mauer des Bois Beranger, Hauptreſerve (Füſilier-Regiment Nr. 37) hinter dem Kiosk der Kaiſerin, Infanterie-Regiment Nr. 50 nahe dem Schwanenteiche! — — Zunächſt beſchränkte ſich das Tirailleurgefecht auf den Park von Malmaiſon, da der Verſuch des Feindes, zu beiden Seiten der großen Straße vorzugehen, durch die 5. ſchwere Batterie (Hauptmann Kirſch) an der Barrikade wiederholt zurückgewieſen worden war. Immer hitziger wurde das Gefecht im Parke, auch die Stellung bis über La Jonchère ward bald in Mitleidenſchaft gezogen. Inzwiſchen war preußiſcherſeits die Stellung durch zwei Füſilier-Compagnien des 6. Regiments bei La Jonchère und durch ein Bataillon deſſelben Regiments ſüdlich davon verſtärkt worden. Dieſe Truppen nahmen das Tirailleurgefecht bei La Jonchère auf. — Feindliche Infanterie hatte ſich indeß durch die Schlucht von St. Cucufa zum überraſchenden Vorſtoß gegen den Pavillon Nr. 1 und La Jonchère entwickelt und brach vier Bataillone ſtark hervor. Momentan gelang es ihnen, die Vertheidiger des Pavillons zurückzuwerfen, doch durch eine Compagnie der 46er (2. Bataillon) verſtärkt, nahmen dieſelben ihre Stellung wieder, wurden von dem verſtärkten Feinde aber aufs Neue geworfen! Dieſen Kampf auf der Höhe nahmen die beiden Geſchütze an der Barrikade, welche gewendet hatten, mit großem Erfolg unter Feuer und die Compagnien des 46. Regiments, von zwei von St. Germain eingetroffenen Landwehr-Compagnien des 1. Garde-Landwehr-Regiments verſtärkt, ſtürzten gegen den Feind am Pavillon vor!! Fähnrich

Wentſcher von den 46ern lief mit ſeinen Leuten den großen Gardiſten mit den Worten vor: „Der Garde können wir hier den Vorrang nicht laſſen!!“ Der Feind wurde geworfen! Leider ward der brave Wentſcher in dem letzten Augenblick der Verfolgung tödtlich verwundet!! — — Zwar verſuchte ſich der Feind noch jenſeits der Cucuſa-Schlucht feſtzuſetzen, wurde aber von vier Compagnien des Regiments Nr. 50 vertrieben; zwei Geſchütze wurden von Leuten dieſes Regiments und der Grenadiere Nr. 6 in Nähe der Porte de Longboyau genommen. Bald darauf wurde von demſelben Regiment das Jägerhäuschen und darauf auch Bougival beſetzt, der Park von Malmaiſon aber rein gefegt. — Das Gefecht war um 6 Uhr beendet, zahlreiche Gefangene waren gemacht worden. Etlichen Bewohnern von Bougival, welche ſich hatten hinreißen laſſen, auf die preußiſchen Truppen zu ſchießen, wurde der Proceß gemacht und Zwei von ihnen kriegsgerichtlich erſchoſſen. — Als die Offiziere des Königs-Grenadier-Regiments und General von Kirchbach nach dem Gefecht nach Verſailles zurückkehrten, fanden ſie den Befehl vor: ein Jeder ſolle in dem Anzuge zum Diner kommen, in welchem er ſich befände“ — und ſo erſchienen Alle denn, wie ſie vom Gefecht her eben ausſahen! — Nach dem Diner theilte der Monarch General von Kirchbach mit: „daß der Kaiſer von Rußland ihm fünf Georgskreuze dritter Klaſſe zur Vertheilung an die würdigſten Generale geſendet habe“ und fügte mit ſehr huldvollem Ausdrucke hinzu: „daß ſelbſtverſtändlich zu dieſen Fünfen General von Kirchbach gehöre!“ Am 18. October, dem Geburtstage des Kronprinzen, wurde auch dem General das Eiſerne Kreuz erſter Klaſſe verliehen, es waren die erſten Kreuze erſter Klaſſe, die bei der III. Armee verausgabt wurden. —

Das Leben in Verſailles war mehr oder weniger für jeden General das gleiche; von Kirchbach ward ſehr oft von dem Könige, dem Kronprinzen, Prinzen Carl und anderen Herrſchaften zu Tiſche geladen. Einmal erwies auch der Kronprinz, ſpäter der König mit dem Kronprinzen und Prinzen Carl dem General die Ehre, bei ihm zu ſpeiſen. Obwohl der Verlauf des Feldkrieges ein günſtiger war, ſo konnte doch, zumal den Andeutungen des Obercommandos nach, in nächſter Zeit ein großer Ausfall erwartet werden. Schon in der Nacht zum 29. November verſuchte der Feind bei Bezons einen Brückenſchlag, der durch das 96. Regiment vereitelt wurde, am 29. am frühen Morgen begann er aber eine heftige Kanonade gegen die Stellung des 5. Armeecorps und machte an dieſem wie dem folgenden Tage eben ſo erfolgloſe wie matte Demonſtrationen. Da er den eigentlichen Ausfall in ſehr großartigem Maßſtabe am 30. im Südoſten von Paris gegen die Würtemberger und das 6. Armeecorps ausgeführt hatte, ſo waren vorbenannte Demonſtrationen eben nur zu dem Zweck gemacht worden, das 5. Corps zu beſchäftigen. — — Zwiſchen General von Kirchbach und dem leider zu frühe nun verſtorbenen, tapferen bayriſchen General Ritter von Hartmann hatte ſich in Folge der Kämpfe am 4. und 6. Auguſt und 19. September (Weißenburg, Wörth und Bicètre), in welchem das 5. preußiſche und das 2. bayriſche Armeecorps Schulter an Schulter in treuer Waffenbrüderſchaft gefochten hatten, ein wahrhaft inniges Verhältniß geknüpft, das bis zu Hartmann's Tode dauerte. —

Am 1. Januar 1871 fand im salle des glaces des Schloſſes von Verſailles die Neujahrsgratulation der am Orte anweſenden Offiziere, Staatsbeamten und von auswärts eingetroffenen Deputationen ſtatt. Wohl mag nie in dieſen Räumen eine Verſammlung ſtattgefunden haben, welche aufrichtigere und innigere Gefühle beſeelt hätte, als welche die Männer durchflammten, die ihrem greiſen Kriegsherrn König Wilhelm ihre Segenswünſche darbrachten. Wenige Wochen ſpäter, den 18. Januar, war derſelbe Spiegelſaal, geſchmückt mit Ludwigs XIV. ſtolzer Deviſe: „Le roi règne par lui-même!“ und bedeckt mit den prunkhaften Darſtellungen ſeiner Selbſtvergötterung, Zeuge einer ſtolzen Verſammlung, die ein in Verſailles niemals erlebtes Weihefeſt beging, die Proclamation des deutſchen Kaiſerthums! — Nicht „durch ſich ſelbſt“ — vom Altare und nach Wahl und Bitten von Deutſchlands Fürſten und Völkern nahm Kaiſer Wilhelm I. die alte reichsherrliche Gewalt an, deren Glanz, Kraft und Einheit man in den Hohenſtaufengräbern bisher in ewigem Schlafe geglaubt hatte!! Vom 5. Armeecorps waren die höheren Offiziere, die in Verſailles anweſenden Offiziercorps und Beamten und von jedem Regiment eine Fahne oder Standarte mit Deputationen von Offizieren und Mannſchaften, welche das Eiſerne Kreuz trugen, erſchienen. Als Kaiſer Wilhelm bei dieſer Feierlichkeit bei dem General von Kirchbach vorüberkam, reichte er aufs Tiefſte bewegt und ohne ein Wort zu ſprechen dem General die Hand und ließ dieſelbe im Weiterſchreiten nicht los, ſo daß der General ſeinem Herrſcher noch einige Schritte folgen mußte!!! Allen fiel dieſe außergewöhnliche, in dieſem großen Augenblicke aus des Kaiſers heißer Empfindung hervorgegangene Auszeichnung auf und General von Hartmann, der neben Kirchbach ſtand, ſprach demſelben ſogleich ſeine herzlichen Glückwünſche aus! Nach dem alsdann ſtattfindenden Diner unterhielt ſich der Kaiſer mit Kirchbach längere Zeit und hob bei dieſem Geſpräch hervor: „daß der General durch die Tage von **Weißenburg** und **Wörth** den Grund zu allen ſpäteren Erfolgen, ſo wie auch zur **Erreichung** der deutſchen **Kaiſerwürde** habe legen helfen!!!“ —

Inzwiſchen hatten draußen vor dem Feinde die Ereigniſſe auch Fortſchritte gemacht. Seit dem 21. December hatte derſelbe gegen das 5. Armeecorps plänkelnd und durch Patrouillenſtreifereien demonſtrirt, namentlich gegen die Höhen von Garche und Malmaiſon, zuweilen auch gegen St. Cloud, Buzanval, das Jägerhäuschen und La Jonchère. — Auf Seiten des 5. Corps begannen die Belagerungs-Batterien am 5. Januar gegen Paris zu ſpielen und mäßigten dadurch des Feindes bisheriges Geſchützfeuer.

Die Kataſtrophe eines großen Ausfalles lag in der Luft! Gewiß war die Kaiſer-Proclamation vor dem Feinde möglichſt geheim gehalten worden, um ihn nicht zu veranlaſſen, dieſelbe zu ſtören. Dies war zwar geglückt, aber eine Ahnung dieſer Feier mußte man in Paris wohl gehabt haben und wünſchte ſie natürlich in eine Schmach für Deutſchland zu verwandeln. Man war kühn und naiv genug, zu hoffen, ein rieſiger Maſſenvorſtoß werde nicht blos den Cernirungsgürtel ſprengen, ſondern auch durch Ueberrumpelung von Verſailles der Kaiſerfeier, dem Kaiſerthume und dem großen Hauptquartier ein Ende machen!! Man irrte nur in Zweierlei. Erſtens im Datum, ferner in der Hoffnung des Erfolges! —

Statt am 18. fand nämlich am 19. Januar jener großartige Ausfall von 100,000 Mann gegen das 5. Armeecorps ſtatt, der zu der Schlacht vor dem Mont-Valerien führte, zur letzten Pariſer Schlacht!! — — Kurz vor 9 Uhr Morgens brachte ein Dragoner auf ſchäumendem Pferde an General von Kirchbach folgende Nachricht: „Oberſt Eyl meldet, daß etwa acht feindliche Bataillone gegen die Stellung der Diviſion vorgehen. Das Vorpoſten-Detachement iſt allarmirt. Abgang 9 Uhr. Gez. von Sandrart.“ — Dieſer Meldung folgten ſogleich andere vom Vorpoſten-Commandeur der 9. Diviſion von Bothmer, von der 10. Diviſion und vom Obſervatorium zu La Jonchère, aus denen zu entnehmen war, die Stellung des ganzen 5. Armeecorps ſei bedroht! Bereits war die Montretout-Schanze angegriffen!

Der Feind hatte ſich in drei große Treffen formirt. Seinen linken Flügel commandirte General Vinoy und derſelbe richtete ſeinen Angriff ſtromaufwärts längs des erſten Seinebogens über die Briquetterie gegen St. Cloud und die Montretout-Schanze, alſo gegen die 9. Diviſion. Das Centrum unter General Bellemare richtete ſeinen Angriff über die Fouilleuſe und Villa Crochard gegen die Höhen von Garches (Schäferei), den Wald von Buzanval und das Jägerhaus, alſo gegen Theile der 9. und 10. Diviſion. — Der rechte Flügel unter dem „großen“ Ducrot aber avancirte längs des zweiten Seinebogens ſtromabwärts durch Rueil gegen Malmaiſon und Bougival, alſo gegen die 10. Diviſion. General Trochu leitete die Schlacht vom Mont-Valerien aus. — Nicht wie ſonſt die Taktik der Franzoſen geweſen, leiteten ſie ihren Angriff durch große Kanonade gegen unſere Vorpoſten ein, ſondern entwickelten gegen das 5. Armeecorps unter dem Schutze eines für ſie ſehr günſtigen Nebels raſch ihre Infanterie und einige Feldartillerie. Da die nach ihren vorgeſchobenen Poſitionen eilenden Abtheilungen des Corps Kirchbach, welche dispoſitionsmäßig den Feind zur Entwickelung bringen und die Beſetzung der erſten Vertheidigungsſtellung möglich machen ſollten, nur feindliche Infanterie berührten und dieſelbe überall im erſten Angriff ſchlugen, ſo war es vortheilhafter, das vor der erſten Gefechtsſtellung liegende Terrain, welches nicht von dem ſchweren Geſchütz des Feindes bedroht war, feſtzuhalten und jene preußiſchen Abtheilungen, denen dieſe Aufgabe zufiel, aus der Special-Reſerve zu unterſtützen. Man kam alſo den Herren Franzoſen höflich entgegen, wie das bei jedem vornehmen Beſuche in der guten Geſellſchaft unter uns Deutſchen Styl iſt!

Die Schlacht am Mont-Valerien beſtand weſentlich aus zwei, einander ziemlich entgegengeſetzten, für des Feindes Wünſche höchſt unangenehmen Theilen! Der erſte Theil der Schlacht war das Zurückweiſen des feindlichen Angriffs, der zweite Theil der Angriff des 5. Armeecorps gegen das Kleeblatt Vinoy-Bellemare-Trochu! Die Schlacht wurde faſt ausſchließlich von dem Corps Kirchbach geſchlagen, nur zwei Batterien der Garde-Landwehr-Diviſion, Artillerie des 4. Corps und einige Compagnien des zum 11. Armeecorps gehörigen 88. Regiments nahmen noch außer dem 5. Corps an der Schlacht Theil. Zur eventuellen Unterſtützung des 5. Corps, welche aber nicht benöthigt wurde, war nach Verſailles die 1. bayriſche Infanterie-Brigade und die 1. Garde-Landwehr-Brigade gezogen worden. — Gegen 12½ Uhr war General von Kirchbach, welcher ſich mit ſeinem Stabe bei Eingang der allarmirenden Meldungen zur 10. Diviſion begeben und dort den heftigen Gefechten derſelben am Jägerhäuschen beigewohnt hatte, bei der Hoſpice-Batterie eingetroffen, da um dieſe Zeit das Gefecht bei der 10. Diviſion zum Stehen gekommen war. Um 2½ Uhr etwa hatte die 10. Diviſion die gegen ſie kämpfenden Truppen Bellemare's derartig zurückgeſchlagen, daß die franzöſiſchen Offiziere ihre Mannſchaften nicht mehr von der Flucht zurückhalten konnten und der General friſche Truppen vorziehen mußte!! Ein wirklicher Infanterie-Angriff gegen die 10. Diviſion fand aber nicht mehr ſtatt und um 4½ Uhr zog ſich Bellemare unter deckendem Infanterie- und Artilleriefeuer zurück! — Die rechte franzöſiſche Colonne des Corps Ducrot verhielt ſich dem linken Flügel der 10. Diviſion gegenüber vollſtändig defenſiv, nichts von Bedeutung fiel hier vor. General von Sandrart, der bis zum Nachmittage die Truppen Vinoy's glücklich abgehalten hatte, glaubte, da die Franzoſen keine ſtärkere Vorſtöße gegen ihn machten, es ſei nun an der Zeit, ſeinerſeits zum Angriffe vorzugehen! Er befahl auf dem linken Flügel verſtärktes Artilleriefeuer gegen den Buzanval-Park und die Garcher Höhen.

Kurz bevor der preußiſche Infanterie-Angriff beginnen ſollte, erſchien der kaiſerliche Kronprinz in der Batterie beim Hoſpice, während der Kaiſer, irren wir nicht, mit dem großen Stabe auf dem Aquaduct Stellung genommen hatte. Der diesſeitige Angriff galt der Mauer des Schloſſes Bergerie, der oberen Buzanval-Mauer und von Garches aus gegen die gleichnamigen Höhen und wurden gegen 3½ Uhr begonnen. Dieſer Angriff ſtieß auf den Höhen auf überlegene feindliche Kräfte, ebenſo der hartnäckige Kampf in der Stadt St. Cloud. Das Gefecht kam überall zum Stehen und verlief in ein Feuergefecht; das erlangte Terrain wurde zwar preußiſcherſeits feſtgehalten, doch gelang es nicht, die Montretout-Schanze wieder zu nehmen. — Die Special-Reſerve der 10. Diviſion war noch um 6 Uhr auf ihrem Allarmplatze bei Beauregarde concentrirt, als von General von Kirchbach bei der 10. Diviſion der Befehl einging, mit einem Infanterie-Regiment die 9. Diviſion bei der Wegnahme der Montretout-Schanze zu unterſtützen; hierzu wurden die 46er aus der Hauptreſerve beſtimmt. Gegen 8 Uhr Abends begann nochmals ein kurzes Schützengefecht am Oſtausgange von Malmaiſon und um dieſelbe Zeit erſchienen die 46er an der Porte jaune, zehn Compagnien ſtark. Außer dieſen wurde dem General von Bothmer, der den Angriff leiten ſollte, noch ein Bataillon der 47er zur Dispoſition geſtellt. Um 9½ Uhr marſchirte man ohne einen Schuß zu thun vor, die Haupt- und die linke Colonne fand keinen Widerſtand, der Feind hatte den Höhenzug und die Schanze Montretout verlaſſen.

Aus St. Cloud hatten ſich die Franzoſen zurückgezogen, nur zwei Häuſer und ein Theil des Parks von Buzanval waren beſetzt. Am andern Tage ſollte deutſcherſeits der Kampf fortgeſetzt werden. — Am 20. Januar kam es aber nicht mehr zu einem ſolchen, trotzdem der Nebel dem Feinde ſehr günſtig war. Die beiden in der Nacht umzingelt gehaltenen Häuſer von St. Cloud wurden nach einem Schützengefecht genommen, den Wald von Buzanval hatte der Feind aber aufgegeben, bevor die preußiſchen Truppen gegen denſelben zum Angriff geſchritten waren!

Die Schlacht vor dem Mont-Valerien war vom Feinde unter den günſtigſten Umſtänden begonnen worden. Er hatte unterm Schutze des Nebels den größten Theil ſeiner Truppen entwickelt, war überraſchend gegen die Höhen von Montretout und Garches wie den Buzanval-Park vorgegangen und hatte dieſe Punkte in Beſitz genommen, ehe alle Truppen des 5. Armeecorps ihre Gefechtsſtellungen reſp. Allarmplätze hatten erreichen können! Trotzdem gelang es dem Kampfeseifer des 5. Corps, der urſprünglichen Abſicht entgegen, einige vor ſeinen Vertheidigungsſtellen liegende Poſitionen: Stadt St. Cloud, Garches, Schloß Bergerie und Jägerhäuschen während des ganzen Kampfes zu behaupten, ſo daß der Feind nur einmal gegen die eigentliche Vertheidigungsſtellung des 5. Corps bei Porte jaune einen Angriff wagte. Die Kraft deſſelben war durch ſeine ungeheuren Verluſte gänzlich gebrochen. Nach eigenen Angaben der Franzoſen haben ſie zwiſchen 5- und 8000 Mann, Etliche behaupten 10,000 Mann, verloren, wogegen der Geſammtverluſt des 5. Corps 557 Mann betrug!! —

Eigenes höchſtes Verdienſt, verbunden mit dem Walten eines guten Geſchickes, hatten gemacht, daß General von Kirchbach mit dem Siege von Weißenburg den Feldzug begonnen und dem Feinde ſo den erſten lähmenden Schlag verſetzt hatte, ihm war zugleich aber auch beſchieden worden, in der letzten eben ſo blutigen wie ruhmreichen Schlacht am Mont-Valerien den Pariſern wie der zu Bordeaux tagenden Nationalverſammlung auch den letzten leiſen Schimmer thörichter Hoffnungen zu entreißen und die Hauptſtadt Frankreichs zur Demuth zu zwingen! Der Waffenſtillſtand und darauf der Friede waren die Conſequenz und man kann ſagen, daß Adolph Thiers in Verſailles mit Fürſt Bismarck recht eigentlich unter dem Drucke der Folgen der Schlacht am Mont-Valerien verhandelt hat!! — An den der Schlacht folgenden Tagen fanden zwar noch etliche Plänkeleien ſtatt, wurden aber auf höhere Weiſung eingeſtellt. Die Capitulations-Unterhandlungen führten zum günſtigen Reſultate, um Paris trat Ruhe ein. Am 30. Januar, Mittags 1 Uhr, wurde die rieſige Feſte des Mont-Valerien durch Oberſt Köhler, Commandeur der Corps-Artillerie, Major Mantey vom Generalſtabe, Major May, erſtem Ingenieuroffizier, und dem Füſilier-Bataillon des Infanterie-Regiments Nr. 46 (Oberſtlieutenant Campe) beſetzt, um $2\frac{1}{2}$ Uhr zog der Commandeur des 5. Armeecorps, General von Kirchbach, an der Spitze der beiden anderen Bataillone beſagten Regiments mit klingendem Spiele in die Feſtung ein und unter jauchzendem Hurrah ſtieg die deutſche Fahne über denſelben Werken auf, welche vier lange Monate mit ihren Geſchützen das 5. Armeecorps Tag und Nacht bedroht hatten! — Noch war der Friede indeß nicht geſichert, das Corps Bourbaki, gegen welches die Generale von Werder und von Manteuffel operirten, war vom Waffenſtillſtande ausgeſchloſſen! Zerſchlugen ſich die Präliminarien, ſo mußte deutſcherſeits der Krieg mit verſtärkter Offenſive aufgenommen werden! Angeſichts dieſer Möglichkeit wurde am 8. Februar das Corps Kirchbach beſtimmt, ſich in der Richtung Gien-Orleans-Blois in Marſch zu ſetzen, um das 9. Armeecorps, welches in weſtlicher Richtung abrücken ſollte, abzulöſen. Als General von Kirchbach ſich mit dem Artillerie-General Gaede und dem Chef ſeines Generalſtabs, Oberſt von der Eſch, bei dem Kaiſer zum Abmarſch nach Orleans abmeldeten, äußerte ſich derſelbe nach wiederholten huldvollen Anerkennungsworten ungefähr dahin: „er ſchicke das 5. Corps der Armee des Prinzen Friedrich Carl zur Verſtärkung, damit, falls es nicht zum Frieden käme, die Offenſive energiſch aufgenommen werden könne, in welcher das 5. Armeecorps die Avantgarde der III. Armee gegen den Süden werde übernehmen müſſen, denn ich weiß, das 5. Armeecorps läßt ſich nicht ſchlagen.“*) General von Kirchbach nebſt dem Stabe befand ſich bei der Hauptcolonne des Generals von Sandrart und hatte im Laufe des Marſches zu Limours, Dourdan, Angerville, Janville, Chateau de Cheville ſein Hauptquartier und erreichte am 15. Februar Orleans, wo Kirchbach an der Reiterſtatue der Jungfrau von Orleans ſeine Truppen vorüberdefiliren ließ. Am 17. dieſes Monats ging vom Obercommando der III. Armee die Nachricht ein, daß der Waffenſtillſtand bis 22. (ſpäter aber bis 24.) verlängert und auf ganz Frankreich ausgedehnt ſei. An demſelben Tage paſſirte der kaiſerliche Kronprinz, auf ſeinem Beſuche des Prinzen Friedrich Carl nach Tours, die Stadt Orleans und lud unſern Kirchbach ein, ihn zu begleiten. Die Fahrt ging bis Blois per Bahn, dann zu Wagen über die Schlöſſer Chambord, Chaumont und Chenonceau nach Amboiſe. Hier traf der General zum erſten Male in dieſem Feldzuge mit Prinz Friedrich Carl zuſammen, der ihn überaus gnädig aufnahm. Am 21. Februar erhielt der General das Eichenlaub zu dem ihm bereits für 1866 verliehenen pour le mérite, am 2. März begab ſich derſelbe auf Grund kaiſerlichen Befehls nebſt drei Offizieren nach Verſailles, um der Parade auf Longchamp und dem Einzuge in Paris beizuwohnen. Am 4. März kehrte er nach Orleans zurück und überbrachte zugleich den Befehl für den Abmarſch des 5. Armeecorps zur Süd-Armee des General von Manteuffel. Die Hauptquartiere bei dieſem Marſch vom 5.—22. März waren: Chateauneuf-ſur-Loire, Lorries, Chatillon-ſur-Loing, Champignelles, Toucy, Auxerre, Chablis, Noyers, Anſtrud, Semur, Vitteaux, Sombernon und Dijon. In letzterer Stadt empfing General von Manteuffel Kirchbach in überaus liebenswürdiger Weiſe und ſprach darüber ſeine große Freude aus, das tapfere 5. Armeecorps unter ſeine Befehle geſtellt zu ſehen. An letzterem Tage wurde in Dijon der Geburtstag des Kaiſers und Königs durch ein ſolennes Diner im Hôtel de ville gefeiert, an welchem alle in der Stadt anweſenden höheren Stäbe Theil nahmen. Am 15. März war Kaiſer Wilhelm mit dem Kronprinzen bereits in die Heimath zurückgekehrt, nachdem Beide in einem Armeebefehl den deutſchen Truppen ihre höchſte Befriedigung ausgeſprochen hatten, am 10. März ſchon war der Verband der Süd-Armee aufgelöſt worden. Alle Truppen derſelben traten zur II. Armee über, deren Obercommando der General von Manteuffel erhielt. Das 5. Armeecorps rückte nun von Dijon am 25. März über Mirebeau, Gray, Dampierre, Combeaufontaine nach Veſoul in die Departements Haute-Saône und Doubs. Der große Marſch durch Frankreich war vollbracht! 181¾ Meilen Fußtour! — Man befand ſich nun ſchon auf der Rückwärtsetappe und hatte bis in die Heimath nur noch die Schienenreiſe. Bis Ende Mai blieb das Corps in beſagten Departements und dieſe Zeit wurde von den Truppen zum Retabliſſement der Ausrüſtung und Ausbildung des Nacherſatzes, der einzelnen Compagnien u. ſ. w. verwendet. Bereits vom Generallieutenant zum General der Infanterie ernannt, wurde von Kirchbach mittels Allerhöchſter Cabinetsordre vom 16. Mai in der ihm für die Dauer des mobilen Verhältniſſes übertragenen Stellung als commandirender General des 5. Armeecorps definitiv beſtätigt. Am 25. Mai war der Befehl des Rückmarſches für den 27. eingegangen. Der Oberbefehlshaber General von Manteuffel ſprach dem Corps durch nachſtehenden Armeebefehl ſeinen Abſchiedsgruß aus: „Die Marſchordre iſt eingegangen. Das 5. Armeecorps hat nur kurze Zeit und nicht im Kriege ſelbſt unter meinem Commando geſtanden. Aber das Armeecorps hat ſich auch in dieſem Kriege wieder ſo hohen Ruf erkämpft, daß ich daſſelbe nicht aus der Armee ſcheiden ſehen kann, ohne Ew. Excellenz es auszuſprechen, wie es mir eine liebe Erinnerung bleiben wird, dieſes brave Armeecorps in einer von mir befehligten Armee gehabt zu haben und wie ich von ganzem Herzen wünſche, daß es nach der glorreichen Pflichterfüllung in der Campagne jedem Einzelnen von Ihnen wohl und glücklich in der Heimath ergehe. — Ich erſuche Ew. Excellenz, dies den Herren Generalen, Regiments-Commandeuren, Offizieren und ſämmtlichen Mannſchaften auszuſprechen und ein Ihnen perſönlich zugerufenes und aufrichtig anerkennendes Lebewohl freundlich aufzunehmen. (gez.) E. Manteuffel.“

---

*) Der Wortlaut iſt vielleicht nicht ganz richtig, der Sinn aber jedenfalls. Erſteren ganz feſtzuſtellen gelang uns nicht. D. B.

Am 27. Mai begann der Rücktransport des Armeecorps von Belfort und Mühlhauſen ab in die Heimath. Bis Carlsruhe fuhr General von Kirchbach mit einem Perſonenzuge voraus, um bei General von Glümer, einem alten Bekannten, einige Stunden zu verweilen. Kaum hatte der Großherzog von Baden von Kirchbach's bevorſtehender Ankunft gehört, als er demſelben durch ſeinen Generaladjutanten von Neubronn telegraphiren ließ, er möchte im großherzoglichen Schloſſe abſteigen. Die großherzogliche Familie empfing den General, welcher Nichts bei ſich hatte, als den Anzug, in welchem er eben reiste, mit höchſter Liebenswürdigkeit. Es fand ihm zu Ehren ein déjeuner dinatoire ſtatt und den Abend verbrachte er im engſten Kreiſe der großherzoglichen Familie auf einem unweit Carlsruhe gelegenen Landſitz. Die Großherzogin ſprach ihm ſpeciell aus: „daß Baden vorzugsweiſe dem 5. Armeecorps für die Kämpfe bei Weißenburg und Wörth zu verdanken habe, daß es vor einer feindlichen Invaſion beſchützt worden ſei!“ — Ueberaus herzlich war der Empfang in Bayern. Wußte dort doch Jedermann, wie das 5. Corps mit dem 2. bayriſchen Corps (Hartmann) Schulter an Schulter gekämpft hatte. Auf dem Würzburger Bahnhofe überreichte die Tochter des General von Hartmann dem General einen Lorbeerkranz! Am 1. Juni traf Kirchbach in Poſen ein, wo er am 2. Juni an der Spitze ſeiner Truppen einen jubelreichen Einzug hielt! Das dankbare Poſen überreichte ſeinem commandirenden General einen goldenen Lorbeerkranz. Zum Einzuge in Berlin am 16. war er gleichfalls befohlen und erhielt hier folgende gnädige Cabinetsordre: „Ich ernenne Sie an dem heutigen denkwürdigen Tage zum Chef des 1. niederſchleſiſchen Infanterie-Regiments Nr. 46 und wünſche Ihnen hierdurch wiederholt meine lebhafte Anerkennung für die ausgezeichneten Leiſtungen als Commandeur des 5. Armeecorps in dem beendeten Feldzuge zu bethätigen. Berlin, den 16. Juni 1871. (gez.) Wilhelm.“ —

Die äußere Erſcheinung des Generals verſtattet leicht, auf ſeine Charaktereigenſchaften zu ſchließen. Sowohl die vortreffliche, durch die Kunſtausſtellung im Herbſte 1872 bekannt gewordene Büſte des Generals, durch einen jungen Künſtler Berlins Namens Steiner gefertigt, wie die verſchiedenen Portraits, welche von ihm in Journalen erſchienen ſind, zeigen einen ſowohl edlen, als ſtrengen, einen heldenhaften Charakterkopf. Die ſtarken und doch ebenmäßigen Züge deſſelben, das mächtige Auge, von hoher Stirn überwölkt, zeigt den Mann von eiſernem Willen und unantaſtbarer Feſtigkeit! Beiden Eigenſchaften kommt ein vortreffliches Gedächtniß, feſte, kernige Geſundheit und ein klarer, vorwaltend dem Praktiſchen zugewendeter Verſtand zu Hülfe. Beſonders iſt ihm eine richtige Beurtheilung der Menſchen eigen und ſeine über ſie ſtets ausgeübte Herrſchaft beruht nicht blos in ſeiner hohen militäriſchen Stellung, ſondern ſchon ſeit ſeiner Jugend vorzugsweiſe in ſeiner Perſönlichkeit, in der Macht ſeiner Individualität! Ein ſogenannter „liebenswürdiger Vorgeſetzter" iſt von Kirchbach nicht und Wer das vielleicht für einen Mangel anzuſehen geneigt wäre, bedenke, daß man mit Liebenswürdigkeit keine Schlachten gewinnt, am wenigſten aber ſein geängſtigtes Vaterland vor dem Feinde errettet! Männer, welche ernſt zu tadeln verſtehen, ja unter Umſtänden ſelbſt zu derben Abfertigungen ſchreiten, üben auf ihre Untergebenen den ſtärkeren Einfluß aus. Ein Lob aus ſolchem Munde aber beſitzt wirklich reellen Werth und Generale von den Eigenſchaften Kirchbach's werden unter ſchwierigen Verhältniſſen in ihren Truppen weit leichter eine Spannung erhalten, welche die größten und ſchwierigſten Leiſtungen außer allen Zweifel ſtellt! — Kirchbach's Weſen und Benehmen iſt kurz, gemeſſen, vorwaltend ernſt, es iſt der Spiegel ſeines ganzen ernſten Lebens. Er iſt kein Freund von vielen Worten. Sein militäriſches Urtheil trifft regelmäßig den Nagel auf den Kopf, ſein Tadel aber ohne Unterſchied des Ranges Jeden, der ihn verdient hat. Im Gefühle ſeines Gerechtigkeitsſinnes und ſeiner ſittlichen wie berufsſicheren Stärke verſchmäht er, ſchwächlichen Rückſichten Einfluß auf ſich zu geſtatten. „So furchtlos und treu", erklärte uns ein Offizier, der ihm 1866 nahe ſtand, aber ſeit Jahren nicht mehr zum 5. Corps gehört, „wie Kirchbach kann nur ein Mann ſein, deſſen ganzes inneres Sein von Gottesfurcht durchdrungen iſt. Sein Herz iſt weich, aber ſein Mitgefühl für das Elend des Krieges, für die Leiden und Anſtrengungen der Soldaten verbirgt er zunächſt unter einer rauhen Schale. Während ihm das Herz blutet bei den Verluſten ſeiner braven Truppen, weiß er in den kritiſchen Momenten die richtigen Worte zu finden, um dieſelben zur größten Todesverachtung anzuſpornen, zum zäheſten Aushalten zu veranlaſſen. Eben ſo eiſern hält er ſelbſt auf der gefährlichſten Stelle aus. Bittet ihn ſeine Umgebung (wie es in den Gefechtstagen 1866 vielfach geſchah), ſich nicht ſo zu exponiren, ſo ſcheint er nicht zu hören, oder er weist ſie, wenn ſie dringend werden, kurz ab. Die Milde und Güte von Kirchbach's Charakter tritt erſt hervor, wenn den militäriſchen Anforderungen Genüge gethan iſt. Beide Eigenſchaften kommen dann in unendlich wohlthuender Form zur Geltung und ſichern ihm die Liebe ſeiner Untergebenen, wie ein grenzenloſes Vertrauen zu ſeiner Führung. Seinen Charakter vermag ich nicht beſſer als durch die Worte zu kennzeichnen: furchtlos und treu, — treu ſeinem Gotte, ſeiner Pflicht, treu ſeinen Freunden und ſeinen Untergebenen. Wie er ſeine Kinder ſtets eben ſo ſtreng und ernſt erzogen und behandelt hat, ſo behandelt er ſeine Soldaten auch wie ſeine Kinder, mit derſelben ſtrammen Zucht wahrhaftiger Vaterliebe." —

General von Kirchbach darf ſich ein glückliches Familienhaupt und das Haupt einer glücklichen Familie nennen. Seine Gemahlin, deren feine Sitte und graziöſes Weſen in den Geſellſchaftsräumen des Generalcommandos zu Poſen wohlthuend anmuthet, iſt gleichzeitig eine ſehr thätige, umſichtige Hausfrau und Mutter, die ſowohl ihren Kindern, wie ihren Gäſten den häuslichen Aufenthalt zum Behagen macht. Von wohlwollendem Herzen, das von tiefer Religioſität erfüllt iſt, hat die Generalin ſchon ſeit zehn Jahren einem Vereine angehört, deſſen beſonderer Zweck es iſt, armen Militär-Familien in der Noth beizuſtehen. Die Thätigkeit der edlen Frau in ihm war eine unermüdete und die Leiſtungen des Vereins im Kriege und in Abweſenheit der vor dem Feinde ſtehenden Ehemänner ſind höchſt ſegenbringend geweſen! — Der General hat mit ſeiner Gemahlin in verſtändnißvollem Einvernehmen ſeinen Kindern eine ſorgſame Erziehung gegeben und die beſten Früchte geerntet und ohne Zweifel trugen der Ernſt des Vaters, ſein kurzes, abgemeſſenes und ſtrenges Benehmen viel zu dieſem Gelingen bei. Allem Scheinweſen und Phantaſtiſchem abhold, bekundete ſich ſeine praktiſche Natur bei der Kindererziehung. Beiſpielsweiſe ſei erwähnt, daß er den Muſikunterricht ſelbſt bei den Töchtern einſtellen ließ, ſobald es ſich gezeigt hatte, daß die Kinder nicht mit hinreichender muſikaliſcher Anlage ausgeſtattet waren! Wir möchten wirklich verſchiedenen verehrten Eltern vorſchlagen, dieſem Beiſpiele zu folgen. Ihre Kinder würden dann ſich nicht ſelbſt zur Qual, anderen fühlenden Mitmenſchen aber zu ſchreckensvoller Tortur ihre talentloſe Taſtenbearbeitung zu jeder Tageszeit zum Beſten geben. Iſt es doch eine bekannte Thatſache, daß die Mehrzahl junger Damen, ſobald die Ehe ſie der muſikaliſchen Dreſſur enthoben hat, das Klavier nicht mehr anrühren. — Des Generals Ernſt und Strenge ſteht andererſeits aber ſeine ſtets ſorgliche Liebe zur Seite. Gerechten Sinnes umfaßt er alle ſeine Kinder mit gleicher Zuneigung und denkt fortgeſetzt mit tiefer Rührung des gefallenen Heldenſohnes. Die Leiche des Verewigten, welche der General von Givonne (bei Sedan) aus nach Berlin hatte überführen laſſen, wurde am 19. November 1870 in Gegenwart der trauernden Mutter und Schweſtern auf dem Matthäi-Kirchhofe zur bleibenden Ruhe beſtattet. Das Grab beſucht der treue Vater ſtets, ſobald ſeine öfters ſich wiederholende Anweſenheit in Berlin dies möglich macht. Dieſe Gefühle des Generals haben aber ſeinen dankbaren Empfindungen für die unvergeßliche Mutter keinen Abbruch gethan, ihrer Grabſtätte gilt ſtets der erſte Weg, wenn der General Gelegenheit hat, Breslau zu berühren. —

Nach ſeiner Rückkehr aus dem Kriege machte Neumarkt, Kirchbach's ſchleſiſche Vaterſtadt, denſelben zu ihrem Ehrenbürger und eine Deputation derſelben erſchien in Poſen zur Ueberreichung des in reicher, künſtleriſch geſchmackvoller Art ausgeſtatteten Diploms. Dieſe Aufmerkſamkeit hat dem General beſonders außerordentliche

Freude gemacht, denn viele theure Erinnerungen knüpfen ſich an ſein dortiges Vater- und Mutterhaus. Für uns, des Generals Zeitgenoſſen, von denen Jeder — in ſeiner Weiſe — die ſchwere Zeit des Kriegs und die großen Tage erlebte, in denen das alte Kaiſerthum deutſcher Nation wieder neu aufgerichtet wurde, muß dieſe Freude des Generals wie eine ſolche Liebesweihe ſeiner ſchleſiſchen Heimath ein lebhaftes Mitgefühl erwecken. Wir ſehen in dieſem Ereigniß hier gewiſſermaßen den Segen verkörpert, der in der ſittlichen deutſchen Zucht liegt! Hätte die todte Mutter des Helden von Nachod und Skalitz, von Weißenburg, Wörth, Sedan und vom Mont-Valerien nicht mit Aufopferung aller ihrer Frauenkräfte ihre heilig-großen Mutterpflichten mit Ernſt, unter Arbeit, Entbehrung und heimlichen Thränen geübt und hätte unter ihrer ſegensvollen Hand nicht das alte Wort der Kirchbache, das „Pietate et armis“ in Hugo Ewald's Bruſt feſte, unausrottbare Wurzeln geſchlagen, wir hätten weder Urſache gehabt, ſtolz auf ihn zu ſein, noch hätten die biederen Neumärker es je vermocht, ſich ſelbſt am höchſten zu ehren, indem ſie den Helden, deſſen Wiege in ihrem Städtchen ſtand, zu ihrem erſten Bürger erklärten!! Es überkommt uns hier das hohe und dankbare Gefühl, daß es für den gerechten Mann auch ſchon hienieden einen beſeligenden Lohn ſeiner Thaten giebt und das Leben ſelbſt dann von Schönheit verklärt wird, wenn auch Dornen genug es durchflechten. Gerade im Leben unſerer bedeutendſten Männer iſt der Beweis geführt: wie Gottes Hand in das Menſchenleben hineinragt und es zu einem — wenn auch matten — Abglanze jenes großen Daſeins werden läßt, das wir Alle einſt erhoffen! —

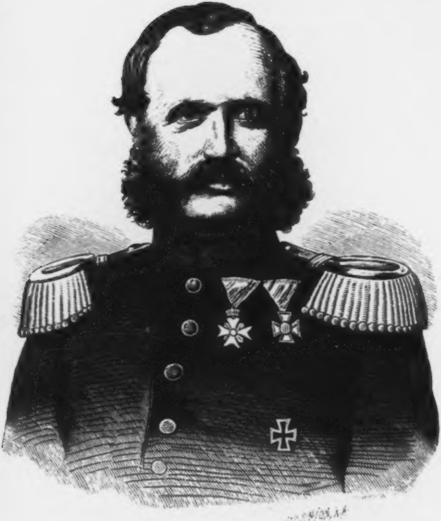
Außer den ihm bereits verliehenen preußiſchen Orden wurden General von Kirchbach in Folge des letzten Krieges: der kaiſerlich ruſſiſche St. Georgs-Orden dritter Klaſſe, das Commandeurkreuz des königlich bayriſchen Militär-Max-Joſeph-Ordens, das Großkreuz des königlich würtembergiſchen Militär-Verdienſt-Ordens, das großherzoglich mecklenburgiſche Militär-Verdienſtkreuz erſter Klaſſe und die fürſtlich ſchaumburg-lippiſche Medaille für Militärverdienſte im

Felde verliehen, ferner das Großkreuz des Rothen Adler-Ordens mit Eichenlaub. — Im Herbſte 1873 wurden die Truppen des 5. Armeecorps von dem Inſpecteur der I. Armee-Inſpection, dem Kronprinzen von Sachſen (nunmehr König Albert) beſichtigt. Die Zufriedenheit deſſelben über den guten Zuſtand der Truppen fand ihren Ausdruck in der Verleihung des Großkreuzes des königlich ſächſiſchen Albrechts-Ordens mit Kriegsdecoration an General von Kirchbach. Die begleitende Ordre drückt ſich über die Verleihung aus: „für ſeine Verdienſte im Kriege wie im Frieden“ und iſt noch von König Johann, wenige Tage vor deſſen Hinſcheiden, unterzeichnet. Das letzte im bisherigen Leben des Generals erwähnenswerthe Ereigniß iſt ſeine, auf Veranlaſſung des Kaiſers von Rußland erfolgte, Commandirung mit den St. Georgs-Ordens-Rittern in der Perſon höherer preußiſcher Generale nach Petersburg. Dieſelben wohnten dort der Enthüllung des der Kaiſerin Katharina errichteten Denkmals am 6. December 1873, ſowie am 8. December dem Stiftungsfeſte des Georgs-Ordens (der höchſten militäriſchen Ordensauszeichnung in Rußland für kriegeriſche Verdienſte) bei. An der Spitze dieſer von Kaiſer Wilhelm beſtimmten Deputation ſtand Feldmarſchall von Manteuffel. Die Einladung ſelbſt, wie die den preußiſchen Generalen bei dieſer feſtlichen Gelegenheit in Petersburg zu Theil gewordene größte Auszeichnung —, unter Anderm wurde dem General von Kirchbach der St. Alexander-Newsky-Orden verliehen, — iſt ein neuer und lauter Beweis für die innige Freundſchaft der Herrſcher Rußlands und Deutſchlands! —

Das General-Commando des 5. Armeecorps in Poſen iſt auf dem Wilhelmsplatz und an der mit einer Kaſtanien-Allee beſetzten breiten Wilhelmsſtraße, der wohlgebauteſten der Stadt, gelegen. Hinter den Gebäuden deſſelben befindet ſich ein terraſſenartig anſteigender Garten, der Lieblingsaufenthalt des Generals. Hier bringt er ſeine Mußeſtunden theils bei der Pflege ſeiner Roſen zu, theils bei der Durchſicht einer mächtig anſchwellenden Literatur über die letzten großen Kriege.

„Durch Frömmigkeit und Waffenehre!“ ſo lautet die Deviſe ſeines Geſchlechts, welche General von Kirchbach in ſich zu lebendiger Wahrheit gebracht hat, jedem Kriegsmann deutſcher Zunge, jedem jungen Recken, der nach ihm einſt kommen wird, zum mahnenden Vorbilde! — Wir glauben dies Bild ſeines Lebens, deſſen Ende noch weit entfernt ſein möge, und das dem Forſcher der Zeitgeſchichte noch manche neue glänzende Seite von Mannestugend bieten dürfte, mit einem Verſe ſchließen zu dürfen, der, mag er ſein von Wem er will, ob er im Bivouak, ob in der Garniſon entſtanden iſt, ſchmucklos doch das Weſen Deſſen ſymboliſch hinſtellt, Dem er gilt.

„Es giebt ein Waſſer, glänzt ein Quell
Im Wieſengrunde ſo funkelhell,
Das drum ſo friſch und kräftig blinkt,
Weil er aus Gottes Haus entſpringt! —
Die ſtarke Quelle im Sonnenſchein
Kann keine ſonſt, als der **Kirch-Bach** ſein!“



Prinz Georg von Sachsen.

XX.

Georg, Prinz von Sachsen

General der Infanterie und kommandirender General des (XII.) königlich ſächſiſchen Armeecorps.

Friedrich Auguſt Georg, Prinz von Sachſen, wurde als dritter Sohn des nunmehr verewigten Königs Johann und der Prinzeſſin Amalie Auguſte von Bayern am 8. Auguſt 1832 geboren. Seine Erziehung, unter ſorgſamer Ueberwachung ſeiner Eltern, erhielt er mit ſeinen beiden älteren Brüdern, dem Prinzen Albert, nunmehr Nachfolger des Vaters auf dem ſächſiſchen Throne, und dem bereits ſchon 1847 verſtorbenen Prinzen Ernſt gemeinſam zuerſt unter der Leitung des damaligen Oberſtlieutenant von Minkwitz, von 1843 ab aber unter Generalmajor von Engel. Außer dieſen Offizieren war um ſeine wiſſenſchaftliche Ausbildung, beſonders betreffs geſchichtlicher Studien, der ſpäter als Präſident des Oberappellationsgerichts angeſtellte wirkliche Geh. Rath Dr. von Langen erfolgreich bemüht. In ferneren Jahren traten, ſeiner militär-wiſſenſchaftlichen Ausbildung wegen, als Lehrer noch der als Oberſt verabſchiedete damalige Hauptmann Andrich und der zur Zeit noch in großherzoglich mecklenburgiſchen Dienſten ſtehende Oberſt Köhler hinzu. Neben angeborener Liebe für Muſik und Malerei machte ſich bei dem Prinzen Georg zeitig ein entſchiedener Hang für geſchichtliche Forſchungen und zum Soldatenberufe bemerkbar. Mit 14 Jahren bereits trat er (1846) als Lieutenant in das Infanterie-Regiment Prinz Max unter Commando des Oberſten von Zedlitz, ward 1847 zum Garde-Reiter-Regiment verſetzt, welches Oberſt Edler von der Planitz befehligte, und diente in ihm bis Ende des Jahres 1848 als Oberlieutenant. 1849 mit 17 Jahren bezog der Prinz die Univerſität Bonn und hörte, außer den anderen Fächern, dort „Inſtitutionen“ bei Profeſſor Bluhme, „deutſche Rechtsgeſchichte“ bei Profeſſor Perthes, wie „deutſche Literatur und Geſchichte“ bei Profeſſor Löbell. Noch ſind dem Prinzen der wiſſenſchaftliche und geſellige Verkehr mit

Profeſſoren wie Studenten, namentlich ſeine Beziehungen zu der Verbindung „Boruſſia“ in regem Andenken. — Nach Dresden zurückgekehrt, trat Prinz Georg in den Generalſtab, deſſen Chef der ſpäter als General verabſchiedete Oberſt von Stieglitz geweſen iſt. Unter den Offizieren des Stabes, welche Genoſſen wie Förderer ſeiner Studien wurden, befanden ſich der jetzige Kriegsminiſter von Fabrice, wie die Generalmajore von Montbé und Abendroth, Offiziere, welche nachmals theils neben, theils unter ihm als Kriegsgefährten dienten. 1852 zum Hauptmann ernannt, übernahm er das Commando einer reitenden Batterie unter dem Brigadier Oberſtlieutenant Schmalz mit der Garniſon in Radeberg. — Im folgenden Jahre machte der Prinz, 21 Jahr alt, eine mehrmonatliche Reiſe nach Italien und Spanien, während deren ſeine ausgeprägteſte Liebe, wie ſein Verſtändniß für Kunſt ganz beſondere Förderung erhielt. In demſelben Jahre noch rückte er zum Major auf und übernahm 1854 im Herbſt das Commando eines Bataillons im Schützen-Regimente. 1857 zum Oberſtlieutenant ernannt, erhielt Prinz Georg im Jahre 1858 als Oberſt das Commando des Garde-Reiter-Regiments.

Im Frühlinge deſſelben Jahres trat er eine längere Reiſe nach Frankreich, England, ſchließlich nach Portugal an. Sie bildete den erſten folgenreichen Abſchnitt ſeines Lebens. Der Prinz verlobte ſich nämlich zu Liſſabon mit der Infantin Maria Anna, der funfzehnjährigen älteſten Schweſter des regierenden Königs, einer eben ſo ſchönen wie anmuthigen Jungfrau, in welcher ſich nordiſch-ernſte, deutſche Innigkeit mit der Wärme ihres ſüdlichen Heimathlandes verband. 1859 am 11. Mai fand zu Liſſabon die Vermählung ſtatt, welcher ſich der freudevolle Einzug in Dresden anſchloß. — 1861 avancirte der Prinz zum Generalmajor und übernahm 1863 das Commando über die erſte Reiter-Brigade. In dieſem Jahre wurde ihm eine Prinzeſſin, Mathilde, geboren.

In wie weit der öſterreichiſch-preußiſche Krieg gegen Dänemark, Schleswig-Holſteins wegen, 1864 Sachſen und deſſen Armee berührte, wie zu jener Zeit die Auffaſſung politiſcher Dinge beim Cabinet zu Dresden überhaupt beſchaffen war, iſt bereits früher erörtert worden. Daß dieſe ganze Epoche den Prinzen Georg als zweitberechtigten Erben der alt-wettiniſchen Königsdynaſtie ſo wenig wie den Vater, den älteren Bruder und das Sachſenland überhaupt unberührt gelaſſen haben kann, liegt in der Natur der Verhältniſſe. — Im Jahre 1865 ward dem Prinzen ſein erſter Sohn, der ihm auch erhalten blieb, Prinz Friedrich Auguſt, geboren. Dieſer ſowie die dem Prinzen Georg ſpäter geſchenkte Kinderſchaar wurde den königlichen Großeltern um ſo mehr eine Quelle des Troſtes für den Verluſt eigener Kinder, als des Kronprinzen, nunmehrigen Königs, Albert Ehe nicht mit Nachkommen geſegnet war.

Der Krieg 1866, deſſen politiſche Seite betreffs Sachſens bereits dargelegt iſt, traf den Prinzen Georg als Commandeur der erſten ſächſiſchen Reiter-Brigade. Vom 30. Mai 1866 an nahm er mit derſelben eine beobachtende Stellung an der Nordgrenze Sachſens bis zur Kriegserklärung am 15. Juni ein, und während dieſer Zeit befand ſich ſein Hauptquartier zu Moritzburg reſp. Hermsdorf. Nach Erledigung dieſer Pflicht trat am letztgenannten Tage der Prinz mit der Brigade und den übrigen ſächſiſchen Truppen den Marſch nach Böhmen unter dem Oberbefehle ſeines Bruders, des Kronprinzen Albert an. An der Schlacht von Gitſchin (Jicin) betheiligte ſich Prinz Georg nur inſofern, als er nach ſeinem Eintreffen mit der Brigade auf dem Schlachtfelde theilweiſe zur Vorpoſtenaufſtellung verwendet wurde, am folgenden Tage bis zur Schlacht bei Königgrätz aber zur Deckung der ſächſiſchen Armee herangezogen ward. Am 3. Juli, dem Schlachttage von Königgrätz, machte die Brigade unter des Prinzen Führung einen Theil der Arrieregarde aus, welche die geſchlagene Benedeck'ſche Armee zu decken hatte und manövrirte von Rechanitz aus bis auf die Höhe von Prim gegen die Elb-Armee. Wie ſich die Sachſen da gehalten haben und welche Beweiſe von Aufopferung auch die braven ſächſiſchen Reiter unter ihrem Prinzen gegeben haben, iſt bekannt genug. Der allgemeinen Rückzugsbewegung der Oeſterreicher folgend, überſchritt die Brigade am Nachmittage der Schlacht die Elbe bei Placka und marſchirte bis Holice, worauf der Weitermarſch über Olmütz bis in die Gegend von Wien erfolgte. Während der Friedensverhandlungen bis Ende October nahm Prinz Georg auf dem kaiſerlichen Luſtſchloſſe Laxenburg Quartier. —

Der Friede, der Eintritt Sachſens in den norddeutſchen Bund und die ſich hieraus in politiſcher, wie aus den ſchwermüthigen, eben gemachten Kriegserfahrungen auch in militäriſcher Beziehung unerläßlich ergebende Reorganiſation der ſächſiſchen Armee brachte den Prinzen am Ende des Jahres als Generallieutenant an die Spitze der 23. Infanterie-Diviſion, jener muthigen und ſiegreichen Regimenter, welche nachmals ſo reiche Lorbeeren in Frankreich erringen ſollten. In ſeiner Eigenſchaft als Diviſionair hatte er die Details der neuen Organiſation bei den ihm untergeſtellten Truppen auszuführen.

Im Jahre 1867 wurde ihm eine Prinzeſſin, Maria, und 1869 ein zweiter Prinz, Johann Georg, geboren. — Die ſeit 1866 ſich ſtets unter verſchiedenſten Formen zeigende Kriegsbedrohung Frankreichs ward 1870 endlich zur That. Alles eilte zu den Waffen und die ſächſiſche Armee unter Commando des Kronprinzen Albert bildete als 12. Armeecorps einen Theil der II. deutſchen Armee unter dem Oberbefehl des Prinzen Friedrich Carl von Preußen.

Die 23. Infanterie-Diviſion des Prinzen Georg beſtand aus der 45. Brigade des Generalmajor von Abendroth, enthaltend das (Leib-) Grenadier-Regiment Nr. 100 (Oberſt von Rex) und das 2. Grenadier-Regiment (nachmals Kaiſer Wilhelm) Nr. 101 (Oberſt von Schimpff). Ferner aus der 46. Brigade des Generalmajor von Montbé, enthaltend das 2. Infanterie-Regiment (Kronprinz) Nr. 102 (Oberſt von Rudorff) und das Infanterie-Regiment Nr. 103 (Oberſt Dietrich), der 23. ſächſiſchen Cavallerie-Brigade und der Diviſions-Artillerie. — Am 31. Juli 1870 überſchritt die Diviſion „Prinz Georg", wie wir ſie kurz nun benennen wollen, in Gemeinſchaft mit dem größten Theile der ſächſiſchen Armee den Rhein und bezog oberhalb Mainz Quartiere. Nach dem ſiegreichen Gefechte bei Saarbrücken, Weißenburg und der Schlacht bei Wörth traten des Prinzen Truppen, im Connex mit der II. Armee, den Vormarſch in Feindesland an. — Die ganze

Stellung der drei deutſchen Armeen in dem bekannten Pfälzer Winkel und ihr concentriſches Vorrücken bedingte, wie die Karte erſichtlich macht, eine ſo große räumliche Beſchränkung, daß das 12. Armeecorps ſeiner damaligen Stellung nach überhaupt erſt in der franzöſiſchen Ebene jenſeits der Vogeſen einige Bewegungsfreiheit erlangen konnte. Am 6. Auguſt betrat die Diviſion „Prinz Georg“ den franzöſiſchen Boden, befand ſich am 9. bereits in der Gegend von St. Avold, den 15. aber ſüdlich Metz auf dem Bogenmarſch ſüdweſtlich über die Moſel, um die feindliche Feſte zu umgehen und Bazaine von ſeiner weſtlichen Rückzugslinie abzuſchneiden.

Hier endlich kam die ſächſiſche Waffenehre, zumal die Bravour der Diviſion „Prinz Georg“, zur Geltung. — Während die übrigen deutſchen Armeen ſich bei Gravelotte ſchlugen, ſchloß am äußerſten linken Flügel, Schulter an Schulter mit den preußiſchen Garden, das 12. Armeecorps bei St. Privat de la Montagne den eiſernen Ring um den galliſchen Gegner. Bei Raucourt warf die 23. Infanterie-Diviſion, den Prinzen Georg an ihrer Spitze, dem Feinde die Bruſt entgegen und über der Leiche des General von Craushaar feierte die 45. Brigade den Sieg in blutiger Schlußentſcheidung.

„Die grünende Raute durch Schatten und Licht
In ewigem Ruhm ihre Ranken flicht,
So war es vor Alters, ſo ſoll es auch ſein
Für Deutſchlands Ehre und Recht allein!“ —

Am 19. Auguſt ward eine neue Armee-Abtheilung gebildet und dem Oberbefehle des Kronprinzen Albert von Sachſen untergeſtellt; aus welchen Truppentheilen ſie beſtand, iſt ſchon gemeldet worden. In Folge deſſen wurde dem Prinzen Georg für die fernere Dauer des Feldzuges das Commando des geſammten ſächſiſchen (12.) Armeecorps übertragen und damit die Pflicht, den eben ſchwer errungenen Lorbeer dauernd dem Rautenbanner zu erhalten. Seiner großen reiſigen Ahnherren würdig hat er ſie erfüllt! — Bis zum 21., wo ſich das ſächſiſche Corps in Cantonnements bei Charny befand, hatte ſich die Gruppirung der Armee-Abtheilung, nachmals „Maas-Armee“ genannt, vollzogen, am 23. begann ihr Vormarſch auf

Paris. Am 24. Auguſt machte während deſſelben die ſächſiſche Armee unter Prinz Georg den Verſuch, Verdun zu nehmen, welches 1552 durch die Schuld Moritz' von Sachſen Deutſchland verloren gegangen war, das Unternehmen mußte aber wegen Kürze der Zeit und Dringlichkeit des Weitermarſches aufgegeben werden. Dieſer erfolgte auf Domballes und Joubecourt in der allgemeinen Richtung nach Bar-le-Duc. — Hier trat aber jene große Veränderung ein, welche wir ſchon mehrfach mit dem „Rechtsabmarſch" bezeichnet haben. — Das (12.) ſächſiſche Armeecorps rückte am 26. Auguſt Morgens dieſer Aufgabe gemäß nach Varennes, ſeine 23. und 24. Cavallerie-Brigade bis Grand-Pré, Dun und Buzancy vorſchiebend, und dieſen tapferen Reitern gelang es am folgenden Tage, den Schweif der oſtwärts auf Metz zum Entſatz marſchirenden Armee Mac-Mahon's zu packen! Mit Hülfe einer reitenden Batterie, einer Compagnie des Jäger-Bataillons Nr. 13 und dreier Pionier-Compagnien zerſtörte die 24. Cavallerie-Brigade nach kurzem Gefecht den Bahnhof von Chauvency am 28., während an demſelben Tage die 23. Cavallerie-Brigade bei Buzancy und Nouart ihre Recognoscirung fortſetzte, welche am nächſten Tage zu dem Gefecht von Nouart führte, in welchem die 23. Infanterie-Diviſion unter Prinz Georg abermals den Sieg errang.

Durch dieſe Reihe glücklicher Thatſachen war nicht nur Moltke's großartige Berechnung bewahrheitet und der Feind gepackt, ſondern auch in ſeiner nach Oſten gerichteten Bewegung gehindert worden. Ihn von Metz völlig abzuſchneiden und zurückzuwerfen, war die große, ſchwerwiegende Aufgabe der Beaumont-Schlacht. Alle dieſe Thatſachen zunächſt herbeizuführen, war ein Reſultat ſächſiſchen Feuereifers und ſächſiſcher Waffen, ſie ſollten auch den Siegestag von Beaumont entſcheiden! —

In welcher Art die vorſtehenden Gefechte nun verlaufen ſind, iſt bei Gelegenheit der Biographie des Prinzen Albert*) mitgetheilt worden. In der Nacht vom 29. zum 30. Auguſt lagerte das 12. (ſächſiſche) Armeecorps zwiſchen Barricourt und Tailly auf den Höhen. Daſſelbe war für den eigentlichen Angriff am andern Morgen mit dem 4. (preußiſchen) Armeecorps (Guſtav von Alvensleben I.) beſtimmt worden, das preußiſche Gardecorps ſtand in Reſerve. — Um 10 Uhr Morgens am 30. Auguſt rückte die 1. ſächſiſche Infanterie-Diviſion Nr. 23 (die ehemalige Diviſion „Prinz Georg“), nunmehr unter Befehl des Oberſten von Montbé, als rechter Flügel von Beauclair über Lancuville, die 2. Diviſion Nr. 24 unter Generalmajor Nehrhoff von Holderberg von Nouart über Beaufort auf die Ferme de-belle-Tour vor, links flankirt von den Truppen des 4. preußiſchen Corps. Letztere, welche zuerſt aus den ſchwer zu paſſirenden Waldwegen debouchirt waren, begannen den Angriff gegen den unbegreiflich ahnungsloſen Feind. Die franzöſiſchen Truppen, welche ſich nordwärts Beaumont in dem überhöhten Terrain zur Vertheidigung poſtirt hatten, wurden nunmehr von der Artillerie der 23. (ſächſiſchen) Infanterie-Brigade ſo vortheilhaft beſchoſſen, daß der Feind auf Mouzon wich und zu ſeiner Deckung den Wald von Givodeau nördlich Beaumont beſetzte. Mit dem 4. Armeecorps vereint drangen jetzt Theile des 12. ſächſiſchen Armeecorps mit blankem Bajonnet nach und warfen den Gegner aus dem Walde. Bei dem hierauf folgenden Angriff gegen die zur Hülfe herbeieilenden feindlichen Corps Douay und Lebrun war es beſonders das auf dem rechten Flügel des 4. Corps von Alvensleben operirende 2. ſächſiſche Grenadier-Regiment (Nr. 101) unter Oberſt von Seydlitz-Gerſtenberg, das Schützen-Regiment des Oberſt Freiherrn von Hauſen (Nr. 108), wie das ſächſiſche Leib-Regiment (Nr. 100) unter Oberſt Garten, ſämmtlich von der 45. Infanterie-Brigade, welche unter perſönlicher Betheiligung des Prinzen Georg den Feind auf Mouzon und dann über die Maas in völliger Flucht zurückwarfen! Bei dieſer Gelegenheit zeichnete ſich der Prinz durch beſondere Kaltblütigkeit und ruhige Umſicht in der Oberleitung des Gefechts aus. — Nach der ſiegreich beendeten Schlacht bezog das 12. Armeecorps Bivouaks bei Letanne. — Es galt den Sieg feſtzuhalten, dem Gegner jegliche nordöſtliche Ausweichung unmöglich zu machen, ihn vielmehr nordweſtlich in

---

*) Siehe daſelbſt S. 294—97. D. V.

Richtung Sedans zurückzuſtauen. Während die erſchöpften Truppen der Nachtruhe pflegten, wurden im Hauptquartier der Maas-Armee zu dieſer nächſten Aufgabe alle Vorbereitungen getroffen. Die beſondere Obliegenheit des 12. ſächſiſchen Corps beſtand darin, bei Letanne die Maas zu überſchreiten und, durch Moulins marſchirend, die Höhen von Mouzon zu beſetzen. Am 31. Auguſt begann dieſe Bewegung 8 Uhr Morgens und führte zu dem Avantgarden-Gefecht bei Mouzon und Douzy (Francheval und Rubecourt), an welchem ſich beſonders die 48. ſächſiſche Infanterie-Brigade und die 23. und 24. Cavallerie-Brigaden betheiligten. — Die Armee Mac-Mahon's ward völlig vom Oſten und Metz abgedrängt, dieſelbe ſollte nun gänzlich unſchädlich gemacht werden. —

Die Schlacht von Sedan und der beſonders gewichtige Antheil, welchen die Maas-Armee vermöge der glücklichen Initiative des ſächſiſchen Kronprinzen an derſelben genommen hat, iſt mehrfach hervorgehoben worden. Uns bleibt hier nur die Pflicht, der beſonderen Leiſtungen der ſächſiſchen Armee und ihres commandirenden Generals zu erwähnen.

Sobald die Armee Mac-Mahon's in dem vortrefflich zur Vertheidigung geeigneten Terrain von Sedan einen reellen Stütz- und Sammelpunkt gefunden hatte, mußte der Marſchall leider ſeine Stöße wiederum nach Oſten richten, in der Straße nach Metz ſeinen Durchbruchspunkt erblicken. Dieſer Gedanke war für ihn inſofern unumgänglich geworden, als der Befehl der Kaiſerin Eugenie in Paris und deren Miniſter, welche die Regentſchaft in Händen hatten, ihm die Pflicht vorſchrieb: „um jeden Preis Bazaine zu entſetzen“. Er konnte ſich andererſeits kaum denken, daß die geſammte III. deutſche Armee des Kronprinzen ihm auch noch auf der Fährte ſei! Daß Mac-Mahon ſelbſt in Sedan noch die Abſicht eines öſtlichen Durchbruchs hegen könne, wurde aber von der ſehr glaubhaften Nachricht, die im kronprinzlichen Hauptquartier eingetroffen war, widerlegt, welche beſtimmt von dem Project einer weſtlichen Entweichung des Marſchalls wiſſen wollte. Dieſer vernünftigſte aller Pläne hätte, falls er glückte, Frankreich ſeine letzte Armee, den Kaiſer und vielleicht ſogar das Kaiſerthum ſelbſt noch gerettet! Die Annahme deſſelben deutſcherſeits beflügelte nur alle Maßnahmen, welche getroffen wurden, um Mac-Mahon bei Sedan einzuſchließen und gab gerade dem ſächſiſchen Kronprinzen den vortrefflichen Gedanken ein, ſich öſtlich dem Feinde möglichſt an die Sohle zu hängen und deſſen weſtlichen Abzug dadurch zu hemmen. Daß Mac-Mahon's unglückſeliger Plan, verbunden mit der Annahme deutſcherſeits, daß er gerade die entgegengeſetzte Abſicht hege, nur das Schickſal der franzöſiſchen Armee und des Kaiſerreichs beſiegelte, wiſſen wir und in welcher Weiſe dies geſchah.

Den in der Nacht von Prinz Albert von Sachſen gefaßten Beſchlüſſen gemäß begann am 1. September früh 5 Uhr der Aufbruch der Maas-Armee. Ihre linke Angriffscolonne bildete das 12. ſächſiſche Corps des Prinzen Georg, deſſen Avantgarde, die Infanterie-Brigade von Schulz (Nr. 48), bei Lamecourt und Moncelle bereits ins Gefecht kam. Beide Orte wurden erobert, nachdem die Batterien der 24. Infanterie-Diviſion zur Unterſtützung herbeigeeilt waren. Links mit den Bayern ſich berührend, entwickelte ſich das ſächſiſche Armeecorps aus ſeiner Marſchformation nach und nach in der Angriffslinie Moncelle-Daigny. Hier ſchlug die Prüfungsſtunde für die ſächſiſche 24. Infanterie-Diviſion des Generallieutenant Nehrhoff von Holderberg, hier bewährte Prinz Georg die kaltblütige Klarheit, objective Ruhe und Umſicht des Feldherrn, der in ſo ſchweren Augenblicken nicht ſich mehr, ſondern allein ſeinen Truppen und den Thatſachen lebt, die unter ſeinem Willen ſich vollziehen! Das Mitrailleuſen- und Kanonenfeuer des Gegners war furchtbar, die Diviſion von Nehrhoff hatte ſchrecklich unter den wilden Offenſivſtößen des Gegners zu leiden; es war gerade, als wolle die ganze Wucht des Heeres Mac-Mahon's nach dieſer Oſtſeite hin mit Lawinengewalt ſich wälzen! So rang und duldete von 6½ bis 9½ Uhr — drei lange Stunden — die Diviſion Nehrhoff mit ihrem Prinzen Georg!! Unmittelbar an deſſen Seite war Oberſt Pemperton, der officielle engliſche Berichterſtatter, durch einen Granatſchuß getödtet worden!!

Da, jauchzend — die Rautenfahne durch den Morgennebel — dringt General von Montbé mit der 23. Diviſion zur Hülfe vor, die Linie Moncelle-Daigny iſt für den deutſchen Beſitz unantaſtbar geſichert, auch das Gardecorps war auf der rechten Flanke im ſtraffen Anmarſch!! — Prinz Albert — das ſiegreiche Standhalten, dann die Fortſchritte ſeines Bruders gewahrend, — dirigirte das Gardecorps nach Wegnahme der Linie Daigny-Givonne nördlich durch das Thal nach Fleigneux. Der deutſche Schlachtengürtel legte ſich von Südoſt bis Norden ehern um den verzweifelten Feind und ſchloß, wie ſchon erzählt, mit dem preußiſchen Corps Kirchbach-Gersdorf von der III. (kronprinzlichen) Armee im äußerſten Nordweſten ab, eine Schlinge, die ſich Stunde um Stunde bis zu den Thoren von Sedan verengte; die deutſche Artillerie aber ſang zu dem Schickſale der letzten kaiſerlichen Armee ihre ſchreckensvollen Exequien! — Am Abende dieſes gigantiſchen Sieges lagerten die beiden ſächſiſchen Infanterie-Diviſionen auf dem theuer erſtrittenen Boden, die 23. Diviſion bei Givonne und Daigny, links von der preußiſchen Garde, die 24. zu La Moncelle, Seite an Seite mit den Bayern. — Während der Capitulation und Wegführung der gefangenen Kaiſer-Armee vom 2. bis 4. September wurde den höchſt angegriffenen Truppen Ruhe gegönnt, am 5. des Monats begann der unterbrochene Weitermarſch auf Paris. Bei dieſem Vormarſch hatte das ſächſiſche Armeecorps die ſüdlichſte Marſchlinie der Maas-Armee, deren Centrum das Gardecorps bildete, und nahm ihren Weg über la Béſace, le Chêne, Escordale, Rethel, Château Porcien, Neuf-Châtel und Cormicy, die 5. Cavallerie-Diviſion zur Deckung ihres linken Flügels und um mit der III. kronprinzlichen Armee Fühlung zu behalten. Am 13./14. September rückten die Sachſen über Fismes, Fère en Tardenois, Mouthiers, und erreichten am 17. Lizy-ſur-Ourcq. Am 18./19. ging die ſächſiſche Armee von Lizy die alte Straße, links von Meaux, über Clayes nach Sivry und trat am 19. September ſelbſt vor Paris dergeſtalt auf ihren Cernirungsplätzen ein, daß ſie, die preußiſche Garde auf ihrem rechten Flügel, die Linie von Aulnay, Sivry, Clichy, Montfermeil nach Chelles an der Marne beſetzte, alſo den öſtlichen Gürtel von Paris. Jenſeits der Marne auf dem linken Flügel ſchloſſen ſich die Würtemberger an. —

Das Terrain, auf dem die Sachſen ihre nunmehrige Thätigkeit gegen die franzöſiſche Hauptſtadt zu entfalten hatten, war ein Hochplateau, welches von dem üppigen Hügelwalde von Bondy durchzogen wird. Chelles beherrſchte die alte Oſtſtraße, welche in Vincennes mündet und zugleich die ſüdweſtlich von Straßburg kommende Eiſenbahn. — Anfänglich gingen die Belagerungsarbeiten ohne ſonderliche feindliche Störung vor ſich. Es fanden aber doch ſchon vom 19. September ab bis 24. October gegen zwanzig kleinere Vorpoſtenſcharmützel um Neuilly-ſur-Marne, Gagny, Raincy und Drancy ſtatt, obwohl ohne beſondere Verluſte. Ein ſchärferes Auftreten des Feindes machte ſich beſonders bei Bondy geltend und deutete bereits auf eine beſtimmte Abſicht, die am 28. October auch gegen die preußiſche Garde durch die Wegnahme von le Bourget ihre Aufklärung fand. Man wollte nämlich nordöſtlich in der Richtung Metz den deutſchen Cernirungsgürtel ſprengen! — Mit welcher Bravour auf Befehl des ſächſiſchen Kronprinzen die preußiſche Garde am 30. October wieder den Ort nahm, iſt ſchon erwähnt.

Am 30. October hatte das ſächſiſche (12.) Armeecorps das erſte größere Ausfallsgefecht bei Villiers-ſur-Marne im Verein mit der würtembergiſchen Diviſion zu beſtehen, welches unter dem Namen der erſten Schlacht bei Villiers bekannt geworden iſt. Wie ernſt dieſe Affaire geweſen war, beweiſt, daß bei ihr 908 Sachſen und gegen 1500 Mann Würtemberger getödtet oder verwundet wurden, überdem waren die Dörfer Brié-ſur-Marne und Champigny im Beſitz des Feindes verblieben, mithin Stützpunkte für ſeine Operationen im Südoſten von Paris. Eine verbeſſerte Wiederholung des feindlichen Stoßes war alſo mit Sicherheit zu gewärtigen. Dieſer zweite Durchbruchverſuch, der größte bei Paris, außer der bekannten Schlacht am Mont-Valerien, führte zu der blutigen zweiten Schlacht bei Villiers! — Inwiefern die franzöſiſchen Truppen ſo gut wie die deutſchen zum Angriffe ſchritten und ſtatt den 1., den 2. December wählten, am Schlachttage ſelbſt aber das ſächſiſche Corps der Offenſive Ducrot's zuvorkam, wurde ſchon näher*) erörtert. — Beſagten Tages, Morgens 7 Uhr, begann laut Befehl des Kronprinzen Albert der Angriff des ſächſiſchen Corps gegen Brié, der Würtemberger gegen Champigny. Gegen Brié avancirten zwei Bataillone der Infanterie-Regimenter (109) Prinz Georg und (104) Prinz Friedrich Auguſt von der 24. Diviſion des Generallieutenant Nehrhoff von Holderberg; Prinz Georg leitete das Gefecht in Perſon erſt von der Höhe hinter Chelles, dann von Noiſy le Grand aus. Da die Franzoſen zu gleicher Zeit einen Ausfall an derſelben Stelle mit überlegenen Kräften machten, ſo krachten die ſtürmenden Gegner auf einander und ein verzweifeltes Blutbad begann! Von beiden Seiten focht man mit Löwengrimm, von beiden Seiten ſchickte man den Kämpfenden Succurs! Von den ſächſiſchen Corps zeichnete ſich mit beſonderer Bravour das herbeigeeilte Schützen- (Füſilier-) Regiment Nr. 108 (Prinz Georg) aus, geführt von Oberſt von Hauſen und warf den Feind von den Höhen von Villiers-Ceuilly nach der Marne hinab. Aber es büßte allein 35 Offiziere und 880 Mann ein! Ein theurer, aber ein entſcheidender Sieg, den das Rautenbanner abermals errungen, um ſo bedeutender, als dieſer Stoß der letzte Hauptcoup der Franzoſen im Oſten von Paris war. Allerdings fielen vom 3. December bis 24. Januar 1871 noch gegen 30 Scharmützel vor, welche aber von einzelnen kleineren Truppentheilen des 12. Armeecorps ohne beſondere Verluſte abgewieſen wurden.

Für den bei dieſem zweiten ſo ausnahmsweiſe blutigen Tanze von Villiers erſtrittenen Feldherrnruhm und die bewieſene kalte Energie verlieh der nunmehrige Kaiſer Wilhelm I. dem Prinzen Georg den Orden pour le mérite, die älteſte und höchſte preußiſche Belohnung für errungene Waffenehre. Inzwiſchen war auch eine ſchwere Sorge des Prinzen, die er mit ſich ins Feld genommen hatte, in Freude verwandelt worden. Während ſeiner Abweſenheit von der Heimath hatte Prinzeſſin Maria Anna ihrem ſiegreichen Gemahl am 17. November einen Prinzen, Max, geſchenkt, der ſo recht während der wechſelnden Kriegseindrücke unter Freude und Bangigkeit geboren worden war. —

---

*) Unter „Kronprinz Albert“, S. 333—335. D. V.

Paris war gefallen, am 26. Februar waren die Friedenspräliminarien unterzeichnet worden, am 7. März fand die dritte Kaiſerparade zu Villiers auf dem Doppel-Schlachtfelde über die dort im Gefecht geſtandenen Truppen ſtatt. Welche Anerkennung der greiſe Hohenzoller dort ſeinen verbündeten Kriegsvölkern, insbeſondere dem ſächſiſchen Armeecorps und deſſen heldenmüthigem Führer ausgeſprochen hat, iſt noch Allen lebhaft im Gedächtniß. Ja, ſie hatten, mit allem deutſchen Volk vereint, „durch ihr Blut und ihre Treue den Grundſtein des neuen Staatsgebäudes feſtgekittet!“ — Wir wiſſen, daß nach dem Friedensſchluſſe die III. deutſche und die Maas-Armee zu einer homogenen Occupations-Armee unter Oberbefehl des Kronprinzen von Sachſen umgeformt worden iſt. Von ihr war indeß die würtembergiſche Diviſion und das 12. (ſächſiſche) Armeecorps des Prinzen Georg ausgeſchieden und rückwärts dislocirt worden; ſie gingen demnächſt als die erſten Corps in ihre Heimath zurück.

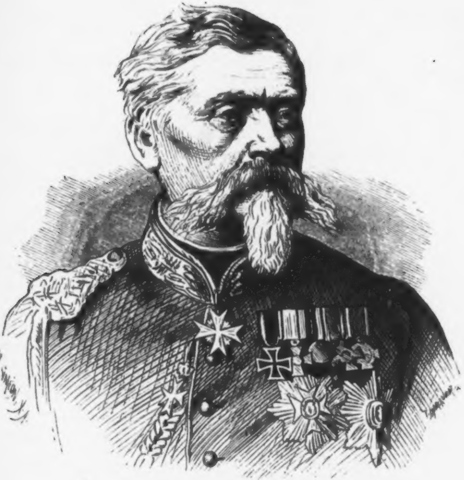
Prinz Georg durfte nunmehr mit Fug und Recht ſich der Lorbeern erfreuen, die ſeine Thatkraft, Einſicht und Beharrlichkeit errungen hatte. In der Heimath trat er unter Verleihung des Patents vom 7. Juli 1871 zum General der Infanterie in ſein früheres Verhältniß als Commandeur der 23. Infanterie-Diviſion zurück. Am 16. Juni, dem Einzugstage in Berlin, wurde er zum Chef des königlich ſächſiſchen Regiments Nr. 106 und des preußiſchen Ulanen-Regiments Nr. 16, am 10. Juli, dem Tage ſeines Einzuges in Dresden, dagegen zum Chef des ſächſiſchen Schützen- (Füſilier-) Regiments Nr. 108 ernannt. — —

Das Leben des Prinzen Georg von Sachſen im Frieden iſt zwiſchen ſeinen Berufsgeſchäften und ſeiner Familie getheilt. Außer ſeinen militäriſchen Obliegenheiten beſchäftigen ihn als Mitglied des Geſammtminiſteriums und der ſtändiſchen erſten Kammer auch die öffentlichen Intereſſen ſeines Vaterlandes auf das Lebhafteſte. Außer Muſik, Malerei, Kriegswiſſenſchaften und Geſchichte liegt er mit Paſſion der Waidmannskunſt ob. Ferner iſt der Prinz ſeit 1864 bei Gelegenheit der hundertjährigen Jubelfeier der Akademie zu Dresden zum Curator derſelben ernannt worden und trat ſomit dem heimiſchen Kunſtleben ebenfalls fördernd näher. Im Winter zu Dresden reſidirend, bezieht die prinzliche Familie in den Sommermonaten die vor mehreren Jahren erkaufte Villa zu Hoſterwitz, eine halbe Stunde von Dresden, unweit der königlichen Sommerreſidenz Pillnitz, wo der Prinz mit Gemahlin, Kindern und nächſter Umgebung ein völlig ländliches Leben führt. —

Der Hintritt des greiſen Königs Johann veränderte 1873 auch die Stellung des Prinzen Georg und machte ihn in ſtaatspolitiſcher Beziehung mehr als bisher für Sachſen bedeutſam. Mit der Thronbeſteigung ſeines Bruders Albert wurde der Prinz nämlich die zweite Perſon in der Monarchie und präſumtiver Thronerbe derſelben. Seine Meinung und die Art, wie er ſich zu allen obwaltenden Fragen ſtellt, werden ſomit in Zukunft nicht ganz ohne Erfolg auf den Gang der Dinge in Sachſen ſein.

Dieſen Gang der Dinge und des Prinzen Einfluß auf ſie vorher hier abhandeln zu wollen, iſt ſchwerlich unſere Sache. Es läßt ſich aber nach Allem, was wir von Georg von Sachſen wiſſen, vorausſetzen: daß der erlauchte Feldherr, welcher mit ſolcher Hingebung gegen Deutſchlands gemeinſamen Gegner geſtritten, ſo mächtige Bauſteine geliefert hat, um das Einheitswerk des germaniſchen Volkes aufzurichten, auch der Mann iſt, welcher im Kriege wie Frieden das alte Sachſenbanner dem Gedeihen der Sache zu weihen gewillt iſt, die ſeit dem Tage von Sedan die Sache unſeres Jahrhunderts wurde, die lichte Sache der Vernunft, der Unabhängigkeit und Wohlfahrt der europäiſchen Völker!!!

◆



FREIHERR VON DER TANN.

XXI.

Ludwig Freiherr von der Tann- und Rathſamhauſen

Königl. bayr. General der Infanterie und commandirender General des 1. bayr. Armeecorps.

„Laßt uns die gemeinſame Freiheit erringen
und das Vaterland erlöſen aus langer Bedrängniß!“ Hutten.

So Viele der Männer auch ſind, welche als Feldherren, Staatsmänner, Geſetzgeber oder Strategen ſich um Deutſchlands endliche Einigung Ruhm erworben haben, ihr Ruf, die öffentliche Anerkennung ihrer Zeitgenoſſen iſt doch nur von mehr oder weniger jüngerem Datum; die meiſten derſelben waren vor dem Jahre 1866 vom Volke nicht gekannt. Fürſt Bismark zwar hat ſich parlamentariſch ſchon 1847, Edwin von Manteuffel bereits ſeit 1848 einen gewiſſen Namen gemacht, aber ihr Renommé von damals, wenn ſie daſſelbe auch als ein nothwendiges Uebel hinnehmen mußten, war doch kein ſolches, wie es der aufrichtige Freund ſeines Volkes für ſich wünſchen muß. Sich mißkannt und gehaßt zu ſehen iſt ſchwerlich ein Glück! Schön dagegen und erhebend für einen Mann muß es ſein, wenn vom erſten Augenblicke an, wo er die Bühne der Zeitbegebenheiten betritt, ihn ſeine Nation mit Wohlgefallen, mit ihrem Hoffen und Vertrauen begleitet, er ſich mit ſeinen Zeitgenoſſen eins weiß im Denken und Fühlen. Solch ein Glück war Ludwig von der Tann beſchieden! Vom Jahre 1848, wo er als Freiſchaarenführer die erſten blutigen Roſen im Kampfe für die nationale Idee in Schleswig-Holſtein in der Vollkraft ſeiner Mannesjahre pflückte, bis zum Jahre 1871, wo er, das gebleichte Haar mit Lorbeern umſchattet, einzog ins alte München, iſt er dem deutſchen Volke lieb, iſt er ihm der Ausdruck ſeiner eigenen Hoffnungen und Wünſche, ſeiner Jugendträume und Mannesſehnſucht geweſen! Ihm iſt, was nur Wenigen gelang, geglückt, zugleich der unwandelbare Freund ſeiner Fürſten und ſeines Volkes zu ſein und in der Rechten die deutſche Fahne, in der Linken das blaue Rautenbanner zum Siege zu tragen! — Ob auch kein Held der Feder, wie Hutten, ſo iſt doch etwas von einem Hutten, einem Sickingen in dem Manne. Wenn Ludwig von der Tann Nichts dieſen Recken des deutſchen Volkes ähnlich machte, ſo doch das gewiß, daß ihm wie Dieſen ſeine uralt-ritterliche Abkunft geringer galt, als die Sache ſeiner Nation und ihn die Zeit des Sturmes und Dranges wie Jene Schulter an Schulter fand mit den Vorkämpfern nationaler Einheit und Befreiung! —

Wenn wir zunächſt von der Herkunft Tann's reden, werden wir von zwei Geſchlechtern zu berichten haben, denen er gleich ſehr zugehört, deren Traditionen wie Wappen er in ſich und ſeiner Familie nunmehr vereint hat. Dieſe Geſchlechter ſind beide gleich alt und haben beide dem deutſchen Geiſte und Stammesgefühle gleich eifrig ihre wehrhafte Hand in allen großen Tagen unſerer Geſchichte geliehen. Dieſe beiden Häuſer, denen unſer General entſprang, war väterlicherſeits das fränkiſche Geſchlecht Derer von der Tann in der Rhön, mütterlicherſeits aber das elſäſſiſche Geſchlecht der Herren von Rathſamhauſen, das auf den Schlöſſern Rathſamhauſen, Lützelſtein und Stein wohnte. Die Ruinen einer ihrer Stammburgen ragen noch heute auf einem Vorſprunge des Odilienbergs zum Rhein herüber.

Die Herrn von und zu der Tann hatten zu ihrem Sitze das Städtchen Tann an der Ulſter, welches ſie wahrſcheinlich begründeten, obwohl eine alte Sage behauptet, der Ort ſei bereits 276 nach Chriſtus von Cäſar Flavius Claudius erbaut worden. Bereits 973 ſoll das Städtlein ſammt dem Stammſchloſſe von einem Grafen Yſenburg zerſtört worden ſein. 1200 Einwohner zählend und unter dem alten deutſchen Reiche dem Rittercantone Rhön-Werra zugehörig, liegt Tann in der nunmehr preußiſchen Provinz Heſſen-Naſſau, welche 1866 von Bayern abgetreten wurde. Der Name Tann, welchen man bis zur Reformation „Than“ ſchrieb, erklingt ſeit den älteſten Zeiten in der deutſchen Geſchichte. Ein Than, ſo kündet die Mähr, kämpfte unter dem Paladin Karls des Großen, Roland, dem „Orlando Furioſo“ Arioſt's, welcher im Thal von Ronceval geendet haben ſoll. Ein anderer Than fiel in der Schlacht auf dem Lechfelde und im 10. wie 11. Jahrhundert erſchienen viele von der Than's auf den damaligen zahlreichen Turnieren. — Eine zuſammenhängende Geſchlechtsfolge derſelben aus jenen nebulöſen Zeiten iſt indeß nicht aufbehalten geblieben, da meiſt der Zuſammenhang zwiſchen Vater und Sohn unter den verſchiedenen Repräſentanten des Geſchlechts verloren gegangen iſt; erſt ſeit dem Jahre 1160 beſitzt die Familie einen chronologiſch ſicheren Stammbaum. Wollten wir aber wirklich auch alle von der Tann's, welche vor dieſem Zeitpunkte gelebt haben, ins Feenland deutſcher Romantik verweiſen, die Familie würde doch immerhin eine Ahnenfolge von 714 Jahren für ſich aufzuführen haben, zu den ſehr wenigen deutſchen Adelsgeſchlechtern alſo gehören, welche noch aus der romaniſchen Epoche in unſer modernes Kulturleben hereinragen. Wenn der Stolz, den ein wackerer Mann heute zu Tage hegen darf, ſich nicht mehr noch auf ſolide eigene Thaten, ſondern allein nur auf alte Herkunft ſtützte, ſo hätte Freiherr Ludwig von der Tann wahrlich das Recht, ſein Haupt höher zu erheben, als ſo mancher kleine Dynaſt, der mittels des Filtrums unendlicher Erbverbrüderungen und Vetterſchaften erſt zur Herrſchaft gelangt iſt. — Die Tann's breiteten ſich von vorbemerkter Zeit ab ſtark aus, hatten viele Beſitzungen und Würden. Ein Tann war Fürſtbiſchof von Speyer, einer war Großprior der Johanniter, ſehr Viele von ihnen Ritterſchaftshauptleute. Keiner war indeß, was man heute einen Soldaten von Beruf nennt, obwohl viele Tann's mit Auszeichnung dienten. In jenen Zeiten der Feudalität gab es kein Militär nach unſeren Begriffen, Jedermann war „reiſig“, das heißt bewaffnet, aber Niemand ein Krieger. Die von der Tann ſetzten ſich ſammt ihren Knechten eben nur in den Sattel, wenn der Kaiſer die Heeresfolge gebot, oder wenn ſie ihre eigenen Privathändel auszumachen hatten. Daß ſie nicht immer ruhige Leute geweſen ſind und der römiſchen Curie zu Zeiten auch in die Haare geriethen, bewies die Fehde, welche ſie 1404 mit dem Biſchofe von Würzburg hatten, dem ſie Meiningen wegnahmen. Kaiſer Ruprecht von der Pfalz legte die ganze Familie von der Tann deshalb in die Reichsacht, welche indeß nach Beilegung des Streites aufgehoben wurde. — Das 13. Jahrhundert, wie wir wiſſen, war nicht blos eine Zeit des *politiſchen Verfalls* in Deutſchland, ſondern auch eines religiöſen und ſittlichen Chaos, herbeigeführt durch die *Verſumpfung* der *Hierarchie* und die geradezu *heidniſch* gewordenen *Anſchauungen* und *Laſter* der *Päpſte* und ihrer Höfe. Die ſittliche Reaction gegen dieſe unausſprechlichen Zuſtände aber, die Reformation, fand einen *Eberhard von der Tann* als Schloßhauptmann auf der *Wartburg*, wo er mit *Luther* in nähere Verbindung trat und auf ſeinen Beſitzungen die Reformation einführte; derſelbe war auch beim Schluſſe des Religionsfriedens von *Augsburg* thätig! Das Portrait dieſes deutſchen Recken, der ſeiner Ueberzeugung ſo offen Ausdruck lieh, befindet ſich ſo ziemlich in der Mitte des Kaulbach'ſchen Reformationsbildes*) im Treppenhauſe des Muſeums von Berlin. Einem *Kunz von der Tann* hingegen wurde für ſeine Tapferkeit im Türkenkriege von Kaiſer Rudolph II. eine goldene Gnadenkette verliehen. Was für den *Geiſt*, der in den Tann's ſteckte, deutlicher als Alles aber ſpricht, iſt, daß die geſammte Familie ſich während des dreißigjährigen Krieges auf Seite der *Schweden* hielt, unter denen ein von der Tann ſogar als Oberſter diente. Daß ſolche offene Parteinahme eines ganzen altadeligen Geſchlechts damals nicht *ohne* Gefahr für deſſen Beſtand war, iſt begreiflich, wenn wir bedenken, daß Bayern ja doch der Sitz der *katholiſchen Liga* und Feldherr derſelben ein *Tilly* war! — Anno 1704 endlich wurde die Linie unſeres Generals in den unmittelbaren Reichsfreiherrnſtand erhoben. Wenn wir ſagen, ſeine *Linie*, ſo ſei hier bemerkt, daß der General der ſogenannten „Konradiſchen" Hauptlinie, welche eben den *Stammſitz Tann* im Rhöngebirge inne hatte und der aus derſelben direct entſprungenen *älteren* Speciallinie entſtammte. — Dem Napoleoniſchen Kriege endlich war es vorbehalten, den bisherigen Beſtand des alten Geſchlechts zu erſchüttern. 1806 wurde es der meiſten ſeiner alten Rechte, zumal der Reichsunmittelbarkeit beraubt, dem Großherzogthume Würzburg einverleibt und kam 1814 unter Oberhoheit der Krone Bayerns. Mit dem alten deutſchen Reiche war auch deſſen trotziges Ritterthum gefallen! —

---

*) Es iſt der neben Melanchthon dem Zaſius gegenüberſtehende bärtige Mann in der Mittelgruppe, die ſich vorn gleich über Hans Sachs befindet.

D. B.

Die Familie der Herren von Rathſamhauſen hingegen, welcher der General mütterlicherſeits entſprungen iſt und die früher in mehrere Linien zerfiel, ſaß, wie bemerkt, auf den Schlöſſern Rathſamhauſen, Lützelſtein und Stein. Sie müſſen vordem ſehr ſchlimme Kunden geweſen ſein und die Zeiten des Fauſtrechts brav für ſich ausgebeutet haben, denn noch heute wiſſen elſäſſiſche Balladen die argen Thaten der grimmen „Raubritter von Rathſamhauſen“ zu erzählen, daß ſie böſe Feinde der Straßburger geweſen ſeien und wie endlich die reiſigen Städter 1099 und 1467 ihre Schlöſſer Stein und Rathſamhauſen durch Feuer und Schwert zerſtört hätten. Mancher dieſer alten Herren iſt wohl hierbei ſeiner „umſichgreifenden Leidenſchaften“ halber eines nicht immer ganz chevaleresken Todes verſtorben. Zwei Rathſamhauſen fielen auch in der Schlacht bei Sempach. — Waren ſie, nach dieſen Antecedentien, nun auch im Böſen wie Guten ein hochariſtokratiſch Geſchlecht, das von dem Emporblühen der Städte und einem unabhängigen Bauernſtande Nichts wiſſen wollte, ächt deutſch war es aber gewiß und die Vaterlandsidee ging ihm doch ſtets über die eigenen Standesbegriffe. So ſpielte die Familie im Elſaß eine hervorragende Rolle im Kriege gegen die Armagnacs und ſie trug mit ſtarker Hand dazu bei, das damals — zum erſten Male — von den Franzoſen beanſpruchte linke Rheinufer bei Deutſchland und dem Reiche zu erhalten! — Die Rathſamhauſen ſtarben jedoch in ihren meiſten Linien im vorigen Jahrhundert aus und gingen in Herrn Samſon von Rathſamhauſen-Ehenweiher zu Ende, welcher während der franzöſiſchen Revolution emigrirt war und nur zwei Töchter hatte. Dieſe Töchter heiratheten nun zwei Brüder von der Tann, die eine den Freiherrn Heinrich, den Vater unſeres Generals, die andere den Freiherrn Friedrich. —

Bevor wir der ſpeciellen Familie unſeres Generals näher treten, in welcher zwei der älteſten ſüddeutſchen Häuſer ihr Blut fortan vermiſchten, ſei ihrer, ſeit 1868, alſo ſeit erſt ſechs Jahren, vereinigten Wappen gedacht. Dieſe Vereinigung beider Geſchlechtsſchilde fand unter ſo eigenthümlichen, den Geiſt beider Familien, den Charakter Ludwigs von der Tann aber beſonders bezeichnenden Verhältniſſen ſtatt, daß dieſelben ſchon um deswillen mehr Beachtung als ſonſt dergleichen ritterliche Zeichen verdienen. — Das Tann'ſche Wappen, mit der einfachen Freiherrnkrone bedeckt, iſt in vier Hauptfelder und ein Herzſchild getheilt. Das letztere iſt roth und trägt das alte Wahrzeichen der Familie, die abwärts gekrümmte ſilberne Forelle. Wie die Familie gerade zu dieſem ritterlichen Symbole kam, iſt nicht mehr feſtzuſtellen, denn da vor 300 Jahren das von der Tann'ſche Familien-Archiv auf einem Schloſſe in der Nähe von Tann bei deſſen Zerſtörung abbrannte, ſo ſind alle etwaigen urkundlichen Nachweiſe verloren gegangen. Uns wird geſagt, daß urſprünglich an Stelle der Forelle ein Tannenzapfen ſtand, was jedenfalls zu Denen von der Tann beſſer ſtimmen und auf ihr zahlreiches Geſchlecht hinweiſen würde; die noch vorhandenen Wappen auf den älteſten Grabſteinen wenigſtens tragen den Tannenzapfen im Herzſchilde. Für Annahme der Forelle gäbe es, da heraldiſche Nachweiſe fehlen, höchſtens den einen etwas gewagten Grund, daß die Ulſter, welche das ganze Thal „die Tann" durchfließt (wie heute noch der Landſtrich heißt) vor Zeiten ſehr forellenreich geweſen ſein ſoll. — Das linke obere und rechte untere Schild zeigen auf ſilbernem Grunde den immer belaubten Tannenbaum, das Bild der Abkunft der Familie „von und zu der Tanne". — Nicht mit Unrecht alſo würde auf ſie das alte, heitere, vielgeſungene Volkslied paſſen:

„O Tanneboom, o Tanneboom,
Wie grün ſind deine Blätter!" —

Das linke untere und rechte obere Schild haben im goldenen Grunde den kampfbereiten, aufſpringenden, blauen Löwen von Streitberg aus dem Frankenwalde. — Das Wappen der Familie von Rathſamhauſen dagegen iſt ein einfaches, roth eingefaßtes, ſilbernes Schild, von einem grünen wagerechten Balken durchzogen. — Die in jüngerer Zeit bewirkte Vereinigung beider Wappen geſchah nun derartig, daß als Mittelpunkt und gemeinſames Kennzeichen beider Familien das rothe Herzſchild mit der Forelle blieb, das übrige Wappen aber, in ſechs Felder getheilt, ſo geſtaltet wurde, daß das obere mittlere und untere rechte den Streitberger Löwen, das obere linke und mittlere untere die Tanne, das linke untere und rechte obere aber das Rathſamhauſen-Schild mit grünen Balken umſchloß. Ueber der Freiherrnkrone, welche auf dem Doppelwappen ruht, prangen drei Helme; der mittlere trägt zwiſchen zwei weißen Straußenfedern eine mit der gekrümmten Forelle belegte, rothe, gekrönte Säule, aus welcher der Rumpf der ſilbernen Bracke der Rathſamhauſen mit gold-beringtem rothen Halsbande wächſt, über deren Haupte ſich noch eine dritte rothe Straußenfeder erhebt. Dieſe drei Federn gehören dem alten Tann'ſchen Helmſchmucke an, ſo daß als mittlere Helmzier hier die Zeichen beider Familien ſich vereinen. Der rechte Helm zeigt den geharniſchten Ritter von Streitberg mit bewehrter Rechten und den drei gelb und blauen Helmfedern, der Helm links eine rothbekleidete weibliche Figur, die auf dem Haupte den Reichsapfel, in der nach links gewendeten rechten Hand eine Sichel trägt, von deren oberem Rande fünf Pfauenfedern ragen. Die ſpecielle Bedeutung dieſer Figur iſt unklar, hat aber — ſcheint uns — eine alt-ſymboliſche Bedeutung, welche, den Pfauenfedern nach zu urtheilen, auf die Kreuzzüge zurückzuführen iſt, da letztere als das Zeichen der Seligkeit bei Geſchlechtern nicht vorzukommen pflegen, deren Urſprung aus jüngeren Epochen datirt. Als Schildhalter des Doppelwappens dienen links ein wilder Mann, rechts ein wildes Weib, mit Keulen bewehrt, die Hüften wie Häupter mit Blätterkränzen umwunden. —

Heinrich, Freiherr von und zu der Tann, der Vater unſeres Generals, wurde 1784 geboren, war unter Regierung des Fürſten-Primas, Großherzogs von Frankfurt, Präfect dieſer alten Krönungsſtadt, machte 1814 als Oberlieutenant und Bataillonsadjutant in dem im damaligen Großherzogthum Würzburg gebildeten freiwilligen Jäger-Bataillon den Feldzug 1814 gegen Frankreich mit und zog ſich dann ins Privatleben auf den Stammſitz Tann zurück. Er war Univerſitätsfreund König Ludwig's I. und langjähriges Mitglied der bayriſchen Abgeordneten-Kammer. — Bereits zwei Jahre bevor Freiherr Heinrich in den Krieg zog, hatte er ſich, wie ſchon erwähnt, mit der Tochter des Freiherrn Ludwig Samſon von Rathſamhauſen, damals Regierungspräſident in Darmſtadt, der 21jährigen Sophie vermählt.

Den 18. Juni 1815, am Tage der Schlacht von Belle-Alliance, welcher der Herrſchaft des Korſen in Europa für immer ein Ende machte, wurde unſer Ludwig von der Tann geboren. Nach ihm erblickten noch drei Geſchwiſter das irdiſche Licht, welche ſämmtlich noch leben, nämlich Hugo von der Tann, zur Zeit Oberſt des 4. bayriſchen Artillerie-Regiments, Rudolph, nunmehr Commandeur der 2. bayriſchen Infanterie-Diviſion, und Sophie, nachmals vermählt mit Freiherrn von Dietrich, ſeßhaft zu Niederbronn im Elſaß. — Friedrich von der Tann, der Bruder von Ludwig's Vater, hatte als bayriſcher Cavallerie-Offizier die letzten Napoleoniſchen Kriege auch mitgemacht, dann die jüngere Schweſter ſeiner Schwägerin Sophie, Freiin Auguſte von Rathſamhauſen geheirathet und ſich gleichfalls auf dem Stammſitze Tann an der Rhön niedergelaſſen. Die Familien der Brüder Heinrich und Friedrich bildeten fortan nur eine einzige; namentlich wurde nach dem Tode Sophiens, der Mutter unſeres Generals, Muhme Auguſte den Kindern ihrer älteren Schweſter eine zweite Mutter. — In dieſer Doppelfamilie verlebte unſer Ludwig im Verein mit ſeinen Geſchwiſtern ſeine erſten zwölf Lebensjahre unter ſorgſamer elterlicher Pflege; um ſeine erſte Entwickelung haben ſich namentlich die beiden tüchtigen Hofmeiſter Krätzer und Unkoſt höchſt verdient gemacht. Ferner weckte frühzeitig in Ludwig und ſeinen Brüdern ſchon Oheim Friedrich die Luſt zum Soldatenſtande und er bildete die kräftig erblühenden Knaben in den Bergen und Thälern der Rhön zu tüchtigen Jägern und Fußgängern aus. — Nach vollendetem zwölften Jahre (1827) wurde Ludwig von ſeinem Vater nach München in die königliche Pagerie gebracht. — Dies Inſtitut für die adelige Jugend des Landes war kein vorwiegend militäriſches, der Unterricht der jungen Leute vielmehr auf Erlangung einer ſoliden allgemeinen Bildung gerichtet. Die Zöglinge beſuchten die öffentliche Schule, in der ſie das Gymnaſial-Abſolutorium zu erwerben hatten, während ihnen innerhalb des Inſtituts Unterricht in den Künſten, lebenden Sprachen und allen Arten von Leibesübungen ertheilt wurde. In den Ferien unternahm man große Fußreiſen. — An der Spitze der Anſtalt ſtanden der Pagenhofmeiſter General d'Amadieu und als erſter Inſpector der geiſtliche Rath von Müller. Beide Männer ergänzten einander vortrefflich; während d'Amadieu, ein franzöſiſcher Emigrant, eine ſtramme Disciplin handhabte und ſo zu ſagen den chevaleresken Theil der Ausbildung der jungen Leute handhabte, war der Pädagoge von Müller hauptſächlich als Lehrer in den exacten Wiſſenſchaften thätig. Nach erlangter Reife zur Gymnaſial-Abiturienz hatten die Zöglinge der Pagerie die Wahl, ihr Studium an der Univerſität fortzuſetzen, um ſpäter in den Staatsdienſt zu treten, oder ſie wurden als „Junker" in die Armee verſetzt. 1833 trat dieſe Wahl an den achtzehnjährigen Ludwig heran. Er entſchied ſich für den längſt erſehnten Soldatenſtand und wurde am 1. Auguſt zum Junker im 1. Artillerie-Regiment ernannt. In demſelben Jahre traf ihn der erſte Lebensſchmerz, er verlor ſeine vortreffliche Mutter, Sophie. Am 26. October deſſelben Jahres avancirte er zum Unterlieutenant, in welcher Stellung er ſieben Jahre bei demſelben Regiment verblieb. In ihr vollendete er ſeine erſte militäriſche Ausbildung. — Geſetzten Falls, daß Ludwig's alte Abkunft ſowohl, wie die Beziehungen, welche ſein Vater zu König Ludwig I. als Jugendgenoſſe hatte, für den Lebensweg unſeres Tann nicht zu unterſchätzende Empfehlungen geweſen wären, ſo muß doch eigene Tüchtigkeit, bedeutende allgemeine wiſſenſchaftliche Bildung, wie beſondere Qualification für den militäriſchen Beruf es geweſen ſein, welche Ludwig nicht blos mit 25 Jahren als Oberlieutenant in den Generalquartiermeiſterſtab*) brachte, ſondern auch König

---

*) Süddeutſche Benennung für den Großen Generalſtab der Armee.
D. V.

Ludwig I. bewog, denſelben am 11. October 1844, unter Ernennung zum Hauptmann, zum Adjutanten des Kronprinzen Maximilian zu ernennen. — Nach ſeiner Verſetzung in den Generalſtab erſtrebte Ludwig von der Tann hauptſächlich militäriſch-praktiſche Ausbildung, machte zu dem Ende militäriſche Reiſen und nahm an den großen Truppenübungen im Auslande Theil. So machte er 1842 das große preußiſche Manöver in der Rheinprovinz, wie das bekannte öſterreichiſche Manöver unter Radetzky in Oberitalien mit. 1843 beſuchte er das franzöſiſche Lager bei Lyon und ging mehrere Monate nach Algier, woſelbſt Marſchall Bugeaud, wie die ſpäteren Marſchälle Randon und Baraguay d'Hilliers ihm aufs Bereitwilligſte Gelegenheit boten, ſowohl das Land wie die Truppen eingehend kennen zu lernen. 1844 unternahm Tann Reiſen zu den preußiſchen Truppenübungen in den Provinzen Preußen, Pommern und Sachſen in der Umgebung des Feldmarſchalls Prinzen Carl von Bayern. In letztgenanntem Jahre eben zum Adjutanten des Kronprinzen Max ernannt, begleitete er denſelben auf mehreren großen Reiſen durch Deutſchland, nach Frankreich an den Hof Louis Philipps, nach Italien und Griechenland, und benutzte die dargebotenen Gelegenheiten, ſeine militäriſchen Studien fortzuſetzen, überaus eifrig, zumal während ſeines Aufenthaltes in Berlin; Ludwig hatte damals ſein 29. Jahr erreicht. —

Werfen wir nur obenhin einen Blick auf den bisherigen Lebensgang deſſelben, ſo kommen wir leicht zu dem etwas oberflächlichen Reſultate, Ludwig ſei eben ein junger, eleganter und geſcheiter Mann geweſen, welcher durch Geburt, Vermögen wie Gunſt vor vielen Anderen eine Stellung in der unmittelbaren Nähe ſeines Monarchen und deſſen Thronfolger errang, die er eben mit Gewandtheit auszufüllen vermochte. — Sehen wir uns von der Tann's Verhältniß bei Hofe, ſehen wir uns die fürſtlichen Perſönlichkeiten in deren Umgebungen er ſeine Obliegenheiten zu erfüllen hatte, näher an, ſo iſt das pſychologiſche Reſultat denn doch ein tieferes. Geſetzt, daß wirklich irgend welche königliche Vorliebe Ludwig zu einer Stellung verholfen hätte, für welche ſich in den altbayriſchen Adelskreiſen genug Bewerber vorfanden, die von der Tann weder an Abſtammung, Rang, unabhängigem Reichthum noch höfiſchen Eigenſchaften nachſtanden, ſo waren König Ludwig I., wie Kronprinz Maximilian bekanntermaßen ſo eigene Charaktere, daß ihnen mit den gewöhnlichen Eigenſchaften eines wohlerzogenen adligen Herrn ſchwerlich gedient geweſen ſein dürfte. Ein Monarch wählt für ſeinen Thronerben zum militäriſchen Begleiter und Umgange ſicher keine Perſönlichkeit, die zu den Dutzendmenſchen gehört. König Ludwig, der Künſtlerfürſt, war erſtlich eine hochideale Natur, deſſen Sinn dem Geiſtvollen wie Schönen zugewendet war, der wie ein anderer Prometheus dem kahlen, nüchternen München einen klaſſiſchen Geiſt einzuhauchen, es zu einer Stadt der Künſte zu geſtalten wußte. Kronprinz Max hingegen war ein eifriger Freund der Wiſſenſchaften und der Poeſie, eine geiſtige Ergänzung ſeines Vaters, ſo daß in dieſen beiden fürſtlichen Perſonen gewiſſermaßen das ganze Gebiet geiſtigen Fühlens, Denkens und Wollens ſich verkörperte. Endlich iſt bekannt, daß König Ludwig I. ein Mann von ſehr eifriger deutſcher Geſinnung geweſen iſt, in dem der Traum erneuter Reichseinheit lebte, daß er neben dem idealen Schwunge ſeiner Seele ſich aber auch eine ſchlichte, reelle Natürlichkeit, Kälte und Klarheit bewahrt hatte, einen höchſt praktiſchen Scharfblick, ſehr ſchlagfertigen Witz und große Menſchenkenntniß beſaß. Wir glauben nicht, daß Charaktere wie Ludwig und Kronprinz Max alſo ſehr lange an Ludwig von der Tann Gefallen gefunden haben würden, wäre in ihm nicht etwas Geiſt von ihrem Geiſte geweſen, hätte er nicht Eigenſchaften, Anſchauungen und Grundſätze beſeſſen, die ihnen denſelben ſympathiſch und werthvoll, ihres dauernden Vertrauens würdig gemacht hätten. Niemand wird bezweifeln, daß Ludwig I. wie Max II. in ſich klare, eigenthümlich abgeſchloſſene Charaktere waren und ſelbſt ihre Schwächen nur in der Eigenart ihres Weſens ihren Grund hatten. Wer ſelbſt Charakter hat, erwartet und ehrt ihn aber an jedem Andern, am wenigſten will er ihn an dem Manne vermiſſen oder bemängeln, den er zu ſeinem täglichen Umgange wählt und welchem er vertraut. Ludwig von der Tann's Weſen muß alſo ſchon, bevor er ſich unter uns bekannt machte, ein ſo prononcirtes, geiſtig reg- und ſtrebſames geweſen ſein, daß er *dreien* Königen, Vater, Sohn und Enkel, denen er diente, eine dauernde Sympathie abnöthigte. Jedenfalls war Tann einer der kenntnißreichſten bayriſchen Militärs und geeignet, der Beirath eines Thronerben in Bezug auf die Armee zu ſein. Ferner war er eine urdeutſche, ideale, ritterliche Natur, von Wiſſenseifer und Thatendrang beſeelt. Er war als kronprinzlicher Adjutant eben bereits *Der* von der Tann, als welchen wir ihn kennen und lieben. Dieſelben Eigenſchaften, welche ihm ſpäter *unſere* Herzen gewannen, werden ſchon zeitig alſo die Herzen Ludwigs und Maximilians ihm erobert haben. Während ſeit 1844 mehr denn zehnmal die Miniſter, die politiſchen Vertrauensmänner der Krone, wechſelten, behielt von der Tann bis dieſe Stunde unverändert das perſönliche Vertrauen und die ſich immer ſteigernde Werthſchätzung ſeiner Könige. 1846 bei einem Aufenthalte in Berlin lernte er in dem Hauſe ihrer Großmutter, der alten Gräfin Voß-Berg zum erſten Male Anna von Voß, ſeine nachmalige Ehegefährtin, kennen; ſie erhielt damals noch — Unterricht mit den übrigen Kindern! —

Das Jahr 1848 kam und brachte den Thronwechſel! Die politiſche Bewegung veranlaßte König Ludwig I., den Scepter niederzulegen und ſein Sohn erfaßte als Maximilian II. das Steuer. Am 31. März ernannte derſelbe Ludwig von der Tann zum Major und ſeinem Flügeladjutanten; Tann war damals erſt 33 Jahre. In dieſem Jahre verlor unſer General auch ſeinen Vater durch den Tod. — Die Bewegung von 1848 hatte, wie wir wiſſen, zwei concrete Richtungen. Sie galt erſtlich der Erlangung der politiſchen *Einheit*, alſo dem nationalen Gedanken, zweitens der *Freiheit* des Volks. In wie weit Ludwig den *Freiheitsbeſtrebungen* der Zeit huldigte, bleibe dahingeſtellt; anzunehmen iſt wohl, daß ihm, ſeiner ganzen Stellung nach, die demokratiſche Idee gerade nicht als untrügliches Mittel zur Volksbeglückung gegolten haben werde. Der national deutſche, der *Einheitsgedanke* aber war die begeiſternde Flamme in Tann's Seele und ſie trieb ihn zu einer That, die — andere, weniger ideale Charaktere, an ſeiner Stelle ſtehend, bedächtigerweiſe *unterlaſſen* hätten!

Ende Januar 1848 hatte Friedrich VII. von Dänemark die heilloſe Geſammtſtaatsverfaſſung publicirt, damit aber die Daniſirung, Unterdrückung und völlige Losreißung der Elbherzogthümer von Deutſchland ausgeſprochen. Die im Februar und März ausgebrochene politiſche Gährung andererſeits hatte den deutſchen Einheitsgedanken zum Durchbruch gebracht und die Befreiung Schleswig-Holſteins aus Dänemarks Banden wurde die Parole der Geiſter, die Schwärmerei der deutſchen Jugend, das tiefe und heiße Verlangen jedes muthigen Mannes von Geſinnung. Da ließ es Ludwig von der Tann nicht länger Ruhe, die Lohe deutſcher Begeiſterung, das Hutten'ſche Feuer in ihm riß ihn fort. Obwohl Ende März erſt durch Rangerhöhung und unmittelbarere Stellung zu König Max II. ausgezeichnet, erwirkte er doch die Erlaubniß, am Befreiungskampfe Schleswig-Holſteins theilnehmen zu dürfen. Mit ihm zogen noch ſechs bayriſche Offiziere, unter Anderen der jetzige Generalquartiermeiſter*) der bayriſchen Armee, Generalmajor Graf Bothmer und der jetzige General a. D. Aldoſſer; von dieſen ſieben Partiſanen der Herzogthümer kehrten nur fünf nach der Heimath zurück, die braven Offiziere Waldmann und Corneli fielen! — Ludwig von der Tann traf in den Herzogthümern gerade am Tage nach dem unglücklichen Treffen zu Bau beim Prinzen von Noer im Hauptquartier ein. Da die holſteiniſchen Truppen für einige Zeit über die Eider zurückgezogen worden waren, weil ſie erſt wieder organiſirt werden mußten, übernahm Ludwig von der Tann, um gleich an den Feind zu kommen, die Führung eines Corps Freiſchärler!

Von dieſem Augenblicke an datirt von der Tann's große Beliebtheit beim deutſchen Volke, namentlich auch im Norden. Da ihm mit ſeiner kleinen, tollkühnen Heldenſchaar gelang, in dieſem ſonſt politiſch ſo traurigen Jahre über den däniſchen Gegner Vortheile zu erlangen, ſo wurde Ludwig von der Tann von den Schleswig-Holſteinern als ihr künftiger Retter verehrt, von ſeinen Freiſchärlern aber enthuſiaſtiſch geliebt. Sein Name drang fortan durch ganz Deutſchland als der eines Mannes, der, ſeinen Rang, ſeine Stellung nicht anſehend, an der Spitze irregulärer Freiwilliger es unternahm, für die Befreiung eines geknechteten Brudervolkes einzutreten und Deutſchlands Ehre gegen Dänemark mit ſeinem Herzblute einzulöſen. Die beiden ſiegreichen Gefechte von Altenhof und Hoptrup, welchen Ludwig von der Tann ſeinen erſten Ruf unter uns verdankt, können wir nicht beſſer darſtellen, als wenn wir den nachſtehenden eigenhändigen amtlichen Bericht des Generals über die Affaire bei Altenhof und einen authentiſchen Auszug aus den Acten des Generals, das Treffen bei Hoptrup anlangend, hier abdrucken.*)

---

*) Alſo Generalſtabschef. D. V.

Bericht über das Gefecht bei Altenhof.

Am Freitag den 14. April kam das dritte Freicorps, aus einer Compagnie Hamburger und einer Compagnie Kieler beſtehend, in Altenhof an und bezog als Feldwache, 25 Mann ſtark, ein kleines Häuschen, welches auf dem Wege liegt, der von Altenhof an die Kiel-Eckernförder Chauſſee führt. Eine andere Wache am Hüttchen zwiſchen dem See und Hohenthal unterhielt die Verbindung mit dem von Wasmer'ſchen Corps. Am 16. Morgens allarmirten die Dänen die Feldwache am See und landeten gleichzeitig bei Aſchau, um die Allarmſtange zu zerſtören. Denſelben Vormittag wurde dagegen eine Recognoscirung gegen Eckernförde und Aſchau unternommen und die feindlichen Vorpoſten von erſterem Orte vertrieben. Am Dienſtag brachte man die Nachricht, daß etwas Cavallerie in Eckernförde eingetroffen ſei. Dieſer Umſtand ward dazu benutzt, die Wachtmannſchaft zu beſchäftigen und womöglich den Feind durch eine Neckerei herauszulocken. Quer über die Chauſſee wurde eine Barrikade erbaut; ſchon vor Vollendung derſelben kam das Kanonenboot heran und beſchoß das Spielwerk mit Kugeln, die gar keine Wirkung hatten. Die dem Boote entgegengeſandten Büchſenſchüſſe ſollen demſelben drei Mann verwundet haben und daſſelbe zog ſich eiligſt zurück. Am Donnerstag, Morgens, wurde zur Beſchäftigung der Wachtmannſchaft eine kleine Strandbatterie erbaut und mit hölzernen Kanonen armirt. Das feindliche Kanonenboot erſchien hierauf, um zu recognosciren, ließ ſich jedoch in kein Gefecht ein. Am 21. April betrug die Stärke des Freicorps 400 Mann, in vier Compagnien getheilt: 1. Compagnie: Hamburger, 2. Compagnie: Kiel-Altonaer, 3. Compagnie: Kölner, 4. Compagnie: Berliner. Die 1. Compagnie lag in Hohenlied, die drei übrigen in Altenhof. Vor Tagesanbruch ging die Ablöſung nach der Feldwache. Die Altonaer Freiwilligen mit zwanzig Mann hatten ſich die Erlaubniß erbeten, während der Nacht die däniſchen Vorpoſten aufheben zu dürfen. Die Expedition wurde unternommen, hatte aber keinen Erfolg. In Altenhof waren demnach noch 220 Mann disponibel, von denen die Berliner Compagnie (130 Mann ſtark) erſt in derſelben Nacht von Rendsburg eingetroffen war. Gegen 4 Uhr kam von der Feldwache am Meere die Meldung von dem Heranrücken einer ſtarken däniſchen Abtheilung und bald trieb dieſelbe durch ein lebhaftes Feuer unſere Vorpoſten gegen Altenhof zurück. Die 3. Compagnie (Köln) und ein Zug der 2. Compagnie (Kiel) wurden zum Angriff formirt und trieben den Feind durch ein Hurrah raſch zum Walde wieder hinaus. Die Berliner Compagnie folgte als Soutien. Die Hamburger Compagnie erhielt den Befehl, ſogleich von Hohenlied herbeizueilen, um bei Altenhof als Reſerve und Beobachtungspoſten gegen eine Umgehung über Hohenthal und Harzhof Stellung zu nehmen. Bei unſerem Vorgehen aus dem Walde eröffnete das 400 Schritt vom Strande liegende Kanonenboot ein lebhaftes Feuer, zuerſt mit Vollkugeln, dann mit Kartätſchen. Mehreren kleinen Erdwällen, der hochliegenden Chauſſee und dem ſumpfigen Terrain zwiſchen Meer und See war der geringe Erfolg dieſer lebhaften Kanonade zuzuſchreiben; wir verloren im ganzen Verlauf des Gefechts durch etwa dreißig Kanonenſchüſſe nur einen Todten und zwei Verwundete. Der Feind (Linien-Infanterie) verlor allmälig alle kleinen Terrainvortheile, welche von ſeinen Schützen zwiſchen dem Walde und dem kleinen, am Ausfluſſe des Sees gelegenen Häuschen hartnäckig vertheidigt wurden. Hier kam das Gefecht zum Stehen und wurde eine Stunde lang nur durch einzelne Büchſenſchüſſe unterhalten, welche von beiden Seiten nicht ohne Erfolg waren. Eine däniſche Jäger-Compagnie verſuchte nach dieſer Pauſe eine Umgehung der linken Flanke unſerer Tirailleurkette, zwiſchen derſelben und dem See vordringend. Die Schützenkette wurde hierauf hinter einen ſchräglaufenden und von der Liſière des Gehölzes aus flankirten Erdwall zurückgenommen, wodurch eine abermalige Pauſe des Gefechtes eintrat. Gleichzeitig ging bei uns die Nachricht ein von einer bereits ausgeführten feindlichen Umgehung über Harzhof und beſtimmte mich zu einer raſchen Recognoscirung nach dieſer Seite. Der Gegner ſcheint den Erfolg ſeiner Umgehung über Lehmſiek und Harzhof abgewartet zu haben und formirte hierauf bedeutende Streitkräfte zu einem Angriff. Die Gefahr der Umgehung ſchien nicht dringend, auch kein lebhaftes Gefecht in dieſer Richtung engagirt. Die Abſicht des Feindes ſchien die Vereinigung ſeiner beiden Angriffscolonnen zwiſchen Altenhof und Holtſee zu ſein. Ich glaubte daher dieſen Plan mit äußerſter Anſtrengung verhindern zu ſollen, und zog deshalb die in Reſerve ſtehende 1. Compagnie, ſowie die eben von Rendsburg eingetroffene 5. Compagnie (aus einem Zuge Berliner Musketiere und einem Zuge rheiniſcher Schützen beſtehend, neunzig Mann) in eine verdeckte Stellung dicht hinter die Gefechtslinie. Unterdeſſen hatte der Feind bedeutende Verſtärkungen herangezogen und unſere, durch die Umgehungsgerüchte bereits etwas allarmirten Plänkler wurden aus den kleinen Knicks bis zur Liſière des Waldes zurückgetrieben. Das Kanonenboot feuerte heftig und es entſtand ein ganz warmes Schießgefecht. Unſere Schützen ſchlugen ſich, beſtändig mit Kartätſchen in der rechten Flanke beſchoſſen, vortrefflich; der Verluſt war bedeutend, mehr aber an Verwundeten als an Todten von unſerer Seite. Die Berliner hielten den rechten Flügel, die Kölner die Mitte, die Kieler den linken Flügel, unterſtützt von einigen Abtheilungen Berliner, ein großer Theil des Soutiens war bereits ins Gefecht gezogen. Die Schwächung der Plänklerlinie wurde durch den Abgang der Leute, welche ihre verwundeten Kameraden aus dem Felde trugen, noch vermehrt.

---

*) Beide Dokumente, wie das über das Gefecht bei Düppel 1849 ſind mir zur Benutzung anvertraut worden. D. V.

Auf der Chauſſee rückten feindliche, geſchloſſene Colonnen heran und hatten bereits die Liſière des Waldes beinahe erreicht, als die Reſerve vorgezogen und eine allgemeine Bajonnetattaque angeordnet wurde. — Der erſte Zug der Hamburger ſchwärmte aus, auf beiden Seiten von den rheiniſchen Schützen begleitet; gleichzeitig ging die Plänklerlinie mit einem Hurrah gegen des Gegners Flanken vor. Der Feind empfing den Angriff mit einem lebhaften Kugelregen und Kartätſchenfeuer, welches uns empfindlichen Verluſt verurſachte, verlor aber bald ſeine feſte Haltung, wurde aus allen, zum Theil ſtark beſetzten Poſitionen vertrieben und bis auf die Höhen verfolgt, ebenſo ſeine geſchloſſenen Abtheilungen auf der Chauſſee verjagt. Der Gegner, welcher bis zu dieſem Moment ſeine Todten und Verwundeten ſtets zurückgebracht hatte, ließ dieſelben, ſieben bis acht an der Zahl, ſowie viele Waffen, auf dem Kampfplatz zurück. Nachdem das Corps wieder formirt war und der Feind keine neuen Angriffsbewegungen machte, ſondern ſich auf eine Kanonade vom Boote aus beſchränkte, kehrten wir mit Zurücklaſſung einer kleinen Arrièregarde nach Altenhof zurück, von wo aus nach 1½ſtündiger Raſt um 12 Uhr, wie Tags zuvor befohlen war, der Marſch nach Groß-Wittenſee angetreten wurde. Die uns gegenüberſtehenden Feinde betrugen: eine Compagnie Scharfſchützen, ein Linien-Bataillon, ein Zug Dragoner und ein Kanonenboot.

Bylling, am 7. Mai 1848.

(gez.) Freiherr von der Tann,
Major und Flügeladjutant Sr. M. d. K. von Bayern,
Commandeur des 3. Freicorps.

* * *

Gefecht bei Hoptrup

am 7. Juni 1848.

Der Rückmarſch der deutſchen Armee aus Jütland und Nordſchleswig, ſowie der gleichzeitige Einfall der Dänen in den Sundewitt veranlaßte die proviſoriſche Regierung Schleswig-Holſteins, eine erneuerte Aufforderung an die bereits aufgelöſten Freicorps zu ſtellen und dem Major Ludwig Freiherrn von der Tann das Commando über ſämmtliche zum Wiederausmarſch erbötigen Freiwilligen zu übertragen, um aus denſelben ein Corps bis zur Stärke von 1200 Mann zu formiren. Tann ſtellte vor Uebernahme des Commandos zwei Bedingungen: 1) die erklärte Zuſtimmung des General von Wrangel und 2) Zuſicherung deſſelben, ſogleich eine Verwendung vor dem Feinde zu erhalten. Nach erhaltener Genehmigung dieſer Wünſche wurde am 2. Juni die ſich zum Wiedereintritt meldende Mannſchaft des, von Tann im erſten Abſchnitt des Feldzugs commandirten, Freicorps, in der Stärke von 450 Mann, als Kern für das zu bildende Corps in ſechs kleine Compagnien formirt, bekleidet und theilweiſe neu bewaffnet, dann in zwei Tagemärſchen (3. und 4. Juni) nach Flensburg, dem Hauptquartier der deutſchen Armee, geführt. Die an der feſtgeſetzten Zahl noch abgängige Mannſchaft, ſowie ein Detachement holſteiniſcher Dragoner ſollte in den nächſten Tagen nachgeſchickt werden. — Die deutſche Armee war in den erſten Tagen des Juni in und um Flensburg concentrirt; mit einer Vorpoſtenlinie gegen den öſtlich gelegenen Sundewitt, ſowie gegen den Norden Schleswigs. Dieſe Vorpoſtenlinie lief von Gravenſtein in nordweſtlicher Richtung bis eine halbe Meile ſüdlich von Apenrade, dann in weſtlicher Richtung nach Tondern. Als Kern und Aufnahmeſtellung für die ebenſowohl gegen Oſten als Norden disponirten deutſchen Streitkräfte diente die befeſtigte Poſition von Bau, eine Meile nördlich von Flensburg gelegen.

Die däniſche Hauptmacht dagegen ſtand ſeit dem Gefecht vom 28. Mai im Sundewitt. Im Norden Schleswigs war nach dem Rückzug der Preußen ein däniſches Corps eingerückt, ſich über einen großen Theil des Landes verbreitend und Streifpartien bis gegen die deutſche Vorpoſtenlinie vorſchickend. Ein Gleiches geſchah von deutſcher Seite bis nach Apenrade und Lygum-Kloſter. Erſtere Stadt wurde namentlich von beiden Theilen abwechſelnd beſucht. Am 5. Juni hatte der commandirende General — unter dem Vorwand einer zu Ehren des Geburtstags des Königs von Hannover abzuhaltenden Parade — ſeine Streitkräfte zu einem Angriff auf die däniſche Hauptmacht im Sundewitt zuſammengezogen. An demſelben Tage führte von der Tann das Freicorps, dem erhaltenen Befehle gemäß, nach Uck —, Dorf eine Meile ſüdweſtlich von Apenrade, — um von dort aus ſelbſtſtändige Unternehmungen gegen die feindlichen Streifparteien zu verſuchen. — Auf dem Marſche nach Uck, wo das Corps Nachmittags eintraf, erfuhr Tann theils von preußiſchen Offizieren, theils von Einwohnern, daß die ebenen Gegenden des nördlichen Schleswigs lediglich von feindlichen Reiterabtheilungen, der Abſchnitt von Hadersleben aber von Infanterie beſetzt ſei. Die Hauptſchwierigkeit, dem erhaltenen Auftrage zu ſelbſtſtändigen Unternehmungen nachzukommen, beſtand in dem gänzlichen *Mangel an Reiterei*, da das zugeſagte Detachement holſteiniſcher Dragoner noch nicht eingetroffen war; während gerade dieſe Waffe die Hauptſtärke des Feindes in den offenen Gegenden der Mitte und des Weſtens des Landes bildete und nur die Oſtküſte ein coupirtes, für leichte Infanterie günſtiges Terrain darbot. Tann entſchloß ſich demnach, von einer directen Unternehmung gegen die feindliche Reiterei abzuſtehen und einen Angriff ſogleich auf den Abſchnitt von Hadersleben zu richten, der gleichſam eine *Baſis* der feindlichen Streifzüge bildete, um hierdurch den Feind zur Räumung des vorliegenden Terrains zu veranlaſſen. Der Abſchnitt von Hadersleben, etwa fünf Meilen von der Stellung der deutſchen Truppen entfernt, wird durch den Törningbach, dann durch den Haderslebener Damm, einen langen, ſchmalen Meerbuſen, gebildet und hat bei einer Länge von vier Meilen nur zwei Uebergänge, nämlich bei Törningmühle und bei Hadersleben. Der Plan war demnach: Nachts den Uebergang bei Törningmühle zu forciren, zu welchem Zwecke Laufbrücken aus Kirchenleitern und Brettern verfertigt wurden, dann aber nördlich des Abſchnitts, über Hammelen nach Hadersleben vorzudringen und ſich letzterer Stadt zu bemächtigen, die von Norden her offen und leicht zugänglich iſt, während von Süden nur eine über den Meerbuſen laufende Brücke zu derſelben führt. — Der Abend des folgenden Tags (6. Juni) wurde für das Unternehmen feſtgeſetzt, der Feind durch Ausſtreuen falſcher Nachrichten zu täuſchen geſucht, der wahre Plan aber nur den Hauptleuten und den mit den nöthigen Vorbereitungen Beauftragten mitgetheilt. Dieſe Vorſicht war bei dem gut organiſirten Spionirſyſtem des Feindes unerläßlich. — Am 6. Juni wurden im Laufe des Tags etwa fünfzig Wagen, deren jeder durchſchnittlich ſieben Mann faßte, in den nächſten Ortſchaften requirirt, ebenſo einige Reitpferde, um einige Freiwillige beritten zu machen, welche dem Zuge als Spitze vorangehen ſollten. Die näheren Beſtimmungen der Fahrordnung, ſowie des Verhaltens während der Expedition wurden dem Corps durch folgenden Tagesbefehl kundgegeben:

„Fahrordnung: I. Avantgarde: 5. Compagnie, 300 bis 400 Schritt vor der Colonne; II. erſte Hauptcolonne: 4. und 6. Compagnie; III. zweite Hauptcolonne: 1. und 2. Compagnie mit 50 Schritt Abſtand; IV. Arrièregarde: 5. Compagnie mit 150—200 Schritt Abſtand. — 1) Jeder einzelne Wagen erhält eine Nummer. 2) Die Abtheilungen fahren eng aufgeſchloſſen, wo es der Weg erlaubt zu zweien. 3) Jeder Wagen erhält einen Führer. 4) Muß ein Wagen halten, ſo hat derſelbe ſeitwärts auszubiegen und ſich hinten wieder anzuſchließen. 5) Niemand darf ohne Befehl abſteigen. 6) Nach je zwei Stunden wird ein kleiner Halt gemacht. 7) Beim Herannahen des Feindes ſchließen alle Wagen auf; auf das Appellſignal verlaſſen alle Schützen den Wagen mit Ausnahme von einem; die beiden Compagnien der erſten Hauptcolonne formiren ſich vorwärts, jene der zweiten Colonne ſeitwärts; die Arrièregarde rückwärts der Wagen. 8) Wenn Halt geblaſen wird, fahren alle Wagen eng auf; es wird dringend empfohlen, gegen Reiterei nicht zu früh zu ſchießen. Geſchloſſene Abtheilungen dürfen nur auf Commando der Führer feuern. In den Intervallen der Compagnie-Colonnen ſtehen Schützen-Sectionen, die nach Umſtänden ausſchwärmen. 9) Wird Nachts in einen Ort eingerückt, iſt alles unnöthige Lärmen und Schießen ſtreng verboten; nur beim Angriff größerer Abtheilungen darf Hurrah gerufen werden. Das Bajonnet iſt des Nachts die Hauptwaffe. 10) Bei einem Angriff iſt es allen Schützen, die nicht beſonders dazu commandirt ſind, verboten, die Verwundeten zurückzubringen. 11) Ebenſo iſt ein eigenmächtiges Austreten, um Beute zu machen, verboten. Alle Beute iſt Gemeingut des Corps. 12) Alle Abtheilungen bleiben geſchloſſen bei ihren Führern; ſollten ſich demungeachtet Einzelne oder ganze Abtheilungen verirren, ſo haben ſich dieſelben ſogleich auf den Sammelplatz zu begeben oder ſich dem nächſten Gefecht anzuſchließen.

Uck, am 6. Juni 1848.

Major von der Tann."

Dieſe Beſtimmungen gründeten ſich auf die Organiſation und die eingeführte Fechtart des Freicorps. Die Compagnien waren von ungleicher Stärke — zwiſchen 45 und 90 Mann — und Bewaffnung, indem einige ganz oder größtentheils mit Büchſen, andere im erſten Zuge mit Büchſen, im zweiten mit Musketen bewaffnet waren. Deshalb war ein Evolutioniren als geſchloſſenes Bataillon nicht möglich, wohl aber eine hinlängliche Ausbildung im Manövriren mit Compagnie-Colonnen erzielt worden. Die zum Vordertreffen beſtimmten Compagnien bildeten jede für ſich eine Plänklerkette mit Unterſtützung, während die übrigen, in Compagnie-Colonnen formirt, als Reſerve zurückgehalten wurden, um jede günſtige Gelegenheit zu einem Bajonnetangriff benutzen zu können. Im Plänkeln und im Bajonnettangriff hatte das Corps die nöthige Gewandtheit und das unerläßliche Selbſtvertrauen durch das Gefecht bei Altenhof erlangt. Dieſe Fechtart bewährte ſich in dem ſehr durchſchnittenen Terrain des öſtlichen Schleswigs als vollkommen zweckmäßig. Die Torniſter, ſowie ſämmtliches Gepäck, wurden unter der Bedeckung von 50—60 Mann in der Kirche zu Uck zurückgelaſſen.

Um 5 Uhr Abends, am 6. Juni, ſetzte ſich das Corps in der Stärke von 400 Mann, worunter acht Berittene, über Nübel und Röderkro in Bewegung und gelangte um 9 Uhr am Schafhauſe, einer Schenke, an, wo ſich die über Rauberg und Niederjersdal nach Ribe führende Straße von der Flensburg-Haderslebener Hauptſtraße — dem Ochſenwege — abzweigt. Während des Marſches, ſowie namentlich an der Schenke gelang es, ziemlich genaue Nachrichten über die Stellung des Feindes einzuziehen; auch wurde die Gegenwart feindlicher Reiterpatrouillen auf der Ribener ſowohl, als auf der Haderslebener Straße von den Einwohnern gemeldet. Den erhaltenen Nachrichten zufolge ſtand ein aus allen drei Waffen zuſammengeſetztes Corps in der Gegend von Strandeljörm an der Ribener Straße, die feindliche Hauptmacht aber in Hadersleben, mit einer nach Wartembergkrug und Hoptrup vorgeſchobenen, aus Jägern, Dragonern und Huſaren beſtehenden Avantgarde, den Abſchnitt beſetzt haltend, welcher ſich auf $^{3}/_{4}$ Meilen Entfernung faſt parallel mit dem Abſchnitt von Hadersleben laufend bis ans Meer zieht. Der Abſchnitt wird durch einen ſtark eingeſenkten, ſumpfigen Grund gebildet, über welchen von Flensburg und Apenrade zwei Straßen führen, bei Wartembergkrug und Hoptrup ſchwierige Defileen bildend und ſich $^{1}/_{4}$ Stunde ſüdlich von Hadersleben vereinigend. Dieſe an ſich ſtarke vorgeſchobene Stellung hat jedoch den Nachtheil, daß die Brücke von Hadersleben den einzigen Rückzug gewährt. — Die erlangte genauere Kenntniß von der Stärke und Stellung des Feindes, ſowie das frühzeitige Erſcheinen feindlicher Reiterpatrouillen, wodurch die Hoffnung auf einen auszuführenden Ueberfall ſchwinden mußte, veranlaßte Tann, ſeinen anfänglichen Plan zu einem Angriff auf den Abſchnitt von Hadersleben aufzugeben, dieſelbe vorgehabte Operation aber auf dem vorliegenden, von der feindlichen Avantgarde beſetzten Abſchnitt zu verſuchen, nämlich die Forcirung des einen Uebergangs (beim Wartembergkrug) und dann ein Rückenangriff gegen die Vertheidiger des zweiten Uebergangs bei Hoptrup. Vor Allem mußte das an der Ribener Straße ſtehende feindliche Corps über den beabſichtigten Angriffspunkt getäuſcht oder doch wenigſtens im Ungewiſſen gelaſſen werden, um ein Vordringen deſſelben im Rücken des Freicorps zu verhindern. Deshalb ordnete Tann eine Demonſtration auf der Ribener Straße an, während das Corps ſüdlich der oben erwähnten Wegſcheide am Schafhauſe die vollſtändige Dunkelheit abwartete. Die berittenen Freiwilligen verjagten die feindlichen Reiterpatrouillen bis gegen Naubierg, wo ſie dieſelben beobachteten, und an einer näheren Erkennung der Stärke, Zuſammenſetzung und Abſicht des Freicorps hinderten, bis ſich gegen 10 Uhr die

Colonne auf der Straße nach Hadersleben, ſo raſch als der tiefe Sand es geſtattete, in Bewegung ſetzte. Die berittene Spitze eilte ſtets der Colonne einige hundert Schritte voraus, hielt die feindlichen Dragoner-Patrouillen von den Wagen ab und vertrieb ſie. An dem Punkte, wo ſich der über Uſtrup nach Törningmühle führende Weg von der Straße ſcheidet, gelang es, dieſelben zu überraſchen, zu zerſprengen und hierbei einen Dragoner zum Gefangenen zu machen. Der Gegner verlor damit die Gelegenheit, ſich über Tann's Vorhaben und Stärke in Kenntniß zu ſetzen, und zog ſich, einen nächtlichen Angriff fürchtend, im Laufe der Nacht aus dieſer ganzen Gegend zurück. In der Nähe von Wartembergkrug erſetzte Tann ſeine berittene Spitze durch eine geſchloſſene Infanterie-Abtheilung — 3. Compagnie — indem er nunmehr auf ernſteren Widerſtand rechnete und ihm nicht rathſam ſchien, den Feind durch eine weit vorgeſchobene Spitze frühzeitig von dem bevorſtehenden Angriff zu präveniren. — Die Brücke in dem Defilee von Wartembergkrug war verbarrikadirt, jedoch von ihren Vertheidigern kurz vor Tann's Ankunft verlaſſen worden. Nach den däniſchen Berichten beſtand dieſes Detachement aus einer Escadron Huſaren und einer Compagnie Jäger, zu der in Hoptrup ſtehenden Avantgarde gehörend, und zog ſich näher an dieſelbe heran. — Eine halbe Stunde nach Paſſirung dieſes Defilees kam Tann nach Maſtrup, einem Dorf, das die Straße in zwei Gruppen — Nord- und Süd-Maſtrup — theilt. Dieſer Ort war mit einem halben Jägerbataillon unter Oberſt Lönborg beſetzt, als Repli- und Verbindungspoſten zwiſchen dem in Hadersleben ſtehenden Gros und der Avantgarde. Durch ſchnelles Vorrücken war Tann bereits, ohne Widerſtand zu finden, bis zwiſchen die beiden getrennten Theile des Dorfes gekommen, als in ſeiner linken Flanke eine feindliche Plänklerlinie erſchien und die zweite Hälfte der Wagencolonne beſchoß. Durch einige raſch von den Wagen beorderte Abtheilungen wurde der Feind ſogleich zurückgeworfen und hierbei zwei Gefangene gemacht, dann aber der Marſch wieder fortgeſetzt. Der zurückgebliebene Feind cotoyirte einige Zeit die Colonne, verſchwand aber bald in dem durchſchnittenen Terrain in der Richtung gegen Hadersleben. — Durch die Gefangenen wurden die Nachrichten über die Stellung des Gegners, namentlich aber die bei Hoptrup ſtehende Avantgarde ergänzt. Etwa $^3/_4$ Stunde von Hadersleben verbindet ein Feldweg die beiden nach dieſer Stadt führenden Straßen. Tann ſchlug denſelben ein, um auf der Apenrader Straße in den Rücken der bei Hoptrup ſtehenden feindlichen Truppen zu gelangen. Die Hälfte des Corps — 3., 4. und 6. Compagnie — marſchirte an der Spitze der Wagencolonne, während die andere Hälfte — zum zweiten Treffen beſtimmt — noch auf den Wagen ſitzen blieb. An der Einmündung des bezeichneten Feldwegs in die Apenrader-Haderslebener Straße befindet ſich ein kleiner freier Platz. Die Spitze der Colonne hatte denſelben bereits erreicht, als feindliche Reiterei von Hoptrup her anrückte; ſogleich wurde die 3. und 4. Compagnie hinter den den Platz und die Straßen umfaſſenden Hecken, die 6. Compagnie aber in der Ausmündung des Feldwegs aufgeſtellt. Die in voller Carrière anreitende feindliche Reiterei — Reſerve-Escadron von Garde-Huſaren — fand ſonach keinen Gegner vor ſich, ſondern erhielt ein ſtarkes Flankenfeuer und floh nach Hadersleben mit Zurücklaſſung von ſieben Mann, die ihre Pferde verloren hatten und gefangen wurden. Dieſe Escadron bildete die Spitze der feindlichen Avantgarde, die, für ihren Rückzug beſorgt, von Hoptrup nach Hadersleben zurückgehen wollte. — Eine dieſer Escadron folgende Jägerabtheilung wurde raſch zurückgeworfen und dann die ganze Colonne gegen Hoptrup in Marſch geſetzt.

Der anbrechende Tag — 2 Uhr Morgens — zeigte in einer Entfernung von 800 Schritt das feindliche Corps à cheval der Straße in Gefechtsbereitſchaft. Nach den däniſchen Berichten betrug dieſes Corps — die Avantgarde des bei Hadersleben ſtehenden Gros — ein Jägerbataillon, drei Escadrons Huſaren und eine Escadron Dragoner mit zwei Geſchützen. Wie bereits oben erwähnt, waren hiervon eine Escadron und eine Compagnie nach Wartembergkrug detachirt geweſen, die ſich bei Tann's Anrücken gegen die Avantgarde zurückzogen; es iſt aber nicht aufgeklärt, ob ſich dieſelben bereits vor dem Gefecht wieder mit ihrem Hauptcorps vereinigt hatten. In der Mitte der feindlichen Stellung lagen rechts und links zwei kleine Höfe — Steenberger Hof — rechts hinter denſelben war ein großer, freier, etwas erhöht liegender Anger mit zwei Geſchützen beſetzt, hinter dem, ziemlich gedeckt durch eine Terrainwelle, feindliche Reiterei ſtand. Die däniſche Infanterie hielt die Gehöfte, ſowie die dahinter liegenden Knicks beſetzt, und war auf beiden Flügeln ziemlich weit vorgeſchoben, um die auf der Straße anrückende Colonne in den Flanken zu beſchießen, zugleich aber den Geſchützen, die zuerſt mit Vollkugeln, dann mit Kartätſchen feuerten, freien Spielraum zu laſſen. Für Tann war es unumgänglich nothwendig, das Gefecht raſch zu entſcheiden, um nicht Gefahr zu laufen, während deſſelben von Hadersleben aus im Rücken angegriffen und von der Uebermacht erdrückt zu werden. — Die drei Compagnien der Spitze wurden demnach ſofort zum Angriff, die drei übrigen, nunmehr von den Wagen abgeſtiegen, zur Unterſtützung beordert. Der Angriff geſchah auf und zu beiden Seiten der Straße mit gleich gutem Erfolg, indem der Feind raſch bis in die Linie der beiden obengenannten Höfe zurückgedrängt wurde; hier ſtockte derſelbe einen Moment, indem der Widerſtand des Gegners, ſowie deſſen Flankenangriffe lebhafter wurden, ſo daß die drei bis jetzt als Unterſtützung zurückgehaltenen Compagnien verwendet werden mußten, und die Sicherung des Rückens den eng zuſammengefahrenen Wagen und deren Bedeckung überlaſſen blieb. — Die 1. Compagnie, welche hierbei ihren Hauptmann, den bayriſchen Lieutenant Corneli, durch eine Kartätſchenkugel, verlor, unterſtützte den linken, die 2. Compagnie unter dem bayriſchen Lieutenant Nußbaum den rechten Flügel, die 5. Compagnie drang in der Mitte auf der Straße vor. Der Feind wurde auf allen Punkten geworfen, und namentlich in der Mitte und auf dem linken Flügel durch fortgeſetzte Angriffe vollſtändig aus dem Felde geſchlagen! Der rechte Flügel drang bis an den Knick vor, der den großen, von der feindlichen Artillerie und Reiterei beſetzten Anger begrenzte. Hier kam das Gefecht zum Stehen, bis die Mitte und der linke Flügel des Corps ſo viel Terrain gewonnen hatten, daß die feindliche Stellung gleichzeitig auch in der rechten Flanke — von der Straße aus — angegriffen werden konnte. Von beiden Seiten übersprangen nunmehr die Plänkler die Knicks und bemächtigten sich nach Vertreibung der feindlichen Infanterie-Abtheilung des zunächst stehenden Geschützes; das entferntere wurde noch rechtzeitig abgefahren. Die feindliche Reiterei benutzte die bei diesem Angriff, wobei die den verschiedenen Compagnien angehörenden Plänkler zusammentrafen und sich vermischten, unvermeidliche Unordnung zu einer energischen Schwärmattaque und trieb die Plänkler von dem genommenen, schnell vernagelten Geschütz in wildem Handgemenge bis auf die hinter den Knicks stehenden Unterstützungen zurück; erhielt aber hier ein so wirksames Feuer, daß dieselbe trotz des größten Muthes die Flucht ergreifen und das Geschütz wieder preisgeben mußte. Einige der verwegensten Husaren waren über die Knicks in die Straße gesetzt, und suchten sich dann nach Hadersleben durchzuschlagen, geriethen aber in die zum Schutz des Rückens eng zusammengefahrenen Wagen, wo sie nach verzweifelter Gegenwehr fielen. Unterdessen hatte die 5. Compagnie die feindlichen Jäger längs der Straße verfolgt, eine anreitende Dragoner-Abtheilung zurückgewiesen und sich der Munitionswagen bemächtigt, deren Bespannung durch die fliehenden Dragoner in Unordnung gebracht worden war. Unter dem Schutze von längs der Knicks günstig aufgestellten Schützenlinien gelang es nun, mittelst der Protze eines der Munitionswagen die verlassene Kanone vor der Front der feindlichen Reiterei abzufahren, die wohl ein zweites Mal etwas vorrückte, jedoch keinen weitern Angriff gegen die bereits eingenommene günstige Aufstellung unternahm, sondern gegen Westen abzog. Der größte Theil des feindlichen Jäger-Bataillons wandte sich nach Osten, um über Wilstrup Hadersleben zu erreichen. Eine feindliche Abtheilung — nach der dänischen Relation 150 Jäger, 50 Dragoner und das gerettete Geschütz — zog sich in südlicher Richtung auf der Straße gegen das Hoptruper Defilee zurück. Hierdurch hätte das Corps abermals in eine sehr kritische Lage kommen können, wenn nämlich der Feind dieses

Defilee gehalten und einen gleichzeitigen Angriff von Hadersleben aus in Tann's Rücken unternommen hätte. Das Corps und die Wagencolonne wurden deshalb ſo raſch als möglich wieder formirt und gegen Hoptrup in Marſch geſetzt. Fünf Compagnien gingen den Wagen voraus, eine bildete an der Queue die Arrieregarde. Als Tann den nördlich gelegenen Theil des Dorfes Hoptrup — Kirkeby — erreicht hatte, befand ſich die oben erwähnte däniſche Abtheilung noch in dem ſüdlichen, der von erſterem durch einen mehrere hundert Schritt breiten ſumpfigen Grund getrennt und nur durch einen ſchmalen Weg mit ihm verbunden iſt. Sogleich ordnete Tann einen Sturm an. Der Feind hielt jedoch denſelben nicht aus, ſondern zog ſich zurück, begünſtigt durch die vielen hohen Hecken und den Aufenthalt, welchen die Wiederherſtellung der theilweiſe abgeworfenen Brücke verurſachte. Hierauf wurde nach kurzer Raſt der Rückmarſch über Gjomer, Bodum, Ries, Jarup und Rübel nach Uck angetreten, wo das Corps gegen 2 Uhr eintraf, ziemlich ermüdet, indem daſſelbe ſeit dem Abmarſch aus Rendsburg, alſo in fünftehalb Tagen, bei der größten Hitze zweiundvierzig Wegſtunden zurückgelegt und ein ſiegreiches Gefecht beſtanden hatte. Das Reſultat dieſes von Tann mit ſo großer Einſicht, Gewandtheit und Tapferkeit geleiteten Unternehmens war die Erbeutung von zwanzig Pferden, einer ſechspfündigen Kanone, zwei Artillerie- und einem Cavallerie-Munitionswagen, vielen Waffen und zweiunddreißig Gefangenen, ſowie die hierdurch veranlaßte gänzliche Räumung des nördlichen Schleswigs durch den Feind, der ſeinen Verluſt auf dreiundſiebenzig Mann angiebt. Tann's Verluſt betrug dreißig Verwundete, wovon drei ſtarben, unter ihnen der in jeder Hinſicht ſo ausgezeichnete bayriſche Lieutenant Corneli. — —

Wir geben nach dieſen Darſtellungen dem Leſer gern zu, daß ſowohl die Dimenſionen wie Erfolge beider Gefechte klein waren gegen die Reſultate der rieſigen Schlachtenbilder, welche in unſeren Tagen ſich uns entrollten. Vergeſſe man aber nicht, daß wir hier nur Guerrillakämpfe vor uns haben, es ſich hier eben um eine Schaar Männer handelt, die, unkundig des Waffenwerks, ſich aus Kiel, Berlin, Hamburg, Altona und Köln unter Tann freiwillig zuſammenfanden, um einem numeriſch wie an Disciplin überlegenen und bisher ſiegreichen Feinde entgegenzutreten. Die Begeiſterung mußte bei ihnen eben alle anderen militäriſchen Tugenden erſetzen. — Der moraliſche Effect dieſer Gefechte war bei dem däniſchen Gegner wie in Deutſchland doch groß genug, um fortan in Ludwig von der Tann einen Paladin vaterländiſcher Freiheit zu erblicken! — Wie der Feldzug 1848 verlief und daß der preußiſche Heerführer, General von Wrangel, nach Berlin zurückkehrte, um das Commando in den Marken zu übernehmen, iſt bekannt genug. — Nach dem Feldzuge, von Holſtein zurückkehrend, machte Ludwig von der Tann auf einige Tage dem Vater Anna's von Voß in Mecklenburg, dem Grafen Felix von Voß, Erbherrn auf Groß-Ginwitz und Landrath im Großherzogthum Mecklenburg-Schwerin einen Beſuch*), welcher für ſein künftiges Familienglück bereits, wie uns bedünken will, von Folgen geweſen zu ſein ſcheint. Darauf kehrte unſer General nach München in ſein perſönliches Verhältniß zu König Max zurück, der ihn zum Oberſtlieutenant am 5. September deſſelben Jahres ernannte. — Dem Feldzug 1849 in Schleswig-Holſtein dagegen wohnte unſer General als Stabschef des Prinzen Eduard von Sachſen-Altenburg bei, welcher als bayriſcher Generallieutenant eine aus Kurheſſen und Bayern combinirte Diviſion commandirte. Zweifellos war im Feldzuge dieſes Jahres das ſiegreiche Gefecht bei Düppel das entſcheidendſte Moment, und als im Jahre 1864 durch die Düppeler Schlacht die Befreiung der Herzogthümer für immer entſchieden wurde, erinnerte man ſich lebhaft wieder des glorreichen, ob auch nutzloſen Kampfes, der vor funfzehn Jahren hier ſtattgefunden hatte. — Wir geben anbei die amtliche Relation deſſelben:

Das Gefecht bei Düppel

am 13. April 1849.

Das Gefecht hat zwei Hauptmomente, nämlich: 1) Die Einnahme der verſchanzten Düppler Höhen, und 2) die Behauptung derſelben gegen die wiederholten Verſuche des Feindes, dieſelben wieder zu nehmen. Der Plan zur Einnahme der Höhen war durch die Tags zuvor ertheilte Dispoſition genau beſtimmt und den Herrn Bataillons-Commandeurs in Nübel mitgetheilt. Die Avantgarde (2. Jäger-Bataillon), welcher das 8. Bataillon als Soutien folgte, ſollte auf gleicher Höhe und rechts neben der Sonderburger Straße die feindliche Linie durchbrechen, unaufhaltſam bis zum Wegkreuze vorrücken, um ſich dortſelbſt feſtzuſetzen. Hierdurch war die Hauptſtellung des Feindes, als welche das Terrain zwiſchen beiden am Wegkreuze zuſammenlaufenden Straßen zu bezeichnen iſt, im Rücken genommen und die Vertheidiger der verſchanzten Linien wären hierdurch von der, ihnen etwa aus dem Brückenkopf zugeſchickten Unterſtützung abgeſchnitten geweſen. Das Bataillon Nr. 7 hatte die Aufgabe, nach erfolgtem Durchbruch ſich ſogleich links zu wenden und die Schanzen im Rücken anzugreifen. Das Bataillon Nr. 4, welches dieſem unmittelbar folgte, war vorläufig zur Reſerve für alle Eventualitäten beſtimmt. — Bei Tagesanbruch ſollte Stellung auf den Höhen genommen werden. Die Erreichung und Beſetzung des Wegkreuzes iſt ſonach nur als Mittel zum Zweck, — nämlich zur Erlangung der Hauptpoſition auf den Höhen zu betrachten, nicht aber als der eigentliche Zweck und das Ziel der Operation; denn es konnte nie in der Abſicht liegen, ein ſtehendes Gefecht auf der jenſeitigen Abdachung der Höhen, unter dem Kreuzfeuer der Strandbatterien und Kanonenböte anzunehmen; der harte Verluſt der Sachſen im Verhältniß zu jenem der bayriſchen Brigade beweist die Richtigkeit dieſer Anſicht. — Die Verſchanzungen des Feindes beſtanden in rückwärts offenen Batterien und Bruſtwehren, welche ſich gegenſeitig beſtrichen, und deren erſte Linie den weſtlichen Höhenrand krönend durch Knicks und Verhaue zu einer zuſammenhängenden Kette verbunden, ſich rechts an den Alſen-Sund, links an den Venning-Bund anlehnte; weiter rückwärts, zu beiden Seiten der Düppel-Windmühle, befand ſich auf erhöhten Punkten eine zweite Linie iſolirter Fleſchen, welche namentlich die Intervalle der erſten Linie beſtrichen, aber keine geſchloſſene Vertheidigungslinie bildeten. Von hier aus dachte ſich das Terrain gegen den Brückenkopf ab. —

---

*) Die Mutter der Comteſſe Anna, Gräfin Louiſe von Voß, geb. Gräfin von Hahn, war bereits 1833 verſtorben.

Erſter Moment. Analog den Beſtimmungen der Dispoſition rückte die Avantgarde (2. Jäger-Bataillon), ſowie deren Soutien (8. Bataillon) in zwei Halbbataillons-Colonnen auf gleicher Höhe längs der Straße und eines rechts derſelben laufenden Colonnenweges vor und durchbrach in dieſer Formation die feindlichen Verſchanzungslinien, hierbei nur auf Vorpoſten ſtoßend. Jenſeits dieſer Linie — zwiſchen der Höhe der Düppler Windmühle und dem Wegkreuze — mündet der rechts der Straße laufende Colonnenweg wieder in die Hauptſtraße ein. Die Colonne rechts wurde deshalb wieder auf die Straße gezogen, wie ſolches bereits in der Dispoſition vorgeſehen war, und hierdurch die beiden Bataillone wieder vereinigt. Unmittelbar nach Vereinigung des Jäger-Bataillons kam daſſelbe mit dem feindlichen Replis-Poſten, welcher jenſeits des Straßenkreuzes hinter Knicks und in einem Gehöfte aufgeſtellt war, in ein lebhaftes, aber durch eine brillante Bajonnetattaque ſogleich entſchiedenes Gefecht (ein däniſches Jäger-Bataillon). Der hart verfolgte Feind flüchtete in die Verſchanzung des Brückenkopfes, welcher, von einem zweiten feindlichen Bataillon beſetzt, die nothwendige Grenze des Vordringens des Jäger-Bataillons war. — Das 2. Halbbataillon Nr. 8, welches durch das Herüberziehen der rechten Colonne auf die Straße unmittelbar auf die Queue des Jäger-Bataillons gekommen war, folgte dieſer Attaque als Echelon auf dem rechten Flügel, wurde aber, da der Feind bereits durch den ſtürmiſchen Angriff der Jäger vollſtändig vertrieben war, ſogleich wieder auf die Straße, unmittelbar oberhalb des Wegkreuzes, zurückgeführt und möglichſt gedeckt aufgeſtellt, ebenſo das 1. Halbbataillon Nr. 8 — in der Mulde diesſeits des Straßenkreuzes — in dem Winkel zwiſchen beiden zuſammenlaufenden Chauſſeen. Während deſſen waren die bei Rillebül zurückgelaſſenen Batterien auf die Höhe beordert und die beiden Bataillone Nr. 7 und Nr. 4 dortſelbſt aufgeſtellt worden. — Das Jäger-Bataillon, aus dem Brückenkopfe, den Strandbatterien und Kanonenbooten bei nunmehr anbrechendem Tage beſchoſſen, nahm Poſition, möglichſt gedeckt durch ein Gehöfte und eine Ziegelei, an der Straße zwiſchen dem Wegkreuze und dem Brückenkopf gelegen, und hielt dort bis zu ſeiner

Rückbeorderung ebenſo ſtandhaft aus, als es dann feſtgeordnet ſeinen Rückmarſch im feindlichen Kanonenfeuer ausführte. Das Object des Jäger-Bataillons bei dieſer Aufgabe war das Zurückwerfen des Feindes in den Brückenkopf, nicht aber die Beſetzung eines zu behauptenden Terraintheiles; daher iſt dieſes Vorſchieben des Jäger-Bataillons als eine Pointe, als ein Ausfall aus der Stellung des Wegkreuzes zu betrachten, und das hierdurch gewonnene Terrain mußte nach erreichtem Zweck wieder freiwillig aufgegeben werden. Der Feind war vollſtändig in den Brückenkopf geworfen, und ein improviſirter Angriff auf den mit Palliſaden und Blockhäuſern verſehenen Brückenkopf, welcher übrigens ohne den gleichzeitigen Beſitz der Brücke und der Stadt Sonderburg gar nicht zu halten iſt, konnte nicht beabſichtigt werden. Eine Zuſendung von Verſtärkung war ſomit ganz unnöthig und wäre ein großer Fehler geweſen; denn das Vorſchieben des Bataillons Nr. 8 hätte das Vorrücken des Gros der Brigade bis an das Wegkreuz bedingt, und es wäre hierdurch die ganze Brigade zwecklos in ein ganz ungünſtiges Gefechtsverhältniß gebracht und hierdurch alle auf die wahre Sachlage berechneten Anordnungen der Dispoſition umgeſtoßen worden. Sobald das Gros der 1. Armeediviſion (zwei bayriſche Bataillone und die combinirte kurheſſiſche Brigade) Stellung auf den Höhen genommen hatte, wurde das Jäger-Bataillon, ſowie das Bataillon Nr. 8 raſch auf die Höhen zurückgeführt, was um ſo nothwendiger war, als, bei dem nunmehr vollſtändig angebrochenen Tage, die feindliche Kanonade immer wirkſamer und heftiger wurde. Auf ſpeciellen Befehl des Generals von Prittwitz wurden beide Bataillone in zwei Linien aufgeſtellt, ſo daß nunmehr die Bataillone Nr. 7 und 4 die erſte Linie bildeten. Hiermit endete der erſte Moment des Treffens. —

Die Höhen waren vollſtändig im Beſitz der deutſchen Truppen, der Feind hatte alles Terrain bis zum Brückenkopfe geräumt und unterhielt das Gefecht nur mit ſeinem ſchweren Geſchütze, welchem nichts Gleiches entgegengeſetzt werden konnte.

Zweiter Moment. Der Feind hatte ſeine Truppen, welche in und bei Sonderburg lagen, zuſammengezogen und machte gegen

6 Uhr mit fünf Bataillonen einen Ausfall aus dem Brückenkopf, um die verlorenen Höhen wieder zu nehmen. Dieſer, durch eine lebhafte Kanonade unterſtützte, langwierige Angriff wurde abgeſchlagen, wobei das 7. und 4. Bataillon im Verein mit der combinirten kurheſſiſchen Brigade den rechten Flügel der Stellung, trotz des feindlichen Tirailleur- und Kanonenfeuers behaupteten. Das Jäger-Bataillon und das Bataillon Nr. 8 hatten von dem Commandirenden, ſowie mehrere Bataillone der anderen Brigaden bereits den Befehl zum Rückmarſch in die Cantonnirungen erhalten, welcher in Folge dieſes Angriffes zurückgenommen reſp. in eine Aufſtellung als Reſerve bei Weſter-Düppel umgewandelt wurde. Als gegen 10 Uhr der feindliche Angriff endete, rückten beide genannten Bataillone in ihre Cantonnirungen. Etwa um 11 Uhr wiederholte der Feind ſeinen Angriff. Er beſchäftigte die Mitte und richtete vornehmlich ſein Augenmerk auf beide Flügel der Stellung, auf beiden Abdachungen der Höhen vordringend — unterſtützt durch die Strandbatterien auf Alſen — ſowie durch die im Venning-Bund liegenden Kanonenboote. Das 4. Bataillon hatte den äußerſten rechten Flügel inne, an daſſelbe ſchloß ſich, gegen die Mitte zu, das Bataillon Nr. 7 an. Der Feind hatte auf dem äußerſten rechten Flügel durch raſches Vordringen bereits viel Terrain gewonnen und die Höhe erreicht, von wo aus er die Reſerveſtellungen der deutſchen Truppen mit ſeinen weittragenden Spitzkugelgewehren beſchoß, als er durch einen energiſchen, compagnieweiſe ausgeführten, Bajonnetangriff des 4. Bataillons vollſtändig geworfen wurde, worauf er im Verlaufe dieſes Tages keinen ernſten Angriff auf dieſen Flügel mehr unternahm. Nach der Einnahme des Knicks, welcher den Höhenrand krönt und ſomit die ganze ſüdöſtliche Abdachung beherrſcht, wurde durch gut unterhaltene Dechargen das ganze vorliegende Terrain vom Feinde geſäubert, deſſen Tirailleurlinie ſowohl als geſchloſſene Abtheilungen die ſchleunigſte Flucht ergriffen. Ein weiteres Vordringen des Bataillons hätte daſſelbe über die zu haltende Stellung hinaus in das wirkſame Bereich des feindlichen ſchweren Geſchützes geführt. Das Gros der Compagnien wurde demnach in rückwärtige, ge-

deckte Stellungen geführt, und der Knick blieb von der Tirailleurlinie beſetzt.

Für die richtige Abſchrift
C. von Hagens,
Major.

Gezeichnet
Freiherr von der Tann,
Oberſtlieutenant.

Bei dieſem Gefecht iſt noch zu erwähnen, daß von der Tann durch den commandirenden preußiſchen General von Prittwitz mit Leitung der Beſitznahme der befeſtigten Düppel-Höhen beauftragt wurde. — Nach Schluß dieſer Campagne erwirkte ſich unſer Tann bei ſeinem Monarchen die Erlaubniß, unter Feldzeugmeiſter Haynau die Belagerung von Comorn mitzumachen. Er langte indeß gerade in deſſen Hauptquartier an, als die Capitulation des Platzes abgeſchloſſen wurde. Er konnte ſonach an keiner kriegeriſchen Action in Ungarn mehr theilnehmen, ſondern mußte ſich mit dem Beſuch der Schlachtfelder, der öſterreichiſchen und ruſſiſchen Truppen, ſowie einiger ſerbiſcher und türkiſcher Grenzfeſtungen begnügen.

Das Jahr 1850 kam, die Zeit der politiſchen Reaction einerſeits, des tiefſten Zerwürfniſſes der deutſchen Cabinete, welche mit der Demüthigung Preußens und Reactivirung des Frankfurter Bundesjammers endete. Deutſchland zog ſich von der ſchleswig-holſteiniſchen Frage zurück und überließ die unglückſeligen Elbherzogthümer ihrem Schickſale. Muthig nahm Holſtein mit dem ſüdlichen Theile Schleswigs den Kampf gegen Dänemark allein auf. War nach den damaligen politiſchen Conſtellationen und den Erfahrungen der beiden vorigen Jahre eine befriedigende Löſung der Frage auch nicht mehr zu hoffen, durch den fortgeſetzten, aufs Aeußerſte getriebenen Widerſtand der Schleswig-Holſteiner aber wurde doch ihre Zukunft, wurden ihre Rechte an Deutſchland gewahrt! Ludwig von der Tann, dem das Herz beim wahrſcheinlich trüben Ausgange dieſer nationalen Sache brannte, ließ ſeine Stellung bei ſeinem Monarchen, ſeine ganze reiche Zukunft fallen! Er nahm am 10. Juli 1850 ſeinen Abſchied aus bayriſchen Dienſten, um ſich der halbverlorenen Sache der Herzogthümer anzuſchließen und den letzten bittern Entſcheidungskampf mit ſeinen nordiſchen Freunden zu theilen! Wenn nicht Ludwig von der Tann's ganzes vorheriges Benehmen ſchon, dieſe freie, ritterliche und aufopfernde Thatſache hat ihm im Herzen des Volks ein unzerſtörbares Denkmal errichtet!! — Er ging nach Schleswig-Holſtein und wurde dort zum Oberſten und Stabschef des Generals von Williſen ernannt, unter ihm machte er den ganzen unglücklichen Feldzug mit.

Es iſt bekannt, wie verſchiedentlich, wie bitter und abſprechend über die Truppenführung Williſen's geurtheilt worden iſt. Ein wirklich objectives Urtheil fehlte durchſchnittlich damals ganz. Möge es uns nach Verlauf von 24 Jahren geſtattet ſein, die Meinung Ludwig's von der Tann hierüber wiederzugeben, eines Generals, der 1870 und 71 als Heerführer bewieſen hat, daß er zu ſiegen verſteht. Tann's Anerkennung von Williſen's hoher Intelligenz und ſeines edlen Charakters iſt Urſache, daß er noch heute zu ihm in den innigſten Freundſchaftsbeziehungen ſteht. Unſer General iſt der Anſicht, daß bei der ſeiner Zeit ſo abſprechenden Verurtheilung von Williſen's Führung folgende entſcheidende Punkte außer Acht gelaſſen worden ſind: Erſtlich, daß das Stärkeverhältniß in der Schlacht bei Idſtedt zwiſchen Deutſchen und Dänen ſich wie zwei zu drei verhielt! — Daß die Zahl der neu eingeſtellten Rekruten und der Reſerviſten alter Jahrgänge in der ſchleswig-holſteiniſchen Armee ganz bedeutend größer war, wie bei den Dänen! — Daß die alte kriegsgewohnte Mannſchaft in der im Jahre 1849 geſchlagenen letzten Schlacht bei Friedericia eine totale Niederlage erlitten hatte! — Daß die ſchleswig-holſteiniſche Statthalterſchaft politiſche Verhältniſſe verhindert hatten, die Armee ſo zeitig einzuberufen, als die Dänen es thaten! Ferner war das Corps der höheren Offiziere durch den mit General von Bonin erfolgten Abgang der meiſten preußiſchen Offiziere, welche die Armee ausgebildet und während zweier Campagnen mit Ruhm geführt hatten, ſo gut wie ganz desorganiſirt! — Man nenne uns doch den General, welcher im Stande wäre, mit einem um ein Drittel kleineren Heere, das ungeſchult iſt, kriegsgewohnter Mannſchaften, wie ſeiner früheren Führer faſt entbehrte, entſcheidend zu ſiegen?! — Noch nicht genug! Nach dem erſten, noch wenig entſcheidenden Erfolge der Dänen bei Idſtedt vermieden dieſelben, in eben ſo vorſichtiger als ſchlauer Berechnung der kriegeriſchen wie der politiſchen Chancen, jede weitere Offenſive und erlangten durch ihr Zaudern den diplomatiſchen Austrag der Herzogthümerfrage, welche, wie wir wiſſen, wenigſtens die Wiederaufnahme der Sache Schleswig-Holſteins in der Zukunft ermöglichte!

Von der Tann hatte während dieſes Feldzuges an allen Kämpfen, ſo bei Idſtedt, Dawenſtedt, Miſſunde, Friedrichſtadt Antheil genommen, wurde aber im November von ſeinem Monarchen nach Bayern zurückberufen, trat in ſeine Charge als Oberſtlieutenant und Flügeladjutant wieder ein und wurde zum Souschef des Generalſtabs der Armee ernannt, welche unter Commando des Prinzen Carl von Bayern aus einem öſterreichiſchen Corps und der bayriſchen Armee gebildet werden ſollte. Es galt Preußen, und von der Pfordten inſpirirte die Entſchlüſſe der Krone! — Ein weiteres Streiflicht iſt hier unnütz, Preußen ging ja nach Olmütz und duckte ſich zu Dresden unter die neucreirte Bundes-Nachtmütze. —

Nach Olmütz trat von der Tann wieder in ſein perſönliches Dienſtverhältniß bei König Max ein. Vielfache Reiſen mit demſelben führten Tann an diverſe Höfe, z. B. zu Napoleon III., auch brachten Miſſionen Abwechſelung in ſein Leben bei Hofe; am 30. Juni 1851 avancirte er zum Oberſt. — Mittlerweile 36 Jahr geworden, hatten die Kriegsfata ſo wenig, wie ſein Verhältniß in München die zarten Erinnerungen an Anna von Voß in Ludwig zu verwiſchen vermocht, ſondern ſeiner Neigung zu ihr nur noch mehr Tiefe und Innigkeit gegeben. Im Herbſt 1851 hielt er um dieſelbe an, und ſeine Vermählung erfolgte den 4. Mai 1852. Aus ſeiner überaus glücklichen Ehe mit Anna entſprangen ein Sohn, Max, 1854 geboren, der als Secondelieutenant im 3. bayriſchen Chevauxlegers-Regiment mit 16 Jahren den franzöſiſchen Krieg im Stabe ſeines Vaters mitmachte und vier Töchter, Louiſe, Marie, Anna und Hertha, in den Jahren 1856, 58, 62 und 69 geboren. 1855 wurde von der Tann Generalmajor. —

1859 brach der italieniſche Krieg los. Unſer General erhielt das Commando der 1. bayriſchen Infanterie-Brigade; darauf wurde er nach Berlin geſchickt, um den Abſchluß einer Militärconvention mit Preußen zu Stande zu bringen. — Gewiß ſind wir nicht eingeweiht, aber wir glauben, wir werden keine Inconvenienz gegen unſern verehrten General begehen, wenn wir an der Hand der Thatſachen die Behauptung aufſtellen, daß ſeine Miſſion ſcheiterte, weil ſie ſcheitern mußte. Nach Olmütz und Dresden hatte Preußen doch wahrlich keine Veranlaſſung, Oeſterreich in Italien die Kaſtanien aus dem Feuer zu holen und ſich Napoleon's III. Haß vorzeitig auf den Hals zu hetzen. Es hatte eben erſt unter dem Prinz-Regenten Wilhelm aufzuathmen, den erſten Schutt einer neunjährigen troſtloſen Epoche aufzuräumen begonnen, Edwin von Manteuffel hatte das Offiziercorps gerade erſt purificirt, und man war in Berlin daran, endlich der Heeresreorganiſation näher zu treten, um die Wiederkehr einer Epoche zu verhüten, wie die Dresdener Miniſter-Conferenzen geweſen waren. Oeſterreich natürlich war ſtark daran gelegen, Preußen betreffs Italiens zu engagiren, Bayern aber, deſſen Staatslenker ſeit dem April 1859 Freiherr von Schrenk, der Auſtrophyle, geworden war, hatte in dieſer Frage, wie wir wiſſen, völlig öſterreichiſche Sympathien. Was Wunder, daß Preußen der Schrenk'ſchen Politik mit verſchränkten Armen zuſah und das noli me tangere auf ſeine Fahne ſchrieb. Kurz, Preußen marſchirte nicht mit Oeſterreich, cooperirte alſo auch mit Bayern nicht, und deshalb — marſchirte Bayern eben auch nicht!! Die Rechnung iſt überaus einfach. — Auch nach dem Frieden von Villafranca (11. Juli) verblieb von der Tann bei ſeiner Truppe im Frontedienſt, trat aber, am 1. Januar 1860 zum Generaladjutanten ernannt, in ſein perſönliches Verhältniß zum Könige in noch hervorragenderer Weiſe zurück. Am 23. Februar 1861 wurde er Generallieutenant und Generalcommandant von Augsburg, am 6. Juni aber bereits ſchon zum Generalcommando nach München wieder zurückverſetzt, trat er wiederum in unmittelbare Nähe ſeines Monarchen; 1863 ward zudem ſeine Gemahlin zur königlich bayriſchen Palaſt-Dame ernannt. —

1864, während des preußiſch-öſterreichiſchen Feldzugs gegen Dänemark, ſegnete am 10. März König Maximilian II. das Zeitliche. Zwanzig Jahre war er Ludwig von der Tann ein ebenſo gnädiger wie wohlwollender Herr geweſen und des Generals treues Herz betrauerte ihn um ſo aufrichtiger, da er, mit den obwaltenden politiſchen Verhältniſſen in wie außerhalb Bayerns vertraut, nicht ohne Sorge dem Regierungsantritte des achtzehnjährigen Thronfolgers entgegenſehen mochte. Als König Ludwig II. ſeines Vaters Scepter ergriff, ernannte er von der Tann ſofort auch zu ſeinem Generaladjutanten und beauftragte ihn, die Anzeige ſeiner Thronbeſteigung den norddeutſchen Höfen perſönlich zu überbringen. Dies bot unſerm General die Gelegenheit, in Berlin die Erlaubniß zu einem Beſuche des in Schleswig kämpfenden Heeres zu erwirken. Es war wohl höchſt begreiflich, daß ſein Herz ſich ſehnte, den endlichen Triumph der Sache mitzufeiern, welcher er drei ſeiner beſten Mannesjahre mit eifervoller Liebe geopfert hatte. Am 13. April im Hauptquartier ſeines verehrten alten Feldherrn vom Jahre 1848, des Feldmarſchall Wrangel, angelangt, hatte er die Freude, Zeuge der letzten Belagerungsarbeiten vor Düppel zu ſein und dem herrlichen Sturm auf die Schanzen beizuwohnen, welcher die Befreiung der Elbherzogthümer zur Folge hatte. Er lernte hierbei auch die neue preußiſche Heeresorganiſation kennen und würdigen! —

Mit dem Jahre 1866 begann für von der Tann eine leidensvolle Zeit, der Krieg Oeſterreichs und des Bundes gegen Preußen! Auf die politiſche Seite deſſelben, die Art ſeiner Veranlaſſung gehen wir näher nicht mehr ein. Hier kann uns nur Ludwig von der Tann's Stellung während dieſer — für uns Alle nothwendigen, aber überaus leidigen — Epoche intereſſiren und welche Schwierigkeiten es geweſen ſind, mit denen er ſich abzufinden hatte. Wir geben auch nicht ein Bild dieſes Krieges ſelbſt, wie er bayriſcherſeits geführt worden iſt*), ſondern mehr einen Ueberblick der Verhältniſſe, denen das bayriſche Obercommando ſo gut wie deſſen Truppen unterlagen und deren Opfer ſie, bei Wahrung aller Waffenehre und unter unerhörteſten Anſtrengungen geworden ſind. Drei Vorausſetzungen drängen ſich uns zunächſt auf, die in ihren Conſequenzen maßgebend für den Ausgang des Krieges am Main geweſen ſind:

---

*) Dies geſchah in dem militäriſchen Werke: „Antheil der königlich bayriſchen Armee am Kriege des Jahres 1866, bearbeitet vom Generalquartiermeiſterſtabe. München 1868, bei Hermann Manz“ — in einer ſo gediegenen

1) Die *Heißſpornigkeit*, welche à tout prix in den Krieg drängte, ging notoriſch von *Oeſterreich* aus, im Einvernehmen mit Hannover und Sachſen. Oeſterreich, von Preußens Ohnmacht, von der Lähmung ſeiner durch den Verfaſſungs-Conflict unterwühlten inneren Zuſtände eben ſo feſt, wie von dem eigenen Siege überzeugt, *wollte* den Krieg, um mit ſeinem alten Rivalen ein Ende zu machen!

2) *Preußen*, Fürſt wie Volk, wollten den Krieg *nicht*, aber man war für ihn *gerüſtet*, nahm ihn als eine ſich ſchließlich unerbittlich aufdrängende Nothwendigkeit hin, als den *einzigen* Ausweg, das unſelige deutſche Problem einmal zu löſen! Bismarck als Staatsmann, Edwin von Manteuffel als General*), kamen der Heißſpornigkeit Oeſterreichs und ſeiner beiden nächſtintereſſirten Alliirten mit der kalten Berechnung ihrer überlegenen Natur aber *auf halbem Wege entgegen*!

3) Die *deutſchen Mittelſtaaten* mit Bayern hingegen lebten bis zum *letzten* Augenblicke der Hoffnung, daß es zum Aeußerſten doch nicht kommen, eine Löſung des Conflicks noch gefunden werden würde! Erſt als Oeſterreich am 1. Juni zu dem Anno 1864 von ihm verlaſſenen *Bundesſtandpunkte zurückkehrte*, um die übrigen deutſchen Staaten gegen Preußen zu engagiren, traten ſie vierzehn Tage ſpäter der Kriegsallianz bei und mobiliſirten. — Aus dieſen drei Vorausſetzungen ergaben ſich drei Folgen. Erſtlich, daß Oeſterreich ſich über die militäriſche Macht Preußens wie deſſen Volksgeiſt bitter täuſchte, daß ferner *der* preußiſche General gerade,

---

Weiſe, daß ſich dieſes Buch allgemeine Anerkennung erwarb. Wir haben es, ſoweit unſer Zweck das nöthig machte, zu Rathe gezogen. D. B.

*) Siehe unter dieſem das über den Beginn des Krieges Geſagte. D. B.

welcher mit Bismarck am klarſten die Kriegs-Nothwendigkeit vorhergeſehen hatte, einen Anlaß erhielt, auch den Krieg zunächſt zu beginnen, hieraus aber die Kataſtrophe von Langenſalza und Hannovers Fall entſprang! Endlich, daß die Mittelſtaaten mit Bayern vom Ausbruch des Krieges thatſächlich überraſcht wurden, nach jeder Richtung unvollſtändig gerüſtet und unvorbereitet auf dem Kampfplatze erſchienen, ohne irgend einen gemeinſamen Plan mit Oeſterreich wie Hannover vereinbart zu haben. In ihren Operationen ſchwankten ſie alſo zwiſchen dieſen beiden Staaten ſowohl nach Norden wie Oſten hin und her, hetzten ſich mithin am Main nutzlos ab!

Als der Krieg mittels des Beſchluſſes vom 14. Juni feſtſtand, wurde Feldmarſchall Prinz Carl von Bayern zum commandirenden General des bayriſchen (7. Bundes-) Armeecorps, Ludwig von der Tann aber zum Chef ſeines Generalſtabes deſignirt. — Schon am 10. Juni, als Oeſterreich durch Berufung an den Bund betreffs der ſchleswig-holſteiniſchen Frage zu dem verlaſſenen Bundesſtandpunkte zurückgekehrt war, alſo die Möglichkeit des Krieges immer näher rückte, war von der Tann nach Wien und ins öſterreichiſche Hauptquartier nach Olmütz entſendet worden, um für dieſen äußerſten Fall Vorverhandlungen zu pflegen. Dort war vereinbart worden: daß — obwohl im allgemeinen Einklange mit dem öſterreichiſchen Obercommando — Bayern und die Mittelſtaaten unter Führung des Prinzen Carl von Bayern ſelbſtſtändig allein für ſich operiren ſollten. Hinſichtlich des gemeinſam zu befolgenden Kriegsplans war **nichts Definitives** verabredet worden!! Der Vorſchlag: von Böhmen und Bayern aus nach Sachſen vorzudringen, dort ſich mit den Sachſen und Oeſterreichern zu vereinigen und raſchen Stoßes nach Preußen durchzudrücken, war öſterreichiſcherſeits gleich anfänglich verworfen worden! Es blieb nur die Alternative, die dem Prinzen Carl untergeſtellten Corps mit der öſterreichiſchen Nord-Armee in Böhmen zu vereinen, oder das erſtere Corps ſelbſtſtändig im weſtlichen Deutſchland operiren zu laſſen. Ueber dieſe Alternativen ſollten aber erſt noch in München Verhandlungen gepflogen werden! Vordem 10. Juni hatte General Edwin von Manteuffel aber ſchon durch Ankündigung ſeines Einmarſches in Holſtein Gablenz aus den Herzogthümern herausbugſirt, den Zuſammentritt der Itzehoer Stände verhindert! Als von der Tann am 16. Abends nach München zurückkehrte, hatte General von Goeben bereits ſeinen Marſch auf Hannover begonnen, wo er am andern Tage anlangte, Manteuffel aber war ſchon in Stade, kurz der Krieg bereits ausgebrochen und die Armee König Georgs V. in höchſter Gefahr! — Was für einen Kriegsplan Oeſterreich nun noch mit den Süd- und Mittelſtaaten vereinbaren wollte, möchten wir wirklich wiſſen! Die ganze Stellung der im Weſten befindlichen preußiſchen Truppen war ja ſchon eine concentriſche. Die beiden Bundescorps des Prinzen Carl von Bayern und des Prinzen Alexander von Heſſen hatten für ſich und die Deckung ihrer Gebiete jetzt gerade genug zu ſorgen und höchſtens die Eventualität, den Hannoveranern die Hand zu reichen. Schon am 18. Juni wurde das Wiener Cabinet alſo benachrichtigt: „daß man bayriſcherſeits auf eine Vereinigung mit der kaiſerlichen Nord-Armee nicht eingehen könne“. — Da einer ſolchen operativen Verbindung nun entſagt worden war, ſo hätte man wenigſtens annehmen ſollen, daß die Verbindung der 7. (bayriſchen) Bundes-Armee und der 8. des Prinzen Alexander von Heſſen nun eine um ſo innigere, beider Operationen deſto gemeinſamer und ſolidariſcher ſein würden! — Auch davon war nicht die Rede! Prinz Alexander hatte bei Uebernahme des Commandos nur über **eine** (großherzoglich heſſiſche) **Diviſion** und **eine** (würtembergiſche) **Brigade** zu verfügen, alle übrigen Beſtandtheile ſeines Corps waren erſt in der Formation begriffen, theilweiſe noch ſehr wenig vorgeſchritten! Als der Prinz am 28. (am Tage, da die Kataſtrophe zu Langenſalza ſich abſpielte!) — endlich ſo weit war, ſein Hauptquartier nach Frankfurt am Main verlegen zu können, fehlten ihm noch eine würtembergiſche, eine badiſche und die naſſauiſche Brigade. Die Cavallerie- und Geſchütz-Reſerven, die Munitions- und Verpflegungs-Colonnen mußten erſt alle gebildet, der ganze zur centralen Truppenleitung nöthige Apparat erſt geſchaffen und organiſirt werden, — kurz die Maſchine war noch nicht im Gange, und es waltete darüber kein Zweifel ob: daß die bayriſche Armee vor Anfang Juli auf eine Cooperation mit dem 8. Corps nicht zu rechnen habe. Bayern war alſo zunächſt auf ſich allein angewieſen! — Da bei dieſer allſeitigen Unentſchiedenheit und dem völligen Mangel eines gemeinſamen Plans auch keine ſtrategiſche Idee dem Aufmarſche zu Grunde gelegt werden konnte, ſo war eine Concentration der Bayern am obern Main zwiſchen Bayreuth und Schweinfurt und der an ſie geknüpfte Gedanke: durch Thüringen etwa in Richtung Eiſenach-Gotha mit den Hannoveranern Fühlung zu gewinnen, das Einzige, was ſich thun ließ und was, der ſchiefen Lage der Verhältniſſe nach, eben jeder Oberſtcommandirende der bayriſchen Armee auch nur hätte thun können. — Die Truppenführung des greiſen Feldmarſchals Prinzen Carl von Bayern, des einzigen noch activen Generals, der in der Zeit der Befreiungskriege mit einem höheren Commando betraut und ein ruhmreicher Führer des bayriſchen Heeres geweſen war, iſt nachmals vielfach angegriffen worden. Erwägt man jedoch die vorerwähnten unſeligen Mißſtände bei Beginn des Krieges, erwägt man, daß — wie ſchon angedeutet wurde*), — die bayriſche Armee, ſtatt in der früheren Soll-Stärke von rund 93,000 Mann, nur 38,000 Mann beſaß, im April als Erſatz der Ausgedienten an Rekruten 11,000 Mann neu eingeſtellt wurden, die meiſtentheils in erſter Linie gleich an den Feind gebracht wurden, ſo muß jeder unparteiiſche und wohldenkende Beurtheiler geſtehen, daß das bayriſche Obercommando unter den ſchwierigſten militäriſchen und politiſchen Verhältniſſen die Waffenehre ſeiner Armee vollſtändig zu wahren und dadurch den Grundſtein zu deren künftigen glorreichen Leiſtungen zu legen gewußt hat. — Es iſt eine bekannte, namentlich ſpäter von den Franzoſen ſehr kultivirte Manie, das Kriegsunglück ſeiner Nation einzelnen Führern in die Schuhe zu ſchieben, als hinge nur von Einem das Geſchick der Nation ab. Gewiß kann ein

---

*) Unter Pranckh. S. 76 u. 77.

General en chef viel thun und noch mehr verſäumen, kann durch verblendete Führung eine Schlacht verlieren, aber ein ganzer unglückſeliger Krieg, eine Reihe von Niederlagen und Mißgeſchicken iſt doch niemals auf einen Einzelnen, iſt nicht auf einen beſtimmten General, nicht auf eine beſtimmte Truppe zurückzuführen, ſondern darauf: daß unter ſchiefen Verhältniſſen unbeſonnen und mit unzureichenden Mitteln ein Krieg überhaupt unternommen worden iſt!! Haben dieſelben Bayern, welche 1866 ſo unverantwortlich herumgehetzt worden ſind, nicht 1870 und 71 Mannesthaten unter meiſt denſelben Führern gethan, die unvergleichlich zu nennen geweſen ſind?! — Daß bei dieſer Art von Feldzug am Main unſer Ludwig von der Tann tief innerlichſt leiden mußte, er als Stabschef gewiß that, was menſchenmöglich war, das iſt ſicher; aber die Verhältniſſe, wie ſie einmal beſtanden, zu beſiegen, lag weder in ſeiner Kraft, noch in der ſeines Chefs, noch auch an dem Obercommando des 8. Corps. Dieſe Verhältniſſe waren aus der Corruption und Unnatur der vorhergegangenen politiſchen Situationen ſelbſt entſtanden, in welche die Schwarzenberg-Beuſtiſche Politik ſich nicht blos zu Preußen, ſondern zu ſich ſelber verſetzt hatte! 1866 ſollten die Säbel und Kanonen eben gut machen, was der famoſe Fürſtentag und die Frankfurter Mumienverſammlung verfahren hatte; das ging eben nicht mehr! Auch hinter der bloßen phyſiſchen Gewalt muß ein Ethos ſtehen, wenn ſie nicht im Pathos enden will; dieſen Gedanken zu ventiliren war 1866 aber vergeſſen worden!! —

Nachdem der Vormarſch der bayriſchen Armee in Linie Schweinfurt-Bayreuth beendet war, mußte es des Feldmarſchall Prinzen Carl von Bayern erſtes Augenmerk ſein, durch Thüringen hindurch der hannoverſchen Armee beizuſpringen, in deren Gebiet, wie man wußte, der Feind ſchon eingedrungen war und deren Bewegungen er im Norden bereits lähmte. Der Marſch über Schweinfurt-Fulda in Richtung Gotha ward angetreten! — Da eine Gewißheit über Standort und Marſchrichtung der Hannoveraner ſchlechterdings jedoch nicht zu erlangen war, alle Nachrichten über dieſelben ſich widerſprachen, alſo die bayriſche Bewegung als eine — ins Blaue gerichtete erſchien, ſo mußte ſie verzögert — endlich aber ſiſtirt werden. Am 24. Juni Abends ſtand die bayriſche Reſerve-Cavallerie bei Bayreuth und Hof, die 1. Infanterie-Diviſion bei Lichtenfels, die 2. bei Bamberg, die 3. bei Schweinfurt, die 4., als Avantgarde am weiteſten vorgeſchoben, bei Brückenau. — Und doch war die bayriſche Bewegung die richtige, wenn ſie ſich nur nicht hätte beirren laſſen, ſondern ſtramm nordöſtlich in Gewaltmärſchen durch Thüringen vorgegangen wäre, denn vom 25. bis 27. vollzog ſich das Schickſal der hannoverſchen Armee, am 28. war es zu ſpät. Vermöge der Unbeſtimmtheit ihrer Nachrichten konnten die vom 25. ab beginnenden Operationen jedoch nur taſtende ſein. Am 26. und 27. Juni war durch Conferenzen des Feldmarſchall Prinzen Carl von Bayern mit dem Commandeur des 8. Armeecorps Prinzen Alexander von Heſſen die Vereinigung beider Armeen in der Zeit vom 30. Juni bis 7. Juli als „Weſtdeutſche Bundes-Armee" beſchloſſen worden, und Prinz Carl hatte demgemäß den Beginn des bayriſchen Vormarſches gegen Fulda disponirt. Am 28. (wo König Georg V. capitulirte) traf aber von München wie Wien die Nachricht einer glücklichen Schlacht der Hannoveraner bei Langenſalza ein, wie daß ſich dieſelben noch acht Tage halten, die Bayern ihnen alſo zu Hülfe kommen könnten. Um dies zu bewirken, erfolgte am 29. der veränderte Vormarſch der Bayern, und ſo bewirkte das aus Mangel an Nachrichten anfängliche Zaudern und dieſer jetzt durch eine falſche Nachricht erzeugte Vormarſch, daß die bayriſche Armee den feindlichen Diviſionen von Manteuffel, Goeben und Beyer geradezu in den Wurf lief, nachdem es keine hannoverſche Armee mehr gab! Bereits am 30. Juni, als das bayriſche Hauptquartier nach Meiningen kam, traf bei ihm die Nachricht der Capitulation von Langenſalza ein und machte jede weitere Offenſivbewegung auf Gotha illuſoriſch. Das bayriſche Obercommando beſchloß nunmehr, ſeiner urſprünglichen Abſicht gemäß, ſich vor Allem mit dem 8. Armeecorps des Prinzen von Heſſen von Meiningen aus, mittels eines Linksabmarſches zu vereinigen und hatte dem Prinzen Alexander die Weiſung zugehen laſſen, dieſe Abſicht durch eine entgegenkommende Bewegung zu unterſtützen. Bei dieſem Linksabmarſch ward die bayriſche Armee, von den zweckloſen Märſchen durchs Gebirge bereits ſchon ſehr erſchöpft, von der preußiſchen Diviſion Goeben am 3. Juli bei Roosdorf, ihre Reſerve-Cavallerie am 4. Juli bei Hühnfeld durch die Diviſion Beyer, an letzterem Tage auch die 3. bayriſche Infanterie-Diviſion bei Jolla trotz tapferſter Gegenwehr genöthigt, zurückzugehen. Eine fernere Offenſive ohne Mitwirkung des 8. Armeecorps war den Bayern unmöglich, und ſie traten am 6. Juli den Rückmarſch nach der Saale an, während die preußiſche Armee des General Vogel von Falckenſtein ihre Operationen auf Fulda fortſetzte. — Prinz Alexander von Heſſen hatte mit ſeinem 8. Corps der Aufforderung des bayriſchen Obercommandos zu einer entgegenkommenden Bewegung inzwiſchen zwar Folge geleiſtet, als aber in der Nacht vom 5. zum 6. Juli die Nachricht einer totalen Niederlage der Armee Benedeck's bei Königgrätz einlief und daß bereits Waffenſtillſtands-Verhandlungen zwiſchen Preußen und Oeſterreich im Gange ſeien, trat derſelbe am 6. den Rückmarſch nach dem Main und Frankfurt an, deſſen Deckung er nun als Hauptaufgabe erachtete!! — Feldmarſchall Prinz Carl von Bayern erhielt von dieſem Rückmarſch des Prinzen Alexander am 7. früh zu Oſtheim Meldung, mißbilligte denſelben und ſendete dem 8. Armeecorps den Befehl zu, ſeine begonnene Operation wieder einzuſtellen. Als dieſer Befehl beim Prinzen Alexander aber am 8. früh eintraf, war der Rückmarſch ſeines Corps ſchon beendet, mit anderen Worten: die vom bayriſchen Obercommando gewünſchte Vereinigung des 8. mit dem 7. Armeecorps war nicht zu Stande gekommen! Die ſiegreichen Gefechte der Armee Vogel's von Falckenſtein bei Hammelburg und Kiſſingen, Frohnhofen und Aſchaffenburg und der Einzug der Preußen in Frankfurt a. M. am 16. Juli waren hiervon die Folge; hieran ſchloſſen ſich die unglücklichen Gefechte an der Tauber ſüdlich des Maines an, und erſt am 24. Juli gelang die mühevolle Vereinigung des 7. (bayriſchen) Armeecorps mit dem Corps des Prinzen von Heſſen und deren Concentration bei Würzburg, um dieſen Platz zu decken. Die

Beſchießung des Marienberges durch die Preußen am 27. Juli, deren Einmarſch in Würzburg und der Waffenſtillſtand am 2. Auguſt beendeten den Feldzug. Feldmarſchall Prinz Carl legte am 5. bereits das Obercommando der „Weſt-Armee“ nieder und Generallieutenant von der Tann übernahm am 29. Auguſt wieder das Generalcommando in München. Am 3. September wurde der Austauſch der Friedens-Ratificationen vollzogen. —

Die Erfahrungen des Jahres 1866 waren für Bayern und den Patrioten Ludwig von der Tann unendlich bittere geweſen! Welche Gemüthsbewegungen der Mann erduldet haben mochte, in deſſen Herzen ſein bayriſches Vaterland, aber nicht minder heiß und ſehnſuchtsvoll der deutſche Gedanke und eine aufrichtige Hochachtung für den Norden lebte, kann man nur an einem Factum ermeſſen, das uns von befreundeter Hand zugeht. Ludwig von der Tann war ſchon mit ſeinem 40. Jahre, gleich ſeinem Vater, ergraut; dies war eine Eigenthümlichkeit der Tann'ſchen Familie. Als unſer General aus dem Kriege 1866 zurückkam, waren ihm Haar und Bart ſchneeweiß geworden! — Aber ſein unerſchüttertes Vertrauen in die Kraft ſeiner Nation betrog ſich nicht. Der Eifer, mit welchem bereits der neue Kriegsminiſter Freiherr von Prankh im Auguſt die Reorganiſation der bayriſchen Armee angegriffen hatte, und die Energie, mit der ſie betrieben wurde, bewies, daß dieſe Erfahrungen goldene Früchte für Bayern getragen hatten, die Wiederkehr einer ſolchen Campagne fortan zu den Unmöglichkeiten gehöre. — Welche Wirkungen der Friede von Nicolsburg und Prag innerhalb Deutſchlands hatte und wie derſelbe die Kriegsluſt Frankreichs wachrief, iſt ebenſo erörtert worden, wie die politiſchen Ereigniſſe bis zum Jahre 1870. Betreffs Ludwigs von der Tann iſt zu bemerken, daß er 1867 ſeinen jungen Monarchen zur Induſtrie-Ausſtellung nach Paris begleitete, wahrſcheinlich weniger um dieſe, als die ſonderbare Phyſiognomie in Augenſchein zu nehmen, welche zu jener Zeit der Hof des Napoleoniden bot! — 1868 am 21 Mai genehmigte Ludwig die Vereinigung der Wappen der Familien von der Tann und von Rathſamhauſen in der von uns bereis geſchilderten Combination und daß Generallieutenant von der Tann ſowohl ſich, wie ſeine Brüder, Vettern und alle Nachkommen der älteren Speciallinie der Konradiſchen Hauptlinie fortan „Freiherren und Freiinnen von und zu der Tann und Rathſamhauſen“ nennen ſollten. Von dieſem Rechte, durch welches beide alten Geſchlechter entgültig ſich verbanden, machte unſer General thatſächlich aber keinen Gebrauch. Er begnügte ſich mit Erlangung deſſelben, nannte ſich aber nur von der Tann und führte nur ſein Wappen. Es widerſtrebte ihm nämlich, öffentlich Namen und Wappen des Geſchlechts ſeiner Mutter zu führen, ſo lange Elſaß, die Wiege deſſelben, noch franzöſiſch ſei! Damals ahnte er noch nicht, daß die Zeit nahe wäre, wo dieſer Grund zu ſeinem Verzichte fortfallen ſollte. — 1869 am 8. Januar wurde er zum General der Infanterie ernannt, nachdem er ſchon 1867 Inhaber des 11. Infanterie-Regiments geworden war. —

1870! — Der Krieg mit Frankreich war ſeit den zwei letzten Jahren als gewiß in Bayern ſo gut ſchon, wie in Preußen vorausgeſehen, die Armee auf das Trefflichſte gerüſtet worden. Wie kräftig und begeiſtert König Ludwig nach dem berühmten 15. Juli ſich für Preußen erklärte und die Mobiliſirung der Armee befahl, das iſt ein ewiger Denkſtein in der deutſchen Geſchichte. Und Tann?! — Nun, der Krieg vom Jahre 1870 iſt ihm eine Entſchädigung für 1866 geworden, der Tag zu Ems weckte in ſeiner Bruſt den jubelnden Trompetenſchrei zum Kampf für die deutſche Sache! Wohl hatte der deutſche Bruderkrieg vorzeitig das Haar ihm gebleicht, aber der Krieg gegen den galliſchen Feind umkleidete dafür ſein Haupt mit dem lichten Kranze deutſchen Feldherrnruhms! — —

Die königlich bayriſche Armee, welche als ein weſentlicher Theil der III. deutſchen (Süd-) Armee unter Oberbefehl des preußiſchen Kronprinzen operiren ſollte, beſtand aus dem 1. bayriſchen Armeecorps, zu deſſen Commandeur General Ludwig von der Tann ernannt, und aus dem 2. bayriſchen Armeecorps, das dem General Ritter von Hartmann untergeſtellt wurde. — Die ordre de bataille des 1. Corps anlangend, war des Generals von der Tann Stabschef Oberſtlieutenant Adolph von Heinleth, die

Direction der Feld-Artillerie hatte Generalmajor Ritter von Malaiſé, die Direction des Genieweſens Oberſtlieutenant Julius Riem. Außer vier Generalſtabs-Offizieren und zwei perſönlichen Adjutanten bildeten von der Tann's Stab noch drei Ordonnanzoffiziere, zwei Adjutanten zur Dispoſition der Artillerie- und Genie-Direction, ein Commandant des Stabsquartiers und ein Commandeur der Feld-Gendarmerie-Abtheilung. — Das 1. Armeecorps ſelbſt beſtand aus zwei Infanterie-Diviſionen und einer Corpsreſerve. Die 1. Diviſion, commandirt von Generallieutenant Baptiſt von Stephan, bereits bekannt aus dem vorigen Feldzuge, umfaßte zwei Infanterie-Brigaden, commandirt von den Generalmajoren von Dietl und von Orff, welche je zwei Regimenter, je ein Jäger-Bataillon, je eine Feldbatterie, die Diviſions-Artillerie-Abtheilung nebſt Genie-, Sanitäts- und Verpflegungs-Abtheilungen umſchloſſen. Die 2. Infanterie-Diviſion, commandirt von Generalmajor Ignaz Schumacher, hatte ebenfalls zwei Infanterie-Brigaden, von dem Generalmajor Rudolph von der Tann, Bruder des commandirenden Generals, und Oberſt Schuch befehligt, mit derſelben Eintheilung wie die 1. Diviſion. Die Corps-Reſerve hingegen beſtand aus der Küraſſier-Brigade des Generalmajor von Tauſch und einer Artillerie-Reſerve-Abtheilung unter Oberſt Heinrich Bronzekie, welche drei Feld-Artillerie-Diviſionen zählte. Außerdem war dem 1. bayriſchen Corps noch die nöthige Cavallerie u. ſ. w. zugetheilt. —

Mit ganz anderem Herzen, mit einer ſo lichten Begeiſterung zog Ludwig von der Tann, nunmehr 55 Jahre, in den Krieg, als ſie ein Mann nur hegen kann, der ſo lange und treu wie er am Ideale des deutſchen Einheitsgedankens gehangen, für unſeres Stammes Recht, Ehre und Unabhängigkeit geſtritten hatte. — Die Mobiliſirung des Corps*) und deſſen Eiſenbahn-Aufmarſch erfolgte in dem Zeitraume vom 17. Juli bis 1. Auguſt, wo deſſen Concentration bei Germersheim ſtattfand; General Freiherr von der

---

*) Unſere militäriſchen Angaben entlehnten wir dem Werke: „Das 1. bayriſche Armeecorps von der Tann im Kriege 1870/71, von Helbig. München 1872, bei Rudolf Oldenburg. D. B.

Tann traf mit ſeinem Stabe an letztgenanntem Tage zu Meckesheim ein. — Am 4. Auguſt hatte die bayriſche Armee den Vormarſch an die Lauter anzutreten, demzufolge rückte das 1. Corps in drei Colonnen in ein Bivouak weſtlich Langenkandel. Während des Marſches in der Nähe letzteren Orts dröhnte der erſte Kanonendonner aus der Gegend von Weißenburg herüber. Der Krieg hatte begonnen! — Alle Pulſe ſchlugen höher! „Deutſchland oder Frankreich obenauf!“ das war die gewaltige Frage, welche in allen Herzen widerhallte! Als am Nachmittage aber ein dem oberſten Armeecommando zugetheilter bayriſcher Stabsoffizier die Meldung von der Wegnahme Weißenburgs durch die 4. bayriſche Infanterie-Diviſion und die Erſtürmung des Geisberges durch das 5. Armeecorps brachte, da machten ſich die bewegten Herzen durch ein jauchzendes Hurrah Luft, der Glaube an die galliſche Unbezwinglichkeit war gebrochen! — Am Nachmittage des 5. Auguſt überſchritten die Truppen der bayriſchen Armee jubelnd die franzöſiſche Grenze und ſpät am Abend erſt rückte das Corps von der Tann, wie wir es der Kürze wegen öfter nennen werden, in die ihm angewieſene Stellung zu Ingolsheim, zwei Meilen nordöſtlich von Wörth, ein. Die Stellung deſſelben innerhalb der Formation der III. deutſchen Armee war zur Zeit ſo, daß es die Arrièregarde bildete, links das Corps Werder (Würtemberger und Badenſer), rechts das etwas vorgezogene 2. bayriſche Corps Hartmann, als Avantgarde aber rechts vorwärts das 5., links das 11. preußiſche Armeecorps, vor ſich direct dagegen in Richtung Sulz die 4. Cavallerie-Diviſion hatte. — Am Tage war drückendſte Hitze geweſen, am Abend goß es in Strömen, die Truppen waren ſtark erſchöpft. Zufolge der vom Kronprinzen von Preußen an demſelben Abend gegebenen Dispoſitionen war am 6. keine Offenſive deutſcherſeits, ſondern nur eine Aufſtellung beabſichtigt, die für den 7. einen formidabeln Angriff ermöglichte. Unterdeſſen hatte Mac-Mahon aber ſeine „unangreifbare“ Defenſivſtellung bei Wörth genommen. — Wie ſie ihm ausſchlug, iſt bereits geſchildert; uns liegt nur hier ob, den Antheil des Corps von der Tann an den Lorbeern des 6. Auguſt nachzuweiſen.

So formidabel die Poſition Mac-Mahon's war, ſo hatte ſie doch zwei bemerkenswerthe Nachtheile. Dieſelbe geſtattete, der ſumpfigen Sauer und der Terrainüberhöhung wegen, dem Marſchall erſtens nicht, in der Fronte aus der Defenſive in einen Angriff überzugehen, ferner hatten ſeine Flanken keinen Stützpunkt. Dieſe Nachtheile erkannte das deutſche Obercommando ſogleich. Sein Plan war, den Gegner in der Fronte feſtzuhalten und deſſen Flanken zu umgreifen. Erſtere ſchwierige Aufgabe in der Fronte fiel dem 5. preußiſchen Armeecorps des General von Kirchbach zu, die nördliche Umgreifung über Langenſulzbach auf Froſchweiler der bayriſchen Armee, insbeſondere der 1. bayriſchen Diviſion vom Corps von der Tann, während gegen die rechte feindliche Flanke über Gunſtedt auf Elſaßhauſen, alſo in ſüdweſtlichem Bogen, das 11. preußiſche Corps und die würtembergiſche Diviſion zu operiren hatten. Zu Ingolsheim waren am Abend des 5. die Dispoſitionen für das Corps von der Tann ausgefertigt worden, obwohl ein ernſter Zuſammenſtoß noch nicht vorausgeſetzt war. Die 2. bayriſche Infanterie-Brigade (Generalmajor von Orff) der 1. Diviſion des General von Stephan ſollte als Avantgarde 6 Uhr früh mit dem 3. Chevauxlegers-Regiment von Ingolsheim nach Lampertsloch aufbrechen und zwiſchen Mattſtall und Görsdorf längs des Sauerbachs dergeſtalt Vorpoſtenſtellung einnehmen, daß ſie ſich links mit dem 5. preußiſchen, rechts mit dem 2. bayriſchen Corps flankirte. — Am 6. Auguſt früh 8 Uhr wollte General von der Tann eben von Ingolsheim abreiten, als von der Avantgarde gemeldet wurde, daß in weſtlicher Richtung Kanonendonner hörbar ſei. Der General ritt an der Spitze der 2. Infanterie-Diviſion gegen Lobſam ab. — Als Generalmajor von Orff mit ſeiner Avantgarde (2. Brigade), bei Memelshofen eingetroffen, Geſchützfeuer hörte, ſendete er die vorerwähnte Meldung an General von der Tann und concentrirte ſeine ganze Brigade bei Lampertsloch in Geſammtſtärke von circa 5000 Mann bald nach 10 Uhr. Das Geſchützfeuer in Richtung Froſchweiler wurde immer heftiger, doch das Terrain erlaubte noch keine Ueberſicht. Generallieutenant von Stephan, Commandeur der 1. Diviſion, bei der 2. Brigade eingetroffen, faßte den Entſchluß, noch ehe weitere Weiſungen eingegangen waren, auf eigene Verantwortung die 1. Brigade (Generalmajor Dietl) heranzuziehen, mit ſeiner ganzen Diviſion gegen das Gefechtsfeld vorzurücken und den linken feindlichen Flügel anzugreifen. Dieſen Entſchluß erfuhr General von der Tann, als er bei Lobſam eintraf und gab Befehl, daß die 2. Infanterie-Diviſion (Generalmajor Schumacher) ihren Marſch beſchleunigen, die Artillerie-Reſerve und Küraſſier-Brigade aber ſo raſch wie möglich heranrücken ſollten und eilte auf das Gefechtsfeld, wo er 12¾ Uhr auf der von Görsdorf ſüdlichen Höhe bei der 2. Brigade eintraf. — Der Kampf tobte hauptſächlich auf dem rechten feindlichen Flügel bei Elſaßhauſen, das in Flammen aufgegangen war. Auch die Kirche des gegenüberliegenden Froſchweiler brannte und dort fand zwiſchen preußiſchen Plänklern und dem in den dortigen Wein- und Hopfenpflanzungen feſtgeſetzten Feinde ein lebhaftes Feuergefecht ſtatt. Den Batterien des 5. preußiſchen Corps und der 1. bayriſchen Infanterie-Diviſion antwortete der Feind noch kräftig, auf dem linken feindlichen Flügel indeß, der ſich an ein Gehölz des Sulzbachs lehnte, welcher bei Wörth in die Sauer mündet, hörte man nur in Richtung Langenſulzbachs ſchwaches Gewehrfeuer. Zwiſchen Sulzbach und Sauer ſchob ſich ein bewaldeter Höhenrücken vor, welcher nun zum Angriffspunkt der 1. bayriſchen Diviſion gegen Froſchweiler auserſehen wurde; vom 2. bayriſchen Corps (Hartmann) hatte man noch keine Nachricht.

General von der Tann ritt zum 5. Corps des General von Kirchbach, der auf der öſtlichen Höhe von Wörth die blutig-harte Arbeit leitete. Von hier aus gewahrte er die Fortſchritte des 11. preußiſchen Corps gegen Elſaßhauſen. In dieſer Zeit traf der Befehl des Armeecommandos ein: „Alles ſofort vorrücken!" Tann ſendete der 2. Diviſion Befehl, ihr Herankommen mit allen Kräften zu beſchleunigen, an Generalmajor Orff aber die Weiſung, nunmehr vorzurücken. Die 2. Brigade zog ſich etwas rechts nördlich, um gedeckt den Sauerbach auf Rothſtegen zu paſſiren und vollzog gegen 3 Uhr die Umgehung des Gegners. Der 1. Diviſion (von Stephan) ertheilte nun von der Tann den Befehl, mit allen ihren Truppen den linken feindlichen Flügel anzugreifen und daß General Orff behufs der Umgreifung entſprechend auszuholen habe. Zwei Bataillone des 4. Poſener Infanterie-Regiments Nr. 59, welche bisher den rechten Flügel des Corps Kirchbach gedeckt hatten, ſtellten ſich ferner beim allgemeinen Angriff dem General von der Tann zur Verfügung. — Bald nach 3 Uhr begann der erbitterte, höchſt hartnäckige Kampf um den Beſitz der Froſchweiler Höhen. Der ganze Waldkegel, auf welchem das zu erringende Froſchweiler lag, ward von Norden und Oſten durch die Truppen umklammert, aber erſt als ſich die Umgehung der rechten Flügelbataillone dem Feinde fühlbar machte, erreichten die Bayern den Höhenrand und behaupteten ſich dort! — Die eigentliche Gefechtsleitung ging bald verloren, die Abtheilungen ſchoben ſich in und neben einander, wie gerade die Kampfeslage gebot. Das Streben aber durchglühte Alle, die Höhe des feindlichen Plateaus zu erreichen! — Der Feind focht mit ausgezeichneter Bravour und Zähigkeit, er hatte ſeine Elitetruppen: Zuaven, Turkos und Jäger hier engagirt. Es war eine heiße und glänzende Probe perſönlicher Tapferkeit, welche Mann an Mann die bayriſchen Truppen hier gaben. Generallieutenant von Stephan führte perſönlich die an manchen Punkten eingeſchüchterten Leute wieder vor, riß durch ſein Beiſpiel Alle mit und die einzelnen kritiſchen Vorſtöße des Feindes beſiegten die Offiziere aller Grade durch perſönliche Aufopferung. Während der Kampf ſo im Walde der Froſchweiler-Höhe wogte, drängte Generalmajor von Orff mit ſeinem rechten Flügelbataillon in der für den Ausgang des Kampfes entſcheidenden Richtung vor, links von ihm ſchloſſen ſich alle übrigen bayriſchen Bataillone mit Hurrah an. Froſchweiler ward geſtürmt und genommen! Mit den Bayern gleichzeitig drangen die Preußen von Oſten und Süden auch in den Ort ein, der hartnäckige Widerſtand des Feindes verwandelte ſich in regelloſe Flucht! Das 3. bayriſche Chevauxlegers-Regiment erhielt jetzt Befehl, den Feind zu verfolgen. — Von der Tann traf in Froſchweiler kurz nach Eindringen der Preußen und Bayern ein und es war ſchwierig, die verſchiedenen in einander verflochtenen deutſchen Truppenkörper auseinander zu wickeln, um ſie zur Verfolgung zu verwenden, auch waren ſämmtliche Leute völlig erſchöpft. — General von der Tann ritt noch nach Reichshofen, um die Verfolgung möglichſt zu betreiben und kehrte um Mitternacht nach Froſchweiler zurück, wo er Quartier bezog; die erſten Verluſte ſeines Corps (reſp. der 1. Diviſion) betrugen 37 Offiziere und 716 Mann. —

Die erſte große Schlacht auf franzöſiſchem Boden war gewonnen, es galt den Marſch nach Chalons ins Herz des Gegners. Elſaß war Deutſchland wiedergewonnen! — Was in Ludwig von der Tann's Seele vorging, welches Hochgefühl ſein Herz ſchwellte, beweist, daß er von nun an auch ein Elſaſſer ſein wollte, ſich fortan von der Tann und **Rathſamhauſen** nannte und ſchrieb. Jetzt erſt war ihm das Recht, den Geſchlechtsnamen ſeiner Mutter öffentlich mit dem ſeinen zu verbinden, eine wahrhafte Freude, eine Genugthuung für ſeine patriotiſche Seele!! — Am 8. Auguſt begann der Vormarſch durch die dunkeln Vogeſen. Dem 1. bayriſchen Corps (von der Tann) war das Zinsweiler Thal zu ihrer Ueberſchreitung angewieſen. Rechts nördlich marſchirte das 2. Corps (Hartmann), ſüdlich links die würtembergiſche Diviſion. Am 9. Mittags war das Gebirge überſchritten, die galliſche Ebene lag vor ihnen! — Das 1. Corps bivouakirte bei Enchenberg, das 2. bei Lemberg; mit der II. Armee des Prinzen Friedrich Carl (dem 4. Armeecorps) war in Rahling Verbindung gefunden worden. —

Nähere Details des Vormarſches auf Chalons vom 8. bis 25. Auguſt übergehen wir, der Feind bewerkſtelligte ſo eilig ſeine Flucht, daß man keine Fühlung mehr mit ihm gewann. — Von der (II.) deutſchen Hauptarmee traf am 15. Auguſt die Nachricht eines Sieges des General Steinmetz öſtlich Metz ein. Am folgenden Tage hielt das Corps von der Tann in der Umgegend von Einweiler (Ingwiller) ſeinen erſten Raſttag ſeit Beginn der Operationen, am 17. kam es an die Meurthe, überſchritt am 18. die Moſel und cantonnirte um Mezières. Da die Entſcheidung vor Metz an dieſem Tage bevorſtand, war Anſtalt getroffen worden, je nach Umſtänden die III. kronprinzliche Armee an die II. und I. heranzuziehen. Ein ſolcher Befehl traf indeß nicht ein. Der Marſch an die Maas erfolgte, welche das 1. bayriſche Corps am 20. überſchritt und bei Void cantonnirte. — Inzwiſchen war Bazaine nach Metz hineingeworfen worden. Die Feſte wurde nunmehr von Prinz Friedrich Carl belagert, das preußiſche 4. und Gardecorps mit dem 12. ſächſiſchen, unter dem Kronprinzen von Sachſen vereint, ſollte fortan mit der III. Armee gegen Chalons-Paris vorrücken. — Dieſer Vormarſch fand am 23. derartig ſtatt, daß das 1. bayriſche Corps (Tann) hinter dem 2. (Hartmann) marſchirte und am 25. zwiſchen Bar-le-Duc und Ravigny-aux-Baches anlangte; in Bar-le-Duc inſpicirte König Wilhelm zum erſten Male das Tann'ſche Corps. —

In der Nacht vom 25. zum 26. Auguſt kam direct von General von Moltke aus dem oberſten Hauptquartier der Befehl: „Das Corps tritt den für morgen befohlenen Marſch nicht an, kocht zeitig ab und erwartet weitere Befehle." — Das war das Vorſpiel des denkwürdigen Rechtsabmarſches! — Schon am 24. hatte gerüchtweiſe verlautet, daß man die Armee Mac-Mahon's in Chalons gar nicht antreffen werde. Der kühne Eifer der eclairirenden preußiſchen Cavallerie, die franzöſiſche Schwatzhaftigkeit und gewiſſe andere Anzeichen ließen das deutſche Hauptquartier die „idée sublime" Palikao's und der Regentſchaft erkennen! — Am 26. Mittags wurde vom großen Hauptquartier Befehl gegeben: „die Armee-Abtheilung des Kronprinzen von Sachſen, wie das 1. und 2. bayriſche Corps hätten ſich noch heute nördlich in Bewegung zu ſetzen, da Mac-Mahon ſich gegen Vouziers zu concentriren ſcheine, das Corps von der Tann habe noch heute Erize-la-Petite zu erreichen." — Die bisherigen weitläufigen Cantonnirungs-Rayons des Corps erſchwerten die Concentrirung ſehr und das nördliche Vorrücken wurde zu einem ſehr anſtrengenden Nachtmarſch. Die 1. Diviſion deſſelben cantonnirte in Condé-en-Barrois, Marats-la-Grande und Bembercourt. Von der Tann hatte Nachmittags Bar-le-Duc verlaſſen und traf Abends in Erize-la-Petite ein. Am 27., 3 Uhr Morgens, erreichte von Clermont aus das 1. bayriſche Corps die Ordre: „Vormittags 11 Uhr nach dem Abkochen bis

Rixéville zu gehen und ſich gegen Verdun zu ſichern.“ — Der Weg betrug circa ſieben Stunden, und das Eintreffen des Corps verzögerte ſich durch das ſchlechte Wetter ſo, daß deſſen letzte Truppen erſt 3 Uhr Morgens am 28. in ihr Bivouak kamen. General von der Tann, der ſich bei der Avantgarde befand, nahm in Rixéville Quartier; das in der Nähe gelegene Verdun verhielt ſich ruhig. — In derſelben Nacht noch traf Befehl ein: „am 28. über Neuilly nach Varennes zu rücken“; dies geſchah unter ſtrömendem Regen auf durchweichten Wegen. Die Ueberzeugung drängte ſich bereits jedem Offizier auf, daß die Abſicht Mac-Mahon's, das deutſche Heer öſtlich über Dun und Stenay zu umgehen, ohne Entſcheidungskampf nun nicht mehr ausführbar ſei! Am 29., Morgens 1 Uhr, erhielt vom großen Hauptquartier der General die Ordre: „daß der weitere Marſch nicht, wie angeordnet, auf Grand-Pré mehr zu machen wäre, ſondern das 1. bayriſche Corps früh 5 Uhr über Fléville nach Sommerance rücke und dort hinter dem bei Landres befindlichen linken Flügel des Kronprinzen von Sachſen Reſerveſtellung nehme. Dagegen hatte das 5. preußiſche Corps über Grand-Pré, das 2. bayriſche über Cernay heranzurücken. — Gegen 9 Uhr Vormittags erreichte die 2. Diviſion des Corps von der Tann das Plateau nördlich Sommerance, aber weder in Landres noch St. Georges fanden ſich Abtheilungen des ſächſiſchen Kronprinzen vor. Chevauxlegers-Patrouillen wurden beordert, mit demſelben Verbindung zu ſuchen, auch ließ der General die Gegend recognosciren. In großer Entfernung ſah man weſtwärts gegen Buzancy preußiſche Colonnen marſchiren, aber kein Kanonenſchuß ward gehört. — Die Ueberzeugung begann im bayriſchen Generalſtabe Platz zu greifen, daß Mac-Mahon ſeine Marſchrichtung abermals verändert haben müſſe und weſtwärts ausweichen wolle. Während General von der Tann befahl, daß die 2. Infanterie-Diviſion an Ort und Stelle abkoche, ritt er mit ſeinem Stabe nach Sommerance. Da traf von der 1. Diviſion ſeines Corps die Meldung ein, daß der ihre Colonne paſſirende Generalſtabschef der Armee von Moltke ihr directen Befehl gegeben habe, nicht mehr nach Sommerance, ſondern nach St. Juvin zu marſchiren und dort zu bivouakiren, da andern Tags vorausſichtlich die Operationen in weſtlicher Richtung fortgeſetzt würden! — Demzufolge bivouakirte die 2. Diviſion des Corps von der Tann zu Sommerance, beſetzte Landres und St. Georges mit je einem Bataillon und fand durch Patrouillen des 4. Chevauxlegers-Regiments über Sivry-le-Buzancy mit dem preußiſchen Gardecorps Verbindung, das bei Buzancy ſelbſt ſtand. Die 1. Diviſion des Corps Tann indeß bezog St. Juvin, in deſſen Nähe die Artillerie-Reſerve, die Küraſſier-Brigade aber bei Fléville Bivouak. Die Nacht vom 29. auf den 30. Auguſt verging ruhig; man erwartete Marſchbefehl auf Grand-Pré und Bouziers. —

Wir wiſſen aus früheren Schilderungen, daß Mac-Mahon von Chalons erſt eine große Bogenbewegung öſtlich gemacht, dieſelbe dann aber wieder mit einer weſtlichen Bewegung vertauſcht hatte und ſich nun in Richtung Beaumont befand, Kronprinz Albert von Sachſen aber den Beſchluß gefaßt hatte, den feindlichen Verſuch einer weſtlichen Ausweichung zu hindern. — Am 30. Auguſt, früh 4 Uhr, traf bei General von der Tann die Dispoſition ein, gemäß welcher König Wilhelm den Angriff befahl. Das 1. bayriſche Corps (Tann) hatte über Buzancy nach Sommauthe den Angriff längs der großen Straße nach Beaumont auszuführen, die Armee-Abtheilung des Kronprinzen Albert aber öſtlich dieſer Straße in gleicher Richtung, alſo in der rechten Flanke des Tann'ſchen Corps. Das 2. bayriſche Corps (Hartmann) hatte ſich als Reſerve hinter das erſte zu ſetzen, die anderen deutſchen Corps aber ebenmäßig links den Bayern ſich anzuſchließen. Die 2. Diviſion des 1. bayriſchen Corps hatte den Vormarſch, und bei ihrer Avantgarde, beſtehend aus der 4. Infanterie-Brigade des Generalmajor Rudolph von der Tann (zweiter Bruder des Generals), dem 7. Jäger-Bataillon, ſieben Batterien und dem 4. Chevauxlegers-Regiment, befand ſich General von der Tann mit ſeinem Stabe ſelbſt. — Um 5½ Uhr Morgens ward der Vormarſch in angegebener Richtung bewirkt. Nachdem die 2. Diviſion bei Bar kurze Raſt gehalten hatte, erhielt ihre Avantgarde Befehl, gegen Sommauthe vorrückend, rechts mit dem 4. preußiſchen Armeecorps, links über Pièrremont mit dem 5. Armeecorps in Verbindung zu treten. Um 12 Uhr Mittags traf von der Spitze der Avantgarde in Sommauthe die Nachricht ein, daß bei Beaumont vier feindliche Lager in Sicht ſeien! General von der Tann, zur Zeit beim Gros der Avantgarde, eilte an deren Spitze. Im feindlichen Lager ſchien völlige Ahnungsloſigkeit zu herrſchen! — Während des Vormarſches der Avantgarde brach plötzlich aus weſtlicher Richtung von Pièrremont und Stone und, wie auf dies Zeichen, auch öſtlich unten im Thal gegen das feindliche Lager gewaltiges Gewehr- und Geſchützfeuer los; das 4. preußiſche Corps war ebenſo wie das 1. bayriſche Corps unentdeckt und unaufgehalten gegen die franzöſiſchen Bivouaks herangekommen. Die beiden Batterien der bayriſchen Avantgarde eilten nun im Galopp an den nördlichen Waldausgang, poſtirten ſich auf der Höhe links der Straße und um 1 Uhr beſchoſſen ſie das weſtlich Beaumont befindliche franzöſiſche Lager mit Granaten. Der Feind war in grenzenloſer Verwirrung! Abtheilungen, die ſich raſch bildeten, floſſen ebenſo ſchnell wieder auseinander. Nur die franzöſiſche Artillerie hielt Stand, wurde von ſeiner Infanterie aber im Stich gelaſſen! Momentan ſchien die Niederlage des Feindes vollſtändig, aber auf den nördlichen Höhen Beaumonts ſchien er ſich feſtſetzen zu wollen. — Unterdeſſen war für die bei Beaumont fechtenden Bayern ein kurzer Augenblick der Kriſis eingetreten. Der Feind machte auf die linke Flanke der 4. Brigade mit ſtarken Abtheilungen einen Seitenſtoß und brachte namentlich dem tapfern 3. Bataillon des 10. Regiments ſchwere Verluſte bei, als in ſchleunigſtem Marſche das 1. bayriſche Jäger-Bataillon eintraf, mit der vierpfündigen Batterie Schropp auf Warniforêt in die Offenſive überging und den Feind warf. Bald darauf traf auch die Spitze der 1. Infanterie-Diviſion (von Stephan) ein und da General von der Tann gleich bei Beginn der Schlacht mit ſeinem Corps einen Druck gegen den rechten feindlichen Flügel auszuführen hatte, um deſſen weſtliche Ausweichung zu hindern, ſo gab er der 1. Diviſion in dieſem Sinne Befehle. Zugleich traf ein bayriſcher Generalſtabsoffizier vom Hauptquartier der III. Armee mit dem Befehl ein, das 1. Corps ſolle in thunlichſter Stärke gegen La Beſace vorgehen. Dorthin wurde die Diviſion Stephan ſofort dirigirt. — Unten bei Beaumont kämpften die Truppen der 2. bayriſchen Diviſion ſehr heftig und hatten hierbei ihre Front gegen Weſten gekehrt. General von der Tann drängte die Diviſion Stephan zu möglichſter Eile, und als dieſelbe 2½ Uhr in der bezeichneten Richtung in den Wald rückte, ritt der General gegen La Thibaudine. Dort angekommen, ſah er, daß die 2. Diviſion bereits in die Offenſive übergegangen war! — Vom 4. preußiſchen Armeecorps traf bei Tann jetzt die Aufforderung ein, daſſelbe bei ſeinem weitern Vorgehen gegen Villers-devant-Mouzon zu unterſtützen. Da das Obercommando befohlen hatte, gegen La Beſace vorzudringen, ſo konnte dieſem Wunſche von Tann inſofern nur entſprochen werden, als er die um Thibaudine noch vorhandenen Truppen ſeiner 2. Diviſion zur Verfügung ſtellte. Sie rückten im weiteren Verlaufe des Gefechts am linken Flügel des 4. preußiſchen Corps über Yoncq bis in die Höhe von Pourron. Nach Warniforêt nun reitend, fand Tann den Feind vor den dort kämpfenden ſieben Bataillonen der 2. Diviſion, welche zwei Batterien und zwei Schwadronen unterſtützten, in vollendeter Auflöſung. Um 4 Uhr begann die Spitze der 1. Diviſion dagegen aus dem Walde von Warniforêt auf Beſace zu debouchiren, um 5 Uhr rückte ſie gegen Beaucourt vor, und da der Feind keinen ernſtlichen Widerſtand mehr leiſtete, ward der Ort in Beſitz genommen! Dorthin verlegte General von der Tann auch ſein Quartier. — Die Theilnahme des 1. bayriſchen Corps an der Beaumont-Schlacht war eine glänzende und erfolgreiche, ſie war aber auch — obwohl das paradox klingt — eine „luſtige“ geweſen. Die herrliche Gegend, das prachtvolle Wetter, dieſes geradezu burleske Ueberraſchen des Feindes in ſeinen kaum bezogenen Lagern hatte die Truppen in förmlichem Humor vorwärts getrieben. —

Der Feind war in Richtung Carignan-Sedan retirirt. Um denſelben gegen die belgiſche Grenze zu drängen und ihn außer Action zu bringen, war es nöthig, die Maas zu überſchreiten und ſich mit der Armee-Abtheilung des Kronprinzen von Sachſen zu vereinigen. Von der Tann ließ am 31. Auguſt die bei Sommauthe parkirende Brücken-Equipage der 3. Feld-Genie-Compagnie zu dieſem Zwecke nach Remilly aufbrechen. Morgens 6½ Uhr war aus dem Hauptquartier der III. Armee von St. Pièrremont der desfallſige Operationsplan für dieſen Tag eingetroffen, welchem zufolge das 1. bayriſche Corps bei Raucourt Stellung zu nehmen hatte. Die Avantgarde (1. Brigade des Generalmajor Dietl) rückte bald nach 8 Uhr von letzterem Orte ab, bei ihr befand ſich von der Tann. Um 9¾ Uhr erhielt er Meldung: große feindliche Colonnen rückten auf dem rechten Maas-Ufer gegen Sedan, gleichzeitig hörte man Geſchützfeuer gegen Remilly. Tann ritt ſofort durch Angercourt öſtlich auf die Höhe der Straße, von wo die Situation völlig eingeſehen werden konnte. Ihm gegenüber auf der von Douzy gegen Bazeilles und weiter nach Sedan laufenden Straße waren bedeutende in weſtlicher Richtung marſchirende franzöſiſche Truppenmaſſen zu erkennen, ebenſo bei Bazeilles und nördlich dieſes Orts; im Maasthale ſüdlich der Straße aber ließ der Feind mehrere Batterien ein wohlgerichtetes Feuer gegen die diesſeitige Artillerie unterhalten. Die Avantgarde (1. Brigade) hatte indeß ihren Aufmarſch vollendet. Um 11 Uhr waren zehn Batterien in günſtige Poſition gebracht worden und beſchoſſen theils Bazeilles wie den dortigen Bahnhof, theils die noch immer von Douzy gegen dieſen Ort debouchirende franzöſiſche Infanterie, welche in äußerſter Haſt aus dem Geſchützbereich retirirte. Gegen 12 Uhr bemerkte man, daß der Feind Anſtalt mache, die noch vollſtändige Eiſenbahnbrücke bei Bazeilles zu ſprengen. Um dieſe für den ſpäteren etwaigen Uebergang deutſcher Truppen zu erhalten, ward dem 4. Jäger-Bataillon Befehl gegeben, vorzugehen. Dasſelbe, die 3. Compagnie unter Hauptmann von Slevogt voraus, drang vor! Vier Schützenzüge des 9. Jäger-Bataillons, gefolgt von zwei Compagnien unter Führung des Stabshauptmanns Reiter, kletterten die ſteile Höhe hinab, trafen mit dem 4. Jäger-Bataillon an der Eiſenbahnbrücke zuſammen und ſtürmten ſie. Hierbei ward raſch der vorgefundene Pulvervorrath in die Maas geworfen, ein Leitungsdraht zerſtört und nun, einmal im Vorwärtsdringen und ohne höhere Leitung, ließen die braven Jäger ſich nicht mehr halten!

Sie ſetzten ſich am Eiſenbahndamm, nach Ueberſchreitung der Brücke,
feſt, zwangen durch ein heftiges Feuer ein gegen die Brücke an-
rückendes Bataillon zu ſofortiger Umkehr und drangen, ihre Offi-
ziere an der Spitze, todesverachtend direct gegen Bazeilles vor.
Die Offiziere der 3. Compagnie (4. Jäger-Bataillon) fielen
ſämmtlich, aber die Jäger blieben im Vorgehen und drangen
wüthend in Bazeilles ſelbſt ein, die drei übrigen Compagnien des
4. Bataillons und noch weitere drei Züge des 9. Jäger-Bataillons
rückten noch in den Ort nach. Auch auf andere Jäger-Abtheilungen
wirkte dieſer verwegene Handſtreich anſteckend, ſie gingen ohne
Befehl vor! Nahezu zwei Stunden hielten ſich die braven Jäger
unter unaufhörlichem Feuer an der Nordumfaſſungsmauer von
Bazeilles, konnten ſelbſtredend aber in dieſem, von Stein erbauten,
von drei Seiten durch terraſſenförmige Höhen umgebenen Orte
nicht weiter vorwärts bringen. General von der Tann, im höchſten
Grade erzürnt über dieſes wackere, aber zwecklose Gefecht ſeiner
Jäger, gab den ſtrengſten Befehl zum Rückzuge derſelben auf das
linke Maas-Ufer unter Feſthaltung der Eiſenbahnbrücke. Eine
Offenſive ohne Eingreifen des Corps des Kronprinzen von Sachſen
wäre geradezu fehlerhaft geweſen! Es galt, den Feind um
jeden Preis feſtzuhalten, doch nichts mehr, da man ja be-
ſtimmt wußte, daß er nun umfaßt werden ſollte, alle betref-
fenden Corps hierzu im Anmarſche waren und eine ſelbſt mißliche
Situation mit jeder Stunde ſich ja beſſern mußte. —

Geht der Leſer die, von uns in mehrfacher Art gegebene
Schilderung des Aufmarſches behufs Sedans Umſchließung durch
und wirft einen Blick auf die Karte, ſo kann die Bemerkung ſich
ihm nicht verſchließen, daß das bayriſche Corps, Bazeilles gegen-
über in ſüdöſtlichſter Stellung auf dem gewaltigen Kriegstheater
des 1. September, der feſte **Angelpunkt** der ganzen operativen
Bewegung der deutſchen Armeen war, von der aus ſie öſtlich
wie weſtlich concentriſch ſich um Sedan zu ſchließen hatte. **Half**
von der Tann nun ſeinen Jägern, ließ er ſich an dieſem wichtigſten
Punkte in ein Engagement ein und wurden dadurch ſeine übrigen
Truppen in die Affaire mit hinein gezogen, dann lag franzöſiſcher-

ſeits eine Zerreißung der deutſchen Truppenkette, der wirkliche **Durchbruch** Mac-Mahon's ſehr nahe, welchen er einen Tag ſpäter bekanntlich nutzlos verſuchte und dadurch auch ſeine letzte Rettung unmöglich machte. Zum Glück gelang es den braven Jägern, ſich von Bazeilles loszuwickeln und zurückzuziehen, nur von ſchwachem Feuer noch beläſtigt. 9 Offiziere und 136 Mann, ausſchließlich dem 4. und 9. Jäger-Bataillon gehörig, hatten bei dieſem tollen Strauße ſich geopfert! Das war das ſogenannte Gefecht bei Remilly-ſur-Meuſe. — General von der Tann beſichtigte noch die Pontonbrücke und ritt über Allicourt zu der nunmehr ſehr ſtarken Artillerieſtellung ſeines linken Flügels; die bayriſche Artillerie: „fut écrasée par un violent feu portant des hauteurs de la rive gauche de la Meuse!“ — Unſer General nahm ſein Quartier in Angecourt. Vielfach wurde in ſeinem Stabe die Befürchtung laut, der Feind könne in der Nacht den Rückzug antreten. Zwei Stunden ſpäter machte das Eintreffen des ganzen 1. Corps aber, daß der Feind ſich wirklich feſthalten ließ, bis die Falle zu war!! —

Die Schlacht von Sedan am 1. September iſt in ihren allgemeinen, großartigen Zügen früher geſchildert worden. Es kann ſich hier nur um allgemeine Darſtellungen des 1. bayriſchen Corps und die beſondere Wirkſamkeit unſeres Generals handeln. — Die ihm für dieſen denkwürdigſten aller Kriegstage vom preußiſchen Kronprinzen am 1. September früh 1 Uhr überſendete Dispoſition war: „Das 1. Corps bleibt in ſeiner Stellung bei Remilly und greift nach Maßgabe des Vorrückens der Armee des Kronprinzen von Sachſen in die Schlacht ein!“ — Die mündliche Weiſung war dem Befehl noch beigefügt: daß Tann es überlaſſen bleibe, auch **früher** anzugreifen, wenn dadurch der Feind in ſeiner Stellung feſtgehalten würde. — Auf das Corps des ſächſiſchen Kronprinzen nun zu warten, war unmöglich! General von der Tann ſchritt ſofort zum Angriff, noch ehe des Kronprinzen Albert Truppen heran waren. Schon vorigen Abend war nämlich der Abmarſch des Feindes ſchon befürchtet worden, er gewann mit jeder verfließenden Stunde ſicherere Wahrſcheinlichkeit.

Vor 5 Uhr Morgens aber konnten die aus dem Winkel von Bazeilles abziehenden (alſo die letzten) franzöſiſchen Truppen ſchon die nord-weſtliche Linie Iges-Fleigneux erreicht haben, bis dahin Kronprinz Albert aber bereits unmöglich eingetroffen ſein! Den Feind bei Bazeilles im Südoſten feſthalten, verwickeln, hieß ſoviel, als ſeine weſtliche Bewegung hemmen, verzögern. An dieſem Entſchluſſe eines **vorzeitigen Ueberfalls** der Franzoſen hing das Schickſal des Tages, und es iſt von der Tann's unleugbares Verdienſt, die **Möglichkeit herbeigeführt** zu haben, daß die Sedanſchlacht überhaupt geſchlagen wurde und bereits in ihrem Anfange der Keim ihres wunderbaren Ausganges lag!! Daß Kronprinz Albert in ſehr richtigem Erkennen dieſes Gedankens, ſich alsbald dem bayriſchen Angriff oſtwärts anſchloß und ſo die preußiſchen Offenſivſtöße ſucceſſive vom Süden über den Oſten im Bogen bis Nordweſten auf einander folgten, bildete nur die perfecte Conſequenz von Tann's Entſchluß! — Tann hätte einen artilleriſtiſchen Angriff machen können, aber erſtlich war es um 4 Uhr Morgens noch zu dunkel, alſo die Feuerwirkung keine gewiſſe, wenn der Feind aber abziehen wollte, ſo verrieth ja die Kanonade ihm gerade die Abſicht der Deutſchen, ihn feſtzuhalten. Er hätte alſo Bazeilles doch erſt recht ſchleunigſt geräumt und dem Gegner das Vergnügen gelaſſen, das leere Neſt in Brand zu ſchießen. Im Gegentheil, überfallen mit der blanken Waffe in der Hand mußten die Franzoſen, ihnen auf den Leib gegangen, ſie durch das Getümmel, die Verwirrung des Gefechts an den Ort gekettet werden. — Die Formation des 1. bayriſchen Corps blieb wie in den beiden vorigen Tagen. — Ein undurchdringlicher Nebel lag über der ſtillen Nacht gebreitet und Nichts regte ſich, als General von der Tann um $2^{1}/_{2}$ Uhr nur mit ſeinem Stabschef und wenigen Offizieren bei Allicourt eintraf. Ein Chevauleger hatte mit der bei Douzy jenſeits ſtehenden Spitze des 12. (ſächſiſchen) Armeecorps dadurch eine Verbindung hergeſtellt, daß er auf einem Kahne die Maas paſſirte und dann zu Fuß nach Douzy ſchlich. In aller Stille wurden die Pontonbrücken gedeckt, der Angriff befohlen. Ueber die Eiſenbahnbrücke ſollte das 1. und 3. Bataillon des 2. Regiments mit den 9. Jägern vorgehen, über die Pontonbrücke bei Allicourt die 1. Infanterie-Brigade mit dem 2. Jäger-Bataillon als Tête. Das 1. und das Leibregiment ſollten ihnen dann, hierauf aber der Reſt der 1. und die 2. Infanterie-Diviſion folgen. Die auf den Höhen poſtirte Artillerie hatte unter allen Umſtänden die Eiſenbahnbrücke zu halten, jedoch vorläufig nicht zu feuern. — General von der Tann hielt bei Allicourt. — Jenſeits der Maas herrſchte Grabesſtille, jede Minute war goldeswerth! — Kurz vor 4 Uhr begannen die Truppen auf beiden Punkten lautlos den Flußübergang. Wie ein ſchwarzer Geiſterzug tauchten und verſchwanden die Colonnen im wallenden Nebel. Da! — Ein ſchmetterndes „Hurrah!“ Sie dringen in die unbeſetzte Dorfliſière, dringen in Bazeilles ſelbſt hinein! Sie wecken den entſetzten Feind aus dem Schlafe! Ein gräßliches Raufen, ein Kämpfen beginnt Mann an Mann, wie noch nie geſehen worden! Von Sedan her eilen franzöſiſche Truppen, von Remilly und Allicourt her Bayern ihren ringenden Kameraden zu Hülfe, das Knäuel wird immer dichter, unentwirrbarer, größer, der Feind wird feſtgehalten und **ſechs** lange, blutige, entſetzensvolle Stunden hindurch laſſen die Bayern von ihm **nicht mehr los**!! — Um dem Feinde das Vordringen von den nordöſtlichen Höhen zur Verſtärkung nach Bazeilles zu verwehren, ließ ihn während dreier Stunden Generallieutenant von Stephan durch die ſechspfündige Batterie Hutten beſchießen! — Um $8\frac{1}{2}$ Uhr trat für die raufenden Bayern eine Kriſis von einer Stunde, die Möglichkeit des Verluſtes von Bazeilles ein! Da langten einzelne Abtheilungen des 12. Corps, die Avantgarde des preußiſchen 4. Corps an, nach 10 Uhr war Bazeilles unverlierbar in deutſchen Händen. Seit $6\frac{1}{2}$ Uhr aber ſtand die übrige Armee des Kronprinzen Albert ſchon bei Moncelle und Daigny in hellem Kampfe, die Aufgabe, an welche das Geſchick des Tages ſich knüpfte, war gelöſt! Um Bazeilles's Entreißung unmöglich zu machen, des Kronprinzen Albert Umgreifung aber nicht hinderlich zu ſein, trat von der Tann nun in den Geſchützkampf ein. Da nach Wegnahme des Dorfes unſerm Generale vom Obercommando der III. Armee die 3. Diviſion des links der Maas ſtehenden 2. Armeecorps überwieſen worden war, gab er deſſen Commandeur General von Walther Befehl, Balan und die dortigen Höhen zu nehmen. Von der Tann hatte ſich mit dem Stabe nun auf die Höhen nordöſtlich von Bazeilles begeben, wo bereits compacte deutſche Artilleriemaſſen gegen Balan und Umgebungen in lebhaftem Feuer begriffen waren. Ein wilder Maſſenvorſtoß des Feindes gegen Balan bedrohte die 3. bayriſche Diviſion. Die Bataillone der 1. bayriſchen Infanterie-Brigade, denen ſich andere Truppen anſchloſſen, verhinderten dies energiſch, und gegen 5½ Uhr Abends verſtummte das feindliche Feuer. General Dietl, perſönlich an der Spitze ſeiner Truppen bis zu den Wällen von Sedan vorgegangen, fand dort bereits die weiße Fahne wehen! — — Capitulation!! — Der Kaiſer ſelber gefangen!! — Die unausſprechlichen Wonnegefühle, dieſer Rauſch von Dank und Rührung, welche Ludwig von der Tann mit ſeinen Getreuen, die das ganze deutſche Heer an jenem Abende und am 2. September empfand, kehren nur einmal ſo im Kriegerleben wieder! Stunden wurden da verlebt, die für ein ganzes hartes Dienſtleben, für Monate der Mühe und Entbehrungen entſchädigen! — Der Verluſt der Bayern des 1. Corps an dieſem Tage hatte 121 Offiziere und 1958 Mann betragen; dies blutige Opfer verdiente ſolchen Sieg!

Nachdem König Wilhelm das 11. preußiſche, das 1. bayriſche Armeecorps und die 4. Cavallerie-Diviſion dazu beſtimmt hatte, die Vollziehung der Capitulation zu überwachen, den Transport der Gefangenen, die Räumung des Schlachtfeldes und die Sichtung des maſſenhaft erbeuteten Kriegsmaterials zu vollziehen, begannen für die Truppen von der Tann's vom 3. bis 11. September ſchwere und in ihren Folgen vielfach bedrohliche Tage. Die Ernährung und der Transport von über 80,000 hungernden Gefangenen, das Abräumen dieſes von fauligen, verpeſteten Stoffen erfüllten Schlachtfeldes legten bei den Mannſchaften, verbunden mit dem anhaltenden Regenwetter, den gehabten Entbehrungen und Strapazen, verderbliche Keime zu ſpäteren Krankheiten. Für den demnächſt bevorſtehenden weiteren Marſch auf Paris war dem 1. bayriſchen Corps befohlen worden, mit dem 11. preußiſchen Corps der Hauptarmee über Attigny und Epernay zu folgen. Theils durch bedeutende Verluſte an Verwundeten und Todten, beſonders aber durch die zum Gefangenentransport abdetachirten Mannſchaften, war das Tann'ſche Corps erheblich geſchwächt. — Am 11. September Mittags verließ es die Umgebung von Sedan. Von der Tann nahm am Abende ſein Hauptquartier in la Chêne, am 12. in Attigny, am 15. in Epernay, am 17. rückte das Corps in die Gegend von Orbay, am 19. nach Coulommier, am 20. nach Chaumes, überſchritt am 21. bei Corbeil die Seine und rückte dann nach Longjumeau nebſt Umgegend und in den Verband der den Süden von Paris umſchließenden Armee des Kronprinzen ein, deren Deckung gegen Orleans hin es übernahm. —

Seit das Kaiſerreich der Napoleoniden der Republik gewichen war, die Nationalverſammlung mit Thiers in Tours, der große Gambetta aber zu Paris regierte und die levée en masse, wie die défense à outrance Loſungswort geworden waren, begann auch die Nachricht einer gewaltigen franzöſiſchen Armee an der Loire aufzutauchen, beſtimmt, Paris, womöglich auch Metz zu entſetzen und Straßburg wieder zu gewinnen. Die Meinungen hierüber waren getheilt, da Frankreich keine reguläre Armee mehr im offenen Felde beſaß. Die aus franzöſiſchen Quellen fließenden Nachrichten nahmen betreffs beſagter Loire-Armee den Mund ſehr voll, die von England und Belgien kommenden Nachrichten trauten dieſem improviſirten Parteigängerheere hingegen wenig innere Lebenskraft zu. Die Einen behaupteten wie gewöhnlich zu viel, die Andern zu wenig. Abgeſehen, daß Noth, Verzweiflung und glühender Haß gegen die deutſchen Eroberer wohl großen Schaaren in dem vom Kriege unberührten Süden noch die Waffen in die Hand drücken mochten, war es auch keineswegs außer aller Möglichkeit, daß alſo fanatiſirte Maſſen, von verſchiedenen entſchloſſenen und klugen Führern geleitet, von großer Gefahr für den Gang unſerer Operation ſein, ſie ſicher anſehnlich hindern, den Krieg jedenfalls verlängern und weit blutiger machen mußten als bisher. Die rieſige deutſche Belagerungsarmee von Paris bedurfte, um zu exiſtiren, einer breiten Ernährungszone, welche ihren Requiſitionen unterlag, und je länger die Cernirung dauerte, je weiter mußte dieſe Zone ſich ausdehnen, um den Anſprüchen eines ſo gewaltigen Heeres dauernd genügen zu können. Im Süden mußte dieſe Requiſitionszone ſich aber nach Orleans hin erweitern, man durfte ſomit alſo einer ſich dort im Rücken bildenden feindlichen Armee nicht ruhig zuſehen, mochte ſie wirklich auch nur von geringerem kriegeriſchen Belange ſein. Dieſe Nothwendigkeit hatte am 4. October ſchon das Corps von der Tann's zu folgender Aufſtellung genöthigt: 1. Brigade zu Arpajon, 2. Brigade zu Montchery, 3. Brigade zu Longjumeau, 4. Brigade zu Palaiſeau, Küraſſier-Brigade in Orſay, Artillerie-Reſerve zwiſchen Longjumeau und Montchery, die Feld-Genie-Diviſion in Eſſonnes. Betrachtet man dieſe Stellung, ſo ſieht man, daß ſie eine ſtaffelförmige, nach Süden gerichtete war und ſowohl die directe Eiſenbahn nach Orleans, wie die nach Vendôme-Tours führende, und die Bahn, welche, über Arpajon und Bourdan laufend, beide vorgenannte Schienenſtränge verband, beherrſchte! — Um die Loire wurde es inzwiſchen immer lebendiger, drohender, feindliche Truppenmaſſen machten immer ernſtere Verſuche eines Stoßes nach Norden. Zweifellos waren dieſe irregulären und ſchlecht disciplinirten Maſſen unſeren Soldaten nicht gewachſen, aber man durfte ſie nicht aufkommen laſſen. Bei Toury ſtellten ſich am 5. October aber den Deutſchen ſechs bis acht Linien-Bataillone, drei Cavallerie-Regimenter und etliche Batterien —, alſo Feldregimenter, — gegenüber, ſo daß Prinz Albrecht Vater mit ſeiner Diviſion und der beigegebenen Infanterie ſich auf Angerville zurückziehen mußte. Auf dieſe Nachricht ſetzten ſich die bayriſchen Truppen zu Arpajon in Marſchbereitſchaft und die erſte Infanterie-Diviſion concentrirte ſich daſelbſt. Nachdem Mittags den 6. vom Obercommando der III. Armee Befehl eingelaufen war, das ganze 1. bayriſche Corps noch an demſelben Tage bei Arpajon zu vereinen, demſelben auch noch die 22. preußiſche Diviſion (General von Wittich) als Reſerve untergeſtellt worden war, Oberſtlieutenant von Brandenſtein vom großen Generalſtabe ſich auch am 7. über die Stellung bei Arpajon orientirt hatte, erfolgte in der Nacht vom 7. zum 8. October plötzlich vom großen Hauptquartier die Weiſung: „General von der Tann rückt morgen den 8. October mit ſeiner ganzen Armee nach Etampes vor.“*) —

Das war der Zug nach Süden an die Loire! Man glaubte damals nur eine Epiſode raſch abzumachen und Niemand ahnte, daß aus ihr ein neuer Feldzug ſich entſpinnen werde! — —

Zu dieſem Unternehmen hatte General von der Tann eine Heeresabtheilung von $28\frac{3}{4}$ Linien-Bataillonen, $67\frac{1}{2}$ Reiterſchwadronen und 160 Geſchützen, alſo circa 21,000 Mann Infanterie und 6700 Säbel zur Dispoſition. Betrachten wir die Stärke der verſchiedenen Waffen, ſo muß das ungleiche Verhältniß der Cavallerie, noch mehr aber der Artillerie zur Infanterie auffallen. Auf 1000 Gewehre kamen faſt 8 Kanonen! Die Hauptſtärke des Tannſchen Corps lag jetzt alſo in der Ueberlegenheit der Cavallerie und Artillerie, und dieſes Verhältniß zeigte ſich auf der weiten Ebene der „Beauce“, der „Kornkammer von Frankreich“, und in den ſpäteren Operationen von großen Folgen. — In Verſailles war beſchloſſen worden, von der Heeres-Abtheilung Tann's das ganze Land bis Orleans und zur Loire vom Feinde ſäubern zu laſſen. Am 8. October Nachmittags traf hierzu in Etampes Befehl ein, wohin man bereits gerückt war. Die Armee-Abtheilung ſollte, auf beiden Flanken von der 2. und 4. Cavallerie-Diviſion cotoyirt, nunmehr ihren Vormarſch gegen Orleans fortſetzen, eventuell den Feind bis Tours zurückwerfen. — Am 9. October, 6 Uhr Morgens, begann der Zug nach dem Süden gegen Angerville in breitem Aufmarſche, welcher von der flankirenden 4. Cavallerie-Diviſion im Bogen von Vierville-Janville bis zur flankirenden 21. Cavallerie-Diviſion in Richtung Audeville-Quatorville reichte. „Energiſch, raſch und rückſichtslos“ war die Parole; es galt, dieſe bewaffneten Banden zu entmuthigen, wie zu zerſetzen! — Mit welcher Race von Gegnern man zu thun hatte, zeigte ſich ſchon am Abend des 8. Die 6. Cavallerie-Diviſion machte Meldung, daß Ablis nicht mehr beſetzt werde, aber deutſcherſeits zur Strafe angezündet worden ſei. Es war das erſte Beiſpiel in dieſem Kriege, daß man eine ganze Ortſchaft, wegen verrätheriſchen Mordens deutſcher Truppen durch die Einwohner, total niedergebrannt hatte, eine harte, aber ſehr erfolgreiche Maßregel. — Am unfreundlichen und kalten 9. October begann der Vormarſch, General Ludwig von der Tann befand ſich an der Spitze der 1. Infanterie-Diviſion (der Avantgarde). Auf dem Marſche ereignete ſich nichts Beſonderes und das Vorrücken bis Angerville ging ohne Anſtand vor ſich. Das 2. Jäger-Bataillon gab nur gegen einige Dutzend Franctireurs Feuer und machte etliche Gefangene. Eine andere Compagnie wollte ſich links der Straße gegen einen dort ſich zeigenden eben derartigen Haufen ausdehnen, dieſer ward aber bereits von Chevauxlegers theils niedergehauen, theils gefangen. Dieſe Gefangenen waren recht tragikomiſche Leute in ſchwarzer Uniform, rothen Schärpen und großen Kalabreſer-Hüten. In allen Lebensaltern von 17 bis 40 Jahren vertreten, gehörten dieſe Exemplare einer ſüdfranzöſiſchen Franctireur-Compagnie an und ein bleiches Bürſchchen klagte ſchluchzend, man habe ihn gezwungen, aus dem „gymnase“ in die Compagnie einzutreten! Nachdem man aus der Umfaſſung von Angerville noch etliche Schüſſe empfangen, dafür etliche Granaten hineingeworfen hatte und dann eingedrungen war, waren die Franctireurs ſchleunigſt verſchwunden. Die Vertheidiger des Orts hatten augenſcheinlich ihre Maskerade abgelegt und ſich aus „fürchterlichen Freiſchützen“ in zahme Quartiergeber verwandelt. — Das Hauptquartier blieb zu Angerville, die deutſchen Truppen lagen dicht herum in ſehr engen Cantonnements.

---

*) So ziemlich in der Luftlinie der halbe Weg bis Orleans. D. V.

Man war nun in der Beauce! Sie wird den Kameraden des 1. bayriſchen Corps, der 17. und 22. preußiſchen Infanterie-Diviſion und den kecken Reitern der 4. und 2. Cavallerie-Diviſion ſo lange wohl im Gedächtniß bleiben, wie ſie leben! Dieſe lange, ſchwach gewellte Ebene mit ſehr wenigen ſcharfen Ravins, in denen nur ſchmale Bäche fließen, iſt für die Cavallerie und Artillerie ein wahres Behagen, die Kanone iſt auf weite Entfernungen hier alleinige Beherrſcherin. Dafür iſt die Infanterie aber deſto ſchlechter daran, denn ſie kann ſich faſt nie maſſiren, findet nie Deckung! — Bezeichnend für den Charakter, welchen der Krieg in der Beauce annahm, iſt folgende Schilderung: „Der Eine der beiden Gegner hatte die Ueberlegenheit an Zahl und die beſſere Bewaffnung (Chaſſepot) für ſich, der Andere den höheren moraliſchen Werth, beſſere Offiziere und eine gründliche Ausbildung. Beiden Theilen war das Terrain gleich günſtig und gleich ungünſtig und, nach tagelangem Ringen nahezu auf derſelben Stelle, blieb derjenige Sieger, der noch moraliſchen Gehalt und numeriſche Kräfte genug übrig hatte, um mit anbrechender Nacht das Schlachtfeld zu behaupten! Man ſchlug ſich ſtundenlang um den Beſitz eines Dorfes, eines Parkes, die Entſcheidung aber brachte nicht den Beſitz oder Verluſt dieſes Objectes, der Kampf um daſſelbe war vielmehr nur eine Epiſode im gegenſeitigen Zerſetzungsprozeß. Auf den Schlachtfeldern der Beauce gab es kein Chlum!!“*) Die 2. Cavallerie-Diviſion hatte am Nachmittage des 9. October gemeldet, daß ſie auf feindliche, mit Karabinern bewaffnete Cavallerie bei Guignonville geſtoßen ſei und nach übereinſtimmender Ausſage der Einwohner ſeit 8. October ungefähr 10,000 Mann franzöſiſche Truppen bei Pithiviers ſtänden. Möglich, daß dieſes Corps die Abſicht hatte, gegen Melun und Corbeil vorzugehen, um den Cernirungsgürtel im Südoſten von Paris zu beläſtigen, aber es war nicht glaublich, daß es dies thun, oder auch nur bei Pithiviers ſtehen bleiben werde, wenn von der Tann geradeswegs auf Orleans marſchire. Erſtlich hätte dieſe Truppe die Stadt und die Loire-Linie preisgegeben, was nicht wahrſcheinlich ſchien, ferner wenn ſie ſtehen blieb oder vorrückte, alſo das Tann'ſche Corps zwiſchen ſich und Orleans brachte, mußte ihre Lage ſehr mißlich werden! Unſer General beſchloß alſo, am andern Tage nahe an Orleans heranzugehen und hierbei ſeinen Truppen eine ſolche Marſchdirection zu geben, daß durch dieſelbe ein umfaſſender Angriff auf die Stadt vorbereitet würde, falls der Feind in derſelben Stand halten ſollte. Letzteres begann man in der Umgebung unſers Generals zu bezweifeln, aber man täuſchte ſich. In der Nacht kam von Verſailles Befehl an General von der Tann: „bei Beſetzung Orleans' der Stadt eine Million Francs als Contribution aufzuerlegen." Das erſchien, als es geſchah, den Franzoſen freilich empörend, aber abgeſehen, daß es eine alte Raiſon iſt: „daß der Krieg den Krieg ernähren muß", ſo hatten die Franzoſen ſowohl bei ihren Raubzügen unter Ludwig XIV., wie bei der Invaſion des erſten Napoleon das Contribuiren mit ſolcher Meiſterſchaft gehandhabt, daß ſie ſich unmöglich wundern konnten, wenn man ihnen hierin etwas abgelernt hatte.

---

*) Helwig, „1. bayriſches Armeecorps 1870/71“, S. 115. D. V.

Dem am 10. October gegebenen Operationsbefehl gemäß hatte die Avantgarde auf Artenay zu marſchiren, andere Truppentheile theils zu folgen, theils gegen Creuzy, den vorliegenden Wald und Chevilly zu gehen, theils gegen Milhouard, Tivernon und St. Péravy-la-Colombe. Die 2. Cavallerie-Diviſion ward gegen Grigneville dirigirt, um Escrennes und Pithiviers aufzuklären und die dort etwa vorhandenen feindlichen Kräfte zu ermitteln. Die den Tann'ſchen Truppen gegebene Directive erlaubte, eintretenden Falls mit Umgehung des eigentlichen Waldes von Orleans, dieſelben in freiem, für Artillerie günſtigerem Terrain zum Angriffe vorgehen zu laſſen. — — Es war ein naßkalter Herbſtmorgen, der wallende Nebel verſtattete wenig Umſicht. Die Wege waren ſo aufgeweicht, daß Pferde und Wagen nur mit Mühe vorwärts kamen, die vortrefflich gepflaſterte Hauptſtraße allein geſtattete raſches Vorrücken. Gegen 9½ Uhr traf die Spitze der Avantgarde (die 1. Brigade der 1. Diviſion) bei Artenay auf den Feind und hier entſpann ſich das Gefecht, welches das Vorſpiel der Schlacht und Einnahme von Orleans bildete. So weit der Nebel den Feind zu beurtheilen erlaubte, ſchien derſelbe in Stärke von 2 bis 3 Bataillonen, mehreren Cavallerie-Regimentern und 1 Batterie vorhanden. Nachdem etwa 10 Geſchütze in Poſition gebracht und der Aufmarſch bewirkt worden war, ſchritt man zum Angriff. Bereits waren die bayriſchen Chevauxlegers-Escadrons des rechten Flügels gegen die feindliche Cavallerie gegangen und hatten ihr eine Attaque angeboten, dieſelbe hatte ſich aber in den Schutz ihrer

Infanterie retirirt. Das Gefecht wurde allmälig hitziger, der Feind brachte in die weſtlich von Artenay genommenen Poſitionen mehr Artillerie ins Feuer, welche die Tann'ſchen Truppen höchſt präciſe beſchoß. Generallieutenant von Stephan hatte aber bereits Diviſion Gramick von der Artillerie-Reſerve und die Batterie Hutten nördlich von Aſſas, wie öſtlich der Straße in Action treten laſſen. Die Art ihrer Zuſammenſetzung, wie ihr kräftiger Widerſtand zeigte, daß man keine ſchwache feindliche Abtheilung vor ſich hatte. General von der Tann beſchloß deshalb, das Gefecht in der Fronte nur hinzuhalten und hauptſächlich durch Artillerie zu führen, um das Herankommen der beiden, bereits beorderten Cavallerie-Diviſionen, wie deren Wirkung auf die feindliche Rückzugslinie abzuwarten. Tann ließ den Angriff auf Artenay deshalb noch hinzögern und derartige Stellung nehmen, daß im wichtigen Moment concentriſch vorgegangen werden konnte. Bei der vorauszuſetzenden größeren Stärke des Feindes an Infanterie wollte Tann ſeine Ueberlegenheit an Artillerie und Cavallerie erſt ausnutzen, bevor er den Gegner durch den Infanterieſtoß erſchütterte. 11 Uhr Mittags trat auch die 2. Brigade in die Gefechtslinie ein und das 2. Bataillon des 11. Regiments operirte mit dem 9. Jäger-Bataillon gegen Artenays Flanke und deſſen nach Süden führende Hauptſtraße. Der Kampf hatte nach und nach die Geſtalt eines ſtehenden Feuergefechts angenommen; die Kräfte, welche Tann zur Stelle hatte, reichten zweifellos aus, den Feind zu werfen, aber eine ſcharfe Offenſive ſeinerſeits ließ zu ſtarke Verluſte ohne beſondern Erfolg befürchten. Es mochte etwa 2 Uhr ſein, als die 3., 4. und 5. Cavallerie-Brigade des Generallieutenant von Stolberg über Achères-le-Marché, öſtlich von Artenay, eintraf; um dieſelbe Zeit langte auch die 2. Cavallerie-Brigade auf dem Kampfplatze an. General von der Tann befahl den allgemeinen Angriff und daß Generallieutenant von Stephan mit ſeiner Diviſion Artenay zu nehmen habe! — Das Leibregiment brach von Weſten, das 2. und 4. Jägerbataillon durch den nördlichen Haupteingang in den Ort ein, das 9. Jäger-Bataillon von Südoſten. Die feindliche Stellung wurde im erſten Anlauf genommen! Die Cavallerie hieb ein, der Gegner wich in wildeſter Flucht! Die feindlichen Reiter waren nur zur Staffage vorhanden geweſen und brachten ihr koſtbares Leben in ſchleunigſte Sicherheit! — Artenay war genommen, gegen 5 Uhr verſtummte das Feuer; man hatte drei beſpannte Geſchütze und zahlreiche Gefangene erobert. — General von der Tann war nebſt Stab nach Wegnahme des Orts an die Südliſière deſſelben geritten und hatte die 3. Brigade längs des Eiſenbahndammes vorrücken und Chevilly, als Haupteingangsthor des Waldes von Orleans wichtig, beſetzen laſſen. — Die conſequente Durchführung des Plans unſers Generals hatte glänzenden Erfolg bei ſehr mäßigen Verluſten (6 Offiziere und 206 Mann) gehabt, dem Feinde waren dagegen außer beſagten Geſchützen über tauſend unverwundete Gefangene abgenommen worden. Nachdem von der Tann dem Commandirenden der 4. Cavallerie-Diviſion, **Prinzen Albrecht** (Vater) **von Preußen**, ſeinen wärmſten Dank für ſein ſcharfes und erfolgreiches Eingreifen ausgeſprochen hatte, nahm er zu Artenay das Hauptquartier; noch in der Nacht wurden die Dispoſitionen für morgen ausgegeben, für — die Schlacht von Orleans! — Die Nacht verlief ruhig, die Patrouillen, welche bei Chevilly in den vorliegenden Wald eindrangen, ſtießen nirgends auf den Feind. —

Am 11. October war der herrlichſte Sonnenſchein. Nach ſeinem fluchtartigen geſtrigen Rückzuge ſchien es zweifelhaft, ob der Feind ſtandhalten, nicht vielmehr hinter die Loire zurückgehen werde. — Die Colonnen des Tann'ſchen Corps brachen à tempo auf; die drei erſten, nämlich die 22. preußiſche, die 4. und 3. bayriſche Infanterie-Brigade in gleicher Höhe Verbindung haltend gegen Orleans. Die 1. Infanterie-Diviſion bildete die Hauptreſerve, die 4. und 2. Cavallerie-Diviſion hatten den Recognoscirungsdienſt. — Die 1. Colonne (22. Infanterie-Diviſion des Generallieutenant von Wittich) war 4½ Uhr früh über Poupry gegen Brivy und Boulay marſchirt. Deſſen Spitze erhielt aus Les Barres lebhaftes Gewehrfeuer, auch ſah man gegen Orleans hin große Infanteriemaſſen. General von **Wittich** ließ Les Barres und den hinterliegenden Wald mit Granaten bewerfen, worauf der Maire erſchien und verſicherte, Barres ſei geräumt. Der Ort wie der anſtoßende Wald wurden frei vom Feinde gefunden. Als 9½ Uhr vor Boulay der erſte Kanonenſchuß gefallen war, ritt *General von der Tann von Huetre, gefolgt von der Küraſſier-Brigade*, auf die Höhe öſtlich von Boulay. — Das Terrain bildete bis nach Ormes eine völlige Ebene, links vom Walde von Orleans begrenzt, rechts von der Straße von Chateaudun. Bei Ormes erſchien gewelltes Terrain mit Weinkultur, dahinter als point de vue des Sieges ragten die Thürme der Kathedrale von Orleans. Auf dieſer Fläche gegen Ormes entwickelte General von Wittich ſeine Truppen, jene Wackern, welche hier zum erſten Male an der Seite des 1. bayriſchen Corps kämpften und ſo lange und bei ſo blutigem Ringen ſeine Waffenbrüder werden ſollten! Etwa um 11 Uhr war die Formation der 22. Infanterie-Diviſion beendet, indeß bei den anderen Colonnen bereits das Gefecht im Gange war. Die 2. Colonne (4. bayriſche Brigade) hatte ſich der beſſeren Bewegung halber getheilt, die Hauptcolonne begann um 10 Uhr den Vormarſch gegen Saran, die Seitencolonne war über das Gehöft Sarcy gegangen und hatten ſich dann gegen Saran gewendet. Nordweſtlich dieſes Orts fand ſie den Ausgang des Waldes vom Feinde ſtark beſetzt und heftigen Widerſtand; ſie verwickelte ſich um 11 Uhr in ein ſcharfes Gefecht um Saran. Als das Gros der 5. Brigade aus dem Walde debouchirte, griff es in dieſen Kampf ſogleich mit ein. Das Terrain bot der dichten Weinkultur wegen unglaubliche Schwierigkeiten und bot faſt nirgend ein geeignetes Schußfeld, nur gegen die Gebäude des Ortes ſelbſt gelang es, Artillerie zu gebrauchen; lange wogte hier der Kampf. Die 3. Colonne (3. bayriſche Infanterie-Brigade) hatte inzwiſchen um 9 Uhr den Vormarſch von Chevilly nach Orleans gerichtet, nachdem ſie eine Seitencolonne (das 1. und 3. Bataillon des 12. Regiments) unter Oberſt Georg von Narciß über Mauchène gegen Les Aides geſendet hatte. 9¾ Uhr traf die Avantgarde der Hauptcolonne in Cercottes auf Widerſtand, gleichzeitig ſtieß die Seitencolonne in der Avenue de Chanteau auf päpſtliche Zuaven. Cercottes ward vom Feinde geräumt, auch die Zuaven entwichen der Colonne des Oberſten Narciß nach Südweſten. Als das

Feuer im Walde heftiger wurde, marſchirte die 3. Brigade ſüdlich Cercottes auf und entſendete 2 Compagnien zu dem wieder im Feuer befindlichen Oberſt Narciß. Bald nach 10 Uhr war ſie in gleicher Höhe mit der 2. Colonne eingetroffen, bei welcher der Kampf nun um Saran äußerſt lebhaft wurde. — Der 1. Colonne (22. Infanterie-Diviſion) war beim Vorrücken ſchon gemeldet worden, daß ſich bei Ormes feindliche Verſchanzungen befänden, nun erhielt die Colonne lebhaftes Granatfeuer aus einer, ſüdlich der großen Straße befindlichen Batterie und bald auch Infanteriefeuer. General von Wittich poſtirte ſofort drei Batterien ſüdlich der Straße und drei Batterien zwiſchen der Straße und Bois Girard, welche ein ſehr kräftiges Feuer gegen die Schanzen und das hinterliegende Terrain begannen. Der Feind kämpfte hartnäckig, ja verſuchte zur Offenſive überzugehen, was die deutſche Artillerie aber vereitelte. Die 44. Brigade hatte Ormes gegenüber gedeckte Stellung genommen, um geeignetenfalls auf die Schanzen loszubrechen, indeß die 43. Brigade über Le Borde ihre Bewegung zur Umgehung des Feindes fortſetzte. Die Küraſſier-Brigade rückte näher an Bois Girard heran, um bei einem Ausfall aus den Schanzen den Feind zu attaquiren. Das ſtarke Feuer und die Haltung des Gegners deuteten darauf, daß deſſen Hauptſtärke zwiſchen Orleans und Ormes zu überwinden ſein werde, General von der Tann traf deshalb Anordnung, General von Wittich zu unterſtützen, auch ließ er die 4. Cavallerie-Diviſion (Prinz Albrecht, Vater) ſich nach dem linken feindlichen Flügel dirigiren. — Als um 12 Uhr der Gegner nach einſtündigem Geſchützkampfe noch Stand hielt, befahl General von der Tann, daß die Hauptreſerve (1. Brigade) gegen Ormes anrücke; von den zwei anderen Colonnen war noch keine Meldung da. — Nun begann der Gegner aber durch den Druck in ſeinen Schanzen unruhig zu werden, den die 43. Brigade nunmehr auf die feindliche Rückzugslinie hauptſächlich übte, in der Fronte bei Ormes aber gab die Artillerie jetzt den entſcheidenden Stoß. Die bayriſche Batterie Neden und die preußiſche Batterie Gillern protzten tollkühn nämlich mitten im feindlichen Feuer auf, fuhren dem Gegner mit Galopp ſozuſagen unter die Naſe, nahmen 800 Schritt vor den Schanzen Poſition — und vor ihren Granaten verließ der Feind in höchſter Eile die Schanzen! Dies benutzend, führte der Commandeur der 44. Brigade das in einer Terrainfalte bereite Regiment Nr. 83 zum Angriff und mit Hurrah nahm die Infanterie die Schanzen; — bei Ormes war nach 1 Uhr der Widerſtand gebrochen! — Indeß war die 4. Brigade (2. Colonne) um Saran noch immer im Kampfe, ſo daß ihre Verluſte ſehr groß, ihre Fortſchritte ſehr langſam waren. Die 3. Brigade (3. Colonne) hatte ihre Vorrückung fortgeſetzt, bei Sougis ſtieß ihre Spitze um 12 Uhr wieder auf den Feind. Diesſeitige Artillerie zwang ihn, den Ort zu räumen und gegen Bel Air zurückzugehen. Vorrückend, kam die 3. Brigade indeß in jene bewachſene Terrain-Zone, welche den Kampf um Orleans ſo ſchwierig machte. Die Häuſerdefileen, jedes Gehöft und jeder Garten waren da dem Feinde günſtig; aus den Häuſern von Bel Air erhielt man Feuer. Indeß ſie vier Geſchütze gegen dieſelbe ſpielen ließen, rückten die Bataillone des erſten Treffens langſam den gegen Bel Air abfallenden Hang herab. Es war 1 Uhr, als die härteſte Blutarbeit der 3. Brigade begann! — Die Colonne des Oberſten von Narciß war um dieſe Zeit bei La Foulomerie aus dem Walde debouchirt und rückte den Eiſenbahndamm entlang, eine Rechtsſchwenkung machend. —

Nach Wegnahme der Schanzen bei Ormes war inzwiſchen eine Pauſe eingetreten. General von Wittich gab ſeinen Leuten wieder die taktiſche Formation zurück und ließ die 43. Brigade auf der Straße und links derſelben dem Feinde nachfolgen, während die 44. Brigade rechts der Straße in Richtung Ingré vorging. Die 2. Infanterie-Brigade fand, bis an den von letzterem Orte nach Bel Air führenden Weg gekommen, keinen Gegner, von den beiden anderen Colonnen indeß war aber Unterſtützung erbeten worden, als General von der Tann vor 3 Uhr auf dem nach Bel Air führenden Weg anlangte. Generalmajor Dietl erhielt nun Befehl, mit 3 Bataillonen von der Straße links (nördlich) abzubiegen und zwiſchen der 4. Brigade und dem Regiment Nr. 95 durch gegen Orleans vorzugehen. Bei ihrer Abzweigung von der großen Straße konnten die Bataillone aber nur einen ſchmalen Fußweg benutzen, dies und das bewachſene Terrain verzögerte ſie. Bald rechts fanden ſie aber mit Regiment Nr. 95 Verbindung und unaufhaltſam ging's nun gegen den Bahndamm. Derſelbe war dicht mit feindlichen Plänklern beſetzt, welche ſie mit Schnellfeuer empfingen. Es wäre Narrheit geweſen, ſich mit einem ſo gut poſtirten und bewaffneten Gegner in ein Feuergefecht einzulaſſen. „Angriff mit dem Bajonnet! Hurrah!" und Alles ſtürmte gegen den Damm! — Die Vertheidiger warteten die Stürmenden nicht erſt ab; in beiden Flanken waren ſie gleichzeitig umfaßt worden, ſie flüchteten in Unordnung nach der Stadt. Inzwiſchen hatte General von der Tann die preußiſche Batterie Gillern von einem Seitenwege aus Orleans mit Granaten beſchießen laſſen! — Es begann zu dämmern. Auf dem linken Flügel (bei der 3. Brigade, welche die 3. Colonne bildete) war das Feuer noch lebhafter geworden, dort ſchien der Feind die äußerſten Anſtrengungen zu machen, um ſich zu halten. Man mußte vor völliger Dunkelheit Orleans aber in Beſitz nehmen! Dieſen letzten Widerſtand zu brechen, dirigirte Generalſtabschef Oberſtlieutenant Heinleth das Regiment Nr. 32 gegen den Eiſenbahndamm, um die Vertheidiger in die Flanke zu faſſen, dann führte er in Perſon die letzte noch intakte Reſerve, das 1. Regiment, auf der Hauptſtraße gegen die Stadt. Mit klingendem Spiele und ſingend dringt das Regiment vor, am Bahndamm angekommen, war derſelbe ſchon vom Feinde verlaſſen. Die Colonne eilt weiter. Da — plötzlich vom verſchloſſenen Gitterthor des Faubourg St. Jean erhält ſie Gewehrfeuer und Handgranaten. Der Commandeur des 1. Bataillons (Major Lüneſchloß) wird verwundet, von der Mannſchaft fallen Mehrere, — doch nur einen Augenblick ſtutzte ſie. Oberſtlieutenant Heinleth und der wunde Major, der ſich noch auf dem Pferde hält, feuern die Leute an. Die Offiziere drängen ſich an die Spitze! Die Seitenthore werden eingeſchlagen und mit Hurrah, die Gegner vor ſich herjagend, dringen die Bataillone in die Stadt!! — Die 3. und 4. Brigade hatte indeß auch ihr ſchweres Ringen beendet. Das Hurrah der 1. Brigade, welche den Damm geſtürmt hatte, war auch für die 4. das Signal zum Angriff, und in förmlichem Wettlauf drangen die Abtheilungen über den Damm in die Vorſtädte von Orleans. Mit dem Eindringen der 1. Brigade nebſt Regiment Nr. 32 in Faubourg St. Jean trafen auch die etwas aufgelöſten Bataillone der 4. Brigade in der Faubourg Banniere ein. — Nachdem die 3. Colonne (3. Brigade) die nördlichen Häuſer von Bel Air im erſten Anlauf genommen hatte, war ſie indeß auf ſo erbitterten Widerſtand geſtoßen, daß keine Offenſive möglich war, und ein hartes zweiſtündiges Feuergefecht änderte in der peinlichen Lage nichts. Die linke Seitencolonne (Oberſt von Narciß) war aber unterdeß über Les Escares längs des Bahndamms bis zum Bahnhof Les Aubrais vorgedrungen, der ſtark befeſtigt war; öſtlich aus den Weinbergen aber beſchoß der Feind die Vordringenden. Oberſt von Narciß beſchloß, direct den Bahnhof anzugreifen! Er ſtürmte mit ſeinen Leuten glücklich die Waarenhalle und den Bahnhof, darauf, um dieſen Beſitz feſtzuhalten, die öſtlich gelegenen Häuſer und Gärten und im Verein mit anderen Truppen die ſüdlich des Bahnhofs gelegene Gasfabrik. Hier entſpann ſich ein heftiges Gewehrfeuer. Der Gegner, ſeine Ueberzahl erkennend, drang heftig gegen die deutſchen Truppen vor. Dieſelben, aufs Härteſte bedrängt, erhielten nun auch Rückenfeuer, die Verwundungen häuften ſich; Oberſt von Narciß befahl den Rückzug! Am Bahnhofe behaupteten ſich ſeine Abtheilungen indeß gegen alle Angriffe des Gegners! — Die Bitten des Oberſt von Narciß um Unterſtützung wurden immer dringender; beim Gros der 3. Brigade hatte man noch immer keine Fortſchritte gemacht, und das Eingreifen der 4. Brigade machte ſich immer noch nicht fühlbar. Endlich, um 5 Uhr, ward letztere dem Feinde empfindlich. In ſeiner Rückzugslinie bedroht, zog er ſich aus Les Aides gegen Faubourg Banniere zurück. Die Bataillone der 3 Brigade mußten es indeß aufgeben, in Les Aides ſelbſt einzudringen. Von ihnen wurden an Oberſt von Narciß nun Abtheilungen zu Hülfe geſchickt. Indeſſen hatte dieſer wieder die Offenſive ergriffen und als die Hülfe kam, drang er nochmals den Eiſenbahndamm vor und nahm 5½ Uhr zum zweiten Male die Gasfabrik. Dieſe Stunde wurde für Orleans' Beſitz entſcheidend!! Um 6½ Uhr ritt General von der Tann in Begleitung des Generallieutenant von Wittich durch den Faubourg St. Jean in das eroberte Orleans ein! — Der Verluſt des Tann'ſchen Corps betrug 40 Offiziere, 637 Mann Bayern und 17 Offiziere, 308 Mann Preußen, in Summa 1002 Mann todt und verwundet. Man hatte es mit dem circa 30,000 Mann ſtarken, theils aus Marſch-Regimentern und aus Algier gekommenen Truppen, theils aus mobilen Nationalgarden zuſammengeſetzten 15. franzöſiſchen Armeecorps aufzunehmen gehabt und die Härte wie Schwierigkeit des Kampfes beweiſt, daß den Tag von Orleans General Ludwig von der Tann zu ſeinen höchſten Ehrentagen rechnen kann! — —

Im Hauptquartier von Verſailles wünſchte man nach dieſem Siege, daß der General nun ſeine Operationen bis Bourges, Tours und Chateauroux ausdehne, hatte ihm aber anheimgeſtellt, nach eigenem Ermeſſen zu handeln, „da in Verſailles die Verhältniſſe im Süden nicht genau genug gekannt ſein könnten.“ — General von der Tann kämpfte hart mit ſich, aber er entſagte dieſer ihm geſtellten Aufgabe. Seine Armee-Abtheilung, bevor er gegen Orleans rückte, hatte 21,000 Mann Infanterie betragen, ſein nunmehriger Beſtand an Infanterie betrug nur 19,000 Mann. Um Orleans zu halten, hätte man wenigſtens eine Brigade (4000 Mann) zurücklaſſen müſſen, zur weiteren Operation blieben ſomit nur 15,000 Mann Infanterie. Das Land zwiſchen Loire und Cher aber iſt dazu noch ſehr coupirt, von großen und kleinen Waldungen, Teichen, Sümpfen und Terraineinſchnitten durchſetzt. Die Natur ſelbſt alſo bot für die Bewohner dort bequemen Widerſtand, der ſchwer zu brechen war. Der Feind bedurfte in ſolchem Terrain nur mittelmäßig abgerichteter, aber recht vieler Menſchen, um einen kleineren, wenn auch geſchulteren Gegner zu lähmen. Ueber viel Menſchen gebot aber der Süden und Gambetta ſorgte ſchon, daß ſie marſchiren mußten. Unter ſolchen Umſtänden war für Tann auf einen ſicheren wie glänzenden Erfolg nicht zu rechnen; ſicher und glänzend mußte er aber ſein, wenn er nicht bei ſolcher

Entfernung und Iſolirung des von der Tann'ſchen Corps von der Hauptarmee in ſein Gegentheil ausſchlagen ſollte. Dieſen Ueberzeugungen lieh der General im Hauptquartiere Ausdruck. Aus Verſailles traf am 20. October nunmehr der ſtrikte Befehl *ein*: „*daß das 1. bayriſche Corps in Orleans zu verbleiben und die Stadt nur gegen einen an Zahl weit überlegenen Gegner zu räumen habe!!*" Bereits am 16. war durch Ordre vom dortigen Hauptquartier die Weiſung gekommen, daß die 22. Infanterie-Diviſion, ſowie die 4. Cavallerie-Diviſion in ihren alten Rayon, reſp. zu ihren Armeecorps über Chateaudun und Chartres zurückkehren ſollten. — Von der Tann und ſein bayriſches Corps hielten *allein* ſomit Orleans drei Wochen unter ſtrengſter und peinlichſter Bewachung aller Vorgänge im Umkreiſe der Loire. — Der weit überlegene Gegner, welcher von der Tann manche heiße Stunde machen ſollte, ſchickte ſich mittlerweile auch an, zu *kommen!!* —

Am 25. October traf bei den Vorpoſten das Geſuch des Herrn *Thiers* um einen Geleitſchein nach Paris ein, zwei Tage ſpäter erfolgte die Nachricht der Capitulation der Armee von Metz, — das Ende des Kriegs ſchien gekommen! — Es *ſchien!* — Man hatte ſich *getäuſcht!* Zwiſchen dem Heute und dem Frieden lagen noch ſchwere Tage. Es kam eine Zeit über unſern wackern General und ſeine braven Truppen, die, wenn auch ehrenvoll, doch noch mehr *prüfungsreich* genannt werden muß. Glänzender Sieg nach kühnem Kampfe, wie der von Orleans, erwartete ihn nun *nicht* mehr, wohl aber ein langes Ringen und in dieſer Zeit iſt Tann's und der Seinen größte Tugend und höchſter Soldatenruhm geweſen, unter den ſchwierigſten Verhältniſſen *ausgehalten* zu haben!! —

Der Fall von Metz, die Gefangenſchaft der Armee Bazaine's, wie die wachſende Noth in dem belagerten Paris hatten den Haß, die Verzweiflung der Franzoſen zu Allem fähig gemacht. An der Loire begann es ſich wieder zu regen, Gambetta und die Regierung von Tours machten unerhörte kriegeriſche Anſtrengungen; überall, im Norden, Süden und Weſten, bildeten ſich Streitmaſſen. Schon am 28. October, als Thiers durch Orleans reiſte, um in Verſailles wegen des Friedens zu unterhandeln, hatte man in Erfahrung gebracht, daß die Bahnſtrecken Tours-Le-Mans und Bourges-Tours für das Publikum außer Betrieb geſetzt worden ſeien und zu maſſenhaften Truppenſendungen verwendet würden. Dies bedeutete doch wahrlich nichts anderes, als die Anſammlung eines im Oſten und Weſten des Landes organiſirten großen Heeres an der Loire, deſſen Operationen in erſter Linie der Armee-Abtheilung des Generals von der Tann und der Wiedergewinnung von Orleans gelten mußte! Daß dem ſo war, bewies die erſte Hälfte des Novembers.

Daß von der Tann mit ſeinen geſchwächten Kräften ſich vor der Uebermacht dauernd halten, Orleans vertheidigen und gewiſſermaßen zu einer deutſchen Trutzwehr an der Loire machen könne, war unmöglich! Orleans iſt eine Stadt von 43,000 Einwohnern, welche zwar eine alte Mauer, aber keinerlei Befeſtigungen beſitzt, in militäriſchem Sinne mithin eine offene Stadt iſt. Der rings um ſie an der Paris zugekehrten Nordſeite befindliche Wald und ihre occupirten Umgebungen, wie der Umſtand, daß die Loire ſelbſt dem Feinde ein für ſeine Zwecke taugliches Transportmittel bot, machte es unmöglich, hier gegen große feindliche Maſſen ſich zu halten, mit denen die Bewohner der Stadt lebhaft ſympathiſirten! Andererſeits war durch den Fall von Metz die II. Armee des Feldmarſchall Prinzen Friedrich Carl frei, alſo für Operationen im Süden verwendbar, während General von Manteuffel im Norden von Paris agirte. — Es konnte, falls des Feindes Uebermacht ſich herausſtellte, alſo nur davon noch die Rede ſein, daß das von der Tann'ſche Corps, unter momentaner Aufgebung Orleans', ſich in der Nähe der Loire ſo lange hielt und dem Gegner widerſtand, bis ein erheblicher Zuwachs an militäriſcher Hülfe ihm wieder verſtattete, zum Angriff überzugehen und die verlorene Poſition zurück zu gewinnen. Daß dies ſtattfand, iſt bekannt. — Betrachten wir ferner heute die letzte Epoche des Krieges mit unparteiiſchen Augen, ſo zeigt ſich uns, daß, — die allerdings hochwichtigen Kämpfe an der Hallue, wie ſchließlich bei St. Quentin, in allen Ehren, — doch die geſammte Wucht der Operationen und der ſchließliche Austrag des Krieges nunmehr in den Süden von Paris fiel: in den Südweſten nämlich durch die Kämpfe bei Rouen und Le Mans, in den Süden durch die Loirekämpfe, in den Südoſten durch Werder's Kämpfe bei Belfort und Bourbaki's ſchließlichen Untergang bei Pontarlier. Man hatte eben in Weſt- und Südfrankreich noch die volle, ganze, vom Kriege noch unberührte, dazu fanatiſch erregte, wenn auch undisciplinirte Volkskraft vor ſich, von Führern geleitet, die, — mag man ſie, wie Gambetta, noch ſo niedrig anſchlagen, als man will, — jedenfalls doch kühne Männer waren, des äußerſten Gedankens fähig, als es das letzte verzweifelte Spiel galt! — Dieſe, gegen früher weſentlich andere dramatiſche Geſtaltung des Krieges werden wir gerechter Weiſe hier erheblich in Anſchlag zu bringen haben! Es iſt wohl zweifellos, daß der geordnete, von gegenſeitig geſchulten Truppen geführte Krieg der ehrenvollere und ſchwierigere iſt, aber ob der Volkskrieg, das heißt der Kampf der Bevölkerung en masse gegen feindliche Truppen nicht der bei weitem gefährlichere ſei, — wir glauben, dieſe Frage hat die Kriegswiſſenſchaft doch noch nicht völlig ermittelt, der blutigere, abſcheulichere, aufreibendere, an klaren Reſultaten ärmere iſt er gewiß!! —

Die Vorgänge bei der Tann'ſchen Heeresabtheilung können wir am beſten in folgende fünf Epochen faſſen. Die erſte bis zur Schlappe bei Coulmiers am 9. November, die nächſte, die Uebernahme des Commandos einer neuen Armeeabtheilung durch den Großherzog von Mecklenburg, von der das 1. bayriſche Armeecorps von der Tann dann ein integrirender Theil wurde. Die dritte Phaſe tritt mit dem Erſcheinen Prinz Friedrich Carls und der Wiedereinnahme von Orleans, die folgende mit der dreitägigen Schlacht bei Beaugency ein und den Schluß bildet der Rücktritt des 1. Tann'ſchen Corps in die ſüdliche Cernirungslinie von Paris bis zum Abmarſch in die Heimath. —

Seit dem 31. October, wo der Feind mit größeren Recognoscirungen ernſtlich von Clayes gegen Verdes die Truppen allarmirt hatte, war das Leben des Tann'ſchen Corps ein ruheloſes geweſen.

Mit der von denſelben abcommandirten 22. Infanterie-Diviſion von Wittich bei Chartres erhielt der General eine fortwährende Verbindung, welche aber der Unſicherheit wegen erſt über Verſailles gehen mußte. Die feindlichen Streitkräfte, deren Druck von Le Mans aus ſich fühlbar machte und gegen welche General Wittich zunächſt operirte, ließen lange unentſchieden, ob ihre Abſicht direct Verſailles, oder ob ſie Orleans und der Loire galten. General von der Tann war entſchloſſen, Orleans nicht ohne entſcheidenden Kampf aufzugeben, aber er wollte ſich auch nicht durch kleinere Unternehmungen verbrauchen und dem Feinde die Ueberzeugung von deſſen numeriſchem Uebergewicht in die Hand geben! Alles deutete auf einen großen Stoß des Gegners aus Weſten hin, welchen wahrſcheinlich eine Offenſive aus Süden unterſtützen werde, und die plötzlich feindlicher auftretende Einwohnerſchaft zeigte, daß die Nähe von franzöſiſchen Truppen ihr Muth machte! Größere Recognoſcirungen der Diviſion von Stolberg ſtellten auch das Vorhandenſein bedeutender feindlicher Kräfte aller Waffen in und hinter dem Walde von Marchenoir heraus. Das Recognoſcirungsgefecht des Generallieutenant von Stolberg zu Chantôme (am 7. November) mußte derſelbe, der Uebermacht wegen und weil der Rückzug ſeiner Infanterie ernſtlich bedroht war, abbrechen und die Franzoſen rechneten ſich dieſen „Erfolg" ſehr hoch an! Dieſe Affaire wie andere Nachrichten aus der Umgegend, endlich daß ſich das Hauptquartier des General d'Aurelles de Paladin in der Nähe von Mêr, nur zwei Tagemärſche von Orleans befand, ließen einen allgemeinen Angriff vorausſetzen. Am 8. bereits war derſelbe des Feindes klar ausgeſprochene Abſicht! — Ohne Kampf Orleans aufzugeben, fiel von der Tann nicht ein, das Verbleiben ſeiner Armeeabtheilung in der Stadt war aber ein taktiſches und ſtrategiſches Unding! Sie mußte eine Stellung einnehmen, an der der weſtlich anmarſchirende Feind nicht vorbei konnte, welche Orleans deckte und wo der Kampf entſchied, ob Orleans den Deutſchen verbleiben werde oder nicht. Dieſer Punkt war Coulmiers. Dort ſeine Streitkräfte zu concentriren beſchloß General von der Tann und ließ noch in der Nacht vom 8. zum 9.

die Truppen dorthin anrücken. An General Wittich war telegraphiſch das Erſuchen geſtellt worden, Tann durch eine Diviſion über Patay zu unterſtützen. Da derſelbe am andern Tage aber ſelbſt feindliche Truppen vor ſich hatte, konnte er dieſer Erwartung nicht genügen. —

Das Treffen bei Coulmiers am 9. war eine Schlappe! Daß ſie keine verdiente, ſondern aus der Natur der Verhältniſſe fließende war, iſt eben ſo gewiß, als wie das von der Tann'ſche Corps gerade ſeine Vortrefflichkeit bei dieſem Echec bewies! Der General hatte bei Coulmiers 14,543 Mann Infanterie, 4450 Mann Cavallerie und 110 Geſchütze im Kampfe, der Gegner debutirte aber mit einer Stärke von 70—75,000 Mann mit 160 Geſchützen, darunter 7200 Mann Cavallerie, alſo mit einer **fünffachen** Uebermacht!! Zwiſchen 3 und 4 Uhr Nachmittags drängte ſich General von der Tann die Alternative auf: entweder den letzten Mann und die letzte Patrone daranzuſetzen und bis zur Dämmerung feſtzuhalten, oder ſeine ziemlich intakte 3. Brigade, wie die durch ſeine vortreffliche Artillerie erhaltene Lage ſeines rechten Flügels zu einem geordneten Rückzuge zu benutzen! Wahrhaftig, nach ſechs Stunden Ringens mit einem fünfmal ſtärkeren Gegner konnte ihm Tann ohne Gewiſſensſkrupel das Feld laſſen, auf welchem ſonſt alle ſeine Leute hätten verbluten müſſen, um den Triumph der Franzoſen nur noch zu vergrößern. Blieben ihm doch ohnehin ſchon 51 Offiziere und 1257 Mann blutend auf dem Schlachtfelde, alſo ſo ziemlich der funfzehnte Mann!! — Nachdem Coulmiers unter fortwährendem Kampfe geräumt war, erhielt die 1. Brigade Befehl, über Coinces und Sougy gegen Artenay zurückzugehen, gleiche Weiſung erhielten die 4. Cavallerie-Brigade, wie die 2. Infanterie-Brigade. Die Küraſſier-Brigade, zu der die 3. Cavallerie-Brigade bei einbrechender Dunkelheit geſtoßen war, deckte weſtlich St. Sigismund den Rückzug gegen eine Umgehung, die 3. Infanterie-Brigade aber hatte zwiſchen Gemigny und St. Sigismund eine Aufnahmeſtellung genommen, die 5. Cavallerie-Brigade endlich als äußerſte Nachhut blieb bis vollendeter Dunkelheit in der Nähe von Baurichard. — In muſterhafteſter Ruhe und Ordnung vollzogen ſich dieſe Bewegungen. Der Feind, als die Bataillone ſtaffelförmig ihren Rückzug antraten, machte keine Miene nachzudrängen, ſondern verfolgte die Abrückenden nur mit Feuer, ſo lange Diſtance und Dunkelheit es geſtatteten, ja der ſtolze Sieger überſchritt die Linie Champs-Ormeteau-Coulmiers nicht nur nicht, ſein erſtes Geſchäft war, ſich in dieſen Orten zu krampfhafteſter Vertheidigung einzurichten, mit Sicherheit am andern Tage einen Angriff erwartend!! — Die Stimmung im Tann'ſchen Corps war natürlich keine freudige, aber eine gedrückte gewiß nicht. Man war eher erſtaunt, als geärgert, daß man nicht geſiegt hatte! — Man richtete in der Nacht den Abmarſch nach Toury. —

Als General von der Tann zu Toury eintraf, überbrachte ihm ein Ordonnanzoffizier des Obercommandos der III. Armee einen Befehl, durch welchen ihm die Bildung einer eigenen Armee-Abtheilung unter dem Großherzog von Mecklenburg mitgetheilt wurde. Dieſelbe hatte ſich aus dem 1. (von der Tann'ſchen) Corps, der 22. und 17. Infanterie-Diviſion und der 2., 4. und 6. Cavallerie-Diviſion zu bilden und an der Loire zu operiren. — Mittags den 11. November liefen raſch hinter einander Meldungen vom Anmarſch ſtarker feindlicher Infanterie- und Cavallerie-Maſſen gegen Artenay ein. — Natürlich, der Feind wollte ſeinen Sieg jetzt ausnützen. Da Orleans hatte aufgegeben werden müſſen, ihm noch ſtandzuhalten, bevor die neue Armee-Abtheilung concentrirt ſei und über ihre vollen Kräfte gebieten könne, ſchien dem General ungeeignet, auch hatte das 1. bayriſche Corps in materieller Beziehung nicht gewonnen, während dem Feinde die Ueberzeugung ſeiner Ueberlegenheit allein ſchon große Vortheile lieh. Von der Tann beſchloß deshalb, ſich, im Einvernehmen mit Generallieutenant von Wittich, gegen Angerville zurückzuziehen und meldete das dem Commando der Armee-Abtheilung. In dieſem Marſch bereits begriffen ließ ein Gegenbefehl des Großherzogs General von der Tann umkehren. Dies hätte mißlich werden können, falls der Feind angriff! Er unterließ dies jedoch, ja ging ſogar bis Artenay zurück; er riskirte auch den Angriff nicht, welchen von der Tann am 12. bei Toury erwartete. Argwöhnend, des Feindes Unthätigkeit habe den Zweck, weit ausholend einen Coup auf Dreux und Verſailles zu thun, nahm die Armee-Abtheilung nunmehr bei Chartres Stellung. — Am 16. November traf Weiſung von Verſailles ein, welche den Armeetheil des Großherzogs von Mecklenburg der Deckung von Orleans entband, da die II. Armee des Prinzen Friedrich Carl bereits die Yonne überſchritten hatte. Demzufolge beſchloß der Großherzog, am 17. ſeine Streitkräfte gegen Dreux zu concentriren; das Städtchen wurde von der 17. Infanterie-Diviſion nach leichtem Gefecht beſetzt. — Den Marſch nach Nordweſten aufgebend, beſchloß der Großherzog ſeine Operationen in ſüdweſtlicher Richtung auf Le Mans zu aufzunehmen. — Auf den Märſchen am 18. in dieſer Richtung fanden einige unerhebliche Rencontres mit feindlichen Abtheilungen ſtatt und das ſtrapaziöſe Marſchiren, verbunden mit ewigen Scharmützeln, griff die Truppen ſehr an; faſt überall ſtieß man auf Widerſtand. Für den 19. November blieb die Armeeabtheilung deshalb in ihren Cantonnements um Chateauneuf-en-Thymerais. — Am 20. begann eine große Recognoſcirung gegen Le Mans, um zu ermitteln, ob in dieſer Gegend Theile der feindlichen Loire-Armee verſammelt ſeien. Ein Rencontre, das bei Illiers bevorſtand, unterblieb und auf dem weiteren Vormarſche wurde Champrond am 21. November, das der Feind geräumt hatte, beſetzt. General von der Tann, hinter der Avantgarde der 1. bayriſchen Infanterie-Diviſion ſich befindend, erhielt, auf der Höhe von Montlandon angekommen, die Meldung, daß Thivon-Gardais vom Feinde beſetzt ſei. Gleich darauf hörte man auch von der Avantgarde der 1. Diviſion Kanonendonner! Die Spitze derſelben war um 1 Uhr Mittags am Straßenknoten von La Fourche auf Widerſtand geſtoßen. Aus dieſer Affaire entwickelte ſich das Gefecht bei La Fourche, welches mit dem an ſelbigem Tage bei Thivon-Gardais vorgefallenen zuſammen als Gefechte bei Nogent-le-Rotrou bezeichnet werden. Das Terrain, voll unregelmäßiger Höhenzüge und ſcharfer Bodeneinſchnitte, war wie zum Kriegstheater für Freiſchaaren geſchaffen und zeigte ſich vom Feinde ungewöhnlich ſtark beſetzt. Nachdem die Diviſions-Batterien auf einer das umliegende Terrain beherrſchenden Höhe ihr Feuer wirkſam eröffnet hatten, erfolgte gegen 4 Uhr von dem 2. und 9. bayriſchen Jäger-Bataillon der eigentliche Angriff. Der Feind wartete indeß dieſen Stoß nicht ab, ſondern zog ſich eilig in ſüdlicher und weſtlicher Richtung zurück. Der Verluſt von der Tann's betrug 93 Mann und 5 Offiziere, welchen hauptſächlich die Jäger-Bataillone erlitten hatten. — Für den 22. November war vom Großherzog ein umfaſſender Angriff auf Nogent-le-Rotrou beabſichtigt, das feindliche Corps hatte den Ort aber, da er vergeblich Zuzug von Le Mans erwartete, ſchon in großer Unordnung verlaſſen. Die freiwillige Räumung dieſes wichtigen Punktes bewies, daß der Gegner ſich hier nicht ſtark genug fühle, dagegen ſchien Le Mans die Ausgangsſtation aller bisher getroffenen feindlichen Abtheilungen zu ſein. Der Großherzog beſchloß deshalb, die Offenſive gegen Le Mans fortzuſetzen. Am 23. November erhielt er indeß von Verſailles Befehl, den Feind gegen Le Mans nur mit Cavallerie und ſchwachen Infanterie-Abtheilungen zu verfolgen, mit dem Gros aber in Richtung Beaugency vorzugehen. Da von Chateaudun aus feindliche Bivouaks, auch das Anrücken ſtarker Maſſen deſſelben von Brou aus ſignaliſirt wurden, befahl der Großherzog die ſchleunige Concentration gegen die Straße Chateaudun-Brou, einen Angriff des Feindes erwartend. Derſelbe aber fand nicht ſtatt, im Gegentheil war Bonneval und Chateaudun vom Feinde geräumt; letzteres wurde beſetzt. —

Die Truppen waren durch die ſeit 14 Tagen im ſcheußlichſten Wetter ununterbrochen ausgeführten Märſche aufs Aeußerſte erſchöpft, Bekleidung und Ausrüſtung defect, die Pferde heruntergekommen und übermüdet; die Stimmung war deshalb auch keine roſenfarbene. Ein Befehl des Feldmarſchall Prinzen Friedrich Carl verfügte nun die ſchleunigſte Vereinigung der Armee-Abtheilung mit ſeiner II. Armee und am 29. wurde demſelben mittels eines „Gewalt-Marſches“ nachgekommen! Man kam wieder auf die flache Ebene der Beauce, auf das langentbehrte Kampfterrain der Artillerie und Cavallerie zurück. — Als die Eclaireurs des 4. Chevauxlegers-Regiments in der Höhe von Arville anlangten, fanden ſie Nobleville, Civry, den nördlich des letzteren liegenden Wald, ſowie das Dorf Vallière von feindlicher Infanterie beſetzt, zwiſchen dieſen Punkten war auch Cavallerie ſichtbar. — Die ſechspfündige Batterie Kriſchel richtete ſofort auf dieſelben ein verheerendes Feuer, während zwei Compagnien Infanterie und Jäger den Wald nahmen; der Feind wich, Varize ward genommen! Der Verluſt deutſcherſeits betrug in Summa 36 Mann.

Das von Strapazen jeglicher Art mitgenommene 1. bayriſche Armeecorps von der Tann ſollte, weit entfernt, nun einige Ruhe und Retablirung zu finden, neue, noch ernſtere Proben ſeiner unüberwindlichen Zähigkeit geben. Vom 1. bis 11. December ſtand ihm täglich heiße Blutarbeit bevor, jene Reihe von Kämpfen, welche den Sieg deutſcher Waffen an der Loire entſchied und die letzte Kraft des Südens brach! Das Gefecht bei Villepion am 1. December begann dieſe Kette kriegeriſcher Thaten, die Schlacht bei Bazoches-les-Hautes folgte am 2., die Schlacht von Artenay am 3., die Schlacht und Einnahme von Orleans am 4. December. An den beiden folgenden Tagen konnte zum erſten Male ſeit Wochen den Truppen Ruhe und Ergänzung ihrer Bedürfniſſe gewährt, namentlich auch für die zahlreichen Verwundeten geſorgt werden, welche, von Orgères bis Orleans in halb verbrannten Dörfern und Höfen untergebracht, die blutige und traurige Spur dieſes viertägigen Kampfes bezeichneten! —

Ueber die Richtung, welche die Hauptkräfte der von dem Feldmarſchall Friedrich Carl geſchlagenen Armee genommen hatten, war im Hauptquartier deſſelben Ungewißheit, denn ſowohl gegen Beaugency, Gien wie Salbris waren bedeutende feindliche Maſſen abgerückt, über deren Beſchaffenheit man unklar war. Das Obercommando hatte deshalb ſowohl Corps beordert, welche aufwärts, wie abwärts der Loire die Situation aufklären ſollten. Abwärts der Loire zu gehen, war auf dem rechten Ufer die Armee-Abtheilung des Großherzogs von Mecklenburg beſtimmt, zu welcher das 1. bayriſche Corps von der Tann gehörte; es wurde auf dem linken Ufer von der heſſiſchen 25. Diviſion cotoyirt, welche, dem IX. Armeecorps zugehörig, zur Zeit unter den Befehl des Großherzogs geſtellt worden war. — Die Aufgabe der Armee-Abtheilung war das definitive Vorrücken auf **Tours**, den Sitz der Nationalverſammlung! Der Befehl des Vormarſches zum 7. December lautete für das 1. bayriſche Corps bis in den Rayon Villermain-Cravant-Beaumont-Randon-Bacan. Die 22. Infanterie-Diviſion (von Wittich), mit welcher vereint das von der Tann'ſche Corps die Kämpfe der vier nächſten Tage beſtehen ſollte, hatte die Quartiere in dem Bezirk Charſonville-Ouzuer-Le Marché-Villermain und Raccon, alſo Tann's Stellung berührend. Die 17. Infanterie-Diviſion hingegen hatte Beaugency zu beſetzen und auf der Straße Orleans-Beaugency zu cantonniren. — —

Der 7. December! — Bei der Nähe des Feindes eines Gefechts gewärtig, hatte General von der Tann am Morgen ſeine Diviſions-Commandeure angewieſen, ihre Brigaden zu vereinen und ſtets in Gefechtsbereitſchaft zu marſchiren. Während der zweitägigen Ruhe in Orleans hatte das 1. bayriſche Corps ſtatt einer Vermehrung ſeiner Kräfte eine **Verminderung** erfahren, ſo daß es nur mit 22 Bataillonen, alſo in Stärke von 9994 Feuergewehren den neuen Kämpfen entgegenging!*) — Unſer General war mit dem Stabe auf der großen Straße nach Meung vorgeritten. Um einer, durch Zufälligkeit entſtandenen Stockung im Marſche abzuhelfen, hatte die 1. Infanterie-Diviſion Befehl erhalten, die 17. Infanterie-Diviſion, deren Avantgarden bereits das Auftreten ſtärkerer feindlicher Abtheilungen weſtlich Meung gemeldet hatten, vormarſchiren zu laſſen. Mittags 12 Uhr gab der Großherzog dem Commandeur der 1. bayriſchen Infanterie-Diviſion, Generalmajor Dietl, mündlich Befehl, mit ſeinen Truppen rechts über La Challerie vorzurücken und an der rechten Flanke der 17. Infanterie-Diviſion auf den **linken Flügel** des Feindes zu drücken. Als die Avantgarde des Generalmajors um $1\frac{1}{2}$ Uhr in La Challerie eintraf, hörte ſie ſtarkes Geſchütz- und Gewehrfeuer in ſüdweſtlicher und weſtlicher Richtung, — die 17. Infanterie-

---

*) Von 19,000 Mann Infanterie **urſprünglich** alſo auf weniger als die Hälfte! P. B.

Diviſion war weſtlich Meung bereits im Gefecht! Dieſelbe ſchien auf hartnäckigen Widerſtand zu ſtoßen, die der 1. Brigade (der Diviſion Dietl) gegenüber ſtehenden feindlichen Maſſen *überragten* den bis nördlich Langlechere reichenden rechten Flügel der 17. Infanterie-Diviſion *bedeutend*; ſofort griff Diviſion Dietl (4 Uhr) in das Gefecht ein! Das bisherige Vorrücken von Le Bardon bis La Bourie war in faſt ſüdlicher Richtung geſchehen, an letzteren Punkten zeigte ſich, daß der Feind dem Andringen der 1. Brigade ausweichend in ſeiner *rechten* Flanke ſtarke Stellung genommen hatte. Die 2. Brigade wurde nun an den linken Flügel der 1. herangezogen und die Offenſivbewegung fortgeſetzt. In dieſem Momente machte ſich auf dem rechten Flügel der 17. Infanterie-Diviſion beim Feinde, Langlochère gegenüber, ein *Nachgeben* bemerkbar. Ohne ſich durch Schießen aufzuhalten, ging das Gros der 1. Brigade mit *Hurrah und dem Bajonnet drauf!* Noch hatte es ſeine hierbei bemerkte Rechtsſchwenkung nicht vollendet, als auf dem Höhenkamme ſüdlich La Bourie eine feindliche Batterie auffuhr und ſie im *Rücken* beſchoß! Dies dauerte nur wenig Augenblicke, denn plötzlich kam das Feuer der Batterie ins Stocken! Eine Compagnie des 2. Jäger-Bataillons und eine Compagnie des 2. Bataillons des bayriſchen Leibregiments, welche von La Bourie vorgegangen waren, waren in dieſelbe eingedrungen, hatten die Mannſchaften niedergemacht oder gefangen und acht Geſchütze nebſt zwei Mitrailleuſen erobert. Leider mußten ſie zehn Minuten ſpäter einer überlegenen franzöſiſchen Infanterie-Abtheilung gegenüber die Geſchütze, welche ſie nicht abzufahren vermochten, aufgeben. Inzwiſchen hatte das Gros der 1. Brigade den Vorſtoß gegen Grand-Chatre fortgeſetzt. Es war 5 Uhr und dunkelte bereits, der Nebel erlaubte keine 100 Schritt weit zu ſehen. Nachdem der Feind noch etliche Salven gegeben, zog er ſich zurück. — Inzwiſchen hatte ſich General von der Tann nach Raccon begeben, um die Leitung der übrigen Theile ſeines Corps zu übernehmen. Die 2. Infanterie-Diviſion, welche 1 Uhr bei Raccon eingetroffen war, fand momentan das Feuer bei Meung verſtummt, Kanonendonner bei Ouzouer-le-Marche deutete aber darauf, daß dort die

22. Infanterie-Diviſion ſchwer engagirt ſei. Als das Feuer daſelbſt indeß ebenfalls ſchwieg, erhielt die 3. Brigade Befehl, ſüdlich gegen Villocry vorzugehen. Sie traf um 3 Uhr bei dieſer Ferme ein und ihre Batterien eröffneten ſofort gegen den Feind ihr Feuer, der auf Cravant abzog. In dieſem Augenblicke erhielt die 3. Brigade Befehl, das Gefecht abzubrechen und nach Les Banchets zu marſchiren; bis Thorigny gekommen, wurde ſie aber wieder nach Villocry dirigirt. Die Dunkelheit machte das unmöglich. Ueberdem war das Gefecht auch bei der 17. wie der 1. Infanterie-Diviſion im Erlöſchen. In dieſem kurzen Gefecht betrug von der Tann's Verluſt 8 Offiziere und 94 Mann. —

Aus dem Hauptquartier des Großherzogs in Meung traf in der Nacht der Operationsbefehl ein: „Die Offenſive ſei mit aller Entſchiedenheit fortzuſetzen, der Feind ſcheine großen Werth auf Vertheidigung ſeines Regierungsſitzes Tours zu legen, denn er habe mittels Bahn große Truppen-Anſammlungen zwiſchen dem Walde von Marchenoir und der Loire bewerkſtelligt.“ Das 1. bayriſche Corps ſollte am 8. December Vormittags 10 Uhr gefechtsbereit bei Grand-Chatre ſtehen. —

Während der Nacht zum 8. December hatte es geſchneit. Schon als ſich das 1. bayriſche Armeecorps bei Grand-Chatre concentrirte, wurde Kanonendonner aus der Richtung von Villermain gehört; die preußiſche 22. Infanterie-Diviſion in ihrem Marſche gegen Cravant war auf den Feind geſtoßen! Das Schlachtfeld vom 8. December war ähnlich dem von Bazoches-les-Hautes von zwei Höhenrücken eingefaßt, welche die Stellungen beider Gegner bezeichneten, ſie waren die Ausgangspunkte ihrer Offenſivſtöße und zugleich ihre Reduits. Wer von beiden Gegnern den andern zwang, ſein Reduit aufzugeben, war Sieger! In der Zone zwiſchen beiden Höhen entwickelte ſich nun der Kampf. — Der Großherzog beabſichtigte mit dem Eingreifen der 17. und der 22. Infanterie-Diviſion zugleich im Centrum die Offenſive! — Vom 1. bayriſchen Corps erhielt um 11 Uhr die 2. Infanterie-Diviſion die Weiſung, unter Vorziehen ſeiner Artillerie auf dem vorerwähnten, von Beaumont gegen Le Mée abfallenden Höhenrücken

Gefechtsſtellung zu nehmen. Dieſe Diviſion commandirte der Bruder des Generals, Generalmajor Rudolph von der Tann. Als dies geſchah, kamen auch feindliche ſtärkere Colonnen die jenſeitige Höhe von Villechaumont herab, überſchritten die Straße Cravant-Beaugency und ſchienen einen Angriff auf Beaumont zu beabſichtigen. Das 1. Bataillon des 13. Regiments erhielt Befehl, dieſen Ort zu nehmen! Ein heftiges Gewehrfeuer entwickelte ſich, der Feind ward zum Stehen gebracht. Den Ort indeß zu halten war ein Bataillon zu ſchwach; das 2. Bataillon deſſelben Regiments ward nachgeſchickt und das kräftige Feuer des 13. Regiments brachte die Plänkler zum Weichen. Sie zogen ſich über die Straße zurück. Um 12 Uhr befahl der Großherzog, daß die 2. bayriſche Infanterie-Diviſion dem weichenden Gegner bis zur Chauſſee nachrücke! Die 3. Brigade ging mit dem 1. Jäger-Bataillon und 1. Bataillon des 3. Regiments gegen die Straße vor, das 3. Bataillon des letztern Regiments bemächtigte ſich des Dorfes Le Mée. Der Feind zog ſich den Hang gegen Villechaumont empor, wo er ſich in den Weingärten einniſtete. — Trotz des raſanten feindlichen Gewehr- und Geſchützfeuers drang die Abtheilung der 2. Infanterie-Diviſion mit vorzüglicher Bravour vor, einige noch über die Straße weiter gegen Villechaumont, vertrieben die Franzoſen aus verſchiedenen Weingärten und beſetzten dieſelben. Auf der ganzen Linie war außer Le Mée für die Deutſchen aber kein Stützpunkt und das Halten der Stellung ſehr fraglich! Um 12½ Uhr erhielt die 2. Brigade Befehl, gegen Beaumont zur etwaigen Unterſtützung einzugreifen. Sie marſchirte unter ſchärfſtem Granatfeuer mit klingendem Spiel in ihre Stellung. 1 Uhr dort eingetroffen, machte ſich indeß ein bedenkliches Schwanken bei den Bataillonen der an der Straße poſtirten 4. Infanterie-Brigade bemerkbar. Sie hatten ſich allmälig verſchoſſen, als der Feind von den Höhen herabſtieß. Einige Abtheilungen der Brigade mußten zurückgehen, auch die übrigen, nun in der Flanke bedroht, wichen ebenfalls! — Um 1½ Uhr war der kritiſche Augenblick! Um jeden Preis mußte der feindliche Durchbruch verhindert werden! — Zunächſt griff die 2. Brigade ein, drei Batterien traten rechts vorwärts gegen die Straße in Action, das 9. Jäger-Bataillon aber ward in Richtung Cravant vorgeſchoben, um mit der 22. Infanterie-Diviſion Verbindung herzuſtellen. Die beiden Bataillone des 11. Regiments hatten ſüdlich gegen die Straße vorzugehen, während das 2. Regiment den bedrängten linken Flügel der 3. Brigade unterſtützen ſollte. Eben ſo wurden die bei Beaumont gelaſſenen Reſerve-Bataillone des 12. Regiments und die Batterie Stadelmann heranbeordert. Alle dieſe Bewegungen wurden unter dem ſchärfſten feindlichen Feuer ausgeführt! Umſonſt! Die Verluſte der ohnehin ſchwachen Infanterie mehrten ſich durch das günſtige gegneriſche Feuer reißend und nur der Ausdauer und Hingebung der Artillerie gelang es, die nur 5000 Mann ſtarke Infanterie auf ihrer 4000 Schritt langen Stellung in Action zu erhalten, ja ſelbſt noch einmal zur Offenſive zu bewegen. Aber die geſammte Lage war eben eine ſehr ungünſtige! Nur eine Brigade und die Küraſſiere hatte man noch in Reſerve. Die Situation des Centrums wurde um ſo fraglicher, als die beiden auf den Flügeln operirenden preußiſchen Diviſionen ebenfalls gegen eine feindliche Uebermacht zu kämpfen hatten! Maſſas war noch in des Feindes Händen, zwiſchen dieſem Orte und Le Mée war eine Lücke! — Der Großherzog, dieſes offene Thor in die deutſche Stellung erkennend, hatte ſchon vorher die 2. Cavallerie-Diviſion dorthin entſendet und ſchickte jetzt die Küraſſier-Brigade nach, aber in dieſen dichten Weingeländen konnte ihre Batterie zu keiner Wirkung kommen, noch weniger die Reiter!! — Inzwiſchen waren gegen 3 Uhr ſtarke franzöſiſche Abtheilungen von Cernay gegen Cravant und den rechten Flügel der deutſchen Stellung bis auf 600 Schritt an die Straße vorgerückt. Die diesſeitige Infanterie, längs den Gräben poſtirt, konnte kaum noch widerſtehen, die Verluſte der Artillerie an Leuten und Pferden mehrten ſich bedenklich, ſo daß der Verluſt der Geſchütze ſelbſt zu befürchten ſtand! Endlich ward der Feind doch durch das Schnellfeuer der Infanterie zum Stehen gebracht und wich, zumal ſein Angriff gegen Cravant mißglückt war, gegen Villechaumont zurück. — Sein Zurückgehen ſollte nun zu einer Offenſive benutzt werden! Die drei Batterien der 2. Brigade und die Diviſion Will (von der Artillerie-Reſerve) nahmen ihre früheren Poſitionen an der Straße wieder ein, das 1. Bataillon des 11. Regiments aber eröffnete auf dem rechten deutſchen Flügel den Angriff! Alle längs und vor der Straße poſtirten anderen Abtheilungen ſchloſſen ſich ihm mit Hurrah an und drangen, den Feind vor ſich hertreibend, auf die Höhe! Endlich, unter ſchweren Verluſten, war um 3½ Uhr die feindliche Poſition erreicht!! — Doch der Angriff ſtockte nun! Der Feind, ohnedies weit überlegen, hatte noch geſchloſſene Reſerven, welche unſere erſchöpft ankommenden Truppen mit Salven und Schnellfeuer begrüßten, — hinter der vorderſten deutſchen Gefechtslinie befand ſich aber nicht eine geſchloſſene Truppe mehr, um beizuſpringen! Der Kampf der Deutſchen mußte ſich endlich erſchöpfen, die Munition begann auch wiederum zu mangeln. Erſt gingen einzelne Abtheilungen zurück, dann begann ein allgemeiner Rückzug gegen die Straße! Auch das genommene Villechaumont wie Le Mée mußte dem Feinde gelaſſen werden! — Schon begann es zu dunkeln, der Gegner ſchien die gefährliche Lücke zwiſchen Le Mée und Meſſas ſchließlich entdeckt zu haben! — Mit einem Male ſchwieg das feindliche Infanteriefeuer und das den Franzoſen eigenthümliche Schlachtenfinale, eine kurze ſcharfe Kanonade, begann. Inzwiſchen wurden die zurückgewichenen deutſchen Abtheilungen wieder mit Munition verſehen und durch den Feuereifer ihrer noch activen Offiziere wiederum an die Straße vorgeführt, wo ſie ſich nunmehr behaupteten. Der 17. Infanterie-Diviſion aber war es gelungen, Meſſas zu nehmen und den Feind, welcher den linken deutſchen Flügel bedrohte, zum Rückzuge zu zwingen!! Mit Einbruch der Dunkelheit um 5½ Uhr erloſch die Schlacht. — Sonderbar, General Chancy rechnete ſich dieſe Schlacht zum Siege an und verkündigte dieſen pomphaft, — im Hauptquartier des Großherzogs hielt man Chancy für geſchlagen und auf dem Rückzuge!! Der für den Morgen beſchloſſenen Concentrirung der Armee-Abtheilung lag nicht die Abſicht einer Schlacht zu Grunde! — Man erhielt indeß von dem, worauf man ſich für den nächſten Morgen gefaßt zu machen hatte, durch die Gefangennahme eines franzöſiſchen Ordonnanz-Reiters Kunde, der den Befehl bei ſich hatte: „daß für den 9. December dieſelben Dispoſitionen wie für heute in Kraft bleiben ſollten!" —

Die Schlacht am 9. December war eigentlich eine improviſirte, da der Großherzog keinen ernſten Kampf mehr, ſondern nur eine Verfolgung beabſichtigte. Da der Feind aber gleichzeitig zum Angriff gegen die 22. preußiſche Infanterie-Diviſion und Theile des bayriſchen 1. Corps in Villechaumont und Le Mée, wie gegen die 17. Infanterie-Diviſion zu Vernon ſchritt, welche letzte Nacht dieſen Ort durch kühnen Ueberfall genommen hatte, ſo mußte die Armee-Abtheilung den Kampf annehmen. — Die beiden Diviſionen des 1. bayriſchen Corps blieben für dieſen Schlachttag durch die zwiſchen ihnen kämpfende preußiſche 22. Infanterie-Diviſion getrennt und es ereignete ſich, daß die eine von ihnen ſchon ihre blutige Aufgabe beendet hatte, als die der anderen erſt begann. Der Kanonendonner hatte den Reſt der 2. bayriſchen Infanterie-Brigade, welcher in Beaumont lag, alsbald ſeine Stellung ſüdlich und ſüdöſtlich des Orts nehmen laſſen, während die zwei Batterien deſſelben ſich öſtlich des Dorfes aufſtellten. Inzwiſchen hatte man von Villechaumont ſowie Le Mée her dringend um Unterſtützung gebeten. Nach beiden Orten waren ſogleich je zwei Bataillone des 13. Regiments und eine Batterie geſendet worden! Um 8½ Uhr früh bei Villechaumont eintreffend, wurde das 2. Bataillon des 13. Regiments in die ſüdöſtlichen Weingärten des Dorfes vorgeſchoben, wo es ſogleich mit dem Feinde in Feuergefecht trat; die Batterie eröffnete nördlich von Villechaumont ihr Feuer. Bald wurde das Feuergefecht ſehr heftig. Ein feindlicher allgemeiner Angriff gegen die 4. Brigade war vorauszuſehen. Dem 2. Bataillon des 13. Regiments wurden noch zwei Compagnien des 1. Bataillons deſſelben Regiments zur Verſtärkung gegeben, die bayriſche Batterie bei Villechaumont aber auf den Kamm der Höhe zwiſchen der Windmühle und Villechaumont poſtirt, um die ſtärker andrängende feindliche Infanterie zu beſchießen. Sie ward aber von drei Seiten her aus mehr denn 20 feindlichen Geſchützen ſo abſolut kampfunfähig gemacht, daß ſie kaum wieder aufzuprotzen und abzufahren vermochte. Die Lage war kritiſch; der Feind blieb im Vorrücken, und erſt als er in die rechte Schußlinie kam, brachten ihn die Beſatzungen von Villechaumont, der Windmühle und die Bataillone des 13. Regiments zum Stehen! Da erſchien bei Villechaumont die preußiſche 22. Infanterie-Diviſion zur Unterſtützung!! Generallieutenant von Wittich machte ſofort der hartbedrängten 4. Brigade mit dem 1. Bataillon des Regiments Nr. 32 und 2. Bataillons des Regiments Nr. 95 nebſt zwei Batterien Luft. Von dieſen preußiſchen Hülfstruppen drangen zwei Bataillone über die weſtlich gelegene, vorbenannte Windmühle vor und nahmen Cernay um 10 Uhr in Beſitz, während das 1. Bataillon des 32. Regiments bei Villechaumont verblieb. Der Feind feuerte zwar ſtark, machte aber keinen neuen Angriff. Nach 10 Uhr gewann das 13. Regiment nunmehr durch kurze, kühne Offenſiv-Vorſtöße in der Richtung von Villevert mehr Terrain. — Inzwiſchen hatte von 7 bis 10 Uhr die 3. Brigade ein ſelbſtſtändiges Gefecht geführt! Nachdem der obenerwähnte Angriff auf Le Mée unter Hülfe der 17. Infanterie-Diviſion abgeſchlagen worden war und eine Batterie nordöſtlich von Le Mée an der Straße das Dorf Villorceau hart unter Feuer genommen hatte, zog ſich gegen dieſen Ort der Feind zurück. Ihm waren das 2. Bataillon und zwei Compagnien des 3. Bataillons des 12. Regiments gefolgt, konnten aber anfänglich des eigenen deutſchen Geſchützfeuers wegen nicht vordringen. Als dies momentan eingeſtellt wurde, gingen beide Bataillone (12er) mit Hurrah gegen Villorceau vor und nahmen es 10½ Uhr mit dem erſten Anlauf! Nach 11 Uhr wurden auch das 1. Bataillon des 12. Regiments mit dem 1. Jäger-Bataillon herangezogen; Letzteres marſchirte gegen Villevert, fand um 12 Uhr den Ort aber ſchon vom Feinde geräumt. Ein Verſuch des Feindes zur Offenſive gegen Villorceau (11½ Uhr) ſcheiterte am Feuer des 12. Regiments, Mittags befand ſich die 2. Infanterie-Diviſion ſomit in unbeſtrittenem Beſitze von Villechaumont, Villevert und Villorceau. — Um dieſelbe Zeit ſtand die 1. bayriſche Infanterie-Diviſion zwiſchen Montygny und Layes, zwiſchen ſich und ihrer 2. Diviſion die preußiſche 22., welche um 10 Uhr mit einigen

Bataillons Cernay genommen hatte. Die Brigaden der 1. Diviſion, die Küraſſiere, wie die Artillerie-Reſerve hatten ſich noch in den Bivouaks befunden, als 7 Uhr Morgens das losbrechende Geſchützfeuer den Kampf verkündete. Sofort waren ſie marſchfertig. — Generallieutenant von Wittich war mit ſeiner 22. Infanterie-Diviſion auch um 8 Uhr bereits in Beaumont eingetroffen und kam, wie ſchon geſagt, dem Wunſche des Commandeurs der 2. bayriſchen Infanterie-Diviſion nach, die ſchwache 4. Brigade bei Villechaumont zu unterſtützen. Jetzt gab ſich nun Gelegenheit, ihm einen Gegendienſt zu leiſten! Die preußiſchen Abtheilungen, welche Layes und Beauvert genommen hatten, dort aber nicht angegriffen worden waren, marſchirten nämlich aus Mißverſtändniß ebenfalls nach Beaumont ab. Generallieutenant von Wittich befahl ihnen nun ſogleich, die inzwiſchen von Franzoſen beſetzten Punkte wiederzunehmen und erſuchte die ſeit $7^{1}/_{2}$ Uhr bei Grand-Rilly concentrirte 2. bayriſche Infanterie-Brigade, dieſe preußiſchen Truppen bei Wiedererlangung von Beauvert und Layes zu unterſtützen. Dies geſchah durch das 9. Jäger-Bataillon und zwei Bataillone des 11. Regiments und eine Batterie. Anfänglich rückte die Colonne gegen Launay, von welchem Orte ſüdlich die Batterie beide anzugreifende Objecte mit Granaten bewarf. In der Höhe von Beauvert wendete das 9. Jäger-Bataillon und nahm, gefolgt vom 1. Bataillon des 11. Regiments, dies Gehöft im erſten Anlauf ohne einen Schuß zu thun! Gleichzeitig hatte das 2. Bataillon des 11. Regiments Layes genommen, es war 10 Uhr. — Als General von der Tann $8^{3}/_{4}$ Uhr Morgens bei Grand-Chatre erſchienen war, war auch der 7 Uhr Morgens ausgefertigte Operationsplan des Großherzogs angelangt, deſſen Inhalt bereits aber vor den Thatſachen gegenſtandslos geworden war! — Die Artillerie-Reſerven waren um 9 Uhr nach Grand-Chatre dirigirt, von ihr die Diviſion Will (zwei Batterien) aber der 22. Infanterie-Diviſion überwieſen worden und befand ſich bereits auf dem Marſch nach Beaumont, als ſie andere Verwendung erhielt. Gegen 11 Uhr machte ſich nämlich gegen die 2. Brigade ein ſtärkerer Druck des Gegners fühlbar. Villermain war vom Feinde beſetzt, der mit einer Umgehung des rechten Flügels drohte! Generalmajor von Orff nahm das 2. Regiment in die Feuerlinie. Es beſetzte theils den gegen Montigny ſich ziehenden Höhenrücken, theils löste es das 9. Jäger-Bataillon ab, welches ſich verſchoſſen hatte. Nun erhielten beide Batterien der Diviſion Will und die kurz vorher bei Grand-Chatre eingetroffene 1. Brigade Weiſung, an den rechten Flügel der 2. Brigade zu rücken, ebenſo die Batterien der Diviſion Schleitheim (der Reſt der Artillerie-Reſerven). Den wiederholten Meldungen der Bedrohung des rechten Flügels gegenüber gab der Großherzog den ſtrikten Befehl, „keinesfalls ſich über Montigny auszudehnen, da der rechte Flügel der deutſchen Aufſtellung nicht der entſcheidende ſei, daß die 17. Infanterie-Diviſion nun auf den rechten Flügel dirigirt werde, überdies eine friſche Diviſion von Orleans in Anmarſch wäre!“ Demzufolge verhielt ſich die 1. Infanterie-Diviſion rein defenſiv und die mehrmals verſuchten feindlichen Angriffe wurden durch das vehemente Feuer der 2. Brigade abgewieſen! Die 17. preußiſche Infanterie-Diviſion hatte um 4 Uhr, nach Befehl des Großherzogs, die Linie Villemorceau-Les Grottes-Boynes-Ferme de Foulard theilweiſe mit dem Bajonnet genommen, während drei Bataillone der 22. Infanterie-Diviſion in Villejouan und Origny eingedrungen waren; mit Eintritt der Dämmerung erlahmte der Gegner. —

Das war der zweite Schlachttag von Beaugency. Nicht ganz ſo blutig, aber nicht minder ehrenvoll für das I. bayriſche Armeecorps. — Auf die Nachricht von der Schlacht des 8. Decembers und dem hartnäckigen Widerſtand, den die Armee-Abtheilung des Großherzogs einem ſo überlegenen Gegner geleiſtet, hatte König Wilhelm am 9. December befohlen, daß Prinz Friedrich Carl die Oberleitung der Operationen an der Loire wieder übernehme. — Der Prinz hatte demnach über dieſelbe anders disponirt. Das I. bayriſche Armeecorps hatte nämlich die Beſetzung von Orleans nunmehr zu übernehmen und dort fortifikatoriſche Verſtärkungen zu bewirken. Wahrlich, dem ſo außerordentlich erſchöpften und zuſammengeſchmolzenen bayriſchen Corps und ſeinem zähen, unerſchütterlichen Generale von der Tann war dieſe Veränderung der

Lage wohl zu gönnen! Letzterer disponirte ſomit über den Abmarſch ſeines Corps, welcher am andern Tage erfolgen ſollte. Es gehörte hierzu Nichts weiter, als daß es — der Feind erlaubte! —

An die Brigaden und übrigen Theile des 1. Corps hatte General von der Tann am Morgen des 10. eben den erfreulichen Befehl gegeben, heute ſollte Raſttag ſein, als Kanonendonner und Gewehrſalven ankündigten, der Teufelstanz gehe von Neuem wieder los! Noch vor Tagesanbruch, früh 6 Uhr, waren Origny und Villejouant ſo überraſchend angegriffen worden, daß die dort ſtehende Beſatzung der preußiſchen 22. Infanterie-Diviſion (von Wittich) zum momentanen Zurückweichen auf die Windmühle bei Villechaumont gezwungen war. Gegen 7 Uhr begannen feindliche Batterien von Ourcelle und Vilette aus Cravant zu beſchießen, vor Beauvert und Montigny aber zeigten ſich dichte franzöſiſche Infanterie-Maſſen. Die 1. Brigade, als Beſatzung von Orleans beſtimmt, hatte bereits den Marſch dahin angetreten, indeß zur Deckung der jetzt gefährdeten drei Batterien das 2. Jäger-Bataillon in Launay zurückgelaſſen. — Die 2. Brigade deckte bei Beauvert und Layes den bedrohten rechten Flügel des Generallieutenant von Wittich. Während deſſen war auch die 4. Brigade um 9 Uhr zur Stärkung des Centrums von Beaumont und Villechaumont eingetroffen und hatte mit dem 1. und 2. Bataillon des Regiments Nr. 13. das Dorf und die Windmühle weſtlich beſetzt. — Die Infanterie der 4. Brigade kam übrigens nicht mehr ins Gefecht und hatte Nachmittags nur ein kurzes Geſchützfeuer auszuhalten. Schon Mittags war für die diesſeitige Stellung, ſo weit ſie das 1. bayriſche Corps noch inne hatte, keine Gefahr mehr; der eigentliche Kampf des Tages wurde vielmehr im Centrum der feindlichen Stellung bei Origny und Villejouant ſiegreich von der 17. preußiſchen Infanterie-Diviſion ausgefochten! —

Die Armee-Abtheilung des Großherzogs von Mecklenburg hatte alſo die Ehre gehabt, mit 24,000 Mann (19,000 Mann Infanterie) während dreier Tage die 100,000 Mann ſtarke Armee des General Chancy geſchlagen zu haben! Das 1. bayriſche Armeecorps verlor an dieſen drei Tagen allein 88 Offiziere und 1986

Mann und in der ganzen Kriegsaffaire vom 1. bis 10. December hatte es ein **Drittel** ſeiner Mannſchaft und mehr als die **Hälfte** ſeiner ganzen Infanterie-Offiziere auf den Schlachtfeldern eingebüßt! Das waren die Braven, von denen der große Moltke, als die Nachricht von dieſen mörderiſchen Kämpfen anlangte, ſagte: „Wahrlich, vor dem Letzten dieſer braven Soldaten müßte man den Hut ziehen!!“ — —

Am 10. December rückte der Reſt des 1. Corps nun zum dritten Male in Orleans ein! Die erſte Aufgabe war: die Fatiguen zu verwinden, das Corps zu retabliren und Orleans in Vertheidigungszuſtand zu ſetzen. — Vom 12. bis 17. December hatte das Corps indeß keine ſehr idylliſchen Ruhetage. Das Vorgehen feindlicher Truppen ſüdöſtlich bei Gien und andere Bewegungen im Südoſten ließen darauf ſchließen, daß die um Nevers ſich unter Bourbaki neu bildende franzöſiſche Armee den Verſuch machen werde, Orleans zu nehmen und den öfters ſchon projectirten Marſch auf Fontainebleau nochmals zu verſuchen!! Deshalb überließ Prinz Friedrich Carl die Verfolgung Chanzy's auf Le Mans dem 10. Armeecorps, der 1. Cavallerie-Diviſion und des Großherzogs Armee-Abtheilung und concentrirte das 3. und 9. Armeecorps, wie die 6. Cavallerie-Diviſion um Orleans, wo die Spitzen des 3. Corps bereits am 17. December eintrafen. — Am Nachmittag des 26. December war der Befehl König Wilhelms eingetroffen: „Daß das 1. bayriſche Armeecorps wieder unter den unmittelbaren Befehl der III. Armee zurückkehren ſolle, um ſowohl eine Reſerve für die Cernirungs-Armee, wie erforderlichen Falls für die II. Armee und die Abtheilung des Großherzogs zu bilden.“ Der Marſch ſollte auf vier Straßen und aus Rückſicht für die arg mitgenommenen Truppen als „Friedensmarſch“ gemacht werden. Am Vorabende des Abmarſches erhielt General von der Tann die höchſte militäriſche Auszeichnung Bayerns, das Großkreuz des Militär-Max-Joſeph-Ordens. Der Kronprinz von Preußen als Höchſtcommandirender begrüßte in erhebender Art mittelſt Tagesbefehl die Rückkehr des 1. bayriſchen Corps unter ſein Obercommando, König Wilhelm, als oberſter Kriegsherr aber, erkannte an: „wie das Armeecorps faſt drei Monate unmittelbar vor dem Feinde geſtanden, zahlreiche Gefechte geſchlagen und Anſtrengungen erduldet habe, wie ſie ſelten einem Truppentheile zugefallen ſind!" Der König bethätigte dieſe Anerkennung, indem er dem Armeecorps 80 Eiſerne Kreuze II. Claſſe, ihrem Führer, General von der Tann aber die höchſte preußiſche, in dieſem Kriege ſelten ertheilte militäriſche Decoration, den Orden pour le mérite verlieh, das alte blaue Kreuz Eugens, des erſtgeborenen Sohnes des großen Kurfürſten, der zu Straßburg zu Grunde ging, als Elſaß dem deutſchen Reiche verloren wurde!!! — —

Neujahr 1871! — Die um Nevers ſich unter Bourbaki ſammelnden Heeresmaſſen machten nöthig, das in der Cernirungslinie ſtehende 2. preußiſche Armeecorps gegen Montargis, einen Theil des disponiblen 7. Corps aber gegen Auxerre zu entſenden. Für das 2. preußiſche Armeecorps ſollte das 1. bayriſche nunmehr in die Cernirungslinie am 3. Januar einrücken. — Dieſelbe erſtreckte ſich von der Mündung des Morbras in die Marne, quer über die nach Nordoſten zwiſchen Marne und Seine vorſpringende Landzunge bis Choiſy-le-Roi an der Seine. Rechts nördlich an das 1. bayriſche Corps ſchloß ſich die würtembergiſche Diviſion, links von ihm, weſtlich, das 6. preußiſche Armeecorps, an welches ſich denn das II. bayriſche Corps (von Hartmann) fügte. — Bei der am 18. Januar in Verſailles ſtattgefundenen Kaiſerproclamation war auch das I. bayriſche Armeecorps durch Deputationen von Offizieren und Mannſchaften mit ihren Fahnen vertreten und mit gleich tiefer Begeiſterung, wie im ganzen deutſchen Heere und Vaterlande, ward von Bayern und ſeinen tapferen Söhnen dieſe Thatſache des Jahrhunderts aufgenommen! Paris beantwortete, wie bekannt, am 19. dieſelbe mit dem bereits geſchilderten Ausfalle ſeiner Beſatzung. — — Das Bombardement, der Hunger, das völlige Fehlſchlagen aller von Frankreich ergriffenen Revanchemittel führte endlich die Schlußentſcheidung herbei. Am 26. Februar wurden die Friedenspräliminarien unterzeichnet. Am 7. März fand die Kaiſerparade auf dem Plateau von Villiers unter Commando des Kronprinzen Albert von Sachſen ſtatt, bei welcher das 1. bayriſche

Corps von dem preußiſchen Kronprinzen in Perſon dem Kaiſer Wilhelm vorgeführt wurde. — General von der Tann und ſeinen braven Truppen ſtand noch zum Schluß ein etwas ungewöhnliches militäriſches Drama zu ſchauen bevor, nämlich — den Kampf der Commune, dieſen Act unerhörteſter Selbſtzerfleiſchung! Der blutige Schluß ſpielte ſich am 27. Mai dicht vor Aller Augen ab, mit der Uebergabe des Forts Vincennes an die Truppen des General Vinoy. Am 29. Mai hatte dieſes barbariſche Gemetzel ein Ende. — — —

Auch unſerm General Ludwig von der Tann war es mit ſeinen Getreuen vergönnt, endlich die Heimath und die alte Iſarſtadt wiederzuſehen; reich an Ehren und Verdienſten, reich an Erfahrungen und den Erinnerungen ſtolzer, wie ernſter Stunden. Das königlich bayriſche I. Armeecorps hat nächſt dem 3. preußiſchen Corps in dem Kriege gegen Frankreich die meiſten Verluſte erlitten! —

Eins mag hierbei unſern General und Feldherrn aber hoch erheben im Gemüthe und der Stolz wird die Freude ſeines Herzens, wird der ewige Ruhm der I. bayriſchen Armee ſein: Was ſie auch litten, das litten ſie für uns Alle, für des gemeinſamen deutſchen Vaterlandes Freiheit, Frieden und Ehre. Was ſie aber erſtritten haben in wildem Schwertertanze, das haben ſie erſtritten nicht blos für die heutige, ſondern für die ganze künftige deutſche Weltordnung, und Ludwig von der Tann mit ſeinen Bayern wird ſo lange genannt werden, als man des Jahres 1870 und 71 gedenken wird!! Sie haben den Spruch Ulrichs von Hutten wahr gemacht!!

Ende.

Schlußwort.

Mit dieſem vierten Bande beende ich vorläufig dieſe Biographien-Sammlung, alſo früher, wie ich dachte, und bleibe dem geneigten Leſer gewiſſermaßen den letzten fünften Band ſchuldig.

Ob ich dieſe moraliſche Schuld einzulöſen vermag, hängt von Zeit und Umſtänden ab, nicht von meinem Willen. Ich kann mit gutem Gewiſſen behaupten, daß ich in mir nicht die Veranlaſſung zu ſuchen habe, wenn die Lebensſchickſale noch einer Reihe bedeutender Männer von mir einſtweilen ungeſchrieben bleiben. —

Erſtlich haben Verſchiedene Derſelben, deren Namen ich in mein Programm aufgenommen hatte, mich in einer ſo liebenswürdigen Weiſe erſucht, von Schilderung ihres Lebens abzuſtehen, daß mein Zartgefühl mir verbot, ihrem Willen entgegenzuhandeln. Nach meinem Tode werden zeitig genug noch ihre Briefe redende Beweiſe des Verhältniſſes ſein, in welchem ich zu ihnen geſtanden habe. —

Einige der Herrſchaften ferner, auf welche ich verzichten mußte, haben meinen Wunſch einer Annäherung, ohne welche doch unmöglich Einblick in eine Individualität erlangt werden kann, entſchieden ablehnend beantwortet! — Andere dagegen ſind aus dieſem Heldenkreiſe durch den Tod geſchieden, wie der bayriſche General Ritter von Hartmann, Prinz Albrecht (Vater) von Preußen, Königliche Hoheit, bevor Material über ſie zu erlangen war. —

Das ſchließliche Hinderniß für Herausgabe des letzten Bandes war aber ein ſachliches. Verſchiedene unſerer Heerführer und Staatsmänner, die mir bereitwilligſt entweder ſelbſt, oder durch ihre nächſte Umgebung das betreffende Material zugeſagt hatten, ſind von ihren Amtsgeſchäften, Dienſtreiſen, Uebungen u. ſ. w. ſo unendlich beanſprucht, daß ſie bisher ſehr geringe Muße fanden, ihre Erlebniſſe zu ordnen und ſammeln zu laſſen. Es würde vielleicht noch mehr als ein Jahr vergehen, ehe ich ihres Materials Herr würde, abgeſehen, daß Zeitereigniſſe meine Arbeit überholen reſp. aufhalten könnten. Ich glaube dem Publikum aber ſchuldig zu ſein, daſſelbe ſo lange nicht mehr warten zu laſſen, ſondern das Werk zum vorläufigen Abſchluſſe zu bringen.

Mit zwei Beruhigungen glaube ich vom Leſer in der mir ſelbſt ſehr neuen Rolle eines Biographen ſcheiden zu dürfen. Die eine finde ich in der Ueberzeugung, daß, von etlichen fehlerhaften Angaben in den drei erſten Lebensbildern abgeſehen, ich im Uebrigen abſolut Richtiges und auf ſicheren authentiſchen Mittheilungen beruhende Darſtellungen dargeboten habe, was ich auch mit autographen Schriftſtücken belegen kann. — Eine andere, ich kann wohl ſagen, für mich die werthvollſte Befriedigung iſt die, daß ich nicht nur die Männer, deren Lebenslauf ich ſchrieb, kannte, ihr — oft rückhaltloſeſtes Vertrauen genoß, ſondern daß nicht die Geringſten unter ihnen mir ſogar das ſchöne Geſchenk ihres ferneren Umgangs gewährt haben. —

„Für alle Zeiten genug gelebt“, wie Schiller ſagt, das habe ich gewiß nicht, aber mit den Beſten meiner Zeit lebte ich und lebe ich noch. Was kann aber ſelbſt der Vollkommenſte unter uns hienieden wohl mehr verlangen?

Berlin, den 2. September 1874.

A. E. Brachvogel.

Inhalt.

Seite

XVII. General Auguſt von Goeben, Commandeur des 8. preußiſchen Armeecorps 1

XVIII. Siegmund Freiherr von Pranckh, Generallieutenant, Königlich bayriſcher Kriegsminiſter 65

XIX. Hugo Ewald von Kirchbach, commandirender General des 5. preußiſchen Armeecorps 97

XX. Georg, Prinz von Sachſen, General der Infanterie und commandirender General des (XII.) königlich ſächſiſchen Armeecorps . . 210

XXI. Ludwig Freiherr von der Tann und Rathſamhauſen, Königlich bayriſcher General der Infanterie und commandirender General des 1. bayriſchen Armeecorps 235

Schlußwort des Verfaſſers 337

Der Trödler.

Geſammelte

Romane, Novellen und Dramen

von

A. E. Brachvogel.

Volks- und Familien-Ausgabe.

Mit Einleitung und Biographie

von

Max Ring.

Erſter Band.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Jena,
Hermann Coſtenoble.
Verlagsbuchhandlung.

Der Trödler.

Roman.

Aus dem Mittelalter.

Hiſtoriſche Erinnerungen.

1900 . 17r25

Von

A. E. Brachvogel.

Zweite Auflage.

Mit Einleitung und Biographie von Max Ring.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Jena,
Hermann Coſtenoble.
Verlagsbuchhandlung.

Der Trödler.

Roman.

Zweite Auflage.

Aus dem Mittelalter.

Hiſtoriſche Erinnerungen.

Von

A. E. Brachvogel.

Zweite Auflage.

Mit Einleitung und Biographie
von
Max Ring.

Jena,
Hermann Coſtenoble.
Verlagsbuchhandlung.

Inhalt.

Seite

Einleitung I

Der Trödler 1

Aus dem Mittelalter.

Chaſtelard 219

Die Drachen-Hunde von Rhodos 341

Albert Emil Brachvogel.

Ein biographiſch-literariſches Charakterbild

von

Max Ring.

Unter den hervorragenden Schriftſtellern der Gegenwart bietet Albert Emil Brachvogel ein eben ſo intereſſantes als eigenthümliches literariſches Charakterbild. Gleichſam über Nacht wurde der unbekannte, junge Mann eine Berühmtheit des Tages, ein gefeierter Dichter. Mit einem einzigen Schlag eroberte er die Gunſt des Publikums, den Beifall der Gebildeten und die nur ſchwer zu erringende Anerkennung der Kritik.

Ohne Coterie, ohne jede literariſche Verbindung, ja ſelbſt ohne die übliche akademiſche Bildung pflückte er mit kühner Hand den vielbeneideten Lorbeer der dramatiſchen Poeſie, nach dem längſt anerkannte Schriftſteller und geprieſene Autoritäten, die ihm an gediegenem Wiſſen und äſthetiſchen Kenntniſſen weit überlegen waren, vergebens ihre Hände ausſtreckten. Wie ein neu entdeckter Stern erſchien er plötzlich am Himmel der deutſchen Literatur, an dem er bis zu ſeinem allzu frühen Tode eine würdige und ehrenvolle Stelle behauptete.

Wenn auch nicht all' die hochgeſpannten, an ſein erſtes Auftreten geknüpften Erwartungen in Erfüllung gingen, nicht all' die von ihm gebotenen Blüthen die gehofften Früchte trugen, wenn er ſelbſt auch keine jener ewig leuchtenden Geiſterſonnen war, die wie Shakeſpeare, Göthe und Schiller die fernen Jahrhunderte erhellen, ſo kann man ihn eben ſo wenig für ein ſchnell entſchwindendes Meteor, für einen im trügeriſchen Glanz vorüberziehenden Kometen halten, der mit ſeinem falſchen Schimmer die urtheilsloſe Menge täuſcht und blendet.

In ſeinem Innern lebte und glühte ein Funke von dem ächten Feuer des Genius; ein Strahl des göttlichen Lichtes erfüllte ſeine Seele. Brachvogel war kein unſterbliches, Epoche machendes Genie, aber ein bedeutendes und originelles Talent, ein geborener Dichter, der in der Literatur ſeiner Zeit trotz mancher Schwächen und Verirrungen fortleben und die verdiente Anerkennung finden wird.

Seine zahlreichen Werke bekunden vor Allem eine immer ſeltener werdende Originalität und Urſprünglichkeit, die ihn unter der Menge der deutſchen Schriftſteller vortheilhaft kennzeichnet. Sein eigenthümlicher Lebensweg und Bildungsgang führte ihn fern von der breit getretenen, ebenen Heerſtraße der Literatur auf einſamen, abgelegenen Pfaden und nicht ſelten auf Umwegen zu dem ihm vorſchwebenden, mit bewunderungswürdigem Fleiß und raſtloſer Ausdauer angeſtrebten Ziel.

Wenig nur verdankte er der Schule und der hergebrachten Erziehung, deſto mehr dem eigenen Geiſt und Nachdenken. Seine Kenntniſſe waren mangelhaft, ſein Wiſſen fragmentariſch und ungeordnet, obgleich er in reiferen Jahren unabläſſig bemüht war, die Lücken ſeiner Bildung auszufüllen und ſeine Mängel durch emſiges Studium zu erſetzen.

Wie Friedrich Hebbel, Otto Ludwig, Heinrich König, Ferdinand Freiligrath war auch Brachvogel ein bloßer — Autodidakt, mit allen Vorzügen und Fehlern eines ſolchen. Mit Recht macht man den Autodidakten den Vorwurf, daß ſie ohne die Feſtigkeit, Gründlichkeit und ſtrenge Methode der claſſiſch Gebildeten jeder noch ſo verkehrten Idee allzu leicht folgen, daß ſie ihren mühſam erworbenen Gedanken überſchätzen und oft ihr Blei für Silber, ihre Kieſelſteine für Demanten halten, daß ihnen die unerſchütterliche Baſis der Wiſſenſchaft fehle, ihr Geiſt und ihre Kunſt die antike Einfachheit, Reinheit und Schönheit vermiſſen laſſe. Ebenſo wird ihnen eine Hinneigung zum forcirt Originellen, zu Uebertreibung und zu abenteuerlichen Extravaganzen, eine nicht genügende Beherrſchung der Form und in Folge deſſen eine gewiſſe Unreife Schuld gegeben.

Andererſeits erzeugt die gelehrte, claſſiſche Bildung in der Poeſie leicht jenen Alexandrismus, der die Grenzen der Kunſt lediglich nach der formellen Seite erweitert und häufig in einen leeren Schematismus ausartet. Die Nachahmung der claſſiſchen Muſter ſchwächt und ertödtet nur zu oft die genuine Schöpferkraft, und die vollendete Form verhüllt nur ſchlecht den Mangel an Phantaſie und wirklicher Originalität.

Dagegen beſaß Brachvogel ein urſprüngliches, friſches, nicht von des Gedankens Bläſſe angekränkeltes Talent, eine von keiner Schulweisheit belaſtete Erfindungsgabe und vor Allem den unbewußten Inſtinct des wahren Dichters, beſonders des dramatiſchen Poeten. Mit dieſen Anlagen verband er noch den Sinn für das Große, Schöne und Wahre im Leben und in der Kunſt, das Streben nach dem Ideal, den Drang nach Erkenntniß und ein Herz, erfüllt von reiner Menſchenliebe.

In allen ſeinen Schöpfungen erfreut uns der ethiſche Gehalt, die edle, humane Geſinnung, das tiefe Gemüth und die innere Wahrheit des Dichters. Er huldigt nie dem verdorbenen Geſchmack der Menge und verſchmäht es, durch unerlaubte Mittel um den Beifall des Haufens zu werben. Nie verleugnet er ſeine ſittliche Weltanſchauung, nie befleckt er ſeine Feder durch die Darſtellung ſchlüpfriger Scenen, nie läßt ſich ſeine faſt zu lebhafte Phantaſie zu frivolen Bildern hinreißen.

Mit Vorliebe ſuchte Brachvogel in der Poeſie die

Löſung der höchſten Probleme, das Walten der Gottheit, die Offenbarung der ewigen Ideen im Leben und in der Geſchichte der Menſchheit. Sein ganzes Sein und Dichten wurzelte in dem feſten Glauben an den Fortſchritt, in der tiefen Ueberzeugung, daß eine höhere Macht die Geſchicke der Welt leite und ordne. Brachvogel war eine innerlich religiöſe Natur, eben ſo frei von allem Materialismus und Peſſimismus der Gegenwart, wie von jedem Aberglauben oder Unduldſamkeit. Er ſah in allen Menſchen ſeine Brüder und bekannte ſich zu den humanen Anſichten der Freimaurerloge, in der er ſelbſt eine geachtete Stellung einnahm.

Obgleich Brachvogel dem politiſchen Parteigetriebe fern ſtand, liebte er ſein Vaterland über Alles. Mit der lebendigſten Theilnahme verfolgte er die Geſchicke Deutſchlands, empfand er tief und ſchmerzlich die langjährige Uneinigkeit und Zerriſſenheit ſeines Volkes, die Fehler der Fürſten, die Mißgriffe der Regierungen. Unbeſchadet ſeiner Loyalität hatte er den Muth, ſeine Ueberzeugung offen auszuſprechen, wie er dies in der Vorrede zu ſeinem „Schubart“ that.

„Ein Gefühl tiefer Schwermuth,“ ſchrieb er 1864, „derſelben, die mein Vaterland und das Herz des geſammten deutſchen Volkes je länger deſto mächtiger erfüllt, hat mir den Griffel in die Hand gedrückt. Mein ganzes Gemälde müßte deshalb eine überaus ſchmerzvolle, troſtloſe Färbung erhalten, lebte nicht in mir die begeiſterte Gewißheit, daß der Schmerz und die Prüfung Menſchen wie Völker reinige, aus den ſchwärzeſten Wettern die goldene Mutter des Lichts in der allwärmenden Liebe neu hervorbreche und unſer Geſchlecht gerade inmitten des Kampfes und durch ihn allein zur Lebensfreude und Kunſtſchönheit ſich wiedergebäre.“

„Es geht,“ fährt der Dichter in ſeinen intereſſanten Betrachtungen über den unglücklichen Schubart fort, „ein Weh durch meine Seele, wenn ich jene alte Zeit überſchaue, ein ſehnſüchtig-ſchmerzvolles Gefühl, das ich als Kind meiner Zeit weder leugnen kann noch will. Nicht etwa, weil das deutſche Vaterland noch politiſch lahm und ſtaatlich verworren iſt, ſondern aus der tieferen Urſache, daß unter den Kämpfen dieſer Tage der ethiſche Charakter unſeres Volkes namentlich auch im Norden — die Idealität und würdevolle Freude an der Kunſtſchönheit, ach dieſer Lichtbringerin im Leben dahinwelkt. Dieſe Empfindung läßt mich in meinem Helden das Spiegelbild Deutſchlands, des hochſinnigen, geiſt- und herzensgroßen, überreich begabten und dennoch zerfahrenen, zwieſpaltigen, ſchwanken Vaterlandes erblicken, jenes Polyhiſtors unter den Völkern, der Licht über die ganze Erde bringt und doch in ſich zu freier, harmoniſcher Schöne nicht gelangen kann; — zerfleiſcht von Geiern! — Doch dem Prometheus wird einſt auch ſein Herakles kommen!“

In demſelben Sinn und Geiſt mahnte der Dichter in ſeinen bereits 1862 erſchienenen Liedern zur Einheit und Feſtigkeit:

„Ihr deutſchen Brüder, habet Acht,
Die Schwerter nehmt zur Seite!
Ein Traum hat mir die Mähr gebracht,
Die alte Mähr vom Streite.

Es wanket rings die weite Welt,
So Treue wie Vertrauen.
Die alten Netze ſind geſtellt,
Hei, ſeht die alten Klauen!

Doch Gott, der Deutſchland nie verläßt,
Führt's auch zum rechten Ende.
O, haltet Stand, o, ſtehet feſt
Und reicht Euch rings die Hände,

Daß Jeglicher im edlen Muth
Den Vätern ähnlich werde,
Zu opfern ſelbſt ſein Herzensblut
Für unſre heil'ge Erde!

Ihr deutſchen Brüder, habet Acht,
Die Schwerter nehmt zur Seite!
Ein Traum hat mir die Mähr gebracht,
Die alte Mähr vom Streite.“ —

Mit lautem Jubel begrüßte der patriotiſche Sänger die Erfüllung ſeiner prophetiſchen Wünſche und Verheißungen, das durch Kaiſer Wilhelm und Bismark geeinigte Vaterland und deſſen nach ſchweren Kämpfen errungenen Sieg über die äußeren und inneren Feinde, den Brachvogel ſpäter in ſeinen „Männern der Zeit“ mit Begeiſterung feierte.

Trotzdem hat die Kritik nicht ganz mit Unrecht dem Dichter ſeinen Mangel an hiſtoriſchem Sinn und hiſtoriſcher Kritik vorgeworfen, der jedoch hauptſächlich aus ſeinem Bildungsgang entſpringt und mit ſeinem Leben zuſammenhängt. Leider war es ihm nicht in ſeiner Jugend gegönnt, in die Tiefe der Geſchichte zu dringen und an der Hand wiſſenſchaftlicher Forſchung das hiſtoriſche Material zu ſichten und zu bewältigen. Er mußte ſich mit oberflächlichen Kenntniſſen begnügen, die er erſt nachträglich durch eifriges Leſen und Studiren zu ergänzen ſuchte, wobei er jedoch in den gewöhnlichen Fehler der Autodidakten verfiel, Wahres mit Falſchem und ſubjective Eindrücke mit objectiven Thatſachen zu verwechſeln. Dazu kam noch ſeine Neigung zu generaliſiren und die geſchichtlichen Ereigniſſe und Charaktere ſeinen poetiſchen Intentionen und philoſophiſchen Ideen willkürlich anzupaſſen, ſo fern ihm auch jede abſichtliche Fälſchung und tendenziöſe Färbung der Wahrheit lag.

Brachvogel ſelbſt ſuchte ſich gegen dieſe nicht unbegründeten Angriffe in der Vorrede zu dem Roman „Friedemann Bach“ und zu ſeinem „Narziß“ zu vertheidigen. „Daß die ganze Natur,“ ſagt er, „wie das Leben jedes einzelnen Dinges, der Menſch aber vor Allem nach unabänderlichen Geſetzen oder Urideen wird, iſt und vergeht, bethätigt ſich um ſo mehr an dem Geſammtleben, der Geſchichte unſers Geſchlechts, als namentlich in ihr ſich die höchſte irdiſche Hoheit offenbart, die Gottähnlichkeit der Menſchen am ſichtbarſten ſich ausprägt. Alles, was die Geſchichte aufzuweiſen hat, iſt nur eine ewige Modification und Variation dieſer Uridee, die, an ſich unvergänglich, in allen Begebenheiten und Charakteren abzuſpiegeln das höchſte Ziel des Dichters iſt.

„Die Geſchichte ſelbſt mit allen ihren Einzelheiten fällt allein dem wiſſenſchaftlichen Forſcher anheim. Seine Aufgabe iſt es zu ſagen: „was, wie und warum etwas geſchehen iſt,“ und ſelbſt das Warum iſt ein neblicht Ding, dem ſich der Hiſtoriker nur tappend nahen kann. Der Dichter hat es mit der Geſchichte als ſolcher nicht zu thun; er ſtellt aber die Urideen an und für ſich, das geheime Geſetz, wonach Alles geſchieht, dar, und indem er ſchildert, wie ſich dieſes Geſetz unter allen Umſtänden in den Begebenheiten und Charakteren aller Zeiten vollzieht, dieſelben alſo zu Vollſtreckern des ewigen Willens macht, ſchreibt er Geſchichte im höheren, idealen Sinne, nämlich die Geſchichte Gottes auf Erden. —

„Hieraus folgt, daß der Dichter ſich nur da verpflichtet halten darf, mit eiſerner Strenge hiſtoriſch zu ſein, wo die Idee und ihre Verwirklichung einander anerkanntermaßen ſo genau durchdrangen, daß ſie als Eins darſtellbar, die Gegenſätze von Ideal und Wirklichkeit alſo aufgehoben ſind. Das iſt aber faſt nie der Fall geweſen und Chriſtus hiervon die einzige Ausnahme. — Daß der wahrhafte Dichter aber von den hiſtoriſchen Charakteren und Begebenheiten nie ſo abweichen kann, daß er ſie umſtülpt und alſo ihre Stellung im ewigen Zuſammenhang der Dinge vernichtet, werden ihm jene ewigen Urideen und Geſetze des Lebens, deren Hoheit er beſiegen will, ſelbſt verwehren, und ich hoffe, daß ich an ihnen nicht zum Frevler geworden bin. —“

Ein nicht minder berechtigter Tadel trifft den Dichter wegen des Mangels an äſthetiſchem Geſchmack und künſtleriſcher Form. So glücklich auch Brachvogel meiſt in der Wahl ſeiner Stoffe iſt, ſo bedeutend die ſeinen Werken zu Grunde liegenden Ideen, ſo poetiſch auch ſeine Intentionen erſcheinen, ſo vermißt man häufig an ihm die vollendete Ausführung und entſprechende Abrundung. Die Compoſition und der Aufbau der Handlung verräth bei aller Kühnheit und Großartigkeit des urſprünglichen Plans eine gewiſſe Nachläſſigkeit oder Unbehülflichkeit, eine ungleiche Vertheilung des reichen Materials und eine Unfertigkeit des Ganzen. —

Die gefährliche Gutzkow'ſche Theorie von dem Nebeneinander im Roman findet bei Brachvogel nicht ſelten eine bedenkliche Anwendung. Dadurch geht die innere Einheit verloren und das Ganze zerfällt in eine Menge zwar noch immer bewunderungswürdiger, aber nicht zuſammenhängender Theile. Jede Scene, jedes Capitel für ſich giebt ein anſprechendes Bild, aber es fehlt der geiſtige Mittelpunkt, der unentbehrliche Zuſammenhang; weshalb man mehr verwirrt als befriedigt wird.

Noch unerträglicher als im Roman erſcheint dieſer Fehler in einzelnen Dramen des Dichters, da gerade dieſe Kunſtform eine größere Geſchloſſenheit und ſtrengere Einheit der Handlung fordert. Selbſt die wirkſamſten Epiſoden und die glänzendſten Situationen vermögen nicht für dieſen Mangel zu entſchädigen und auf die Dauer das Publikum zu täuſchen. Trotz ſeines angeborenen dramatiſchen Talents, ſeiner hohen Begabung und ſeiner ſeltenen Kenntniß des Theaters hat keins ſeiner folgenden Stücke den großen Erfolg des Narziß erreicht, iſt keine ſeiner ſpäteren Dichtungen ſo volksthümlich geworden, wie ſeine erſte Bühnendichtung.

Mit ſicherem Takt und großem Geſchick hat ſich Brachvogel die für den dramatiſchen Dichter unumgängliche Technik und die glänzende Bühnenpraxis der in dieſem Punkt muſterhaften Franzoſen nach dem Vorgang der bekannten Frau Birch-Pfeiffer in einem bewunderungswürdigen Grade angeeignet; was ihm zum großen Verdienſt angerechnet werden muß und wodurch er ſich vortheilhaft von den meiſten deutſchen Bühnenſchriftſtellern unterſcheidet. Er kennt das Theater und arbeitet für die Bedürfniſſe der modernen Bühne, mit deren wichtigen Einzelheiten und ſchwer zu erringenden Kunſtgriffen er wie Wenige vertraut war. Alle ſeine Stücke zeichnen ſich durch ihre Aufführbarkeit aus und bieten dem darſtellenden Künſtler mehr oder minder lohnende Aufgaben, glänzende Rollen, brillante Actſchlüſſe und effectvolle Scenen.

Allerdings läßt ſich auch nicht leugnen, daß der Dichter nicht ſelten dieſe mehr äußerlichen, theatraliſchen Erfolge auf Koſten der innern, dramatiſchen Wahrheit erzielt, daß die von ihm hervorgebrachten Effecte, um mit Richard Wagner zu ſprechen, Wirkungen ohne Urſache ſind und der tieferen Begründung, der nothwendigen Motivirung entbehren. Ohne gerade unerlaubte Mittel anzuwenden, zeigt Brachvogel eine aus ſeiner ganzen Vergangenheit und ferner andauernden Berührung mit der Bühne herrührende Vorliebe für das Theatraliſche, das ſich zu der Wirkung des Dramatiſchen, wie die äußere Hülle zum innern Kern, wie der blendende Schein und Flitter zu der reinen, göttlichen Wahrheit verhält. Daher auch ſeine Neigung für alles Ungewöhnliche, Ueberraſchende und Frappante, die ſich nicht mit der Würde und Höhe der Tragödie verträgt, ein pathologiſcher Zug zu zweideutigen, krankhaft zerriſſenen Charakteren und problematiſchen Naturen, wie „Narziß“, „Mondecaus“, „Beaumarchais“ u. ſ. w., die zwar reizen und intereſſiren, aber einen geſunden und gebildeten Geſchmack nicht befriedigen und uns nicht begeiſtern können.

In der Mehrzahl fehlt ſeinen Helden jene ſittliche Größe und ethiſche Kraft, welche der Dichter uns in ſeinen Charakteren bieten muß, wenn er durch den Untergang des Schuldigen uns an die Schwäche und Vergänglichkeit alles Irdiſchen mahnen, uns zugleich erſchüttern und erheben, uns durch Furcht und Mitleid läutern und reinigen will; was ſeine Aufgabe iſt. Wir zittern und beugen uns vor der Macht der Gottheit, wenn der Blitz die ſtarke, hohe, zum Himmel trotzig emporſteigende Eiche trifft, aber für den morſchen, bereits angefaulten Baum haben wir nur ein ſchwächliches Bedauern, wenn ihn ein leichter Windſtoß umſtürzt. Nicht der leidende, ſondern der kämpfende Held erregt unſere Bewunderung und verſöhnt durch ſeinen Tod. Das tragiſche Geſchick verliert ſeine Bedeutung, wenn es nicht mit der Größe des Charakters und der Schuld zuſammenfällt.

Nothwendig wird auch die dramatiſche Handlung, an der die Charaktere ſich entwickeln ſollen, mit ihnen auf das

Engſte verknüpft ſein müſſen und mit ihnen ſich erheben oder herabſinken. So geſchickt auch Brachvogel meiſtentheils die Fäden zu ſchlingen und zu löſen, die Zuſchauer zu unterhalten und zu ſpannen und die Theilnahme zu feſſeln verſteht, ſo geſchieht dies ebenfalls häufig durch theatraliſche Mittel, welche mehr an das geiſtreiche Intriguenſpiel und die franzöſiſche Comödie als an den hohen Ernſt der wahren Tragödie erinnern. Um ſo mehr muß man es bedauern, daß der Dichter ſeine entſchiedene Begabung für das bürgerliche Schauſpiel nicht genügend benutzt hat. Die in ſeinem „Trödler“ gegebenen Proben bekunden ein bedeutendes Talent für dieſe Richtung, eine ſcharfe Beobachtungsgabe für die alltäglichen Ereigniſſe des Lebens, eine überraſchende Kenntniß der bürgerlichen Verhältniſſe, ein tiefes Gemüth und einen geſunden Sinn für das Familienleben, das ſtets den deutſchen Zuſchauer am meiſten intereſſirt, und dem Iffland, Kotzebue und beſonders Benedix in jüngſter Zeit ihre ſchönſten und dauerndſten Erfolge zu danken haben. — Weit weniger ſcheint das eigentliche Luſtſpiel ſeinen Anlagen und Neigungen entſprochen zu haben, da ihm der urſprüngliche Humor, der ſchlagende Witz und die erforderliche Situationskomik abging, obgleich in einzelnen Scenen ſeiner Stücke und Romane mitunter recht ergötzliche, heitere Partien vorkommen. Auch der Styl und die Sprache des Dichters leiden an einer gewiſſen Ungleichheit und Unfertigkeit, wenn ihm auch der feurige Ton der Leidenſchaft, die rührende Stimme des Schmerzes, der ſchneidende Ausdruck bitterer Ironie und höhnenden Spottes im reichſten Maße zu Gebote ſtehen. Hier und da jedoch verfällt Brachvogel leicht in ein hohles Pathos oder in leeres Phraſenthum und in triviale Breite des Dialogs, der ſich ſonſt beſonders in ſeinen Stücken durch dramatiſches Leben, überraſchende Wendungen, poetiſche Schönheit und geniale Gedankenblitze auszeichnet.

Trotz all' dieſer gerügten Mängel und Schwächen iſt Brachvogel ein ächter Dichter, ein originelles Talent und ein bedeutender Geiſt. Wie kaum ein zweiter Schriftſteller unſerer Zeit wurde er von dem Denken und Empfinden der Gegenwart, von ihren Leiden und Kämpfen bewegt, verſtand er die Klagen, die Sehnſucht, die Zweifel und die Wünſche ſeiner Epoche auszuſprechen. Mit bewunderungswürdiger Kühnheit deckte er zuerſt in ſeinem Narziß die Hohlheit, Zerriſſenheit und Haltloſigkeit der modernen Geſellſchaft auf, ließ er uns in dem von ihm geſchaffenen Charakter unſere eigene Krankheit, unſere Gebrechen und Schäden ſehen. Nicht der Dichter allein, wie vielfach behauptet wurde, ſondern wir Alle fühlten uns innerlich verwandt mit dem zugleich anziehenden und abſtoßenden Helden ſeines Trauerſpiels. Das war Blut von unſerm Blut, Fleiſch von unſerm Fleiſch und Geiſt von unſerm Geiſt. Deshalb faßte uns auch dieſes ſeltſame Spiegelbild, dieſer Doppelgänger unſeres Ich trotz aller ſeiner Verirrungen und Schwächen mit ſo unwiderſtehlicher und hinreißender Gewalt.

Die Darſtellung eines ſo vollendeten Typus ſetzt aber eine ungewöhnliche Schöpferkraft, ein tiefes Verſtändniß und einen divinatoriſchen Blick für ſeine Zeit voraus und ſichert dem Dichter ein bleibendes Andenken in der Literatur ſeines Volkes. Aber auch in den übrigen Werken Brachvogel's pulſirt das Blut der Gegenwart oft mit fieberhaftem Ungeſtüm und nervöſer Reizbarkeit. Daß er aber auch die Fähigkeit beſaß, wahre Helden, edle und reine Charaktere zu ſchaffen, das hat er in „Adelbert von Babanberg“ und in vielen ſeiner hiſtoriſchen Romane und Novellen gezeigt. Nur die Ungunſt der Verhältniſſe trägt die Schuld, daß Brachvogel nicht gleichmäßig auf dem von ihm betretenen Weg fortſchritt und das höchſte Ziel nicht erreichen konnte.

Auch der begabteſte Dichter wird und kann ſich nicht ganz den Einflüſſen ſeiner Zeit entziehen, auch der talentvollſte Schriftſteller muß ſich von den Richtungen und Strömungen ſeiner Epoche tragen laſſen und leidet unter ihren Sünden und Verirrungen. Vor Allem aber wird der Dramatiker, ſelbſt wenn ihn das edelſte Streben beſeelt, mehr oder minder von den Forderungen und Bedürfniſſen, von dem Geſchmack und den Anſprüchen ſeines Publikums abhängen, wenn er nicht auf die lebendige Wirkung verzichten will. Gerade in Deutſchland hat der dramatiſche Dichter mit faſt unüberwindlichen Schwierigkeiten ſowohl von Seiten der Zuſchauer wie von Seiten der Bühnenvorſtände und der Kritik zu kämpfen.

Dem großen Publikum iſt nach und nach der Sinn für die hohe Bedeutung der Bühne verloren gegangen; die Menge ſucht vor Allem Zerſtreuung und Unterhaltung, die ſie hauptſächlich im Luſtſpiel, in dem franzöſiſchen Sittenſtück, in der derben Poſſe, in dem ſogenannten Ausſtattungsſtück und in der meiſt durch Sinnenreiz wirkenden Oper findet. Der finſtere Ernſt der Tragödie ſchreckt ſie zurück und das erſchütternde Pathos verletzt eine Geſellſchaft, die ängſtlich jede tiefere Aufregung vermeidet und höchſtens eine ſentimentale Rührung zuläßt.

Unſere Theaterdirectoren und ſelbſt die Hofintendanzen laſſen ſich mehr oder minder von ſolchen Rückſichten, beſonders aber von Kaſſenerfolgen beſtimmen. Nicht der innere Werth, ſondern der äußere Erfolg entſcheidet das Schickſal eines Stückes und des Verfaſſers. Die geſchickte, dem Geſchmack der Zuſchauer ſich leichter anpaſſende Mittelmäßigkeit, die frivole, auf die niedrigſten Neigungen der Menge ſpeculirende Routine feiert Triumphe auf Triumphe und ſtreicht ihre glänzenden Tantièmen ein, während das wahre Talent zurückgewieſen und nur ſelten für ſeine ehrliche Arbeit belohnt wird.

Dazu kommt noch, daß der deutſche Dramatiker vermöge der eigenthümlichen Verhältniſſe die lebendige Wechſelwirkung zwiſchen ihm und dem Theater entbehren muß. Der Dichter iſt auf der Bühne wie ein geduldeter Fremdling und wird ſelbſt zu den nothwendigen Proben nur ungern und ausnahmsweiſe zugelaſſen. Während er in Frankreich gleichſam der verkörperte Geiſt ſeines Werkes iſt, daſſelbe den Schauſpielern erklärt, mit ihnen durchgeht und es einſtudirt, womit ein fortwährender Gedankenaustauſch, eine gegenſeitige Anregung zu neuen glücklichen Gedanken, eine gemeinſame

Arbeit der Theorie und Praxis verbunden iſt, ſieht er ſich in Deutſchland von dem ihm unentbehrlichen Verkehr mit dem Theater ausgeſchloſſen, auf die paſſive Rolle eines bloßen Zuſchauers beſchränkt, dem man nur eine ſchüchterne Bitte geſtattet und eine beſondere Gnade durch die Aufführung ſeines Stückes zu erweiſen glaubt.

Wenn auch unſere Kritik ſich größtentheils einer anerkennungswerthen Unparteilichkeit befleißigt und ihr beſchwerliches Amt mit Würde ausübt, ſo verhält ſie ſich doch, wie dies in ihrer ganzen Natur liegt, mehr ablehnend und negirend als fördernd und aufmunternd. Nur in ſeltenen Fällen erfüllt ſie ihre hohe Miſſion, indem ſie ſelbſtſtändig und unbeirrt von dem augenblicklichen Erfolg und dem Geſchmack des Publikums das wahre Talent anerkennt, die Vorzüge deſſelben hervorhebt, die Fehler liebevoll und ſchonend beurtheilt und dem Dichter ſchützend und rathend zur Seite ſteht.

Dieſe ungünſtigen Verhältniſſe haben es verſchuldet, daß Geiſter wie Heinrich von Kleiſt und Grabbe während ihres Lebens nicht die ihnen gebührende Anerkennung fanden und bittere Noth litten, daß ein ſo eminenter Dramatiker wie Hebbel, wenn auch nicht ganz ohne eigenes Zuthun, auf bedenkliche Abwege gerieth und ſich in den ſonderbarſten Auswüchſen gefiel, daß ſo bedeutende Talente wie Gutzkow, Freytag, Otto Ludwig ſich verſtimmt und abgeſchreckt von dem undankbaren Theater zurückzogen und in der erzählenden Dichtung eine lohnendere und befriedigendere Thätigkeit ſuchten und fanden.

Auch Brachvogel litt ſchmerzlich unter dem auf dem dramatiſchen Dichter laſtenden Druck; auch er ſah ſich gezwungen, ſeinen Idealen zu entſagen und auf die Erreichung der höchſten Ziele in ſeiner Kunſt zu verzichten. Wenn er ſich auch nicht gänzlich von der Bühne abwendete, ſo veranlaßte ihn ſo manche bittere Erfahrung und Enttäuſchung, ſein Talent zu zerſplittern, oder in Romanen und Novellen zu verwerthen.

Auf dieſem neuen Gebiet, das er zuerſt mit ſeinem

„Friedemann Bach“ glänzend betrat, erwarb ſich der Dichter ebenfalls die verdiente Anerkennung. Dieſelben Vorzüge, die ſeine dramatiſchen Arbeiten auszeichnen, machen ſich auch in ſeinen erzählenden Dichtungen bemerkbar, eine lebhafte, nur zuweilen ungezügelte Phantaſie, eine reiche Erfindungsgabe, eine lebendige, wenn auch nicht tiefe Charakteriſtik und eine blühende, nur hier und da allzu überſchwängliche Sprache.

Vor Allem aber beſitzt Brachvogel jene charakteriſtiſche, faſt kindliche Naivetät und harmloſe Unbefangenheit, die den Werken des originellen Autodidakten einen eigenthümlichen Reiz verleiht. Mögen andere Schriftſteller ihn vielfach an Geiſt und Wiſſen, an Kenntniß des Lebens und Feinheit der Form übertreffen, mag auch die Kritik zuweilen über Brachvogel's hiſtoriſche Irrthümer und äſthetiſche Geſchmackloſigkeit vornehm die Achſeln zucken, der blaſirte Leſer über Trivialitäten klagen und manche allzu naiven Bemerkungen belächeln, ein unverdorbenes Gefühl und ein reines Gemüth wird ſich von ſeiner Friſche und Urſprünglichkeit unwiderſtehlich angezogen fühlen, ſeinen Reichthum an Erfindung und Gedanken bewundern. Selbſt viele Gebildete werden die geſunde deutſche Hausmannskoſt der mit dem Hautgout der Demimonde gewürzten Küche der modernen Senſations-Literatur vorziehen.

Obgleich ſelbſt die Gegner das angeborene Talent und die reiche Begabung des Dichters anerkennen müſſen, ſo giebt es wenige Schriftſteller in Deutſchland, die eine ſo verſchiedenartige und oft entgegengeſetzte Beurtheilung erfahren haben. Hier vergöttert und als der ſehnlichſt erwartete Meſſias und Regenerator des Theaters beſonders bei ſeinem erſten Auftreten begrüßt, dort für einen ungebildeten, rohen Naturaliſten, für einen bloßen dramatiſchen Faiſeur gehalten, iſt Brachvogel bald von einer allzu wohlwollenden, enthuſiaſtiſchen Kritik überſchätzt und vergöttert, bald von mißgünſtigen und abſprechenden Recenſenten nicht nach Verdienſt und Werth gewürdigt worden.

Um gegen ihn ganz gerecht zu ſein, müſſen wir vor

Allem die großen Schwierigkeiten und Hinderniſſe in Betracht ziehen, mit denen der Dichter von früheſter Jugend auf zu kämpfen hatte, die eigenthümliche Entwicklung kennen lernen, die ſein Talent unter den gegebenen Bedingungen nehmen mußte, die Eindrücke und Einflüſſe berückſichtigen, die ſein Geiſt erlitten hat, die Zeitſtrömungen und äußeren Verhältniſſe erwägen, die auf ihn einwirkten. In dem Leben des Dichters finden wir den richtigen Schlüſſel für ſeine Werke und in ſeinem Bildungsgange erhalten wir den einzig wahren Maßſtab für ſeine Schöpfungen. —

Albert Emil Brachvogel wurde am 29. April 1824, Abends elf Uhr zu Breslau als der jüngſte Sohn ſeiner Eltern geboren. Sein Vater, der „Kram-Nadler“ oder Kurzwaarenhändler Johann Gottfried Brachvogel, war ein wohlhabender und allgemein geachteter Kaufmann, ſeine Mutter, Chriſtine Dorothea Knobloch, eine zwar geiſtig begabte, aber krankhaft nervöſe, an dauernder Melancholie leidende Frau. — Wie der ſie behandelnde Arzt wünſchte und hoffte, ſollte die Wöchnerin durch die Geburt des Kindes von ihren Leiden befreit werden; was jedoch nicht eintrat. Dieſer Umſtand und der frühzeitige Tod des Vaters, der ihm bereits am Allerſeelentage 1831 durch die damals zuerſt in Deutſchland graſſirende aſiatiſche Cholera entriſſen wurde, war von verhängnißvoller Bedeutung für das ganze Leben des künftigen Dichters.

Der ſchwächliche, von einer kranken Mutter zur Welt gebrachte, ſieche Knabe litt von ſeiner Geburt an unter der Ungunſt dieſer Verhältniſſe und kränkelte bis zu ſeinem achtzehnten Jahre, ohne Hoffnung auf Geneſung oder auf ein höheres Alter. Die ſchöne Kinderzeit verſtrich ihm unter ſchweren Leiden, in Geſellſchaft ſeiner geiſtig geſtörten Mutter, in traurig düſterer Umgebung. Freudlos, meiſt auf ſich allein angewieſen, entbehrte er ſchmerzlich die ſonnige Luft der Jugend, wie eine Pflanze ohne Licht und Luft kümmerlich in der dumpfen Krankenſtube aufwachſend. — Seine erſten Blicke fielen auf Jammer und Leid; ſeine früheſten Erinnerungen riefen ihm das Bild der geſtörten Mutter zurück, den Sarg ſeines Vaters und erfüllten ihn mit allen Schrecken des Todes und der gefürchteten, damals noch unbekannten Krankheit. Sein eigener Zuſtand verlangte die größte Schonung und Rückſicht auf ſeine ſchwache Geſundheit, weshalb lange Zeit von jedem Unterricht Abſtand genommen werden mußte. — Dennoch fehlte es dem geweckten Knaben nicht an geiſtiger Anregung. Von der Welt abgeſchloſſen, entwickelte ſich in ihm frühzeitig der Hang zum eigenen Nachdenken, aber zugleich auch ein träumeriſches Weſen. Je düſterer das Vaterhaus war, je einſamer er ſich fühlte, deſto lebhafter regte ſich ſeine Phantaſie und der Wiſſensdrang, ſo daß es ihm trotz ſeiner Verlaſſenheit nicht an Geſellſchaft fehlte. — Einen nicht zu unterſchätzenden Einfluß auf die Seele des Kindes übte die eigenthümliche Umgebung, die Atmoſphäre ſeiner Vaterſtadt, die eine Fülle hiſtoriſcher und poetiſcher Elemente in ſich vereint. Der ſogenannte „Ring“ oder Markt mit dem alterthümlichen Rathhaus und ſeinen Krambuden, die herrliche Eliſabethkirche, ein impoſanter Ziegelbau aus dem dreizehnten Jahrhundert, die ſtattliche Magdalenenkirche mit ihren durch eine Brücke verbundenen beiden Thürmen, der „Sand“, eine Inſel der Oder, mit dem großen, ehrwürdigen Dom und der Reſidenz des Fürſtbiſchofs, die winkligen Straßen und ſonderbaren Giebelhäuſer, die ſchönen Promenaden und Denkmäler boten dem empfänglichen Knaben eine Reihe eben ſo bedeutender als charakteriſtiſcher Bilder, die ſich ihm tief einprägten und in ſeinem Herzen fortlebten.

Brachvogel ſelbſt giebt uns in ſeinem „Tröbler“ mit der ihm eigenen Anſchaulichkeit eine poetiſche Schilderung ſeines Elternhauſes und der ganzen Umgebung, in der er ſeine Kindheit verlebte. „Unter den bunten Erinnerungen meiner Jugend,“ berichtet er, „lebt noch ein mächtiges, düſterblickendes Eckhaus. Die ſchmalere Seite deſſelben lag nach der Eliſabethgaſſe, ſeine längere blickte auf die ſogenannten Schragen. Dieſen Namen führte damals nämlich eine Reihe von Buden, welche mit dem Rücken gegen einander gekehrt längs der einen Seite des beſagten Hauſes hinlief, ſo daß nur ein ſchmaler Bürgerſteig dazwiſchen lag. — Das hohe Alter dieſer Holzbaracken war nicht nur aus ihrem deſolaten Zuſtande, ſondern auch aus der Thatſache erſichtlich, daß laut alter Gerechtſame dieſe Buden ihren Beſitzern ſammt Grund und Boden eigenthümlich gehörten und genau wie jedes andere Grundſtück ihr beſonderes Hypothekenfolium und Feuerkataſter beſaßen. — Die alten Schragen, halb verfault und mühſam unter den dickbemooſten Dächern ſeufzend, auf welchen ſich alle verflogenen Bälle und zerriſſenen Drachen der Straßenjugend mit noch manch' Anderem zuſammenfanden, was etwa unverſchämte Bewohner der nahen Häuſer zu gegenſeitigem Aerger nächtlicher Weile auf ſie zu werfen beliebten, ſie ſind nun trotz Privilegien und verbrieftem Beſitz geſchwunden. —

„Wohl ſteht erwähntes Eckhaus noch, aber es hat nicht nur einen modernen, hellen Oelanſtrich, ſondern auch im erſten und zweiten Stock zierliche Balkons von Bronce erhalten, und die ſtrahlenden Läden des Parterres mit ihren großen Spiegelſcheiben, den leuchtenden Wunderdingen aus Paris und London, ſo dahinter im bunten Chaos aufgeſchichtet liegen, geben ihm ein verzweifelt glattes, parfumirtes Weſen, welches all' den Reiz verwiſchte, den das Haus noch in den dreißiger Jahren in reichem Maße beſeſſen. — So brillant ſein jetziges Aeußere iſt, ſo alltäglich iſt's auch, und dergleichen Balkons, Spiegelſcheiben und flimmernde Läden kann man überall ſehen. Doch ein Haus, ſo majeſtätiſch ernſt, abſonderlich und altersgrau, ſo erfüllt von eigenthümlicher räthſelhafter Poeſie, wie der „Kalte Stein" in alter Zeit war, erblickt man außer in Nürnberg etwa noch nicht wieder. Man kann ſchwerlich jetzt bei ihm vorübergehen, ohne daß Einem recht kalt und jämmerlich um's Herz wird, ach, und eine Geſchichte hängt an ihm, welche mehr noch als der moderne Firniß des alten Baues den ewigen Wechſel alles Irdiſchen verkündet!" —

Weit wichtiger jedoch als die beſondere Phyſiognomie des alten Breslau war für Brachvogel's Entwickelung der eigenthümliche Charakter und die Anlagen ſeiner Landsleute. Von jeher beſitzen die mehr zum Süden Deutſchlands neigenden Schleſier eine große, geiſtige Regſamkeit und poetiſche Begabung. Nirgends findet man ſo große Neigung und auch ſo viel Talent zum Dichten als in Schleſien, wo es von Gelegenheitspoeten wimmelt und das kleinſte Städtchen ſeinen Sänger hat. — In der deutſchen Literaturgeſchichte nimmt die erſte und zweite ſchleſiſche Dichterſchule einen hohen Rang ein, und ihre Häupter Martin Opitz von Boberfeld, Andreas Gryphius, Hoffmannswaldau, der witzige Logau und der tiefſinnige Angelus Sileſius legen ein glänzendes Zeugniß für das poetiſche Talent des reich begabten, rührigen Volksſtammes ab. Auch in neuerer und neueſter Zeit zeigt Schleſien einen überraſchenden Reichthum an Dichtern, unter denen Namen wie Raupach, Wilibald Alexis, van der Velde, Spindler, Weißflog, Max Waldau, Guſtav Freytag, Leopold Schäfer, Friedrich von Sallet, Karl von Holtey und Graf Moritz Strachwitz über die Grenzen ihres engeren Vaterlandes hinaus bekannt und berühmt geworden ſind.

Einer ganz beſondern Liebe und Pflege aber erfreute ſich in früherer Zeit das alte Breslauer Theater, das lange Jahre die Wiege und Schule der größten darſtellenden Künſtler war. Hier bildete ſich der geniale Ludwig Devrient, der berühmte Anſchütz, der treffliche Seydelmann und der humoriſtiſche Beckmann aus, hier fanden ſie die verdiente Anerkennung und Förderung von Seiten eines wahrhaft kunſtverſtändigen und empfänglichen Publikums, das den lebhafteſten Antheil an jeder neuen, bedeutenden Bühnenerſcheinung nahm.

Auch der kleine Brachvogel theilte die Liebe und den Enthuſiasmus ſeiner Landsleute für Kunſt und Poeſie. Der ſonſt ſo ſtille und zurückgezogene Knabe ſchwärmte für das Theater und für Alles, was damit zuſammenhing. Als Kind kannte er kein größeres Vergnügen, als ſich zu verkleiden und mit ſeinen gleichaltrigen Genoſſen „Comödie zu ſpielen“, wobei ein alter rother Shawl ſeiner Mutter als Toga oder Rittermantel und ihr Federhut als Helm oder Baret dienen mußte. Zugleich ergriff ihn wie die meiſten begabteren Kinder eine unerſättliche Leſewuth. Mit wahrem Heißhunger verſchlang er alle ihm zugänglichen Bücher, beſonders Ritterromane und Theaterſtücke, die er ſich heimlich zu verſchaffen wußte. Der ſeltene Beſuch des Theaters regte ihn auf das Höchſte auf, und ſchon zeitig äußerte er den Wunſch, ſelbſt einmal Schauſpieler zu werden.

Um ſo trauriger ſah es mit ſeiner Schulbildung aus, da ihm ſeine eigene Kränklichkeit und das Leiden ſeiner Mutter, die den Knaben abgöttiſch liebte und verzog, vom regelmäßigen Unterricht zurückhielt und vielfach ſtörend in den Erziehungsplan eingriff. Ein heftiger Rückfall ihrer unheilbaren Melancholie zwang ſie, längere Zeit in der bekannten Irrenanſtalt zu Leubus zu weilen, wohin ihr der Sohn folgen mußte, da die Aerzte von einer gewaltſamen Trennung eine gefährliche Verſchlimmerung ihrer Leiden befürchteten. Längere Zeit lebte Brachvogel in der Geſellſchaft von Wahnſinnigen und Narren. Später begleitete der damals zehnjährige Emil ſeine Mutter nach Teplitz zur Cur, wo er eine intereſſante Bekanntſchaft machte. Der in ſeiner Jugend ſchöne und lebhafte Knabe zog die Aufmerkſamkeit des in demſelben Bade weilenden entthronten Königs von Frankreich auf ſich. Der ſtolze Karl der Zehnte von Frankreich, das Haupt der Bourbonen, beſchäftigte ſich auf der Promenade mit dem kleinen Blondkopf, und beſchenkte ihn mit einem Jou-Jouſpiel, woran ſich Brachvogel noch immer mit Vergnügen erinnerte. Karl der Zehnte und der ſpätere Dichter des Narziß bieten gewiß eins der wunderbarſten Spiele des Zufalls, in denen ſich der Weltgeiſt zuweilen gefällt.

Nach ſeiner Rückkehr aus Teplitz beſuchte Brachvogel mehrere Jahre das Magdalenen-Gymnaſium in Breslau und ſpäter die dortige Realſchule, ohne nennenswerthe Fortſchritte zu machen. Seine Mutter wünſchte, daß er Theologie ſtudiren ſollte, wozu ihm aber der Beruf und die nöthigen Kenntniſſe fehlten. Sein Vormund that ihn daher zu einem Buchhändler in die Lehre. Da er ſich hier aber mehr mit dem Leſen, als mit dem Verkaufen und Verpacken der Bücher befaßte, wurde er von dem Principal ſchon nach einem Vierteljahr als untauglich zu dem Geſchäft entlaſſen. Weil er einiges Talent zum Zeichnen beſaß, wurde er einem geſchickten Graveur zum Unterricht übergeben, der den beſorgten Verwandten viel Tröſtliches von den Fortſchritten ſeines Zöglinges zu berichten wußte, während dieſer in der That ein Stümper blieb und ſo gut wie gar nichts lernte. Der alte ſchlaue Lehrmeiſter merkte wohl den Grund und täuſchte mit Abſicht die Angehörigen ſeines Schülers, indem er erkannte, daß dieſer zu einem andern Beruf geſchaffen ſei; deshalb ließ er es auch geſchehen, daß Brachvogel, ſtatt zu graviren und in ſeiner Kunſt zu arbeiten, heimlich die Univerſitätscollegien beſuchte und wiſſenſchaftliche Studien trieb.

Je älter und reifer er wurde, deſto mächtiger wuchs auch ſeine Liebe zum Theater. Jeder Groſchen, den er von ſeiner Mutter erhielt, wurde für ſeine einzige Leidenſchaft verwendet, und jeden Abend, wenn er abkommen konnte, ſtahl er ſich in das alte Breslauer Schauſpielhaus, die ſogenannte „kalte Aſche“, wo er zu den Stammgäſten der Galerie zählte und keine neue Aufführung verſäumte. Zugleich regte ſich in ihm der eigene Schöpferdrang und trieb ihn zu ſeinen erſten dramatiſchen Verſuchen. Natürlich mußte er ſeine poetiſche Neigung den Verwandten ſorgfältig verſchweigen, da die ganze Familie einen Schauder vor allen brotloſen Künſten empfand, ganz beſonders aber das Theater verabſcheute. Mitleidslos warf ihm ſein viele Jahre älterer Bruder ein theures Manuſcript in's Feuer, worüber der troſtloſe junge Dichter heiße Thränen vergoß.

Trotz all' dieſer Hinderniſſe ließ ſich Brachvogel nicht zurückſchrecken, und wie gewöhnlich beſtärkte der ihm entgegengeſetzte Widerſtand ihn nur in ſeiner Neigung. Bei ſeinen Studien lernte er ſeine vernachläſſigte Bildung, ſeinen Mangel an dem unentbehrlichen literariſchen und äſthetiſchen Wiſſen kennen. Mit der ihm eigenen Beharrlichkeit ſuchte er die Lücken ſeiner Bildung in der angegebenen Weiſe auszufüllen und ſich die ihm fehlenden Kenntniſſe in den Collegien der Profeſſoren Branis, Röppel, Stein und Kahlert zu erwerben. — So lange aber ſeine unglückliche Mutter lebte, verzichtete der achtzehnjährige Jüngling aus kindlicher Pietät auf die Erfüllung ſeines Lieblingswunſches. Als dieſelbe aber im Jahre 1844 nach langen Leiden ſtarb, konnte ihn nichts mehr von ſeinem Entſchluß zurückhalten. Nachdem er ſich einige Monate für ſeinen künftigen Beruf vorbereitet hatte, eilte er heimlich nach Wien, um daſelbſt als Schauſpieler aufzutreten.

Im Jahre 1845 erſchien ein lang aufgeſchoſſener, ſchmächtiger, junger Mann unter dem angenommenen Namen Perſiany auf dem kleinen Theater zu Hietzing bei Wien in der Rolle des „Koſinsky“ in Schiller's Räubern, ſtolz auf ſein polniſches Coſtüm und beſonders auf ſeine hohen, beſpornten gelben Stiefel und auf den Reiherbuſch an ſeiner Mütze. Seine Bewegungen waren linkiſch und eckig, ſein ganzes Auftreten verlegen und blöde, ſeine ſchleſiſche Sprache pathetiſch, lächerlich. Vom Lampenfieber geſchüttelt, gerieth er ſchon bei den erſten Worten in eine bemitleidenswerthe Verwirrung. Die komiſche Unbehülflichkeit, womit er bald über den langen Schleppſäbel ſtolperte, bald mit den Sporen hängen blieb, erregte die Heiterkeit des animirten Publikums. Jedes ſeiner Worte wurde mit ſchallendem Gelächter begrüßt, mit Ziſchen, Pfeifen und Pochen der Zuſchauer begleitet, bis der fallende Vorhang den unglücklichen Schauſpieler den Blicken der unbarmherzigen Menge entzog.

Eine ſo vollſtändige und gründliche Niederlage mußte jede Illuſion zerſtören und dem durchgefallenen Kunſtjünger den gefährlichen Beruf des Schauſpielers verleiden. Gedemüthigt und tief beſchämt kehrte der verlorene Sohn zu ſeinen Verwandten zurück. Mit doppeltem Eifer nahm er ſeine unterbrochenen Studien wieder auf, während er zum Schein bei dem alten Graveur arbeitete. Aber hauptſächlich beſchäftigte er ſich jetzt mit Philoſophie und Naturwiſſenſchaften, wobei er jedoch ohne nöthige Anleitung und Vorbildung in den gewöhnlichen Fehler aller Autodidakten verfiel und eine Maſſe von Kenntniſſen in chaotiſcher Verwirrung aufſpeicherte, die er nicht zu überwältigen vermochte. Griechiſche und egyptiſche Mythologie, philoſophiſche und theoſophiſche Syſteme, geſchichtliche und äſthetiſche Fragmente, antiquariſche Curioſitäten aller Art, ein überreiches Material drängte ſich im bunten Wirbel, kaleidoſkopiſch in ſeinem Geiſt.

Dazu trat noch der ſeit der Julirevolution ſich immer mehr verbreitende Gährungsſtoff und die damit verbundene politiſche und religiöſe Aufregung, von der auch Brachvogel ergriffen wurde. Die Thronbeſteigung Friedrich Wilhelm des Vierten und die erſten verheißungsvollen Schritte des neuen Königs hatten das ſchlummernde Volksbewußtſein geweckt und die gefangenen Geiſter entfeſſelt. Auch Schleſien und beſonders das von jeher freiſinnige Breslau betheiligte ſich eifrig an dem Kampf des Liberalismus gegen die abſolutiſtiſche Regierung und den alten Polizeiſtaat. Bald machte ſich eine tiefe politiſche Verſtimmung bemerkbar, worunter die alte ſchleſiſche Gemüthlichkeit litt. An die Stelle der früheren heiteren Gelegenheitspoeſie, deren Hauptvertreter der liebenswürdige Falſtaff Breslaus, Karl Schall, der ſchalkhafte Grün und der leicht lebende und leicht dichtende Geisheim, vor Allen aber der hochbegabte Holtei durch friſche Laune, harmloſen Humor und graziöſen Witz ſich auszeichneten, waren jetzt das politiſche Lied eines Hoffmann von Fallersleben und Gottſchall's ſtürmiſche Freiheitsgeſänge getreten.

Auf religiöſem Gebiet erließ der bekannte Ronge in Laurahütte ſeinen geharniſchten Brief an den Biſchof Arnoldi in Trier gegen die römiſche Hierarchie, wodurch er den Anſtoß zur Bildung der deutſch-katholiſchen Kirche gab. Heinrich Simon in Breslau, der Richter ohne Furcht und Tadel, beleuchtete in ſeiner geiſtvollen Schrift: „Annehmen oder Ablehnen?“ mit bewunderungswürdiger Kühnheit und Klarheit die von dem König erlaſſene preußiſche Februarverfaſſung. Der würdige Profeſſor Nees von Eſenbeck machte den botaniſchen Garten auf dem „Sand“, wo er damals wohnte, zu einer Akademie für den aus Frankreich kommenden Socialismus und ſammelte eine Anzahl begeiſterter Schüler unter ſeiner Fahne. Die beiden Grafen Oscar und Eduard von Reichenbach ſtanden an der Spitze der liberalen Bewegung und ſchwärmten für Freiheit und Volkswohl. Ihr früherer Hauslehrer, der ſogenannte Kaſematten-Wolff, beſchäftigte ſich vorzugsweiſe mit der Lage der arbeitenden Klaſſen und gründete einen Verein für verwahrloſte Proletarier-Kinder.

Wenn auch Brachvogel noch zu jung und unbedeutend war, um in dieſen Kreiſen eine hervorragende Rolle zu ſpielen, ſo blieb er doch keineswegs von der herrſchenden Strömung unberührt. Seiner ganzen, mehr contemplativen als activen und eingreifenden Natur gemäß intereſſirte er ſich mehr für die religiöſe und ſociale als für die politiſche Richtung jener Zeit. Mit Begeiſterung begrüßte er den von Ronge angeregten Kampf gegen den Ultramontanismus, ergriff er die ſociale Frage, deren große Bedeutung für die Zukunft er mit prophetiſchem Geiſte zu ahnen ſchien.

Unter dieſen für ſeine Fortbildung ſo wichtigen Studien und Eindrücken verfloſſen die Jahre bis zur Märzrevolution in fleißiger, ungeſtörter Arbeit und Vorbereitungen für eine wiſſenſchaftliche Laufbahn, obgleich ſich Brachvogel für ein beſonderes Fachſtudium noch immer nicht entſcheiden konnte. Einſtweilen begnügte er ſich damit, in der angegebenen Weiſe ſeine Kenntniſſe zu bereichern und Pläne zu verſchiedenen literariſchen Werken zu faſſen, ſich beſonders mit dramatiſchen Entwürfen zu tragen, weshalb er auch nach wie vor das Theater ſo oft als nur möglich beſuchte und der Bühne ſeine ganze Aufmerkſamkeit zuwendete.

Der allgemeine Ruf und Drang nach Freiheit ließ ihn jetzt doppelt ſchmerzlich die Beſchränkung des Vaterhauſes und den Druck der Familienverhältniſſe empfinden. Auch Brachvogel ſehnte ſich wie alle Welt nach Erlöſung von den ihn hindernden Feſſeln, nach einer freieren Entfaltung ſeines Talents. Mit unwiderſtehlicher Macht zog es ihn nach Berlin, wo er die Erfüllung ſeiner Wünſche, die Verwirklichung ſeiner Träume und Ideale zu finden hoffte. — Die Familie konnte und durfte ihn nicht mehr hindern, da er unterdeſſen ſeine Majorennität erreicht hatte und mündig geworden war. Von dem Wunſche getrieben, ſo ſchnell als möglich nach Berlin zu kommen, überließ er ſeinem weit älteren Bruder, einem angeſehenen Kaufmann, die Ordnung der Erbſchaftsangelegenheit und die Verwaltung ſeines ganzen, verhältnißmäßig nicht unbedeutenden Vermögens, ohne die nöthige Sicherheit von ihm zu verlangen. — Kurz vor Ausbruch der Märzrevolution eilte er nach Berlin, wo er aus Rückſicht für ſeine Familie Schüler der Akademie und ſpeciell des rühmlichſt bekannten Medailleurs Fiſcher wurde, unter deſſen Anleitung er auch einige Zeit arbeitete, ohne jedoch beſondere Fortſchritte zu machen. Deſto mehr intereſſirte ihn das Leben und Treiben der Hauptſtadt, die politiſche Bewegung der Bevölkerung und vor Allem die Theater Berlins. Er ſuchte die Bekanntſchaft der Schauſpieler und Schriftſteller zu machen, auch betheiligte er ſich an den Vorleſungen und Beſtrebungen des großen Handwerkervereins. In den denkwürdigen Märztagen ſchloß er ſich mit einigen gleichgeſinnten Freunden der Sache des Volkes an und trat in ein fliegendes Corps, von dem der junge Freiheitsſchwärmer zum Feldwebel gewählt wurde: eine Auszeichnung, die er weniger ſeinen militäriſchen Fähigkeiten als ſeiner perſönlichen Beliebtheit verdankte. Mit ſeinen Freunden und Waffenbrüdern machte er die verſchiedenen revolutionären Phaſen durch, die wilden Volksverſammlungen, den berüchtigten Zeughausſturm, die Scenen vor dem Schauſpielhauſe, bis der Belagerungszuſtand unter Wrangel, mit dem er ſelbſt perſönlich in Berührung kam, das ganze Treiben beendete und auch das fliegende Corps auflöſte.

Vollkommen ernüchtert, kehrte Brachvogel zu ſeinen früheren Beſchäftigungen und vor Allem zu ſeinen dramatiſchen Verſuchen zurück. Noch unter dem Eindruck der politiſch-ſocialen Aufregung und unter dem Einfluß der damit zuſammenhängenden Myſterien-Literatur Eugen Sue's ſchrieb der junge Dichter ſein erſtes größeres Schauſpiel: „Jean Favard oder die Liebe der Reichen“, das von der Direction des Friedrich-Wilhelmſtädtiſchen Theaters angenommen und am 7. Februar 1850 in Berlin zum Benefiz des Schauſpielers Gibſon gegeben wurde. Obgleich das Publikum durch die Tendenz und die Anhäufung grauenvoller Verbrechen und furchtbarer Scenen ſich von dem Stück mehr zurückgeſtoßen als angezogen fühlte, wurde doch allgemein das friſche Talent des Verfaſſers und ſeine dramatiſche Begabung anerkannt.

Titus Ulrich, der damals hoch geachtete und gediegene Kritiker der Nationalzeitung, urtheilte darüber folgendermaßen: „Es war ein glücklicher Gedanke des Verfaſſers, ſeine Hand auf die Herzen der Menſchen zu legen, da nach dem Tempo des Liebespulſes zu fühlen und nach dieſem Tempo den Krankheitszuſtand der jetzigen Geſellſchaft zu meſſen. Ein trauriges Reſultat! Der Puls intermittirt: die Geſellſchaft befindet ſich bereits im erſten Stadium der Auflöſung. Der Boden, auf dem ſie ein ſieches Daſein friſtet, iſt morſch und unterwühlt, und wie ein Mineur den andern durch tiefe Schliche in die Luft ſprengt, das wurde uns heute ebenfalls in charakteriſtiſcher Weiſe dargeſtellt. Das Brachvogel'ſche Drama iſt eine förmliche Phyſiologie der Niederträchtigkeit und des Verbrechens in dem Bilde des Krieges Aller gegen Alle, reich an ernſten Ideen, an bitteren, grauenvollen Wahrheiten. Der Verfaſſer hat ſeine Fabel nach Frankreich verlegt, auf das Terrain der Myſtères, und wenn er auch vielfach nach dem Muſter franzöſiſcher Volksdramen arbeitete, ſo zeigt er dabei doch ein unverkennbares eigenes Talent für dramatiſche Geſtaltung; ein Lob, welches wir um ſo mehr betonen, als Jean Favard ſein erſter größerer dramatiſcher Verſuch iſt und er ſelber den gewerbtreibenden Klaſſen angehört. Die Charaktere ſind meiſt plaſtiſch ausgeprägt, die Vorgänge und Intrigue klar und natürlich, der Dialog friſch, natürlich und nicht unintereſſant. —

Trotzdem die Mehrzahl der erſchienenen Kritiken ſich ebenfalls lobend ausſprachen und einzelne Scenen, beſonders die Erzählung des Galeerenſträflings „Touſſaint“ im Bagno, die Zuſchauer tief ergriffen und zu ſtürmiſchem Beifall hinriſſen, verſchwand das Stück ſpurlos vom Repertoir; was hauptſächlich die aufreizende ſocialiſtiſche Färbung verſchuldete. Brachvogel ſelbſt verſchmerzte dieſe neue Enttäuſchung um ſo leichter, da ihn damals die Liebe mehr als hinreichend für ſeinen zweifelhaften Erfolg entſchädigte.

In der Nähe ſeines beſcheidenen Quartiers wohnte eine junge, ſchöne Dame, Fräulein Julie Hart, die er von ſeinem Fenſter aus beobachten konnte. Ihre jungfräuliche Anmuth, das ſeelenvolle Geſicht, ihre freundlichen Augen und das anmuthige Lächeln, womit ſie den ſchüchternen Gruß ihres nachbarlichen Verehrers erwiederte, machten einen ſo tiefen Eindruck auf das empfängliche Herz des Dichters, daß er ſich ihr zu nähern ſuchte. Es fiel ihm nicht allzu ſchwer, den Zutritt zu der geachteten Familie der Geliebten zu erlangen und ſchon nach einigen Wochen ſich die Gegenliebe des holden Mädchens und die Einwilligung ihrer würdigen Mutter zu erwerben.

Am 21. September 1850 heirathete Brachvogel die Geliebte ſeines Herzens, die bis zu ihrem Tode ihn durch ihre ächte Weiblichkeit, Herzensgüte und ſelbſtloſe Hingebung beglückte. Die eben ſo ſchöne als kluge und wirthliche Frau ſtand ihm treu in Leid und Freud zur Seite und bewährte in den Tagen des Glücks und in den ſchweren Stunden der Prüfung ihre Liebe, indem ſie dem idealiſtiſchen, mit den

Bedürfniſſen des praktiſchen Lebens wenig vertrauten Dichter eine angenehme Häuslichkeit ſchuf, jede Störung und Sorge ihm fern hielt, ſeinen geſunkenen Muth im Unglück aufrichtete und in jeder Beziehung auf ihn den günſtigſten Einfluß übte.

Leider wurden die erſten Jahre ſeiner Ehe durch eine Reihe ſchwerer Schickſalsſchläge getrübt. Seine andauernde Kränklichkeit zwang Brachvogel Berlin zu verlaſſen und nach Breslau zurückzukehren, wo ihm ſeine einzige Tochter Helene geboren wurde. Zur Wiederherſtellung ſeiner erſchütterten Geſundheit ſah er ſich gezwungen auf das Land zu ziehen. Zu dieſem Zweck ließ er ſich in einem der ſchönſten Punkte des ſchleſiſchen Gebirges nieder, wo er in Görbersdorf eine ländliche Beſitzung kaufte. In der herrlichen Natur und der reinen Bergluſt erholte ſich Brachvogel in kurzer Zeit. Hier führte er ein glückliches, wahrhaft idylliſches Leben mit ſeiner kleinen Familie. Bald erwachte ſeine Arbeitsluſt von Neuem, und in tiefer Abgeſchiedenheit von der Welt ſchrieb er die Dramen „Der Sohn des Wucherers“ und „Aham, der Arzt von Granada“, ſo wie das Luſtſpiel „Ali und Sirah“, das vorzugsweiſe die Spuren ſeiner heitern Stimmung und innern Zufriedenheit trägt.

Während der Dichter auf ſeiner reizenden Beſitzung ſich der Freude an der gelungenen Arbeit im Schooße der angenehmſten Häuslichkeit hingab, verlor ſein älterer Bruder, dem er ſein ganzes Vermögen überließ, durch ſchlechte Wirthſchaft und gewagte Speculationen nicht nur Alles, was er ſelbſt beſaß, ſondern auch das ihm zur Verwaltung übergebene Geld Brachvogel’s. Dieſer ſah ſich in Folge der unverſchuldeten Noth genöthigt, ſeinen ihm lieb gewordenen Aufenthalt zu verlaſſen und ſeine Beſitzung mit erheblichen Schaden zu verkaufen, ſo daß ihm von ſeinem ganzen Vermögen nur einige hundert Thaler übrig blieben. Die Sorge für Weib und Kind führte ihn 1854 nach Berlin zurück, wo er noch am eheſten ſeinen Unterhalt und eine ihm zuſagende einträgliche Beſchäftigung zu finden hoffte. Erſt nach langen vergeblichen Bemühungen gelang es ihm mit Hülfe ſeiner alten Freunde, beſonders durch die Empfehlungen des bekannten Ernſt Dohm eine Stellung als Secretair am Kroll'ſchen Theater unter Director Engel zu erhalten, wodurch er wenigſtens vor gänzlicher Verarmung vorläufig geſchützt wurde.

Unter ſo traurigen Verhältniſſen und den größten ungewohnten Entbehrungen entfaltete Brachvogel einen bewunderungswürdigen Muth und eine ſeltene Energie. Während er gewiſſenhaft die läſtigen Pflichten ſeines beſchwerlichen Amtes erfüllte, die oft geiſttödtenden Correſpondenzen mit Schauſpielern und Theateragenten führte, die eingegangenen, meiſt unbrauchbaren und unintereſſanten Manuſcripte las, durch häufig widerwärtige Gänge und untergeordnete Dienſtleiſtungen in Anſpruch genommen wurde, verfolgte er unerſchüttert ſeine idealen Ziele, arbeitete er bei Tag und Nacht ununterbrochen an ſeiner Ausbildung, nahm er ſeine früheren Studien wieder auf, vollendete er ſeine angefangenen Dichtungen, trug er ſich fortwährend mit neuen Plänen und dramatiſchen Entwürfen.

Zugleich benutzte er mit anerkennungswerthem Fleiß die ihm gebotene Gelegenheit, um ſich mit den Bedürfniſſen des Theaters und der Bühnentechnik bekannt zu machen. Der tägliche Umgang mit mehr oder minder talentvollen Schauſpielern, die häufige Berührung mit einigen geiſtvollen Schriftſtellern und den Kritikern des Kroll'ſchen Theaters, der unmittelbare Verkehr mit dem Publikum, deſſen Wünſche, Neigungen und Geſchmacksrichtung er Abend für Abend beobachten konnte, wirkten anregend, fördernd und belebend auf ſeinen Geiſt. Es fehlte ihm auch nicht an alten und neuen Freunden und an Gönnern, die ſich für den beſcheidenen, begabten und trotz ſeiner Schüchternheit und Unreife überraſchend geiſtreichen Theaterſecretair intereſſirten und ihm mit Rath und That zur Seite ſtanden, wie dies beſonders der bereits genannte Redacteur des Kladderadatſch, Herr Dohm, und der Hofſchauſpieler Ludwig Deſſoir thaten.

Trotzdem wartete Brachvogel vergebens auf eine günſtige Wendung ſeines Schickſals und auf eine Verbeſſerung ſeiner traurigen Lage. Seine an alle deutſchen Bühnen verſendeten Stücke wurden entweder von den Theaterdirectoren zurückgewieſen oder von dem Publikum nicht beachtet. Nur ein einziger Bühnenleiter, der ſcharfſinnige Wallner, der damals noch ſelbſt in Poſen mit der Theatermiſère kämpfte, erhob öffentlich ſeine Stimme, um ſeine blinden Collegen auf den vernachläſſigten Dichter aufmerkſam zu machen, deſſen große dramatiſche Bedeutung er zuerſt erkannte.

„Seit dem Jahre 1850,“ ſchrieb Wallner in der deutſchen Theaterzeitung, „verfolge ich die Laufbahn eines jungen Dichters, A. E. Brachvogel, deſſen äußere Verhältniſſe mir vollſtändig unbekannt ſind. Sein erſtes Stück „Jean Favard oder die Liebe der Reichen“ kann man, obgleich es unverkennbare Spuren eines reichen Talents bekundet, mit den Worten des Verfaſſers charakteriſiren, die er einer Figur ſeines Dramas in den Mund legt: „Meine Phantaſien ſind ſo wild, alle meine Nerven ſpannen ſich wie Bogenſehnen und ſchnellen alle auf einmal los.“ — Vor Monaten ließ Brachvogel zu gleicher Zeit zwei Werke verſchiedenen Genres verſenden, ein Drama „Der Sohn des Wucherers“ und ein Märchen „Ali und Sirah“. In dem Drama nun, welches bis jetzt nur der rüſtige, intelligente Wohlbrück in Bremen und zwar mit entſchiedenem Glück auf die Bühne brachte, ſpricht ſich ein ſo bedeutendes, wenn auch überwucherndes Talent, ein ſo wahrhafter Fortſchritt aus, daß der Dichter wohl daran thäte, nach dem Rath irgend eines tüchtigen Regiſſeurs oder unter Leitung der überaus praktiſchen und die Wirkung ſo genau kennenden Birch-Pfeiffer ſein Stück einigen Veränderungen zu unterziehen und dieſe neuerdings zu verſchicken. —

„Die Scene, wo der noch immer zweifelnde Sohn die Gewißheit erhält, ſein Vater ſei wirklich ein nichtswürdiger Wucherer geweſen, und den Beſchluß faßt, durch ein gefälſchtes Codicill ſich ſelbſt zu Gunſten der durch ſeinen Erzeuger verkürzten Familien ſeines Vermögens zu berauben, um den Namen des Verſtorbenen rein zu erhalten, dieſe Scene gehört zu dem Wirkſamſten und Ergreifendſten, was mir in den letzten Jahren vorgekommen. Auch das Märchen „Ali und Sirah“ iſt eins der reizendſten und liebenswürdigſten Bühnenſtücke unſerer magern Neuzeit. Voll Poeſie und Laune, wird daſſelbe — dies iſt meine Anſicht — nach einigen geſchickten Regieſtrichen und ſorgfältiger mise en scène überall gefallen.“ —

Leider verhallte dieſe Stimme ungehört in der Wüſte der deutſchen Theaterwelt. Nur zwei oder drei Bühnen ließen ſich durch die Empfehlung Wallner's bewegen, die genannten Stücke, jedoch mit unzureichenden Kräften, aufzuführen. Auch der Generalintendant Herr von Hülſen erklärte ſich zur Annahme des Luſtſpiels „Ali und Sirah“ bereit, verſchob aber aus unbekannten Gründen die Darſtellung, weshalb der Dichter ſpäter auf Anrathen des damaligen Regiſſeurs Düringer zu Gunſten ſeines „Narziß“ darauf verzichtete. — Brachvogel ſelbſt ließ ſich jedoch keineswegs durch die Erfolgloſigkeit ſeiner bisherigen Arbeiten von neuen Productionen abhalten. In ſeinen Mußeſtunden ſchrieb er ein größeres Gedicht „Die Seelenwanderung“, das im Verlage von L. Laſſar in Berlin erſchien.

Das originelle aber wunderliche Epos behandelte das intereſſante Thema der Seelenwanderung und enthielt ein buntes Gemiſch der verſchiedenſten philoſophiſchen Anſchauungen, der ſeltſamſten Stylproben und Versarten. Der Held, ein moderner Fauſt, fängt damit an, womit ſonſt die anderen Helden aufhören, mit ſeinem — Tode, indem er den Becher mit dem „bewußten braunen Trank“, den Fauſt in der Oſternacht verſchmähte, wirklich leert und ſich vergiftet. Er ſtirbt und erhebt ſich aus dem Grabe in Begleitung der drei allegoriſchen Geiſter Morpheus, Phobeter und Phantaſus von der Erde zur Sonne. Die Geſchöpfe, die er dort kennen lernt, ſind ebenfalls unglücklich wie die Menſchen. Von Stern zu Stern in „raſender Gottesjagd“ irrend, ſucht der Held die Löſung des ewigen Räthſels, bis er auf dem „Siebengeſtirn“, dem Mittelpunkt der Welt, Alles ſieht, „was von Anbeginn geſchehen“. — So unklar und unbefriedigend auch dieſe aus Humboldt's Kosmos, Burmeiſter's Schöpfungsgeſchichte, aus griechiſcher und egyptiſcher Mythologie, aus pythagoreiſchen und platoniſchen Ideen zuſammengewürfelte Dichtung erſcheint, ſo daß ein oder der andere Kritiker das Ganze für eine Satyre oder einen ſchlechten Witz des Verfaſſers zu halten geneigt war, ſo verräth auch dies mißlungene und kaum bekannt gewordene Epos ein originelles Talent und erinnert hier und da an die „Königin Mab“ oder den „Alaſtor“ des genialen engliſchen Poeten Shelley, mit dem Brachvogel eine unverkennbare Aehnlichkeit zeigte.

Von der „Seelenwanderung“ wurden nur wenige Exemplare verkauft. Statt des gehofften Gewinns verlor der Dichter oder vielmehr der für ihn haftende Freund die von dem vorſichtigen Verleger ausbedungenen Druckkoſten. — Glücklicher als mit dieſem epiſchen Verſuch war Brachvogel mit einem dramatiſchen Stoff, mit dem er ſich in jenen trüben Tagen beſchäftigte. Jener geiſtreiche Dialog des geiſtvollen Diderot, den Göthe unter dem Titel „Rameau's Neffe“ auf Schiller's Veranlaſſung überſetzt und herausgegeben hat, feſſelte die Aufmerkſamkeit des armen Theaterſecretairs. Mit dem ihm eigenen dramatiſchen Inſtinkt erkannte er zuerſt die theatraliſche Bedeutung und die Wirkſamkeit des originellen Charakterbildes. Was Tauſende und darunter die geiſtreichſten Schriftſteller überſehn, das erfaßte Brachvogel mit ſcharfem Blick in einem glücklichen Moment: das tragiſche Geſchick dieſes genialen Lumpen, der in ſeiner intereſſanten Perſönlichkeit die ſittliche Fäulniß, den Materialismus und die Zerriſſenheit, aber auch den Geiſt, die rückſichtsloſe, titaniſche Kühnheit, die Freiheitsliebe des achtzehnten Jahrhunderts wiederſpiegelt.

So wichtig jedoch dieſer glückliche Fund und der kühne Griff des Dichters war, ſo forderte die dramatiſche Verwerthung und Ausführung des modernen, poetiſchen Charakters ein verwandtes Talent und eine ungewöhnliche Erfindungsgabe. Es war ein mehr als gewagtes Unternehmen, den cyniſchen Materialiſten, den verkommenen Vagabunden, deſſen ganzes Weſen allen unſeren ethiſchen und äſthetiſchen Anſchauungen zu widerſprechen ſchien, zum Helden eines Trauerſpiels zu wählen. Noch größer war die Schwierigkeit, ihn in eine ſpannende und intereſſante Handlung zu verflechten, die erſt ganz neu hinzugedichtet werden mußte. Zu dieſen eigenen Bedenken geſellten ſich noch die Zweifel der wenigen Freunde, mit denen er über ſeinen Stoff ſprach. Mit wenigen Ausnahmen, zu denen vor Allem der geiſtreiche Deſſoir gehörte, erklärte ſich die Mehrzahl aus den angegebenen Gründen gegen die Wahl eines derartigen Helden.

Unbeirrt von ihrem Widerſpruch, ging der Dichter, von ſeinem Inſtinct geleitet, an die Ausführung ſeines kühnen Planes. Wie ein Nachtwandler mit geſchloſſenen Augen verfolgte er ſein Ziel, ſicher von dem Genius über alle Abgründe und Klippen geleitet, an denen vielleicht ein Anderer geſcheitert wäre. Mit jenem naiven, oft beneidenswerthen Selbſtvertrauen des Autodidakten, die meiſt aus Unkenntniß der Gefahr entſpringt, ging Brachvogel an die Ausführung ſeines Dramas „Narziß", womit er ſeinen Dichterruf begründen ſollte. — Mitten in der Arbeit traf ihn das Unglück, daß ſich der Director Engel in Folge der zerrütteten Verhältniſſe bankrott erklären und das Theater geſchloſſen werden mußte. Brachvogel verlor ſeine Stelle und war wieder brotlos geworden, von ſchweren Sorgen um ſeine Familie bedrängt.

Zum Glück fand er ſchon nach kurzer Zeit ein Unterkommen und Beſchäftigung auf dem Wolf'ſchen Telegraphenbureau und an dem damaligen Beſitzer einen freundlichen Gönner, der ihn vor der größten Noth bewahrte. Vor Mangel geſchützt, konnte er ſein neues Drama in den wenigen, ihm gegönnten Mußeſtunden vollenden und der Generalintendanz einreichen. Obgleich das Stück ſogleich angenommen wurde, verzögerte ſich die Aufführung aus jenen tauſend Gründen, die nur beim Theater möglich ſind, bis zum 7. März 1856. — Allerdings mußte zuvor noch das allzu umfangreiche Manuſcript einer nothwendigen Umarbeitung und Kürzung unterworfen, ganze Scenen geſtrichen und die Aktſchlüſſe wirkſamer gemacht werden; eine große Mühe, der ſich der Regiſſeur Düringer und der Hofſchauſpieler Deſſoir im Verein mit dem Dichter mit anerkennenswerther Bereitwilligkeit unterzogen. —

In ſo veränderter Geſtalt erſchien „Narziß“ zum erſten Mal auf der Bühne des königlichen Schauſpielhauſes mit unerhörtem durchſchlagenden Erfolg. Von Act zu Act ſteigerte ſich der Beifall und der Enthuſiasmus des Publikums, der in der bekannten „Pagodenſcene“ den Höhepunkt erreichte; wozu allerdings das geniale Spiel Deſſoir's in der Titelrolle und die unvergeßlichen Leiſtungen der Frau Hoppé als „Pompadour“, der liebenswürdigen Lina Fuhr als „Quinault“ und des geiſtreichen Berndal als „Choiſeul“ weſentlich beitrugen. — Es war ein Theaterabend, wie er ſelten in dem Leben eines deutſchen Dichters wiederkehrt. Das Publikum lauſchte mit Spannung und Begeiſterung den Worten des Verfaſſers, tief ergriffen und erſchüttert von der dramatiſchen Handlung, von der überraſchenden Originalität des Helden, von der Kühnheit und Gewalt der Sprache. — Ein Beifallsſturm ließ das ganze Haus erzittern, und wiederholt wurde der Dichter mit lautem Jubel gerufen. Auch die ſtrenge Kritik, die noch nachträglich manchen Erfolg zerſtört und den kaum errungenen Lorbeer zerzauſt, ſprach ſich faſt einſtimmig anerkennend aus und begrüßte voll Bewunderung das friſche Talent als eine vielverſprechende, hoffnungsvolle Stütze des deutſchen Theaters. Die angeſehenſten Zeitungen und öffentlichen Organe, Männer wie Rötſcher, Gubitz, Titus Ulrich, ſelbſt der gefürchtete Koſſak erklärten „Narziß“ für ein der bedeutendſten Schöpfungen der Neuzeit, für eine Epoche machendes Werk des Genius. Das Stück wurde auf allen größeren und kleineren Bühnen in Deutſchland gegeben und überall mit gleichem Beifall aufgenommen. Wie Fritz Mauthner mit Recht ſagt, giebt es kaum eine Stadt, wo nicht das Publikum Thränen dem Schickſal des armen Narziß geopfert hätte.

Auch das Ausland wurde aufmerkſam auf die neue Erſcheinung. Das Stück wurde in's Italieniſche, Schwediſche, Ungariſche, Engliſche u. ſ. w. überſetzt, bearbeitet und aufgeführt; eine Ehre, die nur wenig deutſchen Dramen ſonſt widerfährt. Selbſt jenſeits des Oceans feierte Narziß unerwartet große Triumphe. Herr Bandmann, ein bekannter, talentvoller deutſcher Schauſpieler in Amerika trat zuerſt in einer Ueberſetzung des berühmten Trauerſpiels auf den Theatern von Philadelphia, New-York und Chicago auf und errang damit glänzende Erfolge. Selbſt die Gattin des berühmten Präſidenten Lincoln intereſſirte ſich für Narziß und lud den Darſteller der Rolle zu ſich ein. —

Der erfreute Dichter richtete an Herrn Bandmann und auch an den Ueberſetzer ſeines Stückes, Herrn Methua, einen Brief, worin er Beiden ſeinen Dank ausſprach und ſie zugleich aufforderte, das deutſche Drama auf der engliſchen Bühne einzubürgern und demſelben die verdiente Anerkennung zu verſchaffen. „Sie haben," ſchrieb Brachvogel bei dieſer Gelegenheit, „das herrlichſte Loos errungen, die ganze Fülle deutſchen Geiſtes- und Gemüthslebens in die Herzen Amerikas zu ſenken und jenſeits des Oceans der deutſchen Poeſie Altäre zu erbauen, das Reich der Ideale in der Welt zu begründen, die man bisher allein dem platten Mammonsdienſt ergeben geſehen. Wenn Ihnen Gott die Kraft und Sicherheit erhält, die betretene Bahn unbeirrt vorwärts zu gehen, wenn Sie mit jugendlicher Geiſtesfriſche das Ziel, Prophet der ächten Kunſtideale zu ſein, raſtlos feſthalten, dann werden Sie ewig Ihren Namen mit der wichtigſten Literaturepoche unſerer Tage verbunden haben und den Dank des amerikaniſchen Volkes weit über das Grab hinaus verdienen. — Was ihr einziger, aber allerſicherſter Schutz ſein und Ihnen den Sieg ſichern wird, iſt außer Ihrem Talent nur der lebendigſte Anſchluß, die regſte Wechſelwirkung zwiſchen Ihnen und der deutſchen Heimath! Dann können Sie ein Regenerator der ganzen engliſchen Bühne werden. Vor allen anderen Dichtern, Shakeſpeare ſelbſtredend inbegriffen, halten Sie ſich an Schiller, der den Amerikanern weit näher als Göthe, und wenn Sie es vermeiden können, ſich im Luſtſpiel zu zeigen, ſo thun Sie es ja. Man will einmal einen guten Tragöden nicht luſtig ſehen und hat ein ſehr pſychologiſches Recht dazu. Deshalb habe ich auch dem Wunſche des Herrn Methua, ihm mein Luſtſpiel „Der neue Falſtaff" zu ſchicken, nicht nachgegeben, denn das könnte den eben errungenen Erfolg deshalb ſchwächen, weil tragiſcher Ernſt ſtets mehr hinreißt als das Komiſche."

Aufgemuntert durch die Worte des Dichters und den Beifall des amerikaniſchen Publikums, folgte Herr Bandmann einem Rufe nach London, wo er ebenfalls den Narziß auf dem Lyceum-Theater in engliſcher Sprache zur Aufführung brachte. Trotz der vielen und gerade nicht vortheilhaften Umänderungen, wozu die Zuſammenziehung in drei ſtatt fünf Acte und die Einlegung eines geſchmackloſen, durch ſeine Länge ermüdenden Ballets gehörte, machte das Stück auch in London das größte Aufſehen. Die „Times" brachte eine zwei Spalten lange Kritik und „Daily-News" urtheilte wörtlich: „Narziß iſt eine der höchſten dramatiſchen Schöpfungen. Der Dichter hat nicht nur ein großartiges Drama aus geſchichtlichen Vorgängen gewebt, ſondern auch die Literatur mit einem koſtbaren Geſchenk bereichert."

So war Brachvogel mit einem Mal ein berühmter, weit über die Grenzen ſeines Vaterlandes bekannter Schriftſteller geworden. Seine Biographie erſchien, ausgeſchmückt mit mancherlei Mythen und Fabeln, in den geleſenſten Zeitſchriften. Die illuſtrirten Blätter beeilten ſich, ſein mehr oder minder getroffenes Bild und Scenen aus ſeinem Trauerſpiel zu bringen. Verleger und Theaterdirectoren, die noch vor Kurzem ſeine Manuſcripte zurückgewieſen, beſtürmten ihn mit vortheilhaften Anerbietungen. — Hand in Hand mit ſeinem wachſenden Rufe ſtiegen auch ſeine pecuniären Einnahmen, ſo daß er, vor Sorgen geſchützt, ſich ausſchließlich der Literatur widmen durfte.

Unter dieſen günſtigen Verhältniſſen arbeitete Brachvogel zunächſt an einem neuen Drama, das jetzt mit der größten Spannung erwartet wurde. Ein Jahr nachdem er mit ſeinem „Narziß“ einen ſo glänzenden Triumph gefeiert hatte, erſchien am 15. December 1857 das Trauerſpiel „Adelbert von Babanberge“ zuerſt auf der Bühne des Königlichen Schauſpielhauſes. Wie dies natürlich war, lag eine nicht zu verkennende Gefahr für den Dichter in der hohen Erwartung des Publikums. Die Zuſchauer traten mit einer vorgefaßten Meinung an das neue Stück und ließen es an der wünſchenswerthen Unbefangenheit fehlen. Man verlangte und erwartete von dem Verfaſſer des Narziß etwas Außerordentliches, Ungewöhnliches und legte an ihn und ſein Werk den höchſten Maßſtab an. So kam es, daß ſein zweites Drama nur einen getheilten Beifall fand, obgleich „Adelbert von Babanberge“ einen entſchiedenen Fortſchritt in Brachvogel's Entwickelung bedeutete.

Schon der Sprung aus dem eleganten Rococoſalon der Pompadour in die uns ferner ſtehende Welt des Mittelalters hatte etwas Bedenkliches und Befremdendes für die Zuſchauer, ſo ſehr auch der Conflict zwiſchen deutſcher Ehrlichkeit und wälſcher Schlauheit, zwiſchen ritterlicher Offenheit und pfäffiſcher Hinterliſt geeignet ſchienen, das Publikum zu intereſſiren. Dazu kam noch, daß der Held des Dramas trotz ſeiner edlen, großherzigen Geſinnung an einer unbegreiflichen Vertrauensſeligkeit leidet, die gegen den gewöhnlichen Menſchenverſtand verſtößt. Der Markgraf Adelbert erſcheint vorzugsweiſe als ein Gefühlsmenſch, der ſich von ſeinen augenblicklichen Stimmungen und Launen hinreißen läßt und ohne Kenntniß des realen Lebens handelt; weshalb uns ſein tragiſches Geſchick keine tiefere, leidenſchaftliche Theilnahme abgewinnen kann, ſondern höchſtens nur jenes Bedauern weckt, das wir mit einem guten und edlen Menſchen empfinden, dem die nöthige Lebensklugheit fehlt.

Dagegen mußte man rühmend anerkennen, daß der deutſche Dichter diesmal einen deutſchen Stoff mit deutſchem Herzen und poetiſcher Hingebung behandelte, daß er, unbeirrt von dem Geſchmack der Menge, einen wahrhaft idealen Charakter darzuſtellen und ſich zur Höhe der ächten Tragödie emporzuſchwingen verſuchte. Mit Recht hob der gediegene Kritiker Theodor Rötſcher die Erfindung, den Reichthum der Charaktere, die Schärfe der Localfarben, beſonders aber den tragiſchen Grundgedanken des Stückes hervor, dem er auch deshalb den Vorzug vor dem Narziß gab. Wenn auch die Mehrzahl der Charaktere und beſonders der Träger des Gegenſatzes, „Biſchof Ratulf", durch ſeinen fanatiſchen Haß gegen den Helden, ſeine Bosheit und Niederträchtigkeit den Zuſchauer abſtößt, ſo hat der Dichter ſich in der Geſtalt des alten Juden „Gogel" zu einer Höhe und einem innerlichen Leben der Charakterzeichnung erhoben, welche allein ſeinen Beruf für das Drama beweiſen würde. „In dieſer Geſtalt vereinigt ſich Originalität der Conception und die auf das Feinſte zugeſpitzte Individualiſirung zu einem wahrhaft feſſelnden Geſammtbilde."

Auch die techniſche Oekonomie und der dramatiſche Aufbau übertrifft den Narziß durch die ſtraffe Muskulatur, womit die Scenen in einander greifen und ſelbſt die Epiſoden organiſch mit dem Mittelpunkt der Handlung zuſammenhängen. Trotz dieſer großen, in's Auge ſpringenden Vorzüge erreichte „Adelbert von Babanberge" nicht die hinreißende Wirkung des „Narziß", woran eben ſo ſehr die gerügten Mängel, wie der Geſchmack des Publikums und die Schwierigkeit der Darſtellung die Schuld tragen mochte, da das Stück ſo bedeutende Mittel und Kräfte zu ſeiner Aufführung fordert, wie ſie den wenigſten Bühnen zu Gebote ſtehen.

Um ſo größer war der Erfolg, den Brachvogel auf einem andern zum erſten Mal von ihm betretenen Gebiete errang. In dem freundlichen Thüringen, wo er ſich zu ſeiner Erholung aufhielt, fand er die erwünſchte Muße und Stimmung, einen vierbändigen Roman „Friedemann Bach“ zu beenden, deſſen Held ein muſikaliſcher Zwillingsbruder ſeines Narziß war. Auch dieſes neue Werk wurde von dem Publikum und der Kritik mit lautem Beifall aufgenommen. Die friſche Darſtellung der intereſſanten Rococozeit, der bedeutende hiſtoriſche Hintergrund des ſiebenjährigen Krieges, die glänzenden Schilderungen der Dresdener Zuſtände, die Romantik eines phantaſtiſchen Künſtlerlebens, die eingeſtreuten philoſophiſchen und äſthetiſchen Reflexionen, vor Allem aber das herrliche Bild des alten Sebaſtian Bach feſſelten trotz mancher Schwächen der Compoſition die zahlreichen Leſer des Buches, das wiederholte Auflagen erlebte und dem Verfaſſer neue Freunde und Verehrer ſeines Talentes erwarb.

Vorläufig jedoch übte das Theater von Neuem auf Brachvogel ſeinen unwiderſtehlichen Zauber aus und ließ ihn nicht ſo leicht aus ſeinen gefährlichen Netzen. Wie die Zeitungen meldeten, arbeitete der Dichter des Narziß an einem neuen Trauerſpiel, deſſen Held der angebliche Erfinder der Dampfmaſchine, der unglückliche Simon de Caus, werden ſollte. Die intimen Freunde, denen er ſeinen Plan mittheilte, äußerten ihre Bedenken über die Wahl eines ſolchen geiſtigen Märtyrers, deſſen Kämpfe und Leiden ſich mehr für die erzählende Dichtung als für das Drama eigneten. Brachvogel ließ ſich jedoch nicht abbringen und verſprach ſich eine große Wirkung von der Gegenüberſtellung des genialen Erfinders und des praktiſchen Staatsmanns in der Perſon des berühmten Richelieu, indem er das Intereſſe für den an ſich magern Stoff durch die Hineinziehung der Verſchwörung des bekannten Cong-Mars zu erhöhen ſuchte.

Dieſer Umſtand brachte einen Zwieſpalt in das Stück und verrückte den Schwerpunkt der Handlung, der es vor Allem an der nöthigen Einheit fehlte. Der Held ſelbſt erinnerte durch ſeine Zerfahrenheit und geniale Excentritäten vielfach, wenn auch nicht zu ſeinem Vortheil, an den

Narziß. Einzelne Motive und Situationen zeigten eine auffallende Aehnlichkeit mit dem genannten Trauerſpiel. Leider vermochte Mondecaus das anfänglich erregte Intereſſe nicht dauernd zu feſſeln, da er ſchon im zweiten Act nach der großen Scene mit Richelieu wahnſinnig wird und in ein Irrenhaus kommt, wo er als pathologiſcher Gegenſtand unſeres Mitleids ſtirbt. Das leidende Individuum verliert jede Anziehungskraft, da ſein ferneres Schickſal, nachdem es ſeine Miſſion erfüllt und der Gedanke gerettet iſt, uns gleichgültig läßt. Eben ſo wenig befriedigte der Charakter Richelieu's, weil er nicht durch ſeine geiſtige Ueberlegenheit, ſondern nur durch ſeine brutale Macht über das Genie ſiegte. Ganz beſonders ſchwach erſchienen die Frauen des Stückes: ein Fehler, der dem Dichter ſchon in ſeinem Adelbert von Babanberge mit Recht vorgeworfen wurde. Nur die Figur des abenteuerlichen Gascogner Bradamont, der an die ſpaniſchen Schelmenromane erinnert, ſprach durch ihre friſche, keck humoriſtiſche Erſcheinung an.

Vor Allem aber wurde von der Kritik die Willkür getadelt, womit der Dichter die hiſtoriſchen Thatſachen behandelte. „Man hat,“ ſagt der berühmte Phyſiker Arago in ſeiner Gedächtnißrede auf James Watt, den Verbeſſerer der Dampfmaſchine, „ſich unbeſonnen in einen Engpaß ohne Ausgang begeben, indem man da einen einzigen Erfinder ſucht, wo man nothwendig mehrere unterſcheiden muß. Die Dampfmaſchine ſtellt die Verwirklichung mehrerer, aber gänzlich verſchiedener Grundgedanken dar, die nicht aus derſelben Quelle hervorgegangen ſein können.“ — Aus dieſem Grunde muß man die Erfindung der Dampfmaſchine durch de Caus in das Gebiet der Fabel verweiſen, da, wie Arago behauptet, es höchſt zweifelhaft iſt, ob Mondecaus und Lord Worceſter, der in dem Drama eine ſo jämmerliche Intriguantenrolle ſpielt, jemals ihre Vorrichtung zur Ausführung brachten oder gar anwendeten. Dagegen ſteht es feſt, daß der engliſche Capitain Savery 1698 auf Grund der Ideen ſeiner Vorgänger weiter baute und die erſte brauchbare Dampfmaſchine lieferte, die dann James Watt 1769 verbeſſerte und vervollkommnete. Eben ſo wenig beſtätigt die Geſchichte die Grauſamkeit Richelieu's und den Wahnſinn des Helden. Ein in den Civilregiſtern der Stadt Paris aufgefundenes Document beweiſt, daß Salomon de Caus, Hugenotte, 1626 als Ingenieur des Königs, von Richelieu, dem er 1624 ſeine Abhandlung über die Sonnenuhren gewidmet hatte, reich belohnt, zu Paris ſtarb und auf dem alten Dreifaltigkeitskirchhof, wo jetzt die Rue Palaſtro ſteht, am 28. Februar des genannten Jahres begraben wurde.

Mehr als das Drama „Mondecaus“ befriedigte das am 18. Februar 1860 zum erſten Mal im Königlichen Schauſpielhauſe aufgeführte Trauerſpiel „Der Uſurpator“ die Anſprüche des Publikums und der Kritik, obgleich auch dies Stück ſich nicht auf dem Repertoir behaupten konnte. Diesmal hatte der Dichter den Mann der That, den großen Cromwell zum Helden ſeiner Tragödie gewählt. Brachvogel ſelbſt war ſich der Schwierigkeiten ſeiner Aufgabe wohl bewußt, wie die Vorrede zu ſeinem Trauerſpiel bezeugt. „Die breite Anlage,“ ſagt der Dichter, „das düſtere Colorit der Dramas und ſeine ganze mächtige, hiſtoriſche Epoche, die ich mit ihrem ſtarren Ernſt in einem Geſammtbilde zu ſchildern unternahm, iſt nicht dazu angethan, den „Uſurpator“ zu einem Theaterſtück zu machen, welches ſo oft und raſch abgeſpielt werden kann, wie es mit denjenigen der Fall iſt, welche durch leichtere, blitzende Sprache ein mehr converſationell-heiteres Gepräge tragen. Vielleicht iſt die Lectüre deſſelben aber um ſo willkommener und geeignet, die Luſt des Schauens zu unterſtützen.“ — Ueber den Charakter ſeines Helden ſpricht ſich Brachvogel folgendermaßen aus: „Oliver Cromwell iſt eine ſo gigantiſche, räthſelhafte Natur, daß es ein großes Wagniß erſcheinen muß, ihn in ſeiner ganzen Tiefe zu ſchildern. Wenn ich dem Reize dazu dennoch Folge leiſtete, geſchah es, weil Cromwell trotz der vielen dramatiſchen Dichtungen, welche ihn zum Inhalt haben, ſowohl in wie außerhalb

Deutſchlands ſtets nur als gemeiner Heuchler, Verbrecher und Schurke oder als gewöhnlicher Familienpapa gezeichnet worden. Er iſt weder ein ſo vollſtändiger Heuchler und vollendeter Böſewicht, noch etwa Vater im bürgerlichen Sinn des Wortes geweſen, und da ſo viele Anſchauungen dieſes Charakters in dramatiſcher Verkörperung bereits veröffentlicht wurden, glaubte ich nicht eitel zu erſcheinen, wenn ich auch mein Gemälde dieſer Sammlung anreihe, ohne mir einzubilden, ich habe den Stein der Weiſen gefunden. Daß ich bemüht war, dem räthſelhaften Weſen dieſes Mannes wenigſtens mit einigem Glück näher zu rücken, hat mir die Kritik meiſt zugegeben. — Daß Cromwell zu gewiſſen Zeiten entſchieden Heuchler und der Nation gegenüber Verbrecher war, iſt bewieſen, aber eben ſo ausgemacht iſt auch, daß er, dem entgegengeſetzt, ein redlicher Freiheitskämpfer, ein fanatiſcher Glaubensheld und derjenige Mann war, dem England ſeine ſpätere Größe und Geltung im Völkerrathe verdankte. Wenn er nun alles dies, was einander auszuſchließen ſcheint, in ſeinem Weſen hatte, entſteht die Frage, wann und wodurch er ſo wurde und wie die Wandlung dieſes Charakters ſich vollzog. Dieſe Wandlung zu zeigen, ſie als das tragiſche Loos aller der Geiſter hinzuſtellen, die ſich aus der Revolution zur perſönlichen Gewalt erheben, war meine Abſicht. Ein Revolutionsheld kann im Laufe der Zeit ein Heuchler und Verbrecher werden, ſobald erſt ſeine Gewalt über die Herzen ihn zu hoch erhebt über ſeine Mutter, die Nation, ſobald er an ſeinen Stern, ſeine Sendung mit tragiſcher Zähigkeit glaubt. Iſt er Heuchler und Verbrecher geworden, geht er eben ſo gewiß an dieſem Zwieſpalt ſeines Jetzt und Einſt zu Grunde.“ —

Auf dieſer Vorausſetzung, deren hiſtoriſche Wahrheit nichts weniger als feſt ſteht und beſonders durch die Forſchungen des berühmten Carlyle ſtark erſchüttert wird, baut Brachvogel ſein Trauerſpiel auf, wobei er in den ſchweren Fehler verfällt, ſeinen Helden nicht durch eigene

Schuld untergehn zu laſſen, ſondern zum Opfer einer ganz gewöhnlichen Intrigue zu machen. Zu dieſem Zweck benutzte der Dichter jene bekannte Erzählung von einem Briefe Karl des Erſten an ſeine Gemahlin, worin dieſer ihr ſchreibt, daß er ſich ſeiner gegen Cromwell eingegangenen Verpflichtungen durch einen „hanſenen Strick" entledigen werde, was den natürlich über eine ſolche Treuloſigkeit erzürnten General dazu beſtimmt, den falſchen König hinrichten zu laſſen. — Dieſer hiſtoriſch vielfach angefochtene, wenn auch dramatiſch immerhin zu rechtfertigende Vorgang erhält durch Brachvogel eine völlig unzuläſſige und willkürliche Deutung, indem er den verhängnißvollen Brief als eine bloße Fälſchung der intriguanten Lady Percy darſtellt, wodurch Cromwell getäuſcht und als Dupirter lächerlich gemacht wird. Der Charakter des Helden verliert dadurch an Größe, und ſeine That erſcheint nicht mehr als eine tragiſche Schuld, ſondern als ein verzeihlicher Irrthum. Statt eines Trauerſpiels erhalten wir ein gewöhnliches Intriguenſtück und ſtatt eines Helden einen betrogenen Betrüger.

Der Charakter Cromwell's, ſo umfangreich auch ſeine Rolle iſt, wird uns nicht durch einen pſychologiſchen Proceß erklärt und ſeine Abſichten uns nicht deutlich gemacht. Wir erkennen nicht, wie ſich das ſchwärmeriſch religiöſe Element mit ſeinen politiſchen Zielen und ſeiner praktiſch realen Natur zur inneren Einheit verbindet, und vermiſſen eben ſo ſehr ſeine ſtaatsmänniſche Bedeutung wie die dämoniſche Macht des Uſurpators. Auch die übrigen Charaktere, beſonders Richard, der Sohn des Protectors, und Lady Percy leiden an einer großen Unklarheit und ſind mehr oder minder verzeichnet. Um ſo mehr müſſen wir das dramatiſche Geſchick des Verfaſſers bewundern. Der Hauptaccent liegt in der ſpannenden Handlung und in der Situation, die beſonders im zweiten und dritten Act höchſt wirkſam und ergreifend ſind, reich an überraſchenden, wenn auch mehr theatraliſchen als dramatiſchen Momenten.

Der getheilte Beifall, den dieſe letzten Arbeiten fanden, bewogen den Dichter, ſich vom Theater, deſſen unſicheren

Boden er genügend kennen gelernt hatte, für einige Zeit zurückzuziehen und ſich mehr der lyriſchen und erzählenden Dichtung zu widmen. Im Jahre 1861 veröffentlichte er eine „Sammlung von Liedern und Gedichten", die im Ganzen weniger bekannt wurden, als ſie verdienten. Auch als Lyriker bekundete Brachvogel die ihm eigenthümlichen Vorzüge und Fehler, eine ſeltene Reinheit der Geſinnung, eine feurige Phantaſie und formelle Gewandtheit, aber auch die öfters getadelte Unklarheit der Gedanken und eine ſchwulſtige Rhetorik. So originell er in ſeinen Dramen erſcheint, ſo ſehr erinnert er in ſeinen Gedichten, die wohl meiſt einer früheren Lebensperiode angehören, an fremde Vorbilder, an Göthe, Uhland und Heine, beſonders aber an Victor Hugo und Lamartine.

„Brachvogel," ſchreibt der geiſtreiche Paul Lindau in ſeiner Kritik, „äfft dieſe großen Dichter keineswegs nach, nur findet er in ihren harmoniſchen Accorden unwillkürlich zahlreiche Anklänge ſeiner eigenen poetiſchen Individualität. Die reichen und großen Empfindungen aller wahren Dichter leben verworren, unklar und unbewußt in ſeinem Innern; will er dieſen Empfindungen Worte geben, ſo begegnet er wider Willen dem kunſtvollen Ausdrucke ſeiner Vorgänger. So kann man zur ſonderbaren Charakteriſtik dieſes poetiſchen Sonderlings noch hinzufügen, daß die fremden Federn, mit denen er ſich ſchmückte, ihm ein eigenes, allein gehöriges Gefieder verleihen, und daß er gerade im Nachahmen ſeine größte Selbſtſtändigkeit beibehält. — Deshalb wäre es auch ſehr thöricht, ihm daraus einen Vorwurf machen zu wollen, und wenn das „Güldene Ringelein", das Lied vom „Falken", „Klein Siegfried" u. ſ. w. lebhaft an Uhland erinnern, wenn auch einige weltſchmerzliche Lieder den Heine'ſchen Beigeſchmack haben, ſeine Beſchreibungen oft für eine Ueberſetzung von Lamartine, ſeine gewagten Bilder oft für Hugo'ſche Contrefaçon gehalten werden können, ſo iſt das vollkommen gleichgültig: weil dieſe Copien geſund, lebensfriſch empfunden, der Schönheit der Originale keineswegs nachſtehen." —

Daß es trotzdem Brachvogel in ſeinen lyriſchen Gedichten nicht an eigenen Gedanken und Empfindungen mangelt, beweiſt vor Allem das originelle Epos: „Pontius Pilatus“, ſowie manches reizende Lied, wie unter Anderm ſein liebenswürdiges Selbſtgeſtändniß:

„Ich trinke einen — meinen Wein
Und ſinge einen — meinen Sang,
Kämpf' einen — meinen Kampf allein;
Bei Gott, mir wird die Zeit nicht lang.
Und macht es Jeder ſo zumal,
Kann auch die Welt zufrieden ſein,
Trifft jeden Halm ein Sonnenſtrahl,
Liegt alle Flur im Sonnenſchein.“ —

Obgleich ſich Brachvogel auf längere Zeit vom Theater zurückgezogen hatte, blieb er keineswegs müßig. Mit unermüdlichem, ſtaunenswerthem Fleiß ſchrieb er in kurzer Zeit eine Reihe von Romanen und hiſtoriſchen Novellen, die ein glänzendes Zeugniß für ſeine unverminderte Schöpferkraft ablegten. Zunächſt erſchien 1861 „Der Trödler“, eine anſpruchsloſe und anſprechende Erzählung aus dem bürgerlichen Leben, die der Dichter ſpäter dramatiſirte und mit dem beſten Erfolg auf dem Wallner-Theater aufführen ließ. Die Hauptfigur des Romans, der Trödler Juſtus Schätzlein, iſt ein intereſſanter, zugleich idealer und realer Charakter, ein edler Sonderling, der unter ſeiner rauhen, ſpöttiſchen Außenſeite das wärmſte Herz und eine tüchtige Willenskraft verbirgt. Durch ſeine ſittliche Energie rettet er den in eitle Genüſſe verſunkenen, willensſchwachen Sohn ſeines verſtorbenen Freundes, des reichen Kaufmanns Joſua Hennings. Brachvogel ſelbſt erkennt mit ſicherem Blick die Krankheit unſerer Zeit: den Mangel an Willenskraft und Charakter, wogegen er „den Geiſt reellen Bürgerſinns, ſolider Lebensanſchauung und jener Gottesfurcht, welche weder feig noch frömmleriſch iſt, ſondern die Kraft ertheilt, im Schmerz zu leben“, als die einzig wahren und ſicheren Heilmittel empfiehlt. Mit dieſer geſunden Moral verbindet der Verfaſſer eine ſpannende Handlung und ſcharfe Charakterzeichnung, die durch ihre Natürlichkeit und

Wahrheit erfreut. Einen ganz beſondern Reiz gewinnt noch der Roman durch die trefflichen Schilderungen ſeiner Vaterſtadt Breslau und die damit verknüpften Erinnerungen aus dem eigenen Leben des Dichters.

Kurze Zeit darauf veröffentlichte Brachvogel einen neuen hiſtoriſch-philoſophiſchen Roman „Benoni", worin er ſich die ſchwierige Aufgabe ſtellte: „ein Spiegelbild der Zeit zu geben, des Ringkampfes zwiſchen Subjectivem und Objectivem, zwiſchen Allſein und Sondergeiſt, Abhängigkeit und Freiheit, Herz und Hirn, bis zur Verſöhnung zu einem neuen Glücke, zum irdiſchen Begriffe wahrer Freiheit". — Die Träger dieſer großen Idee ſind der Held „Benoni" und die Heldin „Magda", zwei ideale Naturen, von denen die eine nach ſittlicher, die andere nach ſocialer Freiheit ringt, bis Beide durch das Leben und die Erfahrung zu der Erkenntniß gelangen, daß das wahre Heil nur in dem inneren Seelenfrieden zu finden ſei, Beide aber auch — und das iſt das Erfreuliche und Wohlthuende an dem ganzen Werk — dies Ziel, wenn auch erſt nach manchen ſchweren Kämpfen und Leiden, erreichen.

Dem großen Gedanken des Dichters entſpricht auch der große Aufwand von Mitteln. Mehr als zwei Lebensalter ziehen an den Blicken des Leſers vorüber. Die Zeit der Freiheitskriege und die letzte franzöſiſche Revolution des Jahres 1848. Auch der Schauplatz der Erzählung dehnt ſich von den Grenzen Schleſiens bis nach Paris, ſelbſt bis zu einer einſamen Inſel der Südſee aus, an der Benoni Schiffbruch leidet. Ebenſo lernen wir in den Perſonen des Romans die Vertreter der verſchiedenen Richtungen und Zeitſtrömungen kennen, den adligen Gutsbeſitzer von altem Schrot und Korn, den demagogiſchen Burſchenſchafter zur Zeit des unglücklichen Sand, den alles Göttliche und Sittliche negirenden Materialiſten der Neuzeit, das nach Emancipation ſich ſehnende Weib und den nach den höchſten Lebensgütern ſtrebenden Mann.

Ein ſo breit angelegter und auch ausgeführter Roman muß natürlich der Kritik manche Blöße bieten und gerechte

Bedenken erregen, obgleich ſchon die Kühnheit des Entwurfs bewundert zu werden verdient. Die in einem Zeitraum von mehr als dreißig Jahren verlaufende Handlung ſchließt allein je den inneren Zuſammenhang aus und läßt kaum eine künſtleriſche Abrundung zu. Die Charaktere können ſich nicht genügend entwickeln und ſich pſychologiſch vertiefen; ſie ſind auch allzu grell gefärbt, beſonders der Materialiſt, der ein ſchwarzer Schablonen-Böſewicht, ein moderner „Franz Moor“ iſt. Die Geſtalten erſcheinen größten Theils nur als Perſoninficirungen der Tendenzen und Anſchauungen verſchiedener Zeitepochen und büßen dadurch den Reiz der lebendigen Individualität ein. —

„Man ſieht,“ ſchreibt der geiſtvolle Literaturhiſtoriker **Banks** in Dresden, „daß der Verfaſſer viel erlebt, geleſen und durchdacht hat, reich an Erfahrungen iſt; doch nur zu oft ſetzt er alle Harmonie und Wahrſcheinlichkeit bei Seite und zieht die abenteuerlichſten und überraſchendſten Ereigniſſe herbei, um die Einbildungskraft des Leſers gleich ſeiner eigenen zu erhitzen und ein fruchtbares Terrain zu pikanten Reflexionen, ſtarken Stimmungen und neu erſcheinenden Ideen zu haben. Er geht nicht damit um, uns ſeine Geſtalten lieben zu lehren, und ſo ſollen ſie uns wenigſtens durch ihre Schickſale erregen und wir ſollen an Umſtänden vorübergeführt werden, die ungewöhnlich und feſſelnd ſind.“ Auch die zu Grunde liegende Idee wird nicht mit der nöthigen Klarheit entwickelt und verführt den Verfaſſer mitunter zu ſubjectiven Bemerkungen über Religion, Politik und Socialismus, welche eine gewiſſe Unreiſe verrathen und häufig zu leeren Phraſen herabſinken.

Dafür entſchädigt jedoch die Friſche der Darſtellung, der Reichthum der Phantaſie und die poetiſche Geſtaltungskraft des Dichters. Einzelne Scenen, beſonders das idylliſche Leben in dem ſchleſiſchen Gebirgsdorfe, die Sammlung und der Aufbruch der Freiwilligen in Breslau, das Monſtre-Banket in Paris, das Erdbeben auf der Südſeeinſel ſind von ergreifender Wirkung und dürfen unſtreitig zu dem Beſten und Schönſten gerechnet werden, was die neuere

Romanliteratur aufzuweiſen hat. Gerade in den Nebenfiguren zeigt Brachvogel ſein großes Talent, und Geſtalten wie der Maler „Dagobert“, die liebenswürdig heitere Franzöſin „Nini“ und der wackere Steuermann „Jvrach“ ſichern dem Roman trotz aller Schwächen und Ausſtellungen einen bleibenden Werth, abgeſehn von der culturgeſchichtlichen Bedeutung des intereſſanten Buches.

Faſt gleichzeitig gab Brachvogel zwei Bände kleinerer Erzählungen unter dem Titel „Aus dem Mittelalter“ heraus, von denen „Chaſtelard“ eine intereſſante Epiſode aus dem Leben der Königin Maria von Schottland, und die „Drachenhunde von Rhodos“ den Kampf der Johanniter-Ritter unter Führung des tapfern Friedrich von Hohenzollern, eines Vorfahren unſeres Kaiſers, mit den Ungläubigen behandelt. Die letzte Erzählung erſchien ſchon früher in dem Wochenblatt des Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg, deſſen Redaction Brachvogel zugleich mit dem Ehrenritter A. von Winterfeld, dem bekannten Verfaſſer der Soldatengeſchichten und zahlreicher humoriſtiſcher Romane, übernommen hatte. Aufgemuntert durch den günſtigen Erfolg ſeiner Erzählung, veröffentlichte der Verfaſſer vier neue Bände „hiſtoriſche Novellen“, die Reſultate ſeiner fleißigen geſchichtlichen Studien. Den Stoff dazu lieferte ihm der berühmte Maler „van Dyk“, der franzöſiſche Finanzmann „Colbert“, der bereits genannte „Mondecaus“, der geniale Dichter „Lord Byron“, der unglückliche Sänger „David Rizio“, „Fort de Marconay“, ein Zeitgenoſſe der Jungfrau von Orleans, und „Dſchem der Unſtäte“, der abenteuerliche Sohn des großen Sultans Mohamed des Zweiten.

Sind auch dieſe Arbeiten nicht von gleichem Werth, ſo findet der Leſer darunter manche bedeutende Gabe, vor Allem aber eine wahre Perle in der kleinen Novelle „Der Commandant von Oldesloe“. Mit ſchmuckloſer Einfachheit erzählt der Dichter den ergreifenden Vorgang, der ſich im Frühjahr 1813 zugetragen hat. In jenen denkwürdigen Tagen, als das deutſche Volk erwachte und zu den Waffen griff, bedrängten die Franzoſen im Verein mit den Dänen unſere Hanſeſtädte. Auch der Commandant der unter däniſcher Herrſchaft ſtehenden Truppen in Schleswig-Holſtein, Namens Horſen, erhielt den Befehl, mit den Franzoſen gegen ſeine Landsleute zu kämpfen. Der ächt deutſche Held hieß ſeine Mannſchaft antreten, ritt an ihrer Spitze und ließ ſie vor dem Thor des Städtchens auf einem Wieſenplan Halt machen. Hier las er der Mannſchaft den Befehl der däniſchen Regierung vor; dann ſagte er ihnen, daß ſie nun wüßten, was ſie zu thun hätten — aber daß auch er wiſſe, was er zu thun habe. — Und nach dieſen Worten ergriff er ſeine Piſtole und ſchoß ſich gelaſſen die Kugel durch den Kopf. Nach dieſem Beiſpiel erklärte der erſte Hauptmann im Namen des ganzen Offiziercorps, daß Jeder von ihnen, den jetzt der König von Dänemark zum Commandanten von Oldeslohe machen ſollte, ſich wie Horſen an der Spitze der Truppen erſchießen werde, um nicht gegen die deutſchen Brüder zu kämpfen. — Auf Anordnung des anweſenden däniſchen Präſidenten wurde hierauf die brave Garniſon in die Stadt zurückgeführt und der Befehl zurückgenommen. — Sowohl der Stoff wie die ganze Ausführung erinnert unwillkürlich an jene knappen dramatiſchen Meiſterwerke von Heinrich von Kleiſt, denen „Der Commandant von Oldeslohe" ſich würdig anreihen darf. —

Nach dieſen hiſtoriſchen Arbeiten kehrte Brachvogel noch einmal zu der Sphäre des bürgerlichen Lebens in ſeinem Roman „Der neue Falſtaff" zurück. Der Held ſeiner Erzählung, der geniale, von der Natur ſtiefmütterlich behandelte Maler „Pumpel" iſt mit ſeinem äußerlichen Cynismus und ſeinem edlen, weichen Herzen ein eben ſo origineller als intereſſanter Charakter und wird durch dieſen inneren Zwieſpalt eine ächt humoriſtiſche Figur. Auch ſeine kleinſtädtiſche Umgebung bietet beſonders im erſten Theil eine Fülle komiſcher Geſtalten und Situationen. Leider aber reicht der Humor des Dichters nicht auf die Dauer aus und macht nur zu ſchnell einer krankhaften Sentimentalität Platz. Dazu kommt noch, daß der Verfaſſer häufig gegen die Wahrſcheinlichkeit verſtößt, welche gerade der ſociale

Roman am wenigſten entbehren kann. So anſprechend auch die Schilderungen aus den Künſtlerkreiſen der Hauptſtadt ſind, ſo fühlt der Leſer nur zu ſehr die Unmöglichkeit, daß ein ſo berühmter und gefeierter Maler wie ſein „Pumpel“, Jahre lang ungekannt und vor der Welt verborgen, ein derartiges Doppelleben führen konnte. Immerhin bleibt der „neue Falſtaff“ ein bemerkenswerther Verſuch auf humoriſtiſchem Gebiet und wichtig für die Entwickelung des Dichters, deſſen Talent jedoch mehr ſich dem ernſten Genre zuneigte und ferner auch treu blieb.

In ſeinem nächſten hiſtoriſchen Memoiren-Roman „Schubart und ſeine Zeitgenoſſen“ erfaßte Brachvogel mit dem ihm eigenen poetiſchen Inſtinct den genialen Vorläufer der Sturm- und Drangperiode, den erſten und größten deutſchen Journaliſten, den als Muſiker, Dichter und Menſch höchſt intereſſanten und trotz all' ſeiner Schwächen und Verirrungen höchſt bedeutenden Chriſtian Daniel Schubart“, den Lichtbringer, den Prometheus, dem Schiller und Göthe, ja das ganze aufathmende, deutſche Volk ſelbſt die Titanenfackel aus den erlahmenden Händen genommen.“

Dieſer einzigen, großen Erſcheinung auf der Schwelle einer neuen Zeit ſteht ein eben ſo eigenthümlicher hiſtoriſcher Charakter gegenüber, der Herzog Karl Eugen von Würtemberg, der deutſche Landesvater des achtzehnten Jahrhunderts, ein despotiſcher Selbſtherrſcher, ſchwankend zwiſchen den äußerſten Extremen, geiſtreich und beſchränkt, tyranniſch und gefühlvoll, liebenswürdig und brutal, wie es der Zufall und die augenblickliche Stimmung fügte, von Launen beherrſcht, von Widerſprüchen erfüllt, nicht jeglicher edler Regung fremd, aber ohne Conſequenz und Charakter, laſterhaft an der Hand einer tugendhaften Gattin und ein Muſter jeder Tugend an der Hand ſeiner Geliebten.

„Wenn Brachvogel,“ urtheilt der einſichtsvolle Kritiker der Nationalzeitung, „ſich auf die Durchführung dieſer beiden Charaktere beſchränkt, aus ihrem Leben nur diejenigen Epiſoden, aus ihrer Umgebung nur diejenigen Perſönlichkeiten und aus ihren Handlungen nur diejenigen Momente gewählt hätte, welche nothwendig geweſen wären, um ſie in ihrem Weſen erſchöpfend und in ihrem Verhältniß zu einander und ihrer Zeit allſeitig darſtellen zu können, ſo würde ſein Werk eine ganz andere Bedeutung gewonnen haben. Man würde dann wahrſcheinlich weder die Einheit in demſelben vermiſſen, noch finden, daß trotz der ſich drängenden Erreigniſſe ein wirklicher Höhenpunkt der Handlung und trotz der mannigfachen Verwicklungen eine eigentliche Kataſtrophe fehlt.“ —

Statt dieſe nothwendige künſtleriſche Beſchränkung ſich aufzuerlegen, zieht der Verfaſſer die gleichzeitigen Cultur- und Literaturbeſtrebungen, theologiſche und rechtspolitiſche Streitigkeiten, die verſchiedenſten, ſeiner wirklichen Aufgabe fern liegenden Elemente in den Kreis ſeiner Dichtung, ſo daß man ihm den ſonſt bei deutſchen Romanſchriftſtellern ſeltenen Vorwurf eines allzu großen Reichthums, einer nicht zu überwältigenden Fülle des Stoffes machen muß. — Bei dieſer Art der Auffaſſung fällt natürlich der Schwerpunkt nicht in die Charakteriſtik, ſondern in die Handlung und in die Erzählung der Thatſachen. Hier aber hat der Dichter ſeine Arbeit mit großem Geſchick, vielem Fleiß und beſtem Erfolg gethan. Brachvogel erzählt nicht nur raſch und lebendig, ſondern mit dramatiſcher Anſchaulichkeit, ſo daß wir uns ſelbſt für die Dinge intereſſiren, welche, wie die Geſchichte von Schiller's Geburt, Jugend und erſtem Auftreten, von der Gründung der Karlsſchule und Göthe's Beſuch derſelben, jedem gebildeten Deutſchen längſt bekannt ſind. „Von einem weniger beredten Munde vorgetragen, von einer weniger enthuſiaſtiſchen Seele reflectirt, würde dies und manches Andere uns vielleicht kalt laſſen, allein der Zauber einer ſchönen Erregtheit, einer faſt naiven Schwärmerei nimmt uns hier und überall zu Gunſten des Dichters gefangen.“

Sein Buch feſſelt uns hauptſächlich durch die reizenden Einzelheiten und anziehenden Genrebilder, unter denen Schubart's Aufenthalt in Nürnberg, ſein Leben in der ſtillen Pfarrwohnung zu Aalen, ſein Verhältniß zum

„Lenchen von Geißlingen", die üppige Wirthſchaft am Hof zu Stuttgart und die düſtere Nachtſcene mit der wahnſinnigen Jüdin Lea als beſonders gelungen hervorgehoben werden müſſen. Vor Allem aber verdient die ſittliche Wärme, der ächte Patriotismus, der Mannesmuth der freien Ueberzeugung und die ächt deutſche Geſinnung des Verfaſſers unſere vollſte Anerkennung. — Getreu den in ſeinem Schubart ausgeſprochenen Grundſätzen, legte Brachvogel kurz nach Veröffentlichung ſeines Romans die Redaction des Johanniter-Wochenblattes nieder, da er mit der Haltung deſſelben nicht einverſtanden war und die ihm zugemuthete Beſchränkung ſeiner freien Meinung nicht dulden wollte.

Frei von allen Rückſichten, verdoppelte er jetzt ſeine Thätigkeit, um den durch das ſeiner Ueberzeugung gebrachte Opfer verurſachten Ausfall ſeiner Revenüen zu erſetzen, obgleich ihm ſeine Kränklichkeit Schonung ſeiner Kräfte gebot. Seine angeborene Neigung führte ihn wieder zum Theater, mit dem er ſich in der Zwiſchenzeit wenigſtens theoretiſch beſchäftigt hatte. — Bereits im Jahre 1863 veröffentlichte Brachvogel unter dem Titel „Theatraliſche Studien" ſeine in verſchiedenen Zeitſchriften zerſtreuten dramatiſchen Erfahrungen und Anſichten. — Die von ihm mitgetheilten Abhandlungen verrathen ein ernſtes und ſelbſtſtändiges Nachdenken über ſeine Kunſt und ein warmes Herz für die Künſtler ſelbſt. Zuerſt hören wir von ihm die begründete Klage, daß eine ſtichhaltige Theorie der dramatiſchen Dichtung nicht exiſtire, keine Lehre für den Künſtler, wie die anderen bildenden und muſikaliſchen Künſte ſie beſitzen, und deshalb auch keine unbedingt gültige, competente Kritik. — Im zweiten Capitel wird der Zweck der Tragödie und Komödie, ſowie die verſchiedenen Epochen des Dramas charakteriſirt. — Höchſt beherzigenswerth, beſonders für den Schauſpieler, iſt die Abhandlung über „die alte und neue Schauſpielkunſt", von denen die alte jene Auffaſſung feſthält, die nach dem Ganzen ſtrebt und das Einzelne dem Ganzen unterordnet, die neue dagegen nur Effecte und Bravourſtücke ſucht und darum meiſt verwerflich erſcheint. Nicht minder leſenswerth ſind die Capitel, welche die „heutigen Rechtsverhältniſſe der deutſchen Bühnen“ und „das ſchlechte Repertoire und den theatraliſchen Kunſthaushalt“ behandeln. —

Von der Theorie wendete ſich Brachvogel bald wieder der Praxis zu. Nach kurzer Erholung von ſeiner anſtrengenden Thätigkeit beſchenkte er das deutſche Theater mit dem höchſt wirkſamen Schauſpiel „die Prinzeſſin von Montpenſier“, das zuerſt auf dem Hoftheater zu Schwerin unter Leitung des trefflichen Intendanten und ausgezeichneten Luſtſpieldichters Herrn von Putlitz 1865 aufgeführt wurde. — „Ich war,“ erzählt der liebenswürdige Putlitz in ſeinen Theatererinnerungen, „auf einige Stunden nach Berlin gereiſt und ſaß bei Herrn Michelſon, dem Agenten für mein Theater, der zugleich den Vertrieb meiner eigenen Stücke ſeit Beginn meiner theatraliſchen Schriftſtellerei beſorgt hatte. Ich fragte nach neuen Stücken, denn ich verbrauchte viele im Jahre, hatte ich es doch während einer Saiſon von ſechs Monaten einmal auf mehr als dreißig Novitäten gebracht. Es lag nichts vor von irgend welcher Bedeutung, und Herr Michelſon erwähnte nur eines neuen Stückes von Brachvogel „Prinzeſſin Montpenſier“, das in etwa vierzehn Tagen in Berlin gegeben werden ſollte und eben im Druck wäre, um es gleich nach der Berliner Aufführung an die anderen Bühnen verſenden zu können. Indem wir ſprachen, kamen die Correcturbogen des Stückes und ich bat ſie mir aus, um daſſelbe, wenn auch in dieſem unfertigen Druck, leſen zu können. Nach flüchtiger Durchſicht im Eiſenbahncoupé, auf der Rückreiſe nach Schwerin, beſchloß ich, ſofort das Stück zu geben, und zwar wo möglich noch vor der Berliner Aufführung. — Dazu war freilich die Zeit ſehr knapp, aber als ich in früher Morgenſtunde in Schwerin ankam, ließ ich die einzelnen Bogen ſofort zur ſchleunigſten Abſchrift der Rollen vertheilen, die dann auch ſo ſchnell fertig waren, daß ich ſie ſchon am nächſten Morgen diſtribuiren laſſen konnte, und das ſtarke, fünfactige Stück füllte einen

Abend. Meine Schauſpieler, denen ich erzählte, daß es mir darauf ankäme, der Berliner Aufführung zuvorzukommen, waren ſofort mit allem Eifer dabei, und namentlich Fräulein Röckel, die Trägerin der ſehr gewichtigen Titelrolle, erklärte mir nach wenigen Tagen, ſie ſei bereit, die Proben beginnen zu laſſen. Acht Tage, nachdem ich das Stück faſt doloſer Weiſe aus Berlin entführt hatte, konnte ich dem Verfaſſer den Erfolg jedes Actes, ſofort nach dem erſten Eindruck hingeſchrieben, melden und ihn einladen, zur Wiederholung herüber zu kommen. Er folgte dieſer Aufforderung und erzählte, wie er zuerſt es nicht hätte begreifen können, wie ein Stück, das kaum fertig gedruckt und noch gar nicht verſandt war, hätte aufgeführt werden können, und er würde die Nachricht für eine Myſtifikation gehalten haben, hätte ihn nicht der beiliegende Theaterzettel überzeugt, daß es ſich wirklich um ſein Stück handelte. Der Tag in Schwerin, mit der Aufführung ſeines eben vollendeten, noch nicht geſehenen Stückes, wird dem Dichter nicht allein eine freudige Erinnerung bereitet haben, denn das Publikum, das von ſeiner Anweſenheit erfuhr, zeichnete ihn mit Hervorrufungen und Kränzen aus, ſondern ihm auch für die Einrichtungen zu ſpäteren Aufführungen förderlich geweſen ſein. Mir aber wuchs in dieſem Erfolge der Reiz und die Luſt am eigenen Schaffen.“ —

Auch in Berlin fand die „Prinzeſſin von Montpenſier“ eine glänzende Aufnahme von Seiten des Publikums, wogegen die Kritik an dem Stück die Willkür tadelte, womit der Verfaſſer die geſchichtliche Wahrheit verletzte. Unbekümmert um die hiſtoriſchen, durch die eigenen Memoiren der Prinzeſſin beglaubigten Thatſachen läßt der Dichter ſeine Heldin den unbedeutenden Capitain „Tarascon“ heirathen, den Prinzen von „Condé“ ſich um ihre Hand bewerben, obgleich dieſer längſt mit Claire de Brezan vermählt war, die Baſtille durch die königlichen Garden ſtürmen und die Prinzeſſin ſelbſt gefangen nehmen. „Die Prinzeſſin von Montpenſier,“ ſagt Paul Lindau, „iſt ein Phantaſieſtück, das in einen hiſtoriſch intereſſanten Zeitpunkt verlegt iſt, dem aber ſowohl der hiſtoriſche Hintergrund wie die geſchichtliche Grundlage fehlt. Der Verfaſſer hat offenbar nicht geſchichtlich ſein wollen, denn ſonſt würde er mit Leichtigkeit ſo Manches, was der Geſchichtſchreiber als Incorrectheiten bezeichnen müßte, haben vermeiden können. Aber darauf legt der Verfaſſer kein Gewicht. Er wollte den Conflict menſchlicher Leidenſchaften in warmen dramatiſchen Farben ſchildern. Er wählte eine Zeit, in der alle Leidenſchaften entfeſſelt, alle Charaktere auf's Aeußerſte getrieben, alle Unmöglichkeiten möglich waren; er wählte Perſonen, die bekannte oder halbbekannte Namen tragen und das Intereſſe herausfordern — und dieſe Perſonen und dieſe Zeitverhältniſſe werden die Factoren, mit denen ſeine Phantaſie das Exempel der Dramas löſt." —

Räumt man aber dem Autor dieſes poetiſche Recht ein, ſo iſt die „Prinzeſſin von Montpenſier" ein treffliches Theaterſtück, das den Zuſchauer vom erſten bis zum letzten Act unterhält und feſſelt. Die Charaktere intereſſiren weniger durch ihre pſychologiſche Wahrheit als durch ihre dramatiſche Leidenſchaft. Beſonders gelungen iſt die ſonnige Geſtalt Ludwig des Vierzehnten. Die Sprache, reich an blitzenden Wendungen, klingt ſchön und edel. — Trotz des bedeutenden Erfolges fühlte ſich Brachvogel durch die Angriffe der Kritik und ſonſtige trübe Erfahrungen, die er beim Theater machte, verletzt und unbefriedigt. In einem offenen Brief an Herrn von Perfal, den damaligen Intendanten in München, beklagte ſich der Dichter über die vielen Prügel, welche Theaterdirectoren, Kritik und in letzter Inſtanz das verehrliche Publikum dem dramatiſchen Autor in Deutſchland zwiſchen die Beine werfen, um ihm die Freude am künſtleriſchen Schaffen zu verleiden.

In der That ſchmollte Brachvogel längere Zeit mit dem Theater, dem er den Rücken kehrte, um ſich wieder faſt ausſchließlich der erzählenden Dichtung zuzuwenden. Im nächſten Jahre veröffentlichte er den Memoiren-Roman „Beaumarchais", der gleichfalls als ein glücklicher Griff bezeichnet werden kann. „Mein Held," ſchreibt der Verfaſſer, „verliebt ſich nicht, noch ſtirbt er, aber vielleicht ergreift ſein und ſeiner Lieben Loos die lange Kette ſeiner Thaten und Leiden doch! Sie bewahrheitet, was er ſelbſt von ſich ſagte und als Motto auf ſeine Schriften ſetzte: Mein Leben iſt ein Kampf.“ —

Allerdings bietet das an bedeutenden und intereſſanten Erſcheinungen ſo reiche achtzehnte Jahrhundert kaum eine intereſſantere Perſönlichkeit für den Romanſchriftſteller als Beaumarchais, den Dichter des Figaro, deſſen Leben ſelbſt der anziehendſte Roman war und Göthe den Stoff zu ſeinem „Clavigo“ gab. Der arme Sohn eines Uhrmachers, der plebejiſche Abenteurer und Luſtſpieldichter, der ſich durch ſein Harfenſpiel und ſeinen Witz den Zutritt zum Hofe und zu den höchſten ariſtokratiſchen Kreiſen eroberte, der trotz aller Hinderniſſe, ſelbſt gegen den Willen des Königs die Aufführung ſeines Figaro, dieſes gefährlichen Angriffs auf die beſtehenden Privilegien der Krone und des Adels, durchſetzte — iſt vor Allen der eigentliche Vertreter des dritten Standes, der zum erſten Mal in die Geſchichte eingreifenden Bourgeoiſie, mit ihrer geiſtigen Ueberlegenheit, ihrer raſtloſen Thätigkeit, ihrem Ehrgeiz, ihrer bewunderungswürdigen Kühnheit und ihrem rückſichtsloſen Egoismus.

Indem ſich Brachvogel die Aufgabe ſtellte, all’ dieſe verſchiedenen Seiten ſeines Helden und der Zeit zur Anſchauung zu bringen, konnte er nicht ganz ſeine deutſche Natur verleugnen. Er faßt den Charakter und die Geſellſchaft, in der ſich Beaumarchais bewegte, zu ſchwerfällig auf und giebt ſtatt eines heitern, ſchalkhaften Bildes, das nur hier und da an die im Hintergrunde ſchlummernden blutigen Ereigniſſe der Revolution erinnern durfte, ein düſter-tragiſches Zeitgemälde. — Es fehlt dem Roman ſowie dem Helden der leichte, franzöſiſche Eſprit, der Witz und die Grazie, welche mit dem Namen Beaumarchais für immer verknüpft iſt. — Noch ſchwerer als dieſer Vorwurf wiegt das ſittliche Bedenken gegen den Roman, das noch ſchärfer in der dramatiſchen Bearbeitung deſſelben, in Brachvogel’s „Harfenſchule“ hervortritt. Wenn auch der Dichter jede Frivolität und Schlüpfrigkeit vermeidet, ſo läßt er ſeinen Helden Handlungen begehen und Geſinnungen äußern, die ſich mit unſeren Begriffen von Moral und Ehre nicht vertragen und Beaumarchais in unſeren Augen tief erniedrigen müſſen.

Erfreulicher wirkt die mit dem Roman verknüpfte Liebesepiſode des Fürſten von „Naſſau-Siegen“ mit der „Prinzeſſin von Lamballe“, einer der reizendſten und ſchönſten Frauengeſtalten des Dichters, deren zarte Weiblichkeit, Reinheit und Seelenadel einen wohlthuenden Contraſt mit der übrigen Geſellſchaft, beſonders mit dem grell gemalten „Herzog von Orleans“ bildet. Auch ſonſt fehlt es nicht an feſſelnden und intereſſanten Situationen, an wahrhaft ergreifenden Scenen und jenen Genieblitzen, an denen Brachvogel ſo reich iſt. Der Hof Ludwig des Sechzehnten, die übermüthigen ariſtokratiſchen Kreiſe, der Salon der Encyklopädiſten, die Pariſer Geſellſchaft und die ganze Rococozeit bieten dem Leſer eine Reihe glänzender Bilder und eine anregende Unterhaltung. Gleiche Vorzüge und Mängel zeigt auch „Die Harfenſchule“, die beſonders durch das Spiel des genialen Haaſe in der Titelrolle ſich lange Zeit auf dem Repertoire erhielt. —

Im Jahre 1866, kurz vor Ausbruch des deutſch-öſterreichiſchen Krieges, trat Brachvogel eine längſt beabſichtigte Reiſe nach Süddeutſchland an, die ihm jedoch wegen der damals herrſchenden Aufregung gegen Alles, was preußiſch war, vielfach verleidet und geſtört wurde. Nachdem er kurze Zeit in Stuttgart ſich aufgehalten hatte, wo er an dem talentvollen Schriftſteller Ottfried Mylius einen aufrichtigen Freund und Verehrer ſeines Talentes fand, ſah er ſich durch die kriegeriſche Stimmung gezwungen, nach Baden zu flüchten. Hier lebte er mit ſeiner Familie abwechſelnd in dem herrlichen Heidelberg und Karlsruhe in einem Kreiſe bedeutender Männer und liebenswürdiger Frauen, zu denen vor Allen der bekannte Director der polytechniſchen Schule Rettenbacher und die beiden berühmten Maler Leſſing und Schrötter zählten. —

Kurz nach dem Frieden kehrte Brachvogel nach Berlin zurück, das er jedoch ſchon nach einigen Monaten wieder verließ, um ſich in dem nahen Kloſter Zinna auf längere Zeit anzuſiedeln.

Der Grund dieſes Wechſels war ſein Wunſch, an Ort und Stelle Studien zu einem neuen großen Roman zu machen, zu dem er ſich durch die großen Ereigniſſe des Jahres 1866 angeregt fühlte. In ſtiller Abgeſchiedenheit verſenkte er ſich in die Zeit der Reformation, in den Kampf des erwachenden deutſchen Volksgeiſtes gegen den römiſchen Glaubens- und Gewiſſenszwang. Indem er in dem letzten Kriege nur eine Fortſetzung jenes weltgeſchichtlichen Streites zwiſchen dem Licht und der Finſterniß erblickte, ſchrieb der Dichter „Den deutſchen Michael", „das Märchen deutſchen Weh's und deutſchen Muthes, deutſchen Irrens und deutſchen Strebens, deutſcher Treue und deutſchen Erwachens, das ſpukhaft umgeht, über das man bald weinen bald lachen möchte".

Als Verkörperung des „deutſchen Michaels" erſcheint in dem ſo genannten Roman der wackere Kloſterzögling und Ritter „Felgentreu", den Pfaffentrug ſchon in der Wiege um ſein Vatererbe gebracht, und der das Kloſter verläßt, um fortan ein nie wankender, treuer Kämpfer für die höchſte Güter des Lebens, für religiöſe und politiſche Freiheit des Vaterlandes zu werden. Wie ſeinen Helden führt der Dichter auch ſeine Leſer durch alle Phaſen der Reformation, jenes großen Befreiungskampfes des deutſchen Volkes gegen Rom und Habsburg, jenes Kampfes, der bereits Jahrhunderte gedauert hat und noch immer nicht entſchieden iſt. Dieſer nahe liegende Vergleich der Neuzeit mit der Vergangenheit, den der Dichter, ohne direct darauf hinzuweiſen, fortwährend hervorzurufen und wach zu halten verſteht, verleiht ſeiner Erzählung einen beſondern Reiz und hohe Bedeutung für die Gegenwart. Gleichſam als die Fortſetzung des „deutſchen Michael" kann „der blaue Kavalier" angeſehen werden, worin die Schickſale der ſchönen, unglücklichen Winterkönigin von Böhmen und ihres Gemahls Friedrich's von der Pfalz geſchildert werden. Wie dort die Reformation, ſo bildet hier der dreißigjährige Krieg den hiſtoriſchen Hintergrund der Erzählung, durch die ſich der Bund der Freimaurer, vertreten durch den Helden William Craven, den Großmeiſter des Ordens, wie ein rother Faden ſchlingt.

Während ſeines Aufenthalts im Kloſter Zinna beſuchte Brachvogel, um Localſtudien zu machen, öfters das nahe gelegene, hiſtoriſch merkwürdige Jüterbogk. Bei dieſen Ausflügen lernte er den daſelbſt wohnenden Artillerie-General Ramm, einen hochgebildeten Militär, und den intereſſanten Lieutenant Schmid kennen, der ſpäter als Kriegscorreſpondent für verſchiedene große Zeitungen nach Spanien ging und am 30. Juni 1870 als vermeintlicher Spion von den Karliſten erſchoſſen wurde. Der Dichter betrauerte tief den Tod des liebenswürdigen, talentvollen Mannes, mit dem er eng befreundet war. Mit ihm und dem General Ramm durchwanderte er damals die märkiſchen Landſchaften, deren eigenthümliche Phyſiognomie er in dem genannten Roman ſo treu als möglich wiedergab. Außer dem deutſchen Michael ſchrieb er in jener Zeit zwei neue Romane, die er aus der engliſchen Geſchichte ſchöpfte: „Hogarth" und „Hamlet". Die letztere Erzählung behandelt jedoch nicht die Schickſale des durch Shakeſpeare berühmten Dänenprinzen, ſondern die des bekannten Grafen „Eſſex", in dem der Dichter, geſtützt auf ſeine dramatiſchen und hiſtoriſchen Forſchungen, das Urbild Hamlet's erblickte und auch nachzuweiſen ſuchte. —

Eine ihm angeborene Raſtloſigkeit und die Sehnſucht nach einer ſchöneren Natur, als ihm das in dieſer Beziehung ſtiefmütterlich behandelte Berlin zu bieten vermochte, bewog Brachvogel, im Jahre 1869 ſeinen Wohnſitz nach dem reizend gelegenen Eiſenach in Thüringen zu verlegen. Die herrliche Umgebung, mit der romantiſchen Wartburg, die ehrenvolle Aufnahme, die dem Dichter des Narziß zu Theil wurde, wirkte anfänglich anregend und belebend auf ſeinen Geiſt. Im Verkehr mit einigen daſelbſt lebenden

Schriftſtellern, beſonders mit Auguſt Becker, dem Doctor Beyer, dem verdienſtvollen Biographen Rückert's, und der angeſehenen Familie des Schloßhauptmanns von Arnswald, des Präſidenten von Egloffſtein und des bekannten Herrn von Eichel lebte Brachvogel eine Zeit lang in den angenehmſten Verhältniſſen.

Leider war es ihm damals nicht vergönnt, dem berühmten Fritz Reuter, der in Eiſenach eine reizende Villa beſaß, näher zu treten, da dieſer gerade zu jener Zeit ſchwer erkrankt war. Dagegen wurde Brachvogel durch öftere Einladungen des kunſtliebenden Großherzogs von Weimar nach dem nahen Wilhelmsthal beehrt, wo der Dichter ſich der freundlichſten und zuvorkommendſten Aufnahme erfreute und beſonders an dem Oberhofmeiſter, dem Freiherrn von Beaulieu-Marconnay, mit dem er ſchon früher in lebhafter Correſpondenz ſtand, einen aufrichtigen Freund und Gönner fand. Auch der Herzog Ernſt von Koburg ließ es nicht an Auszeichnungen fehlen und empfing Brachvogel mit der ihm eigenen Liebenswürdigkeit in Gotha. Nichtsdeſtoweniger vertauſchte dieſer nach einigen Monaten Eiſenach mit dem ſtilleren Weißenfels, um daſelbſt ungeſtörter einige angefangene größere Arbeiten zu beenden. Schnell folgten hier die hiſtoriſchen Romane „Die Grafen Barfuß", „Ludwig der Vierzehnte", „Der Fels von Erz", „Das Räthſel von Hildburghauſen" u. ſ. w., die insgeſammt die unerſchöpfliche Phantaſie und Erfindungsgabe ihres Verfaſſers von Neuem bekundeten.

Da aber Brachvogel auf die Länge der Zeit die Anregung der großen Stadt vermißte, kehrte er 1871 wieder nach Berlin zurück. Die große Zeit des franzöſiſchen Krieges hatte auch ihn tief ergriffen und hingeriſſen. Begeiſtert von den Heldenthaten des deutſchen Volkes, von der Größe der Regenten, Staatsmänner und Feldherren unſeres Vaterlandes, ſchrieb er „Die Männer der neuen deutſchen Zeit", Biographien deutſcher Fürſten, Staatsmänner und Helden, mit Portraits von Scherenberg. — Zu dieſem Werke machte er zuvor die eingehendſten Studien, zugleich bereiſte er ganz Deutſchland, um die von ihm geſchilderten Männer perſönlich kennen zu lernen und aus dem lebendigen Verkehr mit ihnen die nöthige Belehrung zu ſchöpfen, wodurch ſeine Arbeit den Stempel hiſtoriſcher Wahrheit und den Reiz der unmittelbaren Anſchauung erhielt.

Von Seiten der Betheiligten erfreute ſich das patriotiſche Unternehmen der freundlichſten Theilnahme und Förderung. Der geiſtvolle König Ludwig von Bayern empfing Brachvogel auf das Huldvollſte und ließ zu Ehren des Dichters den Narziß auf dem Münchener Hoftheater aufführen; auch gab er ihm bereitwillig die gewünſchten Aufſchlüſſe. Eben ſo wenig fehlte ihm die Zuſtimmung und Anerkennung von Seiten des preußiſchen Kronprinzen, des Prinzen Friedrich Karl, des Kronprinzen von Sachſen, des Großherzogs von Baden, des Fürſten Bismarck und des Grafen Moltke, des Kriegsminiſters von Roon und der Generäle Steinmetz, Werder, von Gröben, von der Tann, Blumenthal, Falkenſtein und von Manteuffel. Dem Verfaſſer wurde die Bibliothek des großen Generalſtabes geöffnet, und das ihm von den Betreffenden geſchenkte Vertrauen geſtattete ihm nicht nur, einen Einblick in die intereſſanten, öfters falſch beurtheilten Zeitereigniſſe, ſondern eine auf perſönliche Angaben und Mittheilungen geſtützte Einſicht in die Charaktere, Geſinnungen und geheimen Motive der Führer zu thun, die ihm außerdem ein reiches Material von Notizen und hiſtoriſchen Documenten zu Gebote ſtellten. In ein ganz beſonders freundſchaftliches Verhältniß trat Brachvogel zu dem ſonſt ſchwer zugänglichen Feldmarſchall von Manteuffel und deſſen Familie, die den Dichter mit Beweiſen einer liebevollen Theilnahme überhäuften.

Mitten in dieſen eben ſo angenehmen als ehrenvollen Verhältniſſen traf Brachvogel der härteſte Schlag, der ihn überhaupt im Leben treffen konnte. Am 12. November

1872 ſtarb ſeine geliebte Frau, die treue Gefährtin, die ihm eine unentbehrliche Stütze war. Zum Glück fand er an ſeiner unterdeß herangewachſenen Tochter Helene, welche die zarte Weiblichkeit und ſelbſtloſe Hingebung ihrer Mutter geerbt hatte, Troſt und Erſatz in ſeinem großen Leid. Sobald er ſich einigermaßen von ſeinem tiefen Schmerz erholt hatte, ſchrieb er einen neuen Roman „Ritter Lupold von Wedel's Abenteuer“, mit Zugrundelegung der Selbſtbiographie dieſes ehrenfeſten, tapfern pommerſchen Ritters, deſſen romantiſche Fahrten, Abenteuer, kriegeriſche Thaten und Zuſammentreffen mit ſeinen bedeutenden Zeitgenoſſen ein friſches, intereſſantes und zugleich lehrreiches Culturbild liefert.

Faſt gleichzeitig ſchrieb Brachvogel einen zweiten vaterländiſchen Roman „Die Schweden in Brandenburg“, den er ſpäter dramatiſirte und mit Erfolg auf die Bühne brachte. Obgleich die Kritik wiederum den Mangel der Compoſition und die Zerfahrenheit der Handlung rügte, nahm das Publikum die ächt volksthümliche Figur des alten „Derflinger“ und einzelne humoriſtiſche Epiſoden mit entſchiedenem Beifall auf. — Wie beſcheiden Brachvogel ſelbſt über ſeine Arbeit dachte, beweiſt ein Brief vom 18. October 1874, den er an den Verfaſſer dieſer Biographie bei Ueberrreichung des genannten Stückes richtete. „Sie werden,“ ſchrieb er mir, „ſo gut wie ich ſehen, daß „die alten Schweden“ ihre großen Mängel haben. Ich wenigſtens mache mir über das Stück keine Illuſion. Für mich hat dieſer Erfolg, außer dem pecuniären Vortheil, nur das eine wichtige Reſultat, daß ich nach dem Tode meiner Frau überhaupt noch fähig war, etwas für die Bühne zu ſchreiben, das ſich anſehen läßt. Ich habe alſo Gott Dank zu ſagen, daß er mir noch Kraft zum Schaffen ließ.“ —

Einen Lichtblick für ſein durch den ſchweren Verluſt verdüſtertes Gemüth gewährte ihm die am 21. September 1874 ſtattgefundene hundertſte Aufführung des Narziß, ein in der Bühnenwelt ſeltenes Ereigniß, wobei es ihm nicht an vielfachen Beweiſen der ehrenvollſten Theilnahme und Anerkennung von Seiten ſeiner Freunde und Verehrer mangelte. Zu ſeiner Erholung und Zerſtreuung unternahm er in demſelben Jahre in Begleitung ſeiner Tochter eine Reiſe nach Baden bei Wien, wo er in der Villa des Grafen St. Genois eine gaſtliche Aufnahme und an der geiſtvollen Gattin deſſelben, einer geborenen Gräfin Stolberg, eine wahre Freundin fand.

Die letzten Jahre ſeines Lebens verfloſſen in ſtiller Zurückgezogenheit und anſtrengender Arbeit. Trotz ſeiner zahlreichen und auch pecuniär günſtigen Erfolge war Brachvogel wie die meiſten deutſchen Schriftſteller auf den Ertrag ſeiner Feder angewieſen und deshalb zu einer raſtloſen, aufreibenden Thätigkeit gezwungen, um den Bedarf des Lebens zu erwerben. Dieſer Umſtand erklärt auch zum Theil die Ungleichheit ſeiner Productionen und den ihm nicht mit Unrecht vorgeworfenen Mangel an künſtleriſcher Vollendung ſeiner Werke. Um ſo mehr iſt es anzuerkennen, daß er nie ſein beſſeres Ich verleugnete, daß er ſtets nach dem Ideal in der Kunſt und im Leben ſtrebte und daß er ſeiner Ueberzeugung ſelbſt große pecuniäre Opfer brachte.

Selbſt nach dieſen harten Schickſalsſchlägen und nach manchen bitteren Erfahrungen, die ihm nicht erſpart blieben, erlahmte ſeine bewunderungswürdige Schöpferkraft nicht, wie die beiden Romane „Parzifal“ und „der Kampf der Dämonen“ beweiſen, der im Feuilleton der „Magdeburger Zeitung“ kurz vor ſeinem Tode erſchien.

Dabei hatte Brachvogel noch Zeit übrig, um im Verein mit dem Hofſchauſpieler Herrn von Lavallade eine „Geſchichte des Berliner Theaters“ herauszugeben, die ſich eben ſo ſehr durch ihren intereſſanten Inhalt wie durch das fleißige Studium bisher unbenutzter Quellen auszeichnet. Außerdem hinterließ er noch ein neues Schauſpiel, das er wenige Wochen vor ſeinem Ende der Generalintendanz der königlichen Schauſpiele einreichte.

Kurze Zeit vor ſeinem Tode hatte Brachvogel das Unglück, beim Ausſteigen aus einer Droſchke den Fuß zu brechen.

An das Lager gebannt, trug er ſich mit Plänen zu neuen Arbeiten, ohne ſein nahes Ende zu ahnen. Am 27. November 1878 brachte er den Abend wie gewöhnlich in Geſellſchaft ſeiner Tochter und einer befreundeten Dame, einer talentvollen Malerin, in heiteren Geſprächen zu. Nachdem ſich die Damen gegen elf Uhr des Nachts zurückgezogen hatten, begab auch er ſich zur Ruhe. Aus dem geöffneten Zimmer hörte ihn noch die Tochter verſchiedene Verſe aus Göthe's „Fauſt“ mit lauter Stimme citiren, was ſie nicht befremdete, da er ſich in den letzten Tagen eifrig mit der genannten Dichtung beſchäftigte. Gegen ein Uhr Nachts wurde dieſelbe durch den ſtarken Schall der Nachtglocke geweckt, die neben ſeinem Lager auf einem Tiſche ſtand. Erſchrocken eilte ſie in das Zimmer des Vaters, den ſie ohne Bewußtſein fand, unverſtändliche Laute lallend. Der ſchnell aus der Nachbarſchaft herbeigerufene Arzt kam zu ſpät und konnte nur noch den Tod conſtatiren. Alle Wiederbelebungsverſuche waren vergeblich. Eine plötzliche Herzlähmung hatte dem Leben des Dichters ein frühzeitiges Ende gemacht. Auf ſeinem Tiſche fand man einen eben angefangenen, unvollendeten Roman, deſſen letzter noch leerer Bogen nur die Ueberſchrift trug „Das Räthſel von Gott!“ —

Der plötzliche Tod eines ſo bekannten Schriftſtellers erregte allgemeine Trauer und Theilnahme. Seine Leiche wurde unter reger Betheiligung der Preſſe, des Theaters und der Loge auf dem Kirchhof der Domgemeinde beſtattet und der mit zahlreichen Kränzen und Palmen bedeckte Sarg neben dem Grab der ihm vorangegangenen Gattin beigeſetzt. —

Brachvogel war nicht nur als Dichter, ſondern auch als Menſch eine intereſſante, eigenthümliche Erſcheinung, ſchlank gewachſen, mit hoher, ſtark gewölbter Stirn, von langen Locken umgeben, mit tief liegenden kleinen, aber ſcharfen Augen und mit einem feinen, von dem ſchwachen blonden Bart beſchatteten Munde. Seine mehr anziehenden als bedeutenden Züge zeigten ein gewiſſes Mißverhältniß zwiſchen der oberen und unteren Geſichtspartie, wodurch er einigermaßen an den Kopf des genialen Dramatikers Grabbe erinnerte.

Sein ganzes Ausſehen und Weſen hatte etwas Seltſames, Ungewöhnliches und Ueberſchwängliches, zuweilen ſelbſt Theatraliſches. Er ſprach häufig mit einem gewiſſen Pathos und es fiel ihm ſichtlich ſchwer, für ſeine Gedanken immer den paſſenden Ausdruck zu finden. In der Unterhaltung erſchien er geiſtvoll und anregend, aber zuweilen unklar, verworren und paradox, wie man dies öfters bei Autodidakten findet.

Von Natur war Brachvogel gutmüthig, harmlos und liebenswürdig, etwas empfindlich und leicht gereizt, aber ſchnell wieder verſöhnt, trotz ſeiner Menſchenkenntniß naiv und vertrauungsvoll, aber auch im hohen Grade unpraktiſch und in den gewöhnlichſten Verhältniſſen des Lebens unerfahren wie ein Kind, ſo daß er ſich leicht zu ſeinem Nachtheil täuſchen ließ und in manche durch eigene Schuld herbeigeführte Unannehmlichkeit gerieth. — In größerer Geſellſchaft leicht befangen und unſicher, entweder allzu zurückhaltend oder zu geſprächig, entfaltete er im vertrauten Familien- und Freundeskreiſe eine natürliche Heiterkeit und Gemüthlichkeit, eine überraſchende Friſche des Geiſtes, obgleich auch hier mitunter ſeine Unklarheit und ſein Pathos ſtörte.

Mit beſonderem Eifer widmete ſich Brachvogel den humanen Beſtrebungen der Freimaurerei, deren Mitglied er ſeit dem Jahre 1857 war. Längere Zeit bekleidete er das Amt des „Sprechers“ und allmählig ſtieg er zu den höheren Graden der Loge empor. Ganz erfüllt von den hohen Zielen der Geſellſchaft, ſuchte er den Grundſätzen derſelben eine möglichſt große Verbreitung und Anerkennung zu verſchaffen; weshalb er auch vielfach den Wunſch ausſprach, auch den Frauen die Theilnahme an den Arbeiten der Loge zu geſtatten.

Vor Allem bewunderungswerth war Brachvogel's Fleiß. Vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend, der ganz ſeiner

Familie gewidmet war, arbeitete er unabläſſig, unermüdlich. Zu ſeinen Werken machte er die eingehendſten geſchichtlichen und geographiſchen Studien, wenn er auch aus den bereits angegebenen Gründen die wünſchenswerthe Kritik des aufgehäuſten Materials vermiſſen ließ. Von Folianten, alten und neuen Landkarten, Städteplänen und Kupferſtichen umgeben, ſchrieb er an ſeinem Pult ſtehend oder im Zimmer auf und ab gehend, mit einem langen Bleiſtift bewaffnet, den erſten Entwurf zu ſeinen Dramen und Romanen auf einzelne Papierblätter nieder, um ſie ſpäter ſorgfältig auszuarbeiten.

Wie der Held auf dem Schlachtfelde, ſo ſtarb auch Brachvogel in ſeinem Berufe, bis zu ſeinem Tode mit neuen Arbeiten und Plänen beſchäftigt. An ſeinem Grabe trauert ſeine einzige, verwaiſte Tochter und die deutſche Poeſie, die in ihm einen ihrer würdigſten und berufenſten Söhne verloren hat. Sein Bild wird nicht ſo leicht vergeſſen werden und ſein Geiſt fortleben in ſeinen Werken und in der Geſchichte der deutſchen Literatur.

H.

Erſtes Capitel.

Unter den bunten Erinnerungen meiner Jugend lebt noch ein mächtiges, düſterblickendes Eckhaus zu B..... Die ſchmalere Seite deſſelben lag nach der Eliſabethgaſſe, ſeine längere blickte auf die ſogenannten Schragen. Dieſen Namen führte damals nämlich eine doppelte Reihe von Buden, welche, mit dem Rücken gegen einander gekehrt, längs der einen Seite beſagten Hauſes hinlief, ſo daß nur ein ſchmaler Bürgerſteig dazwiſchen lag. — Das hohe Alter dieſer Holzbaracken war nicht nur aus ihrem deſolaten Zuſtande, ſondern auch aus der Thatſache erſichtlich, daß laut alter Gerechtſame die Buden ihren Beſitzern ſammt Grund und Boden erbeigenthümlich gehörten und, genau wie jedes andere Grundſtück, ihr beſonderes Hypothekenfolium und Feuerkataſter beſaßen. Nun freilich iſt Alles anders geworden, man ſagt: es ſei beſſer! Die alten Schragen, halb verfault und mühſam unter dickbemooſten Dächern ſeufzend, auf welchen ſich alle verflogenen Bälle und zerriſſenen Drachen der Straßenjugend mit noch manch' Anderem zuſammenfanden, was etwa unverſchämte Bewohner der nahen Häuſer zu gegenſeitigem Aerger nächtlicher Weile auf ſie zu werfen beliebten, ſie ſind nun trotz Privilegium und verbrieftem Beſitz verſchwunden. Wohl ſteht erwähntes Eckhaus noch, aber es hat nicht nur einen modernen, hellen

Oelanſtrich, ſondern auch im erſten und zweiten Stock zierliche Balkons von Bronce erhalten, und die ſtrahlenden Läden des Parterres mit ihren großen Spiegelſcheiben, den leuchtenden Wunderdingen aus Paris und London, ſo dahinter in buntem Chaos aufgeſchichtet liegen, geben ihm ein verzweifelt glattes, parfumirtes Weſen, welches all' den Reiz verwiſchte, den das Haus noch in den dreißiger Jahren in reichem Maße beſeſſen. So brillant ſein jetziges Aeußere iſt, ſo alltäglich iſt's auch, und dergleichen Balkons, Spiegelſcheiben und flimmernde Läden kann man überall ſehen. Doch ein Haus, ſo majeſtätiſch ernſt, abſonderlich und altersgrau, ſo erfüllt von eigenthümlicher, räthſelhafter Poeſie, wie der „kalte Stein“ vor alten Zeiten war, erblickt man, außer in Nürnberg etwa noch, nicht wieder, man kann ſchwerlich jetzt bei ihm vorübergehen, ohne daß Einem recht kalt und jämmerlich um's Herz wird, ach, und eine Geſchichte hängt an ihm, welche, mehr noch als der moderne Firniß des alten Baues, den ewigen Wechſel alles Irdiſchen verkündet. —

Vormals trug jedes Grundſtück in deutſchen Städten ſeinen beſondern Namen, der entweder nach einer alten Familie, einer geſchichtlichen Begebenheit, oder von der Laune und dem Geſchmack ſeiner Erbauer gewählt wurde. Dieſes Gebäude nun leitete den ſeinen von einer örtlichen Urſache, einem gewaltigen Granitblock her, den der Erbauer gerade an der Ecke des Hauſes angebracht und zu zwei Dritteln in den Grund gefügt hatte, um den dicken Strebepfeilern unnöthiger Weiſe noch einen Halt zu geben. Das ungefähr noch vier Fuß aus dem Boden ragende Ende des Blockes war durch den Steinmetzen zu einem unförmlichen Schnörkel geſtaltet worden, der einem rückwärts gebogenen Fragezeichen oder einer arabiſchen Zwei nicht unähnlich ſah. Da nun die ſtärkſte Sonnenhitze nicht im Stande war, die feuchte Kälte zu überwinden, welche den Granitkoloß von unten her durchdrang, war er ſtets kalt wie Eis, und ſeit Olim's Zeiten nannte man das Haus nach ihm. Ich weiß nicht, wer die Fabel ausgeſprengt: dieſer Stein halte das ganze Gebäude; es müſſe ganz ſicher zuſammenbrechen, würde der Block, welcher für die Paſſage allerdings kein Vortheil war, entfernt. Dieſe Narrheit wurde aber von Alt und Jung geglaubt, und legte wohl den erſten Grund zu jener neugierigen Scheu und einer geheimnißvollen Angſt, mit welcher der „kalte Stein“ angeblickt wurde, und die nach und nach auf Alles, was das Haus und ſeine Bewohner anging, übertragen ward.

Einer alten Inſchrift am Hofthor zufolge war das Grundſtück bereits 1526 erbaut. Die übermäßig dicken Mauern des Erdgeſchoſſes widerlegten nicht allein das erwähnte alte Märchen, ſondern wieſen auch, ebenſo wie die breiten, unregelmäßigen Pfeiler, die ſchönen gothiſchen Wölbungen der alten Ladenräume, des Hausflurs und der Einfahrt, die Bogenfenſter des Parterres, die ſteinerne Wendeltreppe mit architektoniſchen Zierathen, endlich der hohe Dachſtuhl mit ſtattlichem Giebel, das Schieferdach ſelbſt mit ſeiner doppelten Reihe von Bodenluken und den dickköpfigen Schornſteinen, auf den mittelalterlichen Urſprung deſſelben hin. Die drei Stockwerke über dem Erdgeſchoß indeß gehörten offenbar einer ſpäteren Epoche an. Die zahlreichen Fenſter derſelben, ſchon an ſich nicht groß, waren ſämmtlich unter den Brüſtungen mit dicken Fruchtguirlanden von Stuck geziert. Auf dem oberſten Sims des Hauſes, nach den Schragen zu, prangten fünf barocke Steinvaſen, und drei andere ſchmückten den pomphaften Giebel nach der Eliſabethgaſſe, deſſen bauchige Ränder zu maſſigen Arabeskenſchnörkeln benutzt worden, während die Ecken des Gebäudes und die Bogen der Hausthore Einfaſſungen von abwechſelnd vor- und zurückſpringenden Werkſteinen hatten, wie man auch noch an Renaiſſancebauten findet. Auf der Eliſabethgaſſe vier, nach den Schragen hin acht Fenſter breit, beherrſchte der „kalte Stein“, ſowohl was Ausdehnung wie Alter betraf, alle Häuſer der Nachbarſchaft mit ſteifer, mürriſcher Grandezza. Denke man ſich dazu noch ſeine ſchwarzgrünliche, verwitterte Farbe, die Menge alter Sprünge auf ſeiner dicken Kalkkruſte, den

Runzeln im Geſicht eines Greiſes nicht unähnlich, und das breite Schild, welches auf ſchwarzem Grunde die goldene Firma: Gotthold Joſua Hennings, des Beſitzers, auf beiden Seiten des Hauſes trug und über die Schragen ſtolz herüberblickte, ſo hat man ungefähr eine Vorſtellung jenes „kalten Steins“ zu B., der die Phantaſie von Jung und Alt ſo angelegentlich beſchäftigte.

Die eine Hälfte des Erdgeſchoſſes ward von der Droguerie- und Productenhandlung des Herrn Joſua Hennings eingenommen, und beſtand aus dem Laden für den Detailverkauf, deſſen Eingang nach der Eliſabethgaſſe lag, und einem rechts daranſtoßenden Vorrathsgewölbe, welches mit einem ähnlichen Raume, der Packkammer, in Verbindung ſtand, die an den Hof ſtieß und durch denſelben gleichfalls betreten werden konnte. In der Tiefe des Verkaufsladens führte eine Glasthür zu dem geräumigen Comptoir, in welchem Herr Hennings mit ſeinem Buchhalter Schurrig zu thronen pflegte, und deſſen vergitterte Fenſter an der breiten Seite des Hauſes auf die Schragen hinausgingen. Machte man, an der inneren Budenreihe ſtehend, ein paar Schritte an beſagten Fenſtern vorbei, ſo kam man bei der etwas höher gelegenen Hausthür, zu welcher ein paar Stufen führten, vorüber. Zwiſchen dieſer und der großen Einfahrt in den Hof, deren ſchwere, eiſenbeſchlagene Thorflügel wegen des regen Verkehrs der Frachtgüter am Tage immer offen ſtanden, befand ſich noch ein Laden und daneben ein Keller, deſſen alte hölzerne Läden vom Regen geſchwärzt und zernagt waren. Den Laden ſelbſt, durch eine ſchmale Glasthür und ein vergittertes Fenſter erleuchtet, hatte ein Poſamentier, Namens Pinkert, inne, welcher ziemlich wohlhabend und Beſitzer einer total rothköpfigen Familie war. Mit einer Verachtung ohne Gleichen blickte Herr Pinkert von ſeinen Thürſtufen, ein krummes Bein über das andere gekreuzt und an die Thürpfoſten gelehnt, auf ſeinen Nachbar im Keller nebenan, über deſſen Oeffnung, gerade unter des Poſamentiers Fenſter, das klapprichte Schild mit der verblichenen Aufſchrift:

„Justus Schätzlein, Trödler“ und ein ähnliches Seitenſtück: „Ein- und Verkauf von alten Sachen“ genugſam das Gewerbe des Inſaſſen bezeichneten. Zwiſchen Pinkert und Schätzlein beſtand eine Art kleinen Kriegs zur großen Beluſtigung der Schragenleute, welche tagtäglich auf Beide herüberſchauten und, wie der Chorus im alten Trauerſpiel, nicht umhin konnten, alle Vorkommniſſe mit einem lauten Sermon zu begleiten.

Die ſtarken, ſchwarzgeſtrichenen Läden von Eiſenblech, welche ſämmtliche Thüren und Fenſter des Erdgeſchoſſes während der Nacht ſchloſſen und durch eiſerne Stangen wie mächtige Schlöſſer von außen und innen geſichert waren, am Tage aber ineinander geklappt und ſeitwärts durch ſtarke Haken gegen den Wind befeſtigt werden konnten, vereint mit einem ſchrägen Wetterdach, welches von der Ecke des Hauſes unter der Firma Hennings hinweg bis zum Thore der Einfahrt reichte, vollendeten das froſtig-melancholiſche und doch ſo räthſelhaft anziehende Geſammtbild des „kalten Steins“ von ehemals.

Gar Mancher denkt wohl noch mit ſtillem Lächeln an ihn und den rüſtigen, vornehm jovialen alten Joſua Hennings, der Mittags zwölf Uhr, wenn die Schule beendet war, regelmäßig in der Ladenthür ſtand, die lange Eliſabethgaſſe hinaufblickte, den weißen Gänſekiel wie einen Spieß hinterm Ohr, ſich die große Tituslocke auf dem hohen Scheitel zurecht drehte und den Mädchen Johannisbrot oder Gerſtenzucker, den Jungen Schieferſtifte, Gummi oder ein paar Farbenmuſcheln verehrte, wenn er beſonders gut bei Laune war. Das Schönſte für die Kinder wie ihn ſelber war aber, daß er ſich meiſt der beſten Gemüthsverfaſſung erfreute; was Wunder, daß er die volle Hochachtung des aufkeimenden Geſchlechtes genoß! Seine Gaben verliehen ihm in den Augen deſſelben einen überaus großartigen Anſtrich, und er nahm bald in unſeren Träumen die Würde eines irdiſchen Nabob, oder Goldkönigs der deutſchen Märchenwelt ein. Gleichwohl war Herr Hennings kein paſſionirter Kinderfreund, ſondern warf dieſe kleinen

Gaben mehr als Leimruthe für die Eltern aus, denn er wußte wohl, daß er keinen diplomatiſcheren Weg zur Verbreitung ſeines Ruhms hätte wählen können, als die panegyriſchen Zungen der Kinder und Dienſtmädchen. Der wachſende Zulauf deckte wahrſcheinlich die Koſten überflüſſig, welche ihm dieſe Art der Reclame bereiten mochte. Außer dieſem Kaufmannskniff beſaß er aber noch einen weit größeren, nämlich den: Staunen und Neugier zu erregen. — Heut zu Tage ſtellen die Händler, ungeſchickt genug, ihre größten Koſtbarkeiten an die kryſtallenen Fenſter. Man bleibt ſtehen, ſchaut Alles an und — geht vorüber! Da waren die alten Handelsherren viel geſcheidter. Zu denen mußte man hineingehen, wollte man die Raritäten anſtaunen, und kaufte man noch ſo wenig, umſonſt war ſelbſt das Anſehen nicht!

Dergleichen Lockvögel hatte Hennings aber mehr, als jeder andere ſeiner Concurrenten. Ein rieſiger Schwertfiſch mit rothgemaltem Maule hing wie ein Damokleseiſen an der Decke, und trotzdem ihm vor Altersſchwäche ſchon etwas Heu an den defecten Stellen zum Leibe heraushing, jagte uns Kindern doch dieſes Ungeheuer entſetzliche Ehrfurcht ein. Auf der einen Ecke des Ladentiſches, wo er mit dem andern rechtwinklicht zuſammenſtieß, ſaß gravitätiſch ein kunſtvoll geſchnitzter und bemalter Mohr mit phantaſtiſch bunten Gewändern behangen, welche Hennings wohl durch irgend einen hamburger Geſchäftsfreund aus dem Nachlaß eines Aſiaten erſtanden haben mochte. Der hölzerne Sohn der heißen Zone hatte ſchrecklich blitzende Glasaugen, eine Menge Amulete und Perlenſchnüre um Hals wie Hände, und rauchte überdem einen ſtattlichen Chibouk, welcher ordentlich dampfte, weil deſſen Kopf einen Räucherapparat verbarg, welchen der Commis heimlich von Zeit zu Zeit mit einem Kerzchen verſehen durfte. So gab es auch mancherlei von Vögeln, Schildkröten, Meerigeln, Muſcheln und Seekrebſen, was beim damals noch naiven Stande der Naturkunde nicht allein der unreifen Jugend, ſondern auch dem größeren Theil der Erwachſenen als helles Wunder dünkte.

Die Krone alles Herrlichen und Geheimnißvollen war indeß die „Mumie“. —

Weiß der Himmel, woher dem Kaufmann dieſer außerordentliche Fang gelungen, kurz, er beſaß in Wahrheit eine egyptiſche, weibliche Mumie, welche bei ſeinem großen Geldſchrank im Comptoir ihren Platz hatte und in einem buntbemalten Holzkaſten lag. Dieſe Koſtbarkeit ohne Gleichen ward natürlich auch von Hennings höchſt ſelten, mit großer Feierlichkeit und nur denjenigen Auserwählten gezeigt, welche ſich eben geſchickt genug erwieſen, dieſes Wunder, mit den glänzenden Farben eigenen poetiſchen Talents geſchmückt, auszupoſaunen, wie etwa der Barbier. Je geheimnißvoller der ſchlaue Kaufmann nun mit ſeinem Schatze that, deſto fabelhafter waren die Gerüchte, welche in der Stadt umliefen und ſich an geſpenſtiſchen Gräueln und abgeſchmackten Lächerlichkeiten überboten. Es war eine ganz abgemachte Sache, daß dieſem einbalſamirten Weibsbilde Hennings ſeinen Reichthum zu danken habe, daß ſie des Nachts geſpenſtiſch aufſtehe, ſeinen Geldſchrank zu bewachen, und jedesmal etwas Koſtbares in die Kaſſe werfe, kurz die Redereien der Leute überſtiegen hierbei jede Grenze, wozu natürlich Neid wie Dummheit reichlichſt beiſteuerten.

So ſehr Herr Joſua nun auch Kaufmann war, ſo ſehr war er auch Lebemann, nobel vom Scheitel bis zur Zehe, gaſtfrei mit ſeinen Freunden und niemals einem wohlgeſpickten Rehrücken abhold, wenn nur halbwegs eine Flaſche Malaga oder Nierſteiner dabei ſein konnte. Er wußte ſeine Pfiffigkeit ſehr gut durch eine leutſelige Würde zu verdecken, welche eben ſo viel Achtung wie Zuneigung einflößte. So mochten ihm denn Neid und böſer Leumund nicht viel ſchaden.

Hennings war groß, etwas corpulent und von ſehr ariſtokratiſcher Manier, wenn er nur nicht ſeine bewichſten Schreibärmel anhatte. Lebhaft im Verkehr, immer lächelnd, einem ſoliden Luxus nicht abgeneigt, und von dem Bewußtſein ſeines Reichthums und Anſehens getragen, hielt er ſtets ſtreng auf „Farbe“, wie er ſagte, vor Allem liebte er bei ſeinen Leuten ehrfurchtsvollen Reſpect. In ſeinem Geſchäft längere Zeit mit Glück ſervirt zu haben, war in der kaufmänniſchen Welt ein offener Empfehlungsbrief, eine Ruhmespalme, nach welcher jeder Ritter von der Düte eifrigſt ſtrebte. — Beſonders würdevoll ſah Herr Joſua aus, wenn er in weißer Cravatte, an der die goldene Buſennadel mit Brillanten funkelte, und dem zimmetbraunen Rock, auf deſſen Patten die blüthenweiſe Buſenkrauſe ſpielte, des Sonntags in die Kirche, oder Abends in Geſellſchaft ging und das Bambusrohr mit goldenem Knopfe zierlich wie einen Marſchallsſtab zwiſchen den waſchledernen Fingern drehte. Ob es für ſein Hausweſen ein Glück genannt werden konnte, daß Hennings nach nur zweijähriger Ehe Wittwer geworden, mag dahingeſtellt bleiben, jedenfalls ſchien er den Verluſt ſeiner Gattin leicht zu verſchmerzen und ſich für das mangelnde Eheglück durch Genüſſe der Tafel, die Gemeinſchaft ſeiner Freunde und öffentliche Vergnügungen ſchadlos zu halten. Daß er wenig Neigung verſpürte, nochmals in's Ehejoch zu kriechen, gab er oft genug durch die Aeußerung zu erkennen: „Ein Junggeſell ſei doch das beneidenswertheſte Geſchöpf von der Welt.“ In jedem Cirkel ſpielte er den liebenswürdigen Maitre de Plaiſir, welcher trotz ſeines reiferen Alters den Damen flott die Cour zu ſchneiden wußte, was ſich denn auch die meiſten Töchter um ſo mannbaren lieber gefallen ließen, als jede ihren Reizen genug Kraft zutraute, um Herrn Joſua zum Aufgeben ſeines Wittwerſtandes zu bewegen. Es konnte deshalb nicht verwundern, daß das hinterlaſſene Liebespfand ſeiner ſeligen Gattin, ein Sohn, allein der Obhut der alten Wirthſchafterin, Mamſell Grundmann, und der Amme anheimfiel. Einerſeits war Hennings wohl ſtolz und befriedigt, einen Erben zu beſitzen, wußte er doch nun, in welche Hände ſein irdiſches Gut kam, aber er empfand auch keine übermäßige Liebe für den kleinen Edmund. Was ſollte der trotz fünfundvierzig Jahren höchſt lebensluſtige Wittwer mit einem neugeborenen Sproſſen beginnen, da er doch nicht wieder heirathen wollte? Er konnte ferner das Kindergeſchrei nicht vertragen und war froh, wenn er durch den Anblick des Knaben nicht an den Ernſt ſeiner Vaterpflichten gemahnt wurde und — daß er doch eigentlich kein Junggeſell mehr ſei. Seinen Obliegenheiten gegen Edmund glaubte er überflüſſig zu genügen, wenn er ihm eine Wärterin und die nöthigen Lehrer hielt, kurz, eine Erziehung geben ließ, wie ſie für den Sohn eines reichen Mannes ſchicklich war.

Sein Nachbar- und Miethsmann, Juſtus Schätzlein, der Trödler, dagegen hatte mit ihm keine Spur von Aehnlichkeit. Juſtus war klein, ſein Körper, wenn auch nicht ſchwach, hatte etwas Läſſiges, Hinfälliges. Er war etwas älter als Hennings, und ſein hoher Schädel, über den ſich von hinten nach vorn einige Streifen grauer Haare legten, ſeine buſchigen Augenbrauen auf der faltenreichen, ſtets bewölkten Stirn, und die ſchmalen Lippen, unter der gebogenen Naſe ſtets ſcharf zuſammengekniffen, ließen Jedermann glauben, daß er hier einen Spitzbuben vor ſich habe. Um den dürren, ſehnichten Hals ein braunröthliches, baumwollenes Tuch geſchlungen, den Körper in einen defecten Schlafrock von grauem Zeug gehüllt, welcher mit ſchwarz und weißem Schafsfell gefüttert war, das etwas ſchwächliche Gebein in ein Paar faltenreiche Unausſprechliche geſteckt, deren Farbe nicht mehr feſtzuſtellen war, ſo ſah man ihn Jahr aus Jahr ein auf Filzſchuhen umherſchlurren und die ſchwarze Mancheſterkappe auf dem einen Ohr, die große Hornbrille auf der Naſenſpitze balanciren. Er war das Gegentheil aller Nobleſſe und Liebenswürdigkeit. Nicht genug, daß er von den Formen des äußeren Lebens nichts zu wiſſen ſchien, ungeſellig und mißtrauiſch war, er beſaß auch die unangenehme Eigenſchaft, herzlich grob, von unbezwinglichſtem Sarkasmus zu ſein und gegen Jedermann, beſonders den Poſamentierer, eine nichtswürdig lächelnde Verachtung an den Tag zu legen.

Viele ſagten ihm nach, er ſei ein Wucherer, der Geld zu unmäßigen Zinſen gegen werthvolle Pfänder und auf knappe Friſt ausleihe, er drücke und maltraitire die Armen, welche gezwungen wären, ihre geringen Habſeligkeiten an ihn zu veräußern. Andere redeten wieder ganz entgegengeſetzt, ſchilderten ihn als einen wohl finſtern, ſpöttiſchen, aber durchaus redlichen Mann, den das Leben hart mitgenommen. So viel war indeß gewiß, daß der Menge Gunſt wie Ungunſt Herrn Juſtus ſchrecklich gleichgültig war und auf ſein Geſchäft keinen Einfluß übte. Seine Erfahrung auf den verſchiedenſten Gebieten des Lebens, beſonders dem des menſchlichen Herzens, wie ſeine allgemeine Bildung war nicht gewöhnlicher Natur, und ſein Geſchäftsverkehr mit Leuten der verſchiedenſten Stände ſchien wieder zu beweiſen, daß er mit aller Welt wohl fertig zu werden verſtand.

Juſtus hatte eine Frau, eine bläßliche, vergrämte Erſcheinung mit großen, überaus frommblickenden Augen und einem Benehmen, das augenſcheinlich auf mehr Erziehung und beſſeres Herkommen ſchließen ließ, als man bei ihrem Stande vermuthen ſollte. Ihre Ehe war keine beſonders glückliche. Zwei Söhne ſtarben den Schätzleins kurz nacheinander, und als nach längerer Pauſe eine Tochter geboren ward, ſchien dieſelbe ſo klein und ſchwächlich, daß an ihrer Lebensfähigkeit mit Recht gezweifelt werden konnte. Wie geſagt, es war eine düſtere, unheimliche Familie, die des Trödlers, von Jedermann, ſelbſt der Nachbarſchaft gemieden, etwa den alten Handelsjuden Bleichmann ausgenommen.

Anno 1830 hebt unſere Geſchichte an. Es war ein trauriges Jahr für die Reſidenz, ja das ganze Land. Die aſiatiſche Cholera, eine bis dahin unbekannte Krankheit, war auf den Continent gekommen und wüthete in Norddeutſchland, beſonders zu B...... ſo toll, wie die Peſt vordem in London. Mitten auf der Straße wurden kerngeſunde Menſchen überfallen, ſanken nach den heftigſten Krämpfen todt zuſammen und wurden blauſchwarz. Die Aerzte, denen die neue Epidemie noch ganz fremd, waren rathlos, und Tag und Nacht raſſelten die Leichenkarren. Der bürgerliche Verkehr ſtand faſt ſtill, die Behörden, ſcheu gemacht, ſchloſſen diejenigen Häuſer, in welchen ſich Kranke befanden, und malten zur Warnung ein Kreuz an die Thür mit der Aufſchrift: „Cholera morbus." Man dachte ſo die Krankheit durch Abſperrung zu erſticken; doch umſonſt, das Elend wollte kein Ende nehmen. — Im „kalten Stein" hingegen ſchien man ſich nicht beſonders um das allgemeine Loos zu bekümmern und in ſeiner Seelenruhe das beſte Schutzmittel gegen die Epidemie zu beſitzen. Der Poſamentier Pinkert, welcher gehört hatte: „Spirituoſa ſeien gut gegen das Uebel," verfehlte nicht, immerwährend einen Arak de Goa bei ſich zu führen, ſo daß er in jener Zeit ſtets in einer gelinden Lethargie war. Schätzlein blieb, ohne dergleichen Kraftmittel, ſo gleichgültig, finſter und ironiſch wie immer, Herr Gotthold Hennings aber war viel zu beſchäftigt, zu lebensluſtig und vornehm, um, ſo lange ſein Haus kein Unglück traf, mehr als eine gelind-menſchenfreundliche Theilnahme, ein allgemeines Bedauern zu äußern. Genug, wenn täglich ſein Hausarzt, der Phyſikus Nagel, vorfuhr, um bei Auſtern und Malaga mit ihm über die Lage der Dinge zu plaudern. —

Es war am Morgen des 3. November, als Schätzlein's Frau, Chriſtine, die Lider des Kellers aufklappte, während ihr Mann im hinteren Theil des Gelaſſes, welcher zum Wohnraum diente, und deſſen Fenſter auf den Hof ging, Kaffee auf einer alten Stürzmaſchine kochte, die kleine ſechsjährige Mathilde, welche in ihrem Bettchen ſchlummerte, beobachtete und dann ſeinen Blick ab und zu einem alten, wie es ſchien, werthvollen Buche zuwendete, in dem er angelegentlich blätterte.

Der Kaffee war bereits fertig und die alte Bunzlauer Kanne gefüllt. Das Kind begann auch unruhig zu werden und erwachte endlich. Die Trödlerin erſchien nicht. Schon wollte Juſtus ärgerlich werden, als Chriſtine raſch die Kellertreppe herabſtieg.

„Juſtus, Juſtus!" rief ſie. „Denk Dir nur, Hennings hat den Pinkerts auf Neujahr gekündigt! Gott ſei Dank, endlich hört der Aerger und Skandal einmal auf! —

„Dem Pinkert?!" ſchrie der Trödler auf, „dem rothköpfigen Ellenreiter? Kreuzſakerlot! — Wenn's nur wahr iſt?" —

„Johann, der Markthelfer, der eben vorbei ging, hat's geſagt. Hat ihm ja ſelber die Kündigung gebracht! — Horch! Hörſt Du, wie ſie oben Skandal machen? Wie Pinkert raſt und tobt?" —

„Hiehie! — Laß hören, Frau!" — Damit rannte er in den Vorderkeller, wo man ſehr deutlich den poſamentieriſchen Zornausbruch vernehmen konnte. — „Haha, das freut mich! — Keinem Menſchen hätt' ich den Aerger ſo gegönnt, wie dieſem fuchſigen, dickmäuligen Schurken mit den Bretzelbeinen! Heh, nun ſchmeißt er 'was entzwei! — Soll ich fragen, ob ich ihm helfen kann?!" —

Wahrſcheinlich hätte der Trödler ſein freundſchaftliches Anerbieten gleich in Perſon oben angebracht, hätte ihn Chriſtine nicht zurückgehalten. „Ich bitte Dich, Mann, laß es um's Himmels willen! Soll's neues Halloh und Aergerniß geben? — Ich dächte, wir hätten an dem Lärm von vorgeſtern genug, wo Du Pinkert ganz raſend gemacht haſt! Wir brauchen uns gar nicht ſo arg zu freuen, und wenn der Poſamentier geſcheidt wäre, würde er ſich nicht ſo um die Kündigung ereifern. Er hat Geld und wird irgend in der Nähe ſchon einen andern Laden finden, ſo daß ſich die Kundſchaft nicht verläuft." —

„Andern Laden in dieſer Gegend? Unſinn! — Ach ja, es wird ihm auch gerade Jemand den Gefallen thun und wegen ihm ausziehen! Hier, wo der größte Verkehr in der Stadt iſt, wär' Einer ein Eſel, der ſein Gewölbe im Stiche ließe, damit Gevatter Krummbein 'rein kann. Nein, nein! Pinkert iſt aus der Gegend weg, ganz weg! Hahaha!" und Schätzlein überließ ſich dem vollen Kitzel ſeiner ſchadenfrohen Laune.

Chriſtine ließ ihren Mann einen Augenblick gewähren, dann richtete ſie einen ſchmerzlich vorwurfsvollen Blick auf ihn. „Pinkert hat Geld, Juſtus! Wir nicht, und —" ſie ſtockte.

Schätzlein fuhr grollend auf. „Schwere Noth, ich —!

Nein doch, — ich will nicht fluchen, Chriſtel, — aber Du weißt, damit greifſt Du mich an meinem wunden Fleck an! Kann ich dafür, daß ich mein ehemalig Gut aus Herzensmitleid an — an einen Betrüger lieh! — O, ſei nur davon ſtill, Schatz! — Geld willſt Du? — Na, wer weiß, was Alles noch mit uns — nicht wird, hoho! — Sollen wir etwa wieder in's Kopfhängen kommen? Wir verdienen unſer Brot und kommen ſchon durch, unſer Herrgott hilft endlich auch 'n Biſſel mit. — Holla, da will Einer 'was kaufen!" —

Er eilte zum Eingang des Kellers, wo Jemand ſeinen Namen rief. Es war Johann, Hennings' Markthelfer.

„Eine Empfehlung vom Herrn. Da iſt ein Brief für Sie, Herr Schätzlein!" —

„Brief für mich? — Teufel!" — Der Trödler wurde blaß. Dann nahm er den Brief. „Schon gut, laß mich auch empfehlen!" — Ein Zittern überkam ihn, als er, den Brief in der Hand, zu ſeiner Frau in die kleine Stube trat, gerade als ſie das blaſſe Kind aus dem Bett gehoben hatte und es beten ließ. Juſtus ſtand ſtill, um nicht zu ſtören, ſeine Lippen murmelten leiſe mit: „Unſer täglich Brot gieb uns heute, und vergieb uns unſere Schuld!"

Seine Bruſt hob ſich krampfhaft. — Während das Kind die Worte des Gebets nachlallte, welches ihm die Mutter vorſprach, fiel das Auge derſelben auf den Brief. Ihre Worte wurden unſicher und zitternd, kaum, daß die erbleichende Frau ihre Andacht mit Mathilden beenden konnte. Darauf nahm ſie die Kleine auf den Schooß, um ihr das Kleidchen überzuziehen. Juſtus ſetzte ſich an den Tiſch, ließ den Kaffee unberührt und öffnete das Schreiben. Ein Blick genügte. — Er ließ den Brief ſinken und bedeckte zitternd die Augen.

„Juſtus!" — begann die Frau leiſe und gepreßt, „ſag's nur! — Uns iſt auch gekündigt!"

„O vermaledeit!!" —

„Juſtus, um Gottes willen! — O, nicht die alte Heftigkeit, ich bitte Dich!"

„Haſt recht! Will nicht gleich einem Hanswurſt wie der da oben raſen! — Ja, uns iſt gekündigt! Hennings ſchreibt, er brauche fortan alle Räume für's Geſchäft und wolle überdem ſein Haus von Zwiſtigkeiten und kleinen Miethern rein haben!“ —

„Siehſt Du wohl? Hab' ich's nicht immer gefürchtet? Die Geſchichte von vorgeſtern hat das zu Wege gebracht! — Ach Gott, ich will ja nicht ſchelten, Mann! Aber Deine unſelige Bitterkeit und Spottluſt, Dein Groll und Aerger, den Du an allen Leuten ausläßt, bringen uns ganz in's Elend! Früher war's Dein —“

„Dein —! Nun, willſt Du's nicht beenden, Frau? Haſt Du nicht das Herz dazu? — Bring mich nur nicht ganz außer mir, daß Du mir zu viel thuſt;“ — er ſprang auf und murmelte: „ſonſt, bei Gott, geſchieht 'was! Ich trag's nicht länger!“ —

Chriſtine ſchwieg und beſchäftigte ſich mit ihrem Kinde. Thränen entrollten den Augen der armen Mutter und fielen auf den weißen Nacken der Kleinen, die mit verwunderten Augen zu ihr aufblickte und bat: „Weine nicht, liebe Mutter, weine nicht! Der Vater im Himmel ſagt, Du ſollſt lachen!“ —

Juſtus wendete ſich ab. Er preßte die Hand an's Herz, als wolle er es halten. — Er that ein paar ſchwere Schritte durch die kleine Stube, dann trat er zu den Seinen und küßte Weib und Kind. „Laß gut ſein,“ flüſterte er tief bewegt und wankend. „Ich will nur nachdenken, es — es wird ſich ſchon eine Auskunft finden!“ —

Chriſtine ſchüttelte den Kopf. — Jeder ging an ſein Tagewerk, ohne gefrühſtückt zu haben. Später zog ſich Schätzlein an und machte einige Beſorgungen ab, wahrſcheinlich ſuchte er Rath zu ſchaffen, um das bevorſtehende Uebel erträglicher zu machen. Er kam mißmuthig und unverrichteter Sache wieder. Zu Mittag wurden auch nur ein paar Biſſen gegeſſen, kaum daß man nach Tiſch wenige karge Worte wechſelte. Wußte doch Keiner, was er dem

Andern ſagen ſollte, ohne auf die unſelige Geſchichte zurückzukommen. —

Es fing bereits zu dunkeln an, im Keller war's Nacht. Die Verkäufer ſchloſſen ihre Schragen, Chriſtine brachte ihr Töchterchen zu Bett. Ach, wohl nie ward ein Vaterunſer mit größerer Bangigkeit geſprochen. — Juſtus ſtand auf der unterſten Treppenſtufe und ſtarrte empor in das ſchwärzliche Himmelsblau, grübelte und zerplagte ſein Hirn. — Das Treiben des Tages hatte aufgehört, einzelne Wagen raſſelten vorüber, und leiſe, wie aus einem Grabe, erſcholl die Stimme ſeiner Frau, welche Mathilden in Schlummer ſang.

War ſchon für Pinkert, den Poſamentier, die Kündigung ein unberechenbarer Nachtheil für ſein Geſchäft, war ſie für Juſtus geradezu ein Verderben.

Aus dem äußerſten Elend hatte er ſich mit ſeiner Familie in ſo weit herausgearbeitet, um einen kleinen Handel mit jenen Bagatellen zu beginnen, welche Andere wegwarfen, als nutzlos, ſchlecht und überläſtig für eine Kleinigkeit hingaben: Lumpen, Glasſcherben, altes Eiſen u. ſ. w. Nur durch den größten Fleiß gelang es ihm, ſich zu erhalten, ja nach und nach ſeine Lebenslage etwas zu beſſern, ſein Geſchäft auf edlere und werthvollere Dinge zu erſtrecken. Den bedeutendſten Erfolg ſeiner Bemühungen hatte er aber nicht ſowohl ſeiner Thätigkeit, als der überaus glücklichen und bequemen Lage ſeines Kellers zu danken, der, vom lebendigen Verkehr des Marktes, des kleinen Bürgerthums und Gewerbes umwogt, einen Anlauf für alle Diejenigen bot, welche dergleichen alte Dinge kauften und verkauften. Das war nunmehr durch die Kündigung abgeſchnitten! In einem entfernten, ſtilleren Stadttheil war Juſtus' Untergang vorauszuſehen und die Hoffnung, in der eigentlichen Geſchäftsgegend ein geeignetes Local zu finden, eitel und haltlos. Alle verzweifelten Empfindungen, die den Gatten und Vater in den Stunden drückendſter Nahrungsſorgen überkommen mögen, durchſchüttelten ihn fieberhaft, und der kalte Schweiß perlte von ſeiner Stirn.

Zu Hennings zu gehen und um Zurücknahme der Aufkündigung zu bitten, erſchien ihm eben ſo fruchtlos wie lächerlich. Hennings war jovial, wo er ſich nicht genirt oder beeinträchtigt fand, Beides aber war hier der Fall, das fühlte Schätzlein. Ueberdem hatte der reiche Kaufmann ſeine ſehr ernſten, rückſichtsloſen Seiten, vollſtändige Gleichgültigkeit gegen die Gefühle kleiner Leute und eiſernes Beſtehen auf ſeinen einmaligen Beſchlüſſen. Die Art, wie er dieſe ſeine Obergewalt geltend zu machen pflegte, war um ſo ſchmerzvoller, als er ſeine Verfügungen mit einer trocken-ſcherzhaften Laune traf und alle Dinge als Kleinigkeiten behandelte, welche er zweimal in den Mund zu nehmen zu vornehm war. —

So ſtierte Schätzlein vor ſich hin. Die grauenvollſten Bilder thürmten ſich in ſeiner Einbildungskraft auf und gepreßte Seufzer ſtiegen empor in den mächtigen Sternenraum.

Er fuhr jäh empor, als ein Lehrling Hennings' die Hausthür aufriß und todtenbleich ſchrie: „Heiliger Gott, die Cholera!"

„Halt!" rief Juſtus und wollte den vorübereilenden Jungen faſſen.

„Ich muß zum Doctor!" keuchte der Bube und rannte davon.

Schätzlein, aus dem Keller tretend, bemerkte nunmehr, wie Hennings' Laden in größter Eile geſchloſſen wurde. Ein Commis, welcher den Hut aufſtülpend vorbeilief, ſagte: „Der Herr hat eben die Cholera gekriegt, ich muß auf die Polizei!" —

Schätzlein's Miene blieb unverändert. Nur ein leiſer Zug verhaltener Ironie glitt wie ein Hauch über ſein Geſicht. — Er ging raſch hinab in den Keller.

„Chriſtine," und er legte die Hand auf die Schulter ſeiner Frau, „Du wirſt vernünftig ſein und thun, was ich befehle. Gott läßt es vielleicht zu unſerm Heil ausſchlagen. Eben wird Hennings' Laden geſchloſſen, denn er hat die Cholera. Hier haſt Du meine Pultſchlüſſel. Es komme, was wolle, drinnen iſt Geld. Im Uebrigen iſt Gott über uns Allen und weiß, daß Ihr mich nicht entbehren könnt. Ich werde zu dem reichen Manne, der mir gekündigt hat, gehen und ihm helfen, verſtehſt Du! So lange — ſeht Ihr mich nicht!“

„Juſtus! Lieber, einziger Juſtus! —“

„Kein Wort! Ich fürchte mich nicht, und nur, wer Angſt hat, wird krank, ich weiß es. Leb' wohl, der Himmel erhalt' Euch. Ich komm' wieder, Chriſtel, verlaß Dich drauf!“ Er ergriff ein paar alte Pferdeſtriegel, die er zum Verkauf hatte, nickte noch einmal und eilte haſtig aus dem Keller.

Chriſtine hätte ihn ſo gern abgehalten, fortzugehen, doch ſie kannte den Eigenſinn ihres Mannes. — „Erbarme Dich, mein Schöpfer!“ flüſterte ſie, als ſie ihm nachſtarrte. „Ah, es iſt auch Alles Eins!“ murmelte ſie nach einer Pauſe dumpf und ſchloß die Kellerlider.

Juſtus trat in ſelbigem Augenblick in Hennings' Laden. — Der damals herrſchende Schreck, welcher wirklich an Verrücktheit grenzte, hatte die Hälfte des Hennings'ſchen Handlungsperſonals bereits die Flucht ergreifen laſſen. Der Reſt war ebenfalls in vollem Aufbruch, kaum daß ſich die Leute Zeit ließen, den Laden ordnungsmäßig zu ſchließen.

Johann, der Markthelfer, welcher mit ſeiner Frau im Hauſe wohnte, ſaß ſtumpf vor Schreck auf einer Zuckerkiſte und ſtarrte blöde vor ſich hin, während der alte Buchhalter Schurrig haſtig die Tageskaſſe abſchloß und den Schlüſſel einſteckte.

„Wo liegt der Herr?!“ fragte Juſtus kurz.

„Da drinnen, Schätzlein!“ und die zitternde Hand des Buchhalters zeigte nach dem Comptoir, in dem ein trübes Licht brannte.

„Ihr Flegel!“ ſchrie der Trödler wüthend, „und Ihr laßt Euren Brotherrn da liegen. Könnt Ihr ihn nicht hinauf in ſein Bett bringen?“

„Ich, ich rühr'n nicht an! Gott bewahre mich, ich rühr'n nicht an! Ich habe Kinder!“ keuchte Schurrig ſcheu und zog ſeinen Ueberrock verkehrt an.

„So! Hübſche Kerle ſeid Ihr! Schickt Euch Gott je ein ſolches Uebel, mögt Ihr auch ſo hülflos daliegen, wie er! — Johann, Du Lümmel, willſt Du aufſtehen, oder ſoll ich Dir 'was an's Hirn ſchmeißen. Mach' Feuer in des Herrn Schlafſtube, vorwärts! Sie ſchließen Alles gut zu, Schurrig, und bringen die Ladenſchlüſſel 'rauf oder an meine Frau, wenn Sie Angſt haben. Geht Alle zum Teufel!!“ Damit ſtürmte Juſtus um den Ladentiſch in's Comptoir.

Dort lag Hennings beim Mumienſarge an der Erde, mit dem Kopfe auf einem Fenſterkiſſen, das man ihm raſch untergeſchoben. Schätzlein öffnete ſchnell die Thür, welche nach dem Hausflur führte, der matt von einer Oellampe erhellt war, und trug den ſchweren, lebloſen Körper Hennings' mit unendlicher Mühe die enge Treppe hinauf. Die Wärterin des kleinen Edmund, ſo wie Mamſell Grundmann kamen ihm bleich entgegen. Als ſie aber den Zuſtand des Kaufmanns ſahen, ſtürzten ſie zeternd nach dem Oberſtock und ließen die Zimmerthüren offen. Zum Glück kam Johann mit Holz.

„Raſch, um Gottes willen, Freund, hilf ihn mir nur hineinbringen. Zwanzig Thaler für fünf Minuten Courage! Schnell!!“ —

Johann ermannte ſich in ſo weit, dem Befehl Folge zu leiſten. Hennings ward zu Bett gebracht, Schätzlein riß ihm die Kleider herab und begann den Körper des Kaufmanns mit den Striegeln aus Leibeskräften zu bearbeiten, während der Markthelfer einheizte.

„Ich hab' mir ſagen laſſen,“ murmelte Juſtus, „das ſoll gut ſein. Er iſt ſchon ganz kalt.“ —

Nach einer Weile befahl er Johann nach dem kleinen Hennings zu ſehen, den man nebenan ſchreien hörte.

„Den armen Jungen haben ſie ganz allein gelaſſen,“ ſagte Johann wieder eintretend. „Die Weibsleute ſind alle auf und davon!“

„O gut, o ſchön! — Mag der Satan ihnen die Beine brechen! Nimm den Jungen ſammt den Betten, Freund, trag' ihn zu meiner Frau, ſie ſoll ihn abwarten, bis wir wiſſen, was mit dem Alten wird, Bitte auch Deine Frau, daß ſie in die Küche geht und Pfeffermünzthee kocht. Soll ihr Schade nicht ſein, ſie braucht ja nicht 'rein zu kommen!" —

Der Markthelfer ſtürzte fort, um Juſtus' Anordnungen Folge zu leiſten, nahm unterwegs Schurrig die Ladenſchlüſſel ab und brachte ſie nebſt Edmund zu Schätzlein's Frau, dann rief er ſeine Beate nach der Küche. Sie verſtand ſich nach einigen Gegenreden dazu, und bald kehrte Johann an das Krankenbett zurück.

Schätzlein, dem der Schweiß aus allen Poren rann, bemerkte endlich zu ſeiner Genugthuung, daß ſich der blauweiße, kalte Körper Hennings' zu röthen begann, die ohnmächtige Starrheit, welche nach dem erſten heftigen Erbrechen des Kaufmanns eingetreten, ſich hob.

„Leg' noch mehr Holz an, Johann, es kann gar nicht warm genug ſein. Der Alte ſoll uns ſchmoren, wie ein Braten!" —

Während der Diener noch Holz auflegte, brachte Beate den Thee, welcher dem Kranken eingeflößt wurde, damit er in Schweiß gerathe. Die kecke Furchtloſigkeit und Thatkraft des Trödlers, wie die Erbitterung, daß alle Anderen, ſelbſt die Grundmann und die Wärterin des Kleinen, feige geflohen ſeien, endlich das Mitleid für ihren verlaſſenen, guten Herrn machten Johann und Beaten rührig und ließen ſie die eigene Angſt vergeſſen.

Der Wagen des Phyſikus Nagel rollte herbei, Beate leuchtete dem alten Doctor die Treppe empor, und er eilte wortlos an's Bett des Kranken.

„Gottlob," ſagte er nach kurzer Pauſe, „er hat ja wieder Lebensfarbe und ſchwitzt! Iſt denn das freiwillig?" —

„So freiwillig, Herr Doctor, als man in dieſer Temperatur nur ſchwitzen kann, wenn Einem eine Stunde mit'n Pferdeſtriegeln zugeſetzt wird!" antwortete Schätzlein.

„Prächtig! Woher haben Sie das, mein Lieber? Auch ſah ich Sie ja noch nie bei Herrn Hennings!“ —

„Glaub's wohl! Ich bin Juſtus Schätzlein unten aus'm Keller. Alles riß aus und ließ ihn hülflos im Bureau liegen, da hab' ich mich denn mit Johann ſeiner erbarmt!“

„Hm, hm! — Das iſt viel, das iſt ſehr viel!“ — Nagel ſetzte ſich hin und ſchrieb das Recept, welches Beate ſofort machen ließ.

Inzwiſchen wurden warme Umſchläge beſorgt und heiße Steine für Hennings' Füße. Des Kranken lethargiſcher Zuſtand ließ endlich nach. Er erkannte gegen Morgen ſeine Umgebung, und ſein großes graues Auge weilte mit eigenthümlichem Ausdruck auf Juſtus, der mit ihm wie eine Mutter mit ihrem willenloſen Kinde umſprang.

„Wird er aufkommen, Herr Phyſikus?“ fragte nach mehreren Stunden Juſtus halblaut den beobachtenden Arzt.

„Allem Anſchein nach, ja. Wir müſſen indeß die Wirkung der Medicin ganz abwarten. Schwitzen iſt die Hauptſache, kurz die ſtrengſte Pflege. Um acht Uhr bin ich wieder hier. Nehmt ihn ja vor Erkältung in Acht, der kleinſte Rückfall iſt ſicherer Tod!“ —

Juſtus nickte, und Dr. Nagel verließ das Haus.

Als der Tag kaum graute, erſchien der Polizeicomiſſarius des Reviers und ein ſogenannter Choleradeputirter, beſichtigten den Kranken, nahmen den Choleraſchein, welchen Dr. Nagel ausgeſtellt, und bezeichneten die Stubenthür mit dem gebräuchlichen Zeichen, verboten ferner jede Gemeinſchaft der Krankenpfleger mit anderen Leuten, und fügten, in ſicherer Vorausſetzung, daß Hennings ſo gut wie todt ſei, hinzu, daß heute Abend der Sarg und in der Nacht der Leichenwagen kommen werde.

„Schön von Ihnen! Wünſchen Sie vielleicht Herrn Hennings zu beerben?“ grinzte Juſtus. — Die Beamten gingen achſelzuckend fort; erfüllten ſie doch nur ihre Pflicht.

In höchſter Beſorgniß hatte nämlich die Regierung verordnet, daß fernerhin bei jedem bedenklichen Fall der Sarg gleich in das Haus des Kranken geſchickt und der

Todte noch in derſelben Nacht ſtill begraben werde, damit längeres Stehen der Leichname nicht zu neuer Anſteckung beitrüge, und das Begräbniß am Tage nicht ferner auf die entſetzten Gemüther einen niederſchlagenden Eindruck mache. Genügte doch ſchon die bloße Angſt, um der Krankheit anheimzufallen.

Trotzdem nun aber das Begräbniß Hennings' auf amtlichen Befehl vorbereitet wurde, erholte er ſich wieder. Sein erſtes Zeichen von Beſſerung benutzte er, Juſtus, der neben ihm ſaß und eine Pfeife ſchmauchte, gerührt die Hand zu drücken. Er wollte ihm danken.

„Still, Herr, ſprechen Sie nicht! Es iſt beſſer, Sie ſchonen ſich; erzählen können wir uns ſpäter noch genug. Thun Sie doch der Stolataxe nicht den Gefallen, zu ſterben; Was haben Sie denn davon, es kommt noch, weiß Gott zeitig genug. Alles im Hauſe iſt in der ſchönſten Ordnung, der Kleine wohl aufgehoben, und Sie brauchen blos geſund zu werden!“ Damit verwies er den Kranken zur Ruhe. —

Mit der Ordnung im Hauſe aber ſtand es ſo ſo! Die Wärterin, welche in grenzenloſer Unvernunft das Kind ihres Herrn verlaſſen, war aus Furcht nicht wiedergekommen, eben ſo wenig die alte Grundmann; auch das Geſchäft blieb mehrere Tage geſchloſſen. Herr Schurrig, der Buchhalter, fragte nur alle Morgen bei Schätzlein an, wie es ſtehe.

„Na, todt iſt er noch nicht,“ lachte hämiſch Juſtus, „ich hoffe, er wird bald Kraft genug haben, alles Lumpenvolk aus ſeinem Hauſe zu ſchmeißen!“

Dieſes Argument und Hennings' zunehmende Beſſerung, damals als ein halbes Wunder angeſtaunt, bewog Schurrig am dritten Tage, nach diverſen Räucherungen mit Chlor, Eſſig und flüchtigen Eſſenzen, das Geſchäft wieder zu öffnen, und das Perſonal kehrte ſämmtlich, außer Wärterin und Köchin, wie der Grundmann, zu gewohnter Pflicht zurück. Der Sarg für Herrn Joſua, welcher auf Befehl der Choleradeputation geliefert worden, fand keinen Abnehmer. Doch Juſtus, um lange Streitereien zu vermeiden, bezahlte ihn und ließ ihn lachend in ſeinen Keller bringen. „Hui, den behalt' ich gewiß als Ladenhüter für mich ſelber!“

War es Hartnäckigkeit oder Stolz, kurz, Schätzlein ſagte von den häuslichen Vorfällen Hennings kein Wort. Seine Frau pflegte nach wie vor den kleinen Edmund gleich einer Mutter, und das Kind des Trödlers und des reichen Kaufmanns ſpielten mit einander ſorglos im dunklen Keller, oder auf dem Hofe, wo Chriſtinens Auge über ſie wachte. Phyſikus Nagel indeſſen und Johann nebſt Beate, beſonders da Letztere ſich nun auf ihre Bravour 'was Rechtes zu Gute thaten, ſchwiegen um ſo weniger, und Hennings, der bereits ein paar Stunden auf dem Sopha zubringen durfte, erfuhr die ganze Größe von Juſtus' Aufopferung und daß derſelbe allein mit Johann ſich ſeiner angenommen habe, ſein Sohn ferner bei der Trödlerin in Pflege ſei.

Er bat Juſtus, welcher ſich, nachdem alle Lebensgefahr vorüber, wieder in ſeinen unterirdiſchen Dachsbau zurückgezogen, ſogleich zu ſich.

Juſtus erſchien und nickte fröhlich, da er ſeinen Patienten ſo gebeſſert ſah.

„Schätzlein, lieber Schätzlein!“ und Joſua's Stimme zitterte vor Rührung, als er den Trödler neben ſich auf den Stuhl zog. „Ich hab' Ihnen ſo viel zu danken, daß ich nicht weiß, wo ich aufhören ſoll!“

„So fangen Sie nicht erſt an! Danken Sie lieber Gott, daß es ſo gekommen iſt. Verflucht genug ſahen Sie aus, als Sie im Comptoir lagen wie ein Haufen zuſammengefegter Lumpen. Das hat der liebe Gott ſo gewendet, nicht wir Menſchen!“ —

„Juſtus, Sie haben wie ein barmherziger Samariter an mir gehandelt, und — ich, — ich ſchäm' mich — daß, — na daß ich Sie ſo lange in meinem Hauſe habe und doch nicht beſſer kennen lernte. Vor allen Dingen thun Sie mir nur den Gefallen und ſchicken Sie mir den Kündigungsbrief wieder, den ich Ihnen geſchrieben habe. Sie bleiben, und wenn Sie in den Poſamentierladen ziehen wollen, hören Sie, — ſo ſoll er nicht theurer ſein, als der alte Keller, Freund. Ihre Frau hat ſich meines armen verlaſſenen Jungen angenommen, da dieſe Brut, die ich überreich mit Wohlthaten geſpickt, mich und ihn im Stiche ließ. Ich vergeſſ' es Ihnen nie, Juſtus, beim ewigen Gott! Es iſt eine Lehre vom Himmel, daß ein Reicher eben auch ein elender, hülfloſer Wurm iſt, Juſtus, und ein warmes, fühlendes Menſchenherz in der Noth brauchen kann. Nie hab' ich mehr gefühlt, wie ich allein ſteh', als jetzt, und daß Sie mein einziger Freund geweſen!" —

Thränen der Wehmuth und Dankbarkeit glitten Hennings über die Wangen, und er drückte des Trödlers Hand krampfhaft an ſein Herz. Keine Zähre kam in Schätzlein's Auge, aber er zitterte an Leib und Seele, ſeine Stimme war ungewiß, ſeine Rede abgebrochen.

„Lieber Herr Hennings, regen Sie ſich doch nicht auf. — Sehen Sie, ich bin ein verbitterter, ſpöttiſcher Kerl, es iſt wahr, aber hier drinnen ſieht's doch rechtſchaffen aus. Ich hab' eben gar zu viel Schlimmes ſchon erfahren, und dadurch bin ich ſo biſſig geworden. War auch 'mal wohlhabend, — pah, nun handle ich mit Scherben und Lumpen! Aber ich verthat etwa mein Geld nicht! Wollt', ich hätt's gethan, dann beſäß' ich wenigſtens die Erinnerung luſtiger Stunden! Andere haben ſich's von dem Meinigen wohl ſein laſſen und — Eh, daß ich eben zu gut und zu dumm war, muß ich jetzt büßen! Da Sie mir indeſſen den Laden geben, denk' ich, ſoll ſich's ſchon beſſer machen, und mein Kind wird auch nicht mehr ſo bleich ſein, wie in dem dumpfigen Keller." —

„Iſt Ihr Töchterchen davon kränklich? — Das geht nicht, Juſtus! — Hören Sie, im zweiten Stock iſt eine große Hinterſtube leer, ziehen Sie hinein bis Neujahr! Was? Und — und Sie müſſen mir noch Eins zu Gefallen thun!" —

„Ich? Ihnen? Wär' doch neugierig —!"

„Aber übel nehmen müſſen Sie's auch nicht, Freund, 's iſt ein ganz kaufmänniſcher Vorſchlag!“

„Na was denn?“ —

„Ich hab' da tauſend Thaler müßig im Secretair, ich kann keine ordentliche Hypothek beſchaffen, die ſicher iſt und nicht gar zu ſchlechte Zinſen trägt. Das Geld — zu vier Procent können Sie's haben!“ —

„Schwere Noth!“ Juſtus prallte auf und ging im Zimmer auf und nieder. „Das iſt eine zu — zu große Verſuchung, Herr Hennings! Solch' Erbieten müſſen Sie einem armen Manne nicht machen! Es iſt nicht recht!“ —

„Juſtus, ich bitte Sie herzlich, nehmen Sie das Geld doch! Meinen Sie denn, wenn ich geſtorben wär', die tauſend Thaler hätten ſie ruhig in der Schublade liegen laſſen, dieſes Geſindel, das mich verließ?!“ —

„Auf vier Jahre und zu fünf pro Cent, anders nicht!“ —

„Gut, Schätzlein, wie Sie wollen. Morgen ſoll der Notar die Geſchichte abmachen, nehmen Sie nur indeſſen das Geld mit!“ Er ſtand langſam auf, öffnete den Secretair und zählte das Geld hin. Mit feuchten, funkelnden Augen ſtrich es Schätzlein ein und dankte tief und bewegt.

„Nichts da, mein Alter! Geht, geht und ſinnt, wie profitabel Ihr's anlegt. Noch Eins, Juſtus, kann ich meinen Jungen denn noch nicht ſehen?“ —

„Nein, Herr Hennings. Sie ſind noch zu angegriffen, und beſſer iſt beſſer. Fragen Sie morgen den Dr. Nagel, dann mögen Sie in Gottesnamen den kleinen Bengel wiederhaben!“

Beide Männer ſchüttelten einander mit freudiger Bewegung die Hände, und Schätzlein ſtieg mit recht wunderbaren Gefühlen die enge Kellertreppe hinab.

Chriſtine ſaß bei den Kindern und nähte.

Juſtus ging auf ſie zu und fiel der bleichen, ſtillen Frau um den Hals.

„Chriſtel, ſieh mich an und lach' einmal! Du kannſt's, Frau, wir ziehen nicht!"

Sie ſprang auf. „Wir ziehen nicht? Alſo war meine ſchwache Hoffnung diesmal nicht unnütz?"

„Je, wir kriegen ja Pinkert's Laden und ſollen bis Weihnachten unſrer blaſſen Mathilde wegen in der großen, ſchönen Hinterſtube im zweiten Stock wohnen, und denk' Dir, Mutter, da" — er ſchüttete das erhaltene Geld vor der Erſtarrten aus, — „dieſe tauſend Thaler leiht uns Hennings in's Geſchäft, und ich hab' auch die Jahre heimlich fünfhundert erſpart! Ja, ja, in meinem Pulte, da — ſieh, hier liegen ſie! Es ſollte für Dich ſein, wenn ich angeſteckt worden wäre!"

Lautlos ſank die Trödlerin ihrem Manne in den Arm und küßte ihn unter Schluchzen und Lachen. Dann faltete ſie die Hände voll heißen Danks und betete: „Nun danket Alle Gott!"

Juſtus hielt ſie um den Leib gefaßt und konnte nicht reden.

Der Schelm, der zwölfjährige Edmund, ſtand aber in ſeines Vaters Sarg, rief „Guck, guck!" und das blauäugige Kind des Trödlers lachte hell auf!

Zweites Capitel.

Es iſt noch derſelbe „kalte Stein“, den wir vor uns ſehen, wenn auch nunmehr viele Jahre über ihn hingegangen. An ſeiner verräucherten, zopfigen Außenſeite hatte ſich ſeitdem nicht das Mindeſte verändert, und auch im Innern behielt das Hergebrachte, ſo Mohr wie Mumie, Schwertfiſch wie die Jovialität Joſua Hennings' ſein Recht. Indeß war des Letzteren Haar bedenklich ergraut, und ſeiner Grandezza ging die ehemalige Leichtigkeit ab. Auch Freund Juſtus' Scheitel zählte ſehr viel weniger Haare, indeß der Reſt ſich alle Jahre mehr in die Farbe des Winters hüllte. Seit der verhängnißvollen Krankheit Joſua's waren beide Männer außerordentlich gute Freunde geworden, und es fiel nicht leicht in Beider Leben etwas Abſonderliches vor, was ſie einander nicht mitgetheilt, worüber ſie ſich nicht berathen hätten.

Schätzlein war damals, wie abgemacht worden, in den Laden des Poſamentiers Pinkert gezogen und hatte mit Hülfe der bewußten fünfzehnhundert Thaler ſein Geſchäft ſo anſehnlich vergrößert, daß es faſt keinen alten Gegenſtand gab, der nicht bei ihm zu finden geweſen. Sein perſönliches Ausſehen dagegen hatte auch gewonnen, denn da er nicht blos mehr mit den bürgerlichen Schichten der Geſellſchaft, ſondern mit den diſtinguirteſten Leuten, Künſtlern, Gelehrten, reichen Raritätenſammlern und jenem hochadeligen Publikum zu thun hatte, welches oft ſeine Einrichtung wechſelt, trug Juſtus ſchicklicher Weiſe fortan einen Rock, ja, man wollte bei beſonderen Gelegenheiten ſogar ſeinen Hochzeitsfrack an ihm bemerkt haben, welcher allerdings auch als antike Reliquie gelten konnte.

Dieſerhalb und ſo manches kleinen Luxus wegen, der von der gaffenden Nachbarſchaft bald ergattert wurde, behaupteten die Leute, er ſei nunmehr ein vermögender Mann geworden. — Sein Charakter war im Ganzen derſelbe geblieben. Gegen Frau und Tochter zeigte er eine gewiſſe Milde und freundliche Fröhlichkeit, die er indeß bei allen Uebrigen, etwa Hennings ausgenommen, für überflüſſig hielt. Ja, bei ſeinem zunehmenden Wohlſtande war ſein Mißtrauen, ſeine Schroffheit gegen die Außenwelt nur noch größer geworden, und Hoch wie Niedrig waren an ſeinen ſarkaſtiſchen Ton ſchon ſo gewöhnt, daß er alle Diejenigen nicht mehr verletzte, welche es für rathſam fanden, mit ihm zu handeln. Und wer fand es nicht rathſam! Von natürlichem Schönheitsſinn, beſaß er das Talent, verborgene Schätze auszuwittern; zu ſammeln und ihren Werth zu unterſuchen. Er kannte alle Steckenpferde vornehmer Leute und wußte den Launen ſeiner Kunden ſchlau zu fröhnen. Im Laufe der Jahre hatte er ſich einen bewundernswerthen Kennerblick für Bilder, Stiche, Bücher, Medaillen, Karten, Waffen wie jene bunten Rippes und Galanterien der Rokokozeit angeeignet, ohne welche keine vornehme Dame zu leben vermag. Dieſer Fähigkeit wegen war er auch vereideter Taxator für alle Gegenſtände geworden, welche in Verlaſſenſchaften zur Abſchätzung gelangten. Unter ſo glücklich veränderten Lebensverhältniſſen verlor ſich auch die brütende Melancholie von Chriſtinens Geſicht und machte einem hoffnungsreicheren Lächeln Platz, zumal ſie ihre Mathilde ſich immer kräftiger, geſünder entwickeln und zu jungfräulicher Blüthe kommen ſah.

O Elternwonne, höchſte, reinſte Süßigkeit des Lebens: ſein eigen Fleiſch und Blut, das Schmerzenskind, um das man Nächte voll nagenden Kummers, Tage voll Mühſal und Ungemach durchkämpfte, dennoch durch alle Klippen ſchlimmer Neigungen, böſen Beiſpiels und elender Begierden ſiegreich zu führen und ſich in ſeinem eigenſten, wonnereichen Menſchenſein entfalten zu ſehen! Den erſten berauſchenden Duft jungfräulicher Lieblichkeit von des eigenen Sprößlings Lippen zu nippen und ſich geſtehen zu dürfen: „Gott ſei Dank, es iſt ein Kind nach meinem Herzen!“ — Ach, das iſt eine Freunde, die über alle Freuden geht! —

Mathilde war ſolch ein Kind ganz nach Chriſtinens und Juſtus' Herzen. Die Schärfe ihres Vaters, deſſen Klugheit und Fleiß ſie ererbt, milderte ſich bei ihr zu einer fröhlichen, nie verwundenden Schalkhaftigkeit und Schäkerei; die Milde, Hingebung und Seelenkraft aber, welche ihre Mutter in ernſten Stunden ſtets beſaß, vollendeten eine Mädchenſeele, für die der liebreizendſte Körper keine zu vornehme Hülle geweſen wäre. Mathilde war ſchlank, aber kräftig, ihre Hautfarbe von einem leiſen Roſenſchimmer durchhaucht. Ihre Hände wie Arme, weiß und voll, trugen indeß die rauhen Spuren der Arbeit, welche ſie am Herde wie bei der Wäſche mit der Mutter zu theilen pflegte. Einen Dienſtboten nahm Schäßlein nicht. Einmal war kein Schlafbehältniß da, um einen ſolchen unterzubringen, ferner fürchtete Schäßlein an den vielen, meiſt koſtbaren Stücken ſeines Waarenlagers beſtohlen zu werden, „endlich paßt für einen Trödler kein Geſinde!“ — meinte er. Eine alte Aufwärterin, die des Morgens kam und des Nachmittags ging, war die einzige Erleichterung für Mutter und Tochter. — Mathildens Geſicht war nicht blendend, von keiner ſtolzen Schönheit, aber jedenfalls hübſch. Ihr dunkles Haar, die großen, ſinnenden Augen und der kleine lächelnde Mund mit den Grübchen kleideten ſie doch gar zu reizend.

Dies empfand Niemand tiefer, als der dreiundzwanzigjährige Wilhelm Pinkert, rothköpfig wie ſein Vater, aber ein ganz redlicher, guter Burſche, welcher nicht verfehlte, der Trödlerstochter, ſo oft er des Tages dazu kommen konnte, ſein Compliment zu machen, oder einige blöde Schmeichelworte zuzuflüſtern.

Nachdem nämlich Pinkert, der Vater, damals an dem bewußten Neujahrstermin den Laden im „kalten Stein“ hatte räumen müſſen, erſtaunten Juſtus wie die Nachbarn nicht wenig, als er nach plötzlichem, tröſtlichem Verſchwinden nächſte Oſtern darauf nicht allein das leergewordene Gewölbe nebenan bezog, ſondern auch als Beſitzer des kleinen Nachbarhauſes mit nicht geringem Stolze auftrat. Längſt mit dem Plane umgehend, beſagtes Grundſtück an ſich zu bringen, hatte die Kündigung des Ladens im „kalten Stein“ ſeinen Entſchluß zur Reiſe gebracht, und der Kauf war ganz in der Stille vollzogen worden. So hatte Juſtus den Aerger, den „krummbeinigen Poſamentier“ wiederum zum Nachbar zu haben, wenn auch in größerer Entfernung. Demnach blieb die alte Feindſchaft rege. Da fortan Schätzlein aber, ſei es aus neu erwachtem Stolze, oder weil er nunmehr viel zu beſchäftigt war, ſeinen alten Gegner ignorirte, brachte er die Schragenleute um manchen guten Witz und manches wiehernde Gelächter. Legte ihm dies Pinkert nun als Milde aus, oder ſtach der von Jahr zu Jahr wachſende Wohlſtand Schätzlein's dem Poſamentier in die Augen, kurz, derſelbe wurde mit der Zeit immer freundlicher, und es kam eben nur auf Juſtus' guten Willen an, in ihm einen Freund zu erwerben. Dazu ſpürte Juſtus indeß herzlich ſchlechte Luſt. Er konnte Pinkert nebſt Familie einmal nicht leiden, nicht nur weil derſelbe wie ſeine Sprößlinge von ungeſchlachtem Benehmen und wenig liebenswürdigem Aeußern waren, ſondern auch weil ihn Schätzlein für einen erbärmlichen, rohen und verſchmitzten Geſellen hielt, wozu die Erinnerung an die Scherereien und Maliſen deſſelben von ehemals nicht wenig beitrug. Juſtus vergaß dabei freilich, daß er demſelben jeden Schabernack reichlich vergolten und den Rothkopf oft bis zur Tollheit gereizt hatte. Mithin war Juſtus der entſchiedenſte Gegner jeder Annäherung des „feurigen Wilhelm“, wie er den älteſten Sohn deſſelben nannte, an ſeine Tochter, und er verbot ihr ſtrengſtens, den Burſchen nahe kommen zu laſſen. Im Uebrigen beobachtete der Trödler ein kaltes, faſt lauerndes Benehmen gegen Pinkert wie alle Uebrigen, jene Manier, die Leute durch ſtummes Zuwarten und Gewährenlaſſen ſicher zu machen, um hinter ihre eigentlichen Wünſche und Abſichten zu kommen.

Einen noch gefährlicheren Widerſacher bei Mathilden hatte Wilhelm aber an dem Sohne Hennings senior ſelber, an Edmund, welcher, nun ein ſtrammer, leichtblütiger studiosus juris geworden war, der eben auf's Auscultatorexamen losſteuerte.

So ſtanden um's Jahr 1840 die Verhältniſſe im „kalten Stein"! —

Es war an einem Auguſtmorgen gedachten Jahres, als Mathilde auf den Wunſch ihres Vaters ausgegangen war, das Mobiliar des ruſſiſchen Geſandten in Augenſchein zu nehmen, weil es wegen Abberufung ſeines Inhabers verkauft werden ſollte. —

„Daß Du das Kind einen ſolchen Geſchäftsgang thun läßt, Juſtus, wundert mich doch!" äußerte Chriſtine, als das Mädchen den Laden verlaſſen hatte. „Du pflegſt ſonſt in ſolchen Sachen nur Dir allein zu trauen. Willſt Du ſie auf unſer Geſchäft etwa anlernen?" —

„Na und wenn's wär'? — Nicht wahr, der Trödelkram iſt Dir ein gar zu miſerabel Gewerbe? Und doch nährt's uns, würde Mathilden ebenfalls nähren, und ſie brauchte künftig Niemand ein gutes Wort zu geben um ihr Fortkommen. Der Trödel iſt gar ein gut Handwerk, ahnſt ſelber nicht, wer es Alles betreibt! Arm und reich, vornehm und gering, wo Du um Dich ſchauſt, Alles iſt Trödel, nur daß ihn Niemand an ſich merkt, bis all' ſein Habe bei Meiſter Juſtus iſt. Du freilich willſt oben 'naus mit Deinem Kinde! — Ach Mutter, wer iſt nicht ſo thöricht wie Du? Wer will nicht, daß ſein Fleiſch und Blut es beſſer haben ſoll, als er ſelber? Kurz geſagt, ich hab' Mathilden zum Geſandten geſchickt, weil ſie Geſchmack und richtigen Blick hat. Warum ſoll ſie mir nicht ſagen können, was an den Sachen des Ruſſen zu lukriren iſt? — Du ſchüttelſt den Kopf? — Na ja, ich will's geſtehn, 's iſt nur ein Vorwand geweſen. Ich möchte ganz ungeſtört mit Dir allein ſein, denn ich hab' 'was ſehr Ernſtes auf dem Herzen, Mutter!“

„Du haſt doch keinen Verluſt gehabt, Juſtus?“

„Nein, nein! Setz' Dich nur her, Chriſtine. Weil ich eben keinen Verluſt haben will, muß ich mich ausſprechen, da's noch Zeit iſt. — Mathilde hat mit dem jungen Hennings ein Verhältniß! Du weißt drum und billigſt es!—

„Mein Gott, Juſtus, ich —!“ Chriſtine wurde betreten, ihre Stimme verſagte. —

„Ihr habt es mir verheimlicht, bis ich geſtern Abend ſelbſt hinter die Geſchichte gekommen bin. Beate giebt ihre Stube zu Zuſammenkünften her. Iſt das recht? — Du biſt eine ganz thörichte, ſchwache Mutter, die nicht weiß, was ſie thut! Bei der Liebelei kommt nichts heraus, als Herzweh, und ein für alle Mal, ich will das nicht!“

„Du willſt es nicht, Juſtus! — Und wenn die jungen Leute ſich nun lieben, für einander geſchaffen ſind, willſt Du ſie auseinander reißen? Willſt Du das Unglück Deines Kindes? Willſt ſeine Jugendblüthe knicken? Kann das ein Vater?“ —

„Thu' mir den Gefallen und geh' nicht gleich aus Rand und Band! Ich bleib' ruhig, ob ich gleich Urſach zum Aerger genug hätte, mäßige Du Dich auch, 's iſt das Vernünftigſte. Eben weil ich mein Kind ſo recht, recht glücklich machen will, wünſch' ich, daß dieſe Liebſchaft nie exiſtirt hätte, und da es nun 'mal doch geſchehen iſt, daß ſie je eher, je lieber aufhört!“

„O geh' doch, Du kannſt nur Edmund nicht leiden, ich weiß es wohl!“ —

„Nicht leiden? Was das für Reden ſind! Na meinetwegen ja, wenn Du's ſo nennen willſt. Ich ſage Dir jetzt meine offene, klare Anſicht, und Du weißt, ich geh' nicht davon ab, und wenn Du eine gute, rechtſchaffene Mutter biſt, wirſt Du wiſſen, was Du zu thun haſt! — Von

Edmund's vortrefflichem Herzen und ehrenwerthen Abſichten red' ich nicht. Er liebt Mathilden, ja doch! Donnerwetter, ich will den Menſchen ſehen, der die nicht lieben muß! Er iſt aber der verzogene, verwöhnte Sohn eines reichen Mannes, von Eitelkeit, Sucht nach Luxus und grenzenloſem Leichtſinn erfüllt. Darum kann ich ihn nicht leiden! Seine Neigungen ſind wie Schaumblaſen im Waſſer, kaum ſteigen ſie auf, ſo platzen ſie! Er weiß weder, was Arbeit, noch was Ernſt des Lebens heißt, und unglückſelig iſt das Weib, das ſo einen Mann hat! Hui, ſchon manch' größer Vermögen, als wie im „kalten Stein" ſteckt, iſt unter ungeſchickten Händen klein geworden, und der ſieht mir ganz ſo aus, als wenn er mit dem Seinigen bald genug fertig werden könnte. Edmund iſt noch viel zu jung, um einen Charakter zu haben. Hat er ſich einmal die Hörner abgeſtoßen, iſt er ein reſpectabler Mann geworden und blieb dem Mädel gut, na ſo — ſo wollen wir das eben abwarten, weißt Du? Bis dahin wird ihm aber noch manches Frauenzimmer in die Quere kommen! — Geſetzt auch, Alles ſtände bei Weitem beſſer, ich litt's doch nicht! Schuſter bleib' beim Leiſten! Der Sohn Joſua Hennings' iſt für keine Trödlerstochter! — Still, Mathilde kommt ſchon wieder, ich ſeh' ſie an der Ecke." —

„Thu' mir nur den Gefallen," flüſterte Chriſtine raſch, „und ſcheuche mir die jungen Leute durch keinen Skandal auseinander, Juſtus!" —

„J, auseinanderbringen wird ſie der alte Hennings und das Schickſal ſchon allein, das hat keine Noth, mir kann ich's alſo ſparen! Sag' ihr indeß, ſie ſolle ihre Zukunft bedenken und —" Schätzlein brach ab, trat haſtig von der Ladenthür zurück und ging in die Hinterſtube, gerade als Mathilde faſt athemlos eintrat.

„Liebe Mutter, Vater muß gleich in's Hotel, der Haushofmeiſter Sr. Excellenz ſagt, wenn Vater das Geſchäft nicht abſchließen würde, käm' ihm Graf von Elchingen zuvor, der die ganze Einrichtung haben will! Es ſind ſchöne Sachen!" —

„Schon recht, mein Kind, ich will es dem Vater ſagen, daß er gleich hingeht." Damit wendete ſich Chriſtine.

„Soll ich ihm denn nicht erſt ausführlich erzählen, wie mir die Sachen gefallen haben und was ſie —"

„Laß ihn nur!" fiel die Mutter haſtig ein. „Es iſt beſſer, Du redeſt jetzt nicht mit ihm. Wir haben eine ſchwere Stunde zuſammen gehabt."

„Ihr Beiden? O, weshalb denn?"

„Edmund's wegen!" —

Chriſtine winkte mit der Hand und ging zu ihrem Manne hinein. Das Mädchen ſtand zitternd und ſtammelte nur: „Mein Gott, er weiß es alſo!" —

Sie legte ſtill und beklommen Tuch und Hut ab und machte ſich an das Geſchäft, den Staub von den Gegenſtänden im Laden zu wiſchen, nur um ihre peinliche Aufregung zu verbergen und ſich durch unzeitiges Erſcheinen nicht ohne Noth des Vaters ſchlechter Laune auszuſetzen. —

Nach einer Pauſe, während welcher der Trödler ſich haſtig zum Ausgehen vorbereitet, trat er mit der Mutter aus der Wohnſtube und warf einen ernſten Blick auf Mathilden, den ſie nur mit tiefem Erröthen zu erwiedern vermochte.

„In etwa zwei Stunden," ſagte er, „denke ich wieder da zu ſein. Sollte der Herr Kammerjunker von Ruditz nach Antwort wegen der beiden Bilder ſchicken, ſo ſag' ihm, Mutter, es bliebe bei dem Gebot, drunter keinen Pfennig, denn es ſind ächte Niederländer. 's iſt zwar nicht wahr, aber der Kerl verſteht's doch nicht zu würdigen und kauft Alles zuſammen, was ein Anderer nicht mag. Der Cabinetsrath von Buchmann reflectire ſchon auf die Gemälde, hörſt Du, — dann wird er wild drauf, ich kenn' ihn! Adies!"

Er nickte und ſchritt durch den Laden. An der Thür kehrte er um, ging langſam zu ſeiner Tochter zurück, ſah der Zitternden tief in die Augen und ſeufzte auf. —

„Mathilde, Du magſt über Deinen Vater künftig ſo einfältig denken, wie Du willſt, vergiß aber nur nicht, daß dem alten Juſtus nichts ſo heilig iſt in der Welt, als

Dein Glück, und er unſerem Herrgott nicht mit Scham unter die Augen treten will jenſeits, wenn Der fragt: Was haſt Du mit Deinem einzigen Kinde gemacht?! — Vergiß das ja nicht!“

Er eilte fort und warf im verhaltenen Zorn ſchmetternd die Ladenthür zu.

„Ach liebe Mutter, der Vater iſt unwillig. Was wollte er denn mit dem Allen ſagen? — O, es iſt zu gewiß, er kann Edmund nicht leiden! Wo er ihn ſieht, giebt er ihm jetzt immer ſpitze, höhniſche Redensarten zu hören. Sonſt war er doch freundlich gegen ihn. Ach, er will uns trennen!“

„Ich wünſchte, ich könnte Nein ſagen, Mathilde. Er hat wahrſcheinlich längſt Argwohn gehabt und Euch geſtern Abend bei Beaten aufgepaßt. Er kann Edmund nicht leiden, weil er ihn für leichtſinnig, flatterhaft und zu jung für ein ernſtes Verhältniß hält. Er fürchtet, er werde Dich unglücklich machen.“

„Edmund mich unglücklich? Liebe Mutter!“

„Ich denk’ es ja auch nicht, glaube ja gern, daß er Dich liebt und Dir treu iſt, aber ganz unrecht hat der Vater nicht, glaube mir’s. An Edmund Deine Jugend zu hängen, in einem Alter über Dein ganzes Leben beſchließen zu wollen, wo Du kaum aus den Kinderkleidern biſt, iſt höchſt thöricht und wird Dir noch viel Herzweh machen. Ich gute, nachſichtige Mutter aber fühle das, und ſehe Euch doch durch die Finger! Wenn ſich nun, wie ſo oft geſchieht, Edmund’s Geſinnungen ändern, er vielleicht auf Befehl ſeines Vaters eine andere Partie machen muß, dann haſt Du Deine ſchönſten Jugendjahre vergeudet, biſt abgehärmt und bleich, und haſt reellere Männer, die Dich glücklich machen können, vernachläſſigt!“ —

„Seine Geſinnungen ändern? — Er nie!“ rief flammend die Tochter. — „Und, — und wenn er das auch über’s Herz brächte, und — nun ſo bleib’ ich lieber ledig mein Lebelang! Hab’ ich doch wenigſtens die Seligkeit erſter wahrer Liebe kennen gelernt! — Elender, liebe Mutter, kann ich doch nimmermehr werden, als wenn ich einen Mann habe, den ich nicht ausſtehen mag, wie Wilhelm, oder den zu lieben ich mir erſt angewöhnen ſoll. Kann man das?! Niemals! Wenn ich nicht Edmund heirathen darf, dann Keinen!" —

„Ei ei, Du heftiges Kind, biſt Du nicht ſtörriſch wie Dein Vater?! Er wird nicht mit Gewalt zwiſchen Euch treten, aber er mag auch ſicher nicht dulden, daß Du in Dein Verderben rennſt. Ueberdem würde der alte Hennings kaum ſeine Einwilligung geben, meint er."

„Woher weiß er denn das? Hat er ihn denn gefragt? — Warte nur, Edmund macht morgen ſein Auskultatorexamen, und in vier Jahren längſtens iſt er Aſſeſſor! O, er kann auch fleißig ſein! Und dann, wenn er mündig iſt, ſein Amt und Brot hat, wird Herr Hennings dann noch dem Lebensglück ſeines einzigen Sohnes im Wege ſtehen? Sind wir nicht Jugendgeſpielen, neben einander aufgewachſen, und können wir denn dafür, daß wir uns ſterblich gut ſind?!"

„Was da kommt, müſſen wir eben, wie Du ſagſt, abwarten! Wenn das Wenn und Aber nicht wär'. — Ich habe ſo vielmals im Leben gehofft, Kind, ſo ſicher gehofft, habe mein Glück ſchon ſo feſt gehabt, — und das Schickſal kam, ſagte Nein, — ach, und vorbei war der ſchöne Traum. Herr Hennings senior hat Dich gerne, ſchäkert oft mit Dir, aber ob er Dich zu ſeiner Tochter haben will, das ſteht auf einem andern Blatte. Iſt es erſt dahin gekommen, Kind, daß Vater und Sohn harte Auftritte Deinetwegen haben, dann wird es nimmermehr gut; nur des Vaters Segen bauet den Kindern Häuſer! Da Du ihn in Ehren liebſt, will und kann ich nicht dazwiſchen treten, aber bedenke bei Allem, was Du thuſt, daß ſich das Blatt wenden kann. Inzwiſchen laß uns den Dingen zuſehen!"

„Ja ja, das wollen wir!" rief Mathilde zuverſichtlich und heiter. „Ueber Liebe läßt ſich nicht ſtreiten! Paß auf, ich habe doch recht, und Ihr ſollt mir Edmund noch Alles abbitten müſſen, was Ihr ihm, Ihr lieben, böſen, argwöhniſchen Eltern, angethan!“ Sie faßte die lächelnde Mutter beim Kopf und küßte ſie herzhaft. — — —

Juſtus war ſeinem Geſchäft beim ruſſiſchen Geſandten nachgegangen. Da ihm das Mobiliar ausnehmend gefiel und höchſt preiswürdig erſchien, machte er dem Haushofmeiſter ein Geſchenk von vier Louisd'or, und der Kauf ward, trotz dem Angebot des Grafen von Elchingen, bald abgeſchloſſen. Auf dem Wege nach Hauſe überdachte er indeß das Verhältniß zwiſchen Edmund und Mathilden. Je mehr er nachſann, deſto langſamer ging er, deſto trüber kam ihm die ganze Sache vor. — Er beſchloß den ſicherſten Weg einzuſchlagen, der in dieſem Falle zum Reſultat führen konnte, nämlich mit Hennings senior ſelbſt zu ſprechen.

Dieſe Auskunft ſchien ihm vom Schickſal ſelbſt in den Weg geworfen, da er, am kalten Stein angelangt, Hennings in der Thür ſtehen und ihm winken ſah. Er trat zu ihm heran.

„Ei ſieh da,“ lächelte Hennings, „ſchon auswärts geweſen? Haben Sie wieder ein rechtes Profitchen gemacht?“

„Na, man muß zufrieden ſein. Ich danke, es ging an. Habe eben das ganze Inventarium vom ruſſiſchen Geſandten gekauft, ſuperbe Sachen und billig!“

„Haha, wie der Alte das ſo vorſchmunzelt! Das giebt wieder einen kleinen Pfandbrief ab, wie? — Hören Sie, Juſtuschen, ich glaube, es wär' gar kein ſo ſchlechtes Geſchäft, Ihr Schwiegerſohn zu werden! Wie viel kriegt Ihr Tildchen mit?“ —

Schätzlein ſah Hennings groß an. —

„Meine Tochter? Was ſie mitkriegt? — Eine Ausſtattung, wie ſie für ſolide Leute paßt, meinen Segen und ſich ſelber. Wer meine Tochter nimmt, lieber Herr Hennings, muß ſie auch erhalten, und nicht darauf zu warten brauchen, ob denn der alte Juſtus nicht in's Teufelsnamen bald abfahren will. — Da wir gerade auf das Capitel kommen, möcht' ich wohl zwei Worte mit Ihnen allein reden. Es iſt für uns Alle wohl das Beſte!“

Hennings senior fuhr auf. Sein Geſicht verlor das gutmüthig-ſchalkhafte Lächeln. Er warf die Oberlippe etwas auf, nickte gravitätiſch und trat in den Laden zurück.

Schätzlein folgte ihm durch Laden und Comptoir, die wohlbekannte Treppe hinauf in ſein Wohnzimmer.

„Ihr Herr Sohn iſt doch hoffentlich nicht zugegen?" fragte Juſtus.

„Mein Herr Sohn iſt ausgegangen, Sie können alſo ganz ungezwungen ſprechen," erwiederte der Kaufmann. — Es lag in Hennings' Benehmen eine gewiſſe beleidigende Vornehmheit, die ihm nur in außerordentlichen Fällen und Juſtus gegenüber ſonſt nie zu Gebote ſtand.

Der Trödler fühlte dies ſofort, zog daraus ſeinen Schluß und begann, ohne ſein Benehmen im Mindeſten zu verändern, folgendermaßen:

„Lieber Herr Hennings! Wir Beide wiſſen, was vor langen Jahren zwiſchen uns vorgegangen. Wir ſind einander wie Chriſten beigeſprungen, und ich bin dadurch in den Stand geſetzt worden, mich zu einiger Wohlhabenheit zu bringen."

„Sie haben mir aber das Leben gerettet, Schätzlein, ich vergeſſ' es nie!" fuhr in einer edlen Aufwallung Hennings dazwiſchen.

„Na ja, es iſt ja gut! — Wir ſind ſo zu ſagen einander gegenſeitig zu Dank verpflichtet und ich gewiß Ihnen am meiſten! Das aber abgerechnet, ſind wir ſeit 1838, wo ich Ihnen das geliehene Capital mit Zinſen zurückſtellte, gegenſeitig quitt!" —

„Gut alſo, quitt! — Nun?" —

„Wenn Einer dem Andern alſo was Extraes zu Liebe thäte, finge eine neue Rechnung an! — Das, ſehen Sie, will ich nicht, will Niemandem verpflichtet ſein und auch Niemand ſoll wegen mir Ueberlaſt haben!" —

„So ſo, — nur zu!"

„Am allerwenigſten aber, Herr Hennings, will ich Anlaß werden, daß mir Alles, was Sie zu meinem Glücke thaten, ein Fluch werde, oder Ihnen gar leid thäte.

Alſo 'raus mit der Sprache, dann wiſſen wir doch, wie wir mit einander ſtehen!" —

„Alſo 'raus damit! Ich höre!" —

„Hoffentlich auch mit dem Herzen, und nehmen's auf, wie's gemeint iſt?"

„Gewiß, Juſtus! Ich denke, wir kennen uns doch!"

„Nun, ich habe Ihnen eine Nachricht zu bringen, die mir, glauben Sie, noch unangenehmer iſt, als Ihnen. — Ihr Herr Sohn, der Studioſus, und meine Mathilde haben ein Liebesverhältniß! Geſtern Abend kam ich dahinter!" —

Hätte Herrn Hennings eine Natter geſtochen, er wäre unmöglich mehr erſchrocken. Sein Geſicht ward lang und ſtarr, dann puterroth. Seine Lippen kniffen ſich zuſammen, um die Verwünſchungen zu erſticken, welche ihm auf der Zunge ſaßen. — Mit großen Schritten maß er das Zimmer.

„Hören Sie mich ruhig an, Herr Hennings, und ich denke, wir werden mit einander zufrieden ſein! Ich habe Sie nur um eine Kleinigkeit zu fragen, das Uebrige iſt bald geſagt. — Sie werden Ihren einzigen Sohn der Tochter eines Tröblers doch nicht geben, eines Lumpenhändlers, der im Keller gewohnt hat und, haha, mit alten Sachen handelt! Was? — Graderaus!"

„Nun denn, zum Sakerment, graderaus! Nie! Niemals!" —

Juſtus athmete tief auf und ward blaß. Aber geſchickt verbarg er das Zittern ſeines Herzens wie ſeiner Stimme in einem kurzen Gelächter.

„Hoho, wußt' ich's doch! Sehen Sie, ebenſo geht es mir mit Edmund! — Ihre Perſon in Ehren, aber — ich gebe meine Tochter keinem leichtſinnigen Sauſewind, deſſen Motto nur iſt: „Mein Lebenslauf iſt Lieb' und Luſt und lauter Wind, juchhei." — Mein Schwiegerſohn muß ein reſpectabler Mann von ſolidem Charakter ſein, der arbeiten kann und mein Kind glücklich macht. Ich gebe meine Mathilde Ihrem Sohne nicht, — niemals!" —

„Herr!!“ brüllte Hennings, „und das wagen Sie mir, dem Vater, zu ſagen, Sie, der —!“ der Alte ſtockte. —

„Der war's, Herr Hennings?! Der doch wohl ein redlicher Mann, obſchon nur ein Trödler iſt! — Meine Tochter paßt Ihnen nicht, Ihr Herr Sohn mir nicht, ich denke, wir ſind wieder quitt, wie?“ —

Hennings ſchwieg und ging langſam einige Male auf und nieder. Endlich wandte er ſich.

„Ja, lieber Schätzlein, wir ſind — quitt! — Im Guten wie im Böſen, und ſo brauchen wir nur dieſe Liebelei zu löſen, als Männer von Ehre zu löſen, dann ſind wir ja die alten Freunde.“ —

„Es iſt möglich, daß Ihr Herz in dieſem Augenblicke anders denkt, als Ihr Mund ſpricht, ich aber mein' es aufrichtig. — Wir mögen übrigens gegenſeitig von einander halten, was wir wollen, in einem Gefühl ſind wir gewiß einig, wir lieben Beide unſere Kinder und wollen ſie glücklich ſehen, Papa Hennings. Daß die Sache ſo gekommen iſt, daran ſind wir Beide nicht ſchuld, und daß das Verhältniß nicht mit Skandal gelöſt wird, dafür bürgt mir Ihr gefühlvolles Herz, Ihr Halten auf Farbe und Ihr altes Wohlwollen! Die Kinder ſind mit einander aufgewachſen wie Bruder und Schweſter, wir haben uns nichts Arges dabei gedacht, und ſo iſt es denn ſo weit gekommen. Es iſt eben eine Jugendliebe, wie ſie Jeder einmal gehabt hat. — Geben wir ihr aber mehr Bedeutung, Herr Hennings, dann kann's zu unſerm beiderſeitigen Elend gereichen, verſtehen Sie wohl?! — Es iſt hier alſo nur die Rede davon, wie löſen wir die Sache geſchickt, ohne Skandal und große Seufzerei? Es giebt nur drei Mittel. Entweder ich ziehe aus, oder ich ſchicke meine Tochter weg, oder Sie Ihren Sohn!“ —

Hennings ſah ihn ſtarr an, eine eigenthümliche Bewegung kam über ihn. —

„Wenn ich ausziehen würde aus dem guten alten „kalten Stein“, Herr Hennings, es bräche mir das Herz, und mein mühſam emporgebrachtes Gewerbe ging wieder den

Krebsgang. Das werden Sie gewiß nicht wollen! Kann ich's denn überdem verhindern, wenn Edmund Mathilden doch ſieht?" —

„Nein, lieber Schätzlein, das können Sie nicht. Ich will auch nicht, daß Sie ausziehen, das dürfen Sie auf keinen Fall!" —

„Meine Tochter fortſchicken, zu Verwandten etwa, kann ich nicht! Warum? Ich habe keine, will auch keine! — Ach, das Mädel iſt unſere einzige Freude, und deshalb möchte ich Sie bitten, daß Sie den Musje Edmund irgend wohin, in eine andere Stadt, oder ein auswärtiges Gericht ſchicken, Sie haben ja gewiß überall viel Bekanntſchaft. Etwaigen Briefwechſel könnte man verhüten, und wenn erſt Ihr Sohn in andere Luft, unter andere Geſellſchaft kommt, hübſche, reiche, wohlgeſchniegelte und parfumirte Frauensleute ſieht, paſſen Sie 'mal auf, in einem Jahre hat er die Thilde vergeſſen! Wir aber werden ſchon mit unſerm Kinde fertig werden!"

Bei der Zumuthung, ſeinen Sohn fortzuſenden, ſchrak Hennings zuſammen. So wenig er ſich ſonſt übermäßig um ſeinen Sprößling bekümmert hatte, erregte ihm dieſer Gedanke doch einen plötzlichen, eigenthümlichen Schauder. Er ſchüttelte denſelben aber bald ab und hörte Juſtus' Argumente ruhig zu Ende. Dann ſtand er vom Sopha auf, in das er ſich vorher geworfen, trat zu Schätzlein und legte ſeine Hand auf deſſen Schulter.

„Mein lieber alter Freund," und er ſchüttelte ſeine Hand, „Sie haben mir viel Uebles und — und Beleidigendes geſagt, aber ich erkenne auf's Neue, was Sie für ein grundrechtſchaffener Kerl ſind. Was Sie mir da vorſchlagen, daß Edmund weggehen ſoll, iſt wohl das Beſte; mein Hirn iſt nur heute ſo kraus, daß ich nicht Ja, nicht Nein ſagen kann. Morgen, wo er um zehn Uhr im Examen iſt, — er macht den Auscultator — reden wir weiter. — Aber, Juſtus, wenn er nun nach zwei, drei Jahren wiederkommt und ſie lieben ſich noch? Was dann?! —"

„Warten Sie 's doch ab! — Ich ſage Ihnen, er hat ſie vergeſſen, oder ich müßte mich das erſte Mal in einem Charakter getäuſcht haben!“ —

„Sie denken überaus gering von meinem Sohne!“

„Ich denke nicht gut, nicht ſchlimm von ihm. Herr Edmund hat ein gutes Herz, treffliche Fähigkeiten, er kann und wird, hoff' ich zu Gott, ein gar tüchtiger, ein höchſt vornehmer, ein — Mann im Staate werden! — Darum eben wird er mein Kind, vergeſſen! Er wird, ſag' ich! — Bis dahin kann ja meine Mathilde auch verheirathet ſein! Dann iſt ſie zwanzig Jahre, na, und hat doch der Teufel ſein Spiel, und das können wir bald genug erfahren, — ſo nehme ich mein Kind, packe auf — und der „kalte Stein“ wird den alten Trödler für immer los. — Iſt ſchon gut, Herr Hennings, laſſen Sie nur! Ich ſag' Ihnen, ich werd' die Sache mit des Himmels Güte ſchon abwickeln. Nur Stillſchweigen und Schonung, darum bitte ich!“ — —

Dieſer Unterredung gemäß thaten beide Väter, als bemerkten ſie das Verhältniß der jungen Leute nicht, aber nur um ſie deſto gewiſſer auseinander zu bringen. Es war beſchloſſene Sache zwiſchen Hennings und Schätzlein, daß Edmund B.... verlaſſen ſollte, ſobald ſich eine ſchickliche Gelegenheit finden würde. Dieſelbe fand ſich auch, nachdem Edmund glücklich das Auscultatorexamen hinter ſich hatte. Hennings theilte nämlich insgeheim ſeinem Freunde, dem Kammergerichtsrath Korell, mit: es ſei ſein Wunſch, daß Edmund bis zum Aſſeſſorexamen an einem Provinzialgericht beſchäftigt werde, um ihm eine unpaſſende Liaiſon aus dem Hirn zu bringen. So ward Herrn Auscultator Edmund Hennings durch Miniſterialreſcript der nachdrückliche Wunſch ausgeſprochen, welcher in dieſem Falle einem Befehl gleich galt, ſich nach dem Oberlandesgericht zu S... zu verfügen, der Hauptſtadt einer nördlichen Provinz, berühmt wegen ſeines Hafens, ſeines mächtigen Handels und der reichen Kaufmannſchaft.

Wie ein Donnerſchlag traf dieſe Nachricht die Liebenden und zertrümmerte alle ihre ſeligen Pläne, die kurze Wonnezeit der erſten, heißen, Alles verzehrenden Liebe. Mathilde gleich einem Schatten, wie ein Schlaftrunkener ſtarrte Edmund vor ſich hin und ſchien den Gedanken der Trennung erſt gar nicht faſſen zu können.

Chriſtine war außer ſich, doch wagte ſie nicht mit ihrer Klage der Tochter Herz noch mehr zu beſchweren, oder gar den Unwillen ihres Mannes zu wecken, kannte ſie doch ſeine unverrückbare Anſicht.

Selbſt Hennings senior war es weh um's Herz, er wußte nicht warum! — Konnte ihm doch nichts erwünſchter ſein, als die endliche Löſung dieſer ihm höchſt fatalen Herzensaffaire ſeines Sohnes. Derſelbe blieb ja nur drei Jahre fort, konnte ſogar die Gerichtsferien daheim zubringen, was wollte denn alſo der Alte? Hatte er ſich jemals ſo für ſeinen Sohn intereſſirt, war er nicht ſtets ſeinen alten Gewohnheiten und Geſellſchaften nachgegangen, ohne ſich um Edmund's Lebenslauf groß zu kümmern, außer wo er Schulden für ihn zu bezahlen hatte, was ihm manchmal eben ſo koſtſpielig wie verdrießlich geweſen? —

Der Einzige, welcher, kalt wie Eis, mit einer ungeheuren Gleichgültigkeit drein ſchaute, war Schätzlein. Er verzog bei dem bleichen, verweinten Ausſehen ſeiner Tochter keine Miene, ſprach kein Wort der Tröſtung, er war auf ſein Geſchäft jetzt erpichter als jemals. —

Da beide Liebende, trotz ihrer Blindheit, ſich in der letzten Zeit nicht mehr ſicher gefühlt, ſo hatten ſie Beatens Stube, welche nach Johann's Tode Haushälterin Joſua's geworden, nicht mehr für ein rathſames Aſyl gehalten, ſondern in der ſchwärmeriſchen Romantik der Jugend den Heiligen-Geiſtkirchhof vor der Stadt zum Stelldichein ererwählt. Keinen Vertrauten hatten ſie, als Mutter Chriſtine, die um ſo mehr der Schwäche ihres Herzens nachgab, als ſie der Starrheit des Vaters glaubte die Wage halten zu müſſen, und ſie von der Sittenſtrenge wie Reinheit ihres Kindes überzeugt genug war. „Man kann nicht wiſſen, ob ſie nicht doch ein Paar werden!“ raunte ihr die Hoffnung zu, die Hoffnung, jene große Täuſcherin aller Menſchen. —

Am Abend vor der Abreiſe trafen ſich Mathilde und Edmund zum Abſchied auf dem Gottesacker. — Diesmal begleitete Chriſtine ſelbſt ihr Kind. Weniger, weil ſie eine Unüberlegtheit befürchtete, als irgend ein leibliches Uebel, eine Ohnmacht oder einen ſonſtigen Unfall, den übergroße Aufregung herbeiführen könnte.

Da es bereits Spätherbſt war, dunkelte es zeitiger. Die Mutter blieb auf dem Mittelwege des Kirchhofs zurück, während ſich Mathilde dem Raſenhügel einer geliebten Freundin näherte, welche erſt vor einiger Zeit in der höchſten Blüthe des Lebens als Braut geſtorben war. Hier pflegte Mathilde Edmund zu treffen. In tiefes Sinnen verloren, erwartete er ſie auch bereits.

„Edmund!“ —

Der junge Mann fuhr auf. „Mathilde! — Mein Gott, und ſo treffen wir uns denn hier zum letzten Male!“ — Er wollte ſie umfangen und an ſich preſſen. „Nicht doch, Edmund!“ und ſie hielt ſeine rechte Hand feſt. „Wir wollen uns den Abſchied nicht ſchwerer machen, als er ſchon iſt. Laß uns ernſt wie in einer Andacht dieſe traurige Stunde des Abſchieds feiern, damit, wenn — wenn Alles anders kommt, als unſer Herz ſich vielleicht einbildet, — wir wenigſtens an dieſen Herbſtabend ohne Vorwürfe denken können!“ —

„Mathilde, mein liebes, einziges Mädchen! Du Freundin meiner Jugend, Schweſter und Geliebte, Du, die Du mir Alles biſt, was ein Herz ſtolz machen kann, wie magſt Du ſo troſtlos reden? Wie kann meine ſo muntere, ſchalkiſche, hoffnungsreiche kleine Braut in einem Tone mit mir ſprechen, als ſei ein Zeitraum von höchſtens drei Jahren die Ewigkeit! Ich war, als ich die Ordre nach S… zu gehen erhielt, wie vom Donner gerührt, wie unſinnig! Nunmehr aber iſt ja, reiflich erwogen, die Sache nicht ſo ſchlimm, wie ſie ausſieht. Drei Jahre ſind bald vorbei, Schatz, alle Gerichtsferien komme ich wieder, und wenn wir uns treu ſind, Herzchen, und ich bin erſt Aſſeſſor, bin ſelbſtſtändig, dann, ſollſt Du ſehen, wird mein Papa nicht

Nein ſagen, ſelbſt wenn er auch jetzt dagegen wäre, was wir nicht einmal wiſſen. Ich will recht fleißig ſein, damit ich raſch in der Carriere vorrücke, und gieb Acht, Alles wird gut.“ —

„Ich weiß nicht, Edmund, was mich abhält, in Deinen vertrauungsvollen Ton einzuſtimmen. Du ſprichſt ganz vernünftig, und ich ſehe wohl die Möglichkeit, daß es ſo kommen kann, wie Du ſagſt, und wenn Du das Alles wahr machſt, liebt mich gewiß mein Vater zu ſehr, um auf ſeinem ungerechten Vorurtheile zu beſtehen. Dennoch aber, ſo einfach ſich's anſieht, kann mein Herz nicht an unſere künftige Vereinigung glauben, ach, iſt von einer unbeſchreiblichen Traurigkeit, von ſolch' trüben Ahnungen erfüllt, wie ich Dir gar nicht erklären kann!“ —

Aber, mein Mädchen, kannſt Du mich denn der Untreue für fähig halten, glauben, ich könne nur eine Secunde vergeſſen, daß Du meine erſte, meine einzige Liebe biſt, neben der kein anderes Frauenherz beſtehen, kein anderes Mädchenbild ſich in mein Herz eindrängen kann?! Willſt Du mir die ſelige Zuverſicht rauben, ich beſitze Dein felſenfeſtes Vertrauen, ohne das ich nicht leben kann und mag? Wie will ich wiederum auf Deine Liebe bauen, Mathilde, nicht jeden Tag im furchtbarſten Zwieſpalt von Eiferſucht und Hoffnung ſchweben, wenn ich nicht eben ſo verſichert bin, Du baueſt auf die Ewigkeit meiner zärtlichen Gefühle, wie ich auf die Dauer der Deinen?!“ —

„So wahr hier drunten meine herzliebe Anna ſchläft, die auch nicht glücklich werden durfte auf Erden, ſo wahr, Edmund, liebe ich Dich und bleibe Dein eigen! Ich werd' Niemandes Frau, als Deine! Auch wenn Du mich nicht mehr lieben ſollteſt, will ich wie eine Schweſter an Dir hängen, das kannſt Du mir vor dem Allmächtigen glauben!“

Sie hatte ſeine beiden Hände ergriffen, mit emporgerichteten, von Thränen verdunkelten Blicken und brechender Stimme ein Gelöbniß ausgeſprochen, durch welches ſie ſich für's Leben unlösbar zu binden, ihre Zukunft unwiderruflich zu beſiegeln wünſchte. —

„Und wenn ich Dir die Treue und Liebe nicht bewahre, welche meine Bruſt in dieſer ſchmerzlich ſüßen Minute durchglüht, wenn ich jemals vergeſſe, daß Du meine mir vor Gott verlobte Braut biſt, und je mein Gefühl für Dich erkaltet, möge alle Schmach, alles Mißgeſchick der Welt mein Lohn ſein! Hör' Du mich, mein Schöpfer, Du, meine arme todte Mutter, die mir hienieden zu erblicken verſagt ward, ihr und alle redlichen Herzen ſollet mich verdammen, wenn ich meine Schwüre Dir breche, Geliebte!!" —

Flammend, mit einer Art wilder Haſt, die an Wahnſinn ſtreifte, hatte Edmund dieſe Betheuerung ausgeſtoßen, und ſeine Thränen bedeckten Mathildens Stirn und Wange, als er ſie wild unter Schluchzen und Küſſen, unter heißen Verſicherungen ſeiner Standhaftigkeit an ſich preßte. Dann ſtanden ſie ſtumm, betrachteten einander lange und tiefaufſeufzend, als wollte Einer ſich des Andern Bild mit liebender Beſorgniß unauslöſchlich in's Gedächtniß graben. —

„Edmund," flüſterte das Mädchen, „es mag ſich vielleicht in Zukunft Alles nach unſeren Wünſchen fügen, Eins iſt gewiß und wahrhaftig. Hier an meiner Anna Grab laſſen wir unſre Jugend, unſre ſelige erſte Liebeszeit, dies reine ſorgloſe Glück der Kinderjahre, ach den ſtillen Frieden zurück, in welchem uns ſonſt die ganze Welt als ein Wonnereich erſchien, gemacht zum Paradieſe! Das iſt vorbei! Wir werden uns lieb, unendlich lieb haben wie ſonſt, Edmund, ſo glücklich — ſind wir — nie wieder!" —

Sie bedeckte ihr Geſicht, riß ſich los und eilte von ihm. — Ein ſtechender Schmerz, eine jähe Kälte überkam Edmund. Er ſchrie auf und ſtürzte ihr nach, gerade als Mutter Chriſtine beſorgt, an den Aufbruch mahnend, herankam und die Tochter in ihre Arme ſchloß. —

„Edmund," ſprach nach einer Weile die Mutter, „ſeien Sie doch vernünftig, bringen Sie Mathilden nicht ganz außer Faſſung! — Wir müſſen nach Haus."

Die Liebenden nahmen ſich nach Kräften zuſammen, und alle Drei verließen langſam den Friedhof. Auf dem Wege nach der Stadt ward unter ihnen feſtgeſetzt, daß

Edmund alle Monate an Mathilden einmal ſchreiben und ſie den Brief beantworten ſollte. Die zuverläſſige Beate erwählten ſie zur Mittelsperſon, um jeden Verdacht zu vermeiden. Den größten Kummer machte ihnen der fürchterliche Gedanke, daß ſie am andern Morgen, wo Edmund um ſechs Uhr mit Extrapoſt abreiſen ſollte, einander nicht mehr ſprechen ſollten. Beide begriffen, daß ſie dies verrathen, dem Geſchwätz der Nachbarsleute ausſetzen würde. Es ward aber dennoch verabredet, daß ſie ſich um fünf Uhr auf ein paar flüchtige Augenblicke bei Beaten, deren Stube unterm Thorweg lag, ſehen ſollten.

Edmund trennte ſich vor der Stadt von ihnen, um die Frauen der Verlegenheit zu überheben, mit ihm zugleich im „kalten Stein“ einzutreffen.

Als Mutter und Tochter zu Juſtus zurückkehrten, fanden ſie ihn im lebhaften Geſpräch mit Bleichmann, dem Schacherjuden, einem alten Geſchäftsmanne, in deſſen Reellität Schätzlein immer großes Vertrauen geſetzt.

Ein faſt vorwurfsvoller Blick des Tröblers traf die Ankommenden.

„Ihr bleibt heute ſehr lange!?“ —

Wir haben uns bei dem Beſuch verſpätet, und Frau Zillich wohnt ja ſehr weit!“ ſtotterte die Mutter.

„So ſo! Na zieht Euch aus und beſorgt das Abendbrot. Für Bleichmann mit, er ſchläft die Nacht hier. Im Laden ſind Betten genug, Du kannſt eins zurechtmachen und überziehen.“

Chriſtine ſah Juſtus erſtaunt und fragend an.

„Nu,“ lächelte er leiſe, „was iſt da zu wundern? Im Oberhoff draußen, die erſte Poſtſtation nach S… zu, iſt morgen große Auction. Ich hab’ mir unterdeß auf ein halb fünf Uhr morgen ’nen Wagen beſtellt und Ihr ſollt mit, Bleichmann thut mir ſchon den Gefallen und bleibt Vormittag im Laden. Um zwölf Uhr ſind wir doch wieder zu Hauſe!“ —

„Nach dem Oberhoff? — die erſte Poſtſtation nach S…?“ fragte Chriſtine ſtarr.

„Vater, lieber Vater, was haſt Du vor?“ und Mathilde eilte, unfähig, ihre Bewegung zu verbergen, zu ihm und küßte ihn faſt ſchluchzend.

„Immer Dein Beſtes, Kind. — Ich will einmal ein Narr ſein, weil ich hoffe, Du wirſt dann um ſo vernünftiger werden!“ —

„Es werden gewiß gute Sachen kommen unterm Hammer!“ warf Bleichmann ein. „Gottes Wunder, da können Se am Ende ſehen vorüber fahren 'n Muſje Edmund, was morgen ſoll reiſen nach 'n Gericht als Askoltater. Werd der Mamſel Mathilde e große Freude ſein, noch e Mal Abſchied zu nehmen von ihm, haben ſe doch zuſammen geſpielt immer zwiſchen die Kaffeeſäcke und Zuckerhüte. Weiß ich doch noch wie heut, als ſe is rumgehupſt in des blaue Kattunkleid von mir und Edmund in de Pumphöschen und 'en runden Terolerhut! Sind ſe geweſen, Gott ſoll mer ſtrafen, wie zwei Geſchwiſter! Na, wiſſen Se, reden wir nich weiter davon!“ —

Wie Juſtus gewollt, geſchah es, und an Beate ging die Beſtellung, daß man ſich mit Edmund im Oberhoff ſehen wollte.

Des Vaters Benehmen ſetzte indeß Mutter wie Tochter in höchſte Verwunderung. Sie wußten, daß er ganz gegen dieſes Verhältniß ſei, bei ihm nur Unheil für Mathilden vorausſah, und nun beförderte er unter ſeinen Augen ſogar eine Zuſammenkunft, einen letzten Abſchied, der gerade in der gewählten Weiſe den jungen Leuten ganz unvergeßlich ſein, ihrer romantiſchen Schwärmerei erſt recht Nahrung geben mußte. Sie kamen endlich, da ſie ſchlechterdings keinen haltbaren Grund fanden, zu der Meinung, dieſe Abſchiedsfahrt für den Ausfluß einer bedeutenden Sinnesänderung des Vaters zu halten, denn die Auction im Oberhoff erſchien ihnen nur als Vorwand.

Inzwiſchen waren von Seiten Joſua Hennings' alle Vorbereitungen zu des Sohnes Abreiſe getroffen worden, welche den alten Herrn in eine ihm faſt ganz unbekannte Beklemmung und Unruhe verſetzte. Theils um ſeinem

Sohn einen ſolennen Abgang aus dem Elternhauſe zu bereiten, theils ſeine eigenen quälenden Gefühle zu vertreiben, welche ihm um ſo unvernünftiger vorkamen, als ſie jedes reellen Grundes entbehrten, hatte er für dieſen Abend ein großes Souper in der Wohnſtube anbefohlen und, außer drei bis vier alten Freunden und ſeinem Buchhalter Schurrig, noch ſechs Univerſitätsfreunde Edmund's geladen. Man wollte noch einmal recht luſtig ſein.

Bevor aber dieſer Abſchiedsſchmaus begann, beabſichtigte Hennings noch eine ernſte Unterredung mit ſeinem Sohne zu halten, um ihm Alles an's Herz zu legen, was ein Vater im vorliegenden Falle für ſeinen Sohn als wichtig anſieht. Er erwartete denſelben deshalb mit Ungeduld und zankte, als die Dunkelſtunde vorſchritt, innerlich heftig erzürnt auf den leichtfertigen Sohn, der nicht einmal die letzten Stunden des Beiſammenſeins dem Vater ungetheilt gönnen könne. Zum größten Glück erſchien Edmund, als Herr Joſua im beſten Raiſonniren war, und ſchnitt dem alten Herrn jeden Aerger mit der Verſicherung ab, er habe doch unmöglich ohne Lebewohl von Dem und Jenem ſcheiden können. —

„Lieber Sohn, in einer halben Stunde kommen unſre Gäſte, und da wir vermuthlich ſehr lange beiſammen bleiben, morgen aber bei Zeiten aufſtehen müſſen, möcht' ich Dir Dein Geld, Deine Empfehlungen und Verhaltungsmaßregeln mitgeben, und ungeſtört noch mein Herz von Manchem entlaſten, was ich mit mir ſchon längſt herumſchleppe. Laß uns die wenigen Minuten alſo gut benutzen, wer weiß, wann wir uns wieder ſo traulich ſprechen können!“ —

„Lieber Vater, ich bin ganz zu Deinem Befehl!“

„Nimm vorerſt das Geld da. Es ſind dreihundert Thaler baar für die erſten drei Monate. Im Nothfalle kannſt Du ſelbſt in S..., bei dem Banquier Toldt und Compagnie, einem Geſchäftsfreunde, Geld entnehmen. Hier iſt ein Brief an ihn, Du wirſt in ſeinem Hauſe wohl aufgenommen werden. Da ſind ferner noch Briefe an den Sanitätsrath Wedel und an den Senator Wulfens. Lauter alte Freunde, welche zu den tonangebenden Häuſern in S… gehören und Dich in alle anſtändigen Cirkel einführen werden. Benutze dieſe Empfehlungen und diejenigen, welche Dir Herr Kammergerichtsrath Korell gegeben hat. Zeige dieſen Leuten, daß Du der ehrenwerthe Sohn eines eben ſo geachteten wie reichen Mannes biſt. Ich wünſche, Edmund, daß Du anſtändig leben und Dir kein reelles Vergnügen verſagen ſollſt, aber ich verlange auch, daß Du keine leichtſinnigen Schulden machſt, wie öfters ſchon zu meinem Aerger geſchah, und nicht etwa Verbindungen eingehſt, die unſern reſpectablen Namen beflecken wie Dich in den Augen reputirlicher Leute herunterbringen müſſen. Sei ſtolz in dieſer Beziehung! Andererſeits werde aber kein Geck, der mit Luxus um ſich wirft und dem Modenteufel huldigt. S… iſt eine Hafenſtadt, voll Verführung; die Familien, an welche ich Dich empfohlen habe, ſind ſämmtlich faſt mehr als dreimal ſo reich wie ich ſelber. Ihnen alſo Concurrenz im Luxus zu machen, iſt lächerlich, denn ſie wiſſen recht gut, was Joſua Hennings' Beutel vertragen kann. Ich komme nun an den unangenehmſten Punkt, über den ich nie bisher mit Dir geſprochen. Du haſt eine Jugendliebe mit einem jungen Mädchen! — Still! Ich will nicht wiſſen, wer es iſt und wie weit es gedieh! Ich weiß davon genug, um Dir zu ſagen: daraus wird mit meinem Willen nichts! — Gott ſoll mich vor Hochmuth bewahren, aber ich habe nicht Namen, Vermögen und Achtung in der Welt erworben, damit mein Sohn unter ſeinem Stande heirathe, rein einer Knabenmarotte zu Liebe! Andererſeits iſt ſie eines ehrlichen Mannes Tochter, die nicht verdient, daß Du ſie unnütz hinziehſt. Mach' alſo der Sache ein Ende! Ich weiß ſchon, was Du ſagen willſt: ewige Liebe und ſo weiter, Quackelei! — Arbeite brav und werde ein bedeutender Juriſt, Talent haſt Du dazu! Dann heirathe in ein achtbares, nobles Haus, deſſen Verbindungen Dich vorwärts bringen können, ſomit haſt Du erfüllt, was Du Deinem eigenen Lebensglück, Deinem alten Vater und der Stellung ſchuldig biſt, die ich mir allein um Deinetwillen im Schweiße meines Angeſichts von der Pike auf errungen habe! Nun iſt die Sache gut, ich will nichts weiter hören!“

„Aber, Herzensvater!“

„Nichts davon, ich bitt' Dich! Mach' mir den letzten Abend nicht zu Galle! In ein, zwei Jahren, weiß ich, denkſt Du ganz anders darüber, und der iſt ein Lump, welcher ſtatt aufwärts im Leben zu ſteigen, zurückgeht, in Verhältniſſe kriecht, die unter ihm ſtehen und in denen zu leben er weder Geſchick noch Neigung hat! Er macht ſich und das Weſen elend, welches ſich an ihn feſſelte. Du würdeſt bei dieſer Deiner Neigung es gewiß. Laß die ganze Geſchichte ruhen, Du kennſt meine Anſicht, damit iſt's abgemacht. Handelſt Du dagegen, ob ich lebe oder todt bin, ſo denke, daß Du's gegen meinen Willen thuſt, und das hat, ſo lange die Welt ſteht, einem Kinde noch keinen Segen gebracht! So!“ er küßte ſeinen verdutzten, ganz befangenen Sohn. „Nun laß uns ſehen, ob dem alten Schurrig die Bowle gut gerathen iſt!“

Hennings faßte den gedankenvollen, höchſt beſtürzten und tief erregten Sohn unter den Arm und zog ihn aus ſeinem Cabinet in die große Wohnſtube, wo die reichbeſetzte Tafel ſtand und Schurrig im Frack, mit weißer ſteifer Halsbinde nebſt rieſenhohen Vatermördern, wie ein moderner Ganymed den dampfenden Trank der Vergeſſenheit braute, in deſſen Fluthen der tief entmuthigte Edmund ſeine Qualen mit wahrer Wuth zu erſticken beſchloß. —

Der Abſchiedsabend ging wie alle dergleichen Feſtlichkeiten vorüber. Diejenigen, denen er galt, langweilten ſich am meiſten dabei und mußten ihr bewegtes Innere dennoch verbergen, um der Pflicht der Unterhaltung und Bewirthung obzuliegen. Die Geladenen ſind dann immer die Glücklichſten, ihr Herz iſt nicht ſonderlich bewegt, und ſie geben ſich daher rückhaltslos der Fröhlichkeit wie dem Genuß hin. — —

Am andern Morgen um ein halb fünf Uhr, noch ehe die Schragenleute ihren hölzernen Bazar geöffnet, ſtand Schätzlein's Wagen vor der Thür. Juſtus hatte noch Mancherlei einzupacken, während Mutter und Tochter ihre Toilette in Ordnung brachten. Kurz vor fünf Uhr fuhren ſie nach Oberhoff ab. —

Eine Stunde ſpäter hielt der Poſtillon vor Hennings' Laden. Edmund's Sachen wurden in den Gepäckkaſten gebracht, und der junge Mann nahm von ſeinem Vater und dem Perſonal der Handlung Abſchied. Beate hatte ſeit ihres Johann's Tode keine ſo rothen, verſchwollenen Augen mehr gehabt, als heute. — Jeder weiteren Auseinanderſetzung, welche Edmund ſo gern eingeleitet hätte, ging Papa Hennings geſchickt aus dem Wege, hatte er doch ohnedies mit einer ſeltſamen Rührung zu kämpfen, welcher er ſo bald wie möglich Herr zu werden wünſchte.

Ehe der Sohn indeß einſtieg, ſagte Hennings plötzlich: „Daß ich das auch vergaß! — Willſt Du nicht Schätzleins Lebewohl ſagen? Die Leute ſind faſt wie Deine zweiten Eltern!“

Edmund zitterte und erröthete tief. Das Hirn wollte ihm ſpringen!

„Wenn Du erlaubſt,“ raunte er und ſtürzte hinaus. — Wohl wußte er, daß die Tröblerfamilie längſt fort war, aber konnte er anders handeln, ohne ſeinem Vater die letzten Augenblicke zu verbittern? — Er kam nach wenigen Minuten zurück und ſagte beſchämt und tonlos: „Sie ſind Alle fort, — ſchon um fünf Uhr zu einer Auction auf's Land gefahren, Bleichmann hütet den Laden!“

„So! Hm! — — Das iſt ſonderbar! — Na, um ſo beſſer, mein Sohn! — Wer nicht da iſt, iſt nicht da, und Du wirſt wohl ſtolz genug ſein, Dich zu tröſten!“ —

Der Sohn glühte vor Beſchämung. Wohl ihm, daß der Vater den eigentlichen Grund derſelben nicht durchſchaute. Ganz andere Sorgen, anderes Herzweh laſteten auf ihm, als der ſonſt ſo lebensfrohe, joviale Mann ſeinen Sohn in die Arme ſchloß.

„Lebe wohl, Du lieber, goldner Herzensſohn! Reiſe glücklich! — Ich habe Dir nur das noch zu ſagen: erfülle

Deines alten, grauköpfigen Vaters Wünſche, und Du wirſt immer zufrieden und beglückt ſein. Adieu!" —

Edmund konnte nicht ſprechen. Ein leiſes „Lebewohl", und Hennings führte, raſch ermannt, den Sohn an den Wagen, ließ ihn einſteigen, und der Poſtillon blies.

„Leb' wohl, liebſter Vater, lebe wohl, Du Jugendhaus, Du redlicher „kalter Stein", nirgends wird mir ſo warm im Herzen werden, wie in Deinen dicken Mauern!" —

Es ging im Sturmwind nach Oberhoff, den Schätzleins nach. —

Hennings ging ſinnend in den Laden zurück an ſein Geſchäft. — Er war zum erſten Mal wortkarg, zerſtreut und aß zu Mittag nichts. — Nach Tiſch, als Schätzleins längſt zurück waren, ſagte Hennings plötzlich zu ſeinem Buchhalter:

„Schurrig, ſchreiben Sie doch ein paar Zeilen an den Notar Lex, daß ich ihn morgen nach dem Eſſen in dringenden Angelegenheiten erwarte!" — — — — — —

Die Familie Schätzlein war, wie geſagt, eine Stunde eher nach Oberhoff vorausgefahren. — Man war überaus ſchweigſam und betrübt, obgleich es einer der herrlichſten Herbſtmorgen war, der je in der altjüngferlichen Farbencoquetterie von roth und gelben Blättern und buntem Lichtwechſel prangte.

Juſtus rauchte ſeine halblange Pfeife, die er bei Spaziergängen ſtets mit ſich führte, und unterbrach das peinliche Schweigen erſt, als man bei dem bewußten Friedhofe vorüberkam, wo Mathilde die Mutter flüchtig anſah und unwillkürlich tief aufſeufzte.

„Das iſt ein ſchöner Kirchhof! Der hübſcheſte um die ganze Stadt. Darauf könnt Ihr mich einſt begraben und, wenn Ihr wollt, dann bei mir ruhn!"

„O, ich will's gewiß!" rief haſtig Mathilde. —

„Ei, mein Schaf, mein kleines, Du haſt dazu noch lange Zeit! Dem Alter gebührt allemal der Vorrang. — Auf 'was Anderes zu kommen, ich brauche Euch wohl nicht zu ſagen, daß zu Oberhoff keine Auction iſt, wir alſo den Vormittag ganz für uns haben. Was ich bezwecke, ſollt Ihr zu gelegener Zeit erfahren. Ich werde Edmund, ich verſprech's Euch, nicht fühlen laſſen, daß mir gar Vieles an ihm ärgerlich iſt, will thun, als ſei er noch der kleine poſſirliche Bengel mit rothen Wangen und langen Locken, der zu meinen Füßen geſpielt. Dafür aber, Mathilde, ſchleicht mir nicht abſeits und vermeidet, was mich ärgern kann. Ihr ſollt die paar Stunden genießen wie die alten fröhlichen Kinder, die nicht über den nächſten Gartenzaun wegdachten, und wir, Mutter, nicht wahr, wir wollen's auch! Die Erinnerung iſt gar 'was Schönes, Erhabenes, und thut nachher in trüben Zeiten ſeine Dienſte, faſt ſo gut wie ein Gebet. — Da ſeht, dort guckt der Thurm von Oberhoff ſchon aus der rothgelben Laube. Hui, hört Ihr hinter uns das Horn, da hinten kommt der Sakerloter auch angeſegelt!" —

Bald darauf fuhr der Wagen bei der Dorfſchenke am Wege vor, Juſtus ſtieg raſch aus, half den Seinen heraus und beſtellte bei dem herbeieilenden Wirth ein gutes, derbes Frühſtück, erſt Kaffee und Schwarzbrot, um halb zehn Uhr dann ein tüchtiges zweites Frühſtück, Wurſt, Käſe, Schinken, „was es giebt, zu trinken haben wir ſelber bei uns". —

Während des kurzen Zwiegeſprächs blies der Poſtillon nochmals, und Edmund kam heran, erröthete und erbleichte, als er des Trödlers anſichtig ward, und zog verlegen den Hut.

Die Frauen wußten nicht, was ſie vor Beklemmung thun ſollten.

Juſtus trat an die Poſtchaiſe und reichte Edmund die Hand. „Guten Morgen, mein Sohn. Na, ſteig' nur aus, wir warten ſchon auf Dich!" —

„Guten Morgen, Vater Juſtus!" erwiederte Edmund bewegt und ſprang aus dem Wagen.

„Spann aus, Schwager, wir bleiben ein paar Stunden hier, um elf Uhr fahren wir wieder weiter. — Nun komm, mein Junge!" Damit ſteckte er freundlich ſeinen

Arm in den des jungen Hennings, welcher ermuthigt Mutter und Tochter die Hand gedrückt, und ſo gingen ſie zuſammen nach dem Garten, um, wie Juſtus ſagte, den ſchönſten Platz zu ſuchen.

Eine Lindenlaube, welche nach der Seite des Gartens lag, ward gewählt, und der Kutſcher brachte aus dem Wagenkaſten mehrere Flaſchen Wein, und, o Wunder über Wunder, die alte Guitarre Schätzlein's, welche er viele Jahre nicht mehr angerührt.

„Ihr ſtaunt wohl? Was? — Hättet mir altem Kerl das nicht mehr zugetraut? — Nun, damit wir wiſſen, wie wir einander zu nehmen haben, will ich Euch ſagen, was ich vorhabe. — Der liebe Gott hat jedem Menſchen, dem ärmſten ſelbſt, eine holde Geſpielin und Tröſterin gegeben, die Einbildung! In ihr ſind wir Alle glücklich, mag ſie uns in die Vergangenheit oder in die Zukunft führen, ſie begleitet uns ja gar bis in den Himmel! Dieſer lieben Einbildung laßt uns 'mal heute leben. Ich und die Mutter, wir wollen denken, Ihr ſeid die beiden Kinder noch, die mit einander getändelt haben, Ihr ſollt das auch denken und die paar Stunden Euch nicht verbittern, ſondern wie Bruder und Schweſter zubringen, ſollt die drückende Gegenwart vergeſſen, wie ich auch Alles — was mir nicht gefällt, vergeſſen will. Müßt Ihr durchaus in die Zukunft denken, meinethalben! Tapeziert ſie Euch in Gedanken roſenroth und himmelblau aus, nur vergeſſet nicht, 's iſt eben Alles in der Einbildung! Was das Leben uns wirklich bringt, iſt gar ein ander Capitel, das aber, wenn Ihr einen Funken Liebe zu dem Vater Juſtus habt, wird heute nicht aufgeſchlagen!“ — Und mit einer Gelenkigkeit des Geiſtes, einer poetiſchen Farbenpracht ohne Gleichen rollte er die verlebte Jugend vor ihnen auf, wußte jeden eigenmächtigen Gedanken zu erſticken, erzählte Ernſtes und Drolliges durcheinander, und riß durch die Wahrheit, mit der er alle Vorgänge alter Tage ihnen neu vor die Seele zauberte, Frau und Tochter wie Edmund in den Strudel der eingebildeten Vergangenheit, und: „Vater Juſtus, weißt

Du noch!" „Ach Mutter Chriſtine, wie das ſchön war!", die alte Beate, der Johann, Pinkert, Schurrig, Gott und die ganze Welt mußten zum Farbentopf herhalten, um das Eldorado der Kinderjahre wieder auszumalen. Juſtus merkte abſichtlich nicht, wie oft Edmund Mathilden die Hand drückte, wie ihre Blicke flogen und bald Rührung bald Lachen ihnen das ſalzige Naß aus den Wimpern ſcheuchte, das in den feurigen Wein troff, der auf „Die Einbildung", „Die Hoffnung", „Das Glück", „Die Jugend", ach — und heimlich auf ſo vieles Andere noch geleert wurde. —

Wohl ſah der Trödler durch die Zweige, wie der Poſtillon und ſein Kutſcher befohlenermaßen um elf Uhr leiſe wieder anſchirrten, er ließ nichts merken, ſondern plauderte immerzu, als hätte der Tag, als hätte das ganze Leben kein Ende!

„Und nun noch Eins, Kinder! Umſonſt hab' ich die alte Guitarre nicht mitgebracht. — Wißt Ihr noch das alte Liedel mit der ſanften Melodie, das Euch Kindern immer ſo wohl gefiel? Wie oft hab' ich's nicht geſungen!"

„Ach, ſingt's wieder, Vater Juſtus!" bat Edmund.

„O ſing' es uns, ſo lange habe ich's nicht gehört, liebes Väterchen!" bat Mathilde.

„Na, ſo gut, wie's eben noch geht! — Wart 'n mal! — Ja, das iſt die Tonart! — Him, him! — Er präludirte ein paar Takte. Dann begann er mit etwas bewegter, wohl nicht mehr ſehr ſchöner Stimme folgendes Lied:

„Drei Dinge giebt's im Leben,
Die nimmermehr vergehn,
Noch ſegnend uns umſchweben,
Wenn wir am Jenſeits ſtehn.

Nicht iſt's die Gier der Sinne,
Der je Erhörung winkt,
Das reinſte Glück hienieden
Genügſamkeit Dir bringt!

Nicht iſt's des Reizes Schimmer,
Der dauernd uns entzückt,
Es iſt die tiefſte Liebe,
Die ſelbſt das Elend ſchmückt.

Nicht iſt's das leere Träumen,
Das Dich von Schuld befreit,
Nur allertreuſtes Ringen
Beſeligt allezeit.

Und dieſe Drei erheben,
Viel höher als ein Thron,
Das ärmſte Menſchenherze
Hier auf der Erde ſchon!“

Eine tiefe Rührung durchſchauerte ſie Alle.

Da ſprang Juſtus auf; der Poſtillon blies.

„Fort, fort,“ ſchrie der Alte, „verderbt Euch dieſe geſegnete Stunde nicht! Haltet ſie hoch im Elend, vergeſſet ſie nicht in der Freude, und Du, Edmund, wenn Du kein Feigling biſt, ſteh' auf, gieb dem Mädel raſch 'nen Kuß, in den Wagen, und Gott erhalte Dich!“ —

Kein Bitten um Friſt half! Ein finſterer Blick auf Edmund bewies genug! Er preßte Mathilden an ſich, drückte den Eltern die Hand, und „Lebe wohl“ hüben und drüben, und der Jugendgeſpiele war fort. —

Still fuhr der Trödler mit den Seinen nach B.... zurück. — Am Kirchhof ließ er halten und ging mit Frau und Tochter an Annens Grab.

„Mathilde, mein Herzblatt,“ und er küßte ſie. „Ich habe Dir heute viel Glück und Weh dicht bei einander zugemuthet. Hier auf dieſem Grabhügel legſt Du heut' die Jugend Deiner Seele nieder. Es ſoll ſo ſein, ich bin gewiß nicht ſchuld daran. Hör' alſo auf, ein Kind zu ſein, werde Dir Deiner edlen Weiblichkeit bewußt, die auch das ärmſte Mädchen haben ſoll. Ich bereitete Euch dieſen letzten, ſchmerzlich-ſchönen Tag, um Euch zu ſtählen für das Leben, für die Täuſchungen, welche kommen. Und läßt Edmund den guten alten Sinn und ſeine Liebe zu Dir nicht, iſt er ein Sohn nach meinem Herzen geworden, wie er's als Knabe war, und ſein Vater ſpricht dann kein „Nein“, nun, ſo wird auch der alte Juſtus keins ſagen!“

Mathilde fiel faſt bewußtlos dem Vater um den Hals, und Chriſtine ſchluchzte beinahe wie damals bei der harten Kündigung. —

Drittes Capitel.

Die gewaltige Erſchütterung, welcher Mathilde ausgeſetzt worden, ließ ſie die erſte Zeit unmöglich ihre alte Unbefangenheit wieder erlangen und hatte, ſelbſt als ihr das Geſchehene dann in tröſtlicherem Lichte erſchien, dennoch dauernde Nachwirkungen, denen ſie ſich nicht zu entziehen, die ſie weder zu erklären, noch an ſich ſelbſt immer wahrzunehmen vermochte. Mein Gott, die meiſten Menſchen bilden ſich ſteif und feſt ein, ſie blieben die Alten, wenn ſie auch noch ſo ſehr von der Hand der Zeit und des Geſchickes umgeformt werden. — Nachdem die erſten Wochen der Trennung indeß vorüber waren, zumal als der erſte heimliche Brief aus S... kam und durch Beaten in Mathildens Hände geſpielt ward, wich langſam des Mädchens Trübſinn, und ihre Wangen rötheten ſich neu vom Wiederſcheine froher Hoffnung. Erwog ſie nunmehr die Lage ihrer Herzensangelegenheit, ſo fand ſie, daß dieſelbe keineswegs gar ſo ſchlecht ſtehe, als ſie anfänglich gemeint. Wohl war für ein Mädchen, das zum erſten Male liebt, eine mehrjährige Trennung hart genug, aber hatte ihr Edmund nicht feierlich ſein Verlöbniß gegeben, war ſie nicht ſeines edlen, treuen Herzens ſicher? Da er ihr überdem verſprochen, in ſeinen Briefen nichts zu verſchweigen, was ſein Leben anbetraf, ſie zur Ratherin und Richterin aller ſeiner

Angelegenheiten zu machen, was wollte ſie noch? Vater Juſtus hatte ihr gar noch, als ſie von Oberhoff zurückkommend bei Annens Grabe verweilten, das Verſprechen gegeben, er wolle nicht Nein ſagen, mache ſich künftig Edmund zu einem Manne, wie er ihn für ſein Kind wünſche. — Sie ſelbſt hatte gar Vielerlei an dem Geliebten auszuſetzen, war ein zu bürgerlich-praktiſches Mädchen, um gar ſo blind für ſeine Fehler zu ſein. Nachdem die Trennung erfolgt, die Jugendilluſion zerriſſen, ſah ſie ſehr wohl ein, wie viel Edmund zum Manne, der ſeine ehrenvolle Stellung in der Welt nehmen, ein Weib beglücken, einen Herd gründen wolle, noch fehle, ſah dies um ſo mehr ein, als durch ſeine Abweſenheit in ihr die Eiferſucht, Furcht und mancher ſehr gegründete Zweifel an ſeiner Charakterfeſtigkeit die Oberhand gewannen. Andererſeits vertraute ſie indeß wieder dem inneren, ſittlichen Kern ſeines Herzens zu feſt, und hegte die Zuverſicht, gerade die Hinderniſſe, welche nunmehr ſeine Neigung gefunden hatte, ſo wie der überwältigende Abſchied mit dem mahnenden Liede der Jugend würden ihn zu ernſtem Streben anſpornen. Die größte Schwierigkeit ihres künftigen Glücks war Hennings, der Vater. Mathilde hatte indeß von der wahren Sinnesmeinung des Alten keine Ahnung und legte verzeihlicher Weiſe ſeine Freundlichkeit gegen ſie zu ihren Gunſten aus. Wenn ſie wirklich vor ſeinem Einſpruch mitunter Beſorgniß hegte, hoffte ſie doch wieder von der Zeit, der Energie Edmund's, ſo wie den milder werdenden Vatergefühlen Joſua's das Beſte. So errang ihr friſcher Charakter bald wieder die alte, regſame Fröhlichkeit.

Eins aber hatte ſie auf Annens Raſenhügel für immer gelaſſen, das ſüße Traumleben der Kinderzeit, die ſorgloſe Jugend ihres Herzens, ihrer Seele! Mit dieſem Tage ward jeglicher Duft der Kindernaivetät verweht, durch welchen ſie faſt ahnungslos aus der Geſpielin in die Geliebte Edmund's verwandelt worden. Sie hatten Beide ſo oft Prinz und Prinzeſſin, Papa und Mama, Ritter und Dame geſpielt, daß ſie es kaum empfanden, daß ſie ſich wirklich in einander vergafft hatten. Der Uebergang aus dem einen Zuſtande in den andern war ſo allmählig geſchehen, daß ſich Beide noch immer dabei wie die alten Kinder in ihren Träumen und Schäumen vorkamen. Das war vorbei! Die Sorgen vor Prüfungen und Gefahren, denen ihre Liebe nun unterworfen ſei, die reelleren Anforderungen der Vernunft ließen die alte Illuſion erbleichen. Die Zeit des Kampfes und Ringens nahte, mit ihr das Gefühl in Beiden, ſie ſeien nunmehr als fertige Menſchen in eine große, unbekannte, verführeriſche Welt geſetzt, um zu leben, ſich im Strome der Ereigniſſe als kühne Schwimmer zu beweiſen, nicht um zu träumen! — So fielen denn die bunten Feierkleider der Jugend von ihnen ab, und Schätzlein konnte gar kein geeigneteres Mittel wählen, ihnen dies recht tief zu Gemüth zu führen, als den Abſchied in Oberhoff! — Wenn Chriſtine ihrem Juſtus den Vorwurf machte: er könne Edmund nicht leiden, that ſie ihm bitter Unrecht. Der Trödler liebte wirklich den jungen Hennings mit einer faſt väterlichen Zärtlichkeit, welche aber nur ſelten oder nie unter der Strenge zu erkennen war, mit der er Edmund von Kindesbeinen an behandelt hatte. Juſtus war der Anſicht, daß „ein Bube immer ſcharf gehalten werden müſſe, ſolle ein Mann aus ihm werden“, und bei Edmund um ſo mehr, „als der arme Junge reinweg verzogen werde“. — So viel der Knabe auch von jeher um Schätzlein geweſen war, gelangen des Alten pädagogiſche Maximen bei demſelben herzlich ſchlecht, und je mehr Edmund heranwuchs, deſto klarer ſah Juſtus, wie vergeblich er ſeinen guten Willen an ihn verſchwendet habe, wie weit derſelbe von den Eigenſchaften entfernt war, die der Trödler für jeden guten Menſchen und wackern Mann ganz unerläßlich hielt. Der tiefe Groll gegen Edmund entſtand gerade aus dieſer ſeiner wahrhaften Neigung für ihn, ein Groll, mit wahrer Traurigkeit verbunden, weil ſich Juſtus überzeugt hielt, daß Edmund auf dem eingeſchlagenen Wege untergehen, oder zu ſpät erwachen müſſe. Ein Zorn erfüllte ihn gegen den jungen Mann, zu dem ſich noch ahnungsvolle Angſt bei der Entdeckung geſellte, Edmund liebe ſein einzig Kind. Er trat daher mit einem energiſchen „Nein" dazwiſchen, veranlaßte Hennings zur Strenge und zu dem Entſchluß, den jungen Mann auf drei Jahre nach S… zu ſchicken, und ſchwor ſich's zu, „dieſer Verbindung nie ſeinen Segen zu geben". Daß er mit Hennings verabredete, während der Zeit, welche bis zu Edmund's Abreiſe verſtrich, der Liebe der jungen Leute durch die Finger zu ſehen, geſchah nur, um jeden Auftritt zu vermeiden und Edmund wie Mathilden nicht zu einem verzweifelten Widerſtande zu waffnen, welcher jedenfalls nur Alles verſchlimmert hätte. Der Abſchied von Oberhoff nun ſollte nicht allein die jungen Leute zur Beſinnung bringen, ſie der leeren Phantaſterei der Jugend entrücken und in's reelle Leben führen, ſondern ihnen in dieſer ſchönen Erinnerung auch einen Mahner auf den Lebensweg geben. Schätzlein war überzeugt, daß, wenn nicht das Andenken an dieſe Abſchiedsſtunde von Mathilde, ihnen Allen, von ſeiner Jugend im Stande ſei, Edmund zu ernſtem Ringen zu vermögen, ſeinem Charakter und Willen einen Halt zu geben, ihn alle Verſuchungen überwinden zu laſſen, denen er ſich fortan ausſetzen müſſe, Edmund entſchieden verloren ſei.

Mathilde bedurfte für ſich zwar eines ſolchen Talismans nicht, wohl aber des Troſtes, der Hoffnung und des innigſten Anſchluſſes an die Eltern. Dies hatten Letztere gerade durch dieſe Art des Abſchieds erreicht, hatte ſich doch Juſtus ſelbſt durch denſelben zu ihrem Vertrauten gemacht. — Trotz ſeines Sarkasmus, ſeiner Eigenwilligkeit und ſo mancher Schwäche liebte Mathilde ihren Vater inniglich, aber nie hatte ſie ſeine Aufopferungsfähigkeit, ſeine reinen Wünſche für ihr Glück mehr verehren, in ihm den Vater ſtärker lieben gelernt, als an jenem unvergeßlichen Tage. Sie ſchmiegte ſich fortan feſter an ihn, denn ſie hätte es für ein Verbrechen gehalten, ihm irgend eine Nachricht über Edmund zu verſchweigen.

Juſtus ſpürte weder nach des jungen Mannes Briefen, noch fragte er nach ſeinem Wohlergehen, empfing aber auch jede Mittheilung über ihn mit dem alten Wohlwollen, behandelte ihn bei allen Geſprächen wie ſeinen Pflegeſohn, den Geſpielen ſeines Kindes, den blonden Knaben von ehemals, an deſſen Thun und Laſſen er den größten Antheil nahm, ohne doch zu vergeſſen, daß derſelbe leider ſeinen Mahnungen entwachſen ſei. Im Uebrigen war Schätzlein viel zu beſchäftigt und ließ die Frauen machen, was ſie wollten. —

Herr Joſua Hennings hatte, wie wir wiſſen, beim Scheiden ſeines Sohnes höchſt ſchwermüthige Gedanken. Es ging ihm wie Jedem, der ein Gut beſitzt, ohne es ſonderlich zu achten, und deſſen Wichtigkeit erſt einzuſehen anfängt, wenn er es plötzlich entbehren muß. Dann tritt es in den Vordergrund, erſt dann fällt Einem ein, was man damit beginnen, wie man ſich dadurch das Leben hätte verſchönern können, und ach, wie wenig man's gethan! Zum Gefühl der Traurigkeit und Bitterkeit kommt noch gewöhnlich die Furcht vor den Folgen, die aus ſolcher Achtloſigkeit entſtehen müſſen.

Eine Frucht der geringen Aufmerkſamkeit, die Hennings ſeinem Sohn von jeher gewidmet, war zunächſt die, daß Edmund ſich ſelbſt, den Dienſtboten, ſeinen Lehrern und den zufälligen Einwirkungen Schätzlein's überlaſſen war. Viele Köche verderben den Brei. Die verſchiedenartigen und entgegengeſetzten Einflüſſe, welchen Edmund unterworfen worden, hatten nur zu Folge gehabt, alle ſeine Begierden, Leidenſchaften und ſchlimmen Angewohnheiten um ſo freier zu entfalten. Sein Gefühl, von Natur leicht erregbar, verrauchte auch eben ſo leicht, ſein Trieb zur Thätigkeit war ein läſſiger, ſein Wille unentſchieden und unklar, kurz, ſein Charakter viel zu ſchwach, um nicht Alles für ihn befürchten zu laſſen. Edmund lernte bald, ſich als Sohn eines reichen Mannes anſehen und vom Ernſte der Arbeit, des Strebens, der ganzen menſchlichen Exiſtenz überhaupt nur ſehr ſchwache Begriffe hegen. Er meinte, Alles ginge nur ſo, jedes Ding ſei ſchrecklich leicht und das Leben ein Tanz auf Roſenblättern, wenn man eben nur Geld habe. Sein Hang zur Träumerei, zu ſüßem Nichtsthun, ſeine Leidenſchaftlichkeit, ſeine Freude am Sinnenreiz, am Glanz wie Wohlleben, und eine excentriſche Phantaſie beförderten noch die innere Kraftloſigkeit ſeines Charakters, die Sklaverei ſeiner ſelbſt.

Er beſaß aber trotzdem ein vortreffliches Herz, allem Guten und Hohen erſchloſſen, ein reges Gefühl für Recht und Unrecht, und den Ehrgeiz, aus ſich irgend etwas Bedeutendes, Großes zu machen. Er hatte Talent und eine natürliche Grazie, daſſelbe geltend zu machen, endlich einen ſcharf ausgeſprochenen Ekel vor der Lüge, der Gemeinheit und Dummheit.

Edmund vereinte ſomit alles Gute und Schlimme in ſich, was ein junger Mann etwa nur beſitzen kann, es fehlte eben nur an der weiſen, bildenden Hand des Erziehers, welcher die guten Triebe zu fördern, die ſchlimmen zu unterdrücken verſtand. So aber entwickelte ſich in ihm Alles durcheinander, nur ſein Charakter nicht. Näher dies zu unterſuchen und einzuſehen, fiel Herrn Joſua Hennings leider erſt kurz vor und nach der Trennung ein, und er ſah nunmehr, wie arg er das ihm von Gott verliehene Pfand vernachläſſigt habe. Dem Befehl des Vaters, Edmund zur Univerſität auszubilden, weil er Jura ſtudiren ſolle, war von Seiten des Inſtructors entſprochen worden, welcher keinerlei Mittel und Kunſtgriffe unverſucht ließ, ſeinem Zögling die nöthige Quantität Wiſſenſchaft beizubringen, um ihn die Abiturientenprüfung ſiegreich beſtehen zu laſſen, im Uebrigen ihm aber zu thun und zu laſſen erlaubte, was ihm beliebte. So kam Edmund mit genug eindreſſirtem Wiſſen, aber im Uebrigen noch wie ein Kind auf die Univerſität, und ſeine Schulden, Exceſſe und Tollheiten bewieſen Herrn Hennings bald, daß er ſich zu wenig um die innere Entwickelung ſeines Kindes bekümmert habe, daß ſich ein Charakter nicht anbefehlen, ſondern nur entfalten laſſe. Die Augen gingen eigentlich dem alten Herrn erſt bei dem Geſpräch mit Juſtus auf, als ihm derſelbe die Entdeckung des Liebesverhältniſſes machte. So tief es ihn beleidigte, daß Schätzlein den Sohn eines reichen Mannes ſo niedrig anſchlug, ſo betroffen war Hennings von der Richtigkeit deſſen, was der Trödler über denſelben ſagte, und eine Angſt kam über Joſua, eine Ahnung, die ihn in die fieberhafteſte Aufregung verſetzte, ihm die größte Reue und Selbſtverurtheilung zuzog. Er beſchloß fortan unnachſichtiger gegen Edmund zu ſein, und ſein letztes Geſpräch vor der Abreiſe drängte alle Sorgen ſeiner Seele in determinirte, beredte Worte, die er an das Herz, wie den Verſtand ſeines einzigen Kindes richtete. Hier fühlte er ſich das erſte Mal ganz Vater, empfand ſeine Verantwortlichkeit vor Gott, erkannte in ſich das erſte Mal den alternden Mann, der ſeine zeitliche Rechnung in Ordnung bringen, Inventur über ſein Leben halten müſſe, ach, — und die Bilanz befriedigte ihn nicht.

Dabei überſchlich ihn eine ſonſt ganz außer ſeiner Natur liegende Todesahnung, ja — es war ihm, als ſollte er den Sohn nicht wiederſehen, werde zeitiger ſterben, als es für das Wohl ſeines Kindes gerathen ſei. In dieſer Stimmung hatte er den Notar Lex zu ſich entboten und ein Teſtament aufgeſetzt, in welchem er Edmund zum alleinigen Erben eingeſetzt, kurz, alle diejenigen Verfügungen getroffen hatte, welche er zur Ordnung ſeines Vermögens nöthig hielt. Indeß ward die Unterzeichnung und Niederlegung ſeines letzten Willens auf dem Gericht von einer Woche zur andern verſchoben. Handelsgeſchäfte verhinderten ihn, von ſeinem Sohne lieſen auch ziemlich gute Nachrichten aus S… ein, und ſo meinte der joviale, immer noch lebensluſtige Papa Joſua, er habe die Sache auch gar zu ernſt genommen, und mit dem Sterben habe es gute Wege. So blieb das Teſtament ununterſchrieben.

Der Verkehr zwiſchen ihm und Schätzlein war indeß ſeit des Sohnes Abreiſe kühler geworden. Nicht allein war Hennings von der wenig ſchmeichelhaften Meinung beleidigt, welche der Trödler von ſeinem Sohne hatte, auch das Herz des alten Herrn war dadurch verwundet worden, daß

Schätzlein mit ſeiner Familie am Morgen der Abreiſe wegfuhr, um abſichtlich, wie es ſchien, Edmund zu vermeiden. „Der einfältige Narr!“ brummte Joſua. „Er braucht gar keine Angſt zu haben, daß Edmund ſein Schwiegerſohn wird; haha, davon werd' ich ihn befreien! Er hätte dem armen Jungen, der an ihm und ſeiner Familie von Kindesbeinen an wie eine Klette hing, wohl ein Ade und einen Glückwunſch gönnen können. Pah, Pack bleibt Pack!“ — Von der Begegnung in Oberhoff hatte er natürlich keine Kenntniß.

Der Trödler, welcher den kühlen Ton des Herrn Hennings und deſſen Urſache bald inne ward, war einerſeits wirklich zu ſtolz und ſeiner rechten Handlungsweiſe ſicher, um Hennings ein gutes Wort zu geben; auch lag ihm begreiflicher Weiſe wenig daran, daß der Alte hinter die eigentliche Bedeutung der Abſchiedsſcene kommen möchte. — So verfloſſen denn die erſten Monate, der nächſte Sommer, und mit ihm rückten die erſten Gerichtsferien heran. —

Ein Mutterſöhnchen ſein, iſt gewiß kein Glück zu nennen, aber ein Vaterſöhnchen im Sinne Edmund's, iſt vielleicht noch ſchlimmer. Wenn unter ſchwachen Frauenhänden alle Männlichkeit geknickt und die ganze Individualität des Knaben, die geiſtige wie leibliche, eine larmoyante, weibiſche Weichheit und Kraftloſigkeit erhält, wenn da gewiſſermaßen das Herz überentwickelt wird auf Koſten alles Andern, ſo iſt der Knabe unter Manneshand der Gefahr ausgeſetzt, daß ſein Herz hinter ſeinem Verſtande, die zarte ſeeliſche Entwickelung, das weite Gebiet der Empfindung ungefördert bleiben, während die Leidenſchaft, der kecke Wille, der Geiſt mächtige Jahresringe anſetzen. Was von Edmund's Gemüth wirklich entwickelt war, hatte er dem alten Schätzlein, ſeiner Geſpielin Mathilde, ſeinen innerſten guten Anlagen und die ſchwärmeriſche, ewig angeregte Phantaſie zu verdanken. Das Gefühl, eine Mutter zu haben, war ihm gänzlich fremd, und wenn er ſeinen Vater auch liebte, herrſchte zwiſchen ihnen weder das rechte Vertrauen, noch die eigentliche Innigkeit, denn Beides erzeugt ſich nur durch ſteten Umgang und genaues Zuſammenleben. Hätte Edmund ſelber mit einer geiſtigen Sonde ſein Inneres unterſuchen können, hätte er bald gefunden, daß er eigentlich den alten Juſtus viel lieber hatte, ihm viel mehr vertraute, ſo oft er auch Spott, Tadel, ſelbſt Schläge von ihm erhalten hatte, als ſeinen leiblichen Vater, für den er eine Art Furcht und Kälte empfand, obwohl derſelbe doch meiſt nur für ihn wohlwollende Mienen, Entſchuldigungen ſeiner Unarten und Geſchenke hatte. Zu Schätzlein's Familie zu gehören, war ihm etwas Natürliches, das gar nicht erſt in Frage kam. Der Sohn ſeines Vaters zu ſein, war etwas Beſonderes, worauf er ſich ordentlich einrichten mußte, glich faſt einer Charge, die ihm beſondere Vortheile brachte und eine beſondere Würde aufnöthigte. Seinem geſunden Verſtande kam alles das oft recht verzwickt und lächerlich vor, aber er hatte von Jugend auf ſo unter fremden Menſchen, ſo für ſich leben gelernt, daß es nicht zu verwundern war, wenn er ſich ganz in ſeiner Weiſe entwickelte und, wenn nicht bei Schätzlein, in ſich ſelbſt allein Halt und Befriedigung ſuchte. Dies hatte auch ſeine Gutes, inſofern es ihm doch eine gewiſſe Individualität verlieh, welche, zumal er Mathilden ſchwärmeriſch liebte und ehrgeizig phantaſtiſch war, eine Art Energie, einen Schwung annahm, der den jungen graziöſen Mann vortrefflich kleidete.

So kam er nach S…, begann ſeine juriſtiſche Carriere und ward zufolge ſeines Namens wie ſeiner Empfehlungen nicht nur bei Senator Wulfens und den Notabilitäten des Oberlandsgerichts vortrefflich aufgenommen, ſondern auch in die Cirkel der dortigen Kaufmanns- und Gelehrten-Ariſtokratie eingeführt.

Als Student waren bisher ſeine Commilitonen und Mathilde ſein einziger Umgang geweſen. Außer der Trödlerstochter, der Fürſtin ſeiner Jugendträume, hatte er kein anderes Mädchen kennen gelernt, wenigſtens keins einer Beachtung gewürdigt; der Salon und die grande parure der Oeffentlichkeit, obwohl immer anziehend für ihn, waren ihm in B. vollſtändig fremd geblieben.

Nun in S... that ſich ihm dieſe Zauberwelt auf. Reichthum und modiſche Bildung, Kunſt und Literatur, wie der Duft geſellſchaftlichen Lebens nahmen ihn in ihren weiten Schooß, und da er hübſch, Erbe eines reichen Mannes und talentvoll war, ſich leicht in alle Formen der Geſellſchaft fügte, ja, ſpielend mit ihren kleinen Launen und Eitelkeiten bekannt machte, ward er bald der Allerweltsfreund, ein kleiner Löwe, den keine noble Soirée zu S... entbehren konnte. Die Briefe, welche er an den Vater richtete, noch mehr diejenigen, welche Herr Hennings über ſeinen Sohn aus S... empfing, gaben dem alten Herrn nicht nur die Gewißheit, ſein Edmund ſei doch ein ganzer Kerl voll Courtoiſie wie er ſelber, werde von allen geachtet und flattirt, ſondern auch, daß man mit ihm als junger Rechtsgelehrter recht zufrieden ſei. Dies war allerdings auch der Fall, denn Edmund verwendete nun allen Fleiß auf ſeine Carriere, nicht, weil er ſie liebte, ſondern in ihr vorwärts kommen mußte, wollte er unabhängig werden und bei ſeiner Umgebung wirkliche Bedeutung gewinnen. Ein Auscultator, fühlte er, war doch eine zu große Null unter den vielen benannten Zahlen des öffentlichen Lebens.

Hennings senior war alſo über ſeinen Sohn unendlich entzückt, ſah gerade ſein Leben in den feinen Cirkeln zu S... als das ſicherſte Mittel an, die Tröblerstochter aus ſeinem Herzen zu verbannen, und wußte es Schätzlein ordentlich Dank, daß er ihn ſelbſt auf die Idee gebracht hatte, Edmund fortzuſchicken.

Die Briefe indeß, welche Edmund, treu ſeiner Liebe und ſeinem Verſprechen, allmonatlich an Mathilden ſchickte, brachten, ſo ſehr ſie anfangs entzückten, nach und nach eine immer ſchmerzlichere, peinlichere Wirkung hervor. Da ſie wirklich der treue Spiegel ſeines Lebens waren, ſo machten dieſe Aufzählungen der Bälle, Matinés, dieſe ſchwülſtigen Beſchreibungen intereſſanter Cirkel, hoher Kunſtgenüſſe, luxuriöſer Mahlzeiten, welche er durchflatterte, auf Mathilden einen erlahmenden Eindruck. Je mehr die Briefe des Geliebten der alten Einfachheit entbehrten, deſto mehr ſah der jauchzende Sinnenrauſch aus ihnen hervor; je weniger ſie den alten herzlichen Ton, der ſo überzeugend wirkte, anſchlugen, deſto klarer ſprach aus ihnen der Witzbold, der Schöngeiſt, der Damenheld. Freilich war Alles ungezwungen, aufrichtig und mit alter Zärtlichkeit geſagt, Alles hatte Bezug auf Mathilden, und kein Brief kam ohne neue Schwüre und glühende Seufzer, aber doch war es nicht mehr der alte, liebe, urſprünglich derbe Edmund, der zu ihr redete! Sie ſah einen Schatten über ihre Liebe heraufziehen, ſchwer und unglücksvoll, ſah den Theuren im tiefen Strudel einer andern Welt, für welche die Trödlerstochter nicht paßte, verſinken, und ahnte, daß ſich ihres Vaters ſchlechte Meinung von Edmund rechtfertigen, ihre Vereinigung mit ihm nie möglich werde.

Wie ſtellte ſie ihm nicht alles das in ihren Antworten vor, wie ſorgte, ſchalt und klagte ſie nicht mit der ganzen Bangigkeit, Eiferſucht und Sorge ihres gequälten Herzens! Umſonſt! Das nächſte Schreiben Edmund's ſchlüpfte ſchäkernd über alle Zurechtweiſungen hinweg, brachte die alten Gelöbniſſe, ſuchte Mathilden mit Vernunftgründen zu überzeugen, wie nothwendig dieſer bon ton ſei, aber dieſer bon ton brachte Mathilden um und ward nur Grund zu neuen, tieferen Qualen.

Es ſchien höchſte Zeit, daß die Gerichtsferien heranrückten und dadurch Gelegenheit gegeben war, perſönlich ſo manchen Zwieſpalt der Liebenden zu erledigen, denn es hatte ſich bereits zwiſchen ihnen eine Mißſtimmung eingeſchlichen, wie ſie bis dahin noch nie, ſelbſt in der Kinderzeit nicht beſtanden hatte.

Mutter Chriſtine theilte die Anſichten und Beſorgniſſe Mathildens ganz und gar, ebenſo Beate, ihre alte Vertraute. Mathilde, ſo ſehr ſie den Vater liebte und ihm Vertrauen ſchenkte, konnte es aus leicht verzeihlicher Bangigkeit nicht über ſich gewinnen, Juſtus ihren eigentlichen Schmerz mitzutheilen. Der Alte aber hatte tauſend Ohren und wunderbar ſcharfe Augen. Er bildete ſich aus dem Benehmen ſeiner Tochter, ihrem oft bleichen, bewegten Ausſehen und der gedrückten Stimmung ſeiner Frau, wie aus verſchiedenen Nachrichten und Notizen, welche er einzog, ein Geſammturtheil über Edmund, welches der Wahrheit außerordentlich nahe kam.

„Morgen iſt der erſte Auguſt,“ ſagte Schätzlein eines Tages beim Mittagseſſen, „in etwa zwei Tagen wird Edmund kommen! — Da ich weiß, Herzenstochter, wie ſehr es ihm bei den vornehmen Leuten ſowie den feinen Mamſells in S... gefällt, bin ich auch überzeugt, Du haſt genug Mädchenſtolz, ihm den Abſchied vom „kalten Stein“ nicht wieder ſo ſchwer zu machen, wie's erſte Mal. Er kommt ſonſt am Ende nicht wieder! Wenn Du ihn ſprechen mußt, zufällig eben nicht umhin kannſt, — richt's ſo ein, daß ich mich nicht drein zu miſchen brauche, und kannſt Du es ermöglichen, laß es — das letzte Geſpräch ſein!“ —

Edmund war nach der Heimath unterwegs. — Seine Gedanken wie ſeine Stimmung waren ſehr getheilt. Einerſeits weilte er mit Vergnügen bei den Genüſſen der letzten Saiſon zu S..., bei den gewählten Geſellſchaften, den ſchönen Augen und blendenden Nacken, den Unterhaltungen voll Witz und Grazie, welchen er ſoeben entflattert, anderntheils regte ſich in ihm eine brennende Erwartung Deſſen, was er in der Heimath wiederzufinden hoffte, zugleich eine leiſe Ahnung, daß wohl nicht Alles ſo ſein dürfte, wie ſeine Phantaſie ihm vorſpiegelte. Mathildens und ſeines Vaters Bild malte er ſich in den leuchtendſten Farben, doch die Erinnerung an Schätzlein, Chriſtinen und Beaten hatte für ihn etwas Peinliches, das er umſonſt zu unterdrücken ſtrebte. Er war der Einfachheit und bürgerlichen Naivetät dieſer Leute entwachſen, und der Gedanke machte ihm großes Unbehagen, daß ſie ſich auf denſelben Standpunkt wie früher zu ihm ſtellen könnten, ihn mit der zutraulichen, derben Rückſichtsloſigkeit behandeln würden, welche ſie ihm ſonſt gewidmet hatten. Die alte Hofmeiſterei und Cordialität hatte für ihn etwas Erniedrigendes, und er beſchloß eine

Haltung und einen Ton anzunehmen, welche eine übergroße Vertraulichkeit nicht aufkommen ließen. —

Als er bei ſinkender Sonne am Oberhoff vorbeifuhr, überkam ihn indeß die Erinnerung des damaligen Abſchieds ſo mächtig, wurde ſo Herr über ihn, daß er ſich plötzlich in die alte Zeit zurückverſetzte, im Geiſte Vater Juſtus lächelnd vor ſich ſitzend ſah mit der alten Guitarre im Arm und dem rührenden, einfachen Liede auf der Lippe. Tauſendmal beſſere Melodien, herrlichere Stimmen, reizendere Lieder hatte er ſeitdem gehört, aber den Zauber dieſer Klänge, verwebt mit allen ſtrahlenden Stunden der Kinderjahre, erreichte keins.

„Drei Dinge giebt's im Leben,
Die nimmermehr vergehn!"

ſummte er ſelig vor ſich hin. — Er ſang das Lied indeß nicht zu Ende, der Text ärgerte ihn, der einfältige, pedantiſche Text voll Ungereimtheiten und einer rechten Schulmeiſterlangweiligkeit. — Am Kirchhof vorüberkommend, lenkten ſich ſeine Betrachtungen beſonders auf Mathilden, und wie er ſich ihr Bild in den ſtrahlendſten Farben ächter Schwärmerei ausmalte, bemerkte er kaum, daß der Wagen das Thor von B. bereits paſſirt hatte. Die Abenddämmerung war eingetreten, als die Poſtchaiſe vor dem Hauſe hielt, der Schwager ſein fröhliches Trallira blies und Papa Hennings aus dem Laden eilte, ſeinen Sohn zu empfangen.

„Willkommen, willkommen! Tauſendmal willkommen, lieber Sohn!" rief Herr Joſua, ſeinem Edmund aus dem Wagen helfend und ihn umarmend.

„Guten Abend, beſter Vater! Da haſt Du mich wieder. Viel Grüße aus S...!" —

„Danke, danke! Komm nur erſt hinein und laß den Leuten die Sorge für die Sachen. Dein Zimmer iſt ja ſchon ſeit vierzehn Tagen in Ordnung!"

Darauf führte Hennings ſeinen Sprößling in den Laden, wo derſelbe von Schurrig und dem Perſonal begrüßt wurde. — Nach einigen kurzen Erkundigungen, welche er des Anſtands wegen an Dieſen und Jenen richtete, folgte er dem Vater hinauf in's Wohnzimmer, wo bereits Alles zu einem delicaten Souper vorbereitet war. — Nachdem Edmund in ſein altes trauliches Stübchen geeilt war, ſich der Reiſekleider wie des Staubes zu entledigen und verſchiedene Briefe aus dem Koffer zu nehmen, welche er dem Alten übergab, fanden Vater und Sohn endlich Muße, ſich auszuplaudern. —

„Ich hatte Dich ſchon geſtern erwartet, lieber Edmund, und war deshalb nicht ausgegangen, aber wer nicht kam, warſt Du!" —

„Ganz beſtimmt wäre ich, meinem Schreiben gemäß, ſchon geſtern eingetroffen, aber ich bin in S... mit Viſiten nicht fertig geworden und durfte eine Einladung Wulſens' auf ſeinen Landſitz unmöglich ausſchlagen, denn ich bin ihm in jeder Beziehung die größte Achtung ſchuldig!" —

„Ei gewiß, gewiß! Kann mir denken, wie man Dich aufgenommen hat, hab's aus allen Briefen erſehn! Na gut, daß Du da biſt. Ein herzliches Glas zum Willkommen im „kalten Stein"!" —

Joſua Hennings klingelte darauf, und Beate erſchien mit dem Eſſen. Auf ihr altes Anrecht pochend, begrüßte die Gute ihren „Musje" in herzlicher, derber Weiſe, bewunderte ſein nobles Ausſehen, und daß es ihr vorkäme, als ſei er ordentlich noch gewachſen, erſtaunte über ſeinen gewichſten Schnurrbart, und hätte gern mit gutgemeinter Zudringlichkeit ein Langes und Breites gefragt, doch das kurze, verlegen lächelnde Nicken Edmund's, ſein abweiſendes: „Ein ander Mal, Beate!" wie der bedeutſame Wink des Vaters machten die Alte ſofort verſtummen und verſchwinden.

„Er iſt vor mir die erſten vierundzwanzig Stunden gewiß ſicher! — Die arme Mathilde! — Nein, hat ſich Der geändert, Du lieber Himmel! Und hab' ihn doch gehegt und gepflegt, als er noch unterm Küchentiſch bequem durchlaufen konnte!" — — —

„Lieber Vater, eh' wir eſſen, willſt Du nicht erſt die Briefe von Wulſens, Toldt und Wedel leſen?" —

„Lange nur zu, die Briefe leſe ich morgen beim Kaffee. Erzähle mir lieber von Deinem Thun und Treiben in S…, von den Kreiſen, in denen Du Dich bewegſt, kurz gieb mir ein Bild von den Leuten. In Deinen Briefen, die, nebenbei geſagt, merkwürdig flüchtig geſchrieben und parfumirt ſind (das kann ich bei einem Manne nicht leiden), habe ich doch nur Einzelheiten erhalten!" —

„Wenn Du bedenkſt, Papa, daß ich am Tage über den Acten ſitze und Abends Tag für Tag in Geſellſchaft muß, oft ſpät und todmüde nach Hauſe komme, wirſt Du das wohl verzeihlich finden, nicht wahr?"

„Ja, wenn man an Herrn So und So, nicht wenn man an ſeinen Vater ſchreibt, liebes Kind!"

„Nun, nun, künftig will ich Dich möglichſt befriedigen, lieber Vater. Was meine Carriere anbetrifft —"

„Das weiß ich! — Man iſt mit Dir zufrieden, und Du haſt das Referendariatsexamen vor Dir. Ueber Deinen Umgang kläre mich auf!" —

„Was Senator Wulſens in S… gilt, brauche ich nicht zu wiederholen. Sein Haus iſt der Sammelplatz aller Nobleſſe, alles Reichthums. Man hört da von aller Herren Ländern reden, und zwei bis drei eigene Schiffe in See, eine Factorei in Kalkutta, Madras oder Valparaiſo zu haben iſt ein Ding, über das man weiter kein Aufhebens macht. Das enorme Vermögen Wulſens' wie ſeine auswärtigen Verbindungen geſtatten ihm einen Luxus zu entfalten, den nachzuahmen ſämmtlichen kleineren Kröſuſſen, beſonders ihren Frauen, viel Kopfſchmerzen verurſacht!" —

„Hähä, glaub's gern! Und doch, mein Sohn, war Wulſens' Vater nur ein ſimpler Commis, und ſervirte in demſelben Geſchäft, wo ich lernte! Das macht aber der Fleiß, die Klugheit und großes Glück. Hat der Senator viel Familie?" —

„Seine Frau iſt eine noch wohl conſervirte Dame von überaus feiner Lebensart. Etwas empfindſam und nervös, aber liebenswürdig, beſonders wenn ihr auf geſchickte Weiſe geſchmeichelt wird. Sie haben viel Kinder, drei Söhne und vier Töchter, wohldreſſirt auf alle Anforderungen ihres Standes und Namens.“ —

„Sieben lebendige Kinder? Heiliger Gott! — Nun, mein Sohn, dann laß Dir ſagen, daß das große Vermögen des Senators nach ſeinem Tode, die Wittwe mitgerechnet, etwa achtmal ſo klein werden wird. Jedes Kind wird alſo in achtmal geringeren Verhältniſſen zu leben haben, was für Manchen gar keine kleine Arbeit iſt!“

„Nun, bei drei Millionen, denn ſo reich hält man Wulſens, kommt immer noch ein nettes Sümmchen auf jeden Einzelnen, vorausgeſetzt, daß die Maſſe in gleiche Theile geht.“ —

„Wart 'mal! — Na ja, — etwa 430,000 Thaler kommen auf Jedes. A la bonheur! Es frägt ſich nur, ob ſein Vermögen wirklich ſo groß iſt, wie man es ſchätzt, die Leute ſchwatzen immer mehr, als wahr iſt. Sind die Töchter hübſch? Wie?“ —

„Es läßt ſich wirklich aushalten, Papa! Sie haben einen ſchönen Teint, tanzen vorzüglich, ſprechen zwei Sprachen und wiſſen auch eine Etude zu ſpielen, ohne ſtecken zu bleiben, das iſt aber Alles. Dagegen haben ſie aber noch eine artige Portion Ignoranz und Dummheit, Gott behüte jeden jungen Mann!“

„Hm, hm! Nun zu den Anderen! Was macht Freund Wedel, er ſoll zwei allerliebſte Töchter haben?“ —

„Gewiß! Wahre Virtuoſinnen. Hulda ſingt vortrefflich und malt allerliebſt, Leonore dichtet eminent und will nächſtens ein Buch herausgeben. — Die Damen, obwohl etwas eitel, ſind von jenem feinen Duft der Poeſie erfüllt, welcher bezaubernd in alle Herzen dringt, und ſo kann es denn nicht fehlen, daß beſonders Künſtler und Gelehrte dieſe Damen umſchwärmen, obwohl Beide mehr intereſſant als hübſch ſind.“

„Wedel iſt nicht vermögend, nicht wahr?“ —

„Ich denke, nein! Obwohl er eine brillante Praxis hat, glaube ich kaum, daß nach ſeinem Tode etwas übrig bleiben wird. Er muß ein großes Haus machen, um ſich auf dem Niveau der Geſellſchaft zu halten.“ —

„Natürlich, und vom Singen, Malen und Dichten können dann ſeine Hinterbliebenen ſatt werden! — Das iſt nichts! — Sieh, Edmund, ich liebe einen vernünftigen Luxus. Reiche Leute zumal haben die Pflicht, ſich mit Glanz zu umgeben, damit Induſtrie und Kunſt gehoben werden. Man treibe dies Alles, vorausgeſetzt, daß man es eben mit dem Beutel aushalten kann, und es nicht in hohle Sucht zu glanzen ausartet. Aber auch ein Cröſus kann Ausgaben machen, für die er doch nicht reich genug iſt, und ein Vermögen iſt bald verzettelt, wenn man ohne Wahl ſeinen begehrlichen Sinnen fröhnt. — Ich rathe Dir, Dich mit Wedels nicht allzu vertraut zu ſtellen, daß Du Dich nicht mit den Töchtern hineinreiteſt. Die Künſte, welche ſie treiben, ſcheinen mir ſehr auf den Pechſtiefel abgeſehn!“

„Haha, keine Scherze, lieber Vater! Ich bin von Hulda wie Leonoren ſehr eingenommen, heirathen möchte ich keine von Beiden!“

„Toldt iſt eine überaus reſpectable Firma. Wie gefällſt Du Dich in dieſem Hauſe?“ —

„Sehr gut, nur geht es da bedeutend ſtiller zu. — Es ſind eben Leute nach dem alten Schlage, und ſelbſt ihr großer Luxus trägt das Gepräge des Vergangenen. — Sie ſind eben ſo tadellos, wie reich, und haben einen einzigen Sohn, der, wie die Eltern, einem ſteifen, mittelalterlichen Holzſchnitt gleicht, und dabei vor zwei Tagen das enorme Glück gehabt hat, ſich mit einem jungen, ſchönen, lebensluſtigen Mädchen zu verloben, einer Waiſe mit 900,000 Thalern.

„Schade, ſchade! — Wohin kommſt Du ſonſt noch? Es wäre doch ſeltſam für einen flotten Jungen wie Du, der Talent, guten Namen und treffliches Ausſehn hat, wenn er nicht bei den Weibern große Eroberungen machte! —

Was? — Du Schlingel, willſt nur nicht mit der Sprache 'raus! Vorwärts alſo, brauchſt Dich nicht zu geniren! War auch ein verdammter Kerl, wie ich jung war —, doch —, doch mit Ehren, verſteht ſich! Hab' mir nie 'was vergeben, Sohn! Na, mach' Deine Bekenntniſſe!“ —

„Mein Gott, Vater, die jungen Mädchen, welche ich Dir eben genannt, gefallen mir alle. Jede hat etwas Feſſelndes, und ich weiß, es liegt nur an meinem Willen, wenn man mich nicht viel liebenswürdiger findet, als ich zu ſein die Ehre habe. Ich wüßte kaum Eine, bei der ich eines Korbes ganz ſicher wäre. So ſind noch Viele, z. B. die Töchter des Commandanten von Schöller, des Banquier Gemmersberg, — ach, wer nennt die Völker, zählt die Namen! Lauter reizende Figürchen! Jede mit einer blendenden Tugend und wo möglich zwei ſtillen Laſtern! Schöne Augen, Teints wie Schnee, Roſenwangen und —, genug, es iſt göttlich, unter ihnen zu leben, das iſt gewiß, ob es aber halb ſo ſchön iſt, Eine von ihnen zu heirathen, bezweifle ich!“

„Ein verdammter Kerl,“ lachte Herr Joſua, „ganz wie ich, wahrhaftig! Flattert von Blume zu Blume und bindet ſich an keine, hahaha! — Aber Spaß bei Seite, Edmund! Das muß doch auch einmal ein Ende nehmen! — Sieh, ich habe in dieſem Junggeſellenleben, in Bekanntſchaften und Affairen mich auch immer wohl gefühlt, aber zu wohl, ſo daß ich nicht wieder herauskam, und das war ein großes Uebel. Ich wurde dadurch eigentlich verdorben für die Ehe, das Gefühl der Häuslichkeit, der Familie ging mir ab, — kurz, — Edmund, obwohl Du bis zum Aſſeſſor noch warten kannſt, wünſchte ich doch, daß Du Dich ſo zeitig wie möglichſt verheirateteſt! Ich möchte, ehe ich ſterbe, meinen Namen fortgepflanzt, das Vermögen in meiner Familie zuſammengehalten wiſſen, möchte nicht ſo allein und einſam wie ein alter Junggeſelle in Dienſtbotenarmen, ſondern inmitten der Meinen, an dem traulichen Herde ſterben, den mir mein Sohn bereitet! — Ach zum Kuckuk, ich werde ordentlich bewegt! — Stoß an, Sohn, auf Dein künftiges Glück; — haſt Du denn gar Keine gefunden, für die Du Abſonderliches verſpürteſt, die Dir wenigſtens unter Allen aufgefallen wäre? Verſtehſt Du, ſo von Anfang an! Gleich beim erſten Begegnen! Wie?" —

Edmund ward verlegen. Das Ausfragen des Alten wurde ihm peinlich, und er ſchien ſich einer Auskunft zu ſchämen, welche er ſich ſelbſt noch nicht einmal ertheilt hatte.

„Mein Gott, beſonders aufgefallen! — Ja, nun ja, aber —"

„Hihi! Hab' ich Dich? — Wer iſt's? Erzähle! —"

„Ich habe zu erwähnen vergeſſen," ſagte Edmund ſcheu und faſt unwillig, „daß Senator Wulſens eine Schweſter hat, die an einen Baron von Wolkenſtein verheirathet war und eine einzige Tochter, Aſtarte, beſitzt. Da Du doch ſo genau fragſt, geſtehe ich Dir, daß Aſtarte wirklich ſeit unſrer erſten Begegnung einen ganz außergewöhnlichen Eindruck auf mich gemacht hat. Sie iſt die anerkannte Schönheit von S…, und zwar eine jener ſeltenen, untadelhaft-ſtrengen Schönheiten, von einer Majeſtät und Lieblichkeit, wie ſie mir noch nicht vorgekommen. Sie zeigt die vollendetſte Grazie und alle geſelligen Talente einer vornehmen Dame, nur daß ſie zu ſtolz iſt, mit denſelben erobern zu wollen!"

„Hat ſie Vermögen?" —

„Das, Papa, habe ich noch nicht unterſucht!"

„Von Seiten ihres Großvaters, des alten Wulſens, unter dem ich lernte, kann das nicht erſchrecklich weit her ſein. Hat alſo ihr Vater, der Baron, nichts hinterlaſſen, dann fürchte ich, dieſe Baroneſſe Aſtarte von Wolkenſtein mit ihren ſtolzen Talenten dürfte mir die allerkoſtſpieligſte Schwiegertochter von den Genannten werden! Pah, eine ſtolze Baroneſſe, und ihrer leiblichen Mutter leiblicher Vater war Handlungscommis, welcher Düten drehte wie Einer!" —

„Lieber Vater, ich habe Dir auch Baroneſſe Aſtarte noch nicht als Schwiegertochter präſentirt! Du fragteſt mich nur, welche Dame auf mich den meiſten Eindruck gemacht, und ich antwortete die Wahrheit!“

„Gut, gut. Wir reden weiter davon! Laß uns zu Bett gehn, Du wirſt wohl müde ſein!“ — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Nachdem Vater und Sohn bei Rothwein und Kapaun ſich alſo unterhalten und faſt mit einer Mißſtimmung geendigt hatten, wurde ein anderes Geſpräch, ungleich kürzer, bei Schätzlein geführt. — Juſtus war nach dem Abendeſſen noch in der Wohnſtube bei der Prüfung eben angekaufter Kupferſtiche beſchäftigt, während ſich Mathilde klopfenden Herzens der Mutter nach in die Küche geſchlichen hatte, denn ſie wußte, Beate war gekommen und hatte Nachricht von der Ankunft Edmund's gebracht.

So unbemerkt und ſcheinbar abſichtslos Mutter und Tochter auch Juſtus verlaſſen hatten, auch mit dem Geräth in der Küche brav klapperten, um das Flüſtern mit Beaten zu verbergen, wußte Schätzlein doch recht gut, was die Urſache ſei. Als nach einer Weile die Frauen in Sicherheit gewiegt lauter redeten, trat Juſtus langſam an die Thür und lauſchte mit ſorglicher Miene den Reden, welche in der Küche gewechſelt wurden.

„Alſo er hat ſich ſo verändert?“ fragte Mathilde mit zitternder Stimme.

„Und wie!“ rief Beate. „Er iſt gar nicht mehr der gute, treue Junge, der luſtige Studente mit den großen Stiefeln, der Reitpeitſche und den munteren Schnurren von ehemals, die doch ſo recht aus 'm Herzen kamen. Einen gedrehten Schnurrbart trägt er, geht nach der neueſten Mode und ſpricht ſo trocken, ſteif und vornehm, ach, Du mein Himmel! Wie ich's Eſſen 'rein brachte und ihn bewillkommte, hat er ſeiner alten Beate nicht 'mal die Hand gegeben, hat blos genickt und geſagt: „Ein ander Mal, Beate,“ und wie ich mit ihm plaudern wollte, ſchnitt er ein Geſicht, als wüßt' er nicht, ob er lachen oder ſich ſchämen ſollte! Ganz verwandelt iſt er!“

„Beate, Du biſt nur ſo erboſt auf ihn, weil er Dir nicht gleich Rede ſtand!“ warf Mathilde dazwiſchen.

„Schon gut, ich weiß, was ich weiß! Edmund wie der Alte wollten mich nur raſch los ſein, denn ſie hatten gar ſeltſame Dinge auf dem Herzen, Tildchen! Ich hab' Alles gehört, denn Sie können ſich denken, daß ich argwöhniſch wurde und an der Thür gehorcht habe!“ —

„Pfui, Beate, wie unrecht!“

„Ja, pfui immerzu, aber ich hab' auch gehört, daß ihn der Alte gefragt hat, ob ihm denn kein Mädel in S... gefällt? Da erzählte Edmund denn von Wulfens und Wedels und, wer Geier weiß, von welchen Frauensleuten, und der Alte rechnete ſchon aus, wie viel Vermögen Jede hätte. Auf eine Baroneſſe As—, Aſt—, Du lieber Gott, hab' ich den verrückten Namen vergeſſen! Mit As fing er an, kurz, auf eine Baroneſſe Wolkenheim, oder ſo 'was, iſt der Herr Edmund ganz verſeſſen, aber der Alte ſchien ſchlechte Luſt zu haben! Warten Sie's nur ab, in ein paar Tagen wird ſich ſchon Alles zeigen!“

„Es iſt aber doch ganz unmöglich, Beate,“ ſeufzte Chriſtine. „Wer Edmund beim Abſchied ſah, kann's nimmermehr glauben! Paßt auf, es kommt doch beſſer, als wir denken.“

„Ich muß ihn ſprechen, Beate, will den Verſuch machen, ob er mir ausweicht; Mutter! laß uns morgen Nachmittag auf den Friedhof zu Annen gehen, und Beate mag es ihm ſagen. Kommt er nicht, dann —, dann ſoll Beate recht haben.“ —

„Es iſt das Beſte,“ antwortete die Mutter, „dann kommſt Du doch wenigſtens einmal in die Ruhe. Warſt Du doch in den letzten Monaten in ewiger Aufregung!“

„Gut, Madame Schätzlein. Morgen früh werd' ich's ihm ſagen. Wollen ſehen, ob ſich eine erfahrene Perſon wie ich täuſcht. Haben wir's nicht ſeinen Briefen den ganzen Winter und das Frühjahr über angeſehen, daß er von ſeiner Mathilde, ſeinen Verſprechungen und den Leuten im „kalten Stein“ herzlich wenig wiſſen will, und nur noch Schande halber ſo thut, als gingen ſie ihn 'was an?“

Schätzlein trat von der Thür weg, er wußte genug. — Schnell zündete er ſeine Pfeife an und qualmte heftig vor ſich hin, während er in die Lampe ſtierte. Bald lächelte er höhniſch, bald murmelte er, wie zornig bewegt. —

Als die Frauen hereinkamen, fanden ſie ihn eifrig leſend, und man ging ohne große weitere Unterhaltung zu Bett. — — — — — — — — — —

Ihre empörten Gefühle, ihr gekränkter Stolz hatten die alte Beate verleitet, Edmund's Sünden im ſchwärzeſten Lichte darzuſtellen und der armen Mathilde wie Mutter Chriſtinen eine ſchlechte Nacht zu machen. Mit der Wichtigkeit, die ſich dieſe Gute als Erzieherin Edmund's und Vertraute ſeiner Liebesgeheimniſſe anmaßte, ließ ſie den jungen Mann am andern Morgen, nachdem Papa Hennings in's Geſchäft hinabgegangen war, ihre Verſtimmung empfinden. Da Edmund dies aber nicht verſtehen zu wollen ſchien, ſondern ſich trällernd anſchickte, Viſiten zu machen, konnte ſie ſich nicht länger halten.

„So? Alſo Herr Edmund vergeſſen wohl ganz, wem Sie Ihre Liebe und Treue geſchworen haben und daß Sie Nachmittags an Annens Grabe Geſellſchaft finden können. Sie natürlich denken an nichts, als — als an die Baroneſſe!!“ —

Edmund ſchrak furchtbar zuſammen und ſtarrte Beaten an, indem er ſich heftig auf die Lippen biß.

„Beate, ich bin Dir vielen Dank ſchuldig, und den werde ich nie vergeſſen, eben ſo wenig wie meine übrigen Pflichten. Eine Idee muß ich Dir aber benehmen, nämlich die, ich ſei der Knabe noch, den Du hofmeiſtern kannſt. Was ich thun und laſſen ſoll, iſt meine Sache, und ich rathe Dir, Deines eigenen Vortheils wegen, miſch' Dich nicht hinein!“

„O ſchön, junger Herr, gut, junger Herr! Von heute ab wird mich auch nichts mehr 'was angehen! Werd' mich nicht mehr hergeben, Ihre heimlichen Briefe —“

„Die brauchſt Du auch nicht mehr zu beſtellen, eben ſo wenig wie Du den Spion an der Thür zu machen haſt, wenn ein Sohn mit ſeinem Vater ſpricht! Ich habe ſonſt eine alte, treue, gutherzige Beate gehabt, von der ich mir Vieles gefallen ließ, weil ſie eben meine alte Beate war, eine gemeine Horcherin und Klatſcherin verachte ich!“ —

Beate ging zornſprühend hinaus und warf die Thür in's Schloß, um ſich in der Küche auszuweinen. Sie war zu der traurigen Einſicht gekommen, daß ihr unumſchränktes Reich gänzlich vorüber und Edmund „ſo ſchlimm geworden ſei, daß eine treue Perſon, wie ſie, dem Undankbaren den Rücken wenden müſſe“. Sie gelobte ſich ſteif und feſt, daß kein Wort über ihn ferner von ihren Lippen gehen ſollte. Ihre Erbitterung war tief und in ſofern gerecht, als ſie, nachdem ſie die Vertraute ſeiner Liebe geweſen, ſich am wenigſten einer rauhen Behandlung verſehen konnte. „Mit dem bin ich fertig!“ ſagte ſie, indem ſie zornig die letzte Thräne aus der Wimper wiſchte. —

Edmund's Erbitterung über Beatens Horcherei war eben ſo natürlich. Aber die Art, wie er mit der alten Wirthſchafterin umſprang, ſchien mindeſtens unbeſonnen. Die Macht, welche ſie über ihn als Knaben geübt, der Einfluß, den er ihr ſelbſt als Vertrauten ſeiner Neigung eingeräumt, ließ ſie bei ihrer geringen Bildung eben die Grenze zwiſchen Recht und Unrecht vergeſſen. Dies hätte Edmund bedenken ſollen. Sein Zorn und Schrecken zugleich entſprang aber aus der fatalen Gewißheit, Beate habe ſeine Aeußerungen über Aſtarte gehört und ſie ſogleich Mathilden mitgetheilt. Daß er hierüber ſo in Harniſch gerathen könne, bewies ihm ferner zu ſeiner eigenen Beſchämung, daß er ſich ſelbſt ſchuldig fühle. Er ärgerte ſich nachträglich über ſein kaltes Benehmen gegen Beaten und ſuchte es im Laufe des Tages möglichſt gut zu machen, aber die gekränkte Wirthſchafterin ſah hierin erſt recht, wie gegründet ihr Argwohn ſei, und ſetzte ihm ihrerſeits einen trockenen Ton entgegen, der den Triumph über den jungen Mann beſiegelte.

Nachmittags ſchützte Mathilde Einkäufe vor, um ſich bei Juſtus zu beurlauben, und wanderte ſo erregt wie ungewiß nach dem alten Orte des Stelldicheins.

Juſtus, nachdem er Chriſtinen einen Geſchäftsgang aufgetragen und nun allein war, wartete ab, bis Beate ſich im Hofe blicken ließ, winkte ſie zu ſich herein und drang ihr ein umfaſſendes Bekenntniß über Edmund ab, welches ihr durch ihre jetzige Stimmung natürlich ſehr erleichtert wurde.

Ungewiß, ob ſie Edmund finden würde oder nicht, betrat Mathilde den Kirchhof. Ein freudiger Schreck durchzuckte ſie, als ſie ihn von fern ſchon unweit Annens Gruft auf und nieder gehen ſah.

Wir würden Edmund ſehr Unrecht thun, wollten wir glauben, nur Scham und ein gewiſſes Schuldbewußtſein allein habe ihn hergetrieben. Er fühlte ſich allerdings nicht ganz vorwurfsfrei, hatte leider nun die Entdeckung gemacht, Aſtartens Bild ſchwebe ihm häufiger vor, als es für ſeine Neigung zu Mathilden gut ſei, aber trotzdem liebte er Mathilden noch, hatte keinen ſeiner Schwüre vergeſſen und brannte vor Ungeduld, ſie wieder zu ſehen, um all' die kleinen Wolken zu zerſtreuen, welche in letzter Zeit den Himmel ſeiner Liebe bewölkt hatten. —

Kaum ſah er ſie nahen, ſah wieder dieſe flammenden, dunklen Augen, dies liebliche, tief erröthende Antlitz, als er alle Soiréen der Welt über der Geliebten ſeiner Jugend, der Erinnerung ſüßeſter Liebeswonne vergaß und zitternd zu ihr eilte, um ſie in ſeine Arme zu ſchließen, ihre Hände mit Küſſen zu bedecken. —

„Und Du haſt mich doch nicht vergeſſen, Edmund, haſt Dich alſo nicht ſo verändert, wie die letzten Briefe mich fürchten ließen?" flüſterte Mathilde.

„Nein, Herzensmädchen, glaube mir, Dir gegenüber habe ich mich nicht verändert. Mein Herz iſt Dir ebenſo zu eigen wie ſonſt, und nichts kann meine Liebe enden, als der Tod!"

„Ach, Edmund,“ ſeufzte Mathilde, „überzeuge mein armes Herz ja recht feſt davon, denn Deine Briefe haben mich oft wankend im Vertrauen gemacht!“

„Aber was iſt denn geſchehen? Mein Gott, ſchon als ich Knabe war, hatteſt Du alle Hände voll an mir zu hofmeiſtern, und wenn ich’s auch manchmal ein bischen kraus treibe, der alte Edmund bin ich doch, wenigſtens für Dich!“

„Wollte Gott, Du wärſt es,“ erwiederte Mathilde, „aber ich fürchte, Du betrügſt Dich ſelbſt. Deine Liebe zu mir bezweifle ich nicht, aber Deine Standhaftigkeit auf die Dauer! Früher gehörteſt Du mir ungetheilt, der „kalte Stein“ war Deine Welt, und ſelbſt Deine kleinen Streiche waren ſo liebenswürdig, ſo herzgewinnend, ach waren Zeugniſſe Deiner zwar eigenwilligen, aber treuen Seele! Jetzt iſt’s anders. — Du gehörſt nicht mehr mir, nicht mehr Dir ſelbſt, wie ehemals, ſondern den vornehmen Geſellſchaften in S…! Dein verändertes Ausſehen, Dein Benehmen beweiſen es, und je mehr Du Dich im Umgange dieſer Leute wohl befindeſt, deſto mehr entfremdeſt Du Dich mir, Edmund!“

„Das ſiehſt Du eben auf Deine kleinbürgerliche Weiſe an, Liebchen. Sei doch vernünftig, laß uns ruhig darüber reden. — Papa Juſtus hatte an jenem Abſchiedstage ſehr recht, die träumeriſche Jugend iſt von uns gewichen und hat den Erforderniſſen der großen Welt Platz gemacht. Wenn wir nun demgemäß ein anderes Leben beginnen, iſt es darum nöthig, daß unſere Liebe zu einander verändert werden muß? Ich habe früher im engen, väterlichen Hauſe gelebt, kannte, außer meine Commilitonen, nur Dich und das Elternhaus! So kann man doch nicht ewig exiſtiren. Ich bin einmal der Sohn eines reichen Mannes, der als Juriſt eine große Carriere machen ſoll! Papa verlangt das, und ich ſehe es auch lebhaft ein, denn ich habe Ehrgeiz, liebe den Glanz, und Papa hat ja dafür geſorgt, daß ich dabei nicht gar zu ängſtlich zu ſein brauche. Dieſe Cirkel und Bekanntſchaften geben mir dazu die beſte

Gelegenheit, bringen mich in nützliche Verbindungen und ſchaffen mir die Kenntniſſe des Lebens und der Welt, welche unerläßlich ſind! Kannſt Du das tadeln? — Statt mich darin zu hindern und zu verlangen, ich ſolle mich zurückziehen in die engen Verhältniſſe eines Kindergeſichtskreiſes, handelteſt Du nicht klüger, für unſere Zukunft richtiger, wenn Du meinem Wunſch nachgäbeſt, Dich ſelbſt in Toilette, Manieren, durch Lectüre und Bekanntſchaften für den Wirkungskreis an meiner Seite geſchickt machteſt? Du ſollſt neben mir einſt in den Sphären leben, die mein Beruf, mein Vermögen, mein Ehrgeiz und der Wunſch meines Vaters mir anweiſen, und das beſte Mittel, alle Bedenken, die er etwa unſrer Verbindung einmal entgegenſetzen könnte, iſt doch das, zu beweiſen, Du paſſeſt am beſten zu meiner Frau, mich und Dich ſelbſt zu überzeugen, daß Dich kein Weib verdunkeln kann! Ich bin gewiß, Du kannſt!" —

Mathilde hatte unter wechſelndem Erröthen und Erbleichen dem jungen Manne zugehört, und ihr zuckender Mund, ihr fieberhaftes Zittern verriethen den inneren heftigen Seelenkampf.

„Ich habe bisher noch nie daran gedacht, Edmund, daß Du der Sohn eines ſo ſehr reichen Mannes ſeieſt, gar ſo vornehm werden müßteſt im Leben! Hab' immer gemeint, wenn ſich Zweie lieb haben, ſo ſei das Alles, das Höchſte, und wenn Gott ſie noch mit irdiſchen Gütern ſegnen will, ſie es als etwas betrachten müßten, was ſie nicht viel glücklicher mache, aber nöthige, um ſo viel Schöneres für die Mitmenſchen zu vollbringen, um ſo edler zu ſein! Ein Mann, der ſich bei vornehmen Herrſchaften und wenn er 'was recht Großes, Mächtiges geworden iſt glücklicher fühlt, als zu Hauſe bei ſeiner Frau und unter ein paar guten Freunden, der iſt für's Familienleben nicht geſchaffen! Ich bin einmal das Kind eines ſchlichten Mannes, eine Trödlerstochter, Edmund! Verſtehe nur ſo viel, als eine Frau, die ihren Mann glücklich machen will, eben braucht! Was Du verlangſt, daß ich werden ſoll, werd' ich nie, — da, Edmund, mußt Du zu den Mädchen gehen, die auf ſolche Künſte erzogen ſind, zu Deinen Damen in S..., und mein Herz ſagt mir, Du wirſt dieſen Weg gehen!!“ — Sie wendete ſich von tiefſtem Schmerz erfüllt und unfähig, längere peinliche Erörterungen zu ertragen, haſtig und eilte weinend hinweg. —

Edmund ſtand an Annens Grabe wie verſteinert. Das, ja das war der Markſtein, der Scheideweg ſeiner Liebe! Entweder Mathilde oder Aſtarte, entweder ein ſtilles, ſeliges Glück der anſpruchsloſeſten, aber Alles überwältigenden Neigung, oder der Glanz, die Fortune, die moderne Romantik des Salons und Parquets am Arme eines blendenden Weibes, welches ihn in ewigem Zauberbanne des Sinnenreizes hielt, aus dem er kein Erwachen kannte! —

„Zu Deinen Damen in S..., und Du wirſt es thun! — Hölle und Teufel, Du wirſt es thun! Mathilde, hör' mich an!“

Er ſtürzte ihr nach.

Mathilde hatte einen Lohnwagen genommen, der zufällig vor dem Kirchhofe ſtand, und fuhr bereits nach der Stadt zurück. —

„Und Du wirſt es thun!“ murmelte Edmund düſter vor ſich hin und ſtarrte fortwährend in's Leere. —

Mehrere Verſuche, welche er machte, Mathilden während ſeiner Beſuchszeit zu ſprechen, prallten an Beatens und Mutter Chriſtinens Hartnäckigkeit ab.

„Sie wiſſen Mathildens Meinung, Herr Edmund,“ ſagte Letztere, „quälen Sie ſie nicht. Was Sie aus ihr machen wollen, kann ſie nie werden, und mein Mann wie ich würden es weder dulden, noch ausführen können. Wir ſind eben nur einfache Leute. — Sie können Ihre Bekanntſchaften und neuen Genüſſe nicht aufopfern, wozu ſoll alſo das Reden führen? Wäre Alles auch zwiſchen Euch in Ordnung, vergeſſen Sie doch Ihren Herrn Vater nur nicht. Laſſen Sie die Dinge nur gehen, vielleicht bekommen Sie einmal die vornehmen Leute und das luſtige Leben ſatt und denken, daß der alte Juſtus mit ſeinem dummen Liede doch wohl recht gehabt hat!" —

Während Herr Joſua ſeines Sohnes nun auch recht von Herzen genoß, mit ihm alle Bekannte und Freunde beſuchte und nichts unterließ, was demſelben angenehm ſein konnte, ging ihm doch das erſte Geſpräch mit ihm und die bewußte Baroneſſe ſehr im Kopfe herum. Er fand ſich deshalb veranlaßt, briefliche Nachrichten unter der Hand über die Dame einzuziehen.

Die Aufklärung, welche ihm Herr Toldt, den er damit betraute, gab, war für Joſua nichts weniger als angenehm. —

Baroneſſe Aſtarte hatte entſchieden kein Vermögen, obwohl ſie höchſt ariſtokratiſch lebte und ſich nicht wenig auf ihre Geburt einbildete. Dies war für den Alten genug, Furcht vor einer ſolchen Wahl ſeines Sohnes zu hegen.

Als der Tag der Abreiſe kam, litt es ſein Vatergefühl nicht, ganz davon zu ſchweigen, obwohl nichts andeutete, Edmund habe ſich wirklich in die Dame verliebt.

„Wenn Du jemals ein Mädchen heiratheſt, Edmund, ſo wähle die Tochter eines angeſehenen, vielvermögenden Hauſes, die aber immerhin bürgerlich genug erzogen iſt, um an den Mann, welchen ſie wirklich liebt, nur vernünftige Anforderungen zu ſtellen, eine Frau, die in ihrer Familie allein den Himmel ſieht und den allzu großen Glanz meidet, nicht weil ſie ihn nicht bezahlen, ſondern zu ihrem Glücke vollſtändig entbehren kann! Wähle keine Baroneſſe ohne Vermögen, aber auch keine Millionärin, die nichts Edleres kennt, als Coupons abzuſchneiden oder die größten Brillanten zu tragen!" — —

„Verrückt, verrückt! Alle Welt iſt verrückt!" knirſchte Edmund, als er vom „kalten Stein" abfuhr. „Gott ſei Dank, daß ich aus dem Neſte herauskomme! Mathilde will idylliſch in Kattunkleid und Schürze die Höhe des Lebens finden! Carriere ſoll ich machen, aber ſolide ſoll ich leben! Ein Weib nehmen, aber nicht ſo und nicht ſo!

Hol's der Henker, ich renn' gerade durch und handle, wie mir's paßt! Das iſt die alte Manier, mit mir umzuſpringen! Alle corrigiren ſie an mir, und ſchließlich iſt's Keinem recht! — Hah, da kommt Oberhoff! — Wie langweilig, philiſterhaft die Kneipe daliegt! — O Schaum der Jugend — und — dahinter iſt nichts! Fahr' zum Teufel, Schwager, jede Stunde eher in S... iſt ein Proſit am Leben!!“ — —

Viertes Capitel.

Die Meinung, welche Edmund von den Perſonen und Dingen im „kalten Stein“ nunmehr zu hegen für gut fand, war weder ſeiner Liebe zu Mathilden, noch zum Vaterhauſe ſonderlich vortheilhaft. Statt in ſich die einzige Quelle alles Widerſpruchs und aller ſchlimmen Veränderungen zu ſuchen, hatte er die Gewohnheit der meiſten Menſchen: allen Uebrigen die Schuld des Zwieſpalts beizumeſſen, ſich ſelbſt aber für höchſt vernünftig zu halten. Zu dieſer verkehrten Meinung kam noch der Verdruß, während ſeines Beſuches bemerkt zu haben, daß ihn Jeder noch für den alten unbeſonnenen Knaben nahm, welchen man zu ſeinem eigenen Heile modeln und renken müſſe. Daß er jetzt der Erziehung wirklich um ſo benöthigter war, als er bis jetzt eben gar keine, oder, was ſchlimmer war, die widerſprechendſte von der Welt empfangen, kam ſeiner wachſenden Eitelkeit, ſeinem Eigenwillen nicht entfernt in den Sinn. Galt er nicht in S... für eben ſo wohl erzogen wie geſittet, für eben ſo geiſtreich wie liebenswürdig? —

Die Anforderung Mathildens, ihr zu Liebe in das enge Joch ſogenannten ſpießbürgerlichen Philiſteriums zu kriechen, die Hartnäckigkeit, mit welcher ſie, allerdings von der Mutter wie Beaten beſtärkt, jedem ferneren Austauſch, jedem Vergleich auswich, erzürnten Edmund auf's Heftigſte.

Er warf ihr Eigenſinn, Unbildung und Mangel an jedem höheren Streben vor, und beſtärkte ſich um ſo mehr in ſeiner Starrheit, als er dieſelbe für männliche Kraft und Charakterfeſtigkeit hielt. Wohl hatte er beim Wiederſehen Mathildens die alte Jugendliebe neu aufwallen gefühlt, hatte ihn doch die ſchlichte Lieblichkeit und Naivetät ſeiner Geſpielin mit dem alten Hauche ſüßer Stunden umweht! Als er indeß nach S... zurückkam, in dieſe glänzenden Geſellſchaften neu eintrat, machte er wider Willen die Bemerkung, daß Mathilde doch mit dieſen pikanten Schönen, am allerwenigſten mit der ſtrahlenden Aſtarte einen Vergleich aushalten konnte, ja es ganz unmöglich ſei, daß er mit ihr in der Ehe, bei ſo verſchiedenen Lebenswünſchen und Begriffen, glücklich werden könnte.

Dieſe Entdeckung machte er, als er eben von ſeiner erſten Viſite bei der Baronin Wolkenſtein zurückgekommen war und mit der bezaubernden Aſtarte längere Unterhaltung gepflogen, welche ihn berauſcht und mit neuen Seelenfäden an dieſe verführeriſche Schöne gefeſſelt hatte. — Er entſetzte ſich vor dieſer Entdeckung! Alle Geiſter der Leidenſchaft, der Selbſtqual und Selbſtlüge wurden in ihm wach!

Hut und Handſchuhe von ſich werfend, ging er mit großen Schritten im Zimmer auf und ab. Der Kopf brannte ihm und er empfand ein Herzſchlagen, als ginge er eben an eine ſchimpfliche That, an ein nie gut zu machendes Vergehen! —

„O du witzreiches Hirn, das mich ſonſt nie im Stiche ließ, ſchaffe mir Rath! Entwirre dieſe Räthſel meiner Seele und gieb mir Licht über mich ſelber! Ich liebe Mathilden noch mit derſelben Innigkeit, wie als Knabe! Wenn ihr Bild mir vor die Seele tritt, empfind' ich eine tiefe, heilige Rührung, ein ſtilles, traumſeliges Behagen, wie in jenen alten Stunden, da uns die Welt nur ein Wundergarten voll Märchen und jeder Tag ein neues buntes Leben war! So zutraulich frei werd' ich mit keinem Weibe mehr reden, ſo alle meine inneren Regungen rückhaltlos keinem lebenden Weſen mehr preisgeben! Ich liebe ſie, und doch — zu meinem Weibe nehmen — nun, da ich Aſtarte wiedergeſehen? — Unmöglich! — Wir ſtehen uns zu nahe, kennen uns zu ſehr, um uns wie Liebende, wie Gatten zu umfangen! Es iſt faſt, als ſollte ich die eigene Schweſter freien! Und dann hat ſie wieder von all' den Bedingungen meines Daſeins, von meinen Wünſchen, meinem Ehrgeiz, meinen Gefühlen und Neigungen keinen Begriff! Jeder Tag ſcheint dieſe unſere Gegenſätze zu vermehren! Was iſt denn Ehe, wenn ſie nicht die vollendete Harmonie des Lebens, Strebens, Fühlens und Denkens, der Bildung und Gewohnheit iſt! O, es giebt nur ein Weib für ſolch' holdes Doppelleben! Aſtarte! — Wir verſtehen uns, ohne zu reden, unſere Gedanken begegnen ſich in einem Blick, unſere Empfindungen ſind ſo gleich, ſo ergänzend, daß Nichts Liebe genannt zu werden verdient, iſt es nicht das! So habe ich nie — nie bei Mathilden empfunden! Ich bin glücklich geweſen wie ein Kind, aber ward nie in Begeiſterung zu Mannesthaten beflügelt, wie durch Aſtarte!! — O Hohn! Und Beide lieb' ich! Bin verflucht, Beide zu lieben, Keine zu laſſen, und darum Keine zu beſitzen! Unmöglich, Edmund! Entwirre das Räthſel, werde Dir klar!" — Er preßte ſeine erhitzte Stirn an die Scheiben des Fenſters. Kalter Schweiß ſtand ihm auf der Stirn, ſein Herz wand ſich in krampfhaften Zuckungen. „Ja, es iſt ſo — iſt ſo! — Mutterlos, wie ich bin, faſt kann ich ſagen auch vaterlos — hat Der ſich doch jetzt erſt um mich gekümmert — wuchs ich mit Mathilden auf, wie Bruder und Schweſter! Heilige, ſüße Geſchwiſterliebe band uns zuſammen, und als wir aufwuchſen, dieſe Neigung für etwas Anderes nahmen, uns bei Annens Grabe in kindiſcher Unbeſonnenheit verlobten, betrogen wir uns! — Sei mir, ſüße Gefährtin der Jugend, Mathilde, ſei mir Schweſter, Du aber, ſtrahlendes Weib, das mich mit dämoniſcher Gewalt zu ſeinen Füßen zieht, Du ſei mir Braut, ſei mir Gattin!! — Dieſe Ueberzeugung Mathilden langſam, ſchonend beizubringen, — da es doch ſein muß, wollen wir nicht unſere Zukunft zerſtören — ſei meine Aufgabe, und ich will ſie mit der ganzen Ausdauer, Zartheit und Aufrichtigkeit vollbringen, deren ein Bruderherz fähig iſt, das ihr ſeine ſchönſten, ach, lieblichſten Jugendſtunden verdankt!!“ —

Er raffte ſich raſch auf, zog ſich um und ſtürmte hinaus in's Freie, um zu überlegen, wie er dieſer ſeiner Aufgabe Herr werden könne, und es gelang ihm auf dieſer einſamen Wanderung, ſein Gefühl in den Schlaf zu lullen, ſich von der Vernunft und Moralität ſeiner Entſchlüſſe zu überzeugen. —

Nachdem Edmund die große Auskunft getroffen, ſeine beiden Arten von Liebe geſchickt neben einander im Herzen einzumiethen, ohne nachbarlichen Zank befürchten zu müſſen, fing ihm an dabei ungemein wohl zu werden, und da er ja der ſchweſterlichen Neigung Mathildens ſicher war, wendete ſich ſeine Sorge höchſt angelegentlich der Eroberung ſeiner eigentlichen Liebe zu, jenen bekannten Gefühlen, in die der Venus kleiner Junge die Roſenpfeile taucht, wenn er einen Halunkenſchuß auf ein jugendliches Herz vorhat. —

Dieſe Aufgabe fiel ihm indeß ungleich ſchwerer, als das gewonnene Reſultat ſeiner Geſchwiſterliebe. —

Er hatte Baroneſſe Aſtarte von Wolkenſtein und deren Mutter im Hauſe ihres Bruders, des reichen Senators Wulſens, kennen gelernt. — Da der alte Baron zu jener Zeit kaum ein Jahr todt war, trauerten Mutter und Tochter noch. — Sei es, daß ihre Liebe zu dem Verblichenen, der übrigens ein großer Lebemann geweſen, ſo überaus edler Natur war, oder daß beide Damen wußten, wie wundervoll ein ſchwarzes Gewand und die ſtolze Maria-Stuart-Elegie gewiſſen Schönheiten kleidet, kurz, ſie ſchienen ſich das Wort gegeben zu haben, die Grabesfarbe nicht abzulegen. Dafür hatten ſie aber eine außerordentliche Geſchicklichkeit, dieſe eine Farbe in allen Arten von Stoffen und Flor, Seide, Sammet, Atlas, Moiré und Damaſt mit ewiger Mannigfaltigkeit und ſtets neuen Reizen zu variiren, ſo wie ein geſchickter Componiſt ein ganz ſchlichtes Thema erſt durch die vielfachen Biegungen in Dur und Moll, durch Kreuze und Be's, mittels Quinten, Sexten und dergleichen zu etwas Außerordentlichem macht. Baroneſſe Aſtarte namentlich wußte dieſe „Etude der ſchwarzen Farbe" ſo überraſchend ſchön vor dem Publikum zu concertiren, daß ſie die Herzen aller Offiziere der Garniſon, aller Referendarien und Aſſeſſoren des Oberlandsgerichts, wie verſchiedener Kaufmannsſöhne in Brand ſteckte und dadurch von allen Müttern, heirathsfähigen Töchtern und jenen Wittwen auf's Tiefſte gehaßt wurde, welche eben auch noch was „von Lieb' in ſich verſpürten".

Die Schöne wußte die Angelhaken ihrer Augen, den Köder ihrer vielen Reize und Talente auch bei Edmund ſo ausgeſucht fein anzuwenden, daß dieſer Weißling natürlich gleichfalls nichts Eiligeres zu thun hatte, als anzubeißen. Dies that er nun, als er ſeiner Ueberzeugung nach mit Sonderung ſeiner zarten Gefühle auf's Reine gekommen war, auch gründlichſt, um ſich baldmöglichſt eines Glückes zu verſichern, welches ihm als Krone und Zweck ſeines ganzen Lebens vorſchwebte, Nacht und Tag beunruhigte, und um deſſen Erlangung er jedes Opfers, jeder Anſtrengung fähig war.

Dieſe Anſtrengung wurde auch bald genug höchſt wohlgefällig bemerkt, ihr aber ſolche Hinderniſſe entgegengeſetzt, wie ſie eine Dame von Stande und eine diplomatiſche Mutter zu bereiten verſteht, die ſich wohl bewußt iſt, in ihrer ſtrahlenden Tochter ein Juwel zu beſitzen, das ſie eben nur einmal, und deshalb um ſo höher zu verwerthen hat.

Die alte Baronin wußte bei der Converſation höchſt angemeſſen alle jene Bedingungen zu erwähnen, welche ſie für das eheliche Glück ihres geliebten Kindes fordern zu müſſen glaubte. Ihr Schwiegerſohn mußte demnach ein Mann von großem Vermögen, von Stellung im Staate ſein und den Anforderungen genügen, welche zum Eintritt in ariſtokratiſche Kreiſe unerläßlich ſind. Vor Allem mußte er von ſo hingebender Liebe für Aſtarten erfüllt ſein, daß er alle ihre Lieblingslingswünſche und Gewohnheiten als Bedingungen ſeines eigenen Glückes anſähe. —

Dieſe Andeutungen, allgemein und nur hin und wieder gegeben, genügten Edmund, ihn erſtens zu außergewöhnlichen Bemühungen in ſeiner Carriere zu veranlaſſen, ferner in zarten Geſchenken, in luxuriöſer Repräſentation alle ſeine Nebenbuhler zu überbieten.

Von ihnen Allen war Keiner liebenswürdig, reich und hervorragend genug, um ihm Beſorgniſſe einzuflößen, es müßte denn Graf Tankred von Gildern geweſen ſein, ein junger Offizier bei den Küraſſieren, ſchön und liebenswürdig und von hohen Verbindungen. Aſtarte ſchien ihn am meiſten neben Edmund auszuzeichnen, doch da er blutarm war und ſeine Ausſichten trotz des gräflichen Wappens eben nicht beſſer zu ſein ſchienen, als die der meiſten Offiziere der Armee, welche im Dienſte grau werden, erfreute er ſich des Beifalls der alten Baronin gerade nicht.

Edmund's raſtloſem Streben gelang es, ſich zu einem ſehr geachteten Juriſten zu machen und das Referendariatsexamen zu überſtehen, um nun mit vollen Segeln auf den Aſſeſſor loszugehen. Sein Eifer, zu glänzen und jeder Ahnung eines Wunſches ſeiner Schönen zuvorzukommen, veranlaßte ihn aber auch, eine ſo bedeutende Schuldenmaſſe auf ſein Haupt zu laden, daß ſchon diejenige Hälfte, welche endlich zur Kenntniß des Papa Hennings gelangte, denſelben in eben ſo große Entrüſtung wie Furcht verſetzte. Viertauſend Thaler binnen zwei Jahren gehen doch über allen Spaß! —

Das, und ſo mancher andere Umſtand, namentlich weil ihm der Beſuch des „kalten Steins“ jetzt nur Verlegenheiten in Ausſicht ſtellte, war die Veranlaſſung, weshalb Edmund für die zweiten Gerichtsferien „dringende Amtsgeſchäfte“ vorſchützte, um nicht nach B. zu kommen, und es war vorauszuſehen, daß auch in den dritten Ferien ſehr gelegene Hinderniſſe es Edmund unmöglich machen würden, das Vaterhaus wiederzuſehen.

Die Recherchen, welche Herr Joſua Hennings genöthigt war, wegen der Extravaganzen ſeines Sohnes in S… durch Toldt und andere Freunde anſtellen zu laſſen, brachten ihn ſehr bald auf die Urſache, welche Edmund zu ſolchen Schulden veranlaßt hatte, die Baroneſſe. Der Alte ſah leider die ſchlimme Vorausſetzung: „Aſtarte von Wolkenſtein dürfte ihm die koſtſpieligſte aller Schwiegertöchter werden“, ſchon vor der Zeit bewahrheitet.

Da Wulfens ein alter Freund war, in deſſen Reellität er bei ernſten Fällen das beſte Vertrauen ſetzte, ſo ſchrieb Hennings an denſelben offen und rückhaltslos, theilte ihm die Schulden ſeines Sohnes mit und erbat ſich von ihm unparteiiſche Nachricht über deſſen Nichte Aſtarte.

Des Senators Antwort ließ nicht lange auf ſich warten. — Sie war artig, doch etwas ſteif und gereizt, deutete verblümt an, daß die alte Baronin nicht nur kein Vermögen habe, ſondern auch auf die Generoſität ſeiner brüderlichen Zärtlichkeit angewieſen ſei und, ſo ſehr ihm das Glück ſeiner Nichte am Herzen liege, er doch aus Allem ſchließen müſſe, daß der Sohn ſeines Freundes wohl keine Partie für Aſtarte ſei, zu der man beiden Theilen Glück wünſchen könne.

Das Schreiben ließ nicht undeutlich blicken, daß, je länger Edmund mit Aſtarte umgehe, es deſto unmöglicher werde, ſeiner Leidenſchaft wie ſeinen Geldausgaben Schranken zu ſetzen.

Hennings befahl Edmund, zurückzukommen. Der Sohn antwortete, er könne ſich aus der Carriere nicht reißen laſſen, und zum Aſſeſſorexamen müßte er ja doch nach der Reſidenz B.

Das Verbot, Aſtarten nicht mehr aufzuſuchen und ferner keine Schulden mehr zu machen, hatte nur leere Ausweichungen und Verſprechungen zur Folge, ferner daß Edmund Wulfens’, Toldt’s und Wedel’s Haus mied, wo er beobachtet wurde, und mit ſeinen Gläubigern ein ſtillſchweigendes Uebereinkommen traf, ihm Credit zu geben, bis — — er ſein Vermögen erbe.

Der alte Hennings ſah ein, wie gering die Macht eines Vaters über den Sohn ſei, der früher vernachläſſigt worden war. Edmund ließ einmal von der Verbindung mit der Baroneſſe nicht, das war bewieſen, und daß er fortan heimliche Schulden machen würde, konnte ſich Joſua denken.

In der Verzweiflung ſeines Vaterherzens bereute er tief, Edmund nach S... geſchickt, der Simplicität des Vaterhauſes entriſſen zu haben. Es war ihm mehr wie gewiß, daß, wenn Edmund nicht eine ſolide, wahrhaft bürgerlich erzogene Lebensgefährtin erhalte, ſein Ruin und der des Vermögens gewiß ſei. — Joſua zermarterte ſein Hirn Tag und Nacht, eine Auskunft zu finden. Seine alte Ruhe und Jovialität verließ ihn, er ward beſtändig gereizt, einſilbig und zog ſich von ſeinen alten Bekanntſchaften zurück. Dazu wurde er im letzten Jahre auffallend kränklich, und Alles deutete auf einen Zuſammenbruch des alten Herrn. —

Der tiefe Schmerz, mit welchem Mathilde beim letzten Stelldichein vom Freunde und Geliebten ihrer Jugend geſchieden war, die Beſtimmtheit, mit welcher ſie jeder weiteren Erörterung von ſeiner Seite auswich, hatten in der Ueberzeugung ihren Grund, daß Edmund, wie er jetzt beſchaffen ſei, mit ihr nicht glücklich werden könne, bei ſeinem Benehmen weder die Zuſtimmung ihres Vaters noch eine Vereinigung zu verwirklichen ſei, welche ſie ſich Beide doch einſt in naiver Unbefangenheit ſo lieblich ausgemalt hatten. — Das einzige Mittel, Edmund zur Erkenntniß ſeiner thörichten Eitelkeit zu bringen, ihn von dem Pfade, auf welchem er ſeinem Mißgeſchick zueilte, abzulenken, ſchien ihr nur noch darin zu liegen, denſelben geradezu zwiſchen ihrer Liebe oder ſeiner Art zu leben wählen zu laſſen, ihm jetzt feſten Charakter zu zeigen, indem er den ſeinen, wie ſie meinte zu verlieren im Begriff war. Da ſie, ihrer Erziehung, wie ihren Anſichten vom wahren Glücke zufolge, ihn nicht auf ſeiner thörichten Bahn zu begleiten vermochte, war der eingeſchlagene Weg der beſte. In ihm wurde ſie auch von Mutter Chriſtinen wie Beaten beſtärkt.

Als ſie nun denſelben mit einer ſeltenen Ueberwindung beſchritt, gab ſie ſich der Hoffnung hin, Edmund werde dieſen inneren Zwieſpalt nicht lange ertragen, ſeine alte Liebe zu ihr würde den jungen Herkules nicht lange auf dem Scheideweg harren, ſondern an ihr Herz zurückkehren laſſen.

Sein langes Schweigen, die unbeſtimmten und deshalb um ſo verdächtigeren Nachrichten über ihn ſchienen ihr das Gegentheil zu beweiſen, ihr klar und rauh die Gewißheit vor die Seele zu führen: Edmund habe ſie vergeſſen, ſei allen ſeinen Schwüren, jeglicher Erinnerung der Jugend untreu geworden.

Je mehr dieſe Annahme im Laufe der Zeit ſich zu rechtfertigen ſchien, deſto heftiger ſträubte ſich Mathildens Herz dagegen, deſto emſiger bemüht war ſie, Entſchuldigungen und Auslegungen für Edmund's Benehmen zu erſinnen. Ach, die Liebe klammert ſich ja an das letzte Hälmchen Hoffnung, das ſich der hülfeſuchenden Hand von ungefähr bietet! Daß Edmund Fehltritte begehen, des Vaters Zorn verdienen könne, gab ſie zu, aber nimmermehr, daß er ſie betrügen, treulos werden könne. Dieſer Kampf war um ſo furchtbarer in ihr, als ſie ihn gegen Juſtus verheimlichte, deſſen Anſicht ſie einmal kannte, und der doch jetzt nur ſchlimmer als je von dem jungen Leichtfuß denken mußte. Selbſt Chriſtinen theilte ſie nicht alle ihre Schmerzen mit, denn es giebt Qualen in der jugendlichen Bruſt, die ſelbſt mit einer Mutter nicht getheilt werden können.

Ein Ereigniß trat zu Anfang des dritten Jahres von Edmund's Abweſenheit ein. Der alte kränkliche Papa Joſua begann ſich den Schätzleins wiederum in alter Freundlichkeit, und zwar mehr denn jemals zu nähern. Beſonders war es Mathilde, die, konnte er ihrer nur habhaft werden, ihm Rede ſtehen mußte, und von ihm mancherlei Aufmerkſamkeiten empfing, welche zu ertheilen, bei aller Leutſeligkeit, der reiche Mann ſonſt ſehr unter ſeiner Würde gehalten hatte. So ſehr dieſe unerwartete Bevorzugung dem wunden Herzen der Trödlerstochter wohlthat, ja ihrer ſchwanken Hoffnung neue Nahrung gab, deſto verlegener machten ſie ſeine öfters wiederholten Fragen wegen Edmund. Je klarer er ſie durch leiſe Anſpielungen merken ließ, er ſei von ihrem beiderſeitigen Verhältniß unterrichtet, deſto mehr ward ihr auch bewußt, der Alte kenne den Zwieſpalt und die Entfremdung ihrer beiden Herzen nicht. Ihm dies zu entdecken, wäre eben ſo unklug wie ihren Gefühlen für Edmund zuwider geweſen. Auch Mutter Chriſtine rieth ihr, ſich nichts merken zu laſſen, ſei es doch möglich, daß ſich einmal Alles zum Beſten wende.

Niemand ſah aber das veränderte Benehmen Joſua's mit mehr Erſtaunen und größerem Argwohn an, als Schätzlein ſelber, der, ſo theilnahmlos und ſchweigſam er ſich verhielt, beſſer vielleicht als alle Uebrigen die Lage der Dinge durchſchaute und in ſeiner beliebten Weiſe auf der Lauer lag, um im rechten Augenblick das Gewicht ſeines rückſichtsloſen Entſchluſſes in die Wagſchale zu werfen.

Die Gelegenheit hierzu ſollte ſich bald genug finden.

Anfangs Mai, mithin ein Vierteljahr vor den Gerichtsferien, welche, wie Joſua meinte, den Sohn in's Vaterhaus zurückführen und fortan an daſſelbe feſſeln ſollten, da das Aſſeſſorexamen, welchem Edmund nahte, in der Reſidenz B..... abgemacht werden mußte, fühlte ſich Papa Hennings beſonders matt und elend. Er ſchlief ſchlecht, fühlte eine große, zerſetzende Schwäche, die Vorboten einer ſchleichenden Krankheit, und es ſchien, als ſolle die feine, durchdringende Frühlingsluft ſeine Säfte ganz verzehren, und der Kuß, welcher die ganze Natur zu raſcherem Pulsſchlag rief, ſeinen letzten Augenblick herbeiführen.

Nachdem er Tage und Nächte lang mit ſich zu Rathe gegangen, gar oft das vergeſſene, unausgefertigte Teſtament durchleſen und ſtets mißmuthig bei Seite gelegt hatte, ſchickte er eines Tages Beaten zu Schätzleins mit der Bitte hinunter: „Mamſell Mathilde möge doch auf eine halbe Stunde zu dem kranken Herrn kommen, er habe mit ihr Mancherlei zu reden“.

Juſtus ſah Beaten verdutzt an. —

Mathilde erröthete, und Chriſtine ſtand zögernd da, ſie wußte nicht, wie ſie ſich in Gegenwart ihres Mannes benehmen ſollte.

„Hm, hm!“ räuſperte Juſtus auf. „Das iſt eigen genug! — Na, Kranke ſind wunderlich, man muß mit ihnen ein Einſehen haben. Eine Empfehlung, meine Tochter wird kommen!“ —

Beate nickte und ging. Die gute Alte war ſelbſt über dieſen Auftrag erſtaunt, hatte ſie ſich doch Hennings' Freundlichkeit zu der jungen Schätzlein in letzter Zeit ohnehin nicht recht erklären können.

„Mathilde,“ ſagte Juſtus ernſt, als die Wirthſchafterin verſchwunden war. „Du magſt gehen und ſehen, was der Alte will. Seit Edmund fort iſt, haſt Du Mancherlei für Dich behalten, was ich hätte erfahren müſſen, — ich kenne Euch Weiber aber, Ihr liebt die Geheimnißkrämerei. — Glaube mir, ich weiß Alles, mehr vielleicht, als Ihr ſelber, und kann mir denken, was Hennings vorhat. Bisher habe ich mich nicht weiter in Deine Angelegenheiten gedrängt, als meine Pflicht als Vater mich nöthigte, von jetzt an verlange ich aber von Dir Offenheit, verlange, daß Du mir ſagſt, was Der da oben will, — oder —“ ſein graues Auge blitzte unheimlich faſt, „ich müßte der Liebe fluchen, die ich immer für Dich gehabt habe! Hörſt Du?!“ —

„Lieber, guter Juſtus, ich bitte Dich —!“

„Sei ganz ruhig, Mutter!“ rief Schätzlein, „Du haſt Dich albern genug bisher benommen, glaubteſt Deinem Kinde zum Glück zu handeln, und es iſt nichts wie Jammer, bleiche Wangen und ſchlafloſe Nächte dabei herausgekommen! — Willſt Du offen ſein, Mädel, ja oder nein?!“ —

Er hatte Mathilden bei der Hand gepackt, die Linke auf ihre Schulter gelegt und ſah ihr ſtarr, düſter in's erſchrockene Antlitz. Langſam rann eine verſtohlene Thräne über ſeine Wange.

„Ja, lieber Vater, ich will es. Ach, ich konnt's nicht über's Herz bringen, Dir Alles zu ſagen!“ —

„Gut, Du haſt noch nie gelogen! — Geh' zu Hennings hinauf, aber ohne meine Erlaubniß verſprichſt Du ihm nichts: verſtehſt Du, nichts! Dein Vater verbietet es Dir, Dein Vater, der Dein Glück will."

Er drückte ihr die Hand, preßte einen heißen Kuß auf ihre Stirn, dann ſetzte er ſich wie kraftlos in den alten Lederſtuhl am Ladentiſch.

Mathilde ging langſam hinaus.

„Aber Juſtus," ſagte Chriſtine beklommen, indem ſie zu ihm trat, „wie kannſt Du ſo heftig und außer Dir ſein, ich kann nicht begreifen —"

„Ja, nicht begreifen! Daß Du nichts begreifen kannſt, das begreife ich! Wie's kommen wird, ſehe ich, und will dabei nicht ruhig ſitzen, will nicht mein Kind in's Elend rennen ſehn! Ihr habt dieſe dritthalb Jahre nach Eurem Kopfe gehandelt, und dumm gehandelt, jetzt hört's auf!" — Er machte eine haſtige Bewegung mit der Hand, und Chriſtine verſtand ihn zu wohl, um noch ein Wort zu äußern. In ſolchen Augenblicken war Schätzlein nie beizukommen.

Indeſſen hatte Mathilde ihre einfache Toilette raſch in Ordnung gebracht und erſchien bei Beaten, welche ſie in Herrn Hennings' Wohnzimmer führte.

Nur als Kind war ſie in dieſen Räumen geweſen. — Alles ſtand am alten Platze und ſchaute ſie mit der Gravität vergangener Tage an.

„Gehen Sie nur immer vorwärts, dort iſt des Herrn Schlafſtubenthür, Tildchen, er liegt drinnen auf dem Sopha."

Mathilde näherte ſich zitternd der Thür und klopfte leiſe. Auf den Ruf Joſua's trat ſie verlegen ein und blieb im Gefühl unwillkürlicher Bangigkeit an der Thür ſtehen.

Der alte Herr, in den Schlafrock gewickelt, mit einem Marderpelz zugedeckt, lag auf dem Sopha, vor ſich einen Tiſch mit Büchern, Arzeneien und Zeitungen. Als ſie eintrat, wendete er haſtig den Kopf und ſah ſie von oben bis unten mit dem eigenthümlichen Lächeln der Befriedigung an. Er erhob ſich raſch zu einer ſitzenden Stellung.

„Ach, da ſind Sie ja, Mathildchen! Das iſt hübſch! — Ich hab' Sie ſchon recht erwartet. — Aber was bleiben Sie denn an der Thür ſtehen, Kind, ich bin kein Nabob, ſondern ein armer, alter Mann, der Troſt von Ihnen will. Da ſetzen Sie ſich her, hier auf den Seſſel neben mich, daß ich Ihnen in die lieben Augen ſehen kann!" —

„Herr Hennings, ich —"

„Ach was, Herr Hennings, Papa Hennings heißt's. Machen Sie keine Umſtände, ſetzen Sie ſich!" —

Mathilde leiſtete mit hohem Erröthen Folge.

Joſua ergriff ihre Hand und hielt ſie feſt, eine wehmüthige Seligkeit ſchien über ihn zu kommen.

„Hören Sie mir ruhig zu, Mathilde, antworten Sie mir auf meine Fragen als ein ehrliches, treues Mädchen, und wenn ich ſterbe, Kind, ſoll meine erſte Bitte bei Dem droben für Sie ſein!"

Mathilde fühlte ein leiſes Fröſteln über ihren Körper gleiten.

„Sie ſind in meinem Hauſe groß geworden, Schatz, mit meinem Edmund groß geworden, und Ihr habt Euch wie Bruder und Schweſter betrachtet. Aus Kindern werden Leute, und Ihre Beide ſeid in die Jahre gekommen, wo ein junger Mann und ein junges Mädchen nicht ungeſtraft mit einander umgehen können, zumal ſo'n hübſches Mädchen, wie Du, Herzchen!"

„Herr Hennings, verzeihen Sie, ich —"

„Still, ganz ſtill. Wenn zwei jungen Leuten dann das Unglück paſſirt, daß ſie ſich in einander verlieben, ſo können ſie doch nichts dafür, mein Liebchen. — Sag' 'mal, habt Ihr Euch in einander verliebt? Biſt Du Edmund gut? Ehrlich!" —

Mathilde war wie von Purpur übergoſſen, ihr Herz ſchlug ſo gewaltig, daß ſie ängſtlich mit der Hand daſſelbe preßte. Ihre Lippen zuckten und ſtammelten: „Ja!" —

„Siehſt Du wohl? — Hat Dir Edmund Verſprechungen gethan, und wann? Ganz aufrichtig, ich bin ja nicht böſe!“ —

„Er hat ſich mir ſchon als Student verſprochen, und da er nach S… ging, den Abend vorher, hat er mir's geſchworen!“ —

Eine lange Pauſe der Spannung für Mathilden folgte, während dem eine gewaltige Bewegung Joſua überkam. Er drückte heftig Mathildens Hand. —

„Dein Vater iſt dagegen?“ —

„Ja!“ —

„Ich weiß, er iſt auf Edmund ſchlecht zu ſprechen. — Haſt Du keine Hoffnung, er werde ſeine Meinung ändern?“

„Ich weiß es nicht, Herr Hennings. Als wir zuſammen in Oberhoff damals waren und von Edmund Abſchied nahmen, hat mir der Vater nachher auf dem Kirchhof, wir kamen vorbei, verſprochen, wenn Edmund ein ſolch' reſpectabler Mann würde, wie er's wünſche, würde er nicht Nein ſagen!“

Joſua fuhr auf. — Dann ſann er nach und lächelte.

„So ſo! — Und Ihr habt alſo Edmund in Oberhoff geſehen? Erzähle mir das, meine Tochter!“ —

Mathilde erzählte ihm von den Bedenken und Weigerungen ihres Vaters, und vergaß nichts, was dem alten Herrn ein lebendiges Bild jener Abſchiedsſtunde geben konnte.

Nach einer Weile ſagte er raſch:

„Haſt Du von Edmund's Treiben in S… Nachricht?“

Da ſtürzten unaufhaltſame Thränen aus des armen Mädchens Antlitz, und ſie begann zu ſchluchzen, ſo heiß und ſchmerzlich, daß ſie ihr Geſicht bedecken mußte, um ſich recht auszuweinen. —

Joſua Hennings zitterte am ganzen Leibe. Er hatte ſie losgelaſſen, ſeine Hände gefaltet und ſchien aus tiefſtem Herzensgrunde mit ſeinem Schöpfer zu reden. Darauf wurde er gefaßter.

„Liebſt Du meinen unſeligen Edmund noch, Kind!“ —

„Ja, ach Gott ja! Mehr wie mein Leben!“ —

„O Tochter, Tochter, Gott ſegne Dich in Ewigkeit. Verſprich mir, ihn ewig zu lieben, nie eines Andern Weib zu werden, als ſeines! Ich will Dein Vater ſein, Du ſei ſeine Retterin, aber verſprich mir's, damit — damit ich ruhig ſterbe!!“ —

Mathilde ſtand auf, todtenbleich! Krampfhaft preßte ſie ſeine Rechte!

„Herr — Herr Hennings, Gott allein weiß, wie gern ich's verſprechen möchte! Gott weiß, was in mir lebt für Edmund, aber aus Liebe zu meinem Vater darf ich Ihnen nichts verſprechen!“ —

Die Hände ſanken ihr kraftlos herab, ſie hätte in die Kniee brechen mögen. —

„Mathilde, wie es auch komme, — Du haſt meinen Segen, Du ſollſt mir Tochter ſein, oder keine! Gott, der mich wohl eher abrufen wird, als ich denke, der weiß meinen Willen! — Sei recht oft bei mir, ja? — Das wird Dir Dein Vater ſchon erlauben, und — bitte den Alten ſchön, daß er nachher zu mir komme, ich habe keinen Freund mehr als ihn, und — ach, gar ſo viele Sorgen.“

Schluchzend faſt zog er Mathilden zu ſich, umarmte und küßte ſie, nannte ſie mit tauſend Namen der Liebe. Schien doch in dieſem Mädchen fortan ſeine ganze irdiſche Hoffnung vereint. — Als er ſich ein wenig geſammelt hatte, entließ er die Trödlerstochter, die, mit welch' wunderbaren Gefühlen, ihm das erſte Mal die Hand küßte, ihn Vater nannte. —

Sie eilte hinab zu den Eltern und theilte ihnen in Ueberfülle ihres Herzens Alles mit, was zwiſchen ihr und Joſua vorgefallen war.

„Alſo er hat Dich doch binden wollen! Binden an dieſen Burſchen, damit ſeines Sohnes Glück mit dem Deinen erkauft werde! Nimmermehr! Haſt Du's ihm wirklich nicht zugeſagt?“ —

„Ich habe es nicht!“ ſagte Mathilde mit brechender Stimme.

„Das war recht! Iſt mir lieb! Ich werd' zu ihm gehen und ihm meine Anſicht ſagen. Das wird der Geſchichte ein Ende machen, mein' ich. Er verlange von mir, was er wolle, aber nicht, daß ich Schlimmeres thue, als einen Selbſtmord. Hier hört alle Theilnahme, aller Dank, alle Freundſchaft auf! Still, ich höre nichts, ſchlechterdings nichts! Ich muß wiſſen, was ich thue, und, Gott Lob, ich weiß es verdammt genau!“ —

Juſtus eilte zu Joſua und überließ den Frauen, mit dem Chaos ihrer Gedanken, ſo gut ſie konnten, fertig zu werden.

Er hatte ſich vorgenommen, jetzt, wo möglicher Weiſe Alles für Mathilden auf dem Spiele ſtand, jede Rückſicht gegen Hennings bei Seite zu ſetzen. Juſtus glaubte, wie mancher kräftige Charakter, es ſei beſſer, wenn's ſein müſſe, den Leuten zur rechten Zeit ihre Wunden zu zeigen, als Vermittlungen und krankhafte Ausflüchte zu erſinnen, die das Elend nur verlängern, weil ſie es mit eitler Hoffnung umkleiden. Er hatte ſich deshalb, ſeinem eigenen Freundſchaftsgefühle für Hennings entgegen, mit aller Kälte, Trockenheit und ſtarrer Energie gerüſtet, die ihm ſo außergewöhnlich zu Gebote ſtanden, und trat mit einem kurzen „guten Tag“ zu Hennings ein. Wohl bemerkte er die tiefe Bekümmerniß und den Gram in des alten Herrn Angeſicht, die Verfallenheit, in welcher Joſua ſich körperlich befand, aber er zwang ſich zur Gleichgültigkeit und nahm auf dem Stuhle Platz, auf welchen der Kaufmann wortlos deutete.

„Sie haben mich rufen laſſen, Herr Hennings! Nu — was wollen Sie denn?“ —

Hennings antwortete nicht. Er ergriff nur die Rechte, welche ihm Juſtus zögernd überließ, und richtete ſein Auge ſtarr, brennend, mit unbeſchreiblicher Traurigkeit auf den Trödler.

„In dieſer Stube, Juſtus, war's, wo Ihr mich Verlaſſenen damals von der Cholera errettet!!“

„Ach, Herr Hennings, was ſind denn das für Reden!“ —

„Wäre ich damals geſtorben, Juſtus, es wäre für meinen Jungen beſſer geweſen. Er wäre entweder in Ihrer Hand geblieben, oder zu fremden Leuten gekommen, wäre rauh und energiſch, aber zur Arbeit, für's reelle Leben erzogen worden! Ich hab's verſäumt, hab's nicht verſtanden, mein Gott; — bin ja ſelber eitel, hoffärtig und verblendet geweſen! — Nun kommen die Folgen! 's iſt vielleicht unrecht, Juſtus, daß ich Mathilden rufen ließ, nach dem Rettungsengel ſeufzte, da es faſt zu ſpät iſt. Aber wer das gräßliche Gefühl eines Vaters zu ahnen vermag, der, an der eigenen Gruft ſtehend, ſein einzig Kind in's Unglück, durch ſeine Schuld in's Unglück rennen ſieht, der mag mich beklagen, aber er wird mir Alles verzeihen, was ich in der Todesangſt thue! — Juſtus, Ihr habt mir ſchon einmal das Leben gerettet, helft mir den Sohn retten, ſeine Zukunft ſichern, und — ich will gern ſterben und Euch vor Gott danken!!“ —

Die ehernen Entſchlüſſe des Tröblers erhielten einen harten Stoß. Das alte Freundſchaftsgefühl, die Empfindung des Dankes und der Erinnerung tauchten mächtig auf und ſpiegelten ſich in ſeinen Zügen, aber ſo leicht gab Schätzlein den Kampf um ſein geliebtes Kind nicht auf. Der berechnende Verſtand, die kalte Vernunft mit ihren mannigfachen Bedenken ſiegten über ſeine Bewegung.

„Sie wiſſen, Herr Hennings, daß ich Edmund's Erziehung ſtets getadelt, daß ich vorausſah, was kommen mußte, und darum ſelbſt den Sohn eines Freundes, dem ich Dank ſchulde, den Sohn eines reichen Mannes für mein Kind als — ein Unglück anſah. — Sie ſelber wollten auch anders mit ihm hinaus! Natürlich! Eine Tröblerstochter iſt nichts für Den! Wir waren alſo einig, und Sie ſchickten Ihren Sohn nach S...“

„Wir waren leider einig. Wäre Edmund hier unter unſeren Augen geblieben, dahin wär's nicht gekommen!“

„Doch, doch, glauben Sie's mir!“

„Aber in Oberhoff brachten Sie die Kinder doch noch zuſammen, Juſtus? Mein Vaterherz ſagt mir, Sie haben dabei andere Abſichten gehabt, die Ihre Abneigung Lügen ſtrafen!“

„'s ſcheint zwar ſo, Herr Joſua, und doch iſt's nicht der Fall. Man hat mitunter ſeine ſchwachen Stunden, und das war ſo eine. Ich hoffte zwar, wenn ich die Erinnerung der Jugend bei dem jungen Manne im letzten Augenblick wach riefe, das werde im Stande ſein, ihn von dem eitlen Wege abzuhalten, werde ihm das Vaterhaus und Mathilden bei allen Verſuchungen vor's Auge führen, dachte dabei gewiß mehr an Ihren Sohn, als an mein Kind, denn ich habe einmal den Edmund ſehr lieb gehabt! — Was hat's genutzt?“ —

„Nichts, Schätzlein! Nichts! — In ſeinem Beruf als Juriſt iſt er allerdings fleißig geweſen, alle Berichte, die Kornell empfing, ſagen's, aber 's iſt meinem Sohne mehr darum zu thun, ſeinen Ehrgeiz damit zu befriedigen, als ſeinen Beruf wirklich zu lieben. Das Leben in S… hat ihn in den Taumel vornehmer, koſtſpieliger Vergnügungen gebracht, ſeine Schulden, die ich bezahlen mußte, ſind ganz widerſinnig, und ich fürchte, er verheimlicht noch das Meiſte. Und Alles, Alles, weil ihn die Baroneſſe Wolkenſtein ködert, die kein Vermögen hat, über der er Mathilden vergaß, und welche ſein Unglück ſein, ihn bei ſich und allen ſoliden Leuten in Mißcredit, o, mein Gott, an den Bettelſtab bringen wird! Und Mathilde liebt ihn noch! Ach, Juſtus, wenn Jemand ihn retten kann, iſt's ein einfaches, ſchlichtes Mädchen, iſt's Mathilde! Wenn ein Menſch dem Schickſal Halt gebieten kann, das ihn erwartet, ſeid Ihr es, Juſtus! Ich hab's bei rechter Zeit verſäumt, nun iſt's vorbei! Edmund iſt majorenn, und wenn ſich meine Augen ſchließen, wird ihn nichts hindern, ſeinen eigenen, unſinnigen Weg zu gehen. Das fühle ich jetzt mit unnennbarer Angſt, und deswegen greife ich zu dem einzigen Rettungsmittel, das ich ſehe!“ —

Ein Augenblick tiefer Stille erfolgte. — Juſtus hätte ein viel härteres Gemüth haben müſſen, um mit ſeinem alten Freunde nicht tiefſtes Mitleid zu empfinden, er hätte aber auch unbeſonnener, oder eigennütziger ſein müſſen, als er war, wenn ihm nicht die Schwierigkeit, ja Unmöglichkeit, hier zu rathen, klar geweſen wäre.

„Mein lieber Freund Hennings, was ſoll ich Ihnen ſagen? Könnte ich Ihnen wirklich helfen, ich thät's, aber wie ſoll ich denn? — Wenn Edmund meines Kindes vergeſſen hat und einer Baroneſſe, wie dieſer dort, nachläuft, was hilft es, wenn ihn Mathilde noch ſo ſehr lieb hat? Soll darum mein Kind auf jedes eheliche Glück verzichten, ſich an einen Menſchen binden, der von ihr nichts wiſſen will? Das können Sie, dürfen Sie nicht verlangen, und müſſen ſelbſt einſehen, es iſt beſſer, wenn ſie ſich den Edmund aus dem Sinn ſchlägt!“ —

„Wird ſie das?“ —

„Ich hoffe es, muß wenigſtens als Vater dazu thun! Wie Ihr Sohn einmal iſt, giebt es auch mit Mathilden keine glückliche Ehe, ſelbſt wenn er die Baroneſſe laufen ließ, glauben Sie mir das! Solche Menſchen beſſert höchſtens — das Elend!“ —

„Sie ſind entſetzlich, Schätzlein! Das Elend!“ —

Der Alte ſchauderte in ſich. Dann rief er plötzlich mit furchtbarer Angſt: „Giebt's denn kein Mittel, keins, dem Schlimmſten vorzubeugen! Sinnen Sie, Juſtus, einziger, alter Freund, ſinnen Sie, und was es auch ſei, ich thu's!“ —

„Haltet 'nen Augenblick!“ fuhr Juſtus empor. „Laßt mich nachdenken, Herr Hennings!“ —

Der Trödler ſchritt gedankenvoll auf und nieder, in ſeinem Hirn und Herzen arbeitete es gewaltig, dicker Schweiß ſtand auf ſeiner Stirn. —

Hennings harrte lautlos. Sein ängſtlicher Blick hing an jeder Miene, jeder Bewegung des Andern.

Plötzlich ſtand Schätzlein ſtill. „Ich hab' Ihnen 'nen Vorſchlag zu machen! — Erſt aber will ich draußen abriegeln, denn was ich zu ſagen habe, verträgt kein anderes Ohr weiter, als das des großen Vaters im Himmel, der allein die Abſichten und Wege der Menſchen kennt.“ —

Mit haſtigen Schritten trat er in's Wohnzimmer, ſchloß deſſen Thür nach außen ab und kehrte langſam, gedankenvoll zu Hennings zurück. — —

Es vergingen mehrere Stunden, ehe Schätzlein zu den Seinen zurückkam. Als er wieder in den Laden trat, war ſein Ausſehen das eines traurig bewegten Menſchen. Von ſonſtiger Härte ſchien nicht ein Schatten übrig. Er küßte Mathilden und ſeine Frau herzlich.

„Meine Tochter," ſagte er ſanft, „ob auch Edmund nie Dein Mann wird, den alten Hennings kannſt Du immer wie einen Vater anſehen. Sei um ihn, ſo oft er will, es wird ihn tröſten. Was Edmund betrifft, kann ich Dein Gefühl nicht commandiren, aber ich denke, der Unſelige wird ſchon ſelbſt Alles dazu beitragen, daß Du ihn — vergeſſen mußt!" —

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Am andern Tage war Joſua Hennings trotz ſeines Unwohlſeins höchſt beſchäftigt. Advocat Lex und verſchiedene Herren vom Gericht gingen aus und ein. Schurrig hatte Befehl erhalten, die Inventur des Geſchäfts vorzunehmen, und auch Schätzlein war viel bei Joſua. In ſeinen Ruheſtunden aber liebte es der alte Hennings, vornehmlich Mathilden bei ſich zu ſehen, ein Glück zu träumen, was nur in der Einbildung und dem matten Strahle einer letzten, vielleicht irrigen Hoffnung lag. Indeß beſſerte ſich Joſua's Geſundheitszuſtand wieder, und Phyſikus Nagel erklärte: „Nun habe die Sache nichts mehr auf ſich, der Sommer würde ihn ſchon curiren!" Seine Gemüthsverfaſſung war eine ruhigere, er ſchien ſogar mit einem größeren Gleichmuth dem ferneren Treiben ſeines Sohnes zuzuſehen, und ſein Herz wendete ſich immer mehr mit zärtlicher, väterlicher Neigung zu der Tochter Schätzlein's. Er verkehrte überhaupt mit der Familie viel und lebte ſich in ihren Kreis ſo ein, wie er es wohl nie für möglich gehalten hatte. Verleugnete er auch nach wie vor den großen Kaufmann nicht, ſo betrachtete er Juſtus doch fortan wie ſeines Gleichen, verachtete jegliche Bemerkungen Anderer darüber, und entfremdete ſich abſichtlich ganz den Kreiſen Derer, welche ſonſt ſeine fröhlichen Genoſſen und Geſellſchafter geweſen waren.

Die Zeit der letzten Ferien nahte und für Edmund nunmehr die Nothwendigkeit, S... zu verlaſſen, um daheim ſein letztes Examen zu beſtehen. Er konnte den peinlichen Augenblick, den „kalten Stein“ zu betreten, unmöglich länger verſchieben, und war ſich lebhaft aller fatalen Auftritte bewußt, welche zwiſchen ihm und dem Vater, wie durch eine Begegnung mit Mathilde und den Ihrigen entſtehen mußten. Sein Entſchluß, die Trödlerstochter brieflich und eben ſo langſam wie zart auf die Veränderung ſeiner Gefühle, auf ſeine neue Art Liebe vorzubereiten, war an ſeiner Feigheit geſcheitert, der Feigheit, etwas zu thun, was er doch ſo gern wollte, aber wovon ihn das ängſtliche Pochen ſeines Herzens abhielt. Er hatte alſo während zweier Jahre ſtill geſchwiegen und, wie er ſich ſagen mußte, Alles dadurch verſchlimmert. Es war ihm jede Kraft abgegangen, nach B. zurückzukehren, hätte ihn dazu nicht unvermuthet ein neues Ereigniß getrieben. Um Aſtarte's willen hatte er ſich allen früheren Beziehungen entfremdet und lebte nur ihr und ihren Umgebungen. Natürlich hatte er der Baroneſſe längſt mitgetheilt, daß die Ferien ihn nach Hauſe riefen und er daſelbſt ſein Amt antreten werde. Aſtarte wie deren Mutter hatten dies höchlich gebilligt, und es war davon, als von einer abgemachten Sache, keine Rede mehr.

Unvermuthet erhielt die Baronin aus der Reſidenz B. aber die frohe Nachricht, daß eine Schweſter ihres verſtorbenen Mannes, die Gräfin Weigelsberg, durch das endliche Gelingen einer Jahre langen Intrigue Oberhofmeiſterin der Kronprinzeſſin geworden ſei und nun für Wolkenſteins etwas thun zu können hoffe. Dies beſtimmte Mutter und Tochter, welche vielerlei Urſachen halber S... herzlich ſatt hatten, nach der Hauptſtadt, Edmund's Heimath, überzuſiedeln. Dieſe Nachricht erfüllte Edmund natürlich mit höchſtem Entzücken und gab ihm die nöthige

Energie, allen Unannehmlichkeiten des „kalten Steins“ die Stirn zu bieten. Was ſollte er noch in dem langweiligen S...? In der Reſidenz aber als Aſſeſſor, und ſeines Concurrenten Gildern entledigt, welcher in der Garniſon zu S... zurückbleiben, mußte, hoffte er ſeine Herzensangelegenheit bei Mutter und Tochter beſſer zu fördern. Er verzögerte, als die Ferien angebrochen, daher ſeinen Abgang, um das Vergnügen zu haben, mit den beiden Damen die Reiſe zuſammen zu machen.

Gerade wie er mit den Vorbereitungen hierzu beſchäftigt war, erhielt er einen Brief aus B.

Die ſchlechte Schrift kam ihm bekannt vor. — Er riß ihn auf.

„Ew. Wohlgeboren
muß ich leider die ſchmerzliche Nachricht mittheilen, daß geſtern Mittag Ihr trefflicher Herr Vater plötzlich am Schlagfluß verſtorben iſt. Was Ihren Aufenthalt auch noch verzögern mag, hoffe ich doch, Sie werden ſich gemüßigt ſehen, ſofort herzukommen, damit der Sohn dem Vater die letzte Ehre erweiſe.

Ergebenſt
Juſtus Schätzlein.“

Dieſe jähe Nachricht erfüllte Edmund mit Verzweiflung und Entſetzen! Mochte die Innigkeit ſeiner Gefühle zu dem alten Herrn auch lange nicht die natürliche Stärke der Liebe eines Sohnes haben, geliebt hatte er ihn doch, und empfand jetzt erſt, was ihm der Vater eigentlich hätte ſein müſſen. Mochte der Leichtſinn ihn auch verleitet haben, ſeine Gläubiger auf die Erbſchaft zu vertröſten, ſeines Vaters Tod hatte er drum gewiß nicht gewünſcht, und da derſelbe eingetreten war, erſchien es ihm, als habe der Himmel ihn für ſeine Leichtfertigkeit, ſeine Liebloſigkeit ſtrafen wollen. Das Auge noch voll Thränen, eilte er der Baronin und Aſtarten den Unglücksfall mitzutheilen. Haſtig ſich verabſchiedend, nahm er die Adreſſe der Damen für B. in

Empfang und eilte mit Courierpferden in der Nacht dem „kalten Stein“, der Heimath, entgegen.

Die einſame Reiſe und der Schmerz gaben ihm überflüſſige Gelegenheit, ſein Betragen einer reuevollen Prüfung zu unterwerfen, ſein Leichtſinn, ſeine Undankbarkeit, Mathildens Bild traten ihm vor die Seele, beängſtigten ihn entſetzlich und erzwangen von ihm die ernſteſten Vorſätze zur Beſſerung, deren ein junges Herz in ſolcher Lage nur fähig iſt. —

Die Zuſtände im „kalten Stein“ glichen inzwiſchen einem Chaos. Das Ableben des jovialen alten Joſua war um ſo unerwarteter erfolgt, als derſelbe in letzter Zeit körperlich wohler, geiſtig regſamer und im Gemüth beruhigter war, er ja an die Ankunft des Sohnes hoffnungsreiche Pläne knüpfte, welche ſich nun leider nicht verwirklichen ſollten.

Juſtus blieb, ſeiner eigenen Natur gemäß, äußerlich feſt und zähe, aber in ſeinem Innern gingen eben ſo ſeltſame wie ſchmerzliche Dinge vor.

Mathilde, im letzten halben Jahre faſt ausſchließlich um den alten Herrn, den Vater ihres Edmund, war ebenſo wie Chriſtine ganz untröſtlich. Ihnen geſellten ſich Beate, Schurrig, Gerbert und das Hausperſonal zu, welche unter dem alten Joſua ihr Glück gefunden hatten und nun ungewiß in die Zukunft ſahen. Wohl war ſelten das Lob eines Verſtorbenen ſo laut und wahrhaftig gepredigt worden.

Am dritten Tage ſollte Joſua's irdiſche Hülle zur Ruhe beſtattet werden. — Die Beerdigung war auf den Nachmittag feſtgeſetzt.

Es war etwa elf Uhr Morgens. Der Todte lag in ſeinem letzten Bett. Schätzlein, Schurrig, Mathilde und Chriſtine in tiefer Trauer gingen ſtill ab und zu, und traten an die Fenſter, um zu ſehen, ob Edmund nicht komme. Das Geſchäft Hennings' wie das des Trödlers waren geſchloſſen.

Da kam die Poſtchaiſe Edmund's die Schragen entlang! —

„Mathilde, Chriſtine, geht hinunter!“ rief düſter Juſtus.

„Vater!“ —

„Lieber, einziger Mann!“ —

„Ich will's! Ihr habt hier nichts mehr zu ſuchen. Am Grabe ſagt dem guten Hennings noch einmal Lebewohl. Dieſe Räume gehören anderen Leuten!“ —

Mutter und Tochter gingen auf die Thür zu.

In demſelben Augenblick kam Edmund todtenbleich die Treppe emporgeſtürzt.

„Wo iſt er? Mein Vater!“

Er prallte bei Mathildens Anblick zurück. — Beide Frauen gingen hinaus.

Da richtete Schätzlein ſein glühendes Auge auf den jungen Mann, faßte ihn an der Hand, führte ihn in's Schlafzimmer nebenan, und auf den Todten deutend, ſagte er heiſer:

„Da haben Sie ihn! Der iſt auch auf — die großen Ferien gegangen!“ —

Fünftes Capitel.

Die Erfahrungen, welche er an ſeinem Sohne wie an ſich ſelber gemacht, hatten des ſeligen Joſua Anſichten über Mathilden nicht nur geändert, ſondern es ihm als Bürgſchaft des ſicherſten Glücks erſcheinen laſſen, daß Edmund die Trödlerstochter zur Lebensgefährtin wähle. Dieſen ſeinen Herzenswunſch hatte er dem Sohne noch vierzehn Tage vor ſeinem Tode offen in einem eben ſo ernſten wie liebevollen Briefe ausgeſprochen. Auch Juſtus, ſo ſehr es ſeiner eigentlichen Anſicht entgegen war, hätte, von ſeiner alten Freundſchaft für Hennings und deſſen ſchweren Beſorgniſſen erweicht, am Ende ſeine Einwilligung nicht länger vorenthalten, hätte ſich Edmund nur veranlaßt geſehen, Mathilden gegenüber Schritte zu thun, die ſeinem alten Schwure angemeſſen waren. Ernſtliche Reue über ſein vergangenes Benehmen und der Wille, an Mathildens Seite ein ſtilles, vernünftiges Familienglück zu finden, wäre am Ende für beide Väter genügend geweſen, um ſich ihm nach und nach wieder zu verſöhnen.

An Edmund lag es mithin allein, wenn er nicht in den „kalten Stein“ jenen Frieden, jenes Glück zurückführte, das ſeit ſeinem Abſchied in jeder Beziehung gewichen war. Selbſt nach dem Tode des alten Hennings, ja gerade um ſo mehr wäre Edmund veranlaßt geweſen, fortan einen

Weg einzuſchlagen, welcher ſein Glück verbürgt und die Wünſche des Todten befriedigt hätte.

Davon war aber keine Rede.

Die Vorſätze, welche der junge Mann unterwegs gefaßt hatte, zerrannen in Nichts, als er ſich in den „kalten Stein“ verſetzt ſah, und alle äußeren Umſtände ſchienen ihm gar zu gelegene Helfershelfer, ſeine eigenen Neigungen vorwalten zu laſſen. — Seine Trauer um den Vater war allerdings eine eben ſo tiefe wie reuevolle, und er beſchloß fortan recht vernünftig zu handeln, leider aber waren ſeine Ideen über das Vernünftige nicht beſonders klar.

Er wußte, er erbe nun das ganze große Vermögen, Niemand habe von ihm fernere Rechenſchaft zu fordern, wie ſein eigenes Gewiſſen. Dieſer Gedanke ſchlich unwillkürlich durch ſeine Traurigkeit, gab ihm ein eitles Selbſtgefühl, eine Würde, eine Art angenehmer Genugthuung, welche ſich mit dem Schmerz eines Sohnes nicht recht vertragen zu wollen ſchienen. Die Menge von Geſchäften, welche ihm, wie er meinte, nun oblägen, um die Verlaſſenſchaft zu reguliren und die Dinge verſtändig einzurichten, ließen ihm nicht überflüſſig Zeit, der Erinnerung an ſeinen Verluſt nachzuhängen.

Wie er ſchon in S… erfinderiſch genug war, Entſchuldigungen für ſeine Handlungen zu erſinnen, bequeme Ausflüchte zu finden, ſobald ihn Vorwürfe quälten, ſo ſuchte und fand er auch nun tauſend Urſachen für ſeine Handlungsweiſe.

Dieſe Urſachen boten ſich ihm denn auch in dem Benehmen des Tröblers und ſeiner Familie gleich bei ſeiner Ankunft.

Das Gefühl des Schmerzes, der Traurigkeit und Verzweiflung, der Reue wie Scham, mit welchem Edmund am Morgen des Begräbnißtages in's Vaterhaus zurückkehrte, war ein durchaus aufrichtiges geweſen. Daß Mathilde wie deren Mutter auf Juſtus' Befehl das Zimmer mieden, ihm nicht den leiſeſten Troſt und liebevolle Theilnahme gönnten, ſtatt deſſen des Tröblers rauhes, ätzendes Be-

BIBL. UNIVERS. LIPS.

nehmen, welches ihn am Sarge ſeines Vaters bis zur Vernichtung demüthigte, erfüllte den jungen Mann mit Unwillen und jenem ſpröden Eigenſinn der Jugend, welcher in dergleichen Fällen ſo gern die Maske des Stolzes annimmt. Beim Begräbniß ſelbſt zeigten ſich Schätzleins ganz dem Eindruck ihrer Traurigkeit hingegeben, aber für ihn ſchien man nicht die geringſte Aufmerkſamkeit zu haben, und unter den leidtragenden Freunden ſeines Vaters ſtand er faſt verlaſſen. Die einzigen Höflichkeiten erwies ihm Schurrig, der dabei ſeine wohlberechneten Abſichten hatte. Dies Alles war nun aber nicht geeignet, Edmund's aufſteigenden Aerger zu mäßigen, und rief in ſeiner eitlen, gekränkten Seele ſehr raſch den Entſchluß wach, dieſen Leuten zu zeigen, „daß er keine nebenſächliche Perſon im „kalten Stein“ ſei“. Selbſt als die erſten Tage der Trauer, welche ſo Manches im Betragen der Schätzleins wohl entſchuldigen konnten, vorüber waren, ſah ſich Edmund von Mathilden abſichtlich vermieden, und die Begegnungen, welche er mit dem Trödler hatte, waren dem jungen Hennings eben ſo peinlich wie beleidigend. Hierzu geſellte ſich ein Argwohn, den Edmund gegen den Trödler immer mehr zu hegen begann. —

Nachdem der junge Hennings einſtmals in S… beſchloſſen hatte, Mathilden fortan nur ſeine brüderliche Neigung, dagegen Aſtarten ſeine volle Liebe zu widmen, kam ihm in den letzten Wochen der väterliche Brief mit dem Wunſche, Mathilde möge ſeine Gattin werden, überaus ungelegen, ſo wie höchſt überraſchend. Hatte ihm bei ſeinem erſten Abſchiede der Vater nicht deutlich genug zu verſtehen gegeben, er ſtatuire ſeine Jugendneigung nicht? Was ſollte dieſe unvermuthete Umwandlung bedeuten? Wie kam der Vater auf eine ſolche Idee, da er leicht wiſſen konnte, Juſtus ſelbſt habe dieſe Verbindung nicht gewünſcht? — So räthſelhaft ihm das erſchien, hätte er ſich beſagte Sinnesänderung, wenn ihm wirklich an derſelben viel gelegen geweſen wäre, doch gewiß zu ſeinen Gunſten gedeutet. Da er aber bereits in Aſtartens Reizen gefangen war, gab er den Dingen eine ſehr entgegengeſetzte Auslegung, wozu ein Mann weſentlich beitrug, der von alten Zeiten her Schätzlein's abgeſagter Feind war.

Dieſer Mann war kein Geringerer, als Schurrig der Buchhalter. — Sein Benehmen damals bei dem Choleraanfalle des alten Herrn hatte ihn ſo bloßgeſtellt, daß nach Hennings' Geneſung wirklich ſein ferneres Verbleiben in Frage ſtand. Wäre es nach Schätzlein gegangen, Herr Joſua hätte „dieſen feigen Kerl“ wegjagen müſſen. Wenn es eben nicht geſchah, ſo war nur Hennings' gutes Herz und Schurrig's ſonſtige Brauchbarkeit daran ſchuld. Daß der Trödler ſomit an dieſer Kriſis, welche ſeine Exiſtenzfrage ſo nahe bedrohte, nicht unſchuldig war, bald nachher ſogar das volle Vertrauen des alten Herrn erlangte, wurmte Schurrig unbändig, und da er ſich als Kaufmann viel höher dünkte, wie ſo ein „Lumpenkrämer“, fühlte er ſich höchſt unglücklich über Schätzlein's wachſendes Glück und ſteigenden Einfluß.

Als „die Kinder“, wie Edmund und Mathilde im Hauſe genannt wurden, erwachſen waren und aus dem Feenmärchen eine Liebesidylle ſich entſpann, wagte Schurrig nicht ſeinem Principal Aufklärung hierüber zu geben, da er deſſen Intention nicht kannte und Beatens eben ſo mächtigen als feindlichen Einfluß fürchtete, doch kam er endlich über den Stand der Dinge in's Reine, wie Edmund nach S… gereiſt, die bitteren Scenen zwiſchen dem Alten und Edmund wie mit Schätzlein vorgefallen waren und der Trödler fortan mit Herrn Joſua auf einem geſpannten Fuße lebte. — Die Schuldenangelegenheiten Edmund's, der ſich deshalb von S… aus durch Schurrig's Vermittelung an den Vater wandte, gaben dem Buchhalter die beſte Gelegenheit, ſich in des jungen Mannes Vertrauen zu ſchleichen, und die Krankheit ſeines Chefs war dieſem ſpeculirenden Subject ſpäterhin Grund genug, ſich langſam von der untergehenden alten der jungen aufſteigenden Sonne zuzuwenden. Die discreten Eröffnungen, welche ihm Edmund wegen ſeiner bedeutenden Ausgaben in S… machen mußte, waren nicht ohne Anſpielung auf ſein Verhältniß „zu einer hohen Dame“ geblieben, deren Namen wiederum Schurrig durch die nicht immer verhaltenen Zornesausbrüche des alten Herrn in Erfahrung brachte. Als nun plötzlich Mathilde und Schätzlein wiederum ſo viel Macht bei Joſua Hennings gewannen, war der Buchhalter emſig bemüht, dies dem jungen Mann in S… durch verblümte Redensarten ſo darzuſtellen, als gehe Juſtus Schätzlein nur auf ſeinen und ſeiner Familie pecuniären Vortheil aus. Dieſe Nachricht, verbunden mit dem plötzlichen Wunſch des Vaters, Edmund ſolle Mathilden heirathen, erzeugten allerdings in der Seele des jungen Erben einen unbeſtimmten Verdacht, der, ſo ſehr er ſich bemühte, ihn abzuweiſen, ſich doch nicht überwinden ließ und der Ehre Juſtus' eben nicht günſtig war. Daß ihn die Schätzleins, als er in den „kalten Stein“ zurückgekehrt war, mieden, der Alte ihn mit einer Art Verachtung behandelte, hätte ihm zwar ein Beweis des Gegentheils ſein ſollen, aber in ſeinem Unmuth, ſeinem wachſenden Groll war er dahin gekommen, dieſe Aufführung der Trödlerfamilie für puren Aerger darüber zu halten, daß er dem letzten Wunſche ſeines Vaters nicht nachgegeben hatte.

Als Juſtus und die Seinen vom Begräbniß des alten Joſua zurückgekommen waren, ſetzten ſie ſich ſtill mit einander um den alten Ladentiſch. Auf Schätzlein's Antlitz lagerte die Traurigkeit um den todten Freund, und zugleich eine Milde, eine ſtille Würde, wie noch nie.

„Ich muß offen mit Euch reden, damit Ihr mein künftiges Verhalten begreift und danach das Eure einrichtet. Was der ſelige Joſua mit Dir vorgehabt, wie glücklich er in dem Gedanken war, Dich einſt ſeine Tochter nennen zu können, wirſt Du wohl am beſten empfunden haben, Mathilde. Ich habe in der letzten Zeit deshalb zu Allem Ja geſagt, gegen beſſere Ueberzeugung, um nur dem Alten nicht alle Freude zu rauben, hab' ich doch recht gut gewußt, es käme anders. Edmund geht ſeinen eigenen Weg, und der iſt das Verderben, er hat Dich vergeſſen, ſitzt feſt bei der Baroneſſe zu S... und wird ſchon ſorgen, daß ihm ſein Vatergut nicht zu viel Laſt macht. Ich weiß und fühl' es, daß Edmund meine und des Alten Freundſchaft die letzte Zeit nicht beſonders angenehm war. Ich brauche nur den katzenbuckligen Hund, den Schurrig, im Hauſe herumſchleichen zu ſehen, kann ich mir denken, daß Der nichts ſparen wird, ihn gegen uns argwöhniſch zu machen!"

„Edmund meint doch nicht, es könnte ihm Nachtheil bringen, weil wir um ſeinen Vater zuletzt geweſen ſind?!" rief ſchmerzvoll und gekränkt Mathilde. „Das kann Edmund nicht!"

„Ein verirrter, unſinniger Menſch, wie er nun iſt, kann's wohl! Daß Du dem reichen Erben entſagen mußt, der ſich ſo recht augenfällig von Dir wendet, Kind, wirſt Du begreifen, am meiſten jetzt, wo er nur glaubt, wir wollen ſein Geld, wenn wir uns ihm nähern! Mädel, Alles was ich hab', hab' ich mir nächſt Gottes Güte mit meinen zehn Fingern verdient und bin auf eines Menſchen Geldſack weder bei ſeinen Lebzeiten, noch nach ſeinem Tode ausgegangen! Gott ſei Dank, hab' an dem Meinigen auch immer genug gehabt. Du wirſt deshalb wohl erwägen, Mathilde, was Du Deiner Ehre, was Du Deinen Eltern ſchuldig biſt. Halt' Dich für Dich und weiche jedem Zuſammentreffen aus, damit er ſich nicht etwa einbildet, Du liefeſt ihm nach. Aufſuchen wird er Dich nicht! — Ich mach' Euch überhaupt aufmerkſam, daß Ihr meine künftige Handlungsweiſe gegen den — neuen Herrn Hennings ſtets anſeht als die eines rechtſchaffenen, alten Freundes ſeines todten Vaters. Ich allein weiß, was der Alte gewollt hat, und ſoll durchaus einmal Unheil geſchehen, ſo geſcheh's ſchnell — daß es bald vorbei iſt! Mein Richter iſt dort oben! Ich bin deshalb dem jungen Manne ſcharf begegnet, und werd's ferner, damit er nicht denkt, ich will ihm mein Kind aufteufeln. Ein Kerl wie er, und ſäß' er in Brillanten, iſt für meine Tochter zu ſchlecht!" — —

Der Tag der Teſtamentseröffnung kam.

Edmund Hennings, dann Schurrig, Gerbert, Beate und wer von dem Hausperſonal ſich etwa auf eine kleine Erbſchaft Rechnung machte, waren zugegen.

Die Eröffnung erfolgte in der herkömmlichen Weiſe. Des verſtorbenen Sohn, Edmund, war nach dem eigenhändig abgefaßten Teſtamente Joſua's Univerſalerbe der Maſſe, erhielt das Haus, das Waarenlager, ſo wie die vorhandenen Capitalien in Staatspapieren.

Das Haus hatte einen Taxwerth von dreißigtauſend Thalern, die Activa des Geſchäfts betrugen ſiebenunddreißigtauſend Thaler, und etwa dreitauſend Thaler der Werth des geſammten Inventariums. Die Geſammtverlaſſenſchaft erreichte mithin die Höhe von ſiebenzigtauſend Thalern.

Dem unerfahrenen, leichtblütigen Sohne wirbelte es vor den Augen beim Anhören dieſer Zahlen. — Indeß erſtaunte er doch ungeheuer, und die Umſtehenden brachen in ein unwillkührliches Gemurmel der Verwunderung aus, als das Teſtament ferner beſagte, daß ſich der Werth des „kalten Steins“ um zwanzigtauſend Thaler verringere, welche, als dem Trödler Schätzlein gehörig, zur erſten Hypothek ſeit einem Vierteljahre darauf ſtänden und während der erſten ſechzehn Jahre vom Erben nicht kündbar ſeien, auch mit fünf Procent verzinſt werden müßten. Der Verſtorbene legte Edmund noch die Pflicht auf, der Tochter beſagten Schätzlein's, Mathilde, den vorhandenen Brautſchmuck der verſtorbenen Frau Helene Hennings, ein werthvolles Brillantgeſchmeide, als Andenken auszuhändigen, da der Erblaſſer dieſes Mädchen wie ſeine Tochter geliebt und es ſeine letzten Lebenstage verſchönt habe. Endlich war noch die Bedingung geſtellt, daß Herrn Schätzlein, ſo lange derſelbe lebe, der Laden nie gekündigt, noch deſſen Miethe erhöht, oder der Trödler im Beſitz der Räume, welche er inne hatte, beunruhigt werden dürfe. — An Schurrig, die alte Beate und verſchiedene andere Leute waren Legate ausgeſetzt. Die reelle Erbſchaftsſumme, welche ſomit an Edmund fiel, war immerhin noch eine große, obwohl ſie nunmehr bedeutend unter der urſprünglichen Annahme des Erben ſtand.

Das überaus koſtbare Andenken, welches Mathilde erhielt, bewies Edmund, wie lieb das Mädchen ſeinem Vater geworden war, wie ſehr derſelbe gehofft hatte, ſie einſt ſeine Schwiegertochter zu nennen, die Hypothek Schätzlein's aber war ihm ein Donnerſchlag! Für ſo reich hatte er den Trödler nicht gehalten, noch weniger geglaubt, ſein Vater könne deſſen Schuldner geworden ſein. Gott weiß, durch welch' augenblickliche, ſchwere Calamität er gedrängt worden war, dieſe Hypothek zu nehmen und ſeinem Gläubiger Schätzlein ſo ganz beſonders gute Bedingungen dabei zu gewähren! Das Factum beſtand aber einmal und legte dem Sohne ſo unangenehme Feſſeln auf, wie er ſich wohl nimmer zu S... hatte träumen laſſen. Schätzlein und deſſen Familie waren ihm durch dieſelben gewiſſermaßen zu immerwährenden, ſtillen Beobachtern geſetzt, und es konnte ſich nichts in ſeinem Leben ereignen ohne den ſtrafenden Blick dieſer Leute. Sie noch überdem als ſeine Gläubiger zu wiſſen, deren er ſich nicht einmal wie jeder Andere entledigen konnte, verſtimmte, marterte und kränkte ihn viel tiefer, als die Entdeckung, daß er zwanzigtauſend Thaler weniger beſitze; hatte das Geld bei ihm doch nie ein ſo großes Gewicht gehabt. Die Teſtamentseröffnung hatte alſo bei dem ohnedies etwas gereizten Edmund das Andenken des Vaters ſehr getrübt, und er verſtockte ſich um ſo mehr gegen die Stimme der Vernunft und die peinlichen Anklagen ſeines Gewiſſens, als er glaubte, ſich mit Fug und Recht beleidigt und in ſeiner Freiheit benachtheiligt zu ſehen. Um ſo geneigter war er, durch die Einflüſterungen Schurrig's beſtärkt, ſich für einen reichen Mann anzuſehen, auf den man von Jugend an gewinnſüchtige Pläne gebaut, dem man nie wahre Liebe und Sorgfalt gewidmet hatte, und der, nunmehr jedes menſchlich-ſchönen Bandes ledig, ſeinerſeits gewiß um ſo weniger veranlaßt ſei, irgend Jemand von ſeiner Umgebung anders, als mit verächtlicher Kälte und Argwohn anzuſehen, nicht einmal den kleinen Buchhalter ſelbſt ausgenommen, obwohl ſich derſelbe den ariſtokratiſchen Ton des Erben mit ehrfurchtsvollſter Beſcheidenheit gefallen ließ. Edmund ſchmerzte es tief, daß durch die Phyſiognomie, welche jetzt die Angelegenheiten erhalten hatten, auch Mathilde ihm ganz entfremdet war, alſo ſein Traum einer nun modificirten, geſchwiſterlichen Liebe in Dunſt zerrann, und dies wurde gerade um ſo mehr Grund für ihn, die Schätzleins der Selbſtſucht zu zeihen und in ſeinem gekränkten Stolze eine um ſo höhere Mauer zwiſchen ſich und ihnen zu errichten, hinter welcher er ſeiner neuen Liebe wie allen ſeinen Neigungen deſto unbekümmerter und rückſichtsloſer nachgehen konnte.

Er hatte alſo nichts Eiligeres zu thun, als Schurrig den wirklich koſtbaren Brillantſchmuck ſeiner Mutter einzuhändigen und ihm zu befehlen, denſelben an Schätzlein abzugeben. Von Schurrig ward das Kleinod eben ſo ſpöttiſch kühl gegen Quittung ausgehändigt, als es ironiſch von Schätzlein angenommen wurde.

Die plötzliche Entdeckung, Juſtus habe eine große Hypothek auf dem „kalten Stein", wie das werthvolle Vermächtniß des ſeligen Joſua an Mathilden verſetzte die Familie des Trödlers in ein Chaos von Erſtaunen, Rührung, Schmerz und Verlegenheit.

„Wie kann ich das Geſchenk unter dieſen Umſtänden annehmen, Vater?" ſagte Mathilde gepreßt. „Mit welchem Gefühle muß Edmund mir den Brautſchmuck ſeiner Mutter überlaſſen? Brillanten für eine Trödlerstochter, geſchenkt von ihm, der mit jedem Tage gleichgültiger gegen mich wird, das iſt nur Hohn!" —

„Auf die Weiſe betrachtet, ja! Der Selige hat Dich als die Braut ſeines Sohnes angeſehen und beweiſt dies hiermit am beſten. Vor Gott biſt Du wie ſein Kind, und das hat er Dir und ſeinem Sohne zeigen wollen. Geht Edmund ſeinen eigenen Weg, ſo thut er's auf ſeine Verantwortung, das macht des Alten Willen nicht ungeſchehen. Des Erben verdammte Pflicht iſt, Dir zu geben, was Dir zukommt, und Du haſt nicht das Recht, ein heiliges Andenken abzuweiſen, das Dir in gutem, liebevollem Sinne vermacht ward. Wenn Du die Steine offen wie eine eitle

Närrin, wenn Du ſie als Braut eines Andern trügeſt, wäre ſchmählich. Daß ich's nicht verlange, ſagt Dir Dein eigen Herz, und ſollteſt Du jemals einen Andern heirathen, was ich gewiß wünſche und hoffe, wird der Brillantſchmuck ſchon ſeinen Herrn finden, ohne daß Du Dein Gewiſſen zu beſchweren brauchſt. Beſſer, er trocknet die Thränen der Armen, als daß er unter den Händen des leichtſinnigen Burſchen ſchmilzt, der doch eines Tages leer aus dem Elternhauſe gehen wird, oder an dem Halſe irgend eines abgefeimten Weibsbildes glänzt, das es ihm abgeſchwindelt!" —

„Sage mir aber um Gottes willen, Juſtus," hob Chriſtine an, „wo haſt Du den Reichthum her? Ich weiß wohl, ſo wenig Du mir auch mittheilſt, daß wir die Jahre manches ſchöne Geld erworben haben und ganz gut geſtellt ſind, aber ſo — ſo viel hab' ich nimmer geahnt!" —

„Es iſt Alles redlich erworben, darauf verlaß Dich. Wir mögen mit Allem, was im Laden ſteckt, dreißig- bis zweiunddreißigtauſend Thaler beiſammen haben. Die Hypothek entſtand ganz einfach. — Ich hatte das Geld nach und nach aus dem Geſchäft gezogen und in Papieren angelegt. Bei Feuers- oder Kriegsgefahr iſt das immer eine ſchlechte Geſchichte, auch gab's nur 3½ Procent Zinſen. Edmund hatte über viertauſend Thaler Schulden, die der Schande halber doch bezahlt werden mußten. In der letzten Zeit hatte der Selige überdem große Verluſte erlitten, Geld war rar und zu Jedem wollte er nicht gehen. Ihr kanntet doch Joſua's alten Stolz! Alſo ward das Inſtrument beſtellt und ich gab ihm mein Geld. Daß ich mir ſolche Bedingungen machte, damit mich ſein Herr Sohn nicht bei jedem Anlaß aus dem Hauſe, aus unſerem Erwerb ſchmeißen kann, in dem ich alt geworden bin, der „kalte Stein" nicht etwa gar für ein Biergeld weggeht und ich um Alles komme, das, Sapperment, wird mir doch wohl Keiner verdenken! Was geht mich ſein Sohn an? Hat der ſich etwa rechtlich betragen?" —

„Aber Edmund und alle Leute, Vater, werden denken, wir haben den ſeligen Herrn aus Eigennutz nur geliebt, und —“

„Laß ſie, zum Teufel, denken, was ſie wollen, ich weiß, Gott und der ſelige Hennings denken anders! Ich kenn' meine Pflicht und mein Recht, des Geſindels Geſchnatter kümmert mich nicht! Als ich ein armer Mann war, haben ſie mich beſchimpft, da war ihnen der Lumpenhändler nicht zu gering, ihre Niederträchtigkeiten auf ihn auszuſchütten, jetzt bin ich ein angeſehener, reſpectabler Mann, natürlich iſt das dem Pack erſt recht zum Aerger. Mach Du's Jedem im Leben recht! Probir's nur, wie weit Du kommſt! Wenn ſie den Juſtus Schätzlein aber brauchen, Arm wie Reich, dann bin ich der liebe, der gute, der redliche Herr Juſtus! Vom Galgen ſchneiden ſie den Profit, wenn ſie nur wiſſen, daß er daran hängt!“ —

Damit war jedes weitere Bedenken überflüſſig, und Frau Chriſtine, ſo bekümmert ſie auch war, daß Edmund ſich ihnen nun vollſtändig entfremdete, gewöhnte ſich an die Idee, eine vermögende Frau zu ſein, ſehr bald mit jenem ſo natürlichen Behagen, das ſich gewöhnlich bei allen Denen einſtellt, welche, nachdem ſie im Schweiße ihres Angeſichts unter Entbehrungen und Kränkungen gerungen, endlich das Gefühl der Unabhängigkeit erhalten. Sie begann ſich und den Ihrigen das Leben etwas behäbiger zu machen, und da Schätzlein ſchon ſeit Jahren das dunkle, aber geräumige Zimmer unterm Hausthor, einſt von Johann und Beate bewohnt, Hennings abgemiethet, ſo ſchaffte ſie ein Dienſtmädchen an, welches dort Raum zum Schlafen fand. Dergleichen Einrichtungen gewährte Juſtus den Seinen ſehr gern, doch unterdrückte er verſchiedene Verſuche Chriſtinens, auch den Leuten etwas von ihrem Wohlſtand zu zeigen. — Mathilde indeß legte den Brillantſchmuck in ihre Commode. Sie wußte, daß ſie ihn ewig behalten würde, ohne ihn zu tragen. Edmund's Gattin wurde ſie eben ſo wenig wie die eines Andern, das ſah ſie wohl ein, und wenn es ſie auch ſchmerzte, wie ſchroff ihr Vater Edmund behandelte, wie hart und rückſichtslos er von ihm ſprach, mußte ſie doch geſtehen, daß Juſtus reichlich Anlaß hatte, von demſelben nur Thörichtes und Schlimmes zu erwarten. —

Beate, nachdem ſie ihr Legat ausgezahlt erhalten, kündigte in dem trocknen, mürriſchen Tone, welcher ihr gegen Edmund zur Gewohnheit geworden, ihren Dienſt, um ihre alten Tage, wie ſie ſagte, „in Ruhe ohne Aerger zuzubringen“. — Obgleich der junge Erbe auch gewünſcht, ſich bei Gelegenheit dieſer mürriſchen Perſon zu entledigen, welche er doch nur als eine Spionin in Schätzlein's Dienſten anſah, verdroß es ihn doch bitter, daß die Alte, welche ihn einſt auf den Knieen geſchaukelt, ihm Pflegerin und Mutter geweſen war, ſelber kündigte und ohne jeglichen Funken früherer Zuneigung von ihm wich. Mit kühlen Worten entließ er ſie, und Beate zog aus dem „kalten Stein“, in welchem ſie bald ein Menſchenalter gehauſt, mit manch' heimlichen, bitteren Thränen, um nur alle Sonntage einmal, ehe ſie in die Kirche ging, bei Frau Chriſtinen aus alter Bekanntſchaft vorzuſprechen und ihren Gefühlen Luft zu machen.

Edmund nahm zu ſeiner Bedienung einen Laquai Oswald Sturm, der ſchon viele vornehme Häuſer bedient hatte und zu ſeinem Geſchäft wie gemacht war, ein paar neue Dienſtmädchen kamen auch, eine Chaiſe nebſt dem erforderlichen ſtarkbebarteten Kutſcher langte an, und im Hofe des „kalten Steins“ wieherten fortan ein Paar ſtattliche Rappen, während Herr Joſua nur auf Schuſters Rappen oder bei beſonderen Gelegenheiten mit einem Lohnkutſcher ſeine Vergnügungsfahrten machte. Die Bezahlung ſeiner Schulden in S…, das Leben, welches er nunmehr ſtandesgemäß führen wollte, um ſo mehr, als die Baronin nun ihre Ueberſiedlung nach der Reſidenz bewerkſtelligt hatte, nahmen ſeine disponiblen Gelder ſtark in Anſpruch. Er begann daher nach Einſicht der Inventur alle ausſtehenden Forderungen einzuziehen und das Geſchäft aufzulöſen. Die Nothwendigkeit, ſich eleganter einzurichten, veranlaßte ihn, eine Menge alter Gegenſtände, an welche ihn weder ſeine laue Erinnerung, noch ſein Geſchmack feſſelte, auszumerzen. So kam denn das Mobiliar des guten alten Joſua, der Mohr wie die Mumie unter den Hammer. Schätzlein und Bleichmann erſtanden den beſten Theil der Gegenſtände, welche ſogleich in den Laden des Trödlers wanderten. — Die Auflöſung des Geſchäfts brachte indeß Schurrig gewaltig in Harniſch, welcher für alle ſeine Mühe im Dienſt des „jungen Herrn“ geglaubt hatte, derſelbe werde ihm gewiß die Waarenbeſtände mit einigen Jahren Credit überlaſſen, und er könne alsdann das rentable Geſchäft fortführen. Edmund bewies ſich aber ſo wenig empfänglich für die längere Exiſtenz der Firma, ſo undankbar gleichgültig gegen Schurrig, daß dieſer alle ſeine Pläne zu Waſſer werden ſah. Die Waarenvorräthe wurden ausverkauft. In maßloſer Wuth darüber rannte Schurrig zu Schätzlein. —

„Iſt's denkbar, iſt's möglich, Herr Juſtus? Das alte gute Geſchäft verwüſtet, die Waaren um einen Spottpreis losgeſchlagen!! Nun ſeh' ich's doch, daß er ein Verſchwender, ein Lump iſt, der als Bettler aus dem „kalten Stein“ gehen wird! O hätte der Selige das geahnt, er hätte andere Saiten aufgeſpannt! Hätte ſeinem treuen alten Schurrig den Gram erſpart, daß nun Alles zum Teufel gehen muß! Ich bitte Sie um Gottes willen, Schätzlein, was ſagen Sie dazu?!“ —

„Was ich dazu ſage?“ Juſtus neigte ſeinen Mund an das Ohr des kleinen Buchhalters. „Ich ſage, daß der alte treue Schurrig ein ſolcher Schandkerl iſt, daß wenn der alte treue Schurrig nicht macht, daß er mir aus dem Laden kommt, ſo hau' ich den alten treuen — —“

Der Buchhalter verſchwand ſpurlos. — —

Die neuerungsſüchtige Hand eines jungen Mannes war mit unglaublicher Eile und nicht geringen Geldkoſten im Stande geweſen, das Innere des Hauſes gar ſeltſam zu verändern. Wenn Herr Edmund Hennings nicht die Wände einſchlug und die Treppe verrückte, geſchah es wohl nur, weil das Bauwerk gar zu feſt und wirklich nicht einzuſehen war, wie die Localitäten beſſer anzulegen ſeien; auch liebte der junge Beſitzer die Bequemlichkeit zu ſehr, um den Maurer nicht gern zu vermeiden. Dagegen ward der erſte Stock, welchen er bewohnte, auf's Modernſte und Theuerſte eingerichtet, von jeder Seite Fenſter ausgebrochen und jene Balkons von vergoldeter Bronce eingefügt, die man noch heute ſehen kann. Koſtbare Meubles, gute Bilder, Statuen, Portieren und Vorhänge wetteiferten mit vorzüglichen Tapeten. Die oberen Stockwerke, vom alten Herrn vermiethet, ließ man vorerſt in Ruhe, dagegen wurden die Hofgebäude zu Stallungen, Wagenremiſen und Dienerſtuben umgeſtaltet, der Verkaufsladen des alten Joſua renovirt, um einem Luxus- und Kunſthändler Aufnahme zu gewähren. Es ſchnitt den Schragenleuten und der ganzen Nachbarſchaft wehmüthig in's Herz, als das alte, ſchwarze Schild mit der goldnen Schrift: „Gotthold Joſua Hennings" abgenommen ward.

Schätzlein ſtand in ſeiner Ladenthür, ſah finſter zu und kaute an der Unterlippe. Zufällig entglitt den Arbeitern die lange Firma, ſchlug das Wetterdach krumm und fiel zerſchellend auf den Boden, zum Glück ohne Unheil anzurichten.

„So recht, Alles zum Teufel! Immer zerſchlagt!" rief Juſtus, „Ihr grabt dem „kalten Stein" ſein Grab, das iſt Alles! Eins aber, Ihr Hundepack, müßt Ihr ſtehen laſſen, die vier Wände und den alten Trödler drinnen, ſonſt ſollt Ihr mit Schimpf und Schande ſammt Eurem neumodiſchen Zeuge 'rausgehauen werden!" —

Mit Mühe nur beſänftigten Frau und Tochter den Alten und zogen ihn hinein. —

„Kein Wunder, daß Juſtus die Galle überläuft, da er des Hauſes Herrlichkeit überleben muß!"

„Na, viel trauen ſoll ihm das Bürſchchen drinnen nicht. Er hat die Macht, er kann's jetzt. Die Hypothek iſt ein Strick, an dem der Herr Edmund Hennings ſein Lebelang hängt!"

„Ach mein Schöpfer, wenn ich mir die alte Zeit bedenke! Den alten Herrn Joſua, wenn er den Kindern um Mittag zurief und für jedes ein gutes Wort und eine Gabe hatte! Was das für ein Geſchäft war Jahr aus Jahr ein, und die Güterwagen! Nein, ſo eine ſchöne alte Zeit kommt nicht mehr wieder!"

„Wenn 'mal der alte Schätzlein ſtirbt und die Trödelei wird zugemacht, dann iſt's gar aus! Dann fehlt's nur noch, daß ſie uns die Schragen einreißen, damit doch kein Stein auf dem andern bleibt!"

„Na, na, 's wird damit ſchon noch gute Wege haben. Der „kalte Stein" hat wohl noch tollere Dinge erlebt und wird durch 'nen Milchbart nicht aus den Fugen gehn. So lange Schätzlein da drinnen hauſt, hab' ich keine Bange, und mein kleiner Finger ſagt mir, dem kann die neue Wirthſchaft nicht an den Hals. Wollen ſehen, wer's länger aushält, wir Alten oder der windige Aſſeſſor." —

Derartig war die Stimmung der nächſten Nachbarſchaft, welche mit wahrem Grauen die Firma fallen und das ehrwürdige Haus ſeiner Gravität beraubt ſah. Es war, als würde der Umgebung ſelbſt das Privilegium der mittelalterlichen Würde und Behäbigkeit damit entzogen, und man ſei nun ſelbſt nicht mehr ſicher, auf ſeine alten Tage moderniſirt und zugeſtutzt zu werden.

Um das allgemeine Uebelwollen, welches er, ungleich ſeinem Vater, auf ſich geladen, kümmerte ſich der junge Hennings wenig. Mit der Einrichtung ſeines Hausſtandes beſchäftigt, widmete er ſeine Mußeſtunden dem Opferdienſt der ſchönen Baroneſſe, welche nunmehr in der Reſidenz die vornehmen Salons zu durchflattern begann. Wäre es nach Edmund's Wunſch gegangen, er hätte die ganze Juriſterei aufgegeben, um nur der Kunſt und den Genüſſen der feinen Welt zu leben, aber ſeine mit jedem Tage heißer werdende Leidenſchaft für Aſtarten zwang ihn, vorwärts zu ſtreben, um ſich eine Stellung im Staatsdienſte zu erringen, die ihn der Geliebten würdig mache. Durch großen Fleiß und Eifer gelang es ihm, Aſſeſſor zu werden, und er beſchloß nunmehr bei Aſtarten ſeine Werbung anzubringen. Nicht allein die Begier, zu erfahren, wie ſein Antrag aufgenommen werde, ſondern auch nagende Eiferſucht trieb ihn hierzu an. Graf Gildern hatte ſich nämlich von S… nach der Reſidenz verſetzen laſſen und belagerte mit einem Heer anderer Verehrer von Neuem das Herz der ſchönen Wolkenſtein.

Es war eines ziemlich trüben Wintertags gegen die Dunkelſtunde und gerade zu derjenigen Zeit, wo er ſicher war, Mutter und Tochter allein zu ſprechen, als ſich Edmund ein Herz faßte und in feinſter Toilette auf die Liebeswerbung fuhr. Er gab ſeine Karte ab und ward angemeldet. Zu ſeiner größten Freude war die Holde ſogar allein zu Hauſe.

Er trat hochklopfenden Herzens, glühend vor innerer Bewegung, ein und fand Aſtarten auf einer Ottomane im großen Erkerfenſter, deſſen duftende üppige Blumengewinde einen künſtlichen Sommer um ſie zauberten. Sie hatte eben geleſen, das Buch fortgelegt und ſtarrte vor ſich hin. Eine rothe Ampel von geſchliffenem Glaſe, welche von der Decke herabhing, goß ein röthlich-mattes Licht über das ſchöne Mädchen aus, während draußen die Dämmerung des Winterabends ihre neblichten Schatten auf die Straße ſenkte.

Aſtarte war wirklich vollendet ſchön. — Hoch und majeſtätiſch gewachſen, von vollen, künſtleriſch tadelloſen Formen, ward ihr blendender Nacken noch gehoben durch das dunkle Kleid von Atlas, welches ſie ſtets trug, und deſſen Spitzengarnitur ihre vollen Arme, ihre runden, üppigen Schultern umſchloſſen. Ihre Naſe, fein gebogen mit vornehm geblähten Flügeln, ihr großes, blaues, ſonnenhaftes Auge und eine üppige Fülle goldblonden Haares, das in Ringellocken auf Nacken und Bruſt herabrann, vollendete eine Erſcheinung, die wohl Männerherzen verführen konnte. Eins nur, eine gewiſſe vornehme Ruhe, eine leidenſchaftsloſe Langſamkeit der Bewegung verlieh ihr etwas Kaltes, Statuenhaftes und hätte leicht für geiſtlos gelten können, hätte Aſtarte nicht eben ſo viel Bildung wie eine große Gelenkigkeit der Converſation beſeſſen, welche nie erregt oder gar von tieferen Wallungen des Gemüths durchzittert wurde, aber ſtets voll graziöſer Ungezwungenheit war.

Als Edmund zu ihr trat, reichte ſie ihm lächelnd die Hand.

„Ich bezweifle, mein gnädiges Fräulein, daß Sie einen Begriff davon haben können, wie glücklich es mich macht, daß mir der Zufall die hohe Gunſt erweiſt, Sie allein zu ſehen.“

„In der That, lieber Freund, das haben Sie gewiß dem Zufall, oder vielmehr meiner Tante, der Oberhofmeiſterin, Gräfin Weigelsberg zu danken, die plötzlich ſehr erheblich unwohl geworden iſt und Mama zu ſich bitten ließ. Nehmen Sie Platz.“ —

„Die Frau Oberhofmeiſterin iſt doch nicht bedenklich erkrankt?“

„Hoffentlich nicht,“ lächelte Aſtarte. „Es wäre wenigſtens vom Schickſal gar zu malitiös, wenn meine theure Tante ſo plötzlich ſterben müßte, nachdem ſie lange Jahre ſich um eine ſo einflußreiche Stellung bei Hofe bemüht hat.“

„Das Schickſal iſt aber manchmal höchſt malitiös.“

„Dann zeige man ihm die vornehme Stirn des überlegnen Menſchengeiſtes, mein Theurer, und man wird ganz gut mit ihm fertig werden. Apropos, Sie haben nunmehr zwei ungeheure Berge überſtanden, Ihr letztes Examen und Ihre neue Einrichtung. Erzählen Sie mir doch von Ihrem Hauſe, ich bin höchſt neugierig, ob Sie Geſchmack beſitzen!“

„Gnädiges Fräulein, wenn ich Sie und Ihre Frau Mama einladen dürfte, ſich davon ſelbſt zu überzeugen, würde mir das die größte Gunſt ſein. Sicher iſt meine Einrichtung lange nicht vollendet genug, um der Dame, welche dieſelbe einſt für ihr Eigenthum anſehen ſollte, nicht überflüſſig Grund zur Verbeſſerung zu geben.“

„Ei, wer weiß auch? Ich habe Ihren Geſchmack oft bewundert und bin gewiß, wenn ich in Ihr Haus komme, werde ich des Vergnügens kein Ende finden, vielleicht verliebe ich mich gar darein, haha, und Sie haben denn Noth, mich los zu werden.“

„Ich wünſchte, Sie ſprächen im Ernſt ſo, meine ſchöne Freundin, dann könnte ich kühnere Wünſche wagen, denn ich wäre eitel genug, zu glauben, Sie liebten das Haus meiner Eltern auch um meinetwillen!“

Aſtarte ſah ihm feſt in das glühende Geſicht, dann übergoß ſich ihr Antlitz mit Purpur, ihr Auge ſenkte ſich.

Der entſcheidende Augenblick in Edmund's Leben war da, eine Secunde Zögerung nur und es war zu ſpät! Einen kalten Stich gab es ihm durch's Herz, denn tückiſch tauchte ſeine Jugendliebe, des Vaters letztes Bild empor! Wie ein ſchmerzlich ſüßes, geiſterhaftes Zaubertönen aus ferner Zeit umtönte ihn klagend das Lied! Wie der Duft der Linden vom Oberhoff wehte es ihn an, umſonſt! Vor ſich dieſes holde Weib, dieſe wilde, ſelige Götterminute, und zaudern? — Er ſank zu ihren Füßen, ergriff ihre Hände, die er mit Küſſen bedeckte, umſchlang mit glühender Gewalt dieſen ſchönen verlockenden Körper: „Aſtarte, Aſtarte! — Mögen Sie mir zürnen, ſich von mir wenden, mit kaltem Worte mir alle Lebenshoffnung rauben, ich liebe Sie und komme heut' zu Ihnen, das Geringe, das Einzige zu bieten, was mein iſt, mich ſelbſt! Genügt Ihnen meine redliche, treue Liebe, das Lebensloos, welches ich Ihnen im ſteten Ringen zu ſchaffen hoffe, und iſt Ihr Herz noch frei — Aſtarte!“ — Er lag vor ihr und ſtarrte in ihr Antlitz mit der Spannung eines Verzweifelten. Alle ſeine Pulſe ſchienen ſtill zu ſtehen!

„Edmund, wollte ich ganz allein nur meinen Gefühlen folgen, ich würde Ihnen unbedenklich mein Jawort geben.“ —

„Mädchen, mein ſüßes, holdes Mädchen!“ —

„Nicht! Nicht ſo, lieber Edmund! Seien Sie nicht vorſchnell, um Gottes willen! Es könnte Sie und mich reuen! — Ich würde, ſtände ich allein und wäre ganz frei, Ihnen gewiß mein Jawort geben, denn Alles ſpricht in mir zu Ihren Gunſten, aber ich bin eben nicht frei, weder meiner äußeren, noch inneren Lage nach. So ſehr mein Verſtand darüber hinweg iſt, bin ich doch von Geburt, Neigung und Erziehung die Tochter eines vornehmen Mannes, habe bei meiner Wahl die Wünſche meiner Mutter, meiner Verwandten zu Rathe zu ziehen und beſitze einen Ehrgeiz, der mir im Blute liegt. Laſſen Sie mich mit Mama zu Rathe gehen, legen Sie ihr ſelbſt Ihre Wünſche vor, und wenn meine Mutter, die für mich in jeder Beziehung Autorität iſt, ihren Segen giebt, dann, Edmund, werde ich Ihnen nichts als ein „Ja" zu erwiedern haben. Bis dahin aber gehen Sie ſchonend mit meinen Gefühlen um, fordern Sie keine Beweiſe von Neigung, laſſen Sie ſich zu keinen Extravaganzen hinreißen, die mich verlegen machen und unſer Glück nicht fördern können."

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Edmund war an die Baroneſſe durch ſeine Erklärung gebunden, ſie -- noch nicht. Selige Hoffnung und nagender Zweifel rangen in ihm, als er, mit einem verſtohlenen Kuß vertröſtet, von ihr ging, und noch ein anderer Dämon war in ihm wach, das Gewiſſen, welches ihm mit plötzlicher Klarheit die vergangenen Tage vor die Seele rief. Er mußte ſich zerſtreuen, deshalb ſuchte er einige Bekannte, Künſtler und junge Gelehrte, die neuen Freunde ſeines Reichthums, auf, um mit ihnen bis ſpät in die Nacht im Weine ſeine tobenden Gefühle zu erſäufen. — Seine Herzensangelegenheit bei Aſtarten ward aber unvermuthet auf eine längere Folter der Erwartung geſpannt, denn das Unwohlſein der Oberhofmeiſterin Gräfin Weigelsberg, der Schweſter des verſtorbenen Barons, verwandelte ſich in eine kurze, aber ſehr ernſte Krankheit. — Die edle Dame ſtarb, ehe ſie ihrer einflußreichen Stellung recht froh geworden und für das Glück ihrer Schwägerin wie Nichte hätte ſorgen können. — Das Schwinden ſämmtlicher brillanter Ausſichten verſetzte die alte Baronin in tiefſte Melancholie, und erwägend, daß ſie auch mit ihrem Bruder, dem Senator Wulfens, nicht mehr ſo gut wie ehemals ſtand, wurde ſie geneigt, den Anträgen des jungen Hennings

Gehör zu ſchenken, welche ihr erſt privatim durch die Tochter und bei ſchicklicher Gelegenheit nach den erſten Wochen der Trauer von Edmund ſelbſt gemacht wurden.

Bei dieſer Unterredung wußte es die Baronin ſo einzurichten, daß Aſtarte ſich auf Beſuch zu einer Freundin begab, denn ſie wollte weder das Gefühl der Tochter verletzen, noch Erörterungen unterlaſſen, welche ſie für das künftige Wohl ihres Kindes nöthig hielt.

„Laſſen Sie uns jetzt, wo es noch Zeit iſt, lieber Edmund, Alles wohl überlegen, denn es iſt beſſer, Sie kennen die Schwierigkeiten, welche ſich Ihnen an Aſtartens Seite bieten werden, vorher, als daß Sie ſpäter auf Dinge ſtoßen, die ſehr geeignet ſein können, Euer beiderſeitiges Glück zu trüben. — Eine Mutter, wer ſie auch ſei, will möglichſt hoch mit ihrem Kind hinaus. Dieſer Fehler iſt zu gerecht, um nicht verzeihlich zu ſein. Ich weiß bereits lange, daß Aſtarte Sie liebt, aber die Liebe iſt es wahrlich nicht allein, was die Zukunft einer Familie verbürgt. Der alte Adel meines Mannes, unſere Verbindungen in ariſtokratiſchen Kreiſen nöthigen mir die Pflicht auf, mein Kind keinem Manne zu geben, der nicht Carriere im Staate und ein ſelbſtſtändiges Vermögen aufzuweiſen hat. Rang und Namen beſitzt Graf Gildern, der, wie Sie bemerkt haben werden, Ihr Nebenbuhler iſt, gewiß, aber er vermag das weder mit einem Capital zu unterſtützen, noch iſt, trotzdem er hier dem Generalſtabe nunmehr attachirt iſt, vorauszuſehen, daß er raſche Carriere machen dürfte. Sein Bruder, der Kammerherr, bisher ſeine einzige Hoffnung, hat ſeit lange jeden Einfluß verloren; ein Glück für denſelben, daß er eine vornehme und reiche Frau beſitzt. Auch Sie wollen erſt Rang und Namen erwerben, und wenn ich dabei meinen Schwiegerſohn auch mit Connaiſſancen vortheilhaft unterſtützen könnte, iſt das doch nicht ſo raſch gethan, erfordert Ihrerſeits eben ſo bedeutende Anſtrengungen. Ihr Vermögen, lieber Hennings, iſt ſehr hübſch, zumal für einen Bourgeois, aber kaum groß genug, um bei allen Erforderniſſen des noblen Lebens auf längere Zeit gegen alle Chancen der Intrigue

Ihrer muthmaßlichen Gegner ungeſchwächt vorhalten zu können. Sie ſelbſt ſind ein liebenswürdiger, vortrefflicher junger Mann, der meine Tochter ſo leidenſchaftlich verehrt, wie ſie es verdient, aber Sie ſind leichtblütig, excentriſch, eben ſo kühn wie unvorſichtig, eben ſo ſchwärmeriſch wie auf jenem glatten Parquet unerfahren, das Sie treten lernen müſſen, wollen Sie Ihr Ziel erreichen. Bei aller Freundſchaft für Sie bin ich doch zu ſehr egoiſtiſche Mutter, als daß mir Aſtartens Loos nicht Alles gälte, ich nicht mit ſchwerſter Beſorgniß Eure Hände vereinen müßte. Ich weiſe Sie nicht ab, Edmund, Gott bewahre. Aber ich ſtelle Ihnen eine Alternative, deren Erfüllung allein in Ihrer Hand liegt! Iſt Aſtarte einmal Ihre Gattin, ſo hat meine mütterliche Macht über ihr Geſchick ein Ende, ſie muß Ihnen folgen, ſei's auch zum Schlimmſten, und jeder Eventualität vorzubauen iſt meine Pflicht!“ —

Edmund küßte brünſtig der alten, ſtolzen Dame die Hand. „O, reden Sie, verehrungswürdige Frau! Was ſoll ich thun? Welche Sicherheit Ihnen für Aſtartens Glück bieten? Blindlings will ich mich Ihren Wünſchen und Anordnungen, ſelbſt der härteſten Bedingung unterwerfen, um Ihnen einen Beweis der Leidenſchaft zu geben, welche ohne den Beſitz Ihrer Tochter mich nur in Verzweiflung ſtürzen muß. O, ſprechen Sie, zögern Sie nicht!“ —

„Auf die Gefahr hin, daß Sie mich gröblich mißverſtehen, Edmund, muß ich Ihnen zwei Bedingungen ſtellen, unter denen Sie zu wählen haben. Entweder fühlen Sie ſich ſtark genug, ſo lange warten, Ihrer Leidenſchaft den Zügel anlegen zu können, bis Sie eine ſo hohe und unantaſtbare Stellung im Staate erworben haben, daß Ihre Familie ſelbſt dann geſichert iſt, wenn verſchuldete oder unverſchuldete Einbußen Ihr Vermögen treffen. Das aber müſſen Sie ſelbſt geſtehen, kann möglicher Weiſe ſehr — lange dauern! Andernfalls ſehe ich nur dann eine Möglichkeit, mich mit einer früheren Verbindung zu verſöhnen, meine Tochter alle Ihre Anſtrengungen, Enttäuſchungen und Wechſelfälle theilen zu laſſen, wenn Sie derſelben durch einen Ehecontract unter allen Umſtänden und ohne Vorbehalt die Hälfte Ihres Vermögens ausſetzen und meinem Herzen die Beruhigung geben, für Aſtarte ſei geſorgt, auch wenn das Schlimmſte über Sie hereinbricht!“

Die Baronin hatte, gegen ihre ſonſtige Gewohnheit, mit einer faſt rührenden Wärme, einer Liebe für Aſtarte geſprochen, als gälte es, die Tochter mit ihrem Herzblut zu beſchirmen. Nachdem ſie geendigt, wiſchte ſie ſich die Thränen aus den Wimpern, welche ihr die innere Bewegung emporgetrieben.

Edmund war aufgeſprungen. — „So haben Sie nichts weiter nöthig, verehrte Frau, als ihrem Advocaten zu befehlen, daß er das Inſtrument aufſetze! Ich werde es am Verlobungstage unterzeichnen und Sie aller Mutterſorgen fortan entheben!“

Die Baronin ſchloß den jungen Mann gerührt in ihre Arme und nannte ihn ihren lieben Sohn. Das darauf folgende, höchſt vertrauliche Geſpräch war den Plänen und Anordnungen gewidmet, welche man zur Gründung dieſes Doppelglücks für nöthig hielt. Hierbei überraſchte ſie die zurückkehrende Aſtarte, und ein glühender Kuß, eine heiße Umarmung Edmund’s in Gegenwart der lächelnden Mutter ſagten ihr, was geſchehen war!

— — — — — — — — — — — — — — — —

Die Baronin nebſt Tochter hatten den „kalten Stein“ Anſtands halber noch nicht betreten, indeß für verſchiedene Einrichtungen und Verbeſſerungen in Edmund’s Wohnung Sorge getragen. Der zweite Stock ward ſofort gekündigt, denn es verſtand ſich wohl von ſelbſt, daß Mama in das Haus ihres Schwiegerſohnes zog. Somit war den Malern, Tapezierern und dergleichen Auftrag zur paſſenden Herſtellung aller Räume gegeben. — —

Die Verlobung ſollte gefeiert werden. Alle Vorbereitungen waren bei der Baronin getroffen, die Gäſte geladen, es dunkelte bereits.

Mit klopfendem Herzen machte Edmund ſeine Toilette, um Punkt acht Uhr bei ſeiner Braut zu erſcheinen.

Man habe ein Glück noch ſo lange und heiß erſtrebt, noch ſo namenlos nach dem Augenblick ſeines Eintritts gelechzt, es iſt doch eigen, daß uns der Augenblick, in welchem es uns ſeine Arme jauchzend öffnet, mit Schreck erfüllt, in Verwirrung und eine gewiſſe Unzurechnungsfähigkeit ſetzt. Immerhin iſt es aber das Gefühl der reinſten Freude, welche verhalten in uns zittert und nur den erſten Augenblick freien Aufathmens abwartet, um mit allen Jubeln vulkaniſch auszubrechen.

Dieſe verhaltene Freude lebte ſonderbarer Weiſe in Edmund nicht, wenigſtens nicht dieſe reine, ſelige Freude, die etwas Kindlich-Naives, etwas Menſchlich-Freies hat und ſich dauernd, wohlthätig in uns ausbreitet. Hätte er jenes Gefühl, welches er für Freude zu nehmen verblendet genug war, unterſuchen können, ſo hätte er ſicher gefunden, daß es theils äußere Sinnenregungen, Gier nach dem Beſitz der ſchönen Wolkenſtein, theils befriedigte Eitelkeit, kecker Triumph über Graf Gildern und andere Nebenbuhler, theils der kecke Hoffnungstraum aufgeſtachelten Ehrgeizes, Sucht nach Glanz war. Der Schreck, die lähmende Schüchternheit vor ſeinem nahen Glücke hatte keinen Beigeſchmack reeller Freude, ſondern einer ängſtlichen Spannung, Furcht vor der eigenen That und quälende Erinnerung. Das Andenken Mathildens fuhr ihm immer durch alle Liebesgedanken, und zugleich ſtiegen gar mancherlei Fragen auf, die ſich an den Umſtand knüpften: Mathilde wohne in demſelben Hauſe; das Leiſeſte, was ſich in ſeinem Leben zutrage, jedes Zerwürfniß in der Ehe müſſe ſie zu ſeiner Beſchämung erfahren. Tauſendfache Begegnungen verbitterten ſchon in der Einbildung ſein Leben, er fühlte, daß er nicht Herr im eigenen Hauſe, nicht freier Menſch ſei, ſo lange Schätzleins drinnen wohnten, und heraustreiben konnte er ſie nicht! Lebhafter denn je dachte er an Mathilden, und alle Schmerzen, welche ſie um ihn empfinden müſſe, traten ihm vor Augen, erfüllten ihn mit tiefſtem Mitleid, mit Reue, daß er ſie nicht ſchon längſt auf ſeine Sinnesänderung vorbereitet, nicht wenigſtens ſeiner reinen Bruderliebe verſichert habe. Der nahe Termin ſeiner Vermählung rieth ihm wenigſtens, noch den letzten Ausweg einer Verſtändigung zu ergreifen, welche ihm die Achtung ſeiner Jugendgeſpielin bewahre.

Es war bereits finſter, die Wachskerzen flammten vor ſeinem Spiegel, in dem er ſein bleiches Geſicht betrachtete.

Zwei Stunden ſpäter war er Bräutigam, hatte den Ehevertrag unterzeichnet, — keine Zeit war zu verlieren.

Statt des Fracks zog er raſch einen Rock an und ſchellte.

Oswald, ſein Diener, trat ein.

„Zu befehlen?“ —

„Höre, Oswald, ich hoffe, Du biſt mir treu?“

„Können Euer Gnaden zweifeln, daß ich —“

„Schon gut! Laß Dir alſo Folgendes ſagen! Für jeden geheimen Auftrag, den ich Dir fortan gebe und welchen ich eben ſo verſchwiegen gehalten wie vollzogen wünſche, bekommſt Du drei Louisd'ors!“

„Ich bin treu wie Gold, gnädiger Herr!“ —

„Hier haſt Du dieſe Summe Oswald. Geh' hinab in den Thorweg, links von der Straße liegt das Zimmer, welches Schätzlein's Dienſtmädchen bewohnt —“

„Sehr wohl!“ —

„Gieb ihr dieſen Thaler und bitte ſie, daß ſie Mamſell Mathilde bewegt, in jenes Zimmer zu kommen. Geht ſie darauf ein, rufſt Du mich, verſtanden? Sag' ihr, ich müſſe mit dem Fräulein dringend ein paar Worte allein reden. Eher läßt Du nicht anſpannen!“ —

„Ganz wie Sie befehlen!“ —

Der Diener ging. Edmund wartete, auf und ab ſchreitend. — Oswald's Ueberredungsgabe gelang das Kunſtſtück. Er konnte ſeinem Herrn bald günſtigen Rapport bringen, und Edmund eilte auf den Hof, huſchte in den Thorweg, der noch dunkler als gewöhnlich war, und trat in das Zimmer, an deſſen Thür Schätzlein's Mädchen wartete.

Ein dürftiges Licht brannte ungewiß darin. —

Die Dienſtmagd ging, um im gelegenen Moment Mathilden zu rufen. — Die Zeit verſtrich Edmund in peinlicher Erwartung und Angſt. Er fühlte eine grenzenloſe Feigheit ſein Herz durchzittern, faſt hätte er fortlaufen mögen. Eben als er mit ſich zu Rathe ging, was er thun, ob bleiben oder gehen ſolle, hörte er Mathildens Stimme im Thorweg:

„Aber mein Gott, Mädchen, was kann's denn ſein, das Du mir ſo heimlich zu ſagen haſt?“ —

Damit öffnete ſie raſch die Thür und trat ein.

In demſelben Augenblick ſah ſie Edmund bleich und traurig vor ſich. — Sie that einen Schrei und wollte ſich umwenden, aber er war Mannes genug, ihre Hand zu ergreifen.

„Ein paar Augenblicke bleibe nur!“ flüſterte er qualvoll.

Mathildens Buſen arbeitete heftig, Schluchzen erſtickte ſie faſt. Endlich kehrte ſie ihm ihr Antlitz zu.

„Was wollen Sie, Herr Hennings?“ —

„Mathilde, nicht ſo, nicht dieſes kalte, fremde — Sie! — Sei barmherzig, erlaube, daß ich mich ausſprechen darf wie ſonſt!“ —

„Sie haben bisher dazu keine Zeit gefunden, ſelbſt nicht einmal, ſeit Sie im Vaterhauſe ſind. Nach dem, was zwiſchen uns ſich bereits geändert hat, mögen Sie das für unnöthig gehalten haben. Es iſt auch wohl ſo! — Sie haben meiner, der ganzen Jugendzeit vergeſſen. Mein Gott, Sie können nicht dafür, das Herz läßt ſich eben nicht hofmeiſtern.“

„Mathilde, liebe Mathilde, ſei nicht ſo gar ungerecht gegen mich! Wohl fühle ich, daß wir übereilt und mit der Unbefangenheit der Kinderzeit gehandelt, als wir uns, kaum erblüht, für's Leben binden wollten. Aber wenn auch thörichte Wünſche in uns nun den ächten Bedürfniſſen des Lebens weichen müſſen, wenn wir uns auch als Gatten nicht angehören, willſt Du mir Deine Freundſchaft, die

Anhänglichkeit der Jugendgeſpielin entziehen?! Mathilde, kannſt Du das?“

„Ich weiß nicht, ob ich ſo meine Empfindungen unter die ſchickliche Form ſtellen kann. Ich kann Ihnen ohne Erröthen, wie das Kind von ehemals, ſagen, daß ich Sie liebe, daß ich von keinem andern Manne bisher gewußt und künftig wiſſen werde. Ebenſo fühle ich auch, daß Sie mich nicht die Ihre nennen können, — nicht wollen! Sie haben mich elend gemacht, aber ich bemitleide und liebe Sie doch, denn Sie haben ſich ja am meiſten damit weh gethan. Ach, Sie wiſſen noch nicht — wie wehe!“ —

„O, zürne mir nicht, Mathilde, jetzt nicht! Ich thue den höchſten, den ſchwerſten Schritt meines Lebens und will mit Dir wenigſtens verſöhnt ſein! Sei mir Schweſter wie in der Kinderzeit!!“ —

Mathilde war zuſammengeſchreckt! Todtenbleich ſtand ſie vor ihm!

„Sie haben — Ihre Braut gewählt, ich fühl's! Eine ſchöne, vornehme Braut gewiß! — Ich habe es immer geahnt, Sie waren nicht für die Trödlerstochter! — Leben Sie wohl und ſeien ſie glücklich! Ach, ich fürchte, Sie werden es nie! Ich will Ihnen verzeihen! — Achten — kann ich Sie nimmermehr, Unſeliger, über den man weinen muß!!“

Sie wankte hinaus. — Wie an Leib und Seele zerſchlagen folgte Ihr Edmund und eilte ſcheu an ihr vorüber. Im Hofe ſtand das Dienſtmädchen.

„Geh' zu Fräulein Mathilde, ſie iſt unwohl!“

Er ſtürzte wie verzweifelt nach der Hintertreppe. Da hörte er einen lauten Schrei! Er wandte ſich entſetzt um! Im matten Mondlichte ſah er, wie das Mädchen Mathilden unterſtützte und nach ihren Eltern rief.

Er ſtieg todesmatt hinauf in ſeine koſtbare Wohnung. —

Eine Stunde ſpäter fuhr er zur Verlobung. — Aſtartens Anblick rief Edmund's Lebensgeiſter wieder wach.

Die Feierlichkeit ward ſolenn vollzogen. Graf von Gildern, ſein Nebenbuhler, Cabinetsrath von Buchmann mit ſeinen Töchtern, viele Herren und Damen der Ariſtokratie, Gerichtsrath Korell, des alten Joſua Freund, wie verſchiedene Künſtler und Gelehrte, ſämmtlich Freunde Edmund's, waren geladen.

Edmund unterſchrieb feierlich hinter ſeiner Braut den Contract. Rudiß, Bildhauer Hakert, Edmund's Intimus, und Graf Gildern unterzeichneten ſich als Zeugen. Wie Letzterer die Feder langſam hinlegte, ſagte er ernſt und nicht ohne Bewegung zu Edmund:

„Herr Aſſeſſor, ich habe hiermit mein eigenes Unglück beſiegelt. Ich that es gern, weil mir das Glück der Dame, die ich verehre, höher ſteht als mein eigenes. Wenigſtens werden Sie mir erlauben, daß ich der Freund Ihrer Familie bleiben darf!"

Edmund verbeugte ſich und lächelte blöde. Er war verlegen. Weshalb, wußte er nicht.

Die Braut war wie von Blut übergoſſen und zitterte wie Espenlaub. Eine leiſe Zähre, welche ihr verrätheriſch aus den Wimpern ſchlich, bemerkte Edmund nicht.

Während des ſehr heitern Soupers, als Stadtgerichtsrath Korell mit Edmund anſtieß, zog ihn derſelbe bei Seite.

„Hören Sie, junger Freund, ich fürchte, ich fürchte, Sie haben da 'nen Schwabenſtreich gemacht! — Na, halten Sie nur recht auf Ihren Beruf, öffentliche Ehre hilft Manchem über den häuslichen Jammer, Gott erhalte Sie!" —

Durch den Vorgang zwiſchen Mathilden und Edmund, welcher vor den Eltern nicht verheimlicht werden konnte, war der Schleier gelüftet, welcher bisher auf den luxuriöſen Umänderungen im „kalten Stein" gelegen, und am andern Tage wurde durch die Plauderei der Hennings'ſchen Dienſtleute, wie durch die öffentlichen Zeitungsannoncen die Verlobung des Aſſeſſors zur Gewißheit. —

Mathildens Zuſtand ſchien weniger ein körperlicher als geiſtig beſorgnißerregender, und es bedurfte aller liebevollen Pflege der Mutter und Beatens, die herbeigeeilt war, bedurfte aller vernünftigen Tröſtungen des Vaters, um den wirklichen Ausbruch einer Krankheit zu verhindern.

In der erſten Hitze beſchloß Juſtus bei ſich, aus dieſem verwünſchten Hauſe zu ziehen. Dann wollte er Frau und Tochter eine Weile auf's Land geben. — Beides ließ ſich nicht thun, weil Mathilde zu angegriffen war. — Als ſie ſich erholt hatte, ſchien Keines nöthig zu werden, denn Mathilde war geheilt; ſie verachtete Edmund, und dieſe Umwandlung ihrer Gefühle und Meinungen gaben ihr den Stolz und die nöthige Energie, ſich in ſeiner Nähe zu wiſſen und ihm kalt den Rücken zu kehren.

Die Vorbereitungen zur Hochzeit Edmund's und Aſtarte's waren beendet, die alte Baronin bereits in den zweiten Stock eingezogen. Der feierliche Tag brach an, und eine lange Wagenreihe, das Brautpaar vorauf, rollte zur Kirche. — Daß die ganze Nachbarſchaft auf den Beinen war und in die Kirche ſtrömte, um das Brautpaar zu ſehen, iſt leicht leicht zu begreifen.

Schätzleins blieben daheim. Mathilde war ruhig und ernſt, nur ein leiſes Fröſteln überlief ſie. Juſtus ging auf und ab.

Endlich war die Trauung vorbei, die Wagen kamen zurück. — Alles ſtürzte an die Hausthür. —

Schätzlein trat vor ſeinen Laden und, die Pfeife im Munde, die Hände auf dem Rücken, ſah er dem Gewühl zu.

Edmund ſtieg aus und hob Aſtarte, ſchön wie eine Fee, aus dem Wagen. Als er ſich wendete und ihr den Arm bot, um ſie in's Haus ſeiner Väter zu führen, fiel ſein Blick auf die kleine Ladenthür. Da ſtand Juſtus und lachte höhniſch.

Edmund wankte und ließ die Hand ſeiner Braut ſinken.

„Ei was iſt Ihnen denn, Beſter!“ rief lachend Graf Gildern, der die alte Baronin am Arm hatte.

Schnell ergriff Edmund die Hand ſeiner Braut wieder und führte ſie in's blumengeſchmückte Portal.

„Haſt Du's geſehen? Haſt Du's geſehen, Kind, wie Dem zu Muthe war?!“ rief flammend der Trödler und warf die Ladenthür zu. „Ich habe es Euch prophezeit, er werde Dir treulos, er ſei ein Lump! Ich hatte recht.

Ich ſage Euch nun, von heute an geht Der mit Rieſenſchritten ſeinem Untergange zu! Der Sohn Hennings' wird wie ein Bettler aus ſeinen vier Pfählen ziehen und froh ſein, wenn ihm des Trödler Juſtus Kind einen Biſſen Brot und einen Lappen ſchenkt, um der Liebe willen, die ſeines Vaters Aſche verdient! Trödel, Trödel! Alles iſt Trödel, mein Kind, wie das ganze Leben! Nur eine Liebe iſt unvergänglich, die Liebe von Eltern und Kind, an die halt' Dich!!“

Sechſtes Capitel.

Edmund und Aſtarte befanden ſich auf der Hochzeitsreiſe.

Mit dem Bacchantenjauchzen wilden Entzückens war er an das Herz dieſes makellos ſchönen Weibes geſunken. Den glühenden Freuden des erſten Beſitzes folgte ein ſtrahlendes Wonnedaſein, ein ewiges Entzücken. Er war mit ihr hinaus in die weite Welt, nach der Schweiz und Italien gereiſt, alle Freuden und Herrlichkeiten zwiſchen Himmel und Erde ihr zu Füßen zu legen. — Das junge Paar befand ſich alſo auf der Hochzeitsreiſe.

Die gnädige Schwiegermama verwaltete indeß das Haus und die profanen Angelegenheiten der Familie, beſchäftigte ſich aber noch außerdem damit, den armen Grafen Gildern über ſein begrabenes Liebesglück mit all' dem feinen, herzgewinnenden Takt zu tröſten, welcher ihr ſo ſehr zu Gebote ſtand.

Sei es, daß ihr der Graf wirklich leid that, daß ſie bei näherer Betrachtung ihres Schwiegerſohns und ſeiner Verhältniſſe wie ſeines Charakters doch Graf Gildern, trotz des geringen Reliefs, welches ihm ſeine Börſe zu geben vermochte, den Vorzug gab, kurz, Letzterer war ſehr, ſehr oft bei ihr, und ſie hatte ſich ihm mit viel mehr Herz genähert, als bisher. Ihre Theilnahme für denſelben mehrte ſich aber wider ihren Willen noch durch den Umſtand, daß Gildern's Bruder, der Kammerherr, ein überaus liſtiger, macchiavelliſtiſch geſchulter Hofmann, durch einen jener unergründlichen Schachzüge, welche über Gunſt und Ungunſt, mithin das Glück des Betheiligten bei Hofe ſo oft entſcheiden, plötzlich in den Vordergrund zu treten und in der Nähe des Fürſten eine Stellung einzunehmen begann, die ſeiner früheren Vergeſſenheit ſehr entgegengeſetzt war. Demzufolge beſſerte ſich die Poſition des Grafen Tankred ganz bedeutend. Er hatte Gelegenheit erhalten, ſich der regierenden Herrſcherfamilie zu nähern, auf ſie die volle Batterie ſeiner Liebenswürdigkeit zu richten, und man ſprach ſogar davon, Prinz Arthur, der dritte Sohn des Königs, wünſche ihn zu ſeinem Adjutanten zu ernennen.

Dieſe Perſpective machte die alte Baronin überaus gedankenvoll, ja um ſo ſchwermüthiger, je mehr ſich die Verhältniſſe Edmund's vor ihren Blicken des neu geträumten Glanzes entkleideten und ihre wahre Geſtalt annahmen.

Wohl war der Gatte ihrer Tochter ein reicher Mann, aber trotz ihrer vielfachen Verbindungen, trotz Edmund's eigenem Eifer ſah ſie lebhaft ein, daß ein raſches Emporkommen ihres Schwiegerſohnes unmöglich, und die Ausſicht auf einen beſonders hohen Rang um ſo ſchwächer ſei, je mehr ſie ſich durch eigene Bemühungen überzeugen mußte, daß ihr Einfluß nur höchſt gering war. Der Mann ihrer Tochter nur ein Aſſeſſor, höchſtens einmal Rath, Graf Gildern Adjutant des Prinzen und courfähig! — Entſetzlicher Unterſchied! — Welche ſehr irdiſchen Grenzen aber ſogar auch der Reichthum Edmund's hatte, lernte die gute Dame eher kennen, als ihrem Schwiegerſohn angenehm ſein konnte, und dieſe Entdeckung mußte für Alle gleich folgenſchwer ſein.

Es waren etwa vierzehn Tage ſeit der Abreiſe Edmund's und Aſtarte's verfloſſen. — Es giebt Zeiten, wo ſich einen Tag um den andern des Lebens Bächlein glatt und mit wenig Veränderung im alten Bette des Daſeins bewegt, aber es giebt auch Tage, wo es drunter und drüber geht und Dinge geſchehen, die uns gar lange Zeit zu denken geben. Ein ſolcher Tag brach für Juſtus an.

Schätzlein hatte eben Beaten wieder zur Ruhe verwieſen, welche nicht umhin gekonnt, zu erſcheinen, um über Edmund's Treuloſigkeit eine Fluth von Klagen, eine Verdammung ſeines ganzen künftigen Lebens loszulaſſen. Da die gute Alte nun bei Juſtus nicht ankam, mußten Mathilde und die Mutter um ſo ärger herhalten, denn Beate begriff nicht, daß ſie nur nutzlos alte Wunden aufriß und Mathilden in peinliche Verlegenheit brachte.

Kaum war es indeß dem Trödler gelungen, dieſe Attaque auf ſeine Geduld ſiegreich abzuſchlagen, als ſich die Ladenthür öffnete und ein ältlicher Herr, etwas corpulent, mit einem Bändchen im Knopfloch, eintrat.

„Gehorſamſter Diener, Excellenz! So früh bei Wege? — Was ſchafft mir die Ehre? Etwa ein Bild oder eine alte Poſtille, auf die Sie Jagd machen?"

Der Eintretende, Cabinetsrath von Buchmann, lächelte. „Mein alter Freund, ich wollte eben fragen, von wem der prächtige Stich des Richard Cromwell iſt, nach dem Dresdner Bilde von van Dyck. Linienmanier und aus dem vorigen Jahrhundert. Wiſſen Sie ihn aufzutreiben? Ich habe nämlich eine Sammlung hiſtoriſcher Portraits."

„Hm! Ja, ja, Georg Raspe hat ihn geſtochen. Kopf und Hände ſind ſchön, die Rüſtung aber ein bischen blechern. Ich denk', ich hab' den Stich bei Aronſohn geſehen. Am beſten, Sie ſchicken einen Fremden hin, denn kommen Sie ſelber, iſt der Kerl unverſchämt. Neulich hatte er 'nen Boiſſiers, den wollte ich gern haben, da macht' ich's auch ſo und kriegt 'n billig. Der Eſel weiß nämlich nie, was er Gutes hat, aber merkt er, man iſt hitzig drauf, fordert er in's Blaue. Hab' aber wahrhaftig noch nicht gewußt, daß Sie auch auf Stiche gehen, ich denke, Sie halten's nur mit raren Büchern oder alten Waffen?" —

„O, Stiche ſind ja mein Hauptvergnügen, mehr als alles Andre! Ich glaubte nur nicht, daß Sie welche ſammelten, wenigſtens ſind Sie damit immer heimlich geweſen! Seh' Einer an, und nun hat er gar einen Boiſſier! Kann man ihn ſehen?"

„Herr Cabinetsrath, Sie wiſſen, ich verkaufe Alles, denn Verdienſt iſt die Hauptſache. Aber Zweierlei verkauf' ich nicht, meine Tochter und meine Kupferſtiche! Sie ſind meine Schätze, und — wenn ich Ihnen dieſe Sammlung zeige, dann kommen Sie mir in's Gehege." —

„Ach nein doch, Schätzlein! Seien Sie kein Narr; her damit! Anſehen iſt keine Sünde. Ich geb' Ihnen die Verſicherung, ich ſage Niemandem davon."

„Iſt's auch gewiß?" —

„Auf mein Wort, ich ſchweige."

Juſtus ging nach dem Hintergrunde des Ladens an einen alten Schrank, zog einen kleinen Schlüſſel aus der Weſtentaſche, ſchloß auf und war beſchäftigt, unter einer Reihe aufgeſchichteter Mappen diejenige zu ſuchen, welche ſeinen Hauptſchatz enthielt.

Herr von Buchmann hatte ſich indeß an den Ladentiſch geſetzt. „Na, was ſagen Sie denn zu der Verheirathung Ihres jungen Wirths? Das wird ein Schlaraffenleben geben, wie?"

„Ich! — Ich ſage gar nichts! Wenn Einer Geld hat, ſo iſt's ſein, er kann's alſo auch wegſchmeißen."

„O, das wird der junge Mann wohl thun! Die Wolkenſteins ſind Leute danach, ihm den Beutel zu erleichtern. Ich meinte nur, Juſtus, weil Sie mit dem alten Hennings ſo gut dran waren, den Sohn halb und halb erzogen, ich hab' ihn ja oft genug früher im Laden geſehen, würde Ihnen das nicht gleichgültig ſein!"

„Ganz und gar! Da ſind die Stiche. — Nu ſchauen Sie 'mal an." —

„Ich habe Zeit, Schätzlein. Erſt ſollen Sie mir ſagen, warum es Ihnen ſo gleich iſt. So viel ich gehört habe, ſteht Geld von Ihnen auf dem Hauſe, das iſt doch gewiß nicht ſo gleichgültig. Und wenn man ſo viel, wie Sie, vom Vater gehalten hat, ſo viel mit ihm verkehrte, muß es Einem doch wehe thun, daß des alten Joſua Schweiß ſo auf die Straße fällt."

„Excellenz, was mein Geld anbetrifft, bin ich ruhig.

Die vier Wände muß das junge Volk wohl ſtehen laſſen! — Leid thun? Mir thut der Alte leid! Es iſt ihm jetzt gewiß wohler, als wenn er unter ſolchen Umſtänden lebte. Wenn er indeß vom Himmel 'runter ſieht, kann ſeine Seligkeit auch nicht weit her ſein. Der Sohn? — Nun, wer ſich gut bettet, ſchläft gut. Er hat es ja ſo haben wollen. So lange ſich Einer noch nicht ſelbſt bemitleidet, braucht er anderer Leute Theilnahme nicht. Es wird noch zeitig genug kommen!"

„Ich war bei der Hochzeit, Schätzlein, der verſtorbenen Oberhofmeiſterin wegen kann ich nicht jede Berührung ablehnen, obwohl man bei Hofe nicht viel von ihnen wiſſen will. Ich bin gewiß, der alten Wolkenſtein thut die Heirath ſchon leid. Natürlich, Graf Gildern war ſehr um die Tochter, hatte aber kein Geld. Jetzt wird er Adjutant beim Prinz Arthur, da giebt's Ausſichten!"

„Leid thut's ſchon der Alten? Und erſt ſo kurze Zeit verheirathet? — Hahaha, freut mich! Iſt ihm geſund! Untreue ſchlägt ihren eigenen Herrn, hahaha!"

„Untreue? Wie meinen Sie das, Juſtus?"

„Ach nichts! Da ſehen Sie die Stiche. —"

„Gegen wen war der junge Mann denn untreu?"

„Ach, gegen Gott und die ganze Welt, gegen ſeines Vaters Willen, ſein Gewiſſen und die Vernunft. Hol' ihn der Henker!"

„Erſt iſt er Ihnen gleichgültig, und doch ſeh' ich, daß Sie Groll genug haben, ſchadenfroh zu ſein? Schätzlein, Schätzlein! Seine Hochzeit geht Sie näher an, fürcht' ich, als Sie Wort haben wollen!" —

„Excellenz, nehmen Sie's nicht ungütig! Sie ſind wohl der Cabinetsrath unſers guten Königs, aber nicht meiner. Und wenn ich, zum Teufel, was verſchweigen will, und Sie merken's, dann laſſen Sie mich doch zufrieden! Hab' ich nicht ſchon Wuth und Groll genug in mir, muß die Excellenz auch noch die ganze Geſchichte aufwärmen? Kommen Sie her, ſehen Sie die Blätter, uns kann doch Alles egal ſein!"

Juſtus wollte noch einmal den Verſuch machen, die Mappe zu öffnen, Buchmann legte aber die Hand darauf. „Lieber Freund, wenn ich ſo neugierig bin, müſſen Sie bedenken, ich gehe nun bald ſo lange Sie den Laden haben aus und ein, hab' Edmund und Ihre Tochter aufwachſen ſehen, und daher wird man eben vertrauter. Joſua Hennings war ein prächtiger alter Mann, der Beſſeres verdient hätte, als daß nun Alles vergeudet wird. Ich hatte bei der Hochzeit ſo meine Betrachtungen. Der junge Mann iſt nicht ſchlecht, nur ohne Charakter, und jetzt nicht in den beſten Händen, fürcht' ich. Dabei hat er Talent als Juriſt, ſo höre ich von Korrell. Das Alles thut mir weh. Und Euch müßt's doch auch ſo ſein!"

„Mir? gar nicht! — Mancher gute, ehrliche Kerl, Excellenz, rennt trotz bittern Schweißes in's Elend, und kein Hahn kräht drum! Iſt Einer gar ein Lüderjan, der muthwillig ſein Leben verjuchheit, iſt das ganz in der Ordnung, wenn's ſchief kommt!" —

„Hätte doch nicht geglaubt, Sie könnten ſo hart ſein. Laſſen Sie die Stiche jetzt ſehen!" —

Mit einer Geberde ernſter Mißbilligung gegen Schätzlein ſchlug der Cabinetsrath die Mappe auf und ſtarrte die erſten Stiche an.

„Tauſend, iſt das ſchön! Excellent, dieſer Pflanzenwuchs! Das Licht und die duftige Ferne! Da das clair-obscuro, und vorn das Schilf mit der Spiegelung im Weiher!" — von Buchmann ſtürzte ſich wie ein Habicht auf die Sammlung und betrachtete ſie mit beſorgnißerregender Gier. — „Alle ſind es! Die Sammlung iſt ja vollſtändig! — Juſtus, ich muß ſie haben! Die kauf' ich! Wie viel?" —

„Herr Cabinetsrath, ich verkauf' ſie nicht. Die Stiche ſind mein einzig Steckenpferd."

„Ich zahle pro Stück vier Friedrichsd'or!"

„Und wenn Sie vierhundert zahlen, ich kann nicht! So lange ich lebe, kommen ſie nicht von mir weg."

„Schätzlein, ſeien Sie doch nicht ſo eigenſinnig! Was ſoll Ihnen denn die Koſtbarkeit? Ich gebe, was Sie wollen, machen Sie!“

„Ich ſage Nein!“ — Juſtus ergriff krampfhaft die koſtbare Mappe.

„Schätzlein, Sie verlieren einen Kunden!“ —

„Excellenz, dann verliere ich ihn! Warum, wenn ich auch nur ein bloßer Trödler bin, warum ſoll ich nicht auch 'was Gutes haben?!“ —

„Juſtus, nehmen Sie das Geld! Sehen Sie, ich bin doch einmal ſolch ein Narr auf die Sammlung. Wenn Sie irgend bei der Regierung etwas wollen, eine Conceſſion, kurz — ich erwirk' Ihnen Alles, thu' Ihnen jeden Gefallen, nur verkaufen Sie mir die Sammlung!!“ —

„Excellenz, ich will nichts, ich brauch' die Regierung nicht, Ihr Geld nicht! Kein Blatt geb' ich weg! Was zum Henker haben wir Menſchen denn vom Leben, wenn wir die paar Marotten nicht hätten? Alles, Alles iſt eitel, nur in der Einbildung ſind wir glücklich!“

Von Buchmann war erzürnt aufgeſtanden und knöpfte den Rock zu. „Sie wollen alſo nicht?“

„Nein, Excellenz!“ Er ſchloß die Mappe ein.

„So bin ich am längſten Ihr Freund geweſen, wir ſind geſchiedene Leute!“

„Thut mir herzlich leid, dann ſind wir's eben.“

Der Cabinetsrath ging haſtig auf die Thür zu, als in demſelben Augenblick ein höchſt ungewohnter Beſuch, Herr Pinkert nebſt ſeinem Sohne Wilhelm, und zwar im Sonntagsfrack, höchſt ceremoniell eintraten.

Von Buchmann ging an ihnen vorüber und warf hinter ſich erzürnt die Glasthür zu.

„Na? Was treibt den Herrn Nachbar denn zu mir?“ ſchnob Juſtus.

„Sollen gleich ſehen, Juſtuschen,“ grinſte der Alte. „Mein Wilhelm ſollte eigentlich allein herkommen, aber ich dacht', es wäre ſchicklicher, ich ginge mit!“

„So! Hm! — Was iſt alſo los?“ —

„Der Teufel, Nachbar! Der Liebesteufel! Euer Thildchen hat's meinem armen Wilhelm angethan, und ſchon lange geht er ihr nach. Ich weiß, Ihr ſeid ein vermögender Mann, werdet vielleicht gar 'mal den großen „kalten Stein", hihi, in die Hände kriegen, ich hab' auch einen ſchönen Erwerb und das Häuſel, wie Ihr wißt, alſo dächt' ich, wir gäben die Kinder zuſammen! Was, Brüderchen?" —

„Hat der Wilhelm meiner Tochter 'nen Antrag gemacht? Hat ſie ihn angenommen?"

„Nein, noch nicht. — Sie als Vater aber —"

„Na, wir wollen ſie fragen!" Juſtus öffnete, ſehr von ſeiner vorherigen Bewegung abweichend, die Hinterthür. „Mathilde! Mutter! kommt doch einmal 'rein!"

Beide erſchienen und waren nicht wenig über den Beſuch erſtaunt. Mathilden ſchoß das Blut in die Wangen.

„Pinkerts kommen zu uns auf die Freie, der Wilhelm möchte Dich nämlich zur Frau, Mathilde!"

„Er liebt Sie, Herzthildchen, nur wagt er ſich's nicht zu ſagen! Sie ſollen's auch recht gut bei uns haben, meine Tochter! Na, was meinen Sie?" —

„Herr Pinkert, ich bedank' mich recht ſchön für die Ehre, aber ich kann Ihren Sohn nicht nehmen. Sie ſind meinem Vater immer ſonſt Feind geweſen, und ich kann nicht dafür, aber als Kinder haben wir uns ſchon nie leiden können. Ich kann nicht. Werd' auch wohl nie heirathen!"

„Ach, Mamſell Mathilde!" rief Wilhelm, und die Thränen rollten ihm herab.

„Heh, nicht wahr? Aber den Edmund hätte die Jungfer gern gemocht?!" grinſte der Alte.

„Hinaus, Halunke!" ſchrie Juſtus und ergriff eine alte Gardinenſtange. „Ehe mein Kind Seinen Sohn heirathet, lieber ſoll ſie gar nicht heirathen! Schimpf wagt Er mir noch zu bieten?! Daß Ihr Schufte ſeid, weiß ich! Habt's an mir bewieſen. Macht, daß Ihr hinausgeht, oder ich vergeß mich, bei Gott!" —

„Schlagt doch! Ich habe Zeugen!“ ſchrie der Alte und riß haſtig die Tür auf.

„Um Gottes willen, Juſtus!“ rief Chriſtine und faßte ihren Mann.

„Ja, alle Welt ſoll's wiſſen, daß ſie der Edmund ſitzen ließ! Ihr ſollt an den Rothkopf denken!“ —

Es wäre, außer tobendem Geſchrei, vielleicht noch zu dem Aergſten gekommen, hätte der ſtupide, über ſein Unglück erſchrockene Wilhelm nicht noch ſo viel Kraft beſeſſen, den Vater nach der Thür zu ſchieben und, ihn feſt unter den Arm nehmend, den Rückzug anzutreten, während Mathilde und Chriſtine alle Hände voll zu thun hatten, den Trödler zu beruhigen. Dazu trug aber weſentlich das Erſcheinen einiger Käufer bei, welche Juſtus befriedigen mußte, und während Mathilde ſich zurückzog, um ihrer Scham wie ihrem Kummer über dieſen neuen unangenehmen Fall nachzuhängen, fand der Vater Zeit, ſeine Ruhe wieder zu gewinnen. Als der Laden nun leer geworden, ſprach ſich Schätzlein mit den Seinen über die Angelegenheit näher aus. Zum Glück waren die Pinkerts in der Nachbarſchaft nicht ſonderlich beliebt, aber es war auch zu gewiß, daß der alte, gemeine Haß des Poſamentiers von Neuem ausbrechen würde, nachdem er ſich ſeit geraumer Zeit in die Hoffnung gelullt hatte, Wilhelm könne die begüterte Trödlerstochter heimführen. Daß der Alte nun nichts ſparen werde, den Ruf Mathildens zu untergraben, war Grund genug zur Bekümmerniß für die Betheiligten. Während ſie noch darüber ſprachen, erſchien Oswald, der Laquai Hennings'.

„Die Frau Baronin läßt ſagen: Herr Schätzlein ſolle ſogleich zu ihr kommen!“ —

„Was läßt ſie ſagen? Wer läßt 'was ſagen? Sag' Er der guten Dame, wenn ſie was will, hat ſie ſehr ſchön zu bitten, ob es mir gefällig iſt, zu kommen, und zu fragen, wann mir's gefällig iſt! Verſtanden?“

Der Bediente ſtutzte. Dann zuckte er mitleidig die Achſeln und ging höchſt ſelbſtbewußt hinaus.

„Sie hat gewiß den Lärm gehört, Juſtus. Das giebt wieder neuen Aerger!“ —

„Ach, ich ſoll wohl auf allen Vieren gleich hinaufkriechen? Nichts da! Hab' mir bald gedacht, ich würde mit dem aufgeblaſenen Pack da oben zuſammenreiten. Pah, je eher, deſto beſſer. Wenigſtens wiſſen wir dann, woran wir ſind!“

Nach einer Weile erſchien Oswald wieder und ſagte ſpöttiſch: „Die Gnädige läßt Herrn Schätzlein zu ſich bitten, ſie hat mit ihm im Auftrage ihres Schwiegerſohnes zu ſprechen.“

„Wenn's eilig iſt, werd' ich jetzt kommen!“ — „Seht Ihr, die Frau wird artiger. Ich will doch ſehen, was ſie hat, und verlaßt Euch drauf, ſie ſoll nicht noch einmal Appetit kriegen, uns wie ihr Bedientenpack zu behandeln!“ —

Damit zog er den Hausrock aus, fuhr in ein beſſeres Kleidungsſtück und trat ſeinen Weg an.

Die Baronin nebſt Tochter hatten ſchon nach der Verlobung, als ſie das Haus beſichtigten, die Trödlerei höchſt mißfällig bemerkt, doch ſchien Edmund die betreffende Erwähnung nicht weiter zu beachten. Die vornehmen Damen hatten daher beſchloſſen, nach der Hochzeit bei paſſender Gelegenheit dieſe Unzierde des Hauſes auszumerzen. Jetzt glaubte die alte Baronin einen geeigneten Zeitpunkt hierzu gefunden zu haben.

Der Trödler erſchien vor ihr mit einer kurzen Verbeugung. Die alte Baronin, im Fauteuil am Fenſter ruhend, nickte trocken.

„Sie wollen mich ſprechen, Frau Baronin?“

„Ja, mein Lieber. Während der Abweſenheit meines Schwiegerſohnes bin ich von ihm für alle Dispoſitionen, welche nöthig werden, bevollmächtigt. Ich habe ſoeben hier am Fenſter den pöbelhaften Exceß anhören müſſen, den Sie veranlaßt haben! Ferner, mein Guter, benützen Sie nicht blos die Ihnen angewieſenen Miethsräume, ſondern auch einen Theil des Trottoirs, um Ihre Lappalien auszuſtellen. Das unterbleibt fortan, ſonſt werden Sie ſich nach anderen Localitäten umſehen müſſen.“

„Hm! — Sie ſpaßen doch wohl blos? Was? — Oder ſollten Sie zu vornehm ſein, zu wiſſen, daß jeder Kaufmann ſeine Waare ausſtellen muß, will er ſie los werden? Ich wohne ſchon an die achtundzwanzig Jahre im Hauſe, da werd' ich wohl nicht heute erſt anfangen, fein zu werden. Haben Sie ſonſt nichts Nöthigeres, ſo kann ich wohl abkommen.“

„Unverſchämter! — In welcher Manier erlauben Sie ſich zu ſprechen! Ich ſage Ihnen hiermit, daß Sie das nächſte Vierteljahr ziehen werden! Gehen Sie!“

„Sie — ſagen mir? — Sie haben ja gar nichts zu ſagen, Gnädige! Haben Sie denn notarielle Vollmacht von Ihrem Schwiegerſohn?“ —

„Nicht übel, wahrhaftig!“ und zornig ſtand die Dame auf. „Das muß ich mir von einem armſeligen Trödler bieten laſſen? O recht, mein Beſter! Da Sie mich nicht für voll anſehen, die Rechte meines Sohnes in Anſpruch zu nehmen, wird Ihnen derſelbe, wenn er zurückkommt, die Sache auf eine Weiſe deutlich machen, daß Sie zufrieden ſein ſollen. Inzwiſchen werde ich die Polizei beauftragen, daß ſie Ihnen ſagt, wie Sie Ihre feinen Waaren unterzubringen und Skandal zu vermeiden haben!“ —

„Sehn Sie 'mal an! Was Sie nicht Alles werden! — Na na!! — Wiſſen Sie — Sie werden ganz ſtill ſein! Und der junge Mann, Ihr guter Herr Schwiegerſohn, wird auch ganz ſtill ſein, ſonſt kündige ich Ihnen den Kram und laſſe — Sie einmal — andere Localitäten beziehen! — Sie wiſſen wohl noch gar nicht, daß im Teſtament des ſeligen Hennings ſteht, daß ich zeitlebens im Hauſe bleiben ſoll? Sie wiſſen auch wohl noch nicht, daß ich zwanzigtauſend Thaler zur erſten Hypothek auf dieſem Hauſe ſtehen habe, trotz meiner feinen Waare auf der Straße, trotzdem ich nur ein unverſchämter Trödler bin? Auch wiſſen Sie wohl gar nicht, daß ich mir gerade dann den Spaß machen werde, Ihnen das Capital zu kündigen, wenn's dünn in

Ihrem Beutel ausſehen wird? Das wiſſen Sie freilich — Alles nicht! Deswegen hab' ich's Ihnen eben geſagt! Leben Sie mir hübſch geſund und ärgern Sie ſich nicht über mich! Ich bin nun 'mal 'n ordinärer Kerl, ich bin eben nicht adlig!!" —

Er nickte und verließ den parfumirten Salon. — Die Baronin ſtand ſtumm wie eine Bildſäule und blickte ihm nach, als träume ſie, als wäre es ihr unmöglich, ſich in die Wirklichkeit zurückzufinden. Und dennoch mußte ſie erwachen, ach, that es mit all' dem Entſetzen, der Erbitterung, welche nach einer ſo gröblichen Täuſchung ihrer Hoffnungen von Reichthum und Unabhängigkeit wohl natürlich erſchien. — Daß Schätzlein wahr geredet hatte, erkannte ſie an der ironiſchen Ruhe des Mannes, und das Bewußtſein, ihr Schwiegerſohn, ſie ſelbſt mit ihrem Kinde ſeien unfrei in ihrem Beſitzthum, ſeien in den Händen eines ſo ordinären Mannes, den man nie los werden könne, erfüllte ſie mit Zorn gegen Edmund, und ſie bereute bitter, nicht Gildern vorgezogen zu haben, Gildern, für welchen ihre Tochter wärmer empfunden als für Edmund, an den ſie nur das Geld und der Enthuſiasmus, mit welchem er ihr ergeben war, feſſelte.

Dieſer Enthuſiasmus der feurigſten Liebe erhielt aber in der Meinung der Baronin bald nach dieſem Conflict mit Schätzlein einen ungeheuren Stoß. — Pinkert hatte ſich nämlich eine eigene Art der Rache an Juſtus und ſeiner Familie ausgedacht, welcher man eine artige Quantität Bosheit und Niederträchtigkeit nicht abſprechen konnte, die aber nur zu ungeſchickt ausfiel und daher ganz andere Wirkungen hatte, als ihr Schöpfer beabſichtigte.

Der Poſamentier, welcher fühlte, daß die Abweiſung ſeines Sohnes durch Mathilde nur deſto offenbarer werde, je mehr Skandal er über Juſtus mache, ſchwieg nämlich einſtweilen ſtill, aber lauerte, bis einer der Dienſtboten der Baronin oder Hennings' bei ihm einkaufen würde, um ſeine Geſchichtchen anzubringen.

So ereignete ſich's denn, daß Nina, das Kammermädchen, die verſtohlene Mittheilung Pinkert's der Gnädigen hinterbringen konnte: Edmund habe mit der Tochter des Trödlers ein Liebesverhältniß gehabt, ſei mit ihr zuſammen erzogen worden, ja, der alte Hennings habe ihr den Brillantſchmuck vermacht, welchen er einſt ſeiner Frau geſchenkt.

Die Baronin war auf's Tiefſte alterirt, doch gebot ſie Nina zu ſchweigen und holte bei Oswald, dem Diener Edmund's, welcher um die Schliche ſeines Herrn wiſſen mußte, nähere Auskunft ein. Nach gewiſſen Zuſicherungen für den Fall, daß Edmund ihn entlaſſe, ertheilte er dieſelbe auch bereitwilligſt.

Sie hörte demnach, daß Edmund noch am Verlobungstage mit Mathilden ein Rendezvous gehabt. Reimte die Baronin dieſe Nachrichten mit des Trödlers Benehmen gegen ſie ſelbſt zuſammen, ſo mußte ſie nur namenloſe Verachtung und Haß gegen Edmund erfüllen, welchen ſie als einen ehrloſen Betrüger ihres Kindes anſah, der ſelbſt in den Fallſtricken eines alten Wucherers lag, welcher ſich dieſes allſeitige Unglück zu Nutze machte. Nun erklärte ſie ſich auch Edmund's befangenes Benehmen am Verlobungstage, ſein Zurückprallen, als er aus dem Hochzeitswagen mit Aſtarten ſtieg, erinnerte ſie ſich doch jetzt, Schätzlein's hämiſche Miene geſehen zu haben. Frau von Wolkenſtein liebte ihr Kind, wie eine vornehme und eitle Mutter nur kann. Da ſie aber unvermögend war und Aſtarten doch in den Prätentionen einer Cröſustochter erzogen hatte, beide Frauen überhaupt das Lebensglück allein im Glanz und Wohlleben zu finden im Stande waren, hatten ſie Edmund, als dem Begütertſten, den Vorrang gegeben. Nun mußte ſie das erleben! Schande, häusliche Zwietracht, die läſtigſte Abhängigkeit! Und ſie ſelber war ſchuld! — Wie gern hätte ſie Gildern ihren Schmerz geklagt, aber konnte ſie das compromittirende Geſtändniß machen, daß Aſtarte ihn nur dem Gelde Edmund's aufgeopfert?

Die alte Dame ſchlief keine Nacht mehr und erwartete mit Sehnſucht die Rückkehr der Tochter, um ſie ſo bald wie möglich aus dem Traume zu reißen, ehe es ganz und gar zu ſpät und Aſtartens Unglück beſiegelt ſei. Mathilde, unter Allen der gewiß am ungerechteſten leidende Theil, trug, nachdem ſie jenen furchtbaren Hochzeitstag überwunden, welcher ihre ganze Vergangenheit und Zukunft begraben, ihr Schickſal mit dem Stolze eines ächten Frauencharakters, der ſich ſeiner Würde wie des Adels ſeines Schmerzes bewußt iſt.

Inzwiſchen kam die Zeit heran, wo das junge Ehepaar von der Reiſe zurückerwartet wurde. —

Die Liebe iſt ein Rauſch, ſagen die Poeten, und Jeder, welcher wirklich liebt, empfindet das. Beſonders iſt der erſte, volle, ſchrankenloſe Beſitz und Genuß der Liebe, alſo gewiß die Zeit der jungen Ehe, der Flitterwochen, ein ſeliger Taumel. Es giebt indeſſen eine Art von Rauſch, welcher ſehr unangenehm iſt, wenn er allzu tief, zu unvernünftig ſtürmiſch, kurz, kein geiſtiger und edler Rauſch iſt. Das Erwachen, das Ernüchtern iſt um ſo ungeheurer, um ſo elender.

Edmund hatte an den Beſitz Aſtartens Alles geſetzt, was er zu bieten vermochte. Nicht allein ſicherte er im Ehecontract ihre Zukunft mit der Hälfte ſeines Vermögens, überſchüttete ſie mit verſchwenderiſchen Gaben, wie eben nur ein zügellos Liebender vermag, welcher nicht an den nächſten Tag denkt, ſtrebte um ihretwillen raſtlos auf ſeiner Berufsbahn weiter, ſondern hatte auch für ſie alle Erinnerungen ſeiner Jugend, die Wünſche ſeines Vaters, ſeine urſprüngliche, ſolide Neigung geopfert und ſich in einen Salonhelden verwandelt, kurz, mit ſeiner Vergangenheit in den offenbarſten Widerſpruch geſetzt.

Seine Seligkeit in der erſten Zeit des Beſitzes, des ungetheilten Beſitzes dieſes ſchönen Weibes war unbeſchreiblich. Sie war eben ſo wild wie phantaſtiſch, ein Gemiſch von wirklichem und eingebildetem Genuß, ein Schlaraffendaſein zwiſchen Himmel und Erde hängend, ohne einer von beiden Regionen anzugehören. In dieſem Zuſtande durchflogen ſie die Alpenwelt und die lombardiſche Ebene, grüßten die Peterskuppel und den rauchenden Veſuv.

Wie aber jede Dithyrambe, jegliche Begeiſterung ſich nur kurze Zeit auf ihrer vollen Höhe zu halten vermag, ſich aber nichts leichter übermüdet als Genuß und Freude, ſo erlahmte auch Edmund's Ueberſchwänglichkeit, und er bemerkte mit leiſem Mißbehagen, wie ſeine reizende Gattin lange nicht ſo feurig liebte, nicht ſo geiſtig beweglich und allem Schönen zugewendet war, wie er. Aſtarte konnte überhaupt nicht heftig und innig lieben, ihr Temperament beſaß eine große Kälte und Leidenſchaftsloſigkeit, war indeß von einer immerwährend heitern Färbung, welche aus der Genugthuung über ihre Schönheit, ihren Triumphen und der glücklichen Gedankenloſigkeit betreffs ihrer eigenen Lage entſprang. Was ſie an Lebensglück beanſpruchte, bot ſich ihr in Edmund, und ſie conſumirte mit einer lächelnden Ruhe der Zufriedenheit ihr eigenes Daſein. Allerdings war Graf Gildern ihre erſte Neigung, ſo weit ſie ſolcher eben fähig war. Was ſie indeß an ihm liebte, war ſehr verſchieden von dem, was ſie an Edmund feſſelte, und ſowohl die Argumente der Mutter, wie ihre eigene Vorſtellung von ſorgloſer Zukunft ließen eben Edmund in jeder Beziehung bei ihr den Vorrang behaupten. Sie würde ebenſo mit Bedauern und einer verſtohlenen Zähre Edmund um Gildern's willen verabſchiedet haben, als ſie Gildern über Edmund hintenanſetzte.

Sich nicht ſo geliebt zu wiſſen, wie er liebte, war die erſte unangenehme Entdeckung des jungen Gatten, welche ſicher nicht dadurch verſüßt wurde, daß Aſtarte keines geiſtigen Zuſammenlebens mit ihm, ſo wie er gehofft, fähig war, und während er noch an die Wunder Pompejis gebannt war, empfand ſie merkliche Sehnſucht nach Hauſe, nach der Mutter, ihren Freunden, dem eleganten Geſellſchaftsleben. Er fühlte, daß ſie nicht in der Ehe, der Gattenliebe allein ihre Welt ſuchte, ſondern die Welt und ihn als zwei nebeneinander thronende ſouveraine Götter ihres Innern anſah.

Da gab es denn ſchon manch' kleine Dispute, manches Schmollen auf der Reiſe. Bei ihr machte ſich öfters Eigenſinn und lächelnde Ironie, bei ihm Eiferſucht und Rechthaberei geltend. Dergleichen kleine Scenen, in welchen naturgemäß der ſchöne, ſchwächere Theil Sieger blieb, hatten aber den großen Reiz, daß man ſich doch verſöhnen, abbitten, verzeihen konnte! Das Maß der in ſolchen Momenten losgelaſſenen Leidenſchaften und Worte läßt ſich nur nicht immer feſtſtellen oder in eine unſchädliche Grenze drängen. Je öfter oder heftiger ſich dergleichen eheliche Scenen wiederholen, deſto mehr kleiner Wunden und Riſſe giebt's, um ſo ſtumpfer werden die Pfeile der Liebe, deſto fühlbarer jeder neue Streich, welcher auf die alte Stelle fällt.

In dieſem Stadium häufiger Ausbrüche und ſomit erhöhterer innerer Abkühlung befand ſich der Ehevulkan, als ſie den Heimweg antraten. Die Freude auf das Wiederſehn daheim überwog den Genuß des Augenblicks, und ſo langten Beide an, ohne zu ahnen, welch' unterirdiſche Dämonen bereits befliſſen geweſen, den Boden ihres häuslichen Glückes zu erſchüttern.

Aſtartens Empfang war von Seiten der Mutter wärmer als je. Edmund hatte aber Urſache, über die Lauheit verwundert zu ſein, welche ihm von der Baronin zu Theil wurde.

Graf Gildern, der ſich mit anderen Freunden auch eingeſtellt hatte, war liebenswürdig wie immer, beſonders kleidete ihn eine leiſe Schwermuth ganz allerliebſt und verfehlte nicht, größere Theilnahme bei Aſtarten hervorzurufen.

Die Mama hatte aber nichts Eiligeres zu thun, als den erſten freien Moment des Alleinſeins mit der Tochter zu benutzen, um ihr mit dem Tone des Schmerzes Graf Gildern's glänzende Ausſichten und ihren Strauß mit dem Trödler mitzutheilen, wie die ſchreckhaften Entdeckungen, welche ſich daran knüpften.

Des Verhältniſſes mit Mathilden that ſie indeß noch keiner Erwähnung, ſie wollte es eben auf Edmund und den Lauf der Dinge ankommen laſſen, ob man zum Aeußerſten ſchreiten, alſo einen Bruch herbeiführen müſſe, was ihr der Welt gegenüber nur höchſt unangenehm ſein konnte.

Aſtarte, ſo ruhig im Ganzen ihr Temperament war, ſo feſt und eigenſinnig wurde ihr Charakter, wenn ihr Gefühl einmal beleidigt und empört war. Mamas Mittheilung verſetzte ſie in eben ſo großes Erſtaunen, wie ſie ihr Blut in Wallung brachte, und ſie beſchloß, daß Schätzlein um jeden Preis das Feld räumen müſſe. Als daher am andern Tage nach dem Geſpräch mit der Mutter Edmund von Beſuchen nach Hauſe kam und man ſpeiſen wollte, blies die erregte Leidenſchaft der jungen Frau die erſte Fanfare zur Attaque. Es war das erſte Mal, daß ſie Edmund mit ausgeſprochenem Uebelwollen empfing.

„Aber mein Gott, was fehlt Dir, mein Schatz?“ fragte er beſorgt. „Wer hat wieder das Unglück gehabt, Dich zu erzürnen!“

„Der Urheber wird Dir bald in ſeiner ſchmutzigen Erſcheinung vor die Augen treten. Höre nur von Mama, was in Deinem Hauſe vorgegangen iſt, und urtheile, ob ich nicht ein Recht habe, empört zu ſein über die grobe Täuſchung, der Du mich hingegeben?“ —

„Grober Täuſchung, ich Dich, Aſtarte! — Bei Gott, ich verſtehe Dich nicht! Du kannſt mich doch kaum beleidigen wollen!“

„Vielleicht, Herr Schwiegerſohn, verſtehen Sie mich beſſer, wenn ich Ihnen ſage, daß, als ich mich veranlaßt ſah, den pöbelhaften Lärm und die Beengung des Hauſes mit Trödlerwaaren zu verbieten und dem Herrn Schätzlein im andern Falle eine Kündigung in Ausſicht ſtellte, er mir auf eine Art und Weiſe begegnete, wie noch Niemand gewagt, ja er mir ſogar zu verſtehen gab, daß er Sie in ſeinen Händen habe!“ —

„Es verſteht ſich von ſelbſt, Edmund, daß das Subject ſofort aus dem Hauſe geſchafft wird! Vor Deinem Gewiſſen magſt Du verantworten, wie Du es über Dich vermochteſt, mir eine Abhängigkeit zu verſchweigen, die eben ſo gemein wie empörend iſt, wenn ſie wirklich beſteht.“ —

Edmund erbleichte. Mit Mühe gebot er der Bewegung, die über ihn kam.

„Liebe Frau, ich bitte Dich, ebenſo wie Mama, Mäßigung zu bewahren und mich ruhig anzuhören. Dann wird Euer klares Urtheil ſelbſt das Rechte finden. — Mich ſelbſt bindet perſönlich keinerlei Abhängigkeit an den Trödler, noch iſt mir ſein Benehmen hierbei etwa weniger ärgerlich als Euch, aber es iſt wohl ſehr einfach, daß ich das Teſtament meines Vaters, ſo unangenehm daſſelbe für mich in vielen Punkten ſein mag, nicht ungeſchehen machen kann. Schätzlein hat zwanzigtauſend Thaler zur erſten Hypothek auf dem Hauſe, unter ſechzehn Jahren darf ich ſie nicht kündigen; ebenſo hat er, ſo lange er lebt, den Genuß der Localitäten, welche er einmal inne hat. Ob ich ihn aus ſeinem Privilegium vertreiben kann, wird uns Ihr Notar, Mama, mit einem Wort ſagen können!“

„Und wie konnteſt Du als Mann von Ehre mir eine ſo gräuliche, erniedrigende Situation verſchweigen?“

„Ich habe nicht gewußt, liebe Aſtarte, daß es noch nicht genug ſei, Dich über die Höhe meines Vermögens und gewiß ausreichend über Deine Zukunft beruhigt zu haben, ſondern Dir auch noch über jede unleidliche Bagatelle in meiner Erbſchaft Rechenſchaft ſchuldig ſei! Das iſt mir neu!“

„Und Sie nennen es Bagatelle, einem Menſchen von ſolcher Widerwärtigkeit verpflichtet zu ſein, einem Menſchen, der es offen ausſpricht, daß er jeden Augenblick unſre Zukunft und alle Ihre hochtönenden Verſprechungen illuſoriſch machen kann!“

„Ich frage Dich, Edmund, willſt Du dieſem Manne die Wege weiſen oder nicht?“

„Ich würde es, wenn ich das Recht hätte! Ich habe allen Euren Neigungen gern gewillfahrt, Unmögliches und Ungerechtes kann ich nicht! Dieſer Mann hat ſeit meiner Geburt und länger im „kalten Stein“ gewohnt, mein Vater hat viel auf ihn gehalten, und darin wenigſtens ſoll meines Vaters Willen befolgt werden! Schätzlein bleibt im Hauſe! Ich kann nicht, eben ſo wenig will ich ihn vertreiben!

Mama hat ſich höchſt wahrſcheinlich ſelbſt gegen dieſen Mann ihrer Würde vergeben, ſich in Dinge gemiſcht, welche ihr fremd lagen, und iſt da gewaltſam eingeſchritten, wo man Ruhe und Vernunft brauchen muß! Dies iſt weit mehr zu beklagen, als ich verantwortlich bin für Verhältniſſe, welche ich nicht herbeigeführt habe! Bei allem Einfluß, den ich den Meinen über mich einräume, muß ich Sie doch bitten, Mama, mir in meinen pecuniären Angelegenheiten fortan die Initiative allein zu überlaſſen!"

„Da Sie den Ton, Herr Schwiegerſohn, alſo zu wechſeln belieben und mir andeuten, als läge es zu ſehr in meinem Vortheil, mich mit Ihrem Säckel zu befaſſen, verſichere ich Ihnen, daß ich nach dieſer Enttäuſchung wirklich keinen Geſchmack an ſo defecten Intereſſen wie den Ihrigen finde. Sie ſind aber nebenbei, zu meinem großen Bedauern, Gemahl meiner Tochter, und der beleidigten Mutter werden Sie erlauben, Ihnen zu ſagen, daß Ihre Abhängigkeit von dieſem Herrn Trödler, wie die große Neigung Ihres Papas, welcher ſogar den Schmuck ſeiner eigenen Frau der Tochter dieſes Schätzlein vererbte, ſich auf ein ſchamloſes Verhältniß gründet, das Ihr Herr Vater mit dieſer Perſon ebenſo cultivirt zu haben ſcheint, wie Sie es noch am Verlobungstage, o Schimpf und Schande, fortgeſetzt haben. Das iſt Dein Eheglück, mein Kind! Das ſind Deine Hoffnungen!" —

„Madame!" rief Edmund außer ſich. „In dieſem Hauſe, das mein Vater im Schweiße ſeines Angeſichts erwarb, damit Sie jetzt darin die Herrin ſpielen, ſich von ſeiner Verlaſſenſchaft ernähren können, hat er in Ehren gelebt! Es giebt Beleidigungen, die zu unauslöſchlich ſind, um verziehen zu werden! Sie werden ſo viel Ehre haben, die Räume zu meiden, welche für uns Beide zu eng werden! Mögen Sie das ſchöne Bewußtſein mit ſich nehmen, recht mütterlich gehandelt zu haben!"

„Ich werde Sie verlaſſen, und meine Tochter wird wiſſen, was ſie zu thun hat, um die Schande vergeſſen zu machen, ſich ſo tief zu Ihnen herabgelaſſen zu haben!"

„Madame, Ihr Papa drehte einſt Düten, wie der meinige!“

Die Baronin rauſchte wie eine Megäre hinaus.

Aſtarte ſtand vor ihm mit zuſammengekniffenen Lippen, Thränen in den Augen und hochklopfendem Buſen.

„O Du erbärmlicher Betrüger, dem ich meine Ehre, meine Jugend, alle ſchönen Hoffnungen geopfert, ich verachte Dich!!“

„Aſtarte, mein Weib! Aſtarte, ſei barmherzig!“ —

„Hahaha, Dein Weib? — Geh' hinab zum Trödler, dort finde ſie! Ich verzichte auf dieſe ſeltſame Ehre!“

Sie wendete ſich haſtig nach ihrem Zimmer, das Klappen des Riegels trennte ihn von ihr.

Wie ohnmächtig wankte er an's Fenſter und ſtarrte auf den Hof. —

Da tönte leiſe von unten her ein wehmüthig leiſer Saitenton und die zitternde Stimme des alten Juſtus:

Nicht iſt's des Reizes Schimmer,
Der dauernd uns entzückt,
Es iſt die tiefſte Liebe,
Die ſelbſt das Elend ſchmückt.

„O du altes, vergeſſenes Lied vom Oberhoff! O ihr entſchwundenen Zeiten!“

Weinend ſank er auf den Stuhl und preßte das Haupt in die Hände.

Siebentes Capitel.

Am Morgen nach dieſer verhängnißvollen Familienſcene, welche den künftigen Frieden und das erträumte Glück aller Betheiligten gänzlich zu untergraben ſchien, nach einer qualvoll verbrachten, einſamen Nacht, begab ſich Edmund zu ſeiner Gattin, um einen Verſuch zur Verſtändigung und Ausſöhnung zu machen. — Wohl war die überheiße Liebe zu Aſtarten einer gräulichen Nüchternheit gewichen, aber der tiefe Schmerz, fortan ſo bar und leer jedes Schimmers von Glück zu ſein, die Schmach und Schande, welche ihn durch Bekanntwerden ſeines häuslichen Elends bedrohte, Ehrgefühl und Scham zuſammen vermochten ihn zu dieſem Schritte. Gleich ſo Manchem klammerte er ſich an den letzten Reſt des verlorenen Beſitzes mit ſchmerzlicher Angſt, ſo ſehr er auch fühlte, daß er ihm ganz verloren gegangen ſei, er nur nach einem lügenhaften Schein, einem Nichts ſeine Hand ausſtrecke.

Er fand Aſtarten vor ihrem Schreibtiſch über Papieren, welche ſie ſichtete. Sie wandte den Kopf, als er eintrat, biß ſich heftig auf die Lippe, warf ihm einen kalten Blick zu und ſetzte dann ihre Beſchäftigung fort. — Faſt knabenhaft kam er ſich vor, und dieſe Entwürdigung trieb ſein Blut in die Schläfe. Er bezwang ſich indeß mühſam und trat zu ihr.

„Aſtarte, ich komme zu Dir — der Gatte, welcher mit ſeiner Frau allein alle Zerwürfniſſe auszumachen hat. Ich hoffe, die Gewalt Deiner geſtrigen Leidenſchaftlichkeit wird ſich gleich der meinen, gelegt haben, Du wirſt vernünftiger ſein!“

„Ich begreife nicht, was Du mir nach ſolchen Vorgängen noch zu ſagen haſt? Du beleidigteſt nicht nur meine Mutter, Du entehrteſt ſie, indem Du ihr das Haus verboteſt, in dem ihre Tochter lebt, das Haus, welches Du ihr ſelbſt angeboten! Du haſt mich betrogen, denn ſtatt ein wohlhabender, unabhängiger Mann zu ſein, biſt Du bevormundet von dieſem Trödler, dem abgefeimteſten Betrüger, den die Erde trägt! Statt mich zu lieben, wie Du ſtets in überſchwänglichſtem Wortſchwall betheuert, haſt Du nicht allein vorher eine ordinäre Liaiſon gehabt, ſondern mit dieſer Perſon noch am Verlobungsabend ein Rendezvous veranſtaltet, wahrſcheinlich um ihr Garantien Deiner ferneren Liebe und ein klingendes Aequivalent für Deinen Beſitz zu gewähren! Ich denke, wir ſind doch wohl mit einander fertig?!“ —

„Das ſind wir nicht, Aſtarte, ſelbſt wenn die Sachen wirklich ſo ſtänden, wie Du Dir einbildeſt, denn ich bin Dein Mann, der Rechte über Dich hat vor Gott und der Welt! Aber Du thuſt meinem Herzen wie meiner Ehre gleich Unrecht, wenn Du mich zu Dingen fähig hältſt, die nicht in meinem Weſen liegen. Ob Deine Mutter berechtigt war, willkürlich in meinem Hauſe aufzutreten, ehe ſie meiner Genehmigung ſicher war und die Verhältniſſe kannte, magſt Du Dir ſelbſt ſagen. Es ſtand einer Dame von ſo vornehmem Selbſtbewußtſein, wie ſie zur Schau trägt, ſchlecht an, ſich meine Geſchäfte zuzueignen, und wenn ſie ſich herbeiließ, ſogar die Dienſtboten auszuhorchen, zu Denuncianten ihres Schwiegerſohns zu machen, um die Ehe ihrer Tochter zu ſtören, ſo hat ſie ſich ebenſo entwürdigt, wie ſie mich unheilbar verwundet hat. Deshalb habe ich vorgezogen, in ihr den täglichen Störenfried zu verbannen! Das Teſtament liegt offen da, Du magſt alſo ſelbſt ſehen, daß der Wille meines Vaters, nicht der meinige, die Verhältniſſe alſo geſtaltet hat. Die Zeit, nicht ich durch nutzloſe Proceſſe, kann ſie verändern. Aſtarte, ſei doch einſichtig! An der Seite Deines Mannes, dem Du Liebe zuſchworſt, iſt Dein Platz, nicht neben der Mutter. Mein Verhältniß mit Mathilden, des Trödlers Tochter, war rein, nur wer ſelbſt ehrlos iſt, kann uns einer Ehrloſigkeit bezichtigen. Mutterlos, wie ich war, wuchſen wir zuſammen auf als Geſpielen, liebten uns wie Geſchwiſter naiv und ſchuldlos, und wenn aus dieſen Gefühlen eine phantaſtiſche Jugendliebe erwuchs, wenn wir uns gegen den Willen unſerer Väter vorſchnelle Schwüre thaten, ſo hat das ſpätere Leben, haſt Du vor Allem mich über die Unrichtigkeit derſelben belehrt. Erſt als ich Dich ſah, erfuhr ich, was Liebe und was nur brüderliche Freundſchaft ſei. Dieſe Freundſchaft ihr zu weihen, bin ich der Gefährtin meiner Jugend ſchuldig, ſie wird nur mit meinem Leben verlöſchen! Ihr dies zu ſagen, war mir an jenem Tage Gewiſſenspflicht, wo ich mich Dir verlobte. Daß ich Dich, Aſtarte, nur Dich allein geliebt, beweiſt, daß ich dem Wunſche meines Vaters, der mich kurz vor ſeinem Tode Mathilden vermählen wollte und ihr deshalb den Schmuck vermachte, nicht nachgab. Deine Liebe zu mir wäre falſch und erlogen, wenn Du in meiner Beziehung zu Mathilden etwas Anderes erblickteſt, als eine Kinderneigung, eine reine, ſelbſtſuchtsloſe Geſchwiſterliebe! Sprich! Laß nicht fremde, niedrige Verleumder unſern Frieden vernichten, unſre Ehe trüben, die ich mit Opfern erkaufte, zu denen nur die glühendſte Leidenſchaft fähig macht!" —

Er hatte ihre Hand gefaßt, ſah ſie mit brennenden Blicken an, als wolle er ihre Antwort vorweg aus ihren Mienen leſen.

Sie entzog ihm ihre Rechte und trat zurück. „Ich bewundere Dein Verſtellungstalent, mein Lieber, noch mehr die geſchickte Art, mit welcher Du dieſe allerliebſte, unſchuldige Jugendidylle Deiner Frau plauſibel zu machen weißt. Ein Wort für tauſend, ich glaube nicht daran! Du haſt mich betrogen, mir Liebe geheuchelt! Gut, nun ich erwacht bin, werde ich mich in dieſe neue Art der Ehe, welche auch ihre intereſſanten Seiten hat, als Dame von gutem Ton zu finden wiſſen!" —

„Aſtarte, mache mich nicht raſend! Quäle mich nicht ſo! Du liebſt mich noch, mußt mich noch lieben, oder Du haſt mich nie geliebt!!" —

„Nicht näher, wenn ich bitten darf! — Scham wie Abſcheu erfüllen mein Herz. Du biſt ein Falſcher, ein Ehrloſer! Würdeſt es an mir, wie an jenem Geſchöpf! Selbſt wenn Alles bis auf den letzten Worthauch wahr iſt, was Du mich verſicherſt, ſo frag' ich Dich, warſt Du als Ehrenmann nicht verbunden, mir dieſes naive Jugendverhältniß vorher zu geſtehen, ehe Du mich an Dich bandeſt? — War es nicht ſo feige wie ſchmählich, mich in daſſelbe Haus zu pferchen, welches dieſe Perſon bewohnt, deren Vater Herr Deiner Lage iſt und ſie benutzt? Wenn Du dieſem Mädchen Liebesſchwüre gegeben und ſie meinetwillen gebrochen, warſt Du etwa kein Meineidiger, der zwei Mädchen hinterging? Der mich nur vorzog, um des Wappens und der noblen Bekanntſchaften willen, die ich Dir bot, und welche Deinem Ehrgeize zum Sockel dienen ſollten?!"

„Und kann ſo die Liebe ſprechen, herzloſes Weib?! Habe ich Dich vorher gefragt, ob Du jemals Dein Herz in einer Jugendliebelei vertändelt? Hab' ich Dir nicht höchſtes Vertrauen entgegengetragen? Iſt man ſchon ehrlos, weil man ſich einmal über ſeine wahren Neigungen getäuſcht?! O gut, ich werde Dir beweiſen, daß ich Dich weder aus Ehrgeiz noch Deiner adligen Familie wegen genommen, daß ich nur Deinetwegen nach Auszeichnungen und Stellung rang! Mein Ehrenwort darauf!! O, an dieſen herzlos höhniſchen Mienen, dieſen kalten Schlangenaugen, dieſen ſchonungslos giftigen Worten, bar jeglichen Gefühls, ſeh' ich's, Du haſt mich Deinen Anbetern nicht aus Liebe vorgezogen, nein, um des Geldes und der Genußſucht willen, welche ich Dir zu bieten vermochte und die allein Deinem trägen, apathiſchen Gemüth die höchſte Quelle aller Freuden iſt! Dein liebearmes Herz ließ Dich an meiner Seite nie erwarmen, Dich unter den Wonnen der Natur nur an die erbärmliche Salonwirthſchaft daheim und die lächerlichen Schmeicheleien denken, welche Dir die nächſte Saiſon bringen ſollte. Jetzt giebſt Du Dir ſolch' jammervollen Heroismus, um klug die Gelegenheit zu ergreifen, Dich mir — als Dame von gutem Ton — entfremden zu können!!" —

„O, ſieh doch! — Da wir nun ſo ſicher ſind, Herr Gemahl, uns gegenſeitig ergründet zu haben, ſo klar über einander zu denken, laß uns doch Jedes nun auch in ſeiner Weiſe leben!! Die nöthigen Dehors vor den Leuten berückſichtigt, können wir ſehr bequem unſeren Neigungen nachgehen! Du ſetzeſt, haha, Deine Jugendidylle in alter Reinheit fort — die arme Kleine wäre auch gar zu ſehr zu bedauern — ich? — ei, ich will auch verſuchen, ob ich Dir nicht etwas von der Geſchicklichkeit in der Doppelliebe abgewinnen kann!!" —

„So ſage ich Dir, Weib, daß, wenn Du wagſt, nur mit einem Gedanken die Grenze zu überſchreiten, welche Dir von der Heiligkeit des Jaworts vor dem Altar geſteckt ward, ich Dir beweiſen werde, daß Jeder, der da wagen ſollte, Dir anders als mit allgemeiner Höflichkeit zu nahen, mir öffentlich für jeden Schimpf in einer Weiſe büßen ſoll, deren Schande ihn nie mehr unter den Augen der Welt zu leben vergönnen ſoll!!!" —

Aſtarte ſchellte.

„Daher ſchlage ich Ihnen lieber vor, daß wir uns für immer trennen!!" —

„Du haſt meinen Namen einmal, und da ich Dir denſelben ſogar durch eine Scheidung nicht entreißen kann, bleibſt Du meine Frau! Sei's auch nur, um Dich zu verhindern, ihn zu beſchmutzen!!!" —

Das Kammermädchen trat ein.

Edmund, um nicht eine offene Scene vor Zeugen herbeizuführen, verließ außer ſich das Zimmer. —

So war denn jäh, ohne Mitleid, ohne Vernunft, ein häusliches Glück zertrümmert, das ſo unerſchöpflich ſchien. Statt Liebe, Vertrauen und Werthſchätzung war Haß, Schmach, Argwohn, — ſo Widerwille wie Verachtung eingekehrt, und trennte fortan die Gatten. Alle Unverträglichkeit ihrer beiderſeitigen Meinungen, Temperamente und Lebensrichtungen trat nun durch die losgelaſſenen Leidenſchaften ihrer Seelen um ſo ſchreiender an's Tageslicht.

In der Raſerei gekränkten Stolzes, der vollendetſten Ueberſättigung, und weil der Ehrgeiz nach künftiger Lebensſtellung keinen Reiz mehr für ihn hatte, er ſeiner Frau endlich auf's Schlagendſte beweiſen wollte, daß Eitelkeit ihn nicht bei ihrer Wahl geleitet, forderte er ſofort ſeinen Abſchied aus dem Staatsdienſt. — Er erhielt ihn. —

Kornell kam höchſt empört zu ihm. —

„Sie ſind ein Narr! Das verzeiht Ihnen weder Ihre Frau, noch können Sie ſich das künftig verzeihen! Des Mannes Zweck iſt ein Lebensberuf, iſt Arbeit! Seine einzige Ehre, daß er etwas geworden iſt, daß er etwas leiſtet! Sie wollen fortan eine Null im Leben ſein? Gott erhalte Sie, mit Nullen gehe ich nicht um! Wohl Ihrem vortrefflichen Vater, daß er dieſen Wahnſinn nicht mehr zu erleben brauchte!“ —

Kornell hatte leider allzu ſehr recht, und ſtatt ſeiner Frau mit dem Abſchiede zu imponiren, ihr ſeine Selbſtſuchtsloſigkeit zu beweiſen, hatte er geradezu das wirkſamſte Mittel erfunden, ihren Haß, ihre Mißachtung zu verewigen, die Ausſicht auf einen Vergleich gänzlich durch das Aufgeben jeglicher Rangerhöhung zu untergraben, gegen welche das kälteſte Weib auf die Dauer nie ganz unempfindlich bleibt. —

Die Baronin zog wunderbar ſchnell aus und zwar vis-à-vis, jenſeit der Schragen, in ein nobles Haus, deſſen erſten Stock ſie einnahm. Natürlich wollte ſie ihrer armen Tochter möglichſt nahe ſein. — Den zweiten Stock im „kalten Stein“ vermiethete Edmund.

Das junge Ehepaar führte fortan ein getrenntes Leben, kaum, daß man hin und wieder zuſammen dinirte. — Madame war viel bei Mama, was ihr der Gatte um ſo weniger verbieten konnte, als die Baronin den „kalten Stein“ nicht mehr betrat, und Aſtarte verſäumte nicht, ſich unter mütterlicher Aegide in allen Kreiſen blicken zu laſſen, wo noble Zerſtreuungen ihr den ehelichen Kummer aus den Gedanken bringen konnten. — Als „Dame von Ton“ wußte ſie auch immer ſo heiter und liebreizend zu erſcheinen, wenn ſie ohne Mann war, daß man ihr wahrhaftig die Seelenleiden gar nicht anſah.

Deſto ärger litt Edmund geiſtig wie körperlich. Um den immer quälender ſich aufdrängenden Gefühlen der Scham, der Reue, des geknickten Stolzes zu entfliehen, ſtürzte er ſich in den Strudel von allerlei Bekanntſchaften mit Malern, Bildhauern, Schriftſtellern und Schauſpielern, ſuchte am Herzen der Kunſt Linderung, und zwang ſich, durch die Angelegenheiten anderer Leute die eigenen zu vergeſſen. Natürlich wußten die Meiſten ſich die Theilnahme des reichen Schöngeiſtes zu Nutze zu machen, und ließen ihm gern den Ehrgeiz, den Mäcen zu ſpielen, wenn er dafür nur ihre Productionen kaufte und ihnen auf jede Art unter die Arme griff. Dieſes ziemlich koſtſpielige Leben fiel natürlich Aſtarten ebenfalls auf und vollendete den Zuſammenbruch jeglichen Antheils an dem Manne, welcher ihr leider ſo nahe verbunden war.

Das Leben ſeiner Gattin betrachtete Edmund gleichfalls mit Argusaugen. In ihm kochte und tobte die Eiferſucht um ſo wilder, je gleichgültiger Aſtarte war, je gefliſſentlicher ſie ihn und die leiſeſten Anläſſe zu einer Verſöhnung mied. Ja, indem ſie ſeinen Geburtstag und alle Familienfeſttage ignorirte, welche oft ſo manches Schiefe ausgleichen, kränkte ſie ihn recht abſichtlich.

Wollte er nicht ſein Elend der ganzen Stadt preisgeben, ſo konnte er ſeiner Frau den mütterlichen Umgang eben ſo wenig wie das Amuſement in Geſellſchaften unterſagen. Er hätte zu Gewaltmaßregeln greifen müſſen, die ihn nur öffentlich bloßgeſtellt, an ſeinem eigentlichen Looſe indeß nichts gebeſſert hätten. So ganz ohnmächtig ſeiner Frau gegenüber zu ſein, marterte ihn um ſo furchtbarer, als er zu gut wußte, wie oft Graf Gildern Aſtarten bei der Schwiegermama ſah, ihr Tänzer war und ſie wahrhaftig wenig Mühe hatte, ihre letzten, ſchlechtverhüllten Drohungen auszuführen. — —

Die Schwiegermama gab heute große Soirée. Daß ſie Edmund nicht extra einlud, erhellt aus der Lage aller Dinge. — Aſtarte war bereits in vollſtem Glanze in die erleuchteten Räume eingetreten, während ihr Gatte, der mit Freunden in die Oper gehen und dann zu Nacht ſpeiſen wollte, im dunklen Zimmer am Fenſter ſtand und hinüber ſtarrte in die ſtrahlenden Salons, ob er nicht ſehen könne, wie ſeine Frau ſich amuſire. Der verhaßte Graf war auch drüben, welcher ſeit einigen Monaten gar noch dem Prinzen Arthur als Adjutant attachirt worden. Zehnmal ſchon hatte Edmund dem Treiben von Madame ein Ziel ſetzen wollen, aber Scham und Rückſicht vor der Welt waren noch immer ſeine warnenden Engel geweſen. — Heut' aber war's beſchloſſen! Mochte es biegen oder brechen, er mußte ein Ende machen! Dieſe Art zu leben war ihm eine Hölle, eine Folter, ein Tod, der zollweis nagend ihm an's Herz heranſchlich!

Seine Freunde im Stiche laſſend, ſchellte er Jakob, dem neuen Diener, welcher den nach ſeinem Verrath ſofort entlaſſenen Oswald erſetzt hatte, und befahl, ihm bei der Balltoilette behülflich zu ſein.

Während des Umkleidens faßte er tauſend Beſchlüſſe, in welcher Art er am beſten ſein trauriges Geſchäft verrichten wolle, konnte aber doch nicht mit ſich einig werden. Er erwählte endlich die in ſeinem Falle beſte Auskunft, kalt, ruhig, chevaleresque zu ſein, und indem er in ſeinem Benehmen den Leuten nicht den leiſeſten Verdacht bot, abzuwarten, wie Alles kommen werde, um nach Umſtänden ſo zu handeln, wie es ſein Gattenrecht und die Mannesehre erfordern würde. —

Es war eine soirée dansante, ein petit bal in nobelſter Form, was Baroneſſe Wolkenſtein ihren nächſten Freunden gab, und wobei ſie mit der Tochter begreiflicher Weiſe die Honneurs machte. Chevalier de Putange, Graf Gildern, Kammerjunker von Rubitz, ein paar Sängerinnen, dann die Herren von Käfernberg und von Faltern nebſt deren Töchtern Olivia und Feodora, einige Räthe mit ihren ſtarken Familien, viele Offiziere und Cabinetsrath von Buchmann, aber allein, waren zugegen. —

Nachdem man den Thee eingenommen, begann man zu tanzen und befand ſich eben in beſter Unterhaltung, als Edmund bleich aber lächelnd, zu nicht geringem Schreck von Schwiegermama wie Gattin, eintrat und nach leichter Verbeugung auf die Baronin zuging, die ihm ſteif, lächelnd und mit vollendeter Selbſtbeherrſchung entgegentrat.

„Ei ei, mein lieber Sohn, das nenne ich eine Ueberraſchung! Sie wollten, dünkt mich, in die Oper gehen und ſich dann Ihren künſtleriſchen Freunden widmen, und nun entſagen Sie Allem um unſertwillen? Das heißt mir eine Aufopferung! Nun, willkommen brauche ich Sie doch wohl kaum erſt zu heißen?!“ —

„Ich weiß ja, daß ich es bin, liebe Mama!“ ſagte er ironiſch und küßte der Baronin die Hand. „Ich weiß auch, Ihnen wie meiner lieben Frau waren Ueberraſchungen, wie ich ſie bereite, von jeher angenehm! Laſſen Sie ſich durch mich aber nicht einen Augenblick Ihrer Geſellſchaft entziehen!“

Er führte ſie artig zu ihrem Sitze und ſchritt auf ſeine Frau zu, die, neben Gildern ſtehend, unlängſt erſt getanzt hatte und, ſich Kühlung mit dem Fächer zuwehend, dem Grafen einen bedeutſamen Blick zuwarf. —

„Guten Abend, mein Herr Graf. Erlauben Sie mir, dieſe Begegnung zu benutzen, Ihnen nachträglich noch zu Ihrem neuen Range herzlichſt Glück zu wünſchen!“ —

„Sehr verbunden, mein Verehrter!“ —

„Du haſt bereits viel getanzt, liebe Frau,“ wendete ſich Edmund zu Aſtarten, „Du glühſt ja wie Aurora ſelber.

Echauffire Dich ja nicht zu ſehr, es könnte Dir ſchaden. Biſt Du auf den nächſten Tanz verſagt, oder kann ich das Vergnügen haben, mit Dir zu walzen?!“ —

„Den nächſten Tanz, mein Lieber, hat der Herr Graf occupirt, wenn es Dir dann indeß gefällig iſt — —!!“

„Ich bitte darum! — O ja, der Herr Graf occupirt ſo gern und ſo liebenswürdig, daß man wirklich eilen muß, haha, will man ein klein wenig zu ſeinem Rechte kommen! Auf Wiederſehen, liebe Aſtarte!“

Edmund trat zurück und engagirte Fräulein Olivia von Käfernberg, mit welcher er walzte. Die Verzweiflung und der Haß gaben ihm die Geſchicklichkeit, in den Pauſen den liebenswürdigen Unterhalter zu ſpielen. Während die Worte beredt von ſeinen Lippen floſſen, beobachtete ſein ringsum flammendes Auge jede Miene und Bewegung ſeiner Frau, des Grafen und der Schwiegermama. Er wußte ſich dabei ſo ſorglos leichtfertig anzuſtellen, daß er faſt jeden argen Gedanken vertilgte, welcher bei ſeinem Erſcheinen rege geworden ſein mochte.

Kaum hatte ſich indeß der Gatte von Aſtarten entfernt als der Graf ſich leicht zu ihr beugte und flüſterte:

„Können Sie wohl errathen, ſchöne Freundin, was die Anweſenheit Ihres Tyrannen bedeute?“ —

„Kaum, aber doch gewiß ſo viel, daß Vorſicht nöthig iſt. Ich kenne ihn leider zu gut, um nicht beſorgt zu ſein. Nachdem Ihnen Mama einen leider ſo traurigen Einblick in mein krankes Herz geſtattet, müſſen Sie ſelbſt einſehen, daß wenig Gutes von ſeinem Hierſein zu erwarten iſt.“ —

„Sie ſind grenzenlos elend, theure Aſtarte, und werden es mit jeder Stunde immer mehr! Ich will Ihnen jetzt am wenigſten Vorwürfe machen, daß Sie mein Herz vordem nicht beſſer erkannt, aber wenn Sie mir vertrauen, die ſtarke, energiſche Seele noch haben, welche ich ſo oft bewundert, ſo zerreißen Sie kühn eine ſo unerträgliche Feſſel, die immer enger werden wird, ja zu öffentlichem Eclat führen muß. Kommen Sie ihm zuvor, ehe Sie ganz und gar ohnmächtig dieſem Manne gegenüber geworden!“ —

„Und wie, lieber Tankred, wie ſoll ich das? Sind wir Frauen nicht von Natur ſchon ohnmächtig gegenüber der Falſchheit und Brutalität herzloſer Männer?“ —

„Sie ſind es nicht, denn ich ſtehe Ihnen zur Seite, und — das Geſetz, die öffentliche Meinung!“ —

„Das Geſetz! Die Meinung der Welt? — Sind dieſe nicht gerade die furchtbarſten Hinderniſſe?!“ —

„Nein! — Doch wir werden bald im Tanz an die Reihe kommen. Ein Glück, daß die Geſellſchaft groß und genug mit ſich beſchäftigt iſt, um uns nicht zu bemerken. Ich muß Sie allein ſprechen, Aſtarte, um Ihnen das Mittel anzugeben. Gegen Ende des Tanzes brauchen Sie ſich nur unbemerkt in's anſtoßende Foyer zurückzuziehen. Bei Gelegenheit eines Glaſes Orangenwaſſers, welches ich Ihnen zur Stärkung arglos reichen kann, iſt in zwei Secunden Alles geſprochen!“ —

„Gut denn, Graf Tankred! Aber um Gottes willen Vorſicht!“ —

Sie traten bald nachher an und tanzten.

Edmund ſchien faſt in ihren Mienen zu leſen, was Beide vorhatten, und während er mit verſtohlenen Blicken allen ihren Bewegungen folgte, wünſchte er ſeine Tänzerin Olivia, die entzückt ſeinen Plaudereien lauſchte, los zu werden. Er unterbrach daher eine intereſſante Anekdote aus ſeinem Leben zu S…, als er bemerkte, wie ſeine Frau in's Nebenzimmer glitt und bald darauf Gildern, ein Glas Orangenwaſſer in der Hand, ihr folgte.

„Erlauben Sie, mein gnädiges Fräulein,“ ſagte Edmund haſtig, „daß ich den Tanz eine Minute unterbreche und Sie zu meiner Schwiegermama führe, die dieſe Geſchichte genauer und noch viel pikanter beendigen kann. Mein Diener ſteht dort im Vorzimmer und ſcheint mir ein wichtiges Schreiben zu bringen, das ich längſt erwartete. Ich bitte aber um die beiden nächſten Tänze, damit ich Gelegenheit habe, dieſe Unart gut zu machen!“ —

Er führte raſch ſeine Tänzerin auf die Baronin zu, welche unruhig nach Aſtarte umherblickte, und eilte dann, als er die Schwiegermama von den neugierigen Fragen Olivia's gefeſſelt ſah, in's Foyer, während der Tanz von Neuem weiter brauſte.

Als Edmund das Zimmer betrat, erblickte er ſeine Frau auf dem Divan, in der Rechten das Glas, und leuchtenden Auges dem Grafen zuhörend, welcher, neben ihr ſitzend, ihre Linke hielt und mit beredtem Munde ihr ſeine Rathſchläge ertheilte.

„Was thuſt Du hier, Aſtarte?!" fragte der Gatte eiſig und finſter.

Aſtarte ſchrie auf, ließ das Glas fallen, deſſen Inhalt auf ihre Robe floß, und bedeckte ihr bleiches Geſicht mit der Hand. Gildern war aufgeſprungen.

„Zwei Worte, Herr Aſſeſſor, genügen zur Verſtändigung!" ſtotterte der Graf. „Ihre Frau Gemahlin, deren Tänzer ich war, wurde unwohl und zog ſich einen Moment zurück. Ich eilte ihr ein Glas Orangenwaſſer zu reichen!" —

„Ich habe von Ihnen weder Erklärungen noch Lügen anzuhören, Herr Adjutant! Schweigen Sie und entfernen Sie ſich, Sie ſind ein Erbärmlicher!!" —

„Darauf wird Ihnen mein Secundant und eine Kugel anworten!!" —

„Ich ſchlage mich weder mit Leuten wie Sie, noch wegen einer ſolchen Frau! Euer falſches, ehrloſes Gewiſſen degradirt Euch Beide aus den Reihen derjenigen, die man eines Kampfes werth hält. Dort hinaus, Herr, oder ich werde verſuchen, ob Ihre Epauletten feſtſitzen!!!" —

Wüthend griff der Graf nach der linken Seite, den Degen zu ſuchen, welchen er für den Tanz im Vorzimmer abgelegt. — „Ein Glück, daß Sie zu tief unter meinem Range ſtehen, um mit Ihnen zu rechten! Sie ſollen mich aber auf Ihrem Wege finden und die Strafe erleiden, welche allein für Sie paßt!!" —

Dieſe Worte hatte die alte Baronin gehört, welche, das Schlimmſte ahnend, von der geſchwätzigen Olivia ſich befreit hatte, um herbeizueilen. „Mein Kind, ich bitte Dich um Himmels willen, wie ſiehſt Du aus? Was geſchah denn?!“ —

„Was in dieſem Hauſe geſchehen mußte, Madame! — Da Du unwohl biſt, Aſtarte, komm nach Hauſe!“ —

„Wenn ſie unwohl iſt, Herr Sohn, wird ſie ſich unter mütterlichen Händen am beſten erholen, ich bringe ſie auf mein Schlafzimmer!“

„Laſſen Sie gefälligſt Ihre mütterlichen Hände davon! Sie geht mit mir! Wenn Sie nicht das Aergſte erleben wollen, ſo ziehen Sie ſich mit dem vortrefflichen Herrn da zurück, ſonſt, bei Gott, ſoll in fünf Minuten die Stadt von Ihnen hören! Meine Frau betritt dieſes Haus nie wieder!“ —

Die Mutter und der Graf ſtanden ſtarr. Aſtarte verſuchte angſtvoll ihre Hand aus dem Arme Edmund's zu winden, welcher ſie mit ſich zog.

„Ich zerbreche Dir die Finger am Ende, Täubchen, wenn Du Dich ſträubſt! Was ich habe, pflege ich feſtzuhalten! Ohne Umſtände!“ —

Er führte die Todtenbleiche hinaus. — Die Baronin ſtützte ſich ſchluchzend auf die Schulter des Grafen. — Gildern zog ſie auf den leeren Divan und begann ihr, wie vorhin der Tochter, die Nothwendigkeit eines entſcheidenden Schrittes einleuchtend zu machen, und hatte auch bald die Freude, zu ſehen, wie gut ſeine Tröſtungen anſchlugen.

In einer Geſellſchaft bleibt nichts verborgen. Das plötzliche Verſchwinden Edmund's und ſeiner Frau, das verlegene, erzwungene Benehmen der Baronin erregten große Senſation. — Buchmann, welcher unglücklicher Weiſe, von einem Pfeiler gedeckt, ganz dicht hinter dem Grafen und Aſtarten geſeſſen und alle die leiſen Entſchlüſſe derſelben belauſcht, raunte ſeinem Freunde Hofrath Weihmunt vertraulich die Erklärung dieſes Verſchwindens des Ehepaares zu, und es wurde ſo lange geraunt, bis die ganze Geſellſchaft es wußte. Man verabſchiedete ſich ſehr zeitig und war überaus kühl. Die Entehrung der Familie Hennings-Wolkenſtein war vollendet! —

Edmund hatte ſeine Gattin nach Hauſe gebracht. Dem Kammerdiener und Aſtartens Mädchen befahl er, ſich zurückzuziehen.

„Madame, es bedarf keiner weiteren Erklärung Ihres Benehmens. Sie ſind ein treuloſes, ehrvergeſſenes Geſchöpf, und als ſolches werde ich Sie behandeln. Ohne meine Erlaubniß verlaſſen Sie dieſes Haus nicht, oder ich requirire die Behörden. Ich werde dieſes Grundſtück verkaufen und mich wo anders anſiedeln, um Ihnen wenigſtens das Vergnügen zu nehmen, jeder Pflicht Hohn zu ſprechen. Sie ſind wirklich unwohl, verſtehen Sie! Längere Zeit unwohl für die Leute!“ — Er verließ ſie. —

Wohin dies ſein Benehmen führen, was er mit ſeiner Frau beginnen ſollte, wußte Edmund ſelbſt nicht. Er hatte ſich vorgenommen, kühl zu bleiben, und hatte doch im dringendſten Moment jede Mäßigung verleugnet. Seine Leidenſchaft hatte nicht überlegt, ob er die Dinge durch ein Eingreifen beſſer oder ſchlimmer mache. Das war ihm auch nunmehr gleichgültig. Sein Haß, ſein verwundeter Stolz gefiel ſich darin, Aſtarten die Wucht ſeiner Gattengewalt empfinden zu laſſen, ohne zu bedenken, daß dieſe Gewalt illuſoriſch iſt, ſobald ſie nicht durch das Gefühl der Pflicht und Liebe anerkannt wird, ohne zu bedenken, daß jede Gewalt ſich in einem Verhältniß wirkungslos erweiſen muß, welches allein auf moraliſchem Boden ruht und deſſen Grenzen zu elaſtiſch ſind, um nicht dem Widerwillen zu weichen.

Nachdem er der Dienerſchaft geſagt, daß Madame unwohl ſei, vertauſchte er den Frack mit dem Ueberrock und ſuchte ſeinen Freund Hackert, den Bildhauer, auf, bei ihm Rath, Troſt und Hülfe zu erlangen, denn er fühlte, daß er ſich ausſprechen müſſe, ſollte ſein Herz nicht in Verzweiflung brechen. —

Hackert war nicht mehr jung, unbeweibt, eine ächte Künſtlernatur von ſchlichter Unbefangenheit und der Einzige von Edmund's Bekannten, welcher deſſen Vertrauens würdig war.

Er blieb die ganze Nacht bei ihm, und der Wein löſte Beiden die Zunge. — Es war überhaupt das erſte Mal, daß Edmund ſich gegen Jemanden ausſprach und ſein ganzes Leben preisgab. Er that es aus dem Bedürfniß, guten Rath zu erhalten, denn ihm ſelbſt war ſeine Zukunft eine einzige, chaotiſch-wirre Nacht.

Hackert billigte weder ſeine vergangenen noch jetzigen Mißgriffe, aber als weltkluger Mann ſah er ein, daß bloße Vorwürfe hier unnütz ſeien, man die Dinge eben betrachten müſſe, wie ſie einmal geworden, und indem der Bildhauer allein Edmund's jetziges eheliches Verhältniß im Auge behielt, wies er ihm alle Verkehrtheiten von dieſer Seite nach.

„Das Beſte, was Sie thun können, iſt, daß Sie vernünftig mit Ihrer Frau reden, gegen die eigenen Fehler nicht blind ſind und die Reſidenz verlaſſen. Kaufen Sie meinetwegen ein Gut, wo Sie ſicher ſind, daß Madame nicht in Geſellſchaften läuft. Gewähren Sie ihr dort aber reſpectable Cirkel und alle die Annehmlichkeiten, welche ſie irgend verſöhnen können. Schließen Sie einen Vergleich mit ihr; Nachſicht, Verſtändigung thut immer gut, Gewalt iſt aber das Allerdümmſte, was man als Hausmittel für eheliche Leiden anwenden kann!" —

Edmund fühlte ſehr wohl, wie wenig vorwurfsfrei er ſei, wie er ſeiner Frau vor der Ehe nicht genug Offenheit erwieſen, andererſeits in verblendeter Liebe ſein Recht zu ſehr aus der Hand gegeben. Er ſah auch ein, daß Aſtarte immerhin ſo ſchuldig nicht ſei, wie der Graf und die Schwiegermutter, deren Einwirkungen ſeine Frau nicht entzogen worden war. — In Anbetracht deſſen legte ſich ſein Zorn und Haß ein wenig, er beſchloß, ſich mit Aſtarten zu verſtändigen und alle Schritte zu thun, um das Haus, das ganze Stadtleben los zu werden. —

Am andern Tage, nachdem er mit Hackert nochmals Alles reiflich erwogen, eilte er nach Hauſe mit dem beſten Willen, ſeine verwüſtete Häuslichkeit um jeden Preis wiederherzuſtellen. — Ehe er in den „kalten Stein" trat, ſah er Schätzlein an der Ladenthür ſtehen, ihn mit kalter Verachtung meſſen und ihm dann den Rücken zukehren. — Eine merkwürdige Stille empfing ihn in ſeiner Wohnung. — Jakob, ſein Diener, machte ein höchſt verlegenes Geſicht.

„Was iſt hier los? — Wo iſt meine Frau? Sind die Dienſtmädchen denn nicht da?“ —

„Die gnädige Frau befahl mir, nachdem Sie geſtern Abend fortgegangen waren, ein Billet an die Frau Baronin hinüberzutragen, dann mußte ich ſämmtliche Koffer und Kiſten holen und einpacken helfen.“ —

„Einpacken helfen?! Schuft, wo iſt meine Frau?!“ —

„Um ein Uhr abgereiſt!“

„Abgereiſt?! — Wohin?! Mit wem?! — Warum haſt Du mich nicht aufgeſucht, Menſch?!!“ —

„Aber wußte ich denn, wo Sie waren? Ließ mich die Gnädige denn eher weg, als bis ſie ſammt Nina und der Mama im Wagen ſaßen!“ —

„Fuhren ſie mit Extrapoſt?!“ —

„Nein, in einer herrſchaftlichen Equipage, der ein Packwagen folgte!“

Wie raſend durchirrte Edmund alle Räume, um ſich zu überzeugen, wie offen ihm ſeine Frau Hohn geſprochen, ihn verlaſſen hatte! Bleich, wirr trat er endlich in ſein Studirzimmer. — Er prallte zurück, denn ſein Secretair ſtand offen, obgleich er den Schlüſſel dazu in der Taſche hatte. Auf der Platte deſſelben lag ein Brief an ihn. — Mechaniſch öffnete er denſelben. —

„Mein Herr!

Vorerſt ſei Ihnen geſagt, daß Sie wegen Ihres geöffneten Bureaus Niemand zu verdächtigen brauchen. Dank Ihrer eigenen Nachläſſigkeit war es unverſchloſſen und brachte mich in den Beſitz derjenigen Papiere, welche mir Schutzwaffen werden ſollen, falls Sie gegen mich zu proceſſiren belieben. Ich erkläre Ihnen, daß ich nie zu Ihnen zurückkehre und die Scheidungsklage eingereicht werden ſoll. Gegenſeitiger Widerwille iſt wohl ein Grund, deſſen Rechtsgültigkeit Sie als ehemaliger Juriſt einſehen werden. Ich beanſpruche von Ihnen die gütliche Einwilligung zu dieſer Scheidung, wie die Auszahlung der mir im Ehecontract garantirten Vermögenshälfte binnen einem halben Jahre. Mein Notar erhält zu Allem Vollmacht. — Sollten Sie ſich zu meinen Forderungen nicht verſtehen, ſo werde ich nicht allein richterlichen Schutz aufſuchen, ſondern auch die Briefe der naiven Trödlerstochter an Sie nach S... und alle Beweiſe Ihres Verhältniſſes zu derſelben, über welche ich nun verfügen kann, ſo ausnutzen, daß die Welt bald über Ihre Ehre entſchieden haben ſoll.

Aſtarte von Wolkenſtein-Hennings.“

Edmund ſank wie ohnmächtig auf ſeinen Arbeitsſeſſel. —

„O Du elendeſtes, falſcheſtes aller Weiber, das je an eines Mannes Bruſt geruht, mit teufliſchem Liebreiz und lügneriſchen Schmeichelkünſten ſeine Sinne, ſein Herz, ſeinen armen Verſtand betrogen! Das iſt ein abgekartetes Spiel von ihr, von der Mutter, von dieſem ſchurkiſchen Gildern erſonnen! Die Hälfte meines Vermögens? Dafür, daß ſie mir treulos ward, daß ſie mich der Schande preisgegeben? Nimmermehr! Und wenn ich das Letzte daran ſetzen ſoll — den Lohn ihres Treubruchs, mein halbes Erbe ſoll ſie niemals beſitzen!! Müßt' ich ſie mit Gewalt zurückſchleppen in dies Haus, ehe ſie dieſem Gildern ſich verbindet, ich thue es! Heh, ich will ſie martern, ſie quälen, wie ſie mich marterte und quälte! Ihr Leben ſei vergiftet wie das meine! Alle Reue, die ich ihretwegen auf mein Herz nehmen mußte, möge ſie Tag und Nacht durchtoben, und wenn ſie alt und verhärmt iſt, will ich ſie lachend von mir ſtoßen, daß ſie fühle, was es heißt, verlaſſen und beſchimpft zu ſein!! — — Ach Du Narr! Ueber Deinen hohlen Zorn, Deine einfältige Rache! Kannſt Du Dich denn rühren? Willſt Du Dich zum Kinderſpott machen? Hat ſie nicht den Ehevertrag in Händen, der ihr leichtſinnig die Hälfte meines Vaterguts ertheilt, hat ſie die Briefe Mathildens nicht geſtohlen?! — Sie kann nicht mich durch ſie entehren wollen, denn es iſt keine Schmach, vor ihr eine Andere geliebt zu haben, aber Mathilde iſt das Ziel ihrer Rache! Den Namen eines ehrlichen Mädchens will ſie an den Schandpfahl des öffentlichen Gelächters ſchmieden, wenn ich ihr Widerſtand leiſte! O ſchlaueſtes aller raffinirten Weiber, packſt Du mich ſo ſicher an dieſer zarteſten Stelle meines Herzens? Wußteſt Du ſo gut, daß ich die Genoſſin meiner Jugend, die heiligen Gefühle einer beſſeren Zeit doch zu hoch halte, um ſie dem Pöbel preiszugeben?! Ja, ja, Du ſollſt den Kaufpreis haben und Deine erſehnte Freiheit! Alles, Alles für jene vergilbten Blätter, die ich ſo oft ſeither mit meinen Reuethränen benetzt! Ho, wo iſt deine Stätte denn zu finden, was biſt du denn eigentlich, Buhldirne der närriſchen Menſchheit, du Glück des Lebens! Haſt du mir je wahrhaft gelächelt? Verlaſſen ſchon als Kind, nie erwärmt vom heißen Strahle mütterlicher Liebe, nicht geleitet von der ſichern Hand eines weiſen väterlichen Erziehers, geknetet von fremden Händen ſo und ſo nach Jedermanns plumper Laune, dann bewußtlos faſt im kurzen Rauſch der Jugendfeerei hindämmernd, endlich willenlos hinausgeſtoßen in's große Leben, taumelnd von Genuß zu Begierde! Schon die erſte Liebe ward mir vergiftet, geknickt, erſtickt im bunten Gaukelſpiele der Geſellſchaft, wo, reißenden Thieren gleich, alle Sinne erwachten und mich zu den Füßen dieſer Elenden ſchleuderten, die mich hingeopfert um das Geld, welches ich ihr wahnſinnig ſelber in den Schooß geſchüttet! Möge ſie verflucht ſein hier und dort, verflucht auf allen Pfaden ihres Lebens! Euch, Treuloſigkeit, Verzweiflung und Schimpf, übergeb' ich die Seele dieſes Weibes zur Beute, ihr ſollt, ihr werdet ſie zernagen, zerſetzen unter dem Hohnnecken der lachenden Welt! — In der Fülle der Manneskraft bin ich wiederum das Spielwerk habgieriger Seelen und ſelbſtſüchtiger Menſchen, einſam und doch rathlos wie als Kind, ohne Hoffnung, ohne Zweck, ohne Zukunft; das iſt mein Glück! Fall' ab von mir, argloſer Frohſinn, zerbrich, thörichtes Herz voll lodernder Liebe, ihr Träume und

Wünſche zerſtiebt, du aber, kalte Selbſtſucht, haſtiger Genuß der Stunde, der nichts kennt als ſich und nur ſich, du Eigenliebe, die jedes Ding nur braucht als Diener ſeines Willens und nach gethanem Dienſte wegwirft, Zufall, Laune, Augenblick und Gelegenheit, ihr ſollt meine liebſten, einzigen Genoſſen ſein, bis das letzte Sandkorn dem Stundenglas entronnen, der letzte Tropfen im Lebenskelch geleert, dann aber zum Satan mit der Maſchine!!" — —

Edmund's Entſchlüſſe waren gefaßt. Mit wildem Selbſthohn riß er die letzten dünnen Faſern alter Neigung aus ſeinem Herzen, die ihn noch an Aſtarten banden. Er eilte zu dem Notar der alten Baronin, welcher einſt den Ehecontract aufgeſetzt, und bevollmächtigte ihn, ſeine Frau zu benachrichtigen, daß er das Geld auszahlen und die Scheidung nicht verweigern würde, ſobald erſt ſämmtliche Briefe Mathildens in ſeinen Händen ſeien und Aſtarte ſich notariell verpflichten wolle, das halbe Vermögen zurückzuzahlen, falls eines dieſer Schreiben fehle oder in die Oeffentlichkeit bringe. — —

Darauf ſuchte er Alles zu verbannen, was ſeiner Frau noch angehörte oder ihm von ihr geſchenkt worden war. Jedes Andenken an ſie wollte er ausrotten und ein neuer Menſch werden, deſſen ganzes Leben ſich von heute datire. Ein ſehr begreifliches Gefühl von Scham hielt ihn ab, die Gegenſtände, welche Aſtarten gehörten, Juſtus anzubieten, der ohnedem ſein Unglück bald genug erfahren mußte, war ja doch die ganze Stadt voll davon. Er ſchickte deshalb zu Bleichmann, um Alles baldigſt loszuſchlagen. — Der Jude kam. —

„Se haben befohlen, Herr Aſſeſſer?" —

„Ja, mein alter Freund. Ich will da eine Menge Sachen verkaufen und wende mich an Sie, denn mit Schätzlein ſtehe ich nicht beſonders. Meine Frau wünſcht eine andere Einrichtung und Sie ſollen die unnützen Sachen billig haben!" —

„Billig? Erlauben Se, was heißt billig? Was Se nennen billig, könnt' ich doch nennen theier!"

„Da hinein, Bleichmann!“ Er führte ihn in die anſtoßenden Zimmer ſeiner Frau. „Dieſe Meubles, Teppiche und Vaſen, der Papagei, die Bilder, die Nippes, dort im Schlafzimmer das Himmelbett, Gardinen und Portieren kurz, was in dieſen drei Zimmern ſteht und liegt, ſollen Sie haben. Ich will davon nichts mehr ſehen. Halten Sie ſich nicht lange auf, — was zahlen Sie?!“ —

„Gott's Erbarmen, ich ſoll mich nicht aufhalten bei de viele Sachen! Soll ich ſe kaufen unbeſehn, wie de vornehme junge Herrn ihre Frauen? Müßt' ich doch ſein nicht getroſt!“

„Die Einrichtung hat mich ſchlecht gerechnet zweitauſend Thaler gekoſtet ohne die Bilder!“ —

„Se hat gekoſtet! Vor's Geweſ'ne giebt der Jude niſcht, Herr Aſſeſſer! Werth iſt de ganze Sache höchſtens noch vierhundert Thaler, — will ich aber geben, wenn de Bilder dabei ſind, fünfhundert Thaler!“ —

„Bleichmann, Sie ſind — O ja doch, ja! Warum ſollten Sie nicht meine Lage benutzen und mich betrügen? Wiſſen Sie doch ſehr gut, daß mir Alles zum Ekel iſt, ich's um jeden Preis los ſein will, nicht mehr dieſe Sachen ſehen kann! Sie ſind auch Einer von denen, die ich in meiner Jugend geliebt und für ehrlich gehalten habe, und doch iſt Einer ein Schurke wie der Andre! Fort, nehmt Alles fort dafür!“ —

„Lieber Herr — Edmund, wenn Se's nich ungütig nehmen, daß Se der alte Bleichmann ſo titelirt, — ich will Ihnen e Mal 'was ſagen! — Wenn e Menſch Geld hat, aber nich weiß, wie viel e Thaler werth is, wie lange e armer Menſch arbeiten muß dervor und er werft ſein Erbtheil in e Jux, — haſt de geſehn, warum ſoll e Andrer nich dervon rapſen, was er kann, wo es doch is weit beſſer aufgehoben?! Thun Se mer doch den Gefallen! — Werd' ich geben alſo wegen de alte Freundſchaft fünfhundertfünfzig Thaler, und nu machen Se kei Geſäure, ſagen Se Ja!!“

„Ja doch, zum Henker!“ —

„Werd' ich bringen in 'ne halbe Stunde e Meubleswagen und's Geld! Gott behüt' Se!" —

Edmund ſtarrte vor ſich hin. — „Wenn ein Menſch Geld hat, aber nicht weiß, wie viel ein Thaler werth iſt, wie lange ein armer Mann dafür arbeiten muß! — Arbeit! — Werth des Lebens! — Haha! was hat denn noch Werth für mich? Wozu ſoll ich arbeiten? — Wer ein liebendes Weib und holdlächelnde Kinder hat, der rede ſo weiſe! Ich? Wofür ſoll ich leben, wozu ringen? Damit etwa, noch ehe ich kalt bin, Fremde in meinem Schweiße wühlen, von meiner Arbeit ſich mäſten? O mein lieber, todter — Vater!!" —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Daß Aſtarte ihren Gatten verlaſſen und die Scheidung im Gange ſei, war das Geſpräch aller Cirkel der großen Welt. Auch Gildern, als Aſtarte's romantiſcher Beſchützer, kam in's Gerede, und die Meute tauſend ſchadenfroher Zungen ward gegen beide Gatten losgelaſſen. Wie es gewöhnlich zu gehen pflegt, bildeten ſich Parteien. Die eine gab Aſtarten, die andere Edmund die Hauptſchuld. In den vornehmen Kreiſen ward Letzterer durchaus verdammt und ſein ferneres Auftreten in allen jenen vielverzweigten, einflußreichen Familien unmöglich, welche mit Wolkenſteins zuſammenhingen. Namentlich war der Adel ganz empört, und der einzige Vorwurf, der Mutter und Tochter traf, daß ſie ſich in ſolch' malhonnete, bürgerliche Verbindung eingelaſſen. Es gab indeß ſelbſt in dieſen Kreiſen Einzelne, welche parteiloſer dachten, tiefer in's Weſen der Sache blickten, wie Buchmann, und daher Edmund bedauerten. Beſonders hatte er die Stimmen Derer für ſich, welche ſeiner Sphäre näher ſtanden. In Einem waren indeß Alle einig, daß Edmund grenzenlos unbeſonnen geweſen und ſich durch den genommenen Abſchied um alle Zukunft gebracht habe.

Es bedurfte aber doch einiger Zeit, ehe das Gerücht der Scheidung Edmund's aus den feineren Kreiſen in die bürgerliche Sphäre drang, und Juſtus erfuhr daher das

Geſchehene nicht ſo bald. Allerdings hatte Bleichmann's Ankauf ein ſehr verdächtiges Ausſehen, auch ließ der Jude Bemerkungen fallen, die ſo ziemlich den Nagel auf den Kopf trafen. —

Halb aus Zufall, halb aus Abſicht führte den Cabinetsrath Buchmann ſein Weg beim „kalten Stein“ vorbei. Die Boiſſier'ſchen Stiche waren die Geſpenſter, welche ihn ewig quälten, deren Beſitz ihn ſelbſt zu großen Opfern veranlaßt hätte und nach welchem er um ſo ſehnſuchtsvoller trachtete, je vollſtändiger Juſtus' Sammlung war, je feſter der Trödler ſeinen Schatz hielt, je ſorglicher er allen Lockungen Buchmann's widerſtanden. Nach langem Schmollen des Cabinetsraths, und nachdem derſelbe, ein ſonſt ſo eifriger Kunde, wohl über ein Jahr nichts mehr von Juſtus gekauft hatte, ſtellte er ſich nun wieder ein.

„Guten Tag, Meiſter Schätzlein! Na, wie geht's!“

„Danke, Excellenz, immer beim Alten! Geſund ſind wir Alle noch! Sind Sie nu wieder gut auf den alten Schätzlein?“ —

„Ja, wenn Sie nicht ſo zähe ſind! — Wie wär's denn, Juſtuschen, mit den Stichen? — Geben Sie ſie doch heraus!“ —

„Fällt mir gar nicht ein, Herr Cabinetsrath! Fangen Sie ſchon wieder die alte Litanei an?“ —

„Aber, Juſtus, Sie können ja die Stiche bei mir ſo oft bewundern, wie Sie nur wollen. Ob die Sammlung nun hier liegt, oder bei mir, iſt doch ganz gleich. Solch' ſchönes Geld, wie ich Ihnen geboten, iſt doch für einen Geſchäftsmann nicht zu verachten!“ —

„Aber die Stiche ſind doch mein, wenn ſie hier ſind, Excellenz! Ueber das Gefühl geht nichts. Eben ſo gut können Sie ja auch zu mir kommen, wenn Sie ſie ſehen wollen! Selbſt das Muſeum hat die Sachen nicht 'mal, außer ein paar kleineren geringen Blättern. Vor ihnen bin ich auf meine Weiſe poetiſch, und ſchwelge wie ein König! Nimmer laß ich mir die Freude nehmen, bei Gott! Ein für alle Mal, quälen Sie mich nicht!“ —

„Hol' Sie doch der Kukuk," polterte Buchmann, „Sie zäher, ſchauerlicher Harpax! Aber ich laß nicht nach, Juſtus, mit Bitten und Drohen, Schmeicheln und Chikaniren, und wahrhaftig, ſollt' ich Ihnen auch auf irgend eine Art 'nen Poſſen ſpielen, ich thu's, eh' ich dulde, daß ein Anderer dieſe herrlichen, koſtbaren Schätze ſein nennt, wie ich! 's iſt nichtswürdig, 's iſt empörend! Aber ich komme wieder, Sie alte, zähe Feſtung, ich komme wieder!" —

„Kommen Sie wieder, kommen Sie nicht, mir einerlei. Mit den Stichen iſt's nichts, Excellenz!" —

Buchmann ſtülpte heftig den Hut auf und wendete ſich nach der Thür. An derſelben kehrte er um.

„Die Geſchichte mit Ihrem Wirth wiſſen Sie doch ſchon? Was ſagen Sie zu der Scheidung?"

„Was Wirth! — Scheidungsgeſchichte, Excellenz? — Ich weiß nichts!" —

„Sie wiſſen noch nicht, daß Frau Aſtarte ihrem Manne, dem Aſſeſſor, durchgebrannt iſt und Graf Gildern, der Adjutant des Prinzen Arthur, ſeine Hand im Spiel hatte? Die ganze Stadt brennt ja lichterloh davon, und Sie wüßten's noch nicht?!" —

Eine Pauſe trat ein. Juſtus ſtand ſteif wie ein Stock — als ſei er verſteinert. Sein Geſicht ward bleich, dann ſchoß eine fliegende Röthe über daſſelbe hin.

„Edmund?! — Geſchieden von dem Weibsbild?!" —

„Ja, und unerhört betrogen! Denken Sie ſich, der Unſinnige hat ihr im Heirathsvertrage ſein halbes Vermögen zugeſichert, nun muß er's zahlen und hat noch Spott und Schande davon!" —

Juſtus' Bruſt arbeitete keuchend. Fieberhaft glitten ſeine Finger über den nackten Scheitel, als wiſche er den Angſtſchweiß ab. Dann blitzte ſein Auge dämoniſch, ſeine Lippe verzog ſich zu wildem Hohn. „Geſchieden?! — Das halbe Vermögen verloren?! — Hahahaha! Iſt mir lieb! Iſt ihm geſund! Das macht mir Freude! Huija, das mußte ſo kommen! — Meinen Rock! Ich muß zum Notar Lex!!" —

„Mein Gott, was wollen Sie bei Dem?!“ fuhr Buchmann erſchrocken auf.

„Was ich bei ihm will?! — Ja, hm! Hähä! — Das — das möchten Sie wohl gerne wiſſen?!“ —

„Sie haben etwas Schlechtes vor, Schätzlein!!“ —

„Was Schlechtes? — Ah natürlich! Wenn Einer ſeinen Vortheil wahrnimmt, iſt's immer 'was Schlechtes bei anderen Leuten! Was ich thun will? — Meine Hypothek werd' ich ihm kündigen!!“ —

„Barmherziger Himmel, dann ruiniren Sie ihn! — Ich bitte Sie, bedenken Sie den Verſtorbenen!' War er nicht Ihr Wohlthäter? Sie ſind ja noch nicht gefährdet!“

„Ganz egal! Nichts da! Sie wird gekündigt!!“ —

„Und Sie ſind ein Blutſauger, ein elender Wucherer, Herr! Gott ſoll mich ſtrafen, wenn ich jemals dieſe ehrloſe Schwelle wieder betrete!!“ —

Achtes Capitel.

Empört, noch einen letzten Blick tiefſter Verachtung auf Juſtus ſchleudernd, war Buchmann hinausgegangen. Der Trödler grinſte ihm hämiſch nach, dann riß er den Hauskittel ab, nahm aus dem Schrank ſeinen beſſeren Rock, zog ihn an, und wollte eben nach dem Hut greifen und die Seinen rufen, als Mutter und Tochter todtenbleich und wankend eintraten.

„Eh, Ihr wißt's ſchon!"

„Und Du willſt zu Lex?" ſtöhnte Mathilde.

Juſtus ſchnappte nach Luft. — „Ja — bleibt ſo lange hier, bis ich zurückkomme!" —

„Du willſt's alſo doch thun?!" rief bebend Chriſtine. „Haſt Du nicht die Einſicht, daß Du Edmund, der ſchon elend genug iſt, mit dem's in Rieſenſchritten bergab geht, dadurch zu Grunde richteſt?!" —

„Eben weil's in Rieſenſchritten mit ihm bergab geht, will ich mein Geld nicht verlieren!" —

„Haſt Du uns nicht geſagt, ſo lange ſie nicht die vier Wände einreißen, iſt mein Capital ſicher, und nun auf einmal iſt's nicht?!" rief Chriſtine erbittert.

„Was verſteht denn Ihr Frauensleute davon. Ich muß wiſſen, was ich zu thun habe!!" —

„Dich treibt der Haß, Mann, der Wucher, die Gier, ſelber den „kalten Stein“ zu haben, zu Allem! So lange wir arm waren, Juſtus, warſt Du rechtſchaffen, ſeitdem es uns wohlgeht, iſt Dein Herz zuſammengeſchrumpft in Geldgier! Vergeſſen haſt Du, was der ſelige Joſua an uns Gutes that, vergeſſen, daß Du Edmund einſt lieb hatteſt! O, wären wir arm geblieben und redlich, als ſo — ſo, daß die Leute mit Fingern auf uns weiſen und ſagen: Seht den Lumpenhändler! Er iſt reich geworden vom Blutgeld, vom Elende des Kindes ſeines Wohlthäters!!“ —

„O, laß den Vater nur machen! Auch ich weiß, was ich zu thun habe! Häufe Du nur Deine Reichthümer auf, ſei glücklich in Deinen Schätzen, mir brichſt Du das Herz! Daß Edmund durch uns untergehen ſoll, überleb’ ich nicht! — Ich habe gewiß meinen Vater geliebt, wie ein Kind nur kann, hab’ ihn verehrt und hochgehalten! Ehe ich ihn verachten lernen muß, thu’ ich mir lieber ein Leid an! Mag er dann bei ſeinen Ducaten glücklich ſein!“ — Schluchzend fiel Mathilde der Mutter um den Hals.

„Und wenn mein mühſam errungener Schweiß, wenn das Erſparniß unſres ganzen Lebens doch verloren — rein verloren ginge, wenn ich nicht dazu thue?!“ —

„So geh’s verloren!“ rief flammend die Tochter, „Du wirſt unſere Liebe, die Achtung aller guten Menſchen haben!“ —

„Kinder, Ihr wißt nicht, was Ihr für Unheil thut, wenn Ihr mich an der Kündigung hindert! Dies Geld iſt mehr werth, als Alles, was ich ſonſt Glück genannt, hört Ihr?! Es iſt mehr werth, als Euer dummer Eifer, Eure wetterwendiſche Liebe! Wollt Ihr etwa die Verantwortung von Allem tragen, wenn mein Capital verloren geht?!“ —

„Ich trage ſie, Vater! Vor Gott und den Menſchen will ich ſie tragen! Laß uns lieber betteln gehn, als an den „kalten Stein“ einen Finger legen!!“ Sie umarmte ihn ſchluchzend.

Juſtus ſtieß Mathilden heftig von ſich, praſſelnd warf er Stock und Hut zur Erde. — „So komm’s über Euch!

Hol' der Teufel alle Weiberherzen! Ich werde nicht hingehn!" —

„O hab' Dank, lieber Juſtus!" — rief Chriſtine.

„Herzvater! Einziger, beſter Vater!" ſtammelte Mathilde.

„Aus den Augen geht mir! Aus den Augen! Will nichts mehr wiſſen von Euch! — Ihr habt ein ſehr dummes Gewerbe bei mir getrieben! Aber ich ſchwör's Euch zu, noch einmal macht Ihr mich nicht zur weichherzigen Memme!!" —

Thränen der Wuth rannen ihm über das Antlitz. —

So ward von Edmund, ohne daß er es wußte, ein augenblicklicher Ruin abgewendet, denn es war wohl klar genug, daß ihm ganz unmöglich ſei, die Hälfte ſeines Vermögens und zugleich die Hypothek baar auszuzahlen.

Das höchſt luxuriöſe Leben der Familie Hennings hatte nicht nur Zinſen, ſondern auch ein gut Theil des Kapitals aufgezehrt, welches Edmund disponibel hatte. Dazu kamen die verſchwenderiſche Einrichtung zweier Stockwerke, ſeine alten Schulden, die theure italieniſche Reiſe, die koſtſpieligen Kunſtliebhabereien Edmund's, und daß doch an Juſtus regelmäßig die Zinſen der Hypothek bezahlt werden mußten. Seine Capitalien reichten nur dann hin, Aſtarten die contractliche Hälfte des Vermögens auszuzahlen, wenn er ſich ſelbſt ganz und gar von flüſſigen Summen entblößte, und da er keine weiteren Einnahmequellen hatte, ſeinen Beruf ja aufgegeben hatte, ſtand ihm ſomit allein der nur ſehr mäßige Zinſengenuß des Hauſes zu Gebote, eine Ausſicht, die ihn mit Grauen erfüllte. Um genug baares Geld zu erhalten, wählte er daher den Weg, den „kalten Stein" mit einer neuen Hypothek zu belaſten und theilweiſe dadurch die ſtipulirte Forderung Aſtarte's zu befriedigen. Eine ſolche Hypothek hinter der großen, erſten, welche Schätzlein beſaß, zu beſchaffen, war aber trotz aller Bemühungen des alten Notar Lex höchſt ſchwierig, ließ ſich ohne eine neue Taxirung des Hauſes und ohne Juſtus' Wiſſen nicht thun! Wie bitter dem ohnedies zerriſſenen, morſchen Herzen

Edmund's die Nothwendigkeit ankam, dem Manne, welcher ihn geradezu haßte, ſo gedemüthigt und beſchämt gegenübertreten, ihn um Hülfe bitten zu müſſen, kann nur Der fühlen, welcher ſelbſt einmal gezwungen worden, im Bewußtſein eigener Schuld dem Feinde ein gutes Wort zu geben, an Den einen Nothſchrei zu richten, welchen er unter allen Menſchen am Wenigſten zu brauchen glaubte. —

Edmund ſchrieb ſomit eines Tages ein paar Zeilen an Schätzlein, in denen er ihn bat, zu ihm Geſchäfte halber zu kommen, da es ihm begreiflicher Weiſe unmöglich ſei, dem Trödler ſelbſt einen Beſuch zu machen. O, gebrochener Stolz, geknickter Hochmuth! —

Juſtus erſchien. — Ein peinlicher, beängſtigender Augenblick war's, als der alte Mann kurz angebunden eintrat, einen kalten Blick auf das bleiche Antlitz des jungen Mannes warf, den er vor alten Zeiten ſo oft geliebkoſt, und ſich auf einen Stuhl ſetzend mit niedergeſchlagenem Blick auf Edmund's Anrede lauerte. —

„Herr Schätzlein, ich bin ſehr unglücklich!“ —

„So? — Na, das ſind mehr Leute! Sogar Viele, die's nicht verdient haben!“ —

„Was Sie damit ſagen wollen, fühl' ich ſehr wohl. Ob ich es aber ſo — ſo verdient habe, wie mich's getroffen, das —“

„Das haben Sie verdient! Ueber und über!“ —

„Ich werde das Gott zu richten überlaſſen!“ —

„Schön, ich auch! Was geht das alſo mich an?“ —

„O, Sie brauchen mir's nicht ſo deutlich zu ſagen, wie tief Sie mich haſſen und verachten! Ich will Sie aber nur fragen, ob Sie das Herz haben, den Sohn Ihres todten Freundes zu ruiniren, die übermäßigen Vortheile, welche Ihnen mein Vater, weiß Gott, weshalb, über mein Eigenthum und mein Schickſal eingeräumt, zu benutzen, um mich ganz in Verzweiflung, Armuth und Schande zu bringen?!“ —

„Hab' ich Sie etwa in Verzweiflung gebracht? Wollen Sie mir gar Ihr Elend, Ihre Verſchwendung in die Schuhe ſchieben und daß Sie wie ein Wahnſinniger Ihr Vatergut an ein nichtsnutziges Weibsbild verſchleudert haben? — Daß Ihr Herr Vater, Gott hab' ihn ſelig, wenigſtens mein Eigenthum gegen Ihre Praſſerei ſicher ſtellte, war nur rechtlich, und daß er ſicher ſein wollte, der gute „kalte Stein" werde nicht einſt gar ſubhaſtirt, war weiſe gehandelt. Sein ehrliches Namensſchild konnten Sie abreißen, dies ſolide, alte Haus zum Narrentempel machen, aber es unter den Hammer bringen, werden Sie nicht! Dafür iſt der Trödler da, der alte Lumpen-Juſtus, verſtanden?!" —

„Ich verſtehe Sie ſehr wohl! Es wäre auch überflüſſig, bei Ihnen jene Saiten des Gemüths anzuſchlagen, jene geheiligten Erinnerungen wach zu rufen, für welche das roheſte Herz ſelbſt empfänglich iſt! — Sprechen wir alſo nur vom Geſchäft!" —

„Vom — Geſchäft!" Juſtus biß ſich auf die Lippen. Ein leichtes Zucken ſeines Geſichts, ein bleicherer Hauch auf ſeinen Wangen bewies, daß er nicht ganz unempfindlich ſei. —

„Was ich Unrechtes — benennen Sie's, ſo hart Sie wollen — gethan, fühle ich von allen lebenden Weſen am beſten. Wenn Ihnen das ein Triumph iſt, ſo will ich's Ihnen offen geſtehen. — Mein Weib hat ſich von mir gewaltſam getrennt, ich bin entehrt! Nach dem Ehecontract gehört ihr die Hälfte meines Vermögens, und ich muß es zahlen. — Um nicht ganz entblößt zu ſein, noch einen Schimmer von Hoffnung für die Zukunft zu behalten, muß ich auf dies Haus eine zweite Hypothek aufnehmen!" —

„Wie hoch?" —

„Zehntauſend Thaler! — Es bleibt mir keine Wahl! Entweder Sie ſind human genug und geſtatten mir dieſe zweite Hypothek an einen andern Käufer zu vergeben, oder — wenn das Ihrem Intereſſe etwa beſſer zuſagt, Sie nehmen ſie ſelbſt. Sonſt muß ich den „kalten Stein" verkaufen, ich bin gezwungen!" —

„Zehntauſend? — Zur zweiten Hypothek? — — Iſt mir zu hoch! — Im Subhaſtationswege könnt' ich mit der zweiten Hypothek ausfallen. Iſt mir zu hoch! — — Einem Andern laſſen? — Geht nicht, will ich nicht! Hab' keine Luſt, in Proceſſe zu fallen. Wenn Sie die Hypothek einem Andern geben, kündige ich die meine! Wollen Sie aber den „kalten Stein" verkaufen — gut, ich will ihn nehmen, damit Sie ſehen, ich bin nicht ſo!" —

„Dahin alſo ging Ihr Ziel, das Haus meines Vaters an ſich zu reißen? Hab' ich Sie endlich durchſchaut? — — Dem Wunſche mußte Ihre ganze Lebenskraft, Ihr Kind, mein kränklicher Vater, ich leichtſinnig Argloſer ſelber dienen?! Wie eine Katze umkrochen Sie uns, mit einer Gaunerklugheit ohne Gleichen umſpannen Sie uns Herz und Hirn, und jetzt — jetzt wollen Sie den Sprung thun?! Nein, mein Herr Schätzlein, ſo ohnmächtig bin ich denn doch nicht, Ihnen dieſe Höllenfreude zu laſſen! Ich werde das Haus verkaufen, weil ich's muß, doch Sie ſollen niemals ſein Herr ſein! Eher den rothen Hahn auf's Dach!!" —

„Das iſt recht! Das fehlt Ihnen nur noch, um Ihres ſterbenden Vaters Ahnung wahr zu machen! Ihres Vaters, der in meinen Armen endigte, indeſſen Sie bei der Baroneſſe in S… geſeſſen! — Nur zu! — Ich bin aber Keiner von Denen, welchen man drohen kann. In fremde Hände kommt das Haus nicht! Entweder bleibt es in den Ihren, oder kommt in meine! Verkaufen Sie's nur! Ich kündige Jedem die Hypothek, außer Ihnen! Das kann ich und, der Teufel ſoll mich holen, das werd' ich!!" —

Edmund preßte verzweifelt die Hände gegen die Stirn. Er mußte ſich am Seſſel halten, um nicht zuſammen zu brechen. — Aber mit letzter in ihm ſchlummernder, ſittlicher Kraft, dem menſchlichen Adel, der oft erſt in der Stunde der Noth erwacht, richtete er ſich auf und ſah dem Alten flammend in's Angeſicht.

„Ja, Herr, ich werde dieſes mein Vaterhaus nicht verkaufen, werde nicht Ihr Mitleid wegen der Hypothek anrufen, aber den letzten Groſchen will ich nehmen, um jenem Weibe den Judaslohn zu geben! Sie und Jene, Ihr habt mich vollends elend gemacht, geht hin und freut Euch nun! Ja, ich bin gänzlich vernichtet!! Ohne Beruf, mit zerrüttetem Herzen, zerſtörtem Erbe, verachtet, verlacht, ohne Hülfsquellen, ohne Zukunft!! Ich bin zu Ende!!!“ — Er ſank auf den Seſſel und bedeckte ſein bleiches Geſicht.

„Sehen Sie's endlich ein?! — — Es kommt nur verdammt ſpät! — Ich bin zwar 'n Wucherer, der Wurm in Ihrem Leben, bin nicht werth, daß mich Gottes liebe Sonne beſcheint, aber ich ſag' Ihnen, den ich haſſe und verachte, den ich elend machen will, weil er mein Kind elend machte, und an deſſen Qualen ich mich weide — ich, der alte Juſtus, ſag's Ihnen: wenn Sie noch eine Ader ächten Mannesbluts in ſich haben, wenn Sie der rechte Sohn Ihres ehrenwerthen Vaters ſind, dann thun Sie Eins; ich rath' es Ihnen in dieſer Stunde!“ —

Edmund fuhr auf und ſtarrte ihn an. „Sie — wollen mir rathen? — Was wollen Sie mir noch rathen?!“ —

„Bete und arbeite!!“ — Juſtus ging zur Thür.

„Hahaha! Und wer ſoll mich's lehren, Sie grauer Narr, jetzt lehren, wo doch Alles vorbei iſt?!“ —

„Sie fragen, wer Sie's lehren ſoll? — Wiſſen Sie das noch nicht? — Na, ſo warten Sie's nur ab!“ — Die Thür fiel hinter Schätzlein zu! —

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Edmund hätte eher ſeine Seele verpfändet, als Juſtus gutwillig das Grundſtück gelaſſen. — Er machte alſo ſämmtliche Capitalien, welche ihm noch zu Gebote ſtanden, flüſſig und war ſo nach einem Vierteljahr im Stande, die feſtgeſetzte Summe an Aſtarten zahlen zu können. Der Notar der Baronin händigte darauf gewiſſenhaft ſämmtliche Briefe Mathildens an ihn aus, wie die notarielle Garantie Aſtartens, welche ihn vor jeder Veröffentlichung derſelben ſchützte. Die Scheidung erfolgte, und Edmund zahlte die Hälfte ſeines damals angegebenen Vermögens hin. — Vor dem Richter ſahen ſich beide Gatten, Edmund und Aſtarte, noch einmal — dann nie wieder! —

Als Hennings von dieſem Scheidungstermin nach Hauſe zurückkam und, das wirre Haupt auf die Hand geſtützt, nachſann, was ihm noch von dem Seinen blieb, faßte kalter Schauder ſein Herz. — Unſummen hatte er hingeworfen, Aſtartens und ihrer Mutter Gelüſte zu befriedigen, ſeiner Eitelkeit und Hoffart, ſeinem regelloſen Hange nach Kunſt und Luxus zu fröhnen. Was ihm nach drei Jahren einer troſtloſen Ehe, nach Zahlung der Hälfte ſeines ehemaligen Vermögens übrig blieb, war das Haus, auf welches er keine Schulden machen, das er nicht verkaufen durfte, eine luxuriöſe Einrichtung, die für ihn jetzt eben ſo lächerlich wie ohne Werth war, welche er alſo natürlich veräußern wollte, und endlich ein ſo geringes Capital, daß er von deſſen Zinſen nicht leben konnte, da er ja Schätzlein's Hypothek mit tauſend Thalern verintereſſiren mußte. So viel ſah er klar genug ein, daß, wenn er dieſes kleine Capital einmal erſt angriff, es ſelbſt bei ſehr verändertem Leben binnen drei bis vier Jahren aufgezehrt ſein werde. Aber was dann? — Der Welt offen ſeine Armuth zu zeigen, ertrug ſein Stolz, ſein Schamgefühl nicht. „Bete und arbeite!“ dröhnte ihm Schätzlein's Wort in's Ohr! —

Wie ſollte er das? Was ſollte er denn arbeiten? Konnte er, der in der haute volée geglänzt, überall der Erſte geweſen, um eine kärgliche Stelle betteln? Von Thür zu Thür Derer rennen, denen er ſich ſonſt ebenbürtig gefühlt? — Kornell bekümmerte ſich nicht um ihn, Alles war von ihm gewichen, ſelbſt wer ihn bedauerte, mied ihn. Er war in der guten Geſellſchaft ein Paria geworden. Seine Freunde, die Gelehrten und Künſtler, gingen ihm aus dem Wege, er konnte ihnen nichts mehr abkaufen, ſie nicht mehr unterſtützen. Ihr Genoſſe konnte er nicht ſein, denn er war ja nichts. Selbſt zum Geſellſchafter taugte er nicht mehr, war er doch bitter, trübe und einſilbig. Ehrenwerthen Leuten, wie Hackert, mochte er um ſo weniger läſtig fallen, als ſie ihm nichts bieten konnten als Bedauern. —

Einen langen, ſchweren Kampf Tage und Nächte hindurch beſtand Edmund, ehe er zu einem Entſchluß kam, ehe ſein Herz alle jene Leidenſchaften und Begierden, den thörichten Stolz, die letzte Täuſchung und Hoffnung, den letzten eitlen Wunſch abſchüttelte. Hätte er ſich wenigſtens an der Erinnerung weiden können, aber ach, die ſonnigen Bilder der Jugend waren entheiligt durch eigene Schuld, befleckt durch Schätzlein's und Aſtarte's unheimliche Bilder, durch die wüſten Jahre einer entſetzlichen Ehe. Matt und ſiech, körperlich geſchwächt ging er aus dieſem Kampfe hervor, Alles war in ihm todt und welk, jedes Gefühl geknickt, erblaßt jede Hoffnung! Eins aber erwachte immer mehr in ihm, erfüllte ihn rieſengroß, überwältigend, rüttelte ihn zum Anſpannen ſeiner letzten Kräfte auf — der Gedanke an ſeinen todten Vater, der Gedanke an Mathilde. So unwerth Beider er ſich auch fühlte, ſo wenig er das Eden der Kinderzeit zurückzuzaubern vermochte, das Andenken an dieſe Zwei war mächtig genug, ihn zu dem heißen Schwur, dem eiſernen Entſchluß zu entflammen, nicht tiefer zu ſinken, als er bereits ſtand, nach der verlorenen Mannesehre zu ringen und, ſei's durch das Opfer der tiefſten Demüthigung ſelbſt, ſich eine Stellung in der menſchlichen Geſellſchaft zu ſchaffen, die, wenn noch ſo gering, ihm Achtung erwerbe, der Welt beweiſen müſſe, daß er unbeſonnen, doch nie ſchlecht, betrogen, aber nie Betrüger, und das ſchwerſte Unglück nicht im Stande geweſen ſei, ihm den inneren Adel und das Gefühl des Beſſeren zu rauben, liege auch das Beſſere ſelbſt nicht mehr auf ſeinem Pfad hienieden. — Er beſchloß, da er auf die Dauer doch nicht mehr die Zinſen der Hypothek zu zahlen vermochte, ohne ſein kleines Capital anzugreifen, den ehrwürdigen „kalten Stein“ an Schätzlein ohne Weiteres zu überlaſſen; fiel doch das Haus ſeiner Eltern einſt ſeiner Mathilde zu. So viel ihm irdiſches Gut noch übrig blieb, wollte er dann zuſammenraffen, in einen entlegenen Stadttheil ziehen und eine Stelle, irgend einen Beruf ſuchen, der ihn mit Ehren ernähre. Er that dem Notar Lex ſeinen unabänderlichen Willen kund und erſuchte ihn, Schätzlein davon zu benachrichtigen. — Darauf veräußerte er ſämmtliche Luxusgegenſtände und Mobilien an Bleichmann und behielt nur das Nöthigſte für ſeine kleine Haushaltung zurück, Jakob, ſein Diener, war der Einzige, welcher ihn nicht im Stich gelaſſen und ſein Schickſal theilen wollte. Sein Hauptaugenmerk war aber ein Lebensberuf, eine Exiſtenzquelle. Er ging mit dem Muthe der Verzweiflung von Einem zum Andern, achtete weder ſcheele Blicke noch beleidigendes Bedauern. Man wies ihn ab, oder vertröſtete ihn in's Blaue. Aber mit felſenfeſter Geduld that er immer neue Schritte.

Sein Ruin war bereits ein öffentliches Geheimniß. Wer intereſſirt ſich für einen Gefallenen?! — Daß er das Haus abtreten mußte, erfuhr Juſtus durch Lex, erfuhr die ganze Familie.

„Du wirſt das Haus nimmermehr kaufen, Juſtus!“ ſagte Chriſtine ernſt, „die Welt ſoll nicht ſagen, wir ſeien durch Edmund's Unglück reich geworden!“

„Die Räume droben betret' ich nimmer, Vater, und biſt Du ſo hartherzig, Edmund zu vertreiben, iſt nicht Deiner Tochter bittere Thräne mehr im Stande, Dich zum Mitleid zu bewegen, ſo magſt Du mich nur lieber zu Annen betten, wo mir wohler ſein wird, als in der Welt!!“ —

„Das iſt recht! Sprich Du nur ſo zu Deinem Vater, als müßteſt Du Dich ſchämen, des alten Juſtus Kind zu ſein! Poltert nur recht unvernünftig drein, als hätt' ich eine Todſünde vor! Edmund Hennings muß das Haus ja verkaufen, er kann mir die Zinſen nicht mehr zahlen. Soll ich hinopfern, was ich mit Mühe durch ein ganzes Leben voll Arbeit Euretwegen errungen? Nicht wahr, wohl deshalb, weil er Deine Jugend vergiftet, Mathilde, Dich in's Gerede der Leute gebracht hat und Du unglücklich geworden biſt ganz und gar?! — Und was nutzt es denn, um Gottes willen, wie lange dauern noch die paar Thaler, die er haben mag, dann iſt's ganz aus?! Soll ein Anderer das Haus haben, ein Anderer, der mich auf meine alten Tage vor die Thür ſetzt? Proſit die Mahlzeit, nein! Dem Sohn des alten Hennings ließ ich mein Geld! Einem Andern nimmermehr! Kann Einer denn auch gleich zwanzigtauſend Thaler baar hinzahlen? Heutzutage? — Nein! Alſo was wollt Ihr denn? Da krieg' ich den „kalten Stein" ja doch! Oder war's etwa eine Sünde, daß ich dem alten Joſua all' mein Erſpartes lieh, um ihm zu helfen? Was wollt Ihr denn, zum Geier?!" —

„Du willſt das Haus alſo kaufen, Vater? — Schlechterdings?!" —

„Schlechterdings übernehm' ich's! Jeder vernünftige, rechtſchaffene Mann thät's mit eben ſo gutem Gewiſſen!" —

Mathilden ergriff eine tiefe Bewegung, ein Fröſteln. — „So nimm es nur, mög' Dir's Glück bringen! Mir iſt's recht! Es iſt wohl auch das Beſte!" —

Sie ging ohne eine weitere Bemerkung hinaus.

„Das bringt das Mädchen noch in die Grube! — O Juſtus, lieber, guter Juſtus, wären wir doch nimmer in den „kalten Stein" gezogen!"

„Ja doch, ja! Und wär' ich doch nimmer ſo geſtraft worden, daß mich die Weſen, die mein Lebtag um mich waren, doch ſo ſchlecht kennen!" — Damit ſetzte er den Hut auf und ging heftig bewegt fort.

Er ſchritt indeß nur bis zur erſten Hausthür, vor der er zögernd, in Gedanken ſtehen blieb. Dann trat er raſch ein, eilte hinauf zu Edmund's Wohnung und klopfte an.

Edmund, eben von einem fruchtloſen Wege wiederum heimgekehrt, ſchrak empor. „Herein!" —

Juſtus trat ein. — Edmund ward bleich, dann ſtand er auf und nickte leiſe: „Guten Abend, Herr Schätzlein."

„Guten Abend. — Der Notar Lex hat mir geſagt, Sie könnten die Zinſen nicht mehr zahlen und wollten mir das Haus überlaſſen. — Iſt's ſo?" —

„So iſt's!" —

„Hm, hm! — Sie haben alſo gar nichts mehr? Rein gar nichts?" —

„Was fragen Sie, mein Herr? — Macht Ihnen das etwa auch Freude, wenn ich ſage: Nein, ich habe nichts mehr? Zufällig aber, Herr Schätzlein, bin ich noch kein ſolcher Lump, der betteln gehen muß! So wenig ich auch errettet haben mag, will ich das Wenige doch zuſammenhalten, nicht Ihnen noch obenein als Zinſen geben müſſen! Ja zuſammenhalten, Ihnen zum Trotz werd' ich's, werd' eine Stelle ſuchen, einen Beruf finden, und wenn ich mich auch zu Schanden arbeiten ſoll, wird Keiner ſich doch rühmen können, er habe dem Sohne des todten Joſua einen Mitleidspfennig gereicht!!“ —

„Das wollten Sie?! — Wollten das Letzte zuſammenraffen? Erhalten? Wollten arbeiten, einen reellen Beruf wählen?! — Glaub' ich nicht! Können Sie ja gar nicht!“ —

„Ich werde Ihnen den Beweis geben, was die Verzweiflung, was der feſte Wille, was das Andenken meines Vaters, das Andenken an ein Weſen über mich vermag, das zu heilig iſt, Ihre Tochter ſich zu nennen! Du aber, mein Gott, Du wirſt mir helfen! Erhebe mich aus dem Staube wieder und gieb mir Kraft! Soll dieſer falſche Mann Recht behalten? Nein, nein, mit ſterbender Hand noch will ich ringen in Ehren nach meinem täglichen Brot!!!“ —

„Haben Sie denn aber dazu Schritte gethan? Wie?!“ —

„Das hab' ich!“

„Na, und was haben Sie denn nun für 'ne Stellung?!“ —

„O, ich werde eine erhalten! Mag ich noch ſo oft umſonſt gehen, ich werde, mein Herr, einen Platz finden in der menſchlichen Geſellſchaft!“ —

„Na, wir werden's ja ſehen! — Wann wollen Sie mir denn das Haus zuſchreiben?“ —

„Morgen früh bei Lex, damit Sie doch endlich Ihr Ziel erreicht haben. Der Notar hat Alles vorbereitet!“

„Gut, junger Mann, gut!“ — Der Alte grüßte kurz und ging. — Edmund ſtarrte ihm nach, dann richtete er den wirren Blick ringsum auf die Räume, in denen ſein Vater ſo lange gehauſt, blickte hinaus in die goldige Bläue, den flatternden Abendwolken nach, und ſeine Lippen bewegten ſich im Gebet! — — — — — — — — — — —

Etwa um dieſe Zeit ſaß Cabinetsrath Buchmann in ſeinem Zimmer und las Acten. — Koſtbare Vaſen und Waffen von antiker Form zierten die Wände. Bilder und Mappen, Oelgemälde, Aquarellen und Broncen bezeugten ſeine eifrige Kunſtliebhaberei. Er war augenſcheinlich in höchſt ſchwierige Fragen des Berufs vertieft, als der Laquai eintrat und an der Thür wartete.

„Was giebt's, Günther?“ —

„Der Trödler Schätzlein, Excellenz, bittet um Eintritt!“

„Der Trödler? — So auf einmal? — Habe keine Zeit. Soll ſchreiben, wenn er 'was will!“

„Excellenz, der alte Mann bittet dringend vorgelaſſen zu werden, er habe ein wichtiges Anerbieten zu machen!“ —

„Anerbieten?!“ Buchmann erhob raſch ſein Auge von der Arbeit und ſann nach. Er ſchien zu ſchwanken. Dann durchmaß er das Zimmer. — „Iſt der Kerl auch ein Spitzbube, kaufen kann ich die Stiche doch! — Er mag eintreten!“ —

Schätzlein erſchien geſenkten Blicks. Zum erſten Mal ſpiegelte ſich in ſeinen Zügen eine Unruhe und Aengſtlichkeit. Er hatte ſeine ſonſtige Sicherheit und Schärfe verloren.

Buchmann betrachtete ihn ſtumm von unten bis oben. „Nun, was wollen Sie denn noch bei mir?“

„Excellenz, daſſelbe, was Sie ſonſt immer bei mir gewollt haben. Ich komme, Ihnen — die Boiſſier'ſchen Radirungen anzubieten!“ —

„Ei der tauſend! Auf einmal? — Sonſt waren Sie Ihnen ſo an's Herz gewachſen, daß man glauben mußte, Sie wollten ſie mit in's Grab nehmen!!“ —

„Sie ſind mir auch jetzt noch an's Herz gewachſen, Excellenz, und ich möchte weinen, wenn ich dran denke, wie bald ich vor meinem alten Schrank ſtehen werde und ſie ſuche und nicht mehr finde! — Es giebt aber oft Dinge im Leben, Herr Cabinetsrath, für die man Alles einſetzt, woran man gehangen, um die man gewiſſermaßen ſeinen letzten Trumpf ausſpielen muß!“

„So ſo! — Brauchen Sie denn auch 'mal Geld? Iſt mir nicht recht glaublich! — Höre da, Sie wollen den „kalten Stein“ an ſich bringen; ein Mann, der ſo reich iſt, daß er das kann, wie ſollte der in Verlegenheit kommen?!“ —

„Ich bin's aber doch!“ —

„Wie viel ſollen denn alſo die Boiſſiers alleſammt koſten? Wozu überhaupt, wenn man fragen darf, brauchen Sie denn ſo nöthig Geld?!“ —

„Ach, für Geld verkauf' ich die Sammlung gar nicht, Herr Cabinetsrath!“ —

„Was heißt das?!“ —

„Sie haben mir einſt geſagt: „„Fordern Sie, ſo viel Sie wollen, Juſtus. Wenn Sie bei der Regierung 'was brauchen, ſei's, was es ſei — nur verkaufen Sie mir die Stiche!““ — Ich wollte Sie recht ſchön bitten, geben Sie doch dem Aſſeſſor Edmund Hennings, der jetzt ganz verzweifelt iſt, eine Stelle bei der Regierung. Irgend welche in einem Bureau, wo er ſich zu einer anſtändigen Charge hinaufarbeiten kann, wenn er fleißig iſt — und er wird fleißig ſein — dann haben Sie die Stiche umſonſt! Es müßte aber bald geſchehen, Excellenz, ſonſt kommt's am Ende zu ſpät. Er darf auch nimmer wiſſen, daß ich ſchuld dran bin!“ —

„Schätzlein! Menſch!! — Ja, bin ich denn blind geweſen ſeither, mein Gott?! Weshalb thun Sie — Sie dieſe Forderung?!“ —

„Herr Jeſus, was geht Sie denn das an, Herr Rath? Wenn Sie ihm die Stelle erſt gegeben haben, dann werd' ich es Ihnen ſagen! Wollen Sie die Sammlung? — Ja oder nein! Schlagen Sie ein, daß er die Stelle hat, erſt drei- bis vierhundert Thaler und Ausſicht auf Avancement! Machen Sie, Excellenz!“ —

„Ich begreife Sie aber nicht, Schätzlein! — Sie machen mich an Ihrem Charakter ganz irre!“

„Wollen Sie die Sammlung? — Denken Sie doch, es ſind vierzig rare Blätter, eine Prachtſammlung!“

„Nein, Sie berücken mich nicht, Schätzlein! Hennings iſt zu — zu compromittirt! Es geht nicht! Wohin, mein Gott, ſoll man ihn denn thun?!“ —

„Wenn's aber Ihr eigener Sohn wär', dem ſein Weib fortgelaufen, nachdem er ihr Alles an den Hals warf? Würden Sie auch ſagen: Er iſt zu compromittirt? Wohin ſoll man ihn denn thun? — Faſſen Sie ſich doch 'mal an's Herz, Sie — Excellenz Sie, die ſo viel beſſer ſind als der ſchuftige Trödler! Bilden Sie ſich 'mal ein, er ſei Ihr Sohn! Haben Sie nie vom barmherzigen Samariter geleſen?!“ —

„Schätzlein — ich will Ihnen etwas ſagen! — Hennings war gar kein ſchlechter Juriſt, man könnte wahrhaftig ſchwach ſein und über ſeinen Ruf, den er allerdings auch nicht allein verſchuldet hat, ein Auge zudrücken, aber — was haben Sie denn eigentlich davon?!“ —

„Ich, ich habe die Engelsfreude davon, daß der todte Hennings im Himmel das erſte Mal Entzücken hat an ſeinem Kinde! Der Alte hat mir geholfen, ich will den Sohn nicht verlaſſen! Elend mußt' er erſt werden, zur Erkenntniß kommen, elend durch eigene Schuld! Es giebt nur zwei Erzieher für uns Menſchen, Herr Cabinetsrath, die Eltern und das Unglück! Und wo die Einen heimgegangen ſind und ihre Pflicht verſäumten, da kommt das Andere und reinigt unſer Leben! Auch mich hat's Unglück frühzeitig klug machen müſſen, Excellenz! Nur wer den Jammer an ſich erfahren, weiß, wozu ihn unſer Herrgott ſchickt! Und nun, geben Sie ihm die Stelle und nehmen Sie die Sammlung!!“ —

„Schätzlein, der junge Mann ſoll eine Stellung haben, mein Ehrenwort!! Behalten Sie die Sammlung, Sie ſind ein Ehrenmann, ein Juwel unter den Menſchen!!“ —

„Nichts, nichts! Die Sammlung ſchick' ich Ihnen! Ich bin kein Juwel, ich bin ein Trödler, Excellenz! Aber ein ganz verdammt ausgewitzter Trödler, ich weiß — zu handeln!!“

Neuntes Capitel.

Der Verkauf des „kalten Steins“ von Edmund an Schätzlein war durch Notar Lex bewirkt und jede gerichtliche Formalität erfüllt, um den Beſitztitel auf den Trödler zu berichtigen. Schätzlein hatte durch Lex dem jungen Manne die miethsfreie Bewohnung zweier Zimmer im dritten Stock anbieten laſſen. — Hatte Edmund aber ſchon im Glück die Nähe der Trödlersfamilie nicht ertragen können, war er damals ſchon Mathilden ausgewichen, weil ihm ſein Gewiſſen Vorwürfe machte, ſobald er ſie in der Ferne bemerkte, ſo war jetzt um ſo mehr, nun er verachtet, faſt verarmt, im Hauſe ſeines Vaters ein Fremdling war und das drückende Bewußtſein ſeiner Schuld ihn peinigte, ſeines Bleibens dort nicht länger.

Als er eben noch darüber nachſann, welche Form er finden ſolle, Schätzlein's Anerbieten abzulehnen, ohne die Familie zu verletzen, und er trübe, ſtumpf, wie ein Geſtrandeter den verſtreuten, mühſam geretteten Reſt ſeiner Habe betrachtete, den ihm der Orkan des Lebens, die gefräßige Fluth ſeiner eigenen ſinnloſen Leidenſchaften gelaſſen, erſchien ein Miniſterialbote mit einem Amtsſchreiben.

„Das iſt doch wohl unmöglich an mich?“ —

„Es iſt an Sie, mein Herr. An den königlichen Oberlandesgerichtsaſſeſſor außer Dienſt, Herrn Edmund

Hennings hierſelbſt. Schragen Nr. 1 im „kalten Stein“. Ich bin hier ganz recht. Empfehle mich gehorſamſt!“ —

Edmund öffnete verwundert das Schreiben. —

„Geſchätzter Herr!

Unterzeichneter nimmt Antheil an Ihrem Geſchick, das wohl nicht ganz in dem Umfange verdient ſein mag, als es Sie betroffen. Am bedauerlichſten iſt, daß einem jungen Manne von guten Fähigkeiten, wie Sie, deshalb jede Zukunft abgeſchnitten ſein ſoll, jede Ausſicht, ſich mit eigener Kraft aufzuhelfen. Da Sie, wie ich weiß, Anſtellung ſuchen und eben der Poſten eines Hülfsarbeiters im geheimen Civilcabinet Sr. Majeſtät vacant iſt, ſo fordere ich Sie auf, unter Beibringung Ihrer Zeugniſſe und Dienſtpapiere ſich perſönlich bei mir um denſelben zu bewerben. Ich bin heut' Nachmittag für Sie in meiner Privatwohnung zu ſprechen.

Cabinetsrath von Buchmann.“

Der Brief entſank ſeiner Hand. — Sein Glück machte ihn ſtarr; es beſchämte ihn tiefer als Alles, was ihm bisher geſchehen war. —

Verdiene ich, Elender, denn noch einen ſolchen Strahl der Hoffnung, des Glücks? Ich, der an Allem gefrevelt, was Vernunft, Ehre und Gefühl wahr und heilig nennen, der ſeine Jugend vergeudet, die Roſe der ächten Liebe entblättert, die Aſche ſeines Vaters gekränkt, in Dem, was deſſen Fleiß mit Mühe errungen, wie ein Unſinniger gewüſtet, der um ein gefühlloſes, ſelbſtſüchtiges Weib den Engel von ſeinen Pfaden verſtieß, den Rettungsengel, und tiefſtes Weh über die Einzige gebracht, die ihn wahrhaft liebte? Ich, der Niemand in der Welt anklagen und verachten darf, als mich, nur mich allein, ich ſoll noch hoffen dürfen, mich wieder zu erheben? Sind Wunder möglich? Kann die Hand Gottes ſo ſichtlich ſich niederſenken auf's Herz des Reuevollen und es erheben, höher als er in ſeiner beſten Stunde verdiente?! O, der alte Juſtus hatte recht mit ſeinem Zorn, ſeinem Haß, ſeiner Verachtung, hatte recht in ſeiner Prophezeiung: aus mir werde nichts! Er hat mich gut gekannt, und Alles kam, wie er's dachte! Seine Härte war Weisheit, und er handelte vernünftig, ſein mühſam Errungenes, die Zukunft ſeines geliebten einzigen Kindes vor den Händen des Verwüſters zu erretten, dem nichts heilig war, als ſeine verrückte Laune, ſeine ausſchweifende Leidenſchaft! — Bete und arbeite! Ja, Schätzlein, beten will ich fortan in Reue und Schmerz, arbeiten im Schweiß meines Angeſichts, wie der vom Paradies Verſtoßene! Fort aus dieſem Hauſe, das ich nicht fürder entweihen will! Im abgelegenſten Winkel will ich hocken und arbeiten, ringen zum Lichte empor mit allen Qualen der Verdammniß in der Bruſt, und wenn es mir gelungen, mich wieder ſelbſt zu adeln, meinen Namen mit Achtung genannt zu ſehen, will ich Dir, mürriſchem Alten da unten, danken für Deine Härte, Dich um Verzeihung bitten, daß ich ſo vielfach Dich gekränkt, will einen Blick voll heißer, verſtohlener Sehnſucht auf Dich werfen, Du Geliebte und Genoſſin meiner Jugend, — dann mögen ſie mich neben meinen Vater betten, — müſſen ſie doch ſagen: Er hat zwar ein elend Leben geführt, war ein Narr, ein Unſinniger, aber in ihm lebte ein Erlöſer und Heiland, die alte Kraft der Liebe und Ehre, die hohe Kraft der Entſagung und Arbeit, die hat ihn wieder entſühnt!“ —

Er eilte zur feſtgeſetzten Stunde, mit ſeinen Papieren verſehen, zu Buchmann und legte ihm rückhaltlos eine Schilderung ſeines Lebens vor. — Er erhielt die Anſtellung. — Seine nächſte Sorge war, eine beſcheidene Wohnung in einem entlegeneren Theile der Stadt zu miethen und mit Jakob's Hülfe zu beziehen. Er verließ nicht eher das Vaterhaus, als bis er an Schätzlein einen Abſchiedsbrief geſchrieben, ihm darin geſagt, daß er einſehe, wie ſehr er ſein Geſchick verdient, und ihm anzudeuten, weshalb er ohne Lebewohl ſcheiden müſſe. Ihm ſei durch Buchmann eine Anſtellung geworden, und er wolle ſich befleißigen, wenigſtens das Uebermaß ſeiner Verſchuldung in etwas zu mindern. —

Juſtus las dieſen Brief mit ruhiger, kalter Stimme den Seinen vor. Mit aller Kraft hielt er jede Bewegung nieder. Chriſtine ſchwamm in Thränen. Schluchzend hörte Mathilde die ſchmerzvollen Bekenntniſſe des Mannes, der einſt ihr Herz ſo ganz erfüllt, und las ſie immer wieder. Inniges Mitleid, tiefe Wehmuth bemächtigten ſich ihrer Seele und vernichteten den tiefen Groll, welchen ſeine Untreue und Charakterloſigkeit in ihr erzeugt hatten. Ach, das edle, wenn noch ſo verwundete Frauenherz iſt ja ſo ſchön und reich an Aufopferung, Güte und Verzeihung! Es zieht den Gefallenen wieder zu ſich empor, preßt ihn von Neuem an's warmklopfende Herz, und hat ein liebevoll Vergeſſen für alle Trübſal und Unbill. —

„Nun," ſagte Schätzlein ernſt, „räumt er nicht ſeine Thorheit, ſein unverzeihlich Unrecht ſelbſt ein? Hab' ich nicht ſtets wahr geſprochen? Iſt Euch Edmund, wie er hier im Briefe iſt, nicht lieber als vordem?" —

„Vater, ich beginne zu glauben, daß Du doch nur zu unſrem Heile ſtets handelteſt!" rief Mathilde glühend.

„Und iſt doch Herr des „kalten Steins" geworden!" fiel Chriſtine heftig ein.

„Was ich that oder nicht that, verſteht Ihr thörichten Weiber doch nicht! Ich hab' immer für mich allein Alles tragen und durchmachen müſſen, ich werd's ohne Euch auch ferner! Edmund iſt aus dem Vaterhauſe mit Schimpf und Schande gewichen, der Himmel giebt ihm trotzdem Gelegenheit, ſich zu beſſern. Gut, laßt ihn arbeiten! Ich will etwas gethan ſehen! Selbſt dem Schurken preſſen Reue und Verzweiflung hochtönende Worte aus! Worte ſind Schall, Trödelwaare, leichtſinnig in Ueberfluß verſchleudert, hingeworfen zu all' dem Kehricht leerer Redensarten, ſo die Welt ſeit je mit Lug und Täuſchung, Verrath und Eigennutz erfüllten! Ich gebe gern zu, daß er ſich beſſern will, hoffe es, weil ich ſehe, er erkennt ſein unnützes Leben, aber der Glaube trügt, die Hoffnung verführt! Ich will's erleben, eh' ich's glaube, will ſehen, ob er ſich noch emporraffen kann! Laßt's uns abwarten!" — —

Der mißtrauiſche Alte war nicht zu ändern. Die Frauen ließen ihn gehen, aber ihre wachſende Theilnahme für Edmund machte ſie wie ehemals zu geheimen Verſchworenen wider Juſtus, und zu ihnen geſellte ſich Beate, die zuweilen noch in's Haus kam und ihren „Musje", wie ſie Edmund noch immer nannte, nun wieder ebenſo beklagte und Schätzlein jetzt für einen ſchlechten Kerl hielt, weil er das Haus übernommen, als ſie früher eine wüthende Gegnerin Edmund's zu Schätzlein's Gunſten geweſen war. —

Juſtus hatte ſchon von Alters her den Ruf genoſſen, ſtets zuerſt auf ſeinen Vortheil zu ſehen, und ſeine derb-ironiſche Weiſe, mit den Leuten zu verkehren, trug nur dazu bei, an ſeinem Gemüth gänzlich zweifeln zu laſſen. Als aber nun gar Edmund's Reue bekannt geworden und daß, ſeit Juſtus Beſitzer des Hauſes ſei, Erſterer ſein Vaterhaus verlaſſen mußte, bezeichnete alle Welt die Stirn des Trödlers mit dem Kainszeichen des raubgierigen Wucherers. Dieſer allgemeinen Verdammung ſchien die Familie Schätzlein erliegen zu müſſen. — Wohl fühlten Mutter wie Tochter, daß Juſtus in Bezug auf Edmund recht hatte, ſeine Handlungsweiſe wohl hart, aber nicht unredlich war, doch kamen ſie eben ſo wenig wie alle Anderen über die Thatſache hinweg, Schätzlein ſei Herr des „kalten Steins", habe ſich vermöge der Hypothek einen Beſitz angeeignet, der mehr als noch einmal ſo viel werth war, als Juſtus rechtlich zu fordern hatte. Daß Edmund, zumal da er eine Stellung erhalten und ernſtes Streben zeigte, bei Mutter und Tochter um ſo mehr gewinnen mußte, lag in der Natur der Ereigniſſe.

Dieſem allgemeinen Sturm trat der Trödler mit eiſerner Stirn entgegen, nahm ruhig das Haus in Beſitz und ſorgte nur dafür, daß es ſich recht hoch verintereſſire. Bis unter's Dach ward es vermiethet, jeder Winkel benutzt, um Geld zu verdienen. Nur Wohn- und Schlafzimmer des alten Joſua im erſten Stock blieben unangetaſtet, unvermiethet, er ließ aber darin verſchiedene Veränderungen vornehmen und benutzte die Räume, um ſeine werthvolleren Gegenſtände dort unterzubringen, da ihm der Boden doch ohnedies zu eng ward. Mathilde wie die Mutter waren indeß nie zu bewegen, jene Räume zu betreten, und verhielten ſich in Betreff des Hauſes ganz theilnahmlos. Die heiligen Stätten der Vergangenheit waren ihnen zu ſehr entweiht, und enger denn je ſchloſſen ſie ſich von aller Welt in ihren vier Pfählen, ja ſelbſt gegen Juſtus ab. —

Wie getheilt anfänglich auch die öffentliche Meinung über Edmund Hennings war, wie ſehr die Schadenfreude ſo manches ſchlechten Geſellen auch über den Skandal ſeiner Scheidung frohlockte, neigten ſich doch, nachdem ſein Elend offenkundig war, die Herzen aller Beſſerdenkenden ihm wieder zu. Die Theilnahme für ihn wuchs mehr und mehr und erhielt unvorhergeſehene Nahrung durch der Wolkenſteins ferneres Leben, das bald der öffentlichen Verdammung anheimfiel.

Aſtarte und die alte Baronin hatten durch die Scheidung ihre perſönliche Freiheit und, was ſie bisher nie beſeſſen, ein ziemlich anſehnliches Vermögen erworben. Eifrig waren ſie nun bedacht, den Flecken von ihrem Wappenſchilde zu waſchen, welcher ihm durch die bürgerliche Verbindung mit Hennings anhaftete, und bei den Empfindungen, die Graf Tankred von Gildern Aſtarten ſtets gewidmet, angeſichts der neuen Proben ſeiner Freundſchaft, mußte es nicht ſchwer fallen, dieſen allertreueſten Champion als Gatten zu gewinnen und ſich endlich auf die Zinne des Glücks, zu dem Glanze des Hofes zu erheben. Mutter und Tochter begannen alſo ein wahrhaftes Sturmlaufen auf Tankred's Herz, ließen keine Kriegsliſt unbenutzt, um den Sieg über den Adjutanten zu erringen. Bei einer Attaque, welche die Alte gegen Gildern abermals unternahm, während Aſtarte Unwohlſein vorſchützte, erklärte der Graf der Mama: daß von einer Verbindung zwiſchen ihm und Aſtarten nicht die Rede ſein könne! Einmal wünſche er nicht, nachdem man ihn verſchmäht, hinter Hennings Nachleſe zu halten. Er habe ſich ferner überzeugt, Aſtarte's Gefühle würden mehr von dem materiellen Wohlſein und dem äußeren Glanze beſtimmt, als jener inneren Liebesfähigkeit des Herzens, die denn doch eine Ehe nicht ſo ganz und gar entbehren könne, wie das eigene Beiſpiel der Dame beweiſe! Wenn aber Aſtarte in ihrer Weiſe glücklich ſein wolle, was er als Freund herzlich wünſche, möge ſie doch die feurige Zuneigung des Prinzen Arthur acceptiren, welcher ſehnlichſt wünſche, durch ihn vorgeſtellt zu werden! — Ein Schlag aus heiterem Himmel war das! Von dem babyloniſchen Thurm eitelſter Illuſionen ſtürzten beide Frauen tief in den Abgrund, der ihnen eigentlich gehörte. — Alle Thränen und Verzweiflung, alle Sehnſuchtsſeufzer nach ihrem früheren Looſe an Edmund's Seite kamen für Aſtarte zu ſpät, und in tiefſter Verzweiflung verließ ſie mit Mama die Reſidenz B. für immer. —

Hennings, an das Schreibpult und ſeine Acten gebannt, hatte nur das eine Ziel, ſeine Schuldigkeit zu thun. Er lernte arbeiten! Der Drang, ſein Unrecht gut zu machen, die alten Jugendbilder, welche ihm mit wunderbarer Friſche zu höchſter Qual von Neuem erſtanden, die immer heißere, hoffnungsloſere Sehnſucht nach Mathildens verlorener Liebe, der Schmerz ihrer unwerth zu ſein, ihr doch entſagen zu müſſen, trieben ihn zu einer förmlichen Arbeitswuth, einer ruheloſen Emſigkeit, ſeine Vergangenheit und Zukunft, ſeinen Schmerz wie ſich ſelbſt zu vergeſſen. Buchmann ſah dem Treiben mit großem Mißtrauen zu. Seine Furcht aber, dieſer Arbeitstrieb werde ſich bald genug erſchöpfen, beſtätigte ſich nicht. Edmund bebte weder vor der Schwierigkeit noch der ermüdenden Länge der Arbeit zurück, ja, indem er ſich ganz über ſeinen Beruf vergaß, lernte er deſſen Wichtigkeit nicht nur ſchätzen, ſondern hatte Freude an ihm, einen Stolz, ſich als Theil jener Macht zu fühlen, welche belebend die Adern des Staatslebens durchdringt. Da Edmund entſchieden begabt, von glücklichem Scharfblick und Combinationsvermögen war, als Juriſt alle Seiten des Rechts kennen gelernt hatte, gehörte er bald zu den fähigſten Beamten Buchmann's, lenkte die Aufmerkſamkeit einflußreicher Männer auf ſich, und ſah ſich nach und nach von allſeitigem Vertrauen geehrt. Ein Gefühl von Würde und Befriedigung durchſtrömte ihn, von deſſen Schöne er nie einen Begriff gehabt, und wäre die leidige Vergangenheit nicht geweſen, er hätte ſich wahrhaft glücklich gefühlt. Während zweier Jahre faſt ſah er Schätzleins, außer ein paar flüchtigen Begegnungen, nicht, vermied er doch abſichtlich den „kalten Stein", wenn er ausging. Das ſchmerzliche Vergnügen aber konnte er ſich nicht verſagen, an Mathildens Geburtstagen anonym ein kleines Geſchenk, einen Blumenſtrauß zu ſenden. — Wer der eigentliche Geber war, ahnten wohl Alle, und in Mathildens Herzen ſtieg der Jugendgeliebte um ſo höher, je günſtiger ſich Buchmann, der öfterer wieder bei Schätzlein einkaufte, über ihn ausſprach.

Eines Tages, nachdem Edmund eine ziemlich ſchwierige Denkſchrift ausgearbeitet und abgeliefert hatte, ließ ihn der Cabinetsrath hinauf in ſein Audienzzimmer rufen.

„Excellenz haben befohlen?" —

„Ja, mein lieber Hennings. Ich habe das Concept Ihrer Arbeit geleſen und bin ganz außerordentlich zufrieden damit! Sie ſind ein fähiger, fleißiger und ehrenwerther Beamter, und da Sie ſchon längſt Functionen übernommen haben, die einer höheren Charge zukommen, iſt auf meinen Antrag Se. Majeſtät ſo gnädig geweſen, Ihnen dieſelbe zu bewilligen. Sie ſind fortan Secretair im Civilcabinet mit tauſend Thalern Gehalt, und ich freue mich, daß Sie mir nun noch näher treten. Hier iſt Ihre Beſtätigung!" Lächelnd reichte ihm Buchmann die Ordre ſeiner Erhöhung und ſchüttelte ſeine Hand.

„Excellenz!" rief Edmund faſt erſchrocken, „wie ſoll ich Ihnen danken, was Ihnen ſagen?! Sie kennen meinen unſeligen Lebenswandel zu genau, um nicht mit empfinden zu müſſen, daß dies die erſte Stunde iſt, wo ich mich weniger erdrückt von Gewiſſensqualen fühle, ja eitel genug bin, wieder zu hoffen, mich wieder zu achten. Was ich errang, danke ich allein Ihnen; ach, ich kann's nur mit der heißen Bitte zu Gott lohnen, er möge die ſchöne That, durch die Sie einen Unglücklichen gerettet haben, Ihnen mit reichſter Freude an Ihren Kindern lohnen! O, hätte mein guter Vater den Tag erlebt!!" —

„Liebſter Hennings, ich danke Ihnen dafür recht herzlich, in ſeinen Kindern lebt man ja nur! Ich muß Ihnen aber doch in Bezug auf meine Wohlthaten ſehr aus dem Traume helfen. Ihre heutige Erhöhung, Freund, haben Sie ſich allein verdient! Sie iſt Ihr Werk und das Reſultat redlichſter Anſtrengungen. Daß ich ein biſchen mitgeholfen, na ja, ich that's gern, als ich ſah, Sie ſeien doch ein reſpectabler, fähiger Menſch. Daß Sie aber vor zwei Jahren hier überhaupt angeſtellt wurden, daran bin nicht ich, ſondern der alte Trödler Schätzlein ſchuld. Sie waren zu ſehr compromittirt, als daß ich's ſo ohne Weiteres hätte wagen können. Aber der Trödler, der alte verzwickte Brummbär, hat ſo lange gebeten, mich ſo in die Enge getrieben, daß ich alle Scheu überwand und es mit Ihnen verſuchte! Dem müſſen Sie danken! Juſtus war Ihr eigentlicher Helfer und weiß Gott in einer Art, daß man ihn bewundern und verehren muß!" —

Edmund wankte. Todesbläſſe bedeckte ſein Geſicht, er glaubte ſterben zu müſſen. —

„Excellenz, ich kann nichts erwiedern, die Schuld gegen den alten Mann preßt mir das Herz ab! — Erlauben Sie, daß ich mich zurückziehen darf. — Durch Fleiß will ich mich meiner neuen Ehre werth machen!"

„Das werden Sie auch, lieber Hennings, nur Courage! Heut' werden Sie wohl noch nicht viel Geſcheidtes machen, ich diſpenſire Sie alſo. Benutzen Sie den Tag und zeigen Sie Ihr Glück allen Denen, die daran Theil nehmen!" — —

Edmund verbeugte ſich, ſchritt haſtig grüßend durch die Bureaux und eilte dem „kalten Stein", dem Vaterhauſe, dem alten Schätzlein zu.

Die Familie des Trödlers war ſehr unvorbereitet auf ſo plötzlichen, unerwarteten Beſuch. Mutter Chriſtine half dem Mädchen in der Küche, Mathilde ſaß in der Wohnſtube am Hinterfenſter und nähte, Juſtus ordnete eben höchſt geſchäftig im Laden mehrere unlängſt erſt gekaufte Gegenſtände.

Das Herz ſchlug Edmund gewaltig, als er ſein Elternhaus wiederſah. Wie er unter den Schragen erſchien und das Haus entlang ſchritt, ſteckten die Schragenleute die Köpfe zuſammen, ſie hatten ihn erkannt. Er erröthete wohl, doch zog er grüßend vor ihnen den Hut — vielleicht das erſte Mal im Leben.

Alles war noch, wie er es verlaſſen, und ein Blick durch die geöffnete Ladenthür zeigte ihm das myſtiſche Heiligthum ſeiner Kindheit wie damals, als er noch zwiſchen den alten Schränken mit Mathilden Verſteckens geſpielt.

Er trat in den Laden. Juſtus erhob ſeinen Blick zu ihm, rückte ſich die Brille und ſah ihn verwundert an. —

„Guten Tag, lieber Herr Schätzlein! Nehmen Sie es nicht übel, wenn ich ſtöre. Ich komme nur, Ihnen hier meine Beſtallung zu zeigen. Ich bin heut' zum Secretair im Civilcabinet mit tauſend Thalern Gehalt ernannt und wollte Ihnen — —“

„Sie ſind Secretair geworden, Edmund? — Mathilde! Chriſtine!“ ſchrie Juſtus und ſtürzte nach dem Hinterzimmer. Edmund bebte am ganzen Leibe. „Kommt nur 'rein! Immer 'rein, Kinder!“ rief der Trödler und zog Mathilden in den Laden, indeß die Mutter nachtrippelte. „Kennt Ihr Den noch? Das iſt der Herr Cabinetsſecretair Hennings, Reſpect vor dem Manne, der ſich ſo weit gebracht! Hahaha!“ und während des Lachens liefen dem Alten die Thränen über's Geſicht.

„Mein Gott, Vater, ich verſteh' Dich nicht!?“ ſagte Mathilde erſtaunt mit wankender Stimme.

„Ja, Reſpect vor dem Manne, Herr Schätzlein,“ rief Edmund mit überſtrömenden Augen, „der mich ſo weit gebracht hat! Der Mann aber ſind Sie geweſen! Excellenz von Buchmann hat mir heut' geſtanden, daß Sie für mich bei ihm um eine Anſtellung gebeten haben, der

Gründer meines Glückes geworden ſind. Beten und arbeiten haben Sie mich gelehrt, Vater Juſtus, und ich Elender, der Ihren redlichen Willen nie verſtanden, nicht begriffen, welches Eden mir hier zugedacht geweſen, habe Ihnen mit Undank, mit — o Gott, mit welchem Harme habe ich Ihnen vergolten! — Verzeihen Sie dem blinden, unſinnigen Jugendleichtſinn, den erſt die Geißel des Unglücks und der Schande zähmen gekonnt, verzeih' auch Du mir, tiefgekränktes, armes, gebrochenes Mädchenherz, laß mich wenigſtens hoffen, daß Du mich nicht verachteſt! Verſage Dein Mitleid dem Jugendfreunde nicht!!" —

Er hatte Mathildens Rechte ergriffen, blickte ſie mit zuckendem Schmerze an und benetzte ihre Hände mit Küſſen und Thränen.

„Edmund, armer Edmund!" Mehr konnte ſie nicht ſtammeln. Ihr Blick eilte zitternd von dem jungen Manne zum Vater, der lächelnd vor ſich niederblickte.

Mutter wie Tochter hätten ſo gern den Alten um Erklärung deſſen gebeten, was ihnen wie ein wunderbarer Traum vorkam. Doch ſie wagten's nicht, als fürchteten ſie in nächſter Minute aus dem ſüßen Zauber geriſſen zu werden, der auf ihnen lag und in ihr Ohr ſo Holdes von lichter Zukunft raunte. Während die Frauen noch mühſam nach Faſſung rangen, und Edmund mit feuchtem Antlitz auf das erſte Wort lauſchte, ſo ihm Verſöhnung und Frieden bringen ſollte, belebte des alten Juſtus Antlitz eine feierliche Würde, eine hohe, reine Seligkeit. Mit zitternder Hand zog er einen Schlüſſel aus der Taſche, öffnete ſchweigend den Schrank, der ſeine Sammlungen, Lieblingsſchätze und wichtigen Papiere barg, und brachte einen Brief zum Vorſchein.

„Edmund, am heutigen Tage hören das Amt, die Pflicht, die Gewalt auf, welche mir mein todter Freund Joſua, Dein Vater, über Dich eingeräumt. Heut', und erſt heute biſt Du mündig! Als das Teſtament gemacht ward, mein Sohn, und Dein Vater vorausſah, Du würdeſt in's Netz jenes Weibes fallen, würdeſt leichtſinnig, hirnlos

Deinem Verderben zurennen, wollte er Dich wenigſtens vor dem Schlimmſten bewahren, Dich zwingen, in dem Rauſche des Genuſſes inne zu halten, eh' Du ganz ein Bettler geworden. Dieſen Brief hat er damals in meine Hand gelegt, mir ſeine väterliche Gewalt übertragen und mich angewieſen, Dir nur dann dieſes letzte Vermächtniß zu geben, wenn Du Dich entweder gebeſſert habeſt, oder ſo verkommen ſeiſt, daß Du Dir ſelber nicht mehr helfen könnteſt. Der liebe Gott hat's nun gewollt, ich ſag's mit Freuden, daß Du Dich ſelber wieder erhoben haſt! Der alte Juſtus hat ſeine Schuldigkeit gethan, hier iſt der Brief!" —

Ein ehrfurchtsvoller Schauer ſenkte ſich auf Alle, eine Wehmuth und Andacht aus tiefſter Seele, als Edmund den Brief des Verſtorbenen in die bebende Hand nahm. Es ſchwamm vor ſeinen Augen, als er die geliebten Schriftzüge des Verewigten las, gerichtet an ihn mit dem Rufe der Liebe, wie den Klüften des Jenſeits entſtiegen, als Friedensbote.

„Mein geliebter Edmund!

Längſt werde ich Staub ſein, wenn dieſe Zeilen vor Dein Auge kommen. Welche Schmerzen, welche Furcht und ſchlimme' Ahnung ich empfinde, da ich dies ſchreiben muß, begreift nur, wer ſelber Vater iſt! Du wirſt den Becher des Elends, der Täuſchung und Schuld bereits geleert haben, zur Einſicht gekommen ſein durch den tiefſten Schmerz, daß das wahre Glück im Menſchen ſelber ruht ſowie in ſeinem beſcheidenen Herzen. Gott gebe, daß Du Dir nur Irrthümer, keine ſchimpfliche That vorzuwerfen haſt! Gebe Gott, daß Du geläutert und veredelt der Liebe aller guten Menſchen werth geworden! — Da vorauszuſehen war, mein Sohn, Du würdeſt Dein Vatergut vergeuden, darum betrogen werden und das Ende Deiner Laufbahn könne nur traurig ſein, habe ich meinem alten, lieben Freunde Juſtus Schätzlein Gewalt über Dich eingeräumt, ſoweit man ſie über einen Erwachſenen ausüben kann, habe es ferner unmöglich gemacht, daß Du das Letzte Deines Erbes, den guten „kalten Stein“ verlieren kannſt. Zu dem Ende habe ich eine Hypothek von zwanzigtauſend Thalern an Schätzlein unter ſolchen Bedingungen gegeben, daß er im Stande iſt, den „kalten Stein“ vor Deiner Unvernunft und Verſchwendung ſicher zu ſtellen. Dieſe Hypothek gehört demnach jetzt Dir und Du biſt wieder freier Eigenthümer Deines Elternhauſes. Tauſend Segen bringe Dir Deine Reue und Beſſerung, mögeſt Du erkennen, wie wohl ich es immer mit Dir gemeint, und Gott verleihe Dir Glück! Meinen Segen auf Dir in Zeit und Ewigkeit!

Dein liebevoller Vater
Joſua Hennings.“

„Die Hypothek gehört Ihnen nicht?!“ rief geiſterhaft Edmund. —

„Du biſt nicht Beſitzer des Hauſes?“ ſtaunte Chriſtine.—

„Vater! Herzvater! Wir hätten Dir ſo bitter Unrecht gethan?!“ ſchluchzte Mathilde.

„Ihr habt mir Unrecht gethan, Kinder, aber Ihr mußtet's wohl, Ihr verſtandet's eben nicht beſſer. Ja, Edmund, der „kalte Stein“ gehört Dir, keinen Pfennig hab' ich auf dem Hauſe! Hui, wie ſollt' ein ehrlicher Trödler wohl zwanzigtauſend Thaler zuſammenſchlagen! Da, mein Sohn, iſt das Inſtrument, zieh' wiederum ein in Deines Vaters Haus, Du verdienſt's! Wenn unſer guter Joſua herabkäm' von der Höh', müßt' er mir Zeugniß geben, wie oft ich um Dich geweint, wie ich geſeufzt hab' unter der Pflicht, die ich von ihm übernommen. Dein Vater, mein Junge, hat's aber um mich verdient gehabt! Laß ſie mich immer 'nen Wucherer, Gauner, 'nen Blutſauger nennen, dieſes Geſindel, deſſen Liebe wie Haß gleich hirnlos und ekel iſt, die dem Scheine nachlaufen, wie die Motte dem Licht. Ich mußte ein Schurke ſcheinen, um das Letzte zu retten, was Dir die Leute übrig ließen. Ich hab' an Dich Alles geſetzt, Alles, ſelbſt — mein Kind — ſo lieb, Edmund, hab' ich Dich gehabt und habe Dich noch! Gott aber hat's gefügt, daß es zum Guten ausgeſchlagen iſt! Komm an mein Herz!" —

„Mein geliebter Vater, mein Erretter!" jauchzte Hennings und preßte den alten zitternden Mann an ſich, bedeckte ſeine Lippen und Wangen mit tauſend Küſſen. Mathilde und Chriſtine hängten ſich an den Alten und baten ihm das Mißtrauen, den Schmerz und alle trüben Stunden ab, die ſie ihm im Unverſtande bereitet.

„Laßt mich, Kinder, laßt mich doch nur ganz! Ihr zerküßt mich ja ſonſt zu Fetzen, haha! Heut' iſt ein rechter Feiertag, ein heiliger Tag, ſo zu ſagen. Kommt, laßt uns hinaufgehen in die alten Räume! Fürcht' Dich nicht, Edmund, der ganze noble Trödel, Tapeten und Leiſten, Alles iſt weg! Alt iſt es, alt und ehrwürdig wieder, wie zu Deines Vaters Lebzeiten, Stück für Stück ſteht auf der vorigen Stelle. Mit den ſchönen Erinnerungen mögen auch die ſchöneren Zeiten zurückkommen!" —

„Ach, Oberhoff!" ſeufzte Edmund, und ein Strahl heißer, ſchmerzvollſter Liebe traf Mathilden. — —

Droben in den alten Zimmern, die Juſtus mit dem erſtandenen Mobiliar Joſua's wieder eingerichtet, ſaßen ſie. Die Welt ſchien wieder neu zu werden, ſich zu vergülden im Roſenſchimmer der alten Kinderträume.

„O Vater Juſtus," bat Edmund, „das Lied, das ſüße Lied der Jugend, das — ach, Mathilde! Gott, mein Gott, ich werde irrſinnig, wenn ich daran denke!!" — Er ſprang empor und ſtürzte in's Nebenzimmer, zu der Stelle, wo einſt der Leichnam ſeines Vaters ihm ſtummen Willkommen bot. Er jammerte laut auf im Weh! Hatte er doch zwei unwiederbringliche Güter verloren, den Vater, die Geliebte!

Da erklang leiſe die Guitarre, das alte Lied vom Oberhoff!

„Drei Dinge giebt's im Leben,
Die nimmermehr vergehn,
Noch ſegnend uns umſchweben,
Wenn wir am Jenſeits ſtehn.

Nicht iſt's die Gier der Sinne,
Der je Erhörung winkt,
Das reinſte Glück hienieden
Genügſamkeit Dir bringt!

Nicht iſt's des Reizes Schimmer,
Der dauernd uns entzückt,
Es iſt die tiefſte Liebe,
Die ſelbſt das Elend ſchmückt.

Nicht iſt's das leere Träumen,
Das Dich von Schuld befreit,
Nur allertreuſtes Ringen
Schafft Unabhängigkeit.

Und dieſe Drei erheben,
Viel höher als ein Thron,
Das ärmſte Menſchenherze
Hier auf der Erde ſchon!“

Alles war ſtumm, wie von Wehmuth und Andacht durchhaucht. Nur im Nebenzimmer tönten die leiſen Seufzer des Sohnes um ſeinen Vater, des Verſtoßenen, der um das Eden ſeiner alten Liebe klagte.

Da ſtand Mathilde im Uebermaß ihrer wiedergeborenen Liebe auf und warf einen ſchmerzlich-fragenden Blick auf den Alten. Juſtus nickte lächelnd. Mathilde glitt in's Nebenzimmer und trat zu Edmund wie der Engel der Verſöhnung. — „Edmund, lieber Edmund,“ hauchte ſie leiſe. „Alles Schlimme iſt ja nun vorbei, Alles verſöhnt. Laß uns wie ehmals in inniger Liebe beiſammen ſein!“

„Nein, Mathilde, nein!“ ſtieß der junge Mann gewaltſam hervor. „Ich kann mich nicht belügen mit dem Wahn, ich ſei das unſchuldvolle Kind noch, könne Dir Bruder ſein! Kann dieſes Haus nicht mein nennen, dieſe heilige Stätte nicht bewohnen, denn ich habe wohl Dein Mitleid, Deine Achtung, Deine ſchweſterliche Neigung vielleicht wieder errungen, Deine Liebe habe ich nicht! Ohne Deine Liebe iſt mir dies Haus eine Wüſte, das Leben eine Qual, ach, zu tief hab' ich Dich gekränkt, bin vor Dir zu ſehr geſunken! Darf der Treuloſe, der Unglückliche denn zu Dir, der Reinen, den Blick erheben?“ —

„Edmund,“ flüſterte ſie, „Liebe, wahre Liebe kann ja verzeihen!!“ Sie reichte ihm weinend und erröthend die Hand.

„Mädchen! Dies Himmelswort, dies Erröthen, dieſe Thränen füllen mich mit heiligem Schauer des Entzückens! Könnteſt Du fortan mein Loos noch theilen wollen?!“ —

Sie verbarg ihr Antlitz an ſeiner ſtürmiſch pochenden Bruſt, ein zitterndes „Ja“ rang ſich leiſe wie Engelsgruß von ihren Lippen, und der ſcheidende Tag warf ſeinen goldigen Abſchied auf die Glücklichen. Hand in Hand traten ſie vor die lächelnden Eltern wieder.

„Darf ich Dich zwiefach Vater nennen, Vater Juſtus? Haſt Du noch Muth, Dein Kind mir anzuvertrauen?“

„Na, mein Gott, Mutter, was wollen wir denn machen? Der Brillantſchmuck muß doch einmal wenigſtens getragen werden!“ —

— — — — — — — — — — — — — — — —

„Ach,“ rief Edmund ſchmerzlich, als ſie bei der traulichen Lampe wieder unten in der Hinterſtube um den Tiſch ſaßen und er die wiedererrungene Jugendgeliebte umſchlungen hielt, „welche köſtlichen Jahre, welche Himmelsgüter hab' ich verpraßt! Ekel und ſchal iſt die Welt da draußen, Trödel, Trödel, Vater Juſtus, wie Du ſo oft ſchon geſagt, dieſes lächelnde Lügen, dieſe geſchminkte Schande, dies Hetzen von Entbehrung und Genuß, wie klein, wie niedrig iſt's doch gegen das beſcheidene Glück zweier Herzen! — Warum, Du weltkluger, lieber, mürriſcher Vater, warum iſt der falſche Schein hienieden ſo gleißend, um uns zu eigenem Verderben zu umſtricken?!“ —

„Warum? Weil's ſonſt gar keine Kunſt wär' gut zu ſein! Das Herrlichſte im Leben muß erkämpft werden in Qual und Irrthum. Weil Du die ſchillernde Oberfläche der Menſchenwelt nur betrachtet haſt, ſahſt Du nicht, was in ihren Tiefen Herrliches verborgen ruht. Deine Fehler ſind um ſo verzeihlicher, als Du von Anfang an der leitenden Hand entbehren mußteſt. Da kam das Unglück und lehrte Dich die große Kunſt des Lebens! Gieb, wenn Du jemals Kinder haſt, gieb ihnen jene tiefe Liebe und jenen hohen Ernſt,

die Dir von frühauf gefehlt, daß ſie nicht Deine trüben Erfahrungen zu machen brauchen. Trödel wird's immer geben, wozu wären denn wir Trödler! Trödel iſt Alles hienieden, ſelbſt das Schönſte, Reinſte, was uns entzückt! Es verblüht, fällt ab von uns, wenn wir ſterben. Nur drei Dinge beſtehen ewig und leiten uns ſicher zu Gottes Thron: Treue Liebe, beſcheidener Sinn und gute Thaten, alles Andere iſt eitel!!" — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — —

Jahre vergingen ſeitdem. Edmund Hennings, nun Nachfolger des todten Buchmann, lebt mit ſeiner Mathilde in ſüßeſtem Frieden. Fröhliche Kinder durchtoſen die alten Mauern, welche ſo viele Schickſale erlebt, Mutter Chriſtine überwacht ſie mit freundlichem Auge, ſie kann das Ordnen und Hantieren einmal nicht laſſen! — Die alte Trödlerei iſt geſchloſſen. Vater Juſtus iſt heimgegangen und liegt nun auf dem Kirchhof, nach Oberhoff zu, der ihm immer ſo wohl gefiel. Noch ſteht der „kalte Stein", allerdings ſeiner alten Grandezza beraubt, doch in ihm ſchlagen warme Herzen dem Licht, dem Leben, der Wonne zu, bis auch ſie abwelken eins um's andre, Trödel hienieden, irdiſcher Plunderkram! Aber droben, wo aller Schein aufhört, da treffen ſich die befreiten Geiſter ganz und unvergänglich alle wieder und einen ſich zu einem neuen Tagewerk, das ſchöner iſt als alle Erdenwonne.

Ende.

Aus dem Mittelalter.

Hiſtoriſche Erinnerungen.

Chaſtelard.

Erſtes Capitel.

Das Paris von heute, mit ſeinem wahrhaft erdrückenden Menſchengewühl, ſeinem Gewerbfleiße, ſeinen blitzenden Läden und ſchnurgeraden, blanken Häuſerreihen, deren Bauſtyl kaum noch unter den Handelsfirmen erkennbar iſt, ſteht in einem ſo grellen Gegenſatz zu dem alten Paris von 1555, der Zeit König Heinrich's II., daß wir uns in letzterem kaum zurechtfinden dürften, würde uns irgend eine Zaubermacht in jene Tage zurückverſetzen. Finſter und labyrinthiſch gewundene Straßen ohne Pflaſter würden wir dann von Häuſern in gothiſchem, romaniſchem oder normanniſchem Bauſtyl begrenzt ſehen, deren verräucherte, nackte Façaden nur hin und wieder von einem Erker, der alten Auslage eines Handwerkers, oder den kreiſchenden Blechfahnen der Weinſchenken und Garköche unterbrochen werden. Das Stadthaus, der Temple, der Juſtizpalaſt, das Thor von Vincennes, Hôtel du Preux, vor Allem die Großmama von Paris, die alte Notre-Dame, geben uns einen Eindruck der ehemaligen Seineſtadt, welcher eben ſo ſchwer, düſter und träumeriſch iſt, wie etwa noch ein Theil von Nürnberg.

Eben ſo verſchieden ſind die damaligen Bewohner von den heutigen Pariſern, den Kindern des Cancans und der Börſe. Nichts haben Beide gemein, als das raſche, wallende Blut, den Leichtſinn, die Eitelkeit und die kecke Thatkraft. Was eine Scheidewand zwiſchen ihnen bildet, iſt die allmächtige Herrin unſeres Jahrhunderts, die Induſtrie. Nicht daß im alten Paris die Leidenſchaften der Menſchen weniger thätig geweſen, als heute, daß es nicht eben ſo gut Parteien, Intriguen, Speichelleckerei und Spionage gegeben. Aber daß ein ſonſt nichtiger Menſch in vierundzwanzig Stunden aus dem Dunkel zum Reichthum gelangen konnte, dieſe Erſcheinung war, wie die Erſcheinung der Blaſirtheit, unbekannt. Während ſich heute Alles um die Frage dreht: „Binnen wie kurzer Zeit man Vermögen erlangen könne," drehte ſich damals Alles um die Frage: „Binnen wie kurzer Friſt Ehre, Ruhm und Anſehen zu erreichen ſei?" Trotz aller gemeinen Ränke der damaligen Generation, hatte ſie einen gewiſſen Adel, eine Art idealen Strebens, das dem heutigen Paris faſt ganz fern liegt. Der Begriff der Romantik, der hierin ruht, iſt dem jetzigen Frankreich durchaus verloren gegangen, und der letze Reſt derſelben, die Galanterie, iſt nur ein Scheinbild geblieben, hinter dem man gar zu gut das moderne Bewußtſein erblickt, ſeine Freundinnen wie ſeine Pferde für ein Stück Geld erwerben zu können.

Das Streben nach Ehre, Rang und Einfluß war der Lebenszweck damaliger Zeit, und wenn man darin eben ſo rückſichtslos und ſelbſtſüchtig, ja oft verbrecheriſcher zu Werke ging als heute, war das Streben ſelbſt doch edler, ja um ſo edler, als man nur ſeiner eigenen Kraft, der Qualität ſeines Geiſtes, oder ſeiner Tapferkeit und Geſchicklichkeit den Erfolg danken wollte. Dazu kam, daß die damalige Welt noch tief religiös war, daß der Glaube für den erbärmlichſten Schwächling noch einen ſittlichen Nothanker bildete. Das heutige Paris iſt katholiſch, aber ohne alle innere Religion, und die urkräftige Friſche, welche einſt Geiſter und Herzen bewegte, die kecke Poeſie des Daſeins, die berauſchte Eitelkeit auf ſein eigenes wagehalſiges Selbſt iſt in den Revolutionen der ſpäteren Epochen gänzlich untergegangen, hat dem Sichgehenlaſſen, der Selbſtgleichgültigkeit, dem ſorgloſen Nichtwiſſen, dem Prunk mit hiſtoriſcher Vergangenheit Platz gemacht, — und unter dem leichten, glänzenden Champagnerſchaum des Seins, der in den Salons und auf den Boulevards auf- und abfluthet, verbirgt ſich der geheimnißvolle Zerſetzungsproceß der modernen Geſellſchaft. — —

Der Sommerabend dehnt ſich mit lauem Fächeln über das Häuſerchaos. Die Sonne hat längſt die Spitzen der Notre-Dame, die letzten Höhen des Père la Chaiſe, Menil-Montant und Montmartre geküßt und iſt in flüſſiges Gold hinabgetaucht. Zahlloſe Sterne funkeln ſchon am tiefblauen Himmel, der immer düſterer wird, und der alte Schutzgott aller Abenteurer, der Mond, ſteigt ſchalkhaft leiſ' empor, ein langes, dünnes Wolkengewand einherſchleppend, indeß drei Reiter den inneren Hof des Schloſſes Tournelle verlaſſen und, den Hut in die Augen gedrückt, in die Mäntel gewickelt, nach den Elyſäiſchen Feldern eilen. Erſt als ſie die Allee prächtiger Ulmen im Galopp durcheilt haben und auf der Höhe angelangt ſind, welche heute der Arc de l'étoile ziert, gehen die Pferde im Schritt und wenden ſich, das Boulogner Gehölz links, rechts das freundliche Neuilly zurücklaſſend, über die alte Brücke der Straße zu, die in ſanften Senkungen, bei Puteaux und dem Weiler Chantecoq vorüber, ſich links abzweigend nach dem ſtillen St. Germain zieht, von dem die Löſchglocke des Nonnenkloſters melancholiſch, wie eine aufſeufzende Mädchenſtimme, herüberklingt.

Von den drei Reitern war offenbar nur Einer ein Mann zu nennen, und obwohl ſein Haar bedenklich in's Graue fiel, ſchien er doch noch rüſtig und von jener eleganten biegſamen Tournure, welche die grands seigneurs aus alter Schule von jeher ſo liebenswürdig machte.

Die zwei Anderen ſind höchſtens Jünglinge, von ziemlich gleichem Alter, kaum fünfzehn Jahr, und einander ſo ähnlich, daß man ſie für Zwillingsbrüder nehmen könnte. Der Eine dieſer jungen Leute, mit welchem der alte Chevalier angelegentlich plaudert, hat ein faſt mädchenhaft ſchönes, ſchwärmeriſches Antlitz, und das dunkle, üppige Haar, welches unter dem ſpitzen Schelmenhut hervorquillt, umſpielt das blendende, etwas kränkliche Weiß ſeiner Stirn und Wangen, auf dem die nickende Reiherfeder mit ſchwankendem Schatten umherhuſcht.

Sein Altersgenoſſe indeſſen, ſo ſehr er ihm auf den erſten Blick gleicht, iſt doch offenbar von vollerem, geſünderem Bau, hat eine friſchere Farbe, und ſtatt der träumeriſchen Weichheit und Milde liegt eine entſchloſſene Kühnheit um dieſen ſcharf gekniffenen Mund, eine Gluth in dieſen ruheloſen Augen, ein Zug um Stirnbogen und Brauen, der auf Ehrgeiz und tiefe Leidenſchaftlichkeit ſchließen läßt. Es giebt ſchöne wie häßliche Geſichter, die ein eigenes Etwas, das man nicht entziffern kann, jenen Typus an ſich tragen, der, trotz aller Schönheit, das Antlitz der Gorgo unter Tauſenden kennzeichnet. Ungeachtet aller Fröhlichkeit und Grazie iſt dieſes räthſelhafte Etwas nicht fortzubannen und die Leute nennen's ein „unglückliches Geſicht“, oder ſagen gar: „der iſt gezeichnet!“ — Ein ſolch' „unglückliches“ Geſicht hatte dieſer junge Mann, anziehend, faſt mitleiderweckend und doch wieder abſtoßend, obgleich er der Fröhlichſte, Sorgloſeſte von den Dreien zu ſein ſchien. Und dennoch ſah er ſeinem jungen Kameraden ſo ähnlich! — —

„Sie ſind alſo überzeugt, d'Anville, daß man unſere Abweſenheit keinesfalls bemerkt? Es wäre mir höchſt fatal, erführe Se. Majeſtät davon! Sie wiſſen, wie unerbittlich er auf Etiquette hält, die ſchnöde Tyrannin der Großen, die engherzige Zuchtmeiſterin menſchlich freier Regung!“ — Und die weichen, mädchenhaften Züge des jungen Sprechers nahmen eine knabenhafte Aengſtlichkeit an, als fürchte er die Strafe.

„Verlaſſen Sie ſich ganz auf meine Klugheit, Sieur, ich verantworte Alles! Der Hof kommt erſt übermorgen von St. Cloud zurück, und jedes Uebelwollen ſoll allein mein armes Haupt treffen, wenn Se. Majeſtät eine Miene verzieht!“

„Und was ſchadet denn das, wenn's Se. Majeſtät hinterher erfährt?" lachte der Dritte. „Bei Gott, mich ſollte das wenig kümmern, wenn ich zur Dame meines Herzens zöge, müßte ich auch hinterher ein paar Wochen bei Waſſer und Brot in Eiſen liegen. Ein Märtyrer der Liebe zu ſein, iſt das ſtolzeſte Glück eines Edelmanns, und ich habe noch nie an etwas Geſchmack gefunden, das ohne Schwierigkeiten und Gefahr erreicht werden konnte!"

„Du biſt der ewige Tollkopf, Boscoſel! Ich glaube immer, daß Du noch einmal bei Deinem Temperament ein ſchlechtes Ende nimmſt. Ueberdies iſt Deine Stellung, in dieſer Beziehung wenigſtens, weit unabhängiger als die meine. Doch genug. Ich werde Dich nicht ändern und möchte es nicht einmal, Du gefällſt mir ſo. — Laßt uns lieber dieſen funkelnden Abend durchſchwelgen, meine Freunde! Dem alten Paris entrückt, komm' ich mir wie Triſtan vor, der auszog zur Liebeswerbung um Iſolden. Auf, Frau Venus, ſegne unſer Beginnen!" —

Das Antlitz ſtrahlend zu dem Stern der Liebe erhoben, ſtachelte der junge Phantaſt ſein Roß, daß es hoch aufſprang und der Hut des Reiters von der plötzlichen Bewegung vom Haupte glitt.

„Nehmen Sie ſich in Acht, Sieur, es iſt viel zu dunkel, um ſolche Reiterkünſte vorzunehmen!" rief erſchreckt d'Anville, faßte das unruhige Pferd ſeines Schutzbefohlenen am Zügel und hielt es an, während Boscoſel abſtieg, den Hut holte und ihn mit einer Verbeugung zurückſtellte.

„Ich dank' Dir, Lieber; hab' ich doch nur einen Hut im Eifer verloren. Wäreſt Du verliebt und aufgeregt, wie ich, Boscoſel, Dir hätte es den Kopf gekoſtet!"

„Nun, ich leugne es nicht," ſagte Jener, indem er wieder auf's Pferd ſtieg. „Es fragt ſich nur, ob ſich Jemand fände, der meinen Kopf ſo aufheben würde, wie ich Ihren Hut, Sieur!"

„Vielleicht die Herzogin von Valentinois!" lachte d'Anville.

„Gottes Tod! Wie meinen Sie das, Chevalier?“ — und ein Glühroth zuckte durch das finſtere Geſicht Boscoſel's.

„Nein, nein! Dann würde ich Deinen Kopf aus alter Liebe in Perſon aufnehmen! Das fehlte noch, daß Du Dich mit meinem Lehrer ſchlügeſt! Wo blieben Griechiſch und Latein, wo die Humaniora, wenn er Deine Stöße weghätte?!“ — Alle Drei brachen in ein heiteres Gelächter aus; verſöhnt reichte Boscoſel Herrn d'Anville die Hand und ſtimmte alsbald ein provenzaliſches Lied an, das luſtig durch die Nacht ſchwirrte.

Sie verließen jetzt die Hauptſtraße, welche nach Marly weiterführt, wendeten dem alten Mont-Valerien den Rücken und ſchlugen rechts den ſchmaleren Feldweg nach Nanterre ein, deſſen Lichter ihnen traulich entgegenglitzerten. Der elende, ſteinige Pfad machte größere Vorſicht nöthig, daher verſtummte das Geſpräch und Jeder hing ſeinen Gedanken nach. Endlich; als ſie beinahe die erſten Häuſer des Dörfchens erreicht hatten, wendete ſich d'Anville an Boscoſel:

„Wir ſind nun ziemlich nahe, und da man auf unſere Ankunft nicht vorbereitet iſt, wäre es gerathen, die Leute davon zu unterrichten. Wollen Sie die Miſſion übernehmen? Ich bitte Sie zugleich, das Briefchen hier an die würdige Aebtiſſin gelangen zu laſſen!“

„Gewiß, und wenn die fromme Dame auch noch ſo tief in den Federn liegt, noch heute ſoll ſie ihn leſen!“ — Damit nahm Boscoſel das Billet, zog den Hut, und wie der Wind war er im Schatten der Buchen- und Ahornbäume verſchwunden, die ihre dunklen Arme phantaſtiſch über den Weg ſtreckten.

„Ich hätte ihn nicht mitgenommen, Sieur!“ ſagte der alte Herr. „Ich weiß nicht, er gefällt mir nicht. Dazu kommt, daß Sie ihn durch Ihre Huld und Nachſicht ſo verwöhnen, ſeine Eitelkeit, ſeinen Uebermuth ſo beſtärken, daß ich vorausſehe, wie es enden wird. Entweder läßt er ſein Leben bei einem Duell, oder in der Baſtille; mein Wort darauf!“

„O, nur heute ſchelten Sie nicht, herzliebſter d'Anville! Iſt's doch mein einziger Jugendfreund, mein alter Spielgenoſſe, mein zweites Ich! Kann er denn dafür, daß ich ein Prinz und er nur ein Page iſt? Uebrigens iſt's mehr als wahrſcheinlich, ja wird mir immer klarer, daß er mir faſt eben ſo nahe verwandt iſt, als er mir ähnlich ſieht. Die Herzogin von Valentinois iſt ſicher ſeine Mutter, und — nun ich liebe ihn einmal, und — wenn der Himmel einfällt, auf freiem Wieſengrund, in ſolcher Feennacht ſoll mir die gräuliche Madame Etiquette keinen Streich ſpielen! — Ach, hören Sie nur, wie die Grillen zirpen, wie ſehnſüchtig die Büſche rauſchen und die Seine im Mondlicht hüpft! Iſt's nicht, als wär' man im Wunderlande? Und dabei zu denken, daß man ſich dem Wohnſitz ſeiner Fee, der ſchönen Unbekannten nähert, die man in's Herz geſchloſſen —!“

„Ei, woher wiſſen Sie denn, daß ſie ſchön iſt?“

„D'Anville, ſchön muß ſie ſein! Es wäre eine Entweihung der Natur, das Gegentheil zu denken. Bei unſerer Frau! wer eine ſolche Engelsſtimme hat, mit ſolcher Seele, ſo rührender Innigkeit die Pſalmen zu ſingen verſteht, wie jenes Mädchen, das vorigen Sonntag den ganzen Hof in der Meſſe bezauberte, muß auch ſchön ſein! Ich fühl's hier drinnen, daß ſie's iſt, fühl's, daß ich der höchſten Entſcheidung meines Lebens, der Verwirklichung aller Träume entgegengehe, die meine Nächte umgaukeln, meine einſamen Stunden ſchmücken, die aus Ronſard's lieblichen Canzonen und duftenden Madrigalen klingen! Ach, Sie kennen ſie gewiß, d'Anville, ja, ich behaupte, der Hof ſelbſt kennt ſie! Warum mich, gerade mich, mit Heimlichkeiten hinhalten? Ich verſichere Sie, meine Phantaſie hat ſich in dieſen langen acht Tagen ſo an ſich ſelbſt erhitzt, mein Sehnen iſt ſo fieberhaft geworden, daß ich glaube, es wäre mein Tod geweſen, wenn wir nicht heute endlich einen heimlichen Ausflug zu ihr unternommen hätten.“

„Nun denn, Sieur, ich will einmal ſehen, ob Sie die Inhaberin dieſer Engelsſtimme herausfinden werden. Morgen kann Ihnen die ehrwürdige Aebtiſſin ſämmtliche Penſionärinnen des Kloſters vorſtellen, und errathen Sie dann die Sängerin, will ich an den Inſtinct der Liebe glauben, glauben, daß Ihre Neigung eben ſo tief, wie verzehrend iſt.“

„Eins aber, d'Anville, erfüllt mich dabei mit Grauen! Die alte, entſetzliche Tyrannin Etiquette, die Todfeindin meines Lebens, iſt's, die wie ein Geſpenſt wiederum an meiner Seite ſteht! Wenn dies Mädchen mir durch die zwingende Gewalt meiner Geburt verſagt iſt —?“

„So machen Sie ſie zu Ihrer par amour! Das Beiſpiel Sr. Majeſtät —“

„Pfui, d'Anville! Und Sie wollen mein Lehrer, mein Erzieher ſein? Ich ſpreche heute kein Wort mehr mit Ihnen!“ Und mit Verachtung wendete ſich der Jüngling von dem Chevalier, der ſtill vor ſich hinlächelte. Da dröhnte die Brücke von Saint-Germain en Laye unter den Hufen ihrer Pferde, und ſie befanden ſich im Schloßhofe, wo die Diener mit Fackeln in den Händen und der alte Verwalter nebſt Boscoſel ſie empfingen.

Der hohe Zögling mit ſeinem Lehrer und Pagen ſchritten die ſteinernen Stufen zum erſten Stockwerk empor und nahmen zwei Zimmer in Beſitz, die eilig genug für ſie eingerichtet waren.

Schweigend verzehrten ſie den Nachtimbiß. Der Prinz war ernſt und kühl, faſt abgemeſſen, ſo ſehr ihm dies ſonſt widerſtrebte. Kaum war die Mahlzeit beendet, ſtand er auf, grüßte kurz und ergriff ſelbſt den Armleuchter, um ſich auf ſein Zimmer zurückzuziehen.

Schnell nahm ihm d'Anville den Leuchter ab und ſchritt voraus.

Trotz der Mühe, die damals das An- und Auskleiden wegen der vielen Neſtelſchnüre (points) machte, lehnte der Prinz jede Hülfe d'Anville's ab, geſtattete kaum, daß er ihm die hinteren Schleifen löſen durfte, ſtieg haſtig in's Bett und wendete ſich nach der Wand.

D'Anville trat zu ihm. — „Wenn Ihr alter Lehrer Sie beleidigte, Sieur, ſo werden Sie morgen vielleicht Gelegenheit haben, ſich zu überzeugen, ob die Beleidigung ernſt gemeint war."

„Schon gut, ſchlafen Sie wohl, d'Anville!" —

Zweites Capitel.

Heller Sonnenſchein lag auf den Wieſen und Büſchen des großen Kloſtergartens von St. Germain. Die Frühmeſſe war beendigt, und die Penſionärinnen warteten auf den Beginn des Unterrichts, als die Oberin die Mädchen in den Saal des Refectoriums rufen ließ und ihnen mittheilte, daß heute der Unterricht ausgeſetzt werden ſolle und man ſich unter Aufſicht zweier Schweſtern ſeinen Vergnügungen im Freien überlaſſen könne. Lauter Jubel beantwortete dieſe unerwartete Gunſt, unter Gelächter und munterem Geſchrei drang das junge Völkchen in's Freie, um ſich in den ſchattigen Gründen und Gängen zu mannigfachen Spielen zu vereinen.

Ein Blick auf die ſtrengen und mürriſchen Züge der Oberin indeß zeigte, wie unfreiwillig ſie die Ordnung des Tages unterbrochen habe. Mit kurzem, ſtrengem Tone befahl ſie, daß die übrigen Nonnen ihre Zellen heute nicht verlaſſen ſollten, und ſchritt dann, wie wenn ſie ungewöhnlichen Beſuch von außerhalb erwarte, haſtigen Schrittes im Sprechzimmer auf und nieder, in ihrem Geiſte noch einmal alle die Zweifel erwägend, welche dieſe Nacht den Schlaf von ihrem jungfräulichen Lager verſcheucht hatten.

Das Nonnenkloſter von St. Germain war von jeher ein Erziehungsinſtitut für die Töchter des franzöſiſchen

Adels, und die jungen Mädchen wurden dort mit Strenge in allen den Tugenden und Kenntniſſen geübt, die man ſonſt für eine vornehme Dame unerläßlich hielt.

So gering man die wiſſenſchaftliche Erkenntniß jener Tage achten mag, haben die Mädchen des heutigen Pariſer Adels doch keine Urſache, ihren Bildungsgrad für bedeutender zu halten, denn die damalige Art der Erziehung war bei Weitem innerlicher und ſolider. Der Gipfel alles Geiſtreichen lag zu jener Zeit in den alten Claſſikern, und es war darum etwas ganz Gewöhnliches, daß ein Mädchen Griechiſch und Latein ſo gut erlernte, wie die Kunſt, mit Gold, Seide und Federn zu ſticken. Dabei wurde die ernſte Ausübung religiöſer Pflichten, jene hohe Poeſie des Glaubens in den jungen Gemüthern ſtets wach erhalten, von welcher unſer heutiges, in's Materielle verſenktes Geſchlecht kaum noch eine Ahnung hat. Daran ſchloß ſich der Kirchengeſang auf's Engſte an und, als erlaubte Beluſtigung, das Spiel auf der Theorbe oder Mandoline. Alle anderen Dinge hielt man für unnöthig, oder erlernte ſie erſt, wenn man in die große Welt trat.

Was den frommen Schweſtern aber viel Qual und Beſorgniß verurſachte, war die geräuſchvolle Nähe des Hofes, der ſeit Franz I. ſeinen Lieblingsaufenthalt zu St. Germain genommen hatte, das nur zu gewiſſen Zeiten mit St. Cloud, bei dringenden Staatsgeſchäften mit dem alten Schloß von Tournelle, oder dem Maiſon Capet*) zu Paris vertauſcht wurde.

Den ſtrengen Verordnungen der Clauſur gemäß war jedem Mann der Eintritt in das Kloſter verſagt, und nur wenn der König die Anſtalt beſuchte, ward davon abgewichen. Man kann ſich alſo die Gewiſſensſcrupel der würdigen Oberin bei Boscoſel's Brief denken, ſo wie die heilige Wuth, in welche ihr frommes Herz durch den Gedanken gerieth, männlichen Beſuch empfangen zu müſſen.

---

*) Der Juſtizpalaſt, von Hugo Capet als erſte Reſidenz erbaut.

Aus ſo ärgerlichen Betrachtungen weckte ſie endlich der Ton des Pfortenrings, und d'Anville mit dem Prinzen und Boscoſel betraten die Halle des Sprechzimmers. Die Oberin konnte ſich dabei ſo wenig bemeiſtern, daß ſie die höfliche Anrede d'Anville's nur mit einer ſteifen Verbeugung erwiederte, die ungebetenen Gäſte durch den Haupteingang nach der Gartenthür führte und ſich dort mit einer Handbewegung empfahl, um ſtehenden Fußes in einem Billet an den König über den Bruch der Ordensregel bittere Klagen zu führen. —

Der Prinz war ſeinem Ziele nahe, vor Erwartung ſchlug laut ſein Herz, und das Blut ſchoß ihm wie eine Lohe in's Geſicht.

Obwohl mit dem erwachten Morgenſtrahl ſein Groll gegen d'Anville überwunden war und er den Chevalier deutlich merken ließ, wie gern er ihn mit Fragen beſtürmt hätte, blieb Letzterer doch zurückhaltend und wortkarg. Boscoſel aber muſterte mit der ihm eigenen Keckheit und ſorglos fröhlichen Neugier die weiten, ſich ringsum dehnenden Gebäude, und ſcherzte über die ſteife Priorin, der er den Aerger über die Entweihung des Kloſters deutlich genug angeſehen hatte.

„Schweig, Boscoſel, und zügele hier wenigſtens Deine voreilige Zunge!" fuhr ärgerlich der Prinz auf. „Es könnte mir wahrlich ſonſt leid werden, Dich bei der wichtigſten Entſcheidung meines Schickſals zum Begleiter gewählt zu haben!"

Der Geſcholtene verbeugte ſich kurz, biß ſich auf die Lippen und ſchwieg.

Die Eindringlinge durchſchritten indeß den erſten offenen Theil des Gartens, welchen Obſt- und Gemüſepflanzungen einnahmen, bis zu den weiterhin gelegenen ſchattigen Büſchen und Irrgängen, aus deren dichtem Grün ihnen ein Chorus fröhlicher Stimmen entgegenſchallte. Kaum hatten ſie den erſten Laubgang erreicht, als ſich die dunkle Geſtalt der aufſichtführenden Nonne erhob und ſich ihnen zuwendete.

D'Anville eilte zu ihr und redete ſie verbindlich an; doch die ſittſame Dame folgte dem Beiſpiel ihrer Oberin und deutete, ohne zu ſprechen, durch die Büſche auf einen ringsumwaldeten Wieſengrund, wo die Mädchen, ſich unbelauſcht glaubend, ihr fröhliches Weſen trieben.

Inzwiſchen war der Prinz mit Boscoſel herzugetreten und ſtarrte mit lautloſem Entzücken in das bunte Treiben dieſer ſchlanken, ganz gleich in weiße Gewänder gekleideten Geſtalten, die, feenhaft auf dem üppigen Grün des Raſens ſchwebend, um einen alten, mächtigen Wallnußbaum mit Geſang und Lachen einen Ringelreihen tanzten, der an Titaniens Elfenreigen im ſtillen Waldesſchatten oder auf blitzendem Weiher in lauen Mondnächten erinnerte. Wirklich ſchien das Spiel auch eine zauberhafte Hofhaltung darzuſtellen. Ein reizender Lockenkopf, etwa zwölf Jahr alt, war die Beherrſcherin, wurde „Königin Papillon" genannt und genoß der Verehrung und Vaſallendienſte aller Uebrigen, von welchen die blauäugige Kleine jede Huldigung mit ſo kecker Laune und drolligem Muthwillen entgegennahm, daß des Jubelns kein Ende war. Ihre nächſte Umgebung beſtand aus ſechs gleich alten, etwa vierzehnjährigen Mädchen, die ſämmtlich Marie hießen und deren Eine die Ceremonienmeiſterin, das heißt eigentliche Leiterin des Feſtes zu ſein ſchien. Der weiße Roſenkranz in den dunklen langen Locken dieſes Mädchens, der ſtolze und zugleich ſchwärmeriſch feuchte Glanz ihres nußbraunen Auges, die holde, unbewußte und doch ſo edle Grazie ihrer faſt vollendeten Formen zeichnete ſie vor allen ihren Geſpielinnen aus.

„Nun, Sieur, Sie ſtarren ſchon lange genug in dies Meer von Engelsköpfen, zeigen Sie mir doch nun die Sängerin, deren Bild ſich ſo ausſchließlich Ihres Herzens bemächtigt hat!"

„Jenes überirdiſch ſchöne Mädchen mit den weißen Roſen im Haar iſt's, d'Anville! Sie iſt es oder keine!"

„Getroffen, bei Gott, Sie haben die Sängerin gefunden! — Wenn Sie mir nun verſprechen wollen, Ihres

Ranges mit keiner Silbe zu erwähnen, einmal die gehäſſige Etiquette wirklich fortzuwerfen und in Betreff der jungen Dame dort nicht neugierig zu ſein, ſo will ich Sie vorſtellen!?“

„Bei unſerer Frau! ich werd's, ich verſpreche es Ihnen heilig und feſt, d'Anville!“

Sie traten aus dem Gebüſch und gingen langſam auf die arglos ſpielenden Mädchen zu.

In demſelben Augenblicke wurden auch ſie bemerkt, und die Unterhaltung endete in einem lauten Ausruf des Erſtaunens. Die Verlegenheit der Mädchen war eben ſo groß wie die faſt knabenhafte Verſchämtheit des Prinzen. Die gegenſeitige Blödigkeit wäre zweifelsohne gar nicht zu beſiegen geweſen, hätte die kleine blonde Königin nicht die Vermittlerin geſpielt. In der drolligſten Art von der Welt rief ſie:

„Wollt Ihr nicht weglaufen! — Das wäre mir ſchön, wenn Ihr mich im Stiche ließet! Bin ich nicht Eure Königin? — Du, große Ceremonienmeiſterin, geh' gleich hin zu den Herren und frage ſie, was ſie bei der Königin Papillon zu ſuchen haben? Wenn ſie ſich nicht verantworten können, ſollt Ihr ſie mit Roſendornen todtſtechen!“

Dieſe kecke Naivetät rief ein allgemeines, munteres Gelächter hervor. „Ja, ja,“ jauchzten einige Stimmen, und d'Anville, dieſen Moment benutzend, beugte, trotz ſeines grauen Scheitels, in ſcherzhafter Grandezza vor der kleinen Machthaberin das Knie und begann in einer drolligen Geſchichte von Elfen, Gnomen und Drachen der Geſellſchaft zu erzählen, wie er mit ſeinen Gefährten als irrende Ritter nach vielen Mühſalen hierher gekommen und von der Frau Oberin aufgenommen worden ſei, um der mächtigen Königin Papillon ſeine ganz ergebenen Huldigungen darzubringen. — Der alte Herr wußte mit ſo richtigem Takt das Spiel weiter zu führen, ſeine wie ſeiner Begleiter Anweſenheit ſo gut einzuflechten, daß die Penſionärinnen gar nicht zur Beſinnung kamen und ihnen war, als ſei Alles ganz natürlich.

Der Prinz gewann dadurch auch ſeine Faſſung wieder und ging auf alle Scherze der jubelnden Verſammlung ein. Nur Boscoſel, ganz gegen ſeine Art, verhielt ſich ſtumm und lehnte abſeits an einem Baumſtamm, in das fröhliche Gewimmel hineinſtierend.

Die holde Ceremonienmeiſterin indeß war bei dem Anblick des Prinzen tief erſchrocken. Ein dunkles Roth ſank ihr auf Stirn und Nacken, und in dieſem erſten Blick, den Beide tauſchten, dieſem heißen, leuchtenden Strahl, der wie ein elektriſcher Funke vom Einen zum Andern überſprang, lag das Schickſal zweier jungen glühenden Seelen, zweier — Kinder faſt, welche, unbekannt mit der rauhen Welt dort draußen, aus dem Traum der Jugend, aus der einſamen Stille der Unterrichtsſtube plötzlich in die wogenden Freuden und Schmerzen des großen Lebens traten.

D'Anville war, ohne daß es die Mädchen merkten, Maître de plaisir geworden, ordnete tauſenderlei phantaſtiſche Unterhaltungen an und verwickelte die Geſellſchaft immer tiefer in den Strudel des Entzückens.

Inzwiſchen hatte ſich der Prinz auch mit der geliebten Sängerin im Roſenkranz vertrauter gemacht, und als der Zufall es gerade beim Spiele fügte, daß er mit ihr abſeits von den Anderen in einem ſtilleren Gange zuſammentraf, hielt er ſie, vom Muth der Liebe geſpornt, feſt.

„Marie, gewiß Sie — o, nur Sie waren es, die vorige Sonntagsmeſſe die Hymne ſo entzückend ſang?“

„Ja!“ flüſterte erſchrocken das ſchöne Mädchen.

„Ich wußte es! Ach, ich habe ſeit dem Tage nicht mehr ſchlafen können, Marie; ich mußte Sie ſehen! Bitte, ſchenken Sie mir ein Zeichen, das mich an dieſen Tag erinnert, ein Zeichen, daß Sie mich — nicht haſſen! Ich will's auf meinem Herzen tragen im Kampf, im Leben wie im Tode; es ſei mein Schutz und Stolz, ſo lang' ich athme!“

Er ſank ihr faſt ſchluchzend zu Füßen und preßte ihre Hand an ſein Herz.

Da nahm ſie tief erbleichend den Roſenkranz vom Haupte, reichte ihn zitternd dem bittenden Jüngling und neigte ſich wie unbewußt zu ihm nieder. Aufjauchzend, aller Schranken ſpottend, preßte er in raſendem Entzücken das Mädchen an ſich.

So ſtanden ſie Beide verſchlungen, berauſcht von der unendlichen Seligkeit der erſten Jugendliebe, vom Uebermaß der wonnigen Minute, und bemerkten nicht, daß ſich langſam die Zweige bogen und das Auge eines ſtolzen, lächelnden Mannes, einer bleichen, ſpöttiſch blickenden Dame das holde Myſterium ihres erſten Kuſſes belauſchten.

„Franz!“ —

Der Prinz fuhr entſetzt zuſammen, wendete ſich ſcheu um und ſtürzte mit einem Angſtruf zu den Füßen des Lauſchers, der, gefolgt von der Dame, aus dem Gebüſch trat.

„Verzeihung, mein königlicher Vater!“

Bleich und zitternd ſtand Marie. —

„Und weißt Du denn, wen Du Dir erwählt haſt, mein Sohn?“

Eine lange Pauſe erfolgte. Der Prinz war von Schreck und Kummer ganz überwältigt.

„Nun denn, mein Lieber, ſchäme Dich Deiner Neigung nicht. Jene junge Dame iſt niemand Geringeres, als Maria Stuart, die Königin Schottlands. — Sie haben dem Dauphin Franz von Frankreich Ihr Herz geſchenkt, meine kleine Königin!“

„Majeſtät!“ rief freudig erſchrocken Marie und ſank erröthend neben dem ſprachloſen Geliebten vor dem Herrſcher nieder, welcher Beiden lächelnd die Hand zum Kuſſe reichte.

Eine Idylle der zarteſten, ſüßeſten Art ward hier von vier Menſchen durchlebt, deren Stellung, deren tief ernſten, weltbedeutenden Schickſalen ſie ſonſt unendlich fern lag.

Hier knieten vor König Heinrich II. und Katharina von Medicis zwei glückliche Kinder, Franz II. und Maria von Schottland.

Und noch Einer, der abſeits ſtand, war Zeuge dieſes Vorgangs. Boscoſel de Chaſtelard blickte ſtier und bleich wie die Meduſe durch die Zweige auf dieſe Scene.

Drittes Capitel.

Die Hauptperſonen unſerer Begebenheiten: Maria Stuart von Schottland, Dauphin Franz von Frankreich und Pierre Boscoſel de Chaſtelard, ſo ſehr ſie in gewiſſem Sinne für vollreif gelten konnten, waren, was Lebensklugheit und das Erkennen ihrer Stellung zur Welt, ihrer Zukunft anbetraf, noch Kinder, und erſt jetzt ſchien ihnen leiſe, allerdings in ſehr verſchiedenem Sinne, das Daſein mit ſeinen Anforderungen aufzugehen.

König Heinrich II., ein viel unfähigerer Monarch, als ſein Vater Franz I., hatte mit dieſem wenig mehr gemein, als den Hang zur Maitreſſenwirthſchaft und eine gewiſſe, mitunter toll auflodernde Ritterlichkeit. Seine ganze Erziehung, das Weiberregiment unter Franz I., hatte zur Folge, daß ſeine guten Gemüths- und Geiſtesanlagen in ſinnlichen Genüſſen ſich abſtumpften, und die Reize einer Diana von Poitiers, obwohl ſchon im Verblühen, waren noch heute mächtig genug, den Monarchen zu unterwerfen.

Von Franz I. noch bei deſſen Lebzeiten auf den Sohn übergegangen, hatte ſie, als Heinrich auf den Thron kam, ihre Nachfolgerin in Franzens Gunſt, die Herzogin von Eſtampes, geſtürzt, die Rückberufung der verbannten Montmorencys zuwege gebracht, und ward Katharina von Medicis als Nebenbuhlerin in Heinrich's Liebe um ſo furchtbarer, da Letzterer die phyſiſchen Mittel gebrachen, dem faſt ſchreckhaften Zauber Dianens ein Gegengewicht zu bieten.

Wiewohl ſtets verleugnet, ſchien doch Boscoſel wirklich die ſtille und ſpäte Frucht von Heinrich's und Dianens Umgang zu ſein. Dafür ſprach die faſt mütterliche Zärtlichkeit, welche die Herzogin von Valentinois für Chaſtelard hegte. Wie ſehr es auch Katharinen kränken mochte, konnte ſie doch nicht verhindern, daß Pierre mit dem Dauphin Franz gemeinſchaftlich der Erziehung des Chevalier d'Anville übergeben wurde und dadurch als des künftigen Regenten Jugendfreund und Geſpiele einſt eine gar wichtige Perſon bei Hofe zu werden verſprach.

Dem damals ſo verworrenen Stande der Dinge zufolge zerfiel der Hof Heinrich's II. in nicht weniger als fünf Parteien, von denen jede nach Alleinherrſchaft, nach Uebergewicht über die anderen ſtrebte, und wenn ſich zeitweiſe zwei dieſer Coterien mit einander verbanden, ſo geſchah dies nur, wenn beide Theile dabei zu gewinnen hofften.

Die Anhänger Dianens ſtanden denen der Königin Katharina gegenüber, die mächtige Familie der Montmorencys dem Geſchlecht der Guiſen.

Der Marſchall von St. André mit ſeiner Verwandtſchaft war der Königin ergeben, welche ſich auch mit den Guiſes verbündet hatte, indeß die Montmorencys zu Dianen hielten.

Mochte Dianens perſönlicher Einfluß auf den König nun auch wirklich größer als der Katharinens geweſen ſein, ſo war doch wiederum der Einfluß des Hauſes Guiſe den Montmorencys um ſo mehr überlegen, als des alten Claudius von Guiſe Tochter, Maria, die Gemahlin Jakob's V. von Schottland war, mithin war Maria Stuart, Jakob's V. und Mariens Tochter, nunmehr Braut des Dauphins, ſeine Enkelin. Außerdem ſollte König Heinrich's zweite Tochter, Claudia, mit Heinrich von Guiſe, Herzog von Lothringen, vermählt werden.

Zwiſchen dieſem endloſen Gewirr bewegte ſich der König nun umher, abhängig vom Einfluſſe Aller. Wie ſehr Frankreich darunter leiden mußte, iſt um ſo leichter zu begreifen, als ſich zu dieſer Unordnung noch das trotzige Hugenottenthum, der große Glaubensſtreit geſellte, welcher Frankreich nicht allein, ſondern die ganze damalige Welt zu unterwühlen begann, welcher dem ruhm- und herrſchgierigen Adel zur Handhabe für ſeine ſelbſtiſchen Pläne diente, ſeinem geheimen Unabhängigkeitstriebe eine höhere Idee zum gleißenden Schilde gab.

Jakob V. von Schottland, nach zahlloſen Liebſchaften zuerſt mit Madeleine von Frankreich, und nach deren raſchem Ableben mit Maria von Guiſe vermählt, war dem Gram über die ausgebrochenen Kämpfe zwiſchen Calviniſten und Katholiken, namentlich aber der Feindſchaft Heinrich's VIII. von England erlegen. Ohnedies von ſchwachen Geiſteskräften, ſtarb er wenige Wochen nach Maria Stuart's Geburt, und hinterließ ſeiner Wittwe und dem Säuglinge das traurige Loos, ſein rauhes, von Parteien geſpaltenes Volk zu regieren und einen ſtörriſchen Adel zu bändigen.

Maria Stuart hatte kaum die Welt erblickt, als die Verleumdung ſchon gegen ſie ihre giftige Zunge reckte, um ſie als ein ſchwächliches Kind auszuſchreien, das nicht leben bleiben könne. Die Königin-Mutter ließ vor den hämiſchen Augen Sadler's, des engliſchen Geſandten, das Kind aus den Windeln nehmen, ſo daß dieſer ſehr bedauernd dem ungeduldigen Heinrich VIII. ſchreiben mußte: „daß die junge Königin doch ein ſehr kräftiges Kind ſei!"

Maria Stuart ward ein Jahr ſpäter zu Stirling gekrönt, und Graf Arran trug, als nächſter Verwandter, hierbei die Krone.

Das Parlament ernannte Bevollmächtigte, um über Leben und Erziehung der kleinen Monarchin zu wachen, und ſetzte der Königin-Mutter den Grafen Arran, den Kronenträger, als Gouverneur und Vormund an die Seite.

Zu Stirling verlebte die kleine Regentin Maria nun die erſten fünf Jahre und ahnte nicht, daß ihre Mutter wie eine Löwin gegen die ehrgeizigen Pläne Arran's, die wachſende Keckheit des Calviniſmus, die Widerſetzlichkeit des Edinburgher Parlaments, beſonders aber gegen die Anſtrengungen kämpfen mußte, welche Heinrich VIII. theils mit Liſt, theils mit Gewalt erhob, um die junge Königin in ſeine Hände zu bekommen, ſie ſeinem Sohne Eduard (nachmals der Sechſte) zu verloben und Schottland ſo an England zu bringen.

Nachdem Heinrich ſeit der kleinen Maria Geburt alle Minen zu dieſem Zwecke ſpringen laſſen, ja ſelbſt ſchon einen Heirathsvertrag erzielt und dann gebrochen hatte, verwickelte er die herrenloſen Schotten in einen Krieg voll Hinterliſt und Verrath, bis ſich Maria von Guiſe, nach der unglückſeligen Schlacht von Pinkiefield, gezwungen ſah, das königliche Kind zu größerer Sicherheit nach dem Menteithkloſter zu bringen. — Durch Heinrich immer mehr bedrängt, blieb der armen Königin-Mutter nichts Anderes übrig, als die Hülfe Derer anzurufen, die ihr von Natur aus nahe ſtanden. Sie hatte daher insgeheim die Hand der kleinen Maria dem König Heinrich II. von Frankreich für ſeinen Sohn, den Dauphin Franz, angetragen, was ſehr bereitwillig angenommen wurde, und in Folge deſſen 6000 Franzoſen zu Leith landeten. Dadurch hielt Maria von Guiſe plötzlich das ſchottiſche Parlament im Schach, erlangte von ihm die Genehmigung zu Mariens Heirath mit dem Dauphin Franz, und lähmte den Druck, welchen England nach dem Tage von Pinkiefield auf die Grenzen übte. Endlich führte ſie Marien nach Dumbarton-Caſtle und traf Vorbereitungen, dieſelbe nach Frankreich zu dauernder Sicherheit und fernerer Erziehung zu bringen. Inzwiſchen war Heinrich VIII. von England geſtorben, und Protector Somerſet's Hände blieben nicht frei genug, um Schottland ernſtlich zu bedrohen.

Trotzdem ſich Gouverneur Arran als ganz unfähig zu den Geſchäften erwies, und die Königin-Mutter Alles anwendete, ihn zu entſetzen, gelang ihr dies doch nicht, ja, ſie mußte ſogar in einen Vergleich mit ihm willigen, der ſeine vormundſchaftlichen und politiſchen Rechte neu zu ſtärken ſchien. Der einzige Vortheil, den ſie gegen ihn erlangt hatte, war, daß durch die vom Volke gebilligte Verlobung Mariens mit dem Dauphin Arran's ehrgeizige Abſichten vernichtet worden waren, welcher nichts Geringeres im Sinne hatte, als der kleinen Königin ſeinen eigenen Sohn zum Gemahl aufzunöthigen.

So ward Maria Stuart, ſechs Jahr alt, Ende Juli 1548 dem Marſchall de Brèze, dem geſchiedenen Gemahl Dianens, übergeben, und landete, von ihren vier Marien (Maria Fleming, Maria Seyton, Maria Leslie, Maria Lenox) und einer natürlichen Tochter ihres Vaters Jakob, die alle in gleichem Alter mit ihr waren, begleitet, in Breſt, wurde von Heinrich II. und Katharinen feierlich bewillkommt und nach St. Germain gebracht, wo wir ſie bereits in erſter jungfräulicher Blüthe getroffen haben.

Die Königin-Mutter lebte indeß fern von ihrem Kinde zu Edinburgh und hatte das Erbe Mariens vor Arran's Ränken und der Eigenmächtigkeit des Parlaments zu vertheidigen. Die Stellung Maria's von Guiſe wurde nachgerade aber immer unleidlicher und beſtimmte Heinrich II., den Schotten mit Krieg zu drohen, wenn Arran nicht endlich entſetzt würde. Dieſe Drohung, verbunden mit dem Umſtande, daß in England Maria die Katholiſche den Thron beſtiegen, alſo der Calvinismus von zwei Seiten bedroht war, zwang das ſchottiſche Parlament, Arran ſeiner Würden zu entlaſſen und Maria von Guiſe unter der Bedingung zur Königin-Regentin zu machen, daß ſie „die neue Lehre" gewähren laſſe. Dies that ſie denn auch, trotzdem ſie eifrige Katholikin war, mit großer Treue, um das aufſäſſige Volk nicht noch mehr zu reizen und ihm die Rechte ihrer Tochter nicht zum Opfer zu bringen.

Maria Stuart hatte inzwiſchen unter den Händen der frommen Schweſtern von St. Germain ſowohl die ganze Fülle ihrer holden, Alles bezaubernden Körperreize, wie ihre geiſtigen Kräfte entwickelt. Die Lehren der katholiſchen Kirche waren tief in ihr weiches Gemüth geprägt, das mit poetiſcher Schwärmerei die bunte Welt der Wunder und Ideale erfaßte, welche in den zahlreichen Legenden und Sagen der Heiligen und Märtyrer ihr geboten war. Man hatte dies Mädchen mit Allem ausgerüſtet, was es zur Wiederherſtellerin der katholiſchen Kirche in Schottland machen konnte. Nun, nach der erſten Zuſammenkunft mit Dauphin Franz, nach der perſönlichen Verlobung Beider, ward die junge Königin, wenn auch der Kloſterzucht nicht ganz entrückt, ſo doch den Hofkreiſen, den äußeren Beziehungen des Lebens näher gebracht. — Maria hatte ungewöhnlich viel Kenntniſſe; die griechiſchen und römiſchen Claſſiker, die Kirchenväter waren ihr bekannt, doch bei alledem hatte ſie einen ſo vorwiegend kindlich-naiven Sinn, eine ſo volle, ſprudelnde Lebensfröhlichkeit, einen ſo ſchalkhaften Witz, welcher ſchlug, ohne wehzuthun, daß ſie ſich bald in der bunten, wirren Welt des Hoflebens zurechtfand und bezaubernd auf Alle wirkte, die ihr nahe kamen. Dieſe wunderbar leichte, ſchillernde Seele, dieſes ſonſt ſo große Gut, die Welt durch das bunte Glas der Schwärmerei zu betrachten, Allem einen ſchwunghaft romantiſchen Anſchein abzugewinnen, war der eigentlichſte Urgrund zum ganzen Unglück dieſer ſchönſten aller Frauen, die je Kronen trugen.

Um Schottland zu regieren, dazu gehörte ein kalter, klarer Blick, ein Erkennen der in reformiſtiſchen Wehen liegenden Zeit, ferner feſte Grundſätze des Handelns und eine männliche Fauſt. Maria Stuart kannte das Kloſter, den Plato, Ronſard's Oden und die ganze ſchimmernde Welt eines Ritterthums, das mit jedem Tage mehr zuſammenbrach und ein ſolcher Schemen ward, daß derſelben Maria Enkel, König Karl I., im Kampf um ihre unhaltbaren Rechte Reich und Leben verlor.

In Frankreich erzogen, unbekannt mit ihrem Volke, ihrem Reiche, war Maria ganz Franzöſin, leichtblütig, am Glanze hängend. Bei dieſer Charakteranlage wäre es nun kein Wunder geweſen, wenn ſie durch die Cliquen des ſittenſchwachen Hofes recht von Grund aus verdorben worden wäre, und viele Schriftſteller, begreiflicher Weiſe am heftigſten die calviniſtiſchen Apoſtel Schottlands, haben es geradezu behauptet. Dies war aber nicht der Fall. Ihre eigene Romantik ſchützte ſie davor; ferner trat ſie aus dem Kloſterleben erſt, als ſie ſich verheirathete. Die tiefe, hingebende Neigung zu dem Dauphin, der Zauber der erſten und befriedigten Liebe hatte an ſich ſchon eine makelloſe Reinheit, daß, mochte der Hof ſonſt ſein, wie er wollte, es lächerlich iſt, bei Marien von einer Sittenvergiftung zu ſprechen.

Dauphin Franz und Maria ſtanden unter ſo ſpecieller Obhut der Guiſen und Katharinens, lebten in einer ſolchen Paradieswelt für ſich, daß ihnen nur der Duft und der äußere Farbenſchmelz der höfiſchen Welt zukam, ſie aber vor der innern Fäulniß dieſer Kreiſe ganz bewahrt blieben. Beide in ihrer Kinderidylle zu erhalten, war indeß gerade das Gefährliche für ihre Zukunft, war ein tief angelegter Plan Katharinens wie der Guiſen. Dieſe ſahen nämlich voraus, daß ihnen die künftige Herrſchaft über Frankreich und Schottland um ſo gewiſſer war, je mehr ſie beide Liebende in dieſem Schäferglück voll ewigen Maienduftes und Nachtigallengeſanges erhielten. —

Boscoſel Chaſtelard's Leben hatte ſich aber ſeit jenem erſten Rendezvous zu St. Germain in entgegengeſetzter Weiſe geändert. —

Ein Blick auf die liebreizende Trägerin des Roſenkranzes, Maria Stuart, hatte genügt, ſein junges, zügelloſes und leidenſchaftliches Herz mit der raſenden Gluth der erſten Liebe zu entflammen, die um ſo verzehrender war, als er ſich durch ſeinen glücklichen Nebenbuhler, den Dauphin, in Schatten geſtellt ſah, und in dem hohen Range Mariens eine Schranke erblickte, die nie zu entfernen war.

Chaſtelard gehörte aber ſeinem ganzen Weſen nach jener Gattung ſchwungvoller, gewaltſamer Charaktere an, denen das größte Hinderniß nur zur Steigerung ihrer Wünſche beiträgt, Menſchen, deren unbezähmbar jähe Leidenſchaftlichkeit ſie zu Verheerern ihres eigenen Geſchlechts machen müßte, wenn nicht die Natur ihnen in ihren eigenen

Wünſchen einen Damm, ein Danaidenſieb gegeben hätte, deſſen Füllung ſie aufreibt, einſeitig, unſchädlich und zum Werkzeug kälterer und ſchlauerer Menſchen macht.

So aufrichtig Boscoſel den Dauphin an ſich liebte, eben ſo ſehr haßte er ihn in Betreff Mariens, und jedes Billet-doux, das er ihr als Liebesbote Franzens bringen mußte, jeder freundliche Blick, den dieſes braune Auge, jedes Lächeln, das dieſer holde Mund ihm ſchenkte, war Zündſtoff für ſeine Leidenſchaft, erweiterte die Kluft zwiſchen ſeinem königlichen Freunde und ihm, ließ ihn den Abſtand zwiſchen dem Sohn und dem Baſtard eines Herrſchers begreifen, und je elender er ſich fühlte, deſto phantaſtiſchere Pläne, deſto unnatürlichere Gedanken gebar ſein Hirn, um eine Möglichkeit zu erblicken, Maria Stuart einſtmals zu erringen.

Boscoſel verheimlichte dieſe Gedanken und Empfindungen ſorgfältig vor der Welt, war Herr ſeines Wortes wie ſeiner Miene, ward ernſter von Stunde zu Stunde und verſchloſſener. Die vernünftigſte Idee, welche ſein unglücklicher Zuſtand in ihm erzeugte, war, da die Geburt es ihm verſagt hatte, den Dauphin zu überflügeln, ſich durch ſtaatsmänniſche Fähigkeiten und kriegeriſche Ehren zum erſten Mann an Franz II. künftigem Thron zu machen, vielleicht ſogar die Zügel zweier Reiche: Schottlands und Frankreichs, zu führen, und, wo nicht Mariens Liebe, mindeſtens ihre Bewunderung zu erringen. Mit raſtloſem Eifer warf er ſich auf alle Studien, die ſeinem Zwecke nöthig waren, ſchmuggelte ſich in's Getriebe der Parteien, der Hofintriguen, in die geheimen Pläne der Fürſtenhäuſer ein, und galt bald für den gewandteſten jungen Mann in Handhabung von Geſchäften.

Wenn auch allen Uebrigen, blieb doch Marien nicht ganz verborgen, was in Chaſtelard's Seele vorging. Bei der innigen Liebe zu Franz fiel ihr nicht im entfernteſten ein, Boscoſel zu begünſtigen, ja, es war ſogar etwas an ihm, was ſie von ihm zurückhielt. Andererſeits hatte ſie ihn aber gern, weil ſie ſeine Freundſchaft für Franz und deſſen herzliche Neigung zu ihm kannte; auch iſt es Mariens unerfahrener Jugend wohl zu verzeihen, wenn ſie, bisher im Kloſter erzogen, von Boscoſel's verſtohlen gehegter, romantiſcher Gluth ſich geſchmeichelt fand und ihn zugleich ob des Mißgeſchicks ſeiner Stellung bemitleidete.

Schließlich muß man bedenken, daß die Zeit noch nicht ganz verſchwunden war, wo außer dem Gatten oder Geliebten auch noch ein anderer Mann einer Dame öffentlich ſeine Verehrung erweiſen konnte, ohne deß dabei etwas Schimpfliches war. Ob dieſe freie Sitte in vielen Fällen nicht doch zur Unſittlichkeit führte, bedarf hier ſicher keiner Antwort. Bei Marien aber, dieſer jungen Seele, hatte das noch ganz die platoniſche Weihe und Reinheit verklungener Tage, und lächelnd nannte ſie Boscoſel ſelbſt oft genug vor Allen „ihren trotzigen Paladin‘. Sie nährte aber dadurch ſeine Leidenſchaft noch mehr, vor der ſie ſich wohlweislich gehütet haben würde, hätte ſie dieſelbe in ihrer ganzen Stärke, hätte ſie überhaupt Boscoſel's eigenſüchtig zügelloſen Charakter beſſer gekannt.

Endlich ward die Vermählung Maria Stuart's und des Dauphins im Frühlingsanfang des Jahres 1557 mit ſolenner Pracht gefeiert, und die junge Königin nahm, ihrem hiſtoriſchen Rechte zufolge, den Titel einer Königin von Schottland und England an. Es war, als hätte das Geſchick Marien beſtimmt, die drei Kronen der größten nordiſchen Seereiche, ſo Diſtel mit Ginſter und Lilie zu vereinigen, denn Schottland gehörte ihr laut directer Erbſchaft, Frankreich wurde einſt Beſitz ihres Gemahls, und die Ehe der Königin Maria von England mit dem Infanten Don Philipp von Spanien war kinderlos. Mit ihrem Ableben fiel daher die Krone, weil Heinrich VIII. und Anna Boleyn's Tochter, Eliſabeth, als Baſtard galt, auf die franzöſiſch-ſchottiſche Seitenlinie und deren Geſammtträgerin Maria Stuart. — Wohl nie ſchien ein Parteitriumph größer, als der, welchen das Haus Guiſe und Katharina von Medicis am Hochzeitstage Maria Stuart's feierten. Keine Seele mochte aber ahnen, daß all' dieſe reichen Hoffnungen nach und nach zuſammenſchmelzen ſollten zu einem kleinen, letzten Pulsſchlag, der auf dem Block im Keller zu Fotheringhay vertönte.

Alles war damals in Paris Wonne und Freude. Tanz, bunte Aufzüge, Feſtſpiele, Ronſard'ſche Lieder, Ringelrennen und Falkenbeize wechſelten in bunter Luſt, und Allem voran war Maria Stuart mit dem geliebten Dauphin, den treuen Paladin Chaſtelard hinter ſich, „der Stern aller Frauen, die Sonne der Ritterſchaft, allbelebend und entzückend". — Was Boscoſel in dieſen Tagen litt, welche heimlichen Thränen der Wuth und Verzweiflung, des Haſſes und Neides er geweint, welch' wilde, traumkranke Nächte er verbracht, mag Der ermeſſen, deſſen Jünglingszeit je wund lag an einer verzehrenden, unüberwindlichen Liebe. Chaſtelard's wagehalſige Tollheit überſtieg damals allen Glauben und weckte das Staunen und die Bewunderung des ganzen Hofes.

Dem jungen erlauchten Paare war, der geheimen Abſicht Katharinens und des alten Claude von Guiſe gemäß, ein eigener, ganz abgeſonderter Hofſtaat gegeben worden, der aus d'Anville als Hofmarſchall, Boscoſel als erſtem Kammerherrn, der kleinen Papillon wie den vier ſchottiſchen Marien als Hofdamen, wie der Gräfin d'Andelot als Hofmeiſterin, daneben aus einigen Cavalieren, Prälaten und einer kleinen Hofkapelle beſtand.

Unter den ſchottiſchen Lords und Edelleuten, die Mariens Mutter, die Königin-Regentin, und das Parlament von Edinburgh zur Vermählung ihrer Königin geſendet hatten, befanden ſich als Repräſentanten alle Die, welche mit dem ſchottiſchen Königshauſe verwandt waren. Die Geſchlechter der Grafen von Lenox, Hamilton, vor Allem die Douglas waren in ihren Häuptern vertreten, nur Arran fehlte aus leicht erklärbaren Gründen. Niemand ſtand aber der jungen Königin näher, als Jakob von St. Andrew, Sohn Jakob's V. und der Ladi Erskine, nachmals Gemahlin des Grafen Archimbald Douglas, Mariens Stiefbruder. Er war ein feiner, etwas kalter, mehr geiſtreicher, als ſchöner Mann, deſſen unnachahmliche Höflichkeit und Zuvorkommenheit aber Marien ganz einnahm. Die arme kleine Schottenkönigin hatte bisher nie das Gefühl der Geſchwiſterliebe beſeſſen, warum ſollte ſie nicht ihr Vertrauen und ihre Zuneigung einem Manne ſchenken, der ſo liebenswürdig und offen, wenngleich nur ihr Stiefbruder war? — Neben ihm glänzte Graf Morton, auch der ſchwarze Douglas genannt, ein Mann von ernſtem, ſchönem Angeſicht, etwas melancholiſch, dem das pechſchwarze Locken- und Barthaar ſo eigen, ſo zauberiſch zu den bleichen, feinen Zügen der gewölbten, großen Stirn ſtand. Zwar hatte er einen kleinen Buckel, trotzdem aber fanden ihn die Damen intereſſant, wozu noch kam, daß er der tapferſte und mächtigſte Mann in Schottland, das Haupt der Calviniſten, und Knox', wie Buchanan's perſönlicher Freund war. Dieſen Mann zu fangen, ihn und St. Andrew auszuzeichnen, war alſo ein wichtiges Geſchäft für die Guiſen; es verhieß aber nur wenig Erfolg, da „die Schotten kalt wie Stahl" waren. Der jetzt vierzehnjährigen Papillon, die ſich ſchnell zu einer kleinen, ſchwellenden Schönheit ausgebildet hatte und mit funkelndem Witz Alles erheiterte, war es aber vorbehalten, ſich in den ſchwarzen Douglas zu verlieben und ihn in ihren ſchalkhaft verführeriſchen Netzen zu fangen.

An Mariens und Franzens Hochzeitstag ward alſo zugleich die Verlobung der Königin Papillon und des ſchwarzen Douglas gefeiert. — Die Geiſtlichkeit jubelte im Stillen, denn der ſchottiſche Calvinismus lag in ſeinem Haupthelden nunmehr in den Händen eines kleinen, närriſchen Dinges, das eine treue Tochter der Kirche war.

Der franzöſiſche Adel ſendete ſeine Zierden zum Gefolge des Eidams nach Paris, und es ward beſchloſſen, ein Turnier zu halten, in dem die ganze Herrlichkeit eines Ritterthums entfaltet werden ſollte, das ſeinem wahren Sinne nach nicht mehr beſtand und längſt in ränkeſpinnendem Höflingsgeiſte oder hugenottiſch-politiſchem Sonderzwecke erſtickt war.

Und doch glühte Alles, was ein Wappen trug, dieſem glänzenden Spiel entgegen; ſchon wurden auf dem Platze des Schloſſes Tournelles die Palliſaden gezogen, die Tribünen errichtet. Waffenſchmiede, Juweliere und Schneider hatten vollauf zu thun, und die Cavaliere erbaten ſich bereits Liebespfänder und Talismane, um „hoch zu Roß das Zeichen ihrer Dame“ zu Kampf und Sieg zu tragen.

Der König ſelbſt, ganz gemacht zu ſolchen Schauſpielen, der alte Herzog Claudius von Guiſe, ſein Sohn, der berühmte Franz von Aumale mit der Wunde, der Herzog von Savoyen und die Herzöge von Ferrara und Nemours waren es, welche die Bahn hielten (les tenants). Alles glühte, Alles ſchmückte ſich, man war „aus dem Häuschen“. —

Bei alledem ſahen ſich die wilden Vorbereitungen, die todesmuthigen und überſchwänglichen Sinnſprüche, welche der Adel zum Kampf wählte, gefährlicher an, als die ganze Sache in Wahrheit war. Das Schauſpiel war keineswegs ein Kampf auf Leben und Tod, etwa eines jener alten, guten Turniere, wo man nicht zufrieden war, wenn nicht ein Dutzend edler Recken, den Speer im Leibe, hinausgetragen wurde.

Jene mörderiſchen und rohen Spiele, bei welchen die Gewalt des Lanzenſtoßes, der plumpe Anprall des Pferdes Alles entſchied, ja ſchließlich ſelbſt Schwert und Streitbeil, Kolben und Gnadendolch der Schlächterei die Krone aufſetzten, waren längſt, als zu roh für den damaligen Bildungsſtand, außer Brauch gekommen. Der Kampf mit Hiebwaffen war in die Feldſchlacht verwieſen und ſeit der Zeit für den Adel keine Ehre mehr, als man mit Söldnern in's Feld zog, ſeit Feldſchlange und Hakenbüchſe ihre polternde Unterhaltung in der Schlacht hielten.

Die Lanze allein verblieb noch dem Ritter, und da es bei dem Rennen nicht auf den Tod des Gegners, ſondern nur darauf ankam, daß die Lanze des Andern ſplitterte, oder man ihn bügellos machte, ſo wurde nur en courtoisie, das heißt mit Lanzen ohne Spitzen, geſtochen, und die Gewandtheit des Körpers, die Dreſſur und Beherrſchung des Pferdes, — die Finte war die Hauptſache. Daß dabei

Unglück genug geſchehen konnte, einige zerbrochene Rippen und Schlüſſelbeine in den Kauf kamen, verſtand ſich von ſelbſt, ſchließlich blieb aber die Blamage des Verlierenden die ſchmerzhafteſte und meiſtens einzige Pointe des Kampfes.

Ganz Paris brannte ſo auf denſelben, daß der Trauungsact wie alle übrigen vorhergehenden Feſtlichkeiten nur geringes Aufſehen machten. Endlich war der erſehnte Tag da.

Vom erſten Stock und von dem Balkon des alten Tournelles reichte eine Tribüne für den Hof bis auf die äußere Schranke des Platzes hinab, die ihn in weitem Oval umfaßte. Dieſe Palliſaden umdrängte das Pariſer Volk, welches ſchon vor Tage von jedem Zoll Raumes Beſitz genommen hatte. — Die Tournierbüttel und Schweizer boten bereits alle Kraft ihrer natürlichen Grobheit auf, um den jauchzenden Plebs in Ordnung zu halten. Auch die Fenſter der Häuſer ringsum waren dicht mit geputzten Leuten beſetzt, ſelbſt die Dächer theilweiſe abgedeckt, damit zwiſchen Himmel und Erde ja Alles benutzt ſei, was dem Auge einen Anblick dieſes Feſtes gewähren könnte.

Es war acht Uhr Morgens und der herrlichſte blaue Himmel, der heiterſte Sonnenſchein, als drei Karthaunenſchläge den Beginn der Feſtlichkeit verkündeten.

Der Hof erſchien und füllte die breite, mit Teppichen geſchmückte Tribüne, in deren Mitte Katharina von Medicis, ihr zur Rechten Maria Stuart, ihr zur Linken die Großherzogin von Savoyen Platz nahmen.

Um ſie drängte ſich ein Kranz blendender, juwelenſtrotzender Frauen, Kämmerer, Marſchälle oder älterer Herren des Hofes, die dem Vergnügen, auf den Sand geſetzt zu werden, bereits entſagt hatten. Weiterhin, an einer Seite der erſten Reihe ſaß Diana von Poitiers, immer noch ſchön und bezwingend, „die Allſiegerin", warf ihre feurigen Augen ringsum und verneigte ſich mit ſpöttiſchem Lächeln gegen Katharina, die ihren Gruß nicht erwiederte.

Fanfaren erſchollen, und die königliche Leibgarde zu Pferde, aus jungen Edelleuten gebildet, geführt von dem greiſen Montgomery, des Connetable Montmorency Schwager, umritt langſam den innern Raum der Arena, die Muſik voran. Darauf folgten die Herolde, die Turnierknechte und Adelsmarſchälle. Demnächſt erſchien der König allein, in ganz vergoldeter Rüſtung, auf dem Helm die Krone, aus der die Lilie entſprang. Ihm folgten in einer Reihe der Dauphin, die Prinzen Karl und Heinrich und der Herzog von Savoyen. Nach dieſem die Herzöge von Nemours, Ferrara und — die Montecchi und Capuleti Frankreichs, die Guiſen und Montmorencys mit ihren Söhnen und Vettern, gehüllt in ihre Farben, mit mancherlei Sinnbildern und Deviſen auf den Schildern. Ihnen nach zog noch ein blitzender Pfauenſchweif von Edelleuten, unter ihnen Chaſtelard in ſchwarzer Rüſtung, mit der ſchottiſchen Diſtel und der Deviſe im Schilde: „Sie ſticht!“

Vom Volke mit Jubelgeſchrei, von den Damen mit wehenden Tüchern begrüßt, umzogen ſie den innern Raum, und nachdem der erſte Herold das Turniergeſetz verkündet, gab Königin Katharina das Zeichen zum Beginn des Spiels.

Alle verließen die Schranken.

Nach kurzer Pauſe ſchmetterte die Fanfare, der König ritt ein, hinter ſich den Dauphin, um das Spiel zu eröffnen.

War es kecke Herausforderung des Schickſals, daß Beide Spitzen auf den Speeren hatten? — Vater gegen Sohn? — Es war ſo ernſt wohl nicht gemeint, es galt nur à tourner au bouquet, ein Blumenrennen.

König Heinrich begab ſich an die Tribüne zu Katharinen, welche unterhalb der Spitze ſeiner Lanze einen kleinen Kranz rother Roſen anſteckte, indeß Maria Stuart einen Kranz weißer Roſen unter der Lanzenſpitze des Dauphins befeſtigte.

Beide Kämpfer verbeugten ſich, ritten an's Ende der Schranke, ſtellten ſich einander gegenüber, und die Muſiker ſpielten eine luſtige Weiſe.

Der Sieg gehörte dem, welcher des Gegners Kranz vom Schaft ſtach.

Das Spiel war eben ſo anmuthig wie beluſtigend. Ungemeine Geſchicklichkeit war Alles. Gefährlich blieb es nur in ſofern, als die Hitze die Streitenden verleiten konnte, die Lanze zu ſehr zu ſenken.

Mochte die Jugend ihn behender machen, kurz, dem Dauphin gelang es, mit haſtigem Stich ſeinem hohen Vater den Kranz zu entreißen, doch raſch den Renner wendend, ließ er beide Kränze von ſeinem Schaft auf den Helm des Königs gleiten, eine Galanterie, die ebenſo von des Sohnes Geſchicklichkeit wie Beſcheidenheit Zeugniß gab. Der König, ein wenig ärgerlich, war doch über dieſe Huldigung höchſt erſtaunt, und unter donnerndem Beifall der Menge warf er den Speer fort und umarmte den Sohn.

Nunmehr begann das eigentliche Speerrennen ohne Spitze. In wenigen Minuten ward eine Schranke in der Mitte der Arena aufgerichtet, die den Raum in zwei Theile theilte und bis an den Leib der Pferde reichte.

Der König hielt nunmehr gegen ſeinen Schwager, den Herzog von Savoyen.

Bei dieſem Turnier wurde die ſtumpfe Waffe auf den Körper des Gegners gerichtet, und wenn die Waffe ſplitterte oder der Stoß geſchehen war, gebot es die Sitte, den Speer loszulaſſen oder fortzuwerfen, damit die Kämpfenden ſich nicht verwickelten oder wider die Abrede verletzten.

Wenn man erwägt, daß jeder der Reiter ſein Pferd kunſtgerecht zu regieren, mit dem Schilde den Stoß abzuwehren, ſeine eigene Waffe zu gebrauchen und ſie, wenn der Stoß geführt war, rechtzeitig zu entfernen hatte, dies alles aber im Zeitraume einer einzigen Secunde beachtet werden mußte, kann man vor der Kaltblütigkeit wie Gewandtheit der Kämpfer nur die höchſte Achtung haben.

Beide Streiter rannten auf das Signal. Der König hatte diesmal mehr Glück, Savoyens Speer zerſplitterte bis zum Heft an des Königs Schild, und der Herzog wankte vor dem königlichen Stoß im Sattel.

Darauf forderte der Monarch, deſſen Blut nachgerade in Wallung kam, den Grafen de Lorges, Montgomery's Sohn, eines der tapferſten Glieder des Hauſes Montmorency, heraus.

Beide rannten — de Lorges ward bügellos!

Es ſchien, als ſollte der Preis des Tages dem König zufallen.

Auf dringendes Bitten der Königin hielt nun der König ein wenig inne und ließ den Platz den Anderen.

Der alte Claude von Guiſe mit dem Connetable von Montmorency ſtellten ſich. — Hie Welf, hie Waiblingen — der Connetable kam aus dem Sattel!

„Die Montmorencys haben heute Unglück!“ lachte Katharina und ſandte einen ſpöttiſchen Blick hinüber, wo die Herzogin Valentinois mit ihrer Clique ſaß.

Paar um Paar ritten auf einander, die Parteileidenſchaft kam zu gekränkter Ehre, ſchon waren einige Verletzungen vorgefallen.

Chaſtelard hatte eben Franz von Guiſe, den erſten Helden Frankreichs, ſattelräumig gemacht, ein Jüngling einen Mann, es war ein Skandal! Diana von Poitiers lachte nunmehr höhniſch hinüber zu Katharina und den Guiſen.

Graf de Lorges, empfindlich über die erſte Blamage, hatte in der Hitze geäußert:

„Ich habe vor der Krone gewankt, nicht vor Heinrich's Speer.“

Dienſtfertige Zungen hatten es dem König hinterbracht, und wiewohl noch ganz erſchöpft von dem dreifachen Gang, forderte er perſönlich mit lauter, zorniger Stimme den Grafen de Lorges und ſagte:

„Einer von uns muß auf den Grund!“

Kein Bitten der Königin, keine Vorſtellungen des Hofes halfen.

Der Dauphin, alle Guiſen wollten für ihn rennen, wüthend befahl er, den Raum frei zu machen.

Todtenſtille, lähmende Angſt ſtreckte ihre kalten Flügel über die glänzende Verſammlung.

De Lorges, ſeine Aeußerung tief bereuend, ritt auf den König zu, ſchwang ſich vom Pferde und nahte ſich kniebeugend dem Monarchen, eine letzte Verſtändigung ſuchend.

„Majeſtät, erſparen Sie Ihrem armen Diener die Furcht, ſich nochmals Ihrer geheiligten Perſon entgegenſtellen zu müſſen. Erſparen Sie mir die furchtbare Wahl zwiſchen Dem, was mir meine Ehre und meine Ehrfurcht gebietet, ich kann unbeſonnen, doch nie ein ſchlechter Vaſall ſein."

„Leere Ausrede, Graf!" knirſchte der König, „ich hab's geſagt, Einer von uns räumt das Pferd, haha! Ihr braucht Herrn Heinrich's nicht zu ſchonen!"

„Majeſtät, Gnade!" und in unerklärbarer Angſt nahte ſich de Lorges nochmals dem Monarchen, ein paar Thränen lieſen ihm über die Wangen.

„Hoho, weint Ihr gar vor Angſt? Ein Montgomery!?"

Das war zu viel!

„Nein, bei der Höllenſtrafe, ich weine nie!" Mit einem Satz war de Lorges im Sattel.

Umſonſt, daß der Marſchall von Vieilleville dazwiſchen ritt und den König anflehte, er möge abſtehen, ihm habe geträumt, dies Turnier ſei dem König verderblich. Der König war blind, de Lorges auf's Blut erbittert.

Mit ſchneidendem Ton befahl der König dem Herold, das Zeichen zu geben.

Die erſte Fanfare ſchmetterte, der Raum ward leer.

Die zweite Fanfare erklang, die Kämpfer ſtellten ſich.

Der dritte Trompetenſtoß — und knirſchend trafen ſie auf einander.

Eine Staubwolke wirbelte empor — ein Wälzen — ein furchtbarer Schrei.

„Wer? — Wer iſt gefallen?"

Allmächtiger Gott! De Lorges kniet ächzend, händeringend auf dem Sande, neben ihm dehnt König Heinrich ſich im Todeskampfe. Die Waffe des Grafen hat ihm den Helm geſprengt, und der Lanzenſplitter drang durch ſein Auge in's Gehirn!

Ein allgemeines Geheul des Entſetzens.

„Der König ſtirbt!"

Man bringt den armen Monarchen hinweg. „De Lorges iſt nicht ſchuld, nur ich!" hat er noch gerufen.

Die Montmorencys verlaſſen gebeugt die Bahn, bleich geht das Volk auseinander.

Der Hof, erlahmt vor Schreck, zieht ſich ohne Ceremoniell zurück.

Das war das letzte Turnier in Frankreich, es koſtete einem Fürſten das Leben.

Vom Turnierroß aus beſtieg der Dauphin, jetzt Franz II., den Thron.

Das Schloß Tournelles wurde, nachdem der König in St. Denis beigeſetzt war, geräumt. Katharina von Medicis ließ es niederreißen, daß kein Gedächtniß dieſes Tages bliebe! —

Wer heute in Paris über die Place Royale geht, denke an Heinrich II., dort ſtand Tournelles, dort ſank er auf den Grund, ein Opfer ritterlicher Spielereien.

Viertes Capitel.

Der blutige Ausgang des Stechens von Tournelles hatte mit einem Schlage alle Verhältniſſe des franzöſiſchen Hofes geändert, und eine neue Epoche im Leben unſerer Helden war angebrochen. — Der unerfahrene, faſt kindliche Jüngling, welcher einſt unter der Aufſicht ſeines Hofmeiſters verſtohlen die Geliebte geſehen, war nun König eines mächtigen Landes! — Welche Gedanken und Gefühle müſſen die Seele Deſſen dehnen, der aus der Sphäre ſeines jugendlich traumhaften Sonderlebens heraus mit einem Griff die höchſte irdiſche Macht, das Scepter erringt, um, ein kleiner Herrgott, die Geſchicke von Millionen zum Guten oder Schlimmen zu lenken. Aus der poetiſchen Stille, der trauten Enge ſeines Familienkreiſes, eines Glückes, welches alle Genüſſe reich vergoltener Liebe mit der Phantaſterei der nie getrübten Kindheit einte, ward Franz auf die ſteile Zinne des Daſeins geworfen, wo Alles gleich einer Windsbraut auf ihn einſtürmte. Sein bisheriges Leben, ſeine Erziehung waren derart geweſen, daß er jetzt nur mit Angſt und Beklemmung, mit unheimlichem Mißtrauen auf ſich ſelbſt blicken konnte, und in Allem, was er that, ſeine unerfahrene Jugend und Hülfloſigkeit bekundete. Er ſollte die Probe beſtehen, ſein bisheriges Menſchenglück mit der Herrſcherwürde zu vereinen, ohne Eins dem Andern aufzuopfern. Daß Franz dies nicht konnte, war klar, er entſagte daher ſeiner Regentenpflicht, um den Himmel in Mariens Armen nicht meiden zu müſſen, und überließ ſeiner Mutter, Katharina von Medicis, wie der Vetterſchaft der Guiſen das Regiment. Ihm genügte, im Staatsrath als ſtummer Zeuge zu ſitzen und unter die Beſchlüſſe, welche Mama gebilligt hatte, ſeinen Namen zu ſetzen. Das hieß aber nichts Anderes, als der Kirche größere politiſche Macht als ſonſt verleihen und dem Hugenottenthume ewigen Krieg erklären.

Die Montmorencys fielen, ſcheinbar mit um ſo größerem Recht, als auf einem ihrer Glieder der Tod König Heinrich's laſtete.

Diana de Poitiers verließ Paris, ging nach Anet, ihrem Landſitz, und ſtiftete daſelbſt ein Wittwenhaus. „Die Beſiegerin Amors, des Allbeſiegers“, ſtarb vergeſſen. Dem Sturz der Montmorencys iſt daher wohl der Umſtand zuzuſchreiben, daß ſich dies Geſchlecht in widerſtandsſüchtigem Zorne langſam den Hugenotten zuwendete.

Der Haß der ſiegreichen Katharina gegen daſſelbe war ſo groß, daß ſelbſt Boscoſel entfernt werden ſollte; aber ein heftiger, ſonſt nie gekannter Wuthausbruch Franzens, als er es merkte, ſchien der Königin-Mutter bedenklich, und ſie ließ dem König lieber den ihr unbequemen Freund, als daß ſie ihre eigene Stellung in Gefahr brachte. — Boscoſel, deſſen heller Verſtand die Schwierigkeit ſeiner Stellung nicht verkannte, entfaltete aber ſo viel Takt, ſchien ſo anſpruchslos, machte ſich dem König und Maria Stuart ſo unentbehrlich, ſein Betragen war gerade in dieſer Zeit ſo gemeſſen, vorſichtig und berechnet, daß ſeine Gegner wirklich keine wunde Stelle fanden, um der Liebe des Königs für ihn einen Todesſtoß zu geben.

Trotzdem aber Franz II. das Regiment nicht führte, war doch jene Idylle größtentheils dahin, die er vordem durchträumt hatte. Mochte auch die ſtets inniger werdende Liebe zwiſchen Marien und ihm ungeſchmälert ſein, war's doch die Außenwelt, die Beide nicht mehr zu der vorigen Ruhe kommen ließ. Er war doch einmal König, und vom

Staatsrath, von den zahlreichen Bitten und Anforderungen, die perſönlich an ihn geſtellt wurden, ſchien ſein nie ſehr hervorragender Geiſt genug geplagt, um in ſein Schäferglück einen erheblichen Mißklang zu bringen. Paſſive Charaktere reißt jeder, ſelbſt der kleinſte Thätigkeitszwang auseinander.

Noch übler als Franz war Maria Stuart daran; nicht nur, weil ſie des Gatten ängſtliche Zweifel in Mitleidenſchaft zogen, ſondern ſie ihre eigenen Regentenſorgen hatte, die bei Weitem erheblicherer Natur waren, als jene des Gemahls, der doch ein Mann war.

Man kann ſagen, daß mit dem Speerſtoß, welcher König Heinrich's Leben ein Ende machte, die glückliche Zeit Maria Stuart's ein Ende hatte. Selbſt ihre bis dahin helle Jugend war in ſofern nicht ohne eine leiſe Melancholie, als ſie von ihrer Mutter getrennt war, deren hehres Bild, von Sehnſucht verklärt, ihr immer vor der Seele ſtand.

Eine ſüße, kurze Kindesluſt hatte die junge Königin empfunden, als Maria von Guiſe im Jahre 1550 Frankreich beſuchte, aber gerade, weil ihr damals, während ſie noch ſo ſehr in der Entwickelung war, die hohe, ſchöne Frau wie ein Bild aus Himmelsräumen erſchien und ſie die Mutter ſpäter und gerade zu einer Zeit vermiſſen mußte, wo ihr weibliches Daſein begann, ſie alſo dies heilige Band am meiſten zu würdigen vermochte, glühte die Erinnerung dieſer kurzen Kindesfreude um ſo gewaltiger in Maria Stuart's Bruſt.

Je mehr ſie nun, dem gepflogenen Briefwechſel gemäß, einſah, wie die Stellung ihrer Mutter von Tag zu Tag in Schottland ſchwieriger wurde, je tiefer ſie die zwiefachen Kränkungen, welchen dieſelbe ausgeſetzt war, und den Verfall des katholiſchen Glaubens in ihrer Heimath mitfühlte, deſto ſehnlicher mußte ſie wünſchen, daß ihrem mütterlichen Anwalt die Bürde des Regiments erleichtert würde, deſto mehr mußte ſie in das Getriebe der ſchottiſchen Angelegenheiten hineingerathen.

Dieſe Angelegenheiten aber hatten nun in der letzten

Zeit eine immer beängſtigendere Wendung genommen. Der Calvinismus breitete ſich täglich mehr aus. Die kecke Rückſichtsloſigkeit Knox' und Buchanan's mehrte ſich mit jedem Tage.

„Populus est rege praestantior et melior“ (das Volk iſt vorzüglicher und beſſer als der König) war der ſelbſtbewußte Grundſatz dieſer Propheten, und Jeder, der Adlige wie Bürgerliche, legte ſich denſelben aus, wie es ihm am beſten paßte, und ſchließlich kam es nur auf den Begriff des Volksthums an, den die verſchiedenen Parteien hatten. Alle ſpäteren Zeiten konnten zu dieſem Dogma nichts weiter fügen, als jene letzte Begriffsfeſtſtellung und die That.

Wenig Wochen nachdem Heinrich's II. klägliches Ende das Gemüth Maria Stuart's mit Grauen und Furcht erfüllt, die neuen Verhältniſſe ſie in den Strudel geräuſchvoller Veränderungen gezogen hatten, mußte ſie ſchon ſehen, wie der calviniſtiſche Adel Schottlands zu Stirling ſich verſammelte, gegen die Königin-Mutter offene Oppoſition machte, und nichts Geringeres beſchloß, als dieſelbe bei allen Fürſten Europas der Tyrannei und Schwäche anzuklagen. Dabei ſchrie Niemand mehr, als das tückiſche Geſchlecht der lieben Vettern von Arran, welche Rache ſchnaubten, daß ihr Throngelüſte ſo vergeblich ſie gekitzelt.

Maria von Guiſe hatte ſicher in der Duldſamkeit gegen die neue Lehre den Gegenbeweis der Tyrannei geliefert, und ihre Schwäche war einer Frau naturgemäß, welche unglücklich genug iſt, ohne Freund und Rather, ohne Anhalt und Schutz ein Volk regieren zu müſſen, das Luſt hat, gegen jede Art der Herrſchaft in die Schlachttrompete zu ſtoßen. Knox und Buchanan waren eben nicht mehr Reformatoren im kirchlichen Sinne, ſondern bereits Agitatoren der politiſchen Unabhängigkeit (Independance), welche in Pſalmen gewickelt wurde. Ihnen liefen alle jene Adelsgeſchlechter zu, die in ſelbſtſüchtigem Ehrgeiz die Krone unter Vormundſchaft einer Junkerverſammlung ſtellen wollten und nicht bedachten, daß einen Schritt tiefer bereits das Bürgerthum mit herrſchgierigen Blicken lauerte und ihnen ebenſo den Proceß zu machen wünſchte, wie ſie der Krone.

Bei dem Beginnen der Schotten gegen ihre Regentin machte ſie beſonders der Umſtand zuverſichtlich, daß ihnen Eliſabeth von England beſondern Beiſtand verlieh.

Dieſe Fürſtin wußte den revolutionären Keim, der im Calvinismus lag, dadurch bei ihrem eigenen Volke zu beſiegen, daß ſie es zur Bewunderung für ſich entflammte, ſeinen Blick nach außen hin richtete, indem ſie ſich in die religiöſen Händel des Auslandes miſchte, zugleich den bürgerlichen Unternehmungsgeiſt weckte und dem Lande eine Induſtrie, die Quelle ſeines Reichthums, ſchuf. Es war jene bekannte Regel, welche Napoleon und ſein Neffe wieder aufgewärmt haben, weil ſie zu allen Zeiten praktiſch war, die Regel: dem Volke auswärts zu thun zu geben, wenn zu befürchten ſteht, daß es ſich daheim unnütz machen könnte.

Kein Land ſchien nun Eliſabeth zu dieſem Zwecke bequemer gelegen, als Schottland, auf das ihr Vater Heinrich ohnehin ſchon immer ein Auge hatte; Niemand ſchien ihr als Gegner willkommener, als Maria Stuart, welche ſie ſowohl in perſönlichem wie politiſchem Sinne haßte.

Maria Stuart war blendend ſchön, Eliſabeth war es nicht; Maria Stuart's Jugend war eine Zeit der Wonne und Seligkeit, denn aus dem Traum der Kindheit war ſie in den Tempel der Liebe getreten, allvergöttert und Königin zweier Reiche. — Eliſabeth's Jugend war ein ödes, trübes Kerkerleben geweſen, ſtets umlauert von Gefahren, bedroht vom Argwohn Maria's der Katholiſchen. Die ſchmerzvolle Erinnerung ihres Baſtardthums und des Endes ihrer Mutter, Anna Boleyn, gab ihr von Jugend auf eine ätzende, rauhe Seite.

Sie blieb ewig Jungfrau! Daß ſie es nicht aus innerer Neigung war, ja, daß ihr Herz wie ihre Sinne entbrennen konnten, hat ſie genugſam im Leben bewieſen. Ein Fehler in der Körperbildung ſchien ihr das Glück der Ehe zu verſagen, denn ſie befahl noch auf dem Todtenbett, daß man ihren Körper weder balſamiren, noch ſie überhaupt anrühren ſolle. Ihr ganzes Ausſehen, ihr Weſen hatte, obgleich ſie nicht groß war, etwas Mannweibliches. Haß und Neid gegen die glückliche Maria Stuart waren alſo mit ihr auf den Thron geſtiegen.

Da Eliſabeth nun darauf verzichten mußte, Weib zu ſein, dehnte ſich ihre Seele bei dem Gefühl, die Krone zu tragen. Ihre reichen, durchdringenden Geiſtesgaben, das kluge Verſtändniß ihrer Zeit ließen ſie mit deſto größerem Glück die Bahn des Ruhmes beſchreiten. Als Königin ſtand ſie Maria Stuart gleich; auf dieſem Felde konnte ſie hoffen, die Gegnerin zu überragen, zu demüthigen und zu vernichten.

Der Calvinismus hatte Eliſabeth auf den Thron gehoben, er ſollte Maria Stuart ſtürzen, und wenn Eliſabeth dem aufſäſſigen Adel Schottlands die Hand reichte, that ſie ihrem Volke ein „gottgefälliges Werk“ und ihrem Neid und Groll den größten Vorſchub. Eliſabeth war aber die einzige Fürſtin, welche den Proteſtantismus bereits zur Staatsreligion erhoben hatte, Maria Stuart war hingegen Königin zweier Reiche, in Rom und Deutſchland mächtig, und leicht konnte Frankreich ſeine Flotten nach Britannien ſchicken und die junge Regierung von Anna Boleyn's Tochter zu Grabe tragen.

So ſehen wir Eliſabeth in den erſten Jahren ſehr leiſe gegen Maria Stuart auftreten, mit ſtets heuchleriſchem Lächeln „Unſerer lieben Schweſter und Couſine von Schottland“ Verſicherungen der Ergebenheit ſpenden, um ihr insgeheim ſo viel Ungelegenheiten im eigenen Lande zu bereiten, als es nur irgend anging. Demgemäß hatte ſie auch bei der calviniſtiſchen Verſammlung zu Stirling ihre Hände im Spiel. Die wahre Meinung der engliſchen Königin blieb übrigens Maria Stuart nicht verborgen und empörte ſie eben ſo ſehr, als das Benehmen der Reformirten, welche bereits gegen Abteien und Klöſter gewaltthätig verfahren waren, ſie als Tochter, als Königin wie Chriſtin verletzten. Sie erließ daher einen Drohbrief an ihren Stiefbruder Jakob von St. Andrew, welcher die Calviniſten zum Stillſtand bewegen ſollte, doch eines Theils war Jakob ſelbſt geheimer Parteigänger der Leute in Stirling, theils war ſein Anſehen lange nicht groß genug, um Halt zu gebieten, ohne ſich ſelbſt zu opfern, wozu er am wenigſten Luſt hatte.

Da ſendete Frankreich der Königin-Regentin tauſend Mann Hülfstruppen, und der Hafen von Leith ward befeſtigt. — Eine ſchwache Hülfe iſt — gar keine, und ſo diente der franzöſiſche Zuzug nur dazu, das gefährliche Feuer heller anzufachen. Die Aufrührer wendeten ſich endlich an Eliſabeth um Hülfe, und war dieſe auch klug genug, ſie ihnen nicht ſofort zu gewähren, lieh ſie der Sache doch vollen moraliſchen Beiſtand in ſofern, als ſie die Berechtigung des Aufſtandes anerkannte.

Alſo aufgemuntert, verſammelten ſich die Calviniſten im September auf's Neue. Arran trat mit ſeinem Sohne, der ſich ſchon als Thronerbe benahm, ſofort offen zu ihnen über, die Verſammlung proteſtirte gegen die Befeſtigung von Leith und die „Fremden“, bemächtigte ſich des Schloſſes Broughti, am Ausfluſſe des They, und zog gen Edinburgh, um die Truppen der Königin aus Leith zu vertreiben. Maria von Guiſe verließ verzweiflungsvoll Holyrood und begab ſich nach Leith, eine Proclamation gegen Arran erlaſſend, die ihn des Aufruhrs anklagte.

In Leith fanden aber die anrückenden Aufrührer ihren Gegner. Sie hatten ſich den Sieg gar zu leicht gedacht. — Von den Franzoſen zurückgeſchlagen, verließen ſie das unſichere Edinburgh wieder. Eliſabeth ſendete ihnen zwar den Admiral Winter zur heimlichen Ermuthigung, „der vielen Seeräubereien an der Küſte wegen,“ wie ſie gleißneriſch meinte, doch da ſich die engliſche Flotte nur abwartend verhielt, konnte ſie nichts helfen; die Calviniſten bekamen Leith nicht, und der Kampf wälzte ſich rückwärts. Ein neues Hülfsheer von Franzoſen kam inzwiſchen, doch die Regentin-Mutter war nicht ſtark genug, ihren Vortheil zu benutzen und mit ihnen einen ordentlichen Schlag gegen die Rebellen zu thun. — Ein entſchloſſener Mann war damals genug, dem Calvinismus einen nie zu verſchmerzenden Stoß zu geben, wenn er einen keken Strauß wagte; doch die Regentin wollte nicht Alles auf einen Wurf ſetzen. Eliſabeth mochte ſelbſt einen Augenblick glauben, Maria von Guiſe werde einen Handſtreich thun; da ſich dieſelbe aber im Gegentheil ſcheu auf Edinburgh und Leith beſchränkte, glaubte Eliſabeth etwas Großes wagen zu können, ſetzte von Barwick aus Truppen zu Gunſten der Inſurgenten in Bewegung, um „auf Anſuchen der bedrängten Unterthanen“ Schottland unter ihren Schutz zu nehmen.

Zertrümmert an Hoffnung und Kraft, zog ſich die arme Regentin auf dieſe Nachricht verzweiflungsvoll nach Holyrood zurück. Hier den letzten Seufzer ihrem Kinde zuſendend, ſtarb die heldenmüthige Mutter, deren Leben nur Kampf und Aufopferung für Maria Stuart geweſen war.

Welche herzzerreißende Schmerzen Marien bei dieſer Nachricht erfaßten, wie ſie die roſige Zeit ihrer Jugendwonnen wimmernd zu Grabe trug, ſahen und fühlten nur die wenigen Treuen, welche den abgeſchloſſenen Kreis ihres bisherigen Lebens ausmachten. Dazu quälte die junge Frau noch die eingetretene Kränklichkeit ihres Gemahls Franz, ein entzündliches Kopfleiden, deſſen Urſprung nicht zu ermitteln war und das ſtetig fortzuſchreiten ſchien.

Bei allen dieſen Unglücksfällen benahm ſich Boscoſel de Chaſtelard mit muſterhafter Treue, Aufopferung, Geſchicklichkeit und Ausdauer, ſo daß Franzens wie Mariens Achtung und Neigung für ihn mit jedem Tage wachſen mußten.

Während Königin Maria noch den Verluſt der geliebten Mutter beweinte, ſich unter dem vollen Eindruck aller Kränkungen befand, die Eliſabeth und das treuloſe Schottland ihrem Herrſcherſtolze wie ihrem religiöſen Gefühl bereitet hatten, ſchickte ſich Eliſabeth an, einen Hauptſtreich gegen ſie auszuführen und ihr das angeborene Recht auf die engliſche Erbfolge zu entreißen.

Wie wir wiſſen, hatte Maria Stuart nach dem Ableben der Königin Maria von England das Wappen von

England angenommen. Wenn Eliſabeth ſtarb, gehörte den Stuarts unbedingt der engliſche Thron. Nur wenn Eliſabeth Nachkommen hatte, verlor Maria ihr Anrecht. Eliſabeth wußte zu gut, daß ſie kinderlos ſterben müſſe, doch hätte ſie eher dem kleinſten engliſchen Lord ihre Krone gelaſſen, als der Todfeindin.

Maria von Guiſe's Tod hatte inzwiſchen die Calviniſten neu belebt. Die verbündeten Schotten und Engländer griffen Leith von Neuem an, doch die Franzoſen, welche mit der Doppelwuth des Religionsfanatismus und der Ritterlichkeit für ihre junge ferne Königin fochten, brachten ihnen ſolche Niederlagen bei, daß endlich beide Theile auf's Höchſte erſchöpft waren.

So kam denn zu Edinburgh ein ſogenannter Frieden zu Stande, der allerdings der Sanction Maria's entbehrte und in welchem ſie nach Eliſabeth's Wunſch den Thronanſprüchen auf England „für ewige Zeiten“ entſagen ſollte. Ferner aber ward durch das Parlament zu derſelben Zeit die beſtehende katholiſche Religion abgeſchafft und der Calvinismus proklamirt.

Die franzöſiſchen Bevollmächtigten thaten in Edinburgh, was möglich war, erneuerten die von Maria von Guiſe den Calviniſten gegebenen Zugeſtändniſſe, doch war die Erledigung der Staatsreligion, ſo wie der „Titelfrage“ nur durch directe Verhandlungen mit der Königin Maria möglich.

Graf Maytland, die Ausgeburt aller Ränkeſucht, der vormalige Staatsſecretair Maria's von Guiſe und zugleich der Mann, welcher als Spion Eliſabeth's in Schottland der Sache Mariens am meiſten geſchadet hatte, ward zu Anfang des Winters 1560 vom Parlament nach Frankreich geſendet, Maria Stuart zur Anerkennung des Edinburgher Friedens und der engliſchen Titelfrage zu beſtimmen. Allein ſeine Schlauheit half ihm nichts, er ward von den franzöſiſchen Miniſtern ſtreng abgewieſen. Die Erbitterung der Königin war zu gerecht. „Nie werd' ich ein Parlament anerkennen, das Beſchlüſſe billigt, die meiner Ehre wie meinem Gefühl gleich ſchmachvoll ſind!“

Maytland reiſte unverrichteter Sache ab. —

Es war um Anfang des Winters 1560. Im alten St. Germain, wo Maria den Geliebten zuerſt kennen und lieben gelernt hatte, hielt ſie mit ihm Hof. Unheimliche Stille lag ringsum, leiſe ſchlichen die Cavaliere und Damen durch die Zimmer und Gänge.

König Franz II. war todkrank. Das raſch zunehmende Kopfleiden hatte ſich nunmehr in ein Geſchwür der Gehörorgane umgewandelt und — dem jungen Fürſten war nicht mehr zu helfen.

In einem geräumigen Zimmer, neben dem Schlafcabinet der Königin, lag der kranke Franz. Sein bleiches, von Schmerz zerriſſenes Geſicht war mit unſäglichem Weh zu Marien gewendet, die auf dem Rande ſeines Bettes ſaß und ihm mit allen Tönen der Liebe und Rührung Troſt zuſprach. Boscoſel ſtand auf der andern Seite, Maria Fleming und Mademoiſelle de Pinguillon flüſterten leiſe und ängſtlich mit Herrn d'Anville am entfernten Fenſter. Der Arzt ſtand bei ihnen.

Eben hatte der König die letzte Oelung empfangen, mit dem Prieſter waren auch Katharina und die Prinzen, ſeine Brüder, hinweggegangen. Die kalte, nie zu erſchütternde Frau hatte nur einen trockenen, kurzen Segen für ihr ſterbendes Kind. Im Auge ſeines Bruders lag ſchon die ſchlecht verhaltene Gier nach der Krone.

An ſeinem Lager war Niemand, den ſein Tod erſchütterte, als ſein Weib Maria, ſein Freund Boscoſel, und der enge Kreis der Treuen vielleicht, die ſein Privatleben umgeben hatten und mit ihm ihre Zukunft verloren.

Trotzdem Maria alle Vorboten des Todes, die untrüglichen Zeichen des Hippokrates im Antlitz ihres Franz ſah, wollte ſie nicht glauben, daß ihr der furchtbarſte Schlag ihres Lebens unaufhaltſam näher rückte.

„Maria," hauchte der Sterbende, „Du Engel meines Lebens, Du Kleinod, deſſen Beſitz mein letzter Stolz, meine höchſte Seligkeit war, Gott nehme Dich in ſeinen ewigen Schutz! O, wenn ich ſelbſtſüchtig wäre, würde ich ihn bitten, daß er Dich mir bald nachholte, denn ohne Dich ſind alle Himmel öde, — aber — nein! — Sein Wille geſchehe! — Wenn ich todt bin, wähle keinen Andern zum Vertrauten und Schützer, als meinen Boscoſel! Sein Antlitz mag Dich an das meinige erinnern —, ich bin gewiß, er wird mit Freundestreue Dir folgen, wohin es ſei, wird die Wittwe ſeines Franz als ein Heiligthum betrachten und ſie behüten, wie der Cherub das Paradies!“

„Das werde ich, mein König! Möge Gott mich verdammen in Ewigkeit, ſo Dein Wille nicht der meine iſt bis an's Ende!“

Maria Stuart reichte Boscoſel die Hand, ſchluchzend ſenkte ſie das bleiche Geſicht auf das Antlitz des Gatten, und die entſetzlichſte aller Ueberzeugungen begann in ihr Platz zu greifen.

Sie preßte zitternd ihre Lippen auf Franzens Mund.

Da fühlte ſie, daß er ihren Hauch nicht mehr erwiederte, daß ſeine Lippe eiſig ward, daß ihr Franz kalt blieb unter ihrem warmen Pulsſchlag und ſtarr.

Mit einem Schrei fuhr ſie empor.

„Es iſt nicht wahr, iſt Lüge! Verdammte Heuchelei der Natur!“ —

„Der König iſt todt, Majeſtät!“ ſagte der Arzt leiſe.

Ein furchtbarer, wilder Schrei durchdröhnte das Gemach. Maria Stuart fiel in Chaſtelard's Arme. Schaum ſtand vor ihrem Munde, ſie lag in den furchtbarſten Krämpfen. — Die Damen ſtürzten herzu, man brachte die Königin in ihr Zimmer, der Arzt folgte.

D'Anville trat noch einmal an's Bett des todten Monarchen.

„Mein armer Zögling! So jung und ſchon verblüht. Ein kurzer Frühling war Dein Leben!“

Er drückte des Todten Hand, dann ging er wankend hinaus, der Königin-Mutter die Botſchaft nach Paris zu bringen und — ſich der Gnade des neuen Herrſchers zu verſichern.

Boscoſel war allein mit dem Todten. Bleich ſtand er lange vor dem königlichen Freunde. Dann warf er ſich ſchluchzend über ihn und bedeckte ihn mit ſeinen Küſſen.

Er bat dem Todten all' den ſtillen Neid und Haß ab, den er gegen ihn um Maria's willen gehegt, bat ihm die glühenden Wünſche und Neigungen für Marien ab, die bei dem letzten Athemzug des Freundes wie entfeſſelte Dämonen in ihm aufgeſtiegen waren.

Franz, ſein glücklicher, von Marien ſo heißgeliebter Nebenbuhler, war — todt! Er, der ihm ſo ähnlich war, wurde von ihm auf dem Sterbebett Marien zum Freunde und Vertrauten gegeben!

Maßlos jauchzte Chaſtelard's Herz, als er ſich von der Leiche ſeines Franz erhob. Aus dem Grabe ſeines Freundes ſtiegen ihm, ſo ſchien es, die Blumen der Liebe und des Glückes neu empor, ſein Stern ging auf, wild, jäh und glühend!! —

Zu König Franz II. Begräbniß erſchien Maria Stuart zum Staunen Aller weiß, mit einem weißen Roſenkranz im Haar, wie an dem Tage, wo Franz in St. Germain das erſte Mal ſie ſah. Dies Kleid, der Schmuck war ihre Trauer! Man nannte ſie fortan „die weiße Königin“.

Als zu dieſer düſtern Feierlichkeit Boscoſel de Chaſtelard erſchien, fuhr's wie ein jäher Schreck durch die Verſammlung! Maria Stuart that einen Schrei und eilte zu ihm! Er küßte zitternd ihre Hand. Chaſtelard trug des Königs letzte Kleider, nun ſah man erſt, wie zum Verwechſeln ähnlich er ihm war!

Franz ward begraben, Karl IX. wurde ſein Nachfolger. —

Maria Stuart lebte fortan zu St. Germain in ſtillſter Wittweneinſamkeit, ihre Marien und Papillon um ſich. Boscoſel, ihr Kämmerer und Secretair, wich nicht von ihrer Seite. Sie bat ihn, ſich ſtets wie Franz zu kleiden. —

Maria Stuart's Wittwenthum änderte aber plötzlich die Dinge in Schottland. Das Parlament und der Adel verlangten die Königin im Lande zu haben. Die Arrans, Jakob von St. Andrew, kurz, alle ſchottiſchen Großen waren auf einmal zahm und ergeben geworden. Es galt ihnen, eine königliche Wittwe zu erwiſchen, deren Vertrauter, Liebhaber, Gemahl oder Vormund zu werden.

Die Calviniſten ſendeten Lord Jakob von St. Andrew und Morton, der katholiſche Adel hingegen den Generalvicar von Aberdeen, Lesley, Biſchof von Roß, um die Königin ſeiner Dienſte und Ergebenheit zu verſichern.

Lesley kam dem Lord Jakob, der über London reiſte, zuvor, und warnte Marien vor den Calviniſten, den glatten Worten ihres Stiefbruders, und ſuchte ſie von der Treue einer Menge Lords im Norden zu überzeugen. Sie befahl dem Biſchof, daß er fortan bei ihr bleibe. — Als indeß Lord Jakob bald nachher eintraf, wußte er Marien ſo für ſich einzunehmen, die ganze Schuld der Wirren ſo auf Arran zu wälzen, daß er großen Einfluß bei ihr gewann, ſo daß er es ſelbſt wagen konnte, ſie um Verleihung der Grafſchaft Murray zu bitten. Maria machte ihm auch Hoffnung dazu, ſobald ſie erſt in Schottland ſei.

Lord Jakob reiſte nach Edinburgh zurück, abermals über London, wo er mit Cecil, dem Miniſter Eliſabeth's, allerlei geheime Dinge zu verhandeln ſchien.

Graf Morton blieb bei der Königin zurück. Er war vielleicht der einzige Mann in Schottland, welcher mächtig, klug und ehrenhaft genug war, der achtzehnjährigen Königin guten Rath zu ertheilen.

Maria Stuart verließ Frankreich, die Wiege ihrer Freuden, den ſüßen Traum einer wonneſeligen Jugend. Außer Morton, dem Biſchof von Roß und mehreren hohen Gliedern des franzöſiſchen Hofes begleiteten ſie ihre vier Marien, Papillon, ihr Beichtvater, d'Anville, ihr Haushofmeiſter Melvil und Chaſtelard, der Mann, welcher ihr als Abbild des geliebten Franz, als treueſter Freund und Schützer unentbehrlich war. Drei große Galeeren nahmen zu Calais ſie und ihr Gefolge auf.

Als Frankreichs Küſte in den Wogen des Meeres verſank, quoll jenes ſüße Lied von ihren Lippen:

„Leb' wohl, geliebtes Frankenland,
Dich meiden, heißet ſterben!“ —

„Dich meiden, heißet ſterben!“ murmelte Boscoſel de Chaſtelard, der, an den Maſt gelehnt, Marien verzehrend anblickte, dann, raſch ſich wendend, in die Wogen ſtarrte und ſchauderte.

Fünftes Capitel.

Ein prächtiger Auguſtmorgen war's, der über Schottlands Hauptſtadt Edinburgh aufging, die Zinnen des alten Caſtells und Holyrood-Palaſtes in roſigem Duft umſpielte und die rauſchenden Waſſer des Firth of Forth in ein Feuermeer umzuwandeln ſchien, als ein anſehnlicher Reiterzug das Thor von Holyrood verließ, den ſüdöſtlichen Theil der Stadt durchzog, und ſich dann nach dem eine halbe Stunde entfernten Haſen von Leith wendete, deſſen kleines, aber unbezwingliches Schloß über den Fluthen des Meeres thronte.

An der Spitze des Zuges ritt Lord Jakob von St. Andrew, der Königin Stiefbruder, und Lord Maytland, weit genug den Uebrigen voraus, um die leiſe begonnene Unterhaltung unbehorcht fortzuſetzen. Etwas hinter ihnen folgten die Lords von Argyle, die beiden Ruthven und Arran, der Kronenträger, mit ſeinem Sohne, dann Kirkaldy von Grange, Bothwell, Cathneß und Ogilvie. Etwas weiter zurück, wie wenn ſie ſich mit Willen ſonderten, kamen die Lords von Douglas, Graf Huntley und John Gordon, Graf Southerland, die Flemings, Leslies und Seytons. Den Schluß bildeten verſchiedene Lords vom Süden, auch Häuptlinge des Hochlands und ein bunter Troß kleiner Edelleute und Vaſallen.

Dieſe drei Abtheilungen von Reitern waren eine ſehr bezeichnende Darſtellung der drei herrſchenden Parteien in Duncan's altem Reiche.

St. Andrew und Maytland, die heimlichen Häupter des Calvinismus, hatten ihre eigene ſelbſtiſche Politik und benutzten Parteien, Grundſätze und Perſonen rein nach ihrem Vortheil. Die, welche ihnen folgten, die Arrans, Ruthven u. ſ. w., lauter Calviniſten, machten ihre Perſonen möglichſt unzertrennlich von der neuen Lehre, und obwohl ſie einzeln nicht mächtig genug waren, wurden ſie doch, getragen von den Sympathien des Volkes, vereint furchtbar genug. Die dritte Gruppe von Lords, theils Katholiken, theils Calviniſten, beſtand aus redlichen Männern, der Sache der Königin ergeben.

Dieſe ganze Cavalcade bewegte ſich die Straße nach Leith hinab, um die Königin Maria Stuart zu empfangen, welche endlich von Frankreich kommen ſollte, um ihr verlaſſenes Erbe in Beſitz zu nehmen. Man wollte durch Küſtenfahrer beſtimmte Nachricht haben, denn die königlichen Galeeren waren vor zwei Tagen geſehen worden.

Leider hatten, durch dergleichen Gerüchte getäuſcht, die Lords ſchon einige Male den Weg umſonſt gemacht. Heute ſollte ſie nun ganz beſtimmt kommen. Jeder der großen Herren verſicherte es laut, aber keiner glaubte es im Innern. Wußte man nicht allzu gut, daß Eliſabeth ihre Flotte geſendet hatte, Maria Stuart aufzuheben? — Tag um Tag verſtrich, ſie erſchien nicht, und jeder neue Morgen machte ihre Feinde fröhlicher, ihre Freunde hoffnungsarmer und ſtiller. Gleichwohl hatte man doch auch keine Nachricht, daß ſie von Eliſabeth bereits gefangen ſei.

„Ich kann mir nicht denken, daß Eure Nachricht diesmal ſicherer iſt, Mylord!" ſagte Maytland. „Der Königin wurden von Frankreich drei Galeeren zur Verfügung geſtellt. Geſetzt, daß geſtern Abend wirklich eine derſelben von den Engländern genommen worden, wer ſteht Ew. Lordſchaft dafür, daß es die rechte iſt, welche die Königin trägt?"

„Ich ſage Euch aber, lieber Maytland, dasjenige der drei Schiffe iſt genommen, das die königliche Flagge von Schottland und England und das himmelblaue Zeltdach auf dem Verdeck hat. Ich habe Leute geſprochen, die unſere gute Schweſter in daſſelbe Schiff zu Calais haben ſteigen ſehen. In der andern Galeere hat ſie ihren Troß untergebracht, ihre Sänger, Zofen, Falconiere, und womit ſie ſonſt unſer armes Land glücklich machen will. Das letzte enthält ihre Laquaien, Köche, das Gepäck, die Saumthiere und was ſie noch hat. Einer der pfiffigſten Schurken von Küſtenfahrern, die je Schmuggel trieben, der alte Laird von Kinkardine, hat es mir geſagt. Er ſah genau, wie vorgeſtern Abend, trotz des ſtürmiſchen Wetters, das königliche Schiff von den Engländern aufgebracht ward."

„Amen, es ſoll geſchehen! Aber wenn Eliſabeth Marien nun in Gewahrſam hat, was hofft Ihr weiter? Geſetzt, Maria giebt nach und verzichtet auf die engliſche Thronfolge?"

„Das thut ſie nicht, ſie iſt zu ſtolz und auf Eliſabeth zu erbittert!"

„Wenn ſie's aber doch thut, ſelbſt mit dem Hintergedanken, das erzwungene Verſprechen zu umgehen, ſobald ſie in Freiheit geſetzt iſt?"

„Dann kommt ſie wieder, verwickelt ſich mit England in einen Krieg, und es wird von uns abhängen, wer den Kürzeren zieht. Wir ſind einmal im Bürgerkriege, Lieber, und haben das Heft in der Hand. So oder ſo, Eliſabeth wie Maria kann uns nicht entbehren. Meint Ihr, Eliſabeth weiß das nicht? Haltet Ihr ſie für ſo thöricht, die Gegnerin freizulaſſen, auch wenn ſie nachgiebt? Und geſetzt, ſie möchte es, finden ſich dann nicht tauſend Gründe, ihr das zu verleiden?"

„Nun gut, zugegeben! Niemand kann es mehr wünſchen, als ich, das wißt Ihr. Vergeßt nur aber nicht Eure Familie, die Douglas, bei dem Tanze! Ihr ſeht, ſeit Morton die kleine blonde Franzöſin hat, iſt der Teufel los, und ſie hängen der Königin Maria ſo ſehr an, daß wir uns mit unſerer ganzen Sippſchaft die Zähne an ihnen ausbrechen können. Noch ſind ſie gut calviniſch, aber macht Ihr ſie wild, rebelliren ſie das ganze Hochland, und Ihr mögt zuſehen, wie Ihr wegkommt. Ihr habt hohen Einfluß, Lord-Statthalter, nur nicht auf Eure Familie. Laßt Ihr es jetzt zu ernſten Auftritten kommen, ſo ſind ihre Kräfte den unſern gleich. Auf die Arrans und den Weſten iſt nicht zu rechnen, ſie halten nur ſo lange zu uns, als ſie noch denken, den jungen Arran mit der königlichen Wittwe, der dame blanche, durch unſere Hülfe zu verheirathen."

„Das iſt's allein, was mir ernſten Kummer macht, Maytland! Wenn ich ein Mittel wüßte, den Morton zu gewinnen! Aber ich ſag' Euch, ſie haben ihn ſchon ſo franzöſiſch gemacht, daß er, bei Gott, ſeiner Papillon eine Hauskapelle verſtattet."

Sie ritten eben in Leith ein.

„Ah ſeht, das iſt komiſch genug. Auf dem Caſtell iſt ein leerer Flaggenſtock errichtet!" ſagte Maytland plötzlich.

„Teufel ja! Was bedeutet das? Seit dem Tode der Königin-Mutter ſah ich ihn nicht mehr! Doch es iſt kein Banner aufgezogen. — Sollten die Franzoſen dort oben beſſere Nachricht haben, als wir? Oder iſt es nur die voreilige Hoffnung, die ſie den Maſt aufrichten ließ?"

„Wohl möglich. Die fränkiſchen Schufte haſſ' ich wie die Sünde! Waren ſie's nicht, an denen all' unſer Bemühen ſcheiterte, Leith in die Hände zu bekommen? Nahmen wir das Caſtell und konnten Maria von Guiſe in die Wogen jagen, ſtanden die Sachen beſſer als nun!"

„Seht, die Zinnen des alten Thurmes ſind dicht mit dieſen Hunden beſetzt, immer liegen ſie gegen uns auf der Lauer!"

„Bemerkt Ihr nicht, wie ſie hinaus in die See ſehen? Dort oben muß man eine weite Rundſchau haben. Vielleicht bemerken ſie etwas von den Galeeren!"

St. Andrew erwiederte nichts, ſondern ſpornte ſein Pferd zur Eile an, und der ganze Zug galoppirte dem Strande zu.

Die Rhede war ziemlich leer. Matroſen und Hafenarbeiter trieben ihr alltäglich Geſchäft, aber weder verſammeltes Volk, noch Adel oder Bürgerſchaft war auf den Beinen. Schon zu oft gehöhnt, glaubten die Meiſten überdies, daß Maria Stuart bereits gefangen ſei.

Eben hielt St. Andrew mit ſeinem Gefolge am Eingang des Molo ſtill, als die franzöſiſche Beſatzung auf dem Caſtell in ein lautes, jubelndes „Vive la reine!" ausbrach.

Wie ein Pfeil ſchoß die Doppelflagge von Schottland und England am Maſt in die Höhe und rauſchte luſtig im Winde. Dröhnend aus dreißig Zungen ſendeten die Feldſchlangen von den Wällen ihren Gruß hinaus auf die Fluth. deren äußerſter Rand am Horizonte einen kleinen, dunklen Punkt trug.

„Alle Teufel! — Aber das iſt nicht möglich!" knirſchte Andrew in ſich hinein und verfärbte ſich.

„Kinkardine war ein Narr, mein Lord, die Königin iſt nicht gefangen!" ſagte Maytland.

„Bei der Hölle, noch glaub' ich's nicht! Eine ſolche Gelegenheit kommt für Eliſabeth nie wieder!" Er ſprang vom Pferde und eilte auf die Spitze des Molo hinaus, Maytland folgte ihm.

„Saht Ihr, meine Herren, wie Maytland und St. Andrew erbleichten!" ſagte Graf Huntley; „es iſt unſere Königin, Gott ſchütze ſie!"

Alle ſprangen von den Gäulen und folgten dem ehrenwerthen Lord-Statthalter.

„Noch glaub' ich's nicht. 's iſt der Leuchtthurm von Fiſeneß, der über den Wellen ſchwankt, und kein Schiff!"

Da blitzte es auf dem Waſſer hell auf. Leiſer, ferner Geſchützdonner kam über die Wogen her.

„Glaubt Ihr nun, daß es ein Schiff iſt, Mylord? Sie beantworten den Gruß des Caſtells."

„Es iſt aber nur eine Galeere, Maytland! Alle drei führten Kanonen! Eh' ich die Flagge, eh' ich die Königin nicht leibhaftig ſelber ſehe, glaube ich's nicht!"

Alle ſtanden erwartungsvoll und ſtarrten auf die Wogen hinaus.

„Wenigſtens entſcheidet ſich's heute!" ſagte Maytland. —

Der Karthaunendonner hatte die Bevölkerung Leiths aufgeſchreckt. In Zeit von einer halben Stunde ſtrömten ſie in hellen Haufen an's Ufer.

Die Geſchütze von Edingburgh-Caſtle hatten gleichfalls das Signal gegeben, und die Bewohner der Reſidenz, Wagen, Reiter und Volk, bedeckten bald die Straße nach Leith.

Nun erkannte man den Rumpf des Fahrzeuges deutlich, welches bereits in den Waſſern des Firth of Forth war. Es trug die königliche Doppelflagge. Dennoch war es nicht jene prächtige Galeere mit dem blauen Zeltdach und dem vergoldeten Spiegel.

Da, am Horizont taucht noch ein Maſt auf. Es iſt das zweite Schiff, und jubelnd ſalutirt von Neuem das Caſtell.

„Ein traurig Zeichen!" flüſterte Huntley zu Seyton. „Die Franzoſen freuen ſich, wie's ſcheint, über ihre Ankunft mehr, als die Schotten. Sie wird uns ſchwerlich lieben!"

Die erſte Galeere hatte nun bereits das Inchkeith-Eiland paſſirt und war ganz ſichtbar. Auch das zweite Fahrzeug wurde deutlich, doch die dritte Galeere, die beſte, für die Königin beſtimmte, fehlte.

In demſelben Augenblicke verließ die Schaluppe des franzöſiſchen Gouverneurs von Leith die enge Bucht am Fuße des Caſtells und ſteuerte den Ankommenden entgegen.

„Ha, ſeht Ihr, der Schuft will ſich den Vorrang bei der Begrüßung nicht nehmen laſſen!" ſagte Andrew. „Ich hoffe noch immer, daß er ſeine Galanterie an Zofen und Küchenjungen verſchwenden wird. Ihr ſeht, das Schiff Mariens iſt richtig eingefangen."

„Ich glaub' wahrhaftig ſelbſt, daß Kinkardine recht hat. Hoffentlich iſt die Mummerei bald zu Ende und wir ſind im Klaren."

„Der Franzoſe führt die königliche Flagge von Frankreich mit den Lilien an Bord, ich bin doch neugierig, ob er nicht dem Lande ein Zeichen giebt, wenn ſie glücklich da iſt.“

Die Barke des Gouverneurs legte an der erſten Galeere bei. Ein Freudengeſchrei ertönte. Man ſah deutlich, der Befehlshaber begab ſich an Bord des Ruderſchiffes. Plötzlich verſchwand die franzöſiſche Flagge von der Schaluppe und ward am Spiegel der Galeere aufgehißt.

Das war das Zeichen.

Laute und vielfache Salven dröhnten vom Caſtell hernieder, von den Wällen, vom verſammelten Volke jubelte tauſendſtimmiges Willkommen!

Maria Stuart war wirklich den Händen Eliſabeth's entwiſcht, ſie war in Schottland.

„Eine Barke her!“ brüllte St. Andrew, „die Lords von Maytland, Ruthven, Argyle und Arran mögen mich begleiten, um Ihre Majeſtät zu begrüßen!“

„Erlauben Sie, mein Lord!“ ſagte finſter Huntley, „uns ſteht das gleiche Recht zu! In dieſer Stunde ſchweigt der Partheigeiſt, und Niemand ſoll unſere Unterthanentreue überflügeln. Es mag ſich künftig zeigen, ob die Eure ächter iſt als die unſere. Folgt mir, Mylords von Douglas, Leslie und Seyton, ſo viel nur meine Barke hält, ſollen mit hinüber!“

Mit einem Wetteifer, der namentlich von Seiten St. Andrew's grell mit ſeinen inneren Gedanken im Widerſpruch ſtand, ſchickten ſich beide Theile an, die Boote zu beſteigen, und Huntley mit den Douglas waren bereits abgeſtoßen, als es Andrew und den Seinen erſt gelang, ein Fahrzeug zu erwiſchen.

Da letzteres aber weniger Menſchen hatte, holten ſie die ſchwere Barke der Gegner ein und erreichten mit ihnen die Galeere.

An der ganzen Art des Empfanges ſah man deutlich, wie wenig die Schotten auf die Ankunft ihrer Königin vorbereitet waren. Das Volk von Leith und Edinburgh war wohl zahlreich genug verſammelt, doch der Adel des Südens, die Häuptlinge der Hochlande erſchienen nur ſpärlich, jene großen Geſchlechter ausgenommen, die in Edinburgh reſidirt und bisher an den Regierungsgeſchäften Theil genommen hatten. Nicht einmal die königlichen Gemächer von Holyrood waren für Maria in Bereitſchaft geſetzt worden, und erſt als es unzweifelhaft war, daß ſie da ſei, wurde Hals über Kopf das Nöthigſte für ſie eingerichtet.

Inzwiſchen hatten auch mehrere der zurückgebliebenen Lords Nachen beſtiegen und ließen ſich zur Galeere hinüberfahren, um ihren Antheil an der allgemeinen Huldigung nicht zu verlieren. Ihrem Beiſpiel folgten alsbald auch vornehme Perſonen des Bürgerſtandes und Magiſtrat, um wenigſtens vom Kahne aus die junge Königin zu ſehen, und bald war die Galeere von Fahrzeugen jeder Größe und Geſtalt umgeben, welche fröhliche und neugierige Menſchen trugen.

Königin Maria Stuart empfing in der offenen Kajüte des Hinterdecks die erſten Ergebenheitsbezeugungen ihrer Unterthanen.

Sie war noch immer, zum Andenken an Franz II., weiß gekleidet, mit dem Roſenkranz im Haar. Obwohl erſt achtzehn Jahre alt, hatten ſich ihre vollen, blendenden Formen mit allen Reizen reifer Weiblichkeit entwickelt. Ihr Antlitz, das mild wie immer war, hatte aber in den letzten beiden Jahren den Ausdruck der Kindlichkeit verloren, dagegen an Intelligenz und Bedeutſamkeit gewonnen.

Ihr zunächſt ſtand der Biſchof von Roß, ihr franzöſiſcher Beichtvater, Prinz Heinrich von Navarra, der Herzog von Nemours, Claude von Guiſe, Chevalier d'Anville, Morton Douglas, Reine Papillon mit den vier Marien, und das bisherige Perſonal ihrer Pariſer Hausbeamten.

Am linken und rechten Bord, ebenſo am Schnabel des Schiffs hatten die Schotten in ehrfurchtsvoller Reihe Platz genommen.

Jakob von St. Andrew, ihr Stiefbruder und Statthalter des Reiches, trat vor und hielt an ſie eine glühende Anrede, in der er ſie der innigſten Ergebenheit und Treue des Landes verſicherte, in deutlichen Worten darauf hinwies, daß man hoffe, die Königin werde die religiöſe Freiheit des Landes unangetaſtet laſſen, für alle eingeſchlichenen Irrthümer Verzeihung üben und ihren Rath aus Männern bilden, die, bekannt mit den Rechten und Sitten des Landes, deſſen Vertrauen beſäßen und am beſten geeignet ſein würden, die Unruhe der Gemüther zu beſchwichtigen und dem Reiche eine Feſtigkeit zu geben, welche es bis jetzt nicht habe erlangen können. Das Land heiße ſie mit größter Begeiſterung willkommen. —

Maria Stuart erhob ſich vom Seſſel, auf welchem ſie Platz genommen hatte.

„Liebe Vettern, Grafen, Lords und Barone! Mit derſelben guten Meinung und Hoffnung, mit der Ihr Uns in Unſerem Erbe willkommen heißt, erwiedern Wir Euren Gruß. Gott ſei Unſer Zeuge, welche Wünſche Wir für dies arme, vielgeprüfte Land hegen, wie ſehr es Unſer Wille iſt, ihm Ruhe und Wohlſtand zu bereiten. Die religiöſen Freiheiten dieſes Landes, welche ihm Unſere ſelige Mutter gewährt, ſollen ihm verbleiben, doch werden Wir nicht dulden, daß Unſere katholiſchen Unterthanen in ihrem Glauben und ihren Rechten gekränkt werden, wie es vielfach geſchehen iſt! Das Parlament des vorigen Jahres hat ohne Unſer Wiſſen und Willen in kirchlichen wie politiſchen Dingen gehandelt, und Wir erklären Euch, Mylords, daß Wir deſſen Maßnahmen nie anerkennen werden! Fern ſei von Uns, über Das noch zu zürnen, was geſchehen iſt, noch einzelne Perſonen für begangenes Unrecht zu ſtrafen, es ſoll für immer vergeſſen ſein! Wie Wir aber von Euch, Mylords, Einigkeit, Treue und guten Willen erwarten, verhehlen Wir Euch nicht, daß Wir nimmer den Leuten Achtung und Vertrauen zuwenden werden, die Unſerer armen Mutter das Leben verbittert und zum Unfrieden ſtets die Hand gereicht haben, ſollten ſie ſelbſt das Blut Unſerer Vorfahren in ihren Adern haben!“ Und ein kalter, funkelnder Blick traf den alten Arran, der ſich auf die bleichen Lippen biß. — „Wir wünſchen aufrichtig, daß

Ihr die Perſonen, welche aus der Ferne Uns begleitet und Unſer bisheriges Geſchick getheilt haben, als eingebürgert betrachtet und mit Liebe aufnehmt. — Wir erwähnen zum Schluß noch der Zwiſtigkeiten, die zwiſchen Uns und einem Nachbarlande beſtehen, ſo daß die Regierung des letzteren ſogar gewagt hat, Unſere Ankunft in Schottland zu hindern und Unſere Freiheit zu gefährden. Daß dies nicht geſchehen und der hinterliſtige Plan vereitelt worden, verdanken Wir, nächſt Gott, der klugen Vorſicht des Chevalier von Chaſtelard" — ſie reichte Boscoſel mit inniger Rührung die Hand, welche er leidenſchaftlich an ſeine Lippen drückte — „ferner dem überlegten Benehmen Unſeres lieben Lord Morton, wie den rechtzeitigen Nachrichten und Warnungen ſeiner Hochwürden, des Biſchofs von Roß. Dieſe Männer, ſo wie Alle, welche ihnen anhängen, können ſich Unſerer beſondern Neigung verſichert halten. Euch aber, Jakob von St. Andrew, Unſerem Stiefbruder, demnächſt dem Lord von Maytland, danken Wir für das, was Ihr während Unſerer Abweſenheit für das Land gethan. Wir ernennen Euch, Mylord Jakob, zu Unſerem erſten Miniſter, Euch, Mylord Maytland, zum Staatsſecretair, wie zu Zeiten Unſerer ſeligen Mutter. Euch, Lord Morton, ſei das Heerweſen, meinem alten Freunde Lord Huntley das Kanzleramt, dem ehrwürdigen Biſchof Lesley das Primat zugetheilt. Dem Geſchlecht der Douglas, Unſerem Herzen beſonders werth, iſt das Caſtell von Edinburgh wie das Gouvernement der Reſidenz anvertraut. Citadelle und Hafen von Leith bleibt unverändert den Händen ſeines alten Gouverneurs, des Chevalier de Melvil und ſeiner Beſatzung übergeben, er war der treuſte Diener Unſerer Mutter, Gott erhalte ihn! — Euch, Robert de Melvil, mein alter Freund, fällt das Haushofmeiſteramt, Euch, mein treuer Chaſtelard, die Stelle des Kämmerlings und erſten Raths zu. Unſere übrigen Hofſtaaten wie deren Familien behalten ihre alten Würden und die Obhut Unſerer Perſon. Wir haben's geſagt, Gott gebe ſein Gedeihen!"

Die Verſammlung war ſtill. Der Eindruck der königlichen Rede laſtete auf ihr.

Da trat Morton-Douglas vor und beugte ſein Knie:

„So laſſet mich den erſten Schotten ſein, der Euch huldigt. Mag Gott ſein Antlitz von mir und den Meinen wenden, ſo ich Euer Majeſtät erhabene Meinung verkenne, nicht willig und treu nach Einigkeit und Wohlfahrt Schottlands ſtrebe. Lange lebe Maria Stuart, unſere Königin!“

„Lange lebe unſere Königin!“ riefen die Lords, dann das Volk am Strande, und die belebte Fluth gab ſchmetternden Wiederhall.

Die Douglas, St. Andrew und Maytland, Huntley, Seyton, die Flemings, Leslies und Argyles, Alle drängten ſich um die Monarchin, den Handkuß zu erlangen, ihr insbeſondere Beiſtand und Aufopferung zu verſichern und ſich dem jungen, ſchönen Weibe zu unterwerfen, deren ſtrahlendes Auge Aller Herzen bemeiſterte und zu kecken Hoffnungen erweckte.

Maria Stuart war in dieſem Augenblick eine freie und glückliche Königin.

Nur Einer, wie Judas der Verräther, ſchlich abſeits und verließ geſenkten Blickes, den Tod im Herzen, das königliche Fahrzeug. Es war Maria's leiblicher Großoheim, der nächſte Blutsverwandte und Erbe ihres Throns, Graf Arran, und ſein toller Sohn, deſſen trunkener Blick verſengend an den Reizen der ſtets erhofften Frau hing, die er für ewig nun verlieren ſollte.

Die Arrans waren bitter beſtraft für den unzeitigen jahrelangen Ehrgeiz. Sie hatten bis dieſe Stunde ein zu verderbliches Spiel getrieben und büßten es mit Verachtung. Und doch, die Schlimmſten nicht, waren ſie wenigſtens offene Unruheſtifter geweſen; ſie büßten jetzt nicht nur die eigene, ſondern auch die Schuld derjenigen, welche verdeckt mit ihnen manövrirt, ihren Ehrgeiz angeſtachelt hatten und doch jetzt geehrt an Mariens Seite ſtanden.

Da Holyrood-Caſtle inzwiſchen erſt eingerichtet wurde und der öffentliche Einzug Mariens in die Reſidenz ſpäter erfolgen ſollte, war beſchloſſen worden, daß die Königin nach Sonnenuntergang das Land betreten und nach Holyrood geleitet werden ſollte.

Dem verſammelten Adel wurde ein Banket auf dem Schiffe gegeben. Die zweite Galeere war indeß herbeigekommen, hatte Bord an Bord bei dem königlichen Schiff geankert und wurde mit demſelben ſo verbunden, daß ſich der Raum des Decks für den Hof und die Gäſte erweiterte. — So ward der Tag in Luſt und Fröhlichkeit, unter Muſik, Toaſten und Begeiſterung verbracht. Die Sonne ſenkte ſich bereits, die Lords verabſchiedeten ſich und ruderten an's Land, um nunmehr auf feſtem Grund und Boden die Königin zu empfangen. Endlich, nachdem Alles geordnet war, beſtieg Maria das Landungsboot mit ihren Damen, Morton, Chaſtelard, Huntley, den Douglas, Melvil und dem Biſchof von Roß.

Es war ganz Nacht geworden. Zahlreiche Fackeln erhellten den Strand und warfen grelle Lichter auf die Fluth, das Heer von Menſchenköpfen, auf die Piken und Panzer der franzöſiſchen Beſatzung, indeß alles Uebrige in ſtillem, tiefem Dunkel lag.

Das königliche Boot erreichte den Strand, donnernder Jubel der Menge ſcholl Marien entgegen. Darauf ward es ſtill und feierlich. —

An der Hand des Biſchofs von Roß, neben ſich den Grafen Morton und Heinrich von Navarra, betrat ſie das Land und that einige Schritte vorwärts.

Sonderbar! Auf dem freien Platze vor den erſten Häuſern Leiths, zwiſchen halbzertretenem Graſe, ſtand auf einem winzigen Fleck ein Haufe Diſteln — Sinnbilder des Landes. In leiſem Geſpräch mit Roß, links und rechts ſich umſehend und verneigend, hatte die Königin in der Dunkelheit den Weg nicht beachtet und trat plötzlich mitten in das Geſtrüpp, welches mit ſeinen Stacheln das Gewand Maria's und ihre Füße zerriß. Sie fuhr auf und that einen leiſen Schrei.

Boscoſel, der dicht hinter ihr ging, trat raſch herzu, ergriff ihre rechte Hand und half ihr heraus, ehe der alte Biſchof ſich beſinnen konnte.

„Es ſind ſchottiſche Diſteln, Majeſtät! Wenn ſie ungezogen ſind, wird man ſie abhauen!“ — und dem raſchen Wort folgte die raſche That. Boscoſel zog den Degen und die Diſteln flogen bei Seite.

Der ſchottiſche Adel, Alle, die umherſtanden, hatten es gehört und geſehen. Es war ein peinlicher Augenblick.

„Das thut man nur, mein lieber Chaſtelard, wenn man ſie nicht umgehen kann!“ ſagte die Königin nach einer Pauſe raſch. — Sie ſchritt mit Roß weiter, die Edelleute machten gute Miene zum böſen Spiel und verbeugten ſich tief. Sie ward bewillkommt, das Volk jubelte abermals, und freundlich dankend beſtieg die Monarchin den bereitgehaltenen Zelter und eilte, vom Hofe umgeben, durch die wogende Menge nach Holyrood.

„Ihr ſeid wohl noch zur Nacht mein Gaſt, Maytland?“ flüſterte Andrew im Dahinreiten. „Ich habe Euch Manches zu erzählen.“

„Angenommen, ich werde Argyle mitbringen!“ —

Königin Maria war in Holyrood. Ermüdet von der Reiſe und den Anſtrengungen des Tages zog ſie ſich bald mit ihren Frauen zurück, nachdem ſie den Adel und ihre franzöſiſchen Gäſte entlaſſen.

Die ſchottiſchen Lords ſonderten ſich nach ihren Verwandtſchaften und Neigungen in kleine Cirkel, um in der Stadt beim Glaſe über die neue Lage des Reichs und ihre nunmehrige Stellung zu plaudern, denn Niemand hatte im böſen wie guten Sinn am Morgen geträumt, die Königin heute noch in Edinburgh zu ſehen.

Ein ſolcher Kreis, allerdings nur von drei Männern, war in einem Eckthurm des Seitenflügels von Holyrood beiſammen, Jakob von St. Andrew, Maytland und Argyle, die drei falſcheſten Herzen in ganz Schottland.

Nachdem die Diener zum Schluß eine Wildpaſtete ſervirt, mehr Wein aufgeſetzt und ſich entfernt hatten, nahm Andrew das Meſſer, ſchnitt die Paſtete und ſagte:

„Ich will es ihr ebenſo machen, wie Herr Boscoſel unſeren Diſteln!“

Alle Drei brachen in ein helles Gelächter aus.

„Köſtlich, himmliſch war's, meine Lords!“ rief Argyle, „ein hübſcher Fingerzeig für das, was Schottland bevorſteht, wenn die Franzoſen die Oberhand bekommen, wie's allen Anſchein hat!“

„Die Franzoſen und Papiſten! Wahrhaftig, es iſt nur ein Glück, daß Eure Lordſchaft und unſere Wenigkeit noch ein Wort drein reden dürfen beim neuen Stand der Dinge!“ ſagte Maytland zu St. Andrew.

„Das aber wollen wir nach Kräften, Freund, werden uns jedoch wohl hüten, mit der flachen Hand ſo in die Fluth zu ſchlagen, wie Monſieur Chaſtelard gethan. — Was ſagt Ihr zu dem Stück Redekunſt, das uns die gute Schweſter aufgetiſcht hat?“

„Hm!“ lachte Argyle, „ſie will uns Alle ſtreicheln und wird uns Alle dabei auf den Hals bekommen. Haha! und der arme Arran hat das Bad ausgießen müſſen.“

„Weil er erzdumm war! Der Alte dachte für ſeine Krone zu arbeiten, während er nur der Sündenbock des Bürgerkrieges wurde. Es wäre ein Jammer, wenn es nicht ſolche Narren gäbe, die ſich zum Mauerbrecher gebrauchen ließen.“

„Was iſt denn aber das für ein Menſch, der Herr Boscoſel de Chaſtelard, der die Diſteln geköpft hat?“

„Das iſt ein ſehr wichtiger und gefährlicher Mann, lieber Argyle, der unſern ganzen Haß verdient!“ ſagte Andrew. „Ohne ihn, trotz Morton und Roß, wäre Maria Stuart jetzt in Eliſabeth's Händen.“

„Wahrhaftig!? — Alſo ſie hatte recht, als ſie ihn uns ſo eifrig anpries?“ riefen die Andern.

„Gewiß, ſie hat alle Urſache, ihm dankbar zu ſein. Hört nur an. Ich erfuhr's beim Bankette. — Die drei Galeeren lagen alſo vor Calais. Engliſche Spione hielten an der Küſte Wache und beobachteten Alles genau, engliſche Schiffe lauerten im Canal. Maria hatte durch Roß erfahren, was im Werke ſei, und doch mußte ſie reiſen. Worauf der fromme Biſchof und der verliebte Morton nicht kam, kam Herr Boscoſel. Der Kniff war gar nicht übel. Maria machte ihn, wahrſcheinlich nach geheimer Abrede, zum Führer der Expedition. Sie beſtieg öffentlich mit Gefolge das Schiff mit dem vergoldeten Spiegel, dem blauen Baldachin und der Doppelflagge, das niedere Gefolge und die Equipage nahm die beiden andern Schiffe ein, die traurig genug ausſahen und unter einfacher ſchottiſcher Flagge gingen, und ſo ſteuerten ſie in das Meer. Aber ſtatt durch den Canal nach Dumbarton zu gehen, ſendete ſie ein kleines Extra-Segelſchiff zur Nachricht an den Gouverneur nach Leith, hielt ſich oſtwärts, dicht an der franzöſiſchen Küſte, wo ihr die engliſche Flotte, die im Canal lauerte, nicht nahe kommen konnte, und lavirte, bis ein nebeliger Tag kam.

„Vor Dünkirchen, bei einem Fiſcherdorf, ankerten alle drei, die Königin verließ das für ſie eingerichtete Schiff, beſtieg mit ihrem Gefolge das kleinſte Fahrzeug, das vorher die Equipage beherbergt hatte, und brachte letztere auf ihre eigene Galeere. Darauf hißten beide Fahrzeuge die holländiſche Flagge auf und ſteuerten nordwärts voran, der königlichen Galeere das Nachkommen überlaſſend. Die Engländer merkten endlich, daß Maria nicht durch den Canal käme, ſondern bei Leith landen wolle, und ſetzten nach. Maria hatte aber bereits einen großen Vorſprung, und als ſie wirklich vorgeſtern Abend, wie Kinkardine richtig geſehen hat, das königliche Schiff aufbrachten, fanden ſie, wie Morton lachend erzählte, unter dem Doppelbanner und dem blauen Zeltdach nur — „unſere Eſel und unſere Laquaien“. „„Die ſollen ſie behalten!““ ſetzte Boscoſel höhniſch hinzu!“

„Verdammt! Der Burſche iſt eben ſo tolldreiſt wie gefährlich.“

„Das iſt er!“ ſagte Andrew; „Boscoſel war der Buſenfreund Franz des Zweiten. Als der König geſtorben, erſchien er in des Todten Kleidern, dem er ohnedies ſprechend ähnlich ſieht. Ich laſſe mich köpfen, wenn er mit der

Königin keine verliebten Abſichten hat. Ihr Günſtling iſt er ſchon, den ſie mit ſehr holden Augen anſieht!“

„Was kann man dagegen thun?“ ſagte Argyle.

Andrew ſchwieg einen Moment, dann ſagte er leiſe: „Dreierlei zugleich. — Vorerſt den ergebenen Unterthanen ſpielen und ſich an Chaſtelard anſchmiegen, ferner Morton's wunde Stellen ſuchen, drittens die Königin heimlich mit Chaſtelard in Verruf bringen. Anlaß haben Beide ſchon gegeben.“ Er ergriff ſein Glas. „Auf's Wohlſein der Diſteln, Mylords, mögen ſie jeden Narren verwunden, der toll genug iſt, in ſie zu treten!“

Sechſtes Capitel.

Was St. Andrew, Maytland und Argyle in engſter Vertraulichkeit zu einander über die Königin, Chaſtelard und den Stand der Dinge geäußert, hatte trotz der parteiiſchen und verrätheriſchen Hintergedanken dieſer Männer gleichwohl viel Richtigkeit. Aus Mariens Rede war hervorgegangen, daß die letzten Parlamentsbeſchlüſſe für ſie keine Gültigkeit hatten, der Calvinismus alſo nicht Staatsreligion werde, und die Königin mindeſtens gewillt ſei der katholiſchen Kirche dieſelben Rechte wie dem neuen Glauben zu wahren. Sie ſelbſt war ſtreng katholiſch, wie ein großer Theil ihrer nächſten Umgebung, und die hohe Auszeichnung, welche ſie dem Biſchof von Roß vor Aller Augen erwies, zeigte zu deutlich, welcher Richtung ſie zugethan war. Dies gab Grund genug für Knox und den Calvinismus, Zeter zu ſchreien und ärger als jemals von der Kanzel wie durch Traktätchen einen geiſtigen Feldzug gegen ſie zu eröffnen, der im fanatiſirten Volk ein treues Echo fand.

Was half es ihr, daß ſie ihrem Stiefbruder Jakob und Lord Maytland ſo großes Vertrauen ſchenkte? Von den Calviniſten ward ihr das gar nicht angerechnet, und die katholiſchen Lords, welche ihr ſonſt ergeben waren, hielten es für thörichte Schwachheit. — Wie ſehr ſie Frankreich liebte, bewies gleichfalls ihre Umgebung, die meiſt aus Franzoſen oder franzöſirten Schotten beſtand (zu denen man die vier Marien mit ihren Familien und Morton mit den Douglas rechnete), und die warme Empfehlung wie Auszeichnung derſelben, obſchon das franzöſiſche Element mit dem ſchottiſchen ganz unverträglich war. Schließlich hatte ihre Vorliebe für Chaſtelard den Haß, Neid und Argwohn aller Jener geweckt, deren Speculation auf Herz und Hand der ſchönen Fürſtin er im Wege ſtand. Seine unbeſonnene Prahlerei mit den Diſteln zumal hatte die Schotten ſtutzig gemacht und von vornherein große Vorurtheile erzeugt.

So ärgerlich Maria deswegen auf ihren Paladin auch war und ihm andern Tages darüber Vorwürfe machte, war er ihr doch zu werth, und Erinnerung wie Dankbarkeit feſſelten ſie an ihn zu innig, als daß ſie ihm ernſtlich hätte grollen mögen.

Maria beging, wie ſpäter Karl I., den Fehler, ihre Privatneigungen bei Allem vorwalten zu laſſen, keine Thatkraft zu beſitzen, außer wo ihr Stolz verwundet ward, und wenn ſie handelte, ſich zaudernd zu verſpäten oder in unbeſonnener Haſt zu überſtürzen.

Sie wollte das Beſte, aber ſie wußte leider nicht, was das Beſte war. Die Leute, denen ſie aus Neigung ihr Vertrauen ſchenkte, waren theils Verräther, wie ihr Stiefbruder Jakob, der ſie gefliſſentlich in's Unglück ſtürzte, um einſt Schottland ſelbſt zu regieren, oder Maytland und Buchanan, die im Solde ihrer Gegnerin ſtanden. Die Redlichen, welche ihr mit voller Seele anhingen, waren entweder Fremdlinge, welche ſchottiſche Zuſtände nicht verſtanden, oder ſtrenge, einſeitig parteiiſche Katholiken, wie Chaſtelard und der Biſchof von Roß.

Morton, der Einzige, welcher ihr vernünftig rieth, gleich Eliſabeth die religiöſe Initiative zu ergreifen, die Rechte des Parlaments eng zu umgrenzen, an den Schreiern und Verdächtigen ein Exempel zu ſtatuiren und ſich dann auf die Nation zu ſtützen, konnte nicht durchdringen, weil Maria, um ihm zu folgen, ihr religiöſes Bewußtſein, ihre ganze Natur hätte umwandeln müſſen. So blieben die Dinge in einer unglücklichen Schwebe.

Unter allen Denen, welche nach dem Beſitze der reizendſten aller Wittwen ſtrebten, befand ſich auch Graf Lenox, welcher in England lebte und mit aller Schlauheit und Vorſicht für ſeinen Sohn Heinrich Darnley um Marien warb. Außer den Arrans hatte die Familie Lenox in ſofern die meiſte Entſchuldigung für ihre Wünſche, als Gräfin Lenox, Darnley's Mutter, von Jakob IV., Mariens Großvater, abſtammte. Die junge Königin lehnte indeß den Antrag ab, weil ſie „ihre Trauer noch nicht abgelegt habe, und für jetzt unverheirathet zu bleiben wünſche." — Dem Grafen Lenox trug dieſer Korb, außer dem Bewußtſein zertrümmerter Träume, noch den Tower ein, in welchen er wie ſeine Gemahlin von der erzürnten Eliſabeth geſteckt wurde, als ſie ſein Vorhaben erfuhr.

Graf Arran, der Kronenträger, hatte ſich mit ſeinem Zorn und ſeiner Schmach nach Dumbarton zurückgezogen, doch ließ er ſeinen Sohn in Edinburgh zurück, und dieſer verſäumte keine Gelegenheit, vor Marien ſeinen Liebesſchmerz, ſeine verkannte Unſchuld, ſeine tiefe Ergebenheit blicken zu laſſen, um durch Schmeichelei und Unterwürfigkeit das zu erlangen, was ihm durch Gewalt bisher nicht geglückt war. Er hatte ſich dem Lord Jakob von St. Andrew angeſchloſſen, und dieſer empfahl ihn wirklich auch dem Mitleid der Königin.

Dies beſtimmte aber Marien doch nicht, ihn, ſo oft er ſich auch blicken ließ, anders als ſehr verächtlich zu behandeln, und ſie brachte den überſpannten, ohndies gereizten Menſchen ganz zur Verzweiflung.

Bevor die Königin noch ihren Einzug in Edinburgh hielt, hatte Eliſabeth durch ihre Geſandten, Lord Randolph und Trogmorton, ihre Forderungen wegen der Titelangelegenheit erneuern laſſen.

Mit einer Unverſchämtheit, die keine Grenzen hatte, verſicherten dieſe Marien, daß ihre Herrin nie daran gedacht habe, Mariens Reiſe ein Hinderniß zu bereiten, und das Ganze ein böswilliges Gerücht, ein Irrthum ſei. — Maria wies die Engländer mit der erneuten Forderung ab; da ſie ſich im Reiche noch zu wenig befeſtigt fühlte, machte ſie gute Miene zum böſen Spiel, und indem ſie einen Aufruf an die Grenzbewohner ergehen ließ, mit ihren engliſchen Nachbarn in Frieden zu leben, wie keinen Grund zur Klage zu geben, ward Maytland als Botſchafter nach London geſchickt, damit er Eliſabeth die Titelangelegenheit auseinander ſetze. — Leider hatte Maria dazu gerade den ſchlimmſten Boten gewählt, und Maytland verfehlte nicht, Eliſabeth noch mehr gegen ſie einzunehmen, ſo daß die engliſche Königin den Peter Mewtas, der verſchärfte Inſtructionen hatte, an Maria ſendete und einen drohenden Ton annahm. Dadurch bekam der Streit von beiden Seiten eine immer größere Bitterkeit.

Inzwiſchen war Königin Maria Stuart feierlich in Edinburgh eingezogen. Die Stadt hatte ihr ein Banket gegeben, aber dieſe Gelegenheit benutzt, zugleich verſchiedene calviniſtiſche Kundgebungen zu machen, welche die Königin auf's Tiefſte verwundeten. Sie ſah hier zum erſten Male das wahre Antlitz ihres wilden, fanatiſirten Volkes.

So entſchloß ſich denn Maria, John Knox, den Leithammel der tollen Heerde, rufen zu laſſen, und ſuchte ihn mit allen Vernunftgründen, die ihr zu Gebote ſtanden, verſöhnlicher zu ſtimmen. Umſonſt! Das ganze Geſpräch lief auf einen Dogmenkampf hinaus, der höchſt unerquicklich war und beide Theile nur noch mehr gegen einander aufbrachte.

Maria erkannte die wachſende Schwierigkeit ihrer Stellung, wie ſie die Unmöglichkeit ſah, ſich mit den calviniſtiſchen Anſchauungen zu verſöhnen, und nur mit Grauen dachte ſie an die Kränkungen, welche ihr allen Anzeichen nach auf der Rundreiſe bevorſtehen mußten, die ſie der Sitte gemäß antreten ſollte.

Boscoſel de Chaſtelard, der täglich mehr einſah, daß die Königin auf die Dauer unmöglich dieſen Zwitterzuſtand, dieſe Qualen, die von allen Seiten ihr bereitet wurden, ertragen könne, rieth ihr mit dem zwiefachen Feuer katholiſcher

Ueberzeugung und perſönlicher Ergebenheit, energiſch aufzutreten und die Rundreiſe zu einem politiſchen Schlag zu benutzen. Sein Plan war kein geringerer, als die Häuptlinge des nordiſchen Hochlandes, die Lords von Aberdeen, Fife, Roß, Athol, Grampian, Forfar u. ſ. w., die ſämmtlich noch ſtreng katholiſch waren, mit ihren Vaſallen an einem Tage zur Huldigung nach dem Stein von Scone, dem alten heiligen Krönungsort der Schotten, zu beſtellen, wohin ſie in ſeiner, Morton's, Huntley's und der Douglas Begleitung auf ihrer Reiſe von Perth aus kommen wollte. Sie ſollte ſich an deren Spitze ſtellen, in die calviniſtiſchen Provinzen und Edinburgh ſiegreich einziehen, das Parlament und den Hof von feindlichen Elementen ſäubern, den Calvinismus dulden, ohne ihm zu huldigen, die Schreier beſtrafen und durch ein feſtes Regiment das Land zur Ruhe bringen. Biſchof von Roß und ſogar Morton war hiermit, nachdem Maria Letzterem eidlich verſichert hatte, daß ſie die neue Lehre nicht ausrotten, ſondern in der Freiheit belaſſen wolle, die ſie unter ihrer Mutter beſeſſen, ganz einverſtanden, denn er ſah wohl, daß der Hinterliſt St. Andrew's und Maytland's, der zügelloſen Wildheit der ſüdlichen Barone endlich geſteuert werden müſſe, wenn Maria nicht zu Grunde gehen ſolle.

In der erſten Hitze und Erbitterung über Knox und die Edinburgher Kundgebungen hatte die Königin den Plan gebilligt, Biſchof von Roß und Chaſtelard hatten bereits heimlich ihre Ausſchreibungen und Sendboten abgehen laſſen, Morton in der Stille die Seinen vorbereitet, und die Rundreiſe war ſchon angetreten, als der Königin all' dieſe Maßnahmen wieder leid wurden. — Jene unſichere Aengſtlichkeit und Beſorgniß, der ſchüchterne und unbeholfene Trieb, Alles in Güte abzumachen, was doch bei der Lage der Dinge in Güte nicht zu regeln war, überkam ſie wieder, wie alle Stuarts.

Andererſeits hatte St. Andrew Wind von dem bekommen, „was der Herr Diſtelköpfer vorhabe", die Calviniſten trafen Gegenmaßregeln, St. Andrew ließ es ſich nicht nehmen, Marien zu begleiten, und wohin die Königin auch während der Reiſe kam, in Stirling, Leslie und Perth, entfalteten die Proteſtanten eine ſo gewichtige Macht, ſetzten der armen Frau mit Capuzinaden und beziehungsreichen Reden ſo zu, daß ſie in Perth krank vom Pferde gehoben wurde und endlich voll Muthloſigkeit umkehrte. — Ihre Anhänger in Scone gingen murrend und verletzt auseinander. Was war mit einer ſolchen Königin zu machen!?

— — — — — — — — — — — — — — — —

Maria kam unverrichteter Sache nach Edinburgh zurück. St. Andrew, Knox, die Calviniſten jubelten, und frecher als je traten ſie gegen eine Fürſtin auf, deren Schwächen ſie nun auf's Deutlichſte erkannt hatten.

Chaſtelard, Roß, alle ihre Treuen waren erlahmt, Morton mürriſch und nur froh, ſich bei der Geſchichte, ſeiner religiöſen Meinung entgegen, nicht bloßgeſtellt zu haben. Er liebte aber ſeine Papillon zu ſehr und war Marien zu ergeben, um ſelbige zu verlaſſen, denn dies wäre unfehlbar der ärgſte Schlag für ſie geweſen.

All' ihr Zauber, mit dem ſie die Großen des Reichs umſtrickte, um ſie ihrer Sache zu gewinnen, diente nur dazu, deſto vorlautere Wünſche zu erwecken, und ihr dann alle die zu Feinden zu machen, welche ſich ſchließlich in ihren perſönlichen Hoffnungen getäuſcht ſahen.

Zu dem Vorwurf, die Religion zu unterdrücken, das Volk zu knechten, Fremdlinge zu begünſtigen und ſchwach zu ſein, kamen ſchließlich noch die Schmähungen, welche man ihrer weiblichen Ehre und Tugend anhängte.

Der junge Arran, durch Mariens immer rückſichtsloſere Verachtung zur Raſerei gebracht, von St. Andrew nach Mariens Rückkehr aus Perth angeſtachelt und aufmerkſam gemacht, erklärte nämlich offen: „daß die Königin darum nicht heirathe, um wie eine zweite Meſſaline und Semiramis dem Geſetze der Moral Hohn zu ſprechen!“ Ja, er ſagte geradezu: „Chaſtelard iſt ihr erklärter Geliebter!“

Sie war ſtarr, als ſie das hörte! — Mochte Maria ſich Mißgriffe jeder Art zu Schulden kommen laſſen, hierin fühlte ſie ſich ſonnenrein. Was ihre Vorliebe für Chaſtelard für einen tieferen Grund hatte, waren die Schotten unfähig zu beurtheilen, und mochte ihr Verhältniß zu ihm in einzelnen Momenten oft einen Schein haben, der ſehr der Liebe glich, ja, hätte ſie dieſelbe auch wirklich innerlichſt für ihn empfunden, ſo war ihr Verhältniß zu ihm doch ein rein freundſchaftliches, ſtreng ſittliches. Sie verſtand es zu gut, dieſe gewaltſam glühende Natur zu zügeln, Boscoſel zu feſſeln und ihn zu unterjochen, ihn leiſe abzuweiſen, wenn ſie ihn noch zu hoch ehrte.

In der vollen Erbitterung der gekränkten Frau und Königin, der ganzen Leidenſchaftlichkeit ihrer franzöſiſchen Natur, beſchloß ſie, einen Menſchen zu entfernen, der mit unvergleichlicher Schamloſigkeit gehandelt hatte. Sie verbot Chaſtelard, eine Silbe zu ſprechen oder gegen Arran etwas zu unternehmen, und ließ den Grafen Morton, Lord Jakob und den Biſchof von Roß in's Nebenzimmer treten, damit ſie unſichtbare Zeugen ſein ſollten, indeß ſie den Verleumder zur Audienz befahl.

War es Gleichgültigkeit nach der verlorenen Hoffnung, war es Keckheit oder Zorn verſchmähter Liebe, mit der Arran ſich gewappnet hatte, kurz, er trat feſt und ſicher vor die Königin.

Maria empfing ihn, bleich, auf's Höchſte erregt, am ganzen Körper zitternd, mühſam die Thränen bezwingend, die ſich ihr in's Auge drängen wollten.

„Majeſtät, ich eile, dem Befehl zur Audienz nachzukommen, ſo unerwartet er mir auch geweſen iſt, und —“

„O, auch mir iſt dieſe Audienz eben ſo unerwartet wie unwillkommen, Mylord! Ich hätte mir ſonſt auch ſicher das Unglück Ihrer eben ſo unwürdigen wie beleidigenden Nähe erſpart, wenn Sie mich nicht dazu gezwungen hätten, werde indeß ſorgen, daß es das letzte Mal iſt, wo ich Ihnen begegnen muß! — Ihr Vater hat ſein Leben lang wie ein Verräther an mir gehandelt, und daß ich ſeinen Kopf geſchont, als ich Schottlands Küſte betrat, verdankt er dem winzigen Tropfen Blutes, das er mit mir gemein hat. Daß ich Sie, Mylord, trotz Ihres vielfach verächtlichen Benehmens, um mich duldete, geſchah aus Mitleid mit der kindiſchen Unbeſonnenheit Ihrer Pläne, an denen Ihr Vater hauptſächlich Schuld hat. Trotz meiner Nachſicht, die Sie doppelt hätte mit Beſchämung erfüllen müſſen, haben Sie gewagt, über die Perſon Ihrer Königin Dinge zu äußern, die eben ſo ſchändlich wie abgeſchmackt ſind, ja ſelbſt die berechnetſte Bosheit Ihres Vaters in Schatten ſtellen! Schweigen Sie! Der Ton Ihrer Stimme ſchon iſt mir zuwider! Sie haben ſich wie ein Bube und Schwächling betragen, und ich würde Sie beſtrafen, wenn ich Sie deſſen noch werth hielte! Gehen Sie zu Ihrem Vater nach Dumbarton und ſagen Sie ihm, daß er bei ſeinen Kindern weniger die Ruthe ſparen ſoll, anſtatt nach Dingen zu ſtreben, die nur im Hirn eines Wahnſinnigen, wie er iſt, Raum haben!“

Arran hatte Marien lautlos angehört, ſein brennendes Auge auf die Reize des Weibes gerichtet, das im Zorn nur noch ſchöner war. Bei jedem verächtlichen Wort, das ihrer Lippe entrollte und gleich ätzend den Lord wie den Mann verwundete, ward ſein Antlitz bleicher, nahmen ſeine Züge die leidenſchaftlichen Verzerrungen des Haſſes, des Schmerzes und der Wuth an. Zwei große Thränen entrollten ihm, als ſie geendigt hatte.

„Ich werde zu meinem Vater gehen, Majeſtät, ſeien Sie deſſen ſicher. Mein Blick ſoll Sie nicht mehr treffen, aber eh' das geſchieht, will ich Ihnen die Antwort nicht ſchuldig bleiben. — Mein Vater hat nach Schottlands Krone geſtrebt, ja! — Ich habe mich von Jugend an gewöhnt, die Hand Maria Stuart's als Hoffnung meines Lebens zu betrachten, ja, — denn ich bin ihr nächſter Verwandter, und mein iſt die Krone, wenn Sie heute ſterben! — Daß das weder wahnſinnig noch lächerlich war, beweiſt Ihnen das Parlament, das Volk, welches einſt zu uns ſtand; und hielten nicht Ihre Herren Franzoſen damals den Hafen von Leith, ſo war ich König! Daß ich dem Blute nach es konnte, beweiſt, daß Königin Eliſabeth ſich nicht für beſchimpft hielt, als mich das Parlament ihr zum Gemahl vorſchlug. Wenn mein Vater mehr that, als gut war, that er's für ſeinen Sohn, wie Eure Königliche Mutter einſt mehr that, als dem Lande gut war, weil ſie's für Euch that! Ich aber, Majeſtät, hab' von Schottlands Krone nie einen Reiz erhofft, als den Eures Beſitzes, und wäre Maria Stuart die Tochter eines Bürgers, ſo hätte ich ſie keinen Gran weniger geliebt, als mit dem Purpur. Das iſt's, was mich entſchuldigt! — Warum, wenn wir Rebellen ſind, ſteckt Ihr nicht unſere Köpfe auf Holyroods Zinnen? Weil Euer Blut in unſern Adern fließt! — Ihr habt mich geduldet, doch wenn Ihr meine Hand auch abwieſet, Niemand gab Euch ein Recht, mich vor Euren Franzoſen zu verhöhnen und zu beſchimpfen. Wie die Circe habt Ihr angelockt, um zu entehren, habt meinen Gram im Neide und Haſſe groß geſäugt! Nun ja, ich habe geſagt, daß Ihr Chaſtelard liebt, und ſage es noch! Er trete her und ziehe ſein Schwert! Durch ganz Schottland ſchrei ich's aus, Chaſtelard iſt Euer Buhle!"

Da, von Andrew, Morton und Roß gefolgt, ſtürzte Chaſtelard aus dem Nebenzimmer, bleich und ſchäumend:

„Hinaus, Bube! Du ſollſt mir das mit dem Leben zahlen!"

„Hahaha! Warſt Du hinter der Gardine? Da nimm das!" Wie der Blitz zog er das Stilet und ſtach nach Boscoſel, welcher unter dem Stoß wankte.

Die Königin ward ohnmächtig. Roß hielt ſie mit Mühe aufrecht, indeß Morton zu dem blutenden Chaſtelard ſprang. Andrew aber folgte Arran, der hinausgeſtürzt war.

Im Corridor raunte er ihm zu:

„Fort, nach Dumbarton, ſonſt muß ich Euch wahrhaftig feſtnehmen! Raſch!" —

Während Alles zuſammenlief, eilte Arran durch heimliche Gänge auf den Hof, beſtieg ſein Pferd und ſchlug in geſtrecktem Lauf den Weg nach Dumbarton ein.

Als Andrew zurückkam, hatte ſich die Königin etwas erholt. Ihr erſter Gedanke war Chaſtelard. Mit einem leiſen Schrei auffahrend, eilte ſie voll unbeſchreiblicher Angſt zu ihm.

Der Verwundete war auf einen Seſſel gebracht worden. Glücklicherweiſe traf der Stoß, welcher ſeiner Bruſt gegolten, durch geſchicktes Pariren Boscoſel's nur den Oberarm und erzeugte eine tiefe, ſtark blutende, aber gefahrloſe Fleiſchwunde.

„Warum," ſagte Chaſtelard matt, indem er Mariens Hand an ſeine Lippen drückte, „warum haben mir Eure Majeſtät nicht verſtattet, dieſen Buben, wie ich es wollte, vorher zu züchtigen? Dann hätte er das nicht mehr gewagt."

„Mein lieber Paladin!" ſagte Maria, gerührt lächelnd, „man ſchlägt ſich mit keinem Ehrloſen!"

„Die Läſterzungen werden es aber übel deuten, daß ich dieſe Schmach —"

Die Königin legte mit einem allbezwingenden Blick ihre Hand auf ſeinen verbundenen Arm und unterbrach ihn mit zitternd weichem Ton:

„Hat man — Sie beleidigt, Boscoſel?!" —

Chaſtelard's Augen ſprühten. Ein Glühroth überflog ſein bleiches Antlitz.

„Mich, meine Königin? — Nein, mich ehrte es!" —

„Nun denn, und mich entehrt es eben ſo wenig, weil ich mir keiner Sünde bewußt bin. Die Königin wird ihren beleidigten Ruf ſelbſt an allen Feiglingen zu rächen wiſſen, ohne das Leben Derer in Gefahr zu bringen, die ihr ſeit lange theuer ſind. Erhaltet Euch meinem Dienſte!" —

Der Vorfall verfehlte nicht, ungeheures Aufſehen zu erregen. So ſehr ſich Mariens Freunde beſtrebten, die Angelegenheit als einen Act der Rohheit, deſſen Opfer Chaſtelard geworden ſei, darzuſtellen, Andrew war dabei geweſen, und indem er die ganze Geſchichte haarklein ſeinem Anhang hinterbrachte, ward das einmal durch Arran in Umlauf geſetzte Gerücht nur noch verſtärkt.

Das ganze Benehmen Mariens gegen Chaſtelard, die verhängnißvolle Frage: „Hat man — Sie damit beleidigt?" ſchien, in welcher Abſicht ſie auch gethan, faſt eine verfängliche Beſtätigung des Gerüchts zu ſein, was St. Andrew mit Jubel auspoſaunte, Morton wie Roß ſtutzig und auf Chaſtelard einen Eindruck machte, der für die ganzen ferneren Entſchlüſſe ſeines Lebens maßgebend wurde.

Maria Stuart hatte Franz II. mit aller Innigkeit geliebt, deren das ächte Weib fähig iſt, ihr Schmerz über ſeinen Tod war tief und andauernd geweſen, dies bewies ſie in dem ſteten Andenken an ihn, bewies es in der freundſchaftlichen Neigung zu Boscoſel, der ihm ſo ſehr glich. Je mehr die Außenwelt ſie ihrem verlorenen Jugendtraum nachzuhängen abzog, je unentbehrlicher Chaſtelard ihr wurde, je größeren Dank er ſich um ſie erwarb, deſto mehr ſchmolz ſein Bild, der Schatten ihres Franz, mit dem begrabenen Urbild in ihrem Herzen zuſammen, und die Neigung, welche er für ſie blicken ließ, bewahrte ſie ſtill und verſtohlen in ſich. Sie ſchien es gern zu ſehen, daß er ſie liebe, und wähnte, dieſes heimliche Veſtafeuer, an das ſich die Geſammterinnerungen und Träume ihrer Jugend knüpften, ſollte ſtets gleich ſchön und rein ihren Lebensweg erhellen. Als ächte Tochter der Romantik wünſchte ſie, Chaſtelard möge ſie lieben, ohne ſie zu beanſpruchen.

Davon war Boscoſel weit entfernt!

Seine leidenſchaftliche Natur wollte volle Befriedigung, und zwar um ſo mehr, als er bis zu dieſer Stunde ſeine Gluth für Marien mit allem Aufgebot ſeiner Kraft erſtickt hatte. Seine Aehnlichkeit mit Franz, das vertraute Amt, das ihm der König auf dem Sterbebette angewieſen hatte, die Dienſte, welche er Marien geleiſtet, ſchienen ihm Beweggründe genug, und wenn Edelleute, wie Lenox, Arran, und wer ſonſt noch nach Marien trachtete, eine Werbung wagen durften, warum ſollte er es nicht? Tauſend Dinge konnten ihm außerdem andeuten, daß Maria ihn allen anderen Männern vorziehe. Der letzte Vorfall aber machte ihm ihre Neigung zur Gewißheit, welche durch die Verleumdung ſo zu ſagen eine öffentliche Sanction erhalten hatte.

Er beſchloß, die Gelegenheit, ſobald ſie ſich zeige, nicht unbenutzt vorübergehen zu laſſen, um endlich für die lange Zeit des Wartens, für alle Schmerzen und Entſagungen einen ſüßen, dauernden Lohn zu empfangen.

Maria Stuart war eben ſo unglücklich als Frau wie als Königin. Als Königin beherrſchte ſie, die Katholikin, die Trägerin der Autorität des Kirchen- und Königthums, ein Volk, das in religiöſer wie bürgerlicher Beziehung ſchon revolutionirt war, ihren Glauben mißachtete, ihre Anſchauungen nicht verſtand und ihren Trieb, Alles in Güte abzuthun, für weibliche Schwäche nahm. Als Frau war ſie unglücklich genug, religiöſe Schwärmerei und franzöſiſche Grazie mit einer argloſen Fröhlichkeit, ja faſt kindlicher Schelmerei zu verbinden, die etwas Zauberhaftes, Verführeriſches hatte und die Männer leicht Dinge glauben ließ, woran ihr Herz nicht dachte. Bemerkte ſie nun das Unheil, welches ſie angerichtet, ſo fühlte ſie ſich als Weib wie Königin verſtimmt und war geneigt, ein Attentat auf ihr Herz entweder als Beleidigung oder Lächerlichkeit anzuſehen.

Das geſchah ihr nun als Königin, als achtzehnjähriger Wittwe inmitten eines Volkes, das eben ſo ernſt wie pedantiſch, entfernt von aller Anmuth und Poeſie, rauh im Leben, ja ſelbſt in der Religion praktiſch war, und deſſen Romantik noch ein gutes Stück nordiſchen Heidenthums — jenes finſtern Zaubers des Miſtelzweiges an ſich trug. Was Wunder, daß ihm die Königin als Andersgläubige eben ſo verächtlich und zum Spielball der Intrigue wurde, wie ſie ihm als Weib eine buhleriſche Jeſabel, eine franzöſiſche, leichtfertige Circe ſchien, „deren halsſtarriges Herz Gott der Herr in ſeinem Zorn verhärtet hat!“ Das Volk verſtand die Herrſcherin und ſie ihr Volk nicht, dies iſt der düſtere Hintergrund, auf dem ſich das immer finſterer werdende Geſchick der armen Stuart geſpenſtiſch entwickelte. Verräther und Unſinnige waren die Zwiſchenträger, welche ſelbſt da noch Unheil ſäeten, wo etwa Ausſicht auf Aenderung zum Beſſern geweſen wäre. — — —

Chaſtelard war geneſen. — Der Frühling kam, und da Mariens Wittwentrauer ſich zu Ende neigte, wollte ſie nicht länger zögern, um ihre kleine Papillon, die Genoſſin ihrer Jugend, an den Grafen Morton zu verheirathen. So ſehr das Volk auch der „bacchantiſchen Teufelsluſt“ grollen mochte, ſo unzweideutig von den Kanzeln Anſpielungen auf den Ruf Mariens gemacht wurden, Maria hatte beſchloſſen, im ſtolzen Bewußtſein ihrer Unſchuld darüber hinwegzuſehen und ſich von der kurzen Fröhlichkeit dieſer nahenden Feſttage nicht abhalten zu laſſen.

Holyrood prangte in ſeinem feſtlichſten Schmuck. Die Douglas und Seytons, Huntleys, Hamiltons und Leslies erſchienen im höchſten Glanze, und Alles, was in damaliger Zeit die franzöſiſche Mode, welche Maria ſo ſehr liebte, bieten konnte, wurde vor ſchottiſchen Augen enthüllt, um die Liebesfeier der reizenden „Königin Papillon“ ſtrahlend zu machen. Morton war mit ſeiner Erwählten von Knox acht Tage vor der eigentlichen Feier getraut worden, „damit“, wie der Schüler Calvin's ſagte, „das wahrhafte Sacrament der Ehe nicht von dem Schlamm der Hoforgien beſudelt werde!“ Morton liebte aber ſeine kleine Frau zu ſehr, als daß er ihrem ſtillen Wunſch nicht nachgekommen wäre, dem zufolge ſie ſich erſt nach Verlauf der acht Tage und als ſie heimlich in der königlichen Kapelle nach katholiſchem Ritus nochmals mit ihm verbunden worden, als ſeine Frau betrachtete. Als die ſtille Feier, der die Königin mit nur zwei Zeugen beiwohnte, vorüber war, begannen die Hofluſtbarkeiten.

An dieſen Tagen erſchien die Königin zum letzten Male in ihrem weißen Trauerkleide und dem Roſenkranz. Nach der Feſtlichkeit hatte ſie mit ihrem Hof beſchloſſen, die Nachtrauer, das hieß ein einfach ſchwarzes Gewand, anzulegen. Sie hatte ferner, um dem öffentlichen Gerede keinen weitern äußern Anhalt zu geben, Chaſtelard erſucht, nach Beendigung der Feſtlichkeiten die Kleidung Franz II. mit einem ſchwarzen Wammſe zu vertauſchen. —

Es war der Abend des letzten Feſttags, welcher mit einer Maskerade endigen ſollte, wie ſie damals in altitalieniſchem Geſchmack am Pariſer Hofe Sitte waren. Außer dem Brautpaare trug Alles Larven, es war eine Art nachträglichen Polterabends. — Die Königin hatte mit Chaſtelard, der ihren Cavalier machte, heimlich die Verkleidung verabredet, und Boscoſel, dem ſich ſonſt nie die Gelegenheit geboten, faßte den Plan, bei dieſer Gelegenheit ſich ihr zu entdecken.

Beide dicht vermummt und unkenntlich, bewegten ſich unter dem bunten Gewühl des Ballſaals, nahmen am Tanze Theil, oder hörten in den Zwiſchenpauſen den Geſängen zu, welche die vier Troubadours der Königin vortrugen. Es waren Liebeslieder, Canzonen und luſtige Weiſen der Provence, die ſie zum Beſten gaben. Maria hatte drei von ihnen aus Paris mitgebracht, der vierte aber, ein Italiener mit wundervollen Augen und einer Stimme, „hell wie Droſſelſchlag", war der ehemalige Kammerdiener des Geſandten Maretto von Savoyen, David Rizzio, welchem Chaſtelard ſeines beſcheidenen Weſens, ſeines poetiſch zarten Gemüths wegen ſehr geneigt war. Nach dem Geſange rauſchte wiederum eine funkelnde Galliarde, der Königin Lieblingstanz, durch den Saal, und ſie tanzte lange und viel, ach! war ſo heiter und launig, als wenn ſie noch in den glücklichen Tagen der Jugend wäre.

„Laſſen Sie uns nun zur Kühlung ein wenig in den Garten gehen, ich glaube, man hat uns ſchon erkannt," flüſterte ſie, und Chaſtelard, mit hochklopfendem Herzen die Gelegenheit ergreifend, leiſtete raſch Folge.

Unbemerkt eilten ſie eine Thurmtreppe hinab über den Hof und traten in den parkartigen Garten, der einen Hügel hinanlief, den Arthursſitz, von dem man heute noch eine entzückende Ausſicht auf die Stadt, den Firth of Forth, die Berge und Thäler von Kennoway, Burntisland, Culroß bis Dumblance hat.

Sie ſtiegen Beide den Hügel langſam, ohne zu ſprechen, hinan und wendeten ihre Blicke in die feuchte, ſchimmernde Ferne.

Die Königin ließ ſich auf die Ruhebank nieder.

Wer je die Zauber einer ſchottiſchen Frühlingsnacht geſehen, mit ihrer vollen, rieſigen Silberſonne, dem Mond, ſeinem blendend weißen Funkellicht, das auf Bergen, Waſſern und Zinnen ruht, und dazwiſchen die barocken Waldes- und Häuſerſchatten, hin und her dünne Wolken, wie Feenſchleier durch die Lüfte und Gründe gezogen, dort ein fallend Meteor, da ein phosphoriſches Glühwurmfeuer im Grün — der wird ſich all' die reichen Sagen mit einem Mal vergegenwärtigen, welche ſchrillende Hexenſchwärme und flüſternde Feenreigen, das Echo der Skaldenharfe und die Künſte Merlin's in dieſe Gegend verſetzen.

Die heitere Laune Mariens war verſchwunden, und als ſie die Larve entfernt hatte, bemerkte Boscoſel, daß ſie vor innerer Bewegung zuckte. Mochte ſie Papillon's Glück an das erinnern, was ſie verloren, mochte ſie ſich weit über's Meer nach dem verlorenen Eden, dem ſtillen St. Germain, dem Tanze um dem Wallnußbaum ſehnen, wo ſie ihren Franz zum erſten Male umarmt hatte? — Sie ſeufzte! —

„Maria, Königin meines Herzens, meiner Träume, die ich ſeit jenem erſten Blicke auf dem Wieſenplan zu St. Germain geliebt, um die ich ſtill geduldet lange, nagende Jahre, verdamme mich nicht, daß ich zu dieſer Stunde Dich um Erbarmen flehe für mein Leid! Gieb mir den Tod, gieb mir das Leben, Beides iſt Dein, aber ich muß es Dir geſtehen, oder ich vergehe in Elend! Verloren will ich ſein hier und dort, wenn ich einen Funken Ehrgeiz in meiner Seele hege, mache mich zum Niedrigſten in Deinem Reiche, doch ſchenke mir Dein Herz!“ —

Maria Stuart hatte ſich haſtig und erſchrocken zu dem Knieenden gewendet. Mit großen Augen ſchaute ſie ihn an und ward bleich.

Sie entzog ihm nicht ihre Hand, die er mit Thränen badete und mit Küſſen bedeckte.

„Chaſtelard!“ und ihre Stimme klang unſicher. „Warum haſt Du mir das gethan?! Die reinſte, heiligſte Liebe iſt

— ſchweigſam! — Warum haſt Du Dich nicht begnügt mit dem feuchten Blick, mit dem leiſen Druck der Hand, mit dem verſtohlenen Schleier, der unſere Seligkeit barg?"

„O Maria, gewähre mir Erhörung, ſei mein — mein!"

„Wahnſinniger, nie! Du weißt nicht, daß Du mein Elend, meine Schmach verlangſt! Ich kann es nicht! — Sei nicht ſtürmiſch, Boscoſel! Ich liebte Dich, Du glichſt meinem Franz, ſo, ſo gleichſt Du ihm nicht mehr. — So lange der Leumund böſer Menſchen Unrecht hatte, durfte ich Dich dulden, Dich lieben, doch Du haſt das verrätheriſche Wort ausgeſprochen, das mich zu dem zu machen droht, was die Pöbelzunge ausſtreut! — Boscoſel, Du haſt Dich mir, — das Abbild des Geliebten haſt Du mir genommen, — wir werden uns nicht wiederſehen! Ich verlange von Dir, wenn Du mich liebſt, daß Du mich und dies unſelige Land meideſt. Laß Dir genügen, daß Du — mein Herz und meinen — erſten, meinen letzten Kuß mitnimmſt!"

Sie ſenkte ihr Haupt, Thränen überſtrömten ihr Geſicht.

In wüthendem Weh preßte Chaſtelard das ſchöne, königliche Weib an ſich und erſtickte ſie faſt unter Seufzern und Küſſen.

Da mit einem Male riß ſie ſich los und eilte fort. —

„Leb' wohl, Abbild meines Franz!" tönte es herüber. —

Chaſtelard brach mit einem Schrei zuſammen. —

Zwei Tage ſpäter ging er — in Geſchäften der Königin hieß es — nach Frankreich.

„Dich meiden, das heißt ſterben!" —

Siebentes Capitel.

Chaſtelard hatte Schottland ohne Sang und Klang ohne beſondere Abſchiedsfeierlichkeit verlaſſen.

Die öffentliche Meinung ſtutzte und war für den Augenblick verworren, ja man ſchien geneigt zu glauben, daß alle Gerüchte über ein Verhältniß zwiſchen ihm und der Königin erdichtet geweſen ſeien. Doch dieſe beſſere Meinung ſchlug bald in's Gegentheil um.

Parteihaß und Vorurtheil hatten die Königin mit dem Chevalier in's Gerede gebracht, ſo lange er da war und Einfluß ausübte, jetzt ſchien ſeine plötzliche Abreiſe den Leuten erſt recht ein ſtummes Eingeſtändniß der Königin: er ſei nur entfernt worden, weil Maria entweder den Leumund tödten wolle, um Boscoſel bei ſchicklicher Gelegenheit zurückzurufen, oder ihre Beziehungen zu ihm ſeien ſo weit gediehen, daß ſie ſelbſt beſorgen müſſe, es werde ganz offenkundig werden, oder aber: ſie ſei ſeiner überdrüſſig. —

Maria Stuart hatte durch Chaſtelard's Verbannung den größten, tiefgreifendſten und ſchmerzvollſten Act der Aufopferung begangen. Daß mit ihm der letzte Duft ihres Jugendtraums, gewiſſermaßen der künſtliche, eingebildete Nachſommer ihrer Liebe gewichen war, bewies der tiefe Kummer, das wehmuthsvolle Sinnen, welches ihr von jetzt ab eigen war. Sie, die ſo gut ihre Gefühle verborgen hatte, ſo lange das Abbild ihres Franz ihr nahe war, verrieth nun durch unbedachtſamen Trübſinn, wie ſehr er ihr am Herzen lag.

Andererſeits ſah ſie aber zu wohl ein, daß ſie dies Opfer ihrem Rufe ſchuldig war, ja, daß ſie Boscoſel nach ſeinem Geſtändniß entfernen mußte, auch wenn die böſen Zungen ſie nicht angetaſtet hätten. Denn bei der Leidenſchaftlichkeit des Chevaliers fühlte ſie, daß ein ferneres Dulden unmöglich war, weil ſein Blick ſein Begehren zehnfach verrathen und ſeine Neigung zu ihr entdeckt hätte, was ſie um ihret- wie der Welt willen auf jeden Fall vermeiden wollte. Sie mußte ihn entlaſſen! — Seine Abweſenheit wirkte trotzdem nicht nur in ſchlimmer Weiſe auf ihren Ruf und ihr Gemüth, ſondern auch auf ihre Angelegenheiten.

Chaſtelard war von ihrer befreundeten Umgebung der thatkräftigſte, entſchiedenſte Mann, der Träger des unbeſchränkten Königthums wie der katholiſchen Religion. Sehr möglich, daß Mariens Sache und die der Kirche vollſtändig über die Volksbewegung geſiegt hätte, wäre ſie bei der Rundreiſe nach dem Stein von Scone gegangen, hätte ſie ſich nicht im entſcheidendſten Moment zaghaft gezeigt. Jetzt hatte ſie keinen Anhalt mehr als den alten Biſchof von Roß, der nach dem Rückzug von Perth faſt allein ſtand und, voll guter ſchottiſcher Bedächtigkeit und Pedanterie, ihr nicht viel helfen konnte. Mit einem Worte: Chaſtelard entlaſſen, hieß Mariens Sache unrettbar in die Hände des Calvinismus legen!

Als St. Andrew hörte, daß der verhaßte „Diſtelköpfer“ fort ſei, wollte er es zuerſt nicht glauben! Dann aber lachte er laut auf und jubelte vor Entzücken! Mit einem Blick überſah er, daß Maria ihren letzten Halt verloren, der Calvinismus ſeinen gefährlichſten Feind und er die größte Schranke, welche ihn von der Königin trennte, überwunden hatte, Maria ihm nun alſo in die Hände fallen müſſe. Mit Vergnügen bemerkte er ferner, daß Boscoſel's heimliches Verſchwinden den Leumund nur verſtärkte, und was er mit ſeinen Genoſſen dazu beitragen konnte, geſchah. Andererſeits wußte er alle Liebenswürdigkeiten gegen die königliche Schweſter aufzubieten, ſuchte ſie zu zerſtreuen, mit der nichtswürdigſten Geſchicklichkeit die Vorliebe, die ſie für ihn hatte, durch ſtummes, zartes Mitgefühl und galante Sorgfalt für ihre Perſon immer mehr zu verſtärken.

Nachdem er von Chaſtelard nichts mehr zu fürchten hatte, trachtete er die Arrans, welche geſtürzt, doch nicht unſchädlich waren (weil ſie gar zu viel Beweiſe von ſeiner eigenen Niedertracht in Händen hatten), vollends zu vernichten, dann dafür zu ſorgen, daß die Familie Lenox von Eliſabeth mit Argusaugen bewacht würde, endlich aber ſein eigenes Anſehen im Lande, das ohnedies ſchon groß genug war, dadurch zu ſtärken, daß er nach bedeutendem Beſitz und höherem Range ſtrebte.

Dies war nun nicht möglich, ohne die Rechte Anderer zu beſchädigen, und er wußte es einzurichten, daß dieſe Ungerechtigkeit nicht nur Geſchlechter, die der Königin treu anhingen, ſondern auch Beſitzungen im Norden traf, die katholiſch waren. Dadurch machte er die wackerſten Schotten in Mariens Umgebung zu ihren Feinden und trug den Calvinismus in Provinzen, die demſelben bisher noch auf ſehr gefahrdrohende Weiſe widerſtanden hatten.

Maria Stuart fühlte ſich ſehr verlaſſen, denn ihr Liebling Papillon hatte Kopf und Herz voll jungen Eheglücks, Maria Fleming, ihre zweite Hofdame, war des ſchlauen Maytland's Braut geworden, und die idylliſche Fröhlichkeit ihres engeren Kreiſes von ehemals begann immer mehr zu ſchwinden.

Die erſten Räthe des Reichs waren dazu Calviniſten, denn ſelbſt der treue Morton hielt feſt an ſeinem Glauben, kurz, es blieb ihr nichts übrig, als ſich den Anhängern der neuen Lehre in die Arme zu werfen, und von ihrer ſchweſterlichen Neigung bethört, legte ſie alle ihre Angelegenheiten in Andrew's Hände.

Das Reſultat war, daß ſich der Biſchof von Roß mehr zurückzog, der katholiſche Theil des Landes, welcher immer noch groß genug war, von ihr ſich langſam abwendete, der Calvinismus ſelbſtbewußter auftrat und moraliſch Staatsreligion wurde, ſo daß die Königin, wenn ſie auch ſelbſt nicht ihren Glauben änderte, doch ihre religiöſen Verrichtungen einſchränken mußte.

Jakob von St. Andrew hatte bereits von ſeiner Stiefſchweſter die Grafſchaft Buchan, welche erledigt war, erhalten, nunmehr trachtete er nach der Grafſchaft Murray, welche zwar ledig war, an die aber Graf Huntley, der Kanzler, und John Gordon, deſſen Sohn, die begründetſten Anſprüche hatten. — Schon in Paris bat Jakob Marien, ihm dieſe Grafſchaft zu verleihen, doch hatte ſie ihn immer vertröſtet. Jetzt, da ſie ganz in ſeiner Hand war, beſtürmte er ſie von Neuem.

Die Schwierigkeiten und üblen Folgen, welche ihr daraus erwachſen mußten, wohl ahnend, verſuchte ſie ihn damit zu beſchwichtigen, daß ſie ihm die Grafſchaft privatim „für künftige Zeiten“ unter dem kleinen Siegel verlieh und ihn zugleich mit der Grafſchaft Mar belehnte, die den Familien der Erskines und Douglas von Rechtswegen zukam.

Die Königin zog ſich dadurch neue Verdrießlichkeiten zu, und beide Familien wurden lau. Nur Morton, ob er bei dieſer Ungerechtigkeit auch mit zu leiden hatte, blieb feſt und treu der Königin ergeben. Sein vorurtheilsfreies Auge ſah deutlich, daß Maria nur ſchwach gegen Jakob geweſen war, deſſen Gier nach Rang, Beſitz und Allmacht ſich vor Morton nunmehr in wahrer Geſtalt entſchleierte. Es war ihm nur zu erſichtlich, daß Maria Stuart einen Günſtling haben mußte, der ihr zum Anhalt diente, und obgleich Chaſtelard nicht ſeines Glaubens war, begann er ihn für weniger ſchlimm für Mariens Wohl zu halten, als den allgefräßigen Andrew.

Des ſchwarzen Douglas tiefe, leidenſchaftliche Liebe zu ſeiner Papillon, der fanatiſchen Anhängerin Mariens, ſeine Neigung für franzöſiſche Sitte, ſeine Dankbarkeit und Zuneigung zu Marien ſelbſt ſprach ſich in dem tiefgehegten Wunſche aus, daß das Land von den Partei- und Händelmachern befreit, die Königin von redlichen Männern umgeben ſein und den beiderſeitigen Religionen ruhig Spielraum gelaſſen werden möge. Andererſeits wollte er, der ſtolzeſte Pfeiler ſeines Hauſes, ſich nicht an die Königin drängen, um nicht glauben zu machen, daß er etwas erſtrebe. Hatte er nicht Reichthum, Rang und Macht, hatte er nicht das reizendſte blondlockige Weib zu eigen, das jemals an eines Mannes Bruſt geruht!? —

Seltſam genug traf er am zweiten Tage, nachdem Andrew die Grafſchaft Mar empfangen hatte, die das Recht der Douglas ſo ſehr verletzte, mit Lord Jakob zu Holyrood zuſammen.

Spöttiſch verneigte er ſich vor ihm.

„Ich gratulire Ihnen, Herr Graf, zu der neuen Belehnung! Euer — Neſtfalke iſt hoch im Flug! Vergeßt nur nicht, ihn bei rechter Zeit abzupfeifen, ſonſt verſteigt er ſich.“

Andrew biß ſich auf die Lippen.

„Ihr ſeid verſtimmt, Graf Morton!“ ſagte er begütigend. „Es iſt mir leid, wenn die parteiiſche Liebe meiner königlichen Schweſter Euch beleidigt hat. Ich will Alles dazu beitragen, daß ſie Euch verſöhnt.“

Da trat Morton dicht zu ihm und ſagte leiſe:

„Das hat Ihre Majeſtät nicht nöthig, Lord Jakob! Ich hab' ihr nie gegrollt, alſo braucht ſie ſich meiner Treue nicht durch Entſchädigung zu verſichern. Ich bin nicht von ſo kurzem Adel, daß er durch das Geſchenk einer Grafſchaft beſſer würde; auch weiß ich genau zu unterſcheiden, was die Königin aus ſich ſelbſt oder von Anderen gedrängt beſchließt. Eins aber wollte ich Euch, der doch wie ich ein guter Unterthan iſt, ſagen: Es giebt Jemand, der unſerer Königin Herz und Frauenſchwäche mißbraucht und ſie in's Unglück bringt, um ſich zu erhöhen! Er ſehe ſich vor! In einer ſtillen Nacht möchte der ſchwarze Douglas auf ihn einbrechen und den Elenden, ſammt ſeinem Geſipp und den engliſchen Verräthern, beim Schopf faſſen, damit die Königin einmal fühle, daß ſie Königin ſei! — Nicht wahr, Ihr ſeid als guter Bruder doch mit von der Partie?!“

Morton nickte lächelnd, wendete ſich und ging.

Andrew war bleich und ſtumm.

Der ſchwarze Douglas war ein furchtbarer Gegner, ſobald er wollte, das machte ihn nachdenkend!

Andrew beſchloß durch ſeine Mutter, die alte Lady Douglas, eine Gräfin Erskine von Mar, die empörten Vettern von Douglas beſänftigen zu laſſen, indem er verſprach, die Grafſchaft Mar nächſtens zurückzuerſtatten. Obwohl dieſelben dadurch in etwas beruhigt wurden, blieb ſich doch Morton's Benehmen gegen ihn gleich und bewies Andrew, wie ſehr ihn dieſer Mann durchſchaute und wie ſelbſt Benachtheiligungen ihn der Königin nicht zu entfremden vermochten. Früher war Chaſtelard, jetzt Morton der unfehlbare Rückhalt Mariens gegen Andrew, und daß dieſer ihm gefährlicher als Inländer und allverehrter Calviniſt werden mußte, ja, der Königin gegen ihre falſchen Freunde, ſelbſt wenn ſie es nicht augenblicklich einſah, helfen konnte, überlegte Jakob voll Grauen.

Wenn es ihm jemals gelingen mochte, dieſen Mächtigen gegen die Königin aufzuhetzen, ihn für das ächte Staatswohl taub, durch Leidenſchaft verblendet und ſo zu ſeinem Werkzeug zu machen, das wäre ein Streich geweſen, auf den ſich ſelbſt Lucifer etwas hätte einbilden müſſen.

Bei dieſem Mißtrauen Morton's war es unmöglich. — Andrew ſtand vorläufig davon ab, bewies ſich gegen Morton ſtets höchſt freundlich, ſogar beſcheiden, und wendete ſein Augenmerk auf die Arrans, die er nun, als unnütz und gefährlich, vollſtändig vernichten wollte.

Die Arrans, beſonders nach dem letzten Vorfall mit Chaſtelard, zogen ſich eng auf Dumbarton zurück, befeſtigten es heimlich, rüſteten in ihrer hirnloſen Wuth ſtillſchweigend Truppen, verſchworen ſich mit ihrem Vetter Bothwell (der nachmals ſo berüchtigt wurde), kurz beabſichtigten nichts

Geringeres, als einen Aufſtand gegen die Königin! Dies war überflüſſig genug, um ſie zu verderben, und Andrew, der aller Orten ſeine Leute hatte, wußte bereits die ganze Sache, ehe der Hof etwas ahnen mochte. Dies war Andrew noch nicht genug. Er wollte den Fall dieſes Hauſes noch ſcheußlicher machen durch die Art und Weiſe, in der er ihn in's Werk zu ſetzen beſchloß.

Als Andrew nämlich ſah, daß die Rüſtungen in Dumbarton ſo weit gediehen ſeien, daß Aufſehen nur ſchwer zu vermeiden war, log er eine Krankheit vor Marien und hütete mehrere Tage das Bett. Gleichzeitig ſchickte er einen Boten ab, der den jungen Arran nach Airdrie, unweit Glasgow, mündlich in ſeinem Namen einladen ſollte.

Als ſein Arzt Bolton, dem er heftige Schmerzen in Bruſt und Hals geklagt hatte, ihn Abends verließ, nachdem er noch große Vorſicht und Bettwärme anempfohlen, warf Andrew ſich in andere Tracht und, tief in den Mantel gewickelt, auf's Pferd, das ihn hinter dem Arthursſitz erwartete, und eilte geſtreckten Laufes nach Airdrie, das er in der Nacht erreichte.

In einem beſtimmten Hauſe empfing ihn der junge Arran.

Andrew führte ihn in den anſtoßenden Obſtgarten und verſicherte ſich, daß Niemand lauſche.

„Arran, ich denke, ich habe Euch oft bewieſen, daß ich Euch Freund und Eurer Sache ergeben bin. Das Unglück und die Schmach, welche Euch widerfahren, war nicht meine Schuld, ſondern die Eures jähzornigen, wilden Vaters, Eurer unüberlegten Leidenſchaft, der Allmacht Chaſtelard's und der geheimen Einflüſterungen Huntley's. — So lieb ich Euch aber habe, ſo wenig ich mich ſelbſt ſchonen möchte um Euretwillen (denn ich habe ja kein Recht auf den Thron), ſo darf ich mich nicht bloßgeben, ohne die große Sache Calvin's, die Zukunft zu gefährden, der dies Land — vielleicht noch an Eurer Hand entgegengeht. — Ihr wißt, daß ich Euch ſo weit geholfen habe, als möglich war, daß ich Euch damals bei Eurem Anfall auf Chaſtelard der Gefahr entriß, ergriffen zu werden. Ich beweiſe Euch meine Freundſchaft jetzt wiederum und will Euch aus der Gefahr ziehen, in die Euch Andere gebracht haben!"

„Mich? — Gefahr? — Lord Jakob, ich verſtehe Euch nicht!"

„Ach ſo, Ihr leugnet! — Nun, mein lieber Arran, Euer Vater befeſtigt Dumbarton, rüſtet mit Bothwell gegen die Königin und wird in ſeiner Tollheit Euch, ſeinen Sohn, den er ſtets zum Vorwand ſeiner ungeſtümen Hitze gebraucht hat, in's Elend ſtürzen. Redet mir nichts vor, der Mond zeigt Euer erbleichend Geſicht, ich ſehe, wie Ihr zittert. Ihr ſeid verloren!"

„Aber," ſagte entſetzt der junge Mann, „aber — wenn ich meinen Vater nun dahin bringe, den Anſchlag zu verſchieben oder aufzugeben?"

„So wird er es nicht thun, ſelbſt dann nicht, wenn Ihr ihn verließet, denn er liebt nicht in Euch ſein Kind, ſondern den Thronerben! Meint Ihr, er trüge ſelber das Diadem nicht gar leicht, wenn Ihr hin wäret? — Hat er mir doch ſelbſt beim Wein einſt geſagt: „Der Junge mit ſeiner Marienliebſchaft iſt der beſte Mauerbrecher für mich, er hat den Muth der Narrheit!"

„Das hat mein Vater geſagt?!" ſtöhnte Arran.

„Er hat es! — War er nicht ſtets mehr auf ſich als Euch bedacht? Wenn er Euch liebte, hätte er nicht von Anfang an gegen die Königin-Mutter vorſichtiger auftreten können, um Euch Mariens Hand nicht zu verſcherzen? Hätten wir die Franzoſen damals aus Leith geſchlagen, war er durch Euch nicht Herrſcher, und ſaht Ihr dann jemals Marien?"

„Das iſt wahr!" murmelte der Jüngling.

„Ihr wollt die Vorbereitungen zum Anſchlag rückgängig machen? — Das könnt Ihr nicht, Euer Vater iſt bereits zu weit gegangen. In wenig Tagen iſt Alles verrathen, Ihr ſeid einmal Staatsverbrecher, dreht Euch, wie Ihr wollt!"

„Aber was ſoll denn geſchehen? Fliehen über's Meer, wie ein Feigling? Nie! Aus Liebe zu Marien hab' ich's gethan, Du weißt es, mein Gott!"

„So thut aus Liebe zu Marien mehr und beweiſt ihr Eure todesmuthige Neigung. Die Sache iſt nicht zu verheimlichen, Ihr ſeid ſammt Eurem Hauſe ſo gewiß verloren, als es jetzt Nacht iſt. Ich ſelber müßte gegen Euch ziehen. — Alſo ſchreibt heimlich an die Königin, ſetzt Ihr Alles auseinander und daß Euch Eure Liebe zu ihr geböte, die Kindespflicht hintenan zu ſetzen. Ich weiß, es thut ihr jetzt ſchon um Euch leid!"

„Iſt's wahr, Andrew? Um Gottes Erbarmen, ſie bemitleidet mich wirklich?!" —

„Bei meinem Wappen, ſie thut's! Euer Brief wird ſie rühren und die Sache ſtill ausgeglichen werden. Damit aber die Königin noch mehr Gründe finde, Eure Sache zu verdecken, ſo nennt Huntley unter den Verſchwörern, hört Ihr? Er iſt ihr theuer, und ſomit wird ihr Zorn noch mehr gebrochen. Eure Liebe aber muß ſie tief ergreifen, und Ihr erlangt durch dieſe That vielleicht, was Euer hitziger, rückſichtsloſer Vater niemals erlangen wird! Lebt wohl, ich muß fort! Entſchließt Euch raſch, bald iſt's zu ſpät!"

Jakob von St. Andrew eilte zu ſeinem Pferde, und der ſchallende Hufſchlag verkündete, daß er hinweg war.

Wie ein blödſinniger Träumer ſtand Arran, wälzte im Hirn die entſetzlichen Gedanken, welche ihm Andrew eingeimpft. Er war längſt aufſäſſig gegen des Vaters eiſerne Gewalt. Der Reſt kindlicher Liebe kämpfte verzweifelt mit dem Gedanken, daß er, wie es ihm ſchon geſchienen, wirklich nur fühlloſes Werkzeug für des Vaters Pläne ſei, und die wahnwitzige Hoffnung, Mariens Liebe noch zu erringen, wenn er ſein Kindesgefühl opfere, zertrat mit ſataniſcher Wuth den letzten Funken ſeiner ohnedies ſchon betäubten Vernunft!

Andrew ward den andern Morgen von ſeinem Arzt beſucht, der zur erſten ruhigen Nacht Glück wünſchte, ihn fieberfrei erklärte und weitere Ruhe anempfahl. Noch drei

Tage hütete er ſo das Bett, als er plötzlich am Abend des letzten Tages den Beſuch Roulet's, des Cabinetsſecretairs der Königin, empfing, der ihm ankündigte, daß ihn Maria ſprechen und mit den Räthen ſelbſt zu ihm kommen müſſe, falls er nicht wohl genug ſei, ihr einen Beſuch zu machen.

Er verließ, „ſo unwohl er auch ſei“, wie er ſagte, ſofort das Lager, kleidete ſich an und folgte Roulet.

Er bemerkte, daß alle Gänge von den Soldaten der franzöſiſchen Beſatzung von Leith beſetzt waren.

Die Königin, als er eintrat, war umgeben von Morton, dem Kanzler Huntley, Maytland, dem Gouverneur Douglas, Robert Melvil und ſeinem Bruder, dem Gouverneur von Leith.

Maria Stuart eilte ihrem Stiefbruder bleich und mit einer Aufregung entgegen, die deutlich ihre grenzenloſe Hülfloſigkeit und Angſt verrieth, und warf ſich, ganz ihres königlichen Ranges vergeſſend, ſchluchzend in ſeine Arme.

Die Anweſenden ſtanden erſtaunt und ſtumm um ſie her.

Andrew, ſelbſt über Mariens leidenſchaftlichen Kummer betreten, hielt die Wankende aufrecht und fragte: „Aber was, um Gottes willen, bewegt Eure Majeſtät ſo ausnehmend, was kann meiner königlichen Schweſter Uebles geſchehen ſein, das ſie ſo in allen Tiefen erſchüttert?!“

„O!“ rief ſie, „nennt mich nicht Königin! Ich bin ein armes, unglückliches Weib, ein Spielball ſelbſtſüchtiger Männer, die ſelbſt das Heiligſte nicht achten, wenn's ihre Zwecke gilt! Ich bin umgeben von Verräthern, die weder Mitleid mit meiner Jugend, noch mit meinem Geſchlecht haben!“

Ein Schrei der gekränkten Ehre zuckte durch die Verſammlung!

Morton aber trat vor und ſagte mit bebender Stimme:

„So bitte ich Euch im Namen dieſer Edlen, daß Ihr uns, königliche Frau, die Verräther in unſerem Schooße bezeichnet, die falſchen Geſellen, welche das Leben unſerer Königin, die Ruhe unſeres Landes vergiften, und bei Gott, mein Schwert ſei das erſte, das ſich im Blute ſolcher Schurken badet!“

„Wir auch, wir auch! Nennt ſie!“ Und die Klingen der verſammelten Lords fuhren raſſelnd aus den Scheiden.

„Das will ich!“ ſagte Maria — „Roulet, leſ't den ſchimpflichen Brief, und Ihr, Edlen Schottlands, erbleichet, daß alle Lieb' und Treue aus unſeren Landen ſo wich, daß Kain und Abel noch rein ſind gegen dieſe Schandthat! Dann aber helft Eurer Königin richten und verzeiht ihr die Schwachheit, bisher des eigenen Blutes verſchont zu haben!“

Roulet zog aus ſeiner Taſche ein Papier, entfaltete es und begann zu leſen.

Es war ein Brief des jungen Arran an die Königin, von Airdrie aus geſchrieben, der ihr meldete, daß ſein Vater zu Dumbarton gegen ſie rüſte, denſelben ſammt Bothwell und Huntley als Verſchwörer anklagte und damit ſchloß, daß die unauslöſchliche Liebe zu Marien Entſchuldigung werden möge für die verletzte Kindesliebe.

Ein kaltes Erſtaunen, ein geſpenſtiſcher Schauer fuhr durch die Verſammlung! Stumm ſenkte Jeder ſeine Waffe, es war, als fühlten ſie Alle in dieſer Unnatürlichkeit die Schmach, welche den ganzen ſchottiſchen Adel betroffen hatte! — Dann traten ſie wie unwillkürlich um die Königin zuſammen und ließen Huntley allein in dem weiten Raume des Gemaches ſtehen.

Der greiſe Kanzler war bleich und gebrochen. Sein ſchneeweißes Haar zitterte wie Espenlaub. Darauf ſchoß ihm das Blut jäh in's Geſicht und er richtete ſich kerzengerade auf.

„Nach dieſer Eröffnung, meine Königin, kann ich nur wenig noch ſagen, und ſelbſt das ſcheint überflüſſig bei ſolcher Schmach. Ich werde als Verräther, bei einem Unternehmen Arran's gegen Euch betheiligt, angeklagt, und dieſe Männer, meine Standesgenoſſen, weichen von mir wie von einem Ausſätzigen, ehe ſie wiſſen, ob ich ſchuldig bin! Das iſt genug für einen Huntley! — Mein Kanzler-

Amt leg' ich nieder und ſtehe hier, allein, ein alter Mann, und bitte, thut mit mir, was Euch beliebt. Vor Allem richtet! Ich bin zu ſtolz, um zu ſagen: ich ſei ſchuldlos; es wird ſich zeigen! — Tretet aber auch Ihr her, Mylords, und ſchwört, daß Keiner von Euch ein ſchändlicher Verräther oder falſcher Angeber iſt!“

Andrew verfärbte ſich.

„Ich ſchwöre bei Gott dem Allmächtigen, meine Hand iſt rein von Angeberei und Verrath!“ ſo ſchworen Morton und Alle, auch Andrew ſchwor es nach.

„Nun, ſo beſchließt über mich!“ ſagte Huntley.

„Wenn Huntley ſchuldlos iſt,“ ſagte Morton, „ſo ziehe er mit uns gegen Dumbarton und ſtrafe die Hochverräther!“

„Das will ich!“ rief Huntley. —

„Wenn er aber ſchuldig iſt,“ ſagte Maytland ſpitz, „ſo wäre das gerade die beſte Gelegenheit, Verrath zu üben.“

„Nein, auf den neuen Schimpf zieh' ich nicht mit nach Dumbarton!“ knirſchte Huntley und wankte unter der Wucht ſeiner Qualen.

„Geht Eures Weges, Lord Huntley! Mein Auge kann Euch nimmer ohne Arg anblicken, es ſei denn, Ihr reinigt Euch von dem Verdacht.“

„Nun wohl! Ich verbanne mich und mein Geſchlecht auf zwanzig Meilen von Edinburgh für immer, ſo wahr mir Gott helfe! Meinen Sohn, John Gordon, der draußen auf dem Flur ſteht, laß ich Euch als Geißel. Folgt mir und verhaftet ihn, Gouverneur Melvil! Mögt Ihr das Haupt meines einzigen Kindes nicht ſchonen, wenn ich an meiner Herrin zum Schurken ward! Ihr aber lebt wohl, Königin, Gott verleih' Euch Glück und — beſſere Diener als mich!“ —

Er wankte hinaus.

Gouverneur Melvil folgte ihm, nahm John Gordon in Haft und ſchloß ihn in ein Nebenzimmer.

Zwei Stunden ſpäter verließen alle Huntleys und Gordons die Reſidenz. Maria hatte mit ihnen ein treues Geſchlecht verloren. —

Graf Bothwell wurde gleichfalls in der Stille feſtgenommen. —

Der Staatsrath beſchloß, mit der Königin an der Spitze gegen Dumbarton zu ziehen! —

Es waren etwa acht Tage vergangen. Arran's Rüſtungen ſchienen faſt beendigt. Der Alte wartete nur noch auf den Zuzug Bothwell's und ſeiner Vaſallen, um loszuſchlagen.

Er erkannte ſeinen Sohn nicht mehr. Obwohl dieſer ſtets, ſeit er von Marien zum Vater zurückgeſchickt worden war, finſter, ſeufzend, von tiefer Traurigkeit erfüllt geweſen, hatte er doch nie das Scheue, wie jetzt, an ſich. Dann weinte er oft und fiel dem Vater um den Hals, oder ſchlich abſeits, als hätte er Einen erſchlagen. Der Alte bemerkte es wohl und fürchtete, der Sohn möge gar geiſteskrank ſein, doch war er ſelbſt in ſolcher Spannung und Aufregung über ſein Vorhaben, daß er Vieles, was ihm hätte verdächtig werden müſſen, überſah.

Eines Morgens gab der Thürmer plötzlich das Lärmſignal.

Vater und Sohn eilten hinauf und ſahen weit in der Ferne von Edinburgh her einen großen Heerhaufen.

„Das iſt Bothwell, Gott ſei Dank!“ rief der Alte.

„Ihr irrt, Euer Gnaden!“ ſagte der Knecht, welcher auslugte, „Graf Bothwell muß von den Seen herüberkommen. Nehmt Euch in Acht!“

„Du haſt recht, Lions! Aber es kann gleichwohl nur Bothwell ſein, die Edinburgher ſind mit königlichem Mummenſchanz beſchäftigt. Geh hinab, mein Sohn, und laß jedenfalls die Leute ſich auf die Zinnen und an die Luken vertheilen, ſchicke auch in die Ortſchaften ringsum, wo unſere Truppen liegen, und laß ſie zuſammenblaſen. Ich will hier warten, bis Jene näher kommen und man die Feldzeichen ſehen kann.“

Der junge Arran wollte hinabſteigen. Plötzlich wendete er ſich, ſank ſeinem Vater an's Herz, weinte und küßte ihm die Hände, dann eilte er fort.

Es war der Judaskuß!

„Was der arme, verſtörte Junge nur haben mag! O, dieſes ſataniſche Weib, dieſe Semiramis Schottlands! Doch nur Geduld!“ —

Arran, der Sohn, ſtürzte wie ein halb Blödſinniger hinunter, rief die Mannſchaft auf die Zinnen, warf ſich auf's erſte beſte Pferd und ritt aus Dumbarton-Caſtle, um, wie der Vater glaubte, ſelbſt die ringsum lagernden Haufen aus den Dörfern zu holen.

Statt deſſen aber ſchlug er den Weg nach der Gegend ein, von welcher, wie er jetzt einſah, die Königin heranzog. Sie zog heran.

Die Vorhut führten Morton und die Douglas, die beiden Seitentreffen hatten Leslie, Seyton, Maytland, Ogylvies und Ruthven, das Centrum St. Andrew und Fleming. Hier befand ſich auch die Königin, von ihren Damen umgeben, von Melvil geſchützt. Die Nachhut und den Troß führten Kinkardine und der Stadthauptmann von Edinburgh, Killigreff.

Plötzlich, als ſie noch Dumbarton ganz in der Ferne liegen ſahen, ertönte von der Vorhut her ein Halt.

Der junge Arran war allein bei Morton angekommen.

Getreu der Uebereinkunft des Kriegsraths examinirte ihn Morton über die Truppenmacht des Vaters und was ihm ſonſt wichtig ſchien. Dadurch erfuhr man, daß die Haufen Arran's noch verſtreut in den Ortſchaften lagen. — Sofort zweigten ſich verſchiedene Abtheilungen des königlichen Heeres vom Hauptcorps ab und eilten links und rechts vorwärts, um die Dörfer zu beſetzen und die von den Verſchwörern geſammelten Streiter für Marien in Eid und Pflicht zu nehmen oder haufenweiſe aufzureiben. Die übrigen Truppen aber ſtreckten ihre Flanken weit aus und rückten in oſtnördlichem Halbkreiſe nunmehr gegen das ſüdlich am Ausfluß des Clyde liegende Dumbarton-Caſtle vor.

Nach furchtbarſtem Seelenkampfe hatte Maria Stuart beſchloſſen, dennoch ihres Blutes zu ſchonen, die Arrans, wenn das Schloß genommen ſei, nicht mit dem Tode, ſondern nur mit Landesverweiſung zu beſtrafen. Hatte der Vater nicht Fluch genug an des Sohnes Untreue?

Der junge Arran ward von Morton bei der Vorhut behalten, doch mit Rückſicht behandelt. — Dies machte den jungen Mann ſtutzig, denn ſeine hirnverſengende Phantaſie mochte ihm vorgelogen haben, daß die dankbare Königin ihn mit offenen Armen empfangen werde.

So näherte man ſich dem Schloſſe.

Der alte Arran, in der Meinung, ſein Sohn rufe die Umgegend zuſammen, ſaß auf dem Thurm und ſah, ob Bothwell nahe.

„Ihr ſollt mich verkehrt aufhängen, Herr,“ platzte der Wächter heraus, „wenn das Bothwell iſt! Ich ſage Euch, es iſt die Königin ſelber!“

„Lügner, verdammter! Meine Augen ſind noch nicht alt genug, um mich zu betrügen! Es iſt — es kann nur Bothwell ſein!“

In dieſem Augenblick trat die Sonne aus den Morgenwolken und beleuchtete hell den anrückenden Haufen, der ſich eben in einer ſichelförmigen Schlachtordnung demaskirte.

„Verrath! Verrath!“ brüllte der Alte. „Alle Mannen auf die Zinnen! Um Gottes willen, mein Sohn iſt fort nach den Hülfsvölkern, ſie werden ihn fangen! Blaſ't, Wächter, blaſ't den Nothſchrei, vielleicht haben ſie rings noch Zeit, aufzuſitzen und herüber zu kommen!“

Der Thurmwächter blies das Nothſignal.

Arran ſtürzte zum Thor, ſah Alles nach, ſtellte die Leute an, ließ die Falkonets und Karthaunen laden, und keuchte zurück den Thurm empor, um zu ſehen, ob man in der Umgegend das Signal verſtanden.

„Keine Hand rührt ſich, Herr! Keine Lanzenſpitze iſt zu ſehen. — Sie verlaſſen Euch!“

Tödtlich lähmender Schreck fiel wie Blei auf den Alten, der ſeine Sache bereits verloren ſah, deſſen Thränen voll Reue und Angſt weniger ſeinem Elend, als der Vaterſorge galten. Regungslos ſtarrte er auf das drohende, ſtahlbeſchuppte Ungethüm, das königliche Heer, das nun mit

Windeseile heranbrauſte, um mit ſeinen Armen das alte Dumbarton zu umſchließen, durch ſeine Wucht zu erdrücken.

„Alle Gegenwehr iſt vergebens! Halte mein Schiff bereit. Sag' der Frau, ſie ſolle Alles fertig machen zur Flucht. O mein Sohn! Wo iſt mein lieber Sohn? —

Da tönte ein Fanfarenſchrei!

Das königliche Heer war unter den Mauern und hielt an.

Die erſte Linie der Gewappneten öffnete ſich.

Graf Morton ließ das Heroldszeichen blaſen — der Thürmer oben beantwortete es mechaniſch.

Darauf ritt Morton dicht heran.

„Dir, Jakob Stuart von Arran, einſt Herr von Dumbarton, ſage ich, daß Du ein Hoch- und Landesverräther, ein Majeſtätsbeleidiger biſt, und ermahne Dich, Schloß, Hafen und Ort Deiner angeſtammten Fürſtin zu übergeben! Damit Du aber wiſſeſt, daß Dich weder Tücke noch Wortverdrehung ſchützt, hör', was der Schreiber Dir zu ſagen hat!“

Darauf öffnete ſich wiederum die Front.

Maria Stuart ritt, vom Gefolge umgeben, heraus, Roulet trat vor und las dem Vater — den Brief ſeines Sohnes vor!

Während der Alte lautlos hinabſtierte und, geſträubten Haars, der Wahrheit lauſchte, wurde ſein bleicher Sohn vor ihn geführt.

Eine Pauſe folgte. Die Königin wendete ſich verächtlich, um hinweg zu reiten, indeß der Sohn, ſtumm jammernd, die Hände dem Vater entgegenſtreckte!

„Nein, weiche nicht, Maria Stuart, ſondern höre mich!“ rief donnernd der Alte hinab. „Du, die verächtlich ſich jetzt wendet, biſt ſchuld an allem Elend! Du haſt den Sohn verführt, gegen den Vater gehetzt, und mit Deinen Reizen die Natur und Sitte verkehrt! — Verflucht ſeiſt Du! Dreifach verflucht! Mögeſt Du jammernd und entehrt irren, wie ich, und weinen um Dein verlorenes Leben! Du haſt den Sohn, nimm auch den Vater!“

Er ſchwang ſich auf die Zinnen — hinaus!

Ein Schrei des Entſetzens ringsum! — Zu den Füßen des Sohnes liegt der zerſchmetterte Vater!

Der Jüngling warf ſich, ſelbſt leblos, über die Leiche, und als man ihn fortzog, war er wahnſinnig. — Traurig lächelnd rief er, als man ihn wegführte: „Sie liebt Chaſtelard!“ —

So endete Arran, der Kronenträger, und ſein Haus, das Marien von Guiſe ſo bedrängt, ſtets nach der Krone gegriffen und um zwei Königinnen geworben hatte!

Dumbarton ward auf Lord Jakob's Veranlaſſung dem Grafen Morton und den Douglas übergeben, die es ſofort beſetzten.

Der junge Arran erlag bald darauf, unbekannt und vergeſſen, ſeiner Geiſteskrankheit! —

Maria Stuart kehrte nach Holyrood zurük, nicht wie eine Siegerin, die dem Hochverräther, dem Bedränger ihrer Mutter, endlich den rechten Lohn gegeben, einen Lohn, der eigentlich nur die verderblichſte Rückwirkung ſeiner eigenen Untreue und Selbſtſucht war, ſondern als eine in innerſter Seele betrübte Königin.

Sie hatte wirklich nun den Beweis erhalten, daß alle Tollheiten des jungen Arran und der Mißbrauch, welchen der Vater mit ihm ſtets getrieben hatte, eine Folge ſeiner wilden, aber tiefen Neigung für ſie war.

An ihre Perſon hängte der gemeine Leumund des rohen Pöbels bereits eine geſpenſtiſche Verführungskraft, die Jeden, der ihr nahe, in wahnwitzigen Sinnenrauſch begraben müſſe. Verzweiflungsvoll ſah ſich die Königin, ſie mochte thun was ſie wollte, den ſcheußlichſten Mißdeutungen preisgegeben, und ſelbſt die Opfer, welche ſie brachte, wurden ihr zum Nachtheil angerechnet. Nachdem die beden Arrans, die wirklichen Schuldigen, todt waren, mußte der gefangene Bothwell, da keine directen Beweiſe gegen ihn vorlagen, in Freiheit geſetzt werden, und Huntley erwies ſich ganz ſchuldlos.

Vergebens, daß Maria dem jungen John Gordon ſeine Freiheit und die Ehrenrettung ſeines Vaters in freundlichſten

Worten ankündigte, den alten Huntley in alle Aemter neu einſetzen, mit Ehren reich belohnen wollte!

„Bemühet Euch nicht, Majeſtät!“ ſagte der trotzige John. „Ihr könnt mir nichts ſagen, als was ich ohne Euch längſt weiß! Zwanzig Meilen von Edingburgh müßt Ihr gehen, wenn Ihr je etwas von den Huntleys wollt, wir haben's geſchworen, es ſei denn, daß ihr uns den Kopf des Schurken ſchickt, der uns bezichtigte! Lebt wohl!“

Er ging. Die Huntleys waren einmal für Marien verloren. Dazu kam noch, daß Eliſabeth wiederum einen Geſandten, den Lord Henry Sidney, abſendete, um wegen der ewigen Titelfrage wieder zu unterhandeln.

Maria hatte bereits alle Gründe erſchöpft, aber die Dinge verwirrten ſich ſo, daß ſie beſchloß, den Knoten auf einmal zu durchhauen und, vielleicht durch den Mann der Hintergedanken, St. Andrew, dazu gebracht, mit „ihrer guten Schweſter Eliſabeth“ perſönlich auf einer Zuſammenkunft in Nottingham die Sache in's Reine zu bringen. — Sidney, ein gewandter, ſchmiegſamer Mann, ging darauf ein und berichtete nach London; als aber Maria darüber mit Morton und Roß in ernſter Abſicht ſprach, ſagte Morton: „Kann Eure Majeſtät im Ernſt glauben, daß Dero hohe Perſon bei dieſer Zuſammenkunft auf irgend ein von Eliſabeth gegebenes Verſprechen hin ſicher ſei? Sie wird Euch fangen und Schottland keine Königin haben!“ — Maria erſchrak, zögerte und — gab ſpäter den Plan auf. Zum Glück war auch Eliſabeth klug genug, dieſe gar zu rohe Lockſpeiſe St. Andrew's zu verſchmähen.

In dieſer, kurz nach Dumbartons Uebergabe fallenden, Zeit ereignete ſich auch jene bekannte Scene, die als ein Beiſpiel der Volksſtimmung gegen Marien gelten kann.

Eines Tages, als die Königin, gefolgt von ihren Damen, im Garten von Holyrood ſpazieren ging, mit Sidney und Andrew die bewußte Frage eben verhandelte, trat ein fanatiſcher Calviniſt, der Capitain Heiborn, zu ihr heran und wollte ihr ein Packet übergeben. — Im Geſpräch begriffen, wies ſie ihn an Lord Jakob, der es abnahm, ohne danach zu ſehen. Heiborn entfernte ſich.

Als man das Päckchen nach einer Weile öffnete, fand man die frechſten, wollüſtigſten Verſe und ein obſcönes Bild darin! Dies geſchah in Sidneys, des engliſchen Geſandten, Gegenwart.

Die Königin war außer ſich und lag, in Thränen ſchwimmend, mehrere Tage krank darnieder. Man verfolgte den Schurken, aber — er war wie in den Boden geſunken.

Das Volk pries indeß eine That als muthige Wahrheit, die nur ein gemeiner Gaſſenbubenſtreich war.

Maria's Kraft war zu Ende.' Sie hatte Chaſtelard entlaſſen und das Gegentheil ihrer Abſicht erreicht, ja indem ſie ſich dem Calvinismus in die Arme geworfen, war ſie nur grenzenlos abhängig geworden und hatte treue Freunde eingebüßt.

O wäre ſie Chaſtelard gefolgt und zum Stein von Scone gegangen, ſtatt den Redlichſten von Allen, das Abbild ihres Franz, den Schützer ihrer Perſon, den Gefährten ihrer ſeligen Jugend, zu verſtoßen!

Maria Stuart bereute es tief und wurde der öffentlichen Angelegenheiten überdrüſſig, da ſie ihre Hände überall gebunden ſah.

Sie ſprach jetzt öfters mit Papillon, ihrer Vertrauten, über Chaſtelard. —

Papillon erzählte häufig ihrem Manne von der Königin Gram, wie ſie Chaſtelard vermiſſe, und Morton erwiederte ſtets, daß Chaſtelard's Anweſenheit nie der königlichen Regierung ſo geſchadet hätte, als „dieſer verdammte Andrew mit ſeiner Ländergier und Herrſchſucht".

Es lebte aber an Maria's Hof ein beſcheidener, unbeachteter Geſell, der nichts zu haben ſchien, als ein frommes, katholiſches Gemüth, und die ſchönſte Stimme, das herrlichſte Lautenſpiel, die kühnſte Meiſterſchaft des Liedes auf Gottes Erde; der Señor David Rizzio, der beſte der vier Troubadours der Königin. — Still, ohne Anmaßung verrichtete er gern, von wahrer Liebe und Selbſtzufriedenheit durchdrungen, ſein künſtleriſches Amt, und Niemand ahnte in dieſem unſcheinbaren, ja unſchönen Mann die gewaltige Kraft und Geſchicklichkeit eines Politikers, ahnte nicht, wie furchtbar er einſt dem Calvinismus wie den Gegnern der Königin werden ſollte.

Außer ſeiner Dienſtpflicht bei Marien, die ihn in der Meinung der Lords wenig höher als einen Stallknecht oder Laquaien ſtellte, zierte ihn nichts, als die faſt innige Freundſchaft, mit der ihn der glänzende Chaſtelard beehrt hatte. — Beide Männer verband das ähnliche Temperament des Südens, verband die Religion, eine gleiche politiſche Meinung und die Tröſterin in allen trüben Stunden, die Poeſie.

Chaſtelard hatte Marien zuerſt auf Rizzio aufmerkſam gemacht, als er noch Diener bei Moretto war, und Rizzio hatte ein Gemüth voll heißer, unzerſtörbarer Freundſchaft.

Jn jenen Tagen, wo Maria Stuart, noch verwundet durch das Erlebniß in Dumbarton, von Eliſabeth's Ränken und Heiborn's Schimpf, kaum das Bett verlaſſen hatte und nur Papillon bei ihr war, kein Mann aber, außer dem theilnehmenden Morton, ſie ſprechen durfte, ließ ſie Rizzio vor ſich kommen, damit er ſie durch Sang und Lautenſpiel zerſtreue.

Keins der artigen Pariſer und italieniſchen Chanſons, ob ernſt, ob heiter, wollte ſie erfreuen. Faſt unwillig ſagte ſie: „Mein Gott, Señor David, ich denke, Sie ſind ein Dichter? Können Sie denn meine Stimmung nicht treffen, und das, was mir Noth thut?“

„Jch kann es, Majeſtät! Doch iſt die Frage, ob ich es darf! Ob Eure Majeſtät darin nicht etwas Schmerzhaftes oder gar Kränkendes ſehen werden?“

„Jch werde es nicht, Señor! Jhr ſeid ein treuer Diener, und ſollte es Euch nicht ſo gar gut gerathen, werd' ich den redlichen Willen für die That nehmen. Singt nur!“

Zögernd ſtimmte der Jtaliener ſein Jnſtrument. Sein großer Blick hatte etwas Feuchtes, Verſchwimmendes, als wenn den Mann eine Rührung überkäme.

Dann plötzlich erhob er ſich, die Begeiſterung lieh ihm Flügel, und er ſang:

„Was blickſt in ſtillem Sehnen
Du trauernd in die Fluth?
Sind die verſtohl'nen Thränen
Doch Zeugniß Deiner Gluth!
Du denkſt an fernes Lieben,
An heimgegang'nes Glück,
Sein Schatten nur geblieben
Iſt Dir im Traum zurück!

Gleich Dir, in fernem Lande,
Seufzt Dein verbanntes Lieb
Und ſinnt am öden Strande,
Welch' Hoffen ihm noch blieb.
Zwei Herzen, die zu ſcheiden
Das weite Meer gemeint,
Viel heftiger im Meiden
Die Sehnſucht hat vereint!"

Eine tiefe Pauſe erfolgte.

„Meine Papillon, hol' mir das Riechkiſſen, es liegt drüben im Erkerthurm am Fenſter!"

Papillon eilte, das Verlangte zu holen.

„David, kennt Ihr den Verbannten?" flüſterte Maria, und ihr Antlitz überſtrömten Thränen.

„Ja, Majeſtät. — Ich bin die arme Welle, die ſeiner Sehnſucht Nachen herüber und hinüber trägt. Rizzio iſt nur ein geringer Knecht, doch — er iſt dankbar!"

„Ich acht' Euch hoch, Señor! — Gebt mir bald dies Lied! — O warum, warum hab' ich ihn je von mir gelaſſen?" —

Papillon trat wieder ein. —

Am andern Tage gab Rizzio der Königin das aufgeſchriebene Lied.

Señor David war von nun an viel um die Königin.

Im Spätherbſt des Jahres 1562 war's, als die Königin eines Abends mit Señor David und Lady Morton im Garten ſpazieren ging.

Die Bergluft, welche über die Hügel rann und von den Waſſern des Firth of Forth friſch und kräftig heraufquoll, tändelte mit dem dürren Laub und bog die Zweige der phantaſtiſchen Stechpalmenhecke. Voll und glühend ſank die Sonne hinab gen Dumbarton. Sie waren eine Weile plaudernd umhergegangen und endlich dem Arthursſitze nahe gekommen. Die Königin ſchritt voraus, ihn zu erſteigen. Rizzio blieb mit Lady Morton ein wenig zurück, indem er ſich umwendete und ſie auf den wunderbaren Farbenwechſel aufmerkſam machte, welchen die See beim Scheiden der Mutter des Tages bot.

Maria, im Wahn, Beide folgten ihr, ſchritt raſch hinan und wollte eben zurückkehren, als ſie die Bank erblickte, wo damals — allmächtiger Gott! War's Trug, war's Traum? Da — ſaß ihr — Franz!

Chaſtelard war's, der aufſprang!

Sie that einen leiſen Schrei und ſank jubelnd in ſeine Arme! Dann aber, ſich beſinnend, bat ſie ihn flehentlich, fortzugehen und morgen öffentlich zurückzukehren.

„Ja, ich gehe, ſchönſte aller Frauen, doch morgen kehr' ich zurück, um Dich nie mehr zu verlaſſen.“

„Nie, Geliebter!“

Er ging. —

„Zwei Herzen, die zu ſcheiden
Das weite Meer gemeint,
Viel heftiger im Meiden
Die Sehnſucht hat vereint!“

Achtes Capitel.

Boscoſel de Chaſtelard war alſo aus Frankreich wiedergekehrt. Feierlich übergab er Marien am nächſten Tage Briefe von ihrem Großvater Claude, den Vettern von Guiſe, und that, als wenn er von ſeiner empfangenen Botſchaft nunmehr zurückgekehrt ſei.

St. Andrew und ſeine Genoſſen waren ſtarr vor Staunen. Eher hätte Lord Jakob des Himmels Einfall geglaubt, als das. — Er war klug genug, zu wiſſen, daß Chaſtelard nicht gewagt hätte, wiederzukommen, ohne zu wiſſen, er ſei erwünſcht.

Als Maria Stuart, in unbedachter Freude, mit zu ſichtbaren Zeichen ihres Wohlgefallens den Rückgekehrten behandelte, ihm ſogleich die Führung ihrer ſchottiſchen Bogenſchützen anvertraute und ſeine Theilnahme am Staatsrathe befahl, war Andrew ſicher, daß ſie ihn heimlich zurückberufen, ihren Sinn in Regierungsdingen geändert und den Plan habe, ſeinen Händen die Führung der Angelegenheiten zu entwinden, um ſie dem Günſtling zu ertheilen. Dazu kam, daß Mariens Trübſinn mit einem Schlage verſchwunden war.

St. Andrew ſah in Allem die Vorbereitung ſeines Sturzes, und er ſchwor, Chaſtelard zu verderben und die Königin ganz ohnmächtig zu machen. Hatte er nicht Arran vernichtet?

Graf Morton aber empfand über Chaſtelard's Wiederkehr eine geheime Freude, denn er betrachtete ihn als das beſte Mittel gegen St. Andrew's Machinationen. Indem er das ſonſt ſchon freundliche Verhältniß mit Chaſtelard faſt zu einem vertrauten geſtaltete, begannen Beide eine Phalanx gegen St. Andrew und ſeine Parteien zu bilden, die ſich für Letztere bald fühlbar genug im Staatsrath, ja ſelbſt im Parlament ausſprach.

Indem ſich ſo, wie es ſchien, eine Wendung der Dinge zu der Königin Vortheil vorbereitete und aller Orten der Einfluß dieſer beiden Männer geltend machte, war doch hier eine gewichtige Perſon im Spiel, die den Ausſchlag gab, die öffentliche Meinung. „Der Diſtelköpfer iſt wieder da, der Buhle der Königin! Da habt ihr's, daß es wahr iſt! — Die Jeſabel, die Delila hat ihn gerufen, daß ſie das Land mit Unzucht neu beſudele und ſich des Satans Lehre wieder ausbreite über Iſrael!“ — Andrew, Maytland, Randolphs, der Geſandte Eliſabeth's, John Knox und Buchanan ſuchten das Feuer noch mehr anzuſchüren, der Tod Arran's, der Skandal mit Heiborn, alles Erdenkliche ward hervorgeſucht, um das königliche Anſehen in den Koth zu ziehen.

Hätte Maria nur den hundertſten Theil deſſen vernommen, was das Volk von ihr mit innerer Ueberzeugung ſagte, ſie hätte keine Nacht mehr geſchlafen. Maria befand ſich aber auch ohnedem in einer um ſo bedauernswertheren Lage, als ihr die Folgen von Chaſtelard's Rückkehr erſt zum Bewußtſein kamen, da ſie ſich nicht mehr ändern ließen und die Königin ſchon mitten in dem Strudel war, der ſie, trotz alles Ankämpfens, in's moraliſche Verderben zog, von welchem das politiſche und phyſiſche, wenn auch weit ſpäter, nur der naturgemäße Schluß war.

Maria Stuart war zu heißblütig, zu leidenſchaftlich, zu jung, um überlegt genug zu handeln. Zur ſouverainen Herrſcherin hatte man ſie ja überdies nicht erzogen. Es gab für ſie, wie nun die Dinge lagen, nur zwei Fälle des vernunftgemäßen Handelns.

Entweder mußte ſie Boscoſel zu ihrem Gemahl erheben, wie ſie es doch ſpäter unſeliger Weiſe mit Heinrich Darnley that; dazu gehörte aber ein franzöſiſches Heer als Rückhalt, oder — ſie mußte ihn ewig von ſich fern halten, ſobald ſie ſich ihres Liebesgefühls bewußt ward, mit einem Wort: eine Eliſabeth ſein, eine Perſon, die ihr weibliches Weſen zu Gunſten der Politik abſtreifte. Im erſteren Falle bedurfte ſie des Muthes, der Strömung eines ganzen Volkes zu trotzen, im zweiten angeborenen Herrſchergenies und mannesſtarken Charakters. Alles hatte ſie, nur dies Beides nicht, das hieß aber in ihrem Falle gar nichts haben. Das romantiſche Traumdaſein, das Behagen an einem Zuſtande, der von allem Beſtehenden abſieht und das ein Merkmal aller Stuarts geblieben iſt, machte ihren endlichen Fall um ſo fürchterlicher, je weniger er von ihr vorhergeſehen war. Man hat dieſer Frau Leichtſinn und Liederlichkeit vorgeworfen, aber mit Unrecht, ganz beſonders in Betreff des Letzteren. Dieſes Leben voll Phantaſie war es vielmehr, was ihr Unglück brachte, denn der war Herr ihres Seins, welcher dieſe Einbildungen zu hegen, zu vergrößern verſtand. Das war Chaſtelard's, ſpäter Rizzio's ganzer Zauber.

Sie hatte ſich dem Günſtling gegenüber den vollen Ausbrüchen ihrer verſtohlenen Liebe hingegeben, als er ſchied, — ſie gab ſich denſelben entzückten Gefühlen hin, als ſie ihn wiederfand. Sie hätte aber noch naiver und erfahrungsärmer ſein müſſen, als ſie wirklich war, wenn nicht, — nachdem der erſte Rauſch verflogen, die Frage: was zwiſchen ihr und Chaſtelard nun werden ſolle, endlich in ihr aufgeſtiegen wäre.

Sie mußte ſeine Rückkehr fürchten, nachdem ſie dieſelbe mit Jubel begrüßt hatte; doch wenn Maria über das Kommende durch ihre Mittel als Weib und Königin zu ſiegen meinte, war ſie im Irrthum. Dazu kannte ſie das Leben, die Menſchen, am wenigſten Chaſtelard's Charakter genugſam. So ähnlich er dem todten Franz im Aeußern war, ſo unähnlich war er ihm im Innern. Boscoſel entbehrte der Weichheit, der Sklaverei der Liebe ganz, welche in Franzens Natur lag. An geiſtigen Fähigkeiten ihm voraus, hatte Chaſtelard nicht blos eine größere Widerſpenſtigkeit des Blutes, ein choleriſcheres Temperament, ſondern auch den ſelbſtbewußten Willen, Das zu beſitzen, was ihm, wie er meinte, ſchon moraliſch angehörte.

Ehe er damals von ihr ſchied, hatte er auf dem Arthursſitz gefleht: „Gewähre mir Erhörung, ſei mein!“ — Sie hatte ihn wie ein beſiegtes Weib beſchworen, zu gehen — für immer! — Und er war gegangen, in einem Anflug entſagender Ritterlichkeit, in dem Gefühl des Liebestriumphes. Vielleicht mochte auch die verzeihliche Hoffnung zu Grunde liegen, daß ſie ihn bald genug zurückrufen werde.

Kaum befand Boscoſel ſich aber auf dem Meer, welches ihn für immer von Schottland entfernen ſollte, als er einen grenzenloſen Schmerz, eine Oede und Verzweiflung fühlte, die nur von ſeiner nagenden Reue übertroffen ward, der Reue: wirklich von Marien gegangen zu ſein, im günſtigen Augenblick ihr nicht das „Ja“ abgerungen zu haben! In ſeinem Weh, ſeiner Zerriſſenheit glich er dem chaotiſchen Element, dem er ſich anvertraut hatte, und deſſen wilder Rücken ihn in die Verbannung nach Frankreich trug. Jede neue ſchlafloſe Nacht, jeder wiederkehrende Morgen machte ſeine Leidenſchaft und Sehnſucht tiefer, quälender. Er war ſeit jenem erſten Zuſammentreffen in St. Germain nie von dem Gegenſtande ſeiner verhaltenen Neigung getrennt, ihre Anweſenheit war ihm alſo eben ſo wohl eine gewiſſe Befriedigung, wie Hoffnung geweſen und hatte ſeiner Leidenſchaft einen Zügel angelegt. Von ihr getrennt, verbannt, überſtieg dieſelbe aber jede Schranke und machte mit zügelloſer Gewalt ihn ſelbſt zum Sklaven. Der Briefwechſel, welchen er mit Rizzio unterhielt, fachte die unſelige Gluth nur noch mehr an, zumal er aus dem ganzen veränderten Gang der Ereigniſſe in Holyrood ſah, wie nöthig er Marien geweſen wäre, wie ſie, verkauft und verrathen, ihr Anſehen, ihre Gewalt, ihre religiöſen Gefühle ſtückweiſe an Andrew und ſeine Partei preisgegeben. Seine Leidenſchaft, wie der heiße Wunſch, zurückzukehren, wurde alſo ſogar von Vernunftgründen unterſtützt.

Da ſchrieb ihm Rizzio endlich, daß ſich die Königin nicht nur nach ihm ſehne, ſondern auch bereue, ihn je von ſich gelaſſen zu haben, und daß ſie dies dem Sänger eingeſtanden, obgleich ſie wiſſe, Chaſtelard werde davon erfahren. Das aber hieß ihn zurückrufen! Boscoſel ſah hierin ein Bekenntniß Mariens, daß ſie ohne ihn nicht leben könne, daß ſie ihm angehören wolle! Er kam mit der fieberiſchen Haſt des Verlangens, mit den überſpannten Erwartungen des Sieges, und das erſte, von Rizzio vorbereitete Wiederfinden, die Aemter und ſtaatsmänniſchen Vorrechte, welche ihm die Königin ſofort einräumte, Alles ſchien ſeine glühenden Vorausſetzungen zu bejahen, ſeine heißeſten Wünſche zu krönen.

Jakob von St. Andrew ſah den Gang der Dinge mit Grauen. Alles, was er bei Chaſtelard's Rückkehr für ſich und ſeine Anhänger fürchten zu müſſen glaubte, ſchien ſich zu bewahrheiten. Dazu kam, daß die katholiſche Partei ſich plötzlich, durch die Vorgänge der letzten Jahre angeſtachelt, aus ihrer Theilnahmloſigkeit erhob und Stimmen im Lande wie im Parlamente drohend gegen Jakob laut wurden. Andrew ſah ein, daß die Königin jetzt nur eines Mannes bedürfe, der, die Gunſt des Augenblicks ergreifend, keck genug ſei, ſich zum Führer ihrer Anhänger zu machen; dann war ſein Sturz entſchieden. Alles, was er im letzten, äußerſten Nothfall noch thun konnte, war, ſich mit der Waffe in der Hand an die Spitze der Calviniſten zu ſtellen, die Fahne des Aufruhrs aufzupflanzen und den Wechſelfällen des Bürgerkrieges ſein Geſchick anzuvertrauen, das er durch die Intrigue bis jetzt ſo glänzend geſtaltet hatte.

Dies blieb ihm aber immer noch übrig, wenn das Unwetter einmal losgebrochen war.

Ehe er zu dem Mittel griff, offen die Maske abzuwerfen, ſuchte er lieber die Dinge abzuwarten, und hoffte, daß ihm die Leidenſchaften und Ungeſchicklichkeiten ſeiner Gegner irgend eine Blöße bieten würden, gegen die er den tödtlichen Streich führen könne.

Und dies gelang ihm auch.

Andrew war ein ſo raffinirter Kenner der Menſchen, des Lebens, der Charaktere, daß er ſich ſelten in Folgerungen betrog, welche er bei ihrer Beobachtung machte. — Er kannte Chaſtelard ſeit Mariens Hochzeit mit Franz und war von Allem, was in der Königin nächſter Nähe vorging, genugſam durch ſeine Späher unterrichtet, um nicht zu ahnen, was die natürliche Folge von Chaſtelard's Rückkehr ſein müſſe. Er hielt ſich deshalb ſtets in der Nähe der Königin, war höchſt freundlich gegen Chaſtelard wie Morton, und ſchien es nicht zu bemerken, daß beide Männer ihn mit Mißtrauen behandelten.

Das Benehmen Chaſtelard's hingegen, der endlich den Preis ſeines Lebens zu erringen meinte, ward, zu Jakob's ſtillem Vergnügen, von Tag zu Tag immer rückhaltloſer, und je länger ſeine Sehnſucht gefoltert ward, je diplomatiſchere Künſte die erſchreckte Maria anwendete, ihn abzuhalten, deſto mehr verrieth er ſich.

Die Königin ſchwebte jetzt nur immer in der tödtlichſten Gefahr, ſich compromittirt zu ſehen, und nachdem ſie Chaſtelard unter Thränen erſehnt, bereute ſie jetzt ſchon unter Thränen, daß ſie ihn jemals zurück gewünſcht. Sie ſah, daß die Zaubermittel ihrer Reize ihr keinen Schutz mehr gegen ihn gewährten, daß ſelbſt ſcheinbare Kälte oder Spötterei von ihm nicht geglaubt wurden, ja, ihn nur noch mehr reizten.

Maria Stuart beſchloß endlich in ihrer Herzensangſt, ihn unter vier Augen in's Gebet zu nehmen, all' ihre Vernunftgründe, alle Mittel weiblicher Macht aufzubieten, ſich und ihn vor dem Abgrunde zu bewahren, der nahe genug vor ihnen gähnte. Sie hatte endlich ihre Herzensnoth der treuen Papillon, ihrer Jugendfreundin und Geſpielin, unter der Bedingung anvertraut, daß ſie ſelbſt gegen ihren Mann ſchweige, und Lady Morton wußte alle Umgebungen an dem Tage, wo das Rendezvous ſtattfinden ſollte, von

Marien zu entfernen. Sie ſelbſt blieb zwei Zimmer von der Königin entfernt.

Roulet, der Schreiber, befahl Chaſtelard zur Königin, Roulet, der in Andrew's geheimem Solde ſtand!

Lady Morton empfing den Chevalier im Vorzimmer, führte ihn zu Marien und ließ Beide allein.

Maria Stuart hatte eine ganz beſcheidene Toilette gewählt. Man ſah, ſie wollte jeden Eindruck ihrer Reize abſichtlich verringern.

Chaſtelard, deſſen Blut bei der endlichen Gewährung eines tête à tête heftiger ſiedete als je, deſſen Hoffnungen ſchon längſt den Adlerflug zur Sonne machten, erſchien in dem ſchwarzen Wamms der Halbtrauer. Er hatte mit Abſicht die Kleidung Franz des II. nicht angelegt, des verhaßten Franz, den ſie noch immer nicht vergeſſen konnte. Er wollte den Sieg erringen und ihn allein ſich ſelbſt zu danken haben.

Als beide Liebende einander gegenüber ſtanden, fühlten ſie, daß die entſcheidende Stunde ihres Lebens vor ihnen lag. Ein kalter Schreck fuhr ihnen durch's Gebein, eine krampfhafte Ahnung. — Beide erbleichten.

Es war, als griffen ſie ſchon in die Schickſalsurne, als berührten ihre Finger bereits die Todeslooſe.

Chaſtelard ſchritt langſam, mit düſterer, trauriger Miene auf Marien zu, welche am Fenſter ſaß, ließ ſich auf ein Knie nieder, ergriff ihre Hand, preßte ſie wild an ſeine Lippen, und ein Thränenſtrom rollte über ſein Antlitz.

Maria ſah ihn bleich, klagend, mit einer Bangigkeit an, die ihr ſelbſt ſchreckhaft war. Ihre Lippen wollten ſich öffnen, aber die Stimme verſagte den Dienſt.

Nach einer Pauſe faßte ſich Maria, indem ſie ihre königliche Würde zu Hülfe rief: „Chaſtelard, das muß ein Ende mit uns nehmen. Es iſt unmöglich, länger einen Zuſtand zu ertragen, der mich täglich mit neuer Angſt, neuen Schmerzen erfüllt und meinen Ruf als Frau wie Königin immer mehr auf's Spiel ſetzt.“

„Ja, Maria, es muß ein Ende nehmen!“

„Ueber meine Neigung zu Euch, Boscoſel, könnt Ihr nicht im Zweifel ſein. Sie iſt ſo tief und aufrichtig, daß ſie nur mit meinem Leben verlöſchen kann. Die Liebe zu meinem todten Franz und Euch wohnen wie zwei Freunde in meiner Seele, und keuſch und unbefleckt will ich ſie erhalten, ſo war mir Gott helfe! — Ihr wißt, welcher Leumund uns traf, als wir kaum den Fuß in dies unſelige Land geſetzt; um meiner Ehre willen mußte ich Euch von mir laſſen, ob auch mein Herz brach, denn nur Schande und Untergang konnte dem Geſtändniß folgen, das auf dem Arthursſitze über Eure Lippen trat. — Laßt mich nicht erörtern, was in mir während Eurer Abweſenheit vorging, wie die Lage dieſes Landes ſich verſchlimmerte und mich gleich ſehr den Geliebten wie den treuen Freund erſehnen ließ. O, ich bin ein ſo arm und hülflos Weib, daß Alles, was mein Herz Gutes hegt, ſich mir in Unglück verkehren muß! — Ihr kamt wieder, und in dem ſeligen Doppelrauſch der Liebe und Freundſchaft, in dem Gefühl, daß nun der Schützer wieder bei mir ſei, empfing ich Euch! Ich hatte die felſenfeſte Hoffnung, Ihr würdet aus reiner, edler Liebe zu mir, zu Eurem Freunde, meinem todten Franz, die Schwäche meines Herzens, die Rathloſigkeit meiner Lage nicht benutzen und Euch an Dem genügen laſſen, was Ihr beſaßt. Ich meinte thöricht, meine Ruhe, meine Ehre, der Sieg meiner Sache würde Euch höher ſtehen, als die ſelbſtſüchtige Begierde Eurer Seele! — Fühlſt Du nicht, Armer, daß, wenn ich Deinen Wünſchen nachgebe, wir Beide Verräther an Franzens heiligem Schatten ſind, daß grenzenloſer Kampf und heilloſe Verwirrung des Landes das Ende iſt?! Chaſtelard, mit aller Angſt der Liebe, die ſich ihr ſtill beſcheidenes Glück erhalten möchte, mit all' dem Weh der hülfloſen Frau und Königin bitte ich Dich, ſteh, ab von Deinen Wünſchen, verzichte auf das Höchſte, Letzte, weil es nur mein Verderben iſt, und ich verſpreche Dir hier vor Gott, daß ich Dich zehnfach heißer lieben werde! Mag der Dank einer glücklichen Frau, der Du den alten Himmel neu gegeben, Dein Lohn ſein!“

Chaſtelard's bleiches Geſicht hatte ſich, während Maria redete, mit tiefſtem Roth bedeckt, plötzlich ward er blaß wie zuvor. Er rang nach Luft. Endlich ward er ruhig. Man ſah, wie er ſich zwang, welcher Krampf in dem gedämpften, zitternden Ton ſeiner Stimme lag, wie er die Teufel der Leidenſchaft in ſeiner Seele mit Verzweiflung feſthielt.

„Maria, höre mich! Höre mich — ach, wohl zum letzten Mal, und entſcheide nicht über die Zukunft zweier Herzen, die Gott, das Schickſal, die Natur, ja Alles für einander beſtimmte. Der Leumund dieſes ketzeriſchen, rebelliſchen Volks iſt es hauptſächlich, was Dich abhält, der innern Neigung zu folgen. Dieſer Leumund verfolgte Dich vom erſten Tage der Herrſchaft an, dehnte ſich mehr und mehr aus, ſo ſchuldlos wir auch Beide waren, und als Du mich verſtießeſt, um Dich vor Dir ſelbſt zu ſchützen und die gemeine Pöbelſtimme zu erſticken, wuchs er zwiefach, wächſt, nun ich wieder da bin, und wird wachſen, ob ich Dich liebe oder haſſe, ob ich lebendig oder todt bin, denn das Volk glaubt, was es glaubt, um ein Recht zum Aufruhr zu haben. Was hat es zu Arran's Ende geſagt?“

„Sprich nicht von dem unſeligen Tage!“ rief entſetzt Maria.

„Ich that es nur, um Dir zu zeigen, daß der Leumund unerſättlich iſt, daß er Dich verfolgen wird, was Du auch thuſt! — Ein Mittel allein haſt Du, ihm zu begegnen; wenn Du ihn verachteſt und dem Manne, der doch Dein eigen iſt vor Gott, die Rechte Deines Gatten giebſt, an ſeiner ſtarken Hand das Land reinfegſt von allen Schlacken der Empörung! Ein Volk, das durch die ſchlimmen Verhältniſſe des Königshauſes ſo ungemeſſenen Spielraum für ſeine Leidenſchaften fand, iſt nicht zu begütigen. Man muß dreinſchlagen, nur Furcht hält ſie noch nieder. Was kann ich, als Dein Freund, Dein Günſtling thun? Iſt nicht Dein Stiefbruder Jakob, ein jeder der feindlich geſinnten Barone mächtiger, als ich? Bei Gott, Dein Thron iſt ſicherer als Deine Ehre, wenn Boscoſel Dein Gatte iſt. — Daß ich für mich nicht die Gewalt erſehne, Maria, weiß mein Gott. Ich bin zufrieden in Deinem Beſitz. O, Süßeſte der Frauen, ſei mein, mein! Haſt Du mich denn zurückgerufen, um mich nur elender zu machen? Zog die Sehnſucht Dich nicht allmächtig an mein Herz, und wenn das weite Meer nicht unſere Seelen zu trennen vermochte, ſoll uns allein das blöde Vorurtheil der Welt für immer ſcheiden?! Ach, nur an Muth gebricht es Dir, Maria, die Scheidewand mit einem Stoße zu ſtürzen. Hänge nicht ferner dem ſtillen Schatten unſeres Freundes nach, umfange das Leben, wüthe nicht wider die eigene Natur, ſei mein, ſei mein!"

Er umfaßte ſie mit ſtürmiſcher Gewalt. Aller Rückſicht ſpottend, preßte er ſie heftig an ſich und ſuchte ihr das Jawort abzuringen.

„Nein," rief Maria, ihn von ſich drängend, „das werde ich nie! Unſinniger, Du willſt die Erinnerungen an Franz aus meiner Seele reißen, denen Du doch die Liebe verdankſt, die für Dich in meinem Herzen lodert!"

„Haha! Und nur den leeren Schemen des Todten liebſt Du in mir? Ich hätte nicht durch meine Treue, durch das Opfer eines ganzen Lebens, durch all' die Martern meiner liebewunden Seele ein heilig Recht auf Dich?! Verflucht, verdammt ſei ſein Andenken! Im Tode wie im Leben iſt er mir ſtets im Wege! Bei Gott im Himmel, mein biſt Du, ich laſſe Dich nicht mehr!"

„Halt, Boscoſel!" rief die entſetzte Königin und griff zur Schelle. „Jetzt erſt erkenn' ich Eure ſelbſtſüchtige, grauſame Natur! So wahr Niemand die heilige Erinnerung meiner erſten Liebe mir rauben kann, ſo wahr werd' ich nie Euer Weib! Ich will mich künftig wohl vor Eurer Liebe zu ſchützen wiſſen!"

Boscoſel's Antlitz ward fahl, ein Zug bitterſter Verzweiflung umſpielte ſeine Lippen, ſtarr ſtierte ſein Auge die Monarchin an, bleiern fiel das dämoniſch kalte Wort von ſeinen Lippen:

„Du haſt ein freventliches Spiel mit meinen heiligſten Gefühlen getrieben, haſt mich angelockt, um mich elend zu machen. Nun denn, ſo ſei's! So ſollſt Du mich auch verderben, verderben wie Arran, und kann ich Dir nicht das abringen, was Du mir ſelbſt gelobt, ſo mußt Du mich zertrümmern, wenn Du Dich je von mir befreien willſt!" — Sein Antlitz war von all' der Scheußlichkeit dämoniſcher Wuth entſtellt, die den aus Paradieſeshöh Geſtürzten kennzeichnet.

Maria ſchellte und eilte in grenzenloſer Bangigkeit der eintretenden Papillon entgegen.

Chaſtelard raffte ſich mühſam auf, als er Lady Morton ſah.

„Ich halte, was ich ſagte, Majeſtät. Bei der Hölle, ich hab's geſchworen!"

Er eilte hinweg.

Maria Stuart war einer Ohnmacht nahe. Sie theilte Lady Morton nichts weiter mit, als daß Chaſtelard in ſeiner Verblendung gewagt habe, ihr einen Antrag zu machen, den ſie abgewieſen habe, bat ſie nochmals um Verſchwiegenheit und beſchloß, ihrer ſonſtigen Sitte entgegen, ſich ſtets mit Perſonen des Hofes zu umgeben und nie ohne Zeugen zu ſein, um jede fernere Annäherung Chaſtelard's zu verhindern, denn nun ſagte ihr ihr Herz, daß er nichts mehr ſcheuen werde.

Wenn Maria Stuart, nachdem einmal das Aeußerſte geſchehen war, weiſe handeln wollte, mußte ſie am nächſten Tage Chaſtelard offen vor aller Welt ſeiner Aemter und Obliegenheiten entſetzen, aus Schottland abermals und zwar ganz offen wegen „Verletzung der Ehrfurcht gegen ſeine Monarchin" verbannen. Das war der einzige Ausweg.

Sie betrat ihn nicht, weil ſie den öffentlichen Skandal fürchtete, Chaſtelard doch immer noch liebte, ſelbſt wenn ihr vor ihm bange war, endlich, weil ſie ſelbſt fühlte, daß ſie Unrecht thue. Ihn zurückzurufen und ſo zu empfangen, wie ſie gethan, daß hieß: ſich ihm ergeben. Daß ſie dies zu ſpät einſah, war ihre Schuld und ihr Unglück.

Noch hoffte ſie die Welt zu belügen, ihn in die alte Schranke zurückzuzwingen, wenn ſie ihn ſtets mit Gefolge empfing, mit größter — königlicher Kälte behandelte. Auch dieſe Hoffnung war eitel.

Kaum war Chaſtelard von Marien gegangen, als Andrew durch Roulet erfuhr, daß der Günſtling lange bei ihr allein geweſen und dann bleich, finſter und verzweifelt von ihr gegangen ſei.

Dies genügte ihm.

„Ah, er hat nun ernſtlich Breſche in ihr Herz ſchießen wollen und ſie hat ihn abgewieſen. Darauf erfolgt etwas, à la Arran, denn er iſt auch von der Gattung der Weiberpinſel!“

Er beobachtete Marien gleich am nächſten Tage, ſah, wie ſie neue Verfügungen in Betreff ihrer Umgebung traf, wie kalt und faſt gebieteriſch ſie mit Chaſtelard umging.

In der Seele des Letzteren aber reifte ein dämoniſcher Plan, ein Gewaltſtreich gegen Marien, der gleich viel von der Liebe und dem Haß, wie von der Raſerei der Verzweiflung in ſich trug. „Liebe oder Tod!“ war der Wahlſpruch, welchen er zu ſeinem letzten Strauß auf's Banner ſchrieb, und Rizzio, der in tiefſter Freundesbekümmerniß den Verſchloſſenen zur Mittheilung des Geſchehenen bewegen wollte, ward finſter mit den Worten abgewieſen: „Laßt mich in Frieden, David! Ihr werdet es zeitig genug erfahren, wenn's vorbei iſt!“

So vergingen einige Tage.

Die Königin war ſichtbar verſtimmt, der Hofſtaat ganz irre geworden, denn Keiner wußte, was eigentlich geſchehen war, und Chaſtelard, der ſonſt Gefeierte, wandelte wie Kain umher.

Lady Morton ſchwieg indeß ſo treu, daß ſelbſt ihr Mann ebenſo im Unklaren war wie alle Uebrigen. Nur Jakob und Maytland lächelten verſtohlen in ſich hinein.

Eines Tages kam plötzlich Roulet zu Lord Andrew.

„Mylord, ich habe Euch etwas Seltſames mitzutheilen! — Ihr wißt, ich habe mein Cabinet auf dem geheimen Gange, der mit der Gitterthür verſchloſſen iſt, vor der ein Bogenſchütze Tag und Nacht Wache hält, und den nur ich und die Königin betreten. Durch eine Tapetenthür kommt man in das Schlafzimmer der Königin.

„Ich weiß es, ſie dictirt Euch öfters ſpät Abend noch Depeſchen. Bei Eurem Alter, denkt ſie, iſt die Nähe gefahrlos. Was weiter?“

„Chevalier Chaſtelard iſt bei mir geweſen und hat mir hundert Robinobles geboten, wenn ich mein Zimmer für eine Nacht ihm leihe!“

„Ha, Teufel! — Ich ahne! Ihr ſeid doch klug geweſen und habt es angenommen?“

„Noch nicht, Mylord!“

„So nehmt es an, Ihr ſollt von mir das Gleiche haben.“

„Und wenn man mich entſetzt, am Leben ſtraft?“

„Man ſoll es nicht. Ihr werdet frei ausgehen, und entläßt Euch die Königin, ſeid Ihr in meinem Dienſt!“

„Gebt es ſchriftlich, Mylord!“

Andrew gab es ihm ſchriftlich.

„Nun denn, ich werde ihm das Zimmer leihen.“

Jakob ſtand lange ſtill, als Roulet fort war, dann brach er in ein helles Gelächter aus.

„Haha! Der Chaſtelard, der Diſtelköpfer, iſt hin! Die Königin ſchläft allein, nur nebenan hat ſie Königin Papillon! Holla, ich muß dem ſchwarzen Douglas doch einen Beſuch machen!“

Er hatte auf jeden Fall hin ſeinen Plan gefaßt. —

Es war der Abend des 12. Februar 1563.

Die Königin hatte mit Maria Fleming, Maria Leslie und Lady Morton zur Nacht geſpeiſt. Nach einigen Stunden Plauderns war ſie müde geworden, entließ die Damen, Melvil reichte ihr den Nachttrunk, und ſie verfügte ſich aus ihrem Salon in das Schlafgemach.

Hanna Kennedy, ihre Kammerfrau, entkleidete ſie, während Lady Morton das Nachtgewand hielt. Die Königin ſchlüpfte hinein, küßte Papillon die Stirn, reichte Hanna die Hand zum Kuß und entließ Beide.

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Lady Morton begab ſich in's Nebenzimmer, um ſich auch zu entkleiden, indeß ſie mit der alten Hanna plauderte.

Beide hörten, wie die Königin eben ihr Nachtgebet verrichtete.

„Es tappt etwas im Gange, Kennedy!“ rief plötzlich Papillon.

„Mein Gott, was iſt das?“

„Schnell zur Königin! Beim Himmel, das iſt nichts Gutes!“

Papillon riß das Licht vom Leuchter und eilte mit Hanna zu Marien.

„Mein Gott, was wollt Ihr noch?“

„Majeſtät!“ flüſterte Papillon bleich, „es iſt Jemand auf dem Gange!“

„Heiliger Gott! — Seht nach, wer's iſt?!“

In demſelben Augenblicke ſprang die Tapetenthür auf und Boscoſel, bewaffnet, ſtand vor ihnen!

Die Königin that einen Schrei und ſank auf's Bett. Kennedy eilte zu ihr.

„Zurück, Wahnſinniger! Oder ich rufe die Leute!“ raunte Lady Morton, raſch ſich faſſend, ihm zu.

„Verflucht, mißlungen! Nun denn, ich komme wieder! Bei Gott, ich komme wieder, bis ſie mir giebt, was mein iſt, ihre Liebe oder den Tod!“

Er wendete ſich und ſchritt den Gang zurück.

Papillon, gefolgt von Kennedy, die das Licht ausblies, begleiteten ihn. Er wollte in Roulet's Zimmer, doch ſie zwangen ihn mit der Drohung, ihn feſtnehmen zu laſſen, daß er durch's Gitter den Gang verließ. Papillon ſteckte dem Poſten ein kleines Trinkgeld in die Hand; Boscoſel wankte hinaus und ging den Hauptcorridor hinab, die Treppe hinunter.

Papillon mit Kennedy verſchloſſen vorſichtig das Gitter und eilten zur Königin zurück.

Plötzlich tönte aus einer Niſche in der Nähe das Gekicher zweier Männer, die raſch hervortraten: Andrew und Maytland.

Der Dritte, welcher ihnen folgte, lachte nicht, es war Morton, der ſchwarze Douglas.

Sie gingen hinweg. —

„Hm!“ brummte der Poſten, „das iſt eine luſtige Nacht! Trinkgeld von beiden Seiten. Muß doch ſehen, daß ich die Wache öfter kriege!“ —

Am andern Morgen befahl die Königin einen Ausflug nach Bourntisland, wo ſie drei Tage bleiben wollte. Außer ihren Damen ſollten ſie Andrew, Morton, Maytland, die Douglas, Argyle, Ogylvies, ihre Hausbeamten und die Falkoniere begleiten.

Unter der Jagd wollte ſie ihre furchtbare Angſt und Aufregung wie ihre Schmach verſtecken. — Vielleicht kam ihr ein Mittel in den Sinn, Chaſtelard ohne Aufſehen los zu werden.

Morton war ſtumm und kalt wie Eis, die Königin und Lady Morton verſtört und bleich. Andrew und die Anderen thaten, als merkten ſie nichts. — Es war eine gar traurige Jagdgeſellſchaft.

Kaum langten ſie in Bourntisland an und hatten ein paar Stöße auf Reiher hinter ſich, als ein Diener Morton's anſprengte und ihm etwas in's Ohr raunte.

Der Graf nickte und ward bleicher als zuvor. Der Diener ritt bald wieder zurück.

Wenige Minuten ſpäter traf es ſich, daß er mit Jakob zuſammenkam.

„Ihr habt Nachricht?“ flüſterte Andrew.

„Ja, Mylord, er iſt uns nachgekommen, eben traf er auf dem Schloſſe ein. Ich habe befohlen, daß man ihm, wie durch Zufall, ein Zimmer einräume, das den Gemächern der Königin zunächſt liegt. Es ſoll ſich zeigen, wem heute der nächtliche Beſuch gilt, ob meinem Weibe, ob Marien!“ —

Es war Abend. Ermüdet von der Jagd verließ die Königin bald das Banket, welches ſie ihren Jagdgenoſſen, der Sitte gemäß, gegeben hatte, zog ſich mit den Damen zurück, eilte in ihre Zimmer, und da ſie bemerkte, daß ihr Schlafcabinet keinen andern Ausweg hatte, als durch die

Zimmer ihrer Damen, ſagte ſie, nachdem ſie die Uebrigen entlaſſen, wie erleichtert zu Papillon: „Gott ſei Dank, heut' ſind wir endlich ſicher. Sobald ich nach Edinburgh zurückkehre, werd' ich befehlen, daß Chaſtelard Schottland auf immer verläßt; es giebt kein anderes Mittel!“

„Das wirſt Du nicht, Maria Stuart!“ — und die Vorhänge ihres Himmelbettes theilten ſich und Chaſtelard ſtand bleich, verzerrt wie ein Wahnſinniger vor ihr.

„Diesmal weich' ich nicht mehr! Hier will ich ſterben zu Deinen Füßen, wenn Du mich nicht erhörſt! Kein Ausweg iſt, Du mußt Dich mir ergeben oder den Henker rufen!“

Er hatte die entſetzte Königin bei der Hand gefaßt.

Maria und Papillon ſtießen ein furchtbares Hülfegeſchrei aus.

Die Thüren ſprangen auf, die Damen aus den Vorzimmern drangen ein.

„Die Lords, ruft die Lords!“ ſchrieen ſie durcheinander.

Chaſtelard ließ die Hand Mariens los. Er wußte, daß er nun verloren war.

„Verflucht ſeiſt Du, treuloſeſtes, falſcheſtes aller Weiber, die je Kronen trugen!“

Maria hielt ſich mit Mühe an Papillon aufrecht. „Rette mich! Rette mich vor Schande!“ flüſterte ſie.

Waffengeklirr erſcholl. Morton mit entblößtem Degen, Andrew, Maytland, die Edelleute drangen ein.

„Bindet den Hochverräther! Wir haben ihn endlich!“ jauchzte Andrew.

Die Diener warfen ſich auf Chaſtelard, der mit keiner Wimper zuckte, und führten ihn hinaus. Der Unglückliche wendete ſein Haupt noch nach der Königin. Sein letzter, ſtarrer, kalter Blick galt — ihr!

Eine Pauſe, tief und furchtbar, folgte. Man konnte das Athmen der Verſammlung hören.

Morton trat vor. Noch glänzte der Stahl in ſeiner Hand, das ſchwarze Haar hing zottig über ſein bleiches Geſicht, und der Buckel verlieh ihm etwas gnomenhaft Tückiſches.

„Bringt Papier und Dinte!“ ſagte er dumpf.

Man brachte das Verlangte.

„Verzeiht, Mylords, ich werde gleich fertig ſein!“ — Er ſetzte ſich hin und ſchrieb wenige Zeilen. Dann ſtand er langſam auf.

„Mylords! — Chaſtelard iſt heute zum zweiten Male zur Nachtzeit in dem Schlafgemach der Königin betroffen! Entweder hat er ein Attentat auf die Frauenehre Maria Stuart's verüben wollen, und dann hat er den Tod verwirkt, oder er iſt auf Geheiß der Königin hier, dann — dann kann Maria Stuart nicht mehr die Herrin dieſes Landes ſein! Oder Chaſtelard hat die Ehre meines Weibes, meinen Namen beſudelt, und das Kind, das ſie unter ihrem Herzen trägt, iſt ein Baſtard! Dann aber weiß ich, was ich dem Hauſe Douglas ſchuldig bin! — Hier iſt das Todesurtheil, Königin! Chaſtelard ſtirbt morgen! — Unterſchreibt es und beweiſt, daß er ein Majeſtätsbeleidiger iſt!“

Athemloſe Spannung folgte.

„Ich — ich kann es nicht!“ hauchte die unglückliche Fürſtin.

„So haſt Du, Königin, ihn mit Deinem Vorwiſſen hier gehabt, und nur mein Weib war Dir im Wege?!“ donnerte Morton.

Da richtete ſich Maria Stuart hoch auf, königlich ſtolz und frei.

„Nein, bei dem allſtrafenden Gott über mir, dieſe Schmach iſt mir fremd!“

Da ſchritt der ſchwarze Douglas auf ſein bleiches Weib zu, packte ſie bei der Achſel und richtete ſeine Klinge auf ihre Bruſt.

„Dann iſt dies Weib die Ehrloſe! Beſinne Dich, Königin! Wer ſchuldig iſt von Beiden, ſtirbt! Dort iſt die Feder, hier das Schwert, ich gebe Dir nur eine Secunde Bedenkzeit!“

Da ſah Maria den verlöſchenden Blick ihrer Jugendfreundin. Es gab keine Auskunft mehr.

Auf ſchrie die Königin im wilden Schmerz, ſie ſtürzte zum Todesurtheil — und unterſchrieb es.

Andrew nahm die noch naſſe Schrift, warf einen höhniſchen Blick des Triumphes ringsum und eilte hinaus.

„So iſt mein Weib unſchuldig?!“ ſtöhnte Morton. — „O Gott, ich danke Dir!“ Er preßte Papillon heftig an ſich. „Dir aber, Königin, künd' ich von heute meine Freundſchaft auf und die des ganzen Douglasſtammes. Mein Herz und Arm gehört nur Schottland und der freien Lehre!“ — Er hob die ohnmächtige Gattin empor und trug ſie auf ſeinen ſtarken Armen hinaus, in ſein Zimmer, auf ſein Bett.

Maria Stuart fiel in jene heftigen Krämpfe, die ſie beim Tode Franz II. erfaßt hatten und fortan nie mehr ganz verlaſſen ſollten.

Nacht ward es um die ſchönſte aller Frauen! —

Am andern Morgen wurde die arme kleine Königin Papillon, der duftige, blondlockige Schmetterling von St. Germain, vorzeitig von einem Knaben entbunden, und — ſtarb!

Den 22. Februar ward Boscoſel de Chaſtelard zu St. Andrew, wohin man ihn gebracht hatte, ſo, wie man ihm im Zimmer Mariens getroffen, in den letzten Gewändern Franz II., enthauptet.

Als man ihn hinaus zur Stätte führte, ſprach er Ronſard's Ode: „den Tod“.

„Leb' wohl, Du ſchönſte, ach Du grauſamſte Fürſtin der Welt!“ hauchte er noch und bot den Nacken dem tödtlichen Streiche.

Wer Frauenherzen nur ein wenig kennt, mag ahnen, was in Maria Stuart an dieſem Tage vorging.

Der Hieb, welcher Chaſtelard's Leben vernichtete, trennte die ganze Jugend und Vergangenheit Mariens von einer Zukunft, die ferner unſchwer zu errathen war.

Als Maria Stuart nach langem Krankenlager wieder aufſtand, hatte ſie ſich vollſtändig verändert.

Ihre Schmach, ihr Elend war einmal beſiegelt. Noch in höchſter, vollendeter Blüthe ſtehend, gab ſie doch ihre Zukunft auf und ſtürzte ſich in die wogende Außenwelt, um nur nie mit ſich allein zu ſein.

Das Regiment war ſchon ihren Händen entglitten, Leichtſinn, Taumel, Genußſucht bildeten fortan ihren Charakter.

Sie galt ja der Welt als Jeſabel, warum ſollte ſie es nicht ſein? Wem hatte ſie ſich noch aufzuſparen?

Das ward die Grundlage ihrer ferneren Zukunft, ihrer Verirrungen und ihrer Verbrechen, an denen ſie ſo ſchuldlos iſt, als es der weltverachtende Leichtſinn oder das zornige Weh eben ſein kann.

Jakob von St. Andrew hatte nun Alles untergraben, was Maria je an Ruf, Liebe, Achtung und Freunden im Lande beſeſſen hatte; ſelbſt Morton und die mächtigen Douglas waren jetzt ſein eigen. Feſt glaubte er deshalb, nach Chaſtelard's Tode Maria ganz zu ſtürzen, Regent des Landes zu werden und Eliſabeth's Hand zu erlangen, mit welcher Hoffnung ihn dieſe ſtets geködert hatte.

Doch weit gefehlt!

Maria's Glück hatte er zu Grabe getragen, ihr Herrſcherthum noch nicht! Aus Chaſtelard's Blute entſprang ihm ein neuer, fürchterlicherer Gegner, als Chaſtelard jemals geweſen. Es war des Todten Freund, David Rizzio, der Lautenſpieler! —

Die Drachen-Hunde von Rhodos.

„Kaum ſeh' ich mich in ebnem Plan,
Flugs ſchlagen meine Doggen an,
Und bang' beginnt das Roß zu keuchen;
Es bäumet ſich und will nicht weichen,
Denn nahe liegt, zum Knäul geballt,
Des Feindes ſcheußliche Geſtalt!“
(Schiller.)

Erſtes Capitel.

In der Nachbarſchaft der wild zerſetzten, vielfach von Buchten und Meerengen durchſchnittenen ſüdöſtlichen Küſte Griechenlands, gleich als wären ſie von der deukaleoniſchen Fluth oder den vulkaniſchen Wehen der jungen Erde von Hellas Körper abgeriſſen und weit hinein in's ägäiſche Meer geworfen, liegen, deſſen ſüdlichen Theil beengend, zwiſchen Aſien und Europa die beiden Inſelgruppen der Cykladen und Sporaden. Letztere befinden ſich Aſien zunächſt, gerade der kariſchen Küſte gegenüber, dieſelbe von Smyrna bis Telmiſſus beherrſchend. Mit Chios im Norden beginnend, ſchließt die Sporadengruppe die Inſeln Samos, Nikaria, Patmos, Epiſkopia, Leros, Lango, Kalamo, Kalchi, Simia und Chrio in ſich, und endet im äußerſten Südoſten, dem heiligen Lande zunächſt, mit dem weltberühmten Rhodus, jener der Sonne, dem Helios, geweihten Roſeninſel, welche ſchon im Alterthum wegen ihrer üppigen Schönheit, ihres Reichthums geprieſen und mit dem Schimmer ſagenhaften Zaubers, myſtiſcher Wunder und räthſelhafter Gräuel umwoben war. Heute iſt ſie freilich nur ein Schatten einſtiger Herrlichkeit! Unter türkiſchem Joche ſeufzt eine träge, am Marasmus leidende Bevölkerung, und die Inſel ſelbſt iſt nur Stapelplatz für die Piraterie, den Sklaven- und Schmuggelhandel griechiſcher und ſyriſcher Kaufleute. Schmutzige Lehmhütten, kothige Straßen ziehen ſich durch trauernde Ruinen. Wo ſonſt Marmorpaläſte ſtanden, das Kreuz vom Glockenthurme ſtrahlte, erhebt ſich nun das Minaret, von dem hernieder der Muezzin gedankenlos ſeine Gebete abbrommelt. Ein türkiſcher Aga hat ſich in jene romaniſchen Bogenhallen eingeniſtet, die chriſtliche Kapelle ward ſein Frauengemach und ertönt nun vom Klange des Tamtams und arabiſcher Knöchelſchellen. Wohl iſt die Vegetation noch paradieſiſch üppig, und ihre Blumendüfte quellen berauſchend über's tiefblaue Meer dem Piloten entgegen, aber man läßt eben wachſen, was wächſt, und nimmt, was gerade der Boden giebt. Von der alten Landescultur iſt nicht mehr die Rede, man lebt rein von dem Fleiße der Vorfahren und gelegentlichem Raube und Diebſtahl, oder jenem ruhmloſen Schacher, bei welchem Schwatzen und Rauchen die Hauptſache ſind. Was ſchließlich durch Unordnung und Faulheit der Bewohner nicht zu Grunde geht, verzehren die Heuſchreckenſchwärme, welche alljährlich in ſchwarzen Wolken über's Meer gezogen kommen.

In dieſem heutigen, poeſie- und erinnerungsarmen Rhodus, wo ſelbſt die ſchwellende Natur in eine Trauer über vergangene Herrlichkeit verſenkt zu ſein ſcheint, ſpielt unſere Geſchichte nicht, ſie gehört noch jenen glänzenden Tagen unverwelklichen Ruhmes an, wo die weite Chriſtenheit ausſchließlich auf dies kleine Eiland im fernen Oſten mit ſtaunender Bewunderung blickte, dieſer wogenumrauſchte Brocken Erde die höchſten Zierden, die erlauchteſten Söhne des Ritterthums aller Zungen zu einer ehernen Kette, einer Mauer von Stahl um die rothe Fahne des heiligen Johann, das Kreuz des Heilands einte und ſo den Fluthenbrecher machte, an welchem allein die Sturmwoge aſiatiſcher Horden, der beutegierige Fanatismus des Islam, die blutige Uebermacht eines Bajazet, Tamerlan und Amurad II. länger denn zweihundert Jahre brandete. Die Johanniter auf Rhodus waren es, welche das mittelländiſche Meer mit ſeinen Archipelen, die Küſten Syriens und Paläſtinas von zahlloſen Räubern ſäuberten, europäiſchen Handel, Cultur und Wiſſenſchaft ſchützten, ja ſelbſt den armen Pilgrimen im heiligen Lande vermöge der Furchtbarkeit ihres Namens Schonung von den Barbaren erzwangen. —

Es war im März des Jahres 1405. — Die Morgennebel, welche Land und Meer mit dämmerhaften Schleiern umzogen, begannen mit den Schatten der Nacht zu weichen, und in den Lorbeer- und Orangenhainen erhoben die gefiederten Sänger ihr leiſes erſtes Morgenlied dem blaſſen Frühroth entgegen, als das ſchwere Gatter des ſüdlichen Thors von Rhodus, des Thurms der Auvergne (alſo der Citadelle und Kaſerne der italieniſchen Zunge der Ordensritter, wie wir heute etwa ſagen würden) emporraſſelte und die ſchwere Fallbrücke ſich langſam und vorſichtig niederſenkte. Kaum berührte die äußere Planke derſelben den jenſeitigen Rand des Grabens, als aus dem dunklen Thore ſelbſt vier ungeheure Doggen hervorbrachen, einen Augenblick ſtutzten, die Naſen ſchnüffelnd in die Luft ſtreckten und dann nach verſchiedenen Seiten im Gebüſch und in den angrenzenden Pflanzungen verſchwanden. Eine von ihnen jedoch, eine alte Hündin, hatte den Fahrweg verfolgt, welcher, über den Gebirgsrücken der Inſel führend, Rhodus mit dem jenſeits liegenden Hafenſtädtchen Kamiroe verband. Sie kehrte indeß nach wenig Augenblicken haſtiger Nachforſchung in's Thor zurück. Bald darauf verließ geräuſchlos eine Cavalcade von etwa zehn bis zwölf Ordensrittern die Stadt und ſchlug die ſchon erwähnte Straße nach dem Gebirge ein.

Roß und Mann waren vollſtändig gewappnet, und der ſchwarze Mantel mit dem weißen Kreuze, die Stahlhaube ohne jeglichen Federſchmuck, die ernſte, geraffte Haltung verlieh ihnen, als ſie durch die wallenden Nebel zogen, etwas Geſpenſterhaftes. Jeder äußere Waffenſchmuck, Wappen und farbiges Erkennungszeichen, wie es der Adel ſonſt ſo gern trug, ſelbſt das Fähnlein an der Spitze des Zuges fehlte. Das Schwert hing an der linken Hüfte, welchem rechts der lange Dolch, die Gottesgnade, die Wage hielt, der Schild, an welchem, wie auf der Bruſt, das weiße Kreuz glänzte, hing am linken Arm, und die Lanze mit dem Roßbüſchel unterhalb der Spitze war die gemeinſame Bewaffnung Aller.

Den Zug eröffneten zwei Knappen, nur durch das Fehlen des Mantels unterſchieden und daß ſie den Harniſch über, ſtatt wie die Ritter unter dem rothen Kriegswamms, der Sopraveſte, trugen. Sie hielten ſich etwas weiter vorauf an beiden Seiten des Weges und ſpäheten links und rechts umher, flüſterten mit den ab und zu rennenden Hunden, kurz, ſchienen mit denſelben ſich in den Tirailleurdienſt zu theilen.

Mehr zurück folgten je zu Dreien die Uebrigen. An ihrer Spitze ritt der Befehlshaber des kleinen Zuges, eine impoſante, königliche Geſtalt, deſſen ſtrenges, kaltes Antlitz durch den ſchneeigen Bart, welcher bis auf die Bruſt herabfiel, einen Ausdruck erhabener Ruhe, faſt hoheprieſterlicher Würde erhielt. Er trug das dünne weiße Haupthaar wie die Uebrigen kurz geſchnitten und ganz von der Stahlhaube bedeckt, und nichts unterſchied ihn von ihnen, obwohl Niemand, außer dem Großmeiſter ſelbſt, mehr Recht auf Auszeichnung, Keiner der lebenden Brüder aber größere Fülle der Erfahrung und des Wiſſens mit einer längeren Reihe ruhmvoller Thaten in ſich vereinte, als er. Es war kein Geringerer als der Grand-Bailli Friedrich von Hohenzollern, Pilier und Großprior der deutſchen Johanniter, zweiter Sohn Friedrich Oſtertag's, des erſten Grafen von Nürnberg. Er war's, der vor neun Jahren, ein achtzigjähriger Greis ſchon, mit den Brüdern deutſcher Zunge zum Heere Kaiſer Sigismund's ſtieß, um den über Ungarn hereinbrechenden Bajazet aufzuhalten; er war's, der nach dem Unglückstreffen zu Nikopolis mit einem auserleſenen Häuflein Getreuer die Flucht des Kaiſers und der geſchlagenen Heerführer deckte, ſie nach Rhodus rettete und allein unter dem allgemeinen Weh den Muth des gebeugten Ordens aufrecht erhielt. Er war es endlich, der vorig Jahr noch dem Guillaume de Mine Grand-Hoſpitalier und Gouverneur von Smyrna, welchen Tamerlan aus dieſer eroberten Stadt geworfen, zu Hülfe eilte und nach Guillaume's Tode den Reſt der chriſtlichen Beſatzung hinweggeführt hatte. Als Ordensſenior die rechte Hand des Großmeiſters Philipp de Naillac, als Commandant und Verweſer aller Vertheidigungswerke und Schlöſſer des Ordens ein Hauptanführer der Brüderſchaft, galt ihr ſein Wort als unmittelbares Echo göttlicher Weisheit, denn man glaubte ihn im ausgebreitetſten Beſitz der innerſten Ordenslehre, ihres eigentlichen Geheimniſſes, was ſie die „Religion“ nannten, unter der ſie die hiſtoriſchen Beweiſe der göttlichen Offenbarung auf Erden und deren makelloſer Lehre verſtanden, in welche eingeweiht zu ſein ein langes Leben des Studiums, des Kampfes und der äußerſten Entſagung vorausſetzte.

Etwas hinter dieſem hohen Vorfahren unſeres preußiſchen Herrſcherſtammes, der einen hervorragenden Theil unſeres Gemäldes bildet, ritt ein junger, kaum zwanzigjähriger Edelmann, welcher bereits den Rittermantel trug, Hans von Hohenlohe, der jüngſte Sohn des erſten Vaſallen Friedrich's von Nürnberg. Unter den übrigen Rittern, meiſt Männern von dreißig und vierzig Jahren, ſehnigen Geſtalten, wetteifernd an glühender Begeiſterung, Kaltblütigkeit und Erfahrung, ragten beſonders an Waffenruhm Amand zu Rhin, Hugo von Montfort und der junge, heißblütige Rink von Henneberg hervor, der von ſeiner Raſewuth im Kampf „Wilderbrandt“ geheißen wurde. Dicht an Friedrich von Zollern's Seite, des leiſeſten Winks ſeines Herrn lauſchend, trabte die ſchon erwähnte Hündin, an Körperwuchs und Schweifbildung wie der fahlgelben Leibesfarbe einer Löwin höchſt ähnlich, wäre der ſtarke, ſtutzohrige

Kopf mit den grüngelben Gluthaugen nicht von Stirnbein und Kehle bis zu den rothen, hangenden Lefzen kohlſchwarz geweſen.

So eilten ſie ſchweigend durch's grüne Land hin, indeß die Sonne allmählig ſich aus Oſten hob, das ganze Firmament im rothen Schimmer glühte und die letzten nächtlichen Schatten aus den Thälern hinweg huſchten. Als ſie den Höhenzug erreicht hatten, deſſen freier Gipfel eine überwältigende Rundſicht auf die Inſel, das ringswallende, tiefblaue Meer, die zahlloſen Eilande, die drinnen ſchwammen, auf Aſien im Oſt, Europas ferne Ränder im Weſten gewährte, begannen die Glocken von Rhodus ihr dröhnendes Morgenlied.

Der Zug hielt, die Ordnung löſte ſich. Alle Roſſe ſchwenkten in einen Kreis zuſammen. In ſeiner Mitte hielt Zollern, hatte das Schwert gezogen und, die Klinge faſſend, den Kreuzgriff gen Himmel erhoben. Seine Stimme erklang im Morgengebet. —

Ein ernſtes Amen dröhnte von allen Lippen, als der Senior geendet hatte und nun das Eiſen raſſelnd in die Scheide ſtieß.

„Meine Brüder," begann er wieder, „wir haben heut' ein Tagewerk vor, ernſter, geheimer, gewichtiger, als in den letzten Jahren vollführt ward. Ihr werdet es an Ort und Stelle erfahren. Erinnert Euch, daß Tamerlan, die Geißel der Chriſten, ſeit wenig Wochen todt iſt, erinnert Euch aber noch mehr an Smyrnas Fall vorig Jahr und das heilige Blut unſerer Brüder, welches die Dattelhaine tränkte! Vollendet Euer Werk mit Klugheit! — Wir haben da einen Neuling unter uns, den jungen Bruder Hohenlohe, der vorgeſtern Nacht erſt aus dem lieben Deutſchland hergekommen, um zum erſten Male kahle Mohrenſchädel zu ſehen und den blitzenden Athagan. Achtet auf ihn, daß er mit Ehre ficht, hütet ihn, daß er nicht umkomme, ehe er ſeine erſte blutige Schnitterarbeit gethan. Bruder Amand, Ihr wißt, was Ihr mit mir zu thun habt, wenn ich falle! Vorwärts alſo!" Dabei that er einen kurzen Pfiff, und aus dem Geſträuch links und rechts kamen die drei anderen Doggen, einander zum Verwechſeln ähnlich, zurück, ſchloſſen ſich an, und der ganze Trupp ſetzte ſich langſam nach Ramiroe in Bewegung. —

Der junge Hohenlohe war, ſehr entgegengeſetzt ſeinen Altersgenoſſen, ja ſelbſt den älteren Rittern, welche fröhliches Geſpräch liebten, einſilbig, in ſich gekehrt, traurig. Er ſchien im Ringkampf mit ſich ſelber zu liegen, und unwillkürlich ſchlüpften ein paar Seufzer aus ſeiner Bruſt.

Der greiſe Zollern hatte hin und wieder einen Blick auf ihn geworfen, wobei es ſchien, als ob ein leiſes Lächeln ſeine Lippen umſpiele. Als die Gegend ſich ſenkte und das Terrain freier wurde, wendete er leicht den Kopf.

„Hans, mein Sohn, komm näher!“

Hohenlohe ſchrak auf, dann eilte er an die Seite des Seniors.

„Warum biſt Du verſtört und traurig? Der Jugend, den Streitern Johann's, den reinen Herzen ziemt Fröhlichkeit! Für uns auch ſind die Freuden dieſer Welt geſchaffen, und Der iſt der Edelſte, welcher ſelbſt für jene Güter des Lebens einen hellen, freudigen Blick bewahren kann, welche Anderen gehören, ihm ſelber aber verſagt ſind! — Was haſt Du, Junge? Thut Dir Dein Gelübde als Ritter des heiligen Johannes Leid?“ —

„Nein, Meiſter, mein Gelübde nicht, und dennoch —“ er ſtockte!

„Dennoch thut Dir's leid, daß Du in den Orden getreten biſt? Geſteh's, Du wurdeſt enttäuſcht, haſt die Freudigkeit der Seele verloren, mit der Du zur Pforte des Tempels kamſt?“ —

„Ja, hochwürdiger Meiſter!“

„Warum? —“

„Als ich das Gelübde gethan und den Mantel erhalten, führte mich der Comthur von Billungen hinter den Altar und befahl mir, Gott den Herrn zu verleugnen!“ Der junge Mann erblaßte hierbei und ſchwieg trübſelig ſtill, als fürchte er noch mehr zu ſagen.

Der greiſe Friedrich blickte ihn mit ernſter Ruhe an. „Dann befahl er Dir, das Kreuz des Herrn zu beſpeien, nicht wahr?“

„Ja, Meiſter!“

„Drohte er Dir ſammt den Brüdern ringsum mit Dolch und Strick?“

„Ja, ſo geſchah's!“ und Hohenlohe ſchauderte.

„Und Du thateſt es nicht, ſelbſt als Du das kalte Eiſen am Herzen, den Strang um die Kehle fühlteſt?!“

„Nein, o nein, erhabener Meiſter!“ rief glühend der junge Mann. „Ich that es nicht, und hätte ich ſterben ſollen! Der Glaube meiner Bruſt, der Odem des Erlöſers in mir hat mich geſtärkt! Ich werde nie lügen und ich mag nicht freveln!!“

„Was geſchah dann? —“

„Der Comthur erließ es mir, da ich trotzig blieb. Dann ward ich in den Statuten, dem Kriegshandwerk wie der Moral des Ordens unterrichtet, und ein Jahr ſpäter gab man mir Befehl, nach Rhodus zu gehen, reichte mir den Brief an den Convent und verwies mich in allen Gewiſſensſachen an Dich.“

„Hat man Dir ſonſt noch Frevel, Bruch der Gelübde und ehrloſes Thun zugemuthet? Haſt Du geſehen, daß nur Einer Deiner Brüder jemals dergleichen that.“

„Nein, Meiſter! — Um ſo verworrener bin ich geworden!“

„Daß man die Gottesläſterung, den Verrath an Jeſum von Dir verlangte, ließ Dich alſo am Orden irre werden, ſeine Reinheit bezweifeln, in den Grundfeſten des Glaubens wanken?!“ —

„Ja, Meiſter! Ich gedachte, wie man einſt den Templern Gleiches vorwarf, ſie deshalb von Papſt Clemens und König Philipp dem Schönen vernichtet wurden, und daß ſie, ſchuldig an heidniſchen Gräueln, auf dem Holzſtoß ihren rechten Lohn empfingen Ach, Meiſter, daß wir Johanniter gleichfalls in dieſe Laſter gefallen ſind!!“

„Wenn Du beim Waffenſchmied eine Klinge kaufen willſt und doch nicht weißt, ob ſie taugt, was thuſt Du?“

Hohenlohe ſah Friedrich betroffen an. —

„Du weichſt von der Rede, Meiſter!“

„Das haſt Du nicht zu richten! Antworte!“ —

„Es iſt dann Brauch, daß man ſie biege, ja auf ſie trete, ob ſie wohl leicht zerſpringen werde, oder gut hart ſei und den Hieb aushalte.“

„So, mein Sohn, iſt es auch unſres Ordens Brauch, auf die junge Klinge zu treten, die ſich ihm weiht, ſie zu biegen, ob ſie wohl ſplittere oder gut hart ſei, denn nur zähe Eiſen ſind nütze im heiligen Streit! Sprich, wenn Du in heidniſche Hände fällſt, kannſt Du Dich nicht gar leicht erlöſen? Du magſt es unter ihnen zu Reichthum und hohen Ehren bringen, denn ſie wiſſen, was adlig Blut iſt! Du magſt im Arme ihrer üppigen, hochbuſigen Töchter ruhen, bei Lautenklang und Haſchiſch ſchwelgen, wenn Du nur Eins thuſt, Deinem Erlöſer und Gott zu fluchen, das Kreuz auf Deiner Bruſt anzuſpeien, den Kaufmannsſohn von Mekka zu verehren! Wirſt Du das, wenn man Dich fängt?“

„Da ich's nicht that,“ rief Hans wild, „als meine Brüder mich verführen wollten, wie ſollt' ich's bei den Drohungen der Heiden, deren Verachtung ich ſchon mit der Muttermilch einſog? Das hieße Gott haſſen, um den Satan zu lieben!“

„Und darum wirſt Du's nicht, ſiehſt Du, weil Du geprüft biſt, junge Klinge! Nur Solche, die dieſe erſte höchſte Verſuchung beſtehen, ſind ächte Ritter St. Johannis, ſind Streitgenoſſen! Sie werfen lachend ihre Bruſt den Moslemin entgegen, ſie nur allein ſollen ziehen in's heilige Land, eingehn zum Oſt, und die Wiege der Welterlöſung, das Geheimniß des Bruderbundes ſchauen! Die ſchwachen Klingen aber wirft man zurück in den Ofen, durchglüht ſie mit Buße, ſchweißt ſie zuſammen wieder mit der ewigen Reue Thränen, und ſie müſſen ſterben, ehe ſie das Licht der Wahrheit ſehn! Viele ſind berufen, Wenige erwählt!“ —

Das Antlitz des Jünglings durchloderte ein flammendes Roth, jauchzendes Entzücken durchzitterte ſein Herz, Thränen des Dankes und der Rührung traten ihm in's Auge! Er ergriff Friedrich's Hand und führte ſie an ſeine Lippen. — „Ich danke Dir, mein weiſer, geliebter Meiſter! Du meine letzte Hoffnung haſt mich nicht betrogen, haſt mir das Leben zurückgegeben, die geiſtige Wiedergeburt! O, mit dieſen erſten, fürchterlichſten Zweifeln enden ſie alle!“

„Alle? Du gleichſt dem Thoren, der zum Wanderſtabe greift, und den erſten mühevollen Berg für den höchſten und letzten hält. Die ganze Erde iſt voll Berge, das ganze Leben voll Zweifel! Was giebt uns Muth zum Kampf, was ſelige Zufriedenheit? Daß wir im grimmigſten Zweifel wiſſen, ohne ihn komme Keiner zur Wahrheit, wiſſen, daß der Heiland ſelber geprüft und verſucht wurde. Trank er den Schmerzenskelch drum weniger kühn, da er in Herzensangſt zu Gethſemane einen Augenblick gewünſcht, ſo es möglich ſei, möge er vorübergehn?!“

„Wie recht, wie leuchtend ſprichſt Du, Herr! Ja, mit dem Kreuze auf der Bruſt will ich wacker wie ein ächtes deutſches Reckenblut jauchzend zum Oſten wandern und in ſeiner flammenden Wahrheit ſterben!“

„Verſprich mir das, dem alten Freunde Deines edlen Vaters, der ſeines Kindes Seele und Leib dem Gottesruhme weihte. Wer überwindet, der gewinnt!“ Er hielt dem Jüngling die Hand hin, in welche Jener freudig einſchlug. Darauf ritt Hohenzollern an die Seite des Weges zu einem Strauch voll rother Roſen und riß einen Buſch von ihnen ab.

„Leih mir Deine Stahlkappe, Hans!“

Der junge Mann entblößte ſein Haupt vom Helme und reichte ihn hin. Friedrich befeſtigte in den Knopf deſſelben, wo ſonſt der Edelmann den farbigen Reiherbuſch trägt, den Blumenſtrauß.

In demſelben Augenblick erklang hinter ihnen Beiden in hellen Tönen das Lied der Genoſſen:

„Grüß' Gott Dich, Todesroſe,
Du heil'ge Kampfeszier,
Du glühſt von meiner Stirne,
Lebſt ja im Herzen mir! —
Hei, Du Johannes-Minne,
Du keuſches Opferblut,
Liegſt mir allein im Sinne,
Du biſt mein einzig Gut!"

„Und jetzt," rief der alte Friedrich, fröhlich ſich im Sattel zu den Anderen wendend, „jetzt, meine Herzbrüder, laßt uns den Jungen da in eine rechte Eiſenbeize bringen!"

Die Rüden ſtoben hinweg, der Senior ſetzte ſich feſt im Sattel, der ganze Haufe rauſchte wie die Windsbraut hernieder zur Ebene, welche ſie von der Küſte trennte, und die kleine Hafenſtadt wie die allgemeine Straße rechts hinter ſich laſſend, eilte er einer mit Tamarinden und Oliven dicht bewachſenen Hügelreihe zu, welche in ein Vorgebirge, eine felſig-ſchroffe Landzunge auslief, die ſteil in's Meer abfiel.

Plötzlich erhob Friedrich die Hand, die Hündin hatte ſoeben ein leiſes Knurren ausgeſtoßen. — Ein Pfiff des Seniors ward vom kurzen Bellen der Rüden aus verſchiedenen Entfernungen beantwortet. „Sie haben 'was! Ruprecht, paſſ' auf; nieder mit den Viſiren!"

Einer der Knappen ſetzte haſtig ſein krummes Signalhorn an die Lippen, die Ritter ſchloſſen die Helme und zogen die Schwerter. — In demſelben Augenblick ſchwirrte ein Hagel Pfeile pfeifend durch die Luft! Hohenlohe, welcher die Weiſung, das Viſir herabzulaſſen, in der jähen Bewegung verſäumt, konnte nur, indem er raſch den Kopf ſenkte, dem Pfeil, welcher ſeinen Augen gegolten, ſo aber in den Roſenſtrauß fuhr, entgehen. Zugleich brach eine Rotte von etwa ſechs bis acht Sarazenen aus dem Unterholz und ſtürzte ſich heulend auf die Ritter. Ruprecht ſtieß in's Horn. Eine Secunde ſpäter war Alles ein raufender, ſtampfender, wilder Knäuel!

So plötzlich auch das Ereigniß geſchehen war, blieb der Kampf doch nicht lange zweifelhaft. Hohenlohe hatte, als der erſte, die dem Senior drohende Gefahr abgewendet, indem er ſein Roß mit einem Satze vor Friedrich brachte. Die Ritter, vorwärts dringend, fingen die Angreifer ab, und die raſenden Doggen fielen denſelben in den Rücken. So wurden die braunen Söhne Ismael's, obwohl ſie ſich wie Verzweifelte wehrten, niedergehauen. Einen von ihnen hatten die Knappen, ein anderer wurde von Hohenlohe verwundet und zum Gefangenen gemacht. An den Gurt von Ruprecht's Gaul gebunden, den Knebel im Munde, wurden ſie genöthigt, den ferneren Marſch mitzumachen.

„Das wäre nun ein erſtes Tänzchen, Hans, wie's bei der Frau Mutter in Franken ſchon nicht vorkommt. Nun, ich bin mit Dir zufrieden, Deine Helmzier hat einen Schmuck mehr, und bringſt Du Pfeil und Roſen ſauber heim, wollen wir ſie beim Ordensmahl dem Großmeiſter vor den Becher ſtellen. Ihr ſeht, Kinder, die Mücken regen ſich wieder. Sie haben vermuthlich längs der ganzen Küſte dergleichen Poſten ausgeſtellt und ſind in großer Angſt drüben in Aſien, ſeitdem ihnen der Teufel einen Streich ſpielte und den Tamerlan holte.“

„Sie ſitzen mit den Rüſtungen feſt und wollen vermuthlich frei Waſſer nach Conſtantinopel haben, deshalb möchten ſie wiſſen, ob wir ſie jetzt in Ruhe laſſen,“ ſagte von Rhin.

„Wahrſcheinlich. Deshalb ſeht Euch nur vor, bis wir durch's Gehölz ſind und das Caſtell erreicht haben!“ antwortete Zollern.

Man eilte ſchärfer vorwärts; die Doggen wurden wieder vorausgeſchickt und die Gefangenen mit dem Lanzenſchaft zur Eile ermahnt.

„Ich habe im Ordenshaus zu Breiſach,“ begann Hohenlohe nach einer Weile, „oft von Deinen berühmten Hunden und ihrem wunderbaren Inſtinct gehört, Meiſter. Iſt es denn wahr, daß mit ihnen Dieudonné von Gozon vormals den berühmten Drachenkampf beſtand?“

„Gewiß!“ — erwiederte Zollern. „Dieſer Doggen gab es anfänglich nur zwei, eben jene, mit denen Dieudonné den bekannten Strauß verrichtete. Von ihnen ſtammt direct dieſe Hündin, mein Liebling Zuleika, ſie warf alle die anderen, an zwanzig Stück. Die armen Thiere blieben bis auf die wenigen, welche Du noch ſiehſt, ſämmtlich vor Nikopolis, haben mitgeſtritten für's Johanniterkreuz und beſitzen eine große Tugend, die ſchon mancher Bruder vergaß, ſie bleiben ewig ihrem Meiſter treu, würden eher verhungern, als einen Biſſen von der Hand eines beſchnittenen Schuftes nehmen. Dieudonné nahm mich als Großmeiſter in unſern heiligen Orden auf, an ſeiner Seite hab' ich viel Luſt und Leid beſtanden, und war der Einzige, zu dem ſich die Rüden, außer zu ihm ſelber, halten wollten. Er ſchenkte ſie mir, ehe er ſtarb. Gegen die Ungläubigen, was Du noch oft erleben wirſt, ſind ſie von unſchätzbarem Werth, leiſten den ausgezeichnetſten Kundſchafterdienſt, wittern den Moslem unter jeder Verkleidung, ja riechen es dem Chriſten an, wenn er mit ſyriſchen Händlern und irgend Einem von Ismael's Namen in Berührung kommt, kurz, ſie ſind wirklich eine höhere Art Geſchöpfe, als ſonſt wohl auf vier Beinen zu gehen pflegen.“

Unter dieſen Wechſelreden hatte man den Küſtenrand erreicht und wendete ſich zu einer tief eingeſchlitzten Bucht, die ein Wachtthurm, von Fiſchergehöften umgeben, beherrſchte und von der Seeſeite nach Aſien zu durch zackige Klippen geſchützt wurde. Der Wachtthurm wie ein Theil der Gehöfte waren von Wall und Graben umgeben, und das eben geöffnete Thor nahm die Reiſigen in's Innere des kleinen Werkes auf.

Die Beruhigung, welche der Ordensſenior ſeinem jungen Zöglinge gegeben, hatte das gedrückte Herz deſſelben nicht nur aufgerichtet, ſondern ihm auch die Begeiſterung, die Poeſie, den Thaten- und Wiſſensdurſt erneut, mit welchem er einſt die Aufnahme in die Brüderſchaft erſtrebt hatte. Wieder erwachten alle jene hohen Gefühle, die in der dürren, eiſernen Zeit ſeines ſtrengen Noviziats getrübt, durch die Qual unerledigter Zweifel niedergehalten, ja faſt verlöſcht worden waren. Jetzt erſt blickte er blitzenden Auges um ſich, jetzt erſt ſchien er wahrhaft zum Ritterdienſte St. Johann's erkoren! Alles drang mit dem Zauber der Neuheit auf ihn ein, und je lichter fortan ſeine Vorſtellung von der Hoheit des Ordens war, deſto begieriger wurde er, Ruhm, Größe und Erkenntniß unter ſeiner Fahne zu erlangen. Dieſe erſte Aventure, gleich nach ſeiner Ankunft zu Rhodus, die erſte That, welche er unter Friedrich's Augen beſtehen durfte, für den er jetzt zumal eine faſt abgöttiſche Verehrung hegte, erhitzte ſein Blut, füllte ſein Hirn mit Träumen und das Herz mit flackernder Ungeduld. Letztere plagte ihn um ſo mehr, als er, ein Neuling auf dem Felde der Thaten, weder das Recht, noch die Erfahrung beſaß, zu den Geſchäften verwendet zu werden, in welche ſich die Brüder nach gehaltenem Mittagsmahl theilten. Indeß Amand von Rhin auf der Zinne Poſto faßte, um das Kreuzen einiger Ordensgaleeren zu beobachten, Montfort von den Fiſchern Erkundigungen einzog, Zollern ſelbſt ſich mit den Knappen und den beiden Gefangenen einſchloß, um Letztere zum Geſtändniß der Lage des Feindes, wahrſcheinlich mit Hülfe der Tortur, zu bewegen, von den Anderen aber Barken beſichtigt und Leute entboten wurden, ſchlenderte Hans neugierig umher und unterhielt ſich mit den Doggen, unter welchen Zuleika, die Hündin, ihrem ſonſtigen Charakter ſehr entgegen, mit ihm Freundſchaft ſchloß, als wiſſe es das Thier, der junge Mann ſtehe unter der Protection ſeines Herrn, und es müſſe ihm demnach auch die ſeinige angedeihen laſſen.

Endlich nahte der Abend, und mit einbrechender Dunkelheit ward es um die kleine Befeſtigung immer lebendiger. Boote kamen und gingen, Reiter wurden nach Rhodus, Kamiroe und Lindo im Süden geſendet, Schaaren von Fiſchern aus den nahen Küſtengehöften langten mit Waffen an, kurz, Alles ſchien auf ein gewichtiges Ereigniß los zu gehen. Nach neun Uhr verſammelten ſich die Ritter mit Friedrich zu einem derben Mahl, und der Wein floß reichlicher, als für gewöhnlich Sitte war, ja Friedrich ermunterte ſelbſt eifrig zum Genuſſe, mit beſtem Beiſpiel vorangehend, „denn,“ ſagte er, „die Arbeit dieſer Nacht wird Kräfte und Gewandtheit koſten, deshalb muß man dem Körper 'was zu Gute halten!“ Nach dem Eſſen wurden die Knappen entfernt, die Thür der Halle verſchloſſen. Die Ritter rückten eng zuſammen in einen Kreis, und Zollern begann ihnen ſeine Eröffnungen zu machen.

„Daß Tamerlan dieſes Frühjahr,“ ſagte er, „einen großen Zug gegen uns im Schilde führte, auf nichts Geringeres ſann, als uns aus Rhodus zu werfen, wie er uns aus Smyrna warf, wißt Ihr. Große Vorräthe, Schiffe wie Kriegsvolk hatte er bereits aufgebracht, die kariſche Küſte mit zahlreicher Beſatzung verſehen, beſonders die Ildryms-Inſel, Lango und Rhodus zunächſt, mit allem Ueberfluß bedacht. Sie ſollte der Sammelplatz ſeiner Kriegshaufen und Flotten werden, und er war ſeines Sieges ſo gewiß, daß er ſchon einen Theil ſeiner Weiber dahin brachte, um ſie beim Einzug in Rhodus ja zur Hand zu haben. Sein plötzlicher Tod, zwei Tage vor der Einſchiffung, warf Alles über den Haufen. In Conſtantinopel iſt ganz der Teufel los, denn des Sultans Söhne und Tochtermänner raufen ſich um den Beſitz des Reiches, die Agas und Begs nehmen Partei, wie es ihrem Ehrgeiz paßt, und ich habe beſtimmt Nachricht, daß die Sarazenen drüben von der Küſte ihre Horden zurückgezogen und in der Hitze, um nur raſch zum goldenen Horn zu kommen, ihre Genoſſen auf der Ildryms-Inſel ſammt dem koſtbaren Hausſtaat des todten Großherrn ſitzen ließen. Zwanzig unſerer Galeeren haben nördlich bereits alle Verbindung des Eilandes abgeſchnitten, nach Tyrus iſt der Weg ebenfalls verlegt, und zwiſchen unſeren Inſeln kreuzen Tag und Nacht funfzig Ruderboote. So ſteht die Sache jetzt, und der Großmeiſter erwartet nur unſere Rückkehr, um wo möglich morgen die Ildryms-Inſel anzugreifen und dieſen höchſt wichtigen Punkt zu erobern. Unſere Pflicht iſt nun, die Lage der Werke, Stärke der Beſatzung, Gelegenheit des beſten Angriffs zu erſpähen. Die Fiſcher bleiben als Beſatzung des Thurmes unter Ruprecht's Leitung zurück. Heinze kreuzt mit ſechs Booten vorſichtig an unſerer Küſte, um allem Verdächtigen, namentlich wenn ſie über Nacht wieder Poſten ausſetzen oder ablöſen ſollten, auf's Fell zu gehen. Wir ſelbſt beſteigen je Zwei mit vier Knechten ein Boot, nachdem wir Ordenskleid, Panzer und Stahlhaube abgelegt und uns dafür in die Gewänder griechiſcher Kaufleute gehüllt haben. Dann möge Jeder mit Hülfe der Lingua franca und ſeiner Kenntniß des Syriſchen ſein Glück verſuchen. Vor Tagesanbruch muß Alles beendet ſein. Wer von uns glücklich zurückkehrt, eilt ſofort gen Rhodus zum Großmeiſter. Tiefes Geheimniß muß unſer Vorhaben decken, größte Entſchloſſenheit und Vorſicht es auszeichnen. Wer in Gefahr kommt, rette ſich allein, ſo gut er kann, verlange die Hülfe ſeiner Brüder nicht und nehme den Tod ſelbſt ſtumm hin, damit der längſt gehegte Plan nicht ſcheitere. Mit mir werden Amand von Rhin, Hohenlohe und Rink ſein, ebenſo die Zuleika. Die anderen Doggen theilt Euch, ſo gut es geht; wie Ihr ſie behandelt, wißt Ihr. In einer Stunde ſind wir auf dem Waſſer. Gott geleit' Euch!" —

Es war Nacht, als die Expedition lautlos in der angegebenen Art die Boote beſtieg und abſtieß. Der Himmel war dicht mit Wolken bedeckt, und der aufſteigende, wallende Nebel des Meeres hüllte Alles rings in ein dichtes, ungewiſſes Grau. Die Fahrzeuge kamen deshalb einander bald aus dem Geſichte. Das, in welchem der Ordensſenior Friedrich, Rhin, Hohenlohe, Henneberg mit den Ruderknechten und der Hündin ſaßen, ſteuerte leiſe auf die Ildryms-Inſel zu, deren Umriſſe nach einer Stunde endlich aus dem Grau der Nacht hervortraten.

„Mein Sohn," flüſterte Friedrich dem jungen Hohenlohe zu, „Du biſt des Syriſchen nicht ganz mächtig. Was

Dir auch geſchehe, geberde Dich, als wärſt Du ſtumm, hör' und ſieh' aber deſto mehr!" — Hans drückte dem alten Herrn zum Zeichen des Gehorſams die Hand, denn man näherte ſich dem Lande und legte bald darauf unter einem dichten Gebüſch bei, welches den Rand der Küſte überragte. Sofort ſtiegen ſie aus, und da das Ufer hier ganz flach war, zog man das Boot auf den Strand unter den Schatten des Laubes. Zwei Knechte blieben bei ihm zurück, um es zu jeder Zeit flott zu machen. Die Dogge wurde vorauf in's Gebüſch geſchickt, und ihr folgten Hohenlohe und Rink, darauf Friedrich und Amand mit vorſichtig ſchleichendem Schritt, zuletzt die anderen beiden Knechte. Nur das Kniſtern der Zweige unterbrach die Todtenſtille.

Am Rande des Gehölzes fanden ſie Zuleika bereits in lauernder Stellung platt auf dem Bauche liegend. Sie folgten ihrem Beiſpiel und begannen ſämmtlich kriechend, oder von Strauch zu Strauch ſchlüpfend, vorzurücken, um die Strecke Landes zu durchmeſſen, welche ſich empor bis an das nackte Gefels ſtreckte, auf dem die Ildrymsburg lag.

Alle Thürme, Mauern, Gräben und Werke wurden von ihrem kundigen Auge durchforſcht, dem Gedächtniß jeder vorſpringende Winkel, jede Blöße möglichſt treu eingeprägt. Nach dieſen mühevollen Unterſuchungen, die vom Feinde nicht bemerkt wurden, weil man ſich möglichſt entfernt und regungslos hielt, verſuchte man ſich den Befeſtigungen zu nähern. Außerhalb derſelben war keine Wache zu ſehen. Aber Zinnen und Thürme ſchienen wohl bewacht. Nachdem man langſam den Gräben entlang ſchlich und den Berg ſo theilweiſe umkletterte, ſah man auf der aſiatiſchen, Rhodus abgewendeten Seite der Inſel ein Lager von bedeutender Größe und in der tiefen, ganz vorzüglich geſchützten Bucht mehr als dreißig Galeeren liegen, jeden Augenblick fertig, um in See zu ſtechen. Augenſcheinlich war es Wunſch des Feindes, die Herrlichkeiten der Hofhaltung Tamerlan's und die koloſſalen Vorräthe zu Schiffe nach Conſtantinopel in Sicherheit zu bringen, aber eine ſtarke Beſatzung zurückzulaſſen, um die nun ſehr gefährdete Inſel auf's Aeußerſte zu vertheidigen. An der Rührigkeit, dem Hin- und Wiederrennen, der Bewegung der Fackeln und Windlichter im Hafen erkannte man, daß ſie noch mit der Rüſtung zu dieſem Unternehmen beſchäftigt waren. Friedrich von Zollern wußte genug. Ein leiſes Hüſteln ſeinerſeits gab das Zeichen zur Umkehr, und ihren Landungsplatz in's Auge faſſend, ſuchten ſie den Rückweg zu gewinnen. Friedrich und Rhin waren mit den Knechten die Erſten, Hohenlohe und Rink folgten; die Dogge ſchloß den Zug. Die Nacht war zu ihrer Beſorgniß inzwiſchen heller geworden, aber ſie wären dennoch unentdeckt davon gekommen, hätte ſich das Gewölk nicht plötzlich jetzt getheilt und das volle Mondlicht die ganze Landſchaft und ſie ſelbſt allzu deutlich beleuchtet.

„Raſch, um Gottes willen, raſch!“ flüſterte Zollern.

Die beiden Bootsknechte hoben den alten Herrn auf ihre Schultern, um raſcher vorwärts zu kommen. Ein Geheul auf der Mauer und das Winſeln des Hundes bewies ihnen, daß ſie entdeckt ſeien.

„Macht die Barke flott, eilt voraus, Amand!“ rief Friedrich, und Rhin eilte dem Dickicht zu, während Hohenlohe und Rink den türkiſchen Säbel zogen, um den Rückzug zu decken, denn aus einer Ausfallpforte ſtürzte mit wildem Geſchrei ein Haufe Sarazenen, und ihre Waffen glänzten im Mondlichte.

Eben noch zur guten Friſt erreichte der Senior mit den Knechten das Gebüſch, aber den beiden jungen Leuten wurde es nicht ſo gut. Einer von ihnen mußte ſich dran geben, mußte die Feinde auf ſich allein lenken, wenn die Uebrigen der Gefangenſchaft noch entrinnen ſollten.

„Ich bin der Jüngſte,“ rief Hohenlohe, „'s iſt mein erſter Waffengang, Bruder, mir gebührt der Tag und die Ehre zu ſterben! Fort und rette den Senior, ſonſt finden ſie ihn!“

„Nein, ich bleibe! Geh' Du!“ —

„Bei meinem Gelübde, bei den Blutroſen des Täufers, laß mich! Die ewige Seligkeit ſei für dieſe Bruderliebe

Dein Lohn! Fort! grüß' Friedrich, grüß' mir Alle, ich bin hin!" Er wandte ſich dem Feinde entgegen.

„Leb' wohl!" rief der Andere und ſtürzte in's Gebüſch, während Hohenlohe, ſich in die Mitte des Feindes werfend, dem Erſten Beſten den Attagan in den Leib rannte! In demſelben Augenblick riß ihn aber eine Schlinge, die über ſeinen Kopf und ſeinen Hals fiel, zu Boden, die Sinne vergingen ihm! — Hans von Hohenlohe war gefangen!

Die Dogge, welche nicht von ihm gewichen war und ihn bisher wüthend vertheidigt hatte, ſtieß, als ſie ihn am Boden liegen ſah, ein wildes Geheul aus, durchbrach den Kreis der Feinde und eilte davon.

Eben wollten Friedrich und Rhin das Boot beſteigen, als Rink zu ihnen gelangte.

„Hans ſollt Ihr nicht erwarten, er hat ſich geopfert!" —

„Todt!" ſchrie Friedrich. „Todt! Du haſt ihn verlaſſen?"

„Er wollte es ſo, ich ſollte Euch helfen! Faſt fürcht' ich, er iſt nicht todt, ſondern gar gefangen, ihrer waren zu Viele!"

„Stoßt ab!" ſchrie Amand. —

„Du braver Junge!" rief Friedrich voll Schmerz.

Sie waren indeß noch nicht vom Lande, als Zuleika heranſchnob, in's Boot ſprang, Friedrich's Kleid ergriff und ihn rückwärts zu zerren ſuchte.

„Ruhig, mein Thier, ruhig!" ſagte bebend der Greis, „ich kann ihm ja nicht helfen! — Ja, er iſt gefangen, Brüder, das Thier bittet, man ſoll ihn retten. Zurück, Alte, geh' zurück! Such' ihn, ſuch' ihn wieder!"

Das edle Thier leckte ſeines Gebieters Hand, dann machte es einen Satz an's Land und verſchwand in der Dunkelheit.

„Ab mit dem Boot, ſie kommen!" rief nochmals Amand. Die Knechte ruderten aus Leibeskräften. Ein Hagel Pfeile ward ihnen nachgeſandt, ohne indeß Einen zu verwunden.

Als ſie offenes Waſſer gewonnen hatten, ließ Rhin eine griechiſche Flamme brennen. Es war das Zeichen für den Großmeiſter auf Rhodus und für die Ordensgaleeren, welche in der Nähe kreuzten.

„O Arm des Herrn!“ rief Friedrich in dumpfem Weh, „ſei über dieſem Knaben und laß ihn nicht untergehn!“ —

„Wenn's nur erſt morgen wäre, Meiſter!“ rief knirſchend Rink, „und wir berennten dies verfluchte Otterneſt! Verdammt will ich ſein an Seel' und Leib, wenn ich ihn nicht heraushaue oder räche, wie noch Keiner gerächt ward an Satan und ſeinen Geſellen!“

Zweites Capitel.

Während der greiſe Ordensſenior Friedrich mit Rhin und Rink von Henneberg nach Rhodus zurückeilte und während ſeines haſtigen Ritts der bittern Trauer über den Verluſt ſeines jungen Ordensbruders, ihm doppelt werth als Sohn ſeines alten Freundes wie durch das Geſpräch des Morgens, nachhing, und ihm um ſo mehr ſeine Theilnahme weihte, als der junge Mann, kaum aus der Heimath gekommen, ſchon ſeine erſte Waffenfahrt ſo trübſelig beenden mußte, ward Hohenlohe, blutend und gebunden, von der ſchadenfrohen Rotte ſeiner Verfolger zur Ildrymsfeſte geſchleppt, und ſie ergötzten ſich daran, ihm in ächt orientaliſcher Wuth in's Geſicht zu ſpeien und den Wehrloſen mit Schlägen zu mißhandeln; ein bitterer Vorſchmack der Schrecken, denen er entgegenging.

Wohl empörte ſich ſein ſtolzes, deutſches Reckenblut, und er war im erſten Augenblicke ſeiner Zorneswuth nahe daran, einen Fluchtverſuch zu wagen, ja ſich lieber in Stücke hauen zu laſſen, als dies Loos einen Augenblick länger zu ertragen. Aber die Stricke, mit denen er gebunden war und die ihm tief in's Fleiſch ſchnitten, die Ueberzeugung, daß er nicht einmal mehr die Kraft habe, dieſe Unmenſchen zu ſeinem Morde zu zwingen, lähmte ſeine wilden Gefühle. Ein Anderes kam jäh über ihn, das er ſonſt nie gekannt, nie für möglich gehalten. Todesfurcht und heftiges Grauen vor den Qualen, welche aller Wahrſcheinlichkeit nach ſein Loos waren, wenn er ſich nicht verleiten ließ, Entdeckungen zu machen und ſeinen Glauben zu verleugnen, was für ihn ſchimpflicher war, als der martervollſte Tod. Er beſchloß, ſeinen Peinigern ritterlichen Trotz und Verachtung, die tiefe, heilige Begeiſterung für ſeine Religion und das Ordensgelübde entgegenzuſetzen, um deswillen ſchon ſo viel glorwürdige Märtyrer und Johannesritter geblutet hatten. Vor allen Dingen nahm er ſich vor, ſtumm zu ſein, wie ihm der Senior geboten. Wußte er doch, daß er das Geheimniß ſeiner Brüder, den theilweiſen Angriffsplan des nächſten Tages in ſeiner Bruſt verbarg. Dieſer nahe Angriff, der ihm ja Rettung bringen konnte, erhob auch wiederum ſeinen Muth. „Wenn Du nur vierundzwanzig Stunden aushältſt und dieſe braunen Schufte täuſchen kannſt,“ flüſterte es in ihm, „ſo biſt Du frei. Ja, vielleicht hat Gott Dich zum Nutzen der Religion in dieſe Gefangenſchaft gerathen laſſen!“ — Dabei erinnerte er ſich an ſein griechiſches Gewand und beſchloß mit aller der Jugend eigenen romantiſchen Lebhaftigkeit, ſein Benehmen ganz nach demſelben einzurichten, und er hatte alsbald einen Plan erſonnen, der ſeiner Schlagfertigkeit Ehre machte. Was er vorhatte, würde von einem älteren, mit den Verhältniſſen vertrauteren Ritter in derſelben Lage auch ſelbſt bei kälteſtem Blute nicht gewagt worden ſein, und es gehörte wirklich die nichtachtende Sorgloſigkeit der Jugend, ſeine Unbekanntſchaft mit der neuen, ſeiner Heimath ſo entgegengeſetzten Welt dazu, welche er bisher nur aus den bunten, ſagenhaften Erzählungen der Comthurei von Billungen kannte, um ſich ſo raſch in eine ſo gefahrvolle Lage zu finden, derſelben ſich vorwitzig zu Ordenszwecken bedienen zu wollen.

Mit zähem Muthe und Selbſtverleugnung betrat er mit ſeinen Begleitern die enge Ausfallspforte und gelangte durch einen dunklen, gekrümmten Gang auf den erſten Hof, welcher grell vom Fackelſchein erleuchtet ward und vom babyloniſchen Gewirr vieler Stimmen wiederhallte. Mit großem Erſtaunen ſah Hohenlohe dies chaotiſche Durcheinander, dies Schleppen und Heben von Kiſten und Kaſten, welche man augenſcheinlich in Sicherheit zu bringen ſuchte. Die ängſtlichen oder wilden Geſichter ringsum, welche wenig von der Kaltblütigkeit des Widerſtandes, noch weniger orientaliſche Stoa verriethen, die tollen Flüche und Verwünſchungen, die gegen den Orden und die Rhodiſer erklangen, belehrten ihn, daß die Beſatzung bereits Wind habe, ſie ſei durch die Ordensgaleeren abgeſchnitten und müſſe einen Angriff gewärtigen. Noch ungeübt im Verſtändniß des Arabiſchen, errieth er doch, Dank dem Unterricht in der Commende, genug, um für den Orden aus der Summe dieſer Aeußerungen erheblichen Nutzen ziehen zu können, hätte er nur die Möglichkeit geſehen, ſich ſeinen fernen Brüdern mitzutheilen. Die allgemeine Verwirrung war ſo groß, daß der Ankömmling nur wenig bemerkt wurde, und es ſeinen Wächtern große Mühe koſtete, ihn über den unwegſamen Hof nach einer hohen zweiten Umwallung zu bringen, die in der Mitte von einem mächtigen, viereckigen Thurme überragt ward, deſſen großes, weitgeöffnetes Thor von Soldaten, Laſtträgern und einer Menge Geſindel durchſtrömt wurde, welches unter allen Hautfarben und orientaliſchen Trachten ſeine Repräſentanten hatte. Sie gelangten durch daſſelbe auf den innern Hof, welcher durch einige Palmen-, Aloe- und Sykomorengruppen, Myrten-, Roſen- und Jasminbüſche eine Art Garten bildete. Nur war er theilweiſe verwüſtet, der Raſen und der Blumenflor durch die mohamedaniſche Beſatzung zertreten, welche hier unter Zelten campirte und durch das gegenüberliegende Thor von außen her noch fortwährend vermehrt zu werden ſchien, ſo daß der Raum ſehr bald zu eng werden mußte. Rechts, durch mächtige Thürme mit den Außenwerken verbunden, ſtand ein mauriſches, palaſtähnliches, ſehr umfangreiches Gebäude von unregelmäßiger Bauart, wahrſcheinlich der Sitz und die Citadelle des Befehlshabers, um deren Pforte ſich eine Menge Sklaven und Leute drängten, welche offenbar zu dem lungernden Troß eines orientaliſchen Hofes zu gehören ſchienen.

Als die Gefährten Hohenlohe's nun dorthin ihren Weg richteten und kaum zehn Schritt von der Schwelle entfernt waren, innerhalb welcher ſich Hohenlohe's Schickſal erfüllen mußte, erſcholl von dem gegenüberliegenden, ſchon erwähnten Thore des Gartens, durch welches bisher fortdauernd Beſatzung eingezogen war, das betäubende Geſchrei „Korook, korook!“ —

Das Thor ward ſofort von Menſchen leer, Alles warf ſich blindlings auf die Erde und verhüllte unter fortwährendem Rufen ſein Haupt, als käme nun etwas, das kein Menſchenauge erblicken dürfe. Auch die Begleiter unſeres gefangenen Helden thaten daſſelbe, nachdem ſie ihn mit haſtiger Gewalt unter brüllendem „Korook“ niedergeriſſen. Dies Alles war Hohenlohe unverſtändlich, und da er den ſehr erklärbaren Grund ſolches Benehmens nicht zu würdigen vermochte, vielmehr den Verdacht hegte, man wolle ihn zu einem heidniſchen Religionsbrauche nöthigen, den er namenlos verachtete, blickte er ruhig um ſich her, ja hätte ſich voll Trotz gewiß wieder erhoben, hätten ſeine ſtraff rückwärts gebundenen Arme und die Enge des Raumes es möglich gemacht. Im nächſten Augenblick ward ſeine Neugier aber von anderen Dingen zu ſehr in Anſpruch genommen, über denen er ſeine eigene Lage vergaß. Nach dem allgemeinen Korookrufen trat nämlich eben ſo große Stille ein, und durch das Außenthor, von Fackeln in grellen Reflexen beleuchtet, trat ein Haufe ſchwarzer Golams, Verſchnittener des Palaſtes, mit entblößten Säbeln, geführt von ihrem alten Vorſteher, welcher mit ſichtlicher Würdeloſigkeit, ſo raſch es nur ſein dicker Leib geſtattete, vorwärts eilte und nur wenig flüchtige Blicke um ſich warf, ehe er im Portal des Palaſtes verſchwand. Ihm folgten ſeine Untergebenen, welche in dieſem Augenblicke gleich ihm weit mehr mit der Beſorgniß für ihr eigenes Wohl als ihrer ſonſt ſo ſtreng geübten Pflicht beſchäftigt ſchienen. Hinter ihnen aber drängte ſich eine Schaar Frauen in den bunteſten, mit Stickereien und Steinen überladenen Gewändern haſtig wie eine Heerde geſcheuchter Rebhühner vorwärts. Ihre Geſichter, ſelbſt die der ſchwarzen und braunen, oft halb nackten Sklavinnen, waren von dem Milay bedeckt, durch deſſen Augenlöcher der unſtät funkelnde Blick mit dämoniſchem Glanze umherirrte.

Der Zug war lang. Mehrere der heidniſchen Schönheiten bemerkten trotz des ungewiß leuchtenden Fackellichts und ihrer augenſcheinlichen Aengſtlichkeit die frevelhaften Blicke des Jünglings und ſahen haſtig weg. Einige, ſo wollte es Hans bedünken, nickten ihm oder betrachteten ihn mit Neugier. Eine von ihnen aber ſtieß ihre Gefährtin an, ging dann ein wenig langſamer, hob raſch den Milay empor und zeigte dem Gefangenen ihr ſchönes, bleiches Antlitz, das einen Ausdruck von Schmerz hatte. Dann machte ſie eine Art bittender Bewegung, als wenn ſie von Hohenlohe irgend eine Hülfe erwartete.

Es giebt Momente, in denen man willenlos aus Inſtinct handelt und alle Dogmen vor der Gewalt des Augenblicks verſchwinden. Hohenlohe winkte mit dem Kopfe. Darauf ließ ſie den Milay ſinken und machte mit der Hand auf der Bruſt das Zeichen des Kreuzes, und zwar wie die Rhodiſer-Ritter es zu machen pflegen. Der Ritter nickte wieder. Sie eilte mit ihrer Umgebung haſtig weiter; das Ganze war das Werk eines Augenblicks. — Der Zug wurde von Golams geſchloſſen, für die Hans nunmehr ſo wenig Intereſſe hegte, daß er wirklich das Haupt gleich den Anderen niederbeugte, da er fühlte, daß er es nur der ängſtlichen Haſt der Wachen zu danken hatte, wenn ihn nicht der Blick und zugleich der Säbel eines Eunuchen traf. Er beharrte in dieſer Stellung, bis der grelle Ton des Tamtams erklang und der Stoß ſeines nächſten Wächters, wie der Befehl: „gichtin“ (Vorwärts) — ihm ſagte, daß er aufſtehen müſſe. Das Geſchrei, die Verwirrung, der Einmarſch neuer Truppen begann wieder, und die Escorte betrat mit dem Gefangenen das Portal des Gebäudes, welches Harem, Palaſt und Citadelle, kurz Inbegriff aller

Koſtbarkeiten der Feſte zu ſein ſchien. An der inneren Pforte, von Lampen matt erhellt, hielten ſie. Der Führer des kleinen Zuges wechſelte mit dem wachthabenden Offizier einige Worte, und derſelbe führte ſie in einen Gang links und mehrere Marmorſtufen empor durch verſchiedene Räume, die von Sklaven und bewaffneten Trabanten angefüllt waren. Sie traten in ein Zimmer, an deſſen Wänden Divans und Polſter, verſchiedene Numucks (Filzdecken), und die auf dem Teppich umherſtehenden Holzplatten mit Speiſereſten andeuteten, daß hier erſt unlängſt eine moslemitiſche Mahlzeit geſtört worden ſei. Mehrere Befehlshaber ſtanden im vollen Waffenſchmuck flüſternd umher und beſtürmten den Führer des Gefangenen mit leiſen Fragen, welche derſelbe nicht recht zu ihrer Zufriedenheit zu beantworten ſchien.

Während unſer jugendlicher Held mit neugierigen wie grimmen Blicken betrachtet wurde, verſchwand der wachthabende Offizier mit dem Führer Johann's hinter einem Teppich, der eine Seitenthür verſchloß. Einer der Agas trat inzwiſchen zu dem Gefangenen, ſah ihm ſtarr in's Geſicht und richtete einige arabiſche Worte an ihn, die den Zweck hatten, zu ermitteln, ob er wirklich Grieche ſei und woher er komme. „Stelle Dich dumm, wenn Du nichts reden willſt, ſagen ſie in Franken," dachte Hans, und indem ſein Geſicht den Ausdruck großer Albernheit annahm und er die Achſeln zuckte, wendete er dieſe erſte Klippe ab. Der Eintritt des Offiziers, der Wink, demſelben zu folgen, entriß ihn fernerer Zudringlichkeit.

Man brachte den Gefangenen in das nächſte Gemach, welches klein, mit orientaliſchem Luxus geſchmückt, deſſen Wände mit Koranſprüchen bedeckt waren und das von zwei Naphtabecken erhellt wurde. Sein ganzer Ernſt wurde aber ſofort auf die Gefahr gerichtet, der er nun unmittelbar in's Auge ſchaute.

An der gegenüberliegenden Wand, auf ſeidenen Polſtern, ſaßen neben einander zwei Männer, deren grüne Turbane mit weißem Bunde ſie als Abkommen des Propheten, Emire, und die Roßſchweifſtandarten hinter ihnen als Baſchis oder

Paſchas, die Befehlshaber des Platzes ankündigten. Der Eine, ein Greis, deſſen grauer Bart ihm das Ausſehen eines Patriarchen verlieh, war Selim Sandjawil, der ältere Bruder Tamerlan's, erſter Scheich oder Gottesgelehrter ſeiner Zeit, der intime Rathgeber des todten Tyrannen, der Andere aber kein Geringerer als Aſſad, genannt Nurgehan, „das Licht der Welt“, der furchtbare Anführer jener Mongolenhorden, die Ilderym ſelbſt die „Sicheln des Todes“ genannt, Menſchen, die, ſelbſt Mohamed's Kindern ein Gräuel, im Fetiſchdienſte lebten, nur bei dem Rauſche des Haſchiſch und im Gemetzel ihre Freude fanden. Das gelbe, lederartige Antlitz, die ſchräg nach der Naſe geſchlitzten Augen, die vorgeſchobenen hundsartigen Kiefern gaben ihm das Anſehn eines Schakals, und ſeine nervöſe Unruhe bildete zu der ſtatuenhaften Unbeweglichkeit Selim's das vollendetſte Widerſpiel. Außer dieſen Beiden und zwei ſchwarzen nubiſchen Sklaven, die außer dem buntgewürfelten Lendenſchurz blos an einem rothen Riemen den Säbel trugen, waren nur der wachthabende Offizier und der Anführer des Trupps, welcher Hohenlohe fing, gegenwärtig.

Beide Paſchas betrachteten den Gefangenen, welcher ſich beſtrebte, den möglichſten Grad von Einfalt zu heucheln.

„Kommſt Du von Rhodus, Ungläubiger?“ begann Selim arabiſch.

Der Ritter zuckte mit den Achſeln.

„Wenn Du, Deinem Kleide nach, wirklich ein griechiſcher Kaufmann biſt, weshalb verſtehſt Du nicht unſere Sprache? Wer kann im Orient handeln, ohne ſie zu kennen?“ —

Hans machte daſſelbe Zeichen.

„Der Hund verſtellt ſich!“ — rief Aſſad. „Laß ihm ein glühendes Eiſen unter die Nägel ſtoßen, Du ſollſt ſehen, er redet!“

Zum Glück verſtand Hohenlohe dieſe Worte nicht, da, wie geſagt, ſeine Kenntniß der Sprache nur lückenhaft war und ſie im Munde des Mongolen ohnedies verſtümmelt wurde.

„Ruhig, Aſſad,“ verſetzte Selim, „Du ſiehſt, er verſteht Dich nicht, ſonſt würde er zittern und erbleichen. Laß mich mit ihm verhandeln!“ Der Greis wendete ſich zu Hans. — „Du biſt ein griechiſcher Kaufmann und kommſt von Rhodus?“ fragte er griechiſch.

Der Ritter nickte bejahend, dann machte er mit dem Munde eine erkünſtelte Bemühung, zu ſprechen, um anzudeuten, daß er ſtumm ſei.

„Stumm?“ lächelte Selim, „bei der Kaaba, das iſt ſonderbar, daß Du gerade auch ſtumm ſein mußt!“

„Er iſt ein Giaur von Rhodus,“ ſchrie Aſſad, „Einer der verfluchten Johanniterhunde! Reißt ihm die Fetzen vom Leibe, ob er den Strick des Ordens trägt!“

Die Nubier warfen ſich auf Hans, banden ihm die Arme los und entkleideten ihn gewaltſam in wenigen Secunden, ſo daß er nackt und ſchamroth daſtand. Der verrätheriſche Strick, welchen die Brüder auf dem bloßen Leibe nach dem Ordensgeſetz als Mahnung zur Keuſchheit und Entſagung zu tragen pflegten, fand ſich indeß nicht. Der Ordensſenior, welcher gleich dem Großmeiſter bei Gefahr oder dringlichen Anläſſen von einzelnen Regeln zeitweiſe dispenſiren konnte, hatte geboten, ihn auf dem Streifzuge abzulegen. Mochte nun der Ungrund ſeines Verdachtes ihn milder ſtimmen, oder der weiße, nackte Leib des jungen Mannes ſein Wohlgefallen erregen, Aſſad lächelte zufrieden. „Es iſt gut. Er iſt weniger ſchlimm, als ich dachte. Iſt er ſtumm, kann er uns zwar, aber auch Anderen nichts verrathen!“

„Du biſt ſo leicht beruhigt als erregt, tapferer Nurgehan,“ ſprach Selim ſtreng, „und ich weiß, was daran ſchuld hat. Mein Auge aber iſt wacher, mein Hirn klarer als das Deine, Allah ſchärfe Dir die Sinne! — Wenn Du ſtumm von Natur biſt, Giaur,“ und er blickte Hans ſtarr an, „wirſt Du wohl reden lernen, wenn ich Dir die Hand abhauen laſſe?!“

Ein Schauder durchzitterte den Armen, aber er biß die Zähne zuſammen, um zu ſchweigen, und ſchüttelte traurig das Haupt. Sein Schickſal, ſo fühlte er, war doch einmal entſchieden, und er wollte ſterben wie ein Ritter, treu ſeiner gelobten Pflicht.

„So laß uns ſehen. Oglu, bring' den Klotz und thu' ihm, wie ich geſagt!"

„Du ſollſt ihn mir nicht verſtümmeln!" rief Aſſad, „Eblis und alle Ginnen über mich, wenn ich es leide!"

Selim ſah Aſſad finſter und verächtlich an, zuckte mit den Achſeln, dann winkte er den Sklaven, von denen einer bereits einen blutigen Klotz aus der Ecke herbeigebracht und mit einem Ruck Hohenlohe's Hand darauf gelegt hatte, während ihn zwei Offiziere hielten. Der andere zog den Säbel.

Außer ſich, funkelnden Auges, ſprang der Mongole von ſeinem Kiſſen, hatte die Hand an den Dolch gelegt, und ſeine Lippen floſſen von Flüchen über. Selim antwortete ihm in einer fremden Mundart, in der Aſſad heftig erwiederte. Nach einigen Gegenreden ward der Mongole indeß beſänftigt.

Selim erhob die Hand, der Neger ſchwang den Sarras mit beiden Händen hoch über ſein Haupt, um zuzuſchlagen.

Hohenlohe hatte mit ſich abgeſchloſſen. Bleich, aber feſt und glühend ſah er dem Paſcha in's Auge, und keine Muskel ſeines Antlitzes verzog ſich. „Beſſer die Hand, als der Orden!" klang es in ihm wieder.

Der entſetzliche Hieb erfolgte nicht. Selim machte raſch ein Zeichen, in Folge deſſen Oglu zurücktrat, den Säbel in die Scheide ſtieß und der Gefangene losgelaſſen wurde.

„Muth genug haſt Du für einen griechiſchen Spitzbuben," ſagte Selim, „aber wenn Du ſtumm biſt, kannſt Du doch Deine Mutterſprache ſchreiben, nicht wahr?"

Ein Augenblick des Zögerns, der Ueberlegung hätte hier genügt, Hohenlohe zu verrathen, aber ſein Plan war zu gut gefaßt, er ſelbſt zu ſehr Wächter ſeiner ſelbſt, um nur eines Athemzuges Länge auf Erwiederung warten zu laſſen. Er nickte zuſtimmend und machte die Bewegung des Schreibens.

Aſſad lachte vergnügt.

„Nun gut,“ meinte Selim, „das kann Dir das Leben retten, Grieche. Bringt das Geräth, Aga-Mulhakem, Du aber merke wohl auf mein Wort. Es giebt keine Strafe und Marter, die ich nicht auf Deinen Leib werfen will, wenn Du mich betrügſt. Bekleidet ihn wieder, und was ich Dich frage, antworte auf dem Pergamente genau. Iſt, was Du ſagſt, uns nützlich, ſiegt dadurch des Propheten Sache, und Du willſt fortan ſein Knecht werden, ſo ſoll Dich Wonne, Reichthum wie Ehre der Erde, und das Paradies jenſeit der ſchwanken Brücke Sirad unter den Zelten der Luft belohnen. Willſt Du aber das verfluchte Kreuz nicht leugnen, ſo magſt Du um Deiner Dienſte willen mit tauſend Denaren frei ſein. Alſo erwäge Dein Wohl!“

Den letzten Theil von Selim's Rede begleitete der Mongole mit verſchmitztem Lachen und einer unverſtändlichen Bemerkung, was keineswegs die Verſprechungen Sandjawil's zu verbürgen geeignet war.

Während die Agas dem Ritter ſein griechiſches Gewand wieder anlegen halfen, wurden mehrere handbreite Streifen Pergament auf einem Brett nebſt dem Schreibzeuge hereingebracht, worauf Selim dem Gefangenen befahl, an's Werk zu gehen. Ohne Zögern ließ, mit der Sitte nicht unbekannt, ſich Hohenlohe auf das linke Knie nieder, legte das Brett mit dem Pergament auf das rechte, öffnete das Schreibkäſtchen, ergriff eine der Rohrfedern und erwartete den Befehl.

„Wie heißt Du, woher ſtammſt Du und von woher kommſt Du?“ fragte Selim.

„Ich nenne mich Lyſſas, b[illegible] Andros und komme von Rhodus!“ ſchrieb der Joh[illegible]

Darauf forderte Selim das Blatt, las die Antwort und ließ das Pergament an Hans zurückgeben. Dieſe Procedur wiederholte ſich bei jeder Frage.

„Mit wem kamſt Du noch auf die Ilderyms-Inſel und weshalb?“ —

„Mein alter Vater war bei mir und drei Bootsknechte. Er trieb Handel zwiſchen Andros und Rhodus. Als wir vor zwei Tagen mit meinem älteſten Bruder Gorgas Waaren von Rhodus holen wollten, trafen wir die Einwohner in vollem Aufruhr. Sie rüſteten gegen Euch, da ſie wußten, der Sultan ſei todt. Alle Männer, einheimiſche und fremde, alte und junge ſind zu dem Zuge aufgeboten, und auch meinen armen Bruder Gorgas haben ſie dazu weggefangen. Mein Vater und ich hielten uns verſteckt und wollten geſtern Nacht auf dem Waſſer entwiſchen, geriethen im Nebel aber auf dieſe Inſel, und ich wurde gefangen. Wo mein Vater iſt, weiß ich nicht!“

„Habt Ihr viel Galeeren der Ritter auf dem Waſſer geſehen? Wißt Ihr, wie viele gegen uns kreuzen?“

„Geſehen haben wir in der Nacht keine, der Nebel war zu dicht, aber wir hörten, es ſeien an ſiebenzig Schiffe ringsum, ſo daß wir in der größten Angſt waren, aufgefangen zu werden.“

Selim ſah lange das Papier an, ſchüttelte trübe das Haupt und ſprach heimlich mit Aſſad, deſſen Geberde andeutete, wie unwillkommen ihm dieſe Botſchaft war.“

„Siebenzig Schiffe, Giaur! Weißt Du das gewiß, und kannſt Du ſagen, woher der Angriff kommen mag, oder wie ſtark das Kriegsvolk der Johanniter iſt?“

„Ich weiß die Zahl der Schiffe nicht genau. Aber auf die Nachricht von des Sultans Tode haben alle Könige Europas einen Zug beſchloſſen und bieten ihre Leute auf. Ein Heer ſoll gegen Conſtantinopel vom Weſten her kommen, der größte Theil aber nach Rhodus, um Karien zu erobern. Dann will Alles zuſammen über's Meer nach Syrien. Vorgeſtern liefen dreißig Galeeren in Rhodus ein, vom Abendlande geſandt, die habe ich gezählt, und geſtern Nacht iſt, ich weiß es beſtimmt, ein Heerhaufe von 20,000 Mann Johannesrittern, Rhodiſern und fränkiſchen wie italiſchen Völkern in Karien gelandet, Euch den Weg abzuſchneiden, daß Ihr nicht überſetzen und zu Lande entrinnen ſollt!“

Kaum hatte Selim das Blatt durchflogen, als der alte Mann bewegt aufſtand. Sein Auge ſah ſtier auf den Boden, ſeine Rechte wühlte rathlos in dem grauen Bart, er zitterte am ganzen Leibe, da er Aſſad haſtig die Nachricht mittheilte. „Wir ſind verloren,“ murmelte Selim, „eine Beute dieſer Hunde! Kana ma kana, geſchehen iſt geſchehen, Allah zürnt ſeinen Kindern! Hatte ich nicht recht, Licht der Welt, Herr der Todesſicheln, da ich Dich warnte, nach Karien überzuſetzen, und Alles ausſchiffen ließ. Hier iſt unſere Kraft beiſammen, wir können Stand halten, ſo lange es dem Propheten gefällt. Auf, Agas, befehlt, daß noch Alles in der Nacht herein ſoll, und ſtänden ſie Kopf an Kopf, und müßten ſie Mörtel und Steine freſſen!“

Einige Agas ſtürzten hinaus, den Befehl Sandjawil's auszuführen.

„Hahi, mag mich die Guhle zerreißen!“ grinzte wild Aſſad. „Sitz' Du hinter Mauer und Thurm, ich nicht mit den Kindern der Steppe! Wenn wir ringsum von ihren Schiffen, im Rücken von der kariſchen Küſte her durch ihre Völker bedroht ſind, ſo laß ich die Schiffe auf die Weſtküſte ſteuern, werf' meine Leute hinein und biete ihnen zu Waſſer Trotz, oder fall' auf eine der Ordensinſeln ein! Einen Ausweg wird es geben, ſei's auch die Finſterniß! Schaitan, Schaitan, König der Diews im Leibe der Erde, hilf Deinem Sohne! Ahi, Ahi!“ ſo klang es wie Hyänenſchrei von ſeinen Lippen. Mehrere Offiziere traten haſtig ein. Aſſad polterte ſeine Befehle, die Hauptleute eilten fort, und ihr Herr, den Roßſchweif von der Wand reißend, den Säbel ſchwingend, ſtürzte ihnen gleich einer losgelaſſenen Beſtie nach.

Selim ſagte kein Wort. Sein greiſes Haupt neigte ſich auf die Bruſt, er ſank auf den Teppich gen Oſten, und am Murmeln ſeiner Lippen ſah man, daß er ſich haſtig im Gebet zu ſtärken ſuchte. Seine Umgebung folgte bleich und düſter ſeinem Beiſpiel.

In dieſem Augenblick, wo der Scheich und alle Anderen allein mit ſich beſchäftigt waren, ließ Hohenlohe, der geſpannt der Wendung der Dinge gefolgt war, einige Pergamentblätter, die er auf den Knieen gehalten, und eine der Rohrfedern in die Falten ſeines Hemdes gleiten.

Selim erhob ſich bald nachher, ſein Antlitz hatte eine eiſerne Stoa, der Fatalismus thronte düſter auf ſeiner Stirn. Leiſe richtete er an einige der Umſtehenden Befehle, Hörnerklang und Tumult draußen verkündeten die Wirkung der verſchiedenen Maßregeln. „Es iſt genug, Giaur,“ ſagte er, „was Du uns zum Unglück geſagt haſt. Aber ich danke Dir dennoch. Beſſer, der Menſch von Staub weiß, was ihn erwartet, als er fällt jäh in den Rachen des Todes und ſtirbt wie ein ſchlechter Hund. — Oglu und Ibrahim, bringt ihn in den öſtlichen Außenthurm. Wenn die Säue von Rhodus kommen, mag er uns wohl noch Dienſte thun!“

Der Paſcha nickte und ſchritt langſam hinaus. Hohenlohe ward von den Nubiern an der Schulter gepackt und aus dem Zimmer geſchoben. Draußen war Alles ein Wirrwarr und Durcheinander. Sie führten ihn nunmehr nach der entgegengeſetzten Seite durch matt erhellte Verbindungsgänge fort. Das Geräuſch nahm durch die Entfernung und Dicke der Wände ab. Die moderig feuchte Luft, die Kälte und Näſſe des Mauerwerks überzeugten den Gefangenen, daß er ſich nun unter der Erde befinde. Einige Stufen führten ſie endlich zu einer eiſernen Gitterthür, die Ibrahim aufſchloß, und der Gefangene ward ſo raſch durch ſie hineingeſtoßen, daß er ſtrauchelte und ziemlich ſchmerzhaft zu Boden fiel.

Als er ſich von ſeinem unſanften Sturz aufrichtete und um ſich blickte, fand er ſich in einem mäßig kreisrunden Gewölbe von bedeutender Höhe, deſſen düſtere, kalte Steinwände nur ungewiß von einer eiſernen Lampe erhellt wurden, die von der Decke herabhing. Der ſtarken Gitterthür gegenüber, etwa zwei Manneslängen über dem Boden, dicht unter der Deckenwölbung, war eine mit Eiſenſtäben verwahrte, kaum zwei Quadratfuß große Oeffnung angebracht, die wenigſtens den Anblick des Himmels, dem Mondſtrahl und der Nachtluft Eingang verſtatteten, welche die Lampe an der Decke leiſe hin und her bewegte. Da Hans eben noch übelegte, wo er einen Ruheplatz finden werde, nicht um zu ſchlafen, doch ſeinen finſteren Gedanken nachzuhängen, erhob ſich aus einem Haufen Stroh ein Mann in einſt vornehmer Kleidung, die nun aber zerriſſen und ſchmutzig war. Er hatte eine unzweifelhaft orientaliſche Phyſiognomie, braune Hautfarbe wie dunklen Bart, und ſchritt langſam auf ihn zu, indem er ihn betrachtete und in unbekanntem Dialekt anredete. Hans zuckte, treu ſeinem gethanen Gelübde, die Achſeln und bedeutete ihn, daß er ſtumm ſei.

„Kannſt Du auch nicht hören?“ fragte Jener.

Hohenlohe nickte.

„Biſt Du ein Grieche und heute erſt gefangen worden?“

Hans wiederholte die Bejahung.

„Das Unglück öffnet ſelbſt die Herzen der Feinde,“ ſagte Jener lebhaft, „laß uns gegenſeitig tröſten, auf Mittel der Rettung ſinnen. Chriſtus, unſer Herr, iſt ja der Befreier aus der Knechtſchaft der Erde, er wird uns nicht verlaſſen!“ Dabei bezeichnete er ſich mit dem Kreuz.

Der junge Ritter ward freudig erregt, ſo unvermuthet einen Glaubensgenoſſen gefunden zu haben. Faſt hätte er ſich zu reden verleiten laſſen, wäre ihm der ſemitiſche Typus ſeines Leidensgefährten nicht doch verdächtig vorgekommen. Er begnügte ſich, ihm die Hand zu drücken und das Kreuzeszeichen zu erwiedern. Der Andere deutete aber warnend nach der Gitterthür, um anzudeuten, von dort her drohe Gefahr, und zog ihn zu ſeinem eben nicht einladenden Strohlager, indem er flüſterte: „Laß uns neben einander liegen, als ſchliefen wir. Ich lege meine Lippen an Dein Ohr, ſo daß Niemand uns hören ſoll.“

Hohenlohe folgte der Aufforderung. — „Ich kann nicht verlangen, daß Du mir trauſt,“ ſagte der Andere, „aber höre meine Geſchichte, und wenn Du wahrhaft Jeſu Bekenner biſt, dieſe Brut Mahomed's haſſeſt gleich mir, ſo laß Dich zur Rache und Befreiung anſpornen, und von der Furcht vor Leiden, wie ich ſie erduldet! Ich bin Farez, ein Leibarzt des todten Tamerlan; möge er ſieden in dem zehnmal glühenden Ofen der Verdammniß! Mein Vater war armeniſcher Kaufmann, Chriſt, ſehr reich und trieb Handel von Stambul bis Bagdad und Cahira. Der Wiſſenſchaft hold, ward ich Arzt und erlangte Ruhm wie Geld. Deshalb machte mich der Sultan zu ſeinem Leibarzt im Anderoum. Weil ich nun das Kreuz nicht abſchwören wollte und einige ſeiner Frauen heilen ſollte, die mein Vorgänger aufgegeben hatte, ließ er mich — entmannen! Eine Vergiftung, die noch vor ſeinem Tode Ilderym dem Mongolen-Chan Aſſad, der ihm zu mächtig wurde, zugedacht, und deren ich mich weigerte, brachte mich ſeit vier Jahren in's Gefängniß, das ich nur verlaſſe, wenn meine Hülfe im Harem nöthig iſt. Als der Kriegszug endlich begann und die Weiber hierher gebracht wurden, ſchleppte man mich mit. Der verfluchte Ilderym iſt todt, aber noch ſchmachte ich in Ketten! Wenn Du mein Elend, meine Schande, den Verluſt eines ſüßen Weibes, meiner Kinder, aller Hoffnung auf Freiheit, den Verzicht auf alle Güter der Welt mit mir empfindeſt, ſo begreife meinen Haß, meinen Durſt nach Rache und Vergeltung! O, laß uns vereint Mittel der Flucht entdecken, ich allein bin zu ſchwach! Meine Schätze will ich mit Dir theilen, Du ſollſt mir Freund und Bruder ſein!" Der Arzt hatte des jungen Mannes Hand ergriffen, preßte ſie an ſeine Bruſt, und Thränen rollten ihm in den Bart.

„Ich bin gefangen und ohnmächtig wie Du," flüſterte Hohenlohe, „aber die Rhodiſer berennen morgen dieſe Feſte und werden uns befreien!"

„Dein Schweigen war Verſtellung?" fragte der Armenier erſtaunt. — „Du biſt ein Rhodiſer, ein Johanniter, — ein Grieche nicht, denn Du ſprichſt die Sprache ſo ungelenk wie ein Franke!" Darauf ſtand Farez haſtig auf, ſchlich an die Gitterthür, lauſchte, ob ſich in den Gängen etwas rege, dann kam er wieder und beſtürmte Hans mit einem Heere von Fragen.

Hohenlohe, ſo ſehr er auch dem unglücklichen Arzte zu trauen geneigt war, leugnete doch hartnäckig, daß er dem Orden und Rhodus ſelbſt angehöre, ſondern gab an, nur ein Offizier deutſcher Hülfstruppen zu ſein, die vom Kaiſer eben geſendet worden, theilte ihm jedoch die ungefähren Abſichten, Streitkräfte und denjenigen Theil des Angriffsplans mit, der bereits ſchon theilweiſe dem Feinde bekannt war, ferner, was ſich ſeit ſeiner Gefangennehmung mit ihm ereignet und er bei den Moslems erfahren hatte. Zum Schluß zog er die entwendeten Pergamente und die Rohrfeder hervor. „Wenn ich nur irgend eine Farbe hätte, um zu ſchreiben, ein Mittel wüßte, die Blätter nach Rhodus zu ſchaffen, ſo könnte man dem Orden den größten Nutzen erzeigen, ihm Sieg und uns die Befreiung ſichern!“

„Willſt Du ſchreiben,“ ſagte Farez, „ſo weiß ich Rath Ich werde mir eine Ader ſchlagen und Du ſchreibſt mit meinem Blute. Vielleicht findet ſich die Gelegenheit doch noch, die Pergamente, eh' es tagt, nach Rhodus zu bringen. Das Weib des Harems, welches Dir winkte, iſt aller Beſchreibung nach die mächtige, unlängſt erwählte Banou des todten Sultans, eine griechiſche Chriſtenſklavin und den Söhnen wie der Mutter Tamerlan's verhaßt, weil ſie den Kriegszug lange gehindert. Kommt ſie nach Stambul, giebt man ihr den Tod, und daß ſie Dir das Zeichen machte, beweiſt, daß ſie auf Befreiung ſinnt. Vielleicht hat ſie Mittel, Denen zu Rhodus Nachricht zu geben, wie die Verwirrung droben zu benutzen iſt. Laß uns nur ſchreiben!“ Damit eilte er zu einer Mauervertiefung und brachte eine Hornkapſel zum Vorſchein, welche er aufſchraubte und aus ihr einige linnene Binden und mehrere Meſſer nahm.

„Du wirſt Dich durch den Blutverluſt ſo ſchwächen, daß Du zu fliehen keine Kraft mehr haſt!“ ſagte Hans beſorgt.

„Nein, laß mich nur, es muß ſein! Allein kommen wir doch nicht fort. Siegen die Johanniter, werden wir ja doch frei, ſiegen ſie nicht, müſſen wir ſterben. Hab' ich die Gewißheit nur, morgen wehe die rothe Kreuzesfahne von den Ilderymsthürmen, iſt alles Andere gleich!" Er ſtreifte haſtig den Aermel ſeines Gewandes zurück und wollte eben ſein Meſſer öffnen, als ein leiſe ſchlurendes Geräuſch, das Flüſtern zweier Stimmen und ein matter Lichtſchimmer in den Gängen ſie nöthigte, Meſſer und Schreibgeräth ſofort in's Stroh zu verbergen. Darauf bedeutete Farez den Ritter, zu thun als ob er ſchliefe, ſchlich an der Mauer entlang in die Nähe der Gitterthür, und hielt den Athem an, um zu horchen.

„Ich ſage Dir aber, Mamur," eiferte eine Frauenſtimme, näher kommend, „ich dulde nicht, daß Du zuhörſt, wenn ich Farez um Rath frage. Biſt Du auch ſchlechter als ein Mann, und elender als ein Weib, ſo brauchſt Du doch nicht zu wiſſen, was der Chanoum Bedur fehlt. Sei deshalb nicht vorwitzig, denn das Glück iſt veränderlicher als der Wind; liegt die Banou auch heute in den Schatten des Unglücks, morgen kann ſie ſo mächtig ſein, wie Du ein Kind des Jammers! Es giebt keinen Schutz und keine Macht, außer bei dem erhabenen Gott! Die Chanoum hat Freunde zu Stambul, und wenn Du ſchon nicht weißt, wer Soldan wird, weißt Du noch weniger, ob der neue Soldan nicht heimlich längſt der Bedur den Selam gewunden und ſie das Leben aller Gläubigen in ihrer kleinen Hand hält."

„Allah iſt gerecht! Meinſt Du das wirklich, Warda?" fragte der Andere ängſtlich.

„Ich meine, daß Du wohl thuſt, Freunde zu ſammeln in guten Tagen, daß Dich der Kummer nicht einſam finde!"

„Gut, gut, ich gehe, magſt Du Dich deſſen erinnern. Doch nur wenige Augenblicke ſollſt Du ihn ſprechen, ich wage meinen Kopf." Hiermit entfernte ſich der Andere langſam, während die Frau zum Gitter trat.

„Farez, Farez!" rief ſie leiſe.

Der Arzt war leiſe zurückgewichen und trat nun langſam gähnend in die Mitte der Zelle. „Wer ruft? Was willſt Du in der Nacht, Warda?"

Die Alte winkte ihm ſcheu. Er trat dicht zu ihr an die Thür.

„Lege Dein Ohr an die Stäbe, Farez,“ flüſterte ſie. — „Iſt der griechiſche Gefangene bei Dir im Thurm, der vor einer Stunde etwa in die Feſte gebracht wurde?“

„Er iſt hier, Warda. Die Banou hat ihn geſehen und ihm ein Zeichen gegeben; was will ſie?“ —

„Du weißt, Farez, die Bedur iſt Deine Freundin. Die Feſte wird von den Rhodiſern berannt werden, und ihr Sieg iſt Deine, iſt der Banou einzige Hoffnung, dem Schickſal zu entgehen, das Ilderym's Söhne uns bereiten. Der Gefangene iſt ein Rhodiſer, die Noth vereint uns. Hat er Mittel, dem Orden Nachricht von dem zu geben, was hier vorgeht?“ —

„Nein! Wir ſind weder Vögel, die durch die Lüfte, noch Mäuſe, die durch Mauerritzen entwiſchen. Habt Ihr Mittel, einen Boten heimlich zu den Rittern zu ſenden?“

„Wir, Farez, wir? Die zwiefach Bewachten? Aber ich muß eilen. Laß Dir wenigſtens ſagen, was oben im Innern der Burg vorgeht.“ — Haſtig theilte die Alte nun dem Armenier mit, was ſie von dem Zuſtande der Beſatzung, den Maßregeln zur Vertheidigung, den Schwächen des Platzes etwa wußte.

Während dieſes flüſternd geführten Geſprächs ereignete ſich aber in der Zelle etwas, das den Dingen eine andere, für die verſchiedenen Betheiligten ſehr entgegengeſetzte Wendung geben ſollte. Obwohl Hans von Hohenlohe nichts von der Unterhaltung Farez' und der Alten verſtand, war doch begreiflicher Weiſe ſeine Aufmerkſamkeit ſtreng nach der Thür gerichtet, als hoffe er von dort her eine außerordentliche Hülfe. Er überhörte deshalb einen leiſen, knurrenden Ton, der ſich immer vernehmlicher erhob, und zu dem ſich ein ſonderbares Scharren geſellte. Endlich ward er doch auf das Geräuſch aufmerkſam und ließ erſchrocken den Blick ringsum ſchweifen, ja ſchlich an den Wänden hin und her, ohne es entdecken zu können. Plötzlich verwandelte ſich der Ton in ein kurzes, dumpfes, wohlbekanntes Bellen, das von oben herkam. Als der Ritter den Blick nach dem Fenſter richtete, gewahrte er einen ungeheuren Kopf mit zwei glühenden Augen, die durch's Gitter funkelten, und er ſah, wie das Geſchöpf mit ſeinen Klauen die Stäbe umklammert hielt und an ihnen ſcharrte.

Eine freudige. Ahnung ſtieg in ihm auf! — „Zuleika!“ flüſterte er und ſchnalzte mit den Fingern.

Ein freudiges Winſeln erſcholl, ſo ſtark, daß Farez ſich betroffen umwendete.

Hans deutete nach dem Fenſter. —

„Bei Deiner Seele, Warda,“ flüſterte der Arzt zu der Alten, „deck' mit Deinem Leibe die Thür. Jemand iſt am Fenſter des Außenthurms, ein Retter!“

Die Alte folgte dem Befehl. Farez eilte zu Hohenlohe.

„Still,“ ſagte Jener, „dort naht ein Helfer. Kurz geſagt, ich bin ein Johannesritter, dort iſt eine Dogge des Ordensſeniors, die mich ſuchen ſoll. Das Thier kann in der Hornkapſel die Pergamente vielleicht nach Rhodus bringen.“

„Gelobt ſei Gott, der allein große! Du haſt recht. Ich will es der Alten ſagen, ſie kann nun gehen. Das Kreuz wird bald auf Ilderyms Wällen glänzen!“ — Er eilte zu Warda zurück, erzählte ihr das Nöthige und empfing noch einige Weiſungen. Die Alte ging. — Nachdem Alles ſtill geworden und Hans das Thier beruhigt hatte, ſetzte er ſich neben Farez, der ſich eine Ader ſchlug, mit deren Blut der Ritter in gedrängter Kürze und deutſch Alles, was über ihn und den Feind wichtig ſchien, dem Ordensſenior berichtete. Dann ward der Arm des Arztes verbunden und die werthvollen Blätter wurden in die Hornkapſel geſchloſſen, welche ſie in den Turbanſhawl des Armeniers feſtbanden. Darauf ſtellte ſich Farez unterhalb des Fenſters an die Mauer, Hans, die Kapſel mittels des Shawls in den Zähnen haltend, ſtieg auf deſſen Schulter, und — welche Freude — er reichte gerade bis an das Gitter. Es gelang ihm, nachdem er das treue Thier flüchtig geliebkoſt, an das eiſerne Halsband deſſelben die Kapſel feſtzubinden.

„Nun, Gott mein Schöpfer, Du mein Heiland und Erlöſer, Du Meiſter und Herr meines Lebens, Johannes, mag dieſer armen Creatur beſchieden ſein, im Dienſte der Religion ſein Ziel zu erreichen! Auf, Zuleika! Für Friedrich von Zollern, Huſſa!!“

Das Thier ſchlug laut und freudig an. Mit einem Satze war es verſchwunden!

Der Ritter ſprang von Farez' Schultern herab, der ſich vor Schwäche kaum aufrecht halten konnte. Dann ſanken Beide einmüthig auf die Kniee und beteten.

Drittes Capitel.

Der für den nächſten Tag beſtimmte Angriff des Ordens auf die Ilderyms-Inſel war ſeit Tamerlan's Tode zwiſchen Friedrich von Zollern, dem Großmeiſter Philipp de Naillac und ſeinem Stellvertreter Anton de Fluvian eine feſtbeſchloſſene Sache; ſie hatten deswegen lange vorher ſchon heimlich ihre Vorbereitungen getroffen und von der Flotte Diverſionen machen laſſen, welche den Sarazenen gerechteſte Beſorgniß erregen mußten.

Es wird nöthig ſein, das etwa fünfzehn Quadratmeilen Flächeninhalt meſſende Theater des Kampfes, der theils zur See, theils auf dem Lande entbrennen ſollte, kennen zu lernen, um die Art deſſelben, wie die verſchiedenen Ereigniſſe zu würdigen, die in ſeinem Gefolge auftraten.

Kleinaſien, das ſich nördlich dem europäiſchen Continent durch den Helleſpont und den Thraciſchen Bosporus bei Conſtantinopel ſo ſehr nähert, hat eine vielfach zerriſſene, eingebuchtete Weſtküſte, deren ſüdweſtlicher Winkel die Küſte von Karien, drei ſeltſamgezackte, weit in's Meer greifende, mit felſigen Höhenzügen bedeckte Landzungen bildet. Die nördlichſte derſelben, unterhalb des ehemals ſo blühenden Milet am rauſchenden Makander, iſt die Halbinſel Halikarnaß mit hakenförmig nach Süden gebogener Spitze, in deren innerem Winkel die alte, gleichnamige, weltberühmte Pflanzſtadt griechiſcher Philoſophie und Rhetorik lag, jetzt allerdings nur ein mohamedaniſches Fiſcherdorf und Piratenverſteck zwiſchen wein- und epheuumrankten Ruinen. Die zweite, größte Halbinſel, am Feſtlande kaum eine Viertelmeile breit, iſt in zwei lang geſtreckte, ſeltſam gewundene Zungen geſpalten, deren nördlichſte mit dem Cap von Kos und den öden Trümmern des alten Knidos endigt und im Verein mit der Halbinſel von Halikarnaß den Golf von Kos bildet. Die ſüdlichſte Zunge der Halbinſel von Kos, mit ihr bei dem Flecken Pyskos zuſammenhängend und den kleineren Meerbuſen von Krio bildend, läuft in das gen Weſten eingebogene Cap Krio aus, welches ziemlich flach und kaum eine Seemeile von dem gegenüberliegenden Rhodus entfernt iſt, und durch daſſelbe, namentlich das ſtarke, hochgelegene Fort des Mont Etienne dominirt wird. Die beiden Golfe von Kos und Krio nun, die beſten ſüdlichen Schutzhäfen Kariens, werden ſeewärts in einem flachen Bogen durch die Sporadengruppe, namentlich die rhodiſiſchen, dem Orden gehörigen und ſtark armirten Inſeln umgeben. Dem Halikarnaß zunächſt liegt Episkopia, die Inſel Lango (das alte Kos) und das Felſeneiland Leros. Lango, etwa zehn Meilen lang, anderthalb Meilen breit, iſt faſt keilförmig ſo zwiſchen das Cap von Halikarnaß und Kos hineingeſchoben, daß es von erſterem kaum eine halbe Meile, von der Ilderyms-Inſel, welche hart am Cap Krio nordweſtlich liegt, nur eine Viertelmeile entfernt iſt, aber der ungünſtigen Lage ſeines Hafens und Forts wegen durch die nahe Ilderymsburg beherrſcht wird. Dann der Spitze von Kos gegenüber ſchließt ſich die ſumpfige Inſel Kalamo (die rohrichte) mit ihren Fiſchereien, das felſige Kalchi, Tilo und Niſiro, endlich Krio an, auf welches Rhodus den Beſchluß macht und, ſüdöſtlich ſich bis in die Nähe des Caps Krio ſtreckend, den Seeweg zwiſchen Conſtantinopel und Paläſtina verlegt, wie die Einſchließung der kariſchen Küſte vollendet. Aus dem ganzen Situationsplan geht hervor, daß die beiden größten Inſeln des Ordens, Rhodus und Lango, Kleinaſien am meiſten bedrohen, die übrigen Eilande aber mit ihren kleinen Beſatzungen nur die Zwiſchenräume des Cordons füllen und die natürliche Poſtenkette gegen den Feind vervollſtändigen. Lango konnte die Halbinſeln Halikarnaß und Kos ebenſo, ja noch viel ernſtlicher bedrohen, wie der Mont St. Etienne auf Rhodus das Cap Krio, wenn nicht die Ilderyms-Inſel ihr mit eiſerner Stirn, durch eine bevorzugte, hohe Lage, durch ihren Hafen, ihre ſtarken Befeſtigungen ein furchtbares Paroli und den beiden Meerbuſen von Kos und Krio Schutz gegen die Fahrzeuge des Ordens böte. Beſaß erſt der Johanniterorden die Ilderyms-Inſel, dann gehörte ihm auch die kariſche Küſle, der erſte Schritt auf aſiatiſchem Boden zur Wiedergewinnung Syriens wie Palaſtinas war geſchehen. Hieraus begreift ſich die Wichtigkeit des Unternehmens.

Der „innere“ Ordensrath, die höchſte, regierende Abtheilung deſſelben, aus den beiden Großmeiſtern und dem Ordensſenior beſtehend, von den Brüdern die „drei Säulen der Religion“ genannt, als ſichtbare Repräſentanten „Gottes, des Heilands und des Geiſtes durch Johannes“ verehrt, hatte mithin bald nach Tamerlan's Tode alle ſonſt verſtreuten Fahrzeuge heimlich zuſammengezogen, ein Drittel nach Rhodus, ein Drittel nach Lango, den Reſt auf die verſchiedenen Hafenplätze der zwiſchenliegenden Inſeln poſtirt und eifrig ſeine Rüſtungen zu Lande betrieben. Wohl ſahen die Brüder längſt, daß es auf einen Schlag gegen die Heiden abgeſehen ſei, aber erſt als Friedrich von Zollern mit ſeinen Begleitern die Reſidenz verlaſſen hatte, wurde an demſelben Tage in „offener Loge“ (am Ende der Rue de Chevaliers gelegen) ihnen Allen der Entſchluß des Ordens mitgetheilt und zur Nacht ein Convent berufen, um nach Rückkehr des Ordensſeniors die letzten Maßnahmen zu treffen und den Angriffsplan endgültig zu beſtimmen. Glühend vor Haſt und Ungeduld waren nach erhaltener Kunde die Ritter zu den Waffen geeilt, hatten ſich in den Großprioreien ihrer Zungen geſammelt, und harrten voll Kampfesdurſt der Rückkunft Friedrich's, der ſinkenden Nacht und des Signals zum Auszug. Die Bewegung der Flotte, welche längſt ſchon jede Verbindung der Moslems zwiſchen Stambul und Paläſtina unterbrochen hatte und ſich nun immer enger um Karien zuſammenzog, mußte die Befehlshaber der Ilderyms-Inſel in großen Schrecken verſetzen. Die Sarazenen hatten nur zwei Auswege: den, die Inſel preiszugeben, mit allen Truppen, Schätzen und Heergeräth nach der kaum eine Viertelſtunde weiten Landzunge von Kos überzuſetzen, um durch Karien den Weg nach Stambul zu gewinnen, oder die Ilderyms-Inſel mit allen Truppen ſo lange wie möglich zu halten. Selim Sandjawil war letzterer Meinung, indem er den Zug über Karien für eben ſo mühevoll wie unſicher hielt, zumal die aſiatiſche Südküſte ganz von mohamedaniſchen Truppen entblößt war. Er hätte eher ſein Leben, als die wichtige Ilderymsfeſte preisgegeben, und zog deshalb ſämmtliche Truppen in die Mauern, welche ſchon theilweiſe nebſt dem Harem in die Fahrzeuge des Hafens gebracht worden waren. Dies geſchah eben, als man Hohenlohe gefangen nahm. Aſſad Nurgehan ſtimmte aber, ſeiner wilden, jähzornigen Natur, ſeinem hinterliſtigen Ehrgeiz gemäß, für den entgegengeſetzten Plan. Er hätte am liebſten die Inſel verlaſſen, nachdem die Weiber des Harems getödtet worden ſeien, und wäre mit dem geſammten Kriegsvolk quer durch Karien nach Conſtantinopel gezogen, um dort ſein Anſehen, ſeine Truppenmacht zu Gunſten ſeiner ſelbſtiſchen Pläne geltend zu machen. Selim wußte dies energiſch zu verhindern, und der Mongole konnte eben nichts thun, als ſich dem Bruder ſeines todten Herrn unterwerfen, der unter allen Umſtänden doch der erſte Mann des Reiches blieb. Daß ihm ſeine Nachgiebigkeit wenig behagte, er mit Selim in heftigem Streite lag, haben wir bereits geſehen. Durch die von Hohenlohe erhaltene — allerdings erlogene — Nachricht, „auf der kariſchen Küſte lauere ein Johanniterheer, um jede Landung zu verhindern“, ſchien Sandjawil's Plan deſto mehr gerechtfertigt. Den Gedanken indeß, ganz umzingelt zu ſein, konnte Aſſad's leidenſchaftliche Seele nicht ertragen, und er beſchloß, ehe eine Landung des Ordens ſtattgefunden, ſeine „Todesſicheln“ in die eben erſt entlaſtete Transportflotte zu werfen und entweder auf einer der Ordensinſeln einzufallen, oder nach Norden hin die Ordensgaleeren zu durchbrechen, Selim und die Ilderymsburg aber ihrem Geſchick zu überlaſſen. Er befahl deshalb, in der Nacht die Fahrzeuge aus dem engen Hafen, der nördlich nach Karien zu lag, herauszubringen, ſie um die Inſel nach der Südweſtſeite zu führen, wo er ſeine Horden einſchiffen wollte, und hoffte, der Orden würde ſich dieſer Keckheit am wenigſten verſehen. Leider zeigte ſein Plan mehr tollen Muth als glänzende Berechnung, denn dieſelbe Rückſtrömung der Ebbe, welche Zollern's Fahrzeug raſch nach Mont St. Etienne trieb, entblößte den ohnedies nicht allzu tiefen Ilderymshafen von Waſſer, und es ward ſo ſchwer, die plumpen Schiffe flott zu machen, daß ſich vorausſehen ließ, vor Mittag des künftigen Tages werde das Vorhaben Aſſad's nicht auszuführen ſein, ja vielleicht bei Tage ganz unausführbar werden.

Indem wir Johann von Hohenlohe ſeinem Geſchick überlaſſen, das ſowohl, weil es Farez theilte, als auch durch die Hoffnung auf baldige Befreiung gemildert wurde, begleiten wir den Groß-Prior Friedrich, Rhin und Henneberg nach dem Ordensſitz. Nachdem ſie mit der Flamme, wie erzählt, das Zeichen gegeben, auf welches die Galeeren des Ordens ringsum in die Lücken zwiſchen Rhodus und Krio, Lango und Halikarnaß rückten, der ganze Umkreis der feindlichen Küſte, zu Waſſer wie zu Lande, alſo faſt hermetiſch, verſchloſſen worden, ruderten ſie aus Leibeskräften, begünſtigt von der ſeewärts ſtrömenden Ebbe auf kürzeſtem Wege zur Feſte des Mont Etienne, ſtiegen an's Land, legten haſtig Panzer und Ordenskleid an, indeß geſattelt werden mußte, warfen ſich dann alle Drei auf die Gäule und erreichten in einer Viertelſtunde Rhodus, gerade als die Glocke von St. Johann ein Uhr des Nachts ſchlug. —

Der Audienzſaal im Palaſt des Großmeiſters ſtrahlte in hellem Schimmer. Der mächtige Raum war im romaniſchen Styl erbaut, ſeine Wände weiß und roth gefärbt, mit dem Kreuz des Ordens und den Wappen aller Zungen geſchmückt. Die gewölbte, reichvergoldete Decke wurde von zwei koloſſalen weißen Marmorſäulen getragen, welche den Saal in zwei Abtheilungen ſchieden. Die erſte derſelben, von der durch einen geharniſchten Comthur bewachten Pforte bis vor dieſe beiden Säulen reichend, war gänzlich leer und nur matt von einem Kronleuchter erhellt. Der zweite innere Raum, „Convent“ genannt, von den Säulen bis in den halbkreisrunden Hintergrund ſich erſtreckend, wurde durch zwölf Kerzen auf großen vergoldeten Candelabern erhellt. Unter einer jeden ſaß ein Pilier (Pfeiler) oder Groß-Prior. Provence, Auvergne, Frankreich, Italien; alſo der Groß-Commendator, Groß-Marſchall, Groß-Hoſpitaliter und Groß-Admiral links, die Piliers von England, Deutſchland, Arragon und Caſtilien; alſo der Türcopolier (General der Reiterei), Groß-Bailli, der Drapier oder Conſervator und der Kanzler des Ordens rechts. Hinter ihnen ſtanden alle Comthure und Großkreuze ihrer Zungen, die zur Zeit in Rhodus dienten. Der Seſſel von Deutſchland war wegen des abweſenden Friedrich leer, und ſeine Comthure umgaben ihn. Im Hintergrunde erhoben ſich drei weiße Marmorſtufen. Oberhalb derſelben aber, in der Mitte, ſaß hinter einem kleinen Altar auf goldenem Stuhl der Ordensmeiſter Philipp de Naillac, den weißen Scepter mit goldenem Kreuze in der Hand, links von ihm ſein Stellvertreter Anton de Fluvian. Ein Seſſel rechts ſtand leer. Hinter jedem dieſer drei Sitze brannte eine Kerze. Den Hintergrund der halbrunden, himmelblauen Wand, beſäet mit goldenen Sternen, nahm ein Altar ein, mit rothem Tuch bedeckt, auf dem das Ordenskreuz prangte. Zu ihm führten neun Stufen, und auf ihm erhob ſich, Alles überragend, das Kreuz mit dem leidenden Heiland, von Glorie umfloſſen, zu deſſen Füßen eine einzige Kerze, höher und ſtärker als alle anderen, aber verlöſcht ſtand. Davor auf der Platte des Altars lag eine geſchloſſene Bibel in blauem Sammt.

Dieſe Verſammlung gewappneter Recken in voller Ordenstracht, den Helm auf dem Haupte, zum Aufbruch gerüſtet, dieſer Bruderbund ſchildgeborener Söhne der edelſten Geſchlechter aller Völker Europens bot einen wahrhaft erhabenen Anblick. Die Banner aller Zungen lagen zu Füßen des großmeiſterlichen Altars, wie in Demuth vereint. Der Kerzenglanz und die lautloſe Stille, dies Alles hatte den zwiefachen Zauber militäriſcher Gottesfurcht. Kaum erklang hin und wieder leiſe das Metall, wenn bei einer Bewegung die Schienen der Rüſtungen an einander ſchlugen. — Man erwartete Zollern, auf deſſen Signal auch der Convent verſammelt worden. Allgemeine Spannung lag auf den Mienen. Der Groß-Ceremonienmeiſter, zwiſchen den beiden Säulen ſtehend, richtete oft den fragenden Blick nach der Thür.

Plötzlich rief der Ritter an der Pforte: „Ehrwürdiger Großmeiſter, man kommt!“

Der Groß-Ceremonier zog ſein Schwert.

Ein Schlag dröhnte an der Pforte.

„Sieh nach, wer da iſt, mein Bruder!“

Der Ritter öffnete, und Friedrich von Hohenzollern trat herein, barhaupts, in Rüſtung und Ordensmantel, das bloße Schwert in den Händen. Hinter ihm folgte Amand von Rhin.

Wie die Verſammlung ſeiner anſichtig wurde, erhob ſich Alles.

„Es iſt der weiſe Senior, Groß-Bailli von Zollern!“ meldete der Ceremonier und ſchritt ihm vorauf zum Hauptaltare.

Unter lautloſer Stille öffnete Friedrich die heilige Schrift, legte ſein Schwert darauf, und der Ceremonier entzündete die zwölfte Kerze zu Füßen des Heilands.

„Der Tag bricht an,“ ſo erhob Friedrich die Stimme, „der Tag des Lichtes und der Liebe! Die Mitternacht weicht, Herr, vor den dämmernden Strahlen Deiner Wahrheit. Du ewiger Weltenmeiſter, der da war, da iſt und da ſein wird, gieb uns die Kraft Deiner Lehre, die Du bereitet haſt den Völkern durch Jeſum, unſern Oberherrn! Laß uns wie Johannes der Täufer Deine Knechte ſein, zu bereiten die Pfade des Heils, zu kämpfen gegen die Finſterniß in uns und um uns, daß der aufflammende Oſt die Herzen der Staubgeborenen bereit finde! Es geſchehe alſo!“ Ein Amen ſchauerte durch die Verſammlung.

Darauf trat Friedrich vor den Seſſel zur Rechten des Großmeiſters.

„Sei dreifach uns willkommen, Weiſeſter!“ wendete ſich der Großmeiſter de Naillac zu ihm. „Die Brüder waren um Dich in großer Furcht. Gott ſei geprieſen, der Dich uns heimgeführt! — An unſerem Plane ward bis zur Stunde nichts verändert, und auf Dein Zeichen rückte die Flotte in ihre Stellung; die Ilderyms-Inſel iſt ſeewärts eingeſchloſſen. Die Berichte der anderen Brüder, welche unter Comthur Hugo von Monfort mit Dir ausritten, haben wir empfangen, ſie beſtärkten nur unſere Meinung. Die Ungläubigen wiſſen bereits, daß ſie umzingelt ſind.“

„Ich danke Dir, Ehrwürdiger!“ entgegnete Friedrich. „Was ich Euch bringe, meine Brüder, iſt die ziemlich genaue Form der Außenwerke, und die Nachricht, daß die feindlichen Transportſchiffe im Ilderymshafen in voller Bewegung ſind. Entweder man barquirt die Truppen ein oder aus, es war in der Nacht nicht zu erkennen. Ich glaube indeß Letzteres, denn nachdem, wie wir nun wiſſen, die kariſche Küſte von den übrigen Sarazenenhorden verlaſſen wurde, wäre es Narrheit, von Selim Sandjawil’s alter Erfahrung zu glauben, daß er ſich nicht den Rückzug zu Lande decken werde. Um dahinter zu kommen, ob die Heiden die Halbinſel Kos bereits beſetzen, was für uns in ſofern ſchlimm wäre, als wir dann unſere Kräfte zerſplittern müßten, bitte ich Dich, Ehrwürdiger Großmeiſter, Du wolleſt ein ſchnelles Boot zur Unterſuchung ſenden, ehe die Nebel dem Morgen weichen!“

„Gianetti Soranzo, Groß-Admiral des Ordens,“ rief Naillac, „ich befehl’ es Dir!“

„Ich aber,“ ſagte Soranzo vortretend, „Ehrwürdiger, ſchlage dazu den Prior von Pavia, Nicolo Grimani vor.“

Grimani näherte ſich den Stufen und zog ſein Schwert.

„Geh' denn im Namen des Täufers, mein Bruder!" ſagte de Naillac. —

Grimani küßte, die Stufen erſteigend, beiden Großmeiſtern die Hand und beugte vor Zollern ein Knie, der ihm die Stirn mit dem Kreuz bezeichnete. — „Italia, Italia!" rief Grimani.

„Italia!" jubelte es aus den Reihen der italieniſchen Zunge, und Grimani verließ haſtig den Saal, ſeine Miſſion zu erfüllen. —

„O, gebe Gott," ſprach flammend der greiſe Senior, „daß dem Rufe Italia bald der aller anderen Zungen folgen möge, denn dieſer Kampf, ehe er angebrochen, hat ſchon ein theures Opfer gekoſtet. Johann von Hohenlohe, Ritter der deutſchen Zunge, ward auf der erſten Waffenfahrt gefangen. Er gab ſich hin, damit ich fliehen konnte! In dieſem Augenblick erliegt ſein jugendlicher Leib den Martern der Heiden, vielleicht hat er ſchon ausgelitten! Was ich empfinde, weiß nur der Herr, aber ich wünſche Jeglichem von Euch, daß Ihr von der zitternden Fauſt des alten Seniors St. Johann's Euch auf dem Schlachtgefilde nicht beſchämen laßt! Denkt an den Bruder im Kerker, auf daß die Rache des Herrn in Euren Eiſen wohne."

„Ja, ja!" brauſte es ringsum, und man ſah an der haſtigen Bewegung, der Erſchütterung in allen Reihen, wie tief mit Zorn ſie dieſer erſte Verluſt erfüllte.

„Tretet zuſammen, Prioren, daß ich die Außenwerke zeichne. Brüder von Rhin und Montfort, Ihr mögt mein Gedächtniß unterſtützen." — Zollern trat mit den Genannten an einen Tiſch, welchen der Ceremonier mitten in den Saal geſtellt und deſſen Platte von Schiefer war. Die Großprioren und beide Großmeiſter folgten ihm.

Während Zollern den Riß der Ilderyms-Inſel aus der Erinnerung machte und leiſe erklärte, begannen die Ordensälteſten halblaut zu deliberiren, um feſtzuſtellen, wie die verſchiedenen Streitkräfte gegen die Inſel und Küſte vorrücken ſollten. Die Comthure zogen ſich ehrfurchtsvoll in den erſten Raum vor den Säulen zurück und warteten in tiefſter Stille.

Da erdröhnte die Pforte von heftigem Schlage, Alles fuhr auf. —

„Sieh nach, wachender Bruder, wer um ſo ſpäte Zeit da iſt!“ rief Raillac.

Ein Gemurmel an der Thür ließ ſich vernehmen.

„Ehrwürdiger,“ ſagte der Wachthabende, „Comthur Franz von Steifenhahn aus St. Etienne ſteht draußen und bringt Hochwichtiges!“

„Auf Eure Plätze, Brüder!“ herrſchte Raillac. Die Prioren nahmen ihre Seſſel, die Comthure ihre Stellung ein. „Laß ihn ein, mein Bruder!“ —

Da die Pforte geöffnet wurde, erhob ſich ein durchdringendes Geheul. — Zuleika, Friedrich's Dogge, von Schaum und Schweiß bedeckt, ſtürzte athemlos herein und brach vor dem Prior faſt zuſammen, als ſie ihm winſelnd vor Freude die Hände leckte. Dem treuen Thiere folgte der Comthur von St. Etienne, in der Rechten eine Hornkapſel, umwunden von einem Turbanſhawl.

„Der dreifach große Gott mit ſeiner Gnade ſei über Euch, Ehrwürdiger Meiſter!“ begann bewegt der Ritter. „Ich bringe Euch die wichtigſten Eröffnungen. Dies edle Thier ſchwamm von der Ilderyms-Inſel durch den Meeresarm bis St. Etienne; an ſeinem Halſe hing dieſe Kapſel, welche Pergamente enthält, geſchrieben von unſerm gefangenen Bruder Hans von Hohenlohe an den weiſeſten Senior!“ Er beugte die Kniee und legte die Kapſel in Friedrich's Hände.

„Gelobt ſei Gott, er lebt!“ rief aufathmend Friedrich, öffnete die Kapſel mit tiefer Rührung unter athemloſer Stille, zog die Pergamente hervor und begann laut zu leſen.

Die Blätter enthielten zuerſt den Bericht deſſen, was Hohenlohe vor Selim und Aſſad geſprochen, gehört und geſehen, die Verwirrung, welche beim Feinde herrſchte, und von der Begegnung mit Bedour, der letzten Chanoum

Tamerlan's. Sie berichteten, was ihm Farez und die alte Warda im Kerker über die inneren Localitäten des Platzes geſagt und er ſelbſt bemerkt hatte, endlich ſchloß er mit der Nachricht von Aſſad's Vorhaben, daß er ferner mit Farez im öſtlichen Außenthurm liege, und die Chanoum Bedour, ſo wie der Angriff des Ordens geſchehen ſei, die Frauengemächer in Brand ſtecken werde, um die Beſatzung zu verwirren. —

Wie Friedrich von Zollern geendet, brach die ganze Verſammlung im ſchmetternden Jubel aus. Der wilde Ruf „zum Kampf!“ tönte von allen Seiten, und es war, als wolle die übergroße Freude, die Gewißheit nahen Sieges alle Disciplin durchbrechen.

„Ruhe, meine Brüder!“ donnerte der Großmeiſter und ſtieß den Knauf ſeines Scepters krachend auf des Meiſteraltars Marmorplatten. „Ruhe, Ordnung im Namen der Religion! Wollt Ihr wie Mongolen in den Streit rennen? An Eure Plätze in Süd und Nord, Ihr Zungen! Ehe die heilige Schrift ſich nicht ſchließt, iſt auch der Convent nicht geſchloſſen!“ —

Es trat ſofort Ruhe ein.

„Brüder, die Zeit drängt,“ erhob ſich Friedrich, „keine Minute iſt zu verlieren. Wenn Ihr wie ich denkt, würdige Meiſter, ſo werden wir vor allen Dingen, da die Halbinſel Kos unbeſetzt vom Feinde iſt, ſie beſetzen, die erlogene, ihm Schrecken bringende Nachricht Hohenlohe's wahr machen. Dies Geſchäft, das wichtigſte von allen, ſei keinem Geringeren anvertraut als dem ehrwürdigen Groß-Hoſpitaliter Andreas de Piombes und der tapfern Zunge Frankreich. Er würde vom Rücken her bis zur Spitze von Kos ziehen, ſie ſäubern, und, auf die Ilderyms-Inſel überſetzend, Platz und Hafen berennen, ſobald wir ſämmtlich auf der Inſel gelandet ſind und die Feſte umlegen. Eine zweite Abtheilung unter dem Bruder Drapier Pablo Fereira und dem Kanzler Manoel Braganza mit den Zungen Caſtilien und Aragon beſetzt Krio und hält das Städtchen Pyskus wie die Landenge in Schach, daß Frankreich landeinwärts gedeckt iſt und der Zuzug nicht fehle. Die Zungen Provence und Auvergne unter dem Groß-Comthur und Groß-Marſchall umſchließen die feindliche Inſel von Lango und Episkopia aus, die Zunge Italien von Rhodus und Niſiro aus und bilden ſo Frankreichs Flanken, während England und Deutſchland unter dem edlen Turcopolier und mir beim Rauſchen des Ordensbanners dem Nurgehan-Aſſad bei Leros und Kalamo heimleuchten ſollen. Die Flotte, von dem Ordens-Admiral Soranzo geführt, unterſtützt von Süd und Nord die Bewegung und richtet auf Küſte und Meer ihr wachſames Auge. Um Mittag, will's Gott, können wir Alle vor dem Platze liegen, dann wird Frankreich den Sturm eröffnen, wir folgen ſeinem Signal und berennen das Heidenneſt von allen Seiten!" —

„Ich ſtimme dafür, meine Brüder," ſagte Naillac, „daß dieſer Plan des weiſeſten Seniors ſofort ohne Einrede in's Werk geſetzt werde und er den Oberbefehl nehme, indeß ich an Deutſchlands Spitze den Nurgehan zwiſchen die Zähne nehme!"

„So ſei es, ſo ſei's!" jauchzten rings die Ritter, und es raſſelte ſo kampfestrunken durch den Saal, als ob das todte Eiſen ſelbſt ein Gefühl des nahen Ruhmes hätte.

„Nein, liebe Brüder! — Nicht ich nehme das Commando, Meiſter! Laß mir den Nurgehan und die Wonne, Hanſen von Hohenlohe zu retten!"

Der Großmeiſter reichte Zollern die Hand und nickte. Dann warf er einen raſchen Blick durch die Verſammlung. „In Ordnung!" —

Alles ſtand lautlos ſtill, ſtraff, wie vor dem Feinde. Man entblößte das Haupt. —

„Gott, der Du den Ausgang kennſt," betete de Naillac, „führe uns, ſei's zum Siege hienieden oder jenſeits! Dein Reich bleibt ewiglich!" —

Alle ſanken nieder und beteten ſtill. Dann trat Piombes vor den Großmeiſter, der ihn umarmte, hob das Panier der Zunge Frankreichs von den Stufen des Altars auf und rief „Gott und die Religion! St. Johann für Frankreich!"

„Frankreich, Frankreich!“ riefen die Brüder ſeiner Zunge, und indem ſie den Saal verließen, erhoben ſie ſchmetternd das Lied des Ordens:

„Grüß' Gott Dich, Todesroſe,
Du heil'ge Kampfeszier,
Du glühſt von meiner Stirne,
Lebſt ja im Herzen mir! —
Hei, Du Johannes-Minne,
Du keuſches Opferblut,
Liegſt mir allein im Sinne,
Du biſt mein einzig Gut!“

Der Ceremonier löſchte die Kerze über dem Sitze Frankreichs! — So folgten alle Großprioren mit ihren Zungen. Der Banner am Fuße des Altars wurden immer weniger, der Saal leerer, eine Kerze um die andere erlöſchte. Auch die von ihrem Unter-Bailli geführte deutſche Zunge folgte, dann der Groß-Ceremonienmeiſter und wachthabende Ritter. Seine Stelle an der Pforte nahm der Großmeiſter ſelbſt ein, nachdem auch ſeine Kerze verglommen war.

Friedrich von Zollern allein ſtand vor dem Hochaltar, auf dem das letzte Licht noch flammte. In Andacht verſunken, öffnete er den goldenen Schrein des Altars und murmelte ſtill ein Gebet. Dann ſchloß er ihn, hob das Schwert auf, klappte die heilige Schrift zu und löſchte die Kerze. Alles war finſter. — Draußen raſſelten die Waffen und tönte das Roſenlied. Da öffnete Großmeiſter Naillac die Thür des Audienzſaals. Beide ſchritten heraus, begleitet von der todesmatten Dogge. Sie umarmten ſich mit den Worten: „Vor dem Feinde auf Wiederſehn!“ und eilten zu den Waffenplätzen. —

Der leuchtende Morgen hatte eben die letzten Waſſerdünſte, welche Meer und Küſten nächtlich verhüllt, vollſtändig zerriſſen, als es Aſſad geglückt war, nach den heißen Anſtrengungen faſt einer ganzen Nacht wenigſtens ſechs Transportſchiffe auf die andere Seite der Inſel zu bringen und ſie mit dem Kern ſeiner Truppen zu bemannen. Ein ſiebentes, ohnedies ſchadhaft, hatte er zum Brander beſtimmt, der ihm eine Gaſſe durch die Ordensgaleeren bahnen ſollte. Die Hauptmaſſe ſeiner wilden Kriegsvölker ſtand aber noch am Strande, denn der unſäglichen Mühe der Schiffsleute war es noch nicht gelungen, die übrigen elf Transportſchiffe an Ort und Stelle zu bringen. Selim Sandjawil ſah von dem Thurm der Citadelle mit bitterem Lächeln dem Beginnen des Mongolen zu, und ein Blick ringsum belehrte ihn, daß der Feind in der Nacht nicht müßig geweſen ſei und alle Häfen der Sporadeninſeln, alle Waſſerſtraßen von den Galeeren des Ordens beſetzt waren.

„Mag dieſer Hund der Steppe es denn haben!“ murmelte der Paſcha. „Er hat die Feſte verlaſſen wollen, ſeiner Habgier, ſeinem Ruhme nachzueilen, iſt dem Volke des Propheten treulos geworden in der Noth, zittert nicht vor der Schande, dies Bollwerk des Glaubens und der Macht jenen unbeſchnittenen Schakalen von Erz preiszugeben, die vom Blute der Gläubigen leben! Sein Geſchick iſt geſchrieben im Buche der Zeit! — Baba-Chan, geh' hinab. Bei meinen Augen, wie es auch komme, kein Thor ſoll dem Nurgehan geöffnet ſein, wenn er auch darum bittet. Mag Shaitan, ſein ſchwarzer Vater, ihm helfen im Tode!!“ — Baba-Chan eilte den Befehl zu vollziehen.

Da brachte der Wind von Karien her Trompetenſchall und das wirre, ferne Schmettern von Signalen. Haſtig wendete ſich der Greis und ſah, wie der Groß-Hoſpitaliter Piombes mit der Zunge Frankreich über die Höhenzüge der Landenge von Kos heranzog, während ein qualmender Rauch vom Buſen Krio aus ihm meldete, daß das mohamedaniſche Oertchen Pyskus von den Feinden in Brand geſteckt worden.

„Es giebt keinen Schutz und keine Macht, außer der Gnade des höchſten Gottes!“ rief er. „Da ſind ſie! Wehe uns, und bei Simia ſehe ich ihre Schiffe ſchon! Sie werden den Hafen berennen, unſere ſchweren Schiffe nehmen, ehe ſie gerettet ſind! Vorwärts! Feuer an die Packſchiffe!!“

Damit eilte er, von ſeinen Agas umgeben, hinab, den Befehl in Perſon zu überwachen.

In demſelben Augenblicke ertönten die Glocken vom Mont St. Etienne, und die der anderen Inſeln ſtimmten bis Lango ein. Es war das Signal zum Vorrücken. Die geſammte Ordensflotte brach aus den Häfen und ſteuerte der Ilderyms-Inſel zu.

Aſſad konnte, was im Rücken unter Piombes vorging, nicht bemerken, wohl aber ſah er die feindlichen Geſchwader vor ſich. Er befahl den Truppen, welche noch am Strande hielten, in die Feſte zurückzuweichen, warf ſich in's Boote, beſtieg eins der ſieben Schiffe, befahl die Anker zu heben, um, den Brander voran, nördlich bei Lango und Episkopia vorbei zu ſteuern und die hohe See, mindeſtens Patmos zu gewinnen, oder, falls dies mißglückte, ſich an irgend einem Punkte des Halikarnaß an's Land zu werfen und durch Karien nach Milet zu wenden. Kaum waren indeß wenige Ruderſchläge gen Norden gethan, als auch der Groß-Commendator Aumont de Tracy und Groß-Marſchall Brancas mit den Geſchwadern der Provence und Auvergne ſchon eine Flankenſchwenkung beendigten und ihm den nördlichen Weg verrannten. Aſſad's Hoffnung zerfiel. Er ſah ein, daß er Mann an Mann kämpfen müſſe, und um nicht vom Lande, der Möglichkeit, die Ilderyms-Inſel wieder zu gewinnen, abgeſchnitten zu werden, ließ er die Schiffe einen ſchwachen Bogen um dieſelbe bilden und erwartete den von allen Seiten heranbrauſenden Feind. Seine nächſten Gegner waren die vereinigten Geſchwader der deutſchen und engliſchen Zunge unter Friedrich von Hohenzollern und Lord Edward Stuart, Herzog von Lothian. Sie bildeten das Vordertreffen des Ordens auf der Seeſeite, und vom Maſte ihres erſten Schiffes, der Großmeiſter-Galeere, wehte die rothe Fahne der Religion.

Trompetenſchmettern und der Ruf „St. Johann“ auf der einen, das wilde „Allah ihl Allah“ und das ſchrille Dröhnen des Tamtams auf der andern Seite gaben das Zeichen zum Angriff. Einige Augenblicke ſpäter waren die

Schiffe aneinander. Das Entern, der Kampf Bord gegen Bord, Mann an Mann, begann! Unleugbar vollbrachten die Todesſicheln Wunder der Tapferkeit, aber nichts konnte ſie vor ſicherem Untergang erretten. Immer enger wurden ſie von der Ordensflotte umringt, und zu ſpät bereute der unbändige Mongole, den Rath des kälteren Selim verlacht zu haben. So verderbenbringend, aufreibend den Rittern dieſe Horden oft geworden waren, wenn ſie, ähnlich unſeren Koſaken, die durch Sonnenbrand und langen Marſch ermüdeten, ſchwergepanzerten Reihen der Abendländer anfielen, ſie wie Wespenſchwärme Tag und Nacht quälten, aber jedem ernſten, geſchloſſenen Kampfe den Rücken wendeten, ſo wenig waren doch dieſe Kinder der Wüſte geeignet, auf dem Waſſer, in feſten Reihen, mit kaltem Blut und taktiſcher Ordnung gegen die Ritter von St. Johann auszuhalten. Der Brander, auf deſſen Wirkung Aſſad ſo ſehr rechnete, erwies ſich nutzlos. Er wurde ungeſchickt geführt und zu ſpät entzündet, ſo daß der Herzog von Lothian Zeit gewinnen konnte, ihn entern zu laſſen und durch ein Leck, dicht überm Waſſerſpiegel eingeſchlagen, zum Sinken zu bringen. Schließlich waren die Chriſten in der Mehrzahl. Der am Lande verbliebene, größere Theil der Streiter Nurgehan's mußte das hereinbrechende Verderben ihres Führers auf dem feuchten Element mit anſehen, ohne ihm helfen zu können. Ihr Bemühen, in die ſchützende Feſte zurückzukehren, war vergeblich, denn Selim, nur noch auf den eigenen Vortheil ſehend und die gewaltige Streitmacht des Ordens überſchauend, machte ſich auf eine längere Belagerung gefaßt, wollte daher ſeine Lebensmittel ſchonen, den Platz nicht durch einen Haufen zügelloſer Menſchen überfüllen, die, nach dem Untergange ihres Führers, wahrſcheinlich aller Zucht und Sitte bar, ſeinen Befehlen nur Hohn oder Stumpfheit entgegenſetzen würden. Vor der Feſte indeß, zum Kampfe gezwungen, leiſteten ſie ihm die größten Dienſte, da ſie jedenfalls eine lebendige Vormauer gegen die Chriſten abgaben, Letztere ermüden und jedem

Ausfall, den Selim etwa mit friſchen Kräften wagen mochte, um ſo größere Wirkung geben mußten. —

An Bord des Fahrzeugs, auf dem Aſſad um Tod und Leben ſtritt, hauſte die entfeſſelte Vernichtung. Die erleſenſten Krieger ſeines Volks, welche unter ihm Tamerlan's Ruhm bei Nikopolis und Smyrna verewigt hatten, bildeten jetzt mit ihren Leibern den Wall, ihren Anführer zu ſchützen, dem Feinde das Entern unmöglich zu machen. Da aber Aſſad, von der Höhe des Spiegels rings um ſich blickend und die Seinen durch Wort und Geberde anfeuernd, eines ſeiner Schiffe nach dem andern in die Gewalt des Gegners ſinken, durch unerwartetes Vordringen des Groß-Admirals Soranzo mit den Italienern und Manuel Braganza's mit den Caſtilianern von der Linken, des Groß-Marſchall Philibert Brancas und der Zunge Auvergne von der Rechten ſich auch von der Inſel abgeſchnitten, die Ordenstruppen in Booten landen und ſeine am Strande gebliebenen Schaaren in Kampf verwickelt ſah, gab er jede Lebenshoffnung auf, und dachte nur noch daran, den Tod um den höchſten Preis einzutauſchen.

Sein wilder, glühender Blick fiel auf den greiſen Senior Friedrich, der, auf dem Deck der Großmeiſter-Galeere ſtehend, eben erneuerten Befehl gab, Aſſad's Fahrzeug zu entern. Neben ihm ſtand der Großmeiſter Naillac und Anton de Fluvian, in der Hand das geweihte Ordensbanner. Die drei alten Gegner, deren Furchtbarkeit er bei Nikopolis und Smyrna kennen gelernt, ſtanden ihm wiederum entgegen, aber diesmal ſieghaft und im Begriffe ſein Verhängniß zu vollenden.

„Alle Diews und Ginnen ſtehen mir bei! Eblis, Herr der gefräßigen Flamme, Vater des Grauens und der Verwüſtung, reiß' ſie mit mir in Nacht und Verweſung!“ rief er. „Kinder der Steppe, laßt ab von der Vertheidigung, drängt unſer Schiff an das des grauen Vampyr, daß es ſich feſthänge mit Klammern und Haken! Laßt uns Beide verbrennen und unter den Flammen raufen mit dieſen Hunden, bis wir vereint mit ihnen fallen in Giniſtan's Nacht! Mähet, Todesſicheln, bis Ihr zerbrecht in der Hand

Dſat-Dawahi's, der unheilverbreitenden Mutter des Schickſals!!“ —

Ein Geheul der Raſerei erhob ſich aus ſeinen Reihen. Mit Gedankenſchnelligkeit ward der Befehl ausgeführt. Ein Theil ſeiner Leute klammerten die Schiffe aneinander, ein anderer entzündete Fackeln, Theerſtricke, ſie in das Segelwerk der Großmeiſter-Galeere ſchleudernd und das eigene Schiff entzündend. Eine Todeswuth machte die Mongolen zu jenen von Zerſtörungswolluſt geſchaffenen Dämonen, von denen abzuſtammen ſie ſich rühmten. Aſſad Nurgehan, von etwa zweihundert ſeiner Genoſſen umringt, ſtürzte auf das Ordensſchiff. Die Ritter hatten dieſe Abſicht wohl durchſchaut und ſtemmten ſich in feſtgeſchloſſenen Reihen den Angreifern entgegen, während die Flamme ſich überall erhob, in gefräßiger Eile an Seilwerk und Balken leckte und den Kampfplatz jeden Augenblick mehr verengte. Mit allen Waffen, deren Menſchen, zu Thieren verwandelt, fähig ſind, drangen die heulenden Horden auf die Streiter Johannis ein, ſchlugen mit den ausgehobenen Ruderpinnen auf die Ritter, warfen brennende Segelfetzen über ſie und rangen, die Lanzen ihnen zu entwinden, zur Seite zu drängen und eine Lücke zu finden, um vorzudringen. Einer der Todesſicheln ſank nach dem Andern hin, der Kreis um Aſſad verengte ſich ſchreckhaft, Verzweiflung trieb Manchen ſogar, in den Wellen den Tod zu ſuchen.

Da war es endlich gelungen, Einige der vorderſten Ritter über Bord zu reißen und niederzuwerfen. Nurgehan mit ſeinen tapferſten Gefährten ſtürzte in die Lücke, die Anderen drängten nach, und auf dem Verdeck der Großmeiſter-Galeere entſtand ein Gemetzel, ein Einzelkampf, deſſen Furchtbarkeit durch den Qualm der Flammen, den engen Raum erhöht wurde.

Nurgehan warf ſich auf Friedrich von Zollern mit dem Rufe: „Nieder, Du Wolf aus Mitternacht! Nieder, verfluchter Sohn der nordiſchen Sau! Steh' dem Schakal der Wüſte, Verfluchter!!“ — Der Senior ſtand allein gegen Aſſad, denn die plötzliche Durchbrechung der Phalanx der

Ritter hatte ſeine Umgebung auseinander geſprengt, zerſplittert und in Einzelkampf verwickelt. Hageldicht fielen Aſſad's Streiche auf den Senior, der ſie mit Schild und Klinge kaltblütig abwies und nur nach einer Blöße ſeines alten Feindes ſuchte, um ſie zu benutzen. Die aalglatte Gewandtheit, die Kraft, welche Todesangſt und Wuth dem Mongolen lieh, brachten aber nach und nach den Greis außer Faſſung. Durch einen Stoß Aſſad's war ihm der Helmriemen geriſſen, der Helm vom Haupte gefallen, und er kam immer mehr in's Gedränge. Nurgehan unterlief ihn; im Begriff, dies durch eine Seitenbewegung zu verhindern, ſtrauchelte Friedrich auf dem vom Blute ſchlüpfrigen Boden, ſein Schwert zerbrach, er ſank in die Kniee! Während ſeine Lippe ein Nothgebet murmelte, deckte er ſich mit Schwert und Schild, aber ſeine Kräfte nahmen bereits ab. Aſſad warf ſich wie eine Katze auf ihn; ein Siegesgeheul erhebend, riß er des Seniors Schild zur Seite und erhob den Sarras zum Todesſtreich! Da drang Rink von Henneberg von hinten heran, und mit einem Hiebe ſeines Morgenſterns zerſchmetterte er Aſſad's Haupt.

Der Mongole brach zuſammen! Ein Seufzer, ein Röcheln — Nurgehan, das Licht der Welt, der Herr der Todesſicheln, hatte geendet. Henneberg half Friedrich empor und führte den Blutenden aus dem Gedränge.

Bald lag der Reſt der Sarazenen röchelnd um ihren Groß-Chan, und die Ritter ſammelten ſich auf Naillac's und Fluvian's Ruf, die Großmeiſter-Galeere zu verlaſſen, denn an das feindliche Schiff geklammert, von ſeinen Flammen angeſteckt, brannte es lichterloh, und kein anderes Fahrzeug durfte mehr ohne eigene Gefahr ihm nahen. Ehe ſie ſämmtlich die Galeere verließen, trennte Henneberg lachend Nurgehan's Haupt vom Rumpfe und befeſtigte es mit der langen Wirbellocke an ſeinem Schwertgurt. — Glücklich gelangten Alle in die Boote und wurden von den übrigen Schiffen ihres Geſchwaders jubelnd aufgenommen.

Das Seetreffen war entſchieden, die feindlichen Galeeren genommen, theils verſenkt und verbrannt. Auf Großmeiſter

Naillac's Befehl rückte die geſammte Ordensflotte in mächtigem Bogen den Geſtaden der Ilderyms-Inſel entgegen.

Während der Kampf noch auf dem Waſſer in voller Wuth geraſt hatte, landete Groß-Marſchall Philibert de Brancas mit Denen von Auvergne an der Inſel, und zwar bei jenem Gebüſch, das vorige Nacht Friedrich's Rückzug beſchützt hatte, und beſetzten es eher, als die Mongolen Aſſad's ihnen beikommen konnten. Als ſie ſich ganz darin feſtgeſetzt, brachen ſie aus dem Hölzchen in die feindlichen Reihen ein. Der Ehrgeiz Philibert's, mit den Auvergnern die Ehre des erſten Angriffs am Lande zu haben, verleitete ihn zu einem der tollſten Wagniſſe, deſſen Schwere er erſt ganz begriff, als er das Wäldchen rings von der Uebermacht der Mongolen umzingelt ſah, welche ihn beim Ausbruch mit wildem Geſchrei und einem Schauer vergifteter Pfeile, kurzer Lanzen, Schleudern und jenen Fangſchlingen begrüßten, welche von jeher eine furchtbare Waffe in ihren Händen wurden. In dieſer Bedrängniß ſchloß er mit ſeinen Rittern einen Kreis. Die erſte Reihe kniete nieder und ſtemmte die Lanze ſchräg gegen den Fuß, die zweite Reihe, gebückt, legte ſie gegen die Hüfte, die dritte hielt ſie über ihren Köpfen, ſo daß ſie den ſogenannten Igel, eine Vertheidigungsart, unſerem Quarré ähnlich, bildeten. Bei der großen Länge der Lanzen wäre vielleicht dies Manöver geglückt und Brancas hätte hoffen können, den Mongolenhorden wenigſtens ſo lange Widerſtand zu leiſten, bis das Seetreffen entſchieden war und Hülfe kam, als Selim, den Vortheil benutzend, mit ſeiner berittenen Leibgarde, den Bedauwhis des Baba-Chan, aus der Feſte einen Ausfall that. Der unvermuthete Anprall der Pferde war zu heftig und unerwartet. Ein Dutzend ſchnaufender Gäule ſetzten, Selim voran, mitten in die Glieder der Ritter, durch die Lücken, über die Leiber der Niedergeriſſenen ſtürmten die Mongolen nach, und bald war das Handgemenge allgemein. Selim kämpfte mit Brancas Mann an Mann. Des Greiſes kalte Todesverachtung trug über des Auvergners Kraft und Geſchick den Sieg davon, Oglu, der Sklave Sandjawil's, unterlief tückiſch den Groß-Marſchall, er ſtürzte und Selim's Handſchar fuhr ihm zwiſchen Halsberge und Bruſtharniſch in die Gurgel; Ibrahim, der andere Nubier, entriß dem Fallenden das Fähnlein ſeiner Zunge, und Oglu's kurze Keule gab dem Zuckenden den Todesſtreich. Zu ſpät eilten die Ritter, alles Andere vergeſſend, herbei, ſie wurden ſofort durch feindliche Haufen von jeder Rache an Selim getrennt. Ihr Pilier war todt und ſie konnten nur noch ſeine Leiche vor Entehrung retten. Wahrſcheinlich wäre die ganze Zunge aufgerieben worden, aber die Brüder der Provence unter Aumont de Tracy waren ſeitwärts gelandet, fielen dem Feinde in die Flanken; Deutſchland, Italien und England kamen zur rechten Zeit an den Strand und hieben, während der ſchlaue Selim in die Feſte retirirte, die Todesſicheln vollends in die Pfanne.

Der erſte Kampf war beendet. Der Orden hatte die Feſte vollſtändig umlegt und konnte daran denken, die Wälle zu berennen, ſobald von der kariſchen Seite durch Piombes, Fereira und Braganza das Signal gegeben wurde. Man benutzte die Pauſe, das Belagerungsgeräth durch den Troß an's Land ſchaffen und auf die Linien ſo vertheilen zu laſſen, damit jede Zunge gleichzeitig die Mauern erſteigen konnte, und während der früher von Tracy und Brancas nordwärts von Lango bis Kos gezogene Schiffscordon durch die Fahrzeuge des Groß-Admirals Soranzo erſetzt wurde, hielt das cypriſche Geſchwader Fluvian's die Wache und Verbindung zwiſchen den Ordensinſeln aufrecht, von welchen nunmehr in zahlreichen Nachen ein Theil der Beſatzungen und Milizen der Bevölkerung aufbrach, bei der Belagerung zu helfen.

Während dieſer Vorgänge auf der ganzen weſtſüdlichen Seite hatte auf dem nordöſtlichen Theil derſelben, wo Piombes, Fereira und Braganza befehligten, das Kriegsdrama eine andere Geſtalt gewonnen. Das Angriffsſignal der Franzoſen, welches das Zeichen zur Berennung des

Platzes ringsum ſein ſollte, mußte ja auch für das Schickſal Hohenlohe's, des Armeniers Farez und der Banou entſcheidend werden, welche von Stunde zu Stunde auf Erlöſung hofften, und denen die fernen Töne des Kampfes allein als Hoffnungsboten galten.

Viertes Capitel.

Groß-Hoſpitaliter Piombes mit der Zunge Frankreich nebſt dem Drapier Pablo Fereira und Kanzler Manoel Braganza, welche die Brüder von Aragon und Caſtilien führten, hatten Befehl erhalten, die Landenge von Kos zu beſetzen,. um den Feind von Karien abzuſchneiden. Indem ſie noch in der Dämmerſtunde ihre Fahrzeuge beſtiegen und den Weg zwiſchen Symia und der Krio-Spitze nach dem gleichnamigen Meerbuſen genommen hatten, erreichten ſie um Sonnenaufgang den Hafen des armſeligen Pyskos, warfen ihre Streiter an's Land und ſtürmten dies wehrloſe Oertchen, das man niederbrannte, während die mohamedaniſche Einwohnerſchaft heulend und wimmernd landeinwärts das Weite ſuchte. Während die Zunge Caſtilien und Aragon alsdann die ſchmale Baſis der Halbinſel, zu welcher ſich hier Kos und Krio vereinigten, der Breite nach beſetzten und gegen Karien abſchloſſen, drang die franzöſiſche Ordenszunge ſüdweſtlich nach dem Cap Kos vor, indem ſie ihren Weg über die Höhenzüge nahm, während die Transportflotille, durch Galeeren aus Symia verſtärkt, längs des ſüdlichen Küſtenrandes folgte, um beim Ueberſetzen nach der Ilderyms-Inſel bei der Hand zu ſein. Beſagte Strecke in wenigen Stunden zu Fuß zurückzulegen, wäre den Rittern unmöglich geweſen, deshalb hatten ſie

Befehl erhalten, ihre Pferde mitzunehmen, machten den Weg im ſchärfſten Ritt, und erhielten gerade die Ilderyms-Inſel in Sicht, als ſich die Ordensflotte von der Seeſeite näherte und Nurgehan ſeinen letzten verzweifelten Kampf begann. Hätten ſie in dieſem günſtigen Augenblicke gerade ihre Transportſchiffe zur Stelle gehabt, konnten ſie leicht die Fahrzeuge der Sarazenen wegnehmen und den Hafen beſetzen, während der Feind dem Kampf auf der Seeſeite alle Aufmerkſamkeit ſchenkte. Die Schiffe Piombes' hatten aber mit der langſam wieder eintretenden Fluth zu kämpfen, mußten der Klippen und Untiefen wegen einen weiten Bogen machen, und waren deshalb bedeutend zurückgeblieben. Selim hatte aber die herannahende Gefahr geſehen und ließ die Galeeren des Hafens verbrennen. Obwohl er ſich damit jedes Rettungsmittel abſchnitt, hielt er doch mindeſtens Piombes' Landung auf. Als die Ordensſchiffe ankamen und Nurgehan bereits mit den Deutſchen und Engländern im Gefecht war, wüthete die Flamme ſchon im Hafen, und eine Stunde ſpäter bedeckten ſeine Fluthen nur noch verkohlte Trümmer. Die Matroſen hatten ſich in die Feſte zurückgezogen. Piombes, außer ſich über die Durchkreuzung ſeines Planes, konnte einſtweilen nichts weiter thun, als die Ufer der Spitze Kos von Knidos bis zu dem nördlichen Punkte beſetzen, auf den ſich das einſchließende Geſchwader Soranzo's ſtützte, um ſeinen Rittern ſo lange Raſt zu gönnen, bis die Schiffe herangekommen ſeien.

Unter allen Ordenszungen war die von Frankreich die unbeliebteſte und wurde von den Uebrigen mit nicht zu freundlichen Augen angeſehen. Dies möchte bei einer Verbindung wunderſam erſcheinen, die doch ſonſt ſo ſehr vom Geiſte der Brüderlichkeit durchdrungen, ſo von allen Sonderintereſſen und Parteiungen entfernt zu ſein ſchien. Abgeſehen aber, daß der Orden der Johanniter, wie alle menſchlichen Dinge, auch ſeine inneren Gebrechen hatte, und der Kampf mit dieſen kaum geringer war, als der gegen den äußern Feind, gab auch Frankreich zu dieſer allſeitigen Mißſtimmung die gegründetſte Urſache. Seine Zunge war die numeriſch ſtärkſte, beſaß die meiſten, größten Commenden, alſo die bedeutendſten Reichthümer, und da bisher die regierenden Großmeiſter bis auf Naillac meiſt von ihrer Abkunft waren, hatte die franzöſiſche Zunge mit immer größerem Stolz um ſich blicken, eine Art Uebergewicht in Anſpruch nehmen gelernt, das ſich mit dem Geiſte des Ordens nicht recht vertrug und bei den übrigen Brüdern mit Recht auf Widerſtand ſtoßen mußte. Namentlich gab es unter den jüngeren Brüdern häufige Reibereien, welche nur durch ſtrenge Disciplin unterdrückt werden konnten. Es war zu natürlich, die Ritter nach Zungen, alſo nach gemeinſamem Vaterland und Sprache zu ordnen, hatte aber die unausbleibliche Folge, daß ſich, je inniger die Ritter einer Zunge ſich unter einander anſchloſſen, die Zungen ſelbſt durch ihre Nationalität und Sprache ſchieden, auf ihr Gewicht und ihren beſondern Ruhm im Orden bedacht waren. Was ſämmtliche Ritter geſellſchaftlich wieder einte, war die Lingua franca, eine Sprachmiſchung, welche in den Kreuzzügen aufgekommen war und ſelbſt von den Ungläubigen geſprochen wurde; das Lateiniſche war die beſondere Ordensſprache und nur im Convent oder in der Loge gebräuchlich. Schließlich ſchadete den Franzoſen noch ein finſteres, entehrendes Gerücht, welches ſich bei den jüngeren Brüdern über ſie, trotz allen Widerſpruchs, erhalten hatte. Man gab ihnen nämlich Schuld, ſie hätten aus Ehrgeiz und Habſucht dazu beigetragen, dem unglücklichen Großmeiſter Jacques Molay und den Templern den Untergang zu bereiten, um ſich mit König und Papſt in ihre reichen franzöſiſchen Commenden zu theilen. Die Thatſache, daß viele Templer ihr Leben damals retteten, indem ſie Johanniter wurden, auch der Temple zu Paris lange Jahre nach Molay's Fall in ihrem Beſitz blieb, ſchien wenig geeignet, eine Beſchuldigung zu entkräften, welche vor Gott und Menſchen zu ſchimpflich war, um bei kühler Ueberlegung ernſtlich an ſie zu glauben.

Andreas de Piombes, der jetzige Pilier von Frankreich, dem das Greiſenthum noch nicht viel anhaben mochte, war arm, aber ein Mann aus edelſtem Geſchlecht, und von ſtolzer, hochfahrender, jähzorniger Gemüthsart, der es gern ſah, wenn man ihm beſondere Huldigung erwies. Ehern hielt er auf den Glanz und die Ehre ſeiner Zunge, trat bei jeder Gelegenheit im Convente energiſch für ſie ein, und war dadurch allerdings wenig geeignet, die heimliche Spannung und Gereiztheit der anderen Zungen zu beſchwichtigen. Eben ſo tapfer wie ehrgeizig, eben ſo hart wie grauſam in der Schlacht, erfüllte ihn indeß die Sache des Ordens, die Religion ganz und gar, und voll adliger Geſinnung am Krankenbett, voll heiligen Eifers im Convent, liebte er außer dem heiligen Ideale, dem Ziele des Ordens, nichts mehr in der Welt, als den einzigen Sohn ſeines verſtorbenen Bruders, den Comthur von Rheims, Tancred de Piombes. —

Die franzöſiſchen Ordensritter hatten nun halbmondförmig ihre Stellung an der Spitze von Kos eingenommen. Im Centrum hielt der Groß-Hoſpitaliter ſelbſt, beide Flanken befehligten die Comthure Helion de Beauregard und Andiol Teſſaire. Die Vorhut, hart am Geſtade, führte des Piliers Neffe, Tancred. Nach dem Befehl zum Abſitzen wurden die Pferde von den Knechten hinter die Front gebracht, um an den grasreichen Abhängen zurückzubleiben, die Reiterſchaaren wurden mithin in Fußtruppen verwandelt und lagerten ſich zur Raſt. Die Vorhut Tancred's indeß, hundertfünfzig Mann ſtark, behielt ihre Roſſe, um als fliegende Colonne die ganze Küſte im Auge zu behalten. Tancred vertheilte demnach ſeine Ritter und beſichtigte in Perſon, nur von einem jungen Ritter ſeiner Commende, ſeinem Günſtlinge Agathon de Vendatour, begleitet, die ganze Linie, um dem Onkel genauen Bericht, zumal über das Herannahen der Fahrzeuge oder etwaige Bewegungen des Feindes, zu geben.

Es mochte gerade um Mittag ſein, alſo dieſelbe Zeit, da Philibert de Brancas ſein Leben verlor, als beide Ritter, von der nördlichen Seite kommend, über einen Seitenhügel in die palmenreiche Schlucht einritten, durch welche ein Pfad hinab nach Knidos führt, aus deſſen Ruinen die rauchenden, eben geplünderten Hütten aus üppigem Ufergrün und den duftigen Mandelbäumen der Gärten entgegenſchauten.

„Du haſt mir noch immer nicht geſagt, Bruder Agathon, was Du von dem Bericht des gefangenen Hohenlohe hältſt!“

„Ich finde ihn ſo märchenhaft, als die ganze Art, wie er überbracht wurde. Ein Hund als Botſchafter im Convent, das iſt eine Seite des Rituals, die ich nicht kenne!“ Dabei lächelte er ſpöttiſch.

„Wahrhaftig!“ ſagte Tancred hämiſch. „Und was dies blondhaarige Milchgeſicht von einem Deutſchen für unendliches Glück hat! Ein Anderer, der gefangen wird, iſt ſo gut wie todt, — er indeß macht eine Haremsbekanntſchaft mit der Banou Ilderyms, die überaus entzückt von ihm ſein muß, da ſie zu Gunſten des Ordens zur Verrätherin an ihren eigenen Leuten wird.“

„Seltſam iſt's allerdings; es muß allein aus der Verwirrung des Feindes erklärt werden. Wie ſo nennſt Du das für Hohenlohe ein Glück?“

„Ei, meinſt Du nicht, er wird unter den hochbuſigen Töchtern Georgiens vergeſſen, daß er die Schnur der Entſagung um den Leib trägt? Sacre coeur, während er nach dem Siege beim Orden an Muth und Kriegsliſt als ein Stern der Ritterſchaft gelten wird, mag er zugleich der Liebe pflegen!“

„Oho, Du biſt neidiſch, Comthur? Denkſt wohl ſehnſuchtsvoll an die ſüßen, heimlichen Nächte von Rheims?“ —

„Still, auch der Wald hat Ohren, ſagt der Franzoſe. Ich denke nicht an vergangene, ſondern an künftige Freuden!“ —

„Du würdeſt an Hohenlohe's Stelle Dich von der Banou nicht bitten laſſen?“

„Ich glaube kaum,“ flüſterte Tancred. „Etwa Du, Agathon?“ —

„Offen geſtanden, wallt mein Blut noch zu heiß, um ohne Gefahr wie unſere hochweiſeſten Alten mit Vernunft von der Liebe zu reden; aber ich bin ein Ritter, mein

Freund, der ſeinen Eid hält, auch wenn er ihn hinterher verflucht, und ich mag nicht ohne Grauen daran denken, einen ſo frevelhaften Bruch des Gelübdes entdeckt zu ſehen.“

„Nun ja, das wäre ein trauriges Ende nach luſtigem Anfang. Man müßte, wie es in Frankreich Sitte iſt, Jahre lang Proſeß thun und verlöre allen Rang, wie die Ausſicht künftiger Grade. Aber im Kriege kann man das ſo genau nicht nehmen; wer ſagt Dir überdem, daß es entdeckt werden muß? Iſt jemals —“

„O nein. Der Comthur von Rheims wird weder ſein eigener Ankläger noch Richter ſein. Du biſt der Obere der Rheimſer Commende, und der Pilier Deiner Zunge iſt Deines Vaters Bruder, das ſchützte Dich. Du vergißt aber, daß Du daheim eines ziemlich leichten Rufes genießeſt und ſo mancher Roſinobel aus Deiner Taſche fiel, um böſe Zungen ſtumm zu machen!“

„Aber eines offenbaren Bruchs des Gelübdes konnte man mich nie zeihen. Deckten mich allda ſchon mein Rang, die Gewalt meines Ohms, meinſt Du hier im Kriegstaumel würden ſie das nicht mehr?“

„Das magſt Du als Comthur beſſer wiſſen, meine Kenntniß reicht ſo weit nicht. Mich will nur bedünken, unſer edler Pilier iſt hier nicht unabhängig wie in Frankreich, er ſteht unter den Oberen!“

„Die Oberen! Haha, was ſchwatzeſt Du da! Der iſt allein thatſächlich der Oberſte Aller, der den kühnſten Geiſt, das ſchärfſte Schwert in die Wage zu werfen hat, und wer —“

„Iſt der Groß-Baillie Friedrich von Zollern kein Oberer?“ —

Tancred zuckte. „A ja! Er hat die ſogenannte innere Religion in der Hand, die theologiſche Piloſophie der Brüder. — Sie mag ſehr ſchön ſein, wenn man alt geworden. Kehre Dich nicht an Würden und Rituale, ſondern glaube mir, wer klug und dreiſt zu rechter Zeit zugreift, hat die Macht. In der Brüderſchaft iſt's eben wie überall in der Welt.“

„Dafür lohnte es auch wahrhaftig noch Kreuz und Mantel zu nehmen, theure Eide zu leiſten und mit dem Halbmonde zu katzbalgen!“

„Du Thor, es lohnt, wenn man das Ziel des Ordens in ſeinem vollen Glanze in's Auge faßt, den ganzen Orient zu beſiegen, die ewigen Palmenhaine von Bagdad bis Cairo ſein zu nennen, in den geheimnißvollen Tiefen Aſiens alle Schätze der Welt zu erobern! Für den Novizen, den jungen Ritter ſind Gelübde, ſind Pönitenzen da, der Unabhängigkeit und Kriegszucht wegen, für den gereiſten Ritter nicht, und wenn er ſchon ſeinen Genüſſen ſtill nachgeht, iſt er beim Waffenwerk doch immer der Erſte!“ —

„Dieſe Grundſätze magſt Du ſelbſt vertreten, ich weiß, daß ich wenig Luſt habe, auf ſo ſchwanker Brücke Dir zu folgen. Meiner Verſchwiegenheit biſt Du ſicher, denn ich bin Dir Dank ſchuldig, ich will durch Dich und Deinen Onkel emporſteigen im Orden. Dir nachzuahmen, hab' ich wenig Luſt. Wähle ein ander Geſpräch!“ Bendatour ſetzte ſein Pferd in Trab, um die Unterhaltung zu hindern.

„Hebe Dich, Satanas,“ lachte Tancred und ſummte ein altes Chanson trouvères:

„Sonnenſchein der ſchönſten Augen,
Leuchte mir um Mitternacht.“ —

So näherten ſie ſich dem letzten ſchroff abfallenden Felshange, an den ſich Knidos lehnte.

„Die Schiffe ſind noch da hinten. Wir haben faſt zwei Stunden zu warten, ehe an Aufbruch zu denken iſt!“ ſagte Bendatour.

„Wohl möglich, die Fluth um Symia ſcheint zu ſtark zu ſein. Es iſt überdem nun gleich. Ehe die Feſte ganz umlegt iſt, kommt doch der Mittag. — Da ſieh die ſchönen Ruinen, Agathon, ganz unterm Felshange und Laube verſteckt!“ —

„Wahrhaftig! Eine alte Waſſerleitung! Was mag das ſonderbare Gebäude nebenbei bezweckt haben?“

„Laß uns hinreiten, müſſen wir doch auf Alles ein

Auge haben. Sieh zu, daß Du Schwert und Kolben nicht weit haſt!“

Sie bogen links ab nach der bezeichneten, etwas abgelegenen Stelle. — Die Hügelung ſtieg ſüdlich in drei unregelmäßigen, oft verworfenen Felsterraſſen zur Küſte herab, deren beide untere Plateaus am geräumigſten waren und die Anlage einer Stadt erleichterten, beſonders da der Strand hier einen kleinen Golf bildete. An dem von Tancred erwähnten Orte war der Abfall des Gebirges ſteiler, zerklüfteter und bildete einen ſchluchtartig tiefen Einſchnitt, aus dem der marmorne Aquäduct, von Buſch- und Baumwerk faſt verdeckt, heraustrat und vormals ohne Zweifel die oberhalb gelegene Quelle hinab zur Stadt geführt hatte. Das herrliche Bauwerk war wohl bei dem Untergange der alten griechiſchen Colonialſtadt zerſtört worden, denn von ſeinen zierlichen Bogen ſtanden nur noch drei, und die Ungläubigen hatten dieſelben mit einem runden Thurm in Verbindung geſetzt, an den ſich noch ein ſehr ruinenhaftes, unförmliches, mauriſches Gebäude mit einigen regelloſen kleinen Fenſtern anſchloß, deſſen Beſtimmung ſchwer anzugeben war und welchem ſich zu nähern die undurchdringlich wilde Vegetation höchſt beſchwerlich machte.

„Der runde Thurm iſt ſicher eine Ciſterne,“ ſagte Tancred, „aber das angebaute mauriſche Neſt dort im Winkel ſieht wie ein Raubverſteck aus. Dazu die Entfernung der Stadt, das vorſpringende Gefels, das Walddunkel und die tiefe Einſamkeit ringsum! — Wir müſſen doch nachſehen!“ —

Die Ritter drängten ihre Roſſe durch die Büſche, um möglichſt nahe zu kommen, aber die Dornen der Roſen, die Stacheln von Cacteen und Mimoſen, Ranken von Wein, Kürbiſſen und netzartigen Kletterpflanzen geboten nach einer Weile Halt.

„Wir müſſen die Pferde zurücklaſſen, ſonſt kommen wir nicht hindurch!“ ſagte Vendatour. — Sie ſaßen ab, banden die Thiere an eine Tamarinde, und indem ſie mit den Schwertern Bahn hieben, ſtanden ſie bald vor dem Bauwerke.

„Es iſt augenſcheinlich verfallen und — außer von Schakalen oder Seeraben — ſchwerlich in letzten Zeiten bewohnt geweſen. Laß uns die Thür ſuchen, Agathon!“ —

Sie gingen rund um das ganze Gemäuer, ohne den Eingang zu ſehen. Dicht bei einem vorſpringenden Felsblock endlich und kaum gangbar, wenn man das Geſtrüpp auseinander bog, entdeckte Vendatour eine kleine, niedrige Thür. Sie zwängten ſich mühſam hinein. — Das Innere beſtand aus mehreren mauriſchen Gemächern, deren Decken eingefallen waren. Eins davon, das hinterſte, ſehr klein und ziemlich dunkel, das eine ſtarke Thür ohne Verſchluß hatte, war mit einiger Sorgfalt erhalten, und ein flaches, kleines Baſſin, welches durch eine ziemlich große bogenfenſterartige Oeffnung Zufluß, durch eine Seitenrinne am Boden Abzug erhielt, ſtand mit der daranſtoßenden Ciſterne und dem Aquäduct in Verbindung.

Tancred blieb gedankenvoll ſtehen. — In ihm kämpfte zweifellos ein Ungewöhnliches.

„Nun, was haſt Du, hochweiſer Comthur? Macht Dich ein ſolcher Aufenthalt für Vampyre und Eulen melancholiſch? Komm fort! Es iſt weiter nichts, und wir vertändeln die Zeit!“ —

Sie verließen den Ort. Tancred verwahrte beide Thüren ſorgfältig. Dann eilten Beide in ganz eigenthümlicher Unruhe zu den Pferden, ſaßen auf und ritten raſch nach Knidos hinab. — Nachdem ſie dort Teſſaire's Nachrichten empfangen, der ihnen anzeigte, die Schiffe würden in einer halben Stunde längſtens heran ſein, wogegen ſie Piombes' Befehle hinterließen, eilten ſie an der Linie entlang zurück, recognoscirten die feindliche Inſel, auf der Alles vom erſten Strauß erſchöpft ſchien, und traten, die ſcharfe Kante des Caps zu vermeiden, auf einem kürzeren Hügelweg, von dem das Kriegstheater zu überſchauen war, den Rückweg an.

„Du haſt einen Plan gefaßt,“ begann Ventadour, als ſie langſamer ritten, leiſe, „einen gewagten Plan, Tancred;

ich ſehe, wie's in Dir arbeitet. So weit ich Dich kenne, läßt Du Dich auch nicht abhalten. Was Du vorhaſt, will ich nicht wiſſen, erring's, wenn Du kannſt, und genieß' es, wie Du magſt, aber laß Dir noch einmal in's Gedächtniß rufen, daß Entdeckung und Schande Eins iſt, und angeſichts des Ordens Dein Oheim ſchwerlich Macht und ſelbſt Luſt genug haben möchte, Dich in Schutz zu nehmen!" —

„Du biſt völlig ein Narr, Vendatour!" fuhr Tancred haſtig auf. Nach einer Weile fragte er kalt: „Wenn ein Sarazenenneſt geſtürmt wird, plündert man nicht, macht man nicht Beute?" —

„Gewiß, das iſt Kriegsrecht. Die Beute aber gehört dem Orden!"

„Ich aber bin ein Glied deſſelben, und Gott ſei Dank, kein geringes. Da man ſich aber im Getümmel die Beute nicht ausſuchen kann, ergreift man, was man findet, ſollte es auch nur die Banou Bedour oder ſonſt ein ſchwarzäugig Weib des Soldans ſein. Man kann ſeinen Schatz immerhin unter einer Form hierher bringen, und da jedenfalls Karien, beſonders das gutgelegene Knidos nach dem Siege wie Pyskos beſetzt bleiben muß, kann ich die Station dieſes Platzes leicht durch den Oheim für mich erlangen. Giebt es etwas Gefahrloſeres? — Merkt man indeſſen Unrath, ſetzt man in einer mondhellen Nacht das Wild aus und läßt es laufen! Pah, wer frägt nach einem Weibe nach dem Siege!" —

„Du haſt mich immer als verſchwiegenen Freund gekannt," verſetzte Agathon ſehr ernſt, „ich werde es ferner ſein, ſelbſt auf Koſten meines Gelübdes, verlaß Dich auf mein adlig Wort. Eben ſo ſicher aber verlaß Dich auch, daß ich in dieſer Sache mich von Dir fern halte. Eine Ahnung ſagt mir, Du ziehſt den Kürzeren. Thu', was Du nicht laſſen willſt!" —

„Ahnungen? Haha, ein Mann im Panzer hat Ahnungen! Gut, mein mattherziger, ahnungsvoller Bruder, gut! Wenn Du mir aber dann einmal in Knidos Deinen Beſuch angedeihen läſſeſt und —"

„Holla!“ rief Agathon, „das erſte Fahrzeug, ſieh doch, naht der Spitze! Laß uns reiten, Comthur, ſonſt wirſt Du eine ſehr derbe Zurechtweiſung für Deine Verzögerung empfangen!“

Sie ſetzten die Pferde in Schweiß, den Strand zu gewinnen, alarmirten die Vorhut, welche ſofort ihre Linien zuſammenzog, und begaben ſich eiligſt zu Piombes, der ſchon ſeine Colonnen formirte und nach Empfang des Berichtes befahl, Tancred möge ſich ſofort zum Ueberſetzen nach der Inſel fertig halten.

Während die Zunge Frankreich ſich zum Kampf bereitete, nur in Knidos und bei den Pferden noch Poſten blieben, kamen die Transportſchiffe um das ſüdliche Horn, drangen raſch in den Kanal, welcher den Ilderymshafen von Kos trennte, und legten bei. Dies war der Augenblick, den allgemeinen Kampf zu beginnen.

Auf den Wink des Groß-Hoſpitaliters ertönten die Trompeten Frankreichs längs der Küſte. Darauf trat tiefe Stille ein. Die Trompeten der anderen Zungen, welche bereits die Seeſeiten der Inſel beſetzt hatten, antworteten, und das toſende Geſchrei „St. Johann, St. Johann!“ verkündete den allgemeinen Angriff.

Bei Piombes’ Signal hatte Tancred mit Windeseile das mittlere Schiff mit den Seinen beſetzt; Vendatour war bei ihm. Ein paar Minuten ſpäter brauſten ſie in den feindlichen Hafen und ſtürzten mit dem blanken Schwert an’s Land, ſofort eine lange Linie bildend, die ſich rechts bis zu den Aragoniern erſtreckte, links aber von dem andern Molo durch einen Thurm der Feſte abgeſchnitten wurde, der, vorgeſchoben, in’s Waſſer ragte und eine Waſſerpforte zum Ausfall hatte. Von dieſem nächſten Werke wurden ſie mit vergifteten Pfeilen begrüßt, die indeß klirrend von den Schienen prallten.

Da Piombes den Neffen das Land erreichen ſah, gab er das andere Signal, und die ganze Zunge eilte zu den Galeeren, welche ſie raſch an die feindliche Küſte brachten. Dort ordneten ſie ſich, Tancred’s Vorhut wurde eingezogen, und die Schiffsſoldaten wie Matroſen eilten mit Leitern, Haken, Schirmdächern und Belagerungsgeräthen an die Mauern. Der Sturm begann auch hier, ſo daß die Sarazenen auf allen Punkten in Athem kamen.

Dieſen erſten Angriff, ſo hartnäckig und wild er auch war, ſchlug Selim glücklich ab, und trotz vierſtündigen Kampfes konnte der Orden ſich keines neuen Vortheils rühmen. Um ſechs Uhr Abends blies man zur Waffenruhe, und Piombes ward zum engeren Rath des Convents (zum Kriegsrath) berufen, der nur aus den 12 Piliers beſtand. Ehe der Groß-Hoſpitaliter auf ſeine Galeere ſtieg, hielt ihn Tancred feſt.

„Verzeih', geliebter Ohm, wenn ich Dich mit einem Gedanken beläſtige. Sieh dort das Waſſerthor, ſeine Pforte ſcheint nur aus Holz mit Eiſen beſchlagen. Wenn man ſie anzündete, wäre das nicht ein Mittel, vorzudringen, beſonders wenn auf der andern Seite ein Angriff gemacht wird?"

„Nicht übel, Neffe, nicht übel! Triff Deine Vorbereitung. Capitain Luigi richtet die Schiffe nach Comthur Piombes' Anſicht her, doch kein Angriff erfolgt, eh' ich zurück bin, Selim müßte denn des Teufels ſein und einen Ausfall wagen!" Damit beſtieg er das Schiff und begab ſich zum Großmeiſter. —

Der Zuſtand im Innern der Feſtung hatte ſich bisher in nichts geändert, weder in Abnahme der Beſatzung, noch der Lebensmittel, abgerechnet die Vorräthe, welche Aſſaf für ſich embarquirt hatte, und die nun mit den Transportſchiffen verbrannt waren. Das Lärmen und die Verwirrung der vorigen Nacht hatten aufgehört, man hatte nun die Stoa des Kampfes. Selim war mit der Sicherheit des erfahrenen Kriegers bemüht geweſen, ſeine Maſſen zweckmäßig zu vertheilen. Ruhe und Ordnung hatte die Leute erfüllt, dazu aber ein düſterer, feierlicher Ernſt, eine ahnungsvolle Traurigkeit. Sie wußten, daß ſie von keiner äußeren Hülfe etwas zu hoffen hatten, man in Stambul und Bayruth nicht einmal wiſſen möge, ſie ſeien bedrängt.

Weder aus dem unfernen Milet, noch weniger von Smyrna war Zuzug zu erwarten; dieſe Beſatzungen waren eben nur ſtark genug, ihre eigenen Plätze zu behaupten. Mochten ſie alſo noch ſo lange kämpfen, die Inſel fiel doch! —

Am düſterſten, traurigſten war wohl das Herz Selim's. Zwar den Pilier von Brancas hatte er erſchlagen, aber weder die Mongolen retten, noch die Landung des Ordens verhindern können. An eine ſo raſche Vernichtung von Aſſad's Schaaren hatte er nicht geglaubt, und machte ſich bittere Vorwürfe, ihnen nicht rechtzeitig die Thore geöffnet zu haben. Dies waren ſeine Gefühle, als er die Feſte vom Feinde umringt ſah. Sein Beſtreben konnte jetzt nur noch ſein, auf die Dauer ſeines Proviants, die Wachſamkeit und Treue ſeiner Leute geſtützt, durch Ausfälle den Feind zu ſchwächen und hinzuhalten, bis man vielleicht in Stambul ſich doch ermannte und der Sache Mohamed's vor der Herrſchſucht den Vorzug geben möchte. Des Feindes Blöße zu entdecken, ſaß er auf dem Thurm der Citadelle, Oglu, Ibrahim und Baba-Chan, ſeinen Liebling, bei ſich, und ſah ſtumm den Vorbereitungen des Feindes zu. Da fiel ihm der gefangene Grieche ein.

„Habt Ihr den Stummen im Außenthurme gut verwahrt, Sklaven?"

„Ja, Herr!"

„Bringt ihn her! Seid freundlich zu ihm, denn er kann uns nützen!"

Die Sklaven verneigten ſich und gingen hinab. —

Hohenlohe hatte begreiflicher Weiſe den Reſt der Nacht ſchlaflos und in heftiger Unruhe verbracht, die neue Sonne endlich wie eine Botin der Freiheit begrüßt. Farez war vom Blutverluſt noch geſchwächt, ſeine einzige Erquickung war Waſſer und ein paar Datteln, die Hans ihm reichte. Es war bereits hell, als er an dem Gewirr, das ſich draußen erhob, an dem ziſchenden Dialekt die Mongolenhorden erkannte, welche an den Strand rückten. Augenſcheinlich bereitete ſich der Kampf vor. Darauf trat Ruhe ein. Mit freudigem Herzklopfen vernahm Hohenlohe die

Glocken der Inſeln über's Meer herüber. Die geſpannte Stille in der Nähe, das ferne Heulen, das Waffengeräuſch und die Kampfſignale, kurz, der Ausgang Nurgehan's war ihm unklar. Nun betäubte in nächſter Nähe das „Allah ihl Allah“ ſein Ohr, der Kampf raſte auf dem Lande. Er war lang und heiß. — Endlich übertönte immer heller der Ruf „St. Johann“ das Geſchrei der Heiden. —

Der Orden hatte das Feld vor der Feſte gewonnen. Mit großer Anſtrengung, von Farez unterſtützt, erklomm Hans das Fenſter, und indem er ſich auf deſſen ſchmale Mauerkante ſchwang und das Geſicht an die Stäbe preßte, gelang es ihm, zwiſchen dem Geſtrüpp hindurch ein wenig zu ſehen. Kaum mochte er den Jubel unterdrücken, denn auf doppelte Bogenſchußweite lagerte dort die deutſche Zunge und England. Er erkannte ſogar des greiſen Friedrich hohe Geſtalt. Er beſchloß beim nächſten Sturme, der heute noch mit Sicherheit erwartet werden konnte, den Seinen Nachricht zu geben, damit ſie ihn befreiten, und bat Farez, dem er Alles mittheilte, ja auf die Kerkerthür zu achten.

„Steig herab, bei Maria's Sohn, ich höre Männer auf dem Gange!“ —

Mit Schmerz ließ er ſich hinabgleiten und nahm ſein Lager ein. Bald nachher ward die Thür geöffnet. Ibrahim und Oglu befahlen ihm, zu dem Baſchi zu folgen. Er warf einen bittern Blick auf Farez; unter Thränen der Wuth leiſtete er Folge.

„Sieh Dich um!“ redete ihn Selim an, als er das Plateau des Thurmes erſtiegen, „kannſt Du mir jene Anführer nennen und ſagen, auf was ſie ſinnen mögen, oder wo ſie die ſchlechteſten Leute haben. Zum reichſten Mann in Griechenland will ich Dich machen, wenn ich Ihnen beikomme!“

Hohenlohe nickte, dann wendete er ſein Antlitz auf das gewaltige Schauſpiel unter ihm.

„Bring' ihm Geräth zum Schreiben, Oglu!“ —

Der Ritter mußte jede ſeiner Mienen beherrſchen, denn Aller Blicke lagen auf ihm. Inzwiſchen brachte man den Block und das Käſtchen.

„Was haben ſie im Anſchlag, Grieche?“ —

„Die Ritter an der kariſchen Küſte werden überſetzen, ſie warten auf ihre Schiffe.“

„Sind dieſe nahe?“ —

„Vermuthlich, ich weiß es nicht.“

„Welche Sprache ſprechen die Leute?“ —

„Es ſind —, ich glaube, die Italiener.“

„Das ſind ihre Schakale der See, die Geier, welche auf ihren Schiffen geboren werden und ſterben?“

„Sie ſind ganz gewiß die Vorhut des großen Kaiſers aus Abendland, der ſich für Nikopolis rächen will. Weil ſie den Hafen berennen wollen, ſind es Seetruppen.“

„Aber ſie haben Speere, und dort hinten ſtehen Pferde. Was ſagſt Du, Grieche?“

„Weil es auch Ritter ſind. Alle tragen ſich gleich. Sie ſind wohl hergeritten, denn der Weg iſt lang.“

„Gut. Aber wenn ſie an's Land kommen, wird man ſie leicht in's Waſſer jagen?“

Hans ſann lange nach. Selim hatte zweifelsohne den erſten Plan Aſſad's im Sinne, Karien zu gewinnen.

„Du ſchweigſt, tückiſcher Hund?!“ —

„Ich ſinne nach, großer Schah. Ich glaube, ſie ſind zu werfen. Nimm Dich aber ja vor den Schiffen links und rechts in Acht, und vergiß nicht, wer hinter den Bergen lauert. Wenn die Hauptmacht ſchon bei Pyskos ſteht, dann iſt's vorbei. Wir ſtecken in der Mauſefalle.“

Selim ſtarrte auf das Blatt, dann reichte er es Baba-Chan. Dieſer nickte trübe. — „**Kana ma kana!**“ murmelte Sandjawil und ſenkte das Haupt. —

„Was thäteſt Du, wäreſt Du Selim?“ fragte er wieder.

„Ich wartete auf den Sturm, wenn ich Lebensmittel hätte. Was willſt Du ſonſt? — Vielleicht ſendet Stambul Hülfe.“

„Stambul? Du redeſt wie ein Kind, Grieche. — Recht, ich werde den Sturm erwarten. Du bleibſt bei mir. Oglu und Ibrahim, habt Acht; ſein Blut ſei über ihm!“

Die Hoffnung, in den Thurm zurückzukehren, war alſo vernichtet. Entweder hatte Selim beſonderes Vertrauen, oder Argwohn; er behielt ihn in der Nähe. Als der Sturm wirklich erfolgte, mußte er ihm auf alle bedrohten Punkte folgen, und ſah nun voraus, daß er, wenn nicht entdeckt, doch unter dieſem Kleide in Selim's Nähe ſicher von den Schwertern der eigenen Ordensbrüder den Tod erleiden müſſe. Worauf er ſeine einzige Rettung ſetzte, war die Nacht, welche ihm zwar noch gefährlicher werden konnte, aber ſeine Flucht erleichtern mußte.

Farez, allein zurückgeblieben, wußte, daß man ihn jetzt am wenigſten beachten werde, Hohenlohe aber auf den nächtlichen Sturm rechnete, um ſich den Freunden zu entdecken. Als Hohenlohe fortgeführt worden, gerieth er nun auf den Gedanken, deſſen Stelle am Gitter einzunehmen. Zwar noch immer ſchwach, wand er Seile aus ſeinem Strohlager, ein Fuß ſeines Schemels diente ihm als Querholz, und er warf es ſo lange an das Gitter, bis es hindurchfuhr und, wie er das Seil anzog, ſich ſo vor die Eiſen legte, daß er nun emporklimmen konnte. Die Knoten des Seils kamen ihm zu Statten, und oben angelangt, band er ſich an das Gitter noch mit dem Gürtel feſt, um mehr Halt zu gewinnen. — Der erſte Sturm begann. Die deutſche Zunge rückte an, Kampfgeſchrei erfüllte die Luft.

„St. Johann gefangen!“ rief Farez unabläſſig hinaus. — Lange ward er nicht bemerkt, bis plötzlich Friedrich und Rink erſchienen und ihn erblickten.

„Beſchäftige die Feinde oben, Henneberg! Auf die Leitern, meine Brüder!“ rief Zollern. — Während es um und über ihm toſte, gewann er das Gebüſch und fragte haſtig: „Wo iſt der Grieche?“

„Der Baſchi ließ ihn holen, ich bin allein!“

„Der Unſelige! — Und Du biſt Farez?“ —

„Farez, Herr!“

„Kommt man durch den Thurm in die innere Feſte?“ —

„Bis an das Herz Sandjawil's!“

„So ſetze Deine Hoffnung auf die Nacht!“

Der Senior eilte hinweg zum Kampfe. —
Der Sturm ward, wie geſagt, abgeſchlagen.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Nacht! — Sie iſt wohl niemals von Menſchen aus ſo verſchiedenen Geſichtspunkten erſehnt worden, wie hier. — Sie nahte, dunkel, faſt ſternenlos! Die Nebel des Meeres zogen phantaſtiſch ihre Schleier, keine Flamme erhellte die Lagerſtätten. Nur die Schiffe hatten ihre Laternen aufgezogen und bildeten einen Kranz zitternder Lichter. — Die Piliers eilten vom Kriegsrath zurück auf ihre Plätze; der nächtliche Sturm war beſchloſſen. Indem man gleichzeitig die Mauern erſteigen wollte, ſollte Friedrich mit ſeiner Zunge durch den Außenthurm einbrechen, Piombes Hafenſeite und Waſſerthor berennen. Tancred, begierig, zuerſt in die Feſte zu kommen, ſagte ſich ſehr richtig, daß man Weiber und Schätze zu retten beſtrebt ſein werde, und das Waſſerthor dann der einzig mögliche Ausweg ſei. Er hatte ſeine Umgebungen nach Beute und Ruhm, direct in's Innere zu gelangen, trunken gemacht, und kaum erwarteten ſie das Signal des Losbruchs.

Farez, in den Kerker hinabgeſtiegen, umgab ſich mit ſeiner geringen Habe und erwartete das erſte Kampfgetöſe. Aufmerkſam nach dem Innern lauſchend, war er nur beſorgt, man könne das Vorhaben der Johanniter entdecken. Er prüfte die Stärke der Thür und fand, man werde lange Zeit brauchen, ſie zu ſprengen. Zum Glück hatte man ſeiner während des Tages, und ſomit die Leuchte anzuzünden vergeſſen. Aus dieſen Gedanken ward er aufgeſchreckt.

Man kam durch den Gang, ſchlurrend, flüſternd. Es war Warda und der Mamour; Beide machten ſehr bekümmerte Geſicher.

„Was giebt's?“ fragte Farez.

„Die Chanoum iſt ſterbenskrank!“ ſagte die Alte haſtig. „Komm herauf, heile ſie, pflege ſie. Wir armen Weiber ſind ganz verlaſſen. Alles iſt auf den Mauern!“

Einrede war nutzlos. Farez ging hinaus.

„Geh' voran, guter Mamour, und leuchte hoch! — Beſſer! — Ach, meine Füße ſind ſteif vom Liegen! — Stütz' mich, Warda! Halte die Leuchte gut!“

Apathiſch gehorchte der Alte, und mehr von dem Gedanken erfüllt, was wohl ſein Schickſal ſein werde, als ſeiner Pflicht eingedenk, ſchritt er voraus und ließ die Thür glücklich offen. — Man ſtieg mehrere Treppen empor, wendete ſich rechts zu einer Gitterthür, welche den Harem von den übrigen Gängen abſchnitt und wo Eunuchen wachten. Mamour entließ dann bei einer dicken Pforte von Cedernholz die Alte und Farez.

Beide eilten durch verſchiedene prachtvolle Säle, matt erhellt, in denen ſich Sklavinnen und Frauen drängten, und ſtanden endlich in der Zenanah, dem Frauengemach der Chanoum.

Die Alte ſchloß ſchnell die Thür, ſchob eine Matte davor und ſetzte ſich darauf.

Bedour, die in ſeidenen Kiſſen geruht, ſprang auf und flüſterte: „Iſt der Grieche noch im Thurm?“

„Nein, Herrin! Selim hat ihn um Mittag holen laſſen!“

„Er hat ihn getödtet?!“ ſchrie ſie.

„Nein, Bedour, ich glaube nicht. Er wird ihn wegen des Feindes ausfragen!“

Sie ſchien beruhigter und blickte durch's vergitterte Fenſter. — „Haſt Du nicht geſehen, ob ſie ſich draußen regen?“

„Nein, aber ſie werden ſtürmen, ganz ſicher, ſo wie es finſter iſt. Die Ritter brechen durch den Außenthurm herein!“

„Heh,“ lachte ſie, „und hier tanzt die Flamme! Du bleibſt bei mir; ich muß Schutz bei der Flucht haben. Wir müſſen den Griechen finden und das Waſſerthor, hörſt Du?“

„Mit dem Griechen?“

„Schweig. Verräthſt Du mich, mache ich Dich mit dieſem Dolch zur Leiche. Sei treu, ich gebe Dir meine Perlen!“ —

Regungsloſe Schwüle lag auf der Nacht. Die fernen Nebel umwogten die Inſel wie Leichentücher. Auf dem Thurm der Citadelle brannte ein großes Theerbecken und erhellte matt die nächſten Werke. Dort ſaß Selim, Baba-Chan, Hohenlohe, die Sklaven und einige Agas um ſich. Da ſtieg ein blaues Feuer ſeewärts auf. Fackeln entzündeten ſich längs der feindlichen Linien. Selim verließ den Thurm und eilte zum Waſſerthor, wo eine helllodernde Flamme bewies, daß Tancred de Piombes es zerſtören wolle. Die Trompeten ſchrieen! Der Sturm begann! Ueberall Kampfgetoſe, Geſchrei, Trompetenſchmettern. Der Feind ſuchte die Mauern zu erklimmen. Siedendes Oel und Pech ſchüttete man auf ihn her, das Dunkel machte den Kampf noch ſchrecklicher. Selim's Mühe war es gelungen, das von Tancred mit Theer gefüllte brennende Boot, welches man an die Waſſerpforte geklammert hatte, um ſie zu zerſtören, durch herabgeſtürztes Mauerwerk zu verſenken, aber ein gemeinſamer Jammerſchrei ſeiner Leute: „Die Burg brennt! Azrael über uns!“ zwang ihn umzukehren. Das Gebäude des Harems ſtand im Flammen, die Bedour hatte Wort gehalten! Vom innern Hofe der Citadelle aber ſcholl der Ruf: „Die Giaurs ſind da, die Giaurs!“ — Friedrich von Zollern, Rink, Montfort, Rhin und die deutſche Zunge waren wirklich durch den Außenthurm gedrungen, und ihre Schaaren mähten wie Todesengel unter den wahnſinnigen Moslems, die rathlos hier- und dorthin ſtürzten. Die Sarazenen wichen entſetzt von den Mauern, die anderen Ordenszungen klommen auf die Zinnen. Es war ein Gemetzel ohne Erbarmen, rings Aechzen und kollernde Leichen. Selim, in der Rechten das Schwert, den Roßſchweif in der Linken, von ſeinen Treuen umgeben, eilte zu ſeiner letzten Pflicht, die Weiber ſeines todten Soldan vor Schimpf zu ſchützen: „Allah, Allah, möge ich Dein Opfer ſein!“ —

Als der Sturm begonnen und die Sklaven nur noch auf Flucht und Rettung ihrer Schätze bedacht waren, hatte Bedour die brennenden Schwefelfaden in die Vorhänge ihrer

Kammer, die koſtbaren Truhen von Aloe und Sandel geworfen. Ihre beſten Kleinodien, den königlichen Brautſchmuck Tamerlan's um ſich, ſtürmte ſie mit Farez hinaus und weckte mit Zeterruf ihre argloſen Genoſſinnen, die ſich nun durch die Gänge drängten, während die Flamme Holzwerk, Decken und Zierath wie Zunder faßte.

„Vorwärts!“ rief ſie, „der Grieche iſt bei Selim. Nimm das Meſſer, Farez,“ flüſterte ſie, „es muß uns helfen, wenn der Alte mich erkennt!“

So ſtürmten die Frauen wie ein Rudel Hirſche nach dem Hofe, hinter ihnen raſten die Flammen. Mamour hieb eine Sklavin nieder, die Weiber zum Stehen zu bringen, aber eine Nubierin ſtach ihn mit einem Wurfſpeer zuſammen.

Selim erſchien. Seine Stimme gebot bei dem Fluche des Propheten den Frauen, ſich um ihn zu ſchaaren. Viele thaten es, einige ſuchten im Finſtern das Weite. Das Kreiſchen mehrerer Frauen: „Giaur!“ bewies, ſie ſeien in den Händen des Feindes.

Eben wollte die Bedour an Selim vorbei nach dem Waſſerthurm. Da packte er ſie: „Verfluchte, Du entrinnſt nicht! Ehrſt Du ſo Ilderym's Aſche? Folge ihm nach!!“

Ehe er aber den Damascener ſchwang, ſtieß ihn Farez unter die Rippen. Sandjawil brach ſtöhnend zuſammen: „Allah akbar!“

Ein Geheuel, eine Metzelei unter den eigenen Leuten! Farez ſank, von allen Seiten durchbohrt. —

Bedour aber, mit einem Satze, hatte Hohenlohe erreicht, riß ihn in's Finſtere und klammerte ſich an ihn: „Fort, zum Waſſerthor, nach Karien! Rette mich!“

Seiner Sinne kaum mächtig, der Ritterpflicht eingedenk, Wehrloſe zu ſchützen, eilte er mit ihr hinab zur bezeichneten Stelle, Warda folgte.

Hier hatten ſich Frauen, Sklaven, Soldaten und Matroſen in die Nachen geworfen, gleich ihnen den Hafen zu gewinnen, um nach Karien zu fliehen. Von außen dröhnte und brach Piombes an der Pforte.

„Oeffnet! Hinaus!“ ſchrieen die Flüchtigen. — Soldaten löſten die eiſernen Querſtangen, das Thor knarrte auf.

„Boote, ohoi!“ Die Barken ſchoſſen hinaus, um ſofort in Kampf zu gerathen.

Der Nachen unſeres Helden war zum Glück der letzte. In ihm, außer Hans und Bedour, waren Warda, fünf Sklaven und etliche Matroſen. Nur einzelne der Barken entrannen.

Tancred de Piombes mit Bendatour und vier Knappen drangen bei Fackellicht in's Thor. Ihr Schmuck verrieth die Bedour.

Wüthender Kampf entbrannte, aber zum Glück gelang es Hohenlohe, Bendatour die Fackel aus der Hand zu ſchlagen. Sie fiel in's Waſſer, das Boot machte ſich los und ſchoß hinaus. Man ruderte aus Leibeskräften hinüber nach Karien.

Tancred indeß, der ohnehin am Siege viel eingebüßt, nun einmal ſeiner Beute auf der Fährte, hätte ſie nimmer gelaſſen. „Fangt ſie! Fünfhundert Roſinobles, Knappen, fangt ſie!“

Sein Boot wendete und eilte nach. — Dank den trefflichen Matroſen, erreichten die Flüchtlinge in wenigen Augenblicken das Land.

Hohenlohe, den Athagan in der Hand, hob Bedour auf ſeinen Arm und ſtürzte an's Land, die Höhe empor, nach einer Seitenſchlucht. Keuchend folgte Warda; die Anderen zerſtreuten ſich im Nu. Die zurückgebliebenen Poſten auf den Bergen machten jetzt zu Pferde auf die Flüchtigen Jagd. Nur indem ſie raſch in die Schlucht glitten, konnten die Drei dieſer neuen Gefahr entrinnen.

Bei aller Angſt und Sorge empfand der dahineilende Hohenlohe, als er die holde Bürde des ſchönen Weibes, deren Antlitz er nun wiederſchauen durfte, auf ſeinen Schultern, in ſeinen Armen fühlte, ein unendliches Entzücken, eine ſüße, gramvolle Seligkeit. Er empfand, daß er liebte und geliebt ward, aber auch mit zuckendem Schmerz, daß dieſe Blume verboten war, ſchon welken mußte, da ſie kaum duftete. —

Schon hatten ſie die Seite von Knidos gewonnen und hofften entronnen zu ſein, aber Tancred mit ſeinen Gefährten ließ nicht nach, nur die Höhe hatte ſie getrennt, und er eilte herab, ſie feſt im Auge haltend.

Plötzlich ſtrauchelte Hans und brach in's Knie, er hatte ſich am Fuße verletzt und konnte nicht weiter. — Die Verfolger kamen näher. „Flieh, Bedour, flieh!“ —

Aber die Chanoum preßte ſich an ihn mit bitterem Weinen, Warda warf ſich knieend dem Feinde entgegen. —

„Hab' ich Euch doch, tückiſche Hunde?!“ jauchzte Tancred. „Biſt du mein, Gazelle von Sarron?“

„Zurück, wenn Ihr ein Streiter Johannes ſeid!“ rief Hans. „Dies Weib iſt nicht Eure Gefangene! Sie ſteht unter meinem Schutz, Johann's von Hohenlohe, Ritter der Zunge Deutſchland, und meinem Pilier nur, nicht Euch werd' ich ſie übergeben! Glaubt Ihr mir nicht, ſo fordere ich im Namen der ewigen Drei, daß Ihr mich vor den Stuhl der Loge ſtellt, die meine Richterin iſt!“

„Sieh doch! — Hans Hohenlohe, der Abenteuerliche? Ich nehme Euch, für was Ihr ſeid, einen ſpitzbübiſchen Griechen, der ſein Liebchen in's Verſteck bringt. Vorwärts, reißt ſie auseinander, Knechte!!“

„Gott und die Religion ſei dreifach Vergelter Deiner Schandthat. Du biſt kein Ritter, kein Edelmann!!“ —

Ein langer Jammerruf, ein kurzer Kampf! Dann war Alles vorbei. — Die Knechte Piombes' hatten Hans die Augen verbunden und geknebelt, Tancred und Vendatour hatten Bedour in ihre Schleier gewickelt, ſo daß ſie ſich nicht regen, kaum wimmern konnte, ebenſo Warda.

„Macht, daß wir an's Ziel kommen! Mit dem Griechen und dem Weibe thut ohne Umſtände, was ich Euch geſagt!“

Nicht wiſſend wohin, wurden die Unglücklichen vorwärts geſtoßen.

Nach längerem Gehen ſtand man ſtill! — Ein dumpfer Schrei. — Leiſes Flüſtern. — Darauf erhielt Hohenlohe einen jähen Stoß —, er fiel, — fiel tief! Die Sinne vergingen ihm! —

Fünftes Capitel.

Der anbrechende Morgen beleuchtete den Sieg des Ordens, beleuchtete ſtatt des Halbmondes die rothe Fahne St. Johannes', die von den Zinnen der Ilderymsfeſte wehte. Mit dem Beſitze dieſes wichtigen Platzes waren die Halbinſeln Kos und Krio dem Orden vollſtändig unterworfen und dem Chriſtenthum der Weg durch ganz Karien geebnet. Bis Smyrna floh die muſelmänniſche Bevölkerung, welche nicht anders glaubte, als die Ritter zögen ſchon gen Stambul. — Alle Lippen bezeichneten laut den greiſen Friedrich von Zollern als den Helden, der zuerſt in's Herz der Feſte gedrungen war, zuerſt die Kreuzesfahne auf die Zinnen gepflanzt hatte. Aber der Sieger blickte finſter und theilnahmlos, wies allen Ruhm und Ehre ab, denn ſeine Gedanken weilten bei Dem, der an dem raſchen Siege vornehmlich Urſach' hatte, bei Hans von Hohenlohe. Alles Suchen unter Verwundeten und Todten erwies ſich nutzlos, der Ritter war nicht zu finden, alle Erkundigungen bei den anderen Ordenszungen halfen zu nichts. Wer ſollte den jungen Mann auch unterm Griechenkleide und in der Nacht im Kampfe erkannt haben!

„Was ſoll ich davon glauben, Rhin?" brach kopfſchüttelnd Friedrich los. „Müßte ich ihn ſelbſt todt vor mir ſehen, ich würde ruhiger ſein, wüßte ich ihn doch im

Lande des Lichts und des Friedens, aber verſchwunden, wie weggeweht? — Es iſt nicht möglich!“

„Farez iſt auch todt —, der Einzige, welcher reden könnte!“ ſagte Montfort.

„Unter den Gefangenen, Weiſeſter, ſind aber die beiden nubiſchen Sklaven, welche die Leiche Selim's vertheidigten, als wir ſie entwaffneten. Farez ſagte Dir doch am Gitter, der Baſchi habe Hans am Morgen vor dem Sturm zu ſich holen laſſen. Die Nubier könnten darum wiſſen! — Und laß auch durch Ruprecht die Rüden, namentlich Zuleika, von Rhodus holen. Das Thier hing an Hohenlohe, hat uns doch von ihm ſo wichtige Nachricht gebracht, es wird, verlaß Dich darauf, ſeine Spur finden! Todt oder lebendig, wir müſſen ihn haben!“ rief Henneberg.

„Ihr habt recht. Gieb Ruprecht ſogleich den Befehl, Rink, dann laßt uns den Großmeiſter aufſuchen!“

Rink eilte fort. Die Anderen begaben ſich eilig zu Naillac, der mit Beſichtigung der Gefangenen beſchäftigt war.

„Du haſt Hohenlohe noch nicht gefunden, Weiſeſter?“ fragte dieſer.

„Noch nicht, mein Meiſter, aber ich hoffe auf ſeine Spur zu kommen. Deshalb ſtelle ich an Dich die Bitte, überlaß mir jene beiden Nubier dort, die ich bei Selim's Leiche fing!“

„Sie ſind Dein! Nimm ſie als geringe Gabe der Liebe, die Dir der Orden heute wiederum ſchuldet!“

„Ich danke Dir, theurer Meiſter! Erlaube mir, daß ich mich zurückziehe!“

„Wohl! Im Kriegsrath erwarte ich Deine Unterſtützung!“—

Auf Naillac's Befehl wurden Oglu und Ibrahim, denn ſie waren es, den Leibknechten Zollern's übergeben und in eine Halle geführt, die man eilig für den Senior hergerichtet hatte. Derſelbe folgte mit Rhin und Henneberg, während Montfort Befehl erhielt, die deutſche Zunge zu ſammeln, denn nach dem Kriegsrath ſollte Muſterung ſtattfinden.

„Wie nennt Ihr Euch?“ fragte Friedrich die Sklaven.

„Oglu!“ — „Ibrahim!“ ſtotterten Beide.

„Ich bin Herr über Euer Leben nach Kriegsrecht, und will Euch langſamen Todes ſterben laſſen, wenn Ihr lügt. Aber Ihr ſollt frei und ledig ſein und gehen, wohin Ihr wollt, wenn Ihr mir ehrlich ſagt, wo der gefangene Grieche blieb, der bei Farez im Thurm ſaß und den der todte Baſchi heraufholen ließ, ehe der Sturm begann.“

„Den Griechen, Herr,“ ſagte Oglu zitternd, „behielt er bei ſich während des Kampfes, er ſollte ihm Auskunft geben über Eure Anſchläge!“

„Was wurde aus ihm?“ —

„Als der große Schah Selim,“ ſagte Ibrahim, „da die Gemächer des Harems brannten, die flüchtigen Weiber ſammeln und die fliehende Chanoum Bedour niederhauen wollte, wurde er von Farez erſtochen. In der Verwirrung ſah ich darauf den Griechen mit der Bedour entweichen. Ich hätte ſie Beide niedergehauen, aber ich mußte den Leib meines todten Herrn ſchützen. Dann kamſt Du mit den Feinden und wir waren gefangen!“

Friedrich blickte ſtarr vor ſich hin. „Nach welcher Seite flohen ſie?“

„Zum Hafen, denk' ich. Denn wenn ſie entronnen ſind, kann es nur durch das Waſſerthor geſchehen ſein.“

„Alſo nach Kos?“

„Ja, Herr, wo ſollten ſie ſonſt hin?“ —

Friedrich ließ darauf die Sklaven ſchließen und in feſten Gewahrſam bringen, befahl Henneberg und Rhin tiefſtes Stillſchweigen, und begab ſich in die große Halle, den Audienzſaal Selim's, der nunmehr dem großen Ordensrath zu augenblicklicher Verſammlung diente.

Es waren bereits die Piliers Piombes, Soranzo, Stuart und Fereira nebſt dem Subprior der Auvergne, in des gefallenen Brancas Stelle, mit ſämmtlichen Prioren zugegen. Die beiden Großmeiſter waren noch beſchäftigt, dem Kanzler von Caſtilien und dem Groß-Commendator die erbeuteten Waffen, Schätze und Gefangenen zu übergeben, welche ſofort nach Rhodus gebracht werden ſollten.

Wie Zollern in den Saal trat, empfing ihn der Jubelgruß der Verſammlung, die ſich an ihn drängte, um ihm, als dem eigentlichen Sieger, Glück zu wünſchen. Er lehnte ernſt dieſe Ehre von ſich ab, erinnerte die Brüder, daß man nur durch die Nachrichten Hohenlohe's in Stand geſetzt worden, des Platzes ſo bald Herr zu werden, und wie tief er deshalb das Verſchwinden des jungen Ritters betrauere, der ihm perſönlich als Kind ſeines alten Freundes theuer ſei. Die Piliers verſprachen ſämmtlich lebhaft, bei ihren Zungen nach ihm zu forſchen, denn der Dienſt, welchen er dem Orden erwieſen, wie ſein eigenthümlich räthſelhaftes Geſchick gaben dem Jüngling eine Wichtigkeit, die er ſonſt ſchwerlich hätte beanſpruchen können. Es war dann von Brancas' Tod die Rede, und man verbreitete ſich über die verſchiedenen einzelnen Umſtände, von denen der nächtliche Kampf begleitet geweſen war.

„Es ſcheinen doch viele der Sarazenen unter dem Schutz der Finſterniß nach Kos hinüber entkommen zu ſein, Bruder Piombes,“ wendete ſich Friedrich zu dieſem. „Ihr hattet mit Eurer Zunge die Hafenſeite, nicht wahr?“

„Ich hatte ſie, Weiſeſter, und damit zugleich die unglücklichſte Stellung, denn der Raum war zu eng für geeignete Entfaltung meiner Kräfte, wie Ihr am Tage leicht ſehen könnt, zumal der Waſſerthurm an der Außenmauer bis an den Meeresſpiegel vorſpringt.“

„Wer berannte denn das Waſſerthor?“ fragte Friedrich nachläſſig.

„Mein Neffe Tancred. Sein Plan, das Thor ſelbſt durch Feuer zu zerſtören, wurde von Selim vereitelt, und als die Citadelle zu brennen begann, der Feind entſetzt von den Zinnen wich, die Unſeren aber jählings die Mauern erſtiegen, war Tancred mit ſeinen Booten faſt allein im Hafen. So kam es denn, daß er den Andrang der Flüchtigen aus dem Waſſerthor allein nicht hemmen konnte. Genug wurden noch gefangen oder kamen im Waſſer um, aber Manche ſind auf die Spitze von Kos entronnen. Ich habe deshalb meinem Neffen Befehl gegeben, mit ſeinen Rittern und Andiol de Teſſaire, der zu Knidos ſteht, die ganze Landzunge bis Pyskos abzuſuchen. Da die Zungen von Caſtilien und Aragon dort die Verbindung mit Karien verlegen, erwiſchen wir die kahlköpfigen Hunde doch!" —

Während Piombes' Rede waren die beiden Großmeiſter mit dem Groß-Commendator und Kanzler, wie den Prioren von Caſtilien und der Provence eingetreten. — Die Berathung begann.

Nach einſtimmigem Beſchluß wurde dem Sieger Friedrich von Hohenzollern das Gubernium der Inſel übergeben. Piombes aber nahm für die Zunge Frankreich die Beſetzung von Kos und Krio bis Pyskos in Anſpruch, „denn," ſagte er, „da Frankreich beim Siege durch die Ungunſt des Geſchicks zu kurz kam, möge man ihm wenigſtens die Ehre gönnen, als Vorhut des Ordens nunmehr dem Feinde landeinwärts die Stirn zu bieten." Dies ward etwas lau, aber dennoch angenommen.

Als er nun darauf drang, ſeinen Neffen Tancred mit der Obhut von Knidos zu betrauen, erhob ſich ſtürmiſch Widerſpruch von allen Seiten. —

„Meine Brüder," rief Zollern ſich erhebend, „ich bitte Euch, laßt dieſe Frage vor der Hand ruhen! Obwohl allerdings kein Grund iſt, dem Comthur Tancred ſolche Gunſt zu erweiſen, er ſie allein nur ſeinem trefflichen Pilier zu danken hätte, deſſen Verdienſte ich nicht zu erwähnen brauche, ſo wünſche ich, eben um Dir, Bruder Groß-Hoſpitaliter, unſre Achtung zu beweiſen, daß Tancred einſtweilen Knidos ſo lange behalte, bis feſtgeſtellt iſt, wie wichtig der Hafen durch Befeſtigungsbauten dem Orden werden kann. Selbſtredend bedarf alsdann der Platz eines der zuverläſſigſten Krieger unter uns!"

„Dieſe Unterſuchung von Knidos und Pyskos iſt aber bald zu wünſchen, Weiſeſter," ſagte Fluvian, „denn ſobald ſich Stambul erſt ermannt und wieder ein Soldan die

Fahne des Propheten ergreift, wird man in Karien alle Hände voll zu thun finden."

„Deshalb, meine ich, iſt es unerläßlich," fiel der Großmeiſter ein, „daß wir Aragon und Caſtilien die Ehre, Karien zu decken, mit Frankreich theilen laſſen, indeß Italien und die Hälfte unſrer Flotte den ſtrengſten Seedienſt im Norden wie um Halikarnaß und Krio übt, der weiſeſte Senior aber über das Ganze das General-Commando übernimmt!"

Piombes hätte gern widerſprochen, aber er ward jubelnd überſtimmt.

Demzufolge blieben die drei Zungen Aragon, Caſtilien und Frankreich zur Deckung Kariens. Piombes' Sitz ſollte Pyskos ſein, Aragon und Caſtilien die andere Seite und die Ueberwachung des Halikarnaß haben und ein Lager beziehen, Tancred endlich die Zunge von Kos verwalten. Letzteres war eine ungeheure Vergünſtigung, welche man auf Zollern's dringendes Zureden dem ſtolzen Pilier erwies! Deutſchland unter Zollern beſetzte die Ilderyms-Inſel, Italien hatte den Seedienſt. Die Zungen von Provence, Auvergne und England aber, nun entbehrlich, ſollten mit den beiden Großmeiſtern nach Rhodus zurückgehen.

Nachdem die Ordensſitzung aufgehoben worden, erfolgte die Muſterung aller Ritter. Die Trompeten ſchmetterten, die Glocken der umliegenden Inſeln tönten über's Meer, und majeſtätiſch brauſte der Choral der Brüder: „Deus, creator" empor gen Himmel. Mit erhobenen Händen dankte der Großmeiſter Naillac Gott für den Sieg, lobte die Streiter und gedachte der Gefallenen. Dann, unter tiefem, andachtsvollem Schweigen ward die Inſel, welche einſt den Beinamen des todten Tyrannen Tamerlan, Ilderym (der Blitzſtrahl) getragen, dem Apoſtel St. Petrus geweiht, „daß ſie fortan der Fels ſei, auf den das Werk der Wiedereroberung ſich gründe!" Unter freudigem Dankliede endigte die Feier. — Die Zungen begannen dem Ordensbeſchluß gemäß die Schiffe zu beſteigen, oder ſich in ihre Stellungen zu begeben, nachdem ſie ihre Todten begraben, ihre Verwundeten in Sicherheit gebracht hatten. Ueber dem Hauptthor der Petersfeſte flatterte das Panier des Piliers, das alte Hohenzollern-Wappen.

Wie Naillac und Fluvian ſich von Friedrich nach kurzem Imbiß trennen wollten, um zum Ordensſitz zurückzukehren, faßte Zollern plötzlich tiefbewegt die Hände der Großmeiſter.

„Meine theueren Brüder, ein Wort noch, ehe Ihr geht. Es laſtet etwas Entſetzliches auf meinem Herzen, die Ahnung großer Schande, großen Gräuels! Wenn ich aber angeben ſollte, Dies oder Jenes iſt's, ſo wüßte ich's nicht. Es ſind bei dieſem Kampfe Dinge geſchehen, die ermittelt werden müſſen zum Heile des Ordens; falle der Ausgang Dem auf's Gewiſſen, der ſchuldig iſt. Möglich, mein alter Kopf plagt ſich mit Gedanken, die ſich dann nichtig erweiſen, aber ich fürchte, ich habe mich nicht getäuſcht. Erlaßt mir, Euch Mehreres zu ſagen, nur vorbereiten auf eine finſtere Stunde will ich Euch. Gehe es aber aus, wie es will, ich werde Euch bei den drei ewigen Lichtern der Religion Rechenſchaft geben, und habe ich falſchen Verdacht gehegt, will ich mit Freuden Buße tragen!“

„Du erſchreckſt und ängſtigſt uns, Zollern!“ rief Fluvian. „Ein Todesverbrechen?“ —

„Laß ihn jetzt, Bruder,“ ſagte Naillac. „Ich ſah es ihm ſeit Tagesbeginn an, daß er im Herzen trauert und mit ſich ſelber kämpft. Thue Friedrich, wie Der ſtets thut, welcher dem ewigen Lichte am nächſten ſteht. Der Vater des Ordens wird keins ſeiner Kinder verleugnen! St. Johann ſei über uns!“

Sie umarmten einander ſtumm, und Friedrich begleitete die Großmeiſter zum Strande, wo die zurückbleibenden Piliers ſich verabſchiedeten.

Als die Großmeiſter-Galeere in See ging, kehrte Zollern mit Piombes, Soranzo, Fereira und Braganza, die unter ſeinem Commando ſtanden, zurück. Piombes zwang ſich, ſeine üble Laune, daß er das Gubernium von Karien nicht allein und unabhängig erhalten, zu verbergen.

„Haſt Du uns noch weitere Maßregeln anzuempfehlen, Bruder Pilier von Deutſchland?" fragte er mit leiſem Hohne.

„Dir nicht, Piombes, Du biſt zu — weiſe, um meines Rathes nicht zu entbehren!" entgegnete Friedrich. „Bruder Soranzo aber wird vier ſeiner Schiffe nach Pyskos, vier nach Knidos, vier in dieſem Hafen ſtationiren. Abwechſelnd je eins hat den Poſtdienſt täglich. Die Brüder Fereira und Braganza beziehen bei Pyskos ein feſtes Lager. Habt mir auf Halikarnaß ein Auge und was um Milet vorgeht; Streifcorps zu Roß werden ſehr gut thun. Die Stadt Pyskos hält Piombes, und dieſer mag mir, ſobald es ihm beliebt, Vorſchläge zu ihrer Befeſtigung thun. Alle Gefangenen und Schätze aber, die ſich bei Unterſuchung der Gegend finden, befehle ich Euch bei meinem Amte, ſofort mit guter Bedeckung an mich zu ſenden. Was auf der Seeſeite vorfällt, Bruder Soranzo, ſei mir und dem Großmeiſter zugleich gemeldet. Gott geleite Euch!" —

Die Piliers verfügten ſich zu ihren Zungen. „Den weiſeſten Bruder von Zollern macht das Alter etwas kindiſch und wunderlich," ſagte leiſe Piombes zu Fereira. „Thut er nicht gerade, als würden wir etwas von der Beute für uns behalten?" —

„Ich kann nicht ſagen," entgegnete der Aragonier, „daß ihn der Sieg eitel gemacht, aber traurig, faſt ſchwermüthig, das weiß ich gewiß. — Vergeßt nicht wegen des jungen Hohenlohe nachzuforſchen!"

„Schon gut. Ich habe noch nie geſehen, daß um einen Milchbart ſo viel Weſens gemacht wurde. Lebt wohl!" —

Inzwiſchen ſchritt Friedrich mit tiefem Sinnen dem Palaſte zu. Jeden Augenblick ward ſein Herz ſchwerer, nahm ſeine düſtere Stimmung zu. Statt wie ſonſt mit den Comthuren Rhin und Montfort zu ſpeiſen, ſie zu Theilnehmern ſeiner vielverzweigten Geſchäfte zu machen, gab er ihnen nur kurze, ſtrenge Anweiſung über Beſetzung wie Verpflegung des Platzes und entließ ſie. Auch Henneberg, der bei ihm perſönlich Dienſt hatte, wollte er an der Thür abweiſen.

„O, ſchick' mich nicht auch noch weg, Weiſeſter! Dein Herz iſt zu bewegt, iſt voll Schmerz, wie das meinige. Ich frage nicht, was Du denkſt, denn das ziemt meiner Jugend nicht, aber mit empfinden will ich's. Laß mich um Dich ſein. Ruprecht hat die Hunde gebracht, und wenn Du mich liebſt, laß mich mit den Rüden nach Hohenlohe ſuchen. Ich bring' ihn Dir wieder!“ —

„Bring' ihn lieber todt, als lebend und ehrlos!“ —

„Ehrlos? Was haſt Du geſagt! — Ehrlos?! —“

„Schweig! Ich ſagte ſchon zu viel! Aber bei meiner Mutter reinem Wandel, bei dieſem Haar, das unter Ehre und Entſagung weiß ward, Schwert und Strick ſei über dem Verbrecher! — Du willſt Hanſen ſuchen? Gut, Du ſollſt! — Aber vergiß nicht, daß Du ſchweigen mußt, willſt Du nicht ſelber Schande auf Dich laden. Mag Deine Bruderliebe Dir die Fährte zeigen. Komm!“ —

Sie traten in Friedrich's Zimmer, wo Ruprecht mit den Doggen wartete, die winſelnd an ihrem Herrn emporſprangen. „Ruhig, Zuleika, ruhig! Gieb ſchnell den Thieren Futter, aber reichlich, Ruprecht!“ —

„Zu Befehl, Weiſeſter!“ —

Haſtig und voll Unruhe ging Friedrich im Zimmer auf und ab, ohne ein Wort zu reden; hin und wieder betrachtete er ungeduldig die freſſenden Thiere. — Als die Doggen geſättigt waren, band er Zuleika an eine Koppel, pfiff den anderen, und gab Rink einen Wink. Sie verließen das Gemach. Ruprecht mußte mit einer Kienfackel voranleuchten, und ſo ſtiegen ſie hinab in den Keller des Außenthurms. „Zuleika, ſuch' ihn! Huſſah, mein treues Thier! Wo haſt du ihn denn verloren, wo?“ — dabei breitete er das Stroh der Zelle auseinander.

Die Hündin beroch das Lager lange, dann heulte ſie dumpf, wedelte mit dem Schweife und ſprang vor Freuden. Es war das Erkennungszeichen. Die anderen Doggen nahmen gleichfalls die Spur auf.

„Nun, Wilderbrandt, nimm die Leine, zeig', daß Du den Namen in der That führſt, und folge dem Thiere.

Sieh, wie es ſchreit und winſelt. Raſch, mein Sohn, zu Nacht erwart' ich Antwort!" —

„Auf mein Gelübde, Du ſollſt ſie haben!" —

Die Hündin zog und zerrte, am Boden riechend, vorwärts, dann ſchlug ſie ein Geheul auf. Kaum konnten die Männer folgen. Das Thier führte ſie erſt kreuz und quer auf den Zinnen und durch die Gebäude, ja kam oft auf einzelne Stellen zurück. Endlich nahm es den Weg nach dem nördlichen Hofe zum Waſſerthor.

„Ein Boot, ein Boot!" rief Henneberg.

Während er daſſelbe mit den Thieren beſtieg, eilte Friedrich auf die Mauer des Thurmes, um ſich mit eigenen Augen zu überzeugen. Er ſah Rink abſtoßen und den Hafen durchſchneiden. Aber ehe derſelbe noch das jenſeitige Ufer erreichte, hatte Zuleika die Leine zerriſſen, war mit einem Satze aus dem Nachen, legte die Strecke bis Kos ſchwimmend zurück, ſprang an's Land und ſtürzte rechts empor, einer Schlucht zu, in der ſie verſchwand.

„Du treues Thier!" rief der Greis. — „Was der wunderbare Gott dem ſtolzen und allweiſen Menſchen verſagte, das gab er dir!" Er ſtieg gedankenvoll hinab und machte die Runde bei den Brüdern. —

Henneberg kam nach langem Suchen reſultatlos zurück. Er hatte Hohenlohe nirgends auf der Landzunge gefunden und Zuleika's Spur überdem vollſtändig verloren. Die Dogge ſchien Hohenlohe's Geſchick theilen zu ſollen! —

Es war am Abend des ſechſten Tages nach der Beſitznahme der Inſel St. Pierre, als Tancred de Piombes und Agathon de Vendatour allein auf dem flachen Dach eines mauriſchen Gebäudes ſaßen, das früher ein Aga Tamerlan's als Kaſchew (Hauptmann) von Knidos innegehabt. Im Hofe lagen und ſtanden Piombes' Knechte unter einigen Palmen, lachten, ſangen und genoſſen gleich ihrem Herrn die würzige Abendluft. Selbſt die Wache am Thor lehnte nachläſſig auf dem Speer, und die Stille des von ſeinen muſelmänniſchen Einwohnern verlaſſenen Oertchens ward nur durch verſchiedene kleine Abtheilungen von Rittern belebt, die auf ſchnaufenden Roſſen heimkehrten oder zur Nacht fortritten, um die Halbinſel unter fortwährender Beobachtung zu halten, während kleine Rotten von Fußknechten (Söldlingen des Ordens, aus der raufluſtigen Jugend des griechiſchen Archipels genommen, und jeder Zunge zugetheilt) die Wache im Hafen und in dem Weichbilde von Knidos verſahen. —

Die Sonne war unlängſt hinabgeſunken, das tiefblaue Firmament noch umhaucht von dem rothen Golde der Abendwolken, während ein weißblauer Dämmer rauchförmig durch Laub und Höhen zog, indeß das funkelnde Meer leiſe rauſchend mit feinem Giſcht ſich an den flachen Molen brach, wo träge zwei Ordensgaleeren lagen, von deren Maſten die Laternen glommen. Tancred ſaß ſtill und ſtarrte auf das Meer, während Vendatour einer ſilbernen Flaſche fleißig zuſprach, die vor ihm auf dem Rande der Mauerkrönung ſtand.

„Nun, was ſinnſt Du, Comthur? Iſt's doch ſonſt nicht Deine Art, zu träumen und zu ſchmachten. Ich fürchte, Du haſt einen Splitter im Hirn, der Dir viel Unruhe macht!“

„Und wenn er mich ja in Frieden läßt, mußt Du mich wohl an ihn erinnern?“ —

„Keineswegs, nur haſſ' ich die ſtumme Grübelei über Vergangenes! Vorher hab' ich genug geredet, Dich abzuhalten, jetzt — „kana ma kana“ ſagt der Moslem, man muß Geſchehenes geſchehen ſein laſſen!“ —

Beide ſchwiegen eine Weile.

„Es iſt ſonderbar,“ begann Tancred, „wie mich der heutige Abend eigenthümlich ergreift, ſo finſter ſtimmt. Keins unſerer Ordensſymbole iſt ſo wahr, als daß mit der Sonne, dem leuchtenden Oſten, die Idee der Schönheit, Wahrheit, des Lebens und der Allbeglückung, aber mit der Nacht die Idee der Leere, des Todes, der Lüge und Finſterniß ſich verbindet. Die Nacht iſt das Reich des Verderbens! — Findeſt Du es nicht kalt hier?“ —

„Ich? Nein, es iſt der herrlichſte Abend von der Welt.

Nimm einen Schluck Chierwein, er wird Dich wärmen und die melancholiſchen Spinnenneße aus dem Hirn ſpülen.“ —

Tancred trank, dann ſtemmte er die Flaſche auf's Bein. — „Wenn ich hätte ahnen können, dieſe paar erbärmlichen Schäferſtunden müſſe man mit — mit dem Griechen erkaufen, dies Weib werde von ihrer Haremstugend ſo viel Aufhebens machen —! Verdammt, ich wünſche die ganze Geſchichte zum Satan!“

„Du haſt viel Umſtände mit ihr gehabt, was? Gutwillig gab ſie ſich nicht! — Bah, da war's doch beſſer zu Rheims, wo Du nur mit den Roſinobles zu klimpern brauchteſt!“

„Wahrhaftig, ſie war wild wie eine Katze, und hätte ſie eine Waffe zur Stelle gehabt, jeder Beſuch wäre mit einigen Zoll Eiſens bezahlt worden!“ —

„Die Erhörung Deiner Leidenſchaft iſt, kurz geſagt, ſchlecht genug ausgefallen, und nun fühlſt Du Reue. Oder thut Dir der — der Grieche leid? Haſt Du etwa Furcht vor Entdeckung?“

„Ich bewundere Dein Benehmen, Agathon! Vorher warſt Du voll Sorgen und Warnungen, hatteſt tauſend Gewiſſensſcrupel, und jetzt, wo ich mehr that, als ich je gewollt, einen kurzen, erbärmlichen Rauſch mit — mit einem ſchlimmen — Nothbehelf erkaufen mußte, ſprichſt Du mit ſolcher Kälte davon, obwohl Du daran Theil genommen?“ —

„Woran, Comthur? Du wirſt doch die Gefahr ebenſo wie den Nutzen auf Dich allein nehmen? — Wir verfolgten einen Griechen und ein ſyriſches Weibsbild, der Mann ward in der Dunkelheit getödtet, was aus dem Weibe wurde, weiß ich nicht!“

„Aber er gab ſich als Ritter in den myſtiſchen Zeichen zu erkennen, dennoch ward er von uns hinab —“

„Weil man im Kriege, zumal bei Nacht, nicht viel Zeit hat Unterſcheidungen zu machen. Von Deinen Zeichen und Worten hab' ich nichts geſehen, noch gehört. Schlimmſten Falls iſt's aber ein Verſehen, das wohl mit achttägiger Pönitenz abzuthun ſein wird. Du ſcheinſt wirklich Entdeckung zu beſorgen?“

„Eigentliche Entdeckung — nein. Die Halbinſel ſteht unter meinem Befehl, den Knechten iſt mit dem Schmuck der Frau der Mund geſtopft, und morgen hoffe ich ſie nach Frankreich zu ſchicken, alſo gänzlich los zu werden; mein Onkel hat nämlich Mahnbriefe wegen der Reſponſionen abzuſchicken. Geſetzt, man fände das Weib auch, kann ſie ſich nicht verſteckt haben? Wird man einer Heidin glauben? Weshalb muß ich ſie denn dorthin geſchleppt haben? Nur auf Grund ſicherer Beweiſe iſt ein Ritter anzuklagen! — Mir iſt nur Eins peinlich! So geringfügig es iſt, wirkt es doch beunruhigend auf mich!“

„Was iſt's denn?“ —

„Geſtern Morgen, als ich allein die Runde machte und am Ende der letzten Gehöfte nach der Ciſterne zu, etwa eine halbe Stunde von hier entfernt, auf den Wachtpoſten der Knechte ſtieß, ſah ich eine der gelben Doggen Zollern's, welche die Leute fütterten. Als ich herantrat, heulte das Thier und lief mit dem Brote im Rachen fort. Ich erkundigte mich anſcheinend theilnahmlos, und man ſagte mir, das Thier fände ſich ſchon ſeit drei Tagen ein und ſchleppe das Freſſen weg!“ —

Agathon war aufgeſprungen. „Tancred, laß das Weib laufen, ich bitte Dich! Heute noch! Man muß bei der Ciſterne nachſehn!“

„Du glaubſt doch nicht,“ fuhr Tancred empor, „jener — Menſch könne — noch leben?“ —

„Ich glaube Nichts, aber fürchte Alles! Morgen wirſt Du mich nach der andern Seite von Kos ſchicken, ich mag mit Dir nichts mehr zu thun haben!“

„O, ich danke Dir, wackerer Freund! Willſt Du mich nicht auch verrathen?“ —

„Bei meinem Seelenheil, nein, aber ich fordere Dich auf, Alles zu beſeitigen, was Verdacht erweckt!“

„Ich werde dieſe Nacht das verteufelte Weib frei laſſen! Mach' Dich fertig, wenn Alles finſter und ſtill iſt, gehen wir!“ —

Es war Nacht, als beide Ritter nach dem Aquäduct aufbrachen. In die Mäntel gewickelt, das Schwert in der Hand, ſchritten ſie fürbaß. Ungewiß ſchien der Mond durch die Zweige, der Wind raſchelte geiſterhaft im Laube und pfiff ſchrillend um die Felskanten.

„Du haſt doch das Feuerzeug, Tancred?“

„Ja, ſchweig' und komm!“

Mit größter Vorſicht ſchlichen ſie die buſchigſten, entlegenſten Pfade bergauf, um die Waſſerleitung zu erreichen. Innere Beklommenheit und das Beſtreben, die Folgen ihrer Handlungen zu verwiſchen, ließ ſie bei jedem huſchenden Schatten, vor jedem Geräuſch erbeben. — Endlich hatten ſie das Gemäuer erreicht. Es lag in tiefſtem Dunkel. Leiſe tappten ſie vorwärts.

„Haſt Du die Thür?“ —

„Nein, wir müſſen ſchon vorüber ſein. — Hörteſt Du nichts flüſtern?“

„Nein, nein, komm doch nur, hier iſt der Eingang!“ —

Tancred und Agathon öffneten mühſam die verbarrikadirte Pforte, dann faßten ſie einander an der Hand und taſteten vorwärts hinein. —

„Mach' Feuer, Tancred!“

„Nimm nur erſt die Schlüſſel! — Es iſt entſetzlich ſtill hier!“

Als eben Tancred Feuer ſchlug, ſchoß jähes Licht durch den Raum. Die Thür des leeren Gemachs war aufgeſprungen und die Ritter erblickten vor ſich Naillac, Fluvian und Friedrich von Zollern. Comthure mit brennenden Windlichtern umſtanden ſie.

Ein Schrei des Entſetzens entfuhr den Lippen Tancred's und Agathon's. Sie wollten ſich wenden und fliehen, aber hinter ihnen verſperrten Henneberg, Montfort und Rhin mit blanker Waffe den Weg.

Sie ſtanden ſtarr, gebrochen! —

Da trat der Groß-Ceremonienmeiſter Sanquillac auf ſie zu: „Fortan, Ihr Verfluchten, ſollt Ihr dies Kleid der Ehre nicht mehr tragen! Ich übergebe Euch dem Richterſtuhl der Drei!“

Die Comthure riſſen ihnen den Rittermantel vom Leibe und beraubten ſie des Schwertes. Da zog Tancred den Dolch der Gottesgnade, um ſeinem Leben ein Ende zu machen, aber er ward zu Boden geriſſen, entwaffnet, gebunden und fortgeſchleppt. Vendatour geſchah das Gleiche, ihre Häupter wurden mit einem Mantel verhüllt. — Die Lichter löſchten aus. — Wie Geſpenſter zogen die ſchwarzen Geſtalten mit weißen Kreuzen ſtill über die Hügel. Alle Reiterpoſten wichen von ferne aus, ſobald Sanquillac's Ruf erklang: „Weicht vor den Dreien im Namen Gottes!“ —

Die „Loge“ der Ritter St. Johann zu Rhodus lag auf dem Mont St. Jean, dem höchſtgelegenen Theile der Stadt an der rue des chevaliers neben der Kirche „Johannes des Täufers“. Es war ein großer, faſt kubiſch gebauter Palaſt romaniſchen Styls, aber ohne beſondere Verzierungen, deſſen einziges Portal auf zwei mächtigen Säulen ruhte und durch ſieben Stufen beſchritten wurde. An ſeinem Frontiſpiz, einem Dreieck, das die Säulen krönte, erglänzte das weiße Balkenkreuz im rothen Felde, von zwölf Sternen umgeben. Hier war der geweihteſte, heiligſte Platz der Johanniter, das Schatzhaus ihrer hiſtoriſchen Erinnerungen, die Quelle ihrer Erkenntniß, der Sitz der großen, unſichtbaren Mutter, welcher ſie ihr Leben geweiht, der „Religion“.—

Auf Befehl des innern Ordensraths waren durch den Groß-Ceremonier Sanquillac alle Piliers, Priore und Comthure zu einer „geheimen Groß-Loge“ entboten worden, welche in der Nacht, vierundzwanzig Stunden nach Tancred's und Vendatour's Ergreifung, ſtattfinden ſollte. — Alle Geladenen verſammelten ſich in der großen Empfangshalle von grauem Marmor, aus welcher mehrere vergoldete Thüren in's Innere des Gebäudes führten. Keiner der anweſenden Brüder hatte eine Ahnung vom diesmaligen Zweck der Loge, nur daß ſie in der Nacht gehalten wurde, deutete auf den tiefen Ernſt und die Heimlichkeit der Feier, und nicht ohne ein Gefühl dumpfen Trübſinns, ahnungsvoller Bangigkeit erwarteten ſie das Oeffnen der mittleren Pforte, welche in den großen Saal der Johannis-Ritter-

Loge führte. Als die Glocke Mitternacht ſchlug, trat Sanquillac ein und fragte:

„Sind ſämmtliche Brüder der heimlichen Loge eingetreten?“

Ein allgemeines „Ja“ erfolgte.

„So folgt mir, und Gott, deſſen ewiges Auge über den Wegen der Menſchen wacht, gebe Euch Klarheit und Wahrheit!“ —

Er öffnete weit die Flügel der Pforte und ſchritt voraus. Die Ritter folgten paarweiſe.

Als die Verſammlung den Ordensſaal der großen Loge betrat, blieb ſie ſtutzig und erſchreckt ſtehen. Die ſonſt himmelblauen Wände waren ſchwarz verhangen, die Lichter der Piliers nicht wie ſonſt entzündet, und der ungeheure Raum wäre vollſtändig finſter geweſen, wenn nicht oberhalb der Stufen, wo der Altar mit den drei Stühlen ſtand, die drei Kerzen geflammt hätten. Sie warfen einen bleichen, magiſchen Schein auf die ſtummen Brüder, welche ſtill zu ihren Sitzen ſchlichen. Unter den drei Lichtern vor dem Altar ſaßen an ſchwarzverhangenem Tiſche Zollern, Fluvian links, Naillac rechts. Auf dem Tiſche ſelbſt befand ſich das Crucifix, das Ordensgeſetz, die Bibel und dabei Friedrich's Schwert. In der Mitte des Saales ſtanden neben einander zwei ſchwarze Schemel, an deren Lehne eine eiſerne Stange emporging, die oben in einem ſtarken Ringe endigte. Zwei Ritter mit qualmenden Fackeln hielten bei ihnen Wache. Lähmende Stille lag auf der weiten Loge.

„Sind wir verſammelt, meine Brüder?“ fragte Naillac.

„Ja, Hochwürdiger, wir ſind's!“ antwortete Sanquillac.

„Iſt die Pforte geſchloſſen und bewacht? — Sind wir allein?“

„Die Pforte iſt bewacht! Wir ſind allein!“ —

„Meine geliebten Brüder,“ und Naillac erhob ſich bewegt, „ich habe Euch gerufen zu einer Loge ohne Schmuck und Weihe, ohne Licht und Harmonie, bei Nacht und zu heimlicher Arbeit. Die Farbe der Trauer ringsum, der Hauch der Finſterniß und des Todes mag Euch beweiſen, wie tiefernſt und ſchmerzlich die nahende Arbeit iſt. Von unſerm Orden iſt das Licht gewichen, gelöſcht von treuloſen, blutigen Händen. Deshalb bedeckt uns Nacht und Schande! Kaum werden wir noch erhellt vom matten Schimmer der letzten Drei, und Ihr, Brüder, mögt entſcheiden, ob auch dieſe drei letzten Strahlen der Religion verlöſchen, dieſe drei letzten Säulen des Ordens brechen ſollen, oder im alten Glanze wieder die Zwölfe erglühen in jener Reinheit und Tugend, die unſere Ordensväter geübt, als ſie auf heiliger Erde bluteten. Ein dreifach Verbrechen ward unter uns begangen, todeswürdig für den Menſchen und Chriſten, aber von einem Ritter St. Johann's nie zu büßen, als mit zeitlicher und ewiger Schande! Dieſe That wirft einen Schatten auf unſere Brüderſchaft, den wir nur tilgen können durch hohe Thaten des Opfermuths und ſtrenges, ehernes Recht gegen den Schuldigen! Gott geb' uns dazu dreifach Gnade!" —

Darauf erhob ſich Fluvian. „So eröffne ich Euch, Brüder von St. Johann, daß vor unſerm höchſten irdiſchen Richterſtuhl angeklagt und überwieſen, aber nicht geſtändig iſt ein Comthur unſres Ordens: daß er an einem Ritter und Mitbruder wiſſentlich mit Beihülfe eines andern Ritters und dreier Knechte einen Mord verübt, eine fliehende chriſtliche Sklavin eingeſperrt und gewaltſam entehrt hat! Führt die Verklagten her, Diener der Drei!" —

Eine Niſche beim Altar öffnete ſich, ein Diener im ſchwarzen Gewand, den Helm mit geſchloſſenem Viſir auf dem Haupte, trat mit dem weißen Stabe ein. Ihm folgten acht eben ſo verhüllte Knechte, bewaffnet mit dem Schwert, und führten zwiſchen ſich vier Geſtalten, von Kopf bis zu Fuß mit einem ſchwarzen Tuche zugedeckt.

„Führt ſie zum Platze!"

Darauf wurden zwei jener unheimlichen Weſen von den Knechten zu den Schemeln geführt, niedergeſetzt und angeſchloſſen. Hinter Jedem von ihnen blieb ein Knecht, während die beiden anderen Vermummten links und rechts auf Stühlen unterhalb der Stufen Platz nahmen. Die übrigen Knechte verließen den Saal.

Alle Brüder richteten ſich hoch auf, und ihr entſetzensvoller Blick hing an den Angeklagten.

„Enthüllt die Ordensſchänder!“ befahl Naillac. —

Die ſchwarzen Gewande fielen, das Fackellicht der wachthabenden Ritter fiel grell auf die Verbrecher. Tancred ſaß bleich in ſich zuſammengeſunken, nur mit dem Hemde bekleidet und den Ordensſtrick um die Hüfte; Agathon ihm gegenüber.

Ein dumpfes Flüſtern: „Piombes — Vendatour“ ging durch die Reihen. Die Ritter der franzöſiſchen Zunge ſtießen Flüche der Wuth und des Schmerzes gegen die Verklagten aus, der alte Pilier Piombes aber ſchrie auf wie ein verwundeter Tiger und ſtürzte, die Hand am Eiſen, zu ſeinem Neffen.

„Sag', Elender, biſt Du es, kannſt Du's ſein? Der Sohn meines Bruders, der Liebling meines Herzens hat ewige Schmach auf ſeinen Namen, ſein Vaterland, den heiligen Orden gehäuft?! Brüder, Brüder, ſchützt mein Herz vor ſo erbarmungsloſer Verzweiflung! Laßt dies faule Fleiſch mich lieber mit eigener Hand aus unſerer Wunde ſchneiden, eh' über ſeine Lippen das fluchwürdige Bekenntniß geht!!!“ Er riß das Schwert aus der Scheide.

Der Ritter ſtreckte die Fackel zum Schutze vor Tancred hin, einige Comthure fielen dem raſenden Pilier in die Arme.

„Willſt Du durch Blut die Bruderloge entweihen?“ rief Zollern. „Trag', was Du tragen mußt, mein Bruder! Wen Gott am höchſten hebt, den prüft er auch am tiefſten; mag der Gedanke Dich tröſten, daß unſer Herz in Gram wie Liebe Dein Leiden mit Dir trägt, die „Religion“ Dich aber aufrichten kann in der Trübſal!“

Geſtützt auf Teſſaire und Beauregard ging der Pilier wankend zu ſeinem Stuhl und verhüllte das Haupt mit dem Mantel. Tiefe Ruhe war wiederum. —

„Vor dem Stuhle der ewigen drei Lichter,“ begann

Friedrich's ernſte Stimme, „vor dem allwiſſenden Gott, vor Chriſtus, dem Mittler der Welt, und Johannes, dem Ordensmeiſter, ſteht hier der weiland Comthur und Ritter Tancred Piombes und der weiland Ritter Agathon Vendatour, angeklagt auf Tod und Leben! Wer klagt?“ —

„Ich, Groß-Ceremonienmeiſter und Wächter des Ordens St. Johann zu Rhodus, Amalrich de Sanquillac, klage Dich Tancred Piombes an, bei dem Sturm auf St. Pierre nicht wie ein ehrenwerther Sohn des Ordens gekämpft, ſondern ein Weib des heidniſchen Ilderym verfolgt zu haben. Ich klage Dich an, bei dieſer Verfolgung den Ordensbruder Johann von Hohenlohe, ſo im Dienſte der Religion von den Ungläubigen gefangen ward, wider beſſeres Wiſſen in voller Abſicht nebſt Warda, der alten Hüterin des Serails, unter Hülfe Vendatour's und Deiner drei Knechte Egon, Join und Nicole lebendig in die Ciſterne von Knidos hinabgeſtürzt, endlich das gefangene Weib, die Chanoum Tamerlan's, genannt Bedour, eine geraubte griechiſche Chriſtin, nächtlich eingekerkert und entehrt zu haben! Dich aber, Vendatour, bezichtige ich der wiſſentlichen Mitſchuld und Hülfe bei ſolchen Verbrechen. Als Zeugen der That ſtehen hier der gerettete Bruder von Hohenlohe ſelbſt, die Bedour, und ich, Amalrich de Sanquillac, der unter Aufſicht des weiſeſten Seniors und beider Hochwürdigen Großmeiſter mit neun Comthuren die Verbrecher am Ort ihrer Schandthat ertappte!“ —

Die Hüllen der beiden anderen Vermummten fielen. Es war Hohenlohe, bleich und leidend, und die Bedour, in Scham zuſammengeſunken, das Antlitz mit den langen Flechten ihres dunklen aufgelöſten Haars verhüllend.

Als Tancred leibhaftig Hohenlohe erblickte, kreiſchte er entſetzt auf, als ſehe er einen auferſtandenen Todten. „Er lebt! Ich bin verloren! Gott, ich ergebe mich in Dein Gericht!“ —

„Er bekennt!“ flüſterten die Ritter. —

„Tancred,“ ſagte Friedrich, „Du ſtehſt hier vor Dem, der in alle Tiefen der Schöpfung dringt! In einer kurzen

Weile wirſt Du mehr von ihm wiſſen, als wir Geſchöpfe des Staubes. Hoffſt Du noch auf ſein endliches Erbarmen, ſo bekenne: biſt Du ſchuldig des Verbrechens des Mordes, des Eidbruchs und der Unzucht?“ —

„Ich bin's! Möge mir der Ewige gnädig ſein!“ —

„Biſt Du gleichfalls ſchuldig, Bendatour?“ —

„Des Mordes und des Eidbruchs!“ —

„Nach dem Geſetz der letzten Drei, vor dem höchſten irdiſchen Richterſtuhl des Ordens,“ und Zollern ſchlug das Ordensgeſetzbuch auf, „verwirkt Ehrloſigkeit und Eidbruch den ritterlichen Mantel, die Unzucht — die Gemeinſchaft des Ordens und das ritterliche Wappen, der Mord am Ordensbruder aber — den Knechtestod! Gehe das Recht denn ſeinen Lauf!“

„So frage ich Dich,“ begann Raillac, „wie kamſt Du, Hans von Hohenlohe, in jenes Weibes Nähe?“

„Ich ſah ſie, ehe ich gefangen vor die Paſchas geführt ward. Sie winkte mir, enthüllte ihr Geſicht und ſchlug das Kreuz. Im Kerker erfuhr ich durch Farez, den Arzt, daß es die Bedour, eine griechiſche Sklavin ſei, die auf Freiheit ſinne, da ſie von Ilderym's Söhnen den Untergang fürchte. In derſelben Nacht brachte die Hüterin Warda, Bedour's Vertraute, die Nachricht: wenn der Orden ſtürme, wolle die Chanoum ihre Gemächer in Brand ſtecken!“

„Hielteſt Du,“ wendete ſich Raillac zur Bedour, „jenen Mann da im griechiſchen Kleide für einen Ordensritter?“

„Nein,“ ſagte ſie gepreßt, „für einen Griechen aus Rhodus, der für den Orden kundſchafte.“

„Wann ſahſt Du ihn zum andern Male?“ —

„Als der Sturm begonnen und die Burg brannte. Ich ſuchte ihn mit Warda, um unter ſeinem Schutz zu fliehen, und fand ihn bei Selim. Dann eilten wir alle Drei bis zum Waſſerthurm! Dort verfolgten uns Jene.“

„Sie ſpricht wahr,“ fiel Friedrich ein. „Selim behielt Hohenlohe während des Sturms bei ſich. Die beiden Sklaven Oglu und Ibrahim, welche bei Selim's Leiche gefangen worden, beſtätigen es; ſie ſahen Hohenlohe und die Weiber nach dem Waſſerthor fliehen.“

„Warum, Bruder Hohenlohe, flohſt Du mit den Frauen?“ fragte der Großmeiſter. „Gab es kein beſſeres Mittel Eurer Sicherheit?“

„In der Nacht und Verwirrung keins. Ich war unkenntlich, denn mir fehlte das Ordenskleid, und wer hätte unter der Bedour die Chriſtin geſucht! Die Säbel von Freund und Feind waren gleich gefährlich. Ich hatte am Tage von der Zinne den Reiterpoſten des Ordens auf den Höhen von Knidos geſehen; dahin in Sicherheit gelangt, wollte ich mich und die Weiber dem befehlhabenden Comthur übergeben, bis der Tag die Verwirrung löſe!“ —

„Findet Ihr einen Verdacht gegen ihn, Brüder,“ fragte Naillac, „der ihn von ehrlichem Zeugniß auf Ritterwort und Ordenseid ausſchließt?“ —

„Nein!“ hallte es durch den Raum. —

„Am Waſſerthor,“ berichtete Fluvian, „trafen ſie auf Tancred, Vendatour und die Knechte, wurden bis auf die Höhen von Kos gehetzt und in der Schlucht gen Knidos ergriffen! Tancred bewältigte das Weib und ſperrte ſie in das innere Gemach der Ruine, neben der Ciſterne, aus welcher ein Waſſerbecken einmündet. Auf Tancred's Befehl aber, obgleich ihm der Ritter Hans Namen und Ordenszunge nannte, ihn in der Todesangſt vor das Gericht der Drei geladen, ward Hohenlohe und Warda, nachdem die Knechte ſie den Aquäduct entlang bis an den Rand der Ciſterne geſchleppt, hinabgeſtürzt. Das iſt das eidliche Geſtändniß von Tancred's Knechten!“

„Da ich,“ ergänzte Friedrich, „Bruder Hohenlohe nicht mehr in der Burg fand, ſendete ich, nachdem meine Doggen die Spur des Verſchwundenen aufgenommen, den Bruder von Henneberg mit den Thieren nach Kos. Er kehrte zurück ohne Nachricht. Zuleika, die Hündin, war verſchwunden. Dies edle Thier aber, treuer als Menſchen, fand Hohenlohe in der Ciſterne noch lebend. Daß Warda vor ihm hinabgeſtürzt ward, er ſo auf ſie ſinken mußte, die

Ciſterne dazu faſt waſſerleer war, rettete ihn. Die Dogge trug dem Verſchmachtenden das Futter zu, was ſie von den Söldlingen zu Knidos empfing, kam heulend zu mir zurück und leitete uns an die Stelle des Elends. Warda war todt, Hohenlohe dem Verſchmachten nahe, und in dem anſtoßenden Gemäuer lag Bedour gebunden, entehrt; ihr Hülferuf war bis zu Hohenlohe gedrungen!"

„Habt Ihr vor Gott und dem Orden Euer Geſtändniß zu widerrufen?" fragte Zollern.

„Nein," flüſterten die Verbrecher. —

„Im Namen des Herrn aller Welten," und Friedrich mit der ganzen Loge erhob ſich feierlich, „im Namen der ewigen Verſöhnung durch des Mittlers Blut, im Namen des Täufers, unſres Ordensherrn, was, Brüder, verdienen nach uraltem Brauch und Geſetz Die, ſo Mord, Eidbruch und Entehrung üben?"

Eine peinliche Stille des Zauderns erfolgte! Alles wendete ſich, vor dem gräßlichen Spruch erbebend, theilnehmend zu dem greiſen Piombes.

Mit übermenſchlicher Anſtrengung raffte der alte Pfeiler von Frankreich ſich auf und trat dröhnend mitten in den Saal. „Im Namen der drei ewigen Lichter, ſie verdienen den Tod des Stranges! — Und da ich in meines Herzens Schwachheit dieſen Verräther mehr liebte als mich ſelbſt, in geiſtigem Stolz und Ehrgeiz Euch, Brüder, oft verleitete zur Ueberhebung —" er riß einem der wachthabenden Ritter die Fackel weg, „ſo verlöſch' ich, kraft meines Amtes als Pfeiler der Religion, Deine Lebensfackel, Tancred, einſt Piombes! Mag der Herr aus ewiger Nacht Dich erretten!" Sauſend ſchwang er die Fackel um's Haupt, ſtieß ſie zu Boden und trat ſie aus! —

„Tod über Beide!" donnerte es durch die Verſammlung.

Auch die andere Fackel erloſch. Es war faſt finſter. —

Da erhob ſich eine unheimlich heiſere Stimme. — „Mit demſelben Strick Eurer Hüfte, der Euch erinnern ſollte an Entſagung und Treue, ſeid geſtraft! Betet für die

Sünder!“ — Ein gurgelnder Ton, — ein Schnaufen und Aechzen, — dann war Alles ſtill! —

Zollern ſtieg, ſeine Kerze in der Hand, von den Stufen. „Der Bruderbund Johannis iſt entſühnt. Gott ſei auch ihnen barmherzig! — Strahlet wieder, ihr Leuchten, ſtrebet aufwärts, ihr Pfeiler, ſchließet den heiligen Ring von Neuem! Menſchen vergehen in Staub, aber des Ewigen Werk bleibt ewig!“ —

Die zwölf Lichter entflammten wieder, eins nach dem andern! Die Verbrecher waren verſchwunden, ein ſchwarzes Tuch lag an ihrer Stelle! Pilier Piombes, in den Seſſel geſunken, weinte bitterlich. —

Aber hernieder brauſten der Orgel gewaltige Tongeiſter! Auf die Kniee ſanken ſie Alle! „Miſerere!“ — —

Es war ein Jahr ſpäter, als die Bedour zu St. Johann von Rhodus nach katholiſchem Ritus getauft wurde. Sie nahm den Schleier der Damen von St. Johann zu Sixena in Spanien; die Piliers von Aragon und Caſtilien hatten der Gebrochenen dies Vorrecht ausgewirkt. Feierlich von den Piliers, von Zollern, Fluvian, Naillac begleitet, betrat ſie an der Hand Johann's von Hohenlohe, ſo war es der Wille des innern Ordensraths, das Verdeck des ſpaniſchen Schiffs, das ſie hinwegführen ſollte. Johann und Bedour wechſelten nur einen Blick, einen Druck der Hand, Friedrich von Zollern theilte zwei weiße Roſen unter ſie. —

„Mein Sohn,“ ſagte der greiſe Senior, als er mit Hohenlohe die Petersinſel wiederum betrat: „die letzte Schranke der Erkenntniß, die letzte Erdenblume, die — Jugend fiel heute von Dir ab! Du haſt nur ein Ziel fortan, eine Seligkeit: — durch Kampf zum Tod, durch Tod zum Leben!“ —

Sechſtes Capitel.

Der Streit um die Herrſchaft des osmaniſchen Reichs, welcher nach Tamerlan's Tode unter ſeinen Söhnen ausgebrochen war und als deſſen erſte Frucht der Verluſt der Ilderyms-Inſel und der ganzen kariſchen Küſte bis zum Weichbilde Milets betrachtet werden mußte, zog ſich endlos in die Länge. Nach und nach zerfiel das ſtolze Reich, welches Tamerlan's gewaltiger Geiſt zum Schrecken des Abendlandes aufgerichtet, und erlag der andringenden Gewalt eines bisher verachteten, aber alten, von Rachedurſt erfüllten Gegners. Wohl war Bajazed vom Schwerte Ilderym's beſiegt worden, ſtarb in Conſtantinopel in Ketten und an Gift, aber kaum hatte das Schickſal ſeinen Sieger vom Gipfel der Macht jäh in das Grab geſchleudert, als Bajazed's Sohn, Mohamed I., der ſich in Oberegypten bisher noch trotzig gehalten, ſiegreich den Nil entlang vordrang, Cahira und Alexandria wegnahm, ſeine, dem Mörder und Feinde des Vaters ergebenen Brüder ſtürzte und tödtete, dann in Arabia peträa, Paläſtina und Syrien einbrach und den eigentlichen Orient vom osmaniſchen Reiche losriß, um ihn unter ſeinem ſieghaften Scepter als Sultan von Egypten zu vereinen.

Daß dieſen Schwankungen, Revolutionen und Kämpfen im Schooße des Heidenthums gegenüber der Johanniter-

Orden zuſehends erſtarkte, ſeine Macht weit nach Karien hinein ausdehnte, beiden muſelmänniſchen Reichen nicht allein zu Lande höchſt gefährlich wurde, ſondern auch die abſolute Herrſchaft des Meeres erzwang, war die natürliche Folge. Jetzt erſt zeigte ſich ſo recht die ungeheure Wichtigkeit der Eroberung von St. Pierre, welche den Verluſt Smyrnas doppelt aufwog.

Wenn alſo das Anſehen Friedrich's von Hohenzollern bei den Brüdern nun ſchon ſo hoch geſtanden, ſie in ihm den höchſten irdiſchen Vertreter der „Religion“ erblickten, wenn ſeine Weisheit, Sittenſtrenge und bezaubernde Güte ihm die Liebe Aller erwarb, ſeine Entſagung und tapfere Opferfreudigkeit bei Nikopolis und Smyrna ihn eben ſo ſehr als Menſch und Chriſten, wie zu dem erſten Krieger ſeiner Zeit erhob, ſo ließ die Eroberung St. Pierres ſeinen Namen in der ganzen Welt bei Freund und Feind ertönen und ſchrieb ihn in das goldene Buch der Nachwelt. Die verloderte Gluth der Kreuzzüge entfachte ſich wieder, der Andrang zum Altare des Ordens wuchs ungeheuer, und keine adlige Familie war zu finden, deren heißeſter Wunſch und Stolz es nicht geweſen wäre, wenigſtens einen ſchildgeborenen Sohn ihres Stammes und Namens unter den Streitern Johannis des Täufers zu haben, um irdiſche Ehre und Himmelsſeligkeit zu gewinnen. —

Zwiefach ein Held nach außen wie innen war der greiſe Senior Hohenzollern, und wie die Brüder Naillac als ihren ſelbſterwählten König betrachteten, ſo Friedrich als den von Gott erleuchteten Oberprieſter ihrer „Religion“, der, wie jene Gottesrecken des alten Teſtaments, am Tempel Zebaoth's baute und mit dem Schwert zugleich den Bau beſchützte! Aber mit leiſer Angſt und ahnungsvoller Beklemmung blickten die Ritter auf den herrlichen Greis, denn der unterm Harniſch ergraute Vorfahre des preußiſchen Herrſcherſtammes hatte ſchon das achtundneunzigſte Jahr überſchritten, und die großen Anſtrengungen, deren er ſich bei Berennung von St. Pierre unterworfen, blieben nicht ohne tiefe Wirkungen auf ſeinen Körper. Längſt hielt er die volle Rüſtung nicht mehr aus, er mußte ſtatt ihrer, ganz gegen ſonſtigen Brauch, ein leichtes Genueſer Kettenhemd von feinſtem Stahlgeflechte tragen, das zwar dem Schwerte, aber nicht der Lanze noch dem Kolben Widerſtand bot. Er durfte nur noch zu Pferde erſcheinen, und ritt er in den Streit, umgab ihn ſtets ein Wall ſchützender Lanzen, um ein Leben zu erhalten, das für den Orden zwei gewonnene Schlachten aufwog. Jeder neue Strauß, von dem er ſich indeß nie abreden ließ, vermehrte ſeine Erſchöpfung, und nur bei länger andauernder Ruhe fühlte er ſich noch kräftig.

Johannes von Hohenlohe hatte das Schickſal ſehr ernſt und zum Manne in der würdigſten Bedeutung des Wortes gemacht, aber auch alle Fröhlichkeit von ihm abgeſtreift. Der entſetzensvolle Kerker der Ciſterne von Knidos, die Ruchloſigkeit Tancred's, ſeine furchtbare Sühne und der Ausgang Bedour's erſtickte den letzten Reſt ſelbſtiſcher Träume und heimlicher Wünſche. Er ſah ein, es ſei etwas unendlich Großes, Ewigſchönes, aber Tiefſchmerzliches, Entſagungsvolles, den Orden ganz zu erfaſſen und ſich ihm zu weihen!

Keinen aber hatten die ſchlimmen Vorgänge zu St. Pierre ſo in allen Lebenstiefen erſchüttert, wie Andreas de Piombes, den Pilier. Durch die unerhörte That und das ſchmachvolle Ende ſeines Neffen erlitt ſein ſtolzes Herz einen Schlag, von dem ihm zu geneſen unmöglich war. Seine Erniedrigung, die Demüthigung der Zunge Frankreich ſchien ihm ganz unauslöſchlich, und indem er ſich faſt mönchiſcher Kaſteiung unterwarf, alle ſeine irdiſchen, einſt höchſt prunkhaften Liebhabereien und Genüſſe von ſich wies, übte er fortan in ſeiner Zunge eine rückſichtsloſe Disciplin, wie man ſie ſeit den Tagen Gérard's, Puy's und Roge's des Molins nicht mehr gekannt hatte. Daß nun die Zunge Frankreich gerade im Leid ſo an ihm hing, hatte ſeine Veranlaſſung nicht nur in dem Ruhm und Anſehen des ſonſt ſo ausgezeichneten Mannes, ſondern auch in dem tiefen, ſchrecklichen Blick, den die Genoſſenſchaft Frankreichs ſeit Tancred's Tode in ihren Schooß gethan, in der eigenen Ueppigkeit und

Entartung die Quelle aller Verderbniß, Wirrſal, ja den Keim zur Zerſtörung des Ordens ſelbſt erkannte. Trotz aller Macht der Leidenſchaft, allem ſinnlichen Hange, der durch das Kriegerleben zu leicht geweckt wurde, hatte man doch damals noch den Sinn für Selbſtbeurtheilung, die Naivetät und Inbrunſt ſtrengſter Gläubigkeit, den Muth und Stolz ſich ſelbſt zu richten, zu beſſern, und glaubte, man könne unerhörte Schmach der Gemeinſchaft durch die freiwillige Buße jedes Einzelnen ſühnen. Ein Wettſtreit der Großherzigkeit erhob ſich, ein Aufblühen aller höchſten Tugenden, ein gemeinſamer Geiſt, wie die Ordensgeſchichte nur zu den Zeiten größten Wehs und gewaltigſten Umſchwungs aufzuweiſen hatte.

Dieſes neue allmächtige Erglühen des ächten, heiligen Geiſtes, der die Ritter St. Johann erfüllte und den Sarazenen doppelt furchtbar machte, mußte, das fühlte der Ordensrath, benutzt werden, zumal die Zerriſſenheit und inneren Kämpfe der Ungläubigen die paſſendſte Gelegenheit boten, den Orient bei der Hüfte zu packen, den Halbmond niederzureißen, und einen Schlag zu thun, von dem die ganze damalige Welt bis zu ihren Polen erbeben mochte. Wie derſelbe zu führen ſei, blieb Geheimniß der Drei des innern Rathes, Naillac's, Zollern's und Fluvian's. Daß derſelbe aber nun geführt werden ſollte und würde, wußte der Convent, und an den großartigen Rüſtungen, der Vermehrung und Zuſammenberufung der Flotte, dem Aufgebot der Ordensſtreiter aus allen heimiſchen Zungen ſahen die Brüder, daß ihre neu erblühte Tugend, ihr beſchwingter Feuereifer bald Gelegenheit finden ſollte, ſich zu bewähren.

Faſt waren die Vorbereitungen des Kriegszuges ſchon beendet und man durfte täglich der Abhaltung des Kriegsconvents entgegenſehen, in welchem die Art, Zeit und der Ort des Angriffs den Brüdern eröffnet werden ſollte, als die ganze Unternehmung plötzlich Gefahr lief, aufgehoben oder ganz in's Ungewiſſe vertagt zu werden.

Janus II. von Luſignan, König von Cypern, war mit der Republik Genua wegen des orientaliſchen Handels in große Zerwürfniſſe gerathen, denn da er die Venetianer begünſtigte, ſo verweigerte er Genua das Recht, auf Cypern einen Stapelplatz für ſeinen Handel zu errichten, ja ſuchte ihm durch Scherereien aller Art den Verkehr mit dem Orient zu verbittern. Die Genueſer aber beſannen ſich nicht lange, fielen auf Cypern ein und nahmen Famagoſta weg, deſſen vortrefflicher Hafen ihren Wünſchen ganz gelegen war. In Folge davon rüſtete Janus, und während ihm ſeine Freunde, die Venetianer, mit einer Flotille zu Hülfe kamen und von der Seeſeite operirten, umlegte und berannte er mit bedeutendem Heeresvolk Famagoſta, es wieder zu gewinnen und die Genueſer zu züchtigen. Dieſe, zu Meer wie Land bedroht und abgeſchnitten, ſuchten bei Frankreich Hülfe. Letzteres hatte nun weit mehr Grund, Genua als Venedig günſtig zu ſein, denn wenn erſteres den orientaliſchen Handel in der Hand hatte, kam der Waarenzufluß, die große europäiſche Handelsſtraße, Frankreich zu Gute, während durch Venedig die deutſche Handelsſtraße über Nürnberg nach den Hanſeſtädten gewann. Der König von Frankreich ſendete daher eiligſt eine bedeutende Flotte und 20,000 Mann Hülfsvölker unter Marſchall Boucicaut, um Famagoſta zu entſetzen, Janus und die Venetianer zur Ruhe zu zwingen. Boucicaut legte demnach mit ſeiner Flotte bei Rhodus an, um von dort aus ſeinen Kriegszug mit Nachdruck zu beginnen. Dies war allerdings ein großer Querſtrich durch die Pläne des Ordens, verwickelte ihn in Privatzänkereien, die ſeiner Lebensaufgabe fern lagen, machte ſeine Wachſamkeit daheim nöthig, und reizte die übrigen, namentlich an der afrikaniſchen Küſte liegenden Barbareskenſtämme, die chriſtliche Fehde zu ihrem Vortheil auszubeuten. Da wußte der Ordensrath den Marſchall mit ſeinem Heere geſchickt auf Rhodus feſtzuhalten, indeß Philipp de Naillac und Fluvian heimlich nach Cypern eilten und zwiſchen den Genueſern und Janus einen Frieden der Art zu Stande brachten, daß Famagoſta zum Freihafen unterm Gubernium des Johanniter-Ordens erklärt wurde, welcher dort ein Großpriorat hatte, das Fluvian regierte. Es wurde den

Genueſern wie Venetianern das gleiche Recht eingeräumt, Handelsſtationen und Factoreien daſelbſt anzulegen, wofür ſie Janus einen Waarenzoll entrichten ſollten. Janus dagegen übernahm die Kriegskoſten zu zahlen, wozu ihm der Orden das Geld lieh und bis zu deſſen Rückerſtattung zwei Drittheile des Waarenzolls als Zins zog. — Man ſieht, wie diplomatiſch nach außen hin die Brüderſchaft zu ſein verſtand. Nicht allein daß ſie dadurch dem im Mittelmeere ſehr zur Unzeit drohenden Kriege vorbeugte, that ſie auch Genuas wie Venedigs Intereſſe ein Genüge, bekam die Ueberwachung des ganzen Levanteverkehrs in die Hand, und machte Janus zu ihrem ſehr abhängigen Schuldner. Marſchall Boucicaut, obwohl die Kriegskoſten reichlich erſtattet wurden, war aber im höchſten Grade verdrießlich, da Frankreichs Plan kaum halb gelungen und ihm in Venedigs Handelsſtraße eine ſchlimme Concurrenz erwachſen war. Gleichwohl durfte er ſeinen Aerger nicht merken laſſen, nur fragte er de Naillac: Was nun aus ſeiner Flotte und dem Heere werden ſolle? Was ſein Herr, der König, wohl ſagen würde, wenn er ohne Schwertſtreich heimkehre? —

„Sie werden nicht ohne Schwertſtreich heimkehren, mein lieber Marſchall," ſagte Naillac, „ſondern mit der Siegerkrone um die Schläfe, falls es Ihnen nur genehm iſt, mit uns einen Streifzug nach Oſten zu thun! Zwar haben wir nun Europas Handelswege nach der Levante geordnet, aber wenn wir die Moslems gedemüthigt, ſie zwangen, der abendländiſchen Welt die bedeutendſten Vortheile einzuräumen, werden ſich nicht dann erſt dieſe Handelsſtraßen beleben, werden Sie dem Weltverkehr und öffentlichen Wohlergehen, der Ehre Ihres Landes, dem Heil der Chriſtenheit nicht den wichtigſten Dienſt thun? Wahrlich, wird man in Paris ſagen, wir ſendeten Marſchall Boucicaut aus, hadernde Krämer zur Ordnung zu verweiſen, und er ſchloß die Tiefen Aſiens auf!" —

Der Franzoſe hätte eben — kein Franzoſe ſein müſſen, dem Antrage zu widerſtehen, und er ſchloß ſich ſofort mit

Feuereifer dem Unternehmen des Ordens an. Der Hof von St. Germain wurde davon durch einen Embaſſadeur des Ordens und einen Offizier Boucicaut's benachrichtigt, welche auch den Friedensvertrag überbrachten.

So war denn Alles zu dem Kriegszuge bereit. Der Convent wurde nunmehr abgehalten und in ihm den Brüdern eröffnet, daß man mit Boucicaut vereint direct nach Paläſtina ſteuern, Beyrut berennen, ſich im Libanon feſtſetzen, deſſen chriſtliche, unabhängige Bergvölker, die Maroniten, aufrufen und, auf dieſe Punkte wie die Operationen der Flotten geſtützt, in Galiläa einfallen, feſte Plätze gewinnen, und wenigſtens die erſten Schritte thun wolle, daß die heilige Erde der Chriſtenheit wieder gewonnen werde. — Seit 1292 hatte kein Johanniterritter den Fuß mehr in's gelobte Land geſetzt, und nachdem die Kreuzzüge, trotz grenzenloſer Verſchwendung von Menſchenleben und Geld, nachdem ſich die faſt dreihundertjährigen Kämpfe des Ordens um den Beſitz der heiligen Stellen nutzlos erwieſen, war dies ein Unternehmen von ſo wagehalſiger Keckheit, daß die Brüder St. Johann von ſeiner Größe erſtaunt und geblendet wurden. Die Begeiſterung, welche ſich Aller bemächtigte, wurde zu einer ſpartaniſchen Todestrunkenheit, die alle anderen Gefühle verſchlang. Friedrich von Hohenzollern und Andreas de Piombes beſonders fachten ſie an.

Letzterer hatte ſeit Tancred's Tode das weiße Kreuz auf Bruſt und Mantel mit einem Trauerflor verhüllt und ritt ohne Schild in's Feld, weil er ſich ſelber nicht mehr für ſchildwürdig hielt. Kaum ward daher im Convent der Kriegsplan von Naillac verkündet, von Zollern den Brüdern mit heiligem Eifer an's Herz gelegt, als Piombes' Augen von Thränen erglänzten und er flehend die Arme zum Ordensalter erhob. „So bitte ich Euch denn, meine Brüder, bei der himmliſchen Erbarmung der Erlöſung, die uns Chriſtus der Obermeiſter zugeſichert mit ſeinem Blute, daß Ihr auch Erbarmen habt mit mir und meiner Zunge und uns das Vorrecht einräumt, zuerſt den geweihten Boden zu küſſen, zuerſt die Waffen zu ſchwingen, um zu bluten in dem Lande, wo das Licht und die Befreiung über die arme Menſchheit ausging! Wohl weiß ich, daß man uns die heiße Bitte als Hochmuth und Ruhmdurſt auslegen könnte, aber Ihr, meine Brüder, werdet es nicht! Bei dem Grame, der in meinem Herzen lebt, bei der Gerechtigkeit Gottes, die alles Verborgene aufdeckt, verſichere ich Euch, ich werde nicht wieder heimkehren, die Säule Frankreichs wird im ſyriſchen Sande begraben ſein. Ach, was auch mein Arm leiſten mag, nie wird es genügen, den armen Namen Piombes rein zu waſchen! Die Vergünſtigung, mein und meiner Zunge Leben zuerſt drangeben zu dürfen, erfleh' ich von Eurer Bruderliebe, ich habe ein Vorrecht, ſie zu fordern, es iſt das Vorrecht — der Schande!!" —

„Wollt Ihr es ihm gewähren, Brüder?" fragte Naillac den Convent.

„Ja!" erwiederte die Verſammlung. —

Da erhob Friedrich ſeine Stimme:

„Bruder Piombes, Du wirſt nicht allein im heiligen Lande bleiben, ich werde, bei den drei Lichtern, Dein Gefährte hier und dort ſein, ich weiß es und will es! Deshalb, kraft Gottes Geiſt in mir, der mich zum äußerſten Grad im Oſt erhob, befehle ich Dir, Piombes, das Zeichen der Trauer von Deinem Kreuze zu nehmen, den Schild im Streite zu führen und fröhlich zu ſein, denn der Herr Dein Gott hat Dich fortan an ſein Herz genommen!!" —

Unſere heutige Zeit weiß nichts von dieſen überirdiſch-flammenden Gefühlen der alten Ordensritter. Sie kann daher auch ſchwer den Jubel begreifen, der nach dieſer Weiheſcene des Convents im ganzen Orden ausbrach. Eine ſtolzere Siegesgewißheit, größere Luſt zum Tode hat wohl nie ein chriſtlich Heer beſeſſen, und als mitten in der Nacht, vom Orden geleitet, die St. Johannesloge, die Stiftshütte der Brüder, feierlich durch Naillac, Hohenzollern und Fluvian auf die Großmeiſter-Galeere gebracht wurde, war es, als wenn Europa nicht mehr des Ordens Heimath, und ſeines Bleibens nur noch in Paläſtina, dem gelobten Lande der Menſchheit, ſei!

Ein wunderbares Schauſpiel bot ſich dem ſtaunenden Europa, das vor elf Jahren noch mit Grauen die muſelmänniſchen Horden den eigenen Boden verwüſten ſehen mußte, als Beyrut in Syrien vom Orden und Boucicaut erobert, Tyrus und Sidon eingeäſchert wurden, und die Maroniten des Libanon, 70,000 Köpfe ſtark, in die Thäler herabſtiegen, um ſich der Lavine der Eroberer anzuſchließen. Ein wildes Entſetzen packte die Kinder des Propheten, Bewunderung und heilige Scheu durchdrang die Völker des Abendlandes, die ganze Welt ſchien ſtill zu ſtehen, um zu lauſchen, ob den Rittern St. Johannis denn ein Wageſtück gelingen könne, an dem Generationen von Helden zu Grunde gegangen.

Bajazet's Sohn, Mohamed I., Sultan von Egypten und Syrien, der in Damaskus eben ein Heer verſammelt hatte, dem zerfallenden Reiche ſeiner Feinde zu Stambul ein Ende zu machen, erzitterte bei dieſer Schreckenskunde, und ſeine Völker aufraffend, eilte er gen Beyrut, deſſen Minarets gebrochen waren, von deſſen Mauern die Kreuzesfahnen wehten, um die Stadt wieder zu gewinnen, die erzenen Jünger des Täufers in's Meer zu werfen. — Aber er fand den Gegner vorbereitet zur Schlacht.

Beyrut liegt an einem nördlichen Hafen, hart an der Grenze Paläſtinas und Syriens, der von einem ziemlich bedeutenden Vorgebirge, einer Art Cap, gebildet wird, dem einzigen von größerem Belange an der ganzen Küſte des gelobten Landes. In dieſe Bucht ergießen ſich im Oſten zwei Gewäſſer, die aus dem nahen Libanon ſtrömen; das eine, dicht bei der Stadt, iſt die Beyrut genannt. Es ſchützt, ſeiner Breite und Tiefe wegen, die Stadt vom Norden und Oſten und entſpringt den Höhen des ſchroffen, bewaldeten Saninberges, eines Seitenzweiges des Libanon, der ſüdlich die Stadt überragt. Auf der andern Seite des Sanin entſtrömt ein reißender, kaskadenreicher Bergſtrom, die Naimeh, ſtürzt jäh von den Felſen, und einen Bogen durch das Thal bildend, fällt er bei dem Flecken gleichen Namens, unweit Porphyrium und Sidon gelegen, in's Meer. Jenſeits im Süden von ihm ſtreckt ſich ein anderer flacher und kahler Ausläufer des Libanon bis zur Küſte, ſo den Thalkeſſel der Naimeh bildend. Hier, auf der Südſeite des Sanin, ſtaffelförmig ausgebreitet, das Thal und den rauſchenden Naimeh vor ſich, erwartete der Orden den Sultan.

Es war ein Kampf, der nur mit gänzlicher Beſiegung Mohamed's oder dem Untergange der Ritter enden konnte, für Letztere keine Ausflucht, keine neue Stellung mehr zuließ, ſondern nur Flucht auf's Meer. So ſehr die Maroniten auch gewillt waren, das Joch heidniſcher Gewaltherrſchaft abzuſchütteln, ſo gewiß war auch, daß ſie nach einer verlorenen Schlacht dem Orden jede fernere Hülfe verſagen und mit Mohamed einen Separatfrieden ſchließen würden, denn ihre Freiheit lag in ihren Bergen. —

Einer jener glühenden Tage, wie ſie nur Syrien hervorbringt, war's, als ſich in dieſem Thalkeſſel des Libanon Halbmond und Kreuz gegenüberſtanden. Die Naimeh machte am ſüdlichen Thalrande hart an dem ſüdlichen Ausläufer des Libanon einen weiten Bogen und ließ die Ebene vor dem Sanin frei, durchſchnitt dann weiter weſtlich dieſelbe, an der gegen das Meer gekrümmten letzten Terraſſe des Sanin hinlaufend, wo ſie bei dem Flecken in's Meer ſtürzte, indem ſie am Ufer eine zweite ſüdlich geſenkte Ebene umfaßte, welche Mohamed's Reiterſchaaren von Porphyrium her beſetzt hielten. Das chriſtliche Heer war in der Art aufgeſtellt, daß Boucicaut's Flotte die Küſte deckte, weil die Ordensgaleeren zum Schutze Beyruts zurückgeblieben waren. Längs der Naimeh, von der Ortſchaft jenſeit des Fluſſes an, die ſchmale Thalſohle haltend, ſtanden Boucicaut's Reiterei und die Lanzenknechte. Hinter ihnen auf der Südlehne des Sanin die Zungen Italien und Auvergne unter Soranzo und Cantecoq, an ſie ſchloſſen ſich Aragon, Caſtilien, Deutſchland und England unter Fereira, Braganza, Hohenzollern und Lothian. Beyrut deckte Aumont de Tracy mit der Provence und Cypern, während Boucicaut's übrige Fußvölker die Höhe des Sanin im Rücken des Heeres hielten. Zwiſchen Ferreira und Braganza befand ſich Naillac und Fluvian mit dem Ordensbanner. Vor ihnen Allen aber, am untern nördlichen Thalrande des Sanin, die Ebene und den Naimehſtrom vor ſich, breitete ſich die Zunge Frankreichs aus, abgeſondert von den Uebrigen, zum erſten Stoße bereit! — Der düſtere Fanatismus, auf dieſer Wahlſtatt zu ſterben, ſprach ſich aber in Keinem ſchlagender aus, als in Piombes. Er hatte die Stahlhaube abgelegt und dafür auf ſein graues Haupt einen Kranz rother Roſen gepreßt. Nur ſein Unterkörper war, wie das Roß, geharniſcht; ſtatt des rothen Ordenswamſes und Harniſches hatte er das Hemd auf dem bloßen Leibe, über dem Schwerte den Strick der Entſagung um die Hüften (es war die Büßertracht des Ordens), in den Händen trug er Lanze und Schild. Wer ihn anſah, erſchauerte, denn man fühlte, er wolle, er müſſe ſterben. Als Kampfgefährten hatte er Teſſaire und Beauregard gewählt, ſie trugen Akazienzweige an den Helmen. So harrten ſie lautlos, was Mahomed beginnen würde, während die Drachenhunde durch die Ebene ſtreiften.

Die Stellung des Ordens war ſtrategiſch entſchieden günſtig, falls er ſich nicht verleiten ließ, über die Naimeh zu ſetzen, um angreifend vorzugehen. Von den Bergvölkern war nichts zu ſehen, ſie befolgten ihre eigene Taktik, welche ſich ſehr nach der ſchwanken Gunſt des Augenblicks richtete. Mohamed's Lage war die ſchlechtere, zudem ſeine Truppen, durch den Eilmarſch von Damaskus abgemattet, vom Sonnenbrande erſchlafft waren. Der rechte Flügel der Moslems lehnte ſich an den ſchroffen Abhang des großen Libanon, an dem der Strom vorbeiſchoß, und zog ſich über den kahlen ſüdlichen Höhenzug hin. In der Mitte hielt Mohamed mit ſeinen Kerntruppen, der arabiſchen Reiterei und den Bogenſchützen, während der linke Flügel bis gen Porphyrium und die Küſte von der Dromedar-Reiterei, den Tuariks, gebildet wurde, die, das Schrecken ſeiner Feinde, Mohamed als neue Truppengattung aus Ober-Egypten mitgebracht, ihnen ſo oft ſchon ſeine Siege verdankt hatte.

Beide Gegner, als ſie ihre Reihen entfaltet ſahen, zauderten. Keiner wollte über den Strom ſetzen und angreifen, Jeder wünſchte den Feind auf ſeinem Terrain zu empfangen und in den Fluß zu werfen. Zum Glück ſtanden die chriſtlichen Ritter in kühlerer Atmoſphäre, weil der Laubwuchs und die feuchte Bergluft des Libanon ſie umgab, die Ungläubigen aber ſchmachteten auf den ſandigen, nur von Aloen und Cacteen beſtandenen Hügeln der Südſeite, der vollen Wuth der Sonne ausgeſetzt, die in dem Sande der Küſte ſo infernaliſch wirkte, daß die Dromedare kaum abzuhalten waren, ſich in die Naimeh zu ſtürzen, um die andere, kühlere Seite zu gewinnen. Zudem überlegte Mohamed, daß das Angreifen ihm gebühre, er vorwärtsgehen oder umkehren müſſe, und legte es den Chriſten für Zaghaftigkeit aus, daß ſie nicht mit ihm anbanden.

Da ließ er die grüne Fahne des Propheten entfalten, die Tamtams klangen, die Tuariks ſtießen ein Geheul aus, ſetzten ihre Thiere in Gang, und nachdem ſie längs des Fluſſes über die Ebene gejagt, ſtürzten ſie ſich in die Fluthen, die jenſeitige Fläche zu gewinnen. Mohamed rückte mit ſeiner arabiſchen Reitergarde langſam nach.

Wie Naillac dieſe Bewegung der Feinde ſah, ließ er das erſte Signal geben, ein ſchrilles Pfeifen, das die Doggen zurückrief, welche ſich zu Piombes geſellten. Die Tuariks ſetzten in den Strom, ohne daß ſich unter den Rittern eine Helmſpitze bewegte; als aber die Hälfte der Dromedare bereits auf der Ebene war, indeß die andere durch's Waſſer ritt, ſchmetterten die Ordenstrompeten. Alle Zungen von St. Johann begannen wie Wetterbrauſen:

„Grüß' Gott Dich, Todesroſe,
Du heil'ge Kampfeszier,
Du glühſt von meiner Stirne,
Lebſt ja im Herzen mir!“ —

Piombes und die ſchäumenden Doggen voran, ſtürzte mit eingelegten Lanzen Frankreich auf den Feind, während das Todeslied der Brüder durch die Lüfte tönte, der ganze

Orden rings von den Höhen dem Waffenſchauſpiel zuſah. Dem Anprall Frankreichs, verſtärkt durch die ſchiefe Ebene, konnten die Tuariks nicht widerſtehen. Die Doggen fielen den erſten Dromedaren in die Weichen, die Speere der Ritter riſſen Lücken in die feindlichen Reihen, die Vorderſten wurden auf die Folgenden geworfen, und der Stolz Mohamed's ward kampfunfähig gemacht, zumal die Reiter Boucicaut's ihnen nun von links in die Flanke fielen. Wunderbarer Weiſe wurde Piombes auch nicht ein Haar gekrümmt, und als die Tuariks auseinanderſtoben und zurückgeſtaut wurden, erhob der ganze Orden ein Freudengeſchrei: „Piombes und Frankreich!“

Kaum aber hatte Mohamed das Unheil erſchaut, ſo ſtürzte er mit den arabiſchen Reitern vorwärts an einer zweiten Stelle durch die Fluth und war im Augenblick auf der Ebene, Piombes umſchwärmend, ehe derſelbe ſeine Zunge wieder ordnen konnte. Nun war die Lanze nutzlos, man griff zu Schwert und Kolben, Boucicaut's Lanzenknechte rückten gleichfalls vor, der Kampf Mann gegen Mann war entbrannt. Um den Feind aber mit voller Wucht zu erdrücken, ließ der Sultan alle anderen Truppen die Naimeh überſchreiten. Mit dem Rufe: „St. Johann im Tode“ ſetzte ſich gleichfalls das ganze Chriſtenheer in Bewegung und traf auf der Ebene diesſeits krachend mit den Moslems zuſammen; die Schlacht raſte von allen Seiten. — Lange hielt ſich Piombes; wie ein Todesengel wühlte er ſich in die Feindesſchaar, wie ein lebendiger Mauerbrecher folgte ihm ſeine Zunge. Da trafen der Pilier und Mohamed perſönlich im Kampfe zuſammen, wahrlich, zwei würdige Gegner! Hieb auf Hieb fiel! Die Roſſe umtanzten ſich, nur dem Schenkeldruck gehorchend, als ſpielten ſie mit einander. Da ſchrie mit Eins Piombes' Umgebung jammernd auf! Die ſchmeidige Damascenerklinge des Sultans ziſchte durch den Hals Piombes', ſein graues Haupt ſammt dem Roſenkranze rollte herab, wie ein Springquell hoch auf ſpritzte ſein Blut, das Bußhemde überſtrömend, und das Roß führte den Rumpf des Piliers weithin durch's Getümmel. Während die franzöſiſche Zunge brüllend in den Feind ſetzte, ſprang Teſſaire vom Roß, hob das theure Haupt vom Boden, ſchwang ſich in den Sattel, und es Allen ringsum zeigend, rief er: „Piombes iſt hin, folgt Eurem Meiſter!“ — Die verwaiſte Zunge glich einem Haufen raſender Mänaden; die Deutſchen, Zollern voran, und die Engländer kamen ihr zu Hülfe. Ein furchtbarer Stoß in der Mitte erfolgte auf den Feind, die Fahne des Propheten ſank, Boucicaut's Reſerve rückte nach, die anderen Zungen packten den Feind ſeitwärts, und im Rücken der Moslems tönte mit ſchreckhaftem Jauchzen: „Der Herr vom Libanon! Nieder mit den Egyptern!“ — Die Maroniten hatten auf der Höhe Mohamed umgangen und fielen ihn nun von hinten an. Da löſte ſich des Sultans Heer in allgemeiner Flucht auf. Mit Thränen der Wuth rettete ſich, umgeben von ſeinen Garden, Mohamed, und wild, wie von der Peſt gehetzt, eilte Alles bis Banias am Hermon und zum Leontes zurück!

Manch' tapferer Ritter von St. Johann küßte ewig da den Sand. Frankreich hatte 117 tapfere Söhne ſeines Adels, faſt den dritten Theil der Zunge und Piombes verloren. Von den übrigen Zungen lieferten Deutſchland und England die meiſten Opfer. Auch Rink von Henneberg war gefallen. Einen Speerſtoß, der dem Senior gegolten, hatte er, ſein Pferd dazwiſchendrängend, mit der eigenen Bruſt aufgefangen. Hohenlohe war verwundet, Tracy, der Groß-Commandeur, lag hoffnungslos, und Grimani, Prior von Pavia, wurde, ſattelräumig gemacht, von den Roſſen der Reiter zertreten. Fürwahr, ein grauenhafter Preis des Sieges!

Aber der Sieg über Mohamed war vollſtändig errungen. Noch in derſelben Nacht rückten die Chriſten dem fliehenden Feinde nach, die Maroniten auf die Höhen des Hermon vorausſendend, und kaum erwachte der neue Tag, als der Sultan und ſeine todesmatten Streiter mit Entſetzen wiederum die eherne Phalanx der Johanniter vor ſich ſahen, bereit zum Streiten. —

Da beugte ſich Mohamed dem Geſchick. Er ſendete ſeine Veziere Tharacſan und Samal-Jahub und ließ um Frieden bitten. Er ward ihm unter der Bedingung gewährt: „Der Orden der Ritter von St. Johannes hält für alle Zeiten zu Alexandria, Rama, Joppe, Beyrut und Jeruſalem ſeine Conſuln, eine Factorei, eine Commende von je ſechs Rittern, nebſt Hoſpital und Aſyl. **Er nimmt das heilige Grab in ewigen Beſitz,** bewacht und ſchließt es, um es vor Entheiligung fortan zu bewahren! Allen chriſtlichen Schiffen ſteht der Handel an den Küſten von Kleinaſien und Egypten gegen einen Waarenzoll, den Zehnten des Kaufes betragend, frei.“ —

Ein Augenblick tiefſter Weihe, großartigſter Empfindung war's, als Naillac, Hohenzollern und Fluvian, an der Spitze von hundert Rittern, das rauſchende Ordensbanner voran, in Jeruſalem einritten. Sie führten das Haupt Piombes' in einem Kaſten von Cedernholz mit ſich und wallfahrteten barhaupts an die heiligen Orte. Als ſie die Grabeskirche feierlich in Beſitz genommen, ward das Haupt des unglücklichen Piliers vor der einen Pforte eingeſenkt und ein Hochamt gehalten. Das Hoſpiz und die Commende wurden neu errichtet, und ihre frommen Pflichten wollten ſie damit endigen, am Morgen des letzten Tages noch einmal, auf Hohenzollern's beſondern Wunſch, den Platz des ſalomoniſchen Tempels zu beſuchen.

Die ſternenhelle Nacht, die letzte, welche die Brüder in Jeruſalem zubringen ſollten, ſank herab. Die Ritter waren im alten Hoſpital St. Johannes zur Herberge, das ſeit Hunderten von Jahren zum erſten Mal wieder dem Ordensdienſt geweiht worden. Alles war ſtill; der Schlaf hatte ſich auf die Ritter geſenkt. Nur Einer wachte, Friedrich von Zollern. — „Wachet und betet, daß Ihr nicht in Anfechtung fallet!“ —

Der letzte Kriegszug, die Schlacht am Sanin, der Tod Piombes', Henneberg's und Tracy's, endlich die überwältigenden Gefühle angeſichts der heiligen Orte des Leidens und der Welterlöſung Chriſti hatten den letzten Reſt ſeiner Lebenskraft aufgezehrt. Alle bemerkten des faſt hundertjährigen Greiſes Verfall, aber noch ließ er die Brüder immer glauben, man werde ihn glücklich zurückbringen nach Rhodus und, wenn er der Ruhe pflege, erhalten. Er wußte beſſer, wie es mit ihm ſtand. „Ich werde mit Dir im heiligen Lande bleiben und Dein Gefährte ſein,“ hatte er zu Piombes mit ahnungsvoller Beſtimmtheit geſagt, und nun trat die Gewißheit immer näher an ihn heran.

Friedrich wachte. Er erwartete den Morgen und den Tod! Seine Gedanken waren auf ſeine letzten Ordenspflichten und das Land gerichtet, was ihm von fern entgegendämmerte. — Um zwei Uhr weckte er Hohenlohe und Rhin, die bei ihm ſchliefen. Mit ruhigen, klaren Worten ſagte er ihnen, daß ſeine Zeit um ſei, und befahl, die beiden Großmeiſter zu rufen. Sie erſchienen. Hohenlohe verließ das Zimmer und hielt Wache an der Pforte. —

Der Tag graute ein wenig, als die Ritter, ſämmtlich gerüſtet, im Hofe des Hoſpizes harrten. Sie hatten erfahren, welcher Verluſt dem Orden bevorſtand. Rhin brachte den Befehl zum Aufſitzen. Es geſchah. Ruprecht führte den Schimmel des Seniors vor die Pforte. Alles war tief traurig. —

Nach einer Weile brachten Fluvian und Raillac Friedrich, der ſich mühſam auf ſie ſtützte, langſam die Treppe herab. Geſenkten Hauptes ſchlich Zuleika, die Dogge, hinter ihm. Hohenlohe mit einer Fackel leuchtete voran. Zollern war in voller Rüſtung und Ordensſchmuck. Alle Augen füllten ſich mit Thränen, als man den Herrlichen ſo ſehen mußte. Aber kaum erblickte er die Brüder, richtete er ſich hoch auf, ſchritt krampfhaft zu ſeinem leiſe wiehernden Roß und ſetzte den Fuß in den Bügel. Die Großmeiſter halfen ihm hinauf. — „Vorwärts, meine Brüder!“ — Der Zug ſetzte ſich in Gang. Voran ſchritt Hohenlohe mit der Fackel, Friedrich folgte; die beiden Großmeiſter hielten des Roſſes Zügel, das ſanft wie ein Lamm ging. Rhin und Montfort ritten hinter ihm bei dem Ordensbanner. Darauf folgten die Uebrigen und der Troß. Langſam, am Hauſe des Pontius und den Ruinen der Antonia vorüber, gelangten ſie an jenes koloſſale Plateau, jene gewaltigen Subſtructionen von Rieſenquadern, welche einſt den Tempel Jehovah's mit ſeinem Säulenwalde getragen.

Alle verließen die Pferde, nur Friedrich vermochte es nicht mehr. Man führte ihn zu Roß über einen Schutthügel auf den Sockel des Tempels. Die Brüder folgten. Oben angelangt, ſchloſſen ſie einen Kreis um ihn, unter den Mänteln hervor zogen ſie blühende Akazienbüſche. —

Die neue Sonne erhob majeſtätiſch ihr flammendes Angeſicht über die Olivenwälder. Ihr erſter Kuß fiel auf des Oelbergs Spitze, auf Golgatha, Zion und das Plateau des Tempels, umgüldete mit Glorie den greiſen Senior, der einem Steinbild gleich auf ſeinem weißen Roſſe dem letzten Tage ſtumm entgegenharrte, wie ein Krieger der Ablöſung von der Wache.

„Seht Ihr," erhob er die zitternde Stimme, „Johannesbrüder, wie die drei Hügel glänzen? Aus der Nacht hebt ſich das ewige Licht! — So gehe auch ich durch die Nacht dem großen Gottestage entgegen. — Ich bin unendlich glücklich geweſen im Leben, denn ich habe Eure Liebe und Treue beſeſſen, den Sieg Chriſti über das Heidenthum erlebt, ſtehe im Tode auf den Grundfeſten des Tempels, den Salomo dem einigen Gott aufgerichtet, und hoffe, hinfort wird die ewige Stadt Jeruſcholaim der Menſchheit wieder erſchloſſen ſein! — Wenn Ihr im Grabe mich ehren wollt, meine Brüder, ſo bitte ich Eins. Haltet zuſammen, denn Euer iſt der Sieg, und bedenket: die Liebe iſt des Geſetzes Erfüllung! Liebet Euch unter einander! — Kraft meines Amtes aber, das mir von Gott, nicht durch irdiſche Wahl, ſtammt, empfängſt mein Amt, mein Kreuz und Schwert Du Bruder Amand von Rhin, im Namen der drei ewigen Lichter! Er ſei Eure Säule, ſein Strahl leuchte Euch voran zur Erkenntniß! — Meinem Geſchlecht daheim im lieben Deutſchland, den Hohenzollern, meldet meinen letzten Gruß und Segen. Ich wünſche ihnen nicht Macht noch Ehre, denn Solches bereitet man ſich ſelbſt, aber ich wünſche Jedem von ihnen: ſo beglückt zu ſterben, wie mir verſtattet war. Herr! Herr! — Nun läſſeſt Du Deinen Diener in Frieden fahren, — denn — ſeine Augen — haben —“

Sein Wort ſtand ſtill! Die Arme, welche er wie Simeon ausgebreitet, ſanken, ſein Auge ward ſtarr, das Haupt neigte ſich auf die Bruſt. Er brach zuſammen. Amand von Rhin fing ihn weinend in ſeinen Arme auf; vereint mit den Großmeiſtern ſtreckten ſie ihn nieder auf den Ordensmantel. Hohenlohe löſchte leiſe die Lebensfackel, die Brüder deckten ihn mit Akazienſträuchen zu. —

So endete Friedrich von Hohenzollern. Sein Andenken im Orden ward für alle Zeiten durch den Convents-Beſchluß geehrt: daß fortan jeder Großprior von Deutſchland auch Gouverneur von St. Pierre und Karien ſein ſolle. — Die treue Dogge Zuleika geleitete ihres Herrn Leiche über Land und Meer bis zu dem Kloſter Stetten bei Hechingen. Dort ſtarb das Thier vor Gram. Die Drachenhunde von Rhodus aber blieben noch lange der Schrecken aller Ungläubigen. Das letzte dieſer edlen Thiere zog mit Villiers de l’Isle Adam und den Rittern St. Johann nach Malta.

Beaumarchais.

Gegründet 1850.

Geſammelte

Romane, Novellen und Dramen

von

A. E. Brachvogel.

Volks- und Familien-Ausgabe.

Mit Einleitung und Biographie

von

Max Ring.

Zweiter Band.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Jena.
Hermann Coſtenoble.
Verlagsbuchhandlung.

Beaumarchais.

Hiſtoriſcher Roman

von

A. E. Brachvogel.

Zweite Auflage.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Jena,
Hermann Coſtenoble.
Verlagsbuchhandlung.

Beaumarchais.

Hiſtoriſcher Roman

von

A. E. Brachvogel.

190r. 17025

„Ma vie est un combat.“
Caron de Beaumarchais.

Zweite Auflage.

Wohlfeile Volksausgabe.

Jena,
Hermann Coſtenoble.
Verlagsbuchhandlung.

Vorrede.

Indem ich bei dieſem neuen Romane wieder an die alte Güte des Publikums appellire, der ich ja Alles verdanke, will ich weder den Leſer noch mich mit Auseinanderſetzung der Urſachen, welche mich dieſen Stoff gerade mit Vorliebe ergreifen ließen, ſowie mit hiſtoriſchen Vorbemerkungen ermüden. Iſt meine Arbeit etwas werth, dann iſt das ja ihre beſte Entſchuldigung. — Eines zu erklären halte ich indeß für meine Pflicht, nämlich daß der tiefe, unheimliche Schatten, welcher in meinem Gemälde auf die damaligen Träger des Hauſes Orleans fällt, aus meiner tiefſten Ueberzeugung, die ich durch hiſtoriſches Studium meiner Quellen gewann, entſprang. Mein Herz wie mein Geiſt gaben die Eindrücke lauter wieder, welche ſie von den Dingen durch Vergleichung aller Meinungen damaliger Zeit gewannen. Die franzöſiſche Revolution ſelbſt näher zu ſchildern unterließ ich, ihr gigantiſcher Eumenidenſchritt iſt bekannt genug.

Mein Held verliebt ſich nicht, noch ſtirbt er pathetiſch, aber vielleicht ergreift ſein und ſeiner Lieben Loos, die lange Kette ſeiner Thaten, Leiden und Siege doch! Sie bewahrheitet, was er ſelbſt von ſich ſagte und als Motto auf ſeine Schriften ſetzte: „Mein Leben iſt ein Kampf!“ Wer zumal Mozart's „Barbier“ und „Figaro's Hochzeit“ in ſein Herz geſchloſſen, wird ſich, denke ich, am Ende freuen, das Urbild Figaro's und Suſannens, dieſer beiden unverwüſtlich treuen Gatten, vor ſich zu ſehen, die mit dem „Gräflein“ ein Tänzchen wagten, das ganz Frankreich erſchütterte. Mögen Figaro und Suſanne bei Ihnen, meine Gönner, eben ſo gern geſehen ſein, wie vor hundert Jahren zu Trianon, Marly und im Hotel Penthièvre; vielleicht verdienen ſie es!

Im Sommer 1864.

A. E. Brachvogel.

Quellen-Bericht.

Ich gebe hier dem Leſer Rechenſchaft von den hauptſächlichſten Quellen, welche zu meiner Arbeit benutzt wurden, will jedoch beſondere Citate an Ort und Stelle möglichſt unterlaſſen. Unter der reichhaltigen Literatur des vorigen Jahrhunderts wurden für meine Zwecke nur diejenigen Schriften benutzt, die außer der Originalität auch die größte Glaubhaftigkeit beanſpruchen, das heißt, in ſo weit die Parteiſtellung ſie eben zuläßt. Indem ich aber die Thatſachen unter dem Sehwinkel *beider* Parteien zu betrachten ſtrebte, glaube ich meiner dichteriſchen Pflicht nachgekommen zu ſein.

Benutzt wurden:

A. Lewald, Beaumarchais' Memoiren und Theaterſtücke. Stuttgart 1839.

Frau von Campan, Memoiren, überſetzt 1824. Breslau bei Joſ. Max u. Comp. 4 Bde.

Mirabeau's Memoiren, 4 Bde. Paris 1797.

Salon de Paris, Herzogin von Abrantes. Gemälde und Porträts unter Ludwig XVI. 2 Bde.

Chateauneuf, Die Favoritinnen von Frankreich. 2 Bde. Leipzig, Buſſe 1848.

Mercier's Tableaux de Paris. Deutſch von Walch. 8 Bde. 1784. Leipzig, Schwickert. (Mercier war Encyklopädiſt).

Lamartine, Girondiſten. 4 Bde.

Carl Grün, Sociale Bewegungen. Darmſtadt 1845.

Goethe, Perſönlichkeiten zu Rameau's Neffen.

„Barbier von Sevilla" und „Figaro's Hochzeit", zwei Luſtſpiele in fünf Aufzügen von **Caron de Beaumarchais**. Nach der Originalausgabe überſetzt. Berlin 1785, bei J. F. Unger.

Les Amoureuses des Gaules. à Liège. (Schmähſchrift im Schäferton.)

Dahlmann, Franzöſ. Revolution. Leipzig, Weidmann, 1853.

Privatleben Antoinettens und das Glaubensbekenntniß Artois'. Paris, zu haben auf den Trümmern der Baſtille. (Schmähſchrift im Jakobinerſtil, aber ſicher von orleaniſtiſcher Seite.)

Marmontel, Memoiren von 1723—99. 4 Bde. 1805, Leipzig, Hinrichs. (Von ihm ſelbſt.)

Memoiren des Marſchall **Richelieu**, 9 Bde. Jena 1791 bei Mauke. (Unter des Marſchalls Augen von einem Schriftſteller verfaßt, der zu den Oekonomiſten und Encyklopädiſten gehörte.)

Privatleben Ludwig's XV. 5 Bde. 1781. Nicolai, Berlin und Stettin. (Gute Zuſammenſtellung der verſchiedenſten Zeitquellen.)

Montjoye, Lebensgeſchichte Antoinettens, 2 Bde. 1798. Leipzig, Dyk'ſche Buchhandlung. (Streng royaliſtiſch, Verfaſſer war Emigrant.)

Leben der **Dubarry**, 1 Bd. Deutſch. Paris 1775. (Skandalſchrift.)

Geſchichte der Pompadour. A. d. Engliſchen. 1759. London bei S. Hosper. (Skandalſchrift.)

Condorcet, Voltaire's Leben. 1791. Berlin bei Unger.

Denkwürdigkeiten der la Motte, von ihr ſelbſt. Aus dem Engliſchen. 1789. (Schmähſchrift gegen Antoinette und den Hof.)

Unterſuchungen über die la Motte. Deutſch von Schlözer. 1790. Frankfurt und Leipzig. (Ruhige Beurtheilung der vorhergehenden Schrift.)

Villegardelle, „la Basiliade“ et „code de la nature“ de Morelly. 1829. Liège. (Villegardelle war Schüler St. Simon's.)

Memoiren der Frau du Hauſſet. Ueberſetzt 1825. Stuttgart bei Franckh.

Alte Karte der Umgebungen von Paris. Département de Seine, Seine et Oise, Seine et Marne, Oise, d'Eure et Loire, et diverses parties.

Alte Pläne von Paris vom Beginn der Stadt bis zu Ludwig XV. 1770.

Alte Pläne von Verſailles, Marly, St. Cloud, Trianon, Fontainebleau, Compiègne und der königlichen Schlöſſer in Paris. 1770.

Schließlich wurden ſelbſtverſtändlich unſere deutſchen Hiſtoriker Rotteck, Schloſſer u. ſ. w. zu Rathe gezogen.

D. Verf.

Inhaltsverzeichniß.

Seite
1. Gauchat, der Buchhändler 1
2. Im Pigeonnier 23
3. Die Töchter des Königs 59
4. Die lettre de cachet 77
5. Harfenlectionen 100
6. Der Erſehnte 138
7. Marquiſe de Pompadour. 172
8. Coralie Raucourt 201
9. Im Sonnentempel 218
10. „Nur keine Odeurs!“ 234
11. Das Lebewohl von Trianon 259
12. Im Lager zu Compiègne 278
13. Die Gegenwart iſt Alles. 298
14. Der Lendemain der Prinzeſſin von Lamballe 317
15. Das Reich der Engel 354
16. Aus der Wüſte 370
17. Jus primae noctis 401
18. Figaro 422
19. Mein Page 451
20. Um fünfzehn Louisd'or 468
21. Iſt das noch Frankreich? 487
22. Ludwig der Befreier 517
23. Liebe in Thränen 535
24. Eine königliche Uebereilung 558
25. Kaſſandra 580
26. Epilog 634

1.

Gauchat, der Buchhändler.

Heute, die Paris in den Jahren 1828 bis 1830 und ſpäter um 1861 geſehen, in ihm gelebt haben, und zwar in allen Schichten der Geſellſchaft, ſchwören, es ſei faſt unmöglich, es wiederzuerkennen. Das bezieht ſich nicht auf bloße Aeußerlichkeiten, denn Stadthaus, Louvre u. ſ. w. ſtehen noch und werden Menſchenalter nach uns ſtehen, aber der alte Geiſt, die alte Art, der myſtiſche Zauber hiſtoriſcher Erinnerungen iſt durch wer weiß was — von einem Jahrzehnt zum andern dünner, ſchwankender geworden, bis er verflüchtigte. Wir machen ja ſo oft die Erfahrung, daß es uns weniger tief berührt, wenn wir einen noch ſo lieben Gegenſtand ganz vermiſſen, als wenn er wohl da, aber ſo verändert iſt, unter ſo neuen, unpaßlichen Dingen ſich wiederfindet, daß uns ſeine Exiſtenz mehr wie ein Hohn auf ſeine Vergangenheit und ſo fremd erſcheint, als wäre er ein phantaſtiſch-geſpenſtiſches Gebilde aus einer vergangenen Welt. Ludwig XIV. hat das ſogenannte alte „neue Paris“, die „Weltbeherrſcherin Paris“ gebaut, welche den letzten Schimmer mittelalterlicher Herrlichkeit mit dem modernen Leben, die Gothik der Vorfahren mit dem antiquiſirenden Geſchmack der prunkvollen Renaiſſance verband. Jenes Paris war das moderne Rom der Welt geworden, und die inneren Kämpfe, welche von den Zeiten der Jungfrau von Orleans bis zum Sturz der Feudalrechte, die gigantiſchen Erinnerungen, welche vom Tode Jacob Molay's bis zu Ludwig XIV. reichten, gaben den Gebäuden, Straßen, Plätzen, Menſchen und Sitten eine vielfarbig ſchillernde, reiz- und poeſievolle Geſtaltung. Jedem Dinge, jeder Figur war ihr eigenſter Charakter aufgeprägt, der Jegliches in beſonderem Nimbus und doch Alles in gegenſeitiger Harmonie erſcheinen ließ. Die Stadt des heiligen Ludwig, ſo wüſte Laſter ſich auch in ihr bargen, ſo ſehr man ſie, gleich der alten Roma, als Tyrannin aller Welt haſſen mochte, war doch ein phantaſtiſch Märchen, ein wacher Zaubertraum, in deſſen Labyrinthe ſich Tauſende jauchzend verloren.

Aber das neue „neue Paris", das Paris nach der Revolution, beſonders das „allerneueſte", iſt Alles in Allem blos der aufgeputzte, verblaßte und langweilige Schatten ſeiner alten Pracht! Ich ſage langweilig!! Das iſt es allen heutigen Enthuſiaſten zum Trotz, die beim Anblick der Rue Rivoli ſich vor Entzücken nicht zu laſſen wiſſen! — Ach, in zweihundert Jahren wird man überall in der Welt Boulevards, ſchnurgerade Straßen, zierliche Façaden, freundliche Dämchen in noblen Roben, Kaufläden mit Spiegelſcheiben und — keine Bewunderung mehr haben! Wir werden erſchrecklich alt! — Wahrhaft intereſſant, bezaubernd und lehrreich für den Gebildeten ſind dort allein nur die hiſtoriſchen Erinnerungen, welche wie Ruinen in die Minauderie und glänzende Nüchternheit des modernen Jetzt hereinragen. Was die alten Könige von Heinrich IV. bis Ludwig XIV. geſchaffen, die charakteriſtiſche Eigenheit, welche Paris in der Welt einzig machte, hat die moderne Zeit, beſonders das Kaiſerreich, gründlich zu zerſtören gewußt. Der „Chauvinismus" iſt die große, neue Uniform von Paris, das charakterlos gemacht worden, damit es ruhig ſei. Das heutige Paris nach dem alten Paris beurtheilen, wäre eben ſo thöricht, als wollte man den lieben bunten Boulevardpöbel mit den Colonnen vergleichen, welche einſt von Dumouriez und Cuſtine geführt worden, oder vordem im Palais Royale, der Reitbahn, oder im Cercle l'Espinaſſe, im Hotel Bourbon, Penthièvre und Ventadour Stammgäſte waren. —

Laßt uns das alte Paris wieder aufbauen, in dem unſer folgendes Drama zumeiſt vor ſich geht, laßt es uns zurückconſtruiren! Notre-Dame, der alte Juſtizpalaſt, Palais Royal, Luxemburg, der Temple, Hotel de Ville, de Dieu, Sorbonne, Louvre, Tuilerien und eine gute Zahl alter Klöſter, auf die man noch heute ſtößt, um ſie zu überſehen, wie verſchiedene alte Hotels in St. Germain, ſind der Kern, der Reſt der alten Zeit, von welchem wir ausgehen. Denkt die Rivoli fort, Tuilerien und Louvre noch dicht umdrängt von Häuſergiebeln, das alte Café Régence und die berühmte Kaſtanienallee noch im Palais Royal, als Promenade für Jedermann, in deren Mitte den Arbre de Cracovie, die Börſe der Intriguanten und Politiker, ſeht die hochgiebeligen Häuſer mit koloſſalen Dächern in allen Stylen, von der Gothik bis zur Spät-Renaiſſance, nur durch ſchwanke Laternen erhellt, in oft nur halb ſo breiten Straßen, mit allerlei Ausbauten, Erkern, hölzernen Hinterfronten, Stiegen und Anhängſeln! Denkt zwei Drittel der Läden weg und dieſe Läden mit engen Fenſtern, höchſt dunkel und tief in's Haus geſtreckt, hört die Wetterfahnen kreiſchen, die Blechſchilde und Läden klappern, und werft über das ganze Chaos von Stein, Ziegel, Schiefer und Holz einen bleigrauen, ſchmutzig rauchfarbenen Ton, ſo iſt ſchon ein wenig —, der Localton ſo zu ſagen, iſt gewonnen. — Das alte Luxemburg ſieht bei Weitem feſtungsmäßiger, mißtrauiſcher aus, der ganze Stadtheil um den Tempel iſt eine unheimliche, durch Elend, Verbrechen, von dem unſchuldigen Blute der Templer wie gefeite Gegend, in welcher lichtſcheu jeglich Geheimniß ſchlummert, und die kein Menſch Abends anders als zu Zweien, oder mit Degen und Piſtol betritt. Eiſerne oder hölzerne Thore verſchließen hier die meiſten Straßen bei Nacht, und wenn man die winkelige Rue Antoine oſtwärts zum Thor ſchreitet, rechts das Kloſter der Marientöchter, links die beiden letzten Thürme des zerſtörten Schloſſes Tournelle, das Hotel Sully und die Place Royal, ſteht vor uns, das Thor förmlich einzwängend, die mächtige Zwingburg, der Schrecken von Paris, die Baſtille, mit Zugbrücken, Fallgattern und Gräben. Ueber ihre hohe, unnahbare Mauer ragen die acht Thürme der Citadelle, das Staatsgefängniß, wie koloſſale Orgelpfeifen empor, als wollten ſie das große Miſerere der innen Schmachtenden andeuten. — Eine lumpige Lettre de cachet, ein Haftbrief, von einem Adligen gegen einen Bürgerlichen, von einem Manne gegen die Frau, einem Vater gegen den Sohn, einem Mächtigen gegen den Schwachen ausgeſtellt, durch gefällige Miniſter in blanco beſiegelt — und die Brücke fällt, das Gatter ſteigt, ein Wagen, von Polizeiwachen escortirt, fährt hinein, und der abgelieferte Delinquent ſeufzt — ſo lange es Gott gefällt, oder man eben Zeit hat, ſich an ihn zu erinnern. — Die Seine hat ſtatt achtzehn nur neun Brücken, die Boulevards um die nordöſtliche Altſtadt, die Thore St. Anne, Montmartre, Richelieu, Caillou und Honorés ſind erſt angelegt, ebenſo Champs Eliſées; jenſeits derſelben iſt Alles Feld und von den heutigen Faubourgs, die dürftige Antoine ausgenommen, kaum eine Spur. Südlich der Seine, in den Stadttheilen St. Jaques, Univerſité und St. Germain iſt von Boulevards noch weniger die Rede. Die Mauern, welche die Quartiere St. André und Benoit umſchloſſen und fortifikatoriſch mit der Cité vereinten, waren kaum niedergelegt; umſonſt würde man das Marsfeld ſuchen, und in zahlloſen Gärten und Parks ſchlummern hier die Paläſte alter Adelsgeſchlechter, der Briſſacs, Léonville, Crécy, Noailles, Chevreuſe, Grammont, Soiſſons, Polignacs, Penthièvres, Guiſe, d'Eſtrée, Aumont u. ſ. w., deren letzte Sproſſen in der Emigration ihr Leben beſchließen mußten. — Das iſt die Schale von Paris, aber nun der Kern, die Menſchen!

Da ſtößt der rieſige Hauptmann der Königlichen Schweizer im blauen Sammetrocke und weißer Cocarde verächtlich den dürren, kleinen Epicier aus dem Wege; er verachtet das ſchnatternde Volk der Pariſer, er denkt allein an ſeine Heimathberge und die Lilien auf ſeiner Bruſt. Der rothe Nobelgardiſt in den hohen Reiterſtiefeln, dem vergoldeten Korbdegen, das Hütchen auf einem Ohre, iſt ein halber Hofmann. Er kneipt der reizenden Blumenhändlerin in Flügelhaube und ſchmalem Buſentuch die Wangen, und geht entweder zum Ballhauſe, eine Partie Fronde zu ſchlagen, oder in's Royal, um zu diniren, bei Karten und Würfeln zu gewinnen oder zu verlieren, vielleicht auch in den Alleen ein Rendezvous für ſich, oder — einen Beſſeren abzu- ſchließen! Der berüchtigte Picpuſſer-Mönch mit breitem, lächelndem Geſicht redet ſehr feierlich mit einem ſchlanken ſchwarzen Abbé, der das Mäntelchen über den Arm und einen Stahldegen trägt; dort rollen zwei Parlamentsräthe in ihren rothen Roben mit hohem Mortier vorüber; weiterhin laſſen ſich einige Nonnen von Port-Royal in Sänften vorüber- tragen, dicht verhüllt, um ihr Alter nicht zu verrathen; drüben aber geht eine Gruppe laut und heiter geſticulirender Herren und Damen in bunten, geſtickten Kleidern. Es ſind Advocaten, Gelehrte und Philoſophen; dieſe Damen ſind beaux esprits aus den Cirkeln der Demoiſelle l'Espinaſſe, vielleicht iſt gar Diderot, Marmontel, Mably oder Raynal darunter. Halloh ertönt! Der Herzog von Orleans oder Prinz Conti, die Herzogin von Grammont oder gar Mon- ſeigneur der Dauphin rollt nun mit Läufer, Vorreitern und Mohren vorüber, ein Dutzend Leute ſeiner Leibgarde hinter ſich, und dazwiſchen drängt ſich Janſeniſt und Moliniſt, der mürriſche, derbe Bretagner Bauer und das Weib der Halle, der Muſiker im galonirten Rock und der Charlatan in weitem, phantaſtiſchem Mantel! Alles lächelt, flattert, duftet, als lebte es zum Vergnügen; jede Art der Narrheit und Weisheit hat ihre eigene Maske, ihr beſonderes Coſtüm, ihre Haltung und Geberden, ihre Farbe und ihren Schnitt; Jeder läßt den Andern für abſonderlich gelten, weil ſeine Abſonderlichkeit ihm am meiſten gilt, Alle amüſiren ſich über Alle, Jeder hat ſich am liebſten, und Paris iſt ihm die Welt, denn alle Welt läuft nach Paris, ſich ausbeuteln zu laſſen. — Die ſcharfe Abgrenzung der Stände, die Willkür der Geſetze, die graue Baſtille wie der finſtere Juſtizpalaſt genirt dieſe Leute nicht, das iſt eben „für die Anderen da“, meint Jeder, bis es ihn einmal ſelbſt trifft! Enfin, Jeglicher im alten Paris iſt fröhlich, weil er — unzufrieden ſein darf, heut' iſt alle Welt traurig über die — eigene langweilige Zufriedenheit, Chauvin! — Ou est Lambert? —

Um das Jahr 1758 befand ſich an der Ecke der Strumpfwirkergaſſe (rue de la Chaussetrerie) an der Rue Tirchape (eine jener kleinen, verzwickten, aber höchſt belebten Gaſſen, welche die große St. Honoré mit der Lombardſtraße und St. Antoine verband), gleich weit von Getreidehalle, Tuilerien, Stadthaus und Juſtizpalaſt, alſo mitten in der Altſtadt, der Laden eines Buchhändlers, Namens Gauchat, welcher damals ein ſehr wichtiger und reicher Mann war. Dieſer Herr hatte ein Recht, ſtolz zu ſein. Er trug ſich immer in mäuſegrauer Serge und weißem Halstuche, obwohl er gern ſchnupfte. Seine Stutzperrücke war ein ſolcher Beſtandtheil ſeiner Würde, daß er ſogar oft mit ihr ſchlafen zu gehen pflegte. Ein Schreibärmel und eine Feder hinterm Ohr machte ihn noch viel majeſtätiſcher, und ſeine furchtbare Trockenheit, wie die Kürze ſeiner Rede ſchüchterte Diejenigen ein, denen er ſein Gewicht fühlen zu laſſen wünſchte. Sein Laden, den wir heute für den ſchlechteſten Antiquar zu elend finden würden, war mit dem bunten Allerlei damaliger Literatur vollgepropft, meiſt alte, verlegene Sachen; ein Schaufenſter aber hatten nur Modiſten und Friſeure. In dieſem dumpfigen Loche hauſte neben dem Chef noch ein taubſtummer Schreiber Quinet, für den Mann der Bücher ein unſchätzbarer Freund, dann der Markthelfer und ein nichtsnutziger Lehrjunge, der den Kleinhandel leitete und die äſthetiſchen und ſchöngeiſtigen Bedürfniſſe der Nähterinnen, Handwerker, Bürger, kurz das — niedere Volk mit naſeweiſer Wichtigkeit bediente. Kam indeß ein Mann von Diſtinction, ein

Gelehrter, ein hoher Beamter oder reicher Finanzpächter, ja, gar ein Herr vom Hofe, ſo erſchloſſen ſich demſelben, dem Grade ſeiner Wichtigkeit entſprechend, die geheimnißvollen Tiefen der Schätze Gauchat's. Durch eine Treppe führte er ſolche Kunden nach dem Oberſtock ſeines Hauſes. Dort in eichenen Regalen glänzten die Dichter, von Racine und Molière bis Nivelle de la Chauſſee, die großen Rechts- und Geſchichtswerke, Mappen mit Karten, Plänen und Kupferſtichen und antiquariſche Schätze wurden vorgelegt, man erhielt dort das Neueſte der Literatur. Gauchat druckte und verlegte ſelbſt, er verſchrieb die Wiſſensſchätze der ganzen Welt, ſeine Tiſche lagen voll Zeitungen. Mit der heiligen Cenſur, damals eine fürchterliche Inquiſition, ſtand er ſich vortrefflich, und that nebenbei — was er wollte, natürlich unter Beobachtung der ſchicklichen Form. Was in Paris nicht erlaubt war, ließ er in Lüttich, Amſterdam, ja in London drucken. Wollte nun ein hoher Herr (den er ſelbſtverſtändlich genau kannte) etwas Verbotenes kaufen, ſo hatte es Gauchat nie. Er lief ab und zu, und betheuerte, daß er nur „cenſirte Werke" führe; ſolch ein Herr durfte indeß nur das Doppelte des ungefähren Betrages in einen Zettel wickeln, welcher den Titel enthielt, und auf das Pult des taubſtummen Quinet legen, ſo war er auch gewiß, das Verlangte, ſobald es ihm wegzugehen beliebte, unter ſeinem Hute zu finden. Was ging es Gauchat an, wo der Herr es her hatte? War er der Cenſor vornehmer Leute? Ebenſo beſaß er einige ſtille Federn an diverſen Enden der Stadt, die Hunger und Gram mürbe gemacht, und denen er Aufträge ertheilte, ſobald Jemand einem Nebenbuhler ein Libell anzuhängen beliebte. O, bei Gauchat konnte ein moderner Buchhändler noch Allerlei lernen. Und dabei war der Mann ſtill, er poſaunte nicht, er lieferte nur die Mundſtücke zu Anderer Poſaunen! Seit dem Janſenismus, ſeit Voltaire und der Encyklopädie war ja Gänſekiel und Dinte, Preßbengel und Druckerſchwärze eine fürchterliche Macht geworden, die ſelbſt der allmächtigen Cenſur, Baſtille und Galeere ſpottete! Das wußte Gauchat, und ſo eine Art Feldherr dieſer Macht, oder doch wenigſtens der Commandeur eines Regiments von Scribenten zu ſein, die bei irgend einer Gelegenheit für eine rentable Sache oder einen hohen Gönner in's Feld geführt wurden, das war dieſes Mannes Stolz, ſein eigenſter Beruf, ſein höchſtes Vergnügen. Weil jene Zeit ſo recht eigentlich die Aera der Broſchüren, Schmähſchriften, Anekdoten und Skandalpoeſien genannt werden muß, ſo genoß Gauchat alſo dieſes Vergnügen um ſo häufiger, als es ihm durch das Geheime und Gefährliche ſeines Genuſſes noch theurer wurde. Daß er dabei ſeine Söldner, die Schriftſteller, verachtete, unter einer brutalen Disciplin und in rückſichtsloſeſter Abhängigkeit hielt, verſteht ſich von ſelbſt, ihm lag ein Begriff von der Würde des Schriftſtellers eben ſo fern, als der Gedanke, daß irgend ein Wort zündend in die Maſſe fallen könne, welches *er* nicht gedruckt, das durch *ihn* nicht verbreitet ſei. Er kannte nur reiche Leute, die zum Vergnügen ſchrieben, darum *allein* alſo das Recht hatten, berühmt und unabhängig zu ſein, die Herren Voltaire, Holbach, Marmontel etwa, gegen ſie war er devot. Gegen Dichterlinge, welche von hohen Cliquen protegirt wurden, mit denen er es nicht verderben wollte, war er mindeſtens höflich. Leute indeß, die von der Feder *lebten*, galten ihm nur für bêtes, die man auf jedes Wild hetzen konnte, und welche nie die koloſſale Frechheit haben durften, auf eigenem Revier nach eigenem Sinne zu jagen. —

Der würdige Herr Gauchat befand ſich eben am Stehpult beim Fenſter ſeines Ladens, ſah Druckerrechnungen und Correſpondenzen nach, ſich dann und wann durch Zeichen mit Quinet verſtändigend, als von St. Innocenz herüber, träumeriſch langſam hinſchlendernd, ein Mann nahte, von dem ſchwerlich anzugeben war, wie vornehm oder gering er ſei. Dreierlei ſchien er jedenfalls, jung, arm und intereſſant. Er zählte etwa ſechsundzwanzig Jahre; ſeine hohe, ſtraffe, ſchlanke und graziöſe Geſtalt hatte noch die volle Elaſticität der Jugend, und die Feinheit wie Lebendigkeit ſeiner Bewegungen ließen auf eine ganz vortreffliche Erziehung ſchließen. Jedenfalls mußte der Mann ſich oft genug in gebildeten Kreiſen bewegt, mindeſtens aber von Mutter Natur die Gabe empfangen haben, ſich leicht den Schliff der feinen Geſellſchaft anzueignen. Sein Kopf war einer von jenen, die bereits in der Jugend einen frappanten Charakter annehmen, um ihn für immer zu behalten; ſolche Phyſiognomien altern ſchwer und ſpät, zumal wenn ſie von ſo viel Geiſt und Temperament durchleuchtet werden. Er war blond, ſein Haar kurz und kraus; ein dicker, natürlicher Lockenſchopf über ſeiner Stirn, der halb unter dem Hütchen hervorquoll, vollendete den „Tituskopf", wie er damals ſchon von einzelnen Genies und Schöngeiſtern getragen zu werden anfing, welche dann das Haar puderten und im Nacken in einen Haarbeutel faßten, deſſen ſchwarzes Band über der Bruſt zuſammenlief. Während er die Linke auf einen ſtarken Stock ſtützte, hielt ſeine Rechte eine kleine Rolle, in eine alte Nummer des Mercur français gewickelt. So humoriſtiſch ſchalkhaft ſeine Züge auch von Mutter Natur angelegt waren, ſchien er eben jetzt nicht ſehr jocos geſtimmt, Bitterkeit breitete ſich in offenbarem Hohn um Stirn und Lippen, ſein Auge flammte düſter, blitzte bei dieſer oder jener Carroſſe wetterleuchtend auf, wie von geheimem Haſſe, und er verrieth die ſchlecht verhaltene Unruhe, welche hungrigen Löwen und verzweifelten Leuten eigen iſt, wenn ſie ſich zugleich gegen die Entwürdigung ſträuben, die gierigen Martern ihrer Bruſt zu verrathen, jene Unruhe, in der — der Hunger mit dem Anſtande kämpft. Betrachtet man nun ſeine Kleidung von dunkelgrünem, ſehr verſchoſſenem Atlas, deren Nähte undicht, deren Stickereien defect waren, ſeine groben Schuhe mit kupfernen Schnallen, ſeine ſehr reinen, aber viel geſtopften Manſchetten, und wie dieſer Herr, als er die Firma Gauchat erblickte, haſtig mit hellerer Miene nach dem Laden ſchritt, der begreift leicht: es iſt ein armer Literat, der zu einem Verleger geht, in der Hand ſein Manuſcript, ſeine letzte Hoffnung! Seltſam genug trug er aber noch eine Uhr, die koſtbar ſein mußte, nach der goldenen Kette mit Berloques und Achatpetſchaften zu ſchließen, welche aus der Weſtentaſche ſchwer herabhing und coquett blitzend im Sonnenſtrahle ſchaukelte; ſogar einen Ring mit großen Rubinen trug er an ſeiner rechten Hand, obwohl die übrige Erſcheinung grell genug von ſolchem Luxus abſtach.

Der Literat trat zu dem Buchhändler ein.

„Guten Tag, Gauchat, wie geht's? Wieder über den Rechnungen? Das iſt ein ſchönes Gefühl, Freund, Rechnungen ſchreiben zu können, die andere Leute bezahlen müſſen, und Geld für die Marter fremder Hirne zu erhalten. Ihr Zwiſchenhändler ſeid glückliches Volk! Ihr nehmt eine fertige Sache mit der Linken, klebt Eure Firma drauf, macht ein paar lumpige hundert Livres Auslagen, und gebt ſie mit der Rechten weg, um ein paar tauſend Livres einzuſtecken, bei Gott, das kürzeſte Mittel, reich zu werden!"

Damit warf ſich der Ankömmling auf einen alten Stuhl, legte ein Bein über das andere und ſpielte mit den Petſchaften ſeiner Uhrkette.

Gauchat hatte ein wenig den Kopf erhoben, hielt die Feder einen Augenblick ſchwebend in der Hand und ſah dem Sprecher kalt in's Geſicht.

„Mein Herr Beaumarchais, ich wußte noch nicht, daß ich Ihr Freund ſei, eben ſo wenig, daß ich Ihr Gauchat ſei. Ich werde *gewöhnlich* Herr Gauchat genannt, zumal von Leuten, die von *mir* abhängen! Sie haben überhaupt eine Art, mit den Menſchen zu reden, bei der man nie weiß, ob Sie eine Schmeichelei oder eine Sottiſe ſagen wollen. Beides paßt mir nicht! Vermuthlich haben Sie wieder ein Manuſcript, was ich Narr genug ſein ſoll, zu nehmen!" — Er ſetzte ſein Geſchäft des Rechnens fort.

„Wenn Sie mein Freund nicht ſind, *gewöhnlicher* Herr Gauchat, ſo thut mir das um Sie ſehr leid, ich hätte einen alten Praktikus Ihrer Art für klüger gehalten! Wie kann man Jemandem in der Welt nur offen *ſagen*, daß man ſein Freund *nicht* ſei, da man doch nie wiſſen kann, was aus ihm wird, und ob man ſeine Freundſchaft nicht einmal braucht?!"

„Das kann man allerdings ſagen, wenn man wie ich ſo thöricht geweſen, Ihnen für baare dreißig Livres eine „Harfenſchule" abzukaufen, theuren Druck und Papier damit zu verſchwenden, ohne daß Jemand dran dächte, nach des Herrn Beaumarchais Harfenſchule zu fragen!" Er wies hämiſch auf eine lange Reihe Bücher im oberſten Fach und einen Ballen in der Ecke. „Ein Exemplar netto iſt verkauft, eine Dame nahm es. Wahrhaftig ein ſchöner Vertrieb! Ich Ihr Freund? Lächerlich! Ich bin betrogen, um mein Geld bin ich gebracht! Das Buch iſt ein elend Geſchmier, reines Maculatur, ſonſt nichts! Aus Ihnen etwas werden?!" Er ſtieß ein ſardoniſches Gelächter aus und zuckte die Achſeln.

„Ich wurde nur nicht gewürdigt, Gauchat. Man fällt ſtets ſo lange durch, bis man mit einem Opus einmal Fortune macht; den Weg gingen alle großen Männer! Bei Einem kommt's früher, beim Andern ſpäter. Können Sie's denn einem Buche anriechen, ob die Leute es vergöttern werden oder nicht? Dazu müßten ſie nicht allein mehr gelernt haben, Sie müßten auch etwas beſitzen, was ſich niemals lernen läßt, das ein ewiges Myſterium aller geiſtigen Dinge bleibt, nämlich die Witterung des Erfolges! Unter fünf Büchern, welche Sie drucken, ſind drei, welche ſchon bei der Geburt wiederum dem Urzuſtande der Lumpenwalke verfallen ſind. Eins deckt kaum die Koſten, und das letzte, — welches Glück, läßt Sie etwas verdienen! Aber Sie drucken und verlegen doch, denn Sie wiſſen, ein glänzendes Geſchäft bezahlt Ihnen dreifach alle vorhergehenden ſchlechten, und mit der Zeit werden Sie das Uebrige auch an jene guten Provinzialſeelen los, welche ſich geehrt fühlen, ihr Geld in Paris wegwerfen zu dürfen. Mit ſechsundzwanzig Jahren bin ich allerdings noch nichts, aber in fünf Jahren kann ich ein Millionär und der Abgott Frankreichs ſein! In dieſer dünnen Rolle vielleicht mag die ganze Metamorphoſe liegen! Wollen Sie?" —

Gauchat verzog mit boshaftem Lächeln das Geſicht. „Dieſe Metamorphoſe anzuſehen, wäre allerdings ſpaßhaft!“

„Ich denke auch, zumal wenn Sie daran ein beſcheiden Theil hätten!“ Damit ſtand er auf und legte die Rolle auf des Buchhändlers Pult.

Gauchat öffnete ſie und rollte das dünne Heft auseinander.

„Eugenie, ein Drama in fünf Acten! — Hahaha! —“ Er wickelte das Manuſcript nachläſſig wieder ein. „Ein Theaterſtück von Ihnen lieſt Niemand; Sie ſpielt Niemand, dazu muß man ſchon ein Voltaire, Diderot oder doch Marivaux ſein. Werden Sie nur ohne mich Millionär und Abgott, ich danke!“ —

„Sie weiſen mich ab?! Ohne den Inhalt zu kennen, weiſen Sie das von der Hand?“

„Ja!“ —

„Gauchat, oder gewöhnlicher Herr Gauchat,“ und Beaumarchais erhob ſich rothen Angeſichts, blitzenden Auges und mit vibrirender Stimme — „Scherz bei Seite, nehmen Sie das Manuſcript, ich brauche Geld! Sie würden zugleich edel und klug handeln, was Ihnen ſelten auf einmal paſſirt!“

„Nein, mein Herr! Wenn Sie Geld brauchen, ſo iſt das Ihre Sache, ich bedarf Ihrer Schreibereien nicht! Ich nehme nichts mehr, und erhielte ich's umſonſt! Verſtanden!“ —

„Gewiß iſt das verſtanden,“ und Beaumarchais ſteckte ſeine Arbeit in die Taſche, „und eben ſo verſtändlich werde ich ſein!“ — Er zog ſeine Uhr heraus und hielt ſie ihm hin. Sie war nicht nur von Gold, wie die Kette, ſondern rings um den Rand mit ziemlich großen Brillanten beſetzt, ein wahres Cabinetsſtück. „Es iſt jetzt ein Viertel nach Zehn! Bis halb gebe ich Ihnen Zeit, ſich zu beſinnen! Wenn Sie die Harfenſchule wirklich geleſen haben, und zwar mit Hirn, wenn Sie von Esprit gar eine gelinde Ahnung haben, werden Sie begreifen, daß ich meine Feder zu führen weiß! Ich bin in Noth, und dieſe macht erfinderiſch! Ich könnte etwas erfinden, das Ihnen ſehr unangenehm wäre, alſo — überlegen Sie!“

Er ſteckte die koſtbare Uhr zu ſich, ließ ſich auf den Stuhl wiederum gleichgültig nieder, zog ein ſchmutziges, vergriffenes Notizbuch hervor, riß ein Blatt aus und begann darauf zu ſchreiben.

Gauchat war im höchſten Grade erſtaunt. — „Drohen Sie mir? Hoho! Und mit Ihrer Feder? — Aber wer, — wer ſind Sie denn, daß ich mich fürchten ſoll?!“

„Sie haben eine Viertelſtunde zu all' dieſen Argumenten!“

„Und — und wer will mich denn zwingen, Ihre Scripturen zu nehmen? Warum bieten Sie Lorrant oder Le Jay nicht Ihr — Drama an, wie das Ding heißt, die können ſich doch auch einmal hinter's Licht führen laſſen!?“

„Weil ich für Lorrant andere, pikantere Offerten habe, als dieſe! Er iſt ein Ehrenmann, der nur redliche Geſchäfte macht, aber Sie, Gauchatchen, ſind ein Filou, Ihnen ſchadet ein Riſico alſo nichts, Sie wiſſen ſich's ſtets von anderen Leuten bezahlen zu laſſen. Deswegen werden Sie ſich entſchließen, dies Manuſcript zu kaufen, oder mein — Feind zu ſein! Sie haben noch ganzer acht Minuten Zeit!“ —

Herrn Gauchat war wunderlich genug zu Muthe, zumal ihm Quinet verſchiedene Zeichen machte. Einestheils hätte er die größte Luſt gehabt, den malitiöſen Federhelden hinauswerfen zu laſſen, andererſeits ſtieg ihm der Gedanke auf, der Menſch könne am Ende verrückt, alſo gefährlich ſein, endlich, — das beſtätigten ihm Quinet's Zeichen, mochte hinter dieſer koloſſalen Frechheit ein ernſter Grund für ihn liegen, ſich in Obacht zu nehmen, für ihn, der genug gefährliche Speculationen unternahm.

„Herr Beaumarchais,“ begann er, ſich mühſam zur Ruhe zwingend, „wenn Sie nun ſo arm ſind, warum verkaufen Sie jene köſtliche Uhr nicht, die mindeſtens ihre tauſend Livres werth ſein muß, warum dieſen Fingerring nicht mit den großen Perlen und der Rubinroſette?“

„Weil ich beide Kleinode, weder Uhr noch Ring je fortgeben werde, und wenn mir der Hunger grinſend aus den

Augen blickte! An ſie knüpft ſich all' meine Hoffnung, die Kraft meiner Seele, das Vertrauen auf meinen guten Stern; ſo lange ich ſie habe, — kann ich nie ganz ſinken! Sie begreifen alſo, daß ich Ihnen lieber ein Manuſcript verkaufen, als mich dieſer letzten Hülfsquellen berauben mag!"

„Aber ich kaufe das Stück nicht!" ſchrie Gauchat, alle Faſſung verlierend, auf, „ich will von Euch nichts wiſſen, da iſt die Thür!" —

„Ich werde ſie gewiß benutzen, ſobald es Zeit iſt." Er zog die Uhr. „Aha, die Friſt iſt um!" — Er ſtand langſam auf und trat nachläſſig an den Ladentiſch. „Ich habe, trotz meines Kummers, doch noch ein menſchlicheres Herz als Ihr, ich laſſe Euch meine Adreſſe, damit Ihr noch — in Euch gehen könnt." Er legte das Blatt auf den Tiſch. „Bis heute Abend werde ich warten! Aber wenn Ihr dann nicht bei mir ſeid mit zwanzig Louis in der Hand, und ich mit meinem Weibe hungern muß, dann, guter Freund, beginne ich ein Libell, betitelt: „Monſieur Gauchat und die franzöſiſche Cenſur, zwei culturgeſchichtliche Antitheſen." Morgen früh wird es fertig, übermorgen wird es gedruckt, wird von aller Welt geleſen ſein, und Ihr könnt das an der „Eugenie" erſparte Honorar für Eure Verpflegung in der — Baſtille aufwenden. Ich gebe zu, daß das ſehr ſchurkiſch ſein wird, aber ich halte es für eine Dummheit, Schurken anders zu behandeln, ich ſpringe mit jeder Species nach ihrer Gewohnheit um! Nun werde ich Eure Thür benutzen, Adieu!!" —

Gauchat hatte bei Beginn von Beaumarchais' Rede deſſen Adreſſe wüthend zerknittert, zur Erde geworfen und in immer wachſendem Staunen nicht bemerkt, wie Quinet leiſe das Papier aufhob, es glättete und in ſein Pult ſchob. Jetzt ſtand der Buchhändler, als hätte ihn der Schlag getroffen, und ſah ſtarr dem Literaten nach, der pfeifend hinausging.

Eine Pauſe entſtand; Quinet blickte kopfſchüttelnd auf ſeinen Herrn, und der kleine Jaques Parol, der Lehrburſche, kroch in eine Ecke, um ſein Lachen zu verbeißen.

„Der — der —! Dieſes Ungeheuer iſt hinter meinen ganzen Geſchäftsbetrieb gekommen! Er — er hat Beweiſe gegen mich! Er kennt meine Verbindungen! — Die anderen Buchhändler, welche mich haſſen, werden jauchzen über jeden Skandal, den er anfängt, noch dazu wo man jetzt wegen des Attentats Damien's erregt, mißtrauiſch und geneigt iſt, den größten Unſinn zu glauben! Und der Kerl hat ein ſo liederliches Maul, daß er wohl gut ſchreiben muß! Vielleicht hat ihn gar ſchon Einer gegen mich gedungen, und hätte ich Verſtand gehabt, ſo hätte ich mich bei ihm losgekauft! — Herr Caron!“ — Er rannte wie ein Unſinniger an die Ladenthür, in der Hoffnung, den Abgewieſenen noch zurückzurufen.

Dieſer löbliche Vorſatz ward jedoch in demſelben Augenblick zu Waſſer, denn kaum erſchien der Buchhändler auf ſeiner Schwelle, als eine glänzende Equipage, ein herzogliches Wappen am Schlage, vorfuhr, die galonnirten Laquaien vom Tritt ſprangen, und während der eine den Wagen öffnete und die ſammetnen Stufen herabließ, eilte der andere auf Gauchat zu und ſagte haſtig:

„Sie ſind doch der Herr dieſes Ladens?“

„Ja, ja wohl! Benoit Gauchat, Buchhändler!“

„Der Herr Herzog von Fronſac und der Chevalier de Piron beehren Sie! Sie werden alſo wiſſen, wie Sie das würdigen müſſen!“

„O gewiß, Herr Kammerdiener, und —“

Die Worte erſtarben dem Buchhändler auf den Lippen, denn die Gemeldeten hatten eben den Wagen verlaſſen und ſchritten auf ſeine Thür zu.

Der, welcher die Equipage zuerſt verließ, war Chevalier Piron, etwa vierzig Jahre alt, der graziöſeſte Geſellſchafter ſeiner Zeit.

Er trug ein roſa Atlaskleid mit weißgeblümter erhabener Stickerei, ſtrohfarbene Weſte und Beinkleider von Moor, eine große Brillantnadel blitzte in ſeiner weißen Buſenkrauſe von Spitzen, ein zierlicher Stahldegen in ſilbernem Gehänge ſchwankte an ſeiner Hüfte, und die Perrücke mit ſtarken Tuffſlocken umſchloß ſein lächelndes, joviales und feines Geſicht.

Seine liebenswürdige und ungezwungene Tournüre beſtätigte die Annahme, er verſtehe ſich auf das Parquet des Hofes. — Der Herzog von Fronſac war ein zwar nicht älterer, aber langer, dürrer Herr, ſteif, mumienhaft, von einer Kälte und Gemeſſenheit, als ſei er längſt über alle Eitelkeit dieſer Welt hinweg. Wer ihn näher kannte, wußte indeß, daß dieſes Weſen nur das Reſultat ſeiner bodenloſen Pöbelverachtung und einer großen Quantität geiſtiger Beſchränktheit ſei. Fronſac ſchien höchſt übellaunig und folgte nur mißtrauiſch zögernd, indeß er nach einem goldenen Lorgnon griff, damals ein eben entdeckter Luxusartikel, und das Schild des Buchhändlers muſterte. Piron ſchritt voraus zur Thür, an welcher Gauchat mit tiefer Reverenz ſtand.

„Buchhändler Gauchat ſelbſt, mein Lieber?"

„Zu Befehl!"

„Herr Herzog, wir ſind an Ort und Stelle, haben Sie die Gnade, einzutreten."

Fronſac nahm ohne Umſtände den Vortritt, und Beide erſchienen im Laden, indeß der Laquai die Glasthür ſchloß.

„Fi donc, wie das finſter, was das für eine Höhle iſt, Chevalier!" ſtieß Fronſac heraus. „Und dieſer Modergeruch! Es kann in Temple und Baſtille nicht ſchlimmer ſein!" Er nahm mit allen Zeichen des Abſcheus eine Priſe.

„Wenn der gnädigſte Herr Herzog mein Waarenlager im erſten Stock beſichtigen wollte," entgegnete Gauchat devot, „ſo werden Sie zufrieden ſein. Dies hier iſt nur für die gemeinen Leute und enthält ordinäre Sachen. Oben hingegen —"

„Ach, darum handelt ſich's nicht, Beſter," lächelte Piron, „wir haben gar keine Luſt, uns länger als nöthig aufzuhalten. Laſſen Sie Seiner Herrlichkeit einen beſſern Stuhl bringen, und ſchicken Sie Ihre Leute fort, wir wünſchen mit Ihnen zu reden."

„Man beeile ſich!" rief Fronſac.

„Dieſer Mann," und Gauchat zeigte zitternd auf Quinet, „iſt nur ein armer Taubſtummer!"

„Das hindert ihn nicht, hoff' ich," lachte Piron, „das Gemach zu verlaſſen. Ich hatte einen Taubſtummen im Dienſt, welcher der prächtigſte Schuft unter der Sonne war, und jagte ihn fort, da er mehr ſtahl, als zehn Zungen und zwanzig Ohren werth waren."

Der Lehrling und der Markthelfer hatten indeß mit großer Schnelligkeit zwei eichene Seſſel herbeigebracht und verließen mit Quinet den Laden.

Fronſac lehnte ſich, die goldene Tabatière in der Hand, nachläſſig zurück und blickte Gauchat ſtreng in's Geſicht. „Man wird jetzt zuhören, die Wahrheit antworten, als ſäße man in der Beichte, und ſich nicht beifallen laſſen, über den Zweck unſerer Anweſenheit irgend wo und wie ein Wort weiter zu verlieren, wenn man nämlich nicht die Bekanntſchaft von la Force oder Chatelet machen will! Man wird uns auch etwas von den neueſten literariſchen Erſcheinungen in's Haus ſenden, damit ein ſcheinbarer Vorwand gegeben iſt, dieſe Spelunke zu betreten!"

„Sehr wohl, Herr Herzog!" —

„Man hat nämlich ein Buch in Verlag genommen, die „Harfenſchule" betitelt, das ein gewiſſer Caron oder Beaumarchais verfaßt hat; iſt dem ſo?"

„Ja — ja, Durchlaucht, ſo iſt es!" ſagte Gauchat leichenblaß. „Ich — ich will nicht hoffen, gnädigſter Herr Herzog, daß — daß darin ein Ausdruck vorkam, der — der mißfallen hat?! Nur ein Exemplar iſt bis jetzt verkauft, und wenn der Herr Herzog befehlen, ſo will ich gern den ganzen Vorrath —"

„In mein Haus ſchicken?!" fuhr Fronſac entſetzt auf. „Man iſt, bei Gott, höchſt unverſchämt! Wenn man uns zweihundert davon ſendet, das dürfte" — er wendete ſich an den Chevalier — „der Façon wohl genügen; es iſt das Aeußerſte. Doch dieſe Bagatelle bei Seite! Da man mit dieſem Beaumarchais Geſchäfte macht, kennt man ihn alſo. Man wird uns ſomit genau und — ehrlich ſagen, welche

Art Individuum das iſt, wie er ſituirt iſt, ob er Lebensart hat, und was dieſen Beaumarchais etwa zu vornehmer Geſellſchaft befähigt, ſo weit man hierin ſelbſt einen leiblichen Begriff hat! Kurz, man ſage ſehr genau, was an dem Autor der „Harfenſchule" zu loben und zu tadeln iſt. Man erwäge, daß jeder falſchen Angabe harte Strafe folgt, da man Perſonen täuſchen würde, die zu erhaben ſind, als daß man ihre Namen in dieſer Höhle ausſpricht!" —

Gauchat zitterte an allen Gliedern. Er brach förmlich unter der Laſt der Ueberraſchung, des Schreckens, der Reue und Ungewißheit, was hier zu thun ſei, zuſammen. Zwei Herren vom Hofe, ein Herzog und ein Chevalier, erkundigten ſich nach Beaumarchais, kauften zweihundert Exemplare der Harfenſchule, die Niemand vorher angeſehen! Und er hatte den Mann faſt hinausgeworfen! Er ſchnappte nach Luft, und ſeine Lippen murmelten unverſtändliche Worte.

Piron, der bei dieſer Scene mit Mühe ſein Lachen unterdrückte und gute Gründe hatte, den Ausgang der Angelegenheit zu ſichern, half Gauchat aus der Verlegenheit.

„Obwohl ich unbetheiligt und gewiſſermaßen nur unſchuldige Urſache dieſer Affaire bin, möchte ich mir doch erlauben, Herr Herzog, Sie aufmerkſam zu machen, daß ein ſchlichter Mann, wie Herr Gauchat, ſo ſelten ſolch' diſtinguirten Beſuch erhält, daß ihn Ihre Würde und Determinirtheit ganz niederdrückt, wie Sie ſehen. Wollen Sie erlauben, daß ich ihn befrage?"

„Hm, ja!" und Fronſac's Antlitz ward milder, „ich ſehe, man iſt conſternirt! Man iſt vornehmer Leute ungewöhnt, geblendet, verſchüchtert! Gut, ſehr gut, man ſcheint ein loyaler Mann zu ſein, kein Schreier und Skandalirer! Haben Sie die Güte, ihn zu fragen." —

„Nun, mein Herr Gauchat," ſagte Piron lächelnd, „ſobald Sie ſich erholt haben werden, wollen Sie uns gefälligſt ſagen, was Herr Beaumarchais für ein Mann iſt. Es kann ſein, — je nachdem Ihr Zeugniß ausfällt, daß der Verfaſſer der Harfenſchule ein ungeahntes Glück macht!" —

„Falls er das Subject dazu iſt!“ fiel Fronſac ein.

„Da Sie vor — ſehr hohen Perſonen, verſtehen Sie wohl!“ und Piron's Stimme erhielt eindringlichen Klang, „für Ihre Ausſage verantwortlich gemacht werden dürften, ſo werden ſie begreiflich nichts verſäumen, einen Mann in das rechte Licht zu ſetzen, der in ſolchen Kreiſen Aufmerkſamkeit erregt hat!“ —

Gauchat war von dem jähen Wechſel, der ſich im Geſchick des Autors der Harfenſchule vorbereitete, allerdings wie von einem wunderbaren Phänomen erſchüttert, jedoch weder ſo wenig bekannt mit vornehmen Leuten, noch ſo ſehr auf den Kopf gefallen, um Piron's Andeutungen mißzuverſtehen und in dem Herzog nicht endlich doch einen jener alten Hofgecken zu erkennen, welche zu allen Zeiten die Plage ihrer hohen wie niederen Umgebungen geweſen. —

„Ah ſo! Nun verſtehe ich erſt ganz den Sinn der Worte von Ew. Gnaden, jetzt begreiſe ich, was Seine Herzogliche Durchlaucht befiehlt! — O, welche Frage! Ob ich den Herrn Beaumarchais kenne? Meinen theuren, verehrten Freund Beaumarchais, den geiſtreichſten Mann, den göttlichſten Muſiker, den ſchönen Geiſt voll Witz und Intrigue, Grazie und Ironie, der die Gaben in ſich trägt, in fünf Jahren ein Millionär und der Abgott von Paris zu ſein?! Ich kenne ihn, wie ich mich ſelbſt kenne, und —“

Piron erhob verſtohlen, aber wie zur Drohung den Finger, Gauchat ſchwieg.

„Ah bah, was ſchwatzt man da!“ rief Fronſac verächtlich. „Solche Qualitäten, wie dieſem Beaumarchais nachgerühmt werden, finden ſich nicht in bürgerlicher Niedrigkeit! Woher ſollen einem Manne Grazie, Witz, Eleganz und bon ton kommen, der nie in reſpectable Luft kam, ſein Brot als Muſikant und Bücherſchreiber friſtet? Ich bin gut dafür, daß dieſer Menſch für hundert Livres ſeine Seele zu jeder Canaillerie verkauft; dafür iſt er Plebejer!“

„O, bitte ſehr um Entſchuldigung, Herzogliche Gnaden! Dieſer Mann hat eine große Seele, eine höchſt noble, vornehme Denkungsart, ſo etwas von geborenem Stolz. Ich gebe zu, daß momentan ſeine Verhältniſſe zerrüttet ſind, er in einer Situation iſt, die wir Bürgerlichen — eine Calamität nennen, aber wollen Sie wohl glauben, mein Durchlauchtigſter Herr, daß dieſer Mann vor einer Viertelſtunde hier war und, obwohl er ſehr in Noth geweſen, mir ein köſtliches Theaterſtück, das er geſchrieben, „Eugenie" heißt es, durchaus nicht verkaufen wollte, weil ich im Augenblick ſo verblendet war, ihm ſtatt ſiebenhundert Livres nur fünfhundert zu bieten? So iſt er nun! — Er zeigte mir verächtlich ſeine brillantenbeſetzte Uhr, die wenigſtens tauſend Livres gekoſtet haben muß, und ſagte: „Herr Gauchat, ich werde Ihnen dies Manuſcript gar nicht verkaufen, und ſollte ich einen Stein um den andern aus dieſem Kleinod brechen, um leben zu können!" Ehe ich nur eine Entſchuldigung machen konnte, war er weg."

„Ei, mein Herzog," fiel Piron ein, „das zeigt allerdings einen noblen Charakter, einen ſittlichen Stolz und das Bewußtſein geiſtiger Qualitäten, wie ſie ſonſt in dieſem Stande ungewöhnlich ſind. Ich glaube faſt, dieſer Beaumarchais wird gewiſſen hohen Erwartungen entſprechen!"

„Es ſcheint wirklich ſo! In der That, das iſt ungewöhnlich," ſagte Fronſac mit Erſtaunen, „und wenn dieſer Muſikus ſo loyal und traitable iſt, wie er uneigennützig und anſtändig ſcheint, woran ich doch noch zweifle, ſo wäre die Sache gefahrlos. Wir wollen ihn ſprechen, gebe man uns ſeine Adreſſe!"

„Seine Adreſſe?" rief Gauchat erſchreckt. „Ach, ſeine Adreſſe!" Und er begann überall herum zu ſuchen. „Ich wußte ſie ja! Er hatte ſie mir eben erſt — nein, vor längerer Zeit gegeben, ich — o, geſtatten Sie, daß ich meinen Buchhalter rufe, Quinet weiß Alles! Jaques, Jaques Parol! Wo ſteckſt Du? O Jaques, mein Kind, rufe ſogleich Quinet! Ob Quinet den Zettel hat, welchen Herr Beaumarchais zurückließ?!" —

Der Bube ſtürzte hinaus in die hintere Remiſe und erſchien geſticulirend und Zeichen machend mit Quinet, welcher ſtumm nickte, ſein Pult aufſchloß und ſeinem Chef lächelnd das vorhin verachtete Papier überreichte.

„Gott ſei Dank!“ rief der Buchhändler, „ich wußte ja, Geſchäftsſachen gehen nie bei mir verloren! Da iſt ſeine Wohnung! Herr Pierre Auguſtin Caron Beaumarchais, Rue Bertau 30, vierter Stock im Pigeonnier, Querſtraße der Rue Beaubourg. Das iſt nämlich die Parallele zwiſchen der Straße St. Martin und Temple, Durchlaucht; erlauben Sie, daß ich es deutlicher aufſchreibe.“

„Das iſt ja eine ſchändliche Gegend, ſcheint mir, in einem ominöſen Viertel, und im vierten Stock!“ ſeufzte Fronſac. — „Es iſt entſetzlich, daran zu denken, daß in dieſem Revier Jemand wohnen ſoll, welcher der hohen Gnade gewürdigt wird —!“ Der Herzog ſtockte, dann zuckte er die Achſeln. „Natürlich, erhabene Paſſionen ſind indiscutable; laſſen Sie uns die Sache beenden, Chevalier!“

„Mit Vergnügen, und da ich die Urſache dieſer Jagd auf Herrn Beaumarchais geworden, mein Herzog, will ich Ihnen Ihr ſchweres Amt möglichſt erleichtern.“ Damit nahm Piron die Adreſſe. „Herr Gauchat, vergeſſen Sie alſo die Bücher nicht in's Hotel de Fronſac zu ſenden; Sie werden ſich auch erinnern, daß unſer Beſuch nur dieſem Ankauf galt, und alles Andere vergeſſen, wenn Ihnen an Ihrem Wohle gelegen iſt!“ Damit öffnete der Chevalier die Ladenthür, Fronſac ſchritt langſam, ſteif zum Wagen, Piron gab einem Laquaien die Adreſſe, und die Equipage rollte die Chauſſetrerie hinab, durch die Feronerie nach St. Martin.

Als ſich Gauchat aus dem gehorſamſten Devotionswinkel erhob, in welchen ihn der Abſchied beider Cavaliere verſetzt, ſtarrte er Quinet blöde an. Dann ſchlug er in namenloſem Erſtaunen die Hände zuſammen.

„Er hat es geſagt, er hat es geſagt! In fünf Jahren wird er der Abgott von Paris ſein! O ich Narr!! — Er — er darf bei niemand Anderem verlegen, als bei mir! Heut' Abend geh' ich zu ihm, Quinet!“ Und indem er redete, machte er ihm heftige Zeichen, um ſich zu verſtändigen.

„Quinet!! Eine Annonce in den Mercure français, eine preiſende Annonce der Harfenſchule! Ein Buch für den königlichen Hof, zweitauſend Exemplare an einem Tage verkauft! Das kann man ſchon ſagen, und die Null kommt auf den Setzer! Statt einen Lire fünf Livres das Stück! Jaques, ruf' den Markthelfer! Zweihundert Exemplare gepackt, die anderen hinauf in die noblen Verkaufsſalons! Hundert werden in Saffian gebunden, mit Goldſchnitt, Golddruck und Lilien darüber! Das Geſchäft blüht! Das Buch zieht! Vorwärts, in einer Woche ſoll die Harfenſchule vergriffen ſein!!" —

2.

Im Pigeonnier.

Während Beaumarchais, von Gauchat's Schwelle vertrieben, wie ein Träumender die Straßen kreuz und quer durchſtrich und das bekannte „J'ai revoir ma charmante maitresse“ pfiff, ſuchte er umſonſt den wüthenden Schmerz gänzlicher Hoffnungsloſigkeit und das Gefühl der Entwürdigung zu betäuben, deſſen Harpyenklauen Derjenige doppelt im Gemüth empfindet, welcher, wie er, eine ſorgenloſe, glückliche Jugend genoſſen, der ein theures Weſen hat, das mit ihm leidet, welcher noch Verwandte, einen Vater ſein nennt, der leicht genug helfen konnte, deſſen Herz ſich ihm aber ſeit Jahren verſchloſſen, ſo daß ihm nun der Nächſte im Leben der Fremdeſte iſt! — In ſolchen Augenblicken ſteigen in der Seele des Beſten ſchlimme, giftige Gedanken auf, und die in Wahrheit verdammte Seele ſchwankt oft zwiſchen Selbſtmord und Verbrechen. — Vielleicht wäre auch dieſer kräftige Geiſt unter der Laſt ſeines Elends zerbrochen, hätte in der Verzweiflung zu etwas gegriffen, das ſtets mit der Morgue oder Galeere endigt; aber er hatte mit Recht geſagt, die koſtbare Uhr, der Perlenring halte ihn aufrecht! So lange man noch über ſolche Kleinodien gebietet, iſt noch nicht Alles verloren, obwohl der Beſitz trügeriſch erſcheint, wie der einer jeden äußerſten Ausflucht. Mußte nicht ein Tag kommen, wo der letzte Louis vom Erlös dieſer Werthſtücke dahinrollte, und würde er dann beſſer daran ſein, nicht vor demſelben Nichts ſtehen, wie heute? — Die kecke Zuverſicht, die Suada, welche er, ein ächtes Pariſer Kind, vor Gauchat entwickelt, war nur das letzte traurige, ihm ſelbſt lächerliche Manöver geweſen; denn dem ſchuftigen Verleger Bangigkeit, gänzlichen Verfall zu zeigen, hieß ſich vor ihm nur Blößen geben. — So in grübleriſcher Selbſtqual zwecklos hin und- her rennend, kam er endlich zu ſich, und beſchloß, heimzukehren. Vielleicht hatte ſein junges Weib Suſanne indeß einen beſſern Fang gethan! — Er begann plötzlich, wie vom Inſtincte getrieben, raſch zu gehen. —

Während dieſes ſeines Streifzuges, und indem inzwiſchen Zufall, Schickung oder ſonſt ein unerklärlicher Umſtand ſein Loos durch das Erſcheinen der Höflinge bei dem Verleger umwandeln zu wollen ſchien, fand in der Wohnung Caron's ſelbſt ein nicht weniger ſeltſamer und ominöſer Vorfall ſtatt, der tiefer als alles Andere in ſeine Zukunft eingriff, ihm eine Quelle unendlicher Kämpfe wie eines Ruhmes ward, der in ganz Frankreich wiedertönen, mit den großen Geſchicken deſſelben ſich verknüpfen ſollte.

Die Straße Beaubourg, von den Quergäßchen Maubue und Simon le Franc beginnend, welche die Hauptſtraßen St. Martin und die gewundene Temple ſüdlich verbinden, läuft mit dieſen parallel und mündet nördlich auf die Kirche St. Nicolas de Champ. Es iſt eine enge, ſchmutzige Gaſſe, verrufen wie der ganze Temple, und von kleinen Bürgern, Gewerbsleuten wie niederem Volke bewohnt, das lieber ſchlecht und billig wohnt, um unter ſeines Gleichen ſeine oft zweideutige Hantierung zu treiben. Viele kleine Gäßchen durchſchneiden die Beaubourg, diverſe Sackgaſſen münden in ſie, und ihre Gebäude hatten von jeher ein düſteres und unreinliches Ausſehen. Der Schmutz war hier officielle Firma, und die Unregelmäßigkeit der Bauart der ſicherſte Schutz vor der Gefahr der Steuerdecrete. Eine ſolche Sackgaſſe befand ſich nun in der Mitte der Beaubourg, weſtlich in ſie mündend, die Rue Bertau. Betrat man dieſelbe, ſo lehnte ſich ihre rechte Häuſerflucht an das alte Kloſter und die Kirche St. Lazare, deren gewaltiges Dach nebſt Glockenthürmchen, ſteinernen Waſ[illegible]iern und rauchgeſchwärzten Wänden über ſie hinſah. Die linke Seite bildete die Flanke eines chaotiſchen Häuſerviertels, welches dieſe Gaſſe, dann einen Theil der Beaubourg, ferner die Cour du Mer (Seehof) und rückwärts ein Stück der Hauptlinie von St. Martin umſpannte. Den Hintergrund dieſer Sackgaſſe, den eigentlichen Sack, bildete ein für dieſe Gegend ſehr gewaltiges Quergebäude, deſſen Front nur theilweiſe ſichtbar wurde, weil ihre kleinere Hälfte ſich hinter das letzte Grundſtück der rechten Seite ſtreckte und an die Kloſterkirche der Lazariſten ſtieß. Die letzten Grundſtücke der linken Häuſerreihe ließen nur eine ſchmale Lücke zwiſchen ſich und dieſem Gebäude, welche von einem engen hölzernen Thor im Winkel geſchloſſen wurde, deſſen Holzdach mit eiſernen Stacheln geſchützt war und über welches man einen Blick in einen häßlichen, ſeitwärts gelegenen Hof frei hatte.

Beſagtes Gebäude führte ſeit alters den Namen Pigeonnier (Taubenhaus), nicht nur wegen ſeiner vielen Fenſter, denn es hatte vier Stockwerke, und auf dieſer, von der Straße Bertau ſichtbaren Seite deren ſechsunddreißig (das Parterre abgerechnet), ſondern auch ſeiner großen inneren Räumlichkeiten und verſchiedener Ausgänge wegen, ſo daß bei Tag und Nacht wirklich alle Arten Tauben frei aus- und einfliegen konnten, ohne daß davon ein Unberufener Ahnung hatte. Seine Subſtruction, Erdgeſchoß wie Bel-Etage, waren entſchieden gothiſchen Urſprungs. Das ſcheinbar an der rechten Seite, in Wahrheit in der Mitte der Front ſitzende Hauptthor mit ſeinen Bogen, gothiſchen Fenſtern und Gewölben des Erdgeſchoſſes deuteten, ebenſo wie die großen kloſterartigen Räumlichkeiten des Innern an, daß vor alters dieſe Localitäten kirchlichen Zwecken gedient haben mußten, muthmaßlich eine Erweiterung von

St. Lazare geweſen waren. Die oberen Stockwerke hingegen wie die Bedachung ſtammten aus der Renaiſſance. Jetzt war der Pigeonnier an eine Unzahl beliebiger Leute vermiethet. Das Souterrain gab den Laden eines Riemers und daneben eine geräumige Schmiede her, aus welcher das Aechzen der Bälge und der Schlag des Boßekels ertönte. Betrat man den Thorweg und den innern Hof, ſo zeigte ſich das Grundſtück in ſeiner ganzen Größe. Den alten Klöſtern gemäß, umgaben ſeine vier Flügel den Hof, einſt Kloſtergarten; die Längsſeite dieſes Parallelogramms von Stein hatte an ſeiner innern Seite elf, an ſeiner Breitſeite ſechs Fenſter; ihr Erdgeſchoß bildeten offene Gallerien, auf alten gothiſchen Säulen ruhend, Kreuzgänge, welche in den Winkeln Treppenflure enthielten. Außer dem Thorwege von der Straße Vertau her, hatte dieſer Koloß, um eine leichte Circulation ſeiner Bewohner nach allen Seiten herzuſtellen, nicht nur einen ſchmalen Ausgang, welcher auf beſagten Hof des linken Grundſtückes und in das anſtoßende Häuſerviertel mündete, ſondern auch ein Hausthor vis-à-vis, durch das man direct auf ein anderes kurzes Sackgäßchen, die Rue Clairveaux trat, welches in die Straße St. Martin führte. Denke man ſich dieſes weitläufige Haus nun von fünf- bis ſechshundert Menſchen jeden Alters und Geſchlechtes bewohnt, räthſelhaften Individuen, welche kamen und gingen, ganz nach Laune, ſobald ſie nur beim Ausflattern gegen Quittung die Miethe auf einen Tag, zehn Sous per Kopf, und in dringenden Fällen ein Douceur bei einem der Portiers der verſchiedenen Ausgänge zurückließen. Gewiſſe vornehme Perſonen, welche en bloc bezahlten, waren natürlich ausgeſchloſſen und hatten eine Art passepartout, einen Freiſchein. In dem, nach der Rue Vertau gelegenen linken Flügel des Gebäudes über den Läden bewohnte den ganzen erſten Stock Demoiſelle Raucourt, Sängerin der großen Oper, die ſich damals noch im rechten Tract des Palais Royal befand, Coralie Raucourt, das enfant cheri des berühmten Duni und Piccini, wie noch diverſer anderer Leute. Ueber ihr trieb ein jüdiſcher

Pfandleiher ſein lohnendes Gewerbe, und dieſe Gegend hatte ſo viel Geldbedürftige, daß ſeine Hintertreppe ſelten von Paſſanten leer wurde, welche ihre Pfandzettel am Ausgange als Legitimation zu zeigen pflegten. In den dritten Stock hatten ſich ein Schneider, ein Schuhmacher, ein Drechsler und ein ruinirter Winkelpraktikant getheilt, welche gleiche Armuth zu enger Collegialität verflocht; im vierten Stock endlich, den Manſarden, wohnte eine ähnliche, noch räthſelhaftere Geſellſchaft. Zunächſt des Flurs befand ſich eine Thür ohne Schild, weiterhin eine andere, an welcher zu leſen war: „Batyl, Muſiklehrer, Artiſt der Oper." Jenſeit der Treppe, nach dem linken Seitenflügel führend, zeigte eine dritte Thür die Worte: „Louiſe Duchapt, atelier de la mode." Oeffnete man die namenloſe Thür, hinter welcher eben einige Seufzer erklangen, ſo trat man in eine geräumige Manſarde, wie die eine ſchräge Giebelwand und die kaſtenförmig herausgebauten kleinen Fenſter bewieſen. Es waren deren vier, und ſie ſahen auf den innern Hof. Dieſer Raum, eigentlich ein großer Boden, ſchloß das zweifenſtrige Zimmer des Herrn Batyl, welches gleich einer anſtoßenden, einfenſtrigen Kammer nach der Vertau blickte, in einen rechten Winkel ein, der gleichfalls durch ein Giebelfenſter aus letzterer Gaſſe Licht empfing. Das Ganze, ein langer, öder Raum, war wohl hell genug, aber ſchlecht und ſparſam möblirt, kalt und unheimlich. Rechts führte eine Verbindungsthür nach Batyl's Stube, links am erſten Fenſter ſtand ein Tiſchchen mit Schreibereien, am zweiten eine Art Nähtiſch, darauf Blonden, Tüll, Bänder und diverſe Putzgegenſtände. Bei der Thür rechts machte ſich ein alter Schrank bemerkbar, dem auf der andern Seite eine Commode entſprach. Auf dieſe war ein Stück verblichener Ledertapete gebreitet, Bücher, davor einige Taſſen und kleine Andenken. Ueber ihr hatte man einen Spiegel ſchräg angebracht, bei dem links eine Mandoline am blauen Bande hing, in deren Saiten eine falſche Roſe (aus irgend einem Damenkopfputz) geklemmt war, auf der andern Seite hatte eine Violine Platz genommen, deren

Bogen unter das Griffbrett geſteckt war. Es hatte einen melancholiſchen und doch ſinnigen Anſtrich. Dies Fleckchen ſchien viel Geſchichten zu erzählen von zweckloſen Träumen und ſüßen Stunden, die verrauſcht, verklungen waren, wie der erſtorbene Ton beider Saitenſpiele. Weiterhin wurde das Gemach durch eine oft geflickte bunte Kattungardine getheilt, hinter der zwei ſehr ſaubere Betten hervorlugten; ein Koffer ſtand dabei. Schritt man noch weiter, ſo gelangte man in den ſchon bezeichneten Winkel, deſſen Fenſter auf die Rue Bertau ging. Derſelbe war, wie ein beſonderes Zimmer, durch einen improviſirten Bretterverſchlag getheilt, welcher in der Mitte eine Thür hatte. Am Giebelfenſter befand ſich ein wurmſtichiges Pult mit einem Schemel, links ein elendes Bett, rechts ein Schrank, und auf einem ziemlich großen Tiſche lagen Claſſiker, Scripturen und gelehrter Plunder bunt durcheinander.

An dieſe Räume hatten gleichzeitig drei Parteien Anſpruch: ein alter Schulmeiſter, Morelly mit Namen, der dieſen hintern Winkel jenſeit des Verſchlages als unbeſtrittenes Eigenthum beſaß, Batyl, der den vorderſten Raum gelegentlich als Eß- und Erholungsraum beanſpruchte, und Beaumarchais nebſt Frau, welche die Pièce hinter der Gardine als Schlafzimmer, vor derſelben als gemeinſchaftliches Arbeitslocal benutzten.

Das Troſtloſe, Leere und Bängliche noch zu erhöhen, war nun wohl nichts ſo ſehr geeignet, als die Geſtalt einer jungen Frau, welche am zweiten Fenſter bei der Arbeit ſaß, die Füßchen auf einem ſchmalen Schemel, und den Haubenkopf zwiſchen den Knieen hielt, auf dem ein phantaſtiſches Häubchen mit Roſaband ſaß, an welchem ſie eben mit aller Emſigkeit genäht hatte. Sie mochte neunzehn, höchſtens zwanzig Jahre alt ſein. Ihre Haut hatte nichts von ihrer weißen Zartheit, ihre kleine, graziöſe Geſtalt, ihr Nacken, Achſeln und Buſen, welche theilweiſe verrätheriſch unter dem alten rothſeidenen Knüpftuch hervorlugten, noch nichts von der jugendlich ſchönen Fülle verloren. Ihr reizendes Geſichtchen ſchmückte noch ganz die Naivetät und

Lieblichkeit, welche manchen Weibern ſo lange den Eindruck kindlichen Zaubers geben, beſonders wenn noch eine Zier, ſchelmiſche Grübchen in Kinn und Wangen, hinzukommen. Aber ihre Augenlider waren geröthet, ihr Buſen hob ſich unruhig und ſchwer, ſie ſchrak oft zuſammen und blickte ſcheu nach der Thür. Dann nähte ſie, wie von Angſt getrieben, haſtig weiter. Sie hatte etwas Ueberwachtes, Krampfhaftes in ihren Zügen, und das blaue Geäder ihrer Schläfe, ein hitziges Roth, das ſich abwechſelnd über ihren Brauen zeigte, um dann einer jähen Bläſſe Platz zu machen, deuteten zur Genüge, daß die Arme litt. —

Rings war's ſtill. Dumpf nur hallte das Geräuſch von Straße und Corridor herauf, aus Batyl's Zimmer erklang Harfenton, ſchwermüthig ſchmerzhaft ein Moll-Thema ſelbſtquäleriſch in's Endloſe variirend. Die junge Frau hatte ſich nicht länger mehr bezwingen können, hatte, die Arbeit ſinken laſſend, weinen müſſen; — nun ſaß ſie, ſann und ſann. Ein Geräuſch! —

„An die Arbeit!“ murmelte ſie! „Bis Mittag ſpäteſtens muß ich ſie fertig haben, daß ich von der Duchapt Geld bekomme, ſonſt müſſen wir heute geradezu hungern! Aber die Theaterprinzeſſin unten, die Demoiſelle Raucourt, welche vor zwei Monaten den erſten Stock gemiethet, Damaſtgardinen und vergoldete Meubles hat, die führt ein luſtiges Leben! — Natürlich! — Sie hat ſich auch den liederlichen Herren vom Hofe, den Adligen verkauft, was ſoll ſie nicht luſtig leben? — Man möchte an Gott verzweifeln!“ Haſtig ergriff ſie die Nadel und ſtach und ſtach. — „Au!“ ſchrie ſie auf, — und ein purpurrother Tropfen ſprang aus dem Zeigefinger ihrer linken Hand und befleckte den blendenden Tüll des Häubchens. Schnell zog ſie den Finger hervor, ſog ängſtlich das Blut von ihm, und ſtand auf, den Haubenkopf fortſtellend. — „Da hab' ich mich auch noch geſtochen! So tief! — Wie das blutet! Ach und das Häubchen iſt ruinirt, das ſchöne Häubchen!“ — Die Thränen traten ihr in die Augen. „Statt es zu vollenden und Geld zu erhalten, iſt eine ganze Nacht, Oel und Mühe dahin, und ich muß der Duchapt den Schaden vergüten! — Da liege, dummes Ding!“ Erbittert warf ſie den Haubenſtock zu Boden und ſchritt in tiefſter Verzweiflung auf und ab. „Ein Haufen Schelme, welche Caron nicht das Waſſer reichen, kleiden ſich in Seide, haben Ruf, Aemter und Geld, ſtolziren mit goldbeſchlagenem Bambus mitleidig lächelnd vorüber, und Du, armer Beaumarchais, magſt anpacken, was Du willſt, nichts ſoll Dir gelingen! Gewiß, Du biſt ja ein Talent und ein Bürgerlicher dazu, Beides zuſammen kann man ja nicht ertragen! Warum, himmliſche Mächte, habt Ihr nicht einen Dummkopf aus ihm gemacht, wir ſäßen gewiß warm genug gebettet?! — Da er noch Uhrmacher war, mit ſeinem Vater in Frieden lebte, das war ſeine glückliche Zeit; wär' er nur ſein gehorſam wie andere Söhne geblieben, die ihre Väter blos zum Beerben haben! — Ach, ich wurde ſein Unglück! — Als er mich vor drei Jahren in Paſſy ſah, wir uns in einander verliebten, er mich aus meiner Trübſeligkeit riß und in ſein Elternhaus führte, — ich werde den ſchlimmen Tag nimmer vergeſſen! — den Tag, wo der Vater den Sohn verfluchte, ihn von der Schwelle ſtieß, weil er ein armes Mädchen genommen, das nicht wußte, wie es ehrlos ſei, wenn man ſeine Eltern nicht kennt, ein Kind verbotener Liebe iſt! — An mir geht er zu Grunde!!“ — Sie ſtand händeringend, überwältigt von ihren Gefühlen da. „Und wenn es ihm nicht gelang, ſeine „Eugenie“ zu verkaufen? Was thun? — Der Krämer borgt keinen Sous mehr, Batyl wird ungeduldig, und Morelly hat ſelber nichts! Wir werden das Letzte dran geben müſſen, die Uhr, ach, den Ring, — das Einzige, was mir über meine elende Geburt einſt Aufklärung geben kann!“

Vielleicht hätte ſich die Beklagenswertheſte noch in tiefere, unſeligere Betrachtungen verſtrickt, doch Batyl, der Muſiker, welcher ſein Harfenſpiel eingeſtellt, öffnete leiſe die Thür ſeines Zimmers und trat ein. —

Manche Menſchen ſind ſo recht dazu gemacht, uns zu Gemüth zu führen, wie wir, die edleren Qualitäten unſerer

Seele und die Sprache abgerechnet, doch die meiſten unſerer übrigen Eigenſchaften der verachteten Thierwelt entlehnt haben. Batyl war gewiß ein ausgezeichneter Muſiker, aber aus Eitelkeit ein Affe, und da ihm weder ſeine Kunſt noch ſeine ruheloſe Eigenliebe zu der Stelle eines Muſikers der Hofkapelle erhoben, die er für das Geringſte hielt, was das Schickſal ihm ſchuldig ſei, ſo wurde er ein boshafter Affe, welcher Narrheit mit Tücke und bodenloſe Frechheit mit Schadenfreude verband. Als er lautlos eintrat und die gramvolle Geſtalt der Abgewendeten ſah, murmelte er in ſich hinein: „Sie iſt mürbe genug!“

In dieſem Augenblicke ſchien Beaumarchais’ Frau wie aus Inſtinct ſeine Annäherung zu fühlen, ſie ſchrak auf und wendete ſich um.

„Ei, Frau Suschen, wieder ſo traurig?“

„Der mahnt gewiß!“ dachte Suſanne. „Ach, Batyl, Traurigkeit und Entbehrung ſind der Armuth Gewerbe!“

„Na, na, Caron iſt ja ausgegangen, vielleicht —“ Batyl blickte ſtockend ringsum, und die Hände auf den Rücken gelegt, ſchritt er nach dem hinter der Gardine gelegenen Theil des Raumes, um ſich zu überzeugen, daß in demſelben ſo wenig wie in Morelly’s Verſchlag Jemand vorhanden ſei.

„Und er wird unverrichteter Sache wiederkommen! Die Enttäuſchung iſt uns faſt zur Gewohnheit geworden! — Mein Gott, Batyl, wir müſſen aber doch leben!? Unſere Eltern haben nun einmal das Verſehen begangen, uns zur Welt zu bringen!“

„Wenn Eltern ein ſo ſchönes Verſehen begehen, Suschen, wie Sie ſind, dann dürfen dieſelben ſtolz ſein!“

„Wie ſtolz meine Eltern auf mich waren,“ rief die junge Frau empört, „haben ſie bewieſen, indem ſie mich ausſetzten, ſich vor mir bis dieſe Stunde verleugneten, das Kind ihrer Sünde oder Thorheit dem Weh und der Verſuchung ſchonungslos preisgaben. Der einzige Beweis, daß ich überhaupt Eltern habe, iſt ein Ring, der wohl eher den Weg zum Goldſchmied finden wird, als die Meinen zu mir! Ich bin ein gar elend Geſchöpf!"

„Elend? Pfui doch, Sie verſündigen ſich! Sind Sie nicht jung und hübſch? Dieſe ſchlimmen Zeiten können vergehen —"

„Und noch ſchlimmere kommen!" fiel ſie ihm heftig in's Wort. „Einen noch tröſten wollen, wenn man nicht einmal zu Mittag etwas zu eſſen hat!"

Batyl blickte ſie ſchlau an, ſeufzte und lächelte: — „Ach, wenn Sie nur wollten, Suschen, binnen einer Stunde ſtände Alles mit Ihnen anders!"

Suſanne ſah ihn fragend an. „Binnen einer Stunde? — Wenn ich will? — — Batyl, man muß Sie nothwendiger Weiſe nach Bicêtre bringen!"

Der Muſiker griff in die Rocktaſche und zog ein ſauberes Päckchen heraus. „Rathen Sie, was habe ich hier?" —

Suſanne mußte unwillkürlich lächeln. „Etwas zu beißen? Für mich und Caron?" —

„Das zwar nicht, aber etwas, wofür man genug zu beißen anſchaffen kann!"

„Ach, Sie ſind nicht geſcheidt!" ſagte Suſanne gereizt. „Ein Packet Banknoten? Nicht? Und von Ihnen, der uns alle Naſen lang der hundert Livres wegen mahnt, wie? — Du lieber Gott!" und ſie zuckte verächtlich die blendenden Schultern.

Batyl trat haſtig zu ihr, ſeine Stimme ſank zum Flüſtern herab. „Es ſendet's ja eine vornehme Perſon, die Ihnen wohl will!"

Die kleine Frau ſchreckte freudig erſtaunt auf. „Eine hohe Perſon will meinem Caron wohl? — Wer iſt's?!"

„Wollen Sie ruhig bleiben und gegen Jedermann ſchweigen?"

„Ja, ja doch, nur heraus mit dem Geſchenk!"

„Ruhe, Ruhe, Frauchen! Es iſt nicht genug, daß Sie ſchweigen, Sie müſſen auch die Bedingungen eingehen, welche damit verbunden ſind!" —

„Bedingungen?“ — Suſanne wurde plötzlich kühl und lauernd. — „Und welche denn, Herr Batyl?“

Der Muſikant verzog den Mund zu einem verlegenen Lächeln, indem er das Päckchen öffnete. „Erſt wollen wir das Geſchenk doch anſehen, es plaudert ſich dabei beſſer.“ —

Die Umhüllung fiel, er hielt ein koſtbares Etui in der Hand und zeigte es von allen Seiten. — „Was? Iſt das nicht köſtlich?!“ —

Suſanne blickte es mit eben ſo viel Mißtrauen wie Ueberraſchung an. „Wirklich wundervoll! Und ganz ächter Sammet!“

„Der Beſchlag iſt von Gold!“

„Gold?“ —

„Und die Einrichtung auch!“ — Damit öffnete er es. „Drinnen liegen drei Stück Tauſend-Livresnoten und ein Billet — an Sie!“ —

Die arme Frau, vorher vom Schmerz der Armuth, der Pein augenblicklichſter nagendſter Noth durchrüttelt, jauchzte, alles Andere vergeſſend, bei dieſem Anblick auf. — „An mich, an mich?! Welche wohlthätige Göttin hat unſer Elend entdeckt, Batylchen?!“ —

Der Muſikant, welcher das Geſchenk noch immer nach allen Seiten wendend zeigte, aber in der Hand behielt, um die erwachte Begehrlichkeit zu reizen, lächelte ſchlau. „Dieſe Göttin iſt ein Gott! Ein Apoll an Liebenswürdigkeit, ein Pluto an Reichthum, und nur auf Sie kommt es an, ihn zu Ihren Füßen — ſich fortan im Wohlleben zu ſehen! — Eine günſtige Antwort für ihn, und —“ er präſentirte ihr mit einer Verbeugung das Geſchenk.

Suſanne ſchrak auf. Sie erwachte aus ihrer wohlthätigen Illuſion. An Stelle des freudigen Begehrens trat der tiefe Unwille ihres empörten Gemüths. — „Sie und Ihr Gott Apoll, Ihr ſeid Schurken!!“

Batyl ſchrak zurück. Statt ſchmeichleriſcher Artigkeit zeigte ſich offen die Tücke ſeines Naturells. „So! — Aber ich habe Ihnen doch aus Mitleid hundert Livres geliehen!? — Und was den Grafen betrifft, ſo iſt man nie ein Schurke, wenn man achtzigtauſend Livres Renten und einen Millionär zu beerben hat!" —

„Wann haſt Du, ſchändlicher Saitenkratzer," rief Suſanne, die Hände zuſammenpreſſend, „mich ſo verachten gelernt, daß ich mich verkaufen kann? Mit Stockprügeln ſollte man den Erbärmlichen todtſchlagen, der bei reichen Herren den Zuführer macht!"

„Todtſchlagen?" grinſte der Andere. „In einem cultivirten Staate? Pfui doch! Zuführer ſein iſt in unſeren Zeiten eine ganz ehrbare Beſchäftigung, deren ſich Leute vom höchſten Range nicht ſchämen! Sehen Sie doch im erſten Stock unten Demoiſelle Raucourt. Sie lebt wie eine Fürſtin für die kleine Mühe, gewiſſe hohe Herren zu empfangen. Alſo Scherz bei Seite —"

„Und das Geſchenk dazu!" rief Suſanne wüthend. „Wäre mein Mann hier, das ganze Notenſyſtem würd' er Euch auf den Rücken transponiren!"

„Eben darum hab' ich gewartet, bis er fort war," erwiederte der Unterhändler kalt. „Ihr Mann, Frau Beaumarchais, kann Sie nicht einmal nothdürftig ernähren, geſchweige denn mir mein Geld wiederzahlen. In ein paar Monaten wirft Sie das Geſchick vollends auf's Stroh!"

„So will ich lieber betteln! Wie ſchlecht es uns auch gehe, jeden Biſſen trockenen Brotes verſüßt mir Caron's Liebe und mein ruhig Gewiſſen! Wer iſt unmenſchlich genug, mir das noch zu ſtehlen?!" —

Batyl ſteckte das Etui nebſt dem Billet ein. „Das werde ich ſein, da doch Vernunft nichts hilft! Vorgeſtern habe ich Euern Mann in Morelly's Gegenwart das geſetzliche dritte Mal wegen meines Geldes gemahnt. Er zahlte nichts! — Entweder Sie nehmen Geſchenk und Antrag an, oder Herr Beaumarchais ſpaziert noch heute in den Schuldthurm; das haben Sie von Ihrer unbequemen Tugend!"

„Mein Mann in den Thurm?! Menſch!!" Die Unglückliche rang verzweiflungsvoll die Hände.

Batyl ſtülpte gleichgültig ſeinen Hut auf und nahm den

Stock. „Allerdings, ſo wie ich hier fortgehe! Der Herr Graf hat geſorgt, daß die Gerichtsexecution ſchleunigſt werde, und Ihr Gatte ſitzt auf Apollo's Koſten ſo lange, bis Sie — hundert Livres gewonnen, oder Ihre Scrupel verloren haben!“

„Batyl, ſeien Sie doch barmherzig!“ flehte weinend Suſanne.

„Guten Morgen, Madame!“ Er ſchritt haſtig nach der Thür. —

„Ein Wort, Batyl!“ Suſanne ward todtenbleich und zitterte an allen Gliedern.

„Ja oder nein?“ —

Eine jähe Röthe der Scham bedeckte ihr Geſicht, ſie warf verzweifelt ihre Blicke ringsum. Dann, wie von einem plötzlichen Entſchluß erfaßt, flüſterte ſie leiſe: „Ja! ja!“ —

„Ah! Das laſſ' ich mir gefallen!“ lachte der Harfeniſt, kehrte zurück und zog das Etui nebſt Billet wieder hervor. „Alſo ich werde dem Herrn Grafen de la Blache anzeigen —“

„La Blache?!“ ſchrie Suſanne entſetzt auf. „Falcoz de la Blache!“ murmelte ſie. — „Ich vergehe vor Ekel und Scham! Aber, Menſch, dieſer Graf hat ja ſelbſt eine Frau?!“

„Das iſt wahrſcheinlich noch ein Grund mehr, Sie reizend zu finden! — Sie kennen ihn, wie ich ſehe!“

„O ja,“ ſagte ſie eiſig und ſchaudernd, ich „kenne den Bedränger meiner hülfloſen Mädchenjahre! Und nun —“ ſie ſtarrte wie blödſinnig vor ſich hin.

„Es iſt einmal Ihr Schickſal, Schätzchen, das ſich indeß mit ſechstauſend Livres Rente und einer glänzenden Wohnung, die jenes Billet offerirt, ertragen läßt. Sehen Sie ſelbſt!“ Er überlieferte ihr mit geheimer Schadenfreude Etui und Brief.

Suſanne nahm ſie, ging wie eine Schlafwandelnde zu ihrem Nähtiſch am Fenſter, legte beide Gegenſtände hin und ſank, die Hände vor's Geſicht preſſend, in den Stuhl, tonlos flüſternd: „Was wird Caron ſagen?!“

„Er wird raſen, aber — ſich endlich drein finden. Doch Sie müſſen den Brief des Grafen leſen und heute noch beantworten.“

„Nur dieſen Augenblick nicht, Batyl!“ erwiederte ſie matt. „Mein Kopf iſt ſo wüſt. — Ich kann jetzt keine Worte finden. — O, ſagen Sie La Blache — einen Tag nur möge er Geduld haben!!“ —

Batyl ſah ſie ſcharf an. — „Hm, Sie wollen Beaumarchais vorbereiten! — Ich habe bei dem Tuchhändler in der Beaubourg noch eine Stunde zu geben; das iſt Zeit genug. Dann komme ich zurück, ziehe mein Staatskleid an und werde dem Grafen ein kurzes Billet von Ihrer Hand bringen, das ihm das erſte Rendezvous anzeigt. Solche Lappalien ſchreibt man in zwei Secunden. Adieu, Suſanne!“ Er nickte und öffnete die Thür, um hinauszugehen. Mehrere bekannte Stimmen wurden unten auf dem Corridor vernehmbar; er wendete ſich um.

„Hört, Morelly kommt mit Lamoignon und Turgot, alſo ſchweigt, wenn Ihr Caron nicht im Loche ſehen wollt!“ Er verſchwand. —

Das junge, ſchöne und ſo unglückliche Weib verſank in ſtarres Brüten. Den Kopf in die zitternden Hände geſtützt, ließ ſie ihrem ſtummen Jammer vollen Lauf. Sanken doch vor ihren feuchten Blicken die letzten geringen Reſte irdiſchen Glückes in's Grab. —

Sie ſaß nicht lange. Die Thür ging auf und drei Männer traten in höchſt lebhaftem Geſpräch herein, ohne Suſanne, welche in der Fenſterniſche kummervoll hockte, zu bemerken, und ſchritten durch den ganzen Wohnungsraum bis hinter den letzten Verſchlag. Der älteſte dieſer Männer, ſeines Zeichens nur ein Schulmeiſter, der den Zöglingen von St. Lazare die Profanwiſſenſchaften, namentlich den niederen Klaſſen Elementarunterricht ertheilte und von ſeinen geiſtlichen Oberen halb verachtet, halb bemitleidet wurde, trug eine Kleidung ſo ärmlich, daß, um ſeine Blöße zu bedecken, Suſannens ganze Meiſterſchaft im Flicken beſtändig in Uebung erhalten wurde. Auf ſeinem kleinen, zarten, dabei aber keineswegs ſehr magern Körper ſaß ein gedankenvolles, geiſtreiches, edel geſtaltetes Haupt, über deſſen buſchigen Brauen ein hoher kahler Schädel thronte, nur um die Schläfe und im Nacken von ſilberweißem Haarwuchs bekränzt. Es war das Antlitz eines Denkers, faſt ſchwermüthig, wenn er in ſich verſenkt war. Aber ſein Blick hatte etwas Großes, Sanftes, Lichtvolles, Seliges, ſein leiſe lächelnder Mund etwas herzlich Gewinnendes, eine ſo innerliche Zufriedenheit, daß ſeine ganze Erſcheinung, mit dem Roth unerſchöpfter Geſundheit und körperlicher Straffheit gepaart, ihn in ſeinen Lumpen faſt als einen jener alten griechiſchen Weiſen erſcheinen ließ. Der arme, zweiundſechzigjährige Schulmeiſter Morelly war auch Frankreichs Diogen, war einer der erſten und ſicher der tiefſte aller Philoſophen vor der franzöſiſchen Revolution, deſſen Nachtreter ein Rouſſeau im „Geſellſchaftsvortrag", „Emil" und „Ueber die Ungleichheit" geworden, auf den Mably, Holbach, Raynal, und wer ſonſt öffentlich reformatoriſch glänzte, vielfach fußten, zu welchem die ganze nachmalige Revolution emporkroch, ohne die Höhe ſeines Gedankens je zu erreichen. Morelly war der geheimnißvolle Verfaſſer der Baſiliade, des Gedichts vom „Königsmenſchenthum der Erde", und bereits 1753 veröffentlicht, ehe an Montesquieu's „Geiſt der Geſetze" zu denken war und die Philoſophen erſt ihre negirenden Dogmen in der „Encyklopädie" zu ſammeln und in ein Syſtem zu bringen begannen. Derſelbe Morelly iſt's, welcher 1755 das „Geſetzbuch der Natur" geſchrieben, das lange für ein anonymes Werk Diderot's gegolten. Aus den Fetzen des Prophetenmantels dieſes, nach Plato vielleicht größten aller Ideologen ſchnitten ſich die bureaux d'esprits, die Literatoren der Salons, die von aller Welt bewunderten Denker ihre ſchimmernden Gewänder zu. Jean Jaques Rouſſeau's natürlicher Sohn, Baboeuf, ſetzte nochmals Morelly's mißverſtandene Baſiliade als Farce in Scene, und büßte mit dem Kopfe; Louis Blanc's, Fourier's und Cabet's Gedanken waren nur ſocialpolitiſche Variationen der Ideen dieſes Mannes, welcher weder eitel noch leidenſchaftlich war, dem ein Stück Brot, ein Bett und ein Glas Waſſer, Feder, Dinte, Papier und ein fühlender Freund genügten, um jeden Fürſten oder Banquier für einen bedeutend elenderen Menſchen als ſich zu halten, und welcher jede Verbeſſerung ſeiner bettelhaften Lage, jedes Heraustreten aus ſeiner Einſamkeit ausſchlug, weil er „glücklich genug ſei"! —

Der jüngſte dieſer Drei, etwa einunddreißig Jahre alt, war Anne Robert Jaques Turgot, der Sohn des Präſidenten, Secretair des Handelsintendanten de Gournay, ein Anhänger der Oekonomiſten von Quesney's Schule. Seine große Verſtandesſchärfe, die Gewohnheit des Rechnens und Wägens gaben nicht nur ſeiner Rede eine gewiſſe trockne Härte, ſondern auch ſeiner Haltung wie Phyſiognomie einen Stempel catoniſcher Strenge und Unerſchütterlichkeit, welcher im geſelligen Leben indeß durch hohe Glätte der Umgangsformen, viel mehr aber noch durch die Tiefe und Sittlichkeit ſeines reinen Gemüths gemildert wurde, das, obwohl ſelten, durch die äußere Kälte ſeines Weſens mit kurzen warmen Sonnenſtrahlen drang. Er trug ſich zierlich, doch durchweg dunkel und in Tuch, ohne jede Stutzerhaftigkeit, wie ſie in jenen Tagen noch den meiſten jüngeren Männern einen Anſtrich ſchäferhafter Süßlichkeit verlieh.

Der Letzte endlich, niemand Geringeres als des Kanzlers von Frankreich eigener Sohn, war Lamoignon de Malesherbes, erſter Präſident der Steuerkammer (cour des aides) und etwa ein Sechsunddreißiger. Seine Figur, voll und proportionirt gebaut, ohne athletiſch zu ſein, zeigte weder die Steifheit noch Kälte ſeines Freundes und Collegen, ſondern die ruhige, gewinnende Würde eines vornehmen Mannes, der da weiß, daß er vornehm iſt, aber nur aus Angewöhnung und ohne darauf das Mindeſte zu geben. Der milde Blick ſeines Auges, das feine Lächeln ſeines vollen wohlgeformten Mundes verriethen eben ſo viel geiſtige Klarheit und Ruhe, wie eine Humanität, welche längſt alle beengenden Formen und ceremoniöſen Vorrechte ſeines Standes als beſchwerlichen Ballaſt abgelegt hatte, ohne ſie darum zu verachten. Er trug ein dunkelblaues zierliches Kleid von gewäſſerter Seide nebſt eben ſolchem Beinkleid, weiß gefüttert; eine Art Advocatenmantel von grauem Tuch und der Galanteriedegen, das Zeichen des Edelmanns, vollendeten ſeine Garderobe. So ſtarr die Zeit noch an den alten Standesformen ängſtlich hing, ja der Adel ſogar, in dunklem Vorgefühl ſeiner erbleichenden Bedeutung und Macht, oft dieſelben in vielen ſeiner Vertreter auf's Aeußerſte übertrieb, ſo war die Gewalt der neuen Ideen doch bereits ſo groß geworden, daß viele vorzügliche Köpfe, gleich Lamoignon, die alte Kluft überſprangen und heimlich ihre geiſtigen Genoſſen mitten aus dem Volke wählten, auch wenn dieſe nur im dürftigſten Gewande und in Lebenslagen einherſchritten, die ſie von jeder Berührung mit der Nobleſſe unerbittlich ausſchloß.

„Verlaſſen Sie ſich darauf, mein Freund," verſicherte Malesherbes eifrig, „die Thatſachen werden raſcher über uns kommen, als wir vermeinen, und was bisher nur bei dem Einen Deduction, bei Anderen, wie Ihnen, mein Diogen, ein holder, ſonniger Traum war, wird über Nacht That werden, That der Maſſen, der Nationen! Amerika iſt ſchon in lichter Gährung! Nachdem die engliſche Regierung den Entwurf der Bundesverfaſſung elender Weiſe verworfen, Chatam's warnende Stimme überhörte, iſt nun Franklin, der Zähmer des Blitzes, — wir wiſſen es durch Demoiſelle l'Espinaſſe beſtimmt, in dieſen Tagen ſelbſt in London erſchienen, die letzte Hand zur Verſtändigung zu bieten! In den Falten ſeines Mantels birgt er Krieg und Frieden! Und nun dieſer gräßliche Mordverſuch Robert Damien's, den vor wenig Wochen die eben ſo barbariſche Gerechtigkeit auf dem Grèveplatz vor den Augen des Volks getroffen! Iſt es nicht ein mene tekel für alle Könige? Und der düſtere Schleier, mit dem ſich der Proceß verhüllte, die frevelhaften Gerüchte, mit denen die erregte Maſſe ſich trägt, die Angſt, mit der man Alles unterdrückte, was auf den Urſprung der That führen konnte! Eine dumpfe Gährung bereitet ſich vor, und glauben Sie denn nicht, daß, wenn in Amerika der große Völkerſtreit entbrennt, dieſer Kampf zwiſchen Sklaverei und Freiheit, dann bei uns nicht auch alle gepreßten Herzen erwachen, den Frohnden, den lettres de cachet, dem jus primae noctis, den Finanzpächtern, den Steuerdecreten, dem Klerus und den feudalen Prärogativen an den Leib gehen werden?!" —

„Nein!" — Damit hing Morelly den Hut an einen Nagel ſeines Verſchlags und vertauſchte ſeinen Rock durch einen alten Schlafkittel mit defectem Lämmerfell. — „Nein, ich glaube es nicht, Freunde! Die Bewegung der Völker jenſeit des Oceans entſprang aus dem lebendigen Gefühl unerträglicher Sklaverei und dem tiefen Unabhängigkeitsbedürfniß glühender Gemüther eines jugendlich kräftigen Volks, das, wie die Römer aus Pelasgern, Etruskern und Latinern, ſich aus den Elementen Alt-Europas zu einer neuen Race bildet. Wir aber ſind ein altes, übermüdetes Volk, ein Staaten-Greis, der, nachdem ſeine Jugend ihm alle Kraft genommen, ſich umſonſt mit logiſchen Abſtractionen empor zu ſchrauben ſucht. Wir werden Amerika nicht nachahmen! — Allerdings iſt die Welt ewig jung, die Menſchheit im ſtätigen Fluſſe der Entwickelung, und wir mögen daran ſchon vermöge unſerer Reife gebührenden Antheil haben, aber nicht als nationaler Körper, als dieſes Frankreich, ſondern in unſeren zerbröckelten Atomen. Wir ſind viel eher beſtimmt, gleich den griechiſchen Coloniſten, mit den jugendfriſchen Italern in einem neuen Volksverbande zu verrinnen, und ich glaube, es wäre ſo am beſten!"

„Nimmermehr!" fiel Turgot ſcharf ein. „Dies ſtolze Frankreich wird Frankreich bleiben, das erſte Volk der Erde, das denkende, leitende Haupt der Menſchheit! Es iſt das einzige romaniſche Volk, welches die Geſittung der Antike am reinſten überkommen, im Mittelalter geherrſcht, und zuerſt die alten Formen jetzt im Denkproceſſe begräbt. In ſich geſchloſſen zu bleiben und zu herrſchen iſt ſein Naturgeſetz. Die nordamerikaniſche Bewegung iſt heftig, tiefgehend, aber langſam, wie alles Germaniſche, Nordländiſche; wir werden ſomit Zeit und Gelegenheit haben, die Freiheit des Gedankens, welche wir gewonnen, die Eroberungen der Philoſophie, Phyſiologie, Naturwiſſenſchaft und vor Allem die Oekonomiſtik den bisher bildungsloſen Maſſen zugänglich zu machen, den alten Wahn der Gemüther durch den erweckten Zweifel zerſtören, und während die Völker Amerikas erſt in langſamem Ringen zu neuer ſtaatlicher Einheit und Freiheit kommen, werden wir auf dieſelben längſt vorbereitet ſein, und eine Minute wird die Lavine in's Rollern bringen, welche alle Feſſeln nationaler Freiheit begräbt!" —

„In's Rollern!" und Morelly nickte nachdenklich. „Ich ſage Euch, liebe Kinder, beeilt Euch nicht! Laßt das den Philoſophen! Ihr möchtet dem Teufel dienen, wo Ihr Gott zu dienen glaubt! Würde Das wirklich geſchehen, was Ihr vorausſagt, ſo würde ich Frankreich, uns Alle bedauern, wir hätten nur zum Unheil gelebt. Die göttliche Vernunft über uns iſt zum Glück etwas höher als die unſere! Nein, nein, Turgot, trotz Ihrer ſcharfen Schlußfolgerungen, Ihrer Naturnothwendigkeit, Sie ſind ein eben ſo großer Träumer als Plato und der oft belächelte Morelly. Ich träume nur, was ich künftig einmal von einem geläuterten Zuſtande der Menſchheit hoffe, wie ich ihn mir als ſittlich vernünftig denke, Ihr Beide träumt hingegen, was jetzt und was mit dieſem Frankreich geſchehen ſoll, Ihr wollt praktiſch träumen. Laßt Euern Diogenes einmal mit der Leuchte der Wirklichkeit dies heutige Frankreich anſehen! — Daß in ihm ein heißes, rebelliſches, leicht gewecktes Blut ſteckt, es innerer Parteikämpfe gewöhnt iſt, hat ſeine Geſchichte oft bewieſen. Richelieu's Arm, die Revolution der Fronde, Ludwig's XIV. Kraft hat die Unabhängigkeit des Adels, ſeine politiſche Uebermacht zu Gunſten eines ſtarken Königsthums gebrochen, Sully und Colbert legten die erſte Hand an die Entwickelung, Selbſtſtändigkeit und Wohlfahrt des Volks. Inſoweit ging Alles ganz natürlich, es machte ſich wie von ſelbſt. Aber die ungeheuerſte, die ſociale Macht der

Ariſtokratie, kurz Alles, was ihr nach unten hin Vorrecht und Gewalt giebt, blieb. Man decaptivirte den Adel für das Königthum, um ihn zum großen, unerſättlichen Magen, zu dem Schlunde zu machen, in welchen drei Viertel des ſtaatlichen Lebensſtoffs, Steuern, Zehnten, Laſten, Beſitzthum, Aemter, Patente und Sinecuren fallen, ohne dabei zu einem Wiedererſtatten verpflichtet zu ſein, ohne die hohe Unnahbarkeit von ehedem aufzugeben. Seid Ihr nicht ſelbſt ein Beiſpiel? Würden Eure janſeniſtiſchen Väter es nicht ſehr unter der Würde ihres Barreaus und Wappens finden, wenn ſie Euch bei dem ſchäbigen Morelly im Pigeonnier träfen? — So ſtehen die Sachen! Das Volk trägt und ſeufzt, jammert und zahlt, die Armuth wird größer, die Einnahme des Staats kleiner. Mit dem Luxus wachſen Verſchwendung, nationale Schulden, man pumpt am Brunnen, bis er kein Waſſer mehr giebt, dahinter wartet ein neuer John Law und der Bankerott. Nun, es dauert ſo lange, wie es mag, könnte aber wohl noch etliche hundert Jahre dauern, denn das Volk iſt dumm und mittellos, der Prieſter hat ſeine Seele, der Gutsherr ſeinen Leib. — Plötzlich kommt Ihr nun, meine Herren Philoſophen!“

„Und zum Glück, Diogenchen!“ ſagte Turgot ſpöttiſch. „Ihr entwickelt unſern großen kommenden Freiheitsproceß vortrefflich! Alſo wir Philoſophen, Senſualiſten und Oekonomiſten kommen und ſagen den Leuten, daß die Hierarchie eine veraltete Einrichtung, die Lehre ihrer Prieſter ein Verdummungsmittel, ein freier Geiſt aber unabhängig von der Tradition, allein ſich ſelbſt Geſetz ſei? Was wollt Ihr? Hat uns die Mutter Kirche mit ihrem Auguſtinus, haben uns die Janſeniſten nicht den Weg gezeigt, es geſchieht ihnen ganz Recht!“

„Aber, Ihr Herren Senſualiſten,“ ſagte Lamoignon zu Turgot, „mit dem Locke und Quesney voran, macht die Sache noch ärger, und darum mag ich Euch nicht! Ihr ſagt den Herrſchaften geradezu: die Materie ſei das Weſentliche! Die Materie müſſe bewegt ſein, um zu beſtehen, ſie ſei ewig bewegt und ſomit ewig! Sie bewege ſich nach innerer Geſetzmäßigkeit, nach einer Logik, die ihr untrennbar integrirt ſei, folglich ſei die bewegte Materie allein Geiſt, und außer der Materie gäbe es keinen!"

„Das einzig Vernünftigſte, das Schöpferiſche dabei," fiel Morelly haſtig ein, „iſt das Beſtreben der Oekonomiſten. Sie wenden das Dogma auf das Leben, das Individuum und den Staat an und ſagen: der Menſch, der Staat ſei ebenſo eine bewegte Materie, nur mit erhöhter Potenz, er könne alſo nur ebenſo leben, wie alles Uebrige. Darauf bauen ſie die Sanität, die Bodeneintheilung, die Verbrauchs- und Productionslehre, wenden ſie auf den Staat an, fordern Bilanz von Ausgabe und Einnahme, daß, wo eine Steuer iſt, auch eine Gegenleiſtung, wo ein Recht, auch eine Pflicht ſei, kurz dieſe reſultirende Mechanik heißt Volkswirthſchaft, und das iſt das Einzige, was Gutes dabei iſt. Aber Ihr hohen Weiſen habt Eure Dogmen von Gleichheit und Gegenſeitigkeit ſelbſt umgeſtoßen! Wem predigen dieſe Philoſophen allein? Den Reichen, den Ariſtokraten! Ihr Geiſt hat die Salons, die Verwaltung, die noblen Quartiere ergriffen, in Temple, Grève und Cité; im übrigen Frankreich kennt man davon nicht viel! Was thaten ſie damit? Sie gaben den Gewalthabern ein Mittel mehr zur Gewalt, ſie gaben ihnen zu allen alten Vorrechten noch das der dialektiſchen Spitzfindigkeit, um ihre Willkür zu vertheidigen?! Herr Voltaire und Herr Holbach wollen, daß ſie zwar von Hof und Adel, aber daß ſie ja nicht von ihren Schuſtern, Schneidern und Laquaien verſtanden werden; der Geiſt iſt nicht für den Pöbel, ſo wenig wie Geld, Ehre und Freiheit! Als Chriſtus lehrte, verſtand ihn Jedermann, die Armen am beſten; Eure Freunde machen es umgekehrt! Nun beginnt aber einmal die Welt zu gähren, Amerika erhebt ſich, ſein Volk ringt ſich frei, ohne Eurer gelehrten Salons zu bedürfen, die nichts mehr glauben, weil ſie alles Wiſſen und alle Macht in ihrer Taſche wähnen! Laßt doch unſern franzöſiſchen armen, gedrückten Pöbel ergriffen werden vom dunklen Drange, Denen überm Ocean nachzuahmen, ſie werden

Euch die Wucht der bewegten Materie ſo zu beweiſen wiſſen, daß uns vor ihr die Haare zu Bergen ſteigen! Meinen Sie, Turgot, noch Zeit zu haben, das Volk ſo gebildet zu machen, wie Euch Andere? O, ſollten je die Maſſen Eure Grundſätze begreifen, ſo werden ſie Ariſtokraten, Philoſophen und Prieſter alsdann — mit Bewußtſein todtſchlagen, das iſt Alles! Aber dahin kommen ſie nicht, ſo lange wir leben, und Ihr habt nur der Tyrannei eine Waffe mehr gegeben. Ich erbaute in der Baſiliade das Gottesmenſchenthum! Durch den Nebel des Mittelalters habe ich den einfach erhabenen Chriſtusglauben herüber zu retten verſucht, doch dieſe Philoſophen alle — ſie reißen ein, zerſtören! Das trennt ewig mich und ſie! Deshalb mag ich nicht in ihre Salons gehen und das Geſchwätz vermehren! Laßt uns Drei wie bisher allein zuſammenhalten und, ob wir auch von verſchiedenen Anſichten ausgehen, doch in Einem vereint ſein, in Veredlung der Menſchen! Flieht die Cliquen mit ihrer Materie, ſondern hebt bei Zeiten, ſo weit Euer Arm reicht, den Druck des Volks, daß es bereits beſſer, freier, menſchlicher ſei, wenn einſt die Göttin Libertas gleich einer andern Pallas Athene in die Welt einzieht. Eure Denkſchriften über Verwaltung und Handel, Freunde, die Ihr Abends ſo oft mir und Caron vorgeleſen, die werden Euch unſterblich, zu Wohlthätern des Landes machen, das Einreißen und Umſtürzen alſo laßt den — Handlangern, welche in die Negation alle Gedankenfülle ſetzen! — Horch, was iſt da vorn? Da klang ein Schluchzen!" —

Der Alte ging nach dem andern Theile der Wohnung, ſeine Gefährten folgten ihm.

Turgot wollte eben etwas mürriſch auf Morelly's Rede antworten, doch dieſer deutete auf Beaumarchais' Frau in der Fenſterniſche.

„Mein Gott, was hat ſie? Wieder ſo voll Kummer? Iſt denn für Caron keine Ausſicht?" Lamoignon legte ſeine Hand auf ihre Schulter.

Suſanne fuhr auf und ſtarrte Beide an. „Ausſicht?

Ja, wie der Verdammte auf den Richtplatz! — Jäh zu ſterben iſt Wohlthat, aber Zoll um Zoll an dem ätzenden Gift der Schande, dem Höllenfeuer der Reue, wer, da Ihr ja doch Alles ergründet, wer hat dieſe Todesqual erfunden? Nennt ihn mir, daß ich ihn bis in den Abgrund verfluchen kann!" Sie hatte Morelly's Arm wild erfaßt und ſtarrte ihn gleich einer Irrſinnigen an.

„Aber zum Teufel," rief Turgot, „mehr als darben könnt Ihr doch nicht!"

Morelly ſtreichelte die Hände der Armen. „Werden Sie doch ruhiger, Suschen, ſprechen Sie ſich aus."

„Wenn Ihr ſchweigen könnt, ſchweigen wie die Todten!"

„Sind Sie an des alten Morelly Treue je irre geworden?" —

Eine Pauſe erfolgte. Stoßweiſe nur konnte Suſanne reden. — Sie erzählte unter abwechſelnder Bläſſe und glühendem Roth, was ſich eben mit Batyl zugetragen, ſie zeigte das Etui und den Brief La Blache's, dann fiel ſie dem Alten ſchluchzend um den Hals.

Turgot ging ſchäumend auf und nieder; ſeine moraliſchen Gefühle waren entzündet. „Nun, Du grauer Träumer, willſt Du noch ſagen, es thäte nicht Noth, den befleckten Herd des Vaterlandes zu ſäubern? Kann dieſe verfluchte Welt noch einen Tag ſo weiter leben? Bis in die tiefſten Schichten verpeſtet, im Uebermaße ihrer grauenvollen Verweſung ſchreit ſie zu den Göttern um Rache! Wann wird die Nemeſis hereinbrechen!! — La Blache heißt dieſes Vieh?!"

„Kennen Sie denn dieſen Blache?" fragte Morelly trübe.

„Nur zu gut! — Ihr wißt ja, meine Eltern haben mich verleugnet. Bei Antoine Garnier, dem Verwalter von Paſſy, ward ich erzogen, was dem reichen Duverney, dem Hofbanquier, gehört. Sein Neffe und einziger Erbe iſt dieſer Graf Falcoz de la Blache. Er ſah mich dort oft genug und verfolgte mich mit ſeinen Anträgen. Erſt Caron hat mich erlöſt, denn bei Nacht und Nebel lief ich weg und wurde ſein Weib. Meine Verborgenheit war bisher mein Schutz, jetzt aber braucht er unſere Noth als Waffe gegen meinen Abſcheu und meine Ehre!" —

Turgot wühlte in den Taſchen. „Und nur fünfundzwanzig Franken habe ich noch!" Er wollte ihr das Geld in die Hand drücken.

„Das hilft ja nichts, Turgot, wenn ich Batyl nicht bezahlen kann. Ich muß Caron's koſtbare Uhr, unſere letzte Rettung, oder gar den Ring verkaufen, das Einzige, was mir zu meinen Eltern, zu meinem Kindesrecht helfen kann!"

Malesherbes zuckte auf. „Es kommt Jemand; das iſt Beaumarchais gewiß! Seien Sie ruhig, ich eile zu meinem Vater, dem Kanzler; Caron ſoll geſchützt werden!"

„O, ſagt ihm nur nichts!" flehte Suſanne.

„Nein, Frau, Eurem Mann müßt Ihr die Wahrheit ſagen; durch Heimlichkeit wird kein Uebel geringer!" rief Morelly.

Die Thür ſprang auf. Mit abgeſpannter, muthloſer Miene trat Beaumarchais ein. Sein Antlitz trug den hämiſchen Zug äußerſter Verzweiflung. Er warf nur einen kurzen Blick auf die Anderen, dann auf ſeine Frau. — „Haſt Du für die Haube Geld?"

„Ich habe nichts!" ſagte ſie tonlos.

„Nun, ich auch nichts! Bei zehn Buchhändlern mindeſtens war ich, keiner wollte! Gauchat, der Lump, wies mir die Thür! Er hat erſt ein Exemplar von dieſer erbärmlichen Harfenſchule verkauft, und die dreißig Livres liegen ihm noch unverdaut im Magen! Teufel, Teufel! — Zahlloſe Wichte, niedrige Intriguants ſitzen an fetten Tafeln, haben Geltung und ſpielen eine Art von Herrn, nur ich geh' zu Grunde! Aber es iſt ganz in der Ordnung; ich habe kein Talent, gar keins! Du haſt das unfähigſte Subject zum Manne genommen, Suſanne, was zwiſchen den Wendekreiſen umherläuft!" Er warf ſein Manuſcript auf die Commode.

„Du, kein Talent?" rief ſie. „Er will ſich auch noch die Selbſtachtung nehmen!"

„Wißt Ihr, was im Leben Talent iſt, wirkliches Talent?!

— Es iſt die hohe Kunſt, ſeine Larve zu tragen, ſeine Attitude zu machen!!“

„Was redeſt Du da!“ und Morelly ſchüttelte das ehrwürdige Haupt. „Talentvoll heißt alſo allein der Lügner?!“ —

„Ach, habe man doch ein Genie wie Apoll,“ höhnte Caron weiter, „wenn man nicht wie Apoll ausſieht, iſt man ein Narr! Ein gutes Bild malen, ein Stück dichten, heißt gar nichts, aber die Leute über ein elend Machwerk ſtaunen machen, mit wenig Koſten weiſe heißen, die Leidenſchaft der Menſchen wie Affen dreſſiren, ſeine ächte Larve, ſeine Tanzmeiſter-Attitude wählen und in ihr durch's Leben gehen, das iſt die Krone aller Intelligenz, das bringt Geld und Ehre! O ihr unſterblichen Götter, ſeht dieſe Armuth, dieſes bleiche Weib in Schmerzen, und gebt mir nur meine rechte Larve, meine Poſition; du aber, ſüße, dumme, blinde Nymphe Zufall, ſchiebe mir dann ein Dutzend Dümmlinge zwiſchen die Finger, an denen ich meine Probe machen kann, und beim Chaos, ich bin das Factotum der Welt!“

Morelly ſah dieſe wilde Ironie mit tiefer Beklommenheit an. „Sagen Sie es ihm, ich bitte Sie, es iſt beſſer!“ flüſterte er Suſannen zu.

„Nur jetzt nicht!“ antwortete ſie zitternd.

„Wollte Gott,“ rief Turgot, der auf und ab ſchritt und nun vor Beaumarchais ſtehen blieb, „Eure jetzige Noth wäre das Schlimmſte!“

„Und was droht noch!“ Caron ſah die Anweſenden erblaſſend an. „Weib? Morelly! Was habt Ihr?!

„Ich kann es Dir nicht ſagen!“ ächzte Suſanne.

„Und es muß doch geſagt werden!“ rief Malesherbes. „Seien Sie ein Mann, Beaumarchais!“ Er reichte ihm das Etui und den Brief des Grafen. „Batyl hat Sie wegen der Schuld verklagt, und Sie kommen noch heute in den Thurm, wenn Sie Herrn La Blache's Propoſition nicht annehmen!“

Caron ſtarrte Käſtchen, Brief und die Umſtehenden an.

„Batyl? — Mich in den Thurm? — O, laßt doch die Propoſition ſehen!“ Er öffnete das Käſtchen. „Alle Wetter, dreitauſend Livres in Noten, — Gold und Sammet?!“ Er ſtellte das Käſtchen hin, öffnete das duftende Billet von roſa Papier und überflog es. „Blache bietet ſechstauſend Francs Renten für — für Suſannens Liebe?!!“ — Sein ganzer Körper erbebte in allen Faſern, das wilde Heer der erwachten Leidenſchaften und Schmerzen ſchien ihn, wie der Orkan die Fluth, zu zerwühlen. Aber er biß die Zähne zuſammen, daß das Blut ihm über die Lippen quoll, damit nicht ein Wort ihm entſchlüpfe, — nur ein paar große Thränen rollten über ſeine Wangen.

„Caron, Caron!“ jammerte Suſanne. „O, magſt Du die Uhr d'ran geben, Alles, Alles, nur —“

„Laß mich,“ knirſchte er, „laß mich nur, ich werde ſchon ruhig werden!“

Morelly wollte ſprechen, aber eine heftig abweiſende Bewegung des Gequälten ließ ihn verſtummen. Während Turgot Beaumarchais mit untergeſchlagenen Armen düſter betrachtete und Malesherbes umſonſt nachſann, wie Caron zu helfen ſei, maß derſelbe mit tönenden Schritten das Zimmer. Es war ein ſchreckhafter Anblick, dieſer ſtumme Kampf einer mit ſich ringenden Menſchenſeele.

„Das iſt gräßlich und endet mit Wahnſinn!“ flüſterte Morelly.

„Kommen Sie zu ſich, Freund!“ ſagte Turgot dumpf.

„Ich bitte Dich flehendlich, rede wenigſtens, Caron!“ bat Suſanne.

„Er iſt von Sinnen!“ und Malesherbes ergriff ängſtlich Suſannens Hand.

Beaumarchais, der eben abgewendet in der Ecke beim Vorhange geſtanden, drehte ſich raſch um. Sein Weh war wie ein Wolkenſchatten verſchwunden, in toller Luſtigkeit ſprühte er auf. „Hahaha, Triumph!“ Er umfaßte Suſannen ſtürmiſch und küßte ſie. „Tanze, Liebchen, ſei luſtig, mein Närrchen! Morelly, Lamoignon, Turgot, gratulirt mir! Der große Caron hat ſeine Larve gefunden!“

Damit küßte er den Brief des Grafen, wie das Andenken einer Geliebten.

„O, ich verſtehe ihn recht!" ſagte Turgot. „Mit dem heiligen Zorne gekränkter Tugend wird er öffentlich hintreten und ſagen: Das bietet man den Kindern Frankreichs! Gieb Deine Weiber und Töchter feil, blöder Pöbel, oder erhebe Dich für das empörte Menſchenrecht und die erwürgte Freiheit!"

„Natürlich!" lachte Beaumarchais, „Ihr Philoſophen habt ja die Freiheit zu Eurer Profeſſion gemacht! Meint Ihr, meine Schmerzen wären gut genug zu Waffen für Euch? Die Noth zwingt mein Weib ſo wenig zur gräflichen Buhlerin, wie mich zum Hetzhund Eurer Coterien!"

„Seht doch!" entgegnete Turgot halb verächtlich. „Und was wollt Ihr denn thun? Mir ſcheint, dann bliebe Euch nur noch Bicêtre?!" —

„Wirklich?" lachte Beaumarchais, „nun paßt auf! — Eins dieſer Tauſend-Livresbillets," und er gab es ſeiner Frau mit komiſcher Emphaſe — „wird ſogleich gewechſelt, unten bei dem Juden. Ich oder Du bezahlen Batyl vor Zeugen. Damit aber dieſer Burſche La Blache empfindet, was es heißt, in ſeinem Weibe geſchändet zu ſein, werde ich ſeinen Brief an Dich ſogleich copiren, meinen Namen darunter ſetzen und mit dem Etui an die Frau Gräfin Blache ſchicken! Haha, eine Liebe iſt der andern werth! Macht er meiner Frau 'nen Antrag, mache ich ſeiner Frau auch 'nen Antrag! Aller gute Ruf ſchützt nie vor Schurkenſtücke, aber wenn man ſich ein gewiſſes Renommée der Bosheit erwerben kann, thue man's ja! Man hält alle Welt in Reſpect, und die Canaillen werden grinſend freundlich, damit man ihnen nur nichts anhabe. Meine Larve, ich habe meine Larve, nun, Fortuna, gieb mir nur die rechte Attitude!!" Lachend eilte er zu ſeinem Arbeitstiſche und begann den Brief an die Gräfin zu ſchreiben.

Suſanne athmete auf, ihre Seelenangſt begann unter dem Bewußtſein zu weichen, daß Caron irgend einen Ausweg gefunden. „Herzensmann, wenn Du nur wieder Muth haſt, wird auch mein Herz leichter. — Aber — aber —, eſſen müſſen wir doch auch, lieber Gott —!"

„Gewiß, und ſogar vortrefflich!" erwiederte Caron. „Alſo wechſele die Note! Dann brätſt Du für uns Alle ein paar Rippchen, ſervirſt einige Flaſchen Wein, nicht wahr?"

„Ach ja!" rief Suſanne, unwillkürlich von ihrem Begehren übermannt.

„Und Ihr fühlt Euch nicht erniedrigt, das Geld zu nehmen, welches Euch als Kaufpreis Eurer Schande geboten ward?" rief Turgot rauh.

„Erniedrigt?" und Beaumarchais ſah ihn achſelzuckend an. „Wenn ich La Blache zwinge, mir ſeine Schande abzukaufen, anſtatt ihn zum Herrn meiner Ehre zu machen, das ſoll mich erniedrigen? Cato, Du haſt Deine Vernunft unter abſtracten Deductionen verloren! Liſt gegen Liſt, ſo ſteht das Spiel, und der Dümmſte muß es bezahlen! Hoffentlich werdet Ihr Drei unſere Gäſte ſein! Die wahrhafte Ordnung der Natur beſteht in der Gütergemeinſchaft, ſagt Morelly, und ich will mich befleißigen, dieſe Ordnung der Natur in unſerer gekünſtelten Zeit wieder herzuſtellen!"

Morelly ſchüttelte das Haupt. Lamoignon mußte herzlich lachen, Turgot aber ſagte kalt: „Ich danke für Ihre Einladung! Kommen Sie mit Malesherbes in das Cloſet, Morelly, ich habe noch Einiges mit Ihnen zu reden!" Damit faßte er den Alten beim Arm und zog ihn nach dem hintern Verſchlage; Lamoignon folgte.

„Ihr wollt nicht?" lachte ihnen Caron nach. „Nun, die Römertugend ſollte ſich nie bis auf den Magen erſtrecken! Alſo fröhlich, Suschen, eile zum Krämer, es iſt bei Gott die äußerſte Zeit, unſeren verfallenen Leichnamen aufzuhelfen!"

„Ich will das andere Geld nur einſchließen," ſagte Suſanne eifrig, indem ſie ihre Schätze in der Commode barg. „Hier haſt Du den Schlüſſel, damit uns in dieſem Taubenhaus die ſilbernen Vöglein nicht wegfliegen. Gott ſei

Dank, wir brauchen doch nicht Uhr und Ring fortzutragen!"

Während ſie, von neuem Lebensmuthe beſeelt, auf Caron's Lippen einen Kuß drückte, die Livresnote in ein Beutelchen, daſſelbe aber auf dem Buſen barg und dann nach dem alten Kapuzmäntelchen ſuchte, um die Ingredienzen eines lange entbehrten ſoliden Mahles einzukaufen, beendigte Beaumarchais das Billetdoux an die Gräfin. — —

Zu derſelben Zeit ward dieſes ſeltſamſte aller Hôtels garnis, der Taubenſchlag, durch den Beſuch des Herzogs von Fronſac und des Chevalier de Piron beehrt. Dieſelben hatten bis zur Straße Maubue, der damaligen ſüdweſtlichen Grenze von St. Martin und Temple, die Equipage benutzt, auf Piron's Anrathen dieſelbe indeß hier verlaſſen, in's Hotel zurückgeſendet und einen Miethswagen beſtiegen, der ſie an Ort und Stelle brachte. Dies war ſchon ſehr geeignet, den vornehmen Dégoût, welchen Fronſac bei dieſer ganzen Miſſion empfunden, zu vermehren, aber als Beide endlich die Nummer 30, den Pigeonnier, gefunden, der Portier ſie gewiſſen neugierigen Fragen unterwarf, welche in einer Contribution ihres Beutels endigten, ohne daß der Cerberus beſondere Ehrfurcht für ſo diſtinguirte Perſonen zu empfinden ſchien, als ſie darauf mit vielen Fragen ſich endlich Gewißheit, wo Beaumarchais wohne, verſchafft, dennoch aber in den weitläufigen Räumen verſchiedene Male verirrt hatten, ehe man ſie mürriſch und argwöhniſch zurechtwies, und ſchließlich das vierte Stockwerk erklommen, da war Fronſac von dem Uebermaße ſeiner Anſtrengung und Indignation vollſtändig erſchöpft.

Piron verbarg ſein Vergnügen an den Leiden des alten Hofmanns, ſo gut es ſeine Höflichkeit nur zuließ, und als er, ihn unterſtützend, den oberſten Flur und die namenloſe Thür erreicht hatte, rief er: „Nun, da ſind wir ja, hier die mittlere Thür! Den Argonauten winkt das goldene Vließ! Nur näher, Herr Herzog!" Er öffnete das Zimmer. „Fallen Sie nicht noch über die hohe Schwelle! Das ſind allerdings nicht die Marmortreppen von Verſailles und Trianon!" —

Beaumarchais, welcher ſein Billet eben zuſammengefaltet, ſprang auf und ſah erſtaunt die Ankömmlinge eintreten. Suſanne, die gerade das Zimmer verlaſſen wollte, wich erſchrocken zurück und ließ das Mäntelchen fallen. „Das ſind Herren vom Hofe!" ſagte ſie halblaut und ſtotternd.

„Wir ſind zur Stelle, mein' ich!" lächelte Piron zu Fronſac, und warf einen Blick auf das Ehepaar und die ärmlichen Räume.

Fronſac aber ſtöhnte ſchwer auf. „Solche Stufen, bei unſerer Frau, habe ich noch nie erſtiegen!"

„Es ſind die der Armuth; für Sie, mein Herzog, ein unbekanntes Land!"

Beaumarchais verbeugte ſich artig und wollte eben das Wort nehmen.

Fronſac aber ließ ihm nicht Zeit, ſondern ſein Lorgnon auf ihn richtend, ſagte er ſcharf und trocken: „Wer iſt man?"

Inzwiſchen traten Turgot, Malesherbes und Morelly aus dem Verſchlage, blieben aber, da ſie den ungewöhnlichen Beſuch gewahrten, in ſcheuer Neugier hinter der alten Gardine des Bettraums ſtehen.

Caron's Geſicht röthete ſich. — „Ja, wer iſt man?" gab er Fronſac zurück.

„Ich frage, wer man iſt?" erwiederte Fronſac gereizt.

„Doch wohl ein Menſch!"

„Das bedeutet nichts!"

„Das ſehe ich eben!" und Caron wendete ſich ſpöttiſch ab, verbeugte ſich vor Piron und ſagte: „Herr Chevalier, ich darf wohl fragen, wem Ihr Beſuch gilt?"

„Ich, mein Lieber, beſuche nur Menſchen!" und Piron brach in herzliches Lachen aus. „Hier indeß ſtelle ich Ihnen den Herrn Herzog von Fronſac, einen unſerer erſten Geiſter bei Hofe vor, welcher einen gewiſſen Herrn Caron oder Beaumarchais aufſucht, deſſen Adreſſe wir eben von dem Buchhändler Gauchat empfingen."

„Das ſind wir ja!!" und Suſanne ſchlug ſtaunend die Hände zuſammen.

„Wir, mein allerliebſtes Geſichtchen?" lächelte Piron und klopfte der erröthenden Suſanne die Wange. „Wir alſo ſind Beaumarchais?"

„Mein Name iſt Caron Beaumarchais, Chevalier," fiel Caron kalt ein, „und das iſt meine Frau!"

„Sie ſelbſt?" rief Piron. „Vortrefflich! Ich bitte um Vergebung, Madame, Höflinge ſind mitunter ein wenig nonchalant!"

„Alſo man iſt Beaumarchais ſelbſt!" Fronſac heftete ſein durchdringendes Auge auf denſelben und ſchien ihn bei ſich zu taxiren.

„Ja, Eure Herrlichkeit," fiel Suſanne lebhaft ein, „Der, deſſen Harfenſchule Herr Gauchat gedruckt hat, und mein Mann!"

Beaumarchais machte ihr eine unwillige Bewegung.

„Den eben ſuchen wir, alſo an Ihre Miſſion, Herr Herzog!"

„Man wird ſich alſo ſofort in Toilette werfen," begann Fronſac befehlend, „und uns zu ihren Hoheiten den königlichen Prinzeſſinnen, Madame Adelaide, Sophie und Victorie, Seiner Majeſtät erlauchten Töchtern, in die Privataudienz folgen! Der Wagen wartet. Frau, gebe man mir indeß einen Fauteuil!" —

Piron ſah ſich ſpöttiſch um. „Ja, einen Fauteuil!" Er ergriff einen der alten Stühle und präſentirte ihn Fronſac, dann nahm er luſtig auf einem Schemel Platz.

„Die Prinzeſſinnen Hoheiten befehlen mich?" rief Beaumarchais, alle Faſſung verlierend. „Mich? Aber das iſt ja ganz unmöglich!!"

Fronſac ſelbſt mußte lächeln. „Ah ja, in Seiner plebejen Niedrigkeit iſt man geblendet, verworren! Chevalier, haben Sie doch ſo viel Mitleid und beſtätigen Sie dem Menſchen den Befehl, deſſen Huld allerdings mir ſelbſt ſchwer begreiflich iſt."

„Sie, Menſch, genannt Beaumarchais!" rief Piron jovial, „ich bezeuge den Befehl, nach welchem Sie ſofort vor den Hoheiten Prinzeſſinnen erſcheinen ſollen. Aber raſch, Theuerſter, reden Sie kein Wort, ſondern machen Sie Toilette!“

„O weh!“ ſeufzte Suſanne beſtürzt, „was ſoll man beginnen.“ —

„Toilette?“ rief Beaumarchais beklommen, „gerechter Gott, ich habe keine! So kann ich doch nicht erſcheinen? — Entſchuldigen Sie mich bis morgen, Herr Herzog, bis ich einen andern Rock habe?“

Fronſac war ſtarr. „Morgen? Dem Befehl der königlichen Prinzeſſinnen nicht ſofort gehorchen? Bis morgen verſchieben? Man muß auf der Stelle mit!!“

„Man muß?“ und Caron's Stirn glühte. „Das können Sie Ihrem Laquaien ſagen, Herr Herzog, der bin ich noch nicht! Ich werde kommen, aber nicht in einer Façon, die mich erröthen macht und die Hoheiten nur beleidigen muß!“

„Nicht doch, Herr Herzog!“ fiel Piron ein. „Sie begreifen, daß er recht hat. So kann er allerdings nicht zur Audienz. Binnen fünf Minuten bring' ich ihn aber in Ihr Hotel, wenn Sie die Güte haben wollen, mir allein das Terrain zu überlaſſen!“

„Gut denn!“ und der Herzog erhob ſich. „Ich verlaſſe mich ganz auf Sie. — Man beeile ſich!“ Er wendete ſich zur Thür.

„Ach, Eure Herrlichkeit,“ rief Suſanne, „ich will vorangehen, ſonſt fallen Sie am Ende die Treppe hinunter!“

„Laſſen Sie ſich nur herab,“ lachte Piron, „den Arm dieſes reizenden Weibchens zu nehmen, ſie wird für Ihre allergnädigſten Glieder Sorge tragen! Faſſen Sie nur den Herrn Herzog feſt an, Beſte, Sie ſind nicht die erſte Bürgerliche, welche einem großen Wappen zur Stütze diente!“

„Mein Chevalier!“ und Fronſac erröthete vor Scham und Unwillen, „ich muß doch ſehr —“

„Sie müſſen keine unnützen Worte verlieren, theuerſter

Herzog, ſonſt verſchwenden Sie die Geduld der Prinzeſſinnen. Mit den Wölfen muß man eben heulen!" —

Suſanne bot dem Pair von Frankreich ihren Arm, den derſelbe mit einer Verlegenheit ergriff, welche einem Schulknaben ſogar Ehre gemacht hätte. Beide verließen das Zimmer und ſtiegen langſam die Treppen hinab. Piron hielt ſich die Seiten vor Lachen und ſchloß kichernd die Thür.

„Ich glaube, ich bin verzaubert oder toll!" murmelte Beaumarchais.

„Raſch," lachte Piron, „was werden Sie thun?" —

„Ach, ich weiß es nicht! Wo ſoll ich denn ein beſſeres Kleid hernehmen?"

„Das iſt fatal!" Piron ſah ſich ringsum. „Sie ſind auch zu arm! Ich will aber durchaus, daß Sie Furore machen! Ihre Zukunft und — die mancher Anderen vielleicht hängt davon ab! Holla!" er zog den Rock aus. „Wechſeln wir die Garderobe, die Prinzeſſinnen werden lächeln, aber es thut nichts, beſſer ſo, als eine glückliche Minute verſäumen!" Er hielt ihm ſein geſticktes Kleid hin. „Tauſchen wir den Einband!"

„Nein, Herr Chevalier!" und Caron trat zurück. „Man macht ſich durch Armuth weniger lächerlich, als durch erborgte Würde. Dieſes Kleid, deſſen Inhaber ich nicht einmal kenne, der aber zu den Perſonen des Hofes gehört, lege ich nicht an!"

Piron trat herzlich zu ihm und reichte ihm die Hand. „Nun, ein — College, Aimée de Piron bittet Sie um die Freundſchaft, dies bunte Ding hier anzuziehen!"

Eben kehrte Suſanne zurück und blieb an der Thür ſtehen, als ſie den hohen Herrn in Hemdärmeln ſah.

„Piron? Der liebenswürdige Dichter, der geiſtreiche Cavalier mit der Künſtlerſeele?" rief Beaumarchais aus. — „Ihr Kleid, das ziehe ich an!" Er war eben im Begriff, ſeinen Rock abzuwerfen.

„Nein!" und Suſanne eilte herzu, „eines Hofherrn Kleid?! Das leide ich nicht! Er darf nicht anlegen, was ihm nicht ziemt!" — Sie lachte auf: „ich weiß Rath!" eilte in Batyl's Zimmer und erſchien mit einem braunen, ſilberbetreßten Kleide. „Es iſt Batyl's Staatsrock! Er muß ihn borgen! Hahaha, Caron, dann kann er auch heute nicht zum Grafen La Blache!"

„Wahrhaftig!" jauchzte Caron und wechſelte raſch das Coſtüm. „Nehmen Sie Ihr Kleid zurück, Herr Chevalier!" Suſanne half es Piron anziehen.

„Nun, nun, kleiner Tyrann!" lächelte derſelbe. „Auf Ihren Wink kehrt Gott Wiſchnu in die alte Wandlung zurück. Aber auf mein Wort, Ihr Mann hätte in dem Galakleide ganz ſtattlich ausgeſehen!"

„Herr von Piron," — und Beaumarchais überkam eine tiefe Bewegung — „dieſe Stunde, mag auf ſie folgen was da wolle, wird mir ſo unvergeßlich ſein, wie Ihr liebenswürdiges Benehmen. Geſtatten Sie, daß ich Ihnen ein geringes Zeichen meines Dankes widmen darf!" Er nahm ſein Manuſcript von der Commode und überreichte es ihm. „Es iſt mein erſtes Theaterſtück, „Eugenie", unter Hunger und Qual geſchrieben! Niemand will's anſehen, Niemand veröffentlichen. Vielleicht iſt es doch Ihrem edlen Sinne nicht gar zu ſchlecht für ein Andenken an den armen Beaumarchais in der Manſarde!"

„Ach, das iſt reizend!" rief Piron und drückte ihm herzlich die Hand. „Ich nehme dies liebe Geſchenk, aber unter einer Bedingung: daß ich für ſeine öffentliche Anerkennung ſorgen darf. Eins noch: treten Sie bei den Prinzeſſinnen ſtraff auf, gegen Jeden ſo wie gegen Fronſac."

Caron ſchloß Suſanne jubelnd in die Arme. „Die Poſition! Ich habe die Attitude!"

„Nehmen Sie ja eine ſolche ein, wie wenn Sie ewig nur Gegner vor ſich hätten, Sie werden deren genug finden; Fronſac iſt bereits einer." —

„Er iſt hochmüthig, ſtolz, iſt —"

„Dumm; ſagen Sie, er iſt dumm! Man muß ihm das nicht übel nehmen, er hat Miniſter Silhouet zum Vetter. Das ſteckt an. Sie ſind hübſch, ſchlagfertig, haben Talent und ſind — bürgerlich, das verzeiht kein Fronſac. Doch wer keine Feinde hat, iſt nie Sieger!"

„Sie erinnern mich da ſchon an einen Feind!" Caron ergriff das Billet, welches er geſchrieben, zog das Etui aus der Commode, legte das Briefchen hinein, hüllte Alles in die Enveloppe und ſteckte ſie in die Taſche.

„Sie hätten einen Feind?" ſagte Piron. „Feindet man auch Leute an, die waffenlos ſind?"

„O ja, und mein Gegner beſitzt große Macht wie den Willen, ſie recht ehrlos zu brauchen. Doch ich werde ihn bedienen. Geſtatten Sie nur, daß wir unterwegs das Hotel St. Albin paſſiren, ich habe dort dies Päckchen abzugeben."

„La Blache iſt doch nicht Ihr Feind?!"

„Er iſt es!" hauchte Suſanne leiſe. —

„Nehmen Sie ſich dann nur in Acht," erwiederte Piron ſehr ernſt. „Graf Blache ſoll morgen den Prinzeſſinnen durch ſeinen Oheim Duverney und ſeinen Schwiegervater, den Herzog St. Albin, vorgeſtellt werden, um das Patent als Commandeur der Leibcompagnie Ihrer Hoheiten zu erhalten!" —

„Was?!" fuhr Caron auf. „Sagen Sie, liegt es in der Möglichkeit, daß ich dieſer ſeiner Vorſtellung morgen unter irgend einer Form beiwohnen kann?" —

„Es wäre möglich, wenn Sie nämlich den Prinzeſſinnen gefallen! Von der heutigen Audienz hängt eben Alles ab!"

„Aber was, Chevalier, — was beabſichtigen die Prinzeſſinnen mit mir?"

„Das haben dieſelben allein ein Recht, Ihnen zu ſagen! Hier iſt am wenigſten der Ort, darüber zu reden. Wenn ich Ihnen ſage, daß Sie Ihr ganzes Arſenal von Esprit in's Treffen führen, dabei denken müſſen, daß Ihr Glück im Spiel iſt, ſo —"

„So iſt genug geſagt, Chevalier. Kommen Sie, ich habe die Kraft in mir, ganz Frankreich unter's Antlitz zu treten!" Er umarmte Suſanne und ſagte: „Vergiß aber nicht das Eſſen!"

„Laſſen Sie uns ja nichts anbrennen!" Damit ergriff

Piron Suschens Hand, preßte ſie lächelnd an die Lippen, und Beide verließen das Gemach.

Suſanne, Malesherbes, Turgot und Morelly blickten ihnen nach, ſahen ſich darauf ſtarr an, und ihnen war, als erwachten ſie aus einem wunderlichen Traume, deſſen Anlaß ſie nicht zu erklären vermochten. —

3.

Die Töchter des Königs.

Kein Menſch, habe er auch noch ſo große Gewalt über ſich ſelbſt, er vermag ſich der ſtürmenden, berauſchenden Gefühle doch nicht zu erwehren, welche in ihm durch einen unerwarteten, jähen Glückswechſel erſtehen. Schwer nur und bitter iſt der Sturz aus dem Glücke in's Unglück zu ertragen, aber die tyranniſche Nothwendigkeit zwingt uns, ihn endlich ertragen zu lernen; doch aus dem Weh mit einem Zauberſchlage empor zu ſteigen zur Ehre und dem, was die Welt gewöhnlich unter — „ſein Glück machen" verſteht, iſt faſt noch ſchwerer, und der hüpfende Schritt erſten trunkenen Entzückens auf dieſer Bahn wird gar zu oft auch der, welcher uns einem noch ſchmählicheren Untergange entgegenführt!

Seit dem Augenblick, wo Beaumarchais von Gauchat und ſeinen fruchtloſen Bemühungen in's Pigeonnier zurückgekehrt war, bis jetzt, wo er ſich an der Seite des Chevalier de Piron im Wagen befand, war er nicht recht zur Beſinnung gekommen. Dieſer Wechſel ſeines Schickſals, das bereits dicht vor Schande und gänzlicher Vernichtung geſtanden, war zu ungeheuer, um nicht mit aller Gewalt auf ihn einzuſtürmen. — Er legte deshalb den erſten Theil des Weges ſchweigend neben ſeinem Begleiter zurück, welcher Weltkenntniß und Zartheit genug beſaß, um die Empfindungen Caron's zu würdigen und ihn ſich ſammeln zu laſſen.

Wenn ſich Beaumarchais nicht den vollen Ausbrüchen der Freude überließ, vielmehr Schreck und Beſorgniß, als wahrhafte Fröhlichkeit empfand, war daran weniger die Anweſenheit des höfiſchen Dichters, als das Mißtrauen ſchuld, was er in die Morgenröthe ſeines Glückes zu ſetzen ſchien; daß er ſich wohl bewußt war, deſſen Verwirklichung werde vornehmlich von ſeinem Benehmen abhängig ſein, und daß ihm vor Allem Sammlung und Geiſtesgegenwart Noth thue. Das Staunen, das enthuſiaſtiſche Fieber, welches ſein Antlitz durchglühte, wich bald der Beſorgniß, dem Argwohn und der Erwägung Deſſen, was ihm bevorſtand. Er war noch in tiefem Sinnen verloren, als man bereits vor dem Hotel St. Albin in der Rue des Francs bourgeois, Quartier Grève, vorfuhr.

„Das iſt das Hotel des Schwiegervaters von Graf Falcoz, des Herzogs St. Albin; der Graf bewohnt den rechten Flügel. Verweilen Sie ja nicht länger, als unumgänglich erfordert wird!“

Beaumarchais raffte ſich auf. „Nicht einen Augenblick mehr, Herr Chevalier, als genügt, dieſes Päckchen an den Portier abzugeben!“ Er ſchlüpfte aus dem Wagen, und an's Portal des Hotels eilend, übergab er mit wenig Worten das verhüllte Etui an den Schweizer.

„Der Frau Gräfin ſelbſt und heimlich?“ fragte der Letztere mißtrauiſch.

„Wie Sie wollen, mein Lieber! Der Frau Gräfin oder auch ihrem Vater, offen oder geheim! Jedenfalls aber nicht dem Grafen allein, denn es betrifft eine Familienangelegenheit! Vergeſſen Sie das nicht!“

„Von wem kommt es, wenn ich fragen darf?“

„Von dem Sieur Caron Beaumarchais!“ Damit wendete er ſich vornehm kurz, ſchritt zum Wagen und ſtieg ein. — Man ſetzte den Weg fort. —

„Ihre Miſſion iſt alſo vollendet, und zwar gut, wie ich aus Ihrem ironiſchen Lächeln entnehme?“ fragte Piron.

„Vollendet? Nein, Chevalier! Morgen erſt muß ſich zeigen, ob ſie glücklich vollendet ward, nur gut begonnen iſt ſie! Doch ein Wort noch, mein liebenswürdiger Gönner, ehe unſer Ziel jede Verſtändigung unmöglich macht. Sie haben meine Wohnung geſehen, Sie wiſſen alſo, wie arm ich bin. Daß ich dieſen Zuſtand bis auf das Aeußerſte ertrug, Chevalier, ihn gegen den ungleich beſſeren meines früheren Lebens wählte, daran iſt meine Frau ſchuld. Sie mögen ſelbſt nach dem flüchtigen Augenſchein ermeſſen, ob ſie ſolch' Opfer nicht werth iſt! Wenn Sie meinen bisherigen Kummer ermeſſen könnten, zu dem ſich noch die heimliche Tücke eines vornehmen Feindes geſellt, werden Sie begreiflich finden, daß die Ausſicht auf die Huld der königlichen Prinzeſſinnen mich hoffnungsvoll, bei näherer Ueberlegung aber beſorgt machen muß. Ich bin ein Bürgerlicher, und würde der Erſte ſein, welcher bei dieſem Hofe ſein Glück macht. Daß man einen ſolchen Mann nicht einer bloßen Laune wegen emporhebt, an mich gewiſſe Anforderungen ſtellen dürfte, die —, kurz, Herr Chevalier, ich bin arm, ſchutzlos und offen, mein Verderben kann weder Ruhm noch Vortheil gewähren, — was will man mit mir?“

„Dieſe Frage habe ich längſt erwartet, mein Herr. Ich will ſie Ihnen nicht offen beantworten, bevor die Hoheiten Sie geſehen haben. Indirect aber will ich Sie auf das aufmerkſam machen, was Ihr richtiger Inſtinct dann hoffentlich ſelbſt benutzen wird. Sind Sie das nicht im Stande, ſo helfen vorzeitige Eröffnungen weder Ihnen noch uns, ſie werden nur für beide Theile gefährlich. — Wer einmal bei Hofe aus- und eingeht, muß Intriguen ſpinnen helfen, erſinnen oder erleiden, und da man, falls Sie Glück machen, letzteres gewiß nicht an Ihnen ſparen wird, ſo begreifen Sie —“

„Daß ich ein Intrigant werden muß! — Sehr gern, die Intrigue iſt ſo eine Art Leidenſchaft von mir, wie bei Anderen Würfelbecher und Karten. Es fragt ſich nur, für Was intriguirt werden ſoll. Ich coquettire niemals mit Moralität, doch ich bin nur geſchickt in Sachen, bei denen mir das Herz warm wird!“

„Sehr gut! Nun ſinnen Sie ſelbſt nach! Erwägen Sie den Ort, wohin ich Sie bringe, und beobachten Sie die Perſonen, alles Weitere findet ſich. Die Marquiſe de Pompadour iſt allmächtig, ſie hält den König zu Verſailles mit Choiſeul's und Maupeau's Hülfe ausſchließlich in ihrer Gewalt. Auf der andern Seite lebt Ihre Majeſtät die Königin in faſt klöſterlicher Abgeſchloſſenheit in den Tuilerien! Der edle Dauphin mit der Dauphine iſt von dieſer Maitreſſe gehaßt, von ihrer Laune abhängig und bewacht, ſeit dem Attentat Damien's ſogar von Verleumdungen verfolgt, und ſein Verkehr mit der königlichen Mutter auf's Höchſte erſchwert. Der Dauphin iſt aber ein Mann von Genie und Herz, kein Jeſuit, wie man der Nation einreden möchte; unwillig ſchäumt er in den Ketten, die auf ihm ſo ſchwer wie auf ſeinem Volke laſten. Die Pompadour fürchtet ihn! — Den einzigen Einfluß auf den König haben die Prinzeſſinnen, ſeine Töchter; im Hotel Bourbon alſo laufen die Fäden des Ehrgeizes und der Hoffnung aller Parteien, die Schmerzen und Gefühle eines ganzen Volks zuſammen. Die Orleans ſind gelitten, weil ſie eben verwandt ſind, aber man weiß zu gut, wie verderblich gewiſſe Verwandte dem Hauſe Bourbon geworden. Auf der andern Seite ſtreben die Jeſuiten den Sturz aufzuhalten, welcher ihnen nach dem Attentat Damien's droht, und ſuchen eifrig ein Compromiß mit der Regierung zu ſchließen. Abbé Terray, die Rohans, Aiquillow, die Ventadours und St. Albins ſtehen hier an der Spitze, und wollen in Graf La Blache den Prinzeſſinnen einen Mentor geben, wie Fronſac es von Seiten der Marquiſe iſt, ohne daß die Prinzeſſinnen einen Grund haben, ſich Deſſen zu erwehren. Ueberlegen Sie das Alles wohl! Wenn Sie der Mann ſind, den wir brauchen, ſo werden Sie mich verſtehen, und keine Feindſchaft, welcher Art auch, wird Ihnen etwas anhaben.“

„Ehe man mit der Sprache herausgeht, will man mich ausprobiren. Ich begreife auch, daß ein unbeachteter, einzelnſtehender Bürgerlicher zu gewiſſen Dingen geſchickter iſt, als ein Mann von Geburt und vornehmem Anhange, und —“

„Wir biegen in's Portal Bourbon ein, weitere Worte ſind unnütz. Thun Sie arglos zu Jedermann, beobachten Sie alle Welt, und ſeien Sie zu Ihren Hoheiten offen!“

„Maske, Poſition!“ raunte es in Caron's Seele. —

Der Wagen ſtand, der Schlag öffnete ſich. Im Umſehen befand ſich Caron in einem gewölbten Corridor und ſchritt hinter Piron die große Freitreppe hinauf zu den Antichambres der Prinzeſſinnen.

Zwei galonnirte Laquaien, in himmelblauem Sammet mit weißen Schnüren und Atlasſchleifen an den Achſeln, öffneten ein Zimmer, welches Beide durchſchritten und ein Audienzgemach betraten, das in reichen Vergoldungen erglänzte, und deſſen Fenſter auf den Quai der Theatiner, die Seine mit dem Pont-royal und die jenſeits liegende herrliche Façade der Louvregallerie blickten.

„Melden Sie mich und meinen Begleiter Ihren königlichen Hoheiten, lieber Lafleure,“ ſagte Piron zu einem von Silber ſtrotzenden Kammerdiener, der ſogleich durch die rechts liegende Thür verſchwand. — „Seien Sie nur ganz unbefangen, der Muth iſt der Bräutigam des Glückes!“ —

„Und dieſe Ehe bin ich ſehr ſtark im Begriff, unter Ihrer Aegide zu ſchließen. Es gilt hier mehr für mich, als Sie ahnen, und wo Gewinn und Verluſt ſo dicht bei einander liegen, iſt der kühne Wurf immer des Augenblickes Meiſter!“ Er dehnte ſeine elegante Geſtalt, ſein Geſicht nahm die Miene ſcharfer Entſchloſſenheit, dann gewinnender Feinheit an. Er warf einen flüchtigen Blick in die großen Kryſtallſpiegel und war mit ſich zufrieden.

Piron lächelte in ſich hinein. — Einige Augenblicke vergingen. Die rechte Thür flog auf. Herzog von Fronſac trat gravitätiſch ein.

„Ihro Hoheiten, die königlichen Prinzeſſinnen!“ Er blieb an der Thür mit einer tiefen Verbeugung ſtehen, welche die beiden Anderen nachahmten.

Gewänder rauſchten! Eine hohe, zierliche Geſtalt, Prinzeſſin Adelaide, dreißig Jahre alt, etwas hager, brünett und blaß, trat ein. Sie war in violetten Moir gekleidet und hatte blaßrothe Roſen im gepuderten Haar, in der Rechten hielt ſie ein Buch in Maroquin. Ihr folgte die zweite Schweſter Sophie, gleichfalls brünett, etwa ſiebenundzwanzig Jahre und nur wenig kleiner, aber ſehr voll und von unendlicher Zartheit des Teints. Sie hatte vollendet ſchöne Schultern und Arme, durch eine ſilbergraue Brocatrobe noch gehoben, welche ein Muſter von kleinen Goldblümchen mit grünen Blättern trug, ihr Haar zierte ein kleines Diadem von weißen Federn und Perlenſchnüren
Die jüngſte Hoheit, Victorie, höchſtens zweiundzwanzi
Sommer zählend, blond, roſig, ewig mit Fronſac in komi
ſchem Streite wegen der Etiquette, bedeutend kleiner un
nicht ſo üppig gebaut wie ihre zweite Schweſter, hatte ei
weißes Kleid von gerippter Seide gewählt, das ſie mi
Vergißmeinnicht-Bouquets aufgenommen und ſo die unter
kirſchrothe Atlasrobe ſehen ließ. Ein Vergißmeinnicht-Kran
ſaß ſchräg auf ihrem Köpfchen, das für den Ernſt nimme
geſchaffen zu ſein ſchien. Kaum waren die Hoheiten er
ſchienen, als Fronſac und zwei Hofdamen, welche folgten
eilten, ihnen die Seſſel zurecht zu ſchieben. Prinzeß Ad
laide ſenkte zum Gruß das Haupt, und ließ ſich langſa
nieder, Sophie nahm rauſchend neben ihr Platz, Beauma
chais mit durchdringenden Blicken meſſend, während Victori
auf Adelaidens Seſſellehne geſtützt, dem Chevalier Pir
zunickte.

„Dies iſt alſo der Verfaſſer der Harfenſchule, He
Chevalier? Beaumarchais nennt er ſich ja wohl?“ eröffn
Prinzeß Adelaide die Unterhaltung.

„Zu Befehl, Königliche Hoheit, und ich hoffe, er wi
die Empfehlung perſönlich rechtfertigen, welche ſein W
ihm bei Höchſt-Ihnen verſchaffte!“

Adelaide winkte ein wenig lächelnd, der Chevalier trat zurück.

„In der That, Herr Beaumarchais,“ wandte ſich die Hoheit zu dieſem, „Ihr Buch hier hat ſowohl mir, wie den Prinzeſſinnen Schweſtern ausnehmend gefallen. Wer ſo elegant und fein über ein bloßes Muſikinſtrument ſchreiben kann, muß nicht allein ein großer Meiſter deſſelben ſein, ſondern auch über andere, gewichtigere Dinge ſich gleich zierlich ausdrücken können.“

„Königliche Hoheit, wenn ich gut über die Harfe geſchrieben, folgt denn daraus, daß ich gut auf ihr ſpiele? Muß man denn Alles können, worüber man urtheilt! Ach, gnädigſte Prinzeſſin, wenn Sie ſo ſtreng zu ſein geruhen, wer im weiten Frankreich wird beſtehen? — Unſere Prieſter ſprechen von Tugend, unſere Richter von Gerechtigkeit, unſere Miniſter von — Volksglück, unſere Dichter und Philoſophen von Freiheit, ich — von der Harfe! Wenn wir nun alleſammt ſelbſt Meiſter in Dem wären, worüber wir ſo bequem ſchreiben können, welche einzige Weltordnung wäre das?!“ —

Ueberraſchung und Lächeln ſpiegelte ſich auf den Mienen der hohen Damen.

„Ah, mein Herr,“ ſagte Adelaide gewinnender als vorher, „Sie beweiſen uns allerdings, daß Sie der Verfaſſer dieſes Buches ſein müſſen. Das überraſcht mich nicht, aber überraſcht mich doch, denn es iſt noch viel anmuthiger, ſo etwas von Ihnen ſprechen zu hören, als es nur zu leſen! Das Eine iſt wie ein lebendes Bouquet, das Andere wie ein nachgeahmtes, der Schimmer nicht allein, der Duft ſoll auch dabei ſein!“

„Zum Dufte bedarf eine arme Blüthe der Sonne. Nur weil mein Wort unterm Einfluß Eurer Hoheit ſteht, glaub' ich, athmet es ſolches Leben! Wäre ich ein hoher Cavalier, ſo könnte das ſchmeichleriſch ſcheinen, aber wer es weiß, wie im Kummer ein ſeelenvoller Blick aus ſo hohen und reinen Augen das Herz erwärmen kann, fühlt ſehr gut, wie recht ich habe, und daß dies eben das ſeltſame Geheimniß aller Könige iſt, was ſie nur mitunter in allerhöchſter Zerſtreuung — vergeſſen!"

„Wahrhaftig, mein Herr," und Prinzeß Sophie brach hochathmend ihr Schweigen, „Sie reden die volle Wahrheit! Ich habe ſelten Gelegenheit gehabt, die Menſchen ſo aufrichtig zu ſehen, aber noch nie, daß ſie dabei auch galant ſein konnten! Ich glaube, unter Ihrer Leitung müßten wir Virtuoſinnen auf der Harfe werden!"

„Virtuoſinnen auf der Harfe? Eure Hoheit durch mich?" Beaumarchais ward blaß. —

„Ei gewiß, Herr Beaumarchais," verſetzte Madame Adelaide. „Sie wollen uns doch nicht aus falſcher Beſcheidenheit an Ihrer Meiſterſchaft zweifeln laſſen? Sie ſollen unſer Lehrer werden! Wäre noch Zeit geweſen, ein Inſtrument zu beſorgen, ſo hätten Sie uns auf der Stelle eine Probe Ihrer Kunſt geben müſſen! — Ich will wohl glauben, daß man geiſtvoll über Alles ſchreiben kann, wenn man Talent hat, daß man ſogar das Schlechte mit eben ſo viel Kunſt zu vertheidigen weiß, wie das Gute, aber nur wer wahrhaft gut iſt, wird das Schöne und Wahre im Guten in voller Größe zu ſchildern wiſſen, und ich behaupte, Niemand kann zum Beiſpiel über den Charakter, ich möchte ſagen, die Seele eines Inſtrumentes ſo eingehend ſprechen, wie Sie in Ihrem Werke, wenn man es nicht auch meiſtern kann, ihm nicht allen Zauber ſelbſt abgelauſcht hat. Es iſt alſo beſchloſſene Sache, Herr Herzog von Fronſac, daß dieſer Herr Caron Beaumarchais als Lector und Muſiklehrer der königlichen Prinzeſſinnen auf unbeſtimmte Zeit ernannt iſt! Haben Sie die Güte, das Papier ſofort ausfertigen und uns zur Unterſchrift vorlegen zu wollen, da wir morgen die Lectionen zu beginnen wünſchen. Nächſtens werden wir die Beſtätigung von Seiner Majeſtät aus Verſailles mitbringen."

„Königliche Hoheiten!" und Fronſac verbeugte ſich, „Höchſt-Sie haben über uns Alle zu gebieten, und ich werde gewiß eilen, Dero Wunſch zu erfüllen. Während deſſen möchte ich mir aber erlauben, noch einmal zu erinnern, daß Ihre Hoheiten erwägen wollen, was ich als Pflicht erachtete, vorhin noch einmal einzuwenden. Dieſer Schritt iſt ſo außergewöhnlicher Art, Mesdames, daß —“

„Was, mein Herr? Daß was? — Ich glaubte, eine einmalige Widerlegung Ihrer Bedenken unſererſeits ſei genug! Ich bitte —“

Beaumarchais war in dieſem Augenblick vorgetreten und hatte vor Prinzeſſin Adelaide das Knie gebeugt.

„Sie ſcheinen auch Einwand machen zu wollen?“

„Ich wende gegen eine Dame nie etwas ein, am wenigſten gegen ſo hohe und gütige Herrinnen, aber bitten möchte ich, daß es mir vergönnt ſei, zu hören, was der Herr Herzog dem Befehle Eurer Hoheit betreffs meiner Perſon entgegenzuſetzen hat. Es iſt für meine Stellung bei den erlauchten Prinzeſſinnen nicht nur von Wichtigkeit, zu wiſſen, welche Vorurtheile ich zu bekämpfen habe, ſondern auch, wie ich ſo tief im Intereſſe des Herrn Herzogs fallen konnte, nachdem er ſich ſo hoch bis zu mir verſtiegen, — nämlich vier entſetzliche Stockwerke im Pigeonnier, Rue Bertau 30, königliche Hoheiten!“

Die Prinzeſſinnen lächelten. „Nun, ſagen Sie Ihre Bedenken, Herzog, ein Cavalier iſt immer offen.“

„Obwohl ich nicht wüßte, weshalb ich mich dieſem Herrn — Beaumarchais gegenüber ausſprechen ſollte, ſo iſt Eurer Hoheit Wille mir Befehl, und ich wiederhole Höchſt-Ihnen, daß ich zu bedenken bitte, welch' großen Affront es geben muß, einen Bürgerlichen bei Hofe zu ſehen. Dies iſt nie erlebt worden und gegen die Regeln der Etiquette, in denen ein Talisman königlicher Rechte ruht! Dieſer Herr — Beaumarchais iſt überdem noch ein — Menſch, der in einem der verrufenſten Quartiere der Stadt, in einem Hauſe wohnt, das dem ſchlimmſten Pöbel von Paris zum Verkehr dient! Ob ein ſolcher Mann im Palais Bourbon als Lehrer Eurer Hoheiten fungiren kann, iſt eine höchſt bedenkliche Frage. Endlich iſt er ein Literat, von deſſen ſonſtigem Talent man nichts weiß, eine obſcure Figur ohne Renommée, während man doch Meiſter wie Rameau, Duni und Lulli zur Verfügung hat. Herr Beaumarchais mag allerliebſt ſchreiben und plaudern können, aber daß er nonchalante Grundſätze hat, wie ſie ein Diderot, Holbach, Marmontel, Rouſſeau und dergleichen Leute veröffentlichten, wird Höchſt-Ihnen ſeine Converſation bereits bewieſen haben. Solche Leute ſind höchſt gefährlich, Hoheiten. Meine Pflicht war es allerdings, zu gehorchen und mit Hülfe des Chevalier Piron den Mann aufzuſuchen, mich über ihn zu informiren und denſelben Euren Hoheiten vorzuſtellen. Wollen Höchſt-Sie ihn aber wirklich um Ihre erlauchten Perſonen dulden, ohne meine Bedenken zu genehmigen, ſo geſtatten Sie gewiß, daß ich jede weitere Verantwortung ablehne und Seiner Majeſtät über den Vorfall perſönlich berichten darf!“

„Sie ſehen, wie aufrichtig der Herzog iſt, Herr Beaumarchais!“ ſagte Prinzeß Sophie lächelnd.

„O mein Himmel!“ rief die Jüngſte, „wenn uns der theure Fronſac erſt den Beweis der Etiquette von Allem, was ſeit Ludwig XIV. geweſen und nicht geweſen iſt, eine Chronologie der Kratzfüße und eine Rangliſte der Livréeröcke herbeibringt, dann müſſen wir uns der großen Siegerin Langeweile unerbittlich gefangen geben!“

„Jedenfalls iſt es in der Ordnung, daß, nachdem einmal das Wider offen ausgeſprochen wurde, Herr Beaumarchais auch für ſich ſprechen darf. Was meinen Sie zu des Herzogs Argumenten?“ und Adelaide blickte Caron unruhig an.

„Sie ſind ſeiner hohen Seele ganz würdig! — Was meine Bürgerlichkeit betrifft, ſo muß ich ſie reumüthig zugeſtehen; dies Verſehen liegt aber an meinen Eltern. Es iſt jedoch ein Irrthum, zu ſagen, vor mir ſei kein Bürgerlicher bei Hofe erſchienen! Ludwig XIV., der ſtolzeſte Monarch, von welchem alle Formen der Höfe Europas ausgingen, ſaß mit — Molière, einem — Schauſpieler, zu Tiſche, ohne um den Talisman ſeiner Königsrechte, um Madame Etiquette beſorgt zu ſein. Soll dieſe Etiquette indeß beſtehen, ſo wäre vielleicht zu bedenken, daß es ſehr viel unanſtändiger iſt, von bürgerlichen Frauen königliche Höfe commandirt und durch adlige Herren das bürgerliche Leben verpeſtet zu ſehen, als wenn Ihro Hoheiten das Talent, ſobald Sie es brauchen, da eben hernehmen, wo daſſelbe noch als eine Gabe des Himmels geehrt und ausgebildet wird! Die Rue Vertau, königliche Hoheiten, liegt in einem ſehr elenden Viertel, und das Haus Pigeonnier wird nicht allein von Leuten bewohnt, die, gleich mir, arm ſind und nimmer emporkommen, ſondern — wie der edle Herzog Fronſac höchſt treffend ſagte, geht in dieſem Hauſe der niedrigſte Pöbel von Paris, die verworfenſte Hefe des Volks aus und ein, und zwar — bei Demoiſelle Raucourt, der bekannten Opernſoubrette. Ich werde Euer Hoheiten nächſtens eine Liſte dieſes Pöbels zuſtellen! — Leider hat mich das Geſchick auch noch, um mir das Mißfallen des Herrn Herzogs zuzuziehen, zum Literaten gemacht! Aber ſollen die Schriftſteller, die Denker denn gefährlich und furchtbar ſein, weil ſie den Geiſt der Menſchheit zur Blüthe bringen? O mein gnädigſter Herr Herzog, nur kleine Geiſter — fürchten die Schriftſteller, Sie aber werden mir geſtatten zu glauben, daß das Wort Furcht einem — Fronſac unbekannt ſei!“ Er verbeugte ſich vor dem Hofmann in komiſcher Grandezza bis zur Erde.

Der Herzog verfärbte ſich, ſtotterte und verließ den Audienzſaal auf einen Wink Adelaidens, welcher ihm weitere Beſchämung erſparte. Ein Blick derſelben auf Piron ließ auch dieſen zurück in's Antichambre treten.

Prinzeß Adelaide nahm gewinnend das Wort. — „Daß Sie ein außergewöhnliches Talent und zugleich ein Mann von Herz ſind, davon haben Sie uns nun Proben gegeben. Sind Sie auch ehrlich, auch treu? — Ich meine nicht jene gewöhnliche Ehre, die Jedermann für ſich beanſprucht, und jene Treue, die man nothdürftig wahrt, um den guten Ruf zu behalten. Ich meine die Ehre und die Treue, welche das eigene Daſein für das Glück ſeines Gönners einſetzt! Sagen Sie, Herr Beaumarchais, ſind Sie ſolcher Tugend fähig?“

„Wenn ich derſelben nicht fähig bin, Hoheit, ſo nützt es nichts, mich danach zu fragen, denn eine Lüge wäre hier zu verführeriſch! Für mich doppelt, denn hinter mir ſtarrt das Verderben, vor mir liegt Glück! Aber ſo geruhen Sie mich auch nicht zu fragen, ſondern Sie wollen wiſſen, ob dieſe Gelenkigkeit, mich zu vertheidigen, nicht aus ſittenloſen Urſachen entſpringt. Sie wollen einen Mann von Welt, aber keinen Macchiavell um ſich haben! Falle denn auf eine Secunde die Maske! Blicken Sie raſch dahinter, Hoheiten, lächeln und vergeben Sie! — Ich habe Talent, ſagen Sie? Ach, wozu und wie viel ich Talent habe, wie kann ich das wiſſen, ich zähle erſt ſechsundzwanzig Jahre! Laſſen Sie mich ein Bild meines Lebens aufrollen, denn was man geweſen, iſt die beſte Garantie für das, was man ſein wird. Ich bin der einzige Sohn eines wohlhabenden Uhrmachers, ſein Laden exiſtirt noch heute in der Rue Dechargeur in St. Jaques de la Boucherie, und er ſelbſt auch; ich habe noch fünf Schweſtern. Mein Vater iſt ein kluger, doch ſehr ſtrenger Mann, und erzog mich eiſern zu ſeinem Gewerbe. Ich wurde ein Künſtler in meinem Fache, dabei las ich viel, verſificirte, kurz, bildete mich, wie ein junger ehrgeiziger Mann aus dem Bürgerſtande eben. Muſik war eine Gabe, die mir wie das Wort vom Himmel ertheilt worden, ich brauchte nur zuzulangen. Ich machte eine neue Erfindung in meinem Beruf, das Syſtem der Hemmungen. Mein Vater wollte ein Patent darauf nehmen, aber ein College, gegen den ich zu offen war, ſtahl es mir und ſchmückte ſich damit. Das war die erſte Lehre, Hoheiten, welche ich von meinem guten Herzen empfing! — Ich werde Sie mit der Erzählung nicht ermüden, wie zornig hierüber mein Vater, wie nutzlos alles Proceſſiren geweſen. Papa war ſtets ein Mann, der mehr Verſtand als Gefühl hatte. Er zwang mich darauf, ein Mädchen zu heirathen, Demoiſelle Leonore Ségurier, die ein reſpectables Herkommen, viel Geld und — die Schwindſucht beſaß; ſie liebte mich eben ſo ſehr, wie ich ſie unausſtehlich fand. Ich mußte ſie heirathen, ohne

Widerrede, als ob ich ein — Prinz geweſen wäre! Gott that mir indeß den Gefallen, und ſie ſtarb bald! Natürlich war es mit ihrem Vermögen nichts, da wir keine Familie hatten, und noch einmal wurde ich verurtheilt, eine Perſon meine Gattin nennen zu müſſen, die mir noch widerwärtiger war, Leonorens Schweſter, Françoiſe. Mein Vater wollte durchaus die Ausſicht des Vermögens der Séguriers nicht aufgeben! — Kann man noch mehr Glück haben, auch dieſe ſtarb mir; mit dreiundzwanzig Jahren war ich glücklicher Wittwer zweier Frauen! Ich athmete auf! — Die Capitalien, welche an die Firma Beaumarchais fielen, ſöhnten meinen Vater aus. — Ich machte eines Tages indeß einen Spaziergang nach — nach einem lieblichen Landgut in der Umgebung von Paris. Mein Geſchick wollte es, daß ich dort ein reizendes, aber ſehr armes Mädchen erblickte, das nicht allein ſo unglücklich war, von ſeinen leichtfertigen Eltern ſchon ſeit der Geburt verlaſſen zu ſein, weil ihr Daſein denſelben Beſchämung bereitete, ſondern nachdem kaum, trotz harter Erziehung und Arbeit, ihre Reize erblühten, wurde das arme Kind auch noch von der Frivolität eines jungen Adligen auf's Heftigſte bedrängt! Meine Liebe errettete Suſannen, und ich ſtellte ſie meinem Vater als Mädchen meiner Wahl vor. — Das Ende davon war, daß Papa uns Beiden für immer mit einem Fluche die Thür wies! Er beſaß zu viel patriarchaliſche Rigoroſität, um ein armes Mädchen, das illegitim war, in ſeiner Familie zu dulden! — Seitdem, es ſind drei lange Jahre nun, lebten ich und Suſanne im Elende des Pigeonnier. Arbeitend, um auf jede Art vorwärts zu kommen, enterbt von meinem Vater und ohne Ausſicht, wovon wir den kommenden Tag leben ſollten, ja, ſeit Kurzem ſogar wieder von den elenden Verſuchungen deſſelben mächtigen Herrn verfolgt, der ſich dafür rächen zu müſſen meint, daß ein junges Mädchen mehr Scham und Ehre beſaß, als er! Plötzlich hebt die Hand des ewigen Gottes mich wunderbar faſt aus dem Staube und ich ſtehe — im Hotel Bourbon vor Ihnen, Hoheiten! — Das iſt mein bisherig Leben!

Es zu ertragen, dazu gehört die tiefe Liebe, welche Suſanne und ich für einander empfinden! Ob ich nun ehrlich bin? Kann man denn der Welt vertrauen, vor ihr offen ſein, die uns bei ſo jungen Jahren bereits ſo ſchurkiſch bediente? Ich geſtehe offen, ich kann es nicht, ich nehme alſo eine Maske vor, um mein bischen Herz und Glück zu ſichern. Treu bin ich nur mir ſelbſt und der Neigung zu dem armen Weibe, das mir ſo viel Schmerzen eintrug. Ich könnte Ihnen wohl verſichern, daß meine glühende Dankbarkeit mich ja nothwendig an den erhabenen Dienſt Ihrer Perſonen feſſeln müſſe, könnte Ihnen die höchſten Eide für meine Treue, Redlichkeit und Uneigennützigkeit geben! Aber iſt das nicht etwas, das doch erſt hinterher bewieſen werden muß? Ich wünſche nicht den Schimpf zu erleiden, Ihro Hoheiten über mich enttäuſcht zu ſehen. Die Menſchen vertrauen uns ja viel mehr, wenn ſie wiſſen, daß unſer Nutzen an den ihren geknüpft iſt, als wenn ſie ſich auf bloße Dankbarkeit verlaſſen ſollen. Die Dankbarkeit macht ſo oft Heuchler! Ihro Hoheiten ſollen mir alſo mißtrauen, wie Jedem gemißtraut werden muß, der in dieſer ſchnöden Welt zum erſten Mal vor Sie tritt. Eine Bitte, eine heiße Bitte habe ich indeß,“ und er warf ſich Adelaiden zu Füßen, ergriff mit der Linken die ihre, mit der andern Sophiens Hand, und preßte beide an die Lippen.

„Welche Bitte?“ riefen die Schweſtern eigenthümlich bewegt.

„Daß Ihro Hoheiten mich nie ungehört verurtheilen, ich das Recht haben ſoll, wie ein Mann Ihre Gunſt auf der Stelle vertheidigen zu dürfen gegen alle Angriffe, welche ich als Bürgerlicher, als ein gewiſſen Leuten Gefährlicher, als armes Talent und Ihr ſchlagfertiger Diener bald zu erdulden haben werde!“

„Das, auf unſer Wort, ſollen Sie!“ rief Adelaide.

„Niemand wird Sie aus unſerer Nähe treiben, als Sie ſelbſt, Herr Beaumarchais,“ ſagte Sophie bewegt.

„Und wer uns ſeine intereſſante Geſellſchaft rauben will, theure Schweſtern," lachte die kleine Victorie, „ſoll ſich bis auf's Aeußerſte gegen mich vertheidigen müſſen!"

„So habe ich nur noch zu fragen, Hoheiten," und Caron erhob ſich lächelnd, „ob der Beginn der Lectionen morgen wohl um die Zeit der Audienz ſtattfinden darf? Es iſt das von Wichtigkeit, da ich Ihro Hoheiten gerade einen eclatanten Beweis meiner guten Dienſte bei dieſer Gelegenheit geben möchte. Die erſte Lection wird doch ohnedies nur vorbereitend ſein."

„Bei der Audienz?" ſagte Adelaide, „das iſt etwas ungewöhnlich!" —

„Ich werde vielleicht nöthig ſein! Geſtatten mir Euer Hoheiten vorerſt zu ſchweigen. Es genügt, auf Uebel vorbereitet zu ſein, man ſoll ſie nicht unnöthig vorher beſchwören!"

„Ei, Herr Beaumarchais kann unbedenklich zugegen ſein," ſagte Sophie, „denn die Audienz iſt keine Cour. Es iſt auch gut, wenn er ſich den Leuten zeigt, damit man nicht ſein Engagement noch ſchiefer beurtheile, als zu erwarten ſteht."

„Und was iſt denn auch dabei, Theuerſte," ſagte eifrig Victorie, „wenn wir Lection nehmen, bis ſie von der Audienz unterbrochen wird, und dieſelbe dann fortzuſetzen? Iſt Fronſac denn Richter unſeres Willens?" —

„Sie haben recht, meine Schweſter," entgegnete Adelaide. „Alſo Sie werden anweſend ſein. — Ah, der Herzog!" Sie ſchellte.

Lafleure ließ den Chevalier Piron wieder ein, als der Herzog gerade durch die andere Thür trat.

„Sie haben das Papier ausgefertigt?"

„Zu Befehl, Hoheit. Hier iſt die Feder!"

Ein Diener hielt das ſilberne Schreibzeug, ein anderer ſchob ein Tiſchchen vor die Prinzeß. Sie unterzeichnete und reichte die Feder ihren Schweſtern, welche folgten.

„Die perſönliche Berichterſtattung bei Seiner Majeſtät iſt unnöthig, Herzog, da wir Höchſt-Ihm morgen nach Tiſch aufwarten werden. Sollten Sie es dennoch für dringend geboten erachten, mögen Sie uns nach Verſailles begleiten! Hier iſt Ihre Anſtellung. Herr Beaumarchais, Ihr Gehalt beträgt 4500 Livres, und da Sie unvorbereitet ſind, gebührend zu erſcheinen, 3000 Livres Garderobengelder. Der Herr Herzog wird Sie unſerm Intendanten vorſtellen und die Anweiſung geben. Sie werden morgen Vormittag zehn Uhr zur Lection erſcheinen!" Die Prinzeſſinnen erhoben ſich.

„Chevalier de Piron!" — Der Cavalier trat zu Adelaiden.

„Ich bin mit dem Dienſt, welchen Sie uns erwieſen, zufrieden! Wir Alle werden darauf ſinnen, Ihnen dafür zu danken!" —

Sie überließ ihm lächelnd ihre Hand zum Kuß, und nachdem der Chevalier den beiden anderen Damen dieſelbe ſtumme Huldigung erwieſen, machten die Prinzeſſinnen eine grüßende Handbewegung und entfernten ſich, gefolgt von ihren Damen und Lafleure. —

„Ich werde Sie dem Intendanten vorſtellen, mein Herr!" ſagte Fronſac kurz.

„Sie erlauben, daß ich Herrn Beaumarchais begleite?" fragte Piron. „Ich muß ihn doch in's — Pigeonnier zurückbringen!"

Fronſac hatte eine Impertinenz auf den Lippen, verſchluckte ſie aber und nickte kalt.

Sie begaben ſich nach dem Bureau des Intendanten der königlichen Prinzeſſinnen. Beaumarchais ward vorgeſtellt, er präſentirte ſeine Ernennung, erhielt 3375 Livres ausgezahlt, und ſeine Schätze wie das Patent einſteckend, machte er Fronſac eine leichte Begrüßung und verließ mit Piron das Hotel Bourbon.

Als Beide wiederum im Wagen ſaßen, welcher heimwärts rollte, konnte der Cavalier ſein Entzücken nicht verbergen; er drückte Beaumarchais die Hände. „Bei Gott, mein Freund, denn Sie ſo zu nennen, müſſen Sie mir geſtatten, ich habe noch nie eine ſolche Fülle von Beredtſamkeit, Grazie und Geiſt geſehen! Ihnen kann es nicht fehlen; es wäre eine Ungerechtigkeit des Himmels, wenn dieſe Gaben in der Alltagsmiſère verkommen ſollten. Vor allen Dingen müſſen Sie nun aus dem elenden Pigeonnier ziehen und ſtandesmäßig wohnen! Ich mache Ihnen den Vorſchlag, die linke Etage meines Hauſes, Rue des Ormes, zu beziehen; Ihre Fenſter gehen auf den Garten! Das iſt ein Neſtchen, ſo recht gemacht für Poeſie und Liebe, wenn man von Hofintriguen übermüdet iſt. Wir können dann unſere freien Nachmittage und Abende im Grünen verplaudern und — nun, Sie ſchweigen? Was iſt Ihnen denn!?“ —

„Chevalier, mir iſt ſo ſchlecht, wie Jemandem, der nach dem Rauſch ernüchtert worden! Der kühne Schritt iſt geſchehen, die Laſt auf mich geladen, ich muß vorwärts und tragen, was ich mir aufgebürdet. Laſſen wir dieſe Gedanken! — Ihr Anerbieten aber iſt höchſt verlockend, und ich werde mir erlauben, Ihnen gewiß ſehr bald dasſelbe in Erinnerung zu bringen; vorerſt iſt das Pigeonnier indeß aus tauſend Gründen für mich zu werthvoll, um es ſo haſtig zu verlaſſen. Ich werde wenigſtens mit dieſer Stätte meiner Leiden in Verbindung bleiben, ſo lange ich lebe, nicht allein aus Dankbarkeit, ſondern auch — Nützlichkeit, welche Sie gewiß einmal würdigen werden.“

„Gut, gut, Beſter, treffen Sie Ihre Einrichtungen ganz nach Bequemlichkeit! Für die erſten Tage hat das Pigeonnier wohl noch nichts zu ſagen, aber Sie werden ſich bald dort ſo beobachtet ſehen, daß die Bequemlichkeit einer excluſiven Wohnung Ihnen bedeutend mehr Sicherheit gewähren dürfte!“

„Das iſt wahr, Herr Chevalier!“ ſagte Beaumarchais, ſich beſinnend, haſtig. „Laſſen Sie doch die Gartenzimmer Ihres Hotels ſogleich in Stand ſetzen! — Die Rue Maubue wird ſichtbar, ich geſtatte nicht, daß Sie mich weiterbringen. Morgen nach der erſten Lection werde ich Ihnen, meine Frau am Arme, Aufwartung machen.“ —

„Auf Wiederſehen! Halten Sie ſich nur morgen recht wacker, Sie haben dem Grafen La Blache, Ihrem Gegner, in's Antlitz zu ſehen! Ich bin entſetzlich neugierig, zu wiſſen, wie Sie mit ihm fertig werden. Alſo Vorſicht!“

„Ganz gewiß, Chevalier! Ich empfehle mich Ihrer ferneren Gunſt!“ Er drückte Piron herzlich die Hand, zog die Schnur und ſtieg aus, ſich noch einmal haſtig verneigend, indem er raſch ſeinen Weg antrat.

Piron's Wagen wendete, der Chevalier lehnte ſie lächelnd zurück in die Kiſſen. „Ein vortrefflicher Kopf, ein liebenswürdiger Geiſt, beim Himmel, man hätte ihn ſich gewiß nicht beſſer wünſchen können. Kämpfe, harte Affairen wird's koſten, aber er iſt der Mann dazu. Er will noch Alles erringen, ich nicht; er iſt jung. ich ſchon ein wenig bequem und für gewiſſe labyrinthiſche Wege nicht gemacht. Der Bürgerliche wird wohl Aufſehen erregen, aber weil er ohnmächtig ſcheint, wird man es für eine muſikaliſche Laune der Prinzeſſinnen halten, das Beſtreben junger Damen, ſich die Langeweile zu vertreiben. Halt, dort iſt Ponte de bois. Ich bin begierig, was Monſeigneur zu dem Bericht ſagen wird!“ — Er ließ jenſeit der Brücke halten, und ſchritt den Quai Orleans hinab nach dem Hotel St. Louis, dem Palaſt des Dauphins, in deſſen Seitenportal er verſchwand.

4.

Die lettre de cachet.

Verwunderung über Beaumarchais' plötzliche Berufung zu den Prinzeſſinnen und das Erſcheinen der beiden Höflinge im Pigeonnier war bei Denen ſehr erklärlich, welche in der Manſarde zurückgeblieben. Frau Suſannens Glückſeligkeit und neu beflügelte Hoffnung war zu groß, ihre Ueberzeugung von den außerordentlichen Fähigkeiten ihres Gatten zu feſt, als daß ſie ſich dem ſtummen Staunen über ihr plötzliches Glück hätte lange hingeben ſollen. Sie folgte dem vollen Eindruck jubelnder Freude, weil ihr Gram, ihre Angſt vorher ſo unausſprechlich geweſen. Mit der muntern Emſigkeit einer ächten Hausfrau, der Jocoſität und Anmuth eines unbefangenen Naturkindes, das, einer Blume gleich, nach dem Gewitter im erſten Sonnenſtrahl ſich aufrichtet, alle Blättchen, Keime und Düfte entfaltet, war die kleine Frau geſchäftig hin und her gerannt, hatte den Tiſch gedeckt, Couverts gelegt, Gläſer und Stühle geſtellt, damit, wie ſie drollig erklärte: „die verehrten Herren durch den Anblick des gedeckten Tiſches zu erhöhtem Appetit gereizt würden und ihrer Kochkunſt Ehre anthäten". — Dann nahm ſie das Mäntelchen und eilte, die Ingredienzen zu dem ſo lange erſehnten Mahle in der nächſten Umgegend einzukaufen. —

Morelly, Turgot und Malesherbes — weil ſie den Vorgang mit nüchternem Auge betrachteten, ihre Theilnahme nicht ſo perſönlich war, ſie alſo auch Caron's Sprung aus äußerſter Noth und Gefahr zu muthmaßlicher Ehre und Stellung viel beſſer zu würdigen wußten, waren auch um ſo betroffener.

„Wahrhaftig," brach Turgot aus, „das iſt außerordentlich! Es gleicht einem Wunder, und wäre Marmontel dabei geweſen, er hätte daraus ein neues Märchen gemacht!"

„Auf die Moral*) davon wäre ich aber wahrhaftig begierig!" entgegnete Malesherbes kopfſchüttelnd. „Gewiß giebt es unerklärliche Dinge in der Welt, und zu ihnen gehört die Laune des Glückes, welches ungerufen kommt und ungebeten geht, den Einen überſchüttet, den Andern vernachläſſigt, ſtets gerecht und ungerecht zugleich iſt, und im Grunde weder mit Moral noch Verſtand zu handeln ſcheint. Jeder von uns wird dem ſehr begabten Caron die Aenderung ſeiner Lebenslage von Herzen gönnen, falls ſie eben eintritt und Beſtand hat, aber die Audienz iſt ſo ohne jede äußerlich erſichtliche Urſache erfolgt, daß ſie mich mehr erſchreckt und befremdet, als erfreut. Was weiß die Welt von einem Beaumarchais? Wenn er Talent hat, kennt es Niemand als wir. Er beſitzt ganz reizende Fähigkeiten, aber ſolche, mit denen man nur in den ernſten Sphären des Lebens, des Staates nichts anzufangen verſteht. Sein erſter Eintritt in die Oeffentlichkeit iſt — eine Harfenſchule! — Geſetzt, ſie ſei gut, ich verſtehe von Muſik nichts, allerliebſt geſchrieben iſt ſie gewiß, aber iſt es denn begreiflich, daß ſie wichtig genug erſchien, den Verfaſſer an den Hof zu ziehen, den Hof Frankreichs, aus übermüthiger Frivolität und ſtolzer Grandezza zuſammengeſetzt, von Intrigue zerriſſen, durch Dünkel und Neid verpeſtet?! Ich müßte mich ſehr irren, oder dieſe Harfenſchule iſt nur ein Vorwand, und der gute Caron zu irgend einer glänzenden Gefahr auserſehen."

---

*) Marmontel, Contes moreaux.

„Denſelben Gedanken hatte ich auch unwillkürlich," verſetzte Turgot, „und ein erſter Gedanke iſt meiſt richtig! Ich kenne Piron gut genug; er iſt ein Höfling, der ſich die Mühe gegeben hat, etwas zu lernen, und Geſchmack genug beſitzt, zierliche Verſe zu ſchreiben, welche ſeinen hohen Gönnerinnen gefallen. Er ehrt den Geiſt und die Schriftſteller, iſt ein klein wenig Philoſoph und ein durchaus edler Menſch, aber er iſt zu gemüthlich, zu jovial und allzu reich, um ſich ernſte, oder gar — intriguante Dinge aufbürden zu laſſen. Er ſchiebt gern Andere vor, wenn er handeln muß, und iſt ſtets ausgerüſtet mit klugen Reſervationen!"

„Daß er Caron gebraucht, und bei deſſen Audienz mehr Dinge im Spiel ſind, als die — Harfe und eine bloße Salonunterhaltung, darauf will ich ſchwören! Man muß Acht geben und Beaumarchais warnen!" ſagte Malesherbes beſorgt.

„Wenn dazu noch Zeit iſt, meine Freunde!" fiel Morelly ein. „Ich weiß wohl, daß Turgot, der Phyſiokrat von Quesney's Schule, über mich lächeln wird, aber ich glaube doch, daß weder Zufall, blinde Laune des Geſchicks, noch die bloße mechaniſche Gewalt ſinnlicher Thatſachen die regierenden Mächte des menſchlichen Lebens ſind, ſondern der große Gott, welcher dieſe beſeelte Natur ſchuf, der in den Menſchen den freien Geiſt der Selbſtbeſtimmung, ſein eigenes Wohl und Wehe legte, und Jeden, er ringe noch ſo ſchwer und lange, das Glück erlangen läßt, Jedem diejenige Art des Unglücks zutheilt, welche am geeignetſten iſt, ihn zur Beſſerung ſeiner ſelbſt und ſeiner Zeit anzuregen. Mögen die Prinzeſſinnen wie Piron ihre geheime Abſicht haben, ich kenne meinen Beaumarchais, und weiß, er wird ſich in ſeiner Art ſchon aufſchwingen und nützlich ſein, wie Ihr in der Euren. Der Geiſt der Baſiliade hat auf ſeine wie Eure Stirnen das Zeichen des Königsmenſchenthums gedrückt, ob Turgot auch lächelt. Jeder von uns, wie ſehr er auch meine, ſich zu dienen und für ſich ſelbſt zu ſein, wird ſein unwandelbares Geſchick erfüllen, der Menſchheit zu dienen, und das Problem, welches das Chriſtenthum ſtellte, und mit dem das Mittelalter nicht fertig geworden, in helleren Zeiten für edlere Geiſter zu löſen!“

„Wohl ihm und uns Allen, mein trefflicher Diogen,“ antwortete Malesherbes milde, „wenn dem ſo iſt; ich möchte es freudig glauben! Ihr habt gewiß ein ſo ſchönes Glück trotz Eurer ſtolzen, ſelbſtgewählten Armuth, denn wer Euch naht, fühlt ſich gleich der Pflanze erfriſcht und aufgerichtet! —“

„So iſt es ganz gewiß, Lamoignon!“ lächelte Turgot. „Selbſt wenn man dieſem liebenswürdigen Greiſe nicht glaubt, ob unſer kritiſch zerlegender Geiſt ſeinen Träumen auch widerſtreben muß, unſer Herz wird ſtets wünſchen, ihm glauben zu können.“

„Euer Herz iſt aber das Beſte an Euch, wenn auch Turgot ſagt, es ſei nur das Pumpwerk, welches den Körper mit Lebensſaft verſieht!“

„Haha, greiſer Spötter!“ lachte dieſer, „ehe Sie ſich freilich zu Quesney bekennen, ginge die Welt entzwei! Man muß auch nie erwarten, daß zwei Syſtempropheten gegen einander gerecht ſind! Was den Lebensſaft nun anbetrifft, Malesherbes, ſo wäre es gut, wenn wir das große Feſtmahl der Manſarde mit etwas Confituren für Suschen erweitern würden, damit das beſagte Pumpwerk mit allen ſeinen correſpondirenden Mechanismen durch annehmlichen Lebensſtoff in Action erhalten werde. Kommen Sie!“

„Wahrhaftig, unſerer kleinen Freundin wird dieſe Zuthat zur Ueberraſchung des Tages ſehr gefallen und ſie mit unſerer früheren Ablehnung verſöhnen. Sind wir auch nicht im Stande geweſen, ihre Lage wie gute Gottheiten glücklich zu verändern, ſo haben wir doch die Macht niederer, freundlicher Genien, welche das Leben erheiternd verſchönen, den vollen Becher der Wonne wenigſtens bekränzen. Raſch, ehe Madame uns in den Weg kommt!“ Damit ſtülpte Malesherbes den Hut auf und zog Turgot mit ſich fort. —

Morelly blickte ihnen gedankenvoll nach. „In dieſer jungen Generation ſchlummert doch die große Frage der Weltbefreiung, ſo zerbrochen und verkommen, ſo aus allen Fugen auch die Ordnung der Dinge dieſes Landes ſei, ſo viel falſcher Propheten ihre einſeitigen Wahrheiten auch zu Markte bringen! Laßt ſie Alle nur machen! —“ Er nickte, lächelte und ſchritt nach ſeinem Verſchlage, aus dem er mit Büchern und Schreibgeräth zurückkehrte. Wenige Augenblicke ſpäter war der glückliche alte Herr tief in ſeine träumeriſchen Studien verſenkt. — —

Es mußte auffallend erſcheinen, wie Männer von Turgot's und Lamoignon's Qualität, — obwohl ſie Caron, dem Wohnungsgenoſſen ihres Freundes Morelly, mancherlei Begabung einräumten, ihm wie Suſannen herzlich wohlwollten, Beider Lage tief beklagt hatten und durchweg edle Naturen waren, — doch ſo wenig im Stande zu ſein ſchienen, ihnen zu helfen, ſie zu ſchützen, und vermöge ihres Einfluſſes wie ihres Beutels vor den ſchrecklichen Verſuchungen zu bewahren, denen beide Eheleute eben erſt wie durch ein Wunder und, noch ſchien es, für den Augenblick nur entronnen waren. Hatten ſie doch Morelly ihre Hülfe oft genug angeboten. — Für noch ſeltſamer, ja faſt verdächtig mußte es gelten, daß ſie früher ein geſelliges Mahl, beſonders Turgot, vornehm abgelehnt, zu welchem ſie ſich nun ganz ungeladen einſtellten, und nachdem ſie Beaumarchais' Bedeutſamkeit vorher ſo gering angeſchlagen, er jetzt in ihren Augen plötzlich gewachſen war. —

Vor Allem muß man die Vorurtheile der Zeit in Anſchlag bringen, Vorurtheile, deren ſich bei allen ſonſtigen freien Gaben dieſe beiden Männer doch nicht zu entſchlagen vermochten, ja welchen ſelbſt heute noch, im Zeitalter weſentlich freierer Anſchauungen, ganz vorzügliche Männer allzu oft unterliegen. — Turgot wie Malesherbes ſtammten aus angeſehenen, vielvermögenden Familien, welche der Beamtenwelt, der Ariſtokratie der hohen Magiſtratur angehörten, die, wie jene der Parlamente, eine ſtreng geſonderte, vornehme Kaſte bildete, welche die Verwaltung und Rechtspflege als ihre unveräußerliche Domäne in Händen zu halten glaubte, Familien, bei denen deshalb die janſeniſtiſche Glaubenslehre von der Gnadenwahl und Prädeſtination ab ovo Lieblingsidee geworden, und durch ihre ganze Stellung thatſächlichen Ausdruck fand. Dazu gehörten Söhne wie Väter von Alters her der Gelehrtenwelt der Sorbonne und ihren ſtolzen Traditionen an. Daß ſolche Leute einen Beaumarchais, den Sohn eines Uhrmachers, welcher ſeinem Vater und gewerblichen Berufe davon gelaufen und allerlei ſchriftſtelleriſche Dinge trieb, die man mit dem allgemeinen Namen Schöngeiſterei bezeichnete, nicht ſonderlich beachten zu brauchen meinten, und Talente, die ſie nur berufsloſen vornehmen Leuten zugeſtanden, nicht beſonders hoch anſchlugen, alſo gar nicht daran dachten, ihn in Lebensſphären zu bringen, welche der ihrigen ähnlich war, und ihm ſtillſchweigend jede Beamtung und öffentliche Stellung abſprachen, verſteht ſich hiernach von ſelbſt. Morelly war gewiß nicht weniger arm als Caron, aber Morelly war ein Gelehrter, der Schöpfer der Baſiliade, deſſen Geſchick eine Ungerechtigkeit an der Natur, an Bildung und Wiſſen zu ſein ſchien, und dem ſich, wie den Herren Diderot, Grimm und anderen Philoſophen, die geiſtreichen Salons, die Mittel ſich zu placiren, ſelbſtverſtändlich hätten eröffnen müſſen, wenn der Alte dies nicht aus einem wunderlichen Hange abgelehnt hätte, weil er mit dem herrſchenden janſeniſtiſchen Geiſte, der Schule Quesney's, Locke's und den Encyklopädien in bedeutendem Widerſpruche ſtand, und gleich Rouſſeau in ſeiner Art ein ganz abſonderliches Individuum war. Caron andererſeits durch Empfehlungen, Geldmittel und derlei Hülfe zu unterſtützen, nahmen ſie zwiefach Anſtand. Caron war ſtolz, lag zu ſehr mit ihren Anſichten und ihrer gelehrten Excluſivität im Kriege, ärgerte ſie zu oft durch ſeine Sarkasmen, und hätte darum am wenigſten ein Almoſen von Leuten angenommen, denen, wie er ſehr genau fühlte, die Sphäre ſeines väterlichen Handwerks und ſeine bisher zielloſe Bahn als Vorwurf und unzerſtörbare Schranke galt. Endlich war die damalige väterliche Gewalt, die Ausſchließlichkeit und innere Abhängigkeit der Familien ſo überaus groß, daß Herr Secretair Turgot als gereifter Mann noch eben ſo ſehr unter bürgerlicher Autorität ſeines Vaters, des Präſidenten, wie der Präſident Malesherbes unter der ſeines Vaters, des Herrn Kanzlers ſtand. Sie waren Beide betreffs ihrer Würde, ihres Umgangs, der Leute, welche ſie protegirten, unterſtützten, wie jener, welche ſie bekämpften, endlich betreffs ihrer Genüſſe wie Lebensformen von ihrer Familie höchſt abhängig. Mit gutem Rechte konnte Morelly ſie alſo mit ſeinem Umgange hänſeln, und Caron gehörte wahrlich in jeder Beziehung zu den Leuten, welche man nicht protegiren, mit denen man ſich höchſtens nur bloßſtellen konnte. Ein Sohn, der ſich gewaltſam der Autorität ſeines Vaters entzogen, wie Beaumarchais, war damals abnorm, und ein Mann, der es nur gethan, um ein Mädchen von außerehelicher Geburt, deren Eltern man nicht einmal kannte, zu heirathen, war in der honneten Geſellſchaft jener Tage ein Unding. Je lüderlicher gerade der Hof, je ſkandalöſer das Leben des Königs war, deſto mehr hielten die vornehmen Mittelſchichten, die Leute der Magiſtratur, des Parlaments, der Verwaltung auf äußerſte Strenge des Lebens, und dieſe vererbte ſich auf die Söhne, mochte auch ihr Geiſt noch ſo ſehr über engherzige Prüderien hinweg ſein. Die alte Gewalt der Formen machte ſie eben zu Sklaven.

Hiernach muß man das Staunen bemeſſen, was Turgot wie Lamoignon ergriff, Beaumarchais in die Audienz der Prinzeſſinnen geführt zu ſehen. — Hätte ihn irgend einer jener leichtfertigen Großen, ſelbſt Choiſeul der Kriegsminiſter, oder gar die Marquiſe de Pompadour empfangen, es hätte ihnen nicht die Hälfte bedeutet. Man wußte, daß dieſe Leute in ihrer Wahl nicht ſo peinlich waren, wenn ſie dabei ihren Nutzen fanden, nicht peinlich ſein durften, weil ſie ihren Weg durch's Leben ſelbſt in wenig ſauberer Art gemacht hatten, aber — die Prinzeſſinnen! — Ludwig's XV. Töchter waren eine bedeutſame, rings gefürchtete, oder verehrte Macht. Ohne Scheu hatte der Monarch Maria Leſzinska, ſeine Gemahlin, vernachläſſigt, ſie zur Einſamkeit und Einflußloſigkeit verdammt, ungeſcheut den ungehorſamen Sohn, den Dauphin, und deſſen Familie gleichem Schickſale und der unerhörten Spionage ſeiner Maitreſſe unterworfen, weil derſelbe, als er Madame de Pompadour bei der erſten und einzigen Hofcour umarmen mußte, ſie durch eine Grimaſſe der Verachtung und dem Gelächter des Hofes preisgegeben, und mit Indignation auf ſie herabſah. Aber der König war doch nicht ſo gar ſtumpf und in ſeinen Lüſten verſunken, um ſich vor ſeinen Töchtern nicht wenigſtens ſeiner Aufführung zu ſchämen, der Pompadour, welcher er ja ſonſt Alles zugeſtand, nicht Ehrfurcht und Abweſenheit anzubefehlen, ſobald die Prinzeſſinnen in Verſailles erſchienen. Er räumte ihnen heimlich großen Einfluß auf ſich ein, und war ſo wenigſtens bemüht, die Schande, welche er ſeiner Familie bereitete, bei ſeinen Töchtern ſo weit gut zu machen, als die Uebermacht der Marquiſe und ihrer Clique über ſeine Entſchlüſſe es irgend geſtatten mochte. So bewahrten, durch große Klugheit geleitet, die Prinzeſſinnen eine allgeehrte Stellung, eine vermittelnde Einwirkung auf die verſchiedenen, getrennten und verfeindeten Glieder der königlichen Familie. Auf ſie waren alle Blicke gerichtet, ihre Salons die geſuchteſten und der Sammelplatz aller Höflinge, welche von Verſailles nach Paris kamen. Dieſe Damen ließen einen — Beaumarchais rufen! — Daß dahinter etwas Gewichtigeres als eine — Harfenſchule ſtecken müſſe, ſich hier eine Kette eigenthümlicher, myſteriöſer Begebenheiten anknüpfte, war außer aller Frage. Wider Willen ward Caron für beide Männer bedeutſam. Sie fühlten, daß er gewiſſe Eigenſchaften haben müſſe, die ihnen noch fremd waren, und dies, verbunden mit der Freude, die beiden jungen Leute ihrem elenden Looſe entriſſen zu ſehen, ſo wie dem Eindrucke nachgebend, welchen jeder thatſächliche Erfolg auch auf den Geiſtvollſten macht, wünſchten ſie an dem Feſtmahl der Manſarde Theil zu nehmen, und erwarteten mit Spannung den Ausfall einer Audienz, welche ſie für ſich ſelbſt als eine Gunſt des Schickſals erachtet hätten. — —

Morelly war noch nicht lange bei ſeinen Studien, als Batyl, der Muſiker, von ſeiner Lection höchſt aufgeräumt zurückkam. — „Nun, Herr Philoſoph, wieder bei Träumen, welche die Menſchen beglücken werden, ſobald man ſie erſt wahr zu machen beliebt? — Wird Ihre ideale Republik à la Rom und Athen bald gebacken ſein?“ —

„Gewiß, ſobald nur der letzte Ehrloſe in Frankreich begraben iſt!“ —

„Hm, das mag alſo wohl noch recht lange dauern, ehe ſie erſcheint?“

„Bei Ihren Lebzeiten nicht mehr!“ —

Batyl ſtutzte. „So, ſo!“ dann wendete er ſich und legte den Hut hin. „Madame iſt nicht zu Haus?“ —

„Sie macht Einkäufe!“

„Einkäufe?“ — Der Muſiker warf einen Blick auf den gedeckten Tiſch, lächelte und trat in ſein Zimmer.

Bald darauf kam Frau Suschen zurück, am Arm einen ſchweren Korb, glühend, wie gebadet, und lächelnd im Vorgefühl der Tafelfreuden. „Aber iſt mir heiß!“ — Sie warf das Mäntelchen ab. „In meinem ganzen Leben, Papa Morelly, habe ich noch nie ſo viel Eßwaaren getragen! O geſchwind, helfen Sie auspacken!“

Morelly war aufgeſtanden und trat, nach des Muſikers Thür deutend, zu ihr. „Batyl iſt zurück!“

„Zurück? Nun will er ſicher zu La Blache! Geſchwind, ſchreiben Sie eine Quittung über ſein Geld, ich habe gewechſelt!“

Während Morelly den gewünſchten Schein ſchrieb, packte Caron's Frau ihre verſchiedenen Einkäufe aus. „Hm, ein Tänzchen wird's wohl geben, doch mein Mann kann nicht ewig bleiben!“

„Ah, Frau Suſanne!“ ſchritt jetzt Batyl herein. „Vom Markt zurück? Ich will nun auch gleich — zu Ihm gehen!“ Er flüſterte ihr das Letztere zu und öffnete den Kleiderſchrank bei der Thür.

„Sie brauchen ſich gar nicht zu übereilen, Herr Batyl!“

Der Muſiker trat verwundert zurück. „Mein Rock?

Wo iſt denn mein Rock? — Drinnen iſt er nicht, und hier hängt er auch nicht?" —

„Der Rock? — Welcher Rock denn?" Suſanne erhob ihr Geſicht und blickte ihn mit unendlich naiver Kenntnißloſigkeit an.

„Meinen Rock, ſag' ich!" rief Batyl heftig. „Meinen Staatsrock, meinen Rock für den Beſuch bei vornehmen Leuten! Ohne ihn kann ich nimmermehr gehen!"

„Ihr — ach, Ihr Staatskleid? — Ja, ich glaube, — es iſt weg!"

Morelly mußte ſein Lachen verbeißen.

„Weg!" ſchrie Batyl und ſtand ſtarr.

„Ja, ich denke ſo! — Auf irgend einem Leibe, — wahrſcheinlich da zur Thür hinaus!"

Morelly erhob ſich mit dem Schein in der Hand.

Batyl geberdete ſich wie ein Raſender. „Sie, Sie wollen mich hindern, zu Fal — zu —! Mich hindern, wegzugehen? Aber ich will weg, ich muß weg, wo iſt mein Rock?" Er rannte ſuchend durch die ganze Manſarde, indeß Morelly in das herzliche Lachen einfiel, welches Suſanne aus voller Kehle anſtimmte.

Dieſes Gelächter verwandelte des Muſikers Zorn in tödtliche Angſt. Er kehrte zurück. „Ich — ich verlange den Brief, Etui und Geld wieder, was ich Ihnen vorhin gab!"

Suſanne ſchien über die Maßen verwundert. „Etui? Brief? Geld? — Haben Sie denn geſehen, Morelly, daß ich Geld, und was Herr Batyl da ſagt, überhaupt habe, — es wohin legte? Oder daß mir Einer ſo etwas gab? — Mir ſcheint, Lieber, Sie ſind übergeſchnappt! Da wir indeß von Geld reden, hier ſind Ihre hundert geborgten Livres, unterſchreiben Sie in Morelly's Gegenwart dieſen Schein!"

Während dieſer kurzen Scene waren Turgot und Malesherbes, verſchiedene Päckchen und Düten in den Händen, eingetreten und blieben bei dieſem neuen Vorgange erwartungsvoll ſtehen.

„Hundert Livres zurück?!“ Batyl faßte ſich wild an die Stirn.

„Nebſt Zinſen auf ſechs Monate!“ ſagte trocken Morelly und nahm Suſannen das dargereichte Geld ab. „Unterzeichnen Sie gefälligſt den Schein!“ Damit begann er das Geld auf den Schreibtiſch zu zählen.

„O ich Narr,“ keuchte der Muſikant, „daß ich mich überliſten ließ von ihrer Katzentücke! Ich bin betrogen, beraubt, hintergangen!“

„Unterzeichnen Sie!“ Morelly hielt ihm die Feder hin.

„Nun wenn er nicht unterſchreiben ſollte,“ fiel Turgot ſarkaſtiſch ein, „braucht man nur das Geld für ihn beim Maire gegen Quittung zu deponiren und eidlich zu Protokoll zu geben, welche Gründe er hatte, es nicht anzunehmen. Das giebt dann einen Proceß wegen Rechtsverweigerung aus Schadenluſt, haha!“

„Und wir würden ihn aus reinem Vergnügen am Jus ſogleich anhängen!“ lachte Malesherbes.

„Teufel, Teufel, Du biſt ein Weib! O, ſie haben ſich verſchworen, mich zu ruiniren!“ —

„Ich habe noch nie gehört, daß Jemand ruinirt wurde, weil er ſein Geld nahm!“ ſagte Suſanne.

„Da!“ — Batyl ſchrieb ſeinen Namen zitternd unter den Zettel und ſteckte das Geld ein. Dann zog er Suſannen nach dem Vorhang und flüſterte bebend: „O, geben Sie mir wenigſtens Brief, Etui und Geld wieder, Suschen! Sie werden mich doch nicht in Fatalitäten bringen wollen?!“

„Sie haben Ihr Geld, auf etwas Anderes weiß ich mich nicht zu beſinnen. Ach, dort kommt mein Mann!“ —

Batyl ſchrak zuſammen und blieb ohne ein Wort der Erwiederung ſtehen, denn eben war Beaumarchais eingetreten. — Sein Antlitz erglühte indeß nicht im Strahle des Glückes, es war vielmehr verſtört und bleich. —

„Er trägt meinen Rock, dacht' ich's doch!“ knirſchte heimlich Batyl.

„Aber Caron? Mann? So kommſt Du vom Hofe?“ Suſanne eilte erſchrocken zu ihm.

„Iſt denn die Audienz mißglückt?“ rief Morelly.

„Der bei Hofe? — Audienz?!“ — flüſterte Batyl.

„Mißglückt?“ erwiederte Caron. „O, wäre ſie's doch, ich fühlte mich weniger elend! Daß ſie eben zu ſehr geglückt iſt, das ruinirt mich! Iſt's denn nicht eine ausgeſuchte Satyre des Geſchicks: in demſelben Momente, wo man die Staffel der Ehre erklimmen will, dem Fluche der Unfähigkeit zu erliegen? Wenn man künftig in Paris einen Maulhelden, einen Fanfaron wird bezeichnen wollen, kann man ſagen: Er iſt ein ächter Beaumarchais! — Fühlſt Du, Weib, was das heißt? Schlimmeres, als Elend und Hunger, es nennt ſich — öffentliche Verachtung, das Pariathum der Lächerlichkeit!“ —

„Barmherziger Gott, Mann, wie ſo denn?!“ —

„Wenn Ihre Audienz doch gut ausfiel?“ lächelte Turgot etwas ironiſch.

„Ihre hohen Gönnerinnen haben Ihnen alſo Wohlwollen bezeigt?!“ fiel Lamoignon ein.

„Gerade deshalb!“ ſeufzte tief erröthend Caron. „Ich habe gefallen, wie ein Menſch nur gefallen kann! Die Prinzeſſinnen ſind Engel an Huld, ich erhalte ſofort eine Anſtellung, Piron iſt entzückt, Fronſac betäubt, ich habe das Glück zwiſchen den Fingern, und doch! — Ich ſoll ihnen ja Harfenſtunde geben! Morelly, Suſanne, ich Harfenunterricht! Zum Satan, kann ich denn Harfe ſpielen? Eben ſo gut befehle man mir, die chineſiſche Mauer mit den Zähnen einzureißen, oder auf dem Faden einer Spinne ein Pas espagnol zu tanzen! Du grundgütiger Gott, und morgen ſoll ich vor's Meſſer! Schon morgen iſt das duftige Reich des Glücks mit Schimpf und Schande beendet!!“ —

Dieſes Bekenntniß Caron's, in äußerſter Betrübniß gemacht, von Suſanne mit bebender Beklommenheit vernommen, war doch ſo überaus komiſch, daß Turgot wie Lamoignon, ſelbſt Morelly lächeln mußten. Letzterer wollte gerade die Sache durch nähere Fragen aufklären, aber Batyl, der bisher mit Angſt und ohnmächtiger Wuth zugehört, nun aber mit einem Blicke die peinliche Lage Beaumarchais' ermaß, brach in hellen Jubel der Schadenfreude aus.

„Haha!“ und er trat höhniſch vor ihn. „Alſo mit einem Satz wollten Sie aus der Manſarde an den Hof ſpringen, berühmt werden, aber Sie hatten nichts gelernt? Indeſſen es ſich Unſereins zur Ehre ſchätzen muß, von Laquaien in den Antichambres umhergeſtoßen zu werden? O ja, Ihr Literaten, was verſteht Ihr nicht Alles! Schreibt Harfenſchulen und könnt die Harfe nicht ſpielen, Ihr ſchreibt das Blaue vom Himmel 'runter! Ei, ſchreibt doch, ſchmiert! Aber etwas leiſten können, was gelernt haben, das iſt die Sache, haha! O, die königlichen Prinzeſſinnen, welche zu ſtolz ſind, ächten Künſtlern Eintritt zu gewähren, werden ſich morgen an Ihrer Lection unendlich erbauen!“

„Das werden auch die Prinzeſſinnen!“ fiel Caron ſchallend ein, und ſein Geſicht erheiterte ſich. „Sie kommen gerade gelegen, Batyl, denn Sie ſind ja Harfenſpieler! Rettung, Suschen! Batyl iſt unſere Rettung! Ich nehme täglich bei ihm eine Harfenſtunde und bringe den Prinzeſſinnen am Morgen immer die Weisheit bei, die ich heute erſchnappte! Da ich die Guitarre gut handhabe, iſt das Andere keine Hexerei!“

Alle brachen in unwillkürliches Gelächter aus.

„Ich Ihnen Stunden geben, damit Sie mit dem, was mein iſt, brilliren können?!“ ſchrie Batyl. „Das fällt mir nimmermehr ein!!“

Die Luſtigkeit war verſtummt, man erkannte Batyl's Abſicht.

„Alſo Sie wollen nicht?“ fragte Beaumarchais trocken.

„Nimmermehr! Ich werde das Vergnügen haben, zu ſehen, wie Sie ſich blamiren!“ —

„Hat er quittirt, Suſanne?“

„Hier iſt ſeine Quittung. In meiner Gegenwart!“ Morelly reichte ihm den Schein.

„Nun, Suschen, hole einſtweilen Batyl's Harfe aus ſeinem Zimmer. Während Du dann das Eſſen beſorgſt, kann ich mit ihm immer die Anfangsgründe verſuchen.“

„Herr, was erlauben Sie ſich?“ fuhr Batyl auf. —

Caron faßte den kleinen Muſiker an der Bruſt. „Nun, Erbärmlicher, ſage ich Dir, entweder Du giebſt mir gegen Bezahlung jeden Tag fortan eine Harfenſtunde, oder ich zeige Dich bei den Hoheiten als Sittenſchänder an, und Du wirſt von der Oper gejagt, zeige Dich mit Deinem ſaubern Grafen La Blache als Frauenverführer an, und Ihr ſteht vor ganz Paris am Pranger der Schande! Dafür“ — und er ſchüttelte ihn — „eben bin ich Literat!! — Nun iſt das Lachen an mir! Willſt Du?“

Batyl ſtand vernichtet. — Er ſah ſich ganz in Beaumarchais' Händen, ſeine Angſt machte ihn feig und kleinlaut. — „Ja, Caron, ich — ich will es thun, unter der Bedingung, daß Sie mir Geld, Etui und Brief wiedergeben!“

„Und dann hörſt Du mit Deinen Lectionen auf? Dann läufſt Du zu La Blache, giebſt ihm Alles wieder, und die Schurkerei iſt nicht geſchehen! Nein, mein Hänschen! Die dreitauſend Livres ſollſt Du gegen Quittung allerdings nachher zurückerhalten, und Deine Ehrlichkeit kann ſie dem ſaubern Blache wieder zuſtellen, aber das Handbillet desſelben iſt ein zu koſtbarer Schatz, an welchem Dein und ſein Schickſal hängt! So wie Du eine Stunde verſäumſt, wie Er ſich nur zu rühren wagt, mögt Ihr Beide Eure Haut bewahren! Das Etui, mein Engel, habe ich mit einem Liebesbriefe bereits an die Frau Gräfin geſchickt, ſie ſoll faſt ſo hübſch ſein, wie meine Frau! Wenn Du alſo in's Hotel St. Albin gehſt, wirſt Du wohl wiſſen, welch' ſchöner Willkommen Dich dort erwartet! Ich rathe Dir in Gegenwart dieſer vortrefflichen Freunde, klug zu ſein, den Grafen Falcoz ſeinem ſchlechten Gewiſſen und der Verachtung ſeiner Familie zu überlaſſen, dagegen zu thun, was ich verlange! Habe ich von Dir gelernt, was ich will, ſo ſollſt Du ſehen, daß ich nicht undankbar bin; Du ſollſt das Ziel Deiner Wünſche, eine Stelle an der Hofkapelle, erlangen, und kannſt meinetwegen überall auspoſaunen, daß ich Dein Schüler bin! Ueberlege Dir die Sache!"

„Sie wollen mir nichts weiter wegen dieſer verdammten Geſchichte anhaben?"

„Nichts, auf mein Wort! Ich verſpreche es Dir vor dieſen Zeugen!"

Batyl athmete ſchwer auf. „Nun, in Gottes Namen, ich ſtehe Ihnen zu Dienſten!" —

Die Uebrigen lächelten.

„Sieh, das iſt hübſch von Dir, Batylchen! — Kommt, Freunde, laßt uns endlich eſſen, und dann geht's an die Lection! Was haſt Du für uns, Schön-Suschen?"

„Es ſind nur kalte Speiſen, zum Kochen war's ja doch zu ſpät!" erwiederte ſie, indem ſie den Tiſch mit Eſſen und Getränk verſorgte.

„So geben Sie mir denn Ihren Arm, Frau Concertmeiſterin Ihrer Hoheiten der königlichen Prinzeſſinnen! Nehmen Sie Platz, meine Freunde, und verzeihen Sie, daß ich Sie diesmal nicht ſtandesmäßig bediene. Ich erbitte mir dafür die Ehre, Sie in meiner neuen Wohnung, die bereits gemiethet iſt, nächſtens zu empfangen, um die geringe Courtoiſie von heute gut machen zu können. Geſtatten Sie auch dem wackern Herrn Batyl, Theil zu nehmen, der Aerger hat ihm zweifelsohne Appetit gemacht, und mit dem Wein wird er die letzten Reſte von Schurkerei und Neid hinabſpülen! Ich bitte!"

Die Geſellſchaft ſetzte ſich außerordentlich fröhlich zu Tiſche und langte zu. Auf Morelly's hellen Zügen ſpiegelte ſich die reine Luſt an dem Glücke Beaumarchais', ein Wiederſchein der hohen Wonne, welche auf den ſtrahlenden Stirnen beider Gatten lag. Turgot wie Malesherbes waren von ähnlichen humanen Gefühlen, beſonders der Letztere, beſeelt, aber ſie rangen ſichtlich mit dem Eindruck der Neugier wie ihrer wachſenden Bewunderung vor dem Verſtande, der

Kühnheit und Gewandtheit eines jungen Mannes, den ſie ſich doch ſo wenig ebenbürtig fanden, und welchen ſie trotzdem als Liebling des launiſchen Glückes erkennen mußten. Batyl allein war zurückhaltend, kühl höflich, ſchweigſam. Er konnte ſich doch zu wenig verſtellen. Deſto mehr ſtrengte er ſein Gehör an, die unbegreiflichen Vorgänge genau zu ermitteln, welche Beaumarchais aus Armuth und Abhängigkeit zu ſolcher Höhe, zu ſeinem Sieger und Peiniger erhoben hatten. Er ging von der richtigen Erwägung aus, daß kein Gegner ſo ſeiner ſelbſt gewiß ſei, um ſich nie Blößen zu geben, und wenn der Muſiker auch vorausſehen mußte, daß er La Blache's Gnade verſcherzt, ſo kannte er den Grafen doch gut genug, um zu wiſſen, daß derſelbe ſpäter ihn dennoch zu ſeiner Rache nicht leicht entbehren könne.

„Nun ſagen Sie mir, lieber Beaumarchais,“ fragte Turgot im Laufe der Unterhaltung, „wie haben Sie es denn gemacht, den hohen Damen zu gefallen? Erzählen Sie uns doch die Audienz! Ich geſtehe zu, daß nicht allein meine Theilnahme für Sie, nicht nur erklärliche Neugier, ſondern auch die Beſorgniß mich zu der Frage beſtimmt, wie Sie in Zukunft mit den verſchiedenen Schwierigkeiten, dem Neide, den Kabalen fertig zu werden hoffen, die Ihrer doch jedenfalls in dieſer Stellung warten? Das Glück pflegt nicht ſelten die klügſten Menſchen zu blenden, zumal wenn ihre Veränderung vom Nichts zum Etwas ſo ſtark, ſo jäh und unvorbereitet geſchieht.“

„Mein lieber Turgot,“ lächelte Caron und nippte vom Wein, „dieſe Frage ſchließt viele Dinge ein, die mich und Euch Alle angehen, und welche zu beantworten mir ſehr am Herzen liegen muß, aber noch unendlich mehr Dinge, die Euch nichts angehen, die ich entweder dem Einen oder Andern, oder Euch Allen für jetzt zu verſchweigen wünſche. Stets zu ſagen, was man weiß, iſt die Eigenſchaft der Thoren, aber nur zu ſagen, was man Anderen ſchuldet, iſt der Weg, Niemanden zu betrüben. Was uns nun, die Freunde der Manſarde betrifft, ſo wiſſen Sie, Turgot, wie oft wir Gegner geweſen, wie Sie mir manchmal merken ließen, daß ich ein kenntnißloſes Individuum ſei, und ich lachte dafür Ihre ariſtokratiſche Gelahrtheit aus; wir liebten uns nicht gerade, ärgerten uns mitunter gegenſeitig, hatten aber dennoch an einander Gefallen, ich wenigſtens an Ihnen ſtets!“

„Aber ich ſehe nicht ein,“ meinte Lamoignon, „wie das zu Ihren Erlebniſſen im Hotel Bourbon paßt?“

„Vortrefflich, Malesherbes! Auf dieſe Weiſe werde ich Euch in einer Manier antworten können, die Jeden befriedigen, über mich aufklären muß, und Andeutungen giebt, ohne mich zu verrathen. Lamoignon und ich ſtehen uns näher, weil er keiner der extremen Philoſophen iſt, die ich haſſe, und mehr Gemüth in die Behandlung aller Dinge bringt. Was meinen alten einzigen Morelly nun betrifft, ſo iſt er mir Freund, Bruder, Vater, er iſt ja die Sonne, welche mein Herz in den Wettern der Trübſal erwärmte! Ich liebe Euch alſo alle Drei und werde Euch ewig lieben, ich habe unendlich viel von Euch gelernt und werde noch mehr von Euch lernen! Turgot heißt mein Verſtand, Malesherbes heißt mein Herz und Morelly die göttliche Vernunft, dieſe höchſte Potenz von Denken und Fühlen, Geben und Empfangen, welche mir Lebensführerin iſt! Es iſt daher begreiflich, daß Ihr Drei mir nothwendig ſeid, ſonſt — falle ich; verſtanden?“

Turgot und Malesherbes ſahen ſich verwundert an.

„Ei, laßt ihn nur,“ lächelte Morelly, „er giebt uns deutliche Winke genug und wird Euch ſicher nun ſagen, wie ſehr er auch uns nöthig iſt.“

Malesherbes ſtutzte, Turgot konnte ſich einer mitleidigen Miene nicht erwehren.

„Das werde ich, und wenn ich Euch auch verächtlich lächeln mache, ſoll mich das nicht hindern! Ich bin Euch nöthig, ſo komiſch Ihnen Beiden vorkommen mag, meine Herren, daß der ehemalige Uhrmacher, der unſtudirte Schriftſteller, der vagabondirende Schöngeiſt behauptet, Euch Männern des Staatsdienſtes nützen zu können, ein

Burſche, der eine Harfenſchule ſchreibt, ohne das Inſtrument zu ſpielen! Bis heute Morgen war ich Euch auch allerdings ſehr unnöthig, ein Gegenſtand des bedauernden Achſelzuckens, im beſten Falle einer kühlen Theilnahme, die ganz froh geweſen, nicht in der Lage zu ſein, helfen zu können, weil das Object ſo tief unter anſtändiger Hülfe ſtand!“

„Ihr werdet bitter, lieber Caron!“ ſagte Malesherbes verlegen und doch bewegt.

„Nein, bitter nicht, Freunde, bei Gott nicht! Aber mein Herz zittert bei dem Gedanken, daß Ihr mich doch ſo ſchlecht gekannt, da Ihr nicht einmal merktet, daß ich Talent und Herz genug hatte, trotz meiner ſchiefen Lebensbahn das Beſte von Euch Allen in mich aufzunehmen, vor Allem die Einſicht Eurer Vortrefflichkeit, des Großen, was in Euch für unſer Vaterland ruht! Und nun fühle ich auch, warum es der ewigen Weisheit gefallen, mich aus dem Nichts zu Etwas zu machen, warum gerade im Hotel Bourbon mein Platz iſt! — Bedarf es weiterer Expectorationen? — Meint Ihr, daß mein Weg nicht gut iſt, — nicht glücklich ſein muß?“ —

Turgot und Malesherbes reichten ihm ernſt, bewegt und betroffen die Hände, Morelly küßte ihn. „Das iſt mein Caron ganz und gar!“ rief er.

„Aber ſagen Sie nur Eines,“ begann Lamoignon raſch, „fragten Sie denn die Prinzeſſinnen nicht nach Ihrer Geburt, Ihrer Vergangenheit?“ —

„Gewiß, und ich erzählte ihnen Alles! Nur den Namen eines gewiſſen Grafen,“ er warf Batyl einen ſpöttiſchen Blick zu, „und den Ort, wo ich Suſannen kennen lernte, verſchwieg ich!“

„Und die Prinzeſſinnen nahmen keinen Anſtand?“ rief Turgot.

„Im Gegentheil, ſie fertigten meine Anſtellung aus!“ —

„Wer war denn bei der Audienz noch zugegen?“ fragte Malesherbes.

„Außer den drei Prinzeſſinnen, ein paar Hofdamen und zwei Laquaien, nur Piron und Fronſac.“

„Sie ſprachen die Hoheiten nicht allein? Ging oder kam Niemand während der Audienz?“ und Turgot ſah ihn ſeltſam lächelnd an.

„Ich geſtehe, mein Lieber, daß ich ſo in's Geſpräch mit Ihren Hoheiten gekommen war, daß ich darauf gar nicht achtete!“ —

„Sie ſehen,“ lachte Morelly, „er ward in einem Vormittage aus einem Bettler ein Diplomat! O, die reiche menſchliche Seele treibt in einer Minute alle die Blüthen empor, deren Keime bisher, ihr ſelbſt unſichtbar, im Innern ruhten!“

„Wie ſich auch die Zukunft geſtalte, ich hoffe Euch Allen bewieſen zu haben, daß wir einander nun erſt recht nöthig haben, daß die Freundſchaft der Manſarde noch inniger in den Salons werden muß, und kein Augenblick mich ſo mit Stolz und Glück betäuben kann, um — den Pigeonnier und den Sohn des Uhrmachers zu vergeſſen!“

„Der alten Freundſchaft und dem Pigeonnier weihe ich dies Glas!“ ſagte gerührt Morelly.

Sie ſtießen an, ſie drückten ſich die Hände, und Suschen, von Caron umſchlungen, vergoß Thränen der Freude.

Das Geſpräch ward allgemeiner. Caron erzählte von ſeiner neuen Wohnung, Turgot und Lamoignon beſprachen Perſönlichkeiten des Hofes, gaben Beaumarchais über Dieſen und Jenen Winke, beantworteten einzelne ſeiner Fragen, und die Unterhaltung nahm einen traulich leichten Gang, welcher das kleine Mahl zur Feier eines glücklichen Ereigniſſes erhob. Die Köpfe wurden heiß, die Herzen laut, — nur Batyl ſaß wie auf Kohlen und ärgerte ſich, daß er ſo viel gehört und doch nichts erfahren hatte, Caron noch immer ſeinen Staatsrock trug und er demſelben nicht entrinnen konnte. Wohin auch? Durfte er La Blache unter die Augen treten? —

Beaumarchais' Kühnheit ſchien ſich aber an ihm ſelber rächen zu wollen und den bewegten Tag um noch ein Ereigniß drohend zu vermehren. In der höchſten Luſtigkeit der kleinen Geſellſchaft, und als Batyl ſich eben lebhaft innerlich vorſtellte, zu welchen verwünſchten Familienſcenen die Ankunft des Etuis bei Gräfin Falcoz Veranlaſſung gegeben haben müſſe, wurde draußen auf der alten Treppe das Tönen rauher Stimmen und vieler Tritte vernehmbar, ſo daß die Geſellſchaft ſtillſchwieg und aufhorchte.

„Was iſt das?!“ ſagte Turgot, „da ſind Leute an der Thür!“

Dieſelbe öffnete ſich. Ein Commiſſär der Sicherheitswache trat herein, während ſeine Beamten Schwelle und Flur beſetzten.

Die Fröhlichkeit verſtummte, Schrecken verbreitete ſich auf allen Geſichtern. Beaumarchais verfärbte ſich.

„Wer, mein Herr, ermächtigt Sie, hier einzudringen?“ und er ſetzte ſein Glas nieder.

„Das wird Ihnen, Beſter, meine Uniform und mein Amt ſagen,“ erwiederte der Beamte, „welches im Pigeonnier nicht ganz unbekannt iſt! Uebrigens pflege ich nicht Fragen zu beantworten, ſondern zu ſtellen! Wer von der Geſellſchaft heißt Caron Beaumarchais?“ —

„Das iſt dieſer hier!“ Batyl ſprang auf und deutete mit triumphirendem Lächeln auf Caron. —

„Mein Mann? — O Gott, was wollen Sie denn mit meinem Manne?!“ —

„Wenn Sie Beaumarchais ſind, Theuerſter,“ und der Lieutenant legte ſchwer ſeine Hand auf deſſen Schulter, „ſo verhafte ich Sie auf Befehl Sr. Majeſtät!“

„Weshalb, mein Herr?“ Turgot erhob ſich. —

„Solche Befehle pflegt man bei ſich zu führen und vorzuzeigen!“ ſagte Lamoignon. „Ich habe die Ehre, ſelbſt königlicher Beamter zu ſein!“ —

„Allerdings!“ ſagte der Commiſſär mit ſtoiſcher Ruhe und zog ein geſtempeltes Papier heraus. „Hier iſt der königliche Haftbrief auf Caron Beaumarchais, Rue Bertau 30 im Pigeonnier, 4. Stock, Manſarde, 2. Thür rechts, erlaſſen laut Klage Sr. Durchlaucht des Herzogs von St. Albin wegen Ehrverletzung, Standeserniedrigung und ſchimpflicher Beleidigung ſeiner Tochter, Gräfin Roſa de la Blache, Gattin des Grafen Falcoz, durch beſagten Beaumarchais! Sie ſind dieſer Mann, alſo vorwärts, mein Liebchen, wir ſpazieren in die Baſtille!“

Ein Aufſchrei des Entſetzens erfolgte rings, Batyl lachte entzückt, Suſanne klammerte ſich ſchluchzend an den Gatten. —

„Mein Herr!“ und der Bedrohte bewahrte eine eiſerne Ruhe, obwohl er bleich wie die Wand geworden, „zweifelsohne werde ich mich einem Befehle Sr. Majeſtät nicht widerſetzen und Sie können von meiner Folgſamkeit überzeugt ſein, ſobald es nur bewieſen wird, daß Sie in mir die rechte Perſon, welche der Haftbrief beſagt, getroffen. Das bezweifle ich!“

„Zum Teufel,“ ſagte der Commiſſär grob, „Sie ſind doch dieſer Caron Beaumarchais, und betroffen in ſeiner Wohnung!?“ —

„Ich heiße allerdings Caron Beaumarchais, aber ich wohne nicht mehr im Pigeonnier, und bin Muſikmeiſter Ihrer Hoheiten der königlichen Prinzeſſinnen! Ich bitte mir Ihren Namen aus!“ —

„Und Sie meinen, Herr,“ rief der Beamte, „ich hätte Luſt, mich narren zu laſſen? de Sartines, Commiſſär von Seiner Majeſtät Polizei, weiß, wie weit er zu gehen hat, und daß man im Pigeonnier nicht Leute trifft, die in Ihrer Hoheiten Umgebung ſind. Sie heißen, wie der Befehl beſagt, und ſind angetroffen, wo man Sie ſuchte! Glauben Sie im Recht zu ſein, können Sie ja aus dem Käfig remonſtriren! Vorerſt kommen Sie mit, gutwillig, oder ich laſſe Sie wie ein Pack Leinwand ſchnüren und wegbringen!“

„Im Gegentheil, Monſieur de Sartines! Sie werden ſich lautlos und artig ſofort ohne mich hinwegbegeben, oder Sie ſind morgen infam caſſirt! Laut dieſer königlichen, eigenhändigen Ernennung durch Ihre Hoheiten bin ich

Höchſtderen Lecteur und Concertmeiſter! Die hohen Damen möchten ſich wahrſcheinlich überaus wundern, wie ein de Sartines ihre Ordre ignorirte, um die alte lettre de cachet eines Miniſters, datirt vom vorigen Jahre, zur Ausführung zu bringen, von denen der Herzog St. Albin wohl ein paar Dutzend Blanquets vorräthig haben mag. Glaubt der Herzog gegen einen königlichen Beamten klagen zu müſſen, ſo weiß er, an welches Forum er ſich zu wenden hat, ich unterliege nicht Ihrer Jurisdiction!!“ Er reichte dem erſchrockenen Commiſſär ſpöttiſch ſein Patent hin. —

Der Beamte ſtarrte hinein. „Bei Gott, Lecteur Ihrer Hoheiten!!“ —

„Sie begreifen, daß ich morgen bei der Audienz Veranlaſſung nehmen dürfte, mich über Ihre Rückſichtsloſigkeit zu beklagen. Sie brauchen nur alſo zu dieſer Zeit im Palais Bourbon anzufragen, um ſich davon zu Ihrem eigenen Nachtheil zu überzeugen. Sollten Sie indeß wieder einmal einen Auftrag wie heute an mich haben, werden Sie mich viel ſchicklicher in meiner Wohnung, dem Hotel des Chevalier de Piron, Secretairs Ihrer Hoheiten, Rue des Ormes, finden!“

„Herr Beaumarchais,“ und der Commiſſär gab das Patent kleinlaut mit einer Verbeugung zurück, „ich bitte um Entſchuldigung, Sie incommodirt zu haben. Allerdings hat der Herzog nun höheren Orts ſeine Klage anzubringen. Auf mich kann kein ernſthafter Vorwurf fallen, denn daß Sie die Perſon ſind, welche gemeint iſt, ſteht feſt, wenn Sie auch der Gewalt des Haftbriefes durch einen Glücksfall entrückt ſind, zu welchem ich Ihnen von Herzen gratulire. Ich glaube nicht, daß Sie unedel genug ſind, mich ein Verſehen, das der Herzog beging, bei Ihren Hoheiten entgelten zu laſſen! Ich habe die Ehre!“ Er lüftete artig den Hut und entfernte ſich. Die Thür fiel in's Schloß. —

„Hahaha!“ und Beaumarchais' herzliches Lachen unterbrach die ſchreckhafte Stille. „Jetzt, Suſanne, glaube ich, bei Gott, ſelbſt, daß ich ein großer Mann werde! An die Gläſer, Freunde, und dann Lebewohl für heute, denn dieſe tückiſche Canaille Batyl ſoll mir nicht mit der Lection entſchlüpfen! Wein her, laßt uns der Göttin Verwegenheit eine Libation bringen! — Sei mir geſegnet, Larve, ſei mir geprieſen, herrliche Attitüde!“ Er ſchloß jauchzend ſeine kleine, noch ganz erſchütterte Frau in die Arme. —

5.

Harfenlectionen.

Der ereignißreiche Tag, welcher aus einer Reihe ſehr entgegengeſetzter, aufregender und ſeltſamer Situationen beſtanden, hatte für Caron und Suſanne, obwohl ſpät, aber doch in glücklichſter Ruhe und jener dankesvollen Seligkeit geſchloſſen, mit welchen reine und urſprüngliche Gemüther ihr Glück zu begrüßen und deſſen zu genießen pflegen. Nachdem Beaumarchais die furchtbare lettre de cachet durch eine Geiſtesgegenwart abgewendet, welche faſt Frechheit zu nennen war, und ſeinen Freunden das bewundernde Bekenntniß entriß: „er ſei zum Diplomaten, zum Mann des öffentlichen Lebens geboren!“, war verabredet worden, daß Turgot, Malesherbes und Morelly am Abend des andern Tages das Ehepaar in ihrem neuen Aſyl, dem Hotel Piron, beſuchen ſollten. Turgot, der in der Gegend des Arſenals noch Geſchäfte hatte, übernahm es, ein Billet an den Chevalier abzugeben, in welchem der lettre de cachet erwähnt, und die Bitte ausgeſprochen wurde, die bewußten Zimmer, ſo gut es eben gehe, ſchon für morgen früh bereit zu halten. Darauf ſchieden beide Freunde, nicht ohne die ſeltſamſten Betrachtungen über des Geſchickes Launen. Beaumarchais zahlte ferner an Batyl die dreitauſend Livres des Grafen gegen Quittung zurück und hundertfünfzig Livres für den Staatsrock, denn „ein Kleid,“ ſagte er, „in welchem ich vor den Hoheiten erſchien, kann von Niemand ſonſt mehr getragen werden!“ — Herr Batyl, nachdem auch ſeine voreilige Hoffnung, Caron in der Baſtille zu ſehen, verſchwunden, er um ſo mehr in deſſen Hand war, als er ſich eine neue Blöße gegeben, konnte nichts Beſſeres thun, als durch Folgſamkeit fortan die Nachſicht Caron's zu erkaufen! Er gab ihm die erſte Harfenſtunde, und mit ſelbſt ihn überraſchendem Erfolge. Beaumarchais war von Hauſe aus eine durchweg muſikaliſche Natur, er ſang nicht nur mit vielem Geſchmack, ſondern ſpielte auch die Mandoline vorzüglich. Aus dieſem urſprünglich muſikaliſchen Talent heraus und indem er das Harfenſpiel Batyl's lange mit großem Verſtändniß beobachtet, hatte er, vermöge jener Keckheit, welche die Noth ſtählt, die Harfenſchule geſchrieben, deren muſikaliſcher Werth vielleicht nicht hoch anzuſchlagen war, die er aber mit ſo viel liebenswürdigem Geſchmack, einer ſolchen Fülle äſthetiſcher und philoſophiſcher Gedanken, Einfälle, Wortſpiele und Vergleiche zu würzen verſtanden, daß das Buch der Prinzeſſinnen höchſtes Intereſſe erlangt hatte. Batyl wurde auf den Nachmittag des kommenden Tages in's Hotel Piron beſtellt. — Noch einen Beſuch erhielt Beaumarchais, nämlich von Herrn Gauchat. Es iſt überflüſſig, Caron's vornehme Ruhe und ironiſche Kälte, das Heer von Entſchuldigungen und Freundſchaftsverſicherungen des Buchhändlers zu ſchildern. Gauchat wollte durchaus die „Eugenie“ in Verlag nehmen, der Dichter aber verweigerte es, indem er ſagte: das Manuſcript ſei bereits in Ihrer Hoheiten Händen, alſo nicht mehr ſein Eigenthum. Gauchat drang in ihn, etwas Neues, Beliebiges für ſeinen Verlag zu ſchreiben, und bat ihn flehentlich, fünftauſend Livres Vorſchuß anzunehmen, damit er doch die Ehre habe, zu wiſſen, daß Herr Beaumarchais mit ihm in Geſchäftsverbindung ſtehe. Lächelnd nahm dieſer die Summe und ſtellte ihm einen Revers aus, daß Alles, was er künftig bis zur Höhe beſagter Summe ſchreiben würde, Gauchat's Verlage angehören ſolle. Beaumarchais war umſichtig. Er begriff, daß einem Intriganten bei Hofe ein Verleger wie Gauchat höchſt wichtig ſein müſſe. — Endlich waren die drei Glücklichen, welche in der Manſarde bisher wie Vater und Kinder gelebt, Morelly, Caron und Suſanne, allein. Eng zuſammengedrängt, lächelnd und flüſternd gaben ſie ſich ihrer vollen Glückſeligkeit hin, verabredeten Alles für die nächſte Zukunft und warnten einander gegenſeitig vor kommenden Gefahren. Beaumarchais und Suſanne rangen dem Alten das Verſprechen ab, daß er wenigſtens in etwas an ihren Glücksgütern Antheil haben möge. „Wofür iſt denn Ihre Gütergemeinſchaft, Papa, wenn man ſie nicht einmal ein bischen verſucht, Ihren Traum nicht wahr macht?“ lächelte Suſanne. Morelly mußte ſich darein finden, und nahm die Hülfe gerührt an, wie ſie der Vater vom Sohne annimmt. — Da er indeß den Pigeonnier nicht verlaſſen wollte, dieſer Ort nicht nur für alle Fälle eine Zuflucht, ſondern zur Beobachtung Batyl's, wie des Treibens von Demoiſelle Raucourt und ihres Anhangs auch höchſt geeignet war, ſo wurde verabredet, zwiſchen dem Quai des Ormes und der Rue Bertau die lebhafteſte Circulation der Nachrichten aufrecht zu erhalten. Sehr ungleich anderen Glückskindern war es dem Ehepaare Bedürfniß, ja eine eigene Süßigkeit, ſich des Pigeonnier und der Zeit ihrer Armuth ſtets zu erinnern. Aus dieſer Treue und Beſcheidenheit ſollte ihnen auch die Schnellkraft, der Muth und die Sicherheit erwachſen für ein Leben, das fortan glänzend zu ſein ſchien, aber ein ewiger Kampf wurde. —

Am andern Morgen ziemlich früh verließen Herr und Madame Beaumarchais die alte Manſarde mit herzlichem Lebewohl Morelly's und ihren Habſeligkeiten, welche nicht überflüſſig umfangreich waren, aber höchſt wohlgemuth und neuntauſend Francs, wie ihre Documente in der Taſche, die alte Mandoline mit dem blauſeidenen Bande und der verblichenen Roſe von Flor im Arm, und erſchienen im Hotel Piron, von dem Chevalier wie der Gnädigen empfangen. —

Piron war ganz und gar der Charakter, wie Turgot und Malesherbes ihn geſchildert. Edel, zierlich, überaus human, aber eben ſo reich wie bequem, und eben ſo bequem wie behutſam. Dazu hatte er eine viel zu ſchlichte und offene Seele, um zum Intriganten, zum geheimen Geſchäftsträger hoher Gebieterinnen zu taugen, er war nur ihr Unterhalter, ihr Umgang, der Führer ihrer officiellen Correſpondenzen. Bei all' ſeiner Offenheit war er aber doch ſchlau genug in ſeiner Art. Niemand kannte den Hof, ſeine Charaktere und ihre Einflüſſe beſſer als er, und wenn er ſich auch nicht ſelbſt in die Dinge miſchte, wußte er doch vortrefflich zu rathen, beſaß das Geſchick, für gewiſſe Zwecke die rechten Perſonen zu finden, ſie für ihre Aufgabe zu ſchulen, ſich aber dabei ſtets den Anſchein zu geben, daß er ganz unbetheiligt ſei. Niemand verſtand ſo gut als er Unwiſſenheit zu heucheln und erſtaunt zu ſcheinen. Seiner Spürkraft war es denn auch gelungen, in Beaumarchais eine Eroberung zu machen. Er hatte in der Harfenſchule weniger den Muſiker, als den vorzüglichen Kopf, den geiſtreichen, ſchlagfertigen Literaten entdeckt, einen Bürgerlichen, einen Unbekannten, der dazu kein Philoſoph, alſo im Voraus nicht verdächtig, und keiner der beſtehenden Cliquen attachirt war. Die Audienz hatte ihn nicht allein belehrt, daß Caron's Acquiſition eine höchſt glückliche war, ſondern auch an der ganzen Art, wie die Prinzeſſinnen Caron anſtellten und entließen, erkannte er, daß ſein Client alle Erwartungen der Damen übertroffen habe, und er nichts Beſſeres thun könne, als ihm den Sprung aus dem Pigeonnier an den Hof zu erleichtern, ihn durch jede Annehmlichkeit an ſich wie an den hohen Dienſt im Palais Bourbon zu feſſeln. Er hatte alſo gleich nach der Audienz, zumal nach Empfang von Caron's Billet, den linken Flügel ſeines Hotels für denſelben eiligſt einrichten laſſen, und empfing nun beide Gatten mit Madame auf's Herzlichſte und führte ſie in ihre neuen Wohnräume.

Wer je die Wonne genoß, das Mädchen ſeiner Wahl in ſein kleines, erſtes Eheparadies zu führen, wem je vergönnt worden, den berauſchenden Wechſel aus Gram, Mangel, drückender Enge und Rohheit des plebejen Lebens zur Freude, behaglichem Genuſſe, zu geſelliger Feinheit und ehrenvoller Thätigkeit zu empfinden, der kann allein eine Vorſtellung von der ſtillen Seligkeit haben, die Caron empfand, von dem naiven Jubel, der Wonne, dem drolligen Verwundern, mit welchem Frau Suschen, die geſtern noch in Mäntelchen und Häubchen, den Korb am Arme, ausging, um Einkäufe zu beſorgen, jetzt dieſe hohen Zimmer, die lichten Wände, die venetianiſchen Spiegel, die ſchwellenden Divans, die geſchweiften Meubles betrachtete, und jene koſtbaren, zierlichen Dinge betaſtete, die ſie einſt in Paſſy, im Landhauſe des Herrn Duverney, nur ſelten und in ſcheuer Entfernung beſtaunt hatte. Und dieſe Dinge ſollten ihr gehören, ſollte ſie benutzen dürfen! Aus der armen kleinen Frau Suschen im Pigeonnier, welche für die Duchapt Hauben machte, war eine Madame Beaumarchais, die Frau eines Lecteurs der königlichen Prinzeſſinnen, eine Dame geworden, die ſelbſt ſo ſchöne Hauben tragen durfte, wie ſie ſonſt für reiche Leute gemacht, — ſie war außer ſich, ganz aufgelöſt, ſie beging im Entzücken tauſend Thorheiten, die Thorheiten eines glücklichen Kindes! Natürlich wußte ſie dabei nicht, wie reizend ſie das kleidete, wie ſie in ihrer urſprünglichen Gemüthswahrheit und Schalkhaftigkeit das Herz des Chevalier Piron und deſſen Gemahlin ganz eroberte. — Sind vornehme Leute wirklich human, ſind ſie einmal über die engherzigen Vorurtheile ihres Standes hinweggekommen und zur Würdigung ihrer Nebenmenſchen gelangt, ſo ſind ſie auch, zufolge ihres geſelligen Schliffs, der Gewöhnung an größere individuelle Lebensfreiheit, alsdann von einer Liebenswürdigkeit und hohen Zartheit, der nichts in der Welt zu vergleichen iſt. So Frau von Piron. Nachdem Suſanne ſich nur erſt ein wenig erholt hatte, und die Männer über verſchiedene nöthige Einrichtungen in ernſteres Geſpräch gekommen waren, gab die Gnädige Suschen einen Wink und zog ſie mit ſich fort in ihr Boudoir.

„Raſch, mein ſüßes Frauchen, ſo dürfen Sie nicht bleiben, Sie müſſen Herrn Caron mit einer beſſeren Toilette überraſchen. Entſchließen Sie ſich nur, eine Robe und Umhang von mir zu leihen. Sind unſere Gatten fort in die Audienz, dann fahren wir zum Modiſten und Seidenhändler, und kaufen für Sie ein!“

„Aber theure, beſte, gnädige Frau, wer — wer ſoll denn das Alles bezahlen?! — Wiſſen wir denn, ob wir es immer ſo gut haben werden? Der Hof ſoll doch ein recht böſes Ding ſein, und — und — und wie werde ich ſchlichte Perſon denn in den reichen Gewändern ausſehen? Gnädige Frau, wie eine Holzdocke vom Jahrmarkt, und die Leute werden lachen, wenn Suſanne gleich einem Kollerhahn mit geſpreiztem Schweif einherſchreitet!“

„Gott bewahre, was denken Sie denn, mein liebes Kind! Sie werden ſehr gut, ſehr vortheilhaft ausſehen! Ein paar Tage, und Sie ſind dieſe glänzenden Dinge ganz gewöhnt. Glauben Sie nur, Beſte, viele von den Damen, welche ſo vornehm ausſehen, ſind von gemeiner Seele und durch ſehr gemeine Mittel emporgekommen; die vornehme Geſellſchaft lernt ſie aber doch ertragen. Wer ein reines Herz hat, kann Jedem ein helles Geſicht machen; ein lachendes Mündchen und blitzende Augen in einem Köpfchen, das auf ſo vollen weißen Schultern ſitzt, wie den Ihren, machen jede Tracht lieblich. Was die Koſten betrifft, ſo ſeien Sie ohne Sorge, wir wiſſen wohl, was wir zu thun haben, um den Wünſchen der Prinzeſſinnen zuvorzukommen. Geſchwind, kleiden Sie ſich nun aus, werfen Sie dies Negligé und den Pudermantel über, mein Mädchen ſoll Sie friſiren. Sind Sie entkleidet, ſo ziehen Sie an jener Glocke, ich will indeß ſehen, was meine Garderobe für Sie bietet, denn als Frau eines Herrn vom königlichen Hofſtaat müſſen Sie auf Anſtand halten! Kein Wort weiter, ich habe Sie lieb, und Sie müſſen mir dafür folgen!“ —

Das Entzücken Suſannens und Caron's Freude über ihr neues Aſyl war, abgeſehen von allem Andern, kein Wunder, denn die Wohnung, welche ihnen der Chevalier eingeräumt, das ganze Haus ſammt Garten, war ein

Schmuckkäſtchen des guten Geſchmacks, und von einer Nobleſſe, die nicht prätentiös ſchien, weil ſie Bequemlichkeit mit Schönheit vereinte und jegliche Ueberladung vermied. Das Hotel Piron beſtand nur aus dem Erdgeſchoß und der Beletage im zierlich leichten Styl beſter Renaiſſance. Seine Straßenfront blickte auf die Rue des Ormes, den Quai der Theatiner, die Rue St. Paul, und hatte das Hotel Grammont zur Rechten, den Pont Marie und die Rue Fauconnier zur Linken. Aus den Vorderfenſtern blickte man über den nördlichen Arm der Seine nach der Inſel St. Louis mit dem ſtattlichen Quai Bourbon, Alençon und Anjou; in der Nähe befanden ſich die großen Hotels der Aumont und Fourcy, die Ave-Maria-Kirche, das Kloſter der Theatiner und das Arſenal; es war eine ariſtokratiſche Gegend, wenn auch nur im Quartier St. Paul gelegen. Das Hotel — faſt konnte man ſagen die Villa Piron beſtand aus einem Haupt- und zwei Seitenflügeln. Der Mitteltract war etwas zurückgebaut, ſo daß die Seitenflügel um zwei Fenſter vorſprangen und dadurch einen kleinen heitern Vorgarten bildeten, der ſich nach der Straße durch ein hohes Eiſengitter abſchloß. Der rechte Seitenflügel lehnte ſich an die Einfahrt, welche auf Hof, Stallungen und Remiſen führte; dieſer Flügel und die Hauptfront von ſieben Fenſtern in der Beletage wurde von dem Chevalier und ſeiner Gemahlin eingenommen; den ganzen linken Flügel, deſſen acht Seitenfenſter nach der Rue Fauconnier blickten, hatten Beaumarchais inne. Das Erdgeſchoß enthielt die Küchen, die Geſindeſtuben, die Wohnungen des Gärtners, Jägers und ſonſtige Dienſträume eines vornehmen Hauſes. Die Art, wie Piron nun die Zimmer gewählt und eingerichtet, verrieth nicht allein große Zartheit, ſondern auch Vorſicht, welche ihm rieth, ſeinen Gäſten eine unbemerkte, aber fortdauernde Aufmerkſamkeit, um nicht zu ſagen — Beobachtung zu widmen. Caron's nunmehriger Aufenthalt konnte faſt eine Gartenwohnung genannt werden. Wenn man das Vorgärtchen paſſirte und ſich links nach dem vorſpringenden Theil wendete, gelangte man durch das Erdgeſchoß auf einen hellen Corridor, der rechts hinunter nach einem Treppenflur leitete, durch welchen man zur Beletage emporſtieg. Eine Thür geradezu führte in das geräumige Wohngemach, himmelblau mit weißem Stuck, deſſen drei Fenſter auf die Straße Fauconnier blickten. Wendete man ſich links, ſo trat man in das quadratiſche Eckzimmer, das dunkelgrüne Schlafgemach mit braunen Boiſerien und einem Doppelbett unter ſchwerem grünen Baldachine. Es blickte mit zwei Fenſtern nach beſagter Seitenſtraße, mit zwei anderen nach dem Fluſſe; daran, durch eine Tapetenthür erreichbar, ſtieß das Studirzimmer für Caron, braun mit Gold; ein Fenſter ging auf die Seine, die beiden anderen auf den Vorgarten. An dasſelbe ſtieß rückwärts noch ein Cabinet von einen Fenſter, welches noch einen zweiten Eingang nach dem Wohnzimmer bot, eine Art Garderobe für Madame. Dies war für den Privatgebrauch. Kehrte man nun in das Wohngemach zurück und wendete ſich alsbald rechts, ſo öffnete ſich ein großer Salon, weiß mit Gold und einem hübſchen Deckengemälde geſchmückt, den Triumph der Pallas, welches rund um die Roſette lief, an welcher der Kryſtall-Kronleuchter hing. Links gingen drei Fenſter nach der Seitenſtraße, rechts ſowohl wie geradezu führten aber hohe Glasthüren auf die breite, von Orangerien beſetzte Gartenterraſſe. Dies Empfangzimmer, zugleich mit dem Treppenflur in Verbindung, hatte eine ſtumpfe Ecke, die ſich zu einem ziemlich geräumigen Erkergemache ausdehnte und durch einen großen rothdamaſtenen Vorhang verſchloſſen war. Dies Zimmer war ſilbergrau mit roſa Plafond und Bordüren, die durch vergoldete Simſe begrenzt wurden. Es ward durch vier breite Fenſter hell erleuchtet, und wo hinaus man auch blickte, traf das Auge auf ſchwellendes Grün, und zwiſchen dem dichten Laube des traulichen Gartens gaukelten Schmetterlinge, ſangen Finken und Nachtigallen, und leiſe rauſchte der Springbrunnen dazwiſchen, in deſſen Tritonenſtrahl die Sonne mit tauſend Feuerfunken ſpielte. Die Thür geradezu nach dem Garten führte auf eine kleine Terraſſe, welche an das Erkerzimmer ſtieß. Hier unter dem Schatten einer überhangenden Ulme, welche bis in die Fenſter ragte, zwiſchen Epheu und Wein, war ein ſüßes Plätzchen traulicher Einſamkeit, von dem man den langen Weingang überſchaute, zu welchem eine Steintreppe hinabführte und der ſich erſt am Ende des weiten Gartens in einer Laubrotunde verlor. Die rechte Glasthür führte auf die große Terraſſe, welche von dem Erkerzimmer begann, um die innere Seite des ganzen Gebäudes lief, und durch eine Freitreppe in der Mitte mit dem Garten verbunden war. Dieſe Terraſſe diente auch zur Communication zwiſchen Beaumarchais und der Familie Piron.

Dieſes Elyſium wurde für Caron und Suſanne lange genug eine Stätte höchſter Freuden, ſeltenſten Glückes, aber auch tiefſter, wildeſter Schmerzen, Schmerzen, wie ſie bei größtem Mangel und heftigſten Drangſalen dieſelben im Pigeonnier doch nie gekannt. Hier, wie Beaumarchais ſpäter ſelbſt geſtand, hatte er das ſchönſte Erdenloos genoſſen, und als es ihm geraubt ward, ließ er auf dieſer Schwelle ſeine Jugend, und auch mit ihr — den Schmerz zurück! Es gab nachher nichts mehr, was ihn elend machen, noch weniger, was ihm hätte ſein Paradies erneuern können.

Jetzt freuten Beaumarchais alle dieſe ſchönen Dinge eigentlich doch nur, weil ſie Suſannen ſo glücklich machten. Er ſah ſeinen Zuſtand zu ſehr mit dem Auge der Weltklugheit und des Argwohns an, betrachtete ſich vorerſt nur als Gaſt in dieſen Räumen. Ihm war es klar, wie ſehr er unter Piron's Aufſicht ſtand, die, mochte ſie noch ſo liebenswürdig ſein, ihm, dem Menſchen der Energie und Selbſtbeſtimmung, drückend genug werden mußte. Er faßte deshalb den eben ſo feſten wie natürlichen Entſchluß, die ſicherſte und günſtigſte Veranlaſſung zu benutzen, ſich volle Unabhängigkeit zu ſichern. Er wollte thätig ſein, wollte dienen, aber nach ſeinem freien Entſchluſſe. So ſind die Menſchen, das Glück macht ſie nur penibler! —

Als man im Salon gerade eine kleine Collation zum

Frühſtück auftrug, erſchien Suſanne an Frau von Piron's Hand, in einer Robe von goldbraunem Taffet mit weißen Spitzen garnirt; dazu trug ſie ein Hütchen von ſchwarzem Sammet mit einer weißen Bandroſette, hatte ein Atlasmäntelchen über den behandſchuhten Arm geworfen, und hielt einen Beutel, in welchem Taſchentuch und Riechbüchſe befindlich waren, à la Pompadour genannt, in der Hand. —

„Herr Beaumarchais, wie gefällt Ihnen Ihre Frau?" fragte die Gnädige lächelnd.

Caron faßte die halb verſchämt, halb ſchalkhaft Erröthende bei der Hand und küßte ſie. „O, meine Gnädige, ein guter Ehemann hat die Verpflichtung, ſeine Frau unter allen Umſtänden hübſch zu finden. Daß ich es gewiß von Herzen thue, weiß meine kleine Eheherrin allzu wohl! Nicht, Suschen? — Aber in Wahrheit würde ich ſie in der zierlich leichten, ſimpeln und für mich doch ſo tief poetiſchen Tracht lieber ſehen, in welcher ſie mein Herz gewann!"

„Aber ich bitte Sie," ſagte Piron mit jovialem Pathos, „dies iſt ja eine Tracht à la duchesse Grammont, von der Schweſter Choiſeul's eingeführt, die neueſte Mode unſerer Damen?!"

„Sie können, Verehrter, als Glied des königlichen Hofſtaates doch Ihre Frau nicht öffentlich in einem Habit erſcheinen laſſen, das, mag es von dem erleſenſten Stoffe ſein, nach dem eben abgelegten zu urtheilen, weder in Schnitt noch Zuſammenſtellung ſich ferner für ſie mehr eignet!"

„Ich verkenne Ihre Abſicht ſo wenig, gnädige Frau, wie den Werth des Lobes, das der Herr Chevalier dem Coſtüm à la Grammont ertheilt. Gewiß iſt es nöthig, daß meine Frau eine Robe für die Straße und eine für den Salon habe, damit ſie, wo es Noth thut, erſcheine, ohne ſich lächerlich zu machen und die Achtung zu verletzen, welche, ich meinen Herrinnen ſchuldig bin. Die Gelegenheit indeß, öffentlich zu glänzen, es ſei denn, Suſanne begleitete Sie, gnädige Frau, zu Einkäufen, oder daß es unumgänglich nöthig würde, ſie vorzuſtellen, dürfte ſich doch ſelten genug ereignen. Ich wünſche es auch nicht! Hier iſt ihre Welt, und es iſt eine ſchöne, liebe Welt, in der ſie im Verein redlicher Freunde recht glücklich ſein kann. Und hier, Gnädigſte, geſtatten Sie auch wohl, daß ſie gehe, wie ich ſie am liebſten ſehe, à la Susanne, haha! Ich gebe Ihnen mein Wort, wenn ſie ſich ſo kleidet, ſauber, naiv, poetiſch, weil's natürlich iſt, und anmuthig, weil es mit ihrer kleinen Perſon harmonirt, ſo wird es vielleicht noch geſchehen, daß die gnädige Frau ſelbſt einmal probirt, wie ihr eine Robe und Coiffüre à la Susanne ſteht! — Ich habe zu dieſem Wunſche noch einen Grund," und Caron wurde ernſter, „nennen Sie es Aberglaube oder Vorſicht, kurz — ich will mich meiner Vergangenheit ſtets erinnern, unter dieſem Luxus ſtets der Alte, ich ſelbſt bleiben. Es iſt ein Mittel, das Glück zu beherrſchen und, kommt das Unglück — es zu ertragen! Nicht in meine hohen Gönnerinnen, noch in Ihre liebenswürdige Güte, ſondern in mich ſetze ich Mißtrauen."

„Das habe ich der gnädigen Frau ja gleich geſagt!" rief Suſanne faſt klagend. „Und wenn Sie mir geſtatten wollen, zu gehen wie ich gewöhnt bin, höchſtens ein bischen eleganter, ſo ſollen Sie ſehen, daß es viel weniger koſtet und ich Euer Gnaden doch viel beſſer gefalle."

„Dieſe Anſchauungen, meine Freunde," erwiederte Piron, „machen Ihnen Beiden zu viel Ehre, als daß ich denſelben widerſprechen ſollte!"

„Ich müßte doch eigentlich ſchmollen, daß Sie Madame in meinen Kleidern nicht ſo ſchön finden, aber ich begreife Ihre Behutſamkeit. Danach werden wir alſo unſere Einkäufe einrichten, meine Liebe, ich bin neugierig, welche Stoffe Sie zu dem Habit à la Susanne wählen werden."

„Die Stunde der Audienz rückt heran, die Herrſchaften werden ſich ein wenig vorbereiten wollen, in einer halben Stunde fährt der Wagen vor, und ich bitte, daß Sie mit uns in unſerm Geſellſchaftsſaale zuſammentreffen wollen." Piron reichte Caron die Hand. „Apropos, wo haben Sie denn die Harfe zur Lection?!"

„Die Harfe? — Ja, Chevalier; — mein altes Inſtrument kann ich nicht brauchen! Es muß reparirt werden, und für den Gebrauch der königlichen Damen wird erſt ein neues, verbeſſertes zu kaufen ſein. Das hat auch keine Gefahr, denn die erſten Uebungen werden — immer auf der Guitarre gemacht. Senden Sie mir doch, gnädige Frau, ein neues blaues Band für die Mandoline!"

„Mit Vergnügen! In einer halben Stunde, Frau Suschen!"

Piron und Gemahlin ließen beide Eheleute allein.

Suſanne faßte Caron um den Hals und ſah ihn dann tief und bänglich an. „Gefalle ich Dir ſo wirklich nicht, oder fürchteſt Du wie ich, Alles ſei nur ein leerer Traum?"

„Suschen, Du gefällſt mir wirklich nicht ſo gut, als wie in der lieblichen Mädchentracht von Paſſy. Trage Dich immer ſo, wähle einen beſſeren Stoff, feinere Spitzen, kurz — das kann ich Deinem Geſchmack wie Deiner meiſterhaften Nadel überlaſſen, aber ich fürchte allerdings auch noch für den Beſtand unſeres Glückes; nur Narren oder Verächter des Lebens fürchten nichts mehr. Welchen Gegner wir haben, weißt Du zu gut, ich ſoll heute mit ihm vor den Prinzeſſinnen zuſammentreffen. Empfindeſt Du, was das heißt? Entweder meinen oder ſeinen Ruin! Ich muß ihn werfen, und vor der Prinzeſſinnen Angeſicht! Wird ſein Haß ſich nicht dadurch noch vermehren? Unzweifelhaft! Deshalb muß der Schreck, welchen ich ihm bereite, noch größer als das Gefühl ſeiner Demüthigung ſein, man muß mich fürchten lernen, dann läßt man mich in Ruhe, und ein immerwährender Kampf iſt unſer Loos. Deshalb müſſen wir auch auf Alles gefaßt ſein, Alles anwenden, um zu erſparen, zu beſitzen, denn in dieſer Zeit giebt es nur drei Dinge, die uns unabhängig machen, Geburt, Wiſſen, Reichthum. Und da wir das Eine nicht haben können, ſuchen wir das Andere."

„Ach, meine Eltern! Wenn man doch einmal dahinter käme!"

„Sacre bleu! Du erinnerſt mich an meine Pflicht, den Ring anzulegen. Wie ich höre, wird Herr Duverney bei der Audienz ſein, ich will doch ſehen, ob er denſelben kennt!“

„Auch die Uhr vergiß nicht, ſie putzt ſo ſehr!“

„Und das Billetdoux des Grafen an Dich!“ Er ſteckte Alles zu ſich. „Noch Eins, mein Schatz! Wir betraten das Haus mit neuntauſend Livres in der Taſche, das geheime Fach in dieſem Secretair birgt Alles, dabei auch mein Patent. Den Schlüſſel leg' ich in Deine Hand; brauche, was Du glaubſt für uns nöthig zu haben, doch erinnere Dich, daß für jede hundert Livres, die wir ausgeben, zweihundert einkommen müſſen, ſonſt ſind dieſe Räume und dieſe Robe allerdings nur ein Traum. Im Uebrigen habe Muth, frohe Laune und vergiß nicht, daß wir Abends unſere Freunde erwarten!“ Er küßte ſie auf die Stirn, nahm den Hut, legte Degen und Handſchuhe an, welche ihm der Diener auf Piron's Befehl gebracht, und bald darauf rollten Beide mit dem Chevalier und der Gnädigen den Quai entlang, über den Grèveplatz und durch St. Germain l'Auxerrois über den Pontneuf zum ſüdlichen Seineufer nach dem Hotel Bourbon. Im Palais angekommen, ſtiegen Beaumarchais und Piron aus und empfahlen ſich den Damen, die über Pont royal in die nördliche Stadt zurückkehrten, ihre Einkäufe zu machen. —

Es giebt keinen Hof der Welt und hat noch keinen gegeben, ob klein oder groß, welcher ſich nicht von Klatſchgeſchichten ernährte, bei dem die größte Beſchäftigung nicht darin beſtände, zu erfahren, was Jeder treibt und zu welchem Zwecke, und das höchſte Vergnügen darein geſetzt wird, die Geheimniſſe, Blößen, Laſter, Dummheiten und Ränke des Andern gegen ihn zu gebrauchen, oder an ihnen Theil zu nehmen. So iſt denn die Umgebung eines Monarchen nur aus zweierlei Arten von Leuten zuſammengeſetzt, ſolchen, die man fürchten muß, und ſolchen, die man lächerlich finden kann. Gefürchtet — heißt mächtig ſein, lächerlich werden — unrettbar fallen, und nie ſtand dieſes hofmäßige Leben in höherer Blüthe, als unter den Bourbonen des vorigen Jahrhunderts.

BIBL. VNIVERS. LIPS.

Es hätte alſo wunderlich zugehen müſſen, wenn Beaumarchais' Anſtellung und was damit zuſammenhing nicht ſchon in allen vornehmen Kreiſen bekannt geweſen wäre. Dafür hatten Fronſac, die Damen der Prinzeſſinnen und das wichtige Inſtitut der Hoflaquaien bereits geſorgt. Man wußte, daß Beaumarchais ein Bürgerlicher, eines Uhrmachers Sohn, ein armer Teufel ſei, der im Pigeonnier wohnte, wußte, daß er ſo unglücklich geweſen, den Herzog St. Albin zu beleidigen, eben erſt einem Haftbriefe entgangen und durch eine bloße Broſchüre in die Nähe der königlichen Damen gekommen ſei. Unglaublich, unerhört, monſtrös! War das nicht genug, Alles in Bewegung zu bringen? War dies Sündenregiſter nicht von vornherein geeignet, alle Waffen auf das Haupt des unglücklichen Neulings zu richten?

Schon eine Stunde vor dem officiellen Empfange waren die Antichambres mit Leuten beſetzt, die entweder im Auftrage Anderer oder aus eigener Neugier über das jüngſte Hofphänomen Erkundigungen einzuziehen wünſchten, oder denen Rang wie Pflicht geſtattete, bei der Audienz ſelbſt zu erſcheinen. Da gab es denn ein Fragen, Wispern, Lächeln, Achſelzucken ringsum, man lauſchte auf Fronſac's ſibylliniſche Andeutungen, und verſchmähte nicht, Lafleure, den erſten Kammerdiener, bei Seite zu ziehen, denn Lafleure wußte natürlich Alles. Unter den Anweſenden befanden ſich auch die drei Kammerherren der Prinzeſſinnen, die Chevaliers de Bouvé, Epernon und Lesdiguier, und die Herren von Aumont, Noailles und Comartin, die drei Lieutenants der Leibgarden Ihrer Hoheiten, der Mannſchaften, welche Corridore und Portale beſetzt hielten; es war doch natürlich, daß ſie bei Vorſtellung ihres Chefs anweſend ſein mußten. Herr von Aumont ſchien finſter und ſchweigſam, er war der älteſte Offizier und nicht eben ſehr von der bevorſtehenden Ernennung des Grafen La Blache erbaut. Dieſe Gefühle ſchien Noailles zu theilen, aber ſein Temperament machte ſich in kleinen Sticheleien und ironiſchen Bemerkungen Luft, während Comartin durch ſorgloſes

Geſchwätz viel mehr kecken Lebensgenuß als Ehrgeiz zeigte. Dieſe Gruppe von Herren handelte gerade die Tagesfrage lebhaft ab, als die Thür ſich öffnete und Piron nebſt Beaumarchais eintrat, Letzterer Notenheft und Mandoline im Arm.

„Das iſt er, Meſſieurs!" und Fronſac warf ihnen einen Blick zu.

„Ein Skandal!" rief Noailles halblaut. „Wie dieſer Bettler ſelbſtzufrieden ausſieht, als wäre Hotel Bourbon ein Ort gleich jedem andern."

„Man müßte ihn für den erſten Eintritt etwas aus der Façon bringen; er iſt nichts Beſſeres als ein Stück Comödiant mit leidlichem Ausſehen!"

„Ich rathe Ihnen, Sieurs," begann Aumont ruhiger, „dieſen Mann in Frieden zu laſſen. Sein Kopf verräth Intelligenz und er hat ein honettes Benehmen; alles Andere iſt ſchwerlich unſere Sache. Ich habe überhaupt nie eine Revanche für eigene Erniedrigung darin finden können, Anderer Erhöhung zu beſpotten. Der Herr iſt eben ein Meiſter auf der Harfe, wir nicht!"

„Auf dieſe Art würde man ſich eben jedes Subject gefallen laſſen müſſen, mein Kamerad," ſagte Noailles ſpitz. „Wenn jener Beaumarchais durchaus hieher gehören ſoll, muß er auch ſehen, wie er bei uns durchkommt. Damit ihm das nicht zu leicht werde, will ich ihm ein wenig an den Puls fühlen."

Während dieſes halblaut geflüſterten Geſprächs, das von verſchiedenen der Herren mit Abſicht deutlich genug für Piron und Beaumarchais geführt wurde, hatte der Chevalier an Fronſac die Frage gerichtet, ob die Hoheiten ſich bereits vom Frühſtück erhoben hätten?

„Es iſt nicht meine Obliegenheit, dies zu wiſſen, Herr Chevalier. Der Oberkammerdiener iſt dafür die Perſon. Laſſeure, Herr von Piron wünſcht Sie!"

„Sie ſehen, das Wetter zieht ſich zuſammen, alſo Achtung! Es wird heißer zugehen als geſtern!" raunte Piron Beaumarchais zu.

„Das hör' ich aus dem Geſpräche der Leute hinter mir!"

Der Chevalier flüſterte dem Kammerdiener zu, daß er ihre Ankunft melden möchte. Während derſelbe zu antworten im Begriff war, trat Herr von Noailles raſch aus der Gruppe herzu und berührte Caron's Achſel.

Dieſer wendete ſich um: — „Sie befehlen?" —

„Sie heißen ja wohl Beaumarchais, mein Guter?"

„Ich habe das Vergnügen." —

Noailles zog ſeine koſtbare Uhr und reichte ſie ihm hin. „Dann ſehen Sie doch einmal nach, ſie geht nicht richtig. Woran mag das liegen? Sie müſſen ſich ja doch darauf verſtehen?"

Piron, Lafleure und alle Anweſenden waren lautlos ſtill.

„Darf ich bitten?" ſagte Caron artig. — In dem Augenblick, als Noailles ihm die Uhr gab, ließ Caron ſie auf den Boden fallen. Sie zerſplitterte. —

„Mein Herr!!" rief Noailles erſchrocken.

„Da ſehen Sie, wie ſchlecht Sie ſich adreſſirt haben. Mein Vater ſagte immer, daß ich nicht für ſein Handwerk tauge. Was mich nicht intereſſirt, habe ich immer das Unglück zu ruiniren!"

Ein Kichern auf Noailles' Koſten ward rings vernehmbar, und während er blutroth zurück zu ſeinen Genoſſen trat, eilte Lafleure nach dem Audienzzimmer.

„Es freut mich doch, meine Herren," ſagte Aumont zu den Uebrigen ernſt, „daß ein Bürgerlicher ſo viel Verſtand und Herz beſitzt, um ſeine Würde zu vertheidigen."

Beaumarchais wendete ſich um und verbeugte ſich vor ihm tief. „Ich danke Ihnen im Namen aller Bürgerlichen, Herr Offizier!"

Lafleure erſchien und gab Piron wie Beaumarchais das Zeichen, einzutreten.

Das Audienzgemach war noch leer. „Ich erſuche Sie, Herr Chevalier," flüſterte Lafleure, „bei Ihren Hoheiten einzutreten, in den grünen Salon. Dieſelben wünſchen Ihnen Aufträge zu ertheilen, Marquiſe de Irmac wartet bereits."

Piron verließ raſch den Saal, und Caron blieb bei Lafleure zurück. Letzterer, gravitätiſch auf und ab ſchreitend, warf auf den Neuling hin und wieder einen lächelnden Blick, der nicht ganz frei von überlegenem Dünkel war, ſo gutmüthig der alte Laquai ſonſt ausſah.

„Sie haben da eine Guitarre, mein Herr," begann er nach einer Weile, „ich denke aber, Sie ertheilen Unterricht auf der Harfe?"

„Gewiß, Herr Haushofmeiſter, ſobald erſt ein paſſendes Inſtrument für Ihre Hoheiten gefunden iſt!"

„Ich liebe ſehr die Muſik," ſagte Lafleure höflicher, „und Sie ſollen ein Meiſter in ihr ſein. Meine Tochter ſpielt auch etwas die Guitarre und ſingt; ſchade nur, daß ſie ſo wenig Anleitung hat."

„Herr Oberkämmerer, unzweifelhaft bedarf auch Ihr Fräulein Tochter derſelben nicht mehr, einige Winke würden am Ende genügen, vielleicht fehlt es nur an paſſenden Piecen. Ich bin mit Vergnügen bereit, Ihnen hierin zu dienen. Falls Sie Ihr Amt nicht hindert, möchte ich mir die Ehre Ihres Beſuches wie Ihres Fräulein Tochter morgen Abend ausbitten, wir wollen ſchon etwas für ſie finden."

„Sie ſind ſehr artig, mein Herr; ein Mann von vortrefflichem Ton und energiſch!" ſagte Lafleure höchſt geſchmeichelt. „Ich will Ihre Güte mit Vergnügen in Anſpruch nehmen, wenn Sie mir geſtatten wollen, Sie wiederum mit meinem Rathe zu unterſtützen."

„Sie machen mich wirklich glücklich, Herr Oberkämmerer. Bereits haben Sie geſehen, wie ſcheel man einen armen Bürgerlichen hier anſieht; als ob die Herrſchaften ſich nicht weſentlich auf Leute ſtützen müßten, die, wie wir Beide, eben etwas gelernt haben."

„Gewiß! O, und es iſt zum Lachen, wie ſehr ſie ſich auf uns ſtützen! Doch Geduld, ich werde Sie ſchon lehren mit dieſen Herrchen umzugehen! Haben mich Aerger genug gekoſtet, ehe ich mich einbiß. Aber nennen Sie mich nicht Oberkämmerer, ich — ich habe meine Bedeutung, das iſt richtig, aber man könnte mich ſonſt für eitel halten. Oberkammerdiener, wenn ich bitten darf! Von allen dieſen Dingen plaudern wir noch morgen Abend. Ich kann Ihnen einſtweilen nur ſagen, die Prinzeſſinnen ſind enchantirt und —" Eine Glocke ertönte. „Auf Wiederſehen! die Oberhofmeiſterin ruft, die Hoheiten werden gleich eintreten!"

Beaumarchais grüßte den Hinwegeilenden verbindlich, dann, ſich allein ſehend, lachte er hell auf. „Haha, mein lieber Caron, willſt Du vorwärts kommen, ſo verdirb es mir um Gottes willen mit den Laquaien, Köchen und Stalljungen nicht, ſie ſind die chineſiſche Mauer um's himmliſche Reich!" — Er ſchritt auf und ab, ſtimmte lächelnd die Guitarre, prüfte ſie durch einige Griffe, und dann graziös mit den Fingern über die Saiten hüpfend, ſummte er leiſe das Lied „Schönſter Junker Hans von Lyra" vor ſich hin. — Ein Geräuſch ließ ihn verſtummen. Lafleure öffnete die rechte Thür. Die Prinzeſſinen mit ihren Damen traten ein.

„Ich ſehe, Sie ſind bereit, Herr Beaumarchais," begann Adelaide freundlich. „Wie man mir ſagte, hat heute ſchon einer unſerer Cavaliere die Zartheit gehabt, Ihnen ſeine Uhr zur Reparatur anzubieten. Ich freue mich, daß Sie dies ſo perfect gethan haben!"

„Aber Sie haben da eine Guitarre in der Hand?" fragte Sophie.

„Gewiß, Hoheit. Die Harfe greift die Finger gewaltig an, denn ſie erfordert Kraft. Es iſt gerathener, die Anfangsgründe auf dieſem Inſtrument zu erlernen."

„Sie haben im Hotel Piron bereits Wohnung genommen?" fragte Victorie ein wenig ſpöttiſch.

„Ja wohl, Hoheit, um ſo mehr, als es dem Herrn Herzog von St. Albin gefallen hat, mich, als ich geſtern aus der Audienz zurückkehrte, mit einer lettre de cachet zu beehren, welcher ich nur dadurch entging, daß ich dem Commiſſär der Polizei das Ernennungspatent Ihrer Hoheiten zeigte."

„St. Albin?“ rief Adelaide. „Wie kommt der Herzog dazu?!“

„Er hält ſeine Tochter, die Gräfin La Blache, durch mich beleidigt und wollte auf dieſe Art ſummariſch an mir Vergeltung üben. Ich ſagte dem Beamten, er möge nur dem Herzoge bedeuten, ſeine Klage gegen mich bei Ihro Hoheiten anzubringen. Ob er bereits meine Erhebung wußte und dieſelbe durch eine Infamie meiner Perſon entkräften wollte, weiß ich nicht, da ich aber einen ſolchen Angriff vorausſah, bat ich eben geſtern meine gnädigſten Gönnerinnen, bei der heutigen Audienz des Grafen Falcoz gegenwärtig ſein zu dürfen.“

Die Prinzeſſinnen ſahen einander erſtaunt an.

„Wie Herr Beaumarchais den Herzog ſo gereizt haben ſolle, iſt mir unverſtändlich!“ brach Victorie das Schweigen.

„Mir um ſo unverſtändlicher,“ fiel Sophie ein. „Ich fürchte, man iſt von Seiten gewiſſer Leute liſtiger, als wir ahnen.“

„Meinen Sie, Schweſter? Und ſo läge denn in dieſem Widerſtande Fronſac's, in der Präſentation La Blache's und der lettre de cachet ein tieferer Gedanke, der —“ Adelaide ſchwieg, auf ihre Hofdamen blickend, ſtill, ſie war ziemlich conſternirt.

„Ihre Hoheiten mögen geſtatten, daß ich Sie beruhigen darf,“ ſagte Beaumarchais lächelnd. „Daß Pläne vorhanden ſind, die baldigſt von gewiſſer Seite realiſirt ſein wollen — iſt wohl gewiß, aber es treffen bei derlei Gelegenheiten gar oft ſo kleine tückiſche Umſtände zuſammen, daß man leicht verführt wird, den Perſonen eine viel zu tiefe Abſicht zuzuſchreiben. Von derſelben ſpreche ich den Herrn Herzog ganz frei. Man glaubt vorerſt genug erreicht zu haben, wenn man den Grafen Falcoz an Ihre hohen Perſonen kettet. Seine Affaire mit mir iſt etwas für ſich, er fühlt ſich wirklich von mir ſchwer beleidigt. Freilich ahnt er nicht, daß er mit dieſer Anklage ſeiner Familie wie ſeiner Angelegenheit den allerſchlechteſten Dienſt thun dürfte.“

„Erläutern Sie uns doch das genauer!“ ſagte Sophie haſtig.

„Es würde zu ſehr danach ausſehen, königliche Hoheiten,“ und er ließ ſeinen Blick über die anweſenden Hofdamen gleiten, „als wollte ich Höchſt-Ihnen eine ungünſtige Meinung von Perſonen beibringen, die gerade im Begriff ſtehen, Ihre Gnade zu empfangen. Ich liebe auch, die Leute ſelbſt in ihr Netz gehen zu ſehen, und möchte meinen hohen Gönnerinnen dies Schauſpiel nicht rauben.“

„Sie können, glaub' ich, ſehr boshaft ſein?!“ fragte Adelaide gedankenvoll.

„Unendlich, und — zu meiner Schande ſei's geſagt, die Bosheit iſt für mich eine wahrhaft diaboliſche Delicateſſe, ſobald ich ſie auf Solche entladen kann, mit denen ich noch alte Rechnungen habe!“

Die Thür des Antichambre öffnete ſich, Fronſac trat ein.

„Geruhen königliche Hoheiten die Audienz zu ertheilen? Es iſt die gewöhnliche Zeit. Der Herr Herzog von St. Albin, Graf de la Blache, Herr Duverney wie die Cavaliere und Offiziere vom Hofſtaat ſind zugegen, und Frau Marquiſe de Vendatour kann jede Minute aus Verſailles erwartet werden.“

Adelaide wendete ſich zu Lafleure. „Bitten Sie Chevalier Piron, das Patent zu bringen. Herr Beaumarchais mag den Unterricht nachher fortſetzen.“

Sie ließ ſich zwiſchen ihre Schweſtern auf einem Fauteuil nieder, befahl Beaumarchais, zu den Hofdamen hinter ihre Seſſel zu treten, nahm Piron, der eben das Ernennungspatent des Grafen Blache einhändigte, die Schrift ab und flog ſie durch, als ein Geräuſch in den Antichambres entſtand, die Thür aufſprang und ein hoher, ſtattlicher Mann eintrat, vor dem die Prinzeſſinnen ſich erhoben und die Uebrigen eine tiefe Begrüßung machten. Er war dreiunddreißig Jahre vielleicht, von ſchönem, aber für ſein Alter ſehr ernſtem, ja melancholiſchem Angeſicht, welches die Hoheit ſeiner Erſcheinung noch vermehrte. Er trug ſich ganz in ſchwarzem Sammet, ohne jegliche Stickerei.

Auf der linken Seite ſeines Rockes und des Mantels von gleichem Stoffe glänzte das achtſpitzige Linnenkreuz der Johanniter. Unter dem Kleide blickte ein Theil ſeiner Weſte von rothem Tuch mit goldener Bordure hervor, an welcher das Stahlgefäß ſeines Degens blitzte. In der Hand hielt er einen Hut, von welchem kurze Straußfedern wogten, und ſeinen Hals umfing eine dreifach goldene Kette von langen, ſpangenartigen Gliedern, durch kurze Ringe verbunden, an der ein großes goldenes Kreuz hing. Es war Franz Louis von Bourbon, Prinz von Conti, Großprior der Ritter von Malta.

Ohne weitere Ceremonien nahte er den Prinzeſſinnen und küßte ihnen die Hand.

„Sie verzeihen, theuerſte Couſinen, daß ich ſo plötzlich die Geſellſchaft um meine Perſon vergrößere. Da ich indeß hörte, daß Seine Majeſtät die Gnade gehabt, Ihren Hofſtaat zu ergänzen, und bereits die Wahl getroffen ſein ſoll, ſo hat mein herzliches Intereſſe mich hergeführt, einem Act beizuwohnen, der, ſcheint mir, für Sie höchſt wichtig ſein wird. Darf ich Sie um ein Wort vor der Verleihung bitten, theure Adelaide?"

Alle Uebrigen wichen auf dieſen Wink zurück. — Er führte die Prinzeſſin nach dem Eckfenſter. „Können Sie dieſen La Blache nicht umgehen, beſte Couſine? Ihre königliche Mutter ſendet mich eigens hieher, Sie zu warnen. Es iſt gewiß, daß Pompadour und die Miniſter mit dem Salon Terray und Bendatour eine Allianz geſchloſſen, deren Reſultat dieſe Wahl iſt, und Ihre Unabhängigkeit ganz und gar bedroht! Man brachte den König dazu, wie — man ihn eben zu Allem bringt!"

„Man hat uns in der Sache düpirt, lieber Conti! Nach langen vergeblichen Wünſchen, das Obercommando herzuſtellen, mit welchem wir Aumont zu beſchenken und in die Lücke Prinz La Tremouille einzuführen gedachten, den Sproſſen einer treuen Familie, hat Seine Majeſtät uns plötzlich neulich beim Beſuch unaufgefordert die Bitte gewährt, aber ſofort La Blache proponirt. Choiſeul ſtand dabei. — Wie man alſo der Sache entgehen ſoll, iſt ſchwer zu ſagen, und wir ſind im eigenen Plane gefangen. Ich habe indeß noch Hoffnung, daß ein günſtiger Zwiſchenfall eintreten könne. Herzog St. Albin hat gegen einen unſerer Diener, unſern neuen Harfenlehrer, eine Klage, und dieſer ſcheint ſeiner Rechtfertigung ſehr ſicher zu ſein. Vielleicht iſt hier ein Anhalt.“

„Ein unendlich ſchwacher! Ich habe von dieſem Beaumarchais geſtern ſchon gehört; er wird indeß bei allem Talent genug zu thun finden, um ſich hier zu halten, wenn er Ihnen — wirklich nutzen will. Piron hat dem Dauphin viel Gutes über ihn geſagt. Wie er indeß in dieſer Affaire —?“

„Verzeihen Sie, ich will mir darüber mehr Gewißheit verſchaffen. — Chevalier Piron!“

Der Chevalier trat zu ihnen an’s Fenſter.

„Fragen Sie doch Beaumarchais, ob er beſtimmt die Ernennung des Grafen hindern kann, die Klage wegen Gräfin Falcoz zu entkräften vermag. Wenn ich an den Seſſel zurücktrete, genügt ein Nein oder Ja! Laſſen Sie Seine Hoheit bei mir Platz nehmen!“

Piron eilte zu Laſſeure, der einen Seſſel für Monſeigneur ſtellte, dann ſprach er leiſe mit Beaumarchais. — Wie Adelaide und Conti Platz nahmen, richteten Beide auf Beaumarchais einen Blick.

„Ja wohl, Königliche Hoheit! Die Diſſonanz wird — aufgelöſt, immer Harmonie, nie wieder Diſſonanz!“

„Ich danke ſehr! Der Prinz wollte dieſen Satz in Ihrem Buche beſtreiten, mein Herr. Nun, Herzog, befehlen Sie, daß man öffne!“ —

Die Flügelthüren des Saales rauſchten auf.

Der Herzog von St. Albin, ein alter, hagerer, aber zugleich ſtolz blickender Herr, trat ein, neben ihm ſein Schwiegerſohn, Graf Falcoz de la Blache, etwa achtundzwanzig Jahre, ſehr hübſch, doch bereits ſtark verlebt, farblos. Trotz der jetzt angenommenen Miene demüthiger Verehrung bemerkte man zu gut, wie viel Ueberwindung es ihn koſte, ſeine Nonchalance und ſeinen Leichtſinn zu verbergen. Er war einer von jenen ſchönen Männern, die man dennoch unangenehm findet. — Ihnen folgte Paris Duverney, Falcoz' Onkel mütterlicherſeits, der reichſte Bürger von Paris und Hofbanquier. Er war mittelgroß, etwas zur Corpulenz geneigt, mit einem Kopf voll Intelligenz und Feinheit; ein Mann, der ſich ſehr genau zu würdigen wußte und ſelten in Geſchäften einen Fehlſchuß that. Die Kammerherren nahmen hierauf die linke, die Offiziere die rechte Seite des Saales ein.

„Seine Majeſtät," begann Adelaide, „hat die Gnade gehabt, in die bisher unterbliebene Beſetzung des Commandos unſerer königlichen Hausgarden zu willigen, und geruht hierzu, Herr Herzog, Ihren Schwiegerſohn, den Grafen Falcoz de la Blache zu präſentiren. Der Wunſch Seiner Majeſtät iſt uns genügend, obwohl wir ein eben ſo lebhaftes Vergnügen empfinden, durch die Ernennung des Grafen Falcoz dem hohen Hauſe St. Albin, wie Herrn Duverney unſere Gunſt zu bezeigen. Wir ſtehen keinesfalls an, das Patent ſogleich zu vollziehen, doch zu unſerem lebhaften Bedauern hören wir, daß inzwiſchen ein unangenehmes Ereigniß eintrat, welches Inconvenienzen nach ſich ziehen muß, würde daſſelbe nicht vorher erledigt. Wir vernehmen, Herr Herzog, daß eine Klage gegen einen unſerer Hausbeamten vorliegt, wegen Beleidigung eines Gliedes Ihrer edlen Familie. Haben Sie die Güte, Herr Herzog, dieſe Beſchwerde auszuſprechen." —

„Königliche Hoheiten," erwiederte St. Albin, „es iſt nicht möglich, im vollen Umfange die Gefühle des Dankes zu ſchildern, welche ich bei der Ehre empfinde, deren Höchſt-Sie meinen Schwiegerſohn würdigen. Noch glücklicher macht es mich, allergnädigſte Prinzeſſinnen, daß Sie ſelbſt die trübe Wolke zu verbannen wünſchen, welche ſich im letzten Augenblicke zwiſchen meinen Sohn und das hohe Glück Ihrer erlauchten Nähe lagerte. Was dieſe Klage anbetrifft, ſo werde ich mich gebührend bezähmen, über das Individuum, was ſie veranlaßt, irgend welche Meinung zu äußern. Dasſelbe hat einmal das ſtaunenswerthe Glück, in Eurer Hoheiten Dienſt zu ſtehen, und der ſchützte ihn gegen meine lettre de cachet und die Baſtille. Dieſer Haftbrief war gegen einen gewiſſen Caron Beaumarchais gerichtet, welcher wagte, geſtern in mein Haus dieſes Etui und dieſen Brief an Gräfin La Blache, meine Tochter, zu ſenden, und an der Ehre einer Dame von Rang eine Infamie zu begehen, welche vielleicht einzig daſteht in den Annalen bürgerlicher Verbrechen! Ich habe nichts zu bitten, Hoheit, als — leſen Sie dies ſelbſt!“ —

Unter lautloſer Stille überreichte St. Albin, nachdem er in ſtolzeſter Erbitterung geſprochen, Adelaiden Etui und Brief.

Aller Blicke wendeten ſich mechaniſch nach Caron, deſſen Fall beſiegelt ſchien. —

Adelaide nahm beklommen das Billet. Sie las es und wurde bleich. „Beaumarchais, treten Sie vor!“

Der Angeklagte gehorchte, indem er einen ſtarren Blick auf Falcoz warf.

„Iſt es möglich, iſt es denkbar, mein Herr, daß Sie dieſes Billet hier ſchreiben konnten?“

„Und warum nicht, königliche Hoheiten?“ — Er zog das Billet La Blache’s an Suſanne aus der Bruſt. „Nachdem der Herr Graf La Blache in dieſem Originale mir ein ſo vornehmes Beiſpiel gegeben, ſah ich weder ein Verbrechen noch eine Infamie dabei, und habe mich nur bemüht, in jener Copie ihm nachzuahmen! Konnte der Herr Graf ſich genug wegwerfen, zu meiner Frau herabzuſteigen, warum ich nicht zu der ſeinen hinauf? Oder glauben auch Sie, königliche Hoheiten, daß ein armes bürgerliches Weib von dem geehrt werde, was eine Gräfin infam macht?! Ich beleidigte Gräfin Falcoz, die ich ſo wenig kannte als das Haus St. Albin, beleidigte eine Dame, die Macht, Reichthum, hundert Degen, eine lettre de cachet und die Baſtille zu ihrem Schutze hat! Dazu, meine Herrſchaften, gehört wenigſtens — Courage! Aber eine bürgerliche Frau beleidigen, weil ſie arm iſt, keinen Schutz, kein

Recht findet, als den ohnmächtigen Grimm ihres Gatten, der nichts beſitzt, wenn die hohe Hand der Töchter des Königs nicht hilft, dazu, Herr Graf Falcoz de la Blache, gehört nur Feigheit und Sittenloſigkeit!! O Naivetät, und dieſer Mann wird Seiner Majeſtät zum Hüter ſeiner königlichen Kinder vorgeſchlagen!!“ —

Solche Worte, ſolche Töne waren wohl bisher nie im Hotel Bourbon gehört worden. Mit unwillkürlichem Aufſchrei des Entſetzens war Herzog St. Albin zurückgeprallt und ſtarrte ſeinen Schwiegerſohn an, der, erdfahl, ſich kaum aufrecht erhielt und ſeinen fürchterlichen Gegner anſah, als wollten ſeine Augen aus ihren Kreiſen ſpringen. Conti hatte ſich flammend erhoben und faßte haſtig an den Degen, die Gardeoffiziere traten murrend näher und ſtießen die Pallaſche auf den Marmorboden. Duverney preßte zitternd ſeine Hand an’s Hirn.

Madame Adelaide blieb ruhig. Nur die aufſchießende Röthe ihres Geſichts und Nackens zeigte ihre innere Bewegung. „Herzog St. Albin, Herr Duverney, treten Sie näher und ſehen Sie dies Papier an. — Auf Ehrenwort, wer hat es geſchrieben?!“

Wankend nahten Beide, Adelaide hielt ihnen die Schrift entgegen.

„Das, um Gottes willen,“ rief Duverney, „das ſchrieb Falcoz!“

„Es iſt ſeine Hand!“ ſtöhnte der Herzog. Dann raffte ſich der alte Herr heftig zuſammen. „Ich nehme meine Klage zurück, Hoheiten! Der ganze Schimpf der Sache fällt auf den Ehrloſen, den ich leider — den Gatten meiner Tochter nennen muß!!“

„Nehmen Sie unſer lebhaftes Bedauern, Herzog, für dieſen Vorfall. Daß er Sr. Majeſtät Wunſch nun unmöglich macht, bedarf wohl keiner Erörterung. Mein lieber Lieutenant von Aumont, wir verleihen Ihnen nunmehr dies Hauptmannspatent, die Herren von Noailles und Comartin werden aufrücken, und der junge Prinz la Tremouille die dritte Charge erhalten. Befehlen Sie ihn morgen zur Audienz, Herr von Piron wird die Ausfertigungen machen. — Sie ſetzen die Harfenſtunde fort, Herr Beaumarchais. Möge Jedermann wiſſen, daß Talent und Ehre im Palais Bourbon auch im bürgerlichen Kleide geachtet ſind! Ihren Arm, Couſin!“

Adelaide ſchritt, von Conti geführt, kalt grüßend hinaus, die Prinzeſſinnen-Schweſtern, Piron, die Hofdamen und Fronſac folgten.

In dieſem Augenblick ſchien La Blache aus dem Zuſtande apathiſchen Schrecks und geiſtiger Lähmung zu erwachen. Derſelbe ging in ein namenloſes Gefühl der Wuth, des Haſſes und der Rache über. „O entſetzlich, unerhört!“ ſtöhnte er. „Ein Edelmann alſo beſchimpft, vernichtet im Angeſicht der Welt! Wenigſtens ſollſt Du, tückiſche Canaille, Du Molch auf meinem Wege, auf dieſer Stelle büßen für Alles!“ — er riß den Degen aus der Scheide, um einen Stoß auf Beaumarchais zu thun.

Graf Aumont fiel ihm in die Klinge, die Offiziere traten vor Caron. Herzog St. Albin packte den Unſinnigen bei der Bruſt und drängte ihn zurück. „Willſt Du Dich ganz degradiren und noch vor's Parlament bringen? Uebt Nachſicht, meine Herren Offiziere, daß dies in einem königlichen Hauſe geſchah! Laßt den Unglücklichen ſein Elend im Dunkel der Verbannung abbüßen!“ —

„Wenn ich doch einmal vergeſſen könnte, daß meine Schweſter Deine Mutter war,“ rief der Hofbanquier klagend, „und Duverney Euch nur zum Geldgeben und Empfehlen gut geweſen! — Ich ſage mich los von Dir, ich will nichts wiſſen von einem Menſchen, der ſein Glück zu machen zu dumm, und ſeine Erbärmlichkeit zu verbergen zu unerzogen war!“ —

„Oho!“ lachte Falcoz Duverney höhniſch in's Geſicht, „er ſagt ſich los! Schön! — Ihren perſönlichen Verkehr mögen wir verſchmerzen, aber ich will doch ſehen, ob Sie uns auch vor dem Erbſchaftsgeſetz verleugnen können! Dich, Burſche,“ knirſchte er, „Dich haſſe ich mehr, als ich meine Maitreſſe liebe! Ich werde es Dir einſt beweiſen.“ Er wandte ſich.

„Ei,“ erwiederte Caron, „wie Sie Ihre Liebe bei Ihrer Maitreſſe, ſo ſollen Sie Ihren Haß bei mir auch immer theuer bezahlen!“ —

Die Chevaliers und Offiziere lachten hell auf. Der Herzog ergriff La Blache am Arm und verließ mit ihm das Hotel, während der Hofbanquier, rathlos in ſeiner Verwirrung, Demüthigung und Angſt, auf und ab ſchritt, und nun erſt volle Zeit gewann, über alle Folgen des Geſchehenen nachzudenken.

Graf Aumont trat, als La Blache mit ſeinem tief erſchütterten Schwiegervater den Saal verlaſſen, zu Caron und ergriff warm ſeine Hand. „Wenn ich Ihnen in unſerem Namen danken würde, wäre das etwas zu ſelbſtſüchtig, Herr Beaumarchais, aber wir möchten Ihnen die Bewunderung ausdrücken, welche Ihr außergewöhnlicher, Alles durchdringender Geiſt, der eiſerne Muth Ihres Herzens und der Zauber in uns erregt, mit welchem Sie die höchſten Perſonen ſich zu erobern wiſſen. Das Geſchick hat Ihnen jenen höheren Adel verliehen, der wahrlich den Mangel des andern vergeſſen macht, und ſo lange die Aumonts, Noailles und Comartins leben, ſoll Ihnen ein La Blache nichts anhaben!“

„Schließen Sie auch uns mit ein,“ ſagte der erſte Kammerherr Le Bouvé, welcher mit ſeinen Genoſſen herantrat, „wir wiſſen vielleicht in noch vollerem Umfange den Schlag zu würdigen, welchen der Sieur Beaumarchais heut' geführt und die Hoheiten einer großen Laſt glücklich enthoben hat.“

„Meine Herren,“ lächelte Caron, „nehmen Sie mich jetzt nur nicht auf einmal für mehr, als ich bin. Nichts ſchadet uns ſo ungeheuer, als eine zu hohe Vorſtellung unſerer Gönner. Ich habe meine Gattenehre, mein ganzes Glück vertheidigt, dazu gehört ſehr wenig Muth, ich übte ja nur das Recht der Nothwehr. Wo man den Degen nicht brauchen kann, muß eben die Zunge auf die Menſur.

Iſt den Hoheiten zugleich damit gedient, ſo vergeſſen Sie nicht, meine Herren, daß ich ja dazu hier bin, alle Diſſonanzen aus der Nähe Ihrer Hoheiten zu vertreiben und jene ſo oft erſehnten Harmonien zu gründen, ohne die man — bekanntlich nicht Harfe ſpielen kann. Sie werden mich glücklich machen, wenn Sie mir dabei Ihre Freundſchaft und Hülfe verſtatten, das iſt ein freies Geſchenk des Herzens, welches die höchſten Menſchen gerade am würdigſten üben können!“

Dies herzliche Geſpräch ward durch Fronſac's Eintritt unterbrochen, welcher die Kammerherren und Offiziere zu den Hoheiten befahl.

Der verſtörte Duverney blieb bei Caron zurück. Letzterer nahm die Mandoline, ſetzte ſich, und blickte bald ironiſch auf den Banquier, bald aus dem Fenſter, während ſeine Finger in jocoſer Drollerie über die Saiten hüpften und ſein Rubinring im Sonnenſchein funkelte.

„Ruinirt, entehrt vor den Hoheiten, die mir ſtets ſo gütig waren, denen ich ſo viel verdanke!“ grollte Duverney halblaut. „Müſſen ſie nicht glauben, ich hänge mit dieſer Pfaffencoterie zuſammen, während ich nur dem Drängen der Verwandtſchaft nachgab, dieſem Erbärmlichen die Wege zu ebnen?! — Welche räthſelhaften Zufälle ließen dies geſchehen? Welcher Zuſammenhang iſt in dieſen Begebenheiten, die doch ſo entgegengeſetzt ſind? Welcher Teufel hat Fäden entdeckt, die —? Dieſer Dämon an Liſt und Bosheit ſind Sie, mein Herr!“ rief er und ſchritt, aufgelöſt und Thränen im Auge, zu Caron. „Dies Alles iſt das Werk Ihrer Infernalität!!“ —

„Sehr richtig, Verehrter!“ und Beaumarchais ſpielte weiter, „ich zahle jede Malice doppelt zurück, und liebe Niemand mehr, als wer mich zum Haſſe reizt, denn ſchon als Knabe habe ich einen unſterblichen Hang zum Ruiniren beſeſſen! Da ich aber die Bosheit und Liſt nie mit roher Leidenſchaft, ſondern mit ſublimſter Kunſt betreibe, können Sie darauf ſchwören, daß ich den Onkel dem Neffen bald genug nachſenden werde. Urtheilen Sie ſelbſt! — Madame de Pompadour will die königliche Familie vollends verwüſten, Choiſeul, Maupeau, Terray hängen mit ihr wie den St. Albins und Blaches zuſammen. Das große Werk zu vollenden, alliirt ſich die atheiſtiſche Maitreſſenwirthſchaft mit dem Jeſuitenthum, das ſind ja ſeit Alters verwandte Elemente. Da kommt aber ein Pfiffikus, ein Bürgerlicher, ein armer Teufel zwar, genannt Beaumarchais, doch ein Teufel, der Feuer unter den etablirten Hexenkeſſel macht und die Geſchichte in die Luft ſprengt! — Ah, Sie erſtaunen, daß ich Ihnen das ſo ehrlich unter's Geſicht ſage? Nun, ich habe mitunter beſſere Anwandlungen. Ich ſehe, Sie ſind ein vortrefflicher alter Herr, ein Finanzier, dem die Marchandiſe Alles iſt, und welcher gemißbraucht wurde, weil er leider einmal eine Schweſter hatte, die auf den Stamm der La Blache gepfropft worden, um dem dürren Gewächs etwas Nahrung zu geben. Was ſagen Sie, wenn dieſer Beaumarchais nun an allen Orten mit dem Munde, der Feder, im heiligen Ernſte, im lachenden Witze ſagt: Herr Paris Duverney iſt ein Faiſeur der Jeſuiten geworden? Er hat einen frommen Spion ſeiner Verwandtſchaft bei Ihren Hoheiten eingeführt, der auch Hausfreund der Demoiſelle Raucourt geweſen?“ —

„Herr! — Herr Beaumarchais,“ rief Duverney, „ich — ich bitte Sie um Gottes willen, ſchonen Sie einen Unſchuldigen! — Sie ſind ſtaunenswerth in die Dinge eingeweiht! Ich gebe Ihnen mein heiliges Wort, ich ſage mich von dieſen Albins und Blaches los!“ Er faßte Caron's Hand. „Operiren Sie nicht gegen mich! Sie ſind arm, Vermögen giebt Unabhängigkeit! Laſſen Sie uns einen Vergleich ſchließen, ich bin reich —“

„Ich aber nicht Ihr Neffe, der auf Ihre Louisd'ors wartet!“ —

„Aber ich kann Ihnen enorme Vortheile bieten, Sie —“ er zog plötzlich Caron's Hand empor und betrachtete den Solitair. Duverney ward todtenbleich. — „Der Ring! — Gerechter Gott, woher haben Sie dieſen Ring?!“

„Ich ließ denſelben ſchon längſt in der Sonne blitzen, um Ihnen voll Barmherzigkeit den Ariadnefaden aus dem Labyrinth Ihrer Gedanken zu reichen. Den Ring? Das möchten Sie wiſſen? — Er iſt ein Vermächtniß!“ —

„Von wem?“ —

„Von meinen lieben Eltern!“

„Ihren Eltern?! Nimmermehr! Jenes Kind war ein Mädchen!!“ —

„Sieh doch, ein Mädchen? Jenes Mädchen wohl, das wie eine Bauerndirne zu Paſſy bei Antoine Garnier, dem Verwalter des Herrn Duverney, erzogen wurde, und welches, kaum erblüht, der Neffe des Herrn Finanzier mit ſeinen Anträgen quälte, um wahrſcheinlich als ſein eventueller Erbe das jus primae noctis als Grundherr pränumerando auszuüben? Ihr Sündenregiſter, Theuerſter, wächſt bei den Hoheiten beträchtlich, wie Sie ſehen, und da ich die Beweiſe dafür beibringen kann, — ſo bleibt Ihnen doch wohl nichts weiter übrig, als eine umfaſſende Beichte vor mir abzulegen!“

Der Hofbanquier war wörtlich in Todesangſt, der kalte Schweiß des Entſetzens brach ihm aus, er hielt ſich zitternd an dem gegenüberſtehenden Seſſel.

„Erbarmungsloſer, Sie wiſſen nicht, was Sie fordern! Als Kaufpreis Ihrer Freundſchaft, Ihres Schweigens verlangen Sie ein Geheimniß, deſſen Entdeckung mich ruiniren muß! Welchen Vortheil haben Sie denn, es zu wiſſen? Kann Ihnen ein Nutzen aus dem Elende Anderer erwachſen?!“

„Vielleicht! Aber kurz geſagt, das arme, verſtoßene Mädchen, das bis dieſen Augenblick bedrängt wurde, iſt meine Frau! Sie können ſich denken, mit welchem Feuer ich entweder dieſelbe rehabilitiren, oder den Millionär Duverney ruiniren werde!“

„Ihre Frau? — Die kleine Suſanne?!“ —

„Sehr wahr, ſo heißt ſie. Ich werde wohl ungefähr richtig ſchließen, wenn ich in Ihnen einen lieben Verwandten begrüße! Wie werden ſich die Hoheiten über dieſe neue hübſche Geſchichte freuen!“

„Nein, nein, auf mein Wort, Sie irren! Hätte ich je ein Kind, eine Tochter beſeſſen, zweifeln Sie nicht, meine Vaterliebe und die Hoffnung, nicht an den elenden Blache mein Geld zu vererben, hätten mir kein Mittel zu groß erſcheinen laſſen, ſie mit der beſten Erziehung auszuſtatten, mit gerechteſtem Stolze in die Welt zu führen! Suſanne iſt — anderer Leute — vornehmer Perſonen Kind, ein Kind der Sünde! Ich brachte es — weil ich mußte — aus dem Kloſter der Urſulinerinnen ſammt den Geburtspapieren nach Paſſy. Dies Kind, dieſe Papiere waren es, durch welche ich mein Glück machte, mir Abbé Terray geneigt wurde, ich eine Hand in die Finanzoperationen bekam, und es iſt billig, dies Suſannen zu vergelten!"

„Ei," lachte Caron, die Mandoline fortlegend, „das iſt eine ſehr feine Manier, auf Staatskoſten ein Millionär zu werden!" Er ſtand auf und ſah Duverney ſcharf und ſpöttiſch an. „Alſo der Herr Abbé Terray ſind der Va —"

„Um Gottes willen, das habe ich nicht geſagt! Wo habe ich das geſagt? Ich —"

„Das wollen wir ſehr bald ſehen! Ich werde ſorgen, daß Ihre Hoheiten morgen den Abbé ſelbſt danach fragen. Das giebt einen hübſchen Parlamentsproceß gegen ein eigenes Mitglied deſſelben, und außerdem eine Kirchenſtrafe, die ſo etwas wie lebenslängliche Pönitenz in St. If ausſieht. Ich verſtehe mich auf's Inquiriren und Attrapiren!"

„Teufel, wollen Sie mich ganz verderben?!" —

„Gott bewahre! Sobald ich die Geburtspapiere meiner Frau habe und ihre Mama kenne, ſind wir die beſten Freunde, und Sie ſollen weder von mir, noch dem Zorn anderer Leute etwas zu fürchten haben!"

Duverney wiſchte ſich den Schweiß von der Stirn. — „Gut, noch heute ſollen Sie die Papiere haben. Aber nicht eher, als bis Sie einen Vertrag unterzeichnet, in welchem Sie, ſo lange es Ihnen belieben mag, als Compagnon an meinem Geſchäft theilnehmen und ſich verpflichten, ſo lange von dieſen Papieren keinerlei Gebrauch zu machen. Denn nur, daß man weiß, ich beſitze die Papiere und das Geheimniß, ermöglicht meine geſchäftlichen Operationen mit der Regierung und ſichert mich vor dem Haſſe gewiſſer Leute!“

„Das läßt ſich hören! Ich bin alſo der Compagnon eines Millionärs und erwarte heute nach Tiſch Ihre Perſon, den Contract und die Papiere in meiner Wohnung, Rue des Ormes, Hotel Piron. Nun aber die Mutter! Sie werden zugeben, daß die Mutter ein höchſt pikanter Gegenſtand iſt!“

Die Antwort wurde durch ein lebhaftes Zwiegeſpräch im Antichambre unterbrochen, bei welchem ſich die determinirte Stimme einer Frau bemerkbar machte.

„Bei Gott, die Marquiſe de Vendatour kommt von Verſailles! O, jetzt nur, nach dem, was geſchehen, darf ich ihr nicht begegnen, Sie kennen dieſe ſchlimme Frau nicht! Laſſen Sie mich durch irgend eine Thür ſchlüpfen, halten Sie ſie auf, zeigen Sie ihr den Ring, und erinnern Sie ſie an — die Urſulinerinnen! Nachmittag den Contract!“

„Vortrefflich!“ lachte Caron. „Dort hinein. Trifft man Sie, ſo ſagen Sie nur, ich habe es ſo gewünſcht!“ Er ſchob ihn durch die linke Thür, und der Finanzmann befand ſich unter den Kammermädchen der Prinzeſſinnen.

Die bergende Thür klappte zu, und Caron wendete ſich eben um, als die Marquiſe aus dem Vorſaal hereinrauſchte. — Es war eine hohe Dame, etwa Anfang der Vierzig. Die Aehnlichkeit mit Suſannen war unverkennbar, nur daß ihr Haar, ihr blitzendes Auge von tiefſtem Schwarz, ihr Teint von jenem gelblich-weißen Colorit war, wie bei den Italienerinnen. Arme, Nacken und Buſen waren nicht nur voll, ſondern die Dame hatte jenes ſtarke Embonpoint, das bei vornehmen, dem Genuß ergebenen und herzloſen Weibern ſich ſo gern einſtellt, ein Symbol unendlicher Behaglichkeit der Materie. Sie trug eine lange Robe von ſchwarzem Atlas, bedeutend decolletirt und mit einem Heer ſchwarzer Spitzen garnirt. Ein goldenes Crucifix ſchwankte auf ihrer Bruſt an weißer Perlenſchnur, ſie trug einen Roſenkranz um die Hand gewickelt, und eine weite, mit Spitzen beſetzte Mantille, deren Kapuze ihr Haupt bedeckte, und auf der Stirn an die Schneppe des Sammetkäppchens durch eine Agraffe ächter Perlen befeſtigt worden. Dies war das Coſtüm einer Dame, die der Weltluſt abgeſagt und ſich nur noch in frommen Gefühlen zu bewegen ſchien. Unfehlbar war ihr Geſicht noch ſchön, obwohl zu fleiſchig, aber es erhielt durch Stolz und Anmaßung einen Zug ſtarrer Härte, wie durch das blitzende Auge unter ſtarken geſenkten Brauen ein höchſt abſtoßendes Gepräge.

Caron ward blutroth, ſein Herz zog ſich in heißer Bitterkeit zuſammen. Er erkannte ſofort, daß dieſe Frau ſeine nächſte und gefährlichſte Gegnerin ſei, aber augenblicklich war auch ſeine Entſchloſſenheit in vollſter Stärke erwacht. Er verbeugte ſich vor ihr.

„Ich ſage Ihnen aber, Lafleure," rief ſie heftig, zu dem ihr ängſtlich folgenden Kammerdiener gewendet, „die Hoheiten *werden* für mich zu ſprechen ſein, wenn auch die Audienz vorüber iſt! Man wird es in Verſailles unglaublich, unerhört finden, wie der Schwiegerſohn des Herzogs St. Albin, der Neffe Duverney's, ein La Blache, ein Mann vom älteſten Adel, der von den Miniſtern und Seiner Majeſtät ſelbſt für dieſe Stelle bezeichnet worden, nicht allein derſelben verluſtig ging, ſondern dazu noch angeſichts Ihrer Hoheiten durch einen bürgerlichen Bettler inſultirt und beſchimpft wurde, einen Nichtswürdigen, der ſich Beaumarchais nennt!"

„Ganz recht, Frau Marquiſe," und Caron trat auf ſie zu, „Beaumarchais heißt er und ſteht vor Ihnen. Wenn Sie alſo die Nachricht dieſes fürchterlichen Verbrechens ſo bald wie möglich in Verſailles an die rechte Glocke zu hängen wünſchen, brauchen Sie weder die Hoheiten, noch ſich weiter zu bemühen, Sie können ſich bei mir an beſter Quelle informiren."

Die Marquiſe ſtand wie ein Marmorbild. Mit ihren großen auflodernden Augen voll Grimm betrachtete ſie ihn, und ihre Mienen veränderten ſich zum Ausdruck tiefen ironiſchen Verachtens. „Alſo man iſt dieſes Individuum ſelbſt? Sieh da! Und ſage man doch, welcher außerordentlichen Art iſt denn das Talent, welches einen Menſchen, der geſtern noch in der Manſarde ſchlief und hungerte, heute zum Vertrauten der Töchter des Königs machte, ſo daß es deſſen erſtes Geſchäft ſein darf, zwei edle Namen zu ſchänden und eine Eruption aller Hofkreiſe zu Wege zu bringen?“

„Ach, gnädige Frau,“ lächelte Caron achſelzuckend, „ich habe ſo viele, ſo unausſprechliche Arten von Talenten, daß ich einer ſo hohen Dame gegenüber zu ſchüchtern bin, ſie alle auszuſprechen. Allerdings beruhen ſie nicht in Ausübung der gottſeligen Künſte, welche man bei den Urſulinerinnen erwirbt, aber auf dem Gebrauch dieſes Ringes und einiger anderer kleinen Scherze!“

Er hielt ihr den Solitair hin.

„Helf' mir Gott!“ und der Fächer entfiel ihrer Hand. „Das iſt! — O Verdammniß! Meine Sinne! Mein Gott!“ Die Marquiſe ward ohnmächtig, Beaumarchais fing ſie in ſeinen Armen auf.

Lafleure wollte nach Hülfe eilen.

„Nein, mein Theurer, laſſen Sie nur. Ich kenne dieſe Art Krankheit, man ſtirbt nicht davon. Schieben Sie uns nur gefälligſt einen Seſſel zu, denn es würde ſich nicht ſchicken, wenn man eine ſo übervolle Roſe an meinem Buſen fände! So!“ er legte ſie in den Fauteuil. „Nun treten Sie ein wenig zurück, dann werden Sie ſehen, wie ſie ſich wunderbar erholt.“

Lafleure biß ſich auf die Lippen und nahm ſeine Stelle an der Thür der königlichen Privatgemächer ein. — —

„Sie iſt wirklich ungeheuer ohnmächtig!“ ſagte Caron ironiſch. „Das iſt kaum bei dieſer dauerhaften Seele zu glauben. Man muß ein Mittel anwenden!“ — Er beugte ſich zu ihr nieder und flüſterte ihr in's Ohr: „Iſt Ihnen bald beſſer, Schwiegermama?“ —

Die Tuba des jüngſten Gerichts kann unmöglich ein ſichereres Erweckungsmittel ſein, als dieſe ſardoniſche Frage wurde. Diane de Vendatour ſchnellte empor. Ihr wirrer, angſtvoller Blick ſchweifte über Caron hin. „O mein Schöpfer, es — es iſt nur zu gewiß, er iſt ihr Mann!“ murmelte ſie.

„Natürlich,“ erwiederte Caron leiſe, „und Sie begreifen alſo die himmliſche Freude, endlich das theure Weſen, meine Schwiegermama —“

„Schweigen Sie, mein Herr, Sie ſind ein Nichtswürdiger!“

„Weil Ihrer Gottesfurcht meine Verwandtſchaft ungelegen kommt? Aber mich eben amüſirt das, ich bin Ihnen ſchon lange auf der Spur!“

„Mein Herr, Sie —! Unglücklicher, ich —! O Gott, hören Sie mich an! Es iſt Leuten Ihrer Art ja doch nur um Erwerb zu thun! — Ich ſetze Ihnen noch heute eine Million Livres aus, wenn Sie mit — mit ihr noch dieſe Nacht nach England reiſen und nicht wiederkommen!“

„Eine Million?!*) — Nicht übel!“ erwiederte er leiſe. „Das iſt viel, Schwiegerpapa, der Abbé Terray, wird tief in den Schatz greifen müſſen. Aber, Mama, Unſereins hat auch Frömmigkeit, das arme Land bezahlt ja doch genug. Und dann, Mamachen, Paris, der Dienſt der Prinzeſſinnen, die Geſellſchaften, in denen man Anekdoten klatſcht, die Buchhändler, für die man Skandälchen ſchreiben kann, — es iſt doch zu ſchön hier! Sie bringen uns nicht weg! Und denken Sie doch, welcher Schmerz, eine ſo ſüße, lange vermißte, eine ſo — ſchöne Mutter zu meiden! Wir wollen wirklich hier bleiben, und lieber mit fünfhunderttauſend Livres zufrieden ſein!“

Lafleure, der die Flüſternden beobachtet, verſchwand in den inneren Gemächern.

„Er iſt ein Teufel; mein Untergang!“ ächzte ſie.

„Gott bewahre, Mama! Wenn ich von Ihnen durch Herrn Paris Duverney bis heute Abend eine ſofort liquide Anweiſung für fünfhunderttauſend Livres auf den Schatz erhalte, Sie ſich um mich und meine Frau nie mehr bekümmern, die Familien Blache wie St. Albin zur Ruhe verweiſen, und überall, wo Sie mich ſpüren, ja fein ſauber Ihre gnädigſten Finger aus den Affairen laſſen, dann will ich ſchweigen, will von gewiſſen Thatſachen und Papieren nie Gebrauch machen. Ueberſchreiten Sie dieſe Bedingungen aber nur um ein Haar, Madame, wagen Sie oder irgend Jemand Ihrer Coterie gegen mich nur eine kleine Mine zu etabliren, ſo reiße ich Ihnen vor aller Welt die wohlanſtändige Larve frommer Heuchelei herab, und ſtelle Sie ſo nackt und bloß und ſchandebedeckt vor Paris hin, wie Sie Ihr unglückliches Kind, das Kind Ihrer Sünde, verließen!!“ —

---

*) Etwa 240,000 Thaler Preußiſch.

„Und ich ſoll Dich — nicht haſſen als das bösartigſte Gewürm auf meinem Wege?!“ knirſchte ſie und erhob ſich leichenblaß. „Was kannſt Du ſchaden? Was verrathen? — Man weiß, in welch' ſicherer, abhängiger Hand die Papiere ſind, und daß Du nichts beſitzeſt, als leere Gerüchte, ärmlicher Lügner!!“

„Kann eine ſo kluge Dame wie Sie nur glauben, man werde Ihnen bei Ihrem Einfluß eine ſo ſtarke Doſis offeriren, wie ich gethan, wenn man nicht den Effect in der Taſche hat? Ich beſitze wirklich die Papiere; Paris Duverney iſt jetzt in meinen Händen, und ich werde Euch, wenn Ihr mich reizt, bis in die dunkelſten Winkel Frankreichs ausräuchern, und zwar zum Gaudium der Nation, und Madame de Pompadour wird Gott danken, wenn ſie Euch, ohne ſelber defect zu werden, der Vernichtung anheimgiebt. Ihr wiſſet ohnedies, wie Ihr ſeit Damiens ſteht! — Sie ſehen, welche gute Partie Ihre Tochter gemacht hat!“ —

Die Marquiſe war vernichtet. Sie blickte troſtlos umher, ſie wankte nun wirklich. Sie mußte ſich auf den Gegner ſtützen, und ſenkte das bleiche Haupt. „Es iſt vergebens,“ flüſterte ſie, „dieſer Fluch hält mein Leben an allen Fäden! Sei barmherzig, Menſch, Du — Du haſt Suſannen arm genommen, Du mußt doch auch Gefühl haben! Tödte nicht die Mutter Deines Weibes! — Ich willige in Alles! — Werde reich, wie Du magſt! Werde mächtig, ſo weit Du kannſt, ich werde Euch meiden, Euer Weg ſoll glatt ſein! Nur — ſchweige um Deiner Todesſtunde willen und der Scham einer Frau! — Schweige für immer!!“

„Ich werde für immer ſchweigen, wenn geſchieht, was ich verlange! Selbſt vor Suſannen will ich's, denn ich liebe ſie zu ſehr, um ihr eine — ſolche Mutter zu enthüllen!“ —

Während dieſer letzten Worte hatte ſich die innere Thür der königlichen Gemächer leiſe geöffnet. Prinzeſſin Adelaide, ihre Schweſtern und Conti ſtanden in derſelben und betrachteten Beide.

Diane de Vendatour erhob das Haupt. Ihr Blick traf die Hoheiten. Sie ſchrie auf und taumelte. Aber mit übermenſchlicher Kraft ſich waffnend, ſchoß ſie einen wilden Blick des Haſſes auf Caron, preßte, einen Schwur murmelnd, das goldene Crucifix an ihre Bruſt und verbeugte ſich tief vor den Prinzeſſinnen.

„Vergebung, königliche Hoheiten, ein — Unwohlſein verbietet mir, Höchſt-Ihnen — mein Compliment zu machen!“ Sie verſchwand durch die Thür. —

Eine Pauſe des Staunens folgte. —

Adelaide an Conti's Hand, Sophie und Victorie traten ein.

„Das Gefolge bleibt zurück, wir wollen allein ſein!“ Lafleure ſchloß von innen die Thür.

„Faſt ſind wir ſchon Ihrer Wunder gewöhnt, lieber Beaumarchais. Aber dieſe neue Scene iſt doch ſo ſeltſam, daß Sie uns wohl einen Aufſchluß ſchuldig ſind!!“

„Königliche Hoheiten, ich begreife das ſehr gut, aber in meinem Zuſammentreffen mit Marquiſe de Vendatour lag ſo viel tief Schmerzhaftes, mein eigen Leben Berührendes, ſo viel Schmach, daß ich bitte, es ſo lange auf meinem Herzen ruhen zu laſſen, bis die äußerſte Noth mich es zu nennen zwingt! Sie fragten geſtern, ob ich treu ſein könne? Ich ſchwieg. Eben bot mir Marquiſe Vendatour eine Million, wenn ich Frankreich verlaſſe! — Ich bleibe, und ſage Ihro Hoheiten: dieſe Frau mit ihrem Anhang wird nie wieder auf dem Wege der Königstöchter zu finden ſein, dafür habe ich ihr eine — Harfenlection, eine Larvenlection gegeben!! —"

„Bei Gott," brach Conti aus, „wenn Sie das vermochten, ſind Sie ein Juwel! Ich bitte Sie, mich morgen zu beſuchen. Seine Hoheit der Dauphin und Ihre Majeſtät die Königin wollen auch — Harfenlection nehmen!"

Beaumarchais beugte ſich tief, eine Thräne zu verbergen. Er küßte Adelaidens und Conti's Hand.

6.

Der Erſehnte.

Wo auf bloße Gunſt und Ungunſt hauptſächlich der Werth und das Schickſal der Perſonen geſtellt iſt, wie an den Höfen, wo zumal der Wechſel zwiſchen Fallen und Steigen, Bedeutungsloſigkeit und Macht ſo unvorhergeſehen und launiſch erfolgte, wie in der vielverſchlungenen Sphäre, die Ludwig XV. umgab, und welche ſtets auf neue Ueberraſchungen durch die Capricen der Dame Pompadour, oder auf geheime Schachzüge der Parteien vorbereitet ſein mußte, da hatte eine Erſcheinung, wie diejenige Beaumarchais', ſein Glück, ſein Talent etwas ganz Unbezwingliches. Nirgend mehr als hier wurde dem Erfolge nachgelaufen, mochte er ſelbſt zehnmal glatter als jener Caron's ſein. Steiffſte Standesformalität, ein faſt ſpaniſcher Ceremonienernſt, eine Sprache, die jeder Kraft und Würze entbehrte, jede ſchlichte Klarheit durch euphemiſtiſchen Redeſchwall zu erſticken ſuchte, verbunden mit ſchwülſtig-ätheriſcher Empfindelei, die wir noch heute Schäferton benennen, machten damals den Begriff des Anſtandes und der Sittlichkeit aus, was natürlich Niemanden hinderte, an Maitreſſen, Spiel und Orgien, Ehebruch und Intrigue aller Art Gefallen zu finden.

Selbſt Marquiſe de Pompadour, die für ihren königlichen Geliebten doch den Hirſchgarten angelegt, ſah ſtreng auf den Firniß des Wohlanſtandes und der Etiquette, wußte ſelbſt die Orgie mit einer phantaſtiſch-theatraliſchen Götterglorie zu vergolden. So beißend, ſo voll Ironie, ſo ſcharf und wahr und doch dabei ſo graziös, ſo glatt und ſeiner Perſon ſicher wie Caron war Niemand. Weil man ſich nur in gewiſſen hergebrachten Formen bewegen konnte, ſo ſetzte Jedermann die Freiheit ſeiner Rede und Formen um ſo mehr in Erſtaunen, als er ſich nie Blößen gab, nie zwecklos verletzte und aus Unkenntniß das Schickliche verſäumte. Beaumarchais' Triumph zu beſiegeln, erſchien am Nachmittag des Audienztages Paris Duverney, überreichte ihm die bewußten Papiere, eine Anweiſung von Terray für fünfhunderttauſend Livres auf den Schatz, ſo wie einen Vertrag, welcher Caron zu ſeinem Compagnon machte. Zugleich erfuhr man, daß auf Befehl St. Albin's Graf La Blache, einen frommen Jeſuitenpater an der Seite, in einem Reiſewagen Paris für längere Zeit verlaſſen habe. Marquiſe de Vendatour erſchien nur noch ſelten öffentlich in Verſailles, und Terray wie Maupeau beeiferten ſich bei jeder Gelegenheit, den Prinzeſſinnen ihre Ergebenheit zu bezeigen. Gewiſſe geheime Einwirkungen hörten ſeitdem ganz auf, und die erſtaunten Höflinge, welche einſehen lernten, der bürgerliche Beaumarchais ſei weder ſo leicht noch gefahrlos aus dem Sattel zu heben, erklärten ihn für eine Abnormität ſeiner Gattung, titulirten ihn Mrs. de Beaumarchais oder Caron de Beaumarchais, und bemühten ſich, um jeden Preis heraldiſch ſein adeliges Geblüt aus dem Schutte des Mittelalters nachzuweiſen, nur um dem Plebejerthum keinen ſo brillanten Repräſentanten zugeſtehen zu müſſen. Daß nicht allein bei Piron, ſondern ſeinen alten Freunden Turgot und Malesherbes Caron an Bedeutſamkeit gewann, ſich dieſelben ihm anſchloſſen, war eine eben ſo ſichere Folge, wie daß Batyl, der die Gönnerſchaft La Blache's verwirkt hatte, Caron's Mißtrauen durch Dienſtwilligkeit verbannen mußte und demſelben gewiſſenhaſt Unterricht ertheilte. Beaumarchais war ein ſo glückliches muſikaliſches Talent und von ſo regem Fleiße, daß er auf der Harfe bald eine für damalige Zeit ſeltene Meiſterſchaft erreichte und nun wirklich ſeinen hohen Schülerinnen auf dieſem Inſtrumente Lection ertheilen konnte. Außerdem gab er ſich mit eben ſo großem Eifer wie ſtaunenswerthem Geſchick den Finanzoperationen hin, in welchen er Duverney's gelehriger Schüler wurde. Caron war einer jener ſeltenen Menſchen, denen Alles glückt, die im ſcharfen Erkennen der Zeit und Perſonen ſtets die rechte Gelegenheit zu ergreifen wiſſen und wie durch Vorahnung diejenigen Dinge meiden, welche gefahrdrohend werden wollen oder im Begriff ſtehen, ihren Nutzen zu verlieren. Er machte großartige Geldgeſchäfte! Da natürlich Niemand außer den wenigen Betheiligten wußte, daß er durch eine anonyme Schwiegermutter bereits ein halber Millionär geworden, ſo erregten ſeine kühnen Operationen, die großen Summen, mit denen er umſprang, und das Glück, welches ihm förmlich geheime Goldminen zu eröffnen ſchien, das größte Staunen, breiteten ſein Renommé aus, und erweckten ihm unter dem Adel und Beamtenthum, wie den alten Geldmännern der Rue Quincampoix, zahlreiche geheime Feinde. Er war indeß der erklärte Liebling der Prinzeſſinnen, des Prinzen Conti, und man wußte, daß ihn ſowohl die Königin-Mutter wie der Dauphin empfing. — Paris Duverney war ein Mann von Ehre. Er hatte ſich ganz von ſeinen adeligen Verwandten losgelöſt, fühlte ſich wirklich auf's Herzlichſte zu Caron hingezogen, und widmete ſeine Mußeſtunden theils der Wohlthätigkeit und großen Bauten, theils den kleinen liebenswürdigen Cirkeln im linken Flügel des Hotel Piron, wo Frau Suschen, wirklich à la Susanne gekleidet, ſchaltete und Aller Herzen gewann.

Das waren traute Stunden in jenen ſonnig-hellen, funkelnden Räumen, auf den duftenden Terraſſen und unter den dunklen Rebengängen Caron's. Hier einten ſich Frohſinn und Zwangloſigkeit, Schlichtheit und der Luxus ſeiner Bildung, geiſtiger Austauſch und geſelliger Genuß, in welchem Piron und Gemahlin, Turgot, Duverney, Aumont und Morelly, Malesherbes und Marmontel ſich mit Caron und Suſannen, ja — auch dem alten Beaumarchais, zuſammenfanden.

Das Herz des Sohnes, nachdem er ſich im Glücke wußte, hatte es nicht ertragen können, den Vater länger zu entbehren. Auch der alte, wunderlich ſchroffe, eigenſinnige Mann empfand den Verluſt ſeines einzigen Sohnes tief; um ſo tiefer, als er hörte, was aus ihm geworden, welche Ehre derſelbe genoß. Er hatte allerdings noch fünf Töchter, von denen die älteſte, Florine, einen franzöſiſchen Kaufmann in Madrid, Gilbert, geheirathet und eine andere Schweſter, Marie, in ihr Haus genommen hatte; Beide waren in Spanien heimiſch geworden und kannten den Bruder kaum. Die drei anderen Schweſtern indeß liebten ihn unendlich, und je weniger der Alte Nachſicht und Verzeihung gegen den Sohn üben wollte, je einſamer die Mädchen ſich fühlten, deſto geſpannter wurde das Verhältniß zwiſchen Vater und Töchtern, und mancherlei harte Scenen verdüſterten des alten Uhrmachers Tage. Langſam, aber um ſo heftiger erwachte ſeine Sehnſucht, ſeine Reue, und machte ihn noch mürriſcher, noch wunderlicher. Er ſträubte ſich, dem eigenen Herzen das begangene Unrecht zu geſtehen, ſein Stolz, ſein Begriff von väterlicher Würde, und daß er ſeinem Kinde gegenüber nie irren könne, hielt ihn eigenſinnig ab, den erſten Schritt der Verſöhnung zu thun, um ſo mehr, als ſein „Herr Sohn bei Hofe viel zu glücklich und vornehm geworden, um ſeinen alten Vater noch zu brauchen.“ Was für Augen aber machten der griesgrämliche, bittere alte Herr, die Schweſtern, als eines Tages eine Equipage vor dem Hauſe hielt, Caron, Suſannen am Arm, in den alten Laden trat, dem Vater die Hand küßte und ihn fragte, ob er denn noch böſe ſei? Wie bei allen einſeitigen, ſcheinbar ſchroffen und eigenwilligen Charakteren wirkte dieſe unvermuthete Gemüthserſchütterung ſo ungeheuer, daß der alte Mann wirklich ganz verwandelt, wie neugeboren wurde, ſich ſein ſo lange unterdrücktes Vatergefühl deſto gewaltſamer Bahn brach und das Bedürfniß nach der Liebe ſeines Sohnes fortan um ſo heftiger ſich geltend machte. Papa Beaumarchais ließ fortan keinen Abend vergehen, wo er nicht allein oder mit ſeinen Töchtern Margot, Claire und Jeanne ſeine Schritte zum Hotel Piron lenkte, ſich im Glück Caron's zu ſonnen, die Geſpräche geiſtvoller Männer zu belauſchen, oder mit Suſannen zu tändeln, die er ganz beſonders in ſein Herz geſchloſſen zu haben ſchien. Ueberaus komiſch war, wie er ſeinen Eigenſinn, ſeine Würde und das vermeinte Gefühl ſeines väterlichen Rechts in dieſen ihm neuen Zuſtand hinüber zu retten und ſich ſelber zu belügen wußte. Er ſagte, ſo oft ſich nur Veranlaſſung bot: „Ja, ja, Kinder, Ihr habt mich nun immer Alle für ſo hart und einen rechten Barbaren gehalten, aber wären Caron und Suſanne je ſo weit gekommen, hätte ich ſie, als ein kluger Vater, nicht durch die Schule der Noth geſchickt? Da lerntet Ihr Euch Beide lieben, arbeiten, da machtet Ihr erſt ganze Leute aus Euch! Ja, ja, ja," und er lachte überaus liſtig, „ich wußte wohl, was ich that, und daß Erfahrung allein den Menſchen erzieht!" — Mochte auch den Betheiligten dieſe Wahrheit wenig einleuchten, ſo ſtimmten ſie nebſt ihren Freunden doch jedesmal ſcherzend ein, und ließen dem Alten eine Illuſion, welche ſo ſehr zu ſeiner Selbſtachtung und Glückſeligkeit beitrug.

In der geheimen politiſchen Miſſion indeß, zu welcher die Prinzeſſinnen Caron verwendeten, war er am wenigſten glücklich. Einen Theil derſelben hatte er anfänglich wohl mit überraſchender Schnelligkeit gelöſt, denn er hatte die entſponnene Allianz der Jeſuiten mit dem regierenden Maitreſſenthum, das Beſtreben Beider, die Stellung und Macht der Prinzeſſinnen zu überwältigen, in die getrennte königliche Familie vollends Vernichtung zu tragen und die Schlappe des Attentats Damien's zu verlöſchen, vernichtet. Caron, der als Bürgerlicher, Harfenlector und Virtuoſe, zum Trotz der Verſailler Hofſpione bei der Königin Mutter, dem Dauphin, bei Conti, den mächtigſten Leuten des

Parlaments, den Familien Richelieu, Machault, Noailles und Luines aus und ein ging, wußte durch alle Mittel der Verſtändigung die verſchiedenen Glieder der Königsfamilie enger als ſonſt aneinander zu ſchließen und eine politiſche Phalanx zu bilden, die ſowohl gegen das Jeſuitenthum als die Maitreſſenregierung gerichtet war. Hiemit ſchien aber ſeine Macht zu Ende, und jeder Schritt weiter, welchen die Prinzeſſinnen ihm zumutheten, und der ſchließlich auf den Fall der Pompadour hätte hinauslaufen müſſen, brachte ihm nach und nach nur die Gewißheit bei, daß ſich dadurch der allgemeine Zuſtand nur verſchlimmern, man ſich dabei völlig nutzlos opfern werde. Die Zeichen der neuen Zeit, welche, obwohl noch manierlich und leiſe, ſeit dem Jahre 40 an die Pforten des Staates klopften, mehrten ſich, und die Hoffnung Beaumarchais', Morelly's und ihrer Freunde richteten ſich auf viel weitere und größere Dinge, als ſich möglicherweiſe durch eine bloße Cabinetsintrigue und einen Perſonenwechſel erreichen ließ.

Es war gegen Ende 1760, als Beaumarchais unwiderruflich zu dieſem Reſultat kam. Der lange und mühſelige Verſuch, Choiſeul, den Kriegsminiſter, von der königlichen Maitreſſe abzuziehen, war zu derſelben Zeit geſcheitert, und man mußte ſeine ganze Operationsweiſe ändern, wollte man ſich nicht überall Blößen geben. Die jüngeren Mitglieder der königlichen Familie wollten deswegen eine Zuſammenkunft halten, welche die größte Heimlichkeit bewahren ſollte. Alles wurde durch Piron und Beaumarchais auch ſo eingeleitet, daß man zu Verſailles keinerlei Verdacht gegen dieſen Familienrath ſchöpfen konnte. —

Der Herbſt färbte bereits das Laub der Reben roth, und verlieh den Wäldern, Wieſen und Büſchen jenes bunte, lachende Colorit, welches die Natur als letzte leuchtende Schminke vor dem Tode noch einmal anlegt. Chevalier Piron war mit den Prinzeſſinnen, welche nur zwei vertraute Kammerfrauen und Herr von Aumont begleiteten, von Verſailles, ihrem Sommeraufenthalte, nach St. Cyr gegangen, um dem Vorgeben nach dieſer berühmten Anſtalt einige Tage zu widmen. Beaumarchais, für dieſe Zeit vom officiellen Dienſt entbunden, ließ Suſanne unter der Obhut ſeiner Familie wie Frau von Piron zurück, und hatte Turgot, Malesherbes, ja ſogar Morelly zu einem Ausfluge nach St. Cloud, Vaucreſſon und Roquencourt beredet. Sie fuhren in einem Miethswagen durch die Barrière Vaugirard ab. In St. Cloud, das den Orleans gehörte, verweilten ſie nicht lange, Morelly zumal mochte die Schlöſſer und den geſchnörkelten holländiſchen Baumwuchs nicht leiden, und drängte weiter nach der freien Natur, unter ſchlichte Menſchen, in ländlichen Frieden; ſie erreichten Roquencourt. Die große Nähe von Verſailles, die Landſtraße, welche hier, ſüdlich von Marly, nach Maulle und weiter bis Evreux und Conches führte, raubten indeß dem Flecken ſein ſtilles Behagen. Weil es noch zeitig genug war, machte Caron alſo den Vorſchlag, doch ein wenig weiter bis Bailly zu gehen, von da die Straße zu verlaſſen und in Rennemoulin, einem einſamen Weiler am Abhang der Hügelkette von Marly, zu übernachten. Der Vorſchlag fand Beifall, konnte man doch am nächſten Tage durch das ſchöne Thal über Verſailles oder durch das anmuthige Arcis nach der Reſidenz zurück. Ziemlich ermüdet legte man ſich in dem ſchlichten Wirthshaus zu Bett und nur Turgot verweilte noch ein Stündchen im Anblick des Sternenhimmels. Der Rechner, der Phyſiokrat wurde Poet vor dem großen, ſternbeglänzten Blau.

Es iſt bekannt, daß vielleicht keine zweite Hauptſtadt ſo viel landſchaftlichen Reiz in ſeiner Umgebung beſitzt, wie Paris. Unzählige Parks, Luſtſchlöſſer, Höhen und Thäler mit hellen Waſſern umgeben es. Das beſagte Thal, das Thal von Arcis, iſt deshalb aber ſo ausgezeichnet an Schönheit, weil es ſo einſam liegt, ſich vor der zwingenden Cultur der Förſter und Gärtner, vor den Bauten der Großen und dem Geräuſche des öffentlichen Verkehrs bewahrt hat. Im Norden von den Höhen Marlys, im Oſten von denen des Parks zu Verſailles, im Süden von den höheren Zügen der Arcisberge umgeben, öffnet es nach

Weſten ſeine ſanfte Ebene. Ludwig XIV., ein Herrſcher von edlem Geſchmack, hatte mit richtiger Empfindung, nachdem zu Verſailles die Künſte le Notres und alle Wunder des Luxus wie der Architektur erſchöpft waren, am Ende ſeines königlichen Parkes, durch den eine breite, von hohen italieniſchen Pappeln beſchattete Straße lief, jenes Thal, wie ein Stück reiner, gottgeſchaffener Natur mit ſeinen Waldhöhen links und rechts, ſeinen Dörfchen, Aeckern und Wieſen übrig gelaſſen, es durch Gehege in ſeinen Kreis gezogen, und duldete daſelbſt nichts, was an verfeinerte Cultur erinnerte. Dieſe plötzliche Abwechſelung machte, wenn man von den Forſten Verſailles in die freie Landſchaft trat, auf jedes Gemüth tiefen und freudigen Eindruck.

Noch viel lieblicher war die Ausſicht, welche die vier Freunde am andern Morgen, als ſie ihr Frühſtück in der Laube des Wirthsgartens einnahmen, von der Höhe herab genoſſen. Rechts gen Weſten dehnte ſich die Ebene in die Ferne, wo ſie im bläulichen Dunſt der Morgennebel zerrann, aus denen glitzernd die Thürme und Mauern von Neauphle blickten. Rechts ſtieg mit undurchdringlichem Grün der Park von Verſailles mit ſeinen Terraſſen, Hügeln und den berüchtigten Villen des Hirſchparkes herab, auf deſſen Höhen faſt ganz verſteckt Schloß und Stadt im Schatten ruhten. In dem Thale, das zwiſchen Verſailles und der öſtlichen Flanke der ſüdlichen Berge lag, ſchimmerten im Wieſengrün und Sonnenſtrahle das Kloſter von St. Cyr, das nähere Arcis und Fontenay. Ein Bach, die Mauldre, eilte in fröhlichen Windungen ſonnigfunkelnd mit grünen Borden von einem dieſer Städtchen zum andern, ſchnitt die Verſailler Pappelallee, welche ſich öſtlich bis Villepneux ſtreckte, und eilte gen Oſten nach Neauphle. Gegenüber aber, die nordöſtliche Kante der üppig bewaldeten Arcisberge und deren erſte Hügel hinanſteigend, lagerte ein reizendes Dörfchen, aus dem Laube nur mit den Dächern lugend, mit ſeinem ſchlanken Kirchthurm in der Mitte, deſſen tiefer, ſonorer Glockenton das helle ferne Stimmchen zu St. Cyr im Gegengruß der Frühmeſſe beantwortete. Hier endeten die Pappeln von Verſailles, eine andere kurze Allee aufnehmend, welche zu dieſem Dörfchen empor und nach einem wenig hohen, aber langen, glänzenden Gebäude führte, das links und rechts Säulenhallen, gen Oſten noch verſchiedene, unregelmäßig angeſchloſſene Bauten zeigte, aber Alles höchſt undeutlich, weil die Wipfel der Ulmen, Cypreſſen, Akazien, vor Allem der dichten Kaſtanien einen ſchützenden Mantel ringsum zogen, durch deſſen wogende Falten der Blick nur hin und wieder ein hohes Fenſter oder eine Säule zu erhaſchen vermochte. Weiter, die Berglehne empor, den Spuren eines Weges folgend, ruhte in halber Höhe ein Gebäude auf einem Plateau, eine mauriſche Villa mit hoher Kuppel; auch das zierliche Minaret mit goldener Birnenſpitze fehlte nicht. Es blickte überaus anmuthig mit ſeinem reinen Weiß aus dunklem Bergesgrün. Dem höchſten Gipfel der Arciskette aber entragte in's Blaue des Himmels endlich eine gothiſche Ruine. —

Lange ſaßen die Freunde in ſtummem Behagen, in ſüßem Staunen über die Lieblichkeit der Natur, deren offene Gemüther ja nie müde werden.

„Wenn ich ein Eremit wäre,“ begann Morelly, „wenigſtens einer von Profeſſion, — hieher würde ich meine Hütte ſetzen, um in ſolchem Anblick lächelnd ſterben zu können!“

„Und warum nicht leben in ihm, glücklich leben im Frieden des Weiſen, und alt werden, frei unter freien Menſchen?“ fragte Malesherbes.

„Unter freien Menſchen, das dürfte in unſrer Zeit ſchwer angehen!“ meinte Turgot.

„Und mit dem Glück des Weiſen iſt es auch eine eigene Sache! — Weiſe ſein, heißt doch: einſehen, wie alles Irdiſche vergänglich iſt, die Menſchen doch nur durch Unglück klug werden, und daß der gottgegebene Gedanke des Augenblicks oft lange Jahrhunderte braucht, um in den Menſchen Früchte zu tragen! Kann ein Weiſer alſo hienieden glücklich ſein? Nimmer, er müßte denn kein Herz haben und über dem eigenen Genügen die ächzende Welt rings vergeſſen. —

Dieſer Anblick hier iſt ſo ſchön! Drüben dies Völklein Häuſer, welches empor zur Höhe zieht, als ſtrebten ſie alle zu dem lichten Tempel droben, iſt das nicht ein Paradies, um drinnen im Kleinen wenigſtens alle Hoffnungen zu verwirklichen, welche das Herz für das Glück unſeres Geſchlechtes hegen mag?“

„Und wie anders iſt der leuchtende Eindruck dieſer Natur und die grelle Wirklichkeit des Lebens!“ entgegnete faſt wehmüthig Malesherbes, „der Zuſtand der Menſchen, die ſich Kinder dieſes Bodens nennen! — Jene lieblichen Dörfer, Weiler und Flecken bergen Unwiſſenheit und Elend! Dieſe Fluren, welche von Wohlſtand ſtrotzen, auf denen noch einmal ſo viel Menſchen behäbig leben könnten, ſind ausgeſogen durch die Polypengier der Finanzpächter und die Gefräßigkeit wachſender Steuerdecrete, welche allen Fleiß und Frohſinn lähmen! Erſtickt unter'm Joche der Leibeigenſchaft ſind ſie, das ſie wenig höher ſtellt als ihr Vieh, und um ſo mehr entwürdigt, als ſie das Bewußtſein ihrer Schmach haben!“ —

„Mit dieſem Bewußtſein ſie zu verſöhnen, durch Vertröſtungen auf den Himmel ihnen das Murren gegen ihre Erdenſklaverei abzugewöhnen, iſt dann das Geſchäft der Prieſter, die ſich Chriſti Diener nennen!“ grollte finſter Morelly.

„Aber wenn einmal das Vertröſten, die Langmuth ein Ende hat?“ rief Turgot beißend. „Wenn der maltraitirte Verſtand des Jahrhunderts zur Beſinnung kommt und ſein Recht beanſprucht? Wenn dieſe Tagelöhner, Bettler und Leibeigenen ſich erinnern, daß dort links Verſailles, die Stätte aller ihrer Qual liegt, wo Buhlerinnen ihren Schweiß verpraſſen, droben in Marly die Großen das ſchutzloſe Wild hetzen und die Triſten verwüſten? Daß da vor ihnen die Säulen eines Herrenſitzes glänzen, deſſen Gebieter über ihr Fleiſch und Blut Gewalt hat? Was wird das für ein Auferſtehungsmorgen werden?“

„Laßt uns daran nicht denken!“ rief Beaumarchais, „laßt uns nicht wünſchen, es zu erleben! Es iſt die Pflicht aller Denker, aller Vaterlandsfreunde, es zu verhindern! In der Zeit die Feſſeln zu löſen von Geiſtern und Leibern, daß ſie würdig nicht nur, ſondern auch geſchickt werden, die Freiheit zu ertragen, ohne ſie zu entweihen, der Gedanke iſt doch wohl ſchöner, Vater Morelly!"

„Wenn er nur eben ſo wahr wie ſchön wäre! Jenes Idyll dort drüben wäre ſo recht gemacht, an ſeinen Menſchen die Probe zu wagen! Ich möchte wiſſen, wem es gehört!" —

„Ich ſinne auch darüber nach!" ſagte Malesherbes. „Hier in der Nähe muß ſich jedenfalls Trianon, des Dauphins Luſtſitz, befinden. Ich ſehe keinen andern Ort, deſſen Baulichkeit beſſer darauf deutete!"

„So iſt man nun!" lachte Turgot. „Wir ſind alle Pariſer Kinder und kennen die Gegend doch ſo ſchlecht! Die Verſailler Seite iſt nun auch gerade nicht die, deren genauere Kenntniß dem Patrioten Herzensſache ſein kann!"

„Um die Frage zu entſcheiden, zumal der Ort ſo nahe iſt," lächelte Caron, „laßt uns hinübergehen, dem Beſitzer unſern Beſuch abſtatten und ihn fragen, ob er bei ſeinen Leuten nicht Luſt hätte, mit einer klugen Erziehung zum Beſſeren die Probe zu machen!"

„Das hieße allerdings in naiver Weiſe eine Utopie in's Leben rufen!" lachte Morelly, „an Beherztheit würde es unſerm Caron nicht fehlen. Seht, er blickt ſo zuverſichtlich auf den Feldweg, welchen der Reiter eben emportrabt, als erwarte er gar eine Einladung!"

„Ich glaube eher, man würde uns mittels einiger Förſter und Doggen alle Reformen eintränken," erwiederte Turgot.

„Wenn dies Trianon iſt, wäre von dem Dauphin ſolche Behandlung kaum zu beſorgen," meinte Malesherbes, „denn er iſt ein humaner Herr, aber uns achſelzuckend auslachen, wenigſtens nicht vorlaſſen, das würde er gewiß!"

„Wenn ich aber auf der Utopie beſtehe und Euch ſage, daß Ihr irrt! — Jenes Paradies Morelly's, Dorf und Schloß, iſt allerdings Trianon! Auf der Höhe der Kuppelpavillon iſt Klein-Trianon, und der Dauphin — erwartet uns!"

„Der Dauphin?!" fuhr Malesherbes empor.

„Erwartet uns?!" ſagte Morelly erröthend. —

„Beaumarchais, machen Sie keinen ſchlechten Scherz!" rief Turgot ärgerlich.

„Ich kann Euch nur ſagen," erwiederte dieſer, „daß der Dauphin Euch erwartet und mir befohlen hat, Euch nach Trianon, und zwar ohne alles Aufheben, zu bringen. Das iſt der Anlaß unſerer ganzen Partie! Ihr werdet die Prinzeſſinnen und Piron auch finden, und ich glaube, jener Reiter iſt Herr von Aumont im Civil, der nach uns recognoscirt. Verſailles iſt nahe, alſo Vorſicht begreiflich!"

„Caron, ich bitte Sie!" ſagte Turgot, „wie kommt der Dauphin auf uns?"

„Ich — mein Gott, ich alter, ſchlichter Kerl, ich kann doch nicht ſein Begehr ſein?" Morelly ſtand erſchrocken.

„Lieben Freunde, Ihr erinnert Euch doch, daß ich damals beim fröhlichen Mahle, ehe ich vom Pigeonnier Abſchied nahm, ſagte, Ihr würdet auch mich nöthig haben? Ich bin kein Philoſoph, kein Oekonomiſt, ich vermag nicht die großen Mittel zu brauchen, um den Staat zu heilen! Aber ich vermag den Aerzten, den Ehrenmännern, den wahrheiterfüllten Gemüthern die Thür zur höchſten Stelle zu erſchließen! Ahnet Ihr es nun? Der Dauphin iſt ein edler Mann, fromm, ſchlicht, von ſtrenger Sitte und wohlwollendem Herzen, das weiß das Volk und nennt ihn den Erſehnten! Andere meinen, er ſei ein Jeſuit. — Aber daß er ein Genie iſt, ſeine Seele heimlich glüht für eine erneute, beſſere Wendung der Dinge, daß das Vorurtheil, ſeit dem Verbrechen des Pfaffenwerkzeugs Damien, keine Gewalt mehr über ihn hat, das wiſſen wir, Piron und wenige Gleichgeſinnte. Für uns iſt er der wahrhaft Erſehnte, dem ich hier auf Frankreichs grüner Au' nichts wünſche als langes Leben!"

Die Freunde waren erſtaunt, erſchüttert.

„Und was weiß er von uns?" ſagte Malesherbes.

„Ich habe ihm Eure Denkſchriften und ein Exemplar der Baſiliade gegeben, und er hat mir darauf geſagt: „Wenn dieſe Männer ſo ſind wie ihre Schriften, ſorgen Sie, daß ich ſie perſönlich kennen lerne!“ — Doch wahrhaftig, da iſt Aumont, ich habe mich nicht getäuſcht! Gehen wir ihm entgegen!“ —

„Das hätte ich nie erwartet!“ rief Turgot ergriffen aus.

„Wunderbar wär's, wenn ſich ſo plötzlich alle Gewitter am Himmel des Jahrhunderts im Sonnenſchein verlören! Wie viel wäre Euch die Nation ſchuldig!“ Malesherbes ergriff Beaumarchais' Hand.

„Es iſt mein Herzensſohn, an dem ich doch nie zu Schanden werde!“ flüſterte Morelly. „Nun denn, in Gottes Namen, laſſet uns gehen! Wie uns der künftige Herrſcher eben findet, ſo muß er uns nehmen!“ —

Sie ſchritten den Weg hinab, wo ſie auf den fröhlichen Aumont trafen. Nach kurzem Begrüßen unterhielten ſich Caron und derſelbe leiſe einen Moment, dann ſprengte der Hauptmann ſofort zurück, während die Freunde im gemächlichen Schritt der Spaziergänger folgten.

„Unſer Kutſcher wird ſich aber wundern,“ ſagte Malesherbes, „wo wir geblieben ſind.“

„Er hat Weiſung von mir, uns zu erwarten. Wir ſind Finanzdirectoren, welche die Gegend beſichtigen!“

„Sie haben große Vorſicht — ſelbſt uns gegenüber — beobachtet!“ lächelte Turgot.

„Allerdings, und ſie thut Noth, denn wir werden es ſelbſt! Ich habe jetzt keinen Grund mehr zur Heimlichkeit, denn Ihr ermeßt nun die Wichtigkeit des Incognito! Es gelang den Prinzeſſinnen nur durch den Vorwand, St. Cyr zu beſuchen, nach Trianon zu entſchlüpfen. Ahnte man in Verſailles, ſie ſeien hier, Ihr ſolltet bald einen Troß bordirter und beſternter Spione auf unſerm Wege finden.“

„Sehr glaublich!“ entgegnete Malesherbes. „Alſo wird unſer Erſcheinen auch behutſam geſchehen müſſen.“

„Wir vermeiden das Schloß ganz und gehen durch das Dörfchen bergan. An der hintern Parkſeite wird Piron uns erwarten und nach Klein-Trianon bringen, zu jenem — weißen Himmelstempel unſeres Diogen, zu dem die Landſchaft emporſtrebt. Dort finden wir die Herrſchaften!“ —

Man beſchleunigte den Schritt, um über die Wieſen und zu den kühlen Ufern der Mauldre zu gelangen. Die Sonne brannte; Jeglicher war mit ſeinen eigenen ernſten Gedanken beſchäftigt und ſchwieg. Als ſie die Brücke betraten, ſagte Caron: „Um unſer Erſcheinen argloſer zu machen, will ich mit Morelly vorausgehen, doch ſo, daß Ihr uns im Auge behaltet. Der Weg iſt überdem nicht zu fehlen!“

Die kleine Geſellſchaft ſchritt nach Caron's Anordnung weiter durch die hohen Pappeln empor, wo der Marmor des Schloſſes, die Säulenreihen der Colonnaden und droben hoch der Kiosk hernieder glänzte. Groß und feierlich war ihnen Allen zu Muthe, jene getragene Stimmung erhob ihre Seelen, welche ſtets die Vorläuferin gewaltiger, unauslöſchlicher Stunden zu ſein pflegt, Stunden, wie ſie ſelten, vielleicht nie wiederkehren, und in deren Erinnerung noch der Stolz, vielleicht auch die Wehmuth unſeres Alters ſchwelgt.

Trianon! Welch' ein traurig ſüßer Klang, welcher Mollaccord im Leben Frankreichs! Du warſt die Wiege der Hoffnungen eines ganzen Volkes, eines Jahrhunderts, einer neuen Epoche der Geſchichte und — ihr Grab! Trianons Name erinnert an ein großes Erblühen und Verwelken! —

Hoch auf den Arcisbergen, nur noch überragt von der gothiſchen Ruine, liegt Klein-Trianon, weithin die Landſchaft, Neauphle, Marly, Louvecienne, St. Cloud, und endlich rechts Verſailles überſchauend. Hinter ihm in dämmernder Ferne liegt ein verworrener grauer Rieſenſchatten, Paris. Zu unſeren Füßen, von Terraſſe zu Terraſſe abſteigend, aber rauſcht der Park, breitet ſich das Dörfchen und das Schloß von Groß-Trianon aus, umkränzt von dem weiten Thal der blitzenden Mauldre. — Im Styl eines mauriſchen Tempels erbaut, iſt Klein-Trianon nichts als eine ſehr große Rotunde mit drei Eingängen. Der Kiosk links ſteht durch einen kurzen Gang mit ihr in Verbindung, und deſſen von vier Fenſtern erhelltes Erdgeſchoß bildet einen kleinen Salon, aus welchem eine Wendeltreppe auf die Kuppel des Thurmes zu maleriſchem Panorama führt. Die Rotunde ſelbſt enthält vier Zimmer, jedes mit einer andern Ausſicht; ſie öffnen ſich ſämmtlich nach innen auf einen von Säulen umgebenen Hof, oder vielmehr ein Blumenhaus, deſſen üppige Flora durch eine weite, glasgedeckte Oeffnung der Kuppel Licht und Wärme empfängt. In der Mitte dieſes Blumentempels bieten Divans und Seſſel eine behagliche Ruhe in tiefſter Stille. —

In ihm befindet ſich eben eine Geſellſchaft hoher Perſonen im vertrauten Geſpräch. Es ſind die Prinzeſſinnen Adelaide, Sophie und Victorie, und die Dauphine Maria Joſepha, Tochter Friedrich Auguſt's III., Königs von Polen, eine volle, blonde und ſchöne Frau von etwa vierundzwanzig Jahren, blaſſem, weichem, zartgeadertem Teint und einer faſt leidenden Sanftmuth. Dies Weſen rührte nicht etwa davon her, daß ſie ſich unglücklich gefühlt hätte, denn ſie liebte ihren Gemahl unausſprechlich, ihre duldende Ruhe ſchien vielmehr Naturanlage und durch die Erziehung des Dresdener Hofes erzeugt zu ſein. Mit jungen Jahren hatte ſie dort ſchon die traurigen Folgen der Maitreſſenwirthſchaft ihres Großvaters, Auguſt's des Starken, erlebt, ihre Familie durch den öſterreichiſchen Erbfolgekrieg und die traurigen Händel mit Friedrich II. verwickelt und auf's Tiefſte gedemüthigt geſehen. Dieſelbe unglückliche Regierungskunſt, dieſelbe Sittenverwilderung, nur in noch grellerer, ſchamloſerer Weiſe, hatte ſie in Frankreich wieder empfangen. Sie hatte es ertragen lernen müſſen, wie man ihren Gemahl bei dem Könige wie dem Volke auf's Schmählichſte verleumdete, ſich zwiſchen Vater und Sohn eine immer tiefere Kluft dehnte, und ſo machte ſie ihr frommer, ächt deutſcher Sinn zur Dulderin, zu einer ſtillen, edeln Hausfrau, welche in ihrer eigenen Familie allein den ganzen Himmel findet, ſich von jeder Berührung mit der rauhen

Außenwelt in nervöſer Gereiztheit zurückzieht. Ihre weiße Hand in der ſeinen, ſaß neben ihr ein hoher, edler Mann, etwa vier Jahre älter, eine ernſte und doch überaus gewinnende Erſcheinung. Er war majeſtätiſch und voll gebaut, ſein Blick feurig, ſeine Bewegung leicht und kraftvoll, aber ſeine fahle Haut, das tiefliegende Auge bezeichneten Symptome eines inneren Leidens, welches, allen Aerzten zum Trotz, unmerklich, aber ſtätig fortſchritt. Es war Monſeigneur der Dauphin, den das Volk als ſeinen „désir“ liebte, an deſſen Thronesſtufen es flehend einſt alle ſeine Schmerzen tragen, unter deſſen Hand es geneſen wollte. Kein Höfling, kein läſtiger Laquai, kein Hofmarſchall mit ſeinem Ceremonienzwange war zugegen, nur ein neun- und ein fünfjähriger Knabe ſpielten träumeriſch bei den Blumen, Blätter und Knospen pflückend und zu einem kleinen Garten pflanzend, der ſchon unter ihren Händen welkte: des Dauphins älteſter Sohn, der Duc Bourbon, und ſein Bruder Berri, welcher als Ludwig XVI. nachmals die letzte Krone der Capetinger trug. —

„Alle Anzeichen, mein theurer Bruder,“ verfolgte Adelaide die eingeleitete Berathung, „ſprechen dafür, daß unſere Abſicht geſcheitert iſt. Unſere königliche Mutter hat nichts von Choiſeul zu hoffen, ſo freundlich er ſich ſcheinbar auch ſtellen mag; entweder iſt es Hinterliſt oder Verlegenheit, welche ihn die Entſcheidung ſchlau verſchieben läßt.“

„Er wird ſich,“ entgegnete der Dauphin, „ſo lange halten, ſelbſt gegen den ernſten Widerſtand der Marquiſe, als der deutſche Reichskrieg dauert. Erſt wenn die Pompadour ihm die Früchte zu entwinden verſucht, welche das unglückliche Bündniß zwiſchen Oeſterreich und Frankreich ſeinem Ehrgeiz nothwendig tragen werden, ja vielleicht erſt, wenn er ſeinem Falle bereits nahe iſt, wird ſeine Annährung an unſere königliche Mutter ernſt gemeint werden. Einem Verleumder ſoll man nie trauen!“

„Und was kann ein discreditirter Miniſter uns gegen eine Frau nützen, die den König unbedingt regiert?“ ſeufzte die Dauphine.

„Man ſagt, Choiſeul habe bei dem Parlament und der Nation gewonnen, ſeitdem er mit der Marquiſe in Zwieſpalt iſt!“ fiel Sophie ein.

„Dieſer ſein Gewinn iſt ſehr nichtig,“ entgegnete Monſeigneur, „ſobald Friedrich II. noch einen ſo eclatanten Sieg über uns gewinnt! Ein Kriegsminiſter braucht ſtets Geld, und das iſt dem Parlament ein Gräuel; überdem, wie aus Vetter Conti's Wahrnehmungen hervorgeht, iſt es ein ganz anderer Rückhalt, auf den ſich Choiſeul ſtützt, welcher ihm eine gewiſſe Popularität giebt und ihn gegen die Marquiſe im Sattel hält, nämlich die heimliche Unterſtützung unſeres alten Gegners, des Herrn Vetters von Orleans. Er hält die Pairie in der Hand, coquettirt mit den Dogmen der Philoſophen, mit dem kahlen Janſenismus, und wird eben ſo gut der Dame Pompadour oder den Klerikalen ſich ergeben, wenn es dem nagenden Ehrgeize ſeiner Familie nutzen kann.“

„Und dies unſelige, feindliche Geſchlecht,“ rief die Dauphine, „iſt vom Geſchick an die Bourbonen zu ihrem Verderben gekettet, und unſere Kinder werden ebenſo mit ihrem giftigen Einfluſſe kämpfen müſſen, wie unſere Vorfahren es gethan!“

„Wenn unſere Kinder die Energie Ludwig's XIV. haben, und die Vernunft, gleich ihrem Vater die Zuckungen der Zeit vorherzuſehen, dann nicht!“ erwiederte der Dauphin. „Wir müſſen indeß das Unheil dieſer Tage tragen, bis — der Lauf der Natur ihm ein Ende macht, ich ſehe es nur zu wohl ein. Heinrich aber und Ludwig dort, Xaver und Karl werden es beſſer haben, wenn Gott mir Kraft giebt, und er wird es! Jedes Geſchlecht iſt an ſeinem Falle ſchuld, Leidenſchaft und Schwäche iſt ſein Feind. Vielleicht gab die Vorſehung uns gerade darum eine ſolche Zeit der Schmach und Trübſal, um dieſe ſchlimmſten Feinde aller Könige in uns auszutreiben!“

Er blickte mit tiefer Bewegung auf ſeine ſpielenden Knaben; alle Blicke folgten ihm. Es war die tiefe Bewegung eines Vaters, der nur für die Zukunft ſeiner Kinder lebt, einer Familie, die ihre Hoffnungen auf ein jüngeres Geſchlecht wirft, auf zwei Knaben, die dort noch in Blumenträumen lebten.

„Möge der Ewige es gnädig fügen! Was Eltern können, — wenn ſie lange genug leben, — das —“ Die edle Frau ſah Monſeigneur voll Innigkeit an. Etwas wie ſtumme Seelenangſt lag in ihren Blicken.

Ein Geräuſch weckte die Geſellſchaft aus kurzem Sinnen. Graf Mouy öffnete die linke Seitenthür. Der Dauphin winkte ihm näher.

„Nun, lieber Graf?“ —

„Beaumarchais iſt von Paris gekommen. Die drei bewußten Herren, welche Monſeigneur gewünſcht, ſind bei ihm.“

„Jedes Aufſehen iſt doch vermieden?“ —

„Gewiß, Monſeigneur, Caron hat ſeine Begleiter nur zu einer Landpartie beredet. Erſt als ſie Rennemoulin zu Fuß verließen, entdeckte er ihnen Zweck und Ziel der Excurſion. Es müßte mit Zauberei zugehen, wenn man davon in Verſailles erführe!“ —

„Es wird doch nothwendig werden, den Lector vorher allein zu ſprechen, mein Bruder!“ flüſterte Adelaide.

„Rufen Sie Beaumarchais, Herr Graf, und laſſen Sie die Anderen inzwiſchen im Schweizerhäuschen eine Collation nehmen, der Morgen iſt heiß. Prandin mag ſie bedienen, er iſt zuverläſſig.“

Mouy eilte hinaus, und Caron, der bereits im Vorſaal gewartet, erſchien.

„Nun, mein Wackerer,“ lächelte der Dauphin, „Sie bringen uns zugleich ſchlechte Nachrichten und willkommenen Beſuch?“ —

„Das Erſtere fürchte ich, das Andere aber zu hoffen würde mich glücklich machen, Monſeigneur. Genehmigen Sie zu hören, was ich ſagen möchte?“

„Nur ungeſchminkt, wie ich's an Ihnen liebe.“ —

„Choiſeul's Annäherung war eine bloße Finte, Monſeigneur, und Ihre Majeſtät die Königin-Mutter darf ſich keiner weiteren Täuſchung hingeben. Hoheit Prinz Conti werden bereits auseinander geſetzt haben, daß Orleans mit Choiſeul nun liirt iſt. Es iſt natürlich eine Verbindung zwiſchen zwei Leuten, bei welcher Einer den Andern zu betrügen hofft.“

„Sehr glaublich!“ ſpöttelte der Dauphin. „Aber wie ſo will Choiſeul den Orleans betrügen?“

„Ganz wie er es mit Ihrer Majeſtät der Königin im Sinne hat. Seine Abſicht iſt, Premier zu werden und Frankreich allein zu regieren. Selbſt wenn die Marquiſe ſtirbt oder fällt, wird er Mittel finden, ſich zu halten. Er hat — eine ſchöne Schweſter!“

Ein Ausruf der Indignation erfolgte. —

„Herzogin Beatrice de Grammont?“ fragte die Dauphine erſtaunt.

„Woher haben Sie das?“ —

„Die enge Beziehung der Pompadour mit Terray, Silhouet und Maupeau iſt den Hoheiten bekannt genug, auf Terray hat Paris Duverney, mein Compagnon, Einfluß, und da der Abbé die Finanzen dem Herrn von Silhouet gern ganz entwinden möchte, Maupeau ſelbſt auf die Premierſchaft geſpitzt iſt, ſo geriethen Alle nicht wenig in Entſetzen, als Choiſeul die Herzogin, ſeine Schweſter, eines Tages Seiner Majeſtät vorzuſtellen wußte. Die Grammont hatte einen entſchiedenen Triumph davon und Pompadour wurde ſehr beſorgt um ihre Stellung. Dies war die erſte eigentliche Urſache ihres Zwieſpalts mit Choiſeul; ſie ſtets mit der Schweſter in Schrecken zu ſetzen, iſt ſeine Waffe. Andererſeits wußte ſie ſich durch die bekannten Mittel wieder ihrer Macht feſt genug zu verſichern, und dies Spiel wird entweder mit dem Sturze des Einen von ihnen enden, zumal die Marquiſe leidend ſcheint, oder, wie ich lebhaft glaube, mit einer — Verſöhnung. Welche Ausſicht bleibt noch Ihrer Majeſtät?“

„Und es ſteht nicht einmal zu hoffen, daß der König dieſes Treibens endlich müde werde?“ Der Dauphin erhob ſich bitter. „Sie ſind alſo der Anſicht, daß nur eine Buhlerin der andern folgen, nicht das nahende Alter und Ueberdruß den König heilen werde — —?“

„Sondern der Tod allein!“ fiel Beaumarchais ein. „Es iſt ein ſtarker Ausſpruch, Monſeigneur, aber ich bin der Wahrheit deſſelben gewiß! Noch mehr, ich behaupte, daß die Pompadour, ob ſie auch den Fluch des Landes auf ſich geladen, noch nicht die Schlimmſte iſt, ihre Nachfolgerinnen ſie in Verwüſtung der Finanzen und Sitten vielleicht übertreffen dürften, ohne den unleugbaren Scharfblick und die Bildung der Marquiſe zu haben. Das Laſter wird heftiger und roher mit den Jahren! Daß ich das ſagen muß, Monſeigneur, ſagen, was Sie längſt empfanden, iſt traurig, aber es muß endlich ausgeſprochen werden, damit die Situation klar werde. Auf dieſen Zuſtand ſteigender Verwüſtung ſpeculirt Orleans!“

„Woher ſchließen Sie dies aber?“

„Des Herzogs Maitreſſe iſt Demoiſelle Raucourt, die Sängerin, Raucourt’s Mann oder — chevalier servant, wenn Hoheit wollen, iſt Debrelon, und den habe ich in der Taſche!“

„So ſprechen Sie vor uns die Möglichkeit jeglicher Aenderung der Dinge zum Beſſeren aus?“ fragte Adelaide entflammt.

„Das nicht, Hoheit! Wer will das Walten des Geſchicks, wer alle Zwiſchenfälle berechnen? Es handelt ſich hier nur um das, was man allen vernünftigen Erfahrungen nach erwarten muß. Die erhabene Familie des Königs muß ſich ſchlechterdings gewöhnen, keinerlei Beſſerung, nur Schlimmeres zu erwarten, ſo lange der König — lebt. Alle Verſuche bei ihm werden ſich als Illuſionen erweiſen, denn der Feinde des Guten ſind zu viele, der König iſt aber ihr Haupt, wenn auch nur aus Schwäche!“

„Inzwiſchen ſchreitet die Zeit vorwärts, werden die Stimmen der Unzufriedenen lauter, die allgemeine Lage der Welt wird ſchwieriger! Es iſt mehr als gewiß, daß Nordamerika ſich gegen das Mutterland empören will, und ſolche Beiſpiele ſtecken an! Ich dächte, des Zündſtoffs hätten wir genug, und auch der Leute, die ihn entzünden!"

„Das Alles iſt wahr, Monſeigneur, ja ich glaube ſogar, wir ſehen die großen kommenden Uebel, weil ſie noch entfernt ſind, deutlicher, als vielleicht eine jüngere Generation, die ihnen näher ſteht. Kurz vor dem Wetter iſt ja immer Windſtille!" —

„Was wollen Sie aber mit dem Allen ſagen, Beaumarchais? Auf was zielen Sie ab?"

„Auf das Einzige, was der Nation, was Euer Hoheit zu hoffen bleibt! Das iſt allein Ihr Regiment, das ſind Sie ſelbſt, Monſeigneur! Zwiefach der Erſehnte, ſind Sie der Vater, welcher das Volk wie ſeinen throngeborenen Sohn weiſer erziehen wird. Dann werden dieſe Wetter nichts gegen uns ausrichten und Orleans eben ſo machtlos ſein, als das Beiſpiel eines empörten Auslandes. Sie werden in erhabener Vorausſicht gerecht und billig die Güter humaner Bildung vorbereiten und gewähren, welche ſich andere Völker blutig erſtreiten, vielleicht rauben müſſen!"

Eine Pauſe erfolgte.

„Und da ſind Sie denn bei der — Baſiliade angelangt, mein Lieber, wie?"

„Ich bin bei ihr nicht angelangt, aber bei der Gewißheit, Monſeigneur, daß Sie der Geiſt Morelly's, Turgot's und Malesherbes' nur deshalb angenehm berührt, weil es Männer ſind, welche für die Zukunft aufbauen, nicht nur niederreißen."

„Sie haben Recht, ich danke Ihnen! Führen Sie die Herren in das blaue Zimmer."

Beaumarchais entfernte ſich. —

„Ihr ſeht, meine Lieben, wie richtig ich geurtheilt! Von unſerm Vater iſt nichts mehr zu hoffen. Schmach genug, daß ein Sohn das ſagen, den Tod ſeines Erzeugers als die größte Wohlthat der Vorſehung erachten muß! Beweinenswerthe Mutter! Es iſt ein ſchwerer Schlag, — hoffentlich der letzte! — Muth, theuerſte Joſephe! Auf uns und unſere Kinder laß uns allen Glauben ſetzen, und auf jenen Vater droben, der — nie täuſcht!“ Er preßte den kleinen Bourbon an's Herz, hob den jüngeren Berri empor und küßte ihn. „Für Euch, für Euch!“ murmelte er. — Dann führte er beide Knaben zurück zu ihren Blumen. — „Sei denn die alte Welt abgeſchüttelt, ehe ihre Trümmer uns erdrücken! Ich will verſuchen, wie ſich's mit der neuen Zeit leben läßt, die jene Männer uns aufbauen wollen!“

Er verließ die Rotunde. —

Inzwiſchen hatten Caron, Graf Mouy wie Aumont ihre Freunde, die Herren Malesherbes, Turgot und Morelly in das blaue Gemach geführt, und man harrte in nicht geringer Erregung einer Audienz, die eben ſo ungewöhnlich wie mit Gefahr verknüpft war. —

Die Thür des anſtoßenden Studirzimmers öffnete ſich, der Dauphin erſchien, freundlich grüßend. — „Da dieſe erſte Begegnung etwas ohne Façon ſein muß, ſo wollen wir uns jeder Vorſtellung entheben. Wenn ich nicht ſehr irre, iſt jener ehrwürdige geiſtliche Herr der Vater der Baſiliade, unſer neuer Plato, der aber den Vorzug hat, ſeinen beſten Staat auf das urſprüngliche, einfach hohe Chriſtenthum zu bauen! Nicht wahr?“

„Ja, Monſeigneur,“ antwortete der Alte, „ich habe die Baſiliade und das Geſetzbuch geſchrieben.“

„Sie ſind Abbé?“

„Nein, Monſeigneur. Zwar habe ich die Weihen, aber man hat mir kein anderes Amt als das des Schulmeiſters von St. Lazare verſtattet.“

„Daran that man Unrecht. Ein Mann von Ihren Gaben hätte für die Kanzel, die Akademie oder den Hörſaal der Sorbonne beſſer getaugt.“

„Das, königliche Hoheit, glaube ich nicht. Mir iſt ſo viel geworden, als ich verdiene. — „Laſſet die Kinder zu mir kommen, denn ihrer iſt das Himmelreich!“ Dies Himmelreich der Kinder habe ich, Monſeigneur!“

„Die Baſiliade mußte Ihnen doch aber in unſerer philoſophiſchen Zeit eine große Schaar mächtiger Verehrer und Gönner eintragen? Ich glaube indeß, während Sie darauf ſannen, wie die Menſchheit glücklich zu machen ſei, ſind Sie ſelbſt leer ausgegangen?“

„O nein, Monſeigneur, das bin ich nicht! Andere in meiner Lage würden ſich allerdings arm nennen, denn ich beſitze nichts von dem, was man Bequemlichkeit und Luxus des Lebens nennt. Aber ich habe ein Kleid, das mich deckt, ob es auch nicht ſehr neu iſt, eine Wohnung, wiewohl etwas zu luftig; ich eſſe mich ſatt und Bücher wie Papier haben mir noch nie gefehlt. Hoheit fragen nach meinen Gönnern? Ich gab die Baſiliade wie das Geſetzbuch anonym heraus.“

„Man kennt Sie gar nicht in Paris?! — Ihre Genoſſen, die Philoſophen, wiſſen nichts von Ihnen?“ —

„Meine Bücher kennen ſie nun wohl,“ lächelte Morelly, „doch mich nicht. Das kommt, weil ich jene Kreiſe nicht kennen will! Was ſoll ich mit ihnen, Hoheit? Dieſe Leute ſagen alle, was nicht iſt, was fallen muß; ſie greifen nur an. Soll ich ihre Zahl vermehren? Um meines Vortheils willen? Die phyſiokratiſche Lehre iſt nicht die meine, und ſo wenig ich viele frappante Wahrheiten anfechten will, die der ſecirende Verſtand unſerer neueren Denker aufdeckte, ſo wenig bin ich geneigt, meine Träume, in denen ich glücklich bin und alt wurde, dicht vor der Grube aufzugeben.“

„Sie halten ſich für einen Träumer?“ ſagte der Dauphin ſcherzend. — „Wenigſtens iſt das Geſtändniß offen!“

„Gewiß, Monſeigneur. Ich hoffe recht ernſtlich, daß Sie mich für nichts Anderes nehmen. Kann man in unſerer Zeit ſo alt geworden ſein wie ich, ohne die Baſiliade für einen Traum zu halten?“

„Ich freue mich, daß Sie ſich ſelbſt ſo beurtheilen, es erleichtert unſere Verſtändigung um Vieles. Wenn dieſer Traum nun aber recht viele Irrthümer enthält?“

„So wird derſelbe nicht an ſich, nur meine menſchlich ſchwachen Augen, Hoheit, werden daran ſchuld ſein. Ich muß wohl noch viel zu reich, noch viel zu befangen in Vorurtheilen, ein viel zu — alter Menſch der alten Zeit noch ſein, um einer ganz reinen Beſchauung zu genießen. Meine Irrthümer gebe ich Ihnen alle preis — meine Träume nicht!“

„Ein wunderbarer Mann!“ rief der Dauphin. „Aber wenn Sie ſchon wiſſen, die Baſiliade ſei ein phantaſtiſch Gedicht des Paradieſes auf Erden und Sie dazu noch zugeben, daß es Irrthümer enthalten mag, woher kommt Ihnen denn der Muth, es mit faſt religiöſer Naivetät zu glauben? Wenn ich Sie nun frage, wie Sie in unſeren Tagen dieſen Traum wahr machen wollten?“ —

„Ich würde antworten, Hoheit, daß ich das nicht kann. — Warum ich ihn glaube? Weil er erbaut iſt auf Chriſti Lehre, der einfachen Moral der Bruderliebe und Gleichheit, auf dem Bewußtſein der freien Gottesabſtammung, um welche Jeſus für uns ſtarb. Ich glaube, daß am Ende aller Tage die gereinigte, fortentwickelte Menſchheit dieſen Traum wahr machen wird, ohne in ſeine Irrthümer zu fallen, die ja doch nur die meinen ſind. Die Baſiliade iſt alſo nur das Endziel unſeres Geſchlechts, von deſſen einfachem Wege das chaotiſche Mittelalter abgewichen. — Ach, eine tiefe Sehnſucht geht durch unſer heutiges Geſchlecht, auf jene alten, verlorenen Bahnen zurückzukehren! Aus dieſer Sehnſucht ſind auch alle jene ſcharfen, kühnen, oft bitteren Gedanken unſerer Philoſophen entſtanden, darum ſoll man ſie nicht haſſen. Aus ihr entſtand auch mein Gedicht, aber aus ihr kann auch das Ungethüm aller bildungsloſen Leidenſchaften entſpringen, das Verderben ringsum bringt. Wenn ſich ein hoher Herrſchergeiſt, ein großes, freies Herz fände, das die Welt — nicht jenem Traumbilde nach — aber doch in dieſe langverſchüttete Bahn leiſe zurückführte, unmerklich die Feſſeln löſte und ſchmerzlos Frankreich über den großen, düſtern Wendepunkt des Jahrhunderts trüge, welchem wir uns nahe fühlen?! Ich ſtehe vor — Ihnen, Monſeigneur, ſoll ich Ihnen noch ſagen, wer Der iſt, der es vermag?!“

Der Dauphin legte ſeine Hand auf die Schulter des Greiſes. „Ich möchte es wohl, Morelly. Aber Sie dürfen ſchrankenlos denken, der Dauphin, — ſelbſt wenn er König wäre, kann nur in den engen Schranken des Möglichen handeln. Was iſt das Mögliche?"

„Danach dürfen Sie, Hoheit, mich eigentlich nie fragen; mein ganzer Werth beruht eben auf der Unendlichkeit meines Gebildes. Die Freunde Turgot und Malesherbes werden Ihnen dies Wie viel beſſer ſagen. Eins aber iſt doch auch mir möglich. — Als wir den Weg hieher ſchritten, das lachende Trianon, eine kleine Welt, ein Eden für ſich, mit trunkenen Augen ſahen, wie es ſich emporſtreckt bis zu dieſer Stelle, fiel mir die Baſiliade lebhaft ein. Die Welt kann man nicht beglücken, eine Nation ſchwer, ein Dorf — viel leichter!"

„An Trianon, meinen Sie, wäre die Probe zu machen!" — Der Dauphin verſank in Nachdenken. Dann zuckte er auf. Wir ſehen uns heute nicht zum letzten Male, Morelly! — Nun, nach der Phantaſie das Reale!" Er ſchritt zu Turgot und Malesherbes. „Ich kenne Ihre Denkſchriften, meine Herren. Sie gefallen mir überaus; ich erlaube Ihnen, Sie mir zu widmen, wenn Sie ſie drucken laſſen. Was haben Sie aber vorzuſchlagen, womit man beginnen kann und muß. Unumwunden!"

„Daß die ungleiche Steuerlaſt aufhöre," begann Turgot, „und das Inſtitut der Finanzpächter! Daß man den Druck der Hörigkeit und feudalen Uebermacht erſt lindere, dann abſchaffe, dem Volke durch erhöhte Induſtrie und Bodencultur Arbeit biete, dieſe Quelle des Wohlſtandes und der Zufriedenheit! Die Menſchen werden ſchlecht und niedrig aus Unthätigkeit, noch mehr aus Egoismus. Richtet man ihn jedoch auf den edelſten Ehrgeiz, den der Bildung und des freieren Lebensgenuſſes, dann, Monſeigneur, wird man das Uebel bei der Wurzel ausrotten. Wo Colbert aufhörte, müſſen wir wieder anfangen!"

„Dieſe Bildung aber zu ermöglichen," ſetzte Malesherbes fort, „muß die Cenſur fallen, Hoheit! Man verhindert mit ihr kein Uebel, denn die entſittlichendſte Lectüre ſchleicht ſich doch anonym ein, dagegen unterdrückt man das ſolide Gute. Selbſt wo Irrthümer ſich zeigen, widerlegen ſie ſich durch dieſelbe Freiheit, der ſie entſprungen, und für den öffentlichen Frevler ſei öffentliches Gericht. Schule und Seelſorge werde ernſtes Augenmerk des Staates und die Sinecuren hoher Pfründen müſſen zu Gunſten des niedern Klerus fallen. Die Generalſtände, Hoheit, Frankreichs alte Inſtitution, wecke man wieder auf, um an der Neugeburt der Nation theilzunehmen und des Landes Wünſche zu hören. Den Adel ſuche man durch Ehrenſtellen, das Bürgerthum durch Belohnungen und Vortheile für das allgemeine Wohlergehen, für Handel, Induſtrie und Ackerbau zu gewinnen. Glauben Sie nur, Monſeigneur, ein friſcher Herzſchlag wird dann das Vaterland durchſtrömen und mit der Exclusivität werden alle die Unwetter ſchwinden, welche ſich ſeit der Maintenon in Frankreich himmelhoch aufgethürmt!“

„Sie meinen als redliche Männer, daß dies ausführbar ſei?“

„Unter Ihrer feſten Regierung — ja, Monſeigneur!“ rief Malesherbes.

„Meine Herren, ſeien Sie überzeugt, wenn ich — je König werde,“ und des Prinzen Auge glühte, ſeine Geſtalt erbebte, „dann ſoll dies Alles geſchehen! — Gebe Gott, daß es nicht zu ſpät ſei!“

„Zum Guten, Hoheit, iſt's nie zu ſpät!“ rief Turgot begeiſtert.

„Das ſei unſer Troſt, Meſſieurs! Ich wünſche, daß Sie für dieſe unſere Zukunft inzwiſchen Ihre Erfahrungen ſammeln, Ihre Vorbereitungen treffen. Ich werde Ihnen Gelegenheit geben, größere Einſicht in die Mißbräuche zu erhalten und Gleichgeſinnte zu erwerben. Das Volk nennt mich ſeinen Erſehnten. Mein Herz blutet, daß ich ſo heißen muß, aber Gott ſei mein Zeuge, daß ich dies arme, blutende Volk nicht zum Lügner an mir machen will! Ich nehme noch nicht Abſchied von Ihnen! Er grüßte ſehr bewegt und verließ das Gemach, Graf Mouy folgte ihm.

Morelly, Turgot und Malesherbes drückten einander glühend und entzückt die Hände.

„Nun,“ lächelte Beaumarchais, „der Manſarde des Pigeonnier, glaub' ich, brauchen wir uns nicht mehr zu ſchämen!“

„Wo wir's je gethan, Caron, ſo iſt es wahrlich Zeit, das herzlich zu bereuen!“

„Den Tag, da dieſer Prinz den Thron beſteigt, wird die Menſchheit ewig feiern!“ flüſterte glückſelig Lamoignon. —

Aumont trat zu ihnen ein. Er hatte Befehl, ihnen Trianon zu zeigen und für ihre Unterhaltung wie Bequemlichkeit zu ſorgen. Gegen Abend vor dem Aufbruch wollte ſie der Dauphin ſeiner Familie vorſtellen. — — —

Die Sonne ſenkte ſich weſtlich zur Thalebene. Der Tag war faſt verrauſcht, einem Feenmährchen vergleichbar, deſſen wunderbares Ende man pochenden Herzens erwartet. Die Freunde hatten unter Aumont's Führung die Gärten und Forſten, das Dörfchen und die Berge durchſtreift. Ueberall fanden ſie die Spuren ſinnigen Geſchmacks, humanen Strebens und eines feinen Gefühls des Dauphins für Schönheit. Nur das Schloß Groß-Trianon vermieden ſie, den neugierigen Blicken des Hofſtaats zu entgehen, welcher, wenn auch nur in ſeinen unerläßlichen Gliedern, dem Dauphin hieher gefolgt war; eine Wache, die ſtets einen doppelten Zweck hatte. Man lenkte von der entzückenden Bergruine endlich den Weg abwärts nach Klein-Trianon und ſeinem duftenden Garten, wo zwiſchen Roſenbüſchen weiße Lilien blühten, rechts unter hohen Rüſtern und Eichen ſich eine Schweizerhütte verſteckte, links aber, von einem Kranze Ulmen und Kaſtanien umgeben, eine Grotte lag, in welcher, von ſteinernen Waſſergöttern behütet, ein Quell ſprudelte, in eine Muſchel fiel und dann im Geſels verſchwand. Hier, zu leichtem, ländlichen Mahle vereint, befanden ſich die Familienglieder des Thronfolgers und ſeine Schweſtern, nur von Piron, Mouy, Aumont und Saubret, dem alten Leibförſter, umgeben.

Als Caron nebſt Begleitern ſichtbar wurde, kam ihnen der Dauphin langſam entgegen.

„Nun, wie haben Sie ſich gefallen, meine Herren? Der Graf hat Ihnen doch volle Höflichkeit erwieſen?“

„Gewiß, Monſeigneur,“ nahm Lamoignon de Malesherbes das Wort, „wir haben dieſen Tag in einem immerwährenden Wechſel holder Freuden verlebt!“

„Ich muß dann mich nur beklagen, daß ich dieſelben nicht theilen konnte. Aber die Umſtände machen Vorſicht nöthig und ich hatte indeß Muße, unſer Morgengeſpräch zu überdenken. Iſt Ihnen nicht etwas die Illuſion des Edens, das Ihnen von den Höhen Marlys ſo freundlich entgegenlachte, bei näherer Beſichtigung geſchwunden, Père Morelly? Irgend einer unſerer neueren Weiſen, Voltaire glaub' ich, hat für ganz gewiß geſagt, der Himmel ſähe allein in der Entfernung verlockend ſchön aus, wäre man erſt einmal drinnen, ſo würde man finden, er ſei ein ungeheueres Nichts und die Entfernung mache ſeinen ganzen Reiz aus!“

„Das iſt gewiß recht ſkeptiſch und ſenſualiſtiſch,“ erwiederte der Alte, „aber ich werde dieſe Behauptung dem weiſen Arouet erſt glauben, wenn er geſtorben ſein wird und mir vom Jenſeits die Beſtätigung derſelben ſchickt. Ich habe nie etwas dagegen, wenn man mir ſagt: dies iſt nichts, wenn man mir nur auch klar macht, was dann iſt. In den meiſten Fällen findet ſich, daß der Philoſoph Beides nicht weiß und die Religion mich noch am ſicherſten befriedigt. Menſchen ſind Bürger dieſer Erde; ſo lange ſie ſind, werden ſie ſelbſt mit den höchſten Gaben doch Alles nur durch irdiſche Organe betrachten müſſen. — Das iſt ſo, als wollte ein Landbewohner ein Seeſchiff oder ein Handwerker ein Kunſtwerk betrachten. Nur in unſerer begrenzten Welt ſollten wir uns poſitive Urtheile anmaßen, aber nie unſere bloßen Inſtincte für ſolche ausgeben; bietet die Erde doch noch genug Denkenswerthes, das zu erforſchen iſt. Was dies Eden nun betrifft, ſo finde ich es noch viel ſchöner, da ich in ihm bin. Sie haben uns das Scheiden recht ſchwer gemacht, Monſeigneur!“

„Aber für vollendet werden Sie es, der Baſiliade nach, nicht halten!“

„Auch der Himmel kann nur — beſſer, nie ganz vollendet ſein! Vollendet allein iſt Gott! Seine Schöpfung, auch wo ſie ihm am nächſten kommt, wird doch nur durch ein unendliches Entwickeln zu ihm hin beſtehen!“

„Wie Trianon zur Baſiliade?“

„Das wäre ein gar zu kühner Gedanke, Hoheit, der weder mir noch dem Gedichte zukäme!“ —

„Nun treten Sie näher, meine Herren. Ich will Sie meiner Familie vorſtellen.“ Der Dauphin führte ſie vor die Grotte zu den Damen. „Hier Madame Joſephe, meine Frau Dauphine, da meine liebenswürdigen Schweſtern, die Hoheiten Adelaide, Sophie und Victorie! — Ich bringe Ihnen, meine Theuern, einen Dichter und Philoſophen zugleich, Père Morelly, der Ihnen abſtreiten wird, daß ein Mann wie er arm ſein kann. Hier iſt der Secretair der Handelskammer, Turgot und Lamoignon de Malesherbes, der Präſident der Steuerkammer. Kommt einmal her, Bourbon und Berri!“

Die kleinen Prinzen eilten herbei und ergriffen des Dauphins Hand. — „Das ſind meine Hoffnungen, Ihr Herren, ſie und Frankreich der Zweck, um den ich bin! Blickt dieſe Männer an, Kinder, hört Ihr, ſie ſind Eures Vaters Freunde! Merket ihre Namen! Dieſer heißt Turgot!“

„Turgot,“ ſagte der junge Bourbon lebhaft.

„Malesherbes und Morelly!“

„Malesherbes und Morelly!“ rief Bourbon. „O, ich behalte alle Die im Herzen, welche Sie lieben, mein Vater!“

„Vergiß auch Du, Berry, dieſe Namen nie, Ihr werdet ſie nöthig haben, wenn ich — nicht mehr bin!“ —

Er küßte ſeine Söhne bewegt. Bourbon, ein lebhafter Knabe von frühreifem Geiſte, trat zu den Dreien und reichte ihnen die Hand. „Ich behalte Ihre Namen gewiß und wenn ich groß bin, werde ich Sie immer fragen, wie ich am beſten Das mache, was ich will!“

Der kleine Berri dagegen blickte die fremden Männer ſchüchtern träumeriſch an, dann ging er zu ſeiner Mutter. — „Turgot, Malesherbes, Morelly! Weiß ich's nun?“ — Er barg verlegen den Kopf an ihrer Bruſt.

Unendlich groß war dieſer kurze Augenblick. Thränen ſtiegen den Anweſenden in's Auge, wunderſame Thränen und die Ulmen rauſchten im Abendwinde. —

„Nehmen Sie mit uns,“ ſagte Monſeigneur, „ein platoniſches Mahl ein. Eine glückliche Gelegenheit überhebt uns heute der Etiquette.“

„Dann geſtatten Sie wohl, Père Morelly,“ ſagte die Dauphine, „daß ich Sie an meine Seite rufe. Unſere königlichen Schweſtern werden die Herren von Malesherbes und Turgot neben ſich ſehen; ich bitte!“ —

Die Geſellſchaft ging zu Tiſche. Während die Dauphine den Dichter der Baſiliade in ein Geſpräch über die Art und Weiſe verwickelte, wie er etwa glaube, die Bewohner Trianons in den möglichſten Zuſtand menſchlicher Glückſeligkeit zu bringen, die Prinzeſſinnen hingegen ſich von Turgot und Malesherbes ein Bild der Finanzlage und Production des Landes entwerfen ließen, hörte der Dauphin abwechſelnd dem Einen und Andern zu, ſtreute Bemerkungen oder Fragen ein und ſo bildete ſich über die höchſten Intereſſen des Lebens eine allgemeine, höchſt eifrige Unterhaltung.

„Aber unſere Privilegirten, unſere großen Barone und Biſchöfe, meine Herren,“ lachte der Dauphin, „was werden die zu dem Paradies in Trianon und der Gefährdung ihrer Intereſſen ſagen?“

„Zweifelsohne werden ſie ſich ſtemmen!“ erwiederte Turgot, „aber das Beiſpiel eines Königs, die Erweckung eines edlen Ehrgeizes, der Vortheil induſtrieller Unternehmungen, der Ehrgeiz, welcher durch den Wetteifer entfacht wird, thun viel. Manche Privilegien kann man ganz ablöſen, viele, wie die gewiſſer reicher Klöſter, dadurch unſchädlich machen, indem man denſelben anſehnlich erhöhte Pflichten des Unterrichts, der Krankenpflege, Wohlthätigkeit und wiſſenſchaftlicher Forſchung auferlegt.“

„Und dann, Sire,“ rief Malesherbes, „die jauchzende Stimme der Nation, die heißen Segnungen von Millionen! Werden dieſe nicht die Mehrzahl aller Excluſiven fortreißen, den Egoismus aus ſeiner feindlichen Bahn drängen, daß er fortan im allgemeinen Heil ſein beſonderes deſto ſicherer begründe? Wer, Monſeigneur, wird den Fluch lange ertragen können, unter freien Menſchen der einzig Tyranniſche, unter einer vorwärtsſtrebenden Nation der allein an morſchen Ruinen Hängende zu ſein? Daß eben von oben und von den beſten Köpfen des Volks, den Gebildeten, die freiere Entwickelung ausgeht, macht ſie zu einer friedlichen, bewußten, weniger leidenſchaftlichen. Geſetzt, es litten Einige, ja ſelbſt Viele, wird das ein Vergleich ſein mit der Summe Derer, die jetzt leiden? Iſt es möglich, politiſch Frankreich je wieder zu erheben, wenn ſeine Geſellſchaft, ſein bürgerliches Leben nicht reorganiſirt wird?!“

„Mag Trianon, mag Ihr reformatoriſcher Wille immerhin anfänglich Kopfſchütteln erregen, Monſeigneur,“ fügte Morelly hinzu, „aber das Schwierigſte wird vollendet ſein, ohne daß man es merkt. Dies ſüße Fleckchen Erde hier werde zum Exempel! Der Dauphin von Frankreich iſt Trianons Herr und Patron, der Zuſtand der Leibeigenſchaft gerade iſt der, in welchem noch die Leute zu gemeinſamer Arbeit nach ihren Kräften und zu gemeinſamem Genuß nach ihren Bedürfniſſen erzogen werden können. Iſt ſpäter erſt der Sonderbeſitz, die Gier, reicher zu ſein als der Andere, der Stolz, den eine ſelbſtiſche Unabhängigkeit ſo leicht erweckt, unter ihnen Sitte geworden, kurz, wird dieſes Geſchlecht fünfzig Jahre älter ſein und gewaltſam ſeine Ketten geſprengt haben, dann, Hoheit, iſt der Traum der Baſiliade ein Nichts! Andere Jahrhunderte müſſen ihn erwecken, neue Leiden die Menſchen zu der Erfahrung bringen, daß die Gegenſeitigkeit allein den Eudämonismus, den Glückſeligkeitstrieb, welchen Natur wie Religion in uns legte, befriedigt!"

„Ich fühle, wie ſehr Sie recht haben!" rief der Dauphin warm. „Gelänge dieſe herrlichſte aller Aufgaben, welche je einem Herrſcher zu Theil ward, ſo würden ich und meine Söhne die glücklichſten Könige dieſer Erde ſein! Herr Turgot, Herr von Malesherbes, ich habe Ihnen Beiden dieſe zwei Schreiben für Seine Hoheit den Prinzen Conti, Mitglied der Pairskammer, zu übergeben. Er iſt mein vertrauter Freund, ſtellen Sie ſich ihm vor, und Sie werden in Folge deſſen bald in eine erhöhte amtliche Thätigkeit kommen; vergeſſen Sie nie dieſen Tag! Ich werde Sie ſchon zu ſehen wiſſen."

„Und verſäumen Sie nicht, das Hotel Bourbon zu beſuchen!" und Adelaide neigte ſich zu ihnen.

„Unſer liebes Trianon darf aber dabei nicht vergeſſen werden," ſagte die Dauphine mit bewegtem Lächeln. „Père Morelly, Monſeigneur ernennt ſie zum Pfarrer des Kirchſpiels Trianon an Stelle des verſtorbenen. Es iſt, glaub' ich, der rechte Platz, von welchem aus Ihr Herz am ſicherſten zum Herzen Derer reden kann, die Sie erziehen wollen. Ich will mit meinen Kindern recht oft in Ihrer Predigt ſein!"

„O Gott, mein ſtiller Wunſch, mein Paradies!!" und der Alte drückte ſeine bebenden Lippen auf die Hand der hohen Frau. —

Ein Accord zog weich hin durch die Abendkühle. Beaumarchais hatte die Harfe aus der Grotte unter eine Ulme getragen und flüſterte in den Saiten. Der Dauphin winkte ihm zu. Da ſang er das „profonde amour", das Lied, was er unlängſt für die Dauphine gedichtet.

„Im Herzen ruhen ſtumm und ſtill
Allmächtig große Triebe.
Wer ſie in ſich erwecken will,
Braucht nichts, als — tiefſte Liebe!

Sie iſt der hohe Gottesgeiſt,
Der uns in's Herz geſchrieben,
Was Alles ringsum Leben heißt,
Es iſt ein tiefſtes — Lieben.

O weißes, holdes Lilienbild,
Der Opfer-Liebe Zeichen
Auf meines Vaterlandes Schild,
Sollſt nur im Tod mir weichen!

In Deinem weißen Gotteskleid
Magſt ringsum Du erblühen,
Als ſiegreich duftig Diadem
Des Fürſten Stirn umziehen.

Die Liebe iſt ein Königsrecht!
Die Lilie auf den Fahnen,
Soll einſt ein beſſeres Geſchlecht
Den Weg zum Heil ſich bahnen!

Im Herzen ruhen ſtumm und ſtill
Allmächtig große Triebe,
Wer ſie in ſich erwecken will,
Braucht nichts als — tiefſte Liebe!" — —

Profonde amour! — Die Emigranten haben's ſpäter am Rhein geſungen als eine Art Anti-Marſeillaiſe. —

Noch klangen die Töne in den zitternden Herzen nach; die Prinzeſſinnen erhoben ſich leiſe, nahmen von Monſeigneur und der Dauphine Abſchied und mit ſtummem Gruß verſchwanden ſie, von Piron und Aumont begleitet, im Gebüſch. Sie kehrten nach St. Cyr zurück, wo eben die Abendglocken erklangen.

„Leben Sie wohl, meine Herren, laſſen Sie das Wiederſehen eben ſo glücklich ſein! Père Morelly, ich hoffe Sie nächſten Sonntag in meiner Kirche zu hören, Beaumarchais wird Ihnen das Weitere mittheilen. Leben Sie wohl!" — Er reichte Allen herzlich die Hand. Dann bot er der Dauphine den Arm, welche ſich lächelnd verneigte. Graf Mouy führte Bourbon, der Leibförſter hob den kleinen müden Berri auf ſeinen Arm, — die vier Freunde waren allein.

Wie Schlafwandelnde ſchritten ſie durch's Dorf den Berg hinab in's ſtille Thal, hinüber zu den Höhen von Marly. — Der Mondſchein glänzte. — Sie waren unbeſchreiblich glücklich, ihre Seelen waren erfüllt von dem — „Erſehnten!“ —

7.

Marquiſe de Pompadour.

Die wohlthätigen Wirkungen jenes zauberiſchen Tages, wo ein wahrhaft erleuchteter Thronerbe den Patrioten, den ſtillen, noch wenig beachteten Baumeiſtern einer beſſern Zeit, die Hand zu einem ewigen Bündniß reichte, zeigten ſich bald. Morelly ſchied zum Staunen ſeiner Oberen aus der Schule der St. Lazariſten und der alten Manſarde im Pigeonnier, die jetzt nur noch von Batyl bewohnt ward, der, entweder aus Geiz oder anderen Gründen, ſich nicht zu verbeſſern wünſchte, obwohl ihm Beaumarchais, treu ſeinem Worte, eine Stelle bei der Hofkapelle verſchafft hatte. Sei es nun, daß Morelly Caron's Anſichten von dem Wankelmuth irdiſchen Glückes theilte, oder war's wunderliche Anhänglichkeit, der alte Herr behielt, nach Uebereinkunft mit dem Portier des Taubenſchlages, trotz ſeines Glückes, ſeine alte Wohnung bei, „um doch in Paris, wie alle vornehmen Leute, ein Abſteigequartier zu haben!“ meinte er ſcherzhaft. Trianon wurde fortan aber das eigentliche Paradies des ſchlichten Mannes, in dem er ſich heimiſch fühlte. Seine milde Johannesnatur, das praktiſche Ziel: durch Lehre und Rath zunächſt die irdiſche Glückſeligkeit ſeiner Gemeinde zu erſtreben, machten ihn ſo recht zum Prieſter armer Leute. Kein Wunder, daß er bald die Liebe und Hingebung ganz Trianons genoß. Kein Sonntag verging im Sommer, wo nicht die fromme Dauphine mit ihren älteſten Knaben Bourbon und Berri, ſo wie einigen ihrer vertrauten Damen, nicht ſelten mit Monſeigneur ſelbſt, ſeine Predigten beſuchte; es verfloß keine Woche, wo der Dauphin nicht Morelly eine Audienz in Klein-Trianon ertheilte oder auch ſelbſt bei ihm vorſprach. Die Saat des Predigers, Dichters und Philoſophen gedieh wunderſam! Indem er die erſte Gemeinde Chriſti ſtets der ſeinigen zum Muſter hinſtellte, weckte er durch die ſchöne Flamme der Religion den Sinn freier Menſchenwürde und Gegenſeitigkeit, das Gemeindegefühl, und da Grund und Boden dem Dauphin gehörte, welcher Morelly's Pläne genehmigte, die Leute, im Zuſtande ihrer alten Hörigkeit, von freiem Beſitz und der Selbſtſucht modernen Erwerbs noch nichts wußten, wurde es vergleichsweiſe ſehr leicht, eine gleiche Zutheilung der Arbeit und einen gemeinſamen Lebensgenuß zu erreichen, der dieſelbe Wirkung wie jene ideale Gütergemeinſchaft hervorbrachte, welche Morelly's Baſiliade mit Plato's Republik gemein hatte. Monſeigneur und Madame ſtaunten ſelbſt über das Reſultat, über das Wachsthum, die emſige Betriebſamkeit, den vermehrten Reichthum des Dörfchens, über das Aufblühen ſeiner Schule, die verſchiedenen Handwerke, welche dort gediehen. Es war jene glückliche Zeit, wo Heinrich von Bourbon, des Dauphins älteſter Sohn, im Umgange mit Morelly, den er unendlich liebte, ſeine glänzenden Seelenkräfte entfaltete, wo Ludwig de Berri, ſein zweiter Bruder, ein ſtilles, ſinniges und gelehriges Kind, den Grund zu ſeiner Liebe für Gewerbthätigkeit, Mechanik und die bürgerlichen Künſte des Friedens legte.

Turgot und Malesherbes traten inzwiſchen durch Monſeigneurs Empfehlungen dem Prinzen von Conti nahe, der, ſeinem geheimen Gegner Orleans zum Widerpart, die Pairskammer und einen wichtigen Theil des Parlaments beherrſchte. Malesherbes wurde zum Parlamentsrath und

Anwalt der Pairskammer ernannt und Turgot ein Jahr ſpäter zum Intendanten von Limoges, eine Stellung, in welcher es ſeinem wunderbaren Genie gelang, der ärmſten Provinz Frankreichs zu gleichmäßiger Beſteuerung, vorzüglichen Verkehrsſtraßen, lebhafter Production und einer ungeahnten Blüthe zu verhelfen. Er ward der Abgott der Limoger, und erregte gerechtes Aufſehen unter den Oekonomiſten wie in der Beamtenwelt, indeß Malesherbes im Parlament Genoſſen für die freien Ideen warb und eine Steuer- und Finanzreform vorbereitete. Die Familie des Dauphins, ſeine königliche Mutter und Schweſtern wurden in dieſer Zeit aufblühender neuer Hoffnungen durch die Geburt der Prinzeß Eliſabeth, des letzten Kindes von Monſeigneur, erfreut. Eine neue Generation mit beſſeren Gefühlen ſchien aus dem wankenden Alten zu erblühen und das Haus Bourbon ſich kräftig zu regeneriren. — Doch wie kurz und nutzlos war dieſe Hoffnung! Des Dauphins älteſter Sohn, der Duc de Bourbon, Morelly's geliebter Schüler, deſſen Anlagen und Gemüth zum Herrlichſten berechtigten, ſtarb an einer Kinderkrankheit plötzlich binnen drei Tagen! —

„In dieſem kraftvollen, geiſtesſchönen Knaben,“ rief der Dauphin in heftigem Schmerz ſeinen Umgebungen zu, „haben wir den Nacheiferer eines Heinrich IV. verloren! Unſere Erwartungen müſſen ſich auf Berri einſchränken, ein gutes Kind, das aber beſtimmt iſt, ein einſamer Träumer zu ſein! Wer iſt wohl ärmer, ich oder Frankreich?!“ — —

Seit 1740 hatte der öffentliche Geiſt wahrhaft Rieſenſchritte gemacht. Der unterdrückte Janſenismus im Streit der Parlamente mit dem Klerus und Jeſuitenthum namentlich ſeit dem Attentat Damien's entfacht, und das unzweideutige Wanken dieſes Ordens ward von der Sympathie der Bevölkerung begrüßt und die Encyklopädie, die philoſophiſch zerſetzende Doctrin hatte in der Nation bereits ſo tiefe Wurzel geſchlagen, daß Palliſſot's Luſtſpiel „die Philoſophen“, in welchem beſonders Diderot, d'Alembert und Helvetius der Lächerlichkeit preisgegeben wurden, einen wahren Sturm von Verachtung hervorrief. Auf der einen Seite erhob ſich ein letzter Ringkampf zwiſchen Janſeniſten und Loyoliten, Parlament und Klerus, auf der andern regte ſich langſam das erwachende Volk, unruhig, gereizt, alles Neue mit tauſend Faſern erfaſſend. In Trianon war tiefe Stille, unſichtbare Emſigkeit, die Zukunft vorzubereiten, zu Verſailles aber hauſte die alte lüderliche Wirthſchaft, die Sucht, durch Verſchwendung, Sinnentaumel und Intrigue ſich auf der Höhe zu erhalten, um in eben derſelben Art fortzuleben. Auch die Wellen des bewegten Auslandes ſchlugen weit über den Bord des ſchwanken Staats. Trotz der Allianz Frankreichs und Oeſterreichs blieb Friedrich II. Sieger und in Amerika ſchwoll hoch und höher der Unwillen über Englands Druck und die ſchmachvolle Herrſchaft Georg's III., der ein Sklave ſeiner Mutter, welche wiederum die Buhlerin des elenden Lord Bute war. Die Völker begannen ſich allgemach mit dem erwachenden Bewußtſein des Jahrhunderts zu erfüllen. —

Das Verhältniß zwiſchen Beaumarchais und Paris Duverney, obwohl von Seiten des Letzteren unter Furcht und Zwang begonnen, war bald ein ſehr herzliches, inniges geworden, es erwuchs zu einer Vertraulichkeit, wie ſie nicht ſchöner zwiſchen Vater und Sohn ſtattfinden konnte. Hierzu trug die ganz eigenthümliche Stellung Duverney's, wie ſein Charakter bei. — Wer kennt nicht die fünf berühmten Brüder Paris, die reichſten Finanziers der verklungenen alten Zeit, die Günſtlinge der Marquiſe St. Prie und des ehemaligen Miniſters Herzog von Bourbon unter der Regentſchaft? Sie hatten ſich durch den Sturz des John Law des Landes Dank, aber durch ihre gefährlichen Palliative, den Staatsbankerott zu vertuſchen und der St. Prie Hülfsmittel zur Verſchwendung zu ſchaffen, leider alsdann ſeinen Fluch verdient. Unter dieſen Brüdern, um deren Gunſt die ganze Pairie buhlte, war Paris, du Vernay zubenannt, der jüngſte. Er hatte Herz und Gewiſſen und war noch jung genug in die Geſchäfte gekommen, um von der Niedertracht der höheren Finanz-Taſchenſpielerei nicht mehr angeſteckt zu werden. In dieſer Zeit ihres Glanzes hatte die Familie Paris denn auch das Glück, nobilitirt zu werden und ihre einzige Schweſter an den verarmten Repräſentanten des alten Hauſes La Blache zu verheirathen, was ihnen natürlich ſehr viel Geld koſtete. Mit dem Falle Bourbons und der St. Prie, mit der Allmacht Fleury's wurden auch die Paris geſtürzt; ein Glück, daß ſie ein ſo gewaltiges Vermögen hatten. Aber ſie ertrugen ihren Fall nicht. Mehrere ſtarben, die zwei älteſten Brüder wurden von dem Cardinal verbannt, die Familie zerriß und nur Duverney ließ man in Frieden, weil er noch politiſch unbedeutend war. Die theilweiſe Beerbung ſeiner Brüder machte ihn noch reicher, das Beiſpiel ihres Falles aber behutſam. Er hatte wohl Ehrgeiz, aber nicht den, gleich ihnen Finanzdirector und Günſtling einer Maitreſſe zu werden. Die Regierung brauchte indeß Geld, das Börſenſpiel war ſeit Law einmal ein Modeartikel und Vergnügen der Großen geworden; Duverney konnte ſie nicht, ſie ihn noch weniger entbehren. Daher kam ſeine Allianz mit Maupeau und Abbé Terray, dem Haupte der Sorbonne und des klerikalen Theils des Parlaments, Rath im Finanzdepartement und bereits Miniſterial-Commis Fleury's. Durch ſeine Schweſter wurde Paris mit den La Blaches, durch deren Sohn Falcoz, ſeinen Neffen, ſpäter mit den St. Albins und dem Hauſe Vendatour verwandt, das als Haupt der Moliniſtiſchen Adelspartei galt, die mit den Brüdern zu St. Nicole, Sulpice und den mächtigen Urſulinerinnen ganz intim ſtand. Die alte Marquiſe de Vendatour war unter der Regentſchaft erſte Erzieherin Ludwig's XV. geweſen und hatte als Fleury's ergebene Freundin anfänglich auch auf den Dauphin und die königlichen Töchter Einfluß gewonnen. Dieſe bedeutende Macht war ſie bemüht geweſen auf ihre Schwiegertochter Diane, beſonders als dieſelbe Wittwe geworden und noch ſehr jung, ſchön und intrigant war, zu vererben. Madame de Pompadour, die aber bereits den König gefeſſelt, duldete keinerlei weibliche Concurrenz neben ſich und die Vendatours verloren bei Hofe jeglichen

Einfluß, zumal der Dauphin ſie ſeit 1758 geradezu haßte. Die alte Marquiſe ſtarb vor Aerger, ſagte man; Diane, von den Jeſuiten gehalten, liirte ſich mit Maupeau, namentlich Terray, und das Reſultat letzterer Verbindung war —, daß Duverney eines Tages die kleine Suſanne, wenig Wochen alt, von den Urſulinerinnen nach Paſſy brachte und dieſe ganze Coterie fortan in der Taſche hatte. Bei dem Allen war Duverney ein guter Menſch, wohl ſchlau und ſehr auf ſeinen Vortheil, aber durchaus redlich, gefällig, jeder Niedertracht fremd, und klug genug, ſich vom Parteiſtreit fern zu halten. Durch kinderloſe Ehe und den Verluſt ſeiner Gattin hatte ſein Gemüth eine ſchmerzliche Weichheit angenommen. Die St. Albin und La Blache hatten ſeine Frau ſtets ſchlecht behandelt, ihn ſeinen Pöbeladel fühlen laſſen; die Jeſuitenſchliche waren ihm zuwider, und er lebte darum mit ſeinen Verwandten auf geſpanntem, äußerlich kühl-freundlichem Fuße, ein Verhältniß, das eben nicht ſehr durch das Bewußtſein verbeſſert wurde, in Falcoz, dem liederlichen Neffen, ſeinen künftigen Erben zu ſehen. Da derſelbe indeß einmal zu ſolchem Glück beſtimmt war, unterließ Paris nicht, ſich für ihn des Familienglanzes wegen zu verwenden, ſo weit ſeine Macht reichte. Er that es aber mit dem Widerwillen eines Menſchen, der den Zwang verwünſcht, welcher ihn zu Gefälligkeiten verdammt. Die Affaire Beaumarchais' vor den Prinzeſſinnen, die Entdeckung Suſanne's und ihrer Herkunft machte einen Riß, einen Wendepunkt in ſeinem Leben. Er ſchüttelte das Joch ſeiner Verwandtſchaft ganz ab und ſegnete ſogar Caron, daß er ihm ſeine Freiheit wiedergegeben. Beaumarchais' Talent, Edelmuth, wunderbares Glück und Suſanne's Liebenswürdigkeit, wie das Gefühl, er ſei, wenn auch zufällig, Mitwiſſer und Hehler des Unglücks ihrer Geburt, ſchloſſen ihn in väterlichem Wohlwollen an Beide. Die freiere Geiſtesrichtung ihrer Freunde behagte ihm, und der Ehrgeiz, den Prinzeſſinnen, dem Dauphin und Prinz Conti zu gefallen, ſich bei ihnen durch Beaumarchais in ein günſtiges Licht zu ſetzen, ließ ihn fortan unabänderlich zu einer Partei halten, die der ſeiner Verwandtſchaft entgegen war. Er huldigte jetzt der aufſteigenden, der helleren Sonne. — Drei Jahre waren bereits beiden Männern in wachſendem Wohlwollen und einer vom Glücke überaus begünſtigten Geſchäftsgenoſſenſchaft verflogen, Beaumarchais war ihm zu vielfachem Dank verpflichtet worden und ſuchte denſelben dadurch abzutragen, daß er Duverney das erhöhtere Vertrauen der Prinzeſſinnen, die Gunſt des Dauphins verſchaffte. Er that noch mehr. Duverney, allein ſtehend, keinen Salon haltend und Niemandem Rechenſchaft ſchuldig, hatte ſich, um einem edeln, ehrgeizigen Vergnügen zu fröhnen und Popularität zu erringen, auch wohl von dem ökonomiſch-reformatoriſchen Geiſte ſeiner jetzigen Umgebung erfaßt, an verſchiedenen Wohlthätigkeitsanſtalten von Paris, bei den neuen Boulevardbauten betheiligt, und die Errichtung der Militärſchule auf dem Marsfelde war ein Werk ſeines Beutels und ſeiner Einſicht. Einen ſolchen Patriotismus zu ehren, erſchien dem Dauphin, Conti und deſſen Freunde, dem Marſchall von Richelieu, welcher zum Chef des künftigen Inſtituts ernannt worden, ganz angemeſſen. Sie hatten aber auf den indolenten König keinen Einfluß, nicht einmal Richelieu, deſſen Jugendfreund, welcher zu Verſailles nicht mehr willkommen war, ſeit ſeine Freundin, die Herzogin von Chateauroux, der bürgerlichen Madame d'Etioles hatte weichen müſſen. Beaumarchais bewog indeß einige Tage vor der feierlichen Uebergabe des Gebäudes die Prinzeſſinnen, ſelbſt in Verſailles Schritte beim Könige zu thun und ihn zu vermögen, das Inſtitut zu beſichtigen und Duverney dabei öffentlich zu danken. Der König gab eine verlegene, unbeſtimmte Antwort, und als ſie ernſter in ihn drangen, erſuchte er ſie, ein wenig zu verziehen, da er Maupeau befragen wolle. Er zog ſich eine Viertelſtunde in ſein Cabinet zurück und gab ihnen dann ſeine Zuſage. „Eine Gunſt erfordert indeß die andere," ſetzte er lächelnd hinzu. „Ich höre, daß Sie da ſeit längerer Zeit einen Harfenvirtuoſen um ſich haben, deſſen Gaben ſehr gerühmt werden, er iſt ja wohl Compagnon des Herrn Paris?"

„Gewiß, Majeſtät, es iſt Herr Beaumarchais, Höchſt-Sie haben ſeine Anſtellung genehmigt."

„Nun gut, man will ihn zu Verſailles ſpielen hören, ſchicken Sie ihn doch gleich nach der Uebergabe her; man iſt neugierig auf ihn!" —

„Zu Befehl!" ſtotterte Adelaide, und die Prinzeſſinnen entfernten ſich ſehr betroffen. —

Augenſcheinlich hatte der König nicht Maupeau oder ſonſt einen Staatsmann, wohl aber die Pompadour um Rath gefragt. Die Marquiſe, welche gegen Duverney eingenommen war, gab nur unter der Bedingung nach, Beaumarchais zu ſehen. Dieſe Zumuthung erſchien den Prinzeſſinnen und ihrer Partei natürlich ſehr bedenklich. So ſehr Caron ihr Vertrauen genoß, fürchteten ſie doch, daß ihn im feindlichen Lager ſeine Gewandtheit, zum Verderben ihrer Pläne, verlaſſen könne. Der Sache war indeß nicht auszuweichen, und Caron gab ihnen die beruhigendſten Verſicherungen. Man machte ſich das Verſprechen, gegen alle Uebrigen zu ſchweigen, bis die Excurſion nach Verſailles erfolgt ſei und man wiſſe, was die Marquiſe mit Caron wolle; mithin erfuhr Duverney auch nichts. —

Der Tag der Eröffnung der Militärſchule war gekommen. Richelieu, Duverney, die Prinzeſſinnen, der Dauphin und Gemahlin, die Miniſter, Choiſeul ungewöhnlich heiter voran, erwarteten nebſt den Generalen und Beamten den König. Seine Majeſtät, von einem Dutzend Höflingen umgeben, erſchien, grüßte den Dauphin obenhin, die Uebrigen freundlicher, und reichte ſeinen Töchtern die Hand. Die Einweihungsceremonie erfolgte, Richelieu ſtellte Herrn Duverney vor, und Seine Majeſtät, welche ſehr liebenswürdig ſein konnte, wenn er wollte, lobte ihn laut in ſchmeichelhafteſter Weiſe. Er ließ ſich von ihm überall umherführen und unterhielt ſich mit ihm höchſt verbindlich. Ehe er, nach Beendigung der Feier, das Inſtitut aber verließ, ſagte er laut zu dem Banquier: „Ich habe noch vergeſſen, Sie zu erſuchen, Ihren Compagnon, Herrn Beaumarchais, an Unſern Befehl zu erinnern. Er wird heute in Verſailles erwartet!“ Darauf verließ er grüßend die Verſammlung.

Die Unbetheiligten ſtaunten über dieſe neue Auszeichnung Caron's und hielten ihn für ein Glückskind; in einer Stunde wußte man es in ſämmtlichen Hotels zu Paris. Die Betheiligten hingegen, der Dauphin und Conti, erſchraken, und die Prinzeſſinnen ſahen an der abſichtlichen Oſtentation dieſes wiederholten Willens des Königs, daß man ernſte Abſichten auf Caron habe. Zugleich ging in dem glänzenden Kreiſe die Nachricht flüſternd um, die Marquiſe habe ſich mit Choiſeul ganz verſöhnt und er ſei endlich zum Premier deſignirt. Alles war beſtürzt! Duverney eilte, nicht minder erſtaunt jetzt, als vorher beglückt, in's Hotel Piron, um ſeinen Freund zu ſprechen.

„Sie ſollen nach Verſailles zu der Pompadour! Der König erinnerte mich vor allen Leuten an den Ihnen ertheilten Befehl! Was um Himmels willen hat man mit Ihnen vor? Ihre Gönner ſind höchſt bekümmert!“ — —

„Sie ſehen, ich bin bereits in Gala, die Harfe iſt ſchon im Wagen, und in zwei Minuten werde ich auf dem Wege ſein. Monſeigneur, Prinz Conti und die Prinzeſſinnen können ganz ohne Sorge ſein, meine Ehre und mein Charakter bürgen für mich! — Was kann man wollen? Mich aushorchen zu laſſen, bin ich zu klug, mich gewinnen zu laſſen, zu unabhängig und liebe zu ſehr meine Freunde. Eine andere Gefahr fürchte ich nicht!“ —

„Aber Sie wiſſen nicht, Unglücksmann, daß Choiſeul mit der Marquiſe ſich verſöhnt hat, in dieſem Augenblick bereits Premier iſt, derſelbe Choiſeul, bei dem Sie alle Minen für die Königin-Mutter vergebens ſpringen ließen!“

„Das iſt ſchlimm, ſehr ſchlimm, aber — ich werde mich herauswickeln. Zum Beſinnen iſt keine Zeit. Haben Sie mir noch mehr Hiobspoſten zu melden, ſo fahren Sie mit, wir berathſchlagen im Wagen!“

„Gewiß, denn wie immer ſammeln ſich alle Unwetter auf einen Haufen!“

„Dann werde ich Sie als Blitzableiter bei Terray gebrauchen, alſo begleiten Sie mich. Nach der Audienz diniren wir zuſammen. Ich will nur Suſannen Lebewohl ſagen!“

Caron eilte zu ſeiner Frau, und bald darauf, die Harfe vor ſich, Duverney zur Seite, rollte er zum Thor hinaus nach Verſailles.

„Alſo was weiter, Papa Paris?“ —

„Sie wiſſen doch, daß Choiſeul ſich mit Orleans liirt hat, eine ſichere Partei in der Pairskammer zu gewinnen, die Partei, welcher Conti entgegen iſt. Orleans wird alſo bei der Marquiſe Eingang gewinnen und ſie wird ſeine Ränke acceptiren. Iſt dieſe Allianz nicht ſchon für Ihre Freunde fürchterlich genug, ſo wird ſie noch durch andere Leute verſtärkt werden.“

„Durch wen denn?“

„Ihre alten Feinde, meine theuern Verwandten, regen ſich wieder! Diane de Vendatour iſt Orleans eng befreundet, die Sulpizianer und Jeſuiten faſſen Muth. Falcoz iſt zurück und mit St. Albin, ſeinem Schwiegervater, wie ſeiner Frau verſöhnt; Herzog von Penthièvre, des Königs Jugendfreund, hat ſich gleichfalls Orleans genähert, und man ſpricht, es ſei eine künftige Heirath zwiſchen Demoiſelle Adelaide de Penthièvre und Chartres, Orleans’ Sohn, projectirt! Heißt das nicht ſich vortrefflich zur Schlacht formiren?“ —

„Wenn Alles ſo käme, wäre es ſchlimm genug. Orleans’ Schliche kenne ich aber genau und werde ein Loch in dieſe Phalanx rennen. Laſſen Sie mich nur erſt ein wenig überlegen!“

Er verſank in ernſtes Sinnen, indeß die Equipage auf der Chauſſee dahinrollte und der königliche Luſtſitz näher rückte.

„Dieſer Orleans iſt der Mittelpunkt von Allem, und er wird von Allem den Nutzen haben, wenn man ihm nicht in die Flanken fällt!!“ —

„Wohl möglich! Wie will man das aber? Er hat immer den Vortheil der größten Gewiſſenloſigkeit! — Ein

Wagen iſt hinter uns, Caron! Mit langem Geſpann, ich hör's am Getrappel!" — Er ſah durch die Gardine des Fonds. „Es iſt Orleans ſelbſt!"

„Teufel! — Laſſen wir ihn vorfahren und ziehen Sie die Vorhänge zu!" —

Kaum war dies geſchehen, als eine Staatscarroſſe mit ſechs Apfelſchimmeln vorbeibrauſte. Auf dem Schlage glänzte das Wappen mit dem ſchrägen Balken.

„Ich bin auf das Aeußerſte beängſtigt, Caron, lieber hätte ich auf alle Anerkennung des Königs verzichtet, als —"

„Es iſt nicht zu ändern, Freund. — Eins können Sie indeß thun. Eilen Sie ſogleich zu Terray und ſagen Sie ihm: Jemand wünſche, daß der Herzog von Orleans nicht zum zweiten Male Zutritt in Verſailles erhalte und gewiſſe alte Uebereinkommen ganz genau befolgt würden, ſonſt — Publication einer gewiſſen Geſchichte von den Urſulinerinnen. Das ſind Sie den Prinzeſſinnen und dem Dauphin ſchuldig!" —

„Gut, gut, wo treffen wir zuſammen?"

„Im „rothen Roß", bei Madame Paulmier, mit der Seine Majeſtät vor Zeiten die bekannte Affaire hatte; ſie führt einen guten Tiſch, ſagt man. — Da ſind wir! Adieu, Papa!" —

„Leben Sie wohl, Caron, ich habe nie mehr für Ihr Glück gebetet, als heute!"

„Erſt zu Terray, Beſter, dann beten Sie weiter; der liebe Gott läuft uns nicht fort!" — Er ſprang aus dem Wagen, nahm die Harfe und ſchritt in's Portal. —

In dem hintern Theile des Schloſſes von Verſailles, jener runden Mittelfront, Oeil-de-boeuf genannt, welche die Perſpective des Palaſtes von Verſailles abſchließt und deſſen Rückſeite in den königlichen Luſtpark hineinragt, lagen, nach letzterem hinausgehend, die Zimmer der Allgebieterin, der Marquiſe de Pompadour. Sie hielt den König, den Hof, das Reich in ſklaviſchen Banden, und was weder die Mailly, noch Chateauroux, Damen vom höchſten Adel, je erlangt, hatte dieſe Frau von bürgerlicher Herkunft durchgeſetzt, nämlich eine Servilität, eine Etiquette von Jedermann, ſelbſt den höchſten Perſonen, wie ſie ſtrenger ſogar eine Maintenon nicht geübt, die doch Ludwig XIV. angetraut geweſen. Die Marquiſe hatte eine Schaar von Damen, Höflingen, Laquaien, Schweizern und Garden um ſich, welche von den geheimen Entrées bis in die Vorhöfe reichten, und ihr eine Unnahbarkeit verliehen, wie ſie kaum eine regierende Königin kannte. Nur den Herzögen und Prinzen war es geſtattet, über die große Freitreppe in die chambre royale, das königliche Audienzgemach, einzutreten, an welches die Salons der Favoritin ſtießen. Bloße Edelleute, und was nur zur Beamtung gehörte, mußten ſich bequemen, mit den Entrées ordinaires durch die Seitenflügel fürlieb zu nehmen. Bürgerliche wurden heimlich durch zahlreiche Gänge und Wendeltreppen, als ſchäme man ſich ihrer, eingeführt und achtlos in ein Nebencabinet poſtirt, bis ſie die Schelle der Dame, gleich wie ihre Bedienten, herbeirief. Als Caron beim dienſthabenden Offizier ſich meldete, geſchah es ihm ebenſo. Die Harfe ward von einem Laquaien vorauf getragen, und bald befand er ſich in einem kleinen Gemach der Hinterfront, das an das Toilettenzimmer der Marquiſe ſtieß und durch die doppelten, dichten Sammetportièren der Thür von ihm getrennt wurde. Das Toilettenzimmer der Marquiſe, links an ihr großes, feenhaft-luxuriöſes Schlafgemach ſtoßend, in dem ſie außer dem Könige nur ihre Vertrauten, mitunter auch, wenn ſie leutſelig war, die Miniſter empfing, war nach der inneren Front zu vom Audienzgemach begrenzt, an welches die Zimmer des Königs ſtießen, welche die vordere Seite einnahmen. In dieſem Boudoir, dem Schauplatz aller Privataudienzen, befand ſich, von vier Fenſtern erleuchtet, die große ſilberne, mit koſtbaren Spitzen verhangene Toilette. In einem Erkerfenſter ſtand der Marquiſe Schreibbureau, in jeder Zimmerecke war ein breiter venetianiſcher Spiegel angebracht, der bis zur Erde reichte, und verſchiedene Tiſchchen mit Büchern, Bildern und elegantem Allerlei ſtanden umher, um nach Bedürfniß bald da, bald dorthin gerollt zu werden. Kein

Tabouret, kein Seſſel befand ſich im Gemach, außer dem Fauteuil der Marquiſe von demſelben himmelblauen Damaſt mit goldenen Lilien, welcher die Wände ſchmückte, die außerdem mit Borduren, Feſtons und Draperien von ächten weißen Spitzen decorirt waren. Man ſollte ſich vor dieſer Dame nicht ſetzen. Süße, betäubende Odeurs durchdufteten den Raum, und aus einem broncenen Becken des Kamins ſtieg der Dampf von Weihrauch, Ambra und narkotiſchen Eſſenzen auf. —

Marquiſe de Pompadour, bereits Anfang der Vierziger, ſaß oder lag vielmehr in dieſem Seſſel, blickte träumeriſch in den Spiegel, beobachtete, wie Frau von Hauſſet, die Kammerfrau, ihre Coiffure von rothen Roſen beendete, und ſtrich, mit der Marquiſe de Hautecour und Chevalière de Vilaille einzelne Worte wechſelnd, glättend über ihre weiße Brocatrobe hin, oder ordnete nachläſſig ihre Spitzen. Sie war zur Sultanin geboren. Es hat wohl nicht leicht ein ſchöneres, verführeriſches Weib gegeben, als ſie. In ihrem reichen blonden Haar, das ſie mit Goldſtaub puderte, glich ſie einer Venus, bei der man nur bedauerte, daß „ſie zu ſehr bekleidet ſei“, wie ein Höfling einmal ſagte. Allerdings alterte ſie jetzt. Die Friſche ihrer Haut war hin, die Röthe ihrer Wangen wurde künſtlich erſetzt, die Schläfe waren blau geädert, etwas Hektiſches lag in ihren Zügen, und ſie litt oft an Beklemmungen: deutliche Anzeichen einer Krankheit, die ſie ſich ſelbſt am eifrigſten zu verheimlichen ſtrebte. Aber ihr Arm, ihr Hals und Nacken, ihr Buſen, nach der Sitte der Zeit ſehr entblößt, waren noch voll und ſchön, und Toilettenkünſte verheimlichten alle die Mängel, welche Alter und Metier hervorgebracht. Sie blendete wenigſtens, und was ihr an Jugendreiz abging, ſuchte ſie an Energie und pikantem Geiſte zu erſetzen.

„Sie meinen alſo, Hautecour, daß Choiſeul nur deshalb auf eine Audienz Prinz Orleans' gedrungen, weil er in der Pairskammer an ihm eine Stütze zu finden und in der Jeſuitenfrage durchzudringen glaubt?“ —

„Gewiß, Gnädigſte, und zugleich Gelegenheit gegeben iſt, das unruhigſte und dem Throne nächſte Haus zu abhängiger Unterwürfigkeit zu bringen, beſonders aber die königliche Partei gegen den ruheloſen Dauphin zu ſtärken!"

„Mir gefällt indeß die Sache ſchlecht genug. Der König hat einen ſtillſchweigenden, aber natürlichen Widerwillen gegen alle Orleans. Dies Geſchlecht iſt von einem königlichen Reichthum, ſeine Annäherung kann alſo nur auf andere ehrgeizige Pläne abzielen. Ich werde höflich ſein, mich aber zu nichts verſtehen."

„Man ſagt, Gnädigſte," warf Frau von Vilaille ein, „der Herzog ſei zwar von ſehr zweideutigen Geſinnungen, aber durch ſeine tollen Leidenſchaften, durch Liebe, Spiel und Modeſucht zu ernſtlichen Intriguen ganz unfähig. Sein Sohn Chartres ſoll viel mehr Verſtand beſitzen."

„Chartres? Pah, ein Bube von fünfzehn Jahren! Der alte Orleans hatte doch Intriguengeiſt genug, es mit der Oppoſition des Parlaments gegen uns zu halten, er hat mich doch überall bisher vermieden, ſei es Prinzenſtolz oder Coquetterie mit dem Pöbel. In ſeinem Benehmen liegt Plan!"

„Das Planmäßige des Planloſen vielleicht!" lächelte d'Hautecour. „Er meidet den Dauphin, die Königin ebenſo, und iſt im Parlament Gegner Conti's. Sein Ehrgeiz beſteht im bloßen Aufſehnerregen!"

„Das ſcheint um ſo verdächtiger. Er will vielleicht eine beſondere Partei, eine Coalition etabliren und ſpeculirt auf die Zukunft," — ſie ſeufzte, „wie andere Leute auch! Es handelt ſich nur darum, wer ſchließlich klüger iſt, Choiſeul oder er!"

„Ich denke, der Miniſter!"

„Recht gut, liebe Vilaille, aber Gott behüte, daß Herr Choiſeul auch wieder gar zu klug iſt! Das beſte Mittel wäre, einen durch den andern zu zähmen!"

Ein leiſes Klopfen machte ſich bemerkbar.

„Wenn es Chevalier Salvandy iſt, laſſen Sie ihn eintreten!"

Hautecour öffnete die Thür des Audienzſaals, der Kammerherr der Marquiſe trat ein.

„Der Herr Herzog von Orleans und Prinz Chartres, Hoheiten!“ —

„Er hat ſeinen Sohn mitgebracht! — Entweder iſt das ſehr klug oder überaus dumm! Iſt Beaumarchais von Paris gekommen?“

„Noch nicht. Es iſt noch nicht ganz die Zeit!“

„Für einen Bürgerlichen immer! Sorgen Sie, daß ihm Niemand begegnet! Durch die Hintertreppe, ſagen Sie das Binet doch noch einmal, und laſſen Sie den Herzog allein vor. Sie können indeß Allerlei mit dem kleinen Chartres ſchwatzen, d'Atreuilles mag Ihnen helfen; es iſt immer gut, durch die Söhne die Väter kennen zu lernen!“ — Sie lachte kurz auf und wollte die Hand zum Winke erheben.

„Einen Moment!“ flüſterte Vilaille, „befehlen Euer Gnaden, daß wir bleiben oder gehen ſollen?“

„Ihr werdet bleiben. Poſtirt Euch ſo, daß Ihr Orleans beobachten könnt, ohne ihn anzuſehen. Laſſen Sie Seine Hoheit ein, Chevalier!“

Die Damen hatten kaum ihre Plätze unweit der Wandſpiegel eingenommen, als die Thür aufrauſchte und der Herzog von Orleans eintrat. Seine Garderobe ſtrahlte in übertriebenſtem Luxus, und obwohl er kaum vierzig Jahre alt war, ſchönen Bau und leichte Tournure, ja ſogar ein gut gebildetes Geſicht hatte, ſo war ſeine Phyſiognomie doch halb die eines Hinterliſtigen, halb die eines vornehmen Wüſtlings, und wurde deſto widerwärtiger, je mehr er ſich den Anſchein der Liebenswürdigkeit zu geben ſuchte.

„Da haben Sie mich denn, meine Göttin!“ und er küßte der Marquiſe die Hand. „Ich eile, Ihnen endlich die volle Huldigung zu widmen, zu welcher Sie mich ſtillſchweigend ſchon immer gezwungen haben!“

„Sehr ſchön geſprochen, Hoheit, aber dergleichen hat man ſo oft gehört, daß ein ſo geiſtreicher Prinz eigentlich doch eine neue Nuance wählen müßte, um mich zu beſtechen.

Ich bewundere nur, daß Sie Ihre Huldigungen ſo ſpät anbringen, daß ſie veraltet ſind. Ohne Phraſe, warum nicht eher, wenn Sie kommen wollten, und — warum jetzt, wenn Sie vorher Gründe hatten, ſich abſichtlich in weiteſter Diſtanz zu halten? Ich liebe zu wiſſen, wie ich mit meinen Leuten ſtehe!“

Der Herzog lächelte, blickte im Zimmer umher und ſah ſich durch die Spiegel beobachtet. „Sie belieben ſo präciſe zu fragen, gnädige Frau, daß ich nur dann aufrichtig antworten kann, wenn Sie mir ein tête-à-tête gewähren!“

„Das iſt ſchwerlich ein genügender Grund, Hoheit. Die Damen Hautecour und Vilaille ſind meine Vertrauten, die Ihren Argwohn am wenigſten verdienen, auch kann dieſe Unterredung ſchwerlich einen gar ſo geheimen Charakter haben, daß man ſie als Conſpiration nehmen könnte, denn eine — politiſche Berathung iſt ſie doch wohl nicht.“

„Wie Sie befehlen, ſchöne Frau! — Die Stellung des Hauſes Orleans iſt unabhängig, und da es dem Könige ſo nahe ſteht, aber doch von jeher ſehr ungerecht eines Ehrgeizes beſchuldigt worden, der bisher durch nichts bewieſen ward —“

„Ei, ei, Hoheit, ſoll ich Ihnen etwa eine Liſte der Intriguen vorlegen, die ſeit Gaſton, Ihrem Ahnherrn, gegen die Bourbonen Sitte geweſen?“

„Nun, wenn man Jeden für ſeine Ahnherren verantwortlich machen wollte, würde Niemand weder Fiſch noch Fleiſch ſein!“ *)

„Sehr witzig, Prinz, aber wenn man nicht wie Sie hohe Vorfahren hat, die unter die reinen Vierfüßler gehören, ſondern nur geringes Fiſchgeſchlecht iſt, ſo iſt man auch für ſich allein verantwortlich. Ihre Stellung im Parlament war Seiner Majeſtät nie freundlich!“

„Und Seine Majeſtät war es auch meinem Hauſe nie. Ausgeſchloſſen von irgend welcher Bedeutung, mußte ich ſie in mir ſelbſt und meiner Stellung als erſter Pair finden!“

---

*) Ni de poisson ni de viande!

„Die Ihnen Conti, Aiguillon und Richelieu oft ſauer genug gemacht haben! Nun, ich rechte mit Ihnen nicht, noch bin ich empfindlich. Ich freue mich vielmehr, Sie zu ſehen und von Herrn von Choiſeul die Verſicherung erhalten zu haben, daß Sie ſich mit Ihrem Einfluß der königlichen Regierung anzuſchließen wünſchen. Da man Ihre große Begabung in Behandlung der Geſchäfte zu würdigen weiß, ſo wird dem König Ihr heutiger Schritt ſicher nur eine angenehme Ueberraſchung ſein.“

„Es kommt indeß darauf an, Madame,“ lächelte er, „daß man ſich entſchließt, der Volksſtimme, welche ſeit dem Attentat Damien's ſo laut geworden, und dem Parlament einmal energiſch entgegen zu kommen!“ —

„Dem Volke kommt man niemals entgegen!“

„Ah, Madame, das hindert doch nicht, daß man freiwillig einen Schritt thun kann, auf dem man mit der Nation zuſammentrifft, den armen Leuten müßten Sie ſchon in der Etiquette etwas nachſehen!“

„Und dieſer Schritt iſt?“ —

„Die Jeſuiten fortzujagen!“

„Ah, das iſt deutlich!“ —

„Damit hätte der ſchlimmſte Streit zwiſchen Parlament und Klerus ein Ende und —“

„Die Philoſophie käme obenauf.“

„Ihr dieſen Wahn zu benehmen, ſchlage ich vor, dieſes Buch hier zu verdammen. Es iſt von Rouſſeau, „Emil“ heißt es. Soeben kam es aus dem Druck und — ſagt geradezu eine Revolution voraus!“ —

„Die Revolution?!“ — Sie ergriff das Buch heftig. „Ich werde es leſen und an Maupeau, den Parlamentspräſidenten, ſchicken! Der Schlag gegen die Jeſuiten wird indeß auch den Dauphin treffen, ſagt man. Er iſt ein ſehr — frommer Prinz, ſo eine Art ſtiller Mineur, und ſeit dem Attentat iſt ſeine Haltung recht unklar!“

„Das iſt ſie, und verwickelter vielleicht, als man denkt. Eins nur iſt gewiß, er haßt Ihre Politik und Sie ſelbſt, wie Choiſeul und meine Wenigkeit, weil ich die Kirche nicht liebe. Auch treibt er allerlei Dinge, die weder mit den Jeſuiten, noch unſerer Politik übereinſtimmen.“

„Wie ſo?“ —

„Er hat oft den Locke unter'm Kopfkiſſen!“

„Den Locke?! — Sie wiſſen ſehr genau in ſeinem Schlafzimmer Beſcheid, Seigneur? Sollte er ſeit dem Jahre 57 einen Sprung zu den Philoſophen gemacht haben?“ —

„Zu den eigentlichen Philoſophen, Leuten wie Raynal, Holbach, Diderot, nicht! Aber es ſollen mitunter wunderliche Dinge in Trianon vorgehen. Jedenfalls iſt für die alte Ordnung Alles von ihm zu befürchten.. Er iſt ſtill, ernſt, heuchelt patriarchaliſche Bürgertugend, und weiß beſtimmt, was er will!“ —

„Und Sie glauben,“ ſagte die Marquiſe erregt, „das entdecken zu können? Orleans, Sie wüßten längſt mehr als jeder Andere, und kämen jetzt erſt —“ ſie bedeckte ihr Geſicht mit der Hand, ein unerklärliches Angſtgefühl packte ſie.

„Theuerſte Frau, Sie ſind unwohl! Geſtatten Sie!“ Er zog ein Flacon und präſentirte es ihr geöffnet. —

Sie fuhr auf — ſah das Fläſchchen und dann ihn an. — „Ich danke, Hoheit, ich habe meine eigene Eſſenz! Fremde — Parfums ſchaden zu leicht! Epinay, geben Sie mir doch das Riechſalz!“

Während die Marquiſe es von ihrer Dame nahm, blickte ſie Orleans unverwandt an. Er ward blaß.

„Ich wußte nicht,“ ſagte er unſicher, „daß Ihre Nerven ſo empfindlich ſind. Da der Anfall jedoch vorüber ſcheint, ſo erlauben Sie mir, auch Ihren Geiſt zu beruhigen und Sie zu verſichern, daß wir im rechten Augenblick ſchon mit allen Gegnern fertig werden. Ich hoffe, Sie halten ſich fortan von meinem beſten Willen überzeugt! — Ich bin der ergebenſte Diener Seiner Majeſtät!“ Er küßte ihre Hand.

„Ich danke Ihnen, Hoheit. Ich werde kein Wort dieſer Unterredung vergeſſen und Alles erwägen!“

„So geſtatten Sie noch, Ihnen meinen Sohn Chartres vorzuſtellen? Ein tolles Kind zwar, aber unbefangen wie die Natur ſelbſt. Er wird ein guter Unterthan werden, ſobald erſt die Narrheit der Jugend gewichen iſt!“ —

„Mit großem Vergnügen! Bitten Sie Monſieur Chartres herein, liebe Vilaille!“

Die Dame ſchritt hinaus und kehrte ſogleich, die Thür öffnend, zurück.

Auf der Schwelle erſchien ein Knabe in roſa Atlas gekleidet, etwa fünfzehn Jahre alt, Orleans' Ebenbild. Sein Geſicht war ungleich ſchöner, aber blaß, und ſeine dunklen Augen glühten.

„Mein Sohn, Frau Marquiſe!“

Die Pompadour wendete ſich lächelnd zu ihm.

Kaum hatte ſie indeß der junge Menſch erblickt, als er ſich entzückt zu ihren Füßen warf und ihre Hände mit Küſſen bedeckte. „Ach, wie ſchön, wie engelſchön ſie iſt, Papa! — Sie haben recht, es iſt eine gefährliche Frau für junge Herzen!“ —

„Ei, mein Bürſchchen, Sie ſprechen ſchon ſehr galant für Ihr Alter!“ lachte die Marquiſe.

„Kann ich dafür, gnädige Frau, daß ich in Ihrem Anblick fühle, wie ich ein Mann werde?! O, mein Gott!“

„Unſinniger, was wagſt Du!“ und Orleans riß ihn empor. „Du ſtehſt vor der größten Frau Frankreichs!! Verzeihen Sie nur dem Unnützen, Gnädigſte!“ bat Orleans.

„In der That,“ lächelte die Marquiſe halb erſchrocken, „der arme Knabe muß mehr unter Frauen, damit er etwas Manier lernt. Bringen Sie ihn nur wieder mit, er muß ſich ja wohl erſt an mich gewöhnen. Adieu, lieber Herzog!“

Orleans küßte ihr lächelnd die Hand, Chartres verbeugte ſich tief. Als Beide jedoch nach der Thür ſchritten, bemerkte die Marquiſe durch den Eckſpiegel, wie der Vater den Sohn ſtarr anſah, dieſer ihm aber ein Geſicht wie im Ekel ſchnitt und die Zunge bläkte. —

„Einen Augenblick noch, Herzog!“ Sie ſtand auf und wendete ſich.

„Prinz Chartres, ich möchte Ihnen noch etwas ſagen!“ — Chartres eilte ſtrahlend zu ihr zurück.

„Das iſt für Deine Lüge!“ Sie gab ihm eine Ohrfeige. „Du wirſt der größte Schuft Deines Hauſes werden, und das will viel ſagen! Wir ſind mit einander fertig, Herr Orleans! So lange ich lebe, ſieht Sie Verſailles nicht wieder, ich bin etwas zu alt zum Comödienſpiel!!“ —

„Ich will mich danach richten, Madame!!“ — Orleans faßte ſeines beſtürzten Sohnes Arm und führte ihn hinaus. —

Als er mit ihm im Wagen ſaß, zog er haſtig die Vorhänge zu, dann gab er ſeinem hoffnungsvollen Sohne eine Ohrfeige auf die andere Backe.

„Dieſe beiden Ausrufungszeichen in Deinem Geſicht, Freund, mögen Dir ſagen, daß Du Deinen Vater compromittirt und Deine Carrière ruinirt haſt! Vorläufig, Herr Sohn, werd' ich Dich von Saint Sulpice unter die Aufſicht der Marquiſe de Vendatour bringen, die Dich Routine und Kälte lehren ſoll. Ich habe die Macht, Dich zum Bettler zu machen, Burſche, Dich auf ewig einzuſperren, ja, ich werde — noch mehr thun, wenn Dir nicht endlich der tolle Kopf kühl wird!“ —

„Sie wollen mich wohl auch an dem Fläſchchen riechen laſſen, daß —“

„Schweig, Elender, — ſie roch nicht daran!“

„Nun begreife ich erſt beide Ohrfeigen!“

„Hoffentlich auch die Lehre, daß es das Dümmſte von der Welt iſt, ſeinen Triumph zu zeigen! Wenn Du nicht einmal genug Selbſtſucht haſt, um vorſichtig zu ſein, ſo wirſt Du auch nie des Glanzes würdig werden, für den ich Dich erzogen, dann aber bedarf ich keines Sohnes!“

„O gewiß, ich war ein entſetzlicher Dummkopf! Aber der Ekel vor ihrer bunten Haut kam über mich, ich mußte ihm Luft machen!“

„Du mußt vor nichts Ekel empfinden, Narr, was Dir nützen kann! Sei im Vergnügen dafür wähleriſch. Ich werde Dir nächſtens ein paar Quartiere im Temple zeigen, damit Du Dich an Alles gewöhnſt! Ohne ſtarke Nerven wirſt Du einſt untergehen, wenn die tolle Zeit einmal erſt unter den Bourbonen aufräumt!“ — —

Während dieſer ſeltſamen Straflection, die ein prince du sang ſeinem einzigen Sohn ertheilte, ging die Marquiſe höchſt erregt und unter ſehr verſchiedenen Gefühlen im Zimmer auf und ab. Halb war ſie alterirt und erzürnt, daß ſie ſo getäuſcht und beleidigt worden, halb befriedigt von der ungeheuren Blöße, die der Sohn dem Vater gegeben. Dieſe Frau empfand nun eine Art Grauen, eine ſchmerzhaft peinliche Empfindung, welche ihr ſonſt fremd zu ſein pflegte. Sie blickte ihre noch ganz beſtürzten Damen hin und wieder an, aber fragte ſie nicht. Bald lachte ſie bitter auf, bald murmelte ſie zwiſchen den gepreßten Lippen Verwünſchungen oder Beſorgniſſe. Ihr Zuſtand hatte etwas beängſtigend Krankhaftes, war der Ausdruck eines geiſtigen Leidens, das ſie nervös aufreizte und ſchüttelte.

Plötzlich ſtand ſie ſtill, — ein Geräuſch im Nebenzimmer hatte ſie erſchreckt. Sie ſtarrte vor ſich hin. Dann zuckte ſie auf. „Man rufe den Binet!!“ —

Während d'Hautecour hinauseilte, den königlichen Kämmerling zu rufen, ward das Antlitz der Marquiſe finſter, unheilvoll; es nahm den Ausdruck äußerſter Entſchloſſenheit ein.

Binet, ein alter Vertrauter der Liebesaffairen des Königs und leiblicher Vetter der Marquiſe, erſchien gebückt vor ihr, von Hautecour begleitet.

„Beaumarchais iſt wohl dort drinnen?“ flüſterte ſie, nach der Portière deutend.

„Gewiß, Madame. Sie haben es ausdrücklich ſo beſtimmt.“

„Wann kam er, und wie lange befindet er ſich da?“

Binet zog die Uhr. — „Er folgte den Herzögen faſt auf dem Fuße, alſo ſeit einer halben Stunde. Ich glaubte, die Frau Marquiſe wollten Monſeigneur Orleans im Schlafcabinet empfangen, da er zur königlichen Verwandtſchaft gehört?"

„Sie haben ſich wieder einmal geirrt, mein Freund, und ich hatte über dieſen — Orleans den Lecteur der Prinzeſſinnen vergeſſen. Das iſt ein Unglückstag! — Geben Sie dem Gardecapitain Ordre, vier Mann bereit zu halten, um dieſen Beaumarchais nach der Baſtille zu bringen; ich werde den Arreſt ausſtellen. Doch laſſen Sie den Capitain nicht eher eintreten, als auf ſpecielle Ordre; — es iſt möglich, die Sache wäre nicht ſo ſchlimm; man muß Aufſehen vermeiden. Der König iſt auf der Jagd?" —

„Er ſetzte ſich gleich nach der Rückkehr von Paris zu Pferde und wird in Choiſy ſpeiſen."

„So inſtruiren Sie den Capitain." —

Mit demſelben gleichgültigen Ernſt, wie er gekommen, verbeugte ſich Binet und ging. Er hatte eines jener leeren Geſichter, hinter denen ſich alle Gedanken räthſelhaft verbergen.

„Treten Sie in mein Schlafcabinet, meine Damen. Mit dieſem Manne muß ich allein ſein. Ich werde die Glocke ziehen, wenn ich Sie brauche." —

Die Marquiſe war allein. — Sie ſetzte ſich in den Fauteuil vor ihren Spiegel, nahm eine maleriſche Stellung ein und gab mit der Glocke ein Zeichen.

Die Portière theilte ſich, Beaumarchais ſtand vor ihr. —

„Die Zeit iſt Ihnen wohl ein wenig lang geworden, mein Herr?"

„O nein, Frau Marquiſe. Einem aufmerkſamen Beobachter wird in dieſer Welt die Zeit nie lang!"

„Sie ſind mir ſeit lange im Gedächtniß, und es amuſirt mich, Sie mir nun gegenüber zu haben."

„Kaum kann ich glauben, daß Sie mich eitel machen wollen, denn das müßte ich werden, mag der Sinn Ihrer Worte für mich nun verbindlich oder drohend ſein."

„Sie wiſſen die Leute recht genau zu verſtehen, Herr Beaumarchais. Mitunter ſollen Sie ſich aber doch in

Ihren Berechnungen irren, ſo ſehr man auch Ihr Glück im Finanzſpiel rühmen mag."

„Berechnungen, Frau Marquiſe? Zugegeben, daß mir viel Glück und ein wenig Kopf zu Vermögen verhalfen, aber was ſonſt ein Muſikant zu berechnen hätte, außer richtigem Takt zu rechter Zeit, verſtehe ich wirklich nicht. Sie haben mein Harfenſpiel zu hören gewünſcht, geſtatten Sie —?"

„So entgehen Sie mir nicht, mein Herr! Sie gehören zu den Leuten, die in verblümten Redewindungen ihre Stärke ſuchen. Dieſe Plänkelei liebe ich nicht und ſage Ihnen trocken heraus: Sie ſind ein Emporkömmling und ein Intrigant dazu! Wie finden Sie das?"

Caron lächelte mit großer Seelenruhe. „Ah, Madame, ein Emporkömmling bin ich gewiß, in unſerer Zeit iſt ja das keine Schande mehr! Intrigant? — Mein Gott, um ſich zu halten, wehrt man ſich gegen ſeine Feinde und dient ſeinen Freunden!"

„Ha, Er weiß malitiös zu ſein und über Alles fortzuſchlüpfen! Aber wenn ich Ihnen ſage, liebſter Harfenlecteur, daß Sie früher Anſtrengungen machten, Choiſeul für das Intereſſe der Königin und des Dauphins durch gewiſſe verſteckte Mittel zu gewinnen, und gegen mich zu cabaliſiren, wie werden Sie das entſchuldigen?"

„Madame, Sie geruhen überraſchend offen mit mir zu reden, anſtatt einfach einen Mann zu vernichten, gegen den Sie ſolche Beweiſe haben. Das iſt doch ſehr auffällig!"

„Ich habe Luſt zu fragen, aber nicht zu antworten!"

„Das heißt, Sie geſtehen, daß Sie verlegen ſind?" — „Impertinent!!"

„Ganz ungeheuer verlegen, und ich will Ihnen ſagen, warum. Choiſeul hat Ihnen von einer großen Intrigue Beaumarchais' geredet, um Sie den Werth ſeiner Freundſchaft recht empfinden zu laſſen, darin aber heuchelt er bedeutend. Sie würden mich beſtimmt vernichten, Madame, wenn Sie unleugbare Beweiſe hätten und man den Diener der Prinzeſſinnen ſo ohne Umſtände in die Baſtille ſetzen könnte.“

„Mir ſcheint,“ und die Pompadour war höchſt erregt, „daß Sie die Unverſchämtheit als eine beſondere Tugend cultivirt haben! Da Sie indeß den Premierminiſter einen Heuchler vor mir nannten und nicht zu widerlegen vermögen, daß Sie gegen mich conſpirirt haben, begreifen Sie wohl, daß die Marquiſe de Pompadour mit aller Seelenruhe einen Haftbrief gegen Sie zeichnen kann, nicht wahr?“ Sie erhob ſich vornehm, ſchritt zu ihrem Bureau, zog das Blanquett einer lettre de cachet heraus und ergriff die Feder.

„O, bemühen Sie ſich nicht, Madame! Ich werde meinen Haftbrief ſelbſt ſchreiben, haben Sie nur die Güte ihn zu dictiren!“ Er trat herzu und wollte ihr galant die Feder abnehmen.

„Mein Herr!“ rief ſie ſtarr, „Ihre Frechheit überſteigt die Grenzen alles Erdenklichen!!“ —

„Gar nicht, Frau Marquiſe. Ich bin ein Emporkömmling, und ſolche ſind immer unerſättlich. Bisher war ich nur glücklich, Sie ſind ja aber eben im Begriff, mich zu einer Berühmtheit erſten Ranges zu machen!“

„Ich, mein Herr? — Sie ſind ein Narr!“

„Glauben Sie denn aber nicht, daß die Baſtille mich zu einem großen Mann, zu einem Märtyrer macht? Voltaire und Diderot waren nichts, bis ſie geſeſſen hatten, und das iſt mit ein paar Jährchen doch nicht zu theuer bezahlt?“

„Man könnte das auf — Lebenszeit ausdehnen!“

„Auf Ihre Lebenszeit! Einverſtanden, denn was nachher kommt, weiß man doch nicht, hohe Frau?!“

„So ſagen Sie, Beaumarchais, daß ich nicht mehr lange zu leben hätte?!“ rief ſie außer ſich.

„Wenn ich ſitze, gewiß nicht!“

„Menſch!“ murmelte ſie ſchreckensbleich, „entweder biſt Du ein Dämon, oder der größte Charlatan der Erde!“

„Gott bewahre, Frau Marquiſe. — Sehen Sie, ich geſtehe aufrichtig, daß ich ein großer Thor geweſen, mich einmal gegen Sie brauchen zu laſſen. Nie wäre es geſchehen, hätte ich Herrn Choiſeul und Sie recht genau gekannt. Ich pflege zwar nie offen zu ſein, am wenigſten wo ich Gefahr ſehe, aber, Madame, ich will's, ausnahmsweiſe, wenn Sie einen Vergleich wünſchen?"

„Und ſeine Bedingung?"

„Ich rede Ihnen gegenüber aufrichtig. Was ich verſchweigen muß, will ich Ihnen redlich als Geheimniß bezeichnen, das zu entweihen nur Ruchloſigkeit vermag, dafür verlange ich nur, daß keine Macht der Erde mich in die Baſtille bringen ſoll, ſo lange Sie leben, denn ich habe, ehrlich geſagt, keinen rechten Appetit auf Ruhm und Unſterblichkeit!"

Sie warf die Feder hin. „Wenn das nicht das Sonderbarſte iſt, was mir begegnet, ſo habe ich nichts erlebt! Gut denn, mein Wort! So lange ich athme, ſoll Niemand Sie beläſtigen. Was wiſſen Sie von meinem Tode?"

„Nehmen Sie ſich doch künftig vor gewiſſen — Flacons und allen Odeurs in Acht!" —

„Sie ſind doch ein Mann von Ehre, Beaumarchais!" flüſterte ſie bleich und faßte bewegt ſeine Hand. — „Sie — Sie haben es auch bemerkt?" —

„Und die Fratze des Sohnes! — Schweigen Sie, wie der Tod, Madame, verbieten Sie Ihren Freundinnen ja, davon zu ſprechen, und laſſen Sie alle Gerüche von ſich verbannen!"

„Ich werde es! Aber erklären Sie mir Ihr Benehmen! Sie ſind Diener der Partei, die mich haßt, und Sie warnen mich. Sie verleumden Choiſeul, der mein Freund iſt, nachdem Sie ihn fruchtlos für die Königin gewinnen wollten. Beweiſen Sie mir, wie man das kann, und — doch ehrlich ſein!"

„Ich war arm, Marquiſe, und von Schurken bedrängt, als die Prinzeſſinnen ſich meiner annahmen. Würden Sie weniger dankbar geweſen ſein und für Ihre Retterinnen nichts gewagt haben?" —

„Zugeſtanden!“ —

„Ich haßte Sie, wie man Den haſſen muß, über den alle unſere Freunde klagen; iſt das ſchurkiſch?“

„Nein, aber Sie haßten, was Sie nicht kannten, und unternahmen etwas, was Sie nicht verſtanden!“

„Ich war eben ein Neuling!“ —

„Und die Jeſuiten hatten Sie noch nicht genug geſchult!“

„Die Jeſuiten mich? Haha, ich bin bisher weder bei den Prinzeſſinnen noch dem Dauphin einem von ihnen begegnet, und ich habe ein Mittel, ſie mir excellent vom Leibe zu halten, das iſt jedoch mein Geheimniß!“

„Aber ich bitte Sie! Die Umgebung des Dauphins, die Leute von St. Sulpice, die Moliniſten!“

„Das hat Ihnen und dem König natürlich Choiſeul auch vorgeredet. Halten Sie Ihren Gegner immerhin für was Sie wollen, nur halten Sie den Dauphin, die Prinzeſſinnen und die Königin nie für ehrlos. Sie könnten ſich verrechnen!“

„Aber ſie ſind bigott, es iſt bekannt genug, welche Leute —“

„Einſt dort ein und aus gingen; einſt! Man gab den Dauphin der alten Vendatour und den Jeſuiten zur Erziehung, ſeine tiefe Frömmigkeit ließ ihn nicht ahnen, mit welchen Leuten er zu thun hatte. Das Attentat Damien's, der ſchimpfliche Mißbrauch ſeines hohen Namens hat ihn ſeit dem Jahre 57 aufgeklärt. Fromm iſt er, aber kein Jeſuit; im Gegentheil ſogar, — doch, das iſt des Dauphins Geheimniß.“

„Und ſo iſt der Prinz etwas ganz Anderes, als ich geahnt? Er und ſeine Leute würden dem Fall der Jeſuiten nichts entgegen ſetzen?“

„Schwerlich!“

„Und was erwartet man von ihm nach des Königs Tode?“

„Das — werde ich Ihnen nicht ſagen. Aber dies kann Ihnen doch viel gleichgültiger ſein als die Frage, was — Sie von ihm dann zu erwarten haben!“

„O, die tiefſte Erniedrigung, die bitterſte Beſchimpfung, welche der Sieger ſeinem Opfer nur auferlegen kann!“ —

„Madame, das bezweifle ich ſehr beſtimmt. Er wird in Ihnen, ich gebe mein Seelenheil darum, die Gefährtin ſeines Vaters ſchonen, an der er wenigſtens deſſen Aſche hochachtet. Der Dauphin, Marquiſe, hat Gemüth und hält auf die Dehors!“ —

„Das — das wüßten Sie ganz gewiß, Beaumarchais?!“

„Man könnte es Ihnen ſogar — ſchriftlich verſchaffen!“

„Sie? — Mein Gott! — Wenn Sie wahr reden, wie wird mein Herz Sie ſegnen! Ich — ich bin nicht ganz ſo ſchlimm, als mich die Leute machen!“ Thränen ſtrömten aus ihren Augen. Plötzlich ſah ſie Caron aber ſtarr an. „Der Dauphin iſt indeß leidend. Er hat öfters, ſo ſagt man, Anwandlungen wie ich, wenn — wenn er eher ſtürbe?“

„Dann, Madame, würde ich mich für immer im Privatleben begraben!“ Er ſenkte ernſt das Haupt. — „Doch nein, nein! Es giebt auch eine Manie, zu ſchwarz zu ſehen. Sie könnten viel dazu beitragen, ſich, ihn, uns Alle zu erhalten. Trauen Sie nur Choiſeul nicht, ſag' ich Ihnen; vor Orleans brauche ich Sie nicht mehr zu warnen.“

„Choiſeul — und wieder Choiſeul! Reden Sie deutlich!“

„Nun, er iſt ein Schurke, obwohl er nur der Strohmann Orleans' iſt. Er hat die Premierſchaft nun erreicht, hör' ich, durch Sie erreicht. Jetzt wird er ſich zum Alleinherrſcher machen.“

„Beaumarchais, Sie lügen! An des Königs Seite ſteh' ich!“

„Und wenn Sie — todt ſind, Choiſeul's Schweſter, Madame de Grammont. Nehmen Sie ſich nur vor den — Flacons in Acht!“ —

„Unſeliger, Sie laſſen mich in ein fürchterliches Gewebe blicken. Und was iſt zu thun?!“

„Ich werde es Ihnen ſagen,“ flüſterte er, „wenn ich mit dem Dauphin geſprochen habe. Wenden Sie Ihre Zeit ja an, den König mit ihm zu verſöhnen, halten Sie Terray und Maupeau im Auge, denn ſie ſind mit der Vendatour und den Jeſuiten, wie mit Orleans in Verbindung. Laſſen Sie Choiſeul dem König nie allein Vortrag halten. Bei dem Allen iſt ja nur eine Frage: Bourbon oder Orleans! Es könnte ein Tag kommen, wo er Ihnen die — Ohrfeige bezahlte!“

„Sie werden von der Scene ſchweigen?“

„So lange Sie mich nicht in die Noth verſetzen, es ſagen zu müſſen, um dem Schlimmſten vorzubeugen!“

„So werden wir fortan Freunde ſein?“ —

„Das iſt nun wieder unſer Geheimniß! Ich rathe Ihnen, überall zu ſagen, ich ſei ein höchſt boshafter und unausſtehlicher Menſch!“

„Ich wollte Sie aber dem König zum Adel vorſchlagen, wegen des — Flacons!“

„Bah, das iſt eine Narrheit!“ —

„Nein, es muß geſchehen, damit Sie ungehindert Entrée haben. Man muß für Sie eine Würde ausſuchen, die Sie berechtigt, mich, ſo oft es nöthig iſt, zu ſehen!“

„So machen Sie, was Sie wollen, Frau Marquiſe. Sagen Sie nur, Sie könnten mir allein nur mit dieſer Würde und fortgeſetzter Freundlichkeit die Nichtveröffentlichung eines entſetzlichen Pamphlets gegen Sie und Choiſeul abkaufen, denn Sie werden wohl glauben, daß für mich nichts leichter wäre, als eins zu ſchreiben und in London drucken zu laſſen.“

„Dieſer Gedanke iſt vortrefflich! — Sie jagen den Leuten wohl gern Angſt ein?“

„Es iſt ja das ſicherſte Mittel, emporzukommen! Sind Sie noch für mein Concert geſtimmt?“

„Heute nicht! Ihr Spiel würde mich traurig machen. Ich bin oft — ſehr traurig!“

„Ich glaube Ihnen, verehrte Frau! Vielleicht macht Ihnen das Bewußtſein, einmal etwas — Gutes zu wollen, Freude!“

„Ich will es verſuchen, aber — ich glaube nicht an das Gute! — Genug!“ Sie reichte ihm die Hand und erhob ſich. „Alſo nächſtens!“ — Sie ſchellte dreimal. Der Gardecapitain der Schweizer trat ein und ließ die Thür offen.

„Marquis, begleiten Sie den Chevalier Caron de Beaumarchais bis zum großen Portal und laſſen Sie ſalutiren! Er iſt ſeiner Verdienſte wegen zum Oberjägermeiſter von Varenne du Louvre an Stelle des verſtorbenen Herrn von Cabran ernannt!“

Der Offizier griff militäriſch an den Hut, die Laquaien ſtürzten vorauf und öffneten dem Lecteur den Schlag. Als ſeine Equipage durch den Schloßhof fuhr, ſalutirten die Schweizer. —

„Was haben Sie mit dieſer Frau erlebt?!“ rief Duverney, als er in's rothe Roß kam.

„Sehr viel. Laſſen Sie mich lieber ſchweigen, es iſt beſſer. Aber was ſagen Sie, Papa, ich bin nun von Adel, kann mich Chevalier und Oberjägermeiſter von Varennes tituliren!?“

„Was Teufel! Sind Sie toll?“ —

„Gott bewahre, Schatz. Damit hat ſie mir ja ein Pamphlet abgekauft, das ich gegen ſie und den neuen Premier in London drucken laſſen wollte. Mit der Peitſche in der Hand redet man immer am beſten zu dieſen Leuten!!“

8.

Coralie Raucourt.

Den erſten Stock des Pigeonnier nach der Rue Bertau hatte, wie erwähnt, die allbewunderte Soubrette der königlichen Oper inne, und zwar zum geheimen Aerger, Neid und Skandal ſämmtlichen Gevögels, das dieſen weiten Schlag bewohnte. Sie war die Ariſtokratin, der Papagei unter ihm, welcher ſtets in Gefahr ſtand, gleich einem fremden Eindringlinge unter Sperlingen, gerupft zu werden. — Demoiſelle Raucourt war vordem nichts Beſſeres geweſen, als ein Pariſer Straßenmädchen, ein weiblicher Gamin voll ausgelaſſener Frechheit, die außer ihren Lumpen nichts hatte als ein hübſches, blühendes Geſicht, friſche, halb entwickelte Reize und eine ſilberhelle, biegſame Stimme, mit der ſie die ſchrillen Fiſteltöne ihrer bettelnden, klimpernden Mutter in den Straßen der Reſidenz accompagnirte. Zeitig genug über ihre verſchiedenen Anlagen belehrt, mit den Laſtern bereits bekannt, welche Elend und Vagabondenthum in einer großen Stadt erzeugen, wäre wahrſcheinlich nichts aus ihr geworden, als höchſtens eine Choriſtin für die hochtrabenden Opern des berühmten Rameau, welche, wie die „Fêtes de Ramire", „Hippolyte", „Princesse de Navarre" und „Temple de la Gloire“, viel Paukenſchall, Chöre und Aufzüge, alſo eines ſtarken Perſonals bedurften. Sie ſetzte ihre Bänkelſängerei indeß ziemlich unbeachtet fort, und empfing die Huldigungen eines Commis, der ſich ſterblich in ſie verliebte und ſicher geheirathet haben würde, wenn er nur Vermögen gehabt hätte. Um dieſe Zeit wurde der altfranzöſiſchen Tiradenmuſik, der pathetiſchen Ton-Pompa, dem Generalbaß und Allem, was bisher als claſſiſch gegolten, durch die italieniſchen Buffonis das Lebenslicht vermöge jener komiſchen Opern ausgeblaſen, die, eine Uebertragung der italieniſchen Maskenſpiele des Gerardi in's Muſikaliſche, den rohen Naturlaut gegen Coloratur und Cadenz, eine tolle Ironie und Luſtigkeit gegen die lederne Breite Rameau'ſcher Recitative ſiegreich in die Schranken führten. Paris ward elektriſirt! Da die Pompadour nun den Rameau, die Königin aber die Buffonis protegirte, ward faſt eine politiſche Frage daraus; das Publikum nahm für den Geſchmack der Königin Partei und die Italiener ſiegten. Dieſer Enthuſiasmus dauerte etwa von 1753 bis 56. Die Italiener zogen endlich ab, ſo ſehr auch ihr Spiel und ihre Muſik gefallen hatten, denn nachdem der Mode-Enthuſiasmus verraucht war, entdeckte man, daß ihr Dialog nicht zu verſtehen ſei. —

Demoiſelle Raucourt's Geliebter konnte freilich ſeiner Trauten keine glänzende Zukunft bieten, aber er verdiente doch genug, ſie unterſtützen und etliche Male zu den vielgenannten Buffonis führen zu können. — Welch ein Wunder! Die Kleine konnte nicht allein die hauptſächlichſten Arien nach dem erſten Anhören auswendig, ſondern wußte auch die Italianos mit ihren Lazzis höchſt drollig zu copiren. Fortan ſang ſie ſämmtliche beliebte Stücke derſelben vor dem Straßenpöbel und machte ihre Mätzchen dazu. Das zog! Mutter Raucourt und Tochter machten viel beſſere Geſchäfte, und als ſie eines Tages unter den Fenſtern des jungen Muſikers Duni ſangen, ließ er das Mädchen heraufkommen, ſchloß mit ihr ſofort ein Abkommen, und ſie trat darauf in Rouſſeau's „devin de village“, dann in

Paeſiello's Operetten im Palais royal auf. In Duni's berühmtem „Milchmädchen“ aber, das er eigens für ſie ſchrieb, errang ſie für ſich wie ihn einen raſenden Triumph. Sie wußte die unverſchämte Keckheit der modernen Rigolboche mit wunderbar gedankenloſer Kindernaivetät zu verbinden, ihre jetzt erblühenden Reize mit faſt ſpaniſchem Feuer zu zeigen, und dann erſchreckt, wie eine attrapirte Taube, abzufliegen — kurz, ſie war ein Teufelsweib mit einer Sirenenſtimme, deren geringe Schule ſie durch Drolerien verdeckte, welche ihr nachzumachen eben ſo geſchmacklos wie vergeblich geweſen wäre. In der Scene des Milchmädchens, während ſie Waſſer aus dem Straßenbrunnen in den Zuber pumpt und das Knarren des Schwengels in tauſend Variationen modulirt, um die Liebeswerbung eines alten Abbé zu perſifliren, dröhnte das Haus vor Jauchzen, ſie wurde das enfant chéri von aller Welt. — Sie verlor im Glück indeß ihre fünf Sinne nicht, denn ſie wußte genau, was ſie wollte. Obwohl ſie Debrelon, ihren getreuen Commis, nicht heirathete, nahm ſie ihn doch für immer zu ſich, nachdem er ſich wie ein vernünftiger Menſch darein gefunden, in ihr eine gefällige Freundin hoher Herren zu reſpectiren. Sie hätte, ihren Colleginnen ähnlich, im beſten Quartier von Paris leben und ein großes Haus machen können; ſie verſchmähte es aus guten Gründen. Mit dem ausgeſuchteſten Raffinement, der Grazie und Tücke einer Phryne ausgeſtattet, war ſie nicht nur die gefährlichſte Bekanntſchaft, welche jemals ein Mann in ſorgloſer Leidenſchaft machen konnte, ſie wußte ſich auch mit ſeltener Geſchicklichkeit in den Beſitz von Geheimniſſen zu bringen, welche ihre Opfer in Abhängigkeit zu ihr brachten und ſie in die tiefſten Intriguen einweihten. Dieſer ihrer eigenthümlichen Beziehungen wegen und um unbeobachtet und nicht genirt zu leben, hatte ſie das ſchmutzige Templeviertel und das weitläufige Pigeonnier zum Sitz gewählt, wo ja der Ausgänge ſo viele und der fabelhaften Individuen noch mehr waren. Oft ganze Nächte hindurch ſtrahlten ihre Hinterfenſter vom Kerzenſchein. Muſik und Tanz, Orgie und

Lied, Wein und Liebe, köſtliche Gerichte und derbe Zötchen hielten da ihren ſtehenden Carneval, an welchem Theil nehmen zu dürfen das Entzücken des liederlichen Hofadels und der vornehmen Söhne reicher Leute wurde. Solch ein Leben erweckte natürlich die Neugier und den Neid des umwohnenden Proletariats und trieb daſſelbe zu allerhand Nachforſchungen, die oft Reſultate hatten, welche Demoiſelle Coralien unangenehm zu werden drohten. Coralie war indeß wohlthätig, verſchwenderiſch ſogar. Sie ließ die Leute, welche ihr gefährlich werden konnten, für ſich und ihre Gönner arbeiten, oder machte böſen Zungen kleine Geſchenke, natürlich mit der Bedingung, zu ſchweigen und gewiſſe Dinge nicht zu ſehen, kurz, die Soubrette hatte ſich durch Strafe und Belohnung zum Gouverneur des Pigeonnier emporgeſchwungen, zumal der Wirth des Hauſes, um ſich nicht den Haß der männlichen Ariſtokratie auf den Hals zu hetzen, ihr die weiteſten Privilegien eingeräumt hatte. —

Das war die Dame, um derentwillen anfangs des Jahres 1763 ein Mann um die Mittagsſtunde einen Miethwagen in der Straße St. Martin verließ, ſich dicht in den Mantel hüllend, das Gäßchen Clairvaux hinabeilte und im weſtlichen Thor des Pigeonnier verſchwand. Er ſchritt nicht nach der Haupttreppe des erſten Stocks, ſondern quer durch den Hof nach dem Winkel zu der Hintertreppe, welche bis zu der früheren Manſarde Beaumarchais' und Morelly's führte. Dicht vermummt, klopfte er ander Hinterthür von der Sängerin Wohnung, und ward durch einen hübſchen Mann von etwa dreißig Jahren, und ſehr zierlich gekleidet, eingelaſſen, welcher ſich, ſobald ſein Gaſt den Mantel vom Geſicht zog, tief und ſtumm verbeugte.

„Iſt die Kleine zu Haus?" fragte der Beſucher kurz, indem er ſich in einen Seſſel des zierlichen kleinen Zimmers warf.

„Sie iſt zu Hauſe, Eure —" Der Gefragte hätte unfehlbar in tiefer Devotion den Titel genannt, hätte ſich die Hand des Andern nicht drohend erhoben.

„Ich habe Ihnen ein für alle Mal geſagt, Debrelon, daß ich mir jede Titulatur verbitte; im Pigeonnier heiße ich einfach — Monſieur Cloud; das klingt ſehr unſchuldig und koſtet Ihrem ſchwachen Kopf keine Anſtrengung. Ich erwarte, daß man dieſem Befehle pünktlich nachkommt!“ — Wenn Coralie zu Hauſe iſt, was thut ſie denn? Hat ſie — Beſuch, oder übt ſie eine Partie ein?“

„Sie iſt zu Hauſe und allein, Monſieur Cloud. Ich will ſie benachrichtigen.“

„Raſch, ich habe wenig Zeit!“

Debrelon verbeugte ſich ſtumm und verſchwand hinter einer Tapetenthür, die ſich geräuſchlos ſchloß.

Der Herr, welcher ſich „Cloud“ genannt wiſſen wollte und, ein Bein über das andere geſchlagen, in tiefes Sinnen verſenkt ſchien, war mittelgroß und kraftvoll gebaut. Er trug ein bürgerliches Kleid von grobem grauen Tuche, ſeine Wäſche war hingegen fein und blendend weiß. Eine wohlgepuderte Beutelperrücke von Flachs bedeckte ſein Haupt, und ein Stock vollendete ſeinen altväteriſch derben Anſtrich. Die große Nonchalance, ja Verächtlichkeit, mit der er ſich benahm, ein Etwas in ſeinem Antlitz, das, ehrfurchtgebietend, Jedem wie eine bekannte Aehnlichkeit vorkam, zugleich aber der Ausdruck kalter, herzloſer Berechnung in demſelben, und das feurige kleine Auge, welches bei heftiger Erregung ſich erweiterte und wie der Blick eines Raubthiers loderte, machten ſeine Erſcheinung räthſelhaft und zugleich furchteinflößend. —

Er war eben in die Notizen ſeines Taſchenbuchs vertieft, als Debrelon eintrat und höflichſt anzeigte: „daß Demoiſelle Coralie Sieur Cloud zu empfangen wünſche“.

Ohne ein Wort zu ſagen, ſtand derſelbe auf, machte Debrelon eine Geberde, zurückzubleiben, trat durch eine Tapetenthür in das anſtoßende üppige Schlafgemach mit dem Himmelbett von gelber Seide, und von dort in einen kleinen Salon, wo unter Noten, Rollen und Garderobenſtücken Demoiſelle Raucourt im petit négligé vor dem Cembal ſaß, auf welchem ſie eben geſpielt hatte.

„Ah,“ rief ſie lachend und ſprang auf, „ich bin entzückt, den Monſieur Cloud wieder zu empfangen. Ich dachte immer, St. Cloud ſei ein Heiliger geweſen, und wenn er Ihr Vorfahr zu ſein ſo glücklich iſt, muß die Heiligkeit in Ihrer Familie ſehr nachgelaſſen haben, weil Sie am hellen Tage das Pigeonnier aufzuſuchen belieben! Ich gäbe alle Seelenmeſſen für mich darum, könnte ich Herrn St. Cloud in dieſer Form zu Verſailles, im Luxembourg oder Palais Royal unter den Prinzen, Herzögen und Grafen erſcheinen ſehen!“ —

„Recht gut, Coralie, aber Sieur Cloud iſt ein Mann, den Sie doch wohl in dieſer Form reſpectiren werden. Laſſen Sie die Faxen, ich bin nicht aufgelegt und wünſche über Geſchäfte zu ſprechen. Wann war La Blache das letzte Mal bei Ihnen?“ —

„Geſtern zu Tiſche.“

„Am Abend nicht?“

„Er vermeidet, ſeitdem er aus der Verbannung von ſeiner Familie zurückgerufen worden, unſere kleinen luſtigen Cirkel. Es geſchieht wegen ſeiner argwöhniſchen Frau und des ſtrengen Schwiegervaters.“

„Sie ließen ſich hinter's Licht führen, denn Sie glaubten das!“

„Lala, glauben? — Warum nicht? — Er beſchenkt mich jedesmal und kommt darum nicht weniger. Verliere ich denn dabei? Wenn das Mißtrauen wenigſtens 'was einbrächte?“

„Ihr blindes Vertrauen kann Sie aber meine Gunſt koſten, Närrin, wenn Sie nicht beſſer aufpaſſen!“

„Ich bitte Sie, weshalb?“ —

„Das ſollen Sie alsdann erfahren. Alſo zu Mittag war er hier. Was that er?“

„Eine ſeltſame Neugier, St. Cloudchen, wiſſen zu wollen, was ein Liebhaber bei ſeiner Schönen macht.“

„Von Euren Albernheiten rede ich nicht, ſie ſind ſeit Adam verbraucht. Ich will hören, ob er Ihnen Mittheilungen machte, oder irgend etwas that, was ſonſt erwähnenswerth iſt. Ich weiß zu ſehr, Coralie, daß der Vortheil Ihr Gott iſt, alſo ſeien Sie ernſt und aufrichtig. Ich könnte leicht Mittel finden, Ihnen ewige Reue zu bereiten, könnten Sie etwa kindiſcher Weiſe glauben, daß einige gräfliche Schäferſtunden Ihnen meine Protection entbehrlich machen!" —

Die kleine Soubrette, welche bisher gedankenlos gelacht und vor dem Spiegel muthwillige Minauderien getrieben, ward roth vor Aerger. Dann ſchritt ſie zum Divan und ließ ſich nieder.

„Monſeigneur Cloud, ich gehorche. Alſo Blache, um die Wahrheit zu ſagen, hat noch andern Grund, nicht mehr ſeine Abende im Pigeonnier zuzubringen. Er hat ſich unlängſt dem Miniſter Choiſeul attachirt und mit der Herzogin von Grammont, ſeiner Schweſter, eine Liebſchaft etablirt. Ich hatte wirklich Mühe, es durch Aufgebot aller kleinen Teufeleien aus ihm herauszubringen!"

„Aha, ſehen Sie, das iſt doch etwas! Graf Falcoz will durchaus bei Hofe reuſſiren und muß deshalb die ſchlechte Geſellſchaft aufgeben. — Choiſeul iſt nun Premier, die Pompadour wird nicht allein täglich älter, ſondern auch kränklicher. Sie wird — ſterben, ſage ich Ihnen, bald ſterben, und — die Herzogin von Grammont ihren Platz einnehmen. Herr Graf La Blache meint alſo durch ihre Gunſt in des Königs nächſte Umgebung zu kommen, und fragte alsdann den Henker nach Ihnen. Seine ganze Coterie, die St. Albins, Vendatours, Maupeau wie Terray ſind im Begriff, ihre Freunde, die Jeſuiten, zu verlaſſen, um ganz zur Fahne Choiſeul's zu ſchwören!" —

„Aber was ſoll Ihnen denn das helfen, Monſieur?" —

„Mir? — Sie fragen auch gar zu treuherzig! — Ich will die Drähte dieſer Marionetten Frankreichs in den Händen halten, um ſie auf meine Weiſe tanzen zu laſſen. Das iſt doch nicht ſchwer zu begreifen?"

„O, heiliger Cloud, das glaube ich! Aber Sie ſind ja Herrn Choiſeul's Freund und müßten durch ihn einen viel näheren Weg finden, als vermöge Ihrer ergebenen Dienerin!"

„Mir behagt indeß gerade dieſer Umweg beſſer, und Ihnen trägt er tauſend Livres ein! Iſt das Grund genug?“ —

„Für meine Selbſtſucht überflüſſig, aber für meinen Mutterwitz nicht ganz. Ich bezweifle, daß Sie dieſen Umweg und die Koſten aus bloßer Laune wählen würden, wäre die bewußte Audienz bei Madame de Pompadour geglückt! — Ach die böſe Ohrfeige; ſie trägt Coralie Raucourt tauſend Livres ein!“ —

Herr Cloud fuhr heftig empor, ſeine Geſichtsfarbe veränderte ſich. Er blickte die Sprecherin ſcharf und lange an. — „Ich glaube nicht,“ begann er trocken, „daß Sie den Sinn deſſen, was Sie ſprechen, ganz würdigen können, aber verteufelt klug ſind Sie doch! Sagen Sie, meine Liebe, wie kommen Sie denn überhaupt zu dieſer Ohrfeigengeſchichte?“ —

„Mein Gott,“ lachte ſie, „Graf Falcoz hat ſie ſelbſt erzählt; auch ein paar alte Freunde meiner Abendſtunden, Chevalier d'Atreuilles und Capitain de Troquade ſprachen davon. Dieſe Ohrfeige warf einen guten Bekannten, der eben daran war, eine niedliche Mine anzulegen, für immer aus Verſailles; auch Choiſeul's Freundſchaft für ihn wurde höchſt lau. Darum iſt Coralie Raucourt die Perſon, alle zerriſſenen Fäden neu anzuſpinnen, eine Arbeit, welche gewiß mehr als tauſend Livres werth iſt!“

„Ach, Sie wollen den Preis mit dem Werth des Geſchäfts für mich abwägen? — Geſetzt, Sie rechneten richtig, würde das vielleicht genügen, Ihren Eifer zu beflügeln?“ — Er legte zwei Tauſend-Livres-Noten und ein Brillantbracelet auf den Tiſch. „Im andern Falle,“ ſetzte er finſter hinzu, „würde ich Sie ruiniren, auf jede Art, öffentlich wie geheim, mein Schäfchen! Was halten Sie davon?“ —

„Ich erwarte Ihre Befehle, die ich befolgen werde!“

„Alſo werden Sie alle Liſt anwenden, La Blache zu bewegen, daß er Ihnen die Liebesbriefe zeigt, welche er von der Grammont empfängt. Er empfängt ſolche, ich weiß es! Sie werden Mittel finden, ihm dieſelben für mich abzuſchwatzen!“

„Und dafür wird er mich, wenn er ſich compromittirt fürchtet, verlaſſen! Monſeigneur, es iſt keine Kleinigkeit, einen Liebhaber zu verlieren, der einſt den Hofbanquier Duverney beerben wird. Er hat mir ein Landgut mit einer Villa verſprochen, und zwar ſchriftlich!“

„Dies Unglück zu verhindern, mein Engel, überlaſſe ich Ihrer Geſchicklichkeit. Ich glaube nicht, daß er Sie verläßt, er iſt ja naiv genug, Sie zu lieben! Man kann ihm indeß auch eine gute Nachahmung der Originale zurückgeben. Dieſe, ſobald er ſtürmiſch ſeine Briefe fordert, zeigen Sie ihm, und werfen ſie allenfalls in eiferſüchtiger Aufwallung in die Flammen Ihres Kamins!“

„Ein recht hübſcher Theaterſtreich! — Wenn Sie nun die Originale haben, welchen Gebrauch werden Sie davon machen; ich muß doch wiſſen, welche Folgen ich zu gewärtigen habe?“

„Ich werde mit dieſen Briefen die Herzogin Grammont, die La Blaches und Vendatours zu meinem unbedingten Dienſte zwingen. Die guten Leute meinen, auch Choiſeul könne einmal fallen, und dann würden ſie dem König Alles ſein. Man muß ihr Schickſal in der Hand behalten. — Erinnern Sie ſich bei Allem nur an Eins! Ich war's, der Ihnen Ruf und Glanz verſchaffte, der Sie einſt fürſtlich für Ihre Treue belohnen wird, und dem es ſehr wenig Mühe koſtet, Sie, wenn es nöthig ſcheint, zur alten Dunkelheit zu verdammen! — Hat denn La Blache noch mehr ſolcher feinen Stückchen im Kopfe? Hat er Spione, Zuträger? Wahrſcheinlich doch; denn ein von Weib und Schwiegervater beobachteter Menſch, wie er, iſt auf Agenten angewieſen!“

„Das iſt nicht der Rede werth! Da wohnt im vierten Stock ein Muſikant, Batyl heißt er, ein geſchickter Menſch, der mir öfters die Rollen ſtudirt; außerdem iſt er ein Schuft. Mit ihm ſtand Blache ſonſt ziemlich vertraut und brauchte ihn zu geheimen Affairen, denen ich bisher wenig

Intereſſe ſchenkte. Eine Zeit lang war er heftig auf denſelben erzürnt, weil er ihm die Veranlaſſung zuſchrieb, daß ſein alter Feind Beaumarchais ihn vor den Prinzeſſinnen und ſeiner Verwandtſchaft ſchimpflich aus dem Sattel warf. Geſtern hingegen hat er den Muſiker hier wieder aufgeſucht und lange heimlich mit ihm geſprochen.“

„Sie irren ſehr, Coralie, ſolche Dinge für unbedeutend zu halten, ſelbſt wenn ſie auch nur Liebſchaften beträfen. Beobachten Sie La Blache ganz ſcharf, er hat große Wichtigkeit für mich. Wir müſſen Mittel haben, ihn zu fördern oder ihn unſchädlich zu machen, je nachdem. Beſtechen Sie Batyl, machen Sie ihm Verſprechungen; es iſt unerläßlich, Alles zu wiſſen, was in Choiſeul's Nähe, im Hôtel Saint Albin und Vendatour vorgeht, dafür habe ich Sie im Pigeonnier ſoulagirt. Apropos, hat Batyl im vierten Stock die Pièce allein? Mit wem ſteht das Subject in Verbindung?“

„Sie wiſſen, wie ſchwer im Pigeonnier die Leute ſich controliren laſſen. Es giebt Paſſanten, die nur eine Woche, nur ein paar Nächte einſchlüpfen, und dann irgendwo ein Ende nehmen. So ein Winkel iſt die Manſarde dort oben. Eine Seite hat Duchapt, die Modiſtin, inne, bei der ich arbeiten laſſe, ſie iſt zuverläſſig; die andere Wohnung Batyl. Früher hauſte Beaumarchais auch dort, mit deſſen allerliebſter Frau La Blache die bekannte Geſchichte hatte. Den dritten Partner dieſer Höhle machte damals ein alter Schulmeiſter von St. Lazare, Morelly, halb Bettler, halb philoſophiſcher Träumer, der ein phantaſtiſches Gedicht, die Baſiliade, geſchrieben hat. Ein Mädchen von der Duchapt erzählte davon und brachte es mir; nie habe ich confuſeres Zeug geleſen.“

„Die Baſiliade? — Coralie, ihr Verfaſſer wohnt hier?!“ — Cloud ſchritt in höchſter Aufregung auf und ab.

„Nun, was iſt's denn? Haha, Sie machen ja eine Miene, als hätte ich die Entdeckung Voltaire's oder Marmontel's gemacht.“

„Allerdings haben Sie eine Entdeckung gemacht, welche die Herren Voltaire und Marmontel überleben dürfte! Dieſer vierte Stock, dieſe Manſarde iſt ja unbezahlbar! — Sie werden die Duchapt, Batyl und den Debrelon inſtruiren! Wo hat dieſer Morelly ein Ende genommen?"

„Ich weiß es nicht. Er hat plötzlich ſein Amt und ſeine Manſarde verlaſſen. Hin und wieder, ſagt Batyl, kehrt er zurück, um daſelbſt eine Nacht zuzubringen. Es ſcheint, er hat auswärts eine Pfründe."

„Batyl und Debrelon werden ihm, ſo wie er wiederkommt, nachgehen und ermitteln, wo und wie er lebt. Ich habe Urſache, dieſen Mann nicht aus den Augen zu verlieren. Ich kann mich auf Sie verlaſſen, Coralie?"

„Das können Sie, Monſeigneur," ſagte die Soubrette ſehr ernſt. „So feſt wie auf ſich ſelbſt."

„Dann werden Sie Ihr Glück verewigen! Adieu! Ich werde Ihnen einen ſichern Mann ſenden, und dieſem können Sie Ihre Notizen an mich in wohlverſchloſſenen Couverts mitgeben."

„Zu Befehl!" — Sie reichten einander die Hand, der Beſuch der Dame ſchritt hinaus, hüllte ſich in den Mantel, wobei Debrelon ihm ſtumm behülflich war, und verließ den Pigeonnier nunmehr durch die Straße Bertau.

Kaum waren ſeine Schritte verhallt, als Debrelon die Thür feſt verſchloß und zu Coralie eilte.

„Was hat er gewollt? Er ſchien neue Teufeleien im Sinn zu haben."

„Das hat er, Schatz! Du und Batyl ſollt Morelly, wenn er wieder in den Pigeonnier kommt, genau beobachten, beſonders wohin er geht. Wegen der Liebſchaft des La Blache mit der Grammont hat er mich auch inſtruirt. Frage nicht weiter, heute Abend erfährſt Du Alles, Falcoz muß jeden Augenblick kommen. Monſieur St. Cloud ſpielt zwei Spiele und trägt zwei Geſichter; in beiden Fällen iſt der Profit unſer, darum muß man den Monſeigneur feſthalten. Da," und ſie ſchob ihm die beiden Tauſend-Livres-Noten und das Armband zu, „er bezahlt doch noch am beſten! Ach, ich werde ja nicht ewig hübſch ſein und nicht immer ſingen! Haben wir unſer Landgut und unſere Rente, dann ſoll der Teufel die Wahl haben, ob er die Orleans oder Bourbonen holen will.“

„Auch ſoll es uns nicht geniren, holte er alle Beide, hahaha!“ lachte Debrelon. „Wir ſind doch noch die einzigen Leute, glaub' ich, welche Hirn haben. Sollteſt Du alſo einmal finden, daß ich noch ein kleines Privatgeſchäft neben Deiner Engroshandlung in politiſcher Spionage halte, ſo bedenke, daß ich Herrn St. Cloud mit ſeinem doppelten Geſicht nachahme. Es giebt ſeit Noah nur ein Ding in der Welt, was Alles in Allem iſt, — Geld! Forſche nicht nach, wodurch ich das meine verdiene!“

„Ah, mit dem merkwürdig dummen Geſicht wohl, das Du vor unſeren Kunden als Firma trägſt?“

Beide lachten ungeheuer. — Es folgte eine ſympathiſche Stunde ſchöner Verſtändigung.

9.

Im Sonnentempel.

Bereits Fenelon that um die Zeit des ſpaniſchen Erbfolgekrieges über Frankreichs Lage den ernſten Ausſpruch: „Wir leben nur durch ein Wunder fort; es iſt eine abhängige Maſchine, die allein aus Gewohnheit noch fortgeht und bei dem erſten Anſtoße zerbrechen muß. Ich fürchte, unſer größtes Uebel beſteht darin, daß Niemand unſerem Staate auf den Grund ſieht, ja man iſt entſchloſſen, es nicht thun zu wollen, man ſchließt gefliſſentlich die Augen!“ — — Dieſe bittere Wahrheit hatte nicht allein in dem Zöglinge des unſterblichen Dichters des Telemach, dem während der Regentſchaft verſtorbenen Duc de Bourgogne, ſondern auch im Gemüthe ſeines Enkels des Dauphins, Ludwig's XV. Sohn, Wurzel geſchlagen, war trotz jeſuitiſcher Erziehung und der Einflüſſe der alten Vendatour mit ihm groß gewachſen. Seitdem ihn das Attentat Damien's veranlaßt, ſich energiſch von allen Loyola-Künſten zu befreien, hatte ſich dieſelbe immer lebendiger im Bewußtſein dieſes ernſten, ſtillen, ſtreng denkenden und bürgerlich lebenden Prinzen befeſtigt, der ſich von jener Zeit an in einer Weiſe für den Thron vorbereitete, wie ſelten bei den Erben einer Krone zu geſchehen pflegt.

Doch nicht er allein, auch andere hohe Perſonen, die erſten Leiter des Staates ſelbſt hatten eine unheimliche und dunkle Vorempfindung, daß es auf die Dauer nicht mehr gehe, daß der „Anſtoß“ früher oder ſpäter kommen müſſe, welcher dieſe „Maſchine“ zerbreche.

Noch litt das Volk mit gewohnheitsmäßiger Stumpfheit, es begnügte ſich vorerſt, den Geiſt der neuem Philoſophie einzuathmen und an ihm wie den janſeniſtiſchen Ideen langſam zu der ſtarren, rückſichtsloſen Selbſtſucht zu erwachen, welche ihm dann die Brandfackel in die Hand preßte, die den Tempel des Vaterlandes verwüſten ſollte. Inzwiſchen rächte es ſich aber an der beſtehenden Ordnung und den verhaßten Perſonen durch Bonmots, namentlich durch ſatyriſche Couplets, welche Miniſter Maurepas zuerſt als politiſches Agitationsmittel benutzt hatte. Maurepas, ein Menſch ohne Grundſätze, ohne Ziel, ohne jedem ſtaatsmänniſchen Blick, war aber ein witziger, gewandter Höfling aus der Schule des intriganten Cardinal Fleury, des Erziehers Ludwig's XV., der demſelben ſchon im Knabenalter den Grundſatz eingeprägt: „Menſchenliebe, Offenheit und Güte ſind keineswegs ſchätzbare Eigenſchaften eines Monarchen!“ Maurepas wußte, daß die öffentliche Meinung eine Macht, und die franzöſiſche Nation zufrieden ſei, ſobald ſie ſingen und lachen könne, er gab alſo alle Die, welche ſeine Gegner waren, und mithin manchen redlichen Mann, dem öffentlichen Gelächter durch Gaſſenhauer Preis, welche er verfaßte und die Damen der Halle ſingen ließ.

Die Damen der Halle, jener großen Schragen, Gewölbe und Boutiquen, welche zwiſchen den Straßen Tournellerie, Chauſſetrerie, Lingerie und dem Maiſon Pillory mitten in der Altſtadt, gleichweit von Tuilerien und Stadthaus, lagen, die Fiſchweiber, die Gemüſehändlerinnen, die Hökerinnen jeder Art bildeten ſeit Alters eine Corporation mit gewiſſen Vorrechten, ſelbſt dem, durch eine Deputation den Herrſcher zu beglückwünſchen oder ihm ihr Beileid auszudrücken. Sie waren prätentiös, oft ſehr wohlhabend, dabei aber eben ſo grob, roh und von einer gleich beſtialiſchen

Zungenfertigkeit, wie ihre Genoſſinnen in anderen Reſidenzen; das bürgerlich gewordene Bauernthum ſteckte in ihnen. Dieſe Damen, von welchen jede als ein wandelndes Archiv alter Volkslieder und Equivoquen gelten konnte, hatte Herr Maurepas durch den Gaſſenhauer zu einem politiſchen Inſtitut erhoben, zum öffentlichen Richter vermöge des gemeinen Spottes, und Fleury hatte ihn ſelbſt einſt dazu aufgemuntert. Nicht allein das alte „Quand Biron voulut danser“ und „Marlborough s'en va-t-en guerre“, ſondern auch das ſchmutzige „Rendez-vous, pucelles, au quai“, das „Barbari, mon ami“ — „A l'allure, mon cousin“ — „La turlurette“, und endlich, als Madame de Pompadour gegen Maurepas aufgebracht wurde und ſein Sturz bevorſtand, gab er ihnen noch das Lied zu ſingen:

„Les grands seigneurs s'avilissent,
Les financiers s'enrichissent,
Les Poissons s'agrandissent,
C'est le règne des vaurients!“*)

Maurepas fiel und ward verbannt, aber Abbé Bernis, nachher Choiſeul ſetzten dies Geſchäft fort, und der Halle fehlte es nie an friſchen Couplets, dem Volke an neuem Gelächter. Nicht dem ſogenannten Pöbel oder den verrufenen Jacobinern, vor allen Dingen iſt dem verpeſteten Adel jener Epoche ſelbſt das Blut anzurechnen, was ſpäter über Frankreich kam. Der hirnloſe Maurepas hatte wenig Ahnung davon, daß er durch ſeine frivolen Lieder, in denen Königthum wie Ariſtokratie, und was nur Stoff zur Equivoque gab, durch die Zähne gezogen ward, ſyſtematiſch die Hallenweiber zu jenen Megären von Verſailles, zu den entſetzlichen Strickerinnen erzog, welche ſich um das Fallbeil ſammelten, um die Geſchlechter gleichgültig enden zu ſehen, deren

---

*) „Die großen Herren entwürdigen ſich,
Die Finanziers bereichern ſich,
Die Fiſche (poissons) ſehr vergrößern ſich,
Das iſt das Reich der Taugenichts!“ —

Namen man ſie bereits ſechzig Jahre vorher mit allem Fleiße beſudeln lehrte. Die Geſchichte iſt das Weltgericht! Wir ſchaudern in ſittlichem Schmerz vor ihren Folgen, aber vergeſſen in unſerem verwundeten Gefühl, wie entſetzlich natürlich ſie immer geweſen, wie gefliſſentlich ſie hervorgerufen worden. —

Die Behörden, die Intendanten und Magiſtrate waren, während man die Autorität mit Lachen und Singen in den Gemüthern abtödtete, ſervil und hündiſch genug, im Jahre 63 den Agitationen Choiſeul's und Maupeau's nachzugeben, und erſt in den Provinzen, dann in Paris auf dem Place Louis die Statue Ludwig's XV. zu errichten. Die Ironie voll zu machen, zeigte ſich da der König zu Pferde auf einem Sockel, deſſen Ecken die vier Regententugenden, Gerechtigkeit, Kraft, Weisheit und Milde, bildeten. Bei der Einweihung mußten, wie zu allen Feſten, die Damen der Halle vertreten ſein.

Als die ſchützende Hülle fiel, rief Eine von ihnen laut genug: „Seht, wie ſchön der König ſeine vier Maitreſſen unter ſich hat ſetzen laſſen! Er hat ſie doch immer bei ſich! — Das da iſt die Mailly, hier die Vintimille, dort hinten die Chateauroux und neben ſich die Pompadour!" Brüllendes Gelächter folgte dieſer Explication von allen Seiten.

So weihte das Volk das Ehrendenkmal ſeines Monarchen ein! —

Während zu derſelben Zeit die Parlamente gegen den hohen Clerus und gegen den Zwanzigſten, gegen die willkürliche Gewalt der königlichen Haftbriefe, alſo für Freiheit der Perſon und das Recht des natürlichen Richters, einen langen ermüdenden Kampf fruchtlos fortſetzten, war die Encyklopädie nach Erſcheinen des ſiebenten Bandes verboten worden. Die Philoſophen, welche ſich zu ihr vereint und mit einander im Laufe der Zeit in vielfache Uneinigkeit gekommen waren, gingen auseinander, jeglicher ſeine beſondere ſtarre Bahn. — Andererſeits war das Schickſal der Jeſuiten bereits beſiegelt. So ſehr von jeglicher Seite

Alles angewendet worden, den Proceß Damien's in unerklärlichem Dunkel zu halten, den Mörder ſelbſt am Geſtändniß ſeiner Mitſchuldigen zu hindern und das Werkzeug mit deſto empörender Barbarei zu ſtrafen, um die verborgenen Urheber zu ſchonen, ſo hatten die erſten erſchrockenen Auslaſſungen Damien's, die Infamie, mit dem gewiſſe dunkle Gewalten ſich beſtrebten, den geheiligten Namen des Thronerben compromittirend in die Sache zu verflechten und ihn zum ſchützenden Schilde für ſich zu gebrauchen, doch Jeglichem die Ueberzeugung klar gemacht, daß das Attentat von den Jeſuiten und ihren ariſtokratiſchen Helfershelfern ausgegangen. Eine Menge Schändlichkeiten des Ordens waren an den Tag gekommen. Die niedere Geiſtlichkeit, die Pfarrer und Weltprieſter, welche, dem Volke zunächſt, ihm auch die Liebſten waren, traten gegen ihn auf; der Dauphin, in tiefſter Empörung, entließ ſofort die Jeſuiten aus ſeiner Umgebung, und die Pompadour wie Choiſeul ſahen in ihrer Vernichtung das einzige Mittel, die Gemüther zu beruhigen, den hohen Clerus einzuſchüchtern und die Parlamente wenigſtens in einer Sache zufrieden zu ſtellen. Man hatte 61 bereits damit begonnen, den großartigen und gefährlichen Handel dieſes Ordens in Indien zu vernichten, indem man ſämmtliche Jeſuitenhäuſer Frankreichs für alle ihre äußeren Verbindungen und Schulden rechtsverbindlich erklärte, ihre Operationen unter Staatscontrole ſtellte, und ihre Schriften wie ihre Conſtitution vom Parlament unterſucht wurden, das, der königlichen Declaration entgegen, die Jeſuiten durch Appellation im Jahre 62 als gemeingefährlich verurtheilte. In Folge deſſen ward ihnen nach kurzem, heftigem Kampfe verboten, öffentlichen Unterricht zu halten, Novizen aufzunehmen, Congregationen zu halten, ihrem General Folge zu leiſten, in Gemeinſchaft zu leben und das Ordenskleid zu tragen. Man ſchloß ihre Ordenshäuſer nnd Kirchen, aber noch that man bisher ihnen ſelbſt nichts. Jetzt erſt rüſtete man ſich von allen Seiten zum letzten Vernichtungsſchlage gegen ſie, nämlich ihren Beſitz zu Gunſten des Staates einzuziehen, den Orden für ewig aufgehoben zu erklären, und ſeine Glieder aus Frankreich zu verjagen. Im Sturz der Jeſuiten waren Alle einig. —

„Nur keine Odeurs!“ —

Es giebt Augenblicke, wo man in etwas ſcheinbar Geringem ganz wider ſeinen Willen und ohne jeglichen Vorherbedacht etwas Ungeheures erblickt, dabei von einem entſetzlichen Gedanken, einer Ahnung erſchüttert wird, die zu ſchlimm iſt, ſie zu denken, geſchweige ſie auszuſprechen! Einem Gedanken, der nichtsdeſtoweniger ſympathiſch von allen Anweſenden getheilt wird. — „Nur keine Odeurs!“ hatte Beaumarchais zu der Marquiſe de Pompadour geſagt, und ſie hatte dies ebenſo verſtanden als den Ausweg, welchen er ihr bot, den letzten. Dieſe Frau war durch die verwerflichſten Mittel über Ludwig XV. zu einer Macht gekommen, wie ſie ſeither von keiner Maitreſſe, ſelbſt der Maintenon nicht, erhört war. Sie ſtand auf der Zinne ihrer erträumten Gewalt, aber ſie ſtand allein, und fühlte in Caron's Gegenwart mit fürchterlicher Wahrheit, wie allein ſie ſtand. Längſt wußte ſie, daß ſie des Königs eigentliche Liebe nie beſeſſen, falls er je fähig war, dieſes Gefühl zu hegen; ſie hatte ihn durch Ausbeutung ſeiner wüſten Leidenſchaften, den raffinirteſten Wechſel ſeiner ſinnlichen Vergnügungen zum Sklaven gemacht, ihn durch ihren ſcharfen, beweglichen Geiſt in Ketten geſchlagen, ihm liſtig das Regiment des Landes abgenommen, eine Laſt, die ihm immer unangenehm war, und in welche er ſich nie finden konnte. Es war die Abhängigkeit der Schwäche, in welcher ſie ihn erhielt. Ludwig XV. liebte ſie nicht, aber er hätte gewiß eher ſeine ganze Familie und alle Miniſter in die Baſtille geſchickt, ehe er ihr ein Recht über ſich zu entziehen wagte. — Das wußte ſie! Wußte, wie er ſie nie von ſich entfernen werde, und daß ſie nicht zu ſtürzen ſei, aber wohl — zu tödten! Sie hatte Alles zu Creaturen gemacht, alſo Niemand, auf den ſie ſich wahrhaft ſtützen konnte, und je mehr ſie alterte, deſto mehr ward ſie vor einem gewaltſamen Umſturz der Dinge beſorgt. Mit dem Inſtinct der Gefahr, der raſchen Entſchloſſenheit eines energiſchen Charakters hatte ſie alſo Beaumarchais' Hand ergriffen und ſich an die Möglichkeit des Wohlwollens des Dauphins geklammert. Die Frau, welche ſich in ihrer Blüthezeit durch Selbſtentehrung zur Herrſcherin gemacht, wollte ſich dem Beſſeren zuwenden, ihre Sünden gut zu machen ſuchen, um ihr Alter hinüber zu retten in eine neue Epoche, unter eine andere Sonne. Kühn im Verbrechen, konnte ihr denn nun die Kühnheit der Tugend gelingen? — Der Wunſch ihrer Annäherung zum Dauphin gelang. Beaumarchais brachte ihr die geheime ſchriftliche Verſicherung, daß ſie nach dem Ableben des Monarchen nicht beſorgt zu ſein brauche, man alles Schlimme hiermit vergeſſe und ihr die Achtung und die Gnade erzeigen werde, welche eine Frau, die ſo lange das Vertrauen des königlichen Vaters genoſſen, verdiene! —

Dieſes unſchätzbare Document preßte die Marquiſe weinend an ihre Lippen. Eine Erſchütterung, eine Reaction ihrer tiefinnerſten, lange erſtickten Natur erfolgte, und ſie legte in einem Schreiben voll aufrichtigſter Reue dem Dauphin ihre ganze Seele zu Füßen, und gab Beaumarchais alle Mittel an, die Gegenpartei aus dem Felde zu ſchlagen, wie den König mit ſeiner Familie zu verſöhnen. Sie hatte ſogleich Caron's Rath befolgt und alle Odeurs von ſich verbannt, ließ fortan kein tête-à-tête mit dem Könige verſtreichen, ohne durch Aufgebot aller Schlauheit die Verſöhnung desſelben mit dem Dauphin vorzubereiten, Ludwig XV. gegen Choiſeul lau zu machen, vor den Ränken desſelben zu warnen, und ſeinen Widerwillen gegen Orleans zu beſtärken. Sie ſtritt ja für die eigene Sicherheit. —

Kabale und Spionage waren damals an der Tagesordnung. Vom König bis zum unterſten Polizeiagenten, zu den Schankwirthen und Luſtdirnen wurden dieſe beiden Dinge mit mehr oder weniger Heimlichkeit betrieben. Zu den Leuten letzterer Art, und zwar zu den abgefeimteſten, gehörte Demoiſelle Raucourt und ihr Buſenfreund und Privat-Liebhaber Debrelon. Sie liebten ſich gegenſeitig, der polisson die gourgandine, welche durch einander emporgekommen, — für ihre Zukunft gemeinſam arbeiteten. An den übrigen Menſchen waren ihnen nur deren Taſchen intereſſant, ſobald etwas darinnen war. In der Art, wie ſie dies unternahmen, befolgten ſie einen wunderbaren Geſchäftsuſus. — Erſchienen Cavaliere, Anbeter, oder gar ihr Hauptgönner, der Herzog von Orleans, ſo war Debrelon der devoteſte, unbedeutendſte Menſch von der Welt, der Thürſteher und Laquai Coralie's, aber hatte Augen und Ohren von unendlicher Schärfe, und dabei zugleich eine Dummheit in den Mienen, eine Unbeholfenheit, die mitunter förmlich rührend war. Was zwiſchen dieſen hohen Herren und Cavalieren im tête-à-tête an wichtigen Dingen verhandelt wurde, theilte ihm die Soubrette immer redlich mit, ſobald ſie allein waren. Drebelon hatte hingegen ſein Geſchäft für ſich. Er war Spion Beaumarchais', der ihn und was im Pigeonnier vorging heimlich durch die Portiers und verſchiedene untergeordnete Genien controlirte. Jeder, Coralie wie Debrelon, hatte alſo eine entgegengeſetzte Partei, der er diente, aber ſie tauſchten ihre Geheimniſſe mitunter aus, wenn ſie gewiß waren, dieſelben bezahlt zu ſehen, ohne ſich bloßzuſtellen. Das Geld, was ſie verdienten, floß in die gemeinſchaftliche Kaſſe, welche ihren unabhängigen Reichthum begründen ſollte. Natürlich ereignete es ſich ſehr oft, daß ſie mit ihrem gegenſeitigen Geſchäftsbetriebe carambolirten, daß dem Einen nämlich von der einen Partei Entdeckungen bezahlt wurden, die der andere Theil nicht herzugeben willens war. In ſolchen Fällen wurde Batyl als Strohmann und Mittelsperſon gebraucht. Ihm wurden die nöthigen Winke gegeben und Dinge überlaſſen, welche ſie ſelbſt nicht anfaſſen wollten. Da der Muſikant nun ein ganz reſpectabler Spitzbube war, paßte er hierzu vortrefflich; weil ſie ihn hingegen an Schlauheit und Berechnung weit überſahen, die Oberleitung der Affairen nicht aus den Händen gaben, wurde er aber von ihnen abhängig und vermochte ihre Abſichten nie ganz zu durchdringen. Oft täuſchten ſie ſich gegenſeitig ſelbſt durch falſche Nachrichten und brachen dann in jubelndes Lachen aus. — Während Batyl den Auftrag erhielt, Morelly's Verbleiben und ſonſtiges Leben zu ermitteln, erſtattete Debrelon Beaumarchais umſtändlichen Bericht von dem, was zwiſchen Orleans und Coralie vorgegangen, daß man Morelly's Aufenthalt wiſſen wolle, und wie Orleans ſich der ſchriftlichen Beweiſe der Liebſchaft des Grafen La Blache mit der Herzogin von Grammont zu verſichern wünſche. Sofort erſah Caron die ganze Tragweite von Orleans' Plan. Erſt ſollte die Marquiſe, dann Choiſeul und endlich ſeine Schweſter fallen; Maupeau und Terray waren durch die Vendatour von Orleans abhängig. Der ſchwache König, alt und verlebt, ſtand allein, er mußte endlich in des Erzfeindes Hände fallen. Konnte das geſchehen, ſo lange der Dauphin exiſtirte? —

„Nur keine Odeurs!“ — Das Flacon kam Caron immer wieder in den Sinn. — Er befahl Debrelon, für fünftauſend Livres ihm die Briefe der Herzogin von Grammont auf einen Tag zu überlaſſen. — Er war gegen den Herzog ſehr im Vortheil, denn erſtens erfuhr Debrelon von ihm nichts, dieſer fürchtete Orleans auch nicht, ſondern liebte nur deſſen Beutel, aber wußte, daß hinter Beaumarchais die Partei des Thronfolgers ſtand, der als König ja alle Spione hängen laſſen konnte. Orleans hatte nur Geld zu bieten, Beaumarchais Geld und Sicherheit, ja Gunſt. Da er ſogar Debrelon's erſparte Capitalien umſetzte, bekam er das Geſchick des Spions und der Soubrette ganz in die Hände. — Kaum hatte Caron nun die neuen Eröffnungen erhalten, als er zum Dauphin eilte und ihm unter vier Augen die Scene Orleans' vor der Marquiſe und die weittragenden Berechnungen des alten Feindes der Bourbonen mittheilte. Der Dauphin war höchſt beunruhigt, aber ſein reines Gemüth konnte nicht an ſo ſchimpfliche Pläne, ſo verbrecheriſche Vorſätze eines Mannes glauben, der, wenn er ihm auch mißtraute, doch der erſte Prinz von Geblüt und ſein Vetter blieb. Er beſtritt alle Gründe Beaumarchais', in ſeiner Seele fand ja ſo ungeheures

Laſter nicht Raum, aber er beſchloß, durch einen energiſchen Schritt das Geſpinnſt ſeiner Gegner zu zerreißen. Er ſchickte ſofort den Chevalier Machault nach Trianon zu Morelly und ließ ihm ſagen: „er dürfe unter keiner Bedingung nach Paris gehen und das Pigeonnier beſuchen, ehe ihm durch Monſeigneur nicht ſelbſt Aufklärung geworden“. Dann entſchloß er ſich, die Marquiſe de Pompadour ſelbſt zu ſehen und mit ihr eine vollſtändige Einigung mit dem König zu verabreden. — Die Thränen traten ihm bei dieſem Entſchluß in's Auge. Er legte die Hand auf ſein Herz und blickte empor: „Ich thue es ja für Frankreich und meine Kinder!“ —

Ludwig XV. war gewiß der elendeſte Monarch der Erde. War er aber von Natur böſe? Hatte er die Tyrannenſeele eines Nero, Caligula und Tiber, Narr und Beſtie zugleich? Nein! Sein Vater, der Duc de Bourgogne und Ludwig's XIV. Enkel, war ein edler Mann geweſen, Ludwig hatte in ſeiner Geſtalt, ſeinem Weſen etwas von der Majeſtät und Grazie, ſelbſt der vornehmen Bonhomie Ludwig's des Großen, aber Fleury, erſt ſein Lehrer, dann allmächtiger Miniſter, hatte in ihm, ein zweiter Richelieu, alles Beſſere, jedes Gefühl der Selbſtſtändigkeit, des Vertrauens auf ſich erſtickt. Choiſeul ſelbſt ſagte nachmals von ihm: „er hatte nur Muth, wenn er wild wurde, erſt im Zorn fühlte er, daß er eine Seele habe!“ — Maria Leszinska war ſchön geweſen, liebevoll, anmuthig, als er ſie heirathete, aber kaum erhielt ſie ernſthaften Einfluß, als Fleury, beſorgt um ſeine Allmacht, denſelben zu brechen begann und Ludwig den Verführungen zur Untreue ausſetzte. Vielleicht wäre dies nie in der maßloſen Art ſpäterer Jahre geſchehen, hätte Maria Leszinska nicht ſelbſt Schuld gehabt. Sie war ſo frömmleriſch erzogen, daß ſie ſich's faſt zur Sünde rechnete, dem Lande einen Dauphin und mehrere Prinzeſſinnen gegeben zu haben! Ein Fürſt, deſſen Jugend geknechtet, deſſen Wille ſo eingeengt worden und der eine ſo ausgeſprochene Sinnlichkeit hatte, bedurfte vor Allem einer lebensfrohen Gemahlin, die ihn zu feſſeln verſtand. Aber der trübe Geiſt des entthronten Polenkönigs lag auf ihr, ſie war ſo ſtreng wie ſpröde, und in Choiſy winkten die ſchäumenden Freuden des Lebens, die Mailly, die Chateauroux, und — Ludwig wurde ein Lüſtling. Seine Familie war ihm Nebenſache, er hatte für ſeinen ernſten Sohn kein Herz; allenfalls die Prinzeſſinnen, ſeine Töchter, konnte er leiden. In Regierungsgeſchäften war er ſo unerfahren, daß er bei Fleury's Tode in die kläglichſte Hülfloſigkeit verſetzt worden wäre, hätte er nicht bereits ein Weib an ſeiner Seite gehabt, das ihn und den Staat zu dominiren verſtand, die Marquiſe de Pompadour. Choiſeul, vorher Geſandter am Wiener Hofe, war nach Bernis und Maurepas zum Miniſter berufen worden, ſie mit ſeinem intriganten Geiſte zu unterſtützen, und er hatte die ſogenannte öſterreichiſche Politik, die Solidarität zwiſchen Habsburg und Bourbon mitgebracht, welche ſeit Richelieu, Mazarin und Fleury ganz unpopulär war, und die Marquiſe acceptirte ſie als das große Mittel, ſich durch Maria Thereſia zu erhalten. Choiſeul ſtrebte jedoch nach größerer Herrſchaft, der Premierſchaft, und unter ſtillem, bitterem und fruchtloſem Kampfe ſah die Pompadour ſich genöthigt, ihm dieſen Platz neben ſich einzuräumen. Jetzt ward er ihr täglich gefährlicher durch die Macht, welche er an ſich riß, die Parlamentspartei, welche er durch Terray, Maupeau und Orleans um ſich ſammelte, indem er in der Jeſuitenfrage nachgab. Der König, zufrieden, wenn nur Alles glatt ſchien, ſeine Familie ihn nicht genirte und er in ſeinen Vergnügungen ungeſtört blieb, hatte nichtsdeſtoweniger das wachſende Uebergewicht ſeines Premiers mit Argwohn bemerkt. Die Marquiſe ließ ſich angelegen ſein, denſelben zu verſtärken und eine Politik verdächtig zu machen, welche ſie erſt befördert, die ſich aber im Kriege gegen Preußen ſo unglücklich erwieſen hatte. Ludwig XV. wendete ſeitdem ſeine geheime Schatulle an, das längſt unterhaltene Spionirſyſtem erheblich zu erweitern, welches er in Paris, den Provinzen, an allen Höfen (z. B. in Rußland und dann England durch den berüchtigten Chevalier d'Eon) unterhielt, um ſeine eigenen Geſandten zu belauſchen, ſeinen eigenen Miniſtern entgegenzuarbeiten, und deren Abſichten wie Verbindungen zu ermitteln. Die bisherige Spannung zwiſchen ihm und dem Dauphin hätte es aber ſelbſt der Marquiſe unmöglich gemacht, den König zu einer Verſöhnung zu bewegen und ſeiner Familie wieder zu nähern, welche ihm ſtets ein beſchämender Richter geweſen, wäre nicht zur rechten Zeit ein geheimer Verbündeter erſtanden, der in der ſonderbarſten Art von der Welt über den Monarchen entſchied, in ihm Saiten anſchlug, die bisher nimmer geklungen.

Bei dem Hofſtaat des Herzogs von Orleans hatte der Chevalier de Bouilli die Pagen-Hofmeiſterſtelle inne. Er beſaß eine Tochter von blendender Schönheit, ungewöhnlichem Geiſt und einem Gemüth, das alle jene Frauentugenden ſchmückte, die bei vornehmen Damen damaliger Zeit ſehr ſelten waren. Sie lebte in ſich ſelbſt zurückgezogen, wie eine unerſchloſſene Blume. Ihre Eltern, blinde Anhänger der ränkevollen Orleans, liebten ſie nicht und behandelten ſie mit äußerſter Strenge, denn ſie war eine ſtille, aber innige Freundin der Dauphine wie der Prinzeſſinnen, mit welchen ſie ungeachtet alles elterlichen Zornes in Verbindung blieb. Um die Inconvenienzen und Gefahren des Umgangs derſelben zu vernichten, eine ungeliebte Tochter los zu werden, wurde ſie an den Herrn von Seran verheirathet, der ſchief und ſehr häßlich war. Seran, ein durchaus edler Mann, welcher ihren Widerwillen ſah, beſchloß voll Schmerz und Edelſinn, von einer Verbindung zurückzutreten, die ſein ganzes Glück war, doch Adelaide de Bouilli, hierdurch gerührt, überwandt ſich und gab ihm ihre Hand. Die anfängliche Hochachtung, Freundſchaft und geiſtige Harmonie dieſer beiden, körperlich ſo unpaſſenden Gatten verwandelte ſich ſehr bald in eine gegenſeitige, tiefe, ſchwärmeriſche Liebe, welche ihre Ehe zu einem ſeltenen Beiſpiel von Glückſeligkeit machte. Chevalier Bouilli, ſich auf ſein Gut zurückziehend, überließ darauf ſeinem Schwiegerſohn Seran die Pagen-Hofmeiſterſtelle. Da dieſelbe nun eine königliche Hofcharge war, konnte ſie auch nur vom

Monarchen verliehen werden, nachdem eine officielle Vorſtellung erfolgt war.

Für Ludwig XV., da er in allem Genuſſe im Uebermaße geſchwelgt hatte, die Pompadour ſichtlich abblühte und kränklich wurde, war nunmehr eine Pauſe der Ueberſättigung, der Melancholie eingetreten, welche durch Argwohn und das Gefühl des Alters vermehrt wurde. In dieſer Zeit ſah er zufällig die ſchöne Frau von Seran, und — verliebte ſich ſterblich in ſie. Unendliche Ironie des Geſchicks! Der königliche Lüſtling war verdammt, alle ächten Liebesſchmerzen eines ſchwärmeriſchen Jünglings im entwürdigten Alter zu empfinden! — Er machte Seran's Anſtellung von der geheimen Clauſel abhängig, daß ihm die Dame nach der Audienz ein tête-à-tête bewillige, und Frau von Seran — bewilligte es. Der König, bei jeder neuen Bekanntſchaft ſchüchtern, nur von laſterhaften Frauen bisher umgeben, welche ſeine natürliche Feigheit zu überwinden wußten, war um ſo zaghafter vor ihr, je mehr ſein Herz für dieſe Frau empfand. Die Dame von Seran hielt ihn mit dem Ernſte ihrer Tugend, dem rührenden Reiz einer feinſinnigen Frau in ehrfurchtsvollſter Ferne. Sie ſagte ihm frei, ſie könne ihn nicht lieben, denn ihr Mann ſei ihr Glück, und entehren werde ſie ſich nie. Wenn er aber eine wahre, uneigennützige, für ſein Wohl zärtlich beſorgte Freundin haben wolle, dieſe ſchöne Pflicht werde ſie gern erfüllen. — Dieſe ſeltſame Gewalt reiner Weiblichkeit über ſeine verwüſtete Seele, eine unbewußte Sehnſucht nach Erlöſung aus dem Schlamme ſeines Lebens ließen den König mit Frau von Seran ein Verhältniß anſpinnen, das von ihrer Seite achtungsvollſte Freundſchaft, von der ſeinen eine platoniſche Zärtlichkeit ward, welche ſich nie mehr Freiheit zu erlauben wagte, als jede Frau von Ehre annehmen kann. Kein Poſttag verging, ohne daß ihr der König ſchrieb und ſie ihm antworten mußte. In den Zuſammenkünften, die ſie ihm bewilligte, erlangte ſie durch die Art, wie ſie ſeinen Geiſt, ſein Gemüth zu bezaubern wußte, unglaublichen Einfluß auf ihn, und benutzte denſelben, um eine Verſöhnung der königlichen Familie zu bewirken, die ihr ſchon lange am Herzen lag. Die Marquiſe de Pompadour wußte darum und hatte Verſtand genug, eine Nebenbuhlerſchaft zu dulden, die ſie nicht entwaffnen konnte, und welche ihren jetzigen Abſichten überdem vorzüglich diente. So ward denn zwiſchen dem König, Frau von Seran, dem Dauphin und der Frau von Pompadour eine Zuſammenkunft in aller Stille verabredet, nachdem die Marquiſe heimlich vorher in Beaumarchais' Wagen einen Beſuch zu Trianon abgeſtattet, von deſſen Verlauf Monſeigneur, als er die Begrüßung überwunden, ſehr befriedigt war.

Dieſe erſte Annäherung Ludwig's XV. und des Dauphins wurde in das tiefſte Geheimniß gehüllt. Der König ſchützte ein leichtes Unwohlſein vor, um von den Miniſtern und Höflingen unbeläſtigt zu bleiben, und begab ſich mit der Marquiſe an einem Novembernachmittage nach dem ſogenannten Sonnentempel, einer Villa, die jenſeit des Hirſchparks, am Rande der Gärten von Verſailles lag und eine wundervolle Ausſicht nach dem Thal von Arcis, Trianon und Marly bot. Doctor Quesney, der Leibarzt, folgte pro forma in einer zweiten Hofequipage, und nur Binet, der erſte Kammerdiener, war noch dabei. Um dieſelbe Zeit erſchien von Trianon aus, wohin er früh Morgens aus dem Hotel St. Louis aufgebrochen, der Dauphin, nur von den Chevaliers Machault und Beaumarchais begleitet. Vor dem Gehege des Parks ſtieg Monſeigneur mit Caron aus, während Machault zurückblieb, und begab ſich nach dem Sonnentempel, in welchem ihn Frau von Seran an der Seite ihres Gemahls erwartete.

Der Dauphin war außerordentlich bewegt. Er ergriff ihre Hand, preßte ſie an die Lippen und ſagte: „Sie ſind nicht nur meine und des Königs wahre Freundin, ſondern auch der gute Genius Frankreichs. Gott lohne Ihnen den Opfermuth, welchen die Welt zu würdigen nicht Schätze genug hat!“

„Monſeigneur, nicht ich, Sie ſollen der Genius Frankreichs ſein! Ich bin ſchon beglückt genug, zu dieſer geſegneten Stunde beigetragen zu haben. Geſtatten Sie, daß Herr von Beaumarchais und mein Gemahl die Ankunft Seiner Majeſtät erwarten, damit wir nicht unvorbereitet ſind?“

„Ich bitte Sie darum, Chevaliers!“ — Beide entfernten ſich nach der vordern Antichambre.

„Monſeigneur, laſſen Sie mich die wenigen Augenblicke benutzen, Sie zu bitten, allen Zwang, alle peinliche Zurückhaltung gegen den König abzulegen. Das erſte Wort entſcheidet oft Alles! Thun Sie, als bemerkten Sie nicht, wie ſchwer Sr. Majeſtät dieſer Gang wird. Laſſen Sie nie das Gefühl der Scham des Vaters vor dem Sohne in ihm aufkommen, werfen Sie das Vergangene hinter ſich, und denken Sie allein an Ihre Kinder, an Frankreich. Ich glaube ſeinen Wagen zu hören!“

„Sie ſollen mit mir zufrieden ſein, gnädige Frau!“

Der Chevalier Seran trat durch das vordere Entré: — „Seine Majeſtät kommt in Begleitung der Marquiſe. Beaumarchais empfängt ihn. Sein Arzt und Binet ſind die Begleiter.“

„Laſſen Sie uns in das hintere Cabinet treten, ich werde Sie einführen, Monſeigneur!“ flüſterte die Dame. — Man verließ den Mittelſalon.

Inzwiſchen hatte Caron an der Thür des Sonnentempels den Herrſcher empfangen und war ihm durch die Marquiſe vorgeſtellt worden. Ludwig XV. warf einen langen Seitenblick auf ihn, nickte und ſchritt voran, die Marquiſe hinter ſich, während Binet die Thür öffnete.

Als der König mit der Marquiſe im Pavillon erſchien, trat Frau von Seran lächelnd ein, den Dauphin an der Hand: — „Majeſtät, als Ihre Freundin führe ich Ihnen jetzt Ihren beſten Freund zu!“

„Mein königlicher Vater,“ ſagte der Dauphin bewegt, „mein erſtes Gefühl kann in dieſem Augenblicke nur das des Dankes gegen dieſe beiden uneigennützigen Frauen ſein, welche mir die Gunſt erwarben, Sie ſehen zu dürfen. Geſtatten Sie mir,“ und er ergriff die Hand der Pompadour, „der Frau Marquiſe vor Ihnen zu ſagen, daß ſie in dieſer Stunde mein Herz entwaffnete, und daß die Frau von Seran ſchon lange meine unbegrenzte Verehrung beſitzt. Möge kommen, was Gott ſchickt, Majeſtät, dieſe beiden Frauen, jede in ihrer Art, haben Anſpruch auf meine vollſte Erkenntlichkeit, die ich ſtets bereit ſein werde in Erinnerung dieſer Stunde abzutragen!“

Der König hatte beim erſten Anblick des Sohnes ſein haſtig erröthendes Geſicht geſenkt und den Blick während der Rede deſſelben langſam und ungewiß erhoben. Etwas wie Bewegung zitterte in ſeinem Auge, aber er traute ſich ſelbſt nicht.

„Sehr gut, Monſeigneur,“ erwiederte er kopfnickend. „Sie werden nur Gerechtigkeit geübt haben. — Was wünſchen Sie mir alſo zu ſagen?“

„Majeſtät,“ und engelgleich trat Frau von Seran zwiſchen Beide, „geſtatten Sie mir und der Frau Marquiſe, daß wir den König und den Dauphin mit uns nehmen und nur den Sohn bei dem Vater zurücklaſſen! Erlauben Sie das?“ — Sie reichte Ludwig XV. die Hand und heftete feſt ihren großen, ſonnigen Blick auf ihn.

„Gewiß, meine liebe Seran!“ lächelte der König verlegen und ſtreckte dem Dauphin zögernd die Linke entgegen.

Der Dauphin küßte ſie: „Mein lieber Vater!“ —

Frau von Seran bot der Marquiſe den Arm, und beide Damen verſchwanden. — Ludwig und der Dauphin waren allein. —

„Dein lieber Vater, Louis? — Der Name iſt mir neu! Bin ich das immer geweſen, wie?“ —

„Sagen Sie mir nur gleich offen, Sire, Alles, was Sie mir vorzuwerfen haben! Ich bin ſtark genug, es zu hören und mit aller Aufrichtigkeit zu beantworten!“ —

„Man hat mir ſtets geſagt, Du ſeiſt mein Gegner! — Ich erinnere Dich an den unerhörten Schimpf, den Frau von Pompadour damals bei der großen Cour von Dir erlitt, und in welch' unheilvolle Verbindung man Deinen

Namen mit jenem finſtern Ereigniß des Jahres 57 brachte. Ich glaube es ja nicht, Louis, aber wer läßt mich annehmen, daß Du Dich ſonſt geändert, in Deiner Bruſt nicht gegen Deinen Vater Verach—" Er ſprach das Wort nicht aus. Blutroth wendete er ſich um, ſchritt zum Fenſter und trommelte ungeſtüm an den Scheiben.

„Mein Vater, es iſt leider nicht genug, daß wir wie gewöhnliche Bürger an Familienweh, falſchen Freunden und tückiſchen Feinden kranken, die Könige und Prinzen haben auch noch das Unglück, ſyſtematiſch durch Diejenigen betrogen zu werden, die unſer Vertrauen nur erſchleichen, um uns viel mehr zu beherrſchen, als der Geringſte im Lande es iſt. Die Erziehung, welche ich genoß, war eine frömmleriſche, geknechtete, geleitet von einer Bendatour, deren Haus ſich jetzt mit Orleans und Choiſeul verſtändigte, um ſich aus dem Sturze des Jeſuitenthums zu retten. Mir gingen an dem Tage die Augen auf, da das Ungeheuerſte geſchah, was Menſchen in Frankreich erſinnen konnten, jenem Tage, wo ich den Vater und Frankreich ſeinen König zu verlieren im Begriff ſtand. Ich rufe den erzürnten Gott und die entweihte Natur zum Zeugen, ob es einen Sohn geben kann, der ſelbſt Vater iſt, mein König, einen Vater, der ſeine Kinder bis zum Tode liebt, und Gedanken hegen kann, wie meine Feinde gegen mich ausgeſtreut, um uns von einander zu reißen und das Zerwürfniß der Familie zu einer ewigen Kluft zu erweitern. Frau von Pompadour, Sire, kann Ihnen ſelber geſtehen, wie ſehr ſie ſich irrte und ſchadete, als ſie ſich überreden ließ, an etwas zu glauben, deſſen nur — ein Choiſeul oder Orleans fähig iſt."

„Aber Du kritiſirteſt beißend meine Art zu leben! Du beurtheilſt mein Verhältniß zu der Königin wie ein Menſch, der nicht verſteht, — was er ſagt, nicht weiß, wie ſie gerade — — Ja, ich ſage Dir, Louis, Du redeſt wie Einer, der nicht fühlt, daß er ſelber — nicht in Liebe empfangen und geboren wurde, und —!!"

„Ich urtheilte nur wie ein Sohn, der ſeine Mutter liebt, Sire. Ich weiß jetzt auch, daß ich Ihnen Unrecht that, denn wäre Fleury nie geweſen —"

„Sieh, das iſt ein vernünftig Wort! Fleury war der Fluch meines Lebens. Ich — ich ſage Dir, — es iſt nicht ſo, wie es ſollte, — ich — ich fühle das; die Seran —"

„Mein theurer Vater, laſſen Sie uns in einer Umarmung Alles ausgleichen!"

Vater und Sohn preßten einander ſtumm an's Herz.

„Ich habe weder das Recht noch den Willen, anzuhören, mein Vater, was mir nur beſtätigen kann, daß der Könige Unglück aus der brutalen Eigenſucht ihrer Diener entſpringt. Ich bitte nur um Ihr Vertrauen, um das, was ja Ihr eigenes Glück erhöhen, Ihr Leben verlängern, die Uebel der Zeit mildern kann. Ich fürchte, daß mir keine allzu lange Lebensdauer beſtimmt iſt, daß in mir ſeit dem Jahre 60 ein wachſender, untilgbarer Todeskeim ruht. Angeſichts dieſer Ueberzeugung wäre der Ehrgeiz nach der Krone eine ſehr voreilige Verirrung! — Denken Sie ſich aber, Sire, Sie ſtänden einſt als Greis neben einem Enkel allein! Müßten einem Kinde dies Land, — wie es jetzt iſt, überlaſſen! Soll ich, der Vater, für ſeinen armen Knaben nicht wenigſtens zittern, der vielleicht einem zweiten — Fleury in die Hände fällt?!" — —

„Du haſt recht, ſehr recht! O, es iſt eine elende Wirthſchaft! Ich komme ſchon noch ſo durch — aber mein Enkel! Doch Du wirſt nicht vor mir ſterben, Louis, das Geſchick kann die Bourbons ſo nicht heimſuchen! Die Abgeſchloſſenheit hat Dich nur grillenfängeriſch gemacht! — — Biſt Du denn mit der Aufhebung dieſer Jeſuiten einverſtanden?!" —

„Unbedingt, Sire!" —

„Du hältſt Choiſeul für einen Intriganten?"

„Gewiß, und dazu für einen Thoren, der willenlos den Orleans dient!"

„Ich werde das unterſuchen. Vor dem Jeſuitenedict kann man indeß nichts thun. Aber ich will den Choiſeul los werden; dieſes Oeſterreich hat uns ohnehin nur Elend und Schulden gebracht. Wen ſchlägſt Du mir für ihn vor?"

„Auf dieſe Frage bin ich nicht vorbereitet, Majeſtät. Die Frau Marquiſe iſt indeß mit uns einverſtanden, und Frau von Seran hat klaren Blick. Zwar ſie iſt Partei," lächelte der Prinz, „ſie iſt eben eine Freundin der Dauphine!"

„Das freut mich ſehr, Sohn, daß Joſephe ſie liebt!" erwiederte der König. „Wir können das noch zu Trianon und im Oeil-de-Boeuf zur Zeit abmachen. Ich werde ſorgen, daß die Marquiſe Dir täglich alle Papiere zur Begutachtung ſchickt. — Wirſt Du vielleicht nach Fontainebleau zu mir kommen, Louis?" —

„Zuverſichtlich! Wann befehlen Sie es?"

„Nein, nein, ohne Befehl! Mit der Dauphine und den Kindern! Es wäre mir gleichfalls angenehm, Frau von Seran bei Euch zu ſehen, — den Chevalier auch natürlich; ich mag keine Mißdeutungen!"

„Ich werde ſie ſogleich dazu einladen, Sire."

„Das iſt liebenswürdig, mein Sohn. — Hör', frage Deine Mutter, die Königin, ob Sie Unſern Abſchiedsbeſuch erwarten will."

„Mein Vater!!" — Der Dauphin küßte ihn.

„Gut, gut, ich will jede Convenienz bewahren, Freund, aber — was Eheleute einmal ſich zugefügt, — es iſt nicht zu vergeſſen! Sei ja zufrieden, daß Joſephe Dir ſo Alles zu ſein weiß, und küſſe meine Enkel!" Er drückte ihm die Hand und öffnete das Entré, die Harrenden lächelnd hereinwinkend.

„Wir werden das Rendezvous endigen müſſen, meine Herrſchaften. Um Ihre Unterhaltung indeß noch zu genießen, zumal das Wetter gut iſt, bitte ich Sie, uns eine Strecke zu begleiten."

„Mit großer Freude, Majeſtät!" ſagte der Dauphin. „Wollen Sie mir Ihren Arm erlauben, Frau Marquiſe?"

„Ich habe nimmer geahnt," erwiederte die Pompadour erröthend und bewegt, „daß ich dieſe Gunſt jemals verdienen werde.“

„Damit Ihnen dieſelbe nicht ſo ungewöhnlich vorkommt, bitte ich um den erſten Tanz zu Fontainebleau!“

Der König lächelte zufrieden, bot Frau von Seran ſeinen Arm und ſchritt dem Dauphin voraus. Chevalier Seran, Quesney nebſt Beaumarchais und Binet folgten. — Am erſten Baſſin trennte ſich die Geſellſchaft. Der König und die Marquiſe ſtiegen nebſt Quesney und Binet in die Equipage, die Uebrigen gingen langſam zurück.

„Meine Freunde,“ ſagte der Dauphin, „das iſt der glücklichſte Tag meines Lebens, er wird ſeine Früchte tragen. Jeder von Euch Treuen, der ihn hervorgerufen, hat heilige Anſprüche an mein dankbar Herz, die er immer geltend machen darf! Chevalier Seran, ich lade Sie mit Gemahlin als meine Gäſte nach Fontainebleau; Herr von Beaumarchais, ſagen Sie meinen königlichen Schweſtern, das Rendezvous habe mich ganz befriedigt!“ — — —

Auf Ludwig's XV. Wort war gewöhnlich gar nichts zu geben. Er bereute bitterlich des Morgens, was er gleichwohl am Abend wieder that, und verſprach oft, was er nie zu halten willens war. Diesmal aber hatten zwei Frauen ſich vereinigt, ihn in guten Entſchließungen zu beſtärken; Furcht und Argwohn kamen hinzu, ihn gegen Choiſeul einzunehmen, und der Fall deſſelben ſchien ſich vorzubereiten. Der Dauphin erhielt durch die Couriere der Marquiſe fortan alle Schriften, und fügte in einem Billet ſeine Meinung bei; der Premierminiſter fühlte nicht allein ſeinen Ehrgeiz gehemmt, nicht nur durch die zunehmende Kälte der Marquiſe und des Königs ſich erſchreckt, ſondern Letzterer ertheilte ihm auch keine Audienz mehr ohne die Pompadour, verwarf oft die Anſichten des Miniſters und durchkreuzte ſie durch plötzliche Befehle, welche ſich weder im Hirn des Souverains erzeugt, noch mit der früheren Politik der Marquiſe Uebereinſtimmung hatten. Dies war um ſo auffälliger, als kaum ein Jahr vorher der Abſchluß des bourboniſchen Familientractats die bisherige Politik des Miniſters für alle Zukunft ſanctionirt hatte. Die unglücklich ausgefallene Audienz Orleans' zog Choiſeul von der Marquiſe und dem König ſehr bittere Worte zu, ſetzte ihn dem Verdachte einer geheimen Allianz aus, welchen er ſelbſt dadurch nicht los zu werden ſchien, daß er ſich von dem Herzog zurückzog.

Zu dieſer Veränderung fand der beſtürzte Miniſter erſt den Schlüſſel, als er dem König nach Fontainebleau folgte. Nach ſeiner Rückkehr ſendete er augenblicklich ein vertrauliches Billet an den Herzog von Orleans, in welchem er dringend um eine geheime Unterredung erſuchte. Orleans, von Choiſeul's mißlicher Lage durch Demoiſelle Raucourt wie Maupeau und Terray ziemlich unterrichtet, lachte hell auf und bot ihm ein Souper en deux zu St. Cloud an. Nun hatte er ſeinen Mann, wie er ihn wollte, durch die Noth zum Sklaven! „Er will ſich durchaus halten, und hält ſich darum an mir;" ſagte der Prinz höhniſch, „nun, er ſoll finden, daß er mich nicht mehr los wird." —

10.

„Nur keine Odeurs!“

Die Bäume wurden kahl, es gab Froſt und kurze Tage. Der Wind fuhr rauſchend durch den dürren Park, und Orleans' Jagdſchloß, St. Cloud, lag öde, als ſei es unbewohnt. Nur leichte Rauchwolken aus einem ſeiner unförmlichen Schornſteine deuteten auf Leben, zwei hellerleuchtete Fenſter der Beletage aber auf vornehmen Beſuch. — Als ein ächtes Jagdſchloß damaliger Zeit ward es von dem Beſitzer und ſeinen Gäſten nur tage-, höchſtens wochenweiſe beſucht. Heute hatte ſich nun Monſeigneur durch ſeinen Haushofmeiſter, der gleich den Mundkoch mitbrachte, ganz allein ankündigen laſſen, und zwar mit dem Befehl, von ſeiner Anweſenheit nicht zu ſprechen. Ehe die Dunkelheit anbrach, war er ſelbſt erſchienen, allein und zu Pferde. Als er dem Verwalter den Zügel zuwarf, ſagte er, daß noch ein Herr, wahrſcheinlich zu Wagen, anlangen werde, man möge alſo für Kutſcher und Diener Sorge tragen, ſie bis zur Abfahrt jedoch nicht aus den Augen laſſen. Darauf eilte er hinauf in den Salon, wo er nachdenklich auf und ab ſchritt, während ſein Haushofmeiſter in Perſon ſervirte. Plötzlich blieb Orleans vor demſelben ſtehen und lächelte.

„Sie haben heute ungewöhnlichen Dienſt, lieber Sillery; er paßt wenig zu Ihrem Range. Aber vergeſſen Sie nicht, Freund, daß ſich Ihre heutige Demüthigung vortrefflich an mir belohnt, und ich Ihnen zum Ludwigskreuz verhelfe. Still! — Sie wiſſen viel, aber Alles dürfen Sie noch nicht erfahren. — Ich werde mit einem Herrn zu Nacht ſpeiſen, der Ihnen bekannt — vorkommen wird. Iſt er da, müſſen Sie ſich dießmal die Mühe nehmen, ſelbſt aufzutragen; dann laſſen Sie uns allein. Wenn ich die Glocke ziehe, fährt der Wagen des Fremden vor, iſt er weg, beſteige ich mein Pferd. Es iſt ein ſehr wichtiger Dienſt, den ich von Ihrer Ergebenheit erwarte!“

„Gnädigſter Herr, Sie haben ganz über mich zu gebieten. Aber wenn ich auch die Perſon, der Sie ein geheimes Souper widmen, nicht kennen will, wollen Sie mir nicht erlauben über das zu reden, was ich kenne?“

„Immerhin!“ —

„Hoheit, es betrifft Ihren Sohn und die Art ſeiner Erziehung. — Was iſt's, daß Sie nach dem Vorfall in Verſailles den Prinzen Chartres erſt einige Monate zu Madame Diane de Vendatour und unter jeſuitiſche Herrſchaft thaten, dann wieder in's Palais royal nahmen und in ſchimmernden Kreiſen leben ließen, ihn zugleich aber nächtlich in gewiſſe Aubergen führen und jene Studien, die er bei den Patres begonnen, im Pigeonnier bei der Raucourt ſehr ſonderbar beendigen laſſen? — Dieß ſind doch keine Vorbereitungen, die ihn zu — einem Throne befähigen!“

„Ich könnte darauf mit der Frage antworten, Freund, ob es ein Vorſtudium Ihres Sohnes, als künftigem Vertrauten des meinen, ſein ſoll, die Philoſophen bewundern zu laſſen?“ —

„O doch, doch, Hoheit! Sind wir von der Haltloſigkeit dieſer Zuſtände überzeugt, und daß eine politiſche Umwälzung unausbleiblich iſt, ſo wird es ſehr nöthig zu wiſſen, wo hinaus denn die Zukunft will, welche man zu beherrſchen hofft!“

„Richtig, und darum iſt auch meine Erziehungsart die beſte. Laſſen ſie Ihren Sohn die Doctrinen und Schlagwörter, den meinen das Leben kennen lernen. Chartres hat Geiſt, Talent, doch er kann ſich noch nicht beherrſchen. Die Beweiſe hätten wir. — Er ſoll von den Jeſuiten und Dianen den Schein bewahren, bei den galanten Weibern den Sinnengenuß verachten, die Leidenſchaften und Tollheiten des Pöbels kennen lernen, um zu herrſchen! Vier Dinge muß er üben: Liſt, Verſtellung, Geiſtesgegenwart und Gewalt; das Andere iſt Narrheit für einen König!“

„Zugegeben, Monſeigneur, aber dieſe Eigenſchaften ſind nichts ohne — eiſernen Muth! Dieſe Art der Erziehung erſchlafft!“

„Keine Sorge! Das Blut Heinrich's IV. fließt in ihm! Seine Energie hat zwar noch etwas von der Natur der wilden Katze, aber iſt der Löwe nicht auch eine? Unſer Beſuch fährt vor!“ —

Herr von Sillery verbeugte ſich und eilte hinaus. Der Herzog ſetzte ſeine Zimmerpromenade fort. —

Die Thür ſprang auf, Choiſeul im Pelzmantel erſchien und begrüßte ihn, indem er ſeine Hülle über einen Seſſel am Kamin warf.

„Sie verzeihen, Monſeigneur, daß ich mich ohne Umſchweiſe anmeldete, aber Nothwendigkeit und die Kürze der Zeit laſſen mir keine Wahl. Der König kann jeden Tag nach Verſailles zurückkehren!“

„Alsdann würde Sie der Verkehr mit mir aber compromittiren, haha!“

„Hoheit, Sie ſind über eine Vorſicht verletzt, die uns doch allein rettet, und da ſchon eine bekannte Unvorſichtigkeit uns geſchadet hat —“

„Verletzt? — Gott bewahre, Herr Premier! An meiner eigenen Vorſicht werden Sie bemerken, daß ich die Ihrige billige. Iſt Ihnen gefällig, ſo laſſe ich auftragen.“

Er ſchellte. Sillery brachte die Speiſen in Perſon und entfernte ſich. —

„Ihr Haushofmeiſter, Hoheit?"

„Herr von Sillery, ja wohl. Außer ihm iſt Niemand in unſerer Nähe. Langen ſie zu. — Sie kommen eben von Fontainebleau?"

„Und habe ſehr Sonderbares geſehen. — Der Dauphin tanzte heute mit Madame de Pompadour die Menuet!" — Orleans ſetzte ſein Glas nieder und ſtarrte den Miniſter an. „Sie ſcherzen!?" —

„Wollte Gott, ich könnt's!"

„Der Dauphin — mit dem König verſöhnt?"

„Seit einem Monat; es iſt das geheime Werk der Frau von Pompadour! Dafür hatte auch der Dauphin die Gefälligkeit, dem Papa Frau von Seran mitzubringen!"

„Deshalb nahm Chevalier Seran von mir Urlaub? — Ich muß ihn fortjagen!"

„Damit er Geheimſecretair des Königs oder noch Schlimmeres wird?"

„Wahrhaftig! — Aber wie erklären Sie dieſe unerhörte Veränderung des Vaters und Sohnes?"

„Sie wäre nicht gekommen, hätte Prinz Chartres nicht das ominöſe Geſicht geſchnitten! Weiß Gott, welchen Verdacht die Marquiſe geſchöpft, nachdem wir einig genug waren! Kurz, Binet hat vor einem Monat bereits den König und die Marquiſe zum Sonnentempel begleitet, und daſelbſt erfolgte zwiſchen ihm und dem Dauphin eine völlige Verſöhnung auf — meine Koſten!"

„Und weil Sie Ihren Sturz augenſcheinlich ſehen und keine Reſſourcen mehr haben, halten Sie für nöthig, mich um Hülfe anzurufen?!"

Choiſeul's Geſicht ward finſter. „Es käme meinerſeits vielleicht nur auf eine energiſche Schwenkung an —"

„Nach der Seite des Dauphins? A la bonheur, was thut man nicht, um ſich zu halten! Aber wer wird Ihnen denn das glauben? Eben ſo gut brauchte ich ja auch nur dem Thronfolger meine unbegrenzte Liebe zu Füßen zu legen!"

„Das Mißtrauen der Bourbonen zu den Orleans iſt hiſtoriſch! Rechnen Sie die bewußte verunglückte Audienz hinzu, ſo — —“

„Da Sie doch immer auf dieſelbe zurückkommen, wiſſen Sie denn, was in der Audienz geſchah?“ —

„Genug, um die Marquiſe zu beleidigen!“

„Alſo die Unart eines halb erwachſenen Burſchen wäre ein genügendes Anzeichen der tief durchdachten Intrigue des Vaters? — Gehen Sie doch! Zumal wenn der Vater ein Prinz von Geblüt iſt! Die Marquiſe hätte ganz ſicher dieſe Kinderei mit dem gebührenden Spotte behandelt. Aber Anderes erfolgte zwiſchen uns, was ſie beſtimmte, die Gelegenheit eifrigſt zu ergreifen, um meinen Sohn zu ſchlagen und mich tödtlich zu kränken. Sie werden ihr doch zutrauen, daß ſie nur um etwas Erhebliches in's feindliche Lager lief?“

„Ich verſtehe Sie nicht, Hoheit! Was fiel zwiſchen Ihnen und der Marquiſe noch vor, um —“

„Es giebt im Leben unſagbare Vorfälle, die gemeiniglich die folgenreichſten ſind. Stumme Pantomimen, an denen Einer den Andern erkennt, erſchrickt, und — man iſt eben für ewig auseinander! — Können Sie ſich das denken?“ —

„Sie geben mir da ſehr eigenthümliche Gedanken zu errathen. So etwas iſt auch zwiſchen mir und der Marquiſe den Tag nach Ihrem mißglückten Beſuch vorgegangen. Ein Moment, in dem ſie erſchrak, ſich veränderte — und ich verſtand ſie nicht mehr. Dieſer Augenblick machte ſie zu meiner Gegnerin!“

„Ich will Ihr Gedächtniß ſchärfen. — Nach meinem Rencontre meldete Ihnen ein Billet, daß mich die Marquiſe ſehr ungnädig entlaſſen habe und ich Sie ſprechen müſſe. Sie antworteten nicht, ſondern fanden für gut, Orleans, der in Verſailles mißglückte, zu vermeiden. Wie erfuhren Sie denn nun das?“ —

„Ich geſtehe offen, daß Ihr Billet mich erſchreckte. Ich machte der Marquiſe den nächſten Tag einen Beſuch, nachdem der König mir bereits in der Nachmittagsaudienz einige bittere Worte über Sie geſagt.“ —

„Sie wurden eiſig empfangen!“

„Mehr als das, Hoheit! Das Weſen der Dame hatte etwas ängſtlich Lauerndes! Sie erzählte mir den Vorfall mit Ihrem Sohne, aber in jener abgebrochenen Langſamkeit, die zu gut verräth, daß ſie bei jeder Silbe den Eindruck auf meine Mienen beobachten wolle. Dabei ſchien ſie mehr als ſonſt körperlich zu leiden und es gewaltſam zu verbergen! Ich ſuchte mit allen Mitteln der Redekünſte die Sache zu entſchuldigen!“

„Dadurch wurden Sie ihr verdächtig, haha! Was bloße Ahnung geweſen, wurde ihr halbe Gewißheit!“

„Hoheit!“ und Choiſeul ſah den Prinzen ſtarr an, „was ward zur Gewißheit?“

„Nun, daß Sie — mein intimer Genoſſe in allen guten Dingen ſind! — Bemerkten Sie denn nichts an der Dame, oder vielmehr — die Abweſenheit einer früheren Gewohnheit?“ —

„Wie ſo?“ —

„Nun — ich meine — bemerkten Sie keine Parfums?“

Das Geſicht Choiſeul's nahm den Ausdruck ſchreckhaften Staunens an. „Monſeigneur, ich weiß nicht, was ich Ihnen antworten ſoll!!“

„Mein Gott, haben Sie dergleichen ſonſt nicht an ihr bemerkt oder vermißt?“ — Damit zog Orleans ein längliches Etui aus der Taſche, öffnete es, nahm ein Flacon von mattem blauen Glaſe heraus und präſentirte es. —

„Welcher Gedanke!! Sie hatte an jenem Tage keins ihrer nervenreizenden Odeurs um ſich! Die Marquiſe nannte Sie einen niedrigen Intriganten, den Teufel Frankreichs und dergleichen!! — Ein fieberiſcher, hektiſcher Anfall begleitete dabei ihre Worte. Während ihr die Vilaille Waſſer holte, präſentirte ich ihr mein Riechfläſchchen. Ein jäher Schreck bemächtigte ſich ihrer, eine Starrheit! Ihr Auge durchbohrte mich! — Dann wendete ſie unendlich bitter das Geſicht ab und ſagte mir rauh, ich möge gehen, ich ſähe ja, ſie ſei leidend! — Seitdem war ſie umgewandelt; ſelbſt im Conſeil des Königs vermied ſie mit mir zu reden.“ —

„So ging es mir am Tage vorher mit dieſem Flacon!“

„Aber das iſt doch wahrhaftig albern genug!“ Er nahm das Fläſchchen aus Orleans’ Händen.

„Sind Sie toll? Oeffnen Sie nicht! — Für Geſunde iſt die Eſſenz zu ſtark!“ Er nahm es ihm wieder aus der Hand. — —

Choiſeul ſtand todtenbleich auf. — „Monſeigneur, geſtatten Sie, daß ich mich nach Paris zurückbegebe!“ —

„Wie Sie wollen, Herr Premier!“ lächelte der Prinz leiſe, indem er das Fläſchchen langſam in ſein Behältniß legte und in die Taſche ſchob. „Sie könnten daraus, um ſich zu retten, vielleicht einen Parlamentsproceß gegen das Haus Orleans ſchmieden! Haha! Wir präſentirten ja Beide ein Odeur, unterliegen Beide demſelben Verdacht! — Was wollen Sie? Sie ſind ruinirt! Indeß triumphiren Die, gegen welche Sie bisher agirten. Wozu ſuchten Sie mich auf? Ich präſentire Ihnen ein Elixir in dieſem Flacon und — Sie laufen weg!“ —

„Prinz, Prinz!! So iſt denn das Grauenvolle wahr, was man von der Familie Orleans immer fabelte! So wäre denn all’ Ihr Sinnen darauf gerichtet — Barmherziger Schöpfer!!“

„Worauf? — Beſter Herzog, entweder iſt Ihr moraliſches Entſetzen Komödienſpiel oder ſo horrible Feigheit, daß Sie nicht verdienen, Frankreichs Miniſter zu ſein! — Die Marquiſe iſt tödtlich krank — unheilbar! Sie hat bereits ihr Theil! Aber Zeit genug wird ſie finden, Choiſeul zu ſtürzen und die Herzogin von Grammont zeitlebens in’s Kloſter zu ſperren. Wie können Sie Ihrem Ruin zuvorkommen? — Wenn Sie einer Feindin den Hintritt — erleichtern, der ihr ja ohnedies gewiß iſt!!“ —

„Sie hat bereits ihr Theil, ſagten Sie, Hoheit!“ verſetzte Choiſeul, das Haupt auf die Hand geſtützt, vor ſich hinbrütend. —

„Seit man die Conſtitution der Jeſuiten verurtheilte.

Ihre überreizten Nerven ſogen allen Krankheitsſtoff doppelt gierig ein.“

„Die Jeſuiten?!“ —

„Es iſt nämlich ſehr populär und leicht, ſie jetzt aller Dinge zu bezichtigen!“

„Wenn ſie ſtirbt, wird aber Frau von Seran und der Dauphin den König beherrſchen!“

„Der Dauphin iſt kränklich. Er hat auch zur Auszehrung Anlage und —“

„Monſeigneur,“ ſchrie Choiſeul entſetzt, „ich glaube, es iſt der Satan, welcher Orleans' Hülle annahm!“

„Damit würden Sie nur beweiſen, daß man im Herzen ein Atheiſt und doch abergläubiſch wie ein Neger ſein kann! Pah, dieſe Krankheit hat noch kein Arzt geheilt, und kein Anatom ihre Urſachen entdeckt. Beläſtigen Sie doch Ihre Gedanken damit nicht. Iſt Frau von Pompadour todt, wird der König von der platoniſchen Langeweile der Madame Seran ſehr bald zu Ihrer ſchönen Schweſter eilen. Der Kunſt dieſer Dame ſei es überlaſſen, den Dauphin und ſeinen Anhang zu neutraliſiren. Glückt es nicht, ſo halten wir wieder ein Souper wie heute!“ —

„Hoheit, welche Früchte ſoll Ihnen das bringen?“

„Meine Früchte? Was kümmert Sie, was ich will! Meinen Sie, Sie ſeien mein Vertrauter? Entweder Sie retten ſich, oder Sie gehen von hier und verſuchen ohne mich Ihr Heil. Ich überlaſſe Sie ganz der Einbildung, daß Alles ein Märchen war, oder auch dem unangenehmen Gedanken, bei jeder Minute Ihres Lebens etwas riechen, ſchmecken, fühlen zu müſſen, das Auszehrung erzeugen könnte! Ein nichtsnutziger, alles Leben vergiftender Gedanke! Als ob nicht Alles Gift würde, je nachdem man es anwendet!“ —

„Wenn ich Ihnen nun erkläre, Monſeigneur, daß ich Ihnen meine Hülfe zu Gebot ſtelle, was erwiedern Sie?“ —

„Daß der König und Sie als Premier ſo lange leben und herrſchen ſollen, als irgend in meiner Gewalt liegt. Ich will mich lediglich darauf beſchränken, Ihnen privatim meine Wünſche zugehen zu laſſen, und werde Sie im Parlament und ſelbſt im Pöbel unterſtützen!"

Choiſeul ſeufzte tief. — „Gut denn, Monſeigneur, ich bin einverſtanden!" — Er reichte Orleans die Hand.

„Sie handeln ſehr weiſe. — Da Binet, der dankbare Vetter der Marquiſe, Ihnen nun die neue Allianz derſelben entdeckte, fürchtet er vermuthlich für ſein rentables Metier?"

„Im höchſten Grade!"

„Dies treue Herz wird alſo gern bereit ſein die Couſine Poiſſon bald los zu werden?"

„Man muß ihm das vorſtellen!"

„Es iſt keine Zeit zu verlieren. Die Gute muß ſich mit dem Sterben beeilen, ſonſt verliert Binet jede Bedeutung. Hier iſt, wohl verſchloſſen, dieſes Elixir. Ein Tropfen auf ein Stück Zucker in eine Taſſe Kaffee, alle drei Tage, und uns iſt in einigen Wochen auf die unſchuldigſte Weiſe geholfen. Geniren Sie ſich nur nicht, nehmen Sie. Man wird von ihm ein ſo ſchöner natürlicher Todter, wie durch jede gewöhnliche Krankheit."

Er reichte ihm das Etui lächelnd über den Tiſch hin. Choiſeul erhob zögernd, unentſchloſſen die Hand, dann griff er haſtig danach, verbarg es in ſeiner Bruſttaſche und ſagte finſter: „Es iſt das Einzige und Sicherſte!" —

„Hat Binet Ihnen denn geſagt, wer etwa noch bei jenem geheimen Verſöhnungsacte zugegen war?"

„Der König mit der Marquiſe, und Quesney, der Leibarzt. Bei dem Dauphin waren beide Serans und der Emporkömmling Beaumarchais, Lecteur der Prinzeſſinnen. Ich erinnere mich, daß Binet ſagte, er ſei mit Ihnen, Hoheit, damals zu gleicher Zeit im Oeil-de-boeuf geweſen und habe gleich hinter Ihnen Audienz bei der Marquiſe gehabt. Was in derſelben verhandelt wurde, weiß man nicht. Merkwürdig nur iſt die Thatſache, daß er das Schloß mit einem Adelsbrief verließ und bald darauf die bewußte Verſöhnung erfolgte."

Orleans ſtand erbleichend auf. „Und das ſagen Sie mir, als wenn es ein Kinderſpiel wäre?!!"

„Ei, daß er Agent der Gegenpartei iſt, wird Ihnen doch nicht entgangen ſein?“

„Aber ich habe ihn viel — viel niedriger angeſchlagen, als er verdient!! Er hat gleich hinter mir die Marquiſe geſprochen und allein! Dieſe Verſöhnung dazu?! Wiſſen Sie auch, daß er diverſe Leute unter uns in der Taſche hat? Daß ich jetzt eine Reihe Urſachen und Wirkungen verbinden lerne, die mir bisher ſehr unverſtändlich geweſen? Wenn unſer Flacon nicht bald wirkt, der Dauphin nicht ſo oder ſo ganz ohnmächtig wird, man dieſen Beaumarchais nicht in irgend einer Art beſeitigt, dürfte dieſer Sohn eines Pariſer Uhrmachers uns ſo auf die Fährte kommen, daß uns nichts bleibt als ein Piſtol, um uns über dieſe ſchlechte Welt hinwegzuſetzen! O, fragen Sie nicht! Wohin ich ſehe, hat er ſein Netz geſpannt! Er hat die Erfindung gemacht, wie man durch Rückſichtsloſigkeit furchtbar wird!“ —

„Sie ſetzen mich in das äußerſte Erſtaunen! Nun, Sie werden am beſten wiſſen, wie Sie den Mann beſeitigen, ich habe an meiner Aufgabe genug!“

„Setzen Sie ja Ihre Spione, ich werde die meinen in Bewegung ſetzen! — Auf das Wohl Ihrer ſchönen Schweſter!“ Sie erhoben zweideutig lächelnd ihre Gläſer. Choiſeul hüllte ſich darauf in ſeinen Pelz und Orleans zog die Glocke.

Wenige Augenblicke ſpäter verließ der Miniſter, bald darauf auch Monſeigneur das Jagdſchloß.

— — — — — — — — — — — — — — —

Der Hof war längſt wieder in Verſailles, Weihnachten vorüber, man befand ſich bereits im Anfange des Februar 1764, ohne daß ſich in der Stellung der Parteien etwas verändert hätte. Das Vertrauen des Königs zu ſeinem Sohne, der Einfluß der Seran war hingegen gewachſen, aber auch das Leiden der Marquiſe de Pompadour. Ihr Herzſchlagen, ihre nervöſe Exaltation und ſchreckhafte Magerkeit ſpottete aller Bemühungen Quesney's. Das Flacon kam Beaumarchais nicht aus dem Gedächtniß, und wenn auch die Marquiſe alle „Odeurs“ vermied, ſchien ihm doch mehr als gewiß, daß ſicherere Wege gefunden worden waren, ſich ihrer langſam zu entledigen. Doch wie und durch wen? — So viel ergaben ſeine Nachforſchungen, daß ſich Orleans von allen Kreiſen des Hofes und der Ariſtokratie fern hielt und häufig auf ſeinen Gütern in der Dauphine und Bretagne weilte. Auch die Clique Vendatour und Blache ſchien alle Verbindungen abgebrochen zu haben, ſich deſto mehr aber dafür dem ehrwürdigen, allgemein geachteten Hauſe Penthièvre anzuſchließen! Andererſeits kam Caron dahinter, daß er von ſeinen Gegnern genau beobachtet wurde. Debrelon ſelbſt warnte ihn und erzählte, Orleans habe bereits großes Mißtrauen gegen Coralie und ihn gezeigt. Beaumarchais hielt, trotz ſeiner ausgebreiteten Verbindungen, doch das abgeſchloſſene häusliche Leben früherer Zeiten aufrecht. Er dinirte nie auswärts und war daheim nur für ſeine Freunde zugänglich. Der trauliche Kreis derſelben war leider ſeit anderthalb Jahren durch den Tod des Chevalier Piron verengt worden, des Mannes, an den vor Allen Dankbarkeit die Gatten band, welcher ſie ja aus dem Dunkel des Pigeonnier gezogen. „Verlaſſen Sie meine Frau nicht," hatte er im Scheiden geſagt, „und nehmen Sie einen Rath an. Es liegt in Ihrer Natur, den Gegner mit der Blitzesſchnelle Ihres Geiſtes zu vernichten, ihn öffentlich mit Brillance abzuthun und ihn dann zu ignoriren. Seien Sie mäßig im Gebrauch dieſer Waffe, denn was ſich zu oft wiederholt, verliert an Furchtbarkeit. Vergeſſen Sie aber auch Ihre Gegner nie!" — Frau von Piron fühlte jetzt nur allein noch Troſt im Umgange mit Suſannen. Sie begleitete beide Gatten, nachdem der König die Prinzeſſinnen-Töchter ganz in Verſailles einquartiert, dorthin in ihre Dienſtwohnung, und nur vorübergehend wurden dieſe Drei in Paris geſehen. Einen Verdächtigen konnte Beaumarchais aber, trotz aller Zurückhaltung, nicht los werden, Herrn Batyl, der ihn unter den verſchiedenſten Vorwänden aufſuchte, und deſſen devote Ergebenheit keine Grenzen zu kennen ſchien, obwohl Caron ſehr gut wußte, daß er wieder im Solde La Blache's und ſeiner Gegner ſtand. Ihn ganz von ſich zu weiſen, ſchien auffällig, und Beaumarchais wollte lieber ſeinen Aufpaſſer kennen, als ſich von geheimen und gefährlicheren Geſtalten umſchlichen zu ſehen. Auf Batyl's Zutritt bei Caron rechneten nun ſeine Feinde. Derſelbe ſollte ſich alles deſſen, was der Lector trieb, vergewiſſern, man wollte ſich ſeiner endlich bedienen, um Caron für immer in dem Augenblicke ſtumm zu machen, wo er etwa die Beweiſe gegen die Partei Choiſeul-Orleans anwenden wolle, in deren Beſitz man ihn fürchtete. Dadurch wurden ja Frau von Vendatour und Terray zugleich einer alten Furcht ledig und La Blache's Rache befriedigt. Hätte Caron den vollen Umfang verwerflicher Mittel, den unverwüſtlichen Haß ſeiner Gegner ganz zu würdigen gewußt, er hätte vor dem Augenblicke erbeben müſſen, wo die Marquiſe die Augen ſchloß.

Ein unvorhergeſehenes Ereigniß aber ſollte ihn plötzlich weit ab von ſeiner bisherigen Sphäre in eine ganz fremde Welt führen. —

Anfangs Februar, etwa zwei Monate nach dem Souper intime zu St. Cloud, kam Beaumarchais der Vater mit den Schweſtern, Thränen in den Augen und auf's Schmerzlichſte bewegt, zu ſeinem Sohne nach Verſailles.

„Aber mein einziger Vater, was haben Sie denn?“ rief ihm Suſanne entgegen. „Sieh nur, ſie ſind Alle ja ganz außer ſich!“

Caron führte den alten Herrn in einen Fauteuil. „Hat man Ihnen große Verluſte bereitet, oder iſt Ihre Ehre gefährdet?“

„Ja,“ rief der Alte heftig. „Meine Ehre, mein guter Ruf, unſer redlicher Name von einem heilloſen Schurken!“

„Wer in Paris beſaß die Feigheit, den Haß am Vater auszulaſſen, wo er dem Sohne galt?“

„Wollte doch Gott, es wäre hier geſchehen!“ ſeufzte er. „Wir ſind Männer und wiſſen uns zu helfen, aber gegen eine Büberei, die an ſchutzloſen Weibern verübt ward —!“

„In der Ferne? An Weibern?“ rief Caron. „Es betrifft meine Schweſtern in Madrid? Um Gottes willen, was hat ſich mit ihnen ereignet?“

„Du weißt, Sohn, wie ſie ſeit meines Schwiegerſohnes Gilbert Hintritt in glücklicher Zurückgezogenheit lebten, geachtet von ganz Madrid; weißt, wie der Archivar des Königs, Don José de Clavijo,*) vor Jahren zu ihnen in's Haus gekommen und mit Marien ein Verhältniß anknüpfte! Wie oft haben wir ſeine feurigen Briefe geleſen und —“

„Und der Schurke ward an Marien treulos? —“

„Treulos und Verleumder zugleich! Nachdem er die Arme lange Jahre getäuſcht, giebt er ſie, während der Vorbereitungen zur Heirath, der Verachtung des Publikums preis! Da er keinen Grund ſeines Zurücktretens anzugeben vermag, ſucht er ſie öffentlich zu verleumden! Schmerz und Scham warfen Marie auf's Krankenlager! Lies dieſe Briefe! Wir ſitzen hier und können ihnen nicht helfen!“

Caron nahm die Schreiben an ſich. „Lieber Vater, beruhigen Sie ſich. Iſt Clavijo ein Nichtswürdiger, ſo wird Marien ihr Recht werden, und Sie ſollen mich nicht einen Augenblick müßig ſehen, ihr jede Hülfe zu leiſten, die in menſchlicher Macht ſteht. Sie iſt meine Schweſter wie die übrigen. Clavijo's Stellung in Spanien iſt aber zu gewichtig, um ohne genaue Unterſuchung etwas gegen ihn zu wagen. Mit Gewalt, Drohung und offener Gegnerſchaft iſt in der Sphäre des Herzens nichts zu machen, und könnte man die Sache in einer für beide Theile ehrenvollen Art beilegen, ſo wäre uns Allen gewiß gedient!“

„Lieber Caron,“ rief Suſanne bewegt, „wende ja alle Deine Einflüſſe für dieſe betrogenen Frauen an, reiſe und errette ſie von der Qual der Verleumdung und dem Schimpfe, von einem Wortbrüchigen verlaſſen zu ſein, ohne ihre verbrieften Rechte geltend machen zu dürfen! In Deiner Abweſenheit wird mich der Gedanke tröſten, daß

---

*) Clavijo heißt der Name, ähnlich wie Montijo, nicht wie ihn Goethe nennt: Clavigo.

Du unſere Lieben vor Verzweiflung bewahrſt! Sage augenblicklich in der Audienz den Prinzeſſinnen Dein Vorhaben!"

„Ich danke Dir, Herzenstochter!" und der Vater ſchloß ſie gerührt in ſeine Arme. „Wir und alle Freunde wollen indeß über Dir wachen, und Gott wird Caron Glück verleihen auf ſeinem Wege!" —

„Erwarten Sie mich aus der Audienz, Vater, denn kein Tag iſt zu verſäumen!" —

Caron eilte zu den Prinzeſſinnen, erzählte ihnen die Angelegenheit Mariens und las ihnen den Brief der Madame Gilbert, ſeiner älteſten Schweſter, vor. „Ich habe angeſichts dieſer Umſtände, Hoheiten, nur die unterthänige Bitte auszuſprechen, Sie möchten mir ſogleich einen Urlaub zu bewilligen geruhen. Meine Anweſenheit iſt zu entbehren, da ja die Vereinigung von Seiner Majeſtät Familie, das treue Zuſammenſtehen aller Vaterlandsfreunde geſichert iſt. Die Zeit der Heimlichkeiten geht zu Ende, und Beaumarchais wird bald ohnehin in der glücklichen Lage ſein, allein ſeine Pflicht in der Unterhaltung Ihrer Hoheiten zu ſehen." —

„Sofort iſt Ihnen Urlaub zugeſtanden!" erwiederte Adelaide, „nicht einen Augenblick, lieber Beaumarchais, ſoll Ihre Schweſter ſchutzlos ſein. Wir werden bei Seiner Majeſtät die ſicherſten Empfehlungen für Sie an unſern Geſandten in Madrid, den Herzog d'Oſun, auswirken, um Ihre Unternehmungen wirkſamer zu machen und Ihnen überall Gewicht zu verſchaffen. Dies iſt nur ein Theil der Erkenntlichkeit, die Ihnen die königliche Familie ſchuldet! — Was uns jedoch beſorgt macht, iſt die Krankheit der Marquiſe und die beängſtigenden Gedanken, welche ſich nothwendig an ihr Ableben knüpfen müſſen. Es iſt ein ſeltſames Spiel der Gerechtigkeit, daß dieſe Frau gerade in dem Augenblicke an's Ziel ihres Lebens zu gelangen ſcheint, wo ſie ſich bemüht, die ſchlimmen Folgen deſſelben auszulöſchen. Halten Sie die Herzogin von Grammont denn nicht mehr gefährlich?"

„Hoheit, ſicher wäre ſie's, wenn meine Beobachtungen weniger ſcharf wären. Sollte die Marquiſe wirklich ſterben, ſo übergeben Sie nur Seiner Majeſtät die Briefſchaften, welche ich Ihnen bei der Abſchiedsaudienz einhändigen werde. Dann iſt Ducheſſe Grammont ganz ungefährlich!“

„Was enthalten dieſe Briefſchaften?“

„Eine Originalcorreſpondenz der Herzogin mit Graf Falcoz de la Blache, aus welcher die ehrgeizigen Abſichten der Dame wie ihr intimes Liebesverhältniß mit dem Grafen in naiver Offenherzigkeit hervorgehen!“

„Die Grammont mit La Blache?“ rief Victorie. „Das ruinirt allerdings ihre Ausſichten!!“ —

Die Erkundigungen, welche Beaumarchais wegen ſeiner Schweſter und Clavijo's einzog, namentlich die genaue Auskunft, welche ihm zwei ſpaniſche Kaufleute von Duverney's Bekanntſchaft zu geben wußten, die eben von Madrid gekommen waren und zu Madame Gilbert in Beziehung ſtanden, beſtimmten Caron, ſogleich abzureiſen. Duverney verſah ihn mit Creditbriefen, und der König, durch die Prinzeſſinnen, den Dauphin und die Marquiſe beſtimmt, ließ ihm durch die Miniſter die weitreichendſten Empfehlungen zufertigen. Natürlich erhielt Choiſeul davon Kunde und ging mit ſich zu Rathe, was mit dem Lecteur zu thun ſei. Es war ihm im höchſten Grade peinlich, in Orleans ſeinen geheimen Tyrannen zu ſehen, der ihn zum Verbrechen zwang, um ihn zu lenken. War Beaumarchais aus Gründen, welche Orleans vor Choiſeul geheim zu halten ſchien, wirklich demſelben gefährlich, dann konnte er ihm ja auch gegen Monſeigneur nützlich werden, wenn Choiſeul es mit dieſem gewandten Manne nicht ganz verdarb. War Beaumarchais überdem während der ganzen Zeit abweſend, wo man gegen die Marquiſe, den Einfluß des Dauphins und der Seran einen Schlag führen wollte, ſo konnte er auch nicht intriguiren. Choiſeul beſchloß alſo, ihm nicht nur alle Mittel, um in Madrid zu reuſſiren, an die Hand zu geben, ſondern ihn auch durch diplomatiſche Aufträge, welche er dem König plauſibel zu machen wußte, in Spanien zurückzuhalten. Beaumarchais erhielt Aufträge, die zu ehrenvoll und wichtig ſchienen, um ſie abzulehnen, und welche ihn zugleich in ſeinem Hauptzweck fördern konnten. — Mochte er nun doch eine Ahnung von Choiſeul's Abſicht haben, oder war es vielmehr Beſorgniß vor den Ereigniſſen, die ſich während ſeiner Abweſenheit ereignen konnten, kurz, er theilte dem Dauphin die Quellen mit, durch welche ihm von der Gegenpartei Nachrichten zufloſſen. Debrelon ward angewieſen, ſeine Nachrichten an den Chevalier Lavarde gelangen zu laſſen, der ein Attaché des Prinzen Conti war. Letzterer ſollte dem Dauphin alsdann Bericht erſtatten. Ebenſo ward Duverney mit ſeinen Quellen an denſelben gewieſen, während Turgot und Malesherbes durch Morelly mit Monſeigneur in Verbindung blieben; es war faſt ſo gut, als wäre Caron ſelbſt gegenwärtig geweſen. Für die Zeit ſeiner Abweſenheit hatte der Dauphin Suſannen und die Chevaliere eingeladen, bei Morelly Quartier zu nehmen, dort waren ſie alſo unbeachtet und ſicher unter den Augen des Thronfolgers, Conti's und Richelieu's. —

Wie die Naturen doch ſo verſchieden ſind! — Frau von Pompadour entließ Caron lächelnd mit den Worten: „Sie werden nicht ſo raſch Zeit finden, Chevalier, zurückzukehren, als ich, geſund zu werden! Dieſer Sommer wird mich ganz von meinem Uebel befreien, fragen Sie nur Quesney!“ Dabei lag ihr der Tod auf dem Geſichte. Der Dauphin indeß, welcher ſich jetzt geſunder fühlte als ſonſt, reichte ihm ernſt die Hand und ſagte: „Gott gebe Ihrem Geſchäfte guten und ſchnellen Ausgang. Wenn Sie wiederkommen, werden Sie Manches verändert finden. Ob zum Beſſeren? — Nun, denken Sie nicht an uns, ſondern nur an ſich. Möge die Befriedigung Sie begleiten, daß ich Ihre Treue, ſo lange ich lebe, zu würdigen weiß!“ —

Beaumarchais preßte die bewegte Suſanne und alle Lieben noch einmal an's Herz, beſuchte zu Trianon Morelly, um noch eine Stunde an ſeiner Seite von dem Paradieſe des freien Menſchenkönigthums der Erde zu träumen — dann eilte er hinweg nach Marſeille, wo er das Schiff beſtieg.

Bald darauf, den 22. Februar, — ein für Frankreich ſowohl wie ganz Europa wichtiges Ereigniß, wurden die Jeſuiten vertrieben. Dieſelbe Acht, zu welcher ſie ſo oft den römiſchen Stuhl gegen die Janſeniſten vermocht hatten, ward über ſie verhängt und als erſter und fürchterlichſter Schlag jubelnd aufgenommen, welcher der herrſchſüchtigen Kirche, dem hohen Klerus, der Gewalt des Beichtſtuhls verſetzt wurde. Der Janſenismus rächte ſich am Molinismus, das Volk an den ſchwarzen Kutten, und „er iſt ein Jeſuit“, war genügend, jeden Prieſter der gierigen Gewalt der Behörden zu übergeben, die um ſo populärer zu ſein glaubten, je mehr Reſultate ihre Bemühungen hatten. Des Ordens Wahlſpruch: Vestra fides nostra victoria est,*) den Voltaire mit der Interpretation: Votre bêtise est notre force**) gegeißelt, ward ihm mit allen Bêtiſen, die nur die Rache eingeben kann, heimgezahlt. Viele ganz unſchuldige Prieſter jagte man aus Amt und Brot in Elend und Schande. Greiſe, die ihr Leben dem ſchlichten Berufe der Religion geopfert, wurden im Kerker den peinlichſten Verhören unterworfen, weil ſie aus irgend welcher Urſache den Groll eines Beamten auf ſich geladen, und man bediente ſich eben ſo gemeiner Mittel, den Orden auszurotten, als derſelbe angewendet hatte, ſeine Macht zu erringen.

Der Dauphin, welcher gewiß am meiſten Urſache hatte, über eine Gemeinſchaft zu klagen, die ſeinen Namen bei einem bübiſchen Verbrechen ſo ruchlos gemißbraucht, war empört über die ausſchweifende Art, mit der man jede Billigkeit gegen ſie unter die Füße trat und dem Privathaß das Mittel gab, Schuldloſe mit dem Scheine des Rechts zu vernichten. Die dringenden Vorſtellungen, welche er dieſerhalb an den König und die Marquiſe richtete, und Frau von Seran aufmunterte, den Herrſcher milder zu ſtimmen, diſcreditirten ihn von Neuem bei dem Volke, das einmal ſeine Freude an der Hetze der Schwarzröcke fand. Wie närriſch! Die eigentlichen Jeſuiten traf man nicht. Die liſtigſten hatten ſchon vor dem Unwetter Unterſchlupf gefunden und ſtolzirten lachend, ſelbſt auf die Loyoliten ſchimpfend und den Atheismus predigend, umher, ließen die Tonſur wachſen und hüllten ſich in die elegante Welttracht irgend eines Seigneurs oder Marquis, um in einer andern Provinz die ſchlimmſten Gewitterſchauer abzuwarten. —

---

*) „Eure Treue iſt unſer Sieg!“ —

**) „Eure Verthierung (Dummheit) iſt unſere Stärke.“

Frankreich erlebte noch einen andern Triumph. — Marquiſe de Pompadour lag in den letzten Zügen! Man fabelte zwar, daß in den letzten Tagen etwas Räthſelhaftes in ihren Zimmern vorgegangen ſei, die beiden Damen der Marquiſe verſicherten indeß, nur Binet ſei um ſie geweſen, und da man ihren Tod erwartete, fand man Alles natürlich.

Die Prinzeſſinnen, der Dauphin, die Königin ſelbſt hatten ſie am vorletzten Tage incognito beſucht; Seine Majeſtät aber zeigte eine ſonderbare Gefaßtheit, eine Frau zu verlieren, welche ihn und Frankreich noch mit zitternden Händen gängelte.

Am 15. April lag die Unglückliche, welche ſo lange des Landes Fluch geweſen, in ihrem himmelblauen Seſſel und athmete ſchwer; doch ſie lächelte, als habe ſie ſich vorgenommen, mit einem luſtigen Bonmot von der Welt zu ſcheiden. Der König hatte ſie des Morgens noch einmal beſucht und gefragt, wie es ihr gehe?

„O, ganz gut, Majeſtät! Es iſt die Frühjahrsluft, die mir ſo zuſetzt.“

„Das glaube ich ſelbſt, meine Liebe. Adieu!“ —

Er reichte ihr nicht einmal die Hand mehr, er grüßte nur und ging. Hinter ſich ſchloß er ſein Privatcabinet nebenan ab. Dies Knacken des Schloſſes in ſo tiefer Stille hatte etwas Erbarmungsloſes! — Die Damen Bilaille und Hautecour ſaßen ſtill mit Quesnay am Fenſter.

Die Marquiſe ſtarrte dem König nach. Ein bitterer, unnennbarer Schmerzenszug umſpielte ihr Geſicht, dann faltete ſie die Hände auf ihrer zitternden Bruſt und ſchlug die Augen nieder. Dieſe Frau betete. — Ihr ganzes Leben, ihr Ende zog an ihr vorüber. Qual und Freude, Wolken und Sonnenſchein glitten mit den Erinnerungen über ihre Mienen; tiefe, finſtere Zerknirſchung, ätzender Spott — zuletzt verſchwamm ihr Blick in entſagungsvoller Wehmuth.

„Liebe Hautecour!“ —

„Frau Marquiſe!“

„Nehmen Sie mir doch den Schlüſſel — meines Secretairs aus der Taſche und — öffnen Sie ihn. Sie werden — drei eingeſiegelte Schriften — gleich vorn in ihm finden. Bringen Sie ſie her und legen Sie ſie — auf das Tiſchchen! Vergeſſen Sie nicht abzuſchließen!“ —

Frau von Hautecour vollzog pünktlichſt dieſe Befehle.

„Nun rufen Sie den Salvandy — und entfernen Sie ſich Alle, auch der Doctor, — ich werde Sie durch die Glocke rufen!“ — Die Damen und Quesney gingen, der Kammerherr trat ein. Sie winkte ihn zu ſich.

„Beugen Sie ſich dicht zu mir, daß Sie mich verſtehen, ich habe — Ihnen ſo Manches zu ſagen. — Chevalier Salvandy, — Sie waren arm und verachtet, — als ich Sie in Dienſt nahm, Ihnen eine Stellung, Einkünfte — und das Ludwigskreuz verſchaffte. Iſt das wahr, Salvandy?“ —

„So wahr, wie mein Herz Ihnen ſtets dankbar iſt!“

„Ich war aber eine harte — Gebieterin! Ich habe Sie viel mit Launen gequält, und es machte mir — oft Vergnügen, Sie gegen den glatten, gewandten d'Atreuilles zurückzuſetzen, — zu ſchelten und Sie zu kränken. Iſt das auch wahr?“

„Frau Marquiſe, Sie waren oft — recht — gereizt, es hat mir manchen Schmerz gemacht. Ich habe jedoch Alles vergeſſen. Sie brachten ja meine alte Mutter in das Ordenshaus von St. Quentin!“

„Er hat Alles vergeſſen!“ ſagte ſie ſinnend. — „Wenn die Uebrigen doch auch ſo ſagen könnten! —

Salvandy, ich habe erfahren, — daß Sie das Fräulein von Rouverais ſeit lange lieben. — Wie ſteht es damit?“ —

„Frau Marquiſe, wohl recht traurig. Wir lieben uns noch, aber — mein Gehalt! — Ich hatte einmal um Erhöhung gebeten in der Hoffnung —“

„Und ich ſchlug es Ihnen ab, ha!“ —

„Aber Sie waren doch ſo gütig gegen meine Mutter und —“

„Still, Freund, ich that — was ich konnte. Sie wiſſen, daß — der König Sie nie leiden mochte, — er war einmal nahe daran, Sie wegzuſchicken. Es ging eben nicht! — In kleinen Dingen mußte ich ihm immer — den Willen laſſen, — das nennt er ſparen! — Hören Sie jetzt, Salvandy! — — Ich werde ſterben, — heute noch! — Ruhig, ſeien Sie kein Narr! Wollen Sie etwa an meiner Stelle Todesfurcht haben? Ich muß es ja doch allein abmachen! Alſo — wenn ich todt bin, wird man Sie fortjagen. — Sie haben mir gedient! — Dies Document, mit Ihrem Namen überſchrieben, — ſtecken Sie zu ſich, — es enthält den Beſitztitel eines Gutes von zehntauſend Livres Renten. Verlaſſen Sie Verſailles, — ſehen Sie ſich nicht mehr nach dieſem Sodom um, und — beten Sie an Ihrem Hochzeitstage mit Ihrer Frau — für meine Seele! Nein, nein, — keinen Dank, ich befehle Ihnen, — mir nicht zu danken! Sie ſollen mir ja dieſes Geſchenk bezahlen — durch einen letzten Dienſt! Kommen Sie mit dem Ohr ganz dicht vor meinen Mund. Kein Anderer ſoll es wiſſen! — Erſchrecken Sie — etwa nicht, — ſchreien Sie nicht auf, ſondern — bleiben Sie fühllos. Wenn Sie über mich weinen, dann bricht mir ganz das Herz! — Ich ſterbe ja leichter, — weil ich Alles — ſo luſtig ſehe! Alſo, wenn ich todt bin und begraben, ſo gehen Sie ſofort, ohne Jemand zu ſprechen, zum Herzog von Richelieu. Sagen Sie ihm: ich laſſe ihn grüßen und ihm ſagen, wie es mir leid gethan, ihn gekränkt, von allem Einfluß verdrängt zu haben. — Sagen

Sie ihm, daß ich bei der Gerechtigkeit, vor der ich bald ſtehen werde, Ihnen verſichert habe, — daß ich vergiftet, langſam, allmählig vergiftet worden bin! Er ſolle ja den Dauphin vor Orleans und Choiſeul warnen! — Ich bitte Sie um Gottes willen, ſtill! — Nehmen Sie Ihr Erbtheil und verrichten Sie meinen — Willen, damit Sie — leichter ſterben, als — die arme Jeannette Poiſſon!"

Sie reichte ihm ihre Hand, Salvandy bedeckte ſie ſchluchzend mit ſeinen Küſſen. Sie wendete ihr Haupt ab, um ſeine Thränen nicht zu ſehen, ihre Bruſt arbeitete heftig. —

„Fort, Menſch, wenn ich Dir nicht fluchen ſoll! — Du machſt mir Qual! — Den Doctor, die Damen!!" —

Salvandy ſtürzte ſtumm hinaus. Die Anderen kehrten haſtig zurück, ſie meinten, es ſei etwas vorgefallen. — Die Marquiſe lachte hell auf. —

„Ah, Ihr meint, die Geſchichte geht ſo ſchnell? Ich habe noch manchen Herzſchlag zu thun, ehe ich drüben ankomme!" —

„Aber woher nehmen Sie an, gnädige Frau, daß Ihnen ſo Schlimmes bevorſteht?" ſagte Quesney gepreßt.

„Doctor, Sie werden mich doch für kein Kind halten? Sie ſind ein großer Arzt und ein Staatsökonom dazu, aber — glauben Sie mir, bei mir haben Sie ſich ſehr in der Diagnoſe verrechnet! Machen Sie ſich darüber kein Gewiſſen! — Dies Document nehmen Sie für die Freundſchaft, die Sie mir immer bewahrt, es ſtellt Ihre Zukunft ſicher. Bei der Staatsökonomie haben Sie ja von jeher Ihre eigene vergeſſen. — Das andere iſt für Frau von Hautecour. Die Uebrigen ſind elendes Volk, laßt ſie ſich an den König halten. Ich befehle Euch endlich, meinen — Leichnam nicht zu öffnen. Ich will nicht, daß man in meinen Gliedern wühle. — Im Uebrigen — erwarte ich das Ende!" —

Zwei Stunden ſaß ſie lautlos, finſter, in Betrachtungen verſunken. Dann wurde ihr Athem beklommen, ihre Bruſt, ihr Hals, ihre Arme und Hände ſchwollen plötzlich auf. Man meldete es dem König. — In wenigen Augenblicken war das ganze Oeil-de-boeuf von Höflingen und Leuten aller Art überſchwemmt. Die Miniſter langten an. Der König trat in den Audienzſaal, und man öffnete die Zimmer der Sterbenden. Niemand ging zu ihr als der Beichtvater, den man geholt.

Wie die Leidende ihn ſah, winkte ſie verächtlich. „Was wollen Sie mir vergeben,“ ſtieß ſie höhniſch heraus, „ich habe Ihnen ja nichts gethan? Rufen Sie irgend wen, den ich ruinirte, — rufen Sie ganz Frankreich, daß es mir das Viaticum gebe, pah!!“ —

Der Prieſter wendete ſich zur Thür.

„Einen Augenblick! Warten Sie! Wir gehen ſogleich -- zuſammen!“ — —

Es ward Alles ſtill. —

Quesney erſchien bleich im Empfangsſaale.

„Majeſtät, die Frau Marquiſe de Pompadour!“ —

„Iſt ſie todt?! — Es iſt gut, Doctor!“ Der Monarch grüßte kalt und ſchritt die Freitreppe hinab. Er fuhr — nach Choiſy zur Jagd. —

Die Miniſter verbargen ihre Freude über des Königs rohe Kälte und den Tod ihrer Tyrannin.

Doctor Quesney, Salvandy und Madame du Hauſſet, der Todten Kammerfrau, blieben allein bei ihr. — Sie wurde ſtill begraben. In Verſailles aber und Paris war großes Jauchzen. Die Haſſenswerthe war todt, welche in übermüthiger Stunde Eins gewünſcht: „Nach mir die Sündfluth!“. Der Volkswitz übte ſofort Rache an ihrem Andenken in dem Epitaph:

„Ci git, qui fut quinze ans pucelle,
Vingt ans catin, puis huit ans maquerelle!“ —

Ein witziger Kopf des Hofes ſagte doppelſinnig genug: „Sie iſt am Uebermaß von Lilienſaft geſtorben!“ —

Die Nation in ihrer ſpöttiſchen Freude bedachte nicht, was ihr folgen ſollte. „Sie iſt noch nicht die Schlimmſte,“

hatte Beaumarchais ausgeſprochen, und das Volk ſollte dieſe Worte ſpäter mit vollſter Ueberzeugung wiederholen. —

An demſelben Tage, wo die Pompadour geſtorben, der König auf die Jagd gegangen war, und man mit Spannung wartete, nach welcher Seite die Majeſtät ſich etwa wende, hatten Choiſeul, die Herzogin von Grammont, Orleans, Maupeau und Terray mit Dianen im Hotel de Vendatour im Quartier Luxemburg eine Berathung. Daß Ludwig XV. ſofort nach Choiſy gegangen war, vor einer Woche nicht zurückkehren wollte, auch nur von ſeinem nächſten Jagdgefolge begleitet wurde, bewies, wie ſehr er ſchwanke, nach einem Entſchluſſe ringe. Es erſchien als ein ſchwacher Verſuch zu königlicher Unabhängigkeit. — Dem mußte begegnet, das Hazard ſeiner Laune corrigirt werden! Ein kühner Schritt ward beſchloſſen. Die ſchöne Schweſter des Miniſters, welche ſchon einmal, wenn auch nur momentan, einen Sieg über den König errungen, ſollte ihn heimlich in Choiſy überraſchen. Der Monarch liebte die naiven coups d'amour. Man wollte die Stelle der Pompadour bereits beſetzen, noch ehe dieſelbe der Erde übergeben worden. — Ein Courier ward alſo an Binet, den Oberkammerdiener, geſendet, und die Herzogin folgte Nachmittags in ihrem Wagen allein und mit der ſüßen Zuverſicht, von Choiſy aus triumphirend ihre Herrſchaft den Freunden in Paris melden zu können. —

Die Forſten von Choiſy hallten vom Hörnerklang und Rüdenklaſſen wieder. Der König war ſchweigſam und jagte den ganzen Tag, er wollte augenſcheinlich ſeine rathloſen Empfindungen unter der Aufregung der Wildhetze erſticken. Es dunkelte bereits, als das Hallali erklang und er zum Souper in das kleine reizende Schloß mit ſeinen Communs, Villen und zerſtreuten Tempeln zurückkehrte, wo er einſt die Mailly, die Chateauroux zuerſt geſehen, wo er — zuerſt geſündigt hatte. Als er in die Antichambres trat, ſeine Jagdbegleitung entließ, Peitſche, Hut und Hirſchfänger an Binet gab, flüſterte ihm dieſer zu: „Eine Neuigkeit, Majeſtät!" —

„Was haſt Du?“ —

„Die Herzogin von Grammont iſt eben angelangt, und allein!“ —

„Die Grammont?! — Wo iſt ſie?“

„Dort!“ Binet deutete nach dem Cabinet des Königs. —

Ludwig's XV. Geſicht bedeckte tiefe Röthe. Er athmete auf, ſchritt raſch nach ſeinem Zimmer und ließ die Thür offen.

Als er eintrat, fand er die Herzogin in ſehr verführeriſcher Toilette und überaus ſchmachtender Attitude. Sie ſchrak auf und trat verwirrt ein paar Schritte auf ihn zu.

„Sie, Herzogin? — Was wollen Sie? — Wahrſcheinlich galt dem Grafen Falcoz de la Blache Ihr Beſuch und Ihr Kutſcher hat ſich im Wege geirrt!“

„Majeſtät! — Sie verkennen mich!“ —

„Ihre Correſpondenz mit dem Amoroſo iſt in meinen Händen, Binet ſoll ſie Ihnen bringen, damit Sie ſehen, wie genau ich unterrichtet bin. Ihr Ehrgeiz iſt mir zu grob, und wenn ich auch nicht längſt in der Lage wäre, gegen Sie Widerwillen zu empfinden, würde ich es jetzt!!“ Er ſchellte, Binet kam.

„Bringe die Dame zum Wagen, daß ſie ſicher nach Paris kommt. Ich wünſche ſie nicht mehr zu ſehen! — Schreibzeug, Papier, und laß auftragen!“

Des Königs Stimme war hart, beißend. Er machte eine heftige Bewegung, und ehe die Herzogin vor Entſetzen ſich zu faſſen vermochte, befand ſie ſich bereits an Binet's Hand im erſten Entrée, wo ihr die Cavaliere ironiſch ein Compliment machten.

Als das Schreibgeräth kam, ſetzte ſich Ludwig und ſchrieb — an Frau von Seran. — —

Die Herzogin von Grammont kam aufgelöſt, in Wuth und Thränen gegen Morgen zu Choiſeul zurück und trat vor ſein Bett.

„Träume ich? Du hier? — Um Gottes willen, was —“

„Er hat mich wie eine Dienſtmagd fortgeſchickt! Im Vorzimmer lachten ſeine Leute bei meiner Schande! Zu derſelben Stunde ging ein Courier mit einem Billetdoux an die Seran!"

„Seran? Der Dauphin?! Unmöglich! — Weshalb aber —"

„Schweig, der König kennt meine Correſpondenz mit Blache!"

Der Miniſter ſank todtenbleich auf ſein Kiſſen. „Das iſt ein Streich Beaumarchais', würd' ich ſagen, wenn er nicht vierhundert Stunden entfernt wäre. Ein Streich des Dauphins iſt es gewiß! — So muß man einen Schritt weiter gehen und —!! Leg' Dich nieder! Ich ſage Dir, wir werden nicht fallen!!" —

II.

Das Lebewohl von Trianon.

Die Familie des Dauphins war nach Trianon übergeſiedelt, den herrlichen Frühling zu genießen, und die Prinzeſſinnen Schweſtern erſchienen zum Beſuch, denn der Maibaum ſollte aufgerichtet werden, ein Feſt, das in den letzten Jahren die ganze Umgegend herbeilockte. Der ſogenannte große Empfang hörte gemeiniglich mit dem Erſcheinen des Erbprinzen in Trianon auf; er ertheilte dort nur ſehr ſelten Audienzen. Selbſt der König ehrte dieſe Sitte und kam höchſtens mit drei oder vier Cavalieren, wenn er den Sohn mit einem Beſuch überraſchte. Bei dieſem Feſte, welches die Sommerſaiſon begann, war es ſtehender Brauch, Niemand aufzufordern, aber Jeden zu empfangen und ländlich zu bewirthen. Unter der freiwilligen Verſammlung ſeiner Anhänger wählte der Dauphin dann Diejenigen, mit denen er die Freuden des Landlebens zu theilen wünſchte, und das Wort: „Man ſieht Sie ja wohl nun zu Trianon?“ war Einladung ein für alle Mal. Wer an dieſem Tage des Maifeſtes nicht erſchien, hatte ſich ſelbſt ausgeſchloſſen. —

Das Wetter war köſtlich, Wald und Wieſen ſtanden im erſten Grün, die Sonne glühte am blauen Himmel, die Glocke der Dorfkirche ſandte ihren feierlichen Ruf in's

Thal, und von der oberen Schloßterraſſe blieſen die Trompeter des Leibregiments Dauphin ein Morgenſtändchen; ſie waren für dieſen Tag in Schäfertracht gehüllt. Auf dem Kirchplatze verſammelten ſich indeß die Leute von Trianon. Die Frauen erſchienen weiß, trugen rothe Bänder an Achſeln und Miedern und grüne Kränze in den Flechten. Von Arcis, St. Cyr, Marly, Fontenay, Villepneux ſtrömten geputzte Gäſte. Im Park, auf den Terraſſen, in Arkaden des Schloſſes hatten ſich die Cavaliere und Damen verſammelt, welche Aufwartung machen wollten, letztere ebenfalls ganz weiß, mit grünen Kränzen.

Schlag elf Uhr trat der Dauphin, die Dauphine am Arm und ſeinen älteſten Knaben, den Duc de Berri an der Hand, heraus und begrüßte fröhlich die Verſammlung. Seine Schweſtern Adelaide, Sophie und Victorie, die Erzieherin der Kinder von Frankreich, Madame de St. Marſan, folgten mit dem zehnjährigen Provence und dem neunjährigen Artois, eine Bonne trug die vierjährige Prinzeß Eliſabeth. Im Gefolge der Herrſchaften befanden ſich außer ein paar Dienern nur Capitain Aumont, de Mouy, Sieur de Romanet der Secretair, und ſein Adjutant Herzog von Vaugyon. Das Muſikcorps verließ ſogleich das Plateau und eilte nach dem Kirchplatz, indeß Monſeigneur nebſt Familie den Kreis der Anweſenden grüßend und plaudernd umſchritt. Für Jeden hatten Monſeigneur oder Madame ein freundliches Wort, für Viele eine warme Aufforderung, wieder zu kommen. So leutſelig er auch war, ſchweifte doch ſein Auge unruhig umher, als ſuche er Jemand, und wie er die Tour beendet hatte und durch eine Handbewegung die Anweſenden aufforderte, zu folgen, ſtanden Wolken auf ſeiner Stirn. Während die Gäſte ſich ihrem Range gemäß für den Feſtzug nach der Kirche, welchen Cardinal Luynes führen ſollte, ordneten, flüſterte der Prinz der Dauphine und ſeinen Schweſtern voll Unmuth zu: „Ich ſehe Richelieu und Conti nicht hier! Was ſoll das bedeuten?“

„Sie waren noch geſtern auf Beſuch in Verſailles und verſprachen zu erſcheinen!“ verſicherte Adelaide.

„So können ſie nur durch ein wichtiges Hinderniß zu Paris zurückgehalten worden ſein," verſetzte die Dauphine, „vermuthlich kommen ſie um Mittag."

„Da ich Vernachläſſigung von ihnen eben nicht gewöhnt bin, macht mich der Gedanke eines ſolchen Hinderniſſes beſorgt. Doch gehen wir, der Cardinal wartet."

Er gab Luynes das Zeichen zum Vortritt, und der Zug bewegte ſich durch die linke Arkade und das Parkthor über die Dorfſtraße, wo die Bauern ſchon erwartungsvoll ſich drängten, nach dem Kirchplatz. Hier an der Spitze der feſtlich geſchmückten Gemeinde wartete Père Morelly, der Pfarrer. Tauſend Jubelſtimmen empfingen den Dauphin, deſſen Miene wieder heiterer wurde, als er Malesherbes unweit Morelly ſah. Er grüßte rechts und links, und die Dauphine nahm einen Myrtenkranz von der Tochter des Maire an. Es war Sitte, daß der Pfarrer Monſeigneur und Madame das Brevier reichte, in dem er vorher die Meßgebete bezeichnet hatte. Als Morelly dem Dauphin das Buch gab, ſagte er halblaut: „Das erſte Gebet iſt wichtig, Monſeigneur!" Dann verbeugte er ſich und ſchritt vorauf in's Kirchenportal; der verwunderte Thronerbe nebſt Cortège und Gemeinde folgten. Während die Orgel tönte und das Hochamt begann, nahm der Dauphin gedankenvoll neben Madame in der Chorloge Platz und öffnete ſein Buch. Wie erſtaunte er, als er zwiſchen den Seiten des erſten Gebets ein Billet fand. Er ſtieß die Dauphine leiſe an, öffnete daſſelbe unbemerkt und las:

„Monſeigneur! Wir ſind in's Geheim angelangt und bei Père Morelly abgeſtiegen. Chevalier Salvandy iſt bei uns, der einen Auftrag der todten Marquiſe an Sie hat — ſehr dringend und ſehr ernſt! Conti. Richelieu." —

„Wechſeln wir die Bücher, liebe Joſephe." — Er reichte ihr im Brevier das Billet hin. —

Die Prinzeſſin durchflog das Schreiben und war eben ſo betroffen. Sie neigte ſich langſam zu ihm. „Wann und — wo?" —

„Während des Feuerwerks bei Morelly." —

Die Dauphine ſtach mit einer Nadel dieſe zwei Worte in die Buchſeite. Dann barg ſie das Billet raſch in ihrem Buſen. — Nach dem Hochamt hielt Morelly die Maipredigt. Manche Leute vom Hofe fanden ſie zu philoſophiſch, Andere zu ökonomiſtiſch, aber ſeine Gemeinde verſtand ihn ganz gut.

„Das Grün iſt die Farbe der Hoffnung, der Lebensluſt und freier Entfaltung, in welche die Natur ſich kleidet. Als unſere Voreltern das Jägerleben aufgaben und zum Pfluge griffen, errichteten ſie, wenn der Frühling kam, den Maienbaum als ein Panier bürgerlichen Gemeinſinns, als ein Zeichen, daß ſie Alle im Pflanzen des väterlichen Bodens die Quelle ihres freien, ſelbſtgeſchaffenen Glücks anſehen wollten. Deshalb wird dies nationale Feſt, dieſes jährlich wiederholte Bündniß aller Gemeindeglieder, mit Recht kirchlich begangen, weil es Gott wohlgefällig iſt, daß unter dem blauen Himmel alle Hände die Saat ſäen, für deren Furcht wir im Herbſt dem Geber von Sonnenſchein und Regen, dem Vater von Licht und Liebe Dank ſagen! Nur der Einzelne, der Einſame nährt ſich von Mord und Raub, die Gemeinde, der geordnete Staat, gedeiht durch gemeinſames Säen und Pflanzen. Darum iſt der Maienbaum, die Pappel*), das Sinnbild des im Glücke ſich mehrenden Volkes! Von Frauen wird er gepflanzt, denn die Frau iſt Gebärerin der Menſchheit, und nur unter reinen Händen kann der Baum der Nation gedeihen durch den Strahl des Himmels!“ — Dies ſchöne Bild des ewig ſich verjüngenden Baumes der Nation wendete Morelly auf die Gemeinde Trianons, auf ihr Gedeihen in Liebe und Gegenſeitigkeit unter dem Dauphin an, und ſchloß mit dem Gebet, „daß einſt ganz Frankreich mit ſolchem Dank und ſolcher Hoffnung den Maienbaum des Volksglückes unterm Schutze Deſſen pflanzen möge, der das kleine Trianon zu einem Paradies gemacht!“ — Lag es in der Stimmung der beiden hohen Gatten, oder drang das begeiſterte Bild von Frankreichs einſtigem Erblühen deſto tiefer in ihre Herzen, je ſchlichter es ausgeſprochen ward, der Dauphin und die Dauphine wurden außerordentlich bewegt. — Nach dem Schlußliede erhob ſich Alles, das Volksfeſt begann. —

---

*) Le peuplier, Bevölkerer.

Den Maire und Pfarrer zur Seite, ſchritt das kronprinzliche Paar mit den Kindern und Prinzeſſinnen an der Spitze der Bauersleute hinaus, unter welche herkömmlicher Weiſe die adligen Gäſte ſich miſchen mußten. Auf dem Platze vor der Kirche verſammelte man ſich um die Grube, welche den Baum aufnehmen ſollte, indeß die jungen Mädchen, die Muſici vorauf, die ſchwanke Pappel (den Maien), welche dem Schloßpark entnommen worden, mit Jauchzen, Halloh und Frühlingsliedern heranbrachten.

Der Dauphin trat an die Grube. Morelly ſprach über ſie den Segen und beſprengte Pflanzſtätte wie Baum mit Weihwaſſer. Dann ſchmückten ihn die Dauphine, die Prinzeſſinnen, die Damen des Hofes, die Bäuerinnen und Mädchen mit allen Bändern, die ſie an ſich trugen. Unter brauſendem Choral erfaßte der Dauphin den Stamm, und von den Frauen der Gemeinde unterſtützt, ſenkte er ſeine Wurzeln in's Erdreich. Langſam erhob ſich die grüne leuchtende Krone, von tauſend bunten Bändern umrauſcht, in die Lüfte. —

„Ich, Ludwig, Dauphin von Frankreich, Herr von Trianon,“ tönte ſeine Stimme tief und erregt, „ſenke dieſen Maien, den Pappelbaum, im Namen Gottes in den geweihten Boden meines Landes zum Zeichen der Freiheit, der Ordnung, des Glückes und Gedeihens für ganz Trianon und Alles, was in ihm wächſt und athmet! Mögen unter ſeinen Zweigen Glück und Tugend wohnen! Möge ganz Frankreich unter den Maien einſt glücklich ſein! Lange lebe der König!“

„Es lebe der Dauphin und ſein Haus!“ antwortete jubelnd beim Schmettern der Trompeten die Menge. — Die jungen Prinzen und Prinzeſſinnen warfen die erſte Erde auf die Wurzeln. Der Maire, der Pfarrer, die

Mädchen füllten endlich die Grube, und unter fröhlichen Melodien und Geſängen ward Maikönig und Maikönigin aus der Zahl der Burſchen und Mädchen erwählt. Der Dauphin tanzte mit der Maikönigin, die Dauphine mit dem Maikönig einmal um den Pappelbaum; das Mädchen erhielt eine goldene Halskette mit einem Kreuz, der Burſche einen Ring, dann begaben ſich die Herrſchaften in das Schloß zurück, von Pfarrer, Maire und Maikönigspaar bis an den Eingang des Parkes begleitet.

Als der Prinz an Morelly unterwegs das Brevier zurückgab, ſagte er: „Das erſte Gebet ſcheint ſehr wichtig, ich habe es deshalb bezeichnet. Grüßen Sie Ihre Gäſte!“ —

Der Tag rann unter Freuden dahin. Die Ariſtokratie feierte das Feſt im Schloßparke, die Gemeinde auf dem Kirchplatz. Als die Dämmerung nahte, das Sternenheer am dunklen Abendhimmel glühte und das letzte Roth hinter den fernen Thürmen von Nauphle verflog, — ward den Leuten von Trianon geſtattet, in den Park einzutreten, um das Feuerwerk zu ſehen, welches auf der mittelſten Terraſſe abgebrannt werden ſollte. Nachdem der Dauphin das Zeichen gegeben und die erſte Rakete ſtieg, drückte er der Dauphine die Hand und ſtahl ſich hinweg. Auf ſeinem Zimmer fand er Chevalier Mouy und eilte auf Seitenwegen mit ihm zum Pfarrhauſe.

In dem hintern, nach dem Gärtchen gelegenen Zimmer deſſelben traf er Conti und Richelieu.

„Was haben Sie mir denn zu ſagen, meine Freunde?“ rief er unruhig. „Faſt verderben Sie mir den ſchönen Tag! Als ich den Maienbaum in die Erde ſenkte, war mir, als ſenkte ich mein Herz dazu! Sie glauben nicht, wie traurig ich in dieſem Augenblick der allgemeinen Wonne geweſen! — Was iſt das für ein Auftrag der verſtorbenen Marquiſe? Wo haben Sie Salvandy?“ —

„Nebenan, theuerſter Herr,“ erwiederte Conti ernſt. „Père Morelly, Malesherbes und Mouy ſind bei demſelben. — Ehe wir Ihnen den Chevalier vorſtellen, wünſchen wir Sie auf eine ſchreckliche Nachricht vorzubereiten, die energiſche Maßregeln fordert!“

„Wegen der Marquiſe? — Marſchall, verbergen Sie mir nicht länger, was es iſt!“

„Gnädiger Herr, die Marquiſe ſtarb — an Gift!“

„Womit wollen Sie dieſe furchtbare Beſchuldigung beweiſen?“ rief der Dauphin entſetzt.

„Wenig Stunden vor ihrem Ende nahm ſie Salvandy feierlichſt das Verſprechen ab, nach ihrem Tode — ſobald es ſich thun laſſe, zu mir — ihrem alten Gegner, zu eilen und mir zu eröffnen, daß ſie an langſamem Gift geſtorben ſei; ich ſolle den Dauphin vor Orleans und Choiſeul warnen!“

„Keine Obeurs! Nur keine Obeurs! — So hatte doch Beaumarchais mit ſeinen Andeutungen recht? So war jene Scene zu Verſailles zwiſchen Orleans und der Todten keine Täuſchung ſeiner Sinne, und es gäbe nur die eine — alte Löſung: Bourbon oder Orleans!?“ — Er ſchritt außer ſich auf und ab, die tiefſte Empörung, die quälendſte Angſt um ſein Haus ergriff ihn.

„Nur dieſe Eine, mein königlicher Vetter!“ ſagte Conti ſchwermüthig. „Die Nachrichten, welche mir in letzter Zeit durch den Mann der Reaucourt zugegangen, beweiſen, daß Orleans' Pläne Ihnen feindlich ſind, daß Choiſeul ſein Automat iſt, und ſie Binet, des Königs Kammerdiener, ganz in der Gewalt haben. Die Liebescorreſpondenz der Grammont mit La Blache, an Beaumarchais verrathen, vernichtete die Hoffnung dieſer Menſchen.“

„Binet, der wahrſcheinlich als Werkzeug beim Tode ſeiner Verwandten gedient,“ ergänzte Richelieu, „ſucht eifrig Gelegenheit, den König durch eine neue Liebſchaft von der Seran und Eurer Hoheit abzuziehen!“

„Dies ganze Treiben muß mit einem Schlage beendet werden, mein Prinz!“ rief Conti. „Jetzt oder nie iſt der einzig günſtige Augenblick! Nicht immer wird der König ſich durch den Umgang der Dame Seran befriedigt fühlen; unfähig, ſelbſt des Reiches Zügel zu erfaſſen, werden Sie oder Choiſeul ihn leiten. Werfen Sie jedes Bedenken, jegliche Rückſicht von ſich, jeder Tag bringt das Land ſeinem Verfall näher!“ —

„O, übergenug der Gründe! Man ſoll nicht ſagen können, daß ich läſſig war, wo die Gefahr in ihrer nackten Gräßlichkeit ſich nahte! Ich werde Choiſeul’s und aller Miniſter Entlaſſung, wie Orleans’ Verbannung fordern!“

„Und Reichsſtände, Hoheit!“ rief Conti. „Ohne Hülfe der Nation kommen wir nicht mehr aus dem öffentlichen Elend!“

„Daſſelbe verſichert mich Malesherbes fortwährend, und mit guten Gründen! — Laßt Salvandy eintreten.“

Conti und Richelieu traten in’s Nebenzimmer und ſchickten Salvandy. Der Dauphin ließ ſich umſtändlichen Bericht über den Tod der Marquiſe abſtatten. Dann nahm er Salvandy das Ehrenwort ab, zu ſchweigen, entließ ihn, und der Prinz wie der Marſchall traten wieder ein.

Er war bleich und finſter. „Meine Freunde, ich werde morgen mit Ihnen zum König gehen. Entweder ſind dann Choiſeul und Orleans ein Nichts, oder — ich habe den letzten Maienbaum gepflanzt!“

Er ſchritt vor ihnen her hinaus, drückte im Nebenzimmer Morelly und Malesherbes die Hand und ſagte: „Machen wir uns auf eine ſeltſame Veränderung der Dinge gefaßt. Dieſer Tag iſt ſehr wichtig in meinem Leben!“ —

Er erſchien mit ſeinen beiden Vertrauten auf dem Schloſſe, als gerade die letzten Feuergarben ſtiegen und die Namen Ludwig und Joſepha in glühendem Transparente ſtrahlten. Nicht war er mehr der verſchloſſene, bedeutungsloſe Prinz von ehemals, welcher ſeine Träume und Entſchlüſſe ſtumm im Herzen barg, ſondern der würdige Erbe der Krone, der königliche Herr, auf deſſen Stirn ſchon der Abglanz des Diadems glühte, dem er entgegen ging. Was er an jenem Tage ſagte, blieb unvergeßlich in allen Seelen zurück, und Jeglicher begriff, daß in den nächſten Stunden die Entſcheidung liege. — — — — — — — — — —

Andern Tages war man zu Verſailles in größter

Spannung. Der König hatte die Conſeilſitzung abſagen laſſen, da er Monſeigneur in außerordentlicher Audienz empfange. Schon waren ſeltſame Aeußerungen über das geſtrige Maifeſt gefallen, Choiſeul hatte ſich höchſt ſorgenvoll in ſein Hotel zurückbegeben und ſchickte, nach einer Beſprechung mit Maupeau und Terray, einen warnenden Boten an Orleans. —

Der Dauphin erſchien in Begleitung Conti's, Richelieu's und des Cardinal Luynes im Oeil-de-boeuf und betrat gleich darauf allein das königliche Gemach.

Etwas Scheues, Gedrücktes, Unbeſtimmtes lag in dem Empfange des Monarchen, eine Zagheit, die ſich vor dem freien Auftreten des Dauphin nur vermehrte.

„Nach Deinem Billet, Louis, das mir Mouy ſelbſt einhändigen mußte, ſcheint Dich höchſt Wichtiges, die Staatsgeſchäfte betreffend, herzuführen. Da Du Conti, Richelieu und den Cardinal auch mitgebracht, machſt Du Dich wohl auf ganz Außerordentliches gefaßt; dieſe Herren ſind ja Deine Vertrauten.“

„Gewiß, mein königlicher Vater! Mein Erſcheinen betrifft nicht nur den Staat, ſondern das Wohlergehen des königlichen Hauſes ſelbſt, das auf's Gefährlichſte bedroht iſt, und ich wünſche, daß dieſe Stunde endlich unſer Glück oder Verderben entſcheide!“

„Sehr viel geſagt, Louis! Wer wagt auf unſer Verderben zu ſinnen?“

„Majeſtät, erinnern Sie ſich unſerer Zuſammenkunft im Sonnentempel? Das Glück dieſes Tages verdanke ich den Damen von Seran und Pompadour. Die Unterredung war eine vertraute und wurde — doch verrathen!“

„Von wem?“ —

„Von Binet!“ —

„Das — das glaub' ich nicht!“ fuhr der König heftig auf. „Binet iſt mein vertrauter und treuer Diener, er hat mich nie getäuſcht!“

„Nichtsdeſtoweniger begann Choiſeul von dem Tage an, wo Sie ſich für mich intereſſirten, die Pompadour zu haſſen.“

„Das iſt auch ohne Binet möglich! Da er Dich in Fontainebleau mit der Marquiſe tanzen ſah, mußte er errathen, daß zwiſchen uns eine Einigung erfolgt ſei.“

„Dieſe Annahme will ich nicht beſtreiten, Majeſtät, aber was ſagen Sie, daß Choiſeul, als er von Fontainebleau zurückkam, mit Orleans zu St. Cloud ſofort eine geheime Zuſammenkunft hatte?“

„Woher weißt Du das?“

„Von meinen Agenten, Majeſtät; Sie verlaſſen ſich ja auch auf dergleichen Leute! Da die meinen aber den jungen Chartres bei einer Orgie in einem gewiſſen Hauſe davon ſchwatzen hörten, iſt das ein poſitives Zeugniß! — Im Sonnentempel ſprachen Sie ſich ſelbſt gegen Choiſeul aus, gaben mir Ihr Wort, ihn ſo bald als thunlich zu entlaſſen. Wenn ich Sie nun bei allen Heiligen verſichere, daß derſelbe auf's Engſte mit Orleans verbündet iſt, Diane de Vendatour, deſſen Freundin, den Finanzminiſter und Kanzler beeinflußt, ſo müſſen Sie doch geſtehen, Majeſtät, daß Leute entlaſſen werden müſſen, die mit dem falſchen Haupte einer dem Throne ſo nahen Familie heimlich conſpiriren, zumal deſſen Intereſſe allein auf dem Unglück der Bourbonen beruht. Wenn ich Ihnen nun eröffne, daß Madame de Pompadour nicht an der Auszehrung, ſondern an ſchleichendem Gifte ſtarb, daß ſie zwei Stunden vor ihrem Ende dieſes Geſtändniß dem Salvandy abgelegt und ihm befahl, es Richelieu zu hinterbringen, der mich vor Orleans und Choiſeul warnen ſolle, ich Ihnen verſichere, daß bereits Beaumarchais mich ſchon lange vor Orleans' Gift gewarnt; wenn es endlich feſtſteht, daß außer ihren beiden Damen und den Cavalieren nur Quesnay und Binet um ſie waren, Binet, der jetzt Choiſeul's Freundſchaft genießt, ſo habe ich Ihnen nur noch vorzuſchlagen, Orleans auf immer zu verbannen, Chartres tonſuriren zu laſſen, ſtatt die projectirte Heirath mit Demoiſelle Penthièvre zu bewilligen, Choiſeul und die Miniſter zu entfernen, und Binet ſofort feſtnehmen und verhören zu laſſen!“

„Welche Beweiſe, Menſch,“ rief der König, „haſt Du denn für ſo ungeheuerliche Beſchuldigungen?!“

„Mein Ehrenwort, die Ausſagen Beaumarchais' und ſeines Agenten, die eidlichen Verſicherungen Conti's, Richelieu's und Salvandy's!“ — Er riß die Thür des Audienzzimmers auf. „Kommen Sie, meine Herren, ſagen Sie der Majeſtät, was Sie wiſſen, denn der Dauphin findet keinen Glauben!“ — —

Ehe der König noch eine ängſtliche, abweiſende Bewegung machen konnte, traten des Prinzen Begleiter ein. Er gab ihnen indeß kein Zeichen zum Sprechen, ſondern ging unruhig, gereizt und argwöhniſch umher. —

„Du willſt mir eine Scene machen, Louis, mich mit Gewalt zu einem äußerſten Schritte zwingen, und ich haſſe die Gewalt! — Die Marquiſe iſt todt! Ihres Geiſtes beraubt, willſt Du mir Männer verhaßt machen, die ehrgeizig und ränkevoll ſein mögen, aber in den Geſchäften erfahren ſind! Wem ſoll ich, zur Hölle! denn trauen? Die Schufte haben wenigſtens immer Verſtand! Ich kann in der Politik mit der Tugend nicht fertig werden!! Choiſeul hat den bourboniſchen Tractat entworfen, ein Beweis, daß er unſer Haus liebt. An ſeine Allianz mit Orleans glaube ich nicht! — Wen willſt Du denn an die Stelle ſetzen, wer ſoll ſich in die Finanzverwirrung finden, Heer und Flotte ergänzen, die ruheloſen Parlamente zügeln? Wer?“ —

„Wenn Sie den feſten Willen haben, Sire, das öffentliche Unheil zu beenden, werden ſich die Leute finden. Machen Sie Marſchall Richelieu zum Kriegsminiſter, Conti zum Premier, geben Sie an Cardinal Luynes den Cultus, Präſident Malesherbes ſei Finanzier, und rufen Sie die Generalſtände zuſammen! Das fordere ich im Namen von Frankreichs herabgewürdigter Ehre, im Namen meiner Kinder, im Namen Gottes, der Ihnen alle Schuld kommenden Jammers anrechnen wird!!“

„Generalſtände?!!“ Ludwig XV. packte wüthend den Arm ſeines Sohnes. „Meinen leiblichen Bruder würde ich vernichten, wenn er dies Wort zum zweiten Mal ausſpräche!! Generalſtände bedeutet die Republik, Generalſtände heißt Abdankung!!" —

„Die Generalſtände, Sire, ſind eine alte Inſtitution Frankreichs, mit der Heinrich IV. und Sully ſehr gut zu regieren wußten!!" — — —

„Oh, ich durchſchaue Dich wohl, Louis! Du willſt mir das Scepter aus der Hand winden, Richelieu, Luynes und Conti würden Deine, nicht meine Miniſter ſein, vielleicht müßte ich noch froh ſein, von Dir eine Apanage zu erbetteln! Um Dein vorzeitiges Throngelüſt zu befriedigen, willſt Du mich mit Gefahren, Gift, Tod und dergleichen Narrenspoſſen ſchrecken? Lüge! Deine Favoriten ſtellſt Du als Zeugen, welche durch Choiſeul's Fall Nutzen haben?! Wenn ich für mein Leben je beſorgt zu ſein Urſach' hatte, iſt es viel eher von Seite Deſſen, der ſeine Krönung nicht erwarten kann!!" Er ſtieß den Dauphin heftig vor die Bruſt.

„Um Gottes willen, Majeſtät, was thun Sie?!" rief Conti und trat zwiſchen Beide.

„Sie werden," rief der Marſchall voll ſtolzen Unwillens, „Ihren Sohn und ſich ſelbſt nicht noch mehr inſultiren, Sire!! Führen Sie den Dauphin fort, Prinz Conti, ehe das Aeußerſte geſchieht!"

„Nicht doch," ſagte der Kronprinz leichenblaß, „das Aeußerſte iſt geſchehen! Sie haben, Sire, das Todesurtheil Ihres Sohnes ausgeſprochen! Die Gefahr, welche Sie allerdings nicht zu fürchten brauchen, weil Sie Choiſeul's Sklave ſein werden, wie Sie eben auch Sklave Fleury's und der Pompadour geweſen, dieſe Gefahr wird auf mich fallen! Wenn ich einſt todt bin, denken Sie dieſer Stunde, und daß Sie in ihr meinen Feinden das Zeichen zum Morde gegeben, die Bourbonen aus Feigheit und Schwäche vernichten ließen!! Ich beweine nichts als das Schickſal meiner Kinder!!"

Er warf einen unendlich bittern Blick auf den König und entfernte ſich. Conti und Richelieu eilten ihm nach. —

„Nun iſt's entſchieden!" ſagte er dumpf, als er mit ihnen nach Trianon zurückfuhr. „Ich habe Euch Beide um nichts zu bitten, als nie dieſes Auftritts zu erwähnen!“ —

Der Dauphin ſchloß ſeit dieſem Tage vollſtändig mit ſich ab. Für ſeine Kränklichkeit hatte er früher keinen Grund finden können, obwohl er ahnte, ſie werde ihn vorzeitig in's Grab bringen. Seit er Salvandy geſprochen, fühlte er, daß er ein Opfer ſeiner Feinde werden müſſe. Er verbarg vor ſeiner Umgebung, was er geiſtig und körperlich litt. Seine Ideen und Grundſätze über Tugend, Sitte, Religion, Regierungskunſt, und was für Frankreich zu thun ſei, faßte er in Memoiren für ſeinen Sohn Berri, bezeichnete die Namen Derer, welche er ihm als Männer ſeines Vertrauens empfahl, und übergab die Schriftſtücke verſiegelt an Herzog von Vaugyon, ſeinen Adjutanten, mit dem Befehl, ſeinem älteſten Sohne dieſelben zuzuſtellen, wenn er reif genug ſein werde, ſich mit der Regierungskunſt zu beſchäftigen. Zu Verſailles erſchien er nicht wieder, und lebte wie ein Privatmann, nur der Erziehung ſeiner Kinder, dem Umgange ſeiner Mutter, ſeiner Frau, ſeiner Schweſtern und Freunde, wie der Pflege Trianons. Das neue Zerwürfniß zwiſchen dem Könige und ihm war zu offenbar, um Choiſeul nicht zu ermuthigen, ſich des Zügels der Herrſchaft ganz zu bemächtigen. So ſtumpf Ludwig XV. aber auch war, ſo ſehr ihn das Anſinnen, Miniſterium und Politik zu ändern, beſonders die Berufung der Generalſtände in Harniſch gebracht, geſtattete ihm ſeine Unentſchloſſenheit und Furcht doch nicht, ſich Choiſeul wieder ganz in die Arme zu werfen. — Ein Vorfall beſonders jagte dem Premier und Orleans Furcht ein.

Der König, als er einmal mit Choiſeul ſpeiſte, fragte den aufwartenden Binet: „Höre, Schlingel, man ſagt allgemein, Madame de Pompadour ſei an Gift geſtorben, das müßteſt Du doch wiſſen!“

Dieſe Frage kam ſo aus heiterem Himmel, daß Binet entſetzt die Schüſſel fallen ließ und an allen Gliedern zitterte. —

„Du wirſt in Deinem Dienſte ungeſchickt, alſo packe

Dich! Ich werde Dir eine Penſion ausſetzen, aber ſehen will ich Dich nicht mehr!!“

Der König ſtand auf, warf dem erſchrockenen Choiſeul einen finſtern Blick zu und ließ ihn allein das Mahl beendigen. —

Dies beſtimmte den Miniſter und Orleans, ihre Taktik zu ändern. Der König war gewarnt, das Geheimniß verrathen worden, man mußte nun bei allen Gelegenheiten dem Dauphin artig begegnen, ja ihn beim Könige zu erheben ſuchen, aber auch um ſo ſchleuniger ihn vernichten, denn nun wurde er in der That furchtbar. — Der Monarch, noch unter dem Einfluſſe von Frau von Seran ſtehend, vielleicht durch Vinet’s verdächtigen Schrecken ſtutzig gemacht und nun auch von Choiſeul bearbeitet, vergaß allmählig ſeinen Groll und neigte ſich wieder dem Dauphin zu, ohne auf deſſen Forderungen zurückzukommen. Dieſer bewahrte eine ernſt reſervirte Haltung. Als Choiſeul gewahrte, daß der König ſeine Beſtrebungen, dem Thronfolger zu gefallen, gut aufnahm, that er ihm den Vorſchlag, den Dauphin zum Chef der Armee zu ernennen, und ihm öffentlich ein Relief zu geben, indem er ihn ein Luſtlager beziehen laſſe. Der Prinz fühlte anfänglich wenig Neigung, eine Gunſt anzunehmen, die ihm Choiſeul erwirkt hatte; das Commando ausſchlagen, hieß aber den König beleidigen, und die Partei des Dauphins drang ernſtlich darauf, daß er die Gelegenheit ergreiſe, wenigſtens in einem Zweige des Staates ſichere Macht zu gewinnen. Er nahm die Ernennung unter der Bedingung an, daß ihm Richelieu und Conti beigegeben würden, er nicht dem Kriegsminiſter, ſondern dem Könige allein verantwortlich ſei. So kühn die Forderung war, ſorgte doch Choiſeul, daß ſie bewilligt wurde. Abermals ward eine Verſöhnung zwiſchen dem Herrſcher und ſeinem Erben zu Stande gebracht, ohne daß ſich Letzterer derſelben freute oder ſein Mißtrauen verlor.

Im Juli bezogen die Truppen das Lager zu Compiègne, nur die Schweizer, die Garde-Chevauxlegers und die Pariſer Beſatzung waren ausgenommen. Choiſeul hatte nichts verſäumt, die ſogenannte Ausſöhnung recht hervorſtechend, die dem Dauphin verliehene Ehre und ſein Verdienſt darum auffallend zu machen. Die hohen Offiziere ſollten ihren Chef von Verſailles abholen und mit der Dauphine wie den Prinzen ſein ganzer Hofſtaat ihn begleiten. —

Es war der letzte Tag zu Trianon, welchen man in traulicher Stille verlebte, denn bis Ende des Herbſtes ſollten die Revues und Manöver dauern; hierauf mußte man der Aufforderung des Königs nach Fontainebleau folgen, welches dann für den Winter mit dem Hotel St. Louis vertauſcht ward. Noch einmal verſammelte der Dauphin den kleinen Kreis ſeiner Freunde um ſich, die Genoſſen ſeiner Pläne und Ideen. Selbſt Turgot war auf ſeinen Wunſch aus Limoges gekommen. — Wie an jenem erſten Tage ſaßen ſie unter den Ulmen vor der Grotte, beſuchten jede alte liebe Stelle, genoſſen noch einmal des Glückes ungebundener Freundſchaft und herzlichen Austauſches.

Der Dauphin war mager geworden, er ſcherzte aber die ſteigende Beſorgniß der Dauphine hinweg, indem er ſagte, das Lager von Compiègne werde das Gute haben, ſeinen zu weichlichen Körper abzuhärten. Die ſtarke Bewegung zu Pferde müſſe ihm nur wohlthätig ſein. Es lag faſt eine wehmüthige Ironie in dem, wie er es ſagte, eine eigene nachdenkliche Stimmung bemächtigte ſich der ganzen Geſellſchaft, und die Geſpräche wurden unwillkürlich ernſt. Nach dem Diner begann der Dauphin: „Es kann lange dauern, ehe ich die Herren Morelly, Turgot und Malesherbes wiederſehe, während meine anderen Lieben um mich bleiben; ich bitte dieſe Drei alſo, mit mir noch einen Gang auf die Höhe zu thun. Wir wollen uns noch einmal jenen Empfindungen überlaſſen, die uns ſonſt ſo beglückt haben. Wir werden uns Ihnen nicht lange entziehen, theuerſte Dauphine!“ Er lächelte.

Die Aufgeforderten erhoben ſich und verließen mit dem Prinzen den Salon, langſam den gewundenen Weg emporwallend, der ſie zur Spitze des Berges nach der Ruine führte.

„Dieſer Weg aufwärts, meine Freunde, gleicht meinem Ringen! Wenn ich je zu der Höhe gelange, werde ich nur die Ruine eines Heiligthums vor mir ſehen, deſſen Verfall ich nicht mehr aufzuhalten vermag. Sie ſind beneidenswerther als ich, meine Herren! In freier Thätigkeit konnten Sie ſich frühzeitig dem Wohl Ihrer Mitmenſchen widmen, unbehindert, unbeneidet und geſtützt von dem gleichen Streben redlicher Genoſſen. Ein Thronerbe iſt ſelbſt als Mann ein beobachtetes, unmündiges Kind, und um ſo ſchwerer wird der Druck ſeiner Krone, als ihn derſelbe eines Tages ganz unvorbereitet, faſt wie ein Unglück trifft, er plötzlich regieren lernen ſoll, wo er verloren iſt, wenn er nicht ſchon darin Meiſter iſt!“

„Kein Wunder,“ verſetzte Malesherbes, „daß es alſo viele ſchlechte Könige giebt, wo ſollen ſie es denn herhaben? Aber die guten und großen Monarchen ſind doch nicht gar ſo ſelten, und ſie machen die Ungeſchicklichkeit von zehn ihrer Vorgänger gut. Woher haben dieſe denn die Regententugend, welche anderen abgeht? Sie erſtand ihnen aus der Trübſal ihrer gedrückten Jugend, aus eigenem Lebensſchmerze ſproßte der fruchtreiche Baum ihrer lichten Gaben, der die Völker ſegensreich beſchirmte! Sind nicht Heinrich IV., Friedrich II. glänzende Beiſpiele? Und dieſer Lebensſchmerz, mein Prinz, der Ihnen ja ſo überreich geworden, wird Sie auch zu einem großen und guten König machen!“

„Vielleicht, Lamoignon, wenn — ich ihn erſt überſtehe! Nicht Jeder hat die ſtählerne Natur, alle dieſe Bitterkeiten bis an's Ende zu tragen!“

„Sollten Sie nicht darin Freude und Beruhigung finden, Hoheit,“ fiel Turgot ein, „daß Ihre ernſte Jugend die Liebe des gequälten Volkes hat, welches in Ihnen den letzten Troſt und ſeine Hoffnung ſieht? — Ich will nicht das hohe Glück Ihres Familienlebens erwähnen, denn tauſend vortreffliche Väter beſitzen ein gleiches, aber Ihr beſonderes iſt es doch, zu wiſſen, daß jeder edle Same, den Sie in's Herz Ihrer Söhne legen, einem ganzen Volke zu Gute kommt; daß Ihr Beiſpiel und Ihre Gunſt Ihre Anhänger ermuthigt, den Pfad des Beſſeren mit Glück zu wandeln! Jene Ruine mag morſch und haltlos ſein, aber birgt ſie nicht viel tauſend Steine, aus denen Sie einſt ein neues, beſſeres Heiligthum errichten werden?“

„Und jetzt blicken Sie hinab,“ ſetzte Morelly ſanft hinzu, „auf das ſüße Trianon, wie es im Gottesfrieden zu Ihren Füßen ruht! Frohſinn und Glück wohnt in den Hütten, die einſt Schmutz und Elend geſehen, und der Maienbaum mit ſeiner rauſchenden Krone erhebt ſich aus einem Eden, das Sie geſchaffen, aus dieſem Stück — Baſiliade, das Sie aus dem Traume in’s dürre Leben gezaubert! Iſt das nicht ſchön?!“

„Ja, es iſt ſchön, Morelly, und doch nur ein Traum, wie all’ mein Wünſchen, all’ mein Hoffen! Das ganze Leben iſt ſelbſt einer, und wir erwachen erſt — bei Gott! Fragt nicht weiter! Vielleicht ſind meine Ahnungen thöricht und ich will Niemand mit ihnen betrüben. Ich habe mich aber von Jugend auf gewöhnt, mein Leben als kurz und nichtig anzuſehen, mit dem Tode mich zu befreunden, und ich möchte mit Ihnen von ihm reden, ohne Sie glauben zu machen, daß ich mich demſelben gerade ſo nahe fühle. Ich ſetze indeß den Fall, ich ſtürbe noch als Dauphin! Ueber dieſes Ereigniß möchte ich Ihnen meinen unabänderlichen Willen mittheilen! — Dieſe Ruine, ein Bild meines — Frankreichs, ſteht vor uns, der ewige Himmel, die ſchrankenloſe Ewigkeit in ihren Sphärenbahnen, der unbekannte Sitz des Unbekannten, Unnennbaren breitet ſich über uns, die Welt ſtumm horchend liegt zu unſeren Füßen; — reicht mir die Hände als Männer von reinem Gewiſſen, als Freunde deſſen, der Euch im Leben wie im Tode geliebt!!“

Er ſtreckte ihnen mit faſt überirdiſcher Wehmuth die Rechte hin, in ſeinen Augen glänzte es wie Thränen. —

„Verlaßt meine Kinder nur mit Eurem Leben! Selbſt wenn ſie — unvernünftig ſein ſollten, laßt nie von ihnen!! — Ich habe eine Memoire für meinen Sohn Berri hinterlaſſen, Vauguyon verwahrt das Original, die Dauphine findet eine Abſchrift. Es iſt auch Eurer darin gedacht und was Ihr mir werth geweſen. Ihr ſollt ſeine Stütze ſein, Turgot und Malesherbes, Morelly aber wird meinem Trianon verbleiben. Soll es ſo geſchehen?"

„So ſoll es geſchehen!" erwiederten alle Drei erſchüttert.

„Ich habe Sie nur noch zu erſuchen, von dieſem Geſpräch, ſo lange ich lebe, zu ſchweigen. — Zwei gute Menſchen, die ich heute gern geſehen hätte, fehlen in unſerem Kreiſe. Piron iſt todt und Beaumarchais im Auslande. Wenn Caron zurückkommt, theilen Sie ihm doch auch meinen Willen mit, nehmen Sie ihm an meiner Stelle das Verſprechen ab, falls ich — verhindert wäre! Er iſt gewandt und voll Ehre. Kann er auch ſchwerlich in der großen Politik mitreden, wird er die Meinen doch ſtets vor ihren Gegnern warnen. Wäre ich König, ich würde ihn — zum Polizeilieutenant von Paris machen." Er lächelte leicht. — Dann machte er eine haſtige Handbewegung, daß ſeine Begleiter zurückbleiben ſollten, eilte an einen Felsvorſprung, und blickte lange mit verſchlungenen Händen hinab. „O mein Trianon, lebe wohl!" Und er ſtreckte wie im Schmerz ſeine Hände aus. Jetzt wendete er ſich kurz um, kam mit gerötheten Antlitz wieder zu ihnen —: „Laſſen Sie uns ein Ende machen, kommen Sie! — Die Leute von Trianon, Morelly, möchte ich alle noch ſehen, ehe ich reiſe."

„Morgen bei der Abfahrt, Hoheit?"

„Bei der Abfahrt!" —

Sie gingen ſtill, Jeder mit ſeinen Gedanken, hinab nach Klein-Trianon. Erſt kurz vor ihrer Ankunft ergriff der Prinz das Wort wieder lebendig und ließ ſich über den Stand der Dinge in Limoges und die Arbeiten der Steuerkammer Bericht erſtatten. —

Am andern Tage, als der lange Reiſezug vor dem Portale hielt, ſammelten ſich die Dörfler im Schloßhofe. Der Prinz und die Prinzeſſinnen kannten jeden Einzelnen und ſeine Verhältniſſe, hatten für Jeglichen ein theilnehmend Wort oder eine Frage. Ein Schluchzen ertönte rings, eine unbegreifliche Trauer erfaßte die Leute. —

„Wir kommen ja aber wieder, Kinder! Ich werde Euch auch durch Euren Herrn Pfarrer ſagen laſſen, wie es uns geht!“ Er führte haſtig die Dauphine zum Wagen, ſie ſtiegen ein. „Lebt wohl, lebt tauſendmal wohl!“ flüſterte er halblaut. — Seine Equipage rollte dahin, Madame St. Marſan mit den Kindern, die Damen und Cavaliere folgten.

Lange noch ſtarrten die Bauern von Trianon, Morelly, Turgot und Malesherbes den Scheidenden nach. — — —

12.

Im Lager zu Compiègne.

Der Dauphin trat das erſte Mal, obſchon er bereits ſechsunddreißig Jahre zählte, aus faſt bürgerlicher Zurückgezogenheit, dem Dunkel, in welchem königliche Eiferſucht und Regierungspolitik abſichtlich ihn gehalten, in ſtaatliche Function, er ward Führer des Heeres. — Das war ein großes Ereigniß, von den Pariſern mit Freuden begrüßt, der Armee mit Spannung erwartet. Wer bei dieſem Ereigniß Gelegenheit nehmen wollte, ſich dem Dauphin zu präſentiren, eilte voraus nach Compiègne oder in's Oeil-de-boeuf. Nachdem ihm der König, von den Miniſtern umgeben, in großer Audienz das Commando feierlich übertragen, den Generälen vorgeſtellt und ihn nebſt Familie verabſchiedet hatte, verließ der Dauphin in großer militäriſcher Begleitung nebſt der Dauphine Verſailles zu Pferde, um ſich über Paris, St. Denis und Senlis nach dem Lager zu begeben.

Obwohl die Abſchiedsaudienz die einzige officielle Feierlichkeit war, und Choiſeul abſichtlich vermied, dem Prinzen dabei weitere Ovationen zu bereiten, ſo geſtaltete ſich ſein Zug durch Paris doch zu einem freiwilligen und rauſchenden Triumph des Volkes. Der Haß und Unwille gegen den König und ſeine Rathgeber ſprach ſich zum erſten Male hier klar im Enthuſiasmus der Menge für ſeinen Nachfolger aus. — Die Stimmung der Pariſer ſpiegelte ſich vornehmlich in jenen Körperſchaften ab, die das traurige Loos hatten, mit der Regierung fortwährend im Kampfe zu liegen, und ſich nun raſch und heimlich entſchloſſen, durch Deputationen eine Demonſtration zu bewirken. Es war das Parlament, das Chatelet mit der Advocatur, die Steuerkammer und die Stadtgemeinde. Alles hatte ſich ſo ſchnell und unvermuthet arrangirt, daß die Miniſter erſt Nachricht erhielten, als der Thronfolger Verſailles bereits verlaſſen, denn gewiß hätte man ſonſt Alles verhindert. An der Spitze berittener Commiſſäre und Maréchauſſées erſchien der Lieutenant der Pariſer Polizei, Herr von Sartines, welcher, vom Zulauf des Volkes, von der Bewegung der Gemüther beunruhigt, dem Prinzen bis Vaugirard entgegengeeilt war.

„Was wollen Sie denn, mein Herr, mit Ihren vielen Sicherheitswachen?" redete dieſer Sartines an.

„Monſeigneur, das Gedränge der Pariſer an den Barrièren und in den Straßen iſt ungeheuer. Verſchiedene Corporationen wollen Sie anreden, und die größten Unordnungen —"

„Herr von Sartines, ich befehle Ihnen, ſogleich zurückzureiten und Ihre Leute höchſtens an die Straßenecken zu poſtiren, daß keine Unglücksfälle zu beklagen ſind. Wenn man mich anredet, werde ich antworten; im Uebrigen fürchte ich die Pariſer nicht, und mein Anblick wird Niemand zu Unordnungen verleiten! Es ſchickt ſich überdem nicht, daß der franzöſiſche Soldat von Polizei bewacht ſei; ich komme nur als Soldat!" — Sartines mußte mißmuthig abziehen. An ſeiner Stelle eröffnete das Trompetercorps des Garderegiments „Dauphin" den Zug. Ihm folgte der Thronfolger mit Madame zu Roß, begleitet von Richelieu, Conti, Mouy, Vaugyon und einer glänzenden Suite von Generälen. Dann erſchienen im Reiſewagen die Frau von St. Marſan mit den Prinzen Berri, Provence, Artois und der Prinzeß Eliſabeth, die Hofdamen der Dauphine, der Leibarzt Doctor Bouillac und die Reiſeequipagen, zuletzt die Regimenter der nächſten Umgegend mit ihren Muſikbanden. An der Barrière Baugirard empfingen Maire und Aelteſten der Gemeinde den Thronfolger unter einer zahlloſen jubelnden Menge, welche kurz vorher den abgewieſenen Sartines ausgepfiffen hatte, denn die Worte des Prinzen waren durch geſchäftige Zungen bereits vorausgeeilt.

„Geſtatten Sie, Monſeigneur,“ begann der Maire, „daß Paris ſeinen geliebten Dauphin ſehen, ihm Glück und frohe Rückkehr wünſchen darf. — Der Maire und die Gemeinde wünſchen den ſeltenen Augenblick wahrzunehmen, Höchſtihnen freiwillig aus Herzensgrunde die Verſicherung der Hoffnung, Liebe und Ehrfurcht der Hauptſtadt ausſprechen zu dürfen!“

„Ich danke Ihnen und den braven Einwohnern von Paris, meinen Freunden, unter denen ich mich mit meiner Familie ſtets ſo wohl gefühlt habe. Ihre Liebe werde ich mit voller Gegenliebe, Ihre Ehrfurcht mit der Hochachtung und dem herzlichen Wohlwollen erwiedern, die man der Hauptſtadt ſeines Vaterlandes ſtets ſchuldig iſt! Ihre Hoffnung, die vielleicht größer iſt als meine Kraft, will ich, ſoweit ich vermag, zu rechtfertigen ſuchen, und verlange nur dafür — Vertrauen! Das Vertrauen des Volkes iſt der Seſſel der Könige! Laſſen Sie den Armen von Paris auf meine Schatulle einen Lire pro Kopf auszahlen, und machen Sie mir das Vergnügen, mich bis an die Barrière St. Denis zu begleiten; der Maire allein ſoll in Paris des Dauphins Schutz ſein! Sorgen Sie nur, daß Niemand Schaden leide!“

Ein donnerndes Hoch, ein Freudenrauſch, eine Eruption der gepreßten Gemüther erfolgte, wie noch nie! Der Zug wälzte ſich brauſend in die Stadt. Nicht die leiſeſte Unordnung fiel vor. — Als man den Pont-neuf überſchritt und an der Statue Heinrich's IV. vorbeikam, hielt der Dauphin, zog ehrfurchtsvoll den Hut vor derſelben und ſagte: „Meine Herren, das war ein großer Monarch! Gott verleihe uns, daß wir auf ſeinen Wegen gehen! Vetter Conti, zeigen Sie doch meinen Söhnen das Antlitz dieſes Gewaltigen, der ſeinem Lande nur einen Schmerz bereitete — als er ſtarb!" —

In demſelben Augenblick trat die Deputation des Parlaments, des Chatelets und der Steuerkammer aus dem Bogen des alten Juſtizpalaſtes. Der Prinz bedeckte ſich. Die drei Präſidenten redeten ihn freimüthig an und verſicherten, daß der pflichtmäßige Widerſtand des Parlaments nur die Liebe und Sorge für das Königshaus und die Wohlfahrt des Landes zum Grunde habe, dem Dauphin aber die beſten Wünſche überall hin folgten. —

„Es iſt mir eine Freude, das zu hören!" entgegnete der Dauphin. „Die Gerechtigkeit braucht keines Bettes,*) denn ſie ſoll immer wachen! — Sie ſind ſeit Alters Rathgeber und Rather der Krone, und der offene, redliche Widerſpruch aus treuem Sinne iſt Ihr Attribut, das ich ehre. Gehören Sie aber auch nie einer andern Partei an, als der, welcher ich diene, ſie nennt ſich — Vaterland! Ihnen Allen, zumal der Steuerkammer, wünſche ich, daß ſie mehr Freude haben möge in ihrer Pflicht und dahin ſtrebe, daß ſie immer weniger zu thun bekomme!" Er reichte den drei Präſidenten die Hand.

In der Straße St. Denis, beim Place Innocence, überſtieg das Volksgewühl faſt allen Glauben, denn dort waren die Damen der Halle poſtirt. Die Aelteſte dieſer Zunft, feiſt, rund, dickwangig, mit weißem Haar unter der großen Flatterhaube, trat zu dem Prinzen, griff mit der Linken in die Zügel ſeines Roſſes, reichte ihm derb die Rechte und ſchüttelte ſeine Hand.

„Monſeigneur, lieber Herr Dauphin! Die Hallenweiber wünſchen Ihnen und uns Pariſern nur, daß Sie uns hübſch geſund werden ſollen, und ſo alt, daß meine Urenkeltochter erſt ſo weiß wie ich werden muß, bis den Dauphin der liebe Gott abholt! Weiter brauchen wir nichts!"

---

*) Lit de justice, die Kiſſenſitzungen der Könige.

„Das, liebe Madame, iſt ein ſehr ſchöner, tiefer und frommer Wunſch!“ und der Dauphin ward ergriffen. „Er rührt mich vor allen anderen. — Geben Sie auch der Dauphine Ihre treue Hand und laſſen Sie ſich von Herzog Richelieu meine Kinder zeigen. Ich bin gewiß, daß Sie in Euch ebenſo Treue, bürgerlichen Fleiß und die alte Pariſer Aufrichtigkeit lieben werden, wie ich! Leben Sie wohl, meine Damen, grüßen Sie mir alle Frauen und Mütter!“ —

„Es lebe der Dauphin und ſeine Frau!“

„Es leben des Dauphins Kinder!“ riefen viel hundert ſchrille Stimmen, und das übrige Volk fiel brauſend ein. — So verließ der Prinz Paris durch's Thor von St. Denis. Er ſollte dieſen Weg noch einmal gehen, nur ſtiller! — —

„Ich fürchte die Pariſer nicht!“ — „Das Vertrauen des Volkes iſt der Seſſel der Könige!“ — „Des Dauphins Schutz ſoll allein in Paris der Maire ſein!“ — „Die Gerechtigkeit braucht keines Bettes, ſie ſoll immer wachen!“ — Und die Scenen vor Heinrich's IV. Statue hallten in ganz Paris, in Frankreich wieder, ſie erſchreckten den König und die Miniſter zu Verſailles. Sie eilten vor dem Thronerben her zu den Truppen nach Compiègne. — Als er, daſelbſt angekommen, die erſte Beſichtigung abhielt, ſchritt er, die Dauphine am Arm, die Fronten entlang, hielt vor jedem Regiment und ſagte: „Soldaten, hier ſtell' ich Euch meine Frau vor!“ — Er entwickelte nicht nur kriegeriſche Einſichten bei großer Beſcheidenheit, auch ſeine Intimität zu Richelieu, dem Abgott der Truppen, dem Sieger von Mahon, wie zu dem edlen Conti erwarben ihm die Herzen der Offiziere. Sein ſchlichtes Benehmen und daß er mit Jedem, der ihn anredete, ſprach, faſt täglich die Bivouaks beſuchte und ſich um die Verpflegung ſelbſt bekümmerte, machten ihn zum Idol der Gemeinen. —

Die unverhohlene Volksgunſt des Dauphins machte Choiſeul viel Sorge. Er hatte von dem eingezogenen Prinzen nicht erwartet, daß er ſo reuſſiren werde. In allen ſeinen Aeußerungen, ſo ehrfurchtsvoll dabei die Perſon des Königs behandelt wurde, lag doch eine ſcharfe Kritik der Landeslage. Ein ſolcher Prinz mußte als Chef der Armee bei ſeiner Rückkehr eine drohende Stellung gewinnen, und wie weit ſeine Entſchloſſenheit gehe, wer wußte das? Derlei beängſtigende Gedanken mußte Choiſeul dem Könige beizubringen, und erhielt Befehl, ihm zu folgen. — Prinz Orleans war mit Chartres ſchon vorher nach Compiègne abgegangen, um ſich dem Dauphin an der Spitze ſeines Regiments, wie üblich, vorzuſtellen. Derſelbe behandelte ihn jedoch mit höchſter Kälte und ließ ihm keinerlei Einladung zugehen. Auch auf das Regiment deſſelben erſtreckte ſich ſeine Lauheit. Er vermied abſichtlich, ſich um dieſe Truppe zu bekümmern, ſelbſt augenſcheinliche Fehler ihres Exercitiums überſah er, um jeder Erörterung enthoben zu ſein. — Vielleicht war das unklug, aber die perſönlichen Gefühle des hohen Herrn ſiegten hier über ſeine ſonſtige Billigkeit. Wo nun Alles, was er that, bemerkt wurde, man ihn zu bewundern ſo leicht geneigt war, mußte ſein Verhalten gegen Orleans höchſt auffällig ſein. Da überdies gleich in den erſten Wochen Choiſeul erſchien, der noch das Departement des Krieges hatte, und von dem Prinzen gleichfalls mit vornehmer Strenge empfangen wurde, ſo wurde dies ein Signal für alle Offiziere, ſich von Orleans wie dem Miniſter zurückzuziehen, und die gemeinen Soldaten machten es mit ihren Kameraden vom Regiment Orleans ebenſo. Daſſelbe ward nach und nach mürriſch, die Offiziere deſſelben blickten ſcheel auf ihren Chef, und man wärmte alte Anekdoten auf vom Haſſe der Häuſer Orleans und Bourbon. —

Eines Nachmittags ſpeiſte der Miniſter bei Orleans allein.

„Er arbeitet uns mit Gewalt ſelbſt in die Hände! Glauben Sie mir, er iſt viel zu ungeſchickt, Frankreich zu regieren, denn er kann ſeine Gefühle und Abſichten nicht verbergen. Nach der Behandlung, die mir geworden, halte ich mich für berechtigt, Compiègne ohne Abſchied zu verlaſſen und dem König das Commando meines Regiments zurückzugeben. Ich überlaſſe Ihnen, dem Dauphin das anzuzeigen, und ob Sie nicht gleichfalls vorziehen wollen, abzureiſen.“

„Ich kann Sie ſo wenig tadeln, wie den Wunſch unterdrücken, Ihnen zu folgen. Aber ich habe ausdrücklich Befehl, den Dauphin bei ſeinem erſten, ſehr bezeichnenden Debut zu beobachten. Er zwingt uns allerdings, ein Ende zu machen, aber wie wollen Sie das?“ —

„Dafür habe ich einen alten, ſehr erfahrenen Burſchen, der vor keiner Gefahr zurückbebt, einen jener tollen Taugenichtſe, die den kurzen Tod durch den Strick mit wildem, genußreichem Leben für ganz gut bezahlt halten. Schon einmal hat er eine Rolle geſpielt und wird auch zum andern Mal ſeine Sache machen. Würde ich Ihnen ſeinen Namen nennen, Sie dürften ſehr erſtaunen.“

„Monſeigneur, wenn Sie Ihrer Sache ſicher ſind, werde ich Ihnen eine Woche ſpäter folgen. Dann dürfte es jedoch gerathener ſein, wenn Sie nicht an den König, ſondern den Dauphin als Oberbefehlshaber, der unabhängig von mir iſt, Ihren Abſchied richten und das Regiment Ihrem Stellvertreter übergeben. Dies leiht Ihnen zugleich einen Anſtrich von Loyalität und verkannter Ehre.“

„Nun wohl, obgleich es mir Ueberwindung koſten wird, dem Gegner dieſen Vorrang zuzugeſtehen. — Mögen Sie denn nun auch meinen Agenten wiſſen. — Er heißt Belot!“ —

„Belot?! — Der Unteroffizier der Prevotalwache, deſſen verdächtige Beziehung zu Damiens —?!“

„Still, nennen Sie den Namen nicht mehr! Combiniren Sie, was Sie wollen! Er heißt jetzt Trubaine, iſt mir von Sillery empfohlen, ſeine Papiere ſind in Ordnung, und ich habe ihn ſeit einigen Tagen in mein Regiment eingeſtellt. Ehe die Kriſis ausbricht, wird er in Calais auf dem Schiffe ſein.“ — — —

Am andern Morgen beim Appell übergab Oberſt Brian de Sully, Commandeur ad latus des Regiments Orleans, an den Dauphin ein verſiegeltes Schreiben mit dem Rapport, daß Monſeigneur der Herzog in der Nacht Compiègne verlaſſen und ihm dieſen Brief zur Beförderung durch Herrn von Sillery übermittelt habe.

Der Dauphin erbrach das Schreiben und durchflog es. „Der Herzog von Orleans hat ſeinen Abſchied und ſein Regiment in meine Hand gegeben! — Ich höre, Herr Miniſter, daß Sie geſtern bei dem Herzog dinirten; wußten Sie davon?“ —

„Monſeigneur hat mir allerdings die Gründe ſeines Abſchieds angegeben, und da ich weder die Pflicht noch das Recht habe, Ihnen Vorſtellungen zu machen, konnte ich nichts weiter thun, als ihn wenigſtens bewegen, an Höchſt-Sie, nicht Seine Majeſtät direct, den Abſchied zu ſenden.“ —

„Sehr verbunden. In dieſem Falle bliebe ſich das gleich. Dieſe Proforma-Commandeure, welche das Soldatenhandwerk etwa wie die Jagd behandeln, können dem Heere nichts nutzen und werden nie meine Achtung haben, auch wenn ſie Prinzen ſind, ebenſo geht es mir mit Kriegsminiſtern, die kein Pulver riechen. Den Abſchied des Herzogs hat Seine Majeſtät zu bewilligen und Prinz Orleans denſelben bei ihm zu rechtfertigen. — Oberſt von Sully, ich ertheile Ihnen das Regiment, es ſoll künftig „Sully“ heißen, eine Name, der unſterblich geworden im Dienſte der Bourbonen, und dem ſeine Enkel ſtets Ehre machten. Ich ernenne Sie zum General! Mein Sohn, der Herzog von Berri, ſoll ſpäter in dies Regiment eintreten.“

„So möchte ich in Betracht Eurer königlichen Hoheit entſchiedenſter Meinungsäußerung bitten, mir zu geſtatten, daß ich nach Verſailles zurückkehre und Seiner Majeſtät Bericht erſtatte!“ erwiederte Choiſeul bitter.

„Dagegen habe ich nichts. Reiſen Sie, wann Sie wollen; adieu!“ —

Choiſeul entfernte ſich wüthend, und die geſunkene Ehre des Regiments Orleans, nun „Sully“, war glänzend wieder aufgerichtet. —

Räthſelhaftere Erſcheinungen giebt es nicht in der Natur, als die der menſchlichen Seele. Iſt es nicht ſeltſam, daß manche Charaktere gerade in demſelben Augenblicke am reichſten, vielfarbigſten ſtrahlen, alle Functionen im geſteigerten Maße üben, wo der Tod ſie fortmäht und ſie hinweghuſchen von der Erde, auf der ſie den tiefen Eindruck ihres hohen Weſens in voller Blüthe zurücklaſſen? Das ſind die zu früh Scheidenden! — Zu ihnen gehörte der Dauphin. Sein ganzes Leben, ſeit er Trianon verlaſſen, hatte erhöhteren Schwung genommen. Seine Thätigkeit, ſeine Lernbegierde, ſeine Bemühungen, abzuhelfen, zu ordnen und Jeglichem gerecht zu ſein, war eine außerordentliche. Er ſchonte weder ſeinen Körper, noch erließ er ſich irgend eine Strapaze. Eine von Anfang an geübte Lieblingsgewohnheit war es, ſelbſt bei ſchlechtem Wetter Abends allein die Runde zu machen, die Poſten zu revidiren, die Lagerfeuer zu beſuchen und mit den Soldaten zu plaudern, und nie iſt vielleicht ein franzöſiſcher Prinz ſo allgemein geliebt, ſo vergöttert worden.

Am Abend deſſelben Tages, wo der Dauphin Orleans' Abſchied empfangen, er Choiſeul mit ſo offener Verachtung verabſchiedet hatte, warf er den Feldmantel um und ſchickte ſich an, ſeinen gewöhnlichen Spaziergang zu unternehmen.

„Gehen Sie heute nicht, theurer Louis, es iſt feucht und kälter als ſonſt!“ bat die Dauphine.

„Hindern Sie mich doch nicht, beſte Joſephe; Sie wiſſen ja, daß ich es thue, um unſerm Hauſe Herzen wiederzugewinnen, die man durch ſyſtematiſchen Leichtſinn verlor. Ich bin bereits ſo offen zu Werke gegangen, daß ich nichts verſäumen darf, meine Stellung ſo entſcheidend zu machen, daß, wenn ich zurückkehre, Choiſeul und die alte Politik fallen muß, will der König die Kriſis des Staates nicht beſchleunigen. Ich will energiſch die Hand an Beſſerung der Mißbräuche legen, ehe die Nation ſich ſelbſt ein — vielleicht gewaltſames Recht verſchafft, das Elend die Leute meuteriſch macht. Ich thue es ja für die Ruhe unſerer Kinder, ſüße Frau! — Heute beſonders habe ich nöthig, meine Inſpection zu thun, denn ich wünſche ein Unrecht vollſtändig gut zu machen, das ich begehen mußte, um mich dieſes Orleans zu entledigen.“

„Sie wollen ſein Regiment beſuchen, das Sie an Sully gegeben haben? — Dieſer Vorgang macht mich recht beſorgt. Orleans wird, mit Choiſeul vereint, alle Mittel gegen Sie aufbieten!“

„Betrüben Sie ſich nicht, beſte Frau, man wird ihnen begegnen. An ernſten Widerſtand haben Sie ſich ja ſchon gewöhnen müſſen, und das Gute koſtet immer Kampf. Ich weiß, daß die Mannſchaften des Regiments ſich unglücklich fühlen über meine Kälte, und es iſt nöthig, die Gnade, welche ich ihnen erwies, durch einen Beſuch zu vollenden. Sully wird morgen bei uns diniren und ſoll Berri der Truppe vorſtellen; die Leute erwarten alſo meinen Beſuch. Ich genüge nur meinem eigenen Herzen, wenn ich ihre Erwartungen nicht täuſche. In zwei Stunden bin ich zurück.“ Er küßte ſie.

„Wollen Sie nicht Conti oder Richelieu erſuchen, Sie zu begleiten? Nehmen Sie wenigſtens den Arzt mit!“

„Sie ſind heute ausnahmsweiſe ängſtlich, theure Joſephe. Wenn es indeß ſein muß, ſo mag mich Bouillac und mein Stallmeiſter begleiten.“ —

Der Dauphin verließ mit Beiden das Städtchen. —

Es war feucht und rauh. Gewitter hatten die brennende Hitze vorhergehender Tage abgekühlt. Indeß war die Luft geſund. — Das Uebungslager erſtreckte ſich rechts von Compiègne den Fluß entlang. Eine ſtarke Viertelmeile nordöſtlich, wo die Aisne mit der Oiſe zuſammenſtößt, hatte man in dem Winkel des Zuſammenfluſſes eine fünfeckige Schanze errichtet, welche, außer der nöthigen Artillerie, das Regiment Orleans beſetzt hielt und dieſer Tage im Manöver vertheidigen ſollte. Laute Fröhlichkeit herrſchte hier. Obriſt, jetzt General Sully hatte nach der Parole dem Regiment des Prinzen neue Gnade eröffnet, Offiziere anderer Truppentheile fanden ſich glückwünſchend ein, und man erwartete mit Sicherheit den Dauphin. Unter den

Zelten ward gekocht und wacker in rothem Landwein gezecht, während Sully ſeine Offiziere bewirthete.

Vor einem der vielen Zelte, dem der dritten Compagnie, ging es beſonders munter zu. Unteroffizier Trubaine, erſt unlängſt einrangirt und die Taſchen voll Geld, ließ drauf gehen, was wollte; die Compagnie befand ſich bereits in einer Stimmung, welche über die gewöhnliche Heiterkeit ging. Nur Bedoyer, der zweite Sergeant, und noch zwei Mann hielten ſich abſeits in nüchterner Stimmung, hatten ihren Wein für ſich und auch ihre eigenen Gedanken.

„Ich mag ſinnen, wie ich will," ſagte Bedoyer, „ich krieg's nicht aus dem Hirn, daß ich dieſen Kerl ſchon geſehen habe!"

„Als Soldat?" —

„Ganz gewiß, Landry! Ich wette meinen Kopf, er ſtand mit mir in der Prevotalwache zu Paris!"

„Nein, Sergeant, Ihr irrt Euch beſtimmt," fiel ein Anderer ein. „So gut ich mich während der drei Jahre, die ich in ihr diente, Eurer und jedes Namens erinnere, ein Trubaine war nicht drunter. Aber mir iſt ſchon ein anderer Gedanke gekommen!"

„Wie ſo, Favras? Vielleicht hilft er uns drauf?"

„Erinnert Ihr Euch nicht eines Kerls von derſelben Figur und ähnlicher Manier, welcher in Paris um's Jahr 58 ſein tolles Weſen trieb? Später deſertirte er." —

„Belot! Zum Teufel, ja!" fuhr der Sergeant auf. „Er war in die Geſchichte des Damien verwickelt! Ein Schurke und wüſter Geſelle!"

„Hört, Sergeant!" und Landry ſtand auf. „Wenn Ihr wollt, gehe ich hin und frag' ihn. Wenn er erſchrickt, ſo iſt die Geſchichte richtig!"

„Wir kommen mit!" ſagten die Uebrigen. —

Sie wollten eben an den Beſagten herantreten, als der Ruf erſcholl: „Der Dauphin!" —

Prinz Louis, Leibarzt und Stallmeiſter hinter ſich, war eben erſchienen. Die Soldaten ſprangen auf und begrüßten ihn mit einem Hurrah. Sully eilte mit ſeinen Offizieren aus dem Zelte.

Unter den bunten Gruppen ragte der breitſchultrige, frech blickende Trubaine hervor, welcher eben eine neue Flaſche entkorkte und ſeinen Krug gefüllt hatte. Rings ward es ſtill. —

„Soldaten!“ begann der Prinz. „Ihr habt einen Chef verloren, unter dem es Euch nicht gelang, meine Zufriedenheit zu erwerben. Ich habe Euch nun den Namen Sully beigelegt, um anzudeuten, daß ich weder Euern trefflichen Obriſten, noch Euch, ſondern der früheren Oberleitung Alles zurechne. Da in das Regiment Sully einſt mein Sohn, der Herzog von Berri, eintreten ſoll, ſo wird es ſich dieſe Ehre gewiß durch Diſciplin und Haltung zu verdienen wiſſen. Ich werde Euch den Herzog morgen bei der Parade vorſtellen. General von Sully, Sie werden nebſt Ihrem Stabe morgen mein Gaſt ſein. Gebt mir ein Glas, ich will auf das Wohl des Regiments trinken!“ — Hundert Krüge waren von allen Seiten bereit.

„Nehmen Sie meinen Krug, Monſeigneur!“ und Trubaine trat martialiſch dicht an ihn heran. „Aus ihm hat noch Keiner getrunken, und ſoll Keiner mehr trinken. Er wird der Krug des Dauphin heißen. Seine Hoheit der Herzog von Berri ſoll einſt auch aus ihm trinken, und ſo wird er ein heiliges Kleinod des Regiments ſein!“

Der Dauphin betrachtete den reſoluten Sprecher von oben bis unten. Dann lächelte er. „Gut, mein Freund, das iſt ein ganz vortrefflicher Gedanke. Aber trinke mir im Namen des Regiments zu!“

„Lange lebe der Dauphin und ſein hohes Haus, darauf trinke ich für das Regiment Orleans!“ Trubaine that einen kurzen Zug und überreichte den Krug.

„Es lebe der Dauphin!“ riefen jubelnd die Soldaten.

„Sully wollteſt Du ſagen, mein Lieber! Ich trinke auf das Wohl des Regiments „Sully“, auf ſeinen Ruhm, ſeine Diſciplin in der Schlacht wie im Frieden, und daß es den Lilien ewig treu ſei! Das Regiment Sully lebe hoch!“ —

Der Dauphin leerte die Kanne bis zum Grunde und übergab ſie dem General. „Laſſen Sie einen ſilbernen Beſchlag darauf machen und das Datum dieſes Tages eingraben. — Guten Abend, Kinder, ſeid morgen bei der Parade friſch!“

Er grüßte wohlwollend mit der Hand, und die Offiziere geleiteten ihn bis an den Ausgang der Schanze, indeß die Gemeinen im Vivat ausbrachen. Noch lange tönte das „Hoch dem Dauphin!“ durch die ſtille Nacht. —

Als der Prinz durch die Felder zurückging, ward ihm plötzlich unheimlich zu Muthe. Er ſchüttelte ſich, Froſt lief über ihn hin, ſeine Zähne klirrten.

„Hoheit, Sie ſind unwohl!“ rief Doctor Bouillac, trat haſtig zu ihm und ergriff ſeine Hand. „Der Puls geht im wilden Fieber, mein Gott!“

„Still, Doctor, es iſt nichts. Machen Sie mir Niemand ängſtlich! Führen Sie mich, daß wir bald nach Hauſe kommen. Die Nachtluft iſt ſehr ſcharf.“ — Sie ſchritten haſtig weiter, der Prinz erhielt ſich kaum auf den Füßen. „Ich habe mich eben ſtark erkältet, Doctor, ſonſt bedeutet es nichts.“ — Er hatte eine ſehr ſchlechte Nacht; die Dauphine ließ erſchreckt Conti und Richelieu rufen. —

Am andern Morgen ging es wohl beſſer, aber Parade und Diner mußten abgeſagt werden. General Sully war dies in gewiſſer Art angenehm, denn er hatte etwas recht Unangenehmes zu melden. Sergeant Trubaine war in vergangener Nacht deſertirt — und ſpurlos verſchwunden. — Im Laufe der nächſten Woche linderte ſich wohl des Dauphins Zuſtand, dafür trat aber große Schwäche und bebeſchleunigte Abmagerung ein. — Er war nun genau von ſeinem Tode und deſſen Urſache überzeugt, doch nie entfuhr ihm eine Klage, und er ſuchte alle Befürchtungen ſeiner Familie wie Freunde zu zerſtreuen. — Im September, als das Uebel bereits als unheilbar erachtet werden mußte, er ſich ſelten und dann nur im Wagen den Truppen zeigen konnte, berief ihn der König nach Fontainebleau unter die Leitung der eigenen Aerzte. Wer vermag die Trauer der Soldaten, die Beſtürzung und dunklen Gerüchte zu beſchreiben, welche im Volke umliefen! Der König, in den letzten Monaten ohnedies lau geworden, und jetzt mehr von Furcht als Liebe für ſeinen Sohn erfüllt, war finſter, aber gefaßt. Die Dauphine, welche den Gedanken, ihren Gatten, den Vater ihrer Kinder zu verlieren, gar nicht zu hegen vermochte, glaubte immer an Geneſung; Richelieu und Conti allein hatten die ſchreckliche Gewißheit des nahenden Unglücks. — — —

Trianons Fluren hüllen ſich in's Herbſtkleid. Die goldene Frucht der Ceres liegt in hohe Garbenhügel geſpeichert, der Wind fegt über die Stoppeln, der Wald wogt in gelben, rothen und grünen Farben durcheinander, tauſend Lichter ſpielen unruhig auf den Wegen, wie in den flimmernden Waſſern, und Wolkenmaſſen fliehen über den tiefblauen Himmel, wechſelnde Schatten über Berg und Triften breitend, die geſpenſtiſch kommen und gehen. Alles iſt ein endloſes Spiel von Farbe und Bewegung. Die Natur hat ihr ſtillſeliges Behagen im Grün, ihr duftendes Erblühen verloren. Auch im Dörfchen Trianon iſt vielgeſchäftiges Treiben, denn die Ernte ſpannt alle Kräfte an. Da ächzen die hochbeladenen Wagen, die Peitſchen knallen, Senſen blinken im Sonnenſcheine, das Vieh hält Nachleſe auf den gemähten Feldern, und ſelbſt die häuslichen Tauben ſchweifen weit umher in lichten Schaaren. In dieſer allgemeinen Unruhe und Emſigkeit ſteht öde und allein des Dauphins Schloß mit ſeinen Colonnaden, geſpenſtiſch weiß und traurig; kaum daß ein Gärtner ſchläfrig über die Terraſſen ſchleicht, um ein paar herabgeſunkene Rebenſtöcke aufzubinden. Klein-Trianon droben mit ſeinem Kiosk ſieht gar wie ein halbverdeckter Leichenſtein zwiſchen dem gefärbten Laube herab, und vor der Kirche, mitten unter dem Kranze hoher dichter Bäume, ſteht der Maien, blätterlos, verdorrt, und ſeine ausgeblichenen, zerfetzten Bänder raſcheln ſchaurig im Spiel der Lüfte. In der Pfarrei iſt's ſtill und doch nicht friedlich, denn die Herzen ſind ſchwer bewegt, wenn auch die Menſchen im gezwungenen Gleichmaße täglicher Beſchäftigung verharren. Père Morelly ſitzt im Studirzimmer und ſchreibt an ſeiner Erntepredigt. Ach, ſo ſchwer iſt ihm noch keine geworden! Er ſoll danken und preiſen für die Früchte und den Segen ringsum, und ſein Herz iſt voll Gram, ſein Sinnen weilt weit — weit wo anders, bei dem leidenden Thronerben, der erblaſſenden Hoffnung ſeines Lebens. Im Wohnzimmer daneben, am Fenſter, das auf den Obſtgarten blickt, ſind Frau Suſanne und Chevalière de Piron an einer Damaſtſtickerei beſchäftigt, und am Ofen beim Rocken hockt die alte Pfarrwirthin, eine Matrone mit weißem, zitterndem Haupt, ſie dient bereits dem dritten Pfarrverweſer. Mit dem Schnurren des Rades eint ſich melancholiſchleiſe ihr ſummender Geſang:

„Da Bertram tanzen wollte,
Hat Bertram keine Braut!“ —

Die beiden Damen flüſtern zuſammen: wie Caron noch immer nicht komme und doch ſeit März unterwegs ſei, daß ſich ſo Alles im Leben ändere, Hoffnung und Glück. — Die Lerche drüben im Buſch ſingt leiſe dazwiſchen und die Fröſche im Weiher drunten wollen es ihr gleich thun. —

Von Nauphle indeß brauſt's und keucht's herauf. Ein Reiſewagen, von Vieren gezogen, biegt hinter Villepneux bei der Brücke in die Pappelallee, und wenig Minuten ſpäter iſt er im Dorfe und hält vor dem Pfarrhauſe.

Suſanne fliegt an's Fenſter des Vorzimmers. „Caron! Mein Caron iſt's, Gott ſei gelobt!“ und jubelnd eilt ſie hinaus. Frau von Piron und der Pfarrer folgen haſtig.

Der blaſſe, hagere Mann, an deſſen Bruſt Suſanne ruht und welcher ſie mit Küſſen bedeckt, iſt Beaumarchais, der Heißerſehnte!

„Wo biſt Du ſo lange geblieben? Woher biſt Du ſo bleich?“ flüſterte ſie.

„Du wollteſt ja ſchon vor vier Monaten kommen, Freund?“ ſagte Morelly halb vorwurfsvoll und ergriff ſeine Hand.

„Seht mich an, dann werdet Ihr es wiſſen,“ erwiederte Caron. „Ich war krank, und eigentlich bin ich es noch immer. Wäre bei längerem Verweilen aber auch meine Sicherheit nicht auf's Spiel geſetzt worden, die Sehnſucht nach der Heimath hätte mich getödtet oder hierher fliegen laſſen!“

„Während der vier Monate, wo wir keine Nachricht von Dir hatten, warſt Du alſo krank, Du Böſer? Ich ſollte nicht zu Dir reiſen und Dich pflegen?!“ —

„Nachdem Du alle Geſchäfte, wie Du gewünſcht, beendet, war Deine Sicherheit bedroht?“ fiel haſtig Morelly ein.

„Allerdings!“ — Damit betrat Caron, Suſannen am Arme, die Wohnſtube und nahm unter ſeinen Lieben Platz. „Unſere Gegner, namentlich Choiſeul, hatten in Spanien ihre Agenten auf mich gehetzt. Von Anfang an erkannte ich es an den Schwierigkeiten, die ſich trotz der beſten Empfehlungen meinen Geſchäften entgegenſetzten. Dem ungeachtet war bis März Alles glücklich erledigt, denn ich nenne es Glück, daß Marie nie die Gattin eines Clavijo geworden. Ihre Ehre iſt vor aller Welt hergeſtellt, ihre Geſundheit neu befeſtigt, der Schändliche vom Könige ſeines Amtes entſetzt, und meine diplomatiſchen Geſchäfte waren beendet, ſo daß ich Madrid am 16. März verlaſſen konnte. Meine Reiſe nach Valencia war indeß eine Kette von Unglücksfällen, Verzögerungen und Scherereien, denen die deutliche Abſicht zu Grunde lag, mich zurückzuhalten. Ich erhielt ſichere Anzeichen, daß in Marſeille Befehl ertheilt war, mich dort unter irgend einem Vorwande in Haft zu nehmen!“

„Sehr erklärlich warum!“ fuhr Morelly auf.

„Nach dem Tode der Marquiſe, der unglücklichen Zuſammenkunft zwiſchen dem König und ſeinem Sohne, welchen Ihr mir meldetet, fürchtete man meine Anweſenheit. In Valencia, von Spionen umgeben, auf Alles gefaßt, ſchrieb ich an Duverney's Geſchäftsfreund, den Maire und Rheder Bardoulin nach Marſeille und ſtellte ihm meine

Lage vor. Ein kleiner Schoner holte mich in der Nacht ab und brachte mich nach Frankreich. Die Seereiſe, die Aufregung, die Sehnſucht und Angſt, verbunden mit den Nachwirkungen der überſtandenen Kämpfe, warfen mich auf's Krankenlager. Ein Vierteljahr brachte ich in Bardoulin's Hauſe zu, Zeit genug, um meine Gegner wieder auf meine Spur zu leiten. Bald hatten ſie mich auch, und daß ich vor Euch ſtehe, verdanke ich nur einem falſchen Paß meines Freundes. Erſt in Paris, unter den Augen meiner Gönner werde ich ſicher ſein!"

„Oder wenn das Ungeheure geſchehen iſt!" ſagte Morelly; „denn mit ihm biſt auch Du ungefährlich!" —

„Welches Ungeheure?!" —

„Caron," ſagte Suſanne trübe, „ganz Paris flüſtert davon. Der Dauphin wird ſterben!!"

„Der Dauphin?! — Sterben!?" — Beaumarchais rang außer ſich die Hände.

„Es iſt nur zu gewiß, Prinz Conti hat es geſagt. Im Lager von Compiègne iſt etwas vorgefallen —!"

„Das heißt, dort gaben die Schurken ihm den Reſt?! Hahaha, ſo hat denn Alles nichts genutzt, Hoffnung und Arbeit vieler Jahre war umſonſt! Vergeblich das gefahrvolle Spiel, durch kluge Gegenminen das ſcheußliche Gewebe hölliſcher Hinterliſt zu zerreißen? — Morelly, wir ſind zu Ende! Laß uns alle Hoffnungen der Zukunft von hinnen werfen, ihr Tritt wird ehern genug ſein. Sie wird kommen, finſter und ungebeten! Narren waren wir, Alter, als wir dem lügneriſchen, nebelhaften Einſt unſer Herzblut zu Füßen legten, unſer Denken und Empfinden an die tolle Fantasmagorie, „Frankreichs Wiedergeburt" genannt, wegwarfen. Das Einſt iſt nichts, nur du allein, Gegenwart, die ich erfaſſe und an mich preſſe, du biſt Alles!!" Er drückte wehmüthig bittern Schmerzes ſeine Suſanne an's Herz. „O laßt ſie uns ja recht feſthalten, uns die Arche bei Zeiten beſteigen und nimmer zurückſchauen. Ich werde fortan nur mir ſelber leben, und an nichts mehr glauben, als an Eure Liebe und das eigene Herz! Vorwärts, mein

Lieb, kommen Sie, Frau Chevalière, in unſer liebes Aſyl nach Paris. Morelly wird bald genug folgen müſſen, wir wollen ihm alſo ein Stübchen bereit halten!" —

Der Dauphin litt geiſtig und phyſiſch ungeheuer, aber ertrug ſeinen Zuſtand mit einem Ernſt, einer Größe und Frömmigkeit, die allgemeine Bewunderung fand. Nachdem er tugendhaft gelebt und Alles gethan, um ſeine Liebe zum Volke zu bethätigen, ſtarb er mit der Ueberzeugung eines Gerechten als Opfer der Niedertracht.

Am 20. December Mittags beſuchte der König ſeinen Sohn zum letzten Male. Er verließ ihn bleich und bewegt, befahl den Beichtiger zu holen, und daß man Alles ſogleich zur Abreiſe bereit halten ſollte. Was er mit dem Dauphin allein geſprochen, iſt nie bekannt geworden. — Als der Beichtvater gegen Abend erſchien, wurde die Dauphine erſt ganz von ihrem nahenden Unglück überzeugt. Sie warf ſich mit grenzenloſem Jammer über den Gemahl und bedeckte den Sterbenden mit glühenden Küſſen.

„Sei getroſt, Joſephine. — Wenn ich freie Wahl zwiſchen Leben und Tod hätte, ich gäbe tauſend Leben für die Sehnſucht, Gott zu ſchauen! Einſt wirſt Du mit mir vereint ſein. Erziehe unſere Kinder für Frankreich, das ich ſo ſehr geliebt. Gott aber wird die Guten einſt belohnen und die Schlechten ereilen! Lebe wohl!"

Sie wollte ihm antworten, aber ſie brach zuſammen. Man brachte ſie fort. —

Nach einer Stunde war der Dauphin todt! —

Als der Beichtvater zu dem König, der düſter in ſeinem Cabinet brütete, eintrat, ihm das Verſcheiden ſeines Sohnes zu melden, fuhr der entartete Greis empor, wühlte in ſeinen grauen Haaren, und befahl zitternd, den Herzog von Berri zu bringen. Als er ihm zugeführt wurde, brach er verzweifelt in die Worte aus: „O, mein Sohn, mein armer Sohn, Du haſt es damals vorher geſagt! Unſeliges Land, Deine Hoffnung iſt nur noch ein Greis und ein Kind von elf Jahren!" —

Er küßte den Knaben wehmüthig und führte ihn zur

Dauphine. — „Meldet den König und den Dauphin!“ rief er dem Kammerherrn im Vorzimmer zu.

Joſepha erhob ſich todtenbleich, als Beide eintraten.

„Meine Tochter, unſer heiliger Held, unſer Märtyrer iſt nicht mehr. Ich bringe Ihnen den Dauphin. — Nichts ſoll uns und Ihre Kinder, ſo lange eins noch athmet, trennen! Ich werde ſelber fortan über Eurem Wohle wachen, denn es iſt das Geringſte, was ich dem Todten ſchulde!“

Joſepha warf ſich ihm ſchluchzend zu Füßen: „So genehmigen Sie, daß mir die Erziehung meiner Kinder nicht entriſſen werde, ich habe ja keine andere Beſtimmung mehr in der Welt!“

„Ihr Wille iſt mir heilig! Faſſen Sie ſich, Aermſte, um den Trümmern unſerer Hoffnung nach St. Denis zu folgen und fortan im Oeil-de-boeuf Wohnung zu nehmen.“ — —

Nach St. Denis! — Nicht zum Triumph des Volksjubels — zur Gruft unter allgemeinem Jammer begleitete ſie den Gatten. — Lähmendes Entſetzen breitete ſich über das Land. „Unſer Elend iſt beſiegelt!“ riefen alle Patrioten. —

„Connu par ses vertus, plusque par ses travaux,
Il sçut penser en sage, et mourut en héros“ —

ſo ſchrieb man auf ſeinen Sarkophag, und ein Gedicht, „der Tod des Britannicus“, wurde zu Hunderttauſenden verkauft. — — —

Turgot, Malesherbes und Beaumarchais waren nach Trianon geeilt, Morelly die trübe Kunde zu überbringen. Sie fanden bereits einen Commiſſär des Miniſter Choiſeul bei ihm, der Trianon, als der Krone verfallen, in Beſitz nahm und den Greis, weil er „verdächtig wäre, Jeſuit zu ſein“, ſeines Amtes entſetzte. — Morelly ein Jeſuit! —

„Sprecht kein Wort,“ rief thränenlos der Alte. „Der Dauphin iſt todt, der große Traum der Baſiliade iſt ausgeträumt! Laßt mich im Pigeonnier wieder aufwachen!“ —

Stumm und bleich ſtanden die herbeigeeilten Dörfler, als ihr Vater und Freund, ihr Lehrer und Herzenströſter dahinfuhr. Ein dumpfes Murren erhob ſich gegen den Commiſſär. —

Da trat die greiſe Pfarrwirthin, das Beil in der Hand, finſter unter ſie: „Kommt mit!“ — Man folgte ihr zu dem Maien. — Mit ſcharfem Hieb ſchlug ſie den dürren Baum um.

„Da liege, Frankreich! Streut Salz auf die Stelle!!“ —

13.

Die Gegenwart iſt Alles.

Der Tod des Dauphin war das ſchwerſte nationale Unglück, was Frankreich vor der Revolution treffen konnte. Von da ab ging's reißenden Laufes abwärts. Nicht Feigheit, noch engherzige Selbſtſucht war's ſomit, wenn Beaumarchais ausgerufen: „Nur die Gegenwart iſt Alles!" Es war das Motto, welches nach und nach das ganze Land, das Jahrhundert, endlich die Revolution ſelbſt adoptirte; man durchlebte von jetzt ab das Heute mit allen Kräften, weil man von dem Morgen nichts mehr erwartete. — Der König, in der Reue und Bangigkeit ſeiner Seele, hatte die trauernde Joſephine mit Berri, dem nunmehrigen Thronfolger, Provence, Artois und Prinzeß Eliſabeth in Verſailles aufgenommen, ihnen dicht bei ſeinen Zimmern im Oeil-de-boeuf nebſt ihrem geſchmolzenen Hofſtaat Wohnungen eingeräumt. Dort lebte die Wittwe gemeinſam mit den Prinzeſſinnen Schwägerinnen, welche mit ihrem Bruder alle ihre Munterkeit verloren hatten. Die Angſt des Königs für das Wohlergehen der Dauphine, und die Erhaltung ſeines Hauſes ging ſo weit, daß er aus den Zimmern derſelben ſogar eine Nachtglocke in ſein Schlafgemach führen, ſeine Enkel und Schwiegertochter mit peinlichſter Sorgfalt bewachen ließ und ſich mit der Königin verſöhnte. Er glich einem feigen Büßenden, der ſich einbildet, durch haſtige Frömmigkeit und ein Uebermaß gewaltſamer Pflichterfüllung die Folgen eines ſchimpflichen Lebens zu vernichten, welche er bereits im vollſten Maße empfand. Dagegen zur Entlaſſung Choiſeul's, zu der Verbannung Orleans' und zur Aenderung der ganzen Regierungsmaxime entſchloß er ſich nicht. Nur mit Schuften, nicht mit der Tugend wußte er auszukommen. Er bildete ſich ein, daß Hand an die Verbeſſerungen zu legen ſo viel heiße, als die Revolution zeitigen. Unter dieſen Umſtänden gelang es Beaumarchais nicht, Zutritt bei der Dauphine zu erlangen, kaum daß er die Prinzeſſinnen, ſeine Gönnerinnen, noch einmal ſprechen konnte. Er zuckte die Achſeln, als er mit Richelieu aus dem Schloſſe trat. „Das iſt nur eine neue Art, Leute mit Vorſorglichkeit aus der Welt zu ſchaffen!“

„Wie meinen Sie das? Sie wollen doch nicht ſagen, daß ſelbſt unter des Königs Augen —!“

„O, mein Herr Herzog, ich meine nichts mehr! Wenn es ſo fortgeht, werde ich ſelbſt nicht einmal mehr denken. Aber leben will ich, leben! Man lernt das in dieſer Zeit recht ſchätzen!“ —

Beaumarchais ſagte dem Hofe, dem Parquet, der Intrigue Lebewohl; er nahm ſeine Larve ab, und ihm wurde wieder wohl. Turgot hatte ſich in ſeine Provinz Limoges, ſeine kleine reformirte Welt, vergraben, Malesherbes ſchloß ſich, kommende Stürme vorausſehend, eng an die parlamentariſchen Kreiſe, und ſein einziger Umgang blieb Morelly, bei dem er bisweilen noch mit Beaumarchais zuſammentraf. Morelly's Herz hingegen hatte einen unheilbaren Schlag empfangen. In Trianon ließ er das ſchönſte Stück, die Blüthe ſeinen Strebens hinter ſich; unausſprechliche Wehmuth und Reſignation erfüllten ſein Gemüth und machten ihn unfähig, wie Caron im Genuſſe noch glücklich zu ſein. Das Leben hatte ſeinen Inhalt für ihn verloren. Er vergrub ſich, einſam brütend, wiederum in die alte Manſarde des Pigeonnier, ein mürriſcher Genoſſe Batyl's, und beſuchte das Hotel Piron wenig. So war der alte Kreis um Beaumarchais gelichtet, nur der alte Duverney und Beaumarchais' Verwandte bildeten ſeinen häuslichen Umgang. Dieſe Zurückgezogenheit hatte für Caron aber entſchiedenen Nutzen, er kam ſeinen Gegnern aus dem Geſicht. Während ſeiner Abweſenheit, als die Krankheit des Thronfolgers verderblich wurde, hatte Debrelon, überzeugt, nun ſei Beaumarchais' ganzer Einfluß zu Ende, von Duverney die Rückzahlung ſeiner Capitalien verlangt, und gab keine Nachrichten mehr; er fürchtete wohl noch Caron, hoffte aber nichts mehr von ihm. Batyl allein war der Alte, freundlich, verſchmitzt, lauernd, aber er drängte ſich nicht mehr wie früher an den Lector. Beaumarchais erſchien ſeinen Gegnern jetzt wirklich ungefährlich. Die Häuſer der Großen ſchloſſen ſich vor ihm, er war ein — homme passé, bei dem man förmlich Mühe hatte ſich zu erinnern, daß er jemals geweſen. Das war ſein Schutz, ſeine Freude. Caron's elaſtiſches Naturell geſtattete ihm, ſich bis auf die größte Winzigkeit einzuſchränken, barg er doch tauſend Hülfsmittel in ſeinem Hirn, mit einem Sprunge wieder an die Oberfläche zu kommen. Das wollte er indeß gar nicht mehr. Sein ungeheurer Reichthum geſtattete ihm und Suſannen alle Lebensgenüſſe, und lachend wendete er Denen den Rücken, welche, vorher beglückt in ſeinem Umgange, jetzt über ihn hinwegſahen. Ein Edelmann allein bewahrte ihm dauernd in alter Weiſe ſeine Zuneigung, der Prinz von Conti. Andere Kreiſe waren es nun, die Beaumarchais aufſuchte, das Theater, die Oper. Ein Lebemann und Schöngeiſt geworden, ſah er le Cain, die ſchöne Arnould, die Directoren der menus plaisirs du Roi, die Clairon und Quinault, Granval, Brizard, Preville, Molé, Monvel und die reizende Dumenil bei ſich. Sein poetiſches Talent, unter dem Hazard der Politik eingeſchlafen, erwachte wieder, er dichtete und componirte Lieder, gab ſeinen Freunden Harfenconcerte, und das längſt vergeſſene Manuſcript der „Eugenie“, einſt Piron geſchenkt, ward geleſen; man wollte es auf die Bühne bringen. Caron ſchien jetzt ein ganz Anderer, und nie kam etwas über ſeine Lippen, das an die frühere Zeit erinnerte. Er arbeitete die Eugenie um, machte ſie gewichtiger, gedankenvoller. Diderot und d'Alembert, mit welchen er ſich befreundet hatte, lobten es, und Gauchat ließ es drucken. So verfloß das Jahr 66. —

Neue Kämpfe bewegten indeß das öffentliche Leben. — Die Dauphine, geiſtig wie leiblich leidend, von Schwermuth beherrſcht, ſuchte in der Erziehung ihrer Kinder den einzigen Troſt. Frau von St. Marſan hatte man entlaſſen, der Herzog von Vauguyon ward Gouverneur der königlichen Kinder, und mit größter Genauigkeit, ja Uebertreibung, wurde der Erziehungsplan derſelben befolgt. So erhielt der Duc de Berri, nunmehriger Thronfolger, eine ſehr ernſte, bürgerlich ſchlichte Ausbildung, wogegen man Artois und Provence mehr Freiheit geſtattete. Der Zwang, das faſt klöſterliche Leben, von einer trübſeligen Mutter, alternden Tanten, die fromm geworden, und einem höfiſch pedantiſchen Mentor umgeben, mit einer übergroßen Aengſtlichkeit behütet, gaben den drei Söhnen des Verſtorbenen eine ſehr unglückliche Gemüthsrichtung, die Letzteren gewiß am wenigſten zugeſagt hätte. Berri, der Aelteſte, nachmals Ludwig XVI., ein gutes, aber ſchwerfällig denkendes, zaches Kind, wurde, ſtatt zu perſönlicher Freiheit, geiſtiger wie körperlicher Kraft zu erblühen, vorzeitig ernſt, ſcheu, ängſtlich, mißtrauiſch auf ſich ſelbſt. Man hatte ihm früh die Schlechtigkeit der Menſchen, ſeines Vaters traurigen Tod und daß Choiſeul an demſelben Schuld habe, eingeprägt. Dadurch ſchüchterte man ihn ganz ein. Er glich mehr einer beſeelten Pflanze, die nicht zu erblühen wagt, weil ſie rings Dornen um ſich fühlt. Provence war finſter, hinterhaltig, verſteckt. Er befolgte die Maxime, ſich ſo lange nach der Decke zu ſtrecken, bis Alter und Gelegenheit ihn unabhängig ſtelle. Er war ein beſſerer Kopf als Berri, hatte aber ein rauheres Herz und wußte nichts von der natürlichen Humanität, die man an ſeinem Vater geprieſen und welche ſein Bruder Berri geerbt hatte. Der dritte, Artois, war heißblütig, leicht erregbar, begehrlich, er glich Ludwig XV., ſeinem Großvater. Sein Sinn ſtand auf Genuß, ſein Ehrgeiz auf Glanz und Intrigue, er gewöhnte ſich zeitig an Verſtellung, und der Zwang bildete nur ſeine Leidenſchaften um ſo mehr aus. Das enge Zuſammenleben mit dem alten Könige wiederum, die Furcht vor Choiſeul, den derſelbe doch nicht entbehren zu können meinte, machte, daß die Dauphine mit Hülfe der Seran und ihrer Schwägerinnen bedeutenden Einfluß gewann, im Sinne ihres verſtorbenen Gemahls in das Staatsleben einzugreifen verſuchte und mit jedem Tage Choiſeul und ſeinem Anhange gefährlicher zu werden begann.

Das Verhältniß der Regierung und Parlamente, — mochten Choiſeul, Maupeau und Terray noch ſo ſehr ihre Getreuen aufbieten, war inzwiſchen ein ewiger Kampf. Nach dem Sturz der Jeſuiten erſtarkt, griff man unter Malesherbes die Beſteuerung, den willkürlichen Zwanzigſten, die Silberſteuer, welche noch forterhoben wurde, die Unſitte der lettres de cachet immer wieder an, und das Parlament der Bretagne empörte ſich gegen den Satrapendruck ſeines Militärgouverneurs, Herzogs von Aiguillon. Als die Remonſtranzen der Provinz nichts halfen, machte ihm das Parlament der Bretagne den Proceß, das von Paris trat demſelben bei, und lichterloh ſchlug die Flamme des allgemeinen Unwillens. Choiſeul hätte dem Könige dieſen drohenden Sturm erſparen können, wenn er Aiguillon entließ, aber er wünſchte ſeinen Herrn in Furcht, Skandal und Unruhe zu erhalten, um ihn zu lenken, und den beiden Parlamenten ward im lit de justice vom 3. März 66 vom zornigen König zugedonnert: „Ich habe meine Krone von Niemand bekommen, als von Gott! Wer will an ſie taſten?“

Als Beaumarchais dies hörte, ſagte er: „Nun dann iſt bewieſen, daß Gott auch mitunter Dummheiten macht!“ —

Trotzdem blieb Aiguillon verſchont. Das Parlament von Rennes löſte ſich auf, der Hof ließ den Räthen den Proceß machen und verwies die Sachen an das Pariſer

Forum. Das Parlament der Reſidenz war ſchon im Begriff, Aiguillon das Todesurtheil zu ſprechen, als der König den Proceß niederſchlug. Endlich ward der Herzog 1768 doch aus der Bretagne abberufen. Seit jener Zeit haßte dieſe Provinz den Monarchen, und die Parlamente des Landes hatten eine Coalition des Widerſtandes geſchloſſen. Inmitten dieſes Streits regten zwei neue Ereigniſſe das Publikum auf.

Die Dauphine Joſepha ſtarb am 13. März 67 an den Folgen einer Taſſe Chocolade, die ſie am 1. Februar getrunken! Die Gefürchtete war fort, ihre Kinder ſchickte man unter Vaugyon's Leitung nach Marly, die Prinzeſſinnen Töchter ſiedelten in's alte Hotel Bourbon über, Beatrice von Grammont, Choiſeul's dauerhafte Schweſter, ward dem König wiederum offerirt, und man hoffte die Seran mit leichter Manier zu entfernen. An dieſem Tage ging Conti offen zur Parlamentsoppoſition über, alle Anhänger des Dauphin eilten auf ihre Güter, es war ja nichts mehr zu retten, zumal um die nämliche Zeit die Königin Mutter ähnliche Krankheitsſymptome zeigte.

Ein anderer Handel, nicht weniger ſchimpflich und noch von der Jeſuitenepoche herrührend, erlebte jetzt ſein blutiges Ende. Der indiſche Handel der Patres hatte in jenen Colonien eine Corruption und Verwilderung ohne gleichen erzeugt, die Peſt der ränkevollen Ordensregierung ſich in alle Zweige der Verwaltung übertragen. Dem zu ſteuern, ihrer Despotie daſelbſt ein Ende zu machen, hatte man einen Soldaten, einen Mann von Eiſen, im Jahre 60 hingeſendet, den Grafen Lally Tolendal. Er mochte kein Herz, keine Subtilität mitgebracht haben, aber Redlichkeit gewiß. Seine Gerechtigkeit wurde Uebergriff, ſein gerader, unbeugſamer Sinn Grauſamkeit. Er führte die erſten Schläge gegen den Orden, nur daß ſie das Land mittrafen, und der Orden rächte ſich trotz ſeines Falles durch die ſchlimmſten Anklagen. Leider redeten die Thatſachen laut genug gegen Lally. Der General ward zurückgerufen und ihm auf Grund mancher begründeter und eines Heeres falſcher Beſchuldigungen der Proceß gemacht. Seit dem Jahre 63 ſaß Tolendal ſchon in der Baſtille, ohne daß ſeine Sache vor dem Parlamente entſchieden wurde. Anwalt der Krone war aber jetzt derſelbe Pasquier, welcher im Proceß Damiens ein ſo großes Talent der Verdunkelung und Rechtsverdrehung bewieſen. Die Pompadour hatte den General retten wollen, viele der jüngeren Räthe ſuchten ſein Geſchick zu mildern, aber Choiſeul, doppelzüngig wie immer, wollte dem Klerus eine Beute hinwerfen, dem Pöbel mit der Execution eines Grafen imponiren. Tolendal ward zum Schwert verurtheilt und die Hinrichtung am 9. Mai 67, bald nach dem Tode der Dauphine, auf dem Grèveplatz vollſtreckt. „Alle Welt,“ ſchrieb Voltaire, „war befugt, Hand an Tolendal zu legen, außer dem Henker!“ Es hieß dem Adel ſelbſt in's Geſicht ſchlagen, wenn Lally blutete, wo Damiens geendet, wenn der Pöbel einen Mann auf der Kuhhaut zum Tode ſchleifen ſah, deſſen Bruſt das Ludwigskreuz geſchmückt hatte, welchem nicht eine Untreue, Bereicherung oder Schurkerei, ſondern allein die Härte des rohen Soldaten und blutiger Prieſterhaß vorgeworfen werden konnte. Er war Verbrecher vor der Humanität, doch vor dieſem Forum — hätten König und Miniſter viel ſchimpflicher beſtanden.

Der Andrang zu dieſem ſcheußlichen Schauſpiel war ungeheuer und, ſonderbar, nur von den vornehmſten Perſonen und dem gemeinſten Auswurf des Quartier St. Martin, Temple und Antoine. Der Mittelſtand hielt ſich zurück, denn er bedauerte den Grafen. — Neben dem unglücklichen Greiſe, der dieſen Ausgang nimmer erwartet und ſtolze Weltverachtung bis zum letzten Athemzuge bewährte, ſchritt, ihn umſchlungen haltend, ſein bleicher, fünfzehnjähriger Sohn. Ein Gemurmel des Unwillens, ein verhaltenes Schluchzen ging durch die Reihen um einen armen Jüngling, welchem man mit einem Schwertſchlage Vater und Exiſtenz, Ehre und Zukunft mordete. Die Gräfin, ſeine Mutter, war während des Proceſſes am Wahnſinn geſtorben.

„Theophile,“ ſagte der Vater gepreßt, doch ſcharf,

„Du erhältſt jetzt den letzten Befehl von mir, fortan wird Niemand mehr Dir gebieten! Ich will, daß Du nicht weinſt! Spare dies Todtenopfer für den Tag, wo Du unſere entweihte Ehre retten, mein Blut rächen kannſt. Gott möge ſich Deiner erbarmen!“ — Er küßte ihn heftig, dann trat er zum Block. Ein ſtummer, langer Augenblick, ein Schlag erfolgte, ein Seufzer rings. Aber durch dieſes Stöhnen der Menge drang gellend und herzzerreißend des Sohnes Aufſchrei, der ohnmächtig an den Stufen des Schaffots niederfiel, von welchem das Lebensblut des Vaters rollte.

Zwei Männer, einander völlig fremd, ein Greis in dürftigem Gewande und ein blaſſer junger Mann von vierundzwanzig Jahren mit dem Kopf eines Denkers, befanden ſich eben neben einander, als der Delinquent nach dem Grèveplatz vorüberzog. Beide ſahen den Sohn des Generals, Beide folgten ſtumm einem Triebe des Gemüths und hörten den Schrei des Armen.

„Nimmt Keiner ſich des armen Knaben an?“ ſchallte des Jüngeren grollende Stimme.

„Platz, laßt mich durch, laßt mich zu ihm!“ rief der Alte, drang durch die wogende Menge, welche ihm willig auswich, und ſchloß den blaſſen Knaben in ſeine Arme, der zu neuem, furchtbarem Bewußtſein erwachte.

„Weine nicht, junger Mann, Du ſollſt Dich nicht ganz verlaſſen und verachtet fühlen! Ich, im Namen der geſchändeten Menſchheit! Ich will Dein Vater ſein!“

„An mir finde einen Bruder, Lally!“ ſagte der Andere glühend. „Weicht von ihm, Leute, laßt ein beraubtes Kind ſeinen Schmerz in Einſamkeit bergen, bis der Tag der Vergeltung kommt!“

„Der Tag der Vergeltung?“ rief Lally. „Für ihn will ich leben, in ſeinem Blute die Ehre meines armen Namens rein waſchen. Ich gehe mit Euch! — Wohin?“ —

„Wo Du ſicher biſt! Faſſe meinen Arm und komm, ehe die Polizeiwache Deine Drohungen hört! Ich führe Dich in's Pigeonnier!“

„Und ich werde Euch begleiten,“ ſagte der Andere,

„gälte es auch nichts, als dem Lande ein Herz zu erretten, das, wie ich, die Tyrannen haßt!“

Sie nahmen den Jüngling in die Mitte und verließen den Platz. Die Leute ſtarrten ihnen voll Theilnahme nach, die Polizei ließ ſie ungehindert gehen; drei Repräſentanten einer bewegten Zukunft, Morelly, Condorcet und Tolendal der Sohn. Auf dem Grèveplatz hatten ſie ſich gefunden! — Am Abend deſſelben Tages kam Morelly zu Beaumarchais.

„Caron, ich habe Dich nie um etwas gebeten, Du mußteſt mich bisher immer zwingen, Geld von Dir anzunehmen. Diesmal fordere ich's im Namen der Menſchenliebe! Ich habe einen Pflegeſohn angenommen, es iſt der junge Tolendal!“

„Sie haben monatlich über zweihundert Franken für ihn zu gebieten, mein theurer Freund. Iſt es genug?!“

„Mehr als genug für uns Beide!“

„So bitte ich Sie, es ſogleich zu nehmen, aber unter der Bedingung, nie wieder zu erwähnen, daß Sie mit mir ein wenig Gütergemeinſchaft treiben!“

Von nun an bildete ſich bei Morelly eine ſtille, düſtere Trias. Die Manſarde im Pigeonnier wurde der Schlupfwinkel jener erbitterten Gemüther, welche den Kern „der Volksfreunde“ bildeten, die nur noch im Fall der Monarchie, der Republik ihr Heil ſahen, ſtille, vorſichtige Minirer, welche mit Bedacht die Lunte legten, das alte Frankreich der Bourbonen in die Luft zu ſprengen. Mitunter kam Beaumarchais zu ihnen, aber ſie verachteten ihn heimlich als Schöngeiſt, als ehemaligen Intriganten und Höfling, und Morelly durfte nicht wagen zu verrathen, daß er ihr Wohlthäter ſei. Der alte Herr ward von den jungen Geiſtern fortgeriſſen, kopfſchüttelnd, widerwillig; aber — welche Freude hatte er noch, als die brauſende Jugend, die ſich vermaß, ſeine Träume auf den Trümmern der alten Welt zu errichten? —

Beaumarchais kümmerte ſich nicht darum, er hatte der Politik und öffentlichen Kämpfen entſagt; „das Heute iſt

Alles“, was ſollten ihm die Träumer? Er genoß mit ſeiner Suſanne das Leben und ſtudirte den Schauſpielern ſeine Eugenie ein, denn die Erlaubniß der Aufführung war gegeben. Zwar fragte die Polizei bei Maupeau und Choiſeul vorher an, da man wußte, daß dieſe ihm feindlich geſinnt ſeien, aber Choiſeul meinte: „Wenn Herr Beaumarchais nichts thut, als Stücke ſchreibt, ſo laßt ihn ruhig gewähren. Der Mann iſt nur ehrgeizig, das machte ihn unſchädlich!“ —

„Eugenie“ gefiel ungeheuer, und zwar aus zweierlei Urſachen. Man war der Dramen des alternden Voltaire müde, der Tiraden gegen die Unduldſamkeit, die Prieſter. Man hatte die Philoſophie der Encyklopädiſten nachgerade ſo verdaut, daß man ſie ſich im Theater nicht wieder ſerviren laſſen wollte. Ein Stück, was Leidenſchaften ſchilderte, war mehr nach dem Goût der Menge, und ein gefallenes Mädchen vom Theater herab zu rechtfertigen, zu erheben, die unveränderlichen Rechte des Weibes an den Mann zu beweiſen, war einem Publikum wirklich neu, das ſo viel gefallene Mädchen und vernachläſſigte Weiber hatte. Am andern Tage war Beaumarchais der Abgott der Pariſer. —

Choiſeul's Ziel, die Alleinherrſchaft, war erreicht. Auch die Königin erlag im Sommer 1768 ihren Leiden. Die Thränen heftiger, aufrichtiger Reue, welche der König an ihrem Sarge weinte, waren auch ſeine letzten. Stumpf ſeinem Volke, ſeiner Familie gegenüber, zeigte die platoniſche Empfindelei für Frau Seran während der letzten vier Jahre kein feſtes Beſtreben nach Tugend, ſondern nur die lamentable Schwäche eines überſättigten Alters. Die Schönen des Hirſchparks wie die Seran wurden ihm gleich langweilig, und Choiſeul, da letztere Dame mit dem Untergange der Familie des Dauphins den Impuls ihres Verkehrs mit Ludwig verloren, kam ihrem Wunſche entgegen; als Ehrendame in den neubegründeten Hofſtaat der Prinzeß Adelaide de Penthièvre einzutreten, deren Vermählung mit Monſieur Chartres, Orleans' Sohn, bevorſtand. — Choiſeul iſolirte den König, und alle Wünſche des Premiers waren erreicht, da die Majeſtät genehmigte, ſich von der Grammont amüſiren zu laſſen. Sie wie ihr Bruder hüteten jetzt den Monarchen mit eiferſüchtigem Argwohn. Nichts durfte nahen, was ihn von ihren Perſonen abziehen konnte; wohin er ging, folgte ihm eines der Geſchwiſter, und bald wurden ſie dem Hofe wie der Dienerſchaft gleich ſehr durch Stolz und Strenge verhaßt. Ihr Hochmuth glaubte ſich nun Alles erlauben zu dürfen, zumal ihnen Orleans nicht mehr ſchaden konnte, ohne ſich ſelbſt zu gefährden, zumal Graf Falcoz de la Blache, treulos und inconſequent in allen Lagen, ſklaviſch zu ihnen hielt und der Herzogin zum Spion bei der eigenen Familie und den Orleans diente. — — —

„Nichts iſt ſüßer als Unabhängigkeit, als das ruhige Behagen im Lebensgenuß, verbunden mit dem Reiz des Künſtlerruhms!" ſagte eines Tages Beaumarchais, wie er allein mit Suſannen durch die dunklen Gänge ſeines Gartens ſchritt und ihre kleine weiche Hand an ſeine Lippen preßte. „Dieſe Welt iſt ſo ſchön und hold, nur die Menſchen machen ſie oft ſo häßlich!"

„Und das ſagſt Du mir fröhlich in's Geſicht und küſſeſt meine Hand dazu? Ei, ei, Caron, das iſt eben ſo unvernünftig wie ungalant! So wäre alſo die Welt ohne Menſchen am ſchönſten? Ich habe geglaubt, ohne mich wäre ſie Dir nichts!"

„Wenn Du es ſo nimmſt, mein Herz, bin ich aus dem Felde geſchlagen. Ohne Dich wäre die Welt mir ihres Roſenſchimmers entkleidet, ohne Dich würde ich Alles, was mich beglückt, nicht erlangt haben. Die Menſchen eben machen die Welt gut und ſchlecht, denn ſie ſind ihr Inhalt. Aber da es mehr ſchlimme als edle Naturen giebt, werden die Beſſeren nur im engſten Kreiſe, fern von dem Klatſch und Zank der Anderen, glücklich leben können. Das Gefühl dieſes Glückes wollte ich eben ausſprechen. Wenn wir dort draußen erſt die Erfahrung gemacht haben, wie die Guten ſo oft elend ſind, untergehen, und die Tücke triumphirt, ſollte man da nicht ein Klausnerleben vorziehen?"

„Zumal wenn man eine Klausnerin hat wie Du, und eine Menge Freunde, die unſere Siedelei aufſuchen? O, wir ſind gewiß ſehr glücklich, ſo fern von der Aufregung und Intrigue zu ſein und nichts mehr fürchten zu müſſen, aber — verzeih' mir, Eins fehlt uns doch!“ Sie war ernſter geworden.

Beaumarchais ſah ſie groß an. „Und was, mein Kind! was kannſt Du noch wollen, als ſo wie jetzt immer mit mir durch ein Leben zu gehen, was an geiſtigen und leiblichen Freuden unerſchöpflich iſt?!“ —

Suſanne ſchüttelte leiſe das Haupt. „So ſeid Ihr Männer! Ihr denkt an das Heute und vergeßt, wie der Morgen Alles verändern kann!“

„Eben weil ich es nicht vergeſſe, mein Schatz, weil ich den Wechſel der Dinge kenne, halte ich eben das Heute feſt und wünſche nur, es wäre von Dauer! Du haſt indeß noch einen Nebengedanken. Du meinſt, daß unſer augenblickliches Glück Dich doch auch nicht ganz in allen Seelentiefen befriedige. Was fehlt Dir?“

„Wenn Du mir nicht böſe wirſt! — Ich habe ſchon oft darüber nachgedacht, als Du ſo lange in Spanien warſt, zumal jetzt, wo mit den Sorgen die Aufregungen ſchwinden und das Gemüth ſich allen ſanften Empfindungen frei überlaſſen darf. Ach, da werden ſehnſüchtige Geiſter in uns wach, von denen wir früher nichts wußten!“

„Laß doch Deine ſehnſüchtigen Geiſter einmal erſcheinen, daß ich ihnen auch in's Geſicht blicke.“

„Lache mich aber nicht aus, es würde mich ſchmerzen. — Dreizehn Jahre ſind wir eins und“ — Suſanne erröthete tief und eine Thräne feuchtete ihre Wange — „Gott hat uns Kinder verſagt! — Es war gewiß ein Glück für uns die erſten drei Jahre, wo wir ſelbſt nicht wußten, wie wir leben ſollten. Aber nun! — Das Glück gab uns Alles, aber es einem Weſen unſeres Blutes vererben zu können, die ſchönſte Anwendung des Glückes, kennen wir nicht. So lange man jung iſt, mag man dies Bedürfniß leichter entbehren, man hat ja noch ſo viel Leben und Hoffnung vor ſich, aber wenn wir erſt alt geworden ſein werden, der Kreis der Freunde ſich lichtet, man weder genießen noch ſtreben kann, iſt es dann nicht recht traurig, einſam ſterben zu müſſen, ohne daß ein fröhlich erblühendes Geſchlecht uns weinend die Augen ſchließt? — Es — es iſt, glaub' ich, wie ein Fluch, daß wir keine Kinder haben ſollen, daß ich, die nie gekannt, wie Mutterliebe thut, auch nie Kindesliebe empfinden darf!“

„Gerechter Gott, iſt das Dein Ernſt? Kannſt Du Dich mit ſo thörichten Scrupeln plagen? Es würde gewiß das höchſte Maß meiner Wonne ſein, ein Kind zu beſitzen, aber wenn das Geſchick uns dieſe eine Gunſt verſagte, willſt Du es für ſo ungerecht halten, daß es Dich für die Ungerechtigkeit Deiner Eltern durch Entziehung der Mutterfreuden beſtrafen will? Ich erkenne meine vernünftige Suſanne kaum wieder und fürchte, den Scrupel hat Dir ein Prieſter eingegeben! Wie?“ —

„O nein, nein,“ ſagte ſie beklommen. „So iſt es gewiß nicht, ich bin ganz allein darauf gekommen!“

„Und ſeit wann grübelſt und forſcheſt Du denn Deinem Urſprunge nach, der Dir keine Freude machen, nur Deine Ruhe, Dein ſelbſtgeſchaffenes Glück vernichten dürfte? Ich bitte Dich, laß Dich warnen! Die Entdeckung des Geheimniſſes könnte uns Gefahren bereiten, die Du nicht einmal zu denken vermagſt und —“

„Du kennſt meine Eltern! — Du verbirgſt ſeit Jahren, ich weiß wohl, etwas vor mir. Beobachtungen, die ich an Duverney gemacht, haben mich überzeugt, daß er mich ſelbſt nach Paſſy brachte, daß er Mitſchuldiger meiner Erzeuger und —“

„Und ſo vergifteſt Du Dein Leben, mein einziges Lieb', was ſonſt nur reine Freude wäre? Dies, ſieh', iſt's, was ich ſtets fürchtete, wovor ich mich immer geſcheut. An dem Tage, wo Du Alles wiſſen wirſt, ſind wir vielleicht Beide elend! Ich nahm Dich, ohne zu fragen, woher Du ſtammſt; ſeit wann fragt Liebe danach, ächte Liebe? Und nun hätten wir alles Glück nur deswegen errungen, damit Du an einem

Weh krankeſt, das Du nicht verſchuldet haſt? Höre mich, beſte Frau, höre Deinen einzigen Freund, Dein Theuerſtes im Leben, den Gatten. Sei mit den Vernunftgründen zufrieden, die ich Dir zu bieten vermag, forſche nicht weiter, und vergiß — was ſelbſt ein Gott nicht zu ändern vermag! Ich kenne Deinen Urſprung, ich habe alle Papiere —"

„Und wer — wer iſt's!" rief Suſanne heftig ſchluchzend in fieberiſcher Sehnſucht.

„Ich werde es Dir nicht ſagen, Frau!" rief er finſter. „Nie, denn ich liebe Dich zu ſehr! Dein Urſprung iſt ein ſolcher, daß er niemals anerkannt werden kann! Er iſt nicht nur eine ſträfliche Verirrung der Sinne, ſondern ein entehrendes Verbrechen, deſſen Enthüllung Dir das Herz brechen, uns in's Verderben ſtürzen muß! Deine Eltern ſind Leute, die Dir es nie verzeihen, es vielleicht — rächen würden, daß Du je gewagt, ſie zu kennen! Frage nicht, ſinne nicht! In nichts hab' ich Dir im Leben widerſtanden, als hierin, und auf meinem Sterbebette würde ich mich verklagen, wenn ich Dir Dinge enthüllte, die Gott nur ſchauen und ſtrafen ſoll!"

„Wohl glaube ich das und habe es ſelbſt ſtets gefühlt! Er ſtraft meine ehrloſe Geburt an mir durch ein kinderloſes Alter; wie meine Wiege einſam, ſo wird mein Grab unbeweint ſtehen!" —

„Bei Gott, Suſanne," rief der Gatte grollend, „ich glaube bald ſelbſt, daß ich ein Narr geweſen, wenn ich die Gegenwart für Alles nahm, der Zukunft und der Hoffnung, um den fröhlichen Genuß der Gegenwart entſagte, denn Du gießeſt Qual in den reinen Becher unſerer Freude! Welche Unvernunft, ſich über etwas zu grämen, von dem Du nicht weißt, ob ſein Beſitz Dir nicht viel herberen Schmerz brächte! Tauſende ſtehen verwaiſt und haben ihre Eltern nie gekannt, Tauſende ſind Kinder der Liebe und wiſſen durch Ehre und Tugend den Makel ihrer Geburt zu verlöſchen, ohne je das Glück zu erlangen, das uns erblühte! Die Zeit, beſte Frau, iſt bitter ernſt. Blut, Gewalt, Niedertracht, Verderbniß und Ungerechtigkeit bringt jeder neue Tag, die Beſſeren fallen und die Gemeinheit triumphirt! Jeder Menſch von Herz und Hirn ſieht eine fürchterliche Epoche der Vergeltung über das Land kommen. Wer ſoll da wünſchen, daß er ein Kind habe, welches das erleben muß? Wer kann ſo ſelbſtſüchtig ſein, es den wilden Gefahren auszuſetzen, die über dieſe Generation einſt kommen müſſen, wie das Wetter nach langer Schwüle folgt? Es könnte ein Tag erſcheinen, Suſanne, wo Du vielleicht die Stunde beweinſt, in der Du ein thöricht erſehntes Kind geboren, denn nicht das iſt immer unſer Beſtes, was wir wünſchen. Laß uns, ich bitte Dich, zufrieden ſein, dem räthſelvollen Wenn und Aber nicht nachſinnen, das gut iſt, weil es ſo iſt. Wir haben genug, um mit unſeren Freunden zu leben, ſind geliebt genug, daß es uns nie an ſolchen fehle, und verſagt der Himmel uns, was er Tauſenden oft zur Strafe ſchenkt — nun, ſo laß uns als fröhliche alte Leute ſterben! Wir haben ja wohl noch manches Jahr bis zur erſten Runzel, und bis dahin kann ſich wohl auch — Manches ereignen!“ Er ſchlang lachend, glühend ſeinen Arm um ſie und verſchloß ihren Mund mit Küſſen.

„Mein Herz iſt ſehr thöricht, Caron, aber ſei nicht unwillig, daß es ſo iſt. Ich will mich auch gewöhnen — vernünftig, wie Du ſagſt, darüber zu denken!“

Beaumarchais hätte noch gern ſeine eindringlichen Ermahnungen fortgeſetzt, aber er bemerkte ſeinen Kammerdiener Gomez, den er aus Spanien mitgebracht, die Terraſſe herab ihm entgegeneilen.

„Prinz Conti königliche Hoheit, mein Señor!“

Zugleich erſchien der Prinz im Hintergrunde des Laubenganges. „Gut, gut, bitt' ihn her!“ — Als Gomez zurückeilte, flüſterte Caron: „Ich bitte Dich, Suschen, ſei Deiner Bewegung Herr! Ich wünſchte nicht erſt Dich entſchuldigen zu müſſen. Wir lebten ſchon zu lange in glücklichem Frieden, ſcheint es, da Du ſo emſig ſinnſt, Dir künſtlichen Schmerz zu bereiten; hoffentlich deutet Conti's Anweſenheit nicht auf neue Unruhe."

Suſanne fand weder Zeit zu antworten, noch die Wirkung des Geſprächs auf ihre Perſon ganz zu verwiſchen, denn der Prinz ſtand bereits vor ihnen und reichte Caron gütig die Hand. „Da man Sie im Hotel Conti gar nicht mehr ſieht, muß man wohl zu Ihnen kommen, lieber Beaumarchais."

„Sie beſchämen mich auf's Höchſte, mein Prinz, denn noch bin ich in Ihrer Schuld für die hohe Gunſt und den Beifall, welchen Sie meiner „Eugenie" ſchenkten. Gewiß hätte ich Ihnen aufgewartet, wenn ich nicht befürchtet hätte, da nur trübe Erinnerungen aufzuwecken, wo ich auf die Hoffnung, nützen zu können, verzichten muß."

„Sie haben recht, und ich beneide Sie, daß Sie ſich aus dieſem troſtloſen Gewirr zurückziehen durften, um nur zu lieben und zu dichten." Er ergriff Suſannens Hand und küßte dieſelbe. „Wie glücklich ſind Sie Beide! Und doch, Ihre Züge ſind bewegt, Madame! Ich will nicht hoffen, daß der Schmerz auch in dies Elyſium —" er ließ die Hand der Erbleichenden los.

„Geſtatten Sie, mein gnädiger Prinz, daß — daß ich mich zurückziehen darf!" Suſanne verbeugte ſich und verſchwand, ihre Thränen mühſam zurückpreſſend, in einem Seitengange.

„Mein Gott, Caron, was hat ſie denn? Ich bin zu unglücklicher Stunde gekommen und unterbrach vielleicht —"

„Ein ſo edler Mann wie Sie, Prinz, kann nie zur unglücklichen Zeit in mein Haus kommen, und da Sie es doch bemerkten, ſehe ich nicht ein, weshalb ich Ihnen eine Aufklärung vorenthalten ſoll, wie der Gönner ſie von ſeinem Schützlinge erwarten darf. Kann ohnehin doch eine Zeit kommen, wo Ihre hohe Hülfe, Ihre — Achtung wenigſtens, mein einziger Troſt ſein dürfte!"

„Auch Sie bewegt, Freund? Der leichtlebige, unerſchütterliche Beaumarchais? — Nun, ſo weit ich es wiſſen kann, ſprechen Sie ſich aus, es iſt ja nicht das erſte Geheimniß, was wir mit einander theilen.“

„Und ſicher, was Sie betrifft, nicht das wichtigſte. Da es aber mein einziges und höchſtes iſt, ſo darf ich Ihnen ſeine Bedeutung für mich nicht erſt verſichern. Einſt vielleicht wird auch die letzte Nothwendigkeit, zu ſchweigen, verſchwinden. — Erinnern Sie ſich wohl noch unſerer erſten Bekanntſchaft bei den Prinzeſſinnen Hoheiten, meines Auftrittes mit la Blache und des Augenblicks, da Marquiſe de Vendatour ſo ſeltſam ſich zurückzog?!“ —

„In der That. Sie blieben uns damals die Erklärung ſchuldig, und ich erinnere mich, Sie dabei eben ſo bewegt geſehen zu haben!“

„Weil ich eine fürchterliche, ſchmerzvolle Entdeckung gemacht, von dieſem Augenblicke Gewalt über gewiſſe Leute erhielt, die — die ich ruiniren kann, die aber auch mich in dem Theuerſten vernichten können, was ich mein nenne!“

„Ihre Gattin weiß darum und ängſtigt ſich?!“

„Sie weiß es eben nicht, ſoll es nie wiſſen, — und — gerade der einzige, der thörichte Kummer dieſer kleinen Frau iſt, daß ſie nicht weiß, was zu wiſſen ihr Elend wäre!“

Conti ſah Beaumarchais ſcharf an. Sein Antlitz erhielt das Gepräge des äußerſten Erſtaunens. Dann legte er ſeine Hand auf Beaumarchais' Schulter. — „Entweder ſind Sie mir ganz unverſtändlich, oder ich verſtehe Sie gar zu gut. Bei Ihrer Anſtellung hatten gewiſſe Neider ausgeſprengt, Ihre Gattin ſei — illegitim! — Jetzt erſt empfinde ich lebhaft, was mir ſonſt nur obenhin auffiel. Frau Suſanne ſieht der Marquiſe de Vendatour ſehr ähnlich!!“

„O mein Schöpfer!“ — Kraftlos ſanken Caron die Hände nieder, ſein bleiches Geſicht wendete ſich ab.

„Ich verſtehe Sie! — Uebrig genug iſt's, um mir zu erklären, wie Ihnen gelang, unſere Gegner in einem gewiſſen Schach zu halten. Dies Geheimniß iſt ſo gefährlich, daß es für Ihre Frau verderblich werden kann. Deshalb war es ſehr weiſe, ſich zurückzuziehen; ich kann Ihr Benehmen nur billigen. Sie werden das äußerſte Mittel allein für den äußerſten Fall anwenden, und mir iſt lieb, genug davon zu ahnen, um Ihnen alsdann beiſtehen zu können. Allerdings weiß ich nun nicht, ob Ihnen der Wunſch beſonders willkommen ſein wird, welcher mich herführt."

„Hoheit, Sie finden mich zu Allem bereit, was mit der Kabale nichts zu thun hat. Sie haben mich nicht ſäumig geſehen, als unſere Hoffnungen noch dem Dauphin galten, jetzt hieße es, ſich für ein — Nichts ruiniren!"

„Sehr wahr! Ich komme auch nicht zu dem politiſchen Agenten des Hauſes Bourbon, er iſt mit der einzigen Stütze deſſelben geſtorben, ſondern zu dem Poeten Beaumarchais! Ich will nämlich verſuchen, es Ihnen nachzuthun, und mich im Genuſſe den Verluſt zu vergeſſen zwingen!"

„Der Poet ſteht Ihnen ganz zu Dienſt, Monſeigneur! Doch was iſt es!"

„Vielleicht haben Sie gehört, Caron, daß der Großadmiral von Frankreich, Herzog von Penthièvre, ſeinen einzigen Sohn, den Prinzen von Lamballe, an die ſchöne Prinzeſſin von Savoyen-Carignan, die Tochter meiner Schweſter, verheirathen wird?"

„Es iſt ſeit länger davon die Rede, Hoheit. Auf dieſe Weiſe würde aber das Haus Conti mit Orleans direct verwandt werden, denn ich höre, Demoiſelle Adelaide de Penthièvre wird Prinz Chartres heirathen?"

„Leider, und das verbittert mir ſehr die Freude, das Kind meiner verſtorbenen Schweſter für immer in meiner Nähe zu haben. Es iſt aber nicht das erſte Mal, daß die Contis und Orleans ſich verbanden, meine geſchiedene Frau war auch eine Diane von Orleans. Sie ſehen, welche Früchte das getragen. — Lamballe iſt indeß ein liebenswürdiger, edelherziger Charakter, meine Nichte ſchön und vortrefflichen Geiſtes. Mein Wunſch iſt nun, daß am Lendemain ein allegoriſches Feſtſpiel ſtattfinde, vielleicht mit Muſik, und Sie aus Freundſchaft für mich es dichten mögen. Schlagen Sie mir's ab?"

„Mein Prinz, wie können Sie glauben, ich ſchlüge Ihnen etwas ab, das mir nicht nur Ehre, ſondern Ihnen Vergnügen macht. Aber Beſorgniß, — ja Bangigkeit beſchleicht mich! Ich muß mit Orleans und Chartres zuſammentreffen, vielleicht gar mit den Vendatours und Blaches. Ich wünſche dieſe Leute zu vermeiden, wie ſie mich meiden.“

„Würden Sie, mein Lieber, für ſich ſelbſt der gewandten Klugheit nicht fähig ſein, welche Sie im Dienſte des Dauphins ſo vortrefflich übten? Thun Sie doch gar nicht, als ob Sie die Leute kennen! Ich glaube nicht, daß es in dieſem Falle Herrn Orleans ſelbſt angelegen ſein kann, daß durch ihn die Gaſtfreundſchaft des Hotels Penthièvre verletzt wird. Wenn der Herzog von Penthièvre den Chevalier Beaumarchais, Conti's Freund, officiell einladet, will ich ſehen, wer Sie mit gehäſſigen Augen anſieht!“

„Ich bin mit jedem Einwande zu Ende!“

„Alſo werde ich Sie morgen dem Großadmiral vorſtellen, und Sie können die Feſträume ſehen. Darf ich auf Sie rechnen?“ —

„Gewiß, Hoheit!“

„Sie wiſſen, Caron, daß Sie einen Freund immer behalten werden, mich! Alſo es gilt dem Lendemain meiner Nichte! Wählen Sie mir ja die ſchönſten Verſe!“ —

Beaumarchais begleitete den Prinzen bis an's Portal. Dann ſchritt er düſter ſinnend zurück. —

„O Fatum, Fatum, Du biſt doch keine leere Fiction! — Dem Gewühle der Intriguen entriß ich mich, ſinke der Poſie an's Herz, um Ruhe zu finden, und die Poeſie führt mich wieder in den Strudel zurück! — Werde ich ihm noch einmal glücklich entwiſchen?! Es iſt da ein dämoniſcher Schatten in meiner Seele, der nicht weichen will! Ein nebelhaft Geſpenſt, das mich drohend immer umtanzt und — gut denn! Man muß den Geſpenſtern auf den Leib rücken, es iſt die einzige Manier, ſie loszuwerden!“ —

14.

Der Lendemain der Prinzeſſin von Lamballe.

Auf der Straße St. Honoré, vor Zeiten der Stolz der Pariſer, zwiſchen dem Ludwigsplatze und Kloſter der Filles de la Conception, lag vordem das alte Luxemburg. Wiewohl es bedeutend kleiner war, als das Petit-Luxembourg oder Maiſon Orleans im Quartier St. Germain jenſeit der Seine, nannte man es doch Grand-Luxembourg, bezeichnender aber zur Zeit Hotel Penthièvre. Hier war der Centralſitz der franzöſiſchen Marine, die Großadmiralität. Von hier aus gingen die Befehle an alle Häfen, die Flotten und Colonien. Das Hauptgebäude nach der Straßenfront, aus den Zeiten Franz I. datirend, hatte neun Fenſter zwiſchen breiten, dicken Pfeilern und war einſtöckig. Sein hohes, ſchweres, ſtumpfwinkeliges Dach erhöhte noch den ernſten, compacten Eindruck des Gebäudes. Hoch am Simſe über der vorgebauten Einfahrt, die links und rechts durch thurmartige Vorſprünge flankirt wurde, zwiſchen denen die vergoldete Brüſtung des Balcons hervorſah, glänzte über zwei gekreuzten goldenen Ankern das Wappen der königlichen Bourbonen und des verwandten Hauſes Penthièvre. In Art florentiniſcher Bauten zeigte das Erdgeſchoß den nackten verwitterten Werkſtein, aus welchem das Gebäude errichtet worden, und kleine, ziemlich hoch angebrachte ſtark vergitterte Fenſter, welche vielleicht vordem zur Vertheidigung dienen mochten, jetzt indeß den Canzeleien und Dienſtwohnungen des Herzogs angehörten. Auf dieſem Geſchoß erhoben ſich zwiſchen Säulen die ſtattlichen Wohn- und Repräſentationsräume. Rechtwinkelig, die ganze Tiefe des Grundſtücks entlang, dehnte ſich ein Flügel, welcher den Hof umſchloß, nach der Gartenfront Zimmer zu des Herzogs Gebrauch, nach dem Hofe und dem Place Louis hin aber Bureaux höherer Marinebeamten und Wohnungen der Umgebungen des Großadmirals enthielten. Rechts an die Straßenfront des Hotels ſtreckte ſich bis zum vorerwähnten Nonnenkloſter eine Mauer mit überſtehendem eiſernen Dächelchen. Auf demſelben, zwiſchen bronzenen Stangen, zog ſich ein vergoldetes Netzwerk als eine Art Geländer hin, von Epheu und wildem Wein durchflochten, über welches grün und dunkel in ewigem Schweigen Akazien, Ahorn- und Kaſtanienbäume mit ihren hohen träumeriſchen Häuptern in's Gewühl der Straße ſchauten. Nicht dieſe ruhige, ernſte, faſt drohende Majeſtät war's, was den Pariſern allein imponirte und das Hotel Penthièvre ſo intereſſant machte, ſondern der japaniſche Pavillon, welcher am Ende des Gartens, da, wo ſeine Mauer an den Garten des Nonnenkloſters ſtieß, ſich mit ſeinem luſtig bunten Holzbau, zackigen blaugrünen Doppeldach erhob, an welchem zahlloſe vergoldete, beim leiſeſten Lufthauch klingende Glöckchen hingen. Das glänzend lackirte, buntgefärbte Holz, von dem man es erbaut, die grinſenden Götterfratzen und fabelhaften Thierleiber, mit welchen man es geſchmückt hatte, und der nicht weniger ſeltſam fremdländiſche Inhalt des Pavillons, den man erblickte, ſobald die bunten Glasfenſter geöffnet waren, gaben von jeher der Phantaſie der ſinnlich leicht erregten Bevölkerung die ausgedehnteſte Nahrung, und obwohl dies Wunder ſchon ein paar Generationen ſtand, ſeine grellen Farben und Bilder matter geworden, gab es doch keinen ächten Pariſer, der nicht dem neugierigen Fremden den Pavillon Penthièvre mit eben ſo gerechtem Stolze wie das

Louvre oder Notre-Dame gezeigt hätte. Es war wirklich ein ſeltener Schatz, den der Pavillon enthielt, nämlich in ſeinen beiden Etagen eine zwar bunte, ungeordnete, aber erleſene Sammlung aller der fremdländiſchen Seltenheiten, die kühne Seefahrer dem Herzoge während ſeiner langen Amtsführung als Zeichen der Ehrfurcht mitgebracht. Der ſeltſamen, geheimnißvollen Anekdoten, welche das Hotel bergen ſollte, und zu denen ſowohl der Ort wie die Wunderlichkeit des ernſten Herzogs, der es oft liebte, den Braminen oder Mandarinen zu ſpielen, die unſchuldige Veranlaſſung gegeben hatte, gab es unzählige. Er ſelbſt kümmerte ſich in Wahrheit außer ſeiner Amtsſphäre und der höchſt ſtrengen ariſtokratiſchen Erziehung ſeiner beiden Kinder um nichts, als ſeinen Schatz im Pavillon, er war ſein Glück. Er liebte es, hier ſeinen träumeriſchen Studien obzuliegen, mit den Händen auf dem Rücken, die gemauerte, auf dicht berankten Bogen ruhende, angrenzende Terraſſe des Abends auf und ab zu wandeln, oder dort gravitätiſch ſeinen Thee einzunehmen und ſich von den Leuten begaffen zu laſſen. Bei ſchlechtem Wetter hingegen beſuchte er durch die Colonnade, welche dieſe Terraſſe zugleich bildete, ſein orientaliſches Eden. Mit dem japaniſchen Häuschen in gleicher Linie, die Perſpective des Gartens abſchließend, welche die hohen Bäume und die verſchnittenen Taxushecken begrenzten, befand ſich ein anderer großer maſſiver Pavillon, deſſen Hinterwand einen Halbkreis bildete und deſſen flaches Kupferdach vorn auf zwei ſtarken, ſteinernen Säulen ruhte. Dieſer tempelartige Bau ſchien wie für ein Theater geſchaffen, ſobald der Raum zwiſchen den Säulen durch einen Vorhang geſchloſſen wurde; hier ſollte auch derjenige Theil der Feſtlichkeit begangen werden, zu welchem Conti Beaumarchais' Hülfe in Anſpruch nahm. — Letzterer wurde, wie verabredet, dem Herzog von Penthièvre vorgeſtellt, und war ſo glücklich, dem alten Herrn nicht allein als Bewunderer ſeiner Raritäten zu gefallen, ſondern ihn auch durch die Idee in Entzücken zu verſetzen, den vorzüglichſten Theil derſelben bei der Feſtvorſtellung den Augen ſeiner vornehmen Gäſte zu entſchleiern. Conti bemerkte mit Vergnügen, daß Penthièvre den gewandten Beaumarchais bald als die unentbehrlichſte Perſon bei der Vermählungsfeier anſah. Alles ward auf's Heimlichſte betrieben, um zu überraſchen, und der Herzog bot verſchwenderiſch die Hand, Außerordentliches an Pracht und Geſchmack zu leiſten. — Von den drei Feſttagen der Vermählung ward am erſten das Brautpaar dem Könige zu Verſailles vorgeſtellt und in ſeiner Gegenwart der Ehepact geſchloſſen; es war ein Hoffeſt im ſtrengſten Sinne. Am andern Tage fand die Vermählung in der Schloßkirche zu Verſailles, dann Präſentationscour vor den Neuvermählten in den Prachtgemächern des Penthièvre ſtatt. Das Lendemain endlich war ein Familienfeſt, zu welchem beſondere Einladungen ergingen. Das glückliche Ohngefähr ſchien den Glanz deſſelben noch zu erhöhen. Admiral Bougainville nämlich, der erſte Franzoſe, welcher die Welt umſegelt, war von ſeiner faſt dreijährigen glänzenden Expedition zurückgekehrt. In ſeiner Begleitung befand ſich der ritterlichſte Soldat ſeiner Zeit, den die Armee anbetete, Fürſt Otto von Naſſau-Siegen, der ſein Geſchick auf die Spitze ſeines Degens geſetzt, und der Chevalier d'Oraiſon, ein kecker Jäger und Pilot, welcher ſich in der Wildniß und auf den Wellen allein wohlbefand. Sie eilten, ſich dem Herzog, dem Könige wie Choiſeul vorzuſtellen, und ſelbſtverſtändlich wurden ſie von dem entzückten Großadmiral zur Vermählung ſeines Sohnes eingeladen.

Der Trauungsact und das Feſtmahl bei dem Monarchen waren vorüber, die Verwandtſchaft des jungen Paares begab ſich in glänzenden Carroſſen nach Paris zurück, und die Vorzimmer des Hotel Penthièvre füllten ſich mit Notabilitäten, welche dem Prinzenpaare ihre Huldigungen zu bringen wünſchten. — Beaumarchais, mit den letzten Vorbereitungen ſeines Gartenfeſtes beſchäftigt, hatte den Prinzen von Lamballe kaum flüchtig, die Prinzeſſin noch gar nicht erblickt. Noch einmal alle ſeine Bühnen überſchauend, verließ er den künſtlichen Verſchlag, welcher den hinteren

Theil des Gartens den Blicken Neugieriger verbarg, und ſchritt auf einem dunkeln Seitenpfade langſam nach dem Hotel, um von der Galerie des großen Saales der Cour beizuwohnen, vor Allem die Braut zu ſehen, der ſeine Dichtung galt. Er ſann eben nach, wie er ſein Benehmen, falls er ſeinen Feinden begegne, einzurichten habe, als er die Stimmen zweier Männer vernahm, welche den Gang heraufkamen. Da der Garten für heute Jedem, Penthièvre und Caron ausgenommen, geſchloſſen war, ſo mußte ihn die Anweſenheit derſelben befremden. Er trat in's Dickicht, um die langſam Vorbeiſchreitenden zu betrachten.

„Ich wünſchte,“ ſagte der Eine heftig, „der Sahib von Madras hätte mir wirklich das Hirn geſpalten und ein Leben geendet, das ſeines Lichtes, ſeiner Wonne, der letzten thörichten Hoffnung beraubt iſt! Ich habe mich entſchieden, ich trete nicht wieder in die Armee zurück! Da ich nicht ſein darf, wozu die Geburt mich machte, will ich bleiben, was ich bin, ein Abenteurer!“

„Sie ſind alſo ernſtlich in die ſchöne Lamballe verliebt, armer Fürſt, und müſſen nun in die Heimath zu der albernen Stunde kommen, wo die Dame Ihres Herzens an ein prinzliches Milchgeſicht verheirathet wird, das den Admiralsrock trägt, ohne je Salzwaſſer gerochen zu haben! Und man ladet Sie noch förmlich ein, Ihr Elend zu ſehen? Das iſt diaboliſch von der Dame!“

„Ich erſuche Sie, d'Oraiſon, die Prinzeſſin nicht zu beſchuldigen. Sie weiß ſo wenig, daß ſie von mir geliebt wird, wie ſie nicht weiß, welche arme Blume eben ihr Fuß zertritt. Als wir im Frühjahr 66, wie Sie wiſſen, in Marſeille unſere Ausrüſtung abwarten mußten und ich nebſt Bougainville vom Herzog von Savoyen, ihrem Vater, acht Tage nach Chambery geladen wurden, ſprach ich ſie oft und lange genug, um ſie für's ganze Leben zu lieben!“

„Ich erinnere mich, wie Bougainville erzählte, daß die Dame Ihren Schickſalen ſehr viel Theilnahme erwies. Faſt hätte ich ſchwören mögen, es ſei dabei etwas Liebe!“

„Liebe?! Chevalier, dann hätte ſie nicht den Lamballe genommen!“

„Eine Prinzeſſin!! — Hatte je eine Prinzeſſin nach dem Herzen zu wählen? Sie wird gewählt! Man ſteckt ſie in's Kloſter, oder in den Brautſchleier, ſie iſt ein überflüſſiges Möbel oder eine Waare, je nachdem ſie eben diplomatiſchen Cours hat. Erſt wenn dieſe armen Perſonen das Glück haben, Wittwen zu werden, ſind ſie leidlich unabhängig. Prinzeß Lamballe könnte Sie alſo eben ſo gut lieben, wie —“

„Wollen Sie mein Herz verführen, d'Oraiſon? Mich mit Nichtigkeiten belügen, um mein Geſchick erträglich zu machen? Zum Glück fällt mir tagtäglich ein, daß ich ein Fürſt ohne Land, ein glänzender Bettler bin, den die Juden mit Wechſeln ſo gierig verfolgen, wie ſeine Bewunderer! Fort von hier iſt die Loſung, dahin, wo ich das Letzte, Dümmſte zu verlieren habe, was ich kenne, das Leben!!“

„Beim Wiſchnu, ich bin dabei! Laſſen Sie uns auf der Windroſe würfeln, um zu wiſſen, wohin! Zu der neuen Fahrt gehört aber Geld, was wir Beide nicht haben. Die königlichen Kaſſen ſind leer, und ſtatt unſere Auslagen zu vergüten, wird man uns mit Artigkeiten abfüttern.“

„Wenn ich eben um Sold dienen muß, werde ich fremde Dienſte nehmen, in Rußland oder in Spanien, nicht hier, wo ich ihr im Obriſtenrock unter den Augen bleibe, ein Gegenſtand des Mitleids!“ —

„So bleibt mir nichts übrig, als mit gutem Humor in die Arme der runden, nackten Königswittwe Wavrateva zurückzukehren!“ lachte d'Oraiſon.

„Um König von Otahaiti zu werden? König Oraiſon der Erſte! Macht mich dann nur zu Eurem erſten Fächerträger, Sire, haha!“ — — Caron, im Gebüſch nebenher ſchleichend, hatte, beſchützt durch das Abenddunkel, Alles gehört. Ein ſeltſames Intereſſe für den Fürſten, deſſen Edelſinn, deſſen ritterliche Thaten er ſo oft preiſen gehört, ergriff ihn. Sich ſelbſt nicht Rechenſchaft von ſeinem Entſchluſſe gebend, blos durch die Lage des Souverains ergriffen, welche der ſeinen vor Zeiten im Pigeonnier ziemlich ähnlich war, trat er Beiden plötzlich aus dem Seitengange in den Weg.

Das Geſpräch der Seefahrer brach ſofort ab. —

„Wer iſt hier?" rief Siegen und legte die Hand an den Degen.

„Ich glaube, der Schlingel lauert unſerm Geſpräch auf?" und Oraiſon faßte Caron bei der Bruſt.

„Pfui, Majeſtät von Otahaiti, wie können Sie ſich ſo wegwerfen!" erwiederte Beaumarchais. „Helden fechten nicht zu Zweien gegen Einen!"

„Sie haben das vertraute Geſpräch von Cavalieren wie ein Bube belauſcht," ſagte Siegen heftig, „ſich in Beſitz von Geheimniſſen geſetzt, die für ein fremdes Ohr nie beſtimmt waren! Sie ſollen von hier nicht lebendig gehen dürfen, um meine Ehre zu mißbrauchen!" —

„Wer ſagt Ihnen, mein Fürſt, daß ich nothwendig ein Spion ſein muß? — Wenn ich nun ein Freund wäre, und Ihnen lieber zu nützen, ſtatt zu ſchaden wünſchte?"

„Ich kenne alle meine Freunde, mein Herr! Keiner wäre fähig, ſich unaufgefordert in mein Vertrauen zu drängen!"

„Und ich, Hoheit, pflege nicht Jedem mein Wohlwollen aufzudringen. Da heute indeß nur mir bekannte Perſonen befugt ſind, dieſen Garten zu betreten, war es natürlich, daß mich die Anweſenheit Fremder beunruhigte. Nicht aus Furcht, ſondern aus Achtung vor dem erlauchten Helden Naſſau-Siegen, aus Verehrung vor einer Dame, deren Onkel mein Gönner iſt, werde ich ſchweigen. Wollen Sie indeß die Gnade haben, mit mir einen Gang durch den Garten zu machen, ſo werden Sie ſich überzeugen, daß ich Ihnen, in welcher Art es ſei, nützlich werden kann und dazu freiwillig bereit bin!"

„Das iſt in der That auffällig!" ſagte Siegen erſtaunt. „So bliebe mir keine Wahl, als Ihnen die Unterredung zuzugeſtehen!"

„Ich werde das nicht dulden," fiel d'Oraiſon heftig ein, „wenn ich nicht weiß, wer er iſt!"

„Ich heiße Beaumarchais. Zur Sicherheit Seiner Hoheit können wir in dieſem Gange auf und nieder gehen, ſo daß der Chevalier uns beobachten kann, ohne uns zu hören; der Mond ſcheint hell genug!"

„Sind Sie närriſch, d'Oraiſon? Es iſt Beaumarchais, der Schriftſteller und Muſiker, der Finanzmann und Politiker, deſſen Einfluß vor unſerer Abreiſe alle Cirkel erfüllte, deſſen Glück alle Dümmlige erbittert hatte. Kommen Sie, mein Herr, vielleicht kann ich Ihnen ablernen, wie man die Ungunſt des Geſchickes überwindet!"

D'Oraiſon brummte einen Seemannsfluch, blieb aber zurück, als die Anderen ſich in der Tiefe des Gartens verloren.

„Was haben Sie mir zu ſagen?" begann Siegen nach einer Weile.

„Für's Erſte geſtehe ich Ihnen, daß ich Ihr ganzes Geſpräch mit dem Chevalier wörtlich anhörte. Ich würde dieſe Indiscretion nicht begangen haben, wäre mein warmer Wunſch, Ihnen zu dienen, nicht Schuld daran. Wer wie ich einſt empfand, welch nagendes Gefühl es iſt, trotz allen Talents den Sorgen und der Erniedrigung ausgeſetzt zu ſein, den muß das Schickſal eines Mannes betrüben, welcher hochgeboren wie Sie, voll edlen Sinnes und vorzüglicher Gaben, verdammt iſt, als Abenteurer zu leben, indeß Schufte und Narren Reiche regieren! Ich wünſchte längſt das Schickſal durch ein angemeſſenes Opfer zu verſöhnen, und offerire mich Ihnen als Banquier von viermalhunderttauſend Livres. Kein Geſchenk iſt's, denn Sie werden mich bezahlen, mein Fürſt, ſobald Sie können. Und Sie werden es einſt gewiß können, weil Frankreich Ihres Herzens und Armes noch benöthigt ſein wird! —

„Herr Beaumarchais, das reden Sie nicht aus ſich! Sie ſind *beauftragt*, mir dies Anerbieten zu machen, das —"

„Halt! Sie irren ſehr, wenn Sie glauben, daß ich als

Agent der Frau Prinzeſſin von Lamballe zu Ihnen ſpreche.
Ich darf dieſe Illuſion nicht dulden, um der Ehre der
Prinzeſſin, um Conti's willen, dem ich höchſten Dank ſchulde.
Ich habe die hohe Frau noch nicht geſehen, denn erſt vor-
geſtern langte ſie an, und wenn ich Ihnen meine Schatulle
anbiete, iſt damit keine andere Bedingung verkauft, als daß
Sie Ihr Glück gründen, hier, oder wo es Ihnen gut
ſcheint. Wollen Sie lieber jedem Andern, eher Wucherern
verpflichtet ſein, oder gar einen ſchmutzigen Gedanken bei
der Dame Ihrer Neigung annehmen?"

„Nein, beim Himmel, das nicht!" rief Siegen. „Haha,
borgt nicht die Blume ihr Licht von der Sonne, iſt nicht
die weite Natur ein ungeheures Leihhaus? Warum ſoll
Siegen, der Glücksritter, nicht von ſeinem bürgerlichen
Collegen Beaumarchais leihen? Verzeihen Sie nur einem
Unglücklichen, der in ſeiner Bitterkeit glaubte, die Prinzeſſin
Savoyen-Carignan aus bourboniſchem Blute habe ſich ſo er-
niedrigt, ihn durch eine Geldſumme für den Verluſt ab-
finden zu wollen, den heute ſein Herz erlitt!"

„Fürſt, Fürſt! manch' wackerer Mann ward durch ver-
derblichen Wahn und thörichte Liebe vernichtet! Ich be-
ſchwöre Sie, ſich klar zu werden über Ihre Gefühle! —
Glauben Sie denn, daß die Prinzeſſin überhaupt weiß, ſie
ſei von Ihnen geliebt?"

„Ich weiß es nicht, Caron!" —

„Glauben Sie ſich wieder geliebt?"

„Ich bezweifle es!" —

„Wünſchen Sie es denn zu wiſſen, Hoheit?" —

„Soll man nicht ſtets die Wahrheit wünſchen, wenn
an ihr das Herz geneſen kann?"

„Würde denn Ihre fürſtliche Seele ruhiger ſein, wenn
Sie die Ueberzeugung gewännen, nicht geliebt zu werden,
aber die Ruhe der angebeteten Frau fruchtlos geſtört zu
haben? Oder würde Sie's mehr tröſten, ſich von einer
Dame heimlich geliebt zu ſehen, die, ohne ſich zu entwür-
digen, Ihnen nicht zugehören darf?"

„Sie zerreißen mein Herz! Nie will ich das, keins von

Beiden! — Ich will nichts wiſſen! — Dreißigtauſend Livres werden genügen, mir fortzuhelfen. Ich reiſe, ohne die Prinzeſſin, ohne Frankreich wiederzuſehen, und der Kriegsgott mag entſcheiden, ob ich — als Ihr Schuldner ſterben ſoll!“ —

„Mein Fürſt, der Volksmund nennt Sie den letzten Ritter, den Bayard dieſer Zeit; man hat nicht gelogen. Soll dieſe Zeit denn ihres letzten Helden entbehren? Will er ſich in Wildniſſen durch ferne Kämpfe für ein gleichgültig Recht hinopfern, wo er dem ſchönen Frankreich ſeinen Retterarm leihen, wo unter den Augen ſeiner Dame ihn ſeine ſtille Liebe zu unſterblichen Thaten begeiſtern kann?“

„Ich verſtehe Sie nicht, Herr Beaumarchais. Frankreich erretten, unſterbliche Thaten verrichten? Hier? Hahaha, in dem Staate, der ſo reich an Maitreſſen, wie arm an Ruhm iſt, deſſen allgemeines Elend —“

„Ihn wahrſcheinlich einer Umwälzung zutreibt, ja! Und Sie könnten die Frau Ihrer Liebe dieſem Strudel ſorglos entgegeneilen, im allgemeinen Schlamm verſinken ſehen, ohne Ihr Schwert in die Wage des Geſchicks zu werfen, und wie Perſeus Andromeden vom Fels zu erlöſen?!“ —

Fürſt Naſſau-Siegen fiel Beaumarchais jubelnd um den Hals. „Fordern Sie Alles von mir! In ſolchem Streite fallen zu können, den letzten Blick zu ihr gewendet, iſt mehr werth, als ein Leben im Purpur! Was ſoll geſchehen, welche Opfer fordern Sie von meinem Muthe?“

„Daß Sie ruhig der Prinzeſſin begegnen, ohne ſich zu verrathen, und dann Paris für einige Zeit verlaſſen, um den Verſuchungen Ihres Herzens zu entfliehen. Ich werde Ihre finanziellen Verhältniſſe inzwiſchen ordnen. Richten Sie ſich ſo ein, daß meine Briefe Sie ſtets erreichen können. Jeder Tag gebiert hier Neues; was heute war, kann in Monden verändert ſein, als wäre es nie geweſen, und ob Fortuna ihr Füllhorn wendet, oder Nemeſis in die Tuba ſtößt, Naſſau-Siegen ſoll auf der Wahlſtatt ſein!!“

„Das ſchwört Ihnen ein Mann, der auch im Bettlerkittel fürſtliche Gefühle hegt, ſchwört es Ihnen bei der keuſchen Liebe zu ihr, die ihm entriſſen ward, ehe er ihr ſagen konnte, wie heiß er ſie liebe!!“ —

Sie ſchritten zu Oraiſon zurück. Fürſt Naſſau winkte dem Chevalier, und ſie gingen dem Hotel zu, deſſen Fenſter im Kerzenſchein erglühten.

„Ich erbitte mir morgen früh Ihren Beſuch, Hoheit,“ ſagte Beaumarchais, „Rue des Ormes, im Hotel Piron. Hier müſſen wir uns trennen.“ Beaumarchais verbeugte ſich und ſie ſchieden. —

Der Feſtſaal prangte in vollem Schmucke ariſtokratiſcher Würde. Auf den Gallerien befanden ſich Marine- und Miniſterialbeamte mit ihren Frauen, Perſonen von Rang und Auszeichnung, welche gleichwohl dem Hauſe Penthièvre nicht nahe genug ſtanden, um die Ehre der officiellen Präſentation zu beanſpruchen. Dieſelbe war bereits im vollen Gange. Das mittelſte Balconfenſter hatte man durch eine weite rothe Draperie, einen ſchweren Brocatteppich, verhangen, auf welchem das königliche Lilienwappen, darunter das der Häuſer Penthièvre und Savoyen-Carignan gewirkt war. Er war links und rechts mit blühenden Gewächſen, Armaturſtücken, Flaggen und Symbolen der Schifffahrt umgeben, vor ihm auf einer rothen Eſtrade von zwei Stufen befanden ſich zwei Seſſel für die Neuvermählten, welche die Huldigung der Ariſtokratie entgegennahmen. An der Seite der Braut ſtanden die Prinzen Conti, die Herzöge Noailles, Luines, Broglie, der alte Richelieu und die königlichen Prinzeſſinnen Töchter; es waren die verſprengten Reſte der Partei des verſtorbenen Dauphin, welche ſich durch den Zwang der Etiquette hier zuſammenfanden. An des Prinzen Lamballe Seite ſtanden ſein Vater, Großadmiral Penthièvre, ſeine Schweſter Adelaide, Herzog von Orleans und Prinz Chartres, Herzog St. Albin und das Ehepaar La Blache, Marquiſe de Vendatour endlich mit ihrem

Schwager, dem Herzoge. Den Hintergrund bildeten Damen und Cavaliere. Die Vorzuſtellenden traten durch das Hauptentrée, umſchritten im Zuge die linke Seite des Saales, und gingen nach der Begrüßung die rechte Seite hinab, um ſich dort in bunte Gruppen aufzulöſen.

Wenn ſchon für alle Anweſenden die junge Braut, welche man von einem kleinen, friedlichen Hofe in dieſe glänzende, kabalenreiche Welt verſetzt, Gegenſtand verſchiedenſter Beobachtungen und Folgerungen wurde, wie viel mehr mußten nicht Beaumarchais' Blicke an ihr hängen, der ſie nicht allein mehr als Object ſeiner Dichtung, als Conti's Nichte, ſondern nun als die heimlich und ſchwärmeriſch geliebte Dame eines unglücklichen Fürſten anſah, in dem die Armee ein Ideal kriegeriſcher Romantik verehrte. Wunderſam war ſein Gemüth geſtimmt, daß Zufall oder höhere Fügung ihn in dem Augenblicke dem Fürſten helfend zugeführt, wo er damit zugleich dem Hauſe Conti und Penthièvre einen wichtigen Dienſt leiſten, die Prinzeſſin wie Siegen vielleicht vor einer Verirrung behüten konnte, welche ſchwere und unberechenbare Folgen nach ſich ziehen mußte.. Bei dem Flüſtern ringsum konnte Caron ſelbſtverſtändlich aus der Entfernung nichts von den Begrüßungen vernehmen, welche das junge Paar wie ihre Umgebung mit den Ankommenden wechſelte. Alles glich einer großen theatraliſchen Pantomime, die an ihm vorüberglitt. Um ſo mehr ſtrengte er ſich an, aus Bewegungen, Mienen und gegenſeitigem Verhalten der Betreffenden ſeine Schlüſſe zu ziehen.

Ein Mädchen von achtzehn Jahren, in der vollen Lieblichkeit ihres Brautſtandes, iſt ſtets für Jung und Alt ein Ziel der Bewunderung wie des Verlangens, aber die Schönheit der Prinzeſſin Louiſe von Savoyen-Carignan, nunmehr Herzogin von Lamballe, war ſo ſeltener, Alles überſtrahlender Art, daß ſich in ihr jene makelloſe Vollkommenheit des Weibes zu offenbaren ſchien, welche wir in den plaſtiſchen Göttergeſtalten der Alten verehren. Nicht der blonde, üppig weiche, roſig angehauchte Reiz der Venus, welcher alle Sinne zum Genießen ſtachelt, war ihr Theil, ſondern das ebenſo vollendete wie ſtrenge Ebenmaß, der Marmornacken und Arm, das lieblich ernſte Haupt einer jugendlichen Minerva. Ihr großer, ſeelenvoller Blick, die langen dunklen Wimpern unter ſtolzen hochgeſchwungenen Brauen, die Ringellocken des üppig vollen Haares, deſſen dunkler Glanz nur wenig durch den Silberpuder verlor, die Sanftheit und doch charaktervolle Reinheit ihres griechiſchen Profils erhoben ihre Lieblichkeit zur Anmuth, die ſinnliche Schönheit zur idealen Hoheit. In ihrem himmelblauen Kleide von Sammetbrocat, durch Demanttropfen und Perlen umſchimmert, glich ſie einer Königin, die unbewußt mit dem Adel ihres Weſens alle Herzen überwindet. Dabei gehörte ſie nicht zu den kalten, ſchroffen Schönheiten, denn man wußte nicht, ob man ihr ernſtes, gedankenvolles Sinnen, oder ihr zauberiſches Lächeln mehr lieben ſollte. Außer dieſem Allen erhielt ihr Antlitz aber noch einen, ſich ſelbſt in Heiterkeit gleich bleibenden, unvergeßlichen Ausdruck, den man nicht ſtilles Wehe oder Entſagung, noch weniger finſter nennen konnte, welcher ihr aber etwas wehmuthvoll Beſchauliches aufdrückte. Wußte man auch nicht, worin dieſer ganz eigenthümliche Zug lag, er war dennoch ſo rührend und ehrfurchterweckend zugleich, daß es Beaumarchais ſchien, als müſſe er für ſie gegen eine unſichtbare Gefahr kämpfen, die ſie vorempfand. Er begriff, daß ein Naſſau-Siegen ſie wohl lieben müſſe. — Bald hörte ſie freundlich auf einige Bemerkungen ihres Oheims Conti oder ihres Schwiegervaters Penthièvre, bald ſchien ſie in ruhigem Wohlwollen mit ihrem Gemahl Worte zu wechſeln, oder erwiederte mit vornehmem Anſtande die Begrüßungen der Herantretenden, welche ihr Schwiegervater vorſtellte. Mitunter lächelte ſie über einen leichten Scherz ihrer Schwägerin Adelaide.

Orleans, verſchloſſenen Stolzes, muſterte lauernden Blickes Jedermann, ſchien alle Worte und Geberden zu ſtudiren, während ſein Sohn Chartres, bei welchem die Erziehung, der man ihn ſeit der Audienz bei der Marquiſe unterzogen, wunderbar angeſchlagen zu haben ſchien, mit der leichten Glätte eines galanten Roués ihm Sarkasmen zuflüſterte, Schmeicheleien an ſeine künftige Braut Adelaide de Penthièvre ſandte, oder dem jungen Ehemann, ſeinem zukünftigen Schwager, mit einem heißen Seitenblick auf Prinzeſſin Lamballe, ein Bonmot in's Ohr flüſterte. Manchmal wendete ſich Orleans zu Marquiſe de Vendatour, die, feierlich wie immer, die ganze Ceremonie als eine unumgängliche Arbeit abthat. Die unbedeutendſte Erſcheinung war wohl der Bräutigam, Prinz Lamballe ſelbſt. Er war hübſch, aber ein Weichling, ſein Geſicht zeigte viel Güte, aber auch Schwäche, er ſchien eben geboren, bevormundet zu werden. Das Beſte an ihm ſchien die ſchüchterne Verehrung, welche er ſeiner jungen Gemahlin bewies.

Beaumarchais, ſo ſeine alten Gegner und dies holde, reine Weib unter ihnen erblickend, auf Siegen's Präſentation und ihr Benehmen dabei gleich begierig, befand ſich in der äußerſten Spannung. Noch war der Fürſt nicht im Saale zu erblicken, noch hatte der Schweizer mit dem Stabe an der Thür ſeinen Namen nicht genannt. Weit über die Brüſtung gelehnt, das Lorgnon am Auge, muſterte Caron unruhig die Anweſenden. —

Während ſo der Empfang ſeinen pomphaften Reigen zog, näherte ſich Marquiſe de Vendatour Orleans.

„Es iſt Jemand hier, mein Herzog, deſſen Bekanntſchaft Ihnen intereſſant ſein wird!“

„Mir, Marquiſe? Das muß ein Gegner ſein!“

„Wer iſt's denn? In welcher Richtung?“ fiel Chartres ein, der das Geſpräch vernommen.

„Es iſt Beaumarchais! Graf Blache machte mich aufmerkſam. Der Herr auf der Gallerie rechts in violetter Moire, er ſieht eben durch ein goldenes Glas. Ich glaube, ſeit der Audienz im Oeil-de-boeuf und dem Verſöhnungsact im Sonnentempel muß er dem Hauſe Orleans im Gedächtniß ſein!“

„Und Sie, heilige Diane,“ ſagte Chartres ſpöttiſch, „ſcheinen bei ſeinem Anblick trotz aller Tournüre in Wallung zu gerathen; iſt er Ihnen auch unvergeßlich?“ —

„So lange ich nicht gerächt bin, gewiß!" —

„Ah, wegen des la Blache ja wohl?"

„Wegen einer weit älteren Geſchichte. — Graf Falcoz iſt Manns genug, allein ſeine Affairen auszumachen, wenn es Zeit iſt; auch ich werde an jenen Mann kommen!"

„Das iſt hübſch!" lachte Chartres. „Ich hoffe, Caron ſoll ſich mit gewohnter Schlauheit wehren und Ihnen jeden Stoß aufrichtig zurückgeben!"

„Die Wunde, welche ich ihm bereite, Prinz, wird tödtlicher ſein Leben treffen, als der Tod!" —

„So tiefe Urſachen hat Ihr Haß?" erwiederte Orleans. „Nun, Diane, Sie werden dieſem Manne nichts thun; Blache wird nicht wagen, den Finger zu rühren, bis ich meine Erlaubniß gegeben habe!"

„Monſeigneur, was heißt das!"

„Es iſt mein völliger Ernſt. Ich habe gewiß Urſache, dieſen Mann zu ruiniren, und wenn er ein bloßer, gewiſſenloſer Spitzbube wäre, wie — mancherlei Bekannte von mir, würde ich Ihnen denſelben überlaſſen. Aber er iſt zu ſeinem Glücke einer der eminenteſten, witzigſten, ſcharfſinnigſten Köpfe, das macht ihn intereſſant. Solche Leute ſind brauchbar zu meinen Abſichten; alſo noch einmal, Niemand ſoll an ihn, ehe ich das Signal gebe!"

Die Marquiſe warf einen langen, finſtern Blick auf Orleans. Dann lächelte ſie ironiſch. „Monſeigneur, meine Rache läßt ihre Opfer leben und macht ſie nur elend!"

„Dann haben Sie ſehr recht, Marquiſe," fiel Chartres ein, „dieſelbe ſchlimmer als den Tod zu nennen, es iſt — Jeſuitenrache!"

Die Marquiſe zuckte auf.

„Und ich würde ſie an Ihnen vergelten, Vendatour, mitleidslos," und Orleans richtete ſeinen kalten, ſtechenden Blick auf ſie, „ſobald Sie meinen Befehl übertreten. Sie thun es nur auf Ihre Gefahr!" —

„Sie müſſen ganz beſondere Abſichten haben, Hoheit!"

„Gewiß, Marquiſe, und erinnern Sie ſich, daß das Haus Vendatour abhängig von mir iſt!"

„Recht, Papa," und Chartres kicherte höhniſch. „Täglich lerne ich Sie mehr bewundern. Wozu haben wir denn Freunde, als um ſie, gleich dem klugen Jäger, ſo lange an der Koppel zu halten, bis unſer Wild geſtellt iſt!" —

Orleans lächelte; die Marquiſe trat heftig, mit kurzer Verbeugung, zurück.

Eine lebhafte Bewegung gab ſich indeß unter dem glänzenden Kreiſe kund. Der Schweizer hatte den Admiral von Bougainville, Fürſt Otto von Naſſau-Siegen und Chevalier Oraiſon gemeldet.

Die Bezeichneten traten unter allgemeiner Aufmerkſamkeit ein. Neben dem hagern, wettergebräunten Helden, der im vollen Admiralsſchmucke glänzte, ſchritt in reckenhafter Jugendfülle der vierundzwanzigjährige Naſſau in der Uniform eines franzöſiſchen Capitains zur See, ihm folgte der „tolle" Oraiſon, wie man ihn nannte, kurz, gedrungen, ſchwankenden Ganges, und ſein Coſtüm, obwohl glänzend, zeigte den launenhaften Geſchmack eines phantaſtiſchen Glücksjägers. Beſonders machte ein koſtbarer perſiſcher Shawl Aufſehen, den er als Degengehänge trug. Das meiſte Erſtaunen erregte aber ein juwelenbedeckter indiſcher Handſchar (ein Sichelſchwert) und ein koſtbar mit Smaragden geziertes Körbchen von Golddraht, welches indiſche Parfüms, Shawls und Koſtbarkeiten enthielt und auf einem Kiſſen durch den Malaien des Admirals getragen wurde.

Penthièvre wendete ſich lebhaft zu Lamballe: „Mein Sohn, meine theure Tochter, ich ſtelle Ihnen unſern erſten Seehelden, den Admiral von Bougainville, ſeine kühnen Begleiter, Fürſt-Durchlaucht von Naſſau-Siegen und den furchtloſen Ritter von Oraiſon vor, die geſtern von ihrem Zuge um die Erde zurückkehrten.

Prinz Lamballe verneigte ſich. Ein leichtes, erſchrecktes Ach entfloh den Lippen der Prinzeſſin. Im erſten Moment der Verwirrung vergaß ſie den üblichen Gruß.

„Geſtatten Sie, Herr Großadmiral," nahm Bougainville das Wort, „daß ich bei unſerer Rückkunft den glücklichen Anlaß der Vermählung Ihres Herrn Sohnes ergreife, Ihnen und dem hohen Paare Glück zu wünſchen. Ich nehme mir als Seemann die vielleicht unceremoniöſe Freiheit, Ihnen, mein Prinz, und Ihnen, Frau Prinzeſſin, ein paar Trophäen anzubieten, welche Ihnen ſowohl ein Sinnbild franzöſiſchen Waffenruhms, wie eine Erinnerung Ihrer beglückten Verbindung ſein mögen. Dieſes Schwert ward dem Sahib Canſa Rakſchaſa von Madras abgenommen, weil er nach Beweiſen der Freundſchaft uns tückiſch überfiel. Als wir in Madras darauf Repreſſalien übten, wurde dies Körbchen und ſein Inhalt von Apſaraſa, der Wittwe des Sahib, zum Zeichen der Unterwerfung angeboten. Möge es fortan auf Ihrem Schmucktiſch, Prinzeſin, einen edleren Platz finden!"

„Ich danke Ihnen herzlich, Herr Admiral," ſagte Prinz Lamballe. „Dies Geſchenk ſoll für mich ein Sporn ſein, Ihres Beiſpiels würdig zu werden, wenn ich auch nie hoffen kann, Ihren Ruhm zu erreichen! Nennen Sie mir den Namen des Tapfern, welcher dem Sahib dieſe Waffe entriß und ſeine Wittwe ſo demüthigte!"

„Er ſteht vor Ihnen!" und Bougainville deutete auf den Fürſten Naſſau. „Er rettete zugleich mein Leben, indem er den Canſa niederhieb, indeß Chevalier Oraiſon den Succurs heranführte."

„O, mein Admiral," fiel Naſſau warm ein, „nicht der Einzelne von uns, der franzöſiſche Muth hat es gethan! Unſere tapferen Leute waren in jener Stunde ein Herz, ein Arm, ein Wille! Ich wünſchte wohl, Frau Prinzeſſin, dieſem Körbchen ein Beuteſtück beifügen zu dürfen, auf deſſen Erwerbung ich allein Anſpruch machen könnte, um wenigſtens den tiefen Gefühlen Ausdruck zu leihen, mit denen ich Sie in Frankreich begrüße! Vielleicht geſtatten Sie mir auf meiner nächſten Aventure daran denken zu dürfen."

„Mein Fürſt," und die Stimme der Prinzeſſin bebte leiſe, „Frankreich hat der Helden nicht gar ſo viele, als daß ſie ihr Blut in der Ferne einer Trophäe wegen vergießen ſollten!"

„Mein einziges Glück iſt Ruheloſigkeit und Gefahr, hohe Frau! Worin ſollte ich es ſonſt finden?"

Die Prinzeſſin ſchwieg betreten. —

„Wollen Sie den Dienſt Frankreichs und die Flotte denn verlaſſen, Hoheit," ſagte Penthièvre raſch, „da Sie ſchon von neuen Abenteuern ſprechen?"

„Zuverſichtlich, Herr Herzog! Morgen ſoll mein Abſchied an den Herrn Miniſter gehen. Aber ſeien Sie überzeugt, wenn es in Frankreich ernſte Thaten zu verrichten giebt, werde ich hier ſein!"

„Sie werden uns doch morgen noch die Ehre Ihrer Anweſenheit ſchenken, mein Fürſt?" fragte Conti warm.

„Einem Conti kann man nichts abſchlagen!"

„Ei," warf Chartres ein, „geſtern wurde uns auch von einem intereſſanten Verhältniß erzählt, in welchem Sie zu der Königin von Otahaiti ſtehen. Vielleicht iſt es alſo ein ſehr natürlicher Zug der Galanterie, welcher Sie wieder zu ihr zurückführt!"

Ein ſpöttiſches Lächeln ſtand auf allen Geſichtern, Prinzeſſin von Lamballe erröthete tief. —

„Wenn das ein gnädiger Scherz ſein ſoll, mein Prinz, ſo fragen Sie ſich doch, mit wem Sie ſcherzen! Der Canſa, den ich ſchlug, war etwas mehr Mann, als im Palais-royal für gewöhnlich anzutreffen iſt! Soll es aber die Wiederholung einer gewiſſen pikanten Anekdote ſein, ſo wird Ihnen Herr Admiral von Bougainville ſagen können, wie wenig ſie mit meiner Perſon zuſammenhängt. Ich verlaſſe den Dienſt, weil ich eben nicht hier bleiben will, und Ihre Wißbegier iſt wohl befriedigt, wenn ich verſichere, ich gehe nach Afrika!"

„Nach Afrika?" rief Penthièvre. —

„Auf die Tigerjagd, Herr Großadmiral! Wenn Sie mir nämlich geſtatten wollen, Ihrer Frau Schwiegertochter eine Decke für das Boudoir zu holen. Sollten wir ein paar Straußen begegnen, lieber Oraiſon, ſo wollen wir dem Herrn Prinzen von Chartres ein paar Federn für ſeine

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Maskenbälle ausrupfen!“ Er verbeugte ſich, trat zurück, und miſchte ſich bald darauf unter die Geſellſchaft.

Kaum war dieſe ungewöhnliche Scene vorüber und die allgemeine Aufmerkſamkeit wiederum zerſplittert, als Orleans ſeinen Sohn, der nach der Prinzeſſin Lamballe blickte, leiſe anſtieß.

„Papa?“ —

„Haſt Du bemerkt?“ — flüſterte der Alte.

„Wie die Prinzeß bei der Begrüßung des Fürſten außer Faſſung kam?“ erwiederte leiſe der Sohn.

„Und darauf will er gleich wieder fort, ihr eine Decke aus Afrika zu holen!“

„Es iſt unendlich pikant! Von Siegen iſt man zwar derlei Narrheiten gewöhnt, aber ſie ward ſehr bleich, wurde bei meiner Anekdote roth, und an ihrer Brillantagraffe bemerkte ich, wie ſie am ganzen Körper zitterte. Es wird für den lieben Lamballe eine recht anſtändig trockene Ehe abgeben, wenig beunruhigt von ſchlafloſen Nächten!“

„Deſto beſſer für uns. Wenn hinter dem Erröthen dieſer ſchönen Savoyerin etwas mehr ſteckt, dann ſind wir Siegen zu großem Dank verpflichtet, und Du kannſt ſchon ſeine Sottiſe in den Kauf nehmen, haha! — Vergiß nicht, was wir wegen Lamballe verabredet.“

„Ich werde ihn für die Kälte ſeiner Gemahlin durch Coralie entſchädigen.“

„Wie ſteht es mit dem neuen Fiſchzug, den Leblanc mit Binet's Hülfe unternahm? Hat man den kleinen Engel des du Barry gefunden?“ —

„Zuverſichtlich! Die Raucourt wird nichts ſparen, es zu Stande zu bringen, aber ich werde erſt morgen Nachmittag beſtimmt durch Debrelon Genaueres erfahren.“ —

„Gut, nimm Dich indeß vor La Blache in Acht, auch muß man der dicken Diane betreffs Beaumarchais' auf die Finger ſehen. Apropos, wenn Du den älteren Sillery habhaft wirſt, ich will ihn ſprechen. Sicher weiß er, was Beaumarchais hier thut, jedenfalls ſoll mir die Gelegenheit nicht entſchlüpfen, den Hamen nach ihm auszuwerfen!“

Chartres nickte und verlor ſich unter dem Gefolge. Bald nachher erſchien Herr von Sillery, flüſterte längere Zeit mit Orleans, und hielt ſich für den Reſt des Abends hinter ihm. —

Ob Caron auch kein Wort von dem verſtand, was zwiſchen den verſchiedenen hohen Perſonen und ihren Umgebungen vorging, war er doch bekannt genug mit höfiſchem Gebahren, um zu fühlen, daß er ſowohl für Blache und die Vendatour, als für beide Orleans ein Gegenſtand eifriger Beachtung und Unterhaltung ſei. Er bemerkte, wie Monſieur ihn endlich einem hagern Cavalier bezeichnete. Eben ſo wenig war ihm das Benehmen der Prinzeſſin und Siegen's entgangen, wie die Schärfe, mit welcher Chartres die Prinzeſſin im Auge behielt. Er ſah ſich, diesmal abſichtslos genug, mitten im Geſpinnſt neuer Intriguen, und unbeſtimmte Beſorgniſſe wurden in ihm wach, welche zu äußerſter Vorſicht riethen. Als er im Treppenflur von Gomez den Mantel empfing, kam derſelbe Cavalier Orleans' raſch die Freitreppe herab. Er ſuchte augenſcheinlich eine Unterredung mit ihm. Haſtig wendete ſich Caron und ſchritt durch's Portal auf die Staße, Gomez hinter ſich.

„Wo iſt mein Wagen?“

„Er war noch vor einer Stunde hier, nun ſcheint es, haben ihn die Galawagen verdrängt!“

„So gehen wir zu Fuß!“

Ohne ſich aufzuhalten, ſchritten Herr und Diener die Honors hinauf. Haſtige Tritte ſchallten hinter ihnen. Caron ſchob den Mantel nach der linken Seite, den rechten Arm frei zu halten, legte die Linke an's Degengefäß, und wendete ſich um. „Es iſt nur Einer,“ murmelte er und ging langſam weiter. Als er zum Ludwigsplatze kam, rief Der, welcher ihm ſo eifrig folgte, ſeinen Namen.

Beaumarchais blieb ſtehen. „Ich finde es ſeltſam, mein Herr, daß Sie gerade die Straße wählen, mich mit Ihrer Unterhaltung zu beehren!“

„Ich bitte um Entſchuldigung. Da ich weiß, daß Sie morgen Nachmittag und Abend nicht in Ihrer Wohnung zu treffen ſind, mein Geſchäft aber dringend iſt, muß ich dieſen Weg wählen, um zu erfahren, ob ich Ihnen morgen vor Tiſche meine Aufwartung machen kann?"

„Sie improviſiren alſo ein Rendezvous, um ein Rendezvous zu verabreden, deſſen Zweck wahrſcheinlich wieder ein Rendezvous iſt?" —

„Nicht übel. So könnte es kommen!" —

„Und da ich Sie als einen Cavalier aus Monſeigneur Orleans' Hofſtaat kenne, werden Sie mir auch zutrauen, daß ich weiß, was dieſes dreifache Rendezvous ungefähr auf ſich hat. Erſtlich bin ich morgen überhaupt nicht zu ſprechen, auch habe ich mich ganz in's Privatleben zurückgezogen. Wundert Sie mein Erſcheinen im Hotel Penthièvre, ſo wird morgen Abend dies Räthſel auf ſehr unſchuldige Art gelöſt werden. Ich habe ein Feſtſpiel zum Lendemain geſchrieben, das iſt Alles. Im Uebrigen wünſche ich, daß man ſich meiner Perſon wegen ſo wenig beunruhigt, wie ich Andere beunruhige. Guten Abend, mein Herr!"

„Sie ſcheinen Furcht vor Monſeigneur zu haben!" erwiederte der Andere ſpöttiſch.

„Furcht hat der Gewiſſenloſe und Ohnmächtige. Ich bin keiner von Beiden. Ich liebe Monſeigneur nicht und bin mit den höfiſchen Erfahrungen, welche ich ſammelte, genügend befriedigt, um auf fernere zu verzichten!"

„Da Sie Gewiſſenloſigkeit und Ohnmacht nicht kennen, werden Sie auch wohl Muth genug haben, dies Alles Monſeigneur ſelbſt zu ſagen und morgen während des Feſtes hierzu eine halbe Stunde Zeit finden. Mein Auftrag iſt erledigt. Wollen Sie dem Herzog ausweichen, ſo werden Sie das ganz allein auf Ihre Gefahr thun, und dabei nur eine Furcht bewieſen haben, die Sie viel ſicherer in die Schlinge treibt, welche Sie ſich bemühen zu umgehen. Der Herzog wird Sie ſchlimmſten Falls öffentlich mit einer Einladung beſchämen, und dann werden Sie ihm nicht ausweichen dürfen!"

„Ich verſtehe Sie nicht, mein Herr! Ich fürchte Monſeigneur nicht und habe gegen meine Feinde die nöthigen Waffen. Will der Herzog aber durchaus ein Geſpräch, ſo mag er mich morgen nach der Feſtvorſtellung, ehe der Maskenball beginnt, in dem Bosquet rechts vom Gartentheater bei der Laube finden, die Larve wird die Unterredung begünſtigen. Sein iſt die Schuld, wenn ſie ihn nicht befriedigt! Ich werde den gelben Talar eines Perſers und einen grünen Drachen auf der Bruſt als Abzeichen tragen!" —

„Gut, Chevalier. Beim Palais-royal finden Sie Ihre Equipage. Verzeihen Sie, daß ich genöthigt war, Ihnen bis hieher einen Spaziergang zuzumuthen!"

Der Fremde verbeugte ſich und ging. —

Gedankenvoll ſtieg Caron in den Wagen, welchen man wirklich an den bezeichneten Punkt geſchickt hatte. Er verwünſchte die Gefälligkeit, mit der er Conti's Bitte nachgekommen war, ſich in Kreiſe zurückverſetzt hatte, welche zu fliehen ihm die Klugheit ſo ſehr gebot. Andererſeits weilte ſein Intereſſe bei Louiſen von Savoyen, auf deren Antlitz er namenloſen Reiz, aber keine Spur von Glück geleſen, bei dem eben ſo glänzenden wie armen Naſſau, für welchen ſie, ſo ſchien's, Sympathie empfand, endlich bei jenen neuen Verwickelungen, in welche ihn Orleans wahrſcheinlich ziehen wollte. Da er ihm ſchlechterdings nicht ausweichen konnte, beſchloß er, ihm keck in's Auge zu ſehen. Um ſich aber ganz der Situation zu bemächtigen, von den neuen geheimnißvollen Fäden der Intrigue zu unterrichten, die etwa im Werke waren, beſchloß er, ſeine Bekanntſchaft mit den Localitäten und den Vortheil der leichten Metamorphoſe, ſo wie die Entſchloſſenheit Siegen's und Oraiſon's zu benutzen.

Den andern Tag erſchien Fürſt Naſſau im Hotel Piron.

„Mein Fürſt," ſagte Caron, „die Anweiſungen auf meinen Compagnon Duverney liegen für Sie bereit; ich glaube, die geſtrige Vorſtellung bei der Prinzeſſin wird unſere Verabredung nicht wankend gemacht haben!"

„Wahrhaftig, nein! Zartheit und Ehre gebieten mir, ihren Anblick zu meiden. Ich muß wieder in die Welt, in andere Luft, zu anderen Himmelsſtrichen. Ich gehe nach Afrika, denn ich habe ihr eine Tigerdecke verſprochen!“

„Fürſt, Sie ſcherzen! Wenn Sie im Ernſte ein ſo wagehalſiges Beginnen beabſichtigten, müßte ich mir ſchmerzliche Gewiſſensſkrupel machen, Ihr Vorhaben zu unterſtützen! Ich beabſichtigte Ihr Glück, und Sie ſtürzen ſich in eine Gefahr, deren glücklicher Ausgang ein Wunder wäre!“

„Wenn Sie Ihr Verſprechen zurücknehmen, Beaumarchais, werden Sie allerdings das Abenteuer unmöglich machen, mich zwar vor der Alternative, unter Beſtienklauen zu enden, behütet, aber meine Ehre zum Tode verwundet, vor dem Hofe, der Dame meiner Liebe, mich zum erbärmlichen Prahler gemacht haben!! Ich weiß bei aller Tollkühnheit wohl, daß mein Leben mehr werth iſt, als es auf eine ſolche Art einzuſetzen, aber Herr Chartres war's, der mich vor der Prinzeſſin ſo zu ſtacheln wußte, daß ich öffentlich das Verſprechen that. Uebrigens wird Oraiſon mit von der Partie ſein!“

„Prinz Chartres? — Ich bitte, daß Sie mir ja nichts verhehlen. Alles, was die Orleans, Vater und Sohn, angeht, hat ſicher keine gute Beziehung zur Prinzeſſin!“

„Als ich vor ihr ſtand, Bougainville bei ſeinen Geſchenken meiner Waffenthat zu Madras erwähnte und ich, auf Ihre Zuſage geſtützt, äußerte, daß ich Frankreich wieder verlaſſen würde, wagte Chartres eine lächerliche Anekdote, die Oraiſon angeht, laut zu erwähnen und behauptete, daß ich wahrſcheinlich in die Arme der Königin von Otahaiti zurückkehren wolle. Das heftige Erröthen der Herzogin ſagte mir, was ſie bei dieſer Infamie empfand, — und ich antwortete mit dem jähen Entſchluß zur Tigerjagd!“

„Daran erkenne ich, wie genau das Benehmen der Prinzeſſin gegen Sie beobachtet wurde, und daß man die Dame zu compromittiren, Sie lächerlich zu machen wünſchte. Sie müſſen leider Ihr Wort einlöſen. — Vielleicht iſt Ihr gutes Geſchick freundlicher gegen Sie, als dieſe gewiſſenloſen Seelen. Ihre militäriſche Tugend, Ihr ritterlicher Thatendrang hat Sie vor der ſittlichen Peſt bewahrt, welche die Lebensluſt dieſer Leute iſt und in der die edle Lamballe untergehen wird, wenn nicht ein treues Herz ſie bewacht. Es giebt hier Wildniſſe zu durchbringen und Beſtien zu bekämpfen, Fürſt, gegen welche die indiſchen Tſchungeln und ihre Schrecken Spielereien ſind! Wenn Sie wiſſen wollen, in welchem Labyrinth der Schimpflichkeit Sie Die zurücklaſſen, welche Sie anbeten, will ich Ihnen heut' bei dem Feſte einige jener Beſtien zeigen! Es wird Sie lehren, vorſichtig bei allem Muth zu ſein und ihn für Die aufzuſparen, welcher Sie ein Anrecht auf Ihr Herz eingeräumt haben!"

„Bei der Hölle, mein Freund, das will ich! Sagen Sie nur, wie's anzufangen iſt!"

„In welcher Maske werden Sie erſcheinen?"

„Im Kleide eines Templers, ſchwarz und roth!"

„Vortrefflich. Da man anfänglich ohne Maske erſcheint, wird Sie Jeder kennen. Das erſte Rendezvous der Geſellſchaft iſt bei der Fontaine. Machen Sie ſich dort recht bemerkbar. Wie die Dunkelheit eintritt, eilen Sie unbemerkt nach dem Hintergrunde zum Gebüſch, das links zwiſchen dem japaniſchen Häuschen und dem Theater liegt. Rufen Sie meinen Diener Gomez beim Namen, er wird Sie zu mir führen. Wohlverſtanden, Sie kennen mich vor den Leuten nicht, und merken ſich die Masken der Anderen recht genau. Chevalier Oraiſon aber halte ſich an den alten Orleans, er beſchleiche ihn, wie der Indianer ſein Wild. Wenn die Vorſtellung vorbei iſt, mag er uns im Mittelgange vor dem Bühnenraum erwarten. Mit den erlebten Erfahrungen bereichert, reiſen Sie dann, Ihr Herz, Ihre Klugheit wird Ihnen ſagen, weshalb Sie ſich zu ſchonen haben!" —

Mit der Einhändigung des Geldes und den Creditbriefen, der Notirung von des Fürſten Gläubigern und den Verabredungen wegen der Reiſe endete das Geſpräch.

und Caron ſtellte den Fürſten Suſannen vor, welche vorbereitet war.

„Gnädige Frau,“ ſagte der galante Fürſt, „das Geſchick hat mich Ihrem trefflichen Manne zugeführt und mich ihm für's Leben verpflichtet. Es wäre ſeltſam, wenn Jemand, der wie ich von der Wiege an die Beute des Mißgeſchicks und Zufalls geweſen, von Wiedervergeltung reden wollte; es giebt ſo Vieles im Leben, was man gar nicht vergelten kann. Aber nehmen Sie die Verſicherung, liebenswürdige Frau, daß es keine Lage des Glückes oder Unglückes giebt, wo Sie nicht auf mich zählen können, ſo weit Kraft und Macht mir ausreicht!“ —

„Ich danke Ihnen recht innig, Durchlaucht,“ erwiederte Suſanne. „Ich werde mich dieſer Zuſage gewiß erinnern. Seit mein Mann wieder in jene vornehme Welt hat zurückkehren müſſen, der wir ſchon glücklich entſchlüpft ſchienen, habe ich immer das Gefühl eines großen Unglückes. Geſtatten Sie, daß ich mir für dieſen Fall die Hülfe eines Cavaliers aufbehalte, der als Muſter ritterlicher Ehre gilt. Eine Bitte habe ich nur noch, — nennen Sie mich nicht Gnädige! Ich bin nicht gnädig, ſondern — wie die Leute ſagen würden, von — niederer Herkunft, die Frau eines Mannes, der ſich mit Kopf und Herz emporrang, ohne zu vergeſſen, wie arm und verachtet er einſt war. Nennen Sie mich — Suschen, oder Frau Suschen. Es iſt nämlich ein Ehrentitel, den mir alle Freunde meines Mannes geben!“

„Gewiß, mein — liebes Frau Suschen,“ und Naſſau preßte lächelnd ihre Hand, „das will ich, und wenn Frau Suſanne mich an meine adelige Pflicht erinnert, werde ich ſo ſtolz darüber ſein, als wenn eine Königin mich unter ihre Fahnen riefe! Dieſe liebenswürdige Einfachheit erhebt Sie nur noch viel mehr in meinem Herzen. Ich beneide Caron. Was das Leben ihm auch anhabe, er braucht nur Sie, um über allen Wankelmuth Fortuna's zu lachen.“

„Und was Deine Ahnungen betrifft, mein liebes Kind,“ verſetzte Caron, „ſo wird nur das Unglück, was wir ſelbſt uns bereiten, ein wahrhaftes Unglück ſein!“ — — —

Das Feſt des Lendemain hatte im Hotel Penthièvre begonnen; ein Auguſtabend von wunderbarer Schönheit breitete ſich über den dunkeln, ſchattenreichen Garten. Auf der Straße Honoré wogte die neugierige Menge, den Maskenpomp der Nobleſſe zu bewundern, welche in langer Wagenreihe durch die hohe Einfahrt zog. Der Platz um die Fontaine füllte ſich mit Coſtümen, die Alles, was Phantaſie und Glanz genannt werden konnte, in ſich zu vereinen ſchienen. Prinz Conti, Penthièvre und Orleans allein waren im Salonkleide und trugen die Larve am Arm. Während Penthièvre die Honneurs machte, hatten Conti und Orleans auf Seſſeln neben den Neuvermählten Platz genommen, welche das Gewand eines arkadiſchen Schäferpaars trugen. Hinter dem Seſſel der Prinzeſſin ſtand Gräfin Gorzka, eine blonde, reizende, ſiebenzehnjährige Polin, am Hofe des todten Königs Ladislaus Leszinsky erzogen und zum Ehrenfräulein der Prinzeſſin beſtimmt; ſie erſchien als Türkin. Adelaide de Penthièvre glänzte als Flora, Chartres als Neger, Frau von Seran, Adelaidens Ehrendame, als Fiſcherin, La Blache ſtolzirte im Gewande eines Seegotts, ſeine Gemahlin Roſa, St. Albin's Tochter, war Luna, Diane de Vendatour die Fürſtin der Nacht. Dagegen hatte Bougainville einen Chineſen, Oraiſon nur einen rothen Domino gewählt, und das Heer der übrigen Adeligen beiderlei Geſchlechts wetteiferte an barocken Ideen und bunten Farbencombinationen. Dazu das duftige Grün, die Blumenfülle, die Menge ſchöner Frauen, das Lachen und Flüſtern ringsum, — nichts verrieth, daß man hier die grauſame Opferung einer jungen ſchönen Frau feiere. Die Etiquette der vorhergehenden Tage war heute verbannt und machte der Ungezwungenheit eines Familienfeſtes Platz, man war unter ſich. Allerdings erſtreckte ſich dies Unterſich auf einen Kreis von faſt dreihundert Perſonen des höchſten Adels. — Naſſau-Siegen erſchien mit Oraiſon in des Admirals Begleitung. Außer der Begrüßung vermied er, der Prinzeſſin zu nahen, und plauderte mit Orleans, Conti oder Prinz Lamballe, welche ſich lebhaft nach ſeinen Kreuz-

und Querzügen erkundigten. Man nahm den Thee, Confect und Wein, und als es dunkelte, rings um den Platz der Fontaine wie den großen Hauptgang entlang und magiſch im Gebüſche bunte Ballons, Windlichter und farbige Lampen entglommen, löſte ſich die Geſellſchaft in eine Menge kleiner Gruppen auf, welche ſich im Garten verſtreuten. Dieſen Moment benutzte Naſſau, Caron aufzuſuchen. Ehe er indeß das Bosquet erreichte, wurde er von einer verlarvten Türkin angehalten.

„Herr Ritter, gönnen Sie mir nur für wenige Secunden Ihr Ohr.“

„Gewiß, reizende Odalie! Aber iſt's nicht halber Verrath der Religion, wenn eine Mahomedanerin mit einem Templer redet?“

„Die Noth muß es entſchuldigen. Ich habe Sie dringend zu bitten, Durchlaucht, nicht die tolle Reiſe nach dem Orient zu unternehmen. Sie werden Ihre Freunde in die heftigſte Beſorgniß ſtürzen und viele Herzen mit Ihrem Geſchicke quälen. Bleiben Sie in Frankreich! Einem Manne Ihres Ruhms bietet das Vaterland genug Thätigkeit, ſetzen Sie Ihr theures Leben doch nicht aus!“ — Sie hatte bänglich ſeine Hand erfaßt.

„Ich habe bisher noch nie empfunden, ſchöne Dame, daß ich in Frankreich ſo viel Herzen beſäße. Iſt dem ſo, dann wäre mein neuer Streifzug ja ſicher ganz geeignet, mir von ihrem Daſein Gewißheit zu verſchaffen. Sind Sie ein ſolches Herz, oder ſprechen Sie im Namen einer Dame, in deren unmittelbarer Nähe Ihr Platz zu ſein pflegt?“

„Ich — ich bin nicht berechtigt — Ihnen darauf zu antworten.“

„So verzeihen Sie, wenn ich dieſe allgemein freundliche Beſorgniß eben ſo allgemein erwiedere. Ich habe mein Wort zu dieſer Affaire gegeben, und zwar vor einem Prinzen, der mich verleumdete. Giebt es denn ein Herz, das für mich zittert, wirklich die ſchmerzlichen Gefühle meines Innern theilt?! Sagen Sie mir nur dies Eine!“

„Ein ſolch' ſchmerzlich bewegtes Herz giebt es gewiß, Durchlaucht! — Ein Herz, das bei Ihrem Tode brechen wird!“

„So wird dieſe ſelige Ueberzeugung der Talisman ſein, welcher mich glücklich zurückführt! Leben Sie wohl, tröſten Sie — dieſes ſchöne, edle Herz, das gleich mir leidet, — einſt will ich vor ihm niederſinken und es fragen, ob ich zu kühn gehofft!!“ Damit verſchwand er unter den Bäumen. —

Als Gräfin Gorzka zu dem Cirkel zurückgekehrt war, welcher noch plaudernd Prinzeſſin von Lamballe umgab, ſonderten ſich langſam zwei Herren, als geſchähe es aus zufälliger Laune, von dieſer Gruppe ab und ſchlichen links durch die Querallee nach der finſtern Colonnade, die unter der Terraſſe hinlief. —

„Nun, theurer Schwager, wie biſt Du mit Deiner ſchönen Frau zufrieden?“

„Schweige mir von dem Kapitel!“ —

„Pah, willſt Du den Verſchämten ſpielen? Wenn man einen Tag verheirathet war, kann man das doch wiſſen!? Das Uebrige iſt nur eine Wiederholung, welche mit dem Reiz der Neuheit auch ſein Intereſſe verliert. Sie iſt übrigens ſehr ſchön und —“

„Laß mich mit Deinen Betrachtungen und Sticheleien zufrieden! Ich bedauere meine Schweſter, daß ſie Dein Weib werden muß, wie ich meine Frau bedauere, daß ſie an mich gerieth! Ja, ſie iſt engelſchön, iſt von einer Reinheit und Tugend, vor der ich erbebe! Glücklich könnte ich in ihrem Beſitze ſein, wenn Dein elendes Beiſpiel mich nicht ſtumpf für Frauenhoheit, welk und überreizt für Familienglück gemacht hätte!“

„Hahaha! Du willſt ſagen, daß Du bei ihr nicht reüſſirt haſt, weil es ihr gefällt, vor Dir die ſtolze Sprödigkeit einer Diana zu heucheln! Iſt dem ſo?“

„Schlimm genug, wenn Dein Spionirtalent es erräth, ich habe nicht Luſt, Dich mit dem offenen Eingeſtändniß zu beluſtigen. Ich habe Dich ſeit geſtern als meinen Verführer haſſen gelernt, und Louiſe kann mich nicht mehr verabſcheuen, als ich es ſelbſt thue!!“

„Als Deine Schöne den Fuß in Deines Vaters Haus ſetzte, biſt Du völlig ein Narr geworden! Iſt das der Dank für meine Jugendfreundſchaft? — Wer errettete Dich aus der Langeweile, der knickerigen Strenge väterlicher Erziehung? Wer gab Deiner geknechteten Seele in luſtigen Nächten die Selbſtſtändigkeit zurück, welcher die Dreſſur des Tages die Flügel gebunden? — Tugend, Familienleben. — Bei Gott, ich höre wohl einen Pariſer Krämer davon erbaulich reden, nicht aber den Prinzen Lamballe! Daß Du Dich in Deine Frau verliebteſt, iſt natürlich; daß ſie die Prüde ſpielt, nichts als Koketterie. Zeige ihr den Mann von Welt! Mache ſie eiferſüchtig! — Bringe Deine Nächte im Pigeonnier zu, wo Du ſie ſo oft ſchon zugebracht, und ſie wird ſicher dem Treuloſen gewähren, was ſie dem Schäfer verweigerte!“

„Glaubſt Du das gewiß, Philipp?“

„Wie, daß ich ebenſo handeln und damit Adelaiden raſend verliebt in mich machen werde, indeß ſie jetzt noch die kühl Freundliche iſt. Willſt Du die Probe? — Man erwartet mich im Pigeonnier! Begleite mich, amüſire Dich wie immer, und wenn Louiſe morgen verweint ausſieht, ſo erklärſt Du ihr mit aller Ruhe, daß ſie daran ſelbſt Schuld ſei!“

„Zur Raucourt geh' ich nie wieder, ich habe mir ſelbſt das Wort gegeben!“

„Dieſe Schwachheit überſteigt aber jeden Begriff! Man ſieht, Du kannſt Deinen pedantiſch frömmleriſchen Zuchtmeiſter nicht vergeſſen. Iſt der Salon der Raucourt nicht das ſtandesmäßigſte Vergnügen der Ariſtokratie des Hofes? — Uebrigens wirſt Du ſogar heute meinen Vater dort in einem excluſiven Cirkel treffen, der Dich erwartet. Wird man mir glauben, wenn ich ſage: Lamballe kann nicht kommen, weil er melancholiſch über die Sprödigkeit ſeiner Frau iſt? Denke Dir das Gelächter! Morgen wirſt Du der größte Fadin in ganz Paris ſein!“

„Dein Vater im Pigeonnier?!“ —

„Du ſtaunſt, weil Dir das neu iſt? — Nun, Papa hat mich ja ſelbſt mit der Raucourt bekannt gemacht; er iſt ein Freigeiſt, ein Philoſoph, wie alle guten Köpfe! Deine Unſchuld begreiſt allerdings nicht, daß das Pigeonnier außer einem Vergnügungsort auch die Brutſtätte aller großen und kleinen Geheimniſſe iſt. Man will heute die neue Circe beſichtigen, welche bei dem König die Grammont und Choiſeul aus dem Sattel heben wird! Du kannſt alſo des dreifachen Vergnügens genießen, Deine Frau zu zähmen, Dir die Grillen zu vertreiben und in den Beſitz einer politiſchen Intrigue zu kommen, welche Dich an unſerem Einfluſſe betheiligt. Zuletzt muß doch Alles kommen, wie Papa und ich wollen, und wenn der Wind Orleans’ Segel ſchwellt, wird auch Lamballe flott werden! Du begleiteſt mich alſo, nachdem der Ball begonnen hat?“

„Meiner Treu, ich glaube, ich muß wohl!“ ſagte der Andere mit verlegenem, matten Klang der Stimme. Darauf traten Beide heraus in’s Mondlicht, ſahen ſich vorſichtig um, trennten ſich, und Jeder ſuchte die Geſellſchaft.

Lautloſes Schweigen herrſchte unter den finſteren Bogen der Colonnade. — Dann folgte ein Geräuſch, ein Athmen und Kniſtern. Zwei Schatten huſchten aus der Colonnade und verſchwanden im Hintergrunde des Gartens, — Fürſt Naſſau-Siegen und Beaumarchais.

„Wiſſen Sie nun, wozu Sie ſich aufbehalten müſſen?“ flüſterte der Letztere. „Haben Sie nun eine Vorſtellung von der entſetzlichen Umgebung dieſer armen Frau, die dem patriarchaliſchen Frieden Chamberys entriſſen ward, um in die Arme —“

„Sprechen Sie das Widerliche nicht aus! Ich habe einen Blick in das Ding gethan, was ſich Frankreichs Hofadel nennt, der mich ſchaudern macht! Ich will leben, um die Theure zu retten, — wenigſtens zu rächen! Was ſoll zunächſt geſchehen?“

„Wir werden auch dem Pigeonnier einen Beſuch machen. Vorher hab' ich noch ein Rencontre mit Orleans, und Sie ſollen dabei ſein!"

„Mit dem alten Orleans, Ihrem Gegner?"

„Ich bin gezwungen. Sie ſollen urtheilen, ob ich mit ihm fertig werde!"

Eine Stunde ſpäter riefen die Klänge des Orcheſters die glänzende Verſammlung zum Feſtſpiel. Die leicht verhüllende Barrière, welche den hinteren Theil des Gartens ſperrte, war jetzt verſchwunden und die große Rotunde mit ihren rothen Vorhängen, von Lampen und Girandolen erhellt, ſtrahlte ihnen entgegen. Man nahm auf den Seſſeln Platz, und die Vorſtellung begann. —

„Das Mährchen von Savoyen" nannte ſich das dramatiſche Feſtgedicht Beaumarchais', ein kleines Idyll, welches darſtellte, wie der Seekönig vergebens in allen Zonen nach dem höchſten Schatz des Lebens geſucht, welchen Feenmund ihm prophezeite, und unter dem Schutze der zauberiſchen Lilien endlich in Savoyen nach langer Kriegsfahrt die Holde findet, die er mit der bräutlichen Myrte ſchmückt. Es war ein duftig ſchmeichleriſcher Gruß an die Prinzeſſin und das Glück der Neuvermählten, der mit folgenden Worten ſchloß, welche die ſchöne Dumenil als entzauberte Prinzeſſin ſprach:

„O ſtolzes Frankreich, Dir weih' ich fortan mein Leben,
Dem Helden, der mich durch die Lilien bezwang!
Ich folge ihm, er ſoll ein ſüß'res Glück mir geben,
Als einſt im Vaterhaus mein junges Herz durchdrang!
Aus ſanftem Kindestraum zum lieblichen Erwachen
Der Braut ward ich geführt! O wacher Hoffnungstraum,
O Liebe, zieh' mit mir auf duft'gem Roſennachen
Durch Sturm und Sonnenſchein! Am fernen Küſtenſaum
Erglühen ſchon im Grün die ſtillen Wonnematten,
Wo Glück und Frieden ſich mit Roſ' und Myrte gatten!" —

Die Herzogin von Lamballe ſchlug bewegt und bleicher werdend die Augen nieder. Ihr Gatte biß ſich finſter und verlegen auf die Lippen, Orleans und Chartres wechſelten ein ironiſches Lächeln. Kaum ein Dutzend der Anweſenden glaubte ernſthaft an das Glück der Neuvermählten. —

Die junge Herzogin, nachdem der Vorhang unter reichen Beifallszeichen gefallen, nahm den Arm ihres Gemahls und wendete ſich zu Conti:

„Darf ich wohl fragen, wer dieſe gut gemeinten Wünſche in die kleine Poeſie zuſammenfaßte?“

„Es iſt Caron de Beaumarchais, dem unſer Haus in mehr als einer Beziehung verpflichtet iſt!“

„Lebt er nicht mehr bei Hofe?“

„Seit dem Tode des Dauphins nicht mehr! Er iſt indeß ausnahmsweiſe heute unſer Gaſt.“

„Es würde mir Freude machen, theurer Oheim, ihm perſönlich danken zu dürfen!“

„Ich werde nicht verfehlen, ihn Dir vorzuſtellen, beſte Louiſe!“ — —

Die Geſellſchaft, die Masken anlegend, begab ſich jetzt über die Terraſſe, welche nun vollſtändig erleuchtet worden, in's Hotel zum Ballſaal. —

Die Letzten waren Orleans und Chartres. —

„Haſt Du ihn geſprochen?“ —

„Unter der Colonnade. Es iſt ganz ſo, wie wir vermuthet.“

„So iſt auch ihr Verhältniß mit Naſſau-Siegen gewiß. Ich bin ſehr zufrieden, daß Du ihn zu der Tigeraffaire verleitet. Hoffentlich erweiſt uns eine dieſer Katzen die Gefälligkeit, ihn zu diniren. — Kommt der arme Ehemann?“

„Ja, denn ich habe ihm eingeredet, das ſei ein Mittel, Louiſen raſend eiferſüchtig zu machen!“

„Endlich haſt Du doch meine Erziehung begriffen. Es gilt jetzt, Lamballe nicht zur Beſinnung kommen zu laſſen und den Eheconflict zu vervollſtändigen.“

„Das Pigeonnier wird ſeine Schuldigkeit thun. Iſt er erſt im Rauſch der Orgie, ſo kenne ich ihn. Er mordet ſich wie ein Unſinniger durch den Genuß.“

„Geh' indeß zu Adelaiden, bis es Zeit iſt; ich habe noch Geſchäfte!“ —

Chartres eilte der Geſellſchaft nach, und Orleans ſchritt langſam im einſamen Garten den rechten Seitengang hinab zum Bosquet.

In demſelben verborgen befand ſich Beaumarchais, in gelbe orientaliſche Gewänder gehüllt, auf der Bruſt den grünen Drachen und die Larve vor dem Geſicht. Naſſau-Siegen und Gomez waren bei ihm. —

„Oraiſon hat den alten Orleans für den Abend doch beſtimmt auf's Korn genommen?"

„Der Chevalier verſteht ſich auf das Beſchleichen."

„Ich höre Tritte. Da iſt er. Ich werde dicht vor dem Gebüſch ſtehen bleiben, daß Sie in den Schatten hinter mich treten und Alles hören können!" — —

Als Orleans dem bezeichneten Punkte nahte, ſah er die gelbe Geſtalt des Perſers vor dem Gebüſch, der Mond beſchien hell ſein Gewand auf dem finſtern Laube.

„Sohn des grünen Drachen, weßhalb ſo einſam?"

„Ich warte auf eine bewußte Perſon!"

„Die Dir geſtern ein Rendezvous anbieten ließ?" — „Beim Ludwigsplatze, als ich meinen Wagen nicht fand!"

„So befänden wir uns endlich einander gegenüber."

„Ohne meinen Wunſch!"

„Das glaub' ich. Aber Du haſt Dich gar zu oft unnütz gemacht, und ich möchte Dich fragen, aus welchem Grunde. Biſt Du wirklich ſo pfiffig, wie man Dich rühmt, wirſt Du auch wohl wiſſen, wie wenig Dir Deine Operationen genützt haben, daß die andere Partei ſogar jetzt in der glücklichen Situation iſt, Dich zu ruiniren, wenn Du nicht einen gewandten Sprung in ihr Lager vorziehſt."

„Das Letztere bezweifle ich. Mit der Furcht werden Sie herzlich wenig bei mir ausrichten. Meine Operationen ſchlugen fehl, weil ich nicht wie andere Leute das — Flacon zu handhaben verſtand!"

„Ah, Du willſt andeuten, wie gefährlich Du mir ſein könnteſt, und willſt damit den Werth Deiner Freundſchaft in die Höhe treiben. Könnteſt Du ernſtlich von gewiſſen Dingen Gebrauch machen, ſo würdeſt Du davon nicht reden!"

„Wenn ich von dem Gebrauch derſelben rede, habe ich noch nicht die Gebrauchsanweiſung verrathen.“

„Pah, ich weiß, Beſter, was Du ungefähr wiſſen kannſt, und vor einem Parlamentsproceß braucht man ſich im Palais-royal nicht zu fürchten.“

„Bleiben Sie immer bei dieſer ſtillen Beruhigung. Hätten Sie indeß nicht Reſpect vor dem, was ich weiß, Sie würden ſich gewiß nicht der Abendluft meiner Perſon wegen ausſetzen. Wie fern ich allen Dingen jetzt ſtehe, wiſſen Sie, und daß ich keinen Grund mehr habe, Sie zu compromittiren, wenn Sie mich nicht dazu zwingen. Was wollen Sie?“

„Deinen vortrefflichen Kopf für mich acquiriren, oder Dich im Weigerungsfalle verderben!“

„Verderben? Womit? — Das Flacon verlohnte doch wohl nicht, wenn ich nichts weiß. Und weiß ich etwas, ſo könnte mein Tod doch nur das Signal geben, das Geheimniß gedruckt unter die Leute zu bringen.“

„Dein Geheimniß! — Laß uns einmal darüber klar werden! Du kannſt mich nicht beſchuldigen, denn was Du bei der Pompadour geſehen, iſt kein Beweis. Auf wen fällt Alles zurück? Auf Choiſeul! Choiſeul hat Binet das Flacon gegeben, Choiſeul war zu Compiegne zuletzt um den Dauphin. Die Dauphine ſtarb unter des Königs Augen, und wenn dort eine äußere Urſache vorliegt, verliert ſie ſich wiederum nur — im Hotel Choiſeul. Was hätten Deine Drohungen beſten Falls zur Folge, als daß Choiſeul fiele, ohne daß mich der leiſeſte Verdacht träfe. Verdacht! Haha, wer iſt denn heut' zu Tage unverdächtig? Laß Dir nun aufrichtig ſagen, daß wir, was Herrn Choiſeul's Fall anbetrifft, ganz eines Sinnes ſind. Ich will mich Deiner eben zu ſeinem Sturz bedienen! Du biſt ſo gut Egoiſt wie ich, und da Reichthum Dich nicht lockt, nenne mir einen Rang, der Deinen Ehrgeiz befriedigt.“

„Zu welchem Sie mich wohl erheben dürften, wenn Sie — König würden? — Nun, dieſen Zeitpunkt würde ich eben benutzen, Sie zu ruiniren! Choiſeul iſt gewiß ein Elender, aber er iſt mir denn doch noch lieber als Sie und Ihr tückiſches Geſchlecht! Wenn Ihre entartete Seele nichts kennt, als den eigenen Nutzen auf dem Grabe aller Edlen zu erbauen, ſo ſage ich Ihnen, Sie werden ſo wenig wie Ihr Sohn jemals König ſein!“ —

Orleans ſtutzte und murmelte eine Verwünſchung zwiſchen den Zähnen. — „Ha, Du beſtehſt alſo auf der Rolle des Tugendhaften? Du erklärſt mir den Krieg? Nun, ſo ſage ich Dir, Du ſollſt mir und meinem Sohne doch nicht entgehen! Wir werden Dich zwar nicht tödten, denn Du biſt ein gar zu brauchbares Ding, aber dahin bringen, daß Du uns blind und willig dienen mußt, ohne es zu wollen, und haſt Du uns gedient, werden wir Dich wie einen Bedienten fortjagen!!!“

„Ich danke Ihnen, Monſeigneur, für dieſe Aufrichtigkeit, ich will mich beeifern, ſie zu erwiedern. Ich weiß, daß Sie mit meinen Feinden in Verbindung ſtehen, ſie gegen mich hetzen können. Sie werden mir auch zweifelsohne viel Schmerz und trübe Tage machen, aber Sie haben keinen Begriff davon, wie ein reines Gewiſſen den Menſchen aufrecht hält. Hoffentlich werden Sie's beſſer faſſen, wenn ich behaupte, daß, um eine Dynaſtie über den Haufen zu werfen und ſeine eigene zu erheben, dazu doch ein Aufſtand gehört, wie?“

„Nun weiter!“ —

„Daß man zu ihm das Volk braucht, die Nation, nicht wahr?“

„Immerhin!“ —

„Es giebt aber kein Beiſpiel in der ganzen Geſchichte, daß eine Nation einen Gebrandmarkten zum Herrſcher wählte! Ich, Monſeigneur, werde Ihr ganzes Treiben in Schrift und Rede ſchildern; was ich ſage, wird alle Welt in Flammen ſetzen, und wenn Sie auch dann kein Parlament verdammt, das Ding, öffentliche Verachtung genannt, wird das Geſpenſt ſein, was Sie und Ihr Haus von den Stufen des Thrones ſchleudern ſoll, daß Ihr Hirn an ihnen hängen bleibt!! So ſtehen wir Beide! Die Maske iſt gefallen, gehe Jeder ſeinen Weg.“ —

Orleans ſtand unbeweglich. Er fuhr ſich mit der Hand über die Stirn. — „Chevalier, ich habe mich getäuſcht. Ich geſtehe, ich — ich werde mit Ihnen nicht fertig. — Laſſen Sie uns Frieden machen.“ —

„Ich danke für die Ehre. Ich verlange nichts. Gehen Sie Ihre Bahn und vergeſſen Sie, daß ein Beaumarchais lebte. Ich werde Sie nicht hindern, kann den kommenden Geſchicken des Landes nicht vorgreifen; meine Hoffnungen gingen mit dem Dauphin zur Ruh'. Aber achten Sie dies Gefühl, Herr Herzog, um Ihrer Familie willen! Sollten Sie je Ihre ſchmutzige Hand nach dem Diadem Deſſen ſtrecken, den ich als Ihr Opfer anſehe, ſo — ah, ſo ſollen Sie weiter von mir hören!“

„Wir wollen gegenſeitig übereinkommen, uns nicht zu behelligen.“

„Ich komme mit Ihnen in nichts überein! Ich werde leben, ruhig, wie ich immer gelebt, und abwarten, was Sie thun. Bemühen Sie ſich nicht weiter.“

„Gut, gut, Herr! Sie glauben ſich jetzt im Vortheil und ſind verdammt gewandt dazu! Ich hoffe, wir ſehen uns wieder!“

„Ich nicht; fürchten werde ich es noch weniger.“

Langſam, in ſich verſunken, ging Orleans hinweg. Als er in den Tanzſaal trat, war er ſehr blaß. —

Von einer andern Seite verließen zwei Männer in gewöhnlicher Kleidung das Bosquet und den leeren Bühnenraum, ſtumm, ſchweigſam; Beaumarchais und Naſſau-Siegen. Im Mittelgange aus dem Laubdunkel trat ihnen ein Dritter entgegen, Oraiſon.

„Haben Sie Ihre Schußwaffen, Chevalier?“ fragte Naſſau kurz.

„Gewiß!“ —

„Alſo zum Pigeonnier, und zwar über die Terraſſe,“ flüſterte Caron, „ich habe Schnüre vom Theater mitgebracht.“

Sie erſtiegen leiſe die Terraſſe, gingen nach dem Pavillon, befeſtigten dort die Stricke an die Baluſtrade, und nachdem ſie ſich überzeugt, daß die Straße Honoré daſelbſt ſtill ſei, die Kutſcher friedlich auf den Böcken ihrer Carroſſen ſchliefen, glitten ſie Einer nach dem Andern katzenähnlich hinab und eilten zu Beaumarchais' Wagen, an deſſen Schlage bereits Gomez wartete.

„Straße St. Martin bei der Clairveaux!“ Sie ſtiegen ein. —

„Gerechter Gott,“ murmelte Fürſt Naſſau dumpf, „was habe ich hören müſſen!“

„Ein Stück aus meinem Höflingsleben!“ —

15.

Das Reich der Engel.

Beaumarchais' Wagen rollte ſchnellſten Laufes durch die öden Straßen. Er hörte mit dem Fürſten den Bericht an, welchen Oraiſon über das Geſpräch Orleans' mit ſeinem Sohne gab, das er belauſcht hatte. Dann ſchwiegen ſie; die kommende Gefahr beſchäftigte Jeglichen mit ſich. Als der Wagen in die Straße Tournellerie einbog und das Hallenviertel durchſchnitt, fuhr Caron empor.

„Welche Schußwaffen führen wir?"

„Ich habe meine Taſchenpiſtolen mitgebracht," ſagte Oraiſon, „ſie ſind in dieſer ſchlechten Welt immer meine Begleiter!"

„Sind ſie geladen?"

„Mit ſo gutem Blei, als jemals die Rippen eines Gegners zerſetzte."

„Erlauben Sie mir das eine und dem Fürſten das andere! Gomez hat ſein Couteau, und Sie bedienen ſich Ihres Degens. Die Leute, mit denen wir in Berührung kommen werden, kennen Sie nicht, mein Fürſt. Sie werden alſo heute den Offizier der königlichen Sicherheitswache von Verſailles repräſentiren, von Choiſeul beauftragt, die Sängerin Raucourt und Debrelon, ihren Zuhalter, zu arretiren, falls ſie ſich weigern, auf das einzugehen, wozu ich geheimen Auftrag habe. Wie wir eintreten und ich den Mann anrede, umgeben wir ihn. Gomez iſt bereits unterrichtet, und der Chevalier wird Ihnen als Sergeant dienen. Nur im ſchlimmſten Falle machen wir von den Waffen Gebrauch.“ Die Anderen ſtimmten bei, und lautlos legte man den übrigen Weg zurück. Am Seehof hielt der Wagen. Sie ſtiegen aus, ſchritten zum Gäßchen Clairveaux und gelangten im Schatten der hohen Giebelhäuſer an die hintere Front des Pigeonnier. Caron gab mit dem Thürklopfer ein beſonderes Zeichen. Das Geſicht des Pförtners erſchien am Guckfenſter.

„Ich bin es, mein Alter, Euer Miethsmann und Gönner,“ flüſterte Caron. „Es giebt hundert Livres zu verdienen!“

„Gott, hätt' ich Sie kaum wiedererkannt, beſter Herr von Beaumarchais. Gleich, gleich!“

Der Balken ward fortgezogen, und Caron trat mit ſeinen Begleitern ein.

„Iſt's oben bei der Raucourt ſchon luſtig?“

„Noch nicht, es müßten denn Welche durch den Nebenhof gekommen ſein. Aber was wollen Sie denn mit Dreien? Sie pflegten ſonſt Ihre Perſon oben nicht blicken zu laſſen, und ſeit er zum Schuft an Ihnen wurde, dacht' ich —“

„Wir haben nicht Zeit zu plaudern. Hier ſind hundert Livres. Ich handle im Auftrage des Herrn Miniſters von Choiſeul, müßt Ihr wiſſen; dieſe Herren ſind von der Sicherheitswache zu Verſailles und beſtimmt, dem Debrelon auf die Finger zu ſehen. Ihr hört nichts, wißt von nichts und laßt Euer Thor ein wenig offen. Iſt Alles noch ruhig?“

„Ja wohl, lieber Herr. Viel wird heute nicht werden, denn wir ſollen, will die Raucourt, alle anderen Beſuche abweiſen, die nicht das Loſungswort haben.“

„Und wie heißt es denn, mein Alter?“

„Iſt der Engel ſchon da? — Darauf allein ſollen wir einlaſſen. Hihi, ſie ſcheinen wieder eine kleine Extraſpitzbüberei vorzuhaben!“

„Deswegen eben ſind wir hier.“

„Soll ich leuchten?“ —

„Nein!“

Die Unterhaltung brach ab. Caron faßte Siegen's Hand, alle Vier ſchlichen langſam durch den Hausflur und traten in den Hof. Die Zimmer Coralie's waren erleuchtet, aber die Geſellſchaft ſchien nicht vollzählig zu ſein, denn es war ziemlich ſtill. Sie umgingen von links den Hof, um nicht ihre Geſtalten im Mondlicht zu zeigen. Dann erſtiegen ſie die Hintertreppe, welche Caron ſonſt ſo oft zu ſeiner Manſarde erklommen hatte, und befanden ſich auf dem Flur des erſten Stockes. Caron ließ ſeine Gefährten dicht hinter ſich treten, ſchlich zur Entréethür der Sängerin, horchte und klopfte leiſe an.

„Wer iſt da?“ erklang halblaut Debrelon's Stimme.

„Iſt der Engel ſchon da?“ —

Debrelon öffnete. — Sofort packte ihn Beaumarchais, hielt ihm das Piſtol vor's Geſicht und flüſterte: „Schweig, oder ich ſchieße! Keinen Athemzug!“

Der Fürſt, Oraiſon und Gomez waren gefolgt. Oraiſon blieb an der Thür, Gomez trat nach der Ecke des Zimmers zwiſchen die beiden inneren Thüren und zog ſein Couteau. Debrelon war ſprachlos und zitterte heftig. „Was — was wollen Sie?“ lispelte er tonlos.

„Dich beſuchen, mein Sohn! Nach des Dauphins Tode glaubteſt Du, ich könne Dir nichts mehr anhaben, und verkaufteſt Dich dem Orleans ganz. Damit Du aber ſiehſt, daß ich Dir doch noch an den Hals kann, ſo paſſ' auf, was der Capitain der Sicherheitswache von Seiner Majeſtät Reſidenz Verſailles Dir zu ſagen hat. Eröffnen Sie ihm ſein Schickſal, mein Herr.“

„Debrelon, wenn Du einen Laut thuſt oder den geringſten Ungehorſam zeigſt, ſticht man Dich wie einen Eber ab. Ich bin mit meinen Leuten beauftragt, Dich nebſt der Raucourt feſtzunehmen und zeitlebens in Eiſen nach

Loches zu bringen. Willſt Du dieſem Vergnügen entgehen, ſo befolge pünktlich, was Herr von Beaumarchais verlangt.“

„Mein Gott,“ murmelte der Elende, „es iſt verrathen!“

„Natürlich, mein Schatz! Du haſt durch Deine Treuloſigkeit nur den Nachtheil, daß ich Dir nichts mehr zu verdienen gebe und den Miniſter auf den Hals hetze. Du warſt ein großer Narr.“

„Verflucht, das war ich! Ich will Alles thun, Herr!“

„Sei alſo ſo gütig und führe uns in Dein Myſterium, von wo man, wie Du mir ſelbſt oft erzählteſt, das Treiben Deiner Sippſchaft gut überſehen kann. Wir werden dort ſo lange bleiben, bis wir wiſſen, was Herr Binet, Orleans, Chartres, Lamballe, Leblanc und andere edle Seelen hier zu thun haben. Wage nicht, irgend Jemand zu warnen, Du würdeſt nur an nutzloſem Blutvergießen ſchuld ſein und mit dem Grèveplatz Bekanntſchaft machen. — Mach' Deine Sache gut. Orleans mit ſeinen Begleitern wird bald hier ſein!“ —

Er ließ Debrelon los, welcher, noch den Schrecken in allen Gliedern, das Licht nahm, leiſe nach der geheimen Tapetenthür in der Ecke ſchritt und ſie mittels der verborgenen Feder öffnete. Sie traten in ein kleines Cabinet. Seine Wände ſchienen ſehr dünn, denn man hörte männliche und weibliche Stimmen laut ſprechen. Beaumarchais nahm Debrelon das Licht ab, drohte ihm ſehr bezeichnend mit dem Piſtol und gab Gomez einen Wink. Der Diener blieb an der Thür als Wache zurück. Stumm ging Debrelon hinaus. — Als ſie allein waren, deutete Caron auf zwei Schieber in den Winkelflächen der einen Wand und löſchte das Licht. Das Zimmer ward finſter, nur ein matter Strahl des Entrées fiel durch den Spalt der Tapetenthür, in welchen Gomez ſein breites Meſſer geſteckt hatte, das Zuſchnappen zu verhindern. Geräuſchlos zogen ſie die Schieber auf, und die Lauſchenden blickten in zwei verſchiedene Zimmer, von denen jedes ſeine beſondere Geſellſchaft hatte.

Das Zimmer, welches Beaumarchais überſah, war dunkelgrün und luxuriös möblirt. Auf dem Tiſche ſtanden Weingläſer, Flaſchen und ein Schreibzeug, vor dem ein hagerer, kleiner, luchsäugiger Mann ſaß, der nachläſſig mit ſeiner Feder ſpielte. Er war übertrieben ſtutzerhaft gekleidet, ſeine Finger ſtarrten von Ringen. Ihm gegenüber ſaßen — Caron erkannte Beide ſogleich — Binet, der entlaſſene Kammerdiener des Königs, und Leblanc, ſein Freund und College, welcher nun ſeine Stelle hatte. Eben erſchien Debrelon und ſetzte ſich zu ihnen, haſtig ein paar Gläſer Wein hinunterſtürzend. Er warf verſtohlen einen Blick nach dem Schieber und wendete raſch ſein Geſicht ab.

„Wie geſagt, Leblanc, die Kleine wird ihm gefallen. Das iſt eine ganz andere Race Frauenzimmer, als er je hatte; ſie würde Gott ſelber närriſch machen und einen Eisbären in Hitze bringen!“

„Ich werde doch nicht unbeſehen auf einen Contract eingehen?“

„Und ich werde ſie nicht zeigen, Liebſter, wenn Sie nicht erſt mit meinen Bedingungen einverſtanden ſind. Meinen Sie, mir liege daran, wer ſie hat, wenn er mich gut bezahlt? Es giebt Leute in Paris, die mehr Geld haben, als jetzt im Beutel des älteſten Sohns der chriſtlichen Kirche zu finden iſt!“

„Zum Beiſpiel der Herzog von Orleans!“ lachte Binet. „Ich möchte ihm oder Chartres unſern Engel nicht zeigen, er wäre ſchnell genug weg! Ich erwähnte gegen Monſeigneur unſeres köſtlichen Schatzes, und als alter Freund des Pigeonnier wird er kommen, ihn in Augenſchein zu nehmen. Alſo ſpute Dich, Freund, mit Deinem Angebot, ehe der Graf ungeduldig wird!“

„Orleans?“ ſagte Leblanc erſtaunt und ängſtlich. „Er weiß um mein Hierſein?! — Du haſt mich abſichtlich in dieſe Verlegenheit gebracht, alter Schurke, damit mir keine Wahl bleibe und ich tanzen muß, wie Ihr pfeift!“ —

„Du biſt ein Narr, Leblanc. Was willſt Du denn? Dem König eine feine Maitreſſe verſchaffen und die Grammont mit ihrem Bruder zum Teufel ſchicken! Willſt Du etwa lieber ſelbſt ſpringen, wenn man hinter Deine Schliche kommt? Die Kleine wird gegen Dich dankbar ſein, und Du kannſt Dir Dein Douceur ausbedingen. Wem ſonſt noch damit gedient wird, kann Dir doch ganz gleich ſein! Willſt Du Politik treiben, alter Knabe, oder lieber für ſchlimme Tage Dein Geld in's Trockne bringen? Es kann Dir nur gedient ſein, wenn Monſeigneur Orleans, Chartres, Aiguillon und die Miniſter dem hübſchen Kinde mit ihrem Einfluß emporhelfen. Ich dächte, ſeit vier Jahren hätteſt Du wenig Vergnügen und Verdienſt gehabt!" —

„Es iſt am Ende gleich, wenn die Kleine dem Alten gefällt. Schreiben Sie das Ding auf, damit man es dem Könige vorlegen kann!" —

Der kleine Hagere, welcher verächtlich lächelnd dem Geſpräch zugehört, tauchte die Feder ein.

„So werde ich, Graf Robert du Barry, die achtzehnjährige Manon Vaubernier, auch Demoiſelle l'Ange genannt, dem Herrn Leblanc überbringen und abtreten, um ſie dem Könige vorzuſtellen. Gefällt ſie nicht, ſo erhalte ich dreißigtauſend Livres als Geſchenk für den Dienſt, gefällt ſie aber, eine jährliche Leibrente von hunderttauſend Livres auf Lebenszeit, und Herr Binet eine ſolche von hundertfünfzigtauſend Livres für die Commiſſion, und —"

„Graf," rief Leblanc. „Ihre Forderung iſt eine Narrheit! Wenn die Agenten ſchon ſo viel verlangen, was ſoll für die Kleine, was für mich übrig bleiben?"

„Das wird der Kleinen Sache ſelbſt ſein, lieber Freund," ſagte du Barry trocken. „Debrelon, meinen Wagen!"

„Biſt Du toll, Leblanc? Willſt Du alle Ausſichten verlieren? Ich kenne den Alten beſſer! Du wirſt ſtaunen, wie ſich dieſe Königsmumie verjüngen wird, wenn ihr von der kleinen Hexe eingeheizt wird!"

„Gut, ſo will ich den Sprung thun!“ —

Du Barry's Feder flog haſtig über das Papier.

„Was verlangt die Perſon nun ſelbſt?“ unterbrach Leblanc den Schreibenden.

„Das geht Sie nichts an, Beſter,“ lächelte du Barry. „Sie wird es mit ihrem hohen Liebhaber ausmachen.“

„Ihr macht mich, bei Gott, wüthend neugierig. Ich dachte, bei allen Frauenzimmern käm's doch nur immer auf Eins heraus!“

„Ihre Schönen von Verſailles waren eben nur von alltäglicher Qualität, ohne Dreſſur! — Meine Herren, unterzeichnen Sie!“

Debrelon war in's Vorzimmer gegangen. Während du Barry ein Lied ſummte, laſen Binet und Leblanc den Contract. Dann ſchrieb der Oberkammerdiener ſeinen Namen unter das Papier, und Binet folgte. Es war ein peinlich ſeltſamer Augenblick, als Frankreichs neues Geſchick durch den ſchnarrenden Federzug eines Laquaien entſchieden ward! Während der Graf unterzeichnete, flog die Thür auf, Orleans, Chartres und Prinz Lamballe traten ein. —

„Iſt man mir ſchon zuvorgekommen?“ rief Monſeigneur.

„Soeben, Hoheit!“ ſagte Binet devot.

„Teufel auch! Ich ſagte Ihnen doch, Sie ſollten auch mein Gebot abwarten?“

„Ich mußte der Majeſtät den Vorrang laſſen!“ erwiederte du Barry, ſich verbeugend.

„Aber doch erſt von Morgen an gerechnet?“ —

Du Barry machte eine ſtumme Geberde, Chartres lachte auf.

„So werde ich auftragen laſſen,“ ſagte Debrelon. — —

Während Caron dieſe Scene beobachtete, trug ſich im andern, jenſeits liegenden Zimmer vor Naſſau-Siegen noch Pikanteres zu. Dies Boudoir hatte Tapeten von roſa Seide; gleiche Vorhänge ſchloſſen die Fenſter und dienten zu Portièren. Der Raum war viereckig und klein, enthielt einen reich geſchnitzten Schenktiſch an der Seite und eine große runde Tafel, an der etwa fünfzehn bis zwanzig

Perſonen Platz hatten. Dieſelbe war ſo niedrig, daß man nicht begriff, wie Jemand an ihr eſſen könne, ohne zu kauern. Da ſie mit einem ſchweren rothſeidenen Teppich bedeckt war, hätte man ſie für eine runde Eſtrade halten können, wäre ſie nicht rings mit ſilbernen Schüſſeln, Flaſchen und Gläſern beſetzt geweſen. Vor jedem Teller ſtand eine Vaſe mit duftendem Bouquet, ſo daß die Blumen einen förmlichen Kranz in Mitte der Tafel bildeten. Den Boden hingegen deckte ein Teppich von hellgrüner Farbe mit kleinen, dunkleren Blattmuſtern, und war ſo weich und elaſtiſch, daß er unter dem Tritt der Anweſenden wie ein Divan nachgab. Statt der Seſſel lagen ſchwellende Polſter ringsum, ſo daß man gleich den Orientalen oder Römern um das Mahl herum liegen mußte. Zahlreiche Wachskerzen auf Kryſtallarmen ſtrahlten von den Wänden in zauberiſchem Lichte, und da der Plafond aus Spiegelgläſern beſtand, hatte die luculliſche Geſellſchaft das beſondere Vergnügen, ſich mit allen Details abzuſpiegeln. In dieſem Gemach, dem Fenſter gegenüber, befanden ſich zwei Damen, neben einander auf die Kiſſen geſtreckt, mit einander tändelnd und in lebhafter Unterhaltung. Die eine, Coralie Raucourt, die Sängerin, trug ein penſé Kleid von Seidenmoire, darüber eine Robe von dünner Silbergaze, und ihr gepudertes Haar ſchmückte ein Kranz von Immergrün. Nacken, Bruſt und Arme waren übertrieben entblößt, mit Schmuck überladen, und was ihren Wangen an Röthe, ihrem Teint an Glanz abzugehen ſchien, hatte ſie mit Schminke zu erſetzen gewußt und durch Schönpfläſterchen ihr Colorit gehoben. Der ſinnliche Eindruck, welchen die Dame mit dieſer Toilette etwa erzielen wollte, wurde indeß vollſtändig von ihrer Nachbarin verdunkelt. Dieſe, eine Perſon von achtzehn Jahren, ohne Schminke, Puder und Geſchmeide, verließ ſich rein auf das, was ihr Mutter Natur in ganz beſonderer Verſchwendung verliehen. Sie erſchien nämlich in einem ſolchen Minimum von Toilette, daß ſie der meerentſtiegenen Aphrodite ſehr nahe kam, und ihr allein an den Achſeln durch Atlasſchleifen befeſtigtes, in Form einer griechiſchen Tunica geſchnittenes weites Gewand von roſa Flor ſchien das Auge eher aufzufordern, Alles zu ſehen, was zu verbergen ſonſt Sache jeder anſtändigen Frau iſt. Ihr dunkelbraunes Haar, von einem Kranze von Lilien und Nymphäen durchrankt, fiel in ganzer Länge auf den vollen Nacken, Buſen und Arme nieder, und das naiv kecke Geſichtchen mit den tollen Augen, dem bald gekniffenen, bald aufgeſtülpten Lippenpaar dazu, hätte jedem Maler das Urtheil abgenöthigt, daß er hier eine makelloſe Schönheit vor ſich ſähe. Das war Demoiſelle l'Ange oder Manon Vaubernier, die Frankreich als — Gräfin du Barry bald beglücken ſollte.

„Haſt Du mich ganz verſtanden, allerliebſte Hexe?“ ſetzte Coralie die Unterredung fort. „Ein König iſt ein Mann wie jeder andere, und Ludwig der Narren größter. Je toller Du biſt, je mehr Du Deinen gewöhnlichen Ton anſtimmſt, deſto ſicherer machſt Du ihn zum Sklaven. Reize ihn durch tauſend Neckereien, bringe ihn in Verlegenheit, in Wuth, in Angſt, mache ihn über Alles lachen und ſtachele ihn zu ewiger Unruhe, das iſt der Weg, Dich unumſchränkt zu befeſtigen; deſto elender, leerer, langweiliger wird er ſich befinden, ſo wie Du nicht da biſt.“ —

„O, gute Cora, ich habe Dich verſtanden wie der Hund den Pfiff, ich habe die rechte Witterung! Du ſagſt alſo, Orleans wie ſein Sohn, Maupeau und Terray ſind mir gewiß!“

„Ich hab' es aus Chartres' eigenem Munde, und man wird es Dir heute ſelbſt ſagen. Ob die Prinzen auch thun, als wären ſie mit Dir unzufrieden, kehre Dich an nichts, ſondern ſei gewiß, heimlich arbeiten die Orleans mit allen Kräften an Deiner Erhebung! Man darf ja nicht ſehen, daß Alles vorbereitet war. Biſt Du erſt warm in Verſailles, dann wird man Dir ſchon ſagen, wie Du die Choiſeuls vollends vernichten ſollſt; Herzog Aiguillon und die Miniſter werden ſich ganz offen für Dich erklären. Deine Freundin Coralie wirſt Du aber dann vergeſſen, kleines Ungeheuer, unter dem ſteifen Volk vornehm werden, und ich bin's doch, die Dich in ihr Haus aufnahm, mit Binet zuſammenbrachte, Dir den Weg zu grenzenloſem Glück eröffnete!“

„Du mißtrauiſches Thier Du, das glaubſt Du und machſt ein Geſicht wie ein trauriges Kalb! Nein, liebe Puppe, wir bleiben die intimſten Freunde! Mindeſtens zweimal die Woche muß ich Dich haben. Denkſt Du, daß ich ohne Abwechſelung den Alten vom Ochſenauge*) ertragen kann? Teufel auch! Du ſollſt mit mir ja neue Kniffe verabreden, Schnurren erſinnen, mir den Klatſch von Paris wieder erzählen, den ich ihm vorplappere, und ich lade Dich zu unſeren kleinen Cirkeln! Kurz, Vergnügen, Vergnügen, grenzenloſe Tollheit ſoll mich umtreiben, und gelingt mir's wirklich, ſo mache ich Dich reich, Cora, und ſollte ich den Abbé Terray mit dem Staatsſchatz ſo umſtürzen, daß ihm der letzte Sous aus den Hoſen fällt!“

„Mein Balg, mein Engel!“ Die Raucourt fiel ihr um den Hals und überhäufte ſie mit ſtürmiſchen Liebkoſungen, welche durch Debrelon's Eintritt unterbrochen wurden.

„Laßt die Narrheit, Mädchen! Manon, zieh' Dich zurück, die Prinzen ſind da, und du Barry mit Leblanc auf's Reine gekommen. Er läßt Dir ſagen, mein Engel, Du möchteſt Dich ja vor der — Reitpeitſche in Acht nehmen, wenn nicht Alles nach Wunſch geht!“

„Nun, nun,“ ſchmollte Manon. „Er möge ſich ſelbſt in Acht nehmen, daß ich die Peitſche nicht umdrehe!“ — Sie verſchwand.

„Haſt Du ihr eingeſchärft, daß ſie uns nicht vergißt,“ raunte er Coralien zu. —

„Gewiß, und Alles, was Orleans befahl. Laß die Sache vor ſich gehen!“ Debrelon wendete ſich, warf einen Blick nach dem Verſteck des Fürſten und öffnete die Thür. Orleans, Chartres, Lamballe, Graf du Barry, Leblanc und Binet betraten das Gemach. Der Herzog bewillkommte die Raucourt mit einem Scherz, indeß drei junge Mädchen die

---

*) Oeil-de-boeuf, des Königs Gemächer in Verſailles.

Speiſen auftrugen, und die Herren warfen ſich nonchalant auf die Kiſſen. An dieſem Orte der Gleichheit nahm der Kammerdiener neben dem Herzog, der Zuführer und Spion neben Prinzen von Geblüte Platz. Zugleich traten aus der gegenüberliegenden Thür ſechs geputzte Damen, über deren geſellſchaftliche Sphäre gar kein Zweifel obwalten konnte, wurden durch einen Wink der Herren engagirt, und ſo in bunter Reihe, witzelnd und lachend, begann die Geſellſchaft ihr Souper.

„Ich erblicke jedoch nicht die Königin unſeres Feſtes, welche zu ſehen wir herkommen," ſagte Chartres. „Will man ſie zum Schlußeffect aufſparen?"

„Das nicht," lachte du Barry, „aber wenn Sie mit Recht ſagen, der Engel ſei Königin dieſes menu plaisir, ſo wiſſen Sie wohl auch, daß Königinnen — ſich erwarten laſſen."

„In dieſem Falle," ſagte Leblanc, „wünſche ich keine Verzögerung, denn ich muß dieſe Nacht noch zum Bericht zurück. Ich will nicht hoffen, Graf, daß Sie erſt unſer Urtheil durch die Brille des Champagners beſtimmen wollen?"

„Nein," rief der ältere Orleans, „wir laſſen uns nicht täuſchen, ich rühre das Glas vorher nicht an!"

„Man hat Täuſchung nicht nothwendig, Monſeigneur!" Damit erhob ſich du Barry und trat zur gegenüberliegenden Portière. „Wir warten auf Sie, Manon!"

Zwei roſige Hände drückten die Vorhänge zur Seite, und Demoiſelle l'Ange ſtand lachend vor den Anweſenden, welche überraſcht aufſprangen. Ehe dieſelben aber ein Zeichen des Erſtaunens geben konnten, eilte ein kleiner zwölfjähriger Mohr in rothem Habit, der einen zierlichen Korb voll duftender Blumen auf dem Kopfe trug, hinter der Dame hervor und hockte ſich mit gekreuzten Beinen in die Kiſſen. — Die Schöne ſendete einen triumphirenden Blick ringsum und warf ſich in des Negers Schooß, der die ganze Fülle von Blumen aus ſeinem Korbe über ſie hinſchüttete. Lächelnd gab ſie dem Schwarzen dafür einen Kuß und ſchlürfte dann ein Glas Champagner. —

„Bei Allem, was ich Tolles geſehen!“ brach Orleans aus. „Ihr Schatz iſt gefunden, Leblanc!“

„Wahrhaftig!“ rief funkelnden Blickes der alte Kammerdiener. „Ich gehe nicht ohne ſie zum Oeil-de-boeuf zurück! Choiſeul iſt hin!“

„Meinen Sie?“ Lächelnd erhob ſich Manon und ruhte mit unnachahmlichem Reiz zwiſchen den Blumen.

„Ja, mein Engel,“ rief Chartres, „ſein Reich iſt zu Ende!“

„Und das Reich der Engel beginnt!“ jauchzte ſie. „Vergnügen iſt die Krone, Verführung das Scepter, die Narrheit Miniſter, Unerſättlichkeit erhebt die Steuern, und zügelloſe Liebeswonne regiert!!“

„Das Reich der Engel!“ und Orleans erhob lachend das Glas. — Was nun folgte, war — Orgie! — —

Fürſt Siegen, Caron und ſeine Begleiter erſparten ſich dieſen Theil der Beobachtung. Bittern Gemüths und voll Ekel ſchlüpften ſie leiſe aus dem dunklen Raume durch das Entrée hinab, fort, und zur Straße Clairveaux in ihren Wagen. — Sie hatten den Anfang des Reichs der Engel geſehen! — —

Dies Reich ließ nicht lange auf ſich warten. Demoiſelle l'Ange entſprach ihrer Aufgabe in ſo ſtaunenswerther Weiſe, daß nach einer Woche Beatrice de Grammont bereits aus dem Oeil-de-boeuf entfernt war. Seine Majeſtät hatte eine neue Maitreſſe! — Choiſeul, dem der Schlag ganz unerwartet gekommen, opferte raſch die Schweſter, um ſich zu halten. Manon wurde ſogleich du Barry's Bruder angetraut, der mit einer hohen Rente für immer aus Paris verſchwand, und Ludwig XV. ſchenkte ihr einen Brillantſchmuck für vierhunderttauſend Livres. Bald ward die Herkunft dieſer neuen Meſſaline bekannt, denn Choiſeul unterließ nichts, was ſie in den Augen aller Leute herabſetzen konnte. Die zügelloſe Frechheit in Ton und Manier, mit welcher ſie die Höflinge wie den Monarchen regalirte, war ſo völlig unerhört, daß der Adel nicht wußte, ob er ſich über die neue Gräfin entſetzen oder ſie belachen ſollte.

Die Prinzen von Geblüt, die Prinzeſſinnen mieden den Hof. Choiſeul ſuchte ſich dem ohnehin ſeit Aiguillon's Affaire tief erregten Parlamente zu nähern, und ein Kampf ſchien unausbleiblich, bei dem das ganze Land betheiligt war. Der neuen Maitreſſe indeß ſtanden Gewalten zur Seite, die zu dem Aeußerſten entſchloſſen ſchienen. Aiguillon, der von dem Parlamente Alles zu fürchten hatte, war der Erſte, welcher ihr öffentlich zu Füßen ſank. Kanzler Maupeau, der über Choiſeul hinweg die Premierſchaft erringen wollte, erklärte ſich für ihren Vetter, und Terray, der jetzt Finanzen und Cultus in ſich zu vereinen wünſchte, ſetzte alle Daumſchrauben an die erſchöpften Arterien des Landes, um ſich der Gräfin als Geldquelle nöthig zu machen. „Ich nehme Alles, wo ich's finde!" ſagte er. „Das nennt man ſtehlen," erwiederte ihm ein Finanzintendant. „Gut, ſo ſtehlen wir!" — Als Cardinal von Noailles ſich für immer verabſchiedete, ſprach der König halblachend, halb bedauernd: „Aber was wollen Sie denn? Ihr Weggehen iſt ſehr unpatriotiſch! Soll mir die Gräfin mißfallen, weil ſie die einzige Perſon iſt, bei der ich mein Alter vergeſſe?"

„Man ſieht wohl, Majeſtät, daß Sie noch nie in einem Frauenhauſe waren." Damit ging er.

Als der König es Manon erzählte, ſagte ſie: „Dieſer alte Eſel, wie kann er nur ſo ſeine Vergnügungsorte verrathen!" Der König fand den Witz reizend. — —

Wenige Tage nach dem Lendemain, das ſo bezeichnend im — Pigeonnier geendet, reiſten Naſſau und Oraiſon nach Afrika. Es bedurfte keiner weiteren Verſtändigung mehr zwiſchen Caron und dem Fürſten. Man hatte Lamballe ſich wie ein Thier erniedrigen, und das neue Unglück, ſchwerer als alle anderen, über das Land kommen ſehen und fühlte, daß keine menſchliche Gewalt die Folgen verhindern könne. — Prinz Conti, welcher Beaumarchais am Feſtabend nirgend mehr gefunden hatte, ſchrieb am andern Tage an ihn, machte ihm Vorwürfe, daß er ſich wohlverdientem Danke entzogen, und bat, ihn nach dem Hotel

Penthièvre zu begleiten. Beaumarchais ging zwar zu ſeinem alten Gönner, aber nur, um dem Prinzen ſein Herz über Das auszuſchütten, was er im Pigeonnier geſehen hatte. Die Anweſenheit Siegen's verſchwieg er. — Unter ſolchen Umſtänden hatte der gramvoll bewegte Prinz wenig Sinn, Caron ſeiner Nichte vorzuſtellen. Das Geheimniß des engſten Familienkreiſes bedeckte die Schande des jungen Ehepaars, das zertretene Glück, die abgetödtete Hoffnung einer jungen Frau, die dem Jugendparadies nur entrückt worden, um in den Sümpfen der Pariſer Sittenloſigkeit einen Gatten zu finden. Ihr reiner, hoher Sinn, ihre keuſche Würde verſchmähte es, demſelben Vorwürfe zu machen oder ſich bei ihrem Schwiegervater Penthièvre, welcher ſie anbetete, zu beklagen. Von Anfang an hatte ſie ſich bei dieſer Ehe als ein Opfer des Familienintereſſes angeſehen, und da ſie nun in dem Gemahl einen ſeeliſch wie körperlich ruinirten Schwächling erblickte, zog ihr wundes Gemüth ſich ſtolz in ſich ſelbſt zurück. Lamballe, nicht ſchlecht und frech genug, ein Leben zu geſtehen, das er ſchon nicht mehr aufzugeben vermochte, ſah, daß er, ſtatt die Herzogin eiferſüchtig zu machen, nur äußerſte Kälte und Verachtung erfuhr. Aus Furcht vor ſeinem ſtrengen Vater wagte er nicht, gegen Louiſens Benehmen Einwendungen zu machen, und nach fruchtloſen Bemühungen, ein Intereſſe zu erregen, das er nie beſeſſen, ſtürzte ſich Lamballe, den raffinirten Verführungskünſten Chartres' verfallen, rückhaltslos in die ſchmutzigſten Vergnügungen, welche ihn von den Orleans völlig abhängig werden ließen und ſeine Geſundheit vollends zerrütteten. Adelaide de Penthièvre reichte Anfang 69 dem Prinzen Chartres ihre Hand, und der König machte die Seran zu ihrer Ehrendame. Es war die einzige Frau, die unter ihm durch ſtrenge Tugend Glück machte. — Choiſeul ergriff indeß die äußerſten Mittel des Widerſtandes. Die ſogenannte öſterreichiſche Politik, durch den bourboniſchen Familientractat verewigt, hatte ſchon unter der Pompadour zu geheimen Negociationen mit Wien geführt, welche dahin abzielten, den jungen Herzog von Berri mit der zweiten Tochter Maria Thereſia's, Maria Antoinetten, zu vermählen. Die Ratification war durch des todten Dauphins Haß gegen eine ſolche Verbindung und den Widerſtand der Dauphine noch unterblieben, nichts deſto weniger aber Abbé Vermont nach Schönbrunn geſendet worden, die künftige Dauphine in — königlichen Tugenden zu unterrichten. Nach dem Ableben des kronprinzlichen Ehepaares beeilte man ſich, die Verträge durch den Geſandten, Abbé Prinzen Rohan, abzuſchließen, und Choiſeul hoffte durch ſchleunige Vermählung Beider das öſterreichiſche Element wieder empor zu bringen. Noch mehr, er unternahm, die du Barry mit einem Schlage zu beſiegen, indem er Antoinettens ältere Schweſter, Erzherzogin Eliſabeth, dem König als zweite Gemahlin vorſchlug. Seine Gegner, Orleans zumal, erhielten jedoch vor der Zeit von dem Projecte Wind.

„Ei, mein Süßer," ſagte einmal Gräfin du Barry in Gegenwart Aiguillon's, Maupeau's und Terray's zum Könige, „man ſagt, der läppiſche Choiſeul wolle Ihnen die Erzherzogin Eliſabeth aufladen! Was? Schämen Sie ſich nicht? Ich dächte, an einer dicken habsburgiſchen Unterlippe hätten wir genug. Wenn Sie zwiſchen zwei ſolchen Erzherzoginnen gehen, wird man vor lauter Mundwerk den König nicht mehr ſehen!"

Ludwig XV. ſchwieg verlegen, die Uebrigen brachen in entzücktes Lachen aus. Am nächſten Tage ſtand das Bonmot im Mercur-français, Paris ſchwatzte es nach, und Choiſeul's Project war zerronnen! Er dankte Gott, daß wenigſtens des Dauphins Verbindung und die Gunſt der künftigen Königin ihm geſichert ſchien. —

Debrelon's Angſt, daß Choiſeul's Polizei ihn in Händen habe, er nur noch von der Gnade Caron's exiſtire, war ſo groß, daß er in der erſten Zeit nicht wagte, ſich zu regen, ja nicht einmal Coralien die vermeinte Gefahr mittheilte. Als aber Manon Vaubernier, der Engel, Glück machte, die Grammont von Verſailles entfernt worden, ohne daß er behelligt wurde, entdeckte er ſich Coralie und dieſe theilte beiden Orleans den Ueberfall Beaumarchais' mit. Die Prinzen waren im höchſten Grade erbittert über die Kühnheit ihres Gegners! Eine Anfrage bei Maupeau genügte, zu erfahren, daß Choiſeul keinerlei polizeiliche Maßregeln gegen Debrelon in Vollzug geſetzt hatte, ihm überhaupt Alles plötzlich gekommen ſei.

Orleans fuhr ſofort in's Hotel Vendatour.

„Marquiſe," rief er Dianen entgegen, „ich geſtatte Ihnen fortan Jegliches gegen dieſen nichtswürdigen Beaumarchais, was nur Ihr Haß erſinnen mag! Nehmen Sie ihm Alles, bis auf das Leben!" —

„Bis auf's Leben, Monſeigneur! — Sie dürſten ihm doch ohne mich nie etwas anhaben!"

16.

Aus der Wüſte.

Mehr als ein dreiviertel Jahr war ſeit der Hochzeit im Penthièvre verſtrichen, Winter und Frühling längſt vorbei, der Sommer grünte im vollſten Schmucke, der Garten lag wieder im träumeriſchen Halbdunkel ſüß duftend, und die Akazienkronen, die dunklen Wipfel der Kaſtanien rauſchten und flüſterten im Zephyrwinde. Der alte Großadmiral hatte unlängſt mit ſeinem Stabe eine Inſpectionsreiſe nach den nördlichen und weſtlichen Häfen angetreten; man flüſterte nämlich von einer Expedition gegen die Engländer, deren übermüthige Seemacht die Erſchlaffung Frankreichs benutzt und ihm in West- und Oſtindien eine Reihe vorzüglicher Colonien entriſſen hatte. Auf des Herzogs Befehl hatte ihn ſein Sohn Lamballe begleitet, den die tollen Vergnügungen des Winters gänzlich ſiech gemacht, ohne daß der argloſe Vater ſeine ſchimpfliche Aufführung oder das laue Verhältniß zwiſchen demſelben und Louiſen bemerkt hätte. Er hatte für ariſtokratiſchen Anſtand genommen, was tödtliche Kälte war. Penthièvre hoffte des Sohnes Geſundheit durch dieſe Excurſion zu kräftigen, ihn bei der Flotte als ſeinen künftigen Nachfolger vorzuſtellen und das unerläßliche Dienſtjahr zur See antreten zu laſſen. Als Prinz Lamballe von ſeiner Gemahlin Abſchied genommen, hatte er in einem Augenblicke des Alleinſeins ihr bewegt zugeflüſtert: „Louiſe, entweder komme ich Ihrer würdiger wieder, oder nie!“ Sie hatte ſich kalt vor ihm verbeugt, ohne ein Wort zu erwiedern. — Nun war ſie allein Herrin des weiten Hotels, konnte wenigſtens den Zwang abwerfen, ſich ihrer Einſamkeit, ihren Träumen und dem Umgange ihrer Freundin und Ehrendame, Gräfin Charlotte von Gorzka, überlaſſen, deren munterer, glühender Sinn und gefühlvolle Theilnahme ihre Zurückgezogenheit erträglich machte. Oft auch war ihr Oheim Conti bei ihr, und ihr krankes Gemüth ſuchte ſich dann an den würdevollen Gefühlen dieſes ernſten Mannes zu ſtärken, dem weder die Enttäuſchungen des Lebens, noch perſönliches Unglück ſeine Liebenswürdigkeit geraubt. Ihr Schwiegervater Penthièvre war in ſeiner ceremoniöſen Zärtlichkeit oft pedantiſch, in ſeiner Sucht nach fremdländiſchen Raritäten mitunter nahezu närriſch, aber indem ſie auf Beides freundlich einging, ſeinen Erörterungen der Entdeckungen fremder Völker und Sitten ein williges Ohr lieh, faßte ſie nach und nach für Geographie, Nautik, Alterthumskunde und Reiſewerke eine ganz ungeahnte Vorliebe. Er hatte ihr denn auch bei der Abreiſe den japaniſchen Pavillon und ſeine Geheimniſſe anvertraut; dort weilte ſie oft, und belehrte ſich, indem ſie ſich unterhielt. Die actenmäßigen Berichte, Tagebücher und Schiffsjournale Bougainville's, alle Begebenheiten ſeiner Weltfahrt, die geſchilderten Thaten Siegen's und Oraiſon's machten ihr unausſprechliches Vergnügen, und ſie verfolgte mit unbezwinglicher Theilnahme die überſtandenen Gefahren eines Mannes, der ſich, um einer Galanterie zu genügen, neuen Gefahren ausſetzte. In dieſem Geſchäft war Gorzka ihre emſigſte Genoſſin. Feurig, phantaſtiſch, beutete der Gräfin leichte Einbildungskraft jedes ſeiner Abenteuer aus, und ein verwandtes Intereſſe verſchmolz zwei Frauenſeelen, welche ſich ſonſt in tauſend Dingen unterſchieden.

Heute hatte Prinz Conti beide Damen in große Aufregung verſetzt. Er hatte nämlich ſeiner Nichte einen Brief Siegen's an Penthièvre übergeben, welcher durch Beaumarchais eben angelangt war, einen Bericht „aus der Wüſte,“ — in welchem der Fürſt ſeine bisherigen Fata meldete und wie er den Tiger glücklich erlegt habe. Die Empfindungen beider Frauen, vor dem Prinzen in möglichſte Schranken gehalten, wallten ungewöhnlich auf, nachdem er ſie verlaſſen hatte.

„Schnell, theure Gorzka,“ und Louiſens Herz ſchlug heftig, „laſſen Sie uns nach unſerem lieben japaniſchen Häuschen gehen, dort haben wir Alles um uns, was die Einbildungskraft beflügeln, das Verſtändniß des Berichts erleichtern kann!“

„Ja, ja!“ jauchzte Gorzka. „Ach, noch nie habe ich bei Anweſenheit der Hoheit empfunden, daß es recht ſchön wäre, wenn ſie nur erſt fort ſei!“

Damit eilte die Gräfin, den Schlüſſel in der Hand, glühend und in ſonderbarer Exaltation voraus.

Prinzeß Lamballe blickte ihr fragend nach. Ein ſeltſamer Gedanke ging ihr durch den Sinn. Dann lächelte ſie über ſich ſelbſt und folgte, den Brief in der Hand, über die Terraſſe.

Gorzka hatte bereits den Pavillon betreten, die Seſſel geſtellt, den Globus gedreht und die vorhandenen Karten von Afrika nebſt ein paar Kupferwerken über Algier, Tunis, Egypten und die öſtliche Sahara ausgebreitet.

„Wahrhaftig,“ lächelte Louiſe, „die ſehnſüchtigen Gattinnen, Schweſtern und Bräute unſerer Vorfahren, welche nach Paläſtina zogen, das Kreuz auf der Bruſt, können gar nicht eifriger geweſen ſein, die Gefahren ihrer Helden im Geiſte durchzuleben, wie wir.“ Damit ließ ſie ſich vor den Karten nieder.

„Aber bei allen Thaten jener Ritter, Hoheit, war keine,“ ſagte Gorzka funkelnden Blicks, „wie dieſe! Sie zogen für das Kreuz aus und litten um daſſelbe. Ihre Gelübde treu ihrer Dame erfüllen, war das höchſte Maß ihres Ruhms. Gab es aber je ein Beiſpiel in der Geſchichte, daß ein tapferer Edelmann, ein geborener Fürſt nach Afrika gegangen wäre, um aus reiner Galanterie eine Tigerdecke für eine Dame zu holen, die er an ihrem Hochzeitstage zum zweiten Male ſah, und an welche ihn nichts bindet als die Verehrung der Frauentugend? Wenn Held Naſſau für eine Dame, die ihm ganz fern ſteht, ſo Ungeheures thut; welches Wunder wird er für Diejenige verrichten, welche er liebt, die ihn zu heißer, anbetungsvoller Gegenliebe begeiſtert, in deren Arm er ruhen kann von ſeinen Thaten, und die ihm Lorbeer und Myrte zugleich um den Scheitel flicht?!“ —

Lamballe, welche erſtaunt der ſchönen Polin zugehört, ward bläſſer. Etwas wie Ironie zuckte um ihren Mund. „Ei, ei, Sie werden ja im Gedanken an den Fürſten ganz überirdiſch, liebe Gorzka? Ihr Enthuſiasmus macht Sie parteiiſch. Eben daß unſere Vorfahren für das Kreuz in den Orient zogen, ein innerer, heiligender Zweck, ein glühender Gedanke ſie in Tod und Gefahr trieb, machte ſie zu unſterblichen Helden. Wenn die Geſchichte des Ritterthums keinen ſo tollkühnen Fall aufzuweiſen hat, ſo fanden unſere Vorfahren muthmaßlich eben Beſſeres, Edleres zu thun, als Decken für ihre Damen aus dem Orient zu holen. Ich — ich würde —, ja Gorzka, unverzeihlich würde ich Naſſau's Unternehmen nennen, hätte Prinz Chartres ihn nicht boshaft gereizt und in einem Augenblicke zu compromittiren geſucht, wo der Fürſt im Bewußtſein ſeiner ritterlichen Thaten zurückkehrte und den Ruhm franzöſiſcher Waffen in ſich vereinte!“

„Und das können Sie, Hoheit, um deretwillen er auszog? Sie könnten es unverzeihlich finden, und der edle Mann hätte nutzlos ſein theures, einziges Leben —“

„Ereifern Sie ſich nur nicht, liebe Freundin!“ fiel Lamballe ſanft lächelnd ein. „Dieſer Brief ſagt uns ja, daß des Fürſten Zweck erreicht, die Heldenthat beſtanden und die Decke erlangt iſt. Bis zu dieſem Augenblick mußte ich mir Vorwürfe machen, Urſache ſolchen Wagniſſes zu ſein, unwillkürlich mußte meine Sorge, mein Intereſſe, mein religiöſes Gefühl, ja — ſelbſt eine gewiſſe weibliche Eitelkeit mich in äußerſter Spannung und Angſt um einen Mann erhalten, der ſonſt — der, der ja übrigens gar kein Anrecht an meine Perſon hat, als das, wie es ſich — ja wie ſich's jeder Muth und jegliches Unglück erwerben mag! Dem Himmel ſei Dank, mit der Furcht weicht die Spannung, und — alſo das tiefere ekſtatiſche Gefühl, und ich ſehe nur noch die — die wirklich tollkühne Unvernunft der Sache, Gorzka, welche weder mein Verſtand noch meine Moral billigen kann." —

„O ja, Hoheit!" rief die ſprühende Gräfin außer ſich und bitter, „Ihre ſtolze und kältere Natur begreift nicht die Verzweiflung des armen Fürſten, welche ihn ruhelos zu Gefahr und Wagniß führt, weil der Sturm ihn betäubt, weil die Wüſte ihn vergeſſen läßt, daß ſein Leben ſelbſt wüſt an Freuden, ſein Herz öde iſt an Glück, an Frauenliebe, an allem Süßen, was dem Manne Ruhe, Kraft, Seligkeit und Genügen giebt! Sie vergeſſen, daß Frankreich ihm ein falſches, undankbares Vaterland geweſen, kein Liebesblick hier ihn begrüßt, kein gleichgeſtimmt Gemüth ſeine große Seele verſteht, daß er vergebens ſchmerzvoll ſeine Arme nach einem Herzen breitet, an dem er für ewig ruhen und beglückt ſein kann, und welches ihn um höherer Ideen willen kämpfen läßt, als ein — Thierfell, das für Ihren Fuß ſo gleichgültig iſt, wie eine Lyoner Sammetdecke!" — Die kleine reizende Polin ſtand, ihrer Sinne nicht mehr mächtig, vom Seſſel auf und wendete ihr überſtrömendes Geſicht ab.

„Wenn mein Gemüth ſeine große Seele, wie Sie ſagen, nicht verſteht," erwiederte Lamballe mit zitternder Stimme, aber erzwungenem Lächeln, „ſo kommt es wohl, weil ich eine — verheirathete Frau bin!!"

„Gewiß, Prinzeſſin, und was für eine! Eine Frau mit gebrochenem Herzen!" —

„Gorzka!!" ſchrie Lamballe auf und erhob ſich mit fürchterlichem Schmerze. „O Charlotte, das hatte ich von Ihrer Liebe nie erwartet! — Sie haben Recht! Eine ſo nglückliche Frau wie ich hat die Befugniß verloren, über Männerwerth zu urtheilen! Haben Sie die Güte, den Pavillon zu ſchließen, wenn — wenn Ihre Studien beendet ind!“ — Sie wollte ſich entfernen.

„Prinzeſſin, theuerſte Hoheit, verzeihen Sie Ihrer uninnigen, nichtsnutzigen Gorzka, die eher ihr Blut verpritzen, als Sie beleidigen, Ihr armes Herz kränken möchte!“ Sie fiel Louiſen ſchluchzend um den Hals, das Haupt an ihre Schulter preſſend und ſie mit Thränen bedeckend. „Können Sie glauben, daß es boshafte Abſicht ei, Ihr Gemüth gerade an der ſchmerzhafteſten Stelle zu verwunden? Nur eine Minute des Wahnſinns hat mich getrieben, das heilige Band des Vertrauens und der Freundchaft anzutaſten, über meinen wilden, ſehnſuchtsvoll ſelbſtüchtigen Gefühlen Ihren heiligen Gram, die Engelstugend u vergeſſen, mit der Sie eine Bürde tragen, die mein heftiger Charakter abgeſchüttelt hätte, oder der ich erlegen wäre! Sie ſind ſo edel, ſo gut! In Ihnen iſt nicht Raum ür Haß und Unverſöhnlichkeit! Wenn Sie mich nicht lend machen, ganz niederdrücken wollen, verzeihen Sie den infältigen Ausbruch eines albernen Mädchens, das ja Niemand leitet, Niemand ſo liebt wie Sie. O, verzeihen Sie mir!!“ —

Mit der Prinzeſſin war während dieſer reuevollen Bitten eine große Veränderung vorgegangen. Ihr heftiger Schmerz war finſtere Trauer, dieſe zu ſtiller Entſagung, ener rührenden Hoheit geworden, welche vom Letzten, was ie leiſe hoffend in ſich hegte, Abſchied nimmt, über die eigenen Gefühle heldenhaft ſich erhebt, um an Schmerz und Hoffnung Anderer theilzunehmen; des eigenen Selbſts ich zu entäußern, um nur anderen Herzen nachzuempfinden. Sie preßte Gorzka an ihre Bruſt und küßte ſie auf die Stirn.

„Beruhigen Sie ſich, meine liebe Charlotte, und glauben Sie, daß ich Sie deshalb nicht weniger liebe. Was wäre denn die Freundſchaft, wenn ſie beim erſten Schmerz verginge, der uns unüberlegt bereitet wird? Sie handelten thöricht, zu verwunden, wo Sie's am wenigſten gewollt, ich noch thörichter, zu vergeſſen, daß ein anderer, heftigerer Geiſt der Leidenſchaft in Ihnen willenlos wach wurde, als er meine Freundin ſonſt regiert. Ach, daß man einander verzeihen kann, ſelbſt die trübſten Minuten nicht ein Verhältniß erſchüttern, das uns ſo viel ſinnig ſchöne Stunden bereitet, iſt ja das hohe Vorrecht der Liebe! Trocknen Sie die Thränen, närriſches Mädchen! Werden Sie vernünftig, lächeln Sie wieder! Beichten Sie lieber, was es geweſen, das dieſes kleine, wunderliche Herz meiner Gorzka ſo überwallen ließ?!"

Sie ſuchte die Gräfin ſanft von ſich wegzudrängen, um ihr liebevoll in's Antlitz zu blicken. Aber Charlotte ließ ſie nicht los, nur heftiger preßte ſie ihr blondes Haupt an die Schulter der Herzogin und verbarg ihr Geſicht an der Freundin Bruſt. Lamballe ſah, wie bei ihren Bitten um Aufklärung ſich Hals und Nacken Charlottens mit glühendem Purpur färbte und tiefe Scham wie ein leichter Schauer ihren Körper durchzitterte.

Eine Weile hielt die Prinzeſſin ſie ſtill umſchlungen, ein Todesſchmerz durchzuckte Lamballe's Herz, dann küßte ſie die Polin noch einmal.

„Beſte Charlotte, haben Sie doch Vertrauen! — Sie lieben Naſſau-Siegen!!"

Die Gräfin erhob langſam das Haupt. Ihr blaues Auge blickte Lamballe feſt und innig an. —

„Ja, ich liebe ihn, edle, reine Frau!! Ich liebe ihn über alles Leben, über Gott und meine Seligkeit!!"

Die Prinzeſſin wendete das Antlitz ab, die Farbe wich faſt ganz aus ihm. Sie führte Gorzka ſanft zum Seſſel, ſetzte ſich ihr gegenüber und faßte ihre Hände.

„Armes Kind, und das haben Sie mir ſo lange verſchwiegen?! — Laſſen Sie uns wie Schweſtern reden, die kein verborgenes Fältchen ihres Herzens mehr haben. Es gehört mehr Ueberwindung dazu, Ihnen, dem ſchuldloſen Mädchen, ein Elend zu vertrauen, wie ich — die Frau, es trage, als Glück und Hoffnung mitzutheilen, die das

Herz wunderbar erfüllen, die Seele erneuen und ihr Engelsflügel geben. — Sie lieben den Fürſten! Lieben Sie ihn auch voll Hoffnung? — Haben Sie Zeichen ſeiner Gegenliebe, die Ihnen die frohe Gewißheit geben, daß Ihr Gefühl kein tückiſcher Traum ſei, von dem Sie — zu ewigem Leide erwachen? — Ich möchte Sie glücklich ſehen, Ihnen ein Elyſium erbauen helfen, deſſen Schönheit ich um ſo mehr begreife, je weiter ich von ſeinem Genuſſe fern bin. Ach, Liebe ohne Beſitz iſt eine Blume ohne Duft! — Hoffen Sie den Mann Ihrer Sehnſucht zu beſitzen? — Sprachen Sie ihn? Wo, und welche Gewißheit erlangten Sie?!“ —

„Ach, Frau Prinzeſſin, warum muß ein Edelmuth, eine Seelengröße wie die Ihre beſtimmt ſein zu leiden, beſtimmt, daß ſogar unverſtändige Weſen, wie ich, Ihnen wehe thun?!“ —

„Sprechen wir doch jetzt nicht von mir! Lieh Gott mir wahrhaftig die Fähigkeit, ſo überreich zu dulden, dann hat er mich zum Dulden auch beſtimmt, und ich erfülle nur die Pflicht, welche er mir auferlegte. Er wird mich nicht mehr leiden laſſen, traute Gorzka, als ich kann. Eins aber iſt immer ſüß, die Freundin beglückt zu ſehen, die Gerechtigkeit des Schickſals wenigſtens an einer geliebten Perſon erfüllt zu wiſſen. Vielleicht, Gorzka, ward mir Liebe nur verſagt, um mich für die Wonnen der Freundſchaft recht empfänglich zu machen! Alſo, Kind, bergen Sie Ihr Geheimniß in meine treue Bruſt!“ —

„Wie ich den Fürſten bei Ihrer Vermählung das erſte Mal zur Cour vor Ihnen erſcheinen ſah, den Helden der Infamie des Prinzen Chartres mit dem Beſchluß der Tigerjagd antworten hörte, fühlte ich mit unwiderſtehlicher Gewalt, daß ich ihn liebe, durch die Schrecken der Wildniß, durch Wellen und Sturm ihm folgen müſſe für's ganze Leben! Es war, als habe ich vordem im Traume gelegen, und ſein Blick, ſeiner Stimme Klang habe mich zum Daſein erweckt! Welche Angſt ich ausſtand, da er ſich in ein ſolches Wagniß reißen ließ, kann ich Ihnen nicht beſchreiben! Ich ſchlief die ganze folgende Nacht nicht, und brannte vor

Ungeduld, am Lendemain die Gelegenheit zu erſpähen, ihn von ſeinem Vorhaben abzumahnen. Wie glücklich war ich, daß Sie ſelbſt dieſe Beſorgniß um ihn theilten und mir auftrugen, ihm abzurathen. Ich fand ihn dort vor jenem Bosquet, deſſen rothe Blüthen Sie jetzt ſehen können; wir waren allein, es dunkelte bereits. — Was ich ihm ſagte, weiß ich kaum mehr, nur daß ich meine Thränen mit Gewalt zurückpreſſen mußte. Ich verſicherte, daß ſeine Freunde untröſtlich über ſeine Reiſe ſein würden und —“

„Sie haben ihm meinen Namen doch nicht genannt?!“ fuhr Lamballe empor.

„O, meine Neigung war viel zu ſelbſtſüchtig dazu! Eine Dame, ſagte ich, ſei's, die ihn flehentlich bitte, ein Herz, das über ſeinen Tod brechen werde! O, hätten Sie ſeine Ueberraſchung ſehen können, als er ausrief: „Ein ſolch ſchmerzlich bewegtes Herz giebt es wirklich?!“ Wie rührend ſchilderte er mir, daß er ungeliebt die Welt durchziehe, wie ernſt lehnte er es ab, die gefahrvolle That zu unterlaſſen, welche er öffentlich übernommen. Er preßte meine Hand ſtürmiſch an ſein Herz und ſchwor, daß der Gedanke: es gäbe ein Herz, das für ihn bange, ſein Talisman in Gefahr ſein werde; ich ſolle dies Herz, das mit ihm leide, recht tröſten, er wolle einſt vor ihm hinſinken, um es zu fragen, ob er in dieſer Minute zu kühn gehofft!“ —

„So ſagte er wirklich?! Täuſchen Sie ſich nicht über die Worte?!“

„Auf jedes derſelben will ich ſterben! Wie in Fels gemeißelt, ſteht jegliche Silbe in meiner Bruſt, die ſeinen bebenden Lippen entſank! Hätten Sie die Gluth, dieſes Weh und dieſe Seligkeit zugleich geſehen, mit der er ſich von mir losriß, Sie würden gewiß glauben, daß er mich liebe! Wem ſollte er ſein Herz ſonſt ſchenken?“ —

„Ja,“ ſagte Louiſe de Lamballe ſcharf und kurz, „er liebt Sie! Ich wüßte Niemand, dem dies Benehmen gelten könnte, als Ihnen!“ Sie griff nach dem Briefe des Fürſten, ihre Stimme ward weicher, unſicherer. „Und wenn ich dieſe Zeilen, nach dem, was Sie mir eröffnet, überleſe, bin ich von ſeinen Gefühlen für Sie überzeugt!"

„Nicht wahr?" jauchzte Gorzka hell auf. „Das iſt doch unzweifelhaft auf mich bezogen! Ach und die Wonne, ihn mir erhalten, ſeine tollkühne Aufgabe gelöſt zu wiſſen, hat mich ſo kopfverwirrt, ſo außer mich gemacht, daß ich die liebſte, edelſte Freundin kränkte!" —

„Ei nicht doch, erinnern wir uns nicht mehr an dieſe trübe Minute. Laſſen Sie uns die bezügliche Stelle wiederholen. — „Und ſo wäre ich denn, Herr Großadmiral, aus der Wüſte zurück. Umgeben von einem Haufen brauner Beduinen in weißen Burnous, die Lanze auf edlem Roſſe ſchwingend, ritt ich in Cairo ein, die todte Beſtie vor mir auf dem Sattelbogen, umſtaunt von der vielfarbigen Menge und durch den Aga mit Ehrfurcht begrüßt. Meine Aufgabe und meine Ehre iſt ſomit gelöſt! Aus der Wüſte gekommen, ſitze ich hier, ſtarre von meinem Dache nieder in den Nil, über die Palmenkronen nach dem Delta, dem Norden, der Heimath zu, höre im Geiſte zwei ſchöne Lippen angſt- und liebevoll mich mahnen, wähne ein Herz bange um mich ſchlagen, meine Nächte führen im fieberiſchen Traume mich zurück, und — ich habe mir Ausdauer angelobt, Geduld, mein Herzog! Ich will warten! Aber ſo nicht! Die Sybaritenruhe ekelt mich an. Mein arabiſch Roß wiehert im Hofe, meine Freunde vom Stamme Beni Haſſan brechen auf, ich kann nicht! Aus der Wüſte — in die Wüſte! Ich ziehe wieder mit, und laſſe Oraiſon bei dem Soldan, der ihn zum Mamur der Provinz Fayum machen will. Hinaus! — Möge denn dies ruheloſe Leben austaumeln, bis jener ſchöne Mund, der mir den Scheidegruß ſandte, mich zurückruft oder —, in der Wüſte giebt's auch Gräber! Der Samum weht dort manch gigantiſch castrum doloris zuſammen!" — Er meinte Sie, ſonſt Niemand," ſetzte Louiſe nach einer Pauſe ernſt hinzu. — „Bitte, liebe Charlotte, holen Sie mir doch mein Riechſalz vom Fenſtertiſche des Wohnzimmers, ich fühle mich ein wenig angegriffen. — Sagen Sie dem Kammerdiener noch, er möchte den Thee in meinem Schlafzimmer ſerviren. Man kann Karten und Bücher dorthin bringen, ich werde wohl heute zeitiger zu Bett gehen!"

„Sie ſind entſetzlich bleich, Hoheit! — Mein Himmel, Sie verheimlichen mir, daß Sie ernſtlich unwohl ſind!" —

„Nein, nein, nur matt! Ich hatte mich vorhin etwas zu ſehr erregt. Es iſt eine Thorheit, weiter nichts!" —

„Ich werde Sie heut' gewiß nicht allein ſchlafen laſſen, ich —"

„Wie Sie wollen, wir werden dann von Ihrem Glücke plaudern. Nur das Riechſalz, bitte ich Sie!" —

Gorzka eilte hinaus, über die Terraſſe nach dem bezeichneten Zimmer.

Louiſe de Lamballe preßte ihre Stirn heftig in die Hände und ſeufzte ſchwer. „Er liebt ſie, es iſt nur zu gewiß! Oh, nicht Dir, Naſſau Siegen, ziemt dieſer Wahlſpruch, nur mir, mir allein! — Aus der Wüſte in die Wüſte! — So biſt Du denn ganz gebrochen, mein Herz, die letzte, ſchwanke Hoffnung iſt entflohen! — Und wer gab Dir denn ein Recht auf ſie? Etwa ſein lohender Blick, ſein bebender Mund, als er zu Chambery Dich grüßte. Darfſt Du, eine verheirathete Frau, ohne Entehrung, ohne Gewiſſensſkrupel an ihn denken? Leiht Dir die niedrige Geſinnung des Gatten ein Recht, Dich der Pflichten enthoben zu fühlen, die Du vor Gott gelobt, zu denen Du verbunden biſt? Welche Phantaſie verleitete denn die Fürſtentochter aus dem Blute der Bourbonen, an die Hingebung eines Mannes zu glauben, deſſen Gefühle ruhelos ſind, wie die Welle, die ihn trägt, wie der Wüſtenſand, der unter ſeinen Füßen fortgleitet! — O, ſchäme Dich, Louiſe von Savoyen, daß Du den Herrlichen, den einzigen Mann in Frankreich vor Dir ſelbſt erniedrigſt, um ihn nur der Freundin nicht beneiden zu müſſen! Dies erſte unedle, verwerfliche Gefühl in Dir, dem ſelbſt Unglück und Schmach keine Rechtfertigung leiht, bedarf einer Sühne, und beim ewigen Gott, ich will ſie geben, ihm und ihr!! — O, Luft!?" —

Sie riß das Fenſter des Pavillons auf. Todtenbleich, gleich einem Weſen aus der andern Welt ſtand ſie da, und ſann und ſtarrte hinab in die Straße Honors, auf der ſich neugierige Gruppen ſammelten. —

Ein Gamin ſagte laut: „Das iſt ein Götzenbild von den Wilden. Es iſt von Wachs!"

„Nein," ſagte eine arme Frau, die ein Kind trug, „es iſt wie ein Engel auf einem Grabe."

Das Blut ſtrömte ihr wieder zum Herzen, ihre Stirn erglühte, ihre Pulſe ſprangen. Sie griff in ihre Börſe und warf ein Goldſtück hinab. Als es die Bettlerin mit freudigem Staunen aufhob und emporſah, lächelte die Prinzeſſin mit wehmuthsvoller Lieblichkeit.

„O Gott," rief das Weib. „Wenn es ein Engel iſt, ſo iſt es ein verklärter!!"

Leiſe ſchloß ſie das Fenſter. — Gorzka ſtand hinter ihr. —

„Charlotte," und Louiſe ergriff mit fürſtlicher Hoheit ihre Hand. „Ich ſchwöre Ihnen bei dem allwaltenden Gott, ich werde Ihnen Myrtenkranz und Schleier ſelbſt in die Locken flechten!"

„Und was ſoll ich Ihnen je dafür erweiſen, daß Sie im Unglück mein Glück erſtrebten?!" —

„Flechte mir einſt die — Todtenkrone, Mädchen!" — Sie verließ den Pavillon. — —

Caron war in ſein Privatleben zurückgekehrt, er wußte genug von dem, was dem Lande bevorſtand, um kein Gelüſt zu weiteren Forſchungen zu verſpüren. Das Glück, welches er mit der Eugenie auf dem Theater gemacht, der Reiz eines Ruhms, den er ſich allein verdankte, das Drängen ſeiner künſtleriſchen Freunde endlich ließ ihn ſeine Muße zu einem neuen Drama: „Die beiden Freunde, oder die Negocianten" benutzen. Die Zerrüttung der Finanzen, des öffentlichen Credits, die Brutalität der Steuern wie das gewiſſenloſe Spiel mit eingebildeten Werthpapieren und all' das geſellſchaftliche Elend, was es zur Folge hatte, ſchien ihm ein würdiger Vorwurf der Schilderung. Die ganze damalige kleine und große Literatur kam auf die Beine, die Finanzwelt, die das Glück eines geadelten Roturiers ebenſo beneidete, wie jene zahlreiche herabgekommene Klaſſe des kleinen Adels, der ſeine Armuth umſonſt durch erborgten Glanz verdeckte. Les deux amis fielen durch, total durch, denn man wollte auf der Bühne nicht den Verfall des eigenen Vermögens ſehen, man fand ſich beleidigt, daß der Dichter den Leuten ſo in die Beutel guckte und die elende Maſchinerie ihrer ſtillen Manipulationen aufdeckte. —

Mit Paris Duverney, ſeinem Compagnon, war indeß langſam eine Veränderung vorgegangen, die Caron nöthigte, mit ſeinem langjährigen Freunde ſich geſchäftlich auseinander zu ſetzen. Paris wurde alt, ſchwerfällig, kränklich. Fromme Einflüſſe ſchienen ſich auch geltend zu machen. Die Gräfin Roſe de la Blache, Herzog St. Albin's Tochter, kam öfter in ſein Haus, und es erfolgte eine Ausſöhnung mit dem Neffen. Mein Gott, wer will denn unverſöhnt ſterben, wenn ihm ſo viel Liebe und Reue entgegengetragen wird?! Seine Seele kam nach und nach in einen Zuſtand, wo ihm alles erlittene Unrecht als verjährt erſchien.

Beaumarchais ſah, wo dies Alles hinaus wollte. Vom freundſchaftlichen Verkehr auf den des bloßen Geſchäfts zurückgekommen, nahm er um ſo bereitwilliger Paris' Wunſch an, auch dieſe Verbindung zu löſen, als er nicht wünſchte, mit Graf Falcoz in Erbſchaftscolliſionen zu kommen. Am erſten April ſchloſſen ſie demnach ihre gegenſeitige Berechnung ab, die damit endete, daß Caron noch fünfzehntauſend Livres von Duverney zu erhalten hatte. Es war keine große Summe, aber da zur Zeit der alte Herr ziemlichen Verluſt gehabt hätte, wenn er ſeine Werthpapiere in baares Geld umſetzte, ſo ſtellte er Beaumarchais einen notariellen Schuldſchein aus. Gern hätte er die Papiere über Suſannen zurückempfangen, aber Caron, ohnehin mißtrauiſch, ſagte: „Es thut mir leid, mein Freund, es Ihnen abſchlagen zu müſſen. Dieſe Papiere nützen nur mir, ſie gehören meiner Frau.“

„Sie wurden aber mit fünfhunderttauſend Livres abgefunden, mein Herr!"

„Abgefunden! Ein vortrefflicher Ausdruck in Ihrem Munde! Mein Charakter, ſollte ich meinen, bürgt Ihnen eben ſo ſehr für mein Schweigen, als die Liebe zu meiner Frau, welche ihr gewiß eine ſo ſchmerzliche Entdeckung erſparen wird. Ich kenne die Leute, denen der Beſitz der Documente allein erwünſcht iſt, genügend, um ihnen dieſe Waffen durch Sie nicht zu überliefern!"

„O, ich ſehe, daß Sie das Gefühl adeliger Familienehre nicht zu würdigen wiſſen! Gut, nach meinem Tode geſchehe, was da wolle!"

„Einſt dachten Sie über — dieſe Familienehre anders. Ich werde Sie deshalb nicht tadeln, aber auch nicht ſo unklug ſein, die Schwäche Ihres Herzens mit dieſen Schriften in Verſuchung zu führen. Sagen Sie gewiſſen Leuten nur, daß es allein ihre Schuld ſein wird, wenn ich von dieſen Documenten Gebrauch mache!" —

Es war das letzte Geſpräch, was Beide führten. — Der Stille und Abgeſchloſſenheit Caron's ſehr entgegen ging das öffentliche Leben ſeinen toſenden Gang. Keine der Forderungen des Parlaments war erledigt, Aiguillon ſtolzirte in des Königs Nähe, und der „Engel" beherrſchte den Ludwig unumſchränkt. Die ſkandalöſen Scenen, welche im Oeil-de-boeuf und in dem verbeſſerten Hirſchpark vorfielen, die „Orgies changeants", die ſchamloſen Scherze der du Barry überſtiegen das Kühnſte, was eine verworfene Phantaſie jemals erſann. Maupeau und Terray, zwei Männer, die an Tücke, Heuchelei, Niedertracht und brutaler Gewaltſamkeit Alles überboten, vereinten ſich mit ihr, Ludwig XV. durch aufreibenden Genuß oder Erregung von Furcht zum vollſtändigen Sklaven zu machen. Wenn man den Parlamenten auch nie nachgegeben, ſo hatte man früher doch wenigſtens in alter ſalopper Weiſe fortregiert, den Druck durch Angewohnheit zu legaliſiren gewußt, doch von dem Augenblick, wo Choiſeul's Macht gebrochen ward, Maupeau und Terray mit der du Barry nach Alleinherrſchaft ſtrebten, zeigte ſich die wahre Phyſiognomie des Reichs „der Engel“, wie man dieſe Regierung nannte. Die Anwendung der lettres de cachet nahm überhand, man ſperrte in die Baſtille, was ihr irgend ein gefährlich Antlitz zeigte, die Art, wie Terray die Staatskaſſe füllte, glich einem immerwährenden Raubzuge, und Aiguillon ſprach Frankreichs Gerechtigkeit ſchneidend Hohn, indem er zum Orgiengenoſſen eines Monarchen erhoben ward, welcher wie Tiberius auf Capri lebte. — Ein letzter Schlag auf die Parlamente mußte erfolgen. Madame du Barry hatte ein Gemälde in ihr Zimmer gebracht, die Enthauptung Carl's I. Mit ihm drohte ſie dem Könige, Stuart's Beiſpiel ſtellte ſie ihm mit allen ſcheußlichen Details als ſein Loos vor, falls er nicht jede patriotiſche Regung im Keim erſticke, und hinter dem Rücken Choiſeul's ward beſchloſſen, die Parlamente und den öffentlichen Gerichtsſtand zu verändern. In dem lit de justice vom 27. Juni wurde der Anfang gemacht, indem ſämmtlichen Parlamenten befohlen wurde: „ſich nicht mehr als ſolidariſch verbundene, untheilbare Corporation zu betrachten, ſondern geſondert zu bleiben, ihre Verrichtungen nicht einzuſtellen und keine Regiſtrirung königlicher Declarationen zu verweigern.“ Es war der Befehl, ſich zu entehren. Da brach der Sturm los. — Von Conti, und Malesherbes einerſeits, andererſeits von Choiſeul's Anhängern geführt, proteſtirte das Parlament, das Châtelet verweigerte die Criminalgerichtsbarkeit, weil das Parlament als Appellhof nicht mehr Caſſation übte, und in der Bretagne wie dem Limouſin gab es Scenen der Empörung. —

Vier Monate, nachdem Caron von ihm geſchieden, am 20. Juli, ſtarb Paris Duverney. Beaumarchais wurde von ſeinem Hintritt ſehr unangenehm überraſcht, da er in die Nothwendigkeit kam, ſein Geld von La Blache einzutreiben. Weil er nicht wünſchte, unnobel zu erſcheinen, wartete er geduldig mit ſeiner Forderung, ob ſich der Graf von ſelbſt wohl ſeiner Pflicht erinnern werde. Plötzlich überraſchte ihn folgendes Billet:

„Herrn Caron Beaumarchais zeigt Unterzeichneter unter Aſſiſtenz ſeines Advocaten hierdurch an, daß aus den Büchern ſeines verſtorbenen Oheims, des Herrn Paris Duverney, hervorgeht, daß dieſer laut Abrechnung vom 1. April dieſes Jahres von Ihnen noch hundertfünfzigtauſend Livres zu erhalten hat. Als legaler Erbe des Verſtorbenen fordert Unterzeichneter Sie auf, beſagte Summe an ſeinen unterfertigten Notar (Rue des Hirondelles 13) bis 1. October zu zahlen, andern Falles die gerichtliche Entſcheidung zu gewärtigen.

Graf Falcoz de la Blache,
Dormain, Advocat im Departement der Seine.“

Beaumarchais rieb ſich die Stirn, während Suſanne das Billet las. „Was,“ brach er aus, „anſtatt ich fünfzehntauſend Livres erhalten ſoll, muthet man mir zu, hundertfünfzigtauſend Livres zu zahlen? Will das Gräflein den Tanz doch wagen, und ein ſo elendes Mittel dabei anwenden? Gerichtliche Entſcheidung gewärtigen? Nun, ich gewärtige! — Den Gerichtshof Frankreichs will ich ſehen, der die Handſchrift des Todten mißachtet!“ —

„Er will Dich in Proceſſe verwickeln, weil er Dir ſonſt nicht beikommen kann. Da er mit Maupeau und Terray gut ſteht, die keine Scham haben, ſo wird es La Blache leicht genug werden, den Proceß zu gewinnen!“

„Mag Alles zutreffen, mein Kind, aber daß ich vor franzöſiſchen Richtern dieſen Proceß verlieren könne, iſt unmöglich!“

„O, laß es nicht erſt darauf ankommen. Der Macht gegenüber iſt das Recht noch immer beugſam geweſen. Wir ſind reich genug, ſelbſt den Verluſt von hundertfünfzigtauſend Livres zu ertragen.“

„Und ich ſoll ſie zahlen? Wider beſſeres Wiſſen? An einen Feind, dem weniger mit dem Gelde, als meiner Demüthigung gedient iſt? Wagt man ſo unverhohlen frech zu ſagen, ich ſei Schuldner ſtatt Gläubiger, ſo kann man mir durch neue Behauptungen auch neue Schulden aufbürden, und meine Furcht würde meinen Feind nur beſtärken. Ich werde dieſem Herrn Grafen nicht ein Haar nachgeben, und wagt er nach zwölf Jahren ſich noch an mich, ſo werde ich ihn eben ſo ſchlimm heimſchicken, wie damals!“

„Du vergißt nur, daß Du damals mächtig geweſen, jetzt aber nicht mehr am Hofe lebſt.“

„Ich bedarf offener Betrügerei gegenüber der Protection nicht!“

„Wo alle Welt ungerecht bedient wird, willſt Du auf Dein Recht pochen?“ —

„Wenigſtens will ich erſt verurtheilt ſein, ehe ich zahle! Das Châtelet kann ſich nicht dem Fluche eines ungerechten Richterſpruches ausſetzen, und treibt Herr Falcoz mich zu weit, ſo werde ich Minen gegen ihn in Bewegung ſetzen, deren Explosion ihn um den letzten Reſt ſeines Verſtandes bringen ſoll!“

„Ach, beſter Caron, wenn wir lieber unbekannt, unbeneidet geblieben wären, mit unſerer Familie und Freunden in Frieden unſer Brot genöſſen, wir wären glücklicher! Schon hat ſich Alles um uns verändert. Die Hofleute meiden Dich, mit der Literatur haſt Du auch Mißgeſchick, nun will man uns an's Vermögen. Laß uns erſt Unglück haben, ſo wirſt Du ſehen, wie Deine hohen und niederen Neider ſich wie Raben auf uns werfen werden!“

„Das, Herzensfrau, laß uns ruhig abwarten! Wir haben ein Gewiſſen, das vor Gott und Welt beſtehen kann, und ein Vermögen, das, Dank dem Himmel, nicht ſo leicht zu ruiniren iſt!“

„Dies Vermögen haſt Du aber durch Duverney gewonnen, das wird La Blache ſo gut wiſſen, wie wir. Er wird Mittel finden, es uns nach und nach zu entreißen, bis —“

„Wir in's Pigeonnier zu Morelly zurückkehren?“ lachte Caron.

„Spotte nur; heut' zu Tage iſt Alles möglich.“

„Dieſer Kleinmuth überſteigt alle Grenzen! Wo haſt Du denn Deine Munterkeit, Deine Energie, mit welcher

Du das Elend unſerer erſten Jahre duldeteſt? Läßt ſich das Glück ſo ſchwer ertragen? — Um Dich ein- für allemal zu beruhigen, unſer Vermögen ward nicht durch meinen Umgang mit Duverney errungen; ich brachte ihm fünfhunderttauſend Livres zu, und wir haben mit gleichen Mitteln gleichen Gewinn durch gemeinſame Arbeit erzielt!"

„Fünfhunderttauſend Livres brachteſt Du ihm zu? Aber woher hatteſt Du dieſe denn?" — —

„Von Deinen Eltern!" ſagte er heftig. „Und nun genug damit!" —

„Meinen Eltern?! Ich lebe unwiſſend über Alles, was mich betrifft, neben Dir hin, und — und Du liebſt mich?"

„Eben weil ich Dich liebe, traute Frau! Sinne doch dieſen alten Dingen nicht nach! Sind denn Die ſo vieler Grübeleien werth, welche Alles thun, Dich zu verleugnen? — Wenn ich damals, als ich an den Hof kam, nun durch den Ring Deine Eltern entdeckte, ſie mir mit dem Gelde das Verſprechen abgekauft hätten, ewig vor Dir zu ſchweigen?"

„Das könnten Eltern thun?!" —

„Das thaten ſie, und ich nahm Geld, weil es noch das Einzige war, was ſie Dir ſtatt Liebe zu bieten hatten, ſie damit wenigſtens einen Theil ihrer Pflicht abtrugen und Deine Zukunft ſicher ſtellten! Gehe noch einen Schritt weiter in Deinen Forſchungen, und Du wirſt das Unglück über uns beſchworen haben. Jetzt um ſo ſicherer, je günſtiger die Zeit für Willkür und Gewaltthat iſt! Frage mich nicht mehr! Das Leben machte aus uns, was wir ſind, wir können nichts dafür. Unſer Herz, unſere Ehre, die Unerſchrockenheit im Leben aber haben wir uns erobert, ſie ſind unſer eigen, daran und an unſerer Liebe laß uns genügen!" — Er zog ſie zitternd auf ſeinen Schooß und erſtickte ihre Seufzer mit Küſſen. Eine Thräne glänzte in ſeinem Auge, eine bange, ungewohnte Thräne! — —

Im Hotel Penthièvre war es jetzt ängſtlich ſtill; noch ſtiller und beklommener als vor zwei Monaten, wo die Prinzeſſin, Siegen's Brief in der Hand, ausgerufen: „Aus der Wüſte — in die Wüſte!“ — Der alte Großadmiral war wieder zurück, aber das chineſiſche Häuschen ſtand öde, Niemand beſuchte es. Vor dem Hotel in der Rue Honoré lag Stroh, um das Raſſeln der Räder zu dämpfen. — Am Bette ſeines hagern, ſiechen Sohnes, dem der Tod auf dem Antlitz lag, ſtumme Verzweiflung aus den Augen fieberiſch lohte, ſaß Penthièvre, ſchüttelte rathlos ſein weißes Haupt und fuhr, wie wenn ihm alle Gedanken vergingen, mit der Hand über die Stirn, während die Prinzeſſin niedergeſchlagenen Blickes zu Häupten des Kranken ſaß und ihm ihre Hände überließ, die er in den ſeinen krampfhaft verſchlungen hielt und oft mit Küſſen bedeckte. Der Arzt hatte bereits Louiſen wie dem Vater die tödtliche Natur des nervöſen Fiebers, die unwiderſtehliche Auflöſung dieſes jungen Körpers angekündigt, aber auf flehendliche Bitten des Leidenden die Urſache derſelben verſchwiegen. Der alte vorurtheilsvolle Herr, welcher bei ſeinem Sohne am wenigſten die Laſter vermuthet hätte, deren Folgen er erlag, war leicht zu betrügen; die Gattin nicht. Nach der erſten Entdeckung ſeiner Laſter ſchon hatte ſie die Schnelligkeit ſeines Verfalls, die Wirkung, welche jede verpraßte Nacht auf ihn machte, beobachtet. Mit neunzehn Jahren ſah ſie ſich Wittwe werden, ohne daß ſie je das Würdegefühl der Frau beſeſſen. — Das Picken der Pendule, die auf dem Nachttiſch ſtand, war der einzige Laut im Gemach. —

„Laſſen Sie, mein theurer Vater, den Prieſter holen,“ ſagte der Kranke matt, „und vergönnen Sie mir, eine halbe Stunde mit der Herzogin allein zu ſein, ehe ich Sie um Ihren Segen bitte. Ich möchte mich ausſprechen mit der Frau, welche ich ſo jung noch zurücklaſſen muß!“

„Ihr größtes Elend, mein armes Kind, iſt, daß ſie in Dir einen edlen Gatten verliert! Ich kann ſie nicht mehr lieben, als ich ſchon thue, aber wenn Dich Gott genommen, wird ſie mein einzig Glück, ihre Zukunft meine letzte Sorge ſein!“

Der Herzog erhob ſich, küßte ſeines Sohnes Stirn, und ſchritt wankend hinaus. —

Ein Augenblick peinlichen Schweigens entſtand. Die Herzogin hielt ihren Blick geſenkt. Der Unſelige ſtarrte ſein junges, ſchönes Weib mit heißen Schmerzensblicken an.

„Frau Herzogin,“ begann er, „wenn ich Ihnen von meiner tiefen Reue, meiner heißen Liebe jetzt noch ſprechen wollte, würden Sie mit dem vollen Rechte gegründeter Verachtung vielleicht ſagen, es ſei nur gemeine Todesfurcht oder ſchmähliche Lüge, der mein verwerfliches Leben zu deutlich entſpreche. Ich habe nicht das Recht, Sie um Verzeihung zu bitten, wo der Tod jede Beſſerung verhindert; Frevel, wie ich ſie an der Würde der Ehe begangen, verzeiht keine Frau. Aber iſt Der nicht wenigſtens des Mitleids werth, der ſo jung aus eigener Schuld ſterben, dem ſchönſten Looſe entſagen muß, das er erſt würdigen lernte, als er ſelbſt entwürdigt war?“ —

„Herr Herzog,“ ſagte ſie, „ich bemitleide Sie aufrichtig, ich glaube an Ihre Reue, und wenn ich die Verſicherungen Ihrer Liebe auch ablehne, wünſchte ich doch Ihrem Tode mehr Achtung zollen zu können, als Sie im Leben für mich übrig hatten. Ich möchte Ihr Herz nicht mit Vorwürfen belaſten, über die Gott zu entſcheiden im Begriff iſt, Ihre Qual nicht erhöhen, indem ich Ihnen Eröffnungen geſtatte, die Ihr Leben noch mehr vor mir erniedrigen; Sie ſind mir ein Leidender, dem ich aus allen meinen Kräften Linderung geben, mein Gemahl, dem ich bis an's Ende die treue Pflichterfüllung bewahren will, welche ich ihm angelobte.“

„Sie haben das redlich gethan, Louiſe! Mich, den Verworfenen, haben Sie gepflegt wie eine Wärterin, haben als ſchützender Engel in der Nacht mein Schmerzenslager behütet, und ich — ich —“!! er preßte ſchluchzend ſeine Hände vor's Geſicht.

„Ich bitte Sie, mein Gemahl, geben Sie ſich keiner nutzloſen Verzweiflung hin!“ —

Lamballe erhob ſich mit fürchterlicher Anſtrengung. Der

Schmerz trieb ihm alles Blut nach dem Geſicht, er faßte heftiger als vorhin ihre Hände. — „Louiſe, ob auch der Prieſter mir das Oel reicht, Gott wird mich nimmer begnaden, wenn Du mich nicht hören, mir nicht verzeihen, im Tode wenigſtens meiner Liebe, meiner Reue, wenn Du den Worten des Sterbenden nicht trauen willſt! O, halte mich nur dieſe kurze Spanne Zeit in Deinen Armen, daß ich glaube, ein Strahl himmliſcher Liebe wohne Dir im Herzen für den Gefallenen!“

Die Prinzeſſin überfuhr ein leiſer Schauer. — Blaſſer als vorher kniete ſie an ſeinem Bette nieder, legte ihren Arm ſtützend um ſeine Schulter und ſein Haupt an ihre ängſtlich ſchlagende Bruſt. „Dieſer Strahl himmliſcher Liebe lebt für Sie! Ich vertraue den Gefühlen, die Sie bewegen, wie ich dem Himmel traue, in den Sie eingehen werden. Glauben Sie, Ihre Worte werden in mir ſo bewahrt ſein, wie je Gattentreue ein Vermächtniß bewahrte.“

„Ja, mein Vermächtniß, Louiſe!! Ich habe mich nicht mit mir, ſondern mit Dir zu beſchäftigen. Mein Wunſch kann nur ſein, daß die Deductionen der Philoſophen, welche zu glauben ich mich gewöhnt, Wahrheit hätten, daß es keinen Gott, kein Jenſeits, keine Vergeltung gäbe, ſondern der Tod ein ewiges Vergeſſen, ein Nichts ſei, — wie mein Leben! — Louiſe, magſt Du jeden Hauch meiner Lippen für Betrug hinnehmen, glaube wenigſtens an eine Warnung meiner ſterbenden Lippe. Hüte Dich vor den Orleans!! Es giebt unter dem Himmel keine größeren Verderber der Leiber und Seelen, keine ſchlimmeren Feinde des Vaterlandes, der königlichen Familie und unſeres Hauſes, als der tückiſche Chartres und ſein unheimlicher Vater!! O, dieſe ſpäte, ſichere Ueberzeugung bezahle ich mit dem Leben, Louiſe, mit Deiner Verachtung und einem Haſſe, den keine Creatur gegen die andere ſo hegen kann, wie ich gegen mich und dieſe Beiden! Nicht mein Vater, nicht Freunde, noch Macht, arme Frau, werden Dich gegen die Orleans ſchützen, wenn Du nicht mit dem ganzen Abſcheu Deiner Seele Dich gegen ſie waffneſt!" —

„Die Orleans? Mein Gemahl, das iſt unglaublich!"

„Wenn es Dir unglaublich iſt, ſo ſterbe ich gewiß verdammt, denn ich verlaſſe Dich ſchutzlos, und Du wirſt ihnen erliegen!"

„O, ſprechen Sie das Schreckliche ganz aus!" —

„Ich bin von Natur — ein Schwächling. Die ſtrenge Erziehung meines Vaters raubte mir die Kraft und Selbſtſtändigkeit des Charakters, welche allein dem Manne Würde und Sicherheit verleiht. Schon mit fünfzehn Jahren wußte mich Chartres in die Sünden ſeiner geheimen Nächte einzuweihen! — Es giebt zu Paris ein Haus, das Pigeonnier; dort wird der Adel an Gemüth und Jugend abgeſchlachtet, dort iſt die Brutſtätte aller Nichtswürdigkeit, die über das Land gegoſſen wird, und Orleans mit ſeinem Sohn ſind Fürſten dieſer Hölle! Schuldig, verführt, hatte ich doch keine Ahnung, daß Plan in dieſen Orgien, Abſicht in dieſen Bacchanalien ſei, daß dort das tolle Wort, das erlauſchte Geheimniß erſt entlockt, dann zu den verderblichen Zwecken Orleans' benutzt werde. Als ich mich vermählen ſollte, hoffte ich mich dieſem Schlamme zu entreißen; als ich Sie ſah, fühlte ich, daß Sie mich nicht lieben konnten, ich zu tief unter Ihnen ſtand. Sie waren kalt, Sie wollten erſt durch mannhafte Tugend gewonnen ſein. Konnte ein Lamballe Sie gewinnen? Chartres beredete mich am Lendemain, daß ich durch Erregung der Eiferſucht Sie reizen möge und ihm in's Pigeonnier folgen ſolle, und meine Schande ward Ihnen offenbar. Aber daß ich in jener Nacht dort Orleans den Vater fand, Zeuge war, wie jenes Weib, die du Barry, durch ſeine Intrigue an den König erhandelt wurde, wiſſen Sie nicht! Ich ſtürzte mich in's Bacchanal, um zu vergeſſen, heuchelte, um eine Mitſchuld nicht zu verrathen, die mich aus der Liſte der Pairie tilgen mußte, und nun ich hier liege, den Tod erwartend, iſt es mir klar, Orleans' Sohn braucht den Titel meines Vaters, das Amt des Großadmirals, welches ihm mein Tod als Erbe einſt einträgt! Darum, Louiſe, mußte Lamballe ſterben!! — Was man gegen Sie ſinnt, kann mein Auge nicht durchdringen, aber Sie werden Werkzeug oder Opfer ſein! Höre, mein einziges Weib, nimm eine letzte Bitte als Liebesopfer des Sterbenden. Ich entbinde Dich Deiner Treue gegen mich, Du haſt mich nicht geliebt, — vergiß mich! Faſſe die Hand eines ſtarken, heldenhaften Mannes, gieb ihm Deine Liebe, eröffne ihm mein letztes Wort! Louiſe, ich habe Siegen's Brief aus Cairo geleſen. Was unſer arglos in ſeiner Gedankenwelt lebender Vater nicht beachtete, ich verſtand es. Dieſer Brief und der Blick Naſſau's, als er von Dir bei der Cour ſchied, — er liebt Dich! Wenn Du ihn wieder lieben kannſt, und was ſollteſt Du nicht, — ſo wird er Dich mit dem Unglück, mein Weib geweſen zu ſein, verſöhnen. Seid glücklich! Trefft Ihr die Schlangen Chartres und Orleans aber auf Eurem Wege, zertretet ſie, dann werde ich erlöſt ſein, dann wird der Ewige mich an ſein Herz nehmen!!"

„Er hält Dich ſchon an ſeinem Herzen!" rief ſchluchzend Louiſe von Savoyen. „In ſeinem hohen Namen vergebe ich Dir, Dein Weib! Wer will Dich verdammen, wenn ich Dich losſpreche, wer Dich haſſen, wenn ich Dir ſchwöre, daß Du im Tode mein Herz gewannſt!" Sie preßte ihn in ihre Arme, küßte ſeinen blaſſen Mund. Ein Seufzer wie ein Jauchzen tönte, — ein Lächeln der Verklärung umſpielte ihn. Der Unglückliche war nicht mehr. — —

Als des Prinzen Sarg in die Gruft der Penthièvres ſank, murmelte Louiſe: „Er hat mich an Siegen gewieſen, großer Gott! Aus der Wüſte — in die Wüſte!!" —

An demſelben Tage ſchrieb Beaumarchais dem Fürſten nach Cairo. — — —

Nach der feſtgeſetzten Friſt ſtrengte Graf Blache wirklich ſeinen Proceß beim Châtelet an, und ſein Sachwalter Dormain verſtand vortrefflich alle Schliche. Er beſtritt die Aechtheit des Schuldſcheins, welchen Caron präſentirte, und verwickelte Richter, Zeugen und Verklagten in ein unerſchöpfliches Heer von Scheinbeweiſen und Verdrehungen.

Das Châtelet verſtand indeß keinen Spaß. Es ordnete eine Erbſchaftsreviſion an, und da Duverney's Contis verſchwunden waren, wurde das Hauptbuch Caron's mit den Papieren des Verſtorbenen und den Ausſagen ſeiner Buchhalter verglichen. Graf Falcoz wurde in erſter Inſtanz abgewieſen. Er ging, von dem hitzigen Dormain ermuthigt, an die zweite Inſtanz. —

Inzwiſchen hatte das Parlament ſeine Functionen eingeſtellt. Um ſich unbedingte Anerkennung zu verſchaffen und Choiſeul zum Aeußerſten zu drängen, forderte die du Barry ihre offene Declaration in großer Audienz. — Alle Pairs, der Hof verſammelte ſich, es war eine Beleidigung, nicht zu erſcheinen. Dieſe Beleidigung wagte allein der furchtloſe Conti. — Als die Gräfin erſchien, vom König huldvoll mit ihren Titeln angeredet, von Maupeau, Terray und Aiguillon becomplimentirt, war es Orleans, der durch ſchamloſen Handkuß und die halb ironiſche Anrede: „Meine Couſine!" den Huldigungsreigen der Prinzen und Notabilitäten eröffnete. Die Gräfin war anerkannt. — Als Choiſeul allein übrig blieb, entfernt, von Allen gemieden ſtand und, ſtatt den geſegneten Augenblick der Demüthigung zu ergreifen, ihr den Rücken kehrend, hinausging, war ſein Sturz entſchieden. Er wurde an demſelben Tage durch des Königs Befehl nach Chanteloup verwieſen! Eine Maitreſſe hatte ihn erhoben, eine Maitreſſe ſtürzte ihn! — Seine Entlaſſung machte aber äußerſtes Aufſehen. So verbrecheriſche Anſchläge man ihm auch Schuld gab, ſein Regiment war gegen das jetzige noch mild geweſen. Das Volk ſtrömte zuſammen, den Verbannten in Paris zu empfangen, die Parlamente eilten, ihm ihr Beileid zu verſichern, und ſein Fall wurde zu einer Ovation, die ihm der öffentliche Geiſt zum Tort der Maitreſſe darbrachte. Aber um die Nation geradezu in's Geſicht zu ſchlagen, ward derſelbe Aiguillon zum Miniſter des Innern gemacht, gegen welchen das Parlament das Todesurtheil ausgeſprochen, während General Tolendal's Kopf gefallen war, weil er in Indien — mindeſtens ehrlicher gehandelt. Die glänzende

Denkſchrift, welche ſein Sohn Lally aus dem Dunkel des Pigeonniers entſandte, aus der in klaren Zügen die Brutalität dieſes Urtheils hervorging, bot eine traurige Parallele. — Die Cenſur wurde nun wahrhaft unerträglich gemacht, und Herzog von Briſſac zum Commandanten von Paris, ſein Sohn zum Commandanten von Verſailles ernannt, denn ſie theilten mit dem Könige die Liebe der du Barry, und die Reſidenz ward durch das drohende Auftreten der Soldateska, durch Patrouillen und Quartierungen beläſtigt. Ach, die Herrſchaft der Pompadour war ja noch eine goldene Zeit geweſen! — —

„Ich haſſe Dich mehr, als ich meine Maitreſſe liebe!“ hatte La Blache dem Beaumarchais zugerufen, als er damals das Hotel Bourbon nach der verunglückten Audienz verlaſſen. Jahre lang hatte er ſeinen Haß in Rückſicht Terray's und der Vendatour, der Beerbung Duverney's und des Befehls Orleans' gezügelt, dadurch war aber ſein Haß, ſeine natürliche Bosheit faſt zu einer Krankheit, die Rache zu einer fixen Idee erwachſen. Als er durch das enorme Vermögen Duverney's mehr Selbſtſtändigkeit vor Frau und Schwiegervater, und die Mittel gewann, alle ſeine Wünſche zu befriedigen, und zugleich ſah, wie ſeine eigene Partei an's Ruder kam, ergriff er jubelnd den Behelf eines Proceſſes, ſeinen alten Gegner im Schaden zu bringen. Er verfolgte mit des durchtriebenen Dormain's Hülfe ſeine Klage in zweiter Inſtanz und brachte, um alle früheren Beweiſe Caron's hinfällig zu machen, das Hauptbuch und einige Contis ſeines Onkels plötzlich zum Vorſchein, aus denen, auffällig genug, hervorging, daß Beaumarchais die angeklagte Summe ſchuldig ſein müſſe. Das war Caron doch zu viel. Bisher hatte er ſich perſönlich im Hintergrunde gehalten und ſeinen Advocaten Gudin de la Brunellerie für ſich plaidiren laſſen, jetzt erſchien er ſelbſt auf den Terminen, ſetzte ſeinen Witz, ſeine ganze Gewandtheit gegen La Blache vor dem Richtern in Scene, verleitete ſeine Gegner zu zahlloſen Widerſprüchen, und ſchloß ſein Plaidoyer: „Dies iſt der Thatbeſtand, meine Herren Richter, ſo feſt begründet, als Beweiſe, Zeugen und Widerſprüche des Gegners ſie nur machen können. Das Reſultat meiner ganzen Unterſuchung iſt darin zuſammen zu faſſen, daß ein Graf, ein Mann des älteſten und höchſten Adels von ſeinem Haſſe ſich verleiten ließ, durch wiſſentlich falſche Documente vor Ihnen ein Urtheil umzuſtoßen, das ihn bereits von der Schwäche ſeines Rechts hätte belehren können! Es iſt nicht nöthig, ein Wort noch zu meinen Gunſten zu erwähnen, denn die Sache redet für ſich ſelbſt, aber erwähnen muß ich, meine Herren, daß ich keine Hülfe habe in dieſer trüben Epoche, als die Gerechtigkeit Ihres Forums, daß weder ich noch mein Gegner an das Parlament appelliren kann, denn das Parlament hat Schwert und Wage niedergelegt, weil das Recht zum Himmel entflohen iſt! Wie gering gegen das große Ganze meine Sache auch ſei, ſie wird in Ihren Händen ein Beiſpiel werden, daß das Recht in Frankreich noch immer einen Altar hat!!"

Die Richter traten zum Spruch zuſammen. Graf Falcoz de la Blache ward auch in zweiter Inſtanz abgewieſen! — Er war außer ſich, ſein Zorn war eben im Begriff, ihn zu heftigen Aeußerungen hinzureißen, als ihn Dormain, ſein Advocat, beim Arm ergriff und zur Beſinnung brachte.

„Indem ich Ihre Nachſicht für den Gefühlsausbruch meines edlen Clienten in Anſpruch nehme, habe ich die Ehre Ihnen anzuzeigen, daß er Ihr Forum nicht als die letzte Inſtanz anerkennt und ſeine Rechtsmittel gegen den Verklagten nicht erſchöpft ſind. Das Parlament, als oberſte Behörde, wird darüber entſcheiden, und ich bitte um Ausantwortung der Acten!"

„Die Zuſtellung der Acten und Documente," entgegnete der Vorſitzende, „wird nicht erfolgen! Wenn Sie das hohe Parlament für ſich anrufen, hat das Châtelet nichts dagegen. Wir haben Ihnen aber, Herr Graf, zu eröffnen, daß, wenn binnen ſechs Monaten das Parlament Ihre Klage nicht angenommen, die Acten von uns nicht ein=

gefordert hat, das Urtheil dieſer Inſtanz rechtskräftig wird und der Huiſſier Vollmacht empfängt, die Koſten des Proceſſes von Ihnen, Herr Graf, beizutreiben!“ —

Die Sache war ſo gut wie beendet, das Parlament nahm ja keinen Appell mehr, alſo mußte das Urtheil des Châtelets binnen ſechs Monaten in Vollzug treten. Frohen Herzens ging Caron nach Hauſe, umarmte lachend ſeine Suſanne, erzählte ihr und der Dame Piron den ganzen Hergang der Schlußſitzung und die fruchtloſe Wuth ſeines Gegners.

„Gott ſei Dank,“ erwiederte Suſanne erleichtert, „daß dieſes Uebel abgeſchlagen iſt! Vor dem Parlament iſt mir nicht bange. Die Herren von der rothen Robe kennen die Partei des Grafen zu gut, ſind der Regierung viel zu gram, als daß ihm die Verſchleppung etwas helfen ſollte.“

„Wenn es wirklich dahin kommt, kann man vorher dem Prinzen Conti, Malesherbes und ſeinen Freunden eine Ueberſicht des Thatbeſtandes geben,“ entgegnete Caron.

„Wie unnütz waren alle Ihre Befürchtungen, beſte Freundin,“ und die Chevalière ſchlug Suſannen lächelnd auf die Schulter. „Das kommt von dem Grübeln! Seien Sie heiter, vertrauen Sie der Vorſicht Ihres Gatten, die ſich ſo oft ſchon bewährt hat, und laſſen Sie uns über die Stürme lachen, welche draußen wehen. Wiſſen Sie, was Sie zerſtreuen, Ihnen eine größere Abwechſelung bieten würde? Sie müſſen angeregt ſein, im bunten Wechſel der Dinge leben, Ihr wie Ihres Gatten Temperament verlangt das. Iſt er weg, hängen Sie wie eine Blume das Köpfchen, dem der Sonnenſchein fehlt! Warum geben Sie nicht einmal wieder eines Ihrer petits soupers, bei denen wir mit Morelly, Malesherbes, Aumont und den alten Freunden einſt ſo fröhlich waren?“

„Die alten Freunde ſind todt und verſtreut!“ erwiederte Suſanne.

„Des Dauphins Tod riß Alles auseinander; nun treibt Jeder einzeln im Wirbel der Tage. Aber Sie haben recht, Frau Chevalière. Nahm uns der Tod die alten, ſo ſchenkt das Leben uns neue Freunde. Jeden Tag erwarte ich den muntern Fürſten Naſſau, Malesherbes wird eine Stunde Muße für uns haben, und wenn Papa Morelly ſich träumeriſch auch an die extremen Schwärmereien Lally's und Condorcet's hing, die Gegenwart iſt ja ſo elend, daß man ſich etwas Revolution im Hirn ſchon gefallen laſſen kann; ich fühle ſelbſt ein Prickeln danach!“ —

„Herzensmann, das iſt ein guter Gedanke. Laß ſie uns Alle zu Abend bitten! Jeder hat doch etwas zu berichten, man regt ſich an, man lebt auf, man entflammt ſich. Und wenn der Fürſt erſt kommt, was wird er nicht zu erzählen wiſſen, welch' neue Pläne kann man nicht faſſen? Ich ſehe ſchon, wie ſich eine neue Kette fröhlicher Tage flicht!“ —

„So hoff' ich auch, Suschen. Von Lally und Candorcet's Maximen iſt auch nicht gar ſo viel mehr zu fürchten. Der Erſte hat durch ſeine Memoiren Ruhm, der Andere einen Seſſel in der Akademie gewonnen, und ſei man auch noch ſo desperat, Ehre und Amt ſchaffen eine gewiſſe Selbſtzufriedenheit im Gemüth und ſtimmen milder. Um den Kreis vollzählig zu machen, will ich doch auch Diderot und d'Alembert perſönlich bitten.“

„So wollen wir gleich an das Briefſchreiben und die Speiſekarte gehen, theure Chevalière.“

„Indeß ich d'Alembert aufſuche!“ —

Caron ergriff den Hut, küßte Suſannen lächelnd die Hand und eilte hinweg. — Er nahm ſeinen Weg durch die Fauconniers, um über die Straße Jouy und de Ver die Antoine zu erreichen. Als er die Rue des Barrez durchſchneiden wollte, fuhr eine alte Kutſche, ein dunkler, unförmlicher Lederkaſten, an ihm langſam vorüber, von berittenen Sicherheitswachen umgeben. — Der Zweck derſelben war allen Pariſern ſehr wohl bekannt. „Ein Opfer der Gewaltthat wird abgeholt. Irgend ein armer Teufel, der die Ruhe des Engels oder ihrer Cumpane ſtörte,“ murmelte er und ging weiter. „Das iſt der Baſtillekarren,“ lachte ein Arbeiter, „er wird ſo lange fahren, bis wir die Polizei ſelbſt hinein ſperren!“ — Caron achtete nicht, daß die Kutſche hielt. In heiteres Sinnen verloren und überlegend, daß Naſſau längſt auf der Rückreiſe ſein müſſe, bemerkte er nicht, wie hinter ihm die Straße lebendig wurde, Roſſetrappeln und das bekannte „Haltet ihn, im Namen des Geſetzes!“ ertönte. Plötzlich ritt ein Polizeidiener dicht an ihm vorüber und wendete ſein Pferd, ſo daß es vor dem Aufſchreckenden ſtand. „Halt!“ donnerte der Mann des Geſetzes. —

„Sie verkennen wohl meine Perſon, mein Herr!“

„Das wird ſich gleich ausweiſen. Wer ſind Sie?“

„Ich heiße Caron de Beaumarchais!“

„Alſo hat man ſich nicht geirrt. Da iſt der Patron!“ rief er ſeinen Collegen zu, die heraneilten. Das Volk ſammelte ſich, die dunkle Kutſche raſſelte auf ihn zu.

„Wie kommen Sie denn zu meiner Arretirung?“ ſchrie Caron außer ſich.

„Auf unſeren Gäulen! Warum liefen Sie denn weg, wir hätten Sie gern aus Ihrem goldenen Neſte mit allem Anſtande abgeholt. Doch da kommt der Herr Lieutenant ſelbſt!“

Die Kutſche hielt, der Polizeilieutenant ſtieg heraus, es war Herr von Sartines; ihm folgte Dormain, der Advocat des Grafen Falcoz.

„Das iſt er,“ ſagte Letzterer ſpöttiſch. „Bringen Sie unſern Vogel in den Käfig!“

„O, ich kenne ihn, wir ſind alte Freunde! Nicht wahr, Herr Beaumarchais? Man iſt jetzt nicht mehr bei Hofe, kann die Behörden nicht mehr übertölpeln? O, ſchöne Leute kommen doch immer zuſammen!“

„Sparen Sie Ihren Witz, mein Herr! Ohne Befehl haben Sie mich nicht zu verhaften, ich nehme dieſe Bürger zu Zeugen. Auch ich will wiſſen, weſſen ich angeklagt bin, und was Advocat Dormain damit zu ſchaffen hat?“

„Ich ſehe, Sie kennen die Form,“ ſagte ſpöttiſch Sartines. „Hier iſt der Befehl des Herrn Miniſters von Maupeau. Sie ſind angeklagt, in einem Proceß beim

Châtelet den Herrn Grafen Falcoz de la Blache der Fälſchung beſchuldigt zu haben!“

„Das habe ich nicht! Ich habe —“

„Packt ihn, er wird Zeit genug haben, ſich zu beſinnen, was er that! Die Baſtille iſt lange hungrig nach Ihnen. Kein Wort, oder man wird Ihnen einen Knebel appliciren. Sie ſind ein Verleumder, ein Ruheſtörer und Ränkeſchmied, und man legt Ihnen eben das Handwerk, das iſt Alles!!“ —

Caron ſenkte erblaßt das Haupt. Es war unnütz, mit dieſen Leuten zu verhandeln. Er ſtieg ohne zu reden in die Kutſche, Sartines nahm neben ihm Platz. — Das Volk ſchrie Hallo und ſchimpfte, die Gaſſenbuben warfen die Polizeidiener mit Koth, welche dieſe Huldigung mit der Reitpeitſche erwiederten, und fort ging's zur Straße Antoine, öſtlich zum Thore hinab, wo das fürchterliche Staatsgefängniß mit ſeinen acht Thürmen drohte. Das Außenthor öffnete ſich, — die erſte, die zweite Zugbrücke fiel, Commandant de Launay mit Officieren und Schließern empfing ihn.

Sartines übergab den Haftbrief. Der Commandant ſchrieb mit Rothſtift ſeinen Vermerk darauf, und wendete ſich dann an einen vierſchrötigen, wilden Geſellen, der an der Seite ſtand und mit ſeinem Schlüſſelbund ſpielte.

„Santerre, führe den Arreſtanten Caron nach dem vierten Thurm, Numero ſiebzig! Du darfſt ihn gut behandeln!“

„Na ja!“ und der Gefängnißwärter packte Caron bei der Bruſt. „Wir behandeln alle unſere Gäſte gut. Komm, mein Junge!“

Caron ward in den vorderen linken Seitenthurm gebracht, faſt unter das Dach.

„In dieſes erſtickende Loch ſoll ich?“

„Ohne Umſtände, vorwärts!“ und Santerre ſtieß ihn vor ſich her. „Du kannſt noch ſehr froh ſein, daß es ſo kommt. Das iſt mit unſer beſtes Logis, unter der Erde haſt Du keine Ausſicht!“

„Das iſt ſehr philoſophiſch, Freund, die Encyklopädie meint das auch. Ich danke Dir aber für die Aufrichtigkeit, nimm dieſe zehn Francs!“

„Hm! Soll das die Koſt für die Woche ſein?“ —

„Nein, mein Lieber. Es iſt für Dich. Da ich aber, als ich ausging, nicht wußte, daß man mir die Ehre der Baſtille zudachte, ſo habe ich nicht genug Geld bei mir. Willſt Du noch zehn Franken verdienen, in meine Wohnung gehen und meiner Frau ein Billet bringen?“ —

„Das kann geſchehen, Nachmittags, wenn die zweite Runde gemacht iſt.“

„Ich ſehe, Du thuſt böſer als Du biſt. Wie lange Zeit haſt Du Dein Amt?“ —

„Mein Vater war ſchon hier, von dem übernahm ich's. Ich bin in der Baſtille geboren.“

„Kein Wunder, daß Du Freiheit und Edelſinn nicht kennſt. Haſt Du Familie?“

„Ich möchte Dir für die Frage auf's Hirn ſchlagen! Denkſt Du, ich will Kinder haben, die auch in dem Höllenloche grau werden?!“

„Santerre, Du gefällſt mir! Vielleicht kann ich etwas für Dich thun, wenn ich frei werde. Bring mir Papier und Dinte!“

„Haha!“ wendete ſich Santerre lachend zur Thür. „Das haben mir ſchon mehr Leute geſagt! — Die, welche frei wurden, vergaßen mich, die, welche mich nicht vergaßen, ſtarben hier. In der Baſtille giebt es keine Erinnerung!“ Die Thür ſchlug zu, die Riegel knarrten. Caron ſank betäubt auf ſein Strohlager. —

17.

Jus primae noctis.

Beaumarchais, gefangen in der Baſtille, dem fürchterlichſten aller Staatsgefängniſſe, und einem Feinde gegenüber, dem Zeit und Gelegenheit, ſeine Rache zu befriedigen, überaus günſtig war, ſeine Freunde fern oder verſtreut, ſeine jetzige Macht gering, ſeine Frau ſchutzlos wiſſend, überließ ſich weder dem wilden Schmerze, noch hing er ſich an trügeriſche Hoffnung. Sein erſtes Geſchäft war, die wirkſamſten Mittel gegen alle Diejenigen aufzuſuchen, denen er ſeine Lage Schuld gab, und das Sicherſte zu wählen, was ihn retten und Suſannen vor Verfolgungen bewahren konnte. Er hatte Niemand, deſſen Theilnahme und Hülfe er ſich ſichern konnte, als Santerre, den Unterſchließer. Er ſchrieb ſofort an Suſanne und legte den Schlüſſel zu ſeinem Secretär, den er immer bei ſich trug, in den Brief. Sein Weib ſollte ſein Erretter werden, die Frau, welche ja in trüben Tagen ihre Treue, Entſchloſſenheit und Seelenſtärke bewieſen. In ihre Hand gab er die einzige Waffe, welche ihm augenblicklich zu Gebote ſtand, in der feſten Vorausſetzung, ihre Liebe und Angſt würden genügen, ſie zur äußerſten Anſtrengung zu vermögen. — Nachmittags gegen fünf Uhr erſt erſchien Santerre.

„Nun, mein Fink, wie lebt ſich's im Bauer?“

„Mach' ihn auf, und ich will Dir draußen antworten!"

„Ah, dann müßt' ich verrückt ſein. Uebrigens ſind ein paar Dutzend eiſerner Thore zwiſchen Euch und der Straße! Von hier iſt ſeit Menſchengedenken Keiner entflohen!"

„Das fällt mir auch nicht ein. Ich will auf rechtmäßigen Wegen frei ſein und werde es, wenn Ihr ſo gut ſeid, dieſen Brief ſogleich und unverſehrt meiner Frau zu bringen."

„Ich hab' mir die Sache überlegt, mein Sohn," und Santerre lachte tückiſch. „Wozu ſoll ich mich bemühen, daß ein Anderer frei wird, wer bemüht ſich denn um mich? 's iſt noch meine einzige Freude, Leute Eurer Sorte hier zappeln zu ſehen, zumal wenn ſie reich und vornehm ſind. Ihr ſpracht am Morgen von Philoſophen. Wir hatten deren ſchon etliche hier und ich hab' mein Theil abgekriegt. Ich weiß wohl, was ich zu glauben und zu hoffen habe!"

„Seid ſo gut, Santerre, und erzählt mir von Eurer Philoſophie. Selbſt in der Baſtille kann man lernen!"

„Wenn ich draußen wäre, oder vor dem Commandanten, würde ich mich hüten zu ſagen, was ich denke, aber ſo geht's, und ich kann's allenfalls auf meinen Amtseid ableugnen!"

„Alſo Ihr gebt nichts auf ihn, obwohl Ihr ihn vor Gott geſchworen?"

„Haha, das iſt eben der Punkt! Was iſt das für ein Eid, wenn man vor Gott ſchwört, ſeine Mitgeſchöpfe zu quälen? — Gott? Es iſt gut, daß ich weiß, es giebt keinen! Mit dem letzten Schlage iſt das Bettelleben aus, und man iſt nie geweſen. Es war einmal Einer hier, der hat es klar bewieſen, ein Pfaff noch dazu. Sie haben ihn dann wo anders hin gebracht, ich glaube, nach Bicêtre, denn er trieb zuletzt Narrenspoſſen, als ſei er hirnkrank; der Racker hat ſich verſtellt, glaube ich! Wenn's einen Gott giebt, könnte es dann Könige geben, die ihr Land kahl freſſen, wie die Raupen das Laub? Bettler, die dagegen nicht wiſſen, wo ſie ein Stück Brotrinde hernehmen ſollen, Kerle wie ich, die gleich dem Vieh behandelt werden, wenn ſie nicht ihre Züchtlinge noch ſchlimmer behandeln? — Gewalt und Geld thut Alles, Menſchenfleiſch iſt das ordinärſte im Lande, und Leibeigene ſind wir Alle, wenn wir kein Wappen haben! Teufel, das muß ein ſchöner Schöpfer ſein, der Alles ſo elend gemacht hat! — Was iſt die Welt, ein Beſtienhaufen! Die großen Beſtien ſind die reißendſten, und die kleinen die, welche beſtimmt ſind, immer gefreſſen zu werden!“

„Würdeſt Du, wenn Du nun ſo eine große Beſtie wäreſt, eben ſo reißend ſein? — Santerre, ich glaube es nicht. Ich bin überzeugt, Du haſt ein Herz, und wäreſt Du ſelbſt glücklich, würdeſt Du nicht zu bloßem Vergnügen Deine Mitmenſchen unglücklich machen!“

„Herz? Freilich wohl! So ein Ding habe ich, das mir oft ſchlafloſe Nächte und mich weinen macht; dann erſäufe ich's im Branntwein! Es iſt eine Narrheit und mein einziger Fehler. — Glücklich! Ich kann nicht ſagen, ob ich dann anders ſein würde, denn ich weiß nicht, wie man glücklich wird!“

„Aber ich könnte Dir's zeigen! Wenn Du nun dieſen Brief an meine Frau übergeben und dafür tauſend Livres erhalten würdeſt, könnteſt Du doch hier weg, ein bürgerliches Gewerbe anfangen und heirathen!“ Er ſah den Schließer forſchend an, der dröhnend umherſchritt.

„Und was hättet Ihr für Grund, es zu thun?“

„Keinen, als Dir zu beweiſen, daß Du keine Beſtie biſt, daß Deine armſelige Anſchauung alſo erlogen iſt.“

„O, darauf möcht' ich's ankommen laſſen! — Nein, nein! Ich könnte am Ende reißender werden, als gut iſt! Hier im Käfig, unter der Peitſche bin ich noch leidlich; ich kann nicht wiſſen, ob das Leben da draußen mir zuträglich iſt. Mein Vater war ein Brandſtifter, meine Mutter um nichts beſſer. Weil ſie ſich nun paſſabel aufführten, wurden ſie zu Schließern gemacht, und deshalb ſteckt das Vieh mir von Geburtswegen in den Gliedern!“

„Pfui, wer wird ſo etwas von ſich glauben. Wäre es nicht ſchöner, wenn Ihr in der Welt den ſchlechten Namen Eurer Eltern zu einem guten machtet? Wenn es hieße, bei Herrn Santerre, dem reichen, dem Gemeindeälteſten Santerre, geht kein Armer vorbei ohne ſeinen Sous! Er hat ein Herz für die Geringen und dreht den Vornehmen eine Naſe!“

„Alle Wetter ja, das wäre hübſch! Aber — Ihr, wie wollt Ihr das aus mir machen? — Seid Ihr ſo reich?“ —

„Vielleicht!“ —

„Wie kommt Ihr aber dazu, Euer Geld an mich wegzuwerfen? Es koſtet viel, denk' ich.“

„Nun, ich würde Euch ein Gewerbe lernen laſſen, Euch etabliren. Wenn Ihr fleißig ſeid, würde ich Euch Geld vorſtrecken. Ihr könntet zu Vermögen kommen und —“

„Hm! — Herr, ich hätte nicht gedacht, daß es doch ſo gute Menſchen —“

„Beſtien willſt Du ſagen?“

„Nein, ſo gute Menſchen gäbe. Ihr würdet mich ja zum Menſchen machen, und da müßt' ich die Anderen auch ſo anſehen? — Wer wird des Brandſtifters Santerre Sohn heirathen, als eine Bettel, wer ihm Freund ſein, als ein Spitzbube? Hätte ich auch das Geld und den Willen, man würde mich aus der Baſtille nicht loslaſſen, denn ich bin einmal unehrlichen Namens, und die Polizei würde immer ſehen, was ich treibe!“

„Was Ihr treibt? Ihr habt ja doch nie ein Verbrechen begangen!“

„Aber meine Eltern! Das wird man nie los. Doch gebt nur Euren Brief her, ich thu's ohne Lohn, weil“ — er wendete ſich ab.

„Nun weil? — Weswegen denn?“

„Weil Ihr — keine Beſtie ſeid, Herr!!“ — Die plötzliche Bewegung ſchien des Schließers Stimme zu erſticken, er ſtürzte, den Brief in der Hand, hinaus. — — —

Frau Suſanne, welche fröhlich von ihrem Manne Abſchied genommen und, über den Ausgang des Proceſſes beruhigt, nicht ahnte, daß Caron bereits unter Schloß und Riegel ſaß, hatte mit Frau von Piron inzwiſchen Anſtalt zu dem Souper getroffen, das Abends die alten Freunde vereinen ſollte. Gomez trug die Einladungen fort, die

Chevalière hatte Beaumarchais' Wagen genommen, ein paar Beſuche zu machen, indeß Suſanne mit Minetten, ihrem Mädchen, alle häuslichen Vorbereitungen traf. Man wollte einmal ſo recht von Herzen fröhlich ſein und ſich alter, ſchöner Zeiten erinnern. — Mitten in ihrer Geſchäftigkeit ward ſie durch die Glocke des Vorzimmers unterbrochen.

„Ah, da iſt mein Mann ſchon zurück. Schnell, öffne!"

Minette entfernte ſich, kam aber gleich wieder. „Herr von Beaumarchais iſt es nicht, ſondern zwei fremde Männer, unzweifelhaft von Stande, die Ihnen eine beſondere Mittheilung zu machen wünſchen!"

„Mir? Zwei Fremde? Haſt Du Dir denn die Namen nicht nennen laſſen?"

„Ach nein, gnädige Frau. Da ich den Herrn erwartete, öffnete ich ſchnell. Sie traten ohne Weiteres herein und ſagten ihr Begehr in ſo dringender Weiſe, daß ich mir gar nicht Zeit nahm, zu fragen!"

„Wie ungeſchickt Du biſt, Jedermann hereinzulaſſen, wo wir allein ſind. Da ich nicht ausweichen kann, laß die Herren eintreten, halte Dich aber im Entrée, daß Dich jederzeit die Glocke herbeirufen kann."

„Zu Befehl, gnädige Frau!" Minette ging hinaus. Man hörte einige Worte im Vorzimmer wechſeln, dann öffnete ſich die Thür und — zu Suſannens äußerſtem Schreck traten Graf Falcoz de la Blache mit Batyl ein.

„Mein Herr, was wollen Sie? Mein Mann iſt nicht zu Haus und ich —"

„Ich weiß das, meine kleine reizende Feindin. Er iſt gut aufgehoben und wird vor der Hand nicht wiederkommen!"

„Nicht wiederkommen? — Minette!" Sie wollte zur Glocke eilen.

Mit raſchem Griff hatte Falcoz ihre Hand erfaßt. Batyl verriegelte die Thür und ſteckte ſchnell die Tiſchglocke in die Taſche.

„Das iſt ein Ueberfall, Herr Graf! Wenn Sie mich nicht loslaſſen, ruf' ich um Hülfe, meine Leute ſind in der Nähe!" —

„Das wiſſen wir beſſer, mein Schätzchen. Die Chevalière fuhr aus, Ihr Diener Gomez iſt entfernt, das Kammermädchen aber kein fürchterlicher Gegner. Wenn Sie übrigens Alarm ſchlagen, wird man von unſerem tête-a-tête glauben, was man will, ohne daß Sie dadurch Ihren Mann aus dem Gefängniß befreien."

„Meinen Mann aus dem Gefängniß?!" — rief die Zitternde. „Herr Graf, ich weiß zu gut, wie Ihr Proceß vortheilhaft für uns endigte, um mich belügen zu laſſen!"

„Belügen? Wie können Sie glauben, ich werde Ihnen nahen, ohne daß meine Drohung ernſthaft wäre. Verlaſſen Sie ſich darauf, er ſitzt, und zwar auf länger, als Ihrer ehelichen Sehnſucht angenehm ſein wird. Ich bin daher gekommen, Ihnen die Zeit zu vertreiben!"

Faſt rang die Aermſte mit einer Ohnmacht, aber ihre Willenskraft, der Inſtinct äußerſter Gefahr ließ ſie nicht zuſammenbrechen. Eine Kälte, eine Geiſtesgegenwart kam über ſie, wie nie. Sie überlegte im Nu, daß die Chevalière, Gomez, ihr Mann unmöglich lange ausbleiben könnten, ihr Hülfe werden müſſe, ſobald es nur gelang, den alten, boshaften Feind hinzuhalten und nicht allzu ſehr zu reizen.

„Sie haben die Gelegenheit gut auserſehen, Herr Graf, Ihre alte Rache auszuführen. Da Sie als Edelmann nicht verſchmähen, eine Wehrloſe zu überfallen, ſo muß ich natürlich anhören, was Sie mir zu ſagen haben!"

„Das iſt hübſch; meine ſüße Gegnerin capitulirt!" Er ließ ihre Hand los. „Haben Sie die Güte, ſich neben mir auf dies Canapé niederzulaſſen, damit ich Ihnen Alles erörtern kann!"

Ihre Hand frei fühlend, eilte ſie ſofort zum Fenſter und ſagte erbittert: „Ich kann hier ſtehen, Herr Graf, und Ihre Explicationen in der Entfernung hören. Wagen Sie dieſelbe zu verringern, ſo werde ich die Leute auf der Straße um Hülfe bitten! Sie werden höchſtens das Verdienſt erringen, der Mörder einer armen Frau geworden zu ſein. Ein ſtolzer Triumph Ihrer Feigheit!"

„Sie ſind ſo ſchön in Ihrem Zorn, kleine Frau, daß ich wirklich Luſt empfinde, Sie noch ein wenig länger zu reizen! Doch fürchten Sie nichts, mit einem ſo geringen Siege begnüge ich mich nicht. Ich will das Vergnügen haben, dieſe reizenden Lippen zum Bitten ſich öffnen, dieſe blauen Augen flehen zu ſehn! Ich will Sie zwingen, ſich mir als Sclavin zu Füßen zu legen, das iſt viel intereſſanter und muß Ihnen vortrefflich ſtehen!"

„Ich habe auf dieſe Dinge nichts zu antworten!"

„Nichts? Deſto beſſer, hören Sie. — Mein Haß gegen Beaumarchais iſt ſo alt, wie — wie meine Liebe zu Ihnen. Vielleicht hätte ich Beides und die Beleidigung vergeſſen, welche er mir in der ächten Manier eines Pariſer Gamin zugefügt, hätte er nicht meine Stellung bei Hofe wie ein Schurke ruinirt, der zu gefährlich war, um ihn für eclatante Strafe zu gering zu achten! Ich ſchwur ihn zu haſſen, wie ich meine Maitreſſe liebe, und heute hoffe ich die Rechnung mit ihm abzumachen. Sie ſind noch eben ſo ſchön, wie vor zwölf Jahren! Im Gegentheil, Sie ſind voller, verführeriſcher geworden —"

„Herr Graf, erlaſſen Sie ſich dieſe Art der Beleidigung, ſie iſt wirklich geſchmackloſer, als Sie ſich einbilden!"

„Sie wollen Beweiſe für meine Liebe? Noch beſſer!"

„Ich möchte lieber wiſſen, warum Sie für gut fanden, Ihr heutiges Werk nicht eher zu beginnen; mir ſcheint ein ſolcher Haß etwas unglaublich. Sie wünſchen doch wohl nur wegen des Proceſſes einen Vortheil zu erpreſſen!"

„Sehr kaufmänniſch gedacht, Madame, ich hoffe Ihnen aber das Gegentheil zu beweiſen. Der Haß verjährt nie, Theuerſte!"

„So hielt Sie nur ſchmähliche Furcht ab, eher an denſelben zu denken!"

„Es iſt unnöthig, alle Gründe zu erörtern. Der glänzendſte iſt wohl, daß es klug war, ſo lange zu warten, bis ich meinen Feind ſicher treffen konnte. Der Proceß bot das beſte Mittel!“

„Sie verloren ihn in zwei Inſtanzen!“

„Ich werde ihn aber in der dritten vor dem Parlamente gewinnen! Da Herr Beaumarchais in der heutigen Schlußſitzung ſo gütig war, den Grafen Blache als Fälſcher zu bezeichnen, hab' ich ihn durch eine lettre de cachet verhaften laſſen, und er wird in der Baſtille ſo lange ſitzen und über den Nachtheil, Standesperſonen zu beleidigen, Reflexionen anſtellen können, als es mir gefällt. Sie müßten ſich denn entſchließen, ihn loszukaufen!“

„Seit wann verkauft der Haß ſein Opfer? Mir ſcheint, Sie ſind Ihrer Rache nicht ſehr ſicher?“

„Vielleicht zu ſehr, ſüße Frau, und es iſt nur ein Act der Milde, wenn ich Ihnen einen Vergleich anbiete; vielleicht gar eine Schwäche! Pah, ich bin vor dem zarten Geſchlecht gern ſchwach! — Sie hatten nämlich das Glück, meine erſte Liebe zu ſein. Ich hing an Sie mein Herz, meine Schwärmerei, und die Erinnerung an eine ſolche reizende Narrheit wird man nie los. Caron wurde mein Nebenbuhler, er entführte Sie meiner Gewalt. Ich werde alſo gerächt ſein, wenn ich dieſen Nebenbuhler aus dem Felde geſchlagen habe.“

„Sie führen mich wirklich in die Verſuchung, wiſſen zu wollen, wie Sie das anfangen!“

„Ich werde Beaumarchais freilaſſen und jedes weitere Proceſſiren einſtellen, ja, meine Liebe geht ſo weit, daß ich ihm hundertfünfzigtauſend Livres Entſchädigung zahlen will, wenn Sie ſich entſchließen, mir ſogleich zu folgen. Mein Wagen wird Sie an einen himmliſch ſtillen Ort führen, ganz zur Wonne geſchaffen, wo wir alles Verſäumte nachholen können. Zwanzigtauſend Livres Renten und ein Landgut werden Sie vergeſſen laſſen, daß Sie einem ehemaligen Uhrmacher und Spion angehört haben!“ —

„Hahaha!“ und Suſanne ſchüttelte ſich voll höhniſchen Lachens. — „Wie arm muß Ihr Verſtand ſein, wenn Sie ſich von dieſem naiven Einfall Wirkung verſprechen. Bei Gott, das finde ich wirklich luſtig, hahahaha!“ —

Blache ſprang wüthend auf, ſein Geſicht ward dunkelroth vor Wuth. „Ah, gut, Madame! Sie glauben, Caron's Gefängniß ſei Lüge, Sie — Sie finden meinen Antrag, meine Liebe lächerlich! Lächerlich, daß ich Entehrungen vergeſſe, die nur eine bürgerliche Perſon, wie Sie, nicht begreift! Weißt Du, eitle Puppe, was Du biſt?“ —

„Jetzt, mein Herr, haben Sie den wahrhaften, Ihnen urſprünglichen Ton der Gemeinheit getroffen! Das iſt die rechte Phyſiognomie der Verworfenheit, welche mir indeß lieber iſt, als die ſchlechte Maske erzwungener Schmeichelei, die Ihnen ſteht, wie dem Bauer ein Fürſtenmantel. Kein Schritt, oder —“ ſie riß das Fenſter auf.

„Gieb Dir keine unnütze Mühe, Beſte! Wenn ich Dich haben will, werde ich Dich haben! Du glaubſt nicht, daß Dein Mann gefangen iſt? So erwarte ihn nur! Erfahre aber inzwiſchen, daß Du in Paſſy auf meinem Grund und Boden, als das uneheliche Kind meiner Tagelöhnerin, mir leibeigen gehörigen Tagelöhnerin geboren biſt, welches mein Oheim bei Garnier aus Liebhaberei erziehen ließ! Du durfteſt Dich nicht ohne meines Oheims, ohne meinen Willen verheirathen, denn Du biſt ein Stück Fleiſch, was mir gehört, an dem ich das jus primae noctis als Lehnsherr üben will, eh' ich Dich loslaſſe! Durch die Polizei werde ich Dich reclamiren, werde mich an der Qual weiden, mit der Du mir angehören mußt, dann will ich Dich mit Deiner Schande öffentlich laufen laſſen. Das ſoll meine Rache ſein, um ſo vollendeter, als das Geſetz ſelber ſie an Dir vollſtrecken ſoll! Und ſtänden Dir Millionen zu Gebote, Du bleibſt doch nur die entlaufene leibeigene Bauerdirne des Grafen Falcoz de la Blache! Denke darüber nach, mein Engel, bis ich wiederkomme, Du wirſt finden, daß der Polizeilieutenant Sartines viel weniger Galanterie beſitzt, als ich!“

Er gab Batyl einen kurzen Wink, die Thür ward entriegelt, der Graf ſchritt hinaus.“ —

Als Minette, vom heftigen Ausgang des Geſprächs beängſtigt, herbeieilte, fand ſie ihre Herrin ohnmächtig am Fenſter zu Boden geſunken. Aus einem Zuſtande krampfartiger Betäubung erwachte ſie zum vollen Bewußtſein ihres Unglücks. — Ihre Leute, obwohl treu und anhänglich, waren weder geeignete Perſonen für ihr Vertrauen, noch konnten ſie der Rathloſen Rath ertheilen. Aus der frechen und gewaltthätigen Drohung des Grafen, der höhniſch triumphirenden Sicherheit, mit der er wiederzukommen verſicherte, ſchöpfte ſie die fürchterliche Gewißheit, daß Caron wirklich in der Baſtille gefangen ſein müſſe. Ihr reines Gemüth hatte zwar wenig Vorſtellung von dem jus primae noctis, aber daß ſie von Geburt aus ihrem bitterſten, mächtigſten Sclaven leibeigen ſei, ihre Ehre, ihr Gattenglück in äußerſter Gefahr ſchwebe, darüber war ſie nicht einen Augenblick im Zweifel. Der Gedanke der Flucht kam über ſie, aber ſie verwarf ihn als thöricht. Wohin hätte ſie fliehen ſollen, der Arm der öffentlichen Gewalt erreichte ſie überall. Aus dieſer peinlichen Ungewißheit ihres zwiſchen Angſt und Hoffnung ſchwebenden Herzens ward ſie endlich durch Gomez geweckt, der, eben zurückkehrend, ihr meldete, ein Schließer der Baſtille verlange ſie zu ſprechen.

„Raſch, laſſen Sie ihn ein! Erbarmungsloſer Himmel, er bringt die Nachricht, daß mein Gatte doch gefangen ſitzt!“

„Der Herr, gefangen?“ ſchrie Gomez. Er eilte hinaus. Als Santerre's rieſige Geſtalt mit ſeinem unheimlichen, verthierten Antlitz erſchien, ſchauderte ſie.

„O Gott, Sie bringen mir Nachricht von meinem unglücklichen Manne!“ —

Als Santerre die Dame und den Prunk der Zimmer erblickte, zog er ſeine Pelzkappe. „Ja, Madame, oder Gnädige, — unſereins hat wenig Manier, ja, Ihr Mann ſitzt in der Baſtille!“

„Was hat er denn gethan, und wann wird er wieder loskommen?“ —

„Das weiß der Commandant, der Launay allein! Loskommen? — Madame, von uns kommt ſo bald Keiner los. —

Hier iſt ein Brief von ihm, ich ſoll Antwort mitbringen. In einer halben Stunde, denn länger darf ich nicht weg ſein.“

„Tauſend Dank! Thun Sie doch Alles, ihm ſein Elend zu erleichtern, ich werde erkenntlich ſein! Pflegen Sie mir ihn recht, daß Gott ſich einſt auch Ihrer erbarme!“

„Leſen Sie nur den Brief, Madame. Santerre ſoll wie Damiens lebendig von Pferden zerriſſen werden, wenn er nicht thut, was menſchenmöglich iſt!“ —

Suſanne eilte zitternd an's Fenſter und erbrach den Brief.

„Mein liebes, ſüßes Weib! — Mir bleibt keine Zeit, Dir unſer Unglück auseinanderzuſetzen und zu klagen. Du haſt mich weder in Noth noch im Glück verlaſſen, und wenn ich Dir ſage, daß Deine Seelenſtärke allein uns retten kann, ſo wirſt Du ſtark ſein und buchſtäblich meinen Willen erfüllen. Vermögen unſere Feinde nicht unſern Muth zu brechen, dann ſind ſie verloren, nicht wir! — Anbei ſende ich Dir den Schlüſſel meines Secretairs, ſchicke mir durch Santerre die vierhundert Louisd'ors, welche Du links im Fache finden wirſt. Er iſt ein ehrlicher Menſch und ich habe ihm verſprochen, ſein Glück zu machen, wenn ich frei werde. Mache ihm tauſend Livres zum Geſchenk, denn er iſt mir ſehr wichtig und wird Alles für mich thun. — Ich habe ſo eine unheimliche Ahnung, daß La Blache meine Gefangenſchaft benutzen wird, Dich zu beängſtigen; vielleicht werden ſich auch unbekannte Leute an Dich drängen, kurz — nimm Dich in Acht! Die Papiere Deiner Geburt, welche ich Dir ſo lange verheimlichte, ſind's jetzt allein, die uns helfen müſſen. Im Hintergrunde des mittelſten Fachs findeſt Du einen Knopf. Drücke an demſelben und Du wirſt zu einem geheimen Behältniß gelangen, in welchem ein kleines eiſernes Käſtchen ſteht. Dies Käſtchen enthält die Papiere, der Schlüſſel ſteckt. Willſt Du in dieſer ſchrecklichen Situation noch Deine alte unſelige Neugier befriedigen und neue Angſt zu der alten häufen, ſo ſieh ſie an, — ich kann es nicht hindern! Aber das Schnellſte, was geſchehen muß, iſt, dieſes Käſtchen an Prinz Conti zu bringen, ihm Alles zu erzählen und daß Blache, weil ich ihn im Proceß der Fälſchung beſchuldigt habe, mich feſtſetzte. Solche Beſchuldigung habe ich indeß niemals ausgeſprochen, die Acten des Châtelet, die Ausſagen Brunellerie's, meines Advocaten, werden meine Unſchuld darthun. Der Prinz allein kann mich befreien und Dich beſchützen; er wird es, ohne daß ich ihn erſt an die Manen des todten Dauphin zu erinnern brauchte. Zeige ihm dieſen Brief. Verliere keine Minute, ſondern antworte mir und eile zu Conti. Weine nicht, ſei ſtark, mein Herzensweib, die Tücke der ganzen Welt vermag nichts gegen unſere Liebe! Lebe wohl! Dein treuer Beaumarchais.“ —

Unter Schluchzen hatte ſie begonnen; je weiter ſie las, deſto gefaßter ward ſie. Die Stärke ihres Mannes ſchien aus dem Briefe in ihr Herz überzuſtrömen, ſie zur äußerſten Anſpannung ihrer Energie zu vermögen. Trotz der fürchterlichſten Angſt vor La Blache fühlte ſie einen gewiſſen inneren Troſt. Sie ſchrieb ſogleich an Beaumarchais zurück, theilte ihm Blache's Drohungen mit, verſicherte ihn ihres Muthes und daß ſie pünktlich ſeinen Befehlen nachkommen werde. Sie übergab die verlangten Louis mit dem Briefe an Santerre.

„Mein Freund, mein Mann ſagt mir, daß Sie arm und unglücklich ſind und er Ihre Lage verbeſſern will, wenn er frei iſt. Seien Sie feſt verſichert, es geſchieht, und Caron ſoll bald frei ſein! Nehmen Sie hier dieſe tauſend Livres von mir zum Geſchenk und denken Sie, daß Sie die Thränen und Angſt einer verlaſſenen Frau lindern, wenn Sie ihrem Manne Wohlthaten erweiſen.“

„Heilige tauſend Donnerwetter, Madame, das will ich!!“ rief Santerre erſtaunt und bewegt. „Ihr Mann will mich ja aus 'ner Beſtie, ſagt er, zum Menſchen machen! Wenn Santerre auch blos ein ſchlechter, getretener Hund iſt, aber treu kann er ſein! O, Madame, die tauſend Livres will ich ſchon abverdienen; leben Sie wohl!“

Der ungeſchlachte Menſch war tief gerührt. Er faßte die weichen Finger Suſannens, während er ſprach, und drückte ſie an ſeine breite Bruſt, dann nickte er und ſchritt hinaus. —

„Gomez," befahl Suſanne, „bleib' im Vorzimmer und laß Niemand herein. Kommt die Chevalière, ſo bitte ſie gleich zu mir, ich muß zu Seiner Hoheit dem Prinzen Conti!"

Sie war allein. Zitternd öffnete ſie das geheime Behältniß und zog das Käſtchen hervor. — Sie ſchwankte, ob ſie es öffnen und ſich von ihrer Herkunft gegen die ausdrückliche Warnung des Gatten überzeugen ſolle. Aber hatte nicht Blache behauptet, ſie ſei ein uneheliches Fröhnerkind und ſeine Leibeigene? Konnten die Papiere, wenn ſie dieſe Beſtätigung enthielten, ſie denn erretten, ihr beim Prinzen nützlich werden? War denn hingegen die Gewißheit, ſie ſei nicht Falcoz leibeigen, für ſie nicht jetzt von der allergrößeſten Wichtigkeit? Sollte ſie endlich in Unkenntniß über Schriftſtücke bleiben, welche ſie betrafen und die der Prinz wiſſen durfte?! —

Sie öffnete das Käſtchen. Sie las haſtig die Papiere. Sie ſchrie vor Ueberraſchung auf. —

„Gott ſei geprieſen, ich bin keine leibeigene Dirne, dem niedrigen Falcoz nicht unterthan! Ich bin die Tochter der Marquiſe Diane de Vendatour und — Abbé Terray's, des Miniſters!" — Sie ſchauderte. — „Und dieſe Diane de Vendatour, deren heuchleriſche Frömmigkeit, deren Macht, deren Verbindung mit den Jeſuiten und den fürchterlichen Orleans Caron ſo oft und eindringlich erwähnte, iſt — meine Mutter, welche Caron's Schweigen, die Schande, mit einem Prieſter buhleriſch mich gezeugt zu haben, mit fünfhunderttauſend Livres bezahlte! Mein Vater der Auswurf aller Tücke und Gottloſigkeit, meine Mutter eine herzloſe Intrigantin, die unter Scheinheiligkeit die tiefe Gemeinheit ihres Denkens und Wandels birgt; mich haßt, weil ſie mich geboren, mich vernichten wird, wenn ſie ihre Schmach veröffentlicht ſieht! O Caron, Du hatteſt Recht! Es iſt verderblich zu wiſſen, was uns ewig verborgen ſein ſollte! Meine Lippen ſollen das Fürchterliche nie mehr nennen!" Sie packte bleich und bewegt die Papiere in das Käſtchen und ſchob es mit Caron's Brief in ihren Armbeutel. „Zu Conti, es gilt, ihnen Allen zuvorzukommen!" Sie ſchellte.

In dieſem Augenblick erſchien die Chevalière. „Mein Gott, was hab' ich gehört! Sprachen die Leute wahr? Ihr Gemahl —"

„Iſt verloren wie ich, wenn ich nicht augenblicklich Prinz Conti aufſuche! Begleiten Sie mich; kein Wort weiter! Gomez ſoll mit!"

Sie befahl haſtig Minetten, Mäntelchen und Hut zu bringen, ſchloß das Bureau ihres Mannes, und barg den Schlüſſel auf ihrer Bruſt. Eben wollte ſie den Mantel umlegen, als Gomez hereinſtürzte.

„Polizeilieutenant Sartines mit Häſchern und Graf Blache kommen!" Er eilte über die Gartenterraſſe wieder fort. —

Die Unglückliche rang außer ſich die Hände. „So muß ich das Entſetzlichſte erdulden, was dem Weibe geſchehen kann! Giebt's kein Mittel, einer Barbarei zu entrinnen, für welche die Vernunft keinen Begriff, die Sprache kein Wort hat? Erbarme Dich, mein Schöpfer, daß ich nicht ſelbſt Hand an mich lege!!"

„Unglückliche Freundin!" und die Chevalière ergriff ihre Hand, „wollen Sie allen Glauben an die Gerechtigkeit des Himmels verlieren? Ich verlaſſe Sie nicht, ſagen Sie nur, was dieſe Leute hier wollen, und — o, zu ſpät," murmelte ſie, „da ſind ſie ſchon!" Sie preßte die bleiche Suſanne an ſich.

Der Polizeichef von Paris, de Sartines, und La Blache traten mit Beamten ein.

„Welche von Beiden iſt's, Herr Graf?"

„Die junge natürlich, haha! Trauen Sie mir nicht ſo viel Geſchmack zu?"

„Sie nennen ſich Frau Beaumarchais?" —

„Ich bin Gattin des Herrn Caron de Beaumarchais!"

„Sehr ſchön! Dieſelbe, welche er 1755 von Paſſy ſtahl, wo ſie als uneheliche Tochter des Fröhners Gomart und der Nini Falou geboren und von dem Verwalter Antoine Garnier auf herrſchaftliche Koſten erzogen wurde! Du biſt alſo, mein Kind, eine Leibeigene des Herrn Grafen La Blache, die ſich ihrer Pflicht gewaltſam entzogen hat und ganz ohne Grund eine Art von Dame in der Welt ſpielt. Das jus primae noctis, das Zeichen der Ergebenheitspflicht, wirſt Du auf Requiſition des Herrn Grafen leiſten, und dieſe Leute werden Dich nach Paſſy zurückbringen, von wo der Herr Graf Dich entlaſſen kann, wann es ihm beliebt. Noch haben die Philoſophen und die Parlamentsſchwätzer es nicht ſo weit gebracht, die alten Geſetze und Prärogative Frankreichs wegzudeduciren!“

„Sei getroſt, mein Schatz, ich werde Dich ja begleiten, Du ſollſt es gut haben!“

„Herr Polizeilieutenant!“ rief die Chevalière, empört vor Suſannen hintretend, „die Frau von Piron, in deren Adern ſo viel edelmänniſch Blut fließt, als in den Ihren, wird dieſe Unmenſchlichkeit nicht dulden! Was auch die Forderungen ſeien, die dieſer Herr Graf an eine Unglückliche zu machen hat, welche ich ſo kühn bin noch immer meine Freundin zu nennen, ſo kann jener Herr ſeine Anſprüche vor Gericht machen! Sie werden eine Frau, die mit Achtung in der Welt lebte, deren Mann das Vertrauen höchſter Perſonen genoß, nicht aus ihrer ehrenvollen Ruhe reißen, werden das Schutzrecht meines Hauſes nicht verletzen! So viel Einfluß habe ich noch, das zu verhindern!“ —

„Frau Chevalière, Sie erhitzen ſich ganz unnütz. Wenn Herr Caron auch Nabob von Indien wäre, ſo iſt er doch nicht im Stande, den Geburtsmakel ſeiner Frau auszutilgen! Es ſteht feſt, daß dieſelbe eine Perſon iſt, auf welche der Herr Graf lehnsherrliche Anſprüche zu machen hat. Er braucht für die Leute ſeines Grundes und Bodens keinen Richter anzurufen, denn er iſt ihr privilegirter Richter ſelbſt, deſſen Gewalt ich zu reſpectiren habe. Gieb Dich drein, Schatz, und folge uns freiwillig, Du erſparſt Dir nur größere Beſchämung!"

„Ich werde nimmermehr folgen! Seine Anſprüche ſind erlogen, ich erkläre feierlichſt und werde beweiſen, daß ich nicht auf dem Grund und Boden des Grafen, nicht von ſeinen leibeigenen Leuten geboren bin! Ich ſchwöre es Ihnen beim allmächtigen Gotte!"

„Schwüre helfen bei derlei Dingen nicht, mein Täubchen, nur Documente. Weſſen Urſprungs rühmen Sie ſich denn ſonſt!" —

„Nun verzeihe mir Gott, daß ich mir's von der Seele ringe!" rief die tödtlich Geängſtigte. „Ich bin die Tochter der Marquiſe de Vendatour und des Abbé Terray! Ich ward wenig Wochen alt durch Herrn Duverney von den Urſulinerinnen nach Paſſy gebracht!!" — —

Beide Männer traten in äußerſtem Erſtaunen zurück, der Chevalière entfloh ein entſetztes Ach.

„Was?!" rief La Blache ſtarr. „Die Tochter Terray's und der Marquiſe?!" —

Sartines warf dem Grafen einen langen Blick zu. „Nun, meine Schöne, immer beſſer! Wenn auch der Herr Graf jetzt nicht die mindeſten Anſprüche auf Sie hätte, — für dieſe empörende Beleidigung eines Dieners Gottes, eines Miniſters vor ſeinen Beamten, für die freventliche Beſchimpfung eines alten, ruhmreichen Hauſes werde ich Sie in die Salpetrière ſtecken! Ohne Umſtände, nehmt ſie feſt!"

Sartines riß die Chevalière von Suſannens Seite, mehrere Beamte ergriffen Caron's Frau, die mit wildem Schrei ſich ihren Händen zu entwinden ſuchte! — Da ward Sartines jäh zu Boden geriſſen, zwei Officiere und mehrere Dragoner vom Garde-Regiment der Königin befreiten Suſannen.

„Wer zur Hölle fahren will, rühre ein Glied!!" donnerte die gigantiſche Stimme Naſſau-Siegen's, der mit gezücktem Degen inmitten der Erſtaunten ſtand. — —

Sartines erhob ſich und trat wild auf den Befreier zu.

„Und wer iſt der Unverſchämte, welcher obrigkeitliche Gewalt —“

„Fürſt Otto von Naſſau-Siegen, Herr Poliziſt, iſt mein Name, und ich befehle Ihnen, ſich mit Ihren Leuten zu entfernen, oder ich werde Sie einen Tanz aufführen laſſen, wie ihn noch kein Büttel von Paris gemacht hat! Kameraden, zieht! Wenn ſie in zwei Secunden das Feld nicht geräumt haben, komme ihr Blut über ſie ſelbſt!“

„Das iſt eine ſonderbare Galanterie,“ ſagte Sartines bitter, „welche Sie an eine Perſon verſchwenden, die Sie nicht kennen. Dieſe Suſanne Beaumarchais iſt eine entlaufene, leibeigene Dirne von den Gütern des Grafen La Blache, der ſein Lehnsrecht, das jus primae noctis, durch die Wächter des Geſetzes beanſprucht!“

„Sie ſind kein Wächter, ſondern ein elender Frevler an Sitte und Geſetz! Ich ſchwöre bei dem heiligen Gefühle edelmänniſcher Ehre, daß ich dieſe Arme, die ich als tugendhafte Frau meines Freundes Caron de Beaumarchais kenne, nicht in Ihre Hand, nicht in die Gewalt dieſes ſogenannten Grafen kommen ſoll, der ein Schurke iſt, wie kein zweiter auf Erden! Den Mann ließ er einkerkern, um die Frau zu ſchänden, aber ich werde ihm ſein jus primae noctis als ein Brandmal ſo auf den Rücken ſchreiben, daß ein Galeerenſträfling noch ein glücklicher Menſch ſein ſoll, wenn er noch einmal wagt, den elenden Blick zu dieſer Dame zu erheben! Vorwärts, Dragoner!“

„Halt, Durchlaucht,“ ſchrie Sartines, „beſchimpfen Sie mich nicht, ich trage den Rock des Königs! Ich werde mich entfernen und mein Recht bei Seiner Excellenz dem Miniſter ſuchen!“

„Suchen Sie es bei Seiner Excellenz dem Satan, Herr, der Ihr Miniſter ſein mag! Ich bin überall zu finden, und ſollte ſich auch Der beikommen laſſen, Ihre Anſichten zu theilen, ſo werde ich mit ihm einen Spaziergang thun, von dem er nicht ſo jovial zurückkehren ſoll!“

„Das wollen wir abwarten, Durchlaucht! Sie beanſpruchen für Ihren Rang ſehr viel!“ —

„Das wird der König unterſuchen, nicht die Inſtanz der Galgenvögel!“ —

Sartines und ſeine Beamten entfernten ſich mit La Blache. — —

„O mein edler Fürſt!“ ſchluchzte Suſanne, ihm faſt zuſammenbrechend ihre Hand reichend, Ihnen danke ich mehr als mein Leben! Laſſen Sie uns nur zum Prinzen Conti eilen, er kann, er wird Beaumarchais erretten!“ —

„Beruhigen Sie ſich, theuerſte Frau, ich bin ja bei Ihnen! Wie ein Bruder werde ich über Ihrer Sicherheit wachen. Alles ſoll geſchehen, was Ihren Gatten befreien kann, faſſen Sie ſich nur, ſchöpfen Sie wieder Muth! Frau Chevalière, Sie werden uns zu dem Prinzen begleiten.“

„Was die Sicherheit der Damen betrifft, mein Fürſt,“ ſagte einer der Offiziere, ſo könnte man unſere Dragoner mit Bewilligung des Commandeurs bei dem Dienſtperſonal einquartieren!“

„Vortrefflich, Marquis d'Aliaga, und ich weiß, Jeder von Euch Dragonern wird ſo gut wie der erſte Edelmann Frankreichs empfinden, daß der Ritterdienſt bei hülfloſen Frauen das ſtolzeſte Vorrecht jedes braven Soldaten iſt!“

„Meine Herren, betrachten Sie mein Haus als das Ihre!“ ſagte Suſanne. „Der Dienſt, welchen Sie mir geleiſtet, kann nicht von Königen belohnt werden, aber die Stimme der öffentlichen Meinung wird Ihnen den Kranz der Ehre reichen, welchen ich zu ertheilen zu ſchwach bin!“ —

Die Offiziere verneigten ſich und küßten Suſannen die Hand. „Ich werde hier zurückbleiben, gnädige Frau,“ ſagte d'Aliaga, „Lieutenant de Lorges wird ſogleich die Güte haben, dem Regimentschef Anzeige zu machen!“

„So laſſen Sie uns zum Prinzen, meine Damen!“

„Geſtatten Sie noch, daß Gomez den Advocaten Herrn de la Brunellerie zu Seiner Hoheit bitten darf.“

Suſanne inſtruirte den Diener, während die Chevalière ihren Leuten auftrug, für die Dragoner und Offiziere Sorge zu tragen, wie die Freunde Caron's abzuwarten und ſie mit der Gefangenſchaft deſſelben und den Maßregeln zu entſchuldigen, die man zur Befreiung deſſelben ergreifen müſſe. Ehe ſie gingen, nahm Suſanne ein koſtbares Brillantkreuz von ihrer Bruſt.

„Mein Fürſt, glauben Sie nicht, daß es mir einfällt, Ihnen hiermit eine Erkenntlichkeit zu erweiſen. Sie ſtehen dafür zu hoch! Aber ich hoffe, es ſoll Sie nicht beleidigen, wenn ich Sie bitte, mir die Ehre anzuthun, dies Kreuz, unter dem mein Herz ſo verzweiflungsvoll erzitterte, zur Erinnerung an dieſe ſchöne That anzunehmen! Es ſoll nichts ſein, als eine Huldigung, die eine errettete Frau franzöſiſcher Rittertugend erweiſt!“

„Wohl, theure Frau, ich nehme es, und wende es an, wie es gegeben ward. Dragoner, Ihr ſeid Zeugen! Herr Marquis, Herr de Lorges, nehmen Sie jeder einen dieſer kleinen, glänzenden Balken, Du, braver Wachtmeiſter Marmuton, den dritten, ſo hat Jeder ſein Theil!“ Er brach das Kleinod in vier Stücke und vertheilte es, dann bot er lächelnd Suſannen und der Chevalière den Arm und führte ſie zum Wagen.

Als ſie hinweg waren, ſah de Lorges den Marquis an, als erwache er aus einem Traume. — „Zeus, Venus und Mars! Dieſer göttliche Fürſt iſt wie der Wunderheld im Feenmärchen! Er durchſegelt die Welt, er erlegt den Tiger, und wohin er blickt, iſt das Abenteuer ſein Begleiter! Sagen Sie nur um Gotteswillen, wie das zuging?!“ —

„Ich kam gerade durch die Rue des Ormes, als eine Equipage aus dieſem Hotel fährt. Sie hält, ich werde angerufen. Es iſt der Fürſt, der mich hereinwinkt. „Nach der Caſerne der Königin-Dragoner beim Arſenal!“ ruft er und wir fliegen davon. Ohne mich zu Worte kommen zu laſſen, erzählte er, daß er vor einer Stunde erſt angelangt ſei und ſeinen Freund Beaumarchais, dem er ſich unendlich verpflichtet fühle, beſuchen wollte. Als er hier in's Hotel gekommen, habe er Polizeiwachen bemerkt, ein Diener, der ihn erkannte, theilte ihm mit, daß Caron in der Baſtille ſitze, deſſen Frau von Häſchern bedrängt ſei. Natürlich war kein Beſinnen. Als wir vor der Caſerne anlangten, waren Sie der Erſte, den wir ſahen!“

„Zehn Dragoner, Kameraden, zu einer edlen That, und Naſſau iſt Euer Schuldner! rief der vorzügliche Mann. Wie das Wetter ſaßen die Kerle auf den Gäulen, und, ihn vorauf, ging's im Fluge, daß das Volk auseinanderſtob! — Was ſagen Sie aber zu dieſem Blache? Das jus primae noctis giebt eine köſtliche Paraden-Anekdote!“

„Kein Edelmann wird mehr mit ihm zu Tiſche ſitzen!“

„Ihm bleibt nichts übrig, als den Fürſten zu fordern!“

„Das Duell mit dieſem Ehrloſen mag Naſſau wohl beſſer ſeinem Stallknecht überlaſſen, haha! Guten Abend, d'Aliaga; der Commandeur wird über die Geſchichte entzückt ſein!“ — — —

Es war Abends acht Uhr, da Terray, Finanzminiſter und Abbé, eben ſein Ludwigskreuz anlegte, um ſich zum Souper der Frau von Vendatour zu begeben, als ihm Prinz Conti gemeldet ward. Ein freudiger Schreck über dieſe Ehre durchzuckte ihn, und ſofort eine politiſche Combination im Hintergrunde witternd, ließ er ihn in ſein Privatcabinet treten.

„Die Freude, das Entzücken, mein edler Prinz, welches ich bei einer Ehre empfinde —“

„Bitte, Herr Miniſter, entzücken Sie ſich nicht! — Ich komme in einer Angelegenheit zu Ihnen, die wenig dazu angethan iſt!“

„Paris iſt doch nicht unruhig?“ —

„Schlimm genug für Sie, daß unter Ihrem Regime ſo etwas zu befürchten ſteht! Apropos, Sie kennen ja wohl Herrn Caron de Beaumarchais.“

Der Miniſter ward verlegen. „So oben hin, ein Aventurier, höre ich!“

„Weniger, als Sie von ſich ſagen können! Ich glaube, Sie oder Herr Maupeau hat ſich beifallen laſſen, ihn in die Baſtille zu ſetzen!“

„Ach, ich erinnere mich auch! Der Mann erdreiſtete ſich, den Grafen de la Blache vor dem Châtelet einen Fälſcher zu nennen!“

„Graf Blache iſt ein Fälſcher, aber es iſt eine Lüge, daß Herr Caron ſo unvorſichtig war, dies zu ſagen. Er erwähnte im Schlußplaidoyer nur, was klar erwieſen war, daß nämlich das Hauptbuch des Banquier Paris, was ſeine Schuld betreffe, gefälſcht ſei.“

„Ich bekümmere mich nicht um die Jurisdiction, und wundere mich, mein Prinz, daß Sie ſich um dieſe Bagatelle ſelbſt und zwar zu mir bemühen!“

„Wundern Sie ſich, mein Herr Abbé? Nun, ſo erſchrecken Sie auch!! — Sie werden durch einen Courier ſofort Herrn Beaumarchais den Freibrief ſchicken, werden dafür ſorgen, daß Graf Blache nie wieder wagt, die Ehre dieſes Mannes oder ſeiner Frau zu gefährden, ſonſt, mein Herr Abbé, werde ich gewiſſe Geburtspapiere gebrauchen, die von einer Geſchichte aus dem Urſulinerkloſter erzählen, und wie ein atheiſtiſcher Pfaff und eine vornehme Buhlerin einem Weſen das Leben gaben, deſſen Mann ſie darum haſſen, weil er dem Dauphin diente und gewiſſe Creaturen gleich mir verabſcheute! Morgen früh iſt er frei, oder, bei Conti's Ehre, Sie ſollen vom Miniſterſeſſel in das Zuchthaus wandern!! Noch ſteht das Parlament! Es kann nicht glänzender als mit Ihrer Verdammniß endigen!“ —

Die Hoheit ging funkelnden Blickes hinaus. Der Wagen rollte hinweg. —

Abbé Terray ſank vernichtet in den Stuhl. Seine fetten Hände wühlten im Haar, die Tonſur ſuchend, welche er geſchändet. Die duftende Allonge fiel zur Erde, der Miniſter empfand etwas ihm ganz Neues, — Gewiſſensangſt!

18.

Figaro.

Der Zuſtand Beaumarchais', als er durch Santerre Suſanna's Brief erhielt und aus ihm die brutale Drohung des Grafen erſah, war der beklagenswertheſte. Sein einziger Schimmer von Hoffnung war der Gedanke, Suſanna werde ſofort mit dem Käſtchen unter Conti's Schutz geeilt ſein. Jeden Augenblick erwartend, ſich befreit zu ſehen, ſteigerte das träge Vorrücken des Zeigers, der anbrechende Abend die Folter ſeiner Seele. — Santerre ging ab und zu, plauderte in ſeiner rauhen Weiſe und ſuchte den Gramvollen zu zerſtreuen. Im Gemüthe dieſes wüſten Geſellen ſchien nach ſeiner Rückkehr ein milderes Weſen eingekehrt. Er war nicht habgierig, kannte den hohen Werth des Geſchenks in ſeinem Umfange gar nicht, und wußte zu wohl, wie ihm die Anwendung desſelben erſchwert ſei; aber in dieſen tauſend Livres hatte er die überraſchende Erfahrung gemacht, daß ihm, des Brandſtifters Sohn, ein Menſch die Treue gehalten, daß es Jemand ernſtlich mit ihm auf das Beſtienthum verſuchen wolle, und ſein Herz ward in ganz ungewohnte Schwingungen verſetzt. Mit der Unbehülflichkeit eines gedrückten Menſchen, dem die Welt jenſeit der Gefängnißmauern ein fremdes Land geblieben, das er nur mit dumpfer Neugier und Blödigkeit betrat, wenn ihm kurze Beſorgungen geſtattet wurden, ſuchte er Beaumarchais' Rath, wie er ſeinen Schatz zu ſeinem Glücke anzuwenden habe. Es gewährte Dieſem wenigſtens einige Zerſtreuung, einem Andern eine Hoffnung zu eröffnen, ob er auch ſelbſt hoffnungsarm war. Endlich ſank die Nacht herab, der Schrecken der Unglücklichen, die mit dem Halbſchlafe, mit Fieberphantaſien und brennenden Seelenſchmerzen einen verzweifelten Kampf im Finſtern führen. Beaumarchais zählte die Stunden nicht mehr, er hatte den Begriff der Zeit verloren, nur zwei Gedanken wälzten ſich in ſeinem armen Hirn: „Suſanne dennoch in Falcoz' Händen und Du gefangen!“ —

Drei Uhr war's, ſchon graute der Tag, als Stimmengewirr und Thürenkreiſchen Caron aus dem Zuſtande qualvoller Betäubung weckte. Seine Zelle ward geöffnet. Santerre trat mit der Laterne ein.

„Auf, Herr, geſchwind auf! Es iſt Befehl da, daß Ihr frei ſeid. Beſinnt Euch nicht, eilt! Ich hab' ſchon oft erlebt, daß die Leute den Freibrief in der Taſche hatten, und eh' ſie noch friſche Luft rochen, klappte die Falle auf neuen Befehl wieder zu!“

„Genug geſagt, Freund!“ Caron ſprang empor und ergriff den Hut. „Ich werde mich Deiner erinnern, wenn ich draußen bin, ſei deſſen gewiß. Wir haben uns nicht zum letzten Male geſehen!“

„Ich glaub's ſelbſt, Herr!“ verſetzte Santerre gerührt und ergriff ſeine Hand. „Ich wüßte zwar nicht, daß eine Creatur wie ich Euch einmal vergelten ſoll, was Ihr gethan, — aber es kann doch immerhin ſein. Haltet Euch keinen Augenblick mehr in dieſem Loche auf!“ —

Sie eilten hinunter, über den inneren Hof in die Commandantur. De Launais, aus dem Schlafe erweckt, eröffnete ihm, daß er auf Miniſterialbefehl frei ſei, und der Wagen ihn nach Hauſe bringen werde.

Er quittirte haſtig ſeine Entlaſſung, eilte, von dem Schließer begleitet, nach dem Vorhofe, beſtieg denſelben ſchwarzen Kaſten, der ihn hergebracht, und ſchüttelte Santerre's rauhe Hand. — Die Räder donnerten über die Brücke, friſche Luft umwehte ihn kühl, die Baſtille lag hinter ihm, der Wagen raſſelte die ſtille Antoine hin, durch St. Paul nach dem Quai des Ormes. Da lag das Hotel Piron. Im linken Eckzimmer, dem Schlafgemach, brannte Licht, ein menſchlicher Schatten ſtand am Fenſter. Der Wagen hielt, er ſtieg aus. Da ward ein Fenſter aufgeriſſen.

„Caron! lieber Caron, biſt Du's?“

„Ja, ich komme, mein Herz, ich bin frei!“

Er ſtürzte durch den Vorhof. Gomez, der mit zwei Dragonern gewacht hatte, öffnete, Suſanne eilte ihm entgegen. Freudeſchluchzend ſanken die Gatten einander in die Arme! —

Am Morgen, als ſie noch ihrer Freude voll waren, und Suſanne eben die nöthigen Aufklärungen gab, erſchien Naſſau-Siegen, ein Billet Conti's überbringend, in welchem Caron und Suſanne aufgefordert wurden, den Prinzen im Hotel Penthièvre zu ſehen, weil die Prinzeſſin Lamballe ſie ebenfalls zu empfangen wünſche. Mit einer Aufregung, die Jeglichem in ſeiner beſondern Lage ſehr natürlich war, begab man ſich zuſammen in das Hotel des Großadmirals. —

Während der Fürſt durch ſeine Abenteuer in der Sahara entfernt geweſen, und Demoiſelle l'Ange Maitreſſe geworden, hatten den labyrinthiſchen Schauplatz des Hoflebens eine Gruppe neuer Perſonen betreten, die grundverſchieden von einander und wenig geſchickt ſchienen, trotz ihrer Stellung einen heilſamen Einfluß zu üben. Der Dauphin, ſonſt Herzog von Berri genannt, war nach ſeines edlen Vaters Tode in Marly unter der Hand des Herzogs von Vauguyon erzogen worden, während durch Schmeichelei und Kabale Frau von St. Marſan ſich wieder die Gouvernantenſtelle bei den Prinzeſſinnen Clotilde und Eliſabeth und die Mitaufſicht über die Prinzen Provence und Artois verſchafft hatte. Vauguyon war redlich, aber ein Pedant, wenig geſchickt zum Bildner eines künftigen Königs, und vermochte nichts zu thun, als den Erziehungsplan ſeines todten Herrn ängſtlich bis zur Caricatur durchzuführen. Zum großen Unglück war des Dauphin Charakter ſtill, blöde und in ſich zurückgezogen. Bei ihm haftete die Disciplin und die ſtrenge Lehre ſeines Gouverneurs außerordentlich, und da er geiſtig ſeinen Brüdern entſchieden nachſtand, ihm Artois und Provence ſtets als leuchtende Beiſpiele vor Augen gehalten wurden, trug dies nicht wenig dazu bei, ſein ohnehin blödes Naturell noch mehr einzuſchüchtern. Sein weiches Gemüth hing der Erinnerung an ſeine Eltern nach, am fernen, friedlich-holden Jugendtraum zu Trianon, aus dem das ſchwarze Geſchick ihm das Liebſte weggerafft. Dies gab dem Knaben eine frühzeitige Melancholie. Der Dauphin hatte aber bei dem Allen einen hartnäckigen Willen nach einer Richtung hin. Wenn er nämlich bei irgend einer Gewohnheit oder Anſicht Grund fand zu ſagen: „Bei meinem todten Vater war das auch ſo!“ ſo mußte es ſo geſchehen ohne alle Widerrede. Die Nachricht, daß er mit Maria Antoinetten vermählt werden ſollte, empfing er als unabänderlichen Befehl, in den er ſich mit äußerſtem Zwang ſchickte. Er hörte, ſeine Braut ſei ſchön und liebenswürdig, aber ſie war eine Oeſterreicherin, war ihm von Choiſeul aufgezwungen, und Choiſeul wie Oeſterreich war ſeinen Eltern Feind geweſen, folglich konnte er eine ſolche Perſon unmöglich lieben. Aehnlicher Anſicht war das Parlament und die Nation. Haß und Argwohn gegen Habsburg, durch den ſiebenjährigen Krieg, die Jeſuiten und die Politik Choiſeul's immer mehr verſtärkt, empfing Maria Antoinetten, die fünfzehnjährige Kaiſerstochter, in Straßburg und erwartete ſie zu Compiègne, wo der König Hof hielt und der Dauphin mit ſeinen Brüdern das erſte Mal öffentlich erſchien. Die deutſche Braut hatte aber das Glück, ihre Gegner durch Schönheit, Liebenswürdigkeit und einfache Natürlichkeit zu beſiegen. Nur das ſechzehnjährige Herz ihres künftigen Gemahls blieb ſich ſtörriſch gleich. Er war unbeholfen in ſeiner Höflichkeit, blöde in ſeinen Worten, mürriſch, kalt und überaus verdroſſen, ſobald er mit Antoinetten in Berührung kam. Sie mußte ſich troß der Verehrung ringsum mithin höchſt iſolirt, als Gattin ſehr unglücklich fühlen, da ſie Niemand hatte, dem ſie ihr Vertrauen ſchenken konnte, als ihrem Lehrer, Abbé Vermont, der ihr von Wien gefolgt war. Als die vorläufige Copulation zu Compiègne erfolgt war, kehrte der Hof nach Verſailles zurück, wo die öffentliche Vermählung durch eine Reihe glänzender Feſte gefeiert werden ſollte. Hierher eilte nun auch Alles, was dem todten Dauphin angehangen und auf ſeinen Sohn eine Hoffnung ſetzte. Aiguillon, Maupeau, Terray und die Clique der du Barry war ihr eben ſo Feind, wie Vaugyon, Madame St. Marſan, Herzogin von Guemène und die Altfranzoſen. Antoinettens Herz ſehnte ſich alſo nach einer Freundin, nach einem menſchlichen Erſatz für die Hohlheit der Etiquette, des Prunks und der Phraſen, welche ſie umgaben. Unter der Schaar, welche dem jungen Paar zur großen Cour in Verſailles Aufwartung machte, hatten ſich auch die Familie Orleans und Chartres, Prinz Conti, Penthièvre und die Prinzeſſin Wittwe von Lamballe befunden, welche auf ihrem ſchönen Antlitz die ganze Melancholie ihres Geſchickes trug. Sie ſehen und lieben, ihr Unglück wiſſen und in ihr ein gleichgeſtimmtes Gemüth errathen, war für Antoinetten Eins. Der Dauphin ſah den Prinzen Conti hier nach langen Jahren wieder, er erinnerte ſich, dieſen hohen, edlen Mann mit dem weißen Kreuz auf der Bruſt um ſeinen Vater geſehen zu haben, und empfing ihn wie ſeine Nichte mit einer Lebhaftigkeit, die ihm ſonſt fern lag.

„Madame,“ ſagte er zu der Dauphine, „der Prinz Conti iſt ein Mann, den ich als Knabe ſchon lieben lernte, als Freund meines unvergeßlichen Vaters verehre. Sie werden mich verbinden, wenn Sie ihm und ſeiner Prinzeſſin Nichte wie dem Herrn Herzog von Penthièvre gleiche Geneigtheit erzeigen!“

„Es giebt keinen Wunſch, mein Gemahl,“ erwiederte Antoinette liebenswürdig, „den ich mit aufrichtigerer Freude zu erfüllen wünſche, als dieſen. Der Herr Prinz von Conti, welcher Eure Hoheit erhabene Mutter gekannt, wird mich lehren, ihrem Beiſpiel nachzuſtreben, und die Frau Herzogin von Lamballe wird mich in der Tugend ſtärken, im Dulden glücklich zu werden und zu machen! Darf ich auf Ihre Freundſchaft rechnen, theuerſte Prinzeſſin?“

„So weit mein armes Herz dieſelbe zu hegen vermag, Frau Dauphine,“ erwiderte Louiſe bewegt, „wird ſie in mir als das ſchönſte und letzte Glück meines Lebens beſtehen!“

Der Dauphin warf einen Blick freudigſter Ueberraſchung auf Antoinetten; er nickte. „Das wird mir viel Vergnügen machen, Frau Dauphine. Ich werde Sie nun öfter ſehen, theuerſter Prinz.“

Als die Cour beendet war und die Neuvermählten ſich zurückzogen, ſagte Dauphin Louis wärmer als ſonſt zu Antoinetten: „Das haben Sie gut gemacht, ſehr gut! Ich — ich freue mich recht darüber!“

„Wer kann dem Prinzen Conti nahen, ohne Verehrung und Vertrauen zu empfinden, wer die arme Lamballe ſehen, ohne ſie zu lieben? Es macht mich glücklich, wenigſtens Eins gefunden zu haben, was ganz zu unſeren gegenſeitigen Gefühlen paßt. Darf ich einen Wunſch wagen?“

„Sie? Den ich erfüllen kann? Welchen denn, Madame?“

„Daß Sie mir ernſtlich geſtatten mögen, Louiſe von Lamballe ſtets um mich zu haben! Ich bin noch ſo jung und habe ſo viel zu lernen, damit Sie ſich meiner nicht zu ſchämen brauchen.“

„Das — das geſtatte ich Ihnen ja ſehr gern, Antoinette. Wir ſind Beide noch jung, wir kennen das Leben nicht. Wir ſtehen allein und an der ſchwerſten Stelle. Ja, ja, das taugt für uns Beide, Lamballe ſoll Ihre Freundin, Conti mein Freund ſein, das heißt — Sie kennen den Hof nicht, und den Zwang, — ſo weit es alſo mein Großvater und ſeine Leute dulden.“ —

„Es ſind böſe Leute darunter, ſie ſtürzten Choiſeul.“

„Mit Choiſeul bleiben Sie mir! Sie wiſſen nicht, was er iſt, Antoinette, wiſſen nicht, was geſchah, als — nein, nein, von politiſchen Dingen ſage ich Ihnen nichts, da paſſen wir nicht zuſammen. Später hören Sie wohl davon!“

Noch nie hatte der Dauphin ſo viel zuſammenhängend mit ſeiner jungen Frau geſprochen, jetzt das erſte Mal zutraulicher ſie angeblickt und Antoinette genannt. Seine Gefühle waren ſchwerfällig wie die Fluth der weiten See; langſam und ſtätig bewegt, offenbarten ſie ſich ſpät erſt in ihrer Tiefe und Schönheit. — Prinzeß Lamballe und Conti erſchienen oft nun zu Marly, wo das junge Paar Hof hielt, und zwiſchen Antoinetten und Louiſen entſtand eine Freundſchaft, die bis zur Schwärmerei und ſchweſterlicher Vertraulichkeit wuchs. Fortan hatten ſich zwei Hoflager etablirt, das der königlichen Maitreſſenregierung zu Verſailles, und das kleine bedeutungsloſe des Dauphins zu Marly, dem ſich die Hoffenden, die Zukunftspolitiker aller und — nicht gerade immer der beſten Art zuwendeten.

In dieſem Stadium befanden ſich die Verhältniſſe, als Fürſt Naſſau-Siegen zurückkehrte. —

Auf Conti's beſonderen Wunſch fuhren alſo der Fürſt, Beaumarchais und Suſanne in's Hotel Penthièvre. Sie wurden von Gomez begleitet, der einen Maroquinkaſten von ziemlicher Größe trug, welcher dem Fürſten gehörte.

Louiſe de Lamballe erröthete unwillkürlich, als Naſſau mit den Uebrigen eintrat. —

Conti eilte ihm entgegen. — „Verzeihen Sie nur, mein Fürſt, daß ich Sie hier empfange, aber der Herr Herzog und meine Nichte, denen Sie ohnehin Ihre Aufwartung zugedacht, waren begierig, den Mann zu ſehen, welchem keine Gefahr etwas anzuhaben vermag, und welcher das Glück hat, überall zu erſcheinen, wo es ehrenvolle Thaten zu verrichten giebt!“

„Herzlich gegrüßt, Durchlaucht!“ rief Penthièvre freundlich. „Glauben Sie nur, daß, wenn uns eigener Kummer auch ſchwer heimgeſucht, wir doch noch Herz genug hatten, um Ihr Leben beſorgt zu ſein. Wir ſprachen oft von Ihnen, nicht wahr, theure Louiſe?“

„Gewiß, mein Vater,“ verſetzte die Herzogin, „und unſere Gorzka wußte tauſend romantiſche Geſchichten über Sie auszuſinnen. Wir ſind Ihnen auf der Karte oft nachgereiſt und haben uns an Ihre Seite geträumt. Hoffentlich werden Sie unſere Beſorgniß nicht durch neue Unternehmungen erregen?" —

„Sie bleiben nun gewiß in Frankreich?" warf Penthièvre ein.

„Ich hoffe es, falls man mir dazu Gelegenheit giebt! Ehe ich abreiſte, ward mir von edlen Lippen geſagt, daß Frankreich meines Armes einſt bedürfen könne, ich mich für mein Vaterland aufſparen möge, und ich will dieſem hohen Wunſche nachzukommen ſuchen. — Frau Prinzeſſin, wenn Sie nichts Unzartes darin erblicken, daß ich heut' ein Gelübde löſe, welches bei einer für Sie freudigeren Gelegenheit gethan worden, ſo erlauben Sie, daß ich das Reſultat meiner Jagd überreiche."

Er ſchritt zu Gomez, der an der Thür harrte, öffnete den Maroquinkaſten und breitete, indem er niederkniete, vor der Prinzeſſin eine köſtliche Tigerdecke aus, die an den Tatzen Klauen von Silber trug, und deren Augen durch je einen großen Rubin im Kranze kleinerer Smaragde nachgeahmt wurden. Während alle Uebrigen ein Ach der Bewunderung ausſtießen und herzutraten, warf er einen leidenſchaftlichen Blick auf die ſchöne Frau in Trauer.

„Durchlauchtiger Fürſt," ſagte dieſelbe, anmuthig auf den Teppich tretend, indem ſie ihm ihre Hand bot. „Es iſt ein unendlich ſtolzes Gefühl für mich, das Vließ des Ungeheuers unter meiner Sohle zu fühlen, deſſen tödtlicher Umarmung Sie ſich meinetwillen ausgeſetzt. Es kommt dabei die köſtliche Beruhigung über mein Herz, daß der Himmel ſtets mit einem kühnen und edlen Manne iſt, und die gekränkte Unſchuld, das betrogene Recht in Demjenigen ſicher einen Hort finden werden, der ſchon fähig war, aus viel geringerer Urſache ſo Großes zu thun. In dieſem Sinne nehme ich Ihr Geſchenk an!"

„Und ſo oft Ihr Fuß es betritt, hohe Frau," erwiederte Naſſau-Siegen, indem er ihre Hand küßte, „mögen Sie ſich erinnern, daß es nur Ihres Winkes bedarf, um Otto von Naſſau zu jeder That zu ermuthigen, die Ihren Beifall erringen kann!!“

Dieſe Scene idealer Galanterie, welche in Frankreich ſehr ſelten geworden, erfüllte die Herzen Aller mit gerechteſter Bewunderung.

„Daß dieſe Betheuerung, liebe Louiſe, ein adelig Wort iſt, wie deren wenig in unſeren Tagen tönen,“ fiel Conti ein, „beweiſt, daß Siegen's erſter Eintritt in Paris die bedrohte Ehre einer armen Frau, das ganze irdiſche Glück des wackern Beaumarchais rettete!“

„Ei, das zählt nicht,“ lächelte Siegen, indem er Suſanne graziös zu der Herzogin führte, „denn ich frage Sie, edle Frau, ob es möglich iſt, dieſe kleine arme Frau gekränkt zu ſehen, ohne ihr beizuſpringen, ſelbſt wenn auch ihr Gatte nicht mein Freund wäre?“ —

„Wahrhaftig, Sie erinnern mich,“ rief Conti, „daß ich in der Bewunderung für Sie vergaß, Herrn Caron und Frau Suschen — wie wir ſeit lange uns gewöhnt ſie zu nennen, vorzuſtellen, als meine lieben Freunde vorzuſtellen, theure Louiſe! Wir haben einſt ſchöne, hoffnungsreiche Tage verlebt, Caron, zu Trianon mit dem Dauphin, wenn Ihre Harfe erklang oder das Mährchen der Baſiliade gleich einem Sommerhauch unſere Häupter umſpielte. Fragen Sie nur Monſeigneur einmal, ob er ſich jener Knabenzeit erinnert. Hier dieſe Trias, Penthièvre, iſt eine wahre Perſonification franzöſiſcher Gewandtheit, Ritterlichkeit und lieblicher Naivetät, ich empfehle ſie ſämmtlich Ihrem Wohlwollen.“

„Nun, Papa,“ ſagte Louiſe, „wenn wir nicht ſelbſt die vortrefflichſten Gründe hätten, dieſer Trias unſer vollſtes Intereſſe zu widmen, würde die Empfehlung meines Onkels allein ſchon unwiderſtehlich ſein.“

„Wahrhaftig!“ erwiederte der alte Herr. „Und wir werden es an nichts fehlen laſſen, Ihnen zu dienen. — Wenn Sie der Haushalt eines alten Mannes und einer Wittwe anzieht, vergeſſen Sie nicht, daß Sie immer willkommen ſein werden. Bin ich doch ohnehin in Herrn

Beaumarchais' Schuld. Laſſen Sie uns nun in den Garten gehen und ſich im chineſiſchen Pavillon eine kleine Collation anbieten. Ich muß Sie ſchon in Beſchlag nehmen, Fürſt, denn ich bin begierig zu hören, wie Sie dem gewaltigen Thiere dort beikamen und was aus Ihrem tapfern Gefährten Oraiſon ſchließlich geworden iſt."

„Dann wird wohl Madame Beaumarchais mir über ihre Fata Rede ſtehen und meinen Arm annehmen müſſen, damit ſie ſich überzeugt, wie wenig die Mißgunſt der Geburt ächtem Menſchenwerthe ſchadet!"

„Ich würde eiferſüchtig auf Sie werden, lieber Oheim," fiel Lamballe ſcherzend ein, „wenn ich fürchten müßte, Madame nicht wiederzuſehen. Iſt Ihnen gefällig, mein Herr, mich zu begleiten? Ich habe Ihnen ohnehin noch Dank zu ſagen für die Freude, welche mir Ihre Dichtung bereitet hat!" Damit verneigte ſie ſich leicht vor Beaumarchais, und während Gräfin Gorzka Anordnungen für den Pavillon traf, betrat die Geſellſchaft den Garten. —

„Sie haben zu gütig über meine Arbeit geurtheilt, Frau Prinzeſſin," nahm Caron das begonnene Geſpräch wieder auf, „ſie iſt wirklich zu oberflächlich, um beſondern Dankes werth zu ſein. Ihr einziges Verdienſt beſteht vielleicht in der Ergebenheit für die Dame, welcher die Dichtung beſtimmt war." —

„Sie ſind ſehr ungerecht gegen ſich, mein Herr, wenn Sie etwas für gering achten, weil es Ihnen wenig Mühe machte. Wären Ihre Verſe oberflächlich, wie würde ich ſie immer wieder in einſamen Stunden recitiren, wie würde ihr Klang mir eine ſchmerzlich ſüße Befriedigung ſein?" —

„Wirklich, gnädige Frau?" rief Caron lebhaft. „Und darf ich ſo eitel ſein — mein Gott, wir Dichter ſind es alle — zu fragen, welcher Theil des Gedichts dieſes beſondern Vorzugs genießt!" Damit traten Beide in eine abgelegene Allee.

Die Prinzeſſin ward verlegen.

„Mein Herr, zu — zu meiner Beſchämung geſteh' ich dieſen Augenblick —"

„O, Frau Prinzeſſin, wenn ich nicht glauben ſoll, Sie hätten Caron nur ſchmeicheln wollen, ſo erlauben Sie mir, Ihrem Gedächtniß zu Hülfe zu kommen: —

„Aus ſanftem Kindertraum zu lieblichem Erwachen
Der Braut ward ich geführt! O wacher Hoffnungstraum,
O Liebe, zieh mit mir auf duft'gem Roſennachen
Durch Sturm und Sonnenſchein! Am fernen Küſtenſaum
Erglühen ſchon im Grün die ſtillen —“

„Enden Sie! Sie wiſſen nicht, wie Sie mein Herz bewegen!“

„Es iſt das Geheimniß der Dichter, das menſchliche Herz zu durchſchauen!“ —

„Will denn ein Jegliches durchſchaut ſein? Muß man den durchdringenden Blick des Forſchers nicht fürchten?“ —

„Das edle Herz wird ja nur ſchöner, anbetungswürdiger, wenn es enthüllt iſt!“

„Nicht alle Gefühle, die in ihm wohnen, eignen ſich für das Auge des großen Haufens. Iſt es des Dichters Geheimniß, in ihm zu leſen, ſo ſollte er dieſe Sprache —“ ihre Stimme zitterte, ſie brach ab.

„Er ſollte dieſe Sprache nur in Klänge übertragen, welche zwar von Allen empfunden, doch deren Sinn nur von gleichgearteten Seelen verſtanden wird. Der ächte Sehnſuchtsbote iſt nur das Lied!“

„So wäre der Dichter, welcher unſerer Herzen leiſeſtes Zittern belauſcht, auch der, welcher mit Abſicht es erzittern macht?“ —

„Vielleicht, Hoheit, wenn ſeine Abſicht nicht mißdeutet wird, man in ihm den ſtill beſcheidenen Freund ſieht, deſſen tiefe Mitempfindung es iſt, die den Zauber löſt, in welchem die träumenden Herzen ahnungslos ruhen, bis ſie der Klang des Liedes weckt!“ —

Die Herzogin ſchritt ſchweigend geſenkten Hauptes neben ihm her. „Doch Sie ſind nicht allein Dichter, auch Diplomat, wie man mir ſagte. Der gewandteſte, der gefährlichſte vielleicht, den man finden kann. Wie können Sie Beides vereinen, wie wollen Sie Vertrauen finden, wenn man in Ihr eigen Herz nicht ſehen, ſeine Tiefe wie Treue nicht ergründen kann? Wie mag man ſich des Verdachts erwehren, daß Sie oft beide Rollen abſichtlich verwechſeln und Diplomat ſind, wo Sie den Dichter, oder Dichter ſind, wo Sie den Diplomat ſpielen, zumal wenn Sie in beiden Rollen vor Freunden wie Feinden erſcheinen.“

„Ei, Hoheit, mit dieſer Frage verändern wir ſofort unſere Farbe, nehmen eine andere Stellung an und ſprechen eine ganz neue Sprache. Sie haben Recht; Dichter oder Diplomat, Miniſter oder Beichtiger, Finanzmann oder Soldat, das ſind nur Rollen, Larven, Poſitionen, die man ergreift, oder in die man genöthigt wird, um etwas zu ſein, zu erlangen, zu bezwecken. Dieſe Maske trägt man mit ängſtlicher Eitelkeit bis an ſeinen Tod, nimmt ſich um Gottes willen in Obacht, daß ſie nicht verrückt werde, damit die Welt das, was darunter ſteckt, nicht ſehe, und legt ſie nur in verſchwiegenen Stunden vor guten Freunden ab!“

„Und was ſteckt unter ihr?“

„Der Menſch, Hoheit! Der baare, ſchlichte Menſch in der nackten Majeſtät ſeines Gemüths! Der Menſch mit Weh' und Freuden, mit ſeinem endlichen und unvergänglichen Weſen!“ —

„Und darf ich fragen, wer die Freunde ſind, denen zu Liebe Sie die Larve ablegen, um Menſch zu ſein?“ —

„Es ſind die, für welche ich zugleich am liebſten die Larve anlege.“ —

„Ich meine, ob Sie mir ihre Namen nicht nennen wollen?“ —

„Vor mir ſelbſt und meiner Frau lege ich ſie ab und vor einem alten Freunde Morelly, deſſen Unglück es iſt, nie eine getragen zu haben. Als der edle Dauphin noch lebte, fiel ſie ſtets vor ſeinem Sonnenblick, obwohl ich ſie oft genug für ihn wieder aufſetzen mußte. Sie ſinkt vor Ihrem Oheim, dem Prinzen Conti, und vor meinem theuren Freunde, dem Fürſten Naſſau. Wollen Sie nun, Hoheit, daß ich vor Ihnen auch ſo erſcheine, dann wird Ihnen der Dichter wie der Diplomat immer erklärlich ſein.“

„Wenn ich Ihnen ſo warmes Intereſſe errege, Sie ſich vermeſſen, in mein Herz mit dichteriſchem Zauberblick zu ſehen, Sie mich zu Ihren Freunden zählen möchten, ja! Laſſen Sie es uns wenigſtens verſuchen. Zeigen Sie mir Ihr unmaskirtes Antlitz.“

„Prinzeſſin, das iſt ernſt, vielleicht erſcheint es Ihnen ſogar rauh, aber es trägt die Züge der Wahrheit. — Hüten Sie ſich vor den Orleans!“

„Das war die letzte Bitte meines unglücklichen Mannes! Ich fühle, Sie wiſſen von dieſem treuloſen Hofe mehr als jeder Andere, und Ihr Auge umfaßt die tückiſchen Geſpinnſte, welche ſich über uns Alle ſeit Jahren ziehen. Deshalb ſind Ihre Feinde rege und ſcheuen auch kein Mittel, Sie zu vernichten.“

„Wenn ich nun um Ihr Vertrauen bitte, Hoheit, iſt es zu gewagt?“

„Wir werden gewiß Freunde ſein, Herr Caron, mein Schwiegervater indeß —“

„Ich verſtehe. — Ich werde ihn um die Gunſt erſuchen, mit Ihnen Harfenduetts zu ſpielen. Die königlichen Prinzeſſinnen Töchter ſind ja auch meine Schülerinnen geweſen.“

„O, das iſt prächtig. Aber mit dem Beding, daß Frau Suſanne nicht das Hotel Penthièvre vergißt.“

„Gewiß nicht, Hoheit!“ — — —

Das jus primae noctis des Grafen Blache hatte für ihn ſehr unangenehme Folgen. Wenn auch dieſes ſcheußlichſte aller feudalen Privilegien noch in allen Provinzen mit voller Kraft beſtand, von der brutalen Sinnenluſt manches Edelmannes geübt wurde, erregte es in Paris doch nur Gelächter und Skandal. So wurde denn die abgeſchlagene Attaque des Grafen Blache auf Suſanne Beaumarchais, das Benehmen des Fürſten Naſſau und das horribele jus primae Tags darauf das Neueſte und Luſtigſte, was man zu erzählen wußte.

Zu derſelben Zeit, wo der befreite Beaumarchais im Penthièvre erſchien, wurde La Blache durch einen drohenden Brief in's Hotel Vendatour berufen, wo die Miniſter ihn ſprechen wollten. Er begriff die Urſache leicht, aber eben ſo ſehr, daß dem Befehl nicht auszuweichen war, er wappnete ſich alſo mit ſeiner ganzen Frechheit und fuhr hin.

Er fand die Miniſter Terray und Maupeau, welche mit einander flüſterten, während Diane in äußerſter Entrüſtung das Gemach auf und ab ſchritt.

La Blache grüßte lächelnd. „Sie hatten Sehnſucht nach mir, Frau Marquiſe?“

„Falcoz!“ und der Zorn machte ihre Stimme beben, „Ich habe Ihren Narrheiten zu viel nachgeſehen! Ich war's, die Sie damals in Schutz nahm, als Sie ſich vor den Prinzeſſinnen bloßſtellten, die Sie mit den Ihrigen verſöhnte und vor Choiſeul's Rache ſchützte, als Sie nothwendig fanden, Ihre Correſpondenz mit der Grammont Ihrer Maitreſſe mitzutheilen! Ich glaube, dies war Nachſicht über Gebühr! Was fiel Ihnen ein, nachdem es gelungen, Ihren Gegner in die Baſtille zu bringen, wo er lange genug geſeſſen hätte, einen wiederholten Angriff auf ſeine Frau zu machen? Wie konnten Sie ſich erfrechen, vorſchnelle Rache zu nehmen, da Sie wußten, daß es in unſerer Macht ſtand, Ihnen die ſicherſte Satisfaction zu verſchaffen?!“

„Frau Marquiſe, Sie belieben mit mir wie mit einem Schulknaben zu reden. Mäßigen Sie ſich. Ich habe keinen Grund, länger in Ihrer Hand den Automaten abzugeben, der ſtill iſt, oder ſich rührt, je nach Ihrem Befehl. Ich haſſe, Marquiſe, dieſes Weib und dieſen Caron bis zum letzten Hauche, und verbitte mir Ihre Aufſicht ganz ergebenſt!“

„O, hören Sie doch, Herr Abbé,“ ſagte die Dame höhniſch, „der Herr fühlt ſich ſouverän, ſeitdem er Duverney's Geld erbte! Wenn man haßt, ſo habe man auch die Klugheit, geſchickt zu operiren. Was haben Sie durch Ihr dummes jus primae noctis erreicht, als daß Sie ſich vor

Paris zum Gelächter machten und die Miniſter nöthigten, Beaumarchais frei zu laſſen?“ —

„Frei zu laſſen? — Nun Teufel, das nenn' ich mir eine Revanche! Man hatte alſo die Naivetät, meine Klage wegen Ehrenſchändung aufzuheben?!“ —

„Ereifern Sie ſich nicht, Beſter,“ ſagte Terray, „dieſe Ehrenſchändung ließ ſich nicht beweiſen.“

„Und warum, meine weiſen Herren Miniſter, machten Sie Ihre Juſtizreform nicht, ehe man mich in zwei Inſtanzen verlieren ließ? Gegen mich nehmen Sie eine Sprache der Drohung an, während Sie gegen die eigenen Gegner mit ſalopper Liberalität verfahren! Das jus primae noctis iſt mein adelig Herrenrecht, und ich mache von ihm Gebrauch trotz Ihnen, das ſchwöre ich auf mein Wappen!!“

„Das wagten Sie, Graf, auch gegen unſer Verbot?!“ fuhr Terray heftig auf.

„Man wird Sie nöthigenfalls nach St. Iſ transportiren oder eine Reiſe nach den Colonien machen laſſen,“ ſagte Maupeau ſcharf, „das wird man!!“ —

La Blache erſchrak. Dann faßte er ſich. „Ah, das ſcheint mir denn doch wirklich etwas zu beſorgt für die eheliche Ruhe meines Gegners! Darf man fragen, weswegen Sie mir das jus primae weigern?“

„Weil Suſanne Beaumarchais nicht auf Ihrem Grund und Boden geboren ward!“

„So? — Hahaha! Nun, Spaß gegen Spaß, ich weiß es auch! Die Kleine ſchwor vor Sartines, daß ſie der Sprößling der keuſchen Frau Marquiſe und des frommen Abbé ſei! Bei Gott, nun iſt's begreiflich, daß ich ſeit Jahren gegen Ihren Herrn Schwiegerſohn, oho! das Spiel verlieren mußte!!“

Diane ward fahl wie eine Leiche. „Die Elende hat es laut zu ſagen gewagt!“

„Man muß mit dieſen Nichtsnutzigen ein Ende machen,“ ſtöhnte Terray, „ehe ſie uns zuvorkommen!“

„Vor Allem muß man mir meinen Willen thun, Theuerſte; ich verlange Rache an dieſen Beiden, volle Rache an ihm und ihr!"

„Die ſollen Sie haben, bei der ewigen Verdammniß!" rief Diane mit finſterer Bitterkeit. „Und wenn ich dabei ſelbſt untergehe!!" —

„Sie werden indeß warten müſſen, Gräfin," ſagte Maupeau, „bis das alte Parlament und das Châtelet beſeitigt ſind, wir Leute auf den Stühlen haben, die uns pariren. Ehe die Schreier nicht zahm ſind, iſt jeder Schritt gegen Beaumarchais gefährlich, und reizt man ihn, wird er keine Façon machen. Hängen Sie bei dem neuen Parlament Ihren Proceß an; man wird ſorgen, daß Sie gewinnen und beide Leute ganz unſchädlich machen, denn dann hat man die Gewalt!"

„Gut, ich bin einverſtanden," erwiederte La Blache, „aber hüten Sie ſich, mir dies Weib, das meine Maitreſſe werden muß, vorzuenthalten. Ich würde meinen ganzen, vollen Haß gegen Sie wenden, Marquiſe, ſollten Sie ein Geſchöpf beſchützen, das, buhleriſch erzeugt, als Buhlerin enden ſoll! Haha, ſie wird doch die Qualitäten ihrer Mutter nicht verleugnen? Alſo beeilen Sie ſich, meine Herren Staatslenker! Eher wird ſich's in Frankreich nicht luſtig leben laſſen und die Abbés werden nicht angenehm ſündigen dürfen!" — —

Die gewaltſamen Vorſätze, welche das miniſterielle Kleeblatt Maupeau-Terray-Aiguillon gegen die letzten Reſte nationaler Gerechtſame längſt gehegt, mußten jetzt um ſo beſchleunigter zur Ausführung kommen, als ſie für alle an der Regierung zunächſt Betheiligten zur Exiſtenzfrage wurden. Ludwig XV. begann nämlich eine Art von Lauheit und lauernder Zurückhaltung gegen die Maitreſſe zu äußern, welche man an ihm ſtets als drohende Vorboten des Sturzes ſeiner Creaturen bemerkte. Er war öfters in Marly am Hofe des Dauphin allein, oder ohne beſondere Begleitung ſichtbar und ſchien mit einem geheimen Entſchluſſe zu ringen, den zu enthüllen ſich Maupeau durch Spione um ſo angelegener ſein ließ, als dieſer à tout prix-Miniſter ſich vorgeſetzt hatte, ſeine Amtsdauer, wenn erſt der große politiſche Coup geglückt war, ſelbſt mit der Aufopferung ſeiner Genoſſen zu erkaufen. Er hatte ſeine beſonderen Wege hinter dem Rücken Aiguillon's und Terray's, und beſaß eine perſönliche Frechheit zum Schlechten, die durch ihre Rückſichtsloſigkeit imponirte und einſchüchterte.

Es war in der Nacht vom 19. zum 20. Januar 1771, als, von Grenadieren unterſtützt, die Polizei in die Wohnungen der Parlamentsräthe drang und den Erſchrockenen die Wahl ließ, ſchriftlich ihre vollſtändige Devotion unter den Willen der Regierung zu verſprechen, oder ſofort zeitlebens in die Verbannung zu gehen. Daſſelbe geſchah den Räthen der Steuerkammer und den mißliebigen Provinzial-Intendanten. Mehr denn drei Viertel dieſer Beamten wählten die Verbannung, unter ihnen Malesherbes und Turgot. Ein Schrei des Entſetzens ging durch Paris. Unter dem Zulauf des Volkes trat, von Grenadieren umgeben, Maupeau mit eiſerner Stirn in's Parlament, das Häuflein der Demüthigen zu überſchauen, welches ihm ſeine Ehre preisgab, dann ſchloß er das Parlament. Auf dieſe Nachricht ſchloſſen das Châtelet und die Departementsgerichte gleichfalls ihre Sitzungen, in Frankreich war allgemeiner Rechtsſtillſtand. Das wollte Maupeau! — Er löſte die oppoſitionellen Behörden auf, denn er hatte ſchon ſein neues Juſtizproject in der Taſche. Die Polizei, die Adminiſtrativbehörden wurden das einzige Forum des Rechts, Beamtenwillkür Geſetz, und Beſtechung das Mittel, es geſchmeidig zu machen. Der allgemeinen Wuth folgte lähmender Schreck. Das Land ward zum Leichnam unter den Händen der Miniſter, und zu neuen Parlamentsräthen wurden nur Subjecte ernannt, deren hauptſächliches Talent in unbedingtem Gehorchen beſtand. Das Maupeau-Parlament, wie die Nation es nannte, war fertig.

Obwohl Penthièvre darauf gerechnet hatte, einen ſo kühnen Mann wie Naſſau nunmehr unter die Offiziere der Flotte zu zählen, trat derſelbe doch lieber als Obriſt eines Garde-Infanterieregiments der Beſatzung von Paris ein.

Sein Freundſchaftsverhältniß zu Beaumarchais, ſein Verkehr mit Conti, ein gelegentlicher Beſuch bei Penthièvre bildeten außer dem Dienſt ſeine Unterhaltung. So ſehr er nun wünſchte der Prinzeſſin ſich zu nähern, wurde er nicht nur von Penthièvre daran verhindert, der ihn faſt immer in Beſchlag nahm, um in afrikaniſchen Erinnerungen zu ſchwelgen, ſondern er glaubte auch an der Herzogin eine abſichtliche Zurückhaltung wahrzunehmen. Hierzu kam, daß dieſelbe ſehr oft in Marly beanſprucht wurde. Dies Benehmen Lamballe's, beſonders eine Zerſtreutheit, innere Angſt und vergrößerte Schwermuth, die durch nichts gerechtfertigt erſchien, fielen Beaumarchais auf, zumal ſie von jenem Vertrauen, welches ſie anfänglich zu ihm gefaßt zu haben ſchien, nichts mehr blicken ließ. Eben ſo wenig wußten ſich Gräfin Gorzka und Suſanne, an deren munterem Weſen die Prinzeſſin viel Gefallen fand, ihr ſeltſam düſteres Weſen zu erklären. —

Es war Ende des Jahres 71. — Beaumarchais hatte eben mit ihr von den alten hoffnungsvollen Tagen Trianons geplaudert und das Lied geſungen, was er einſt für den Dauphin gedichtet:

„Im Herzen ruhen ſtumm und ſtill
Allmächtig große Triebe.
Wer ſie in ſich erwecken will,
Braucht nichts, als — tiefſte Liebe!“ — —

Die ſchöne Frau ſaß, in banges, bewegtes Sinnen verloren, am Fenſter. Die braunen Locken küßten ihre weiße Bruſt, an der Wimper hing eine verſtohlene Thräne.

„Tiefſte Liebe!“ murmelte ſie vor ſich hin, dann überlief ſie ein kurzes Fröſteln; ſie fuhr auf und ſah Caron erſchreckt an. —

„Wiſſen Sie auch, Hoheit, daß ich ſeit einer gewiſſen Zeit etwas an Ihnen bemerke, was ich nie für möglich gehalten hätte?“ —

„Nun was, Herr Beaumarchais?“

„Sie ſind zu Marly die Fröhlichkeit ſelbſt, ſagt man, zu Paris ſind Sie traurig. Sie tragen auch eine Maske!“

„Und wenn dem ſo wirklich wäre, haben Sie es mich nicht gelehrt?“

„Ich Sie? Schwerlich. Am wenigſten, vor Freunden eine ſolche zu tragen!“

„Freunden! Es giebt Fälle, beſter Caron, wo man nicht einmal mehr glaubt, daß man ſich ſelbſt Freund iſt! Und wenn meine Fröhlichkeit zu Marly die Larve, meine Traurigkeit hier nun mein wahres Antlitz wäre? Vielleicht macht meine Fröhlichkeit meine Trauer erklärlich!“

„Und wenn dieſe ſtumme Trauer und Verſchloſſenheit nun Ihre Freunde betrübte, Dem gerade das Herz zerriſſe, welcher mit ſeinem Herzblute einen einzigen hoffnungsreichen Blick erkaufen würde?“ —

„Ich bitte Sie, Caron, ſprechen Sie nicht in dieſem Tone zu mir. Ich verſtehe Sie nicht.“

„Und Sie verſtehen die heißen Blicke Otto's von Naſſau nicht? Das Gefühl der Verzweiflung, was ihn in ferne Gefahren trieb, die glühende Sehnſucht, welche ihn zurück zu Ihren Füßen zog?“

„Beaumarchais, er liebt Gorzka, nicht mich!“ rief ſie ſchmerzvoll.

„Wer hat Ihnen dieſe furchtbare Täuſchung aufgelogen? Wer Ihren Blick verſchleiert, daß Sie nicht empfinden —“

„O, laſſen Sie dieſen Blick verſchleiert ſein, zerſtören Sie dieſe Täuſchung nicht! — Er liebt mich?! O, deſto elender bin ich nur! — Louiſe von Savoyen konnte zu Chambery Gefühle von ſolchem Glücke hegen, ſelbſt als enttäuſchte Gattin dieſem Traume nachhängen, der ihr das Leben erträglich machte; aber als ich das dunkle Kleid abthun, dem Leben mich halb widerwillig zurückgeben mußte, meine Auge immer mehr das Gewebe durchblickte, welches die Parzen um Frankreich ſpinnen, — Beaumarchais, ſehen Sie ſich um, das iſt keine Zeit für die Liebe! Es giebt nur noch zweierlei Menſchen: die im trägen Genuß gedankenlos dahin leben, übermüthig auf Koſten Anderer, und nicht an das Kommende denken, und die, welche ſehen, fühlen, ertragen und — ſich opfern müſſen, nutzlos vielleicht, aber nie unedel!"

„Wenn man aber mit ſeinem Opfer den Lauf der Dinge nicht ändert?"

„Man würde ſich nicht opfern, dächte man immer ſo!" —

„Man opfert ſich um nichts, was man nicht liebt! Wer iſt Ihrer Liebe ſonſt ſo werth geworden, daß Sie ſich ihm opfern müßten!"

„Und wenn dies Opfer um ſo fürchterlicher wäre, als es unfreiwillig und unvermeidlich iſt, und um ſo empörender, als man ſich ſchaudernd an Einen opfert, der —! Um Gotteswillen, ich habe ſchon zu viel geſagt für unſerer Beider Sicherheit!!" —

Beaumarchais ſtand auf. Mit heftigen Schritten ging er auf und nieder. Ein ſchrecklicher Gedanke ſtieg ihm auf.

„Prinzeſſin, weiß Ihr Oheim, weiß der Dauphin und die Dauphine um dies Opfer?"

„Noch nicht. Sie werden es wohl erſt erfahren, wenn es zu ſpät iſt. Vielleicht werden ſie es billigen, vielleicht mich haſſen, und dabei nicht bedenken, wie mir dabei das Herz bricht."

„Hoheit, ich flehe Sie an, ſagen Sie es mir! Laſſen Sie nicht ein Unglück über ſich ergehen, das Freundesklugheit abwenden kann!"

„Armer Mann!" ſagte ſie bitter, „was mir bevorſteht, wenden Sie nicht, wendet keine irdiſche Gewalt ab!"

„So erwiedere ich Ihnen, Hoheit, daß ich nahe daran bin, es zu errathen! Daß ich es bald wiſſen, es mit, oder — ohne Ihren Willen hindern werde, und ſollte ich das Elendeſte zu Hülfe nehmen, was ich kenne, die Verleumdung!" Er griff nach dem Hute.

„Beaumarchais, gehen Sie nicht, ich bitte Sie! Wie wollen Sie wiſſen, was ich mir ſelbſt nicht zu geſtehen wage, wie abwenden, was täglich drohender erſcheint? Meinen Sie mit Gewalten ſpielen zu dürfen, welche Sie zerſchmettern können?!"

„Da ich dieſe Gewalten ſehr gut kenne, ſo weiß ich ſeit Alters her, wie ſie aus dem Geleiſe zu treiben ſind."

„Ich laſſe Sie nicht von hier! Wenn Sie mir Freund ſind, ſagen Sie, was Sie denken!"

„Wenn Sie mir aufrichtig zwei Fragen beantworten. — Maupeau hat ſich Ihnen oder dem Herrn Herzoge eben ſo heimlich wie verbindlich genaht! Hab' ich recht gerathen?" —

„Ja!"

„Zu Marly erſcheint ungewöhnlich oft eine hohe Perſon, die Sie ganz beſonders in Affection nimmt und vor welcher Sie allen Witz und Muthwillen heucheln müſſen, ſie von ſich abzuhalten und ihre Abſichten zu vereiteln?"

„Ich geſtehe Ihnen, daß ich nicht mehr weiß, wie ich derſelben ausweichen ſoll!"

„Ueberlaſſen Sie das mir, hohe Frau. — Was Sie thun müſſen, iſt: ſich unter'm Siegel der Verſchwiegenheit der Dauphine zu entdecken. Ich gebe Ihnen mein Wort, ich werde eine Maſchine in Bewegung ſetzen, die Herrn Maupeau nicht nur, ſondern ſelbſt den König außer Façon bringen ſoll."

„Sie hätten die Macht, mich zu retten, vor der Gräßlichkeit eines Opfers zu bewahren, das —"

„Das Sie nicht bringen werden. Fahren Sie ſogleich nach Marly und entdecken Sie ſich der Dauphine. Sagen Sie ihr, ich würde Alles hindern! Dieſe gewiſſe hohe Perſon wird nicht mehr in Marly erſcheinen!" —

„Ich werde Ihren Rath befolgen, Caron. Sie ſind der Einzige, welchem ich mich vertraue!"

„Und der arme Fürſt?" —

„Keine Silbe weiter! Iſt dieſer Augenblick geeignet, an heiligere Empfindungen zu mahnen?!"

„Aber daß Sie ſie hegen, iſt mir genug!" —

Er verbeugte ſich und ging. Seinen Wagen nach Hauſe ſendend, befahl er Gomez, ihn zu begleiten. Sie nahmen beim Palais royal eine Miethkutſche. „Nach dem Pigeonnier!" — —

Debrelon und Coralie befanden ſich zur Zeit im äußerſten Kummer, Maupeau ſchien nämlich von ihnen Notiz zu nehmen. Sie hatten die Orgien einſtweilen eingeſtellt und duckten ſich, um die neuen Ereigniſſe abzuwarten, welche ſich zu Verſailles als Wetter zuſammenzogen, ohne daß ſie wußten, von welcher Seite ſie nahten. —

Das gewöhnliche Signal erklang an dem Hinterpförtchen. Während Coralie beſtürzt an ihr Clavier eilte und dort unter Cadenzen und Triolen eine Unſchuld zu erheucheln ſuchte, der ihre geſpannten Mienen nicht entſprachen, öffnete Debrelon, den Beſuch von Polizeidienern oder neugierigen Gäſten befürchtend, die etwa Urſache haben mochten, ſich bei ihm zu ſehr ungelegner Zeit zu orientiren.

Beaumarchais, Gomez hinter ſich, ſtand vor ihm.

„Nun, ſüßer Freund, Du machſt ein unglücklich Geſicht? Gehen die Geſchäfte ſchlecht?“ —

„Was — was wollen Sie bei uns, Herr Beaumarchais? Ich wüßte nicht —“

„Ah, ich bin Dir ungelegen, Debrelon? Iſt Coralie im Hauſe?“

„Sie hören, daß ſie nebenan eine Rolle ſtudirt!“

„Weil ſie eben keine beſſere hat! Weil ſie einſieht, daß, wie die Dinge gehen, ihr nur noch die kleinen Couliſſenkünſte bleiben?“

„Ich verſtehe Sie wirklich nicht!“ —

„Nun gut, führe mich zu ihr. Ich will Euch einmal beweiſen, daß ich doch eigentlich Euer Freund bin!“

„Unſer Freund! Sie ſcherzen!“

„Ohne Umſtände. Gomez kann hier bleiben. Ich ſage Dir, Du wirſt mir ſehr dankbar ſein, daß ich gekommen bin.“

Kopfſchüttelnd führte ihn Debrelon in's Boudoir der Schönen.

„Es iſt Herr Beaumarchais, der Dich ſehen will!“

„Mein Herr, mich? — Sie ſtellen ſich mir in einem Augenblick vor, wo —“

„Wo Sie ſchon genug Angſt haben, wie ich ſehe, um noch mehr geängſtigt zu werden. Nun, nun, ohne weitere Redensarten, wir ſind alte Freunde und Nachbarn, ſetzen Sie ſich.“

„Ich bin wirklich geſpannt, von einem Manne Mittheilung zu empfangen, der uns immer mit Drohungen behandelte.“

„Oder auch Bezahlungen, Kind! Es ſind ſchöne Summen, die Ihr von mir durch dieſe Reihe von Jahren empfingt, trotz deren Ihr aber meiſt Spitzbuben an mir geworden ſeid. Ihr gebt zwar keine Nachricht mehr, ich erfahre trotzdem aber doch, was ich will. — Wißt Ihr, warum Ihr kleinlaut ſeid? Der König iſt mit Eurer Buſenfreundin du Barry ſehr kühl, die kleinen Soupers haben aufgehört, er geht lieber nach Marly. Der Engel mag thun, was er will, es ſchlägt auch nichts mehr an! Terray iſt beſtürzt, die Vendatour auch, und Orleans, der die ganze Geſchichte ſo ſchön eingefädelt, ſieht alle ſeine Ausſichten auf den Bankerott der Dinge in's Waſſer fallen! — Noch ſchlimmer! Herr Maupeau, der die Gewalt hat, der die Parlamente eben verſpeiſte und Euch auf die Salpetrière ſchicken kann, wirft ein Auge auf Euch! Nicht wahr, ich hab's? — Haha, er wird dies Wespenneſt einmal ausräumen! Nicht aus Moralität, ſondern um ſeine Leute beim Schopf zu haben, ſie nach ſeiner Melodie pfeifen zu lehren, ſich zum Herrn ihrer Schwachheiten zu machen! Gar mancher Pair wird im Parlament „ja“ zu ſeinem Willen ſagen, nur um nicht wegen des Pigeonniers beunruhigt zu werden! Kurz geſagt, Ihr ſeid ruinirt, und wenn Euch Einer noch Euren Götzen, das Geld, nähme, müßtet Ihr am Ende wieder wie vor Zeiten unter den Hallen, am Grèvequai, oder auf den Boulevards ſingen. Wenn ich nun käme, Euch rettete, wieder machte, daß der Engel den alten König Bouquin wie ſonſt gängelte, Demoiſelle Coralie wieder die Freuden von Verſailles koſtete?!“ —

„Herr Beaumarchais, ich weiß, Sie ſind ein ſehr kluger Mann, der gewiß viel ſchaden kann, ſobald er will. Daß Sie aber den Willen und die Macht haben, uns zu nützen, und gar in der Art, wie Sie ſagen, — das bezweifle ich ganz ergebenſt!"

„Noch mehr, ich verlange nicht einmal etwas dafür, ſondern will nur haben daß Ihr wieder reuſſirt!"

„So ſprechen Sie, Uneigennütziger!" —

„Nun, König Bouquin wird auf ſeine alten Tage tugendhaft werden, bei der Seran machte er ja ſchon einmal einen Anſatz. Aber diesmal iſt es Ernſt; er will heirathen!"

„Heirathen?!" ſchrie Coralie wüthend auf. —

„Natürlich! Maupeau ſieht, daß die Wirthſchaft mit Euch und dem Terray doch nicht geht, etwas Neues fabricirt werden muß und —"

„Herr Beaumarchais, iſt das wahr?!" ſtotterte Debrelon entſetzt.

„So gewiß, als Ihr dann Zeit habt, Frankreich zu verlaſſen."

„Und wer wird denn die Glückliche ſein?"

„Das werde ich Dir ſagen, mein Schatz, wenn Du mir verſprichſt, ſogleich zu thun, was ich rathe."

„Wenn das Bouquin's Ernſt wäre, natürlich, ſo thun wir Alles, ihn zu hindern!"

„Du müßteſt ſofort zur du Barry nach Verſailles; Terray, die Vendatour, Orleans müſſen aufgehetzt, das ganze Hofgeſinde alarmirt werden, ehe Maupeau etwas ahnt!"

„Und ich will ſie alarmiren, daß es eine Luſt ſein ſoll!! Geſchwind, wer iſt's?!"

„Er heirathet die Herzogin Wittwe von Lamballe. Maupeau hat bereits ſeine Streiche gemacht!"

„Und der Alte läuft immer nach Marly, bei Gott, es iſt ſo! Wir ſind ruinirt, wir ſind hin, wenn das geſchieht! — Nach Verſailles, einen Wagen, Debrelon! Du mußt zu Orleans! — Gott, jede Stunde iſt Goldes werth!"

„Nimm meinen Miethwagen, Kind, und vergiß nicht:

von mir haſt Du dieſe Geſchichte nicht, ſo viel Discretion biſt Du mir doch wohl ſchuldig!“

„Ach, Sie Engel, Sie Teufel, Sie reizender Mann, ich will ſchweigen wie das Grab!!“

Coralie wollte ihn ſtürmiſch umarmen.

„Ach laſſen Sie! Sie brauchen das jetzt Alles in Verſailles! Adieu!“ —

An demſelben Tage gab es eine jener unausſprechlichen Scenen in Ludwig's XV. Leben, wo ſeine Buhlerin und ihr Anhang ſich wie raſende Megären über ihn herſtürzten, um durch Spott, Drohung, Sinnenreiz und wilde Vorwürfe den ſchüchternen Willen eines Schwächlings zu brechen und ihn von der Dummheit einer Ehe mit Lamballe, „die ſchon einen Mann durch Langeweile unter die Erde gebracht“, abzubringen. Am andern Tage ſtand im Mercure français: „In Hofkreiſen wird verſichert, daß zwiſchen den Miniſtern und dem Herrn Herzog von Penthièvre Verhandlungen über eine Verheirathung Seiner Majeſtät mit der Hoheit Prinzeſſin von Lamballe gepflogen worden!“ — Paris lachte, Paris ſchrie Zeter.

Wie alle haltloſen Naturen fühlte ſich Ludwig, der bei nichts Scham empfunden, bei dem erſten ſchwachen Verſuch zur Anſtändigkeit, ſobald er ſich vorzeitig entdeckt fand, faſt knabenhaft gedemüthigt. Er eilte raſch in die gewohnten Arme ſeines Engels, um bei ihr zu vergeſſen, daß er einmal verſucht hatte, etwas zu wollen. Aller Spott, alle Wuth der erſchreckten Höflinge des Königs richteten ſich gegen Maupeau, der alsbald empfand, daß es leichter ſei, die Inſtitutionen eines Landes über den Haufen zu werfen, als eine Maitreſſe, und geſchwind die Verzeihung der du Barry und ihres Anhanges durch Freigebigkeit und Conceſſionen aller Art wieder zu erlangen ſuchte. Das ſchreckliche Geſchick, welches Louiſe de Lamballe bedroht, hatte ſich in wahrhaft komiſcher Weiſe gewendet und ſie von drückendſter Angſt befreit. Zahlreiche Anekdoten gingen zu Verſailles und Marly von den demüthigenden Scenen zwiſchen dem König und ſeiner Maitreſſe um, und ſtellten ihn immer als den geprellten Liebhaber vor. Die muntere Dauphine wie Conti, denen ſich Louiſe mitgetheilt, und die das Anſinnen des Königs ebenſo empört, wie der Ausgang beluſtigt hatte, wußten wohl, daß Beaumarchais im Spiele ſei, obwohl man nicht erfahren konnte, wie er es angeſtellt, des Königs Pläne zu durchkreuzen. Bei der allgemeinen Wuth und Verachtung gegen Maupeau trug man die Erzählung von des Monarchen Beſchämung alsbald durch alle Cirkel, und wurde ein verliebter Alter von einem jungen Mädchen geprellt, ſo hieß das: „une corbeille à Lamballe ertheilen". Unter Anderem ſtand im Courier français folgende Anfrage:

„Wer iſt's, der dem Papa Bouquin, ſo wunderſchön zur Ader ſchlug
Und vom japan'ſchen Pavillon dem Engel ſchalkhaft Botſchaft trug?
Wer hat den Berthol'n, der als Arzt uns bis zur Leichenruh curirt,
So zum Vergnügen aller Welt das Hirn geſchröpft, geſeift, raſirt?!" —

Dieſe Verſe fanden viel Beifall, und da ſie, allem Anſchein nach, von einem boshaften Cavalier ausgingen, der um die Sache wußte, machte ſich Beaumarchais den Spaß, die Frage im Mercure auch anonym zu beantworten.

„Wer dem Bouquin zur Ader ſchlägt,
Dem Engel Lind'rungspflaſter legt,
Den Bartel ſeift und ſo raſirt
Daß er einſt ſelbſt den Kopf verliert? —
Wer dient wohl ſeinen Kunden ſo?
Der Hofbarbier heißt — Figaro!" —

Es war in Paris kein Menſch, der dieſe Frage und Antwort nicht auswendig lernte, und wo irgend etwas Tolles, Verſchmitztes, kurz, Jemandem ein Poſſen geſchah, war es gewiß — „à la Figaro" geſchehen. Unter Bouquin verſtand man den König, die l'Ange war deutlich genug und Barthélemi ein Vorname Maupeau's, das Ganze alſo höchſt beißend. — Die Polizei ſpürte vergebens nach beiden

Satyrikern, denn die Raucourt hatte ſich in Verſailles genügend vorgeſehen, damit man nichts von ihrer Zuträgerei merke.

Seltſam, wie ſich Gedanken mitunter zu rechter Zeit begegnen. — Während ſeiner ſpaniſchen Reiſe hatte Caron eine Menge Eindrücke empfangen, und, mit Duni bekannt geworden, wollte er ihm ein Libretto zu einer Spieloper ſchreiben, in der er die italieniſchen Masken des Gerardi und Molière mit ſpaniſcher Grandezza zu einer Burleske verband. Er hatte ſchon die Fabel, eine komiſche Liebesgeſchichte. erſonnen, deren Hauptfigur ein durchtriebener liſtiger Geſelle, ein Abbild ſeines eigenen Weſens war, und den er Figaro genannt. Die öffentliche poetiſche Anfrage und ſeine Antwort gebar eine neue prächtige Idee. Er verwandelte ſeinen Opernſtoff in ein Luſtſpiel, nannte den gefoppten Alten Doctor Bartolo, das Metier eines Bartſcheerers war für ſeinen Helden wie gefunden, und indem er zahlreiche Zeitanſpielungen einfließen ließ, nannte er das Stück den „Barbier von Sevilla!“ — Der Dauphine, Lamballe und Conti machte die Frage im Mercure unendliches Vergnügen, und ſie vermutheten, wer die Antwort ertheilt habe. Maria Antoinette war neugierig, Caron kennen zu lernen, und ließ ihn durch die Prinzeſſin fragen, ob er ihr wohl mittheilen wolle: wie Figaro es anfing, den guten Doctor hinter das Licht zu führen.

„Ach, Frau Prinzeſſin, verſichern Sie Ihro Hoheit nur, daß ich ihr, — weil der Doctor, wie alle gefoppten Alten, boshaft und gefährlich iſt, das nicht ſagen darf. Aber ich habe ein Luſtſpiel geſchrieben, in welchem ſie, wenn ſie wünſcht, die Schliche Figaro's ſehen kann!“ —

Die Herzogin erhielt Befehl, Beaumarchais nach Marly zu bitten, und daß er ſein Stück mitbringe.

So betrat Beaumarchais zum erſten Mal unter der Aegide ſeiner Gönnerin den Pavillon-ſoleil. Die Dauphine, die Prinzen Artois und Provence, Conti und Oberhofmeiſterin Herzogin von Noailles waren zugegen. Der Dauphin fehlte wie gewöhnlich, er war bei ſeinen geographiſchen Studien, oder in ſeiner Schloſſerwerkſtatt, eine Paſſion, die er ſchon von Trianon her hatte.

In dieſem officiellen Kreiſe war es nun freilich nicht gerathen, ſich den pikanten Beigeſchmack merken zu laſſen, den man bei der Dichtung vorausſetzte. Mit großem Ernſte wurde Caron ſomit aufgefordert, zu leſen. — Das Drama, eine ſchalkhafte, witzige Scene nach der andern, rauſchte unter der leichten Zunge des Autors vorüber. Artois, Provence, Conti waren entzückt, die Dauphine preßte fortwährend das Taſchentuch vor den Mund, um nicht laut aufzulachen und die jocoſen Parallelen merken zu laſſen, welche ſie beim Anhören zog. Doctor Bartolo und Figaro, die Bedrängniß Roſinens waren zu deutlich und Graf Almaviva ſo ritterlich ſchön gezeichnet, daß Maria Antoinette wirklich wünſchte, „dieſer Liebhaber exiſtire — auch!“

Prinzeß Lamballe erröthete, Caron biß ſich auf die Lippen. — Das Signalement, welches Almaviva von Bartolo gab, paßte wie ein Portrait auf Maupeau. Zahlreiche Invectiven, wie:

„Ich bin überzeugt, ein Mächtiger erweiſt uns immer Gnade, wenn er uns nichts Böſes zufügt“ —

„Nach dem, was man heute von einem Bedienten fordert, werden Sie wenig Herren kennen, die es werth wären, ihre eigenen Domeſtiken zu ſein“ —

dann Figaro's witzige Schilderung ſeines Metiers, der grandioſe Monolog über die Verleumdung, und der ſprudelnde Humor der Handlung riß, als er geendet, die vornehme Geſellſchaft zu lauteſtem Beifall hin.

„Mein Herr Beaumarchais,“ ſagte Maria Antoinette heiter, „ſchreiben Sie uns mehr ſolche Stücke, und ſeien Sie meiner Protection gewiß. Ich will, daß man es am Théâtre français giebt, ich werde dem Director der menus plaisirs einen Befehl ſchicken. Verſäumen Sie nichts, was das Gelingen ſichern kann, denn ich komme nach Paris, es zu ſehen!“

„Und die Polizei, königliche Hoheit?“

„Nun, ich höre, die haben Sie ja ſchon mehrmals glücklich bekämpft? Uebrigens, wenn die Dauphine von Frankreich dies Stück ſehen will, ſo wird man es ſpielen!!“ —

19.

Mein Page!

Als die Dauphine die Aufführung des „Barbiers“ verlangt, hatte Beaumarchais gefragt: „Und die Polizei?!“ — So wenig auch das Stück Dinge enthielt, welche gegen die Geſetze verſtießen, ſo war die Dauphine doch ſehr im Irrthum, wenn ſie ihren Willen genügend glaubte, dem Luſtſpiel zur Aufführung zu verhelfen. Die außergewöhnliche Protection, welche man demſelben zu Marly angedeihen ließ, weckte die Cenſur der Miniſter, und ſtatt eines rothſtiftführenden Beamten erhielt der „Barbier“ deren vier. Dies ſtachelte wieder den Stolz der Dauphine und ihrer Umgebung; in öffentlichen Dingen gänzlich einflußlos, wollte man ihn wenigſtens in Kleinigkeiten geltend machen, und ſo erlangte das Stück eine Wichtigkeit, die es an ſich kaum verdiente. Man nahm Partei für und wider, der Kampf um daſſelbe kam in die Oeffentlichkeit. Zweimal hatte man die Cenſoren bereits beſiegt, zweimal war ſchon das Stück den neugierigen Pariſern durch Anſchlagzettel verkündet worden, und eben ſo oft hatte Maupeau die Affichen abreißen, die Aufführung verbieten laſſen. Die Creaturen der Regierung behaupteten: „es erſchüttere geradezu die Säulen des Staates“; die Freunde Caron’s entgegneten: „es ſei das witzigſte Stück ſeit Molière“. So kam’s, daß Jedermann auf den „Barbier“ begierig wurde. —

Auf Conti's Wunſch faßte ſich Beaumarchais kurz, er ließ es durch Gauchat anonym drucken, ſchlug dem Geſetz ein Schnippchen, und für zwei Francs konnte es alle Welt leſen. Die Auflage war im Umſehen vergriffen, und da man ſich einmal vorgenommen, in ihm die allerpikanteſten, verblümteſten Dinge zu finden, wurde die Auslegewuth rege, und das Reſultat für Maupeau viel ſchlimmer, als wenn er es zur Aufführung verſtattet hätte. Der Miniſter war außer ſich! Er ließ den König und die Gräfin du Barry glauben, daß ſie ſelbſt in dem Opus angegriffen ſeien, und da er Beaumarchais vor dem Parlament der Beleidigung der Regierung anklagte, ward derſelbe im Februar 1773 in die Baſtille gebracht. —

Daſſelbe Miſère, tritt es zum zweiten Male ein, übt ſelten auf das Gemüth ſo drückende Gewalt wie zuerſt. Man iſt eben deſſen gewöhnt. Die Ueberzeugung endlich, es bald zu beſiegen, mildert ſeine Schrecken. Als Beaumarchais von Sartines verhaftet, die Anklage ihm mitgetheilt wurde, lachte er laut auf und betrachtete die Sache als unendlich beluſtigend.

„Erweiſen Sie mir die Ehre, Herr von Sartines, Platz zu nehmen, und da es Mittag iſt, mit uns zu diniren. Ich bekomme mit der Polizei ſo viel zu thun, daß ich ihre Mühwaltung wenigſtens durch einige Artigkeit erwiedern muß. Aengſtige Dich nicht, theure Suſanne, dauert unſere Trennung auch ein wenig länger, ſo wird mein Triumph deſto eclatanter ſein!“

„O, mir iſt gar nicht bange, Herz-Caron. Man wird wohl ſehen, ob die Herrſchaften in Marly dazu ſtillſchweigen werden, Herr von Sartines, und Jemand für eine Sache verurtheilt werden darf, die den Beifall der künftigen Königin errungen! Fürſt von Naſſau und der Herr Herzog werden Maßregeln ergreifen, damit ich keine unwillkommenen Beſuche mehr erhalte. Alle die, welche bei jeglicher Gelegenheit ſich uns feindlich erwieſen, dürften ſich ſchwerlich verantworten, wenn einmal die Dinge anders kommen!“ —

„Ich hoffe, gnädige Frau, Sie werden mich nicht zu dieſen Leuten rechnen," erwiederte Sartines höflich. „In der unangenehmen Angelegenheit, welche Ihre Perſon betraf, wurde ich durch Graf Blache irre geführt, und erfordert es auch mein Amt, daß ich leider Ihren Herrn Gemahl verhafte, verſichere ich Sie, daß ich jede Rückſicht obwalten laſſen will, die ich irgend zu üben befugt bin!" —

Sartines geſtattete nicht nur, daß Caron mit Suſannen alle Dispoſitionen verabredete, die nöthigen Briefe ſchrieb und ſich für das Gefängniß mit Bequemlichkeiten verſah, er nahm auch höflich am Diner Theil, ſtimmte in die ſarkaſtiſchen Scherze der Eheleute ein, und ein Fremder hätte nimmer geglaubt, daß es ſich darum handle, in's Gefängniß zu ſpazieren.

Als Caron Suſanne verließ, umarmte er ſie herzlich, indem er ihr in's Ohr flüſterte: „Sei fröhlich, Schatz, die Baſtille macht mich noch zum großen Manne. Bleibe ruhig und traue meinem guten Stern! Adieu, Herz-Suschen, auf Wiederſehn! Frau Chevalière, ich laſſe mein Haus unter Ihrem Schutze!"

Damit ſtieg er mit Sartines in den Wagen. —

Wirklich hatte Beaumarchais alle Urſache wegen ſeiner Sache gutes Muths zu ſein. Er beſaß des Dauphins Huld, der Dauphine Intereſſe, die Reſidenz war für ihn, und die Narrheit der Anklage lag auf der Hand. Caron hatte ſich in tauſend ſchlimmeren Lagen befunden und ſtets durch die Reichhaltigkeit ſeiner Mittel, die Reinheit ſeiner Sache, und die furchtloſe Kühnheit ſeines Auftretens ſeine Gegner zum Schweigen gebracht.

Sein Arreſt und ſeine Anklage machten Senſation. Der Dauphin, die Dauphine, Conti und Prinzeß Lamballe waren erbittert. Naſſau-Siegen quartierte ſich mit Bewilligung ſeines Chefs mit zwei Kameraden im Hotel Piron in, und die allgemeine Theilnahme entſchädigte Suſannen ür die Trennung von ihrem Gatten, welche nach allen Beechnungen nur kurz ſein konnte.

Mit ausgezeichnetſter Höflichkeit brachte der Polizeilieutenant Beaumarchais in die Baſtille. Nicht minder artig empfing ihn Commandant de Launay und wies ihm das beſte Zimmer auf der Außenſchanze an. Auch die Bitte, von ſeinem vorigen Schließer Santerre bedient zu werden, ward erfüllt.

Als dieſer ihn wiederſah, erſchrak er ungeheuer. —

„Was iſt Dir denn, Santerre? Iſt das ein Geſicht, mit welchem man gute Freunde bewillkommt!“

„Hm, eine rechte Freundſchaft, ſich zu freuen, wenn Einer hieher kommt! Es bedeutet nichts Gutes, daß ich Euch wiederſehe!“

„Dir geht mein neuer Arreſt zu Herzen? Nicht doch, meine Sache ſteht diesmal viel beſſer, und Du thuſt Unrecht, Dich zu grämen, wenn ich ſorglos bin. Ich verſichere Dir, wenn ich herauskomme, ſollſt Du mich begleiten!“

Der Schließer blickte ihn unverändert an. „Herr, Eure Sache mag noch ſo gut ſtehen, Eure Freunde mögen mächtig ſein, es iſt einmal ein altes Sprüchwort, das immer wieder eintrifft. Wer die Baſtille einmal ſieht, kommt auch bald wieder. Wer ſie zum zweiten Male ſieht, kommt ſelten los. Geht er das dritte Mal durch's Thor, — ſtirbt er hier drinnen!“

„Schäme Dich doch, dergleichen Narrheiten zu glauben; Du ſiehſt Alles unheilvoll an, weil Du an Dein eigenes Heil nicht glaubſt. In wenig Wochen wirſt Du ganz anders reden!“ —

„Lacht mich aus! Es iſt immer gut, wenn man Luſtigkeit und Hoffnung mitbringt, Ihr werdet Beides brauchen.“ — —

Trotz Caron's und Suſannens fröhlicher Zuverſicht und aller Bemühungen der Dauphine beim König ſelbſt — der Schließer Santerre behielt diesmal Recht! Wochen vergingen, faſt ein Monat, Caron's Sache kam nicht zum Austrag. — Sonſt ſo klug, ſo Alles überſchauend, hatte er nur die Unzulänglichkeit ſeiner Anklage im Sinne, und bedachte nicht, daß ſie ſeinen Gegnern blos einen Vorwand geliehen, ihn vorerſt feſtzuſetzen. Die Schritte, welche er ſchriftlich beim Parlament, bei den Miniſtern that, waren umſonſt. Stumm blieb Alles, und daß ihm plötzlich weniger Aufmerkſamkeit als zu Anfang erwieſen wurde, war kein tröſtliches Zeichen. Er wußte indeß ſeine Frau unter ſorgfältigſtem Schutze, ſein Vermögen geſichert, alle drei Tage durften ſie einander ſchreiben, und Einer ſuchte den Andern durch einen Muth zu tröſten, der mit jeder Woche ſchwächer ward. Zwar ſtand das Käſtchen mit den bewußten Geburtspapieren wieder unverſehrt in Caron's Secretair nnd er hätte es nochmals als Drohmittel gebrauchen können, aber da Conti ihr Verwendung jetzt nicht gerathen ſchien, merkte Beaumarchais, daß ſie nur noch für den wirklichen Gebrauch gegen ſeine Feinde aufgeſpart werden mußten. Er überzeugte ſich nach und nach immer mehr von der trüben Wirklichkeit ſeiner Lage. Die ihm günſtige öffentliche Meinung hatte ſich bedeutend gewendet, die Einflüſſe ſeiner Neider derſelben ſich allmählig bemächtigt, und öffentliche Journale, wie die Gazette de France, bemühten ſich, ſeine Ehre und ſein bürgerliches Leben zu verdächtigen. Was konnte er thun? —

Noch beklagenswerther war Suſanne. Von ihrem ſorgloſen Vertrauen, ihrer unverwüſtlichen Fröhlichkeit, der glücklichen Ruhe ihrer letzten Jahre war ſie in Traurigkeit und Angſt verſenkt. Mit richtigem Inſtinct, einer Ahnung, die bei Frauen oft die Schärfe des Verſtandes erſetzt, fühlte ſie, daß nicht der Barbier von Sevilla, ſondern hauptſächlich das ewig drohende Geheimniß ihrer Geburt, die Bosheit des La Blache und der Orleans an einer Verfolgung Schuld ſei, die kein Ende und keine Sättigung zu kennen ſchienen. Sie ſah bereits die Zeit kommen, daß auch ihre Gönner ſie aufgeben würden, und verſtand von der Lage der öffentlichen Dinge genug, um es für ſehr wahrſcheinlich zu halten, daß man den Gatten ſchweigend zu ewigem Gefängniß verdammen könne. Hierzu kam die Qual der Vorwürfe, die ſie ſich machte. Hätte ſie die

Papiere nicht geſehen, würde ſie unmöglich vor La Blache und Sartines ein Geheimniß preisgegeben haben, das in Conti's Hand ſicher genug ruhte, aber in Falcoz' Beſitz ihr nur verderblich werden konnte. Eine neue Quelle der Furcht ward ihr Caron's briefliche Mittheilung: daß ihm vom Generaladvocaten des Parlaments, Vaucreſſon, angezeigt worden, daß La Blache ſeinen Proceß gegen ihn beim Parlament eingereicht und derſelbe, als ältere ſchwebende Sache, vor der Angelegenheit des Figaro erledigt werden würde. Es ſei ihm deshalb die Erlaubniß ertheilt, in Begleitung eines Baſtillenbeamten auszugehen, um ſich einen Anwalt zu ſuchen. — „Siehſt Du nun endlich klar, armes Weib? Erſt zerſetzte man unſere Ehre, jetzt will man an unſer Vermögen, ſchließlich kommen wir ſelbſt daran, falls wir für den Haß dann nicht zu verächtlich ſein werden!“ ſo ſchloß ſein Brief. Suſanne war in äußerſter Angſt. — Am nächſten Tage überraſchte ſie Caron auf einen Augenblick. Man hatte ihn mit Santerre in die Stadt gehen laſſen, einen Advocaten zu ſuchen; zu Mittag und Abends neun Uhr mußte er in's Gefängniß zurückkehren, er hatte bei den großen Entfernungen alſo wenig Zeit. Sie weinte bittere Thränen über ſein blaſſes Geſicht, und dachte nicht daran, wie er ſelbſt von den Spuren des Leidens betroffen war, welche er an ihr bemerkte. Sie ſah ihn an dieſem Tage nicht wieder. — Den andern Tag, am 25. März, kam er erſt kurz vor Abend zu ihr. Unverkennbare Angſt lag auf ſeinem Geſicht. Er lehnte alle Fragen Naſſau's wie der Chevalière ab und ſchloß ſich mit Suſannen ein. Santerre wartete auf dem Corridor.

„Es nützt nichts, es zu verhindern, Frau, mach' Dich auf Alles gefaßt, wir ziehen diesmal den Kürzeren! Brunellerie und Dufaure haben mir erklärt, ſie könnten meine öffentliche Vertheidigung vor dieſem Parlamente nicht führen, denn das hieße es anerkennen. Man habe ſie außer Function geſetzt, als ſich das Châtelet auflöſte, und könne alſo ihr Erſcheinen anfechten. Sechs bis ſieben Andere, die ſie mir als noch im Amte nannten, lehnten meine Sache ab. Sie wagen nicht, gegen Herrn Maupeau's Leute aufzutreten!“ —

„So müſſen wir uns alſo, ohne eine Miene zu verziehen, verurtheilen laſſen? Kann denn Conti nicht —“

„Conti! — Er hat ſo wenig wie die meiſten Prinzen und Pairs noch mit dem Parlament etwas zu thun. Was für uns geſchehen konnte, that er redlich. Wir ſind ſchon ſo herunter, daß einen hohen Herrn um Hülfe bitten nur noch heißt, ihn verlieren. Aushalten, regungslos aushalten ohne vorzeitigen Jammer, ihnen größte Kälte entgegenſetzen, das iſt die einzig mögliche Rettung.“

„Aber was willſt Du denn thun?“ —

„An den Miniſter das Verlangen ſtellen, daß man mir verſtatte, vor dem Parlamente in meiner Sache ſelbſt zu plaidiren. Beaumarchais kann ſich nur auf Beaumarchais verlaſſen. Haben dieſe Menſchen das Princip, ſo viel zu nehmen, als ſie nur können, ſo wollen wir ihnen auch ſo wenig geben, als uns nur möglich iſt!“

Ihr Geſpräch wurde plötzlich durch Fürſt Naſſau unterbrochen, der Einlaß begehrte. Als er eintrat, hielt er ein offenes Papier in der Hand. —

„Ich weiß bei Gott nicht, ob das ein tückiſches Spiel des Zufalls iſt!! — Gerade wo meine Gegenwart Ihnen den letzten Schutz, meine Freundſchaft die einzige Stütze in Trübſal gewähren kann, ſendet mir der Herzog von Briſſac auf Befehl des Miniſters die Ordre zu, mit meinem Regiment binnen zwei Tagen nach St. Omer aufzubrechen, um Artois und Flandern, namentlich Calais gegen einen etwaigen Anfall der Engländer zu decken!“

„Sie müſſen fort?! Mein einziger Schutz, unſer letzter Freund?!“ —

„Ich ſehe kein Mittel, es zu ändern, Suschen. Den Abſchied verlangen, nachdem ich kaum das Regiment erhielt, wäre eine offene Beleidigung des Heeres, für die es keine Entſchuldigung giebt und welche ich auf mein Gewiſſen nicht nehmen darf.“

„Warum unter allen Regimentern der Beſatzung von Paris gerade das Ihre?“ rief Caron, in das Papier ſtarrend, „das iſt abſichtlich geſchehen, Sie zu entfernen!!“

„Ich bleibe keine Stunde länger hier, Caron,“ ſagte Suſanne entſchieden, „ſobald der Fürſt fort iſt! Ich habe in letzter Zeit oft Batyl um’s Haus ſchleichen ſehen, Gomez hat ihn auch bemerkt!“

„So wäre dies Alles nur ein Plan, um das teufliſche Geſpinnſt enger um uns zu ziehen, Dich wie mich willenlos unſeren Gegnern zu überliefern!“ ſagte Caron dumpf.

„Frau Suschen muß durchaus im Hauſe Ihres Vaters Zuflucht ſuchen, Freund. Die bürgerliche Zurückgezogenheit —“

„Wird der Polizei wie Herrn la Blache noch weniger Schwierigkeiten machen, die Gattin eines Gefangenen zu bedrängen!“ fuhr Caron höhniſch dazwiſchen. „Der Triumph unſerer Gegner wird bald vollendet ſein! O, die vornehmſten Schurken Frankreichs ſind ja gegen uns alliirt, und keine Frechheit iſt erſtaunlich genug, um ſich ihrer gegen uns zu ſchämen! Ach, mein Fürſt, Sie ſind ein Thor, nach Liebe zu jagen, ſich ſehnſuchtsvoll an ein ſchönes Weib zu hängen! Danken Sie Gott, daß Sie keine Frau haben, und geizen Sie nach keinem Glück, welches in Frankreich leere Einbildung geworden. Iſt meine Ehe nicht eine Kette von Leiden? Ward je ein Ehemann ſo gehetzt, getäuſcht, geängſtigt? Den Verfolgungen Blache’s entreiße ich ſie, um im Pigeonnier mit ihr zu hungern! Den neuen Ränken dieſes Elenden entrückt mich der Hof der Prinzeſſinnen, wo mich tauſend Gegner ſtatt eines erwarten! Ich werde reich durch mein Weib, ich ſtürze meine Gegner durch mein Weib, ich werde der Hofgunſt und Intrigue endlich ſatt, um nur ihr zu leben, um die ich Alles litt! Da iſt ſie’s, um deretwillen ich in die Baſtille muß, weil Blache ſie mir rauben will! O, dieſe Teufel haben recht! Suſanne iſt der Pulsſchlag, die Achſe, der Hebel, die Aſymptote meines Lebens, wenn ſie ihnen in die Hände fällt, ſie, und dieſe gefährlichen Papiere, dann bin ich vernichtet, auf ewig vernichtet!!" — Er war händeringend mit einer unausſprechlichen Troſtloſigkeit umhergegangen, während Naſſau mit ſchmerzlichem Bedauern auf ihn blickte, ohne daß er den geringſten Rath zu geben vermochte. Da ſchlug ein kurzes, ſarkaſtiſches Gelächter, eine Art ſataniſcher Jubel, an beider Männer Ohr! ſie ſchraken empor! Suſanne war gänzlich verändert. Die hingebende Schüchternheit, das rathloſe Bangen war vorüber. —

„Und um dieſe arme kleine Frau, die Dir ſo viel Gram und Luſt, ſo viel Glück und Gefahr bereitet, verlierſt Du nun das letzte Reſtchen Verſtand?! O Ihr klugen Herren der Schöpfung, Ihr Männer, die Ihr Alles vor uns voraus habt, ſteht Ihr in der äußerſten Minute kopfhängend da, um das Gewehr zu ſtrecken? Bei allen Liebesgöttern, das rechte Weib weiß doch immer für ſich am beſten einzuſtehen, und wo Eure Berechnungen zu Schanden werden, iſt Mutterwitz das letzte Ding, was uns über alle Eure erhabenen Talente lachen läßt!" Sie ſchritt funkelnden Blickes und gerötheten Angeſichts auf und nieder.

„Sie hätten ein Mittel, dieſen Elenden zu entgehen?" ſagte der Fürſt erſtaunt.

„Du allein willſt ihnen widerſtehen, während ich im Kerker liege? Eitle Thörin, hoffe nicht im Hotel Conti, Penthièvre oder zu Marly Schutz zu ſuchen. Für die Entehrten, die Unglücklichen giebt es keine Gönner, und man wird ſich hüten, ſich mit Dir zu compromittiren, nachdem man mich umſonſt zu retten verſucht!"

„Und wenn ich doch den Ausweg wüßte, närriſcher, verzagter Mann? Wenn Weiberliſt doch größer wäre als alle Machinationen einer giftigen Partei? — Sage doch, antwortete mir auf eine einzige Frage! Wenn ich allen Verfolgungen des Blache, der Marquiſe und der Miniſter entgangen wäre, Du mich ganz ſicher geborgen ſäheſt, ſo daß das Geſchick Deiner Frau nicht Deinen klaren Geiſt zu umnebeln, ihre Exiſtenz nicht mehr Dein Herz zu belaſten brauchte, kannſt Du mir dann ſchwören, daß Du die alte Kraft wiedererlangen, Dich von den Fallſtricken

Deiner Gegner befreien, ſie mit dem höchſten Aufgebot Deines reichen Witzes bis zur Vernichtung verfolgen würdeſt?“

„Das würde ich, Suſanne! Wie meine Seele erlahmen muß, wenn mein Herz zitternd an Dein Geſchick denkt, wird ſie ſich lachend, um mich ſelbſt unbekümmert, erheben und mir ungeahnte Kräfte leihen, welche die quälende Sorge jetzt in Ketten ſchlägt! Wie, ich bitte Dich, ſüße Frau, wie willſt Du Dich retten?!“ —

„Durch das Mittel, welches Jene zu Hülfe nehmen, um mich zu fangen!“ —

„Durch das Mittel? Welches Mittel denn?“ fragte der Fürſt kopfſchüttelnd.

„Durchlaucht, binnen zwei Tagen müſſen Sie mit den Regimentern marſchiren?“

„Gewiß!“

„Gut, ich marſchire mit!“

„Sie?!“ —

„Marſchiren? Du?!“ —

„Nun, es wird doch hoffentlich einem Regimentschef, der dazu eine Durchlaucht iſt, frei ſtehen, einen Pagen bei ſich zu haben, wie Artois, Orleans und andere Große auch. Dieſer Ihr Page werde ich ſein! Mit dem beſten Theil unſeres Vermögens und dem Documentenkäſtchen werden Sie mich, Fürſt, nach St. Omer mitnehmen; meine Ehre ruht in keinen beſſeren Händen, als den Ihren! Sie ſollen ſehen, daß auch ich Muth zu einer Aventure habe! Von St. Omer führt mich ein Sprung von wenig Meilen nach Calais, ich werde bei der leiſeſten Gefahr nach England gehen und Niemand ſoll unter dem ſimplen Kleide einer trauernden, armen Frau den Pagen Seiner Hoheit, oder Madame de Beaumarchais, die Gattin des verfolgten Dichters, vermuthen! Entweder Du entrinnſt Deinen Gegnern, dann weißt Du mich zu treffen und wir ſuchen ein beſſeres Vaterland, oder Du beſiegſt ſie völlig, ich kehre zurück, und wir lachen Alle aus!!“ —

„Bei Gott, das iſt meine alte luſtige, nie zu erſchütternde Suſanne wieder!“ jauchzte Caron.

„Wahrhaftig!“ ſagte Nauſſau. „Weiberinſtinct geht über alle Diplomatie dieſer Welt! Sie ſollen mein Page ſein, und wenn Sie nur ein wenig Comödienſpiel und Keckheit beſitzen, werden wir dieſen Leuten ein Schnippchen ſchlagen.“

„Ei, mein Fürſt, weshalb ſoll ich nicht beide Eigenſchaften haben? Sie wiſſen noch gar nicht, weſſen das Weib eines Dichters in der Noth fähig iſt!“

„Du Einzige, Du Süße!“ und Beaumarchais umarmte ſie lachend. „Nun ſage mir Einer, ob es ſich nicht lohnt, für eine ſo kleine, reizende, reſolute Frau den Kopf vor Liebe und Kummer zu verlieren! Schon einmal haben Sie ſie mir gerettet, Durchlaucht, thun Sie's noch einmal und für immer; Beaumarchais' Dankbarkeit wird nur mit ſeinem letzten Pulsſchlag enden! In Deine Hände, Suschen, in Ihre, mein Fürſt, lege ich mein ganzes Glück, und wenn jetzt mein entlaſteter Geiſt nicht all' dieſer Creaturen Herr wird, ſo verdiene ich nicht die Zunge und die Feder zu beſitzen, welche Gott mir geſchenkt hat! Lebe wohl, Suschen! Keine Thräne zum Abſchied, ſondern ein Lachen, ein jauchzendes Lachen, weil vor einem muthigen Manne und einem liſtigen Weibe alle Tücke zu Schanden wird! Richte die Briefe an den Vater, Santerre ſoll ſie abholen. Ich aber ſei fortan Deine letzte Sorge!“ Er preßte ſie ſelig an ſein Herz, drückte noch einmal dem Fürſten die Hand, — dann ging er, Santerre hinter ſich, zur Baſtille zurück. — —

In dieſer fürchterlichſten aller Stunden, wo Suſanne die alten Schmerzen des Pigeonniers neu erduldete, hatte die drohende Gefahr gänzlicher Hülfloſigkeit alle ihre Lebensgeiſter zu erhöhterer Anſtrengung erweckt. Mit einer Liſt, Verſchwiegenheit und Umſicht, die Siegen's Bewunderung erregte, ordnete ſie, ohne daß die Chevalière, Gomez, noch ſonſt Jemand von der Dienerſchaft etwas ahnte, Alles zur Flucht an. Zwei Drittel des Vermögens, ihres Mannes Werthpapiere, Baarvorräthe, Kleinodien und die bewußten

Documente barg ſie in einem Felleiſen, das ein Packpferd Siegen's tragen ſollte, und zugleich nahm ſie nur den unumgänglichſten Bedarf weiblicher Garderobe mit. Den übrigen Theil der Capitalien händigte ſie, einen Befehl ihres Mannes vorſchützend, gegen Quittung ſeinem Advocaten Goudin de la Brunellerie ein. — Daß man kein Mittel der Bedrängung unbenutzt laſſen werde, bewies ſchon der Umſtand, daß der Miniſter, ſtatt Caron zum Plaidoyer zu verſtatten, ihm den Parlamentsrath Goësman als Rapporteur zugewieſen, übrigens ſtreng verfügt hatte, der Angeklagte dürfe nur in Angelegenheiten ſeines Proceſſes ausgehen und habe ſich aller ſonſtigen Geſchäfte in der Stadt zu enthalten. — Es blieb für Beaumarchais wenig Zeit, ein neues Auskunftsmittel zu finden, denn bereits Anfang April ſollte ſein Proceß vor's Parlament kommen.

Wenige Tage vorher, den 29. März, mußte das Garde-Regiment des Fürſten um Mittag Paris verlaſſen. Naſſau hatte von Suſannen und der Chevalière am Morgen ernſt und herzlich Abſchied genommen, und erſtere ſich, die Geſellſchaft der Dame Piron trübe ablehnend, auf ihre Zimmer zurückgezogen. Der Buchhalter ward darauf zu Goudin geſendet, um demſelben den Stand von Beaumarchais' Geſchäften aufzuklären. Gomez eilte mit einem kurzen Abſchiedsbrief zu Morelly, indeß Suſannens Kammerfrau ein ähnliches Billet an den alten Beaumarchais brachte. Nun war ſie allein und bewirkte an ihrer Perſon die ſeltſame Metamorphoſe, zu welcher der Fürſt ihr heimlich die Mittel verſchafft hatte. —

Eine halbe Stunde ſpäter trat aus der Hinterthür der Wohnung Beaumarchais' ein keckblickendes, trotziges Figürchen, den betreßten Federhut auf dem Scheitel, den grauen Mantel um die linke Achſel geſchlagen, in der behandſchuhten Rechten die Reitpeitſche, während von der Schulter die kornblau und gelbe Schleife, Siegen's Farben, auf die grüne Uniform fiel, ſchloß das Zimmer und eilte ſporenklirrend über den Flur, die Treppe hinab, durch den dunklen Corridor nach der Thür des Seitenportals.

Fanchette, das Mädchen der Chevalière, kam eben aus der Geſindeſtube, um zu der Gnädigen zu gehen.

„Ach Du meine Güte!" und ſie blieb erſtaunt ſtehen.

„Haſt Du noch keinen Mann geſehen, Herzchen, daß Du losſchreien mußt?" ſagte das Herrchen. „Da, nimm einen Kuß zum Abſchied, mein Kätzchen!" Er umfaßte ſie derb und küßte ſie auf den Nacken.

„Iſt Der ungezogen! Ein Mann ohne Bart, ein Bübchen, ein Page!" —

„Still, Kind! Wenn das Regiment meines Fürſten vom Kriege zurückkommt, wird unſereins auch ſeinen Schnurrbart haben, und bis auf die Bruſt! Ich will Dir ein paar Bänder und ein Kleid mitbringen, wenn wir London erobert haben. Adieu!" Er eilte hinaus. —

„Hat Einer einen frechern Schlingel geſehen! Gott ſteh' uns bei!"

Der Page zog, aus dem Flur tretend, den Mantel höher zum Geſicht, verließ den Vorhof, und wendete ſich nach der Straße Fauconnièr. In der Entfernung ſtand, ſcheinbar gleichgültig, ein Mann, der aber das Hotel Piron beſtändig im Auge behielt. Es war Batyl. — Als er den Pagen heraustreten ſah, eilte er neugierig über die Straße heran, ſeine forſchenden Augen auf ihn richtend, und im Begriff, eine Frage zu thun.

„Aus dem Wege, Kerl, oder!?" Der Page hob die Reitgerte. — „Unverſchämtes Bürgerpack!!"

„Ach — ent — entſchuldigen Sie!" ſtotterte erſchreckt der Muſiker, trat, den Hut ziehend, ſchnell zurück, und ſchritt dann zögernd zur andern Ecke, nach St. Paul. Inzwiſchen hatte der junge Mann die Fouconnièr erreicht. Dort traf er zwei Reitknechte des Fürſten, deren jeder ein Packpferd am Zügel hielt.

„Sie ſind ja wohl, Seigneur, der neue Page Seiner Hoheit?" fragte der Aeltere lächelnd.

„Ja wohl, mein Freund! Wir haben keine Zeit zu verlieren; vorwärts, nach der Caſerne!"

Mit feſtem Tritt voraufſchreitend, von den Reitknechten gefolgt, erreichte er bald die Caſerne.

„Das iſt ein reizender Bube! — Ach, faſt ſieht er aus wie ein Mädchen!“ flüſterten unterwegs die Leute. Er nickte lachend, oder zog ärgerlich das Mäulchen, indem er drohte. Seine Hoheit hatte einen vortrefflichen Pagen.

Der Poſten der Caſerne zog das Gewehr an, der Kleine legte grüßend die Rechte an den Hut. „Wo iſt die Hoheit?“ fragte er kurz.

„Im Speiſeſaal der Herren Offiziere, Sieur,“ ſagte ein alter Corporal. „Sie hätten wohl auch eher kommen können, den Herrn Obriſten bei Tafel zu bedienen. Es wird eine Tracht Hiebe geben, Freund Milchgeſicht!“

„Gut, Vetter Graubart, dann ſollſt Du chriſtlich Dein Theil davon abhaben!“ Er drängte ſich durch die lachenden Soldaten und eilte nach dem Saal im erſten Stock der Caſerne, aus welchem Gläſerklang und fröhliches Lachen erſcholl.

Als der Page, den Hut in der Hand, eintrat, hatten ſich die Offiziere bereits von der Tafel erhoben. Naſſau, von einigen Chefs anderer Regimenter umgeben, unter ihnen auch Chevalier de Lorges und Marquis d'Aliaga von den Königin-Dragonern, nahm mit ihnen den Abſchiedstrunk.

„Beim Teufel, Naſſau, was haben Sie denn da für eine Porzellanpuppe?“ lachte ein alter Oberſt, indem er auf den Ankommenden deutete. „Den wollen Sie doch nicht mitnehmen?“

„Bin ich denn bei Sinnen?“ rief de Lorges erſtaunt. „Das iſt ja —“

„Es iſt der Schlingel, mein Page!“ fuhr Naſſau dazwiſchen. „Komm näher, Junge! Wo haſt Du geſteckt? Iſt das Raiſon im Dienſt? Ich werde Dir zum Willkommen die Livrée klopfen müſſen, wie?“

Der Page ergriff des Fürſten Hand und küßte ſie. „Immerhin, Hoheit; es wird für mich keine Schande ſein, vom tapferſten Manne Europas geſchlagen zu werden, das Loos traf Beſſere als mich! — Was befehlen Eure Durchlaucht!“

„Daß Du Dein ſchwatzhaft Mäulchen hältſt, Nichtsnutz, auf mein Zimmer gehſt und den Mantelſack packſt! Du wirſt Alles finden, was ich mitzunehmen wünſche. Barbillon, zeig' ihm mein Zimmer!"

Der Kleine verbeugte ſich, und einen ſtolzen Blick ringsum werfend, eilte er mit dem Reitknecht Barbillon hinaus.

Ein allgemeines Gelächter folgte ihm. —

„Das nenne ich mir einen Pagen!" rief der Eine.

„Wo haben Sie denn den kleinen Kerl aufgeleſen," fragte ein Anderer, „der uns Alle für Zaunkönige zu halten ſcheint? Wie heißt das Pflänzchen?"

„Amaranth von Glentrichart," entgegnete Naſſau. „Seine Familie ſtammt aus Lothringen und iſt herabgekommen, ſo daß ſeine Mutter die Unterſtützung meines Freundes Beaumarchais annehmen mußte!" Dabei ſah er de Lorges und d'Aliaga ſcharf an. „Ich glaube ein gutes Werk zu thun, wenn ich den Jungen in die Schule nehme!"

„Das Kriegsleben wird ihm hart ankommen," ſpöttelte der alte Obriſt, „denn er gleicht, bei der Venus! mehr einem drallen Mädel als einem Pagen!"

„Das ändert ſich bald," entgegnete Siegen. „Er wird braun und lang genug geworden ſein, wenn wir zurückkommen."

Die Offiziere beurlaubten ſich von dem Fürſten und eilten, die letzten Vorbereitungen zum Marſch zu treffen. D'Aliaga und de Lorges waren die Letzten, welche ſich verabſchiedeten.

„Wie kann man nur vor ſeinen Freunden ein ſo intereſſantes Abenteuer verheimlichen, Durchlaucht!" fragte d'Aliaga lächelnd.

„Wie ſo? — Welches denn?"

„Zieren Sie ſich doch nicht, Ihr Page iſt ja —"

„Ah, mein Page ſieht Frau Suſannen Beaumarchais ähnlich, meinen Sie, und der Schlingel gefällt ſich, mitunter die Manieren ſeiner Wohlthäterin nachzuahmen! Aber ich werde ihm den Uebermuth eintränken. Adieu, meine

Freunde, und ſeien Sie verſichert, daß ich Ihnen nur diejenigen Geheimniſſe meines Lebens verſchweige, welche nicht mein Eigenthum ſind!" — Er reichte ihnen ernſt die Hand, dann ging er auf ſein Zimmer. —

„Sie haben ſich doch getäuſcht, de Lorges, er würde es ſonſt lachend eingeräumt haben!"

„Und dennoch behaupte ich, daß dieſer Page Suſanne Beaumarchais iſt!"

„So iſt das eben ein Geheimniß, das er nicht preisgeben darf."

„Dann hätte er ſie alſo nur vom jus primae noctis errettet, um ſie für ſich —"

„Still!" ſagte d'Aliaga, „ich verbiete Ihnen, vom Fürſten Schimpfliches zu denken, oder über die Sache ein Wort zu verlieren. Im andern Falle, mein Freund, würden Sie mich zwingen, Ihnen eine Ausforderung zu ſchicken!"

„Hoho, ſind Sie närriſch? Eines Pagen wegen?" — — —

Um die Mittagszeit verließ das Garderegiment Naſſau Paris. Die Honoré wogte voll Menſchen, welche ſich herzudrängten, die Truppen zu ſehen. An der Spitze ritt der Fürſt mit ſeinem Adjutanten, hinter dem Muſikcorps folgte die Fahne, bei der links der älteſte Lieutenant, rechts Suſanne unter der Firma des Pagen Amaranth Junkerdienſte that. Darauf folgte die Regimentscolonne, zum Schluß Train, Packpferde und Wagen nebſt des Fürſten Reiſechaiſe. — Auf der Gartenterraſſe des Penthièvre ſtanden Conti, Prinzeß Lamballe, Gorzka und der alte Großadmiral.

Der Fürſt grüßte, tief den Degen ſenkend, und richtete einen ſchmerzlichen Abſchiedsblick auf die Geſellſchaft. Beide Damen waren ſehr blaß. Plötzlich erkannte Conti Suſannen bei der Fahne. — „Es iſt unmöglich? Meine Sinne necken mich! — Und doch! Prinzeß, ſehen Sie den Pagen an, haben Sie je dies Geſicht ſchon geſehen?"

„Das iſt Beaumarchais' Frau, Suſanne!!" ſagte Louiſe de Lamballe heftig und wendete ſich erröthend um.

„Beaumarchais' Frau?" erwiederte Gorzka tonlos. — Die kleine Polin wankte; ſie ward ohnmächtig.

„Verwünſcht!“ murmelte der Prinz, „ich hätte es wohl auch für mich behalten können. Bei Gott, ich glaube, die Polin iſt in den Fürſten verliebt!“ — — —

Vor dem Thor Honoré ließ Naſſau das Regiment halten. „Regimentsfouriere vor! — Amaranth, mein Junge, Du kannſt mit ihnen meinem Wagen und den Packpferden vorausgehen; ſetz’ Dich in den Wagen. In Ecouen iſt Nachtquartier. Sieh zu, daß ich meine Bequemlichkeit habe, ſonſt ſchicke ich Dich Deiner Frau Mutter wieder!“ Suſanne trat militäriſch vor, eilte dann hinter die Front und ſtieg in die Equipage. Wenige Minuten ſpäter hatte ſie mit den Fourieren und Packpferden die nördliche Straße eingeſchlagen.

Frau Suſanne kam wohlbehalten zu St. Omer an. In der folgenden Nacht brachte ſie der Fürſt ſicher nach Calais. Dort bezog ſie ein abgelegenes Häuschen am Strande. —

Ihr plötzliches Verſchwinden erregte überall Erſtaunen. Frau von Piron, Brunellerie und eine Menge Bekannte bedauerten Caron’s Schickſal, denn Niemand wußte um das eigentliche Geheimniß, als Morelly und der alte Beaumarchais. Es verbreitete ſich ſogar das Gerücht, ſie ſei aus dem Weg geräumt worden und die Polizei ſtellte Nachforſchungen an, aber vergeblich. Endlich übergab man die Sache, wie die meiſten übrigen Skandale, der Vergeſſenheit. — Am Abend des 3. April, während er bereits mitten im Proceß verwickelt war, empfing Caron einen Brief durch Santerre, der an ſeinen Vater gekommen war, und nur die Worte enthielt:

„Theuerſter Herr! Melden Sie ſogleich ihrem Sohne, daß mein Page, der Schlingel, wohl aufgehoben iſt. Er wird nächſtens an ſeine Verwandten ſchreiben! Ihr Naſſau-Siegen!“ —

20.

Um fünfzehn Louisd'or.

Am Quai St. Paul, Ecke der Rue des Ormes, wohnte der gewaltige Mann, welcher im Proceß La Blache vor dem Parlamente Caron's Wohl in Händen hielt, der Herr Parlamentsrath Brion de Goësman aus Colmar. Wenn er auch niemals Geiſt genug für's Jus beſeſſen, daß man ihn ſtudiren laſſen, auch ſehr bedenklich ſtotterte, ſo hatte ihm doch ſein Geld, ſeine unbedingte Ergebenheit für das Miniſterium Maupeau-Aiguillon und die ſchmeichleriſche Liebenswürdigkeit ſeiner jungen hübſchen Frau, die vordem als Demoiſelle Jamar das Theaterpublikum Straßburgs entzückt hatte, die Stelle eines Parlamentsraths erkauft. Zu ihm begab ſich am 1. April des Morgens Beaumarchais mit Santerre und dem Advocaten Falconet. Sie wurden an der Thür des Parlamentsraths mit der Redensart abgewieſen, der Herr ſei nicht zu Hauſe. Sie gingen noch zweimal hin, ihnen wurde derſelbe Beſcheid; kaum daß Beaumarchais für ein Douceur die Erlaubniß erhielt, in der Portierloge ein Billet an ſeinen Vertheidiger zu ſchreiben, welches die Portière zu übergeben verſprach.

„Geſtehen Sie ſelbſt, Herr Falconet," ſagte Caron, „daß es auffällig iſt, wenn der Vertheidiger Denjenigen, deſſen Sache er führen ſoll, abweiſt. Sie werden ſehen, morgen ſuchen wir wieder vergebens Audienz nach. Unſer Mann iſt ja ausdrücklich angewieſen, mich verlieren zu laſſen!" —

Am andern Morgen erſchien Beaumarchais mit ſeinen Begleitern wiederum fruchtlos, und erneuerte zwei Stunden ſpäter ſeinen Beſuch mit eben ſo wenig Glück. Er wußte wirklich nicht mehr, was zu thun ſei, und ging muthlos mit Falconet zu ſeinen Schweſtern Margot und Claire, welche in der Straße Percée in ihrem eigenen Hauſe wohnten, das ſie durch Beerbung einer Tante erlangt hatten. Indem er ihnen ſeine Bedrängniß mittheilte, die Frauen in ängſtliche Klagen ſich ergoſſen, kam einer ihrer Miether, Herr Desrolles, hinzu und hörte von der Sache. Er erinnerte ſich des Buchhändlers le Jay, welcher Goësman's Freund und Verleger ſei, und daß dieſer vielleicht etwas durch die Parlamentsräthin thun könne. Auf allſeitiges Bitten ſchickte er ſofort zu demſelben. Le Jay kam, und als jene Beiden unter vier Augen verhandelt hatten, that der Buchhändler den, Alle höchlich überraſchenden Ausſpruch, daß wohl mit Hülfe eines Geldopfers die Audienz zugeſtanden werden dürfte! Beaumarchais hätte aufſchreien mögen vor Freude, aber er bezwang ſich, er that höchſt entrüſtet.

„Wie, ich ſoll Geld geben, einem Mitgliede des Parlaments, um eine Audienz zu erlangen, welche mir Herr Dufour vom Châtelet in beiden Proceßinſtanzen nie weigerte! Geld, einem Parlamentsrath? Es anzubieten muß ich ebenſo erröthen, wie er, es anzunehmen? Wird es nicht den Anſchein gewinnen, daß ich habe beſtechen wollen, wo ich das Recht zu fordern habe? Nimmermehr!"

Seine Freunde, die Schweſtern, Santerre, Falconet, le Jay und Desrolles drangen in ihn, ſich nicht jeder Ausſicht zu berauben. — „Von einer Beſtechung kann da nicht die Rede ſein," ſagte le Jay, „wo die Bedingung der Bezahlung von der andern Seite geſtellt wird. Ich mache mich anheiſchig, Ihnen dieſe Gewißheit mit Desrolles ſogleich zu verſchaffen!“ — Beide Männer eilten ſofort zu der Räthin. Nachdem ſie das Haus verlaſſen, ſagte Beaumarchais lächelnd: „Man nimmt Geld, alſo iſt die Sache noch nicht verloren!!“

Desrolles und le Jay kamen von Madame Goësman bald zurück und verlangten zweihundert Louisd'or für die Gefälligkeit der Dame, eine Audienz bei ihrem Gemahl zu erwirken! Beaumarchais widerſetzte ſich auf's Aeußerſte, eine ſo horrende Summe für etwas zu zahlen, das von Rechtswegen umſonſt ſei, aber man beſtürmte ihn allſeitig. — „Wenn Sie hundertfünfzigtauſend Livres verloren haben werden, werden dann zweihundert Louis mehr oder weniger einen Ausſchlag geben? Und wenn man deren fünfhundert forderte, dürften Sie ſich keinen Augenblick beſinnen!“

Da das Geld nicht augenblicklich zur Stelle war, eilte Falconet zu Herrn Gudin, die Summe zu holen, welche Caron's Schweſtern Herrn le Jay einhändigen ſollten, da Beaumarchais in die Baſtille zurück mußte, um von de Launay einen Urlaub für den Abend zu erwirken. Le Jay hatte nämlich verſichert, für dieſe zweihundert Louis könne ſich Beaumarchais Abends gegen neun Uhr an der Thür des Herrn Goësman einfinden, dort ſolle er ein Billet übergeben, was le Jay an Madame geſchrieben, dann werde er vorgelaſſen werden. Nachdem Falconet das Geld von Goudin gebracht hatte, ward es le Jay eingehändigt, der damit zum Hotel Goësman ging. —

Denſelben Abend ſtanden gegen neun Uhr Caron, Santerre und Falconet am Quai St. Paul.

„Der Herr Rath iſt für Sie nicht zu Hauſe!“ herrſchte ihn die Portière an.

„Gut, liebe Frau,“ und er drückte ihr Geld in die Hand. „Bitten Sie nur den Bedienten von Madame, zu mir herabzukommen, ich muß ihm dies Billet übergeben.“

„Das iſt ein Anderes, warten Sie.“

Der Bediente von Madame erſchien. „Was wünſchen Sie, mein Herr?“

„Ich wollte Sie nur erſuchen, dies Billet ſogleich an Madame zu geben; ich warte auf Antwort.“

„O, mein Herr,“ entgegnete der ſimple Menſch verlegen, „das kann ich nicht. Der Herr iſt eben bei Madame im Cabinet!“ —

„Sie ſind höchſt naiv, mein Guter, das iſt mir ja außerordentlich angenehm. Alſo raſch! Meine ergebene Empfehlung an Herrn und Madame!“ —

Nach einer Weile kam der Diener zurück. „Sie können in das Zimmer des Herrn hinaufgehen, der Herr Rath wird von Madame über die Hintertreppe gleich zu Ihnen kommen.“

Sie ſtiegen zum erſten Stock empor, der Diener öffnete das Zimmer und ließ Caron nebſt Begleitern eintreten, darauf verſchwand er. Das Zimmer war finſter. — Nach einer Weile tönten ſtarke Schritte. Herr Brion de Goësman, noch die Serviette in der Hand, trat ein, eine dicke, unterſetzte Geſtalt mit breitem rothen Geſicht, aufgeworfener Naſe und einem wulſtigen Lippenpaar, das er eben ſelbſtgefällig abwiſchte. Der Diener von Madame, welcher vorangeleuchtet und die Kerze niedergeſetzt hatte, fing die Serviette auf, welche Brion ihm zuwarf, und entfernte ſich.

„W—w—wer von Ihnen iſt de—e—er Angeklagte?“ —

„Ich bin es, Herr Rath, Caron de Beaumarchais!!“

„W—w—wer ſind dieſe He—e—rren?“

„Dieſer iſt Herr Advocat Falconet, ein Freund, deſſen Rath ich mich bisher in Ermangelung des Ihren bedienen mußte, jener der Unterſchließer Santerre. Es wird Ihnen wohl nicht unbekannt ſein, daß Seiner Majeſtät Regierung auf meine Perſon ſo großen Werth legt, daß ſie dieſelbe der Baſtille zur Aufbewahrung gegeben hat.“

„J—i—ich bek—k—k—ümmere mich nicht darum! Was wünſchen Sie m—iiir in Ihrer Sache zu ſ—aaagen? J—iich weiß ſch—oon Alles!“

„Das iſt mir unendlich angenehm, Herr Rath. Sie haben demnach die Acten beider Inſtanzen des Châtelet geprüft und werden die Richtigkeit der gefällten Urtheile leicht ermeſſen.“

„J—iich weiß ſchon! — Sie ſind dem G—gggrafen de la Blll—ache hundertffff—ünfzigtauſend Livres ſch—ſchuldig!“

„Ich? — Herr Rath, ich erſtaune! Graf Falcoz iſt mir vielmehr fünfzehntauſend Livres ſchuldig, was ſich aus den Unterſuchungen klar ergeben hat!“

„J—i—ich weiß Alles! Es handelt ſich um ein F—fff—alſum in den Büchern. An der Stelle ſte—eeht ein Kkkk—klex, das iſt ddd—er Irrthum; iiich weiß Alles!“

„Sie wiſſen nichts, mein Herr, gar nichts, wenn Sie erlauben! Sie haben nicht ein Jota der Acten eingeſehen und ſich nur auf Vergleichung zweier Hauptbücher beſchränkt, von denen das meine als richtig anerkannt, das des Herrn Duverney, welches ſich lange in des Klägers Händen befunden, aber falſch befunden wurde. Erlauben Sie mir gütigſt, Ihnen den Gang der Sache mitzutheilen.“

Goësman lächelte verächtlich. „Nnn—un, wie Sie www—ollen! Ich www—eiß Alles!“ Er ſtreckte ſich in den Seſſel.

Beaumarchais, ſein Notizbuch ziehend, begann mit aller Genauigkeit ihm den bisherigen Lauf des Proceſſes zu ſchildern, und betonte beſonders alle diejenigen Momente der Verhandlungen, aus denen die Falſchheit der gräflichen Forderung einleuchtete.

Als Caron geendet, erhob ſich Brion de Goësman. „J—iich weiß nnn—un Alles! Jii—ich kk—kenne ſie gg—ut genug, mein Urtheil abzuggg—eben. Die S—ſ—ſache iſt ſo ei—einfach, d—daß ich hhh—hoffe, am Montag dem hhh—hohen Gerichtshhho—fff genauen Rrr—rapport zu geben. Jii—ich empfehle m—mich Ihnen!“ —

Caron wollte noch Einwendungen machen, Falconet mit einer Erklärung dazwiſchen treten, Goësman hatte bereits geklingelt. Zwei Diener kamen, von denen der eine ihm aus der gegenüberliegenden Thür leuchtete, während der andere bereit war, den Clienten hinauszucomplimentiren.

Als Caron die Straße erreichte, brach Falconet's Galle los. „Sie müſſen Nerven wie Ankertaue haben, das zu ertragen! Dieſer Kerl von Parlamentsrath weiß ja nicht das Geringſte von Ihrer Sache, und ſo ein Strohmann von einem Juriſten, bei dem Schurkerei und Dummheit einander die Hände reichen, ſoll Ihr Rapporteur ſein?!“

„Hahaha, wenn man mich verlieren laſſen will, kann man denn einen beſſeren Vertheidiger für mich finden? — Ich muß noch eine Audienz von Desrolles haben.“

„Wie dieſe? Wieder für zweihundert Louis?“ —

„Und wenn das wäre? Laſſen Sie doch die Leute, laſſen Sie ſie doch! Theilen Sie nur Gudin Alles mit, und trinken Sie ein Glas Waſſer nach dieſer Aufregung! Gute Nacht!“

Beaumarchais eilte lachend mit Santerre hinweg. — Am andern Morgen traf er mit Falconet bei den Schweſtern zuſammen. Desrolles ward gerufen und zu le Jay geſchickt, welcher noch eine Audienz durch Madames Vermittelung bewirken ſollte. Es war der letzte Tag vor dem Proceßtermine. Caron übergab Desrolles ſeine Repetiruhr mit Brillanten und Rubinen beſetzt; jenes Kleinod, deſſen er ſich ſelbſt im Pigeonnier in der höchſten Noth nicht entäußert hatte.

Desrolles trug ſie hinweg. Während deſſen Abweſenheit erſchien Gudin de la Brunellerie, welcher bei Goëzman geweſen, um denſelben zu befragen, aber über ſeine Unwiſſenheit in der Sache erſtaunt, von ſeiner brutalen Indolenz empört war. Er hatte dem Secretair deſſelben zehn Louisd'or angeboten, der ehrliche Menſch indeß die Annahme mit dem Bemerken verweigert: er ſei bei der Sache von keiner Bedeutung, da ſie im Cabinet des Herrn ohne ſein Zuthun verhandelt würde. —

Nach einer Stunde kam Desrolles mit der Nachricht, le Jay habe die Uhr der Dame eingehändigt. Dieſelbe ſei über die Schönheit derſelben ganz entzückt geweſen und verſichere auf das Beſtimmteſte, ihr Mann werde Nachmittags Herrn Beaumarchais empfangen, wenn derſelbe noch ſo gütig ſein wolle, fünfzehn Louisd'or für den Secretair zu ſenden."

„Dem Secretair? Fünfzehn Louisd'or? Und wie ſtimmt denn das mit Ihrer Erklärung, Gudin?"

Desrolles wurde nochmals zurückgeſendet, ſein Befremden auszudrücken, umſonſt. „Dies Alles," ſagte der Agent, „ward von Madame Goësman ſchon bemerkt, aber ſie beſtand auf fünfzehn Louisd'or. Sie dürfe nicht wiſſen, was der Secretair von anderer Seite erhalten habe, und die fünfzehn Goldſtücke ſeien unerläßlich!"

Caron warf verächtlich die Summe auf den Tiſch. „Gut denn, auch dies noch! Nachmittags drei Uhr werde ich bei Brion ſein!"

Zur bezeichneten Stunde ging er hin. Man wies ihn ab. — —

Dieſe plumpe Unverſchämtheit brachte Caron in Wuth. „Wiſſen Sie nun, Herr Desrolles," rief er, als er mit ſeinen Begleitern bei den Schweſtern wieder eintrat, „was ich thun werde, wenn ich nicht heute noch eine Audienz erlange? Der Name des Herrn Brion de Goësman und ſeiner Dame ſoll an allen Straßenecken von Paris ſtehen, das ſchwöre ich Ihnen, ſo wahr ich — kein Parlamentsrath bin!!" —

Desrolles, todtenblaß, ſtürzte fort zu le Jay. Die Zwiſchenträger liefen hin und her. Desrolles kehrte endlich mit dem Beſcheide zurück, Caron möge ſich morgen früh vor der Sitzung bei ihrem Manne einfinden. Könne er vor dem Urtheil aber keine Audienz mehr erlangen, ſo verſichere ſie, daß ſie alles Erhaltene zurückgeben werde.

„O, gut, ſchon recht!" erwiederte Caron finſter. „Ich danke Ihnen, Herr Desrolles!" Er ging ſchweigend auf und ab; der Agent entfernte ſich.

„Wiſſen Sie, was ich verdiene, Gudin?" begann Caron heftig.

„Sie?" —

„Prügel wie ein Schulknabe! Ich habe den dummſten Streich meines Lebens begangen, das kommt von blinder

Hitze! Hätte ich doch vor dieſem Desrolles den Mund gehalten! Der Dame Habſucht hat nun einen Schreck bekommen! Sie wird Alles zurückgeben, und ich werde nicht allein den Proceß verloren haben, ſondern auch das Geſindel keiner Geſetzloſigkeit beſchuldigen können! Ich könnte mich zerreißen!!" —

Er hatte einmal nach jeder Seite verſpielt. Tief erbittert, am meiſten gegen ſich ſelbſt, ging er in's Gefängniß zurück. Lange ſann er nach, ohne einen Ausweg zu finden. Da fiel ihm die Copie ſeiner Relation für Goësman in die Hände, und ſein Geſicht erheiterte ſich, er erhielt ſeine Ruhe wieder. Er ſetzte ſich nieder und trug die erſte ſeiner ſo berühmt gewordenen Denkſchriften über den Prozeß zuſammen, welche beginnt: **Mémoire à consulter pour** Pierre-Augustin Caron de Beaumarchais écuyer, accusé. — Morgen mußte ſich ja dies ſkandalöſe Parlamentsdrama ſchließen und alle Welt ſehen, ob es als Trauer- oder Luſtſpiel ende. —

Der Morgen des 5. April kam, der Tag einer Proceßverhandlung, die eine Wichtigkeit erlangen ſollte, von der ſich wohl noch keiner der Betheiligten jetzt eine Vorſtellung machte. Caron verfügte ſich zu dem Rapporteur. Zum Ueberfluß hielt er noch eine Vertheidigung in den Händen, welche im Nothfall Goësman nur abzuleſen brauchte.

Parlamentsrath Brion de Goësman ließ ſich nicht ſprechen! — Sie warteten anderthalb Stunden; ſelbſt der Secretair Brion's verſuchte nutzlos, Beaumarchais den Eintritt zu erwirken. Das Einzige war, daß er deſſen ſchriftliche Vertheidigung annahm.

Der Tag verfloß in trüber Erwartung. Gegen Abend brachte Desrolles im Auftrage der Madame Goësman die zweihundert Louisd'or und die Uhr den Schweſtern Beaumarchais' zurück. Gudin, der zugegen war, unterſuchte die Goldrollen, die Uhr. Alles war richtig, nur eine Kleinigkeit fehlte, — die fünfzehn Louis, welche die Dame für den Secretair beanſpruchte.

„Die fünfzehn Louisd'or hat ſie nicht zurückgeſendet?! Wirklich nicht?!" rief Caron, der eben dazu kam.

„Dieſe Frage iſt ſeltſam in Ihrem Munde, lieber Freund," erwiederte Gudin.

„Seltſam oder nicht!" lachte Caron luſtig auf. „Wenn ich auch hundertfünfzigtauſend Livres zahlen muß, mit dieſen elenden fünfzehn Louisd'ors will ich das Parlament Maupeau und meine Gegner ſo in die Luft ſprengen, daß man die Eruption von Dünkirchen bis Marſeille hören ſoll!" — —

In die Baſtille zurückgekehrt, fand er das Parlamentserkenntniß auf dem Tiſche ſeiner Zelle. Verurtheilt: Hundertfünfzigtauſend Livres nebſt Zinſen von drei Jahren an Graf Blache zu zahlen und die Gerichtskoſten von drei Inſtanzen! —

Seine Gegner hatten über ihn geſiegt, und begannen es öffentlich auszupoſaunen, indem ſie andeuteten, wie Caron ſeine Betrügerei gegen Blache doch nichts genutzt habe. Der Erfolg ſtachelte ſie nur noch mehr an, fernere Gewaltſchritte zu thun. Nach vierzehn Tagen ward ihm durch Parlamentsdecret angezeigt, daß demnächſt ſein zweiter Proceß wegen des „Barbiers" zur Verhandlung kommen würde, und — wie zum Hohn, ernannte man Goësman abermals zum Rapporteur. — Siebenzehn Tage nach dem erſten Urtheilsſpruch in Sachen Blache contra Beaumarchais empfing Madame de Goësman plötzlich einen Brief Caron's, in welchem er ſagte: „Nachdem Sie die Güte hatten, mir meine beiden Rollen Gold und die mit Diamanten beſetzte Repetiruhr wiederzugeben, — ſtellen Sie mir doch auch jene fünfzehn Louis zurück, welche der negozirende gemeinſchaftliche Freund Ihnen zur Uebergebühr gelaſſen!"

Ein Schreck fuhr der Dame in die Glieder; ſie erinnerte ſich der Drohung Caron's, daß er den Namen Goësman an alle Straßenecken ſchlagen wolle! Dieſer Gedanke erfüllte ſie mit unglaublicher Wuth gegen le Jay, der ihr Mittelsmann und Mitſchuldiger geweſen.

Hätte Caron ſie privatim durch denſelben um das Geld bitten laſſen, ſo konnte die Sache ſtumm abgemacht werden, aber ſo viel von Rabuliſtenkniffen verſtand die gute Frau doch, um einzuſehen, Caron's Brief ſei nur die Ausforderung zu einem Kampfe, in dem ſie Ehre und Namen zu verlieren habe. Ihm das Geld jetzt nach der Baſtille gegen Quittung ſchicken, hieß ja ſelbſt beweiſen, daß ſie fünfzehn Louis von ihm genommen habe, und ihm das Mittel leihen, Herrn Goësman der Beſtechlichkeit anzuklagen. Ihr Wille, le Jay ſolle Beaumarchais zum Schweigen bringen, war nichts als der Wunſch, der Buchhändler möge Caron's Schweſtern die Summe zuſtecken und ſich quittiren laſſen. Da die Dame aber das Geld durchaus öffentlich vor Zeugen an Beaumarchais ſchicken ſollte, ſo ſchickte ſie es aus Scham gar nicht. Sie zeigte ihrem Gemahl den Brief ſeines ergrimmten Clienten. — Er eilte ſofort, das Schreiben in der Hand, zu ſeinem Gönner, dem Herzog von Brillière, und zu Sartines. Erſterer berichtete die Sache alsbald an Maupeau, und Sartines fuhr mit Goësman zum Herzog von Aiguillon, bei dem eben Soirée war. Kaum hörte der Miniſter die Affaire, als er Frau von Vendatour und die Prinzen Orleans, welche ſeine Gäſte waren, zu ſich in's Cabinet bitten ließ.

„Sie ſind ja ein einziges Juwel, kleiner dicker Goësman!" rief Chartres. „In dieſem Briefe bringen Sie uns die ſchönſte Klage gegen Beaumarchais, welche mit Galeere und Brandmaal endigen kann!"

„Wahrhaftig, Chartres! Man kann ihn hierauf der Verleumdung eines Parlamentsmitgliedes anklagen!" lächelte Orleans.

„Der Verleumdung! Der verſuchten Beſtechung! Der Beſchimpfung des Parlaments und der Regierung in der Perſon eines königlichen Rapporteurs von Seiner Majeſtät Parlament! Das kommt ja gleich hinter Hochverrath und Majeſtätsbeleidigung, was?!"

„Bei allen Göttern!" fiel Diane de Vendatour ein. „Aiguillon, Sie müſſen dem lieben Goësman das Ludwigskreuz verſchaffen für dieſen Brief! La Blache wird ſich damit endlich tröſten, daß ihm Caron's Frau entgangen iſt!"

Aiguillon nickte, bot der Marquiſe den Arm, und die Herrſchaften kehrten ſehr heiter zur Geſellſchaft zurück.

„Weißt Du wohl, Papa," ſagte Chartres, „daß mir dies arme Thier von Parllll—amentsrrr—ath leid thut? Wie wird Beaumarchais den unter ſich treten!"

„Haha! Dieſen Tölpel aus Colmar muß man mit ſeiner diebiſchen Gans von Frau ſchon den Untergöttern opfern, aber Beaumarchais wird dabei doch vollſtändig ruinirt!" — —

Die dritte und fürchterlichſte Anklage ſchwebte über des Gefangenen Haupt! Bisher war Caron's Sache nur eine Privatangelegenheit geweſen. Durch die neue Klage Goësman's gewann ſie eine politiſche und öffentliche Bedeutung. Verlor Caron, ſo war die Strafe eines gemeinen Verbrechers, Galeere und Schandpfahl, ihm gewiß. Siegte er in dieſem Kampfe, ſo war die Juſtiz Frankreichs, das Parlament Maupeau, die ganze heilloſe Regierung an den Pranger geſtellt! Dann mußte auch der Proceß La Blache revidirt werden, und allen ſeinen Gegnern die Maske vom ſchmutzigen Antlitz fallen. Mit der Größe, der Gefährlichkeit des Kampfes wuchſen auch Caron's Kraft, Muth und Kaltblütigkeit; nun, da er Alles zu verlieren hatte, wurde er ſich bewußt, daß er Alles gewinnen werde! Er ſchloß ſein erſtes Mémoire, und ſendete es durch Santerre an Gauchat zur Veröffentlichung. — Es machte Aufſehen. Ein Aufſehen, wie etwa ein Theaterprolog, welcher die kommende, höchſt pikante Handlung verkündet, oder wie ein helles Trompetentönen vor der Schlacht! — Seine Gegner ſtutzten. Sie ſahen, daß er ſich auf zwiefache Art vertheidigen werde. Die Schrift war ohne Buchhändler- und Druckerfirma erſchienen, Freund Gauchat verſtand ſeine Sache. —

Die Anklage gegen Caron erfolgte. Goësman hatte für ſich nur ſeine Frau als Zeugen vorgeſchlagen. Beaumarchais ſchlug gleichfalls ſehr ironiſch Frau Goësman, dann le Jay, Desrolles, die Advocaten Falconet und Gudin, den Schließer Santerre, ſeine Schweſtern, den Secretair Brion's vor. „Nun geht die Comödie los!“ rief er entzückt. „Figaro, mein Junge, ſchwinge Dein Becken, wetze Dein Meſſer, nun gilt's, dem Gewerbe Ehre zu machen!“ —

Der Proceß begann unter ſtarrer Aufmerkſamkeit der Reſidenz. Generalprocurator Vaucreſon war öffentlicher Ankläger, Durier de Comartin Greffier, Chazal Parlaments-Commiſſär, welcher die Verhandlungen leitete. Auf Grund derſelben mußte dann das Urtheil des Parlaments in voller Sitzung durch Abſtimmung erfolgen. — So ſervil daſſelbe auch war, ſo ſehr es vom Odem der Miniſter lebte, trat doch hier die Nothwendigkeit gebieteriſch ein, einem pfiffigen Kopfe wie Caron gegenüber ſowohl die beſten Juriſten, wie zugleich die rechtlichſten Männer entgegenzuſetzen. — Das Zeugenverhör begann. Le Jay, in Todesangſt verſetzt, behauptete anfänglich, weder die fünfzehn Louis, noch die beiden Goldrollen nebſt Uhr empfangen zu haben, Madame de Goësman war unpäßlich und ließ ſich für die erſten Sitzungen entſchuldigen. Desrolles in Gefahr, für den Dieb der fünfzehn Louis zu gelten, ſchwor, le Jay habe ſie, und habe ſie auch zu Madame gebracht; le Jay kam in's Gedränge. Er mußte endlich zugeben, daß es mit dem Hin- und Herbringen der Goldrollen und der Uhr ſeine Richtigkeit habe, von den fünfzehn Louis wollte er aber durchaus nichts wiſſen. Goësman's Secretair leugnete ebenſo, daß Madame ihm fünfzehn Louis gegeben habe. Die Confrontation mußte erfolgen, die Frau Räthin ſich entſchließen, den Termin mit ihrer Gegenwart zu beehren. — Caron wählte zur Confrontation die feinſte Garderobe und erſchien in dem alten gothiſchen Gerichtsſaal, zu welchem die berühmte Treppe Barthelèmy emporführte, mit dem graziöſen Lächeln eines Höflings. —

„Huiſſier,“ begann der Commiſſär, „bitten Sie Madame de Goësman, aus dem Zeugenzimmer hereinzutreten!“

Durch die Reihe der Unterſuchungsrichter ging ein kurzes Flüſtern, als der Bote hinausging. Jeder fühlte, daß die Hauptperſon nahe und mit ihrem Eintritt erſt der Proceß eigentlich beginne.

Die Thür ging auf. Eine Dame, klein und brünet, ſehr hübſch und etwa zweiunddreißig Jahr alt, dazu ſehr ſtark, rauſchte in einer geblümten Seidenrobe herein, welche ihre vollen Achſeln und die Büſte genügend ſehen ließ. Die coquette Räthin wollte mit ihren Reizen wie ihrem Range blenden und verwirren. Ihre Linke hielt den geöffneten Fächer, die Rechte erhob beim Einherſchreiten vornehm die weite Robe und ließ das Füßchen in zierlichen Hackenſchuhen ſehen. Stolz und ſiegesgewiß warf ſie ihr Haupt zurück, ließ lächelnd ihr Auge über die Unterſuchungsrichter gleiten und machte, ohne Caron eines Blicks zu würdigen, eine kurze Verbeugung, bei der die Ringe an ihren Fingern, ihr Collier von Steinen und ihre Armbänder funkelten. — Es wurde lautlos ſtill im Saale. —

„Madame," begann Chazal, „haben Sie die Güte, uns Ihren Namen zu nennen."

„Ich bin Joceline Marguerite de Goësman, geborene Jamar, Gattin des Parlamentsraths Seiner Majeſtät, Herrn Brion de Goësman!"

Der Greffier begann das Protokoll. —

„Kennen Sie vielleicht dieſen Herrn hier?" Chazal deutete auf Beaumarchais.

Die Dame ſah ihn an und ward puterroth. „Nein, ich kenne ihn nicht, und ich will ihn auch niemals kennen lernen!"

„Ich habe ebenfalls nicht die Ehre, Madame zu kennen," und Caron verbeugte ſich lächelnd, „aber indem ich ſie anſehe, kann ich mich nicht enthalten, einen von dem ihrigen gänzlich verſchiedenen Wunſch zu hegen!"

Die Richter lächelten, die Dame ward verlegen.

„Haben Sie die Güte, Madame," ſprach Chazal weiter, „Ihre Anklage zu Protokoll zu geben, falls Sie eine ſolche gegen dieſen Herrn Beaumarchais hier vorzubringen haben."

„Schreiben Sie," erwiederte ſie, „daß ich gegen den

Herrn klage, weil er mein ärgſter Feind iſt, eine zu allen Schändlichkeiten fähige Seele beſitzt, wie ganz Paris weiß, und nur darauf ausgeht, eine anſtändige, ehrbare Frau wie mich lächerlich zu machen!“

„Ich hingegen,“ erwiederte Caron, „habe dieſer Dame nichts vorzuwerfen, nicht einmal die kleine böſe Laune, die ſie in dieſem Augenblick beherrſcht. Ach, nur bedauern will ich, daß es eben ein Criminalproceß iſt, in welchem ich ihr meine erſten Huldigungen darbringe. Was meine ſchändliche Seele betrifft, ſo hoffe ich, ihr durch die Mäßigung meiner Antworten, wie die Achtung meines Benehmens zu beweiſen, daß man ſie über mich getäuſcht hat. Fürchten Sie ſich doch nicht ſo vor mir, ſchöne Frau!“

„Fürchten, vor Ihnen, pah!“ ſie warf ihm einen wilden Blick zu.

„Greffier,“ ſagte Chazal, „leſen Sie jetzt Madame das Zeugenverhör vor!“

Der Schreiber las die Ausſagen. —

„Was haben Sie hierauf zu erwiedern, Madame? Haben Sie irgend dazu eine Bemerkung zu machen?“

„Ganz und gar nicht, mein Herr,“ lächelte ſie. „Was ſoll ich wohl gegen dieſe Menge von Dummheiten zu ſagen wiſſen?!“

„Ich muß Ihnen bemerken, Frau Parlamentsräthin,“ verſetzte Chazal ernſt, „daß dies Zeugenausſagen ſind, die man beſchwören laſſen wird, alſo die wohl mit dem Gewiſſen, doch nichts mit — Dummheiten, wie Sie meinen, zu thun haben. Machen Sie Ihre Einwendungen, wo Sie dieſelben für falſch halten. Ich bin genöthigt, Ihnen zu bemerken, daß ſpäter dazu keine Zeit mehr ſein wird!“

„Einwürfe, mein Gott? — Ja, Einwürfe! — Schreiben Sie, daß ich einen le Jay nicht kenne, daß ich von Louisd'oren und Uhren nichts weiß!“

„Wenn Sie Herrn le Jay nicht kennen, von Gold und Uhr nichts wiſſen, gnädige Frau,“ lächelte Caron, „ſo iſt bewieſen, daß ich nimmermehr in Verdacht kommen kann, die Abſicht gehabt zu haben, den Herrn Rath zu beſtechen oder ihn zu verleumden, alſo den Brief vom 27. April an Sie irrthümlich gerichtet habe, weil ich von zwei Leuten um dieſe Sachen betrogen worden, die man mir unter Mißbrauch Ihres reinen Namens abgerungen! Ja, meine Herren Richter, dann ſind le Jay und Desrolles des Betruges ſtrafbar!"

„Ich werde Beide ſofort gefänglich einziehen und Ihnen, Madame, confrontiren laſſen. Dem Herrn Procurator liegt dann die beſondere Anklage gegen dieſelben ob!"

„Ich werde ſie erheben!" ſagte Vaureſon.

„Nein, nein! — Ja!" rief die Dame in höchſter Aufregung. „Ich meinte ganz etwas Anderes! — Einwürfe! Nun ja, ich meine, daß alle Ausſagen dieſer Leute und dieſes Herrn, ſchreiben Sie, ſämmtlich falſch ſind und ihnen von Anderen eingegeben wurden!"

„Madame iſt unwohl!" ſagte Caron, „geſtatten Sie ihr einen Seſſel!" Er ſetzte ihr artig einen Lederſtuhl hin. Sie zitterte an allen Gliedern.

„Ich ſehe," ſagte er zu ihr, „daß Sie ſich zwar dieſes Punktes Ihrer Lection gut erinnerten, daß Sie dies aber nur an einer ſchicklichen Stelle hätten anbringen müſſen. In den Verhören finden ſich viele Gegenſtände, von denen Sie nicht wiſſen, ob ſie falſch oder wahr ſind. Was das Eingeben betrifft, ſo haben Sie dabei nur etwas verwechſelt, denn da ich nach der Anſicht Ihres natürlichen Anwalts für das Haupt einer Clique gelte, eine Anſicht, meine Herren Richter, die ſich von meiner früheren politiſchen Thätigkeit herſchreibt, ſo wird man Ihnen wahrſcheinlich geſagt haben, daß ich wohl Anderen Antworten eingebe, nicht daß ich ſolche Eingebungen empfange. Ich muß Ihnen ſchon darauf helfen! — Aber, ſchöne Frau, ſollten Sie wirklich nichts Beſonderes über jenen Brief des Herrn le Jay zu ſagen haben, der mir ja doch die Audienz bei Herrn Goësman, wie bewieſen iſt, verſchaffte?" —

„Gewiß, mein Herr —, warten Sie! — Schreiben Sie, mein Herr! — Was ſich auf die ſogenannte Audienz bezieht, die ſogenannte — die Audienz!“ Sie ſuchte in äußerſter Verwirrung alle verloren gegangenen Fäden des Geſpinnſtes zuſammen, mit denen ihr armer Kopf gefüllt ſchien.

Caron warf einen großen, vielſagenden Blick auf die Richter. In ihren Mienen gab ſich ein ganz ſonderbares Staunen kund. Der Greffier ſaß mit erhobener Feder, Jeder ſtarrte ſie an.

„Nun, Madame,“ begann Chazal mild, „was verſtehen Sie denn unter ſogenannter Audienz? Laſſen Sie die Redensarten, verſichern Sie ſich doch des Gedankens. Erklären Sie ſich ganz deutlich, daß man Ihren Einwurf redigiren kann!“ —

„Ich will damit ſagen,“ und ſie wurde heftig, „daß ich mich weder um die Geſchäfte meines Mannes, noch um ſeine Audienzen, ſondern nur um meine Haushaltung kümmere!! Wenn dieſer Herr meinem Bedienten einen Brief gegeben hat, kann er es nur aus Bosheit gethan haben, was ich gegen Jeden und Alle behaupten werde!!“

Der Greffier ſchrieb es nieder.

„Wollen Sie uns wohl gefälligſt erklären, Madame,“ fragte Chazal, „welche Bosheit Sie darin finden, daß man einem Diener einen Brief einhändigt?“

Sie ſtotterte, ſie glühte, ſie ſchwieg verlegen. — Plötzlich fuhr ſie auf. „Wenn es wahr iſt, daß der Herr einen Brief zu uns getragen hat, welchem von meinen Leuten hat er ihn denn gegeben?“

„Einem jungen Lakai, ſchöne Frau, einem Blondin, der, wie er uns ſagte, Diener von Madame ſei!“

„Das iſt ein ſchöner Widerſpruch, haha! Schreiben Sie, daß der Herr einem Blondin den Brief gegeben hat; mein Lakai iſt aber nicht blod, ſondern hellkaſtanienbraun! Wie iſt denn ſeine Livrée?“

„Ich weiß wirklich nicht, was Madame für eine beſondere Livrée haben!“ —

„Schreiben Sie, o ſchreiben Sie, ich bitte, daß der Herr, welcher meinen Diener geſprochen haben will, nicht einmal weiß, daß ich eine beſondere Livrée gebe! Ich gebe zwei, eine für den Winter und eine für den Sommer!“

„Madame, ich habe ſo wenig im Sinne, Ihnen die Winter- und die Sommerlivrée abzuſtreiten, daß es mir ſogar ſcheint, als ob jener Lakai eine — Frühlingsmorgenweſte gehabt hat, weil wir den 3 April ſchrieben. Vergeben Sie, wenn ich mich ſchlecht ausgedrückt habe. Da es ganz natürlich iſt, daß Ihre Leute nach Ihrer Verheirathung Ihre ſpecielle Livrée ablegten, um nur die des edlen Hauſes Goëzman zu tragen, ſo konnte ich unmöglich am Kleide erkennen, ob der Diener dem Herrn oder der Dame gehöre. Ich konnte alſo nur ſeinen eigenen gefahrbringenden Ausdrücken in einem ſo höchſt delicaten Punkte folgen. Ob er übrigens blond oder kaſtanienbraun war, die Livrée Goëzman oder des Straßburger Geſchlechts der Jamar getragen“ — Die Richter brachen wider Willen in leiſes Gelächter aus.

„Ruhe in der Sitzung!“ donnerte der Huiſſier.

„Immer bleibt es trotzdem wahr,“ ſprach Caron mit erhobener Stimme weiter, „daß ich in Gegenwart zweier vorwurfsfreier Zeugen, der Herren Falconet und Santerre, einem Ihrer ſogenannten Lakaien auf Ihrer Treppe einen Brief einhändigte, welchen Herr le Jay, den Sie nicht kennen, geſchrieben, und den der Diener nicht abgeben wollte, weil — wie er ſagte — der Herr bei Madame war! Den er endlich aber doch forttrug, als ich ihn über ſein zartes Bedenken beruhigt hatte, worauf er uns wörtlich die Antwort überbrachte: „Sie können in das Cabinet des Herrn hinaufgehen, er wird ſogleich durch die innere Treppe dahin kommen. — Wunderbar! Wir gingen hinauf! Wunderbarer noch, Herr Goëzman kam! Am wunderbarſten, er ertheilte eine Audienz auf einen Brief, den Sie nicht empfingen, geſchrieben von einem Menſchen, den Sie nicht kennen!!“ —

Die Richter ſaßen ſtarr; es ward ſo ſtill, daß man das heftige Athmen der Dame hören konnte.

„All' das Geſchwätz bedeutet nichts!“ rief ſie wüthend und wedelte ſtürmiſch mit dem Fächer. „Sie ſind meinem Bedienten mit Ihren Zeugen nicht nachgegangen! Somit können Sie nicht behaupten, daß er mir den Brief eigenhändig übergeben hat; und nun erkläre ich: daß ich nie einen Brief von dieſem Herrn ſelbſt oder einem Andern erhielt, und daß ich mich keineswegs bemüht habe, ihm eine Audienz zu verſchaffen! Schreiben Sie genau!“ —

„O ihr Götter, gnädige Frau!“ rief Beaumarchais lebhaft, „welchem Verdachte ſetzen Sie uns aus? Es iſt ja weit ſchlimmer, wenn Sie den Brief nicht aus den Händen des Bedienten empfingen, da aus dem Prozeſſe hervorgeht, daß derſelbe ihn von mir empfangen, und da die Zuſammenkunft mit Herrn Goësman genau mit der mündlichen Antwort des kaſtanienbraunen Blondins zuſammenſtimmt, dieſer perfide Damenlakai den Brief Ihrem Herrn Gemahl ſelbſt eingehändigt haben muß; denſelben Brief, in welchem Sie aufgefordert wurden: „nach Ihrem, le Jay gegebenen Verſprechen mir die Audienz zu verſchaffen!“ Daraus müßte man ja ſchließen, daß Ihr Herr Gemahl, eben ſo ehrlich wie neugierig, als galanter Mann die Engagements ſeiner Frau erfüllen zu müſſen glaubte! — Vollenden Sie die Phraſe ſelbſt, Madame! Ich habe, auf Ehre, nicht den Muth, ſie weiter zu treiben. Entſcheiden Sie, wer von beiden Gatten den Brief geöffnet, der die Audienz herbeigeführt hat! Wenn Sie aber darauf beharren, daß Sie es nicht waren, ſo ſagen Sie wenigſtens nicht, daß ich, ſondern Sie allein es ſind, der Herrn Brion de Goësman, Parlamentsrath Seiner Majeſtät, ſträflichſt compromittirt hat!!“

Ein Beifallsmurmeln ging durch den Saal. Dame Joceline ſank in den Seſſel zurück, das Geſicht mit dem Fächer bedeckend; ihr Buſen ging wie eine ſtürmiſche See.

„Herr Commiſſär,“ ſagte Baucreſon mürriſch, „ſchließen Sie für heute das Protokoll, die Dame iſt unwohl!“

„So verleſen Sie die Verhandlung!“ befahl Chazal.

Der Greffier verlas das Protokoll. Es erregte bei den

Richtern das ſeltſamſte, lächerlichſte Erſtaunen. Sie ſchüttelten die Köpfe, ſie verbargen mühſam ihre Heiterkeit. —

„Wie, Madame," ſagte Caron, die Hände zuſammenſchlagend, „iſt denn ein Menſch ſo feindlich gegen ſich ſelbſt geſinnt, um Ihnen ſeine Ehre und das Geheimniß einer ſo tiefernſten Intrigue zur Vertheidigung zu überlaſſen? Vergebung, mein Erſtaunen nöthigen nicht Sie ſowohl, als Jene mir ab, die Sie ſo unangemeſſen in Thätigkeit ſetzten!" Er reichte ihr die Feder zur Unterſchrift.

Sie riß ihm die Feder aus der Hand. „Und was ergiebt ſich denn aus Allem, was hier geſchrieben ſteht?" Sie kritzelte ihren Namen darunter. —

„O, daß Sie eine ſehr liebenswürdige Frau ſind, daß Ihnen aber alles Gedächtniß mangelt. Ich werde die Ehre haben, es Ihnen morgen zu beweiſen. Es ergiebt ſich ferner, daß Sie zu beklagen ſind, hier, ſo, — die Frau eines Parlamentsraths — ſtehen zu müſſen, und um was? — Um — fünfzehn Louis!!"

21.

„Iſt das noch Frankreich?“

Wenn Madame de Goësman ſich ſchon im erſten Verhör bedenkliche Blößen gegeben, erreichte in der zweiten Verhandlung der grelle Beweis ihrer Schuld den höchſten Gipfel. Die große Ruhe und eiſerne Conſequenz Caron's, ſeine ſcheinbare Nachgiebigkeit und Unverfänglichkeit ſeiner Fragen machten, daß die in die Enge Getriebene ſich verſchnappte und einräumen mußte, daß ſie die fünfzehn Louisd'or erhielt und noch habe. Als ſie ſich ertappt ſah, wurde ſie wüthend wie eine Megäre und bedrohte ihren Gegner Beaumarchais mit — einer Ohrfeige! Man entließ ſie, man wußte genug. Goësman hatte an ſeinen Clienten ſeine Audienz verkauft und ihn dann abſichtlich verlieren laſſen. Die Verhandlungen wurden geſchloſſen. Es zeigte ſich jetzt, daß es unmöglich war, ihm eine Verleumdung Goësman's nachzuweiſen. Ihn freiſprechen, hieß über ſich ſelbſt den Stab brechen, ihn verurtheilen, hieß den ohnedies bis auf's Aeußerſte geſpannten allgemeinen Unwillen gegen ſich reizen. — Der nordamerikaniſche Bürgerkrieg, längſt vorauszuſehen, war endlich losgebrochen, die Worte „demokratiſche Union“, „Föderativ-Republik“, „Freiheit und Gleichheit“, unterſtützt vom Raſſeln der Kriegstrommel, hatten der franzöſiſchen Nation die eigene Freiheitsſehnſucht zum Bewußtſein gebracht, der von den Philoſophen geweckten geiſtigen Unabhängigkeit das glühende Beſtreben nach bürgerlich nationaler Erlöſung von der Tyrannei der Privilegirten zugeſellt. Die Égloge de Colbert des Finanzier Necker zeigte dem Volke, welchen Reichthum es unter Ludwig dem Großen beſeſſen und wie es jetzt zu einem Bettelſtaat herabgeſunken, der ſeinen Beamten die Gehalte ſchon nicht mehr zu zahlen vermochte, weil der Hof Alles auffraß. Bereits druckte Gauchat's geheime Preſſe das zweite Mémoire, welches den ganzen Skandal der Gerichtsverhandlungen, das Benehmen Goësman's und ſeiner Frau, und eine genaue Auseinanderſetzung der ganzen Rechtsfrage enthielt. Das Publikum ſtürzte auf die Broſchüre, der Name Goësman ward, wie Beaumarchais geſchworen, ein Hohn der Gaſſen; die öffentliche Stimme ſprach Caron frei, ehe noch das Parlament ein Urtheil zu fällen vermochte. — Maupeau griff zu einem andern Mittel. Hatte man doch ſoeben ein ſkandalöſes Gedicht über des Königs Leben von Robin de Bauveſet durch zweitauſend Livres Jahresrenten erkauft, konnte man nicht auch mit Caron eine Uebereinkunft ſchließen? Maupeau ließ ihm ſagen, „wenn er fortan ſchweigen wolle, werde man ihn freilaſſen und den Proceß niederſchlagen." Caron, der die öffentliche Meinung nun für ſich hatte, ſeine Gegner in der Falle ſah und die zerſchmetternde Gewalt ſeiner Feder inne geworden, erwiederte, wenn man ihn freilaſſe, den Proceß niederſchlage und ſeinen Handel mit la Blache einer Reviſion unterwerfe, wollte er ſo lange ſtumm ſein, wie ſeine Feinde es wären." — Er verließ nach halbjährigem Kerker die Baſtille als Sieger, welcher mit ſeinen mächtigen Gegnern einen Waffenſtillſtand abgeſchloſſen. Gern wäre er fortgeeilt aus Paris, der nördlichen Küſte zu, wo ſeine Suſanne muthig harrte. Aber konnte er das? Es hätte als Feigheit gegolten, die Schmähſucht neu gegen ihn erweckt, wenn er ſich entfernt hätte, ehe ſein Proceß entſchieden war. Eine Ahnung ſagte ihm, daß der Kampf noch nicht beendet ſei, ihm entfliehen ſo viel heiße, als ihn verloren geben, die heimliche Rache gegen ſich anſpornen und den Aufenthalt Suſannens verrathen, des Weſens, das ihm im Leben Alles galt. Er blieb ruhig in Paris, jeder Frage nach Suſannen ausweichend. — Der erſte Gang galt ſeinem Vater und den Schweſtern, dann dem Hotel Conti. Der Kammerdiener des Prinzen empfing ihn erſtaunt und ſagte, die Hoheit ſei in's Penthièvre gefahren. Er begab ſich ſogleich dorthin und ließ ſich bei der Herzogin Wittwe anmelden. — Er mußte lange im Vorzimmer warten.

„Aha, man nimmt Anſtand, mich zu ſehen? — So ſind die Gönnerſchaften! Sitzt man erſt im Unglück, dann iſt man auch verdächtig, und der edelſte Freund findet einen ſehr moraliſchen Anlaß, ſich zurückzuziehen!“ —

Endlich führte ihn der Schweizer durch den innern Corridor nach dem Garten.

„Dort ſpaziert Seine Hoheit mit der Frau Herzogin und Gräfin Gorzka!“

Beaumarchais ſtieg die Treppe hinab und trat in den Mittelgang, welchen die Geſellſchaft heraufkam. Man ſah es den Herrſchaften an, daß ſie ihn ſehr ungern empfingen. Die Herzogin wie die Gräfin ſchlugen die Augen nieder, um ihn zu vermeiden, und der Prinz flüſterte ihnen ein paar Worte zu, worauf ſie ſich entfernten. Conti näherte ſich mit der ganzen Kälte eines vornehmen Herrn.

„Sie überraſchen mich durch Ihr Erſcheinen. Vermuthlich haben Sie Ihre Freiheit Ihren fulminanten Mémoires zu danken, die ich nicht weniger als alle Welt bewundere. Da Sie mich ſelbſt hier aufgeſucht, ſcheint Ihr Anliegen dringend. Was wollen Sie mir ſagen?“ —

„Es fällt mir wirklich ſchwer, Hoheit, den Ton zu finden, in welchem ich Ihnen antworten ſoll. Sie hatten mich ſo verwöhnt, daß es mir ſehr ungewöhnt iſt, die devote Supplikantenſtellung anzunehmen, in welche Sie mich zurückweiſen. Kein Anliegen, Hoheit, führt mich her, ich war nur ſo dreiſt, zu denken, Sie würden in mir den alten Caron empfangen, welcher ſich furchtlos für Intereſſen in Gefahr ſtürzte, die nicht die ſeinen waren. Freilich, Monſeigneur, mag Großmuth dazu gehören, mit einem Manne umzugehen, der noch unter der Hand des Criminalgerichts ſteht!"

„Wir verſtehen uns falſch!" ſagte Conti. „Ich habe nicht Ihre Dienſte vergeſſen, und ſie ſind der Grund, welcher mich nöthigte, Sie überhaupt noch zu empfangen. Wenn man ſich ſo gröblich in den Leuten irrt, mein Herr, —"

„Worin irrten Sie ſich in mir?" —

„In dem Heiligſten, dem Beſten, was in Ihnen lebte, worinnen ich Sie hochgeſchätzt, beneidet, geprieſen habe vor allen Menſchen!"

„Und was iſt das?"

„Ihre Frau, Beaumarchais! Ich frage Sie, wo iſt die Frau, welche Sie ſo ſehr zu lieben ſchienen?" —

Beaumarchais blieb ſtehen und lächelte. „Gut aufgehoben, Hoheit!"

„Wenn Sie bei Nennung ihres Namens nicht einmal erſchrecken, nicht mehr zu erröthen vermögen, ſondern lächeln, — bei Gott, ſo müſſen Sie der ſchamloſeſte Elende ſein, den je die Sonne beſchien!"

„Was wiſſen Sie denn von meiner Frau, was mich erſchrecken könnte?"

„Ich weiß, wo ſie iſt!"

„Das thäte mir ſehr leid, Hoheit! Doch ich beunruhige mich umſonſt; Sie wiſſen es nicht!"

„Meinen Sie?" — Conti wurde bitter. „So haben Sie wenigſtens die Güte, mir zu ſagen, was Sie bewog, dem Fürſten Naſſau-Siegen die Frau zu überlaſſen, mit der Sie ſo lange glücklich geweſen, die Genoſſin Ihrer Jugend und Ihrer Noth?!" —

Beaumarchais war im höchſten Grade erſtaunt und bewegt. „Das iſt wenigſtens deutlich, mein Prinz! Wer hinterbrachte Ihnen dieſe Infamie und Lüge?"

„Zufällig ſtand ich auf jener Terraſſe, als das Regiment Naſſau vorüberdefilirte! Meine eigenen Augen, die Herzogin, meine Nichte und Gräfin Gorzka waren Zeugen, wie Suſanne als Page in des Fürſten Farben neben der Fahne ſeines Regiments Paris verließ.“ —

„Die Herzogin ſah es auch? Dann bin ich Ihnen allerdings eine Erklärung ſchuldig, aber noch mehr der Frau Herzogin!“

„Ich wüßte nicht warum? Die Herzogin ſehnt ſich nicht, Sie zu ſprechen!“

„Mein Prinz, wenn es jetzt nur darauf ankäme, durch Ihr Mißtrauen mein Geheimniß um ſo beſſer zu ſichern, ſo würde ich ſchweigen und mich mit dem guten Bewußtſein beruhigen, daß meine Ehre rein iſt. Da die Frau Herzogin aber meine Frau ſah, ſo muß ich mich derſelben erklären, nicht um der armen Suſanne, ſondern meines Freundes, um der Frau Herzogin willen, denn Naſſau liebt Louiſe de Lamballe!“ —

Conti legte ſeine Hand auf Beaumarchais' Schulter und blickte ihn erſtaunt an. „Der Fürſt liebt Louiſen? — Caron, wenn ich Ihnen Unrecht that, ich über Suſanne unwürdigen Verdacht gehegt, verzeihe mir Gott! Wir ſind in dieſen Zeiten des Schlimmen ſo gewöhnt worden, daß wir ſelbſt an den Redlichen irre werden. Wer aber ſagt Ihnen, daß meine Nichte den Fürſten liebt?“

„Wer? — Eine Geſchichte, welche ich der Frau Prinzeſſin erzählen werde, ſoll es Ihnen beweiſen!“

„So kommen Sie!“ —

Als die Prinzeſſin Caron in ihres Oheims Begleitung erblickte, blieb ſie zögernd ſtehen. Eine Wolke ſtolzen Unmuths lagerte auf ihrer Stirn.

„Gräfin Gorzka,“ ſagte Conti, „ziehen Sie ſich auf eine halbe Stunde zurück!“ —

Die Gräfin warf einen tiefen, fragenden, erſtaunten Blick auf ihn und Caron, und verließ den Garten.

„Theuerſter Oheim,“ ſagte Louiſe kalt, „da Sie mir vermuthlich Beſonderes mitzutheilen haben, geſchieht dies vielleicht beſſer unter vier Augen.“

„Ich möchte Dich nur bitten, liebe Louiſe, eine Geſchichte anzuhören, die Herr Beaumarchais zu erzählen wünſcht.“

„Eine Geſchichte? — Ich begreiſe nicht —“

„Ja, eine unbegreifliche Geſchichte, Hoheit, deren Sinn nur ein reines Frauengemüth faſſen kann, das eigenes Unglück geſchickt machte, Anderer Weh zu theilen, und Wahrheit vom Scheine zu trennen.“ —

„Ich werde dabei gewiß die Geſchicklichkeit eines Geiſtes bewundern lernen, der Anderer Gemüther vielleicht nur deſto beſſer zu beherrſchen weiß, als ihn ſein eigenes nicht beherrſcht!“

„Vielleicht fühlen gerade Die am meiſten, welche fühllos ſcheinen! Es iſt ein trauriges, aber leider wahres Stück Lebensklugheit, vor Denen ſein Herz zu verbergen, von welchen man glaubt, daß ſie es doch nicht verſtänden!“

Sie erblaßte und warf einen ungewiſſen Blick auf Conti. „Die Geſchichte, mein Herr, da es Seiner Hoheit doch einmal gefällig iſt!“ —

„Ich kenne zwei Männer, Prinzeſſin. Der eine iſt ein Fürſt, tapfer und edel, aber arm, machtlos, umher irrend, und der unter tauſend Bewunderern nur einen Freund fand. Der andere war auch ein wildes Kind des Schickſals, wie jener; bürgerlich, mittellos, aber reich in der Liebe eines Weibes, die ſein Brot, ſeine Thränen theilte. — Der Bürgerliche machte Fortune. Er wurde reich und angeſehen bei Hofe, und die Liebe ſchien ihn zum Kühnſten zu beflügeln. Beide Männer lernten ſich in dem Hauſe eines vornehmen Herrn gerade an dem verhängnißvollen Tage kennen, wo derſelbe ſeinen Sohn einer hohen Dame vermählte, die der Fürſt unſäglich geliebt, um welche aber zu werben — er zu arm war! — An dieſem Tage fanden ſich die Seelen beider Männer, ſie ſchloſſen einen Bund für's Leben, und der Bürgerliche theilte mit dem Fürſten ſein irdiſch Gut, damit derſelbe der Heimath entfliehen könne, um nicht ewig ſeine begrabene Hoffnung ſehen zu müſſen. — Die hohe Dame indeß war nicht glücklich; nach kurzer, trüber Ehe wurde ſie Wittwe. Auf Flügeln der

Sehnſucht eilte der Fürſt zurück! — Er fand den Freund — im Gefängniß, ſeine Gattin umdrängt von brutaler Gewalt. Er rettete ſie vor Schmach und gab dem Freunde ſein theuerſtes Gut zurück. O, er that noch mehr! — Der Bürgerliche ward von ſeinen Feinden abermals gepackt, der Haß legte ihn neu in Feſſeln, ſeine arme Frau wurde des ritterlichen Schutzes des fürſtlichen Freundes beraubt, denn man ſendete ihn mit ſeinem Regimente zur Grenze, damit ſie die Beute eines Elenden werde, indeß man das allzu kühne Glück ihres Gatten mit der Galeere zu beſtrafen meinte! Der Gefangene ſah nur Schande und Verderben vor ſich, Hoheit, ſein ſchutzloſes Weib preisgegeben der Gewalt! Da ſetzte jener edle Fürſt die eigene Ehre, die neuerwachte Hoffnung ſeiner hohen Liebe auf's Spiel, entführte die geängſtigte Frau des Freundes in Pagenkleidern ihren Peinigern und wachte mit den Augen eines Bruders über dem letzten Kleinod des Gequälten! O, dieſe lichte Freundesthat, Prinzeſſin, die die Verachtung der Dame, welche der edle Fürſt liebt, auf ſich lud, gab eben dem zurückgebliebenen Gefangenen die Kraft, ſeiner übermächtigen Feinde Herr zu werden, ſich frei zu ringen! Was konnte er nun für Den thun, der Alles für ihn that, ſein Süßeſtes auf's Spiel ſetzte?! — Der Bürgerliche ging eines Tages zu dieſer hohen Frau, fiel ihr zu Füßen und geſtand ihr Alles!!" —

Caron war auf's Knie geſunken und preßte die Hand der Prinzeſſin an ſeine Lippen.

„O mein Schöpfer, was hab' ich gethan! Mein Herr, — ach, verzeihen Sie mir!" Sie hatte zitternd, weinend, und überſelig Conti's Gegenwart vergeſſen und zog erröthend Beaumarchais empor.

„Nun, mein Prinz?" fragte Caron lächelnd. —

Conti trat ſanft heran, umfing ſie und küßte der Erſchrockenen glühende Stirn. — „Louiſe, man hat Dich durch Deine erſte Ehe unglücklich gemacht! Ich will dieſe Schuld auszulöſchen ſuchen, deſſen ſei gewiß!!"

Die Herzogin verbarg ihr Geſicht an der Bruſt des greiſen Prinzen. Sie war das erſte Mal glücklich, ſeit ſie Chamberry verlaſſen.

Caron's Stimme ſank zum Flüſtern herab.

— „O Liebe, zieh' mit mir auf duft'gem Roſennachen
Durch Sturm und Sonnenſchein! Am fernen Küſtenſaum
Erglühen ſchon im Grün die ſtillen Wonnematten,
Wo Glück und Friede ſich mit Roſ' und Myrte gatten!" —

Er entfernte ſich. — — —

Beaumarchais hatte mehrere Monate gewiſſenhaft ſein Verſprechen erfüllt und ſich ſtill verhalten. Dennoch konnte er auf keinerlei Weiſe die Beendigung ſeiner Sache erlangen. — Andererſeits ward ſeine Langmuth auf die äußerſte Probe geſtellt. Kaum hatte ſich nämlich die erſte gewaltige Aufregung gelegt, welche ſein zweites Mémoire hervorgerufen, als ſeine Gegner auch befliſſen waren, der öffentlichen Meinung über ihn eine andere Wendung zu geben. Es erſchienen erſtlich verſchiedene Gegenſchriften, und ermuthigt durch ſein Schweigen, begann man die ehrenrührigſten Dinge über ihn zu verbreiten. Man ging noch weiter, man ließ öffentlich drucken, daß er drei Frauen gehabt, die alle räthſelhaft ſchnell geſtorben ſeien und ihm ſämmtlich ein großes Vermögen zugebracht hätten, und deutete an, ſie ſeien wahrſcheinlich an Gift geſtorben. Dann lief wieder die Verſion um, er habe Suſannen einem vornehmen Herrn für ein Landgut verkauft. — Er antwortete den Schmähern im Mercure français mit der vollen Erbitterung eines rechtlichen Mannes, und indem er ziemlich klar auf die geheime Quelle dieſer Verdächtigungen hinwies, ſagte er zum Schluß: „Diejenigen Perſonen, welche fort und fort an meinem Namen und meiner Ehre zerren, ſollten bedenken, daß ihren verborgenen Freunden in der Straße du petit Bourbon, Garancière und Palais royal das Umſpringen mit gewiſſen Fläſchchen beſſer anſteht als mir, und es ein Zeugniß meiner Langmuth iſt, wenn ich dem Publikum nicht Dinge erzähle, die es mehr erſchüttern würden, wie die Verleumdungen eines verkappten

Scribenten, dem die Lüge ein Capital iſt, das er bei der Dummheit auf Zinſen legt!“ —

Seine Stimmung ward, je mehr das Parlament die Entſcheidung hinzögerte, immer gereizter. Er empfand um ſo härter jede geſellſchaftliche Kränkung, welche man ihm zufügte, als er im Hauſe keinen Erſatz für die Malice der Welt fand. Morelly kam wohl oft genug zu ihm, aber beide Männer waren in ihren Ideen und Gefühlen weit auseinander gekommen. Die Libertins, mit denen Morelly ſich jetzt umgeben hatte, wie Lally Tolendal, Condorcet und Anacharſis Cloots, konnte er dadurch nicht leiden, und dieſelben hatten ihn ſtets als einen Glücksritter, einen von Reichthum und Hofgunſt geblähten Intriganten betrachtet, waren überdem auch nicht in der Lage, ihm gegen ſo mächtige Feinde die leiſeſte Hülfe zu gewähren.

Im Januar 74 erfuhr Caron durch Gudin, Falconet und ſeine Familie von einer neuen Niedertracht ſeiner Feinde. Es circulirte nämlich der Brief eines Spaniers, der ein Verwandter des Don Joſef Clavijo ſein wollte, in Paris, welcher nicht allein Caron, ſondern auch ſeine Schweſtern in Spanien auf’s Schimpflichſte compromittirte. In ihm war die Affaire, welche Caron im Jahre 64 mit dieſem Manne gehabt, auf’s Bübiſchſte verdreht, ſeine Schweſter Marie als die Maitreſſe Clavijo’s, er ſelbſt geradezu als Dieb, Kuppler und Betrüger hingeſtellt, und zwar mit einer Frechheit der Behauptung, daß ſelbſt Wohlwollende vor Beaumarchais’ Berührung zurückbebten. Das Amt des Lectors der königlichen Töchter, welches er zwar längſt nur noch nominell bekleidete, wurde ihm abgenommen, Marie Antoinette ſprach offen aus, daß ſie auf die Aufführung des Barbiers verzichte und von ihm nichts mehr hören wolle, vornehme Leute, wie Richelieu, Luynes, auch Herzog von Penthièvre, ließen ſich ſeinen Beſuch verbitten; ſein alter Vater ward von ſeinen Mitbürgern, Nachbarn und Verkehrsgenoſſen wie ein Ausſätziger gemieden, und nur Einer glaubte an ſeine Unſchuld, Conti, der gegen den allgemeinen Strom aber nicht ſchwimmen konnte. Die ganze Horde ſeiner Widerſacher fiel jetzt wie eine Meute über ihn her, um ihn völlig zu zerreißen. — Umſonſt beſtrebte er ſich, dieſes Briefes habhaft zu werden, deſſen geheimen Verfaſſer zu entdecken; ſein Zuſtand glich dem eines von den Erinnyen Verfolgten. Da wagte plötzlich Marin, ihn mit einem giftigen Commentar in der Gazette de France abzudrucken.

„Ein neues Mémoire!“ rief es in Caron mit dem wilden Dröhnen der Sturmglocke. — Er ſchrieb es, das verleumderiſche Zeitungsblatt vor ſich, noch dieſelbe Nacht. Ein drittes, fürchterliches Mémoire, das an Kühnheit, Satyre, an niederſchmetternder Gewalt Alles übertraf, und in ſeinen Andeutungen über La Blache, die Vendatour, die Orleans noch viel ſchlimmere Geheimniſſe vermuthen ließ, als er ſchon aufdeckte. Er unterwarf das Parlament, Maupeau und die Miniſter einer Kritik, die bis dahin unerhört war, ſagte Dinge, die man kaum zu denken wagte, und ſchlug durch Veröffentlichung der eigenen Schriftſtücke Clavijo's, der ſpaniſchen Miniſter, wie des Geſandten d'Oſſun alle Verleumdungen ſiegreich nieder, indem er ſchloß: „Was iſt aus Frankreich geworden, dem Frankreich Colbert's und Sully's, dem Frankreich, das Heinrich IV. und Ludwig der Große zum erſten Volk der Erde gemacht?! — Während die drohenden Stimmen des ſeine Ketten zerbrechenden Amerika als warnendes Mene Tekel über den Ocean tönen, ſchleppt man die Franzoſen auf einen Haftbrief in die Baſtille! Während man das Recht verweigert, die vornehme Lüge und das erhabene Laſter des Landes Elend erſchöpfen läßt, darf die Verleumdung gleich einem Banditen auf offener Straße ihr Raubhandwerk treiben! Sage man nicht, nachdem man mir Alles genommen, ich ſei rückſichtslos! Halte man mich doch für einen Verbrecher, einen Intriganten, einen Ehrloſen, wenn man kann, aber welchem Verbrecher ward je Gerechtigkeit verweigert, als wie von einem — Parlament Maupeau? Welches Inſtitut irgend eines Landes verſchleppte ſein Urtheil je, um einen Angeklagten am Ausſatz öffentlicher Schande ſterben zu laſſen, als — das Parlament Maupeau! Ich habe ein Recht zu fordern, daß man mich höre und richte, ein Recht als Franzoſe, der weder ein Helot noch der Sclave eines adeligen Privilegirten iſt, welcher ſich noch im jus primae noctis wohlbefindet! Ich trete vor Euch Alle hin, vor Gott und die Nation! Ich will mein Recht, das Recht des unabhängigen Bürgers!!" —

Gleich einer Proclamation durchflog es in zwanzigtauſend Exemplaren ganz Frankreich, Voltaire's und Rouſſeau's Schriften verdunkelnd! Der Dichter von Ferney ſchrieb ſelbſt gratulirend an Beaumarchais, und Maria Antoinette ließ ihm durch Conti und die Herzogin von Lamballe ihre Anerkennung und Theilnahme ausdrücken. Alle Gegner der Regierung wurden wie ein Sturmwind vom Gewitter wach; — was ſollte man mit dem Entſetzlichen beginnen? — Man war zu weit gegangen, um ſtill zu ſein, man mußte gegen ihn einſchreiten und zum Unrecht Unrecht fügen! Zwar wurde er nicht wieder nach der Baſtille gebracht, dafür waren aber verkappte Polizeiwachen um's Hotel Piron poſtirt, ſein Entweichen zu verhindern. Vor dem grauen Juſtizpalaſt, am Fuß der alten Treppe Barthelèmy, wurden ſeine Denkſchriften vom Henker verbrannt, ihm bei ſchwerer Leibesſtrafe verboten, weitere Schriften zu veröffentlichen, und allen Buchhändlern, Druckern, Antiquaren und Colporteuren von Paris eingeſchärft, daß, wer ſich bei Veröffentlichung, Verbreitung oder Vervielfältigung Beaumarchais'ſcher Schriften betreten laſſe, ſeine Conceſſion verliere und in's Gefängniß müſſe! Schließlich ſchickte man ſich an, Caron als Beleidiger der Majeſtät und der Geſetze den Proceß zu machen. — — —

Es iſt gegen Ende April, mehr denn ein Jahr, daß Suſanne im Pagenrock unter Naſſau's Schutz entflohen. Die alte Manſarde des Pigeonnier, derſelbe lange, öde Raum iſt's noch, mit ſeinem Verſchlage im Winkel nach der Straße Vertau. Man hört dieſelben muſikaliſchen Töne aus dem Seitenzimmer, denn noch reſidirt dort Batyl, obgleich es ihm gut geht und er genug erſpart hat. Aber ſeine Gönner La Blache und Orleans wollen es ſo, und damit iſt er ganz zufrieden. Um ſein einſames Leben zu illuſtriren, hat er ein enfant de l'Opéra, eine Choriſtin geheirathet, einen weiblichen Satan, Apolline Bonſlant, die ihn zu tractiren weiß, ohne ſich ihre Unabhängigkeit verbittern zu laſſen. Aber ein anderer Geiſt herrſcht hier, phantaſtiſch, wild, am Außerordentlichen ſich erhitzend. — Der vordere Raum war leer, ein paar alte Koffer und Kaſten ſtanden an den Wänden, Strohhalme und unordentlich in eine Ecke geworfene Matten, Decken und Lappen zeigten an, daß man hier auf der Diele nächtige. Nach dem Hintergrunde zu befand ſich ein großer runder Tiſch, mit einem rothbraunen, ziemlich koſtbaren Teppich bedeckt, der zahlreiche Flecken diverſer Flüſſigkeiten trug. Einige Bücher, Papiere, eine Menge theils gefüllter, theils leerer Champagner- und Rothweinflaſchen, dazwiſchen Teller mit Speiſereſten, ſilberne Meſſer und Gabeln, daneben Blechlöffel und ein paar Töpfe, einige ſtarke ſilberne, mit Wappen verſehene Becher, alte Gläſer verſchiedener Form und Größe waren die Dinge, um welche ſich die Anweſenden auf Schemeln, Stühlen und Kiſten gruppirten. Den weiten Raum, — es war Abend bereits, erhellten ungewiß einige Kerzen, die man auf leere Flaſchen geſteckt hatte.

Die Hauptperſon hatte in der Mitte des Tiſches Platz genommen. Eine ziemliche Anzahl alter Lanzen, Piken und Partiſanen, mit breiten rothen Bändern zuſammengebunden, ſtanden hinter ihm an der kahlen Wand und trugen auf ihren vereinigten Spitzen eine rothwollene, ſeltſam geſtaltete, mit Ohrlappen verſehene Kappe. Säbel und Flinten, unter ihnen höchſt ſeltene, werthvolle Waffenſtücke, waren an verſchiedenen Pfeilern aufgehängt, und auf der weißgetünchten Wand ſtanden mit Kohle folgende drei Worte:

— Liberté! — Egalité! — Fraternité! —

Was ſind dieſe Leute? Was wollen ſie? — Was führen ſie für exaltirte Reden, von tollen Geberden begleitet, über die Morelly ſo oft ſein greiſes Haupt ſchüttelt und dann vor ſich hinſtarrt? — Dieſe fünf Männer nennen ſich die Geſellſchaft der „Volksfreunde“, aber keiner iſt ein Bürgerlicher außer Morelly. Drei Grafen und ein Marquis ſind's, die das Motto über ihrem Kopfe: „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“ anbeten, Apoſtel der kommenden Revolution, von denen nur einer eines natürlichen Todes ſterben ſollte. — Jener rothblonde, langhaarige, unterſetzte Geſell mit den gewaltigen Kiefern, der etwas glatten, ſcharfgeſchnittenen Naſe und der breiten Stirn, iſt der deutſche Graf von Cloots, Anacharſis genannt, ein vacirendes Genie, das Philoſophie und alte Literatur närriſch gemacht. Lally Tolendal, der ſeines Vaters ſchmählichen Tod nicht vergeſſen kann, der neunundzwanzigjährige Condorcet, mitleidslos und ſtarr wie ſeine Wiſſenſchaft, die Mathematik, endlich der zweiundzwanzigjährige Riquetti, Graf Mirabeau, welcher früher den Verfolgungen ſeines Vaters entfliehen mußte, weil er trotz deſſen Verbot das Fräulein von Marignan entführt und geheirathet hatte, und jetzt wieder vor ihnen flüchtet, weil er die Ungetreue verſtieß. Apolline, ein hohes, üppig gebautes Weib mit kleinen, pfiffig funkelnden Augen und ſchwarzem, wirr zurückgeworfenem Haar, ging ab und zu, verſah die Geſellſchaft mit Pfeifen und Wein, oder ſetzte ſich neben Anacharſis, dem Geſpräch mit geſpannten Mienen zuhörend.

„Ihr ſeht, wie uns Alles, ja ſelbſt dieſer gefallene Glücksritter Beaumarchais, in die Hände arbeitet!“ fuhr Cloots mit mächtiger Stimme fort, „Amerika ſchüttelt Englands Joch ab, die trägen Wighs werden dadurch erwachen, das goldgierige Albion, ſeiner Colonien beraubt, wird ſeine Lords und Könige über Bord werfen! Wir bedürfen nur noch einiger Jahre dieſer Höllenwirthſchaft, dann lodert auch in Frankreich die Flamme, in der Thron und Altar verſinkt! Deutſchland, meine Heimath, wird endlich in den Strudel geriſſen werden, und die Univerſalrepublik erſteht! Weg mit Dogmen, Phraſen und leeren Träumen, wir müſſen an's Werk und fortan die Menge vorbereiten, daß Alles ein Wille, eine Hand ſei, um die Prärogativen zu vernichten und den Mammon zu ſtürzen!“

„Doch die Nationen werden beſtehen, die Völkerſtämme, die Racen und Sprachen. Bildung wird den Franzoſen ſtets vom Slaven, den Deutſchen vom Italiener ſcheiden! Ihr werdet weder ohne Kriege noch Geſetze, weder ohne Flotten noch die leitende Fackel der Civiliſation vorwärts dringen!“ rief Mirabeau.

„Und im Umſehen alſo das ganze Gebäude der Hohen und Niederen, der Beamten und Dikaſterien, das Monſtrum des alten Staates wieder da ſein!“ lachte Cloots. „Es giebt keine Nation, kein Vaterland! Wie Ihr erſt die Autorität eines Gefühls ſtatuirt, hebt Ihr den alten Kappzaum an der Kinnlade! Das war's, was Rom ſtürzte! Weib wie Mann muß ſchrankenlos leben, jeder Liebe, jeder Leidenſchaft, der ganzen Welt ſich in die Arme werfen, unbehindert vom Jammer des Hauſes, der Kindererziehung, der Miſerabilität des gewerblichen Frohndelebens! Mir gilt nur eine Schranke! Bis zu ihr muß man dringen, will man frei und gleich ſein: das iſt der Menſch, der Herr aller Weſen, der einzig regierende Gott der Welt! Nur die Menſchheit ſei ſeine Nation und die Erde ſein Vaterland!“ —

„In Deinen Folgerungen haſt Du wohl Recht, Anacharſis,“ erwiederte Condorcet, „aber mußt Du nicht zugeben, daß dies erſt das Ende alles Strebens ſein kann? Selbſt Morelly, der die Idee der Menſchheit zuerſt in ein Bild faßte, nimmt Organiſationen, Geſetze an, nach denen ſich das vollzieht! Frankreich oder Amerika werden den Tanz beginnen, und was folgt, ruht im Schooße des Geſchicks. Es handelt ſich nur darum, was wir, die Franzoſen thun, wir erſt unſerer Wirthſchaft ein Ende machen, ehe wir an die Welt denken!“

„Und dieſe Tyrannei zu brechen, ſei's mit Blut!“ rief Lally. „Niederzuwerfen dieſes Bourbonengeſchlecht, den Adel und die Prieſter, die ſchauderhafte Herrſchaft des Metalls durch's blanke Eiſen! Zu rächen die Thränen der

Geknechteten, das Blut der Unſchuldigen, das iſt die erſte Loſung, und wir müſſen ihr folgen!“

„Nieder, nieder! Das iſt die Loſung!“ riefen ſie Alle.

„So gebe Gott, daß ich es nicht mehr ſehe!“ ſagte Morelly. „Ich habe licht und hell einen Tempel ewiger Bruderliebe erbaut, Ihr wollt mit Haß beginnen!“

„Haß iſt das Feuer, welches den Schutt der Zeit verzehrt, Alter!“ lachte Mirabeau.

„In ſeiner heißen Gluth,“ ſetzte Cloots hinzu, „wird die Freiheit geſtählt und die verlorene Tugend-Stoa des Cato, Sokrates und Lykurg wiedergeboren! Schenk' ein, ſüßes Weib, Du ſollſt am Tage der großen Schlacht nicht meine Apollonia — meine Minerva ſollſt Du ſein, und an Deinem Buſen lorbeerbekränzt will ich ruhen!!“ Er preßte die neben ihm Sitzende heftig an ſich und ſie erwiederte ſeine Küſſe.

„Kampf iſt die erſte Bedingung!“ ſagte Mirabeau, „Kämpfer zu ſuchen die erſte Pflicht! Ich bin jetzt wie ein gehetztes Thier, ich kann vorläufig nichts thun; aber die Ihr in Paris lebt, Ihr müßt die Minen legen, in allen Quartieren der Stadt Genoſſenſchaften bilden, Sectionen, die zugleich ein Aſyl für die flüchtigen Opfer der Gewalt ſind!“

„Mit dem Drucke,“ lächelte Lally höhniſch, „wächſt dann der Haß, mit dem Haſſe unſere Macht, und gleich der Lawine wird ſie einſt niederſchmettern auf Alles, was beſteht!“ —

„Das iſt,“ erwiederte Cloots, „ganz mein Gedanke! Ich habe ſchon Manchen geſprochen, der wie wir dachte. Da iſt ein Juriſt Danton, einer Namens Couton und Marat, ein Arzt. Die Geiſter werden ſich ſchon ſammeln im rechten Augenblick, wenn der Rauſch der jungen Freiheit über ſie hereinbricht!“ — So erging ſich die tolle Geſellſchaft in Perorationen, für deren Wahrheit ſie keine weitere Garantie hatten, als den lebendigen Zorn über die Schmach der Zeit und das Bewußtſein, die Kataſtrophe rücke mit jedem Tage näher. — Da die vordere Thür verſchloſſen und mit einer dicken Matte verhangen war, um den Ton nach Außen zu dämpfen, ſie ſich alſo ſicher wußten, hatten ſie in ihrem Feuereifer nicht bemerkt, wie die Seitenthür nach Batyl's Zimmer leiſe immer mehr aufging.

„Wer hat die Thür aufgelaſſen!“ unterbrach Apolline plötzlich den Disput. „Es ſteht Jemand dahinter! Licht her!“ —

Von unheimlichem Schreck gepackt ſprangen Alle empor, Lally riß einen Säbel von der Wand, und Anacharſis zog ein Taſchenpiſtol.

Hinter der geöffneten Thür trat langſam eine ſtattliche Geſtalt im Mantel hervor, eine zweite blieb in der Thür zurück. —

„Was wollen Sie? Wie drangen Sie hier ein?!“ trat Anacharſis drohend vor den Fremden hin:

„Ich komme, Herrn Morelly aufzuſuchen!“

„Der bin ich,“ ſagte der Alte, ſich ruhig nähernd. —

„Seien Sie von dem eifrigſten Ihrer Anhänger gegrüßt, Schöpfer der Baſiliade! Ich ſehnte mich lange, Ihre Bekanntſchaft zu machen!“ Damit ließ der Ankommende den Mantel vom Geſicht ſinken.

Morelly trat mißtrauiſch zurück. „Sie erzeigen mir eine Ehre, auf die ich nie Anſpruch gemacht. Wie kommen Sie darauf, dies Werk mir zuzurechnen?“

„Wer ſind Sie denn überhaupt?“ und Condorcet leuchtete jetzt dem Fremden in's Geſicht.

„Gleich Ihnen ein — Volksfreund!“

„Ein Volksfreund?“ rief Morelly bitter, „Sie, Monſeigneur? — Seit wann iſt das ein Sohn Orleans'?!“ —

„Orleans?! — Sein Sohn?!“ ſchrieen die Uebrigen.

„Ja,“ ſagte Morelly eiſig, „es iſt Prinz Chartres!“

Die jähe Furcht lähmte Allen die Zunge. Tolendal faßte den Säbel kräftiger und rückte Chartres dicht auf den Leib.

Der Prinz trat einen Schritt zurück. Ein Piſtol blinkte in ſeiner Hand, der Hahn knackte. — „Sie ſehen, meine

Herren, ich bin vorbereitet. Ein Schuß würde jedenfalls Diejenigen herbeirufen, welche ich zu meinem Schutze mitgebracht. Beſuche bei Ihnen thut man wohl nie ohne Vorſichtsmaßregeln. — Sie verſtehen ſich gut auf Phyſiognomien, Herr Morelly, ich bin allerdings Philipp von Chartres. Ich komme übrigens allen Ernſtes, dem Verfaſſer der Baſiliade und Geſetzbuches der Natur meine Bewunderung auszudrücken, und ihn herzlich zu bitten, mich unter die Zahl ſeiner Schüler aufzunehmen. Verbannen Sie jegliches Mißtrauen! Wir gehen ſichtlich einer Umwälzung des Staats entgegen; nur wer ſehend blind iſt, kann es leugnen. Ich will der Erſte meines Ranges ſein, der ihr huldigt!"

„Sie, Monſeigneur?" entgegnete Condorcet höhniſch, „der neuen Weltordnung?"

„So offen, wie gewiſſe Leute, die in Spelunken der Stunde der Entſcheidung lauern, bei jeder Emeute aus dem Loche ſchlüpfen, die träge Menge zu hetzen, aber — dann ſpurlos verſchwinden!" —

„Herzog, wir verſtehen Sie nicht!" ſagte Lally, „aber ſo viel wiſſen wir wohl, daß Sie uns nicht entſchlüpfen ſollen, um uns zu verrathen!"

„Sie ereifern ſich unnöthig, meine Freunde. Daß ein Mann wie ich ſeines Blutes und Ranges vergißt, um ſich fortan der Freiheit ſeines Vaterlandes zu weihen, mag ungewöhnlich ſein, aber unſere ganze Zeit iſt ungewöhnlich. Ich nahe mich Ihnen als Gleichgeſinnter, der Ihnen ſeine Freundſchaft, ſeine Hülfe, die Sicherheit ſeines Schutzes anbietet, und Sie werden begreifen, daß ich das Meiſte dabei zu verlieren habe!" —

„Herr, Herr!" rief Morelly empört, „das ſtreitet wider die Natur! Ich kenne den Charakter Ihres Vaters gut genug, um von dem Sohne vorauszuſetzen, daß er keiner Sache treu ſein werde, welche nicht die ſeines gefährlichen Ehrgeizes iſt! Mögen wir hier ſinnen und thun, was den Geſetzen zuwider iſt, wir thun es wenigſtens mit reinem Herzen und in dem heiligen Zorn, den ſchuldloſes Unglück und patriotiſcher Schmerz heiligt! Was treibt Sie, den

Prinzen, zur Verbindung mit Leuten unſeres Schlages, als der Haß der Orleans gegen die Bourbonen, der bittere Neid gegen das eigene Blut? Lieben Sie das unglückliche Frankreich, wollen Sie es vor nahem Falle retten, ſo vereinen Sie ſich mit denen, die Ihnen ebenbürtig ſind! Klammern Sie ſich an Ihres Vetters, des Dauphins Herz, der einſt König ſein ſoll, werfen Sie die Du Barry und dieſe Miniſter von den Stufen des entweihten Thrones, und richten Sie das Recht wieder auf! Dort liegt das Feld Ihres Segens, nicht hier in unſerer Geſellſchaft!“

„Warum ſoll er nicht die Freiheit glühend lieben?“ ſagte Anacharſis. „Weil er ein Prinz iſt? — Pah, warfen wir nicht auch Wappen, Titel, Vermögen, den ganzen Trödelkram unſerer Geburt für die Tugend hin, der Freiheit zu dienen? Wir ſind Edelleute, ein Prinz iſt auch nur einer!“

„Ich ſage Euch,“ und Morelly legte die Hand auf ſeine Bruſt, „mit einem Orleans habe ich keine Gemeinſchaft, und wenn Ihr ihm traut, ſo macht Ihr Euer Geſchick zum Sklaven ſeiner Pläne! Bis zum letzten Hauche will ich Euch vor ihm warnen!“ —

Die Uebrigen ſchwiegen düſter ſtill; die angſtvoll dringenden Mahnungen des Greiſes verſtärkten ihr Mißtrauen.

„Alſo Ihr ſchlagt meine Freundſchaft aus, weil ich ein Prinz bin? Thatet Ihr denn ſchon ſo viel? Thatet Ihr nur halb das für die Volksſache, als ich zu thun bereit bin? Sie ſagen, Morelly, ich handle aus Haß. Handelt Ihr aus Liebe ſo? Wer will in mich hinein ſehen und meine Gefühle beſtimmen? O über Euch Philoſophen, die Ihr bei der Pfaffenmoral ſtehen bleibt! Was treibt denn Euch zum Kampfe gegen die beſtehenden Dinge? Hat Eure Leidenſchaft, Euer Unglück, Euer Vortheil nicht Theil daran? Wenn die Freiheit erreicht wird, iſt's gleich, womit ſie erreicht ward, und wollt Ihr erſt die Motive jedes Kämpfers berechnen, wird die Freiheit wenig Anhänger haben, denn die Tugend duldet wie ein Sklave, die Leidenſchaft führt zur Freiheit!"

„Verlaſſen Sie dieſen unſeligen Ort, Prinz!" rief Morelly heftig, „wir wollen Sie nicht!"

„Wollt Ihr Politiker ſein und weiſt ein Bündniß zurück? — Nun, Ihr habt die Wahl. Ich kann Euch unendlich nützen und ſchaden, wie Ihr wollt. Ich kam nicht hierher, ohne Leute in der Nähe zu haben, Euch aufzuheben. Dann, verſteht Ihr, hab' ich dem Könige einen Dienſt gethan! Ich kenne Sie Alle längſt, den Lally, Condorcet, Anacharſis, den kleinen Mirabeau, und beobachtete, wie Ihr in dieſe Höhle aus- und einſchlüpft, weiß, mit wem Ihr Verbindungen habt, und Ihr könnt keinen Schritt thun, ohne daß meine Leute hinter Euch her ſind. Ein Wink an Maupeau wird jederzeit genügen, Euch zu vernichten! — Nehmt Ihr meine dargebotene Hand indeß, ſo wird das Geſetz über Euch und Eure Freunde keine Macht haben. Ich werde Euch warnen, wenn Gefahr droht, Euch ſchützen, mit Geld und, iſt es Zeit, mit Waffen unterſtützen. Nur mit meiner Hülfe mögt Ihr rings den Widerſtand organiſiren und die herrſchende Tyrannei brechen, das Palais royal wird ſtets Euer Aſyl ſein! Ich verlange nichts, als daß Ihr mir vertraut, wie ich Euch traue. Entſcheidet Euch!" —

Morelly hatte ſich umgewendet, an den Tiſch niedergeſetzt und ſtützte verzweifelnd das Haupt. Die Uebrigen waren bleich.

„Nun gut," ſagte Anacharſis düſter, „wir wollen das Spiel verſuchen, weil wir nicht anders können. — Schwört Ihr, der Freiheit, Brüderlichkeit und Gleichheit zu dienen bei Verluſt Eures Kopfes?"

„Ich diene fortan bei meinem Haupte der Gleichheit, Brüderlichkeit und Freiheit!!"

„Schwört Ihr Untergang dem Königthum, dem Adel und den Prieſtern? Vernichtung aller Privilegien, der Ariſtokraten und Oligarchen?!" —

„Ich will bei meinem Leben ſie Alle vernichten, die

Republik der freien Franzoſen ſoll ſelbſt Rom und Sparta beſchämen!“ —

„Gut denn! Gebt ihm Alle die Hände, er iſt unſer!“

„Ich ihm die meine nicht!“ rief grollend Morelly. —

„Laßt den Träumer,“ ſagte Mirabeau, „das Alter macht ihn feig! Und wie ſoll man Dich nennen unter uns, Chartres, der Du jetzt nichts mehr biſt, als ein Menſch wie alle Anderen?“

„Nennt ihn Philipp Egalité!“ ſagte Anacharſis mit pathetiſcher Gluth. „Zum Zeichen, daß in ihm der erſte Prinz auf Erden dem Geringſten aller Lebendigen gleich geworden!“

„Ja, Philipp Egalité will ich mich nennen!“ rief Chartres.

Sie ſchüttelten einander die Hände. —

„Nimm dieſe phrygiſche Mütze!“ und Cloots riß die rothe Kappe von der Pike und ſtülpte ſie dem Prinzen auf. „Sie war der Schmuck des alten Roms. Mag ſie Dich am Freiheitstage ſchmücken!“ —

„Sie ſoll's, bei meinem Tode!!“ — Philipp ergriff die Kappe, küßte ſie und ſteckte ſie in die Bruſt. „Bis dahin ruhe ſie auf meinem Herzen! Lebt wohl. Dieſer, mein Freund Sillery, unſer Genoſſe, wird Euch nächſtens ſagen, wann wir uns wiederſehen!“ —

Der ſeltſame Beſuch entfernte ſich mit ſeinem Begleiter.

In der Manſarde wurde es ſtill. Es war, als erwachten ſie Alle aus einem Traume. —

„Wißt Ihr auch,“ begann Morelly bitter, „daß wir in ſeinen Händen ſind? Es iſt gewiß, daß er uns längſt nachſpürte, daß die Raucourt, ſeine Maitreſſe, uns überwachte. Der Schurke Batyl hat es ihm möglich gemacht, zu uns einzudringen.“

„Aber er verräth uns nicht,“ ſagte Condorcet, „ich habe in ſeine nächtige Seele geſchaut. Was nützt's ihm, ein Häuflein unbekannter Männer auf Block und Galeere zu bringen? Er will ſich unſerer zu ſeinen räthſelhaften, ehrgeizigen Zwecken bedienen, und ſo lange es ſein Vortheil iſt, wird er uns Treue bewahren!“

„Dann aber vernichten!“ ſagte Morelly ſtarr.

„Deshalb,“ warf Anacharſis heftig ein, „muß man in unſere Gemeinſchaft ihn verſtricken, ihn am Königthume zum Verräther machen, er muß Sklave, nicht Herr der Bewegung ſein!!“

„Will er den Julius Cäſar ſpielen,“ ſagte Lally finſter, „bei dem Verhängniß, ſeinen Brutus ſoll er finden!“

„Fortan bietet das Pigeonnier keinen Schlupfwinkel mehr, es kann uns nur zur Zuſammenkunft mit Egalité dienen,“ ſagte Anacharſis. „Ich muß gleich fort! Ein Wort, Polline, mein Mädchen; Du mußt uns an Batyl, dem Spitzbuben, rächen!“ Er eilte mit Apolline in's Nebenzimmer. Mirabeau ſtürzte ein paar Gläſer Wein hinab, dann ſchritt er nach dem Verſchlage, warf ſich auf's Stroh, und legte ſein Piſtol neben ſich. „Ich will an Egalité ſchreiben, er muß den Alten zwingen, von ſeiner Verfolgung gegen mich abzuſtehen!“ murmelte er.

Morelly war mit Condorcet und Lally allein. —

„Es giebt keinen Ausweg,“ murmelte der Greis, „keine Rettung! Wir müſſen morgen zu Beaumarchais; er hat noch Verbindungen, er iſt reich an Auswegen und ſoll uns rathen. Nie hat er mich im Leben betrogen, und die Bedrängten gehören ja zuſammen.“

„Recht,“ erwiederte Condorcet. „Du ſagteſt ja, Conti, des Dauphins rechte Hand, ſei ſein Gönner. Wenigſtens ſind wir dann nicht ganz in Herrn Egalité's Händen!“ — Lally und Condorcet gingen. —

„Iſt denn Blut und Zerſtörung ewig das Heilmittel der Völker?“ flüſterte Morelly. „Müſſen ſie denn ſtets, ob Freie oder Sklaven, von der Argliſt betrogen ſein? — Schlafe, alter, elender Mann, ſchlafe! Vielleicht erwachſt Du zu dem ſchlimmeren Morgen nicht wieder!“ — —

Am nächſten Tage eilten Morelly, Tolendal und Condorcet zu Beaumarchais, um Hülfe bei Dem zu ſuchen, der ſelbſt von lauernden Feinden umſtellt war. Weil ſie ihn beobachtet und die Straßen Fauconnier, St. Paul und Quai des Ormes von verkleideten Polizeibeamten beſetzt wußten, hüteten ſie ſich, unterwegs von ihm zu reden, begaben ſich auch nach dem andern Flügel des Hotels, und ließen ſich bei der Chevalière melden. Frau von Piron, die das Alter und die ſchlimme Lage Caron's ängſtlich und mißtrauiſch gemacht, ließ ſich in ihrer Zurückgezogenheit ſchwer bewegen, die Herren anzunehmen. Erſt als ſie Morelly's Namen hörte und der glücklichen Zeit in ſeinem Pfarrhäuschen zu Trianon gedachte, nahm ſie ihn an. Er bat ſie, durch ihre inneren Gemächer zu dem Freunde gehen zu dürfen.

„Herr Abbé, erſparen Sie einer alten Frau, die mit Welthändeln nichts mehr zu ſchaffen hat, irgend etwas zu thun, das man ihr als ungeſetzlich zum Vorwurf machen könnte. Seit Frau Suſanne in einer Art verſchwand, die, wenn nicht ſchimpflich, mindeſtens compromittirend war, will ich froh ſein, wenn Herr Beaumarchais mein Haus, das beſtändig von Polizei umlagert iſt, verlaſſen hat. Müſſen Sie ihn ſehen, ſo gehen Sie durch jene Glasthür und den Garten über die Terraſſe. Ich will damit weiter nichts zu thun haben." —

„Ich danke Ihnen," erwiederte Morelly wehmüthig. „Es iſt nichts Neues, zu ſehen, wie Unglück die Herzen ſonſt guter Menſchen verhärtet."

Alle Drei gelangten auf dem bezeichneten Wege nach Beaumarchais' Gartenzimmer. Da ſtand er oben auf der Terraſſe, wo ſie ſo oft im fröhlichen Vereine mit Turgot, Malesherbes und dem todten Piron geſeſſen. Dort ſtand er allein und blickte träumeriſch auf die öden Gänge, die kahlen Büſche, welche die erſten Knospen trieben. — Er ſchrak auf, als er ſie ſah, dann kam er ihnen beſorgt entgegen.

„Ich bitte Dich, Morelly, wie kannſt Du noch wagen, mich zu ſehen? Willſt Du Dich mit Gewalt in die Baſtille bringen? Weißt Du nicht, wie das Damoklesſchwert des Parlaments über meinem Haupte hängt, daß heute mein

Spruch gefällt wird? — Ich habe noch einmal alle dieſe lieben Stellen, wo ich Jahre lang ſo glücklich war, überſchaut und von ihnen Abſchied genommen!“ Er trat mit ihnen in ſein Wohnzimmer. „Was wollt Ihr?“ —

„Ihren Rath und, kann es ſein, ſelbſt Ihre Hülfe!“ erwiederte Lally.

„Meine Hülfe?! Haha, das heißt einen Bettler um Geld anſprechen!“ —

„Geſtern Abend, als wir mit Anacharſis und Mirabeau beiſammen ſaßen, erſchien plötzlich Chartres mit ſeinem Genoſſen Sillery!“ —

„Chartres, Orleans’ Sohn?!!“ —

„Batyl hatte uns an ihn verrathen. Er ließ uns die Wahl, entweder der Polizei in die Hände zu fallen, oder ihn als Genoſſen unſerer Pläne und Ideen aufzunehmen!!“

„O, ich verſtehe Chartres ſehr gut! Er hält die Krankheit der Nation, die ſie Beide, Vater und Sohn, befördern halfen, nun reif zur Kriſis der allgemeinen Empörung! — Sie wollen die Aerzte, Ihr ſollt das Meſſer in ihrer Hand ſein, und ihr Lohn wird der Thron der Bourbonen!“

„Sie dürften ſich irren!“ ſagte Condorcet, „die Empörung, der ſie ſich bedienen, wird uns frei machen und die Macht geben, die Freiheit an Chartres zu rächen, wenn er ſie antaſtet!“

„Wähnt nicht,“ und Caron ſchüttelte das Haupt, „ſie zu überliſten. Ich habe mit ihnen mein Lebelang gekämpft, und ſie übermannen mich doch! In Allem, was mir bevorſteht, ſehe ich ihre unſichtbare Hand!“

„Räthſt Du, zu Conti zu gehen und ihm Alles zu entdecken?!“ fuhr Morelly auf.

„So lange Conti, wie jetzt, machtlos iſt, Ihr keine Beweiſe gegen Orleans habt als Worte, iſt’s lächerlich! Wenn Chartres nun ſagte, er habe ſich nur Eurer Abſichten vergewiſſert, um den Staat vor Demagogie zu retten? Geht doch! Ihr ſeid in ſeinen Händen, und ich bin kraftlos!“ —

Finſter blickten ſie Alle vor ſich hin und ſchwiegen. —

Ein Geräuſch im Vorzimmer ward vernehmbar, Caron ſchrak zuſammen. Gomez trat haſtig ein.

„Das Urtheil iſt gefällt, Herr!“ ſagte er bewegt, „ſie kommen! Der Vorhof und die Fauconnière iſt mit Sicherheitswachen beſetzt, Sartines kam eben, ſie ſcheinen indeß noch zu warten!“

„Zu warten? Auf was, auf wen? — Sieh nach, warum ſie zögern! Wenn ich dann abgeführt bin, wirſt Du mit meinen Sachen ſofort abreiſen.“

„Sofort!“

„Zu meiner Frau nach Calais; in St. Omer triffſt Du den Fürſten Naſſau.“

„Verlaſſen Sie ſich auf mich, Herr!“

„Fort, laß uns nicht überraſcht werden!“ —

Gomez ſtürzte hinaus. — „Ihr ſeht, wie es ſteht!“ Er ſchloß hinter Gomez die Thür ab. „Kommt in den Gartenſalon zurück, Freunde. Ihr könnt in's Erkerzimmer treten und Zeuge ſein, was ſie mit mir vornehmen. Aus dem Hauſe kommt Ihr ja doch nicht, bis es von Polizei geräumt iſt!“

Gomez verſuchte in dieſem Augenblick zu öffnen. Als er die Thür verſchloſſen fand, pochte er heftig.

„Was iſt's?“ —

„Eben ſteigen die Herzöge von Orleans und Chartres mit einem Parlamentsrath aus dem Wagen.“

„Die Orleans?! — — Bei Gott, ich beginne zu hoffen! Ich gebe noch nichts verloren! Leb' wohl, Gomez. Geh' auf Dein Zimmer, und Gott ſegne Deine Treue.“

„Der Himmel behüte Sie, lieber Herr!“ rief der Diener gepreßt, und ſchritt zögernd die Treppen hinab.

Caron ging haſtig mit den Uebrigen in das Salonzimmer, welches auf die Terraſſe ſtieß.

„Die beiden Orleans alſo!“ lächelte er. „Ich glaube, mein altes Glück wendet ſich mir wieder zu; es iſt ſehr gut, daß Ihr hieher gekommen!“

„Was wollen Sie damit ſagen?“ fragte Tolendal erſtaunt.

„Das wird ſich finden. Ich hoffe, Ihr werdet im entſcheidenden Augenblick Männer ſein. Raſch in das Erkerzimmer, zieht die Vorhänge zu. Ich höre ſie ſchon an die vordere Thür donnern!“ —

„Morelly, Lally und Condorcet ſchlüpften in den Erker, deſſen Gardine ſie verdeckte. Caron warf einen Blick ringsumher, dann lachte er höhniſch auf und ſchritt zum Wohnzimmer, deſſen Thür unter den Schlägen der Polizeiwachen erdröhnte.

„Aufgemacht dort innen im Namen des Parlaments!“ tönte Sartines' Stimme. —

Caron öffnete. „Ah, meine Herren, kommen Sie endlich? Ich war ein wenig eingeſchlafen, verzeihen Sie!“

Der Generalprocurator Vaucreſſon in ſeiner rothen Robe, den Mortier auf dem Haupte, zwei Parlamentshuiſſiers neben ſich, trat ein, die Herzöge von Orleans folgten. Sartines mit bewaffneten Polizeiſoldaten hielt die Thür beſetzt.

„Sie ſind Caron de Beaumarchais!“ begann Vaucreſſon.

„Wenn ich ein Anderer wäre, würde mir in dieſem Augenblicke das ſehr angenehm ſein!“

„Nachdem Ihnen inſinuirt worden, daß in heutiger Parlamentsſitzung über Sie endgültig entſchieden werden ſolle, habe ich, der Procurator des hohen Gerichtshofes, den Befehl, Ihnen das Urtheil zu eröffnen und es ſofort in Vollzug zu ſetzen.“ — Er entrollte das Document. „Verhandelt in der Sitzung des Parlaments als höchſtem Gerichtshofe. Paris den 26. April 1774. — Pierre Auguſtin Caron de Beaumarchais, bereits angeklagt und überführt der Verleumdung und verſuchten Beſtechung eines Parlamentsmitgliedes, auch überführt durch ſeine drei Läſterſchriften, — trotz Verbots und mit Umgehung der Cenſur erſchienen, die Majeſtät des Königs, das Miniſterium, das Parlament und die Geſetze dieſes Landes verleumdet, beſchimpft und entehrt zu haben, wird durch gemeinſamen Beſchluß des hohen Hauſes verurtheilt zu öffentlicher Brandmarkung auf dem Grèveplatz zu Paris, Verluſt des Adels, des Vermögens, der bürgerlichen Ehre und zehnjähriger Galeerenſtrafe, zu verbüßen im Bagno von Rochette! Im Namen des dreieinigen Gottes, des Königs und Parlaments, es geſchehe! — So übergebe ich Dich, Caron Beaumarchais, kraft meiner Gewalt und dieſes Urtheils in die Hände des Herrn von Sartines, Polizeilieutenants Seiner Majeſtät, daß er an Dir vollſtrecken laſſe, wie geurtheilt iſt!" —

Schon wollte Vaucreſſon ſich wenden, ſchon hatte Sartines Caron die Hand auf die Schulter gelegt, als er ſich aufrüttelte.

„Herr Parlamentsprocurator, mir ſteht aber die Appellation an den König und eine halbjährige Friſt zu! Ich werde appelliren, ich verlange die Friſt!"

„An den König? Du wagſt noch an Seine Majeſtät zu appelliren?" rief Vaucreſſon. — „Gut! Du willſt die Strafe nur nutzlos aufhalten, denn Du weißt wohl, daß Du keine Gnade zu erwarten haſt. Tritt denn binnen ſechs Monaten Deine Appellation an. — Da 'man dieſen Einwand indeß vorausſah, wird Dich die Baſtille ſo lange in Verwahrung nehmen. Die öffentliche Publication des Urtheils wird jedoch nicht aufgehalten!"

Vaucreſſon warf Sartines und den Prinzen einen Blick zu, und entfernte ſich mit den Huiſſiers. — —

„Ich hätte nicht geglaubt, daß die Prinzen Orleans ſo viel Theil an meinem Geſchick nehmen würden!" lachte Caron ſarkaſtiſch.

„Weil Sie uns für Ihre bitterſten Gegner halten," erwiederte Orleans kalt. „Sie irren ſich aber hierin. In dieſer für Sie ſo fürchterlichen Stunde wünſchen wir Ihnen unſern Schutz angedeihen zu laſſen und Sie vor dem Aeußerſten zu erretten, falls Sie auf unſere Bedingungen eingehen!" Er gab den Beamten einen Wink.

Sartines entfernte ſich mit ſeinen Leuten.

„Dacht' ich doch, daß es ſo ſchlimm nicht kommen könne!" murmelte Caron. — „Monſeigneur, da Sie einmal ein tête-à-tête mit mir halten wollen, ſo treten Sie lieber in jenen Gartenſalon, wir haben vielleicht Manches zu ſagen, was recht unangenehm wäre, vom Ohr des Herrn Sartines es aufgefangen zu wiſſen!“ —

Orleans nickte lächelnd und ſchritt mit Chartres in den anſtoßenden Salon. Beaumarchais folgte ihnen, ſchloß die Thür und fand Gelegenheit, während die Prinzen in den Divans Platz nahmen, ſie raſch abzuſchließen. Dann warf er einen Blick auf den Erker und trat zu ihnen.

„Nun mein Klügſter aller Klugen, mein toller Beaumarchais,“ lachte Orleans, „jetzt hätten wir Sie ja endlich! Sie erinnern ſich doch wohl unſeres Rendezvous am Lendemain der Herzogin von Lamballe? — Ich prophezeite Ihnen, daß Sie uns nicht entgehen würden, und Sie ſehen, ſo iſt es gekommen. Alle Achtung vor Ihrem Intriguentalent, Sie leiſteten gegen uns, was Ihnen kein Zweiter ſo bald nachthun wird, aber daß Sie uns dabei doch nur in die Hände arbeiteten, nur tiefer in das Netz fielen, welches wir um Sie geſponnen, haben Sie doch nicht gewußt. — Ich wünſche Ihnen nun Folgendes zu ſagen. Sie haben die Wahl zwiſchen Galeere und Freiheit, denn die Appellation hilft Ihnen nichts. In meiner Taſche habe ich einen Miniſterialbefehl Aiguillon's und Maupeau's, der Ihre Strafe in lebenslängliche Verbannung umändert. Sartines iſt insgeheim beauftragt, Sie ſofort nach einem Hafen Ihrer Wahl escortiren zu laſſen. Dies ſoll geſchehen, wenn Sie ſich ſchriftlich anheiſchig machen, als mein Agent nach England zu gehen und dort nach meinen Befehlen zu leben. Im andern Falle bleibt Ihnen nur Ruderbank und Brandmarkung! Sie ſehen, Sie ſind von meiner Gnade abhängig! Sie ſollen mein Sklave ſein, mein dienſtwilliger Sklave und Agent, deſſen Kopf ich zu meinen Plänen brauchen will, und der verdammt ſein ſoll, um der phyſiſchen Galeere zu entgehen, an jener großen moraliſchen Galeere des Hauſes Orleans zu rudern, das in dem Hafen der königlichen Macht, am Throne der Bourbonen landen ſoll!

„Hahahaha!“ fiel Chartres luſtig ein, und die Prinzen ſchüttelten ſich vor Entzücken über ihr gelungenes Werk. —

Beaumarchais ſenkte das Haupt und trat zurück. „Alſo zwingen Sie mich, Hoheiten?"

„Ja, mein Freund," lachte Chartres. „Du haſt fünf Minuten Zeit, den Revers auszuſtellen, der Deine Seele, Dein Hirn, all' Deinen koſtbaren Witz den Orleans verſchreibt. Luſtig, luſtig! Du biſt ja ſeit je ein Spion geweſen!!"

Caron erglühte vor innerem Zorn. Er ſchritt zu ſeinem Bureau und öffnete es, und legte langſam Papier und Feder zurecht, — dann drückte er plötzlich an einer geheimen Feder, ein Fach ſprang auf, er griff hinein, zwei Piſtolen glänzten in ſeiner Hand und die Hähne knackten. — „Nun, Herr Philipp Egalité," lächelte er, „laſſen Sie uns denn eine revolutionäre Sitzung halten! Heraus, Volksfreunde des Pigeonnier, heraus! Hahahaha —!!"

Die Prinzen waren außer ſich emporgefahren, Orleans ſtürzte zur Thür und fand ſie verſchloſſen. Morelly, Tolendal und Condorcet traten ihnen hinter dem Vorhang entgegen. — Die Prinzen, todtenblaß, griffen zu den Degen.

„So ſtehen wir im Kampfe gleich? O Lally und Condorcet, Ihr wortreichen Spartaner, Ihr Athleten der Doctrin, Ihr Klopffechter mit Phraſen, habt Ihr genug Hirn, zu erkennen, was dieſe Orleans ſind, genug Haß, für Vaterland und Freiheit einen herzhaften Schuß in die Höllenherzen dieſer Brut zu thun? Nimm das Piſtol, Tolendal, Sohn Deines ſchuldlos gemordeten Vaters, zieh Condorcet und bereite Dich auf einen Brutusſtoß! Zu Sklaven wolltet Ihr uns machen, zu willenloſen Sklaven? Ueber das blutende Land, über die Revolution hinweg wolltet Ihr zum Throne ſchreiten? Nun wohl, ich, der Galeerenſträfling, dictire Euch zu, daß Ihr unſere willenloſen Sklaven fortan ſein ſollt! Dort iſt Feder und Papier. Schreiben Sie, was ich dictire, Herr Egalité, oder bei dem großen Gotte der Vergeltung, an den ich glaube, das Blut zweier Orleans ſoll fortan der koſtbare Teppich ſein, auf den ich trete. Vorwärts, greift an!!"

Tolendal und Condorcet hatten ſofort den ſchwerfälligen Orleans unterlaufen und ihm den Degen entriſſen. Beaumarchais packte Chartres an der Bruſt, welcher im Entſetzen den Degen verloren.

„Thu' Keiner einen Laut, denn wenn Sartines die Thür erbricht, ſchießt man Euch nieder!" —

Er zog Chartres an das Bureau.

„Setzen Sie ſich! Schreiben ſie!" —

Der Prinz gehorchte ſchweigend.

„Ich, Herzog Philipp von Chartres, Sohn des Prinzen von Orleans aus dem Geblüt der Bourbonen, bekenne hier ausdrücklich, daß ich geſtern freiwillig in die Geſellſchaft der „Volksfreunde" eingetreten bin, daſelbſt den Namen Philipp Egalité angenommen und geſchworen habe: das Geſchlecht der Bourbonen, Adel, Prieſterthum und Privilegirte zu ſtürzen, in Frankreich die Republik auf der Grundlage der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit zu errichten, und zwar mit allen Mitteln der Liſt und Gewalt, die im Bereiche meines Hauſes liegen! — So! Unterzeichnen Sie!" —

Es geſchah. —

„Geben Sie darauf Ihren Wappenring zum Pfande!" —

Der Prinz zog ihn langſam ab. Caron ſteckte ihn mit dem Papiere ein.

„Nun, Herr Herzog, erſuche ich Sie um das Verbannungsdecret des Miniſters!" —

Knirſchend überlieferte Orleans das Papier.

„Jetzt werden Sie ſich Beide mit dieſen Herren über die Terraſſe und durch die Gemächer der Chevalière de Piron hinwegbegeben! — Ich habe Ihnen nur noch Eins zu ſagen, Monſeigneur. So lange Sie und Ihr Sohn ſich ſtill verhalten, weder die Manſarde des Pigeonnier und deren Bewohner beläſtigen oder gefährden, noch Schlimmes gegen das regierende Königsgeſchlecht unternehmen, ſo lange werden Sie vor dem Gebrauch dieſes Documents ganz ſicher ſein!" Er ſchloß die Gartenthür auf. „Lebt wohl, Freunde, Ihr ſollt von mir hören!" —

Die Prinzen und die Volksfreunde entfernten ſich. — Caron ſchloß hinter ihnen ab. Dann öffnete er das Wohnzimmer und rief Sartines.

„Herr Polizeilieutenant, Sie ſehen das Verbannungsdecret in meiner Hand. Ich reiſe über Calais nach England; mein Diener Gomez wird mich begleiten!“

„Hm! Ich ſehe, man hat ſich mit Ihnen verſtändigt. Wo ſind die Hoheiten?“

„Sie wünſchten nicht mit mir das Hotel zu verlaſſen und gingen durch die Gemächer der Frau Chevalière.“

„Gut, der Wagen wartet, ſteigen Sie ein!“ —

Gomez ward gerufen, das Gepäck Beaumarchais' nach der Kutſche gebracht. Er ſtieg mit dem Diener ein. — Zwei Polizeiwachen begleiteten ihn zu Pferde. Er raſſelte hinweg, das Thor St. Honoré hinaus gen Norden. — Beaumarchais nahm auf der nächſten Station Extrapoſtpferde und reiſte Tag und Nacht. In St. Omer traf er Naſſau-Siegen, mit dem er ſofort nach Calais aufbrach. —

Als er das Häuschen betrat, welches Suſanne bewohnte, ſank er jauchzend in ihre Arme.

„O mein lieber, einziger Herzensmann, habe ich Dich denn endlich wieder, biſt Du frei?!“

„Ja, frei, wie — ein Verbannter! Wir gehen nach England, Kind! Zwei Schätze aber bringe ich doch mit, Ihnen, theurer Fürſt, die heiße Liebe Louiſens von Lamballe, und mir den Donnerkeil, welcher die Tücke der Orleans einſt vernichten wird. Ja, Suschen, Figaro wird Hochzeit halten, eine neue, glücklichere! Die Hochzeit des Figaro zu ſchreiben, ſoll meine Muße ſein, und wie er das jus primae noctis zerbrach!“ —

22.

Ludwig der Befreier.

Während Beaumarchais, dieſer Meiſter der Geiſtesgegenwart und Verſchlagenheit, mit Suſannen nach England entwich, wurde vom Parlamente Maupeau das Urtheil gegen denſelben publicirt: „Brandmarkung, Vermögensverluſt, Galeere!“ — Es war eine lächerliche Komödie und zugleich eine große politiſche Dummheit, weil er hinterher zur Verbannung begnadigt worden und man ſehr froh war, ihn abgereiſt zu wiſſen. Daß er unter keiner Form wiederkehren konnte, dafür wurde an der Grenze durch die ſtrengſten Befehle geſorgt. Natürlich rief dieſe plötzliche, unerwartete und unerhörte Verurtheilung einen allgemeinen Wuthſchrei durch das ganze Land hervor, eine grenzenloſe Empörung der Gemüther, eine Gährung und Spannung in allen Kreiſen. Die Regierung hatte ſich mit einem Schimpf, einer Lächerlichkeit beladen, welche auch die letzten Reſte gewohnter Devotion aus dem Herzen der Nation riß. Es war, als müſſe jeden Tag der Schlag fallen, welcher dieſe brutalſte, ſittenloſeſte aller Gewalten zu Boden werfe. — Orleans und Chartres, in der Minute ihres höchſten Triumphs von Beaumarchais überliſtet, entlarvt, und da zum Schweigen gebracht, wo ſie ſich über ihn eine despotiſche Herrſchaft zu ſichern meinten, waren entſetzt und gedemüthigt in's Palais royal zurückgekehrt und mußten ihre Abſichten auf eine gelegenere Zeit verſchieben. Schlechtigkeit, mit Reichthum und Macht verbunden, bleibt aber immer im Vortheil. Anacharſis Cloots, der ſein Vermögen verſchwendet, und, ein wahrer Rabuliſt der Freiheit, jedes Mittel für ſeinen Zweck annehmbar hielt, und Mirabeau, der des Schutzes gegen ſeinen Vater bedurfte, ſuchten im Palais royal geheime Audienz, und verbündeten ſich mit den Orleans, ja, wurden ihre thätigſten Agenten in dem Wahne, da meiſtern zu können, wo ſie bereits bemeiſtert wurden. Von nun an ſpannen ſich jene demagogiſchen Fäden geheimen Einverſtändniſſes gewiſſer, herabgekommener Unzufriedener, deſſen Symbol die rothe Mütze wurde. — Vaucreſſon hatte Caron's Appellation anmelden müſſen, aber, ihn ewig verbannt wiſſend, athmeten ſeine Gegner auf, und ſelbſt das Document Egalité's in ſeiner Hand verlor nach und nach für Chartres alle Schrecken. Derſelbe war nämlich mit Prinz Artois ungemein vertraut, welcher zu Marly Alles galt, und während die Volksfreunde ſich unter ſeiner Obhut in einzelnen Quartieren verſtohlen etablirten, ſtand ſich der alte Orleans mit den Miniſtern, der neuerſtarkten Jeſuitenpartei und Madame du Barry ganz vortrefflich, welche eben ſo unumſchränkt den König zu beherrſchen, wie dieſer ewig zu leben ſchien.

Es galt nur noch eine Spanne Zeit und eine geſegnete Minute, um loszubrechen! — O, dieſe geſegneten Minuten in der Geſchichte! — Sie kommen, aber — für wen? Und wie werden ſie genutzt? —

Der Dauphin und die Dauphine waren beim Volke anfänglich recht beliebt, ſie hatten ſich ſtets human und gewinnend gezeigt, aber ſie waren ſchrecklich unbedeutend, denn Niemand imponirte weniger als der jugendliche Ludwig. Conti hatte wohl Einfluß auf ihn, inſofern er ihm geradezu Alles ſagen konnte, aber einen merklichen Eindruck Deſſen verſpürte man bei dem Dauphin nicht. Daß er ſich endlich bei ſeinen Büchern und Karten, ſeinen Schloſſern und Tiſchlern einſchloß und alles Andere gehen ließ, war genug, ihn der Ariſtokratie verächtlich zu machen. Maria Antoinette hingegen war heiter, lebensluſtig, Feindin des Zwanges, und ihrer Freundin Lamballe eben ſo ſehr, wie den chevaleresken Poſſen des kecken Artois ergeben. Sie beſaß kaum mehr als das kühle Wohlwollen ihres Gemahls, der ſich nicht um ſie kümmerte, und dieſe Ehe war eine unglückliche und kinderloſe. Selbſt die Fiſchweiber riefen Antoinetten nun, wenn ſie vorüberfuhr, den Vorwurf zu, daß ſie nach drei Jahren dem Lande noch keinen Prinzen gegeben habe. Im Uebrigen wurde das kronprinzliche Ehepaar mit ſeinem Miniaturhofe von Verſailles aus ſo beobachtet, ſo auf die knappſten Mittel beſchränkt, daß es wirklich mehr des Achſelzuckens als der Verehrung werth ſchien. — —

Am 1. Mai 74 ließ ſich ganz unverhofft ein reitender Piqueur des Herzogs von Duras, Ober-Hofmarſchall des Königs, früh Morgens bei dem Prinzen Conti melden und gab folgendes Billet ab:

— „Königliche Hoheit! Der König iſt plötzlich erkrankt! Der Arzt erklärt, es ſeien die Pocken und der Monarch verloren! — Die Anſteckung erfolgte durch eine Perſon, welche von Madame du Barry geſtern zum Souper gebracht wurde. Die Gräfin verließ ſoeben voll Schreck das Oeil-de-boeuf! — Bei dem hohen Vertrauen, welches Sie, Monſeigneur, bei dem allergnädigſten Dauphin genießen, erwartet Ihre Befehle fortan Ihr allergehorſamſter Duras." —

Eine Viertelſtunde ſpäter fuhr Conti in's Hôtel Penthièvre, um ſeine Nichte, die Herzogin, nach Marly abzuholen. — Der Dauphin mit Gemahlin, den Prinzen und Prinzeſſinnen nebſt Gefolge erſchienen denſelben Nachmittag in Verſailles und bezogen die innere Seite des linken Flügels. Lamballe und Conti waren beſtändig bei ihnen und erließen die Befehle, Vauguyon und die Herzogin Luynes leiteten den äußeren Dienſt. — Sofort nach der Ankunft ſchrieb der Dauphin an Terray, den Armen von Paris zweihunderttauſend Livres auszuzahlen, damit ſie für den König beten möchten. „Sollte Ihnen das zu viel erſcheinen, ſo ziehen Sie es von meinen und der Dauphine Jahrgeldern ab.“ —

Zehn Tage litt der König. Seine Qualen waren gräßlich und die Atmoſphäre um ihn geradezu eine vergiftete. Der Verlauf der Krankheit konnte, ſchon ihrer Furchtbarkeit wegen, bald für die Bevölkerung kein Geheimniß mehr ſein. Die Orleans in ihren Plänen, das Miniſterium mitten in ſeinem unheilvollen Willkürregimente bedroht, duckten erbleichend die Köpfe, ſchloſſen die Augen und warteten, ob aus dem ſchwarzen Wetter nicht dennoch ein Sonnenſtrahl für ſie erſcheinen wolle. Der Dauphin hingegen zeigte ſich ſchweigſamer, finſtrer als je. Es ſchien, als wolle er nun ganz verſtummen. Weder Maria Antoinette noch Conti entlockten ihm eine Meinung. Nur als der Prinz ihm ſagte, daß er vorerſt doch in Verſailles unmöglich reſidiren könne, erwachte er wie aus einem Traume.

„In Verſailles? Nein! In Marly!“ — Danach traf Vaugyon ſeine Einrichtungen.

Als ſich die Kunde der nahen Auflöſung des Königs in die Provinzen verbreitete, wurden alle Anhänger des todten Dauphin wach. Maurepas, der witzige altfranzöſiſche Maurepas, Fleury's Schüler und Genoſſe, welchen Pompadour in die Verbannung geſchickt, kam ſofort heimlich nach Verſailles, wußte ſogleich herauszubekommen, wohin der neue Monarch gehen werde, und eilte vorauf nach Marly. Eine Menge verbannter Parlamentsräthe ſchlüpften in Paris bei Freunden unter, die Reſidenz füllte ſich mit Zündſtoff aller Art, das Volk begann laut zu raiſonniren und lachte die Beamten des Sartines aus, welche bisher ſein Schrecken geweſen!

Die Sterbeſtunde Ludwig's XV. kam, der 10. Mai. — Sein Hofſtaat mußte der Sitte gemäß im Audienzſaal erſcheinen, um das letzte Röcheln des Sterbenden im Nebenzimmer zu hören. Alle Zugänge des Oeil-de-boeuf waren dicht gedrängt von Prinzen, Herzögen, Grafen und Marquis, Miniſtern und Generalen, Biſchöfen und Prälaten.

Aber weder der Dauphin noch die Dauphine, weder Conti, ſeine Nichte, noch irgend Jemand aus der Umgebung des neuen Herrſchers ließ ſich ſehen. Die Reiſeequipage desſelben, die Piqueurs und Vorreiter harrten bereits im Hofe des Signals zum Aufbruch. — Um den Dauphin nicht zu verletzen und keine unpaſſende Voreiligkeit zu begehen, hatte die Dienerſchaft ſich beſprochen, einen brennenden Wachsſtock an eines der Fenſter des Sterbezimmers zu ſtellen und mit dem letzten Athemzuge des Königs zu verlöſchen. —

Prinz Conti ſtand im Wohnzimmer des Thronfolgers am Fenſter. Der zwanzigjährige Dauphin ging umher, unſtät und vor ſich hinſtarrend. Bei Madame Antoinette im Nebenzimmer ſaß Herzogin Lamballe. Beide hielten die Hände in einander verſchlungen, flüſterten und blickten mitunter verſtohlen nach dem Dauphin. An der Thür der Antichambre harrten die Oberhofmeiſterin von Noailles und Herzog von Vauguyon, ſie glichen zwei Bildſäulen. Die Prinzen Provence und Artois mit ihren Damen und dem adeligen Gefolge verhielten ſich ſtill in den Nebenzimmern. —

Da löſchte der Wachsſtock! Die Packwagen, die Diener brachen auf. — Conti wendete ſich, ging auf den Dauphin zu und drückte ſeine Hand an die Lippen. „Er iſt verſchieden! Gott ſegne Eure Majeſtät!“

„Er iſt todt?!“ rief Ludwig im Schreck; dann eilte er zu Antoinetten, ergriff ihre beiden Hände und erhob ſie bewegt: „Mein Gott, leite uns, ſchütze uns, wir kommen zu jung zur Regierung!!“ — —

Ein Getöſe gleich einem Aufruhr dröhnte vom Oeil-de-boeuf herüber.

„O Gott, was iſt denn das, beſte Lamballe?“ fragte Antoinette ängſtlich.

„Der alte Hofſtaat, welcher ſich nun zu Ihnen drängt, Majeſtäten!“ erwiederte Conti mit leiſer Bitterkeit.

„Ich will davon nichts wiſſen! Niemand will ich ſehen, als meine Tanten, die meinen Großvater gepflegt haben!“ fuhr der Dauphin auf. — „Laſſen Sie uns Gott bitten, Antoinette, daß er uns Männer ſchicke, die uns dienen, indem ſie dies arme Land aus ſeinem Elende reißen! Es muß bald geſchehen! — Sie haben in dieſer Zeit viel mit mir über die Lage der Dinge geſprochen, lieber Vetter Conti, und mein Herz iſt nicht kalt geblieben. Seien Sie immer mein Rathgeber!" —. Der Dauphin ward wieder ſtill, dann lächelte er wehmüthig. — „Erinnern Sie ſich wohl noch dreier Namen, die mir mein ſeliger Vater einſt eingeprägt, mir und dem Prinzen von Bourbon? Es war zu Klein-Trianon bei der Grotte mit den Ulmen?"

„Mein Fürſt!?" rief Conti erſtaunt. —

„Ich war damals wohl höchſtens zehn Jahre! — Der eine war mein erſter Lehrer, ein Prieſter, Abbé Morelly, hieß er. Er muß wohl ſchon längſt todt ſein. — Die beiden anderen ſind Turgot und Malesherbes. — Mein Vater ſagte: Merke Dir dieſe Namen, Du wirſt ſie einſt nöthig haben! Ich habe dieſe Männer nicht vergeſſen, habe ihre Schriften geleſen, ihre Wirkſamkeit beobachtet. — Turgot ſoll das Finanzdepartement, Malesherbes das Innere übernehmen, da fehlt es bei uns am meiſten! Graf Mouy wird Kriegsminiſter, an Herrn von Machault will ich ſelbſt ſchreiben!"

„Mein einziger — mein hoher Herr!!" rief Conti mit freudigſter Bewegung. „Der Geiſt Ihres todten Vaters iſt über Ihnen!! — Und die bisherigen Miniſter?" —

„Laſſen Sie den Sartines kommen!" — — —

In den Antichambres ſtanden die Hofchargen, gierig, daß ſich die geſegnete Thür des neuen Königs öffne, den ſie ſtillſchweigend ja bereits als ihre Beute anſahen.

Vauguyon öffnete ſie: „Polizeilieutenant von Sartines!" — Der Beamte huſchte hinein, die Portière fiel wieder zu. —

„Das wird hübſch werden," flüſterte Orleans ſeinem Sohne zu, „er ruft zu allererſt die Polizei!" —

Sartines trat zum König herein und beugte das Knie. „Gott ſegne Eure Majeſtät!"

„Ich danke, Sartines. Bringen Sie dieſe Schrift ſofort zum Druck und laſſen Sie ſie überall in Frankreich anheften. Ich habe darin dem Lande geſagt, daß das Miniſterium entlaſſen ſei und die Parlamente in alter Weiſe einberufen werden ſollen. Den Herren von Maupeau und Aiguillon haben Sie dieſe lettres de cachet, welche von ihnen ſo ſehr mißbraucht worden ſind, zu übergeben; ich verweiſe Beide dreißig Meilen von meiner Reſidenz. Den Abbé Terray ſchützt zwar ſein geiſtlich Kleid, aber ſagen Sie ihm, er werde weiſe handeln, ſich in Vergeſſenheit zu bringen!!“

Ludwig XVI. nickte kurz. Sartines, die erſten Regierungsacten des neuen Herrn in der Hand, eilte hinaus.

In demſelben Augenblick wurden die Prinzeſſinnen-Töchter Adelaide, Sophie und Victorie von einem Kammerherrn eingeführt. Sie nahten ſich ſehr gebeugt.

Ludwig XVI. umarmte ſie. „Meine theuren Tanten, wenn ich Sie nicht ſchon ſehr liebte, würde Ihr hoher Opfermuth am Bette meines erlauchten Großvaters mich mit Bewunderung erfüllen! Ich bitte, daß Sie mich nach Marly begleiten. — Meine königliche Gemahlin,“ und er reichte Antoinetten den Arm, „ich glaube in Ihrem wie meinem Sinne zu handeln, wenn ich Ihre Hoheit, die verwittwete Prinzeſſin von Lamballe zur Ober-Intendantin Ihres Hofſtaats ernenne! — Nach Marly, wenn Ihnen gefällig iſt!“ —

Ein ſeliges Staunen, ein Freudeſchreck ſpielte ſich auf allen Geſichtern. — Als der Monarch in die Antichambres trat, ſich die Höflinge und Damen tief gebückt glückwünſchend herandrängten, winkte der König, ſtumm abwehrend, mit der Hand; er war wiederum in ſich gekehrt. Lautlos öffneten ſich die Reihen, welche er mit dem Gefolge durchſchritt. Er beſtieg mit der Königin den Wagen, Conti und Lamballe ſaßen Beiden gegenüber; die Familie und Cortége folgten brauſend, hinweg nach Marly!

Frappirt ſtand der Hofſtaat noch immer in den Zimmern, dem Monarchen nachſtarrend, der ſich allen Huldigungen entzogen. —

„Das iſt eine neue Art Regierungsantritt!“ murmelte Chartres.

„Herr von Sartines,“ begann Orleans, „wollen Sie uns wohl einigen Aufſchluß geben?“ —

Sartines zuckte die Achſeln. „Ich weiß nur, Monſeigneur, daß das Miniſterium entlaſſen iſt und das Parlament in alter Art berufen wird!“

„Das Parlament in alter Weiſe?!“ ſchrie Orleans.

„Wir ſind entlaſſen?!“ keuchten Maupeau und Terray.

„Ihnen und Herzog Aiguillon habe ich zugleich dieſe lettres de cachet zu überreichen!“

„Und wie entläßt man uns denn?“ rief Terray. „In welcher Form?“

„Die Form bin ich!!“ ſagte Sartines. „Ich werde ſchon ſorgen, daß die Herrſchaften unverzüglich Seiner Majeſtät Willen nachkommen!“

Das Reich der Engel war geſtürzt! — —

Einige Stunden ſpäter erfuhren die Pariſer, daß Maupeau, Terray und Aiguillon gefallen, die Parlamente wiederhergeſtellt, mit ihnen der alte Rechtsgang wiederhergeſtellt ſei; das Volk jauchzte vor Freuden. An allen Ecken ſtand es zu Haufen, die Proclamationen zu leſen, und der Weg nach Marly war bedeckt von glücklichen, jubelnden Menſchen, die dorthin wallfahrteten, ihn zu ſehen, „Ludwig den Befreier!“ Die Menſchen ſanken auf der Straße jauchzend einander in die Arme, eine heilige Gluth dankbarer Freude durchſtrömte jedes Herz, und wer jetzt nach Paris kam, dem war's, als träte er in eine vom Feinde befreite Stadt. — In der folgenden Nacht raſſelte ein dunkler Karren von Verſailles nach Saint Denis. Reitende Fackelträger leiteten ihn, man fuhr wie wahnſinnig über Stock und Stein, ſich ſeines Inhalts zu entledigen. Es war der Corbillard, der Leichenkarren der Könige. Das war Ludwig's XV. Begräbniß. — Auf den belebten Gaſſen ſang lachend indeß das Volk:

„Remplissant ses honteux destins,
Louis a fini sa carrière.
Pleurez coquins, pleurez putains,
Vous avez perdu votre père!" — —

Welche Hoffnungen erblühten, welche neue Roſen des Lebens! Nachdem das Elend ſo tief, ſo unſäglich geweſen, welche ſchwindelnd kühnen, welche überfeurigen Erwartungen trugen jetzt auf Sehnſuchtsſchwingen die geknechtete Nation empor! So begann Ludwig XVI. — Conti erhielt vom jungen König bereits unterwegs Auftrag, Beaumarchais zu benachrichtigen, daß er ſeine Appellation anbefehle, ſeine Verbannung aufhebe, er das Vertrauen des Königs genieße, und nur ſo lange in England bleiben ſolle, als es die Geſchäfte, welche man ihm aufzutragen gedenke, erheiſchten. Maria Antoinette hatte lächelnd darauf geſagt: „Grüßen Sie ihn auch von mir, Hoheit, der Barbier von Sevilla wird nun wohl wieder gegeben werden."

„Da Sie es wünſchen, gewiß, Antoinette!" ſagte lächelnd der König.

Ludwig XVI. war der edelſte, humanſte Monarch von der Welt. Er bedurfte aber ſehr tiefer Aufregungen, lange vorher bedachter Entſchlüſſe, um ſich ſo aufzuſchwingen, wie er es in den erſten Stunden ſeines Königthums that. Den Moment zu nutzen, mit einem Blick, einem Griff zu bewältigen, vermochte er nicht, und nach einem hohen Anſtoß ſeiner Seele ſank er meiſt wieder in ſich zuſammen, aus Selbſtmißtrauen, aus Schüchternheit, weil es ihm an Welt- und Menſchenkenntniß, an frei entwickeltem Charakter gebrach. Als er jetzt zu Marly mit dem Vorſatz anlangte, Herrn von Machault, den fähigſten Kopf und das treueſte Herz, zum Premier zu ernennen, ſtellte ſich ihm sans gêne in der Antichambre der glatte, alte Maurepas vor. Ludwig empfing ihn freundlich und gab ihm Audienz, das Exil durch Madame de Pompadour hatte dieſen Mann in ſeinen Augen ehrwürdig gemacht.

Maurepas' graziös-ſichere Manier, der Ernſt, mit dem er für jedes Uebel des Staates ein Recept wußte, die

Keckheit, mit welcher er dem jungen Fürſten ſagte: „Ach, Majeſtät, ſorgen Sie nicht, ich werde Ihnen mit Leichtigkeit lehren, wie man regieren muß!“ beſtach und imponirte dem Monarchen ſo, daß der zudringliche Herr von Maurepas zum Unglück für Frankreich ſtatt Machault Premier wurde. Als er hörte, Turgot werde ſein Genoſſe ſein, zog er die Stirn kraus.

„Majeſtät, Herr Turgot geht aber nie in die Meſſe!“

„Er war meines Vaters Freund, das iſt genug! Terray und Maupeau gingen dafür alle Tage in die Meſſe!“

Maurepas verbeugte ſich, er wußte nun genug, und hatte ja ſein Portefeuille in der Taſche.

Niemandem kam wohl ſeine Ernennung unerwarteter als Turgot und Malesherbes, den alten Freunden aus dem Pigeonnier, welche ſich zum erſten Mal auf dem Parquet zu Marly begegneten, um bewegt einander die Hand zu drücken. Ihre Namen erregten Jubel durch ganz Frankreich.

Wenige Tage nach dem Thronwechſel erſchien auch in Ruelle, dem Landgute Aiguillon's, wo Gräfin du Barry Zuflucht gefunden, Herr von Brillière. Er war in ihren guten Tagen ſtets ihr kriechender Lobredner geweſen, jetzt aber präſentirte er ihr einen Haftbrief, zufolge deſſen ſie nach der Abtei Pont aux Dames bei Meaux verbannt wurde. „Ein ſchöner ſtänkrichter Regierungsanfang!“ *) rief ſie. Dann nahm ſie Zamor, ihren Mohren, nebſt vier Millionen in Diamanten mit ſich, und ging in's Kloſter, um die Magdalena zu ſpielen. —

Beaumarchais war ein rechtes Glückskind. Verlaſſener, erniedrigter, von der Uebermacht der Feinde bedrängter konnte Niemand ſein als er, aber kaum entwiſchte er dem äußerſten Verderben, kaum fand er mit Suſannen ein Aſyl, als er auch ſchon bergehoch über ſeine Gegner ragte. Ludwig XV. konnte zu gar keiner gelegeneren Zeit für

---

*) „Voilà un beau tessu commencement de règne!“

ihn ſterben. — Sogleich mit Suſannen zurückzukehren, verboten ihm indeß ſein Ehrgefühl wie die Aufträge, welche er vom Könige empfangen hatte. Die Revolution in Amerika hatte günſtigen Fortgang genommen, der alte Haß Frankreichs gegen England ließ einen Seekrieg befürchten. Turgot und Malesherbes baten den alten Freund, über die Verhältniſſe an Ort und Stelle Aufklärungen zu geben. —

Am 10. November ſtellte Ludwig XVI. unter allgemeinem Enthuſiasmus die alten Parlamente wieder her, die Appellation Beaumarchais' wurde ſogleich angenommen, der Proceß Maupeau-Goësman wie das Urtheil des vorigen Parlaments caſſirt und Caron ſeine ſämmtlichen Ehrenrechte wiedergegeben. Zu gleicher Zeit befahl die Königin, den Barbier von Sevilla am Théâtre français einzuſtudiren.

Maria Antoinette hatte den trockenen, einſilbigen, in ſich verſunkenen Ludwig doch nach und nach durchſchauen und ſein edles tiefes Gemüth wahrhaft lieben gelernt. Ihr einfacher, ächt deutſcher Charakter paßte zu ſeiner ernſten, ſinnigen Weiſe. Es gab Minuten, wo ſie, wie beim Regierungsantritt, vor ihm hätte auf die Kniee fallen, ihn umarmen mögen, wo ihr heißes Herz ſich nach dem ſeinen ſehnte! Aber umſonſt, er ſchien ſie nicht zu verſtehen, ihre Schönheit ihn ſo wenig wie ihre Heiterkeit zu entzücken. Er war der unbeholfenſte Mann in der Liebe, und wie er den eigenen Regungen mißtraute, konnte er auch zu denen ſeiner Lebensgefährtin kein Vertrauen faſſen. Er erblickte noch immer die Oeſterreicherin in ihr, obwohl er gern mit ihr plauderte, ihr unlängſt erſt Trianon zum Geſchenk gemacht hatte. Das war die dunkle Wolke in Antoinettens Leben, ſeit vier Jahren vermählt, und nicht Gattin zu ſein, wegen ihrer Schönheit und Anmuth überall geprieſen, aber in Allem von Dem überſehen zu werden, welchem ſie doch die warme Neigung eines neunzehnjährigen Herzens entgegenbrachte. Zerſtreuungen mußten ihr über das nagende Gefühl ihrer Seele hinweghelfen, und indem ſie mit ihrem lebhaften Temperament die ſchweren Wunden ihres Gemüths zu verdecken ſuchte, erſchien ſie leichtfertiger, als ſie war, unköniglicher, als ihrem Lebensberufe ziemte. — —

Um die Zeit, als Caron's Geſchäfte in London ſich endeten, befand ſich gerade der Hof zu Marly, des Königs Lieblingsaufenthalt. Dieſes Luſtſchloß, mitten in dem uralten Parke liegend, welcher ſich von dem Thal der Maulbre, jenſeit Rennemouille, aufwärts nach Paſſy hinſtreckt, von deſſen Kuppeln man rechts Verſailles, links St. Germain und im Hintergrunde Paris erblickt, war viel mehr als Verſailles in dem alten phantaſtiſchen Styl verblieben, in welchem Ludwig XIV. es erbaut hatte. Dieſer Monarch, der ſich für den erſten der gekrönten Erdengötter, für die Sonne unter den umlaufenden Geſtirnen hielt, hatte dieſen ſtolzen Gedanken in Marly zu verwirklichen geſucht. Auf dem höchſten Plateau der Bergterraſſe erbaute er einen großen, ſternförmigen Pavillon, den Pavillon der Sonne genannt, in welchem er zu reſidiren pflegte. Rings in weitem Kreiſe waren zwölf kleinere Pavillons errichtet, nach den zwölf Zeichen des Thierkreiſes benannt, und unter einander durch Säulencolonnaden verbunden. In ihnen wohnten die nächſten Glieder der königlichen Familie und deren Günſtlinge. Den großen kreisförmigen Raum, welcher dieſe zwölf Villen von dem Herrſcherſitze trennte, nahmen duftige Anlagen mit üppigem Baumwuchs, Bosquets und Fontainen ein und bildeten den königlichen Privatgarten, welchen kein Fuß außer der majeſtätiſchen Sonne und ihren umwohnenden Geſtirnen betreten durfte. Ein Weg, der bogenförmig den Kreis durchſchnitt, bildete Auf- und Abfahrt, die große mittlere Allee von alten Taxusbäumen, welche, entgegengeſetzt, gleichſam die Achſe bildete und von Marmorſtatuen eingefaßt wurde, hieß der Königsweg. Hier verlebte Ludwig XVI. mit ſeinem Hofe nun den Herbſt und pflegte gegen Abend, wenn er von ſeinen Gemächern herabkam, mit dem Hofe zu promeniren. So auch heute. — Außer dem Herrſcherpaar beſtand die Geſellſchaft aus der Prinzeſſin von Lamballe und Gräfin Gorzka, den Herzoginnen von Chimay und Tarente-Latremouille, ſo wie der Oberhofmeiſterin von Noailles, welche den Prinzeſſinnen Clotilde und Eliſabeth, den königlichen Schweſtern, ihre Aufmerkſamkeit widmete. Um den König waren Conti, die Prinzen Artois und Chartres mit ihren Damen, der Prinz de Poix, Major Reding und Afry von den Schweizern und Herzog von Vauguyon. —

„So werden dieſe Sachen denn endlich auch beſeitigt ſein," ſetzte Ludwig das Geſpräch fort. „Aus den Papieren, die Beaumarchais ſchickte, Vetter Conti, erſehen wir, daß große Urſache vorhanden iſt, mit ihm zufrieden zu ſein. Wann meinen Sie, daß er zurückkommt?"

„In drei Wochen längſtens, Majeſtät, und hofft er, daß ihm dann geſtattet ſein werde, auf Grund der Caſſation ſeinen Rechtsanſpruch gegen La Blache zu erheben."

„Gewiß, ganz gewiß! Er wird uns aber wohl die Rückſicht erweiſen, die Sache bei einem entfernten Parlamente anzuhängen, etwa zu Aix. Er hat ein ſo unerhörtes Aufſehen mit dieſem Proceß gemacht, daß ich nicht das Andenken daran im Publikum zu erneuern wünſche. Ruhe, Ausgleichung, friedliche Entfernung der Mißbräuche kann uns allein helfen. Beaumarchais iſt eben ein Feuerkopf, man muß ihn etwas dämpfen!"

„Ach, mein königlicher Gemahl," lächelte Antoinette, „er wird gewiß hier genug zu thun finden. Ich habe heute von dem Director der menus plaisirs die Anzeige erhalten, daß man nur auf den Verfaſſer wartet, um den Barbier zu geben. Befriedigter Ehrgeiz iſt genügend, ihm vorerſt alles Proceſſiren aus dem Sinne zu ſchlagen; dazu iſt er Muſiker. Er wird uns mit ſeinen Liedern, ſeinem Harfenſpiel, im Verein mit unſerer Lamballe, entzücken und alles Ueberſtandene bald vergeſſen."

„Sicherlich, Majeſtät," erwiederte Lamballe. „Wie hat auch der Arme mit ſeiner Frau gelitten, ſich ja nur mit genauer Noth vom Entſetzlichſten errettet, was das Herz kennt, von niederdrückender Schmach! Ein Anderer wäre verzweifelt!"

„Ich kann von vornherein verbürgen, mein König,“ ſagte Conti, „daß er Ihre Befehle genau erfüllen wird. Seine einzige Abſicht iſt nur, der Dichtkunſt und ſeinen Vermögensangelegenheiten zu leben, die arg beſchädigt worden ſind.“

„O, er muß uns das Alles erzählen!“ lächelte die Königin. „Seine Vortragsweiſe iſt ſo pikant und glänzend. Er ſoll uns alle die Intriguen und Fallſtricke angeben, welche ſeine Gegner ihm gelegt, und denen er glücklich entronnen; ſein ganzes thatenreiches Leben!“

„So wollen ihn Majeſtät alſo förmlich an den Hof berufen?“ fragte Artois. „Einen Bürgerlichen, der, mag er auch Talent haben, liſtig und beredt ſein, viel zu viel myſteriöſe Momente in ſeinem Leben hat, die zur Aufklärung eben ſo ungeeignet ſind, wie ſein Erſcheinen im Kreiſe Ihrer Majeſtät.“

„Prinz Artois, er war der Diener und Vertraute Ihres edlen Vaters,“ entgegnete Conti, „er und die Herren Malesherbes und Turgot. Ich kenne nichts Schöneres, als wenn ſein königlicher Sohn geruht, dieſe Männer wieder in ſeiner Nähe zu vereinen. Uebrigens hat Beaumarchais nicht den Ehrgeiz, bei Hofe einen Rang zu erſtreben, und wenn die Majeſtäten ſich an ſeinem Talente ergötzen, ſo hat dies Ludwig der Große eben bei Molière und Corneille auch gethan!“

„Recht, Vetter!“ ſagte der König. „Ich werde, gleich meinem Vater, Beaumarchais gern ſehen!“

„Intereſſant iſt ſeine Nähe gewiß,“ begann nach einer Weile Prinz Chartres. „Aber er wird vielleicht noch mehr zu verſchweigen als zu erzählen haben. Die pikanteſte Geſchichte war jedenfalls die mit ſeiner Frau.“

„Wie ſo? Theilen Sie dies doch mit!“ fiel die Königin neugierig ein. —

Artois ließ ſeine Blicke luſtig auf Prinzeß Lamballe ruhen. „Nun, während er in der Baſtille ſaß, machte ſich ſein Freund und Intimus, Fürſt Naſſau-Siegen, den Spaß, Madame Suſanne Beaumarchais in Pagenkleidern zu entführen!“ —

„Ich hoffe nicht, daß Sie einen Scherz zu machen wünſchen!“ und des Königs Geſicht verfinſterte ſich. „Wer iſt Fürſt Naſſau?“ —

„Ein landloſer, abenteuernder Prinz, der mit Bougainville die Welt umſegelte,“ warf Artois hin, „darauf der ſchönen Herzogin von Lamballe eine Tigerdecke aus Afrika holte und nun Oberſt eines Garde-Infanterie-Regiments Seiner Majeſtät zu St. Omer iſt. Als ſolcher ging er mit der Frau ſeines Freundes Beaumarchais durch und —“

„Erlauben Sie, Prinz!“ fiel Conti ſtreng und ſtolz ein. „Aus dem Behagen, mit welchem Sie dergleichen Dinge erzählen, geht nur hervor, daß Sie ſelbſt Luſt verſpüren, dergleichen fürſtlich noble Affairen zu unternehmen; Ihr Freund Chartres wird Ihnen dabei ſehr nützlich ſein und Sie an die rechten Adreſſen führen; mit Tigerjagden und Weltumſegelungen werden Sie Beide ſich indeß wohl Zeit laſſen. — Eins iſt gewiß, Majeſtät, Fürſt Naſſau-Siegen iſt der erſte und tapferſte Soldat Frankreichs und der geiſtvollſte, gebildetſte Prinz. Fragen Sie jeden Offizier, die ganze Armee, man hat nur einen Namen für ihn, Frankreichs Bayard! Fürſt Naſſau, arm, landlos, in Paris verſchuldet, ward durch Beaumarchais aus ſeiner drückenden Abhängigkeit geriſſen, und er vergalt dieſe Freundſchaft, indem er deſſen Frau zweimal vor der brutalen Zudringlichkeit des Grafen La Blache rettete und der Armen eine heimliche Zuflucht zu Calais in ſeiner Nähe bot, während der Mann, hier gefangen, im Begriff ſtand, von ſeinen Gegnern Brandmal und Galeeren zu erdulden. Ich warne Sie, Prinz Artois, nicht immer alle pikanten Dinge zu glauben, welche Monſeigneur Chartres auftiſcht, und bemerke dieſem, daß gewiſſe Leute recht wohlthäten, nicht Manen heraufzubeſchwören, die ihnen gefährlich ſind!!“ —

„Gegen La Blache ſchützte er Caron’s Frau?!“ fragte theilnehmend die Königin.

„Von dieſem Fürſten hörte ich noch nichts! Mit Bougainville um die Welt? Vetter Conti, ich wünſchte wohl, ihn mehr in meiner Nähe zu haben!"

„Er verdient es gewiß, mein König! Er iſt wie geſchaffen, ein Bollwerk des Landes, ein Ritter der Monarchie zu werden!"

„Und wenn er ein Fürſt iſt, theurer Conti," entgegnete die Königin, „hat er denn kein Land, keine Rechte?"

„Sein Vater beſaß das Fürſtenthum Naſſau. Da der junge Prinz Otto aber das Unglück hatte, eine — Chateauroux zur Mutter zu haben, und einen Monat nach ſeines Vaters Tode in Paris geboren ward, benutzte das Cabinet zu Wien dieſen Umſtand, ſein Ländchen zu mediatiſiren. Obwohl anerkannt, war jeder Verſuch, es ihm zurückzugeben, umſonſt!"

„Das wäre von dort her nichts Neues!" fuhr der König auf und blickte Antoinetten an.

„Mein königlicher Herr, es iſt das erſte Mal, daß ich empfand, meine Eltern könnten auch ungerecht ſein. Ich werde an meine kaiſerliche Mutter ſchreiben. Ward Fürſt Naſſau ſeines ſouveränen Erbes beraubt, wird es auch unſere Sache ſein, mein Gemahl, ihn zu entſchädigen. Helden thun Frankreich Noth, und da Sie lange darauf ſinnen, die Stelle des Commandeurs der Nobelgarden zu vergeben, wüßte ich Keinen, den Rang, Ruhm und ritterliche Tugend dazu beſſer befähigten. Wer für den Freund ſo viel zu thun vermag, was wird er nicht für ſeinen König können?!" — —

„Er iſt zugleich ein Seemann, ein Geiſt voll Forſchereifer?!" — fragte nach kurzer Pauſe Ludwig XVI.

„Ich berufe mich auf Bougainville's Relationen und den Großadmiral von Penthièvre!"

Eine Pauſe der Spannung folgte. —

„Gut, Vetter! Schreiben Sie ihm in meinem Namen, daß ihm das Commando der königlichen Nobelgarde ertheilt iſt und er ſich ſofort zum Dienſt bei uns zu melden hat, wenn ſein Nachfolger für die Garniſon St. Omer ernannt iſt. Ich werde mit Mouy ſprechen!"

„Ach, wie herrlich!!" rief plötzlich eine jauchzende Stimme. — Alle wendeten ſich um! — Es war Gorzka, die nun, Freudenthränen im Auge, erſchreckt und erröthend daſtand.

Conti trat betroffen zurück, er ſah Louiſe de Lamballe an. Sie war blaß und zitterte.

„Ei, ei, ei," Antoinette hob lächelnd den Finger und drohte, „wie kann unſere kleine Gorzka ſich ſo verrathen? Fürſt Naſſau-Siegen ſcheint ja überall des Siegens gewöhnt zu ſein!"

Der König lächelte. „Alſo es bleibt dabei, Vetter, ſchreiben Sie ihm!" —

„So werden wir alle Drei, Caron wie den Fürſten und Frau Suſanne, dieſen viel angefochtenen Pagen, bei Hofe ſehen!" lachte Antoinette. „Was meinen Sie, liebe Lamballe?"

„Mein Herz empfindet wie das meines Oheims ganz die reine und ſtolze Freude, den Kreis edler und furchtloſer Männer, welcher ſich um Ihro Majeſtät Thron ſchaart, durch zwei Helden vermehrt zu ſehen, einen vom Schwerte und einen von der Feder!" —

Als der Hof ſich trennte und Chartres mit Sillery, ſeinem Cavalier, nach dem Scorpion, dem Pavillon der nördlichen Seite, welchen er bewohnte, zurückkehrte, ſagte er: „Eine ſchöne Neuigkeit, die mir das Blut aus den Adern treibt! Dieſer Beaumarchais kommt an den Hof, und Herr Naſſau erhält die Nobelgarden. Ich ſehe ihn ſchon als Miniſter, oder Feldmarſchall von Heer und Flotte. Und nicht rühren darf man ſich, Alles war vergebens! Wir ſind ſo matt geſetzt im Spiel, Sillery, daß wir froh ſein können, wenn man uns die Gnade erweiſt, uns zu dulden. Artois iſt noch der Einzige, durch den man etwas thun kann, und dann iſt die Liebesaffaire des Tigerjägers auch nicht übel! Lamballe und Gorzka auf einmal? Er hat bei Gott unverſchämtes Glück; man muß ſuchen ihm davon etwas abzunehmen!" —

Vierzehn Tage ſpäter zu Trianon, dem Orte, von welchem Maria Antoinette alle Etiquette verbannt hielt, „um nicht Königin ſein zu müſſen", erſchienen im engſten Hofcirkel das erſte Mal Fürſt Naſſau-Siegen, Beaumarchais und Suſanne. Außer dem Herrſcherpaar, den Brüdern, Schweſtern und Tanten des Königs waren nur Conti, Prinzeß Lamballe, Turgot und Malesherbes anweſend. Der Empfang hatte vor der Grotte unter den Ulmen ſtattgefunden, wie — vor Zeiten!

Als Beaumarchais ſich vor dem Herrſcher niederwarf, ſeine Hand zu küſſen, ſagte er tief erſchüttert: „An dieſer Stelle, mein Monarch, ſtand einſt Ihr Vater und lehrte den Sohn die Freunde und Diener ſeiner Sache lieben! Der königliche Sohn vollendet nun, was der Vater nicht gekonnt! In ein glücklicheres Frankreich kam ich wieder, das ſeine Könige anbeten lernte, und darf mit Turgot, mit Malesherbes hier hochklopfenden Herzens vor Ludwig dem Befreier ſtehen, wie ich vor Ludwig dem Erſehnten geſtanden!!" —

Der König, Thränen im Auge, hatte das Haupt zum Blau erhoben, als ſuche er dort den Blick des Verklärten. Leiſe verſtohlen faßte Maria Antoinette ſeine Hand.

„Und haben Sie auch das Lied nicht vergeſſen," begann ſie leiſe, „welches Sie, wie unſere liebe Lamballe erzählt, einſt für den Dauphin gedichtet?"

Das alte Lied erklang wieder zu Trianon:

„Im Herzen ruhn ſo ſtumm und ſtill
Unendlich große Triebe!
Wer ſie in ſich erwecken will,
Braucht nichts — als tiefſte Liebe!"

„Es iſt, als wenn ſein Vater noch lebte; — nur iſt es eine glücklichere Zeit!" flüſterte Malesherbes.

Entzückt in Lamballe's Anſchauen verſunken ſtand Siegen, Alle glücklich, Alle hoffnungsreich, — nur Antoinette und Louiſe ſenkten das Haupt in ſtummer Trauer.

23.

Liebe in Thränen.

Ludwig's XVI. glücklicher Regierungsantritt ward noch dadurch eingeleitet, daß man die finſteren Zellen der Baſtille leerte, und ſo wenig Gefangene übrig blieben, daß eine kleine Garniſon von Invaliden genügte, ſie zu beſchirmen.

Bei dieſer Gelegenheit richtete Caron durch Conti an den König die Bitte, den Schließer-Santerre für bürgerlich ehrlich zu erklären und ihm die Ausübung eines Gewerbes zu geſtatten. — Wie ein Raubthier aus dem Waldesdunkel, halb gezähmt von edler Hand, trat der finſtere Sohn des Brandſtifters mit ſeinen tauſend Livres in das wogende Leben von Paris, ſuchte Beaumarchais, ſeinen Befreier, im alten Hotel Piron auf, welches derſelbe wiederum bezogen, und fragte ihn zaghaft, was er denn jetzt wohl mit ſich beginnen ſolle? Beaumarchais ſchlug ihm mehrere Gewerbe vor, in denen er ſein Brot finden könne; das eines Brauers behagte ihm am meiſten, und Caron brachte ihn zu Gorguille, dem erſten Braumeiſter zu Paris, welcher die durſtigen Kehlen der Cité, des Palais royal und ſeiner volkreichen Viertel mit ſchäumendem Gerſtenſaft bediente, in die Lehre. Konnte Beaumarchais ahnen, daß er in ihm wirklich eine Beſtie gegen die Menſchen losließ, Santerre recht hatte, wenn er ſich ſelbſt nichts menſchlich Hohes zutraute?! —

Auf Befehl der Königin wurde der Barbier von Sevilla am Théâtre français gegeben. Ganz Paris lief herbei, dies vielverſchrieene Stück und den Dichter zu ſehen, welcher das Parlament Maupeau geſtürzt, deſſen Gewandtheit ihn von der Galeere an den Hof verſetzt hatte. Sein neuer Aufſchwung hatte die Schaar ſeiner Neider nur noch vermehrt, und ſie eilten, alle in dem Gefühle des Haſſes einig, ihm eine Niederlage zu bereiten. Mochten die Koryphäen der Bühne, Lecain, Granval, Brigard, Preville, Molé, die Damen Clairon und Dumenil noch ſo vortrefflich ſpielen, der „Barbier von Sevilla“ ward total ausgepfiffen. Das Uebermaß der Schmähungen gegen ihn indeß bewirkte gerade, daß Jedermann das Stück ſehen wollte. Als die Gegner im Parterre mit Pfeifen und Johlen raſten, ſagte Lecain zu dem blaſſen, wuthknirſchenden Caron: „Seien Sie ganz ruhig, Freund, dieſe Leute verdienen Ihnen viel Geld! Sie pfeifen Ihrem Barbier das Lied der Unſterblichkeit!“ Und der Barbier ward unſterblich! Tag um Tag wurde er gegeben, das Theater war ſtets gepreßt voll, und der große Paëſiello machte noch in demſelben Jahre aus dem Sujet ſeine vielgeſehene Oper: il barbiero di Seviglia. — „Meine Herren und Damen!“ rief Caron, als der Vorhang unter wüſtem Geſchrei gefallen war, „jene Leute wüthen gegen ein Werk, weil ſie darin das Spiegelbild ihrer eigenen Erbärmlichkeit erblicken; aber ich ſchwöre Ihnen, daß ich mich rächen werde, wie nie ein Autor gerächt wurde!“ Er dachte an den ſchon bei ſeiner Verbannung gehegten Plan, „die Hochzeit des Figaro“ als Fortſetzung des Barbiers zu ſchreiben. — —

Der Schlag, welchen die Freunde der vorigen Regierung durch Ludwig's XV. Tod und die ungeahnten Regierungsgrundſätze ſeines Nachfolgers erhalten, war faſt vernichtend. Turgot ſagte offen aller Welt: „Keinen Staatsbankerott, weder verdeckt, noch eingeſtanden, keine neuen Steuern, keine Anleihen! Es giebt nur eine Rettung: Sparſamkeit und Freiheit! Nur keine halben Maßregeln!“ Malesherbes aber in ſeiner unſterblichen Denkſchrift vom 5. Mai forderte Generalſtände, wie unter Heinrich IV. — „Man laſſe das Volk ſich ausſprechen, wie vor Zeiten, es weiß, wo es ihm weh thut!“ — Das waren allerdings Todesſtreiche gegen die alte Ordnung der Dinge. Die Clique Terray-Vendatour war ohnmächtig geworden, der alte Orleans, welcher in ſicherer Hoffnung, die Zeit ſeiner Allmacht ſei nahe, ſich mit Madame du Barry zu ſehr liirt hatte, ja ſogar in die Intrigue, ſie mit dem verſtorbenen König à la Maintenon zu verheirathen, verwickelt geweſen war, verlor allen Muth. Damit ſein Haus nicht jede Ausſicht verliere, reſignirte er auf weitere perſönliche Thätigkeit und zog ſich für die übrige Zeit ſeines Lebens mit ſeiner Maitreſſe, Madame de Monteſſon, auf ſeine großen Güter in Orleanais und Bretagne zurück, dem Sohne, welchen er ja ſo meiſterhaft geſchult, den weiteren Kampf überlaſſend. Chartres ſelbſt hatte klugerweiſe an des Vaters Affaire bei Hofe ſtets nur in ſoweit Theil genommen, als es für den Sohn eben natürlich ſchien, auf ihm lagerte nicht der dunkle Verdacht, kronlüſtern zu ſein, ſein Augenmerk war ſtets mehr auf das Volk, jene ewig begehrliche, ſtets unzufriedene, leicht bethörte Menge gerichtet geweſen, zu deren Leiter er ſich zu machen wünſchte. Dieſer Plan hatte auch viel für ſich. Die Pariſer liebten die Orleans als eben ſo directe Nachkommen Heinrich's IV., wie die Herrſcherfamilie. Seit alter Zeit hatten ſie um Volksthümlichkeit gebuhlt, bei allen Skandalen der Nation mit dem Herrſcher auf Seite der Maſſe geſtanden. Das weite Palais royal, in einem Meere alter gewerblicher Stadtviertel, hatten ſie, unerhört klug, zu einem Verſammlungs- und Vergnügungsort des Volkes erhoben. Das Paris des vorigen Jahrhunderts war im Palais royal zu finden und die Orleans Herrſcher deſſelben. Wenn ſie nun Leute wie Anacharſis Cloots unter dieſes entzündliche Volk losließen, wie leicht war es ihnen nicht, öffentliche Meinung zu machen?! — Mit Adelaide de Penthièvre lebte Chartres ſehr unglücklich, Madame Buffon, die treuloſe Gattin des berühmten Naturforſchers und Directors des Pflanzengartens, war ſeine Maitreſſe geworden. Wer ſah aber noch danach? Die Prinzen Artois und Provence lebten ja gleichfalls ſo! Man konnte wohl die Mißbräuche in der Verwaltung, in den politiſchen Formen der Geſellſchaft zu heben hoffen, die ſittliche Verwilderung war aber unheilbar. „Die Vermiſchung des Blutes," ſagte einmal Beaumarchais zu einem vornehmen Herrn, „hat bei uns eine ſolche Allgemeinheit und ſo kunſtvolle Ausbildung erlangt, daß man eigentlich in dieſer Zeit niemals wiſſen kann, mit wem man nicht Alles verwandt iſt!" — Die Toleranz des jungen Königs, ſeine geringe Lebensklugheit und die geſelligen Talente, welche Chartres vor der Königin bewies, die unendliche Schlauheit, mit der er ſich des leichtſinnig-eigenwilligen Artois zu bemächtigen wußte, gaben ihm am neuen Hofe Stellung und Gewicht. Noch nie hat ein königlicher Prinz ſeinen erſtgeborenen Bruder geliebt, der ihm die Krone vorweg nahm. Provence und Artois liebten auch Ludwig XVI. nicht, ſie verlachten ſeine Blödigkeit, verachteten ſeine gutmüthige Schwäche und haßten insgeheim die politiſch-humanen Schritte, welche er that, waren ſie doch von Frau von St. Marſan jeſuitiſch und im Autokratenſtolze erzogen. Ihren Anſichten fröhnte Chartres nun ſklaviſch auf alle Art, wie ihren Beſtrebungen, auf den König Einfluß zu gewinnen. Die Operationen Turgot's und Malesherbes' wurden mit der Zeit immer mehr bei dem König durch Maurepas' Eiferſucht discreditirt, der ſie beneidete und ſich verdunkelt ſah. „Wenn dieſe Leute Alles thun," rief er, „wozu bin ich da?" Maurepas war der verführeriſcheſte Miniſter für einen jungen Herrſcher. Wie ſein Mund in Scherzen, Bonmots und Galanterien überfloß, ſo ſteckte ſein Hirn voll tauſend Hülfsmitteln für jegliche Situation. Er nahm dem König alle Mühe ab, behandelte das Geſchäft des Regierens wie eine Cauſerie, und ſeine Frechheit wußte in den meiſten Fällen über die unerfahrene Beſcheidenheit ſeines Herrn zu triumphiren. Zum Unglück für Fürſt und Volk waren ſeine Mittel eben nur oberflächlich, Kniffe aus der alten

Schule Fleury's, während ſeine ernſten Collegen das Regieren als eine ſchwere Arbeit anſahen. Maurepas wandte ferner auch alle Mittel an, den König von Maria Antoinetten möglichſt fern zu halten, damit dieſelbe keinerlei Einfluß erringe. So einte die Herrſchſucht denn zu neuem verderblichen Spiele Maurepas, die Brüder des Königs und Chartres. Obwohl das Jahr 1775 eine geſegnete Ernte brachte, fand Letzterer doch für gut, mit Bourbon-Condé und einigen großen Herren durch Maſſeneinkäufe das Korn künſtlich zu vertheuern, und erzielte dadurch eine Calamität, die man nachträglich den Maurepas'ſchen Mehlkrieg nannte. Das arme Volk zog in Maſſe nach Verſailles, ſchrie unter den Fenſtern des Königs um Brot, und Ludwig XVI. war ſchwach genug, auf den Balkon zu treten und ihm Brot zu verſprechen. Turgot klagte in einem Mémoire geradezu Chartres und Prinz Bourbon-Condé der Erregung von Unruhen durch ruchloſe Vertheuerung des Getreides an. Eine Schrift „gegen die Korngeſetzgebung", vom Banquier Necker gegen Turgot gerichtet, wurde aber gegen Letzteren beim König ausgebeutet, und durch Maurepas verleitet, that Ludwig, um durch die Pairie und Ariſtokratie der Regierung größere Feſtigkeit zu geben, einen unheilvollen Schritt: nämlich die Vermehrung der Adelsrechte auf Koſten des mittleren und niederen Klerus; der Geiſt ſeines Vaters begann von ihm zu weichen. — —

Trianon glänzt im Schmuck des Herbſtes, daſſelbe Trianon von ehemals, und doch wieder nicht; es trägt den Firniß des Neuen. Geräumiger als früher, iſt es luxuriöſer, geräuſchvoller! Nur oben in Klein-Trianon breitet noch der alte Frieden ſeine ſchützenden Schatten. — Eine idylliſche Glückſeligkeit wohnt hier, aber eine künſtliche, unter der ſich viel Schmerzen bergen. Maria Antoinette war Louiſe de Lamballe's innige Freundin, aber dieſer Freundſchaft fehlte die Gleichberechtigung in Liebe und Vertrauen. Jede hegte ihr kleines Geheimniß für ſich, das ſie nicht preisgab. Je ſchmerzlicher Antoinette den

Mangel an Gattenliebe empfand, deſto eigenſinniger beſtand ſie nun auf einer opferbereiten Hingebung Louiſens, einer wahren Sklaverei der Freundſchaft. Dieſe war in Folge deſſen jede Stunde ihres Lebens bewacht. Wenn ſie nicht um die Königin war, blieb ihr doch Gorzka zur Seite, die gleich ihr Naſſau-Siegen liebte, ſich mit ihren Gefühlen bereits vorlaut bei Antoinetten verrathen hatte. Verſtellung, Zurückhaltung that Louiſen um ſo mehr Noth, als ſich in ihrer Seele etwas wie Eiferſucht und unbeſtimmte Ahnung regte. — Naſſau-Siegen war ſchön und ritterlich. Seine Thaten ſtanden mit ſeiner Perſon wie ſeinem Charakter im vollſten Einklange; kein Wunder, daß er der Liebling des Hofes geworden. Der König plauderte gern mit ihm über Reiſen und Geographie, die Prinzen und Cavaliere amuſirten ſeine Anekdoten, die Damen ſchwärmten für ſeine Galanterien, und, — was Louiſen in tödtliche Angſt verſetzte, — Maria Antoinette ſchenkte ihm eine auffallende Huld. Wenn er in der Geſellſchaft fehlte, ſuchten ihn die Augen der ſchönen Königin, und eine Menge kleiner Coquetterien wie Aufmerkſamkeiten deuteten auf ein Intereſſe, welches weit über die Grenze königlicher Gnade zu gehen ſchien.

Maria Antoinette war eine unglückliche Perſon. Von vollendeter Tugend und Herzensreinheit, that ſie doch aus Unüberlegtheit, Mangel an Würde und einem Hange zur Intrigue, welche ihr als erlaubte Liſt zum Guten galt, Vieles in der erſten Hälfte ihrer Ehe, was der Bosheit und Gemeinheit zur Verleumdung diente. Im Bewußtſein hoher Reize ſich von dem königlichen Gemahl verſchmäht zu ſehen, wendete ſie dieſe Coquetterie oft an, bei Anderen eine romantiſche Galanterie zu erregen, deren ihr Gatte unfähig zu ſein ſchien. Das war eine ſchlechte Arzenei auf ihre Herzenswunde, denn Artois und Chartres hatten bald dieſe ſchwache Seite weg, und Jeder wußte ſich vor ihr wie ein halb Verliebter zu geberden und den Ton des ſchäferhaften Horace d'Urfé und Ronſard's pathetiſcher Schmeicheleien anzuſchlagen. Die Königin ging dabei auf nichts aus, als durch Entfaltung ihrer Schönheit den ſchwerfälligen Sinn Ludwig's zu ermuntern, ihn durch Erregung der Eiferſucht zum Bewußtſein des Schatzes zu bringen, den er mißachtete. Zu dieſem Spiele der Coquetterie hatte ſie ganz beſonders Fürſt Naſſau-Siegen auserſehen. Sie überlegte ſehr richtig, daß er dem König leichter verdächtig werden könne, als ſeine galanten Brüder oder Vettern, und wenn ſie, um ihren Zweck zu erreichen, meinte ſie, auch die kleine Gorzka eine Zeit lang zu Thränen brachte, hatte ſie denn nicht als Königin die Mittel, dieſelben auch in überreicher Gnade zu trocknen? —

Der König, Provence und Artois waren mit Gefolge auf der Jagd, die Königin mit Damen und Cavalieren ſpielte im Parke, der an ihre Gemächer ſtieß, Blindekuh, guerre tampan und descampativos, während Herzogin von Lamballe Befehl erhalten hatte, in Klein-Trianon vor der Grotte, welche der König als Jugenderinnerung ſehr liebte, das Diner ſerviren, für die Unterhaltungen des Nachmittags Anſtalten treffen zu laſſen, denn der Himmel war wunderbar blau, die Vögel ſangen, und die Sonne umſpann die weite Landſchaft mit funkelndem Golde. Louiſe hatte ſich mit Gorzka hinaufbegeben, Beide ſtill, gepreßt, mit vollem Herzen. Sie ordneten mit der zahlreichen Dienerſchaft alles Nöthige an, und was war nicht nöthig, um die Launen des reizbaren Frauengemüths einer Königin zu befriedigen! Bei der Grotte ſollte ſich um die Eßſtunde der ganze Hof verſammeln, oben aber auf der Zinne des Arcis der Nachmittag zugebracht werden. Hatte doch der König mit eigener Hand eine Alpenhütte gezeichnet, die er dort wünſchte, und Antoinette hatte ſie in's Geheim erbauen laſſen, um ihn heute damit zu überraſchen. Dies kleine Geheimniß wußten nur Lamballe, Naſſau, der Hofbaumeiſter und Herzog Vaugyon. Nachdem Louiſe de Lamballe in Klein-Trianon das Nöthigſte angeordnet, überließ ſie, eine wahre Sehnſucht nach Einſamkeit fühlend, Gorzka die Beendigung der Vorbereitungen daſelbſt und erſtieg allein die Höhe. Die kleine Polin ſchien, nachdem ſie ſich endlich ihrer Pflicht entledigt, auch gern allein zu ſein, und zog ſich in die Grotte zurück, um dort der Nebenbuhlerſchaft einer eitlen Königin trübe nachzuhängen. Im Gegenſatz hiervon war auf dem Raſenplatze im Schloßgarten ein buntes Leben. Die ſtrahlende Antoinette, deren hellbraunes, leicht gelocktes Haar der italieniſche Strohhut mit blauen, flatternden Bändern deckte und ihre hohen Brauen, das blaue, lachende Auge, die ſtolz geſchnittene, fein geblähte Habichtsnaſe und die Grübchen auf den vollen, erhitzen Wangen mit leichtem Schatten umzog, eilte mit zutraulich lächelnder Miene umher, ſich in den Reigen des Spiels ſchlingend, haſchend oder gehaſcht werdend, und jede ihrer Bewegungen war zwangloſe, herzgewinnende Grazie. Ihre Einfachheit, das Aufkommen der engliſchen Tracht, hatte eine förmliche Moderevolte erzeugt. Der Reifrock, der Puder, Brocatkleid und Treſſenrock waren mit dem neuen Regiment gefallen. Die Königin trug nur ein weißes Kleid von dünnem, duftigem Berkan, dicht unter dem Buſen von einem breiten, himmelblauen Gürtel gehalten. Ihre ſchönen Arme waren entblößt und das Kleid um die Achſeln zu weiten Bauſchärmeln geſtaltet. Ihre von der Bewegung des Spiels pochende Bruſt wurde noch durch einen dünnen Shawl von Kaſchmir verhüllt, deſſen Enden, leicht auf dem Rücken verſchlungen, hinter ihr herflatterten. Die übrigen Damen trugen gleiche Toiletten. Die Cavaliere hatten zwar von ihrer früheren Tracht Stahldegen, Stutzperrücke und Chapeaubas, ſeidene Strümpfe und Schuhe behalten, aber Stickereien und helle Farben waren verbannt; braunes, ſchwarzes, violettes, dunkelgrünes oder blaues Tuch hatte den leuchtenden Atlas, Sammet und Moire von ehemals verdrängt, und nur Naſſau-Siegen's hohe Geſtalt glänzte in Uniform, dem rothen Wamms mit Goldborden, auf welchem das Ludwigskreuz am blauen Bande ſchwankte. Das enge Beinkleid mit den Stulpenſtiefeln und die Schärpe mit den ſchweren Troddeln ſchienen ganz wie für ihn geſchaffen, während den Helm mit dem Roßſchweif ſo wie ſeinen

Pallaſch der Diener hielt. — So wogte Alles fröhlich lachend durch einander, und Chartres machte den maître du plaisir. Eben hatte eine Bemerkung Antoinettens, welche das Frage- und Antwortſpiel ſchloß, das man vorgenommen, allgemeine Heiterkeit erregt. Chartres, in Spitzfindigkeiten Meiſter, der gern von der Königin ein Pfand nahm, fragte ſie nämlich: „Kennen ſie Homer?" —

„Gewiß! — Homer? Der hatte Augen und ſpielte das Hoboe! Kennen Sie ihn beſſer?" —

Man ging lachend zu dem beliebten Blindekuhſpiel über; es ſollte das letzte ſein, denn die Zeit war vorgerückt. Siegen und die Königin traf das Loos, während die Uebrigen ſich im Kreiſe drehten. Lange wußte der Fürſt den ſchönen Händen der Monarchin zu entgehen, endlich liefen ſie einander gerade in die Arme.

„Gut, daß ich Sie habe, liebſter Fürſt!" flüſterte die Königin. „Schleichen Sie doch fort und ſehen Sie, wie es mit unſerm Schweizerhäuschen ſteht, Herzogin Lamballe kommt gar nicht wieder. Ich werde die Uebrigen im Spiel zurückhalten, bis Sie Antwort bringen!" —

„Zu Befehl, Majeſtät!" —

So leiſe dies auch geflüſtert wurde, Chartres, der am nächſten ſtand, hatte es doch bemerkt. Als der Kreis ſich lachend löſte und die Binden abgenommen wurden, gab Chartres dem unfernen Sillery einen Wink.

„Paſſe doch auf, was Naſſau thun wird! Folg' ihm, wenn er fortgeht; ich glaube, ein Rendezvous oder etwas Aehnliches iſt unterwegs." — Sillery trat in's Gebüſch. — Ein neues Amuſement wurde aufgetiſcht, die Königin ſchien unerſchöpflich. — Siegen nahm Gelegenheit, ſeinen militäriſchen Dienſt vorzuſchützen und ſich zu entfernen. Sein Geſicht, als er allein war, wurde ernſt. Gedankenvoll erſtieg er den berganführenden Parkweg. Noch nie war ihm bisher gelungen, die vielbewachte Louiſe de Lamballe allein zu ſprechen und ſich endlich ihrer Neigung zu verſichern. Er hatte für dieſelbe nur das Wort ſeines Freundes. Aller Steige kundig, nahm er einen Nebenweg, der ihn kürzer zum Ziele führte, ohne daß er Klein-Trianon zu berühren brauchte. Raſch war er auf der Höhe. Er trat in das vollendete, blumengeſchmückte Schweizerhaus; ein Gärtner und drei Landmädchen waren innen beſchäftigt.

„Iſt Hoheit von Lamballe hier?“

„Sie iſt bereits eine halbe Stunde drüben allein in der Ruine, Hoheit, und hat verboten, ſie zu ſtören!“

„Wahrſcheinlich hat die Frau Herzogin mit Gräfin Gorzka ein wenig ausruhen wollen; es iſt warm und der Weg ſteil!“

„O nein,“ lächelte eine Dirne, „Gräfin Gorzka iſt noch in Klein-Trianon unten; ich ſah ſie vorhin in der Grotte!“ —

„Nun gut. Seht noch einmal genau, ob Alles, wie die Majeſtät befahl, bereit iſt; ich komme wieder!“ Er ſchritt langſam hinweg, den Ruinen zu, ſein Herz ſchlug heftig. — „Allein! Gott ſei Dank, ſie iſt allein!“ — Er ſchlich näher durch den hohen zerbrochenen Bogen des Thores in den Hof. Gras und Laub wuchs üppig rings umher, Kreuzdorn und Thymian wucherten aus dem Geſtein, und auf zerbröckelndem Mauerſtumpf ſchwankte majeſtätiſch die goldene Königskerze. Träumeriſche Ruhe breitete ſich unter den Ruinen. — Er wendete ſich nach der ſüdlich liegenden Kapelle. Der geweihte Raum mit ſeinen Säulen und Simſen war gänzlich wüſt. Der Altar lag am Boden, die ſteinernen Heiligen ſtanden hauptlos, und dichter Epheu hatte über Alles her ſein grünes Netz geſponnen. Ein gothiſches Fenſter ohne Kreuzbalken blickte hinüber nach dem ſtillen St. Cyr, und in ihm, den Blick über die Schulter hinabgewendet und das Haupt an den Pfeiler gelehnt, ſaß Lamballe. Ihr Strohhut lag am Boden, das dunkle Haar hatte ſich halb entrollt und wogte in Schlangenlinien über ihren Buſen, der ſchwer und ſchmerzlich pochte. — Ihr Geſicht war blaß, ihre Augenlider geröthet, ihre Hände wie zum Gebet verſchlungen. Sie ſah, ſie hörte nichts. In ihrem weißen Gewande glich ſie einer heiligen Cäcilie. —

Als er ihrer anſichtig geworden, ſtand er ſtill. Ach, es iſt ſo ſchön, die Gedanken der Geliebten zu belauſchen, ſie in ihrer rührenden Schönheit zu überraſchen, wenn man ihr das Süßeſte ſagen will! Er machte ſich faſt Vorwürfe, ſie zu beſchleichen, und doch war der Reiz ſo groß. Wenn ſie litt, litt ſie nicht um ihn? Er fühlte, daß er ein Ende machen müſſe. „Liebe oder Elend!“ murmelte er, langſam näher tretend. — Halb barg ihn nun ein Pfeiler; er konnte ihr Athemholen, die Seufzer hören, welche ſich aus der Bruſt ihr wanden. Dann war's, als ſpräche ſie mit ſich ſelbſt. —

„Aus der Wüſte in die Wüſte!“ — flüſterte ſie. —

„Louiſe!“ — Naſſau ſtand vor ihr. —

Sie fuhr auf und ſtieß einen leiſen Schrei aus. Sie taumelte — und jenſeit des Fenſters lag bodenloſe Tiefe! Aber zwei kräftige Arme hielten ſie umſpannt, zogen ſie von dem ſchwindelnden Sitze, hielten ſie auf ſicherem Boden feſt!

„O mein Fürſt!“ und ſie drückte die Hand vor die Augen, „ich — ich weiß nicht, was ſoeben vorging!“ — Dunkle Röthe überflog ihr Nacken, Stirn und Bruſt. Sie verſuchte ſich ſanft ſeinen Händen zu entwinden.

„Sie waren im Begriff, dieſe entſetzliche Höhe hinabzuſtürzen, und durch meine Schuld!!“ rief Naſſau bewegt.

„Und wiſſen Sie denn, ob ſo zu ſterben nicht ſchön ſei?“ —

„Nimmermehr, Prinzeſſin, wenn man Jemand zurückläßt, deſſen Leben dann ein unſeliges geworden!!“

„Ihr Leben unſelig? — Doch nein, Fürſt, ich glaube, wir vergeſſen Beide, daß wir dem königlichen Dienſt angehören. Unzweifelhaft kommen Sie —“

„Allerdings, Frau Prinzeſſin, führt mich der Königin Befehl hierher, aber — da der Zufall mir noch nie die Gunſt verliehen, Ihnen ſo zu nahen, daß wir Beide ohne Zeugen geweſen wären, ſo haben Sie vielleicht die Gnade, hohe Frau — mir dieſe kurzen, heiligen Minuten der Verſtändigung zu gewähren. Vielleicht kehren ſie nie wieder!“ —

„Mein Fürſt, ich fühle mich unfähig, Ihnen etwas abzuſchlagen, was Sie ſchon beſitzen. Aber bedenken Sie bei dem, was Sie mir zu ſagen haben, Ihre und meine Lage, und — welche Rückſichten uns auferlegt ſind!“

„Sind denn dieſe Rückſichten, die uns zum Stillſchweigen nöthigen, zu Vorſicht und Verſtellung zwingen, nicht drückende Feſſeln genug, Herzogin? Sollen auch noch wir gegen einander mißtrauiſch ſein, nicht einmal die Beruhigung haben, daß ein Blick des Mitgefühls uns mit der Entbehrung verſöhnt, unſere Hoffnungen belebt? Aus der Wüſte — in die Wüſte, flüſterten Sie, Louiſe, jenes gramvolle Wort, das ich im Andenken an Sie niederſchrieb, an Sie, die — O, ich will den Schatten des unglücklichen Lamballe gewiß nicht beleidigen, Herzogin, — aber uns hat Beide bisher ein finſteres Mißgeſchick verfolgt, Sie zu beſtändiger Entſagung, mich zur Ruheloſigkeit verdammt. Meinen Sie denn, ein Mann meiner Art, deſſen Leben Entbehrung, deſſen einzige Freude Kampf war, habe darum den Dienſt des Hofes geſucht, um dies Flitterkleid zu tragen, Paraden zu halten oder gleich den Weichlingen Artois und Chartres eine Königin zu umgaukeln? Sie dürfen mich nicht für ſolch’ einen Schwächling halten! Mein Herz ſagt mir, daß Sie empfinden, nur Naſſau’s heiße, Jahre lange Liebe zu Ihnen habe ihn in Ihre Nähe geführt, ihn zum gedankenloſen Höflinge gemacht, ſeine Manneskraft und ſeinen Ruhmdurſt gebrochen! Ich bin wohl ein landloſer Fürſt, der nichts hat als ſeine Ehre, ſeinen Degen, und weiß, wie ſchwer und heiß ich ringen muß um Ihren Beſitz, aber ſagen Sie mir nur, daß Sie mich lieben, theure Louiſe, und wenn je treue Liebe Kraft hatte, Alles zu überwinden, werden Sie auch einſt mein glückliches Weib ſein!!“

Er hatte ihre Hände ergriffen, ſie an ſeine Bruſt gezogen, und eine zuckende Mannesthräne fiel auf ihre weiße Stirn.

Sie hob mit Wehmuth, und doch in unausſprechlicher Freude erröthend ihr dunkles Auge zu ihm empor. —

„Otto, Sie ſchmücken meine Stirn ſchon vorher mit Perlen und Diamanten; keine Zierath kann mir ſchöner ſtehen, als dieſe. Ja, ich liebe Sie, und es iſt mein Stolz, es Ihnen unter ſo ſchwierigen Verhältniſſen zu bekennen! Uns geliebt zu haben, ewig zu lieben, wird der unantaſtbar heilige Beſitz unſerer Herzen ſein, ſollten wir auch nie vereint werden, uns nimmer angehören! Es giebt ja ein Land, in dem untrennbar ewig vereint werden, die auf Erden einander entſagen mußten!“ Sie lehnte ſich ſtill an ſeine Bruſt.

„Wer aber, Louiſe, will uns trennen, wenn wir uns einen wollen? — Es gehört gewiß Muth dazu, das Weib Otto's von Naſſau zu ſein, aber wenn Sie den freien Muth der Liebe haben, werden Sie nicht mit mir die grollenden Wetter ertragen, bis der hohe Tag der Vereinigung uns erlöſt?!“

„Ich habe den Muth und ich werde Alles tragen um Ihretwillen! Ich vertraue Ihrer Liebe ſelbſt mehr, als den Schwüren meiner eigenen Bruſt! Aber laſſen Sie uns im ſeligen Rauſche nicht die Augen ſchließen vor den Abgründen ringsum!“

„Darf ich denn nicht hoffen, Ihres Oheims Einwilligung zu erlangen? Conti's, der mich liebt?“

„Er wird, ich weiß es, ſie Ihnen nicht weigern. Aber Sie vergeſſen, daß ich nicht wie ein glückſelig Bürgermädchen frei über mein Herz gebieten darf. Wir haben die traurige Pflicht, Otto, fürſtlich leben zu müſſen, ganz gleich, ob wir es können und wollen, oder wir ſinken in Verachtung! Auch ich bin arm und ſtellungslos, und man wird Ihnen nimmer meine Hand geben, außer Sie ſeien Feldherr an der Spitze lorbeerbekränzter Armeen, ſiegreicher Flotten, oder ein ſouverainer Landesherr! Ach, nicht in Ihrem tapfern Arm, und hätten Sie die Stärke des Perſeus, — in der Gunſt und Gnade unſeres Königspaares liegt ja allein unſer Heil. Und ich zittere vor dieſer Neid erweckenden, dieſer — ſelbſtſüchtigen Gnade! — Die Königin, Siegen! — Ach, Sie ſehen nicht, was ich ſehe, empfinden die entſetzliche Ahnung, die bange Furcht nicht, die mich quält!" —

„Sprechen Sie ſie aus, Louiſe, ich habe keine Ahnung von dem, was Sie meinen!"

„Keine Ahnung, o ja! Wie glücklich iſt der Ahnungsloſe! — Dies auffällige Benehmen, dieſe Coquetterie, wenn Sie zugegen ſind, dieſe Ueberhuld, lachen Sie mich aus, ſchelten Sie mich eiferſüchtig! — Ach, könnte ich mir doch einreden, daß meine ſelbſtſüchtigen Gefühle mich nur belögen, ich in Gefahr bin, an der Freundſchaft Unrecht, an der Huld Antoinettens eine Verleumdung zu begehen, ſie iſt ja ſonſt ſo rein und edel in allen Empfindungen! Aber Otto — ich fürchte — die Königin — liebt Sie!"

„Mich? Hahaha, verzeihen Sie nur, theure Louiſe, daß ich lache, aber dieſer Gedanke iſt mir ſo neu und befremdend, daß —" Er ſchwieg betroffen über ſeine eigenen aufkeimenden Gedanken: — „Ich kann es — um der Würde der Frau — der Majeſtät willen, nicht glauben!! — Sie bevorzugt mich aber wirklich auffällig! — Ich werde zurückhaltender ſein! — Warum muß denn eine Gunſt, die uns beglücken könnte, ſo gefahrvoll werden?!"

„Gefahrvoll iſt das rechte Wort, Otto! Aus der Wüſte in die Wüſte! — Gefahrvoll iſt's, die hohe Gunſt hinzunehmen und den Verleumdern ein Ziel zu ſein, gefahrvoller noch, ſie abzulehnen und den Haß einer verletzten Königin zu erwecken! Ich will und mag nicht glauben, daß Antoinette ſo ſich ſelbſt vergeſſen könne, aber ich ſehe keinen Ausweg aus dieſem Labyrinthe. Unſere Herzen, armer Freund, haben ſich nur gefunden, um — zum Bewußtſein ewiger Trennung zu gelangen!"

„Dem iſt nicht ſo, theuerſte Frau, ich ſchwöre es Ihnen; ein guter Gott wird's anders leiten! Der Krieg gegen England iſt faſt beſchloſſen, und auf der Spitze des Schwerts will ich Ihnen das gefeſſelte Glück zu Füßen legen! Wenn wir uns nur lieben und vertrauen, werden wir auch vorſichtig zu ſein wiſſen, und in entſcheidender Stunde will ich mich freimüthig offen Antoinetten zu Füßen werfen, unſere Liebe an ihr Herz legen, und dieſes königliche Herz, bei meiner ritterlichen Ehre, wird nur noch die Gefühle der Majeſtät hegen!!“

„Ich will es erflehen, erhoffen, Otto! Will's ja meiner Frauenſchwäche zur Laſt legen, daß ich die königliche Freundin falſch verſtehe und ihr Benehmen mir ein Räthſel iſt! — Wir müſſen zurückgehen, theurer Freund; wir wiſſen genug, was uns beglückt, laſſen Sie uns die Gefahr nicht wachrufen. Mein Oheim ſei unſer einziger, ſicherſter Vertrauter!“ —

Er umarmte ſie ſanft und küßte ihre Hand, dann ſchritten ſie in gemeſſener Haltung zum Schweizerhauſe und von dort den Berg hinab. Am Kreuzwege vor Klein-Trianon bat die Herzogin den Fürſten, auf einem Seitenpfade nach dem Schloß zurückzugehen; ſie that es Gorzka's wegen. Er eilte hinweg, Louiſe aber ſchritt hinüber nach dem mauriſchen Pavillon. —

Die Herzogin hatte des Fürſten Liebesbekenntniß längſt erwartet, doch es durch nichts herbeizuführen geſucht, denn Gorzka hatte ſich der Königin zu augenfällig verrathen, Louiſe ſcheute Chartres' Spioniertalent und Ränke zu ſehr, und die ſich thürmenden Verhältniſſe mußte jede Erklärung höchſt gefahrvoll machen. Nun war das Geſtändniß erfolgt, ſie beſaß den Schatz ſeiner Liebe, den ſie ſtumm im Herzen hütete, doch als ſie die ſehnſüchtig trübe Gorzka ſah, des unüberlegten Schwurs gedachte, welchen ſie ihr als Gattin Lamballe's an jenem Tage im japaniſchen Häuschen gethan, wo ſie glaubte, der Fürſt liebe nicht ſie, ſondern die Polin, überkam ſie eine Art Reue. Konnte ſie an Siegen's Seite glücklich ſein, ohne das Herz dieſes Mädchens zu brechen? — Sie liebte, ſie hatte Treue geſchworen für ewig, aber als ſchwänge das Verhängniß ſein ſchwarzes Gefieder über ihrem Haupte — an ihre Vereinigung mit Siegen vermochte ſie nicht zu glauben! Ihr Herz war geſchwellt von einer tiefen, heiligen, unendlich heißen Liebe, aber es war eine Liebe — in Thränen! —

Der Krieg mit England war Naſſau's Hoffnung, und indem er die Bevorzugungen Antoinettens fortan mit graziöſer Laune erwiederte, jede Auszeichnung durch einen Scherz zu mildern ſuchte, wußte er ſich in voller Beliebtheit zu erhalten und dennoch jeden Anlaß zu vermeiden, der ihn oder Antoinetten bloßſtellen konnte. Ein verſtohlener Blick aus Louiſens Augen, ein heimlicher Kuß bei flüchtigem Begegnen war ſein ſchönſter Lohn. Liebe in Heimlichkeit iſt ja am ſüßeſten. — Chartres war betreffs Siegen's Verhältniſſes mit Lamballe ſeiner Sache nun gewiß. Sein Schwiegervater Penthièvre liebte Louiſe, war in den Fürſten vernarrt und hegte ſeit Lamballe's Tode Abneigung gegen ihn. Penthièvre konnte die Großadmiralſtelle in ſeiner Familie abtreten und vererben, wem er wollte, und wenn er die Herzogin an Naſſau vermählte, wer hinderte ihn, wenn er den Beifall des Königs hatte, dieſe Würde an Naſſau zu geben, der ein kühner Seemann und Soldat war; ein Glück, daß dem Fürſten bei vorkommender Gefahr möglicher Weiſe die ganze militäriſche Gewalt in die Hände gab! Es galt einen Streich zu führen, der denſelben, die Lamballe und Antoinette zugleich traf! — Von nun an traten die Verleumdungen auf, welche den Ruf Antoinettens befleckten, von nun an ward ihre Perſon einer ganz beſondern Spionage unterworfen. — — Krieg gegen England! Schon mehrmals war darauf abgezielt worden. Nordamerika zu helfen, war jetzt gewiß in Frankreich eine populäre Sache, und Maurepas hätte gern der Nation dieſen Köder hingeworfen, wenn nicht Turgot, Malesherbes, die Königin ſelbſt ſich dagegen geſträubt hätten. Die Miniſter meinten, vor allen Dingen müſſe man im Lande erſt Ordnung ſchaffen, ehe man in anderer Leute Angelegenheiten rede. Sie drangen auf Aufhebung der verhaßten Kornzölle, Verminderung der Steuern und auf Generalſtände. Die letzteren bewilligte der König, von Maurepas kopfſcheu gemacht, durchaus nicht — und Malesherbes bat um ſeinen Abſchied. Turgot, der einſah, daß man Necker in ſeine Stelle haben wollte, reſignirte mit Mouy gleichfalls.

Als Malesherbes ging, ſagte der König traurig: „Sie Glücklicher, Sie dürfen gehen und im Stillleben dieſen ruheloſen Glanz vergeſſen, ich muß aushalten!“

„Majeſtät,“ erwiederte derſelbe, „ich habe dem Sohne zu dienen geſucht, wie ich dem Vater diente; das Schickſal ſcheint es anders zu beſtimmen. Erinnern Sie ſich aber, mein Fürſt, daß die Malesherbes den Bourbonen ſelbſt im Tode treu ſind!“

Chartres machte darauf den Sinnſpruch: „Les males herbes sont fidèles au mort des Bourbons!“

Der Abſchied Turgot's war bitterer. Er ſagte: „Wenn Sie für Nordamerika Ihr Heer marſchiren laſſen, Sire, werden Ihnen die eigenen Soldaten die Republik in's Haus bringen!!“ —

Auf Turgot folgte Necker, auf Mouy Graf St. Germain, auf Malesherbes Graf Vergennes. Der philoſophiſchen Freunde des todten Dauphin, der unruhigen Reformatoren, war man nun entledigt, welche das Wort „Mißbräuche“ ſtets im Munde führten, über welches das Volk ſchon den Witz gemacht hatte:

„Der König iſt bereits belehrt,
Daß er ſelbſt zu den Mißbräuchen gehört!“ — —

Der holde Traum von Trianon, der flüchtig wiedergeborene, verſank zum zweiten Male, und für immer in's Nichts zurück. —

„Der tolle Tag“ oder „die Hochzeit des Figaro“ war beendet. Die Entlaſſung ſeiner Freunde Turgot und Malesherbes, die Vermehrung der Adelsrechte, in Folge deren die Hoffnungsloſigkeit Conti's und das Uebergewicht der Partei Maurepas-Artois, hatten des Dichters Galle erregt und das attiſche Salz noch beißender, brennender gemacht, mit dem er ſeine Poeſie ausgeſtattet. Ein Vorgang, welcher zu einem ziemlich luſtigen Hof- und Stadtgeſpräch Anlaß gab, verſtärkte noch den pikanten Reiz derſelben. Graf Falcoz de la Blache lebte mit ſeiner Gemahlin Roſa, ſeit ihr Vater St. Albin geſtorben war, in größtem

Zerwürfniß. Seine Liebesabenteuer waren ſtadtkundig. In dem malitiöſen Gefühle, ſich doch gegen den Gatten revanchiren zu müſſen, hatte die Frau Gräfin nun ihren Pagen, den neunzehnjährigen Seraphin de Gaugelat, recht intereſſant gefunden; der Kleine hatte gehorſam dies Intereſſe erwiedert, und es war öffentliches Geheimniß, daß Herr Falcoz fortan als — Aktäon umherlief, um von der Meute des böſen Leumunds zerriſſen zu werden! Gab es etwas Himmliſcheres für Beaumarchais als dieſe Geſchichte? —

Literarhiſtoriker kennen wohl das Original von Beaumarchais' Hochzeit des Figaro, aber die Wenigſten wiſſen, daß die Charaktere des Stücks zur Zeit lebenden Perſonen angehörten. Graf Almaviva, der Suſanne verführen will, der Ariſtokrat mit dem jus primae noctis war Falcoz de la Blache, Roſine — Gräfin Roſa ſeine Gemahlin, die ewig Vernachläſſigte, welche endlich auf dumme Gedanken verfällt. Figaro iſt Beaumarchais ſelbſt, mit ſeinem luſtigen weiblichen Pendant, ſeiner unſterblichen Suſanne, ein Ehepaar der Ränke, des Witzes, das ſeine Gegner zu Schanden macht. Marceline, die Haushälterin, in der Gerichtsſcene geradezu Marcelina de Ver—catour genannt, was faſt wie — Vendatour klang, die entdeckte Mutter Figaro's, trug das Portrait Dianens; der verliebte Page Cherubin glich Seraphin de Gaugelat, die Figuren Bartolo und Baſilio — Abbé Terray und Maupeau, endlich der famoſe ſtotternde Richter Don Guzman-Bridoiſon war der köſtliche Doppelgänger Brian de Goësman's. Der Spott ließ ſich mit Händen greifen, und jede Wendung der Handlung war eine ironiſche Schilderung der damaligen verwilderten Sitten. Nun erſt der Dialog! — Eine ſolche Sprache hatte es vordem in Frankreich gar nicht gegeben, und die viel beklatſchten philoſophiſchen Sentenzen Voltaire's waren Waſſer dagegen. — Der jetzt öfters kränkelnde, mißgeſtimmte Conti, Naſſau-Siegen, Turgot und Malesherbes hörten es zuerſt und waren außer ſich vor Vergnügen. „O Sie Mörder," rief Conti, „Sie tödten Ihre Opfer durch Gelächter!" — Siegen erzählte der Königin und Artois davon, und dieſe wollten das Stück hören. Man beſtimmte einen Tag, wo der Monarch auf der Jagd war, und lud dazu nach Trianon einen auserwählten Cirkel, groß genug, um als Publikum zu gelten, vornehm und excluſiv genug, eine Privatgeſellſchaft der Königin zu ſein. — Beaumarchais las das Stück mit Hülfe Lecain's, Preville's, der Clairon und Dumenil. Man ſprach es, das Manuſcript in der Hand, auf dem kleinen Schloßtheater, welches erſt kürzlich für die Königin vollendet worden. Chartres fehlte auch nicht, und den Miniſtern Maurepas und Vergennes konnte man den Wunſch, zugegen zu ſein, unmöglich abſchlagen. — Suſanne befand ſich neben Gräfin Gorzla in der Seitenloge.

Das jus primae noctis und die Anſtrengungen des Herrn Grafen um Suſanne riefen gleich in den erſten Scenen ironiſches Lächeln hervor. Der Disput zwiſchen Bartolo und Marcelinen, und die Floskel: „Sei ſchön, wenn Du kannſt, tugendhaft, wenn Du Luſt haſt, aber nimm Deines guten Namens wahr, denn das mußt Du!“ erweckten ſeltſame Neugier. „Wen hat er denn mit ihr gemeint?“ flüſterte es rings. — Den Pagen Cherubin, deſſen „Herz ſich ſeit einiger Zeit bewegt, wenn er eine Frau ſieht“, empfing ungeheurer Applaus, es war die Schadenfreude an der Blamage eines edlen Standesgenoſſen. — Der zweite Act war ſchon pikanter. Ein Schlag ging der Verſammlung durch die Glieder, als auf die Aeußerung: „Höfling zu ſein, wäre ein ſchweres Gewerbe“, Figaro lachend die Achſeln zuckte. „Empfangen, nehmen, fordern! In den drei Worten liegt ſein ganzes Geheimniß!“ Die Königin lachte hell auf und applaudirte, man applaudirte alſo mit! Die Komik der folgenden Handlung, die Pagenſcene, die ſtets neue Dupirung des Grafen riſſen das Auditorium hin. Daß die Gräfin ſagte: „ſie wolle ſich zu den Urſulinerinnen zurückziehen“, machte dagegen alle Frömmler wüthend. Der unwillkürliche Lachreiz ſiegte bei der Mehrzahl indeß immer wieder und ſteigerte ſich zu einem fortdauernden Jubel, zwiſchen den hindurch es indeß manchmal wie ein kalter Schreck über die Verſammlung fuhr. Die Definition des Adligen, „der nur ein Menſch ſei, welcher ſich die Mühe nahm, geboren zu werden," — war eine furchtbare Pille, die man lachend verſchlucken mußte, weil die Königin, Conti, Siegen, eine Menge Offiziere und philoſophiſche Köpfe voll Enthuſiasmus glühten. Der große Monolog über Diplomatie und Politik kam. — „Politik? Die kenne ich, mit der habt Ihr Euch nicht zu brüſten! Sich ſtellen, als ob man wiſſe, was man nicht weiß, und das nicht wiſſe, was man weiß, daß man begreife, was man nicht verſteht, und nicht höre, was man hört; beſonders mehr zu können, als man kann, als wichtiges Geheimniß verheimlichen, daß man keins hat, ſich mit bedeutſamer Miene einſchließen, um Federn zu ſchneiden, und tief zu forſchen ſcheinen, wenn's hier oben hohl iſt, eine Perſon gut und auch ſchlecht anſchreiben, Spione ſchicken, Verräther beſolden, Siegel auflöſen, Briefe unterſchlagen, und die Armſeligkeit ſeiner Hülfsmittel durch die Wichtigkeit der Gegenſtände zu adeln — wenn das nicht die ganze Politik iſt, will ich des Todes ſein!!" — Das war nicht mehr auszuhalten. Maupeau und Vergennes ſchienen im Begriff, ſich zu entfernen. „Herzogin von Noailles," ſagte Antoinette ziemlich laut, „fragen Sie doch die Herren Miniſter, ob ſie ſich beleidigt fühlen?" — Die Miniſter mußten bleiben. Das Erſcheinen des Richters Bridoiſon entſchied den Erfolg des Werkes. Als Lecain ſtotternd begann, rief das ganze hohe Auditorium jauchzend: „Goëzman! Goëzman!" Man vergaß Rang, Etiquette und perſönliche Gereiztheit; in dieſer Figur und der Gerichtsſcene ja ſtand das Parlament Maupeau und Caron's Proceß vor Aller Augen. Es kam eine Lachepidemie über die Hörer, die durch keine Rückſicht mehr zu mäßigen war. Wie Marcelinens Zuname: Ver—catour ertönte, fragte eine der Hofdamen ganz naiv: „Vendatour?" Das Geheimniß der Figur war gebrochen, Diane mit ihrem vielbeſtrittenen Verhältniß zu Terray nicht zu verkennen! — Die Entdeckungsſcene des geſtohlenen und verlorenen Kindes wurde deshalb mit athemloſer Neugier gehört. Der Monolog über die Wahrheit, des Grafen Verlegenheit durch Fanchette, ſchließlich der meiſterhafte Monolog: „O Weiber, Weiber, Weiber!" welcher Alles enthält, was an Witz, Bosheit, Eleganz und Charakteriſtik je ein Mund geſprochen; ſchließlich die Nachtſcene bei den Pavillons, in welcher der Graf entlarvt und beſchämt wird, vollendeten einen Triumph, der um ſo unvergleichlicher war, als die Partei der Angegriffenen, der Adel ſelbſt, über das Stück zu Gericht ſaß. Die Königin ſagte Caron die höchſten Schmeicheleien und verehrte Suſannen zum Andenken ein koſtbares Diamantenbracelet, das ſie von ihrem Arme löſte; Caron ward dicht umdrängt von vornehmen Bewunderern. — Maurepas trat auch heran, aber heftig gereizt.

„Nun, da Sie Ihren Ruhm forthaben, mein Herr, braucht man Ihr Stück ja wohl nicht erſt zu ſpielen?!"

„O, im Gegentheil, man wird es ſogar bald ſpielen; Ihro Majeſtät hat es mir eben zugeſagt!"

„So ſo, das iſt ja recht ſchön! So lange *ich* aber Miniſter bin, wird man es nie geben!"

„Wirklich? Ei, ich kann auf Ihre Entlaſſung warten! Inzwiſchen werde ich die Zeit benutzen, eine Sammlung von *Couplets* herauszugeben, welche mein poetiſcher College Maurepas einſt für die Fiſchweiber verfaßte. Sie allein ſind es, die mich inſpirirt haben, alſo iſt eine Liebe der andern werth. Uebrigens ob man die „Hochzeit" giebt oder nicht, unter die *Leute* kommen ſoll ſie ſchon, Herr Miniſter!"

Das Gelächter ringsum ſchloß Maurepas den Mund; er ging. Die Prinzen Artois und Provence waren am empörteſten unter Allen. Sie würdigten Beaumarchais keines Blickes und bezwangen ihren Groll nur vor der Königin. Die Hochzeit des Figaro hatte ſie zu Feinden Beaumarchais' gemacht. Chartres hingegen war über die Maßen vergnügt.

„Mit dieſem Menſchen habe ich doch ein ſeltſames Fatum!" flüſterte er zu Sillery. „Was ich und Papa auch gegen ihn unternommen, Alles ſchlug fehl, und dennoch fängt er immer wieder Dinge an, die unſerem Vortheil in die Hände arbeiten. Es wäre wirklich ungeſchickt, wenn man ihn nicht gewähren ließe!" — —

Maurepas, von den Prinzen unterſtützt, hatte am andern Tage nichts Eiligeres zu thun, als ſich bei ſeinem jungen Könige über Figaro's Hochzeit bitter zu beklagen, ihm einige ſcharfe Stellen zu citiren und auf die Gefahr aufmerkſam zu machen, welche die Veröffentlichung des Stückes durch Bühne und Buchhandel für die Autorität der Regierung haben mußte. Ludwig XVI. hielt von Kindesbeinen an viel auf Dehors und Würde. Je weniger ſelbſtſtändig er ſich fühlte, deſto ängſtlicher bewahrte er die Form. — „Ich befehle Ihnen ausdrücklich, Herr von Maurepas, dieſes aufrühreriſche Machwerk zu verbieten; es thut mir ſehr leid, daß man die Königin zu der Vorleſung verleitet hat!!"

Die Folge war, daß Maurepas an die Directoren der menus plaisirs, an die Cenſoren und Verleger eine ſcharfe Warnung vor dem Stücke erließ.

„Ach, der gute Maurepas," lachte Caron, „er will mich mit Gewalt unter die Sterne verſetzen! Man wird die Hochzeit nun deſto öfter ſpielen!"

Mochten die Miniſter und Prinzen auch dagegen ſein, der König auch die Königin tadeln, daß ſie Caron's Drama protegire, mochte man in Folge deſſen ſelbſt den Dichter nicht mehr bei Hofe erſcheinen laſſen, die Senſation, welche ſein Werk in den Hofkreiſen gemacht, war nicht wegzuleugnen! Conti hatte ja öffentlich zu Caron geſagt: „Meine Geburt, Verehrter, wird vielleicht gut genug ſein, daß Sie morgen mit mir ſpeiſen, ich ſitze gern mit der Wahrheit zu Tiſche!" — Alles, was zu der neuen philoſophiſchen und liberal politiſchen Richtung unter Adel, Magiſtratur, Parlament und Heer gehörte, bedrängte Beaumarchais mit Einladungen und Bitten, ſein Stück doch zu leſen. Weder ein königlicher Machtſpruch, noch ein miniſterielles Verbot vermochte in die begierigen Salons zu dringen, und Caron las überall ſein Stück; es wurde förmlich Mode, Figaro's Hochzeit zu hören, und die beißenden Aperçus, welche darin verſtreut waren, gingen von Mund zu Mund, kamen aus den Salons in die Gerichtshallen, die Parlamentsſitzungen, die Kaffeehäuſer und endlich auf die Boulevards! Niemand hatte das Stück geleſen, Niemand beſaß es, aber alle Welt citirte ſeinen Inhalt.

Um dieſe Zeit ging ein ſchönes, edles Leben zu Ende, ein Leben, im Dienſt des Vaterlandes und ſeiner Beglückung ergraut, welches ſich jetzt mit dem trüben Reſultate ſchloß, wie Alles ſo vergeblich geweſen! Prinz Conti, der Volksfreund, der Stolz des Parlaments, ſtarb zum Jubel der Orleans, die ihn haßten, der Prinzen Artois und Provence, die in ihm ihren Mentor ſcheuten, Maurepas', der ſeinen Einfluß fürchtete. Mit ihm verloren Caron und Suſanne ihren älteſten Gönner, Naſſau-Siegen und Louiſe de Lamballe ihren kräftigſten Schutz. Nachdem er von Turgot, Malesherbes und Beaumarchais Abſchied genommen, legte er die Hand ſeiner Nichte in die des Fürſten.

„Gott verſagte mir auch den letzten Wunſch, Euch Beide für immer vereint zu ſehen. Dies iſt die ſchwerſte, Gottlob auch die letzte meiner Täuſchungen. Macht ſie zu nichte, ich beſchwöre Euch! Das Geſchick dieſes Landes wird ſich unaufhaltſam erfüllen. Seit Turgot und Malesherbes fielen, das monarchiſche Frankreich den ungeheuren Widerſpruch gebar, in Amerika eine republikaniſche Umwälzung zu begünſtigen, — iſt für dies Jahrhundert nichts mehr zu erwarten. Sei meiner Louiſe Schutz, Naſſau! Dein ritterlich Herz, Deine heiße Liebe wache über ihrer Wohlfahrt und führe ſie aus allen Unwettern, das walte Gott! — Wenn ich todt bin, laßt mich in den Ordensmantel hüllen, ich habe ja im Leben immer mein Kreuz getragen!“ —

24.

Eine königliche Uebereilung.

Der neue Kriegsminiſter Graf St. Germain war ein alter Haudegen, dem die Kriegsordnung Friedrich's II. über Alles ging. Er wurde beauftragt, Armee und Marine für die kriegeriſchen Ereigniſſe, denen man entgegen zu gehen ſchien, geſchickt zu machen. Durch den Herzog von Chartres aufgeredet, der dabei ſeine Abſicht hatte, begann er auch ſogleich die königlichen Haustruppen aufzulöſen, weil ſie, wie er behauptete und — leider auch bewies, zu viel koſteten. Erſt nahm er den Prinzen von Geblüt ihre Hausgarden, löſte das Corps der Gensd'armen, das Regiment Königin-Dragoner, die Leib-Chevauxlegers auf, und ſteckte die Mannſchaften in die Feldregimenter. Jetzt projectirte er, — allein die Schweizer des Königs ſchonend, auch die Nobelgarden aufzuheben. Fürſt Naſſau's Stellung war bedroht! Mit ihr verlor er ja jegliche Hoffnung und ſank wieder auf's alte Abenteurerthum zurück. — Er hatte deshalb beſchloſſen, ſich unter allen Umſtänden der Königin zu entdecken, und Lamballe, wiewohl ängſtlich zagend, willigte ein. — Maria Antoinette hingegen ſtrebte, je mehr ſie den König durch Maurepas von ſich abgelenkt und ſich vernachläſſigt ſah, den Funken ehelicher Liebe in Ludwig XVI. zu erwecken, und um ſo offener zeigte ſie ihre Huld für Siegen, um ſo ſichtbarer wendete ſie muthwillige Liſt und Coquetterie an, die Eiferſucht des Monarchen zu erregen. Was die Königin zu dieſem Beginnen noch leidenſchaftlicher aufſtachelte, war der tiefe Schmerz, die brennende Eiferſucht, welche ſie wider Prinzeſſin Artois empfand, die eben einen Prinzen geboren, der alſo thronfähig war, weil Provence keine Kinder hatte, und welchen das Pariſer Volk bereits mit dem Namen „Dauphin“ begrüßt hatte. Die empörten Gefühle der verſchmähten Frau, der gekränkten, kinderloſen Königin trieben ſie zu Handlungen, an deren Folgen ſie nicht dachte. — Naſſau fühlte ſo gut wie Louiſe das Gefährliche der Situation; ihm war nicht fremd, was man flüſterte, deshalb that er auch alle ſeine Schritte bei der Königin mit der natürlichen Unſicherheit, die uns befällt, wenn wir fürchten, mißdeutet zu werden. Um ſo mehr war es an der Zeit, allen Mißdeutungen eben ein Ende zu machen. — Schon mehrere Male hatte er die Königin allein bei ihren Spaziergängen begleitet, erſt ſchüchtern, dann dringender ihr die Gefahr vorgeſtellt, in der er, wenn St. Germain ſeine Reduction der Haustruppen fortſetzte, gerathen müſſe, und ſie um ihren Beiſtand gebeten. Eine vielleicht falſche, aber erklärliche Furcht hatte ihn noch immer von ſeiner Liebe zu Louiſen ſchweigen laſſen. Die Königin verſprach, Alles zu thun, um das Corps zu retten, hatte mehrmals Gelegenheit genommen, mit dem König eindringlich hierüber zu ſprechen, Ludwig war aber finſter ausgewichen. Nun drängte die Entſcheidung! Naſſau fühlte, daß ihm kein Ausweg blieb. Antoinette hingegen erblickte jetzt in der argwöhniſchen Verſtimmung ihres Gemahls mit Wonne gewiſſe Vorzeichen des Argwohns, und ſuchte denſelben zu verſtärken. —

Der König befand ſich in ſeinen Privatgemächern zu Trianon, welche rückwärts nach dem Park blickten. Seit einigen Tagen war er ausnehmend gereizt, unruhig, vermied das Auge ſeiner Umgebungen, und ließ, außer den vortragenden Miniſter, nur ſeine Brüder in ſein Cabinet. Aber er arbeitete nicht, ging nicht auf die Jagd, keine ſeiner einſamen Lieblingsbeſchäftigungen wußte ihn zu feſſeln, denn es ſtand ſeiner Seele eine Umwälzung bevor, die er nur mühſam zu unterdrücken ſuchte. — Unten im Park lachte und tändelte indeß Madame Antoinette mit ihren Cavalieren und Damen, mit Chartres, Provence und Siegen, denn ſie wußte durch heimliche Erkundigungen wohl, wie es mit Ludwig ſtand, und je ſonderbarer er wurde, deſto unbekümmerter, flatterhafter, deſto herausfordernder erſchien ihr Benehmen.

Ludwig ging heftig in ſeinem Zimmer auf und nieder, und warf mitunter einen ſcheuen Blick durch's Fenſter, an welchem ſein jüngſter Bruder ſtand, hinab auf die lachende Geſellſchaft.

„Ich glaube Dir nicht, Artois, nimmermehr! Und wenn Du auch zehnmal ſchwörſt, Chartres habe Beide mehrmals bei einem tête-à-tête belauſcht, ich kann das nimmer von ihr denken! Weil Ihr ſelbſt elende Ehemänner ſeid, wollt Ihr auch mich dazu machen. Euer Leichtſinn, Euer ſchwelgeriſch Leben hat Euch das weibliche Geſchlecht verachten gelehrt, aber ich glaube noch an Frauentugend! Dies ſchöne, offene Geſicht kann nicht lügen, an wen die Natur ſo allen Liebreiz verſchwendete, in dem kann nicht Falſchheit und niedriges Laſter wohnen!!“ —

„Mein königlicher Bruder, wer die Wahrheit ſagt, ſpielt ſtets eine unglückſelige Rolle. Es handelt ſich hierbei aber nicht allein um das Glück Ihres Herzens, ſondern um die Würde der Krone, um das Loos Frankreichs! Wollen Sie ehrlich ſein, müſſen Sie doch geſtehen, daß Sie Antoinette niemals geliebt haben und —“

„Aber ich habe ſie nie gehaßt, und jetzt liebe ich ſie! Es iſt unmöglich, ſie anzuſehen und ſie zu haſſen! Ich hatte keine Sinne, als ich mich gegen ſie ſtets von Euch aufreden ließ!!“

„Es giebt aber ſehr viel ſchöne Frauen, die man nicht haſſen kann! Dieſe Heirath war, wie die meine, eine Infamie Choiſeul's, der uns an Oeſterreich verkaufte. Gab's je ein Glied des Hauſes Habsburg, das nicht falſch war? —

Antoinette liebt Sie nicht, und Königinnen — ohne Kinder ſind das Verächtlichſte unter der Sonne! Warum haßt Madame denn Cardinal Rohan? Weil er dahinter kam, daß ſie bereits als Prinzeſſin mit ihren Kammerherren in Wien ein par amour zu unterhalten wußte und er Choiſeul vor dieſer Ehe warnte! Aber dem Miniſter war gerade darum zu thun, daß Sie einſt kinderlos ſeien, weil er nur, wenn Sie iſolirt lebten, hoffen dürfte, unter Ihrer Monarchie ſeine Gewalt fortzuſetzen!!! Im Namen Ihrer königlichen Würde, im Namen Frankreichs fordere ich Sie auf, dem Verhältniß mit Naſſau-Siegen auf den Grund zu gehen!! Schaudern Sie nicht vor den Folgen? Wären Sie denn der erſte Souverain, welcher ſich von einer unfruchtbaren Gattin trennte?!" —

Der König antwortete nicht. Er hielt ſich die fieberiſch glühende Stirn, unter der ſich die gräßlichſten Gedanken kreuzten. „Die Nobelgarde ſoll heut' noch eingehen! Sie können St. Germain wiſſen laſſen, daß ich das Decret zeichnen will! Wann und wo hat Chartres ſie zuſammen geſehn?!" —

„Vor acht Tagen gegen Abend bei der Grotte, und vorgeſtern auf dem Wege nach der Schweizerhütte!"

„Nach der Schweizerhütte!! Und ſie ſtellte ſich, als ob ſie mir mit ihr eine Ueberraſchung bereiten wolle, während ſie ſich ein Aſyl ihrer Verbrechen ſchuf, ein bequemes Verſteck für verbotene Liebe! Sie! Und eine Königin!!"

„Wenn ich nicht irre, will ſie eben wieder eine Promenade mit dem Fürſten hinauf nach Klein-Trianon unternehmen. Ich ſehe die Lamballe und Noailles, Chartres und Provence ſich auf ihren Wink zurückziehen. Da! — Bei Gott, ſie geht mit ihm allein!! Nun, ich geſtehe, auffälliger kann die pflichtvergeſſene Frau eines Bürgerlichen ſelbſt ihre Untreue nicht machen!!"

Der König war haſtig an's Fenſter getreten und ſah ſeine Gemahlin ihrer Umgebung Aufträge ertheilen und, — einen verſtohlenen Blick emporwerfend, ſich mit einer ſcherzhaften Bemerkung umwenden und, den Strohhut am Arm, luſtig plaudernd nebſt Naſſau-Siegen im Parkwege verſchwinden.

„Artois, begleite mich! Bei den Gebeinen unſerer Eltern, ich mach' ein Ende mit mir und ihr, ich mach' ein Ende!!" —

„So thun Sie es, wie's einem König geziemt, mein Bruder!"

„Ich werde die Dehors nicht verletzen, Artois, will der Leidenſchaft nichts geſtatten, was den Monarchen erniedrigt! — Geh' hinab! An der rechten Arkade erwarte mich! Sorge, daß der Weg frei iſt!" —

Artois eilte hinab. „Nun, wieder ein Rendezvous, Chartres?" flüſterte er.

„So ſcheint's, Monſeigneur, ich werde wohl recht behalten!"

„Ich hörte ſelbſt, wie Naſſau beim Spiel ihr zuflüſterte, ihm die Gunſt einer Unterredung zu gewähren!" ſagte Provence.

„Da ſie gar ſo plump iſt, mag ſie es denn haben," lachte Artois. „Das Wetter bricht los, denn unſer königlicher Bruder will ihr nach; es wird eine göttliche Scene geben. Seht, daß Ihr nicht auf unſerm Wege ſeid, er erwartet mich bei der rechten Colonnade!"

„Hinter dem Buſche ein anonymes Publikum zu bilden, iſt doch geſtattet?" ſpöttelte Provence. „Wenn die Königin promenirt, kann man es ja wohl auch?"

„Und es iſt reiner Zufall, trifft man alsdann aufeinander!" verſetzte Chartres. „Laſſen Sie uns auf den Anſtand!"

Chartres und Provence bogen links ab, während Artois rechts nach den Colonnaden ſchritt. —

Louiſe de Lamballe, welche wohl wußte, daß Siegen ſich heut' der Königin um jeden Preis entdecken wolle und die größte Angſt vor dieſer auffälligen Nonchalance Antoinettens empfand, hatte das Aufſehen, die ſonderbaren Mienen der Herren und Damen, das hämiſche Lächeln und

Flüſtern der Prinzen wohl bemerkt. Beſaß ſie auch nicht den Muth, ſich ſelbſt der Königin anzuvertrauen, ſo warf ſie in dieſem kritiſchen Moment doch jegliches Bedenken von ſich. Es galt ja, Siegen und Antoinetten zu warnen, durch ihr Erſcheinen Alles zu verdecken, was etwa die unbedachtſame Antoinette wie den Mann ihrer Liebe bloßſtellen mochte. Um die Prinzen zu vermeiden, verlor ſie ſich, nachdem ſie Gorzka fortgeſchickt, im Mittelwege und folgte dem einſamen Paare.

Die kleine Polin hätte nun den Fürſten nicht ſo heiß lieben, auf die Königin ſo wüthend eiferſüchtig ſein müſſen, um ſtill dem Befehle der Herzogin zu gehorchen. Sie ging zwar ſcheinbar auf ihr Zimmer, aber nachdem ſie Lamballe abweſend ſah, eilte ſie über den Corridor und erreichte die rechte Colonnade, als Artois eben auf dieſelbe zuſchritt. Sie huſchte hinter den Sockel einer Statue und bückte ſich. Der Prinz ging vorüber nach dem Periſtyl, das zu der Treppe des Königs führte, und kaum hatte er die Schwelle überſchritten, ſo ſchlich ſie die Stufen hinab nach dem rechten Gange.

Als Artois zur innern Treppe gelangte, kam der König indeß ſchon haſtig und mit gerötheten Augenlidern herab, er hatte geweint. Das Ludwigsband hing unordentlich auf ſeiner Bruſt, der Degen ſteckte verdreht im Bandelier.

Artois eilte zu ihm. — „Erlauben Sie, mein königlicher Herr! Soll man denn an Ihrer Perſon bemerken, was in Ihnen vorgeht?!" Er ordnete ihm Band und Degen.

„'s iſt gut ſo, komm!!" —

Sie eilten den rechten Gang hinab, und zwar mit einer Schnelligkeit, daß ſie Gräfin Gorzka's, welche dem König am wenigſten auf ihrem Pfade vermuthete, bald anſichtig wurden.

„Die Dame der Lamballe! Halte ſie ſogleich auf, Bruder!" —

Artois ſtürzte vorwärts. Die Polin, welche Tritte hinter ſich hörte, wendete ſich haſtig um und that einen Ausruf des Schreckens.

„Bleiben Sie auf der Stelle ſtehen, Gräfin, der König befiehlt's!“ —

Todtenblaß ſtand Gorzka ſtill, ſie ſah den König haſtig herankommen. Trotz ihres Schrecks begriff ſie dunkel, um was es ſich handle, und ſuchte ſich zu faſſen. —

„Warum ſchrieen Sie auf wie ein Kind, als Sie uns ſahen, Gräfin?“

„Ach, Majeſtät, ich vermuthete Sie nicht; ich war tödtlich erſchrocken!“

„So, ſo? Was haben Sie denn hier allein zu thun?“

„Ich? — Ach — ja, Herzogin Hoheit von Lamballe war unwohl, — und ſie ging auf ihr Zimmer, und —“

„Ich frage Sie, was Sie hier wollen?!“ —

„O mein Gott, die Königin Majeſtät hat mir ja befohlen, ihr zu folgen!“

„Ihnen? — Wohin denn, wenn ich fragen darf?“ —

„Nach — ach, nach — der Grotte wohl!“ —

„Wiſſen Sie das beſtimmt?“ —

„Oder nach dem Schweizerhaus! O Majeſtät, ich habe es vergeſſen!“

„Nicht übel, den Befehl ſeiner Königin zu vergeſſen! Sehr ſonderbar! — Gut, wir wollen die Majeſtät zuſammen aufſuchen, folgen Sie!“

„Zu Befehl!“ hauchte ſie und ſchritt wankend hinter Beiden her. —

So war denn das Rendezvous des Fürſten und Antoinettens das Ziel allſeitiger Nachforſchungen. —

Inzwiſchen verfolgte dieſes Paar ſeinen Weg, Naſſau mit fürchterlicher Bangigkeit, denn es galt das höchſte Gut ſeines Lebens, Antoinette hingegen mit einer Fröhlichkeit und Erregtheit, welche zu gut bewies, daß ſie einer Kataſtrophe entgegenging, die ſie auf alle Fälle wünſchte. Sie ſchritt möglichſt langſam, und als habe ſie des Fürſten Bitte vergeſſen, plauderte ſie von tauſend luſtigen Dingen, an denen wohl Beiden in dieſem Moment wenig genug lag. Naſſau war gräßlich zu Muthe. Er wollte immer reden und kam nicht zu Worte; hätte ſo gern mit einem Fußfall und plötzlicher Eröffnung ſein Geſchick entſchieden, aber dazu war ſchlechterdings keine Gelegenheit. Er wünſchte ſich in dieſem Augenblicke lieber einer Rotte indiſcher Seapoys gegenüber, als einer Frau, die nicht Stich hielt, und bei der er nicht wußte, ob Leichtſinn, kluge Zurückhaltung, oder raffinirteſte Coquetterie vorwaltete.

Endlich erreichte man Klein-Trianon und die Grotte. Antoinette ließ ſich dort auf die Steinbank nieder, einen ſchalkhaften Blick ringsum werfend.

„Seien Sie nicht böſe, daß ich Sie mit allerlei Geſchwätz aufgehalten. Ihr Männer ſeid mit Wünſchen immer leicht bei der Hand, aber unbeſonnen in der Ausführung. Sie wollten mit mir reden, Naſſau, über die Gefahr, welche Ihrer Stellung droht, ich weiß auch, daß Sie die Hoffnung hegen, meine kaiſerliche Mutter werde ſich durch mich zur Reſtitution Ihres eingezogenen Landes beſtimmen laſſen. Du lieber Gott, was für arme Geſchöpfe ſind doch wir Frauen, ſelbſt wenn wir Königinnen ſind, wir vermögen ſo wenig! Meine hohe Mutter iſt Ihren Wünſchen wohl geneigt, aber mein Bruder Joſeph, der kaiſerliche Mitregent, Ihr entſchiedener Gegner. „Will Naſſau ſein Land haben, ſo nehme er kaiſerliche Dienſte," ſchreibt er, „einem Franzoſen gebe ich kein deutſches Land!" — Was die Nobelgarde betrifft, das iſt auch troſtlos genug. Dieſer Bramarbas St. Germain wird wohl durchdringen; Alles ſoll ja zu Feldregimentern umgeſchmolzen werden für dieſen heilloſen Krieg. Dreimal ſagte ich's bereits dem König, aber er geruhte nie auf meine Bitte einzugehen. Es iſt nur die eine Möglichkeit vorhanden, daß Obriſt d'Affry nämlich mit einem andern Commando und einer höheren Charge abgefunden wird und Sie das Commando der Schweizergarden übernehmen."

Sie hatte mit ſo vollem Aufgebot von Grazie und Liebenswürdigkeit geſprochen, als wolle ſie die herben Nachrichten durch freundlichſte Zutraulichkeit und zauberiſches Lächeln verſüßen.

Naſſau preßte der Königin Hand heftig an ſeine Lippen: „Meine erhabene Frau," erwiederte er beklommen, „Ihre Huld und Güte übertrifft mein geringes Verdienſt, daß ich mich mit Recht vielleicht dem Neide des Hofes, meine Königin dem Verdacht einer allzu großen Vorliebe für mich ausſetze! Ich würde indeß niemals die hohe Stellung angenommen haben, zu der mich der König um Höchſtſeine und Ihre Perſon berief, mein Stolz würde mir ſicher verbieten, wiederholt Ihren mächtigen Schutz für mich anzurufen, und ich würde mich Ihnen nicht jetzt in entſcheidender Minute mit banger Bitte zu Füßen werfen, gälte es eben nur die *bloße* Befriedigung meiner Eitelkeit, meines Ehrgeizes, oder das Erlangen eines lange vorenthaltenen Rechts! Naſſau ſelbſt bedarf *nur* ſeines Degens! Aber es handelt ſich um mehr als Glanz, Ruhm und Macht, ach, um das, was über *Allem* ſteht, wodurch dies kurze, kampfbewegte Leben erſt Schönheit gewinnt, um die *Liebe* zu einer hohen, ſchönen Frau, die Ihnen nahe ſteht, deren Geſchick Sie, wie das meine, in mächtigen Händen halten, ohne deren Beſitz ich aber nicht leben mag! Für dieſe Jahre lange, unſägliche Liebe —!!"

„Was führt Sie zu den Füßen der Königin, Fürſt?!" tönte eine Stimme rauh. Der König ſtand vor ihnen. — Artois, kalt, lächelnd, und die bleiche Gorzka wurden in der Entfernung ſichtbar.

Der Fürſt war aufgeſprungen. Die Königin erhob ſich mit einem leichten Schrei und glühte über und über. Eine qualvolle Pauſe entſtand. —

„Mein königlicher Gemahl," erwiederte ſie raſch, „Fürſt Naſſau-Siegen hat, bei der großen Gefährdung ſeiner Stellung, mir eben ein Geſtändniß gemacht, welches nicht eher empfangen zu haben ich ſehr bedauere; er liebt — *er liebt Gräfin Gorzka!*"

„Majeſtät!?" rief der Fürſt entſetzt. —

„Aber mein Gott, Fürſt, was iſt noch zu verheimlichen?!" erwiederte Antoinette erſtaunt.

„Artois! Gräfin Gorzka!" herrſchte der König. „Treten Sie näher!"

Beide eilten herzu. —

„Geben Sie mir Ihre Hand, Gräfin!"

Gorzka reichte ſie ihm zitternd und ſcheu. —

„Ich verlobe Sie hierdurch dem Fürſten Otto von Naſſau-Siegen, der von der Königin Majeſtät eben Ihre Hand erbeten! Nach bevorſtehendem Kriege, für den ich dem Fürſten ein ſelbſtſtändiges Commando zur See ertheilen will, ſoll die Hochzeit ſein!"

Ein ſchmerzvoller Seufzer, wie der eines Verendenden, klang durch die Büſche. Es war Louiſe de Lamballe, die Alles vernommen hatte und ohnmächtig zuſammenſank. Ihr Wehelaut aber ward von dem freudigen Ausruf der ſeligen Gorzka erſtickt, welche die Hände des Königspaares mit Küſſen bedeckte.

„Schon gut, Gräfin!" ſagte Ludwig finſter. „Prinz, machen Sie dem Hofe das Ereigniß in meinem Namen bekannt! — Ich bitte um Ihren Arm, Majeſtät." —

Er winkte kurz und ſchritt mit Antoinetten hinweg. — Naſſau-Siegen ſtand, als hätte die Hölle ſich vor ihm aufgethan. Die blonde Polin trat hocherröthend, geſenkten Hauptes leiſe zu ihm, als erwarte ſie eine Erklärung.

Naſſau-Siegen verbeugte ſich ſtumm vor ihr und eilte hinweg nach der Stelle, woher der Seufzer geklungen. Artois lächelte ironiſch.

Im Gebüſch fand Otto die bleiche Lamballe. Provence und Chartres waren um ſie beſchäftigt.

„Hier iſt allein mein Platz!" rief der Fürſt mit brechender Stimme und unterſtützte die Wankende. „Herzogin! Nur fort von hier!" Er führte ſie ſanft hinweg; ſie folgte ihm mechaniſch.

„Was iſt denn aber das?" rief Provence erſtaunt. „Laſſen Sie uns raſch dorthin zu Artois!"

Sie eilten zu dem Prinzen. „Wiſſen Sie wohl das

Neueſte?" rief dieſer luſtig. „Der König hat eben den Fürſten Naſſau mit Gräfin Gorzka verlobt!"

„Gorzka?!" prallte Chartres zurück. „Ah, Gräfin, ich gratulire!" — Dann faßte er die beiden Prinzen am Arm und zog ſie haſtig mit ſich. „Um aller Heiligen willen, kommen Sie, kommen Sie, Hoheiten, ſonſt werde ich noch ohnmächtig vor Lachen! — Die Königin, beim tête-à-tête ertappt, hat ihm — hahaha — die falſche Braut gegeben! Er muß ſie behalten zur — Ehre der Majeſtät!!" — —

Inzwiſchen hatte Ludwig mit Antoinette den Weg zum Schweizerhauſe eingeſchlagen; ſie fieberiſch bewegt, glühenden Auges, pochender Bruſt, er gramvoll, das Haupt geſenkt. Als ſie allein waren, ließ er heftig ihren Arm los.

„Sie haben da eine gute Escamotage gewählt, Madame, von der der Fürſt am wenigſten erbaut zu ſein ſcheint! Wenn Sie aber einen Gran fürſtlicher Ehre und Frauentugend beſitzen, wenn Sie in dies Land kamen, um als Vorbild aller Frauen wahren Segen zu verbreiten, anſtatt durch Falſchheit, ſittenloſe Künſte und das Spiel der Intrigue Ihr eigenes Glück zu untergraben, ſo haben Sie wenigſtens den Muth, offen Ihren Leichtſinn zu bekennen! Die Habsburger ſind doch ſonſt ſtolz?! Seien ſie wenigſtens fürſtlich genug, nicht beſſer zu erſcheinen, als Sie ſind!!" —

„Sie zürnen auf mich, Ludwig, Sie haſſen, ja Sie verachten mich vielleicht! So will ich die Heiligen wenigſtens für dieſen Ihren Haß und Zorn loben und preiſen, denn dieſe Ihre heftigen Gefühle ſind doch beſſer, als die vernachläſſigende Kälte, mit der Sie mich bisher kränkten, und beweiſen wenigſtens, daß, wenn ich Sie nicht zur Liebe, ich Sie doch wenigſtens zu Etwas in der Welt bewegen kann!" —

„Ich verſtehe Sie nicht, Antoinette! Zur Liebe bewegen?! Sie mich?! Das hätten Sie je gewollt?!!"

„O, Sie haben leider nie bisher die Entdeckung gemacht, Ludwig, daß Ihre Erziehung, Ihr Vorurtheil gegen die Oeſtreicherin, Ihre Umgebungen, denen es Vortheil bringt, Sie gänzlich von mir zu entfernen, ſich vereinten, um Ihre männliche Wahrnehmungskraft ſo ſtumpf zu machen, daß Sie alle Anſtrengungen überſahen, die ich machte, mir Ihr Herz zu gewinnen!! Halten Sie es denn für ſo gar nichts, daß man unſere Ehe bedauert und belächelt, Prinzeß Artois hochmüthig auf mich herabſehen kann, weil ſie wenigſtens ein Kind, ein Weſen hat, dem ſie ihr Leid klagen, deſſen Wangen ſie mit ihren Thränen benetzen, dem ſie ihre Hoffnungen und Träume widmen kann?! — Ich betrat dies Land, ohne Sie zu lieben, ohne von Ihnen geliebt zu ſein, aber ich kam wenigſtens mit dem redlichen Willen, Ihnen Freundin, Gattin, die Gefährtin Ihrer Mühen zu werden. Ich lernte Ihre ſchlichten Tugenden, lernte — Sie ſelber lieben, Ludwig, und was empfing ich? Kälte, nur Kälte!! — Bin ich denn ein ſo mißgeſtaltetes, ſo haſſenswerthes Geſchöpf, daß ich Ihnen nur höchſtens ein flüchtig kurzes Wohlwollen abgewinne, welches Sie bereuen, ſobald es eben Herrn Maurepas gut ſcheint? Nun, ſo ſenden Sie mich denn meiner königlichen Mutter wieder, es iſt ja gleich, ob mein Herz gebrochen iſt; Rom hat noch keinem Souverain Dispenſation verweigert!“ —

Sie ſtand hoch aufgerichtet vor ihm, zum erſten Male eine wirkliche Königin. —

„Antoinette, dies Benehmen aber, Naſſau-Siegen — zu Ihren Füßen!“ —

„Ich wußte ſeit ſeiner Ernennung als Chef der Gardenoble, daß Gorzka ihn liebe, wußte, daß er ein Liebesgeſtändniß auf dem Herzen trage, und daraus ſein Wunſch nach meiner Vermittlung bei Ihnen entſprang. — Geſtehe ich's nur, mein königlicher Gemahl, ich konnte den Gedanken nicht ertragen, ungeliebt von Ihnen zu leben. Ich wollte Ihr Herz erobern, ſei es durch Liſt oder Gewalt. Nennen Sie das unköniglich, leichtfertig, ach, — ich will beſchämt ſchweigen, aber über die Königin geht doch die Frau, und ich verſtehe nicht Königin zu ſein, ohne mich als Frau beglückt zu fühlen! Eiferſüchtig wollte ich Sie machen, und wählte dazu Denjenigen, deſſen Herz am weiteſten von mir entfernt war, der aber meiner Gunſt am meiſten bedurfte. Habe ich mich doch mit falſcher Hoffnung betrogen, Ludwig?! — Dann laſſen Sie mich weinen, daß ich umſonſt den Verdacht geweckt und mich nur erniedrigt habe, um erbarmungslos im Staube zu enden, weil ich Sie ſo thöricht liebte!!“

Der König faßte ihre Hand und küßte ſie. „Können Sie mir die Wahrheit deſſen auch bei Ihrer Seligkeit beſchwören?!“

„Ich ſchwöre es! Durch Noth und Tod werde ich Sie lieben, und ſollte ich ſelbſt mit meinem Blute meine Treue gegen Sie beſiegeln!“

„So verzeihe mir, theure Frau, Du meine ächte, rechte Königin! Mein ganzes Leben wird ein Bemühen ſein, Dich die Thränen vergeſſen zu machen, die Du um den blöden, finſtern Ludwig geweint!!“ Er umarmte ſie und küßte ſie heftig. — „Sage mir nur auch aufrichtig, Antoinette, wer gab Dir denn dieſen gefährlichen Muth?“

„Eine ſehr böſe Dichtung, mein Theurer, die Ihnen recht mißfällt, — die Hochzeit des Figaro.“ —

„Dieſer Beaumarchais ſcheint mir ja alle Leute närriſch zu machen!“ — — —

Seit jenem Tage war der König gegen ſeine Gemahlin wie verwandelt. Maria Antoinette hatte das Glück, ſich geliebt zu ſehen, durch das Elend der liebſten Freundin erkauft. — Als der Fürſt Louiſe de Lamballe nach dem Schloſſe zurückgeführt, unfähig, dem grenzenloſen Jammer ſeiner Bruſt Worte zu leihen, hatte ſie ihm bei den Arkaden die Hand gedrückt und leiſe geſagt: „Wie ich geſchworen, werde ich Sie ewig lieben, aber Sie ſehen, ein Verhängniß iſt über uns, — wir dürfen nicht glücklich ſein!“ —

Am andern Tage richtete der Fürſt an Gräfin Gorzka folgende Zeilen:

„Es hat dem Monarchen gefallen, Gräfin, mich Ihnen zu verloben. Ich gehorche, weil ich muß, und weder die Königin noch eine edle Dame wie Sie tödtlich beleidigen darf. Ich wünſchte deshalb auch von Herzen, Ihr Gemüth ſchonen zu dürfen, denn mir ſind Ihre Gefühle heilig, auch wenn ich ſie nicht theile. Ich werde als Ihr Verlobter ſterben, aber haben Sie die Barmherzigkeit, nie zu erwarten, daß ich vor dem Altare Ihnen die Treue ſchwöre, welche längſt der Herzogin von Lamballe gehört!! — Man hat Sie getäuſcht! — Laſſen Sie uns Beide ſtumm die entſetzlichen Folgen königlicher Eigenſucht tragen, und verzeihen Sie, wenn ich Sie kränkte. Es iſt aber zwiefache Ehrenpflicht für mich, Sie nicht einen Augenblick über meine wahren Geſinnungen zu täuſchen! Bald, hoff' ich, kommt der Krieg. Vielleicht quittirt eine — Kugel unſere gegenſeitigen Pflichten!" — —

Caron und Suſanne vernahmen dieſe unglückliche Wendung im Geſchicke ihrer Freunde mit wahrem Schmerz.

„Soll denn," rief Beaumarchais außer ſich, „egoiſtiſche Laune, thörichtes Mißverſtehen, die rückſichtsloſe Uebereilung dieſer elenden Verlobung, nur weil ein König und eine Königin ſie begingen, zwei Herzen trennen, welche Gott für einander beſtimmt? Soll ein Mißgriff unwiderruflich ſein, weil ein Monarch ihn that, und alle unſere Mühen, Sie und die Herzogin beglückt zu ſehen, müßten an der grenzenloſen Narrheit einer Minute ſcheitern? Nein, mein fürſtlicher Freund, laſſen Sie nicht allen Muth ſinken! Ihrem Mißgeſchicke, vom Zufall ſcheinbar herbeigeführt, liegt Tieferes zu Grunde! Daß man Sie jetzt gerade von Louiſen riß, man den alten Schutz des Königspaares, die Haustruppen auflöſte und Ihre Stellung untergrub, ſcheint mir vielmehr das Werk der Intrigue, und wo etwas Schlimmes geſchieht, wird Chartres nimmer weit ſein. Ich werde es erfahren, werde Ihr Anwalt werden, wie Sie der meine in der Noth geweſen, und wenn ein Gewaltſpruch Ihnen die Herzogin entriß, auf mein Wort, dann muß der Krieg oder — die Revolution ſie Ihnen wiedergeben!! Ich habe noch Pfeile genug im Köcher für die ſchleichende Hydra der Niedertracht!" — —

Der Krieg, der heißerſehnte, und für Frankreichs Lage ſo unheilvolle, kam. Der Feldherr der Engländer Burgoyne war von Georg Waſhington bei Saratoga auf's Haupt geſchlagen. Benjamin Franklin, von dem Turgot ſelbſt einſt geſagt: Eripuit coelo fulmen sceptrumque tyrannis (er entriß dem Himmel den Blitz und den Tyrannen das Scepter), erſchien mit ſeinem Collegen Deane als Deputirter der freien Union Nordamerikas zu Paris und Verſailles, um Frankreich zu einer Allianz gegen England zu beſtimmen. Der jugendliche Lafayette eilte mit Meinungsgenoſſen zum Kampf für die Union, und Beaumarchais hatte ſich den Amerikanern für acht Millionen Livres Waffen zu liefern anheiſchig gemacht. Krieg gegen England, Krieg für die Republik der amerikaniſchen Union war das Feldgeſchrei der Franzoſen! — Die Autorität von Franklin's perſönlich bedeutſamer Erſcheinung, der ſtürmiſche Wille des Publikums drängte Maurepas, den Krieg gegen England zu beginnen, mit Amerika einen Freundſchafts- und Handelstractat einzugehen.

„Aus der Wüſte in die Wüſte!!" — Lamballe's ahnungsvoller Ausſpruch hatte ſich bewährt. Auf's Glück der Liebe hatte ſie nun ſtumm verzichtet, um ſich allein Antoinetten zu widmen, der Frau, deren Eheglück ſie ſo ſchwer erkauft hatte. Sie vermied Siegen, und weibliche Scham wie fürſtlicher Stolz hielten ſie ab, der königlichen Freundin den tiefen Schmerz ihrer Seele zu verrathen. Ihr ſtarker Wille, ihr kräftiger Charakter ließ ſie ſich auf's Aeußerſte zwingen und verſtellen, und Niemand ahnte bei dieſer nun bläſſer, doch um ſo ſchöner gewordenen, mild lächelnden Frau, daß ſie eben nur ihr gebrochenes Herz mit ſtolzer Hoheit zu Grabe trug. Kein Wort ward zwiſchen ihr und Gorzka, welche die Königin zu ihrer Palaſtdame erhoben, gewechſelt. Siegen, bisher durch ſeine Hoffnungen auf Louiſen zum Höfling wider ſeine Natur gemacht, ward durch die gänzliche Vernichtung derſelben in jene alte Reckenwuth ſeiner abenteuerlichen Jugend zurückgeſchleudert. Er mied die galanten Hofkreiſe möglichſt, um, wie er ſagte, ſich für den Krieg zu ſchulen, begann das frühere Soldatenleben wieder, und aus dieſer Epoche ſeines Lebens ſtammen die tollen Reiterkünſte und Duellaffairen, welche ihn unter dem Militäradel berühmt machten. — Das königliche Paar hätte ſo gut wie andere Leute bei Hofe den Grund ſeines veränderten Benehmens, Lamballe's ſtolzen Ernſt und Gorzka's unbräutliche Traurigkeit errathen können, wenn es jetzt nicht mit ſich ſelbſt zu ſehr beſchäftigt geweſen wäre. Das Glück machte ſie blind für Anderer Schmerz, die erwachte Liebe warf den jungen König in's andere Extrem und machte ihn zu Antoinettens Sklaven. Da Naſſau nun ſeinen Schmerz mit einem wahrhaft verwegenen Humor trug, verſtand man ihn falſch und hielt für Kampfesdurſt und Ehrbegier, was lichte Verzweiflung war, hielt Gorzka's Melancholie für Beſorgniß, den muthigen Verlobten der Gefahr des Krieges entgegeneilen zu ſehen. — —

Beaumarchais hatte bereits ſeinen Entſchädigungsproceß nach Anweiſung des Königs beim Parlament zu Aix angeſtrengt und veröffentlichte jetzt ein Mémoire, das letzte, fürchterlichſte, in welchem er ſein ganzes Verhältniß zu La Blache von dem Augenblick an, wo er Suſannen den Nachſtellungen deſſelben zu Paſſy entriſſen, bis zu dem Augenblick darthat, wo er durch den Proceß Goësman zur Zahlung an ihn verdammt war. Das Intereſſe, welches man ſeinen Kämpfen und der „Hochzeit des Figaro" widmete, der Fluch, welcher auf La Blache fiel, ward jetzt in einer Weiſe entfeſſelt, die über alle Beſchreibung ging und ſelbſt das Intereſſe für Amerika plötzlich in Schatten ſtellte. La Blache wurde verurtheilt, die gezahlten 150,000 Livres herauszugeben, ferner 70,625 Livres aus Duverney's Nachlaß, nebſt Koſten, Zinſen und Schadenerſatz zu erſtatten. — Des Grafen Vermögen, durch unſinnige Verſchwendung längſt verwüſtet, ward ganz ruinirt, ſeine offenbare Schande verſchloß ihm die Thüren ſeiner Standesgenoſſen.

Er wartete nicht die Vollendung ſeines Ruins ab! Als er das Urtheil des Parlaments empfing, ritt er hinaus nach ſeinem Beſitzthum Paſſy. Im Garten, an der Stelle, wo er Suſanne zuerſt geſehen, — erſchoß er ſich!

So endete Graf Falcoz de la Blache, der tolle Almaviva!! — —

Das mordende Mémoire Beaumarchais' ward auch einer andern Partei unheilbringend. Er hatte darin Terray und Diane de Vendatour durch Citate und Anſpielungen auf Marceline und Bartolo aus ſeiner Hochzeit einem überaus entehrenden Verdachte preisgegeben. — Beaumont, der Erzbiſchof von Paris, ließ den Schimpf, welcher ſeinem Stande zu einer Zeit angethan wurde, welche ohnedies denſelben anfeindete, nicht ruhig ſitzen. Er beſchwerte ſich perſönlich beim Könige, und Ludwig XVI., höchſt erbittert, ließ Caron in die Conciergerie ſetzen. — Als Beaumarchais abgeführt wurde, befahl er Suſannen, das Documentenkäſtchen durch Herzogin von Lamballe an die Königin gelangen zu laſſen, welche ihm, wie er wußte, noch immer gewogen war. —

Als Maria Antoinette dieſe Papiere angeſehen, begab ſie ſich ſogleich in's Cabinet des Königs.

„Mein erhabener Gemahl, Sie haben Beaumarchais gefangen ſetzen laſſen, und er ſoll zur Rechenſchaft gezogen werden. Ich weiß auch, daß Sie ihm wegen der „Hochzeit des Figaro“ übel wollen. Leſen Sie indeß dieſe Schriften, welche er mir eben geſendet hat, und urtheilen Sie ſelbſt, welche Wirkung dieſelben als Zeugniſſe in ſeiner Hand haben müßten, wenn man ihm den Proceß macht!“

Der König prüfte die Schriften. Dann erhob er ſich finſter und ſchellte. — „Man rufe ſogleich Erzbiſchof Beaumont! Er ſoll kommen, und ſäße er im Beichſtuhl!!!“ — Der Courier ritt nach fünf Minuten ab.

„Antoinette, ich danke Dir,“ ſagte Ludwig, „daß Du mich vor großem Unrecht bewahrt haſt! Man muß Beaumarchais augenblicklich frei laſſen! Es iſt ſogar ein Act der Loyalität von ihm, daß er dem Könige und nicht dem Gericht dieſe Beweiſe anvertraute!“

„Und wollen Sie ihn denn nicht freundlicher behandeln? Soll der Ehrgeiz ſeines Lebens, „die Hochzeit“, welche mir ſo viel Glück brachte, nie gegeben werden? Man thut doch beſſer, Sire, gefährliche, aber doch ehrliebende, treue Männer zu ſchonen und zu fördern, als durch ſie noch die Zahl der Unzufriedenen zu vermehren? Ihr Vater hat ihn ja ſo ſehr geliebt, und — es macht Caron unglücklich, daß der Sohn ihn nun verſtößt!"

„So ſoll er denn kommen; ich weiß, Sie haben ihn gern! Er mag der Cenſur ſein Stück einreichen. Jedenfalls muß aber alles Aufregende daraus entfernt werden!"

„Ich darf ihn wirklich rufen laſſen, beſter Ludwig?" lächelte ſie.

„Nun ja! Aber ich muß doch erſt ſeine Haft aufheben und die Anklage niederſchlagen?!"

„O, thun Sie es gleich! Ein Federzug und —" ſie reichte ihm bittend die Feder.

„Antoinette, Antoinette! Ich mache ſeit einiger Zeit Deinetwegen, fürchte ich, recht viele Narrheiten!" —

„Durch welche gute Menſchen und Talente glücklich werden. Iſt Recht zu thun närriſch?" —

Der König küßte ſie — und ſchrieb ſofort an das Châtelet und die Conciergerie. Madame entfernte ſich eben mit den Ordres, wie Beaumont erſchien. —

„Eminenz, ich habe in dieſem Augenblick Herrn Beaumarchais freigelaſſen und den Proceß niedergeſchlagen!"

„Majeſtät?!" Der Biſchof trat verletzt zurück. —

„Sehen Sie dieſe Papiere an, dann werden Sie wiſſen, was Sie als Oberhirt Ihres Sprengels zu thun haben! Bedenken Sie die Schmach des geiſtlichen Standes! — Ich gebe Ihnen acht Tage Zeit. — Zwingen Sie mich nicht, den weltlichen Arm brauchen zu müſſen. Ich würde es unfehlbar, denn für ein ſolches Verbrechen giebt es keine Gnade, und ich will nicht, daß man mich für einen — Jeſuitenkönig halte!!"

Beaumont las und ward blaß. Dann raffte er ſich empor und verbeugte ſich. „Ich werde Eurer Majeſtät gehorchen. — Wenn aber die Schuldigen dem Auge der Oeffentlichkeit entrückt ſind, ſollen dieſe Papiere noch —"

„Ich werde ſie mit eigener Hand vernichten!!" —

Erzbiſchof Beaumont that ſeine Pflicht. Er berief ſogleich ſeine Prälatur zur geheimen Sitzung. — Der Ausſpruch des geiſtlichen Gerichts war: „Lebenslängliches Gefängniß für den Abbé Terray und die Marquiſe Diane de Vendatour im Pönitenzhaus des Montmartre!“ —

Terray hatte indeß von alter Zeit her ſeine guten Freunde unter den Prälaten. Einer von ihnen eilte zu ihm und benachrichtigte ihn. Entſetzt raffte der Abbé haſtig ſeine gewonnenen Schätze zuſammen und eilte in's Hotel Vendatour.

„Das Gräßliche iſt geſchehen, Beaumarchais hat dem König die Papiere Suſannens geſendet! Beaumont ward zu ihm gerufen, und eben hat das geiſtliche Gericht über uns entſchieden! Ewige Pönitenz! — Das haben Sie angerichtet, Diane, weil Sie bei allem Haß gegen dieſen Nichtsnutzigen und ſein Weib nie wagten, das — Fläſchchen anzuwenden, was Sie doch zum Vortheil anderer Leute ſtets gern bereit hielten!“ —

Die blaſſe Dame ſtand ſtumm und ſteif. Sie warf einen Blick grenzenloſer Verachtung auf ihren Mitſchuldigen. — „Es kam daher, mein Freund, daß ich leider einen Gran weniger Verworfenheit beſaß, als Sie! Es ſprach in mir zuletzt, — lachen Sie über meine Albernheit, — das Herz der Mutter! Dies unheilvolle Verſehen will ich indeß corrigiren; man wird es ja ſo eilig mit uns nicht haben.“

„Wo denken Sie hin? Jede Minute bringt uns dem elenden Looſe des Gefängniſſes näher. Wir müſſen ſogleich fliehen; eilen Sie um Gottes willen!“

„Ich habe nicht gewußt, Freund, daß Sie ſo feig ſein können! Eine Thür, glauben Sie nur, halte ich mir immer offen, um den Gegnern zu entſchlüpfen; laſſen Sie ſie nur kommen! Ich werde den Reiſewagen indeß beſorgen laſſen und meine Vorbereitungen treffen! Es wird inzwiſchen Zeit genug ſein, eine kleine Collation zu nehmen, denn wir dürften gut thun, uns anfänglich unterwegs nicht aufzuhalten. Nach England gehen wir ja wohl?“

„Gewiß! In England lacht man dieſe Pariſer Narren aus!“

„Ja wohl! — Ich bin bald zurück!“ —

Der Abbé ging inzwiſchen unruhig auf und ab. — Jetzt erſchien ein Kammermädchen, welches eine verſiegelte Flaſche Wein, Gläſer und Backwerk ſervirte.

„Beſorgt man denn den Wagen??!“ —

„Er wird ſogleich vorfahren, Herr Abbé. — Geſtatten Sie, daß ich vielleicht einſchenke? Die Frau Marquiſe erſcheint in wenigen Minuten!“

„So machen Sie raſch! Hoffentlich dauern die Vorbereitungen der Gnädigen nicht ewig! Ich glaube, wenn's anginge, würden die Weiber ſelbſt noch für den Sarg Toilette machen!!“ —

Während dieſer Rede trat die Marquiſe im Reiſecoſtum ein.

„Sie ſind recht ſpöttiſch, Herr Abbé. Iſt Ihnen gefällig?“ — Sie nahm ihr Glas und trank.

Terray ſtürzte das ſeinige hinunter.

„Ah, der Wein iſt feurig! Wie ein Lavaſtrom rollt das durch die Adern! Noch eins!“

Das Mädchen ſchenkte ihm ein zweites Glas ein.

„Trag indeß mit Lucien des Herrn Abbé Sachen und meine Schatulle zum Wagen, Mädchen. — Ich nehme nichts mit, Abbé, als Geld!“ ſagte die Marquiſe.

„Aha!“ lächelte Terray, „Geld iſt in der Welt Alles, ein geweſener Finanzmann muß das wiſſen!“

Das Mädchen eilte hinaus. Diane ſchenkte nochmals ihr Glas ein. „Auf glückliche Reiſe denn, mein Freund!“ Sie ſtieß mit ihm an. „Es iſt unſere letzte!“

„Was? — Was ſagen Sie da?“ —

„Nun, daß wir nach ihr ganz — unangefochten leben werden! — Aber ich ſehe, Sie ſind müde; ſetzen Sie ſich doch! — Ei, was iſt Ihnen denn?! — Hah!!“ —

Ein dumpfer Schlag erfolgte. — Terray lag leblos zu ihren Füßen. —

„Biſt Du todt?“ lächelte ſie eiſig. — „Er will mich gewiß oben anmelden!“ — Sie ſetzte ſich langſam in den Fauteuil und ergriff das Glas. „So endeſt du denn, Leben voll Qual und Verbrechen, durch das, womit du am ſchwerſten geſündigt haſt! — Ich trete vor dich, unbekannte Ewigkeit, mit ihm, der mich dazu gemacht, was ich geworden!!“ Sie trank. „Ich verdiene und ich verlange keine Gnade! Wenn du mich aber richteſt, Macht über den Sternen, die ich fühle und doch nie glauben kann, vergiß nicht meinen ſchlimmſten Genoſſen, Orleans, meinen verwegenſten Schüler, Chartres! — Eins dank' ich dir aber, unerforſchliches Geſchick, daß du in den ſchlimmſten Augenblicken mich doch vor dem Morde meines Kindes bewahrteſt! Lebe glücklich, Suſanne, — Du biſt — nun — ganz — ſicher!“ — Das Glas entglitt ihrer Hand. Schwerfällig hob ſie die Hände und preßte ſie in einander — zum Gebet. — Raſſeln vor der Thür, Stimmen im Hausflur wurden laut. Ein ſarkaſtiſches Lächeln umſpielte noch ihr fahles Geſicht, — dann verlöſchte ihre Lebensflamme. —

Die Thür ging auf. — Fünf Mönche traten ein, nur ihr dunkler Blick funkelte durch die Augenlöcher des Borgos. Sie ſtanden erſchreckt ſtill. —

„Sie ſind todt!“ ſprach tonlos der Eine, „requiescant in pace, amen!“ —

„Was ſoll mit ihnen geſchehen?“ flüſterte ein Anderer. —

„Ich erkläre, daß ſie nur krank ſind und in die Kutſche getragen werden müſſen!“ begann der Official. „Sie gehören uns an und dürfen in der profanen Welt nicht ſterben! Zur Ehre der Kirche hebt ſie auf und bedeckt ſie mit dem Bußkleide!“

Die Leichname wurden in weite Mönchsgewänder gehüllt und raſch hinabgetragen. Still war's im Gemach. —

Als das Rollen der ſchwarzen Kutſche in der Ferne verklang, ſtürzten die Diener und das Kammermädchen herein.

„Gott ſei Dank,“ rief Letztere, „ſie ſind Beide abgefahren nach Engelland, oder Teufelsland, und wir ſind die nächſten Erben! Werf' Einer ja nur gleich Gläſer und

Fläſchen weg, die Alte hielt ſich immer mit ſolchen Höllentränken!“ —

Suſannen wurde auch der Schmerz erſpart, über den Tod und die ſpäte Reue einer verbrecheriſchen Mutter zu weinen. Terray und Diane waren verſchwunden. Man flüſterte wohl über ſie ein Weilchen, aber bald war ihre Exiſtenz vergeſſen. —

25.

Kaſſandra.

Der ſtolze Ernſt Louiſens von Lamballe, die finſtere Verſchloſſenheit Gräfin Gorzka's paßte ſchlecht zu der erhöhten Fröhlichkeit, dem ſprühenderen Lebensmuthe, dem hohen Bewußtſein erlangten Glückes, welche Maria Antoinette beſeelten, und jetzt noch durch die ſüße Gewißheit, Mutter zu werden, beflügelt wurde. Sie begriff das Wehe dieſer beiden Frauen nicht, ſpöttelte oft über ihren Ernſt und neckte Gorzka mit ihrem „triſten Brautſtand, der auf die Myrtenkrone warte, welche der Krieg ihr bringen ſolle!“ Oeſters gab ſie ihnen auch ihre Mißſtimmung zu erkennen, denn Antoinette wollte nur fröhliche Gefährtinnen haben. So kältete ſich die Intimität ab, welche ſonſt zwiſchen der Königin und Lamballe geherrſcht hatte, und eine Perſon trat in den Vordergrund, deren ſtets roſige Sinnesart mehr zu der Stimmung Antoinettens paßte, nämlich Gabriele de Polaſtron, Gräfin Jules de Polignac. — Die Polignacs waren ein alt-ariſtokratiſches Geſchlecht, den Orleans ſchon ſeit der Fronde liirt, aber heruntergekommen in ihren Verhältniſſen. Auf des alten Orleans Betreiben hatte Prinzeſſin Artois ſchon früher die Schweſter des Grafen Jules, Diane de Polignac, zu ihrer Hofmeiſterin ernannt, und Chartres es dahin gebracht, daß Gräfin Gabriele bereits im Jahre 75 der Königin vorgeſtellt wurde. Gabriele war keineswegs etwa eine boshafte, hinterliſtige Perſon, hatte vielmehr ein offenes, heiteres, ſchalkhaftes Weſen und eine vortreffliche Unterhaltungsgabe. Sie beſaß aber den — in ihrer Lage vielleicht zu entſchuldigenden Eifer, ſich und ihre Familie bei der Königin zu Anſehen wie Vermögen zu bringen. An Prinz Artois und Chartres hielt ſie aus Dankbarkeit wie Klugheit feſt, und ihre natürliche Frauenliſt verſäumte nichts, was ihr den Sieg über andere Hofdamen, namentlich die einflußreiche, ernſte und ſtolze Lamballe, verſchaffen konnte. Ihr Einfluß auf Antoinette begann jetzt hervorzutreten, ihr Gatte, Graf Jules, erhielt eine obere Hofcharge, und die Königin hatte ſie mehr als ſonſt um ſich.

Mit der gefürchteten Reduction der Haustruppen, welche Fürſt Naſſau ſchon ernſtlich bedroht hatte, ward inzwiſchen plötzlich inne gehalten, denn St. Germain, der Kriegsminiſter, war entlaſſen worden, weil er vielfach den Militäradel beleidigte, den Verſuch machte, preußiſche Stockprügel im Heere einzuführen und das Invalidenhaus im Budget zu beſchränken. Die Nobelgarden blieben alſo gleich den Schweizern, und Naſſau war geſichert. Dagegen trat die Ausſicht, im Kriege ſein Glück zu ſuchen, in den Hintergrund. Wohl hatte ihm der König ein Commando zur See gegen die Engländer verſprochen, und die franzöſiſche Flotte ſollte ſich unter dem Admiral Grafen d'Orvilliers an der Weſtküſte gegen Admiral Keppel und die Engländer concentriren, welche von den Inſeln Queſſant und Jerſey aus die Handelsſchifffahrt ruinirten, aber Chartres, der ſeinen nun einſamen Schwiegervater Penthièvre durch tauſend Schmeichelkünſte zu bearbeiten gewußt und ſeinen Dienſt zur See antreten wollte, um ſich dann die Würde des Großadmirals von dem alternden Herzog übertragen zu laſſen, beanſpruchte das Commando, welches Naſſau ſchon ſicher zu haben glaubte. Den Flüſtereien der Polignac, den Empfehlungen Artois' und Maurepas' war es gelungen, den König zu Chartres' Gunſten zu ſtimmen und ihm vor Naſſau den Vorzug zu geben. Daß dies Herzogin Lamballe wie Gorzka um ſo mehr kränkte, den Fürſten in die höchſte Wuth verſetzte, war zu erklärlich. Mit aller Kraft der Ueberredung nur vermochte Beaumarchais den Raſenden abzuhalten, daß er dem Könige nicht das Commando der Nobelgarde vor die Füße warf und gleich Lafayetten nach Amerika ging. Dies geſchah gerade zu derſelben Zeit, wo Terray und Diane de Vendatour ſo geheimnißvoll endeten, und Ludwig XVI. Erlaubniß ertheilt hatte, daß die Hochzeit Figaro's cenſirt werde und Beaumarchais bei Hofe wieder erſcheinen dürfe. — Die Königin ließ ihn ſo wie Suſanne durch Prinzeß Lamballe nach Marly einladen, hatte das Ehepaar doch durch La Blache's heilloſes Ende und die Entdeckung von Suſannens Geburt ein erhöhtes Intereſſe gewonnen. Die Prinzen wurden ſogleich von dieſer huldvollen Einladung durch Gräfin Polignac unterrichtet. — Artois, der ſeit Vorleſung der Hochzeit Beaumarchais als Libertin haßte, und Chartres, der bei deſſen Erſcheinung, betreffs des erzwungenen Reverſes an die Volksfreunde, jetzt um ſo mehr ſeines Flottencommandos wegen beſorgt ſein mußte, als er die Freundſchaft des gewandten Dichters für Naſſau-Siegen kannte, beſchloſſen, ſich in des Königs Nähe zu halten, um etwaige Intriguen perſönlich zu verhindern. Chartres that noch mehr. Er wollte um jeden Preis in die Carrière einlenken, welche einſt dem Prinzen Lamballe beſtimmt geweſen, hatte bereits Penthièvre's Wort, ihm nach ſeinem erſten Seezuge die Großadmiralswürde abzutreten, war zu plötzlicher Abreiſe vorbereitet, und der Gedanke, durch Beaumarchais, den alten Gegner ſeiner Familie, des Commandos, des Schlüſſels zu ſeiner Macht beraubt, da demaskirt zu werden, wo er Loyalitätseifer heuchelte, erfüllte ihn mit namenloſem Haß und rückſichtsloſen Entſchlüſſen. Er hatte über das Ende ſeiner alten Freunde Terray und Vendatour genug erfahren, um für ſich eine ähnliche Kühnheit Caron's zu fürchten. — Er traf mit Sillery auf alle Fälle Verabredung, die er mit den Worten endete: „Sollte ich Dir beim Weggehen im Vorzimmer des Königs zurufen: „Es bleibt dabei!" — ſo zögere nicht einen Augenblick. Im andern Falle werde ich ſagen: „Alles iſt gut!" Dieſer andere Fall wird nicht eintreten, denn einmal muß ich mit ihm zu Ende kommen und mit meiner ewigen Furcht!!" — —

Die Einladung der Herzogin in Antoinettens Namen übte auf beide Gatten eine ſehr verſchiedene Wirkung. Suſanne war entzückt wie ein Kind, denn ſie freute ſich der Ehre ihres Gatten, und den Fürſten wie die Herzogin wiederzuſehen. Caron war ernſt. Er erwog im Geiſte, was er für Naſſau thun könne, und beſchloß, ſein Erſcheinen bei Hofe für denſelben auszunützen, ihm nach Kräften zu vergelten, was er zur Zeit der Noth an Suſannen gethan. Die Herzogin hatte das Ehepaar erſucht, ſchon am Mittag in Marly einzutreffen; dort wollte man ſo lange beiſammen ſein, bis das Lever der Königin beginne.

Suſanne hatte ſich heut' mit dem Beſten, was ſie beſaß, geſchmückt, ſie trug das Armband der Königin und hatte den Toque aufgeſetzt, welchen Caron in der Hochzeit des Figaro ſeiner Suſanne als Brautſchmuck gegeben. Die Königin hatte ſich nämlich damals für dieſe Zierde ſehr intereſſirt, und Suschen's kundige Hand jetzt den Kopfſchmuck gefertigt. Sie trug dazu eine Robe d'Eſpagnole, um Antoinetten durch Darſtellung der richtigen Nationaltracht eine Artigkeit zu erweiſen. Die alte Chevalière konnte ihren Geſchmack gar nicht genug loben, und Frau Suschen ſah wirklich auch ſo reizend und ſchelmiſch aus wie nie. Während Gomez gleichfalls im vollen Schmucke eines Majo, mit Kopfnetz, Bänderhut, geſtickter Jacke, und dem Couteau in der Leibſchärpe am Wagen harrte, durchſchritt das Paar noch einmal den Garten.

„Du glaubſt nicht, mein herzlieber Figaro," lächelte Suſanne, „was für ein eigener ſeliger Reiz es iſt, unter dieſem Grün, in dieſen Räumen, wo jeder Buſch, jeder Gegenſtand ſeine kleine ernſte oder komiſche Geſchichte hat, in dem Kleide umherzuwandeln, das Du meinem Abbilde in der Hochzeit geliehen. Man lernt ſeinen Kummer, ſeine ausgeſtandene Angſt faſt lieben, wenn man, wie wir, das Gefühl hat, daß doch alle Wetter glücklich vorübergingen, der Himmel durch alle Prüfungen uns gütig führte. — Hier ſtand Conti das letzte Mal!“ —

Caron nickte halb wehmüthig. „Dort in der Laube ſaßen wir ſo oft mit Piron, Aumont, Morelly, Malesherbes und Turgot — mit todten Schöngeiſtern und gefallenen Miniſtern!“

„Nur wir, mein Lieb, ſind nicht todt und nach jedem Falle lachend wieder aufgeſtanden! — Aus dieſer Thür, nicht wahr, ſchlich Orleans und Chartres über die Terraſſe, als Du auf die Galeere ſollteſt!“

„Und ließen ihren Schimpf in meiner Hand, eine entſetzliche, ewige Drohung für ſie, und, bei Gott, ich will ſie anwenden, um Naſſau aus dieſer neuen Nichtsnutzigkeit zu helfen!“

„Sieh, das iſt auch mein letzter Wunſch, den edlen Fürſten in ſeinem vollen Werth erkannt, durch der Herzogin Hand beglückt zu ſehen. Gorzka und die königliche Uebereilung ſollen nicht dazwiſchen treten!“

„Nur nicht zuviel auf einmal, Kind! Es gilt erſt, Naſſau zugleich auf entſcheidende Art das Commando zu ſichern und die Herzogin aus ihrer Reſignation zu reißen!“

„Wie willſt Du aber machen, daß der König Dich hört?“

„Ich werde die äußerſten Mittel gebrauchen; es iſt ein Kampf, der letzte wahrſcheinlich, und das eben — macht mich ernſt!“

„Ah bas, ich finde es viel ſchwerer, das Mißverſtändniß der Königin und Gorzka's Eigenſucht zu beſiegen, als den König! Ludwig XVI. iſt gerecht!“

„So komm, wir dürfen nicht zögern. Wende Deine glückliche Stimmung an, uns alle Seelen recht geneigt zu machen.“

„Noch einen Blick ringsum, ſo! — Ich habe mich förmlich mit Erinnerungen geſtärkt!“ Sie küßte ihn lächelnd, ſchob ihre Hand in ſeinen Arm, und über die Terraſſe durch die Wohnung ſchreitend, begaben ſie ſich zum Wagen, der nach Marly rollte. — —

Das Königspaar reſidirte im Pavillon du Soleil, den im weiten Kreiſe die zwölf Villen umgaben, welche die vornehmſten und begünſtigtſten Glieder des Hofſtaats bewohnten. Links, nördlich an der Hauptſtraße, lag das freundliche Dörfchen, im Rücken und zur rechten Seite ſenkte ſich der weite, majeſtätiſche Forſt nach dem Arcisthale hinab. Von der Chauſſee zweigte ſich bei Roquencourt ein breiter, reizender Fahrweg ab, der durch den Wald empor zur Reſidenz führte. — Da die Entfernung über Neuilly und Bougival viel bedeutender als jene über St. Cloud, Vaucreſſon und Roquencourt war, hatte man letztere Strecke gewählt, zumal man ſo das ſchöne Arcisthal paſſirte, einen Blick auf Verſailles und Trianon frei hatte, mit ihm — ein Heer alter Erinnerungen. War doch Beider Leben ſo reich, ſo bewegt wie kein anderes. In der Mittagsgluth hatten ſie endlich noch den Vortheil der Waldeskühle. — Als ſie Roquencourt erreichten und Caron der Zeit gedachte, da er mit den Freunden dieſen Weg gekommen, um den „Erſehnten“ das erſte Mal zu ſehen, Suſanne, wie ſie dort drüben in der Pfarrei ſo bange des Gatten Rückkehr von Spanien erſehnt, ſagte ſie: „Wenn der Abend ſchön iſt, lieber Caron, ſo machen wir wohl den Parkweg zu Fuß nach Vaucreſſon zurück. Es muß ſo herrlich ſein, das Thal der blitzenden Mauldre im Mondſchein zu erblicken und durch die mächtigen Waldesſchatten zu wandern!“

„Damit Du mir nicht die Laune verlierſt, muß ich wohl ja ſagen!“ —

Louiſe de Lamballe ſtand, ihre Gäſte erwartend, eben am Fenſter ihres Empfangzimmers im Pavillon Taureau, den ſie bewohnte, und welcher zwiſchen dem Pavillon des Jumeaux, welchen Gräfin Polignac, und dem du Belier lag, den Herzogin von Noailles inne hatte, gerade bei der Einfahrt von der Straße Roquencourt. Seit der Vorleſung von Figaro's Hochzeit hatte ſie beide Beaumarchais nicht mehr geſehen, und als der Wagen nun vor der Thür hielt, freute ſie ſich ihrer Ankunft wie einer Herzſtärkung.

„Willkommen, meine lieben, lieben Freunde!“ rief ſie ihnen herzlich beim Eintritt entgegen. „Ich habe Sie wieder, und auch die letzte trübe Wolke Ihres Lebens iſt zerſtreut! Bis zum Lever haben wir Zeit zu plaudern, Gräfin Gorzka hat heut' den Dienſt! — Tauſend, wie ſchön Sie ſich geſchmückt haben, Frau Suschen!“ —

„Zu Ihrer Ehre und zum Vergnügen der Königin!“ lächelte dieſe. „Heut' bin ich ja gar nicht Frau Suſanne Beaumarchais, ſondern Suschen Figaro! Erinnern Sie ſich nicht, daß die Majeſtät neugierig auf dieſen Toque war?“

„Richtig! Ach, das wird ihr viel Freude machen! Ich kann Ihnen überhaupt ſagen, mein vortrefflicher Freund, das Königspaar empfindet jetzt ein ganz ungetheiltes Intereſſe für Sie!“

„Gebe Gott, Hoheit, daß es ſtark genug iſt, mich auch zu hören, wenn ich für einen Freund etwas wagen will. Hat Prinz Chartres das Commando wirklich ſchon?“

„Der Befehl iſt noch nicht ausgefertigt, aber die Stelle ihm ſo ſicher, wie ein Königswort ſie nur machen kann.“

„Ein Königswort! Das hatte auch Siegen, als es die Majeſtäten nöthig fanden, jene unglückſelige Verlobung zu vollziehen. Ich werde das Aeußerſte thun, ihm zu ſeinem Rechte zu verhelfen!“

„Das iſt eine ſehr hoffnungsloſe Angelegenheit!“ ſagte Lamballe trübe. „Sie werden ſich eher äußerſtem Mißfallen ausſetzen, als Einflüſſe beſiegen, die wir genügend kennen und welche nun größer ſind als je. Artois iſt gegen Sie, und Madame de Polignac gegen mich, der König wird überdem erſt zu Abend von der Jagd kommen und Ihr Empfang davon abhängen, ob er viel oder wenig — geſchoſſen hat!“

„So muß man die Königin für die Sache erſt ganz gewinnen, ihr Wille gilt jetzt doch mehr als jeder andere.“

„Nur in der Politik nicht, und dann — — Laſſen

Sie uns von etwas Anderem reden! Ach, ich bin dieſes Hoftreibens, dieſes ewigen Spiels der Intereſſen ſo müde — ſo müde, — daß ich förmlich aufjauchzte, als man Sie Beide einlud! Sie ſind wie ein friſcher Hauch durch dieſe erſtickende Luft.“

„Aber werden Sie uns nicht böſe ſein,“ ſagte Suſanne, „wenn wir, ſtatt Sie zu zerſtreuen und von ſich ſelbſt abzulenken, gerade die Wunde Ihres Gemüths berühren, um ſie wie ein redlicher Arzt zu heilen?“ —

„Werden Sie nicht finſter, hohe Frau,“ und Beaumarchais ergriff ihre Hand. „Muß es nicht unſer erſtes Geſchäft ſein, nachdem Sie zu unſerer neuen Errettung und Anerkennung beigetragen, mit allem Eifer zwiefacher Dankbarkeit die tiefe Kluft auszufüllen, welche diejenigen beiden Menſchen trennt, welche wir allein noch lieben?“

„Ich bin ohne alle Illuſion, Caron. — An jenem Tage vor der Grotte floh die letzte thörichte Hoffnung aus meiner Bruſt, ich bin beſtimmt, allein zu ſtehen. — Laſſen Sie uns die wenigen ſchönen Stunden doch durch keine traurigen Gefühle verdüſtern. Ich möchte mich gern in der Kunſt üben, zu vergeſſen, und hoffte, Sie ſollten mir liebevoll dazu helfen. — Urtheilen Sie ſelbſt kühl über den Stand der Sache. Der Fürſt erhält das Commando nicht und bleibt hier. Gorzka wird mich eiferſüchtig beobachten, und ich werde ihn ſowohl aus Stolz wie Schmerz vermeiden. Erhält er aber das Commando und kehrt als Sieger zurück, ſo wird die Hochzeit mit der Gräfin eben ſtattfinden!“

„Nein, theuerſte Frau Herzogin!“ rief Suſanne, „das wird ſie nicht! Wiſſen Sie denn nicht, daß der Fürſt am andern Tage der Gräfin den Irrthum durch ein Billet aufklärte, welches ihr geſtand, wie Ihnen ſein Wort und Herz für's ganze Leben verpfändet ſei? Es handelt ſich ja nur darum, daß dem Fürſten durch dies Commando der Weg zum Ruhme gebahnt wird, dann wird er dem Könige freimüthig ſich erklären und um Ihre Hand bitten!“

„Otto von Naſſau hat das der Gräfin erklärt?!" rief Lamballe. „O, nun begreif' ich den finſtern Schmerz ganz, der die Arme ſeitdem beherrſcht, und daß ſie mich ja wahrhaft haſſen muß, da ich, ſelbſt getäuſcht, ihre falſche Hoffnung begünſtigte, ihr den Mann raubte, deſſen Beſitz ich ihr vorher eingeredet! Dies Dilemma eben, in dem das eigene Herz ſich trügeriſch gegen uns erweiſt, dies Gewebe unglücklichſter Zufälle iſt's ja, was mich beſtimmt, ewig Abſchied von meinen eigenen thörichten Wünſchen zu nehmen! Mein Herz kann brechen, Suſanne, aber es wird den Seelenfrieden des guten Gewiſſens doch erringen, der über flüchtigem Glücke ſteht!"

„O, wie ſelbſtſüchtig ſind Sie dann, Herzogin," ſagte Caron herbe, „über Ihrem erzwungenen Seelenfrieden den Jammer des Mannes zu vergeſſen, den Sie geliebt haben! Er geht unter in dieſem Kampfe, wenn Sie ihm die Hoffnung rauben, deren treue Liebe auch in den ſchwerſten Nöthen nicht entbehrt. Werden Sie denn Seelenfrieden haben, wenn er verzweifelnd den Degen des Königs zerbricht und in die Weite wieder zieht, um ſein Leben in der Sahara oder auf dem Ocean zu enden?!"

„Und was, Sie harter, erbarmungsloſer Freund, ſoll ich thun? Wo iſt die Waffe, welche dieſe Hinderniſſe rings beſiegen kann?!"

„Dieſe Waffe," rief Suſanne, „heißt Liebe! Unverwüſtliche Hoffnung! — Wo wären wir denn geblieben ohne ſie? Als wir in Schmach niedergedrückt, unter tauſend Gefahren freundlos waren, man mit Fingern auf uns deutete und es keine Erbärmlichkeit gab, die man nicht unſerem Namen anheftete, was hielt uns in der äußerſten, gräßlichſten Minute?! Liebe, ſtarke, hoffnungsſichere Liebe!! — Wo dieſer ewige Funke unlöſchbar in zwei Herzen lebt, da müſſen ſie ſich finden, werden glücklich ſein früh oder ſpät, denn was ein Gott geeint, das kann kein Fürſtenwort trennen! O, ſagen Sie uns, lieben Sie Otto von Naſſau? Lieben Sie ihn wirklich voll und wahr?!" Suſanne blickte ſie lächelnd, bittend und weinend an.

„Ja, Suſanne, ich liebe ihn! Unendlich — und bis zum Tode!!“

„Und Sie wollen fortan glauben, daß Sie recht und ſchön und fromm handeln, wenn Sie ihn recht herzlich lieben? Daß es Ihre höchſte, heiligſte Pflicht iſt, ſeine Hoffnung zu ſtärken, ſeinen Muth zu beflügeln, ihn der Verzweiflung zu entreißen und das Vertrauen auf ſich und Ihre Neigung ihm wiederzugeben, ohne daß es zu Grunde gehen muß, der edelſte Mann, das treueſte Herz, der ſicherſte Freund?!!“

Louiſe de Lamballe umarmte durch Thränen lächelnd die begeiſterte Frau. „O ja, ja, Sie ſprechen wahr! Wer könnte einem ſo lieben Sachwalter wie Ihnen widerſtehen, wer an der Wahrheit der Hoffnungen zweifeln, von der Ihr Leben ja beredter ſelbſt als Ihr flammender Mund Zeugniß giebt! Und wenn Sie auch irrten, meine Freunde, Ihre Tröſtungen trügeriſch, das Liebesglück, was Sie mir prophezeien, eine Täuſchung wäre, — ſo getäuſcht zu werden, iſt ſchön, iſt ſelig; es bleibt ja Eines immer zurück, — die Wonne der Erinnerung! — Kann ich Naſſau-Siegen nicht mir erhalten, wenigſtens erhalte ich ihn für das Vaterland!!“ —

„Und ich will ſorgen, daß dies Glück nicht Täuſchung werde!“ rief Beaumarchais. —

Die Frauen bei einander laſſend, eilte er, den Fürſten aufzuſuchen und ihm den Sieg zu melden, welchen Suſanne über die Herzogin erſtritten, ihm neuen Lebensmuth und die Verſicherung zu geben, daß ſelbſt die äußerſten Mittel nicht geſchont werden ſollten, ihm zum Ziele zu verhelfen. Naſſau verabredete mit ihm, nach dem Beſuch beim Königspaar ihn mit der Herzogin ein Stück durch den Park zu begleiten.

Herzogin von Lamballe meldete der Königin beim Lever, daß das Ehepaar Beaumarchais erſchienen ſei. Wie das Beiſpiel fremden, feſten Vertrauens das eigene ſtärkt, ſo war mit demſelben auch ein Theil der früheren Heiterkeit in's Herz Louiſens zurückgekehrt. Gorzla ſogar ſchien munterer, und die Königin war überaus aufgeräumt. Naſſau, vorher von Caron's Erſcheinen unterrichtet, hatte für dieſen Tag Urlaub erbeten, um, ſeines Freundes Einmiſchung vorausſehend, nicht bei etwaigen Erörterungen zugegen zu ſein.

Lächelnd empfing Antoinette das Ehepaar. — „Sie ſind wirklich ein Zauberer, Caron; ſobald Sie kommen, iſt Alles erheitert. Seien Sie willkommen! Ei, Frau Suſanne! — Wahrhaftig à la Figaro! — Sie hat den Toque auf! — Er kleidet reizend! Wirklich, meine Damen, die Tracht muß Mode werden! Ich will für nächſten Ball auch ſo ein Toque haben. Wahrhaftig, mich wandelt ordentlich die Luſt an, den Toque gleich einmal aufzuſetzen!“

„Wenn Majeſtät gefällig iſt!“ —

„Raſch! Polignac, Gorzka, Louiſe, Prinzeſſin Latour, helfen Sie!“ —

Suſanne mußte Platz nehmen, und eine Menge zierlicher Hände hoher Damen waren beſchäftigt, ſie ihres Kopfputzes zu berauben, um Antoinetten damit zu ſchmücken.

„Nun, wie kleidet er mir?“ wendete ſich Antoinette zu Suſannen.

„O Majeſtät, er ſteht Ihnen ſo engelsſchön, daß ich ganz neidiſch und eiferſüchtig werden müßte, wenn Sie nicht meine Königin wären, für die es ſich eben paßt, daß ſie ſchöner ſei, als wir Anderen!“

„Sage mir noch Einer, daß Sie nicht ſchmeichleriſch ſein können, Madame! Stecken Sie mir's raſch ab, und fort damit in meine Garderobe, ſonſt glaube ich am Ende ſelbſt, daß ich ein wenig hübſch ausſehe. Aber zum Dank für dieſen ſchönen Schmuck wollen wir ihn Alle den Tag nach der erſten Aufführung des Figaro tragen. Sie begreifen alſo, Herr Beaumarchais, daß uns ſelbſt daran gelegen ſein muß, daß es bald geſchieht!“

„Majeſtät, das heißt ja ſchon im Voraus den Erfolg meiner Arbeit ſichern! Wer wird es wagen, ein Drama ſchlecht zu finden, deſſen Coſtum die Königin zur Mode erhebt? Alle Welt wird es ſehen wollen, ſchon wegen des

Toques, und nimmt gern die übrigen Unarten des Stückes in den Kauf!“

„Ich denke, Ihre Dichtung wird noch eine höhere Wirkung auf das Publikum haben, wenn es auch den Zuſammenhang der Dichtung mit des Dichters Leben nicht ſo zu durchdringen vermag, wie ich ſeit dem Tage, wo Herzogin von Lamballe mir das bewußte Documentenkäſtchen gab. Arme Frau!“ und ſie küßte Suſanne auf die Stirn, „und dies unglückliche Verhältniß iſt die Quelle ſo vieler Drangſale für Sie geworden!“

„Aber auch theilweiſe unſeres Glückes, Majeſtät!“ lächelte Caron. „Dadurch beſtätigt ſich nur die alte Wahrheit, daß Laſter und Bosheit in ſich ſelbſt ihre Strafe bergen und gegen den kühnen Muth des Wackern nichts vermögen!“

„Sagen Sie uns doch einmal offen, Beaumarchais, nachdem Sie nun jetzt aus allen Irrgängen des Schickſals glücklich, mit Ihrer ſchalkhaften Frau am Arme, hervorgegangen, wer von Ihren Gegnern war denn wohl der ſchlimmſte? La Blache, Maupeau oder Choiſeul?“

Die umgebenden Damen horchten mit verdoppelter Neugier auf. —

„Majeſtät, die Antwort hierauf iſt eben ſo ſchwierig wie gefährlich,“ erwiederte er ernſt. „Niemand iſt ſo vollendet Sieger, daß ſeine Feinde ſich nicht wieder erheben könnten. — Ich beſaß im Leben ſtets zweierlei Gegner, ſolche, die mich perſönlich, und andere, die mich um meiner Thätigkeit willen haßten. Sie verbanden ſich allemal im entſcheidenden Augenblick zu demſelben Coup, deshalb konnte ich auch den Einzelnen nicht zu Boden ſchlagen, ohne ſie Alle empfindlich zu treffen. Es fand ſich dann gewöhnlich, daß die Gegner meiner Perſon zugleich Helfershelfer derjenigen waren, die das Volkswohl gefährdeten und die Pläne meines Herrn, des ſeligen Dauphins, vernichteten!“

„So waren, behaupten Sie, Ihre Feinde zugleich die — unſerer Familie?“

„Gewiß, Majeſtät!“

„Dann wäre es ja Ihre äußerſte Pflicht, zu ſagen, wen von ihnen Sie Urſache hatten, am meiſten zu fürchten und zu haſſen!"

„Da er zu denen gehört, die am unangreifbarſten ſind und noch leben, ſo wäre es gewagt, denſelben ohne dringende Veranlaſſung anzugeben, es wäre ein Schlag mit ſtumpfer Klinge!"

„Sie reizen meine Neugier unendlich! Bezeichnen Sie ihn wenigſtens obenhin!"

„Majeſtät, ich will ihn — das Chamäleon nennen! — Wollen Sie wiſſen, was es iſt, ſo werden Sie vielleicht Gelegenheit finden, es heut' noch an ſeinem Farbenwechſel zu erkennen!"

Antoinette, eben ſo frappirt wie die Uebrigen, wollte eben antworten, als ſie durch Hörnerklang unterbrochen wurde. Der König kehrte mit Gefolge von der Jagd zurück. — Prinzeſſin Lamballe gab das Zeichen, den Thee zu ſerviren. Die Geſellſchaft ordnete ſich zum Empfang, und bald darauf trat Ludwig XVI. mit Vauguyon, d'Afry und einigen Cavalieren ein.

„Wir haben Glück gehabt, viel Glück, meine Theure! Sie ſollen morgen unſere Tafel bewundern! — Ein Keuler und ein Achtzehnender ohne das kleine Wild! — Ah! Beaumarchais, da ſind Sie ja, und mit Ihrer Frau. Es iſt mir ſehr lieb, daß Sie ſich mir als Mann von Ehre bei dieſer letzten Geſchichte gezeigt haben, ſehr lieb! Ich danke Ihnen, daß Sie ſich ſelbſt an mich wendeten, thun Sie das doch immer! Sie haben ſo viele ſubtile Dinge durchlebt, daß es beſſer iſt, wenn Sie vorkommenden Falls den König ſtatt das Publikum zum Vertrauten wählen."

„Mein gütiger Monarch, wollen Sie mir das wirklich geſtatten? Auf die Gefahr hin, als unzeitiger Bittſteller oder voreiliger Rather angeſehen zu werden?"

Der König rückte den Kopf empor und ſah ihn ſtutzig an. „Ich glaube, Sie haben auch immer etwas!"

„Leider! Aber es iſt eine Sache, die gleich ſehr die

Gerechtigkeit wie das Vaterland angeht, es betrifft die Einlöſung eines königlichen Wortes!" —

Ludwig war verlegen. „Sie wählten eine ſonderbare Zeit dazu, mein Lieber!"

„Ich ſtehe nicht alle Tage vor meinem Könige, und morgen kann es zu ſpät ſein, wenn ich heut' die glückliche Stunde verſäume!"

„So, ſo, nun, man laſſe uns allein! Hoffentlich wird Ihr Anliegen nicht lange dauern." Er machte eine Handbewegung. — Die Damen erhoben ſich und traten in die Antichambre Antoinettens, nur die Königin blieb zurück. Gräfin Polignac eilte, ſofort den Prinzen Artois und Chartres wiſſen zu laſſen, Caron habe eine Privataudienz. —

„Nun, was haben Sie denn?" begann Ludwig mürriſch und ließ ſich in den Seſſel nieder, die Taſſe ergreifend, welche ihm die Königin angeboten hatte.

„Majeſtät, es ſind jetzt ziemlich zwanzig Jahre, ſeit mich das Schickſal an den Hof brachte. Ich will weder ſo eitel ſein anzudeuten, welches Vertrauen —"

„Ich weiß, ich weiß! Mein Vater hat Sie lieb gehabt, und das, Beaumarchais, iſt auch der Grund, weshalb man Sie trotz vielfacher Extravaganzen immer wieder gern ſieht! Kommen Sie zur Sache!"

„Dieſe Extravaganzen wurden ſtets bitter von der zeitigen Gewalt beſtraft, Majeſtät, und es ſtellte ſich dann gewöhnlich heraus, daß ich in meinem Rechte gekränkt war. Es handelt ſich hierbei indeß nicht um meine Perſon, ſondern die zweier Anderer, ſowie ein Verſprechen, deſſen ſich Majeſtät erinnern wollen!!" —

„Nennen Sie daſſelbe!"

„Sie haben bei einer bewußten Gelegenheit dem Fürſten von Naſſau-Siegen das erſte Commando zur See in dieſem Kriege verſprochen, und ich höre, Prinz Chartres ſoll es erhalten."

„Seit wann befaſſen Sie ſich mit Politik und Kriegsdienſt?! — Sie ſchreiben Stücke, Mémoires, ſind ein vortrefflicher Unterhändler, ein glücklicher Speculant, —

wollen Sie nun auch noch Politik treiben? Brechen wir ab, Herr!“

„Majeſtät, ich habe ſeit dieſen zwanzig Jahren genug Politik geübt, und zwar nach den Grundſätzen, welche Ihr erhabener Vater mich lehrte. Ich mache keinen Anſpruch darauf, Staatsmann zu ſein, habe aber deren kennen gelernt, die ſchlechter als ich waren. Es handelt ſich hier ja auch nur um eine königliche Zuſage, an einen Mann ertheilt, dem wenig Franzoſen an Bravour und Kriegskunde gleichſtehen.“

„Der zugleich mein Freund iſt, ſetzen Sie hinzu, und mehr abenteuerliche, als Feldherrnproben abgelegt hat.“ —

„Die Feldherrnproben des Prinzen Chartres erſtrecken ſich meines Wiſſens wohl nicht weit über die Gefahren der Kaninchenjagd!“ —

Die Königin mußte lächeln, Ludwig ward roth.

„Sie ſprechen von einem Prinzen von Geblüt, von des Königs Vetter!!“

„Der ein Orleans iſt, Sire! Ich wünſchte, Sie hätten gar keine Vettern, dann wäre — ein gut Theil Elend weniger im Lande! — Ich habe weder die Idee anzuklagen, noch zu beleidigen, aber bei des ſeligen Dauphins Lebzeiten hätte eher der unbekannteſte Obriſt Generallieutenant der Armee ſein dürfen, als daß er einem Orleans nur eine Compagnie ausgedienter Fantaſins zur Führung anvertraut hätte!!“

„Wollen Sie das noch einmal wiederholen, Elender!“ und Chartres ſtand vor ihm. — Er war zum Schluß der Rede mit Artois eingetreten.

Der König winkte ängſtlich mit der Hand und ging erſchreckt und verlegen auf und nieder. —

„Was ſoll dieſer Eintritt, meine Prinzen?“ ſagte Antoinette ſcharf. „Ich hoffe, Sie werden weder die Rückſicht gegen den König, noch mich vergeſſen!“

„Majeſtät,“ ſagte Artois, „wo ein Komödienſchreiber in Staatsangelegenheiten gehört wird, iſt es wohl Prinzen von Geblüt erlaubt, ihre Ehre zu vertheidigen!“ —

„Still, Deiner Ehre ward nichts zugefügt, Artois, ich will keine Scene!“ rief der König.

Eine Pauſe erfolgte. —

„Sie fragten mich vorhin, königliche Frau, nach dem Chamäleon,“ und Caron lächelte kalt. „Madame de Buffon pflegt eins an ihrem Buſen zu wärmen! — Der Großvater des Chamäleons war ein jeſuitiſcher Träumer und der Vater ein Atheiſt, der ſein Gift ſtets ſo zu ſpeien wußte, daß ſein Helfershelfer Choiſeul für den Schuldigen galt! Das Chamäleon iſt — hochgeboren! Jeſuit und Atheiſt, je nachdem, denn es hat ſein Studium in den Conventikeln der Vendatour ſo gut, wie bei denen der Demoiſelle Raucourt, du Barry's Freundin, gemacht! Wenn das Chamäleon bei Hofe erſcheint, iſt es ſchneeweiß, lächelt und flüſtert und hat loyale Mienen, aber wenn es nächtlich nach einer gewiſſen Straße ſchleicht, wird es roth — vor Volksfreundſchaft! Im Parlament ſchillert es in allen Farben, und in dieſem Augenblicke iſt es ſchwarz — vor Aerger!!“

Dieſes Bild war von ſchlagender Wirkung. Chartres zitterte an allen Gliedern, ſein Geſicht ſprühte, ſein Auge lohte, wüthender Giſcht trat ihm auf die Lippen, und außer ſich faßte er an den Degen.

„Unſinniger!“ und Artois riß ihn zurück, „iſt Ihr Verſtand abhanden?!“ —

„Ich habe ein Wort nur an Dieſen zu richten!“ — Damit näherte ſich Chartres bleich, aber gefaßt ſeinem Gegner. „Wärſt Du nicht einer jener Sorte Edelleute, die eine Pompadour machte, ich würde Dich einer Ausforderung würdigen! So habe ich Dich nur Eins zu fragen,“ und er lächelte diaboliſch. „Wo ſind Deine Mittel gegen mich, auf der Stelle zu beweiſen, was Du ſagteſt! Sollteſt Du das aber nicht können, dann, mein König, ſenden Sie mich zur Flotte, augenblicklich! Prüfen Sie meinen Muth und meine Ergebenheit! Wenn ich mit Ehre zurückkehre, dann erſt werde ich öffentlich Rechenſchaft von dieſem Manne verlangen, der in mir mein Geſchlecht in den Staub zog, das gleich Ihnen, Sire, dem Blute Heinrich's IV. entſprang!" —

Beaumarchais ſenkte das Haupt, er fühlte, daß er verlor. „O Monſeigneur, Sie haben eine bewunderungswürdige Stirn!" — —

„Sie kamen alſo," rief der König empört, „mit myſtiſchen Verleumdungen hierher, ohne den Schatten eines Beweiſes?!" —

„Der Beweis wäre hell genug, Majeſtät, wenn Ihre reine Seele ihn jetzt begreifen, der Prinz ihn mir im Munde nicht verkehren könnte; ſpäter aber, wenn die Thatſachen lauter ſprechen —"

„Genug!" fiel Ludwig XVI. ein und wendete ſich zu Chartres. „Sie haben ein- für allemal das Commando, mein Vetter, um Ihnen zu zeigen, was ich auf dieſe Invectiven gebe! Reiſen Sie ſofort nach Breſt ab, der Courier wird Ihnen mit der Ernennung folgen. — Was Sie allein noch ſchützt nach dieſem Tage, mein Herr Beaumarchais, iſt, daß meines Vaters Vorliebe leider Sie ſo bedauerungswürdig eitel gemacht. Sehen indeß will ich Sie nicht wieder!"

„O Recht, Majeſtät!" entgegnete Caron bitter. „Wenn Sie mich aber doch einſt wiederſehen wollen, dann werde ich mit Beweiſen kommen, vor denen ſelbſt Ihr Herz, Monſeigneur Artois, zittern ſoll! Gott erhalte Eure Majeſtät!" —

Beaumarchais verbeugte ſich und ging haſtig in die Antichambre der Damen, nahm ſeine Frau an den Arm und ſagte: „Es iſt vorbei, Hoheit von Lamballe, Prinz Chartres behält das Commando!"

„Er behält es?!" rief ſie. —

Die Polignac lachte; Gorzka verbarg ihre Thränen.

„Ja, aber will's Gott, daß ich ihn recht erkannte — nur zu ſeinem Unglück! — Komm, Suſanne, uns iſt verboten, hier zu ſein!"

„So wird man mir wenigſtens nicht verbieten können," verſetzte Lamballe warm, „daß Sie für heute noch meine

Gäſte ſind. Haben Sie die Güte, mich im Pavillon Taureau zu erwarten!“

Beaumarchais verbeugte ſich ſtumm und verließ des Königs Villa. —

Kurz darauf trat Chartres aus den königlichen Gemächern. Im Vorzimmer erwartete ihn Sillery.

„Es bleibt dabei!“ —

Der Cavalier nickte ſtumm und folgte ihm. — Eine Stunde ſpäter, bei Anbruch der Nacht, befand ſich Orleans' Sohn auf dem Wege nach Breſt. — — —

Caron traf mit dem Fürſten, welcher ihn mit nicht geringer Spannung erwartet hatte, auf dem Gartenwege zuſammen, der vom Soleil nach dem Pavillon Taureau führte. Er hatte bereits genug Herrſchaft über ſich ſelbſt erlangt, um auf den empörten Fürſten wenigſtens einigermaßen beruhigend zu wirken und ihn auf das Rendez-vous der Prinzeſſin von Lamballe zu vertröſten, wo man Alles überlegen wolle, was zu thun, zu hoffen oder zu fürchten ſei. Es dunkelte bereits, und Gomez war angewieſen worden, Caron's Wagen zur Rückfahrt bereit zu halten. Derſelbe ſollte langſam den Waldweg hinab nach Roquincourt vorausfahren, während Caron und Suſanne mit Naſſau und der Herzogin folgen wollten, um ſich ungeſtört zu beſprechen. Solche Promenaden hatten zu Marly damals gar nichts Ungewöhnliches, und man brauchte nicht zu beſorgen, geſtört zu werden. — Die Vorfälle dieſes Abends machten, daß der ſehr unangenehm erregte Monarch, überdies von der Jagd erſchöpft, Cavaliere und Damen zeitig entließ, und nachdem auch Artois von ihm gegangen, er ſich ſogleich mit der Königin zurückzog. Es ward früh ſtill um's Soleil, und die Herzogin ſchritt nach ihrem Pavillon zurück, in deſſen Periſtyl ſie ihre Gäſte fand.

Der Fürſt begrüßte ſie bewegt und traurig. —

„Laſſen Sie uns ſogleich aufbrechen, Hoheit,“ ſagte Caron, „wir ſind hier ſicher nicht unbelauſcht!“

„Das glaube ich nicht. Die Polignac hat heute den Dienſt mit Gräfin Gorzka gemeinſchaftlich, Chartres verließ bereits Marly, die übrigen Herrſchaften kehrten in ihre Logis zurück. Nehmen Sie ſich wenigſtens zu einem Imbiß Zeit!“

„Nein, meine theuerſte Prinzeß,“ fiel Suſanne ein. „Seit ich weiß, daß unſere Abſicht fehlſchlug, wir hier nicht mehr gelitten ſind, iſt mir die Luft in Marly drückend. Draußen im Walde, im Mondſchein iſt's viel ſchöner. Wir können ja in günſtigerer Stunde Ihre liebenswürdige Gaſtfreundſchaft nachholen, ohne Sie bloszuſtellen.“

„So gehen wir denn.“ — —

Sie brachen auf. Caron's Wagen fuhr langſam den Parkweg vorauf. Die Geſellſchaft folgte, und Gomez bildete den Schluß. — Der Abend war prachtvoll hell; — am Himmel das Heer der Sterne, im Laube und Mooſe das Glühen der Feuerwürmchen! —

„Durchlaucht, nie ward ein Strauß heftiger verfochten, als der Ihre durch unſern trefflichen Freund. Sie werden bereits wiſſen, daß er mißglückte. Es beſteht nur eine Alternative noch. Wenn Chartres im Commando glücklich iſt, wird ſeine volle Rache in tauſenderlei Geſtalt uns Alle treffen. Mißglückt er, dann wird man Ihnen gerecht werden, mein Fürſt, ſo ſchlecht auch augenblicklich für uns die Dinge ſtehen!“

„Was ſoll er denn mißglücken?“ erwiederte Naſſau. „Er ficht unter d'Orvillier, einem braven und kundigen Offizier, und braucht nur mit Mannesmuthe ſeine Schuldigkeit zu thun?“

„Das eben bezweifle ich! Das iſt noch der einzige Strohhalm meiner Hoffnung!“ ſagte Caron. „Ich fühle, da ich nun ruhiger geworden, wie ſie ſich wieder belebt, ja faſt zur Gewißheit wird. So lange ich Menſchen beobachtet, habe ich noch niemals geſehen, daß *wahre* Bravour in der Bruſt eines ſelbſtſüchtigen Elenden wohne, mag er auch noch ſo frech ſein. Chartres kennt den Dienſt nur auf dem Papiere, und es gehört ein reines Herz dazu, dem Tode um des Vaterlandes willen die Bruſt zu bieten!“

„Und ich glaube nicht, mein Fürſt,“ ſagte Suſanne,

„daß er dies kann und wird. Sein Unwerth wird ſich beweiſen und Ihr gekränktes Recht um ſo ſicherer darthun!“

„Der Krieg iſt erſt noch im Beginnen und der Engländer wahrhaftig ein zäher Gegner; Herr Chartres wird ſeine Eiſenſtirn an ihm zerſchellen. Glauben Sie Ihrem alten Freunde Caron, dieſes heutige Mißlingen wird für Sie gerade zu einem evidenten Glücksfall werden! — Eins iſt immerhin errungen. Trotz des Monarchen Zorn iſt in ſeine Seele der Funke des Mißtrauens gegen Chartres geworfen! Er wird wachſen bei ruhiger Ueberlegung, denn Ludwig der XVI. muß fühlen, daß wie ich kein Mann vor ihm ſpricht, der nur ein Verleumder iſt. Selbſt Artois, wie ſtolz er ſich geberdete, wurde ſtutzig! Schlimm ſchon iſt es für Chartres, wenn er nach dieſer Scene nicht mehr zu leiſten vermag, als die gewöhnliche Pflicht, wehe ihm, wenn er weniger leiſtet!“

„Das Kurze von Allem,“ lächelte Suſanne wieder froh, „iſt, daß eher etwas gewonnen, als verloren wurde. Iſt dies Zuſammenſein an ſolchem Feenabend nicht ſchon Entſchädigung genug? Gelang es uns nicht, zwei kummervolle Herzen in Hoffnung und Vertrauen zu einigen?“

„Dürfte ich das doch feſt und freudig hoffen, Herzogin,“ ſagte Naſſau innig und faßte Louiſens Hand, „ich wollte voll Ergebung ſelbſt Jahre harren, und keine Entbehrung ſollte mir zu groß ſein!“

„Das dürfen Sie fortan,“ entgegnete ſie. „Es ſoll mir die ſüßeſte Pflicht des Herzens wie der Ehre ſein, Ihren Muth, Ihre Ausdauer durch unzerſtörbares Vertrauen zu kräftigen! Haben wir nicht das Beiſpiel dieſes treuen Paares vor uns, das nur ſiegte, weil es in Noth und Gefahr eiſern an einander feſthielt?“

„Und ſo hätte Chartres alſo nichts gewonnen wie einen kurzen Vorſprung,“ rief Suſanne fröhlich, „den er vielleicht theuer genug bezahlen muß!“ — —

Der Ton der Unterhaltung wurde nun leichter, fröhlicher. Man ſcherzte über die abermalige Verweiſung Caron's vom Hofe, und je mehr Naſſau erwog, welche

Schwierigkeiten ſein Gegner vor ſich hatte, deſto vertrauensvoller wurde er, deſto mehr beruhigte er Louiſen, und dieſelbe gab ſich wiederum frei den edlen Gefühlen ihrer Liebe hin, dem Zauber einer trauten Stunde. Als man etwa ein Viertel des Weges zurückgelegt, erinnerte ſie ſich indeß erröthend, daß ſie mit dem Fürſten nun allein durch den Forſt zurückkehren müſſe. Sie verabſchiedete ſich von Caron und Suſannen.

„Laſſen Sie uns ja wiſſen, Hoheiten, wenn Sie nach Paris kommen, und ſenden Sie einen Boten, ſobald Wichtiges geſchieht.“

„Natürlich, mein liebes Suschen Figaro,“ lächelte Lamballe, „ich muß Ihnen doch auch Ihren Toque wieder zuſtellen.“

„Um Ihre Kapuzmantille einzulöſen? Ach, laſſen Sie den Toque nur immer zum Andenken hier, ich bin jetzt nur noch Beaumarchais' Suſanne. Nach zwanzigjähriger Ehe kann man im Ernſte wohl keine Brautkrone mehr tragen, die paßt für Sie beſſer, und ich will durchaus alsdann Ihre Modiſtin und Coiffeuſe ſein, das müſſen Sie mir gleich verſprechen!“

Die Prinzeſſin umarmte ſie mit einem heißen Kuſſe. „Ich verſpreche es Ihnen, Suschen!“

„Welchen Lohn verdienen Sie ſich um mich, Caron.“ Naſſau drückte ihm die Hand.

„Keinen, theurer Fürſt. Wir thun im Leben das Aeußerſte für einander, können wir mehr? Hielte ich wohl mein Weib im Arm ohne Sie? Ich kann höchſtens nur Gleiches zurückerſtatten!“

Sie nahmen herzlichen Abſchied. Prinzeß Lamballe, auf Naſſau's Arm geſtützt, trat den Rückweg an. Caron und Suſanne verfolgten ihre Straße.

„Gomez,“ rief Caron, „geh' dem Wagen nach und laß ihn halten!“ —

Gomez eilte voraus. —

„Warum denn, die Nacht iſt ſo ſchön!“ —

„Während wir ſtillſtanden und Abſchied nahmen, fuhr die Chaiſe zu weit voraus. Ich bin etwas abgeſpannt, und der Nachtthau macht den Raſen feucht, Du wirſt Dich erkälten."

„Wie Du doch beſorgt biſt! Zu Hauſe ſitzen wir oft ſo ſpät im Garten!"

„Aber nicht im Walde!" —

„Schade drum! Im Walde zu wohnen, wie herrlich! So fern von unanſtändigen Geſichtern und gemeinen Herzen! — Sieh, wie die Sterne glühen! Man möchte ordentlich wünſchen, in den Himmel zu kommen! Und die Leuchtkäfer!"

„Da möchte man ſich wohl ordentlich unter ſie ſetzen in's kalte Moos? Eins wie's Andere wäre gleich thöricht!" —

Es war lautlos ſtill und feierlich, das Laub wogte leiſe, und die Geſtirne flimmerten hindurch. Tiefe ſchwarze Schatten wechſelten mit grellen Streiflichtern und ſchufen phantaſtiſche Gebilde für die erregte Phantaſie. —

„Steht da nicht an der Biegung des Weges Jemand?" ſagte plötzlich Suſanne mit leichtem Schreck.

„Wer ſoll es ſein als Gomez, welcher zurückkommt. Du wirſt doch nicht in einem königlichen Gehege Furcht empfinden?!"

„Ach nein, aber Einſamkeit in der Natur wirkt doch immer auf's Gemüth. Nun iſt die Geſtalt weg!"

„Der Schatten hindert nur, ihn zu ſehen! Gomez, biſt Du da? — Gomez!"

„Ja, Signor!" klang's. —

„Da haſt Du es doch; komm nur!" —

Sie ſchritten hurtig zu. — Plötzlich rauſchte es rechts neben ihnen im Gebüſch, Suſanne ſchmiegte ſich erſchreckt an Caron, welcher im Augenblick ſtehen blieb. Eine Geſtalt ſprang mitten in den Weg. —

„Was ſoll das, wer iſt da?!" —

Ein Schuß krachte, Suſanne ſchrie auf. — Die Geſtalt huſchte fort. —

„Um Gottes willen, man lauert uns auf," flüſterte Caron angſtvoll, „komm, komm!"

Da wurde Suſanne plötzlich an ſeiner Seite ſo ſchwer — ihr Haupt ſank auf ſeine Bruſt — ſie brach in die Kniee. — „Caron, Gott erhalte Dich! — Ich darf — für ihn ſterben, ſei gelobt, mein Schöpfer!“ —

„Mörder! Mein Weib!! — Mörder! Hülfe! Hülfe!!“ ſchrie weinend der entſetzte, unſelige Gatte und hielt das zuckende Weib in ſeinen Armen. —

Ein Schuß im königlichen Forſt zur Nacht war ein Capitalverbrechen. Wer ihn von den Beamten fallen hörte, nahm die erſte beſte Waffe und eilte nach dem betreffenden Punkte. —

Der Erſte, welcher am Ort des Schreckens erſchien, war Gomez mit dem Wagen. Er fand ſeinen armen Herrn über Suſannen gebeugt, welche am Boden lag. Er trocknete das ſtrömende Blut mit ſeinem Taſchentuch und bedeckte unter lautem Schluchzen ihren Mund, ihre Hände mit ſchmerzlichen Küſſen. Gomez und der Kutſcher bewogen ihn endlich, die Verſchiedene in den Wagen heben zu laſſen. Er nahm ſie in ſeine Arme, und wie raſend ging's zurück nach Marly. — Der Fürſt hatte mit Lamballe den Pavillon Taureau faſt erreicht, als der Schuß fiel. Sofort an Caron denkend, überließ er es Louiſen, die wenigen Schritte allein zu gehen, und eilte zurück. Caron's Wagen begegnete ihm.

„Was iſt geſchehen?!“ rief er ihm entgegen.

„Unſere arme Frau ward von dem Schuß getroffen, ſie iſt ſchon todt!“ Der Wagen raſſelte weiter; Naſſau war, als ob das Herz ihm aus dem Buſen geriſſen worden. — —

Im Pavillon Taureau lag die todte Suſanne. — Stier, thränenlos ſaß der Gatte, — ach, ſein Leid ging ja über allen Schmerz. Die Herzogin war ohnmächtig geworden, ihre Dienerinnen hatten ſie fortgebracht. Die Damen, die Cavaliere des Hofes kamen in Aufruhr, Piqueurs, Schweizer und Gardes-nobles durcheilten nach allen Richtungen den Forſt; Prinz Artois erſchien.

Als Caron ſeiner anſichtig wurde, kam Leben in ihn zurück. — „Monſeigneur, ich verſprach mit einem Beweiſe zurückzukommen, da iſt er!!!“

„Unglücklicher Mann, Sie hegen den gräßlichen Verdacht, daß —“ der Prinz verſtummte.

„Daß mir der Schuß galt, der meine arme Suſanne traf, ja Prinz! Die Geſchichte meines Lebens iſt aus! Mit der Liebe dieſes ſüßen Weibes begann mein Glück und endet ſo! — Der mir das that, bei Deinem ſchuldloſen Blute, Suſanne, was für mein Leben floß, der hat zu ſeiner Nemeſis mich gemacht!!!“ — — —

Beaumarchais ertrug den größten Schmerz ſeines Lebens mit einer wahrhaft eiſigen Würde, die ſelbſt Naſſau in Erſtaunen ſetzte. Sein Weſen verlor fortan die leichte Grazie, welche ihn einſt ſo ausgezeichnet hatte, und welche ſelbſt ſeinen herbſten Witz durch die chevalière Art milderte, mit der er ihn machte. Nur bei der Harfe noch, oder im Umgange mit Naſſau und Lamballe öffnete ſich ſein Gemüth, wurde ſein Schmerz durch Wehmuth erleichtert. Allen Uebrigen gegenüber war er ſcharf, boshaft ſelbſt, — er eignete ſich nicht mehr für den Hof. — Aber im äußerſten Unglücke ging ſelbſt das Gefühl altfranzöſiſcher Loyalität in ihm nicht unter. Der unbekannte Mörder war entwiſcht, Artois bat Caron im Namen des Königs, die Sache ruhen zu laſſen, und — er ſchwieg. Von Marly, wo Suſanne auf Befehl des Monarchen feierlich in der Kirche begraben worden, kehrte er nach Paris, — doch nicht mehr in's Hôtel Piron zurück. Er miethete ein einſam ſtehendes Haus im Temple, bei der öſtlichen Stadtmauer, an der Stelle, welche nachmals „Boulevard Beaumarchais“ genannt wurde. Hier ſah er oft Malesherbes und den düſtern Turgot, auch Morelly kam mitunter.

So gerechtfertigt bei ihm wie Naſſau und Lamballe der Verdacht war, Chartres ſei Urheber eines Mordes, der nur die rechte Perſon verfehlt habe, ſo ſtutzig Artois ſelbſt über den Vorfall geworden, Niemand von Hofe konnte ſich entſchließen, ernſtlich auf den falſchen Prinzen einen Verdacht zu werfen. Man betrachtete den Vorfall als ein

Unglück, welches durch das unerklärliche Zuſammentreffen verſchiedener feindſeliger Momente etwas dämoniſch Geheimnißvolles erhalten. Damals waren ähnliche Unglücksfälle in den Forſten eben nicht ſelten, und man hörte bald auf einen Gatten zu bedauern, welcher ſelbſt den Troſt des Königspaares mit der ſchroffen Ruhe, dem ſtolzen Unwillen eines Gekränkten hinnahm. — Louiſe de Lamballe hatte die Todte zu ſehr geliebt, um nicht einen dauernden Schmerz zu empfinden, war von Chartres' Schuld zu ſehr überzeugt, um nicht durch herbe Andeutungen und dunkle Befürchtungen die Königin vor ihm zu warnen. Sie ward von der muntern Antoinette oft die Schwarzſeherin geſcholten, und Gräfin Polignac hatte den Spitznamen „Kaſſandra" auf ſie erfunden, den man viel zu reizend fand, um ihn nicht gern zu adoptiren. — —

Eines Mittags, Anfangs Auguſt ſaß das Königspaar mit ſeinen nächſten Umgebungen zu Tiſch, als Naſſau-Siegen, welcher Schloßdienſt hatte, plötzlich militäriſch grüßend eintrat.

„Was bringen Sie uns, Fürſt?"

„Ich habe zu melden, Majeſtät, daß der Großadmiral, Herr Herzog von Penthièvre, eben im Pavillon Taureau abſtieg und Hoheit von Lamballe dringend um eine Unterredung bittet. Er ließ durch ſeinen Cavalier verſichern, die Sache ſei unaufſchiebbar!"

„Mein Gott," ſagte die Königin, „was hat denn der Herzog?"

„Ich will nicht hoffen, daß er beunruhigende Nachrichten bringt; gehen Sie ſogleich zu ihm, Prinzeſſin."

Louiſe de Lamballe verließ den Salon. —

„Wiſſen Sie nicht, was er will, mein Fürſt?"

„Nein, Majeſtät. Der Cavalier ſcheint ſehr aufgeregt und ängſtlich!"

„Wir haben doch nöthigenfalls Couriere, Vauguyon!"

„So viel Eure Majeſtät belieben!"

Der Monarch war ſichtlich unruhig. Naſſau's Gegenwart wurde ihm peinlich.

„Es iſt gut, Fürſt, es iſt gut!“ —

Naſſau verbeugte ſich und trat ab.

„Es könnte ganz gut eine Nachricht von Breſt ſein, denn d'Orvillier war vor zehn Tagen ſchon ſchlagfertig!“ meinte Artois.

„So ſehe ich kaum ein, warum Penthièvre nicht direct Audienz nachſucht, es iſt ſeine Pflicht!“

Die Thür ging auf, Lamballe, einen Brief in der Hand, trat herein. Ein ſtolzer Ernſt lag in ihren Mienen. — „Majeſtät, mein Schwiegervater, der Herzog, hat mir einen Bericht an Höchſt-Sie übergeben. Er würde dieſer Pflicht gewiß ſelbſt genügt haben, aber der Zuſtand ſeines Gemüths erlaubt ihm nicht, vor ſeinem Könige zu erſcheinen, er iſt nach Paris zurück und erwartet Eurer Majeſtät Befehle.“ —

Der König erhob ſich heftig. „So iſt's alſo eine ſchlimme Botſchaft von Breſt und betrifft die Perſon Chartres'?!“

„Das iſt ganz unmöglich!“ rief Artois erſchreckt.

Der König nahm den Bericht. „Wir wollen allein ſein. Prinzeß Lamballe bleibe zurück!“

Der Hofſtaat entfernte ſich, während der König haſtig las. Dann ließ er die Hand, mit der er das Schreiben hielt, mechaniſch ſinken, und faßte an ſeine Stirn.

„Mein hoher Gemahl, ich bitte Sie, verheimlichen Sie mir nichts!“

„Da iſt auch etwas zu verheimlichen!! Bald werden es die Kinder auf der Straße erzählen, daß unſere Flotte, welche bereits die Engländer bei Queſſant ganz eingeſchloſſen, durch die Schuld von Chartres' Arrièregarde in Unordnung gerieth, gegen Admiral Keppel Schiffe und Mannſchaft verlor, und ſo der Feind entwiſchte, ohne daß Chartres auf ihn nur einen Schuß that! D'Orvillier fordert ein Kriegsgericht für ſich und den Prinzen, das entſcheiden ſoll, ob Verrätherei, Feigheit oder Unfähigkeit obwaltete!!“

„Und Beaumarchais hatte Recht?!“ rief Artois außer ſich. —

„Ja, Beaumarchais, der Unglückſelige, er hat immer

Recht! Senden Sie einen Courier an ihn, ich verlange ihn und ſeine Beweiſe, ſogleich! Und iſt denn der Tod ſeiner Frau nicht Beweis genug?! — Vaugyon, erlaſſen Sie ſofort einen Cabinetsbefehl an Penthièvre! Die Marſchälle ſollen zum Kriegsgericht zuſammentreffen, Chartres und d'Orvillier ſind feſtzunehmen, der Thatbeſtand an Ort und Stelle zu führen! Es thut mir leid, Prinzeß Louiſe, daß Herzog Penthièvre ſolche Erfahrungen an ſeinem Schwiegerſohne macht, er weiß, daß ihn meine Ungnade nicht trifft! Aber theilen Sie ihm mit, daß ich von ihm dafür nachſichtsloſe Strenge erwarte! Man rufe Fürſt Naſſau!"

Artois kam der Herzogin zuvor, er rief Siegen herein.

„Fürſt," ſagte der König gepreßt, „ich gab Ihnen mein Wort zu dem Commando, und ließ mich durch Rückſichten der Familie beſtimmen, Ihnen Prinz Chartres vorzuziehen. Ich bedaure es!! — Das nächſte Commando führen Sie als Admiral und Gott gebe Ihnen Glück, die Scharte auszuwetzen, welche der Ehre unſerer Marine durch dieſen — Orleans geſchlagen ward!!"

„Mein König, ich kann Ihnen meinen Dank nur in dem Schwur ausſprechen, daß ich entweder als Sieger oder nie wiederkehre!!" —

Der König reichte ihm die Hand zum Kuß, dann ging er in ſein Cabinet. — Alles kam in die äußerſte Bewegung, die Couriere flogen, Beſtürzung lag auf allen Geſichtern. Nur zweien Menſchen glühte das Herz, Louiſen von Lamballe und Naſſau-Siegen. — Ein paar Stunden ſpäter betrat Beaumarchais das königliche Cabinet. Nur Artois war bei dem Monarchen.

„Sie haben nur zu Recht gehabt, Herr Beaumarchais," rief Ludwig ihm entgegen, „Chartres hat ſein Commando beſchimpft! Was haben Sie gegen ihn für Beweiſe?!" —

„Sie ſind zahlreich genug, wäre es möglich, daß man einen Vetter des Königs vor die Juſtiz ſchleppen könne, ohne das Staatsoberhaupt und die Würde ſeiner Familie zu entweihen, aber ein Beweis wird genügen. — Kennen

Sie dies Wappen?“ Er reichte ein goldenes Petſchaft mit einem Stein hin.

„Es iſt das Wappen der Orleans!“ —

„Verpfändet, um die Aechtheit dieſer Schrift zu erhärten, obwohl man ſie kennen wird!“ —

Er übergab Ludwig ein Papier. —

Der König ſtarrte hinein wie ein Blöder. Artois ſah ihm über die Schulter und las es murmelnd.

„Chartres ein Genoſſe von Republikanern?! — Ein Verſprechen, ihnen gegen meine Dynaſtie zu dienen?“ —

„Um die ſeine auf den Thron zu ſetzen, ja, Sire! Orleans oder Bourbonen, das iſt die alte Loſung! Dieſen geheimen, tückiſchen, traurigen Kampf hab' ich ſeit zwanzig Jahren geſtritten! Ihm erlagen Ihre Eltern, ihm werden auch Sie erliegen, wenn dies Gezücht nicht für ewig unſchädlich wird! Dieſer Kampf iſt der tiefere Grund meiner Proceſſe und Verfolgungen, denn die Orleans wiſſen, daß ich ihnen furchtbar bin! Weil ich im Jahre 74 der Brandmarkung und Galeere entging, ſollte nun ein Schuß ſeine Pflicht thun! Majeſtät, ich kann Ihrem Geſchlecht als Patriot kein heiligeres Pfand, Ihren todten Eltern kein reineres Opfer ewiger Treue widmen, als das verrinnende Herzblut meines Weibes, als die Vernichtung meines Lebensglücks!!“

„Und dieſem elenden Buben Chartres hab' ich Freundesrechte über mich eingeräumt?!“ grollte Artois.

„Wie ſie ihm ein Lamballe einräumte!“

Der König ergriff Beaumarchais' Hand. „Womit ſoll ich Ihre Treue lohnen, mein Freund? Soll ich Ihnen denn geſtehen müſſen, daß ich zu arm bin?!“

„Sie können es doch, Majeſtät! — Uebertragen Sie alle Gnade, alle Ehre, alles Glück, was mir nun nichts mehr helfen kann, an zwei Weſen, die ſich lieben und die Sie durch unheilvollen Ausſpruch getrennt haben! Die Einzigen, für welche mein Herz noch ſchlägt, Herzogin von Lamballe und Fürſt von Naſſau!“

„Der Fürſt liebt die Herzogin? Nicht Gorzka?!“

„Ihre Majeſtät die Königin verſtand ſeine Gefühle falſch.

Er wollte bei der Grotte um der Herzogin Hand bitten, als Sie ihn überraſchten!"

„Ich werde dieſe unglückliche Verwechſelung gut zu machen wiſſen, mein Freund, ſobald der Fürſt die Ehre unſerer Flotte gerettet hat!" — — —

Das Verhältniß des Fürſten bei Hofe wurde ein glücklicheres, freieres. Die Königin, durch Ludwig über ihren ſchweren Irrthum belehrt, hatte zu viel tiefes Gemüth und reinen Sinn, um nicht Louiſen de Lamballe ſofort Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen und das tiefe Weh derſelben zu begreifen. Mit hohem Zartſinn, welcher Gorzka zu ſchonen wußte, wandte ſie der Herzogin wieder ihre volle alte Neigung zu, und ohne daß eine directe Verſtändigung zu erfolgen brauchte, näherten ſich ihre Seelen in neuem, innigem Vertrauen. Wußte doch Louiſe durch Caron, daß das Herrſcherpaar über Naſſau's Geſinnungen aufgeklärt ſei. Die Achtung, mit welcher die Brüder des Königs demſelben, wie ihr und Caron zu begegnen befliſſen waren, und daß Madame de Polignac in ihre früheren, beſcheidenen Schranken zurückzutreten gezwungen wurde, Alles zeigte ihr, daß ſich ihr ſtill erſehntes Liebesglück zu verwirklichen begann. —

Die Unterſuchung gegen Orleans erfolgte zu Breſt. Die erſte Nachricht von der verlorenen Seeſchlacht bei Oueſſant, welche in's Publikum drang, ſtellte Chartres mehr unglücklich wie ſchuldig dar. Aber als die Acten eingingen, die Unterſuchung ergab, daß Admiral d'Orvillier ſeine Schuldigkeit gethan, das Signal zum Kampf im rechten Moment an die Arrièregarde Chartres' gegeben hatte, derſelbe aber in Unthätigkeit verblieben, war ſein Schimpf offenbar. — d'Orvillier und Chartres erſchienen vor dem Marſchallshofe. Erſterer ward freigeſprochen, Orleans' Sohn, — die mildeſte Form des Urtheils, „wegen Fahrläſſigkeit unfähig zum Flottendienſt erklärt!" — Die Großadmiralswürde war hin! —

Als dieſes Urtheil dem erblaßten Sohne Orleans' unter den Augen des Königs mitgetheilt worden, befahl Letzterer den Marſchällen abzutreten und behielt nur die Prinzen, ſeine Brüder, um ſich.

„Herzog von Chartres,“ ſagte er, „Ihr Rang iſt Ihr einziger Schutz. Sie durften auf ihn hin Frevel verüben, die jedem Andern den Kopf gekoſtet hätten! Sie werden Paris auf immer verlaſſen und Chanteloup zur Garniſon erhalten, als Major der dortigen Huſaren. So lange Sie leben, verlaſſen Sie mit Ihrer Familie dieſe Station nicht! — Ihr Vater wird gleichfalls weder in Paris noch in einer Unſerer Reſidenzen mehr erſcheinen!!“

„Das heißt alſo: die Bourbonen ruiniren die Orleans!!“

„Seit die Orleans, Herr Philipp Egalité, die Bourbonen an die künftige Republik zu verrathen gewagt, Sie Verſchwörer und Meuterer geworden, ja! Herzog von Vaugyon und Obriſt d'Affry werden Sie an den Ort Ihrer Beſtimmung bringen!!“

Chartres wankte. Dann warf er einen langen, fürchterlichen Blick des Haſſes auf den König und ging. — —

Die Roſenzeit in Lamballe's Leben begann. Die Dämonen des königlichen Hauſes, die Orleans, hatte man verbannt, Fürſt von Naſſau ward zum Admiral erhoben, und er betrieb die Vorbereitungen für den künftigen Seezug, der ihm zum Lorbeer die Myrte fügen ſollte. Er ließ zu St. Malo eine geheime Expedition rüſten, für welche Penthièvre und Artois ſchwärmten. Das Glück des Königspaares endlich ward im December durch die Geburt einer Prinzeſſin gekrönt, der Fluch der Unfruchtbarkeit von Antoinetten genommen und alle boshaften Gerüchte über ſie widerlegt. Die Freude des Landes war unbeſchreiblich, und Alles fügte ſich zu einem großen, ſchönen, hoffnungsreichen Glück, in dem allein, — wie in einer entfremdeten Welt, der einſame Beaumarchais und Gräfin Gorzka ſtanden. — Der Taufact der jungen Prinzeſſin Charlotte war der Glanzpunkt der Winterfreuden, von den Pariſern und ganz Frankreich mitgefeiert. Der Hof ſiedelte alsdann Anfang des Jahres 1779 nach Verſailles über, und bei den glänzenden Kämpfen der Nordamerikaner, an denen franzöſiſche Hülfstruppen theilgenommen, bei den neuen Rüſtungen der Spanier und der heimlichen Feindſchaft Hollands wurde England nun von allen Seiten ſo bedrängt, daß das nahende Frühjahr zu Frankreichs energiſchem Angriff überaus günſtig ſchien. Da Hof, Flotte und Armee, kurz alle Welt die höchſten Erwartungen von Naſſau-Siegen hegten, ſchien der glückliche Ausgang um ſo weniger zweifelhaft, als man keine Opfer geſcheut hatte, das Geſchwader von St. Malo ſeetüchtig zu machen. Der geheime Plan war, Jerſey wegzunehmen, durch deſſen Beſitz England die drei größten nördlichen Häfen Frankreichs, Cherbourg, Malo und Breſt, ſo wie die ganze Weſtküſte in Schach gehalten. Im März ſollte die Flotille, zehn Schiffe ſtark, auslaufen. Fürſt Naſſau verabſchiedete ſich vom Hofe und ſeinen Freunden. Penthièvre war endlich in das Geheimniß der Liebe Louiſens eingeweiht worden, und entzückt, ſeine letzten Tage nicht vereinſamt zu wiſſen, wenigſtens doch ein Glied ſeiner Familie glücklich zu ſehen, gab er nicht nur ſeine Zuſtimmung, ſondern beſchloß auch, nach Naſſau's glücklicher Rückkehr die Großadmiralswürde mit Zuſtimmung des Königs in ſeine Hand zu legen. Die Einhändigung der Inſtructionen gab Anlaß, mit ſeinen Lieben im Hotel Penthièvre die letzte Stunde des Abſchieds zu feiern. Caron erſchien nach langer Zeit daſelbſt wieder, und Lamballe nahm Urlaub von Verſailles.

„Sie wollen nach Paris, Hoheit?“ fragte ſie Gräfin Gorzka wehmüthig.

„Ja, beſte Gräfin! Weshalb?“ —

„Ich möchte Sie bitten, mich mitzunehmen!“

„Sie?“ —

„Schlagen Sie es mir nicht ab, Frau Herzogin. Ich möchte — ihn nur noch einmal ſehen, eh' er ſcheidet, möchte ihm — entſagen, damit ſein Herz ganz frei und fröhlich in den Kampf ziehe!“

„Charlotte, wollen Sie mich mit Ihrer Freundſchaft ſo tief beſchämen? Den Schwur, den ich als Gattin Lamballe's für Ihr Glück that —“

„Gebe ich Ihnen heut' zurück! Wir täuſchten uns Beide in Naſſau's Gefühlen, und ich will nicht ferner das Hinderniß Ihrer Neigung ſein. Ich liebe den Fürſten zu heiß und unſäglich, um eine Ehe ertragen zu können, die ihm Zwang, mir Demüthigung iſt. Die Entſagung wird wenigſtens meinem Herzen Ihre Freundſchaft eintragen, während ich im Gegentheil Alles und zugleich meine Selbſtachtung verlieren muß! Kein Wort weiter, ich begleite Sie!“

Prinzeſſin Lamballe umarmte die tiefbewegte Freundin, welcher der ſtolze Schmerz thränenvoller Nächte nach langem Widerſtreite dieſen Entſchluß abgerungen. Sie wagte keine fernere Einwendung. — Beide Damen fuhren nach Paris, wo ſie den Fürſten bereits mit Caron bei Penthièvre fanden. Naſſau war ſehr betreten, Gorzka zu erblicken.

„Durchlaucht,“ ſagte ſie ſchwerathmend, aber voll Willenskraft, „ich habe die Frau Prinzeſſin nur begleitet, Sie für einige Minuten um eine Beſprechung zu bitten und ein Mißverſtändniß aufzuklären, das zwiſchen uns weder durch Ihre noch meine Schuld obwaltete.“

Penthièvre nickte leiſe. „Das iſt ein ſchönes Zeichen Ihres Edelmuthes, liebe Gräfin, für das Ihnen ſelbſt ein alter Mann wie ich verehrungsvoll die Hand küſſen muß!“ Er drückte ihre Hand an ſeine Lippen. „Kommen Sie, Beaumarchais, wir wollen dem japaniſchen Häuschen einen Beſuch machen.“

Naſſau, Lamballe und Gorzka blieben allein. —

„Mein Fürſt, mißkennen Sie nicht die Wehmuth, mit der ich von Ihnen Abſchied nehme. Meine Liebe zu Ihnen war eine — Jugendthorheit, die ich als Täuſchung erkannte, obwohl ich fühle, — daß Jugendthorheiten uns die liebſten ſind! Gott hat für meine ſelbſtſüchtige Neigung mir eine Arzenei beſchieden: Frauenſtolz und den heißen Drang nach ſchweſterlicher Freundſchaft für Diejenige, welche würdiger iſt, durch Sie beglückt zu ſein! Ich war mir dieſe Erklärung ſchuldig, mein Fürſt, denn ich wünſche, daß Sie wenigſtens das Gefühl der Achtung für mich und des Herzensfriedens mit ſich in den Kampf nehmen! Der Himmel mache Sie ſiegreich und glücklich!" —

„Ihre Großmuth," ſagte Naſſau ernſt, „ſchlägt mich in ſchwere Feſſeln, Frau Gräfin. Ich muß mich tief beklagen, daß das Geſchick mir mit der einen Hand zu viel darbot und der andern zu viel vorenthielt, daß ich nicht beglückt ſein und beglücken darf, ohne zu verwunden! Frauenliebe erringen, theure Louiſe," und er faßte bewegt der Herzogin Hand, „iſt etwas unendlich Hohes! Frauenliebe verlieren ſehr traurig, Gräfin. Sie ſtehen allein, und Freundſchaft nur kann noch die Wunde heilen, die Ihnen Mißdeutung ſchlug! Könnten Sie ſich gewöhnen, in mir den Freund, den — Bruder zu erblicken, das würde mein Herz erleichtern, es ſtolz und ſelig machen! Dann wüßte ich, daß zwei edle Frauen für mich beten in der Schlacht und jubeln im Siege, daß ihre Herzen bange in der Entſcheidung ſchlagen, ihre ſchönen Augen um mich weinen — wenn ich falle! Ein ſtolzer Gedanke!!" Er richtete ſich hoch auf, umfing die Herzogin ſanft und reichte der Gräfin die Rechte. „Eine Braut und eine Schweſter! Ich werde Eure ewige Erinnerung ſein, und was ſonſt Herzen trennt, wird die Euren unlösbar machen!"

„So ſoll es ſein!" ſagte Gorzka wehmüthig lächelnd. „Wir werden wie einſt im japaniſchen Pavillon von Ihnen träumen, und wenn Sie wiederkommen, Fürſt, wird der Himmel mich ſtärken, daß ich — das Glück meiner Louiſe ertragen lerne, ohne es zu beneiden! Leben Sie wohl, kehren Sie ruhmreich wieder!" Sie hatte heftig ſeine Hand in die ihrige gepreßt, ihre Blicke loderten im Feuer der Begeiſterung und Liebe. Dann umflorten ſie ſich, ein paar Thränen fielen — ſie eilte hinweg nach dem Garten, dem Herzoge und Caron nach.

Gedankenvoll ſtand der Fürſt, Louiſe umſchlungen haltend. „Es iſt doch recht eigen," ſagte er, „faſt glaub' ich, Liebe macht feig! Es iſt der erſte Kampf, in den ich mit Herzweh gehe, und doch trägt die Spitze meines Degens unſere ganze Zukunft! Laſſen Sie in einem heißen Kuſſe uns alles Abſchiedsweh erſticken. Ich ſage Ihnen nicht Lebewohl, denn ich denke jetzt am wenigſten zu ſterben!"

„O, ſchenken Sie mir eine Haarlocke!"

„Eine Locke nimmt man von einem Todten, oder — auf Nimmerwiederſehen?!"

„Eine Braut nimmt ſie vor der Schlacht!"

„So wird mich eine Locke von Ihnen vielleicht gar kugelfeſt machen?"

„Thäte ſie es doch! Vielleicht kann's meine Liebe!"

„Die kann's! Und nun kein ſchwermüthig Geſicht, keine Beängſtigung mehr! Das Weib eines Soldaten darf keine andere Furcht empfinden, als vor der Schande! Laſſen Sie uns zu den Freunden!"

Sie blieben unter zerſtreuendem Geſpräch der Männer noch einige Zeit beiſammen. Gorzka hatte Gewalt genug über ſich, in den leichteren Ton einzuſtimmen. Lamballe war dennoch nachdenklich ernſt. Die Wagen fuhren endlich vor, der Fürſt ging über Nauphle, konnte alſo den Damen bis Verſailles Geſellſchaft leiſten, Caron begleitete ſie.

In Verſailles trennten ſie ſich. Der Fürſt ſetzte ſeine Reiſe fort, Caron begleitete die Damen zum Oeil-de-boeuf. Man war ſehr ſtill.

„Treten Sie noch einen Augenblick in mein Zimmer, liebe Freunde!" ſagte die Herzogin.

Als ſie daſſelbe erreicht hatten, zog Lamballe ein kleines Etui aus der Taſche und öffnete es.

„Gorzka, ich habe eine Locke von ihm verlangt. Laß uns dieſelbe theilen, und — nenne mich fortan Du!" Sie war ernſt und blaß.

Die Gräfin ſank ihr weinend an die Bruſt. —

„Aber ich bitte Sie, meine Damen!" rief Beaumarchais erſtaunt. „Dieſer kalte Ernſt, dieſe heißen Thränen, wo der Fürſt dem Ruhme entgegeneilt?!" —

„Weine nur, Charlotte, weine Dich aus!" ſagte Louiſe.

„Ich kann es nicht. Aber eine Stimme ſpricht laut und klagend wie Harfenton in mir: wir ſehen ihn nicht wieder! Die Polignac hat recht, mich Kaſſandra zu nennen!"

„Wäre ich noch der Alte," ſagte Beaumarchais, „ich würde es Thorheit nennen. Seit Suſannens Tode glaube ich auch an Ahnungen!" — —

Nach Naſſau's Abreiſe ſchloſſen ſich Louiſe und Charlotte ſchweſterlich eng aneinander. Jede Freiſtunde benutzten ſie, um von dem Fernen zu plaudern und zu träumen; wie ehemals nahmen ſie die Landkarten zur Hand, und wenn Caron Briefe von St. Malo brachte, war ſtets ein Feſttag. — —

Ende Mai iſt da, mit ihm das erſte Grün. Auf ihrem Zimmer ſteht Lamballe, ein Schreiben in der Hand, alle Farbe iſt von ihr gewichen. Gorzka hat die Hände krampfhaft gegen die Bruſt gepreßt, und ſtrömende Thränen verſchleiern ihr Geſicht. — Dieſer Brief enthält wenige, vielſagende Zeilen. —

„Frau Herzogin! — Der Himmel hat entſchieden über Sie und mich! Die Affaire auf Jerſey iſt mißglückt! — Aus ſechs Wunden blutend, gab es doch keine Kugel, mir des Lebens Schande zu erſparen! Der Elende, welcher ſechs Schiffe ſeines Geſchwaders, ſiebentauſend Landeskinder opferte und doch England unterlag, muß von Ihnen vergeſſen ſein! Er kann nie wiederkehren, und ein ganzes Leben voll Ehre löſcht dieſe Schmach nicht aus! Ich gebe Ihnen Ihr Wort zurück. Wenn ich meinen Abſchied erhalten ſollte, trete ich in ſpaniſche Dienſte. „Aus der Wüſte — in die Wüſte!" Sie hatten Recht! — Otto von Naſſau-Siegen." —

„Ich habe es geahnt!" flüſterte die Prinzeſſin. „Ich ſollte nicht glücklich ſein, er ſollte nicht emporkommen! Iſt es nicht, als wenn die Vorſehung ſelbſt Chartres' Genoſſe würde? — Charlotte, Du biſt gerächt; Keine von uns wird ihn beſitzen!"

„Nein," rief Gorzka, „man wird ihm den Abſchied nicht geben! Man kann eine Schlacht verlieren und doch ein Held ſein! Der König wird ihm ſein Vertrauen bewahren, ihm neue Truppen geben, und er wird ſiegen!“

„Meinſt Du? — Laß uns dieſen Brief den Majeſtäten vorlegen und ſieh, was ſie darauf antworten! Ein Otto von Naſſau durfte nach dem Tage von Queſſant nicht verlieren; man wird jetzt vielleicht einem Chartres verzeihen, was dem Fürſten auch nicht gelungen!“

„Und dieſes hohe, ſchöne Leben ſoll ihm gebrochen ſein, herabſinken ſoll er wieder auf den Abenteurer?“

„O nein, ich kenne ihn beſſer! Aus der Verzweiflung erſtehen die Heroen, und gebrochene Herzen tragen den Geiſt über irdiſche Schranken! Du liebteſt ihn genug, Charlotte, um ihm zu entſagen, damit Dir wenigſtens der Freund verblieben! Ich liebe ihn, aber ſo, daß ich mich eher todt, als ihn in Schande wünſchte, und vor Dir, mein Gott, will ich ewig auf ihn verzichten, wenn Du ihn wieder aus dem Staube zum Ruhme erhebſt, ihn leiteſt auf die Sonnenbahn glorreicher Thaten! Ein Held iſt für die Liebe nicht geboren, zwei Glückſeligkeiten ſchenkt der Himmel dem Sterblichen nie. Es iſt das Blut der Bourbonen, das in mir redet, und nur in der feurigen Lohe der Schmerzen ſtieg Herakles zum Himmel!“ —

Die Prinzeſſin hatte nur zu richtig geurtheilt. Als der officielle Kriegsbericht einging, waren der König und Artois außer ſich. Sie beachteten nicht, daß der Fürſt wie ein Löwe gekämpft, ſondern nur, daß er mehr als die Hälfte des Geſchwaders und der Truppen verloren. Unbedenklich erhielt er ſeinen Abſchied. —

„Sie werden ſich nun wohl mit der kleinen Gräfin tröſten, Frau Kaſſandra,“ ſagte die Königin ſpöttiſch. — „Wenn Sie auch dieſe etwas türkiſche Großthat Ihres Helden nicht vorausſahen, haben Sie doch gewiß genug von dem Blute der Könige von Frankreich in ſich, den Abenteurer Naſſau-Siegen zu vergeſſen!?“

„Majeſtät,“ erwiederte Lamballe kalt, „verzichtet habe ich auf ihn. Als eine Prinzeſſin Frankreichs indeß muß ich es tief bedauern, daß man einem Manne ein Unglück ſo hoch anrechnet, das er mit zehn glänzenden Siegen wieder tilgen kann, und daß man ſich in ungroßmüthigem Grolle eines Armes beraubte, der immer ein tapferer Arm bleibt, wenn er auch einmal fehl ſchlug!“

„Das ließe ſich denn auch auf Prinz Chartres anwenden, Frau Herzogin,“ ſagte Polignac.

„Darauf habe ich Ihnen nicht zu antworten, denn das hieße Ihnen zumuthen, patriotiſch zu denken!“ — — —

Naſſau ging nach Spanien, um dort in die Flotte als Capitain zu treten, welche Gibraltar den Engländern entreißen ſollte. Um dieſelbe Zeit ſtarb Graf Gorzka, Charlottens Vater, in Lothringen, wo er am Hofe des verſtorbenen Königs Ladislaus Leszynsky gelebt und der ruſſiſchen Krone ſeine großen Beſitzungen in Polen abgetreten hatte. Er hinterließ ihr ein Vermögen von ſechs Millionen Franken und machte den Wunſch in ihr rege, ſich vom Hofe zurückzuziehen. Nur ihre Zuneigung zu Lamballe, welche jetzt um ſo unzerſtörbarer durch gemeinſamen Schmerz geworden, hielt ſie ab. — Lamballe's Stellung wurde nach Naſſau's Falle immer peinlicher. Frau von Polignac war eine zähe Gegnerin und nun bedeutend gegen ſie im Vortheil. Artois intriguirte gegen die „Hochzeit des Figaro“, und die Cenſur verunſtaltete das Werk, um es unmöglich zu machen. Die öffentlichen Angelegenheiten verſchlimmerten ſich inzwiſchen durch Necker's Fall, zu dem außer Maurepas Artois beigetragen. Dieſes Prinzen Verſchwendung, ſeine koſtſpieligen Vergnügungen, in die er den Hof hineinzog, hatten ihn mit vierzehn Millionen Livres Schulden belaſtet. Da Necker ihm darüber Vorwürfe machte, erwiederte er trotzig: „Pah, was will man mir denn thun? Ich habe die Schulden eben!“ — „Gut, Monſeigneur. Da Sie ſo ſtolz auf dieſelben ſind, wird man ſie Ihnen auch laſſen!“ erwiederte Necker, zahlte nichts, und deshalb ward er geſtürzt. Herr von Sartines, der Polizeilieutenant, wurde ſein Nachfolger. —

Schienen die Orleans auch unſchädlich gemacht, die Sillerys, Vater und Sohn, im Palais royal waren zu gute politiſche Geſchäftsführer, als daß die Gegenwart für Chartres nicht ausgenutzt worden wäre. Der veränderte Geiſt der Zeit arbeitete ja für ſeine Pläne. Die Ungebundenheit, welche jetzt in der Unterhaltung aller Orten herrſchte, die Einfachheit der Mode, welche dem Bürger wie dem Herzog ſo ziemlich denſelben Rock gab, die republikaniſchen Ideen, die durch die Allianz mit Nordamerika in Umlauf kamen, die ewigen Reformbeſtrebungen von Miniſtern, welche einander entgegenarbeiteten, ohne dem Schaden des Landes auf den Grund zu gehen, Waſhington's Sieg über General Cornwallis zu Yorktown, des jungen Lafayette Waffenthaten, Alles entzündete die Köpfe, und Maurepas' Tod machte den König, der ihm ſtets das Wichtigſte überlaſſen, ganz rathlos. Calonne, ein Intimus Artois', und Ségur, auf Empfehlung der Polignac, wurden Miniſter. Das Volk kritiſirte, gährte, empfand mehr wie je die Prärogative der Privilegirten, weil es eben mehr politiſches Bewußtſein hatte, und Leute wie Mirabeau, der nach zahlloſen Skandalen und Verfolgungen endlich habilitirt worden, Anacharſis Cloots, Danton, Abbé Siéyes, Lamet, Condorcet, Despremenil und andere Libertins, welche im Palais royal verkehrten, bildeten Vereine und rumorten im Parlament. Unter ſolchen Umſtänden hielt man es für gefährlich, „die Hochzeit des Figaro" zu geben. Antoinette wünſchte ſie indeß, um ſich im Toque zu ſehen, und für Caron war es der letzte Ehrgeiz ſeines Lebens, ſein Werk dargeſtellt zu wiſſen. Endlich war die Cenſur überwunden. Das Stück wurde bereits annoncirt, und in's Théâtre français drängte ſich Hoch und Niedrig. Da erſchien zehn Minuten vor Beginn ein Befehl von Verſailles, das Stück nicht zu geben! — Ein Wuthſchrei hallte durch Logen und Parterre! Außer ſich trat Beaumarchais an die Lampen und rief: „Wenn man es hier verbietet, ſo ſchwöre ich, man ſoll es im hohen Chor von Notre Dame ſpielen!" — Es war die erſte Windwehe des Aufſtandes. — Um dieſelbe Zeit ſtarb Turgot, der Exminiſter. Morelly, Malesherbes und Caron ſtanden an ſeinem Bette.

„Bald werde ich wiſſen, ob die Baſiliade auch jenſeits eine Fabel iſt,“ lächelte er matt. „Ich laſſe hinter mir das Chaos! Wohl dem, der nicht Weib und Kinder hat, er verliert nur noch ſich ſelbſt! Der nordamerikaniſche Krieg — und das Lager von Compiègne — das ſind Frankreichs heilloſe Wunden. Ihr werdet mehr Blut aus ihnen fließen ſehen, als dazu gehört, eine beſſere Generation zu zeugen!“ —

Ein anderes Ereigniß ſchien die Gährung der Gemüther indeß wieder in's Gegentheil zu verwandeln. Am 22. October ward die Königin zum ſtürmiſchen Jubel des Reichs von einem Dauphin entbunden, der den Namen Duc de Bourbon empfing. Alle Differenzen, alle Parteiungen, alle tollen Wünſche ſchienen in dieſem einen Glücksfall gelöſt.

Prinzeſſin von Lamballe, welche die Königin hauptſächlich gepflegt hatte, nahm den Neugeborenen auf ihre Arme, hob ihn empor und kniete am Bett der Königin nieder.

„Einſt, Majeſtät, haben Sie mich an Ihr Herz gezogen, mit dem trauten Namen der Freundin belegt und ſo hoch geehrt, daß Neider und Verleumder, ja das gedankenloſe Volk mich ſogar eines politiſchen Einfluſſes auf Sie und den König beſchuldigten, welchen ich, Sie wiſſen es wohl, nie beſeſſen! Ohne Liebe, ohne höheren Zweck der Frau gehe ich durch's Leben, und mir iſt Alles verſagt, außer Ihrer Gunſt. Geben Sie meinem Leben ein Ziel zurück, einen Zweck, eine Wonne! Ich erflehe, ich fordere im heiligen Namen Gottes von Ihnen dieſen Knaben, die Obhut Ihrer königlichen Kinder! Laſſen Sie mich ſie lehren, wie man gut, glücklich, wie man tugendhaft wird! Laſſen Sie mich an ihnen die Liebe verſchwenden, welche in meinem Herzen ſchlummert, ich bin ja ihres Blutes, und kein Epitaph will ich je verlangen, als was mir die Erinnerung in den Herzen Ihrer Kinder errichten wird!!“

Die Königin ſchlang gerührt und glücklich ihre Arme um der Prinzeſſin Nacken und küßte ſie. „Ja, meine einzige Couſine, meine liebſte Freundin, die meine böſen Launen ſelbſt nicht ermüden können, ich will meine Mutterpflicht mit Dir theilen, Du ſollſt Erzieherin meiner Kinder ſein!" —

Es war eine Verſöhnung in der Rührung einer glücklichen Stunde. Sie ſollte nur nicht von Dauer ſein. — So feindlich der autokratiſch geſinnte Artois auch einem Prinzen wie Chartres ſich gegenüberſtellen mußte, der mit der „Canaille" Brüderſchaft ſchloß und den Republikanern zulächelte, um ſeinen Ehrgeiz zu befriedigen, ſo tief er deſſen Feigheit bei Queſſant verachtete, ſo einig war er doch mit ihm in der Wuth über die Geburt eines Dauphins, über die Ernennung der Lamballe zur Gouvernante der königlichen Kinder, über den Einfluß, welchen die Königin in politiſchen Dingen jetzt über Ludwig XVI. erlangte. An Liederlichkeit, Herrſchgier und an Haß gegen die „Habsburgerin" wie Verachtung des Königs einander ganz gleich, waren ſie nur in den Mitteln, welche ſie in Bewegung ſetzten, verſchieden, und war Artois der brutalere, ſtolzere, ſo war Chartres dafür der bei Weitem gewiſſenloſere Charakter. Wenn Artois alſo gegen die Königin intriguirte, die ohnehin eiferſüchtige Polignac an die Herzogin hetzte und mit ſeinen Cavalieren Verleumdungen ausſtreute, ſo diente er unbewußt nur Chartres und allen Denen, welche die Monarchie erſt zu entehren und dann zu beſeitigen wünſchten. Der ariſtokratiſchſte aller Prinzen machte ſich zum Werkzeuge des demokratiſchen Zeitgeiſtes! — Gräfin Polignac ließ es ſich demnach angelegen ſein, die Herzogin bei der Königin lächerlich zu machen, ihr herrſchſüchtige Abſichten unterzulegen, um ſie zu verdrängen, und bediente ſich aller Künſte einer gutgeſchulten dame du parquet. Die Königin war dazu eigenwillig und hatte ihre Launen. Sie bereute heimlichſt längſt, daß ſie Lamballe zwei der wichtigſten Hofämter eingeräumt hatte. Kleine Häkeleien, kühlere Behandlung, eclatantes Zurückſetzen Gorzka's, welche die Herzogin ſo liebte, bildeten die Einleitung eines Bruches, der von der Königin faſt geſucht, von der Herzogin nicht mehr vermieden wurde, nachdem Graf Jules Polignac zum Herzog und Haushofmeiſter ernannt worden, und Antoinettens Vorliebe für deſſen Gattin in einer Weiſe wuchs, die oft für Louiſe beleidigend wurde. Die ſtille Erbitterung Lamballe's wuchs noch durch den Glanz der Heldenthaten, welchen im Jahre 82 plötzlich Naſſau-Siegen um ſich verbreitete, und das Auge ganz Europas auf einen Mann lenkte, der auf den ſchwimmenden Batterien Arcons vor Gibraltar Wunder der Tapferkeit verrichtet hatte, zum Grand von Spanien und Ritter des goldenen Vließes ernannt worden war, und den die Czarin Catharina förmlich durch Geſandtſchaft eingeladen hatte, um ihre Flotte gegen die Türken zu führen. —

Im Herbſte kam dieſe gegenſeitige Mißſtimmung zum Ausbruch, und zwar um eine Kleinigkeit.

„Wo iſt denn Prinzeß Lamballe?" fragte die Königin. „Ich ſehe, ſie macht keine Vorbereitungen zum Diner, und ich habe doch gewünſcht, daß im Floratempel geſpeiſt werde."

„Bei der großen, zwiefachen Amtspflicht der Frau Prinzeſſin," erwiederte ironiſch Frau von Polignac, „mag es ihr wohl oft ſchwer werden, Alles in ſich zu vereinen. Meines Wiſſens iſt ſie mit den königlichen Kindern Hoheiten ausgefahren!"

„Ausgefahren? mit den Kindern, und bei dieſem trüben Wetter? Das iſt unverantwortlich! Augenblicklich, Gorzka, ſuchen Sie ſie auf, ich befehle ihr zu erſcheinen; das muß ein Ende nehmen!"

Die Gräfin eilte ſogleich hinaus, während die Königin ſich immer mehr in den Zorn redete, denn ſie fühlte wohl, daß eine ſtarke Doſis Unwillen dazu gehöre, der Herzogin gegenüber ſtreng zu ſein. Madame Polignac verfehlte nicht, ſie in dieſem Vorhaben ſehr eifrig zu unterſtützen. Sie war indeß noch nicht lange allein, als die Herzogin mit Gorzka erſchien.

„Ich höre, Majeſtät waren wegen meiner Abweſenheit unruhig?" —

„Mehr als das, Herzogin, im höchſten Grade erzürnt bin ich! Wo waren Sie?"

„Im Florapavillon, wohin Sie das Diner befahlen. Es iſt Alles bereit, die Majeſtäten können erſcheinen. Da die Luft ſtill und warm war, nahm ich Hoheit den Dauphin und Prinzeß Charlotte mit!"

„Und wer autoriſirte Sie, wenn's gefällig iſt? Ich finde es ſehr unſchicklich, die Dienſte der Intendantin und Gouvernante zuſammen abzuthun; Eins von Beiden muß künftig bleiben!"

Lamballe blieb kalt und ruhig. „Ich habe mich durch das Vertrauen, womit Höchſt-Sie mir die Obhut Ihrer Kinder anvertraut, autoriſirt gefühlt! Wenn Majeſtät indeß meinen, mir eine doppelte Amtsbürde, die wohl ihre — Neider haben mag, abnehmen zu müſſen, ſo bin ich bereit, der Intendantur zu entſagen und mich allein den königlichen Kindern zu widmen!"

„Es kann weniger von Neid die Rede ſein, Frau Herzogin, als von der übergroßen Selbſtſtändigkeit und dem ungehörigen Einfluß, welchen Sie ſich erlauben! Uebrigens hatte ich längſt beſchloſſen, die Stelle der Intendantur einzuziehen, und werde meinen königlichen Gemahl befragen, in wie weit es gerathen iſt, Ihnen ſo unumſchränkte Verfügung über die Kinder von Frankreich zuzugeſtehen!" —

„Meine Einflüſſe, Majeſtät? — Ich habe niemals ſo viel gehabt, um à la Polignac Miniſter zu machen!"

„Aber Admirale, Herzogin!" ſagte Polignac, „die auch geſchlagen wurden!"

„Der Held von Gibraltar, Madame," erwiederte die Herzogin ſtolz, „kann die Nadelſtiche eines Inſects wohl mit Lächeln ertragen, ich aber fühle, Majeſtät, daß ich Ihnen nur einen Dienſt erweiſe, wenn ich frage, ob es Ihnen genehm iſt, mich zu entlaſſen?!"

„Das iſt mir genehm, Sie kamen mir nur zuvor!"

„Ich gehe, Majeſtät!" und Lamballe's Stimme zitterte. „Ich gehe, und werde nicht wiederkommen, als — im Unglück, wenn die Polignacs, Guemènes und Neuillys von

Ihnen weichen! Möge das wolkenloſeſte Glück mich ewig von Ihnen fern halten!" Sie beugte ihr Knie und küßte Antoinettens Hand; die Königin war bleicher geworden, faſt wurde ſie bewegt. —

„So genehmigen Sie zugleich auch meine Entlaſſung, Majeſtät!" ſagte Gorzka heftig.

Antoinettens kummervolle Anwandlung ging im Zorn unter. „Gut, gut, gehen Sie nur Beide. Der Hof wird um ein paar Nonnenköpfe ärmer ſein, das iſt Alles!"

Louiſe von Lamballe und Charlotte von Gorzka verneigten ſich ſteif und entfernten ſich. Sofort übergab Erſtere an Herzog von Vaugyon die Schlüſſel, die Bücher und die Schatulle der Königin. Still weinend küßte ſie Antoinettens Kinder. Am andern Tage verließen beide Frauen Verſailles. Sie betraten es nie wieder. —

Die Nonnenköpfe waren allerdings nun weg, und Lamballe's ſeufzerreiche Harfe erklang nicht mehr. Bei Hofe ging es auch heiterer als je zu, und Artois, die Polignacs, und was zu ihnen hielt, erfanden genug Zerſtreuungen, Antoinetten über den Verluſt einer Freundin hinwegzuhelfen, die ſie als Dauphine wie eine Schweſter angeſehen. Mit Lamballe's Verſchwinden ſchien ſich aber das Unglück durch alle Schlupflöcher einzuſchleichen, arglos, leiſe unter tauſend Geſtalten einzuniſten, und Niemand fühlte, ahnte, verſtand es, als bis es zu groß geworden, um es zu überſehen. Calonne, Maupeau's Nachfolger, hatte nicht blos Artois' Schulden, ſondern auch für die Königin St. Cloud um zwei Millionen gekauft, ſtatt es gegen andere Domainen auszutauſchen. Die Königin ward bei Gelegenheit des Beſuchs des däniſchen Herrſcherpaares empfindlich durch Cardinal Rohan beleidigt, der, um eine Privataudienz zu erzwingen, Abends in die illuminirten Hofgärten drang, ohne eingeladen zu ſein. Der amerikaniſche Krieg ward zwar durch Anerkennung der Freiſtaaten von Seiten Englands geendet, doch Niemand hatte ſeine Nachwehen ſo ſchwer zu empfinden als Frankreich. Er hatte die Einnahmen dreier Jahre verſchlungen und die Schuldenlaſt zweier Maitreſſen-Regierungen anſehnlich vermehrt. Was half es, daß Frankreich nach Außen an Achtung gewonnen, wenn es im Innern deſto elender war? Noch ſpürte man's nicht, aber den revolutionären Geiſt, welchen die Truppen mitbrachten, die unter Waſhington's Fahnen die Rothröcke geſchlagen, deren Disciplin gelockert war, und die, wie im Weſten, mit dem Gewehr im Arm über Freiheit und Volksgewalt zu demonſtriren wußten. Jetzt tauchte ſchärfer, öfter der Name „Geſellſchaft der Volksfreunde" auf, zu denen ſich Lafayette geſellte mit ſeinem Motto: „Cur non?" Und überall begann man, wenn die Thaten der amerikaniſchen Befreiung erzählt wurden, trotzig mit ihm zu fragen: „Warum nicht wir?" —

Gräfin Gorzka hatte mit Hülfe Caron's zu Sceaux, zwei Meilen ſüdlich von Paris, eine Villa gekauft, wo ſie mit Herzogin von Lamballe den Sommer verlebte, im Winter hingegen dem alten Herzog von Penthièvre Geſellſchaft leiſtete. — Ihr liebſter Gefährte war Beaumarchais. Die gegenſeitige Trübſal hatte alle Drei zu einer Innigkeit verſchmolzen, die um ſo ungetrübter war, als alle Hoffnungen und ſelbſtſüchtigen Gefühle erloſchen waren. Hier träumten, muſicirten ſie, und das Leben dadraußen rauſchte wild an ihnen vorüber, ohne daß ſie es empfanden; ſie lebten ja nur in Erinnerungen, als wären ſie ſchon alte Leute. Der alte Penthièvre befand ſich ganz wohl unter ihnen, beſonders wenn Caron einen Brief aus Rußland vom Fürſten Naſſau erhielt. Derſelbe hatte an der Spitze von ruſſiſchen Galeeren den Capudan-Paſcha im ſchwarzen Meere angegriffen und durch Brander die ganze dortige Seemacht der türkiſchen Flotte vernichtet. Sein Ruhm ging über die ganze Welt, wie jener Karl Eugen's, den ſein Vaterland gleich ihm verkannt hatte. —

Am 27. April des Jahres 84 drängten ſich die Pariſer in's Théâtre français. Trotz des anfänglichen Widerſtandes des Königs, des Uebelwollens der Prinzen ſollte die „Hochzeit des Figaro" endlich doch gegeben werden. Man hatte nachgerade in Paris viel frechere Dinge geleſen und geſprochen, als in dem Stück enthalten waren, das Publikum, die literariſche Welt verlangte ſtürmiſch nach ihm, und die Königin ließ nicht nach, bis Ludwig XVI. achſelzuckend nachgab. Bereits hatte man es im Salon des Miniſters Breteuil geſpielt und es ziemlich flach gefunden, „des Geſchreies nicht werth, was man davon machte“. Prinz Artois begab ſich alſo mit der Zuverſicht in ſeine Loge, „daß es durchfallen werde“. — Und welch ein Erfolg war dies! Welches furchtbare Bild ſocialer Zerrüttung rollte ſich dem Beſchauer unter der Maske leichten Scherzes und graziöſen Humors auf! Vor neun Jahren entſtanden, bedurfte das Publikum gerade des eben jetzt erlangten Bewußtſeins, um in dem Werke ganz die zerſetzende Ironie auf die damalige zerfallene Geſellſchaft eines Geſchlechts zu empfinden, wie es unter Ludwig XV. geworden. Das war kein Erfolg der Begeiſterung, ſondern der Wuth, er war beiſpiellos wie die Parteileidenſchaft, ein Prolog der Revolution, und Beaumarchais ihr Prophet! Vierhundertmal wurde das Stück gegeben. — Die Einnahme für daſſelbe überließ der Dichter den — Findelhäuſern! — Sein Ehrgeiz war befriedigt, er hatte ſich und Suſannen ein Denkmal errichtet für alle Zeit, nur daß wir jetzt vielleicht die ſcharfe Schrift nicht mehr — ſo verſtehen können, weil es keine privilegirten, keine käuflichen Parlamentsräthe und kein jus primae noctis mehr giebt! Die Königin trug wirklich den Toque, und ihre Damen ahmten ihr nach. Kleider, Bänder, Farben, Redensarten à la Suſanne oder Figaro kamen auf, die Romanze des Pagen ſangen edle, empfindſame Bürgerstöchter, und Maria Antoinette ſogar ſpielte zu Trianon vor ihren Hofleuten ſelbſt die Suſanne. Die Epidemie war lächerlich, wäre ſie nicht gar zu ernſt geweſen; man tändelte mit dem Feuer, ehe man ſein eigen Dach anzündete. Doppelt ſchlimm war, daß ſich darauf jene ominöſe Halsbandgeſchichte ereignete, die mit der Schändung der königlichen wie weiblichen Ehre Antoinettens endete und in den geheimen Winkeln des Palais royal begonnen hatte, um den Auswurf einer tollen, entarteten Zeit, einen Balſamo-Caglioſtro und eine la Motte-Valois auf die Scene zu führen. Seit dieſem unglücklichen 15. Auguſt verlor der Hof ſeine frühere Heiterkeit, das Königspaar ſeinen Frieden. Die Weiſſagungen der verlachten Kaſſandra begannen ſich ſchreckhaft zu erfüllen. —

Fern, wie am grauen Rande des Horizonts Paris, ſo fern lag auch Tagesgewühl, Zeitgeiſt und Parteiung jetzt Louiſen von Lamballe und Charlotten von Gorzka in Sceaux, von deſſen freundlichen Höhen wie von einem Zion nieder ſie rings auf das bunte Landleben blickten, das die Nähe der Hauptſtadt bezeichnete. Der alte Herzog mit ſeinem weißen, zitternden Haupte, Globen und Karten, Folianten und Bildwerke vor ſich, ſaß da zwiſchen ihnen wie ein Weiſer, der ruhig die Kreiſe des Himmels überſchaut, während die Erde im vulkaniſchen Wehe liegt. Alt und lebensmatt, behielt er von ſeinem hohen Amte nur noch den Namen. — Oefter erſchien auch allda Prinzeſſin Adelaide, die unglückliche Frau Chartres', der ſeine ſchimpfliche Verbannung mit ſeiner Maitreſſe, Madame de Buffon, verſüßte. Adelaide war von ihm moraliſch längſt getrennt, und um ihres unverſchuldeten Unglücks willen hatte Louiſe ſie wieder an ihr Herz gezogen. Der Einzige, welcher aus dem vollen Strudel der Hauptſtadt ihnen Nachrichten brachte, ſie mit der immer bewegter ſich geſtaltenden Zeit in Verbindung hielt, war Beaumarchais, der liebe, viel und gern geſehene Gaſt. —

Nun war er faſt ſeit vierzehn Tagen nicht in Sceaux geweſen, obwohl der Herbſt prachtvoll war, deshalb ſind auch Alle um ihn recht beſorgt und blicken von dem hohen mittelalterlichen Söller des Hauſes am Berghange fleißig nach Norden aus, und jeder Wagen, der die ferne Landſtraße rechts vorbeizieht, iſt Gegenſtand ihrer Neugier. Die Harfe ruht in Louiſens Hand, die Freundin ihrer wehmüthigen Stunden, deren ſie ja nun ſo viele hat. Wenn ſie flüſtert, iſt's, als ob Geiſter vergangener Zeit um ſie her ſtänden und mit ihr von ſchöneren Tagen redeten. —

„Daß auch nicht einmal ein Bote oder Brief kommt!" ſprach Charlotte. „Es iſt ganz unbegreiflich! Caron hatte mir zumal wegen des Ankaufs eines Grundſtückes beim Pflanzengarten Nachricht geben wollen!"

„Seien Sie außer Sorgen," erwiederte der Herzog, „in ſeinen Händen ſtehen Ihre Angelegenheiten gut. Er iſt eben vorſichtig und übereilt nichts, ein ſchätzbares Verdienſt in dieſer übereilten Zeit. Er wird gewiß kommen, ſobald er irgend kann."

„Als ob er nicht immer könnte, mein Vater?" lächelte Louiſe. „Unabhängig iſt er doch gewiß genug? Ich fürchte eher, daß ihm etwas Schlimmes begegnete; er hätte doch wenigſtens Gomez ſchicken können!"

„Das wäre auch wohl geſchehen, Kind," entgegnete Penthièvre, „wenn ihm etwas zugeſtoßen wäre, er iſt der Mann nicht, welcher vor Freunden ſich verſchließt. Vielleicht iſt in der Stadt oder bei Hofe ein neuer Skandal. Darin iſt er noch der Alte, Alles wiſſen zu wollen!"

„Ich habe ihm oft Vorwürfe darüber gemacht, und doch höre ich ihm dann ſo gern zu. Das iſt wieder ſo eine menſchliche Inconſequenz! Nicht wahr, Charlotte?"

„Gar nicht, liebe Louiſe. Ich glaube, die Neugier oder, edler geſagt — die Theilnahme für die Welt — iſt die letzte Leidenſchaft, die uns verläßt; meinſt Du nicht?"

„Ich aber meine, daß dort ein Viergeſpann kommt, das ungefähr ausſieht, als könnte es Beaumarchais bringen!" Penthièvre hatte ſeinen alten Schiffsgucker vor den Augen und blickte hinab.

„Wahrhaftig, das könnte er ſein!" Gorzka ſprang auf.

„Nicht doch, meine Liebe! Es iſt eine Gala-Equipage. Caron hält längſt keine mehr!"

„Aber, mein Kind, ſie biegt jetzt links den Weg ein, der hieher führt, und mein Auge iſt ſcharf genug, zwei Geſtalten im Wagen zu erkennen!"

„Zwei Herren?" und Gorzka glühte. —

„Ich wüßte nicht wer! Doch Du biſt plötzlich ſo bewegt, Charlotte? Ahnſt Du, wer es iſt?“

„O, ich wage es kaum! Und doch wie ein Schreck kam der Gedanke über mich, es könne Beaumarchais und Otto von Naſſau ſein!“

„Otto von Naſſau?!“ —

„Einer davon iſt Caron und der Andere ein Offizier in grüner Uniform. Sieh ſelbſt!“ —

Die Herzogin nahm das Glas und blickte hin. Sie entfärbte ſich. — „Es iſt Otto von Naſſau!“

„Mein Gott, er kommt wieder?“ rief Gorzka jauchzend.

„Kommt wieder!“ hauchte Lamballe und wendete ihr bewegtes Antlitz ab. —

Der Wagen brauſte heran und hielt. — Zwei Männer grüßten empor, Caron und Naſſau. Der Fürſt trug ruſſiſche Uniform, und ſeine Bruſt ſtrahlte von Orden, den Monumenten ſeiner Siege.

Penthièvre, auf Louiſen geſtützt, erhob ſich, ihnen entgegen zu gehen, Charlotte de Gorzka war in den Salon vorausgeeilt, ſie konnte ihr hüpfendes Herz nicht bezwingen.

„Gegrüßt! Seien Sie tauſendmal gegrüßt, Held von Gibraltar, Türkenſieger, Fürſt aller Frauen- und Soldatenherzen!“ rief Penthièvre, ihm die Arme entgegenſtreckend. „Welcher Glücksfall führt Sie in unſere Mitte?!“

„Ich bin als außerordentlicher Geſandter meiner Kaiſerin hieher geſendet, mein Herzog, eine Uebereinkunft wegen der polniſchen Angelegenheiten zu vermitteln, welche dieſem unſeligen Lande endlich dauernde Ruhe giebt. Ich brauche wohl nicht zu ſagen, daß dies nicht der — einzige Grund iſt, ſondern mein Herz noch mehr mich herzog!“ Er ergriff Louiſens Hand und küßte ſie. „Ich ließ es hier, Prinzeſſin. Der Ruhm ward dafür meine Braut, — ein ſehr eiſiger Gefährte!“

„Verzeihen Sie mir,“ flüſterte Gorzka blaß, „wenn ich mich einen Augenblick entferne!“

„Du wirſt unwohl; mein Gott, Charlotte!“ Lamballe wollte zu der Wankenden eilen.

„Erlauben Sie mir, beſte Gräfin,“ ſagte Penthièvre, „daß ich Sie begleite. Führen Sie mich auf mein Zimmer, Kind!“

Er raffte ſich mühſam auf und ging mit ihr hinaus. —

„Mein Fürſt,“ ſagte Lamballe beklommen, aber ernſt, „ich bedauere, daß die Freude, Sie im Glanze des Ruhmes und der Ehre wiederzuſehen, mit Schmerzen beginnt, die allein einer traurigen Vergangenheit verbleiben ſollten.“

„Louiſe,“ begann Naſſau bewegt, „die leiſe, ſtille Hoffnungsflamme, welche in meinem Herzen gelebt, von That zu That mich trieb und allmächtig meine Seele füllte, macht, daß ich heute vor Ihnen ſtehen darf, derſelbe ſehnſuchtsvolle, ruheloſe Mann, dem Sie allein den Kampfpreis reichen können, der ihn beglückt, Ihre Hand! Sagen Sie nicht, dies ſei unzart, ſtürmiſch, es verwunde das Herz Ihrer theuern Freundin. Es wiegt die fürchterlichen Qualen dieſer ſechs Jahre, die ich erlitten, nicht auf! Ich habe mein Leben tauſendmal auf den Wurf einer Minute geſetzt, o, laſſen Sie es mich fortan immer auf Ihre Liebe ſetzen! Bei dieſem lichten Himmel, der unſer Weh wie unſere Schwüre geſehen, frage ich Sie: Lieben Sie mich noch?!“ —

„Ich bedarf der Erinnerung meiner Schwüre nicht, Fürſt, Ihnen offen zu geſtehen, daß ich Sie noch liebe, daß dies Gefühl nicht einen Augenblick aus meinem Herzen ſchwand und bis an mein Ende es beleben wird! Aber ein anderes —“

„Nicht ſo, Louiſe, hören Sie mich, ich bitte Sie! Laſſen Sie nicht falſche, übernatürliche Großmuth zum Tyrannen Ihres Glückes werden und unſer Leben zugleich in ſeinem Heiligthum tödten, ohne daß die Freundin darum glücklich wird! Der Hof, Louiſe, hat Sie verſtoßen, an das treuloſe Bourbonengeſchlecht bindet Sie nichts mehr! Ihr Schwiegervater Penthièvre hat kaum eine Spanne Friſt noch zu leben, er läßt Sie allein, einem Chartres gegenüber zurück, mit einem wenig fürſtlichen Erbe, das der Haß Ihnen verkürzen wird, und in einer Zeit, die dem fürchterlichſten Zuſammenbruche entgegengeht, den je ein Jahrhundert geſehen! Nicht leichtfertig trete ich vor Sie, ſondern nachdem ich vierzehn Tage in dieſem Sodom, Paris, mich mit dem parteiloſen Auge eines Fremden umgeſehen, die Zerriſſenheit der Verwaltung, die Haltloſigkeit des Hofes, den Groll des Volkes ſchaute, das elend und dabei angeſteckt iſt von republikaniſchen Grillen und das Gift der Empörung von den Lippen der Schwätzer des Palais royal trinkt! Hier iſt nicht mehr zu helfen! Calonne ſieht den Staatsbankerott vor Augen und will die Notablen zur Rettung aufrufen, wo nur noch Eins retten kann, Schwert und Wage. Einſt hätte ich dies Schwert führen können, man zerbrach es mit Schimpf, weil ich Unglück hatte! Die Wage, welche gerecht die Mitte ſuchen ſoll zwiſchen Fürſt und Volk, ſenkt ſich tief, denn ſie iſt überbürdet vom Rauſche der amerikaniſchen Freiheit! In Frankreich liegt vor Dir Einſamkeit, Wehe und Gefahr, an meinem Herzen findeſt Du ein zweites, ſchöneres, ſtilleres Vaterland! Catharina hat mir kaiſerlich vergolten. Geehrt, ein Fürſt mit fürſtlichem Beſitz, unter einem zwar blöden noch, aber treuen, bildungsfähigen Volke, deſſen einfältige Tugend noch nicht verpeſtet ward, das iſt Dein Loos! Auf meinen Knieen bitte ich Dich, folge mir, Louiſe, ſei mein Weib, ſei glücklich!!“

Er war vor ihr hingeſunken und bedeckte ihre Hände mit Küſſen.

Lamballe hatte bei ſeinen Worten einen wilden, verzweiflungsvollen Streit im Herzen ausgekämpft, den letzten. — Wie ein leblos bleicher Schatten ſtand ſie, nur ihre Bruſt pochte kurz, heftig und ſchwer, ein leiſer Schauer ging über ſie hin wie ein Vorbote der Vernichtung. —

„Ich habe Sie angehört, mein Fürſt, damit Sie nicht ſagen ſollten, die Entſcheidung werde mir ſo leicht, mein Herz ſei empfindungslos geworden, ich wollte mich noch einmal in meinem ganzen Weſen durchprüfen, damit mir ſpäte Reue nicht eine Uebereilung dieſer Stunde zum Vorwurf mache. — Nie habe ich ſo in voller Stärke gefühlt, was das Schickſal dieſes meines Volkes und ſeiner Herrſcher ſein muß, wie in dieſer Minute! Nie iſt mir klarer geworden, was ich ſoll und muß, als hier. Nehmen Sie, Held von hundert Schlachten, meine Erwiederung wie ein unabänderlich Geſchick auf, das Ihnen vielleicht am meiſten wohl will, je erbarmungsloſer es ſchritt! Unterbrechen Sie mich nicht, Fürſt! — In Chambery ſah Sie Louiſe, ein halbes Kind faſt. Sie liebte Sie, wie man in der Jugend ein menſchgewordenes Heroenbild liebt — ſelbſtſüchtig, eitel, gedankenlos. Ich ward Frau, eine Tochter Frankreichs. — Der Schmerz machte mich reif, und reif in der Liebe geworden, warf ich mich Antoinetten in die Arme. Damals, als Sie von Afrika zurückkehrten, wir Alle vereint um den neuen Thron ſtanden, Turgot, Malesherbes und Conti lebten, des Landes Herz in froher Hoffnung aufging, damals bis zu dem Tage, — wo meine arme Suſanne ſtarb, durfte ich Sie lieben, unendlich, rein, ſelbſtſuchtslos, durfte mich die Ihre nennen trotz Gorzka's gebrochener Hoffnungen! Wiſſen Sie denn, warum? — Weil ich in Ihnen zugleich den Retter meines Landes, den Bayard des Königthums liebte! Weil Ihr Beſitz mir geheiligte Pflicht ward, denn in Ihnen beſaß ich Conti's letzte Hoffnung, den Helden und Genoſſen einer ſchöneren Zeit! Beim Unglückskampf von Jerſey brach mein Herz. — Ich liebte Sie noch, aber wie man den Heimgegangenen liebt, mit dem die Wünſche ſich einſargen. — Weh' meinem armen Herzen, daß Sie im fremden Lande Ruhm erwarben, daß Sie mir und aller Welt zeigten, was Sie an meiner Seite für Frankreich hätten ſein müſſen! Mit der Befriedigung Ihrer Ehre ſank mein Herz, vom Schickſal geopfert, blutend hin, und Sie mußten ihm ferner ſtehen, als je — der Abenteurer zu Chambery ihm geſtanden! Staunen Sie, Fürſt, daß das Blut der franzöſiſchen Könige in mir noch ſtärker wallt, als das der liebenden Frau? Staunen Sie, daß ich verſchmähe, im Unglück mein Vaterland dahinten zu laſſen, um einem Helden Rußlands zu folgen?! Selbſt in das Herz einer — Verſtoßenen ſind die Lilien Frankreichs gegraben, und es wird durchſtrömt vom Blut der Bourbonen, das thöricht, das dem Untergange geweiht, aber nie ſo falſch ſein kann, ſelbſt um eines Siegen's Liebe ſich unter des Czaren Scepter zu beugen! Ihre Gattin werden, hieße für Lamballe feige ſein! Ich könnte Sie nicht lieben, wie Sie verdienen, könnte an Ihrer Seite nicht ohne Schimpf beſtehen, wenn mein Vaterland indeß aus allen Adern blutet, das Unglück Antoinettens Haar bleicht, ſie angſtvoll, von allen falſchen Schmeichlern verlaſſen, ſich umblickt nach der erſten lieben Jugendfreundin, und die Stätte leer findet! Einſt wird dies kurze Leben verronnen ſein, Otto! Vor Gottes Thron werden wir Alle ſtehen, vor welchem Worte und Gedanken gewogen werden im Gericht! Soll Antoinettens und des Königs Schatten ſich dann erheben und ſagen: Auch Dieſe hat uns verlaſſen, das eigene Blut?!! — Nein, Naſſau-Siegen! Ich bin Kaſſandra meinem Lande und Geſchlecht, aber als ſeine letzte Freundin will ich auch mit ihm ſtehen und mit ihm fallen, das ziemt Louiſen von Savoyen! — Und was hätten Sie auch an mir, theurer Mann, wenn ich Ihnen folgte, um hier mein Herz zu laſſen? Wenn aller Glanz, alle Ehre an Ihrer Seite vor der entſetzlichen Gewiſſensqual zu Boden ſänke, daß ich treulos und feige geweſen? O, die Weiber ſind auch Heldinnen, Otto, und wenn ich Sie nicht beſitzen darf, geſchieht's, damit ich vor Gottes Antlitz nur — Ihrer würdiger werde! Wollen Sie wahrhaft glücklich ſein, wollen Sie mit dem Opfer kurzer Entſagung ewigen Frieden erkaufen, wollen Sie mich ſo glücklich machen, wie ich hienieden ſein kann, ziehen Sie meine Charlotte, dies Kind voll ſlaviſcher Gluth, die um Sie namenlos gelitten, an Ihr Herz, Sie werden, glücklich machend, beglückt werden! Durch mich können Sie nur elend ſein! Mein Schwur, Charlotten den Brautkranz in das Haar zu flechten, erfüllt ſich. Ich werde Sie nicht wiederſehen, Fürſt, es ſei denn an Gorzka's Hand vor dem Altar. Hart mag ich ſein, ja ſtolz ſelbſt, aber noch im Tode will ich die königlichen Gefühle meiner Ahnen hegen!!“ —

Sie ging. Es war, als wenn das Gebilde einer überirdiſch Verklärten vorüberziehe. —

„Verloren! Du biſt mir verloren, anbetungswürdig Weib, denn Du vernichteſt Dich durch fürchterliche Wahrheit!!“ — Der Fürſt bedeckte ſein überſtrömend Geſicht. Der Held, der unter Kanonendonner lachte, brach vor der Hoheit einer Frau zuſammen. — —

Es war faſt ein halbes Jahr ſpäter. Naſſau's Sendung war erfüllt, ſeine Abreiſe nahe, Louiſe de Lamballe hatte, trotz flehentlicher Bitten, ihn nicht wiedergeſehen. — Der Kampf, den er beſtanden, ſchien ſeine ganze Natur zu untergraben. — Eines Tages erſchien er mit Caron im Hotel Penthièvre, welches der Herzog mit den Frauen im Winter bezogen, und ließ ſich bei Gräfin Gorzka melden. — Er ſchien um Jahre gealtert.

Schüchtern, geſenkten Hauptes empfing ihn Charlotte.

„Gräfin, ich komme zu Ihnen, nicht wie ein junger, glühender Liebhaber, ſondern wie der Schiffbrüchige, der ſich an ein ruhiges Geſtade flüchtet. Ich bitte um Ihre Hand und ſchwöre Ihnen, Sie ſo glücklich zu machen, ſo zu lieben, als eben noch Glück und Liebe in dieſer wüſten Bruſt wohnt! Ich habe an unſere Verbindung nur eine Bedingung zu knüpfen: Wenn Louiſe de Lamballe in Noth und Gefahr iſt, und — kniete ich vor dem Prieſter, — dann ſollen Sie mich lautlos gehen laſſen, ſie zu erretten, ja — ſelbſt — für ſie zu ſterben! — Wollen Sie das?!“

„Ich will es!“ flüſterte die Gräfin leiſe. — —

Wenige Tage ſpäter ward Naſſau mit Gräfin Gorzka getraut. Louiſe de Lamballe flocht ihr die Myrtenkrone. Dann trug Beide der Reiſewagen hinweg. —

Louiſe ſtand neben Penthièvre und Caron auf der beſchneiten Terraſſe, wie Beide nach ſchwerem Abſchiede dahin fuhren.

„Es iſt geſchehen, Beaumarchais, das war mein letzter Schmerz! — Ich habe nur noch einen lieben Genoſſen aus alter Zeit, der mir allein verbleibt, Sie! Geben Sie mir die Hand darauf!“ —

„Ich bleibe Ihnen, meine hohe Freundin, denn zwiſchen uns ſteht der Schatten meiner Suſanne und reicht uns die Hände!“

26.

Epilog.

Das alte Frankreich, das chevalereske, galante, witzige — iſt nicht mehr! Sein Esprit wie ſeine Irrthümer ſind mit ihm untergegangen in der wilden Lohe des Bürgerkriegs, der über ganz Europa ſeine ſprühenden Funken wirft und die alte Zeit unter Blut und Aſche begräbt. Die Prophezeiung der bourboniſchen Kaſſandra iſt erfüllt!

An dem Tage, wo die Baſtille unter dem Sturme des Pöbels fiel, welchen Santerre, den die Freiheit — wie er einſt ſelbſt befürchtet — zur tollen Beſtie gemacht, mit dem Säbel in der Fauſt anführte, und das erſte Blut floß, da eilte Louiſe de Lamballe nach Verſailles. Das Unglück war gekommen, nun kam, treu ihrem Schwur, auch ſie zurück. Während Orleans-Egalité als Chef der Revolution im Palais royal thronte, Artois, Provence, die Polignacs, Noailles und Guemènes ihren Monarchen feige verließen, um am Rhein unter dem Schutze deutſcher Bajonnette — Joujoux zu ſpielen, ging Louiſe mit dem königlichen Martyrpaare die lange Bahn der Leidensſtationen, welche bei des Königs Entführung nach Paris begann und im Temple endete. Hier riß man ſie auseinander und warf Lamballe in die Abtei. Ihr ſchönes Haupt fiel in den

Septembertagen, ihr Heldenblut färbte das Pflaſter, weil ſie ihrem König, ihrer Königin nicht als „gute Bürgerin“ fluchen wollte! Die Lilien wurden ihr zur Dornenkrone! Naſſau, ihr Retter, kam zu ſpät!! —

Aus derſelben Abtei zu St. Germain ward Beaumarchais durch Santerre's Veranſtaltung befreit, um nach England zu flüchten. Er entging Orleans' Mördern, denen Morelly, welche Ironie, die — Baſiliade in ſtarrer Hand, zum Opfer fiel, weil ſie den „Vater der Revolution“ nicht kannten! Wer hätte retten können in dieſer Zeit, welche die Opfer nach Hekatomben zählte? —

Lamballe hatte den blutigen Reigen nur eröffnet, welchem der König, die Königin, Prinzeß Eliſabeth folgten und den — Philipp Egalité beſchloß. Er hatte, wie er meinte, für die Revolution Alles eingeſetzt, aber ein Zeugniß vernichtete ihn, das Zeugniß Beaumarchais', daß: Mirabeau durch Chartres' Gift geſtorben, weil er, „dieſe Seele von Schlamm“ nicht auf den Thron ſetzen wollte! — Dieſes Zeugniß, in der Nacht vor ſeinem Ende von Mirabeau an Beaumarchais ſchriftlich gegeben, durch dieſen in entſcheidender Stunde an Anacharſis Cloots überliefert, koſtete dem Elenden das Leben! —

Caron's Miſſion war erfüllt. Treu bis zum letzten Hauche, bewahrte er als Greis noch die alte Kraft, mit der er ſtets gegen die Extreme gekämpft. Als in jenen Schreckenstagen ſeine Oper „Tarare“, welche er für Gluck's Schüler, Salieri, einſt geſchrieben, wiederholt wurde, ſchob er den gefährlichen Vers ein:

„Meine Freunde, laßt uns ihren Irrthum beklagen,*)
Sie ſind das Opfer einiger Barbaren,
Die mit der Leidenſchaft der Menge ſpielen!
Dies Volk, ſo treu ſonſt — wenn es ſich empört,
Wird ſtets geführt von bübiſchen Gewalten,
Die Herz und Hirn ihm in den Händen halten!“

---

*) Der Vers des Originals beginnt:

„Mes amis, plairons leur erreur!
Victime de quelques barbares“ etc.

Still lebte er in dem kleinen Häuschen, das er im Temple unweit der alten Stadtmauer und der St. Claude im Garten erbaut, und deſſen Dach eine We kugel ſchmückte, die eine Literatenfeder als — Windfa bewegte. Hier träumte er von Suſannen und der Mo ſcheinnacht zu Marly, von Louiſen de Lamballe und d Dauphin, von der Grotte zu Trianon und der Baſilia hier endete er ſtill am 19. Mai 1799.

Wenn Ihr den Boulevard Beaumarchais durchſchrei lüftet den Hut! Hier iſt der Witz, die Grazie und die Treue des alten Frankreich geſtorben. Mit dem Jahrhund ſtieg er in die Gruft, deſſen räthſelhafte Geheimniſſe ſich hinunternehmend. Sein letztes Gedicht iſt ein Spie ſeines Lebens, ſprühend begonnen — einſam beſchloſſen. Es heißt:

„Im Lenz voll Muth,
Da ging mir's gut;
Der Sommer ſchwer,
Warf mich hin und her;
Des Herbſtes Raſt
Eintönig faſt.
O, möcht' ein Geiſt noch friſch und grün
Dem trüben Winter mich entziehn!" —

Und der ewig lächelnde, jugendliche Geiſt der Muſe ſchl in Mozart's Zauberweiſen einen unverwelklich dufti Blumenſegen um ſein Grab! Denkt an ihn, wenn Fig lächelnd vor Euch hintritt und ſingt: „Ich bin d Factotum der Welt!" —

❧

G. Pätz'ſche Buchdruckerei (Otto Hanthal) in Naumburg a/S.

Benoni.

Geſammelte

Romane, Novellen und Dramen

von

A. E. Brachvogel.

Volks- und Familien-Ausgabe.

Mit Einleitung und Biographie

von

Max Ring.

Dritter Band.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Jena,
Hermann Coſtenoble.
Verlagsbuchhandlung.

Benoni.

Roman

von

A. E. Brachvogel.

1900 · 17025

Dritte Auflage.

Erſter Band.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Jena,
Hermann Coſtenoble.
Verlagsbuchhandlung.

Benoni.

Roman

von

A. E. Brachvogel.

Dritte Auflage.

Wohlfeile Volksausgabe.

Zwei Theile in einem Bande.

Erſter Theil.

Jena
Hermann Coſtenoble.
Verlagsbuchhandlung.

Erſtes Capitel.

Kein Gebirgsland der Welt entfaltet, bei aller Erhabenheit und Majeſtät, einen größeren Naturreiz und glänzendere Mannigfaltigkeit der Vegetation, der Gebirgsformen und Landſchaftsbilder, wie das geſegnete Schleſien mit ſeiner faſt ſiebenhundertjährigen Geſchichte, ſeinen Sagen und Legenden. Lachende Fluren und ſtille Wälder, ſchroffe, ſechstauſend Fuß ragende Berggipfel mit ewigem Schnee, finſtere Schlünde, rauſchende Waſſer ſind ſeine Habe und ein Völkchen, naiv und fröhlich, das Gott der Herr noch lange erhalten möge.

Aus den verfallenen Ruinen ringsum lugt die Romantik traumhaft melancholiſch, oft blutig, oft minnezart, und das Gnomengekicher aus Spalt und Riſſen tönt oft dem einſamen Wanderer in ſeltſamem Schrillen entgegen, als wenn es unſre moderne Zeit mit ihrer langweilig verſtändigen Kälte bekritteln wollte. Der Geiſt des boshaften Herrn der Berge, des alten Rübenzählers, umweht uns an allen Orten, ſcheint er doch noch immer durch ſein früher Revier zu trollen, in wilder, nordiſch-heidniſcher Gigantenkraft voll ſchreckhaften Scherzes über die Höhen, durch die Schlünde zu fahren, und webt den alten Zauber wie ſonſt ſo heute um dieſe Rieſenberge, deſſen kein Beſucher ſich ganz entſchlagen kann.

Schleſien ſcheint nur wegen ſeiner Berge da zu ſein, welche zahlloſe Waſſer und einen Reichthum an Erzen, eine Fruchtbarkeit ſpenden, wie, Thüringen etwa ausgenommen, kein Land von ähnlich kleinen Ausdehnungen ſich rühmen kann.

Von Nordweſten nach Südoſt ſich ſtreckend, kann man es mit einem Eichenblatte, den äußeren Formen nach, vergleichen, deſſen Mittelrippe die Oder, deſſen ſüdliche, vielfach gezackte Grenze die Sudeten bilden, von denen aus in ziemlich kurzem Abfall ſich das Land zum Fluſſe ſenkt, während ſeine kleinere, nördliche Seite, an die Provinz Poſen und Polen gelehnt, den flachen, unfruchtbaren Haidecharakter des ſlaviſchen Nordens zu zeigen beginnt. Welch' ungeheuren Werth Schleſien in Friedrich II. Augen hatte, beweiſt das ſiebenjährige blutige Ringen mit Habsburg um dieſen Erisapfel, der endlich Preußen zufiel.

Die Sudeten ſind das älteſte Gebirge des nördlichen Deutſchland und ſein vulkaniſcher Urſprung in den höchſten Theilen beſonders unverkennbar. Von Görlitz in leiſen Schwellungen beginnend, ſtrebt es ohnweit Böhmiſch-Friedland im Iſerkamme ſchon mächtig empor, thürmt ſich, wie eine Cyklopenwand, im Rieſengebirge bis zur Schneekoppe, nimmt als Seitenzweig den Hochwald auf, ſetzt ſich im Raben- und Eulengebirge zum Heuſcheuerkamm fort, bildet bei Glatz einen großen Keſſel, das Glatzer Schneegebirge, und verläuft im Altvater und in den vielzackigen Karpathen, die größtentheils noch wenig bekannt ſind.

Die ſelige Stille, der Friede, die Abgeſchloſſenheit, in welcher dieſes Netz verzweigter Kuppen, Kämme und Höhen ruht, ſpricht ſich aber nirgend mehr aus, als in der Grafſchaft Glatz, dem letzten ſüdöſtlichen, heute noch am wenigſten beſuchten Theile des ganzen Gebirges.

Hier iſt der erſte Schauplatz unſerer Geſchichte. —

Zwiſchen Glatz und Reinerz nämlich, anderthalb Stunden von der Straße, welche nach der Grenzſtadt Lewin führt, eine ſchwache halbe Meile vom weſt-ſüdlich liegenden Kamm des Schneegebirges, deſſen Zinne die hohe Menſe, die Seefelder und Grenzkoppe bilden, liegt, vom Neſſelsbach, theilweiſe von der großen und kleinen Glatzer Weiſtritz durchfloſſen, die Herrſchaft Alt- und Neu-Biebersdorf mitten in grünſchwellenden, ſaatenreichen, dicht umwaldeten Bergen und Hügeln, den Vorläufern des Hochgebirges.

Das Oertchen iſt evangeliſch, trotz der vielen Wallfahrtskapellen und katholiſchen Gemeinden ringsum. Daran iſt aber beſonders der Gutsherr die Veranlaſſung, welcher dort oben auf dem Bieberhofe ſitzt, einem alten, weitläufigen Gebäude, deſſen Grundmauern und theilweiſen Seitenwände die Rudera eines Raubneſts ſind, welches ſpäter zu edleren Zwecken moderner ausgebaut wurde.

Dettlef von Bebran, aus einem Seitenzweig jenes noch weit verbreiteten ſchleſiſchen Adelsgeſchlechtes der Hochberge und Reiſewitze, war, als letzter Sproſſe ſeiner verarmten Familie, früh genug in preußiſchen Kriegsdienſt getreten, hatte ſo mit die Schlachten des großen Friedrich geſchlagen, und kam in ſeinem Gefolge als Sieger in das Land ſeiner Kindheit zurück, das ihm nur noch matt in der Erinnerung lebte.

Das Kriegsglück hatte ihm einiges Vermögen in die Hände geſpielt, und Schleſien gefiel ihm ſo wohl, daß er beſchloß, ſich im Gebirge anzukaufen, ſeine Familie neu zu begründen und unter blühenden Kindern im Lande ſeiner Jugend zu ſterben.

Dettlef nahm Biebersdorf in Beſitz, nachdem er es mit klingendem preußiſchen Gelde bezahlt hatte. Der frühere Beſitzer, ein Edler von Senſtenau, fanatiſcher Habsburger und ehemaliger Jeſuitenſchüler zu Olmütz, ließ Alles ſtehen und liegen und retirirte vor den ſiegreichen preußiſchen Fahnen. Dies war der Grund, weshalb der Kaufſchilling für Dettlef ſehr niedrig ausfiel, beſonders da die Gutshörigen ihren früheren Herrn nicht leiden mochten. Einige von Bebran's alten Kameraden riethen ihm zwar, dem Oeſterreicher gar nichts zu zahlen, aber Dettlef war zu ſtolz, zu ehrenhaft und gab das Bedungene, „damit der Lump nicht denkt, wir Preußen leben vom Stehlen!" —

Bebran richtete ſich nun gemüthlich, wie ein alter Junggeſell, ein und hatte mit der Verbeſſerung ſeines neuen, in jeder Beziehung reizenden Beſitzthums die erſten Jahre vollauf zu thun. Was ihm den Ort lieb machte, war nicht allein ſeine herrliche Lage, ſein reicher Ertrag, ſondern auch, daß Biebersdorf mit ſeinem Familiennamen Aehnlichkeit hatte. Klang doch Bebran auf Biebersdorf gar nicht übel! — Die größte Freude machte ihm aber, daß ſeine Gutshörigen ſchon theilweiſe evangeliſch und glühende Anhänger Friedrich's waren. Sein erſtes Geſchäft beſtand darin, ihnen einen unbenutzten Seitenflügel des Schloſſes durch Umbau zur Kirche einzurichten und einen evangeliſchen Seelſorger zu beſtellen, für den er unten im Dorfe ein reizendes Pfarrhaus errichtet hatte, deſſen Gehöft und Garten an den Kirchhof ſtießen. So ſah er ſich denn, trotz ſeines etwas ernſten, ſoldatiſchen Weſens, von ſeinen ländlichen Unterthanen überaus geliebt.

Als ſeine reformatoriſchen Beſtrebungen erreicht waren und Alles einen ſtillen, einfacheren Gang nahm, ward endlich dem Herrn von Bebran das Leben doch gar zu einförmig, namentlich, wenn er ſo mutterſeelenallein in ſeiner weiten, öden Stube mit dem finſtern, gewaltigen Kamine ſaß. Weder die Geſellſchaft des Pfarrers und ſeiner Frau, noch die Jagd mochte ihm munden, zumal die anderen Zweige ſeiner Familie ſich nicht um ihn kümmerten und ſeine katholiſchen Nachbarn ringsum ihn keineswegs mit freundlichen Augen betrachteten. So oft er nun die Kinder ſeiner Bauern ſah, ward dem guten Dettlef das Auge feucht, und gar weh wurde ihm um's Herz bei dem Gedanken, daß er ſo ohne Nachkommen ſterben ſollte.

Eines Tages, als er's gar nicht mehr aushalten mochte, ließ er plötzlich ſeine Sachen packen, gab dem Pfarrer wie Verwalter Inſtructionen und fuhr in's Blaue. Er reiſte in einem Strich bis Berlin, beſuchte ſeine alten Kameraden, und bald wurde es bekannt, daß Dettlef von Bebran auf die Freie gehe. Zum Glück traf er auf die Wittwe eines ſeiner Waffengefährten, der bei Hochkirch gefallen war und ſein junges Weib allein und arm in der Welt zurückgelaſſen

Dorothea von Reeſow nahm Herrn Bebran's Antrag an. In acht Wochen kam er auf den Bieberhof zurück, ließ alle ſeine Leute zuſammenkommen, und ſtellte mit einem: „Da habt Ihr nun endlich eine Gnädige!" ſeine Gemahlin vor.

Von da ab ſchien ſich das Leben Bebran's nur roſig zu geſtalten.

Seine Gattin, ein liebenswürdiges, für damalige Zeit höchſt gebildetes, im franzöſiſchen Ton erzogenes Weibchen, beſchenkte ihn bald genug mit einer Tochter, deren einziger Fehler war, wie er ſagte, daß ſie „kein Junge" geworden. Indeß hatte er doch eine gar ſelige Freude an dem kleinen blonden, lachenden Kinde, das nach ſeiner Mutter Dorothea getauft wurde.

Leider mußte Bebran die beklagenswerthe Bemerkung machen, daß faſt von der Geburtsſtunde deſſelben an ſeine gute Frau kränkelte und eine chroniſche Krankheit langſam und unabweisbar zum Ausbruch bei ihr kam. Statt der Ausſicht, ſeine Familie um den ſehnlichſt gewünſchten Stammhalter vergrößert zu ſehen, mußte er nach einigen Jahren ſeine Gattin auf den ſtillen Friedhof betten, wo ſie noch heute mitten unter der hingegangenen Gemeinde ruht.

Sein tiefer Gram um dies kurze Liebesglück ward nur durch ſeine Tochter, die blonde zweijährige Dorothea, gemildert, deren Erziehung, Pflege und Geſellſchaft er der alten **Babette**, der Kinderfrau, und den Paſtorsleuten überlaſſen mußte, welche ſich keiner Nachkommen zu erfreuen hatten.

Außer ſeinem Töchterchen und vielfachen Gutsangelegenheiten hatte in letzteren Jahren der Herr von Bebran aber noch einen Zeitvertreib erhalten, welcher ihm leider viel ärgerliche Stunden bereitete. Das war der Stand der öffentlichen Angelegenheiten.

Friedrich der Einzige war längſt nicht mehr, ſeine Stelle hatte kurze Zeit Friedrich Wilhelm II. eingenommen, ein Fürſt, zu deſſen Herrſcheranlagen und Eigenſchaften Bebran von jeher wenig Zutrauen gefühlt. Die letzte Abendröthe des Jahrhunderts warf eine düſtere Lohe auf das Chaos einer zerbrechenden Weltordnung. Die Philoſophie der Encyklopädiſten hatte, wie ein anderer Prometheus die Pandora, jenes lockende Kunſtwerk voll Scheinlebens, die Revolution erſchaffen, welche aus ihrer unheilſchwangern Büchſe die Furien aller Leidenſchaften, alles Irrthums, aller Schmerzen und alles grenzenloſen Elends auf das ſtagnirende Frankreich losließ.

Toga und phrygiſche Mütze wurden zu einer Zeit in Scene geſetzt, die kaum aus der Aſche feudaler Romantik erſtanden war, und in dem Wahlſpruche: „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“ vermiſchten ſich heidniſche und chriſtliche Begriffe zu einem neuen, bunten Evangelium, das durch die tolle Welt zog, um die alten Formen zu zerbrechen, der Vernichtung anheim zu geben, was bisher den Völkern als heilig gegolten! Damals waren die Brutuſſe und Gracchen wohlfeil auf den Boulevards, und Mancher ſchritt trotzig mit eherner Römermiene einher, dem ſonſt jede Ahnung der antiken Weltordnung abging. Das Haupt des unglücklichen Königspaares, die Girondiſten, Marat, Danton waren gefallen, die Jacobiner kehrten mit furchtbarer Conſequenz den Scorpionenſtachel gegen ſich ſelber, und auch Orleans-Egalité, auch Robespierre fanden unter der Guillotine ihr Ziel, während die Heere der Deutſchen von den wilden Legionen der Sansculotten geſchlagen wurden. Es war eine wirre, raſende Hetzjagd der furchtbarſten Begebenheiten, welche je die Erde erlebt.

Bei den ernſt-religiöſen und in Soldatenweiſe höchſt ſtrengen Begriffen, die Bebran von der monarchiſchen Form, von Staat und Geſellſchaft hatte, kann man ſich leicht denken, welche Quelle des Aergers, der Wuth und ſittlichen Entrüſtung in ſeinem ſchlichten Herzen durch dieſen Weltbrand entſprang und ſich bei jeder neuen Zeitung, die von Glatz kam, in wilden Eruptionen Luft machte.

Daß die Vorgänge in Frankreich ihren nothwendigen Grund, ihre logiſche Veranlaſſung in der vorangegangenen Entartung des Königsthums, der Sittenloſigkeit wie Schwäche und dem Druck der drei letzten Ludwige hatte, fiel ihm nicht ein zu erwägen. Seiner Idee nach hatte ein Volk nichts zu thun, als zu arbeiten, zu ſchweigen und zu gehorchen. Es gab für ihn gar keinen denkbaren Beweggrund, ſich gegen ſeinen legitimen Herrſcher aufzulehnen. Er hatte davon am wenigſten eine Vorſtellung, daß dieſelben Ideen, welche ſeinen Heldenkönig vormals entflammten, auch der alten Zeit die Axt an die Wurzel legten.

Bei der Enthauptung Ludwig's und Antoinettens, bei den Unfällen der deutſchen Hülfsvölker war's nahe daran, daß Bebran vor Grimm ſelbſt wieder in den Krieg gegen Frankreich gezogen wäre, hätten ihn nur nicht ſein Alter, ſeine Wunden, beſonders aber die heiligen Pflichten gegen ſein Kind und ländlichen Unterthanen abgehalten.

Von dieſen moraliſchen Schmerzen ihres Herrn hatten Letztere keinen Begriff. Die Sorge der guten Biebersdorfer war ſo individueller Natur, ihr Geſichtskreis ſo auf die heimiſchen Berge beſchränkt, daß ſie, ſelbſt wenn ihnen etwas von den fremden Welthändeln bekannt geworden wäre, für ſelbige wahrſcheinlich eben ſo wenig Verſtändniß wie Geſchmack gezeigt hätten.

Eine große, hämiſche Freude empfand Bebran daher, als der Moderantismus endlich den Egalitairs den Genickfang gab, und ſich Frankreich unter dem Reiterſtiefel des kleinen Corſen beugte. Wenig fehlte in der erſten Zeit, daß Bebran dieſen Weltbezwinger nicht angebetet hätte.

Seine Hoffnungen auf Napoleon waren aber jenen Träumereien ſehr entgegengeſetzt, welchen das bereits ſchon demagogiſirte Deutſchland über den Conſul nachhing. Während Letzteres in ihm den Weltbefreier erblickte, ſeine Siege jubelnd begrüßte, ſah Bebran in Napoleon nur den kühnen Feldherrn, der ſeine Hand voll Selbſtſucht nach dem herrenloſen Ruder eines halbgeſcheiterten Staatsſchiffs ſtreckte. Bonaparte war unfehlbar ein großer General, ein koloſſales Genie, aber ein noch größerer Schauſpieler. Er verſtand Alexanderſchlachten zu ſchlagen, aber zugleich auch den Beſiegten glauben zu machen, er ſei ihr Befreier, er überwinde ſie zu ihrem eigenen Beſten. Um die gefährliche Jugend, die letzte demokratiſche Volkswallung Frankreichs zu zügeln, beſchäftigte er die Nation mit ehrgeizigen Kriegszügen, ſchmeichelte ihr mit dem hohlen Phantom der Gloire, damit ſie den eiſernen Druck ſeiner Säbelherrſchaft weniger empfinden ſollte.

Freunde und Feinde ſchwärmten damals für den erſten Conſul, jauchzten ihm Hoſianna, und die Exaltirten bereiteten ſogar in heimlichen Koterien ſeinen Empfang vor und das Programm des Univerſalreiches.

Bebran's anfängliche Bewunderung für Napoleon, ohnedies ſchon ſehr entgegengeſetzter Art, verwandelte ſich bald genug in bitterſten Haß, als die franzöſiſchen Legionen ſiegreich über Deutſchland hereinbrachen, die unglückliche Schlacht bei Auſterlitz 1805 und der Friede von Preßburg die Auflöſung Deutſchlands und den Rheinbund endlich zur Folge hatten.

Preußen, ſeit 1797 von dem ehrenſtrengen Friedrich Wilhelm III. regiert, ſtand nun ganz allein, dem Grimme des neuen Imperators anheim gegeben, der in ihm mit Recht ſeinen gefährlichſten Feind ſah. Die Schmach des deutſchen Vaterlandes, das unaufhaltſam immer näher rückende Unglück des Kriegs zerriß Bebran's altpreußiſches Herz, machte ihn immer mürriſcher, abgeſchloſſener und finſterer. Kaum daß der Anblick ſeiner Tochter auf Augenblicke die Wolken ſeiner Stirn zerſtreuen konnte. Tage lang ſtreifte er nun durch Felder und Holzungen umher, Ruhe zu finden vorm Gram und dem Gefühl der eigenen Ohnmacht, während der übermüthige Appollion, wie man den Corſen nannte, Könige ein- und abſetzte, Republiken ſchuf und zertrümmerte und die gefeſſelten Völker bis auf's Blut ausſog. — —

Eines Nachmittags im Herbſt 1806 trat Herr Bebran wiederum ſeinen gewohnten, melancholiſchen Spaziergang an. Eh' er ſeinen dreiſtützigen, betreßten Hut, den er nach alter Sitte beibehalten, und den Krückſtock nahm, entließ er die neunjährige Dorothea mit einem Kuß, ermahnte ſie in der Unterrichtsſtunde bei der Paſtorin fleißig zu ſein und ſchritt über den Hof nach der Scheune, wo der Verwalter mit den Leuten beſchäftigt war. Nach einigen kurzen Anweiſungen und Fragen, eben ſo mechaniſch gethan, als beantwortet, eilte er durch den Garten weiter, erſtieg die nächſte Höhe, den Biebersberg, von welchem er auf ſein herrlich Beſitzthum und weit hinein in's weſtlich liegende Gebirge, nördlich nach Reinerz und Lewin, öſtlich nach Alt-Haide ſchauen konnte, während rechts die Feſtung Glatz und ſüdlich Habelſchwert den Horizont begrenzten.

Ohne das prächtige Panorama eines Blicks zu würdigen, trat er in die nahe Waldung, die, ebenfalls ſein eigen, ſich weit hin nach dem Hochgebirge ſtreckte und hin und wieder von grasreichen Triſten mit rieſelnden Quellen durchſchnitten ward. Seinen kummervollen Gedanken überlaſſen, irrte er planlos durch's Gehölz, hörte nicht das Zwitſchern der Vögel, ward kaum geſtört durch ein fliehendes Eichhörnchen, das hin und wieder durch die Sträucher huſchte, oder die Tannen empor mit Blitzesſchnelle klomm, ſich in den dunklen Wipfeln zu verſtecken. Wohl hatte Bebran mehr Grund als je, am Geſchick des Vaterlandes zu verzweifeln, ſeiner Phantaſie die grauenvollſten Bilder heraufzubeſchwören, denn Frankreich hatte den Krieg gegen das vereinzelte Preußen begonnen, die ruhmreichen Adler des einzigen Friedrich waren bei Jena und Auerſtädt in den Staub geſunken, und die heutige Zeitung hatte die Nachricht gebracht, daß die mächtigſten Feſtungen des Landes übergeben worden und Napoleon allem Vermuthen nach im Anmarſch gegen Berlin begriffen ſei. Dieſe Hiobspoſt hatte das Land ſelbſt bis in dieſen entlegenſten Winkel erſchreckt, und neben der gegenwärtigen Angſt ſenkten ſich auf alle Gemüther die größten Befürchtungen für die Zukunft. Prophezeiungen, eine gräulicher als die andere, gingen von Mund zu Mund, und ſcheu blickten die Biebersdorfer auf ihren Herrn, deſſen nächtig Antlitz ſie ſich nun wohl enträthſeln konnten.

Hier im tiefen, einſamen Wald mit ſeinem Gott und ſich allein, ſtand der alte Herr von Bebran ſtill, zog ſeinen Dreiſtuß vom Haupt, hob den Blick empor in's wolkenloſe Blau, und, ungeſehen von den Menſchen, rollten ſeine Thränen, ergoſſen ſich ſeine endloſen Klagen gegen die Zeit, das Geſchick und ſeine eigene Ohnmacht. —

„Was ſoll aus uns werden, mein Gott, mein Gott! — Iſt das die Frucht von ſiebenjährigem Ringen, daß wir fränkiſch werden? Soll Friedrich's Reich, erbaut mit unſerm Schwert, erkauft mit dem Blute unſrer edelſten Männer, unter den Klauen des Erzfeindes der geſammten Welt zerſplittern, unſer Habe ſeinen raubgierigen Horden, unſre Weiber und Töchter den Lüſten ſeines frivolen Geſindels zum Opfer werden? Hat der Himmel denn die arme Welt wirklich ganz verlaſſen?! — Unſer guter König iſt machtlos, alle Quellen ſind erſchöpft, ſeine Alliirten wurden ihm treulos, um dem neuen Moloch anzuhängen; ich ſehe keine Rettung, keine für uns! O, wenn ich jung wäre und allein ſtände, ich nähme den Pallaſch wieder, ſtieg auf den Gaul und ſchlüg' ſo lange drauflos, als ich noch ein Glied rühren könnte. Das wäre ein beſſerer Tod, als hier zu ſitzen im Gram! — Wenn ich ſterbe, und lange dauert's nicht mehr, wenn's ſo fortgeht, dann ſteht mein armes Kind allein, unbeſchirmt, unbeſchützt, dem Zufall anheim gegeben, das Opfer irgend eines ſchäbigen Patrons, der ihr Erbe durchbringt, oder ſie wird von der Kriegsfurie aus dem Ihren vertrieben, eine irrende Bettlerin! Hätt' ich wenigſtens einen Sohn noch, der die Schweſter ſchützte, den ich dem Vaterlande bieten könnte zum Kampf gegen den Vernichter! — Eh, ich werde noch raſend, noch toll werde ich!!“ —

Die Einſamkeit ſchien ſeine wilden Gedanken, ſein Weh noch zu vermehren, er bekam faſt Angſt vor ſich ſelber und ſeinen wüſten Gedanken. Eine unendliche Sehnſucht nach ſeiner Tochter erfaßte ihn. Fühlte er doch, daß ſie ſeine einzige Beruhigung und Lebensfreude war. Er wendete ſich raſch und eilte zurück. — Da er aber vorher ziemlich planlos und unachtſam ſeinen Weg gewählt, hatte er im dichten Holze die Richtung verloren, überdies ſah er die Sonne ſchon ſinken. So lief er faſt eine Stunde die Kreuz und Quer, ſeine Unruhe wuchs mit jedem Schritte und ließ ihn die ſonſt wohlbekannten Zeichen des Pfades überſehen, ſo daß er kaum noch wußte, ob er auf fremdem oder eigenem Gebiete ſei. Es begann Abend zu werden, lange, bläulich düſtre Schatten ſenkten ſich in's Laub und durchwoben es mit geſpenſtiſchem Zwielicht, als er, haſtig und ſchweißbedeckt, endlich eine Stelle fand, wo der Wald eine Lichtung hatte.

Als er näher kam, hörte er durch den ſtillen Wald eine Stimme ſchallen, hell, laut, mit einem rührenden Kinderton, der ihn unwillkürlich ſtutzen machte.

Er hielt an und kam vorſichtig näher.

Eine Waldwieſe, vom Abendroth durchglüht, bot ſich ſeinen Blicken. Er kannte ſie wohl, ſie gehörte ihm. Auf ihr, rings zerſtreut, weideten ſeine Schafe, deren Glocken leiſe, zauberhaft faſt, durch die Abendlüfte tönten, und auf einem Stein, nicht allzu weit von ſeinem Standort, ſaß der Schäferjunge und hielt ſeine Hände ausgeſtreckt empor, als wenn er predige.

Auf dem klugen Antlitz des Burſchen leuchtete eine helle Entzückung und Begeiſterung, indeß ſeine Rede wie eine Rhapſodie ihm von den Lippen floß. —

Seltſam erſtaunt und zugleich ergriffen trat Bebran in's Holz zurück und ſchlich ſich näher an den Sprecher, um ihn zu belauſchen. —

„Und wenn ihr auch arm ſeid und zaghaft und euch nicht vertheidigen könnt vor dem Wolfe, will ich euch leiten und führen und beſchützen vor ihm, ſo lange ich lebe. Und bin ich auch ſelbſt jung und ſchwach, arm und verlaſſen, wie ihr, ſo ſind wir doch Geſchöpfe eines Vaters im Himmel, der uns nicht verlaſſen wird und anheim geben dem Dränger, denn wer ihn anruft in der Noth, den wird er erretten! — Amen!“ —

„Amen!“ ſcholl es hinter ihm.

Der Bube wandte ſich entſetzt um und ſprang vom Sitze.

Der alte Herr von Bebran ſtand aber da, ſprachlos, gerührt und mit feuchtem Auge.

„Sag' mir um Gottes willen, Junge, wo haſt Du das her?“ —

„Ach, gnädiger Herr, nehmen Sie es nur nicht ungütig! Ich habe unſern Herrn Pfarrer ſo vielmal predigen gehört, und da hab' ich es mir angenommen. Wenn ich ſo allein bin mit den Schafen und Alles iſt ſtill, wird mir zu Muth' wie in der Kirche, und ich fang' an zu reden und komm' ſo hinein, ich weiß nicht wie. Ich habe nicht gedacht, daß es der liebe Gott übel nehmen kann.“ —

„Nein, mein Sohn, das ſieht er gern und ich auch, Du brauchſt Dich nicht deswegen zu fürchten. — Seit wann hüteſt Du meine Schafe?“ —

„Seitdem mein Vater todt iſt, gnädiger Herr. Der alte Trautmann war's, Ew. Gnaden kennen ihn wohl. — Weil ich nun eine Waiſe bin und noch weiter nichts kann, hat mich der Herr Verwalter angenommen.“ —

„Ja, ja, den alten Trautmann kenn' ich. 's war eine brave Seele. Freut mich, daß er einen ſo frommen Sohn hat. — Sag' 'mal, Du möchteſt wohl ordentlich auch ein Pfarrer werden, da Du ſo gerne predigſt?“ —

Der Knabe ſchwieg ſtill, wurde blutroth und ſah auf die Erde. —

„Willſt Du denn 'was Rechtes lernen?“

„Wenn ich nur könnte, gnädiger Herr, ich möchte ſchon!“ —

„Aber ein Pfarrer zu werden, Junge, iſt nicht ſo leicht, da muß man verdammt viel lernen!“ —

„Ach, ich würde mir rechte Mühe geben!“ —

„Kannſt Du denn ſchreiben und leſen?“

„Etwas Weniges wohl, — aber —“

„So? Sieh 'mal an! — Ah ja, der alte Schäfer, Dein Vater, war ein geſchickter Mann und wußte mehr als ſonſt ein Bauer. Komm Sonntag nach der Kirche zu mir, hörſt Du? Ich will ſehen, was mit Dir zu machen iſt.“ —

Der Bube ergriff mit ſonderbarer Bewegung die Hand ſeines Herrn und küßte ſie. Bebran faßte ihm an's Kinn und ſah ihm feſt in's Geſicht, indeß der Junge verſchämt die Blicke ſenkte. —

„Predige Deinen Schafen nur weiter!“

Damit nickte der Gnädige und verfolgte ſeinen Weg, der ihm nun nicht mehr unbekannt war.

Gottlieb, des Schäfers Trautmann Sohn, ſtarrte indeß noch eine ganze Weile ſeinem Gebieter nach und überlegte, was eigentlich geſchehen war.

„Nein, böſe war er nicht, er hat mich ja drum gelobt, alſo muß es nichts Unrechtes ſein. — Ja, ja, Paſtor werden, iſt gewiß recht ſchwer, das glaub' ich ſchon! — Was der Herr nur mit mir vorhat, daß ich hinkommen ſoll auf's Schloß? So eine Ehre iſt ja meinem Vater nicht einmal begegnet! Vielleicht hat er ein Erbarmen, daß ich eine Waiſe bin, und will mich zu ſeinem ordentlichen Schäfer machen. Ach, ich wünſchte, es wäre erſt Sonntag geweſen!“ —

Er rüttelte ſich endlich aus den Gedanken empor, kehrte raſch zu ſeiner nächſten Pflicht zurück, die Schafe zu ſammeln und heimzutreiben, denn die Sonne begann hinter den Gipfeln der hohen Menſe zu verſinken und die Nebel hoben ſich ſchneeweiß aus den Gründen. —

Während Herr von Bebran indeß heimwärts ſchritt, wälzten ſich gar eigene, wunderbare Gedanken in ſeinem Kopfe. Des Knaben Sermon hatte auf ſein krankes Herz eine ungeheure Gewalt ausgeübt, und wie ein Gottesſpruch, wie ein wunderbarer Engelstroſt klang es in ihm wieder: daß das gütige Geſchick die Heerde, das Land, von dem reißenden Wolfe erlöſen werde, der unerſättlich die deutſche Erde verwüſtete. —

„O, das iſt ein capitaler Junge! — Mit welcher Begeiſterung er ſprach, und die Worte rannen ihm nur ſo vom Munde. Das könnte wahrhaftig ein rechter Pfarrer werden! — Ich will verſuchen, wie er ſich anſtellt. — Hab' ihn oft genug geſehen, wenn er die Heerde austrieb, und ihn nie für etwas Beſſeres gehalten, als die Anderen.

Was doch in der Armuth manchmal ſteckt! — Und wie mich der Burſche getröſtet hat! — Sollte unſer Herrgott mir durch den Mund dieſes armen Jungen anzeigen, daß er unſer Land und Volk nicht will im Elend ſitzen laſſen? — Ich glaub's ſchon! Ich glaub's gewiß, es wäre auch ſonſt zu ſchrecklich! — Habe mir immer einen Sohn gewünſcht, dem ich meinen Namen vererben könnte, und ihn in den Kampf ſchicken, wenn's Noth thät', der Himmel hat's aber nicht fügen wollen! — Der Derfflinger iſt auch nur 'n armer Kerl geweſen und hat's zum Generaliſſimus gebracht, es kommt auf den inwendigen Menſchen, nicht auf den Namen an! — Ha, wenn der Junge ſo recht einſchlüge! — Es iſt wirklich ein ganz ſtattlicher Burſche, kann ein wackrer Mann werden, und unſere Zeit, weiß Gott, braucht Männer!" —

Alſo, freundlich lächelnd, vor ſich hinbrummend und geſticulirend, gelangte der Herr von Bebran bald zum Bieberhofe zurück, wo das Abendeſſen ſchon ſeiner harrte.

Seine vorher ſo ſchwarzen Gedanken hatten ſolch' erfreuliche Wendung genommen, ihm eine ſo ruhige Zuverſicht gegeben, daß der Verwalter wie das Geſinde höchlich erſtaunt waren. Er ſcherzte und lachte mit den Leuten, tröſtete ſie über das Mißgeſchick des Landes und meinte, es könne doch einmal noch beſſer werden. Statt zu weinen und zu ſchreien, ſolle man lieber ſeine Kinder in der Liebe zum Fürſten und der Verachtung des Feindes großziehen, damit ſie künftig dem Lande nutzen könnten. — Auf der Flur empfing ihn ſein blondes Mädchen, das er brünſtiger als je umarmte und mit ihm ſo ſchäkerte, daß die Kleine ganz außer ſich vor ſeligem Vergnügen war, hatte er doch in der letzten Zeit ſich wenig genug mit dem Kinde beſchäftigt. Ungern nur riß ſie ſich von ihm los, um von der alten Babette zur Ruhe gebracht zu werden, was endlich durch des Vaters Verſprechen, morgen wieder mit ihr zu tändeln, ermöglicht wurde. —

Nun hüllte ſich Herr von Bebran in den alten Schlafrock, ſetzte ſich zu Tiſch und aß mit beſſerem Appetit als ſonſt. Nach beendigter Mahlzeit ließ er den Pfarrer zu ſich bitten, beſtellte Wein und ſtopfte ſeine Pfeife.

Der Pfarrer erſchien pflichtmäßigſt und folgte erſtaunt der Einladung zu einem Glaſe Wein, denn Herr von Bebran war gewöhnlich karg mit ſeinen Gunſtbezeigungen.

Nach einigen einleitenden Dampfſalven und einem herzhaften Schluck lehnte ſich Bebran in den Lehnſtuhl zurück und warf auf den erwartungsvollen Zuhörer lächelnd einen Blick, als ob er das Feld vor der Attaque recognosciren wolle. —

„Lieber Paſtor, kennen Sie Trautmann's Gottlieb, den Schäferjungen?“ —

„Ja, gnädiger Herr,“ antwortete der Pfarrer verwundert, „der Alte war ein ehrenwerther Mann, fromm und rechtſchaffen, und ich glaube, der Sohn iſt es auch!“ —

„Ganz recht, den Jungen eben mein' ich! Ich finde Gefallen an ihm und denke, es wäre wohl etwas mit ihm anzufangen. Da nun der Himmel Ihnen, Paſtor, keine Kinder gegeben, möcht' ich, Sie thäten da 'was Uebriges und probirten, ob aus dem Gottlieb vielleicht 'was Beſſeres als ein Bauer zu machen iſt. Sonntag nach der Kirche hab' ich ihn herbeſtellt, damit wir ſehen, wo ihm zuerſt nachzuhelfen iſt. Ich will nämlich, daß Sie ihn in Koſt nehmen und ihm Unterricht in allen nützlichen Wiſſenſchaften geben. Wenn er Fortſchritte macht und ſich gut hält, könnte ich ihn ſpäter einmal wohl auf die Hochſchule in Breslau thun.“ —

„Wenn Ew. Gnaden den Trautmann ſo in Affection genommen haben, bedarf es kaum, daß ich meine Bereitwilligkeit verſichere, dem jungen Menſchen in Allem zu dienen, was zu einer gelehrten Bildung taugt. — Ich bitte Ew. Gnaden aber nur zu bedenken, daß es ſehr fraglich iſt, ob dem Burſchen, falls er auch dazu Anlagen hat, mit dergleichen Kenntniſſen gedient iſt, die ihm zwar wohl zu einer höheren Stellung in der Welt verhelfen können, indeß auch einen Nagel in den Kopf ſetzen werden und ihn doch am Ende nicht glücklicher machen, wie er als Schäfer iſt. Auch können Ew. Gnaden den Jungen ganz unmöglich neben dem gnädigen Fräulein zu mir in den Unterricht geben, das wäre außer allem Decorum und —“

„Was das Decorum anbetrifft, ſo laß Er das meine Sache ſein. Wir haben auch ein Weniges in der Welt gelebt. Der Junge kann allein bei dem Pfarrer Unterricht nehmen, denn das Latein und Griechiſch iſt ohnedies keine Lection für meine Tochter. Auch kann Er und Seine Frau von morgen an Dorotheen hier, ſtatt bei ſich, Stunde ertheilen, ich werde die Mühe, die Er hat, extra honoriren. Was aber das Andere anlangt, Paſtor, laß Er ſich ſagen, daß, wenn nur Einer den guten Willen hat zum Lernen, er immerhin ſeinen Platz findet in der Welt. Ich hatte in meiner Jugend auch nichts als einen vornehmen Namen, und doch bin ich der Herr von Bebran geworden, der euch Alle ernähren kann! Wenn ich den Jungen 'was Anderes werden laſſe, als einen Schäfer, ſo ſorge ich auch, daß er künftig weiß, wo er bleibt!“ —

Der letzte Theil der Rede des Gutsherrn hatte keinen ſehr freundlichen Klang mehr. Bebran pflegte das Er allemal anzuwenden, ſobald er ſehr gereizt war, und es bewies jetzt dem erſchreckten Pfarrer zur Genüge, daß der Gutsherr ſeine Beſchlüſſe wegen Trautmann bereits gefaßt habe und weder Einreden noch Rathſchläge dulden werde.

„Da Ew. Gnaden ſo große Dinge mit dem Knaben vorhaben, werde ich gewiß Alles thun, Dero Wünſchen nachzukommen.“

„Das iſt mir lieb. Sonntag mehr davon!“ —

Bebran machte eine Handbewegung, und der Pfarrer verließ unter devoten Verbeugungen den Patron, um in einem tête à tête mit ſeiner Frau über dies unerhörte Ereigniß ſeine eigenen Betrachtungen anzuſtellen.

Der Gutsherr ſchaute ihm lange nach, ſtieß ein paar heftige Dampfwolken aus der Pfeife, und ging haſtig auf und nieder.

„Oho! Wie genügt doch oft ein Augenblick, um den Leuten in's Herz zu ſehn!“

Er trank ſein Glas aus und ſchellte dem Reitknecht.

„Nimm die Pfeife, Rösler, und zieh' mir die Stiefel aus." —

„Zu befehlen, Ew. Gnaden." —

„Rösler, Du biſt an die vierzig Jahre um mich, wir haben zuſammen im Felde geſtanden und wiſſen ein Lied von Mangel und Sorge zu ſingen!" —

„Das will ich meinen, Ew. Gnaden." —

„Mein erſter Wahlſpruch war: ſtets Ordre pariren, meine Leute ſind dabei immer gut gefahren!" —

„O gewiß, Ew. Gnaden."

„Trautmann's Gottlieb, der Schäferjunge, gefällt mir. Der Pfarrer ſoll ihn in Unterricht und Koſt nehmen, ich will, er ſoll 'was lernen. Du magſt zuſehen, was er und die Leute dazu für Geſichter machen. Du verſtehſt mich, Rösler!"

„Na wohl, gnädiger Herr. Werde Alles ad notam nehmen! — Geruhſame Nacht, Ew. Gnaden!" —

Damit zog Rösler die Bettgardine zu und ließ den Herrn von Bebran mit ſeinen Träumen allein.

Im Paſtorhauſe war der nächtliche Friede noch keineswegs eingetreten, da machte das Pfarrerpaar ſeinem gepreßten Herzen nach Kräften Luft, und beſonders die Frau des Gottesgelahrten lieferte eine überſchwängliche Probe von Rhetorik, die mit der Nächſtenliebe nichts gemein hatte und dem ahnungsloſen Haupte des armen Schäferjungen galt, der ſich nicht träumen ließ, welche Revolution er im gutsherrlichen Hofſtaat anzurichten im Begriff ſtand.

„Unſer Nachfolger ſoll wohl gar der Schlingel werden?" eiferte die Paſtorin. „Das iſt gewiß der Dank für die jahrelange Mühe, des Gnädigen Kind ſtandesgemäß zu erziehen. Ich glaube immer, er iſt toll genug, den Jungen wirklich ſtudiren zu laſſen!"

„Wohl möglich!"

„Ja, ja! Wohl möglich! Es iſt unmöglich, wenn Du nicht Deine Hände dazu bieteſt. O, es iſt himmliſch, ſeinen Amtsnachfolger erziehen zu müſſen, damit man uns bald auf halbe Koſt ſetzt, wenn wir der Herrſchaft nicht mehr jung genug ſind!“

„Aber was will ich machen, Frau? Der Herr befiehlt, daß ich ihn unterrichten und in Penſion nehmen ſoll, alſo muß ich's, und wenn der Junge eben gut lernt, dann lernt er einmal etwas, dagegen kann ich doch auch nichts thun!“ —

„So, und Du willſt ihn alles das lehren, was Du weißt? Haſt Du nicht Kopf genug, es ſo zu machen, daß er die Geſchichte bald überdrüſſig kriegt und lieber gar wegläuft?“ —

„Das iſt gegen mein Gewiſſen, das kann ich nicht! Mich ärgert's gewiß, daß ich den Hofmeiſter eines Schäferjungen ſpielen muß, als wär' er ein Prinz, aber was Du vorhaſt, iſt eine Niederträchtigkeit! Das geht nimmermehr!“ —

„Ich ſage Dir aber, ich —“

„Aber ich ſage Dir, ich thu' das nicht! Damit iſt's gut! Ueberdies weißt Du gar nicht 'mal, ob der Junge ſo viel Ingenium hat. Dann lernt er ja ohnedies nichts! Daß ich ihn ordentlich coram nehmen werde, darauf kannſt Du Dich verlaſſen!“

„Nu, nu, wenn Du willſt, mir kann's ja recht ſein! Wirſt ſehn, was wir davon haben!“ —

„Was ich thue, weiß ich! Mit meinem Willen wird er in Biebersdorf nicht Pfarrer. Uebrigens iſt das unnützes Gerede, und bare Narrheit iſt's gar, in Zeiten, wie die unſren, ſo weit vorauszudenken. Das Unbegreifliche bei der ganzen Geſchichte iſt nur, wie der Alte auf einmal ſo verſchoſſen in dieſen Jungen wurde. All' ſeine Sorge, der Aerger, den er die ganze Zeit über hatte, und der ihn ganz wild machte, iſt wie weggeblaſen! Er hat ſich ja ordentlich verjüngt!“ —

„Eine Schrulle iſt's! — Der alte Haudegen ärgert ſich, daß er keinen Sohn hat. Weiß Gott, was ihm an dem Bengel ſo ſchön vorkommt, und da nimmt er ihn als Spielzeug für die Langeweile. — Wenn der Trautmann pfiffig iſt, kann er uns noch Späne machen, daß uns die Augen übergehen!“

Unter dergleichen menſchenfreundlichen Reflexionen und mit der gegenſeitigen Verſicherung, dem neuen Glückskinde nicht gar zu viel Roſen auf den Weg zu ſtreuen, kam das ehrwürdige Paar ziemlich ſpät zur Ruhe.

Auch der alte Reitknecht, reſpective Kutſcher und Kammerdiener des Herrn von Bebran, Rösler, ſaß noch ſpät auf und pflog mit ſeiner corpulenten Ehegattin und ſeinem fünfzehnjährigen Sohne Lorenz eifrige Berathung wegen des ungewöhnlichen Ereigniſſes dieſes Tages.

Seine natürliche Schlauheit ſagte ihm in demſelben Augenblicke, wo ihm der Herr mit ſoldatiſcher Kürze die Eröffnung über Gottlieb machte und in Betreff deſſen Befehle gab, daß der Schäferjunge ein ausgemachtes Glückskind, der Auserwählte ſeines Patrons ſei und nun und nimmermehr verderben könne, wenn er es halbwegs geſcheidt anſtelle. —

Rösler war ein Zögling des Kriegs, ein Kind des tollen Ungefährs, gerecht in allen Sätteln, mit allen Verhauen und Fallgruben des Schickſals bekannt. Er war tauſendfach im Leben in die Lage gekommen, zu ſehen, was das Glück einer günſtigen Minute, eines einzigen Schritts aus einem Menſchen machen könne und wie ſehr die Kinder dieſer Erde von den Verhältniſſen gehoben werden. Den Grund von ſeines Herrn Vorliebe für Trautmann zu unterſuchen, fiel ihm nicht ein. Er kannte Bebran's Weiſe, ſeine Denkungsart genau genug, um es für eine ausgemachte Sache zu halten, daß Gottlieb ſogar einſt ganz Biebersdorf in die Taſche ſtecken könne, wenn es nur einigermaßen gut gehe.

Hierzu ihm zu verhelfen, ward von Stunde an das gewichtigſte Geſchäft ſeines Lebens, wobei der ſelbſtiſche Trieb ſehr nahe lag, ſich zugleich in den Vordergrund zu bringen, beſonders aber ſeinem Sohne Lorenz eine Zukunft im Herrenhauſe zu ſichern.

Dies ſtellte er ſeiner Familie vor und machte es namentlich Lorenz zur Pflicht, danach ſein Benehmen gegen Gottlieb einzurichten.

Der Gegenſtand all' dieſer Conſtellationen am Horizont der Biebersdorfer hingegen hatte von ſeiner plötzlich erlangten Wichtigkeit keine Ahnung. Von ſeinem Gutsherrn, einer Perſon, die ihm nicht viel weniger als der König ſelber galt, bei einem Beginnen ertappt, das halb Spiel, meiſtens aber Ausfluß ſeiner religiöſen Gefühle, der Naturſtille und des ſchwermüthigen Bewußtſeins ſeiner Verlaſſenheit war, hatte ihn, nachdem er den erſten Schreck überwunden, die andächtige Stellung und Rührung ſeines Herrn, der warme, liebevolle Ton ſeiner Stimme, die ihm ſonſt immer rauh und mürriſch erſchien, ein mächtiges Zutrauen für denſelben eingeflößt, ihn unwillkürlich dahin gebracht, dem Geſtrengen kindlich offen zu antworten, wie es ihm um's Herz war. Ach, er wußte ſelbſt nicht mehr was.

Als Gottlieb, nachdem Herr von Bebran ſich entfernt, wie aus einem Traume erwachte, erinnerte er ſich nur noch des Befehls, Sonntag nach der Kirche auf's Schloß zu kommen, und daß er dort zeigen ſolle, ob er ſchreiben und leſen könne. Alle Hoffnungen nun, die er an dieſe außergewöhnliche Prüfung ſetzen mochte, waren unendlich viel beſcheidnerer Art, als ein Proletarierkind heutigen Schlages bei ähnlichen Veranlaſſungen hegen würde. Es konnten in ihm ehrgeizige Pläne um ſo weniger Raum gewinnen, als die Beängſtigung, ob er nicht mit dem Wenigen, was er könne, Schande einlegen würde, alle anderen Gefühle erſtickte, denn verlacht zu werden von ſeinem Herrn, von den Genoſſen ſeiner Heimath, war ihm, noch ehe es dazu kam, ſo peinlich, daß er jetzt recht von Herzen wünſchte, er hätte den Schafen nicht gepredigt, oder der Herr hätte es nicht gehört. Mit dieſem, für ihn recht nagenden Kummer trieb er ſeine Thiere nach Hauſe und warf ſich, da ihm ſeine innere Bewegung den Appetit zu ſeinem kärglichen Abendbrot benommen, auf's Stroh, ſeinen Beſorgniſſen nachhängend, bis die Wohlthat des Schlafes ihn endlich von ſich ſelbſt befreite.

Zweites Capitel.

Der nächſte Morgen befreite unſern Helden nicht von ſeinen Beklemmungen, verſtärkte ſie vielmehr noch anſehnlich durch das Bewußtſein, daß ihn nur noch der heutige Tag von dem verhängnißvollen Sonntage, ſeiner Prüfung trenne. Er ſteckte ſeine Zehrung zu ſich und eilte, auf die Weide zu kommen, umſomehr, als er ſich dort zwanglos und unbeobachtet ſeinen Gedanken überlaſſen konnte.

Wie er eben den Gutshof verlaſſen wollte, trat Rösler aus der Thür des Herrenhauſes und rief ihn an.

Des Reitknechts bärtiges, verwittertes Geſicht, mit ſeiner militäriſchen Strenge, hatte von jeher dem Knaben imponirt. Er wendete ſich ſomit um und zog achtungsvoll die Mütze, höchlich erſtaunt über das leutſelige Lächeln, mit welchem Rösler auf ihn zuſchritt.

„Gottlieb, mein Junge! wo wirſt Du heute weiden?“ —

„Ich will den Roggenſtoppel am neuen Weg mitnehmen, und gehe dann auf die Waldlehne vorm Neſſelsgrunde, bis an die Landſtraße beim Kehrwieder.“ —

„Schön, Trautmann, das iſt recht. Geh' nur in Gottes Namen!“ Rösler nickte ihm zu, klopfte auf ſeine Schulter und wendete ſich nach dem Herrenhauſe.

Sein Sohn Lorenz aber, der aus der Stallthür getreten war, rief fröhlich lächelnd: „Ich komme auch hinauf!“ und ging pfeifend und ſingend an ſeine Arbeit.

Gottlieb war über dieſe ausnehmende Freundlichkeit ſehr verwundert, beſann ſich aber nicht lange, pfiff dem Hunde, nahm ſeine Thiere zuſammen und trollte zum Dorf hinaus, nach der andern Seite der Neubiebersdorfer Höh' und der kleinen Weiſtritz zu, graſte die Stoppel ab und trieb dann weiter durch den Neſſelsgrund- nach der ſüdlichen Berglehne, wo ſein anderer Weideplatz lag.

Der Thau war längſt gewichen, die Morgenſonne ſtand ſtrahlend im Blau, weiße Wolken flatterten, vom Morgenhauch getrieben, durch den Himmel, bläuliche Schatten auf Thäler und Höhen werfend, die pfeilſchnell dahin huſchten. Die Vögel aber aus Wald und Feld vereinten ſich zu ſchmetterndem Lobgeſang. Gottlieb's Herz ward weit und groß, ſeine Augen wurden feucht, und als er den Weideplatz erreicht hatte, die Thiere verſorgt ſah, erfüllte er die Pflicht des Gebets, die ihm ſein Vater ſtets eingeſchärft, welche ihm, nun verwaiſ't und ohne jeglichen Rather, überdies mehr als früher Bedürfniß geworden war. Darauf ſuchte er ſich einen ſchattigen Sitz, zog eine alte Poſtille wie eine Schiefertafel hervor, und begann eine gewiſſenhafte Selbſtprüfung ſeiner Kenntniſſe, die, bei ſeiner Beſorgniß um das, was nächſtens ihm bevorſtand, wohl natürlich war.

Gottlieb Trautmann war allerdings nur ein armer Hirtenjunge, aber doch ſehr verſchiedenen Schlages als die Söhne der übrigen Gutshörigen.

Von ſeinem Vater, dem alten Schäfer, hatte man ſich zur Zeit ſeltſame Geſchichten erzählt. Er war kein geborener Schleſier, ſondern über die öſterreichiſche Grenze, wer weiß woher gekommen, jedenfalls ſchien er einmal 'was Beſſeres geweſen zu ſein. In der erſten Zeit betrieb er in den Schluchten des Hochgebirges das mühſame Gewerbe eines Kräuterſammlers, ſpäter indeß vertauſchte er es mit dem Hirtenſtab. Als geſchickter Mann in allen Dingen, namentlich in der Medicin, wußte er ſich nicht nur bei dem vorigen wie jetzigen Gutsherrn, ſondern auch weit und breit in der Gegend Anſehen zu verſchaffen. Trotzdem konnte er ſeinem Sohne nichts hinterlaſſen, als ſeine Kenntniß der Natur, ſeine Religioſität und die Elemente des erſten Schulunterrichts. Dazu hatte er ihm von der Welt und ihren Dingen einen geſunden, aber höheren Begriff beigebracht, als ſonſt Bauersleute zu haben pflegen, die mit der Natur ſo viel umgehen, daß ſie den zarteren Reiz und die ſinnigere Bedeutung in ihren Augen gemeiniglich verliert.

„Lerne was Du kannſt und bewahre Dein Gewiſſen, dann wirſt Du nie verlaſſen ſein!“ Das war die letzte Mahnung, mit welcher der Alte ſeinen Sohn in der Welt zurück und ſich ſelber überließ, denn Gottlieb's Mutter lebte längſt nicht mehr. —

Die ganze Richtung des verwaiſ'ten Knaben war alſo von Hauſe aus eine geiſtigere; ſeine Lernbegier und der ernſte Umgang des Vaters hatten ihn vor der Rohheit ſeiner Altersgenoſſen bewahrt und frühzeitig zur Arbeit angehalten. Dabei neigte ſeine weiche, ſinnende Gemüthsart ohnedies zur Einſamkeit und Selbſtbeſchäftigung. —

So hatte Gottlieb bereits einige Stunden auf der Hutung in ſein Buch vertieft zugebracht, den Standort, je nach Bedürfniß der Thiere, gewechſelt und war endlich längs des Baches auf die Waldlehne der Neſſelshöhe gezogen, von der er jenſeits die Straße nach Pohlsdorf und den Kehrwieder ſehen konnte, eine Schmiede und Schankwirthſchaft, welche für die Fuhrleute, die über Falkenhain und Glatz, oder über Pohlsdorf von der Grenze kamen, ſowie den Bauern der Umgegend Sonntags willkommene Raſt bot.

Die Sorge über die Heerde ſeinem zuverläſſigen Hunde überlaſſend, verfolgte er emſig ſeine Studien, als er beim Aufblicken eine Geſtalt bemerkte, die von der Straße herauf mit großen Schritten über die Lehne nach ſeinem Standort emporſteuerte.

Es war Rösler, der, die unvermeidliche Reitpeitſche in den hohen Stiefeln, ſchweißbedeckt heraufkeuchte, und unter dem Arm einen Folianten trug, der ſeinen Weg eben nicht zu erleichtern ſchien.

Eine gewiſſe Verlegenheit nöthigte den Knaben, Tafel und Buch unter die Schäfertaſche zu ſtecken. Er ſtand auf und ging grüßend dem ungewohnten Gaſt entgegen.

„Das iſt eine teufelsmäßige Höh', Gottlieb! Bei der Hitze möchte man ſchier umfallen! — Als ich jung war, wie Du, Donnerwetter, da ging's anders, aber nun kann ich nicht mehr weit kommen, es ſei denn auf einem rechtſchaffenen Gaul.“

Er warf das Buch auf die Erde und ſtreckte ſich am Waldrand lang aus auf den Raſen.

Gottlieb, der auf dieſe Einleitung nichts zu erwiedern wußte, blieb achtungsvoll vor ihm ſtehen.

„Du ahnſt wohl gar nicht, Junge, was mit Dir geſchieht? Was?“ — und Rösler blickte den Knaben treuherzig und ſchalkhaft lächelnd an. —

„Was ſoll mit mir werden, Herr Rösler?“ —

„Na gut, wart's nur ab. 's ſchadt' auch nichts, wenn Du keine Ahnung haſt. — Setz' Dich her, Gottlieb.“ —

Der Knabe leiſtete Folge.

„Gottlieb, ich mein's gut mit Dir, das kannſt Du glauben. Du haſt keinen Vater, keine Mutter mehr, und — da will ich mich Deiner annehmen. Es iſt nämlich möglich, daß unſer Herrgott mit Dir 'was Rechts vorhat, und wenn Du dem alten Rösler folgſt und giebſt Dir Mühe, kannſt Du es wohl noch zu 'was Ordentlichem bringen. — Du weißt doch, daß Du morgen auf's Schloß kommen ſollſt, der gnädige Herr und der Pfarrer werden Dir auf den Zahn fühlen. Nimm Dich in Obacht, Gottlieb, davon hängt Alles ab. — Ich hab' mir ſchon rechte Sorge um Dich gemacht, ob Du Ehre einlegen wirſt. Da habe ich nun das Buch hier mitgebracht, und Du ſollſt mir 'was leſen, daß ich ſehe, wie es mit Dir ſteht. Kann zwar ſelber nichts, aber 's thut nichts, ich höre doch, ob Du Unſinn redt'ſt. Komm, fang' 'mal an!“ —

„Ach! ich habe noch Niemandem 'was geleſen, als meinem Vater.“ —

„Ach was, ich bin jetzt auch Dein Vater, Du mußt Courage haben. Wenn Du vor mir beſtehſt, geht's auch vorm gnädigen Herrn!“ und er drehte ſelbſtgefällig den grauen Schnurrbart. „Alſo los.“ —

Den fruchtloſen Erfolg jeder weiteren Widerrede einſehend, nahm Trautmann die Poſtille und begann mit ſchwankender Stimme ſeine Vorleſung, die indeß ſo über alle Erwartung günſtig ausfiel, daß Rösler ein über das andere Mal aufjubelte.

„Du biſt ein Goldkerl, Trautmann! Du wirſt ſchon noch Dein Glück machen! Denk' dran, was der alte Rösler heute geſagt hat. Thu' mir nur den einzigen Gefallen und nimm Dir ad notam, was ich jetzt ſage. — Wenn Du morgen nämlich auf's Schloß kommſt, nimm Deine Gedanken zuſammen und ſei nicht ängſtlich, kümmere Dich nicht drum, was Der oder Jener für Geſichter macht oder ſagt, zeige nur ruhig, was Du kannſt, und es wird gehen. Ich werd' übrigens da ſein und Dir zuwinken, wenn Du die Courage verlierſt. Nach der Kirche alſo meldeſt Du Dich bei mir, ich werd' Dich zum gnädigen Herrn bringen. Sieh zu, daß Du reputirlich ausſiehſt!“ —

„Ach ja, Herr Rösler, ich werde Alles thun, wie Sie ſagen.“ —

Der Reitknecht hatte ſich erhoben, ſchüttelte Gottlieb die Hand, nahm ſeinen Folianten und trat, höchſt zufrieden mit ſeiner Recognoscirung, den Rückweg an, indem er ein Reiterlied aus des großen Friedrich Tagen vor ſich hinſummte.

Lange blickte ihm Gottlieb nach.

Dieſe ungewohnte Erſcheinung, das ſorgliche Intereſſe eines Mannes, der ihn früher nie eines Blicks gewürdigt, brachte unſern Helden immer mehr zur Ueberzeugung, daß ſich morgen mit ihm ganz 'was Abſonderliches ereignen müſſe und das Examen, welches ihm bevorſtand, den Beginn eines ganz neuen Daſeins bezeichne. Dies war nun eben nicht ſehr geeignet, ihm mehr Muth und Zutrauen zu ſich einzuflößen, und der arme Trautmann würde ſich vor Furcht, Hoffnung und Erwartung den langen Tag über ganz aufgezehrt haben, hätte ihn nicht das mitgenommene Buch, vor Allem aber das Erſcheinen des luſtigen Lorenz zerſtreut, welchen ihm das Schickſal auf einmal zum Freunde aufdrang.

Lorenz, ein derber pfiffiger Burſche, ein ächter Soldatenſprößling mit viel Mutterwitz und Sorgloſigkeit, hatte nicht ſobald von ſeinem Vater erfahren, daß Gottlieb plötzlich der erklärte Liebling des Herrn geworden und in deſſen Geſellſchaft und Freundſchaft für ſein zukünftiges Glück etwas zu profitiren ſei, als er auch alle Segel aufzog, ſich bei Trautmann in Credit zu ſetzen. Er glich hierin einem wohlgeſchulten Jagdhunde, der nicht leicht ſeine Fährte verliert, wenn er die Witterung nur erſt in der Naſe hat.

Bei alledem war Lorenz ein biederer, treuherziger Junge. Mit gutmüthiger Schlauheit wußte er ſich Gottlieb zu nähern, wich deſſen Fragen, der erhaltenen Weiſung ſeines Vaters gemäß, mit Schwänken und Schnurren aus und vertröſtete Gottlieb auf den kommenden Tag. —

Wiewohl Trautmann durch Lorenz über ſeine Angelegenheiten eher verwirrt als beruhigt wurde, nahm er doch deſſen Freundſchaftsbezeigungen, gutgemeinte Scherze und luſtige Geſchichten gern hin. Einmal lenkten ſie ihn von allen beängſtigenden Betrachtungen ab, andererſeits hatte Gottlieb doch zu viel Jugendblut in ſich, war zu ſehr Naturkind und bisher gar zu vereinſamt geweſen, um nicht an harmloſer Fröhlichkeit Gefallen zu finden. Er genoß des Vergnügens einer raſch entſtehenden Jugendfreundſchaft um ſo lieber, als ihm dies eben ſo ungewohnt war, wie alles Andere, was ſich ſeit geſtern mit ihm zugetragen. Um Mittag verließ ihn ſein neuer Freund, verfehlte aber nicht, gegen Abend wiederzukommen, ihm beim Eintreiben behülflich zu ſein. —

Während des Tages war nun von Seiten des Hofgeſindes nichts verabſäumt worden, die große, unbegreifliche Neuigkeit durch ganz Biebersdorf auszubreiten. Selbſt die Kriegsereigniſſe traten vor einer ſolchen Erſcheinung zurück, und es bildete ſich, den Paſtor, Gutsverwalter und Schulzen an der Spitze, eine Coalition des Neides und der Scheelſucht, deren Wirkungen Gottlieb Trautmann bald genug erfahren ſollte. —

Der gefürchtete Sonntagmorgen kam. Alles war in Erwartung und Bewegung.

Der Tag begann für Gottlieb mit obligatem Spott und Hänſeleien, welche Knechte und Mägde in reichlichen Doſen über ihn ausſchütteten. An und für ſich ſchon ängſtlich und bewegt, wurde der Junge ganz verwirrt und das Waſſer trat ihm in die Augen. Vielleicht wär' es ihm noch um Vieles ſchlimmer ergangen, hätte ſich nicht Lorenz zu ſeinem Vater geſchlichen und Rösler dem Skandal mit einem herzhaften Fluch ein Ende gemacht. Zugleich kam die Frau Röslerin, welche Wirthſchafterin des Herrn war, mit einem Zeter unter die Frauensleute.

Vor dieſen gewichtigen Schutzengeln verkrochen ſich die Spötter, und die Betglocke rief endlich Alles zur Andacht.

Nach beſtem Vermögen geputzt, betrat Gottlieb in Begleitung des Rösler'ſchen Ehepaares, Lorenz neben ſich, die Kirche, anfänglich nicht wenig verlegen gemacht durch das Kreuzfeuer von Liebesblicken, welches von allen Seiten auf ihn eröffnet wurde, beſonders aber von der impoſanten Figur des Herrn von Bebran ſelber, welcher der Kanzel gegenüber, auf einem erhöhten Geſtühl ſaß und ſich höchſt majeſtätiſch ausnahm.

Das angeſtimmte Kirchenlied gab Gottlieb aber in ſoweit ſeine Faſſung wieder, um ſich im Gebete zum Herrn aller Weſen aufzuſchwingen, und indem er ſich das Andenken ſeiner Eltern, alle Lehren und Ermahnungen des Vaters zu Gemüthe führte, empfand er einen ganz wunderbaren Troſt in ſich. „Wenn der liebe Gott nichts mit Dir wollte, würde er's doch nicht ſo wunderſam wie jetzt mit Dir anfangen!“ —

Die Kirche war vorüber, er wußte nicht wie. Freilich bekam Gottlieb einen tüchtigen Schreck, als es nun auf's Schloß ging, aber ſeine Angſt war doch lange nicht ſo groß mehr, wie vorhin.

Nach einigem Warten wurde Gottlieb zum Herrn befohlen und erſchien in einem großen, etwas ernſten Zimmer mit weitem finſtern Kamin, über welchem der alte Pallaſch und die Kriegsarmatur des Gnädigen hing. In der Mitte an einem Tiſche ſaß gravitätiſch der Pfarrer und blätterte in verſchiedenen Büchern. Der Herr von Bebran, noch in vollem Sonntagsſtaat, ſchritt auf und ab, die Frau Paſtorin ſaß hingegen am Fenſter und beſchäftigte ſich mit der neunjährigen Dorothea, die mit ihren langen Locken und dem Roſa-Kleide unſerm Helden wie eine Fee, ein Engel aus beſſeren Regionen vorkam.

„Nun, mein Sohn!" begann der Gutsherr, „laß ſehen, was Du kannſt. Der Herr Pfarrer mag Dich examiniren." —

„Dabei iſt Rösler's Anweſenheit wohl nicht von Nöthen, gnädiger Herr?" wendete ſich der Pfarrer an Bebran.

„Die iſt ſehr nöthig, Ew. Gnaden" — warf raſch der Reitknecht ein, „denn der Junge hat ſchmähliche Angſt. Komm, Gottlieb, ſei dreiſt, fürchte Dich nicht vor dem Herrn Pfarrer, ich bin bei Dir." —

Damit führte der gutmüthige Mentor den Knaben zu dem Paſtor und ſtellte ſich gegenüber, ihm tröſtlich zuwinkend. Herr von Bebran kehrte ſich um, das Lächeln zu verbergen, was ihn überkam.

Der Pfarrer, ſeine Empfindlichkeit niederkämpfend und wohl einſehend, daß es nur auf ihn das ſchlimmſte Licht werfen könne, Widerwillen gegen Gottlieb zu verrathen, warf einen entſchuldigenden Blick auf ſeine Ehehälfte und begann eine Prüfung Trautmann's in der edlen Kunſt des Leſens und Schreibens, im Rechnen wie in der Religion, die, zum großen Vergnügen des Gutsherrn und Rösler's, zum Aerger des Pfarrers und ſeiner Gattin, ganz überraſchend gut ausfiel. —

Der würdige Examinator machte zwar einige Volten, um Trautmann auf's Glatteis zu führen, indem er ſeine

Anſprüche unmerklich höher ſchraubte, Herr von Bebran unterbrach aber die Manipulation, indem er ſagte:

„Ich bin zufrieden; — der Gottlieb kann ſeine Sache; — mehr zu wiſſen, iſt vorerſt nicht nöthig.“ —

Damit ging er auf den Knaben zu und klopfte ihm die Wangen.

„Gieb Dir nur weitere Mühe. — Du wirſt von heute ab nicht mehr die Schafe hüten, ſondern beim Herrn Pfarrer Unterricht und Lebensunterhalt bekommen. Wir wollen ſehn, was ſich aus Dir ziehen läßt. Sei gehorſam und lerne, ſo viel Du kannſt, das iſt die beſte Art, wie Du gegen Gott und meine Wohlthaten dankbar ſein kannſt. — Morgen früh meldeſt Du Dich alſo bei dem Hochwürdigen.“ —

Rösler, der inzwiſchen zu Gottlieb getreten war, ſtieß ihn leiſe an.

Der Knabe verſtand den Wink und verfehlte nicht, Herrn von Bebran und dann dem Pfarrer die Hand zu küſſen. Als er dies aber bei der Frau Paſtorin ebenfalls zu verſuchen in Begriff ſtand, ward er mit einem ſo zornigen Blick, einer ſo unzweideutigen Bewegung des Uebelwollens empfangen, daß er verlegen umwendete und Rösler folgte.

Nachdem Herr von Bebran dem ſeelſorgeriſchen Ehepaar ſeinen Willen kund gethan, Gottlieb bei ihnen förmlich in Pflege zu geben, und höchſt ſplendid die Mittel dazu bewilligt, wie alle nöthigen Verordnungen betreffs der Lectionen gegeben hatte, entließ er den Gottesgelahrten, welcher mit ſeiner Gattin um ſo weniger zu widerſprechen wagte, als ſich bei der ganzen Angelegenheit für ſie noch ein hübſcher materieller Gewinn in Ausſicht ſtellte.

Das Benehmen der Paſtorin gegen Gottlieb war indeß von dem Patron wohl bemerkt worden und diente nur dazu, die Vorliebe des alten Herrn zu ſeinem Clienten zu vergrößern.

„Nun,“ murmelte er, als er allein war, „wenn der Junge bei dem Pfarrer 'was lernt, hat er gewiß einen guten Kopf und viel Ausdauer; leicht machen wird der's dem Gottlieb nicht.“ —

Am andern Tage, nachdem Trautmann mit wehmüthigem Blick von ſeinen Lämmern, ſeiner ſtillen kleinen Gemeinde, der er ſo oft gepredigt, die weder Haß noch Neid kannte, Abſchied genommen, kam er unter das Scepter und die directe Gewalt des Paſtors.

Der Unterricht begann ſofort und Se. Ehrwürden ließ ſich's, wie's zu erwarten ſtand, höchlichſt angelegen ſein, Gottlieb recht gehörig in die Kur zu nehmen.

Kein Pädagoge von einiger Vernunft und Rückſicht hätte ſeinem Schüler jemals von vornherein eine ſolche Ueberbürdung des Hirns zugemuthet. Zu ſeinem größten Kummer machte aber Gottlieb ganz außergewöhnliche Fortſchritte, ſeine Lernbegier und Ausdauer, ſein redlicher Wille übertraf alle thatſächlichen wie moraliſchen Chicanen, alle Berechnungen und boshaften Erwartungen ſeines Lehrers. Der Pfarrer hatte nur immer mehr zu thun, je mehr er ſeinem Schüler auflud, und nach einem halben Jahre ſah er ſich veranlaßt, einen andern Weg zu wählen, denn der Knabe lernte ihm zu gut, und mit Grauen ſah er in dem vierzehnjährigen Schäferjungen ſchon den künftigen Pfarrer heranreifen.

Daß der Theologe Gottlieb anſtrengte, quälte und vielfach roh behandelte, hielt Letzterer, beſonders da der Vergleich zwiſchen ſich und anderen Schülern unmöglich war, für eine Sache, die von dem Lernen nun einmal unzertrennlich ſei, auch hatte ihn ſein ernſter Vater bei den erſten Anfangsgründen ſelber nicht gerade ſehr geſchont.

Daß die Frau Paſtorin aber ſich, wo ſie konnte, an ihm rieb, vermochte er weit weniger einzuſehen und weinte darüber manch' heimliche Thräne. Es fiel ihm nicht auf, wenn er der würdigen Dame im Hauſe wie im Garten mannigfache Hand- und Spanndienſte leiſten mußte, war er doch an harte Arbeit gewöhnt; wenn ſie ihn aber dabei auf das Launenhafteſte behandelte, nahm ihn dies um ſo mehr Wunder, als er doch recht gut wußte, daß der gnädige Herr ihn nicht zu dergleichen Zwecken zum Pfarrer gegeben habe. Ach, gegen die Behandlung im Pfarrhauſe war ſein früheres unbeachtetes Leben wahrhaft roſig geweſen. Oft wollte er ſchier vergehen, und hätte gern dem vortrefflichen Rösler all' ſein Leid geklagt, aber ſein Mutterwitz ſagte ihm, daß er ſein Loos dadurch wahrſcheinlich nicht beſſern, ſondern nur offenen Zwieſpalt erregen und den guten, vornehmen Herrn beleidigen würde, der ihn ja doch dies Alles lernen ließ.

Er trug daher ſeinen Kummer männiglich mit Schweigen und nahm ſich füglich in Obacht, ſein Herz gegen Lorenz, den Genoſſen ſeiner kurzen fröhlichen Sonntagsſtunden, auszuſchütten.

Inzwiſchen drehte aber der Paſtor ſeine pädagogiſche Taktik um und begann nunmehr ſeine Weisheit dem Zögling eben ſo dünn und ſpärlich zu ertheilen, als er ihn vorher mit ihr überſluthet hatte, wogegen die Paſtorin andererſeits nicht verfehlte, unſern Helden um ſo mehr mit Verrichtungen zu beſchweren, die mit den Claſſikern nichts gemein hatten. Leider kam das edle Paar dabei ſchlecht genug an, denn der Knabe bat um mehr ſchriftliche Aufgaben, wie raſcheres Fortſchreiten, und als man ihm unwirſch auswich, ſchöpfte Gottlieb Verdacht, daß man ihn am Ende wohl nichts mehr lernen laſſen wolle. Dieſer Gedanke war für ihn ſo quälend, daß er ſich hierüber doch endlich gegen den alten Rösler ausließ, der es dem Herrn von Bebran noch ſelbigen Abend während des Entkleidens gebührend ſteckte.

Dies hatte denn zwiſchen Herrn Dettlef und dem Pfarrer am nächſten Tage ein tête à tête zur Folge, das von Seiten des Patrons mit wenig Rückſicht für die theologiſche Würde des Gelahrten geführt zu werden ſchien.

Welchen Groll, welch' größere Spannung dies zwiſchen Schüler und Lehrer, welchen Haß bei der Paſtorin es zur Folge hatte, kann man ſich leicht denken.

Um ſeine pädagogiſche Ehre zu retten, blieb dem Pfarrer nichts übrig, als den Knaben von allem Hausdienſt zu entbinden und ſeine frühere Procedur im geſteigerten Maße aufzunehmen.

Da Gottlieb, bei ſeinen Vorkenntniſſen der Elementarwiſſenſchaften, nicht nur grammatikaliſch und ſtyliſtiſch gute Aufſätze entwarf, ſondern auch bereits in die alten Sprachen einigermaßen eingeweiht war, ſo machte es ſich der Pfarrer zum Geſchäft, die verſchiedenen Diſciplinen ſo zu vermengen, die Aufgaben und Anforderungen ſo zu erſchweren, daß vorausſichtlich der Knabe eine derartige Anſtrengung auf die Dauer nicht aushalten mochte. Zum Glück griff den etwas engbrüſtigen Lehrer dieſer alſo geführte Unterricht, verbunden mit dem Aerger, die Fortſchritte Gottlieb's wie die Gardinenpredigten ſeiner Frau ertragen zu müſſen, noch weit mehr an, und nöthigte ihn zur Schonung gegen ſich ſelber. Trautmann's Jugend und das theilweiſe Studiren im Freien erſetzten aber leichter ſeine abſorbirten Kräfte, und wenn der arme Junge auch bleicher als ſonſt ausſah, ſchien er doch die Feuerprobe dreier Jahre wirklich ſiegreich zu beſtehen.

Dem Gutsherrn konnte es nicht entgehen, wie raſch ſich Trautmann geiſtig entwickelt hatte, wie ſein ganzes Weſen, ſein Charakter eine Feſtigkeit und Bildung annahm, die ihn immer mehr von ſeines Gleichen ſchied. Bebran hatte daher beſchloſſen, Gottlieb künftige Oſtern auf's Gymnaſium zu thun, damit er ſich für irgend einen Beruf vorbereiten könne; ein Jubel für Rösler.

Trautmann's Neider hatten ſich immer noch der Hoffnung hingegeben, die Liebhaberei des Herrn für Gottlieb könne ſich ändern; nun machte aber Bebran doch bittern Ernſt.

War es nicht nunmehr bewieſen, daß der Schäferjunge nicht nur dem Paſtor, nein auch allen Anderen gefährlich werden mußte? Gewiſſe andere Zeichen waren auch bedenklich genug. Herr von Bebran begann nämlich Trautmann alle Abende zum Zeitungsleſen zu commandiren, ja würdigte ihn oft ſelbſt einer kurzen Belehrung, eine Ehre, die ganz abnormer Art war. Rösler hatte ferner den Herrn gebeten, Gottlieb Sonntag Nachmittag Reitſtunde geben zu dürfen, „was dem bleichen Jungen recht geſund ſein würde“. Bebran hatte gelacht und Ja geſagt.

Wenn alſo irgend noch etwas geſchehen konnte, das drohende Unwetter abzuwenden und den Günſtling zu ſtürzen, ſo mußte es in der Kürze geſchehen.

Etwas indeß geradezu gegen Trautmann zu unternehmen, konnte den Zorn des Herrn von Bebran wecken und ihn leicht auf den trüben Grund all' dieſer kleinlichen Scherereien blicken laſſen.

Die Frau Paſtorin war indeß auf eine Auskunft gerathen, bei der ſie, wie ſie meinte, weniger fürchten durfte, ſich bloßzuſtellen, und welche ganz geeignet war, Trautmann alle weiteren Staffeln des Ehrgeizes zu verbittern.

Die vortreffliche Dame ſah nämlich, daß Gottlieb die Kränkungen aller Untergebenen, ja ſelbſt ihren, wie ihres Gatten Zorn um ſo leichter ertrug, je wohlgefälliger Herr von Bebran ihn betrachtete, je mehr ſich der junge Menſch am Wohlwollen ſeines Herrn für den Groll der Uebrigen ſchadlos halten konnte. Sie wollte aber bemerkt haben, daß Trautmann ſehr verwundbar gegen die Ignoranz und die kleinen gelegentlichen Malicen wurde, welche Dorothea von Bebran, ſo ſelten ſich die Veranlaſſung auch bot, gegen den armen Burſchen auszuüben für gut fand.

Es lag gewiß nicht in der demüthigen Beſcheidenheit Gottlieb's, der ſich ſeiner Herkunft wohl bewußt war, von der Tochter ſeines Gebieters irgend welche Beachtung, noch weniger ein Intereſſe zu beanſpruchen. Es giebt aber in der Welt nichts, was ein junges Herz mehr entmuthigt und betrübt, als das Zerbrechen eines Ideals.

Eine Perſon, der man faſt abgöttiſche Verehrung widmet, Handlungen in Bezug auf uns begehen zu ſehen, die ihr reines Bild in unſerer Seele entwürdigen, uns dabei vor uns ſelber verächtlich machen, iſt um ſo empörender, je mehr wir fühlen, daß uns dies Alles unverſchuldet angethan wird.

Dorothea von Bebran war unſerm Trautmann, beſonders ſeitdem er ſie öfter und näher ſah, ſtets wie eine lichte Erſcheinung aus Himmelshöhen erſchienen; er hatte ihr, ſchon um des edlen Vaters willen, alle Qualitäten irdiſcher Vortrefflichkeit und Schönheit, die ſeine Phantaſie erhabenen und vornehmen Leuten andichtete, von vornherein zuerkannt. Daß die kleine Priſe, den Inſtructionen der Paſtorin gemäß, ſtolz war und über ihn hinſah, betrachtete er, als ihrem Stande gebührend, in der Ordnung; daß ſie aber heimlich über ihn ihre Gloſſen machte, oder ihn verlachte, wenn die Paſtorin ihn zu ſchelten für gut fand, ja mit ſichtbarem Vergnügen ſeine Scham und Verlegenheit durch allerlei Zeichen des Hohns und der Verachtung vermehrte, machte ihn ſtutzig.

Was konnte dem kleinen Fräulein von Bebran daran liegen, ihn zu kränken?

Er wurde ſich des Schmerzgefühls über dieſe Art der Behandlung durch Dorothea erſt recht lebendig bewußt, als er, in einer alten Anthologie des Paſtors blätternd, auf eine Strophe ſtieß, die er nur unter einem Strom von Thränen wiederholen konnte. Und doch wiederholte ſie der unglückſelige Junge von nun an allzu oft, wie wenn er davon nicht laſſen könne. —

„Wenn mich die Leut' verlachen,
Daß ich 'was werden will,
So thu' ich meine Sachen
Doch recht und ſchweige ſtill;
Wenn aber mich ein Weſen
Drob mit Verachtung kränkt,
Das heilig und erleſen,
Bin ich in Gram verſenkt!" —

Dieſem Gram ward er von Tag zu Tage mehr zum Raube, und jeder Augenblick der Muße wurde ihm durch den Gedanken an Dorothea's Liebloſigkeit und das Bewußtſein verbittert: den Hirtenjungen, er leiſte noch ſo viel, werde man ihm nimmer vergeben. Seine Ehrbegier war bereits durch eifrig gepflegtes Studium, die Kenntniß der Claſſiker, durch die großen Thaten der Geſchichte geweckt, ein männliches Bewußtſein durch ſeine Körperreife, ja die bewegte Zeit ſelbſt ihm eingeimpft worden.

Gottlieb's gerader Sinn konnte mithin ſeine wachſende Empfindlichkeit immer weniger verbergen, ob er ſich gleich hütete, derſelben Worte zu leihen.

Kaum hatte die Frau Paſtorin dieſen wunden Fleck erſpäht, als ſie ihn auch mit Sturm angriff.

Dies war um ſo gefahrloſer für ſie, als Herr von Bebran wie Rösler von der Beobachtung Trautmann's durch etwas weit Ernſteres abgezogen wurden.

Das war nämlich der Krieg, das immer furchtbarer herannahende öffentliche Elend! Napoleon war während der verfloſſenen Zeit als Sieger in Berlin eingerückt, hatte das furchtbare Decret der Continental-Sperre erlaſſen und dem unglücklichen Lübeck ein Schickſal bereitet, deſſen unmittelbarer Urheber nur eine Beſtie wie Vandamme ſein konnte. Die königliche Familie irrte nicht viel beſſer wie Verbannte umher. Der franzöſiſche Imperator, begünſtigt durch den Aufſtand der Polen, machte ſchon Miene, ſeinen letzten Feind, Rußland, niederzuwerfen, nachdem er auch in Schleſien eingefallen war, was bisher noch immer verſchont worden, und hatte außer Silberberg alle feſten Plätze, ſelbſt Glatz inne. Ein Glück, daß Biebersdorfs einſame Lage es vor feindlichen Beſuchen ſchützte.

Zwar machte der Friede von Tilſit die traurige Nachbarſchaft franzöſiſcher Garniſonen weniger gefährlich, doch mit dieſem fürchterlichſten aller Frieden war auch Preußens Ohnmacht, die Verringerung der halben Monarchie und die Schmach ausgeſprochen, daß ſeine einſt ſo ſieggewohnten Adler unter dem Commando franzöſiſcher Generale als Hülfsvölker für Napoleon's Intereſſen kämpfen mußten. In dieſer Trauerzeit ſank Preußens hohe Blume, das ſchönſte Weib, das große Mutterherz der Nation, Louiſe, gebrochen von dem Sturme des erbarmungsloſen Geſchicks, in's Grab, ein Lamm, fruchtlos für das Volk geopfert den dämoniſchen Elementen!

Was war nun noch für die deutſche Erde zu hoffen? —

Nacht lag auf Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft, Nacht auf den Gemüthern der Menſchen! Die Welt ſchien weiter keine Pflicht mehr noch zu haben, als zu zertrümmern! —

Bei ſolchem Zuſtande vergaß Dettlef von Bebran, was um ihn vorging, ſein altes Herz ſchien dieſe Tage nicht überleben zu können. Auch Rösler war ein zu guter Soldat und Patriot, um nicht an dem öffentlichen Jammer ſeinen vollen Antheil zu nehmen, und unter Fluchen und Räſonniren überſah er alles Andere.

Dabei hatten die Paſtorsleute mit Trautmann natürlich leichtes Spiel; Dorotheen, deren Erzieher ſie ausſchließlich waren (denn die alte Babette hatte ihr Fräulein nur zu bedienen und fand Alles ſchön, was dem zwölfjährigen Dämchen beliebte), hatten ſie ganz in der Gewalt, wußten ſie um ſo mehr gegen den Schäferjungen einzunehmen, als ſie ihr die Wichtigkeit des bevorzugten Standes ſtets vorhielten.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Wenn Gottlieb gerade nichts Schriftliches zu arbeiten hatte, ging er mit ſeinem Buch meiſt in's freie Feld oder auf die Höhen. War doch die Natur ſeine andere Mutter, ſah ihn doch hier Alles mit freundlich liebenden Augen an! So war ihm denn die Paſtorin, wenn ſie an ſchönen Tagen mit Dorotheen ſpazieren ging, oft begegnet und hatte ihn dann reichlich mit Spöttereien regalirt. Dies zwang ihn, ſobald er ſie nur von ferne kommen ſah, gefliſſentlich auszuweichen, wobei er mit um ſo größerem Aerger bemerkte, welches Vergnügen Beide darin fanden, ihm immer wieder in's Gehege zu kommen. —

Der dämoniſche Zufall fügte es nun, daß der Frau Paſtorin und ihrem Zögling das auserſehene Opfer einmal in den Wurf kam, wo ihm zum Rückzug keine Zeit mehr blieb. Gottlieb hatte ſich nämlich eines Nachmittags im Auguſt auf derſelben Höhe ohnweit des Neſſelsgrundes niedergelaſſen, wo der freundliche Kehrwieder an der Straße im Grunde vor ihm lag. Es war dieſelbe Stelle, an der ihn Rösler einer Vorprüfung unterworfen, und die ſein Lieblingsaufenthalt geworden war.

Halb vor ſich hindämmernd, halb in ſeine Lection vertieft, hatte er keine Ahnung, daß von der entgegengeſetzten Seite, den Holzweg entlang, leiſen Schrittes die beiden Unholdinnen als Gewitter anrückten, nur beſorgt, daß ihnen ihre Beute entſchlüpfen könne, mit der ſie, durch ſeine Zähigkeit gereizt, nun ein für alle Mal fertig zu werden hofften.

Sie waren bereits ganz nahe, als das Raſcheln einiger Reiſer, die ſich an den Saum ihrer Kleider geklammert hatten, zum Verräther wurde.

Trautmann ſprang entſetzt empor, ließ das Buch fallen, zog betreten und tief erröthend die Mütze. Er fühlte, daß er nicht ausweichen konnte.

Die Predigerin ſah Dorotheen an und lächelte. Dorothea beantwortete dies mit ſchallendem Gelächter, das ihren Kitzel über das zu erwartende Gaudium hinlänglich bewies.

„Ei, ei," ſagte die Paſtorin, „ſtudirt der Herr wieder? Was werden die Schafe ſagen, wenn Er ſo gelehrt wieder in den Stall kommt!" —

Dorothea ſchüttelte ſich förmlich vor Vergnügen, indeß der arme Gottlieb vergebens nach einem Worte rang.

„Weißt Du, Gottlieb, ich will Dir einen guten Rath geben," ſetzte die Dame ſchärfer fort; „Du thäteſt am beſten, ganz und gar Deiner Wege zu gehen, in Biebersdorf weiß einmal doch Jeder, was Du geweſen biſt. Wenn Du Dir auch noch ſo große Stücke auf Dein bißchen Wiſſen zu Gute thuſt, wirſt Du drum nur allen Anderen um ſo lächerlicher!" —

Da richtete der arme Junge ſein bleiches Geſicht und den geſenkten Blick zu Dorotheen, öffnete krampfhaft die Lippen, ohne eines Lautes fähig zu ſein, that unwillkürlich einen Schritt auf ſie zu und ſtreckte verzweifelt die Hände ihr entgegen, als wolle er bei ihr Vertheidigung ſuchen.

Erſchreckt, mit allen Zeichen höchſten Widerwillens, wich

Dorothea zurück, dann ſprang ſie den Waldweg entlang, gefolgt von der Paſtorin, die triumphirend lächelte. —

Gottlieb Trautmann ſtand wie ein Steinbild, gefeſſelt von eigener Schmach und Entſetzen!

Ein unbegreiflich Weh, ein Gefühl von Bangigkeit und troſtloſer Oede kam über ihn, wie er es nur am Sarge ſeines Vaters, im ſchmerzlichſten Bewußtſein eines Verwaiſ'ten empfunden hatte. Er ſah ein, daß, wie dankbar er auch ſeinem Herrn ſein müſſe, die Biebersdorfer Wohlthaten länger zu beanſpruchen über ſeine Kräfte gehe.

In Gegenwart der Tochter ſeines Herrn, die ihn ſchon ſo oft verlacht, war ihm das Schlimmſte geſagt worden, und Dorothea hatte in jeder Art ihre Verachtung und den Wunſch zu erkennen gegeben, daß er Biebersdorf verlaſſen möge!

„Wenn aber mich ein Weſen
Drob mit Verachtung kränkt,
Das heilig und erleſen,
Bin ich in Schmach verſenkt.“ —

Gottlieb brannte das Hirn. Sein Gleichmuth war zu Ende! Alles, was er bisher ertragen, ſtand neu vor ſeiner Seele! Jetzt erkannte er auf einmal deutlicher als ſonſt, wie lange man ſchon damit umging, ihn los zu werden.

Er beſchloß Biebersdorf auf der Stelle zu verlaſſen, die Heimath, an welche ihn nichts feſſelte, als das Grab ſeiner Eltern und die Erinnerung an die Güte des Herrn von Bebran.

Er ſteckte haſtig das Buch zu ſich und klomm die Höhe hinunter zum Kehrwieder, um die Straße nach Glatz einzuſchlagen, fort in die Weite!

Gab es nicht Krieg in der Welt? War er nicht aufgeſchoſſen und kräftig genug, um Muskete und Torniſter zu tragen?! — —

Als er eben am Wirthshaus vorüber ging und ſeinen Entſchluß ausführen wollte, hielt ihn aber der Gedanke zurück, wie ſchlecht und undankbar er handle, ſeinen Wohlthäter ſo ohne Lebewohl, heimlich wie ein Dieb zu verlaſſen, daß dies eben ſo feig wie undankbar ſei, und er ja gerade damit den ſchlagendſten Beweis führe, wie unwerth er immer der Güte Bebran's geweſen. —

Sein redlicher Sinn trieb ihn an, wenigſtens ſeinem Herrn die Hand zu küſſen und ſein Weggehen zu rechtfertigen.

Dieſer Entſchluß ſetzte ſich ſofort in ſeiner Seele feſt, und indem er mit der ganzen Beharrlichkeit ſeines Charakters durch den Neſſelsgrund zurückeilte, beſtärkte ſich ſein Muth wie ſein Wille, eine Art fataliſtiſcher Angſt trieb ihn an, eine bevorſtehende ſchwere Stunde baldmöglichſt zu überwinden, da ſie ihm, ſeinem Gewiſſen zufolge, unvermeidlich ſchien.

Bleich, athemlos, verworren langte er auf dem Gutshof an, achtete nicht Rösler's Zuruf, der auf der andern Seite an der Scheuer beſchäftigt war und ihn gern aufgehalten hätte, trat in das Herrenhaus, lief die Treppe empor zum Zimmer Bebran's und klopfte haſtig an.

Der Gutsherr ſaß eben zwiſchen Zeitungen und alten Karten, vertieft in militäriſche Calcüle und in der finſtern Stimmung, die ihm nun nachgerade Gewohnheit geworden. Barſch rief er „Herein“ und ſah zu ſeinem größten Erſtaunen Gottlieb Trautmann in einem Zuſtande eintreten, der auf ein außergewöhnliches Ereigniß zu deuten ſchien.

„Was willſt Du, Trautmann? Was iſt denn los, daß Du mir ſo in die Stube ſchneiſt?“ und er richtete einen ſtrengen Blick auf den Knaben.

Gottlieb's entſchloſſener Muth verließ ihn beim Anblick ſeines Herrn, ſeine Kniee wankten, ſein Herz wollte ihm ſpringen in der Bruſt, und laut weinend ſank er dem Herrn von Bebran zu Füßen, ergriff ſeine Hand und benetzte ſie mit Thränen.

„Aber zum Teufel, Junge, was haſt Du denn? Iſt ein Unglück geſchehen, daß Du aus Rand und Band biſt?“ —

„Ach, Ew. Gnaden,“ ſchluchzte Trautmann, „ich kann es nicht mehr aushalten, — ich bringe es doch zu nichts auf der Welt und bin blos Allen im Wege. Es iſt am beſten, wenn ich von Biebersdorf ganz weggehe, daß mich

Niemand ſieht. — Und ſo wollte ich mich denn bedanken und den gnädigen Herrn bitten, daß er es mir erlaubt."

„Wetterelement, was iſt das?!" rief Bebran aufſpringend, „ich glaube, der Junge iſt übergeſchnappt! Warum bringſt Du es zu nichts, was kannſt Du nicht mehr aushalten? Wem haſt Du hier im Wege zu ſein? Ich will nicht hoffen, daß Dich meine Wohlthaten verdorben haben! Wiſſen will ich, was vorgefallen iſt, und wenn Du wirklich Gottesfurcht, ein redliches Gewiſſen in Dir haſt, wirſt Du mir Alles geſtehen! Warum willſt Du alſo weg?" —

Gottlieb richtete ſich auf und ſah dem Herrn von Bebran verzweiflungsvoll in's Geſicht.

„Ach, Ew. Gnaden! ich weiß wohl, wie gut Sie es mit mir vorhatten, als Sie mich von den Schafen wegnahmen und alles das lernen ließen, was ich jetzt kann. Ich hab' mir auch gewiß recht große Mühe gegeben, das kann ich Ihnen zuſchwören, aber die anderen Leute in Biebersdorf, außer Röslers, haben mir die große Ehre nicht gönnen wollen, die Ew. Gnaden an mich verſchwendet hat, und mich gequält, wo ſie nur konnten. Ich hab' nie 'was geſagt, und auch dem Herrn Rösler nicht, daß ſich Ew. Gnaden nicht ärgern ſollten und wieder Unfriede würde, wie damals bei der Lection. Aber der Herr Pfarrer und beſonders die Frau Pfarrerin ſind gar zu ſchlimm gegen mich, und haben mir immer vorgeworfen, ich wolle wohl Paſtor werden in Biebersdorf. Das Schlimmſte aber, gnädiger Herr, iſt, daß die Frau Paſtorin ſchlecht redet von mir vor dem gnädigen Fräulein, das gnädige Fräulein aber lacht dazu und freut ſich, wenn ich mich ſo ſchämen muß! Ach vorhin, als ich auf der Berglehne beim Kehrwieder ruhig lernen will, gnädiger Herr, kommen ſie Beide, die Gnädige und die Paſtorin, und verlachen mich wieder, die Paſtorin ſagt mir aber, daß es beſſer wäre, ich ginge von Biebersdorf weg, und das gnädige Fräulein möchte mich nicht mehr ſehen. O Gott, das hat mir ja kein Menſch geſagt, als ich noch ein Schäferjunge war, und thue doch Keinem etwas zu Leide!" — —

Ruckweis und unter Strömen von Thränen, zwiſchen fliegender Röthe und tödtlicher Bläſſe kam dies Bekenntniß über die Lippen des armen Jungen.

Dettlef von Bebran aber hatte bis jetzt lautlos zugehört, nur die Finger der rechten Hand öffneten und ſchloſſen ſich krampfhaft. Als Dorothea's erwähnt wurde, fuhr er zuſammen und ein heftiges Zittern kam über ihn. Als Trautmann geendigt, that der Patron einige heftige Gänge durch das Zimmer. Man ſah, wie es in ihm arbeitete und die Leidenſchaften auf ſeinem Antlitz wogten.

Nach einigen peinlichen Minuten der Angſt und Erwartung für Trautmann blieb der Gutsherr vor ſeinem Pflegling ſtehen.

„Gottlieb, Du wirſt auch von Biebersdorf fortgehen! — Was Du mir da geſagt haſt, werd' ich überlegen. Geh' ruhig hinüber zum Herrn Pfarrer in Deine Kammer, arbeite weiter und warte, bis ich Dich rufen laſſe. Wenn Du Deine Schuldigkeit thuſt, Junge, ſoll Dir Niemand 'was anhaben!“ —

Er reichte Gottlieb die Hand, die dieſer bewegt küßte.

Darauf ging Gottlieb ſtill hinaus.

Rösler, der auf dem Flur bereits ſeiner harrte, wollte ihn ſogleich mit einem Heer von Fragen über das Geſchehene beſtürmen, als ihn ſelber die Schelle zum Gnädigen rief.

Er eilte, Folge zu leiſten, und traf den Herrn bewegt und finſter auf und ab gehend.

Rösler blieb wie eine Ordonnanz kerzengrade an der Thür ſtehen.

„Hat Er bemerkt, Rösler, daß die Leute auf den Gottlieb neidiſch ſind und dem Jungen etwas in den Weg legen?“

„Ew. Gnaden, wenn es Ihnen endlich der Gottlieb ſelber geſagt hat, muß es gewiß zu dick gekommen ſein, denn er hat lange geſchwiegen, ſogar gegen mich, wie ich weiß, und hat ſich Alles gefallen laſſen. Ein paar Mal habe ich mit'n Donnerwetter ſelber dazwiſchen fahren müſſen.

Die Pfarrersleute ſind ihm gewiß nicht grün, vielleicht denken ſie, der Gottlieb könnte ſelber einmal in Biebersdorf Paſtor werden." —

„Es iſt gut. Deine Frau ſoll auf den Pfarrhof gehen und meine Tochter rufen, die drüben iſt. Das Andere wird ſich finden." —

Rösler eilte mit einer kurzen Verbeugung hinaus, höchſt unklar über die eigentlichen Gedanken ſeines Herrn. Ganz 'was Unerhörtes mußte vorgefallen ſein, und nachdem er ſeine Frau nach Dorotheen geſchickt, ſah er ſich überall im Hofe wegen Gottlieb's um, aber er war nicht zu finden.

Dorothea von Bebran war mit der Paſtorin eben erſt wieder zurückgekehrt. Sie lachten noch herzlich über die Beſchämung, welche ſie dem Gegenſtand ihres Anſtoßes bereitet hatten, und gaben ſich der Hoffnung hin, Trautmann veranlaßt zu haben, das Feld zu räumen.

Mitten in dieſem Vergnügen wurde Dorothea von der Röslerin abgerufen, ohne daß ſie und das Pfarrerpaar hierin etwas Ominöſes geſehen hätten.

Heiter und ſorglos trat die zwölfjährige Dorothea in Papas Zimmer, eilte zu ihm und küßte ihn.

„Du biſt mit der Frau Paſtorin auf einem Spaziergang geweſen, Dorothea?"

„Ja, lieber Vater! Ach es war wunderſchön!" — Und ſie lachte unwillkürlich bei dem Gedanken an das Erlebte.

„So? — Nun ja, das Wetter iſt auch recht hübſch! Wo war't Ihr denn?" —

„O, wir gingen durch den Wald, und — und — wir waren im Walde!" —

Dorothea wurde purpurroth.

„Was habt Ihr denn da im Walde gemacht, was ſo wunderſchön war, daß Du jetzt noch feuerroth wirſt?" —

So ruhig, faſt milde auch Bebran dies ſagte, bekam Dorothea doch einen heftigen Schreck. —

„Mein Gott, Papa! es iſt nichts! — Wir begegneten nur dem Trautmann mit ſeinem Buch, und — und da hatten wir unſern Spaß mit ihm!"

„Und Du lachteſt ihn wahrſcheinlich aus? — Nicht wahr, weil er mit ſeinem Buche ſo vornehm daſaß, ſtatt die Schafe zu hüten? Das ſah gewiß recht lächerlich aus!“ —

„Ach, zu lächerlich, Papa, das glaubſt Du gar nicht!“ rief Dorothea unbeſonnen.

„Und die Frau Paſtorin meint gewiß, der dumme Junge paſſe gar nicht dazu, er bilde ſich zu viel ein, als ſtehe er ſchon auf der Kanzel? — Es wäre wohl auch weit beſſer, er ginge ganz ſeiner Wege, denn es glaubt ihm doch Niemand, daß er zu 'was Anderem als für die Schafe gut genug iſt. — Das hat ſie ihm geſagt? Nicht? Und Du haſt recht über das dumme Geſicht gelacht, das der Junge ſchnitt?!“ —

„Ja, lieber Vater! Er ſtand da wie verſteinert! Wie wir zurückgingen, ſagte die Frau Paſtorin noch, daß wenn der Trautmann einen Funken Ehre hätte, er ſich gewiß nicht mehr vor mir ſehen ließe. Es wäre auch viel beſſer ſo, denn es ſchicke ſich gar nicht, daß ein Schäferjunge in einem adligen Hauſe ſo aus und ein ginge und Sachen lernte, die nur für uns paſſen.“ —

Das zwölfjährige Dämchen hatte dies Alles höchſt ſorglos hingeplaudert. Es war zum erſten Mal, daß Papa überhaupt über Gottlieb zu ihr redete, und ſie ſprach um ſo offener, als ſie ſich bei ihren Anſichten ganz auf die Autorität der Paſtorin ſtützen konnte.

Herr von Bebran ſetzte ſich, nahm Dorotheen bei der Hand und zog ſie zwiſchen ſeine Kniee, das ernſte, große Auge ſtarr auf das Kind gerichtet.

„Dorothea, weißt Du auch, was Du damit gethan haſt? — Du haſt den Gottlieb unglücklich gemacht und dahin getrieben, daß er lieber ſein Brot unter fremden Leuten erbetteln will, als hier bleiben, wo er ſich von Dir verhöhnen und verachten laſſen muß. — Iſt er nicht ein Weſen Gottes wie Du? — Was machſt Du, albernes Ding, wenn er fortläuft und ſchlechten Menſchen in die Hände fällt, oder die Franzoſen fangen ihn und er muß in den Krieg und verliert ſein Leben, weil die böſe kleine

Bebran ihn von Biebersdorf vertrieb, wo ſeine Eltern auf dem Kirchhofe ruhn?! — Und er geht fort, Dorothea, er hat es mir geſagt! Er geht fort, weil er Dich nicht anſehen kann, ohne Dich in tiefſter Seele zu verachten. Ja, mein Kind, das thut er, denn es iſt Keiner in der Welt zu vornehm, daß ihn nicht der geringſte Menſch verachten und bei Gott verklagen kann. — Der Schöpfer hat blos deswegen erlaubt, daß es Edelleute in der Welt geben darf, damit ſie allen anderen Menſchen ein Beiſpiel an Herzensgüte, Edelmuth und allem Schönen ſein ſollen! Wenn Du das aber nicht kannſt, und biſt Du zehnmal die Tochter des Herrn von Bebran, ſo biſt Du doch nicht einmal werth, daß Du einen Schafhirten zum Vater haſt. Wenn Dir die Frau Paſtorin keinen andern Unterricht geben kann, als den, ſo verdient ſie, daß ſie nie mehr die Sonne beſcheint!! Jetzt wird und ſoll der Trautmann fortgehen und Du wirſt ihn im Leben nicht wiederſehen!!" —

Wohl nie hat auf ein junges Gemüth etwas eine furchtbarere moraliſche Wirkung geübt, als Bebran's Worte auf Dorotheen.

Unwiſſenheit, Leichtſinn und eingeprägter Dünkel wie das Beiſpiel der Paſtorin hatten ſie zur Verhöhnung Gottlieb's getrieben. Jetzt erſt, wo durch den ſchmerzhaft bittern Ton des Vaters ihre eigentlichen Gemüthsſaiten erſchloſſen wurden, wo er ihr ſagte, was wahrhaft adlig ſei in dieſer Welt, überſchaute ſie die Folgen ihres Fehltritts, ſah den armen Jungen bereits durch ihre Schuld verdorben, ſah ſich gerade von Dem auf's Tiefſte verachtet, über den ſie ſich luſtig gemacht hatte.

Das Mädchen brach in lautes Schluchzen aus, fiel dem Vater um den Hals und bat in allen Tönen der Reue und Verzweiflung um Verzeihung.

„Ich kann Dir wohl verzeihen, Dorothea, ob Dir aber Gott, ob Dir der arme Junge verzeihen und Dich achten wird, weiß ich nicht. Du mußt Dein ganzes bisheriges Leben ändern; ich aber will ſehen, wie ich Dein Unrecht an dem Gottlieb gut machen und für ſeine Unterkunſt ſorgen kann, denn er bleibt einmal nicht mehr in Biebersdorf. Geh' hinauf zu Babetten. Auf dem Pfarrhofe haſt Du von heute ab nichts mehr zu ſuchen, ich werde andere Einrichtungen mit Deinem Unterricht treffen.“ —

Dorothea küßte den alten Bebran unter tauſend Schmerzen und bat ihn recht inſtändig, er möchte doch dem Gottlieb ſagen, daß er ihr verzeihen wolle.

„Ich will's thun, doch geſcheh'n iſt geſcheh'n. Er glaubt viel leichter, daß Du ihn kränken willſt, als daß es Dir um ihn leid thut.“

Damit zog er die Schelle und befahl dem eintretenden Rösler, Dorotheen zu Babetten zu bringen und zurückzukommen.

Dorothea verließ bleich, in Thränen ſchwimmend das Zimmer.

Bald darauf kehrte Rösler zurück, höchſt neugierig, was das Alles zu bedeuten habe.

„Rösler, Du läßt den Wagen zurecht machen. Morgen früh verreiſe ich. In einer Stunde kommſt Du wieder und wirſt dem Pfaffen einen Brief hintragen. — Es iſt richtig. Der Junge iſt mir maltraitirt worden, und der Pfaff ſammt ſeinem Weibe haben mir obenein mein Kind verdorben! — So lange wir fortbleiben, wird Deine Frau zuſehen, daß Dorothea ordentlich bewacht und verpflegt wird. Den Pfarrhof betritt ſie nicht wieder. Du wirſt über die ganze Sache ſchweigen, der Leute wegen, hörſt Du?“ —

„Zu Befehl, Ew. Gnaden.“ —

Rösler eilte hinweg, um pünktlich ſeines Herrn Befehle zu vollziehen.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Der Herr Paſtor ſaß inzwiſchen an ſeinem Pult und drechſelte die Sonntagspredigt. Die würdige Gattin nähte nicht weit von ihm am Fenſter und überlegte, wie weit wohl Trautmann bereits gelaufen ſein möge, wobei ſie erwog, daß, falls der Junge auch auf irgend eine Art zur Umkehr gezwungen werde, das Factum ſeiner Undankbarkeit, Pflichtverletzung und Stundenverſäumniß ihm alles Wohlwollen des Patrons rauben müſſe.

Inmitten dieſer tröſtlichen Vorſtellungen wurde das Ehepaar durch den haſtigen Eintritt Rösler's unterbrochen.

„Was ſoll das, Kutſcher, iſt's Manier, ohne anzuklopfen hereinzukommen?!“ fuhr die Dame heftig empor.

„Ach was!“ ſchnauzte Rösler, „habe gerade Zeit zur Höflichkeit. Der gnädige Herr ſchickt da einen Brief an den Pfarrer. Den mag er leſen und ſich bei der Paſtorin bedanken für das, was ſie ihm angerichtet hat! — Hahaha! Ja, ja, der Krug geht ſo lange zu Waſſer, bis er bricht, und Neid ſteht jedem Menſchen ſchlecht, zumal wenn er Gottes Wort lehren ſoll! — Derweil Sie die Suppe ausеſſen, die Sie ſich eingebrockt haben, werd' ich den Gottlieb mit ſeinen ſieben Sachen auf den Herrenhof ſchaffen!“

Damit warf Rösler triumphirend ſeinen Brief auf's Pult des Theologen, ſtrich den grauen Schnurrbart martialiſch in die Höh', grinſte der verſteinerten Dame in's Geſicht und eilte hinaus, die Thür des Zimmers hinter ſich in's Schloß werfend.

„Auf, Junge, auf! Deine Leidenszeit hat ein Ende!“ rief der Reitknecht, in Gottlieb's Dachkammer ſtürmend. „Pack' Deine Sachen und Bücher zuſammen und komm mit. Heut' ſchläfſt Du bei uns, morgen früh fährſt Du mit dem Gnädigen fort!“ —

Er ließ dem Knaben weder Zeit zu weiteren Fragen noch freudigen Expectorationen, ſondern betrieb den Umzug mit ſolcher Eile, als wenn ihm der Boden unter den Füßen brenne.

Während Trautmann mit Rösler's Hülfe ſeine Ausquartierung vom Pfarrer bewerkſtelligte, bot Letzterer ſammt ſeiner Ehehälfte ein Bild des Entſetzens und Jammers. Mechaniſch hatte er, aus der Rede Rösler's das Schlimmſte ahnend, den Brief ſeines Patrons eröffnet, und ſtammelnd vor Schreck, las er die Epiſtel, welche für weitere Veröffentlichung nicht geeignet ſchien.

„Dem Paſtor Schlehdorn!

Sein und Seiner Ehehälfte Benehmen betreffs des Ihm anvertrauten Gottlieb iſt mir längſt verdächtig erſchienen, obſchon ich geglaubt habe, der Unterricht werde bis Oſtern ohne weiteren Skandal zu Ende geführt werden können. Er und beſonders Sein Weib hat aber die Frechheit und Gottloſigkeit gehabt, dem leiblichen Kinde Seines Ernährers und Herrn Anleitung zu Dingen zu geben, die jedes rechtſchaffene Herz empören müſſen und ſich eher für einen Diener des Satans, denn unſres Herrgotts ziemen. Ohne ein Weiteres hinzuzufügen, was Ihm Sein Gewiſſen wohl ſelber ſagen wird, habe ich Ihm anzukündigen, daß Er es nur dem Decorum vor den Leuten zu danken hat, was ich Ihm vor denen als Diener Chriſti nicht rauben mag, daß ich Ihn nicht zum Teufel jage oder dem Conſiſtorium anzeige. Von heute ab kann von keinem Verkehr zwiſchen mir und Ihm die Rede ſein; Er hat ſich ſomit nur ſchriftlich an mich zu wenden, ſich auch alles Erſcheinens auf dem Biebershof zu enthalten. Daß ich meinerſeits Seine Sermone nur ſelten und zwar des Geſindes wegen beſuchen werde, kann Er verſichert ſein, ſo wie daß Er ſich jegliche Ehre und Reputation bei mir verſcherzt hat! —

Sein Patron
Dettlef von Bebran!"

Seit dieſem Tage ſah man weder den Pfarrer noch ſein Ehegeſpons mehr auf dem Biebershof erſcheinen, und die Leute merkten, trotz allen Decorums, bald genug, daß ihr Seelſorger nicht mehr „angeſehen" ſei.

Aus Bebran's Brief wie der Strafpredigt, welche er Dorotheen hielt, ging hervor, wie tief ſich ſeine edle Seele in dem Heiligſten, im Vatergefühle gekränkt wußte. Sein Zorn, welcher bei geringeren Dingen ſo leicht aufwallte, ward von dem tieferen Schmerz über die Verwilderung ſeines Kindes unter der Paſtorin Händen abgeſtumpft. Das rauhe Leben, die Noth und Prüfungen, welche er beſtanden, ehe er ſich dem Wohlleben und der Ruhe überlaſſen durfte, hatten ſein ſonſt äußerlich rauhes Weſen im ächten Feuer der Lebensweisheit und Religion geläutert und ihn erkennen laſſen, daß weder Rang noch Geld, ſondern nur redlicher Sinn, ein edles Gemüth und Fleiß gegen die Stürme der Welt ſiegreich beſtehen können. Seine Beſtürzung war mithin um ſo größer, an ſeinem einzigen Kinde eine Richtung zu entdecken, die ihm für Dorotheens Seele und Leib, ihr Erden- und Himmelsglück gleich heillos erſchien.

Er faßte ſich ſomit kurz und griff energiſch zu allen Mitteln, um den Schaden, der ihm an ſeinem Kinde geſchehen, möglichſt zu beſſern.

Er brach alle Verbindung mit dem Pfarrhofe ab und beſchloß von Breslau eine Erzieherin für Dorotheen zu holen, zugleich aber Gottlieb auf's Gymnaſium zu thun, was er ſchon längſt im Sinne gehabt.

Dorothea der Aufſicht der Rösler'ſchen Eheleute und Babette's überlaſſend, fuhr er am andern Morgen mit Gottlieb ab. Letzterer ſchied von der Röslerin, namentlich Lorenz, der ſeine freudigſte Jugenderinnerung war, von den Gräbern ſeiner Eltern, ſeiner lieben Heerde, ach, den ſtillen Gründen, liederreichen Hainen und rauſchenden Büſchen, von jener freundlichen Höhe mit dem Rundblicke, dem Kehrwieder zu ſeinen Füßen, von Allem, was ſeine Kindheit ſonſt umdrängt, von ſeiner ganzen Jugend nahm er Abſchied mit einem langen, wehmüthigen Seufzer! — —

Drittes Capitel.

Wie der Inſtinct des Thieres in den Augenblicken der höchſten Gefahr ſelbſt das ſicherſte Mittel zu finden weiß, ſeine Jungen zu beſchützen, ſo hatte das gütige Geſchick Bebran gerade die rechten Worte, den ächten eindringenden Herzenston gegeben, Dorotheen zu erſchüttern, vor ſich ſelbſt erröthen und ſchaudern zu machen.

Die wenigen Tage, wo ſie den Vater nicht ſah und, von der Röslerin ſtets beachtet, mit ſich allein befand, ging eine vollſtändige Umänderung in ihr vor. Zu dem tiefen Mitleid und Intereſſe, welches durch die grelle Vorſtellung von Gottlieb's Schmerz in ihr für ihn rege gemacht worden, geſellte ſich die Scham, das nagende Gefühl, von ihm verachtet zu ſein.

Die Entſchuldigung, daß die Paſtorin an Allem Veranlaſſung habe, konnte ihr um ſo weniger genügen, als Gottlieb auf den Schimpf, den er durch ſie erfahren, allein etwas gegeben hatte, ſie alſo als ein Weſen auszeichnete, von der er ſtets nur etwas Edles erwartete.

Ihre Verachtung wendete ſich um ſo mehr der Paſtorin zu, je mehr ſich das Gefühl des Beſſern in ihrer Seele zu entfalten begann und ihr eine Demuth, Sanftheit und Schüchternheit verlieh, welche man vordem nie an ihr wahrgenommen. Dieſe Kataſtrophe hatte Dorotheen zugleich aus der Puppenhaut der Kindheit befreit, welcher Trautmann ſchon längſt entwachſen war, und ihr das erſte Gefühl des Mädchenthums gegeben. —

Bebran brachte Gottlieb Trautmann inzwiſchen wohlbehalten auf's Magdalenäum zu Breslau, welches Rector Manſo, damals noch in männlicher Kraftfülle, regierte. Zu des Patrons frohem Erſtaunen zeigte ſich's, daß Gottlieb ſeine prüfungsvollen Unterrichtsjahre zu Biebersdorf vortrefflich benützt hatte und für die Secunda überreif war, da er in den alten Sprachen, der damaligen Hauptdisciplin, ſehr bewandert war. Bebran gab ſeinen Günſtling, denn das war er durch Ablegung eines ſo glänzenden Examens ganz und gar geworden, zu einem Oberlehrer in Penſion und ſchied von ihm mit dem Verſprechen, nie ſeine Hand von ihm zu ziehen, wenn er alſo in ſeinem Eifer fortfahre.

Bebran's andere Hauptſorge war, eine Erzieherin für Dorotheen zu ſuchen, die auch mit Hülfe Manſo's, dem er ſein Leid klagte, in einer ältlichen Dame, der Wittwe eines Pädagogen, gefunden ward, welche ſich mit Unterrichtgeben kärglich genug zu einer Zeit ihr Brot verdiente, wo das allgemeine Miſère Jeden zwang, ſich möglichſt einzuſchränken.

Der alte Degen kehrte alſo mit ſeiner neuen Erwerbung vergnügt nach Biebersdorf zurück, verfehlte aber nicht, der Dame vorher die Verhältniſſe ſeines Hauſes, die letzte Kataſtrophe mit Dorotheen und die Differenz zwiſchen ihm und den Schlehdorns auseinander zu ſetzen.

Madame Selting, die neue Erzieherin, war ganz die Perſon, welche für Dorotheen paßte. Mit einem liebevollen, einnehmenden Weſen verband ſie, bei großem Ernſt und ſittlicher Strenge, eine Weltbildung und Wiſſenſchaftlichkeit, die nicht verfehlte, auf Dorotheen einen impoſanten Eindruck zu machen. Zugleich wußte ſie ſich bei Rösler und dem Geſinde durch ſchlichte Freundlichkeit und Umſicht ſo in Achtung zu ſetzen, daß man ganz voller Lob über ſie war. Unter ihren geſchickten Händen entfaltete ſich darum die innere Gutartigkeit von Dorothea's Weſen um ſo ſchneller, als das Mädchen jetzt auch in die Jahre zu treten begann, wo ihre Jungfräulichkeit ſich immer mehr entfaltete.

Die Paſtorsleute indeß glichen wahren Parias. Alle Anſtrengungen, die ſie machten, den ſtrengen Patron zu verſöhnen, blieben fruchtlos. Dettlef von Bebran hatte über dieſe Menſchen einmal quittirt und empfand keine Luſt mehr, ſein Kind wie ſeine häusliche Ruhe auf's Neue zu gefährden.

Trotzdem nun alle Differenzen ausgeglichen waren und Dorothea erfahren hatte, Trautmann ſei in Breslau auf dem Gymnaſium wohl untergebracht, wich doch eine leiſe Melancholie nicht von ihr, das Schmerzgefühl, Unrecht gethan, einen ſtrebſamen Menſchen zum Tode gekränkt zu haben. Wie gern hätte ſie ihm Alles abgebeten, irgend eine Entſchädigung für erlittenes Weh geboten. Doch was konnte ſie thun? — Sagte ihr nicht andererſeits ihre mädchenhafte Scham, wie unmöglich, wie unſchicklich jeder Verſuch hierzu ſein würde, falls auch Gottlieb zur Hand wäre? Welche Liebe, wie großes Vertrauen Madame Seiting bei ihrer Schülerin genoß, geht daraus hervor, daß Dorothea ihr dieſen nagenden Kummer rückhaltlos mittheilte. Die Erzieherin beruhigte ſie hierüber nach Kräften, konnte aber doch nicht vermeiden, daß Reue und eine Art Sehnſucht nach Trautmann in Dorotheen rege blieb, und ihr der Entſchwundene nunmehr in eben ſo glänzendem, edlem Lichte zu erſcheinen begann, als er ihr früher lächerlich vorgekommen. Der alte Vers der Anthologie:

„Wenn aber mich ein Weſen
Drob mit Verachtung kränkt,
Das heilig und erleſen,
Bin ich in Schmach verſenkt,“ —

ſchien wie eine Zauberformel ſich mit ſeinen Wirkungen nun auf ſie ſelber zu übertragen.

— — — — — — — — — — — — — — —

Dettlef von Bebran war auch im weiteren Laufe der Zeit mit Trautmann ausnehmend zufrieden. Die Studien des jungen Mannes ſchritten zu Manſo's großer Anerkennung raſch vorwärts, und wenige Semeſter genügten, Gottlieb, bei ſeiner ganz außergewöhnlichen Begabung, der Univerſität zuzuführen. Da er ſich ohnedies längſt, ſeiner alten Neigung gemäß, für die Theologie entſchieden hatte, betrat er Oſtern 1812 das erſte Mal die Hörſäle der Breslauer Univerſität, das alte Jeſuitencollegium mit ſeiner freskenreichen Aula.

Alle Blüthen von Trautmann's reichem Geiſte und Gemüthe, unterm Druck des Paſtors eingeengt, oder nur nach einer Seite hin in der verderblichſten Abſicht entwickelt, entfalteten ſich nun in einer ihnen ganz neuen, freien Selbſtſtändigkeit mit ſtaunenswerther Raſchheit. Der edle Geiſt der Vaterlandsliebe, genährt von den in voller Blüthe ſtehenden Dichterheroen, von Schiller, Herder und Arndt, nährten Gottlieb's tiefe Begeiſterung und natürliche Poeſie, gaben ſeinem Weſen, Seele und Leib eine männliche Zuverſicht und Reckenhaftigkeit, die unter gleichgeſinnten Altersgenoſſen genährt wurde. Er war hochaufgeſchoſſen zu einem blühenden, kraftvollen Jünglinge.

Zu jener Zeit, wo das ganze deutſche Vaterland ſich in der Hand Napoleon's und ſeiner raubſüchtigen Satrapen befand, flüchtete ſich die verſtohlene Klage, die verfehmte Vaterlandsliebe in eine enge Genoſſenſchaft, den Tugendbund, der, von Königsberg aus, ſich über ganz Preußen erſtreckte, beſonders in den Univerſitäts- und Hauptſtädten ſeinen Sitz hatte, alle hervorragenden Männer des Landes, vor allen den großen Stein, zu heimlichen oder offenen Genoſſen hatte und das Veſtafeuer der Nationalehre, die Rachefackel der Vergeltung in den Herzen der Jünglinge ſtets mit friſchem Zunder zu nähren wußte.

Glühende Briefe Trautmann's brachten dem alten Bebran die Kunde von der wachſenden Gährung der Gemüther und erhoben die gebrochene Hoffnung des alten Herrn zu lebendiger Begeiſterung, zur Ahnung, daß langſam die Stunde der Erlöſung nahe, wo der „reißende Wolf, der die Heerde verwüſtet,“ verjagt werde von deutſcher Erde.

Freude umſtrahlte des alten Bebran Geſicht! Seinem Kinde, dem alten Rösler erzählte er von ſeinem „Sohn, an dem er Wohlgefallen habe und den er zum Opfer bringen wolle für die heilige Sache ſeines Königs und Landes". —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Wahnſinnig wird, wer dem Verhängniß reif iſt! —

Ein ſolcher Wahnſinn ergriff den erſten Napoleon! Der Wahnſinn, Rußland zu erobern und zu vernichten, nachdem ſeiner ſataniſchen Selbſtſucht der ganze übrige europäiſche Continent zur Beute geworden war.

Seine Heerſäulen durchzogen Deutſchland und brachen in die Steppen des Czaarenreiches ein, drangen, trotz Kälte, Hunger und allen Entbehrungen eines Wüſtenzugs, unaufhaltſam vor, ſchlugen die feindlichen Heere ſiegreich bei Smolenſk und Borodino, nahmen Moſkau, die heilige Stadt des Landes, in Beſitz, und vom ehrwürdigen Kreml wehte die fränkiſche Tricolore. Der äußerſte Moment war gekommen, das große Entweder — oder: ob die Welt napoleoniſch oder frei ſein ſollte? — Athemlos in ungeheuerſter Spannung harrte Europa, und das Schickſal raſſelte mit den Würfeln, um ſie zu Elend oder Segen auf dem weiten Hazardtiſch des Krieges auszuſtreuen.

Herrn von Bebran ließ es weder Ruhe noch Raſt. Für ſeinen ungeduldigen Rachedurſt währte Alles viel zu lange. Er war ſehr der Anſicht, daß Deutſchland ſich raſch ermannen und den Eroberungsheeren Napoleon's in den Rücken fallen ſolle. Ach, der alte Herr vergaß in ſolchen Stunden, daß der Säbel Vandamme's über Schleſien, Caſtiglione in Berlin regierte, und ſo weit die deutſche Zunge klang, ſie auch in ſlaviſcher Demuth fränkiſch Lob ſingen oder athemlos ſchweigen mußte, vergaß, daß ſo viele Patrioten, die ihr Schmerz zur Erhebung trieb, daß Schill, Andreas Hofer, der Herzog von Braunſchweig, Erk und ſeine Genoſſen den Tod der Empörer geſtorben waren, oder wie Stein als Flüchtlinge zu Petersburg und London ſaßen.

Die Spannung und Ungeduld, in welcher ſich Herr von Bebran befand, ward weſentlich durch die Stille der ſich vorbereitenden Kataſtrophe und den Mangel jeglicher Nachrichten vom nördlichen Kriegsſchauplatze geſteigert.

Trautmann's Briefe und Berichte ſelbſt hatten in dieſer Zeit einen ſtreng individuellen und lokalen Charakter. Man befand ſich eben allgemein im Zuſtande der bänglichſten Erwartung und Ungewißheit.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Am 15. December 1812 trat Bebran aus dem Hauſe, um die Arbeit ſeiner Knechte in den Scheuern zu beſichtigen. Es war ein ſonnenheller kalter Morgen, die Triften und Höhen glänzten in Demantgefunkel des Schnees, und die Stille ward nur durch den Takt der Dreſcher unterbrochen, die in der Scheune beſchäftigt waren.

„Ob heut' wohl Nachricht kommt!“ murmelte er, „der Lorenz könnte auch ſchon von Glatz wieder zurück ſein! Es rückt und rührt ſich auch gar nichts, und man ſollte glauben, die Welt ſchliefe den ewigen Schlaf. Zum Teufelholen iſt's!!“ —

Indem er damit über den Hof ſchritt, ſchlug plötzlich ein fernes Dröhnen an ſein Ohr. Bald ſchwach und unmerkbar, bald deutlich und voll, je nachdem der Wind den Schall herüber trug. — Bebran ſtand ſtill. —

„Was iſt das? Aber 's kann nicht ſein! — Und doch kenn' ich den Ton! Barmherziger Gott, Kanonendonner!“ Er eilte nach der Scheune und unterbrach die Arbeit.

„Heraus, Leute! Kommt und hört, Kinder! — Hört nur das Schießen!“ —

Die Knechte warfen ihre Werkzeuge von ſich und eilten beſtürzt auf den Hof.

Der alte Rösler kam gleichfalls aus dem Stalle, ſtand lautlos und horchte.

„Der Schall trügt,“ ſagte Bebran, „man kann, bei Gott, nicht hören, auf welcher Seite es ſein mag!“ —

„Das kommt von Glatz, gnädiger Herr,“ fuhr haſtig nach einer Weile Rösler empor. „Das von der andern Seite iſt nur das Echo, vom Gebirge her!“ —

„Das iſt der Feind!“ ſchrie ein Knecht auf.

„Die Franzoſen liegen wieder vor Glatz!“ murrten die Leute, und alle Geſichter wurden bleich.

„Unſinn!“ rief Bebran ärgerlich, „wie ſollen die Franzoſen jetzt in unſere Gegend kommen? Zu Tilſit iſt Friede gemacht worden, und wenn es auch ein trauriger Friede iſt, ſehe ich nicht ein, warum der Feind ihn brechen ſollte, kann er uns doch ohnedies nichts mehr nehmen, was er, leider Gottes, nicht ſchon hat!“

Da klang Hufſchlag von der Straße und Lorenz erſchien auf ſchweißbedecktem Pferde unter dem Thorweg.

„Victoria!“ ſchrie er. „Hören Sie, gnädiger Herr? Sie ſchießen zu Glatz Victoria, und Alles iſt toll vor Freude! Napoleon ſoll mit ſeinem ganzen Heere in Rußland vernichtet ſein! Hurrah!“

Der junge Mann ſprang aus dem Sattel und übergab Bebran die Poſttaſche.

„Hurrah!“ jubelten die Leute, und Freude glänzte auf allen Geſichtern.

„Still, Kinder! nur nicht haſtig!“ rief Bebran. „Eine ſolche Nachricht iſt zu wichtig und muß erſt geprüft werden. Es könnte leicht ein blinder Lärm ſein. Ich will nachſehen, was es giebt, kommt indeß herein auf den Flur.“

Er eilte mit unbeſchreiblicher Bewegung in's Haus zurück und befahl der Röslerin, ſeine Tochter und Madame Selting zu rufen, denn er wollte, daß Alles dabei ſein ſollte.

Während er an dem eichenen Tiſch im großen Flur des Herrenhauſes die inhaltſchwere Taſche öffnete, traten ſeine Leute herein. Auch Dorothea mit der Selting waren herabgekommen und Alles harrte ſchweigend.

Herr von Bebran erbrach mit zitternden Händen einen Brief, der von Trautmann kam. Kaum hatte er einige Zeilen raſch überflogen, als ihm die hellen Thränen in die Augen kamen. Mit ſchwankender Stimme fing er an zu leſen:

„Mein lieber, gnädiger Herr!

Nach langem Harren endlich Sieg, Sieg über den Verderber! Napoleon's Heer iſt in Rußland ganz und gar aufgerieben und hat den Rückzug angetreten. Der Tyrann iſt bereits allem Vermuthen nach auf der Flucht nach

Paris. Anbei ſende ich Ihnen eine Abſchrift von Bonaparte's 29. Bulletin vom 3. December, das überall hier cirkulirt und worin er ſein eigenes Elend eingeſteht! Gott erhalte das Vaterland und den König!

Die Vorgänge der letzten Monate, welche nunmehr offenkundig ſind, theile ich Ihnen in gedrängteſter Kürze und in Gefühlen mit, deren Seligkeit Sie ſammt allen Lieben in Biebersdorf theilen werden.

Napoleon iſt allerdings mit dem Heere nach furchtbaren Strapazen am 14. September in Moskau eingerückt, aber er iſt nicht, wie ſein ſtolzes Herz gewähnt, im Triumph empfangen worden, ſondern fand die ganze große Stadt verödet und verlaſſen!“ —

„Hihi!“ platzte der alte Rösler aus. — „Solcher Marſch und kein Quartier. Ich kenne was das heißt, Leute!“ —

„Und bei 25 Grad Kälte!“ fiel der Verwalter ein.

„Nicht genug!“ las Bebran weiter. „Die Nacht darauf, als Alle den Todesſchlaf der Ermattung ſchliefen, ward Moskau von unbekannten Händen an allen Ecken angeſteckt und brannte bis zum 20. faſt ganz und gar nieder!“

„Donnerwetter,“ ſchrie Rösler auf, „da war's freilich aus. Das iſt ein furchtbares Unglück!“ —

„Tochter,“ ſagte Bebran bewegt, „lies Du weiter. Ich kann vor Bewegung nicht ſprechen.“

Dorothea nahm den Brief.

„Murat, welcher dem zurückweichenden ruſſiſchen Heere nordwärts nachfolgte, wurde am 18. October bei Winkowo überfallen und geſchlagen. Das übrige franzöſiſche Heer in Moskau war auch bereits in der Auflöſung begriffen. Napoleon, um zu retten, was noch zu retten war, beſchloß den Rückzug, welchen er am 19. October gebrochenen Muthes antrat. Da aber vollendete ſich das rieſenhafte Elend der franzöſiſchen Armeen.

Eingekeilt zwiſchen die verfolgenden ruſſiſchen Heere, nur vom Selbſterhaltungstriebe zuſammengehalten, ſchleppten ſich die Legionen des Corſen von Werſt zu Werſt, auf ihrem langen Leidenswege eine ungeheure Gaſſe von Todten, Verwundeten, unbrauchbaren Batterien, Equipagen und Pferden dem Hunger, Froſt, der Ermattung, den Wölfen oder der Gnade der plündernden Koſaken zurücklaſſend.“ —

„O grauenhafte, entſetzliche Vergeltung!“ rief Bebran.

„Und die vielen Oeſterreicher, Preußen, Bayern und Andere, Alles Kinder deutſcher Eltern, die nun unter dem Eiſe ſchlafen!“ murmelte Rösler dumpf.

„Am 26. November,“ las Dorothea bewegt weiter, „ſetzte das Heer Napoleon's über die Bereſina, ein verzweiflungsvoller Uebergang, drei lange Tage dauernd. Die Franzoſen glichen nur einer Horde wahnſinniger Menſchen, alle Ordnung wich der Raſerei, der Verzweiflung und dem gewiſſen Verderben. Wenn Sie das beigelegte Bulletin Napoleon's leſen, gnädiger Herr, das doch nur den unleugbarſten Theil alles Gräßlichen ſchildert, müſſen Sie geſtehen, daß es keine Epoche der alten und neuen Geſchichte giebt, in der ſo viel Menſchenleben in ſo kurzer Zeit für das tyranniſche Gelüſte eines einzigen Mannes bluten mußten, als in dieſem Feldzuge! Wie ein Lauffeuer wird dieſe Kunde durch alle Lande eilen, alle Herzen entzünden zu einem letzten, furchtbaren Kampfe, der den Weltbedrücker gänzlich vernichten ſoll, daß die Erde wieder frei aufathme in Frieden! Ich kann Ihnen verſichern, daß heimlich Alles ſich zu einem Schlage vorbereitet. Scharnhorſt beſonders, auch Blücher ſind unermüdlich in Organiſirung des Heeres, und auf Hardenberg's Gewandtheit rechnen die Patrioten. Nur eine kurze Weile Geduld und wir ſtehen im Felde, wo ich, mein Wohlthäter, mit Ihrer Bewilligung nicht der Letzte zu ſein hoffe, der zum Schwerte greift. Gott erhalte Fürſt und Vaterland, erhalte Sie, meinen Gönner und Vater, wie ich in dieſer Stunde zu ſagen wage, und laſſe Sie die Tage des Friedens ſchauen! In einem Monat hoffe ich Ihnen Mehreres anzeigen zu können und verharre in freudiger Hingebung als

Ihr treu dankbarer Diener
Gottlieb Trautmann.“

Eine Pauſe erfolgte.

Bebran ſtand ſtarr. Der alte Herr wankte. Dann kam ein Zittern wie Froſt über ihn. Seine Lippen wollten ſprechen, verſagten aber den Dienſt. Dann fiel er ſeiner Tochter um den Hals.

Der erſte, wahrhaft heilige Freudenjubel ſeit langen, langen Jahren war es, der die Bruſt des alten Recken bis zum Zerſpringen dehnte. In dieſem ſtummen, unbeſchreiblichen Geberdenſpiele lag das wortloſe Triumphlied der neu anbrechenden Zeit.

Das Verſtändniß dieſer hohen Rührung iſt unſrer liebeleeren Welt, ſo ſcheint's, entſchwunden. Was damals glühend Alles durchflammte, dünkt uns heute ziemlich klein, uns, die wir die Segnungen genießen!

In jenen Tagen war aber kein Herz auf deutſchem Boden ſo niedrig und gering, das nicht vor Wonne aufſchrie, ſich in Stolz und Hoffnung hob, daß „Varus mit ſeinen Legionen“ geſchlagen worden. Was Menſchenkraft nicht mehr bezwingen konnte, that das Schickſal, und der alte Gott ſchien ſelbſt in die Sturmdrommete zu ſtoßen, um ſeiner Elemente mordende Schwadronen gegen den Mann in's Feld zu führen, dem nur noch Caligula's Wahnſinn fehlte, ſich Gott gleich zu ſtellen! —

Kein anderes Gefühl kam in dieſem Moment auf, als das des Dankes, der neuaufathmenden Hoffnung!

Es war ein erſchütternder, wahrhaft hoher Augenblick, eine athemloſe heilige Stille, wo Jeder nur mit ſich, dem Vaterland und dem Lenker der Volksgeſchicke droben beſchäftigt war, indeß fern von den Wällen der Feſtung Glatz die Batterien ihr Victoria durch die Lüfte und zu den ſtillen Bergen trugen, ein ſchmetternd Halleluja, um zu wecken die verzagten Herzen!

Still gingen Alle dann hinweg, Jeglicher an ſeine Arbeit, aber mit dem freudigen Gefühl, daß die Erlöſungsſtunde nun auch für Preußen nahe.

Während man ſich auf den entſcheidenden Augenblick des Losbruchs vorbereitete, entwickelten ſich die Begebenheiten auf dem großen Welttheater mit langſamer aber logiſcher Unerbittlichkeit.

Der heimliche Friede und die Allianz zwiſchen England und Rußland vom 14. September wurde bekannt, und während Napoleon, wie von den Erinnyen gepeitſcht, den Trümmern ſeiner zerlumpten Legionen voran, unaufhaltſam nach Paris floh, eine neue Armee aus dem Boden Galliens zu ſtampfen, bewies der Schrecken der Malet'ſchen Verſchwörung, in die ſelbſt Napoleon's eigene Miniſter, Frochot und Andere, verwickelt waren, wie wankend Bonaparte's Thron, wie ſehr bei ſeinem eigenen Volke ſchon der Glaube an ihn gewichen ſei. Hinter den aufgelöſten Maſſen der den Gefilden des Schnees entronnenen Franzoſen und ihrer zwangsweiſe Verbündeten rückte die ruſſiſche Macht wie eine Lawine den Grenzen zu.

Friedrich Wilhelm III., ein Fürſt von ſchlichtem großherzigen Charakter, beſaß aber ein faſt peinliches Redlichkeitsgefühl. Trotz des furchtbaren, entehrenden Drucks, den Napoleon auf ihn ausgeübt, trotzdem er ſein halbes Preußen, ſeine herrliche Louiſe in dieſem Ringkampf der Verzweiflung verloren, trotzdem der Eroberer nicht einmal die Tilſiter Verträge heilig hielt, konnte ſich der König nicht entſchließen, jene Convention wie Alexander zu brechen. Er hatte einmal, wie er ſagte, ſeinen ehrlichen Namen unter die Acte geſetzt und hielt es für ſeine Pflicht, mit brechendem Herzen dem Manne Treue zu halten, der dieſe Tugend ſelbſt bei den zarteſten Beziehungen des Lebens nie gekannt.

Obwohl es jetzt an der Zeit zu ſein ſchien, Napoleon's Ketten zu ſprengen, obwohl Alles auf den Thron blickte nach dem Flammenzeichen der Befreiung, Friedrich Wilhelm — ſchwieg, ſchwieg aus Pflichtgefühl, und die Begeiſterung ſeines Volkes ſchien vergebens verlohen zu ſollen!

Da that für ihn, was er verſchmähte, der kecke Opfermuth eines Mannes, und in entſcheidender Minute, an der verwundbarſten Stelle Napoleon's ward der Bewegung Breſche gemacht.

General-Lieutenant York, mit ſeinem Armeecorps unter den Befehlen Macdonald's, des Herzogs von Tarent, ſtehend, ging, nach heimlicher Verabredung mit Diebitſch, unter der Form einer Capitulation vom 30. December 1812 mit Sack und Pack zu den Ruſſen bei Tauroggen über. Macdonald mußte bis Elbing zurückweichen, die Ruſſen rückten auf preußiſches Gebiet, die entſetzten franzöſiſchen Generale von Garniſon zu Garniſon zum Rückzug zwingend.

Das war ein Schlag, unwiderſtehlich in ſeinen Folgen!

Als die Nachricht nach Berlin kam, welches von Caſtiglione beſetzt war, vermochte man kaum ſeine Freude vor den Späheraugen der Franzoſen zu verbergen.

Anders indeß war die Wirkung derſelben Nachricht auf den König. Am 19. Januar erſchien folgende Bekanntmachung:

„Berlin, vom 19. Januar (1813).

Der General-Lieutenant von York, Chef des unter den Befehlen des Marſchalls Herzog von Tarent geſtellten Preuß. Hülfscorps, hat auf dem Rückmarſch von Curland den 30. December 1812 bei der Poſcherung'ſchen Mühle mit dem Kaiſerl. Ruſſiſchen General-Major von Diebitſch capitulirt. In dem hierüber Sr. Königl. Majeſtät erſtatteten Bericht führt der General-Lieutenant von York an, daß er durch die ſchlechte Beſchaffenheit der Wege, durch die ſtrenge Kälte und daraus entſtandene Ermattung der Truppen, durch den Mangel an Cavallerie, welche nebſt einem Theile der Infanterie mit der Avantgarde anderthalb Tagemärſche unter den Befehlen des Marſchalls Herzogs von Tarent vorausgegangen, hauptſächlich aber dadurch, daß er von drei ihm ſehr überlegenen feindlichen Armeecorps umzingelt war, zu dieſer Maßregel gezwungen worden ſei, und ſetzt hinzu, daß er dieſes Mittel ergriffen habe, um dem Könige das Corps zu erhalten. Seine Majeſtät haben bei dieſer unerwarteten Nachricht den höchſten Unwillen empfunden und, Ihrem Bündniß mit Frankreich getreu, nicht allein die wegen obiger Capitulation abgeſchloſſene und hier unten mitgetheilte Convention nicht ratificirt, ſondern auch ſofort verfügt, daß

1) dem General-Lieutenant von York das Commando des Preußiſchen Hülfscorps genommen und dem General von Kleiſt übertragen,

2) der General-Lieutenant von York ſogleich verhaftet und vor ein Kriegsgericht geſtellt,

3) der General von Maſſenbach, welcher ſich an die Capitulation angeſchloſſen hat, gleichfalls ſuspendirt und zur Unterſuchung gezogen werde, endlich

4) die Truppen ſelbſt aber, nach dem Inhalt des mit Frankreich abgeſchloſſenen Tractats, zur alleinigen Dispoſition Sr. Majeſtät des Kaiſers Napoleon oder Seines Stellvertreters, Sr. Maj. des Königs von Neapel, verbleiben ſollen.

Mit dieſen allerhöchſten Befehlen iſt der Königl. Flügeladjutant ꝛc. von Natzmer bereits zur Armee abgegangen.

Es iſt Sr. Königl. Majeſtät ſehr ſchmerzhaft geweſen, daß ein Corps d'armée, welches während des ganzen Feldzuges ſo viele Beweiſe erprobter Treue und Tapferkeit gegeben hat, in einem ſo entſcheidenden Momente unthätig gemacht worden iſt.

Se. Majeſtät haben den Fürſten von Hatzfeldt nach Paris geſchickt, um Ihrem hohen Alliirten über dieſen unerwarteten und höchſt unangenehmen Vorfall die nöthigen Aufklärungen vorzulegen.“

— — — — — — — — — — — — — — — —

York hatte ſeinen Kopf und, mehr noch, ſeine Ehre eingeſetzt für die Rettung Preußens. Glücklich oder unglücklich, hing das Damoklesſchwert über ſeinem Scheitel, das ihn jeden Moment mit dem Ende eines Verräthers belohnen konnte. —

Viele Stimmen ſind nachträglich mit der Meinung laut geworden, daß Alles, ſelbſt des Königs Indignation, nur ein abgekartetes Spiel Napoleon gegenüber geweſen ſei. Das iſt nicht wahr!

Abgekartet war nur York's Uebergang zu den Ruſſen mit Diebitſch, York handelte hier eigenmächtig und aus innerem Drang und Willen.

Der Unwille des Königs war wahrhaft tief und bitter, und dem ſtarren, rückſichtsloſen Begriff der Redlichkeit in ihm ganz angemeſſen. Er wollte dem treuloſeſten Bedrücker ſelbſt nicht einmal treulos erſcheinen.

Dieſen Unwillen aber und die daraus entſpringenden Folgen für York benutzte Hardenberg mit unerhört feiner Gewandtheit, um die furchtbaren Schlappen, welche Napoleon erhielt, ſelbſt als Beweis von Preußens Treue hinzuſtellen, und während er innerlich jauchzte, daß der ſtarre König dadurch doch endlich, vom Zwange der Umſtände getrieben, zum Handeln genöthigt wurde, der Stein einmal nun zum Rollern gebracht ſei, verſicherte er Caſtiglione wie dem Geſandten St. Marſan ſeine größte Bewunderung und treueſte Freundſchaft für Napoleon, und verhieß die eclatanteſten Strafen dieſes größten aller Verbrechen. —

Mit betäubender Beſtürzung glaubte man dies in den Tuilerien und hielt Preußen für zuverläſſig, ſo unzuverläſſig man ſich auch gegen daſſelbe ſtets bewieſen hatte.

Wie genau man dabei Friedrich Wilhelm III., wie wenig aber Hardenberg und das, was inzwiſchen der Organiſator Scharnhorſt geſchaffen hatte, kannte, beweiſt der Senatsconſult vom 11. Januar, welcher bei Gelegenheit der Decretirung eines neuen Heeres von 350,000 Mann Folgendes ausſprach:

„Des Königs von Preußen Majeſtät hat, als er jenes in der Geſchichte der neueren Kriege unbekannte Verbrechen erfuhr, einen Unwillen gezeigt, der ſeiner Redlichkeit und der Treue gegen ſeinen Bundesgenoſſen angemeſſen iſt. Einſtimmend mit den Geſetzen der Monarchie, fühlt auch ſein Cabinet nur das Bedürfniß, ein politiſches und militäriſches Verbrechen, welches die Nation beleidigt und dem Regenten Hohn ſpricht, gut zu machen und zu beſtrafen.“

So ſehr in dieſen bewegten Tagen die Gefühle Friedrich Wilhelm's mit den geheimen Abſichten Hardenberg's differiren mochten, wußte dieſer vorzüglichſte und patriotiſcheſte aller damaligen deutſchen Diplomaten ſeinem Herrn indeß doch die Unmöglichkeit klar zu machen, bei fortgeſetzter Rückſichtsloſigkeit Napoleon's fernerhin noch demſelben Zutrauen zu ſchenken, und alle die mannigfachen Klagen des von Requiſitionen und franzöſiſchen Polizeimaßregeln gequälten Landes brachten endlich den Entſchluß zur Reife, ſich einer Herrſchaft zu entledigen, die mit jedem Tage widernatürlicher und unmöglicher wurde.

Der wider Willen günſtigen Folgen, welche York's Vereinigung mit Diebitſch ſofort nach ſich zog, konnte ſich der Monarch eben ſo wenig entſchlagen, als daß Blücher in Polen ebenfalls den Ruſſen ſich freundlich erwies und die Heerhaufen Alexander's die Grenzen von Norden her überall überſchritten.

Um weniger vom Feinde beobachtet zu ſein und ein Terrain des Handelns zu gewinnen, brach Friedrich Wilhelm III. mit der ganzen königlichen Familie unter Bedeckung der Garden den 22. Januar von Potsdam auf und ging nach Schleſien, was jetzt außer Liegnitz frei vom Feinde war, und verlegte ſeinen Sitz nach Breslau, die äußeren Geſchäfte in Berlin einer Regierungs-Commiſſion, beſtehend aus den Miniſtern von der Golz, Kircheiſen, Lottum, Schuckmann und Bülow, überlaſſend.

Napoleon, ſo zerriſſen er in innerſter Seele, ſo moraliſch geſunken er an Kraft und Unfehlbarkeit vor Europa, ſo angegriffen ſeine Geſundheit war, ſchien nicht gewillt, die Früchte ſeiner Selbſtſucht, das ſchöne Deutſchland fahren zu laſſen. Mit derſelben gigantiſchen Energie, welche ihn ſeine Heere nach Rußlands Steppen und wieder zurückführen ließ, wußte er alle Mittel der politiſchen Reclame in Bewegung zu ſetzen, um der wunden Eitelkeit ſeiner Nation zu ſchmeicheln und ſie zu neuen Opfern an Geld und Menſchen zu bewegen. Der Reſt der zurückgeführten Armee, die verbündeten Hülfsvölker mit eingerechnet, betrug immerhin noch 40,000 Mann, und die Realiſirung des Senatsconſults verhieß neue 350,000 Streiter, zuſammen alſo 390,000 Mann, eine furchtbare Macht, um auf's Neue Schreck und Elend in die arme Welt zu tragen. Noch ſteckte die alte Berſerkerwuth der Revolution, die

Idee eines Weltreichs, das Napoleon geweckt, in Frankreichs Söhnen, jeder Tambour träumte ſich ein Alexander, ſelbſt die große Niederlage in Rußland ward pomphaft von dem Moniteur, der alten feilen Hetäre aller Dynaſtien, zum unſterblichen Ruhmespſalme für „Frankreichs heilige Escadronen" ausgebeutet. Paris lieferte beſonders in der Adreſſe vom 12. Januar an den Kaiſer einen guten Barometer franzöſiſcher Arroganz und blödſinniger Ueberhebung, indem es, nach indignirender Erwägung der York'ſchen Affaire, fragt:

„Sollte ſich wohl der Feind ſchmeicheln, durch die Folgen ſeiner Treuloſigkeit ein Uebergewicht über uns zu erhalten? Glaubt er jenen Muth gedämpft, jenes Bedürfniß von Ruhm getilgt zu haben, welches die Herzen aller Franzoſen entflammt?

Wie! Während auf allen Punkten Ihres (des Kaiſers) weiten Reiches ſich Denkmäler des Triumphes erheben, glaubt er, wir würden einwilligen, ſie mit eigenen Händen umzuſtürzen! Möge der Feind vernehmen und ſchaudern, daß uns nichts von jener hohen Stufe des Ruhms herabſteigen laſſen wird, auf welche Ihr Genie uns erhob und auf welcher die Nachwelt uns einſt anſtaunen muß!" —*)

Zum Bündniß zwiſchen Rußland und England war in der letzten Hälfte des Jahres 1812 mittlerweile noch Spanien getreten.

Als Friedrich Wilhelm III. mit ſeiner Familie in Breslau eingetroffen war, empfing das Volk ſeinen König mit jubelndem Entzücken; der Schwerpunkt aller moraliſchen Gewalt fiel auf Schleſien, indeß das vereinigte ruſſiſche Heer 140,000 Mann ſtark unter Wittgenſtein, Tſchitſchagow und Kutuſow bis Königsberg und Marienburg rückte und die ſtarke Feſtung Thorn beſetzte. Bei der Macht des Feindes, der Iſolirung Preußens ſchien indeß jeder offene, gewaltſame Schritt gefährlich, Hardenberg und Scharnhorſt wählten alſo eine

---

*) Wer erkennt in dieſem Gascognertone nicht das Vorbild jetziger imperialer Fanfaronnaden? —

Auskunft, die begeiſterten Söhne des Landes in ſchlichteſter Form aufzufordern, unter die Waffen zu treten. Es erſchien demnach die Bekanntmachung Hardenberg's vom 3. Februar 1813 über die Formirung der freiwilligen Jäger-Detachements bei der ganzen Armee und der Aufruf des allgemeinen Eintritts in dieſelben.

Die entſcheidende Stunde hatte geſchlagen!

Kein lauter, fanatiſcher Jubel, kein Kampfgebrüll und weltzertrümmernd Dräuen wie an der Seine, ein lautloſer Wink war's, wie von Dſchemſchid's Zauberruthe, ein unſichtbarer Blitzſchlag, ein Aufathmen, ein allgemeines Einverſtändniß! Die Geiſter der todten Söhne Armin's, der gefallenen Helden des großen Friedrich hoben ſich lautlos aus den Grüften, ſenkten ſich in die Herzen von Boruſſia's Jugend, und Alles eilte zu den Fahnen!

Auf dem ſchwarzen Brett der alten Univerſität zu Breslau ſtanden an ſelbigem Tage die Worte:

„Von morgen ab collegium publicum unter den Profeſſoren Blücher und Scharnhorſt!

Minerva.“

Die Hörſäle der oberen Klaſſen aller Gymnaſien ſtanden leer!

Trautmann ſchrieb ſofort nach Biebersdorf und legte die Proclamation bei.

An demſelben Tage, als Bebran Gottlieb's Brief und die Proclamation erhielt, erhob er ſich wie ein Löwe aus ſeinem alten Lehnſtuhl. Das Feuer der Jugend kam ihm wieder, die alte Dithyrambe der Tage von Roßbach und Leuthen!

Er ſchellte heftig, theilte dem eintretenden Rösler Alles mit und befahl, daß jede Arbeit eingeſtellt und das Geſinde wie die Leute von Alt- und Neu-Biebersdorf auf den Gutshof entboten werden ſollten.

— — — — — — — — — — — — — — —

Zwei Stunden ſpäter war der Herrenhof dicht mit Köpfen beſetzt; Männer, Weiber und Kinder, was nur kriechen konnte, war gekommen.

Schweigend harrte Alles der nahenden Dinge.

Die Thür des Herrenhauſes öffnete ſich; heraus trat Herr Detlief von Bebran in vollem Sonntagsſtaat, geſchmückt mit den Ehrenzeichen ſeiner ſtreitbaren Jugend, neben ſich ſein Kind, ſo wie Madame Selting. Ihm folgte Rösler, Lorenz und die Röslerin mit verweinten Augen.

Die Leute zogen ehrfurchtsvoll die Mützen.

„Kinder!“ begann der Gutsherr, „ich hoffe, ich bin Euch ein redlicher Nährer und Beſchützer, ein Hausvater geweſen, habe Gott vor Augen und im Herzen gehabt allezeit, und Keines von Euch iſt ungetröſtet im Unglück von mir gegangen. Während rings im Lande Städte und Dörfer von Napoleon's Horden verbrannt, die Ernte verwüſtet, und Tauſende zu Bettlern und Krüppeln wurden, hat Gott unſer abgelegenes Biebersdorf vor dem Aergſten behütet. — Ich habe des großen Friedrich Schlachten geſchlagen, habe unſer geſegnetes Preußen aus unbeachteter Kleinheit zu einem Staate wachſen ſehen, vor dem die ganze Welt Reſpect hatte, und daſſelbe Preußen iſt heute entehrt, erobert, zerſtückt, verarmt, und ich werde mich vielleicht in die Erde betten, ohne zu wiſſen, wem die Scholle, in der ich ruhe, wem unſre ſchönen Berge einſt dienen werden, ob nicht mein Kind, von ſeinem Erbe vertrieben, darbend umherirrt, ob Biebersdorf nicht, wie manch anderer Ort, einſt nur ein Aſchenhaufen, und Ihr Alle zerſtreut und heimathlos werdet!“ —

Ein Murren erhob ſich ringsum, dazwiſchen ein leiſes Schluchzen und Seufzen.

„Nicht genug, daß unſer Herrgott in Rußland ſelber dieſem Napoleon die Wege gewieſen hat, daß wir Alles erduldet, was Menſchen tragen können, und unſer guter König kaum mehr weiß, ob er noch ein Volk hat, will dieſer Napoleon mit 400,000 Mann wiederkommen und uns das Letzte nehmen, was wir beſitzen!“

Ein Geſchrei der Wuth erſcholl. Die Köpfe der Menge wogten wie Kornähren vom Winde geſchüttelt.

„So hat denn Se. Majeſtät, der Liebe des Volks vertrauend, auf uns ſeine letzte Hoffnung geſetzt, daß wir mit Gut und Blut ihm helfen wollen, die Franzoſen aus dem Lande zu werfen, damit wir endlich in Frieden unſer Brot eſſen können. Ich will nicht einen Groſchen behalten und lieber mit meinem Kinde als Bettler aus Biebersdorf gehen, wenn ich damit nur helfen kann, daß dem König ſein Recht und das Vaterland frei werde. Das ſchwöre ich, ſo wahr Gott ſich meiner im Tode erbarme!“ —

Darauf verlas der Verwalter die Proclamation wegen der freiwilligen Jäger.

„Wenn Ihr,“ begann Bebran wieder bewegt, „Eure Weiber und Kinder, wenn Ihr mich und Euren König liebt, ſo helft mir! Gottlieb Trautmann zieht in den Krieg, wer will im Leben und im Tode ſein Genoſſe und Bruder ſein? — Die Euren werd' ich verſorgen, daß Keines Noth leide. Der König aber wird Euch ehren und der Himmel ſegnen. — Zwanzig Mann will ich ausrüſten, wer meldet ſich und nimmt dies Zeichen?“ —

Er griff in ein Körbchen, das Dorothea trug, und hob eine ſchwarz-weiße Schleiſe in die Höhe! —

Da faßte Rösler ſeinen Lorenz bei der Hand und trat vor.

„Hier ſind Zwei, gnädiger Herr!“

„Was, Alter, Du willſt auch mit?“ rief Bebran.

„Das will ich, Ew. Gnaden! So viel Kräfte habe ich noch, einem halben Dutzend Franzoſen die Kugel in den Leib zu jagen. Ich hab' es mit meiner Alten abgemacht. Flenne nicht, Mutter, ich ſage Dir, ich halt' aus wie ein Junger!“

Da ſchritt Bebran in tiefſter Rührung zu ihm und umarmte den Alten.

„Du ehrliches preußiſches Blut, kannſt doch Dein altes Herz nicht verleugnen. Ich laß Dich gewiß ſchwer, aber wenn Du bei Gottlieb und den Anderen biſt, wird mir um ſie ordentlich leichter. Weinet nicht, Röslerin, jede Kugel trifft ja nicht. Wär' ich kinderlos und nicht zu alt, bei Gott, ich ſtiege ſelber noch einmal auf den Gaul!"

„Wir gehen auch mit!" tönte es aus der Menge.

„Ich auch!" —

„Ich auch!" —

Zehn junge Burſchen traten auf der Stelle vor, und Dorothea heftete ihnen, wie Rösler und ſeinem Lorenz, die preußiſche Schleife auf die Bruſt.

Freudenthränen weinte Bebran und ſchüttelte ihnen die Hände.

„Meine beſten Pferde geb' ich Euch, Burſchen. Ihr ſeid von heute ab in königlichem Solde, Rösler mag mit Euch täglich ein paar Stunden zu Pferde exerciren. Morgen fahr' ich nach Breslau, und wenn Ihr erſt die Büchſen habt, wollen wir täglich nach der Scheibe ſchießen, jeder Treffer in's Schwarze iſt ein Franzoſenherz. Es lebe der König und das Land!"

„Hurrah!" jubelten die Biebersdorfer.

Alles ging tumultuariſch auseinander.

Alles athmete Kampf, ſelbſt die ſtillen Thränen der Frauen wurden gelindert durch den Rachedurſt und die Begeiſterung, die jedes Herz durchwogte.

Zu Bebran's Freude meldeten ſich am nächſten Tage ſchon mehr Leute, als er beſtimmt hatte. Kaum daß die Zurückgeſtellten ſich damit tröſten ließen, daß ſie der Herr an Stelle der fehlenden Knechte in Dienſt nahm.

Emſig war er nun bemüht, daß die Leute ausgerüſtet und einigermaßen geübt wurden, bis der Befehl zur Meldung bei den Garniſonen erfolgen würde. So wie er, ſorgte aber Jeder nach ſeinen Kräften für das Glück des Landes, ach, für den holden, heißerflehten Frieden, den wohl ſo Mancher nicht mehr ſchauen ſollte.

Viertes Capitel.

Es iſt mitunter, als ſchritte der midasohrige Genius der Gedankenloſigkeit durch die Welt und fegte die Erinnerungen alle aus den Hirnen der Menſchen, damit die Fee des Trödels, die Mode, ein neues Phänomen, bunt und hohl wie Seifenblaſen, auf den leeren Index der Zeit ſetzen könne! —

Noch ſind keine fünfzig Jahre verfloſſen ſeit dem großen Ringkampf gegen jenen Mann, vor deſſen Selbſtſucht ſogar Ludwig's XVI. Ehrgeiz klein war, und ſchon ſind wir der Gefühle und Begeiſterung bar und ledig, die unſrer Eltern Herzen durchſtrömt, daß man kaum wagen darf, jene Tage herauf zu beſchwören, ohne das blaſirte Wort zu hören: „Ach Gott, die alte Geſchichte!“

Gab es nicht Augenblicke in Deutſchland, wo man die alten Kämpfer mitleidig lächelnd betrachtete, als ſeien ihr Schweiß, ihre Wunden ein Kinderſpiel?

Wohl iſt es eine alte Geſchichte, Germanen, aber ſchaut im Weſten jenen Mann, den Archimimus des erſten Bonaparte, der auf dem Sprunge ſteht, dieſe alte Geſchichte wieder zu erneuen! Seht jenes arroganteſte aller Völker, das ſich, gleich den alten Egyptern, allein als die Menſchheit nehmen möchte! Werden nicht jene vergangenen Gefühle neu in euch wach! —

Aus den Gräbern empor, ihr bleichen Cohorten, die ihr bei Leipzig, Lützen, an der Katzbach, bei Dennewitz, Beeren und Belle-Alliance zum Pfande bliebt für die Befreiung deutſcher Erde! Heraus aus den Hütten und Aſylen, ihr faſt vergeſſenen graubärtigen Trümmer jener Phalanx, die unſre heiligen Schlachten ſchlugen! Schmettert wieder, helle Trompeten, raſſelt den Sturmmarſch, ihr Trommeln, heb' dich empor aus dem Mauſoleum von Charlottenburg, todter König, und führ' die gewaltigen Colonnen der Todten, Krüppel und Greiſe herbei aus dem Lande der Verweſung und den Hütten der Armuth! Tretet hervor aus dem Goldgrunde, auf dem ihr ſtill geſpenſtiſch ſchlieft, ihr Heiligenbilder einer Patriotenſeele, ſchmückt euch mit friſchem Jugendſchmelz des Lebens und webet ein Gedicht, das die Begeiſterung deutſcher Herzen wecke, trotzig und frei, fröhlich und opferkühn! — Kein Fleck deutſchen Bodens iſt übrig geblieben, der nicht aus jenen Tagen in ſtummen Zeichen predigte, und wo der ſegenbringende Pflug nur geht, reißt er die Hünengräber auf, in denen zu hellen Haufen die Recken liegen, die für uns einen guten Kampf gekämpft! — —

Die alte gute Breslau! Sie iſt wohl eine beſcheidene Stadt, hat weder Elyſées noch Tuilerien, noch ahmt man ihre Moden tölpiſch nach, und doch ward ſie der Eckſtein, an dem ſich Frankreichs Kraft brach, das Bethlehem, in dem der Erlöſer Europas geboren, die Kathedrale, in der der Kreuzzug gepredigt, die Fahne geſegnet wurde zum Kampf gegen des Corſen tyranniſche Selbſtſucht! —

Der Aufruf des Königs „An mein Volk“ vom 14. März 1813 war wie die Tuba des Auferſtehungstages durch die Welt geklungen, die Ruſſen waren unter Wittgenſtein in Berlin eingerückt, welches Augereau-Caſtiglione eilig verließ. Kaiſer Alexander, deſſen andere Heerſäule ſchon nach Schleſien marſchirte, erſchien in Breslau; der franzöſiſche Geſandte St. Marſan war nächtlich von dort abgereiſt, um mit Baſſano zu ſpät den Schrecken zu berichten, der ihnen über den Hals gekommen!

In dieſen Tagen, wo kein Mann daheim blieb, glich Breslau einer gefüllten Petarde, die nur der Lunte harrt.

Das Regierungsgebäude auf der Albrechtsſtraße mit ſeinen Höfen, die weite Aula, ſonſt der Sitz der Muſen, das alte, majeſtätiſche Rathhaus mit ſeinen vielen Erkern, gothiſchen Giebeln und Simſen, den ehernen Eichenbüſcheln auf den ſpitzen Eckthürmen, den ſteinernen Wahrzeichen, der arabeskenreichen, nunmehr verwitterten Vergoldung, mit der alten Freitreppe, die auf den Markt mündet, wo von wackeligen Buden und Scharren umdrängt die geſpenſtiſch dunkle Staubſäule in mittelalterlicher Grobheit uns zuruft: „Sei ehrlich!“, der umgitterte Platz vor dem königlichen Schloß, das waren die Altäre, wo Preußens Volk ſeine Jugend, ſeine Habe darbrachte. O, welches Strömen und Jauchzen, welch' brünſtig Abſchiednehmen! Der König mit ernſter Majeſtät, Scharnhorſt mit Dunois' Zähigkeit und Ueberblick, Blücher, der wilde Roland Preußens mit flammendem Feuereifer, beſeelten und begeiſterten die Krieger! —

Hier trat ein Muſenſohn hervor in kantiſcher Verachtung aller Erdengröße, ohne Rückſicht auf Gefahr jede Tradition verlachend, dort kam ein anderer, ein Schüler Fichte's, der die Materie verdammte, dem die Idee allein Wirklichkeit hatte. Der tolle Spitzbubenhumor Spiegelberg's und die animaliſche Kampfeswuth Schweizer's, die kämpfen will nur um des Kampfes willen, neben der Tellsnatur, welche die Rache zu ihrem einzigen Ideal erhebt, der anarchiſche Geiſt Karl Moor's neben dem fröhlichen, ſtolz-ſorgloſen Gemüthe Egmont's, das heiße Blut Don Juan's mit dem Spartanermuthe Zrinyi's und die freiheitlechzende Seele Marquis Poſa's mit dem Brutusſtolze Verrina's, Alles, was die Nation in Wort, Lied und Wünſchen barg, miſchte ſich zu jener furchtbaren todestrunkenen Schaar der ſchwarzen Geſellen, die unter Blücher, unter Lützow und York die Furien der Schlachten wurden, dem Teufel in die Zähne ſchlugen und lachend ſich mit der Vernichtung ſelber vermählten, deren Banner getränkt war von Louiſens Thränen, geweiht von den Seufzern Friedrich Wilhelm's, umrauſcht von Herder's, Moritz Arndt's und Schiller's Skaldenklängen! Theodor Körner verließ

Braut, Eltern und Heimath, um zu Lützow's Bannern zu ſtoßen, und grüßte den preußiſchen Adler mit dem Liede:

„Bald werd' ich unter Deinen Fahnen ſtehn,
Bald werd' ich Dich im Kampfe wiederſehn,
Du wirſt voran zum Sturm, zur Freiheit wehn!
Und was dann immer aus dem Sänger werde,
Heil ihm, erkämpft er ſich auch mit dem Schwerte
Nichts, als ein Grab in einer freien Erde!“ —

Das war ein einziges Erheben, nicht erlebt ſeit Menſchengedenken, und der Preis all' dieſes Opfermuthes war nur — ein Kreuz, ein Kreuz von Eiſen zur Erinnerung an dieſe eiſernen Zeiten! —

Es war am 17. März 1813, zwei Tage nach dem allgemeinen Aufruf, als auf dem weiten Plan vor den Wällen des Schweidnitzer Thores zu Breslau ein gigantiſches Kriegsſchauſpiel ſtattfand. Die freiwilligen Jäger des ſchleſiſchen Armeecorps ſollten das erſte Mal inſpicirt werden und ein Theil der Truppen unter Blücher ſofort in's Feld rücken. Die weite Ebene, von der Landſtraße nach Schweidnitz durchſchnitten, ward rings von der Bevölkerung, den Freunden und Verwandten der jungen Krieger umgeben. Auf der einen Seite des Platzes ſtanden die Freiwilligen, Infanterie und Cavallerie, eine lange, endloſe, dunkelgrüne Linie, in der Mitte von einem ſchwarzen Streif unterbrochen, dem Lützow'ſchen Freicorps. Ihnen gegenüber am andern Ende des Plans ſtand das reguläre Militär, die Garde, die Linien-Infanterie- und Cavallerieregimenter, Artillerie und Pioniere. Hell blitzten die Waffen, die Fahnen rauſchten, man erwartete den König mit ſeinem Gaſt, dem Kaiſer Alexander von Rußland.

In der Mitte des Plans hielt eine zahlreiche Suite von Generälen, die Adjutanten ritten hin und wieder, den einzelnen Commandeuren Befehle überbringend.

Da bewegte ſich von Kleinburg her, die Landſtraße entlang, ein ſonderbarer Zug. Vorauf ein Wagen, mit Staub und Koth bedeckt, von vier Dorfkleppern gezogen, die keuchend daher trabten, gefolgt von einem Piquet Reiter, bis an die

Zähne bewaffnet, denen drei offene Bauernwagen folgten, mit Stroh gefüllt, in welchen Schulter an Schulter eine Maſſe Burſchen ſaßen.

„Teufel, meine Herren, was iſt das? Sehen Sie nur dort den Aufzug herkommen!“ rief Scharnhorſt, eine große, ritterliche Geſtalt, wie von Erz gegoſſen, und wendete den Rappen, mit der Hand nach der Straße deutend. Alle Generäle wendeten ſich nach ſeinem Beiſpiel und richteten ihre Gläſer nach der bezeichneten Gegend.

„Herr von Richthofen, ſehen Sie nach, was es iſt. Bei Gott, von hier ſehen die Leute wie eine Bande Zigeuner aus!“ ſagte Blücher.

Der befohlene Adjutant gab ſeinem Pferde die Sporen und jagte über die Ebene, paſſirte die Truppenlinie und erreichte bald genug den Gegenſtand allgemeiner Aufmerkſamkeit. Doch ein anderes Schauſpiel feſſelte jetzt die Aufmerkſamkeit aller Anweſenden. Von der Stadt her erſcholl Trommelwirbel. Eine Cavalcade glänzender Reiter ward unterm Thore ſichtbar.

„Die Majeſtäten, meine Herren!“ ſagte Scharnhorſt, ſetzte ſein Pferd in Bewegung, und die Suite eilte dem Thore zu, während die Adjutanten nach allen Seiten ſtoben.

„Hurrah!“ dröhnte es durch die Reihen. Die Truppen präſentirten, die Trommeln raſſelten. „Es lebe der König, es lebe Kaiſer Alexander!“ ſcholl's aus den Reihen der Zuſchauer, und die Regimentsmuſik ſpielte. Die Suite der Generäle eilte die Herrſcher zu begrüßen und ſich dem Gefolge anzuſchließen. — Neben einander ritten langſam König Friedrich Wilhelm und der Kaiſer von Rußland die Front herauf, gefolgt von den Prinzen des königlichen Hauſes, den Prinzeſſinnen in offenen Wagen, dem General-Lieutenant Scharnhorſt, dem Obriſten Prinzen Biron von Curland, dem General-Feldmarſchall Grafen von Kalkreuth, Staatskanzler von Hardenberg, General-Lieutenant von Blücher, von Kleiſt, den Grafen Tolſtoy, Araktſchejeff, Neſſelrode, Balacjetſcheff, dem General-Adjutanten von

Natzmer, Oberſtlieutenant von Wrangel, Regierungs-Chefpräſidenten von Merkel und vielen Adjutanten.

Während die Blicke aller Treuen an dieſem glänzenden Zuge wie an dem Hoffnungsſterne ihrer Zukunft hingen, ſprengte der Adjutant von Richthofen von der andern Seite her an Blücher's Seite und flüſterte leiſe mit ihm.

Blücher ſtutzte, dann lächelte er „Element, das laß ich gelten!“ — und ſeinem Pferde die Sporen gebend, brachte ihn eine halbe Volte aus der Suite und in die Nähe der Monarchen. Indem ſich der General etwa zehn Schritte entfernt, aber in gleicher Linie mit den Majeſtäten hielt, legte er die Hand an den Tſchako.

Der König bemerkte ihn.

„Was haben Sie, Blücher?“

Blücher ritt heran.

„Etwas, das Ew. Majeſtät Königliches Herz recht freuen wird. — Da iſt nämlich tief aus dem Glatzer Gebirge eine alte ehrliche Haut von Gutsbeſitzer gekommen und bringt uns zwanzig Mann Freiwillige ganz armirt zu Pferd und ein paar Wagen Linienrekruten.“

„Zwanzig Mann zu Pferd? Blücher, Sie irren ſich wohl! Manche Stadt hat nicht ſo viel geſtellt!“ — Damit hielt der König ſein Pferd an.

„Und doch iſt's ſo, Majeſtät, mein Adjutant hat ſie ſelbſt geſehen. Sie halten auf der Straße jenſeit der Linie.“

Der ganze glänzende Zug hielt ſtill.

„Wenn Ew. Liebden lauter ſolche Patrioten hat, kann's uns nicht fehlen!“ rief Kaiſer Alexander. „Der Mann verdient, daß wir ihn ſehen.“

„Laſſen Sie ihn herankommen, Blücher, daß alle Truppen dieſes Beiſpiel der Aufopferung ſehen!“ ſagte der König.

Blücher legte die Hand an den Schirm, wandte das Pferd und eilte mit ſeinem Adjutanten nach der Straße zu.

Die Majeſtäten mit ihrem ganzen Gefolge wendeten ſich. Scharnhorſt ſprengte vor und winkte mit der Hand, die Tambours ſchwiegen. Eine ſeltſame Scene bereitete ſich vor dem Auge der Truppen.

Blücher kam langſam zurück. Neben ihm ſchritt, auf den Stock geſtützt, ein alter Herr in der Offiziersuniform der ehemaligen Seidlitz-Dragoner. Hinter ihm aber, fünf Mann hoch in vier Colonnen, mit gezogenem Pallaſch zwanzig freiwillige Jäger zu Pferd, commandirt von einem graubärtigen Knaben, der den Wachtmeiſter machte. In einiger Entfernung davon kamen etwa fünfundzwanzig bis dreißig Männer verſchiedenen Alters, ihr Bündel im Arm, drei und drei neben einander.

Ein Gemurmel des Erſtaunens lief durch das Gefolge. Die Monarchen ſahen einander lächelnd an, über Friedrich Wilhelm's Antlitz zuckte es wie Wetterleuchten. Als das Häuflein auf etwa fünfzig Fuß herangekommen, ward „Halt“ commandirt. — Die Truppe hielt.

„Präſentirt's Gewehr!“

Sie ſalutirte. —

Blücher mit dem alten Offizier kam auf einen Wink des Königs heran.

„Woher, mein Lieber?“ —

„Von Biebersdorf im Glatzer Gebirge, Majeſtät. Wir ſind Alle Biebersdorfer!“ —

„Sie haben unter unſerm hochſeligen Großoheim Friedrich II. Majeſtät gedient, ſeh' ich. Ihr Name?“ —

„Dettlef von Bebran, Majeſtät. Ich war arm, als ich in des großen Königs Heer trat, Alles, was ich erworben, dank' ich ihm, daher mein' ich, iſt's recht, daß ich wiedergebe in ſolcher Zeit, was ich kann. Die jungen Leute ſind ſchon etwas geſchult, Majeſtät, ich bitte nur um Verzeihung, daß ich ſie nicht eher ſchicken konnte.“

Der König nickte ſtumm, kaum konnte er ſeine Rührung verbergen.

„Wer iſt der Graubart, der die Leute führt?“

„Mein alter Reitknecht Rösler, hat die Campagne mit mir zuſammen gemacht. Er will auch gern mit und das junge Volk zuſammenhalten, wenn nämlich Ew. Majeſtät gnädigſt geruhen, daß ſie beiſammen bleiben dürfen. Des Alten Sohn, Lorenz, iſt ebenſalls dabei, und der erſte da auf dem Flügel iſt mein Pflegeſohn, Gottlieb Trautmann, der Theologie ſtudirt hat. Die anderen Alle ſind meine Leute und Inſaſſen!"

„Die Rekruten dahinten auch?"

„Ja, Majeſtät!"

„Wie viel hat Biebersdorf geſtellt?"

„Fünfzig Mann auf tauſend Seelen, beide Dörfer zuſammen gerechnet."

„Bei Gott, das iſt viel!" rief der Kaiſer.

König Friedrich Wilhelm ritt haſtig an die Freiwilligen heran und muſterte ſie. „Tadellos!" murmelte er. Alexander folgte.

„Ihr ſollt mir beiſammen bleiben, Kinder, und ich will hoffen, daß die Biebersdorfer von ſich hören laſſen im Felde. — Seht auf den Alten, — Rösler heißt er ja wohl, — der wird's Euch vorthun. — Wo iſt der Theologus?"

Gottlieb Trautmann rückte mit ſeinem Pferde einen Schritt vor.

„Nun," lächelte der König, „wenn Du in der Bibel und im Bügel recht feſt biſt, mein Sohn, kannſt Du's wohl noch zum Superintendenten bringen, wenn wir glücklich wiederkommen."

„Wenn Ew. Majeſtät nur zu ſeinem Recht kommt und wir nach Paris, ſoll mich der Superintendent nicht kümmern, mit Erlaubniß."

„Aber mich. — Du biſt ein braver Junge! — Wir ſehen uns — nach der erſten Schlacht!"

Darauf grüßte der Monarch die Leute und wendete ſich mit tiefer Rührung zu dem Kaiſer, dann ſchaute er rings um ſich her.

„Meine Herren, wo ſolche Herzen im Lande ſchlagen, muß es uns gelingen!"

„Amen," ſagten die Generäle, und unwillkürlich drängte ſich die Suite um die Monarchen.

Der König aber wandte ſich zu Blücher. „Leihen Sie mir Ihr Verdienſtkreuz!“ —

Blücher löſte von ſeinem Halſe das gewäſſerte Band, an dem das blaue Kreuz hing, und überreichte es dem Monarchen.

Der König nahm es, beugte ſich vom Pferde nieder und legte den Schmuck in Bebran's zitternde Hand. —

„Pour le mérite, mein Braver! Gott erhalte Sie und ſegne Sie! — Generaladjutant von Natzmer, notiren Sie mir Herrn Dettlef von Bebran auf Biebersdorf. — Blücher, Sie haben mir aber ein ſcharfes Auge auf die Biebersdorfer.“ —

Da reichte auch Czaar Alexander dem wackern Bebran die Hand.

„Es lebe der König und das Vaterland, es lebe Alexander!“ rief der alte Degen. —

„Es lebe der König, es lebe der Kaiſer!“ riefen die Generäle. Und die Begeiſterung packte die Reihen; ein Jubel, ein Vivat brauſte durch die Linien und ward vom Volke jauchzend vielfältig wiederholt. — —

Die Majeſtäten, die Prinzen und die Generäle zogen grüßend an Bebran vorüber, Blücher blieb zurück.

„Mein lieber Herr von Bebran, die jungen Leute werde ich gleich einſtellen, um zwölf Uhr Mittags rücken wir zum Nikolaithor aus. — Haben Sie irgend noch einen Wunſch?“

„Ich, General? Keinen,“ ſagte Bebran erſchüttert, „nur daß Sie mir die Jungens nicht ſchonen!“

Blücher faßte ihn bei der Hand.

„Herr von Bebran, die Biebersdorfer ſollen an mir einen Vater haben, der Himmel erhalte Sie geſund, bis wir Alle wiederkommen!“

Darauf ertheilte er wegen der Biebersdorfer an den Adjutanten einige Befehle, gab dem Pferde die Sporen und eilte dem königlichen Gefolge nach.

Herr von Richthofen brachte darauf Rösler mit ſeiner Schaar zu einem Detachement reitender Jäger, deren Führer er ſie anvertraute, geleitete Bebran zu ſeinem Wagen und ließ die Rekruten hinter die Linie eines Infanterieregiments treten, wo ihnen ein Unteroffizier beigegeben wurde.

Bebran ließ ſeinen Wagen hinter den Zuſchauern Poſto faſſen, und eilte, ſich in die Nähe des Detachements zu ſtellen, wo Rösler mit Trautmann und den Seinen ſtand, und überließ ſich, ſelig und ſtolz auf die Zierde ſeiner Bruſt, dem Glanz und der Begeiſterung des militäriſchen Schauſpiels.

Er hatte von ihnen und auch ganz beſonders noch von der Freude ſeines Lebens, von Trautmann, Abſchied genommen, der ihm in der Nacht ſchon bis Schidlakwitz entgegengekommen war. Er empfing dabei zugleich auch den Schlüſſel von Trautmann's Studirſtube und verſprach, ſeine Bücher und Sachen in Verwahrung zu nehmen, bis Gottlieb glücklich heimkomme.

Die Inſpection der Truppen war zu Ende. Blücher und Gneiſenau nahmen das Commando, die Truppen ſchwenkten, die Detachements der Jäger rückten in die Lücken der Regimenter ein, das Defiliren begann unter rauſchenden Klängen der Feldmuſik.

Das eigenthümliche Ereigniß mit Bebran war im ganzen Gefolge, unter allen Generälen und Commandeuren bekannt geworden. Als die Blücher'ſchen Huſaren mit ihrem Detachement reitender Jäger vorbeikamen, Rösler am äußerſten Flügel, ſagte der König: „Da ſind auch die Biebersdorfer. Gott gebe, daß ſie ſo gut fechten, wie ſie ausſehn!“ —

Darauf bildeten die Truppen, welche zum Ausmarſch beſtimmt waren, ein großes Quarré, und ſchmetternd zog das Lied: „Ein' feſte Burg iſt unſer Gott“ zum ſonnenhellen Himmel. Ernſt und glühend ermahnte der Feldprediger die kriegeriſchen Söhne des Landes, „dem Feind die Stirn zu bieten, daß die Heimath frei werde!“ —

Nun kam die Abſchiedsſtunde.

Während die Monarchen die übrigen Truppen den Parademarſch machen ließen, ward der fortziehenden Schaar ein „Rührt euch“ commandirt. Die Angehörigen, Freunde und Gattinnen drängten ſich in die Reihen zu einer letzten Umarmung und ſchmückten mit Blumen und Eichenkränzen die begeiſterten Soldaten.

„Wenn Ihr mir eine frohe Sterbeſtunde machen wollt, Kinder,“ ſagte Bebran, „ſo haltet Euch brav. Seid tapfer, wo Ihr Waffen blinken ſeht, Brüder unter einander und menſchlich mit Weibern und Kindern. Die Euren daheim ſollen nicht darben. Du aber, mein lieber Sohn,“ und er umarmte Trautmann, „denke, daß Du in mir einen zweiten Vater zurückläßt, und ſeh' ich Dich einſt wieder, glänzt einſt das Eiſenkreuz auf Deiner Bruſt, dann, Gottlieb, haſt Du mir alle Wohlthaten vergolten, die ich Dir je erwies! Leb' wohl! Auch Du, alter Knabe, leb' wohl, hab' Acht auf die Leute!“ Damit ſchüttelte er Rösler, dann Lorenz und allen Uebrigen die Hände. „Gott behüt' Euch, Kinder!“

„Gott ſegne Sie,“ rief Trautmann bewegt.

„Gott ſegne unſern Herrn,“ riefen weinend die Leute.

Bebran eilte haſtig hinweg, er wollte ſeine Bewegung nicht blicken laſſen. Raſch beſtieg er ſeinen Wagen und fuhr nach der Stadt.

Der Parademarſch der ausziehenden Regimenter erfolgte. Alle übrigen Truppen präſentirten vor ihnen.

„Vivat!“ dröhnte es durch die Reihen.

„Hurrah!“ antworteten die Anderen im Vorbeimarſch.

Die Monarchen an der Spitze, von Blücher geführt, rings umwogt von der Maſſe, zogen die Krieger durch die Stadt, die Schweidnitzerſtraße entlang, über den Ring, die Nikolaiſtraße hinab. Alle Glocken klangen von den Thürmen, die Tücher der Frauen wehten, es rauſchten die Banner, Blumen, Segenswünſche und Thränen fielen rings um ſie nieder, ein Taumel hatte die Herzen erfaßt, ein Todesmuth, wie Spartas Jugend je beſeſſen! So zogen ſie zum Thor hinaus. Die Majeſtäten grüßten zum Abſchied.

„Lebet wohl!“ dröhnte es hinterher aus dem zurückbleibenden Volke.

Als ſie draußen auf der Ebene waren, begann die Feldmuſik eine fröhliche Weiſe.

„Jungens,“ ſagte der alte Rösler, „nun denkt nicht mehr daheim! Seid luſtig, Schwerenoth!“ und er begann mit voller Kehle:

„Kein ſchön'rer Tod iſt auf der Welt,
Als wer auf grüner Heide fällt!“ — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —

Fünftes Capitel.

Drei verhängnißvolle Jahre zogen über Europa und mähten mit des Todes gefräßiger Senſe Hunderttauſende, die fröhlich in den Streit gezogen. Jetzt endlich war der Gigantenkampf beendet, Friede und Freiheit jauchzten die heimkehrenden Schaaren.

Napoleon Bonaparte, der ſich aus den chaotiſchen Schlünden der Revolution erhob, die ganze Weltordnung umzuſtoßen und eine neue napoleoniſche Erde zu gründen, war vernichtet und ſeit wenig Monden gleich dem Prometheus an den Felſen von Helena geſchmiedet, wo die Geier des gebrochenen Stolzes, der Menſchenverachtung, des dämoniſchen Haſſes gegen alles Erſchaffene ihm an der Leber nagten. Wohl war er ein Genie, wie ſeit dem großen Friedrich nimmer die Welt geſehen, aber ſeine Genialität war auf Selbſtſucht gegründet, eine Selbſtſucht, die alle irdiſchen Grenzen überragte. Nachdem er die Revolution mit Hülfe des moderantiſtiſchen Bürgerthums, nachdem er ſeine Nation durch ſeine Siege bemeiſtert und ſich zum Cäſar gemacht, begann er die Welt durch dieſelben Ideen zu unterjochen, denen er daheim jeden Spielraum abgeſchnitten hatte. Als dieſe Ideen aber ſich gegen ihn ſelber kehrten und der empörten Welt die Waffen in die Hand drückten, zertrümmerte er mit ſeiner Selbſtſucht und erkannte zu ſpät, daß er nur ein Einzelner, die

Welt aber, die Ordnung Gottes das Ganze ſei. Sein eigener Egoismus rächte ſich an ihm in der Treuloſigkeit ſeiner Nation, ſeiner Diener und Freunde, ach, aller Derer, die er groß gemacht, das falſche Ideal ſeines Lebens übte an ihm ſelber ſeine entſetzliche Wirkung aus.

So ſtaunenswürdig er in ſeinem Siegerlauf geweſen, ſo verwerflich und nichtig war ſeine menſchliche Exiſtenz vor dem Richterſtuhle jeder edlen Seele. Erſt als ſein Pathos, ſeine ungeheure Leidenszeit anbrach, reinigte ſich ſein Andenken bei den Menſchen, machte ihn erſt zu jenem Helden der neuen Zeit, der, gleich Herakles, nach langem Irrthum mit Würde auf den Scheiterhaufen ſtieg. Es lag in dem logiſchen Gang, in der eiſernen Naturnothwendigkeit ſeines Verhängniſſes, daß Frankreich ihn endlich verlaſſen mußte, aber daß es ihn dennoch verließ, ihn, der es zu ſeiner höchſten geſchichtlichen Höhe erhoben, ihn, welcher der verkörperte Ausdruck dieſer Nation in ihren Schwächen wie ihrer Stärke geweſen, war ein nie zu tilgender Fehler, eine unauslöſchliche Schmach, eine politiſche Bankerotterklärung ohne Gleichen! — Frankreich konnte ſich ſeit jener Zeit nur in verſchiedenen Variationen wiederholen, über ſich erheben — nicht! —

Geſchmückt mit Eichenzweigen, empfangen vom jubelnden Volk zog Preußens Heer, ein Genius der Befreiung, im Herbſt 1815 wiederum zu Berlin ein. Ihr Paladium, die Victoria auf dem Siegeswagen, einſt von Napoleon im Triumphe nach Paris gebracht, kam unterm Klang der Volkshymne wieder an den altgewohnten Platz. Die eroberten Fahnen und Trophäen, alte Zeugen preußiſchen Ruhms, vom Feinde geraubt und aufgeſtapelt, kehrten zu ihrem natürlichen Herrn zurück.

Vom König reich geehrt, durch alle Zungen geprieſen, löſten ſich die Regimenter der Freiwilligen und Landwehr, dieſes gigantiſche Bündel Pfeile, dieſe Legion von Brüdern, auf und eilten mit glühendem Herzen nach allen Seiten, fort zum geliebten Herde, zum friedlichen Genuß der Ruhe und bürgerlichen Thätigkeit, die eben ihr Schwert der Welt zurückerobert hatte.

Friede und Freiheit, neues Erblühen der Volkswohlfahrt und Bildung, eine Zukunft voll roſigen Glücks, das waren die Träume, welche die Seelen der Krieger durchbebten, mit Sehnſucht ihre Schritte zu den heimiſchen Hütten beflügelten. —

Wie mag daheim wohl Alles ſtehen? Wen von den Theuren wird man wiederfinden, wen beweinen? Ach, und ſo mancher Mutter Sohn, ſo mancher Gatte und Vater kehrt nicht wieder! Die Arme, die erwartungsvoll ſich ihm entgegenbreiten, umfangen die Luft, und die Hoffnung lebendig frohen Beſitzes wird verbannt in's Land der Verweſung, vertröſtet auf die große Vereinigung droben! —

— — — — — — — — — — — — — — —

Wie ſtill iſt's doch gegen ſonſt in dem guten Biebersdorf. Frauen, Greiſe und unmündige Jugend ſind zurückgeblieben, die Arbeit zögernd zu verrichten, die ſonſt der Manneskraft obgelegen.

Der alte Bebran reitet nicht mehr wie ſonſt geſchäftig hin und wieder, Alles ordnend und überſchauend, Troſt oder Belohnung, Tadel oder Hoffnung ſpendend gleich einem alten Hausvater des heiligen Evangeliums. Er war gebrechlich worden und krank. Die Gicht feſſelte ihn an's Zimmer, und ſein Auge, ſonſt ſcharf wie das eines Falken, umſchleierte ſich leiſe. Einen großen Theil ſeiner gutsherrlichen Angelegenheiten war er genöthigt geweſen dem Verwalter zu überlaſſen, um ſich ganz der Pflege Dorotheens und der Madame Selting hinzugeben. Der Krieg, die Hülfe, welche er dem Staate geleiſtet, die Verminderung der Arbeitskraft auf ſeinem Beſitzthume, vor Allem der Mangel einer genauen Controle ſeiner Verhältniſſe hatten ſeine Finanzen ſchwer benachtheiligt. Die Familien Derer, welche in den Krieg gezogen, hatten ſeine Wohlthätigkeit ohnedies überreich in Anſpruch genommen. Noch war er ein reicher Mann, aber das Seine befand ſich in höchſter Unordnung, und wenn dieſer Zuſtand länger währte, ferner einer ſichern, ehrenwerthen Hand entbehrte, war Bebran's Ruin endlich unausbleiblich.

Das Gefühl dieſes Zuſtandes und ſeiner ſchwindenden Kräfte erfüllte den alten Herrn mit Bitterkeit und Schmerz, machte ihn übellauniſch und verdroſſen. Längſt traute er dem Verwalter nicht mehr, hatte vielfache Zeichen ſeiner Unredlichkeit in Händen, doch wo ſollte in den traurigen Kriegsjahren der Gutsherr einen Erſatz für ihn finden? Der einzige Mann, an den er ſich hätte wenden können, war der Pfarrer; aber wenn auch Herr von Bebran öfter denn ſonſt in die Kirche ging, auch wohl hin und wieder, ſobald er dem Theologen begegnete, mit ihm ſprach, äußerlich alſo milder geworden zu ſein ſchien, ſträubte ſich ſeine innere Ueberzeugung, die Starrheit ſeiner Grundſätze dennoch, einem Manne zu vertrauen, an dem er ſo irre geworden war. Das gedrückte Verhältniß zwiſchen Beiden blieb.

Bebran's einzige Hoffnung, ſeine letzte Lebensfreude war die erſehnte Rückkehr ſeiner Leute aus dem Kriege, vor allen die ſeines geliebten Pflegeſohns Trautmann. Er mit Hülfe Rösler's ſollte den verfallenen Angelegenheiten von Biebersdorf durch Kraft und Treue ein neues Leben geben. Gottlieb, den er ſich ſo recht nach ſeinem Herzen erzogen, ſchien ihm allein der geeignete Helfer, der Einzige, welcher ſeinem Kinde Freund und Rather in Zukunft ſein konnte.

Wenn Morgens der Schlummer von Dettlef wich und er mühſam das Lager verließ, fiel ſein erſter Blick auf Trautmann's Bild über ſeinem Schreibtiſch, ein Miniaturportrait auf Elfenbein gemalt, das Gottlieb vorm Ausmarſch für ſeinen Patron in Breslau hatte anfertigen laſſen und welches ihn in der dunkelgrünen Uniform der reitenden Jäger darſtellte. Bebran hatte es zu ſeiner freudigſten Ueberraſchung in Trautmann's Studirſtube mit ein paar dankbaren Erinnerungszeilen gefunden, als er nach dem Ausmarſch ſämmtliche Effecten und Bücher des jungen Kriegers an ſich genommen. Ueber Gottlieb's Bild hatte der alte Papa den Schläger und die Burſchenkappe ſeines Pflegeſohnes angebracht, die Bücher deſſelben aber Dorotheen in Verwahrung gegeben. Die Pikeſche, Pfeife und Kanonen, kurz alle hinterlaſſenen Gegenſtände des jungen Mannes wurden ſorgſam erhalten und gepflegt, oft genug hervorgeholt, betrachtet und ihnen ein Cultus der Sehnſucht und Erinnerung gewidmet, von dem der Kämpfer in der Ferne ſchwerlich einen Begriff hatte. Trautmann war Bebran's erſter und letzter Gedanke, das Ziel, auf welches willenlos alle Geſpräche und Betrachtungen mit den Seinen hinausliefen. Was Bebran's Kummer, Furcht und Hoffnung ſtets rege erhielt, war aber, daß er während der ganzen drei Jahre von Trautmann und ſeinen Begleitern nicht die mindeſte Nachricht erhalten, das Treffen von Wahlſtatt ausgenommen, wo der alte Rösler eine Bleſſur erhielt und Gottlieb zum Wachtmeiſter avancirte. Wohl brachten die Zeitungen Nachricht von allen Siegen, wohl jubelte Bebran's Herz über Leipzigs große Völkerſchlacht, den glorreichen Einzug in Paris, den letzten, mordenden Schlag bei Waterloo, aber ſein Herz ängſtigte ſich bei dem Gedanken, ſein Pflegeſohn könne unter der großen Schaar Derer ſein, die den Frieden zu genießen nicht mehr berufen waren.

An dem Schickſale Trautmann's nahm außer Bebran aber Niemand inniger Theil als Dorothea und Madame Selting. Wenn Dorothea ſchon früher durch das Bewußtſein, an dem jungen Manne unrecht gehandelt zu haben, das aufrichtige aber verſchämte Verlangen trug, dieſes Vergehen zu ſühnen, ſo wuchs durch den Eifer, mit welchem er ſeine Studien betrieb, durch den Adel der Geſinnung, die ſich in den Briefen an den Vater ausſprach, durch das ungeſcheute Lob des alten Herrn, durch die Begeiſterung, mit der Gottlieb in den Kampf zog, das Intereſſe und die Erinnerung an ihn in ſtets erhöhtem Maße. Mit Rührung, und nicht ohne über ſich ſelbſt zu erröthen, betrachtete nun die vollreife Jungfrau verſtohlen das kriegeriſche Bild eines Mannes, den das Schickſal auf ſo eigenthümliche Weiſe mit ihr in Verbindung gebracht hatte. Unter ſeinen Büchern, die ihrer Obhut anvertraut waren, befanden ſich die Gedichte Schiller's, des flammenden Chorführers deutſcher Jugend. Vielfach waren die erhabenen Stellen dieſer Dichtungen von dem Abweſenden angeſtrichen und mit Bleiſtiftbemerkungen verſehen.

Dieſes Bild an der Wand und drüber der Schläger, dieſe Bücher und drinnen die Hinweiſe auf ſeine eigenen Gefühle und Ideen bildeten den magiſchen Zauber, der Dorotheen mit ihm verwob, in den ſie ſich verſenkte, ohne es zu wollen, zu wiſſen, deſſen Gewalt ſie erglühend fühlte, ohne ſich ihr entziehen zu können! Gottlieb war der einzige junge Mann, welcher ihr mit einer überlegenen Bildung näher ſtand, der Abgott und die Hoffnung ihres Vaters, der Kämpfer für die Freiheit der Welt, jede Secunde in Gefahr ſchwebend, vielleicht längſt todt, wie Theodor Körner, dem er ſo ſehr im Bilde glich, todt, ohne daß ſie ihm wenigſtens zurufen konnte — „Vergieb!“ —

Welch' junges Mädchen, ſie ſei eines Königs oder Bettlers Tochter, gebiert in ihrem Herzen, ſobald ſie zur Weiblichkeit erwachte, nicht einen Helden, nicht ein Mannesideal, um ſo ſchöner, je entfernter, um ſo höher, je unerreichbarer, um ſo glühender — je mehr gefährdet der irdiſche Repräſentant deſſelben iſt, je öfter von außen her die Erinnerung an ihn im weiblichen Gemüth geweckt, je abgeſchloſſener vorm Vergleich mit anderen es erhalten wird.

Die Theilnahme, welche Madame Selting dem jungen Trautmann widmete, und welche ſie ſeine glückliche Rückkehr lebhaft wünſchen ließ, war anderer, wenn auch nicht weniger inniger Art. Mit Trauer ſah die vortreffliche Dame das körperliche Wohlbefinden des Herrn von Bebran ſich vermindern, die finanzielle Lage der Familie ſich verſchlechtern und die Zukunft Dorotheens von allem Anhalt entblößt, außer dem, welchen ſie ihr zu geben vermochte. Sie bemerkte andererſeits das wachſende Intereſſe Dorotheens für Gottlieb, welches ſie um ſo mehr mit Beſorgniß erfüllte, als ſie die Starrheit des alten Herrn in ſeinen

Standesbegriffen wohl kannte und peinliche Auftritte, es mochte kommen wie es wollte, aber ſicher viel ſchmerzhafte Stunden vorausſah. Sie vertraute indeß dem geſunden Sinn, welchen der junge Mann ſtets bewieſen, und ihrer Geſchicklichkeit, etwaigen Kataſtrophen vorzubeugen. Endlich ſah ſie die näherliegende, bringende Nothwendigkeit des Erſcheinens Trautmann's für Bebran und die Angelegenheit der Familie für weit gewichtiger an, als die Nachtheile, welche etwa ſeine Anweſenheit mit ſich bringen könnte.

So war denn Alles auf die Rückkehr unſeres Kämpfers und ſeiner kleinen Schaar ſehnſüchtig geſpannt, nur der Verwalter und die Pfarrersleute machten davon eine Ausnahme.

Der Verwalter, ein alter Gegner Gottlieb's wie Rösler's, hatte, durch die Zeitumſtände und Krankheit ſeines Herrn begünſtigt, zu ſehr in ſeine Taſche gewirthſchaftet, um nicht eine leiſe Ahnung davon zu haben, daß mit der Rückkehr der Biebersdorfer Helden ſein unumſchränktes Reich und Einkommen ein Ende habe.

Alle Leute daheim befanden ſich demnach in der tödtlichſten Unruhe und Sehnſucht. Die Truppen hatten ihren Einzug in Berlin, die Schleſier in Breslau gehalten, das wußte man. Mit freudiger Hoffnung wurde vernommen, wie hoch die Kämpfer von Fürſt und Volk geehrt worden waren. Man berechnete Tag und Stunde der Wiederkehr, bei der geringſten Veranlaſſung lief man hinaus auf die Straßen, bald nach Gläſendorf und Hartau zu, bald nach dem Kehrwieder, und doch immer vergeblich! Man erkundigte ſich in Polsdorf, Falkenſtein, Kaiſerswaldau und den ringsumliegenden Gemeinden, zu denen bereits viele Angehörige zurückgekehrt waren. Man konnte nichts Vernünftiges erfahren.

Bebran ſchlief keine Nacht mehr. Sein Zuſtand ward durch Erregung und ſelbſtquäleriſche Gedanken von Tag zu Tag verſchlimmert.

So ſaß er denn auch wieder eines Nachmittags in ſeinem Sorgenſtuhl, eingewickelt im Schlafrock, am Fenſter, wendete unruhig das Haupt hin und her, blickte bald auf den Hof, zu ſehen, was die Leute da trieben, bald auf die Dorfſtraße hinab, deren Krümmungen ſich im Neſſelsgrunde verloren, ob er nicht irgend ein Anzeichen der Kommenden erblicke. Dann wendete er das Antlitz wieder nach dem alten Schreibtiſch, auf das Bild und den darüber hängenden Schläger.

Plötzlich erhob er in namenloſer Angſt den Oberkörper und wendete ſich nach dem Innern des Zimmers, wo Dorothea und Madame Selting nähten.

„Es iſt aber ganz unmöglich, daß ich das länger aushalten kann! Meine Angſt wächſt Stunde um Stunde! Jetzt müßten ſie doch ſchon zurück ſein! — Ich glaube, da iſt ein großes Unglück geſchehen, und wir können warten bis an den jüngſten Tag. Haben wir bis morgen keine Nachricht von ihnen, ſo gebe ich Alles auf. Dann will ich mich nur gleich in die Grube legen, damit ich Das nicht zu ſehen brauche, was noch folgt!“ —

Dorothea war raſch aufgeſprungen und zum Vater geeilt. Sie küßte ſeine Hand, in ihren Augen glänzten Thränen.

„Lieber Vater, das kann Gott nicht wollen. Er wird gewiß Ihren Wunſch erfüllen und den Mann zurückführen, welcher Ihnen Ruhe und Hoffnung wiedergeben kann und Beiſtand leiſten!“

„Nicht um mich, Kind! iſt's, das weißt Du wohl. Ich kann nichts mitnehmen, wenn ich von hinnen gehe. — Ach, ich ſcheerte mich den Teufel um Alles, wenn Du nicht wärſt, mein liebes, einziges Kind! Wüßte ich nur Trautmann hier, der die Dinge ordnete, wollte ich auch ganz ſtill halten und mit dem zufrieden ſein, was Gott dann über mich beſchließt!“ —

„Halten Sie nur noch einige Tage aus, Ew. Gnaden,“ ſagte Madame Selting und erhob ſich, „wäre Herrn Trautmann etwas geſchehen, ſo würden doch einige von den Leuten zurückgekommen ſein und Nachricht bringen. Es waren fünfzig Mann im Ganzen, die können doch unmöglich alle geblieben ſein."

„Ach, Beſte!" fuhr Bebran düſter dazwiſchen, „Sie ſprechen wie der Blinde von der Farbe. Wir waren bei den Seidlitz-Reitern in einer Schwadron lauter Bekannte, zwei Schlachten genügten, uns auf die Hälfte zu bringen, und als der Krieg aus war, blieben ihrer noch ein halb' Dutzend am Leben. Seit Wahlſtatt bekamen wir keine Nachricht! Da iſt viel Spielraum bis heute, um lumpige fünfzig Mann von der Erde zu blaſen! Doch der Wille des Herrn geſchehe. Laßt uns nicht weiter darüber nachſinnen. — Komm, Dorothea, lies mir etwas vor aus den Gedichten des großen Schiller. Das war auch ein Held ohne Gleichen, hat dem Napoleon mehr Schaden gethan, als ein halbes Armeecorps, mit ſeinen Verſen. Geh', hol' das Buch!" —

Dorothea eilte hinaus. —

„Gnädiger Herr," ſagte die Selting, „erhalten Sie ſich doch nur für Ihr Kind, geben Sie der Muthloſigkeit nicht ſo Raum, vielleicht wird Alles beſſer, als wir denken."

„Wollen's hoffen, meine Gute, 's wär' endlich Zeit. Ich will mich auch zuſammennehmen, daß Dorothea es nicht ſo merkt. Bleiben Sie immer bei meiner Tochter, Selting, was auch komme, ſorgen Sie mit dem Argwohn der Mutterliebe, daß ihr nichts verkürzt wird; denn" — und ſeine Stimme wurde unſicher — „wenn Trautmann geblieben iſt, dann habe ich mir ſchon vorgenommen, die Beſitzung loszuſchlagen, um den ganzen Kummer los zu ſein und zu wiſſen, was ich habe. Es wird mir freilich ſchwer, hatte mir eingebildet, neben meine gute Frau auf den Biebersdorfer Kirchhof zu kommen, aber — ich ſehe ſchon, ich muß in den ſauren Apfel beißen. Handeln Sie immer an Dorotheen, wie Sie an Ihrem leiblichen Kinde handeln würden!" Er faßte die Dame feſt bei der Hand und ſah ihr ſtarr in's Geſicht.

„Das werde ich," antwortete ſie feſt und mit ernſter

Zuverſicht. „Ich bin ſtolz auf dieſe Pflicht, Herr von Bebran, und ſie wird nur mit meinem Leben enden.“ —

Ein leiſes, zufriedenes Lächeln überflog des alten Herrn Geſicht.

„Gott ſegne Sie dafür, meine gute Selting!“ —

Dorothea trat mit dem Buche ein.

„Soll ich Ihnen das Lied an die Freude leſen, was Sie ſo lieben, Vater?“

„Nein, mein Kind, mein trübes Gemüth kann dem Jauchzen, das aus dieſen Verſen ſpricht, nicht folgen, ich brauche Ernſteres, etwas, das zu meiner herben Stimmung paßt!“

Indeß der Alte hinausſtarrte in das Herbſtlaub, hinüber zu den dunkeln Bergen der ſcheidenden Sonne nach, blätterte Dorothea in dem Buche, um eine paſſende Dichtung zu finden. —

„Was iſt das?!“ — ſchrie plötzlich der Alte. „Horch, hört Ihr nichts? — — Nein, nein! Es iſt blos das Hirtenhorn geweſen. — Fang' nur an.“ —

Eine Trompetenfanfare durchſchmetterte die Luft, Hufſchlag und Roßgewieher ertönte. Alles fuhr empor.

„Sie ſind's, ſie ſind da!“ — rief der Alte und richtete ſich jäh empor. „O, meine Augen ſind ſo trübe, ich kann nicht ſehen, wer drunter iſt! Ach, ſchaut doch hinaus, Kinder, und ſagt mir, was ich zu hoffen und zu fürchten habe!“

Er hatte ſich wieder in den Seſſel zurückgelehnt, die Bewegung und Angſt dieſer Minute beraubte ihn des freien Gebrauchs ſeiner Sinne. Den Arm ſeines Kindes umſpannend, lauſchte er den wirren Tönen unten und preßte die andere Hand an das wild klopfende Herz.

Die Frauen ſtarrten hinab.

In einem Nu hatte ſich der weite Hof mit Reitern, Soldaten, Frauen und Kindern der Biebersdorfer, einem Meer von Köpfen, bedeckt. Jauchzen und Weinen, Wiehern und Waffengeklirr miſchten ſich mit Seufzern und Gelächter zu einem Chaos, das die anbrechende Dunkelheit noch unentwirrbarer machte.

Peinlich war die Stille im großen Zimmer.

Da klirrte es auf dem Flur. Mannstritte tönten wieder.

Die Thür flog auf und die markige Geſtalt eines Offiziers im Reitermantel ward ſichtbar.

„Gottlieb! — Mein Junge, mein lieber lang Erſehnter! Biſt Du es, hab ich Dich wieder, leibhaftig wieder?!“

„Ja, theurer Herr von Bebran, mein edler Beſchützer, ich bin’s, — der Trautmann! Gott grüß’ Sie tauſendmal!“ —

Der junge Mann eilte zu dem Kranken und beugte ſich nieder, ihm die Hand zu küſſen. Bebran, der aufſtehen und ihm entgegengehen wollte, fiel ihm faſt ohnmächtig vor Freude um den Hals.

Eine Scene lautloſer Wonne und Seligkeit erfolgte, nur vom Schluchzen und von unartikulirten Tönen des Jubels unterbrochen. — In dieſer Stunde machten ſich aller Gram, alle Sorge, alle Herzensangſt Bebran’s in gewaltigen Eruptionen Luft und erſchütterten den leidenden Körper des Greiſes mit wilden Schauern.

„Du allgütiger Gott, wie dank’ ich Dir, daß Du ihn mir zurückgegeben! — Kinder, nun werd’ ich wieder ganz geſund, wahrhaftig! Nur die Sorge hat mich ſo hinfällig gemacht! Leg’ ab, mein Junge! Bringt Licht, nur Licht, daß ich ihn mir betrachten kann, den Mann betrachten, den ich erzogen habe zur Befreiung des Landes!“ —

Madame Selting war hinausgeeilt und brachte Licht.

„Wenn Sie mich, nein, wenn Sie Ihre Tochter, alle Ihre Treuen lieben, Herr von Bebran, ſo bleiben Sie ſitzen. Regen Sie ſich nicht zu heftig auf. Uebergroße Freude kann Ihnen ſchädlich werden. Ich bleibe ja nun bei Ihnen!“

Mit dieſen Worten drückte Trautmann den alten Herrn ſanft in den Seſſel und hätſchelte ihn wie ein Kind, das man beruhigen will.

„Ich, Junge, ſei geſcheidt, ich bin kein Kind! Laß mir doch die Freude, hab’ mich ja lange genug härmen müſſen. —

Haha! Wie ſchmuck Du biſt! Bei Gott, ein ganzer Mann; der alte Fritz müßte ſeine Freude an Dir haben. Aber erzähle doch, ſeid ihr Alle wieder glücklich zurück, Gottlieb, oder — — Ha, wo ſind die Röslers!?" —

„Lieber Herr von Bebran," antwortete zögernd Trautmann, „nach der Freude kommt Schmerz. Ich bringe Ihnen — nur einen wieder! — Der arme fröhliche Lorenz, der Freund meiner Jugend —! Eine Musketenkugel riß ihn bei Leipzig nieder!" — —

Bebran ſah ſtarr vor ſich hin. —

Dorothea ging raſch hinab. —

„Wie viel Biebersdorfer ſind noch gefallen?" fragte Bebran leiſe. —

„Von unſeren Jägern ſieben, von den dreißig Rekruten elf!" —

Langſam trat der alte Rösler mit ſeiner Frau ein. Ihre Geſichter waren verweint, ihre Herzen klagten um die Hoffnung ihrer alten Tage!

„Rösler!" rief Bebran und reichte beiden Alten die Hand, „Röslerin, ich ſage nicht, weinet nicht um ihn; ein Kind iſt ja das Höchſte in der Welt. Wenn es dafür überhaupt einen Troſt giebt, iſt's der, daß er als Held geſtorben, ſein Blut der Kaufpreis für unſer Aller Glück iſt, er hat einen wackern Sieg errungen und findet ſeine Lorbeeren im Himmel, wo Ihr ihn wiederſehn ſollt!" —

„Das mein' ich auch, gnädiger Herr. Der liebe Gott muß doch gedacht haben, er ſei bei ihm beſſer aufgehoben, als hier. Mich hat er nicht haben wollen, und ich hab' mir gewiß Müh' gegeben, dem Lorenz nachzukommen. War's mir doch gar zu ſchwer, daß ich allein zur Mutter heimkehren ſollte. Eins aber hat mich grimmig gefreut," und des Alten Augen glühten, „wie der Gottlieb, Donnerwetter, der Lieutenant ſag' ich, dem verdammten Hund, der ihn zuſammenſchoß, eins über den Schädel gab, daß er zuſammenbrach wie ein Kornhalm beim Mähen!" —

„Setz' Dich her zu mir, Rösler, Ihr Alle um mich herum! — Tochter, laß eine Flaſche Wein bringen für den

Willkommen. — So, und nun erzähle, Alter, von Deinem Lorenz. Ein mannhaft Ende lebt ewig im Munde der Menſchen, das iſt der Stolz jedes braven Soldaten!" —

Man ſetzte ſich zuſammen. Bebran hielt Gottlieb's Hand in der ſeinen.

Rösler begann leiſe. Auf ſeinen Zügen malte ſich lohende Kampfesluſt und zuckender Schmerz.

„Vor Leipzig war's, bei der Reiterſchlacht von Möckern.— General-Lieutenant Blücher hatte mit uns und den Ruſſen bei Elſter die Elbe überſchritten und wir waren am 11. October in Halle todmüde eingerückt. Vier Tage raſteten wir, um Kräfte zu ſammeln, denn wir wußten, daß uns in Leipzig Napoleon zur großen Menuet aufſpielen wollte.

„Ehe wir von Halle ausrückten, hielt Blücher über uns Revue.

„‚Kinder,' rief der Feldherr, ‚diesmal gilt's! Napoleon wird uns einheizen, denn er ſpielt ſeine letzte Karte aus und weiß, daß er geliefert iſt, wenn er zu Leipzig den Kampf verliert. — Herzenskinder, liebe Jungens, thut unſerm Herrgott und dem Vaterlande, thut dem alten Blücher doch den Gefallen und ſiegt! — Wir müſſen ſiegen, hört Ihr's, Soldaten, ſonſt iſt Alles, was wir bisher gethan, umſonſt! Drauf denn, der Himmel ſammt Euren Weibern und Kindern hoffen auf Euch. Wir werden auch gewiß ſiegen, Kinder, denn die Oeſterreicher unter Schwarzenberg, der Kronprinz von Schweden und York eilen ſchon von allen Seiten herbei, es kommt nur drauf an, daß wir, wie immer, die Erſten ſind! Verſtanden? — Vorwärts mit Gott für Vaterland und König!' —

„‚Hurrah! — Vorwärts! — Wir ſind die Erſten, Vater Blücher! — Drauf!' — So donnerte es durch die Armee. Die Feldmuſik ſpielte, wir zogen dem Feind entgegen.

„Die freiwilligen Jäger, unſre reitenden Jäger, Huſaren und Ulanen machten die Vorhut.

„General Hellwig, der ſie führte, ſprengte vorauf.

„‚Freiwillige Jäger, ſperrt die Augen auf, jetzt oder nie! Und Ihr, Biebersdorfer, ſteckt ja ſonſt ſo gern die Naſen zuerſt hinein, ſo nehmt alſo die Tête der Colonne! Vorwärts!' —

„Wir formirten uns. Die Trompeten klangen im luſtigen Tralirala und es ging im Geſchwindmarſch auf Leipzig. Des Nachts kamen wir gegen Schkeuditz. Unſre Tirailleure beſetzten den Ort, und wir machten Nachtquartier mit dem Zaum im Arm. Die Vorpoſten wurden bis gegen Möckern vorgeſchoben, in dem Napoleon's Garden und die zahlreiche Cavallerie unter Marmont ſtand.

„Der Sechzehnte brach an. Wir ſaßen auf. Alles war zum Schlagen bereit. — Vater Blücher hatte aber ſeine geheimen Abſichten, er wollte nicht, ſondern wartete auf Nachrichten und trug nur Sorge, daß uns der Feind nicht zu zeitig ſehe. So lauerten wir faſt den ganzen Vormittag und trieben allerlei Poſſen, um die Zeit zu vertreiben. Ach, wie luſtig war da noch unſer Lorenz! — Gut! Um elf Uhr endlich entfalteten wir unſre Linie, zogen aus Schkeuditz, und um zwei Uhr etwa ging der Betteltanz los!

„Mit entſetzlichem Hurrah ſtürzte die Infanterie auf den Feind los, wir hielten die Flanken. Mit blankem Bajonnet und Säbel ward er aus Möckern geworfen, in dem er ſich verſchanzt hatte. Die Franzoſen zogen ſich auf Gohlis zurück. Wir aber, nicht faul, ſaßen dem Feind gleich wieder auf der Jacke. — Es war ein harter Strauß, Herr, dreimal drangen wir in den Ort ein und brachten die alten Bärenmützen zum Weichen, und dreimal warfen uns die Halunken wieder hinaus. Vater Blücher ließ aber nicht nach, auch waren wir zu wüthend auf die Rothhoſen.

„Die Trompete rief wieder, und wie die Teufel ſetzten wir mit unſeren Gäulen mitten in die Colonnen, die Kanonen und Kartätſchen aber ſpielten dazu ſo mörderiſch auf, wie ich's noch nie gehört. Mann an Mann wurde im Dorfe gekämpft, von Haus zu Haus, aus einem Gehöft in's andere, und die brennenden Häuſer vermehrten die Hitze. Da war's, wo ein Grenadier meinen armen Sohn durch die Bruſt ſchoß. — Er klappte vom Pferde und ich fing ihn in meinen Armen auf. Mir ward ſchwarz vor den Augen. Unſer Gottlieb aber, als er's ſah, war wie ein Wahnſinniger vor Wuth und Schmerz. Er ſtürzte ſich auf den unſeligen Schützen und ſpaltete ihm das Hirn, drückte dem Roß die Sporen bis über's Rad in den Leib und drang, Hiebe austheilend, tief in die weiten Colonnen des Feindes.

„‚Heiliges Kreuz, holt mir den Trautmann heraus, Kinder,‘ brüllte der Oberſt, ‚ſonſt iſt er hin!‘ Alles drängte auf einen Punkt.

„Die alten Grenadiere ſtoben vor uns wie Spreu, unſre Infanterie kam von der Seite. ‚Drauf, drauf! Victoria!‘ Mit einem furchtbaren Hurrah ward der Feind aus Gohlis geworfen und retirirte. Wir nach, Gottlieb voran. Er blutete aus drei Wunden, aber merkte nichts. Dem feindlichen Standartenträger ſchoß er eine Piſtolenkugel durch's Kreuz und hieb den kaiſerlichen Adler aus des Sterbenden krummen Fingern. — So drangen wir nach, unſre Kartätſchen halfen den Franzoſen laufen, aus der Vorſtadt von Leipzig ſelbſt warfen wir ihn! Der Sieg war unſer! —

„Am andern Tage ruhten wir und vereinigten uns mit dem Heere der Verbündeten um die Pleiße. Am 18. ward die Kaiſerſchlacht geſchlagen, und ich weiß Viere, denen ich meines Sohnes Tod eingetränkt.

„Napoleon floh, die Ruſſen und unſre Huſaren gingen ihm nach. —

„Auf der Revue, welche die Monarchen abhielten, ritt unſer braver König an uns heran, lobte die Biebersdorfer, Gottlieb ward Lieutenant, und für den Adler kriegte er das eiſerne Kreuz. — Nur — unſern Lorenz kriegten wir nicht wieder!"

„Ein kaiſerlicher Adler in Deinen Händen, Gottlieb, das eiſerne Kreuz auf Deiner Bruſt?! Komm näher, Dorothea, reich' dieſem edlen Manne die Hand zum herzlichen Willkommen, er wird in Dir mich ehren, und wenn ich einmal todt bin, haſt Du wenigſtens einen redlichen Freund, der das Kind des alten Bebran ebenſo ſchützen wird, wie er das Recht ſeines Königs geſchützt hat!!" —

Dorothea war hoch erröthend und geſenkten Blicks herangetreten.

Trautmann faßte ihre Hand.

„Das, mein gnädiger Wohlthäter, ſoll mein größtes Glück und meine höchſte Ehre ſein. Erlauben Sie mir, Fräulein von Bebran, die Bitte auszuſprechen, daß Sie mich in allen Lagen des Lebens als Ihren treuſten Diener anſehen mögen!"

Er ſah ihr voll und warm in's lichte Auge, beugte ſich auf ihre Hand und küßte ſie.

Dorothea war dem Vergehen nahe. Thränen rannen ihr über die Wangen und ſie hauchte:

„Verzeihen Sie mir!"

„Wer, wenn er Sie jetzt anſieht, gnädiges Fräulein, hätte Ihnen je etwas zu verzeihen?"

Dorothea ſchrak zuſammen, ſie warf einen ſcheuen Blick auf den glühenden jungen Mann und war todtenbleich. Sie fühlte den ſpitzen Pfeil, geſchleudert von der Venus ſchlauem Sohne.

„Das iſt recht," lächelte Bebran, „macht den alten Kindergeſchichten ein Ende. Ich verſichere Dir, Gottlieb, ſie hat ſich bis dieſe Stunde darüber gehärmt!" —

„Daß Ihr Fräulein Tochter, gnädiger Herr, noch heute ſich jener Zeit zu erinnern vermag, giebt mir nur einen rührenden Beweis ihres großmüthigen Herzens. Ich hoffe, dieſe Ueberzeugung wird ſie beruhigen."

„Ja, laßt es gut ſein. — Hier ſtelle ich Dir die Erzieherin, ich kann ſagen die zweite Mutter Dorotheens, Madame Selting, vor. Nun aber kommt und laßt uns in Frieden und Ruhe mit einander plaudern. Da, Röslers, ſetzt Euch nur wieder her, werdet des unabweisbaren Schmerzes Herr und genießt, was Euch das Schickſal vom Leben übrig gelaſſen, in Zufriedenheit. Wir haben einander gar viel zu erzählen. Es ſteht in Biebersdorf auch nicht ſo gut mehr, als ehedem, und 's iſt gerade Zeit, daß Ihr kamt, um den Geſchichten hier ein Ende zu machen. Die Krankheit hat mir hart mitgeſpielt, dazu der Krieg, und ſo iſt Alles rückwärts gegangen!“

Während Madame Selting und Dorothea mit der Röslerin Hülfe das Nachtmahl bereiteten, Trautmann's Zimmer einrichteten und für die Pflege der Angekommenen Sorge trugen, mußten die beiden Krieger ihren ganzen Vorrath kriegeriſcher Erlebniſſe ausſchütten, und das Herz des alten Herrn dehnte ſich weit aus, ſein Geiſt ſchwelgte im Genuſſe kriegeriſcher Thaten, die ſeine Jugend ihm wiederum leuchtend heraufbeſchworen. Die Vorausſicht glücklicher, ſorgenfreier Tage, das Gefühl, die Erſehnten wieder zu haben, wirkten verſöhnend auf das Gemüth des alten Herrn und gaben ihm körperlich wie geiſtig einen Frieden, eine Milde, wie er ſeit langen Jahren, ja ſeit dem Tode ſeiner Gattin faſt nicht mehr beſeſſen hatte.

Ehe die Vorbereitungen zum Abendeſſen beendet waren, verließ Trautmann, in den Mantel gehüllt, auf einige Zeit das Haus und ſchritt hinab durch das aufgeregte Dörfchen, das heute einen wahren Sonnenabend, einen Sabbath nach langen Stürmen feierte. Ruhe für die Lebenden, Ruhe den Todten! — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — —

Während rings in den Hütten und droben auf dem Herrenhof die Freude ihre Roſenlichter ausgoß, ja ſelbſt der Schmerz milder wurde durch das ruhmvolle Heldenopfer der Gefallenen, war es beim Pfarrer Schlehborn gar öde und trübſelig.

Alt, vergrämt, vom Herrngeſinde gleichgültig behandelt, mit ſich ſelbſt zerfallen, ſaßen ſie Beide bei einer armſeligen Lampe; ſie ſtrickend, er über der Predigt ſtudirend, die er morgen ſeiner Gemeinde halten wollte. Heut' war das Feſt der Freude, wo Jeder dem Andern ſich verſöhnte, vergangene Noth vergaß und das Weh verſtummte über der Himmelsfreude der Gegenwart. Nur ſie waren von aller Freude ausgeſchloſſen. Den tiefſten Schmerz hatte der

Paſtor empfunden, als der Patron ihm nicht einmal Dorotheen zur Confirmation anvertraut hatte, ſondern ſie vor zwei Jahren bis zum Pfarrer nach Reinerz wöchentlich zweimal ſendete und ſeither auch dort mit ihr communicirte. Verachtung vor der Welt, Verachtung vor den Leuten war ihr Loos!

Die Unterhaltung Beider, wenn ſie nicht Amtsangelegenheiten oder Wirthſchaftsintereſſen berührte, war höchſt einſilbig und nie ganz frei von Schmerz und Bitterkeit. Sie konnten wenig Dinge mit einander reden, wo ſie nicht auf das Zerwürfniß mit dem Gutsherrn und deſſen Veranlaſſung ewig wieder zu ſprechen kamen. Das eheliche Verhältniß beider Gatten hatte dadurch mannigfach gelitten, und wären ſie nicht zu alt geweſen, hätten ſie ſich lieber um ein andres Pfarramt beworben, um einen Ort zu verlaſſen, wo ihre Autorität ſo ſehr erſchüttert war. —

Die Paſtorin ſchrob die düſterbrennende Lampe in die Höh', der Paſtor richtete das Haupt empor, ſtrich mit der Hand über die kahle Stirn und warf die Feder verdrießlich von ſich.

„Eh, ich wünſchte, Du ſargteſt mich je eher je lieber ein, dann wär' ich die Qual auf ewig los! Gott wird barmherziger mit mir in's Gericht gehen als die Menſchen, weiß er doch gut genug, wer hauptſächlich an allem Uebel ſchuld hat und daß ich auch noch anderer Leute Dummheit mitentgelten muß!“ — und er warf ſeiner Frau einen bittern, heftigen Blick zu.

„Ja, ja, brauchſt mich nicht ſo finſter und verächtlich anzuſehen, ich weiß ſchon, wen Du meinſt. Wir haben zuſammen geſündigt, wenn's aber für Deine Seele beſſer iſt, will ich allein Alles auf mich nehmen!“

Die Paſtorin wendete ſich nach dem Dunklen, damit er ihre fallenden Thränen nicht ſehen ſollte.

Dem Paſtor gab es jäh einen Stich durch's Herz und er faßte über den Tiſch nach der dürren Hand ſeiner Frau und drückte ſie. —

„Wir wollen es tragen, Frau, wollen uns nicht noch mehr das Leben verbittern. Hat der Gottlieb uns nicht genug Schmerzen gemacht, müſſen wir auch noch zuſammen wie Hund und Katze die paar Jahre leben, die wir noch haben? O, die Schrift hat recht, der Neid iſt die Wurzel alles Uebels. — Und doch fühl' ich im Herzen, daß ich dem Jungen nicht gram ſein kann, dennoch freut's mich manchmal, daß er es ſo weit gebracht hat. — Ach, er iſt zurück, gewiß! Ich mag gar nicht dran denken, ob mir zum Fluche ihn eine Kugel fortgerafft!“ —

Wie Beide ſo einander gegenüber ſaßen, die Hände krampfhaft verſchlungen, und ſich in die müden Augen ſahen, wehmüthig, mit verſiegter Hoffnung, öffnete ſich die Hausthür. Die Glocke ſchlug an, der Hund im Hofe bellte, ſie hörten es nicht. — Mumienhaft ſtierte Eins das Andere an und war verloren in ſeine Gedanken. — Selbſt das Klopfen an der Thür vermochte ſie nicht wachzurütteln. —

Plötzlich legte ſich ein Arm, eine warme pulſirende Menſchenhand um des Paſtors Nacken.

Er fuhr empor. Die Paſtorin ſchrie auf und taumelte rückwärts.

„Ich bin es ja nur, mein lieber alter Lehrer, und will Ihnen ſagen, wie lieb Sie Ihr ehemaliger Zögling noch hat.“

„Gottlieb Trautmann!! Mein Sohn!!“ —

Schüler und Lehrer hielten ſich lautlos umfangen, die Paſtorin ſtand dabei, halb Schluchzen, halb Jubel.

Der Götterfunke der Freude war auch in ihre Herzen eingezogen; in der düſtern, öden Stube begann's zu glimmen und zu leuchten, zu jubeln und zu koſen, denn da waren zwei Kinder, zwei alte glückliche Kinder, die verſöhnt wurden mit der Welt, mit ſich, mit ihrem Gott durch das dankbare Herz eines Jünglings, der ihnen nur von dem vorzuſchwatzen hatte, was er bei ihnen Tüchtiges gelernt, der ihnen ſagte, daß gerade die ſtrenge Erziehung bei ihnen ihn zu dem gemacht, was er geworden, ihm das erworben, was er ſich erſtritten, zeigte, wie er für Dankbarkeit allein, nicht für vergangenes Leid Gedächtniß habe.

Nach dem erſten Rauſch des Wiederſehens und Erzählens eröffnete Gottlieb den Paſtorsleuten, daß Herr von

Bebran ſie zu Tiſch bitte, auch er fortan allen Groll ablegen wolle und, wenn auch nicht die alte Freundſchaft, doch die alte Achtung zwiſchen ihnen Allen beſtehen ſolle. —

— — — — — — — — — — — — — — —

Paſtor Schlehdorn und ſeine Frau betraten an Gottlieb's Hand den Bieberhof von Neuem, welchen ſie vor ſechs Jahren faſt auf Nimmerwiederſehen verlaſſen hatten.

Sie wurden mit achtungsvollſter Liebenswürdigkeit aufgenommen, jede Bangigkeit und Verlegenheit wußte man ihnen zu erſparen, und durch dieſes Beginnen erhielt der Reſt des Abends eine immer heiterere und beweglichere Seite. Man vergaß die vergangenen dunklen Stunden über dem Beſtreben, die Schönheit der heutigen feſtzuhalten, über der Hoffnung der frohen, wonnereichen Zukunft. Spät erſt trennte man ſich.

Bebran reichte dem Paſtor ernſt die Hand und zog ihn in ein Fenſter.

„Paſtor, ich brauche wohl nicht erſt vorauszuſetzen, daß wir — vernünftiger geworden ſind. Die Zeiten ſind, weiß Gott, noch ſchwer genug, wir haben des Krieges traurige Folgen noch lange zu verwinden, und ein Seelſorger kann ſich da am ſchönſten bewähren, wo's Thränen zu trocknen giebt. Mein Inneres ſagt mir, daß Sie mit aufrichtigem Eifer beweiſen werden, daß Sie für mein Haus, für die Heerde, ſo Ihnen anvertraut iſt, Ihre beſten Kräfte geben werden. Das allein, Pfarrer, ſoll Ihnen die beſte Zuſicherung ſein, daß Sie als Paſtor von Biebersdorf auch ſterben werden!“ — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

Arm in Arm mit ſeiner Frau kehrte der Theologe nach dem Pfarrhofe zurück, als neue Menſchen mit jungen Herzen! —

In einer Stimmung, die, begeiſtert und weihevoll, den Schlaf nicht duldet, ſetzte ſich der alte Paſtor nieder, um eine neue Sonntagspredigt, eine Jubelhymne auf den Frieden und die Erlöſung zu ſchreiben, hatte er doch mit ſeiner Frau alle Schlacken ſeines Weſens von ſich geworfen in's Vergeſſen. Als ſie ſpät erſt zu Bett gingen, ſchliefen ſie dankbar mit der Erquickung endlich erreichter Zufriedenheit ein. —

Auch Trautmann wie Herr von Bebran ſanken bald in die Arme des Schlafes. Den Einen umfing der Schlummer der Ermüdung, den Andern der der Geneſung.

Ach, die Schmerzen der Seele verwüſten den Körper viel mehr als leibliche Leiden, und wo der Geiſt ſich wieder ſelig auszudehnen vermag, beweiſt er am ſchönſten ſeine Herrſchaft über den Körper. Man fühlt ſich geſünder, als man iſt, und wird es dadurch unwillkürlich.

Nur Dorothea konnte lange nicht zur Ruhe kommen, ihr Herz pochte, ſie wußte nicht warum, ihre Gedanken kreiſten und wogten, ohne daß ſie dieſelben zu beherrſchen vermochte. — Wie wunderbar dies Einſt und Jetzt! — Sie ſah im Geiſt den Hirtenknaben auf der Höh', den ſimplen, gedrückten Jungen mit ſeinem Buche; — dann ſah ſie ihn wieder in wetternder Schlacht, die Trommeln raſſelten, die Kanonen brüllten, die Kugeln ſtoben und eine traf ihn — ihn, und er ſank! — Laut ſchrie ſie auf und erwachte. —

„Nein, nein — er lebt!“ flüſterte ſie. „Er hat mich angeblickt und meine Hand geküßt, er lebt!“ —

Ihre Phantaſien geſtalteten ſich nun freundlicher, ſie ſeufzte leiſe. — Und der Traumgott glitt wieder über ſie hin, brachte ihr liebliche Bilder, grünende Matten, auf denen ſie ging mit ihm — es war am Kehrwieder. Sie lächelte. — Dann ſchloß der Zauberfinger des Schlummers ihr müdes Auge. —

— — — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Die Verhältniſſe in Biebersdorf geſtalteten ſich nun weſentlich neu. Man war raſch genug den Betrügereien des Verwalters auf die Spur gekommen und entließ ihn. Rösler trat fortan an ſeine Stelle, und unter dem umſichtigen Auge Trautmann's kam nach und nach Ordnung in die Finanzen des Herrn von Bebran.

Viele Strecken Landes, ein großer Theil des unbewirthſchafteten Forſtes, theils wegen Mangel an Arbeitskraft, theils wegen Nachläſſigkeit des früheren Verwalters müßig liegend, wurden ausgenutzt, und die heimgekommenen Krieger hatten übervolle Arbeit. Der Pfarrer nebſt ſeiner Frau, in der Freudigkeit wiedererlangten Anſehens, gaben ſich raſtlos Mühe, dem Mangel wie der Trauer abzuhelfen, und wurden von Bebran kräftig unterſtützt, der nichts verſäumte, was er zu Hebung und Wohlſtand ſeiner Leute thun konnte. Vor Allem war Trautmann der erklärte Liebling von Biebersdorf. Der Stolz und die Bewunderung der Männer im Kriege, wurde er nun der Fürſprecher und Hort derſelben im Frieden, verbreitete reges Leben und Fröhlichkeit rings in der Heimath, die ihn einſt in ſeiner Niedrigkeit geſehen.

Mit ſoldatiſcher Herzlichkeit, gutmüthigem Erſtaunen oder ſcheuer Ehrfurcht wurde er begrüßt, wenn er die Dorfſtraße ſo dahinſchritt, und mußte ſich oft genug die Titulatur „Ew. Gnaden" gefallen laſſen. Sein Verhältniß zu den Pfarrersleuten ward nicht weniger innig, als zu Röslers oder Bebran ſelbſt. Seine Mußeſtunden, wenn er dem alten Herrn und der Familie nicht Geſellſchaft leiſtete, oder mit Rösler Kriegserinnerungen auffriſchte, verbrachte er gern in der Nähe eines Mannes wie Schlehdorn, der ihm an gelehrter Bildung ähnlich, ſein Lehrer und Erzieher geweſen war. — Vorläufig ſchien davon gar keine Rede zu ſein, wie ſich Gottlieb's Zukunft nunmehr geſtalten ſollte. Die Reorganiſation des alten Wohlſtandes ſeiner Heimath, kurz alles Andere um ihn her nahm Trautmann ſo in Anſpruch, erforderte ſeine Thätigkeit ſo unausgeſetzt, daß er an ſich nicht zu denken vermochte.

Dieſes ſein Beſtreben brachte ihn aber in immer innigere Beziehungen zu ſeiner ganzen Umgebung, machte ihn Bebran und ſeiner Familie immer werthvoller und unentbehrlicher, ſo daß, ſelbſt als Alles geordnet war und einen ruhigeren, erfreulichen Fortgang nahm, es doch ganz unmöglich ſchien, daß Trautmann ſich je wieder den Studien zuwenden, ſeine eigene Lebensbahn verfolgen könne.

Trautmann, der die Natur, die ſchönen Berge ſeiner Jugend ſo unendlich liebte, hätte ſich auch vielleicht unmerklich in die Idylle des Landlebens, den erquickenden Gegenſatz ſeiner Kriegsjahre gewöhnt, wäre er nicht aus dieſem Zuſtande auf eine Art erweckt worden, die ihn mit einem Male zwang, ſein individuelles Daſein ſchärfer zu betrachten, zuſammen zu raffen und zu ſondern.

Der Mai mit ſeinem jungen Grün war gekommen; mit üppigem Farbenſchmelze, wonnigen Düften ſchmückten ſich alle jene Plätze, die ſeine Erinnerung heilig hielt. Wie prangten die Biebersberge, die einſame Waldwieſe, die Gräber ſeiner Eltern, ſelbſt der wohlbekannte Epheu am Häuschen, das ſie einſt bewohnt, kletterte mit ſchlanken Gewinden neuſproſſend empor. Die leicht geſchwingten Vögel, welche einſt in tauſend Chören ſo traulich ſein Haupt umſchwärmt, grüßten ihn wieder, die Lerche mit ihrem Sonnenliede und die ſüßflötende Nachtigall in der verſtohlen dunklen Hecke im Garten an der Fliederlaube. Ein Liebesathmen, ein Klingen, ein Keimen dehnte ſich ringsum durchs All, und wie die Natur in Wolluſtſchauern junger Liebe ſich dehnte, trugen die Lüfte träumende Sehnſucht auf ihren Schwingen.

Solch ein Maientag war's, als Dorothea hinausſchritt in den lieblichen Wald, jenen wohlbekannten, verhängnißvollen Pfad auf die herrliche Höhe, die über der Straße und dem einſamen Kehrwieder ragte, zu jener Stelle, wo Gottlieb ſo oft geſeſſen, die ihr ſeitdem, ach, ſo lieb, ſo über Alles lieb, ſtille Zeugin ihrer poetiſchen Träumereien, ihres erwachenden Mädchenthums geworden war.

Madame Selting, die ſie öfters begleitet, wurde heute durch Bebran abgehalten, der ihre Unterhaltung in Anſpruch nahm, zumal Gottlieb mit Rösler einen Holzſchlag nach Grünwald hin beſichtigen mußte, der Paſtor aber nach Neu-Biebersdorf zu einem Kranken gegangen war. Man ließ Dorothea mit um ſo größerer Ruhe ihren Spaziergang antreten, als es im Gebirge wenig verdächtige oder ſchlechte Menſchen gab. Vielleicht ein paar Paſcher konnten ihr begegnen, die hier wie überall an den Grenzen ihr gefährliches Gewerbe trieben, aber dieſe pflegten höchſtens den Grenzbeamten gefährlich zu werden, und wurden von den Dörflern eher beſchützt und gern geſehen, als daß man ſie fürchtete. Dorothea ſetzte ſich in's duftende Heidekraut im Sonnenſchein am Waldrand nieder, blickte in's ſaatenreiche Thal und ſeufzte.

Dorothea liebte Trautmann. Mit jedem Tage, wo ſie um ihn war, fühlte ſie es mehr und mehr, wurde ſchüchterner, einſilbiger. Nur in ſolch' unbelauſchten Stunden, wie die heutige, hing ſie im Sehnen ſich ganz an dieſen jungen, blühenden Mann, der mit dem Geiſt des Denkers ihr eines Kriegsgottes Manneskraft und Schönheit zu verbinden ſchien. Die Ueberzeugung, daß ſie ihn liebe, füllte ſie aber mit Schmerz und Furcht. Wußte ſie denn, ob er, den ſie einſt ſo verachtet, den leiſeſten Funken Neigung für ſie fühle, ob nicht dennoch ein Reſt von Widerwille in ihm zurückgeblieben ſei? Und wenn er ſie liebte, war je an eine Vereinigung zu denken? Ihr Vater ſchätzte ihn faſt gleich einem Sohne, doch wenn er ihm auch Alles eingeräumt, war doch ſehr die Frage, ob er ihm ſein höchſtes Gut, ſeine Tochter, geben, im Angeſichte der Welt alle Vorurtheile ſeines Standes überſpringen würde. Konnte nicht Gottlieb in dem Augenblicke, wo er nach Dorotheens Beſitz greifen mochte, in Bebran's Augen als ein undankbarer, verzärtelter Günſtling erſcheinen, der alles Gute, was er genoſſen, mit unerſättlicher Selbſtſucht lohnte? —

Dieſe Gedanken quälten ſie heut' mehr wie je, und die Trennung, die finſtere kalte Trennung für ewig ſtand bleich vor ihr und ſchien ihr mit jedem Pulsſchlag näher zu rücken. —

Von derlei Gedanken war der Gegenſtand derſelben, Trautmann, weit entfernt.

Die ernſte Kriegszeit, dann die raſtloſe Beſchäftigung im Intereſſe ſeines väterlichen Herrn verſtatteten ihm am wenigſten derlei ſelbſtſüchtige Gedanken. Er hatte ſtets für

Weibesſchöne und Liebreiz eine glühende, faſt religiöſe Verehrung gehabt, in den ſtrengen Begriffen der alten Erziehung, in ſeiner ganzen Lebensſtellung und Anſpruchsloſigkeit lag aber das Bewußtſein, daß der Mann erſt eine unabhängige Lebensſtellung, ein freies ernſtes Ziel errungen haben müſſe, ehe er daran denken könne, ein Weib an ſein Schickſal zu ketten, das Freud' und Leid mit ihm theile. Gottlieb konnte ſeine Zukunft nicht anders malen, wie wenn er ſich als Pfarrer irgend eines Dörfchens und an ſeiner Seite ein ſtillbeſcheidenes Bürgerkind dachte, das in allen Windungen des Lebens bei ihm liebend, duldend und arbeitend ausharre.

Wie konnte er auf Dorotheen verfallen? — Als er ſie an jenem Abend der Rückkehr neben dem kranken, greiſen Bebran, erblüht in allen Reizen ſchämiger Jungfrauſchöne, erblickte, ſie ihm vom Vater wie ein heiliges reines Gut, eine Schweſter faſt, anvertraut war zum Schutze, kam ein Gefühl von ſo erhabener Rührung über ihn, daß es keinen ſelbſtſüchtigen Gedanken aufkommen ließ. Hier war, das erkannte er, der Augenblick gekommen, wo er Bebran's Edelmuth vergelten konnte, in ihrem Dienſt wurde er der ungeheuren Verpflichtungen quitt, die er gegen Bebran hatte, und mochte auch ſein Herz in ihrem Anſchauen höher ſchlagen, mochten verrätheriſche Gedanken in ihm erſtehen, er preßte ſie mit aller Energie ſeines Charakters nieder, denn ſein eigner Mannesſtolz ſagte ihm, daß ſein Gewiſſen wie ſeine Hand rein bleiben müſſe, wenn er ſich nicht ſelbſt als das ſchlechteſte Subject von der Welt vorkommen ſolle. In ſolchen Momenten wählte er die beſte Auskunft für unnütze Träume, die Arbeit, war nie emſiger um Bebran's Vortheil bemüht, als wenn er länger, wie er zu dürfen glaubte, dies liebe Engelsangeſicht geſehen oder ſich mit ihr im Geiſt beſchäftigt hatte. Die Disciplin, welche er ſich im Studium wie im Kriege angewöhnt, die er mit Stolz als Selbſtbeherrſchung anſah, übte er in eben ſo rückſichtsloſer Weiſe auf ſein Gemüth und jede Zügelloſigkeit ſeiner Ideen aus. —

An beſagtem Tage kehrte er mit Rösler vom Walde heim, und während der Alte den geraderen Weg durch den Forſt einſchlug, zog es Gottlieb vor, den Umweg nach der Höhe und dem Neſſelsgrunde zu machen, theils um die Saat am Abhange anzuſehen, theils um den liebgewordenen Blick auf die Landſchaft zu genießen.

Sonderbar! An derſelben Stelle mußte er Dorotheen überraſchen, wo ſie ihn einſt verſpottet, auf ſeinem kleinen Golgatha, wo er um ſie in ſeinem Knabenſchmerz ſo viel Thränen vergoſſen hatte.

Es war ſo ſtill, ſo traulich, ſo ſehnſuchtsleis rauſchten die Blätter, plätſcherte unten der Bach, und die Neſſelsmühle rauſchte im Takte. — Erſt dachte er, was morgen Alles zu thun ſei, dann, wie günſtig ſich Bebran's Angelegenheiten wieder ſtellten, endlich, was wohl aus dem Allen werden ſolle, wenn der alte Herr das Zeitliche ſegne. — Unwillkürlich kam er auf Dorotheen. Wie konnte ein Mädchen den Beſitz zuſammenhalten, ſelbſt wenn die Selting ihr zur Seite ſtand! Und er? Mein Gott, konnte er denn immer bei ihr ſein? Das war ein unnatürlicher Gedanke, quälend und ſchreckhaft zugleich! — Was ſollte aus ſeiner Zukunft werden, und geſetzt auch, daß dies Nebenſache ſei, war das Mädchen nicht allen Uebelreden ausgeſetzt, wenn er blieb? Mußte das Verhältniß, was zwiſchen ihm und Bebran ſo einfach und naturwüchſig beſtanden, nicht dann überaus peinlich werden? Und wenn ſie ſich verheirathete! —

Er verwickelte ſich faſt in ſein eignes Gedankenlabyrinth, da — — ein Ausruf des Schrecks! — ſtand er auf der Höhe vor ihr. —

Sie war aufgeſprungen.

„Mein Gott, ich habe Sie erſchreckt, Fräulein! Verzeihen Sie! — Ich rannte in Gedanken durch den Wald und —“ er ſah die namlos Verſchämte an und ſeine Stimme ſtockte. — „Erlauben Sie, daß ich wieder gehen darf, ich —“

Dorothea wurde todtenbleich. Sie faßte einen Zweig, um ſich zu halten. Klang doch ſeine Stimme ſo verlegen und peinlich.

„Um Himmels willen, Dorothea,“ rief Trautmann und faßte ihre Hand, um ſie zu unterſtützen, „Sie ſind nicht wohl! Gewiß war das Gras feucht, oder das Heidekraut betäubte Sie —“

„Nein, nein, laſſen Sie nur. Es iſt nichts!“

„Aber wie können Sie ſich ſo weit von Hauſe entfernen, Fräulein? Wie leicht kann Ihnen irgend etwas zuſtoßen! Das Wild iſt nicht ſo ungefährlich, als man denkt.“

„O, das bin ich gewöhnt,“ ſagte Dorothea lächelnd und ſuchte ſich zu ermannen. „Ich bin oft hier geweſen, es iſt mein Lieblingsplatz.“ —

„Sie ſind oft hier geweſen, Dorothea?!“ —

Trautmann erſchrak über den innigen Ton der eignen Stimme, über den willenloſen Druck ſeiner Hand in der ihren.

Dorothea ward purpurroth, ihr Auge ſenkte ſich und hob ſich ſcheu. Es war ein Moment banger Stille.

„Jetzt oder nie weißt Du, ob er Dich liebt,“ flüſterte es in Dorotheen, und ihr Herz pochte, daß es die Vogelſtimmen zu übertönen ſchien.

„Nie! Das thuſt Du nie!“ antwortete es leiſe, krampfhaft in Gottlieb's Herzen.

„Laſſen Sie uns gehen, Fräulein, es iſt beſſer!“ ſagte er matt.

Ein eiſiger Schauer durchzuckte ſie. Sie wankte; dann mit dem Aufgebot aller Kräfte ſchritt ſie vorwärts. —

„Er liebt Dich nicht,“ flüſterte ſie unhörbar.

Trautmann folgte ihr. Er wagte nicht, ihr ſeinen Arm anzubieten.

Schweigend ſchritten ſie neben einander her, bis ſie jenſeit des Forſtes an die Lichtung kamen und den Bieberhof liegen ſahen.

Hier zog Trautmann ſeine Mütze, verbeugte ſich und ſchritt langſam rechts nach dem Dorf hinab.

Dorothea nickte und eilte vorwärts.

Als Gottlieb ein Gebüſch verdeckte, wendete er ſich leiſe und ſchaute durch die Zweige.

Da ſtand ſie im Sonnenglanze und hatte ſich noch einmal umgewendet. Dann preßte ſie ihr Tuch vor die Augen und eilte fort.

„Sie liebt mich! Das unſelige Mädchen liebt mich, ach, und ich liebe ſie wieder! — Ich muß fort. Fort von hier wie damals, ſonſt bin ich elend für's ganze Leben, elend und ehrlos obenein! Niemand darf wiſſen, was geſchah, Bebran ſoll lieber das Schlimmſte von mir denken, nur nicht, daß ich ihm ſein Kind geſtohlen habe. Gott mag mich davor bewahren!!" —

Er ſtürzte vorwärts, unaufhaltſam den Dorfweg hinab zum Pfarrhofe.

„Mein lieber alter Lehrer," rief er dem eben eintretenden Paſtor zu, „ich muß Sie ſprechen, in der dringendſten Angelegenheit meines Lebens ſprechen!" und ſeine Stimme bebte, ſeine Worte drangen krampfhaft, ſtoßweiſe hervor.

„Um Himmels willen, Gottlieb, wie verſtört und bleich! Was iſt denn vorgefallen? Komm, ſetz' Dich, rede!" —

„Nein, Herr Pfarrer, nicht in der engen Stube. Draußen im Garten und allein. Die Frau Paſtorin iſt nicht böſe. Das ſind eben Mannesangelegenheiten, und ich kann mich gegen Sie nicht ſo ausſprechen." —

Haſtig eilte er in den Garten voran. Der Paſtor, ſeiner Frau einen Wink gebend, folgte ihm eben ſo erſchreckt wie erſtaunt.

„Was haſt Du denn, mein lieber Sohn?"

„Herr Pfarrer, verzeihen Sie mir, wenn ich alte Geſchichten aufrühre, aber ich muß. Herr von Bebran hat es gut mit mir gemeint, mich zu Dem gemacht, was ich bin. Gott hat mir dazu Glück, Ehre im Kriege gegeben, und ich bin ſo weit gekommen, meinem kranken, altersſchwachen Wohlthäter eine Stütze zu ſein, ihm einen Theil ſeiner Mühe zu vergelten. Freudig übernahm ich Sohnespflichten und Dorothea's Schutz für den Fall ſeines Hintritts! — Das iſt vorbei! Ich muß fort, je eher je lieber fort von Biebersdorf, wenn ich nicht der undankbarſte Menſch ſein will.“ —

„Aber ich bitte Dich, Gottlieb, was haſt Du für eine Veranlaſſung!?“ —

„Wie ſie nur ein Mann von leidlichem Ehrgefühl haben kann! Wollen Sie ſchweigen, mir zu Liebe ſchweigen, mein alter Lehrer? O, wenn Sie mich lieb haben, verſprechen Sie mir's. Ich habe ja Niemand, dem ich mich vertrauen kann, als Ihnen!“

„Ich will ſchweigen! Doch wenn der Fall einträte, daß es gewiſſenlos wäre, ferner zu verheimlichen, was Du mir zu ſagen haſt?!“ —

Trautmann ſtand ſtill.

„Der Fall tritt nie ein!“

„Geſetzt aber, ich könnte großem Wehe, könnte einem Unglück Bebran's ſelbſt damit vorbeugen?!“

„Gut,“ ſeufzte Gottlieb, „auch das will ich über mich ergehen laſſen! Auch das! — Handeln Sie dann nach Ihrem Gewiſſen!“

Der Pfarrer reichte ihm die Hand, blickte ihm tief in's Auge und ſagte: „Dorothea liebt Dich!“

„Ja, Herr Paſtor, und ich Unſeliger liebe ſie wieder! — Sehen Sie nun ein, daß ich fort muß? Jede Stunde länger auf dem Bieberhofe bringt mich der Verſuchung näher! — O, Sie hatten recht, es iſt ein ewig Mißverhältniß: aus dem Staube zur Sonnenhöh' gehoben zu werden. Willenlos lernt man wünſchen, was unerreichbar iſt, was außer unſeren Rechten liegt, und will man redlich ſein und ſich beſcheiden, — ſchleppt man den Schmerz durch's ganze Leben!“ —

„Aber auch das Bewußtſein, Sohn, ſchön und gut gehandelt zu haben. — Ich gäbe viel — für ſolch ein Bewußtſein. — Trübe Erfahrung und ernſtes Erkennen hat mich gelehrt, daß edle Herzen und Talente auf allen Staffeln des Lebens blühen, hat mir Beſcheidenheit und Achtung vorm ärmſten Menſchen in's Herz gegeben, die ich ſonſt im Gelehrtenſtolze nie beſeſſen!“

„Sie fühlen aber doch auch, daß ich fort muß, nie wieder nach Biebersdorf zurückkann!?“ —

„Das fühle ich. Die Stimme der Ehre, Dein ganzer Charakter erheiſcht's, doch kann es wohl das Schickſal anders wenden, wenn einſt —“

„Nichts! Ich mag nichts hören! Soll ich ein Glück auf dem Grabe meines Wohlthäters erbauen? Nie! — Wenn ich auch Dorotheen tiefen Schmerz bereite, Sie wenigſtens wiſſen, mein Lehrer, warum ich gehe. Ihr Herz wird mich losſprechen, wenn Andere mich vielleicht der Liebloſigkeit oder Selbſtſucht bezichtigen. Leben Sie wohl, Sie ſollen ſpäter von mir hören!!“ — Haſtig umarmte er den Theologen und eilte hinweg.

Auf ſeinem Zimmer ordnete er ſeine Gedanken und ging zum Abendeſſen hinab.

Dorothea hatte ſich mit Unwohlſein entſchuldigt und kam nicht. — Madame Selting ſchien beſorgt und unruhig zu ſein. —

Trautmann zwang ſich zur Heiterkeit, damit Niemand etwas merke.

Bald nach dem Eſſen zog ſich die Dame zurück und ließ beide Männer allein. — Der entſcheidende Moment war da. Wie ſollte Trautmann dem alten argloſen Herrn mittheilen, daß er fortmüſſe? Er wurde nur verlegener und einſilbiger.

„Aber was haſt Du denn, Menſch, daß Du Dich ſo verlegen dreheſt und wendeſt, als wär's heut' bei mir nicht geheuer? Du biſt doch ſonſt ſtets frei und offen in Deinem Weſen?!“ —

„Herr von Bebran, ich habe allerdings etwas auf dem Herzen, was ich Ihnen längſt ſagen wollte, aber nun ich dran gehen will, wird's mir ſchwer. — Die Angelegenheiten in Biebersdorf gehen ihren gewohnten Gang. Rösler iſt verläßlich und kennt genau die Wirthſchaft. Ihr Befinden iſt, Gott ſei Dank, auch nun beſſer. Sie werden mir's alſo gewiß nicht übel deuten, wenn ich Sie bitte, mir zu erlauben, daß ich nunmehr mein theologiſches Studium weiter fortſetzen darf. Nach einem oder zwei Semeſtern in Breslau denke ich mein Candidatenexamen zu machen und mich dann irgendwo um eine Pfarre zu bemühen. Ich hoffe, die wird ſich wohl mit der Zeit auch finden!" —

Der alte Herr ſah ihm ſtarr in's Geſicht, dann ſtrich er ſich mit der Hand über die Stirn, lehnte ſich zurück, und auf ſeinen Zügen ſpiegelte ſich wehmüthiger Schmerz. —

„Gottlieb," begann er leiſe, „was Du mir da ſagſt, hab' ich ſchon öfter in der letzten Zeit bedacht, wenn ich auch nie recht dran glauben wollte, daß Du Biebersdorf verlaſſen könnteſt. Ach, ich habe mich ſo daran gewöhnt, Dich um mich zu ſehn. — Aber Du haſt recht, ganz recht! Unvernünftig wär's, Dein Studium, Dein Lebensglück länger zu verzögern. So hart mir's ankommt, einmal hätte ſich das doch ändern müſſen. — Wenn ich Dich wenigſtens einmal als Paſtor in Biebersdorf wüßte, — das iſt ſo ein alter Wunſch von mir!" —

„Unſer Pfarrer iſt aber immer noch rüſtig, und es wäre unbillig —"

„Ja doch, ja, Gottlieb! Ich ſoll Dich halt einmal nicht behalten! — Nun ſo ſei's. — Ich will Dir am wenigſten im Wege ſtehn, das verhüte der Himmel. Und wenn Du meine Hülfe irgend brauchſt, mein Sohn —"

Der alte Herr fuhr ſich mit der Hand über die feuchten Augen. Trautmann wußte kein Wort vor Schmerz und Beklemmung zu erwiedern.

„Es iſt doch ein ſeltſam Ding das Menſchenherz und manchmal recht unvernünftig. — Ich ſeh' lebhaft ein, daß Du recht haſt und doch —! Nein, nein, Du mußt Deinem Beruf nachgehen, das iſt in der Ordnung. Es iſt beſſer, man findet ſich kurz und entſchieden in's Unvermeidliche, als daß man lange darüber ſinnt. — Wann denkſt Du zu reiſen?" —

„Uebermorgen, gnädiger Herr."

„Punktum, alſo übermorgen. Es iſt auch beſſer. —

Wenn wir uns einmal dran gewöhnen müſſen, Dich zu entbehren, iſt's gut, es geſchieht bald. Na, und Du kommſt doch öfter herauf nach Biebersdorf, zu den Feſttagen, wie?“ —

„Wenn ſich's irgend thun läßt“ — antwortete Gottlieb zögernd und beklommen.

„Abgemacht! Was ſein muß, geſchehe. Wir wollen uns die paar Stunden nicht noch durch trübe Gedanken vergällen. Du ſollſt immer von uns hören, und wenn einmal ein — ein dringender Fall eintritt, — läßt Du uns nicht auf Hülfe warten, nicht wahr?!“

„Nein, gewiß nicht, dann — dann komme ich gleich!“

— — — — — — — — — — — —

Sie ſprachen noch Mancherlei, aber die gedrückte Stimmung Beider war durch nichts zu verbannen.

Als Trautmann Bebran endlich verließ, ſtützte der alte Herr ſein weißes Haupt auf beide Hände und ſtarrte lange vor ſich hin.

Es war ſpät, als er nach dem Diener ſchellte, der ihn zu Bett brachte.

Den andern Morgen überraſchte er Alle mit der plötzlichen Nachricht, daß Gottlieb am nächſten Tage zurück nach Breslau gehen und ſein Studium fortſetzen werde. Der trübe, wehmüthige Ton, mit dem er das ſagte, das gepreßte Benehmen Gottlieb's zeigte Allen deutlich, daß nun der Scheideweg vor ihnen liege, der Weg, welcher Trautmann weit ab von ihrer Bahn entfernen werde.

Dorothea, unfähig, länger ihren furchtbaren Schmerz zu tragen, erhob ſich raſch, ihr bleiches Antlitz abwendend, und eilte, eine Entſchuldigung ſtammelnd, raſch hinaus, um ſich nicht mit all' ihrem Leiden den Blicken des Vaters und eines Mannes auszuſetzen, der für ſie kein Herz hatte. Zum zweiten Male ging Gottlieb um ihretwillen von Biebersdorf, nicht ihrem Haſſe, nein, ihrer Neigung auszuweichen. Der Gedanke war entſetzlich! —

Trautmann benutzte den Reſt des Tages, allen Pflichten, denen er bisher vorgeſtanden, auf's Pünktlichſte noch zu

BIBL. UNIVERS. LIPS.

genügen und ſeine Sachen zu packen. Madame Selting händigte ihm alle Bücher ein, welche Dorothea bisher in Verwahrung gehalten. Der Tag verfloß öde und traurig. Jeder war Abends froh, ſich ſeinen eigenen Gedanken überlaſſen zu können. Dorothea ließ ſich ſo wenig wie möglich blicken und nahm während der Mahlzeit, der ſie, um nicht Verdacht zu erregen, beiwohnen mußte, faſt gar keinen Antheil am Geſpräch, das man ohnedies nur führte, um ſich den Anſchein einer Ruhe zu geben, welche man in Wahrheit nicht hatte.

Der Abſchiedsmorgen kam, der Wagen ſtand bereit. Kaum hielt ſich Dorothea aufrecht.

Bebran faßte Gottlieb bei der Hand und ſchaute ihm kummervoll in's Geſicht.

„Eine Stimme ſagt mir, Gottlieb, ich werde Dich wiederſehen, ehe ich ſterbe. Wie der Himmel auch über uns Alle beſchließen mag, denke der Heimath in Liebe, glaube, daß hier Deine beſten Freunde weilen, die Herzen, welche Dir, ſo lange Du athmeſt, mit Liebe anhängen. Gott gebe Dir rechtes Glück, mein Junge, und — — erhalte Dich auch für uns!“ —

Der alte Mann konnte nicht weiter ſprechen, er umarmte und küßte ihn herzlich.

„Herr von Bebran,“ rief der junge Mann und ſein Antlitz zuckte, „wenn ich meinem Berufe folgen muß, den Sie mir ja ſelber gegeben, ſo ſeien Sie überzeugt, daß die Erde für mich keinen lieberen Platz hat, als den ich verlaſſe. Dankbarkeit und Sehnſucht ſind meine Begleiterinnen, und Sie ſelbſt mögen ſich fragen, ob ich Sie und — Ihr Haus, ob ich meine Heimath vergeſſen kann!“ —

Er küßte darauf tief erröthend Dorotheens Hand, warf ihr einen raſchen Blick zu, reichte Madame Selting herzlich beide Hände und ſchritt langſam hinaus, gefolgt von dem alten Herrn, der ihn durchaus zum Wagen begleiten wollte.

Als Beide drunten waren, brach Dorothea ſchluchzend zuſammen. Madame Selting eilte ihr erſchrocken zu Hülfe und brachte die in Fieberſchauern Zuckende auf ihr Zimmer.

Nachdem Trautmann ſich noch einmal von den alten Röslers und den herzugekommenen Pfarrersleuten verabſchiedet, ſtieg er ein.

„Schreibe bald und thue nichts, ohne uns davon Nachricht zu geben!“ und Bebran reichte ihm die Hand. —

„Nein, nein, gewiß nicht! Ich ſchreibe bald! Gott erhalte Sie Alle!“ —

Sauſend ſchoß das Geſpann dahin. — Trautmann drückte ſein Haupt in die Kiſſen des Wagens.

„Leb' wohl, mein Alles, leb' wohl! Weit iſt der Hafen meiner Ruhe und tief des Lebens Meer! — O, ich habe ihnen unſäglichen Schmerz bereitet, aber ich habe doch recht gethan, mein Gott! Da glänzen die weißen Kreuze des Kirchhofs, dort lugt aus den Linden das Elternhaus herüber! — Den dunklen Neſſelsgrund entlang geht's, ach, an all' den lieben Stellen vorüber! — Sei gegrüßt, noch einmal gegrüßt, trauliches Wirthshaus am Weg und du ſonnige Höh'! — Ich kehre nicht wieder! — Vorbei, vorbei!“ In die fliehende Ferne hinab ſinken Liebe und Heimath! — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —

Dorothea, von Fieberfroſt geſchüttelt, mußte um Mittag zu Bett gebracht werden. Das arme Mädchen war ſterbenskrank; Schmerz, Aufregung, unterdrückte Gefühle, das Zerbrechen aller Lebenshoffnungen, das Bewußtſein, von dem Mann, welchen ſie im Herzen trug, nicht geliebt zu ſein, warfen ſie auf das Krankenlager.

Verzweiflung und Kummer herrſchten in Bebran's Hauſe, jede Spur von Freude ſchien ſeit Trautmann's Abgang gewichen. — Von Tag zu Tag umdüſterte ſich Dorotheens Gemüth mehr, wurden ihre Phantaſien wilder, ihr Körper hinfälliger. O, nichts zerſtört raſcher die Blüthe eines Mädchens, als der Gram unerwiederter Neigung.

Der Arzt erkannte bald genug den immer bedenklicher werdenden Charakter der Krankheit, bald genug, daß die eigentliche Urſache ein Seelenleiden ſei, und erklärte dies Madame Selting.

„Die junge Dame zehrt ſich langſam auf, verſiegt, wenn die pſychiſche Veranlaſſung nicht gehoben wird,“ hatte er das letzte Mal geſagt.

Die pſychiſche Veranlaſſung kannte Madame Selting wohl, ſie hatte Dorotheens Neigung keimen und großwachſen ſehen. Um ſo weniger vermochte ſie dies zu hindern, als Bebran ſelbſt die verfloſſenen Jahre über willenlos dazu beigetragen hatte, ihre Gefühle anzufachen und zu verſtärken. Die Rückkehr Dorotheens aus dem Walde an jenem Nachmittag, das indirecte Geſtändniß, welches Madame Selting von ihr erlangt, Trautmann's haſtige Abreiſe hatten ſie über die ganze Natur des Uebels und ſeinen wahrſcheinlich traurigen Ausgang belehrt.

Ganz gleich, was Herr von Bebran dazu ſagen mochte, ob Trautmann auch kalt gegen die Neigung dieſes reizenden Geſchöpfs blieb, des Arztes Ausſpruch machte es zur dringendſten Nothwendigkeit für die Selting, dem Vater die Augen zu öffnen.

Bebran, in ſich zuſammengeknickt und gebrochen, nahm die Eröffnung ſchweigend und finſter auf. Nicht ein Wort fiel von ſeinen Lippen, er winkte nur Madame Selting, zu gehen, und überließ ſich ſeinen ſchmerzhaften Betrachtungen. — — — — — — — — — —

An demſelben Tage erſchien der Paſtor auf dem Bieberhofe und hatte eine lange Unterredung mit dem Patron.

— — — — — — — — — — — — — —

Inzwiſchen hatte Gottlieb Trautmann in Breslau ſeine alten Studien wieder aufgenommen. Mit Energie, einer Wuth faſt, ſtürzte er ſich in die Arbeit, um ſeine eigenen Gefühle zu überwinden, eine Vergangenheit zu vergeſſen, welche ihm ſo ſchmerzlich und dennoch ſo lieb war.

Nach dem, was in ihm vorgegangen, nach einer eben ſo tiefen wie ſchmerzhaften Prüfung ſeines Herzens, hatte er allem individuellen Glück entſagt, ruhte doch ſeine Liebe zu den Füßen eines unerreichbaren Ideals! — Er folgte nur den Geboten der Pflicht und Ehre, der Schuldigkeit, ſeine Stellung in der Kette der menſchlichen Geſellſchaft einzunehmen. Nur eine Begeiſterung lebte in ihm, ſich mit allen ſeinen Kräften den Mitmenſchen anheim zu geben und das Amt der Liebe, was er ſich zum Lebenszweck erwählt, im weiteſten Sinne auszuüben, ohne an ſich ſelber zu denken.

Er vermied die tollen Kreiſe jüngerer Studiengenoſſen, ihre Fröhlichkeit war ihm eben ſo fremd wie ihre Ideen. War doch das, wofür Jene ſich erwärmten, von Dem, was er für recht und gut hielt, was ihn durchglühte, ſo weit entfernt.

Es mochte wohl beinahe ein halbes Jahr vergangen ſein, daß er von Biebersdorf entfernt war. Damals war es Frühling, jetzt fielen die Blätter. Er dachte ernſtlich daran, nächſte Oſtern ſein Candidatenexamen zu machen.

— — — — — — — — — — — —

Vom Colleg zurückgekehrt, ſitzt er in ſeinem Zimmer, dem alten, wohlbekannten. Vor ihm liegen der Joſephus, die Kirchenväter, die Acten des Tridentiniſchen Concils.

Wie er ſo grübelte und ſchrieb, oder in den Folianten blätterte, klopfte es ſtark an ſeine Thür. Er fuhr auf.

„Herein!“

Da trat wankend, auf den Stock geſtützt, der alte Herr von Bebran in die Stube.

Mit unwillkürlichem Ausruf der Freude und des Staunens ſprang Gottlieb auf und eilte zu ihm, ſeine Hand küſſend. Dann wurde er plötzlich verlegen und ſcheu, ſenkte die Augen und zitterte.

Bebran legte ihm die Rechte auf die Schulter, blickte ihm forſchend in's Geſicht und ſagte: „Ich komme Dir wohl ſehr unvermuthet, Gottlieb?“ —

„In der That, gnädiger Herr, ich bin ganz erſtaunt und — und — Iſt Ihnen denn nicht gefällig Platz zu nehmen?“

„Gottlieb, wir können ohne Dich in Biebersdorf nicht leben! Dein Fortgehen hat Jammer über mein Haus gebracht. Dorothea war lebensgefährlich krank, und wär' nie wieder aufgekommen, wenn ich ihr nicht versprochen hätte, Dich zurück zu holen!“

„Dorothea?! — Um Gottes willen, was thun Sie!?“ —

„Trautmann, Trautmann! — Hätte mich denn der Pfarrer belogen, als er ſagte: Du liebteſt mein Kind? Soll ich Dich auf Dein Ehrenwort fragen, ob es ſo iſt, oder nicht?“

„Herr von Bebran,“ antwortete Gottlieb zitternd, „was ich im Herzen fühle für Ihre Tochter, das laſſen Sie nur dadrinnen ruhen, absichtlich iſt's gewiß nicht geſchehen, und Sie ſollten mein Unrecht durch Fragen nicht größer machen. Ich weiß es wohl, mir ziemt nicht, nach dem letzten, heiligen Gut zu greifen, was Dem gehört, welchem ich Alles verdanke. Sie wiſſen jetzt wenigſtens, warum ich eigentlich von Ihnen gegangen bin.“

„Gottlieb, was ſich ziemt für Dich und mich, das laß meine Sache ſein, ich werde das als Edelmann ſchon wiſſen! Ich hab' Dich nur zu fragen, ob Du mein Kind von ganzer Seele liebſt — Ja oder Nein!?“

„Ja, Herr von Bebran!“

„Nun denn, ſo ſollſt Du ſie auch haben! — Das Kreuz der Ehre auf Deiner Bruſt macht Dich vor mir zum Ritter! Gerade Dein Weggehen, Sohn, hat mir bewieſen, wie edel Dein Herz und wie makellos Deine Ehre iſt. Wer ſo mit dankbarem, beſcheidenem Sinne das Höchſte opfern kann im Leben, iſt auch des Höchſten werth, und wie der Himmel Dich in der Jugend ſchon zu mir geführt, ſo ſollſt Du auch bei mir bleiben, Gottlieb, als mein rechter, ächter Sohn!!“

„Dorothea mein?! Sie mein Vater?! O Himmel, gieb mir Muth, daß ich's faſſen lerne, gieb mir Kraft, daß ich mich eines Glückes würdig zeige, das zu groß iſt, um es je zu erſchöpfen! Mein edler, lieber — Vater!“ und der Jüngling ſank dem Alten um den Hals, bedeckte ſein Antlitz jubelnd mit Küſſen, erſtickte ihn faſt unterm ſtürmiſchen Jauchzen ſeiner Seele.

„Nun alſo zuſammengepackt und vorwärts nach Biebersdorf!" rief Bebran, „Du kannſt Dir denken, wie wir erwartet werden!"

„O mit Freuden, lieber Vater, aber — aber, noch eine große Bitte hab' ich an Sie!"

„Na? Heraus damit!"

„Ihr Schwiegerſohn, Papa, muß doch wenigſtens — Etwas ſein. Es ziemt einem Manne nicht, daß er ſeiner Braut — ſo Alles verdanke. Ach, ich verdanke Ihnen ſchon genug. Laſſen Sie mich zu Oſtern meinen Candidatenexamen machen, damit ich wenigſtens befähigt bin, in meinem Beruf zu dienen, ehe ich heirathe!" —

„Wohl, mein Junge, das ſollſt Du auch! Pack' Dir nur all' Deine Arbeit ein und nimm ſie mit. Die Liebe wird Dir ja wohl noch etwas Zeit laſſen. Haben wir die Verlobung gefeiert, gehſt Du zurück und beendeſt Dein Studium. Haſt ſchon als Knabe danach geſtrebt, und ſollſt es ſelbſt um Dorotheen nicht laſſen! Ich ſeh' nicht ein, warum Du nicht einſt ſo gut der Seelſorger Deiner Heimath ſein ſollſt, wie Du ihr leiblicher Helfer und Hüter werden wirſt! Rösler!" und er öffnete die Thür, „komm nur jetzt 'rein!"

Rösler erſchien freudeſtrahlend, hatte er doch Alles mit angehört.

„Raſch, hilf meinem Schwiegerſohn einpacken!"

Trautmann reichte ſeinem alten Freunde und Waffengefährten ſtumm und ſelig die Hand. Rösler drückte ſie heftig und ſagte gerührt:

„Hab' mir's wohl immer gedacht, junger Herr! — Ach, wenn mein Lorenz nur noch lebte!"

— — — — — — — — — — — — — — —

In den letzten Tagen des November fuhr Trautmann wieder die wohlbekannte Straße von Falkenſtein empor, neben ſich den alten, frohgelaunten Bebran, auf dem Bock neben dem Kutſcher den trefflichen Rösler, welcher ſtillſelig ein Liedchen vor ſich hin ſummte. — Wohl waren die Bäume kahl und Reif hing an den Zweigen, aber in Gottlieb's Herzen blühte und grünte ein Frühling voll Lerchengeſang und Wonne, voll Maienduft und Entzücken!

„Vielleicht begegnen wir Jemand," lächelte Bebran, „wahrhaftig, Röſler ſchwenkt die Mütze!" —

Gottlieb beugte ſich raſch hinaus.

Am Kehrwieder drüben ſtanden zwei Frauengeſtalten, Dorothea mit Madame Selting.

Trautmann's Herz ſchlug, ſein Blut wallte, ſein Athem ſtockte, er drückte Bebran die Hand.

„Du kannſt ausſteigen und mit ihr gehen," flüſterte ſchalkhaft der Alte, „ich nehme die Selting zu mir herein und wir fahren weiter. Ihr werdet Euch wohl Einiges zu ſagen haben."

Der Wagen hielt. Gottlieb ſprang hinaus. Bebran winkte Madame Selting zu ſich, der Wagen rollte weiter.

Da ſtand ſie vor ihm, erröthend und beſchämt, vor Bewegung keines Wortes mächtig.

Er trat zu ihr, küßte ihre Hand und ſah ſie mit unbeſchreiblicher Rührung an.

„Reichen Sie mir Ihren Arm, liebe Dorothea, und laſſen Sie uns nach unſrer Höhe gehen. Dort oben, von den Menſchen unbelauſcht, redet ſich's leichter!"

Sie gab ihm zitternd den Arm und Beide ſtiegen langſam die Höh' empor. — Mochten Dorotheens Kräfte durch die Krankheit noch zu erſchöpft ſein, das Steigen wurde ihr ſchwer.

Trautmann umfaßte ſie leiſe, und ſie gelangten endlich an den Waldrand, gerade zu der Stelle, wo der Forſtweg einmündete, der wohlbekannten, ominöſen Stelle! —

„Wir haben ſo lange Beide um einander gelitten, Dorothea, jetzt kommt aber der Tag der Freude. Geheiligt vor Gott und Menſchen ſei dieſe Stelle, geweiht durch unſere Vereinigung! Du Traum meiner Nächte, Du Wonne meiner einſamen Stunden, ſei mir gegrüßt als Braut!!" —

„Gottlieb!" jubelte Dorothea — und ſie lag an ſeiner Bruſt, bebte unter ſeinen Küſſen!

Die erſtorbene Natur wandelte ſich ihnen in ein Eden, der Wald ſchien zu jauchzen und zu klingen, der Herbſtwind aber, der durch die Föhren und Tannen ſeufzte, ſang das ſehnſüchtige Brautlied der Liebe! — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Gottlieb Trautmann trat bald in das Heiligthum all' ſeiner erfüllten Träume. Das Examen war glücklich vorüber, doch auf Bebran's Wunſch entſagte er der Carriere, um ferner Biebersdorf zu bewirthſchaften. Bräutlich erglühte die holde Dorothea, das Ideal ſeines Lebens, das ſo ſchmerzlich und doch unabläſſig gepflegte Verlangen aller ſtillen Stunden in ſeinen Armen. Unter Bebran's und der Heimath Freudejauchzen ſegnete der alte Schlehdorn ihren Bund; weit aufgethan waren die mit Roſen geſchmückten Hallen aller irdiſchen Seligkeit, kein Glück, was die Bruſt erfüllen, keine Seligkeit, die verliehen werden kann, war noch zu erſchöpfen, — es ſei denn der Gatten höchſte Wonne, die Geburt eines Kindes.

Mann, Weib und — Kind, — das iſt ja die Fülle aller Herrlichkeit auf Erden, das Andere iſt Alles eitel! —

Und doch ein Schatten war's, der leiſe ſchon über die Flitterwochen huſchte, größer und größer endlich ward und ſich ausbreitete wie ein Trauerflor über den Himmel ihrer Liebe.

Der alte Bebran war an den Grenzen ſeines Lebens angekommen. Die letzte Pflicht, die höchſte Freude auf Erden war ihm gewährt, vereint in treuer Liebe ſah er die Tochter und den Sohn. — Da es nicht anders war, — ernſt zuverſichtlich, mit dem ganzen Gottvertrauen der alten, ehrenfeſten Zeit that er den letzten ſauren Gang. — —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Neben ſeiner Gattin, mitten unter den heimgegangenen Treuen, ſchläft nun der alte gute Dettlef von Bebran.

An ſeinem Grabe vor dem hohen Kreuz ſtehen ſeine Kinder in ſtillem Andenken.

„Er hat die Geburt ſeines Enkelkindes nicht erleben ſollen," flüſterte Trautmann.

Da ſchrie Dorothea auf, ſtarrte vor ſich hin, ſchauderte und wich zurück, als ſehe ſie ein Geſpenſt.

„Um Gottes willen! Was haſt Du? Was ficht Dich an, Dorothea?“ — Und er umarmte ſie erſchreckt.

„O, nichts, nichts,“ und ſie erhob weinend das Haupt; „Du weißt, es iſt mir ja öfter ſo!“ —

„Komm hinweg, mein Herz! Wir haben zu lange auf dem Kirchhof geſtanden, es muß der Duft der Gräber geweſen ſein!“

„Es iſt der Duft der Gräber,“ murmelte ſie leiſe. —

Sechſtes Capitel.

Ehe die edle Dulderin Preußens, die großherzige Louiſe ihr ſchönes Haupt zur letzten Ruhe ſenkte, erfaßte ſie ein Schauer, ein Wehen, eine Art Caſſandra-Prophezeiung, und traurig ſagte ſie: „Es wird mir immer klarer, daß Alles ſo kommen mußte, wie es gekommen iſt. Die göttliche Weltordnung leitet unverkennbar neue Weltzuſtände ein und es ſoll eine neue Ordnung der Dinge werden, da die alte ſich überlebt hat und in ſich ſelbſt abgeſtorben zuſammenſtürzt. Wir ſind eingeſchlafen auf den Lorbeeren Friedrich's des Großen, welcher, der Herr ſeines Jahrhunderts, eine neue Zeit ſchuf. Wir ſind mit derſelben nicht fortgeſchritten, deshalb überflügelt ſie uns.“ — —

Was den ahnungsvollen Geiſt dieſer erhabenen Frau durchzitterte, war der Flügelſchlag des Zeitgeiſtes, das ſchnelle Knospen und Grünen des jungen Jahrhunderts. Unter den Iſisſchleiern ihrer düſtern Gegenwart entdeckte Louiſens Mutterangſt mit ſcharfem Auge die lange Kette von Kämpfen, das Gewirr wilder, reibender, zerſetzender und bauender Ideen, deren erſte verſöhnende Löſung ſich achtundvierzig Jahre nach ihrem Tode erſt langſam in jugendlicher Herrlichkeit verwirklichen ſollte. — —

So ſtyllos, zwitterhaft, grotesk und bunt, ſo zuſammengeſetzt und doch widerſtrebend, wie damals Trachten, Sitten und Gewohnheiten, die Formen des Lebens unſres jungen

Säculums waren, ſo ſtyllos, zwitterhaft, ſo zuſammengewürfelt und entgegengeſetzt waren die Ideen, Geſinnungen und Gefühle, der Lebensinhalt jener Epoche. Der „Zeitgeiſt“, im eigentlichen Wortverſtande ſo ernſt, war die Deviſe der Maſſen geworden, und alle jene ungeordneten, ſtreitenden, weiſen wie hirnloſen Gedanken, welche durcheinander trieben, wuchſen unter den Flügeln des „Zeitgeiſtes“, fanden unter ſeiner Firma ihre Berechtigung und Entſchuldigung, ſo daß er endlich eine Art Popanz, ein idealer Stromian wurde, der dem Spotte nachgerade nicht entgehen konnte! —

Die bunten, ungeſonderten, zündenden Doctrinen, welche durch Leibniz, die Encyklopädie, Kant, Leſſing und Friedrich II. im deutſchen Volke Wurzel gefaßt hatten, gebaren den Subjectivismus, den natürlichen Hang unſres Volkes zu Grübelei und Skepſis, gebaren vor Allem aber die reine Blume religiöſer Toleranz und Freiheit, welche die ſtaubigen Spinnennetze engherziger Heuchelei, welche Wöllner mit ſeinen Creaturen um's Hirn der Menſchen weben gewollt, aus allen Winkeln Norddeutſchlands fegte.

Die Idee des altrömiſchen Republikanismus, in der franzöſiſchen Revolution mit antik-chriſtlichen und modern politiſch-ſocialen Ideen verflochten, deren ideale Seite mit Vergniaud's und der Girondiſten Fall in Scherben ging, hatte zwar in Deutſchland ſehr wenig Anhänger gefunden, aber der abſtracte Idealismus, der ſtolze Subjectivismus Kant-Fichte'ſcher Philoſophie, verbunden mit dem zündenden Hauche der Poeſien unſerer Dichterheroen, hatten unſerm Volk ein Gefühl geiſtiger Unabhängigkeit gegeben, die bald nach leiblicher Unabhängigkeit ſtreben mußte, ein Drang, den, verbunden mit dem Lohen der Vaterlandsliebe und knoſpender Pſeudoromantik, Napoleon bitter bei Leipzig und Belle-Alliance empfinden mußte.

Napoleon, um ſeinem Kriege den Schein der Sittlichkeit zu geben, ſich ſeine Siege zu erleichtern, ſpielte den Meſſias der Freiheit und brachte das Weltkaiſerthum, das heißt die Idee auf's Tapet: daß die Völker alle erſt von einer gewaltigen Hand vereint und durcheinander gegoſſen werden müßten, um ſie alle zu einer untheilbaren Freiheit zu erheben.

Dieſer Traum des Weltreichs, von den Meiſten wirklich gehofft und geglaubt, ließ Bonaparte zur Zeit beſſer und größer erſcheinen, als er war, und erhielt ſich lange in den Hirnen und Herzen der Menſchen; ja, als der Imperator geſtürzt war, erlebte er eine Metamorphoſe, ward nämlich zur Utopie des liberalen deutſchen Kaiſerthums. Dieſe Idee hatte, wiewohl nur ſchwach, ihren erſten Keim im Tugendbunde, verpflanzte ſich dann auf die Turnplätze, die jungdeutſche Romantik brütete ſie aus, vermiſchte den Subjectivismus, den philoſophiſchen Unabhängigkeitsſinn, das lohende Gemeingefühl des Freiheitskampfes mit ihr, und aus einem anfänglich bleichen Traum erhob ſich ein derb-politiſches, wiewohl höchſt verworrenes Dogma der ſiegesſtolzen Jugend, die an den heimiſchen Herd zurückkam, halb landsknechttollen Uebermuth, halb Scholiaſtendisputirwuth im Leibe!

Die neue Zeit war da, dem öffentlichen Geiſte, dem gewaltigen Siegesbewußtſein deutſcher Nation mußte Rechnung getragen, das Volk für die politiſche Freiheit entwickelt werden.

Das alte deutſche Reich, ſchon zu Friedrich II. Zeiten ein hohler Schatten, war längſt aufgelöſt, die Erbunterthänigkeit in Norddeutſchland beſeitigt. Stein und Hardenberg hatten das Bürgerthum in der Städteordnung, der Gewerbefreiheit aus ſeiner Verſunkenheit erhoben und wollten die Nation organiſch durch eine Verfaſſung dem politiſchen Leben erziehen. Die Schöpfung der Landwehr ſelbſt zeigte dem Volke die eigene Kraft des Geſammtſtrebens, und aus den blutigen Feldern des Krieges ſchien die weiſe Roſe der Freiheit, der Freiheit im edelſten Sinne, erblühen zu ſollen. —

Die Hoffnung auf dieſe Freiheit, auf dieſes Chriſtkind aller Völker ward aber vernichtet, und bitter grollten lange Jahre heimlich die Nationen darüber. —

Die Nachwelt, die Geſchichte iſt jedoch gerechter, als die unruhige Leidenſchaft des Tages. Wenn damals die junge Knospe des Volkslebens verwelkte und abgemäht wurde, wenn andere Mächte und Gewalten das Werk zum Stillſtand brachten, welches ſo fröhlich ſich zu erbauen ſchien, iſt der erſte Grund dazu in der Erſchöpfung der Regierungen nach dem Kriege, in den chaotiſch zerklüfteten politiſchen Verhältniſſen, der unſeligen Nebenbuhlerei der deutſchen Staaten, andererſeits im deutſchen Volke ſelbſt, in der Formloſigkeit ſeiner Ideen und Gefühle, dem zähen Widerſtande des feudalen Adels und der Hierarchie zu ſuchen, die beide ſich gefährdet glaubten. Beſonders aber von Süddeutſchland und Rußland aus ging durch Metternich, Neſſelrode, Gentz und Talleyrand (welchen die Perfidie zu einer Berühmtheit machte) die finſtere Gewalt aus, welche allen Bemühungen des ehrenwerthen Hardenberg und Wilhelm von Humboldt ſich entgegenſtemmten.

Hätten es die Regierungen nur mit ihren Völkern allein zu thun, müßten ſie ſich nicht ſchmiegen, um die Scylla der Auslandspolitik zu umſteuern, ohne in die Charybdis der Inlandspolitik zu fallen, bei Gott, ihnen wäre wohler! Während Norddeutſchlands Regierungen gegen ſüddeutſche Sonderintereſſen, den Argwohn Roms und Habsburgs wie Rußlands zu kämpfen hatten, wollte die kecke Jugend unſres Volkes die Freiheit mit Rolandshaſt erſtürmen, und kaum war der junge Friede ſelig in Hütten und Paläſte eingezogen, als jene treibenden, wilden Gewalten, welche die Begeiſterung vorher zum Kampfe geeint, der Haß gegen Napoleon's Tyrannei in ein Strombett geleitet hatte, ſich nach dem Siege ſonderten, durch ihn ſelber dünkelhaft-prätentiöſer geworden, und die Cenſurfreiheit zu einer rieſigen, abgeſchmackten Kannegießerei benutzten, ſich in Cliquen gruppirten und ihre bunten Banner entrollten, zum erſten Kampf der jungen Doctrinen. —

Bürgerthum und Bauernſtand, die beide an den Wunden des Kriegs noch bluteten, nahmen wenig oder gar keinen Antheil an dieſen Gedankenſchlachten, ſie gehörten, wie der

Adel, zumeiſt dem Conſervatismus der alten Zeit an; zudem hatte das Bürgerthum in der ſtädtiſchen Gliederung, namentlich der Gewerbefreiheit ein weites Feld materieller Ausdehnung gewonnen. Hauptſächlich war's, wie immer in ſolchen Fällen, der Gelehrtenſtand, die akademiſche Jugend, welche ſich zur Trägerin der Unabhängigkeitsidee machte. In mehr als je geſtärktem Trotze ihres mittelalterlichen Sondergeiſtes, welcher mit dem abſtracten Idealismus eine tolle Ehe ſchloß, verlor ſich das Studententhum in Utopien und politiſche Zwecke, deren Baſis wie Endpunkte ganz außer allen Blicken lagen, verfocht ſie mit einer Berſerkerwuth, die ihres Gleichen ſuchte, und die Regierungen, welche ſich ſelbſt in dem Falle befanden, erſt auf dem neuen Gebiete Erfahrungen zu ſammeln, wurden mit Beſorgniß, Scheu und Mißbehagen erfüllt. —

Die Univerſität zu Breslau war, was Kopfzahl und Lehrkräfte betraf, die ſtärkſte in ganz Norddeutſchland, zumal die Univerſität von Frankfurt 1810 aufgehoben und mit ihr vereinigt worden, die Berliner Hochſchule aber unlängſt erſt in ihrem jetzigen Zuſtande errichtet war. Außer Halle und Jena war Breslau mithin ein Hauptherd, auf dem die Träume und Ideen in den akademiſchen Köpfen gargekocht, in enggeſchloſſenen Verbindungen Zwecke und Wünſche erſtrebt und gehegt wurden, die mit dem eigentlichen Studium wenig gemein hatten. — —

Unter dieſen raſſelnden, dampfenden, ſtreitluſtigen Muſenſöhnen, die einen kleinen Staat im Staate bildeten und den größten Raum allerorten immer noch zu eng für ſich hielten, war zu beſagter Zeit ein ſchwarzbraungelockter, breitſchultriger, athletiſch gewachſener Jüngling mit feurigem Auge und ſanguiniſchem Temperament der Alcibiades der Aula und Senior der Teutonen. Mag ſich doch Mancher noch dunkel ſeiner erinnern! — Er war das Ideal und Vorbild aller Füchſe, der Stolz ſeiner Verbindung, der Stein des Anſtoßes und Neides der anderen Corps, ein „Kerl von Sammet und Seide!“ — Nicht nur als furchtbarer Schläger bewundert, als Händelmacher verrufen, war

Max zugleich der Neffe und alleinige Erbe des Commerzienraths Turner, eines alten Wittwers, welcher als Armee-Lieferant im Kriege ein großes Vermögen erworben und nur zwei Götter hatte, Napoleon und ſeinen Neffen. Dieſe Doppelliebe zu dem großen Kaiſer und dem Neffen verbot Herrn Turner auch, Max mit in den Krieg ziehen zu laſſen, um weder zum Sturze ſeines Helden beizutragen, noch ſich des letzten Trägers ſeines Namens und eines Erben zu berauben.

Die zwangloſe Weiſe, wie Max, oder ſtudentiſch richtiger „Alcibiades“, den weiten Säckel ſeines Ohms für ſich wie „pro patria“ in Anſpruch nahm, daß er die ſchönſten Hunde, die höchſten Stürmer und einen unendlichen Credit hatte, machte ihn, verbunden mit der Autorität, welche er ſich zu erzwingen wußte, zu einem höchſt beneidenswerthen Burſchen. Wer von ſeinen Studiengenoſſen ihm aber ſein Wegbleiben aus dem Kriege als Mangel an Muth auslegen mochte, dem wußte er in jeder Waffe das Gegentheil klar zu machen.

Alcibiades’ Autorität ward dadurch aber ganz beſonders vermehrt, daß er es an kecken Träumen, Oppoſitionsgelüſten und Gascognaden allen Uebrigen zuvorthat; auch galt er bei den älteren Commilitonen für ein Haupt und einen Hebel jener Verbindung, die ſich damals unter der akademiſchen Jugend zu bilden begann, den Schwarzen, Unbedingten, den Tyrannenfreſſern, die in heimlichen Conventikeln, ähnlich den weiland Männern der „fünften Monarchie“, ein einiges, freies Deutſchland mit einem liberalen Kaiſer träumten, welchem zu Liebe alle übrigen zweiunddreißig Herren fallen ſollten. Der Plan war weder neu, noch trug er etwa ein wirklich demokratiſches Gepräge. Er war, vorausgeſetzt die übrigen Herrſcher wären damit einverſtanden geweſen, an ſich auch nichts weniger als unvernünftig. Aber die hirnloſe Art, die zügelloſe Wuth und Rückſichtsloſigkeit, mit der man Das zu realiſiren hoffte, die romanhafte Form, unter welcher man ſich dieſen neuen deutſchen Reichskörper dachte, die phantaſtiſchen Inſtitutionen, das Lappenwerk

des Barbaroſſa, mit welchem man es aufzuputzen gedachte, endlich die Heimlichkeit dieſer Verbindungen und daß man ihre Conſequenzen wie letzten Endzwecke nicht berechnen konnte, machten ſie den Regierungen nach und nach um ſo verdächtiger, als die neue Zeit gerade der Ruhe und Ordnung bedurfte. — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Wer jemals in dem alten Breslau geweſen, hat, unter mannigfachen Reſten alter Tage, doch ſicher das finſterblickende, ſeltſam-groteske Rathhaus mit ſeinem langen, düſtern Gange und den Fürſtenſaal beſucht, deſſen kühne gothiſche Bogen, auf einer einzigen Säule ruhend, die Decke tragen, während ſeine Wände von verblichenen Fresken, Wappen und Sinnſprüchen in traumhafter Poeſie vergangener Jahrhunderte glänzen. Wer den Fürſtenſaal geſehen hat, aber den Schweidnitzer Keller nicht, iſt jedenfalls ein Barbar, und ſei er noch ſo viel gereiſt. Freilich ſind die alten Herrlichkeiten zumeiſt verſchwunden, haben einer modernen Tünche Platz gemacht, ach, es iſt jetzt unheimlich anſtändig dort, und doch regelloſer, ungemüthlicher, langweiliger als zu der Zeit, wo der Magiſtrat die braune Quelle des Faßbiers unmittelbar durch ſeinen eigenen Ober-Schenken aus gnädigen Händen den durſtigen Kehlen ſpendete.

Wenn wir, die wacklichte Budenreihe entlang, zur breiten Steintreppe des unterirdiſchen Arkadien gelangt ſind und hinabſteigen, treten wir in eine große Halle, deren Tiefe von einem Holzverſchlage, einem rieſigen Beichtſtuhl nicht unähnlich, eingenommen wird, in welchem die Ober-Schenkin thront, um den Conſum zu überwachen. Die weltberühmte Güte des Getränks, welches damals verabreicht wurde, der Umſtand, daß in jenen Tagen der Rathskeller den anſtändigſten öffentlichen Ort für die abendliche Erholung der Männerwelt bot, überdies vom hochedlen Magiſtrat ſelber beſucht wurde, machte, daß die noble Bürgerſchaft, der Kaufmannsſtand allabendlich dort zuſammentraf, um bei Bier und Zeitung die Händel dieſer argen Welt zu beſprechen.

An der Decke beſagter Mittelhalle hingen rauchgeſchwärzt die räthſelhaften Wahrzeichen von Breslau, von denen eines nach dem andern nun verſchwunden. Nicht einmal mehr die Lümmelglocke iſt geblieben, die doch vor Zeiten ſo vortreffliche Dienſte geleiſtet haben ſoll! Freilich kommt bei der geſteigerten Moralität und Toleranz unſres heutigen Geſchlechts Niemand mehr in den Verdacht der Lümmelei und kann höchſtens für zu nobel, genial oder blaſirt gelten.

Von der Mittelhalle ſtreckten ſich links und rechts in entgegengeſetzter Richtung zwei gewölbte Hallen, der Länge des ganzen Gebäudes nach, in denen die Gäſte Unterkunft fanden. Die linke Halle diente in ihrem vorderen Raume dem ſpecifiſchen Bürgerthum, Kaufleuten, Beamten u. ſ. w., zum Verſammlungsort, die hintere, kleinere Hälfte, durch eine enge Wendeltreppe mit den oberen Räumen des Hauſes in Verbindung, war das ſtillſelige Schmökerſtübchen der weiſen Väter der Stadt. Die entgegengeſetzte Halle rechts, in der es ſtürmiſcher herzugehen pflegte, war dagegen den niederern, ärmeren Gäſten, Landleuten, dem Handwerkerſtand gewidmet. Nur den hintern Theil, durch eine Holzwand und eine Thür getrennt, hatten die Muſenſöhne inne, welche lieber den großen Wirrwarr als das ſpecifiſche Philiſterthum in der Nähe haben wollten.

Hier reſidirte, wenn nicht geheime Gründe ihn in der engen Tafelrunde des Burſchenconvents feſthielten, Alcibiades mit ſeinen Genoſſen, und wer Abends an dieſer Seite des Rathhauſes vorbeiging und den unterirdiſchen Skandal hörte, mußte glauben, der Satan halte da eines ſeiner hölliſchen Feſte.

Der alte Denkſpruch, den der gute Herzog Heinz der Sechſte den Breslauern gegeben:

> „Et non solum esse illis et vivere, sed bene esse,
> bene vivere liceat,“

fand hier im weiteſten Sinne Anwendung, und der Rathsſäckel ſtand ſich ganz vortrefflich dabei! —

Der December mit ſeinen kurzen, trüben Tagen hatte begonnen, Froſt, ſtürmiſches Wetter wechſelten ab, und im Rathskeller mußte man den lieben langen Tag Licht brennen.

So kalt es draußen war, ſolch' erſtickende Hitze herrſchte in dieſen unterirdiſchen Räumen, und um acht Uhr Abends war wörtlich kein Platz mehr zu haben, als ein Herr raſch die Treppe herab kam und in den Keller trat. Der kurze Stulpenſtiefel, die grau anliegende Tuchhoſe, das ſtarke Bambusrohr mit goldenem Knopf, dazu das eiſerne Kreuz im Knopfloch und die ſtraffe Haltung ließ den Ankommenden als penſionirten Militär oder einen wohlhabenden Gutsbeſitzer erſcheinen. — Es war Trautmann von Biebersdorf, den unabweisbar dringende Geſchäfte mit der Regierung und gerichtliche Termine aus den Armen Dorotheens geriſſen hatten.

Sich nach allen Seiten umſchauend, trat er erſt in die linke Halle und muſterte jeden der Anweſenden. Augenſcheinlich ſuchte er Jemand, und zwar mit einer ſorglichen Unruhe, die zu lebhaft andeutete, daß er allein um des Gegenſtands ſeiner Forſchungen, nicht ſeines materiellen Genuſſes wegen hier ſei. Etwas mißmuthig wendete er ſich um, ſah nach der Uhr, ſchüttelte den Kopf und ſetzte, zumal er keinen Platz fand, auf der rechten Seite unter dem gewöhnlichen Publikum ſeine Unterſuchungen fort.

„Mein Gott,“ murmelte er, „ſollte ihn irgend etwas verhindern. Er verſprach ſo beſtimmt zu kommen und die Papiere mitzubringen. Unmöglich kann ich noch einen Tag länger bleiben. Ich will noch ein wenig auf ihn warten.“

Indem er ſich rings umſah, ob ſich ein Plätzchen finde, wo er ſich bei einem Glaſe ruhig niederlaſſen könne, bemerkte er die Thür der Holzwand gegenüber, hinter welcher Gelächter und Klirren der Gläſer ſich vernehmen ließ. —

Der Oberſchenk, der hier beſchäftigt war und ſeine Unruhe bemerkte, trat mit einer Verbeugung auf ihn zu.

„Was iſt dem Herrn gefällig?“

„Kennen Sie den Notar Schweichert?“ fragte Trautmann haſtig.

„I gewiß, Herr, er iſt allabendlich unſer Stammgaſt! — Wundert mich, daß er noch nicht da iſt!“ —

„Gut, mein Name iſt Trautmann, wenn er kommt, ſagen Sie ihm, daß ich hier bin, und laſſen Sie mich rufen. Ich will ſehen, wo ich indeſſen unterkomme!“ —

Er nickte, und ohne des Schenken Antwort abzuwarten, ſchritt er raſch nach der vorhin bemerkten Thür, öffnete ſie und trat ein. Wenn auch früher in der ſchleſiſchen Hauptſtadt bekannt, hatte er doch keinen Begriff von den Privilegien dieſes Orts und war ſo in das Sanctuarium der zechenden Muſenſöhne gedrungen.

Seine Anweſenheit unterbrach ſofort die tumultuariſche Verſammlung, welche ihn mit höchſt unfreundlichen Blicken begrüßte. Ohne davon im Mindeſten beirrt zu werden, ja, in der Vorausſetzung, daß er unter den jungen Männern mehrfach Kämpfer aus dem Kriege und Mitglieder früherer patriotiſcher Verbindungen erwarten müſſe, machte er ein damals wohlbekanntes Zeichen.

„Entſchuldigen Sie, meine Herren, wenn ich Sie ſtöre. Ich habe dringend Jemand zu erwarten und finde nirgends Platz. Bis die gewünſchte Perſon kommt, werden Sie mir wohl einen Stuhl gönnen!“ Damit ſetzte er ſich ohne Weiteres unfern der Thür an einen leeren Tiſch, beſtellte Bier, nahm eine Zeitung, und war in wenig Augenblicken in Betrachtung eigener wie öffentlicher Angelegenheiten vertieft.

Die eingetretene Stille machte bald einem halb unwilligen, halb erſtaunten Flüſtern und Murmeln der Studioſen Platz, was für den Eindringling höchſt drohend zu werden ſchien, denn man betrachtete ſeinen Eintritt als einen Eingriff in die Rechte der Verſammlung.

„Der Kerl muß 'raus, Alcibiades!“ ſagte leiſe ein Krauskopf mit tiefliegenden, blitzenden Augen, der neben dem Senior ſaß, „ich werd' mit ihm anbinden, oder beſſer, wir ſchicken ihm die Füchſe auf den Hals! Aedepol, wie kommt er zu dem Zeichen des Tugendbundes?“

„Nein, Poſa,“ antwortete Alcibiades ebenſo, „darum gerade laß ihn. Ich bin gut dafür, daß er nicht umſonſt hier iſt. 's iſt ein verkappter Poliziſt, mein Cerevis drauf! Die Regierung läßt nachgerade ihre Spürhunde los, und Mancher ſaß damals im Tugendbunde, der jetzt ein ſerviler Köter geworden iſt. Ich will ihn ſchrauben, und Du ſollſt ſehen, daß ich recht habe. Dann können wir gleich am Erſten zeigen, was die Anderen zu hoffen haben!“

„Nimm Dich in Acht!“ murmelte Sporen, ein Flachsbart, ſein anderer Nachbar.

„A pah,“ lachte der Senior, ſchlug mit der Fauſt auf den Tiſch und rief die Commilitonen ſtentoriſch zum Chorgeſang.

Während das Gaudeamus donnernd durchs Gewölbe zog, ohne ſich der Beachtung des Fremden zu erfreuen, überlegte der ſchon etwas biererhitzte Präſes der Verſammlung, wie dem Gegner beizukommen ſei, und indem er über den Tiſch hinüberlugt, bemerkt er mit höhniſchem Vergnügen das Ehrenzeichen auf der Bruſt des Eindringlings.

Das Lied war beendet.

„Burſche,“ und der Präſes erhob ſich, „wir wiſſen Alle, was unſer Trachten, unſer Wollen iſt! Der Geiſt regiert die Welt, die akademiſche Jugend iſt vor Allen zur Trägerin der Ideen, der freieſten, heiligſten Ideen Deutſchlands berufen, und kein Spion ſoll uns daran hindern, kein Fuchsſchwänzer, der ſich ein buntes Stück Band in's Knopfloch durch Denunciation zu holen pflegt! Zum Aerger aller Unken wollen wir frei ſein, frei reden und handeln.“ —

„Das wollen wir vor jedem Fürſten, vor jedem ſteifen Kragen und krummen Buckel,“ ſchrie Poſa; „es lebe die Gedankenfreiheit!“ —

„Hoch die Gedankenfreiheit!“ —

Alle Blicke richteten ſich auf den Fremden, der ruhig im Geſchäft des Leſens vertieft war, obwohl ein ſchwaches Lächeln um ſeinen Mund ſpielte.

„Gerade jetzt müſſen wir, heimlich wie offen, als die

Intelligenz des Staates zeigen, daß wir zu durchſchauen beginnen, wie man uns um die Frucht des Kampfes bringen will, es koſte was es wolle!“

„Das werden wir!“ tumultuirte die Verſammlung.

„Wäre das deutſche Volk, ſtatt ſeinem zweiunddreißigfachen Lumpendaſein, wäre das Glück dem großen Napoleon treu geblieben, er hätte ehrlicher gehandelt, hätte die Welt befreit, nachdem er ſie erobert. Narren ſind die Deutſchen wie immer geweſen, indem ſie den Regierungen gegen ihn halfen, ihr Gut und Blut verſchwendeten und ſich dann etwas verſprechen ließen. Narren und Hohlköpfe, die, welche mit den Kreuzen auf der Bruſt einherſtolziren und nicht wiſſen, daß ſie nur das Kennzeichen ihrer Erbärmlichkeit an ſich tragen! Frei ſoll Deutſchland ſein, aber frei von den eigenen Blutſaugern, den Schranzen und Laquaien, unter einem Scepter vereint, hör's, wer es will, unter ein Scepter, unter eine Verfaſſung und —“

Den letzten Theil ſeiner Philippika vollendete Alcibiades nicht. Das theilnahmloſe Geſicht des Fremden, das eher bisher einen ironiſchen Zug getragen, hatte ſich verfinſtert. Ein wildes Zucken des Zorns, der Erbitterung, der Indignation durchflammte ſeine glühenden Züge, er ſtand haſtig auf, als wollte er laut Proteſt gegen die gemeinen Beſchimpfungen einlegen, welche er und eine heilige, kaum vergangene Zeit zu erleiden hatte. Er beſann ſich aber, nahm Hut und Stock und wollte ſich entfernen.

„Holla,“ ſchnob Alcibiades, „verlegt dem Jeſuiten, dem Spürhund den Weg!“ und toſend umgab die wilde Verſammlung Trautmann, der zurücktrat und ſich entfärbte.

Alcibiades pflanzte ſich dicht vor ihn.

Der Fremde ſah ihm feſt in's Geſicht.

„Ich erſuche Sie, meine Herren, mich friedlich gehen zu laſſen, Sie irren ſich vermuthlich in meiner Perſon wie meinem Charakter, ich bin ein Fremder und würde Ihre Geſellſchaft nicht vergrößert haben, wäre ſonſt wo Raum geweſen!“

„Die Winkelzüge, Patron, ſollen Ihm nichts helfen!

Sie ſind auch Einer von jenen ſervilen Elenden, Indolenten und Zöpfen, denen es recht iſt, wenn uns die Schlafmütze über die Ohren gezogen wird!“

„Ich wiederhole Ihnen, ich bin hier fremd, ferner intereſſirt mich Ihre Expectoration gar nicht, und da Sie von Gedankenfreiheit ſchwärmen, werden Sie auch wohl nichts gegen die Freiheit der meinigen haben. Ich trug ſo gut und vielleicht mit demſelben Verſtande wie Sie früher ſchon das Zeichen des Burſchenthums, bin Militär geweſen, alſo können Sie ſich denken, daß ich für Beleidigungen nicht unempfindlich bin. Wenn ich mich trotzdem begnüge ſchweigend zu gehen, ſo, denk' ich, iſt das Mögliche geleiſtet! Sie, Herr Senior, ſcheinen bei Ihren Geſinnungen hinterm Ofen geblieben zu ſein, als man kämpfte, fürwahr ein Muth, den ich nicht zu beneiden habe!“ Damit wollte der Fremde einen Schritt nach der Thür machen.

Da aber, außer ſich vor Wuth, jeder Vernunft bar, packte Alcibiades Trautmann, ſtieß ihn zurück, riß ihm mit höhniſchem Gelächter das eiſerne Kreuz von der Bruſt und warf es ihm vor die Füße. —

„Darauf iſt das die Antwort, Schuft!“ — —

Die Studenten traten erſchrocken zurück.

Alcibiades hatte nicht nur ein Attentat gegen die Ehre dieſes fremden Mannes, ſondern auch gegen die Ehre des Landes begangen, das von den allerſchwerſten Folgen ſein mußte, um ſo ſchwerer, als die Gäſte nebenbei, bereits den Streit vermuthend, die Thür neugierig geöffnet hatten, die Thatſache alſo eine Oeffentlichkeit erhielt, die Keinem wünſchenswerth ſein mußte.

Als er das Kreuz, das geliebte, theuer errungene Kleinod ſeiner Vaterlandsliebe am Boden ſah, erbebte Gottlieb, fahl ward ſein Geſicht, und er rang mit einem furchtbaren Gedanken.

„Mein Herr, was nun folgt, muß Ihnen klar ſein. Wär' ich das, wofür Sie mich zu nehmen wagten, Ihre akademiſche Laufbahn wäre geſchloſſen. Sie haben in mir den König und die Armee beſchimpft. — Ich will glauben, der Bierdunſt habe Sie verwirrt. Heben Sie dieſes Kreuz auf und widerrufen Sie die gethane Beleidigung, ſo will ich — die Sache hingehen laſſen.“

„Ha ha ha!“ lachte teufliſch Alcibiades, ſah nach den eingedrungenen Gäſten, trat zu dem Gegner und ſagte höhniſch leiſe:

„Da Sie ſich als Militär und Gelehrter geberden, Beſter, werden Sie wohl wiſſen, daß man darauf nur mit der Piſtole in der Hand Revanche nimmt!“

„Wenn Sie ſo wahnſinnig ſind, in Ihren Beleidigungen zu beharren, Herr,“ ſagte Trautmann bitter, „wenn Sie mir und dem Stande Derer, die das Vaterland von Schmach befreit, die einzige Genugthuung verſagen, Ihr Unrecht zu widerrufen, mich mit dem roheſten Mittel, das es giebt, zum Duell zwingen, ſo werde ich es annehmen. Ich mache Ihnen bemerklich, daß ich Familie habe, die möglichen Folgen für mich ſind alſo ſehr ernſter Art. Wenn dies nicht genügt, Sie zur Vernunft zu bringen, ſo — ſteh' ich zu Dienſten. — Mein Name iſt Trautmann von Biebersdorf bei Glatz und ich wohne im ſchwarzen Adler.“

Eine Pauſe tiefſter Stille erfolgte.

„Sie widerrufen nicht?“ rief flammend Trautmann.

„Nach dem erſten Kugelwechſel fragen Sie mich!“ lachte Alcibiades.

Ein furchtbarer Schmerz zuckte durch's Antlitz des Schwergekränkten. Er bückte ſich und hob ſein Kreuz auf. Die Studioſen wichen zurück.

Darauf ergriff Gottlieb ſeinen Hut und verließ ungehindert den Keller.

Alcibiades und ſeine Genoſſen brachen gleich hinterher auf und eilten unter Murren und Mißbilligung aller Gäſte auf die Straße.

Die wilden Muſenſöhne hatten auch Urſache genug auf ihren Rückzug zu denken. Der ſonſt harmloſe Charakter ihrer Tollheiten war durch ihres Seniors Benehmen in den roheſten Inſult der Welt ausgeartet, und wenn Max

Turner einigermaßen kühler über ſich nachdachte, mußte er ſelbſt über eine That erſchrecken, die einen Schatten auf ſein ganzes künftiges Leben warf. Selbſt mancher ſeiner Commilitonen tadelte ſein Benehmen und beeilte ſich, einer ſo unangenehmen Geſchichte aus dem Wege zu gehen. Nur Max ſelbſt, ſeine beiden Freunde Sporen und Poſa, wie das junge Volk der Randaliſten, ſetzten ſich über die Aventure mit der ſorgloſen Indolenz und Kampfesgier hinweg, die ſchon Manchen in der Jugend gleichgültig gegen alle ernſten Beziehungen und Zwecke des Lebens machte. Aber der tolle, blöde Hauch der Romantik, des Burſchenthums, dieſes Don-Quixote-Daſein, welches hohle Gebilde für Leben, Rückſichtsloſigkeit für Kraft des Charakters hielt, ließ Max nicht zum Nachdenken kommen. — — —

Gottlieb Trautmann, das unſelige Opfer dieſes ſchlimmen Abends, hatte nicht ſobald das Rathhaus verlaſſen, als er, gepreßten, gramerfüllten Gemüths, ſeinen Weg nach der Wache einſchlug. Daheim ſaß ſein junges Weib, bald Mutter! Hier ſtand er beſchimpft, auf's Roheſte beſchimpft an dem heiligſten Kleinod ſeiner Ehre, dem Symbol, das ihn in des todten Bebran Auge zum Edelmann und würdig gemacht hatte, ſein Sohn zu ſein. Lebte der Alte noch, unbedenklich würde er ſich dem frechen Beleidiger geſtellt haben, und doch! Wenn er erlag — —!? Und konnte er denn zurück, war er nicht in einer Art zum Duell gezwungen worden, wo es nicht zu umgehen war? Er war verzweifelt — rathlos! Er hatte Niemanden in der Nähe, der ihm das Gewicht ſeiner Meinung entgegenhalten konnte! Andererſeits kannte er die Kleinſtädterei der ſchleſiſchen Reſidenz zu gut, um ſich nicht zu ſagen, daß morgen die unerhörte Affaire und ſein Name in aller Leute Munde ſein werde! —

Eben ging er wie träumend an der alten Hauptwache vorbei, ohne zu wiſſen, wohin er ſchritt, als der volle Mondſchein ſich plötzlich in grellem Lichte auf der Musquete des Poſtens ſpiegelte.

Gottlieb blieb ſtehen. — Im Wachtzimmer war

Licht! — Einige Offiziere ſaßen da bei der Bowle und Kartenſpiel.

Er war in Breslau ziemlich fremd geworden; außer ein paar alten Gelehrten und dem Notar, welcher ihm eben heut' am unglücklichen Rendezvous vergeblich hatte warten laſſen, kannte er Niemanden vom Civil, war in der letzten Studienzeit wenig in's äußere Leben gekommen, das ihm in Breslau auch nicht ſonderlich mehr behagte. Wurzelten doch ſeine Haupterinnerungen in der Armee, bei den Genoſſen des Kriegs. —

Er beſchloß ſich den Offizieren anzuvertrauen und durch ſie ſeine alten Bekannten aufzuſuchen. Unter dem Vorwande einer Meldung ließ ihn der Poſten ein, und er verſchwand unterm dunkeln Bogen der alten Hauptwache. —

— — — — — — — — — — — — — — —

Am andern Tage war, wie zu vermuthen, der ſkandalöſe Inſult in Breslaus Munde. — —

Mehrere alte Freunde Trautmanns, Hauptmann von Tettenborn und Lieutenant von Schramm nahmen, ohnehin gegen den Uebermuth der akademiſchen Welt erregt, ſich ſeiner Angelegenheit auf's Wärmſte an. Der Name Max Turner's, vulgo Alcibiades, einer ohnehin bekannten Perſönlichkeit, ward bald ermittelt, und nichts wurde verſäumt, denſelben zum Widerruf zu veranlaſſen, um die Angelegenheit beizulegen.

Die Größe des Inſults aber und die Stadtkundigkeit deſſelben machte um ſo mehr eine Schlichtung unmöglich, als Max-Alcibiades gerade durch das Aufſehn des Skandals und daß derſelbe von ſeinen Parteigängern wie ein Principienkampf angeſehen wurde, nur um ſo ſtarrer und maliciöſer auf dem Duell beharrte und die gegenſeitige Erbitterung dadurch auf die Spitze trieb. Trautmann konnte, wenn er den Begriff kriegeriſcher Ehre und empörten Nationalgefühls nicht ganz aufgeben, ſich nicht öffentlich verächtlich machen wollte, dem Duell nicht mehr ausweichen.

Schweren Herzens gab er den Umſtänden nach.

Mit Hülfe Tettenborn's ordnete er ſeine Angelegen-

heiten, machte unter Aſſiſtenz des leidigen Notar Schweichert, deſſen Ausbleiben, durch eine plötzliche dringende Conferenz veranlaßt, mittelbar an Allem ſchuld hatte, ſein Teſtament und ſchrieb Dorotheen ein zärtliches, ſchmerzvolles Lebewohl, ſegnete im Voraus das Weſen, welches dem Tag entgegenharrte, und übergab Tettenborn, ſeinem Secundanten, dieſes Schreiben mit der Bitte, es für den Fall eines Unglücks nach Biebersdorf zu ſenden. — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — —

Der trübe Wintertag erwachte ſchwerfällig, mürriſch. Leichenhaft ſchaute der Himmel herab.

Ein geſchloſſener Wagen verließ um ſechs Uhr früh die Stadt, Trautmann, Tettenborn, Schramm und ein Arzt ſaßen in demſelben. Das Fuhrwerk ſchlug den Weg nach der Viehweide ein.

Jenſeit des Pöpelwitzer Damms, hinter dem Eichenwald, zwiſchen den dichten Weidenbüſchen, welche das flache linke Ufer der Oder bedecken, war der Platz.

Max Turner, Poſa als Secundant, Sporen, der Arzt und einige andere Commilitonen warteten bereits.

Die letzte Einigung wurde verſucht. Tettenborn machte eben ſo ernſt wie artig Max auf die Folgen des Streits aufmerkſam und erſuchte ihn um eine Ehrenerklärung.

„Ich habe einem Porte-épée nichts zu erklären! Vorwärts!“ —

„Nun wohl, Herr,“ rief Tettenborn erbittert, „nehmen Sie ſich in Acht, daß nichts gegen die Uſance vorfällt, ſonſt ſchieß’ ich Ihnen vor’s Hirn!“ —

Max lachte laut auf. Die Unparteiiſchen wurden gewählt, die Diſtancen genommen.

Die Piſtolen waren geladen und Jeder wartete auf das Zeichen.

Die Secundanten traten an. — Es war ausgemacht, daß beide Gegner zugleich ſchießen ſollten.

Feſten Auges ſtanden die Feinde einander gegenüber, die todbringende Waffe eingezogen in der Rechten, zum Anſchlag fertig nach der rechten Achſel emporgelehnt.

Das erſte Zeichen ward von Tettenborn gegeben. Beide avancirten zehn Schritte vorwärts!

Das zweite Zeichen erſcholl —, die Waffe ward angeſchlagen!

Das dritte Zeichen, — die Schüſſe krachten.

Max Turner ſtand aufrecht, ruhig. —

Gottlieb Trautmann ließ das Piſtol aus der Hand fallen, preßte raſch die Hand in die rechte Seite, ſchwankte, drehte ſich rechts um und brach zuſammen. Ein Blutſtrom färbte das dürre Gras. —

„Verdammt!“ ſchrie Tettenborn entſetzt. Alles ſtürzte zu dem Verwundeten.

Max Turner warf triumphirend einen Blick ringsum. Dann, ohne ein Wort des Mitgefühls, der Reue, ja nur des Bedauerns, wendete er ſich raſch und verſchwand mit ſeinen Commilitonen in den Weidenbüſchen. — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — —

Eine Stunde ſpäter fuhr langſam der Wagen nach der Stadt zurück. Tettenborn und Schramm, bleich, düſter, gingen daneben zu Fuß. — — —

Trautmann's Zuſtand war troſtlos. Die Kugel hatte zwar nicht zarte Organismen des Lebens, wie Herz und Lunge, verletzt, war aber tief in die Hüfte gedrungen und hatte ſich ſchräg in's Fleiſch unterhalb des Gelenks verloren.

Tettenborn brachte ihn nach ſeiner Wohnung, die Kameraden pflegten und bewachten ihn. Das Bedauern in der Stadt war allgemein.

So offenkundig der Skandal und ſein unglücklicher Ausgang, ſo gerecht und tief der Unwille gegen Max Turner auch war, konnten die Civil- wie Militärbehörden doch nichts weiter thun, als nach außen hin eine Sache ignoriren, welche reine Ehrenſache war. Wohl hätte Turner wegen Verletzung des Ordenszeichens hart genug belangt werden können, doch fehlte der eigentliche Kläger, Trautmann, die Offiziere aber hielten eine Beſtrafung durch die Waffen für anſtändiger, als durch's Geſetz, zudem ſchien die Polizei diesmal ſich gar nicht um die Angelegenheit zu kümmern.

Der Verwundete ſchwebte inzwiſchen in der äußerſten Lebensgefahr. Die Kugel ließ ſich noch immer nicht entfernen, man mußte den Brand befürchten. Trautmann lag in den wilden Phantaſien des Wundfiebers, ſein Geiſt war mit Dorotheen beſchäftigt.

Den Aerzten gelang es endlich am vierten Tage, die Kugel aus der Wunde zu bringen, aber der Zuſtand des Leidenden war ſchlimmer geworden und die Entzündung wuchs ſtündlich, vielleicht noch durch die ſchmerzvollen Kämpfe im wirren Geiſt des Kranken befördert.

In dieſen troſtloſen Tagen entſchloß ſich Tettenborn, an den Pfarrer nach Biebersdorf zu ſchreiben, das Geſchehene mitzutheilen und ihn zu bitten, Dorotheen in zarteſter Weiſe auf den möglichen Verluſt ihres theuerſten Lebensglücks vorzubereiten.

Die Aerzte riethen ſelbſt dazu, das Schreiben ward abgeſendet. — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Wochen vergingen. Die unverwüſtliche Lebensfülle und Manneskraft Trautmann's führten ihn langſam wieder der Geneſung zu, die ſich vielleicht noch beſchleunigt hätte, wäre ſein Gemüth weniger mit Sorgen belaſtet geweſen. Die Freunde ſuchten ſeine Unruhe, ſeine trüben Ahnungen und Beängſtigungen nach Kräften zu bannen, wurden aber ſelbſt von denſelben unwillkürlich ergriffen, da weder der Pfarrer noch ſonſt wer von Biebersdorf Nachricht gab.

Als Trautmann endlich ſo weit hergeſtellt, die erſte Spazierfahrt glücklich abgelaufen war, ſo daß man ein Aufbrechen der Wunde oder eine Blutung nicht mehr zu befürchten brauchte, ſchrieb Gottlieb ſelbſt nach Hauſe und zeigte Dorotheen an, daß er in vierzehn Tagen zurückkommen werde.

Darauf lief ein Schreiben des Pfarrers ein, das in ängſtlichem Tone die Eröffnung machte, Dorothea ſei krank.

Furchtbare Vorſtellungen gewannen in Gottlieb Raum, er wollte ſofort abreiſen.

Nur die flehentlichen Bitten Tettenborn's und anderer

Freunde, die ihn beſchworen, ſich den Seinen zu erhalten, nicht einen neuen Ausbruch der mühſam geheilten Wunden zu bewirken, machten, daß er blieb, aber mit welchen Qualen und bangen Schmerzen!

Einige Tage vor ſeiner Abreiſe, zu der, um ihn zu begleiten, Tettenborn und Schramm Urlaub genommen, kam an Erſteren heimlich ein Brief des Pfarrers. — — —

Trautmann mit ſeinen beiden Freunden reiſte ab. — —

Wie ſchweigſam und trübe war der Weg!

Weihnachten, Neujahr vorüber! Oede, im Todtenſchlaf liegt die Natur, ſtill und beklommen iſt's unter den Dreien! —

Schon ſteigt das Gebirge deutlicher empor, die hohe Menſe, und in blaſſen Nebeln liegt Glatz. —

Was reden Tettenborn und Schramm ſo dumpf und gepreßt? Im Munde fröhlicher Söhne des Kriegs Gottvertrauen, Fügung des Schickſals, Ergebung?! —

Ein Geſpenſt, ein gräßlich Geſpenſt, der Quälgeiſt ſeiner Phantaſie, das Entſetzen ſeiner Nächte gewinnt Geſtalt, grauenvolle Gewißheit!! —

Verfärbten Geſichts, ſchlotternd, von den Freunden geführt, betritt Trautmann die Schwelle ſeines Glücks.

Weinend kommt Madame Selting, weinend treten die Pfarrersleute und die Röslers ihm entgegen. Schluchzend umſteht ihn das Geſinde!

Wie ein Irrſinniger ſtreift er von Stube zu Stube!

Im Schlafzimmer endlich tönt ihm leiſes Weinen entgegen, ein Kinderlallen!

Er reißt die Thür auf, wankt an die Wiege und bricht zuſammen in unſäglichem Jammern! —

Dorothea, das Weib ſeiner Liebe, die Blume ſeines Erdenglücks iſt — todt! „Todt," heult's durch die öden Gemächer! Nur das lächelnde Engelsauge des Knaben, den ſie in Todesfurcht um den geliebten Gatten zu früh gebar, um den ſie ſtarb, mahnt ihn an eine letzte heilige Pflicht im Leben!! —

Vom blühenden Mann ward Trautmann in wenigen Wochen zum Greis verwandelt.

Eherner Trübſinn und Lebensmüdigkeit, tödtlicher Haß gegen die neue, fremde, ſelbſtſüchtig freche Welt gewannen in Gottlieb Raum! Der enge Umkreis der Wiege war ihm nunmehr die ganze Erde. Alle Hoffnungen und Wünſche, welche darüber hinaus lagen, hatte die verklärte Dorothea mit ſich hinweggerafft. — — — — — — — — —

Ehe Tettenborn und Schramm Biebersdorf, nunmehr ein Ort ewiger Trauer, verließen, ward das kleine, blondlockige, ahnungsloſe Weſen, das die Geliebte zurückgelaſſen, getauft.

Schluchzend unter den Seinen ſtand der arme, gebrochene Vater, ſtarrte vor ſich hin, — auf den Taufſtein, — auf die alte weinende Schlehdorn und das Kind, welches die Aermchen emporſtreckte und lallte.

„Wie ſoll der Knabe heißen, Herr Trautmann?“ fragte ſchüchtern der Pfarrer. — —

„Ein Kind der Schmerzen iſt's, ein Sohn der Schmerzen wird es bleiben! - Nennen Sie ihn Benoni!“ ſagte Trautmann finſter. — —

Da fiel ein goldiger Sonnenſtrahl durch's Fenſter herein und umſpann das Kind mit einem Heiligenſchein ewiger Liebe. —

„Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen. Sein Name ſei geprieſen!“ — —

Siebentes Capitel.

Abgeſehen von der unauslöſchlichen Beleidigung, welche Trautmann erlitten, war die ganze extravagante Richtung, welche die politiſchen Ideen in den Köpfen der jugendlichen Solone und Lykurge eingeſchlagen, ſchnurſtracks Gottlieb's Geſinnungen zuwider, hatte an ſich ſchon ſeine Verachtung, Erbitterung, ſeinen Schmerz im höchſten Grade erregt. Trautmann's Urſprung, Lebenslage und ganze Entwickelung ruhten im Schooße der alten Zeit. Sein Geſchick, ihm ſelbſt wunderbar genug, hatte ihn Beſcheidenheit gelehrt; er war ſich zu ſehr bewußt, nur die Gelegenheit zur Entfaltung, wie die Blume den Sonnenſtrahl, benutzt, ſich übrigens aber der Leitung einer Macht anvertraut zu haben, welche ihm göttlichen Urſprungs, eine ſtille Kundgebung des ewigen Willens zu ſein ſchien. Die Autorität, das Unterordnen, das Anheimgeben an ein außer ihm liegendes Höhere, Größere, mochte es im religiöſen Sinne, Gott, im ſtaatlichen, Fürſt und Vaterland, im menſchlichen, nur der alte Herr von Bebran geweſen ſein, war der ſtillſchweigende Grundſatz ſeiner Exiſtenz, und der außerordentliche Gang, welchen ſein Leben genommen, gab ihm die glühende Gewißheit, daß dieſe Gewalten, welche über ihm leitend ſtanden, Alles wohl machten, daß in ihnen gerade die organiſche Entwickelung jeglicher Weltordnung beruhe.

Auch er hatte im Tugendbunde, in der Begeiſterung der Volkserhebung die Freiheit als ſeine Braut geküßt, aber die Freiheit als eine Braut, um die lange gedient, geſtritten und geworben werden, die organiſch, Blatt um Blatt, Blüthe um Blüthe erſtehen müſſe. Sie war ihm nicht das ſchöne, derbſinnliche Weib, das man berücken müſſe, um es zu beſitzen, das in der Haſt des Moments auf's Brautbett gezwungen werde, war nicht jenes buntſcheckige und formloſe Gebilde des Tages, was die abgetragenen Lappen aller Epochen mit ſich herumſchleppte, ſondern die redliche, höchſte Verkörperung des Gotteszwecks in den Menſchen auf Erden, die letzte herrlichſte Blume des irdiſchen Daſeins. So wunderbar, wie ihn das Geſchick vom Nichts zur höchſten Höhe kaum erträumter Seligkeit und nun wieder tiefſter Schmerzen geführt, ſo wunderbar leitete ihm auch der ewige Geiſt die Geſchicke der Völker durch alle Wirrſale zu einem endlichen gemeinſamen Ziele, einer irdiſchen Schöne, die Zweck und Ausgang der ganzen Geſchichte ſei. Trautmann kümmerte ſich weder um die Form, noch die Zeit, in der ſich das realiſiren ſollte; die Zuverſicht, daß es geſchehen werde, war ihm genug. Dieſer allgemeine, reine, ideale Standpunkt, dem alle Mittelſtadien naturgemäß fehlten, widerſprach aber dem Geiſte, welcher jetzt in den Köpfen brütete, ganz und gar. Letzteren war es um ihre Freiheit, um die nächſt-beſte, möglichſt ſchnellſte Erreichung eines neuen Zuſtands der Dinge zu thun, der ihnen eben als Freiheit galt und abſolute Gültigkeit hatte.

Die Kataſtrophe, welche Trautmann's ganzes Glück auf ein Minimum beſchränkte, hatte denſelben auch zu einem eiſernen, unverſöhnlichen Gegner des ſogenannten „Zeitgeiſts“ gemacht, ließ ihn um ſo feſter an dem alten Autoritätsgefühle in ſeiner Bruſt feſthalten, als er ihm alles Süße im Leben zu danken hatte. Wider Willen prägte der Schmerz, die Melancholie in ihm eine Schärfe des Weſens, eine Strenge, einen gewiſſen Eigenſinn des Vorurtheils aus, und er gab den choleriſchen Wallungen nach, welche bisher ſtill auf dem Grunde ſeines Gemüths geſchlafen hatten.

Das Unglück, welches ihn betroffen, machte ihn einſeitiger, mehr zum Parteimenſchen, als er an und für ſich bei ſeiner allgemein liberalen und idealen Anſchauung der Dinge ſonſt zu ſein geneigt war.

In der Zukunft nur eine Reihe wilder, zerſetzender Ideenkämpfe ſehend, beſchloß er, ſeinen Sohn Benoni, das ſüße, einzige Kleinod ſeines Lebens, in einer Art und Weiſe zu erziehen, die denſelben vor allen jenen tollen Irrthümern und Leiden bewahre, welche die Zeit zu gebären in ſchönſter Arbeit war. Trautmann wollte aus Benoni einen glücklichen Menſchen, einen fröhlichen Träger geiſtiger Schöne und Reife machen, welcher ſiegreich durch alle Labyrinthe des Daſeins in edelſter Entfaltung ſchreite! —

— — — — — — — — — — — — — — —

Die Trautmann'ſche Affaire mit Max Turner verfehlte nicht, im Breslauer Publikum eine nachhaltige Erbitterung gegen die Studentenſchaft zu hinterlaſſen, wozu noch vielfacher Privathaß weſentlich beitrug. So lebte dieſe fatale Geſchichte alſo länger, denn ſonſt dergleichen Skandale pflegen, in dem Munde der Menge. Beſonders war das beim Offiziercorps der Fall, und es entſtanden eine Maſſe Reibungen, Häkeleien und blutige Raufereien, die dem akademiſchen Senat, der ſeine Söhne nach Kräften ſchützte, wie den Militärbehörden vielfachen Aerger bereiteten. Wahrſcheinlich wäre man in jenen Tagen ſchon gegen die Studenten eingeſchritten, hätte beſonders Max Turner auf's Korn genommen, wäre nicht von oben her ein Wink erfolgt, demzufolge man ſich begnügte, beide Parteien zu verwarnen und, wo es irgend möglich war, von einander zu trennen.

Der Wink von oben her, deſſen Toleranz man als Schwäche aberwitzig auszulegen befliſſen war, hatte indeß einen andern Grund. Es war der Regierung weniger darum zu thun, einzelne Fälle zu beſtrafen, als dem ganzen innern Getriebe des akademiſchen Lebens endlich auf die Spur zu kommen, regte ſich doch nicht nur in Preußen, ſondern im ganzen Deutſchland das Studententhum in einer ſo auffälligen Weiſe, daß man von Tag zu Tag argwöhniſcher wurde.

Max Turner und ſeine Genoſſen, die anfänglich wirklich die ſchlimmſten Folgen für ſich gefürchtet hatten, aber ſich, außer leeren Warnungen, ſtraflos ſahen, wurden in ihren überſpannten Ideen nur beſtärkt, glaubten, die Regierung habe Angſt vor ihnen, und eine Gährung der Gemüther, ein Thatendurſt, ein Drang nach — wer weiß was ſchien in ſie gefahren zu ſein, wie der Satan unter die bibliſche Heerde.

Andererſeits fehlte es auch nicht an Aufreizungsmitteln der Gegenpartei, und zwar der Gegenpartei im ſchlimmſten Sinne, welche Deutſchland, beſonders Norddeutſchland und ſeinen Ideen feind, jede Gelegenheit ergriff, Wunden zu vergrößern, Blößen zu entdecken und öffentlich mit Neſſeln zu peitſchen, ja, welche oft geradezu Lüge und Gemeinheit zum Hülfsmittel nahm, um abſichtlich Aergerniß zu bereiten.

Die Politik Metternich's und Neſſelrode's beſonders that hierbei das Ihre, und es fanden ſich geheime Agenten genug, welche durch Wühlerei, Hetzerei und Ränkeſucht den guten Willen der Regierungen, ihre Völker zu emancipiren, einzuſchüchtern und zu verſtimmen befliſſen waren. Zu dieſen feinen Geſellen gehörte auch ein Mann, der viel Talent, aber kein Genie, viel Gelenkigkeit und politiſche Taktik, aber wenig Ehre im Leibe hatte — Auguſt von Kotzebue.

Er verdankte allerdings Rußland Alles, aber dieſen Dank trug er auf ſo unſaubere Weiſe ab, daß er ganz und gar vergaß, daß deutſches Blut in ſeinen Adern rollte, ja, daß Rußland ſelbſt dieſes deutſchen Blutes in ſeinen eigenen Grenzen nicht mehr entbehren konnte, wenn es nicht in Barbarei zurückſinken wollte. Er verhöhnte die Begeiſterung, womit Deutſchland gegen Frankreich gezogen, ſprach frechen Angeſichts aus: daß Rußland, nicht das deutſche Volk die Welt von Napoleon befreit, erging ſich in bitterſter Ironie und beißendſter Satyre über deutſche Zuſtände, und ſeine Angriffe wurden um ſo giftiger, je allgemeiner ſie gehalten waren.

Die norddeutſchen Fürſten waren wahrlich übel daran. — Einmal von der argwöhniſchen, mittelalterlich-conſervativen Politik Süddeutſchlands und Rußlands und ſeiner publiciſtiſchen Agenten, andererſeits von den Extravaganzen im eigenen Volke ſchüchtern und wankend gemacht, unterlagen ſie langſam dem mechaniſchen Druck einer Reaction, einer Gegenſtrömung, deren factiſcher Grund oder Ungrund erſt nachträglich klar werden ſollte. Wie geneigt damals namentlich Preußens König freieren Ideen, einem liberalen, verſöhnenden und harmoniſchen Programm war, beweiſt die Einigung der verſchiedenen proteſtantiſchen Lehrgebäude zur Union, zu einer religiöſen Verſchmelzung, einem untheilbaren Proteſtantismus. Vielleicht hätten alle widrigen Winde aus Süd und Oſt nicht vermocht, den Anlauf Norddeutſchlands zu freieren Inſtitutionen aufzuhalten, als das Wartburgsfeſt am 18. October 1817, die Conſtituirung der deutſchen Burſchenſchaft, die Verbrennung der Schriften Kotzebue's und anderer verhaßter Publiciſten den erſten Anlaß zu öffentlichem Aerger, vielfachen Händeln und Unterſuchungen gab. So wenig Grund zu wahrhaften Klagen die Feier an ſich bot, wurde ſie doch von den Feinden deutſcher Sache zu Verdächtigungen benutzt. Ein Federkrieg ohne Gleichen erhob ſich, der die Leidenſchaften nur noch mehr entflammte. Da plötzlich ließ Löning's Attentat auf Ibell*) und Kotzebue's Ermordung durch Sand die Regierungen einen erſchrockenen Blick in die Verwilderung der Ideen, in die Zelotenwuth gerade desjenigen Theils deutſcher Staatsbürger thun, denen künftig die geiſtige Führung der Nation vornehmlich zufallen mußte. War der Anſtoß, wie die Folgen lehrten, an ſich auch lange nicht gewaltig genug, eine rückgängige Bewegung ſeitens der Höfe

---

*) Der naſſauiſche Geh. Rath Ibell ward im Juli 1819 von dem fanatiſchen Löning aus Idſtein zu Schwalbach angefallen, der in ihm einen Tyrannenknecht morden wollte. Das Attentat mißglückte.
D. V.

unvermeidlich zu machen, war er doch erheblich genug, dieſelbe zu erklären und die norddeutſchen Höfe in die ſüddeutſch-ruſſiſche Coalition zu drängen. Der Congreß zu Aachen und die Karlsbader Miniſterconferenzen vollendeten das Werk, welches Metternich und Neſſelrode ſchon damals zu Wien begonnen. Die ſtreng conſervativen Elemente, der ſogenannte status quo ante erhielt überall die Oberhand, die Cenſurfreiheit fiel, die Ueberwachungen wurden eingeführt, die Mainzer Unterſuchungscommiſſion endlich ſollte mit eiſerner Strenge die überwallende Jugendhitze unreifer Geſinnungsträger, kurz die „demagogiſchen Umtriebe“ zu Boden ſchlagen.

Eine allgemeine Hetze, ein Fahnden erfolgte, und leider kaum mit weniger Fanatismus und Engherzigkeit ſeitens der ausführenden Beamten, als die Bewegung andererſeits ſelbſt bewieſen hatte.

Nach Allem, was man bisher von Max Turner geſehen, ließ ſich erwarten, daß er bei allen Extravaganzen ſeiner Genoſſen nicht nur betheiligt, ſondern Chorführer geweſen ſei. In der That hatte er ſich ſo übertief in das Bündniß der Schwarzen, in den Aufbau des ſchwarzrothgoldenen Kartenhauſes des deutſchen Univerſalreichs, in Correſpondenzen mit unbekannten Häuptern, Sociis und Kreis-Senioren eingelaſſen, daß, ſelbſt ohne die unſelige Ordensgeſchichte, ſein Name längſt mit Fractur im ſchwarzen Regiſter der Behörden ſtand. Nichts war ihm aber bisher gleichgültiger geweſen, als der Gedanke an ſeine Zukunft und die Gefahren, denen er in toller Verblendung entgegenging. Wußte er doch, daß er ſeinen reichen Onkel, den Commerzienrath, der einen wahren Narren an ihm gefreſſen hatte, beerben müſſe.

Durch den Skandal mit Trautmann war Max in Breslau eine persona grata et ingrata zugleich geworden, was ſeine verrückte Eitelkeit erhöhte, und da die Regierung bisher, ſeiner Meinung nach, jämmerliche Feigheit bewieſen, glaubte er, ſie würde einer Verbindung fanatiſcher Köpfe nicht widerſtehen können, deren Verzweigung eine größere Ausdehnung in ſeinem Hirn hatte, als ſie in Wahrheit beſaß. Er lachte über die Congreſſe in Karlsbad und Aachen und die heimlichen Befürchtungen ſeiner Freunde.

Was ihm mehr Sorge machte, als all' dieſe politiſchen Wetter, war eine Kataſtrophe anderer Art, die ſeinen Intereſſen viel näher lag, und deren mögliche Folgen er zu pariren hatte.

In leichtſinnigem, gedankenloſem Nachgeben jeder beliebigen Leidenſchaft, welche in ihm auftauchen mochte, bei allen Affairen von dem verſchmitzten Poſa begleitet, der, ſelbſt arm, ihm als Schatten folgte, ihn wo möglich noch tiefer in jede Tollheit hineinritt, hatte er die Bekanntſchaft eines Mädchens gemacht, das unter dem jungen Männervolke damaliger Zeit für eine beſondere Schönheit galt.

Es war die Tochter eines verarmten Müllers, Emma Hartlieb, welche mit ihrer Mutter in ziemlich dürftigen Verhältniſſen lebte. Ihrer Reize ſich bewußt, eitel, leicht und gefallſüchtig, mit der ganzen Liſt der Töchter Eva's ausgerüſtet, benutzte ſie alle ihre Eigenſchaften, um eine möglichſt glänzende Partie zu machen und damit eine Zukunft zu erlangen, wie ſie ihrer ſelbſtſüchtigen Begehrlichkeit munden mochte. — Die ſchöne Müllerin wußte daher allen Fallſtricken und Schlingen der jungen Männerwelt mit großer Schalkhaftigkeit auszuweichen, um auf ein lohnendes Opfer ihren Blick zu richten.

Renommiſterei, Eitelkeit, vielleicht auch wirkliche Verliebtheit trieben Max, unter Poſa's Aſſiſtenz, den Sieg bei Emma über alle Nebenbuhler davon zu tragen. Indem er das alte Spiel von Fauſt und Gretchen begann, wobei Freund Poſa den Mephiſto bei der alten Müllerin vertrat, gerieth Max ganz in die Hände dieſes eben ſo ſchlauen wie reizenden Mädchens. Er ward raſend verliebt in Emma, hatte an ſie große Summen verſchwendet, ja, ihr für den Fall ſchriftlich die Ehe verſprochen, daß ihr Verhältniß mit ihm ſchreiende Folgen habe.

Max, den Allbewunderten, den reichen Erben, unauflöslich an ſich zu feſſeln, war das Ziel der Schönen, und die Reſultate ihrer Intimität hatten ſich um beſagte Zeit längſt bemerkbar gemacht.

Max wußte wohl, daß ſein Onkel, der alte Commerzienrath, ihm Alles durchließ, aber die Blamage, ſeinen Erben mit einer armen, nicht ganz makelfreien Perſon verheirathet zu ſehen, ihm nie verzeihen würde. „Mach' was Du willſt, Max," ſagte der Alte oft, „aber wenn Du mir die guten Heirathsprojecte, welche ich mit Dir vorhabe, zu Waſſer machſt, enterb' ich Dich."

Um nun dem Ohm jeden Vorwand zum Verdacht zu nehmen, beſuchte er fleißig jene Familie, deren mit Geld, aber mit wenig Verſtand begabte Tochter für ihn vom Onkel auserleſen war, und ſpielte beiläufig den Charmanten. — Jetzt aber ſtand er vor der Kataſtrophe.

Nur durch Beſchaffung reichlicher Summen, durch inſtändige Bitten an Emma, durch himmelhohe Verſprechungen konnte er es erlangen, daß Mutter und Tochter ſtill waren und in Heimlichkeit den etwaigen Eintritt des jungen Weltbürgers abzuwarten verſprachen. — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — —

Noch dehnte ſich Max, der Stolz der Univerſität, in ſeinem Bette, wiſchte den Nebel der vorigen Nacht aus ſeinen Augen, als an die Thür ſeines Zimmers haſtig geklopft wurde.

„Halloh, was giebt's?"

Die Dogge vor ſeinem Bette ſchlug an, ſchritt zur Thür und ſchnüffelte. —

„Vivant tomacula," rief Poſa von außen, „Lucina, die Göttin der Kreiſenden, hat Dich begnadigt!" —

„Biſt Du toll? Heiliger Gambrin, ſei uns gnädig!" —

Max fuhr raſch in die Unausſprechlichen und öffnete.

Poſa trat ein. „Es iſt geſchehen das große Werk! Dein Stamm wird blühen!" —

„Halt's Maul und mach' die Thür zu. Du kannſt lachen, aber ich — Sag' um Gotteswillen raſch, was geſchehen iſt!" —

„Einfach und geſchmacklos, alſo! Emma hat Dich dieſe Nacht zwei Uhr zum glücklichen Vater eines reſpectablen Burſchen gemacht. Ich glaube, er hat ſchon Schnurrbart und Zähne! Haha!“ —

„Sag' ich's nicht! O, es iſt unterm Affen, was ich für Unglück habe! Ich muß ſie nolens volens heirathen! Ich bitte Dich um Gottes willen, halte die Geſchichte nur hin, geh der Alten um den Bart, Du kannſt's ja gut genug, ich will ſehen, wo ich die Gelder auftreibe! Himmelheiland, das iſt 'ne ſchöne Sauce! Merkt's mein Onkel unten, gute Nacht Erbſchaft! Gott ſei Dank, daß er jetzt verreiſt iſt!“ —

„Ja doch, ich werd' die Geſchichte ſchon dirigiren. Du mußt aber hinkommen, Max, hörſt Du! Forſch, alte Seele! Wie ein Römer ſollſt Du den Knaben vom Boden nehmen und anerkennen!“ —

„Hol' Dich der — Iſt's nicht genug, daß ich rettungslos drin ſtecke, 'mußt Du mir auch noch zureden, die Geſchichte luſtig anzuſehen und mit Jovialität den Vater zu machen! Bei Gott, eine Wuth kommt über mich, ich könnt' Alles zerſchlagen!“ —

„Hilft Dir das was, fratercule? Nimmſt Du Emma nicht, rückt ſie dem Ohm mit Deinem Heirathsſchuldſchein auf die Stube! Was Teufel, 's iſt ja auch egal, Schürze iſt Schürze. Iſt der Alte todt, hat Dir Keiner was drein zu reden! Zieh Dich an, komm!“ —

„Gut, Poſa, ich werde meine geopferte Jugend mit Gleichmuth beweinen. — Noch Eins, geſtern ſagte Schufterle, es ſollen verſchärfte Maßregeln wegen uns von Berlin gekommen ſein, er warnte mich!“ —

„Ach, Faſelei,“ rief heftig Poſa, „ohne Verrätherei iſt uns nicht beizukommen! Unter uns iſt aber kein Judas!“ —

„Halt, hörſt Du unten den Lärm, Poſa?“

Die Dogge ſchlug wüthend an. Viele Stimmen tönten im Hausflur.

Poſa erblich, ſeine Kniee wankten. —

„Das iſt unmöglich!" ſchrie Max auf. „Um Gottes willen, die Stimme des Viertelscommiſſars!" und er ſtürzte zum Schreibpult.

„Die Papiere weg!" brüllte Poſa. „Gieb ſie mir!" —

In einer Todesangſt ohne Gleichen zog Max eine Schublade des Schreibtiſches auf, um einige Scripturen zu ergreifen.

Poſa riß den Schläger von der Wand.

Da trat der Commiſſar mit ſechs bis ſieben Beamten ein und ein Polizeirath.

„Verhaften Sie beide jungen Leute!" ſagte Letzterer ſcharf und kurz.

„Zurück!" ſchrie Max, „ich bin nur dem akademiſchen Senat, keinem Poliziſten Verantwortung ſchuldig!" —

„Vorwärts!" brüllte der Polizeirath.

Ein Stampfen und Raufen begann. In wenigen Augenblicken ward Max gebändigt, die Papiere befanden ſich in der Hand des Oberbeamten.

Poſa ſtand bleich, der Schläger war ihm entglitten, lautlos ließ er ſich feſtnehmen.

„Ich proteſtire gegen dieſe Behandlung, proteſtire feierlich gegen Alles, was Sie gegen mich erſinnen und unternehmen mögen! Ich trotze Ihrer Tyrannei und Niederträchtigkeit!" ſchäumte der bewältigte Max.

„Das Proteſtiren und Trotzen, Beſter, haben Sie frei," ſagte der Polizeirath. „Ich laſſe Ihnen die Wahl, ob Sie ruhig und anſtändig mitkommen wollen, dann will ich, aus Rückſicht für Ihren Onkel, einen geſchloſſenen Wagen geſtatten. Im andern Falle laß ich Sie in dieſem Zuſtande durch die Straßen transportiren, verſtanden!" —

„Gut, ich werde folgen. Ich erkläre aber, daß ich wiſſen will, warum Sie mich ſo behandeln!" —

„Wenn Sie das noch nicht wiſſen, mein Lieber, werd' ich es Ihnen ſagen. Sie ſind ein Demagoge, ein Unruhſtifter, ein Menſch, welcher öffentlicher Sitte und Ehre hohnſpricht. Denken Sie an die Geſchichte mit dem Kreuze! — Was? — Wird Ihnen unwohl? — Bringen Sie den

Herrn hinunter, den andern gleichfalls! Alles Reden miteinander verhindern Sie! Ich werde weitere Nachforſchungen anſtellen!“ — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — —

Auf der Schweidnitzer Straße, ohnweit des Zwingers, an der Ecke des Exercirplatzes ſteht ein ſehr verdächtiges Haus, finſter, traurig, mit vergitterten Fenſtern, im Parterre liegt eine Wache, davor ſteht ein Doppelpoſten.

Das iſt, wie der Volkswitz ſagt, das Breslauer Kaffeehaus, das Inquiſitoriat, eine etwas grobe Klinik für moraliſche Gebrechen, wo die verkrüppelte Seele und das geſchwächte Gewiſſen mit Heilgymnaſtik tractirt wird.

Als der Wagen mit den Gefangenen vor dieſem conſervativen Inſtitut hielt, umdrängte ihn eine Menge Menſchen. Die Wache trat in's Gewehr, mehrere Offiziere in Mäntel gewickelt kamen heran. Unter ihnen ſah der bleiche Max bekannte Geſichter. O weh, dort ſtanden ſogar Hauptmann von Tettenborn und Herr von Schramm! Max blickte finſter auf Poſa.

Beide warfen ſich in die Bruſt, feſt, mit Verachtung im Blick ſchritten ſie nach der Thür. Tettenborn und die Offiziere kehrten ihnen verächtlich den Rücken. —

Der Inſpector mit dem Schließer empfing ſie. — Sie wurden getrennt. — Max kam in eine finſtere enge Zelle. — Das hohe Fenſter war mit einer ſchrägen Blechkappe verſehen, durch deren Spalt das Licht nur in ſchwachem Scheine eindrang. Ein Tiſch, ein Schemel, eine Pritſche mit Kopfkiſſen und Decke, endlich ein Waſſerkrug waren ſein Mobiliar.

Laut wollte er gegen dieſe Mißachtung ſeiner Stellung und Bildung Einſpruch thun; man ſchnappte indeß die Thür zu, die Riegel knarrten. — Max, der Alcibiades der Aula, der Neid aller Muſenſöhne, ſaß im Priſon. — — —

Mittags Waſſer und Brot, Abends Waſſer und Brot, alle zwei Tage eine warme Mahlzeit! — Man glaubt gar nicht, wie ſehr das am Ende ernüchtert und die transſcendentalſte Natur von Ikarushöhen in die Wirklichkeit zurückführt! —

Zuerſt mit dem ganzen Stolze ſeiner Eitelkeit bewaffnet, von der Unfehlbarkeit ſeiner Utopien überzeugt, ſah Max in ſich einen Heroen, einen Märtyrer ſeiner Sache; auch glaubte er feſt, der Einfluß ſeines Onkels, wenn er nur erſt von ſeiner Reiſe heimgekehrt, werde ihm die Freiheit wiedergeben. Daß es wirklich mit ihm ein ſchlimmes Ende nehmen könne, bezweifelte er um ſo mehr, als die Briefſchaften, welche er im Hauſe hatte, in Chiffern geſchrieben, die Namen der Abſender fingirt waren und nur Verrätherei ihn wirklich gefährden konnte.

Worüber er ſich Vorwürfe machte, war ſein Verhältniß zu Emma, das mit ſeinen Folgen nun zu Tage kommen, ihn um die ganze Liebe ſeines Onkels bringen mußte, falls derſelbe auch zu ſeinem Arreſt geſchwiegen hätte. Ein anderer Fall aber, der ihm, wie er einſah, jetzt furchtbar bei den Behörden ſchaden mußte, war die Geſchichte mit Trautmann. Als er bei Eintritt in dies Haus das finſtere, verächtliche Antlitz Tettenborn's geſehen, war ihm klar geworden, daß man dieſe Affaire jetzt gegen ihn benutzen würde, hatte ſie nicht der Polizeirath geradezu erwähnt? — Zu dieſen quälenden Betrachtungen kam die Ungewißheit, in welcher Woche um Woche verſtrich, ohne daß ſeine Unterſuchung begann, ohne daß er wußte, wie viel oder wie wenig gegen ihn vorlag. So wurde er denn immer mehr herabgeſtimmt, immer ungewiſſer in dem, was mit ihm werden ſollte.

Dieſem Zuſtande wurde, nach einem Monate etwa, durch ein unerwartetes Verhör ein Ziel geſetzt. Mit ſo keckem Muth er auch das Audienzzimmer betrat, mit ſo ſarkaſtiſchen Stachelreden er auch die Fragen des Unterſuchungsrichters beantwortete, ergriff ihn doch jähes Entſetzen, grenzenloſe Traurigkeit, Verachtung und Verzweiflung, als er die vorgefundenen Papiere entziffert, Name, Spur und Verbindung ſeiner geheimen Correſpondenten, kurz ſeine geheimſten Beziehungen entdeckt ſah, entdeckt durch Poſa, ſeinen Freund, der ihm Alles verdankte, verrathen von dem perfideſten aller Geſellen, der damit ſeine Freiheit erkaufen wollte. —

Max Turner brach zuſammen. — —

Er legte ein umfaſſendes Bekenntniß ab, verfehlte, als man auf die Ordensangelegenheit kam, ihm Tettenborn als Zeugen entgegenſtellte, nicht, Alles, was ſich zugetragen, einzuräumen.

Er ward in ſeine Zelle zurückgeführt.

Kaum in derſelben angelangt, mit ſeiner Seelenangſt allein, öffnete ſich die Thür wieder. Ein Offizier trat ein — der Hauptmann von Tettenborn. —

„Ich werde Sie nicht lange beläſtigen, Herr Turner,“ ſagte er finſter, „nur eine Nachricht habe ich Ihnen mitzutheilen, die ihnen jetzt kaum gleichgültig ſein kann. Ihre übrigen politiſchen Affairen gehen mich nichts an, Sie haben aber ſoeben im Verhör das Geſtändniß abgelegt, ſich in der bekannten Angelegenheit gegen Herrn Trautmann, gegen die Geſetze der Ehre, gegen Staat und Heer, gegen die Würde eines ehrenhaften und verdienten Mannes gröblich vergangen zu haben. Welch' traurige Folgen das für Sie haben muß, wiſſen Sie wohl ſelbſt. Ihr Gegner aber, edelmüthiger als Sie verdienen, hat, als er Ihre Arretirung vernommen, beſchloſſen, ſo viel an ihm iſt, die Folgen Ihres Inſults gegen ihn zu mildern. Herr Trautmann wird eine Bittſchrift an Se. Majeſtät richten, des Inhalts, daß man bei Ihren übrigen Vergehen nicht auch noch auf die Ordensverletzung und Ehrenkränkung Rückſicht nehme, ſondern Ihnen das wenigſtens verzeihen möge. So, Herr Turner, handelt Ihr Feind, der Mann, welcher durch Sie entehrt, verwundet worden, durch Sie das theuerſte Kleinod ſeines Lebens, ſeine Gattin, verloren, die der Schreck über ſein Unglück getödtet. Möge das Andenken daran nie Ihre ferneren Tage beunruhigen! — Vielleicht finden Sie hier den Ernſt und die Beſonnenheit des Lebens wieder!“ —

Mit einem furchtbaren Schrei, der ſchmetternd von den Wänden der öden Zelle wiederhallte, ſank Max Turner auf den Schemel ſeiner Zelle. — Vom Freunde verrathen! Von des Gegners Großmuth entwaffnet! Belaſtet mit dem Fluch des Leichtſinns, dem gebrochenen Erdenglücke eines Ehrenmannes, die Folgen unbeſonnener Träumerei, das wahrſcheinlich trübe Schickſal eines Kindes, eines jungen, unbedachtſamen und gefallſüchtigen Mädchens auf ſich gewälzt, die er zu ernähren um ſo weniger Ausſicht hatte, als ſein Onkel ihn zu verlaſſen ſchien! Die Lehre war entſetzlich!! —

Da außer einzelnen Verhören und peinlichen Confrontationen ſeine Einſamkeit nicht unterbrochen wurde, hatte er überflüſſig Zeit, ſich und ſeine ganze Vergangenheit in Betrachtung zu ziehen.

Das Reſultat dieſer ſeiner langen Selbſtunterſuchung war eine ernſte, gewiſſenhafte und wahrhaft nagende Reue betreffs Trautmann's und Emma's. Er that feierlich bei ſich den Schwur, wenn er je wieder in die bürgerliche Geſellſchaft zurückkehre, Trautmann aufzuſuchen und ſeiner Reue zu verſichern, vor Allem Emma zu heirathen und das Kind, ſein Kind anzuerkennen!

Was ſeine übrigen politiſchen Vergehen anbelangte, war er leider unverbeſſerlich. Der Hang zu phantaſtiſchen Utopien ward eher durch ſein fälſchlich geglaubtes Märtyrerthum beſtärkt, auch ſah er keineswegs ein, daß er ſich poſitiv gegen die preußiſche Geſetzgebung vergangen habe, daß der Staat geheime politiſche Verbindungen und Projectenmachereien eben unterdrücken müſſe.

Zufolge ſeines umfaſſenden Geſtändniſſes hatte man ſeine Koſt verbeſſert, beſonders da ſeine Geſundheit ſchwankend wurde. Man erlaubte ihm, im Gefängnißhofe zu promeniren.

Was doch die Einſamkeit für Zeitvertreib ſchafft! Maxens Erholung war's, mit einem zahmen Staar des Wärters zu plaudern, der im Hofe umherſtolzirte. Er lehrte ihn allerlei Redensarten und gewöhnte ſich ſo an den Vogel, daß er ihn dem Schließer abhandelte, in ſeine

Zelle nahm und zum Genoſſen ſeiner melancholiſchen Stunden machte.

„'s wird beſſer werden!“ ſchnarrte melancholiſch das Thier und drehte den Kopf. „'s wird beſſer werden!“ — In dem Programm lag für Max Turner ein Weltgedanke.

„Sei ſtill, Kerl, wenn das die Mainzer Commiſſion hört, ſtecken ſie Dich in's Loch!“ ſagte er dann.

„In's Loch, in's Loch! die ganze Welt in's Loch!“ perorirte der unbedingte Schwarze. — — — —

Nach einjähriger, eben ſo peinlicher wie langſamer Unterſuchung wurden endlich die Acten geſchloſſen.

Der Spruch erfolgte:

„Wegen geheimer, politiſcher Verbindungen zum Zweck der Umgeſtaltung Deutſchlands und demagogiſcher Umtriebe, endlich wegen öffentlicher Inſultirung königlicher Ehrenzeichen zu zehn Jahr Feſtung.“

Man hatte auf Trautmann's Bittſchrift keine Rückſicht genommen! — — — — —

Zehn Jahre aus dem Leben getilgt, zehn lange Jahre!! Und was dann?! — —

Er war dem Selbſtmord nahe! —

Eine lange Nervenkrankheit, durch Angſt, Reue, Alleinſein und Kerkerluft erzeugt, ſchien ihn der Auflöſung nahe zu bringen! — — — — — — — —

Bei dem Schickſal ſeines Neffen blieb indeß, wie Max geglaubt, Herr Commerzienrath Turner nicht theilnahmlos.

Zufolge ſeines alten Bonapartismus keineswegs den Ideen des Neffen fremd oder gar feind, kindiſch verliebt in dieſes reckenhafte Haupt der Univerſität, dazu geldſtolz und eitel, vermerkte er es ſehr übel, daß man ſeinen Neffen alſo tractire.

Als er dieſerhalb geeignete Schritte that, mußte er aber erleben, daß man ihm ſelbſt alte Geſchichten unter die Naſe rieb, ihm offen die Art, wie er ſein Vermögen erlangt, ſeine unpatriotiſche Geſinnung und tauſend unangenehme Dinge betreffs der Erziehung ſeines Neffen vorwarf. Dies ſtimmte den alten Herrn ſehr zu Ungunſten der Regierung und nahm ihn um ſo mehr für den Neffen ein. Dieſem Umſtande war es auch zuzuſchreiben, daß man nicht die geringſte Verbindung zwiſchen Beiden geſtattete. Was Turner sen. noch mehr ergrimmte, war, daß er ſich öffentlich gemieden, die projectirte reiche Partie, welche er für ſeinen Neffen eingefädelt hatte, ſofort zerſchlagen ſah.

„Ich brauche das ganze verdammte Lumpenvolk nicht!" ſchnob er, „und Max auch nicht! Er hat Geld, er kann leben!" In aller Wuth und Widerhaarigkeit machte er ſtehenden Fußes ſein Teſtament und Max zum Univerſalerben.

Allerdings ward ſein Muth wieder bedeutend durch den Urtheilsſpruch gebrochen. — Er nahm einen Advocaten, rannte zu allen Behörden, ſparte nicht Geld noch Mühe, eine Milderung des Urtheils zu erlangen. — Seinen Bitten und Geſuchen zufolge ward endlich, beſonders in Betracht der Hinfälligkeit des Inculpaten, die Feſtungsſtrafe in einfaches Gefängniß im Inquiſitoriat zu Breslau verwandelt, wobei die Unterſuchungshaft angerechnet werden ſollte.

Wer ſich zweifelsohne am geſchickteſten dabei benahm, war Emma. Ihrer geldſüchtigen Mutter zum Trotz ſuchte ſie ſich auf alle Art und Weiſe mit ihrem Kinde durchzubringen, ohne den reichen Oheim zu beläſtigen. So leichtſinnig dieſes ſchwarzäugige, bewegliche, heißblütige Geſchöpf war, liebte ſie Max aber treu und ehrlich, war feſt überzeugt, er werde ſie doch einmal noch heirathen, und verſparte jede Gewaltmaßregel auf die letzte unabweisbare Noth.

Von Poſa, der wirklich durch ſeine Perfidie die Freiheit erlangt hatte, hörte man nichts mehr. Er hatte Norddeutſchland verlaſſen und war, wie die Fama der Univerſität berichtete, in's ultramontane Lager gegangen und in Wien Liguorianer geworden.

Mit Hülfe ſeiner zähen, ſehnigen Natur und der ſorgfältigen Verpflegung im Gefangenlazareth genas Max Turner wieder. Die Behörden, der Inſpector des Inquiſitoriats zumal, hatten nachgerade Mitleid mit einem jungen, ſonſt begabten Manne, dem nicht Schlechtigkeit, ſondern Jugendübermuth, verſchrobene Erziehung und zügelloſer Leichtſinn allein ein ſo trübes Geſchick bereitet hatten.

Er trat ſeine Strafe gefaßt an, und man begann ihm einzelne Erleichterungen, beſſere Koſt, ein helles Zimmer, Bücher zum Studium und alle Tage eine Promenade auf dem Exercirplatz am Wall unter Aufſicht eines Beamten zu geſtatten.

Er ſah den Oheim wieder und hatte zugleich die Beruhigung, von ihm mehr als jemals geliebt zu ſein.

Was ihn mit ſeiner Lage aber vollſtändig verſöhnte, war der Anblick ſeines Kindes und, wie er ſelbſt ſagte, ſeines Weibes, des Weſens, das ihm unter allen Umſtänden Treue und Verſchwiegenheit bewies. Er hatte ſein Verhältniß zu ihr vertrauensvoll dem Inſpector mitgetheilt, und derſelbe ſtand in biederer Weiſe nicht an, ihm hin und wieder die Freude zu machen, Mutter und Kind ſehen zu dürfen. Die Summen, welche der Onkel ſpendete, um Maxens Lage möglichſt zu erleichtern, wanderten großentheils heimlich in Emma's Hand.

Die Milde in Turner's Behandlung, welche mit der Zeit immer größer wurde, entſprang indeß nicht nur allein aus dem Mitleid der nächſten Beamten, ſondern auch aus einer allgemeinen Maßregel. —

Man hatte im Jahre 1819 maſſenhafte Arretirungen vorgenommen. Gleich Max waren unzählige junge Leute in's Elend gerathen. Verdacht und Beſorgniß der Regierungen hatten anfänglich härtere Maßnahmen zu Wege gebracht, als ſich ſpäter für nöthig herausſtellten. Die Unterſuchung der Mainzer Commiſſion ergab im Weſentlichen wenig mehr, als daß eine Maſſe junger Leute exaltirt und närriſch geweſen war! Eine eigentliche Verſchwörung über ganz Deutſchland, zum Zweck einer Umwälzung, exiſtirte nicht, am wenigſten eine demokratiſche Bewegung. — Die wenigen jungen Leute, welche, wie Max, wirklich einer geheimen Verbindung angehört hatten, mußten es ſchwer büßen, die Uebrigen, meiſt Schreier und Renommiſten, waren durch Relegation, Unfähigkeitserklärung für jedes Staatsamt hart und durchgreifend genug beſtraft. Die Verbrechen Löning's und Sand's ſtanden ganz vereinzelt da. Die Summe der gefährlichen Ideen reducirte ſich, wie geſagt, auf die Phantaſterei des deutſchen Kaiſerthrons und eine Repräſentativverfaſſung, ein Gedanke, der als ſolcher weder verbrecheriſch noch gefährlich war, und deſſen Verwirklichung man durch junge, chaotiſche Köpfe nicht zu beſorgen brauchte. Dieſe Ueberzeugung, je ſpäter je ſicherer erlangt, ſtimmte die Regierung zugleich milder.

Ein Gnadengeſuch, das Max an den König ſtellte, durch die Behörden unterſtützt, welche ſein Benehmen während der Haft lobten, hatte zwar nicht ganz den erwünſchten Erfolg, doch ward die Strafzeit auf die Hälfte abgekürzt und Max ſah nach weiteren drei Jahren ſeiner Befreiung entgegen.

Dieſe Befreiung ſollte der Herr Commerzienrath Turner nicht mehr erleben. Von dem Schickſal ſeines Neffen doch ſehr erſchüttert, verdrießlich und mürbe gemacht, erlag er einem Lungenſchlage, und befreite, wenn er von ihm auch noch ſo geliebt ward, den Neffen doch von der Angſt, ſein Verhältniß mit Emma entdeckt zu ſehen. —

Im letzten Jahre ſeines Gefängniſſes wurde, unter Aſſiſtenz des Inſpectors, Max Turner mit Emma — im Kaffeehaus zu Breslau getraut, tragikomiſch genug, aber doch ehrenwerth, zumal die junge Madame Turner bereits einer zweiten Entbindung entgegenſah.

Im Beſitz eines bedeutenden Vermögens, wendete Max ſeine Zeit zum eifrigen Studium der Medicin, ſeiner bisher nicht übertrieben gepflegten Facultätswiſſenſchaft, an.

Das letzte Jahr wurde ihm überdem erlaubt die Collegia zu beſuchen, ſo daß er faſt nur noch im Gefängniſſe ſchlief, und der Senat hatte ihm auf vieles Bitten das Verſprechen gegeben, ihn zum Doctorexamen unter der Bedingung zuzulaſſen, daß er weder in Breslau noch Berlin, ſondern in einer kleinen Stadt prakticire.

Dies geſchah denn auch. Nach dem Examen, und als

Max das Haus des Oheims verkauft, alle Capitalien flüſſig gemacht hatte, inzwiſchen Frau Dr. Turner eines Mädchens geneſen war, verſchwand Max mit Frau, Kindern und dem treuen Staar, dem Genoſſen ſeiner Trübſal, und wurde in Breslau fürder nicht mehr geſehen. —

„Herr Gott,“ trat eines Tages der alte Rösler zu Trautmann in's Zimmer, „wiſſen Sie denn, was geſtern geſchehen iſt?“ —

„Was ſoll ich wiſſen, Alter?“

„Denken Sie doch, um Himmels willen, — der Kerl — wie heißt er doch? — Na, mit dem Sie die unſelige Piſtolengeſchichte gehabt haben?!“ —

„Den Turner meinſt Du?!“ —

„Ja, der Dr. Turner, wie er ſich jetzt nennt — der hat geſtern drüben Alt-Hayde gekauft. Es ſoll da ſaure Quellen geben. Er will ein großes Bad einrichten!“ —

„Der?!“ — und Trautmann ſtand wüthend auf, am ganzen Leibe zitternd. „Alſo noch iſt nicht Ruh'!! — Nun denn, Rösler, ich brauch' Dir nicht erſt zu ſagen, daß zwiſchen uns und ihm keine Gemeinſchaft iſt! Wer mich lieb hat, merkt ſich das! Ich bin einmal im Leben an ihn gekommen und werde darüber weinen, ſo lang ich athme, zum zweiten Mal nie wieder!“ — — — — — — — — — — — — — — — — — —

War's ein unerklärlicher Zug des Herzens, war's ein dämoniſcher Zufall, was Turner in Trautmann's Nähe trieb? — Vielleicht Beides. — — — — — —

Eines Sonntags, als Trautmann in das Gotteshaus zu Biebersdorf trat, fand er Turner mit ſeiner Frau in der Kapelle. Er wendete ſich finſter und kalt. — Er verließ die Kirche.

Darauf ſchickte er einen Brief nach Alt-Hayde.

„Ew. Wohlgeboren!

Wegen vergangener, bewußter Angelegenheiten iſt es mir keinesfalls erwünſcht, Sie auf meinem Beſitzthum zu ſehen. Wenn Sie Gott verehren wollen, iſt Ihnen andern Orts auch Gelegenheit geboten, wo Ihnen Ihre irdiſchen Thaten weniger auf's Herz fallen. Ich hoffe, wir meiden uns auf anſtändige Art, ſonſt zwingen Sie mich, es in einer ſo öffentlichen Weiſe zu thun, daß Ihrem Ruf ſchwerlich damit gedient iſt.

Gottlieb Trautmann.“

— — — — — — — — — — — —

Eines Tages wollte es doch das böſe Geſchick, daß Trautmann, der von Falkenſtein nach dem Kehrwieder zu heimritt, dem Dr. Turner, welcher von einem Krankenbeſuch aus Pohlsdorf kam, begegnete.

Turner, der ſeiner eher anſichtig wurde, ſtieg raſch aus ſeinem Fuhrwerk und eilte auf ihn zu.

„Aber Herr Trautmann! Verzeihen Sie mir doch! Ach, ich weiß ja —“

„Dahin führt der Weg nach Alt-Hayde, wenn's beliebt, Herr!!“ —

Ein Hieb der Peitſche auf den Schenkel ſeines Pferdes brachte Trautmann aus dem Bereich des Gegners. Er verſchwand im Dunkel des Neſſelsgrundes. —

Max Turner ſtarrte ihm lautlos nach. Dann wandte er ſich, im Innerſten verletzt, murmelte eine Verwünſchung und ſtieg in den Wagen.

Von dieſer Zeit an mieden ſich beide Nachbarn, wo ſie nur konnten. Es war, als wenn eine unſichtbare Mauer Biebersdorf und Alt-Hayde trennte. Selbſt die Dörfler nahmen an der ſtillen Feindſchaft ihrer Herren Theil. Trautmann und Turner lebten wie Montecchi und Capuleti! —

Achtes Capitel.

Vierzehn Jahre ſind durch die Welt geſchritten, ſeitdem die beiden Gegner Trautmann und Turner am Kreuzwege ſich begegnet. Vierzehn Jahre hatten genügt, die Verhältniſſe der einzelnen Menſchen wie die ganze Lage der Welt zu verändern.

Mit der letzten Kaſawaika, dem Pompadour und den kurzen Taillen, den Chapeaux-bas und Escarpins verſchwand auch die leiſeſte Erinnerung an die Sturm- und Drangperiode des vorigen Jahrhunderts und den Zwitterzuſtand der Kriegsepoche. Die Aera des ſoſogenannten „Zeitgeiſtes“, im guten wie ſchlechten Sinne, war unwiederbringlich verloren, zum Geſpött geworden die ſklaviſche Unterordnung unter die willkürlichen Lehren des Tages. Jeder huldigte fortan der Herrſchaft ſeines eigenen Geiſtes, der Ausdehnung ſeines eigenen Individuums.

Somit zerbrach der letzte Reſt der Autorität, der Tradition des Hergebrachten! Man vergaß allerdings dabei faſt immer, zu unterſuchen, wo man ſeinen eigenen Geiſt eigentlich herhatte, vergaß namentlich in Deutſchland, wo man jetzt mehr denn je in Betracht zog, daß, trotz allem germaniſchen Selbſtgefühl, überm Rhein nichts paſſiren konnte, was nicht im lieben Vaterlande bereitwillige Fürſprecher fand. Der verpönte Zeitgeiſt regierte die Köpfe eben noch nach wie vor, nur daß ſie glaubten, es ſei ihr eigener Geiſt, der ihnen dergleichen Reſultate liefere. In gewiſſem Sinne mochte man auch wohl recht haben, aber ein Selbſtbetrug blieb's im großen Ganzen doch.

Napoleon war auf Helenas Felſen geſtorben. Das treuloſe Bürgerthum, der feile Senat, die leichtſinnig ſchwankende Menge, welche den gefallenen Halbgott verlaſſen, ſeufzte erſt unter dem eben ſo lächerlich-altväteriſchen wie rückſichtslos-ſchroffen Regimente Ludwig's XVIII. und ſeiner Creaturen Blacas und Villèle, wie unter ſeinem Nachfolger Carl X., dem jeſuitenſchlauen Polignac und den Ultraroyaliſten. — Durch den Druck wieder liberal geworden, ballte die Haute-bourgeoisie verſtohlen die Fäuſte gegen die gravitätiſchen Seigneurs, welche den Puder des „ancien régime“ mit ſaloppliederlicher Emigrantenverkommenheit zur Schau trugen.

O Gloire des todten Kaiſers, o Tricolore und alte Garde, wo biſt du geblieben! Dort, wo die bärtigen Geſichter jener Braven von Jena und Auſterlitz aus den Hallen und Säulengängen martialiſch blickten, reckten ſich jetzt die langen Schweizer wieder, die modernen Landsknechte, welche die Revolution einſtmals hinausgeworfen. —

Das Streben der Völker, beſonders der beſitzenden und producirenden Klaſſen, an der Regierung Theil zu nehmen, iſt nun nicht mehr Utopie, kein abſtractes Ideal der Freiheit, ſondern Fleiſch und Blut, Lebensbedingung, thatſächliche Nothwendigkeit geworden.

Spanien erhebt ſich gegen Ferdinand's VII. Politik, der ſich nur durch Frankreichs Hülfe zu erhalten vermag, die Griechen beginnen den Befreiungskampf gegen die Türken und werden nur mit Mühe von Mehemed-Ali unterworfen, Italien ſteht auf, um ſich auf den Trümmern verklungener Größe wiederzugebären, und die Carbonaris ſinken vor den Waffen der ſiegreichen Oeſterreicher unter Bianchi. Preußen indeß, vom Bedürfniß beſeelt, die Stimme des Volkes in inneren Angelegenheiten zu hören, conſtituirte die Provinziallandſtände, zu denen Hardenberg ſchon einen Anlauf genommen, und Schelling ſucht in pantheiſtiſcher Naturweisheit eine Verſöhnung des Verſtandes mit ſich ſelbſt herbeizuführen, ihn ſeiner Selbſtſucht zu entkleiden, das religiöſe Bedürfniß wiſſenſchaftlich zu befriedigen, und entfernte ſich dadurch vom eigentlich chriſtlichen Grundweſen zu der Formloſigkeit heidniſcher Naturmyſtik, zu einem Gott ohne Weſen, zu einer Schöpfung ohne alle reelle Körperlichkeit! — Nicolaus I. beſteigt Rußlands Thron und richtet ſeine Waffen gegen Perſien, mit Miſſolunghis und Noto Bozzani's Fall erliſcht auch die letzte Sonne engliſcher Poeſie, Byron, ein glühender Feuerball allmächtig im Erwärmen wie Verzehren! Umſonſt, daß das Land Solon's und Themiſtokles' von den Seemächten pacificirt, ihm Capodiſtrias zum Präſidenten gegeben, die Flotte des Türken bei Navarin gezüchtigt wird, Capodiſtrias fällt unter den Streichen der wilden, freiheitsdurſtigen Fanarioten! — Mit Canning beginnt England ſeine liberale Reform, in Paris aber hebt St.-Simon in apokalyptiſcher Ekſtaſe ſein Haupt und predigt eine neue Weltordnung, eine neue Geſellſchaft!

Unter den erſten philoſophiſchen Schwankungen der Geiſter zwiſchen modern-heidniſcher Verwaſchenheit und ſkeptiſchem Subjectivismus, pantheiſtiſcher Weſenloſigkeit und dem abſoluten Ideal des Hegel'ſchen Ichs wird den Vertretern der Kunſtromantik, den beiden Schlegels, Tieck und Solger vollends bange, vom einſamen Throne herab aber ſank der König der Dichtkunſt, der greiſe Klingsor des Jahrhunderts, der Prophet höchſter Lebensweisheit, und trug den Schlüſſel, der einſt Helena, das hohe Kunſtideal verkörperte, zurück zu den Müttern! — Goethe ſtarb!! —

Während Deutſchland die neuen Ideen in den flammenden Hirnen reifte, erhob ſich in Frankreich das verhöhnte, wild gemachte, auf ſein Geld eitel gewordene Bürgerthum. Umſonſt hatte man mit der Eroberung Algiers durch Bourmont ein Abführungsmittel gegen den Liberalismus angewendet, die eigentliche Sonne des Ruhms zu entzünden, verſtand nur Napoleon. Die Männer des Capitals hatten ſchon längſt durch die ungeheure Productionskraft, den Induſtrialismus, die Ausbeutung des Dampfes, die Menge der Werthpapiere factiſch die Herrſchaft über die Geſellſchaft angetreten und den Mammon inthroniſirt, nun griffen ſie, gereizt durch Hohn und Druck, nach dem moraliſchen Beſitz — die Julitage wurden geſchlagen! —

Louis Philipp und das Bourgeoiskönigthum war da! Sei mir gegrüßt, Bruder Perrier, Schwager Lafitte, und du herzliebſter Onkel Rothſchild! Hei, die Miniſterportefeuilles gegründet auf die Börſe! Was wunder, daß jeder Renteninhaber ein Diplomat, die Regierung Frankreichs nur ein großes liberales Handelsgeſchäft wurde, wo ſpäter auch wieder die — alten Ladenhüter in's Schaufenſter kamen. Wie wurdeſt du gemißbraucht in jenen Tagen, zerſetzte Fahne zweier ſtolzen Revolutionen, alter guter Lafayette, gemißbraucht als Pöbelpopanz, wie dein ganzes Leben! Und auch Talleyrand, der unverwüſtlich Freche, half den neuen Brei der Volksbeglückung in ſtiller Theilnahme mitkochen. —

Kaum daß im Weſten die Hydra des Bürgerkriegs nothdürftig ſich beſänftigte, als Polen, dieſes unglückſeligſte aller Länder, dieſe Nation mit verlorener Nationalität, dieſer Paradoxe unter den Völkern, franzöſiſch in der Weſenloſigkeit und Flatterhaftigkeit ſeines Geiſtes, ſlaviſch zähe in ſeinen feudalen Gefühlen, losbrach, die Freiheit der alten Adelsrepublik zu erlangen. O Tag von Oſtrolenka mit deiner Dornenkrone! —

Auch das weſtliche Deutſchland ward theilweiſe von der allgemeinen Gährung ergriffen, ebenſo die Schweiz, indeß auf's Neue Modena, Parma und Rom den Traum der italiſchen Republik mit Blut an Oeſterreich zahlten. Belgien trennt ſich von Holland und Griechenland erhält endlich unter Otto I. einige Ruhe. Wißt ihr wohl noch, wie Heinrich Heine, der Spottvogel, ſein erſtes Gelächter aufſchlug, indeß Börne an ſeiner eigenen Demagogenwuth und Görres an der Olla potrida ſeiner liberal-myſtiſchen Druidenmelancholie dahinſiechten?! Ach todter, armer Heinrich, du Spiegel der Zeit, vergöttert und beſchimpft, von dir ſelber perſiflirt, verbannt, ſitzeſt du zu Paris mit der George

Sand im ſaintſimoniſtiſchen Reigen und braueſt im doctrinären Hexenkeſſel die Panacee der Weltbefreiung!

Das Haupt der Schule, St.-Simon ſelbſt, iſt todt, Bayard und Enfantin raufen ſich um die Trümmer der Gemeinde, die neue Familie geht auseinander, und auf Menilmontant ſitzen die letzten Rudera der enttäuſchten Götter, klöſterlich pedantiſch in phantheiſtiſcher Aſkeſe. Da machen auch noch dem Daſein der Armen die Aſſiſen ein Ende! —

Das Bourgeoiskönigthum, kaum warm und behäbig geworden, ſieht mit Schrecken den Socialismus, das kopfloſe Geſpenſt Babeuf's, erſtehen, ſieht, wie der Pöbel zuhorcht der neuen Lehre, und wird kreideweiß.

So erhebt ſich eine Partei nach der andern. Der Selbſterhaltungstrieb macht grauſam! Die Materie, einmal zur Gottheit erhoben, forderte ihre Opfer. — Man warf ihr raſch erſt die St.-Simoniſten vor. O, ſie waren nur Träumer, das ſind aber bekanntlich noch nicht die Schlimmſten! —

Während das Bürgerthum ſeine Rechte gegen Lehren wahrte, die es ſammt dem Staat vernichten mußte, ward der indiſche Handel vom engliſchen Parlament dem Monopol der Oſtindiſchen Compagnie entriſſen und allen Briten freigegeben, Ruſſell indeß verſuchte, obwohl vergeblich, das Parlament zu reformiren. Spanien lag krank an den Kämpfen Don Miguel's und Pedro's, unter Iſabella II. brach zwiſchen Chriſtinos und Carliſten die Wuth der Parteien von Neuem los und Zumala-Carreguy führte gegen Espartero „Krieg bis auf's Meſſer!" —

Louis Philipp ſah wohl ein, daß er mit der Diplomatie der Pariſer Börſe ſtets eine ſchiefe Stellung unter den Fürſten haben würde, er ſuchte nach und nach Leute von ariſtokratiſcher Nobleſſe, von Fach aus und ſchickte ſich an, ſein gar zu überluſtiges Volk ein wenig zuſammenzunehmen. — Fourier, der alte Meſſias Napoleon's, Dezamy und Enfantin machten ihm außerdem auch noch Sorge, der Bonapartismus regte ſich leiſe wieder, und ſonderbar, während Louis Napoleon in Straßburg vergeblich einen Putſch verſuchte, erfolgte auf Louis Philipp jenes fürchterliche Attentat Fieschi's, ein Verbrechen, infernaliſch, unerhört in der Beſtialität der Ausführung. —

Deutſchland, namentlich der öſtliche Theil, ſo regſam es im Denken war, blieb ruhig. Es ward arg darum verſpottet, hieß Michel hinten, Michel vorn, aber wohl ihm, daß es ſo ruhig blieb und an der Erfahrung anderer Völker lernte. — Eine Ebbe in geiſtiger Beziehung war indeß eingetreten, die Blüthezeit der Dichtkunſt war vorbei — bleich ſchlotterten die Nachtwächter der großen Thüringer Sängerzeit hinterher. Einzelnes Schöne wurde geboren, aber, dem Hauch der Zeit folgend, zogen geſchwind die paar erblühten Talente die Hoſen der Geſinnung an, und Tendenz ward Trumpf auf dem Parnaß! Wie wund im Dienſt der Politik ward doch der ſteiſe Pegaſus geritten!! —

War das die alte Welt noch? Wo biſt du hin, du ächte Begeiſterung des Idealen, du alte Innigkeit und Tiefe? Das Jahrhundert iſt toll, toll ſind wir, ſeine Söhne! Nun denn, in den Strom der Zeit!! — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — —

Wie wonneſelig dehnt ſich Leib und Seele, wenn mit den erſten Schneeglöckchen und Veilchen die Pflanzenwelt, wie Proſerpina dem Hades, dem Schooß der Erde entſteigt! Da geneſen die Kranken ſchon halb durch die Frühlingshoffnung! Aber ſelbſt die jungfräuliche Maienpracht wird überragt von der Laub- und Blumenfülle, mit welcher der Hochſommer ſich ſchmückt, wie ein unermeßlich, unerſchöpfbar Füllhorn der Freude! Wenn je das ſehnſüchtige Herz ſich Flügel wünſcht, um in Gedankenſchnelligkeit zu wandern durch alle quellenden, ſprießenden Wunder der Welt, ſo iſt es dann! —

Im Jahre 1839 zu Anfang der Hundstagsferien, als das ſtrotzende Grün, die goldige Sonne, das blaue Gebirge in duftiger Ferne ſchon längſt die Actenſtuben, Collegien, Ateliers und Sitzungsſäle entvölkert und deren Inſaſſen zum großen Feſte der Natur geladen, die Bäder und Landſtraßen bereits erfüllt waren von der Schaar fröhlicher Reiſender, ſchritt ein munterer Muſenſohn, ein ſäumiger Nachzügler, raſch die Albrechtsſtraße in Breslau hinab zur Poſt, gefolgt von einem Aufwärter, der ihm den Koffer nachtrug. Auf dem feinen, edlen Geſicht des jungen, blondgelockten Mannes ſpiegelte ſich das ſelige Vergnügen, welches alle Die empfinden, welche dem trüben Dunſt der Städte an wonnigem Sommermorgen entfliehen dürfen in die weite Gotteswelt, nach lachenden Thälern und ſeligen Bergeshöhen. Und wenn es gar die Heimath ſelber iſt, zu der man entflieht, die Heimath, welche uns in jenen ſonnig glänzenden Fernen entgegenwinkt, wie jauchzt dann das Herz dem Tempeldienſt der Natur, den Lieben entgegen, die unſrer warten, allen ſeligen Plätzen der Jugendſpiele zu, doppelt verſchönt durch den Zauberſpiegel der Erinnerungen!

Derlei Gedanken durchglühen zweifelsohne den jungen Mann, welcher ein Liedchen trällernd in den Poſthof eintrat, wo ſchon der bekannte gelbe Wagen mit vier Gäulen harrt, um ihn aufzunehmen. Dabei ſteht gemüthlich träumeriſch der joviale Poſtillon, hin und wieder mit der Peitſche knallend, der ſeinen rechten Humor auch erſt zwiſchen Aeckern und Wieſen auf der Landſtraße findet. Der Hauptwagen iſt bereits dicht beſetzt, der Conducteur muß ſich wegen unſeres neuen Ankömmlings brummend entſchließen, eine Beichaiſe zu geben.

Während darüber lebhafte Verhandlungen gepflogen werden, tritt eine andere Perſon in's Poſtgebäude, um eilig einen Brief in der Expedition abzugeben. Nach einigen mit dem Secretair gewechſelten Worten eilt ſie gleichfalls, mit dem Briefe in der Hand, in den Poſthof und geht unruhig umherblickend auf den Wagen zu. Die betreffende Perſon, ein junger Mann von etwa neunzehn Jahren, war, nach dem ſchwarzen Sammetrock und der Mütze zu urtheilen, gleichfalls Student. Das dunkle Colorit, der knochige und längliche Bau ſeines Geſichts, das krauſe braune Haar, die tiefliegenden, kleinen, aber höchſt lebhaften Augen, dazu die ſcharf gebogene Naſe ließen ihn um Vieles älter erſcheinen und machten keineswegs einen ganz günſtigen Eindruck. Es lag etwas unendlich Pfiffiges, Verſtecktes und Leidenſchaftliches in dieſen eckigen und doch leicht beweglichen Zügen.

Den rechten Arm in einer ſchwarzen ſeidenen Schlinge, in der Linken den Brief haltend, ſtand er da und überſchaute mißmuthig, faſt neidiſch das fröhliche Treiben der Reiſenden. Plötzlich gewahrte er den vorher angelangten Commilitonen, deſſen Koffer eben auf das Deck des Poſtwagens geſchnürt wurde und welcher, glücklicher als er, die ſtaubige Stadt mit der grünenden Landſchaft vertauſchen ſollte. —

Der krausköpfige, unwirſche Geſell ſchritt haſtig auf Erſteren zu, betrachtete ihn von oben bis unten und bot einen lakoniſchen „Guten Morgen". —

„Guten Morgen," antwortete der Andere.

„Das iſt die Gelegenheit nach Schweidnitz und Glatz?" —

„Gewiß, wollen Sie auch noch mit?"

„Ich wollte wohl, aber ich kann nicht, mir fehlt das Geld. Längſt wär' ich über alle Berge, aber der Schmiß im Arme hielt mich zurück, ich verpoſamentirte den Wechſel und nun ſitz' ich feſt! — Reiſen Sie auch nach Glatz?" —

„Ja wohl! Kann ich Ihnen womit dienen?" und der Andere wies auf den Brief, welchen Jener in der Hand hielt.

„Wahrhaftig, das iſt ein Glück! Da könnten Sie den Brief an meinen Vater mitnehmen, daß er mich bald aus der Klemme zieht. Sie brauchen ihn nur auf der Glatzer Poſt abzugeben."

„Das will ich gewiß recht gern thun, Sie können aber noch acht Tage in dem alten Neſte hier ſitzen, ehe Geld kommt."

„Freilich wohl, aber was hilft's? Die Leute aus der Verbindung ſind alle fort, Keiner kann mir helfen, in Schulden ſitz' ich auch tief genug, ergo muß ich warten!" —

Die Beichaiſe war indeß vorgefahren, der Poſtillon blies zum erſten Mal.

„Ei,“ lachte der Andere, „brave Burſchen müſſen einander helfen, ich werde Ihnen das Geld pumpen!“

„Wetter noch einmal, das iſt honorig gehandelt! — Aber wenn Sie das wollen, ſo fahr' ich lieber gleich mit! Ihr Camiſol da kann zu meiner Wirthin gehen und ihr ſagen, daß ſie mir die Sachen nachſchickt!“

„Das iſt wahr! Holla! Noch einen Platz nach Glatz!“ und der Blonde eilte, raſch das Billet für den deſolaten Studiengenoſſen zu acquiriren.

Letzterer, deſſen trübe, ärgerliche Miene einem fidelen Lächeln gewichen war, inſtruirte leiſe den Aufwärter wegen der Wirthin und ſchrieb ihm ihre Adreſſe auf ein Stück Papier, das er aus der Brieftaſche riß.

Bald war Alles in Ordnung, vergnügt krochen beide Studioſen in die Beichaiſe, welche ſie allein inne hatten, und raſſelnd, beim Schmettern des Hornes, verließen die ſchwerfälligen Poſtkutſchen die Stadt. —

Des Blonden Nobleſſe erſtreckte ſich, da der Andere von Allem entblößt war, natürlich nicht nur auf Bezahlung des Paſſagiergeldes, ſondern auch auf die geſammte Wegzehrung ſeines Genoſſen, der kein anderes Reiſerequiſit als Pfeife und Tabak bei ſich führte.

„Bei Gott, Sie ſind ein prächtiger Kerl!“ rief der Krauskopf vergnügt, als ſie in's Freie kamen, „wir müſſen nähere Bekanntſchaft machen. Ich hätte wahrhaftig heut' früh nicht geglaubt, ſo leicht aus dem Käfig zu kommen. Es leben das Studium und alle brave Burſche!“ —

„Concedo!“ lächelte der Andere. „Nehmen Sie nur den Arm in Acht, ich ſehe, er iſt noch verdammt ſteif. Eine Terz! Was?“

„Ja wohl, aber wie ich zu ihr kam, weiß der Teufel; ungeſchickt iſt ſie genug! Ihr habt wenig vernünftige Schläger unter euren Boruſſen!“

„Na, na!“ ſagte der Andere, und ſah den Braunen etwas pikirt an, „ich wüßte wohl Einige aufzutreiben, die es mit jedem Burſchenſchafter aufnehmen!" —

„Das können wir verſuchen, wenn wir von den Ferien wiederkommen, aber in Wahrheit gehöre ich zu den Teutonen. Die Burſchenſchafter hat ja die heilige Polizei lange verboten!" —

„Ei ja!" lachte der Blonde, „und ſie beſtehen doch! Aber Lirumlarum, wir fahren hinein in's Blaue und das iſt jetzt die Hauptſache! — Ihre Eltern leben in Glatz, wie?" —

„Nein," ſagte der Krauſe und blies nachläſſig den Rauch vor ſich hin, „ich habe noch anderthalb Meilen weiter, nach Alt-Hayde. Mein Vater iſt Dr. Turner, Beſitzer und Arzt des Bades!"

Der Andere fuhr auf, wurde roth und verlegen. —

„Nun — und was iſt dabei aus der Haut zu fahren? Ich heiße Franz Turner." —

„Ich bin Benoni, der Sohn Trautmann's von Biebersdorf." —

Franz Turner ſchrak zuſammen, warf einen finſtern, höhniſchen Blick auf Benoni, und rückte in die Ecke des Wagens. —

Eine lange Pauſe erfolgte. Beide betrachteten ſich gegenſeitig mit mürriſchen, mißtrauiſchen Blicken.

Endlich brach Franz in ungeheures Gelächter aus.

„Ha ha ha! Iſt das ein bodenloſer Unſinn! — Erſt gehen mir Beide mit einander cordial und gemüthlich wie reſpectable Burſche um, und nun wir wiſſen, wer wir ſind, fällt uns der Alp auf die Mäuler, und wir ſitzen in den Winkel gedrückt, Jeder für ſich, wie zwei Kater, die auf einander losfahren wollen! Sehen Sie denn nicht, Benoni, daß ein glücklich Ohngefähr ſelber die Verſöhnung übernimmt? — Da iſt meine Hand! Eingeſchlagen! Was geht uns der Krakeel unſerer Väter an?" —

Damit hielt Franz dem Andern die rechte Hand hin.

Benoni zögerte. „Mich geht das wohl an, Herr, denn ich liebe meinen Vater! Ueberdies hat mir der unglückſelige Handel meine Mutter gekoſtet!"

„Teufel!“ rief Franz, „wenn wir unſer Familienmiſère durchaus aufwärmen müſſen, habe ich Ihnen zu ſagen, daß dafür mein Vater auch lange genug im Kaffeehauſe zu Breslau ſitzen mußte und er aus der Gefangenſchaft einen ſiechen Körper mitgebracht hat. Alſo Pech gegen Pech, — ich denke, es iſt gut, wenn der Thorheit ein Ende gemacht wird! Wir Beide haben doch nichts gegen einander? — Noch einmal meine Hand, oder — ich muß glauben, daß Sie mich beleidigen wollen; dann könnte es leicht zwiſchen den Söhnen dahin kommen, wohin es ſchon zwiſchen den Alten gekommen iſt!“

„Es iſt auch eigentlich wahr,“ ſagte Benoni, ergriff des Andern Hand und ſchüttelte ſie. „Da uns das Geſchick zuſammengeführt hat, wär's kindiſch, eine alte Feindſchaft zu vererben, die unſeren Familien wahrlich ſchlecht genug bekommen iſt. Alſo abgemacht! Reden wir etwas Anderes!“ — Zum Glück wurde die Unterhaltung durch eine Poſtſtation unterbrochen, wo Mittag gemacht wurde. Die Reiſenden verließen den Wagen und eilten ihre Plätze am gedeckten Tiſche des Wirthshauſes einzunehmen.

Benoni kannte ſeit ſeiner Kindheit den Groll und die Verachtung, welche ſein Vater gegen die Turners empfand, ſeine Furcht und Sorge bei dem Gedanken, der Sohn könne mit dieſer Familie in Berührung kommen. Der traditionelle Horror, das ſtille Schmerzgefühl um ſeine Mutter, der Wunſch, den Vater nicht zu betrüben, verbunden mit einer ahnungsvollen, unbeſtimmten Beklommenheit vor Franz, deſſen Weſen ihm mißfiel, brachten Benoni raſch zu dem Entſchluß, die Bekanntſchaft mit demſelben nicht über die Dauer dieſer Reiſe zu verlängern. Andererſeits hätte er die gebotene Hand Turner's nicht ausſchlagen können, ohne eine neue, ernſte Reibung hervorzurufen, und Franz ſchien nicht der Menſch zu ſein, irgend einem Anlaß zum Conflict aus dem Wege zu gehen. Auch ſagte ſich Benoni, daß es, wie immerhin ſein Gemüth gegen den Feind des Vaters eingenommen ſein mochte, doch lächerlich ſei, einen Menſchen auf einmal unhöflich zu behandeln, dem er ſich vorher freundlich erwieſen, den er ja ſelbſt zu ſeinem Reiſekumpan gemacht hatte.

Franz hingegen, welcher von Natur eine ungeheure Verſchlagenheit, einen ſcharfen Blick für menſchliche Charaktere empfangen, bemerkte am ganzen Benehmen des Andern, an dem zögernden Handſchlag, der Art, wie er über die ganze Familienangelegenheit wegzukommen ſuchte, was in Benoni's Seele vorging, und es gewährte ihm ein göttliches Vergnügen, ſich an ſeiner Verlegenheit zu weiden ihn den Grundſätzen ſeines Familiengrolls untreu zu machen, und in die Schlingen ſeiner Freundſchaft zu ziehen, ſei's auch nur, um dem alten Trautmann einen Poſſen zu ſpielen, der für ihn ein eben ſo großer Philiſter wie Flachkopf war. Außerdem fühlte Franz, durch das liebenswürdige Weſen und die erwieſene Gefälligkeit Benoni's eingenommen, wirklich eine Art keimender Zuneigung für denſelben, und zugleich den ſehr natürlichen Wunſch und Stolz, ſeine Familie in des Andern Augen zu erheben. Dieſe Idee war nicht ſobald über Tiſch in ihm klar geworden, als er ſie auch in Scene zu ſetzen beſchloß, und kaum waren ſie wieder im Wagen, als Franz ſeinen Feldzug gegen Benoni einleitete.

„Es iſt ſonderbar,“ begann er; „wir ſind doch alle Ferien von Breslau hin- und hergefahren, daß wir erſt heute zuſammentreffen. Unſere Familien, nahe Nachbarn, ſind ſo hermetiſch abgeſondert, daß ich erſt heute erfahre, daß Ihr Vater einen Sohn auf der Univerſität hat. — Sie wiſſen von unſerer Familie natürlich auch nichts?“ —

„Nein, ich habe Alt-Hayde ſo wenig betreten, wie Sie Biebersdorf!“ —

„O, das Letztere iſt bald genug erklärt,“ ſagte Franz finſter; „die Verſuche, welche mein Vater machte, ſich dem Ihren zu nähern und frühere Zwiſtigkeiten auszugleichen, wurden von demſelben auf ſolche Weiſe zurückgewieſen, daß man faſt eben ſo ſehr über den Verſtand, wie über die Humanität des Herrn Trautmann in Zweifel gerathen könnte!“ —

„Sie ſprechen von meinem Vater, Herr!“ ſagte Benoni heftig. „Ich habe nicht Luſt, die Gründe, welche er dazu hatte, weiter zu entwickeln, ob ich gleich ſtets bereit bin, Beleidigungen, die ihn treffen, zu ahnden. Uebrigens, denk' ich, ſteht es Jedem frei, ſeinen Umgang nach Gutdünken zu wählen.“

„O gewiß, gewiß!“ ſagte Franz höhniſch leiſe. „Wenn meines Vaters nobler Charakter ihn antrieb, ſeine eigenen Schmerzen zu vergeſſen und nur derer zu gedenken, die er dem Gegner zugefügt, wenn es ihm um ſeiner ſelbſt willen zu thun war, ein anſtändiges Verhältniß mit ſeinen Nachbarn einzuleiten, ſo wird die Familie Turner doch keineswegs ihre Ehre ſo weit außer Augen ſetzen, daß ſie ſich mit Gewalt aufdrängt. Die Gründe indeß anzugeben, die Ihren Vater beſtimmen, ſich von uns zu iſoliren, iſt übrigens nicht ſchwer. Es iſt nur die Frage, wen ſie compromittiren!“ — Und Franzens Antlitz nahm einen wilden Zug des Hohns und der Verachtung an.

„Wie ſo?! — In Ihrer letzten Aeußerung liegt etwas, das ſehr nach Kränkung ſchmeckt! Ich bitte mir darüber Aufſchluß aus, denn faſt ſcheint es, als ſolle, bei derartig fortgeſetzter Unterhaltung, das Ende der Reiſe etwas ernſter ausfallen als der Anfang.“ —

„Benoni,“ ſagte Franz mit einem gewiſſen Ton von Gemüthlichkeit und Würde, „das wird ſie nicht, Sie müßten denn unvernünftiger ſein, als ich vorausſetze. Ich bin Ihnen Verpflichtungen ſchuldig, und wenn die Söhne durchaus ſo toll wie die Alten ſein müſſen, wird ſich ſpäter auch genug Anlaß finden, unſere Kräfte zu verſuchen, nicht jetzt, wo wir Beide nach Hauſe wollen! Ich will Ihnen ſagen, welche andere Gründe Ihr Vater noch hat, meine Familie zu meiden. — Herr Trautmann mag denken, was er will, ſo viel muß ihm aber einleuchten, daß mein Vater an dem Tode Ihrer Mutter unſchuldig iſt. Bei einem Duell ſtehen bekanntlich Zwei auf dem Spiele, und wäre mein Vater verwundet worden, oder gar gefallen, läge eben die Sache umgekehrt, obwohl ich nicht gerade mit corſiſcher

Rache Revanche nehmen würde. Der Hauptgrund Ihres Vaters gegen uns iſt — Furcht.“ —

„Furcht!“ fuhr Benoni auf.

„Ohne beleidigen zu wollen, ſage ich Furcht! Die freiſinnigen Ideen, denen mein Vater von jeher ergeben war und die zunächſt jenes Duell veranlaßt haben, ſie ſind's, welche Ihren Vater noch mehr erbittern, als ſelbſt der Tod der Gattin. Vor dieſen Ideen ſeinen Sohn Benoni zu bewahren, damit er um Gottes willen nicht aus der chriſtlich germaniſchen Zucht patentirter Unterthanengedankenloſigkeit entweiche, — das baut die Schranke zwiſchen Biebersdorf und Alt-Hayde! — Herr Trautmann mag in ſeiner Art ganz recht haben; aber Sie werden ſich ſelber ſagen, ob dieſe fürchterlichen Ideen Ihnen nicht auf tauſend anderen Wegen zukommen können. Eine derartig vorſorgliche Dreſſur der Seele zeigt doch von blutwenig Vertrauen zum Geiſte des Sohnes!“ —

Benoni war ſtarr, er hätte ſo gern dieſe beleidigendſte aller Muthmaßungen zu Boden ſchlagen, an dem frechen Spötter ſtrafen mögen; aber er fühlte die Wahrheit derſelben zu gut, ſah zu lebhaft ein, daß hier nur mit geiſtigen, nicht materiellen Waffen ein Gegenbeweis möglich ſei. Er ſchnappte nach Luft. Er wollte antworten und konnte doch nicht. Scham, Wuth, verletzter Stolz und das beklemmende Gefühl, ſein total abhängiges Verhältniß zum Vater durchſchaut zu ſehen, machten ihn momentan zu jeder Erörterung unfähig.

„Man hat Ihnen,“ begann Franz mit leiſem, innigerem Tone als vorher, „die Familie Turner von Jugend auf etwas zu ſchwarz geſchildert. Ich verſichere Ihnen, wir leben auch wie andere Leute. Wer ſich vor Ideen fürchtet, iſt ein Narr und ein Dummkopf obenein, denn es giebt nichts in der Welt, was nicht zwiſchen anſtändigen Leuten discutirt werden kann, ohne daß man ſich dabei in die Haare zu fallen braucht. Wenn Sie meine Familie ſehen würden, glaube ich nicht, daß Sie ſo ſehr erſchrecken dürften. — Wer mir einmal einen Dienſt erweiſt im Leben, braucht eben nicht die Stirn kraus zu ziehen, wenn ich dafür dankbar bin, und es iſt meinem Gefühl wohl zu verzeihen, Benoni, wenn ich wünſche, daß man von den Meinen das Beſte denkt. Die ganze Sache iſt doch nur eine ungeheure Lächerlichkeit. Unſere Väter waren in der Jugend thöricht, alſo müſſen wir es auch ſein? — Ich überlaſſe Ihrem Verſtande, aus dem Allen eine Schlußfolgerung zu ziehen! Verſichern kann ich Ihnen indeß, daß ich nicht halb ſo viel Worte über die Geſchichte verloren hätte, wenn nicht in meinem Innern eine Neigung für Sie ſpräche, die ich eben ſo wenig verhehle wie meine übrigen Geſinnungen!" —

Damit lehnte er ſich zurück und ſtarrte durch das Wagenfenſter hinaus in die Bläue, aus der ſich die Wälle von Schweidnitz erhoben.

„Das mag Alles ſchön und gut ſein," antwortete nach einer Weile Benoni, „ich fürchte mich weder vor Ideen, noch bin ihnen fremd, aber der Verluſt eines geliebten Weſens iſt immerhin Grund genug für einen fühlenden Mann, den Urheber dieſes Unglücks zu meiden!"

„Aber nicht chriſtlich iſt's, einen Feind, der ſich verſöhnen will, abzuſtoßen!" entgegnete Franz raſch.

„Daß ein Sohn keine Neigung für den Mann faſſen kann, der indirect wenigſtens ihn mutterlos gemacht, iſt wohl natürlich genug."

„Schön!" ſagte Franz, „Liebe und Haß ſind Dinge, über die man nicht rechten kann, etwas Anderes iſt's mit der Achtung, mein Guter. — Liebe und Haß können grundlos ſein, für meine Achtung oder Mißachtung muß ich aber ſtets einen Grund haben! — Daß ich die Meinen vertheidige, wie Sie Ihren Vater, ich das Beſtreben habe, die Kluft unſrer Familien zu tilgen, ferner das nachträgliche Benehmen meines Vaters gegen den Ihren, dies Alles iſt, glaub' ich, nicht geeignet, uns Ihre dauernde Mißachtung zuzuziehen. Fragen Sie Ihr Gefühl über das Weitere! — — Apropos! Sie ſtudiren Jura?" —

„Nein, — Philologie, beſonders Naturwiſſenſchaften. Ich denke in einem Jahre meine Promotion zu machen." —

„Ah, ſieh da!“ rief Franz, „dann ſind wir gewiſſermaßen Studiengenoſſen, ich bin Mediciner. So können wir ja zuſammen im Gebirge botaniſche Excurſionen machen!“ —

„O, dazu finden ſich auf dem Glatzer Schneegebirge Gelegenheiten genug. — Iſt das Bad Ihres Vaters ſehr beſucht?“

„Seit vier Jahren ungemein. Vorher hatte er allerdings Noth, das Etabliſſement emporzubringen, denn der ariſtokratiſche Pöbel ſtieß ſich lange genug an den Namen Turner und das fünfjährige Gefängniß. Sie hatten ſchmähliche Angſt, ſich bei einem Demagogen in die Kur zu geben. Inzwiſchen iſt aber genug Neues in der Welt vorgefallen, was ihnen den Kopf warm macht, und man hat die alten Geſchichten darüber vergeſſen. Dazu hat mein Vater mehrere eclatante Kuren gemacht, und Alt-Hayde kann ſich neben Reinerz ſchon ſehen laſſen. — Was da, kommen Sie einmal herüber, ich ſchwöre Ihnen zu, der Ort beißt nicht!“ —

„Nun ja, das kann ſich wohl machen,“ antwortete Benoni verlegen.

Franz lächelte und gab durch ein wiſſenſchaftliches Thema über Gebirgspflanzen und deren Formen dem Geſpräch eine andere Wendung, ein neutrales Gebiet, auf welchem ſie ſich mit ungezwungenem Intereſſe bewegten und das ihnen die Brücke zum fröhlichſten Naturgenuſſe bereitete, über dem ſie endlich jedes andere peinigende Gefühl zu vergeſſen ſchienen.

So erreichten ſie denn am andern Morgen bei guter Zeit Glatz.

Sie verließen unter Begleitung eines Trägers, der Benoni's Koffer genommen, die Poſt und begaben ſich zum nahe gelegenen Gaſthofe, wo ſie durch ein treffliches Frühſtück ihren zuſammengerüttelten Körpern wieder aufhalfen.

Benoni beſtellte ſofort bei dem Wirth zwei Hauderer, Lohnwagen, wie ſie im Gebirge gebräuchlich zu ſein pflegen.

„Aber warum zwei?“ fiel Franz ein, „das iſt doch reiner Luxus! Einer genügte auch für uns Beide.“ —

„Ich pflege nach Biebersdorf über Falkenſtein zu fahren, Sie haben über Schwebelsdorf nach Alt-Hayde ungleich näher. Es kann uns Beiden kaum daran liegen, einen Umweg zu machen.“ —

Franz biß ſich auf die Lippen, dann unterdrückte er ein leiſes hämiſches Lächeln.

„Nun, ich ſehe wohl, daß es hier geſchieden ſein ſoll. Um Ihre Wünſche zu beeilen, werde ich ſelber den Boten antreiben, keine Mühe zu ſparen, damit wir bald auseinanderkommen!“ —

Mit dieſen überaus ſarkaſtiſchen Worten folgte er dem Wirthe, der den Hausknecht rief, auf den Hof.

Benoni, im Gaſtzimmer auf und ab gehend, machte ſich peinliche Vorwürfe, daß er gar ſo ſchroff gegen ſeinen Reiſegefährten ſei. Er hatte einerſeits wenig Furcht vor der Gefährlichkeit Turner'ſcher Ideen, andererſeits verletzte es ſeinen Stolz wie ſein Schamgefühl, daß Franz die innere Urſache der Abſonderung beider Familien erkannt hatte. Ueberdem fühlte er ſich von dem eigenthümlichen Weſen ſeines Begleiters angezogen und es war ihm quälend, ſelbſt die Geſetze der äußern Höflichkeit verleugnen zu müſſen. Lebhaft ſah er ein, daß, ſo ſehr auch früher ſein Vater Grund zum Haſſe haben mochte, er wenigſtens jetzt den Turners gegenüber ſich ſehr im Unrecht befand. Während dieſer Betrachtungen wendete er, auf und ab ſchreitend, unwillkürlich den Blick nach dem Hinterfenſter des Zimmers, das auf den Hof führte, und ſah dort Franz neben dem Wirth ſtehen und dem Hausknecht, wahrſcheinlich der Wagen wegen, in eindringlichſter Weiſe Inſtructionen geben, ja dieſelben mit einem Trinkgeld unterſtützen.

Der Hausknecht lachte und lief davon.

Franz und der Wirth näherten ſich im Geſpräch, um in's Haus zurückzutreten, und Benoni bemerkte, daß Turner einen ſcharfen, verſtohlenen Blick durch das Hinterfenſter in's Zimmer warf, als fürchte er, bemerkt worden zu ſein.

Dieſes ſonderbare Benehmen erweckte einen unbeſtimmten Verdacht in Benoni's Seele, doch hatte er nicht Zeit, über denſelben nähere Unterſuchungen anzuſtellen, da Franz eintrat. —

„Verzeihen Sie, ich ließ Sie lange allein," ſagte er, „aber der träge Bote verſicherte mir im Voraus, es werde ſchwer halten, zwei Wagen zu bekommen, und ich ſah mich genöthigt, ſeine Sorgfalt wie ſeinen guten Willen durch ein Viaticum zu unterſtützen, das den ganzen Reſt meiner irdiſchen Habe in Anſpruch nahm." Damit ſchritt er zum Tiſch und ergriff das Bierglas.

„Ich ſteige Ihnen vor, Reiſekumpan! Es iſt allem Vermuthen nach der Abſchiedstrunk, und ich will hoffen, daß wir damit jede peinliche Erinnerung hinunterſpülen." Damit trank er. —

„Ich komme Ihnen gern nach, Franz," antwortete Benoni. „Meinerſeits hege ich eben ſo wenig Groll gegen Sie und Ihre Familie, wie Furcht gegen Ihre Anſichten. Für meinen Vater kann ich natürlich nicht ſtehen, liebe ihn überdies viel zu ſehr, um ſeine Gefühle zu ignoriren. Das iſt wohl meine beſte Entſchuldigung." —

„Nun, ich will es ſo annehmen," ſagte Franz, „obgleich der Einwand nicht recht Stich hält. Als meines Vaters Sohn kann ich ſeine Anſichten wohl gelten laſſen, aber mir fällt nicht ein, ſie zur Richtſchnur meiner Handlungen zu machen. Ich bin doch eben auch eine Perſon, die ihr individuelles Denken und Fühlen hat. Wenn Ihr Vater Ideen vertheidigt, in denen er alt geworden iſt, kann man dagegen nichts haben, heut' denkt und empfindet man aber anders, und das hat eben auch ſeine Berechtigung, ja vielleicht eine um ſo größere, als man im Denken vorgeſchritten iſt. Die Naturwiſſenſchaften ſind ein neutrales Gebiet, wo wir uns zwanglos begegnen können, und da Sie in Geologie und Botanik beſſer bewandert ſind als ich, wäre es mir lieb, einen Umgang fortzuſetzen, der eigentlich durch Ihre Schuld begonnen hat. Wie wär's, wenn wir uns heut' über acht Tage, mit Steinhammer und Trommel bewaffnet, an einem paſſenden Orte zur Excurſion wiederfänden?" —

„Nun gut," ſagte Benoni lächelnd, „Sie ſollen mich nicht für ganz unhöflich halten. Das Rendezvous iſt abgemacht. Wenn Sie den Weg eine Stunde an der kleinen Weiſtritz entlang aufwärts nehmen wollen, können wir uns bei der Biegung des Falkenſteiner Weges an dem alten Wirthshaus treffen, Kehrwieder heißt es. Von da aus geht es gleich in den Wald und in die Berge."

„Abgemacht," rief fröhlich Franz, „alſo in acht Tagen am Kehrwieder! Ein famoſer Name für den Ort eines Rendezvous!" —

Wie ſie ſich Beide die Hände ſchüttelten, fuhr eben ein Hauderer vor den Gaſthof, der Hausknecht trat ein und berichtete, daß dies der einzige Wagen in ganz Glatz ſei, den er hätte auftreiben können, denn alle anderen Lohnkutſcher ſeien geſtern und heute für die Bäder und von den Offizieren der Garniſon zu Bergpartien in Beſchlag genommen. —

Benoni war in der tödtlichſten Verlegenheit und konnte ſich nicht enthalten, einen ſcheuen, mißtrauiſchen Blick auf Franz zu werfen.

„Ja, was iſt da zu thun, Beſter!" ſprach Franz mit dem Tone des Bedauerns. „Einer von uns muß da einen Umweg machen. Beſtimmen Sie ſelbſt, ob ich Sie bis Biebersdorf bringen und dann weiter fahren ſoll, oder ob Sie es vorziehen, mich in Alt-Hayde abzuſetzen und über Gläſendorf zu fahren!" —

Benoni ging unruhig und höchſt erregt auf und ab. „Verwünſcht," murmelte er bei ſich; „ich glaube immer, er hat die Geſchichte abſichtlich ſo eingefädelt! Nach Biebersdorf mitnehmen, geht nicht, mein Vater wäre außer ſich, und über Alt-Hayde zu fahren, iſt auch ſchlimm genug, ich werde Noth haben, dem Papa das begreiflich zu machen. Je länger ich mit ihm zuſammen bin, deſto mehr klammert er ſich an mich!" —

Dieſes innere Raiſonnement ward plötzlich durch Franz unterbrochen, der, blutroth, in heftigſter Bewegung die Mütze auf den Kopf ſtülpte, den Rock zuknöpfte und den Ziegenhainer ergriff. —

„Ich werde Sie aller ferneren Bedenklichkeiten entheben, die doch etwas das Maß ſelbſt der Geduld überſchreiten, welcher ich Ihnen gegenüber fähig bin. Fahren Sie, wohin Sie wollen, ich werde meinen Weg nach Hauſe zu Fuß antreten! Die Summe, welche ich Ihnen ſchulde, ſoll morgen nach Biebersdorf geſchickt werden! Guten Morgen!“ Damit ſchritt er hinaus. —

„Nein, nein, das geht nicht!“ rief Benoni, alle Bedenken von ſich werfend, „Sie ſollen mich, bei Gott, nicht für ſo erbärmlich halten!“ Er war ihm nachgeeilt und hielt ihn feſt. —

„Verzeihen Sie mir, ich bitte Sie darum! Wir werden zuſammen fahren, über Alt-Hayde, wenn es Ihnen recht iſt. Ich würde mich wahrhaftig, meinen Inſtincten zufolge, nicht ſo lange beſonnen haben, aber Sie kennen meinen Vater nicht, vermögen nicht das innige Band, welches zwiſchen uns beſteht, zu würdigen, ſonſt müßten Sie es begreiflich finden, daß ich vermeide, ihm an der verwundbarſten Stelle Schmerz zu bereiten. Er wird aber nicht von mir verlangen, daß ich um ſeinetwillen allen Anſtand hintanſetze!“ —

Nach einigem Widerreden wurde Franz beſtimmt, ſeinen Entſchluß, zu Fuß zu gehen, fahren zu laſſen. Seine Züge wurden freundlicher und er ſchien durch die Entſchuldigungsgründe Benoni's beſänftigt zu ſein. Nachdem ſie die Tour mit dem Kutſcher accordirt hatten, zündeten ſie ihre Pfeifen an, beſtiegen den Wagen und raſſelten zum Thor hinaus, die Schwebelsdorfer Straße entlang.

War es die nahe bevorſtehende Ankunft daheim, war es das Vergnügen, ſeinen Reiſegefährten doch überliſtet und zum Umweg über Alt-Hayde verführt zu haben, kurz, Franz entwickelte bald eine ausgelaſſene Fröhlichkeit, einen tollen Humor, eine Freude über die mannigfachen Schönheiten der Natur, welche von ſeiner ſonſt düſtern, verhaltenen

Leidenſchaftlichkeit, ſeinem glatten, deductiven Weſen grell abſtach.

Benoni's Stimmung war eine ſehr entgegengeſetzte, gemiſchte und um ſo peinlichere, als er über ſein ganzes Verhalten mit ſich nicht recht in's Reine kam. Er handelte den Wünſchen ſeines Vaters ſtracks zuwider, kam mit Perſonen in Berührung, die derſelbe wie das Feuer floh, und zwar, wie Franz richtig räſonnirte, hauptſächlich um ſeinetwillen. — Dennoch fühlte er, daß er nicht Unrecht thue. Konnte er denn anders? Wenn ihm auch das Benehmen und Weſen Franzens nicht recht gefiel, ja ihn in einzelnen Momenten geradezu von ſich abſtieß, mochte er doch dieſer geiſtig ſcharfen Natur ſein Intereſſe nicht ganz verſagen, konnte ſich weder der Vernunft ſeiner Einwände noch der magnetiſchen Kraft, welche er auf ihn ausübte, entziehen. Zu dem Wunſche, für keinen Schwächling gehalten zu werden, geſellte ſich aber noch unverkennbare Neugier. Da ihn der Zwang der Umſtände einmal dahin gebracht hatte, willenlos mit ſeinem Vater in Conflict zu treten, konnte er ſich die Spannung und Erwartung nicht verheimlichen, mit der er einem Orte, einer Familie ſich näherte, die ihm von Jugend auf als verbotene Frucht am Baume der Erkenntniß erſchienen war. Selbſt das Böſe, das man von Menſchen hört, iſt immer noch geeignet, Intereſſe und Neugier zu erregen, ſo ſehr auch das Gefühl der Bangigkeit und ungewiſſer Gefahr mit unterläuft. Nur Menſchen, von denen gar nicht geredet wird, ſind uns gleichgültig.

Das Bewußtſein, in einer Schlinge zu ſitzen, die man Schande halber nicht zerreißen kann, das Beſtreben, ſich ſcheinbar zwanglos in etwas zu fügen, wozu man doch gezwungen iſt, Neugier betreffs der Turners und Kummer über die Möglichkeit einer Differenz mit dem Vater brachten Benoni in einen Zwitterzuſtand ohne Gleichen, zu dem ſich noch eine eigenthümliche, ihm ganz unbegreifliche Bewegung geſellte, als ſie die ſchäumende Weiſtritz erreichten und über dem Hügel links der Thurm von Ober-Schwebelsdorf plötzlich aus den Buchen trat.

Sie paſſirten das Dorf und die Brücke über das Weißwaſſer, welches unfern in die Weiſtritz ſtrömte. Die Straße bewegte ſich hier in mannigfachen Windungen zwiſchen Hügeln, mehr oder weniger hohen Bergen und Waldpartien hindurch. Rechts von den Reiſenden in einer Thalmulde, vom Weißwaſſer durchſtrömt, lag Walisfurth und Ludwigsdörfel, links aber erhob ſich jetzt hart am Wege ein üppig bewachſener, ziemlich hoher Berg, auf dem eine Art Belvedere von rohen Baumſtämmen und Tannenborke erbaut war.

„Der Berg gehört ſchon meinem Vater,“ erklärte Franz. „Das Belvedere iſt ein Lieblingsſpaziergang der Badegäſte. Von dort aus überſieht man die ganze Gegend, auch Biebersdorf. Mit einem guten Glaſe kann man da recht ordentlich in's Feldlager des Nachbarn ſehen. Magdahöh' iſt der Ruheplatz getauft worden.“ —

„Wahrſcheinlich nach Ihrer Mutter?!“

„Nein, nach meiner Schweſter. Es iſt ihr Lieblingsort. Sie hat von da die ganze Gegend gezeichnet und, bei Gott, wunderhübſch!“ —

„Ah ſo!“ —

„Da, ſehen Sie gerad' aus, das iſt Neu-Hayde. Durch das Dörfchen führt die Straße weiter bis Reinerz. Der Weg, welcher ſich links abzweigt, führt nach Alt-Hayde, was etwa, eine Viertelmeile davon, ſüdlich, gerade auf der andern Seite des Berges liegt. Zu Neu-Hayde, in ſo überfüllten Jahren wie dieſes, wohnen daher auch Badegäſte von uns, obgleich der Ort meinem Vater nicht mehr gehört. Die Grenze geht nämlich über die ſüdliche Spitze des Dörfchens fort, rechts aber führt der Weg nach Wünſchelburg.“

Sie erreichten die Mitte des Dorfes. Es war etwa elf Uhr. — Als ſie den Weg links einſchlugen, und weit hinten, im Bergkeſſel, das reizende Bad, ringsum auf den Höhen und Bergterraſſen, in den Biegungen und Schluchten Häuſer und Gärten, Belvedere, Raſenſitze und helle Kieswege auftauchen ſahen, klopfte Benoni's Herz ganz unerträglich. Er ging ernſthaft mit ſich zu Rathe, wie er ſein Benehmen einzurichten habe. —

Die Gegend war überaus reizend. Links überragte die duftige Magdahöh' die Schlucht des Weges, den Thalkeſſel und die ringsum gelegenen Berge. Vom Belvedere herab ſchlängelten ſich zahlreiche Wege durch den üppigen Baumwuchs des Berges, deſſen ganze weſtliche Seite ſichtbar wurde. Weiterhin im Thale, gegenüber der Magdahöh', erhob ſich, weniger hoch und ſteil, in zwei Terraſſen ein Berg, welcher, mit Alleen, Häuſern und Anlagen bedeckt, das Anſehen eines großen Gartens hatte.

„Die Allee dort auf dem erſten Abſatz des Berges rechts, welche ſich lang hinwindet," erklärte Franz, „iſt die große Promenade, gewöhnlich von den weniger Kranken benutzt. Die Heilquelle, welche ſich unten im Orte befindet, iſt nämlich beſonders heilſam bei allgemeiner Körperſchwäche, wo es gilt die Nachwehen acuter oder nervöſer Krankheiten zu beſeitigen, beſonders bei dem ſchönen Geſchlechte, deſſen ewiges Weh und Ach, wie Goethe ſagt: es iſt, aus einem Punkte zu curiren."

„Und das iſt zu allen Zeiten, wie Goethe gleichfalls meint, ein ſehr rentables Geſchäft für Aerzte geweſen!" —

Der Wagen paſſirte eben einen Schwarm lachender Badegäſte beiderlei Geſchlechts, ein fröhliches Gewimmel luxuriöſer Toiletten, luftiger bunter Gewänder und ſorglos heiterer Mienen. Benoni betrachtete etwas beſorgt ſein burſchikoſes Coſtum.

„Nur nicht ängſtlich," lachte Franz, „wir ſind hier zu Hauſe! — Ich habe mit meiner Bandage und dem verſchoſſenen Sammetrock wahrhaftig mehr Urſache zum Kummer als Sie, aber der Student paſſirt überall in der Welt." —

Die Straße, welche ſich nunmehr ſenkte und von beiden Seiten mit ſchmucken Häuſern und Gärten eingefaßt war, mündete in einen faſt dreieckigen Thalkeſſel, deſſen nördlichen Schenkel die Magdahöh', deſſen weſtlichen die Promenade, deſſen ſüdlichen aber die Weiſtritz begrenzte, welche jenſeits von den Willmersdorfer Hügeln überragt wurde.

Links vom Wege, mitten im Thale, von Alleen, Bade- und Bauernhäuſern umſchloſſen, lag die Heilquelle, durch ein tempelartiges Gebäude überbaut. Ihr gegenüber aber, hart an der Weiſtritz, am Fuße des Belvedere-Berges, prangte der Kurſaal mit hölzerner Colonnade und daneben das Doctorhaus, in deſſen Nähe ein kleiner Gaſthof lag.

Alt-Hayde lag ſo duftig, war ſo erfüllt von buntem eleganten Leben, gewährte einen ſo ſinnig poetiſchen, ſtill heitern Eindruck, daß Benoni unwillkürlich ausrief: „Ach, hier iſt es reizend!“ —

Das Bekenntniß war einmal gethan, ſo ſehr er es Franz gegenüber bereute.

Kaum fuhr der Hauderer am Doctorhauſe vor, als ein ältlicher Herr mit kränklichen Zügen, das Kinn in hoher weißer Binde, mit Backenbart und goldner Brille herzutrat und in den Wagen blickte. —

„Mein Gott, Franz! — Sohn! Kommſt Du endlich?!“ —

„Ei, Du ſagſt endlich? und ich wundere mich, daß ich ſchon da bin! Sieh meinen Arm, ich hatte Skandal in der letzten Zeit und mußte vierzehn Tage im Wundfieber liegen, ſo daß das Reiſegeld daraufging. Hätte nicht der Sohn unſers Nachbars, Herr Benoni Trautmann, mir ſeine Börſe angeboten, Ihr hättet wenigſtens noch acht Tage auf mich warten müſſen!“ —

Damit ſtieg Franz aus und ſtellte ihn ſeinem Vater vor.

Benoni zog die Mütze und verbeugte ſich höflichſt.

„Ah!“ ſagte Dr. Turner und ſein Geſicht röthete ſich. „Seien Sie mir herzlich gegrüßt! Es freut mich, wenigſtens den Sohn ſehen zu können. Ich danke Ihnen für die große Freundlichkeit, welche Sie Franz erwieſen, und hoffe, Sie werden mir das Vergnügen machen, in mein Haus zu treten!“ —

Benoni, der ihm die Hand gereicht, erröthete und verbeugte ſich verlegen.

„Ich muß um Entſchuldigung bitten, Herr Doctor, wenn ich es ablehne, aber mein Vater erwartet mich. Meine Ankunft in Biebersdorf iſt ohnedies durch den Umweg verzögert worden.“

„Ach, machen Sie keine Redensarten!“ ſagte Franz; „ob Sie ſich eine Stunde länger verſpäten, iſt gleich. Zu Mittag kommen Sie ohnedies nicht mehr zurecht!“ —

„Sie werden uns doch erlauben, an Höflichkeit Ihnen nichts ſchuldig bleiben zu müſſen!

„Ueberdem,“ ſagte Franz und lächelte, „beginnt der Kutſcher auszuſpannen, alſo keine Umſtände!“ —

Ein Blick nach den Pferden überzeugte Benoni von der Wahrheit des Geſagten, er gab alſo ferneren Widerſtand auf und folgte Turner, nachdem ihn ein kurzes Zwiegeſpräch mit dem Kutſcher belehrt hatte, daß er unter drei Stunden von Alt-Hayde nicht loskommen würde.

Er betrat den eleganten Flur des Hauſes, und ward von Turner und ſeinem Sohn links in einen kleinen Salon geführt, aus dem ihm der Ton eines Pianos entgegenſchallte.

Als er eintrat, erhob ſich eine junge Dame vom Clavier. Franz eilte auf ſie zu, küßte der Lächelnden mit großer Galanterie die Hand und wies auf ſeinen Gaſt.

„Herr Benoni Trautmann, der Sohn unſres Nachbars zu Biebersdorf. Meine Schweſter Magda!“

Benoni ſtand ſtarr, kaum konnte er ſich verbeugen.

„Ah!“ ſagte die junge Dame, trat auf ihn zu und verbeugte ſich lächelnd; „welche Verführungskünſte muß da mein Bruder angewendet haben! Seien Sie recht willkommen, mein Herr, — und ſchreiben Sie den Empfang, der Ihnen ſtets bei uns zu Theil werden muß, dem ſchmerzvollſten Intereſſe zu, deſſen Veranlaſſung wir Alle gleich tief zu beklagen haben.“ —

„Ich hoffe, junger Mann,“ ſagte der Doctor mit einem Tone der Rührung, „daß das glückliche Geſchick, welches Sie nach Alt-Hayde geführt, Anlaß werden möge, den

Schatten jeder bittern Erinnerung zu verwiſchen, die uns bisher ſo ſchwere Stunden bereitet hat!“ —

In demſelben Augenblick trat Frau Turner mit Franz, der vorhin unbemerkt das Zimmer verlaſſen, durch ein Nebengemach ein.

„Das iſt meine Mutter, Benoni!“ ſagte Franz. —

Beim Anblick dieſer Frau ſchien der junge Mann aus ſeiner Starrheit zu erwachen. Er faßte ſich und küßte der Dame die Hand.

„Eine größere Freude, Herr Trautmann, hätte mir mein Sohn nicht machen können, als Sie uns zuzuführen. Niemanden können die Mißverhältniſſe unſerer Familien mehr betrüben, als mich, und wenn es in der Möglichkeit läge, würde ich gern verſuchen, Ihnen den Verluſt desjenigen Weſens erträglicher zu machen, das dem Kinde doch das Theuerſte bleibt. Je wohler Sie ſich bei uns fühlen, je mehr werden wir im Stande ſein, uns über die Vergangenheit zu beruhigen.“ —

Benoni rang ſichtbar mit ſeiner Rührung.

„Verehrteſte Frau, man kann nicht mehr in ſeinen Vorurtheilen beſiegt werden, als ich. Erlaſſen Sie mir, was eben ſo ſchwer zu ſagen, wie anzuhören iſt. Ich wünſchte wohl, mein Vater wäre an meiner Seite, er würde gewiß meine Handlungsweiſe billigen!“

„Um alſo allen Eingangsfeierlichkeiten ein Ende zu machen,“ fiel Franz ein, „legen Sie ab, Benoni. Magda oder Mama wird die Unterhaltung wohl übernehmen, denn Papa muß nothwendig meinen Arm unterſuchen. Der ſchlechte Wagen hat mich ſo geſchüttelt, daß die Wunde wieder ſchmerzt.“ —

„Beſorge etwas Leinwand für Franz, liebe Emma,“ ſagte der Doctor, „wir wollen auf meinem Zimmer nach dem Arm ſehen. Magda wird ihren Witz anwenden, einſtweilen Herrn Trautmann zu feſſeln, bis wir zurückkommen.“ —

Dr. Turner mit Frau und Sohn verließen darauf das Zimmer, und Benoni blieb mit Magda allein. —

Er wagte kaum aufzublicken. —

Ein Zittern, ein Herzklopfen, eine Seligkeit und Trauer erfaßte ihn bewältigend, als ſei er gebannt im magnetiſchen Kreiſe der Circe, durch den großen, ſonnenhaften Blick dieſes Mädchens.

Hatten ihm ſeine glühendſten Träume jemals ein Frauenbild gezeigt, das wie Magda von ſo junoniſch-impoſanter Schönheit war, von jener Schönheit, wo alle Fülle und Vollendung des Körperreizes im Dienſte noch höherer, geiſtigerer Schöne zu ſtehen ſcheint? — Dieſer Roſenſchmelz blühender Jugend, dieſe vollendetſte weibliche Fülle, dies ſchwärzlich-braune Haar, das ſie in breiten Flechten gleich einem Diadem um's Haupt gewunden trug, dieſes ſtolze griechiſche Profil, das ſtreng, majeſtätiſch, und doch ſo ſüß und ſchalkhaft zauberiſch war, wenn leiſe ſie das Haupt zur Seite neigte, bald ſchalkhaft lächelnd, bald rührend madonnenhaft! O ſelig, wer ſich ſolchem Schöpfungsmeiſterwerke je nahen darf, doch zwiefach elend, wer ihm genaht und es dann meiden muß! —

So Schmerz und Wonne zugleich, ſteht Benoni vor ihr im ſtillen Opferdienſt der Schönheit! —

Sie ſieht ihn lächelnd mit überlegendem Blicke an und ſagt faſt ſpöttiſch:

„Ei, wollen Sie ſich denn nicht ſetzen?“

Benoni ſchrak auf, das Blut ſtrömte ihm zum Herzen. Mädchenhafte Schüchternheit machte ihn linkiſch, zögernd leiſtete er dem Wink der Dame Folge und ließ ſich ihr gegenüber auf einem Seſſel nieder.

„Kennen Sie meinen Bruder längere Zeit, Herr Trautmann? Ich kann das kaum annehmen, ſonſt hätte er uns von Ihnen gewiß erzählt!“

„Seit geſtern Morgen erſt. — Wir lernten uns auf der Reiſe kennen, zufällig —“

„In Alt-Hayde ſind Sie noch nie geweſen?“

„Nein, zu meinem Bedauern muß ich's geſtehen. Denn einen reizendern Ort habe ich noch nie geſehen. — Man möchte wünſchen, ewig hier leben zu dürfen. Die ſchöne

Höh', die Ihren Namen trägt, die Terraſſen und Gärten, dies heitere bunte Gewoge. Natur und Kunſt, Landſchaft und Menſchen einen ſich hier, um eine Idylle, ein Feenland zu gründen, das nur den einen Fehler hat, Den, der es verlaſſen muß, zu ſteter Sehnſucht zu verdammen!" —

Benoni, welcher mit ungewiſſer Stimme begonnen, verlor in der Schilderung dieſer ihm gewordenen Eindrücke ſeine ganze Befangenheit und endete leuchtenden Auges mit einer Begeiſterung, die zu natürlich war, um als Phraſe ausgelegt zu werden. —

Dem ſchönen Mädchen ſtieg unwillkürliches Glühroth in's Geſicht, aber ihr Auge blieb ruhig auf den Sprecher gerichtet.

„Wenn das wahr iſt, was Sie ſagen, ſo ſteht wohl zu erwarten, daß alle Beſucher, die Alt-Hayde ſo freundlich anſehen, der Sehnſucht durch Wiederkommen abhelfen werden." —

„Fräulein," ſagte Benoni faſt traurig, aber feſt, „wenn ich könnte, würde ich vielleicht — Nein ſagen, aber ich wage es nicht mehr." —

„Und wir werden gewiß Alles thun, Sie die Annehmlichkeiten dieſes Feenlandes bei jedem Beſuche mehr empfinden zu laſſen. Wir wollen den beſten Sonnenſchein, Vogelgeſang und Blumenduft, kurz die geſammte Natur zu Ihrem Dienſt commandiren!"

„Da rufen Sie allerdings die mächtigſten Bundesgenoſſen Ihres Reiches in's Feld, denn die Natur zu erkennen und zu verehren iſt mir nicht blos Freude, ſondern auch Lebensberuf." —

„Dacht' ich's doch gleich," lächelte Magda, „einen Mediciner oder Juriſten hätte ich nicht in Ihnen vermuthet, dieſe Leute ſind alle etwas unpoetiſch ſpitz, find' ich. Eher hätte ich noch einen Theologen in Ihnen geſucht. — Aber es iſt mir doch lieber, daß Sie keins von dem Allen ſind, ſondern eine Philologe. Welches Feld der Wiſſenſchaft bebauen Sie mit Vorliebe?"

„Geologie und Botanik; doch ſind die Naturwiſſenſchaften im Allgemeinen ſeit Beginn dieſes Jahrhunderts ſo vorgeſchritten, daß der Gelehrte in alle Reiche der Natur einen ernſten Blick thun muß, will er das ächte Verſtändniß ſeines beſondern Zweiges haben. Wer das ganze Sein der Welt mit ihrer vielfachen, ſo wunderſamen Mechanik einigermaßen zu würdigen vermag, wird aber auch ein Stück Theologe, obgleich Sie denſelben vorhin nicht in mir gelten laſſen wollten. Stimmen doch Religion und Naturbetrachtung, wenn beide ganz rein ſind, in Eins zuſammen.“ —

„Das wäre ein Fall, über den ſich ſtreiten ließe, wenigſtens mein Bruder dürfte es gewiß thun. Um ſo mehr würde es mich freuen, wenn Sie ihn mit recht glänzenden Gründen widerlegten; denn ich verſichere Sie, er regiert uns Alle mit ſeiner bewundernswerthen Schärfe, und das finde ich manchmal ein wenig ärgerlich!“ —

Eben wollte Benoni antworten, als Dr. Turner mit Franz in's Zimmer trat.

„Ich höre mit Vergnügen,“ ſagte der Arzt zu ihm, „daß Sie in acht Tagen mit Franz eine Excurſion unternehmen wollen. Dieſer Theil des Gebirges namentlich giebt eine reiche Auswahl der verſchiedenſten Pflanzenfamilien, und die Gebirgsformationen ſind ſo wechſelnd, wie man ſie allenfalls nur in Thüringen wiederfindet.“

„Ach, das iſt herrlich, lieber Vater! Wenn ſonſt kein erhebliches Hinderniß eintritt, werde ich die Wanderung mitmachen. Ich bin eine rüſtige Fußgängerin und liebe die Natur unendlich.“ —

„Es dürfte Dich nur zu ſehr anſtrengen, liebe Schweſter,“ verſetzte Franz in etwas kaltem, gezwungenem Tone, „ich glaube, es iſt beſſer, Du unterläßt das. Zwei Meilen hin und zwei zurück ſind keine Spielerei, abgeſehen von der Menge Weges, die man durch das Hin- und Wiederrennen beim Aufſuchen ſelbſt zurücklegen muß.“

„Ich glaube, Tochter, Franz hat recht. Es darf nur ſchlechtes Wetter eintreten, ſo kannſt Du Dich leicht erkälten. Gerathener iſt's, daß Ihr bei anderer Gelegenheit einmal einen Streifzug in unſerer Nähe vornehmt, wenn

Herr Trautmann uns wieder, und zwar auf länger, beſucht.“ —

„Daß doch die Männer ſo gern jede Kraft und Beharrlichkeit für ſich allein in Anſpruch nehmen! Doch genug davon, ich beſcheide mich.“ — Damit machte ſie eine lächelnde Begrüßung gegen Trautmann und entfernte ſich. —

Die Männer unterhielten ſich nun, angeregt von der beabſichtigten Unternehmung, näher über die Gebirgsflora, die Heilkräuter, die Felsbildungen, und Dr. Turner gab Benoni eben eine intereſſante Mittheilung betreffs der Heilquellen, beſonders der zu Alt-Hayde, als Magda wieder eintrat und die Herren zu Tiſche lud.

Man verfügte ſich in ein anderes, ziemlich großes, dreifenſtriges Zimmer, in welchem Bücher wie Zeitungen umherlagen und eine kleine, ausgeſuchte, ſehr elegant ſervirte Tafel gaſtlich einlud. Dort wurden ſie von Frau Turner empfangen.

Franz nahm neben der Mutter Platz, Benoni ſaß zwiſchen dem Arzt und Magda. —

„Was giebt's Neues in der Welt, Franz?“ begann der Doctor nach der Suppe und entkorkte eine Flaſche Rothwein. „Biſt ja von Alters her ein Neuigkeitsjäger und einer der raffinirteſten Zweifler unſrer Alles bemäkelnden Zeit!“

„Nun, ſo todtenſtill es auch in unſerer polizeilich-patriarchaliſchen Zeit in Deutſchland iſt, geſchieht doch Luſtiges und Ernſtes durcheinander genug. — Herwegh hat wieder in die Sturmtrompete geblaſen, göttlich ſchön, nur daß ſich nichts rühren will. — Er wird ſich verbluten, und Vetter Michel ſchläft weiter! Der Einzige, welcher mir unter den Deutſchen noch Spaß macht, iſt Heinrich Heine, dafür ſitzt er auch im Exil. Die Uebrigen ſind doch reine Lumpenbagage, und es giebt nur ein Volk, das noch des Studiums im Ganzen verlohnt, die Franzoſen.“

Benoni's Antlitz röthete ſich. —

„Verſtehen Sie, lieber Commilito, unter dem Lumpenpack uns auch?“

Ein herzliches Gelächter Turner's und Magda's beantwortete dieſe Bemerkung. Franz warf einen ſtechenden Blick auf den Redner.

„Ernſtlich geſprochen," fuhr Benoni fort, „meine ich doch, daß wir Deutſchen gar keine Urſache haben, mit großer Sehnſucht über den Rhein zu ſchielen. Den Hauptanſtoß ihres Denkens bekamen die Franzoſen durch die Reformation von uns. Was die deutſche Wiſſenſchaft und Dichtkunſt aber geleiſtet, ſtellt ſie weiß Gott den Franzoſen voran, Sie müßten denn die demokratiſchen und atheiſtiſchen Maximen meinen, welche die Revolution gargekocht hat, die ich jedoch nicht bewundere. Die Pariſer waren froh, als ſie Napoleon hatten, der ihnen von den Jacobinern half, und was ſie ſpäter unter Carl X. erreichten, jetzt unter Louis Philipp erreichen werden, wollen wir ihnen gern überlaſſen. Ich meinerſeits halte es mit deutſchem Geiſte und deutſchen Schwertern! Beide haben bis jetzt noch bei erheblichen Gelegenheiten ſtets den Ausſchlag gegeben!" —

„Bravo, junger Mann, ſtecken Sie's ihm recht! Was Sie ſagen, iſt meine feſte Ueberzeugung. Franz iſt ein ausgeſuchter Gallomane!" —

„So viel ich weiß," ſagte Franz, nicht ohne leiſen Hohn, „iſt mein Großonkel, der Commerzienrath, und mein Papa nicht immer der Anſicht geweſen."

Ein kurzes Zwiegeſpräch, das Magda haſtig einleitete, hinderte Benoni, die plötzliche Stille zu beobachten, welche eingetreten war, er ſah nicht den brennenden Blick, den der Vater dem Sohne zuwarf, und daß ſich Frau Turner auf die Lippen biß, um ihren Aerger und ihre Verlegenheit zu verbergen.

Man endigte die Mahlzeit, und Benoni dachte ernſtlich daran, ſich zur Weiterfahrt zu rüſten. Er erklärte dies dem Arzt in höflichſter Weiſe und dankte für ſeine Gaſtfreundſchaft.

„Wenn Sie wirklich meinen, mein Lieber, für den kurzen Aufenthalt in meinem Hauſe danken zu müſſen, und dies nicht blos höfliche Redensart iſt, ſo kommen Sie wieder!"

„Sie werden uns dadurch viel Freude machen," ſetzte Frau Turner hinzu.

„Grüßen Sie Ihren Vater von uns," und der Arzt faßte ſeine Hand, „und ſagen Sie ihm, er möge unſre Kinder als Mittler unſrer Verſöhnung anſehen." —

„Bei unſrer Excurſion bleibt es alſo!" Mit dieſen Worten ſchüttelte Franz Benoni's Hand.

„Heute über acht Tage am Kehrwieder."

„Heute über acht Tage."

Benoni küßte der Doctorin Turner die Hand und verbeugte ſich nochmals gegen den Doctor und Magda. — Magda folgte ihm.

Er konnte ſich nicht enthalten, einen letzten, ſehnſüchtigen Blick auf ſie zu werfen.

Sie erröthete, lächelte und ſchritt durch den Hausflur an ihm vorüber nach einem andern Zimmer.

Trautmann ſeufzte leiſe, eilte raſch nach dem nebenan gelegenen Gaſthofe, trieb den Kutſcher an, und wenige Augenblicke ſpäter fuhr er den Feldweg nach Gläſendorf entlang, wo zwiſchen engem, düſterem Felſenthal, der Hölle, der heimathliche Bach, die Neſſel, in die Weiſtritz fließt. —

War's ein Traum, ein blendender, ſeliger Traum, aus dem er erwachte? War's ein magiſch Netz von unzerreißbaren Zauberfäden, dem er entflohen? War das die Familie, gegen die er ſtets ſo großen Widerwillen empfunden? — Und Magda! —

Noch ſah er im Geiſt das Wehen ihres weißen Gewandes, das von dieſen ſchneeigen Schultern und dieſer Alabaſterbruſt beſchämt ward, hörte den herzgewinnenden Ton ihrer Stimme, malte ſich wieder vor den inneren Blicken dieſe hohe, blendende Erſcheinung, den großen, ſinnenden, allbeherrſchenden Blick, das holde, ach, ſo gefährliche Lächeln!! —

Je mehr Benoni ſich Gläſendorf näherte, die lieblichen Gefilde und bunten Häuſermaſſen des kleinen Paradieſes von Alt-Hayde zurückwichen und zuletzt nur noch die einſame Magdahöh', nebelhaft verſchwommen, auf ihn niederblickte, bis ſie endlich hinter den ſchroffen Wänden des Höllenthales verſchwand, — deſto rauher erwachte er zur Wirklichkeit, ward ſich der Folgen dieſes Tages immer klarer bewußt.

Von Gläſendorf ſüdlich hinauf, der Neſſel entlang, welche durch den wildzerklüfteten Theil des Grundes dahergerauſchte, dehnte ſich in engen Windungen der ſchmale Weg, und endlich, fern im Grunde der Perſpective auf der ſüdlichen Anhöhe, ragte verſchwommen der Bieberhof.

Ein ſtechender Schmerz, ein Sehnen nach rückwärts, eine erkältende Trauer fiel auf Benoni's Herz, und doch war es die Heimath, der er entgegeneilte, doch harrten die Arme des geliebten Vaters, ihn zu umfangen!

O räthſelhaftes Gemüth, das uns ſo oft von Dem abzieht, dem wir uns ewig verbinden ſollten, mit flatterndem Entzücken Dem entgegentreibt, was wir ſonſt ſtets gemieden! — — Wie lachend, heiter, wie lebendig und bunt, wie elegant gefällig und doch geiſtig ſo anregend, ſo pikant und doch ſo gemüthvoll, ſo poetiſch und doch voll lebendiger Wirklichkeit war Alt-Hayde! Das kränkliche, von leiſer Trauer beſchattete Antlitz des Arztes, die herzgewinnende Freundlichkeit, das faſt mütterliche, offene Entgegenkommen der Doctorin, die unerklärlich bezwingende Schönheit Magda's, ja ſelbſt der eigenthümlich ſcharfe, maliciös zerlegende und doch in ſeiner ganzen Individualität ſo anziehende Franz! —

Dagegen dort die hohen, ernſten Berge, die dämmernden Schluchten, der melancholiſch-ſchweigſame Wald, aus dem hervor der alte Bieberhof faſt grämlich lugte! Da erwartet ihn der ernſte Vater, deſſen Liebe ſich hauptſächlich in Furcht, Beſorgniß, ſtrengen Lehren und einer gewiſſen zähen Eigenwilligkeit ausſprach. — Nur zwei alte Männer, den Vater und Rösler, fand er hier, und wie lieb ihm immer die Heimath ſein mochte, übte ſie jetzt doch eine ernüchternde Poeſieloſigkeit auf ihn aus. — Dazu geſellte ſich die Ahnung, daß er ernſten Zerwürfniſſen, heftigen Scenen entgegengehe, und wenn der Vater je über die Turners eines Beſſern zu belehren ſei, dies nur nach unſäglichem Ringkampf möglich werde, ja, vielleicht eine Schwächung der Innigkeit zwiſchen Vater und Sohn hervorbringen könne. —

Das Biebervorwerk war erreicht, die Häuſer von Neu-Biebersdorf wurden in der Windung des Thales ſichtbar, und drüben, in üppigem Buſchwerk, lag einſam ſtolz der Bieberhof. —

Zu Benoni's größtem Schreck rückte ihm gar noch die Kataſtrophe plötzlich auf den Leib. Den Thalweg entlang, dem Wagen entgegen, kam nämlich ſein Vater, eine hohe, markige Geſtalt, welchen das kommende Alter wohl noch nicht viel anhaben mochte, neben ihm Rösler, ſchneeweißen Hauptes, krumm gebeugt und mühſam mit ihm Schritt haltend. —

„Er iſt es,“ ſagte Trautmann sen., „es iſt der Wagen mit den beiden Schecken, den der Stellmacher in Alt-Hayde geſehen hat.“ Dabei ſeufzte er tief auf und fuhr mit der Hand über ſeine Stirn.

„Laſſen Sie ihn nicht zu hart an,“ bat Rösler. „So weit ich Benoni kenne, überſchreitet er den Willen ſeines Vaters nicht, wenn er nicht muß. Nehmen Sie doch die Sache leichter. Alle Dinge verbluten ſich in der Zeit, und die Selige droben wird nicht ſo ſauer drauf ſehen, wenn Sie ein wenig verſöhnlicher auf die Leute in Alt-Hayde geſtimmt ſind.“ —

„Rösler,“ antwortete Trautmann düſter, „Du biſt ein alter, erfahrener Mann, aber das verſtehſt Du doch nicht! Es wäre Dir zu viel zugemuthet, Gründe auseinander zu ſetzen, welche mich zu einer ſchrofferen Handlungsweiſe beſtimmen, als ſonſt in meinem Weſen liegt. Wohl vernarbt die Zeit — nothdürftig genug — die Wunden, und die Religion läßt uns dem bitterſten Feinde endlich vergeben, aber das Vaterauge, Rösler, wacht mit Angſt und Mißtrauen über der Seele des Kindes und will nicht die Verſöhnung auch noch mit dem Letzten bezahlen, mit dem einzig Lebenswerthen, was es hat. Laß ſehen, ob ſich meine jahrelangen, trüben Ahnungen nicht früher verwirklichen werden, als Du denkſt.“ —

Benoni inzwiſchen, das Unvermeidliche erkennend und ſeinem Beſchluſſe getreu, offen und rückhaltslos dem Vater den ganzen Zuſammenhang der Angelegenheit darzuſtellen, verließ den Wagen und eilte auf ihn zu.

„Endlich bin ich da, lieber Vater! Verzeih', daß es länger dauerte, als ich wollte!“ Er gab ihm die Hand, obwohl er vor dem Blick des Vaters in Verlegenheit gerieth und den ſeinigen niederſchlug.

„Sei willkommen, Benoni,“ und der Alte hielt die rechte Hand des Sohnes in der ſeinigen, „Alt-Hayde hat Dich vermuthlich aufgehalten?“ —

Benoni ſchrak zuſammen. — Sein Vater hatte bereits Kenntniß von Allem.

„Ja, lieber Vater, ſo iſt es!“ —

Eine Pauſe trat ein. Trautmann wendete ſich, um zurückzuſchreiten. Sein Geſicht war todtenbleich und zuckte convulſiviſch.

„Rösler, bring' den Wagen auf den Hof und laß die Sachen in's Zimmer meines Sohnes bringen.“ —

Rösler warf einen bittenden Blick auf ſeinen Herrn, dann beſtieg er das Fuhrwerk, welches ſich raſch entfernte.

„Benoni,“ begann der Vater, als ſie allein waren, „Du haſt mir bisher nie Kummer gemacht. An meiner Hand haſt Du Dich entwickelt und gebildet, wie eine Blume, ein edler Baum auf naturgemäßem Boden erblüht und Früchte bringt. Du haſt an mir gehangen, mein Wille war Dir Geſetz, meine Lehre Hauptquell all' Deines geiſtigen Lebens. Was ich liebte, haſt Du geliebt, was mir feind war, haſt Du gehaßt, Du warſt ein Kind nach meinem Herzen, ja, haſt ſelbſt die Jahre Deines Gymnaſialbeſuches, die ganze Semeſterreihe akademiſcher Studien in vernünftiger Zurückhaltung von Dingen zugebracht, die außer der Sphäre der ſtrengen Wiſſenſchaft liegen, außer dem Bereich der Natur, zu deren Prieſter Du Dich bilden willſt. — Du biſt ſo weit gekommen, weil Du den Wünſchen Deines Vaters nachgelebt haſt. — Das biſt Du geweſen! — Du haſt mir heute den ungeheuerſten Schmerz bereitet, der mir im Leben noch zugefügt werden konnte! Nach Deinem Beſuch dort drüben bin ich auf Alles gefaßt, was zwiſchen Vater und Sohn ſich trennend ſchieben, ſie einander entfremden kann!“ —

„Lieber Vater,“ begann Benoni, „wenn Du Deinen Sohn einigermaßen kennſt, zu ſeinem Charakter das geringſte Vertrauen haſt, kannſt Du doch unmöglich glauben, daß dergleichen Befürchtungen Wirklichkeit gewinnen können. Du wirſt meiner Liebe zu Dir, meinem Ehrenworte glauben, daß ich die Turner'ſche Bekanntſchaft nicht aufgeſucht habe und nur der alleräußerſte Zwang mich in die Lage brachte, Deinen Wünſchen entgegen zu handeln. Das wiſſen ſie drüben in Alt-Hayde auch wohl. Ich habe mich keineswegs ſo benommen, daß Dr. Turner und ſeine Familie glauben können, Du ſeieſt mit meinem Beſuche einverſtanden geweſen!“ —

„So!“ fuhr der Vater auf. „Und ich frage Dich, was kann das für ein Zwang ſein, der Deinen Charakter umändert, Deinen Willen beſtimmt, Dich ſelbſt der Rückſicht gegen Deinen Vater untreu macht und Verbindungen knüpfen läßt, die ich fürchte bis in den Tod?!“ —

„Lieber Vater, ich will Dich eben erſuchen, mir zu erlauben, den ganzen Vorgang mitzutheilen. Mein Wort darauf, ich kannte vor geſtern Morgen — Niemand aus der Familie Turner! — Als ich geſtern früh die Poſt in Breslau beſtieg, trat ein Student an mich heran, der den Arm wegen einer Verwundung in der Schlinge trug und mich bat, einen Brief nach Glatz mitzunehmen.“ —

„Oho, der Vater war ein Raufer, kein Wunder, daß es der Sohn auch iſt!“ —

„Wie geſagt, er war mir ganz fremd und ſchilderte mir ſeine Lage, daß er nicht nach Hauſe reiſen könne, weil ihm das Geld fehle. Du biſt auch Student geweſen, Vater, und weißt, daß gegenſeitige Hülfe nach Kräften Sitte der akademiſchen Jugend iſt. Ich ſah nichts dabei, ihm einen Platz in der Poſt anzubieten, da mein Beutel es erlaubte."

„Und Du wußteſt nicht einmal, wem Du Deine Dienſte anboteſt?" —

„Lieber Vater, ich weiß nicht, ob man bei jedem Liebesdienſt im Leben nach der Adreßkarte fragen muß!"

„O, ſieh doch! Der Ton gefällt mir! — Weiter!" —

„Erſt im Wagen erfuhr ich durch zufälliges Geſpräch, mit wem ich es zu thun hatte. Es war der junge Turner, der in Breslau Medicin ſtudirt. Wir waren gegenſeitig ſehr frappirt über unſer Zuſammentreffen. Da die Sache aber einmal geſchehen war, wirſt Du es wohl vernünftiger finden, daß wir nicht in Streit, ſondern in Frieden geſchieden ſind. Erörterungen waren nicht zu vermeiden, ich vertrat meinen Vater, wie nur ein Sohn kann, er vertheidigte den ſeinen nicht —, er ſagte nur, daß es hirnlos ſein würde, in den Söhnen den Streit zu erneuern, und ſein Vater, die ganze Familie lebhaft eine Verſöhnung wünſche. Ich ging natürlich nicht weiter auf die Sache ein, als nothwendig war, um die Verbitterung nicht zu vergrößern, und glaubte ihn in Glatz mit guter Manier los zu werden. Leider fand ſich dort nur ein Wagen, den wir Beide benutzen mußten. Mithin hatte ich nur die Wahl, ob ich mit Franz Turner über Biebersdorf oder Alt-Hayde fahren wolle." —

„O, wie doch alle dieſe Zufälle ſo glücklich zuſammentrafen! Natürlich wählteſt Du den Weg über Alt-Hayde, es war überaus klug!" —

„Ich dachte wenigſtens, es ſei gut, Dich durch Anweſenheit des jungen Mannes nicht zu erzürnen. Er hätte zweifelsohne hier eine ſo unfreundliche Aufnahme gefunden, daß wir nur noch als unverſöhnlicher verſchrieen worden wären, als wir es ohnedies ſind."

„Und am Beweiſe des guten Renommées der Turners vor mir liegt Dir wohl ſehr viel? — Ich finde es unendlich ſonderbar, daß ſich das Alles gar ſo gelegen machen mußte. Die Vorſehung ſelber hätte es nicht beſſer einleiten können!“ —

„Vielleicht hat das Geſchick es auch nicht ohne Abſicht gefügt, lieber Vater, daß ſich die verfeindeten Eltern durch die Kinder verſöhnen ſollen. — Man iſt mir in Alt-Hayde mit einer Theilnahme begegnet, beklagt ſo aufrichtig Alles, was geſchehen, hat den Wunſch ſo lebhaft ausgeſprochen, ein freundlich nachbarliches Verhältniß eintreten zu laſſen, daß, wäreſt Du an meiner Stelle geweſen, Du nimmermehr hätteſt unhöflich ſein können.“ —

„Nun denn, mein Sohn,“ ſagte Trautmann in äußerſter Heftigkeit, „ich ſehe ſehr wohl, wie die Sache ſteht! — Was! Haben ſie Dich nicht eingeladen? Dir nicht das Wort abgenommen, auch ja wiederzukommen, ſich nicht mit allen Faſern an Dich gehangen, damit Dir Alt-Hayde wie ein Paradies erſcheine? — Bei Deinem Ehrenworte, bei Deiner todten Mutter ſag' Nein, und Alles iſt abgethan! — Kannſt Du das?!“ —

Benoni ſah verlegen zur Erde, dann hob er das Auge wie klagend zum Vater.

„Sie haben mir das Verſprechen abgenommen, wiederzukommen, ich konnte nicht anders!“ —

„Ah, er konnte nicht anders! Das iſt die Rede eines Schwächlings!“

„Vater,“ und der kindliche Gleichmuth begann leiſe zu weichen, — „Du ſchiltſt mich bitter über eine Handlung, die an und für ſich nicht unehrenhaft iſt, wenn ſie auch Deinem Willen zuwiderläuft! Dein Herz iſt ſonſt in allen Dingen der Milde und Liebe geöffnet, nur nicht gegen dieſe Leute; doch mögen ſie noch ſo bitteres Unglück über uns gebracht haben, abſichtlich geſchah es nicht und wird von ihnen ſeit Jahren bedauert, was können ſie mehr thun?!“ —

„Was ſie mehr thun können? — Uns in Frieden laſſen! — Ich weiß wohl, daß ich vor Dir und Jenen nur ein grämlicher, unverſöhnlicher Menſch bin, der die

Chriſtenliebe hintanſetzt, aber was ich thue, weiß ich wohl. Was haben die Leute für Veranlaſſung, ſich uns zu nähern?!“ —

„Vater, es iſt das Bedürfniß jedes Menſchen, der ſich großen Unrechts bewußt iſt, es nach Kräften gut zu machen und ſich zu verſöhnen. Den Grad der Annäherung kannſt Du ſelbſt beſtimmen, und wenn auch vielleicht keine Herzlichkeit zwiſchen den Familien möglich iſt, ſo doch Achtung und ein rückſichtsvolles Begegnen. Das anzubahnen, habe ich mir zum Geſchäft gemacht und glaube nicht das Andenken meiner Mutter damit zu verunehren!!“ —

Sie waren vor den Eingang des Bieberhofes gekommen. Trautmann blieb ſtehen und zog ſeinen Sohn mit unendlichem Schmerze an ſich heran.

„Benoni, es iſt genug! — Wenn Du Dich erſt jenen Leuten näherſt, kannſt Du den Grad der Annäherung nicht abſehen, Dich ihren Ideen und Neigungen nicht verſchließen. Dein Gemüth iſt jung, leicht entzündbar Dein Blut, Deine Erfahrung iſt von geſtern und Du willſt erſt ein Charakter werden! Zwei Wege giebt's im Leben, auf denen wir unſer Glück zu ſuchen pflegen, den Weg des Glaubens, der Natur, die Kraft, ſein kleines Ich im Dienſte des Ganzen zu verwerthen, — der andere iſt der Weg des Zweifels, der Unnatur, die eigennützige Gier, ſich ſelbſt zur Achſe der Dinge zu machen. Den einen Weg ging ich im Leben, der andere — droht Dir! — Ich will alle Erinnerung einer Unbill gegen dieſe Leute fallen laſſen, doch Freundſchaft mit ihnen halten — nie! — Eine Frau hab' ich durch ſie verloren, einen Sohn werde ich durch ſie verlieren, ſchon biſt Du in ihren Schlingen! Ich will mich ſchützen gegen das Kommende, ſo lange ich Kraft habe! — Du wirſt keinen von dieſen Leuten wiederſehen, das iſt mein Wille! — Einmal haſt Du ihn hintangeſetzt. Dem Zufall will ich verzeihen, das zweite Mal — die Abſicht verzeih' ich nicht! Wir wollen die Sache für immer fallen laſſen. — Dein Wunſch, uns verſöhnen zu wollen, iſt ehrenwerth. Aber ich verſöhne mich nicht und hoffe, Du überläßt die Verantwortung meinem Gewiſſen! In Schmerzen, Benoni, trateſt Du in's Daſein, ich aber will, daß Freude Dein Begleiter werde! Das iſt der einzige Egoismus den ich habe!" —

Neuntes Capitel.

Biebersdorf bildete gegen Alt-Hayde, ſelbſt wenn auch Magda's gebieteriſcher Reiz nicht letzteres verklärt hätte, einen ganz ungeheuren Contraſt. — Schon von jeher hatte Bebran's alter Sitz, die ſtille Heimath Gottlieb's, eine patriarchaliſch ernſte Einfalt und Stille gehabt, war, ſpäter und weniger berührt von der allgemeinen Entwickelungswelle, wohl um ein Jahrzehnt hinter dem geräuſchvollen Gang des großen öffentlichen Lebens zurückgeblieben, während in Alt-Hayde die moderne Geſellſchaft, im Fühlen wie in der Denkweiſe, mit all' ihrem Irisleuchten und ihren mannigfachen Schattirungen ſich abſpiegelte. Der alte Geiſt Bebran's wehte noch durch die weiten Räume des Bieberhöfes, über den Gräbern und Hütten, und es beſtanden da nur zwei Verhältniſſe, die des Herrn, des Schützers und Verſorgers, und der Untergebenen, welche von ihm abhingen, in allen Nöthen ſich an ihn um Hülfe wandten.

Trautmann, als Bebran's Sohn, als Offizier, hatte den Biebersdorfern gegenüber die ganze moraliſche Gewalt des Schwiegervaters ungeſchwächt überkommen, und ſeine Liebenswürdigkeit hatte ihn vollends inthroniſirt in die Herzen ſeiner Heimathsgenoſſen. Wußte er ſich doch durch Wort wie That die Ehrfurcht und Liebe der Seinen zu erwerben.

Der kleine Kreis, welcher auf dem Bieberhofe einſt waltete, hatte ſich um den Paſtor Schlehdorn und auch Madame Selting gelichtet. Erſterer ſegnete bald nach Benoni's Geburt das Zeitliche, Letztere war, als der Knabe zehn Jahr alt geworden, ihrer Herrin und einſtigen Pflegebefohlenen, Dorothea, gefolgt. Auch die helle Stimme der Röslerin, welche ſonſt die Thätigkeit des Geſindes ſo anſpornte, erſcholl nicht mehr.

Immer öder wurde es in Trautmann und um ihn her! Wie lange mochte es noch dauern, und Rösler, das letzte Weſen, was ihm die Vergangenheit lebendig vor's Auge führte, verließ ihn, wurde der Alte doch täglich wankender und matter. Dann lag Trautmann's ganze Jugend, der Blüthenkranz des Lebens, auf dem Kirchhofe.

Sein Sohn nur war ſeine Gegenwart und Zukunft. Mit aller Leidenſchaft ſeines Weſens, mit Allem, was er als Vater zu wünſchen und zu fürchten hatte, klammerte er ſich an das treue Abbild ſeiner Dorothea, das Band, welches ihn an Erde und Himmel knüpfte!

Wie Trautmann sen. unter den Begriffen der Starrgläubigkeit, der Autorität im göttlichen wie weltlichen Sinne ſich entwickelt hatte, und gerade ſeiner Beſcheidenheit, ſeinem Aufopferungs- und Unterordnungstriebe Alles dankte, was ihm das Leben verliehen, ſo wollte er, ſollte es Benoni gleichfalls. Den ſicherſten Weg zum Glücke ſeines Sohnes ſah er darin, daß derſelbe in ſeine Fußtapfen trete, und er hoffte ihn um ſo mehr zu fördern, als er ihm durch Lehre und Beiſtand die thatſächlichen Erfahrungen zu erſparen glaubte, die er oft mit Schmerzen gemacht.

O, das iſt der Fluch der Jugend, daß ſie Alles ſelber erfahren will und die Leiden des Vaters ſelten genügen, den Sohn vor Aehnlichem zu behüten! Wohl hatte Trautmann ſchon früher bemerkt, daß ſein Sohn eine ſkeptiſchere Natur ſei als er, daß ihm die Ueberlieferung, ſo ſehr er ſie auch ehrte, nicht die hohe, alleinige Gültigkeit hatte, wie für ihn. Wenn ihn dies auch ſchmerzte, tröſtete ihn doch, daß der Beruf Benoni's, die Erforſchung und Verkündigung der Natur, ihn um ſo inniger an den Glauben wie an die väterlichen Lehren feſſeln müſſe.

Trautmann hatte einerſeits darin recht, zumal Benoni's ganzes poetiſch ſeelenvolles Weſen ihn alle Dinge mehr von der Seite des Gemüths ergreifen ließ. Andererſeits irrte der Vater aber in ſofern, als er Natur und Glauben zu ſehr identificirte. Theologie iſt eine Wiſſenſchaft, die auf Traditionen, die Kenntniß der Natur aber ein Wiſſen, das auf Thatſachen gegründet iſt. Im Glauben will Gott unmittelbar empfunden, in der Natur will er geſucht ſein, das erſte Gebiet läßt keinen Zweifel, das zweite läßt ihn zu! —

Der Kreis der Betrachtung Trautmann's sen. war unendlich enger begrenzt, Philoſophie wie Politik kam kaum dabei in Betracht, außer um ſie abzuweiſen, während die Naturwiſſenſchaften in alle Gebiete des Daſeins hinüberſpielen und ſich eben ſo wenig ganz der Philoſophie wie des Entwickelungsganges der Menſchheit entäußern können. Benoni war mit aufmerkſamem Blicke dem Wachsthum deutſcher Philoſophie von Kant bis Hegel und Schelling gefolgt und hatte, obwohl er keins dieſer Syſteme ganz adoptirte, daraus genug Erwerbungen für ſich gezogen, um ihm den Zweifel als berechtigt und die freie Entfaltung eigener Perſönlichkeit als unbedingt nothwendig hinzuſtellen. Er liebte ſeinen Vater unendlich, vermied Alles, was ihn kränken oder ſeinen Ueberzeugungen widerſprechen konnte, aber abſolut theilte er ſeine Meinung nicht immer. Es entſpann ſich mit der Zeit zwiſchen Beiden unbewußt eine Differenz, welche das erſte Mal durch den Beſuch in Alt-Hayde zur äußern Geltung kam. Den Widerwillen ſeines Vaters, mit dem Manne in Berührung zu kommen, welcher ihm ſo ſchweres Mißgeſchick bereitet hatte, ſah Benoni ein; aber die Furcht vor den Einwirkungen Turner'ſcher Ideen auf ihn, den Sohn, ſah er nicht ein. Es war ihm beſchämend, ſich in dieſer Beziehung wie ein Kind bevormundet zu ſehen. Hätte er dem Vater oft auf Meinungsäußerungen antworten wollen, ohne Rückſicht auf deſſen Gefühle, würde Trautmann sen. bald bemerkt haben, daß es nicht gerade des

Turner'ſchen Umgangs bedürfe, um Benoni's Anſichten mit den ſeinen in mancherlei Zwieſpalt zu bringen. — — —

Die erſten Tage nach Benoni's Ankunft auf dem Bieberhofe verfloſſen ohne weitere Erörterungen der ganzen Sache, nur ein Bote Dr. Turner's kam mit einem Briefe, in welchem die Rückzahlung des Reiſegeldes für Franz erfolgte, an die ſich ein Gruß der Familie und eine Mahnung betreffs der verabredeten Excurſion anſchloß. Trautmann gab den Brief an ſeinen Sohn mit einem bezeichnenden Blick. Benoni beantwortete das Schreiben durch einen höflichen Gruß und eine Entſchuldigung, die Excurſion mit Franz nicht machen zu können, wozu ſich, wie bei allen dergleichen Gelegenheiten, der Entſchuldigungsgrund bald fand. —

Die ſtarre Unverſöhnlichkeit des Vaters that ihm unendlich wehe, andererſeits begriff er ſich ſelbſt nicht, warum es ihn ſo ſchmerze, daß er die Turner'ſche Bekanntſchaft aufgeben müſſe. Wenn der Vater ihn von einem langjährigen Freunde geriſſen hätte, konnte ihm nicht trauriger zu Muthe ſein, als beim Abbruch einer Bekanntſchaft, die ſo peinlich begonnen und ſo flüchtig geſchloſſen worden. Aber ſo flüchtig und kurz auch, ſo tief greifend war ſie geweſen!

Im Vaterhauſe, in der Heimath, bei allen Liebesbezeigungen ſeiner Umgebungen war ihm ſo bange, ſo eng und trübe, und in den wenigen Stunden dort, unter fremden Menſchen, die er erſt ſo mißtrauiſch angeſchaut, war ihm ſo paradieſiſch wohl geweſen!

Benoni ging ernſtlich mit ſich ſelber zu Gericht, um dieſes Räthſel zu löſen, dieſe Sehnſucht zu ergründen, welche, von Tag zu Tag größer und gewaltiger in ihm werdend, ihn ſtiller, trauriger, immer ungeeigneter für das Studium, das Empfinden väterlicher Liebe, für den freien, lachenden Naturgenuß machte.

War es das reizende Alt-Hayde, der Ort, der ihn ſo anzog? — Pah, als ob es nicht viele, eben ſo ſchöne, ja noch ſchönere Gegenden gebe? War es das bunte, moderne

Treiben, was ſeine Seele doppelt lockend erfüllte, da es in Biebersdorf ſo einſam war? — Ach nein! So ſehr er Geſelligkeit auch liebte, befand er ſich eben ſo gern zu Zweien und Dreien in traulichem Geſpräch, oder mit der Natur allein. Madame Turner und der alte Doctor zogen ihn mächtig an! War es die Halsſtarrigkeit ſeines Vaters, die ihre herzgewinnende Freundlichkeit ſo in Benoni's Augen hob? War es Franzens intereſſantes, halb leidenſchaftlich-herrſchſüchtiges, halb ironiſch-glattes Weſen, das ihn zu geiſtigem Zweikampf reizte? Nein — nein, und wieder nein! — Belüge Dich nicht mit anderen Gründen, Benoni, ſuche nicht irgend wo Ausflucht vor Deinem Herzen! Magda iſt die Quelle Deines Sehnens, das glühende Gebilde Deiner Träume! Magda, die unergründliche Zauberin, die mit der höchſten Anmuth ihres Geiſtes und Körpers Dich unwiederbringlich in Feſſeln ſchlägt! Sie nur iſt's, die Alles um ſich her Dir liebenswerth und ſchön, die kleine Welt da drüben zu einem Feenreich, zum Paradieſe macht! Du liebſt ſie! Das iſt des Räthſels ganze Löſung! Ihr Bild verdrängt mit jeder Stunde mehr das, was Du ſonſt für Dein Alles gehalten. Was iſt des Vaters Recht, was ſeine Liebe und ſorgliche Furcht gegen die berauſchende, allverzehrende, unerbittliche Neigung für dieſes ſtrahlende Weib! Seit er ſie ſah, ward ihm zehnfältig ſchöner dieſe Welt, ſeit er ſie hat meiden müſſen, für — immer meiden, war Alles ödes Einerlei!

Je mehr er ſich dieſer verzehrenden Liebe bewußt ward, je tiefere Trauer, je größere Gier nach dem verbotenen Paradies ergriff ihn.

Hier ſtand der Vater, dort die Geliebte! Der Kampf war kurz, furchtbar und entſcheidend; der Vater mußte der Geliebten weichen! —

Einmal nur ſehen, ſehen mußte er ſie! Dieſes hohe Götterbild in ſeine Seele faſſen, um es friſch lebendig auf den geweihten Altar der Erinnerung zu ſetzen, und dann verſtohlen wieder dahin zu gehen, wohin ihn die Kindespflicht rief.

Er wollte ſich ja unterordnen, nicht dem Vater das letzte Glück, den letzten Glauben, den Sohn ihm nehmen, doch dieſes einen heißlohnenden Blickes Seligkeit muß er ſich retten für die Zukunft!

Das war Benoni's feſteſter Beſchluß, er wäre ſonſt vergangen vor Verzweiflung!

Die Zeit, welche er dem Vater nicht widmete, füllte er mit Studien, hauptſächlich aber mit Wanderungen aus, die er zu botaniſchen und mineralogiſchen Zwecken bald in der Nähe, bald auch nach ferneren Diſtricten anſtellte. Mitunter, wenn es anging, begleitete ihn der Vater, noch öfter aber ging er allein, ja dehnte ſeine Streifzüge auf halbe, auch ganze Tage nach allen Richtungen aus.

Einmal war er Alt-Hayde faſt ſo nahe, daß er die bunten glänzenden Kleider der Beſucherinnen auf Magdahöh' zu ſehen meinte. Kaum eine Viertelſtunde hatte er bis dahin, doch — einmal noch — das letzte Mal ſiegte des Vaters alte Macht über ihn. Die erhöhte Qual unbefriedigten Sehnens trieb ihn nun öfter hin, munterte ihn auf, immer näher an das verbotene Eden zu ſchweifen, brachte die That um ſo eher zur Reiſe, durch welche er in offenbaren Bruch mit ſeinem Vater trat.

Trautmann sen. hatte keinen Begriff von Dem, was im Gemüthe des Sohnes ſich vollzog. Da ihm die innerſte Veranlaſſung fremd war, welche, freilich unbewußt erſt, Benoni bewogen, die Verſöhnung mit Turners zu bewerkſtelligen, und er auf Rechnung allgemein menſchlicher Großmuth und Toleranz, der lockenden Theilnahme, welche Turners Benoni bewieſen, ſetzte, was Reſultat eines tieferen Sehnens war, glaubte er auch, mit dem determinirten Ausdruck ſeines Willens letzthin ſei Alles abgethan.

Halte er Benoni nur von den Einwirkungen Turner'ſcher Liebenswürdigkeit fern, ſo werde derſelbe auch von ſelbſt Alt-Hayde vergeſſen.

Darin beſtärkte ihn Benoni um ſo mehr, als an demſelben äußerlich nichts bemerklich war, was der Vater hätte beargwohnen können. Freundlich, ein wenig träumeriſch wie immer, verbarg Benoni, beſonders als er über die Natur ſeiner Gefühle klar geworden, ſeine Schmerzen, den Kampf ſeines Herzens zwiſchen Gehorſam und Liebe eben ſo ſorgfältig, als er ſonſt ſeine differirenden Meinungen vor dem Vater zurückgehalten. Nur die ſtille Natur war Zeuge der Schlachten, die er mit ſich ſelbſt ſchlug, Zeuge der Luftſchlöſſer, die er für die Zukunft aufbaute, Mitwiſſerin der ehrgeizigen Pläne, welche er brütete und die, ach, regelmäßig zuſammenbrachen, wenn er, heimkehrend, das alte ſpitze Schieferdach des Bieberhofes aus den Büſchen tauchen ſah.

Und gerade dieſe Stunden des ſchmerzvollen Wehs, des Nachhängens ſeiner Träume, der Erinnerung und Sehnſucht an Magda waren ſeine liebſten, ſeligſten. Liegt es doch in der Natur des Menſchen, glücklicher in ſüßer Selbſtqual um ein traumhaft Glück zu ſein, in der Entbehrung mehr zu genießen, als dann, wenn das Glück leibhaftig uns zu Theil, der Traum zur Wahrheit wird! —

Trautmann sen. war bereits an Benoni's lange Excurſionen, von denen derſelbe mehr oder weniger bereichert mit wiſſenſchaftlicher Beute heimkehrte, zu ſehr gewöhnt, vertraute überdem der Liebe und dem Charakter des Sohnes zu ſehr, um das geringſte Mißtrauen zu hegen.

Benoni trat alſo wiederum mit der Trommel auf dem Rücken eines Morgens ſeine Wanderung mit dem feſten Entſchluß an, nochmals nach Alt-Hayde zu gehen, um Magda verſtohlen nur zu ſehen, ohne ſich in ein Geſpräch einlaſſen, oder mit der Familie in weitere Berührung kommen zu wollen. Es war ein Abſchied von der erſten, ſüßen Liebe ſeines Lebens, den er nehmen wollte, um ferner, ſtrenger denn je, der Wiſſenſchaft und dem Vater zu leben. Vielleicht mochte die Zeit ihm günſtigere Gelegenheit bieten, mit einer Werbung ſich dem Mädchen zu nahen, wo er nicht geradezu des Vaters Gefühle zu verletzen brauchte und eine Stellung in der Welt erlangt hatte, die ſeine Neigung nicht lächerlich und unrealiſirbar erſcheinen ließ.

Mit dieſen letzten Hoffnungsgedanken ſchritt er rüſtig aus dem Bieberhofe, ſeinen Weg ſüdöſtlich über den Berg durch den Wald zum Kehrwieder nehmend. Als er, vom Gehölz geſchützt, die öſtliche Seite des Berges erreicht und die kleine Weiſtritz zu ſeinen Füßen ſah, wendete er ſich nordwärts, an der Waldlehne hinſchreitend, Enzian, Korallen- und andere Mooſe, beſonders einige Farrenarten mitnehmend, die ihm ihres verſtohlenen Fortpflanzungsproceſſes wegen intereſſant waren.

Immer mehr ſenkten ſich die nächſtliegenden Hügel, indeß, mit jedem Schritte klarer, über den Willmersdorfer Hügeln, in deren Grund die Weiſtritz ſich verlor, die Magdahöh' ſich hob.

Schon war er aus dem väterlichen Territorium auf Gläſendorfer Grund und Boden, der in einem langen Streifen den nördlichen Theil der Biebersdorfer Hügelkette einnahm und ſich an die große Weiſtritz lehnte.

Da trat er auf den letzten Abhang! Jenſeit des Flüßchens, ihm zunächſt lag der Wolkenberg von Alt-Hayde mit der großen Promenade, dem Milchbauern und der Douche. Es galt den letzten Entſchluß!

Er ſah nach der Uhr. Es war drei Uhr Nachmittag geworden, denn er war überaus langſam gegangen und hatte ſich vielfach aufgehalten.

Er ſetzte ſich im Schatten einer Rüſter nieder und verzehrte ſein ambulantes Mahl, bei ſich überlegend, wie geſchickt er zu operiren habe.

Wenn er Magda bei irgend einem Spaziergange zu ſehen hoffte, konnte dies eben nur am Nachmittag möglich ſein, der in Bädern ſtets dem Vergnügen gewidmet zu ſein pflegt. Dies hatte er auch wohlweislich berechnet. Glückte es ihm, ſeine Sehnſucht zu befriedigen, ſo brachten ihn, bei ſeiner Bekanntſchaft mit den kürzeſten Wegen, dreiviertel Stunden ſcharfen Gehens wieder nach Hauſe. Alt-Hayde geradezu zu betreten, fiel ihm nicht ein. Er hatte die Einladung Franzens abgelehnt und wollte ſich ſeinen ironiſchen Bemerkungen nicht ausſetzen.

Er beſchloß, weſtlich um den dichtbewaldeten, einſamen Theil des Wolkenberges herumzuwandern, lieh ihm die Trommel auf dem Rücken doch den beſten Vorwand, und er gab dem Zufall anheim, ob er dem Ziel ſeiner Wünſche begegne. Daß Letzteres ſehr ungewiß war, hatte er ſich längſt geſagt, aber auch, daß er ſeinen Beſuch der Umgegend ſo oft wiederholen wollte, bis er Magda getroffen habe.

Hoffnung und Erwartung, zugleich auch die Furcht vor Enttäuſchung verſetzten ihn in eine fieberhafte Aufregung, ſein Herz pochte, eine Stimme raunte ihm zu, daß er ſie ſehen werde!

So, halb zögernd, halb eilend, klomm er den Abhang nieder, ging um den Fuß des Hügels an der großen Weiſtritz herum, bis zu einem Stege, welcher über das Waſſer führte, an dem jenſeits eine kleine Mühle lag, einſam, wild romantiſch, in einer Stille, die nur von dem Klappern des Rades und dem Rauſchen des Waſſers unterbrochen ward, das durchſichtig klar in ſchäumenden Cascaden über das Steingeröll dahinhüpfte und aus dem hin und wieder, flüchtig wie ein Pfeil, die Forelle aufhuſchte und wieder verſchwand.

Der heiße Tag hatte Benoni durſtig gemacht, und die ſchwanke Brücke paſſirend, beſchloß er bei der Mühle um ein Glas Milch vorzuſprechen.

Bald hatte er den kühlenden Trunk gethan, die freundliche Müllerin bezahlt und trat mit dem Vorſatz aus der Thür, weſtwärts das Thal hinaufzugehen, hatte er doch zu ſeinem freudigſten Schreck erfahren, daß man in der „Waldmühle“ Badegäſte zum Forelleneſſen erwarte. —

Da! — Magda Turner ſtand vor ihm! — Magda in duftig roſigem Gewande, den Strohhut am Arm und allein!

Benoni that einen Ausruf des Erſtaunens und trat zurück. Dann verneigte er ſich tief erröthend.

Auch Magda's Antlitz erglühte. Eine kurze peinliche Pauſe erfolgte.

„Ei, alſo halten Sie doch Wort? Haben Sie wirklich Alt-Hayde nicht ganz vergeſſen? — Oder täuſcht ſich meine Eitelkeit nur, hat Ihre Excurſion hier ſchon ihre Grenze gefunden?“ —

Benoni raſſte alle Lebensgeiſter zuſammen. —

„Sie ſehen mich hier auf der Grenze, wo ich Beides verneinen und bejahen kann. — Nichts könnte mir in der Welt größeren Schmerz bereiten, als wenn Sie mich für einen Schwächling hielten, aber ſo ſehr ich es betrauern muß, kann ich doch Alt-Hayde und die Familie Ihrer Eltern nicht wiederſehen, ohne — o, erſparen Sie mir das Weitere, Magda!“

„Ah, wir könnten Sie verführen!“ und ein leiſer Spott überflog des Mädchens Geſicht.

„Ich habe bisher genug Stolz beſeſſen, um für mich ſelber nie zu fürchten, aber ich habe die wohlbegründete Sorge, ein Verhältniß nicht zu ſtören, was mir heilig und ehrwürdig iſt. Die feindlichen Grundſätze, welche unſre Väter ſo unheilvoll einander gegenüberſtellten, ſind ſie in den Kindern ausgeglichen? Ich, Magda, bin in den Gefühlen und Anſchauungen meines Vaters nicht nur erzogen, ſondern ſie ſind zufolge eigenen, freien Nachdenkens in mir Ueberzeugung geworden. Die Abweichungen meiner Meinung von ihm ſind wenigſtens ſehr gering, deſto ſchöner iſt aber das Band der Zuneigung, welches mich mit dem Vater eint. — Die kurze Zeit, welche ich mit Franz auf der Reiſe zubrachte, hat aber genügt, mich vorausſetzen zu laſſen, auch er, vielleicht auch Sie, Magda, ſeien in den Geſinnungen erzogen worden, die einſt Ihren Vater dem meinen gegenüberſtellten, und welche, bei näherer Berührung, unſere Familien von Neuem zerſplittern könnten. Fragen Sie ſich ſelbſt, ob ich darin irre, oder ob es möglich iſt, Sie Dem zu gewinnen, was mir das Wahre iſt?“

„Warum nicht? — Wenn ich widerlegt werden könnte, wenn ich in meinen Grundſätzen unrecht hätte!“ —

„Welche Partei in der Welt iſt denn zu widerlegen, Magda? Wer glaubt wohl, er habe unrecht, in Dem unrecht, worin er aufwuchs?" —

„Aber es kann nur eine Vernunft und eine Wahrheit geben, und ich ſehe nicht ein, warum freie Geiſter und redliche Herzen nicht im Ideenkampfe das Aechte finden ſollen? — Laſſen Sie uns ein wenig weiter gehen, über den Steg und um den Hügel herum, den Sie vermuthlich gekommen ſind." —

Sie ſchritten über den Bach zurück, um den Fuß des Abhangs, welchen Benoni vorhin herabgeſtiegen. —

Hier, unbemerkt von den Bewohnern der Waldhütte, oder Denen, welche den Thalweg links herüberkommen mochten, ſchritten ſie auf und nieder.

„Wohl können freie Geiſter und redliche Herzen ſich vereinen, aber nur dann, glauben Sie, nur dann, wenn Beide fühlen, ihr Denkkreis ſei nicht die Welt, ihre Geſinnungen ſeien einſeitig! Wenn ſie einen Mangel in ſich empfinden und die Sehnſucht, ihm abzuhelfen! Dann, Magda, eint ſich leicht eine Seele der andern, und aneinander gegenſeitig bauen ſie am ewigen Dom der Erkenntniß."

Da erhob Magda ihr ſchönes, ſtrahlendes Auge und ſah Benoni mit ſchwermüthigem Entzücken an.

„Und einen ſolchen Mangel tief im Herzen wie im Geiſte empfinde ich! — Ihre Lage, glauben Sie mir, iſt mir klar, ach, ich begreife, daß ein Sohn den Vater ſo unendlich lieben kann, daß er genug Kraft hat, Dem zu entſagen, was er ſonſt nimmermehr gemieden hätte. Mein Bruder durfte Ihnen das als Schwäche auslegen, ich thue es nicht, denn ich bin ein Weib. Unter anderen Umſtänden wäre es ſicher unerklärlich, weshalb wir einen Verkehr nicht abbrechen können, der uns ſo gleichgültig wie jede andere flüchtige Bekanntſchaft laſſen muß. Unſere Familien ſind aber durch eigenthümliche Bande verknüpft, durch die des geſchehenen Unrechts und des Haſſes. Auch das ſind Bande, Benoni, denn nur Die, welche wir weder haſſen noch lieben, ſind uns gleichgültig. Das aber ſind wir uns Beide — nicht, und Sie können ſich eben ſo wenig des Andenkens an uns ganz entäußern, wie ich einen edlen, liebevollen Sohn, einen Mann von Begabung nicht ohne Schmerz unter dem Zwieſpalt zweier Familien leiden ſehe, deren einer ich angehöre. Soll dies das letzte Mal ſein, daß wir uns begegnen? Giebt's kein neutrales Gebiet, wo wir, frei von aller Rückſicht unſerer eigenthümlichen Lage, uns geiſtig auszutauſchen, eine Harmonie des Denkens und Fühlens erreichen können, die über dem leidigen Argwohn unſerer Umgebungen ſteht? Verſtehen Sie mich nicht falſch. — Ich bin eine Tochter der Zeit, ein Stück männlichen Blutes und Geiſtes ſprüht in mir und treibt mich, ſeeliſch mich zu erweitern, und gerade weil ich mir meiner weiblichen Würde bewußt bin, kann ich eine geiſtige Freundſchaft eingehen, die jeder Andern gewagt erſchiene. Einer ſolchen Freundſchaft aber bedarf ich, Benoni, weil ich die einſeitige Richtung im Geiſte wie im Gemüthe meiner Umgebung fühle, unter ihr leide, weil, — ach, weil Alt-Hayde ſo ſchön nicht iſt, als wie es Ihnen ſchien!"

Eine düſtere Melancholie ſenkte ſich auf Magda und beugte ihren holden Nacken. Wie ſchön, wie rührend war ſie! Wer mochte ihr widerſtehen? —

Benoni vergaß ſein eigen Weh über dem Mitgefühl mit dem unbekannten Kummer des Weſens, das er unſäglich liebte.

„Magda," ſagte er bewegt, „ich werde Sie wiederſehen! Laſſen Sie uns recht feſte, innige Freundſchaft ſchließen, die Kämpfe unſrer Seelen gemeinſam beſtehen und Vertrauen gegen Vertrauen tauſchen. Um Eins nur bitte ich. Fordern Sie nicht, daß ich Ihnen nach Alt-Hayde folge. Hier auf der Grenze, dort oben auf dem Waldhügel wollen wir uns finden, rein, offen, unterm Auge Gottes und der Natur uns Antwort geben! Wollen Sie das?" —

„Das will ich, Benoni, denn ich achte Sie hoch genug, um ſicher zu ſein, Sie werden meine Freundſchaft nicht mißbrauchen, wie — wie mein Bruder ſein natürlich Recht zu mißbrauchen pflegt."

„Wann darf ich Sie auf der Höhe erwarten?"

„Am vierten Tage von heute, dieſelbe Stunde. — O gehen Sie, gehen Sie raſch, mir iſt, als höre ich Stimmen von fern!"

„Leben Sie wohl, Magda!"

Er eilte fort in's Gebüſch, klomm halb den Hügel empor, dann wandte er ſich und ſchwang das Taſchentuch.

Magda winkte haſtig mit der Hand, neigte grüßend das Haupt, dann eilte ſie um den Hügel, und ihr roſiges Gewand verſchwand unter dem Grün der Bäume.

Benoni erſtieg, immer Gebüſch, das ihn verdeckte, ſuchend, vollends die Anhöhe. Da oben, als er im Unterholz des Waldes ſtand und jenſeits nach der Waldhütte blickte, ſah er die fröhliche Geſellſchaft der Badegäſte, unter ihnen Franz den Weg herab aus einer Schlucht kommen und nach der Waldmühle eilen, Magda kam über den Steg und ſchritt ihnen langſam entgegen.

Benoni eilte in's Dickicht, um aus dem Bereiche unberufener Blicke zu kommen.

Ein rüſtiger, kaum einſtündiger Marſch brachte ihn auf den Bieberhof und zum Vater zurück, dem er mit ruhiger Zuverſicht entgegentrat.

Daß Benoni dies konnte, lag in dem Bewußtſein ſeiner Liebe zu Magda, die nach dieſem Wiederſehen nur unauslöſchlicher und heißer geworden war. Magda hatte ihm angedeutet, daß in Alt-Hayde es keineswegs ſo ſchön ſei, wie es ihm erſchienen war, daß eine Differenz in der Turner'ſchen Familie beſtehe, namentlich von Franz eine Superiorität ausgeübt werde, die Magda empfindlich berühre. Er erinnerte ſich zugleich ihres Ausſpruches bei ſeinem erſten Beſuche: „Er regiert uns Alle", erinnerte ſich der unwillkürlich gewalthaberiſchen Einwirkung dieſes Mannes auf ſich ſelber und fühlte, daß Magda ſich nur inſtinctiv vielleicht zu ſeiner Freundſchaft flüchte, um ſich vor der zwingenden Einſeitigkeit der Tendenzen ihrer eigenen Familie zu ſchützen, welcher gegenüber ſie ſich des Zweifels nicht erwehren konnte.

Magda, das Weib ſeiner Liebe, vor dieſen ſie ſelbſt quälenden Einflüſſen zu ſchützen, ihr Herz Dem, was er für recht und wahr hielt und zugleich ſeiner Liebe zu gewinnen, ſie frei zu machen und zu erobern, war der glühende Gedanke ſeiner Seele, war ein ſo heilig ſüßes Beginnen, daß er glaubte, es einſt vor dem verletzten Willen des Vaters verantworten zu können, wenn das Ziel erreicht ſei.

Dies Beginnen hatte ihm auch auf einmal die männliche, kampfbereite Sicherheit und Energie gegeben, welche im Bewußtſein des Wahren allen Hemmniſſen Trotz zu bieten im Stande iſt, und ihm einen Heroismus aufdrückte, der ihn im Leben nie mehr verlaſſen ſollte.

So gerüſtet, begab er ſich am bezeichneten Tage zu dem Rendezvous, um eine zwiefache Eroberung zu beginnen, die der Liebe und die der Wahrheit! — — —

Alt-Hayde war nicht ſo ſchön, als es Benoni vorgekommen!

Während ihn und den Vater eine Einheit der Geſinnung, eine Liebe, ein gegenſeitiges Umfangen, Ergänzen und Anlehnen, Natur wie Religion verbanden, war die Familie Turner von eben den ſcharfen Doctrinen zerriſſen, in ewigem Disput und Zweifel befangen, welche einſt Max Turner ſelbſt bewegt, ihn zu Unrecht und Unglück geführt und endlich iſolirt hatten. —

Das fünfjährige Gefängniß hatte Max Turner vorſichtig und ſtill gemacht, war aber nicht geeignet, ihn von jenen einſeitigen politiſchen Utopien zu heilen, machte ihn vielmehr verbiſſener gegen die Staatsgewalt, nur erbitterter gegen eine bürgerliche Geſellſchaft, welche ihn, als er frei wurde, als gefährlichen Menſchen mied, ihm ſeinen ferneren Berufsweg erſchwerte, ja, nur den Winkel von Alt-Hayde zu freier Thätigkeit geſtattete!

Die gemachte trübe Erfahrung ließ ihn wohl ſeine Gedanken vor der Außenwelt verſchließen, deſto bitterer machten ſie ſich aber Luft gegen das eine Weſen, was ihm im Schmerze treu geblieben war, gegen ſein Weib.

Emma's ganze Bildung war nicht der Art, die Grundſätze des Mannes mildern zu können, hatte ſie doch ſelber arg genug unter der Gefangenſchaft Maxens gelitten und begriff nicht, daß der Staat in ſeinem Rechte war, ja nicht einmal, was Max eigentlich verſchuldet haben ſollte. Dazu war ſie ein einfach gutes, mit gewöhnlicher Lebensſchlauheit und großer Aeußerlichkeit begabtes Weſen, das ſich in alle Formen mit natürlichem Witz und Geſchick zu finden verſtand.

Von dieſen Eltern umgeben, während anfänglich der Vater im Gefängniß, die Mutter in eben ſo drückender Lage wie platt-ordinärer Umgebung war, wurden Franz und Magda in's Leben eingeführt. Welche Jugendeindrücke konnten ſie haben? In die jungen Gemüther ward Verbitterung, Zweifel und ein Oppoſitionsgeiſt gepflanzt, der bei ihnen eben ſo ſehr der leiſeſten Begründung, wie eines ſelbſt nur ungefähren Verſtändniſſes ermangelte.

Daß die deutſchen Regierungen ehrlos die Nation betrogen, daß Vetter Michel eine Schlafmütze, ein geſinnungsloſes Subject ſei, daß Tyrannei und Geiſtesverdummung herrſche und endlich ein unbeſtimmtes Phantom von Freiheit, welches bald die Phyſiognomie der engliſchen Verfaſſung, bald die prunkvolle Allonge des Barbaroſſathums annahm, das waren im Weſentlichen die Sentenzen, welche in Franz und Magda, mit dem erſten Unterricht vereint, Boden gewannen.

Zum Glück waren Max Turner und Emma an ſich grundrechtliche, gute Menſchen, religiös und, kleine, längſt abgeſtreifte Jugendleichtfertigkeiten abgerechnet, von Sittlichkeit und Ehrgefühl erfüllt. Dazu kam die wahrhaft tiefe Reue über das Trautmann zugefügte Unrecht und die daraus entſtandenen traurigen Folgen. Die Großmuth des Feindes erdrückte Max, und wie er im Freunde, dem verſchollenen Poſa, den Judas, im Feinde den edlen Menſchen erkennen mußte, bemächtigte ſich ſeiner die tiefe Sehnſucht, den Gegner verſöhnen, ſich ihm nähern, ihm Liebe erzeigen und dadurch einen Theil ſeines Schuldgefühls mildern zu können, ein Gefühl, das von ſeiner Frau getheilt wurde.

Ihm beſonders war der Ankauf von Alt-Hayde, ihm die damalige Begegnung mit Trautmann in der Kirche, dann am Kehrwieder zuzuſchreiben.

Daß Letzterer ihn abwies, empfand er qualvoll genug, doch konnte er ihm, dem er ſo Uebles zugefügt, darum nicht grollen, hatten es doch alle Uebrigen, denen er wahrlich nichts abzubitten hatte, kaum beſſer gemacht. — Er hoffte von der Zeit eine Ausgleichung, die damals ſcheiterte. — — — —

Der Stempel der ausgeſprochenſten Selbſtſucht, mit ungeheuer ſcharfem Verſtande gepaart, wenig Gemüth und ein Temperament, das oft melancholiſch, meiſt aber choleriſch ſich darſtellte, war Franz Turner von Hauſe aus aufgedrückt. In den Leidenſchaften ſeinem Vater, namentlich von ehemals, ſehr ähnlich, hatte er weder deſſen glühendes, von Gemeinſinn geſchwelltes Herz, noch die Aufrichtigkeit und das ſimple Gemüth der Mutter. Bei ſeinen brennenden Begierden beſaß er doch große Falſchheit, entwickelte bald eine ſolche Herrſchaft des Verſtandes über ſeine Gefühle, barg einen ſo verſchleierten, dämoniſchen Geiſt in ſich, daß man oft zweifeln mußte, er ſei der Sohn dieſer Eltern. Zu dieſen Anlagen kam, daß die erſten Eindrücke ſeiner Jugend nicht geeignet waren, ſein Gemüth wohlthätig zu entwickeln. Nur durch Liebe bildet das Herz ſich aus, und Liebe kann nimmer im Kinde geweckt werden, wo ſelber Mutterliebe fehlt. Madame Turner hatte von Anfang an Abneigung gegen Franz. Wie auf ihn nun die Verbiſſenheit des Vaters, die ätzenden oppoſitionellen Doctrinen wirken mußten, iſt unſchwer zu folgern.

Magda beſaß von Hauſe aus eine entgegengeſetzte Geiſtesrichtung. Schon als Weib wohnte ihr der Trieb, ſich anzuſchmiegen, unterzuordnen inne, und ihr Gemüth wurde durch die grenzenloſe Liebe der Mutter, durch das Mitgefühl für den herben Kummer ihres Vaters geweckt, zugleich aber ein dithyrambiſcher Trieb für die Idee der Freiheit, der Freiheit für Alle, ohne beſondere eigenſüchtige Beziehungen. Während der Vater grollte, der Bruder mit ſkeptiſcher Schärfe die Dinge zerlegte, die Wunden der Zeit analyſirte, um ſie mit beißenden Sarkasmen zu illuſtriren, baute Magda ſanguiniſch den Traum einer goldenen Zeit, einer vollendeten menſchlichen Geſellſchaft in ſich auf, und ihr Herz wie ihr Verſtand ſehnte ſich gleich ſehr nach Entwickelung und Ausdehnung. Paſſivität oder träge Selbſtentäußerung waren ihrem Naturell gleich ſehr entfernt, aber ihr glühendes Mädchenherz fühlte ſich ſtark genug, für das Größere, die Menſchheit, die Freiheit ihr eigenes Selbſt heroiſch einzuſetzen. Sie hatte von der Bedeutung des Weibes eben ſo reine wie ſtolze Begriffe, und wenn ſie in ihm die Mutter und Erzieherin künftiger Geſchlechter ſah, erachtete ſie es auch als Nothwendigkeit deſſelben, an dem Entwickelungsgange, den Leiden und Kämpfen der Zeit Theil zu nehmen. Ihr ſtarker, kühner Geiſt, gleich ſchön mit Talenten des Kopfes wie des Herzens ausgerüſtet, ſtrebte nach Wahrheit, nach dem großen Reſultat des Lebens, um es zu üben, zu lehren, fortzupflanzen! Es war ihr Stolz, ihre Freude, ſich zu einem möglichſt vollkommenen Individuum ihrer Gattung zu machen, und ſie wußte ſich mit raſtloſem Fleiß ebenſo alle häuslichen Fertigkeiten, eine ſolide Praktik des Lebens anzueignen, wie ſie ſich wiſſenſchaftlich auszubreiten ſuchte und auf die Schönheit ihres Körpers Sorgfalt verwendete, und zwar nicht um ſich zu einem Phänomen zu machen, ſondern weil ſie das für Pflicht jedes Weibes hielt.

Magda hatte einen natürlichen Adel und Heroismus, und weil ſie das, was ſie wollte, durchzuſetzen Energie und Talent genug beſaß, wurde ſie in ihrer Weiſe allerdings ein Phänomen, ein blendendes Geſchöpf, geeignet wie Wenige, die höchſte Erdenlieblichkeit, das Symbol der Schönheit im Weibe darzuſtellen!

Sie wurde ſo der Abgott ihrer Mutter, des Vaters Freude und die innige Freundin ihres Bruders.

Franz, der ſonſt nichts zu lieben ſchien, liebte die Schweſter, liebte ſie mit finſterer, lohender Eiferſucht, mit einem dämoniſchen Zwange. Selbſt die heiligſte, reinſte

Regung, deren er fähig war, that ſich durch Herrſchſucht, durch ausſchließliche Beſitznahme des Gegenſtandes kund, den er liebte. Magda, ohnedies in den Ideen des Vaters erzogen, von der geiſtigen Schärfe des Bruders gefeſſelt, liebte ihn gleichfalls herzlich, aber mehr noch als ihn die Mutter, ja, ſie fühlte ſich durch den Zwang, welchen ihr des Bruders Selbſtſucht auferlegte, ſogar oft von ihm abgeſtoßen, kalt berührt von dem Sarkasmus, mit welchem er oft ihre heiligſten Gefühle zerſchnitt. Ja, oft wandelte ſie ihm gegenüber ein Etwas an, das ſehr der Furcht oder Ahnung glich.

Dies aber und das Uebergewicht ſeines Verſtandes imponirte ihr zugleich wieder, und wenn er ihr auch oft mißfiel, hatte ſie doch eben ſo oft Urſache anzuerkennen, daß er in ſeiner Beweisführung unwiderleglich ſei.

Franz verſtand es andererſeits, ſobald er fürchten mußte, in ihren Augen an Werth, oder gar ſeine Herrſchaft über ſie zu verlieren, ſich vor ihr zu beugen; er, der das ſonſt keinem Andern gegenüber that!

Dies ſchon an ſich eigenthümliche gegenſeitige Verhältniß wäre trotzdem in dieſen leidlichen Grenzen, jenem Zuſtande zwiſchen Beherrſchen und Nachgeben geblieben, wäre es möglich geweſen, die Charakterentwickelung dieſer Menſchen, die Zeitumſtände, die Lage der Familie unverändert zu erhalten.

Das geſchah, wie begreiflich, nicht.

So lange Dr. Max Turner noch die friſchen Eindrücke der allgemeinen Mißachtung, ſeines Gefängniſſes, das ihn körperlich leidend gemacht, empfand, ſo lange er in Alt-Hayde nutzlos ſein Geld in Bauten ſteckte und dennoch eine Hebung des Bades nicht erreichen konnte, machte ſich ſeine Bitterkeit, ſein Haß des politiſchen und öffentlichen Lebens, ſein Grollen mit den Zuſtänden in Expectorationen vor ſeinen Umgebungen Luft.

Als ihm aber das Ungefähr einige glückliche Kuren in die Hände ſpielte, ſein und des Bades Name genannt ward, und der Zufluß der Gäſte aus allen, ſelbſt ariſtokratiſchen Kreiſen ſich vermehrte, wurde er verſöhnlicher, ward durch die Praxis beſchäftigter, durch den relativen Nutzen zahmer, ruhiger, heiterer. — Er ließ nach und nach die geſinnungsvollen Fanfaronnaden, Madame Turner zumal, die ſich leicht in die Rolle der Weltdame gefunden, fand es höchſt unangemeſſen, Dinge aus der Vergangenheit blicken zu laſſen, die nunmehr der Familie nur ſchaden konnten.

Magda billigte die Sinnesmodifikation ihres Vaters in gewiſſem Sinne nicht, obwohl ſie einſah, daß er ſo handeln mußte, wollte er nicht die Arbeit vieler Jahre, das Erbe ſeiner Kinder in Frage ſtellen. Sie liebte überdies ihren Vater, namentlich die Mutter zu ſehr, um durch unüberlegte Aeußerungen denſelben irgend Unbequemlichkeiten zu bereiten, und ſo rüſtig ſie im Bau ihrer eigenen Anſchauungen vorſchritt, wußte ſie doch vor unberufenen Ohren und entgegengeſetzten Meinungen Anderer zu ſchweigen; auch war ſie nicht eitel genug, vor irgend einem Gecken und Fadin ihr Licht leuchten zu laſſen.

Die Rückſicht, welche ſie nahm, kannte indeß Franz nicht, und je ſolider Turner der Vater in ſeinen Anſichten wurde, je ſchärfer, ironiſcher ward Franz, und eine Kluft, ein bitteres Ja und Nein bereitete ſich in der Familie, das mit der Zeit immer unerträglicher zu werden begann.

Dr. Turner ſah, wo es zu ſpät war, die gräulichen Conſequenzen ſeiner früheren Irrthümer im Sohne, welcher zu Reſultaten kam, die dem Vater ſelbſt in ſeiner tollſten Zeit nicht in den Sinn gekommen waren.

Vater und Sohn, wie Mutter und Sohn wurden einander gram.

Turner's Furcht, Franz, der ohnedies als Räſonnirer nicht ſonderlich unter den Badebeſuchern beliebt war, möge ihm bei irgend einer Gelegenheit einen nicht gut zu machenden Streich ſpielen, wurde nur dadurch beſeitigt, daß die Mutter dem Sohne ſtreng erklärte, daß, wenn er ſeine Weisheit nicht für ſich behalte, der Familie etwa öffentliche Ungelegenheiten mache oder den Vater gefliſſentlich kränke, man ihn beliebig auf eine auswärtige Univerſität ſchicken, ſeinen Wechſel beſchränken und ihm das elterliche Haus fortan verſchließen werde. Das waren Argumente, die zu einleuchtend ſchienen, um nicht Beachtung zu finden, natürlich aber nicht geeignet waren, die gegenſeitige Liebe zu vergrößern.

Magda, deren reine weibliche Seele durch dieſe Verhältniſſe je länger je ſchmerzlicher berührt wurde, der im Herzen die Eltern, im geiſtigen Verkehr aber Franz unbedingt höher ſtand, war gewiſſermaßen in die ſtreitenden Parteien eingezwängt, und es bedurfte eben ihres liebenswürdigen Weſens, ihrer Feſtigkeit, um nicht in dieſem ſchlimmen Kampfe unterzugehen.

Gerade die Art dieſes unſeligen Familienbandes war's, was ſie ſtärker machte, ihren Charakter entwickelte, ihr eine beſondere, unabhängige Individualität gab. Sie war der Engel der Verſöhnung im Hauſe, ging herüber und hinüber, zürnend, zuredend, durch Liebenswürdigkeit beſänftigend, ohne ſich ſelbſt gefangen zu geben.

Das Schickſal bildete dieſes Mädchen zur Diplomatin aus, zur Diplomatin, um des Schönen, Hohen willen, das ihr ſelber nur ahnungsweiſe im Buſen ruhte. Bei dem holden Grundweſen ihres Geiſtes ſah ſie ferner ahnungsweiſe ein, daß mit den logiſchen Gedankenfolgerungen, mit der ſcharfen Sonde des Bruders für den Aufbau der Wahrheit, für Das, was ſie als die Zukunft des Geſchlechts ſich dachte, nichts gethan ſei, daß der Verſtand wohl Mittel zum Richtigen ſei, aber darum an ſich noch nicht glücklich mache. Sie erkannte die Einſeitigkeit Franzens und der ganzen Richtung ihrer Familie, fühlte einen Mangel, eine Lücke, ein unbefriedigtes Begehren und Sehnen.

Das war's, verbunden mit dem Unfrieden Derer, die das Geſchick um ſie geeint, was ihr ein grenzenloſes Weh, eine überwältigende Traurigkeit gab, die um ſo tiefer war, je geſchickter ſie dieſelbe aus Stolz, Würde wie Klugheit unter der lächelnden Geſellſchaftsmaske des Tages zu verdecken wußte.

Ihr Auge ſchweifte nach allen Seiten, um den Punkt, den Anker, den Ausgang zu finden, der die Räthſel ihrer

Bruſt löſe, ihr ein poſitiv glaub- und wißbares Ideal und den Frieden, die Verſöhnung gäbe, die Verſöhnung, welche ja die Krone aller Freiheit, alles Lebens iſt.

Da fiel ihr Auge auf Benoni, auf den ſtillen, faſt ſchüchtern ſcheinenden Mann, der aber ein Lohen der Begeiſterung, eine glänzende Schärfe des Gedankens hatte, überdies ein Gegner ihrer Geſinnung, der Sohn des Mannes war, der mit der Reue und Sehnſucht ihres Vaters ſo eng zuſammenhing.

Sollte die Wahrheit im Gegentheil ruhen?! —

Die Urſachen, um derentwillen Franz Benoni durch allerlei Mittel nach Alt-Hayde gebracht und ihn an ſich und die Familie zu feſſeln ſuchte, waren ſehr verſchiedener Art, obwohl ſie alle auf den einen Zweck hinliefen, ſich damit ſelbſt zu dienen.

In der Bereitwilligkeit Benoni's, ſeinen Säckel Franz zu offeriren, um die Reiſe nach Alt-Hayde machen zu können, ſah Letzterer das offene Gemüth eines wirklich guten Kerls, ach, und wozu iſt nicht ſo einer zu gebrauchen, wenn man ihn recht tractiren kann. Als Franz mit Erſtaunen bemerkte, wer Benoni ſei, faßte er ſofort den Plan, ihn nach Alt-Hayde zu locken, um ſich in der Gunſt der Eltern wieder zu erheben, wenn er die Verſöhnung zu Stande bringe, an deren Dauer er natürlich ſelbſt nicht glaubte, oder andernfalls Benoni mit ſeinem eigenen Vater zu entzweien, um den Beweis zu liefern, daß das in anderen Familien auch möglich ſei. Endlich aber wünſchte er an Benoni und deſſen Geſinnungen einen Wetzſtein ſeines Geiſtes zu finden und durch Verkleinerung deſſelben negativ an Größe und betreffs Magda an Uebergewicht zu gewinnen, denn er ſah wohl, daß ſie ſich von ihm immer mehr entfernte, ein Gedanke, der ihn zu einer ihm ſelbſt unerklärbaren, dämoniſchen Wuth brachte.

Zu ſeinem Befremden bemerkte Franz durch Benoni's Unterhaltung im Wagen, namentlich aber an dem kurzen Disput bei Tiſch zu Alt-Hayde, daß der ſtille, gute Kerl keineswegs der Gimpel war, für den er ihn gehalten, derſelbe ihn ferner in poſitivem Wiſſen überragte, und der Beifall, welcher Benoni von ſeinen Eltern gezollt wurde, das ſpöttiſche Gelächter Magda's bei des Bruders erſter Niederlage, das überaus herzliche Entgegenkommen, welches die Familie dem Gaſt bewies, erfüllten Franz mit Haß gegen Benoni und brachten ihn zu der Ueberzeugung, er habe ſich da ein Kuckuksei in die Wirthſchaft gelegt.

Es war ihm mithin ganz gefunden, daß aus dem beſprochenen Rendezvous nichts wurde und Benoni's Wegbleiben auf den ungeſchwächten Haß des alten Trautmann ſchließen ließ. Letzterer Umſtand und die Schwäche, welche der junge Mann an den Tag zu legen ſchien, wußte Franz für ſeinen Spott gebührend auszubeuten, doch ward er leider zu ſpät belehrt, daß gerade dieſes Unterordnen unter den väterlichen Willen jenen ſehr in den Augen der Familie hob.

Das Wiederſehen Benoni's und Magda's führte demnach zu einer Freundſchaft, welche Erſterer allerdings aus Liebesſehnſucht, das Mädchen aber aus dem heißen Verlangen ſchloß, von einem Weh des Geiſtes und des Herzens zu geneſen, das ſie immer mehr zu unterjochen drohte.

Vier Tage nach ihrem erſten Wiederſehen kamen Beide, unfern der Waldmühle, auf dem diesſeitigen Hügelabhange zuſammen, um, geſchützt von kühlendem Waldesſchatten, ihre Ideen gegenſeitig auszutauſchen.

Sie begannen damit, daß Benoni ihr über die Schickſale ſeines Vaters, ſeinen innigen Zuſammenhang mit ihm Mittheilung machte.

Magda, ergriffen von der Gemüthswärme und Innigkeit, hier endlich einmal von einem Frieden ſüß berührt, der ihrer Familie ſo gänzlich abging, gab Benoni über den tiefen Riß in derſelben, über ihren eigenen Schmerz ſo aufrichtig und treuherzig Aufſchluß, wie es der Freund dem Freunde, wie ein der Selbſtverſöhnung bedürftiges Herz nur kann. —

Welch' furchtbare Wirkung übte es nicht auf den Liebenden, all' ſeine Ahnungen, jene ſonſt ſo ſchroff erſchienenen

Annahmen ſeines Vaters über die Familie Turner im außergewöhnlichen Grade bewahrheitet zu ſehen.

In den Zuſammenkünften, welche ſie nun öfter wiederholten, zu denen Benoni mit immer glühenderer Sehnſucht, Magda mit immer größerem Intereſſe, erhöhterem Gefühl der Sicherheit und Traulichkeit ging, verſuchten Beide ihre verſchiedenen Denkarten zu vermitteln, zu einen, ſich gegenſeitig von der Richtigkeit der ihnen ſo lieb gewordenen Wahrheiten zu überführen. — Es mißlang!

Wenn zum Beiſpiel die Nothwendigkeit, daß die Leitung eines Volkes nur in einer Hand, nicht in den Händen Aller liegen müſſe, und Unterordnung und Ungleichheit ein Naturgeſetz ſei, ihr von Benoni mit aller Inbrunſt ſeines Herzens, allen leuchtenden Farben ſeiner Phantaſie dargelegt wurde, ſchüttelte ſie, matt lächelnd, das Haupt, forderte kalte, logiſche Beweisführung für den Verſtand. Benoni hingegen griff mit allen Waffen verſtandesſcharfer Dialektik das Ideal der Freiheit, des Unabhängigkeitstraums der Menſchheit an, wo ihr ganzes Herz in flammendem Entzücken auf ihre Lippen trat.

So oft ſie ſich mit dem brennenden Wunſche vereinten, einander gegenſeitig zu ergänzen, ſo ſehr ſie zur Nachgiebigkeit und Verſtändigung geneigt waren, kamen ſie doch ſtets auf einen unwiderlegbaren Punkt, der ſtreitig ſtehen blieb, und gingen jedesmal mit erhöhterem Bedauern, ſich nicht einander gewonnen zu haben, mit größerer Achtung, innigerer Sehnſucht von einander, das nächſte Mal endlich Kraft zur ſiegenden Ueberzeugung zu haben. —

Magda hatte von dieſen Discurſionen ohnfehlbar die meiſte Befriedigung. Benoni's Art, die Dinge zu verhandeln, war ſo edel, der Zweck, um den er es that, ſchien ihr ſo ſelbſtſuchtslos, er entfaltete, was ihr bis hierher ſo ſehr gefehlt, neben leuchtendem Verſtande ſo viel Seele, ſo hohe Inbrunſt und ſittliche Gluth, ſolch' rührende Theilnahme gerade für die eigenſte Art ihres Weſens, daß er ihr immer lieber, ſein Umgang ihr immer unentbehrlicher wurde. Sie hätte nur gewünſcht, ihn völlig zu beſiegen, oder von ihm ganz überzeugt zu ſein.

Dieſes für ſie wirklich höchſte Glück ſchien ihr um ſo mehr verſagt zu ſein, je menſchlich näher Beide ſich traten. Immerhin hatte es aber für ſie den bedeutenden Nutzen, ihr größere Gemüthsheiterkeit zu geben, ſie über viele Dinge weniger ſcharf abſprechen zu laſſen, alſo den väterlichen Ideen ſich mehr zu nähern. Dadurch entfernte ſie ſich aber nun, in noch viel ſtärkerem Grade als bisher, von Franz. Seine Doctrinen wie ſein Charakter ſanken im Vergleich zu Benoni bei ihr unendlich, und entfremdeten ſie dem Bruder, der mit ſtarrem Staunen, mit bitterſter Wuth vom Letzten, Liebſten ſich gemieden ſah, was ihn umgab.

Benoni war am meiſten zu beklagen, weil er am ſtärkſten — weil er doppelt litt. Ihn trieb die Leidenſchaft der Liebe zu dieſem Mädchen, Liebe war's, die ihn beredt machte, ihm Muth und Ausdauer gab bei einem Kampfe, der allem Anſcheine nach fruchtlos war.

Er hätte es ſich zum Verbrechen angerechnet, Magda's Lage, ihr Bedürfniß ſich anzuſchließen, auszubeuten, ihr ſeine innere Meinung zu verrathen, eigenſüchtig nach einem Beſitz zu greifen, wo die Gelegenheit ſich gar ſo arglos bot.

Das eigentliche Gefühl ſeines Innern zu zähmen, bei aller Gluth der Rede ſich mäßigen, Blick und Geberde zügeln zu müſſen, war aber eine unerhörte Qual. Nicht weniger tief, ach, ernſter noch und verzweiflungsvoller war der Schmerz, ſich Magda nicht geiſtig gewinnen zu können, ſehen zu müſſen, wie dieſes edle, reine Mädchen voll hoher, feuriger Gefühle nicht aus einem Gedankenkreiſe geriſſen werden konnte, der ihm, je näher er ihn zu betrachten Gelegenheit hatte, deſto unheilvoller für ihre ganze Zukunft, um ſo hoffnungsloſer für ſein Lieben ward.

Er kam zu keinem Reſultat! Es war einmal ein Hüben und Drüben, das alle menſchliche Annäherung, aller redliche Wille, alle Innigkeit der Freundſchaft nicht zu verſchmelzen vermochte! —

„Nun denn, vielleicht kann's die Liebe! Die Liebe!“ tönte es in ihm wieder.

„Du willſt ihr Alles ſagen und geſtehen, willſt ihrem Herzen zu löſen überlaſſen, was im Verſtande ungelöſt noch iſt! Entweder beugt ſie ſich, iſt Dein, — Dein! — oder ſie wendet ſich von Dir — für immer!“ — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Es war ein glühender, ganz von Licht, Gluth und vollſaftigem Grün geſegneter Tag. Der zweite Blättertrieb der Pflanzen war da, buſchiger, ſaftiger prangte das Laub, gelblich reifte ſchon die Saat, die ganze Natur ging an's Gebären, an's Früchtetragen.

Benoni that den letzten Schritt, den letzten — Gang zu ihr vielleicht!

War das Geheimniß ſeiner Neigung den Lippen entſchlüpft, — unendlich glücklich oder verdammt war er für's ganze Leben!

O ſchweige, ſelige Nachtigall, im dämmernden, kühlen Wald! Du deckſt mit den Flügeln das lauſchige Neſt, und leiſe flattert herüber zu dir des Geliebten Sang, halb der Brut, halb der Gattin geſungen.

Ein Wanderer, ein träumender Pilger iſt der Menſch auf den Stationen des Lebens, hat nur zwei ſüße Ruhepunkte, das Brautbett und den Sarg. Das Uebrige iſt Sorge, Hoffnung, Arbeit, und nur ein verſtohlener Schlummer, ein flüchtig Athemholen liegt dazwiſchen, damit man nicht unterwegs zerbreche!

Er tritt aus dem Holz, an den Abhang und ſieht nach der Waldmühle nieder. Noch kommt ſie nicht. — Doch da! Hinten auf dem Wege ſchimmert's weiß! Sie iſt's, Magda kommt! Ach, ſie trägt das Gewand, in dem er ſie das erſte Mal geſehen!

Mit feuchtem Blick ſaugt er dies Wunderbild von Schönheit, Geiſt und Anmuth ein, will ganz ſie in ſein Herz verſenken, denn ihm ahnt's, ſie werde — einſt fern von ihm, werde ſein eigen doch nur in der Erinnerung ſein. —

Sie ſieht empor. Er giebt ihr ein Zeichen. Sie winkt und beflügelt ihre Schritte. Nun iſt ſie über den Bach, — da um den Hügel herum.

Er eilt rechts hinunter, ihr beim Erſteigen des Abhangs beizuſtehen.

„Herzlich gegrüßt, Benoni,“ rief ſie lächelnd. „Ach, wie hab' ich mich auf heut' gefreut! Nun aber müſſen wir es beſtimmt unter uns abmachen. Einer muß heute ſich den Gründen des Andern ergeben, nicht wahr, Sie thun mir das zu Liebe?!“ —

„Was thäte ich Ihnen nicht zu Liebe, Magda, wenn es in meiner Kraft läge!“ —

„Mein Gott, dieſe Miene, Benoni, dieſe ſchmerzvolle Bewegung! Was haben Sie? — Iſt Ihr Vater krank, hat ſich irgend etwas Schlimmes für Sie ereignet?!“ —

„Ich will Ihnen Alles ſagen, liebe Magda. — Erlauben Sie mir Ihren Arm, wir wollen die Höhe hinauf nach dem Walde.“

Magda ſah ihn fragend und beſorgt an, dann gab ſie ihm raſch die Hand, und ſie ſtiegen empor.

Das bläuliche Helldunkel des ſtillen Waldes empfing ſie.

„O, ſagen Sie mir nun raſch, was es iſt!“ —

Benoni rang furchtbar mit ſeinen Gefühlen. Endlich begann er leiſe, zitternd, als wär's der Klagelaut eines Sterbenden.

„Magda, ich habe Ihnen eine Mittheilung zu machen, die Sie von mir vielleicht für immer abwendig machen kann, darum bin ich ſo bewegt. An Ihre Freundſchaft richte ich die Bitte, das, was ich Ihnen ſagen will, ſelbſt wenn es Sie verletzt, mit denſelben Gründen beurtheilen zu wollen, die mich beſtimmen, ein Schweigen zu brechen, welches ich mir unverbrüchlich auflegen wollte.“ —

Magda erröthete unwillkürlich. Eine eigene Zaghaftigkeit und Verſchämtheit, die ſie ſonſt nicht zu übermannen pflegte, machte ſie nur ſchöner. —

„Benoni, was nur zu Ihren Gunſten ſprechen kann, ſelbſt wenn Sie mir wehe thun, will ich mit aller Gewiſſenhaftigkeit der Freundſchaft zu Hülfe rufen.“ —

„Nun denn, ſo ſei's. Als wir uns hier wiederfanden, ſind wir ein Verhältniß der Freundſchaft eingegangen, rein und ſchön, wie wenige im Leben. Sie trieb dazu der Drang, ſich in Dem zu ergänzen, was Ihnen daheim gebrach. Unter dieſen ſtillen Bäumen haben Sie ſich unendlich wohlgefühlt, und ich —? Was ferner immerhin komme, dieſe Stunden werden unvergeßliche Blumen im Dornenkranze des Lebens ſein! — Aber wiſſen Sie, was mich an dieſe Stelle trieb? Was es möglich machte, daß wir uns wiederſahen? — Es mag eine Leidenſchaft ſein, Magda, die Ihnen weniger rein iſt, als die bisherige Freundſchaft, aber es iſt eine Leidenſchaft, die Hoheit genug beſaß, bis jetzt ſich ſelbſt zu zügeln, die Jahre lang vielleicht geſchwiegen hätte, doch jetzt — den Schleier zerreißt, wo ſie allein nur noch im Stande iſt, uns auszugleichen, ach, auch auf immer zu trennen. — Die Liebe, Magda, — die tiefe, unendliche Liebe, welche nur mit dem armen Leben verliſcht, nein, über's Leben hinaus noch fortwirkt, ſie trieb mich her in Ihre Nähe, ſie war's, die mir Begeiſterung und Beredſamkeit geliehen, ſie kann allein die Schranken brechen, welche noch unſre Geiſter, unſre Herzen trennen. — Ich liebe Dich, Magda! Gieb Dich mir zu eigen, und alle Räthſel hören auf! — Was ſoll der Streit dann, was das Ja und Nein? Wir ringen Beide zuſammen nach dem Wahren, und wie die Welt ſich auch entſcheiden, worin die Menſchheit ihr Glück begründen mag, wir haben es in uns! Liebe nur, Liebe eint Sklaverei und Freiheit!“ —

Er hatte ihre Hand gefaßt, ſie an die Lippen gepreßt und hielt ſie krampfhaft feſt.

„Benoni,“ flüſterte Magda und erſchauerte in ſich. „Was Sie bewegte, zu mir führte, ich hab's geahnt. — Und daß ich's nah' und näher kommen ſah, und dennoch blieb — und immer wieder kam — mag Ihnen ſagen, daß ich vielleicht Sie lieben kann, wie ein Weib dem Manne Liebe erweiſen ſoll.“ —

„Magda!“ rief Benoni ſtürmiſch.

„Benoni! — Zwei Weſen können ſich aber unendlich lieben, — zum Glück, zur Lebensharmonie, zum Frieden — reicht das nicht aus —!“

„Um Gottes willen! Nein, Magda, nein!“

„Ich habe recht! — Was unſre Geiſter trennt, was ſchon ſo ganz verſchieden in unſrer Entwickelung ſeit Anfang liegt, kann auch die Liebe nicht verwiſchen. Was Sie bisher mit aller Kraft der Neigung nicht in mir zu beſiegen vermochten, werden Sie es künftig? — Noch ſo innig verbunden, leben wir nicht in der *Welt*? Sehen wir nicht auch dann noch *dieſelben* Dinge, ein Jeder mit *anderen* Augen und Gefühlen an? — O Freund, mein Blick reicht weiter als der Ihre, darum weiter, weil ich, was *künftig uns bevorſtehen* muß, ſchon bei den *Meinen* in der *Gegenwart* erlebe! Iſt unſre Familie durch Meinungsverſchiedenheit in ſich in Zwieſpalt ſchon, wie gar, wenn *Mann und Frau ſich ſelbſt bekämpfen müſſen*, in den Schooß der Familie, das heilige Aſyl des Friedens, zu jener ſeligen Inſel, die ſchützen ſoll vor den Wogen der Welt, die Zwietracht getragen wird. — Ja, Zwietracht, betrügen Sie ſich nicht! Erſt im Keim und verſchleiert von den Roſen der erſten Wonne, aber ſtärker mit den Jahren, unſeliger in den Kindern, unabſehbar in ihren Folgen! — Ein Weib muß, wenn es glücklich ſein ſoll, vom *Mann beherrſcht*, — ſo Geiſt wie Leib beherrſcht ſein! — Können Sie *das* erringen, können Sie mir die endliche Verſöhnung, uns *einen* Glauben, *eine* Richtung des Geiſtes geben, dann — dann fühl' ich, werde ich Ihnen angehören.“ —

„Ich *werde* Sie erringen und beherrſchen, ich werde es! — O glauben Sie, Magda, Sie irren!“ —

„Benoni, nein! Bedenken Sie nur Eins. Ich liebe meine Eltern, Sie den Vater. Mag auch der Bruder handeln, wie er will, mein Herz kann ſich ſeiner doch nicht entäußern. Führen Sie einmal dieſe Alle zuſammen, und

Sie haben den lohenden Streit vor ſich! Laſſen Sie gar bewegtere Zeiten kommen, wo wir uns Beide in zwei Lager theilen! O, ich irre nicht!“ —

„Und können Sie ſich in dieſer Stunde der Liebe und Schmerzen denn nicht zu Dem bequemen, was ich für's Wahre halte? Sehen Sie doch die Natur an, dieſe Stufenleiter vom kleinſten Weſen bis zum größten, Eins dem Andern untergeordnet, Eins auf's Andere gebaut, zu einer Einheit ſich erheben, — Gott! — So iſt's bei den Menſchen auch. Die rohe Seele, der unentwickelte Geiſt überragt vom Wiſſen, vom Talent, der enge Sehkreis des Einen vom univerſellen Blick des Andern, Alles dem einen Ziel zuſtrebend, ſich zum Ganzen einend, der Nation! Die Einheit, Form und Kraft derſelben in eine Hand gelegt, die das Steuer lenkt, dem Alles ſich unterordnet und dient, weil es eben dem Ganzen dient. — Freiheit iſt nur im Herzen und Geiſte des Einzelnen. Vor Gott gilt Alles gleich, die Sonne wie der Kieſel, und ungleich ſind ſie doch im Werth, wie Zweck. So ungleich ſind wir Menſchen auch, und bleiben's, wenn auch das Ganze, das Geſchlecht ſich immer ſchöner, größer bildet!“ —

„Ich kann, kann das nicht glauben, Benoni! Soll ich Sie denn belügen? Zugegeben, daß es in der Natur ſo ſei, der Menſch iſt aber die Krone der Schöpfung, das Ebenbild der Gottheit, wie die Tradition behauptet und der Glaube. Sind wir der Gottheit nachgebildet, ſo ſind wir Alle von Anfang gleich, und nur das Unrecht, die Gewalt, die Lüge hat uns ungleich, hat Einen zum Herrn, den Andern zum Diener gemacht!“ —

„Dann aber, Magda, wenn wir als Gottesebenbilder gleich ſind, müßten wir auch gleich gut ſein, und wären wir's, wie wäre Unrecht, Lüge und Gewalt denkbar? Die Freiheit zur Entwickelung iſt dem Menſchen urſprünglich ganz gleich gegeben. Daß in uns zwar der Keim zum Gott ruht, aber die Vollendung dem eigenen freien Willen und Können überlaſſen ward und, ſo lange die Welt ſteht, ſtets ungleich benützt wurde, in Ewigkeit benützt werden wird, das macht uns unfrei, ungleich für immer! Nur wo die Liebe Alles überdeckt und regelt, wo ſie mit ſüßem Zwang die Menſchen zum Hohen beflügelt und im Schlechten hemmt, da, Magda, iſt zu allen Zeiten die wahre Freiheit! Sie zu erringen einſtmals, für Alle zu erringen, iſt die Hoffnung jedwedes ächten Herzens! Daß man ſie befördere, wo man Anderer Rechte nicht kränkt, iſt Sache jedes Guten! Das Uebrige, Magda, glauben Sie mir, iſt Schaum, der nur von fern wie Diamanten funkelt!!“

„Wenn mit dem Worte nur etwas gethan wäre, Benoni, wo doch kein Glaube iſt! O, ich bin todmüde durch die Gedankenhetze! — Erfahren muß ich's ſelbſt, an mir erfahren, um mich zu überzeugen, — das Wort iſt nichts!“ —

„Nun denn, Magda, ſo müſſen wir uns dem letzten Forum unterwerfen, den Prüfungen des Lebens ſelbſt. — Ich laſſe nicht von Ihnen! Auf Schritt und Tritt begleit' ich Sie, und bis zum letzten Hauch der Seele ringe ich, bis Sie ganz mein ſind! Haben Sie ſelber mir doch mein Schickſal fortan vorgezeichnet! — Geh' ich zu Grunde darüber, brech' ich im Irrthum zuſammen, oder ſieg' ich im letzten Beweis der Wahrheit, geſchieht's um Sie!!“ —

Dunkle Wolken hatten inzwiſchen die ganze Gegend umballt, der Donner zog auf den Fittigen des Windes einher, Kampf in der Natur, Kampf in den Herzen der Menſchen war die Loſung!

„Wir müſſen ſcheiden, ich will in der Mühle Schutz ſuchen,“ ſagte Magda matt und reichte ihm die Hand.

„Wann ſehen wir uns wieder?“

„Uebermorgen, Benoni!“ —

Sauſend pfiff der Wind durch den ächzenden Wald, kreiſchend bogen ſich die Tannen!

Raſch eilte Magda, von Benoni geleitet, die gangbaren Stellen des Abhangs hinunter, der Waldmühle zu, winkte noch einmal und verſchwand in der Hütte. —

Es war die höchſte Zeit, denn das Wetter brach wenige Minuten darauf mit all' der gigantiſchen, einſchüchternden Gewalt los, die es im Gebirge meiſt anzunehmen pflegt, wo jeder Gipfel, jede Höhe ſich in einen elektriſchen Pol verwandelt, die ſchweren Regenwolken zwiſchen den Zacken der Berge haſten und tief in die Thäler herunterhangen.

Benoni wandte ſich raſch, den Abhang erklimmend, um durch Regen und Wind nach Hauſe zu eilen, wo man leicht beſorgt um ihn werden konnte.

Halb in ſeine Gedanken vertieft, halb von einer gewiſſen pſychiſchen Beklommenheit erfüllt, die ihn zur Achtſamkeit gegen ſich ſelber aufforderte, erreichte er den oberen Rand des Abhanges.

Da —, das Blut wich ihm aus dem Antlitz, — ſtand Franz vor ihm!

Er trug noch den rechten Arm in der Schlinge, aber die Linke war geballt, ſein Antlitz fahl, von Wuth, Haß und dämoniſchem Hohn erfüllt!

Benoni ahnte, was kommen mußte. Ein äußerſter Entſchluß drang pfeilſchnell durch ſeine Seele.

„Ah, Beſter, das iſt eine ſeltſame Manier, ſein Wort zu halten!“ —

Franz trat hart an ihn, ſo daß ihn Benoni rechts an ſeiner Seite, links aber die Schlucht unter ſich hatte, indeß das Wetter um ſie und über ihnen raſte.

„Die nöthige Entſchuldigung meines Ausbleibens habe ich Ihnen gegeben, mein Herr.“

„Aber indem Sie mich und die Familie Turner mieden, wußten Sie doch bei meiner Schweſter eine Ausnahme zu machen. Welche Entſchuldigung haben Sie dafür?“

„Keine, die ich Ihnen zu geben hätte. Magda bedarf Ihrer Vormundſchaft ſo wenig wie ich!“

„Aber ich der Revanche, Schuft! Der Revanche für den Diebſtahl am Herzen meiner Schweſter, die Du mir, die Du ihrer Familie und der freien Vernunft entzogen. Wuth und Haß, die alten Genoſſen unſrer Familien, haſt Du von Neuem beſchworen! Nun denn, Söhne wie Väter ſind Gegner, und verflucht will ich ſein, wenn ich nicht der Unerſättlichſte und Schlimmſte an Rache bin! Genugthuung gieb mir, heimtückiſcher Feigling, der die Oeffentlichkeit ſcheut, oder —!!—"

„Halt!" donnerte Benoni und drehte in raſcher Wendung ſich nach rechts um, dem Andern gegenüber ſtehend. — „Was Sie ſinnen, weiß ich ſehr wohl! Die Antwort ein für alle Mal iſt: daß Sie nicht der Richter über Magda und mich ſind, daß es mein Stolz iſt, Magda Ihrem erbärmlichen Einfluß und einer Weisheit zu entziehen, deren hohle Selbſtſucht ſich in Ihnen ſpiegelt. Ich ſchlage mich nie mit Ihnen, welchen Anlaß Sie erſinnen mögen, mich zu reizen. So wahr Gott lebt, ich ſchlage mich weder mit einem Turner noch mit Magda's Bruder!!" —

„So ſollſt Du einen Sprung thun, Hund!!!" — brüllte außer ſich Franz und ſtürzte ſich auf ihn.

Benoni aber fing ihm geſchickt die linke Hand ab und griff in ſein Halstuch. Ein wüthendes Ringen erfolgte.

Da mit einem Male riß Benoni den Gegner zu Boden und hielt ihn mit eiſerner Fauſt feſt. Franzens Haupt war durch den Fall über den Felsrand gekommen. Ein Stoß des Andern hätte genügt, ihn hinabzuſchleudern.

„Verflucht, daß mir der Arm gelähmt iſt," ſchnob Franz.

Benoni kniete vor ihm und hielt ihn feſt.

„Daß Du zu allem Schlechten fähig biſt, Burſche, weiß ich ſehr wohl. Du warſt von jeher der Dämon Deiner Familie, Dir iſt nichts heilig in der Welt, als Dein erbärmliches Ich. So lange ich aber athme, hörſt Du, werd' ich Deinen Einfluß bekämpfen, Deinen Fluch in Segen zu verwandeln ſuchen, Dir Stück für Stück die Macht entreißen, welche Du zum Unheil der Deinen ausübſt! Ja, wir ſind Gegner, und daß ich Alles, was ich in Dir haſſe und verfolge, in ein Wort faſſe, was Dich kennzeichnet, ſag' ich Dir: Denk' an die Dichtung Schiller's, wo ein Schurke den Bruder zur Verzweiflung, den Vater in den Tod trieb und ein Spiegelbild iſt alles Scheußlichen unter den Menſchen! Franz heißt die Canaille!! — Und nun geh' Deines Weges! Treffen wir uns wieder, ſo will ich ſorgen, daß ich nicht arglos wie heute bin!!" —

Damit ſprang Benoni auf, zog ihn mit einem Ruck vom Rande der Schlucht weg, eilte einige Schritte fort und ergriff einen Baumaſt, der zerbrochen im Graſe lag. So ſtand er und erwartete ihn.

Franz raffte ſich auf. Starr, bleich, mit Natternblicken ſtierte er Benoni an. Dann lachte er kurz und hohl.

„Du kommſt nicht aus meinen Händen!! Wo Du auch biſt, ich ſuche Dich auf! Ich werde Dir die Waffen in die Hand zwingen!!“ —

„Das wirſt Du nie. Du kannſt mich tödten, zum Kampfe zwingen nicht!!“ —

„Nun, da Dir nicht die Art beliebt, durch welche wir wie Ehrenmänner gleich werden, ſo mag ein Jeder ſeine beſondere Art erfinden, den Gegner unſchädlich zu machen. Du ſollſt mich nicht umſonſt „Franz“ heißen!!“ —

Scheußliche Wuth, hämiſcher Hohn und wilde Tücke verzerrten ſein Antlitz zur Gorgo! Krampfhaft drohte ſeine Linke, indeß der rechte Arm, deſſen Binde zerriſſen war, lemurenhaft ſchlapp herabhing. Wirr ſtand ſein krauſes Haar empor. —

Er wandte ſich und ging. Langſam, bedächtig ſtieg er den Abhang nieder, ſich zeitweiſe nach dem Gegner umſehend.

Als Franz im Grunde anlangte, verließ Benoni ſeinen Standort, eilte raſch querfeldein und den nächſten Weg nach Hauſe.

Ein furchtbarer Schein, jäh glühend, umzuckte ihn, ein Schlag, erdbebend, erfolgte. — Er fuhr mit den Händen vor's Geſicht und wankte. Dann blieb er ſtehen und wendete ſich um. Der Blitz hatte dicht bei der Stelle des Kampfes in eine hohe Tanne eingeſchlagen, ſie brannte lichterloh.

„Iſt das ein Wahrzeichen des Kampfes? — Iſt Jenem etwas geſchehen? — Nein, nein, dort unten geht er über den Steg. — An der Waldmühle zögert er! — Will er zu Magda? — Er eilt weiter! — O, geh' nur Deine finſteren Wege des Haſſes und des Eigennutzes, ich ringe

Dir dieſen Engel, ſei's auch mit meinem Herzblut, ab — und wie der Schlange des Paradieſes einſt geſchah, werd' ich Dir, wo ich Dich treffe, den Kopf zertreten!“ —

Er ſchritt raſch von dannen, der Heimath zu.

Dieſe finſtere, wilde Scene des Kampfes der Menſchen und Elemente war nicht ohne Zeugen. Dort hinter der dicken Eiche regt ſich's. — Es iſt der Waldmüller, welcher hervortritt und hinunter ſieht nach Franz, hinüber nach Benoni. — Er hat Alles geſehen! —

Zehntes Capitel.

Während die Gegner bei ſtrömendem Regen davon eilten und Magda in der Waldmühle das Unwetter abwartete, ohne von dem Zuſammenſtoß Benoni's mit Franz die leiſeſte Ahnung zu haben, ſtand der Waldmüller, betäubt von dem Wetterſchlage, erſtaunt und beſorgt gemacht durch das, was er geſchaut, und ſammelte mühſam ſeine Gedanken. Längſt hatte er mit ſeiner Frau bemerkt, daß Magda, die Tochter ihres Grundherrn, regelmäßige Zuſammenkünfte mit einem jungen Manne habe, und war zu dem Schluß gekommen, daß zwiſchen denſelben ein Verkehr beſtehe, welchen Magda vor ihren Eltern zu verbergen Urſache habe. Obgleich ſie des Mädchens Benehmen nicht billigten, ihre Anhänglichkeit an Turner ihnen vielmehr rieth, denſelben von dem, was ſeine Tochter hinter dem Rücken that, in Kenntniß zu ſetzen, verſpürten ſie andererſeits wenig Luſt, ſich zum Ankläger Magda's zu machen, welche ſie verehrten, und beſchloſſen, lieber nichts zu ſehen, als ſich möglicher Weiſe in Verdruß zu bringen. So wußten ſie auch um die heutige Zuſammenkunft und würden über ſie kein Wort verloren haben, wäre nicht das Unwetter herangezogen, deſſen Schwere ihr kundiger Blick bald erkannte, ohne daß ſie ſahen, das Pärchen dort oben mache Anſtalt zum Aufbruch.

Voll Sorge, es könne der Tochter ihres Herrn ein

Uebel geſchehen, bat die Müllerin ihren Mann, den Hügel links zu umgehen und durch den Wald zu ſchleichen, um, ſcheinbar von einem Gange nach Hauſe kommend, ſich den jungen Leuten zu zeigen und ſie durch ſeine unberufene Anweſenheit zur Trennung zu zwingen.

Der Müller leiſtete den Bitten ſeiner Frau Folge. Vorſichtig am Abhange hinſchleichend, kletterte er leiſe durch's Gebüſch empor und trat in den Wald, um den letzten Theil ſeiner Aufgabe auszuführen. Dort aber bemerkte er hinter der großen Tanne den lauernden Franz, welcher, auf Benoni und Magda ſtierend, des Müllers Herannahen nicht bemerkte. Letzterer, der den jungen Turner von Herzen haßte und ihn für einen ſchlechten, heimtückiſchen Menſchen hielt, ward durch das auffällige Benehmen deſſelben, welches nichts Gutes verhieß, bewogen abzuwarten, was er beginne. War es doch möglich, daß hier ein größeres Uebel als das des nahen Wetters zu verhindern ſei.

So ward er Zeuge des ganzen Vorgangs, hatte Franzens laute Drohung wie Benoni's Antwort deutlich gehört, und ſein natürlicher Scharfblick ſagte ihm, daß Erſterer, nachdem ihm der wilde Angriff mißglückt, vielleicht auf eine ſchlimmere Unthat ſinnen würde, welche Unglück über das Haus ſeines Grundherrn bringen könne. Der Blitzſchlag in die nahe Tanne war ſeinem abergläubiſchen Gemüth ein Fingerzeig und beſtärkte ſeine trüben Ahnungen.

Er kam daher raſch zu der Ueberzeugung, daß es das Beſte ſei, Turner die ganze Angelegenheit mitzutheilen, und ſchritt unverweilt zur Ausführung.

Nachdem er ſich überzeugt hatte, Franz verfolge den Thalweg links um den Molkenberg, eilte er zu ſeiner Mühle, überzeugte ſich durch einen verſtohlenen Blick in's Fenſter, daß Magda in Sicherheit ſei, und eilte einen ſchmalen, ihm allein bekannten Fußſteig hinter ſeinem Gärtchen den Molkenberg rechts empor, welcher ihn in einer Viertelſtunde nach der großen Promenade von Alt-Hayde führte, ſo daß er viel eher als Franz eintreffen mußte.

Während der Zeit hatten Gewitter und Regen nachgelaſſen, ſo daß er weder um Magda noch ihren unbekannten Liebhaber Sorge zu haben brauchte.

Der Müller traf den Doctor nebſt der Frau im Wohnzimmer, ſichtbar beunruhigt über Magda's Abweſenheit.

„Sind Sie meiner Tochter begegnet, Waldmüller? Iſt ein Unglück geſchehen?“ rief ihm haſtig Frau Turner entgegen.

„Wegen des Fräuleins brauchen Sie ſich nicht zu ängſtigen. Die ſitzt geſund und munter bei mir in der Mühle, aber ich komm' wegen 'was Andrem, das leicht ein Unglück geben kann, wenn Sie nicht dazu thun!“ —

„Ein Unglück, wenn ich nicht dazu thu'? Mein Gott, was iſt's denn?“ fuhr der Doctor beſorgt empor. —

„Herr Doctor, ich meng' mich nie in anderer Leute Sachen, ſonſt hätt' ich Ihnen ſchon längſt geſagt, daß Mamſell Magda ein Liebesverhältniß mit einem Herrn hat!“ —

„Magda!“ rief die Mutter.

„Das iſt nicht denkbar!“ und der Arzt ſchüttelte den Kopf.

„'s iſt aber ſo! Zu beſtimmten Tagen Nachmittags kommt ſie zur Waldmühle und hat jenſeits auf der Höhe am Buſch eine Zuſammenkunft mit einem jungen, blonden Herrn, der jedesmal von Biebersdorf herkommen muß, denn aus Hayde iſt er nicht!“

„Benoni!“ riefen die Eltern überraſcht aus. —

Darauf berichtete der Waldmüller umſtändlich den ganzen Vorfall, die ausgeſtoßenen Verwünſchungen Franzens und was er, nach dem Geſehenen, für die Folge vorausſetzen müſſe. —

Die Doctorin ſtand bleich. Turner ging auf und nieder, preßte die Hände qualvoll gegen die Stirn und ſuchte vergebens nach Worten. —

Der Müller nickte traurig. „Ich will Sie lieber allein laſſen,“ murmelte er und ſchlich hinaus.

In demſelben Augenblick trat Magda ein, die von der Müllerin bis vor's Haus gebracht worden war. —

„Was iſt denn geſchehen? Mein Gott, wie beſtürzt ſeht Ihr aus!“ —

Frau Turner ſchrak empor. — „Magda,“ und die Mutter trat zu ihr, „Du haſt heimliche Zuſammenkünfte mit Benoni?“ —

Magda erröthete tief.

„Ja, Mutter, die habe ich. Was findet Ihr dabei Schlimmes, Angſterweckendes?“ —

„Nein, Tochter!“ rief die Mutter. „Weiß Gott, daß dies nur Freude in unſeren Herzen erregen kann, aber daß Franz, nachdem Du von Benoni Dich getrennt, ihn anfiel, ſo daß er nur durch Stärke und kaltes Blut vor jähem Sturze vom Abhang ſich gerettet, daß Franz ihm fortan Verfolgung und Haß ſchwor, das iſt das Entſetzlichſte, das iſt's, was uns Grauen vor der Zukunft, Todesangſt in jeder gegenwärtigen Minute bringen muß!“ —

„Womit, womit hab' ich das verdient, barmherziger Himmel!“ rief Turner. „Iſt meine wilde, unſelige Jugend nicht genug gebüßt durch das Gefängniß, einen ſiechen Körper und Jahre lange Reue? Muß ich Gräßlicheres im eigenen Sohne wiederholt ſehen, um von Neuem mein ganzes Leben zu vergiſten? Nein, in meinen ſchlimmſten Tagen war ich ſo nicht! Mag man auch alle Schuld der Thorheit auf mich wälzen, infame Handlungen, Bosheit und Gemeinheit hab' ich niemals geübt! — Warum muß ein ſolcher Menſch mein Sohn ſein, der, wo er naht, Verwüſtung anrichtet, alle Bande der Liebe, Ordnung, Familienwürde und Sitte zerreißt, Denen zur Strafe wird, die ihm das Leben gaben! Gott helf' mir, Frau, doch fragen muß ich mich und Dich, kann Franz mein Sohn ſein, kann ſolch ein Abſchaum alles Verderblichen denn wirklich mein Sohn ſein?!!“ —

Er preßte die Hände vor's Geſicht und weinte bitterlich.

Magda war unfähig zu antworten, Grauen und ätzender Schmerz erlahmten ſie.

Da ſah ſie die Mutter wanken, krampfhaft von Qualen geſchüttelt. Sie ſtürzte auf ſie zu und hielt ſie aufrecht, küßte ihre blaſſe Stirn, von der es wie Todesſchweiß herniederperlte.

Eine öde, bange Pauſe entſtand, nur unterbrochen von den Seufzern des Vaters. Da hörten ſie über ſich Tritte in Franzens Zimmer. Er war zurückgekommen. —

Turner fuhr auf.

„Da iſt er! — Ermanne Dich, Frau! Wir ſind zu ſchwach bisher geweſen, es gilt, mit aller Kraft dieſe zügelloſe Natur zu bändigen und ohnmächtig zu machen, wenn wir nicht erleben ſollen, daß er Benoni zu dem Aeußerſten zwingt, was nur den Untergang zweier Familien zur Folge haben muß!!“ —

Er eilte zu der Doctorin, drückte ihre Hand und küßte ſie. Dann ſchellte er und befahl den Sohn zu rufen. —

Franz trat ein. — Um das Geſchehene zu verbergen, hatte er die beſchmutzten Kleider gewechſelt und den Arm wieder in die Binde gelegt, aber auf ſeinem Antlitz glühte noch das ſchlechtberuhigte Heer der Leidenſchaften. —

Magda und die Mutter wendeten ſich empört und verächtlich von ihm.

Turner trat funkelnden Auges zu ihm.

Franz ſtutzte. — „Was ſoll ich?!“ —

„Woher kommſt Du?! Wo warſt Du während des Wetters?!“ —

„Ich? — Hm, — im Gehölz!“ —

„Bei der Waldmühle warſt Du, den Spion zu ſpielen und auf einen ſchutzloſen Menſchen einen Angriff zu wagen, Elender, der Dich zu einem Cain reif macht!!“ —

„Oho! — Alſo ich hatte einen Aufpaſſer? — Nun, da Du ſo gut meine Handlungen auszuforſchen weißt, wirſt Du auch wiſſen, daß es ganz in der Ordnung war, einen Burſchen zu züchtigen und einzuſchüchtern, der zu feig war, in unſer Haus zu kommen, aber nicht zu feig, hinter unſerm Rücken mit Magda eine Liebelei anzuſpinnen! Der mir ihr Herz, wie ihren Geiſt entfremdet hat, und in welchem ich eben ſo wohl den ſtupiden Sohn eines alten, unverſöhnlichen Narren, wie den Eindringling in meine Familie haſſe, der meine Rechte occupirt!“ —

„Und welche Rechte haſt Du, Demjenigen entgegenzutreten, den ich achte, welch Recht, das Band zu zerreißen, welches mich an ihn knüpft?!“ — rief Magda in flammender Empörung. „Ueber mich zu beſtimmen, ſteht mir allein zu! Dieſe allzu grellen Anſprüche Deiner Brüderlichkeit behagen mir nicht, und nur mit Ekel und ſittlichem Entſetzen kann ich mich von dem Erbärmlichen wenden, deſſen hirnloſe Leidenſchaftlichkeit weder vor Gemeinheit noch Schurkerei zurückbebt!!“

„Du wirſt künftig für Dich bleiben, Patron, und die Controle Magda's mir überlaſſen. Wagſt Du Dich Benoni in feindlicher Abſicht zu nahen, neuen Kummer und Zerwürfniß über die Familie zu bringen, ſo werde ich Dir beweiſen, wie weit väterliche Macht und Strenge reicht!!“ —

Franz trat zurück und ſtieß ein krampfhaftes Gelächter aus. —

„So weit alſo wagſt Du gegen den eigenen Sohn zu gehen? Möchteſt Du mich nicht noch der Polizei übergeben? Hoho, Du haſt ja dort genug Connexionen! Ich aber ſage Dir, ſo lange ich lebe, bleibt Benoni Magda fremd! Wenn auch nicht hier, ich werde ihn ſchon zu treffen wiſſen! Wir ſind Feinde, er und ich, und im Haß wie in der Gemeinheit, haha, hat mir ein guter Bekannter das lehrreichſte Beiſpiel gegeben!!!“ —

„Verflucht vor Gott und der Welt biſt Du!!“ ſtöhnte der Vater, wollte, außer ſich vor Grimm, den nahen Stuhl ergreifen, um ihn gegen Franz zu ſchleudern, da ſchrie er auf — und brach zuſammen. —

Sein Antlitz färbte ſich blauröthlich, — ein Blutſtrom quoll aus ſeinem Munde.

Mutter und Tochter ſtießen ein Geſchrei grenzenloſen Entſetzens aus! Die Dienſtleute ſtrömten zuſammen! Man brachte den bleichen, faſt lebloſen Turner zu Bett und ſchickte Boten nach Reinerz um ärztliche Hülfe.

Aus den bitteren Vorwürfen und Klagen, welche Mutter und Tochter gegen Franz ausſtießen, wurden leider die Leute genugſam über die eigentliche Veranlaſſung des Unglücks belehrt.

Franz, bleich und finſter, hatte das Zimmer verlaſſen und eilte in ſein Cabinet.

Hier ſaß er am Fenſter, ſtierte hinaus in's ſchwanke Laub und brütete über ſeine, ihm ſelber räthſelhafte Natur. — Das Summen der Stimmen unter ihm, das Geräuſch der Kommenden und Hülfeleiſtenden wurde ſchwächer.

Soeben war von Reinerz der Arzt gekommen. —

„Teufel auch! daß mich meine unbezähmbare Wuth und Malice verleiten mußte, den Mund ſo voll zu nehmen! Es thut mir leid um den Alten, ich wollte ſie eigentlich Alle nur ſchrecken mit dem Benoni, um der Verbindung ein Ende zu machen. Aber hol's der Henker! Sie fuhren wegen des Laffen wie die Katzen auf mich ein! — Dieſe Blicke der Verachtung von Magda kann ich nicht ertragen! Wer war denn ſchuld an Allem, wie jener Schuft, der hinter dem Rücken mit dem Mädchen anband! O, ſie war die Einzige, die ich liebte, die Alles über mich vermocht hätte! Kannte ſie nicht genug ihre Gewalt über mich? — Vielleicht hätte ſie mich zu Allem gebracht, was ſie wollte, aber ſie ward mir entfremdet, mit raffinirteſter Bosheit wurde mir ihre Liebe geraubt. Ha, ſollte mich noch ſelber an die zahmen Gefühle der Biebersdorfer Sippſchaft gewöhnen, jene frömmelnd gleißneriſche Romantik! — Hat man mich doch von Jugend auf den Kampf gegen ſie und ihres Gleichen gelehrt! — Nein! Magda, das einzige Weſen, dem ich Neigung geſchenkt, von meiner Seite geriſſen, ſie im Beſitze eines Menſchen zu ſehen, den ſie mehr liebt als mich, den Bruder, und daß dieſer Benoni gerade der Mann dazu ſein ſoll, bringt mich zur Raſerei! Ein wildes Weh, lohende Eiferſucht wühlt alle Tiefen meines Weſens auf, und kann ich die Quelle dieſer ſchäumenden Gefühle nicht finden, ihre Folgen nicht ſehen, weiß ich doch, daß rückhaltslos zum Sklaven ich dieſen Leidenſchaften gegeben bin, mir Geiſt wie Wille in den Feſſeln meiner Neigungen geſchmiedet liegt! — Hei, ſei's denn, — freie Leidenſchaft hat auch ihr Recht! Haben ſie nicht von Kindesbeinen aus dem Orcus meiner Seele all' dieſe dämoniſchen Geiſter heraufbeſchworen? — Und nun ſie groß und losgelaſſen ſind, ſchreien ſie Ach und Wehe,! als wenn ich ſchuld daran hätte, und an mir ſelber!! — —

„Es iſt doch ſonderbar, daß ich ſo wenig kindliches Gefühl aufbringen kann, — ſelbſt jetzt kaum mehr, als ein allgemeines Bedauern über den Unfall, ein Aerger über mich ſelber in mir aufſteigt! — Wer ſich ſo ganz verſtände! — Herrſchſüchtig, eigenwillig bin ich, ja! Aber ich bin ehrlich genug, mir es ſelbſt zu geſtehen! Sind's alle Anderen doch auch, nur daß ſie eine Larve vornehmen, ſich und die Welt betrügen, ihren Handlungen und Gefühlen falſche Motive unterlegen, um ihre wahren Wünſche und Begierden feige zu verſchleiern! — Es iſt eine verteufelte Geſchichte! — Das wird ein hübſches Geträtſch in Alt-Hayde geben, und all' das Geſchmeiß, deſſen Albernheiten mir bisher ſo köſtlich zum Spiele des Witzes dienten, wird über mich herfallen und billiges Vergeltungsrecht üben! Verdammt! Alles nur wegen Benoni's, ſeinetwegen nur!! — Bei Gott, wenn das nicht Grund genug iſt, ihn bis in die Ewigkeit hinein zu haſſen, hat es ſeit Menſchengedenken noch keinen gegeben! Er ſehe ſich vor, daß ich ihm nie begegne!!“

So ſeinen wechſelnden Gedanken überlaſſen, hatte er nicht bemerkt, daß der Wagen des Arztes aus Reinerz längſt wieder abgefahren war, bemerkte nicht, daß langſam ſich die Thür aufthat, wieder ſchloß und ſeine Mutter bleich und finſter vor ihm ſtand.

Ein Geräuſch in ſeiner Nähe ließ ihn jäh emporſchrecken, nun ſah er ſie. —

„Franz,“ begann die Mutter und warf einen eiskalten Blick auf ihn. — „Nach dem, was geſchehen, habe ich Dir nicht viel mehr zu ſagen, aber das Wenige wird genügen, unſre gegenſeitige Stellung klar zu machen.“

„O, recht!“ lächelte Franz. „Es iſt hübſch, daß wir einmal darauf zu reden kommen! Dieſen verächtlichen Blick bin ich von Jugend auf an Dir gewöhnt. Ich brauche Dir nicht zu ſagen, daß Du mich nie geliebt, ſtets ſo behandelt haſt, als ſei ich nicht Dein Sohn! Ich glaube, das iſt der beſte Schlüſſel für die Abweſenheit meiner kindlichen Gefühle!" —

„Gut, laß es den Schlüſſel ſein zu Allem und merke Dir dabei noch das! Iſt der heutige Vorfall die Urſache zu des Vaters Tode, wagſt Du mit leiſeſtem Gedanken nur Benoni entgegenzutreten, ihn hier oder ſonſtwo aufzuſuchen, um Deinen Haß zu kühlen, ſchweigſt Du nicht ſklaviſch, wann es mir beliebt, — ſo hab' ich ein Mittel, Dir zu zeigen, daß Du mein Sohn nicht zu ſein brauchſt, wenn ich nicht will, ein Mittel, das Dich dem ärmſten Vagabonden gleich macht, und ſo wahr Gott über mir iſt und mich hört, ich wende es an, ſo Du mich zwingſt! Denk' an mich, Franz!!" —

Sie ging. — — — — — — — — — — — —

„Was? — Iſt mir denn recht? — Ein Mittel hat ſie, mich zu zwingen? — Ein Mittel, durch das ſie meine Mutter nicht zu ſein braucht, wenn ſie nicht will? — Halt doch! — Das muß ja ein gutes, ein verdammt gutes Mittel ſein, daß ſie deſſen gar ſo ſicher iſt! Ich wäre doch nicht — — —!! Nein, nein!! — Und wenn ich in den Tiefen meiner Seele leſe, ſagt nicht ein Dämon zu ihren Worten Amen?! — Habe ich doch dieſes eiskalte Weib immer gefürchtet! O, ſie kann liebenswürdig ſein und freundlich, kann ihre Gunſt an Benoni rückhaltslos verſchwenden, doch trifft ihr Auge mich, wie kalt und hohl, wie drohend höhniſch blickt es auf mich nieder! — Das muß ein ganz ausgeſucht gutes Mittel ſein! — Gelegentlich muß man es unterſuchen! — So lange aber räth mein Verſtand mir, zahm zu ſein. Man kann nicht wiſſen, was ſie hat!" — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — —

Während dieſer ernſten Vorgänge in Alt-Hayde hatte Benoni raſch ſeinen Weg nach Biebersdorf fortgeſetzt. Das Unwetter ließ auch bald genug nach und machte ſeiner Beſorgniß um Magda ein Ende, welche er in der Waldmühle geſichert wußte. Eine lebhafte Unruhe ergriff ihn, daß es Franz gelingen könne, ihm Magda durch Liſt wieder zu entfremden, ſie zu ſeinen extremen Anſichten wie ehemals zu beſtimmen. — War denn aber dieſer Frauencharakter zu beſtimmen? — Es beunruhigte Benoni trotzdem doch, ſeinen Feind ſo fortwährend um ſie zu wiſſen. Eine Eiferſucht war's, die ihm höchſt thöricht ſchien, welche er aber nicht bewältigen konnte. —

„O nein, ſie wird, ſie muß mich lieben! Sie thut es ſchon! Nur ihrer ſtolzen Seele iſt nicht das Jawort abzuringen. Das will erkämpft ſein, und ich werd's erkämpfen. Curas amat victoria!“ —

Durch Franzens Entdeckung ſeines Verhältniſſes mit Magda war Benoni klar, daß die Turners von demſelben bald unterrichtet werden würden, eben ſo gewiß war's; daß Franz in Breslau jede Gelegenheit eifrig ſuchen werde, ihn zum Duell zu reizen und die Commilitonen auf ihn zu hetzen, denen keine Erklärung der wahren Sachlage zu geben war.

Bei ernſtem, weiterem Nachdenken ſah er ein, daß er von Franz öffentlich ſo in's Gedränge getrieben, ſo entehrt werden könne, daß ihm keine andere Wahl bleibe, als die Menſur. Er mußte dies vermeiden, um Magda's, ſeines Vaters, um der alten Turners willen. —

Kein anderes Mittel gab's indeß dagegen, als ſeine Studien an einer andern Univerſität zu beendigen und ſeinen Vater rückhaltslos zum Vertrauten zu machen. Er beſchloß ſofort nach ſeiner Ankunft auf dem Bieberhofe Alles in ſeine Hände zu legen. — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — —

Daheim war man um ihn in größter Sorge und Aufregung. Beim Anbruch des Gewitters hatte Trautmann in ſeiner Herzensangſt ringsum Boten ausgeſendet. Seine Phantaſie ſtellte ſich das Grauenvollſte vor, ſein zagendes Herz fürchtete ja immer den Verluſt des einzigen Kindes! Mitten unter den Ausbrüchen wachſender Sorge kam Benoni an.

„Gott ſei Dank, daß Du da biſt!“ rief der Vater und umarmte ihn. „Ich bitte Dich, wie konnteſt Du verſäumen zu rechter Zeit umzukehren, als Du das Wetter kommen ſahſt? Nach Alt-Hayde zu hat es ſogar eingeſchlagen. Selbſt dahin ſchickte ich, ein Unglück befürchtend!“

„Du ſiehſt, lieber Vater, ich bin unverletzt, aber ich war in einer andern Gefahr, die nicht weniger ernſt werden konnte!“

„In einer andern Gefahr?“ —

„Wenn ich Dir ſagen wollte, wie ich Dich liebe, wie glücklich ich mich fühle, gerade Dein Sohn zu ſein, wäre das Wort zu ſchwach. Sag' mir, Herzvater, willſt Du auf mein Gewiſſen glauben, daß ich Dich wie Deine Grundſätze liebe, und da nur Deinen Willen nicht erfülle, wo meine Kraft dazu nicht ausreicht? Glaubſt Du das?!“ —

„Das glaub' ich, mein Sohn!“ —

„Du haſt mir letzthin geſagt, Du wolleſt, daß Freude mein Begleiter im Leben werde, dies ſei Dein einziger Egoismus. — Wenn Du das willſt, wirſt Du mir verzeihen, wenn ich Deinen Willen da brach, wo mein Lebensglück, die ganze Hoffnung, das Ziel meines Strebens in Frage kommt.“

„Benoni, ich kann Dich nicht verſtehen. Doch wenn Du etwas thateſt, was mich kränken muß, iſt's beſſer, Du ſagſt es rückhaltslos. Im höchſten Zorne bleib' ich ſelbſt — Dein Vater. Ich weiß überhaupt nicht, welchen Willen ich haben ſollte, der Deinem Lebensglück entgegenſteht. Doch wär' das möglich, wäre durch mich ſelber Dein wahres Glück gefährdet, — Benoni, ich habe Dich lieber als meinen Willen!“ —

„Vater, ich habe meine tief innerſte Neigung, die ganze Bedeutung meines Lebens an ein Mädchen geſetzt, das — ich liebe, — deſſen Neigung und Beſitz ich erringen will und muß, um ſo mehr muß, als ſie ſelbſt unglücklich iſt! Sie iſt darum unglücklich, weil Ihre Familie tief zerriſſen wird vom Meinungsſtreit, weil ſie beherrſcht wird von einem Bruder, der der vollendetſte Teufel iſt, weil ſie ſich ſelbſt der ihr anerzogenen Ideenwelt trotz redlicher Mühe nicht entäußern kann! Ach, weil Liebe, heiße, unſägliche

Liebe mich zu ihr führte, ich ſie aus den Schlingen ihrer Familie, ihres eigenen Geiſtes befreien wollte, brach ich Deinen Willen, Vater! Ich liebe Magda Turner!!" —

Trautmann fuhr jäh empor. Bleich ward ſein Geſicht, er zitterte heftig. — Nicht im Zorn brach er los, nicht mit Vorwürfen überſchüttete er den Jüngling. —

Er trat zu ihm, legte ſeinen Arm um des Sohnes Nacken und ſah ihm tief und kummervoll in's Auge.

„Benoni! Alle Waffen hab' ich angewendet, von jenen Leuten Dich fern zu halten, alle Gründe erſchöpft! Der — Liebe gegenüber bin ich machtlos! — Mein Herz ſagt mir, das, was Du für Dein Lebensglück hältſt, iſt es nicht! Mit der Liebe läßt ſich aber nicht zürnen und nicht ſtreiten, ihr Werth und ihre Aechtheit iſt weder zu beweiſen, noch zu widerlegen, ſie muß geprüft, erfahren muß ſie ſein. Wenn Du das Mädchen liebſt und ſie Dich wieder, — ſo ſei ſie Dein! Zu Deinem Glücke fehlt nimmer Dir mein Segen! Doch, Kind, — prüfe und erfahre erſt! Sei offen, ganz rückhaltslos im Guten wie im Schlimmen gegen mich! — Was ich vorher gewußt, bekräftigſt Du ſelbſt. Die unglückſeligen Meinungen, welche ehemals Turner zu allem Schlimmen gegen ſich und Andere führten, ſind weiter gewuchert in den Kindern, haben ſeine Familie verwüſtet, und — ſeine Tochter — liebt mein Sohn! — O, prüfe und erfahre, Benoni! — Ich fühl's, es gilt die Rettung Deiner Liebe, und was ich Dir mit allen meinen Kräften dazu helfen kann, geſchieht! — Thu', darum bitte ich Dich nur, thu' ohne Deinen Vater nichts!!" —

Lautlos, voll Dankbarkeit, Schmerz und Rührung ſank ihm der Sohn an's Herz. — — —

„Nun aber erzähl' mir auch das Kleinſte. — Biſt Du denn in Alt-Hayde geweſen, unter dem vollen Einfluß dieſer Menſchen?!" —

„Nein, Vater, ſo verleugnete ich Deine Wünſche nicht! Allein, im Walde fand ich mich zuſammen mit ihr. Höre mich ganz." —

Benoni ſagte dem Vater Alles, — nicht das Leiſeſte, was er geſehen, gehört, erlebt, was er die Zeit her mit Magda geſprochen, endlich ihm mit Franz begegnet war, verſchwieg er; verhehlte ihm nicht die Mißlichkeit der Zukunft und was er unterwegs, als von den Umſtänden geboten, in Erwägung gezogen habe.

Der Vater hörte mit geſpannteſter Aufmerkſamkeit und Sorge zu. Nachdem Benoni geendet, ſtand Trautmann auf, ging finſter und ſinnend das große alte Kaminzimmer auf und nieder, welches Zeuge aller Luſt und alles Wehs, jeder Kataſtrophe ſeines Lebens geweſen.

„Benoni! Magda Turner iſt ein Frauencharakter, wie ich ihn nicht wünſchen, nicht für heilbringend halten kann, aber ſie iſt ebenſo zu bewundern wie zu bemitleiden, und ich ſehe ſehr wohl ein, wie ſie Dich feſſeln konnte. Du liebſt dieſes Mädchen, — ſie aber, Benoni, — liebt Dich nicht, ſo nicht, wie das Weib den Mann lieben muß! Sie würde ſonſt um einen Kuß ihr ganzes ideales Hirngeſpinnſt hingeben! — Du wirſt nicht von ihr laſſen, das iſt gewiß, aber ob es Dir je gelingen mag, ſie zu erobern, Benoni — ich bezweifle es! Wohl Dir, wenn Du nicht der Geopferte biſt!“

„Ich werde ſie erkämpfen, Vater! Wie Brunhildens Gürtel zerriſſen ward von Siegfried, um dieſes Heldenweib zu zähmen, ſo werd' ich die Bande ihres Geiſtes ſprengen und ſie erringen!“

„Du vergißt nur, daß Brunhildens Gürtel des Siegers Tod ward!“

„Weil er nicht ſeiner Liebe Kraft, nur den Freundſchaftsgefühlen ſeinen Muth verdankte.“

„Gäb' es ein Mittel, Dich ihr für immer zu entfremden, ich böt' es auf zu Deinem Heil! So aber kann ich nichts thun, als Dir entweder zum Siege über ſie, oder über Dich ſelber zu verhelfen. Das will ich, — wenn auch mit furchtbarem Weh, — aber ich will es thun. — An der Scheußlichkeit dieſes Franz ſiehſt Du, wie finſter, ja gefahrvoll Dein Weg iſt! — Mein Rath iſt, daß Du noch einmal, — das letzte Mal für lange, Magda ſiehſt. Nach

Breslau gehſt Du nicht mehr zurück, ſondern brichſt Deine Studien dort von hier aus ab, um ſie wo anders, ſo entfernt wie möglich, fortzuſetzen. Erringe Dir eine Stellung in der Welt, komm reifer wieder und ſieh mit neuen Augen die Dinge und Deine Liebe an. — Ich werde Dich auf dem Abſchiedsgange zu ihr begleiten, will Deine Sache, als Dein treueſter Freund, an Deiner Stelle ferner bei ihr führen, — Gott und die ſegenbringende Zeit vollende das Uebrige!!“ — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

Dr. Max Turner's Geſundheitszuſtand ſchien hoffnungslos. — Der Arzt von Reinerz ſchüttelte den Kopf und rieth, vor allen Dingen den Kranken vor der leiſeſten Erregung zu bewahren. —

Frau Turner in ihrer Rathloſigkeit bat den Arzt, wenigſtens einen Hülfsdoctor zu ſenden, der den Pflichten ihres Mannes den Badegäſten gegenüber genügen könne, ſah ſie doch ein, daß, ſelbſt wenn der Gatte wiederhergeſtellt würde, es ſehr fraglich ſei, ob er, bei ohnehin ſchon früher geſchwächtem Körper, der Leitung eines ſo ausgebreiteten Etabliſſements ferner gewachſen ſein werde. —

Der Hülfsarzt erſchien am andern Tage und trat ſeine Functionen an. —

Die Ferien gingen zu Ende und Magda wie die Mutter waren überzeugt daß Franz die Gelegenheit eifrig ergreifen würde, einen Ort zu verlaſſen, der ſeines Unheils voll war, daß er in Breslau jede Veranlaſſung ſuchen werde, ſich an Benoni zu reiben und, falls nicht direct, doch indirect ihm Schaden und Leid zuzufügen.

In den einſamen Stunden der Nacht, die ſie am Bette des Kranken verbrachten, tauſchten Mutter und Tochter gegenſeitig ihre Ideen aus, und Magda ſetzte ihr unumwunden das ſchöne, rein freundſchaftliche Verhältniß zwiſchen ihr und Benoni auseinander, wie ſeine Liebeswerbung, verheimlichte ihr endlich nicht, daß, ſo lebhaftes Intereſſe, ſo herzliche Freundſchaft ſie in ihrem Herzen für den jungen Trautmann empfinde, ſie doch weit entfernt ſei, ſo unumſchränkte Liebe für ihn zu hegen, daß alle übrigen Fragen vor derſelben zurückträten.

Sie wiederholte der Mutter die Antwort, welche ſie Benoni auf ſeine Werbung ertheilt: daß ſie wohl fühle, ſie könne ihn einſt lieben, wie er es verdiene, wenn es ihm gelänge, eine Harmonie ihrer Meinungen herbeizuführen, ohne die ſie nur Unglück in der Ehe und neuen Zwieſpalt in der Familie erblicke.

Frau Turner war dieſer Meinung nicht. Sie hatte zu Benoni eine faſt mütterliche Zärtlichkeit gefaßt und konnte eine Verbindung nur wünſchen, welche die endliche Ausſöhnung zweier Familien, den Frieden des Hauſes zu beſiegeln ſchien. Mit tiefem Schmerz erkannte ſie aber, daß ihre Bemühungen an der Charakterfeſtigkeit Magda's ſcheiterten, und unter den jetzigen Umſtänden am wenigſten Urſache vorhanden ſei, hoffend auf die Zukunft zu blicken.

Mutter wie Tochter kamen zu dem Reſultat, die nächſte Zuſammenkunft Magda's mit Benoni zu benützen, um den jungen Mann von der Lage der Familie in Kenntniß zu ſetzen, ihn zu einer andern Univerſität zu beſtimmen und einen Verkehr einſtweilen abzubrechen, der jetzt eben ſo unthunlich ſei, wie gefährlich werden könnte.

Um jeder neuen Kataſtrophe aber vorzubeugen, ließ Frau Turner den Waldmüller rufen, welcher ohnedies Zeuge der ernſten Feindſeligkeit geweſen war, und gab ihm gemeſſene Verhaltungsmaßregeln. —

Die letzte Zuſammenkunft fand unter ſo düſteren, ſchmerzlichen Bedingungen ſtatt, wie wenige. —

Die Trautmanns, Vater und Sohn, kamen an den alten Ort, an jene Stelle, wo die verkohlte Tanne die Wahlſtatt des Kampfes beider Jünglinge bezeichnete.

Magda erſchien in Begleitung des Waldmüllers, welcher unten am Abhange zurückblieb.

Im Innerſten ward ſie ergriffen, als ihr Benoni den Vater vorſtellte.

Sie erzählte mit krampfhafter Bewegung, daß ſie Alles wiſſe, was zwiſchen ihrem Bruder und Benoni vorgegangen, ſagte, was ſich im Elternhauſe ereignet, und daß der Vater ſchwer darniederliege.

Dem alten Trautmann zitterte das Herz vor Theilnahme und Mitleid für das Familienelend ſeines alten Gegners. Die Rinde ſprang von ſeiner Bruſt, und der Engel der Liebe und Verſöhnung hielt leiſe ſeinen Einzug.

„Es ſcheint der Wille des Himmels zu ſein, mein Fräulein, daß unſre Familien im Unglück verkettet ſein ſollen! — Mein Sohn liebt Sie mit einer verzehrenden Leidenſchaft, die — ſo nicht von Ihnen erwiedert werden kann, wie es ſein Herz verdient. Er will um Ihre Liebe ringen, hofft Alles von der Zukunft, und ich kann ihm dieſe Hoffnung nicht nehmen, denn es iſt das ſchönſte Stück ſeines Lebens! — Benoni wird Sie heut' zum letzten Male ſehen auf lange Zeit; — er geht nicht nach Breslau, ſondern an eine andere Hochſchule. Das mag den Ihren zur Beruhigung für ſeine Sicherheit gereichen. Grüßen Sie Ihre Eltern und ſagen Sie, ich trüge keinen Haß mehr in mir. Ach, ich will Gott bitten, daß er es recht — recht gut mit den Turners mache! — — Ich hoffe, Fräulein, wir werden uns von Zeit zu Zeit an dieſer Stelle wiederſehen, damit ich aus der Tochter Munde höre, wie es daheim geht, damit ich helfen kann und rathen, wo es in meiner Kraft liegt. Mögen Sie es endlich auch einem armen Vater nicht verdenken, daß er um das Lebensglück des geliebten Sohnes an ſeiner Stelle ringt, dem alten ſchwer geprüften Manne, wenn er in Ihnen dem Elend, dem Zweifel und, glauben Sie mir, — der künftigen Verzweiflung ein Weſen abringt, das mit allem Süßen und Schönen geſchmückt ward, um ſich und um die Menſchen zu beglücken!!" —

Magda ſenkte bleich ihr Angeſicht. Sie drückte Benoni's und Trautmann's Hand, ihr Auge glänzte von Thränen. Dann wendete ſie ſich und wankte, mechaniſch, traumhaft, wie ein Schatten den Berg hinab, der Mühle zu. — — — — — — — — — — — — — — —

Vierzehn Tage ſpäter verließ Benoni Biebersdorf und reiſte nach einer Univerſität am Rhein. —

Ein Unglück, ſagt man, kommt ſelten allein. — Die Folgen eines hereinbrechenden Uebels pflegen gemeinhin ſo ſchwer zu ſein, daß ſie faſt wieder als neue Unfälle gelten müſſen. Alle kleineren Uebelſtände des Lebens, die man ſonſt leicht zerſtreuen kann, verſtärken gemeiniglich jede eingetretene Kataſtrophe, geben ihr ungeahnte und größere Ausdehnungen, als die Sache ſelbſt urſprünglich zu haben ſchien. So war es auch jetzt betreffs der Turner'ſchen Verhältniſſe.

Wer je einmal die Saiſon eines mitteldeutſchen Bades durchlebte und genau zu beobachten Gelegenheit fand, weiß, wie es an ſolchen Orten zuzugehen pflegt. Gebrauch der Badekur und Geneſung iſt bei zwei Dritteln der Beſucher Nebenſache. Der Dienſt der Mode aber, die Eroberung der Männerherzen, Schauſtellung des Geldbeutels iſt der eigentliche Lebensäther. Wer in der Reſidenz nur wenig gilt, im großen Haufen verſchwindet, ſpielt in Eger, Köſen, Kudowa, Dobberan oder ſonſtwo den famoſen Kerl. — Die vornehmen Leute bilden unter ſich Coterien, und das andere Planetenvolk wirbelt bunt durcheinander, folgt ſeinen Launen, wie es mag, vereint ſich, ſpaltet ſich, ennuyirt ſich, iſt neugierig und intrigant bis zum Exceß, liebt vor Allem aber ſich gegenſeitig con amore durchzuhecheln.

Dr. Max Turner nebſt Frau hatten es bisher mit großem Glück vermocht, dieſen kleinen Ocean der Arroganz, Prätenſion und Moquerie zu durchſegeln, fanden ſie doch in ihm das Fahrwaſſer ihres Lebens. Magda indeß war, zufolge ihres ganzen Weſens und geiſtigen Bedürfniſſes, dem großen Treiben ziemlich fern geblieben, oder hatte ſich ihm nur, wo es unumgänglich nöthig war, aus Rückſicht für die Eltern genähert. Bei ſolchen Gelegenheiten duldete ſie die übergroße Artigkeit der Männerwelt als ein Ding, das eben nicht zu umgehen war, zeigte aber oft genug zu deutlich, ſie ſei zu ſtolz, von Complimenten ſich geſchmeichelt zu fühlen, die aus dem erſten beſten Munde kamen und oft ungeheure Platituden enthielten. Ein Glück, daß die Verſchwiegenheit des ehrlichen Waldmüllers, die Abgelegenheit des Ortes, den Magda und Benoni zu ihren Zuſammenkünften gewählt, die Sippſchaft der Badegäſte des lohnendſten Stoffs übler Nachrede beraubten, zumal die hauptſächlichſten Partien des Publikums in weſtlicher, nördlicher und öſtlicher Richtung zu, nach Hartau, Rückerts und dem Waldſtein oder Schloß Walisfurt und dem Friedrichsgrunde ſtattfanden. Hatte doch Magda für die wenigen Fälle, wo die Waldmühle beunruhigt wurde, alle Vorſichtsmaßregeln getroffen.

Wenn die Schweſter nun auch von der Fama ziemlich verſchont blieb, war Franz indeß geradezu die zweibeinige Averſion der Beſucher von Alt-Hayde. Die rückſichtsloſe Arroganz, mit welcher er ſich, wo es immer ging, zur Geltung zu bringen geſucht, mannigfache, politiſch mißfällige Aeußerungen, welche er trotz Drohungen und Wünſchen der Eltern nicht ganz unterdrückt, trugen dazu bei, ſeine Anweſenheit immer verhaßter zu machen. Egoiſtiſche Menſchen, wie Franz, befällt aber, wenn ſie ſich bewußt ſind, ungern geſehen zu werden, oft ein diaboliſcher Kitzel, der Welt zu zeigen, daß man ſie dulden *müſſe*, eine prickelnde Schadenfreude über die Diſſonanz, welche ihr unberufenes Erſcheinen ſtets hervorzubringen pflegt. Franzens maliciöſe Scherze und Spöttereien hatten es endlich dahin gebracht, daß man ihn wie das Feuer floh.

Welch' furchtbare Wirkung bei dieſer Sachlage das Unglück, welches Turner getroffen, die ziemlich unverhohlene Oeffentlichkeit des Familienſkandals und wer denſelben herbeigeführt, auf den Ruf des Arztes haben mußte, bedarf keiner weiteren Erklärung. Der ganze Vorfall bot eine zu bequeme Gelegenheit, für Alles, was man beſonders Franz vorzuwerfen wußte, die gehäſſigſte Rache zu nehmen. Ja ſelbſt das Mitleid, was man hin und wieder Dr. Turner, ſeiner Gattin wie Tochter zollte, war todbringend für ihre Ehre und ihren guten Namen.

Dazu verfehlte man nicht, namentlich von Seiten der vornehmen Leute, die unglückliche Vergangenheit des Arztes, welche er mit ſo namenloſer Mühe zu verwiſchen geſucht, wieder aufzuwärmen und die Verdammung einer Familie zu vollenden, welcher man noch vor ganz kurzer Zeit großes Zutrauen und Wohlwollen erwieſen.

Dieſes Alles wußte dazu noch freundnachbarliche Concurrenz auszubeuten! Der Hülfsarzt, welcher an Turner's Stelle die Kuren leitete, gefiel den Badegäſten nicht, und das Schickſal Alt-Haydes ſchien ſich für die Zukunft zu beſiegeln.

Die Doctorin und Magda ſahen die Verhältniſſe nur zu gut im wahren Lichte und fühlten ihre zwiefache Ohnmacht, dem langſamen, aber unvermeidlichen Zuſammenbruch der Verhältniſſe entgegen zu arbeiten. — —

Franzens Haltung, den Dingen gegenüber, war eigenthümlicher Art.

Finſter, brütend und verſchloſſen ging er einher, nichts ſchien auf ihn Eindruck zu machen, als des Vaters Krankheit. Es war, als wenn er hierüber wirklich Reue empfände.

Als er bemerkte, daß Mutter und Schweſter vom vielen Nachtwachen kraftlos und leidend wurden, ſagte er: „Ich werde künftighin bei dem Vater wachen, — im Nebenzimmer, daß er mich nicht ſieht. Wenn das Leiſeſte vorfällt, weck' ich Euch ſofort. Legt Euch nur nieder!“ —

Die Mutter ſah ihn erſt kalt und finſter an und erwiederte nichts. Franz aber wich nicht aus dem Nebenzimmer des Vaters, ſah nach der Uhr und erinnerte, wann es Zeit ſei zu mediciniren. In ſich verſunken ſaß er da, verſäumte aber nicht das Geringſte, was den Kranken betreffen konnte.

Dem mechaniſchen Druck dieſer ruhigen und unaufgeforderten Hülfsleiſtung vermochten ſich Magda und Madame Turner auf die Dauer nicht zu entziehen. —

„Es bedarf wohl keiner Erwähnung, Mutter,“ ſagte Franz eines Tages, „daß ich, ſo lange der Vater nicht beſſer iſt, nicht nach Breslau gehe. Du magſt von mir glauben, was Du willſt, es könnte ſich aber doch ausweiſen, daß ich etwas weniger ſchlimm bin, als Du meinſt.“ —

„Ich habe jetzt höhere Pflichten,“ antwortete die Mutter, „als den Grad deſſen zu beurtheilen, wozu Du noch fähig biſt. Ich meine aber, daß ich viel mehr meiner Drohung als Deiner wirklichen Beſſerung, Deinem erwachten Kindesgefühl dieſe jetzige Theilnahme zu verdanken habe!“

„Man hat noch niemals das Innere eines Menſchen ganz betrachten können, Mutter. Ich muthe Dir das bei mir auch nicht zu. Aber ich ſchlage Dir vor, mich ruhig gewähren zu laſſen und Deine Drohung, wann Du willſt, — ob ſich's zum Guten oder Schlimmen mit dem Vater wende, — auszuführen. Hat ſich hier Alles entſchieden, verlaſſe ich das Haus, und es ſoll Sache Derer ſein, die ich die Meinen nennen werde, ſo lange ich lebe, wie weit ſie für mich da ſein wollen oder nicht!“ —

„Doch was Du ſagſt, glaube ich Dir nicht mehr!“ —

„Ich habe das auch nie erwartet. Es hieße von Dir mehr verlangen, als Du kannſt. Du haſt aber nur nöthig, die Dinge abzuwarten.“ —

Die Mutter nickte und ging hinaus.

Unter der Thür richtete ſie leiſe den Blick nach Franz. Er ſaß abgewendet von ihr, den Kopf nach dem Fenſter zu gebeugt.

Es war ihr, als wiſchte er ein paar Thränen aus der Wimper. — Leiſe ſchloß die Doctorin die Thür und ſchüttelte nachdenklich den Kopf. — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — —

Magda, unabläſſig an's Krankenzimmer gefeſſelt, ohne jegliche andere Zerſtreuung und Ableitung, hatte Zeit genug, über ihr und der Familie Loos nachzudenken. Von den ſchmerzlichen Befürchtungen um des Vaters Leben, vom Haß und Uebelwollen der Menſchen da draußen, aus der Trübſal des elterlichen Hauſes ſchwang ſich ihr Geiſt über die Grenzen von Alt-Hayde, über die Wälder und Höhen hinweg zu dem ſtillen Biebersdorf, zu der einzig freudigen Erinnerung ihres Lebens — Benoni! —

Der alte Trautmann hatte auf Magda einen ungemein gewinnenden Eindruck gemacht. Sie ſah, wie er Alles um den Sohn that, hörte noch, wie er ſie faſt flehentlich bat, ihm das Glück ſeines Kindes erbauen zu helfen. Ach, erſchien er ihr doch wie der gute Geiſt der Vorſorge und Elternliebe, ließ ſie ſehnſuchtsvoll ein Familienglück träumen, das gegen die dürre Wirklichkeit ihrer Umgebung einen ſchreienden Gegenſatz bildete. Sein einfach würdevolles, inniges und doch energiſches Weſen that ihr um ſo mehr wohl, als ſie jetzt des Schutzes und Anſchluſſes bedürftiger als je war. Sie wünſchte an ſeine edle Mannhaftigkeit ſich um ſo lieber anzuſchmiegen, als das ganze Denken und Fühlen Trautmann's, ſeine Erfahrung wie ſein Handeln ſo in ſich abgeſchloſſen und lebensſicher zu ſein ſchien.

Konnte die Wahrheit, die endliche, harmoniſch befriedigende Wahrheit ein anderes Antlitz und Weſen tragen, als das dieſes Mannes? —

Und Benoni! — Wo hatte ſie mehr Begeiſterung für die Sache des Guten, wo liebenswerthere Hingebung, größeren Seelenadel und Selbſtverzicht gefunden, wo mehr Reckenkühnheit und lohnenden Eifer, holdere Leidenſchaft und ſtilleres Ergeben, als in ihm!

Sie konnte ſich der keimenden Neigung nicht entziehen, aber es war immer ein Etwas in ihrem Geiſte, das nicht zu Benoni paßte, welches ungläubig jede Utopie des Herzens, die ſich an ſeinen Namen heften wollte, niederriß — der Zweifel an der Harmonie ihrer Seelen, die ſtarke, unerbittliche, nicht abzuſtreitende Meinung, daß nur gleiche geiſtige Standpunkte das Glück der Familie bedingen! Beſtärkte ſie ja doch das ganze Weh, in dem ſie ſaß, in der Furcht, einſt gleichem Zwieſpalt an Benoni's Seite entgegenzugehen!

Magda, um beſonders bei Franzens Anweſenheit nicht von Hauſe zu weichen, benutzte ihre einſamen Stunden, brieflich wenigſtens ſich mit Trautmann dem Vater auszuſprechen, ihm Bericht zu geben und ſich ſeiner ferneren Theilnahme zu verſichern.

Die beſte Arzenei, welche ſie dem Kranken reichen konnte, war, ihm, ſobald es thunlich ſchien, Trautmann's Gruß und Verſöhnung zu bringen, ihn zu verſichern, daß Benoni jeder Unbill des Bruders entzogen ſei, und es ſchiene, als wäre Letzterer etwas zur Beſinnung über ſich ſelbſt gekommen. Sie theilte ihm ferner mit, daß ſie an Trautmann senior ſchreiben wolle, und der Vater bat, denſelben doch zu bitten, falls es beſſer mit ihm werde, nach Alt-Hayde zu kommen, damit er ihn ſehen könne. Das würde ihm die allergrößte Wohlthat ſein.

Magda willfahrte gern den väterlichen Wünſchen, hoffte ſie doch von der Gewährung derſelben einen Umſchwung der Familienverhältniſſe zum Beſſern.

Einige Tage ſpäter lief die Rückantwort ein, in welcher Trautmann auf liebevolle Weiſe ſeinen Beſuch verſprach, ſobald Dr. Turner außer Lebensgefahr ſei oder aber etwa das Schlimmſte zu befürchten wäre. —

Dieſer Brief, welchen Magda, mit Ausſchluß letzterer Bemerkung, dem Vater vorlas, ſchien eine höchſt wohlthätige Wirkung auf ihn auszuüben.

Nach manch' ſchlimmer Nacht, manch' bänglichen Tagen wandte ſich endlich Turner's Zuſtand ernſtlich zur Beſſerung. —

Franz, was man immer von ihm denken mochte, welche Veranlaſſung man ſeinen jetzigen Handlungen auch unterzulegen geneigt war, hatte eine Zähigkeit im Nachtwachen, eine Ausdauer und peinliche Handhabung der ärztlichen Verordnung bei der Pflege des Vaters bewieſen, gegen deren wohlthätige Wirkungen ſich Niemand verſchließen konnte.

Der unglückliche Vorfall, deſſen Urheber er geweſen, war doch einmal geſchehen, man war daher nur froh, daß ſich Turner's Zuſtand, theilweiſe durch des Sohnes Vorkehrungen, gewendet, und die Geſinnungen Magda's, ſelbſt der Mutter wurden etwas milder gegen Franz. Konnten ſich Beide, wenn ſie reiflich nachdachten, doch nicht verſchweigen, daß er durch die Erziehung, durch allzu große Kraftloſigkeit des väterlichen Regiments weſentlich ſo geworden, wie er war. Die Mutter ſagte ſich ſelbſt, daß die Liebloſigkeit und das ſchwache Intereſſe, welches Franz ihrerſeits von Jugend auf erduldet, große Wirkung auf ſeinen Charakter ausgeübt, vielfach die ſchlimmen Keime ſeiner Seele geweckt habe. Sagte ſich doch Magda, daß Franz, ſo heftig er auch in ſeinen Leidenſchaften, ſo rückſichtslos er in ſeinem Herrſchaftsgelüſt über ſie geweſen war, doch heiße Liebe für ſie hegte. Ueberſtieg der Fanatismus derſelben weit die Schranken der Brüderlichkeit, ward er gewiſſermaßen auch durch die Bitterkeit erklärt und entſchuldigt, welche in Franzens wundem, gereiztem Gemüth durch die wachſende Abneigung und Umkehr der Schweſter, die Kälte der Mutter erzeugt worden war. —

Turner, deſſen Zuſtand ſich gebeſſert, der die Sinnesänderung und Theilnahme des Sohnes für ſeine Geneſung erfahren, erlaubte ihm endlich, an ſein Bett zu kommen. —

Hier ſchien Franz weich zu werden. Er bat den Vater aufrichtig um Verzeihung und beklagte die unglückliche Zügelloſigkeit ſeiner Worte und Empfindungen.

„Hätte ich ahnen können, Vater, daß es zwiſchen uns zum Aeußerſten kommen würde, hätte ich die Folgen meiner Uebereilung ermeſſen können, es wäre nicht geſchehen, denn ich wünſche, bei Gott, aufrichtig, daß Du zu unſerm Wohle noch recht lange erhalten bleibſt!“ —

Der Vater lächelte wehmüthig.

„Das läßt ſich nicht vorausſehen, wir wollen es hoffen. Wenn ich aber, nach dem, was Du gethan, glauben ſoll, daß es Dir Ernſt ſei, Dich zu mäßigen und zu beſſern, mußt Du mir den Beweis liefern, daß Dein eben ſo toller wie ungerechtfertigter Haß gegen Benoni gewichen iſt.“ —

„Und das zu beweiſen,“ ſagte die Mutter, „dürfte Dir ſchwer werden, Franz.“

„Ich will Dich nicht belügen, lieber Vater! Gegen ſeine Natur handeln, kann Niemand, Mutter. Daß ich gegen Benoni keinen Haß mehr empfinde, kann ich nicht verſichern, hat er mir doch die Neigung der Meinen, die Neigung Magda's geraubt, ſie mir vollends entfremdet. Ich kann

Euch nur verſprechen, daß ich nichts gegen ihn unternehmen, alle Urſache zum Streit gewiſſenhaft meiden will." —

„Der ſicherſte Weg, unſre Herzen Dir wieder zu gewinnen," antwortete Turner, „iſt, Dich gleich den Trautmanns liebenswerth zu machen, die Meinung und Gefühle Anderer zu achten, Dich verſöhnlich zu zeigen und Deine Willkür zu unterdrücken, dann — wirſt Du zu meiner Geneſung unendlich beitragen." —

„Wenn der Vater wohler iſt, wird Herr Trautmann uns beſuchen." Und die Mutter ſah ihn feſt an. — „Dieſe Verſöhnung iſt ſein alter Lieblingswunſch. Auch Benoni wird künftig vielfach in unſer Haus kommen. Die Verſuchung für Dich iſt alſo ſtärker, als Du jetzt meinſt. Es iſt nur die Frage, ob man Dir dieſe Ueberwindung zumuthen kann!"

„Ich leugne nicht, liebe Mutter, daß mir ihre Anweſenheit ſchwer genug fallen dürfte, aber ich habe ſchon ſo viel bei Euch verloren, daß nur noch wenig übrig iſt, was Jene mir nehmen können. Dieſe unglückliche Zeit hat mich wenigſtens dahin gebracht, einzuſehen, daß man weder ſeine Liebe, noch ſeine Meinung aufzwingen kann. Das hat mich kühl und — unendlich elend gemacht. — Ihr habt ganz über mich zu beſtimmen. Ich weiß nur, daß ich, es komme wie es wolle, an den Vater zuerſt denken werde!"

„Dann Sohn, mein lieber Sohn!" und Turner richtete ſich krampfhaft empor, „dann ſollſt Du nicht über Mangel unſrer Zuneigung zu klagen haben! Vielleicht hat Gott uns das Unglück geſchickt, um einen Umſchwung Deines Charakters zu bewerkſtelligen. Ach, dann will ich ſelbſt für die Schmerzen dankbar ſein, die ich um Dich erleide!!" —

Vater und Sohn küßten einander.

Die Mutter ſah Franz tief in's Auge und flüſterte: „Ich will verſuchen, Dir zu glauben!"

Magda reichte ihm ſtumm die Hand und drückte ſie.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Franz blieb von dieſer Zeit an ununterbrochen am Bett des Vaters. Seine Geneſung ſchritt langſam, aber rüſtig vorwärts, denn die Emſigkeit und Sorgfalt, welche ihm der Sohn mit einer faſt weiblichen Genauigkeit widmete, ſchien immer mehr geeignet, den Glauben an des Sohnes Sinnesänderung zu beſtärken. —

Bei ſo glücklich geſtalteten Umſtänden mußte man endlich daran denken, Franz dem Studium zurückzugeben. Ferner wollte man den alten Trautmann zu der längſt erhofften Verſöhnung einladen. Da natürlich Letzterer von Franz die allerſchlechteſte Meinung mit Recht haben mußte, hielt es Frau Turner für ungeeignet und der neu entſproſſenen Vereinigung nicht ſehr förderlich, daß Trautmann den Stein des Anſtoßes ſchon beim erſten Eintritt in das Haus berühre. Sie theilte das Franz mit. —

„Wie Du willſt, Mutter. Ich habe Dir ſchon geſagt, daß ich mich in Alles finde. — Wann ſoll ich reiſen?“

„Uebermorgen früh.“

„Gut, übermorgen!“ — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — —

Das Zimmer, in welchem der kranke Turner lag, war zugleich auch das Schlafcabinet der Doctorin. Daran ſtieß ſein Arbeitszimmer, an welches das Wohnzimmer und der Salon ſich reihte, welche Benoni bei ſeinem damaligen Beſuch betreten hatte.

Magda's Stube lag auf der andern Seite des Hausflurs, Franzens Cabinet im oberen Stockwerk.

Um ſich von den übermäßigen Anſtrengungen der erſten Zeit zu erholen, pflegte Frau Turner Nachmittags auf dem Sopha des Wohnzimmers einige Stunden zu ſchlummern.

Die letzten vierzehn Tage, welche Franz Tag und Nacht an der Seite des Vaters zubrachte, nur hin und wieder eine Stunde im andern Zimmer ſchlief, hatte er bemerkt, daß die Mutter ſorgfältig die obere Schieblade ihrer Commode verſchloß, welche zwiſchen ihrem Bett und dem des Kranken ſtand. Hatte ſie den Schlüſſel zufällig vergeſſen, kam ſie raſch zurück, warf einen ſorgſamen Blick auf den Sohn und verfehlte nicht, emſig ihr Verſehen gut zu machen. —

„Hat ſie Geld oder irgend etwas Werthvolles dort, und wagt gar in ihrem Mißtrauen ſo weit zu gehen, mich für einen Dieb zu halten? — Nein, nein, das iſt es nicht! — Den Secretair des Vaters läßt ſie oft genug offen, unbekümmert um mich, und weiß doch, daß dort mehr für mich zu holen wäre! — Hat ſie da ein Geheimniß? — Heda! Sachte doch! — Das Geheimniß etwa, womit ſie mir ſo ſicher zu drohen wußte? — Ei, ei, vor lauter Sorglichkeit führt ſie die Katze am Ende ſelber vor das rechte Loch, wo die Mäuſe pfeifen!!" —.

An demſelben Tage, wo Frau Turner Franz den bevorſtehenden Beſuch und ſeine Abreiſe mittheilte, hatte ſie nach Tiſche Einiges aus der Commode geholt. Franz, der an des Vaters Bett ſaß, wußte ſie bald darauf in ein Geſpräch betreffs der Angelegenheiten von Alt-Hayde zu verwickeln. Im lebhaften Disput ließ ſie den Schlüſſel ſtecken, zumal Turner wach war, und trat mit Franz in's andere Zimmer, wo Erſterer ein paar Rechnungen hervorſuchen und ihr einige dringende Nachweiſe geben ſollte. Während er dies that, ſtellten ſich bei der Mutter beſondere Zeichen der Müdigkeit ein. Er brach das Geſpräch ab und blieb in die Rechnungen vertieft ſitzen.

Die Doctorin ging darauf in's Vorderzimmer und legte ſich nieder. Franz wendete leiſe den Kopf und lauſchte. — Es war tiefe Stille ringsum. Magda befand ſich in ihrem Cabinet. Die Thür nach der Wohnſtube war ein wenig geöffnet, er hörte das ſchwere Athmen der Schlafenden.

Leiſe ſtand er auf, legte die Papiere behutſam weg, ſchlich nach der Thür des Wohnzimmers und lugte durch die Oeffnung.

„Sie ſchläft feſt! — Schläft und hat diesmal wirklich den Schlüſſel vergeſſen!" —

Er zog leiſe die Thür der Wohnſtube zu und blickte dann raſch durch das Schlüſſelloch, ob ſie etwa wieder erwacht ſei. „Nein."

Auf den Zehen ſchlich er nach der Thür des Schlafzimmers, leiſe öffnete er ſie und trat ein.

Auch der Vater, vom vorhergegangenen Geſpräch angegriffen und nun allein, war entſchlummert.

Franz lächelte verſchmitzt. — Er ließ die Thür der Krankenſtube ein wenig offen, um das Nahen der Mutter rechtzeitig zu hören, dann trat er vor die Commode.

Im zweiten Schlüſſelloch ſteckte der Schlüſſel, dahin mußte derſelbe zurück, um nicht Verdacht zu erregen. —

Er zog ihn leiſe ab, indem er nach dem Vater blickte, und ſchloß eben ſo leiſe die erſte Schieblade auf, welche ſtets ſo ſorgſam bewacht wurde.

Er blickte hinein, — Wäſche und weibliche Putzſachen waren darin. — Aber da in der Ecke iſt ein Käſtchen, faſt ganz unter den anderen Dingen verborgen! — Was mag es enthalten? —

Er wendete ſich ſcheu um und lauſchte noch einmal, dann ergriff er's, zog es hervor und öffnete es.

Es enthielt nichts als ein zuſammengefaltetes Papier.

Franz nahm es heraus und öffnete die Schrift. —

Kaum hatte er einen Blick auf den Inhalt derſelben geworfen, als Todtenbläſſe ſein Antlitz deckte. — Ein Fieberſchauer raſſelte ihm im Gebein, unendlicher Hohn, ſataniſche Wuth flatterten über ſeine unheimlichen Züge. —

„Hat meine Ahnung mich nicht betrogen? Iſt das Entſetzliche wirklich wahr?!" murmelte er. — „O, ich bin ohnmächtig in ihrer Hand, ſobald ſie will! — Warum vernicht' ich nicht mit einem Riß dieſes infame, entſetzliche, unwiderlegliche Zeugniß!!" —

Krampfhaft ballte ſich ſeine Fauſt. — Er rang mit einem letzten, äußerſten Entſchluß, rang mit den heulenden Harpien ſeiner Leidenſchaften. Das ſchwache Document ſchien in ſeinen Händen dem Untergange preisgegeben.

Da plötzlich hielt er inne. Ein hölliſcher Jubel, eine wilde, bacchantiſche Luſt ſprühte aus ſeinen Augen. Auf im Triumph athmete ſeine Bruſt. —

„Ich Narr!" Und er ſchlug ſich vor die Stirn. —

„Ich namenloſer Thor!“ flüſterte er. „Warum entſetz' ich mich vor dieſer Wahrheit, die nicht mein Unglück, die mein Glück beſiegelt, verſteh' ich's nur, es ſein zu faſſen und zu nutzen. O, nicht zerreißen will ich dich, mein köſtlich Document! Nein, theuer biſt du mir, zu meinem Heile ſchlüpfe zurück in deine alte Kammer!!“ —

Eilig faltete er es zuſammen, legte es in das Käſtchen, ſchob letzteres an ſeinen alten Ort, ſchloß leiſe, fröhlich lächelnd, die Lade, ſteckte den Schlüſſel in das untere Fach, ſchlüpfte nach dem Stuhl an's Bett des Vaters und betrachtete ihn lange — und immer lächelnd.

„Schlafe nur, armer Mann. In dieſem Falle ſind wir Beide betrogen. — Dein Leben, ich hab's geahnt, iſt mir unendlich werth. Ha, ha, der heutige Tag macht mich in Wahrheit mündig, jetzt bin ich, was ich immer wollte ſein, Herr meiner Leidenſchaften, mein eigner Herrſcher! Euch flammenden Gefühle alle, euch Geiſter der Liebe wie des Haſſes, will ich zuſammendrücken in der Seele, bis zu dem einen Tage, der euch zehnfach gewaltigere Rechte geben ſoll! Fortan komme, was da mag, ich will doch ſehen, wer an Verſchlagenheit mir vorzuthun es wagt!! — Sieh da, ſie kommt! — Verkriecht euch, ihr Gefühle und Gedanken, nehmt, ſo wie ich, des Scheinſchlafs Maske an!“

Seine Lider ſenkten ſich und ſein Haupt, er athmete tief auf und röchelte leiſe. —

Die Mutter war behutſam eingetreten. Aengſtlich blickte ſie umher, nach der Commode, dann nach dem Schlafenden. Sie ſchien beruhigt, kam vorſichtig näher, zog leiſe den Schlüſſel ab und ſteckte ihn zu ſich. Darauf ging ſie hinaus. —

„Qui dissimulare nescit, nescit imperare!“ murmelte Franz. — — — — — — — — — — — — — —

Den zweiten Morgen darauf war Franz zur Abreiſe nach Breslau fertig. Er nahm vom Vater herzlichen Abſchied, bat ihn noch einmal um Verzeihung und erneuerte ſeine Verſprechungen.

Im andern Zimmer, wohin ihn Frau Turner und

Magda begleiteten, reichte er der Mutter zum Abſchied die Hand.

„Du ſollſt fortan nie Urſache haben, über mich zu klagen,“ und ſein Antlitz war traurig bewegt, „ich mache auf nichts weiter Anſprüche, als daß ich oft an Euch ſchreiben kann, Ihr mir offen Alles, was uns betrifft, groß oder klein, mittheilt und dem Franz wenigſtens ſo viel Rückſicht und Liebe erzeigt, als er verdienen mag.“ —

„Die ſoll Dir werden,“ ſagte die Mutter und drückte ſeine Hand.

Magda, nicht mehr ihres Mitleids Herr, eingedenk ihrer traulicheren Jugend, fiel dem Bruder um den Hals und küßte ihn.

„O Franz! Ich glaube, Du biſt viel weniger ſchlimm, als Du ſcheinſt.“

Er preßte ſie mit verzehrender Gluth an ſich, Thränen floſſen ihm über die Wangen, namenloſes Weh zuckte um ſeinen Mund. —

„O, glaub' das immer, Magda, dann will ich Dich ſegnen! Was ich bin, was ich werden ſoll, ich weiß es nicht, — aber ich fühle mich maßlos unglücklich!“ —

Er ſtürzte hinaus, beſtieg den Wagen und winkte.

Magda war ihm nachgeeilt. Noch einen Blick ihr — und der Wagen raſſelte hinweg! — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — —

Es war nicht lange nachher, als Magda mit Trautmann senior auf der bewußten Höhe wieder zuſammentraf. — Sie blieben nicht dort, ſondern ſtiegen den Abhang hernieder, gingen über den Weg, der Waldmühle vorbei, die rechte Seite des Baches entlang, das Thal und den Molkenberg hinauf.

„Meine liebe, junge Freundin! Da das Schickſal uns nah' und näher zur endlichen Verſöhnung führt, ſo laſſen Sie uns von vornherein feſtſetzen, wie wir es untereinander halten wollen, daß nichts das neue Verhältniß trübe. Ich bin weit entfernt, eine Erörterung unſerer gegenſeitigen Meinungen zu ſcheuen, im Gegentheil, ich wünſche ſie recht bald um meines Sohnes, um Ihretwillen, ach, um auch mein eigenes Herz zu beruhigen. Aber ich glaube, wir haben vorerſt ernſtere und heiligere Dinge vor. Es läßt ſich im Reiche des Geiſtes ſehr gut kämpfen, vielleicht auch ſiegen, Magda, im Leben, in der ſichtbar uns umdrängenden Welt hingegen iſt das ſchwer! Gelingt es uns nicht, unſere eigene kleine Welt, unſer Ich, unſere nächſte Umgebung, die ſo ſehr unſer Glück ausmacht, ſchön zu geſtalten und zu ebnen, wie wollen wir das auf ſo großem Terrain, meine Liebe, wie eine Nation, ein Zeitalter iſt, ermöglichen? Laſſen Sie uns prüfen, wie Ihr Glück, liebe Magda, das Ihrer Familie frei zu machen ſei von allen Schlacken, bei dem Beginnen thut unſere verſchiedene Meinung nichts, aber der redliche Wille, die menſchliche Theilnahme, das Herz Alles.“ —

„Ich fühle dieſe Wahrheit jetzt tiefer als je, und wenn ich mich mit Ihnen und Benoni auch nicht verſtändigen könnte, wird ſich mein Herz gegen Ihren Edelmuth, gegen die reine Begeiſterung Benoni's, gegen ein Verhältniß zwiſchen Vater und Sohn nie verſchließen, das mich mit ſolchem Frieden, mit einer Hoffnung künftiger Seligkeit anweht! Die nächſten Uebelſtände zu bewältigen, unſer eigenes Weſen zu läutern, die Unſeren zu beglücken, ſei unſere nächſte Aufgabe! Sie haben recht! Weiß ich doch am beſten, wie ſehr der Flug des Geiſtes durch die trüben Nebel der Wirklichkeit gehemmt wird!“

Sie kamen unter wechſelndem Geſpräch nach Alt-Hayde. Kurz vorher hatte Trautmann ein Schreiben Benoni's an Magda gegeben, das ſie haſtig und ſichtbar erfreut zu ſich ſteckte.

„Es iſt von der Art, glaube ich,“ ſagte Trautmann, „daß Sie es immerhin Ihren Eltern zeigen können.“ — Magda nickte und erröthete.

Bald nachher kamen ſie über den Brunnenplatz und traten in des Doctors Haus. —

Frau Turner eilte ihnen entgegen und reichte Trautmann die Hand.

„Haben Sie herzlich Dank, daß Sie endlich kommen! Ich hoffe, Sie bringen die Geiſter des Friedens und der Lebenskraft in dieſes arme Haus zurück!“

„Das kann nur Gott, verehrte Frau! Was Menſchenkraft in ſeinem Dienſt aber vermag, will ich gern thun. Iſt Ihr Gatte vorbereitet?“ —

„Er iſt es. — Doch will ich ihm ſagen, daß Sie da ſind. Er iſt das zweite Mal heute aufgeſtanden und im Nebenzimmer.“—

Sie ging durch die nächſte Thür. Nach wenigen Minuten öffnete ſie dieſelbe und winkte ihnen einzutreten. — Trautmann folgte ihr. —

Als er auf der Schwelle ſtand und hineinblickte, ſaß in einem Lehnſtuhl zwiſchen Kiſſen ſein alter Feind mit den bleichen, ſchlaffen Mienen des Hippokrates, ſtreckte ihm ſehnſüchtig die Arme entgegen und flüſterte: „Willkommen, Trautmann, willkommen!!“ —

Wo war der trotzige Jünglingsmuth hin, wo der Recke mit dem ſprühenden Blick der Herausforderung! Wie ſtand er ihm gegenüber ſiegesfrech und gefühllos einſt, und nun — dieſe Jammergeſtalt mit dem geflickten Erdendaſein!

Doch daran dachte Trautmann nicht. Aus dem Jenſeits auf ihn nieder lächelte das verklärte Weib, von der Ferne her harrte hoffenden Herzens der Sohn dieſer Stunde! Er eilte zu Turner, faßte ſeine Hände, beugte ſich nieder, und beide Feinde umarmten ſich tief erſchüttert.

Mutter und Tochter ſanken einander an's Herz in ſeliger Befriedigung.

„Nein, Turner,“ ſagte Trautmann und wand ſich aus ſeinen Armen. „Seien Sie doch vernünftig und bringen Sie ſich nicht um! Bedenken Sie, daß ein Rückfall unſere Freude leicht in Trauer verwandeln kann, und bezähmen Sie Ihre Gefühle, damit Sie uns Allen erhalten bleiben.“

„Ja, ja, das iſt wohl wahr, Trautmann, aber glauben Sie mir, dieſe Bewegung thut meinem Herzen und Zuſtand unendlich wohl. Nach dem, was mir widerfahren, kann ich ſchon ein Stück Freude vertragen, eh' es dem Uebel die Wage hält. — Wenn ich nur die Reue gegen Sie los werden könnte!!" —

„Turner, an alte Geſchichten müſſen Sie nicht denken! Die Menſchen thun alle ſo, wie ſie glauben, daß es im Augenblick recht iſt, und die ſogenannten guten Leute ſtecken manchmal recht ordentlich voller Gebrechen und Fehler. Hätte ich Sie nicht damals am Kreuzweg beim Kehrwieder ſo gröblich abgewieſen, es wäre auch ſo ſchlimm nicht gekommen, wie es jetzt iſt; wir hätten uns dann ſchon eher auf einander eingerichtet. Das war auch nicht fein von mir und — ſo hat Jeder ſeinen Pack Sünden. Laſſen Sie uns lieber von dem reden, womit ich Ihnen hülfreich und förderlich ſein kann, um bevorſtehende Uebel möglichſt zu beſeitigen und die Verhältniſſe Ihrer Familie für die Zukunft feſtzuſtellen." —

„Wenn Sie mir dieſe große Freundſchaft, dieſen wahren Samariterdienſt thun wollen, ſo hätte ich eine recht dringende Bitte, die Sie mir aber nicht eher zuſagen ſollen, als bis Sie dieſelbe ganz kennen." —

„Sprechen Sie ſich aus, Freund!"

„Liebe Frau, geh' mit Magda ein wenig in's andere Zimmer, ich will mit ihm allein reden." —

Mutter und Tochter entfernten ſich. —

Turner faßte Trautmann bei der Hand und ſah ihm ſchwermüthig in's Angeſicht. —

„Trautmann, ich bin jetzt ſcheinbar wohler und Gott hat mich vor jähem Tode bewahrt. Er wollte wenigſtens nicht, daß ich unverſöhnt mit Ihnen aus der Welt ſcheide und ohne mein Haus zu beſtellen. Das Eine habe ich, das Andere will ich mit Ihrem Beiſtand. Ich bin Arzt, Trautmann, alſo brauche ich Ihnen nicht zu ſagen, daß ich weiß, ich habe nicht mehr lange zu leben. Den Blutſturz überſtand ich, hoffentlich kommt er nicht wieder, die Gallenſchwindſucht überſtehe ich nicht. — Ich werde eher, als Sie, dort oben zu Ihrer armen Frau kommen, und der heutige Tag macht, daß ich dann kein ſo gar ſchweres

Herz haben werde. — Die Meinen wiſſen nicht, was mit mir vorgeht. — Ein, auch wohl anderthalb Jahr kann ich mich hinſchleppen, das iſt aber auch Alles. — Ich möchte Sie nun bitten, lieber Trautmann, daß wir zuſammen mein Teſtament aufſetzen und Sie die Gerichtsangelegenheiten für mich beſorgen. — Ich bin willens, meine Frau zur Univerſalerbin zu machen, meinen Kindern das Pflichttheil zu gewähren, ſie im Uebrigen aber, beſonders Franz, in unbedingte Abhängigkeit zur Mutter zu bringen. Meine Frau iſt energiſch und klug, und wo ihre Einſicht nicht auszureichen vermag, möchte ich ihr einen guten Vormund für die Kinder an die Seite geben, und der, Trautmann, bitte ich, — ſollen Sie ſein!“ —

„Lieber Turner, ich würde es für ein großes Unrecht halten, Ihnen das abzuſchlagen, aber es iſt nöthig, dabei die Einwilligung Ihrer Frau einzuholen. Ferner muß ich meiner Pflichten über Ihre Kinder enthoben ſein, ſobald ſie es einmal für gut findet. Das iſt die einzige Bedingung, welche ich mache.“ —

„Und ich billige ſie, Trautmann. Tauſend, ach viel tauſend Dank ſei Ihnen geſagt! — Könnt' ich je hoffen, daß ſich Alles zum Guten wendete, ich es gar noch erlebte, in Benoni den zweiten, lieberen Sohn zu ſehen, — dann wollte ich mit Freuden in's Grab gehen.“ —

Trautmann erhob ſich, hielt Turner's Hand auf ſeine Bruſt gepreßt und ſah empor zum Blau des reinen Sonnenhimmels.

„Gott mag geben, daß unſre Hoffnung wahr wird und wir das Rechte hoffen, was wahrhaft Segen bringt, denn kurz iſt der Blick des Menſchenauges hienieden!!“ —

Eilftes Capitel.

Es liegt viel in der Art, wie wir die Natur, die Oertlichkeiten betrachten, ob ſie in uns Freude oder Trauer erwecken, und ſind gewöhnlich geneigt, einer Landſchaft darum großen Reiz zuzuſprechen, weil das Auge, mit dem wir ſie betrachteten, ein fröhliches war. Die Stimmung, welche auf einer Gegend liegt, ruht meiſtens in uns ſelbſt. Wir betreten denſelben Ort zweimal mit verſchiedenen Gefühlen, und er macht einen ganz entgegengeſetzten Eindruck. Die natürliche Schöne deſſelben iſt an ſich allerdings wohl ſtets vorhanden, aber das freudig bewegte Herz, das ſehnſüchtige, hoffnungsreiche Gemüth weiß dieſelbe mit dem holden Schmelz ſeiner Begeiſterung zu vergrößern, zu durchleuchten, empfindet jede einzelne Schönheit mehr. Der düſter melancholiſche Blick dagegen ſchweift achtlos über Vieles weg. Was er vermißt, empfindet er zehnfach tiefer; was er ſo wiederfindet, wie es war, verſtärkt ſeine Wehmuth! Ach, es bedarf nur eines blaſſeren, weniger ſonnigen Himmels, um Alles öder, kahler und langweiliger erſcheinen zu laſſen.

Wie außerordentlich aber wird nicht das Gefühl der Mißſtimmung und Trauer erhöht, wenn die Stätte, welche uns früher ſo lieblich erſchien, wirklich in ihrem Gepräge eine erhebliche Umänderung erlitten hat! —

Wer voriges Jahr Alt-Hayde mit Benoni's Augen betrachtet, als er, halb durch äußeren Zwang, halb durch inneren Trieb, zum erſten Mal das Bad betrat, wird jetzt, am Ende des Sommers, bei ſeinem Anſchauen ſich des Mißbehagens, deſſelben peinlichen Gefühls, mit dem man eine Ruine ſtatt eines ſtolzen Baues findet, nicht erwehren können. Wohl iſt das üppige Grün daſſelbe, ja leuchtet noch wechſelvoller in den mannigfachen Farben des nahen Herbſtes; die Häuſer und Höhen, die Promenaden, ſchattigen Gänge und Anlagen ſind noch ſo einladend und traulich wie ſonſt, aber es fehlt dem Ort das erſte Bedingniß ſeines Daſeins, ſeines heitern Eindrucks, — es fehlen die Menſchen.

Außer den urſprünglichen Bewohnern, welche mürriſch und müßig in den Hausthüren ſtehen, iſt die Zahl der Anweſenden unverhältnißmäßig gering, beſchränkt ſich faſt nur auf ſchwer Kranke oder ſolche, die, weil ſie doch einmal da ſind, die Reiſe nicht nutzlos gemacht haben wollen.

Die Saiſon iſt bereits geendet, obgleich die Jahreszeit noch ſchön iſt. — Der Beſuch des Bades war ohnedies nicht ſehr glänzend, das bunte Leben, der gemüthliche Ton, das Zuſammenhalten, vor Allem die leitende Hand Dr. Turner's fehlte. — Man mußte ſich mit jenem Hülfsarzt, der damals ſchon ſo mißfallen, begnügen, und nachdem Jeder ſich ſattſam überzeugt, daß der eigentliche Glanz verſoren gegangen, war man froh, bei guter Gelegenheit davon zu kommen.

Im Hauſe des Doctors iſt es ſtill und trübſelig. Im Wohnzimmer am Fenſter, halb mit Blumen verdeckt, ſitzt Magda mit der Mutter an weiblichen Arbeiten. Sie ſind ſchwarz gekleidet. — Im andern Zimmer am Schreibtiſch des Vaters hockt Franz unter einem Wuſt von Papieren, um die Angelegenheiten der Familie in Ordnung zu bringen. —

Dr. Max Turner iſt todt.

Das Prognoſtikon, welches er damals ſich ſelber vor Trautmann senior geſtellt, war eher, als er glaubte, in Erfüllung gegangen. Scheinbar im Laufe des vorigen Winters hergeſtellt, hatte er mit Hoffnung und Vertrauen auf die Zukunft geblickt, ſich eigentlich das erſte Mal ſeit langen Jahren mit ſeinen Kindern ganz wohl und zufrieden gefühlt, denn Franz vermied das Leiſeſte, was den Vater kränken konnte, und die Verſöhnung mit Trautmann erledigte faſt alle Wünſche Turner's bis auf den einen, Benoni und Magda zu verbinden.

Dieſe letzte, ſtill gehegte Hoffnung aber ſcheiterte an der Tochter Anſicht, daß erſt längerer Umgang nöthig ſei und Benoni's Liebe erprobt werden müſſe.

So war das Frühjahr und die neue Saiſon gekommen. Turner hoffte alle Uebelſtände, welche ſeine Krankheit für das Bad hervorgerufen, zu beſeitigen. — Er vermochte das nicht! — Das Vertrauen, die Geſelligkeit war einmal hin, die Ariſtokratie, die Mehrzahl der tonangebenden Familien blieb weg oder verweilte nur kurze Zeit. Jetzt erſt hatte er in vollem Maße die Folgen des unglückſeligen Vorfalls von damals, die Fragilität ſeines Rufes, die Ungeſchicklichkeiten und Vernachläſſigungen ſeines Stellvertreters zu empfinden.

Wuth und Galle von ehemals kamen ihm wieder, Kränkungen und Enttäuſchungen, Schwierigkeiten und Aergerniſſe häuften ſich —, ein zweiter Anfall, heftiger als zuvor, trat ein und machte ſeinem Leben vor einigen Wochen ein Ende. — — — — — — — — — —

„Trautmann hat im Briefe nicht beſtimmt angegeben, wann er kommen kann," ſagte die Mutter. „Ich weiß nicht, bei all' ſeinen Beileidsbezeigungen und Entſchuldigungen wegen ſeines Ausbleibens iſt mir immer, als wäre ſeine Hülfe und Freundſchaft nun etwas lau. Jetzt gerade, wo wir am nöthigſten ihn brauchen, muß er uns fehlen. Trautmann iſt ohne Berufspflicht, ein reicher Mann, durch den Verkauf von Biebersdorf unabhängig. Was kann ihn beſtimmen, die Noth der Freunde hintanzuſetzen?" —

Der Stuhl im andern Zimmer rückte. Franz ſtand auf und kam langſam mit der Feder in der Hand herein.

„Der Schmerz, liebe Mutter," antwortete Magda, „macht oft unbillig. — Du weißt, daß Trautmann im Winter ſchon, als der Vater noch wohl war, mit dem Plane umging, Biebersdorf zu veräußern. Er hat mir ſelbſt geſagt, die Welt werde ihm dort zu eng, denn nach des alten Rösler Tode habe er faſt alles Liebe auf dem Kirchhof. Die Zukunft Benoni's erheiſcht es aber, in der Reſidenz zu wohnen. — Wer konnte denn ahnen, daß es auf einmal mit uns ſo kommen würde?" —

„Aeußerlich, Schweſter, haſt Du wohl recht," ſagte Franz; „aber ich kann mich nicht enthalten, der Mutter beizuſtimmen." —

„Ach, Du haſt alte Vorurtheile, Franz."

„Meine Vorurtheile thun dabei nichts, hör' mich ruhig an. Wäre ich der Alte noch, müßte mir die Lauheit Trautmann's, das Loslaſſen von uns ja ganz gelegen kommen. Aber mir iſt's nicht gleichgültig, denn es war dem Vater eine Beruhigung im Tode, dieſen Mann an unſrer Mutter Seite zu wiſſen; er iſt teſtamentariſch unſer Vormund, das iſt genug. Wenn Trautmann zu ſeinem und des Sohnes Vortheil thut, was ihm am nützlichſten erſcheint, finde ich das ganz recht und billig, wiewohl es nicht gerade mit der Selbſtaufopferung zuſammenſtimmt, welche die Trautmanns ſonſt immer ſo prieſen. Wäre er aber überzeugt, Magda's Liebe ſei zum Glücke des Sohnes nothwendig, würde es doch ein ſehr gerechter Egoismus ſein, herbeizueilen, wo die künftige Tochter ſeiner Hülfe bedarf, ganz abgeſehen von ſeinem Verſprechen und ſeiner Freundſchaft für den Vater!"

„Bruder, Du biſt hart!" —

„Laß ihn ſprechen, Kind." —

„Das bin ich nicht, Magda, nur vor Täuſchung will ich Euch bewahren. Wir müſſen die Dinge anſehen, wie ſie ſind. Ich will faſt darauf wetten, daß er ſeinerſeits nichts thun wird, was die Neigung Benoni's zu Magda begünſtigen kann, und ſchläft die Verbindung unſrer Familien ein, iſt's ihm vielleicht ganz recht!"

„Du beſtätigſt, mein Sohn, was ich ſchon öfter in letzter Zeit gedacht." —

„Nein, nein!" rief Magda, „das iſt nicht wahr! —

Ich kenne ihn beſſer, als Ihr! Sein offener, gerader Sinn verſchmäht jede Heimlichkeit! Wenn er ein Verſprechen giebt, iſt es ihm heilig, und es iſt ihm ebenſo Lieblingsaufgabe, mich dem Sohne zu gewinnen, wie den Anſichten, welche ſeiner Meinung nach allein glücklich machen!"

„Nicht Heimlichkeit, Schweſter, nicht ein Bruch ſeines Verſprechens muß es ſein, — aber Sorge um Benoni iſt es gewiß, die ihn ſo handeln läßt. — Trotz aller Verſöhnung, Liebe und gegenſeitiger Achtung iſt einmal ein Zwieſpalt zwiſchen ihnen und uns, der nicht wegzuleugnen iſt, ich kann mir nicht helfen! — Mag ich ſchweigen und mich noch ſo ſehr beherrſchen, mag er ſo freundſchaftlich ſich nähern, wie er will, er wie Benoni wird ſo wenig ſeine Anſicht wechſeln, wie wir. — Ich bitte Euch, ſeid vernünftig! Geht doch der Sache recht auf den Grund! — Ihm ward von meinem Vater eine Entehrung zugefügt, ein tödtliches Leid, ſie ſtanden im äußerſten Meinungskampfe einander gegenüber! Wenn er auch edel genug iſt, zu vergeben und zu vergeſſen, was ihm bekanntlich auch — Zeit genug gekoſtet, — die Urſache des Ganzen, der Kern der Familienfeindſchaft, das, was den Vater eben zu ſeinem Gegner machte, die ihm feindlichen Ideen vergißt er nicht! Sie haßt er und bekämpft er noch heut' in uns, und ſpürt er, daß er das nicht kann, — wird er uns meiden!" —

„O, dieſe unſeligen Ideen!" ſeufzte die Mutter.

„Nein, Franz, er will ſie ja verſöhnen mit den ſeinen! — Sich zu verſtändigen, uns für ſich zu gewinnen, iſt ſeine Abſicht! Kannſt Du das tadeln? — Und wenn er den Weg des Rechten hätte?!"

„Wenn er ihn hätte, Magda! — Ich glaube nicht, daß es erſprießlich wäre, jetzt die Frage abzuhandeln. In der Welt wird's ewig zwei Parteien geben, von der ſich jede weiſe dünkt. Die eine haftet am Alten, an der Tradition, ſucht im Vergangenen Heil und Glück, ſchaut finſtern Auges der jungen heißblütigeren Welt zu, die luſtig keck empor zur Sonne reiſt, zu dieſer Fahne ſtehen die Trautmanns! — Die andere liebt das raſche Vorwärtsdringen, den Wechſel!

Für ſie iſt Freiheit nicht das blaſſe Mondſcheinphantom des jüngſten Tages, ſondern das Lebensgeſetz jedes Dinges. Sie hat nicht nur Bewußtſein für die Leiden der Zeit, ſondern auch den Willen, mit aller Kraft ihre Wunden zu heilen, Unrecht und Willkür zu zertrümmern und nicht auf morgen zu verſchieben, was heute ſich erringen läßt! Zu ihr gehören wir, Mutter! Darum zu ihr, weil wir des todten Turner Kinder ſind, der für dieſe Ideen geduldet hat, ihnen zum Opfer gefallen iſt, fünf der beſten Jahre ſeines Lebens im Kerker ſchmachtete, aus dem er ſiechen Körpers trat! Was war ſein Verbrechen! O, erinnere Dich doch, Mutter! Erinnere Dich, wie er von Allen nachher gemieden war, als ſei er mit jedem Einbrecher und Dieb in eine Klaſſe zu ſtellen! Welch' namenloſe Mühe hat es nicht gekoſtet, die erbärmliche Meinung der Welt zu überwinden! Sind die Leute etwa aus Toleranz oder Großherzigkeit nach Alt-Hayde geſtrömt, oder nur, weil ſie Herrn Turner's Geſchicklichkeit brauchten! Ach, und wie zahm hat er dafür werden müſſen, wie ſich verſtellen, damit ſie auch gar nicht fragten, aus weſſen Hand ihnen Geſundheit kam. — Daß ſich der Vater inconſequent wurde, den Flug ſeines alten Geiſtes um die gemeine Exiſtenz des Lebens hemmte, das war es, Mutter, was mich mit ihm entzweite! Handelte ich thöricht dabei, war's, weil ich vergaß, wie er dies ja eben um unſertwillen that! — Doch ſieh, kaum wird er krank und kann nicht mehr den Charmanten des Geſippes da ſpielen, ſo verlaſſen ſie ihn! Auf einmal fallen ihnen wieder die alten Geſchichten ein! Und das ſoll uns nicht kränken, ſoll uns harmoniſch ſtimmen! Wir, die wir am meiſten darunter gelitten, ſollen uns mäßigen! Teufel auch, ich dächte, wir hätten ebenſo Urſache, *unſre* Wahrheit für die einzige zu halten, wie ſie die ihre!" —

„Doch warum, Sohn, muß ſolcher Streit unter den Menſchen ſein?"

Magda ſeufzte tief. —

„Weil eben die Welt ſich fortbewegt, das Alte ſtirbt und Neues ſich gebiert, und mit dem Neuen ewig neu ſich zu gebären, iſt Sache jeder freien Seele! Dem Alten klebt nur der an, welcher darinnen von Jugend auf ſich warm gebettet, zu träge und indolent iſt, ſich für ſeine Mitmenſchen ein wenig anzuſtrengen. Warte nur, ganz andere Kämpfe werden noch kommen, denn das jetzige Geſchlecht dämmert immer mehr aus dem Kinderſchlaf des Vergangenen! Da wird ſich's erproben, weſſen die Trautmanns für und gegen uns fähig ſind! — Die finſtere Ahnung, Mutter, daß wir mit ihnen nicht zuſammenpaſſen, der Groll von Kindesbeinen an, daß die Ideen dieſer Leute uns eben knechten und beherrſchen wollen, daß ſie den Vater uns gekoſtet, kann nichts verwiſchen. — Ihr braucht nicht beſorgt zu ſein, ich werde etwa vergeſſen, was ich Euch ſchulde, aber der Tag wird kommen, bei Magda wie bei Dir, wo Ihr Euch ſelber empörten Herzens von den Trautmanns wendet. Ich aber werde ſtill ſein und — Euch anſehen!" —

Franz ging in's andere Zimmer zurück, man hörte, wie er weiter ſchrieb.

„Er hat recht," ſagte die Mutter. „Eine Bitterkeit zwiſchen uns wird immer beſtehen, haben beide Familien doch ſchon zu viel eingebüßt!" —

„Ach, ich finde es nur unendlich traurig," ſeufzte Magda, „daß Franz ſo recht hat. War's doch dies Gefühl, was auf dem Abhange damals mich bei Benoni's Werbung beſchlich!" — — — — — — — — — — — —

Einige Tage nachher war die Teſtamentseröffnung zu Glatz geſchehen, die Inventur des Turner'ſchen Vermögens bewerkſtelligt, man erwartete den alten Trautmann, um weiteren Beſchluß über Alt-Hayde zu faſſen, denn ein Brief, Tags vorher angekommen, hatte ſein Eintreffen für nächſte Woche gemeldet.

Während Frau Turner ihren Mittagsſchlaf hielt, gingen Franz und Magda in den Garten. —

„Franz, es iſt nöthig, daß wir uns einmal zuſammen ausſprechen!" —

„Es iſt ſehr lange nicht geſchehen. Du wählteſt dazu andere Leute.“ —

„Wenn ich nicht wüßte, Du ſeieſt mein Bruder, würde ich glauben, Du wäreſt eiferſüchtig!“

„Und glaubſt Du, daß ein Bruder dazu kein Recht hat? Iſt nicht die Mutter eiferſüchtig auf ihr Kind, wenn es eine andere Perſon mehr zu lieben ſcheint? Die Eiferſucht iſt natürlich an ſich etwas komiſch, trotzdem iſt ſie aber vorhanden, und Du wie jede Andere wird ſich im Fall der Liebe beim Bruder wenig an ſie kehren.“ —

„Franz, ich will Vergangenes nicht berühren, Dir nicht etwa vorwerfen, wie gewaltſam und fanatiſch Deine brüderliche Liebe aufgetreten iſt, aber ich möchte Deine jetzigen Anſichten klar, deutlich und beſtimmt wiſſen, aus dem Chaos von drüben und hüben herauskommen, ein Object des Denkens gewinnen, das mich trüben Erinnerungen entreißt. — Unſre Mutter iſt zweifelsohne leidend, wenn ſie es auch nicht zeigt, wir können nicht wiſſen, Franz, wie lange wir ſie noch haben, und ſind dann auf einander allein angewieſen. Wie ſich übrigens die Zukunft für mich geſtaltet, wie nebelhaft iſt das nicht noch, und wenn wir Frieden unter uns haben ſollen, müſſen wir einig ſein!“ —

„Gewiß, Magda! — Ach, wären wir es doch immer geblieben! Doch laſſen wir das. — Du willſt wiſſen, was ich denke, worauf mein Fühlen, mein Geiſt ſich mehr und mehr erbaut? — Manches wird Dir, wie früher, mißfällig ſein, aber Du magſt's klar überlegen und mir morgen mit allen Waffen Deines Witzes antworten. —

„Benoni wie ſein Vater, Du und ich ſind drei Parteien, von denen jede ihr Recht verficht. Mir, wie Benoni, liegt daran, Dich für die eigene Anſicht zu gewinnen, ich will die Schweſter mir bewahren, er ſich ein Weib erobern; der Sieg des Einen iſt die Niederlage des Andern.“

„Vereinigung iſt Dir alſo ganz unmöglich, Franz?“ —

„Ja, was dabei weiter herauskommen ſoll, als Selbſtbetrug, Heuchelei oder geſinnungsloſe Schwäche, das weiß ich nicht. Wärſt Du ein Mädchen, wie alle anderen nur, ſinnlich flach, obenhin gebildet, von der guten Hausthiernatur ſimpler deutſcher Frauen und Mütter, dann wäre der ganze Disput aus. Ich würde Dir ſagen, Benoni liebt Dich, iſt Erbe eines bedeutenden Vermögens, wird eine geachtete Stellung in der Welt erringen, heirathe ihn! Ob er dieſe oder jene Geſinnung hat, für oder gegen eine Sache Partei ergreift, könnte Dir egal ſein. Du führteſt Deinen Hausſtand, pflegteſt Deine Kinder, gingſt Sonntags in die Kirche und in der Woche in den Putzladen — nein doch! Auch dann kann Dir's nicht gleich ſein! Du mußt ſelbſt dann noch Schmerz und Weh empfinden, wenn Dein Bruder eine Sache für heilig verficht, die Dein Mann mit allen Waffen des Haſſes angreift. Nun aber, Magda, biſt Du zufällig nicht jenes zahme Ding von Weib, das ich beſchrieb, haſt einen Geiſt empfangen, der ſich über Küche und Kinderſtube erhebt und weiter ausbreitet, als die Schranken des Hauſes. Du haſt die lebendige Ahnung von dem in Dir, was der Menſch eigentlich ſei und bedeute, welche höhere und größere Stellung dem Weibe in der Natur gebühre. Darum kannſt Du dem Manne nur Dich ganz zu eigen geben, in welchem Dein geiſtig Weſen vollſtändig aufgeht. Darum fällt es Dir auch ſchwerer, wie jeder andern, zu lieben, und findeſt Du den geiſtig gleichen Mann nicht, Schweſter, wirſt Du als Jungfrau ſterben. — Da ich dies aber — für möglich halte, iſt's wenigſtens gut, wenn der Bruder mit Dir einig iſt. Weil das Letztere zu Deinem Glücke höchſt nöthig iſt, denn ich zweifle, daß Benoni der Mann ſei, je geiſtig Dich zu ergänzen, ſo erklärt ſich wohl auch mein etwas ungeſtümer Haß, als er Dich von mir ab und in ein nebelhaftes Chaos zog. — Entweder er wird der Unſre an Geſinnung, oder er weiß uns Beide zu beſiegen. Das Eine indeß wie das Andere zu glauben, vermag ich aber nicht!" —

„Und unſre drei verſchiedenen Standpunkte! Nenne ſie, Franz!" —

„Benoni, — wenn ich von ihm rede, mein' ich natürlich den Vater mit, — iſt der Menſch der Stufenleiter. Er claſſificirt von oben herab und von unten herauf, weiſt Dir ewige Ungleichheit in der Natur nach, und es wird ihm nicht ſchwer, Dir eine Ariſtokratie unter den Thieren und Menſchen, ein abſolut Regiment im Himmel wie auf Erden darzuſtellen. Die Freiheit aber, in dem Nebel einer andern Welt verklärt, iſt ihm eine ſehr ſchöne Sache, ſchade, daß man nur von ihr hienieden nichts zu ſehen bekommt. Sie iſt ihm ein Phantom von höchſter Idealität, deſſen unendliche Schöne eben darin beſteht, nie irdiſch zu werden. Es iſt indeß ein großes Uebel, daß man gar nicht recht beſtimmt weiß, ob man im Jenſeits nicht auch wieder auf noch ein Jenſeits vertröſtet wird. Wenn man die Katholiken hört, die doch auch recht haben wollen, ſitzt da oben ein wahres Beamtencollegium, eine Ariſtokratie von Heiligen und verſchiedene Departements von Erzengeln, die die Portefeuilles der himmliſchen Miniſterien inne haben!"

„Du wirſt ſehr ironiſch, Franz."

„Verzeih', — Du kennſt mich ja! — Wir wollen von Dir reden. Von Benoni zu Deinem Standpunkt iſt allerdings ein weiter Sprung, trotz all' Deinen bisherigen Modifikationen!"

„Da machſt Du mich begierig!" —

„Dir, Magda, iſt die Entwickelung unſeres Geſchlechts zum größten Glück, iſt die Freiheit nicht ſo chimäriſch, ſondern erreichbares Ideal, das immer mehr Wirklichkeit gewinnt, je geiſtig größer die Menſchen werden. Du denkſt an die Zeiten des freien Rom und Griechenlands, an jene glänzenden Tage Vergniaud's und der ſchönen unglücklichen Raland. Im edlen Unwillen ſiehſt Du auf die Gebrechen der Zeit, auf das animaliſche Leben Deines Geſchlechts und träumſt ein Reich, wie Plato gebildet, von Männerhoheit und Frauenſchöne. O, Du gleichſt darin ein wenig unſerm guten Vater, der einſt ein deutſches Kaiſerthum mit freier Parlamentsverfaſſung träumte. — Der Grund und Boden aber, Magda, zu dem Allen fehlt, der Grund und Boden, den Benoni immerhin für ſeine Meinung hat!“ —

„Ich bitte Dich, wie ſo?“ —

„Benoni's Grundlage bildet die Ungleichheit, die Ueber- und Unterordnung der Dinge, der Selbſtverzicht, die Drangabe an ein Höheres, Erhabeneres! — Sie paßt für ſein Gebäude. Ihr zufolge muß Alles ſich gliedern in's Unendliche. Darin aber, Magda, täuſche Dich um Gottes willen nicht, denn es ſtimmt nicht zu Deinem Traume. Du wärſt im Stande, für ihn Dich unterzuordnen, Dich ſelber einzuſetzen! Ach, an dem Irrthum ſind eben bisher alle Verſuche, die Freihet aufzurichten, geſcheitert! Zur Freiheit und zum Glück führt Aufopferung nie, ſondern zur Knechtſchaft und zum Elend!!“ —

„Und welches Sockels bedienſt Du Dich zu ihr?“

„Ich wünſche, daß Du mich nicht mißverſteheſt, Magda. Auch ich werde Dir gegenüber, was ich ſage, mit dem Weſen aller Dinge vertreten. — Sieh jedes Geſchöpf an, das niedrigſte ſelbſt, im Triebe des Wachſens, der Vermehrung! Der Drang nach Befriedigung des eigenen Selbſt, nach allen Seiten ſich auszudehnen, ſich ſelbſt zu lieben, ſich in Allem wiederzufinden, Alles in ſich aufzunehmen, iſt das Geſetz der Natur, iſt's, was Individuen ſchafft, über ſich hinaus ein jedes Weſen zu entwickeln ſucht! Alles auf ſich zu beziehen, ſein Spiegelbild in Allen zu finden, trägt, vereint und verſchönert dieſe Welt! Selbſtliebe erbaute das ganze Daſein, ward Veranlaſſung zu ſeiner Entſtehung, Selbſtliebe ließ die Natur den Menſchen als Endpunkt aller Entwickelung erſtehen, denn im Menſchen kommt die Welt zum Bewußtſein ihrer ſelbſt, er iſt das Auge der Weſen! Und dieſe ihm innewohnende, ewige Triebkraft willſt Du dem Menſchen nehmen? — Du kannſt es nicht, ohne ihn unwahr gegen ſich ſelbſt zu machen! — Warum ringt er nach Wahrheit, nach Glück und Freiheit? Daß er ſie habe, er ſie lehre! — Warum hängt denn das Kind der Mutter an, glaubt ihrem Wort und theilet ihre Schmerzen? Weil's ſeine Mutter iſt. — Will Dich ein Mann etwa erringen, um ſich Dir aufzuopfern? Liebt er Dich etwa, um Dir zu entſagen? Beſitzen will er Dich, ſein ſollſt Du ſein! Selbſtliebe baut Familie und Geſellſchaft! Im Weib, im Kind, im Freund liebt man ſich ſelbſt, ſo wird die Freiheit des Ganzen eben möglich, wenn die Eigenliebe Aller dieſelbe iſt, ſie macht uns gleich, zu Brüdern, ſie giebt uns Schwert wie Bibel in die Hand. Wer ſich nicht liebt, liebt Niemand auf der Welt, wer ſelber ſich zu haſſen gezwungen wird, haßt auch das ganze Leben!!" —

Magda blieb ſtehen und ſtarrte vor ſich nieder, dann hob ſie das Auge zu ihm auf und ſeufzte tief. „Und liebſt Du mich, wie Du Dich ſelber liebſt!?" —

„Ja, Magda, denn ich wäre ohne Dich jedweder Lebensfreude bar!!" —

Sie reichte ihm die Hand. —

„Ich will nicht weiter heute mit Dir reden, mein Kopf iſt wüſt. Kann ich auch das nicht mit dem Herzen ſo glauben, wie ich's mit dem Geiſt faſſe, weiß ich doch, Du willſt das Rechte, willſt, daß ich es mit Dir theile! — Ach, wenn Einer von euch Beiden mich durch Klarheit beſiegen kann, ich ahne, Benoni iſt es nicht, — und traure drum!" —

Frau Turner war in die Hausthür getreten und winkte der Tochter.

Magda leiſtete Folge und ſchritt langſam den gekrümmten Gang hinab. — —

Franz ſah ihr nach, betrachtete glühenden Auges dieſe ſchöne, edle Geſtalt, gehoben vom Gewand der Trauer, gleich ſchön im Ernſt wie in der Fröhlichkeit! Wie eine Königin ſchritt ſie durch die Büſche, es war als wenn ſich alle Blumen neigten, im flücht'gen Kuſſe ihres Kleides Saum zu haſchen. —

Endlich verſchwand ſie im dunklen Hausflur.

Franz lächelte leiſe in ſich hinein.

„Hier im ird'ſchen Jammerthal
Wär' doch nichts als Plag' und Qual,
Trüg' der Stock nicht Trauben —!"

damit folgte er ihr. — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — —

Trautmann senior war aus der Reſidenz gekommen. Die herzliche Theilnahme an dem Tode Turner's, die Sorglichkeit, welche er ſogleich für die Zukunft der Familie an den Tag legte, hatten ein vertrauensvolles Entgegenkommen Frau Turner's und Magda's zur Folge gehabt. Konnten ſie ſich auch den Folgerungen Franzens nicht entziehen, erſchien ihnen auch eine enge Vereinigung beider Familien in Zukunft zweifelhaft genug, ſo wirkte doch, wie in den meiſten Fällen, die Thatſache, daß Trautmann liebevoll freundſchaftliche Geſinnungen hegte, ſeine tröſtliche Gegenwart auf Mutter und Tochter wohlthätig.

Franz benahm ſich Trautmann gegenüber taktvoll, höflich, mit der Rückſicht, welche der Mann verdiente, den der Verſtorbene ſelbſt als Schützer und Rather der Familie beſtimmt hatte. Doch konnte Franz eine gewiſſe Kälte und conventionelle Glattheit ihm gegenüber nicht vermeiden.

Trautmann senior, welcher vorigen Winter, wenn er dies Haus betreten, nur flüchtig mit ihm in Berührung gekommen war, erblickte ſeinen Inſtincten wie den Meinungen gemäß, die er einmal über Franz hatte, in demſelben nur den Störenfried, das Kuckuksei in der Familie, hielt ihn für einen heimtückiſchen, ſchlechten und um ſo gefährlicheren Menſchen, als er ihm den Geiſt wie die Geſchicklichkeit zutraute, ſeine Handlungen und Gefühle immer mit einer ſcheinbar verſtändigen Logik zu rechtfertigen. Das Weſen des jungen Mannes flößte dem alten Herrn einen unwillkürlichen Widerwillen, einen nicht zu vertilgenden Argwohn und die Beſorgniß ein, in ihm den heimlichen Feind ſeines Sohnes zu erblicken.

Trautmann's einfache und gerade Natur hatte bisher nie verſtanden, ſeine innerſten Bewegungen und Gefühle, ſeine Zu- oder Abneigung zu bemänteln. Daß er es aber hier, um der Familie willen, Franz gegenüber mußte, verlieh ſeinem Benehmen, mochte es vorher noch ſo frei und herzlich geweſen ſein, eine peinliche, argwöhniſche Unbehülfenheit, ſobald Franz in's Zimmer trat. Indem Trautmann Alles zu umgehen ſuchte, was ihn mit demſelben in Zwieſpalt und Reibung bringen konnte, desavouirte er ihn eben in der auffälligſten Weiſe, während der kältere Franz, vollſtändig Herr ſeiner Regungen, ihm gefliſſentlichſt alle Artigkeit und Rückſicht erwies. Dies machte Trautmann indeß noch argwöhniſcher und ſchroffer.

Franz that, als bemerkte er gar nicht die Behandlung, welche ihm zu Theil wurde, deſto unangenehmer aber ward ſie von Mutter und Schweſter empfunden, welche ſeit vorigem Jahre nicht nur nicht das Geringſte gegen Franz einzuwenden hatten, ſondern auch Zeugen des ſpäteren herzlichen Einverſtändniſſes zwiſchen Vater und Sohn, Zeuge der gewiſſenhaften Sorgfalt geweſen waren, mit welcher Franz ſeit dem Todesfall die Angelegenheiten der Familie ganz allein geleitet hatte, ohne ſeine Intereſſen dabei im Geringſten in Erwägung zu ziehen, obſchon dieſelben im Teſtament am ſchlechteſten vertreten waren. — Nicht allein, daß er gleich der Schweſter auf das Pflichttheil geſetzt worden und die Maſſe unbeſchränkt der Mutter anheimfiel, wurden Franz auch bei dieſem Pflichttheil noch die erheblichen Koſten ſeiner Studien bis zu der Zeit angerechnet, wo er durch ärztliche Praxis Selbſtſtändigkeit und Einkünfte erzielt haben werde. Das Alles ſchien er indeß nicht zu empfinden.

So war Franz bei Trautmann's Benehmen in den doppelt glücklichen Fall gekommen, von der Mutter wie Magda im Stillen bemitleidet, vielfach geſchützt zu werden und Trautmann gegenüber in den Prophezeiungen, welche er den Seinen über das Verhältniß beider Familien gemacht, Recht zu behalten. —

Der erſte Tag verging unter allgemeinen Geſprächen und Aeußerungen der Theilnahme, war hauptſächlich den Erörterungen trauriger Gefühle, Beſorgniſſe und Zuſtände von Alt-Hayde gewidmet. — Trautmann ward dann dem Gericht als teſtamentariſcher Beirath und Vormund präſentirt, empfing ſeine Beſtallung und nächſtdem ſollte ſeinerſeits die

Reviſion der Turner'ſchen Verlaſſenſchaft, Abſchluß der Inventur und Feſtſtellung der Vermögensmaſſe bewirkt werden.

Am Abend dieſes Tages, nachdem die Familie mit Trautmann vom Termin zu Glatz gekommen war und Letzterer ſich auf ſein Zimmer zurückgezogen hatte, blieben Mutter und Geſchwiſter noch kurze Zeit beiſammen.

„Haſt Du bemerkt, liebe Mutter, daß er während der ganzen Zeit Benoni mehr als nur flüchtig erwähnt hat?" fragte Franz. „Wenn er es in meiner Gegenwart nicht that, iſt das begreiflich, vielleicht hat er ſich aber gegen Euch geäußert?" —

Magda ſchwieg.

„Das hat er nicht," ſagte die Mutter und ſeufzte.

„Hm, das iſt eigen! Wahrhaftig, ich hätte es nicht gedacht! Vermuthungen, Inſtincte habe ich wohl für gewiſſe Sachen, aber ſo raſche Beſtätigung alles deſſen? — Ja, ja! — Zwang hier und Zwang dort!" —

„Und es thut mir ſo weh, daß der Mann, welchen ich ſonſt ſchätze, ſo wenig ſeinen Widerwillen gegen Dich verbergen kann," ſagte Magda beklommen.

„Es iſt eben der alte Haß!" ſetzte die Mutter finſter hinzu. —

„Von mir iſt hierbei nicht die Rede. Wie es ſich zwiſchen mir und ihm geſtalten wird, kann ein Kind vorausſehen. — Der Vater hat unſre Mutter zur Univerſalerbin eingeſetzt, ihr die Dispoſition über uns überlaſſen, das finde ich ganz recht, denn ich würde es ebenſo machen. Ein Sohn kann dabei immer ruhig ſein, denn Mutterliebe wird ſein Beſtes wollen. Daß nach Beendigung meiner Carriere mir nicht viel bleibt, iſt ausgemacht; das wird mich aber nur zum Studium anſpornen, iſt mir übrigens, wie jede Geldfrage, überaus gleichgültig. Der kleine Reſt aber, welcher mir bleibt, beſonders die drei Jahre, die ich bis zur Majorennität noch habe, werden meinem Vormunde Stoff genug bieten, mir den Unterſchied zwiſchen ſeiner Neigung, ſeinen Anſichten und den meinigen recht fühlbar zu machen. Ich muß mir dies natürlich auch um Euretwillen gefallen laſſen, denn ſonſt iſt der Bruch da!" —

„Ich werde wohl," ſagte die Mutter nicht ohne Anflug gekränkten Gefühls, „hierbei auch eine Stimme haben, mein Sohn. So ſehr ich Dir mein Mißfallen gezeigt, als Du es verdienteſt, ſo offen werde ich Dein Recht vertreten, wo Du gekränkt biſt. Deine Zukunft aber magſt Du nur ruhig in meine Hände legen!" —

„Das will ich, liebe Mutter! Ich warne Dich aber, Dir um meinetwillen nicht ſelbſt Deine Stellung zu Trautmann zu verbittern. Eh! laſſen wir die ganze Geſchichte fallen, ſonſt ſieht es am Ende aus, als wollte ich hetzen. Du mußt Dich um ſo mehr vor jeder Mißſtimmung bewahren, als es doch Dein Lieblingswunſch iſt, Benoni mit Magda zu verbinden. Wie weit das in moraliſcher Beziehung zu realiſiren iſt, hängt weſentlich von ihm und dem Vater ab, um es thatſächlich anzubahnen, weiß ich nur ein Mittel, und ob Trautmann damit einverſtanden iſt oder nicht, wird den beſten Maßſtab für ſeine eigenen Wünſche in dieſer Angelegenheit geben. — Alt-Haþde muß verkauft werden. Je eher, deſto beſſer; deſto vortheilhafter wird ſich die Kaufſumme geſtalten. Mit einem Hülfsarzt es fortzuführen, iſt unmöglich; ich kann es künftig auch nicht übernehmen, denn die Verantwortung Euch gegenüber wäre zu groß, auch geht mir die Agilität bei den Leuten ab. Iſt das Bad verkauft, das Capital in eine Maſſe vereint, muß die Familie Turner doch irgendwo leben, und die Reſidenz ſcheint dazu um ſo geeigneter, als Trautmann dort lebt, Benoni da ſeine Stellung finden wird und, wenn Du willſt, auch meine künftige Praxis ſich daſelbſt günſtiger geſtaltet. Das iſt der geeignete Weg, die Entſcheidung nach irgend einer Seite hin zu erzielen, es müßte denn ſein, daß Trautmann dabei beſondere Bedenken hat!" — — —

— — — — — — — — — — — — —

Am nächſten Tage kam Trautmann senior mit Franz dadurch in unmittelbare Berührung, daß er die Berechnungen ſowie die Inventur zu controliren hatte. Bei allem Argwohn und Widerwillen des alten Herrn gegen ihn vermochte er in den Berechnungen wie den vorläufigen Maßnahmen deſſelben zu Gunſten der Familie nichts Verdächtiges zu entdecken, mußte vielmehr der Umſicht, Genauigkeit und Redlichkeit deſſelben ſeine Achtung zollen. Aus den Papieren der Familie, wie aus den äußeren Verhältniſſen von Alt-Hayde ging hervor, daß das Etabliſſement verkauft werden müſſe, und man ſchritt alsbald zur Ausführung dieſes Plans. Hierbei zeigte ſich wiederum Franzens Klugheit und Kenntniß der Sachlage.

Die Concurrenz, welche Turner einigen nahen großen Bädern bereitet hatte, die Beliebtheit, welche einmal Alt-Hayde errungen, die Heilkraft ſeiner Quellen machte es den übrigen Bade-Verwaltungen wünſchenswerth, dieſes Etabliſſement ſelbſt für ſich zu gewinnen, oder in weniger gefährliche Hände zu ſpielen. Das wußte Franz mit großem Raffinement zu benützen, und der Verkauf ging zu großer Zufriedenheit ſeiner Familie in unerwartet raſcher Weiſe vor ſich. — Die Uebergabe an den neuen Beſitzer ſollte zu Weihnachten erfolgen. — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — —

„Müſſen wir denn endlich doch dieſen Ort verlaſſen, Kinder,“ ſagte Frau Turner trübe, als nach abgeſchloſſenem Vertrage die Familie ſich allein befand, „dieſen lieben Ort verlaſſen, wo Ihr groß geworden ſeid und ich mit meinem verſtorbenen Mann faſt zwanzig Jahre gewirthſchaftet habe!“ —

„Es iſt aber ſo beſſer, verehrte Frau,“ antwortete Trautmann ſanft. „Wir haben alle Veranlaſſung, mit der Abwickelung der Verhältniſſe zufrieden zu ſein. Sie ſichern ſich nunmehr ein ſchönes, richtig angelegtes Capital, deſſen Zinſen mehr wie hinreichend ſein werden, Sie und die Ihren ſtandesgemäß zu erhalten. Haben Sie vielleicht ſchon einen Entſchluß gefaßt, wohin Sie Ihr Domicil verlegen wollen?“ —

„Darüber, mein Freund, möchte ich Ihren Rath hören. — So allein, wie wir ſtehen, thut uns vor allen

Dingen Anſchluß an Sie Roth, dem wir ja ſchon ſo viel Liebes zu danken haben. Mein Sohn iſt gleich mir der Anſicht, die Reſidenz wäre der gerathenſte Ort zum Aufenthalt für uns.“ —

„Da die Mutter leben kann, wo ſie will, halte ich dies für das Beſte. Breslau würde ihr nur peinliche Erinnerungen wecken; es wäre auch gar zu umſtändlich, bei Familien- und Vermögensfragen ſich von dort aus mit Ihnen in der Reſidenz und dann wieder mit dem Vormundſchaftsgericht in Glatz verſtändigen zu müſſen.“ —

Trautmann senior konnte eine Röthe der Verlegenheit nicht bergen.

„Unzweifelhaft iſt mir Ihr Entſchluß recht. — Von Herzen will ich wünſchen, daß Sie ihn nicht zu bereuen haben.“ —

„Warum, Verehrter!?“ frug die Wittwe erſtaunt. —

„Meine liebe Frau Turner! — Als ich, — gewiß Verſöhnung und Theilnahme im Herzen, — voriges Jahr in dieſes trübe Haus trat, ſchwiegen alle entzweienden Momente vor der Gewalt der Thatſachen. Auch der Verkehr zwiſchen mir und Ihrem Gatten drehte ſich meiſt um die nöthigen Fragen des Lebens, um die Sorge für die Zukunft der Familie und dieſes Ortes. Dann kamen wir durch den Verkauf von Biebersdorf, meinen Umzug nach der Hauptſtadt, den Ankauf meines Hauſes daſelbſt auseinander. — Ich bin zu alt geworden, verehrte Freundin, um einen großen Wechſel meiner Meinungen und Anſichten noch erwarten zu können, am wenigſten wünſche ich ihn. Der Verkehr unſerer Familien, beſonders die gute Gelegenheit, welche in der Reſidenz geboten iſt, die Tagesfragen abzuhandeln, laſſen es unvermeidlich erſcheinen, daß wir nur zu leicht und zwar da in Colliſion kommen, wo es uns am meiſten wehe thut, in unſeren Kindern!“ —

„Dabei, Herr Trautmann,“ ſagte Franz ruhig lächelnd, „ſehe ich nichts Schlimmes, falls nur die gegenſeitige Rückſicht und Toleranz geübt wird!“ —

„Dieſe heut' zu Tage gang und gäbe gewordene Toleranz, mein Lieber, hat ſeine Grenzen. Unumſchränkte Toleranz kann ich gegen Die nur ausüben, welche mir vollſtändig gleichgültig ſind. Gegen den Unverſtand, die verderblichen Meinungen meiner Freunde, welche leicht zu verderblichen Thaten führen können, gegen die ſchlimmen Einflüſſe, die ſie treffen mögen, kann ich nie tolerant ſein!“

„Mein Gott, dann kann es ja auch gar nicht ſchwer fallen, das Verderbliche des Einfluſſes, das Unheilbringende der Meinung feſtzuſtellen! Ich glaube, zwiſchen wahren Freunden wird ſich das ohne Nachtheil ihres beiderſeitigen Verhältniſſes abthun!“ —

„Ich kenne das!“ ſagte Trautmann heftig. Er hielt jedoch inne und erröthete. —

„Ich gebe die ganze Sache ſelbſtverſtändlich, verehrte Frau, Ihrem Ermeſſen anheim. Schlagen Sie Ihren Wohnſitz in der Reſidenz auf, und Sie ſollen mir willkommen ſein! Wo Sie auch weilen, glauben Sie mir, werde ich mich gern der heiligen Verpflichtungen erinnern, die ich dem Verſtorbenen gegenüber übernommen!“ —

Er reichte Frau Turner voll ſchmerzlicher Bewegung die Hand und drückte ſie heftig. — Es war, als wenn er damit einer Hoffnung entſagte, eine neue Bürde des Lebens auf ſich nehme. — — — — — — — — — — — —

„Hatte ich nicht recht, Mutter?“ rief Franz, als Trautmann gegangen war. „Dieſelbe Unverſöhnlichkeit, dieſelbe ſtarre Engherzigkeit wie vor Jahren, als er drüben am Kreuzweg beim Kehrwieder dem Vater die Wege wies! Wir können uns auf manch' harten Strauß gefaßt machen, doch wird ſich ſein Hauptwiderſtand nur immer auf mich beziehen, und ich werde ihm, ſchon um Euretwillen, möglichſt aus dem Wege gehen, iſt ja die Reſidenz doch groß genug. — Ich halte ſie übrigens unter allen Umſtänden für den paſſendſten Ort!“ — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — —

Trautmann hatte Alt-Hayde wieder verlaſſen, nachdem Alles, was die Familie Turner betraf, geordnet war.

Die Ueberſiedelung in die Reſidenz war beſchloſſene Sache und ſollte nach der Uebergabe des Bades, zu Neujahr, erfolgen. Mutter wie Geſchwiſter hatten gleich großes Intereſſe daran. — Um ſo unangenehmer empfanden Frau Turner und Magda das Benehmen Trautmann's gegen Franz. Dem ruhigen Nachgeben des Letzteren verdankten ſie, daß es bis jetzt noch nicht zu unangenehmen Erörterungen gekommen war. Er, der junge Mann, der ſonſt ſo Leidenſchaftliche, Rückſichtsloſe, mußte ihnen jetzt vernünftiger, rückſichtsvoller und verſöhnlicher erſcheinen, als Trautmann, der ſich eigentlich in der höchſten Noth erſt zu einer Verſöhnung herbeigelaſſen. Je weniger die Mutter Ahnung hatte, Franz wiſſe das, was nur die allerdringendſte Noth ihrer Lippe hätte entreißen können, je unbekannter ſie mit den dunklen Tiefen ſeines Charakters war, deſto mehr mußte ſie glauben, Franzens ganzes Verhalten ſei das Reſultat einer großen, tiefen Reue, der wahren Einſicht in ſeine Fehler, des endlich erwachten Gefühls, daß er den Eltern Dankbarkeit, Liebe und Gehorſam ſchulde.

Sie ward darin durch ſeine Aeußerungen, den Eifer, mit welchem er ſeine Studien ergriff, durch die Umſicht und Uneigennützigkeit, welche er der Entwirrung aller Verhältniſſe gewidmet, endlich auch in der Ueberzeugung beſtärkt, er empfinde nicht mehr den Haß wie ehemals gegen die Trautmanns, zumal er ja ſo bereitwillig vorſchlug, an dem Orte zu leben, wo eine gegenſeitige Annäherung unvermeidlich war. —

Franz hatte ſomit bei der Mutter eine bisher nie beſeſſene Gunſt errungen, welche er ſo unmerklich und leiſe, ſo organiſch auszubeuten wußte, daß Frau Turner nicht einmal bemerkte, wie ſehr er an Anſehen bei ihr wuchs. — Eine ähnliche, ja größere Gewalt, denn je, ſchien er über die Schweſter zu beſitzen. Mochte Magda wirklich auch nicht ganz ſeiner Meinung ſein, ſchien er über Benoni doch bedeutendes Uebergewicht errungen zu haben. Ferner war ihre Entwickelung von Haus aus der des Bruders gleich geartet, der Benoni's entgegengeſetzt. Das Gefühl einer allerdings vorhandenen, aber ſehr verſchleierten Neigung zu Benoni war leider durch des Vaters Benehmen paralyſirt worden, das deutlich genug zeigte, er hege von dem Glück ſeines Sohnes an ihrer Seite nicht allzu übertriebene Erwartungen.

So ſehr ſie im Uebrigen Trautmann achten und ſchätzen mußte, hatte ihr weiblicher Stolz doch hier eine Wunde erlitten, die Benoni's glühende Briefe nicht zu heilen vermochten. Ihre Antworten wurden kühler und ſeltener.

Sie hatte vor dem Altar ihrer weiblichen Würde den Schwur abgelegt: Benoni, wie jeden Mann, dem ſie begegnen mochte, den Triumph über ſich blutſauer werden zu laſſen. Wenn ſie früher nur das Gefühl in ſich trug, ſich auszudehnen, mitzutheilen, das Walre um des Wahren willen zu finden, hatte ſie jetzt den Eifer des Kampfes, die Freude an der Oppoſition, um denen zu imponiren, die Luſt haben würden, mit leichtem Spiel ſie zu erobern. — Die Arena dafür in der Reſidenz zu finden, war's, was ſie den Plan unterſtützen hieß, um ſo mehr, als ſie in ihrem Bruder den ſtets bereiten Secundanten fand. —

Franz hingegen, nun des Terrains, das er bei Mutter und Schweſter gewonnen, ſicher, hoffte in der Reſidenz Stellung zu gewinnen, den Gegner an empfindlichſten zu treffen, indem er ihn lächelnd entwaffnete, mit dem Vater wie ſeiner Liebe in ein endloſes Dilemna brachte, um ihn zuletzt von Allem zu iſoliren! —

Zu Neujahr 1841 verließ die Familie Turner Alt-Hayde für immer. —

Der kurze Glanz, den vormals das liebliche Oertchen beſeſſen, erblich mit der Zeit immer mehr. Kahl und vereinſamt ſteht nun die ſonnige Mazdahöh', ihr luftig Rindenhaus iſt verfallen. Der Makenberg, die große Promenade, der Brunnentempel und das Doctorhaus, Alles iſt nach und nach verſchwunden. Alt-Hayde ward ein

Ort wie jeder andere und nicht mehr der Neid ſeiner Nachbarn! —

Auch Biebersdorf iſt hin. Der Gutshof mit dem Schieferdach iſt, glaub' ich, auch verſchwunden, und von den kleinen Familiengeheimniſſen beider Ortſchaften weiß Niemand mehr zu erzählen, als die ſtumme Chronik des Kirchhofs. Hier die todte Gemeinde, um den alten Dettlef von Bebran und die Seinen vereint, drüben das einſame Grab Max Turner's zu Alt-Hayde. —

Auf der Grenzmark beider Orte nur ſteht ein Denkmal, die alte Tanne vom Blitz entzündet, ein ſchwarzer Stumpf, der in die Luft hineinragt und hinunterſchaut nach der Waldmühle, die auch verwittert iſt wie die Menſchen, ſo drinnen wohnen. — — — — — — — — — —

Trautmann senior ſaß in ſeinem Studirzimmer am Fenſter, in den Schlafrock gehüllt, die Pfeife im Munde und war in ein Buch vertieft. Hin und wieder, wenn er ſich einzelne Perioden des Geleſenen überdenken wollte, warf er einen Blick durch's Fenſter, hinab auf den Marktplatz, wo ſich das bunte Gewimmel der Hauptſtadt herumtrieb, Käufer und Verkäufer, neugierige Gaffer und geſchäftig Vorübereilende, die ſich mit tauſend kleinen Intereſſen berührten und durchkreuzten. Welch ein Unterſchied zwiſchen dem wilden Treiben hier und den ſtillen Bergen ſeiner Jugend! — Trotzdem er faſt zwei Jahre hier lebte, manchen hohen und niedern Bekannten aus alter Zeit wiedergefunden hatte, konnte er ſich doch nicht zurecht finden. Es kam ihm vor, als ſei er geſtern erſt zum Thor hereingeſchneit.

Wenn er ſo die lange Linie ſeines Lebens zurückblickte, wie eigen hatte ſich doch Alles gemacht! Das Geſchick hatte ſchon mit ihm ſo viel vorgenommen, daß er faſt meinte, es könne nun nur noch wenig übrig ſein. Und doch — ſein Sohn, die Sorge um ihn war's! Und dieſe Sorge ſchien Alles zu überbieten, was im Leben je zu überwältigen geweſen. —

Er ſeinerſeits mochte wohl ruhig ſeine Tage in Biebersdorf beſchließen, war's auch hart, ſo allein zu ſtehen und den Gottesdienſt der Erinnerung nur auf dem Kirchhofe abhalten zu müſſen, aber um ſeinen Sohn mußte er die Einfachheit des Lebens aufgeben. Hatte er auch bei ſeinem Vermögen nicht nöthig, um die Exiſtenz Benoni's bekümmert zu ſein, mußte er ihm doch eine Stellung bieten, in der er ſeinem Namen Ehre, ſeinen Mitmenſchen möglichſt viel Nutzen gewähren könne. Es war einer der Hauptgrundſätze Trautmann's, daß es dem Mann von Geburt oder Reichthum überaus ſchön anſtehe, Kunſt und Wiſſenſchaft, alle jene idealen Gebiete des Lebens anzubauen und zu vertreten, weil er unabhängig genug ſei, weder von Alltagsſorgen und kleinlichen Eitelkeiten noch hemmenden Rückſichten eingeengt zu werden. Er ſelbſt war nie für ſich ehrgeizig geweſen, ſeine ganze Entwickelung ſchloß dieſe Neigung aus. Doch er wurde es in ſeinem Sohne! Ihn als Entdecker, als Förderer in der Wiſſenſchaft zu ſehen, die er nächſt der Religion am meiſten liebte, der Natur., war die einzige Eitelkeit ſeines Lebens, ein Traum der Vaterliebe, dem er nur ungern entſagen mochte. Alles hinwegzuräumen, was den Sohn im Streben jenes hohen Lebensziels beirren konnte, war ſeine Hauptaufgabe, und abgeſehen von übrigen Bedenken, welche er gegen die Annäherung an Turners haben mochte, beängſtigte ihn noch die Befürchtung, die wiſſenſchaftliche Entwickelung ſeines Sohnes möge durch eine vorzeitige Jugendliebe, vor Allem durch andere unglückliche Gedankenſtrömungen unterbrochen werden, welche zu Benoni's Beruf nicht paßten, ihn in eine Richtung fortreißen konnten, die ihn nothwendig ganz den ſtillen Bahnen ſeiner Forſchung entfremden müſſe.

Dies war, zu Trautmann's unendlicher Freude, bisher nicht der Fall geweſen. War Magda die eine Braut, welche Benoni erträumte, war die Natur ihm die vertraute Schweſter, in der er Troſt, Beruhigung und Freude ſuchte und fand. Seine Entwickelungsbegier und ſein Ehrgeiz waren zu groß, der Wunſch, dem Weibe ſeiner Liebe auch

Ehre vor der Welt zu bieten, zu mächtig, um von dem Wege, den er erwählt, abzuweichen.

Benoni hatte mit dem Vater wie mit Magda lebhaften Briefwechſel unterhalten. Alle Vorgänge in der Heimath, den Verkauf von Biebersdorf, die Domicilirung des Vaters in der Reſidenz, Turner's Tod, die Veräußerung von Alt-Hayde, Alles hatte er erfahren, nur verſchwieg ihm der Vater, daß Magda jetzt mit den Ihren in der Hauptſtadt lebe.

Trautmann, je länger er darüber nachdachte, je mehr er die Turners beobachtete, deſto triftigere Gründe ſchien er zu haben, den Raum zwiſchen beiden Familien, Benoni's wegen, unmerklich zu erweitern.

Hatte dieſes ſtillſchweigende Bemühen Benoni in der Ferne bemerkt, hatte man ihn von Seiten Turners darauf aufmerkſam gemacht, kurz in den letzten Briefen des Sohnes ſprach ſich eine verhaltene Mißſtimmung, eine Unruhe, ja faſt eine Art von Mißtrauen gegen den Vater aus, welche dem alten Herrn große Bekümmerniß verurſachte.

Mochte er dieſer oder anderen beunruhigenden Vorausſetzungen für die Zukunft nachhängen, kurz, Trautmann war ſehr ernſt. Er warf das Buch bei Seite und ſtarrte hinaus auf das bunte Marktgewirr.

Plötzlich ſchrak er zuſammen! Dann horchte er hoch auf. Ein Zittern, eine fliegende Röthe, eine Bänglichkeit kam über ihn. — Hörte er draußen nicht eine wohlbekannte Stimme reden und dazwiſchen haſtige Tritte?

„Benoni! Mein Gott, er iſt's!“ flüſterte erſchrocken der Alte. — Die Thür ſprang auf, der Sohn trat ein und eilte in die Arme des Alten.

„Da bin ich wieder, lieber Vater! Mein Studium iſt beendet, und nun denke ich mich bei Dir niederzulaſſen! — — Mein Gott, ich komme Dir wohl ganz unerwartet?!“ —

Trautmann ſah den Sohn fragend an.

„Benoni, — ehrlich geſagt, — das kommſt Du! — und Du haſt beſchloſſen, Dich bei mir niederzulaſſen? — Ja, mein Gott, warum haſt Du mir's denn nicht vorher geſchrieben? Man hätte das doch überlegen können, 's iſt doch ſo im Umſehen nicht gethan?!" —

„Findeſt Du es denn ſo ſonderbar, daß ein Sohn ſich an dem Orte niederläßt, wo der Vater iſt?" ſagte Benoni ſchmerzlich. — „Meine Promotion iſt längſt beendet, Du haſt ja ſelbſt gemeint, daß hier der Ort meines Wirkens ſei, biſt darum doch nur nach der Reſidenz gezogen?!" —

„Ja, ja" — warf Trautmann haſtig ein, „aber — ſo, über Hals über Kopf, — ich muß mich wahrhaftig erſt beſinnen!" —

„Ich verſtehe Dich nicht, lieber Vater!" —

„Ach, das iſt das erſte Mal, wo Du mich nicht verſtehſt! Ich aber fürchte, Benoni, ich verſtehe Dich nur zu gut. Doch ſei's ſo! — Willkommen im Vaterhauſe!" — Er umarmte ihn nochmals. „Laß uns vorerſt für Deine Unterkunft ſorgen." —

„Daniel, Dein Diener von Biebersdorf, hat meine Sachen ſchon in Beſchlag genommen." —

Ohne darauf etwas zu erwiedern, eilte der alte Herr hinaus, rief dem Bedienten und der Wirthſchafterin, emſig bemüht, dem Sohn ein Zimmer einzurichten und für ſeine Bequemlichkeit zu ſorgen. —

Mit peinlicher Verlegenheit und einem Mißmuth, der ihn in letzter Zeit ohnedies verfolgt, war der Sohn dem Vater nachgegangen, packte nun mit einem wehmüthigen Gefühle ſeine Sachen aus und richtete ſich ein. Als dies, ſo gut es in der Eile ging, geſchehen war, fanden ſich Trautmann und Benoni wieder im Wohnzimmer zuſammen.

„Setze Dich zu mir, Sohn! — Wir wollen redlich mit einander rechten. Es liegt etwas zwiſchen uns, freilich nicht zum allererſten Mal. Wir wollen uns aber gegenſeitig offen ausſprechen, das iſt der beſte Weg zur Zufriedenheit. Es bedarf wohl keiner Frage, Benoni, daß ein Vater ſein Kind mit Freuden empfängt, es am liebſten ſtets um ſich hat, denn man kann einander gar nicht lieb genug haben in dieſem kurzen Leben! Meine Wünſche betreffs Deiner Zukunft haben ſich kein Haar geändert, je größere Stellung Du im Leben einnimmſt, je ausgebreiteter Dein Wirken, je ehrenvoller Dein Name iſt, deſto glücklicher wird mich das machen, aber das ſag' ich Dir in's Geſicht, mein Kind, Deines Vaters und Deines Berufes wegen kommſt Du nicht ſo ex abrupto her, — Du ſuchſt Magda!!" —

„Wenn ich Nein ſagen würde, wär's eben ſo unwahr, als ſagte ich ſofort Ja. — Mich treibt Alles hierher, Vater! — Ich bin ſo beunruhigt im Gemüth, ſo außer allem Verſtändniß der Dinge, fühlte mich auswärts zuletzt ſo allein, verſchollen, ſo losgetrennt von dem, was ich liebe, daß ich mir nicht anders helfen konnte, — ich kam!"

„Und was beunruhigt Dich ſo entſetzlich? Was kannſt Du nicht begreifen?" —

„Vater, ich faſſe weder Dich, noch Magda, noch meine Zukunft. — Wenn Du mir nicht böſe wirſt, will ich Dir alle ſchlimmen und thörichten Gedanken mittheilen, die ich habe, wohl mir, wenn Du ſie widerlegſt!!" —

„Ich höre Dich, mein Sohn!"

„Ich brauche Dir nicht zu wiederholen, welche Theilnahme Turner's Unfall, dann ſein Tod in mir erweckte, daß ich die alten Befürchtungen betreffs Franzens auf's Neue hegte, meine Hoffnung aber auf Dich ſetzte, damit Magda mir erhalten bleibe, ſich endlich zu uns wende, ihre einſeitigen Grundſätze aufgeben möge!" —

„Du vergaßeſt, Sohn, daß mein Verkehr mit Magda eben durch jenen Unfall benachtheiligt wurde, daß, als Turner genas und wir uns verſöhnten, ich mich der ganzen Familie widmen mußte. Häusliches Unglück erdrückt den Gedankenaustauſch und individuelle Noth macht nie objectiv." —

„Ich habe in der Ferne ſo redlich gerungen und gearbeitet, als ich konnte, in meinen Briefen an Magda nach Kräften geſtrebt, eine Einigung zu Stande zu bringen. Statt deſſen mußte ich gewahren, Vater, daß Magda nach und nach kühler wurde, ihre Anſichten immer mehr in Gegenſatz zu den meinen traten. Seit Turner's Tode geht aus Magda's Schreiben hervor, daß gerade Deine größere

Annäherung als Rather und Vormund der Familie eine Mißſtimmung zwiſchen ihnen und Dir erzeugte, daß Franz, was ich nie ahnte, wieder in den Vordergrund trat und ich bei Magda ſelbſt das verlor, was ich früher beſeſſen. Vater, Du verſchwiegſt mir, daß Turners hierher überſiedeln wollten, und Magda's Aeußerungen, ihr augenſcheinlich gekränkter Stolz laſſen vermuthen, Du habeſt das Zuſammenleben beider Familien an demſelben Orte ungern geſehen, und ich kann nur mich als Grund dafür nehmen! Soll ich denn das von Dir glauben? Glauben, daß Du, ſtatt meiner Seele größten Wunſch zu fördern, ihm heimlich entgegengewirkt?!“ —

„Benoni, daß Deine Leidenſchaft für Magda ſo weit gehen kann, Dich ſelbſt mit Deinem Vater in Zwieſpalt zu bringen, an ſeiner Liebe für Dich zu zweifeln, habe ich längſt befürchtet. Eh' Du Dich aber ſo gegen Deine beſſere Natur vergißt, magſt Du erſt meine Handlungen prüfen, zuſehen, ob ich als Vater anders, als ſo verfahren konnte. — Was Franz für ein Menſch iſt, — nun dafür liegen die Beweiſe in ſeinem Benehmen gegen Dich, gegen den eigenen Vater offen, den er an den Rand des Grabes brachte, mittelbar Urſache ſeines Todes wurde. Ein ſolcher Menſch mußte ausgeſtoßen ſein aus der Familie, und ſo ſchien es faſt. Seine Schlechtigkeit bewog Magda, ſich Dir zu nähern, ſich an uns anzulehnen. Hierin lag die einzige Möglichkeit, durch eine Sinnesänderung ſie Dir zu gewinnen. — Dieſer Franz iſt aber ein ſo unbegreiflich raffinirter Spitzbube, daß er kurz nach ſeiner gröbſten Handlung Reue zu heucheln, ſich zu bekehren, das Mitleid, die Neigung von Eltern und Schweſter zu erringen wußte, und jetzt — iſt er das A und O in der Familie! Die verſchiedenen Intereſſen, das, was zunächſt lag, der Verkauf Biebersdorfs, meine Ueberſiedelung, die Turner'ſche Teſtamentsvollſtreckung machten mir einen Austauſch mit Magda vorerſt unmöglich. Doch ich beobachtete Alles und ſage Dir, ſie iſt für Dich verloren! Nur nutzloſe Mühe, Schmerz und Enttäuſchung ſtehen Dir mit ihr bevor; aus Deinen

Gleiſen geriſſen, wirſt Du Deine Jugend in Kummer hinbringen, und Reue wie Bitterkeit wird Dein Lohn ſein, wenn Du einſt zur Beſinnung kommſt. Das wollte ich Dir erſparen! — Es ſollte nicht ſein! — Gut, da Du einmal hier biſt, Benoni, — ſieh jene Familie, deren Rather zu ſein ich als die herbſte Pflicht meines Lebens betrachte, ſieh Magda, ermiß ſelbſt ihre Veränderung, den Einfluß dieſes Franz, und wenn Dir dann die Augen nicht aufgehen, — — ſo wünſch' ich, die meinen mögen ſich ſchließen, eh' ich das Traurigſte erlebe!!" — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Die verwittwete Doctorin Turner hatte mit den Ihren eine der eleganteſten Privatwohnungen in einer frequenten Straße der Hauptſtadt bezogen. — Als Frau von Vermögen, welche Eitelkeit genug beſaß, ihre Kinder möglichſt brilliren zu laſſen, hatte ſie nichts verſäumt, was ihrem Leben ein hauptſtädtiſches Gepräge geben konnte. Das Wohlgefallen an glänzenden Aeußerlichkeiten des Lebens, die Sucht, in der Geſellſchaft ſo viel wie möglich zu bedeuten, eine Vorliebe zu repräſentiren hatte ſchon die Jugend der Dame ausgezeichnet, ihr damals, vielleicht mehr als ſie verdiente, einen leichten Ruf verſchafft. Dieſer Hang vornehmlich hatte ſie zu einer Verbindung mit Max Turner, dem glänzendſten Ravageur ſeiner Zeit, gebracht, und wenn auch durch die Schmerzensjahre, ihre Noth und ſein Gefängniß geläutert, war dieſer Hang durch ihre geſellſchaftliche Stellung in Alt-Hayde wiederum zur Geltung gekommen. Mit raſchem, weiblichem Inſtinct und Takt hatte ſie ſich den feineren Schliff des Lebens angeeignet und durch immerwährenden Verkehr mit der Badegeſellſchaft in Uebung erhalten.

Jetzt, wo ihre Verhältniſſe ſich unabhängiger machten denn je, wo der große aplomb der Reſidenz ſie umwogte, ihre Kinder Anſprüche an's Leben machten, folgte ſie dieſer Neigung um ſo rückhaltsloſer und lieber, als ſie dadurch meinte, Franz wie Magda geſellſchaftlich zu fördern. — —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Mutter und Kinder ſaßen im geräumigen Wohnzimmer, das eben ſo bequem wie elegant eingerichtet war, die Mutter bei einer Stickerei am Fenſter, Magda auf dem Sopha, ein Buch in der Hand, Franz aber überlas lächelnd ein Billet, das geſtern Abend gekommen war.

„Neugierig, höchſt neugierig bin ich auf ihn!“ rief er aus.

„Ich um ſo weniger!“ warf Magda etwas unwillig ein und erröthete leiſe.

„Es ſcheint,“ begann die Mutter ernſt, „allem Vermuthen nach, als ob Benoni nicht gerade auf Einladung des Vaters zur Reſidenz gekommen wäre!“

„Haha! Er mag eine Ahnung haben, daß der Papa nicht ſehr zu Gunſten ſeiner Gefühle operirt habe, und will ſich doch ſelbſt vom Stande der Dinge überzeugen!“

„Dann wird er,“ entgegnete Magda kühl, „eine große Veränderung in denſelben vorfinden, die unſre Schuld gewiß nicht iſt.“ —

Frau Turner ſeufzte. „Ach ja, und es thut mir um Benoni's willen leid. Zu der früheren Lauheit und argwöhniſchen Stimmung iſt aber, ſeit wir hier ſind, der Uebelſtand gekommen, daß Trautmann ſeine Pflichten als Vormund ſchärfer in's Auge faſſen zu müſſen glaubt.“ —

„Die ſich,“ verſetzte Magda, „ſogar auf die äußeren Formen unſeres Lebens erſtrecken zu wollen ſcheinen.“

„O wartet nur ab,“ warf Franz ſpitz dazwiſchen, „ſobald Benoni hier iſt, wird ſich das immer weiter erſtrecken, bis auf unſere leiſeſten Meinungen und einfachſten Handlungen, die er bis jetzt noch einigermaßen in Ruhe gelaſſen. Daß übrigens Benoni, den Manipulationen des Vaters entgegen, doch nach der Hauptſtadt kam und uns aufſuchen will, beweiſt immerhin einen gewiſſen Unabhängigkeitsſinn, ein Gefühl der Selbſtſtändigkeit, das mir ganz gut gefällt. Es ſollte mir leid thun, wenn er dadurch mit dem Vater in Zerwürfniß käme.“ —

„Gewiß!“ ſagte Magda. „Es giebt aber dagegen zwei

Mittel: entweder nicht zu kommen, oder die Kunſt, ſeiner ererbten Meinung treu bleiben zu können."

„Dann," lächelte Franz, „werden wir viel Discuſſionen und keine Reſultate haben, und die Freundſchaft beider Familien wird auf einem anſtändig kühlen Fuße ſtehen bleiben."

„Das hat nur wenig Tröſtliches," — verſetzte die Mutter, „ſtimmt mit den Wünſchen und Hoffnungen nicht, die Euer Vater in den letzten Lebensjahren gehegt." —

„Liebe Mutter," ſagte Magda und erhob ſich, „lebte er heute, vielleicht hegte er ſie in der alten Stärke nicht mehr. Hoffnungen und Träume ſind immer betrüglich, auch ich habe mich betreffs der Trautmanns verrechnet. Der Eindruck, welchen mir Vater und Sohn anfänglich gemacht, hat viel von ſeiner hohen Reinheit verloren!"

„Wir haben eben," lächelte der Bruder, „auch erfahren, daß die Leute, welche ſtets ihren Aufopferungsſinn, ihr être suprême, ihre Selbſtentäußerung im Munde führen, auch eigenliebiſch ſind wie wir Anderen, nur daß ſie ſich's nicht eingeſtehen wollen oder können. Iſt's nicht ſchon ein ungeheurer Grad der Eigenliebe, ſeine Wahrheit für die richtige, ſeine Nation für die größte, ſeine Regierung und Staatsform für die beſte zu halten? Eigenliebe macht die ſpecifiſchen Patrioten, die Orthodoxen, die Abſolutiſten und die Leute der Tradition." —

„Kinder, ich bitte Euch nur," ſagte die Mutter, „daß Ihr alles Peinliche und Störende, wenn ſie kommen, um meinetwillen vermeidet. Laßt es wenigſtens ihre, nicht unſere Schuld ſein, wenn ſie ſich in unſerm Hauſe nicht ſo wohl fühlen, wie ſie können.

„Ich weiß, was ich mir ſchulde, und bin gewiß zu ſtolz, ihnen merken zu laſſen, daß Trautmann's Beſorgniß um den Sohn mir nicht gerade ſchmeichelhaft ſein kann. Feiner Takt iſt eine Cardinaltugend des Gebildeten!"

„Um mich," ſagte Franz heiter, „darfſt Du nun gar keine Bange haben, Mutter. Ich, dünkt mich, wäre klug geworden. Benoni und ich ſind zwei junge Leute von

Bildung und Wiſſen, alſo gerade weil wir Parteien ſind, giebt das einen intereſſanten Umgang ab. Meine thörichte Furcht von damals, Euren Herzen entfremdet zu ſein, iſt nicht mehr vorhanden, mithin ſehe ich nicht den leiſeſten Grund zur Unfreundlichkeit zwiſchen uns Beiden. Gebt Acht, ich werde mich mit ihm am beſten ſtehen, denn es iſt uns Beiden am Ende doch gleich, wer im Disput Recht behält!" — — — — — — — — — — — — —

In demſelben Augenblicke erſcholl die Glocke. Das Dienſtmädchen trat ein und meldete Herrn Trautmann und Sohn.

„Bitte ſie, näher zu treten," antwortete Frau Turner. —

Die Familie begab ſich in das angrenzende Beſuchszimmer, welches luxuriös ausgeſtattet und durch die vielen aufgeſtellten und umherliegenden Bücher zugleich das Anſehen eines Leſe- und Studirzimmers erhielt. —

Trautmann und Benoni erſchienen, die Mutter eilte ihnen freundlich entgegen, Magda erröthete leicht, verneigte ſich und trat dann an's Fenſter. Franz nickte lächelnd zum Gruß und kam näher. —

„Seien Sie uns auf's Herzlichſte willkommen, verehrter Freund. Vor Allem Sie Herr Benoni Trautmann!" —

„Laſſen Sie ſich auch von mir begrüßen," und Franz trat zu dem Gegner. „Ich hoffe, daß Sie frühere Kindereien vergeſſen haben!"

Benoni's Lippe bewegte ſich krampfhaft, doch er bezwang ſich, legte ſeine Hand in die des Andern und ſagte: „Ich begrüße Sie mit eben dem redlichen Willen der Ausſöhnung, welchen Sie haben." —

„Nun, mein werther Freund, ich darf einen ſo alten Bekannten wohl in's Wohnzimmer nöthigen, da ich ohnedies ein finanzielles Bedenken mit Ihnen abzuhandeln habe, welches für die jungen Leute von keinem Intereſſe iſt. Ueberlaſſen wir ſie ihrer Unterhaltung! Natürlich nehme ich an, daß Sie nebſt Sohn unſre Tiſchgäſte ſind, ich habe bereits dazu Veranſtaltung getroffen."

„Wie Sie befehlen," antwortete Trautmann senior, und Beide ſchritten nach dem Wohnzimmer! —

Benoni war wie im Traume. Dieſer Luxus, der veränderte Umgangston! Magda ſtand am Fenſter und trommelte an den Scheiben! Noch war das Trauerjahr nicht ganz beendigt und Mutter wie Tochter erſchienen in den lachenden Farben der Heiterkeit! — Er faßte ſich indeß und trat zu Magda. —

„Bin ich Ihnen denn ganz entfremdet, Fräulein? Es ſcheint, daß das Schweigen des letzten halben Jahres, was Sie, trotz meiner Briefe, ſich auferlegt, hier fortdauern ſoll!" —

Magda wendete ſich. „Wenn Sie ſo weiter fragen, kann ich nicht verhehlen, daß Sie in Ihrer Annahme recht haben werden!"

„Und empfinden Sie nicht, mein Fräulein, wie wehe mir das thun muß! Wenn Sie ſich fragen, ob ich etwas verſchuldet, was mir Ihrerſeits dieſe Kälte zuziehen konnte, mich in Ihren Augen herabſetzen mußte, können Sie mich dann offen und ehrlich bei ſich ſelbſt verdammen? — Eine Schuld, Magda, trag' ich allerdings in mir, bekenne ſie offen und mache ſie gut. Schuld an Ihrer Lauheit gegen mich war meine Abweſenheit; der Abweſende hat immer unrecht!"

„Ei," lachte Franz, „dem Argument läßt ſich ſchlecht widerſprechen; aber nun iſt er wieder hier und der Belagerungszuſtand kann von Neuem beginnen!" —

„Sie wollen damit ſagen," und Magda ſchien verletzt, „daß, während Sie nicht in meiner Nähe waren, andere Einflüſſe mich umgeändert. Geradezu geſagt, werfen Sie mir Wankelmuth vor!"

„Ja, Magda, das thue ich. Es müßte denn ſein, daß Sie mich eines Beſſeren belehrten!" —

„Bei Gott, das hab' ich erwartet!" rief Franz luſtig. „Das wird köſtliche Wortgefechte geben, und da Benoni blos meinen Einfluß dabei andeuten kann, denn er iſt ein zu guter Sohn, um an etwas Anderes nur zu denken, bin ich bereit, mich ganz neutral zu halten und Dich, Magda, Deinem Schickſal zu überlaſſen!" —

„Ich beanſpruche gar keine ſolche Nachſicht, Verehrteſter, und glaube ſtark genug zu ſein, das, was ich fühle und meine, gegen Zwei zu vertheidigen, mir die Rechte zurück zu erobern, welche ich ſonſt beſeſſen!!" —

Magda richtete ſich hoch auf.

„Und welche Rechte ſind's, die Sie ſich anzumaßen hätten?!" Das ſchöne Mädchen flammte vor Unwillen.—

„Es ſind Rechte, Magda," und Benoni's Stimme bebte, „die Sie früher anerkannten, ſo anmaßlich jetzt Ihnen dieſelben auch ſcheinen mögen. Das Recht, mit mir ſich zu verſtändigen, iſt's, die Hoffnung, die Pflicht, zwei Familien vollſtändig zu verſöhnen!"—

„Die Verſöhnung," ſagte Magda ſpitz, „ward ſeit Ihrer Abweſenheit bewirkt, und die Verſtändigung, welche ich ehemals geſucht, die Harmonie mit mir ſelbſt, iſt in anderer Weiſe erreicht!" —

„Nun denn!" rief Benoni mit erſtickter Stimme, „ſo lebt etwas in meinem Herzen, was mir das Recht giebt, das Weſen vom Abgrunde zu erretten, in den ich es verſinken ſehe, das Recht, bis auf den letzten Hauch Sie vor Meinungseinflüſſen wie Folgen zu bewahren, die nur zu Ihrem Elend führen können! — Das iſt das Recht der Freundſchaft, Magda, des Verhältniſſes, das Sie mir einſt freiwillig zugeſagt, in dem Sie ſich ſonſt wohl befanden! Sie können es verleugnen, mich von ſich ſtoßen, mir ſagen, ich mag Deine Freundſchaft und Fürſorge nicht, aber Sie werden weder mir noch Ihrem Herzen beweiſen können, daß Sie damit edel und recht gehandelt haben."

„Und mich, Benoni," ſagte Franz, „mich trieb mein brüderliches Recht zu gleichem Beginnen. Auch ich ſah in der andern Meinung und ihren Folgen nur Unglück für die Schweſter! Mindeſtens ſind unſre Anſprüche gleich. — So laßt uns denn ehrlich kämpfen um den Sieg! Hat Benoni recht, wer von uns Beiden würde ſo vernunftlos ſein, es dann nicht einzuräumen? Er wird das Gleiche thun! Vielleicht vereinigen wir uns auch gar in einer dritten, beſſeren Anſicht!"

„Das eben wünſche ich!" ſagte Benoni.

Magda lächelte erröthend. „Nun denn, verſuchen Sie es, damit Sie von mir nicht etwa ſagen können, ich wolle an Ihnen und Ihrer. — Freundſchaft unrecht handeln!!"—

Sie reichte Benoni langſam die Hand.

Da, o günſtiger Zufall, ward Franz durch die Stimme der Mutter in's Nebenzimmer gerufen.

Benoni hielt des Mädchens Hand krampfhaft feſt.

„Magda!" flüſterte er, „man hat Sie mir entfremdet. Aus Liebe zu Ihnen, Ihren Eltern, meinem Vater mied ich Sie, und Sie können mich darum von ſich verdrängen wollen? — Das Recht, um Sie zu werben und zu ſiegen, das geben Sie mir doch! Lebt denn nichts in Ihnen, gar nichts — zu meinen Gunſten mehr, das meine Sache vor Ihnen führen kann?" —

„Benoni! — Ihres Vaters beleidigendes Benehmen hat mich ſtolz gemacht. Ich mag nicht ſcheinen, als ob ich Sie dem Vater abtrünnig machen will. Was könnte uns jeglich Vergeſſen unſerer Meinung, was innigere Neigung, als Freundſchaft gewährt, wohl helfen? Ihr Vater ſieht kein Glück in der Annäherung zwiſchen uns, ſelbſt wenn ich Ihre Gefühle erwiederte. Das muß erkältend auf mich wirken!"

„So gebe ich Ihnen mein Wort," rief er flammend, „daß mit und ohne ſeinen Willen ich Sie lieben, ob Ihre Meinung ich beſiege oder nicht, Sie mich verächtlich finden oder er, ich Ihnen folgen werde, an welchen Ort es ſei, bis zu dem Tage, — wo Sie Ihre Hand vergeben. Ich ſoll, ſo will's das Schickſal, elend ſein! Ich will es auf mich nehmen für die Beruhigung, daß Sie einſt glücklich, nicht mehr in den Händen von Franz ſind. Mögen Sie meinem Wort auch zürnen, meine Gefühle ſind rein! Die Ahnung der Liebe aber ſagt mir, Franz iſt falſch, falſch ſein Handeln, Fühlen wie ſein Reden!!!" —

Eine lange Pauſe entſtand. Sinnend, ſchwermüthig blickte Magda in Benoni's Antlitz. —

Es war, als zöge eine ſchattenhafte Ahnung durch ihre Seele. Dann fuhr ſie auf, trat zu Benoni und faßte ſeine Hand. —

„So alſo lieben Sie mich, Benoni, um mit Ihrem Glück das meine zu erkaufen, Allem zu entſagen, um mir zu folgen, mich zu ſchützen, — ſelbſt wenn Sie mich auch nie erringen mögen?!“ —

„Ja, Magda, ſo lieb' ich Sie!!!“ — — — —
— — — — — — — — — — — — —

Als Benoni mit dem Vater nach Hauſe zurückgekehrt war, legte Trautmann die Hand auf Benoni's Schulter und blickte ihn ernſt und bewegt an.

„Was glaubſt Du nun von Magda?!“

Benoni ſeufzte tief auf. —

„Du wirſt ſie nie erringen, mein Sohn!“

„Dann, Vater, geh' ich zu Grunde!“

„Benoni, unglücklicher Menſch! — Und Du kannſt nicht von ihr laſſen?!“ —

„Nie, — ſo lange ich um ſie kämpfen kann und ringen, ſo thu' ich's! Wer mir das entreißt, der mordet mein Glück hienieden!!!“ — —

„Ich werde künftig nichts mehr thun, mein Sohn, was Dein Glück morden könnte! — Du wirſt es ſelber thun!!“ — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — —

Magda war im Verlaufe des Tages zurückhaltender gegen Franz geweſen, als ſonſt; ſtill und nachdenklich entkleidete ſie ſich Abends. —

„So liebt er mich, daß er ſein Glück dem meinen opfern kann, daß er mich ſchützt und nie verläßt, bis ich — die Gattin eines Andern werde, nur um vor Franz mich zu bewahren!! — Sollte ich denn im Nebel gehen, blind ſein, mit der Mutter blind ſein, und ſein Auge iſt durch der heißen Liebe Furcht geſchärft, erkennt die Dinge allein im wahren Lichte?! — Und Franz falſch, ſagt er, falſch? —

Nein, Liebe iſt blind ſeit alters her! Sie übertreibt, verleumdet, denn ſie iſt die höchſte Staffel der Selbſtſucht! — Wenn mein Herz ich frage: *wen* haſt du lieber, den *Bruder*, ſo nahe dir durch die Natur verknüpft, den *Freund*, der dich mit heißeren Gefühlen noch anblickt!? — dann — weiß mein Herz mir *keine* Antwort zu geben! Dann wälzt ein Ja und Nein, ein ewiger Widerſtreit im Hirn wie Buſen ſich mir umher und mein Gemüth gleicht einem Chaos. O Räthſel aller Räthſel, Menſchenſeele! — Ach, warum ward ich auch ein Weib! — Leben wir denn immer in den Grenzen der Abhängigkeit? Iſt unſre Seele wirklich ſchwächer geartet, daß ſie nie ſich frei, wie der Mannesgeiſt, erheben kann?! Nimmermehr! So ehrlos kann die Natur an ihrem Kinde nicht handeln, zum ew'gen Mägdedienſt, zum Spiel der Mannesluſt, zu geiſtig niederem Leben mich zu verdammen! Nicht eher werd' ich's glauben können, bis ich vom Manne mich tiefinnerlichſt gedemüthigt fühle, bis meine eigene Kraft zuſammenbricht und ich nach Mannesſchutz mich ſehne!!" — —

Zwölftes Capitel.

Im Vergangenen, Abgelebten liegt naturgemäß der Keim des Neuen, ſich Entwickelnden. Dieſer Grundſatz des Natur- wie Völkerlebens iſt in keiner Zeit mehr und zutreffender bewahrheitet worden, als am Schluſſe des vorigen Jahrhunderts. In ihm, ſeinen Kämpfen, Irrthümern und Wahrheiten ruhte unſer jetziges Jahrhundert in ſeiner ganzen Anlage ſchon vollſtändig, wenn auch nur als Keim.

Zwei große Volksindividuen ſind's vornehmlich, an denen ſich dies offenbart, das franzöſiſche und das deutſche.

Die Ideen der Freiheit, Brüderlichkeit und Gleichheit, welche einmal als Univerſalmittel für das Glück künftiger Zeiten angenommen worden, handelte Frankreich durch die Revolution ſchnell und blutig auf dem Gebiete der Thatſachen ab und erntete die zwiefach traurige Erfahrung, ſelbige nur halb in Scene geſetzt zu haben und dabei ſelbſt noch verunglückt zu ſein. Sie wollten überm Rheine den Menſchen in allen Conſequenzen und Beziehungen frei machen, konnten es aber nur bis zum Bürger bringen. Ihre Reſultate blieben in den Grenzen der Politik, und es half ihnen nichts, daß ſie den Begriff des Volksbürgers mehr ausdehnten, als in deſſen Natur lag.

Deutſchland nahm einen weniger ungeſtümen, einen organiſchen Gang, und der Entwickelungsproceß der Freiheitsideen vollzog ſich hier auf dem Gebiete des geiſtigen Lebens, des Denkens, nicht weniger ernſt, aber unblutig und in ſeinen letzten Reſultaten fördernder für die Menſchheit. — Die Franzoſen ſind die Nation der kurzen, oberflächlichen Gedanken und der raſchen, tiefgreifenden Thatſachen, die Deutſchen aber das Volk der Contemplation, des anſpruchslos ruhigen Wachsthums. Letzteres wird nicht leicht eine Thatſache vollziehen, die es abſolut zu widerrufen hätte. — Wenn es richtig iſt, daß Thatſachen mehr Geräuſch machen, directere Wirkungen auf die Gegenwart üben, als der langſame Gedankenproceß, ſo iſt damit die Erklärung gegeben, warum die Welt bisher meiſt auf Frankreich geblickt und dieſes Volk veranlaßt hat, ſich als Vorbild aller anderen Nationen zu fühlen. Man ließ ſie drüben praktiſch die Ideen durchleben, die Erfahrungen für die übrige Welt mitmachen, und danach moderirte und berichtigte der deutſche Geiſt den ächten Begriff des Rechten und Wahren. Frankreich wurde den übrigen Nationen der Affe, welcher ihnen die politiſchen und ſocialen Kaſtanien aus dem wilden Feuer der Ereigniſſe holte, und wenn er ſich auch die Finger verbrannte, die übrige Welt aber vornehmlich den moraliſchen Kern der Frucht verdaute, tröſtete er ſich doch mit dem ſtolzen Gefühle dieſer Allerweltsmiſſion. Während in Frankreich der zügelloſen Zeit der Freiheit die Dictatur des Cäſar Bonaparte folgte, welcher endlich von der ganzen Welt ein Ziel geſteckt ward, dann das Bürgerkönigsthum der Orleans dem ſaftloſen Legitimismus folgte, zu ſeinem Schrecken aber St.-Simon, Fourier und Proudhon alles bisher Erreichte erſchütterten, — vollzog ſich in Deutſchland eine ähnliche Ausdehnung und Wandlung der Ideen, eine Revolution, — doch im Reiche des Gedankens.

Welch unendlicher Unterſchied iſt nicht zwiſchen Kant und Mirabeau, zwiſchen Fichte und Robespierre, zwiſchen Schelling und Saint-Simon oder Leroux, zwiſchen Hegel und Fourier, Feuerbach und Proudhon, Max Stirner und Dezamy! Die Einen ſind Deutſche, abſtracte Denker, die Anderen Franzoſen, Agitatoren und Organiſirer! Aber doch iſt eine feine, tiefinnerlichſte Aehnlichkeit in dieſen Parallelen wie in der Reihenfolge dieſer Männer auf einander, ſo ſehr der Kreis ihrer Ideen äußerlich von einander getrennt zu ſein ſcheint. Wie in Frankreich vom rhetoriſchen Thron der Tribüne der politiſche Gedanke herabſank und blutgetüncht in der Schreckensherrſchaft zuſammenbrach, um phantaſtiſch verworren in der ſocialen Utopie St.-Simon's neu zu erſtehen, die ſich durch den mathematiſchen Calcul Fourier's vergeblich reinigte, um endlich vor der rohen Praxis allerplatteſter Lebensforderungen in Proudhon Bankerott zu machen, ſo ward die Autorität und Tradition zu Gunſten des reinen Verſtandes durch die erſten Philoſophen vernichtet, um endlich Letztere von der derben Grobheit übermüthigen Alltagsverſtandes gleichfalls entwaffnet zu ſehen. — Aus dem reinen Gebiete anfänglicher Discuſſion, logiſchen Beweiſes wurden die Ideen, hausbacken und grobſinnlich gemacht, den großen Maſſen Derer vorgeworfen, welche lange nicht geübt genug im Denken waren, um die Richtigkeit aller Theorien gewiſſenhaft prüfen und endgültig entſcheiden zu können. Wenn früher die Politik wie die Philoſophie eine Wiſſenſchaft Weniger war, die ihr ausſchließlich als Beruf oblagen, ſo ſchien Beides jetzt Gemeingut Aller ohne Ausnahme und ein Ding werden zu ſollen, das Jeder, außer ſeiner bürgerlichen Thätigkeit, noch anbei eben ſo gut betreiben könne, ſich in ihm dieſelbe Erfahrung und Gelenkigkeit des Geiſtes zutraute, wie die Männer von Fach. Dieſe plötzliche, unorganiſche Ausbreitung politiſcher wie philoſophiſcher Ideen machte ſie eben roher, platter und zog ihren an ſich oft ſehr wahren, aber rein geiſtigen Gehalt in's gemeine Leben. Und je einſeitiger, barocker dieſelben an ſich waren, deſto wunderlicher, abgeſchmackter traten ſie nun gar im großen Haufen auf und brachten Erſcheinungen zu Wege, die oft an das Widrige grenzten. — Dies geſchah von Seiten beider Parteien, und in Frankreich wie Deutſchland, ja auch in dem politiſch conſolidirteren England ward eine Spannung, Erregung, ein dumpfes Gähren der Gemüther, ein Druck und Gegendruck ohne

Gleichen erzeugt! Die Cliquen mehrten ſich wie die — verbotenen Bücher. Während im Süden und Weſten der Katholicismus wieder immermehr in's Jeſuitenthum verſank, bis zu dem Gaukelſpiel des Rocks zu Trier, in Norddeutſchland der einfache, ſchlichte Proteſtantismus, ſonſt durch die Union in Verſöhnung mit ſich ſelbſt gebracht, in Pietiſterei, in's Muckerthum mit dem Skandal des Seraphskuſſes, ſpäter in den Irvingianismus ausartete, ſchlugen die jungen Republikaner, die Phantheiſten und Atheiſten in den Halle'ſchen Jahrbüchern, der politiſche Socialismus aber in Ruge's Geſellſchaftsſpiegel ihr Lager auf, und Weidling, Marx, Peuchet, Engel, Georg Werth, die beiden Grün, Freiligrath und Heinzen, Strauß, Feuerbach, die Bauer und Stirner erſtanden nacheinander als Propheten, zu predigen allen Heiden.

Der Atta-Trolle wurden damals ſo viele, daß Deutſchland einer Bärenhöhle glich. Sie brummten laut und tanzten auf den Märkten. Ach, die ganze Welt klatſchte und hatte ihr göttliches Vergnügen daran! —

Es war ein allgemeines Erwachen, Glühen, Raiſonniren und Eifern, als wenn ſich Deutſchland neu geſtalten müſſe, das „junge Deutſchland" ſchäumte auf. — Man trat zuſammen, begann die Theologie, dann die Bibel, endlich die Religion chemiſch zu zerſetzen, anatomiſch zu ſondiren, um das Licht der Wahrheit zu finden. Wie einſt dem „Zeitgeiſt" zu huldigen, wurde jetzt „Lichtfreund" zu ſein Stichwort des Tages, eine große allgemeine Firma, unter der alle Meinungsſchattirungen und Utopien der Neuzeit Platz fanden. Wer damals noch ein wenig der Tradition anhing, nicht Hals über Kopf in das allgemeine Halloh einſtimmte, kam um ſo leichter in den Verdacht, zu den „Dunkelmännern" zu gehören, als die entgegengeſetzte Partei es auch nicht an haarſträubenden Extravaganzen fehlen ließ. Aber noch ein Schauſpiel erlebte die Welt, abenteuerlicher und ſinnlich-lockender als Alles, was bisher geſchehen. —

„Die Frauen werden in der neuen Organiſation der Geſellſchaft zugelaſſen, ja ſie werden ſogar ernannt werden.

Geiſt und Fleiſch müſſen ſich in einem neuen Chriſtenthum verſöhnen!" — hatte St.-Simon gepredigt.

Père Enfantin, ſein Schüler, durch das Studium Fourier's Senſualiſt geworden, dehnte dieſen dunklen Satz in die „Wiederherſtellung des Fleiſches, die freie Entfaltung aller menſchlichen Neigungen und die Aufhebung der bürgerlichen Ehe," — mit einem Worte in die Libertinage aus und erzeugte das monſtroſe Dogma der Emancipation der Frauen. —

George Sand war dabei Chorführerin ihres Geſchlechts, und durch alle ihre Romane zog ſich ſeitdem der rothe Faden dieſer Theorie der myſtiſchen Fleiſchesverſöhnung, welche durch ſcharfes Raffinement des Geiſtes ebenſo, ja viel prickelnder für den Gaumen der Welt gemacht wurde, als vormals die alten Schäferſpiele.

Mögen die Namen der Frauen verſchwiegen bleiben, welche in Deutſchland die Emancipation ihres Geſchlechts damals erſtrebten. Es befanden ſich begabte, edle Naturen unter ihnen, ſo ſehr ſie auch abirrten, aber auch eine Menge enfants perdus, bei deren Prieſterthum der Venus faſt ſelber unwohl geworden wäre.

Die Anbeter des jungen Deutſchland, die Lichtfreunde und emancipirten Frauen gingen ſofort eine Alliance ein, ſammelten ſich in Cliquen und begannen die Salons unſicher zu machen.

In dieſen Strudel verwickelt, ſchloß Magda ſich mit grenzenloſer Verblendung dem Grundſatz der bürgerlichen Gleichſtellung des Weibes, der Emancipations-Idee an. Der Keim dazu lag längſt unbewußt in ihr, und dies edle, mit allem Schönen begabte Geſchöpf, das ehemals eine ſo reine, ſelbſtſuchtloſe, ideale Anſchauung der Freiheit und ihrer eigenen Würde beſeſſen, wurde durch den Bruder zuerſt in den Egoismus, dann in die Emancipation hineingetrieben und, was ſie nie geweſen, ſelbſtſüchtig und eitel gemacht, von einem abenteuerlichen Heldenthume, dem Ehrgeiz, unter ihren Genoſſen hervorzuragen, erfüllt. Sie kam dadurch, ohne es zu ahnen, immer mehr in die Hände des Bruders, ihr Handeln war meiſt eine Ausſtrömung deſſen, was Franz für gut fand, obwohl ſie glaubte, es geſchähe aus freier Entſchließung.

Frau Turner war geiſtig zu wenig befähigt, um darüber zu urtheilen, viel zu ſehr Frau des äußeren Lebens, Anhängerin des geſellſchaftlichen Luſtre geworden, um ſich nicht geſchmeichelt zu fühlen, daß man ſich ſo in ihre Cirkel und um Magda drängte. Bei der Einigkeit der Geſchwiſter war ſie ziemlich willenlos geworden.

Der Glanz jener emancipirten Frauen war kurz, ihr endliches Schickſal traurig, mindeſtens tief unter demjenigen, welches ſie in ihren guten Tagen erträumt. Die Edleren unter ihnen verbluteten ſich in unbefriedigtem Daſein, ſtarben an Weltſchmerz oder Weltverachtung, zehrten ſich geiſtig wie körperlich ſelbſt auf, wenn es ihnen nicht gelang, einen Unterſchlupf für ihr Alter in der ſonſt ſo belächelten bürgerlich-ſtillen Ehe zu finden. Die Mehrzahl, die Schlechteren unter ihnen, verkamen geradezu in Elend und Selbſtentwürdigung. Die Zahl derer, welche Charakter und Kraft genug hatten, ſich endlich wiederzufinden, denen eine heilſame Kataſtrophe beſchieden war, um ihnen zu rechter Zeit die Augen zu öffnen, war unendlich klein.

Welchen Ausgang Magda nehmen, an der Seite des dämoniſchen Franz nehmen mußte, — wer mochte das vorausſehen? —

Ob Letzterer, ebenfalls nur ohnmächtiges Object, dem allgemeinen Strudel der Zeit folgte, ob der alte Haß gegen die Trautmanns nur es war, welcher ihn trieb, Magda auf die geeignetſte Art von ihnen loszulöſen, oder ein letzter heimlicher Zweck den Pol bildete, welchem er entgegenſteuerte, konnte man weder aus ſeinem glatten Wort noch ſeinen Handlungen beurtheilen. —

Benoni ſah mit Grauen und namenloſer Entrüſtung die Dinge ſich ſo zum Schlimmen wenden, die Turner'ſche Familie aus der würdevollen Stille des Privatlebens an die geräuſchvolle Oeffentlichkeit treten, allwöchentlich ſich das Haus für eine Clique öffnen, welche es zum Tummelplatz aller doctrinären Extravaganzen machte. Er ſah Magda von Eitelkeit gebläht, von einem falſchen Begriffe von Würde und Ruhm erfüllt, in ihrem Charakter und ganzen Weſen leiden, ohne daß Ausſicht vorhanden war, ihrer Lebensbahn eine andere Richtung zu geben. Von Tag zu Tag beſtand ſeine Liebe zu ihr ſchwerere und ſchmerzlichere Proben, wurde ſeine Beſorgniß um ihr Glück und das Uebergewicht des Bruders größer. — Hätte er ſich von ihr losſagen, ſeiner Liebe gebieten, hätte er ſie haſſen oder verachten können, er wäre glücklicher geweſen, hätte den Vater glücklich gemacht, aber die Neigung zu ihr wuchs, je öfter er ſie ſah, je abſichtlicher ſie den Glanz ihrer geſellſchaftlichen Tournure, geiſtigen Schärfe entfaltete, je mehr Nebenbuhler er erhielt, welche Luſt empfanden, ſie zu erobern, je größer endlich die Gewißheit wurde, dieſes ſchöne, Alles bezaubernde Mädchen gehe auf dem eingeſchlagenen Wege künftigem Elend unausbleiblich entgegen.

Je mehr ſie ſich ſeinen Anſichten entfremdete, je weniger Kraft ſeine glühende Ueberredung, ſeine liebevolle Beſorgniß auf ſie übte, je halsſtarriger ſie in ihren Gegenbeweiſen wurde, deſto unabläſſiger war er bemüht, die Stelle zu ſuchen, wo ſie noch zugänglich für ihn war, das Mittel zu finden, welches ſie zur Beſinnung bringen konnte. Es war vergeblich. —

Trautmann, der Vater, nachdem er ſämmtliche Mittel angewendet, Benoni zu bewegen, daß er von Magda laſſe, und mit ſeinen redlichſten Bemühungen beim Sohne geſcheitert war, ja eine Trennung zwiſchen ihm und ſich befürchten mußte, die nur Benoni's Untergang zur Folge haben konnte, hatte mit ſchwerem Herzen beſchloſſen, den Sohn der furchtbaren Schule der Selbſterfahrung zu überlaſſen, und begnügte ſich, ihn nur wehmüthigen Blicks zu beobachten, vor thatſächlichen Verirrungen zu ſchützen. Er hatte den einen Troſt nur, daß über kurz oder lang bei dem dermaligen Thun und Treiben der Turner'ſchen Familie ein Eclat eintreten müſſe, welcher dem Sohne die Augen öffnen werde.

Seine Pflicht der Vormundſchaft ward von Tag zu Tag dornenvoller, ſeine Ermahnungen und Bedenken prallten immer mehr an dem eitlen Mutterherzen der Madame Turner ab. Unbedenklich hätte er ſich längſt des Wortes, das er dem Verſtorbenen gegeben, entäußert und eine Familie gemieden, deren endliches Schickſal nur übler Ruf und öffentliche Bloßſtellung ſein konnte. Wenn er es nicht that, ſeine Verbindung mit derſelben noch aufrecht erhielt, geſchah es aus einem Gefühl namenloſen Mitleids und dem Bewußtſein, die ihm anvertrauten Hinterbliebenen Turner's würden unzweifelhaft einſt in die Lage kommen, ſeiner rettenden Hand benöthigt zu ſein, blieb endlich darum mit ihnen in Verbindung, um auf Benoni's Lebenswege nicht jegliche Einwirkung zu verlieren. —

Der Sohn, welcher jedes Mittel erſchöpft ſah, auf Magda einzuwirken, klammerte ſich an den letzten Ausweg, welchen er vor ſich ſah, an Franz. Er wollte, was er bisher noch nie gethan, mit ihm ſich ausſprechen, verſuchen, ob er den Bruder ſelbſt, der factiſch der Regierer der Familie war, zu irgend einer Verſtändigung, einem Innehalten auf dem taumelnden Pfade, welchen die Familie beſchritt, bewegen könnte. — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Mit dieſem Entſchluß ging er eines Tages zu Turners, als er wußte, daß die gewöhnliche Geſellſchaft nicht da war, und traf Mutter und Tochter allein im Wohnzimmer. Er trat zu Frau Turner, küßte ihre Hand und verneigte ſich gegen Magda.

„Mein Gott! Wie verſtört ſehen Sie aus, Herr Trautmann! Was haben Sie vor?“ —

„Nichts, verehrte Frau, was für Sie Bedeutung hätte. Es würde arrogant erſcheinen, wenn bei den vielen geſellſchaftlichen Beziehungen dieſes Hauſes der Einzelne für ſeine Gefühle mehr Beachtung fordern wollte, als alle Anderen. Ich wollte mich nur erkundigen, ob Ihr Herr Sohn zu Hauſe ſei.“ —

Magda fuhr empor. —

„Mein Sohn Franz?!“ und die Mutter ſah Benoni ſtarr an. —

„Und was wollen Sie gerade von ihm?“

„Ich wollte ihn nur auf kurze Zeit allein ſprechen.“

„Allein ſprechen!?“ rief Frau Turner.

„Benoni!“ rief Magda, „nur mit ihm ſprechen?“ Sie faßte ſeine Hand. — „Sie hätten nichts Anderes vor?“

„Nur allein ſprechen will ich mit ihm, nichts weiter. — Zweifeln Sie daran, meine Damen? — Ich kämpfe gegen das, was ich für Unrecht halte, nur mit Herz und Geiſt, andere Waffen kenne ich nicht! — Das Unglück, was aus dieſem Geſpräch erwachſen kann, wird nur mich treffen. Nicht mein Leben, das aber, was größer noch iſt, um deſſentwillen zu leben allein es ſich lohnt!“ Er ſah Magda ſtarr und brennend an, dann wandte er ſich raſch. „Da Sie des Gegentheils mich nicht verſichern, iſt er ja wohl zu Hauſe!“ — Damit verbeugte er ſich kurz und ſchritt hinaus.

Mutter und Tochter ſahen ſich bang erregt an. —

„Magda, ich laſſe mir's nicht nehmen, ein Unheil ſteht doch bevor! Benoni iſt außer ſich. Franz liebt ihn einmal nicht, — o Gott, wenn es zwiſchen Beiden zu etwas Schrecklichem käme!!“

„Nein, Mutter, das glaub' ich nicht. Franz weiß, was er uns ſchuldig iſt. Eine Erneuerung der blutigen Scene, die zwiſchen den Vätern vorfiel, weiß er, würde ihn um unſere ganze Neigung bringen. — Benoni aber wird ſo wahnſinnig nicht ſein, gefliſſentlich dem Streit einen ſolchen Ausgang zu geben. Er liebt mich, liebt den Vater zu ſehr. Verlaß Dich darauf!“

Inzwiſchen war Benoni bei Franz eingetreten.

Erſtaunt fuhr Letzterer von der Arbeit empor. —

„Trügen mich meine Augen nicht? Benoni bei mir? Welchem außergewöhnlichen Umſtande habe ich das zu verdanken? — Wollen Sie nicht Platz nehmen? —“

„Sind Sie auf eine Stunde für mich frei?“

„Ganz gewiß!“

Benoni ſchritt an die Thür und ſchob den Riegel vor.

„Herr Trautmann, was bezwecken Sie mit dieſem ſonderbaren Benehmen?“

„O, ohne Sorge!“ ſagte Benoni finſter lächelnd. „Ich will nur die Gewißheit haben, daß wir allein ſind! — Die bewußte Scene auf der Höh’ beim Waldmüller zu Alt-Hayde ſoll ſich meinerſeits nicht wiederholen. Ich wünſche nur, mich mit Ihnen auszuſprechen, damit wir künftig mit einander einig ſind!“ —

„Wir einig? Ei, das müßte ſonderbar kommen! Das Programm, welches wir an jenem Tage, den Sie komiſcher Weiſe zu erwähnen belieben, gegenſeitig für unſer Verhalten aufgeſtellt, macht das doch etwas unwahrſcheinlich!“ —

„Es kommt nur darauf an, ob Sie mich vernünftig anhören, recht verſtehen wollen und Ihnen mein Ehrenwort für die Aufrichtigkeit deſſen, was ich zu ſagen habe, genügt?!“ —

Franz ſah ihn groß an.

„Ja, es ſoll mir genügen!“ —

„So hören Sie und geben Sie mir Antwort auf Ihre Ehre, Ihr Gewiſſen, auf die Verantwortlichkeit, welche Sie einſt in der Todesſtunde fühlen dürften!“

„Das Letztere kann ich Ihnen nicht genau garantiren! Da ich aber an dem erbaulichen Tone Ihrer Rede höre, daß das Kommende eine ungeheuer ernſte Sache iſt, werde ich nicht verfehlen, alle religiöſen Rudera, die ich in der Eile in mir auffinden kann, zu Rathe zu ziehen!!“ —

„Der Spott, welcher Ihnen ſo geläufig iſt, ſoll mich weder hindern, die Dinge ruhig abzuhandeln, noch die Urſache zu vergeſſen, aus welcher ich überhaupt dieſe Unterredung mit Ihnen begonnen!“

„Ei, er ſchlägt mich mit Edelmuth, das iſt ſchlau! — Nun denn, ich bin geduldig wie ein Lamm!“

„Seit jener Scene auf dem Abhange zu Alt-Hayde haßten wir einander ungeſchwächt bis dieſe Stunde, wie es zwei Menſchen nur zu thun vermögen!“ —

„Dagegen iſt nichts einzuwenden!“ —

„Ich haſſe Sie, weil ich Sie für falſch, jeder hinterliſtigen That, jedes verderblichen Beginnens fähig halte, weil ich vor allen Dingen glaube, daß Sie die Ihren, daß Sie Magda in's Verderben bringen, ihrem wahren Heil und Glück entziehen wollen. Zu welchem Zwecke, überlaſſe ich Ihrer Selbſtbeſchauung!“ —

„Ich bedanke mich für die überaus gute Meinung, welche mir aber nachgerade etwas gleichgültig geworden iſt. Die Frage, welche Zwecke ein Sohn und Bruder haben kann, die Seinen mit aller Kunſt den Weg des Verderbens zu führen, kann nur in dem Hirn eines tollen oder eines gottſeligen Gemüthes Raum gewinnen, das naiv genug iſt, Alles für ſchlecht und unheilvoll anzuſehen, was nicht in den Trödelkram ſeines Denkvermögens paßt.“ —

„Mögen Sie mein Gemüth für ſo naiv oder mein Hirn für ſo unſinnig halten, wie Ihnen beliebt. Ich halte Sie für falſch und für den Verderber von Magda's Lebensglück!“

„Schön, dagegen hab' ich nichts, und inmaßen Sie ſich als Munsttheil von Magda's künftigem Paradieſe anſehen, thut es mir wahrlich leid, haha! wenn Sie das allerdings etwas durch mich verdorben finden!“

„Was Ihren Haß gegen mich betrifft, entſtand derſelbe dadurch, daß ich Magda Ihrem herrſchſüchtigen Einfluß entzog und ſie nahe daran war, in Ihnen das zu ſehen, was ich wie mein Vater längſt durchſchaut haben. Welche Verhältniſſe Ihres Hauſes Sie nöthigten, Ihrem Haß eine blutige Befriedigung zu verſagen, werden Sie ſelbſt wiſſen, daß Sie aber ſeit jener Zeit einen andern, liſtigeren Weg einſchlugen, um das verlorene Gebiet im Geiſt und Herzen Magda's wieder zu erobern, ſich zu ihrem ausſchließlichen Lenker zu machen, liegt klar vor mir zu Tage, nur Magda's und Ihrer Mutter Augen ſind dafür blind! Nun denn, dieſe Art Ihre Rache zu befriedigen, welche zweifelsohne ausgeſuchter iſt, glückte Ihnen! Sie haben mich von Magda mehr verdrängt, als ich das Gleiche je zu thun vermochte, ich bin beſiegt!!“ —

Ein unendlicher Hohn umſpielte die Mienen des Andern! Eine infernaliſche Luſtigkeit, ein ſiegreiches Gelächter der Ueberhebung ergriff ihn! —

„Haha, alſo fühlen Sie das doch?! — Sie haben Ihre Kräfte nicht geprüft, Lieber, als Sie ſich zum Gegner eines Mannes machten, deſſen Natur der Ihren himmelweit überlegen war! Bei Gott, dieſe Beichte Ihrer Ohnmächtigkeit beluſtigt mich über die Maßen! — Schau, ſchau, iſt Ihnen alſo alle Kraft ausgegangen? Iſt kein Winkel mehr übrig, wo Sie ſich niſten, kein logiſcher Strohhalm mehr, an den ſie ſich klammern, nicht ein Loth Sentimentalität und romantiſcher Seufzer übrig, das noch im letzten Augenblicke verwerthet werden könnte? Teufel, das thut mir wirklich ungeheuer leid! Ich habe doch noch beſſer von Ihnen gedacht!! — Sie ſind jetzt allerdings für meinen Haß zu klein, und mitleidige Verachtung iſt Alles, was ich Ihnen als Deſſert meiner Gefühle anbieten kann.“

Benoni ward blutroth, knirſchte mit den Zähnen, ballte die Fäuſte, dann erſchauerte er in ſich.

„Da Ihr Haß,“ ſagte er bebend, „auf dieſe Art alſo verſchwunden iſt, werden Sie ja wohl Stolz genug haben, dem Beſiegten eine Bitte nicht abzuſchlagen! Nur dieſe eine ſtelle ich an Sie, und wenn Sie dieſelbe erfüllen, will ich Ihnen Alles abbitten, was ich je von Ihnen Schlimmes dachte im Leben, will Sie ſegnen und ſagen, Sie ſeien wahrhaft ein Ehrenmann, wahrhaft ein Bruder, ſeien am Sterbebette Ihres Vaters nicht zum Heuchler geworden! Die eine Bitte, Franz, nur: ziehen Sie Magda, da Sie die Macht dazu haben, aus dieſem tollen Geſellſchaftsſtrudel, dieſem wahnſinnigen Emancipationsbeſtreben, machen Sie mit Aufbietung alles menſchlichen Witzes dies Mädchen wieder zu der reinen, ſchönen, von ahnungsloſer Hoheit umgebenen Natur, ſäubern Sie Ihr Haus von dem Komödiantenflitter der Zeitideen, treten Sie nicht hindernd dazwiſchen, wenn ein ehrlich-ſchlichtes Mannesherz um Magda wirbt, und um dieſen Preis, Franz, die Gewährung dieſer Bitte, ſchwöre ich Ihnen bei Allem, was dem

Menſchen heilig gilt, ich will Magda entſagen, ſie nie mehr wiederſehen und mein zertrümmertes Glück über dem neuerbauten dieſes Mädchens vergeſſen!! Wollen Sie das?!“ —

Starr ſtanden Beide einander gegenüber. Benoni bittend, die Augen in Thränen, die Hände krampfhaft gefaltet. Franz finſter, glühenden Auges den Andern durchbohrend. Dann ſenkte Letzterer den Blick, ging ſchweigend im Zimmer auf und nieder und blieb ſtehen. —

Ein Reſt wilder Erregung verloſch mit dem letzten Hauch auf ſeinem Geſicht, nur ein kaltes, ſpitzes Lächeln blieb übrig.

„Nicht übel! Dieſes letzte Manöver war bewunderungswürdig! — Halten Sie mich denn wirklich für ſo beſchränkt, daß ich Ihnen nicht dabei auch auf die Sprünge kommen würde? — Ein Sieger, mein Beſter, braucht auf des Beſiegten Anerbieten nicht einzugehen. Ich habe weder Veranlaſſung, an Ihre Aufopferungsfähigkeit zu glauben, noch in die plumpe Falle zu tappen, welche Sie mir legen. Ich werde die Selbſtſtändigkeit meiner Schweſter am wenigſten für eine Perſon und eine Meinung, wie die Ihre, beſchränken und mich der Gefahr ausſetzen, ihr als ein eben ſo großer Schwächling zu gelten, oder ſie beherrſchen zu wollen, wie Herr Benoni Trautmann es zu ſeinen Gunſten wünſcht. Damit wäre wohl Alles, was wir zu reden hätten, erledigt!“

„Ja, Elender, das iſt's!! — Wie Du mich heut' vor Dir geſehen, ſiehſt Du mich nicht wieder!!!“ — Benoni rang furchtbar mit ſich! Faſt war er in Begriff, in raſender Wuth und Verzweiflung ſich auf Franz zu ſtürzen. — Da faßte er ſich krampfhaft an die Stirn, wandte ſich in namenloſer Angſt vor dem letzten gräulichſten Beginnen, ergriff den Hut, entriegelte die Thür und ſtürzte hinaus.

Als er ſie in's Schloß warf, hörte er drinnen das ſchallende Gelächter des Gegners.

Unfähig, in ſeiner jetzigen Verfaſſung Magda oder Frau Turner zu ſprechen, eilte er an beiden Damen, die ihn nicht ohne ängſtliche Bewegung erwartet hatten und ihm entgegentreten wollten, vorüber und nach Hauſe, um mit ſich über das Erlebte, über das, was ihm in Zukunft noch zu thun blieb, zu Rathe zu gehen.

Ein namenloſer Groll über die Verwirrung, Entartung und Erbärmlichkeit der Welt, eine Bitterkeit ohne Gleichen kam über ihn und ſchien bleibenden Wohnſitz in ſeiner Seele aufzuſchlagen. —

„Ohne Gruß, ohne ein Wort der Beruhigung eilte er fort,“ ſagte Madame Turner bänglich, „ich fürchte, Tochter, er trennt ſich von uns los, wird uns, erſchöpft vom Jahre langen Kampfe, meiden. In ſeiner Miene lag Verzweiflung wie bitterer Hohn!“ —

„O Mutter, Mutter!“ ſeufzte Magda. „Wer doch die Seele, die Meinung Beider ganz ergründen könnte! Benoni iſt die edlere Natur, Franz iſt der reifere, ſicherere Geiſt! Wohin ſoll ich mich wenden? Einem kann ich nicht anhangen, ohne den Andern für immer zu meiden! Des Einen liebenswürdiges Gemüth macht mir ihn ſüß für's ganze Leben, nur daß ihm mein Verſtand, die ganze Richtung meines Denkens Unrecht giebt. Der Andere hat einen ſcharfen Feuergeiſt, der raſtlos unwiederbringlich im Gedankenflug ihm folgen heißt, nur daß er ſo gemüthlos ſtarr, ſo — blutlos conſequent iſt wie das Fatum! — O, mag die Welt mich auch bewundern, mögen die Männer ſich an mich drängen, Mutter, ich finde den Mann doch nicht, der mich ganz ergänzt, zu dem hin Liebe und Glaube, Geiſt und Herz mit einer ſüßen Tyrannei mich zwingt, vor der ich ſchweigen muß und mich ergeben!!“ —

„Mein Kind, wenn ich Dir darauf nicht ſo nach Wunſch Antwort geben kann,“ und Madame Turner legte die Hand auf Magda's Schulter und ſah ſie bewegt, faſt ahnungsdüſter an, „ſo liegt doch ein Rath und eine Bitte tief im Grunde meines Herzens. Mag auch die freie, glänzende Zeit ſich nahen, von welcher der Vater bei Lebzeiten immer gefabelt, von welcher Ihr in Euren Geſellſchaften ſprecht, daß mir ganz wirr wird, mag in Zukunft Gutes oder Schlimmes über uns kommen, — erhalte Dir, Magda, die glühende Liebe Benoni's! Stoß ihn nie von Dir fort! Mit ihm geht Dir jede andere ſchönere Hoffnung zu Grunde! Daß Viele ſind, die Dir ſchmeicheln, Dich lieben, weiß ich, ob von Allen aber nur Einer fähig iſt, für Dich ſich ſelber in die Schanze zu ſchlagen, die Hälfte nur der Schmerzen zu erdulden, wie Benoni ſchon that, das glaube ich nicht!!“ —

Die Fragen, welche Mutter wie Schweſter an Franz im Laufe des Tages wegen Benoni's Anweſenheit ſtellten, beantwortete Erſterer durch Mittheilung deſſen, was zwiſchen ihm und Benoni vorgegangen war. Hierbei hob er beſonders ironiſch hervor, daß der Gegner ſich von ihm beſiegt erklärt habe, ſtellte denſelben graß in dieſer ſeiner Schwäche hin, doch ohne der opfermüthigen Entſagung zu erwähnen, die Benoni dabei bewieſen hatte.

Daß Benoni ſich je vor Franz beſiegt erklären, gar an ſeine Großmuth appelliren könne, hätte Magda nie für möglich gehalten! Sein Charakter verlor dadurch bei ihr unendlich viel, ſie begann ihn für einen Schwächling zu halten. —

Es war ein rauſchendes, wechſelvolles Treiben von Menſchen und Gedanken, in denen Magda und die Ihren ſich bewegten. Von einer Clique, einer Discuſſion, einer Aufregung und Abwechſelung eilte Magda, von Franz geleitet, zur andern! — Früher, wo ihr in Alt-Hayde als Tochter des Badearztes doch ſo mannigfache Gelegenheit geboten war, geſellſchaftliche Verbindungen einzugehen, durch Geiſt und Körper zu glänzen, Herzen und Hirne der Männerwelt zu verwirren, hatte ſie ſich meiſt bis zur ſtarren Sprödigkeit zurückgezogen, denn ihr war Ehrgeiz wie Schmeichelei, die Sucht zu glänzen und zu elektriſiren gleich fern geblieben. Das Wunderwerk, ſie alſo umzuwandeln, zu verſchlechtern, hatte Franz ſo glücklich vollführt, daß ſie nun ihre Ehre darin ſuchte, eine der erſten jener

Frauen zu ſein, welche die neue Lehre der Gleichſtellung des Weibes in Wort wie That predigte, mit eitler Einbildung von der Wahrheit ihres neuen Phantoms erfüllt, blind wurde für den Eindruck, welchen ihr Erſcheinen, wie das ihrer Genoſſinnen, auf das große Publikum machte. Die Leute, welche Franz in ihre Nähe brachte, und die ſich mit mehr oder weniger Abſichten an ſie drängten, umgaben ſie gleich einer chineſiſchen Mauer, durch deren Doctrinen ſie nicht mehr die übrige verſtändige Welt zu ſehen vermochte.

Sie begriff nicht, daß ſie den Leuten ein gefährliches Schauſpiel bot, ihnen reichen Stoff zu Witz, übler Nachrede und Verleumdung in die Hände ſpielte, ſich ſelbſt der Würde und züchtigen Hoheit beraubte, welche ſie einſt ſo ſehr geſchmückt hatten.

Das Herz Magda's blieb rein, ihr Wandeln wie Fühlen unſträflich und makellos. Wenn ſie noch ſo ſehr irrte, war's in Gedanken, in der falſchen Wichtigkeit und Hoffnung, die ſie ihrer Stellung, der Wahrheit ihrer Anſchauungen beilegte. Die Unglückliche bemerkte noch weniger, daß das eigentliche Gebäude ihrer Weltanſchauung, welches früher einen, wenn auch einſeitigen, aber in ſich gerundeten Organismus gehabt, verſchwunden war, ſie ſelbſt durch das Chaos der Meinungen und Schattirungen ihrer Umgebung, die vom gemäßigtſten Liberalismus bis zur radicalen Regirerei ſich erſtreckte, einer immer mehr um ſich greifenden Zerſetzung anheimfiel.

Jene Leute, welche ſich Lichtfreunde, Anhänger des jungen Deutſchland, der Emancipation der Frauen nannten, waren von dem anfänglich ernſten Beſtreben, durch gegenſeitigen Austauſch die Wahrheit zu ergründen, ſehr bald zur Fröhnung perſönlicher Eitelkeit gekommen. Indem Alles geiſtreich, pikant und möglichſt rationell ſein wollte, wurden die Dinge bald obenhin behandelt, und man erſparte ſich keine Fanfaronnade, wenn ſie auch glänzender als tief war. Dieſen ſchwatzenden Menſchen kam es ſchließlich gar nicht darauf an, den Andern zu hören, ſeine

Meinung redlich zu verſtehen, ſondern ſie lagen gemeiniglich bei ihren Reden nur gegenſeitig auf der Lauer, ein Stichwort des Andern zu erhaſchen, das ihnen Gelegenheit bot, ihr ungeheures Licht leuchten, ihren Witz auf irgend Weſſen Koſten ſpielen zu laſſen! Bei der Richtung, die Magda's eigenthümlicher Entwickelungsgang von Haus aus genommen, mit dem ſittlichen Kern ihres männlichen Charakters, dem ernſten, eiſernen Willen und Streben, geiſtig in ſich nach irgend einer Seite hin fertig zu werden, behagten ihr faſt durchgängig alle dieſe Leute mit ihren Meinungen nicht. Je mehr ſie ſich verſtändigen wollte, je größere Beluſtigung gewährte es der Männerwelt, dieſem ſchönen Mädchen zu opponiren, um ſie zu beſiegen, deſto mehr zerſplitterte ſich Magda, hetzte ſich geiſtig ab, litt an einer ſchleichendchroniſchen Mißſtimmung, war aber auch ſchon viel zu ſehr in den allgemeinen Wirbel verſtrickt, von Franz in Wort und That beſtärkt, um ſich nach einem andern Auswege noch umzuſehen! —

Und wiederum, ſeit jenem Geſpräch mit Franz das erſte Mal, nahte ſich Benoni dem Turner'ſchen Hauſe. Noch einen, den letzten, verzweifelten Angriff auf Magda's Herz und beirrten Verſtand wollte er wagen! Trieb ihn doch ein Verſtärkungsgrund dazu, ernſter als alle vorhergegangenen! War er, mit dieſer Waffe ausgerüſtet, auch jetzt noch nicht im Stande, die Geliebte zu retten, vor dem nahen Eclat zu bewahren? —

Franz wie die Mutter ſind ausgegangen, Magda allein. Er ſetzt ſich, bewegt und niedergeſchlagen, zu ihr.

„Kommen Sie endlich, Ihre Unart gut zu machen, uns ſo lange nicht beſucht, nicht einmal, als Sie letzthin fortgingen, Abſchied genommen zu haben?“ —

„Meine Gemüthsverfaſſung damals ließ das nicht zu, Magda. Ich nehme nun ſchon ſeit Jahren ſtillſchweigend verzweiflungsvollen Abſchied, wenn ich von Ihnen gehe, und komme doch mit trügeriſcher Hoffnung immer wieder.“

„Und das thun Sie, mein Freund, heute von Neuem!

— Niemand bedauert es lebhafter als ich, daß es ſo zwiſchen uns iſt und wir uns immer weiter von einander entfernen müſſen! Das Gefühl für den Vater, an ſich ſo ſchön und verehrungswerth, iſt gleichwohl das ewig alte Hinderniß, welches Sie zwingt, den Ideen eines Weſens, was Ihnen doch ſo lieb iſt, Geltung in ſich zu verſchaffen, den Ideen, die jetzt die ganze Welt bewegen und zur Freiheit, zu einem großen Tage des Umſchwungs führen werden! Ich kann mir ſonſt nicht denken, weshalb Ihr Geiſt, den ich ſo achten gelernt, ſich einer Zeit, wie der unſern, verſchließen kann.“

„Magda, ich verſchließe mich dieſer Zeit nicht; daß ein Gähren und Pulſiren, ein Erwachen aus früherer Anſchauung zur That die Welt erfaßt, iſt mir ganz klar. Ich wünſche nur, daß ſie für alle Theile glücklich ſei, wenn ſie eben nicht zu vermeiden iſt. Ach, in der Welt hat es ja ſchon ſo viele Kataſtrophen gegeben! — In ſolcher Zeit eben thut es Noth, daß der Mann von wahrem Geiſt und Gemüth die Dinge ruhig betrachte, in ihre Uebel ſich finden lerne, die reellen Segnungen aber, welche aus ihr hervorgehen, ordentlich für ſeine Mitmenſchen ausbeute. Sich tolldreiſt, überkühn in den Strudel zu ſtürzen, kann nur Sache eines überſpannten Hirns, gekränkten Lebensglücks oder der blindeſten Eitelkeit, der falſcheſten Ruhmſucht ſein! Sie ſagen, mein Vater ſei mir Hinderniß, Ihnen zu folgen! — Denken Sie das nicht! — Wenn heute mein Vater ſtirbt, Magda, werde ich morgen wie heut' der Gegner Ihrer Ideen, Ihrer jetzigen Handlungen ſein, werde gegen Sie mit der Verzweiflung der Liebe, mit der letzten ſinkenden Kraft meiner Stimme kämpfen und Sie zur Umkehr zu beſtimmen ſuchen; kann ich das aber nicht mehr, werde ich mit dem Bewußtſein ſcheiden, Franz ſei der gewiſſenloſeſte Schuft, Sie das unſeligſte, verblendetſte aller Mädchen!!“ —

Benoni hatte eine leidenſchaftliche Bitterkeit in Ton und Weſen, der er nicht Herr zu werden vermochte.

„Ihr Widerſtand, Ihr ganzes heutiges Benehmen iſt gewaltſamer als je. Der feſte Glaube, daß nur Ihre unbefriedigte Neigung zu mir, der Zwang, die Unfreiheit Ihres Lebens Sie ſo verfahren läßt, beſtimmt mich, Ihnen nicht ſo zu antworten, wie ich jedem Andern in dieſem Falle entgegnen würde. Ihre reine Abſicht, Ihre Leidenſchaft für mich, Ihr jetzt ſehr begreiflicher Haß gegen Franz entwaffnet mich, doch kann ich Ihnen nicht verhehlen, daß, wenn dies Ihr letzter Weg iſt, Benoni, bei mir Anklang zu finden, er ſicher für Sie auch der unglücklichſte iſt. Was ich mit dem Verſtand erfaſſe und billige, ſelbſt was ich noch empfinden mag, dem geb' ich Folge, Zwang aber iſt mir verhaßt, und Sie werden ſo nie etwas erringen!"

„Daß ich, Magda, bei Ihnen für mein Lebensglück nichts mehr erringen werde, weiß ich wohl. Lohte nur ein ächter, wahrer Strahl von Liebe für mich in Ihnen, längſt wär' der Kampf beendet. Wäre Selbſtſucht, jene Göttin Franzens, zu deren Prieſterin er Sie gemacht, allein, was mich zu Ihnen triebe, ſtände nicht mein Wunſch, Sie glücklich zu wiſſen, vor Schlimmſtem zu warnen, mir höher als mein Loos, ich hätte Sie lange Ihrem Schickſal überlaſſen müſſen. Bei der ächten ſchmerzvollen Liebe in mir, bei dieſer Liebe ohne Zukunft, ohne Hoffnung, die meiner Jugend vorzeitig den Dornenkranz auf's Haupt gedrückt, ſag' ich Ihnen, Magda, Sie gehen einen Weg, der nur zur Entwürdigung führt!" —

„Benoni!" rief ſie flammend.

„Sie merken nicht in Ihrer hohlen, eingebildeten Welt des eitlen Ruhms und theatraliſchen Flimmers, daß das Weib nie die Grenzen ſeines Geiſtes, die heiligen Schranken des Hauſes, ſein ureigenthümlich Reich, verlaſſen kann, ohne der Welt ein lächerliches Schauſpiel zu gewähren, das Schauſpiel halber Männlichkeit, verlorener Weibesſchöne, das Schauſpiel, die Geſetze der Natur verdreht zu ſehen!! Glauben Sie denn, daß je ein Mann von Ehre das Recht, Erzeuger der cultivirten Welt zu ſein, mit einem Weiberrocke theilen werde?! Wer baut die Wunderwerke der Kunſt und Wiſſenſchaft, wer gründet und ſchirmt den gaſtlichen Herd? Der Mann! Wer zieht um Weib und Kind in die lohende Schlacht? Der Mann! Und Ihr meint, Ihr wolltet uns gleich ſein, uns beherrſchen?! Wenn das die Frau in ihrem ſtillen Reiz, in ihrer Liebesfülle, in ihrem Hauſe nicht vermag, um wie viel weniger, wenn ſie ſich gar ihres Weſens entäußert!! O, hören Sie nur und öffnen Sie die Augen über das, was man von Ihnen und Ihren Genoſſinnen in der Reſidenz ſpricht! Ihre falſchen Anhänger mögen Ihnen ſchmeicheln, Sie zum Symbol und Ausdruck ihrer chaotiſchen Gelüſte nehmen, — draußen in der Welt aber ſchlüpft Ihr Name von einer ſpöttiſchen Lippe zur andern, Ihr reiner heiliger Name, Magda, wird zerſetzt, beſudelt, verleumdet, ein Stichblatt der Frivolität, bis die Regierung endlich dazwiſchentritt und ein Kehraus unter Ihrer Partei hält! Das aber wird geſchehen, Magda, ich weiß es, es wird geſchehen, der ſaubere Bruder aber, welcher Sie die Wege alle führte, deſſen Macht über Sie Ihnen eben Beweis ſein ſollte, wie es um den Traum der Weiberfreiheit ſteht, er wird Sie auch verlaſſen!!!“ —

„Benoni,“ ſagte Magda, und ihre majeſtätiſche Geſtalt richtete ſich empor, ihr Auge funkelte, ihr Buſen hob und ſenkte ſich im Krampf ihrer wunden Gefühle, „Sie haben mir mit wenig Schonung volle Wahrheit geſagt, die Sie wenigſtens dafür halten! Mit ſchonungsloſer Hand geißelten Sie, was Sie bei mir als Irrthümer und Quelle künftigen Unglücks anſehen! — Selbſt in dieſer allerhärteſten Form will ich das Recht der Freundſchaft ehren, will glauben, daß Sie die Angſt der Liebe, die treue, opferfähige Sorge um mich ſo ſprechen läßt! — Das gleiche Recht nehme ich für mich in Anſpruch, und wenn Sie gleichfalls ſchonungslos mein Wort trifft, ſo haben Sie es heut’ herausgefordert! Nichts Heimliches ſei denn zwiſchen uns, auf jegliche Gefahr hin! — Wohl möglich, daß die Verleumdung mich beſudelt, der erbärmliche Alltagsverſtand, welchem mein Fühlen und Streben, das Lohen freierer, beſſerer Herzen über den Horizont geht. Möglich, daß die Regierung und jene

Partei, welche Ihnen allein das Rechte zu verfechten ſcheint, Bedrückung und Zwang gegen den leichtenden Geiſt der neuen Epoche anwendet, der den Priviegien und Wappen bange macht! Ob ich verdiene, was man mir zuzufügen im Begriff ſteht, will ich mit meinen Gewiſſen, meiner Ehre bis zum letzten Athemzug vertreten! So viel indeß ſei Ihnen geſagt, daß an dem Tage, wo es der Staatsgewalt gefällt, die Freiheit meiner Meinung und meines bürgerlichen Lebens anzutaſten, ich mich, wie Franz ſchon längſt gerathen, nach Frankreich wenden werde, wohin ich nur das Andenken meiner erbärmlichen Nation und eines beklagenswerthen Mannes mitnehmen kann!!“ —

„Nach Frankreich wollen Sie?! — Magda, Magda!!“ —

„Wenn Ihre Drohung eintrifft, ſicher!! Man ſoll nicht den Triumph erleben, den Nacken einer Frau gebeugt zu ſehen! Wer wahrhaft Sittliches und Edles in ſich trägt, wird ſelbſt im Irrthume vollendeter und reiner! O, wenn Sie ſagen, daß bei dem Streben, in mir das Weib zur Freiheit zu entwickeln, aus dem unwürdigen Verhältniß der Magd zur Gleichheit mit dem Manne zu erheben, ich nur der Welt das lächerliche Schauſpiel halber Männlichkeit biete, die Geſetze der Natur verdrehe, ſo ſehen Sie ſich ſelbſt erſt prüfend an, ehe Sie mich meiſtern! Wenn ich weit über meine Natur ſtrebe, iſt doch das Beginnen wenigſtens edel, Sie aber bleiben unter Ihrer Natur und Würde, ſchwanken ewig am Gängelbande Ihres Vaters, zwiſchen Ihrer Liebe zu mir und Ihrer Abhängigkeit, und verdammen ſich in Ihren Blütlenjahren zu trägem Beharren in verwelkten Ideen! Iſt das männlich?! Selbſtſtändigkeit vor Allem ziemt dem Manne; ein Schwächling aber iſt, wer ſelber dem Gegner eingeſteht, er ſei beſiegt, und nicht erröthet, um Pardon zu bitten, wie Sie bei Franz gethan!!!“ —

„Halt, Mädchen!“ und Benoni ergriff ihren Arm. — „Sie haben nicht umſonſt meine Ehre und meinen Stolz gegeißelt. Den Schwächling ſollen Sie mir fortan nicht vorzuwerfen haben! In dieſer Stunde ſag’ ich Ihnen gramvoll Lebewohl. Möge nie in Zukunft mein Name im Kummer Ihrer Lippe entweichen, und möge Gott Sie vor Reue bewahren!!!“ —

Er ergriff haſtig den Hut und ſtürzte hinaus. — Auf der Straße, vor ihrer Thür ſtand er ſtill. Ein grenzenlos bitteres Weh, ein Todesſchmerz erfüllte ſeine Seele.

„Lebe wohl, du holder, unerreichbarer Traum meines Lebens! Lebe wohl, Magda, ſo ſchön wie unſelig! Du haſt in mir den ſchlafenden Löwen, den Mannesſtolz geweckt, nun gut! Ich will frei ſein!! Frei von Euch Allen!!“ — —

Magda indeß ſteht bleich, ſtarr wie ein Steinbild. Ihre Züge ſind verdüſtert zu einer unendlichen Trauer. — Aufſchreien hätte ſie mögen, wie er von ihr ging, und doch preßte ſie in der wilden Energie ihres Stolzes die Hand auf's Herz, und über die Wange nur glitt eine verſtohlene Thräne. —

„Er geht von Dir, er iſt für Dich verloren! — O, erhalte Dir die glühende Liebe Benoni's, ſagte meine Mutter, mit ihm geht jede andere, ſchönere Hoffnung Dir zu Grunde! Nein, nein! und wieder nein! Hier ſcheiden ſich die Wege! Nur Einem kann er gehören, einen Weg kann er nur gehen. Er wählte den Vater. Er liebt mich nicht, ſo nicht, wie einſt ich träumte!!“ —

Sie lächelte bitter.

„Es iſt auch beſſer ſo! Der Vater braucht wenigſtens nicht Furcht zu haben, daß ich den Sohn in Zukunft verlocke, ſein Unglück werde! — Ich fühl's, ich hätte ihn lieben können! Wenn nicht ſein ſiegender Geiſt, doch ſeine Zärtlichkeit, ſeine Hingebung hätten mich endlich überwunden!!“ —

In dieſem Augenblicke trat Franz ein, der nach Hauſe kam. —

„Ja, Du, Du biſt der einzige ächte Mann!“ und Magda warf ſich ſchluchzend an ſein Herz. „Deiner ſtarken Bruderliebe gebe ich mich ganz anheim!!“ —

„Benoni war hier, Magda?! — was wagte der Schurke?!“

„Nichts, Franz. — Es war der letzte Kampf, der Abſchied! — Er hat mich aufgegeben! — Die Regierung, verſicherte er mir, wird uns beſchränken, mit den alten Schreckmitteln der Gewalt einzuſchüchtern ſuchen! — Du haſt auch darin wieder recht, dieſes elende Deutſchland iſt keiner Freiheit, keiner Zukunft fähig! Wenn das geſchieht, was er ſagte, erfüllt ſich Dein Wunſch, Bruder, dann gehen wir nach Frankreich!“ —

Franz hielt ſie in ſeinen Armen. Eine verzehrende Freude, ein Jubel machte ſeine Pulſe hüpfen und ſpringen.

„Das, Magda, war's allein, was uns noch trennte! Du haſt den Erbärmlichen in ſeinem wahren Lichte geſehen, die letzte Schlacke fiel von Deinem Weſen! — Grämſt Du Dich um ihn? Ei, meine ſtolze Magda iſt nicht ſo ſchwach! Freuen ſollſt Du Dich vielmehr, daß dieſer Zwitter-Freundſchaft und Liebe ein Ende gemacht iſt. O, laß ſie nur kommen, ihre alte Tücke gegen die Kinder zeigen, wie ſie's gegen den Vater gethan! Glaube mir, beim erſten Windhauch drehen alle dieſe germaniſchen Schönredner die Mäntel! Worte genug haben ſie, aber nicht ein Loth Muth und freie Kraft. Das Land der That allein iſt Frankreich, Paris das große Theater der Weltgeſchichte! Dort winkt unſer eigenſter Beruf, und je eher ſie uns hier die Stirn bieten, je eher werden wir ihnen zeigen, daß freie Geiſter nicht zu zügeln ſind!!“ — — —

— — — — — — — — — — — — — —

Magda theilte der Mutter den Beſuch Benoni's wie ſeine Eröffnung einer bevorſtehenden Maßregel ſeitens der Regierung mit, und indem ſie dieſelbe auf einen bevorſtehenden Schlag vorbereitete, drang ſie, eifrig von Franz unterſtützt, in die Mutter, ſich auf die Reiſe nach Paris gefaßt zu machen.

Frau Turner, längſt gewöhnt, die Dinge durch die Brille ihrer Kinder zu betrachten, war durch die Möglichkeit, man könne das öffentliche Leben der Familie, welches ſittlich gewiß fleckenlos war, einer öffentlichen Rüge und beleidigenden Beſchränkung unterziehen, auf's Höchſte erſchreckt und in ihrem mütterlichen Stolze beleidigt worden. Sie hielt vorerſt einen ſolchen Eclat für ganz unmöglich und nur in Benoni's Hirn durch die Sorge um Magda entſtanden. Waren ſie denn die Einzigen, welche ſo fühlten und dachten? War's nicht die ganze Strömung der Zeit, welche ihnen in allem Beginnen recht zu geben ſchien? Frau Turner täuſchte ſich durch eine Beruhigung, die hauptſächlich in dem heimlichen Widerwillen ihren Grund hatte, jene längſt angeregte Reiſe nach Paris in näheren Betracht ziehen zu müſſen. Sei's, daß ein geheimnißvoller Inſtinct ihr dieſelbe widerrieth, oder die alternde Dame den lebhafteſten Schmerz empfand, ihre Tage in einem Lande beſchließen zu ſollen, deſſen Sitte und Sprache ihr fremd war. Scheu, Vorſorglichkeit trieb ſie an, ihre Kinder zu bewegen, lieber behutſamer im öffentlichen Leben mit ihren Meinungen aufzutreten. — Doch Franz wie Magda wieſen das einmüthig ab, ſtellten ihr mit den lebhafteſten Farben dar, daß es feige wäre, eine Sache zu verlaſſen, welche man für Recht halte, und dies nur zwiefache Verachtung verdienen würde, während die allgemeine Theilnahme demjenigen nie fehle, der um des Vortrefflichen willen leide.

— — — — — — — — — — — — — — —

Benoni, welcher den bittern Gang zu Magda nutzlos gemacht, rückſichtsloſeſte Wahrheit als letztes Mittel gewählt hatte, dem Weibe ſeiner Liebe die Augen zu öffnen, war indirect durch den Vater dazu veranlaßt worden, da derſelbe ihm beſtimmt mitgetheilt, daß den extravaganten Richtungen, namentlich dem Skandal der Emancipation von der Regierung ein Ende gemacht werden würde. Statt durch nackte Wahrheit Magda zum Stillſtand, zum Erkennen ihres Irrthums gebracht zu haben, mußte er erleben, dieſelben Waffen gegen ſich gekehrt, von dieſem geiſtesſtarken Mädchen ſich unmännlich, ſchwankend, abhängig und den Vater als Quelle alles deſſen bezeichnet zu ſehen! Der letzte Schein des Glücks an Magda's Seite war ihm erloſchen, weiter, unendlich weiter war er von ihr entfernt als damals, wo er ſie zum erſten Male an der ſtillen Waldmühle von Alt-Hayde wiedergeſehen. Dazwiſchen lag ein wildwogendes Meer von Seelenſchmerzen, vergebens, von geiſtigen Kämpfen nutzlos geführt, und Alles war nun aus! —

Unmännlich, ſchwankend, willenlos und ſchwach, das war der Vorwurf, den ſie ihm nachgeſchleudert, ſie, um die er die wildeſten Schmerzen ertragen!

Aus dem erdrückenden finſtern Bewußtſein der Schande erhob ſich, bis auf's Blut gegeißelt, ſeine entwürdigte Mannesehre, rief ihm grollend und unerbittlich zu:

„Ja, Magda hat recht! Du biſt unmännlich, unfrei, ſchwach! Gehe Deine Straße, zeige, daß Du Dich ſelbſt befreien kannſt!“ — Und er that's! Losgelöſt und abgewendet hatte er ſich von Magda, die er trotz ihres Irrthums, je länger deſto heißer geliebt, wollte ihr nicht eher vor's Auge treten, als bis ſie ihm die Achtung und Würdigung zolle, welche jeder Mann vom Weibe ſeiner Wahl erwartet, bis ſie, vom Strudel der falſchen Welt gepackt, erſchrocken am Rande alles irdiſchen Glücks ſich wiederfinde, die Arme reuig dem entgegenbreite, der darin wenigſtens ſtets Männlichkeit bewieſen, daß er ihr Wohl, ihre ächte menſchliche Befreiung erſtrebt.

Der Vater wollte das Rechte und Vernünftige, darum trat Benoni auch in der entſcheidenden Stunde ſeines Lebens auf Seite desjenigen, deſſen Grundſätze die ſeinen waren. So ſehr er hierin recht zu thun fühlte, ſah er auch eben ſo ſehr ein, daß Magda's Behauptung treffend war, daß der Vater zu ſeinem wahren Glücke, zur freien Entfaltung ſeines Weſens nicht taugte. Je tiefer er ſich durch des Mädchens Worte gedemüthigt, er in dieſer Stunde unumſtößlich klar vor ſich ſah, was ihm längſt peinlich beklemmend erſchienen, je ſchmerzvoller er empfand, ſeiner erſten freien Mannesthat das Bündniß mit Magda geopfert zu haben, um ſo feſter ward auch ſein Entſchluß, weiter zu gehen, es koſte, was es wolle, um ſein freies menſchliches Weſen, ſeine Individualität von jeder hemmenden Feſſel zu löſen! Er hatte die Geliebte meiden gekonnt, er wollte ſich auch vom Vater befreien!

Düſter, bleich trat er vor den Alten, der ihn erſchrocken anſah.

„Vater, ich war bei ihr. Das letzte Mittel, die Androhung deſſen, was, wie Du ſagſt, ihr zuverſichtlich bevorſteht, habe ich verſucht. Es war nutzlos!“

„Das konnte ich mir denken, mein Sohn.“

„Sie erklärte, ſie werde für dieſen äußerſten Fall nach Frankreich gehen!“ —

„O, laß dieſe Leute, welche ſehend in ihr Verderben rennen, ihre wahnſinnige Unvernunft büßen, laß ſie nach ihrem vergötterten Frankreich, dem gewiſſen Verderben entgegenziehen. Was Liebe und Freundſchaft vermochten, ſie von dem Schlimmſten abzuhalten, geſchah, und ſie werden ſich ſelber nur alles künftige Unglück zuzuſchreiben haben!“ —

„Das Bündniß zwiſchen uns iſt abgebrochen, von einem Kampfe hab' ich mich befreit, der endlich über meine Kräfte ging; Du wirſt nicht mehr mit mir wegen der Turners zu grollen haben, Vater! — Deine Wünſche ſind heute erfüllt!“ Und damit lächelte er bitter.

„Benoni,“ entgegnete der Alte bewegt. „Ich zürne Dir nicht, daß Du nach einem ſo ſchmerzvollen Zuſammenbruche aller Träume nur Bitterkeit für den Vater haſt. Du verlorſt zu viel, als daß ich über das Maß Deiner Schmerzen mit Dir rechten ſollte. Der alte erbarmungsloſe Meinungsſtreit, welcher Dich einſt Deiner Mutter beraubt hat, Dir Deine Jünglingsfröhlichkeit gekoſtet, Dich in Widerſtreit mit mir und Dir ſelber brachte, Dich ſelbſt in letzter Zeit dem ſtillen Ernſte Deines Berufs entfremdete, mit dem Allen erlangteſt Du nichts, als einzuſehen, was ich Dir längſt vorhergeſagt. Dieſes Mädchen liebt Dich nicht, wird Dich nie lieben! Des heiligen Gefühles iſt ſie nicht fähig! — Sei Mann! Raff' alle Geiſter des Stolzes und der ſiegenden Vernunft zuſammen, bezähme, erſticke

Deinen Schmerz, finde in der Liebe Deines Vaters, in Anbetung und Belauſchung der Natur den Frieden Deiner Seele wieder; dann, glaub' mir, wird es Dir auch gelingen, in der Zukunft noch heitere Tage zu ſchauen!" —

„Die ſchaue ich nie!" rief krampfhaft aufzuckend der Sohn; „aber ein Mann ſein will ich und werd's, daran ſollſt Du mich nimmer unnütz gemahnt haben!!" —

Benoni, dem eine bittere Aeußerung ſchon auf der Lippe geſchwebt, der nahe daran war, den erſten wilden Verſuch zu wagen, die Feſſeln der väterlichen Autorität zu brechen, ſah des Alten ſorgliches Geſicht, aus welchem ſo liebendes Mitgefühl mit ſeinem Kummer leuchtete, und er bezwang ſich. Die Hand auf ſein zuckendes Herz gepreßt, eilte er hinaus, hinauf in ſein einſames Zimmer. —

Trautmann senior ſchüttelte das Haupt und ſtarrte trübe vor ſich hin. — „Glücklich wird er nie, doch ſeine Unmännlichkeit ſoll ich ihm nicht umſonſt vorgeworfen haben?! — — Iſt es ſo weit mit ihm gekommen, daß mit dem Bilde der Geliebten auch das meine zertrümmert! O, mein Gott! Das, — das läßt Du doch nicht geſchehen! — Welch Recht iſt göttlicher und reiner als das des Vaters an ſein Kind? Er kann es mir nicht entreißen wollen! Mit aller Macht und Kraft meines Lebens will ich's vertheidigen! Was hab' ich ſonſt, wenn ich das noch verliere?!" —.

Er richtete am folgenden Tage ſchriftlich den Wunſch an Madame Turner, ihn, wie im Teſtament feſtgeſetzt war, von allen auf des Verſtorbenen Bitten übernommenen Verpflichtungen zu entbinden. Gründe dafür fanden ſich hinlänglich.

Dieſes Schreiben verfehlte nicht eine ſehr unangenehme Wirkung auf die Familie Turner auszuüben. Unmittelbar auf die Loslöſung Benoni's folgend, ſchien es mit derſelben in engſtem Zuſammenhange zu ſtehen. Ja, es wollte Frau Turner wie Magda bedünken, als ſei der Sohn vom Vater zum Aufgeben des ganzen Verhältniſſes gezwungen worden.

So ſehr Frau Turner Benoni lieb gewonnen hatte, war ſie durch das Benehmen der Trautmanns verletzt, das um ſo auffälliger erſcheinen mußte, als Franz bereits majorenn war und Magda kaum noch zwei Jahre bis zu ihrer Mündigkeit hatte. In der natürlichen Aufwallung ihres gereizten Gefühls, das Franz gefliſſentlich verſchärfte, that ſie raſch alle diejenigen Schritte, welche geeignet waren, Trautmann vor den Gerichten aller ferneren Verpflichtungen zu entbinden.

Damit ſchien die letzte Brücke zwiſchen beiden Familien abgebrochen. — — — — — — — — — — — —

Wenn Benoni's Schmerz um Magda ſich gemildert haben werde, meinte Trautmann der Vater, werde derſelbe erkennen, wie gut er es mit ihm meine, und die Spaltungen, welche zwiſchen dem Sohne und ihm entſtanden waren, ſeit Erſterer zu ihm in die Reſidenz gekommen, würden wegfallen, beſonders wenn die Familie Turner ihr Reiſeproject wahr mache. Die alte Innigkeit, hoffte er, welche einſt zwiſchen ihnen beſtanden, ehe Benoni Alt-Hayde ſah, werde dann Vater und Kind wieder vereinen. —

Darin irrte ſich das Herz des alten Mannes in traurigſter Weiſe. Das Abhängigkeitsgefühl, der vorgeworfene Mangel an Männlichkeit ſaß Benoni wie ein Stachel im Gemüthe, zehrte und nagte an ihm, ward mühſam nur vom kindlichen Gefühle der Dankbarkeit und Liebe noch gezügelt.

Das eiſerne Beſtreben, der ſtolze Wille, ſich frei zu ringen, mit welchem Benoni von Magda ſich gelöſt, trieb ihn an, ſich tief in ſeinen bisher etwas vernachläſſigten Beruf zu verſenken. Sein mit alter Gluth neu erwachter Ehrgeiz feuerte ihn an, eine freie, unabhängige Lebensſtellung, Namen und Ehre in der Welt zu gewinnen, ſich vor ſich ſelber von dem Makel rein zu waſchen, welchen Magda und der Vater in ſeltſamer Uebereinſtimmung ihm angeheftet. Mit eiſernem Fleiß, ſtarrer Beharrlichkeit lag Benoni fortan ſeinen Studien ob, als wenn es außer denſelben nichts Liebes und Erringenswerthes mehr auf der Welt gäbe.

Der Vater, welcher mit großer Betrübniß ſah, wie der Sohn nach dem gehabten Verluſt das ſo natürliche Bedürfniß, ſich ihm näher anzuſchließen, nicht empfand, überließ ihn gleichwohl der Einſamkeit ſeines Berufes mit der feſten Zuverſicht, dieſes emſige Verſenken in ſeine Lebensaufgabe werde das geeignetſte Heilmittel für ihn ſein. Er betrachtete das Beginnen deſſelben als eine krampfhafte Reaction gegen den früheren Zuſtand der Zerſplitterung, wodurch der Sohn ſeine Schmerzen nun zu ertödten ſtrebe. Er überließ ihn vollſtändig ſich ſelbſt, und Benoni würde wie ein Carthäuſer gelebt haben, wäre faſt ohne alle Verbindung mit der äußeren Welt geblieben, hätte ſich ſeiner Verlaſſenheit nicht ein junger Mann angenommen, den er in jenen Geſellſchaften kennen gelernt, welche er und Magda ſonſt beſucht, und der ſich ihm mit rückhaltsloſer Freundlichkeit angeſchloſſen hatte. —

Dagobert Stolz war eben ſo talentbegabt als Maler, wie er als Illuſtrateur und Caricaturenzeichner ſich beliebt gemacht hatte. Er ſchien ſogar einmal im beſten Zuge geweſen zu ſein, eine Notabilität unter ſeinen Genoſſen zu werden, aber er hatte das Unglück, ſich zu einem politiſchen Bilde zu verirren! Man hatte vor dieſer Farbendemonſtration leider ſolchen Reſpect bekommen, daß man ſeine Gemälde fortan nicht mehr goutiren wollte.

Dabei war Dagobert aber keineswegs ein Principienmenſch, für ſo radical man ihn auch verſchrie, ſondern eine joviale Künſtlernatur, die in ihrem lachenden, pulſirenden Weſen den fröhlichen, unbedingten Lebensgenuß verkündete.

Er hatte eben den Leuten nur malen wollen, was damals in der Luft zu liegen ſchien, und dachte, das ſei recht. Er täuſchte ſich, hatte vielfach Aerger und Weh davon. Sein leichtes Blut aber wußte ihm darüber fortzuhelfen, und ſein Spott nahm in der Caricatur Rache an denen, deren allzu giftige Federn und Zungen ſeine Schöpfung gefliſſentlich gemordet hatten. Wäre ſein Bild

BIBL. UNIVERS. LIPS.

zehn Jahre früher oder ſpäter erſchienen, hätte man wahrſcheinlich dabei nichts Verfängliches geſehen!

Dieſen beneidenswerth heitern Mann hatte Benoni unwillkürlich in ſein Herz geſchloſſen. War derſelbe doch allen Doctrinenkämpfen fern und ging eben nur in die Cliquen, weil er ſich da amüſirte, viele Bekannte und manchen Stoff für ſeinen Griffel fand.

Dagobert alſo riß Benoni zeitweiſe wenigſtens aus dem trüben Dunſt der Studirſtube, verlockte ihn zu Spaziergängen, zog ihn in ſein Atelier, bemühte ſich durch allerlei Schnurren und Scherze die krauſe Stirn des jungen Mannes zu glätten, ſeinen Trübſinn und Mißmuth mit allen Waffen der Fröhlichkeit und des Lebenshumors auszutreiben. — Dies wollte ihm aber durchaus nicht gelingen.

Benoni ſchien durch die derbe Luſtigkeit dieſes wackern Geſellen nur um ſo empfindlicher berührt, um ſo trüber geſtimmt zu werden. —

Dieſes einſehend, beſchloß der Maler einmal vernünftig mit ihm zu reden, und als Benoni gerade bei ihm im Atelier war, um Landſchaften zu beſichtigen, welche er unter allen Bildwerken am meiſten liebte, ward von Dagobert deshalb auf ihn ein Angriff mit allen Waffen der Beredſamkeit gerichtet.

„Sagen Sie in aller Welt, wie kann ein junger Kerl ſo mürriſch dreinſehen, wie Sie? — Was wollen Sie denn erſt für ein Geſicht machen, wenn Sie eine Frau und ſechs Kinder haben? — Ich kann nicht begreifen, wie Einer in der Jugend anders als fröhlich ſein kann! Bomben-Element, wofür blühen denn die Blumen, ſingen die Vögel, wofür perlender Wein und ſchäkernde Mädchen, wenn's nicht für die Jugend iſt, die funkelnde Roſenzeit des Lebens?! — Welche Sorgen können Sie haben? Ihr Vater iſt reich und liebt Sie über Alles. In Ihrem Beruf eint ſich Wiſſen und Poeſie! Was wollen Sie denn mehr, zum Teufel! — Sehen Sie mich an, bin ich nicht ein armer Kerl gegen Sie? Muß ich mir nicht die Finger krumm arbeiten, um zu leben und mein leibig biſchen Ruf zu verbeſſern? Aber es iſt ein altes Sprüchwort: wer keine Noth hat, macht ſich welche, — und ſo geht es Ihnen auch. Vor lauter eingebildetem Weh ſehen Sie gar nicht, wie ſchön das Leben iſt. Ich will Ihnen ſagen, was Ihnen fehlt. Sie haben den jämmerlichſten Katzenjammer, den ein junger Menſch nur haben kann, er nennt ſich Liebesweh!"

Benoni fuhr auf und wurde blutroth. „Dagobert!" —

„Aha! Hab' ich's nicht getroffen? — Liebesweh um Magda! — Ich müßte Sie nicht beobachtet haben in den Cirkeln, müßte Ihre Grundſätze nicht kennen, um nicht zu wiſſen, daß Sie weder die Lichtfreundſchaft noch das junge Deutſchland ſo goutiren, ſondern Magda die Sonne iſt, welche Sie als ſchmachtender Planet umkreiſen. Wahrſcheinlich ſind Sie ihr näher gerückt, als dieſes Geſtirn verträgt, haben traurige Erfahrungen gemacht, und nun ſitzen Sie verdutzt wie ein verliebter Täubrich in der Ecke und laſſen die Flügel hängen! Ach, es giebt nichts Traurigeres in der Welt, als einen romantiſchen Liebhaber! Ich frage Sie bei meiner Freundſchaft, habe ich nicht recht?"

„Theilweiſe, Dagobert," verſetzte Benoni düſter. — Darauf theilte er dem Maler rückhaltslos ſein Verhältniß zu Magda, die Löſung ihres beiderſeitigen Bündniſſes, endlich ſeine Stellung zum Vater mit und machte dieſe urſprüngliche Kraftnatur zum Richter über ſich ſelbſt und ſeine Zukunft. —

„Nach Allem, Freund," verſetzte der Maler, „iſt es mit Ihnen und Magda ein für alle Mal aus. Der müßte wenigſtens eine verdammt zähe Liebe haben, der da noch aushielte! Andererſeits, Benoni, hat ſie recht! Es iſt niederträchtig, daß ſie recht hat, aber es iſt 'mal ſo! — Das Leben mit dem Vater iſt für Sie drückend. Zum Kukuk, denkt denn der Alte, man kann die Liebe wie 'nen Handſchuh ausziehen? Nicht genug, daß Sie ſich immer zwiſchen zwei Meinungen herumgewürgt haben, will er Sie, den Erwachſenen, auch noch am Gängelbande übergroßer väterlicher Vorſorglichkeit halten. Das iſt denn doch zu viel!

Je früher man ſelbſtſtändig wird, je glücklicher iſt man! Individuelle Freiheit iſt die Hauptſache! — Daß Ihr Verhältniß mit Fräulein Turner aufgehört hat, iſt aber ein großes Glück für Sie, mein Wort darauf! — Schön iſt ſie! Famoſer Kopf, prächtige Büſte, ein Arm zum Küſſen, aber zum Henker, wem wird es einfallen, eine Minerva oder Diana heirathen zu wollen! Soll ſie Ihnen als Gattin die Augen auskratzen? Was haben Sie davon, wenn ſie Ihnen überm Pantheismus das Eſſen anbrennen läßt, oder der Jüngſte fällt aus der Wiege, weil ſie an Carl Fourier's Mechanismus der Leidenſchaften denkt?! Ich ſage Ihnen, das iſt in der Ehe verdammt unangenehm, Gott bewahr' mich vor ſolch' einem Weibe! Da iſt mir wahrhaft ſo eine rundliche Hebe viel lieber, die für Nektar und Ambroſia des Lebens ſorgt. Sind ihre Gedanken im Uebrigen auch höchſt unzuſammenhängend, iſt die Kinderwäſche nur ganz und das Tiſchtuch rein!"—

„Das mag Alles gut ſein, lieber Dagobert. Sie brauchen auch nicht zu beſorgen, daß Magda meine Frau wird; — aber das Gefühl meines Verluſtes, das Gefühl meiner Liebe kann ich mir nicht nehmen. Das trübe Verhältniß mit meinem Vater, die Oede meines häuslichen Lebens, die Unzufriedenheit mit mir ſelbſt wächſt nur immer mehr!"

„Ja doch, ja! Das iſt eben das Schlimmſte! Wenn Sie ſo fortfahren, werden Sie ein Hypochonder und ein langweiliger Kerl dazu, laſſen Sie ſich das von einem Freunde geſagt ſein!" —

„Aber was ſoll ich denn machen? Kann ich mich ändern?" —

„Im gewiſſen Sinne gewiß! Sie können ſich aus dem Trübſinn nur reißen, nur wieder froh und elaſtiſch werden, wenn Sie die Dinge alle von der lächerlichen Seite anſehen, ſich in's Vergnügen ſtürzen. — Machen Sie doch irgend eine Dummheit, ſchneiden Sie aus langer Weile die Cour, ſtürzen Sie ſich in's Leben, in den Trubel! Das fehlt Ihnen! Mögen Sie noch ſo viel Tollheiten machen, die können Ihnen alle zuſammen nicht ſo viel ſchaden, wie jene eine, ſich in Magda verliebt zu haben!" —

„Sie vergeſſen bei Ihrem Vorſchlage nur Eins, Dagobert, daß nämlich dazu ein Naturell wie das Ihre nothwendig iſt. Man kann durch ſinnliche Genüſſe, geräuſchvolle Zerſtreuungen ſich wohl betäuben, zeitweiſe ſeine Schmerzen vergeſſen machen, aber man ändert darum ſeinen Charakter nicht, oder wenn man's thut, verſchlechtert man ſich! Wer für dergleichen luſtige Tollheiten nicht die innere Fröhlichkeit, das harmloſe Herz mitbringt, wird ewig eine traurige Rolle dabei ſpielen, ſich nur um ſo elender fühlen, wenn der Rauſch vorüber und er wieder mit ſich allein iſt. Dieſes Heilmittel ſchlägt bei mir nicht an. Geſetzt aber auch, ich wäre der Menſch, auf Ihren Rath einzugehen, von meinem jocoſen Freunde Dagobert begleitet die ganze Tonleiter von Vergnügungen zu durchlaufen, welche die Reſidenz bieten mag; meinen Sie denn, daß ſich mein Vater damit einverſtanden erklären, dies nicht ebenſo, ja noch mißfälliger betrachten würde? Meine Liebe zu Magda, Dagobert, iſt rein geweſen; ich bin mir dabei bewußt, ſtets meine Würde und Ehre bewahrt zu haben, unter Ihren Tollheiten aber bin ich keineswegs ſicher, nicht gerade auf eine zu verfallen, die mir ſpäter noch größere Schmerzen als die jetzigen, Reue und vielleicht den Verluſt der väterlichen Liebe bereitet. — Sie ſtehen allein und ſind nur ſich ſelber verantwortlich, ich bin es auch meinem Vater!"

„Und das iſt eben ſchlimm genug für Sie! Meiner Treu', ich ſehe wahrhaftig kein anderes Mittel, Ihnen zu helfen, als daß Sie — reiſen! Weit weg, je weiter deſto beſſer! — Die Naturwiſſenſchaften geben Ihnen die ſchönſte Veranlaſſung dazu. — Reiſen Sie! Gerade Ihnen thut Unabhängigkeit vom Vater und Ortswechſel Noth. Je bunter die Außenwelt auf Sie einwirkt, je wechſelvollere Eindrücke von Natur und Leben Sie haben, deſto freier werden Sie ſich fühlen. Sie mögen ein grundgelehrter Kerl werden durch Ihre Stubenhockerei, aber auch zugleich der ekelhafteſte Pendant von der Welt, das traurige Exempel eines melancholiſchen Junggeſellen mit langer Pfeife und fettigem Schlafrock! Das Weſen der Natur iſt an ihr ſelbſt nur zu erfahren, das Leben muß erlebt ſein, dabei bleib' ich! — Zwei bis drei Jahre Trennung vom Hauſe ſtärkt die gegenſeitige Liebe ganz ungeheuer, dann iſt die Vergangenheit vergeſſen; erfahren, in ſich abgeſchloſſen tritt man vor die Seinen, und ſie haben viel mehr Reſpect vor uns, als wenn wir immer hinterm Ofen geblieben wären. Folgen Sie meinem Rath, Benoni. Ueber's Reiſen geht nichts! So wie ich die letzte Arbeit dort für den Buchhändler beendigt habe und ein Stück Geld in die Hände bekomme, gehe ich fort, nach Paris, um dem Glücke Daumſchrauben aufzuſetzen. — Sehen Sie mich nicht groß an, ich will nicht etwa drüben die Politik leibhaftig ſtudiren, wohl aber den Bal-mabille, nicht etwa den Cabet ſehen, aber die Gallerie des Louvre, und meine Umtriebe ſollen ſich nur auf das andere Geſchlecht beſchränken! Bei Gott, mich hat eine wahre Zugvogelſehnſucht ergriffen! Reiſen iſt die Panacee für alle Schmerzen!“ —

Damit riß Dagobert die Guitarre von der Wand, fuhr mit den Fingern flüſternd über die Saiten und ſang:

„Als ich ein kleiner Junge war
Und ſah vom Fenſter aus
Der Vögel munt're Sängerſchaar,
Trieb's ſehnend mich hinaus,
Zu wandern über Thal und Höh',
Das Herz von Luſt geſchwellt,
Ein Wanderſänger ſein, Juchhe,
Wohl durch die ganze Welt!“ —

Krampfhaft zog ſich Benoni's Herz zuſammen, er griff raſch nach dem Hut und reichte dem erſtaunten Maler die Hand. —

„Zum Teufel, was haben Sie denn?“ —

„Nichts, Freund. Ich will nur gehen, ehe Sie mich ganz verführen. Ein ander Mal komme ich wieder.“

— — — — — — — — — — — — — — —

Dagobert hatte für Benoni inniges Intereſſe. Es that ihm leid, daß derſelbe ſo von den zwiefachen Gewalten ſeines Liebesſchmerzes und der Autorität des Vaters gleich ſehr ſeinem Glücke, ſeiner Freiheit wie dem heitern Lebensgenuſſe entfremdet worden. So oft ſie nachträglich zuſammenkamen, ſchlug er wiſſenſchaftliche Reiſen als das einzige Heilmittel vor, mußte aber mit Bedauern ſehen, daß Benoni hierbei immer auswich.

Der Maler kam nach und nach endlich zu der Ueberzeugung, daß ſeinem melancholiſchen Freunde nicht zu helfen ſei und er ihn durchaus ſeinem Schickſal überlaſſen müſſe, um ſo mehr, als er mit ſich eben genug zu thun hatte.

Nachdem Dagobert ſeine Arbeiten erledigt, ſein Geld eingezogen und ſeine Angelegenheiten geordnet hatte, packte er die geringen Utenſilien ſeiner Kunſt zuſammen, nahm von ſeinen Freunden Abſchied und trat die ſchon längſt projectirte Reiſe an. Er hatte Benoni feſt verſprochen, mit ihm in eifrigem Briefwechſel zu bleiben, ſeine Erlebniſſe getreulich mitzutheilen, und ihn endlich nochmals aufgemuntert, die heimathlichen Feſſeln abzuſchütteln.

Benoni war ſomit, auch des letzten Austauſches und Umgangs eines Altersgenoſſen beraubt, auf den Vater, vornehmlich ſeine Studien, die enge Einſamkeit des Hauſes angewieſen. Wiewohl er mancherlei flüchtige Bekanntſchaften junger Leute gemacht, zum Gelehrtenſtande gleichfalls Beziehungen hatte, war doch Keiner von dieſen Allen geeignet, Benoni jetzt ganz zu verſtehen, ſich ihm freundſchaftlich anzuſchließen. Er war auch zur Mittheilung wenig geneigt, machten ihn doch die Strenge ſeiner Studien, der raſtloſe Eifer, durch den Glanz ſeiner Kenntniſſe eine unabhängige Stellung zu erringen, endlich der Kampf mit ſich und ſeiner ſtets wiederkehrenden Liebesſehnſucht einſilbig und geſellſchaftlich ungenießbar. —

Inzwiſchen, nachdem die Dinge im Turner'ſchen Hauſe noch einige Zeit ihren gewohnten Gang genommen, Magda wie Franz in Geſinnungen wie äußerem Auftreten faſt noch rückſichtsloſer als früher geworden waren, trat endlich derjenige Fall ein, welcher Magda von Benoni vorausverkündet worden.

Die Regierung, welche dem deſtructiven Treiben lange genug zugeſehen und die Nothwendigkeit erkannte, ſich vor demſelben zu ſchützen, ließ Drohungen, Verbote und, wo ſie ſich direct im Geſetz verletzt glaubte, Beſtrafungen ergehen. Die Familie Turner, gegen welche Letzteres allerdings nicht vorlag, mußte ſich aber einer nicht ſehr angenehmen Unterſuchung unterwerfen und erhielt ſchließlich die Weiſung, gewiſſe Kreiſe nicht mehr zu beſuchen, aller Meinungen politiſchen Inhalts fortan ſich zu enthalten, beſonders mit dem Emancipationsgelüſt dem Publikum ferner keinen Skandal zu bereiten, wenn man ſie andernfalls nicht ausweiſen ſolle. Zum großen Unglück war die Sache viel zu intereſſant, um nicht in die Oeffentlichkeit überzugehen und das Maß der Kränkung für die Turner'ſche Familie voll zu machen. Mutter wie Geſchwiſter beſchloſſen demnach, Deutſchland zu verlaſſen und nach Paris zu gehen. — Sie fanden für das ihnen Angethane aber einige Genugthuung in der Theilnahme vieler Gleichgeſinnten, welche ihnen ihr Schickſal als Märtyrerthum anrechneten und ſie bewunderten.

Franz, die Triebfeder zu Allem, was die Familie bisher Thörichtes begonnen, verleitete ſie auch zu dem letzten ſchlimmen und zweckloſen Schritte, die Heimath für immer zu verlaſſen, nach Paris zu gehen, um dort ein neues Leben zu beginnen. Er betrieb die Flüſſigmachung der Capitale, die Ordnung aller Familienverhältniſſe, wie die Vorbereitungen der Reiſe mit ſo raſtloſem Eifer, daß man wohl erkannte, wie viel ihm daran gelegen ſei, von deutſchem Boden wegzukommen.

Der Tag der Abreiſe war da. Bekannte und Geſinnungsgenoſſen nahmen Abſchied. Benoni war nicht unter ihnen! Magda ſchien dies nicht zu bemerken, oder ihr Stolz hinderte ſie, darüber ein Wort zu verlieren, auch war ſie zu begierig, dem Boden zu entfliehen, wo ihr eine ſolche Niederlage bereitet worden. Ihr Wunſch, ihr Sehnen flatterte voraus nach dem Eldorado an der Seine, dem Aſyle aller deutſchen Unzufriedenen, dahin, wo ſie glaubte, daß die neue Zeit der Weltbefreiung ſich gebären, von wo mit phrygiſcher Mütze auf ſtolzem Haupt die Revolution ausziehen müſſe, die Welt zu erobern! Ihre Phantaſien wurden noch durch Franz beflügelt, der ſie in kecken Träumen überbot und ihren Ehrgeiz anzuſtacheln wußte.

Nur die Mutter fühlte die ganze Wucht des Abſchieds von der Heimath, fühlte doppelt ſchwer, daß Benoni ſelbſt jetzt nicht einmal die Familie eines Lebewohls für werth hielt. Als ſie geſtern eingepackt hatte, war ſie auf jenes wohlbekannte Käſtchen geſtoßen, das lange Zeit verſchloſſen unter vielen anderen Dingen in ihrem Schreibtiſche geruht. Ein Schreck hatte ſie ergriffen, ein unbekanntes Weh, eine Ahnung durchbebt, die ſie erſtarren machte. — Und nun überredet, getrieben halb von den Kindern, halb gezwungen von den Umſtänden, ſchied ſie von dem Lande ihrer Geburt, das ſie, ſo flüſterte ihr Herz, nicht wiederſchauen ſollte. —

So ſaß ſie ſtill im dahinrollenden Wagen, ſtarrte hinaus auf die Straßen, die Menſchen, ſtumpf, theilnahmlos, ihren düſteren Gefühlen anheimgegeben, indeß die Kinder lachten, ſchwatzten und die Bedeutſamkeit des Schrittes, den ſie thaten, die weſenloſe Fahrt in's Blaue, unter erkünſtelter Fröhlichkeit wegzulügen ſuchten. —

„Jetzt gang i an's Brünele,
Trink' aber net;
Da ſuch' i mei herztauſiga Schatz,
Find'n aber net!“ —

Es war doch eigen, daß plötzlich dies Lied der luſtigen Magda jäh im Geiſte emporſtieg, als ſie das Stadtthor verließen. —

Sie beugte ſich raſch aus dem Wagen, als habe es wer geſungen. — Täuſchung! —

Sie lehnte ſich zurück, ward ernſt und ſtill.

Dreizehntes Capitel.

Die Maßregeln, welche die norddeutſchen Regierungen über die Anhänger der Emancipation und denjenigen Theil des ſchönen Geſchlechts, welcher dieſelbe zu allſeitiger Nutzanwendung in Scene ſetzte, verhängten, die ſchärfere Ueberwachung der Preſſe und jeder Demonſtration, zu welcher der mächtig aufwallende Geſinnungsdrang gar Manchen in dieſen Tagen antrieb, verfehlte nicht, die unruhigen Köpfe und Gemüther äußerlich einzuſchüchtern, ihnen etwas mehr Vorſicht und Leidenſchaftsloſigkeit einzuſchärfen. Wenn ſich nun auch die Träger der neuen Ideen meiſt größerer Behutſamkeit befleißigten, ließen ſie gleichwohl ihre Agitationen nicht. Wie faſt immer zu geſchehen pflegt, erhielten die Doctrinen, Cliquen und Bücher erſt rechten Reiz und Bedeutung, als ſie verboten waren, und es gab nicht leicht einen jungen Mann damaliger Zeit, dem es nicht überaus pikant erſchienen wäre, in irgend einer Weiſe etwas „Verbotenes“ zu goutiren, ſich wenigſtens in ſtillſchweigende Oppoſition mit der Staatsgewalt zu ſetzen, mochte dieſelbe auch nur im Beſitz eines anrüchigen Buches beſtehen. Viele flüchteten ſich in den Chriſtkatholicismus, der ſeit der plumpen Pfaffenkomödie zu Trier erſtanden und ein Gegengewicht des Pietismus war, welcher ſich auf anderer Seite auch wieder auffällig breit machte. Das politiſche Märtyrerthum wurde für Viele der Sockel des

Ruhms, auf den ſie ihren Namen erhoben, der ſonſt wohl ſchwerlich einen Platz in der Geſchichte dieſer Tage gefunden hätte. Andererſeits that man im Beamteneifer, in der Leidenſchaftlichkeit und Beſorgniß vor kommenden Wetterwolken mitunter auch zu viel und ließ Edles, Tüchtiges oft mit der arroganten Schwätzerei zuſammen büßen.

Schließlich aber war die Entwickelung der Völker im Großen und Ganzen ſeit den Napoleoniſchen Kriegen unbedingt zu mächtig vorgeſchritten, der Handelsgeiſt durch die Rapidität des Verkehrs, die Macht des Capitals, die weſentlich bürgerliche Grundlage der Nationen, in ſeinen Einwirkungen auf den allgemeinen Gang der Politik zu einleuchtend geworden, als daß ſich nicht mehr und mehr das Bedürfniß der Oeffentlichkeit, des Antheils der Staatsbürger an der Regelung, Erörterung und Geſtaltung des nationalen Lebens herausgeſtellt hätte. Der Keim des „common-sense", des ſtaatlichen Gemeinſinns, welcher in Deutſchland durch die Befreiungskriege tief in die Herzen geſenkt worden, war, wenn auch oft in wunderlichen Formen, doch vollſaftig aufgeſproßt, verlangte, ſich bethätigen zu dürfen, und bethätigte ſich aus eigener Machtvollkommenheit verkehrt, weil ein großer Theil der Politiker jene hemmenden Gewalten, die ſchon damals Stein's, Hardenberg's und Wilhelm Humboldt's Bemühungen zu vernichten gewußt, weil Süd und Oſt noch immer nicht einſehen konnten, daß die deutſche Nation ein Weltvolk geworden, man überhaupt eine Bewegung nur dann unſchädlich mache, wenn man ihr ein vernünftig Flußbett anweiſt, ſich an ſich ſelbſt, an der Praxis abreiben läßt. Es iſt gar nicht abzuleugnen, daß der extremſte Parteimenſch, der oppoſitionellſte Wortführer ſofort ruhiger wird, ſich an ſich ſelbſt modificirt und reducirt, wenn er nur irgend eine Function des Regiments, ſei es die kleinſte, nur erſt etwas einzurichten, zu organiſiren, praktiſch zu machen, zu verſehen hat.

Da ſtrömen alle die tauſendfachen Bedürfniſſe der Gegenwart, die Fragen des augenblicklich Nützlichen und Schicklichen auf ihn ein, und er ſieht, daß das Regieren und

Verwalten doch etwas Weniges ſchwerer iſt, als den Mund aufzuthun, um eine Sentenz von einem Athemzuge loszulaſſen, mag ſie auch noch ſo wunderſchön ſein! Da werden die heftigſten Rothen bald conſervativ und ſehen, daß mit dem fortissimo und prestissimo verdammt wenig gethan iſt.

Dieſe Erkenntniß lag damals dem nordiſchen Deutſchland noch ſehr fern. Das Land des Idealismus, der religiöſen, philoſophiſchen und politiſchen Beſchaulichkeit ſollte leider erſt durch eine trübe, bittere Zeit des Bluts und der Täuſchung gehen, alle Wucht der Gegenſtrömung empfinden, ehe es zur erſten Conſolidirung des nationalen Gemeinlebens, zum öffentlichen Selbſtbewußtſein, zu derjenigen nationalen Praxis gelangte, welche allein im Stande iſt, Allen gleiches Recht und gleiche Pflicht zu ſchaffen, den Bedürfniſſen und Regungen der Nation Raum zu geben, ohne die Einheit und Freiheit der oberſten Gewalt, den Begriff des Regierens zu ſchwächen, die Heiligthümer geſchichtlicher Erinnerungen, das Band zwiſchen Fürſten und Völkern zu beſchädigen, ſondern vielmehr im Gefühl der Geſammtkraft zu ſtärken und durch das Bewußtſein ſolidariſchen Intereſſes unzerſtörbar zu machen! — — —
— — — — — — — — — — — —

Das Doctrinendrechſeln der großen Welt, dieſes immer haſtigere Fluthen der Tageswelle blieb Benoni fortan hermetiſch verſchloſſen. Er hatte ſie Alle, von Morelly bis Proudhon, von Leibnitz bis zur Jung-Hegelei kennen gelernt, die Prieſter abſoluter Weisheit und untrüglichen Glücks, um endlich doch wieder zur Natur, der unmittelbarſten Erkenntnißquelle, demjenigen Gebiet, wo allein Ideal und Thatſache bei einander liegen und ſich verſchmelzen, zurückzukehren.

Dieſe Rückkehr war aber keine freiwillige, von tiefer Sehnſucht gebotene, ſondern das trübe Reſultat ſeines gekränkten Stolzes, ſeiner empörten Eitelkeit, ſeines geſtachelten, verſpotteten Ehrgeizes, des glühend erwachten Triebes, ſich unabhängig zu machen. Was Wunder, daß dies alſo kopfüber geführte Studium ihm nicht die ächte Befriedigung und reine Freude gewährte, die er wünſchen mochte und welche ihn allein ſeiner Schmerzen überheben konnte. Gleich Wagner vergrub er ſich in würdige Pergamente, Folianten, Herbarien und phyſikaliſche Apparate, ſah weder rechts noch links, ließ das Getöſe der Welt Wochen und Monate lang achtlos an ſich vorüber ſtreichen, kurz, er war nahe genug daran, ein Pedant vom reinſten Waſſer, unerquicklich, ſchal und einſeitig zu werden.

Er arbeitete ſo anhaltend, ſo ohne Rückſicht auf ſeine Geſundheit und die der Jugend natürlichen Bedürfniſſe geſellſchaftlicher Zerſtreuung und Abwechſelung, daß die Roſen von ſeinen Wangen wichen und es ſchien, als wolle ſein Körper nach und nach einem langſamen Siechthum anheimfallen.

Dieſe trüben Erſcheinungen bemerkte des Vaters Auge ſehr wohl. So ſehnlich er gehofft hatte, das Studium werde Benoni gerade Heilmittel ſeiner Gemüthsleiden, der Anker werden, an dem ſich ſeine freie Männlichkeit befeſtigen, er ſelbſt zur alten Fröhlichkeit zurückkehren möge, ſo empfindlich hatte er hierin geirrt und mußte nun geradezu befürchten, daß dieſes unausgeſetzte Arbeiten die letzten Reſte ſeiner Jugend hinwegraffen, ihn vor der Zeit alt und lebensſatt machen werde. Mit allen Mitteln der Beredſamkeit, allen kleinen Verführungskünſten väterlicher Liebe ſuchte er alsbald den Sohn in die Zerſtreuungen der Reſidenz zu bringen. Wie eine Mutter ihre erblühende Tochter, ſo zog ihn Trautmann in wiſſenſchaftliche Cirkel, Reunions, ging in Concerte, Gärten, ſelbſt auf Bälle mit ihm, — vielleicht nicht ohne geheimen Wunſch, Benoni möchte nicht nur die Geſellſchaft lieben, ſondern auch wohl ein Mädchen kennen lernen, deren Anmuth und Weiblichkeit das Bild der entſchwundenen Magda aus ſeiner Seele verdränge.

Einem jungen Manne, der wie Benoni künftiger Erbe eines bedeutenden Vermögens, Gelehrter, von herzgewinnendem Aeußern und einer gewiſſen intereſſanten, verhaltenen Melancholie war, konnte es denn auch nicht fehlen, daß von mannigfachen Seiten her Anſtrengungen auf ſeine Empfindungen gemacht, Vater und Sohn vielſeitig in Familien gezogen wurden. Aber es wollte ſich ſchlechterdings nichts finden. Unter den Töchtern Eva's, mit denen Benoni geſellſchaftlich in Berührung kam, war manche, die der Vater gern Tochter genannt, mit deren Familie ſich enger zu verbinden er als ſein und des Sohnes Glück angeſehen hätte. Um ſo ärgerlicher wurde er daher, als Benoni ſich theilnahmlos gegen Alles erwies, und dieſem Mißmuth machte er oft genug durch Aeußerungen Luft, die den Sohn verwundeten und ihm des Vaters geheime Abſichten entſchleierten. Die Folge davon war, daß Benoni in höchſter Gereiztheit ſeine Beſuche bei dieſen Familien abbrach und ſich wiederum iſolirte. Das hatte nur noch gefehlt, ihm das väterliche Regime drückend und ſtündlich unleidlicher zu machen! —

Wiewohl längſt dem Alter nach der väterlichen Omnipotenz entwachſen, hing Benoni doch in allen ſeinen Bedürfniſſen, wie der Einrichtung ſeines Lebens, weſentlich vom Vater ab. Sein Wunſch, eine freie Stellung zu erlangen, war, bei der ohnedies peinlichen Lage der Dinge, natürlich genug, aber trotz der freundlichen Beziehungen Trautmann's zu bedeutenden Perſönlichkeiten, meiſt alten Kameraden aus der Kriegszeit, ja ſelbſt daß ſein liebenswürdiger alter Freund, der Herr von Tettenborn, Adjutant des Prinzen A . . . . . geworden, ließ ſich weder ein Amt, noch die Habilitirung an der Hochſchule der Reſidenz zur Zeit ermöglichen. Die betreffenden Stellen waren beſetzt und Benoni doch keine wiſſenſchaftlich ſo hervorragende Perſönlichkeit, um eine Ausnahme vom gewöhnlichen Gange der Amtsbeſetzungen zu rechtfertigen. Andererſeits that Benoni dabei der Umſtand erheblichen Schaden, daß er zu den Turners in Beziehungen geſtanden, einer Familie, die man begreiflicher Weiſe auf die Liſte der Verdächtigen geſetzt. Man nahm ſich nicht die Mühe, die Art der Verbindung Benoni's mit ihnen zu unterſuchen, hatte man ihn doch in Cirkeln geſehen, denen man nur üble Abſichten gegen die beſtehende Ordnung zutrauen mußte! — Benoni's Lieblingsfeld war naturhiſtoriſche Schriftſtellerei. Auch dieſe, die er in der letzten Zeit auf's Eifrigſte betrieben, lieferte ihm nur geringe Reſultate. Einmal, weil ſein Name in der Wiſſenſchaft noch gar zu unbekannt war, vornehmlich aber die Ideen der damaligen gährenden Epoche viel mehr auf den Organismus des Staats, die Fragen der Geſellſchaft, als auf die Natur und deren Erſcheinungen ſich gerichtet hatten. Die Ausbreitung der Naturwiſſenſchaften ſchien allerdings bedeutend gegen ſonſt gewachſen, aber die große Maſſe des Volks blieb dafür noch theilnahmlos. Wer wird wohl leugnen, daß jede Unternehmung von den Begebenheiten der Zeit in's Licht geſtellt und verdunkelt wird, je mehr dadurch der Richtung im Publikum gefröhnt iſt oder nicht!

Dieſe Dinge waren nicht geeignet, Vater und Sohn einander näher zu bringen. Vielmehr hatte Benoni's Trennung von Magda und Alles, was darauf gefolgt war, nur beigetragen, das Band zwiſchen Beiden immer mehr zu lockern. Das ſonſt ſo wohlthätige, gegenſeitige Ausſprechen hatte ſeine alte Kraft verloren; man empfand beiderſeits nur zu oft, daß derlei Geſpräche nichts als ein peinliches Ergebniß lieferten. —

Trautmann der Vater ſah, daß es mit Benoni nichts werden wollte, er in ſeinem Trübſinn, ſeiner Iſolirung verharrte, alle vernünftigen Vorſchläge, ſich dem Leben zu accommodiren, von ſich wies und einer Zukunft entgegenging, die der Vater nur trübe, elend und reizlos denken konnte. Er zog die Zügel väterlicher Herrſchaft ſchärfer als ſonſt an, und oft erklangen harte, ſtachlichte Worte. Gleich Geißelhieben fielen die Beſchuldigungen der Schwachheit, Unmännlichkeit und Abſtumpfung auf Benoni, welcher ſeinen ſich aufbäumenden Stolz und Unwillen nur mit Anſtrengung aller geiſtigen Kräfte niederhalten konnte.

Dieſe immer ſchärfer werdende Art des Umgangs, die immer größere, tiefere Verſchiedenheit der beiderſeitigen Meinungen und Wünſche, die Seelenkämpfe, welche Benoni mit ſich allein zu beſtehen hatte, und welche um ſo wilder, zerſtörender auftraten, als die Dauer der Trennung von

Magda nur dazu beigetragen hatte, ihr Bild leuchtender in ihm zu befeſtigen, von den Schlacken zu reinigen, ſchienen die drohenden Vorboten eines Kampfes zu ſein, der nur mit vollſtändiger Losreißung des Sohnes vom Vaterherzen enden konnte. — Benoni war nach und nach zu der Einſicht gekommen, daß unter der Aegide des Vaters, den jetzigen Ausſpicien überhaupt, für ihn in der Reſidenz nichts zu hoffen ſei. Sein Fleiß war reſultatlos geblieben, und es befeſtigte ſich in ihm der Gedanke immer mehr, daß es für ihn nothwendig ſei, zu reiſen, ferne Länder zu ſehen, an dem Born der Natur ſelbſt die Erkenntniß zu ſchöpfen, und jedes andere Land als Deutſchland geeigneter ſei, die Reſultate ſeines Wiſſens auszunutzen und zu beachten. Er rief ſich Dagobert's Warnungen und Rathſchläge, welche jetzt immer mehr Wahrheit für ihn gewannen, in's Gedächtniß, was in ſofern erleichtert wurde, als des Malers Briefe ihm dieſelben neu zu Gemüthe führten, ſo viel Glänzendes und Heiteres von ſeinem neuen Aufenthalt zu berichten wußten, daß Benoni's Wanderſehnſucht ſich beflügelte. „Reiſe, reiſe!“ tönte es in ihm wider!

Er faßte mit ſtolzer Willenskraft den Plan in's Auge, eine naturhiſtoriſche Expedition zu unternehmen, deren Ziel und ſpeciellen Zweck, deren Reiſeplan er je nach den Umſtänden erſt beſtimmen wollte. War die Natur doch überall gleich wunderbar, harrte ſie doch überall noch gleich ſehr der vollſtändigen Ergründung. — Endlich einmal hatte dieſer Wanderplan, ſo oft ſchon in ihm erörtert, ohne abgeſchloſſen zu ſein, über alle Bedenken und Rückſichten den Sieg erlangt, und er beſchloß dies dem Vater auseinander zu ſetzen.

Daß dies jetzt leider bei der ſcharfen gegenſeitigen Stellung ein höchſt ſchwieriges Unternehmen ſei, verhehlte er ſich nicht, doch glaubte er, der Vater würde ihn nicht zurückhalten, den einzigen Weg zu wählen, der ihm für die Zukunft, wie er meinte, noch frei blieb. —

Eines Tags, nach dem Mittagseſſen, da Trautmann ſon. ſich in leidlicher Stimmung zu befinden ſchien, Benoni ſeinerſeits auch Alles vermieden hatte, was einen peinlichen

Diſput herbeiführen konnte, wagte er den Angriff, aber mit all' der Bangigkeit, die der Beſorgniß, mit dem letzten Mittel zu verunglücken, ſo natürlich iſt. Das Herz ſchlug ihm, der Ton ſeiner Stimme war unſicher, befangen, faſt ſchmerzhaft. —

„Lieber Vater, ich habe meine ganze Lage nunmehr überlegt, Alles in Betracht gezogen, was für mich in der Zukunft noch blühen mag, und ſehe da nur Trübes. Somit bin ich zu einem äußerſten Entſchluß gekommen und möchte Dich herzlich bitten, mir dabei hülfreich zu ſein. So, wie es jetzt iſt, kann es doch ohnedies auf die Dauer nicht bleiben!“ —

Trautmann ſah ihn ernſt an und nickte. „'s iſt mir lieb, wenn Du einſiehſt, daß es Noth thue, Dein bisheriges Leben zu ändern. Haſt Du einen heilſamen Entſchluß gefaßt, wird Dein Vater der Erſte ſein, Dir beizuſtimmen und zu helfen.“ —

„Du weißt, daß ich mich mit regſtem Eifer meinem Beruf anheimgegeben, nach einſtimmiger Anſicht meiner Genoſſen, wie der Männer von Bedeutung in der Wiſſenſchaft, meine Befähigung außer Zweifel ſteht und meine Arbeiten in gewiſſen Kreiſen den achtungswertheſten Beifall erreicht haben, trotzdem iſt es weder meinen Arbeiten noch Deinen Connexionen gelungen, mich in eine Stellung zu bringen, die mir angemeſſen iſt.“ —

„Dabei kann ich Dir nur das alte Lied wiederholen, daß Deine Beziehungen zu Magda Dir eben geſchadet haben und man Deinetwegen nicht Stellen creiren kann, mein Sohn!“ —

„Darauf, lieber Vater, könnte ich Dir antworten, daß es höchſt armſelig von einer Regierung iſt, nicht die Kenntniſſe eines Mannes, ſondern ſeine geſellſchaftlichen Beziehungen maßgebend für ſeine Beamtung zu machen. — Da dies aber nicht zu ändern iſt, auch ſonſt ſich keine Ausſicht bietet, mir einen angemeſſenen Wirkungskreis für die Zukunft im Vaterlande zu ſichern, ſo halte ich es für das Vernünftigſte, mich dahin zu wenden, wo man wiſſenſchaftliche

Kenntniſſe mehr achtet, und mir durch Anſchluß an überſeeiſche Expeditionen Gelegenheit geboten iſt, meinem Erfahrungsdrange zu genügen und meinen Ruf beſſer zu begründen, als hier. — Ich muß reiſen!" —

Der Vater war jäh emporgefahren. Starr ſah er Benoni in's Geſicht, biß ſich auf die Lippen und kämpfte ſichtlich, einen Ausbruch ſeiner Gefühle niederzuhalten.

„Und wohin, wenn ich fragen darf, ſtrebt Dein Ziel? Welchem geſegneten Lande willſt Du Deine Dienſte widmen?!"

Benoni ward blutroth. — „Ich würde mich nach England oder Frankreich wenden, wo naturhiſtoriſche Geſellſchaften wie Regierungen gleich eifrig beſtrebt ſind, Forſchungen zu begünſtigen. Etwas Anderes wäre es, wenn Du mich unterſtützen wollteſt, ſelbſtſtändig eine größere Reiſe zu dieſem Zwecke zu unternehmen, eine Hoffnung, die ich bisher nicht zu hegen gewagt." —

„Nun," rief heftig der Alte, „ich bedanke mich wenigſtens bei Dir, daß Du mich doch dieſes letzten Wahnſinns nicht fähig gehalten haſt. Dieſer ganze, unterm Deckmantel der Wiſſenſchaft angelegte Plan iſt nichts weiter als ein Manöver, von hier, aus Verhältniſſen, die Dich beengen, wo Dein Ehrgeiz wie Deine Eitelkeit nicht gleich überreiche Sättigung findet, und von einem Vater loszukommen, der zu alt und ernſt iſt, um Dir durch die ganze Welt nachzulaufen, deſſen Liebe, treue Vorſicht, Rath und Leitung Dir drückend und nachgerade zuwider iſt, nur darum loszukommen, — um Magda aufzuſuchen!!"

Benoni ward blaß, er zitterte am ganzen Leibe. Eine tödtliche Kälte umzuckte ſein Herz. Er fuhr mit der Hand über die Augen. —

„Vater, — wenn Magda die einzige Quelle Deines Verdachts und Widerſpruchs iſt, ſo will ich Dir mein Wort geben, — falls Du es überhaupt noch für gültig hältſt, — ſie nicht wiederzuſehen. Ich will direct nach London gehen, wenn es Dir beliebt, aber — ich muß von hier fort, wenn ich nicht zu Grunde gehen ſoll!" —

„So, ſo! Alſo um Magda's willen geſchähe die Expedition doch nicht?!" —

„Nein!"

„Nun ſchön, ich will mir einreden daß dem ſo iſt. Aber mir beliebt weder, daß Du nach London, noch ſonſt wo hingehſt, um Deine unbefriedigten Wünſche in Abenteuern zu kühlen, Dich nutzloſen Gefahren, dem Spiel unredlicher Menſchen auszuſetzen und dem Gefühl der Heimath, der Familie, dem vernünftigen Glücke ruhig bürgerlicher Einfachheit zu entſagen!" —

„Du verachteſt alſo die Männer," rief Benoni flammend, „die mit Aufopferung ihres ganzen Seins den Gefahren fremder Zonen Trotz geboten, der Natur ihre Geheimniſſe abzulauſchen, die Gebiete unſeres Wiſſens in ungeahnter Weiſe zu erweitern; verſpotteſt Namen, die im Munde der ganzen Welt leben, ehrwürdig durch ihre Leiden, wie erhaben durch ihre geiſtigen Schöpfungen!?" —

„Ich verachte und entehre Niemand! Mögen dieſe Männer ihren tieferen und edlen Grund für ihr Beginnen haben, das zu unterſuchen, ſind Andere berufen. Aber um ſolch' unſtätes Wanderleben zu führen, wie nöthig iſt, damit das erreicht werde, was ihnen gelang, gehört eine unſtät flatternde Natur, die alles übrige Große in ſich bergen mag, nur nicht das einfache ſtille Glück der Familie, was wahrhaft beſeligt. Mit jenen Männern hab' ich nichts zu thun, ſondern mit meinem Sohne! Bei Dir aber ſehe ich, daß die Urſache Deines Wollens, die Quelle Deiner Entſchlüſſe unrein iſt! Unzufriedenheit mit der Heimath, zehrende Eitelkeit, phantaſtiſcher Sinn nach Außergewöhnlichem, kurz, was den Abenteurer macht, treibt Dich hinweg! — Das erdrückte, gedemüthigte Talent, der arme Alleinſtehende, um deſſen Verluſt kein Auge weint, dem jeder Ort Heimath iſt und jede Lebenslage nichts Schlimmeres bieten kann als ſeine jetzige, ihm mag man es verzeihen, ſein Schiff in's Weſenloſe zu ſteuern! Haſt Du dazu Grund?! — Wenn Deine Kenntniſſe ſo bedeutend ſind, wie Du Dich rühmſt, ſo ſtrebe nur und arbeite in dem

Dir angewieſenen Kreiſe in redlicher Genügſamkeit! Treibt Dich die Noth, die ernſte Pflicht um eine Familie, Deine Wünſche und Sehnſucht thatſächlich zu beflügeln? Das Geſchick hat Dir einen Vater gegeben, der genug irdiſch Gut hat, um Deine billigen Wünſche zu befriedigen, alſo ſei thätig und lerne warten! — Die Kunſt zu warten fehlt der Jugend, vor Allem Dir! Die ſchönſte Blüthezeit, die Fröhlichkeit des Jünglings haſt Du faſt ganz vergeudet, um einem Phantom nachzujagen, es war Magda! Nun jagſt Du der zweiten, eben ſo weſenloſen und trügeriſchen Braut nach, der Eitelkeit, der Ruhmſucht! Lerne warten, ſage ich Dir!! — Hat je ein Vater dem Sohne Liebe erwieſen, war ich's. Ich habe nachſichtig genug Deiner erſten, unheilvollen Leidenſchaft Raum gegeben, und was hat ſie Dir eingebracht? Thränen! Geh' in die Weite, von einem Wendekreis zum andern, das flüchtige, ſchwanke Glück, was Du zu Hauſe überſiehſt, zu haſchen! Ein Thor ſucht ſeinen Frieden in der Ferne, ſchleppt er doch ſtets ſein unzufrieden Herz mit. — Hier hatteſt Du kein Auge für die ehrenvollen Beziehungen der Geſellſchaft, des vernünftigen, wiſſenſchaftlichen Austauſches; achtungslos warſt Du für den ſtillen, ſchämigen Reiz des Weibes, wo er unbefangen und einfach ſich Dir darbot! Wolle Gott, daß Du nicht einmal in die Lage kommſt, vom Schickſal Dir mit wüthender Reue nur ein Theilchen der Gunſt zu erbitten, nur eins von den Herzen, die Du jetzt weder zu faſſen, noch zu achten ſcheinſt! Wenn andere Männer mittels Geiſtesgaben und unerſchrockenen Muthes groß und heilbringend wurden für die Wiſſenſchaft und ihr Andenken ſtrahlt, muß es das Deine? Woher weißt Du, Eitelſter aller Eitlen, daß Du mehr Fähigkeit haſt, als tauſend Andere, denen die Heimath und die deutſche Erde nicht zu eng iſt, ſich auszudehnen! Bilde Dir nur nichts ein, mein Lieber! Falſche Einbildung iſt die zweite Eitelkeit der Jugend. O, fahre nicht auf, ich weiß ſchon, was Du meinſt. Ich ſage Dir aber nochmals, der wahrhaft große Menſch bildet ſich am wenigſten auf ſich ein! Und geſetzt, das Glück bietet Dir

Alles, Du kämeſt nach zehn oder fünfzehn Jahren, was weiß ich, Du ſollſt ſelbſt als leuchtend Phänomen zur Heimath wiederkommen! Geſetzt, Du fändeſt dann den Vater noch am Leben, trauriger und ſiecher iſt er gewiß. Denkſt Du vielleicht, Du hätteſt den großen Stein der Weiſen gefunden für die Welt? Du habeſt die Erkenntnißquelle der Natur erſchöpft, ſeieſt mit der Entwickelung Deiner Menſchenſchöne zu Ende, könnteſt nun auf den Lorbeern Deines Ruhms und Deiner Selbſtvergötterung Dich lächelnd betten? Lüge! Nie wirſt Du fertig mit Dir! Wenn Du nicht ein Betrüger an Dir ſelber ſein willſt, mußt Du, je bedeutender Du biſt, je mehr empfinden, wie viel zum ganzen Menſchen Dir noch fehlt! — Was haſt Du, Narr, alsdann von Deinem Ruhm, vom Beifall der Menge? Der ſchönſte Theil des Lebens iſt verſchwunden, nicht Weib noch Kind drückſt Du in ſeliger Liebe an's Herz; Dein einzig Amt iſt nur noch, den Vater zu begraben und ihm langſam in die Grube nachzuwanken, — o wonnevollſtes Glück! — Ach ja, es liegt in den Zeichen der Zeit, daß die heutige Jugend glaubt, ſie ſelbſt meißele ſich und ihr Glück, brauche nur ringsum zuzugreifen und der Heroe ſei fertig! Du dürfteſt Dich dabei gewaltig irren! Mit allem Deinen Wiſſen und Thun kannſt Du nicht dafür gut ſagen, daß Du einſt ein Bettler, ein verkommener Menſch ſein kannſt. Der freie Wille, die Kraft der Selbſtentwickelung, des Erbauens ſeines eigenen menſchlichen Weſens iſt eine ſchöne Sache, nur wirſt Du gütigſt erlauben, daß die Welt um Dich, die größer iſt als Du, daß das Geſchick, vor Allem unſer Herrgott auch ein Weniges daran Theil zu nehmen hat, und Deine Eitelkeit erſtaunend oft Erwerbungen ſich ſelber zuzuſchreiben meint, die ihm durch ganz andere Kanäle und Gewalten, als das eigene lumpige Ich iſt, zugehen. Ich habe in meinem Geiſt und Herzen von Jugend auf nicht ſchlechtere Anlagen gehabt, als Du. Ein Hirtenjunge wird nicht gerade von der Natur geringer dotirt, weil er der Sohn eines armen Mannes iſt, aber ein Gut bringt er beſtimmt für's Leben mit, die Kunſt zu darben, beſcheidentlich zu ſein, und doch hat's unſerm Herrgott gefallen, aus mir das zu machen, was ich wurde. Freilich bin ich kein großer Mann, aber wenigſtens leidlich gut genug, um meinem Sohn zur Staffel des Glücks zu dienen, der zu vergeſſen ſcheint, daß kein anderes Paradies auf Erden ihm das des Vaterherzens und der Heimath erſetzen kann!!" —

Benoni ſtand wie gelähmt vor dem Vater, nur ſeine rechte Hand, welche zitternd die Lehne des Stuhls umſpannte und convulſiviſch preßte, als ſolle dieſer todte Gegenſtand Ableiter ſeiner Bewegung ſein, ein haſtig Aufzucken nur, wenn die väterliche Rede ihm einen Stich in's Herz gab, zeigte, wie's in ihm tobte, wie qualvoll er die Ausbrüche ſeiner Exaltation zurückhielt.

„Das iſt ein hartes Sündenregiſter," ſagte er nach einer Pauſe dumpf, „und faſt muß ich annehmen, Du ſeiſt der Anſicht, es wäre für mich erſprießlicher geweſen, als Sohn eines Hirten geboren zu werden! Den einen Nutzen für mich hätte es wenigſtens gehabt, aus eigener Kraft mich zu etwas zu machen, meinen eigenen natürlichen Inſtincten Folge leiſten zu können. Wenn man in ſeinem Weſen, wie Du ſagſt, nie fertig wird, was lohnt's dann überhaupt noch zu ſtreben, beſonders wenn uns keine Noth des Lebens zur Arbeit zwingt? — Wer würde in der Welt Großes ſchaffen können, wo würden die ſtrahlenden Menſchenwerke des Geiſtes bleiben, wenn das Talent die Eitelkeit nicht hätte, ſich das Höchſte zuzutrauen, der Ehrgeiz, welcher Dir ſo abenteuerlich erſcheint, die Menſchen nicht ſpornte, alle Kräfte zum Erringen eines Zieles anzuwenden! Den beſcheidenen Sinn des häuslichen Herds, der Familie, verſteh' ich nicht, denn Alles vereinigte wohlweislich ſich, mir das heilige Gefühl der Liebe für das Weib zu ertödten! Das iſt die Grenze der väterlichen Macht, auf Commando auch noch glücklich werden zu ſollen! — Du kannſt mich lehren, Vater, die Gefühle, welche Du heilig hältſt und achteſt, zu reſpectiren, kannſt mich lehren, Deine Meinung zum Geſetz meines Lebens zu machen, aber durch Gründe mußt Du es. Ich theile Deine

Anſicht, weil mein Geiſt ſie billigen muß, nicht, weil Du ſie mir lehrſt! Ich kann ſogar um Deinetwillen meiden, was ich als höchſtes Ziel des Lebens erachte, aber mich zwingen, daß ich dabei fröhlich ſein ſoll, das Glück, welches Du für mich ausſuchſt, als das meine anſehen, daß ich heirathen ſoll, welch Mädchen Dir gut ſcheint, warten ſoll, verkommen ſoll, ohnmächtig und weſenlos in Deiner Hand werden ſoll, das kann ich nicht! Des Menſchen wahres Glück iſt das, was er für ſein Glück hält, nicht Andere! — Und wenn ich Dir folge, wenn ich mit Allem mich beſcheide, wie dann, wenn die Stellung, das Weib, die irdiſchen Güter, welche Du mir gegeben, mein Glück nicht ſind?! Mit welcher Sicherheit willſt Du mir das vorher verbürgen?! O Vater, Vater, laß mich meinen Weg ſelbſt gehen, mein Ziel ſelbſt finden! Jede Pflanze hat den Trieb zum eignen Wachsthum in ſich, und mir willſt Du Alles abſchneiden, dem eignen Sohne jede Triebe erſticken, welche ſeine freie Perſönlichkeit entfalten können? Das iſt nicht väterlich!! Ich will frei ſein!! Will alle meine Fähigkeiten zur Blüthe bringen in meiner Weiſe, will mir zu danken haben, was ich bin! Nicht umſonſt hat man mich immer ſchwach und unmännlich geheißen, ich war's, doch Kindesliebe hat mich dazu gemacht. Ich bin der ewigen Unterordnung müde, und irre ich auf meinem Wege, ich werd's verantworten, mein wird der Nachtheil und die Reue ſein, ich nur allein werde dann zu büßen und gut zu machen haben. Wenn Du zu meiner Ehre, meinen Kräften und Fähigkeiten nur das geringſte Zutrauen hätteſt, Du würdeſt mich gewähren laſſen. Ich muß um jeden Preis von hier, will ringen, darben, eine Wucht von Sorgen lieber auf mich nehmen, doch frei will ich ſein!!" —

Vater und Sohn ſtanden vor einander, nicht mehr wie ehemals zu innigſtem Verein verbunden, ſondern als Gegner; leichenblaß der Alte, flammend außer ſich der Sohn! Der Vater wollte den Jüngling beherrſchen zu ſeinem Glück, der Sohn zu gleichem Zwecke unabhängig werden. Nicht Magda, nicht die Sentenzen der Zeit, die Colliſion der

Lebensverhältniſſe trieben Benoni zum Individualismus, brachten ihn thatſächlich auf den Standpunkt, deſſen Lehren er einſtmals ſo lebhaft angefochten.

Trautmann sen. erholte ſich langſam aus dem ſtarren Entſetzen, das ihn bis jetzt umfangen. Unſägliche Bangigkeit kam über ſein altes, erſchrockenes Herz, Thränen traten ihm in's Auge. Er ſenkte das Haupt und dachte nach. Dann richtete er einen ſchmerzlichen Blick auf den Sohn.

„Benoni, nur eine Frage hab' ich noch an Dich. Wenn wirklich Dein Glück nur unter fernen Zonen zu finden iſt, wenn nur Erfahrung Dich zu reiſen vermag, ich will Dich nicht hindern, aber ich will wiſſen, wo Du bleibſt. Als Gott Dich mir geſchenkt, um mich vor gräßlicher Einſamkeit zu bewahren, hab' ich in Dir eine heilige Pflicht, das hohe Vermächtniß Deiner todten Mutter bekommen, das Recht, ſtets über Dich zu wachen in Liebe, ſo lange noch mein Auge offen ſteht. Da Du nicht meinem Willen, dem, was ich für Recht halte, folgen magſt, ſo will ich Deinen Wünſchen folgen, Deiner Weisheit mich anbequemen, doch bei Dir werd' ich ſein! Willſt Du, Benoni, daß ich Dich begleite, ſo reiſen wir!“ —

Benoni ſtarrte vor ſich hin und antwortete nicht.

„Nun, wird Dir darauf zu erwiedern ſo ſchwer!?“ —

„Für was Du das, was ich Dir ſagen muß, nehmen wirſt, bekümmert mich nur tief, — und doch muß ich Dir's ſagen. — Gehſt Du mit mir, ſetzeſt Dich Gefahren und Beſchwerden aus, bin ich für Dich zugleich verantwortlich, bin unfrei. Jedweden Augenblick würde ich gehemmt durch die Beſorgniß um Dich. Ich muß allein meine Straße gehen!“ —

„Nun denn,“ rief außer ſich der Alte. „So reiſeſt Du nicht! Ich biete meine Hand dazu nicht! Wo das hinausläuft, iſt mir klar! Derſelbe taumelnde Geiſt der Unzufriedenheit und Oppoſition, derſelbe wilde Unabhängigkeitsſinn, der heute wiederum die Welt ergriffen wie damals, als ich Max Turner gegenüberſtand, der hat Dich angeſteckt. O, wußt' ich's doch, daß ungeſtraft ich nimmer mich mit dieſer verdammten Familie verſöhnen könne, daß ich durch ihre Schurkerei den Sohn verlieren würde, wie ich die Gattin verlor!!" —

„Was ich Dir darauf noch zu antworten habe," rief Benoni in äußerſter Entrüſtung, „wird kurz ſein! Nicht jene Turner'ſchen Ideen ſind's, die mich in die Oppoſition gegen Dich treiben, ſondern Du ſelber! Deine tyranniſche Selbſtſucht, mit der Du Dich Deiner Autorität über mich bedienſt, ſind ſchuld! Deine Erziehung, Dein Mißtrauen, Deine Beſchränkung haben mich dahin gebracht, die Hoheit deſſen, was Du mir lehrteſt und bisher eiſern vertreten haſt, in mir erbleichen zu machen! Ich will und werde meinen eignen Entwickelungsgang ſuchen, meinen Charakter, mein Glück ſelbſt erbauen, ich opfere mich Dir nicht! Das iſt das Recht des ärmſten Menſchen, und willſt Du mir es nehmen, ſo will ich dem langſamen, verzweiflungsvollen Abſterben, kann ich nicht anders, zuvorzukommen ſuchen!!" —

„Da es mit uns auf dieſes Aeußerſte gekommen, ſo — ſo ſollſt Du frei ſein, nicht über meine Selbſtſucht zu klagen haben! Du willſt den bittern Weg des Elends und der Leiden gehen, — geh' denn! — Mag Erfahrung, Noth und Gewiſſensqual Dir Lehrerin werden! Du magſt einen Theil des irdiſchen Gutes von mir empfangen, das Dir beſtimmt war, ich will Dich nicht wie einen Bettler ziehen laſſen. Meiner Vaterpflicht und Macht, die Du erbarmungslos zertrümmert, begeb' ich mich. In wenigen Tagen kannſt Du reiſen!" —

„Vater! Lieber Vater!" —

„Ich bin Dein Vater nicht mehr, Du ſelber haſt mir dies heilige Recht geſtohlen, geh'!" —

Benoni, der ſchon im Begriff war, ihm die Hand zu reichen, trat kalt zurück und ſchritt an ihm vorüber, hinaus. —

Lautlos ſtarrte ihm der Alte nach, wankte dann zu dem Sorgenſtuhl, in dem ja einſt der alte Bebran ſo manche Grillen fing, ſetzte ſich ſchwer athmend nieder, ſtützte das Haupt auf die Hände und verſank in dumpfe Ver-

zweiflung. — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —

Vater und Sohn ſahen ſich ſeit dieſem Tage wenig mehr. Eine Woche ſpäter zeigte Trautmann senior Benoni mit dürren Worten an, daß ſeine Capitalien flüſſig ſeien, er reiſen könne. — Der Bruch, unwiderruflich, unheilbar, war geſchehen, die moraliſche Trennung erfolgt, Benoni hatte nur noch die thatſächliche Losreißung, die Abreiſe, zu vollziehen!

Erbitterung über die tyranniſche Unvernunft, die ſtarre Unverſöhnlichkeit des Vaters durchtobte den Sohn, ließ in ſeinem Herzen die heiligen Kindespflichten erbleichen.

Tiefes Entſetzen, namenloſer Groll und Zorn über den undankbaren, eigenſüchtigen Sohn, der ihm von den alten, haſſenswerthen Unabhängigkeitsideen und romantiſchen Phantaſtereien angeſteckt ſchien, befeſtigte den Entſchluß im alten Trautmann, den Ungerathenen ſeinem Schickſal zu überlaſſen.

Wenn Benoni auch noch zögernd ſchwankte, mit dem letzten Reſt ſeiner Kindesneigung qualvoll ſtritt, das Gefühl aber, der Leidende und Unterdrückte zu ſein, erhöhte ſeine Abneigung gegen die Heimath, erhöhte die Sehnſucht, ſich ſobald wie möglich zu befreien. Es bedurfte nur des letzten leiſen Anſtoßes für ihn, und ein Verhältniß war vernichtet, das einſt ſo ſelig und beglückt beſtanden, ach, vor Gott und Menſchen heilig war! — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —

Es mochte wohl mehr denn ein halbes Jahr vergangen ſein, daß die Familie Turner die Reſidenz verlaſſen und nach dem erſehnten Paris gegangen war. Der Abſchied von der Heimath war Franz wohl am leichteſten geworden, denn jetzt endlich ſchien die Zeit gekommen, wo die wildlohenden Pläne, lang und verſtohlen gehegten, rückſichtsloſen Wünſche ſeines Herzens ſich erfüllen ſollten, ohne vom feindlichen Auge Benoni's beobachtet zu ſein. Die Schärfe und Kälte ſeines Weſens, die lauernde Zurückhaltung, die glatte Ruhe ſeiner Rede, künſtliche Erzeugniſſe einer eiſernen Willenskraft, hatten mehr und mehr nachgelaſſen, als man ſich dem Ziel der Reiſe näherte. In leiſen, verſtohlen aufzüngelnden Flammen verkündete die alte Leidenſchaftlichkeit und Gluth ſich wieder, die ihn früher ſchon kennzeichnet hatte. Mochte er ſich nun mit jedem Umſchwung des Rades nach Paris zu ſicherer fühlen, oder hatte die flackernde Ungeduld und Begier, ſeine Wünſche zu krönen, ihn der Vorſicht beraubt, kurz, er ſchlug einen Ton des Verkehrs mit Magda an, deſſen ſchmeichelnde Zärtlichkeit und Wärme nach und nach einen immer größeren Abſtand zu ſeiner ſonſtigen ernſt deductiven oder ſarkaſtiſch ſpöttelnden Umgangsweiſe annahm. Seine Zuvorkommenheit und Galanterie gegen die Schweſter, die ſorgſame Umſicht und Emſigkeit, mit welcher er während der Reiſe vornehmlich für ihre Bedürfniſſe zu ſorgen befliſſen geweſen, war um ſo auffälliger, als die Mutter dabei ſichtlich zu kurz kam. Magda war viel zu ſehr von der Vortrefflichkeit des Bruders überzeugt, als daß ſie irgend einen Zweifel bei ſeinem Benehmen empfunden, viel zu ſehr mit den Dingen, welche während der Reiſe auf ſie einſtrömten, vor Allem mit den Gedanken an das glänzende Paris erfüllt, um den Abſtand von ſeinen Manieren zu bemerken. Wenn ſie das augenblicklich ſelbſt auch gethan hätte, würde ſie darin wahrſcheinlich nur das brüderliche Beſtreben erblickt haben, ihr Heimath und peinliche Verhältniſſe aus dem Gedächtniß zu rücken, durch erhöhte Aufmerkſamkeit Benoni vergeſſen zu machen. Doch konnte ſie immerhin ihr verrätheriſches Herz nicht zwingen, das Bild des Verlorenen ganz in ſich zu verlöſchen, widmete ihm doch unwillkürlich ein Andenken der Trauer, das auch ſeine Süßigkeit hatte. Das Weib hängt gar zu gern der Wolluſt des Schmerzes nach.

Dagegen war Madame Turner weniger kurzſichtig, nicht von den Utopien und Hoffnungen erfüllt, wie Magda. Ihr Mutterblick war weniger geblendet. Allerdings hatte Franz durch die ganze Umkehr ſeines Benehmens nach dem unglücklichen, durch ihn veranlaßten Krankheitsanfall des Vaters, durch ſeine Reue, die ſorgſame Pflege des Kranken, das damals eifrig gepflegte Studium, die Rückſicht und Unterordnung, welche er ſich gegen die Mutter und Magda angelegen ſein ließ, Beide an ſeine wahre Beſſerung glauben machen. Da die Mutter nicht die leiſeſte Ahnung davon hatte, daß Franz nach einem Plane handle und Alles Verſtellung ſei, war ſie, wie Magda von ihm im Laufe der Zeit immer mehr gefeſſelt worden, gewährte ihm immer unbedingteres Vertrauen und bemerkte nicht, daß er es verſtanden hatte, auf indirectem Wege ſich zum Herrn der Familie zu machen, mit ungeheurer Schlauheit ſie in das große Getriebe des Geſellſchaftslebens der Reſidenz zu ziehen und mit dem Luſtre einer Art von Berühmtheit und Bedeutung zu umgeben.

Madame Turner war nur durch die Gewalt der Umſtände, den drängenden Einfluß ihrer erbitterten Kinder dahin getrieben worden, in die Reiſe nach Paris zu willigen, ſich an den trüben Gedanken zu gewöhnen, im Auslande ſterben zu müſſen. Das tiefe Weh darüber, die quälenden Gedanken um die abenteuerliche Zukunft, endlich gewiſſe kleine Anzeichen im Benehmen des Sohnes ließen Ahnungen in ihr emporſteigen, die ſie zwar mit Unwillen von ſich wies, welche aber gleichwohl um ſo öfter wiederkamen, je mehr ſie Franz im Laufe der Reiſe beobachtete.

Die Familie Turner bewohnte nunmehr zu Paris eine kleine elegante Wohnung im Faubourg St. Jacques, einem zumeiſt von der Arbeiterbevölkerung bewohnten Stadttheil. Wie einſam fühlte ſich die alternde Dame nicht in dieſer fremden Welt, dieſem unabſehbaren Labyrinth von Straßen, dieſem wüſten, wogenden Getümmel der Menſchen!

Alle Bedürfniſſe des Lebens, den Haushalt, die Einrichtung der Zimmer, das, was ſonſt ſtets Geſchäft ihres Lebens geweſen, mußte ſie den Kindern, vornehmlich Franz überlaſſen, denn ſie konnte ſich eben ſo wenig mit ihren fremden Umgebungen verſtändigen, als ſie die Ausgaben zu controliren vermochte. Sie ward dadurch zu einer Unthätigkeit und Paſſivität verdammt, die ihr bisher fremd genug geweſen war, und konnte ſich des Gedankens nicht erwehren, daß, wenn Franz wirklich ſchlecht ſein wolle, er hier dazu die allergünſtigſte Gelegenheit habe, weil er nunmehr das ganze Wohl und Wehe der Familie in Händen hielt, ſie ſich weder im Falle der Noth an die Hülfe anderer Menſchen wenden, noch Geſetze anrufen konnte, von denen ſie nicht wußte, ob ſie ihr günſtig oder ungünſtig ſein würden. Kein Wunder, daß Madame Turner in ihrer Lage um ſo mehr Mißtrauen und Verdacht gegen Franz ſchöpfte, als ſie ſich von ihm augenſcheinlich vernachläſſigt ſah, ja man kaum ihre Anſicht bei Dingen einholte, die zu beſtimmen oder abzuweiſen ſonſt ihr ausſchließliches Recht geweſen war. Oft gedachte ſie mit Schwermuth des rückſichtsvollen Benehmens Benoni's, erinnerte ſich mit betrübtem Herzen dieſes liebenswürdigen Mannes, der Jahre lang in unwandelbarer Treue nach dem Herzen Magda's gerungen und verzweifelt ſich endlich abgewendet hatte. Sie unterzog in dieſer Stimmung das Leben, welches ſie mit den Kindern in der Reſidenz geführt, die Meinungen Magda's und Franzens einer Kritik, ſo gut ſie das überhaupt im Stande war. Ihr natürlicher, geſunder Geiſt ſagte ihr, beſonders jetzt wo ſie den Abſtand von früher ſo herb empfand, daß das Leben der Ihren in der heimathlichen Reſidenz nicht in der Ordnung geweſen ſei, man nicht hätte im Auslande ſein Heil zu ſuchen brauchen, hätte man ſich daheim etwas dem anzubequemen gewußt, was nun einmal Rechtens war.

Dergleichen Stimmungen und Reflexionen hatte Magda nicht. Vernachläſſigte Franz auch die Mutter, ſo hatte er die ganz ſachgemäße Ausrede, daß ſie weder mit Sprache noch Sitte des Landes vertraut und es Sache der Kinder ſei, die neue Häuslichkeit einzurichten, das Leben, die Bedürfniſſe der Familie zu regeln und zu beſtimmen. Indem er mit Magda im Verein das übernahm, wußte er ſie zu feſſeln, durch die bunten Eindrücke des Pariſer Lebens zu beſchäftigen. Magda war zu ſehr Weib, um ſich nicht für dieſe glänzende Mannigfaltigkeit zu intereſſiren, von ihr ableiten zu laſſen. Auch dieſer Zuſtand erreichte aber ſeine Grenzen, nachdem die Familie Turner ſich eingerichtet hatte. Es trat ſehr bald eine Einförmigkeit und Stille des bürgerlichen Lebens ein, die Magda ſelbſt in Alt-Hayde nicht ſo empfunden. Das große politiſche Leben, in welches ſie ſich miſchen, die Cirkel und Clubs, die ſie beſuchen, die geſellſchaftliche Stellung, welche ſie einnehmen müſſe, waren Dinge, welche man ihr ſo leicht nicht fortdisputiren konnte.

Es lag aber gar nicht in Franzens Plan, ſie ſo wie in der Reſidenz an die politiſche Oeffentlichkeit zu bringen. Benoni, ſein alter Gegner, war beſiegt, hatte ſich ſelbſt von Magda abgewendet. Er konnte ihr nicht folgen, auch wenn er gemocht hätte, denn Franz wußte, derſelbe ſei vom Vater total abhängig. Wie hätte er endlich die Familie Turner auch im großen Chaos von Paris finden wollen? Magda und die Mutter zu iſoliren, galt ihm nun als Hauptwerk, waren es immerhin doch nur Frauen, nicht Männer, die er regierte, fremd und ihm ganz in die Hände gegeben. Magda's Energie allein, das Nachlaſſen ihres Vertrauens zu ihm hatte er zu fürchten, und er wußte, daß es ihr ſchließlich, wenn ſie ſeinen wahren Charakter erkannt habe, nicht leicht an Entſchloſſenheit und Widerſtand gebrechen würde, zumal ſie der Landesſprache vollkommen mächtig war. Indem ihr Franz nun mit allem Zauber ſeiner beredtſamen Chamäleonsnatur klar machte, daß ſie vor allen Dingen ſich in Paris umſehen müſſe, Kenntniß des Terrains vorerſt das Nöthigſte ſei, ehe man ſich den Parteien nähere und ſeine Stellung mit Sicherheit annehme, wußte er ſie und theilweiſe auch wieder die Mutter durch Zerſtreuungen, den Beſuch der öffentlichen Vergnügungsorte, Gebäude und Umgegend von Paris hinzuhalten. Darüber wurde viel Zeit und noch mehr Geld verſchwendet, ohne daß Magda zu ihrem eigentlichen Zwecke gekommen wäre.

In jener Zeit war's, daß Dagobert der Maler auf Franz ſtieß, ihn mit gewohnter Luſtigkeit anredete, nach der Familie, ſeinen Verhältniſſen und ſeiner Wohnung fragte.

Franz, dem am wenigſten daran gelegen war, den Seinen eine heimathliche Bekanntſchaft neu zuzuführen, ihnen eine unvermuthete Hülfsquelle zu eröffnen, die ihm bei Gelegenheit ſehr gefährlich werden konnte, zumal er wußte, daß Dagobert mit Benoni befreundet ſei, wies ihn kalt ab, ohne weiter Rede zu ſtehen. Hierdurch wie durch ſein erſchrockenes Erſtaunen beim Anblick des Malers erweckte er aber den Verdacht des Letzteren.

Theils um Herrn Turner, den er nicht leiden konnte, zu ärgern, theils um hinter das verſteckte Benehmen deſſelben zu kommen, wußte er ihm auf geeignete Weiſe zu folgen und machte ſo ſeine Wohnung ausfindig. Ein paar Tage darauf beſuchte Dagobert ganz naiv die Familie und war höchſt erſtaunt, ſich von Mutter und Tochter mit allen Anzeichen der Freude begrüßt zu ſehen, während Franz ſichtlich befangen war.

Der Maler fragte Magda, ob ſie in dieſem oder jenem Cirkel ſchon geweſen ſei, wollte ſich über Tagesfragen und Verhältniſſe mit ihr verſtändigen, mußte aber zu ſeiner Ueberraſchung vernehmen, daß ſie davon nichts wußte.

Magda aber, beſonders die Mutter lud ihn, als er ging, dringend ein, ſeinen Beſuch zu erneuern.

Das war allerdings ein großer Strich durch Franzens Rechnung. Er mußte Alles daran ſetzen, dieſen unberufenen Beobachter und Geſellſchafter fern zu halten, ohne dabei Verdacht zu erregen. Durch eine Belohnung an den Portier wußte er denſelben zu beſtimmen, jeden Fremden, namentlich Dagobert Stolz abzuweiſen, überhaupt allen Fragen gegenüber Schweigen zu beobachten.

Dagobert, als er ſeinen Beſuch nun mehrere Male erneuern wollte, war überaus verwundert, ſich ſtets abgewieſen zu ſehen, und gab ärgerlich die Bekanntſchaft auf. — —

Das ungewiſſe Mißtrauen gegen des Sohnes Redlichkeit war in der Mutter immer mehr gewachſen, auch Magda, äußerlicher Vergnügungen, welche ſie bisher zerſtreut hatten, müde und ungeduldig geworden, weil ihr das politiſche

Leben, der Sockel ihrer ehrgeizigen Hoffnungen und phantaſtiſchen Pläne, verſagt war, fühlte eine Mißſtimmung gegen Franz, und in ihrer Erinnerung tauchten öfter als ſonſt liebe Bilder der Heimath auf, ach, um ſo verklärter, je einſamer ſie ſich fühlte, je weniger Stoff ſie hatte, ſich geiſtig auszudehnen. Dagobert's Beſuch, ſeine Fragen, ob ſie dies oder jenes politiſche Ereigniß, gewiſſe Geſellſchaften kenne, hatten ſie mit Verdruß erfüllt, und zugleich mit dem erhöhten Begehren, dieſe Dinge kennen zu lernen, ſich in das große Getriebe der Thatſachen zu ſtürzen. Franz ging jetzt öfter des Tages und Abends allein aus, trat überhaupt immer eigenwilliger, beſtimmter und ſicherer auf, ſo daß ſich Mutter und Schweſter immer mehr losgelöſt von allen menſchlichen Beziehungen ſahen. Mochte ſich Magda die eigene drückende Lage nicht recht geſtehen wollen, oder war ihr Zutrauen zu Franz ſo groß, daß ſie geduldig zu warten vermochte, bis ihre Wünſche realiſirt wurden, ſie ſprach ſich wenigſtens, vielleicht aus falſcher Scham, nicht gegen die Mutter aus. Madame Turner hingegen vermochte nicht länger das quälende Mißtrauen, die Bangigkeit, welche ſich ihrer bemächtigte, zu unterdrücken. —

Eines Abends waren ſie allein. Magda blätterte in Zeitungen und Büchern, Madame Turner ſtarrte aus dem Fenſter auf die verräucherten Façaden der gegenüberliegenden Häuſer, die hohen Giebel, qualmenden Schornſteine und ſeufzte.

„Nein, Magda! Was Du auch dawider reden magſt, Franz handelt nicht offen und ehrlich gegen uns, er hat andere Dinge vor, mir ſagt es eine Stimme im Herzen!“

„Liebe Mutter, ich gebe zu, daß ſein Benehmen manchmal ſonderbar erſcheint, er Manches ſagt und thut, was jedem Andern verfänglich erſchiene, aber er hat uns ſo vielfache Beweiſe ſeiner Redlichkeit und Liebe gegeben, daß wir ihn nicht gleich alles Schlimmen fähig halten müſſen, wenn es nicht ſo geht, wie wir denken. Bin ich auch manchmal ſelbſt von argen Gedanken erfüllt und ſchmolle mit ihm, daß wir ſo eingezogen leben, denke ich doch immer wieder, was kann ein Bruder, ein Sohn Anderes wollen, als das Glück der Seinen?! Nichts iſt, was ihn hindert, was er in uns zu bekämpfen brauchte, welcher Zweck läge denn vor, uns Uebles zuzufügen? Der Gedanke iſt zu unvernünftig, liebe Mutter, um länger als eine Secunde in mir Raum zu gewinnen!" —

Ein Fröſteln überlief die Mutter.

„Magda, er hat uns ſchon bei Benoni, dem Vater bewieſen, wie gewaltſam er handeln kann. Ich will ihm nicht alte Sünden nachtragen, nur daß Du Dich jener Zeit der bitteren Spaltungen unſres Hauſes erinnerſt, Dir in's Gedächtniß rufſt, wie zügellos Franz damals war. Wenn er ſich jetzt wiederum änderte, Magda, wenn einmal wieder ein neuer, eben ſo tiefer Grund zum Streite vorläge, ſind wir nicht ohnmächtig und willenlos in ſeiner Gewalt? Wer hört uns hier, wenn wir klagen, wer ſchützt uns gegen ſeinen Eigenwillen, ſeine Uebergriffe, warnt uns vor unbekannten Wegen, die er vielleicht uns führen kann?!"

„Mutter, welche Gedanken!!" —

„Mein Kind, ich habe wohl bemerkt, daß Dagobert's Beſuch ihm läſtig war! Drauf blieb der Maler auffälliger Weiſe weg! — Mir iſt das verdächtig! Franz weiß wohl, daß Dagobert mit Benoni befreundet iſt! — Was ſchließt er Dich und mich ſo ab? Wir leben in Paris — und wie im Kloſter! Was hat er uns nicht vorgeredet vom Glanze der Weltſtadt, welch' ehrgeizige Pläne und Hoffnungen wußte er nicht in uns zu erwecken, um uns vom heimiſchen Boden zu entfernen, und jetzt — nach einem halben Jahre, was iſt aus alle dem geworden? Du biſt, Magda, ich muß es Dir einmal ſagen, in den Jahren der weiblichen Vollreife, wo Du Dich der Welt am wenigſten verſchließen, edlen Männern Gelegenheit geben mußt, Dich verehren, lieben, um Dich werben zu dürfen, Dich nicht der Gelegenheit berauben darfſt, Dein Herz zu verſchenken! Du haſt Benoni von Dir geſtoßen, ich konnte Dich nicht tadeln, denn im Fühlen wie Denken ſchiedet Ihr Euch ſchließlich mit jedem Tage mehr, aber tief trauern werd' ich darum, ſo lange ich lebe. O, wäre Franz nicht geweſen, glaube mir, ſo hätteſt Du Dich ihm nicht entfremdet, wäreſt jetzt vielleicht innig mit ihm vereint, ein beneidenswerth glückliches Weib. Was hatte Franz, frage ich Dich, davon, Dich von ihm zu trennen? Hätte er es vielleicht nicht gethan, wenn der junge Trautmann Deine geiſtige Richtung getheilt hätte? Wird er nicht hindernd dazwiſchen treten, wenn ein anderer Mann ſich Dir einmal in Liebe nähert? — Dieſe Art, uns abzuſchließen, mit allerlei Vorwänden hinzuhalten, iſt ſehr geeignet, ſolche Ideen in mir zu gebären!!“ —

Magda ſtand auf, trat traurig ſinnend zu der Mutter und küßte ſie.

„Ich wünſchte, ich könnte Dir ganz widerſprechen. — Vieles von dem, was Du ſagſt, klingt in mir wieder, und doch kann ich daran nicht glauben, es nicht einſehen! Wozu thäte Franz dies Alles! — Ich denke auch oft an Benoni, — er iſt mir doch unendlich theurer, als ich bisher geglaubt, — aber ich bin ſtolz, Mutter! — Er hat mich aufgegeben! — Ein Mann, der wahrhaft liebt, kennt keine Schranken ſeiner Neigung, kein Hemmniß für ſeine Liebe, und dennoch hat er mich aufgegeben!! War das ſein Opfermuth, der Schwur, mein Glück ſelbſt mit dem ſeinen zu erkaufen? O, geh' mir doch! Ich und Benoni waren von der Natur nicht für einander beſtimmt! Das mochte auch Franz empfinden, und wäre Jener ihm geiſtig gleich, er hätte ihm Freund ſein müſſen! — Doch ſo wie jetzt kann es mit uns nicht bleiben! Ich will Franz ſprechen. Längſt habe ich mir ernſtlich vorgenommen, mit meinen Wünſchen durchzudringen, und ich werd's! Und wenn ein Mann ſich je mir nahen ſollte, um mich zu werben, und ich könnte ſeine Liebe erwiedern, achtete in ihm den ſtarken Geiſt, der mich für's Leben feſſelt, ſoll mir der Bruder das kleinſte Hemmniß ſein, darauf mein Wort, Mutter!!“ —

Bald genug fand ſich Gelegenheit für Magda, Franz ernſtlich um Erfüllung ſeiner Verheißungen anzugehen, ihm offen und rückhaltslos zu ſagen, was ſie an ſeinem jetzigen Benehmen befremde. — Sie betrat am folgenden Tage zu dieſem Zwecke ſein Zimmer, das etwas abſeits auf dem Corridor lag.

Er war über Papieren beſchäftigt, die er raſch wegſchloß, als ſie eintrat.

„Ich überraſche Dich da, wie es ſcheint, Franz!"

„Offen geſtanden, ja. Doch da der Gegenſtand mit unſrer Zukunft zuſammenhängt und ich Dich mit einem glücklichen Reſultat erfreuen möchte, wirſt Du mich wohl nicht eher zu einem Geſtändniß zwingen wollen, bis die Zeit meine Unternehmungen gereift hat!" —

„Gewiß nicht, Bruder, ich habe andere Dinge mit Dir zu reden, die uns zunächſt angehen, und erwarte von Deiner Zuneigung für mich, daß Du mir offen Rede ſtehſt und mich nicht ferner in Zweifel läßt." —

Sie hatte ſich auf dem Sopha niedergelaſſen.

Franz ſetzte ſich zu ihr, faßte ihre Hand, drückte ſie an ſeine Bruſt und ſah ſie brennend an.

„Magda, kannſt Du an meiner Neigung für Dich zweifeln? — Mag Dir Manches auch unklar, ſelbſt befremdlich ſein, magſt Du auch ein wenig mit mir zürnen, wem wollteſt Du aber auf dieſer ärmlichen Welt noch vertrauen, wen lieben, Magda, als Deinen Franz!" —

„Die Gluth, der Kummer, mit dem Du mir das ſagſt, mein Bruder, beweiſt die Reinheit Deiner Abſichten. Du kennſt mich indeß zu gut, um nicht begreiflich zu finden, daß ein Weib wie ich nicht im Dunkeln tappen, ich in Deine Unternehmungen und Pläne Einſicht gewinnen, mich in meiner Weiſe wie ſonſt geiſtig bethätigen will. Ich mag nicht umſonſt die Ideen der Freiheit im Innern tragen, muß mich in der Woge der großen Fluth dieſes Jahrhunderts baden! Jener Zerſtreuungen der Sinne, des Beſchauens und zweckloſen Umherirrens bin ich überdrüſſig, denn nicht das materielle, das geiſtige Terrain von Paris wünſche ich kennen zu lernen. Weshalb enthältſt Du mir's vor?!" —

„Weil ich die Gefahren deſſelben nunmehr kenne, weil, wenn Du unvorbereitet Dich in dies Chaos von Cliquen und Parteien ſtürzeſt, Du Dich zerſplittern würdeſt, ohne wahrhaft etwas zu gewinnen, glaube mir das! Ich ſelbſt bin noch nicht einmal eingeweiht genug in die Verhältniſſe. Laß mich doch erſt den Boden ſondiren, ehe ich ihn Dich betreten laſſe. — Wenn Du erſcheinſt, ſoll es mit Glanz geſchehen, mußt Du die Stelle einnehmen, welche Deiner Schönheit, Deinem Geiſte gebührt. O, traue mir, Magda, Du wirſt kein Männerherz auf Erden finden, das ſo Dich anbetet, Dein Glück und Deinen Ruhm will, wie ich!!“ —

„Bruder, Du biſt außer Dir!“ und ſie ſtand bänglich beklommen auf.

„Nein, bleibe,“ rief er glühend und zog ſie auf's Sopha zurück. „Dies Menſchengeſindel iſt ſo ſchlecht, ſo erbärmlich! Phraſe und Maske iſt Alles nur an ihnen, o, ſie verdienen blos, daß man ſie verachtet und beherrſcht! O, lerne es nur erſt kennen, das Parteiengeſchmeiß, und Du wirſt ſelig ſein, aus dieſem Taumel zu fliehen an das letzte, treue, glühende Herz, an das meine!!“

Er preßte ſie ſtürmiſch an ſich und küßte ſie. Ein wilder Rauſch kam über ihn, — da trat die Mutter in's Zimmer. — — —

Sie war bleich und zitterte. „Ich finde dieſe überenthuſiaſtiſche Zärtlichkeit etwas auffällig, Herr Sohn! — Magda, geh' hinüber auf mein Zimmer, ich habe mit dieſem da Einiges zu reden!“ —

Magda, erſtaunt, betäubt von dem Erlebten, in tiefſter Seele beſchämt, wankte hinaus.

Franz, bleich, wie vom Donner gerührt, ſtand auf, blickte zur Erde und biß ſich auf die Lippe. —

Die Mutter trat vor ihn hin. „Nun endlich kenn' ich Dich, elender Menſch, Deine alte ſataniſche Natur hat Dich verrathen! Biſt Du ſo jedes religiöſen Gefühls, jeder Achtung vor Sitte und Geſetz bar, ſo unnatürlich beſtialiſch, Deiner Schweſter mit anderen Gefühlen als denen eines Bruders zu nahen?!!“ —

Franz erhob das Haupt, lächelte verächtlich und faßte ihre Hand. Seine Stimme klang gedämpft, wie das Flüſtern eines lächelnden Teufels.

„Meinſt Du, Du kennſt mich ganz? — Arme Frau, ich will Dir bald beweiſen, daß Du irrſt; aber ſchrei' nicht auf vor Entſetzen, brich nicht zuſammen, damit die Welt zu Deinem Schaden nicht erfährt, was zwiſchen uns in dieſer Stunde vorging! — Ich kenne Dein geheimnißvolles Käſtchen mit ſeinem ſaubern Inhalt, — ſeit des Vaters erſter Krankheit kenn' ich es! Drum hab' ich alſo operirt, verſtehſt Du, um Dich und ſie ganz in die Gewalt zu bekommen. Jetzt bin ich Herr! — Oder meinſt Du nicht? — Ei, lauf doch und rufe das Geſetz! Sage doch Magda und den Leuten, was in Deinem Käſtchen iſt! Du thuſt mir damit einen ungeheuren Gefallen! — — Wie? Ha, ha, ha, ha, ha! — Ich meine, Du handelſt am klügſten, wenn Du ganz ſtill ſitzeſt und mich gewähren läſſeſt, ich bin kein Cannibale!!" —

Die alte Dame war auf's Sopha geſunken, rang die Hände und kämpfte mit den überwältigenden Eindrücken dieſes Moments. Es war, als müſſe ſie ihren Geiſt aufgeben! Da fuhr ſie empor, ein Gedanke durchzuckte ihr Hirn. — Dann krümmte ſich ihre Geſtalt zuſammen, Thränen rannen ihr von den Wangen. Bebend, tonlos flüſterte ſie:

„Du wirſt doch wenigſtens die Barmherzigkeit haben, Franz, und warten — bis ich todt bin. Es — wird nicht lange mehr dauern!" —

„Ho, ſiehſt Du, wie zahm Du wirſt? — Nun, nun, wenn Ihr vernünftig ſeid, ſollt Ihr ſehen, ich ſei leidlich zu ertragen!" —

Madame Turner ging geſenkten Hauptes hinaus. — Sie verſicherte Magda, Franz habe ſich von ſeiner leidenſchaftlichen Natur, von der Beſorgniß, Magda könne ſich wieder von ihm wenden, verleiten laſſen. Doch bat ſie dieſelbe, Geſpräche unter vier Augen mit ihm künftig zu vermeiden, denn ſeine unſelige Natur verleite ihn leicht, ſtets mehr zu thun, als er beabſichtige. —

„In Zukunft werde ich mich zu ſchützen wiſſen; Franz, das fühle ich, iſt in ſein altes, entartetes Weſen umgeſchlagen, ich traue ihm nicht mehr! — O Benoni, warum muß ich Dich, Du treueſter Freund, entbehren?! Du warſt der Stern auf meinem Wege, ich hätte Dich nie verlieren ſollen!!“ — — — — — — — — — — — — —

Franz beunruhigte die Damen heute nicht mehr. Er fühlte ſelbſt, wie ſehr er ſich in der Leidenſchaft Blößen gegeben hatte, und ſann auf ein Mittel, geſchickt einzulenken. — — — — — — — — — — — — — — —

In der Nacht indeß, wo Alles ſtill war, huſchte die bange Mutter empor vom Lager, unterſuchte im Dunkeln ſorgfältig leiſe alle Schlöſſer. Franz lag drüben im Zimmer; ſie konnte an ſeinem tiefen Athemholen erkennen, daß er ſchlief. — Sie trat in ihr Cabinet zurück, verſchloß es, zündete Licht an und verhängte mit Tüchern die Schlüſſellöcher. — Magda lag unweit von ihr, wie es ſchien, in ſchweren, bänglichen Träumen. Frau Turner ſtellte das Licht ſo, daß es die Schlafende nicht hinderte, ſetzte ſich an ihren Secretair und ſchrieb einen Brief, recommandirte und verſchloß ihn. Dann ordnete ſie ihre Geldangelegenheiten und ging erſt wieder zu Bett, als der Tag ſchon leiſe dämmerte.

Am nächſten Morgen, nachdem Franz ausgegangen war, ſteckte Madame Turner verſtohlen das Schreiben voriger Nacht zu ſich, bat Magda, die wie träumend umherging, ſich einzuſchließen, ſie wolle nur einen kurzen Gang thun, um etwas einzukaufen, und werde ſich mit ihrem bischen Franzöſiſch ſchon behelfen. —

Eine Viertelſtunde ſpäter kam die Mutter zurück und ſchien ruhiger zu ſein. — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —

Benoni hatte Dagobert ſeine baldige Ankunft brieflich mitgetheilt und einige Tage darauf ſeine Bücher, Scripturen und wiſſenſchaftlichen Apparate an denſelben abgeſendet.

Der Vater ſchien es in ſeiner ſtrengen Verachtung zu ignoriren.

Dem Sohn blieb nur noch der Abſchied übrig und — die ewige Trennung war geſchehen.

Vor dieſem peinlichen, bittern, unvermeidlichen Schritt ſtand Benoni in banger Befangenheit ſtill, er glich Einem, der zu gewaltigem Sprung über die unten gähnende Kluft anſetzt, aber erſt hinabſchaut und anhält.

Eine ſolche Stunde des Kampfes der einſamen, heimlichen Selbſtqual eben war's, als plötzlich der Vater auf Benoni's Zimmer erſchien. Das Antlitz des alten Herrn war bleich, ſeine Züge hatten etwas Schroffes, Starres, als ſei aus ſeinem Herzen der letzte Funke von Liebe für den Sohn erloſchen.

„Da ich eine Zeit lang verreiſen will, halte ich es für angemeſſen, Dir jetzt die bereits beſtimmte Summe auszuhändigen, damit Du nach Gutdünken mein Haus verlaſſen kannſt!“ —

„Aber mein Gott, Vater —!“

„Mache keine nutzloſen Redensarten, die Dir doch nicht von Herzen gehen. Nimm Dein Geld!“ —

In kurzem, geſchäftlichem Ton händigte er dem Sprachloſen eine Summe in Wechſeln und Gold ein, die ſo groß war, daß ſie Benoni überraſchte.

Er wollte, betäubt und verworren, eben einige unzuſammenhängende Worte des Dankes ſtammeln, doch der Vater legte eiſern ſeine Hand auf Benoni's Schulter.

„Schweig', ich bitte Dich! Schweig' ja! — Ich brauche keinen Dank! — Dies iſt Dein Erbtheil, damit hört unſre Gemeinſchaft auf, hörſt Du! — Auf daß Du aber nicht meinſt, ich ſei ohne Urſach' hart, ſage ich Dir: ich weiß, daß Du nach Paris gehſt. Die Sendung Deiner Sachen dahin beweiſt es. Wer Dich daſelbſt erwartet, wie Du mir gegenüber Dich zum Betruge ſelbſt verirrt, geht aber ſchlagend hieraus hervor!“

Er zog einen verſiegelten Brief aus der Taſche und zeigte ihm die Handſchrift der Adreſſe.

„Ein Brief der Madame Turner an Dich! Haha, es iſt wohl nicht der erſte von der Sorte! So reiſe denn, meine Verachtung ſei Dein Begleiter!!!“

Trautmann, ehe der beſtürzte Sohn ein Wort erwiedern konnte, warf den Brief auf den Tiſch und verließ haſtig das Zimmer.

Langſam erholte ſich Benoni aus ſeiner Starrheit. — Mechaniſch griff er nach dem Briefe und erbrach ihn.

„Mein verehrter Herr und Freund!

Die Gemüthsverfaſſung, in der ich mich befinde, mag mich entſchuldigen, wenn ich nicht viele Worte mache. Eine Mutter in ihrer grenzenloſen Angſt und Verlaſſenheit, Magda's Mutter, ſchreibt an Sie und ruft den ehemaligen, theuren Freund um Hülfe an. Sie hatten recht, Franz iſt falſch, iſt ein gewiſſenloſer Menſch! Fragen Sie nicht, aus Barmherzigkeit nicht, was geſchehen, aber kommen Sie! Magda wie ich ſehen Ihrem Erſcheinen entgegen! Ihre bloße Anweſenheit wird genügen, uns zu retten! Wenn Sie je Magda liebten, iſt es unmöglich für Sie, zu zögern! Gott leite Sie zu uns.

Ihre mütterliche Freundin
Emma Turner.

Paris, rue St. Bernhard 30
Faubourg St. Jacques.“

Wild fuhr der junge Mann empor, ſtürzte hinab in des Vaters Zimmer, ihm den Brief zu zeigen, den Beweis zu führen, daß er bisher mit Turners in keiner Berührung geſtanden habe. —

Sein Vater war fort. — Daniel ſagte ihm, der Herr komme in den erſten vier Wochen nicht wieder.

„Nun, wenn dem Vater die Trennung ſo leicht wird, er ſo von meiner Erbärmlichkeit durchdrungen iſt, daß er mich nicht eines Wortes, nicht eines Blickes mehr werth hält?! — Vorwärts, fort! Zum Teufel mit der Heimath und den Paradieſesgefühlen der Kindheit! Ein neuer

Menſch erſteht in mir, und bei der Verdammniß, er ſoll ſich einſt ſehen laſſen dürfen vor Dir!!" —

Er eilte auf ſein Zimmer. Die letzten Vorbereitungen waren getroffen. — — —

Die Räder ſauſen, das Poſthorn tönt, die Meilen entſchwinden ſchnell! —

Benoni, in die Ecke des Wagens gedrückt, ſtarrt der ſinkenden Sonne nach, in das Geglitzer der Sterne.

Weiter, nur weiter auf taumelndem Lebenspfad!

— — — — — — — — — — — —

Als er nach Cöln kam und die Eiſenbahn beſteigen wollte, ging vorher ein anderer Train nach Bonn ab. — Fröhliche Studioſen mit farbiger Mütze und flatterndem Band ſangen da in ſchallendem Chor:

„Wohl auf noch getrunken
Den funkelnden Wein!" —

Ein lähmender Krampf packte Benoni's Herz, er wandte ſich ab, ſeine heimlichen Thränen zu verbergen.

Ein zurückgebliebener Commilitone verließ indeß zögernd den Perron. Leiſe ſummte er vor ſich hin:

„Die tiefen, ſtillen Waſſer,
Die haben keinen Grund,
Laß ab von Deiner Liebe,
Sonſt wirſt Du nicht geſund!" —

„Leb' wohl, deutſche Erde und deutſches Lied!" wimmerte es in Benoni; „Gott ſegne Dich, heiliges, geweihtes Vaterhaupt, erhalte Dich — mir, mir — und dem Wiederſehn!" — Die letzte Kindesthräne floß.

Dann packte es ihn mit raſender Verzweiflung. —

Und wieder rauſchte es weiter, das keuchende Eiſenroß riß ihn mit Mänadengewalt dem neuen Ziele entgegen.

Was taucht da am Horizont auf mit zwei Spitzen, dann ein Chaos, ein graues Durcheinander? — Nôtre-Dame! —

„Sei mir willkommen," rief höhniſch Benoni, „Du wüſte, graue Metze unter den Städten! Gegrüßt du Babylon der neuen Zeit!

Madame Veto avait promis,
De faire égorger tout Paris!

Ha ha ha ha!!"

„Sacristie!" murmelte ein Ouvrier, der neben ihm im Coupé ſaß, „c'est la Carmagnole!" und ſeine Augen leuchteten. — —

Ende des erſten Theiles.

Geſammelte

Romane, Novellen und Dramen

von

A. E. Brachvogel.

Volks- und Familien-Ausgabe.

Mit Einleitung und Biographie

von

Max Ring.

Vierter Band.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Jena,
Hermann Coſtenoble.
Verlagsbuchhandlung.

Benoni.

Roman

von

A. E. Brachvogel.

1900 · 17025

Dritte Auflage.

Zweiter Band.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Jena,
Hermann Coſtenoble.
Verlagsbuchhandlung.

Zweiter Theil.

Erſtes Capitel.

Der älteſte Stadttheil von Paris iſt die Cité und der Temple.

Erſtere begreift die Isle du Palais und Saint Louis, wo der alte Juſtizpalaſt und Nôtre-Dame liegen, und wenn man will noch ein Stück des rechten Seine-Ufers in ſich. Von da ſtreckt ſich aber das Stadthausviertel und der Temple, ſüdlich an die Seine, öſtlich und nördlich an die Boulevards de Bourdon, den Baſtilleplatz und die Faubourg St. Antoine, ferner an die Boulevards de Temple und de Calvaire grenzend, und dehnt ſich weſtlich bis zur Temple-Straße uud dem Quartier St. Martin. Dieſe drei genannten Stadttheile nebſt St. Denis machen das alte Paris aus. Sie ſind am ſchlechteſten und winkelichtſten gebaut, leiden an größtem Schmutz, und es iſt ſprüchwörtlich geworden, daß man allda den zweideutigſten Geſichtern begegnet. Nichtsdeſtoweniger ſind dieſe Gegenden ſo ziemlich die theuerſten und eng-bevölkertſten in Paris. Ihre bequeme Lage im Kern der Stadt, dem eigentlichen Sitze des Handels, von wo aus die Communikation durch tauſend Kanäle ab- und zufließt, macht es dem Geſchäftsmann wünſchenswerth, ſich gerade hier niederzulaſſen. Stadthaus, Getreidehalle, Juſtizpalaſt, Nôtre-Dame wie der Louvre, alſo die Angelpunkte der koloſſalen Stadt, liegen ziemlich in der Nähe. Ein Labyrinth von

Straßen und Gäßchen, Durchgängen und Sackwinkeln bringen den Fremden, welcher ſich in dieſem Theile von Paris verliert, ganz zur Verzweiflung. — Wenn man vom Platz der Nôtre-Dame nordwärts, über die Brücke von Arcole ſchreitet, erreicht man das düſtere, hochbedachte Stadthaus, vor welchem ſich der Grève-Platz mit ſeinen blutigen Erinnerungen ausbreitet, in welchen ein Gewirr von Straßen ausmündet, die ihr Netz von der Rue St. Antoine bis zu den Quais der Seine, vom Boulevard-Bourdon und Baſtillenplatz bis zum Louvre ausdehnen.

Hinter dem Stadthaus liegt die alte Kirche St. Gervais, mit dem Grève-Platz durch die Rue Gervais verbunden, welchen man vermöge eines Durchgangs des Hotel de Ville erreicht. Die Häuſer ſind hier verräuchert, vier, oft auch fünf Stock hoch, weil man ſich in der Breite nicht mehr auszudehnen vermag. Das Parterre und der erſte Stock werden von Läden und Waarenlagern eingenommen, den zweiten und dritten Stock bewohnen meiſt wohlbegüterte Kaufleute, Rentiers, kleinere Speculanten, den vierten Stock und die Manſarden aber, welche für den kleinen Handwerker und Arbeiter hier viel zu theuer ſind, vermiethet man gewöhnlich als Chambres-garnies an Ausländer, welche längere Zeit in Paris leben wollen, ohne der Ausbeutung unverſchämter Hotelbeſitzer anheimzufallen. — — — — — —

Wer hat nicht ſchon von Griſetten gehört? — Die Deutſchen ſind daran gewöhnt, unter dieſem Namen ſtets etwas Verfängliches zu ſuchen, und haben dabei immer ein Auge auf die Proſtitution. Davon iſt aber die Griſette himmelweit entfernt. Abgeſehen, daß man in Paris überhaupt leichſinniger — flatterhafter lebt, naiver über manche Dinge als anderswo denkt, iſt jene Gattung des weiblichen Geſchlechts ſonſt durch und durch achtungswerth. Es ſind arme Mädchen oder junge Wittwen, die ſich mit Aufbietung aller Kräfte durch ihrer Hände Arbeit zu ernähren wiſſen, und als Wäſcherinnen, Näherinnen, Stickerinnen oder Putzmacherinnen eine der nützlichſten und gewiß gequälteſten Klaſſen der Geſellſchaft bilden. Das dunkelfarbige Hauskleid von Kattun oder Merino, la grisette, was ſie unabänderlich tragen, dazu das blüthenweiße Häubchen, welches ihnen überaus coquet ſteht, hat den Namen veranlaßt. Das Theater St. Martin, Ambigu oder Variétés, ein Sonntagsſpaziergang oder, wenn es arg kommt, eine Nacht auf dem Bal Mabille ſind ihre höchſten, aber ſehr ſpärlichen Freuden. Findet ſich aber unter ihren Liebſchaften, bei denen meiſtentheils dieſe armen Dinger die Genarrten ſind, ein Mann, der reſpectabel genug iſt, eine Griſette heimzuführen, kann er faſt mit Sicherheit darauf rechnen, eine Frau zu bekommen, die ſich, wenn's ſein muß, für ihn todt arbeitet und dabei einen Humor bewahrt, mit dem ſie allen Tücken des Lebens Trotz zu bieten verſteht. Die Griſetten und Ouvriers ſind zweifelsohne die ehrlichſten und ſolideſten Klaſſen der Bevölkerung, ſie und der kleine Bürgerſtand bewahren hauptſächlich alle menſchlichen und Familien-Tugenden, haben unſtreitig am meiſten Energie wie Charakter und einen unbezwinglichen Muth bei den vielfachen Leiden des geſellſchaftlichen Lebens. Der Name Griſette gilt ſeinen Trägerinnen ſelbſt als Schimpfwort, weil ſie ſehr gut den Nebenbegriff kennen, welchen man demſelben anhängt. Sie wollen lieber für eine verheirathete Frau oder Wittwe gelten, und nehmen ſtolz den Titel Madame in Anſpruch, weil ſie nicht mit jenen Creaturen verwechſelt ſein wollen, die ihren Namen durch die Nôtre-Dame de Lorette empfingen, ſeitdem ſie dieſe Kirche zu ihrem Werbebureau erniedrigt haben. —

Eine ſolche Madame hatte nun in der Rue St. Gervais Nr. 12 den ganzen vierten Stock inne. — Nini Pinſon, ein friſches dralles Weibchen, noch im vollen Lebensſommer, war drei Jahre an einen Elfenbeinſchnitzer verheirathet geweſen, der ſchönes Geld verdiente. Sie konnte ſich damals ganz prächtig ausmöbliren und in ihrer Toilette ſo gut ſehen laſſen, wie jede Bürgersfrau. Leider dauerte das Glück nicht lange; der Mann ſtarb und überließ ihr, für ſich und ihren kleinen Jungen ſo gut zu ſorgen, wie eben konnte. Madame Nini faßte ſich indeß als eine reſolute

Perſon bald genug, verkaufte ihren Staat, ihre kleinen Pretioſen, zog in die Straße Gervais, ſtickte Kanten und Roben, fertigte Spitzen, kurz arbeitete tapfer, und vermiethete Pièçen an Ausländer, was lohnend genug war. Ihrem raſtloſen Fleiße hatte ſie es denn zu danken, daß ſie ſich jetzt faſt beſſer ſtand als ſonſt. So allerliebſt und zierlich Madame auch war, ſo verführeriſch ſie Morgens den Kaffee zu präſentiren oder Abends das Souper mit ihrer Gegenwart zu verſchönern verſtand, ließ ſie ſich doch von keinem ihrer Herren Miether allzu nahe kommen; kannte ſie doch die Flatterhaftigkeit der Männer und das Leben genug, um vorſichtig zu ſein. Mit einem luſtigen Scherz ſchlug ſie alle Attaquen auf ihre Reize aus dem Felde.

In beſagtem vierten Stock wohnten bei Nini ſo ziemlich alle Nationalitäten beiſammen. Auf der einen Seite, in Bücher, Karten und allerlei gelehrten Hausrath vertieft, hatte ein großer, muskulöſer Schotte, Sir Fergus Mac-Combich, ſeinen Sitz, neben ihm ſchlugen ein italieniſcher Muſikmeiſter, Marocetti, in den nächſten beiden Zimmern zwei Franzoſen, ein Commis und der Untermaſchiniſt vom Theater Fedeau, ihr Lager auf. In dem letzten, größten Zimmer reſidirte aber, vergnügt wie ein König, unſer alter Freund Dagobert Stolz.

So wie er Benoni geſchrieben hatte, war es auch; er befand ſich in Paris ganz und gar in ſeinem Fahrwaſſer. Die Betheiligung an den neuen Ideen der verſchiedenen politiſchen und ſocialen Richtungen, welche ihm in der Heimath ſo ſehr zum Unſegen gereicht hatten, waren ihm hier überaus nützlich. Er warf ſich raſch in den Strudel des Parteigetriebes, was mit jedem Jahre toller zu werden begann, und fand in den Zuſtänden, Dogmen wie Perſönlichkeiten des Tages einen reichen, luſtig ſprudelnden Quell für ſein Talent als Caricaturenzeichner. Die erſten Proben, welche er in die Schaufenſter der Buchhändler lieferte, ſprachen überaus an, und ſeine Subſiſtenz wie Kundſchaft war von da an geſichert. Nebenbei portraitirte er und malte Genres wie Landſchaften, die er um ſo beſſer an den Mann brachte, als er dem franzöſiſchen Publikum deutſche Motive vorzuführen wußte, die ihm großentheils ganz neu waren. Es fehlte ihm wie geſagt nichts zu ſeinem Glücke, als von dem italieniſchen Gedudel des Maëſtro Marocetti erlöſt zu werden. Er raiſonnirte wohl oft genug mit Madame darüber, konnte aber doch unmöglich verlangen, daß ſie, bei aller Freundſchaft, ſeinetwegen einen Miether fortjage, der ſeine Verpflichtung prompt inne hielt, zumal Dagobert gewiß keine Luſt verſpürte, den Ausfall zu decken. Noch ärgerlicher über den Italiener war aber Sir Fergus auf der andern Seite. Seine tiefſinnigen Forſchungen und Studien, obwohl er ſie nur aus Liebhaberei betrieb, wurden doch durch dieſe wilden Triller und Cadenzen zu unleidlich geſtört. Er war wie Dagobert meiſtentheils zu Hauſe, hatte ſomit den ganzen Fluch dieſer unſeligſten aller Künſte zu ertragen, während die anderen Miether, welche auswärts ihrem Beruf nachgingen, nicht ſo davon beläſtigt wurden. Nachdem Mac-Combich in ſeiner unerſchütterlichen Ruhe und ignoranten Theilnahmloſigkeit den Maëſtro ein Vierteljahr lang geduldet, gerieth er plötzlich in Harniſch und erklärte Madame, entweder würde er ziehen, oder, wenn ſie den Italiener hinauswerfen wolle, ſo lange die Miethe des leeren Zimmers bezahlen, bis ſich ein anderer Inſaſſe gefunden habe, der natürlich kein Muſiker ſein dürfe. Dieſer Alternative konnte Nini nicht widerſtehen. Sir Fergus war ein zu ſplendider Kunde, machte ihr zu wenig Ungelegenheiten, um ihm nicht den unruhigen Sohn des Pomeranzenlandes preiszugeben. Bald darauf erhielt Dagobert von Benoni die briefliche Anzeige, daß derſelbe nach Paris kommen und ſeine wiſſenſchaftlichen Utenſilien in den nächſten Tagen ſenden werde.

Der Maler war eben ſo erſtaunt wie erfreut, und verfehlte nicht, mit Madame wegen des leeren Zimmers Unterhandlungen anzuknüpfen. Als Sir Fergus hörte, ein deutſcher Gelehrter und kein Muſiker wolle einziehen, nickte er bejahend und lächelte freundlich, das erſte Mal, wo

Madame mit Verwunderung eine ſolche Eigenſchaft an ihm bemerkte. Das Zimmer ſollte demnach höchſt ſauber eingerichtet und Benoni's Sachen, nachdem ſie angelangt waren, entſprechend untergebracht werden.

Wenn der Schotte für Nini Pinſon zweifelsohne ein höchſt rentabler Miether war, vermochte ihr fröhlicher Sinn, welchem Scherz und Lachen Lebensbedürfniß war, doch nimmermehr einem ſo langweilig ernſten Geſellen Geſchmack abzugewinnen, der ihrem Geſchlecht, ja wie ſie alle Urſache zu vermuthen hatte, den Menſchen überhaupt abhold ſchien.

Dagobert hingegen war ein ganz anderer Mann! Er hatte ein ähnliches Naturell wie ſie, und wenn er ſich in ſeinen Scherzen, der Art ſeines Verkehrs auch etwas derber und weniger geſchliffen als ihre Landsleute zeigte, hatte er dafür auch bei Weitem mehr Gemüth, ſelbſtſuchtloſeres Intereſſe und größere Gutmüthigkeit. Ob er ſie auch neckte und allerlei Careſſen mit ihr trieb, ging ſie doch lachend darauf ein, war ihm ſorgloſer als jedem Andern gegenüber, denn er verſtand eben ſo gut mit Nicot, ihrem zweijährigen Buben, zu koſen oder ihr wunderſchöne Muſter für ihre Stickereien zu zeichnen, die ſie dadurch glänzend abſetzte, als auch mit ihr auf den Boulevards und im Elyſée ſpazieren oder gelegentlich auf den Ball zu gehen. Die beiden Leutchen ſchienen wahrhaftig wie für einander gemacht. — — — — — — — — — — — — — — —

Dagobert ſaß frühmorgens in ſeinem Zimmer an der Staffelei und malte an einer deutſchen Idylle, die ihm auf Grund eines ähnlichen Bildes beſtellt worden war.

Eine Harzlandſchaft in der Ferne, vorne ein Bach, an dem niedergebeugt eine Dirne wäſcht und der zum größten Aerger ein Liebhaber, welcher hinterm Strauche verſteckt war, das Bruſttuch entwendet. —

Das Bild konnte in den Nebendingen für fertig gelten, in dem Bauerburſchen hatte er ſein eigenes, ſpöttiſch lachendes Conterfei gegeben, es fehlte nur noch die Ausführung des Mädchenkopfes und der entblößten Schultern.

Die Cigarre vor ſich hindampfend, lächelte er vergnügt und lehnte ſich, auf ſeine Arbeit blinzelnd, zurück.

„Foudre diable, ſie muß es thun, ſie darf es mir nicht abſchlagen! Hat ſie doch ganz die verdammten Augen und die ſchnippiſchen Grübchen in den Wangen, die dazu gehören! Wie es freilich mit den Schultern und anderen Delicioſen ſteht, muß man abwarten, ich wette drauf, vortrefflich! Das Weib hat eine köſtliche Taille, namentlich in dem ſeidenen Kleide, das ſie letzten Sonntag trug. Bei Gott, wenn ſie mir den Gefallen erweiſt, ſchenk' ich ihr ein Ballkleid! Sie wird bald kommen, ich ſoll heut' Benoni's Zimmer ſehen. Rumort ſie doch ſchon die ganzen Tage nebenan!" —

Da klopfte es an der Thür. Dieſelbe ward ein wenig geöffnet.

„Monſieur Gobert, ſind Sie zu ſprechen?"

„Stets für Sie, meine Schöne! Nur herein!" —

Madame trat in das Heiligthum des Künſtlers, ſauber, roſig, lächelnd, und knixte.

„Ihre ergebene Dienerin kommt, Sie zu erſuchen, das Logis Ihres Freundes in Augenſchein zu nehmen!"

„Meine Dienerin?! Nein, Süßeſte aller Süßen! Meine Freundin ſind Sie, die Gebieterin meines Herzens!" — Er eilte auf ſie zu und wollte ſie umarmen.

„Wollen Sie wohl weg, unglücklicher Maler! Sie färben ja ab! Sehen Sie denn nicht, daß Sie die Palette in der Hand haben?!"

„Barbarin! Glauben Sie ſich damit vor meiner Gluth zu bewahren? Was machen Sie, wenn ich Ihnen den kleinen Bengel, den Nicot, ganz mit Oelfarbe anſtreiche!" —

„Ach, dazu haben Sie Nicot viel zu lieb! Wenn ich übrigens alle meine Miether umarmen müßte, weil mich der liebe Gott noch nicht zu einer alten Frau gemacht hat, würd' ich weit kommen!"

„So ſetzen Sie die Umarmung auf meine Rechnung! Oder nein, das wäre undelicat! Ich refuſire, ich ſpiele den Entſagenden. Aber, Mam, iſt's nicht hart, wenn man die ganze Nacht von einem hübſchen Weibchen träumt, am andern Morgen nicht einmal einen lumpigen Kuß zu erwiſchen? — Doch Baſta! — Kommen Sie her, meine Liebe, Sie ſollen das neue Bild ſehen, was ich bisher immer vor Ihnen verſteckt habe!" —

„Iſt's fertig?" und Madame eilte mit unverhohlener Theilnahme vor die Staffelei.

„Sehen Sie ſelbſt!" —

„Ach, ach, ach, wie ſchön iſt das! Hahaha, er iſt es ſelbſt, wahrhaftig! Ganz dieſelben verliebten Augen! — O Monſieur Gobert, das iſt ein wunderſchönes, ein reizendes Bild, dafür muß man Ihnen viel Geld zahlen! — Schade, ſchade, daß es noch nicht fertig iſt! Der Mädchenkopf iſt gewiß das Schwerſte, denn ſie muß doch böſe ſein, daß der Bengel ſo unverſchämt iſt. Wenn Sie das nur recht träfen, Gobert!" —

„Reizendes Weib!" rief ſtürmiſch der Maler, warf Palette und Pinſel fort, und ehe Nini ſich verſah, hatte er ſie umarmt und wollte ſie küſſen!

„Monſieur Gobert, ich verbitte mir das!" und ſie balgten ſich.

„Alle Wetter, Sieur, wollen Sie die Finger von meinem Halſe thun, oder ich werde böſe!"

Er ließ nicht nach.

„Mort de Dieu, Sie ſind ein Unverſchämter, ein Narr! Ich laſſe mir das nicht gefallen!" —

„Einzige Nini, Sie ſind giftig, ſehen Sie, ich habe, was ich will! O, eine Secunde bleiben Sie ſo, ich will Ihr böſes Köpfchen malen! Ja? — Ach, ich werde nun erſt viel Geld verdienen!"

Damit ſtürzte er ſich an die Arbeit.

„Ach, Monſieur Gobert, darum haben Sie's gethan? Hahaha, das iſt köſtlich, ſo ſind wir gleich wieder gute Freunde."

„Wenn Sie nicht noch böſe ſein und ſtill halten können, muß ich Sie wieder umarmen, Madame," und er wollte aufſtehen.

„Gobert?! — Ah, ich ſtehe ja ſtill!“

„So, mein Herzchen, ſehen Sie wohl? Denken Sie ſich nur, ich ſei ein recht ſchlechter Kerl, der Ihnen keine Ruhe läßt, damit ich ja keinen Zug verliere. Nur 'nen Augenblick noch! — So! — Ah, nun wird's!“ —

„Nein, das iſt zu drollig,“ und Nini mußte ihr Herz durch ſchallendes Lachen erleichtern.

Dagobert malte mit breiten Strichen, um raſch den Effect zu geben.

„Da, da ſteht's! — Nein, Nini, nicht nahe. Kommen Sie da in die Ecke. Es iſt noch zu grob angelegt, weil's raſch ging. — So! Nun ſehen Sie durch den Spiegel! Was?“ —

„Ach, göttlich, deliciös! Nein, Monſieur Gobert, Sie ſind wahrhaftig ein Künſtler!“ und die luſtige Nini klatſchte in die Hände und drehte ſich auf einem Fuße.

„Ja, aber ich bin doch noch in großer Verlegenheit, Mam.“

„Wie ſo?“

„Sehen Sie nicht, daß Hals und Bruſt noch fehlt und dann die Feinheit, der Duft, ach, 's iſt ein Jammer!“

„Das iſt wahr,“ lächelte ſie.

„Einzige Nini, reizende Pinſon, ſüße, liebe Mam, Sie müſſen mir zu dem Allen ſitzen!“ —

„Monſieur Gobert zum Geſicht — ja, — im Uebrigen müſſen Sie Abends zwiſchen ſechs und ſieben Uhr in's Palais-Royal gehen, da bekommen Sie Hälſe und noch mehr für Ihr Geld, — ich — bedanke mich!“ — Sie knixte ſchnippiſch und etwas indignirt und wendete ſich ſchmollend ab.

„Madame, laſſen Sie uns ganz ernſt reden. Ich werde Ihnen gewiß nichts zumuthen, was Ihre weibliche Würde verletzen kann. Hören Sie mich an!“

„Ach, was haben Sie denn noch?“

„Nini, das Bild kann mein Glück machen, und das wollen Sie doch! Wie?“ —

„Nun ja, aber nicht auf meine Unkoſten, Sieur!“ —

„Wenn Sie eine vornehme Dame wären, — zum Beiſpiel ich wäre ein reicher Mann und Sie meine Frau, und wir gingen auf den Ball oder zu Hofe, dann trügen Sie ein offenes Kleid, nicht wahr? Und Jeder kann ſehen, was Sie für weiße Schultern, welche pompöſe Bruſt Sie haben. Iſt's nicht ſo?“ —

„Das iſt richtig, was weiter?“

„Ei und mehr als das will Ihr Freund Gobert auch nicht. Damit machen Sie ſein Glück, Nini! — Hier im Zimmer! — Wer ſieht es denn? — Bei Gott, ich ſchenke Ihnen ein Ballkleid, Mam!“

„Nein, es geht nicht, Monſieur Gobert!“ —

„Nini, noch vier Deſſins zeichne ich Ihnen dazu!“ —

„Cher Gobert! — Ach nein, — quälen Sie mich nicht!“ —

„Nini, bei Gott, ich könnte Sie heirathen, wenn Sie's thäten!“

Die kleine Pinſon ward puterroth, dann lachte ſie. Endlich richtete ſie ſich auf und ſah den Maler ſteif an.

„Monſieur Gobert, das iſt nur ein ſchlechter Scherz von Ihnen, gewiß. Werfen Sie mit ſolchen Grimaſſen nicht um ſich! — Aber da es Ihr Glück iſt, cher ami, will ich's thun, — doch, — ich bin eine arme Perſon, die Qual genug hat, ſich und ihr Kind durchzubringen, das werden Sie dabei — wohl überlegen!“ —

„Nini, Sie ſind ein Engel,“ ſagte Dagobert faſt weich. „Mir ſoll man die Hände am Ellenbogen abhauen, wenn ich Sie beleidige. Aber — Eins könnten Sie ſchon thun! — Ein Küßchen, wie? Ich halte die Hände auf den Rücken, Nini!“ —

Madame lachte, wurde etwas verlegen, — dann trat ſie zu ihm und erlaubte ihm einen Freundſchaftskuß.

„Jetzt aber müſſen Sie das Zimmer anſehen, Gobert. — Ach Gott, Nicot ſchreit!“ —

„Allons, wir nehmen cornichon mit. Laſſen Sie uns gehen! Ich ſpiele die Guitarre und der Bengel iſt ruhig!“ —

Der Maler nahm das Inſtrument vom Nagel und Beide eilten hinaus. Nini hob den kleinen Unhold aus der Wiege, und ein paar Griffe in die Saiten genügten, das Kind zu beſänftigen. Darauf verfügten ſich Beide in Benoni's künftiges Zimmer! —

„Véritable, ich mache Ihnen mein Compliment, Mam. Bei Gott, wenn ich heirathe, muß ich es auch ſo haben. Wie zierlich und ſauber das iſt, ein wahres Schmuckkäſtchen! Nini, bleibe ich noch lange bei Ihnen, ſo komm' ich am Ende nicht mehr weg!" —

„Dann werden wir Beide alte Leute, wie Monſieur und Madame Gautard, die Eremiten! Ach Monſieur, daß man alt wird! Ich glaube, ich weine mich todt, wenn ich einmal die jungen Mädchen mit roſigen Wangen ſehe und meine Runzeln im Spiegel!"

„Was? Sie Runzeln? Lächerlich! Sie bleiben immer ſo ſchön! — Huſſa, luſtig, Nini! Denken Sie, wir ſeien zum Opernball! Angetreten!"

Nini trat, Ricot auf dem Arme, ihm lachend gegenüber. Er griff in die Saiten und ſang dazu den Cancan:

„Quand on n'a pas d'argent,
On écrit à son père;
Il répond: mon enfant,
On ne fallait pas" — — —

Mitten im Singen und Tanzen, als petit Ricot vor Freude kreiſchte, ſchlug der Engländer an die angrenzende Wand!

„Sacristie, er hört uns!" rief die athemloſe Nini.

Ein Poltern und Raiſonniren von außen erſcholl, der Portier öffnete die Thür.

„Madame, Monſieur Gobert, der fremde deutſche Herr!" —

„Benoni!" rief Dagobert.

Benoni trat ein. Beide Freunde umarmten ſich jubelnd!

— — — — — — — — — — — — —

„Aber was iſt das, Theuerſter," rief Dagobert, als er Benoni losließ, „Sie kommen nach Paris, der luſtigſten

Stadt der Welt, und machen ein Geſicht, als wenn Ihnen ein Schiff untergegangen wäre. Mort bleu! Das ſind wir hier nicht gewöhnt!" —

„Ich habe alle Urſache dazu, Dagobert. — Ich habe mich gewaltſam vom Vater losgeriſſen, für immer mit ihm — entzweit, um hier zu ſein. Er — verachtet mich! — Doch es iſt die letzte Eruption meiner Gefühle, Freund, Sie brauchen keine Angſt zu haben, daß ich Ihnen die gute Laune verderbe. Geſchehen iſt geſchehen, ich treibe im Chaos, haha, und das iſt luſtig! Schwimme wer kann, und ich werde ſchwimmen, werde mich frei ringen! Es ſcheint, daß Alles erſt in mir ertödtet ſein will, damit ich männlich ſtark werden und meine eigne Ehrenbahn betreten kann." —

„Ach was, mein Lieber, Sie ſehen das Alles viel zu ſentimental an. Damit kommen Sie hier am wenigſten durch. — Ihr Alter hat Sie nicht reiſen laſſen wollen, darüber kam's zum Bruch. Aber wenn Sie ihm erſt gezeigt haben, daß Sie ohne ihn ganz gut fertig werden, wenn Sie erſt 'was erlangt haben in der Welt, wird er ganz anders reden. Papperlapap! Auf ewig! — Man nimmt von ſeinem Sohn nicht auf ewig Abſchied! — — Legen Sie ab. Luſtig, Mann, luſtig! — Das iſt Ihr Zimmer, iſt es nicht göttlich, hier iſt Madame, unſre Madame, nein ſpeciell meine Madame! Was ſagen Sie zu dem Weibchen?!"

Benoni mußte unwillkürlich lächeln und geſtehen, daß ſeine Wirthin wunderhübſch ſei. Er verbeugte ſich vor ihr und ſprach ſeine Befriedigung über das Zimmer aus.

„O bitte, Sieur, das iſt gern geſchehen, ſowohl um Ihret- als meines Freundes, Monſieur Dagobert, willen, der ſchon ſo lange von Ihrer Ankunft geſchwärmt hat."

„Und göttlich amüſiren werden wir uns, Benoni! Ich führe Sie überall hin, wo's Vergnügen und, wenn Sie auf die Politik verſeſſen ſind, wo's Skandal giebt, von Beidem können Sie hier reichlich genießen. Richten Sie ſich einſtweilen ein, ruhen Sie aus, oder wenn Sie wollen, kommen Sie auf mein Atelier nebenan, denn ich muß arbeiten. Beim Diner reden wir weiter von Ihren Angelegenheiten.“ —

Damit bot er Nini den Arm und entfernte ſich.

„Da haben Sie eine Probe von deutſchem Sentiment, was Sie ſich nie recht denken konnten. Er iſt liebes- und freiheitskrank, wir müſſen ihn kuriren. Friſch, Weibchen, ein gutes Eſſen für zwei Perſonen und eine Flaſche von Deinem Süßen!“

„Liebeskrank? Ei,“ lachte Mam, „wenn er in unſerm Umgange nicht geſundet, kann ihm nur Père la Chaise helfen.“

Damit trippelte ſie, Nicot an der Hand, in ihr Hinterſtübchen, das neben der Küche lag, Dagobert eilte an ſeine Arbeit, denn er fürchtete, ſie möge zu ſchnell trocknen.

Benoni inzwiſchen begann ſich häuslich einzurichten. Er packte ſeine Bücher, Scripturen, Herbarien und Apparate aus, beſchloß, da das Capital, welches der Vater ihm als Erbtheil mitgegeben, erheblich war, mit demſelben eben ſo ſparſam umzugehen und geſchickt zu operiren, wozu er die commerziellen Empfehlungen benutzen wollte, welche er von Hauſe mitgenommen. Der Ernſt und die Sorgfalt, mit welcher er ſeine naturwiſſenſchaftlichen Effecten ordnete, bewies, wie weit er davon entfernt ſei, ſich durch Magda in ſeinen Forſchungen hindern zu laſſen oder ſeine projectirte Expedition wegen ihr aufzugeben. Letztere in Ausführung zu bringen, beſchloß er, ſich dem Collége de France, dem polytechniſchen Inſtitut und der Schaar derer anzuſchließen, welche den großen Franz Arago umgaben. Im Uebrigen wollte er ſich Magda ſo lange widmen, bis alle Gefahr, in der ſie ſich zu befinden ſchien, beſeitigt, und ſie, durch Erfahrung gewitzigt, in diejenige Bahn einlenkte, welche ihr als Weib die einzig glückverheißende ſei. — Dieſes Programm ſeines Lebens hatte ſich in ihm während des letzten Theils ſeiner Reiſe eiſern befeſtigt. Wunder Stolz und zehrendes Weh um den Vater, die bittere Ueberzeugung, daß dies Alles ohne Magda nicht nothwendig geweſen wäre, ſie an allen Verwirrungen ſeines Lebens, an dieſem letzten, wilden

Factum der Losreißung vom Vaterherzen Schuld habe, ließen in ihm die zarten Blumen der Liebe, den Traum des Paradieſes der Häuslichkeit fernerhin nicht aufkommen, einer Häuslichkeit, in der der Vater fehlte. Seinem Leben ward, nachdem er einmal dem heimiſchen Boden entrückt worden, der Stempel des Abenteuerthumes aufgedrückt, deſſen Ziel wirr und nebelhaft in weiten Fernen lag und deſſen einziger Compaß der wiſſenſchaftliche Ehrgeiz geworden. —

Bald genug hatte Benoni ſeine Häuslichkeit eingerichtet und betrat das Atelier Dagobert's, um ihm, dem letzten Vertrauten, welchen er jetzt hatte, dem Einzigen, welcher, das Pariſer Terrain kennend, ihm rathen und helfen konnte, ſeine Angelegenheiten zur Prüfung vorzulegen. —

„Schon eingerichtet? Das nenn' ich raſch!“ rief Dagobert; „ſetzen Sie ſich her zu mir. Während ich ein wenig retouchire, können wir plaudern. „Haben Sie ſich bereits einen Plan gemacht?“ —

„Deswegen möchte ich eben mit Ihnen reden, ehe Madame dabei iſt!“ —

„Sie haben recht. Sprechen wir Deutſch, ſo könnte ſie das ein wenig beleidigen, zumal ich ihr ſonſt Alles mittheile. Meine kleine Freundin iſt neugierig wie die Weiber alle. — Ich kann mir lebhaft Ihre Lage denken. Ihr Papa hat Sie mit einem „Hol' Dich der Teufel“, aber ohne Geld fortgeſchickt und Sie ſitzen jetzt blank. Die erſte Frage iſt alſo, wie verdienen Sie Geld? denn man braucht von dem weißen und gelben Jux hier mehr, wie anderswo. Dafür aber weiß ich Rath. Vorerſt ſteht Ihnen meine Börſe, ſo weit ſie es verträgt, zu Dienſten, auch creditirt Mam wohl gern auf einen Monat, das aber kann eben nichts helfen. Da iſt aber neben Ihnen ein Schotte einquartiert, ein langweiliger, ſteifer Patron, der indeß zwei Tugenden hat. Er iſt nämlich reich und wie mir ſcheint ein Naturalienſammler, ſo ein Stück Liebhaber Ihrer Wiſſenſchaft. Madame muß ihm von Ihnen ſchwatzen. Dergleichen Hänſe brauchen immer ſo ein Wiſſenſchaftsorakel, um mit goldenem Kalbe zu pflügen. Sie geben ihm nun das goldene Kalb des

Geiſtes, er Ihnen das des Metalls, inzwiſchen findet ſich 'was Reelles. Ach, mein Lieber, la blaque est la grande route ici de fortune!“ —

„Viel Dank, Dagobert, — aber Sie irren ſich. Die Bekanntſchaft des ſchottiſchen Nachbars wird mir allerdings angenehm ſein, aber weniger ſeines Geldes, als ſeiner Connexionen wegen. Meine Verhältniſſe liegen ganz anders. — Ich bin mit meinem Vater entzweit, gänzlich losgeriſſen von ihm, aber Sie denken zu klein und — zu milde von ihm, wenn Sie meinen, er habe mich ohne Hülfsmittel gelaſſen. Nein, Dagobert, er hat mein mir beſtimmtes Erbtheil ausgezahlt und geſagt: Reiſe, wir ſind fortan geſchieden! — Fühlen Sie denn nicht, was das heißt? — Was mich aber beſtimmte, dieſen Bruch unwiderruflich zu machen, Dagobert, — ach, fragen Sie nicht!“ —

„Magda?!“ —

„Leſen Sie dieſen Brief, er erklärt Alles!“ Damit reichte Benoni dem erſtaunten Maler das Schreiben der Frau Turner hin. —

Dagobert las, las den Brief wieder, ließ die Hand ſinken und ſah Benoni mitleidig an.

„Benoni, Ihnen jetzt noch ſagen zu wollen, wie närriſch Sie handeln, wie ſehr Sie im Begriff ſind, in's Unglück zu rennen, — iſt zu ſpät! Die Liebe zu dieſem ſchönen und ſtarren Weibe reißt Sie unwiderſtehlich mit ſich, dagegen giebt es kein Mittel! — Das Einzige, was ich als Freund vermag, iſt, Ihnen nach Kräften beizuſtehen und Sie zu warnen, wo ich kann!“ —

„Angenommen! — Eins aber mag Sie beruhigen, Dagobert. Ich werde trotz Magda weder meinem Berufe untreu, noch ſoll ſie meine Selbſtſtändigkeit, den wunden Stolz meiner Seele beeinträchtigen. Ich habe viel um ſie verloren, — mich ſelber verliere ich nicht mehr um ſie, Gott ſei mein Zeuge!!“ —

„Wenn Sie das vermögen, Benoni, wohl Ihnen, dann werden Sie vielleicht über jenes Mädchen Sieger ſein, jedenfalls aber den rechten Zeitpunkt finden, ſich loszulöſen!

Dieſer Brief beweiſt, wie rückſichtslos der Schurke Franz Mutter und Schweſter in den Klauen hält, und ich kann Ihnen meinerſeits einen Beleg dafür geben.“ —

Darauf erzählte er ſeine Affaire mit Franz und wie ſein Beſuch ſpäter immer durch den Portier verhindert worden ſei.

„Er iſolirt ſie, das iſt gewiß!“ rief Benoni. „Wie er ſie früher in die Oeffentlichkeit führte, um ſie mir zu entfremden, im Rauſche der Welt begrub, um ſie nicht zur Beſinnung kommen zu laſſen, ſo pfercht er ſie jetzt ein, damit die Außenwelt nicht hindernd in ſeine Gewaltherrſchaft eingreife!“ —

„Aber was kann er wollen, Benoni?! Geſetzt, er habe Alles aufgeboten, eine Verbindung zwiſchen Ihnen und Magda zu hindern, weil er Sie und den Vater von altersher haßt. Aber erklären Sie mir hier ſein Beginnen! Zum Teufel, er kann doch keine Nonne aus ihr machen wollen!“ —

„Daß ein Geheimniß über dem Allen liegt, Dagobert, beweiſt der Mutter Brief. Ich ſoll nicht fragen, was geſchehen! Meine bloße Anweſenheit werde genügen, Magda zu retten!“ —

„Natürlich, denn an Ihrer Hand wird ſie mit der Mutter die Geſellſchaft aufſuchen, ſich nicht mehr vereinſamt fühlen. Franzens Macht hört auf, wo die Ihre beginnt.“ —

„Und das ſoll's! Am Ende wird das Geheimniß ſich erklären, der Schurke ganz entlarvt werden, durch uns entlarvt! Wollen Sie das, Freund?“

„Meine Hand darauf!“ Dagobert ſchlug ein.

„Doch wenn ich finden ſollte, daß an Magda — ein Makel haftet, daß — nein, nein! Hinweg ſataniſcher Gedanke! Mich aber nutzlos ihr opfern, Dagobert, das werd' ich nicht! Auch mir iſt die Selbſtſucht fortan Grundſatz des Lebens, und ich werde ihr Ehre machen!“ —

„Das iſt vernünftig, Freund! Nach dem Diner alſo wollen wir die Turners in ihrer Clauſur aufſuchen.“ —

— — — — — — — — — — — — — — —

Seit jenem verhängnißvollen Tage, wo Franz in der Wildheit ſeiner Leidenſchaft die Mutter gezwungen, einen Nothſchrei an Benoni zu richten, er in blinder Zügelloſigkeit ſeiner geheimnißvoll dämoniſchen Neigung ſich vor Magda ſo unerhört bloßgeſtellt hatte, verſtrich die Zeit der Familie Turner in trüber Stille, in ängſtlicher Beklommenheit.

Magda zumal befand ſich in einem Chaos quälender Gedanken, einem Labyrinth von Ahnungen, Muthmaßungen und Gefühlen, die nur verwickelter, unlösbarer für ſie wurden, je mehr ſie denſelben nachhing.

War des Bruders Benehmen wirklich nur der unbändige Ausdruck brüderlicher Zärtlichkeit? — Magda fühlte, daß einem ſo furchtbar gearteten Charakter, wie dem ihres Bruders, kein Weib in wahrer Neigung ſich vereinen, noch weniger in ſeinem Beſitz Frieden finden könne; Franz ſei zu ewig einſamem Leben verdammt. — Wollte er, im Gefühl deſſen, ſie auch dazu verdammen, indem er ihr jede andere männliche Annäherung abſchnitt? Ging ſeine Willkür ſo weit, ſich in ihr das einzige Herz wahren zu wollen, ſelbſt wenn ſie dabei untergehe? — Oder hatte dieſe uſurpatoriſche Liebe einen tiefern, einen ſo teufliſchen und verbrecheriſchen Grund, daß ſie bei der leiſen Möglichkeit deſſelben entſetzt aufſchrie? — Das Letztere konnte ſie nicht denken, ihre Seele war zu rein, eine ſolche Verthierung der Menſchennatur in einem Weſen vorauszuſetzen, deſſen reichbegabter Geiſt ihm andere Sphären vorzeichnete. — Wenn ſie nun auch dieſe ſcheußlichſte aller Vorausſetzungen, als unmöglich, von ſich abwies, mußte ſie doch in dem erſteren Beſtreben Franzens, ihr jeden Mann zu verleiden, ſie nicht glücklich werden zu laſſen, weil er nicht glücklich wurde, ſie an ſich zu ketten für's Leben, ohne Rückſicht ihrer Gefühle und Wünſche, mit tiefſtem Schmerz und ſittlichſtem Empören erkennen, wie furchtbar, wie unerſättlich und allzerſtörend die Selbſtſucht, jene Weisheit, die er ihr eingeimpft, wirke. —

Ach, wie ſehnend wendeten ſich ihre Gedanken doch nach Benoni, wie ſehr erkannte ſie die Ohnmacht der Frauennatur! — Und doch war einmal ihr Weſen, ihr Geiſt ſo geartet, ruhelos nach dem Höchſten zu ſtreben, ihren Träumen von der erneuten Menſchheit, von der Eroberung der Erkenntniß nicht entſagen zu können, keine Befriedigung in der Grenze des Hauſes zu finden. Gerade der Zwang, ſie abzuſchließen, war's, der ſie auf Franz mißtrauiſch gemacht hatte, in Mitte der erſehnten Stätte moderner Weltgeſchichte unter ſeiner Clauſur zu leben, brachte ſie ja eben zur Verzweiflung.

Sie haßte Franz, da er wie ehemals dictatoriſch verſuhr, ſie verachtete ihn, da ſie erkannte, ſeine vermeintliche Beſſerung ſei nur Maske und Argliſt geweſen, ſie ward an allen ſeinen Dogmen irre, weil ihr die ſittliche Baſis derſelben fehlte. — Ihre Anſchauung wendete ſich dem alten Standpunkt zu: daß Drangſal und Aufopferung an die Menſchheit des Lebens höchſter Zweck ſei, durch ſie allein ſich das Freiheitsideal, die neue Weltordnung erbauen laſſe. Dieſer ehemalige Standpunkt näherte ſie den Begriffen Benoni's, ja, ſie betrog ſich in einſamen Stunden mit der Annahme, daß ſie nun dieſelben Ideen wie Benoni habe. Sie vergaß ganz und gar die Differenz, welche damals auf dem Abhange von Alt-Hayde Benoni zur Verzweiflung gebracht hatte, vergaß, daß ſie zwiſchen Benoni's und Franzens Lehren mitteninne ſtehe, alſo gleichweit von ihnen entfernt ſei.

Dieſe Grübeleien wurden um ſo quälender, je vereinſamter ſie in ſich war, gaben ihr eine lähmende Bangigkeit vor Franz, und nur durch Austauſch mit der Mutter wußte ſie ſich zu zerſtreuen, oder indem ſie derſelben in der Wirthſchaft half, ſich mit weiblichen Arbeiten, Muſik, Zeichnen oder Lectüre beſchäftigte.

Einzelne Verſuche, in die Oeffentlichkeit zu kommen, ſcheiterten unter dem ſtarren „Nein" des Bruders, dem gegenüber die Mutter ſich in ohnmächtigem Nachgeben, in magnetiſchem Banne zu befinden ſchien. Verſuche, die andererſeits Franz machte, Magda freundlicher zu ſtimmen, wurden von ihr mit ſchneidender Kälte abgewieſen, er hatte allen Boden bei ihr verloren. —

Franz befand ſich in den erſten Tagen nach der bewußten Affaire im heftigſten Groll gegen ſeine eigene Ungeſchicklichkeit, fluchte ſeiner Leidenſchaft, die ihn hingeriſſen und Magda einen jetzt noch höchſt unerwünſchten Einblick in ſeine nächtige Seele verſchafft hatte. Die Verachtung, Bitterkeit und ſtolze Kälte, welche ſie ſeinen Bemühungen, einzulenken und ſich zu verſtändigen, entgegenſetzte, vollendeten das Gefühl ſeiner gänzlichen Niederlage. Die Drohungen, welche er der Mutter gegenüber ausgeſprochen, machten aber eine ſo furchtbare, lähmende Wirkung auf ſie, daß ſie ſich willig in Alles fügte, was er ſonſt über die Lebensweiſe der Familie beſtimmen mochte. Franz hatte hierdurch die Gewißheit, daß die Mutter ſich jedes gewaltſamen Befreiungsmittels enthalten, Magda, was ſie auch ſagen mochte, in der ihr angewieſenen Abgeſchloſſenheit bleiben würde. Bei reiflichem, kühlerem Nachdenken ſah er auch bald genug ein, daß, wenn er auch augenblicklich Magda verſcherzt habe und ſie ihn der ſcheußlichſten Verirrung beſchuldigte, ihn gewiſſermaßen um einige Procent ſchlechter hielt, als er ſich fühlte, ſich dies ändern werde, wenn der Zeitpunkt eingetreten ſei, wo ſeine Pläne ſich realiſiren, er das Viſir ſeiner wahren Abſichten öffnen könne. Obwohl er ſich ſelbſt ſagte, daß Magda, wenn nicht in erotiſcher, ſo doch leicht in politiſcher Beziehung vor ihm erbeben möchte, tröſtete er ſich andererſeits mit dem Gedanken, daß kein Weib dem Glanze und der Machtſtellung eines Mannes ſich verſchließe, biete ihr dieſelbe Nahrung für den Ehrgeiz. Dieſen Glanz, dieſe Machtſtellung zu erringen, war das Geſchäft ſeines Lebens. Sein Studium war ohnedies längſt in politiſchen Beſtrebungen untergegangen, und in letzteren allein hoffte er Glück zu machen. Welcher Art ſeine Pläne waren, welche Wege er zu betreten wußte, um zu ſeinem Ziele zu gelangen, hielt er auf's Aengſtlichſte geheim, und ſo viel er auch ſchrieb und correſpondirte, that er das ſtets bei verſchloſſenen Thüren. — Da mit Magda vorerſt doch nichts zu machen war, hielt er den bittern, drohenden Ton, mit welchem er die Mutter zittern machte, aufrecht und erlangte wenigſtens, daß man ſich ſeiner Gewalt fügte, wenn man ihn auch mied und nicht minder abſtoßend behandelte. —

Mehr noch als Magda litt die Mutter unter dem Allen. Dieſe arme Frau, ſtets in der Angſt, Franz könne eine Niederträchtigkeit begehen, ewig auf Magda's und ihre Sicherheit bedacht, von Tag zu Tag mit größerer Sehnſucht, aber ſchwächerer Hoffnung Benoni's Ankunft vom Geſchick erbittend, hatte ein ruheloſes, gequältes und doch jeder Zerſtreuung bares Leben. Das geringſte Geräuſch bei Tage wie in der Nacht ſchreckte ſie auf, und die Beſorgniß, ſich von Franz durchſchaut, ihre Angſt von Magda bemerkt zu ſehen, die Nothwendigkeit der Verſtellung nach beiden Seiten marterte ſie, und ihre Geſundheit wie ihr Gemüth litt namenlos darunter, machte ſie hinfällig und nervös. — Das war die Lage der Familie Turner, — zerriſſener, unheilvoller, hoffnungsleerer und drückender, als ſie je vordem geweſen war! — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Man hatte abgeſpeiſt. Franz war nach einer von Seite der Damen ſehr lau geführten Unterhaltung auf ſein Zimmer gegangen und hatte ſich abgeſchloſſen. Madame Turner verriegelte die Thür, um ſich ein wenig auf's Sopha zu legen, und Magda ergriff ein Buch, ſetzte ſich an's Fenſter und begann zu leſen. Es war das Lorgnon der Delphine Gay, welches damals in Frankreich Senſation machte und von Franz in's Haus gebracht wurde, der ſich überhaupt in dergleichen kleinen Aufmerkſamkeiten gegen Magda erſchöpfte. — Gefiel ihr der ſchlüpfrige Ton der Lectüre nicht, oder war Magda ſonſt erregt, ſie warf das Buch, nachdem ſie es durchgeblättert, bei Seite, öffnete das Fenſter und ſah hinaus, um ſich durch das Treiben auf den Straßen etwas zu erheitern.

Die Ausſicht war intereſſant genug. Links ſah ſie die Straße hinauf bis zur Rue Clavis, rechts hinab bis an den Quai de la Tournelle, die Seine und die Spitze der

Iſle St. Louis, ja wenn ſie ihr Glas zur Hand nahm, konnte ſie das jenſeitige Ufer mit dem Gewimmel des Quai d'Orſines und St. Paul betrachten. Ihr Haus bildete die Ecke der Rue St. Victor, welche weſtlich die Descartes und Bendière ſchneidet und einen weiten Bogen bis zur Place Maubert bildet. Ueber die alten Häuſergiebel blickte aber die Kuppel des Pantheons funkelnd auf ſie herab. — So unterhielt ſie ſich längere Zeit mit der Betrachtung dieſer chaotiſchen Mannigfaltigkeit, der wahrhaft babyloniſchen Verwirrung des Verkehrs, wo trotz des Durcheinanders ein Jeder ſich nach beſtimmten Zwecken zu eigenem Ziele fortbewegte.

Es machte ihr Vergnügen, jeder Phyſiognomie das Geheimniß abzulauſchen, welches ihren Beſitzer vorwärts trieb. — In dieſem Beginnen ward ſie durch einen jähen Schreck unterbrochen, durch ein Erröthen, das ſie überlief. — Sie fuhr zurück.

Endlich ſah ſie wieder hinaus! — Von Neuem ſtieg ihr das Blut in die Schläfe! —

Haſtig aufathmend, eilte ſie zur Mutter, beugte ſich nieder und küßte ſie.

Madame Turner fuhr auf und rieb ſich die Augen. „Mein Himmel, was iſt? Warum weckſt Du mich denn?!“ —

„Ich kann mir nicht helfen, Mutter, o, komm raſch an's Fenſter. Ich glaube, Herr Dagobert kommt vom Quai Tournelle her und — und noch Jemand!“ —

„Und noch Jemand? — Benoni?!“ Sie eilte an's Fenſter.

„Ich weiß es nicht, Mutter,“ ſagte Magda leiſe und preßte die Hand auf die Bruſt.

Die Mutter ſah hinaus.

„Magda,“ rief ſie und umarmte freudeſtrahlend die Tochter, „Magda, Benoni iſt's! Unſer Kummer hat ein Ende! Er kommt zu Dir!!“ —

„Zu mir, er kommt zu mir!“ jubelte Magda. „O, er hat doch Wort gehalten!!“ —

Madame Turner hatte eine Mantille umgeſchlagen, entriegelte die Thür und eilte hinaus, die Kommenden auf dem Treppenflur zu empfangen.

Magda hätte ſo gern folgen mögen, alle Pulſe flogen in ihr. Eine Mattigkeit wie Ohnmacht wandelte ſie an; ſie mußte ſich auf den nächſten Stuhl ſtützen, um nicht in die Kniee zu ſinken! —

Benoni trat ein.

Sie wollte ihm entgegengehen, aber die Glieder verſagten ihr den Dienſt. Sie reichte ihm nur die Hände und zitterte.

„Dank, o innigen Dank, Benoni, daß Sie kommen!“

Sie vermochte nicht mehr zu ſagen. Ihr Buſen flog fieberhaft, ihr Athem ſtockte. —

Benoni preßte die Wankende an ſich und ergriff ihre Hand.

„Ja, Magda, ich halte Wort! Ich komme, Sie zu befreien! Es iſt die letzte heilige Pflicht, die ich mir für's Leben auferlegt, ſie treibt mich zu Ihnen!“ —

Einen glühenden, freudeſtrahlenden Blick warf ſie auf ihn. Von neuem Leben, neuer Hoffnung war ſie durchzittert, ſtrahlend und roſig in derſelben Schöne wie damals, als ſie vor der Waldhütte ihm gegenüberſtand.

Er hielt ſie in ſeinen Armen, grub wieder den lohenden Blick in dieſen keuſchen, wunderbaren Frauenreiz! Die freudeweinende Mutter ſtand dabei und konnte ihre Wonne kaum mäßigen. Dagobert ſchüttelte den Kopf und zuckte halb lächelnd, halb mißbilligend die Achſeln.

Da flog die Thür auf, herein trat Franz!

Als er den unerwarteten Gegner leibhaftig vor ſich ſah, prallte er zurück, ein lauter Schrei entfuhr ſeinen Lippen, die Feder fiel aus ſeiner Hand, die ſich krampfhaft ballte.

„O, verflucht bis in's Grab ſei dieſe Stunde!!“ brüllte er. „Was ſuchſt Du in dieſem Hauſe, Schurke?!“ —

„Ich ſuche den Gegner, den alten verhaßten Gegner, den ehrloſen Bruder, den Satan ſeiner Familie, um ihm für ewig die Beute abzujagen!!!“ —

„Ja, retten Sie uns," rief die Mutter, „vor der wilden Laune, der brutalen Willkür dieſes Menſchen! Zeigen Sie ihm, daß wir in der Fremde nicht ganz ſchutzlos ſind, ich gebe Ihnen Vollmacht zu Allem!" —

„O ſieh doch! Alſo Du haſt ihn wohl gar zum Schutze gegen mich hergerufen?!" knirſchte Franz.

„Sie haben weiter keine Expectorationen zu machen, mein Herr!" rief Benoni drohend. „Ihr Benehmen gegen Ihre Familie iſt von der Art, daß Sie bis Morgen Mittag dieſes Haus verlaſſen werden! Sollte Ihnen das nicht anſtehen, werde ich Sie von meiner Kenntniß franzöſiſcher Geſetze belehren und Ihnen polizeilich die Wege weiſen! Niemand iſt gehalten, mit einem Menſchen, wie Sie ſind, zuſammen leben zu müſſen!"

„O, Sie vergeſſen, daß ich Vermögensanſprüche habe!"

„Die haben Sie nicht! Sie erhielten das Ihre! Was Ihnen künftig zukommt, hängt von der Güte Ihrer Mutter ab, die Sie ſchwer gekränkt haben! Sie verlaſſen dieſes Haus und werden wohl thun, ſich um die Familie nicht ferner zu bekümmern!" —

„Infamer Hemmſchuh meines Lebens, ich —" und Franz wollte ſich auf Benoni ſtürzen.

„Halt!" und Dagobert ſchleuderte ihn zur Seite. „Eine Bewegung noch, Beſter, und ich rufe den Commiſſair. Wir ſind unſrer Zwei!!" —

„Nun wohl!" und ein grauenvoll wilder Zug des Hohns umzuckte des Andern Züge. „Ich gehe und werde Euch vorerſt nicht wiederſehen! Doch gedenken Sie des Abhangs von Alt-Hayde! Ich komme eines Tages wieder und dürfte dann mächtiger ſein, als Sie mit Ihrem blöden Rechtsſchutz! Dann werde ich die alten Rechnungen alle an Euch bezahlen, Du Magda aber, — Du entgehſt mir nicht!!!" — Er wendete ſich, warf einen flammenden Blick des Haſſes ringsum und verließ das Zimmer.

Eine düſtere Pauſe erfolgte. Man hörte, wie Franz ſein Zimmer abſchloß und die Treppe hinabſchritt.

Magda und die Mutter ſtanden bleich und entſetzt. Dagobert trat an's Fenſter und ſah hinab.

„Er iſt fortgegangen!“

Magda trat zu Benoni, der vor ſich hinſtarrte, und ergriff bebend ſeine Hand.

„Benoni, in dieſem düſtern, ſchmerzvollen Augenblicke ſind Sie das treue Herz, dem ich mich anvertraue, deſſen hoher, aufopferungsvoller Liebe ich ganz anheim mich gebe! Was Sie um mich gelitten und noch leiden, für mich zu thun bereit ſind, will ich Ihnen mit allem Süßen lohnen, was — ich zu geben habe! — Nicht wahr, Sie werden nicht fordern wie er, daß ich mich ganz und gar meines eignen Selbſt entäußere, Sklavengehorſam und Knechtesfurcht hege und Alles in mir ertödte, was einmal in mir lebt und mich ſo machte, wie ich bin?! Ach, werden Sie es denn wiederum mit einem armen Mädchen verſuchen wollen, wie damals an der Thalmühle, und nicht ermüden? Wollen Sie die Verlorene neu an ſich zu feſſeln ſuchen durch die Gewalt der Ueberzeugung?! O Gott, ſtehen wir uns nicht näher als je?!“ —

„Magda,“ und Benoni's Stimme zitterte. „Ich komme Sie zu befreien, Ihnen alle Schranken des Lebens zu öffnen, die Bosheit jenes Menſchen will ich überwinden und Sie dahin zu führen ſuchen, wohin Ihre Wünſche ſich richten. — Mein Wohl und Wehe, überhaupt mein Ich, bleibt außer Spiel, hier iſt nur die Frage, wie Sie glücklich werden! — Am wenigſten ſoll in dieſer Stunde das wie ein Vorwurf ausſehen, was ich Ihnen zu ſagen habe, es geſchieht nur, daß Sie mich nie mißverſtehen, nicht das Vertrauen zu mir, Ihren letzten Anker verlieren ſollen! — Sie meinen, Magda, Sie ſeien zu jenem alten Standpunkt zurückgekehrt, den Sie in Alt-Hayde einnahmen, und hoffen, wir werden nun, nach all' den Kämpfen vergangener Jahre, uns harmoniſch finden. Davon iſt nicht die Rede mehr, Magda! Ich bin ein Anderer geworden, ſeit wir das letzte Mal uns ſahen. Was an der Grenze Frankreichs ich zurückließ — erlaſſen Sie mir das zu erörtern. Die

Luft, die ich jetzt athme, der Geiſt, der in mir unvertilgbar loht, heißt Selbſtſucht. Nichts iſt von Ihrem alten Freunde mehr geblieben, als die Narrheit ſeiner alten, unverwindbaren Liebe zu Ihnen, ha! Narrheit und Liebe ſind Kinder des Chaos, beide ſind grundlos!! Fordern Sie darüber alſo eine Rechenſchaft von mir?! Daß ich vom Herzen meines alten Vaters mich riß, den abenteuerlichen Taumel ſtatt des Friedens wählte, ſelbſtſüchtig und ehrgeizig wurde, daß ich Dir nachirre bis an's Ende der Welt, Mädchen, Alles, was ich gethan und was ich thue, iſt Narrheit!! Aber ich thu's!! Wer daran ſchuld hat, denke darüber nicht nach, es könnte Dir viel ſchlafloſe Nächte machen! Haha, der Weg der Thorheit iſt der bequemſte und breiteſte auf Erden, warum ſoll man ihn nicht gehen, wenn er uns anlockt? Ein romantiſcher Liebhaber, Magda, iſt eben ſo langweilig wie ein gewöhnlicher guter Menſch, nur Selbſtſucht giebt Charakter! Nicht jene gräuliche, entartete, die Franz erniedrigt, ſondern die reine, edlere, die des Einzelnen Freiheit in der allgemeinen des Geſchlechts, die ſich's zu nutzen ſucht, ohne Anderen zu ſchaden, ſie eint die Menſchen und macht ſie frei, und wo ich mich opfere, Magda, Ihnen und Ihrem Glücke opfere, bin ich eben ein Narr! Dieſe eine Ausſchreitung meines jetzigen Weſens, die eine Erbſchaft früherer Zeit hab' ich mir aufbewahrt, ſie iſt meine letzte! O, wunderbar Geſchöpf der Erde, Weib, Du birgſt den Samen von Luſt und Weh' der Welt in Deiner Seele!! — Nein, laſſen Sie uns nicht weiter darüber reden! Ich habe mich des Doctrinenſtreites begeben, ſeitdem ich fränkiſche Erde betrat, im Land der Thaten will ich Thaten ſehen! Haſt Du Muth, Mädchen, mir zu folgen, ſo wollen wir uns Beide tief in das Chaos dieſer wirren Zeit ſtürzen, uns baden im rauſchenden Strome der Begebenheiten, das goldene Vließ der Ehre und des Glücks, wie der Freiheit zu erobern!“ —

Er hatte ihre Hand gefaßt und ſah ſie flammend an! Ein kecker Stolz, eine rückſichtsloſe Kühnheit und Willenskraft ſprühte aus ſeinen leuchtenden Zügen! —

„Benoni!“ rief Magda außer ſich, „Sie ſprechen die Jahre lange Hoffnung meiner Seele aus! Sie haben recht, wir wollen nicht ſtreiten, ich will nicht grübeln über die Wandelung Ihres Weſens, weiß ich doch, Sie ſind rein und edel, welch Motto Sie auch auf Ihr Banner ſchreiben!“ —

„Wir wollen ihnen in's Auge ſehen, dieſen wundervollen Utopien, die uns daheim das Hirn ſo wirr gemacht! Die Ideen gleichen den Geſpenſtern, auf den Leib muß man ihnen rücken, um ſie los zu werden, und ein erbärmlicher Feigling iſt, wer vor der Conſequenz zurückbebt! Es iſt wohl ſchade, daß das Gemüth immer für die Fehler des Verſtandes haften muß, aber man kann nicht leben, ohne zu irren, und größerer Schmerz kann uns Beide nicht treffen, als wie ſchon geſchehen. Alſo muthig hinein in den Strudel, und wenn wir alle Parteien durchlaufen, wir geſchaut, was das Volk von Paris im Hexenkeſſel der Zeit braut, und wir finden, meine Freundin, daß wir ſo weit ſind, wie wir vor Jahren waren —, ſo — haha! — ſo wollen wir uns gegenſeitig auslachen, denn zwei Thoren haben einander nichts vorzuwerfen! — Sie in die Welt zu bringen, iſt das einzige Mittel, durch die Erfahrung zu geſunden und die Schlingen jenes Verworfenen wirkungslos zu machen. Dagobert wird uns als Freund und Cicerone begleiten, Sie aber werden all' der bangen Vergangenheit entrückt ſein. Nur warne ich Sie, geſtatten Sie Franz nicht die geringſte Annäherung mehr, ſeien Sie behutſam, denn er iſt jedes ſchlechten Streiches fähig! Ich bin ein alter Gegner von ihm, und er dürfte vorkommenden Falls finden, daß ich um ſo entſchloſſener jetzt bin, als ich vor mir allein Alles zu verantworten habe!!“ — — —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Als gegen Abend Dagobert und Benoni in ihre Wohnung zurückgekehrt waren, ſagte der Maler:

„Hören Sie, Freund, was ich für ein Reſultat über Sie gewinnen ſoll, weiß ich nicht! Wie ſind Sie ſo ein Anderer geworden? — Sie haben wahrhaftig den Teufel im Leibe!“ —

„Grämen Sie ſich nicht drum, Dagobert, mit der Zeit werd' ich Ihnen ſchon begreiflich werden. Ich fühle einen nagenden, ſtechenden Schmerz in mir, faſt möchte ich ſagen, es ſei das Gewiſſen; — laſſen Sie uns das Capitel nicht abhandeln, es iſt beſſer. Ertödten will ich dies Gefühl in der ſtrengen Arbeit meines Berufes, durch das Toſen des Parteikampfes will ich's erſticken!“ —

„Nicht durch die Liebe? das Glück, was Ihnen ſich in Magda's Armen neu bieten kann?“ —

„Dagobert, das iſt eine Utopie, ſo nebelhaft wie alle anderen. Die Liebe iſt ein Leiden, dem man ſich nicht entziehen kann, dem ich nachgeben muß, obwohl ich weiß, daß es eine Dummheit iſt; aber das Glück, was mir Magda einſt gewähren könnte, Dagobert — —?! Dies Weib liebt ja nicht mit wahrer, voller Seele, iſt der Selbſtentäußerung und Sklaverei, die wahre Liebe erfordert, nicht eher fähig, als bis ſie erſt mit allem Menſchenwitz zu Ende iſt, bis die wilden Schwingen ihres eitlen Geiſtes zerbrechen! Dahin will ich ſie führen! — Wann aber wird das ſein?!“ —

Zweites Capitel.

Die Straße St. Jacques, welche von dem Obſervatorium und der Barrière Arcueil den ganzen ſüdlichen Theil von Paris in nördlicher Richtung bis zur kleinen Seinebrücke durchläuft und durch die Juiverie und Lanterne der Cité mit dem nördlichen Stadttheil verbunden wird, mündet jenſeit der Nôtre-Dame-Brücke in den Place Mibray und die Straßen des Arcis und St. Martin, von wo letztere, immer nördlich laufend, die Boulevards Denis und Martin durchſchneidend, durch die Faubourgs bis zur Barrière de la Villette und zu dem Canal de l'Ourcql im Norden reicht.

Dieſe faſt endlos ſich dahin ziehende Hauptarterie der gigantiſchen Stadt theilt Paris in zwei Hälften.

Die öſtliche kann man vornehmlich den Sitz des Bürgerthums, der Induſtrie, der Arbeit, Armuth und des Schmutzes, den Herd aller Revolutionen nennen. Sie begreift das Viertel des Stadthauſes und Nôtre-Dame zunächſt der Seine, die Quartiere St. Martin, Temple und Latin, wie St. Antoine mit ihren großen, volkreichen Vorſtädten in ſich, der ſüdliche Theil aber iſt St. Jacques mit ſeiner Vorſtadt, das Quartier des Pantheon, des Pflanzengartens und der Weinhallen. —

Der weſtlich gelegene Theil hingegen iſt vornehmlich Sitz der Mode, des Geburts- und Geld-Adels. Alles trägt hier das Gepräge des Glänzenden, Ueppig-Grandioſen, alle hiſtoriſchen Erinnerungen an die gefallenen und verwelkten Königsgeſchlechter. Hier entfaltet ſich vornehmlich die Macht jeder herrſchenden Dynaſtie. — Allerdings gehört die zweite Hälfte der Cité mit dem Juſtizpalaſt, ferner der linke Theil von St. Denis und Poiſſonnière mit deren ſchmalen, langen Vorſtädten noch ſehr der öſtlichen Seite an, aber der Pont-Neuf, die Getreidehalle, der Siegesplatz und die Börſe, ſo ziemlich in der Diagonale der Straße Montmartre, beginnen entſchieden den ariſtokratiſchen Theil der Weltſtadt, welcher ſüdlich von der Seine ſich mit der Rue Dauphin, de Seine, dem Luxembourg mit ſeinen Gärten, der prächtigen Avenue Pepinière und dem Obſervatorium nach Oſten hin abgrenzt.

Die Anhänger der geſtürzten Bourbonen, die Bonapartiſten, die Freunde des Hauſes Orleans, der verfaſſungsmäßige Clerus, wie die ultramontan-hierarchiſche Clique, endlich das Juſte-milieu des Bürgerkönigthums wie die Gelehrten-Ariſtokratie entfalten hier ihren unerhörten Luxus, ſpinnen die verborgenen Fäden ihrer Intereſſen, üben hier die glatte, ſchimmernde Kunſt der Intrigue.

Die krampfhaften Kämpfe der Revolutionen, welche bisher immer das öſtliche Paris begonnen und ausgefochten, wurden bisher auch ſtets von dem weſtlichen Paris gebührend zu eigenem Vortheil ausgenutzt. —

Das Viertel von St. Germain und Honoré, wie der Theil von Luxembourg bis zum Marsfeld aber wird beſonders von jenen alten, zerſtreuten Familien des Legitimismus bewohnt, welche die Zeiten Ludwig's XV., der Emigration und Carl's X. nimmer vergeſſen können, in ſtolzer Abgeſchloſſenheit alle übrigen Stände meiden und eine Verachtung ohne Gleichen gegen den jüngeren Adel des Kaiſerthums wie die Prairie des Hauſes Orleans zur Schau tragen. —

Unweit des Palais des Inſtituts oder der ſchönen Künſte, vormals Collége Mazarin genannt, gerade auf die Rue des St. Pères ſtoßend, dehnt ſich die Rue Bourbon mit dem Palaſt der Ehrenlegion und dem Hotel der Garde du Corps bis zum Platz und Palais Bourbon, welche an den Pont de Louis Seize oder die Jena-Brücke ſtoßen. In dieſer Straße, unweit der Rue de Beaune, erhebt ſich ein kleines Palais, alt, grau, aber im reinſten Renaiſſanceſtyl, deſſen Vorhof nach der Straße zu mit einem Gitter verſehen iſt, von Pfeilern unterbrochen, welche römiſche Armaturgruppen von Sandſtein krönen. Blickt man hinein auf das Portal, welches eine elegante Rampe ziert, ſo bemerkt man über demſelben, unterhalb des vergoldeten Balkons, ein Wappen, von poſaunirenden Engeln getragen, deſſen vier Felder überquer einen Falken und das Eiſen einer Senſe tragen. Das iſt zweifelsohne ein redendes Wappen und der Urahn der Familie ein Edler de Faucon oder de Fauchon, wenigſtens gehört das Hotel von altersher dem Grafen Fauchoncourt. — Der Garten dieſes prächtigen Grundſtücks, ſorgfältig im alten holländiſchen Styl gepflegt, ſtößt rückwärts bis an den Quai Voltaire, wo ihn die hohe Mauer und ein Pavillon abſchließt, deſſen untere Fenſter zugemauert, deſſen Thür ſeit Menſchengedenken nicht mehr geöffnet iſt. —

Es war ziemlich zu Anfang des Jahres 1847, als ſich in dem eleganten Salon dieſes Hotels, welcher auf den Garten hinausging, mehrere Herren zu eifrigem Geſpräch verſammelt hatten. Sie waren unlängſt von einem luxuriöſen Mahle im nächſten Zimmer aufgeſtanden und ſetzten, um einen großen runden Tiſch des Salons in Seſſeln ausgeſtreckt, beim Dampfe der Cigarre das Geſpräch fort. Auf beſagter Tafel lagen verſchiedene Nummern des Univers und der Union. Die Dienerſchaft war entfernt.

Von Jagd, Pferden u. dgl. kam man raſch genug auf des Pudels Kern, die geheime Urſache faſt jeder jetzigen Zuſammenkunft, die Politik. —

Die Geſellſchaft beſtand aus dem Grafen Latour du Pin, einem kraftvoll ſchönen Manne in der Mitte des Lebens, dem Grafen Fauchoncourt, einem düſtern, alten Herrn, ſehnicht, mit etwas bläßlichem Teint und ziemlich weißem Haar. Neben demſelben ſaß Graf Narbonne, ein junger, feuriger Mann, der etwas nach dem Lion ausſah; den Beſchluß machten Marquis d'Anglas, einer jener glatten, ſchlüpfrigen, ränkevollen Seigneurs der alten Zeit, und Père Jobin, Abbé, ein hagerer Mann mit kurzem grauen, etwas krauſem Haar, dunkler, faſt fleckiger Geſichtsfarbe, einem ſarkaſtiſchen Zug um die Lippen, tiefliegenden, lebhaft grauen Augen und ſtrenger Gemeſſenheit in allen ſeinen Bewegungen. Nur der ſchwarze, ganz zugeknöpfte Rock mit kleinem aufrecht ſtehenden Kragen, die eng anſchließende weiße Halsbinde unter demſelben und die Tonſur verriethen ſeinen Stand. — — — — — — — —

„Derſelbe junge Mann alſo, den Sie empfehlen, hat alle dieſe Artikel im Univers geſchrieben, welche Sie roth angeſtrichen haben, mein Vater?" Und Fauchoncourt wendete ſich an Jobin.

„Ja, Herr Graf," antwortete Jener. „Ich habe alle Urſache, den Verfaſſer dieſer Aufſätze als zuverläſſig zu empfehlen. Ob er Geſchick und Geiſt beſitzt, mögen Sie aus dieſen Arbeiten beurtheilen!" —

„Ich habe mich auch bei der Redaction erkundigt," ſagte Latour, „und nur Löbliches über ihn erfahren. Er rückt keck und rückſichtslos in's Feld, und wir können jetzt gar nicht ſcharfe Federn genug für uns haben!" —

„Dagegen iſt nichts einzuwenden, Herr Graf," und d'Anglas verneigte ſich leiſe, „ein guter Schriftſteller mag er immerhin ſein, aber es iſt doch mehr als gewagt, vorauszuſetzen, daß er ſich auch zum Agitator eignet. Welche Garantie für ſeine Ehrlichkeit haben wir? Woher wiſſen Sie, Seigneurs, daß unſre Geheimniſſe, die Ausführung deſſen, was immer dringender wird, in ihm den rechten Mann findet? Derlei Leute werden nur vom Gewinn oder Ehrgeiz getrieben; finden ſie nun in den Begebenheiten, daß eine andere Partei beſſer lohnt, mehr Ausſichten gewährt, werden ſie zum Verräther. Ich brauche kaum auseinander zu ſetzen, daß wir die Sache, für welche wir kämpfen, nicht auch noch dieſer ſchlimmſten aller Gefahren ausſetzen können!“

„Ich finde es wenigſtens auffällig genug,“ fügte Graf Narbonne hinzu, „daß dieſes ſchriftſtelleriſche Individuum bei der Redaction, wie vor uns, auf Anonymität beſteht und doch meint, man werde ſich ihm anheimgeben!“ —

„Seigneurs,“ begann Jobin lächelnd, „ich werde Ihnen das zu erklären ſuchen. Der beregte junge Mann hat Beziehungen zur äußeren Welt, die es ihm unheilvoll erſcheinen laſſen, in einer Sache ſeinen Namen genannt zu ſehen, die ihn nur in furchtbarſten Zwieſpalt mit ſeinen Lebensverhältniſſen bringen können. Ich weiß nicht, Seigneurs, ob Ihnen meine Garantie genügt! — Ich bin ein Mann der Kirche, jener alten, ſtrengen, kummervollen Mutter, die ſich ihre Gewalt über die Seelen ihrer Kinder zurückerobern will. Wenn ſie ſich der geſunkenen Lilien annimmt, geſchieht es hauptſächlich, weil ſie in dem alten Herrſchergeſchlecht nicht nur die tauglichſten Regenten, ſondern zugleich auch die frömmſten Diener der Kirche ſieht. So hoch Sie Ihr politiſches Intereſſe auch anſchlagen mögen, ſo edel Ihre Sache iſt, die Kirche iſt das noch Höhere und Beſſere! Wenn ich Ihnen alſo mit meinem Prieſterwort einen Mann ſowohl ſeiner Fähigkeit wie Treue wegen empfehle, werden Sie mir glauben, auch ohne ſeinen Namen zu kennen. Ich verſichere Ihnen übrigens, daß der junge Mann ganz und gar in meinen Händen iſt, ich ihn für den leiſeſten Fehler züchtigen, jede Hoffnung ſeines Lebens vernichten kann. Wenn Sie aber über die Mittel der Macht nachdenken, welche zur Zeit mir oder Ihnen zu Gebote ſtehen, werden Sie ſich ſagen müſſen, daß unſer Emiſſair zur Zeit viel mehr Urſache hat, mich zu fürchten, wie Sie!“ —

„Ich glaube, Seigneurs,“ ſagte Fauchoncourt, „es wird Keinem von uns in den Sinn kommen, das Wort des Père Jobin nicht in ſeinem vollen Gewicht zu würdigen. Der theure Vater und ſeine Congregation würde eben ſo ſchwer durch eine Untreue dieſes Mannes benachtheiligt, als es die königliche Sache nur immer werden kann!" —

„Weiſe wäre es aber doch," verſetzte Latour, „dem Menſchen eine oder zwei geheime Coadjutoren beizugeben, um die Möglichkeit eines Verrathes zu verringern."

„Das geſchieht ohnedem," erwiederte Jobin, „doch ſteht es Ihnen frei, Seigneurs, denſelben, ſobald wirklich ein Schlag geſchehen ſoll, auch Ihrerſeits beobachten zu laſſen." —

„So bliebe nur übrig," ſagte d'Anglas, „die Situation in's Auge zu faſſen und zu erwägen, in welcher Beziehung ſie am beſten auszunutzen iſt, um danach dem Manne die nöthigen Inſtructionen zu geben. — Umſonſt und aus Enthuſiasmus wird er ſich ja wohl ſo großen Gefahren nicht ausſetzen, es wäre alſo immerhin gut, ſeine Forderungen auch einer Unterſuchung zu unterziehen." —

„Wenn je Hoffnungen für die königlichen Bourbonen vorhanden waren, Seigneurs, ſind ſie es jetzt. — Die Herrſchaft der verrätheriſchen Orleans wird zerfallen. Herr Philipp de Neuilly, der auf Koſten unſres gnädigſten Herrn, gleich ſeinem Vater, vor ſechzehn Jahren den Egalité ſpielte, iſt nach und nach mit allen ſeinen Künſten zu Ende gekommen. Ein Popanz der Krämerherrſchſucht, erniedrigte er das ſchöne Frankreich vor ganz Europa und konnte doch weder mit Herrn Dupont, noch mit Lafitte und Périer fertig werden, und nach ſieben Miniſterien wird auch Herr Soult fallen. Kaum, daß es einigermaßen Philipp gelang, unter den Herrſchern eine Berechtigung zu erlangen, machte er ſich durch das Juſte-milieu bei den Liberalen wie durch die farbloſe Wirthſchaft des Herrn Thiers bei den Freunden der Monarchie verächtlich. Durch ſolch' heilloſes Regiment allein iſt es zu erklären, daß die zügelloſe Frechheit der Preſſe und des Verſammlungsrechts das Ungeheuer des Socialismus gebären konnte, der die Canaille zum Raub und Morde ſyſtematiſch hetzt. Nur unter einer ſolchen Regierung iſt's denkbar, daß acht Attentate den Herrſcher bedrohen! Zu ſpät fiel Herrn Orleans-Egalité ein, daß er ſich moderiren müſſe, und er griff in der Haſt nach Herrn Montalivet, dann nach Broglie, endlich nach Molé, aber dadurch hat er das ganze kleine Bürgerpack in's feindliche Lager geführt! Durch Beſchränkung der Preſſe, der Clubs hat er den arroganten Pöbel erbittert, und wir dürfen nur einen Blick auf die Deputirten-Kammer werfen, um zu ſehen, wie Garnier-Pagès, Ledru-Rollin, der alte Kampfhahn Dupont, Lamartine und die Herren Arbeitsorganiſirer mit jeder Sitzung mehr Breſche in das jetzige Syſtem ſchießen, die Canaille aber wartet nur auf die Emeute. Selbſt die gefügigen conſtitutionellen Geiſtlichen, deren Spitze Monſieur Affré bildet, welche die rechte Mitte auch im Glauben einführen wollten, ha, ha! ſind nicht mehr die guten Freunde des Herrn Louis Philipp, der Boden iſt hohl, auf dem er ſteht. — Wenn die Bewegung losbricht, wird alſo nur die Frage ſein, ob die weiße Fahne der Legitimität oder die rothe der ſocialen Republik triumphire. Daß Erſteres geſchehe, iſt unſre Sache, und es gilt, bei Zeiten alle Vorkehrungen zu treffen, wie den Operationsplan feſtzuſtellen, damit der Sieg uns wirklich kröne." —

„Meinen Sie denn, mein lieber Fauchoncourt, daß man mit einiger Ausſicht auf Erfolg das Militär für ſeinen wahren König ſofort gewinnen könne?!" fragte Latour.

„Warum nicht?" — warf haſtig Narbonne ein. „Wenn man ſich zur rechten Zeit nur der Loyalität der Offiziere verſichern kann, von denen wir doch eine hübſche Anzahl kennen, zumal wenn die Geiſtlichkeit von anderer Seite uns die Hand reicht und die Bevölkerung zu gewinnen weiß." —

„Ich kann mich dazu nicht verſtehen und glaube, dies wäre der gerade Weg, alle unſre Pläne mißglücken zu machen," wendete Père Jobin ein. „Die Truppenchefs ſind großentheils der herrſchenden Regierung ergeben, auch halte ich ſtets eine Militärverſchwörung für das Ungeſchickteſte, was es geben kann. Bricht die Rebellion los, wird für den Augenblick wahrſcheinlich die Truppenmacht dem König Philipp ihre Hülfe leihen, denn die guten Leute haben ihm eben geſchworen! — Es wäre nur wünſchenswerth, daß zu dieſer Friſt nicht gar zu viel Bajonnette in Paris ſind. Das Haus Orleans hat ſo viel Intereſſen gegen ſich, daß, wie Herr Graf von Fauchoncourt ſchon angedeutet, das Volk den Sieg behalten wird. Darum eben wird auch die Emeute ſich denſelben nicht ſofort aus der Hand winden laſſen, ſondern die Republik proclamiren! Wenn wir weiſe handeln, miſchen wir uns nicht darein, ſondern laſſen die Leute gewähren. Die Parteien der Republikaner, der Socialiſten und des Bürgerthums müſſen ſich untereinander erſt aufreiben, und das wird bald genug geſchehen; dann wird Unſicherheit des Beſitzes, Angſt vor der Zukunft und angeborene Feigheit die Mehrzahl unter die Fittige eines neuen Herrſchers flüchten laſſen, das aber muß naturgemäß Heinrich V. ſein, — Sie müßten denn vor Herrn Louis Napoleon Beſorgniß hegen!?“ —

Ein allgemeines Gelächter folgte dem Redeſchluſſe Jobin's.

„Dieſe letzte Möglichkeit,“ ſagte noch immer lächelnd Graf Latour, „bedarf wohl unter uns keiner Erörterung. Im Uebrigen kann ich nicht umhin, der Anſicht des Herrn Abbé beizuſtimmen, obwohl ſich unſer Coup allerdings in's Unbeſtimmte verzögert.“ —

„Er verzögert ſich wohl, doch nicht in's Unbeſtimmte. Denn ſo wahr ich ein Fauchoncourt bin und nicht eher ſterben werde, bis ich auf's Neue im Louvre der alten Dynaſtie gehuldigt, die Parteien der künftigen Republik werden einander bald genug in den Haaren liegen! Die Herren Cabet, Proudhon, Blanc, ſowie alle die augenblicklich unſchädlich gemachten Revolutionäre, wie Blanqui, Raspail, Hubert, werden die Arbeiter und das Geſindel der Faubourgs gegen die Geldbeutel hetzen. Dann ſchlägt unſre Stunde, und haben wir Geldmittel, Energie und geſchickte Agenten, ſo können wir den Sieg mit mathematiſcher Gewißheit vorausſehen!“ —

„Der Organiſationsplan vor Allem muß gut ſein. Ich hoffe, man wird dem Marquis d'Anglas auch ein Feld der Thätigkeit anweiſen!?“ —

„O, ganz gewiß,“ ſagte Père Jobin lächelnd. — „Wenn ich mir einen Vorſchlag erlauben darf, iſt es einfach der, vorerſt durch geſchickte Agenten, denen man allerdings großes Vertrauen erweiſen und freie Hand laſſen muß, unausgeſetzt das Treiben der verſchiedenen Parteien, ihre geheimſten Abſichten und Verbindungen zu durchdringen, innerhalb derſelben ſich nach allen ehrgeizigen Talenten, und deren giebt es immer eine große Zahl, umzuſehen, um ſie nach und nach zu geeignetem Zeitpunkt und nach vorhergegangener Prüfung in das königliche Intereſſe zu ziehen. Letzteres wird natürlich nicht eher geſchehen dürfen, als bis die neue Republik bereits in chaotiſcher Verwirrung liegt. Das Uebrige muß Geld und Gewalt der Waffen thun, kann überhaupt, Seigneurs, nur erſt dann einer näheren Beſtimmung unterzogen werden, wenn der Stand der Parteien uns ganz bekannt, der Zerſetzungsproceß der kommenden Regierung bereits ſichtbar iſt.“

„Nur die Situation und der Moment,“ rief Narbonne, „giebt die geeignete Handhabe für die Dinge. Wenn Sie geſtatten wollen, daß ich mir ſelbſt eine Rolle anweiſe, ſo würde ich die Haute-Bourgeoiſie-Kreiſe und die militäriſche Ariſtokratie aufſuchen, weil die Art meines Geſellſchaftsverkehrs mir das erleichtert. Ich hoffe aber, mein Herr Graf de Fauchoncourt, daß dieſes Selbſtopfer, dem ich mich mit meinem Namen wie meiner Ehre für die Sache des Königs unterziehe, mir einſt im Louvre angerechnet werden ſoll!“ —

„Angenommen!“ riefen Alle.

„Mein lieber Narbonne,“ ſagte Fauchoncourt, „ich werde in meinem nächſten Berichte an Se. Majeſtät nach England Ihre Bereitwilligkeit mit Freuden ausſprechen. — Das Haus Bourbon hat ſeinen Freunden von jeher königlich gedankt.“ —

„Da ich durch einen Nebenzweig meiner Familie leicht in das Lager des Bonapartismus gelangen kann, den man nicht ſo ganz unberückſichtigt laſſen darf, möchte ich darin meine Dienſte anbieten. Der bonapartiſtiſche Adel namentlich, den man nicht allzu klug damals vor den Kopf ſtieß, muß gewonnen, oder doch neutraliſirt werden. Auch die gelehrte Welt, der ich nahe ſtehe, darf man ja nicht ganz außer Acht laſſen!" —

„Marquis d'Anglas hat vollkommen recht, Seigneurs," warf raſch und dringlich Jobin ein, „man ſoll ſelbſt den kleinſten Feind nicht ganz ignoriren! Wie ſehr aber die Wiſſenſchaft und Kunſt gefährlich werden kann, beweiſen Ihnen genügend Arago, Lamartine, Béranger und Sue!" —

„Allerdings eine hübſche Blumenleſe von Gegnern, denen die Maſſe zuläuft!" ſagte bedenklich Latour.

„Ihr Vorſchlag, lieber d'Anglas, iſt alſo angenommen." Fauchoncourt verneigte ſich. —

Ein leiſes Klopfen ward an der Thür hörbar. Der Herr des Hauſes ſtand auf und öffnete dieſelbe.

Alles ſchwieg. —

„Was haſt Du, Lavanne?!" —

„Ein Billet, Herr Graf, an Herrn Abbé Jobin, der Ueberbringer wartet." — Damit überreichte der Laquai dem Prieſter auf ſilbernem Teller ein Briefchen. —

Jobin griff raſch danach und öffnete es. —

„Unſer Geſchäftsträger, Seigneurs! Darf ich ihn vorſtellen?" —

„Der beſagte Mitarbeiter des Univers?" fragte Fauchoncourt haſtig.

„Derſelbe, Herr Graf!" —

„Laſſen Sie den Herrn eintreten, Lavanne!"

Der Diener verneigte ſich und ging. —

„Ich muß noch einmal bemerken, Seigneurs," ſagte Jobin leiſe, „daß ich Ihnen mit meinem Prieſterwort für die Sicherheit dieſes jungen Mannes ſtehe. Laſſen Sie ſich durch ſeine Individualität und Eigenheiten nicht gegen ihn ſtimmen. Gerade ſo, wie er iſt, taugt er am beſten für uns." —

Eine kurze Pauſe erfolgte. Darauf öffnete ſich die Thür und der neue Emiſſair des Legitimismus trat ein.

Es war ein junger Mann von etwa ſechsundzwanzig

Jahren, brünetten Teints, krauſen Haars, lebhaften, düſtern Auges, mit einem verſchmitzten Lächeln auf den Lippen. Er war höchſt ſauber und modiſch, doch ohne Affectation gekleidet. —

Er verbeugte ſich kurz, legte den Hut ab, trat zu Père Jobin und küßte ihm die Hand.

„Mein Vater, Sie ſehen, ich leiſte Ihrem Wunſche Folge, und wenn dies die Herren ſind, welche mich zu dem beregten Unternehmen ſprechen wollen, bin ich bereit, meine Dienſte den Lilien und der Sache der wahren Kirche anzubieten, — vorausgeſetzt, daß meine Gegenbedingungen keinen Widerſtand finden.“ —

Damit nahm er einen leer ſtehenden Seſſel, rückte ihn an des Prieſters Seite und ließ ſich nieder.

„Zweifelsohne, wenn Sie uns auch nicht kennen,“ begann Fauchoncourt, „wird Ihnen Ihr Witz ſagen, daß Sie ſich unter Perſonen von Rang befinden!“ —

„Gewiß, mein Herr,“ ſagte der Angekommene trocken. „Aber da ich ſchwerlich auf die Idee kommen kann, Se. Majeſtät in spe ſei ſelbſt in dieſem Kreiſe, vielmehr annehmen muß, alle hier Weilenden ſind ſo gut Diener ſeiner Sache wie ich, ſo erlauben Sie wohl, daß ich mich derſelben Bequemlichkeit anheimgebe, die Ihnen beliebt. Was den Rang anbetrifft, ſo werde ich denſelben auch erlangen, wenn die weiße Fahne ſiegt, im andern Falle ſiegt ſie zuverſichtlich — ohne meine Beihülfe!“

„Ah,“ rief Latour, „der Herr kommt erſt auf ſeine Wünſche zu ſprechen, ehe er auseinanderſetzt, was er dafür zu leiſten willens iſt!“ —

„Das iſt gewöhnlich ſo bei Verträgen,“ verſetzte der Emiſſair ruhig. „Es kann Heinrich V. nicht darauf ankommen, Titel und pecuniären Vortheil Jemandem zu gewähren, der ihn ein Weniges mit zum König macht. Ein geborener Herrſcher ſein, iſt ganz gut, es muß nur eben ein Thron vacant ſein, auf den man ſich mit Sicherheit ſetzen kann!“ —

Ein Augenblick der ſtummen Ueberraſchung erfolgte. Die Cavaliere ſahen ſich fragend an.

„Ihrer Ausſprache nach zu urtheilen,“ begann Narbonne ſcharf, „ſind Sie ein Deutſcher und darum wahrſcheinlich auch ein Proteſtant!?“ —

„Zugegeben, ich ſei Beides,“ erwiederte der Agent, „ſo kann ſich Ihre Partei dazu nur gratuliren. Ich werde dadurch in allen Kreiſen, die ich im Dienſt der Lilien betrete, um ſo mehr für unbetheiligt gelten und als ein Mann, der rein nach ſeiner Herzensmeinung handelt und ſpricht. Je weniger man in Paris vorausſetzt, ein Deutſcher könne Freund des Hauſes Bourbon und Roms ſein, deſto mehr Rückhaltloſigkeit und Vertrauen wird man mir ſchenken. Uebrigens hat die Religion mit dieſer Angelegenheit vorerſt nichts zu thun und iſt eine Sache, die ich mit dem hochwürdigſten Vater hier privatim abmachen werde!“ —

„Sollte die künftige, öffentliche Stellung dieſes Herrn,“ ſetzte Jobin hinzu, „es nöthig machen, iſt er zum Uebertritt in den Schooß der wahren Kirche vorbereitet!“ —

„Da Sie nun Ihre Wünſche, Verehrter, in den Vordergrund ſtellen,“ ſagte Fauchoncourt ſpöttiſch lächelnd, „ſo nennen Sie dieſelben!“ —

„Um überall mit der nöthigen Sicherheit auftreten zu können, bedarf ich vorerſt eines Gehalts, der mich nicht allein in den Stand ſetzt, anſtändig zu exiſtiren, ſondern auch den Leuten, unter welchen ich mich bewege, die Meinung beizubringen, ich ſei unabhängig und folge nicht meinem Intereſſe, ſondern meinen moraliſchen Inſtincten. Auch wäre es wohl angewendet, würde ich in der Lage ſein, kleine Beſtechungen und Unterſtützungen da anzuwenden, wo ſie erſprießlich erſcheinen. Ich werde natürlich darüber Rechenſchaft ablegen. — Für Alles, was meinerſeits geſchieht, die königliche Sache triumphiren zu machen, fordere ich, ſobald die legitime Regierung erklärt iſt, daß dieſelbe mir einen Sitz in der Deputirtenkammer und, da ich Gelehrter bin, einen Platz am Collège Heinrich IV. oder ſonſt einer Hochſchule von Paris, endlich eine Stelle in einem miniſteriellen Bureau zuſichert, und zwar durch eine ſchriftliche Acte, die von den anweſenden Herren unterzeichnet, an maßgebender Stelle in England ratificirt wird. Für dieſe Zuſicherung aber, meine Herren, weihe ich nicht nur alle meine Kräfte, mein Leben der königlichen Sache, ſondern übernehme auch die Verpflichtung, die politiſchen Vereine des Volks, der Socialiſten und Republikaner für uns auszubeuten, ihre Chefs zu gewinnen oder unſchädlich zu machen, da ich alle ihre wunden Stellen kenne. Ich werde der Erſte ſein, der in der Revolution, ſobald Sie es für geeignet halten, die weiße Fahne aufpflanzt! Bis dahin liefere ich genaueſte und regelmäßige Berichte aus dem Lager des Volks demjenigen, welcher mir als Leiter der Bewegung von Ihnen bezeichnet wird!“ —

„Und wie können Sie glauben,“ ſagte Graf Latour finſter, „daß man Sie, den Niemand kennt, mit grenzenloſem Vertrauen beehren, auf ſo außergewöhnliche Bedingungen eingehen, Ihnen ein Document in die Hand geben wird, was möglichenfalls Sache wie Perſonen auf's Ungeheuerſte gefährden kann?!“ —

„Das Maß der Gefahr, meine Herren, wird meinerſeits, denk' ich, am größten ſein. Ohne Opfer und Conceſſionen wird die königliche Sache nie ſiegen; was übrigens die Stärke des Vertrauens anbetrifft, welches man mir zollen kann, verweiſe ich Sie auf den würdigen Vater. Sie dürften Niemand finden, der ſein Leben billiger verkaufte, ob er aber daſſelbe Geſchick, dieſelbe Gewandtheit beſitzt, Ihnen zu nützen, iſt eine andere Frage. Da keine Zeit zu verlieren iſt, werde ich meine Operationen ſofort beginnen und meine Berichte ſelbſt in dies Hotel bringen, oder an Père Jobin gelangen laſſen. Einen Monat ſtelle ich Ihnen als Friſt, um zu überlegen, meine Wirkſamkeit zu beobachten und das unterzeichnete Document in meine Hand zu legen. Nach dieſem Termin aber“ — und der Emiſſair erhob ſich, „weiß ich — was ich zu thun habe!“

Er nahm den Hut, verbeugte ſich, küßte dem Prieſter die Hand und verließ das Hotel. — — — — — —

Die Zurückbleibenden begannen eine ziemlich erregte Debatte über die Perſon und die Wünſche ihres revolutionären Geſchäftsträgers.

d'Anglas und Narbonne, auch Latour ſchienen gegen ihn, Fauchoncourt und Jobin für ihn. Es gelang endlich dem Prieſter, durch die Ueberzeugungsgewalt ſeiner Worte, durch die Garantie ſeines Namens, endlich durch das zu beſchaffende ſchriftliche Verſprechen, ſeine ganze Congregation werde für den Emiſſair haften, die entgegengeſetzten Meinungen niederzuſchlagen. Man vereinigte ſich zu dem Beſchluß, auf alle Bedingungen des Agitators einzugehen. —

Wenige Tage darauf, als Graf Fauchoncourt ſich allein befand, ward ihm durch den Diener eine Karte überreicht.

Er befahl ſofort den Beſuch einzulaſſen und ging ihm mit unendlicher Freundlichkeit, ja einer Art Verehrung entgegen.

Der Eintretende war Herr von Chateaubriand, der Dichter der Bourbonen, der Sänger der Kirche, deſſen Herz und Hirn von Heiligen und Legenden, der Myſtik des Mittelalters erglühte. Ein ſchönes, edles Antlitz war's, deſſen Stirn und zuſammengezogene Brauen von einer tiefen Melancholie umlagert ſchienen. Die Lippen ſind ſchmal und ariſtokratiſch geſchnitten, die Naſe fein gebogen, mit dünnen, vornehm geblähten Flügeln, die Stirn hoch, faſt kahl in der Mitte, an den Seiten von kurzen Haarlocken umgeben, die merklich in's Graue ſpielten. Der Backenbart, zierlich, dünn, war wohlgeſtutzt, das Kinn ſaß faſt ganz in einer großen ſteifen Halsbinde. Er trug einen zugeknöpften Frack und den bekannten Ueberrock von heller, gelbgrauer Farbe. —

„Endlich einmal," rief Fauchoncourt, „ſeh' ich den Barden unſres Königshauſes, unſrer Kirche wieder! Warum vergraben Sie ſich in Einſamkeit vor Ihren Freunden, als gebe Ihr Herz nach und nach die Sache verloren, welche bisher Quelle Ihres Ruhms und Ihrer Begeiſterung war?!" —

„Mein Graf!" ſagte Chateaubriand, „meine Einſamkeit ſtammt aus den unſeligen Verhältniſſen dieſer Zeit, die immer troſtloſer ſich zu geſtalten ſcheint. Ich finde im Umgang meiner Geſinnungsgenoſſen wenig Befriedigung, wenig Ausſicht mehr. Mit der alten Verbiſſenheit verbinden ſie die unverbeſſerliche Blindheit, durch welche das Haus Bourbon zu Falle kam. — Je älter ich werde, ſcheint mir, deſto mehr wird Alles aus den Fugen gerückt und unganz, ich fühle mich zerriſſen, tief erſchüttert, und fliehe in die Einſamkeit zurück, um die Keuſchheit der Ideen, die Hoheit des Glaubens mir wenigſtens zu retten!" —

„Ich verkenne nicht," ſagte Fauchoncourt betreten, „daß es bei uns lange nicht ſo ſteht, wie es ſollte. Es aber zu beſſern, iſt nur möglich, wenn die jetzige Zerfahrenheit der Zuſtände überhaupt aufhört und die Bourbonen wieder herrſchen. Bei Ihrer Excluſivität aber, Herr von Chateaubriand, erlauben Sie mir gewiß die Frage, welch Ereigniß dem Grafen Fauchoncourt das Vergnügen verſchafft, Sie bei ſich zu ſehen. In den Tagen des Glückes mieden Sie mein Haus, und wir waren, wenn auch zum beſten Zwecke, oft genug Gegner!" —

„Meine Anweſenheit, Graf, iſt bald genug entſchuldigt und erklärt. Wie ich das Haus Orleans verachte, weiß die ganze Welt. Daß es ſeinem Sturze nahe iſt, fühlt Jeder, ob er auch öffentlich nicht davon redet. Meine ewige, heilige Pflicht, Graf, ſtets meine eigene Partei anklagen und warnen zu müſſen, von ihr *gefeiert*, doch nie *gehört* zu werden, ſcheint auch in meinen alten Tagen mir nicht erſpart zu ſein. Ich habe Ludwig XVIII. wie Karl X. gewarnt, denn ich ſah das Unheilvollſte voraus. Das Haus Bourbon fiel, von Blacas', Villèle's wie St. Priſt's und Polignac's unglückſeliger, hierarchiſcher Selbſtſucht zu Grabe getragen!!"

„Sie vergeſſen aber, Verehrter, daß Ihre Angriffe gegen das Miniſterium damals, Ihre öffentlichen Warnungen, Ihre Oppoſition dazu beigetragen haben, das Königthum in der öffentlichen Meinung zu ſchwächen! Das machte mich eben zu Ihrem Gegner!" —

„Ich glaube, es iſt jetzt nicht die Zeit, mein Graf, die Gegnerſchaft zu erneuern. Was gegen mich zu ſprechen ſcheint, ſpricht für mich. Hätte man meinen Vorſchlägen ein williges Ohr geliehen, hätte man ſich nicht mit dem alten, blöden Zorn der Emigration und dem Leichtſinn des ſkeptiſchen Hofes Ludwig XV. über alle Gebote der Vernunft und Staatsklugheit hinweggeſetzt, die weiße Fahne ſtände noch heute auf dem Louvre! Und leider muß ich wieder warnen, wieder den unſeligen Propheten ſpielen!!“ —

„Ich bitte Sie, wie ſo?!“ —

„Graf Fauchoncourt, ich kann Sie wenigſtens mit der Verſicherung tröſten, daß dies das letzte Mal iſt, wo Chateaubriand ſeine Stimme erhebt! Tief im Herzen fühl’ ich’s, wenn meine Hoffnungen und mein Glaube, die leiſe ſich ſchon wieder zu regen begannen, von Neuem fallen, die Sache König Heinrich’s wieder zuſammenbricht durch die Schuld ſeiner eigenen Freunde, werden Sie fortan des überläſtigen Warners enthoben ſein.“

„Aber ich begreife Sie nicht, Chateaubriand!!“

„Bald, bald Graf! — So zurückgezogen ich lebe, ſind zwei oder drei Freunde doch genügend, mein Auge offen zu halten für Alles, was in unſeren Kreiſen vorgeht. Eine neue Revolution wird den Orleans ein Ende machen, doch was auch dies Volk von Frankreich beginne, es wird zu ſeinen Königen doch wieder zurückkehren, vielleicht zu Heinrich V.! Wohl ihm, wenn er weiſe genug iſt, ehrliche Freunde genug um ſich hat, um feſt zu halten, was ihm das Schickſal wiedergiebt, wenn er des Volkes Liebe vor allen Dingen ſich zu erhalten verſteht! Graf, ich werde Sie zu keinem Geſtändniß zwingen, weiß aber, daß gewiſſe Perſonen unſrer Partei ſich hier verſammeln, nicht, um ein gemäßigtes Programm zu finden, das die Zukunft der Bourbonen und Frankreichs Glück für alle Zeiten ſichert, ſondern um zu agitiren und die kommende Emeute auszunutzen! Mit Geld und Waffen, Fauchoncourt, macht man die Menſchen nimmer glauben, ihr Heil ſei unter dem Schatten der Lilie! Die Sache der Religion und des

Königthums wird dadurch nur entweiht, das Volk wähnt ſich betrogen, überliſtet, und ſie müſſen Individuen zu Helfershelfern nehmen, welche ſeit Anbeginn der Welt die Schande jeglicher Partei geweſen ſind! Man begebe ſich dieſer ſchlimmſten aller Machinationen, arbeite eine Charte aus als Baſis für Volkswohl und Feſtigkeit der Regierung, man mache die Kirche zur Sittenrichterin, welche die Herzen der glaubensloſen Welt zurückerobert, nicht daß man ſie zu einem politiſchen Inſtitut erniedrigt, und Chateaubriand wird freudeweinend die Hand dazu leihen!" —

„Er würde dann vielleicht ſogar geneigt ſein, auch das Portefeuille des Premiers anzunehmen, was, wie man verſichert, eine alte poetiſche Idee des Herrn von Chateaubriand ſein ſoll!!" —

Der greiſe Dichter fuhr empor. Er preßte die Hand auf das gequälte, gemarterte Herz und griff nach dem Hut.

„Sie haben das Mittel gefunden, mich ſtumm zu machen, Herr Graf! — Heinrich V. wird nie König von Frankreich und Chateaubriand — nicht lange mehr leben!!" — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

Das Bewußtſein der Freiheit und neuer Kraft war in die Familie Turner durch Benoni eingekehrt. Franz hatte den andern Morgen nach Trautmann's Beſuch das Feld geräumt und war, man wußte nicht wohin, verſchwunden. Die wenigen Worte, welche er mit den Seinigen beim Abſchied noch wechſeln zu wollen ſchien, wurden durch die Anweſenheit des Nebenbuhlers und Dagobert's verhindert. Magda und die Mutter waren aus dem Bann dieſes Menſchen erlöſt und ergaben ſich hoch aufathmend der vollen Strömung des öffentlichen Lebens. —

Wie überaus glücklich und hoffnungsvoll Madame Turner aber auch ihrerſeits die Wiedervereinigung ihrer Tochter mit einem Manne im Herzen feierte, den ſie ſtets mit inniger Zuneigung betrachtet hatte, gewahrte ſie doch bald die gewaltige Umänderung und Zerſetzung ſeines früheren Weſens. Was er an Energie und Männlichkeit gewonnen, hatte er an träumeriſcher Sanftheit, an herzinniger Gemüthstiefe verloren. Er lebte augenſcheinlich mehr nach außen hin, und eine verhaltene Bitterkeit, eine unruhige Haſt ſchien anzudeuten, daß ein wunder Fleck in ihm ſei, den er ſtets zu verdecken trachte. Eine innere Stimme ſagte der Mutter, daß bei aller Wiedervereinigung ſich doch eine hohe, unſichtbare Schranke zwiſchen Benoni und Magda befinde, ein Hinderniß, das den Bund der Tochter mit Benoni nicht zulaſſen, den Traum nicht erfüllen wolle, der ihre ſo wie des verſtorbenen Gatten ſeligſte Hoffnung geweſen. Noch mehr aber ängſtigte ihr Mutterherz das Bewußtſein, welcher Schlechtigkeit Franz fähig, wie wiederum zwiſchen beiden jungen Leuten der alte Haß neu ausgebrochen ſei und, wenn Benoni auch in Gemeinſchaft mit Dagobert jedenfalls das Geſetz zum Schutze aufrufen konnte, Franz doch tauſendfältig Mittel und Wege ſuchen und finden werde, der Familie zu ſchaden. Dieſe Feindſchaft ſchien nur mit dem vollſtändigen Untergange des einen oder andern der Gegner endigen zu ſollen. Dieſes peinliche, immer wiederkehrende Bewußtſein, alle dieſe trüben Vorſtellungen und ſchreckhaften Bilder, überdem der Kummer, daß ſie ja Deutſchland verlaſſen, bei rechter Zeit nicht Trautmann's son. Rath und Warnung berückſichtigt, ihren Kindern gegenüber nicht mehr Energie und Autorität gezeigt habe, und noch eine tiefere Gewiſſensqual ließ ſie nicht recht zum Genuſſe der neuen Freiheit, des bunten wechſelvollen Lebens der Reſidenz kommen. Franz ſchien ihr, den Beobachtungen der letzten Zeit nach, ſo viel Hülfsquellen und Beziehungen zu haben, daß er ihrer entbehren könne. So ſelten er Beſuche empfangen hatte, waren es doch ſtets Leute geweſen, zu deren Phyſiognomien die Mutter kein Herz faſſen konnte. Vornehmlich war's ein Mann, in den fünfziger Jahren etwa, mit kalter, lauernder, widerlicher Freundlichkeit, der Franz am häufigſten beſucht hatte. Wenn Madame Turner zufällig auf deſſen Geſicht blickte, empfand ſie immer einen kalten Schauder. Es war, als hätte ſie dies unheilvolle Geſicht irgend einmal im Leben geſehen, doch wußte ſie nicht wo. Am liebſten wäre ſie mit Magda und Benoni wieder nach Deutſchland zurückgekehrt, ja hatte das einmal ſogar dem jungen Trautmann angedeutet. Er antwortete ihr darauf kurz und beſtimmt, „daß er für dieſen Fall Magda und ſie nicht begleiten werde!“ — Madame Turner war daher froh genug, wenn ſie ihre wachſenden Qualen in Zerſtreuungen vergeſſen, in der Brandung der Politik ertödten konnte. Hatte ſie auch wenig Begriff von dieſen Dingen, machte ihr doch das Wogen und Treiben ſelbſt Vergnügen, war doch dabei auch ihrem alten Lieblingsfehler der Eitelkeit und Sucht nach Eleganz unmerklich gewillfahrt.

Magda hingegen, befreit von allen gewaltthätigen Feſſeln, athmete an Benoni's Seite hoch auf und eilte mit flatternder Ungeduld auf den großen Schauplatz politiſcher Weltbegebenheiten, die ſich merklicher als je vor dem Auge des Beſchauers entfalteten. Wie Benoni ihr geſagt, geſchah es auch. Die Zeit der Principienkämpfe und Doctrinen war für Beide vorüber. Sie wollten die Dinge in ihrem wahren Lichte unmittelbar ſehen, Kritik und Erfahrung ſollten ſie an die Quelle der Erkenntniß führen, welche durch bloße Logik nicht erreichbar ſchien. So begannen ſie denn, zumeiſt von dem muntern Dagobert geführt, ihren Kreislauf, ihre Pilgerſchaft durch die Parteien. — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — —

In der Rue St. Honoré, unweit der Rue Grenelle, hatte einer jener Fürſten der Haute-Finance ſeinen Sitz, der damals durch ein Achſelzucken die Rente fallen laſſen konnte und das Geld zum politiſchen Hebel machte. Herr Jean François Petineau, im Beſitz einer einzigen Tochter, hatte ein ſo großes Vermögen, daß er bei allem Luxus ſelbſt von den Zinſen ſeiner Zinſen leben konnte und es überaus unnöthig erſchien, ſich noch ferner in den Strudel der Speculationen zu ſtürzen, auf die ewig ſchwanke Welle der Conjuncturen und Fluctuationen zu begeben. Herr Petineau liebte aber das Hazard der Börſe ſo überaus, daß er ſich ein ruhiges Leben ohne Berechnungen, Sorgen und Handelsintriguen gar nicht denken konnte. Dies ſelbſt war ihm aber nur Mittel zum Zweck, denn er war überaus eitel, ehrgeizig und Politiker mit Leib und Seele, Letzteres um ſo mehr, als er das ſtolze Unglück hatte, Neffe des verſtorbenen Caſimir Périer zu ſein. Der glorreiche Schatten eines erblichenen Miniſterportefeuille lagerte auf der ganzen Familie! — Den Ruhm des todten Oheims in ſich neu aufzufriſchen, die Regierung, welche, wie Petineau meinte, ſich undankbar genug gegen Caſimir betragen, ihm ſo viel Machinationen bereitet hatte, auf alle Weiſe durch Börſenſchrecken zu chicaniren, ließ er ſich ſchweres Geld koſten. Er unterſtützte theils offen theils heimlich die oppoſitionellen Blätter, liebelte ſelbſt, wo es ihm nützlich dünkte, mit den Arbeitsorganiſirern, und Alles nur zu dem Zwecke, dem König Louis Philipp wieder einen reinen Bourgeoisminiſter aufzuzwingen. Er war einer der bedeutendſten Chorführer der politiſchen Handelswelt geworden und bereitete dem Hofe, dem Miniſterium Soult-Guizot Verlegenheiten, wo er nur konnte, was namentlich jetzt in's Gewicht fiel, da die Lage deſſelben mit jedem Tage ſchwieriger war, die Gegner des Königs immer zahlreicher wurden. Herr Petineau berückſichtigte viel zu wenig bei dem Allen ſeinen Geldbeutel, ging gar zu leidenſchaftlich zu Werke, als daß man ſeine politiſchen Manöver noch mit dem Namen eigentlicher Handelsſpeculationen hätte belegen können. Andererſeits war er doch ein zu gewandter Kaufmann, um von ihm wiederum erwarten zu können, er werde ſeinen Wohlſtand blind ſeinen politiſchen Inſtincten zum Opfer bringen. — Durch ſeine Agenten wußte er mit großer Verſchlagenheit jederzeit die Börſe aufzuregen, ohne daß man im Stande geweſen wäre, ſich dieſer künſtlichen Wirkungen zu entziehen, dem Grund und Ungrund der Schrecken, welche er erzeugt hatte, rechtzeitig auf die Spur zu kommen. Ein ſolcher Mann wurde ſonach eine höchſt bedeutſame Perſon, die für ſich zu gewinnen jede der herrſchenden Richtungen befliſſen war. Die Soiréen und Bälle, welche er mit faſt königlichem Luxus gab, waren der Sammelpunkt der verſchiedenſten Berühmtheiten des Tages und jener Schmeichler mit und ohne Namen, welche dem Reichthum ſtets nachzulaufen pflegen.

Dagobert war mit Herrn Petineau bekannt. Er hatte ihm einige Bilder verkauft, die in der Gallerie des Cröſus prangten, wurde aber beſonders in's Geheim von demſelben in Sold genommen, um alle diejenigen politiſchen Perſonen und Situationen dem Fluche des Gelächters durch die Caricatur preiszugeben, welche den beſondern Zorn des Börſenfürſten auf ſich zogen.

Dies Verhältniß benutzte nunmehr der Maler, ſeine deutſchen Freunde, Benoni und Magda mit der Mutter, in das politiſche Drama des Tages einzuführen, deſſen Vorſpiel eben in beſter Action begriffen war.

„Ohne Nimbus und blauen Dunſt kommt man in Paris nicht weg," ſagte er zu ihnen, „und nur der erlangt Bedeutung, wird in die Geheimniſſe der Coterien eingeweiht, der ſelbſt etwas intereſſant Geheimnißvolles hat. Es iſt Ihnen doch recht, daß ich Sie vor Herrn Petineau mit dem penetranten Odeur der Blague umgebe?" — —

„Hoho, ſo viel Sie wollen, Freund!" lachte Benoni. „Wir ſind in der Tollheit, Magda, warum ſollen wir nicht keck die Larve vornehmen?!" —

Dagobert machte Herrn Petineau demgemäß eine überpoetiſche Schilderung ſeiner Freunde, ſtellte ſie als deutſche Flüchtlinge dar, die der grauſamſten Tyrannei mit genauer Noth in das Goſen von Paris entwichen ſeien und hier die wahre Freiheit zu finden hofften, der ſie ihre Dienſte widmen wollten.

Herr Petineau, welcher keinen Moment, wenn es ihm nutzen konnte, verſäumte, überaus gern den Mäcen ſpielte, nahm mit großem Intereſſe die Eröffnung auf, und Dagobert ſtellte ihm Benoni und die Damen Turner vòr.

Mit einer Neugier, die nicht ohne egoiſtiſchen Hintergrund war, empfing Petineau in Gegenwart ſeiner Tochter die Allemands emigrés und richtete ſeine Fragen an Magda und Benoni.

Da Beide vorher von Dagobert angemeſſen vorbereitet waren, machte es ihnen göttliches Vergnügen, dieſen Liebling Mammons in ein väterliches Erſtaunen über deutſche Zuſtände und die ihnen widerfahrenen Miſères zu ſetzen. Wenn Benoni auch manchmal nahe daran war, ein wenig derb auszuſchlagen oder über Herrn Petineau's kindliche Unwiſſenheit in Dingen, die jenſeit des Rheins exiſtirten, verlegen zu werden, gab ihm Dagobert doch zu rechter Zeit immer einen kleinen Wink oder fiel in's Wort, ſo daß der eitle Franzoſe in ſeinem nationellen Wahn nicht beunruhigt wurde, hingegen Benoni für eben ſo intereſſant und verwendbar, wie Magda für ſchön und witzig hielt.

„Danken Sie Gott,“ ſagte er lächelnd, „daß Sie Ihrem barbariſchen Vaterland den Rücken kehrten, um im ſchönen Frankreich der ächten Civiliſation und Freiheit entgegenzugehen. Ihr Fall bewahrheitet von Neuem wieder, daß wir das Volk der Völker ſind, berufen, der Welt Geſetze zu dictiren und ſie durch die Gewalt des liberalen Geiſtes zu erobern. Das Einzige, was Deutſchland noch hin und wieder beſitzt, ſind talentvolle Künſtler, wie unſer Freund Dagobert und Henri Heine, die aber wenden ſich ſtets der Sonne von Paris zu. Ich kann Ihnen um ſo mehr gratuliren, jetzt nach Frankreich gekommen zu ſein, als Sie das großartige Schauſpiel der Proclamation der Freiheit ſchauen werden. Es iſt nur die Frage, welche Fahne Sie wählen!“ —

Dagobert ſtieß Benoni leiſe an, Magda lächelte.

„Jedenfalls,“ ſagte Benoni raſch, „das ächte Panier der Freiheit. Dazu iſt aber nöthig, die Parteien und ihre Berühmtheiten kennen zu lernen. Wir ſind entſchloſſen, uns hierin Ihrer Führung zu überlaſſen, Herr Petineau!“

„Ah gut, das iſt auch das Weiſeſte, was Sie thun können. In meinen Cercles finden Sie Alles, was Bedeutung hat, beiſammen, außer den extremen Führern der Faubourgs, den Rothen, die natürlich in der guten Geſellſchaft nicht geduldet werden. Parteien und Berühmtheiten, pah, ein großes und ein kleines Wort, je nachdem! Es kann eigentlich nur von *einer* wahrhaften Partei in Zukunft die Rede ſein, der ſich die anderen Coterien unterordnen. Wer nicht blind iſt und den Lauf unſres Jahrhunderts betrachtet, muß endlich begreifen, daß das Capital und die Trägerin deſſelben, die grande Finance, der eigentliche, unentthronbare Herrſcher iſt! Die Soldaten, die Induſtrie, die Wiſſenſchaft und die Kunſt wollen bezahlt ſein. Für ſein Geld kann man Alles haben. Der ganze Mechanismus der Cultur, des Staats will durch Geld erhalten ſein, ſelbſtredend müſſen mithin die, welche das Geld haben, es jede Minute dem Staat entziehen können, auch herrſchen. Das, meine Verehrten, begreifen auch die Socialiſten, die uns deshalb gern als Diebe nehmen möchten. Die Bewegung, welche das Land von Woche zu Woche mehr ergreift, wird in einem Stoß endigen, der Louis Philipp endlich zahm macht!" —

„Sie werden aber auch vielleicht die Republik bekommen, und dann dürfte Sie die Volksgewalt geniren!" rief Benoni. —

„J Gott bewahre, Beſter!" und Petineau ſtrich ſich vergnügt über den Magen, „davor fürchtet man ſich gar nicht. Die Revolution wird uns nur Louis Philipp in die Hände ſpielen, und iſt er nicht König, ſo werden Sie an den Legitimiſten und Bonapartiſten, die uns flattiren, ſehen, daß es uns nicht an Candidaten für den Purpur fehlt. Das Capital wird ſeinen Sitz im Miniſterium und in der Kammer nehmen, und mit induſtriellen Unternehmungen, wie Geld, windet man den radicalen Führern die Maſſe der Arbeiter aus den Fingern. Die Leute müſſen doch Brot haben, und ein halbes Jahr Stillſtand der Arbeit macht ſie mürbe!" —

„Oder auch wild und gefährlich," ſagte Magda haſtig.

„Dafür haben wir Soldaten und ein Martialgeſetz. Uebrigens ſind ja alle ihre Führer für Geld und Aemter käuflich. — Hat man nicht auch Michel Chevalier annullirt? Ohne Führer, ohne Mittel — was wollen ſie? Geſetzt, ſie begingen einige wilde Exceſſe, ſo werden ſie ſich nur bei der Majorität um ſo eher in Verruf bringen und die Republik unmöglich machen."

„Und was dann, mein Herr?“

„Das Capital wird einen andern Bürgerkönig creiren, der die Zeit beſſer verſteht, als Louis Philipp. Wer es auch ſei, er wird unſre Beutel brauchen, und wir, verlaſſen Sie ſich darauf, werden jeden Franc für eine Conceſſion verkaufen.“

Ein Augenblick des Schweigens erfolgte. Benoni, der mit ſeiner innern Empörung rang, warf Magda einen bittenden Blick zu, ſich beherrſchen zu wollen.

„Was meinen Sie,“ fiel Dagobert raſch ein, „was iſt unſerm Freunde demnach am gerathenſten?“ Damit erhob er ſich.

Die Uebrigen folgten ſeinem Beiſpiel.

„Sie ſind bei meinen Soiréen fortan meine Gäſte,“ ſagte Petineau gnädig und nickte ihnen zu; „da haben Sie Gelegenheit, zu bemerken, wie Legitimiſten, Bonapartiſten wie Conſtitutionelle die Männer der Finanz umdrängen und ſich unter ihre Aegide ſtellen. Wenn Sie der wahren Freiheit, der Organiſation der Welt der Induſtrie einen Nutzen ſtiften wollen und einige Stufen herniederſteigen, ſo können Sie im Lager der lungernden, ehrgeizigen Kunſt und Wiſſenſchaft, der Arbeit, in dem Cercle Arago wie in den Arbeiterconventikeln die wahren Feinde der neuen Zeit und ihre Motive erkennen, und uns durch Warnung und Bericht in den Stand ſetzen, den Machinationen des exaltirten Pöbels zu begegnen. Alſo auf Wiederſehn!“

„Ja wohl,“ rief Dagobert haſtig. „Das wollen wir! Das Bourgeoiskönigthum muß man ſicher ſtellen!!“ —

Man empfahl ſich bis zur nächſten Soirée.

Auf der Straße angelangt, brachen alle Drei in ein furchtbares Gelächter aus. — —

Magda, Benoni und die Mutter betraten mit Dagobert alſo fortan die Cercles des Herrn Petineau. —

In dieſem bunten Gewoge von Eleganz, politiſcher Intrigue, Ehrgeiz und Galanterie, welches den Pluto-Dis als Hofſtaat umgab, war Alles zu finden, was damals die Farbe des Bourgeoisliberalismus trug.

Herr Armand Marraſt, der Prophet der Bourgeoiſie, der Redacteur des National, und Herr Thiers, der Exminiſter, im gewiſſen Sinne des Erſteren College, jetzt oppoſitionelles Kammermitglied, ſind zugegen.

Ah, und auch Emile de Girardin, Redacteur der Preſſe! — Er iſt nicht ohne nationalökonomiſche Talente, aber abwechſelnd in höchſt auffälliger Weiſe giftiger Gegner oder wieder Schützer der Regierung, ohne daß man ihm damals eine eigentliche politiſche Geſinnung hätte zum Vorwurf machen können. Er beſitzt Ehrgeiz, hinlängliches Geſchick und Gewiſſenloſigkeit, um ſich in öffentlichen Dingen unnütz und gefürchtet zu machen, ohne daß man vor der Hand den Zweck davon einzuſehen vermöchte. Er iſt der Menſch der Gelegenheit, ein literariſcher Induſtrieritter der Politik, mit all' dem Nimbus diplomatiſcher Glätte und vornehmen Luſtres ausgerüſtet, um ſeine eigentlichen Abſichten zu verbergen.

Die Dame, welche unfern von ihm dort auf dem Fauteuil nachläſſig hingegoſſen ruht und deren tief ausgeſchnittenes Kleid ihre übervollen Reize den Blicken einer Schaar von Herren ausſetzt, welche lächelnd ſüßlich ſie umhuldigen, iſt ſeine Gattin, Delphine Gay, die Schreiberin des Zauberglaſes, die geſchickte Feuilletoniſtin mit wohlbekannter Vergangenheit. Sie verſteht den Duft des Künſtlerthums über den Gatten zu breiten, obwohl ſie eine ſo ſelbſtſtändige Lebensbahn verfolgt, daß eher Emile vielleicht oft ſelbſt nicht ganz klar iſt, ob er eine Ehe oder nur eine Compagnonage geſchloſſen. —

Chevalier de la Guéronnière, noch etwas bedeutungslos für jetzt, macht ihr eifrig den Hof, und Niemand ahnt wohl noch, welch' ſubtile Pläne er in der Taſche hat und daß er einſt berufen ſein ſoll, den Macchiavell des Bonapartismus zu ſpielen.

Mit Herrn Petineau plaudert höchſt cordial der ehemalige Client, nunmehr der erbittertſte Feind des Baron Rothſchild, Herr Pereire. Gleich Shylock nimmt er: „Gewinn iſt Segen, wenn man ihn nicht ſtiehlt!“ — zu ſeiner

Deviſe, und die Aufgabe ſeines Lebens iſt, auch einmal Baron zu werden und ſeinen ehemaligen Chef mit allen Mitteln politiſcher Handelsfineſſe von Mammons abſolutem Thron zu ſtoßen.

Beide Gewaltigen werden umwedelt von einem Heer verbündeter Monopoleure und Handelsvaſallen, die immer für ein paarmal hunderttauſend Francs Wechſel in der Taſche und den Perſonalarreſt, als Kneipzange des Credits, in den Händen halten. Bei allem Stolz auf das Metall, den ſie beſitzen, haben ſie doch ſämmtlich heimlich ariſtokratiſche Gelüſte. In Geſellſchaft ihres Gleichen zu leben, heißt ihnen in ſchlechter Geſellſchaft leben, und ſie ſind nie fideler, als wenn ein Graf mit ihnen umgeht, und vergeſſen ihre Würde dann oft genug in bedientenhafter Liebenswürdigkeit. Hier trifft man am meiſten Ottomakenehen, wo ein junges Weib einen alten Mann, oder eine ältliche Jungfer einen blutjungen Ehegeſponſen hat, Alles — um das Capital zuſammenzuhalten, und die Loretten, die Opernmädchen und die „Wohlthäter“ haben den baaren Profit davon, den — ach, der Natur läßt ſich nie ganz ſpotten.

Teufel auch, Alphons de Lamartine iſt hier, der gefeierte Dichter, der Redner in Tropen? Will er auch Baal pejor anbeten?! — St! — Laßt ihn gehen! Iſt doch die Revolution nicht weit und auf dem Capitol vertheilt man dann die Kronen! —

Auf der andern Seite hören wir Herrn Grafen von Narbonne Alicen, der Tochter und dame d'honneur des Hauſes, die ausgeſuchteſten Schmeicheleien ſagen. Ihr hübſches, aber etwas geiſtloſes Geſicht verliert bei ſeinem Flüſtern immer mehr die angenommene Tünche der Cröſustochter. Lächelnd und erröthend lauſcht ſie dem ſeligen Gift, das ihr der Graf in's Ohr zu träufeln weiß. Ach, der Sackerloter verſteht die Weiber zu tractiren, um durch ſie die Männer zu gewinnen, und welcher Millionär wäre nicht ſeiner einzigen Tochter gegenüber ſchwach, wenn ſie einen Grafen in petto hat, er berechnet gar zu gern, welcher Stammbaum ſich darauf organiſiren läßt! —

Eine Menge gewichtiger Börſenmänner mit Frau und Töchtern, die Holiers, Lalivas, Luvenceaus und zahlloſe Geld-Geſtirne zweiter und dritter Größe trieben ſich herum, unter denen Herr Bontarel, ein alter Freund Petineau's und Fabrikant, nicht minder reich, aber ernſt, ſchlicht, ohne Familie, eine eigene, iſolirte und neutrale Stellung einnahm. Der braune Rock und die weiße Binde, welche er trägt, ſind in ganz Paris gekannt, und die kleine Brillantbuſennadel, faſt ganz verſteckt, iſt der einzige Luxus, den er ſich an ſeiner Perſon zu erlauben ſcheint.

Von Allen gekannt, geſchätzt, von Niemand indeß für ſo politiſch wichtig gehalten, um auf ihn zu ſpeculiren, übrigens auch, wie die Sage ging, in ſeinen Meinungen ganz unbeſiegbar und etwas wunderlich, ging er umher, lächelte, beobachtete, ſprach aber verhältnißmäßig ſehr wenig. Er ſchien eben ſo großes Intereſſe an unſeren Allemands émigrés zu nehmen, wie die übrige Geſellſchaft, lauſchte ihren Geſprächen und umkreiſte ſie. Endlich trat er mit einer Miene ſorglicher Gutmüthigkeit zu Benoni und redete ihn Deutſch an.

Das war eine unverhoffte Freude! —

„Ach, meine Verehrten, wundern Sie ſich nicht, daß ich Ihre heimathliche Sprache, wiewohl etwas unvollkommen, rede. Viele Arbeiter meiner Fabrik ſind Deutſche, auch habe ich einige Jahre als junger Mann in deutſchen Städten bei verſchiedenen Handelsfirmen gearbeitet. — Wenn Sie Ihr Vaterland verlaſſen haben, um unvermeidlichem Druck zu entgehen, werden Sie wohl ſehr gute Gründe dafür haben, wenn Sie aber hier unter den Parteien die Weisheit ſuchen, wünſche ich Ihnen viel Glück und noch mehr Geduld!“ —

„Geduld?“ ſagte Magda, „wie ſo, mein Herr, erklären Sie mir das!“ —

„Nun, ich fürchte, daß Sie ſtatt eines wahren Reſultats, ſtatt des wirklich Guten und allbeglückenden Zuſtandes der Löſung des ſtaatlichen und geſellſchaftlichen Räthſels nur finden werden, daß Jeder auf ſeinen eigenen Vortheil ausgeht, ja ausgehen muß. Ich rathe Ihnen, ſich nicht allzu ſehr in die Dinge zu verwickeln, Sie haben doch kein Reſultat davon. Da iſt z. B. mein guter Freund Pétineau, eine Handelsgröße, ein Politiker par force. Sehen Sie nur, wie man ihm um den Bart geht, Legitimismus und Bonapartismus ſtreiten ſich faſt. Er verſteht durch eine Baiſſe oder Hauſſe ſeine Leute in Alarm zu bringen und Soult wie Guizot zu ärgern. Aber was wird er ſchließlich davon haben? Enttäuſchung — vielleicht noch Schlimmeres! Doch dem Mann iſt einmal nicht zu rathen!" —

„Was iſt aber Ihre Meinung, Herr Bontarel?" fragte erſtaunt Benoni. „Ich bemerke, daß man Sie nicht umdrängt, ſo bekannt Sie ſind, und Ihr Benehmen ſcheint anzudeuten, daß Sie das Alles mehr von der ironiſchen Seite anſehen!" —

„Giebt es denn für Sie," ſagte Magda haſtig, „gar keine Wahrheit, keine Löſung aller dieſer Fragen? Oder haben Sie den wahren Weg zur Heilung ſtaatlicher und geſellſchaftlicher Uebel?" —

„Wenn ich zu Letzterem „ja" ſagen würde," verſetzte Bontarel, „würden Sie mich unleugbar für einen Charlatan halten, und Sie hätten recht. — Man kann nicht Alles erreichen wollen, nicht hoffen, das Elixir des Völkerglücks zu erfinden. Aber in etwas der Wahrheit näher zu kommen, meine ich doch! Ich werde offen ſein, ſo weit es möglich iſt. Vielleicht, wenn wir uns näher kennen, bin ich deutlicher. Ich bin kein Orleaniſt de grand monde, wie ich überhaupt einer beſtimmten Partei nicht angehöre. Man kann ein ſehr vortrefflicher Menſch ſein, ohne Politik zu treiben. Für einen Kaufmann zumal iſt das eine Dummheit, denn man ſoll das Geld zur Beförderung der Induſtrie, nationaler Unternehmungen anwenden, nicht als Agitationsmittel. Frankreich hat unter der jetzigen Regierung entſchieden die meiſte politiſche Freiheit, mehr, ſag' ich Ihnen, als man zu verdauen vermag. Wahrhaft drohend iſt nur der Socialismus, die Emeute des Hungers und des eigenſüchtigen Unverſtandes. Durch ihn wird das Volk gewaltſam und, ach, meiſt künſtlich vorwärts zur Revolution getrieben, welche andere Parteien ausnutzen werden, um wahrſcheinlich mit vielem Blut die Enttäuſchten zu pacificiren und wieder unter eine Dynaſtie zu ſchlüpfen, denn eine Republik hält ſich nicht. Wäre dieſen Finanzleuten nur ein Funken wahrhaft politiſchen Takts beizubringen, verbänden ſich zehn von ihnen redlich, um nur das Geld zuſammenzuſchießen, was ſie durch's Hazard der Börſe, politiſche Intriguen und Creirung von Scheinpapieren verzetteln, ſo wäre der Socialismus bis auf den letzten Funken todtgedrückt!“

„Todtgedrückt? Mit Geld?“ fuhr Magda auf. „Wie wollen Sie mit Geld eine Bewegung vernichten?“ —

„Das iſt etwas, was man nicht ſo mit Worten ſagen, ſondern beweiſen muß, auch leugne ich nicht, daß es ſchwierig iſt, aber bis zu einem gewiſſen Grade läßt ſich's machen. Sie werden lächeln, aber ich will einmal prophezeien. So gewiß, wie ein neuer Losbruch zu erwarten ſteht und wir in ein Chaos blutiger Kämpfe kommen werden, wird Jacques Bontarel's Fabrik mit 4000 Arbeitern ruhig fortarbeiten, ob Monarchie, ob Republik, und wenn hier die Kanonenſchüſſe dröhnen, mögen Sie meine Gäſte ſein und ſehen, wie wenig man ſich darum bei mir kümmert. Was hier indeß aus der Geſellſchaft werden wird, wollen wir abwarten. Da iſt meine Karte. Inzwiſchen ſehen Sie ſich nur die Dinge in Paris recht an.“ —

Magda ſteckte die Karte mit einer Miene des Unglaubens achſelzuckend zu ſich. —

Als ſie allein waren, ſagte Dagobert: „Bewahren Sie dieſe Karte wohl, mein Fräulein, es iſt ein Zeichen ganz beſondern Intereſſes Bontarel's, er wirft damit nicht um ſich. Noch Niemand hat ſeine Fabrik geſehen, außer an Feiertagen, wo ſie ſtill ſtand, und wenn überhaupt einer dieſer Cröſuſſe Vertrauen verdient, iſt er es, denn er iſt der Vater ſeiner Leute.“ —

„Das mag ſein, obwohl Sie es nur von Hörenſagen zu wiſſen ſcheinen,“ meinte Benoni. „Mir kommt er wohl gutmüthiger, doch eben ſo rechthaberiſch, dünkelvoll und ſiegesſicher vor als die Uebrigen.“

„Giebt es etwas Empörenderes als dieſe Menſchen, Herrn Petineau vor Allen!“ rief Magda außer ſich. „Weh' dem Volke, was von der brutalen Laune ſolcher Geldſäcke regiert wird, wo Bornirtheit mit Uebermuth ſich gattet!“

„Und das Schlimmſte iſt, daß dieſe Leute recht haben!“ ſagte ätzend Benoni. „Unſer Jahrhundert hebt die Materie auf den Thron und der Geiſt wandelt als Verbannter umher auf Erden! Wo, Magda, bleibt Ihr lichtes Freiheitsideal, was Sie zu Alt-Hayde in ſtolzem Prophetentraum ſich malten?!“

„Nein, nimmermehr, mein Freund,“ und Magda flammte, — „dieſe Erbärmlichen ſollen mich am wenigſten entmuthigen. Laßt uns wo anders denn die Wahrheit ſuchen! Mein Herz ſagt mir, daß die große Woge der Revolution dieſer Krämerſeelen, welche den Gang der Geſchichte herauszurechnen und mit Gold einzudämmen wähnen, ſpotten wird!“ —

„Das glaub' ich ja auch,“ fiel Dagobert lachend ein. „Beſuchen Sie aber immerhin Petineau's Soiréen, ſie ſind das Mittel, ſich zu orientiren, denn Alles hofirt dieſen Finanzleuten. Sie müſſen das Treiben zu Paris eben wie das Bild einer Camera obscura anſehen, vor Allem ſich aber niemals ärgern!“ — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — —

Magda und Benoni wurden, je öfter ſie das Haus des Cröſus betraten, in ihrem Ueberdruſſe nur beſtärkt. Sonderbar aber, — Bontarel ſchien Beide in Affection genommen zu haben, und da er, trotz allen Mentorthums, der Leidlichſte in der Clique war, ſtellte ſich eine gewiſſe Vertraulichkeit zwiſchen ihm und unſeren Helden her. — Das war aber kein genügender Erſatz für Magda. Weiter, in andere, reinere Kreiſe wollte ſie entfliehen! — — — — — —

Während Dagobert ſeinen deutſchen Freunden die ſchimmernden Hallen der Finance eröffnete, begab ſich etwas Anderes, was wider Willen für Benoni wie Magda wichtig werden ſollte.

Benoni, ſeinem Vorſatz getreu, benutzte die Zeit, welche er Magda und den öffentlichen Dingen nicht widmete, zum ſtrengſten Studium. Mit aller Gluth des Ehrgeizes, des alten gekränkten Stolzes rang er, die Lücken ſeines Wiſſens zu füllen und Alles für ſeine geträumte Expedition vorzubereiten, welche ihm Namen, Ruhm und Stellung eintragen ſollte. Was ihm aber fehlte, war der Eingang in die eigentlich wiſſenſchaftlichen Kreiſe, namentlich in Arago's Umgebung, deshalb frequentirte er zumeiſt auch nur Petineau. Da indeß dort Alles Politik athmete und die Wiſſenſchaft nicht vertreten war, ſchien er wenig Ausſicht zu haben, in andere Luft zu kommen. — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Sir Fergus Mac-Combich lebte wie eine Schildkröte in ſeinem Hauſe, unter ſeinen Herbarien, ausgeſtopften Thieren und Unterſuchungen. In den grauen Schlafrock gehüllt, das Kinn im wollenen Shawl, ſaß er wie ein Adept über ſeinen Büchern und kümmerte ſich wenig um den Skandal der Welt. Der Briefwechſel mit Londoner gelehrten Geſellſchaften und einige Beſuche, die er regelmäßig zweimal die Woche machte, waren ſeine einzigen Beziehungen zur Oeffentlichkeit.

So hockte er auch wieder in bewegungsloſer Ruhe auf ſeinem Lehnſtuhl, einen Folianten vor ſich, als Madame Nini eines Mittags eintrat. Er bekümmerte ſich um ihre Anweſenheit nicht, obwohl ſie ihm durch ſtarkes Geräuſch wenigſtens Gelegenheit zum Schelten zu geben ſuchte. Endlich, als alle Manöver nicht bei ihm anſchlagen wollten, ging ſie zu einem Angriff ſeiner Hörorgane über.

„Monſieur Fergus!“ —

Keine Antwort.

„Aber, Monſieur Fergus, hören Sie denn gar nicht!“ —

Der Schotte war unbeweglich.

„Foudre! Sie ſollen hören, Monſieur, ich bin gewöhnt, daß man mich nicht wie ein Stück Holz behandelt!“ — Und ſie trat vor ihn hin. —

Mac-Combich fuhr auf.

„Was wollen Sie? Sie ſind eine leichtfertige Perſon! Ich habe Ihnen geſagt, Ihr Schädel deutet auf Leichtſinn, auf Woll —“

„Monſieur, Sie ſind ein bête, daß Sie ſo mit einer Frau umgehen! Mein Kopf geht Sie nichts an, wiſſen Sie das?! Sie ſind blos ſo unausſtehlich, weil ich meinen kleinen Nicot nicht will unterſuchen laſſen. Das Kind ſchreit ſich zu Tode, wenn es Sie ſieht.“ —

„Dummheit. Ich habe Ihnen zwei Pfund dafür geboten, das iſt genug. — Was haben Sie mir zu ſagen, Furie!“ —

„Daß Sie nicht hören, noch ſehen, was um Sie vorgeht, ſonſt würden Sie viel freundlicher ſein. Sie wiſſen doch, als Monſieur Marochetti ausgezogen war —“

„Ausgezogen?“ —

„Das wiſſen Sie nicht mehr? Sacre bleu, er iſt ganz verrückt!“

„Ja, ja! Ich erinnere mich, er ſpielt nicht mehr!“ —

„Er erinnert ſich! — Und Sie ſind doch ſchuld daran, daß er fort mußte! Da wiſſen Sie wohl auch nicht einmal, daß ich Ihnen ſagte, Monſieur Dagobert, der Maler, hat mir einen Deutſchen, Monſieur Benoni, recommandirt, der auch ein Blumentrockner iſt, und Sie dabei gelacht haben wie eine Elſter. Aber ein ſo ganz vertrocknetes Gewächs, wie Sie, iſt er nicht, ſo geſcheidt iſt er aber ſchon lange!“ —

Fergus lächelte wieder, erhob ſeine lange Geſtalt und ſah Nini durchdringend an.

„Alſo Pflanzen trocknet er?“ —

„Viel ſchönere wie Sie, und hat Gläſer und Bücher! Ach, von dem können Sie 'was lernen!“ —

„Iſt er zu Hauſe?“ ſagte der Schotte haſtig.

„Ei, beißen Sie an? Nicht wahr, nun können Sie mir gute Worte geben? Zu Hauſe iſt er nicht, aber ſein Zimmer können Sie ſehen, wenn Sie nichts anrühren wollen und ein Pfund dran ſetzen, denn das iſt wohl ein halber Nicot werth!“

Mac-Combich griff in die Schublade ſeines Pults und gab Madame eine Pfundnote.

„Oeffnen Sie ſein Zimmer!“ und er lächelte ſelig.

Nini ging voraus und ſchloß auf.

Mac-Combich nahm ſein Augenglas, zwickte es ein und folgte haſtig.

Mit einer Art ſeliger Wuth ſtürzte er ſich über Benoni's Bücher, blätterte in den Herbarien, endlich ſah er ein franzöſiſches Manuſcript auf dem Tiſche liegen.

„Metamorphoſe der Steinbildungen durch die Kryſtalle zum Pflanzentypus!“

„O Gott, Frau, laſſen Sie mich hier, ich muß das leſen!“ —

„Sind Sie geſcheidt? Ich ſoll Sie in Monſieurs Zimmer laſſen, Sie wollen das leſen? Nein, eher ſterb' ich! Wenn er nun kommt, was mache ich dann?“ —

„Eine halbe Stunde, Madame, bitte! Zwei Pfund für eine halbe Stunde. Wenn er kommt, werde ich ihn beſänftigen, ich werde ihm Revanche geben, o, eine halbe Stunde nur, Madame!“ —

Nini war in großer Verlegenheit.

„Er hat mich zum erſten Mal Madame genannt und zwei Pfund für eine halbe Stunde, ich denke, ich kann es verſuchen!“

„Gut,“ ſagte ſie laut, „aber nur eine halbe Stunde, dann müſſen Sie hinaus, auch muß die Thür aufbleiben.“

„Das kann geſchehen.“ —

Nini ging, Fergus ſtudirte, als wenn er bei ſich im Zimmer wäre.

Die halbe Stunde verſtrich, Madame mahnte ihn zu gehen. Er bot auf's Neue Geld für eine neue halbe Stunde. Nini war ſchwach, ſie drückte ein Auge zu. Nach dieſer Friſt aber wollte ſie den Schotten keinen Augenblick länger dulden und wenn er ihr den Himmel voll Guineen ſchenke.

Mac-Combich bettelte wie ein Kind, es half nichts. Er erklärte, er bliebe ſitzen! Nini war in Verzweiflung und Todesangſt!

Alle Vorräthe von Malicen häufte ſie auf den Scheitel des Schotten, drohte ihm, er müſſe ziehen, ſie wolle die Polizei holen, aber Fergus blieb ſitzen.

Mitten unterm Zetern und unter Thränen der Geängſtigten erſchien Benoni. —

„Heilige Mutter Gottes, da iſt er!“ ſchrie ſie auf. „Ach, Monſieur, ich kann nichts dafür, daß er hier iſt, hören Sie mich!“

„Ruhig, Weib, ſchreien Sie nicht ſo, ich werde mich erklären.“

„Darum bitte ich, Herr!“ rief Benoni empört.

„Seien Sie nicht heftig, Sir!“ ſagte der Schotte höflich. „Ich bin Freund der Natur, wie Sie. Habe heut' erſt durch Madame von Ihnen gehört, wollte Sie beſuchen und beſah Ihre Muſeen in Ihrer Abweſenheit. Werthvolle Pflanzen, ſchöne Steinbildungen! Aber Ihre Arbeit hier, die ich geleſen, iſt bezaubernd, ich bin ganz außer mir! Verzeihen Sie die Unart! Aber wir müſſen Freunde werden! Welche Gefälligkeit kann ich Ihnen erweiſen, reden Sie! Ich werde Sie an Sir Davy in London empfehlen, an Arago, an alle Celebritäten!!“ —

„Nun dafür, mein Herr, kann man ſich eine Extravaganz wohl ausnahmsweiſe gefallen laſſen!“

„Wollen Sie mein Freund ſein, ja? O, ich bin glücklich!“ und der Schotte preßte Benoni an ſich. „Wir arbeiten zuſammen! Morgen führ' ich Sie zu Arago, wie?“ —

„Angenommen!“ — und lächelnd gab ihm Benoni die Hand. — — —

Fortan alſo waren Sir Fergus und Benoni Freunde. Wenn Letzterer zu Hauſe war, ſteckten ſie bei einander. Es fand zwiſchen beiden Männern wirklich eine wiſſenſchaftliche Ergänzung ſtatt, denn Sir Fergus hatte große Gründlichkeit, war vielfach gereiſt, doch eine Ueberſicht der geſammten Natur, die Vielſeitigkeit ging ihm ab. Letztere beſaß Benoni, und ſo ſchienen ihre geiſtigen Exiſtenzen ſich bald genug zu verflechten, ſo verſchieden ſie an Alter wie Individualität waren.

Nur Eins gefiel Fergus an Benoni nicht, nämlich daß er ſo am öffentlichen Leben hing und nicht, gleich ihm, ganz ausſchließlich an die Betrachtung der Natur gebannt war. Er ſchmollte dann faſt wie ein eiferſüchtiges Mädchen, doch machte er Benoni keine Vorwürfe, da der erſte Verſuch hierzu Letzteren höchlichſt beleidigt hatte. Durch MacCombich ward Benoni dem alten Heros der Natur, Arago, vorgeſtellt und, da er die Aufmerkſamkeit deſſelben erregt, auch in die Geſellſchaft geladen, welche ſich bei dieſem Choragen der Gelehrſamkeit und Politik wöchentlich vereinigte und alle Elemente der Oppoſition und des Republikanismus in ſich trug, die das unruhige Paris in ſich bergen mochte, und deſſen Toſen laut genug die Eruption verkündete.

Dahin, nachdem Benoni das Terrain bereits kennen gelernt, führte er Magda und deren Mutter, für die ſich hier die Quelle des Wahren und Hohen, ſo hoffte ſie, erſchließen ſollte.

In dieſe Geſellſchaft auf der Rue Mont-Parnaſſe, welche das Anſehen einer Soirée trug, um dem ſcharfen Vereinsgeſetze nicht zu verfallen, ſtrömte Alles, was Geiſt in Paris beſaß oder doch denſelben beanſpruchte.

Die Politiker der Oppoſition aller Schattirungen, die Männer der Wiſſenſchaft, die Dichter, Schöngeiſter und die berühmten Frauen fanden ſich da zuſammen, eine Republik der Geiſter, die ſich gern politiſch geltend zu machen wünſchte.

Fergus und Dagobert begleiteten Benoni, Letzterer weil er wohlbekannt in dieſen Sphären war, der Schotte aber aus Zuneigung für ſeinen Wiſſenſchaftsgenoſſen.

Den Mittelpunkt dieſes wogenden Gedränges bildete Franz Arago, der große Forſcher ſelbſt. Ein ſtattlicher Greis mit weißem Haar, ſo liebenswürdig wie imponirend von einer einfachen, herzgewinnenden Beredſamkeit. E hatte faſt zwei Naturen in ſich, eine, die den wiſſen ſchaftlichen Forſcher, den Mann der Contemplation, de unermüdlichen Taucher in's Meer des Alls bezeichnet und etwas Deutſches lag faſt darin, — betreffs der Polit aber war er der reine Franzoſe, ſprühend, am Moment hängend, das Einzelne in ſcharfer Debatte erfaſſend; was aber das Allgemeine und Ganze ſeines politiſchen Wollens anbetraf, ein wenig unklar.

„Das iſt ſein einziger Fehler,“ ſagte Fergus, „den Tagesfragen nachzulaufen. Er wird dadurch mit ſich ſelber in Zwieſpalt kommen. St. Patrick, es verlohnt nicht, daß man ſich um das Menſchenvolk und ſeine Eitelkeiten kümmert. Arago ſollte das am wenigſten thun, denn er iſt der erwählte Prieſter der Naturoffenbarung!“ —

„Dieſe Aeußerung finde ich höchſt auffällig, mein Herr!“ fuhr Magda auf. „Warum ſoll ein ſolcher Mann nicht gerade am meiſten Gefühl für die Entwickelung der Menſchheit haben? Sie ſind höchſt einſeitig!“ —

„O, beſte Miß,“ antwortete Fergus trocken, „wer unter den Menſchen iſt denn nicht einſeitig? Wer ſich einbildet, eine Allerweltsnatur zu haben, iſt reif für's Narrenhaus. So wenig wie Jemand auf einmal mehrere Inſtrumente ſpielen kann, ſo wenig kann er Politik und Naturwiſſenſchaft zuſammen gleich gut treiben. Jeder hat ſein Steckenpferd, und das ſoll er ausſchließlich reiten!“

Magda maß Fergus mit kalter Verachtung, dann wendete ſie ſich und nahm Benoni's dargebotenen Arm. Madame Turner wurde von Dagobert geführt.

„Seien Sie doch dem Sonderling nicht böſe, Magda,“ flüſterte Trautmann, „er iſt ein vortrefflicher Menſch, trotz ſeiner miſanthropiſchen Eigenheiten.“

Darauf führte er ſie umher, um ſie mit den verſchiedenen Perſönlichkeiten bekannt zu machen. —

Unter den Politikern, welche Arago umgaben, befanden ſich Garnier-Pagès und Dupont de l'Eure, der Neſtor des Liberalismus, dann Odilon Barrot, auch Ledru-Rollin und de la Haute, die Redactoren der Reform, und Victor Conſidérant, der Schüler Fourier's, Chef der Démocratie pacifique. Der Kleine unweit davon, mit ſchwärmeriſchen Augen und der faſt italieniſchen Geſte, iſt Louis Blanc, der Arbeitsorganiſirer, der Verfaſſer der „Zehn Jahre“. Er ſpricht mit Emile Thomas, dem Schwager des ſchönredneriſchen Advocaten Trélat. Auf der andern Seite ſteht, wie der Geiſt Saint-Simon's, Leroux, der Philoſoph, ein eherner, nie modificirbarer Charakter. Er unterhält ſich mit Marraſt, während zunächſt Emile de Girardin und Marquis d'Anglas angelegentlichſt converſiren. Lagrange aber geht wie ein zweiter Danton umher und hat im Geiſt ſchon die phrygiſche Mütze auf dem Haupte.

Unter den Vertretern franzöſiſcher Belletriſtik finden wir hier die glänzendſten Sterne: Lamartine, den poetiſchen Geſchichtſchreiber der Girondiſten, und Béranger, den greiſen Diogen der lächelnden Armuth, den Bonapartiſten, deſſen Trinkſprüche und Lieder Karl X. mehr Schaden gethan, als die Oppoſition mit ihrer ganzen Wuth vermochte. Victor Hugo, der glänzendſte Vertreter der neueren Epoche Frankreichs, der mit Bewußtſein fühlt, was er ſchreibt, iſt mit Rachel, der großen Tragödin, in ein dramaturgiſches Geſpräch verwickelt, am Fenſter aber ſteht Eugen Sue, der Mann der Geheimniſſe und des ewigen Juden, der Schöpfer der Blouſenromantik, und beobachtet nachdenklich das Treiben ringsum. Vor Allem verdient aber eine Dame Aufmerkſamkeit, deren eigenthümliche Erſcheinung den Blick unwillkürlich feſſelt. Es iſt Madame George Sand. Sie iſt nicht ſchön, aber ihr Geſicht hat den Reiz des überaus Geiſtvollen. Die lange, gebogene Naſe, der ſcharfgeſchnittene, etwas hochgewölbte Mund, das große, ſprechende Auge, dazu die glatte, hinten hoch aufgeſchürzte Haartracht macht einen Eindruck, der an die Antique erinnert. Das ausgezeichnete, vielgeſtaltige Talent dieſer Frau würde noch Bedeutenderes geleiſtet, ſich wahrſcheinlich zu ethiſcher Einheit und Hoheit deutſcher Kunſtblüthe erhoben haben, wäre ihre Entwickelung nicht in eine Sturm- und Drangperiode gefallen, die damals alle Talente im Wirbelwinde packte, aus ihren Geleiſen riß und in einen formloſen Zwitterzuſtand warf. — Bei Delphinen ſteht jetzt Eugène Scribe, der ſeine Mitarbeiter Deliſère und Desnoyer doch Anſtands halber zu Hauſe gelaſſen, und was noch von bekannten Namen etwa da iſt, gehört der literariſchen Sansculotterie an, oder es ſind Aeſthetiker des Bordels und der Libertinage, wie die Herren Dumas, Vater und Sohn, und Jules Janin, der Verfaſſer des todten Eſels, der geköpften Frau, der Lobpreiſer aller Seelencaricaturen, der Poet des Ekelhaften. In beiden Letzteren zeigt ſich namentlich die gröbliche Abirrung jener modernen Salon-Romantik, deren Schöpfer einſt in glänzenderer Weiſe Charles Nodier geweſen.

Das war ein Funkeln und Sprühen, ein Witzeln über ſeine Feinde, ein Weihrauchſtreuen den Gönnern, und unter dem Allen glühte und gährte das Fieber der Revolution, die mit der Zangengeburt der Republik endigen ſollte.

Heut' gab ſich namentlich unter den zahlreichen Gruppen ein größeres Flüſtern, Discutiren und Drängen, eine geſteigertere Erregtheit kund, als ſonſt. Es galt nämlich einen Stoß gegen die Regierung, eine öffentliche Kundgebung vor ganz Frankreich auszuführen.

Auf der großen Tafel des Hauptſaals lag eine Liſte zur Unterſchrift aus, welche zu einem Monſtrebanquet in Chateaurouge einlud, zu welchem ſich die geſammte Oppoſition verſammeln wollte, um eine drohende Petition um Veränderung des Wahlgeſetzes zu veranlaſſen, welche Duvergier de Hauranne's Antrag in der Deputirtenkammer unterſtützen ſollte. Das Papier bedeckte ſich mit zahlloſen Namen, und, unheimlich genug, trieb ſich zugleich die Nachricht umher, daß nächſtens der Proceß gegen den ehemaligen Kriegsminiſter Cubières und Teſte, den Arbeitsminiſter, wegen Beſtechlichkeit bevorſtehe und der Herzog Choiſeul-Praslin ſeine eigene Gemahlin, die Tochter des Miniſters und Marſchalls Sebaſtiani, ermordet habe.

Es war, als wenn das hereinbrechende Chaos allen Schmutz der ſittenloſen Pariſer Geſellſchaft an die Oberfläche werfen ſollte. —

Betäubt und erſtickt faſt von dem Geiſtesſchwall und Ideenchaos, welches ſie umwogte, führte Benoni Magda endlich in ein ſeitwärts liegendes Foyer, wo das Gewühl weniger arg war.

„Morosophi, moriones pessimi!" lachte er. „He, wie gefällt Ihnen dieſe Crême der Weltgeſittung, dies tolle Durcheinander? Iſt hier endlich die Stelle gefunden, wo die Weisheit von Angeſicht zu Angeſicht geſchaut werden kann? O, in dem einzigen Hirn eines Deutſchen, ſcheint mir, iſt mehr Encyklopädiſches, im ſchlichteſten Herzen daheim mehr Gluth und Innigkeit zu finden, als all' dieſe Zungen jemals losgelaſſen, Arago und Béranger abgerechnet! Sehen Sie nicht, wie dieſe Leute alle der Freiheit nur nachlaufen, um ſie zur Magd *ihrer* Größe zu machen?" —

Benoni und Magda athmeten tief auf.

„Ich geſtehe Ihnen, daß der Esprit, welcher von fern ſo blendend auf mich wirkte, in der Nähe bei mir ſehr viel verloren hat. Das Kosmiſche des deutſchen Weſens fehlt ganz', ich ſehe nur ein buntes Gemiſch von Einzelnheiten. Aber," dabei erglühte ſie und hob den flammenden Blick, „die ächte Freiheit macht ſie Alle frei. Dieſe Einſeitigkeiten werden ſich am Tage des Sieges zu einem großartigen Ganzen fügen und die Welt vorwärts treiben zur Höhe aller Entwickelung! Auf dieſe Zeit hoffe ich, von ihr weiß ich, daß ſie die Harmonie der Welt und auch unſere, mein Freund, bringen wird!" —

„So gewiß Sie unerlösbar an dieſem alten Wahne hängen," ſagte Benoni finſter und heftig, „und es mein Loos iſt, Ihnen durch alle Windungen Ihres Pfades zu folgen, ſo gewiß wird Ihr Traum nicht in Erfüllung gehen. Selbſt wenn es möglich wäre, daß dieſe tauſendfarbigen Geiſtesrichtungen ſich friedlich zu einem Organismus einen könnten, was wird dann geſchehen? — Eine Republik wird Frankreich haben, beherrſcht von der *Geiſtesariſtokratie*! Das aber iſt eben ſo gräßlich, ſo empörend, als je das Régime der Geldſäcke werden muß! Statt der Tyrannei der Leiber verfällt das Volk der Tyrannei des Geiſtes, und die Majorität der Claque wird den zunftmäßigen Grad beſtimmen, bis zu welchem der Menſch ſich geiſtig erheben kann! O pfui, hier wie bei Petineau iſt das Volk das geprellte!" —

„Da haben Sie recht, mein Herr!" —

Benoni und Magda fuhren empor.

Ein Mann, robuſt, breitſchulterig, von etwas plebejiſchem Ausſehen, trat auf ſie zu. —

„Kennen Sie mich wohl noch?" fragte er Benoni. „Ich bin Cabanon, der Ouvrier, welcher Ihr Reiſegefährte nach Paris war. Sie ſangen damals die Carmagnole, das machte uns bekannt, und nun ſehe ich, daß ich mich nicht in Ihnen getäuſcht habe. Ja, mein Herr, das Volk ſoll das geprellte wieder ſein, wie immer, die Ariſtokratie des Geiſtes wie des Metalls iſt ſchlimmer noch, als ſelbſt der Legitimiſmus, aber verlaſſen Sie ſich darauf, man ſoll die Nation nicht wieder hinter's Licht führen. Wir kennen alle unſere Gegner und nehmen ſie auf's Korn, und es iſt geſorgt, daß der Tag der Revolution uns Alle gleich mache!!" —

„Und weil ich das fühle, Benoni," ſagte aufathmend Magda, „weil ich ohne dieſes Gefühl nicht leben kann, iſt es auch wahr und ſiegverheißend! Engherzige Geiſter mögen mit ſelbſtiſchen Mitteln den Anſtoß der Bewegung geben, ſie ſelber aber ſpottet der Berechnung und erſtickt im allgemeinen Wohl des Einzelnen Sonderwillen!" —

„Das thut ſie! Vielleicht nur anders, als Sie ahnen, Magda!"

„Nein, mein Herr," ſagte Cabanon leiſe, „Mademoiſelle hat recht. — Wenn Sie ein Freund der Volksſache ſind, nehmen Sie dieſe Karte und kommen Sie, welchen Freitag es Ihnen beliebt, nach der Rue Boulanger 56. An der Thür fragen Sie nach Cabanon und der Mutter Marianne. Dort mögen Sie ſich überzeugen, ob künftig ſich das Volk betrügen läßt!" —

Er grüßte haſtig und verlor ſich im Gedränge des Hauptſaals.

Benoni ſteckte die Karte zu ſich.

„So wollen wir denn, Magda, dieſen großen Tag, der auf allen Lippen ſchwebt, dieſen Tag der Tage abwarten! Taumel ergreift die Welt, wahnſinniger Taumel reißt Sie und mich auf zielloſe Pfade, und am Ende ſteht das Verderben!!" —

„Kehrt Ihnen die alte Schwäche wieder, Benoni? Wollen Sie zurückſchauen in die Idyllen der väterlichen Knechtſchaft?!" —

„Wenn Sie die Geißel nehmen, mich anzufeuern, ſo iſt ſie gut gewählt! O nein, ich kann, noch weniger will ich zurück! Vorwärts, weiter, wohin Sie wollen! Aber eine Zeit wird kommen, wo Sie ſelber zuſammenbrechen werden, Magda, wo dies Danaidenmühen uns Beide erlahmt. Dann aber, wehe Ihnen, wenn Sie an ſich, wenn ich an Ihnen irre werde, wenn nutzlos alle dieſe Schmerzen mich durchzitterten, dann werde ich — — ganz frei ſein!" —

Sie verließen Beide haſtig die einſame Ecke, in der ſie geſeſſen, und ſuchten die Mutter, Dagobert und Fergus auf. — — — — — — — — — — —

Als die Herren Magda und Madame Turner nach Hauſe gebracht, kehrten ſie zuſammen nach ihrer Wohnung in der Rue Gervais zurück.

„Miſter Trautmann," ſagte Fergus, „Sie haben die Schwachheit, Miß Magda zu lieben. Dieſe Dame iſt aber ein Mannweib, das Sie nur elend machen wird. Sie müſſen ſie aufgeben, müſſen Paris verlaſſen!" —

„Fergus hat recht," ſagte Dagobert, „das ſind auch meine Gedanken!"

„Wer ſagt Euch," rief Benoni, „daß ich nicht ſchon elend bin? So lange ich athme und Kraft habe, geh' ich meine Wege und laſſe mich von Keinem regieren! Wenn wir Freunde bleiben ſollen, erwähnt Magda's und meines Thuns nicht wieder!" —

Dagobert ſchwieg und zuckte die Achſeln.

„Gut," ſagte Fergus, „jeder Narr will ſeine Kappe tragen. So lange Sie Kraft haben, Freund, verfolgen Sie Ihren Weg. Ich aber ſtehe hinter Ihnen und werde abwarten, bis Sie zuſammenbrechen!" —

Benoni ging auf ſein Zimmer und ſchloß ſich ein. —
— — — — — — — — — — — — —

Der erſte Juli lachte ſonnig durch's Fenſter. Friede in der Natur, Duft, Laub und Blumenſegen, ringsum Wonne, nur die Menſchen eilen in keuchender Haſt, über die helle Gegenwart hinwegzukommen. Friede, Genuß iſt ihnen fern, die Geſellſchaft befindet ſich im Kriegszuſtande, ihre Hoffnungen liegen in nebelhafter Ferne!

Ganz Paris bereitet ſich jetzt auf das Banquet von Chateaurouge, den Prolog zum Sturze der Juli-Monarchie.

An einer Stelle aber, luſtig und frei, ſpottet eine kleine Idylle der Weltbegebenheiten. Ein Fleck iſt noch, wo harmloſe Herzen und frohes Behagen ihren Sitz aufgeſchlagen. —

Dagobert der Maler arbeitet in ſeinem Atelier und Madame ſitzt ihm dazu. Ach, er hat ihr ein ſchönes Ballkleid geſchenkt, und in dem muß ſie ſitzen, und ihre verführeriſchen, vollen, weißen Schultern, ihre blendende Bruſt überträgt der lächelnde Deutſche auf die Leinwand in leuchtenden Farben.

Das Bild iſt faſt fertig, es fehlt nur noch ein wenig Laſur und der letzte feine charakteriſtiſche Hauch des Mädchenkopfes. —

Madame iſt ein wenig verſchämt, daß ſie ſich ſo malen laſſen ſoll, und auch wieder ärgerlich auf ſich ſelbſt, denn es iſt doch weiter nichts dabei. Faſt meint ſie, es würde ihr weniger ſchwer, ſich von jemand Anderem, als Monſieur Dagobert, malen zu laſſen. Petit Nicot rutſcht an der Erde umher und ſpielt mit Bildern und Soldaten, die ihm der Maler geſchenkt.

Herrn Dagobert iſt es ganz eigen zu Muthe. Er ſingt und lacht nicht mehr oder treibt Poſſen wie ſonſt, ſondern er malt ohne aufzuſehen.

Das Herz pocht ihm wie ein Schmiedehammer, und wenn er Madame anſieht, ſeufzt er, dann wird aber Mam jedesmal roth. —

Endlich legt er den Pinſel und Palette weg, tritt vom

Bilde zurück und vergleicht es mit Nini. Immer röther wird ſein Geſicht, immer tiefer athmet er auf. —

„Mein Gott, Monſieur," ſagte Nini peinlich, „was haben Sie denn? Sie ſind heut' ſo aufgeregt! — Ich kann wohl jetzt aufſtehen?" — —

„Nini, einzige Nini, das Bild iſt fertig!!" jubelt Dagobert auf. „Nini, Sie Engel, Sie Herzweib, ich muß Ihnen danken!!" —

Er hat ſie umarmt und küßt ſie! Der Unverſchämte! Nicht nur den Mund, nein, den Nacken! Er iſt außer ſich! —

„Hab' ich Sie endlich kennen gelernt, Sie ſchlechtes Subject!" rief in flammendem Zorn Nini, die ſich an die Thür geflüchtet, indeß Nicot weinte.

„Darauf ſind Sie ausgegangen, eine redliche Frau zu verführen?! Sie verlaſſen ſofort mein Haus! Ich will Sie nicht mehr ſehen, Herr, will vergeſſen, daß ich Sie für einen Ehrenmann gehalten habe, für einen Freund, und daß ich Sie — — ach Gott!" —

Sie vermochte nicht mehr zu reden; die hellen Thränen ſtrömten über ihr Geſicht, ſie nahm ihr Kind auf den Arm und ging hinaus. — — — — — — — — —

Dagobert ſtand ſtarr und ſah vor ſich hin. — Dann lachte er wie toll auf, begann zu pfeifen und zu ſingen.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Bei der warmen Luft ward das Bild in wenig Tagen gefirnißt und getrocknet. Dagobert ſtellte es in den Rahmen, nahm einen Wagen und fuhr zu Petineau. —

Zwei Stunden ſpäter kehrte er zurück, einen großen Strauß Blumen auf der Bruſt. So trat er zu Madame, die in ihrem Stübchen ſtickte. —

Sie ſah ihn groß an und wendete ſich dann verächtlich weg. —

„Madame," und Dagobert trat näher. „Wollen Sie mir nur noch zwei Worte erlauben, — dann ziehe ich aus." —

„Was beliebt?!" —

„Ich werde mich nämlich verheirathen!" —

„Verheirathen?!“ Nini ſprang auf, ſie war leichenblaß die Arbeit entſank ihr.

„Ja wohl, Verehrte. Ich habe mein Bild ſehr theuer verkauft, für fünfzehntauſend Francs, habe überdem noch ſechstauſend Francs von früher erſpart, alſo habe ich Alles bis — auf die Frau. — Liebe Nini, ſchöne Nini, ſage, willſt Du mich heirathen?!“ —

„Dagobert, Menſch! Iſt das Ihr Ernſt?!“ —

„So wahr ich ſelig werden will, Nini, aber nie ohne Sie!“ —

Madame neigte das Köpfchen und faltete die Hände, als wenn ſie bete, dann hob ſie den Blick, lächelte und fiel dem Maler um den Hals.

„Sie ſchlechter Menſch, das hätten Sie gleich ſagen ſollen, dann wär' ich ſo böſe nicht geweſen, als Sie — ach, als Sie gar zu — zu liebenswürdig wurden!“ — —

Drittes Capitel.

Bald nachdem Dagobert Madame ſeinen Antrag gemacht hatte, verließ die muntere, drollige Nini mit den verführeriſchen Schultern den immerhin gewagten Wittwenſtand und ward Madame Nini Stolz. Dagobert trug kein Bedenken, ſich von einem katholiſchen Prieſter trauen zu laſſen, denn er war in Betreff des Glaubens nicht peinlich. Die Hochzeit ward eben ſo luſtig wie ſimpel gefeiert, denn Niemand war dabei, außer Benoni und Fergus, der ſeine Scheu vor den Menſchen ein wenig bei Seite ſetzte. Die jungen Eheleute ſchwelgten im ſiebenten Himmel der Wonne, und kümmerten ſich bei ihren Poſſen weder um die Pedanterien des Schotten noch die Melancholie Benoni's. —

Beim Anſchaun dieſes faſt kinderfrohen Glücks, das ſich um die abſtracten Ideale der Welt wie den tollen Taumel draußen nicht kümmerte, in ſich das A und O alles Genuſſes, aller Zufriedenheit und Freiheit hatte, empfand Benoni ſo recht ſchmerzhaft, wie leer ſeine Zukunft und zwar um Magda's willen ſei, wie entfernt das Weib ſeiner unſeligen Liebe von dieſem ſtillſeligen Genügen war, und faſt aufſchreien hätte er können vor Schmerz!

Dagobert, deſſen großes Atelier nunmehr zum Wohnraum der Familie hinzugezogen wurde, machte daraus mit Nini's Hülfe ein wahres Schmuckkäſtchen. Ueber dieſe ganze, ſchnell beendigte Umwälzung im Leben Madames wunderte ſich eigentlich nur Nicot, der nicht faſſen konnte, wie er zu einem Vater gekommen ſei.

Dieſe petite mariage erregte im Koloß von Paris nur geringe Senſation, ein anderes Bündniß dagegen ward um ſo mehr bekrittelt. Herr Petineau verheirathete nämlich mit vielem Gepränge ſeine Tochter Adele an den Grafen von Narbonne. Allerdings fand ſich's nachträglich, daß der edle Schwiegerſohn ungeheure Schulden hatte, doch ein Graf iſt nie zu theuer für eine Banquierstochter, beſonders wenn ſie die ſchwärmeriſche Schwachheit beſitzt, ihn auch noch wirklich zu lieben, wie die gute Adele that. Herr Petineau gab ihr acht Millionen Francs mit und ſicherte ihr eine Rente, Bontarel lachte wie ein Schalk, im Uebrigen kümmerte man ſich, bei der politiſchen Erregtheit der Zeit, bald genug auch darum nicht mehr.

Durch dieſe Alliance ward nun Papa Petineau langſam in's legitimiſtiſche Lager herübergezogen, träumte von Portefeuilles, Herzogen, Wappen und der grande cour, aber die Legitimiſten rümpften trotz allen politiſchen Vortheils doch ſehr die Naſen, und Graf Narbonne ward im Stillen nicht mehr für ganz voll angeſehen, einzig nur wegen Verſchlechterung des Bluts durch Racenkreuzung. — Dies zu verwiſchen, ließ ſich Narbonne doppelt durch agitatoriſche Geſchäftigkeit angelegen ſein. Hatte man doch auch die Herzogin von Berri nolens volens mit dem être en couche zu Blaye ertragen müſſen. —

Trübe, ſchmerzlich und gedankenvoll hatte ſich Benoni am Hochzeitstage Dagobert's auf ſein einſames Zimmer zurückgezogen. Vom Atelier des Malers herüber tönten helles Lachen, Geſang und die Accorde der Guitarre, verfolgten ihn mit ihrem Humor ſelbſt noch hierher, ach und unſäglich ſchwer ward ihm das Herz, als beneide er faſt dieſe glücklichen Menſchen! Er ſaß lange ſo, träumend, vor ſich hinſtarrend. Ein Klopfen an der Thür weckte ihn.

Es war Fergus, der gleichfalls dem kleinen Feſt den Rücken zugekehrt hatte und ihn aufſuchte.

„Wie kann man im Dunklen ſitzen, mein Freund?“ ſagte der Schotte. „Ich haſſe dieſes wüſte, öde Schwarz vor meinen Augen, das mir den Tod ſo ſichtbar macht. Stecken Sie Licht an!“ —

„Dies Dunkel,“ antwortete Benoni, „was Ihnen peinlich iſt, thut mir wohl. Gleich wie Sie mahnt es mich an's Chaos, an den Urzuſtand der Welt, in den ſie zurückſinken muß. Er hat aber wenigſtens das Tröſtliche, daß er das Ende aller Schmerzen iſt.“

Damit zündete Benoni das Licht an und bemerkte, daß der Schotte unter jedem Arme eine Flaſche Wein und zwei Gläſer trug, die er auf den Tiſch ſetzte. —

„Wir wollen hier für uns ein Feſt feiern, Miſter Benoni, nicht ſo toll wie die Leute da drüben, aber ein ſtilles Feſt der Freundſchaft, des Zutrauens und der Verſtändigung.“ —

Fergus ſchenkte die Gläſer voll, und Benoni ſetzte ſich ihm gegenüber.

„Wie ſo der Verſtändigung, Mac-Combich?“ —

„Sie ſollen mich und meine Motive kennen lernen, meine Abſichten und Vorſchläge anhören und annehmen, denn ich meine es gut und bin der Einzige, der im Stande iſt, Ihnen zu helfen!“

„Mir helfen?“ — Benoni lächelte bitter. —

Mac-Combich ſchien darauf nicht zu achten, lehnte ſich zurück und begann:

„Miſter Benoni, ich bin ſehr viel älter als Sie, habe unter allerlei Verhältniſſen und Menſchen, daheim wie in der Fremde, gelebt, viel Unglück erlitten, und es iſt wahrlich nur meine Schuld, wenn ich noch nicht auf dem Kirchhofe liege! — Ich war einmal arm und verachtet, trotzdem ich fleißig und befähigt war, kein Menſch bekümmerte ſich um mich. Ich wurde reich, hatte Glück, und dies Menſchengeſindel lief mir ſogleich nach. Einſt beſaß ich auch ein weiches Herz voll Mitgefühl und Theilnahme für Anderer Leiden, jagte, wie Sie und Magda, ach, wie ſo Viele, einem Ideale der Freiheit und des Menſchenglücks nach.

hatte ſogar ein Weib, das mich glühend liebte, mit dem ich glücklich war, — da kam das Schickſal, ſagte „Nein!" und nahm ſie mir! — Die Schuftigkeit der Menſchen, die Tücke des Zufalls, die finſtere Erfahrung meines Lebens hat mir von meiner Vergangenheit nichts, kaum die Erinnerung gelaſſen. Die allergrößte Zahl der Gattung homo iſt gemein, erbärmlich, verächtlich, dumm und ſchwach, oder eigenſinnig bornirt. Wenn man wirklich unter ihnen einmal ein Exemplar findet, das uns einigermaßen gleich iſt, wie lange hat man es denn? Ein Windhauch des Geſchicks, und man iſt von einander geriſſen, und der Reſt von Allem iſt nur Schmerz. Selbſt wenn man immer bei einander bliebe, Benoni, iſt es denn möglich, ſo übereinzuſtimmen, ſich gegenſeitig einander ſo congruent zu machen, daß man ganz in einander aufgeht? Das eben iſt ja das namenloſe Leid, daß man beim liebſten Freunde, am Herzen des treueſten Weibes ſich doch noch in ſich einſam, unverſtanden, eine Sehnſucht nach letzter innigſter Verſchmelzung fühlt, die aber niemals erreicht wird. Das wahre Glück, die rechte Freiheit iſt nie unter Menſchen zu finden, die entweder nur Beſtien oder Engel ſein wollen!" —

„Bei dieſem Reſultat können Sie ſich doch nur unendlich zerriſſen fühlen, Fergus!" —

„Nein, mein Lieber, im Gegentheil! — Als meine Erfahrung, meine Enttäuſchung mich von den Menſchen iſolirte, ſie meiden und verachten lehrte, führte ſie mich zugleich an das große Herz, den ewigen Brunnen der Natur. Mein Reichthum ward mir das Mittel, dieſelbe zu erforſchen, mich an ihr durch unmittelbares Anſchaun wie durch Studium der Autoritäten zu vergnügen. Je weiter ich kam, je froher, freier, glücklicher ward ich, zwiſchen mir, dem Kinde und der Mutter Natur war Solidarität und Frieden! Dies Glück Ihnen zu ſchaffen, habe ich oft Verſuche gemacht und erneuere ſie immer wieder, bis Sie zur Beſinnung kommen und mir folgen!" —

„Mac-Combich," und Benoni, ernſt, bewegt, reichte dem

Schotten die Hand, „ich danke Ihnen von Herzen. Ihr Beginnen iſt um ſo edler und ſchöner, als ich der letzte Menſch zu ſein ſcheine, um den Sie ſich bemühen.“ —

„Bei Gott, das ſind Sie!“

„Trotzdem aber will es mir ſcheinen, als wenn Sie an Ihrem eignen Dogma irre würden. Um Ihre Forſchungen auszuführen, bedürfen Sie ja der Menſchen doch wieder, weil Sie ganz für ſich allein eben ſo wenig das Weltmeer durchſegeln, wie Sie ein Werk, das nicht verfaßt iſt, ſtudiren können. Sagen Sie mir, Herr Miſanthrop, warum bei aller Iſolirung ſind Sie mit allen Gelehrten Ihres Landes, warum mit Arago bekannt, was macht Sie zu meinem Freunde, läßt Sie am Vorabend einer Revolution im dumpfigen Paris hocken. Ihrem Grundſatze gemäß wären die einſamen Pampas oder die Palmenwälder der Südſeeinſeln Ihr Eldorado aller Freiheit, wo Sie mit der Natur allein ohne Menſchenbeimiſchung ſich verſtändigen können! Beantworten Sie mir das, und ich will auch mein Herz mit allem Weh vor Ihnen ausſchütten.“ —

„Mein Freund, ich werde darum meinem Grundſatz nicht ungetreu. Ich verkehre mit den Menſchen nicht um ihrer ſelbſt willen, weil ich etwa mein Herz an Dieſen oder Jenen hänge, ſondern weil ſie die Mittel ſind, mich mit der Natur in nähere Verbindung zu bringen. Ich ſehe in Männern wie Davy und Arago, wie auch Sie ſind, das Sprachrohr, welches die Natur zur Selbſtoffenbarung ſich erwählte, und darum, weil mir dies das Höchſte iſt, was man hienieden erlangen mag, ſchmerzt mich bei dieſen Männern, bei Arago und nun bei Ihnen, jede Abirrung von dieſem wahrſten aller Ziele, Träger der Naturweisheit zu ſein. Daß ich in Paris bin, geſchieht, weil ich mich mit den hieſigen Koryphäen der Wiſſenſchaft vereinigen wollte. Daß dies bei der dummen Strömung der Zeit täglich unmöglicher wird, weiß ich und wäre längſt nach London zurück, hätte, wie Sie vorhin andeuteten, eine große Reiſe begonnen, um vielleicht — nie wiederzukommen, aber eine

Schwachheit hält mich zurück, eine große Schwachheit, doch ſie iſt — meine letzte!"

„Und welche?"

„Dieſe — recht ächt menſchliche Schwachheit," — und Fergus ſah den Freund wehmüthig an, „ſind Sie! — Ich ſehe einen jungen Mann von größter Anlage, der, ich ſag' es Ihnen feierlichſt, vielleicht die Welt mit dem Ruhm ſeiner Entdeckungen erſtaunen machen kann, ſich von der Heimath losreißen, nicht um der Wiſſenſchaft, der höchſten Krone des Lebens willen, der Anbetung Gottes in der Natur, ſondern um einem Mädchen nachzulaufen, das ihn wie eine Sirene in die Netze der politiſchen Parteikämpfe lockt, ſeh' ihn mit dem bunten, lungernden Pöbel der Utopie der Völkerfreiheit nachlaufen, die noch lange nicht die Freiheit des Menſchen iſt. Das, Miſter Benoni, und die Hoffnung hält mich, Sie dieſem tollen Treiben zu entrücken. O, folgen Sie mir in die große duftige Blüthenwelt, die ewigen, wundervollen Gärten der Tropen, wo der Schöpfer mit tauſend Zungen redet. Ach, auch ich war ſo lohend, ſo glühend voll Liebe und Freiheitsdrang wie Sie, — die Erfahrung hat mich aber gar zahm gemacht. Warum wollen Sie denn den trüben Reſultaten, welchen ich meine Weisheit verdanken mußte, nicht trauen, warum ſie ſelber durchmachen, nicht lieber mit ſiebenundzwanzig Jahren da im Erkennen anfangen, wo ich mit fünfzig Jahren ſtehe? O, es wäre beſſer für Sie und die Welt, mir aber eine Beruhigung; dann hätte ich doch nicht ſo egoiſtiſch-nutzlos gelebt, als es ſonſt ſcheinen will!"

„Mac-Combich, Ihre Freundſchaft zwingt mich, offen zu ſein. Ich will Ihnen Alles auseinanderſetzen, die Verhältniſſe meiner Familie zu der Turner'ſchen, meine Erlebniſſe, Anſichten und Entſchlüſſe für die Zukunft mittheilen, damit Sie wenigſtens den moraliſchen Grund meiner Handlungen kennen lernen und mich nicht blos des unmännlichen Nachgebens meiner verzehrenden Liebe beſchuldigen." —

Auf's Rückhaltloſeſte und Genaueſte theilte Benoni nun dem Freunde die Geſchichte ſeines Vaters, das Rencontre deſſelben mit Max und deſſen traurigen Ausgang, die Art ſeiner Erziehung, die Annäherung an Turners, den Kampf mit Franz und alle daraus entſprungenen Conſequenzen mit, die ſeine Trennung vom Vater, ſein Leben in Paris veranlaßt hatten.

„Ich fühle mit jedem Tage mehr," ſetzte er fort, „daß ich mit Magda nie glücklich werden kann, aber meine Liebe zu ihr iſt zu groß, um ihr den Rücken wenden, ſie wiederum den Händen dieſes Schurken Franz überlaſſen zu können. Habe ich erſt dieſen ſtolzen Frauengeiſt gebrochen, zum Eingeſtändniß ſeiner Unzulänglichkeit gebracht, iſt ſie erſt allen dieſen Sphären entrückt, in die Grenzen ihres Geſchlechts zurückgetreten und in Sicherheit gebracht vor Franz, dann, Fergus, werde ich meinem Entſchluſſe folgen, und wenn Sie mein Gefährte ſein wollen in der Wildniß und auf dem Ocean, werde ich das als ein hohes Geſchenk des freundlichen Geſchicks anſehen!" —

„Wie eitel und nichtig ſind doch meiſt die kühnen Berechnungen der Menſchen, Benoni! Auch Sie werden an den Ihrigen irre werden. — Daß Sie ſich von der übelangewendeten Gewalt Ihres Vaters frei machten, der Wiſſenſchaft und Ihrem Forſchertriebe zu Liebe, iſt recht, iſt eine freie That der Selbſterhaltung. Daß Sie dem Briefe von Magda's Mutter aber Folge leiſteten, war eine Schwachheit. Doch, ach, iſt die Liebe nicht immer ſchwach? — Ich ſehe mit tiefem Kummer, daß Sie ſich aus Edelmuth und Liebe aufopfern und ich Sie davon nicht abhalten werde, ich müßte Sie denn entführen. Magda wird nie in die ihr fremdgewordenen Grenzen ſtiller Weiblichkeit zurücktreten, Franz nie aufhören, Ihr bis zum Tode erbitterter Gegner zu ſein. Der Kampf zwiſchen Euch Beiden kann nur durch den Tod des Einen endigen, und bricht die Emeute hier aus, iſt das Geſetz der Geſellſchaft erſt umgeſtoßen, wird er genug Mittel finden, Ihr Leben anzutaſten! Wollen Sie mir verſprechen, Benoni, dieſem Mädchen zu entſagen, mir zu folgen und in der Natur fortan Ihr alleinig Glück zu ſuchen, ſobald dieſer Franz todt iſt?!" —

„Todt!! — Wenn er todt iſt?!“ —

„Ja. Einer von Euch wird fallen, das iſt die einzige Löſung des Kampfes!“

„Fergus, Ihre Worte klingen, als wenn der Mord hinter ihnen lauere.“

„Ich brauche Ihnen kaum zu ſagen, daß ich mich am meiſten gegen Blutvergießen empöre, aber wo die bürgerliche Ordnung gewichen, wo Nothwehr Pflicht iſt, wollen Sie abwarten, bis Sie ſein Opfer ſind?“ —

„Nun gut, wenn Franz unſchädlich geworden, Magda ſeinen verderblichen Einwirkungen für immer entrückt iſt, dann folge ich Ihnen!“

„Ich aber werde Sie von jetzt an begleiten, wohin Sie gehen. Mr. Turner ſoll finden, daß er es mit Zweien zu thun hat! Ich werde allen Ihren Windungen durch dieſe verrückte Zeit folgen, alle Ihre Parteimanöver mitmachen, im Uebrigen Alles bereit halten zum rechten Moment — der Abreiſe!“ — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —

Indeß wälzten die Begebenheiten mit allem Mechanismus eiſerner Folgerungen das taumelnde Frankreich der Revolution entgegen.

Das Monſtrebanquet zu Chateaurouge ward unter dem Jauchzen von ganz Paris abgehalten. Louis Philipp's wurde mit keinem Toaſte gedacht, man that, als ſei er bereits nicht mehr vorhanden, dagegen ließ man die Revolution von 1789 und 1830 in rauſchender Begeiſterung leben, das Wort „Volksſouverainetät“ tönte von jeder Lippe, und mit der Schilderung des Elends der arbeitenden Klaſſen, mit dem „Recht der Arbeit“, wurden die Faubourgs elektriſirt und verſtärkten durch ihre donnernde Zuſtimmung die furchtbare Partei der Oppoſitionellen!

Noch legte man, ſo erregt und erbittert man auch war, nicht Hand an das Beſtehende, zumal die Regierung in apathiſcher Unthätigkeit ſich zu keinem herausfordernden Schritte verleiten ließ, aber als nach Schluß der Deputirtenkammer im Auguſt die Abgeordneten in ihre Departements zurückgingen, ward das Beiſpiel von Paris nachgeahmt, und in ganz Frankreich wurden die Reformbanquette Tagesordnung, bei denen der Radicalismus den Vorſitz führte und die beſtehenden Verhältniſſe, der König wie das Miniſterium, auf's Wüthendſte angegriffen wurden.

Thiers, der mit der Eitelkeitswuth eines geſtürzten Miniſters die Haupttriebfeder dieſer ganzen Bewegung war, hielt ſich zurück, um ſich der neuen Zeit aufzuſparen, die er ſtets zu predigen befliſſen geweſen. In ſeinem Wahne begriff er nicht, daß er ſelbſt dem Königthum, deſſen Anhänger er doch ſo gut wie Guizot war, ein Ende bereite und die Bewegung, erſt von ihm gefördert, ihn endlich treulos ignoriren und andere Männer an die Spitze der Geſchäfte ſtellen werde.

Das Miniſterium mit dem König handelten unverantwortlich unklug gegen ſich ſelbſt, dieſem offenen Gebahren keinen energiſchen Widerſtand entgegen zu ſetzen und der Oppoſition Zeit zur Ausdehnung zu geſtatten. Man verließ ſich kindiſcher Weiſe auf die Kammermajorität, welche beim neuen Zuſammentritt des Hauſes unter den jetzigen Verhältniſſen ſich nur zum großen Schaden des Königs ändern mußte. Der Proceßſkandal Cubières' und Teſte's wie das Verbrechen Choiſeul-Praslin's ſteigerte zudem noch den Haß und die Verachtung der niederen Klaſſen gegen die Ariſtokratie und wurde ihnen eine fürchterliche Waffe gegen die Sittenloſigkeit der Zeit. —

Der alte Marſchall Soult, welcher bisher den Premier geſpielt, obwohl er nur Kriegsminiſter und Guizot der eigentliche Leiter der Geſchäfte war, nahm, unfähig bei ſeinem Alter länger in ſo drohender Zeit die Wucht des Portefeuilles zu tragen, ſeinen Abſchied, und Guizot, der Dorn im Auge der Nation, erfaßte allein das Ruder. — Dieſer Mann war entſchieden freiſinniger wie Herr Thiers, der aus Neid Oppoſition machte, aber Guizot konnte nicht einſehen, daß Grund zur Umwälzung der Charte vorhanden ſei. Er hatte recht, denn unter Louis Philipp waren die verfaſſungsmäßigen Einrichtungen ſtreng beobachtet worden und das Land erfreute ſich einer viel größeren Freiheit als je, während Napoleon durch ſeine Eroberungsgier, die Bourbonen durch den Bruch der Verfaſſung gefallen waren. Das Unglück Guizot's, zumal jetzt, war ſeine Unpopularität, ſo bedeutende Geiſtes- und Charaktergabe er auch hatte.

Unter immer finſterern Wetterwolken wurden die neuen Kammern, radicaler als je, vom alternden Ludwig im December eröffnet, und die Unklugheit, in der Thronrede die „zügellos blinden Leidenſchaften“ zu erwähnen, trug nicht wenig dazu bei, die Situation von vornherein zu verſchlimmern.

Dazu kam noch das geſpannte Verhältniß der conſtitutionellen Geiſtlichkeit und Monſignore Affre's zum König. So ergeben ihm dieſelbe ſonſt geweſen war, ihn unterſtützt und ſtatt der ſpecifiſch-römiſchen eine ſelbſtſtändig franzöſiſch-katholiſche Kirche in's Auge gefaßt hatte, wollte ſie doch nicht ihre Unabhängigkeit dem König opfern und ſträubte ſich eben ſo ſehr gegen den Cäſaropapismus, als ſie gewiſſen Inſinuationen St. Peters entgegengetreten war. Dies nicht zu berückſichtigen, ſchien eine der allergrößten Unklugheiten Louis Philipp's. — Die Gereiztheit gegenſeitig war ſo groß geworden, daß Affre, der längſt nicht mehr bei Hofe erſchien, beſchloſſen hatte, ſich im Namen des Clerus bei der Gratulationscour zum Namenstage des Königs nicht mehr wie früher zu betheiligen, da die Worte, welche er bei dieſer Gelegenheit das Jahr vorher an den König gerichtet hatte, von demſelben als unerhörte Beleidigung angeſehen worden waren.

Die Königin, mit Schrecken den Eclat vorherſehend, welchen das Wegbleiben des Clerus an dieſem Tage dem Publikum gegenüber hervorbringen mußte, ſuchte ſich mit Affre zu verſtändigen, und es gelang ihr, den König zu einer Privataudienz vorher zu beſtimmen, um eine Schlichtung dieſer böſen Geſchichte zu ermöglichen.

Dieſe Audienz erfüllte die Wünſche der Königin nicht, ſondern machte den Riß nur tiefer und heilloſer. Es fielen harte, leidenſchaftliche Worte.

„O, Herr Erzbiſchof," rief Ludwig zum Schluſſe des Geſprächs, „denken Sie daran, daß man mehr als eine Mitra zerbrochen hat!" —

„Das iſt wahr, Sir," ſagte Affre ſtolz und bleich, „aber möge Gott die Krone des Königs beſchützen, denn man hat auch ſchon viele Kronen zertrümmert!"

Der Prälat ging. — Das war ſeine letzte Audienz bei König Philipp. Sie ſollten ſich nicht wiederſehen.

Die Krone ward zertrümmert, — die Mitra blieb! Doch auch Affre's Stunde ſollte ſchlagen! —

Aechtes Liebesglück macht ſeine Theilhaber leicht ſelbſtſüchtig. Dies war um ſo mehr bei Dagobert und Nini der Fall, als ſie, was ihr Leben wenigſtens anbetraf, ziemlich realiſtiſche Menſchen waren, überdem an dem Parteitumult gar kein Intereſſe hatten, außer dem des Verdienſtes, welchen der Maler aus ihm ſchöpfte. So freundlich Dagobert Benoni geſonnen war, hielt er denſelben doch für einen unverbeſſerlich närriſchen Menſchen, mit dem nichts Reelles aufzuſtellen ſei, und der Gedankenſchwung Trautmannn's war ihm eben ſo fern, wie er auch nicht begriff daß ſich Jemand für die Sache der Freiheit, die Entwickelung der Menſchheit, für das allgemeine Wohl intereſſiren konnte. Meinte der Maler doch, daß Jeder mit ſeinem eigenen Wohlergehen vollauf zu thun habe und eine Minute Genuß beſſer ſei, als ein Jahr lang ideale Grillen zu fangen. Daher zog er ſich mit dem Moment ſeiner Verheirathung von ſeinem deutſchen Freunde immer mehr zurück, zumal derſelbe nunmehr ſeiner Führung entbehren konnte und in die Hauptcoterien der Parteien eingeführt war.

Das Banquet von Chateaurouge am 9. Juli mitzumachen, war von Magda beſchloſſen worden. Sie wollte mit der Mutter unter den Zuſchauern auf der Tribüne Platz nehmen, um dies großartige Feſt der Oppoſition ganz überſchauen zu können, Benoni und Fergus, der ihm fortan mit aller Stoa und Zähigkeit ſeiner Nation folgte, trafen Anſtalt, am Mahle ſelbſt Theil zu nehmen.

Dieſem Plane ward durch ein bedenkliches, längeres Unwohlſein der Madame Turner ein Ende gemacht, und Magda mußte es den Herren allein überlaſſen, das Feſt zu beſuchen.

Auf dem Banquet traf Benoni natürlich eine Menge Bekannte aus den Kreiſen Petineau's und Arago's. Unter der wogenden Menge von Köpfen bemerkte er aber auch — Franz, der Arm in Arm mit Cabanon, dem Ouvrier, der als Ordner ein rothes Band trug, die Tafelreihe entlang ging und die Anweſenden muſterte.

Benoni ſtieß leiſe Fergus an.

„Betrachten Sie die beiden Männer, die untergefaßt unſere Tiſche links heraufkommen. Der ohne Abzeichen iſt Franz!“

Darauf wendete er ſich rechts hin und that, als bemerke er die Kommenden nicht.

Der Schotte nahm ruhig ſein Augenglas, blickte muſternd über die Tafel, dann wendete er ſich langſam nach links und heftete gleichgültig ſein Auge auf die Näherkommenden. Hierauf nahm er das Glas fort und wiederholte ſeine Beobachtung auf der entgegengeſetzten Seite, indem er flüſterte: „Wir kennen uns nicht, Benoni!“ —

Cabanon erhielt von Franz, der des Gegners nunmehr auch anſichtig geworden, einen Wink. Beide näherten ſich raſch.

Cabanon legte kräftig die Hand auf Trautmann's Schulter.

„Ei, auch hier, mein Herr Reiſegenoſſe? Das war übrigens, Ihren Geſinnungen zu Folge, zu erwarten. Warum haben Sie meine Einladung nicht benutzt und kamen an den bezeichneten Ort?“ —

Franz lächelte Benoni höhniſch an.

„Ich bedaure, mein Herr,“ ſagte Benoni kühl, „daß ich bisher nicht die nöthige Zeit gewann, indeß werde ich mein Verſprechen halten, ſobald es angeht. Doch ſelbſt wenn ich nicht Ihrem Wunſche Folge leiſte, bin ich darum kein geringerer Freund wahren Volkswohls!“ —

„Ich wage das nicht zu bezweifeln,“ ſagte Cabanon, „doch iſt Volkswohl ein ſo weiter Begriff, daß ihn auch

Herr Louis Philipp ſogar auf ſeine Standarte zu ſchreiben die Naivetät hat. Es wäre gut, wenn Sie Ihr Programm beſtimmter formulirten. Ich werde übrigens nicht verfehlen, mir baldmöglichſt von der Art Ihrer Geſinnungen Kenntniß zu verſchaffen, ſeien Sie verſichert, daß das Volk ein Auge auf alle zweideutigen Anhänger hat und ſie bei Gelegenheit einer Controle unterwerfen wird!" —

„Mein Herr," und Benoni erhob ſich ſtolz, „ich erkläre Ihnen, daß ich jede Drohung verachte! Wenn die Geburt der Freiheit mit Maßregeln beginnt, die eher einem Polizeiſtaat geziemen, ſo thut mir dies arme Frankreich leid. Jeſuitiſche Mittel beſchmutzen auch die beſte Sache! Ich empfehle mich Ihnen!" —

„Ei, Verehrter, dieſe rhetoriſche Wendung ſoll uns nicht abhalten, ein Auge auf gewiſſe Leute zu haben. Wir ſehen uns wieder, eher als Sie wohl ſelbſt vermuthen. Bis dahin werden Sie gut thun, über meine Einladung zu ſchweigen, die ich Ihnen gab, als ich Sie vorſchnell für beſſer hielt, als Sie zu ſein ſcheinen!" —

Damit entfernten ſich Beide. Als Benoni ſich überzeugt hatte, daß Cabanon und ſein lauernder Begleiter weit weg waren, redete er Fergus engliſch an.

„Was ſagen Sie zu dieſer Nichtswürdigkeit?" —

„Sie werden ſich immer tiefer in dieſe Parteiintereſſen verwickeln, und Mr. Franz, der einen Schädel hat, welcher jeden Galgen zieren würde, hat augenſcheinlich den Delegirten an Sie gehetzt, und Sie werden ihn wahrſcheinlich nicht eher los, als bis Sie ſeinen Intentionen folgen. Ich bin gut dafür, daß, wenn Sie nicht auf dem Banquet erſchienen wären, dies noch mehr Grund abgegeben hätte, Ihnen zu mißtrauen."

„Und was iſt zu thun?"

„Da Sie Ihrer Liebe und Ihrem Werke, Magda zu befreien, nicht untreu werden wollen, müſſen Sie, ſtatt der Strömung zu widerſtehen, ſich von ihr treiben laſſen. Ein Kampf zwiſchen dem Gegner und Ihnen iſt doch unausbleiblich. Ich rathe Ihnen alſo, ſuchen Sie dem Unverweiblichen nicht auszuweichen, rücken Sie dem Schuft vielmehr ſcharf auf den Leib und zerſtören Sie ſeine Machinationen. Fergus wird Sie begleiten, und zwar — den Revolver in der Taſche! Gott verdammt, ich habe einen unbezwinglichen Kitzel, den Puffer gegen dies Bagnogeſicht abzudrücken, doch man muß erſt den Moment der Blöße bei ihm abwarten.“ —

Das Banquet ging vorüber, ohne daß Benoni weiter beläſtigt wurde.

„Ich darf nicht zurück, darf nicht fortgehen, um Magda's willen!“ murmelte er, als ſie nach Hauſe ſchritten; „dieſer Halunke hat mich bei der liberalen Partei zu verdächtigen gewußt. Einer von uns Beiden, das iſt die Loſung!“ —

— — — — — — — — — — — — —

Frau Turner's Unwohlſein war ein nervöſer Anfall von höchſt drohender Art. Wiewohl die Mutter, ſeit die Familie in Paris lebte, ſich ſtets kränklich gefühlt, kam dieſer plötzliche Anfall doch Magda ſehr unverhofft. Um ſo mehr hatte ihn die Leidende vorausgeſehen.

Die vielfachen Wechſelfälle, Beängſtigungen und trüben Stunden ihres Lebens hatten dieſe ſonſt kerngeſunde, ziemlich ſenſuelle Perſon mit der Zeit immer reizbarer, nervenſchwacher gemacht. Dies war beſonders Franz gegenüber ſehr bemerkbar geweſen. Seit der Kataſtrophe von Alt-Hayde und dem endlichen Ableben ihres Mannes war dieſe Umänderung noch deutlicher hervorgetreten und zugleich eine gewiſſe ängſtliche Heimlichkeit, eine Melancholie, die unerklärlich ſchien, es ſei denn, daß eine geheime Schuld, die Ueberzeugung eines unverwiſchbaren moraliſchen Fehltritts, eine ewige Gewiſſensangſt ſie martere. Dieſes eigenthümliche Benehmen ſchien wohl ſpäter etwas gewichen zu ſein, als ſie mit Franz zufriedener, über ſeinen Charakter beruhigter war. Als ſie aber Deutſchlands Boden verlaſſen hatte und ſich ganz in des Sohnes Gewalt fühlte, brach dieſe angſtvolle, nervöſe Stimmung ihrer Seele wie ihres Körpers mehr denn je hervor und erreichte in dem Moment, wo ſie Franz mit Magda überraſcht hatte, ſie ſich von demſelben durchſchaut, ihm ohnmächtig anheimgegeben ſah, in voller Gewalt aus und drohte faſt ihren Verſtand zu zerrütten. Daß dieſes nicht geſchah, ſie ſich vielmehr mit krampfhafter Energie zu dem Entſchluß zu erheben vermochte, Benoni zu Hülfe zu rufen, entſprang aus dem Triebe der Selbſterhaltung, — dem mütterlichen Inſtincte: ihr Kind, ihre Tochter, vor dem Gräßlichſten zu bewahren. Er lieh ihr Kraft, auszuhalten, bis die Stunde der Erlöſung ſchlage. Benoni kam, und die Freude, in ihm einen Schützer, den längſt erwählten Sohn zu ſehen, die Genugthuung, Franz aus ihrer Nähe verbannt zu wiſſen, ſchien wohlthätig auf die Mutter zu wirken. Doch war dies nur eine trügeriſche Ruhe, ein eingebildetes Glück, denn ſie ſah zu bald, daß die Differenzen zwiſchen Magda und Benoni die alten ſeien, beide Gegner einander wie ehemals zu Alt-Hayde, nur rückſichtsloſer jetzt bekämpfen würden, und kannte Franzens Charakter zu gut, um nicht überzeugt zu ſein, daß er an Benoni, vielleicht auch an ihr, für ſeine Entfernung erbittertſte Rache nehmen werde, ſobald er irgend die Gelegenheit habe. — So wenig ſie im Ganzen eine Vorſtellung hatte, welcher Kriſis Frankreich entgegenging, ahnte ſie dieſelbe doch und war bald genug darüber in einer Weiſe aufgeklärt, die ſie zur Verzweiflung brachte.

Es ſchien nämlich Franz ein diaboliſches Vergnügen zu gewähren, ein vorläufiger Theil ſeiner Rache zu ſein, ihr Drohbriefe zugehen zu laſſen, deren anonymen Verfaſſer ſie an der Handſchrift bald genug erkannte. In dieſen Briefen ward ihr in erbarmungsloſeſter Weiſe mit der Veröffentlichung des Inhalts des bekannten Käſtchens wie mit ſeiner Rache gedroht, die ſie und Benoni bei einem Aufſtand, wo das Geſetz keine Kraft habe, treffen ſollte. Mit Schaudern dachte ſie an einen ſolchen Zuſtand, an das gewiſſe Schickſal Magda's, welches ihr in all' ſeiner gräßlichen Nacktheit vorſchwebte. Je weniger ſie ſich nun in ihrer Angſt mittheilen durfte, je größere Verſtellung es erheiſchte, ihren innern Zuſtand vor Magda zu verbergen, deſto entſetzlicher wurde er. Dieſem geſteigerten Seelenleiden vermochte endlich ihr überſpanntes, ſtets oſcillirendes Nervenſyſtem nicht länger zu widerſtehen, ihr Zuſtand glich einem moraliſchen Todeskampfe, um ſo verzehrender, je heimlicher er war. Er war die Urſache, welche Magda von dem Banquet zurückhielt, da vor Allem der Mutter Ruhe Noth zu thun ſchien.

Der Anfall aber, welcher Frau Turner Mitte September wirklich feſt auf das Krankenbett warf, hatte für Magda etwas ebenſo Unerklärliches wie Geſpenſtiſches. Sie fand nämlich, als ſie eines Nachmittags auf eine Stunde ausgegangen war, um in Begleitung ihres Dienſtmädchens einige dringende Einkäufe zu machen, die Mutter bei offener Thür neben ihrem Bett zuſammengebrochen, in Fieberſchauern, im Zuſtande höchſter Exaltation und Entſetzens.

Magda brachte die Bebende, Schluchzende zu Bett, das Dienſtmädchen eilte zu einem Arzte, dann zu Benoni. Mit Bitten und Thränen drang die erſchreckte Tochter in die Kranke, ihr die Urſache dieſes plötzlichen, ſchrecklichen Zufalls zu erklären. Sie fragte dieſelbe, ob etwa gar Franz dageweſen ſei, ließ ſie ſogar merken, ſie argwöhne, ein Geheimniß belaſte das Herz der Mutter. Doch Frau Turner ſchwieg hartnäckig, ſagte, Franz ſei nicht dageweſen, machte allerlei Ausflüchte, Magda's drängenden Fragen zu entgehen, gerieth dabei aber in ſo geſteigerte Affecte und nervöſe Schauer, daß die Tochter, wollte ſie nicht Alles befürchten, von jeder Erklärung abſtehen mußte.

Kaum war das Mädchen nach dem Arzte fort, ertönte die Schelle und ein Doctor, Namens Denaveau, erſchien, der unten bei des Portiers krankem Kinde geweſen war und vom herabkommenden Dienſtmädchen gehört hatte, Madame Turner ſei unwohl.

Das Ausſehn des kleinen Mediciners, mit kahlem Haupt und ſcheuem Blick, ſtieß Magda im höchſten Grade ab. Gleiche Wirkung ſchien er auf die Mutter auszuüben. Doch wer ſtudirt in der Noth des Helfers Phyſiognomie? —

Freundlich, ohne viele Worte zu machen, verſchrieb der Arzt ein Recept, verſprach am andern Morgen wiederzukommen, gab für den Nothfall ſeine Adreſſe ab und ließ die Arznei ſogleich durch den Portier beſorgen. —

Das Mädchen war, da ſie ſo bald einen Arzt gefunden, weiter zu Benoni geeilt. Leider fand es denſelben eben ſo wenig wie Mſtr. Fergus zu Hauſe, und nachdem ſie bei Nini hinterlaſſen, Madame Turner ſei plötzlich erkrankt, eilte ſie wieder zurück. Benoni und Fergus, die einen botaniſchen Ausflug gemacht, kamen indeß ſo ſpät erſt nach Hauſe, daß ſie füglich die Damen nicht mehr beläſtigen konnten. In höchſter Unruhe ſah Benoni dem andern Tage entgegen.

Der Zuſtand Frau Turner's wurde denſelben Abend, namentlich in der Nacht, wahrhaft beängſtigend, ſie phantaſirte. — Sie nannte ihre todte Mutter, verdammte Franz, dann ſprach ſie von Poſa oder einem Herrn Holk, oder auch von ihrem ſeligen Manne, den ſie um Verzeihung bat. Dann ſtand ihr das Gefängniß vor Augen, bald war ihr Mann darin, bald ſie, dann ſchoß ſich Franz mit Benoni und die Väter ſtanden lachend dabei. Endlich ſah ſie einen wilden Haufen Magda von ihrer Seite reißen. —

So ſehr ſich Letztere auch bemühte, aus dieſen abgeriſſenen Worten und Tönen ein Ganzes zu bilden, Einblick in das zu gewinnen, was als unſeliges Geheimniß auf dem Herzen der Leidenden laſtete, konnte ſie aus alledem doch nicht klug werden. So viel ſchien aber gewiß, daß Franz in dieſem dämoniſchen Drama der mütterlichen Seele eine Hauptrolle ſpiele, der kummervolle Sinn der Leidenden beſonders auf Magda gerichtet war und der alte, nie enden wollende Familienhaß die eigentliche Quelle ihrer Leiden ſei. Zugleich ſchienen Vorgänge und Perſonen, welche vor Magda's Geburt datirten und derſelben unbekannt waren, ſich mit Franz und Benoni zu verweben. Doch war's wohl nur das wilde, phantaſtiſche Spiel des wirren Geiſtes der Kranken, welcher ungehörige Dinge, Gegenwart und Vergangenheit unlogiſch bunt durcheinander warf.

Magda brachte die Nacht wachend an dem Bette der

Mutter zu, und nachdem man den Arzt noch einmal geholt, verſchrieb er eine neue Arznei.

Gegen Morgen, etwa um fünf Uhr, ſchienen die fieberhaften Träume nachzulaſſen, Frau Turner ward ruhiger und ſchlief eine Stunde.

Als ſie erwachte, ſah ſie ſich ängſtlich und beſorgt um, dann lächelte ſie Magda matt an und drückte krampfhaft ihre Hand.

„Laß Perette hinausgehen, ich muß mit Dir ſprechen!“ — Magda gab dem Mädchen einen Wink, welches ſich darauf in's Vorzimmer entfernte.

„Riegele leiſe ab, Magda!“ —

Die Tochter folgte der Aufforderung und trat wieder zu ihr.

„An der Kette um meinen Hals hängt ein Schlüſſel, mein Kind, nimm ihn ab. — Ich werde Dir dann ſagen, was Du zu thun haſt.“ —

„Aber, liebe Mutter, quäle Dich doch jetzt nicht mit dergleichen Dingen, Du verſchlimmerſt nur Deine Krankheit!“ —

„Rede mir nicht dagegen! Es muß jetzt geſchehen. Bald dürfte es zu ſpät ſein. Nimm raſch den Schlüſſel ab!“ —

Magda that, wie ihr geſagt. —

„Dieſer Schlüſſel, Magda, ſchließt die kleine Thür des mittelſten Fachs meines Schreibtiſches.“ Sie zog Magda, ſcheu um ſich blickend, näher zu ſich heran und ſetzte leiſe ihre Rede fort.

„Dort, Magda, wirſt Du ein Packet finden, das Deinen Namen trägt. Es ſind geldwerthe Papiere drinnen, ſie ſind Dein. Verbirg ſie an Deinem Körper, hörſt Du, aber gleich, ſonſt, ſo wahr Gott ſich meiner erbarme, wird man es Dir nehmen! — Daneben liegt mein Teſtament, laß es unberührt. In ihm iſt dieſe Summe nicht aufgeführt, ſie iſt nicht mehr da, verſtehſt Du mich wohl?!“

„Ja, meine Mutter!“

„Ich ſage Dir das, weil Franz das Teſtament anfechten, Dich berauben wird, damit Du ganz machtlos ſeieſt.

Er ſteht mit — o Gott, mit ſo viel ſchlechten Menſchen im Bunde! — Dann — iſt da — noch etwas, — ein Käſtchen! Bring' es mir!"

Magda, eben ſo überraſcht wie bänglich beklommen, leiſtete Folge. Sie fand die benannten Gegenſtände, nahm das Käſtchen ſowie ein vielfach verſiegeltes Packet, von der Form eines ziemlich ſtarken Briefes, und brachte Beides vor das Bett.

Die Mutter griff mit fieberhafter Haſt nach dem Käſtchen und verbarg es unter ihrem Kiſſen.

„Aber warum verbirgſt Du das Käſtchen?" —

„Ich muß, damit Niemand darum weiß! Wenn ich — ſterben ſollte, Magda, ehe ich Dir ſeinen Inhalt entdeckt habe, ſo — nimm es und verzeihe Deiner armen Mutter! Bring' Dein Geld in Sicherheit! Gleich hier! Steck' das Päckchen in Dein Kleid! Nein, verbirg es lieber auf der Bruſt!" —

Magda, ſchon um der Leidenden allen Willen zu thun, ihre grenzenloſe Angſt zu vermindern, verbarg, über die Mutter gelehnt, das Geld auf ihrer Bruſt. Die Kranke war ihr mit liebender Haſt dabei behülflich.

Da verſuchte Jemand von außen die Thür zu öffnen.

„Siehſt Du," flüſterte bleich die Mutter, „wie wir bewacht ſind? — Rege Dich nicht! Sage, Du habeſt abgeriegelt, weil ich eingeſchlafen ſei!" —

Nach fruchtloſem Verſuch ſchien die außenſtehende Perſon ſich zu entfernen.

„O, traue Niemandem," flüſterte die Kranke, „als Deiner Klugheit und Benoni's Liebe. Der Doctor, das Mädchen, der Portier, Alle ſtehen in — in Franzens Sold! Wenn ich ſterben muß, ſo mach', daß Du von hier, daß Du von Paris fortkommſt. Gefahr, Schande oder Tod erwartet Dich, o folge Deiner Mutter, mein einzig liebes Kind!!" —

„Liebe Herzmutter, Du reibſt Dich ganz auf dabei, werde doch ruhiger! Wenn Dein Herz irgend etwas belaſtet, theile mir's mit. Die Tochter wird Dir mit treuer Liebe alles Schlimme tragen helfen. Wir ſind ja nicht ſchutzlos. Benoni, Fergus, ſelbſt Dagobert werden ſich unſer annehmen. O, ſprich Dich aus, beruhige Dein Herz, wie das meine!“ —

„Nein!“ ſagte die Mutter leiſe, aber mit einer verzweifelten Wildheit, — „eine Mutter kann ihrem Kinde das nicht geſtehen! Schweig’, laß mich! Eh’ nicht der Tod mir auf den Lippen ſitzt, zwingt mich keine Macht der Erde zum Geſtändniß! — Geh’, entriegele die Thür und laß Dein Erbe nicht ſehen!“ —

Dies hatte ſie mit einer ſo exaltirten Strenge geſagt, daß Magda nicht zu widerſprechen verſuchte. Sie überzeugte ſich, daß das Papier auf ihrer Bruſt in Sicherheit ſei, dann öffnete ſie die Thür.

Perette war draußen.

„Wollteſt Du vorhin eintreten?“

„Ach, mein Gott — ja, Fräulein! Ich glaubte zu hören, wie Madame phantaſirte!“

„Wie haſt Du das hören können? Haſt Du gehorcht?“ —

„Ach nein! Wahrhaftig nicht! O, wie können Sie das von Peretten denken, Fräulein! Nein, ich — ich glaubte nur einen Schrei zu hören!“ —

„So? — Du irrſt. Mama ſchläft und ich riegelte ab, damit man ſie nicht ſtöre. Geh’ auf Dein Zimmer!“ —

In Perettens Benehmen lag Verlegenheit, Argwohn und Neugier zugleich.

Magda ward ſtutzig. — „Was geht hier vor? — Von Spionen umgeben? Alles ſteht in Franzens Solde? — Was muß das für ein Geheimniß ſein, das eine Mutter aus Angſt und Scham bis zur Todesſtunde aufſpart? — Welche Genoſſen hat Franz?“ —

Es giebt Inſtincte in unſerer Seele, die, wenn auch der Verſtand keine Gefahr ſehen und begreifen kann, uns mit jähem Schreck vor etwas aufrütteln, mit unwiderſtehlicher Gewalt die Waffe in die Hand preſſen, die alle Hülfsmittel zu concentriren ſuchen, welche uns vor jeder ſchlimmen Möglichkeit zu ſchützen im Stande ſind.

Das erſte Zufluchtsmittel, Benoni, war Magda wohl gewiß, doch konnte er eben ſo wenig immer um ſie ſein, als die Entfernung ſeiner Wohnung eine Communication erſchwerte, beſonders wenn Perette untreu war, wie es allen Anſchein hatte. Der Mutter Aeußerung, das Teſtament werde angefochten werden, wie die Anſtrengungen des Bruders, ſein altes Recht auf ſie geltend zu machen, Benoni von ihr zu verbannen, ja ſie vielleicht in die engſten Feſſeln willenloſeſter Abhängigkeit zu ſchlagen, ſchwebten ihr ſchreckhaft vor. Welche Mittel der Vertheidigung hatte ſie noch? — Bontarel! Bontarel's Karte fiel ihr ein! Sie wußte nicht warum, aber ſie ſuchte dieſelbe hervor und ſteckte ſie in ihr Notizbuch, das ſie ſorgſam bei ſich behielt, denn es enthielt zugleich den Paß und andere Legitimationspapiere. Wenn ſie den möglichen Fall dachte, daß Gewalt an ihr ausgeübt werden könnte, kam ein Grauen, aber auch eine Pantherwuth über ſie, und ſie war heroiſch genug, ſich mit Aufbietung aller phyſiſchen Kräfte vertheidigen zu wollen.

Dieſe Betrachtungen verſetzten Magda in einen immer extatiſcheren Zuſtand, dem nur durch das Erſcheinen Benoni's ein Ende gemacht wurde.

Sie theilte ihm alles Wiſſenswerthe über der Mutter Zuſtand mit, doch verſchwieg ſie ihm diejenigen Anzeichen, welche auf das ihr ſelbſt noch unbekannte Geheimniß der Kranken deuten konnten. Hingegen ſchien es ihr nothwendig, dem Freunde Perettens ſonderbares Benehmen, der Mutter Befürchtungen betreffs Franzens und der ihm etwa verbündeten Leute auseinander zu ſetzen.

Benoni war über Letzteres frappirt genug und brachte es natürlich mit Cabanon's Benehmen beim Banquet in Verbindung, obwohl er nicht begriff, wie Madame Turner davon eine Ahnung haben könne.

Als Magda ihm von der krankhaften Phantaſie der Mutter erzählte, fragte ſie, ob Benoni's Vater früher vielleicht Aeußerungen über einen Herrn Holk oder Poſa gethan habe? —

Der junge Mann fuhr auf. —

„Magda, wahrſcheinlich beſchwor die krankhafte Erinnerung dieſes Andenken. Ich glaube nicht, daß dieſer Mann ſpäter zu Ihren Eltern in irgend einer Beziehung geſtanden hat. So viel weiß ich aber durch meines Vaters Erzählungen, daß dieſer Menſch, Holk, oder unter den Studenten „Poſa“ genannt, einſt Univerſitätsfreund Ihres Vaters war. Er iſt's geweſen, deſſen Verrätherei denſelben der Regierung überlieferte und ihm das langjährige Gefängniß hauptſächlich zuzog. Mein Vater erfuhr dies aus damaligen Briefen des Herrn von Tettenborn, eines Freundes, der jetzt bei Hofe chargirt iſt, zur Zeit aber Hauptmann in Breslau war. Dieſer Holk verſchwand endlich, nachdem er Ihren verſtorbenen Vater angegeben hatte, wohin, weiß kein Menſch. Man hat ihn ſpäter wenigſtens nicht mehr geſehen. Jedenfalls iſt ſeine Perſon aber nur ein Hirngeſpinnſt der Leidenden. — Bei der Lage der Dinge iſt's entſchieden nöthig, daß Sie mit der Kranken nicht mehr allein ſind. Aus naheliegenden Gründen wäre meine Anweſenheit unſchicklich, auch würde dieſelbe Franz nicht abhalten, ſein Erbſchaftsrecht geltend zu machen und als Sohn im letzten Momente ſich zu nähern. Ich werde daher Madame Nini bitten, daß ſie Ihnen Geſellſchaft leiſte. Die vortreffliche Frau thut es gewiß, und ich werde täglich ein- oder zweimal kommen, um zu ſehen, wie die Sachen ſtehen. Jetzt am wenigſten ſoll Sie meine Liebe im Stiche laſſen, Magda!“ —

Magda reichte ihm innig dankbar die Hand.

Madame Turner erwachte bald darauf aus ihrem Schlummer, und als ſie Benoni's Anweſenheit erfuhr, wollte ſie ihn ſehen. Sie empfahl ihm flehentlich die Tochter, hörte mit Genugthuung, daß Magda nicht allein mit ihr bleiben ſollte, und Benoni ſchied mit dem Verſprechen, Nachmittag mit Nini wiederzukommen. —

Er hielt Wort. — Die liebenswürdige kleine Malerin, von Mitleid erfüllt, gab mit Dagobert's Einwilligung ihr Verſprechen, Magda während der Mutter Krankheit zu unterſtützen, ließ ihr junges Eheglück im Stich und quartierte ſich bei derſelben ein. —

Magda und Madame Nini pflegten die Kranke mit höchſter Sorgfalt. Kein Tag verging, an dem Benoni nicht durch ſeine Gegenwart Madame Turner Troſt zu bringen ſuchte. Anfänglich hatte Magda zuverſichtlich auf Geneſung gehofft, doch nach wenigen Tagen zeigte ſich's, daß die Mutter hoffnungslos ſei. Ein Nervenfieber diente dieſen ewigen Erregungen und Schrecken der letzten Zeit zum Ausgangspunkt und führte die unglückliche Frau mit Rieſenſchritten ihrer Auflöſung entgegen. Apathiſche Stumpfheit wechſelte mit wilden Delirien, und ſelbſt die wenigen Augenblicke, in welchen die Kranke fieberfrei zu ſein ſchien, wurde ſie von eingebildeten Schrecken und inneren Qualen gemartert.

Der Arzt zuckte die Achſeln, Benoni, ſtumm und trübe, hatte endlich Magda auf den immer näher kommenden Verluſt vorbereitet. Die gute Nini bot ihr tiefbewegt für dieſen Fall ein Aſyl bei ſich an, um ſie nicht einſam und ſchutzlos zu laſſen. Magda umarmte Nini unter Thränen. — — — — — — — — — — — — — — —

Madame Turner lag bleich und zermartert auf ihrem Schmerzenslager und fühlte, daß jetzt der Tod grinſend vor ſie hintrat. — In einem fremden Lande mußte ſie nach dem Willen des Schickſals ihre irdiſche Laufbahn beſchließen. Bald ſtand ſie vor dem großen Richter der Seelen, betrat das Reich der Geſchiedenen! —

Wie wird das Urtheil Deines Lebens lauten? fragte ſich ihr geängſtigtes, ächzendes Herz.

Schuldig, ſchuldig! — kreiſchte das Gewiſſen. — Der Schatten des geliebten, todten Mannes ſchien ſich in jenen Sphären verächtlich von ihr abzuwenden! — — — — — — — — — — — — — — — — —

„Magda! Magda!“ ſchrie ſie auf. —

„Mutter, um Gottes willen, was iſt Dir!“ —

Magda und Nini waren zu ihr geeilt.

„Ah, ſeid Ihr Beide da? Gott ſegne Euch. — O, bitte Madame, daß ſie nach Hauſe eilt, Benoni, Fergus und ihren Mann zu holen! Je mehr Freunde, deſto beſſer. Bitte ſie recht darum, ich habe ihnen noch ſo viel zu ſagen!“ —

Das Geſicht der Mutter verrieth den anbrechenden Ringkampf mit der unbarmherzigen Habgier des Todes.

Am ganzen Leibe zitternd, bat Magda Madame Nini, dem Wunſch der Leidenden zu willfahren, welcher der letzte zu ſein ſchien. In wenig Augenblicken verließ die Frau des Malers das Haus, Peretten befehlend, nach dem Arzt zu laufen.

„Magda, ſetze Dich dicht zu mir heran. Wir müſſen Abſchied von einander nehmen! — Nein, weine nicht, bevor Du nicht weißt, ob der Verluſt Deiner Mutter — der Thränen werth iſt. — Höre mir ſtill zu, und dann, — wenn Du Alles weißt, — die Tiefe meiner Schuld bemeſſen kannſt, ſollſt Du mir ſagen, ob Du mir verzeihen magſt. Dein Urtheil wird mir ein Vorſchmack Deſſen ſein, was mich — droben erwartet! — — — — — — Als junges Mädchen war ich leichtſinnig, — ohne Erziehung und arm. Meine Mutter war hart, roh und gewinnſüchtig, — Gott verzeih' ihr, was ſie mir that! — Ach, mein Sinn richtete ſich immer auf Glanz, Ehre, Reichthum und Tand! — Dein Vater verliebte ſich in mich und hatte mir die Ehe verſprochen, — falls — ich Mutter würde. — Ich bin gewiß, er hat es ſtets ehrlich mit mir gemeint, aber ſein reicher Onkel, — den er beerben ſollte, hatte ihm eine reiche Partie zugedacht. — Die Zeit meiner Entbindung kam, ach, ich hatte weniger Furcht vor dem unglücklichen Ausgang derſelben, als daß der Verluſt meines Kindes — auch den Verluſt des — Geliebten nach ſich ziehen würde. Meine Mutter wußte mir dies ſo begreiflich zu machen, daß ich zu Allem —, ſelbſt zum Schlechten fähig wurde, — mir Deines Vaters Liebe zu erhalten. — Ich ward entbunden, Magda, — — das Kind war todt!“ —

„Todt? Mutter, todt?!“ fuhr Magda bleich empor, „und Franz?!“ —

„Erbarme Dich, Magda, geh' mit Deiner ſterbenden

Mutter nicht in's Gericht!! — O, im Entſetzen darüber, in der Angſt, Dein Vater wende ſich von mir, — Gott, mein Gott, — betrog ich ihn! Es ſchnürt mir die Bruſt zu! — Ein Freund Deines Vaters, Holk oder Poſa, wie ſie ihn nannten, ein Schurke ohne Gleichen, brachte uns ein anderes Kind. — Es war ſein eignes und ſchon faſt drei Wochen alt, — aber Dein Vater merkte es nicht, — die Frau, welche mich entband, war auch beſtochen, und wir ließen das Kind taufen, es war — Franz!!“ —

Eine furchtbare Pauſe erfolgte.

Magda war ſtarr, blutlos, — wie wenn ſie von dem Ungeheuren, was auf ſie hereinbrach, verſteint worden!

Die Sterbende griff krampfhaft nach der Tochter Hand, die ſie ihr regungslos überließ, und preßte dieſelbe an ihre keuchende Bruſt.

„Und mein Vater ſtarb und wußte nicht darum, Mutter?! Haſt Du ihm niemals Licht darüber gegeben, auch nicht nach jener Kataſtrophe in Alt-Hayde, wo nur ein Wort von Dir genügte, Franz zu entlarven, mir, der Argloſen, die wahre Abſicht dieſes Menſchen zu entſchleiern?!!“ —

„Ewige Vergeltung, ich that es nicht! — Aus Scham vor Dir und dem Vater — that ich es nicht, — aus Furcht, Ihr möchtet mich nicht mehr lieben! — Magda, der Tod ſchreitet ſchnell, — noch Eins mußt Du wiſſen. — Franzens Vater lebt, — in Paris, hüte Dich vor ihm, — er —“

Die Thür öffnete ſich. — Herein trat Père Jobin, Franz hinter ſich!

„Hülfe!! Rettung!!“ ſchrie entſetzt die Kranke.

„Das iſt Holk mit ſeinem Sohn, ſie wollen mich holen, barmherziger Gott!! — Das Käſtchen!!!“ —

Mit einem furchtbaren Schrei ſank die Leidende auf ihr Lager zurück. —

Sie war todt! —

Magda brach in die Kniee und preßte ſchluchzend die Hand der Leiche an ihre Lippen.

Alles war grabesſtill. Kein Lufthauch regte ſich, nur das leiſe Schluchzen Magda's war hörbar. —

Jobin und Franz betrachteten die Gruppe vor ſich. Dann gab der Prieſter dem Andern ein ſtummes Zeichen.

Franz trat langſam an's Bett der Todten zu Magda und legte ſeine Hand auf ihre Schulter.

Wie von einer Natter berührt, ſprang ſie empor, bleich, außer ſich. Mit dem Aufgebot all' ihrer Kräfte ſtieß ſie Franz zurück.

„Wenn Sie, Elender, mit dieſem Herrn das Zimmer nicht ſofort verlaſſen, ruf' ich nach Hülfe!“ —

„Das haben Sie nicht nöthig, mein Fräulein,“ ſagte Jobin. „Ihre eigentliche und geſetzliche Hülfe iſt Ihr Bruder!“ —

„Mein Bruder?! — Ein Baſtard iſt jener Schurke, mein Bruder nicht! Er iſt der Sohn des meineidigen Verräthers Holk, der an der Freundſchaft zum Judas wurde, iſt Ihr Sohn, elender Prieſter! Einen Schritt näher, und Ihr ſollt ſehen, wozu ich fähig bin!!“ —

Franz warf Jobin einen bittenden Blick zu, dann wendete er ſich gegen Magda. — Sein Geſicht zuckte von Leidenſchaft, wildem Weh und einer dämoniſchen Liebesgluth. — Jobin trat zurück in eine Fenſterniſche, als wenn er ſich von der unmittelbaren Scene des Kampfes entfernt halten wollte. —

„Magda,“ und Franzens Stimme bebte fieberhaft, „höre zum letzten Male den Gefährten Deiner Jugend, gleich Dir betrogen, von Der betrogen, die dem Kinde heilig ſein ſoll allezeit! Ich werde mich Dir nicht nähern, noch Dich am wenigſten in Nothwehr verſetzen. Das Recht der Verſtändigung aber, der letzten, gewähre mir. — Ich habe jene Frau,“ und er deutete auf die Todte, „nie geliebt, denn ſie hat ſtets unmütterlich an mir gehandelt. Was wir Beide uns einſt geweſen, weißt Du wohl, Du allein vermochteſt meinen wilden Sinn zu zähmen, denn ich habe Niemand geliebt als Dich! Laß mich ſchweigen über die tiefe, verzehrende Natur dieſer Leidenſchaft, die mich trieb, Deinen Geiſt dem meinen gleich zu machen, Dich unlösbar an mich zu ketten mit allen Gefühlen und Gedanken, Leidenſchaften und Hoffnungen. Ich fühlte, daß es verbrecheriſch ſei, kämpfte mit aller Gewalt gegen meine Gluth, denn ich glaubte, ich ſei wahrhaft Dein Bruder, doch ich konnte nicht anders! Als ich ſah, Du wendeſt Dich Benoni, dem Feinde unſerer Familie zu, drohte mir der Wahnſinn, und unauslöſchlicher Haß gegen ihn ward Herr in meiner Seele! Da, bei Deines Vaters Krankheit, entdeckte ich den Inhalt des Käſtchens, entdeckte, ich ſei nicht Dein Bruder, ſei betrogen und genarrt worden. Es bedurfte nur eines Wortes jener Frau, um mich von Dir zu reißen, zum Bettler, zum Baſtard zu ſtempeln! Wenn Du einen Funken Gefühl haſt, Mädchen, ſo lerne empfinden, was in meiner Seele vorging! Die ich für meine Mutter gehalten, war meine Feindin, dem Manne, deſſen Namen ich trug, war ich fremd, das Mädchen, was mir als Schweſter gegolten, war — wie jede Andere! Haha, welchen Grund hatte ich denn, einen von Euch zu lieben? Was ſollte mich abhalten, alle Waffen diaboliſchen Witzes gegen Euch zu meinem Vortheil zu brauchen? O, ich lernte nun die Wahrheit aller Jugendgefühle, meine ſchroffe Kälte und Oppoſition gegen Deine Eltern, lernte die Art meiner Liebe gegen Dich verſtehen. Nun endlich konnte ich Dich lieben wie jeder andere Mann, denn Du warſt nicht meine Schweſter, die Schranke des Geſetzes und Gewiſſens fiel, und frei empor ſchlug die allverſengende Lohe meiner Liebe! Mein Leben, Magda, war ein einziger Kampf um Deinen Beſitz! Kein Weib hab' ich geliebt und geachtet, in keinem etwas Beſſeres erblickt, als das Object der männlichen Begierde, nur Du, ſüße Genoſſin meiner Jugend, erfüllteſt mein Herz! Für mich übertrifft Dein Reiz, in dem all' meine Sinne ſich begruben, den aller anderen Erdengeſchöpfe, Dein Geiſt iſt ein Stück meines eigenen, ich habe ihn in Dir geweckt, gefördert, will all' Deine Wünſche, Deinen Ehrgeiz befriedigen, er fliege ſo hoch er wolle, Magda! Rang und Würde, Reichthum und öffentliche Ehre ſollen Dich ſchmücken! Für Dich verkaufte ich mein Gewiſſen, meine Ehre, mein Leben an die Partei Roms und des künftigen Königthums, nur ſage, daß Du mich wieder liebſt, daß Du mein ſein — mir folgen willſt!!!" —

„Franz! Unſinniger, was thuſt Du?!“ ſchrie Jobin, ſtürzte auf den Raſenden zu und packte ihn krampfhaft.

„Haſt Du Dich im thieriſchen Taumel verrathen, Nichtswürdiger?!“ rief Magda, und Verachtung wie Entſetzen flammten auf ihrem Antlitz. „Ich würde dem gemeinſten Mörder mich eher zur Beute geben, als einem ſo ekelhaften Buben wie Dir!!!“ —

Franz wankte. Bleich, wirr wie der Wahnſinn ſtarrte er ſie an und ſchauderte. —

„Da Ihre Antwort ſo einleuchtend klingt, mein Fräulein,“ und Jobin's Auge ſprühte, „ſo habe ich Ihnen nur zu ſagen, daß ich das Käſtchen begehre, von dem die Todte ſprach! Geben Sie es, und Sie ſollen unbehelligt bleiben!“ —

„Nie!!“ rief Magda und ſtellte ſich ſchützend vor das Lager ihrer Mutter, zum Aeußerſten entſchloſſen. „Dies Zeugniß, das Eure Schmach beweiſt, iſt mein!“ —

„Die Todte hat es bei ſich!“ rief Jobin lachend. „Wir müſſen es ihr entreißen, um jeden Preis! Vorwärts!“ —

Magda ſtieß einen fürchterlichen Schrei aus. Franz hatte ſich ihrer mit einem Sprunge bemächtigt, faßte ſie um den Leib, um ſie wegzuziehen, indeß Jobin zum Bett eilte, als die Thür aufſprang und Benoni hereinſtürzte.

Ihm folgten Fergus und Dagobert.

Er packte Franz und ſchleuderte ihn von ſich! Fergus warf den Prieſter zur Seite! Dagobert aber, ſobald er Magda in Sicherheit wußte, eilte hinweg, den Commiſſair zu holen! —

Kaum war ſich Magda der Hülfe ihrer Freunde bewußt, als ſie mit der Hand unter das Kiſſen der Mutter fuhr. —

„Verwünſcht!“ ſtöhnte Franz.

„Nicht einmal die Heiligkeit des Todes,“ rief Benoni, „vermagſt Du zu ehren? Iſt ſelbſt das Sterbebett der Mutter dem Sohne nicht mehr heilig? Nun denn, fortan ſoll nichts mehr mich verhindern, Dir an den Leib zu kommen!!“ —

„Mit Ihren Geſinnungen gegen Herrn Franz Turner mögen Sie es halten, wie Sie wollen,“ ſagte Jobin ſpitz.

„Da er aber als Sohn der todten Dame Rechte hat, die Sie wahrſcheinlich reſpectiren müſſen, werden Sie nicht verhindern können, daß er ſich derſelben bemächtigt!“ —

„Dieſe Rechte, Herr Holk oder Poſa,“ rief flammend Magda, „mögen Sie vor dem Richter beweiſen. Mir aber gehört dies Käſtchen und ich werde es benutzen!“ —

„O, benütze es nur, Magda, Du, die ſeinen Inhalt ſeit Jahren wohl ſchon gewußt!“ lachte Franz. „Vorerſt bin ich in meinem Rechte, bin Herr im Hauſe nach franzöſiſchen Geſetzen!“ —

„Sie ſind kein Inländer und die deutſche Geſandtſchaft hat Ihnen Ihre Rechte zu dictiren!“ ſchäumte Benoni.

„Nicht ganz,“ ſpöttelte Jobin. „Herr Franz Turner iſt ſeit einem halben Jahre römiſcher Katholik und in Frankreich naturaliſirt!“ —

Alles ſtand ſtarr! Dieſe ungeheure Schlechtigkeit Franzens ſchien alle Begriffe zu überſteigen. — Zum Glück trat Dagobert mit dem Commiſſair ein, auch der Doctor war gekommen.

„Mein Herr, ich nehme Ihren Schutz für das Recht dieſer Dame in Anſpruch; ſie iſt Ausländerin, und ihre Angelegenheit muß durch die Geſandtſchaft erledigt werden!“ —

„Daſſelbe Recht,“ ſagte Jobin, „nehme ich für den Bruder der Dame, dieſen Herrn, der naturaliſirt iſt, in Anſpruch!“

„So erſuche ich Sie, Herr Commiſſair,“ ſagte zitternd Benoni, „Alles, was ſich hier befindet, unter Ihre amtliche Obhut zu nehmen, bis das Teſtament eröffnet iſt und die Gerichte entſchieden haben!“

„Ich bin damit einverſtanden,“ ſagte Jobin, „die jung Dame bleibt indeß ſo lange, dem Geſetz zu Folge, unte dem natürlichen Schutze des Bruders!“ —

„Das bleibe ich nicht! Eher den Selbſtmord, als dieſ Schmach! Wählen Sie, mein Herr, ob Sie mich gehen laſſe wollen, oder ich vor dem Herrn Commiſſair und dem Ge ſandten den Beweis führen ſoll, daß dieſer Menſch kei Anrecht auf mich hat?!“ —

Es erfolgte eine Pauſe. Jobin ſchien ſtutzig.

„So wollen wir Alles den Gerichten anheimſtellen, kommen Sie, François!" —

Jobin und Franz gingen. —

„Ihrer Ehrenhaftigkeit, Herr Commiſſair, iſt Alles übergeben. Hier iſt meine Karte, die Dame lebt fortan in meiner Familie!" Damit reichte Dagobert ſeine Karte dem Beamten.

Der Commiſſair nahm ſie und verneigte ſich.

Magda ſank ſchluchzend am Bett der Mutter nieder.

„Kommen Sie fort, Magda. Unſer Wagen hält noch vor der Thür. — Herr Doctor, Sie werden dem Herrn Commiſſair wohl den Todesfall conſtatiren!" —

Mit Mühe brachten ſie die Arme hinab in den Lohnwagen. —

Als ſie bei Madame Nini anlangten, brach Magda zuſammen. —

Franz und Jobin, welche, nachdem ihre Anſtrengungen betreffs Magda's und des Käſtchens vereitelt worden, das Zimmer der Todten verlaſſen hatten, eilten die Treppe hinab in den erſten Stock, wo Jobin ein Zimmer öffnete, mit Franz eintrat und daſſelbe verſchloß.

Letzterer warf ſich lautlos in einen Stuhl und bedeckte ſein bleiches Geſicht mit den Händen.

Jobin trat vor ihn hin, finſter und grollend.

„Unſinniger! Vergaßeſt Du im Anſchaun dieſes Weibes alle Regeln der Vernunft und Klugheit, zerriſſeſt in blinder Wuth alle Schlingen, die meine thörichte Zuneigung zu Dir — geſchürzt, um Dich in ihren Beſitz zu ſetzen?! Nicht genug, dieſer Thorheit mußteſt Du noch Deine geheimſten Pläne verrathen, die Sache bloßſtellen, der Du Dich geweiht?! Was machſt Du, Unſinniger, wenn ich mich von Dir wende, wenn man Dich aus unſerer Verbindung ſtößt, die Du halb und halb entdeckt?!" —

„Dann," ſtöhnte Franz hohl und leiſe, „wird ein Schuß mich an Benoni rächen, ein anderer mich von mir ſelbſt befreien! Aber nein, ſo weit iſt es noch nicht, Vater, und ſelbſt im Wahnſinn bin ich noch ſchlauer, als Du glaubſt!

Wenn Magda das Document in jenem Käſtchen veröffentlichen will, das mich zum Baſtard und rechtlos macht, laß ſie es wagen! Wen trifft der Schimpf? Ihre Mutter! Und wenn wir nun das Document für falſch erklären? Wo ſind denn die Beweiſe, daß es ächt ſein muß? Ich bin von Dr. Turner anerkannt, als ſein eigen Kind erzogen, als ſolches hat er mich in ſeinem Teſtamente bedacht! Haha, Beweis gegen Beweis! Das müßte ein erbärmlicher Advocat ſein, der mich nicht den Proceß, der ſich entſpinnen wird, gewinnen ließe, beſonders wenn die ehrwürdige Congregation des heiligen Liguori dahinterſteckt! Was bringt ihr die Veröffentlichung des Käſtchens weiter für Nutzen, als daß ſie — ha, ha, ha, Benoni's Liebe verliert?! Die Erbſchaft muß ſie ja doch mit mir theilen! Was aber die Partei Heinrich's V. betrifft, als deren Agitator ich mich verrieth, ſo wiſſe, lieber, kluger Père Jobin, daß ich auf Alles gefaßt bin, was mir von daher drohen kann. Erräth Magda und Benoni wirklich, zu welcher Fahne ich halte, was wollen ſie? — Mich angeben? — Wem? — Der Regierung? — Daraus wird Louis Philipp ſich nichts machen! Dem Liberalismus?" —

„Nein, dem Volke, den Revolutionären, unter die Du von uns geſendet biſt!" —

„Das laß ihn nur! Er hat die geheimen Geſellſchaften, die Marianne hat er noch nicht betreten. Laß ihn nur kommen! Es iſt bereits geſorgt, daß man Herrn Benoni dort ſelber für einen Spion hält! Dann ſteh' ich ihm Mann gegen Mann, und bricht die Bewegung los, wird eine verirrte Kugel, die ihn trifft, wohl unter all' den anderen nicht auffallen!!"

„Franz, Du biſt ein Teufel!!"

„Ah, bitte recht ſehr! Ich bin der Sohn meines Vaters, und ehe ich nicht leblos zu Deinen Füßen liege, werd' ich nicht aufhören, um Magda, wenn nicht durch Liebe, ſo durch Furcht zu werben!!" — — — — — — — —

Viertes Capitel.

Wenige Tage nach dieſen Vorgängen ward die unglückſeligſte aller Frauen, Magda's Mutter, auf dem Père la Chaiſe beſtattet. Benoni konnte nicht hindern, daß ſich die katholiſche Geiſtlichkeit dieſer Angelegenheit bemächtigte und die Todte ſo begraben wurde, als gehöre ſie der alleinſeligmachenden Kirche an. Jobin und Franz leiteten das Ganze, und Fergus mit Benoni waren zugegen. Bei dem Grabe ſtanden die Todfeinde einander gegenüber, Haß und Rache im Herzen. Magda war aus dieſem Grunde, und da ſie ſelbſt leidend war, zurückgeblieben.

Dieſes Mädchen, vor Kurzem noch ſo ſtolz und roſig, deren Geiſt mit leidenſchaftlicher Stärke von jeher den unaufhaltſam zügelloſen Sonnenflug zur Wahrheit unternommen, — wie iſt ſie nicht geknickt, bleich, gebrochen im innerſten Weſen! — Am Todtenbette der Mutter hatte ſie jäh und in entſetzensvoller Klarheit alle Wirrſale ihrer Familie zum erſten Male durchſchaut, hatte in all' ſeiner ſcheußlichen Nacktheit den vermeinten Bruder erkannt. Bei jeder ihrer Abirrungen, an welchen ſie doch nur mittelbar Schuld hatte, glaubte ſie bisher recht zu thun, war ſich ihrer ſittlichen Würde bewußt, und nicht der leiſeſte Schatten ruhte auf ihrem Gewiſſen. Hatte ſie an Franz, ja an der Mutter ſelbſt auch oft gezweifelt, verzweifelt an ihnen, noch weniger an *ſich* war ſie nie, denn in ihrem Buſen lohte eine heilige, reine Geſinnung, mochte ſie auch noch ſo verfehlt ſein. Jetzt, mit einem Male, überſchaute ſie ſich ſelbſt erſt ganz.

Im Bruder mußte ſie den ſataniſchen Heuchler und Wollüſtling, die ekelhafte Selbſtſucht in ihrer letzten Folgerung entlarven! Die Heiligkeit der Mutter war im Tode entweiht, das kindlich reine, hohe Gefühl zertrümmert worden, denn in der, die ſie geboren, mußte ſie zugleich diejenige erkennen, welche alles Elend ihres Lebens verſchuldet hatte! Was war noch heilig, wo Alles ſie im Stiche gelaſſen? Was war noch ächt und wahr, wo ſie den ganzen Gang ihres geiſtigen Lebens nicht mehr als *Reſultat ihres freien Könnens*, ſondern als *ſchlaue Operation eines Verführers* erkennen mußte! Und bei dem Allen fühlte ſie in ſich dennoch, daß ihr Denken und Fühlen nicht durchaus Lüge ſein könne! Dies aber noch zu finden, ſich aus dem Labyrinth ihres eigenen Selbſt zu erheben, verzweifelte ſie. Vor ihr ſtand der helle Wahnſinn mit geſträubtem Haar, ſtand Elend und Schande, ein Heer wilder Gefahren! Die Revolution, welche ſie einſt flammenden Muthes erſehnt, rückte täglich ſchreckhaft näher, um, das fühlte ihre ahnende Seele, alle wüthenden Leidenſchaften jenes Franz loszubinden, dem jedes Mittel, ihren Beſitz zu erlangen, gleich war.

Hier endlich war's, wo vom leuchtenden Throne ſieghafter Beredſamkeit, flammender Logik ächzend ihr Geiſt herabſank und ſie allein, irre geworden an Allem im Leben, in dem Einen Schutz ſuchte, das ihr noch unverſehrt geblieben, in der heiligen, ſtill glühenden, ach ſo lange nicht verſtandenen Liebe! —

An ſie noch glauben, an ihr hangen zu können für's ganze künftige Leben, in ihrem Schatten Glück und Ruhe zu finden, war die letzte, zitternde Sehnſucht ihres zum Tode verwundeten Herzens. — Die Nothwendigkeit, dem geliebten Freunde nichts verhehlen zu dürfen, ihm ihr Herz, ihr Leben, ihre Zukunft anheimzugeben, ihn auf jedes kommende Ungemach vorzubereiten, Hülfe, Troſt, Liebe für ihr liebeleeres Daſein bei ihm zu finden, trieb ſie endlich, ſich mit ihm auszuſprechen. —

Benoni, dumpf und trübe, von zahlloſen Ahnungen, Fragen und Schmerzen zerriſſen, ſprach in den erſten Tagen wenig. Selbſt die Tröſtungen, welche er ihr geben konnte, waren matt, denn ihnen fehlte jede Sicherheit. Er begriff, daß ein ſchreckhaftes Geheimniß obwalte, welches Magda mit Franz theilte, die Scene am Bett der Mutter hatte ihm den Tod entweiht, ſeines heilig großen Eindrucks beraubt, und auf der Geſchiedenen, auf Magda, dem Namen Turner ſchien ihm ein finſterer Makel zu haften, und ein Blick auf Fergus' düſtere Züge ſagte ihm, der ältere, vielgeprüfte Freund empfinde ein Gleiches, wolle es nur aus Schonung für ihn nicht ausſprechen. — — — —
— — — — — — — — — — — — —

Auf ſein Zimmer gebannt ſaß der junge Trautmann, ſuchte in Studien Ruhe und fand ſie nicht, als es leiſe an ſeine Thür pochte.

Er öffnete, Magda trat ein.

Sie war todtenbleich, ihre Stimme zitterte fieberhaft.

„Darf ich Sie ſprechen, Benoni? — Ach, ich muß! Endlich muß ich es!“ —

Benoni führte ſie auf das Sopha, ſchloß die Thür und ſetzte ſich ihr gegenüber.

„Ich höre Sie, liebe Magda. — Seien Sie ganz offen, und Sie werden finden, daß ein Herz Ihnen gewiß noch geblieben iſt, das es redlich meint!“ —

„Benoni, ich komme zu Ihnen, um ein Geſtändniß abzulegen, das Sie mit Triumph erfüllen müßte, wenn Sie nicht zu edel wären. Ihre treue Liebe machte ſich's zum Geſchäft des Lebens, mich zu beſiegen, aus der Sinnesweiſe meiner Umgebungen zu befreien, mich einem gewiſſen Elend zu entreißen. — Soll ich Ihnen ſagen, daß ich mit tauſend Thränen bereue, nicht Ihren heißen Bitten damals gefolgt zu ſein?! Was Ihr flammend Wort nicht meinem Geiſte abzuringen vermochte, was ſich in meinem Herzen nicht in den Tagen des Glücks erſchloß, das hat das Elend am Sterbebette meiner Mutter, eine grauenhafte Entdeckung gethan, die meine ganze Vergangenheit als einen unſeligen Fehltritt kennzeichnet! Ja, Benoni, ohnmächtig iſt das Weib, die Quelle des Wahren zu finden, Lüge die eingebildete Hoheit unſeres Geiſtes, welche ſich vermißt, mit männlicher Kühnheit alle Schranken des Lebens und Erkennens zu durchdringen! Abhängig und beherrſcht zu ſein, iſt unſer Naturgeſetz, und wir werden nur frei und ſelig durch das ſegnende Auge eurer Liebe! Ich habe ſchwer geirrt und muß es büßen, aber ich beſchwöre Sie, Benoni, ermeſſen Sie Alles, ehe Sie entſcheiden! O, ich ward betrogen von Der, die meine Mutter war, deren Aſche ich nicht entweihen mag durch Anklage, verführt von dem Schlangenwitz eines Menſchen, der unter der Maske des Bruders mich liſtig in ſeine Dogmen verſtrickte, um mir ein Schickſal zu bereiten, gegen das die ſchlimmſte Todesart Wonne iſt! An Dein Herz, Benoni, werf' ich mich verzweifelt und voll Reue, rette mich, wenn Du mich noch liebſt, vor mir ſelber, rette mich vor ihm und verzeihe, denn Franz iſt nicht mein Bruder, iſt der Sohn jenes Holk, jenes Prieſters, den Du geſehen!! Auf dem Todtenbette hat mir's die Mutter geſtanden und gab mir dies!!"

Sie hatte ſich an Benoni, der aufgeſprungen war, geklammert und gab ihm das Käſtchen. —

Er öffnete es, er entfaltete die Schrift! — Sein Antlitz ward leichenblaß. —

„Ich verſtehe das nicht!" hauchte er faſt tonlos.

Magda erzählte ihm mit zitternd fliegender Haſt, was ihr die Mutter mitgetheilt, was, ehe er noch zu Hülfe gekommen, geſchehen war.

„O, ich bitte Dich flehentlich, Benoni, laß uns aus dieſem Lande fliehen, zurück zur Heimath!! Zu den Füßen Deines Vaters laß uns abbitten, wie Kinder, und er wird uns an ſein einſames alterndes Herz ziehen!!!" —

Ein Schrei entfuhr ſchneidend und wild Benoni's Lippen!

„Und das ſagſt Du mir, Weib?! — Zurückkehren? Dahin, wo uns nur Hohn, Verachtung, der Fluch eines vergeudeten Lebens winkt? Zu ſeinen Füßen ſollen wir liegen, nachdem er mich verſtieß um Deinetwillen?! — — O Magda, damit iſt's nun zu ſpät! Ich habe auch meine Ehre und Manneswürde und will nicht mit Schande bedeckt die heimiſchen Felder wiederſehen! — Du haſt mich nie geliebt, ſonſt würden meine verzweifelten Bitten nicht nutzlos vor Dir verhallt ſein! Du haſt mich nie geliebt, ſonſt hätteſt Du nicht den Geliebten dem Bruder geopfert, haha, der nicht einmal Dein Bruder iſt! Du haſt mich dem Vater entfremdet, haſt aus mir einen heimathloſen Menſchen gemacht! Heimathlos will ich auch bleiben mein ganzes Leben! Ja, noch in dieſer Stunde fühl' ich, daß ich Dich liebe, doch glücklich werden wir Beide nicht, dazu, Magda, fehlt mir — der Glaube, fehlt mir die Ehre, die gebrochen vor meinen Füßen liegt, dazu vor Allem fehlt mir des Vaters Segen! Kannſt Du das Unmögliche möglich machen? Kannſt Du bewirken, daß ich und Du geehrt ſind in der Heimath, der alte Mann dort mit Freudenthränen mich wieder Sohn, Dich Tochter nennt?! Das kannſt Du nicht!! — Mein Lebenszweck iſt, Dich von dieſem Schurken für ewig zu befreien; iſt das geglückt, dann mag der Ocean mir meine ferneren Bahnen vorzeichnen, ich ſelber kann es nicht mehr! Liebe ohne Glauben iſt eine verwelkte Blume, ich liebe Dich, — doch glaub' ich Dir nicht mehr!!!" —

Magda ſtand vor ihm gebeugt, wie eine ſterbende Lilie. Ihr Buſen hob, und ſenkte ſich, ihr Auge war ohne Thränen. Als er geendet, wankte ſie, that einen kurzen entſetzlichen Schrei und ſtürzte hinaus. —

Benoni preßte die Hände vor das wirre Hirn und ſchluchzte wie ein Kind. — Dann raffte er ſich jäh empor, ſeine Augen glühten, die Adern ſeiner Stirn ſchwollen, die Fauſt ballte ſich! „Und nun an ihn! In ſeiner eigenen Höhle will ich den Halunken ſuchen, der dieſe Blume meines Lebens mir mit ſeinem Peſthauch vergiftet! Fort zu Ca-

banon und der Marianne! Vor ſeinen eigenen Leuten will ich ihm Fetzen um Fetzen die Larve niederreißen! Und du, Rachegöttin der Revolution, ſtrafe den Verbrecher, für den der Arm des bürgerlichen Rechts zu kurz iſt. Auf, Fergus, auf! Die Teufel lachen beim Knattern der Flintenſalven!!" — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —

Zu der genannten Zeit befand ſich in der Rue Boulanger, der Bäckergaſſe, in dem verrufenen Viertel der Weinhalle, ein Nr. 56 bezeichnetes Haus, das mit den übrigen Gebäuden der engen Straße an Schmutz wetteiferte. Es war demjenigen Theile der Arbeiter, welche von radical-republikaniſchen und ſocialiſtiſchen Tendenzen inficirt waren, wohl bekannt und wurde trotzdem von ihnen ſehr geheim gehalten, ſelbſt wenn ſie nicht hingingen. Hier, wußten ſie, ſaßen ihre Chefs und Delegirten, die Männer ihres Vertrauens, welchen ſie bei anbrechender Revolte blindlings folgten.

Das Haus war eigentlich eine Handwerkerherberge, deren Beſitzerin allgemein Mutter Marie oder Marie-Anne genannt wurde. Die heimlichen Verbindungen, welche ſeit der Herrſchaft ſocialer Doctrinen Platz gegriffen, wählten am liebſten einen Ort, oder ſetzten ſich mit demſelben in Verbindung, wo durch Einwanderung fremder Arbeiter und das Abgehen der Unbeſchäftigten ein überaus bequemes Mittel geboten war, für die Revolution und den Socialismus Propaganda zu machen. So verdächtig der Regierung auch dies Haus war, hatte ſie doch von der eigentlichen Gefährlichkeit dieſes Ortes, der wahrhaft ſtrategiſchen Wichtigkeit deſſelben, keinen Begriff. Wenn ſie auch hin und wieder, durch Denunciationen veranlaßt, hierſelbſt nach geheimen Verbindungen ſuchte, ließ ſich Mutter Marianne dieſelben doch in gleichgültigſter Weiſe gefallen, denn ob man auch das ganze Haus durchſuchte, man fand gewöhnlich nichts, ſo viel Geſichter verdächtiger Perſonen und bekannter Uebelgeſinnter man auch vorher hineingehen ſah. Nach dem Beiſpiel dieſer Marianne zu Paris bildeten ſich nun auch bald in den Provinzen ähnliche Mariannen, Herbergen, welche Schlupfwinkel für das revolutionäre Arbeiterthum hergaben, das mit der Grande Marianne zu Paris durch die zahlreichen Wandergeſellen in fortwährender Verbindung ſtand.

Wie klug gerade dies Haus und dieſer Stadttheil für die erwähnten Zwecke gewählt, wie ſicher und unzerſtörbar die Art des Schlupfwinkels war, erhellt aus Folgendem.

Das Viertel der Weinhalle in dem Stadttheil St. Jacques ſtößt nördlich an die Seine, iſt mit der Inſel St. Louis und dem jenſeitigen Viertel des Stadthauſes, der Cite und dem Temple durch die Pont aux vins und Marie in directer Verbindung. Durch das angrenzende Viertel und die Brücke des Pflanzengartens iſt mit den volkreichen Arbeitervorſtädten von Antoine und Temple eine directe Verbindung möglich. Nach Weſten andererſeits liegt das Pantheon, Luxembourg, wie durch die Seinebrücke nach Norden in nächſter Nähe die Mairie. Die Marianne iſt alſo gewiſſermaßen das Außenwerk der Revolution gegen die noblen Stadttheile. Was aber dieſen geheimen Winkel noch furchtbarer macht, ihn vor Entdeckung ſchützt, iſt, daß die Marianne in demjenigen Stadttheil liegt, der von den Katakomben, den alten Kalkſteinbrüchen, wie ein Maulwurfshaufen unterminirt iſt. —

Von der Barrière d'enfer, der Rue St. Jacques und den Grüften des Pantheons aus erſtrecken ſich dieſe labyrinthiſchen Gänge nach dem Luxembourg weſtlich, öſtlich durch den ganzen Stadttheil von St. Jacques, durch Antoine bis in die Templegegend. Obwohl öfters verſchüttet, oder als Todtenkammern benutzt und bewacht, ſind ſie ausgedehnt genug, um eine ganze Armee von Revolutionären in Sicherheit zu bringen, und bilden natürliche Minen, durch welche der Kampf nach allen Seiten hin ſich ergießen kann, ohne daß man weiß, woher die bewaffneten Banden kommen. —

Nach dieſem drohenden Sitze der Volksleidenſchaften, welche ſich mit jeder Stunde an ſich ſelber noch mehr erhitzten, eilten nächſten Freitag Abend Benoni und Fergus, um Franz vor ſeiner eigenen Partei, vor Denen zu entlarven, deren Macht bei einem Aufſtande der Nichtswürdige eben ſo gut zur Erlangung Magda's und zum Verderben Benoni's, als zu verwerflichen politiſchen Zwecken ausbeuten konnte.

Als ſie die Nr. 56 der Straße Boulanger erreicht hatten, zog Benoni die Schelle. Augenblicklich ward geöffnet.

„Wohin wollen Sie?" fragten ein paar ſtämmige Männer, die augenſcheinlich Wache hielten.

„Zur Mutter Marianne!" — antwortete Benoni.

„Was haben Sie bei ihr zu ſuchen? Es ſcheint nicht, daß Sie Arbeiter ſind, noch weniger Reiſende, welche Herberge ſuchen!" ſagte Einer, der, gleich den Weinzapfern, eine Schürze trug, und ſah Benoni und ſeinen Begleiter argwöhniſch an.

„Das ſind wir allerdings nicht, aber ich komme, Herrn Cabanon zu ſprechen, hier iſt meine Karte!" —

Die Arbeiter betrachteten einer nach dem andern aufmerkſam die Karte, dann zogen ſie höflich grüßend die Mützen.

„Das iſt etwas Anderes. Sie können eintreten, Bürger!" —

Die Ankömmlinge wurden durch den Hausflur nach einem großen, verräucherten Gaſtzimmer geführt, wo verſchiedene Gruppen Trinkender ſaßen, auch Arbeiter und Handwerker, welche eben von der Reiſe gekommen waren, nach ihren Bündeln und Wandertaſchen zu ſchließen.

Hinter dem Schenktiſche hockte aber, groß, hager, mit Falkenaugen die Fremden betrachtend, die Marie-Anne, die Wirthin der Spelunke.

„Laſſen Sie ſich nieder," ſagte Der in der Schürze, „ich werde Cabanon rufen. Anne, einen Krug Wein als Willkommen!" —

Damit entfernte ſich der Sprecher, mit der Karte in der Hand, und überließ es Benoni und Fergus, nach Möglichkeit für ihre Bequemlichkeit zu ſorgen.

Beide ſetzten ſich, und die Wirthin brachte den Trunk, empfing das Geld und ließ ſich wieder auf ihrem Throne nieder, ohne die neuen Beſucher ihrer Hallen eines Wortes zu würdigen, obgleich ihre ſcharf beobachtenden Blicke ſowohl Argwohn wie Neugier verriethen.

Benoni hätte gern ſeine Gedanken über die Gefahr, welcher er ſich und Fergus ausgeſetzt, in ein paar leiſen Worten an den Freund gelangen laſſen, doch Fergus, der dies vermeiden wollte, ſtieß ihn mit dem Knie, ergriff den Krug und trank.

„Der Wein iſt vortrefflich, probiren Sie!" ſagte er franzöſiſch und ſchob Benoni das Gefäß hin.

Jener ergriff es und ſetzte es an die Lippen, dem Freunde einen ernſten Blick zuwerfend.

Fergus legte die rechte Hand auf den Tiſch, ſah Benoni ſtarr an, dann ſeine Hand, ſo daß Jener unwillkürlich auf dieſelbe blickte. Da bemerkte Benoni, wie der Schotte langſam in ſeine Bruſttaſche griff und den Kolben einer Piſtole raſch in die Höhe zog, dann ſinken ließ und dafür ſein Schnupftuch herausholte.

Dies Argument beruhigte Benoni einigermaßen, als eben Cabanon mit dem Beſchürzten eintrat.

„Alſo doch!" rief er, „kommen Sie doch? — Wahrhaftig, das iſt entweder ein ſehr gutes oder ſehr ſchlimmes Zeichen für Sie! Doch wenn Sie als Freund des armen Volkes kommen, ſollen Sie finden, daß wir ſo treu wie aufopfernd ſind!" Damit reichte er Benoni die Hand. „Wer iſt der andere Herr?" —

„Ein Schotte und, wie ich, Freund der wahren Völkerfreiheit. Ich weiß nicht, ob es genug Empfehlung für ihn iſt, daß er ein Freund Arago's iſt." —

„Ah, ganz Ergebener! — Ja, ich erinnere mich, ihn damals dort geſehen zu haben. Ich erſuche die Herren, mir zu folgen!"

Cabanon warf einen bezeichnenden Blick auf Marianne wie den Mann mit der Schürze und ſchritt voraus.

Benoni und Fergus folgten ihm in ein anſtoßendes

Zimmer, welches nur einen Tiſch und ein paar Bänke enthielt, ſonſt aber leer war.

Als ſie daſſelbe betreten hatten, hörten ſie, wie es hinter ihnen verſchloſſen wurde. Cabanon wies auf die Sitze und nahm ſelbſt Platz.

„Monſieur Benoni,“ begann er, „als ich Sie damals an der Seite einer Dame bei Arago ſah, beging ich die Schwachheit, Sie für einen wahrhaften Freund der neuen Bewegung zu halten, für Jemand, dem das Geſchick des armen Volkes wahrhaft am Herzen liegt. Ich war thöricht genug, Ihnen dieſen Ort als Zuſammenkunft zu nennen, denn wenn Sie das Gegentheil von dem ſind, wofür ich Sie hielt, habe ich mich eines großen, unverzeihlichen Fehlers ſchuldig gemacht. Ich fand nachträglich Urſache, Sie für einen zweideutigen Menſchen zu halten, und da Sie, in welcher Abſicht weiß ich nicht, die Marianne dennoch betraten, ſomit in unſerer Gewalt ſind, werden Sie mit Ihrem Freunde dieſen Ort nur dann verlaſſen, wenn Sie ſich von dem Verdachte, Spion zu ſein, gereinigt haben!“ —

„Herr Cabanon, wie ich unverdient Ihr Intereſſe erregt,“ ſagte Benoni, „ſo unverdient trifft mich Ihr beſchimpfendes Urtheil! Ich bin ein wahrer, aufrichtiger Freund der Freiheit, des Glücks der Menſchheit, obwohl ich als Ausländer bisher noch nicht begreifen konnte, wie daſſelbe ſich nun erfüllen ſoll. Was Sie Uebles von mir gehört haben, kann nur aus dem Munde eines Herrn Franz Turner kommen, derſelbe, der zu Chateaurouge an Ihrer Seite war. Ja oder Nein, auf Ehrenwort!“ —

„Ja, das iſt nicht zu leugnen. Und da Herr François Tournier ſeit längerer Zeit einer unſerer beſten Delegirten iſt, haben ich und meine Freunde keinen Grund, ihm nicht zu glauben!“ —

„Nun denn, mein Herr, was würden Sie ſagen, wenn dieſer Menſch mich bei Ihnen deswegen verdächtig macht, weil ich allein es weiß, daß er ein Emiſſair der Bourbonen, ein Anhänger der Jeſuiten, der Congregation von St. Liguori iſt!“ —

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Cabanon fuhr auf. — Dann lächelte er ſpöttiſch.

„Das ſcheint mir ein etwas plumper Streich, um den Verdacht von ſich auf den Angeber zu wälzen!“

„Das habe ich vorausgeſehen, Herr Cabanon. Es bleibt ſich auch vor der Hand ganz gleich, wofür Sie mich oder ihn halten. Ich ſage Ihnen, ich fühle mich rein von dem Vorwurfe, dem Volke ein Judas zu ſein. Dieſen Menſchen aber zu entlarven und Ihnen ſomit einen Dienſt zu thun, kam ich in Begleitung meines Freundes her. Bis jetzt weiß ich von des Volkes geheimen Plänen nichts, kann ſie alſo nicht verrathen, aber hüten Sie ſich ja, daß jener Mann nicht von Ihren Plänen beſſer unterrichtet iſt, als ich, und als Ihnen lieb ſein kann!“

„Foudre diable,“ rief Cabanon und zitterte am ganzen Leibe. — „Gut! Wollen Sie ſich mir ganz überlaſſen?“

„Blindlings,“ rief Benoni. Der Schotte nickte.

„Sie werden nun an einen Ort kommen, wo die Delegirten des Volks tagen, werden François Tournier ſehen. Was auch geſprochen wird, wenn Sie ſich ſchuldlos fühlen, ſchweigen Sie, bis man Sie auffordert, zu reden. Dies wird der einzige Weg ſein, den Schuldigen zu finden.“ —

„Ich nehme es an!“ —

Cabanon ſchritt an die Thür und klopfte. Es ward aufgeſchloſſen, mehrere Arbeiter traten ein. Darauf ſchloß man wieder ab.

„Laſſen Sie ſich die Augen verbinden, Bürger!“

„Es ſei, Cabanon, denn ich glaube, Sie ſind ehrlich. Fragen Sie Gott und Ihr Gewiſſen, ob das recht iſt, was Sie jetzt thun, mit mir bin ich im Reinen!“ —

„Und ich ſage Ihnen, daß, ſo wahr ich ſterben muß, Sie im Schooße Ihrer Mutter nicht ſicherer ſein können, als unter uns, wenn Sie ſich zu reinigen vermögen!“

Benoni und Fergus ließen ſich die Augen verbinden. — Man führte ſie einige Schritte, — dann hörten ſie, wie Gegenſtände gerückt und geſchoben wurden. Darauf geleitete man ſie eine Treppe hinab, dann einen langen Gang. Dumpfes Stimmengewirr ſchlug an ihr Ohr. Endlich nahm man ihnen die Binde ab, es war finſter um ſie. Eine Thür ward geöffnet. Lichter und Köpfe ringsum! Sie waren in der Genoſſenſchaft der Marianne! —

Der Raum, in welchem die dichtgedrängte Verſammlung ſtand oder ſaß, hatte kein Fenſter. Die Wände waren mit Brettern verſchalt, die Decke von Balken geſtützt, ähnlich wie die Gänge eines Schachtes gebaut zu ſein pflegen. Am Ende dieſes großen Raumes auf einem Stuhl, durch mehrere Tiſche wie auf einer Tribüne erhöht, ſaß Lagrange und präſidirte, auch Louis Blanc war da und einige bekannte Oppoſitionsmänner, die meiſten Uebrigen ſchienen Arbeiter aus dem Volke zu ſein. Unter ihnen befand ſich Franz.

Als er ſein Geſicht nach den Ankommenden wendete, verfärbte er ſich.

Tiefe Stille herrſchte ringsum.

Lagrange erhob ſich.

„Bürger Cabanon, wen bringen Sie uns da?“ —

„Ich bringe Marianne den Sieur Benoni Trautmann und Sir Fergus Mac-Combich, Beide verſichern Freunde des Volkes zu ſein!“ —

„Das iſt er!! Das ſind die Verräther! Cabanon vor die Schranken!!“

Ein Tumult, ein Durcheinander von Stimmen erdröhnte, als würde eine infernaliſche Orgie abgehalten.

Endlich gelang es Lagrange durchzudringen.

„Ich fordre Euch auf, Bürger, Ruhe zu bewahren! Unſere Tagesordnung ward durch die Nachricht unterbrochen, daß ein Mann, längſt als Spion Heinrich's V. bezeichnet, durch Uebereilung Cabanon's zur Marianne kam. Dieſer Mann heißt Benoni Trautmann. Erweiſt ſich, daß er ein Werkzeug der Despotie iſt, wird er uns jetzt am wenigſten entrinnen und wir werden ihn unſchädlich machen!“

„Das werden wir!“ donnerte die Verſammlung.

„Es iſt aber das Recht und die Pflicht aller Freunde der Freiheit, erſt zu unterſuchen, ob Beweiſe gegen ihn vorhanden ſind, ob ſomit Cabanon ein Attentat gegen unſere Sicherheit durch Fahrläſſigkeit begünſtigte! — Cabanon, Sie ſind ſonſt unbeſtreitbar ein guter Bürger, was haben Sie gegen die Anklage zu ſagen?" —

„Bürger!" und Cabanon trat vor. „Es iſt durch zu viele Anzeichen bewieſen, daß unter uns ein Verräther iſt, daß ſeine Intriguen bis in den Schooß der Marianne reichen. Bisher ward als derſelbe dieſer Mann, der neben mir ſteht, Benoni Trautmann, bezeichnet, obwohl er noch nie unter uns war, ſomit nur durch Helfershelfer unter uns agitiren konnte. Es iſt möglich, daß ich mich in ſeiner Geſinnung irrte, daß er der Bube iſt, für den man ihn hält! Hier ſteht er, beſtraft ihn, aber beſtraft ihn erſt, wenn Ihr Beweiſe habt. Was würdet Ihr ſagen, wenn trotzdem, daß er unſchädlich gemacht iſt, der Verrath unter uns doch nach wie vor noch fortdauerte, die Manifeſte der Bourbonen und ihr Gold noch immer unter uns ausgeſtreut würden? — Was würdet Ihr ſagen, wenn der eigentliche Verräther nicht derjenige wäre, welchen man anklagt, ſondern François Tournier, ſein Ankläger?! Wäre das nicht das feinſte Mittel, was je ein Schurke erfand, von ſich ab auf Andere den Verdacht zu lenken?!" —

Ein dumpfes Staunen, dann ein Murren lief rings umher! —

„François iſt ein bewährter Volksfreund, ein Delegirter von St. Antoine, ein Mann von unzweideutigen Grundſätzen! Das iſt eine infame Beſchuldigung!" rief Einer aus der Maſſe.

„Ruhe!" donnerte Lagrange, „was ſagen Sie dazu, Tournier?" —

Franz erhob ſich. „Ich habe mich nicht zu vertheidigen. Meine Geſinnungen ſind oft genug hier gehört, meine Anträge mit Beifall aufgenommen worden. Was ich der Volksſache bisher nützte, wißt Ihr, und am Tage des Kampfes wird ſich's zeigen, daß ich der treueſte Anhänger der ſocialen Republik bin. Jener Mann, Benoni Trautmann aber, der in allen Parteien umherläuft, bei der Bourgeoiſie, den Geldſäcken, wie bei Arago ſteckt und jedes Wort von den Lippen lauſcht, ohne daß er ſich ſelbſt jemals einer Partei ehrlich angeſchloſſen, dieſer Menſch iſt mir von Jugend auf als ein Despotenfreund, ein Heuchler und Ränkeſchmied bekannt, ich ſage Euch, er iſt Emiſſair der Bourbonen, Rußlands und der deutſchen Fürſten, welche das edle Polen und Italien, welche die Freiheit der ganzen Welt von jeher in Feſſeln geſchlagen. Die ausgeſtreuten Manifeſte ſind von ihm in die Marianne geſchmuggelt worden, und Cabanon — weiß vielleicht am beſten, durch weſſen Hand ſie gingen!!" —

„Das iſt eine Lüge! Eine Erbärmlichkeit iſt's, Cabanon zu ſchmähen!" rief Blanc. „Er war bisher Mitglied aller ſocialen Verbindungen, ſeit Jahren kenne ich dieſen Braven und erkläre, daß, wer ihn angreift, mich ſelbſt beleidigt. Dieſes Benehmen des Delegirten Tournier iſt geradezu Verdacht erweckend!!" —

„Ich habe Cabanon nicht angeklagt!" rief Franz zitternd, „ich —"

„Ruhe!" brüllte Lagrange. „Sie haben ihn angeklagt! — Wenn die Verdächtigungen ſo unter uns einreißen, wird das Volk am Tage der Schlacht ohnmächtig ſein! — Ich fordere Sie auf, Monſieur Benoni Trautmann, ſich von dem Verdacht, der auf Ihnen laſtet, zu befreien." —

„Auf dieſe Anklage," und Benoni richtete ſich hoch auf, „kann ich weder mit Lobeserhebungen über mich ſelbſt, noch Verdächtigungen gegen Andere antworten, wie jener Mann," er zeigte auf Franz, „es ſoeben gethan. Will man einen Verräther entlarven, ſo iſt mit Worten nichts gethan, denn Worte bemänteln jede Schlechtigkeit, man muß handeln! Ich kenne von Ihnen Allen Niemand, außer Cabanon und Turner und den Präſidenten dort, den ich bei Arago geſehen. Was von Manifeſten und Gold geſprochen iſt, verſtehe ich nicht, aber Eins weiß ich wohl, daß ich oder Jener oder daß wir Beide Verräther ſind, Beide uns vor Ihnen zu reinigen haben! Was meine Geſinnungen über die Freiheit ſind, bin ich zu ſtolz, Ihnen wohlgefällig zu verſichern, ich bin Ausländer und muß mich erſt von der Güte der hereinbrechenden Zuſtände überzeugen, ehe ich an ſie glauben kann, aber ich fordere von Ihnen im Namen der Wahrheit und Freiheit Thaten, fordere, daß Sie mir wie jenem Manne dort zwei Delegirte zur Seite geben, die uns bewachen, unſere Handlungen und Reden beurtheilen, und jeden Verdacht mit einem Loth heißen Bleis oder einem Stoß ausgleichen ſollen! So wie der Kampf losbricht, gelte aber der erſte Sturm dem Reſte der Volksverfinſterung, dem Geſipp der ſchwarzen Dohlen, die unſern Herrgott zum Diener ihrer herrſchſüchtigen Pläne machen, der erſte Sturm dem Reſte der Bourbonen, dem Ordenshauſe der Jeſuiten von Liguori, wo Père Jobin, der natürliche Vater dieſes Franz Turner oder Holk oder Jobin, ſein Handwerk treibt! Ich werde am Tage des Kampfes dahin gehen, wohin Sie mich ſtellen, und dann wird ſich's zeigen, wer von uns Beiden Schurke oder Ehrenmann war, weſſen Laufbahn en sansculottes begann, um en habit de cour zu endigen!!“ —

Ein ſchmetternder Applaus durchdröhnte die Verſammlung.

„Ich trage darauf an, daß der Antrag des Bürgers Benoni zum Beſchluß erhoben, ihm und Tournier zwei Delegirte beigegeben werden und Beide neben mir am Tage des Kampfes ſtehen!“ donnerte Lagrange. „Wenn die Anklage gegen François Tournier wahr iſt, ſo iſt er ein Verräther!“

„Abſtimmen!“ raſ'te die Verſammlung.

Man ſtimmte ab. — Das Reſultat fiel faſt einſtimmig für Benoni's Antrag aus.

Er erhielt Cabanon und einen Arbeiter, Fabret, zu Wächtern. Franz erhielt zwei andere Delegirte.

Todtenbleich verließ nach Schluß der Debatte Letzterer den Raum, einen Blick grenzenloſer Wuth und Verzweiflung auf Benoni richtend.

„Nun bin ich überzeugt,“ rief Cabanon, „daß nicht Sie der Verräther ſind, Bürger Benoni! Ich will verdammt ſein, wenn ich dem krausköpfigen Kerl es nicht gedenke, daß er Cabanon, der ſeit Fourier's Phalanx Clubbiſt iſt, ſo mitgeſpielt!!“

Fünftes Capitel.

Das Jahr 1847 ging unter drohenden Wettern zu Ende. Frankreich, beſonders Paris, war der Herd einer einzigen ungeheuren Verſchwörung gegen Louis Philipp, welcher mit Guizot täglich ſchwächer zur Bekämpfung ſeiner Gegner, aber auch täglich halsſtarriger auf ſein Recht wurde. Indem er ſich noch immer auf das ſchwanke Rohr der Kammerabſtimmungen und ein Heer ſtützte, das ſeinen natürlichen Gefühlen zufolge für ein ruhmloſes Bürgerkönigthum nicht ſchwärmen konnte, ſträubte er ſich mit einer, zumal jetzt unbegreiflichen, Verblendung gegen jede Modifikation des Wahlgeſetzes. —

Es iſt immer mißlich, in der Welt nur auf's bloße Pflichtgefühl ſeiner Umgebung rechnen zu können. Es erbleicht meiſt in der Stunde der Gefahr und leiſtet zögernde Hülfe, die meiſt zu ſpät kommt. Dies ſollte Louis Philipp in ſeiner ganzen Schwere erfahren.

Obwohl die radicale Preſſe, ſo viel es eben ging, gemaßregelt und unterdrückt wurde, fand ſie doch immer wieder Mittel und Wege, das Volk gegen die Regierung zu hetzen, Guizot der Menge im ſchiefſten Lichte darzuſtellen und den König an ſeinen empfindlichſten Stellen zu verwunden. Zudem verſah die orleaniſtiſche, regierungsfreundliche Preſſe ſehr viel und erbitterte mit drohenden Fanfaronnaden die Maſſen, ja war recht eigentlich der Todtengräber des königlichen Anſehens beim Bürgerthume, jener großen Klaſſe von Bewohnern der Hauptſtadt, welche den Kern der Nationalgarde bildete, des Inſtituts, welches der König im Anfange ſeiner Regierung zum Aerger des ſtehenden Heeres mit ſo viel Vorliebe behandelt hatte.

Was der Propaganda der Rebellion durch Confiskation der Blätter abging, ward durch die immerwährenden Reformbanquets in den Provinzen reichlichſt erſetzt. Die geheimen Geſellſchaften und politiſchen Soirées wuchſen wie die Pilze, und von den verſtohlenen Diners bei Fauchoncourt und dem legitimiſtiſchen Cercle der Chauſſée d'Antin durch alle Kreiſe bis zur Marianne herab vereinigte man ſich in dem Motto: Sturz der Regierung! —

Wenn eine Revolution je ungerechtfertigt ſchien, war es dieſe, wenn es aber jemals einen Fürſten gab, der ſich leicht und mit geringen Opfern vor der drohenden Gefahr erretten konnte, war es Louis Philipp. Und doch fand keine Verſtändigung ſtatt, dennoch ward der Welt ein blutig hirnloſes Poſſenſpiel bereitet, deſſen Folgen Frankreich am allerſchwerſten noch in heutiger Stunde empfindet. Das Haus Orleans mag ſich ruhig gedulden, es wurde für ſein Exil ſo bitter durch den neuen Napoleon an der Nation gerächt, als je ein Fürſtenhaus an einem verblendeten Lande. — —

Benoni, den unermüdlichen Fergus neben ſich, hatte ſich kopfüber in das Getümmel der Revolution geſtürzt. Die Anarchie ſeines zerſetzten Gemüthes war ſo groß, daß er ſich wohl fühlte in dieſen Wortkämpfen, denen an jedem Tage die That folgen konnte. An Magda, dem Weibe ſeiner Liebe, dem roſigen Geſchöpfe, das zu Alt-Hayde mit dem erſten Blicke ihn in eiſerne Feſſeln geſchlagen, war er verzweifelt. Ach, faſt nichts ſchien für ſie in ſeinem Herzen zurückgeblieben, als Mitleid mit dieſem unglückſeligen, verlaſſenen Weſen, das keine Heimath, keine Zukunft hatte, deren Freiheit, Ehre, deren Subſiſtenz von Franz ſtündlich bedroht ſchien. Sie vor ihm zu retten für alle Zeit, dieſen moraliſchen Mörder, dieſen Seelenräuber bis in den letzten Schlupfwinkel zu verfolgen, in ſeiner ſcheußlichen Nacktheit ſeinen Genoſſen hinzuſtellen, dann aber Magda ihrem weiteren, geſicherten Lebenswege zu überlaſſen, war ſeine Aufgabe! So betrat er die Marianne und ahnte nicht, daß er dadurch mit den Intereſſen der Emeute ſein künftiges Schickſal verwob, ſich zum Mitwiſſer und Mithelfer eines Planes machte, den er an ſich nie hätte billigen können, welcher ihn um ſo unwiderſtehlicher in den ſchreiendſten Gegenſatz zu ſeiner Jugendentwickelung, ſeinen eben ſo religiöſen, humanen, wie monarchiſchen Ideen brachte. Einmal in Mitte des Gewirres, war kein Entrinnen, und nach all' den gehabten Erfahrungen, Enttäuſchungen und Schmerzen ſeiner ſelbſt überdrüſſig geworden, ließ er ſich von der wilden Welle des Geſchickes emporſchleudern und umherwerfen, ohne an das Ende dieſes Zuſtandes zu denken.

Die Marianne hatte ihm zwei Wächter geſtellt, Cabanon und Fabret. Er quartierte ſie bei ſich ein und bemerkte ohne Unwillen, wie er bis in's Kleinſte beobachtet wurde. Ja, dies war ihm gerade, Franz gegenüber, um ſo erwünſchter, und er weihte Cabanon ſpeciell in ſein ganzes Verhältniß zu Franz ein, verhehlte ihm keinerlei Umſtände in Betreff Magda's, ſo daß des ehrlichen Ouvrier Verdacht gegen Turner um ſo mehr wuchs, als die bald darauf erfolgte Teſtamentseröffnung und der Proceß, welchen Franz gegen Magda und die Maſſe begann, einen Theil der Angaben Benoni's bewahrheitete.

Franz, der Jobin gegenüber ſo ſehr auf die Gewalt gepocht, welche er in der Marianne habe, der ganz gewiß gehofft hatte, früher oder ſpäter in der Bewegung Benoni ein Schickſal zu bereiten, wie es nur ein Spion, wie er es ſelber nur verdienen mochte, war faſt von Sinnen, ſich ſelber mit einem Mal in das dem Gegner gelegte Netz verwickelt und ſeine geheimen Geſchäfte mit der Rue Bourbon durch beſtellte Aufpaſſer unterbrochen zu ſehen. Für den Augenblick ſchien er ganz rathlos und fürchtete nur, Père Jobin möge kommen und er vor ſeinen Wächtern compromittirt ſein.

Endlich gelang es ihm, einen Plan zu finden, die Wachſamkeit derſelben irre zu leiten. Mit ſcheinbar größter Offenheit theilte er denſelben mit, er habe eine wichtige Proceßangelegenheit mit ſeiner Schweſter, und als Jobin kam, ſtellte er denſelben raſch als Advocaten Delcourt vor und begann den Rechtshandel zu beſprechen. Jobin, ſofort einſehend, Franz ſei überwacht, fand ſich ſchnell genug in ſeine Rolle, zumal er in dieſen unruhigen Tagen immer in ganz modiſcher Kleidung erſchien und ſeine Tonſur mit falſchem Haar bedeckte. Unter dieſer Form wiederholte Jobin ſehr oft ſeine Beſuche, und es ward von nichts als Termin, Rechtseinwänden und dergleichen geredet. Da Franz aber vor ſeinen Wächtern den ſpecifiſchen Mediciner ſpielte und viel lateiniſche Werke beſaß, aus denen er Excerpte, wie er ſagte, zog, wußte er in dieſer Weiſe eine Auseinanderſetzung ſeiner Lage in lateiniſcher Sprache niederzuſchreiben und in Zetteln Herrn Jobin zuzuſtecken. Dabei tractirte er ſeine Wächter ſehr gut, und dieſelben waren wirklich auch zu ſchlicht und ungelehrt, um nicht gerade das Wiſſenswertheſte zu überſehen.

Da Franz ſich früher ſchon ganz und gar in Jobin's Hände gegeben und, nach den bekannten Zuſicherungen bei Fauchoncourt, der Congregation von St. Liguori reſpective Jobin, um gebunden zu ſein, ſein Erbtheil notariell abgetreten hatte, deſſen Zinſen ihm jedoch als Lebensrente belaſſen werden ſollten, ſo begann Franz unter geheimer Aegide der Brüderſchaft den Proceß gegen Magda Turner.

Seine Lage war nicht ſehr beneidenswerth, mußte er doch jeden Augenblick eine Entdeckung fürchten, allen Menſchenwitz anwenden, dieſen einfachen Arbeiternaturen gegenüber für einen redlichen Freund der Volksſache zu gelten. Er hatte für ſeine legitimiſtiſchen Pläne allerdings in der Marianne mehrfache Freunde gefunden, die ſich durch Gold und Verſprechungen erkaufen ließen, aber mit ihnen war ihm ebenfalls jede Communication am dritten Orte verwehrt, auch waren dieſelben, allem Anſchein nach, jetzt eingeſchüchtert, wenigſtens vorläufig kaum geneigt, für die kitzliche Sache des Legitimismus zu werben.

Allerdings hätte ſich Franz ſeiner Wächter entledigen können, wenn er die Polizei, die öffentliche Gewalt gegen ſie aufrief. Dies wäre ihm aber zum gewiſſen Todesurtheil bei einer bevorſtehenden Revolution geworden, mindeſtens hätte er ſeine politiſchen Pläne, ſeine Zukunft und endlich Magda aufgeben müſſen.

Fauchoncourt, Père Jobin und ſeine Congregation hatten nun alſo unter der Form lateiniſcher Excerpte nicht allein den Verlauf des Geſchehenen und die Situation ihres Emiſſairs erfahren, ſondern auch, daß Benoni direct bei einem Umſchwung der Dinge auf das Verderben Franzens, Jobin's und der Congregation ausgehe, ihnen in ihm alſo ein Feind erwachſen war, deſſen Gewalt bei einer Bewegung leicht die gefährlichſten Dimenſionen gegen ſie und den Legitimismus überhaupt annehmen konnte.

Das erſte Ziel dieſer Leute beſtand alſo darin, ſcheinbar den Proceß gegen Magda von Franz allein führen zu laſſen, ihm aber mit allen Mitteln der Heimlichkeit eine günſtige Wendung zu geben. Im Verlauf der Revolution ſich dann Magda's zu bemächtigen und Benoni dem Verderben zu weihen, war ihnen ebenſo Sache der Selbſterhaltung wie der Rache. —

Die Teſtamentseröffnung, welche Franz höchſt ungünſtige Vermögensausſichten ſtellte, war erfolgt, das Inventar des Vermögens aufgenommen, der Proceß gegen Magda eingeleitet. Fergus und Benoni ſorgten für einen geſchickten Advocaten, der die Gegenpartei tapfer angriff. Einerſeits ſchien das Document des Käſtchens, welches Franz als ein untergeſchobenes, angenommenes Kind erklärte, demſelben gefährlich werden zu ſollen, doch ſein Taufſchein, den er andererſeits präſentirte, das väterliche Teſtament, in dem er ausdrücklich als Sohn benannt und dotirt worden, gaben ihm Anhaltspunkte, von denen aus er operiren konnte. Bei der Hartnäckigkeit und caſuiſtiſchen Pfiffigkeit beider Parteien ſchien ſich der Proceß in's Endloſe dehnen zu wollen.

Magda verhielt ſich bei Allem ganz theilnahmlos. Die Krone ihres Lebens, der letzte Anker, die Liebe, war ihr zerbrochen. Wo ſie ſich verzweifelt mit dem letzten leiſen Schimmer von Glück in die Arme deſſen werfen wollte, der ihr als Engel der Rettung, als wahrhafter Mann in treuſtem Opfermuth der Liebe ſtets gefolgt war, mußte ſie erfahren, daß dieſes Jünglings Herz ſich krampfhaft zuſammenzog, ihr reines Bild willenlos, unter den um ſie ertragenen Schmerzen, erblichen war, er ſelbſt, aller Zukunft, aller Hoffnung bar, nur nach den Geboten der Freundſchaft, des Mitleids und ihres, durch Franz verletzten, moraliſchen und bürgerlichen Rechtes handelte. Dafür ſcheute er nicht alle drohenden Gefahren, warf ſich rückſichtslos in den Haß der Parteien, war bereit für Magda's Sicherſtellung ſelbſt ſich preiszugeben, doch — der höchſte, ſittlichſte Boden aller wahren Liebe, der Glaube an ſie, war ihm unwiederbringlich verloren.

Und das Quälendſte, Schreckhafteſte für Magda war das Gefühl, Benoni habe recht. Um ihretwillen war die Annäherung beider feindlichen Familien erfolgt, um ihretwillen hatte Benoni ſeine ſchöne Jugend vergeudet, um ihretwillen Heimath, bürgerliche Stellung, des Vaters Liebe geopfert, ging Gefahren entgegen, die vielleicht ſeinen vollſtändigen Untergang zur Folge haben konnten.

Hätte ſie einen Ort, ein Aſyl gewußt, zu dem ſie ſich wenden, dieſem Chaos entrinnen konnte, ſie hätte ihn vielleicht gewählt, ſchon um dem Kampfe mit Franz ein Ende zu machen. Aber war ſie nicht heimathlos? Sie hätte Franz gern alle Vermögensvortheile überlaſſen, denn die Summe, welche ſie vor der Kataſtrophe von der Mutter für ſich in dem erwähnten Briefe erhalten, war groß genug, um durch die Zinſen derſelben die beſcheidenen Anſprüche eines einzeln ſtehenden Mädchens allenfalls zu ſichern.

Als ſie dies aber Benoni auseinanderſetzte, widerrieth er ihr eindringlich, ihr Recht zu vergeben. Wollte ſie auch das Vermögen gern miſſen, ſo vergaß Magda, daß ſie dadurch Franz als Bruder anerkenne, ihm über ſich indirect moraliſche und juridiſche Rechte einräume, kurz eine Handhabe gewähre, auf irgend eine Weiſe ſich, von ſeinen jeſuitiſchen Genoſſen unterſtützt, zum Herrn ihres Schickſals zu machen.

Einen Weg nur hätte es gegeben, Allem zu entgehen: wenn Benoni Magda geheirathet hätte.

Bei den Gefühlen, der Lage, dieſer Hoffnungsloſigkeit wär' es eine Lächerlichkeit geweſen, daran eine Secunde zu denken. Auch wenn Benoni mit Fergus abreiſte und ſie nach England mitnehmen wollte, konnte Franz nicht Mittel finden, ihrer Spur zu folgen, konnte Magda dort, wo ſie nicht einmal der Sprache des Landes mächtig war, mit ihrem ſchmalen Einkommen leben? Und wie wollte Benoni, einmal in die Volkspartei verwickelt, von ihr argwöhniſch beobachtet, dies ermöglichen, ohne einen Eclat herbeizuführen? —

Es galt bei Allem, in dieſer einmal wider Willen eingenommenen Stellung zu verharren, bis vielleicht die allgemeine Eruption auch hierin als Befreierin auftreten würde. —

In der Marianne trafen allwöchentlich mit wüthendem Haß die Todfeinde Benoni und Franz zuſammen; Beide fanatiſch im Beweiſe ihres Radicalismus, Beide lauernd auf jede Blöße in der Rede des Andern. Es fehlte aber noch die That, der Beweis ihrer Treue oder Untreue für die Volksſache! —

Von der Oppoſition der Kammerlinken, beſonders wiederum von Herrn Thiers angeregt, von den Unzufriedenen aller Parteien mit Jubel aufgenommen, war der Vorſchlag gemacht worden, nach dem Beiſpiel von Chateaurouge und den Provinzen nunmehr auch in Paris ſelbſt ein Reformbanquet im außergewöhnlichſten Maßſtabe abzuhalten. Nachdem am 13. Februar der Antrag auf Wahlreform durch Stimmenmehrheit von der Kammer abgelehnt worden war, ſchien jedes Mittel der Verſtändigung erſchöpft, und das Volk bereitete ſich vor, mit einem Feſtmahle den Kampf zu eröffnen!

Ein Artikel des Débats, gegen die Oppoſition gerichtet, enthielt die Worte:

„Was eure Drohungen mit einer neuen Revolution betrifft, ſo erſcheinen ſie uns nur lächerlich!“

Das goß Oel in's Feuer! In den Bureaux der radicalen Reform und des demokratiſchen National verſammelten ſich die Demagogen zur Organiſation der Bewegung. Lagrange unterhielt durch ſich und ſeine Vertrauten die Verbindung dieſer Geſellſchaften mit der Marianne. Die Delegirten der Letzteren arrangirten zahlreiche, geheime kleine Verſammlungen in den verſchiedenen Arbeiterſpelunken der Faubourgs der Cité, Temple, Antoine und Jacques.

Dieſen koloſſalen Vorbereitungen eines Feſtes, das, wie ſich Jeder ſagte, nur blutig enden konnte, ſetzte endlich die Regierung ernſte Maßregeln entgegen. Es half nichts, daß Legitimiſten, Bonapartiſten im Verein mit der Oppoſition in der Deputirtenkammer durch flammende Reden das Verſammlungsrecht ſchützen wollten und die Nationalgarde aufforderten, unbewaffnet bei dem Banquet zu erſcheinen, um die Ordnung zu ſichern. Der Miniſter des Innern Duchâtel, der Commandeur der Nationalgarde Jacqueminot und der Polizeipräfect Deleſſert machten bekannt, ſie würden das Banquet nöthigenfalls mit Gewalt hindern.

Die Oppoſition gab allerdings das Feſt auf, aber der Eindruck des Geſchehenen blieb, die Erbitterung gegen die Regierung ſteigerte ſich mit jedem Tage, und am 21. Februar begannen bereits große, aber unbewaffnete Volkshaufen beim Klang des „Ça ira!“ die Stadt zu durchziehen.

„Nieder mit Guizot! Es lebe die Reform!“ donnerte es aus tauſend Kehlen.

Lagrange, die Marianne und die radicale, mit ihr verbundene Kammeroppoſition hatten, diplomatiſch genug, beſchloſſen, ſich nicht ſofort an die Spitze des Volks zu ſtellen, ſondern die drohenden, vom Zufall zuſammengewürfelten Maſſen den erſten Stoß aushalten, ſich an ſich ſelbſt erhitzen zu laſſen. Um den Sieg zu erringen, wartete man die geeignete Gelegenheit ab, die paſſende Gelegenheit, dieſe große Hetäre der Weltgeſchichte, die Buhldirne aller Parteien und aller Eroberer!

Am 22. und 23. Februar ſchickte man, da die Volkswuth hübſch im Gähren war, endlich kleine Banden der verſchiedenen geheimen Geſellſchaften unter die Menge, ſie zu haranguiren, und auf verſchiedenen Punkten war es zwiſchen dem Militär und dem Volke zu Zuſammenſtößen gekommen, die meiſtens zwar noch unblutig ausfielen, aber deſto mehr erbitterten.

Mit Jubel erfüllte es die Oppoſition, den Hof mit Grauen, daß die Nationalgarde das Militär bei dieſer Gelegenheit nicht unterſtützte und mit dem Ruf: „Es lebe die Reform! Nieder mit Guizot!“ die Emeute noch ermuthigte. Ja, ſie vereinigte ſich ſogar zu einer Petition an die Deputirtenkammer, in welcher die Entlaſſung und der Anklagezuſtand des Miniſteriums verlangt wurde.

Guizot und das Miniſterium fielen! — Der Hof glaubte mit dieſer Conceſſion die Nationalgarde zu gewinnen.

Als am 23. der Fall des Mannes kund wurde, welcher außer Caſimir Perrier der redlichſte und begabteſte Miniſter der Julimonarchie geweſen war, und Molé mit Dufort, Paſſi und anderen Sprechern des linken Centrums proclamirt wurde, herrſchte allgemeine Freude in Paris. Man ſchickte ſich an, Abends die Boulevards feſtlich zu erleuchten.

Das war der Wendepunkt! Hier konnte möglicher Weiſe der Bewegung Halt geboten, die Erregung des Volks beſchwichtigt werden. —

Dahin durfte es aber die radicale Oppoſition doch ja nicht kommen laſſen! Kaum war der Fall Guizot's bekannt, als durch Laufzettel und Delegirte die Marianne in die engen Straßen, welche die Kirche St. Méry umgeben, und wo man bei den Plänkeleien der beiden vorhergegangenen Tage bereits Barrikaden gegen die Linie errichtet hatte, gerufen wurde, um den verlöſchenden Kampf von Neuem zu entflammen.

Ein Todesſchmerz durchzog Benoni's Seele, als die Delegirten ihn aufforderten, zu folgen.

Cabanon, rückſichtslos in ſeinen Dogmen wie in ſeinem Haß gegen das Beſtehende, duldete keine Widerrede und ſchwur ihm den gewiſſen Tod, wenn er ſich länger weigere.

Wie auch Benoni's Inneres ſich vor der Schande ſträubte, zu dieſem Blutvergießen beitragen zu müſſen, welches nach den neueſten Vorgängen eben ſo nutzlos wie nichtswürdig war, durfte er ſich doch nicht ferner weigern, Folge zu leiſten, wollte er nicht Magda's Schickſal gefährden und Franz die Macht einräumen, ſeine Pläne betreffs ihrer wie ſeiner Partei in's Werk zu ſetzen! —

„Nun ja! Ich werde gehen, Cabanon, der Teufel ſegne mein Beginnen! Aber eben ſo wenig, wie ich je die verhaßte Fahne der jeſuitiſchen Bourbonen aufpflanzen werde, leih' ich zum Blutvergießen meine Hand! Stellt mich immerhin an den gefährlichſten Punkt, aber Ihr werdet mir nicht die Waffe aufzwingen, denn dieſer heutige Kampf iſt eben ſo unheilvoll wie verbrecheriſch!“ —

„Das mögt Ihr abwarten, Bürger! — Zum Kampfe kann ich Euch allerdings nicht zwingen, aber ſorgen werd' ich gewiß, daß Ihr nicht ausreißt! Vorwärts!“ —

Benoni und die Delegirten gingen nebenan zu Fergus und forderten ihn auf, mitzugehen. Mac-Combich ſteckte in jede Taſche einen Revolver, verſah ſich mit Schießbedarf, und ſie gingen. Seine Begleiter hinter ſich, trat Benoni nur einen Augenblick zu Dagobert in's Zimmer, wo Magda ſich aufhielt.

„Es fallen ſehr ernſte Dinge vor, Magda, ich muß fort. Sollte ich bis morgen Abend nicht wiederkommen, ſo bin ich todt, dann fliehen Sie von Paris, ſo weit Sie können! Leben Sie wohl!“ —

„Benoni, ich beſchwöre Sie auf meinen Knieen, gehen Sie nicht!!!“ —

Benoni ſtürzte fort. Fergus und die Anderen folgten. —

Magda that einen jähen, entſetzlichen Schrei, dann, als ſie die Hausthür zufallen hörte, warf ſie ſich verzweiflungsvoll auf's Sopha und weinte bitterlich!! — — — — — — — — — — — — — — — — —

Es war Abend, Paris feſtlich erleuchtet, weil Guizot gefallen war.

Jauchzend und ſchreiend zogen die Volkshaufen durch die Straßen und berauſchten ſich am künftigen Siege.

Die eine Hälfte der Marianne ſtrömte nach dem Platz Vendôme, vor die Wohnung des verhaßten Juſtizminiſters Hébert; voran Lagrange mit der Piſtole in der Hand, die rothe Fahne trug Franz. Eine Anzahl Fackeln umſchwankte die wilde, dahin eilende Maſſe, deren Anblick das leicht erregbare Volk elektriſirte und zum Erringen neuer Conceſſionen ermuthigte. Im Nu füllte ſich der Platz mit Pöbelmaſſen, die ſich dem Zuge anſchloſſen, ihm vorauseilten und ihn umgaben.

Vor Hébert's Thür ward eine aufrühreriſche Demonſtration veranlaßt, darauf eilte die Menge nach dem Miniſterium des Auswärtigen, auf dem Boulevard des Capucins, wo man Guizot vermuthete. Hier aber ſtand ein Bataillon Infanterie im Carré, das der Emeute den Weg verſperrte!

Der Oberſtlieutenant hielt wie ein Steinbild zu Pferd vor der Front, das Militär beobachtete die muſterhafteſte Ruhe.

Franz ſchwang die Fahne vor dem Kopfe ſeines Pferdes, man ſchlug die Fackeln vor ihm nieder, daß die Flamme es faſt berührte. Alles blieb ruhig! —

„Nun denn zum Satan, wenn's nicht werden will,“ murmelte Lagrange, „dann werde es ſo!!“ Und er ſchoß ſein Piſtol auf den Offizier ab.

Die Kugel fuhr in den Schenkel des Pferdes, es bäumte ſich. Die Front der Linie ward geöffnet und nahm ihren beſchimpften Commandeur in's Centrum.

Lagrange ſprang zurück und warf ſich, von der Dunkelheit beſchützt, zur Erde.

Eine knatternde Salve erfolgte! Ein Wuthgeſchrei tönte ringsum, Verwundete und Todte ſanken, aber Lagrange blieb unbeſchädigt. Er ſprang auf und verlor ſich unter der Menge.

Die Bajonnetattaque begann. Alles flog auseinander!

Heulend ſtürzte das Volk mit dem Rufe: „Wir ſind verrathen, man ermordet uns, zu den Waffen!“ zu den Quartieren.

Wie ein Lauffeuer eilte die unglückſelige Kunde durch alle Stadttheile, die Sturmglocken der Kirche St. Germain-des-Prés, welche einſt die Septemberſcenen von 1792 und die Julitage eingeläutet, verkündeten den Aufruhr. Zahlloſe Barrikaden erhoben ſich im Nu auf allen Punkten, und die Nacht brach an, ohne daß von Seiten der Regierung irgend eine vernünftige militäriſche Maßregel getroffen worden wäre. —

Louis Philipp verlor alle Faſſung, als er die Nachricht dieſes Unglücks erfuhr. Mit Todesangſt wartete er auf Molé, den Präſidenten ſeines neuen Miniſteriums. Trotzdem wiederholt zu ihm geſchickt worden, kam Herr Molé nicht, ja ſendete ſogar die erhaltene Vollmacht zurück. Der König entſchloß ſich nun für Thiers. — Guizot, der ſich noch in den Tuilerien befand, ſchlug Louis Philipp vor, die Truppen dem Marſchall Bugeaud anzuvertrauen. Der König unterzeichnete ſofort die Ernennung. —

Um Mitternacht erſt betrat Thiers das Cabinet des Monarchen. Ihm gegenüber ſtand Guizot, bleich und finſter, der arme König aber, auf die Lehne eines Seſſels geſtützt, ſtierte vor ſich hin. —

Trotz aller Diplomatenkniffe konnte Thiers es nicht vermeiden, daß er blutroth wurde. Er ſchämte ſich. Früher vereint, endlich die ſchroffſten Gegner, fanden ſich beide Miniſter hier abermals zuſammen.

Guizot machte eine leiſe Bewegung, um den König aus ſeinen düſteren Träumen zu reißen.

Der greiſe Philipp fuhr auf, ſah Thiers und biß ſich auf die Lippen.

Guizot ergriff die Hand ſeines Fürſten, küßte ſie und preßte ſie an ſein Herz. Dem Monarchen liefen die hellen Thränen über die Wangen. Der Exminiſter verbeugte ſich darauf und nahm den Hut.

„Herr Thiers, die Sünden gegen mich ſeien Ihnen von Herzen verziehen, Sie haben erreicht, was Sie gewollt, ſehen Sie nur zu, ob Sie Ihre Sünden gegen das Königthum gut zu machen vermögen!“ —

Darauf verließ er das Zimmer.

Thiers war leichenblaß, faßte ſich indeß bald wieder, als ihn der König anredete und ihm die Ernennung Bugeaud's zu wiſſen that.

Der neue Miniſter war damit einverſtanden, doch weigerte er ſich, die Verantwortung zu tragen, Bugeaud gegen die Barrikaden marſchiren zu laſſen. Indem er dem König vorſchlug, ſich mit Odilon Barrot vereinigen zu dürfen, hoffte er durch eine Proclamation und den Zauber ſeines Namens den Orkan der Volkswuth zu ſtillen. Das Document wurde ſofort zur Veröffentlichung geſchickt, und Thiers verließ die Tuilerien mit dem ſtolzen Bewußtſein, Frankreichs Geſchicke zu leiten, mit der Zuverſicht, der Anblick eines ſolchen Documents würde die Inſurgenten ſofort zum Waffenſtillſtand bewegen.

Guizot, obwohl geſtürzt, hatte den Muth, in der Nähe des ſchwergeprüften Fürſten zu bleiben.

Der Proclamation Thiers' vertrauend, legte ſich der König um vier Uhr Morgens nieder. Die Revolution aber wachte und hatte ſich während der Nacht in ſchreckhaftem Maße rekrutirt. Die Zöglinge der polytechniſchen Schule, ein Theil der Nationalgarde ſogar ſchloſſen ſich der Bewegung an, und die Barrikaden dehnten ſich durch ganz Paris aus, waren bereits bis zum Stadthaus und zu den Tuilerien vorgeſchoben.

Das Krachen der Gewehrſalven, welches die Erneuerung des Kampfes anzeigte, erweckte den armen König. — Die Proclamation war nicht beachtet worden, das Gefecht wüthete ſchon in der nächſten Umgebung des Carouſſelplatzes.

Thiers und einige Deputirte der Oppoſition, Duvergier, Rémuſat, Crémieux und Lamoricière verlangen Bugeaud's Entlaſſung, Bugeaud's, des geliebteſten Führers der Soldaten!

Der König bewilligte Alles, Lamoricière erhielt das

Commando. — Die Monarchie ward durch dieſe Hirnloſigkeit ihrer letzten Stütze beraubt, und jede folgende Conceſſion brachte fortan die Dynaſtie der Abdankung näher.

Der König, welcher ſich nun endlich durch die Oppoſition geſchützt glaubte, ſetzte ſich, wieder beruhigter, mit ſeiner Familie zum Frühſtück, denn er hatte faſt vierundzwanzig Stunden nichts genoſſen.

Da tritt Herr von Rémuſat wiederum ein und entdeckt der königlichen Familie die wahre Sachlage: daß die Revolution ſieghaft und nur Eins zu wählen ſei, Gefangenſchaft oder Flucht! — Er bat den König, nach St. Cloud zu gehen! —

Der Befehl zur Abreiſe ward gegeben! Odilon Barrot, im Vertrauen auf ſeine Beliebtheit, hatte einen Umzug in Paris gehalten, das Volk zu beſänftigen. Man beachtete ihn nicht und verhöhnte Thiers.

Der Kampf ging weiter! Auch die Gegenwart des Königs im Hofe der Tuilerien, um die Linie und die Nationalgarde zu muſtern, überzeugte den unglücklichen Monarchen nur, daß er Alles verloren habe. Verzweiflungsvoll zog er ſich in ſeine Gemächer zurück. Die königliche Familie war gelähmt vor Schreck und Verzweiflung.

Herr Thiers tritt ein, muthlos, fahl wie der Tod, legt ſeine Vollmacht nieder und verlangt mit leiſer Stimme die Präſidentſchaft Odilon Barrot's.

Barrot eilt ſofort zu den Barrikaden, ſeine Ernennung ſelbſt anzukündigen. Er wird zurückgeſtoßen, man lacht ihn aus! —

Die Emeute ſtürmte den Carouſſelplatz; die muthloſen Truppen, ohne einheitlichen Befehl, ohne Vertrauen, ſenken die Waffen und kehren nach den Kaſernen zurück.

Die Thür des königlichen Cabinets wird aufgeriſſen und Emile de Girardin tritt zu Louis Philipp ein, welcher an ſeinem Schreibbureau eben die Ordonnanz für Odilon Barrot ſchreibt.

Girardin legt die Hand auf die noch feuchte Ordonnanz.

„Es iſt dazu zu ſpät, Sire! Wenn Sie noch eine

Minute verlieren, wird es in einer Stunde weder König noch Königthum in Frankreich geben!“ —

„Sind Sie deſſen ſicher?“ entgegnete Herr von Rémuſat, ſich an Girardin wendend.

„Fragen Sie Herrn von Meruan, welcher hier iſt, ob man nicht alle Proclamationen zerreißt und die Leute, die mit deren Verbreitung beauftragt ſind, fortjagt?“

Herr von Girardin war nämlich mit Herrn von Meruan, Redacteur des Conſtitutionel, beauftragt worden, die Proclamation, welche die Ernennung des Herrn Barrot zum Miniſter enthielt, drucken zu laſſen.

„Es iſt Alles durchaus ſo, wie Herr Girardin eben ſagt!“ antwortete Herr von Meruan.

„Was iſt zu thun?“ fragte der König leiſe. —

„Abdanken, Sire!“ und Girardin beißt ſich erröthend auf die Lippen.

„Abdanken!?“ Dem König fällt die Feder aus der Hand. —

„Ja, Sire, ohne Zögern! Eine Minute Verzug, und Alles iſt verloren! Hier iſt die Proclamation bereit, ſo wie ich ſie zum Druck gegeben habe, um die Augenblicke zu ſparen.“

„„Abdankung des Königs!““

„„Regentſchaft der Herzogin von Orleans!““

„„Auflöſung der Kammer!““

„„Allgemeine Amneſtie!““

Und Girardin legt die Proclamation auf das Schreibpult.

In dieſem Augenblick zittern die Fenſterſcheiben! Ein Musketenfeuer läßt ſich in der Richtung des Palais-Royal hören.

Der Herzog von Montpenſier nähert ſich dem König. — „Danken Sie ab, Sire!“ ſagte er mit Heftigkeit.

Die Gewehrſalve erneuert ſich; der König erwacht endlich aus ſeiner Erſtarrung.

„Gut, ich danke ab!“ ſagte er.

„Gehen Sie!“ rufen alle Anweſende Herrn von Girardin zu, „verkündigen Sie die Neuigkeit und laſſen Sie das Schießen einſtellen!“

Herr von Girardin verneigt ſich und ſtürzt ab, um die Abdankung bekannt zu machen.

Am Portal erwartet ihn ein Mann.

„Es iſt geſchehen, er dankt ab! Eilen Sie zu Delphinen, ſie ſoll ſogleich reiſen!“ —

Der Andere eilte fort. Es war Herr von Gueronière! —

Ein paar Stunden ſpäter nahm Frau von Girardin ihren Weg nach London. —

Ihr Gatte eilt inzwiſchen zur Barrikade in der Straße St. Honoré, und die Kunde wird mit Jauchzen, doch auch mit Unglauben empfangen.

„Haben Sie es gedruckt?“ ruft man ihm von allen Seiten zu.

„Nein.“

„Haben Sie es geſchrieben?“

„Nein.“

„Welchen Beweis haben Sie für die Abdankung?“

„Mein Wort.“

„Wer ſind Sie?“

„Emil von Girardin.“

„Derſelbe, welcher der Kammer ſeine Entlaſſung gegeben hat?“

„Ja!“

„Verbürgen Sie die Richtigkeit Ihrer Ausſage mit Ihrem Kopfe?“

„Ja!“

„Dann können Sie weiter gehen.“

Man läßt ihn die Barrikade überſteigen, und er komm auf den Platz des Palais-Royal, wo man im heftigſte Kampfe begriffen war.

Das Lärmen des Musketenfeuers übertönt ſeine Worte Indeſſen ſind einige der Umſtehenden geneigt, die Waffe niederzulegen, wenn man ihnen die Abdankung des König mit ſeiner Unterſchrift überbringt.

Dieſe Forderung wird nach den Tuilerien geſchic

Der König ergreift die Feder und ſchreibt langſam und niedergeſchlagen die Worte:

„Ich danke zu Gunſten meines Enkels, des Grafen von Paris, ab; ich wünſche, daß er glücklicher ſein möge, als ich."

Der General Lamoricière ergreift das noch feuchte Blatt — die letzte Hoffnung des Hauſes Orleans.

Alles war verloren. Der König hatte nur noch abzureiſen; der Befehl, die Truppen hinter die Gitter zurückzuziehen und den Wagen vorfahren zu laſſen, wurde gegeben, als das Volk bereits in die Vorhöfe drang.

Als die Wagen auf den Carouſſelplatz kamen, wurden der Vorreiter und die zwei erſten angeſpannten Pferde erſchoſſen. Die Wagen kehrten nach dem Stalle zurück.

Unterdeſſen ging im Cabinet des Königs eine tiefernſte, thränenvolle Scene vor.

Louis Philipp zog die Uniform, welche er während der Revue getragen hatte, aus; er legte ſeinen Säbel, ſeine Epauletten und das große Band der Ehrenlegion auf den Tiſch, die Inſignien des Königthums.

Die Königin, bleich vor Unwillen, mit zitternden Lippen, brach in Vorwürfe gegen Herrn Thiers aus.

„Sie ſind es," rief ſie, „der den Thron geſtürzt hat! Sie haben die Leidenſchaften des Volkes entzündet, welche jetzt das Königreich in Brand ſetzen. Sie ſind ein Undankbarer und haben einen ſo guten König nicht verdient!"

Herr Thiers ſtand vor ihr, gebrochen, wortlos. — Dem Jämmerlichen fehlte ſelbſt das kleinſte Wort der Entſchuldigung.

Der König wandte ſich an die Herzogin von Orleans. „Helene," ſagte er, „bleiben Sie." Die Herzogin verbarg ſchluchzend das Geſicht in ihre Hände.

Philipp grüßte die Anweſenden mit einem Kopfnicken und bot der Königin den Arm.

In dem Augenblick, wo er fortging, näherte ſich Herr Crémieux: „Sire, es iſt wohl verſtanden, die Regentſchaft gehört der Herzogin von Orleans?"

Der König hielt plötzlich an. „Nein," ſagte er lebhaft, „ſie gehört dem Herzog von Nemours. Ein Geſetz hat ihm die Regentſchaft gegeben, ich kann es nicht verletzen!" —

Er ging durch den Keller, der nach der Waſſerterraſſe führt, bis zur Drehbrücke, wo er einen kleinen, mit einem einzigen Pferde beſpannten Wagen fand. Er ſtieg ein, die Königin folgte.

Die fieberhafte Aufregung, welche ſie bis dahin noch aufrecht erhalten hatte, verließ ſie; ſie fiel faſt betäubt in den Wagen, der König umarmte ſie, das Pferd zog an. —

Eine Schwadron Cüraſſiere, welche auf dem Eintrachtsplatze ſtand, ſetzte ſich in Bewegung und bildete die Begleitung.

Dem Wagen des Entthronten folgte ein zweiter, der die Herzogin von Nemours enthielt. Beide fuhren im Galopp den Quai von Paſſy entlang. In der Mitte der elyſéeiſchen Felder wurde ihre Durchfahrt von einer letzten Gewehrſalve, die zwei Pferde der Begleitung tödtete, unterbrochen. Endlich waren ſie fort! Frankreich hatte ſeinen König verloren! —

In unſerem Zeitalter iſt kein Land der Welt, am allerwenigſten Frankreich, geeignet, die Republik zu ertragen, eben ſo wenig wie die abſolute Dictatur. Die conſtitutionelle Monarchie, welche den ruheloſen Franzoſen das größte Maß der Freiheit, was ſie je beſeſſen, geboten, unter welcher Forſchung und Induſtrie wie nie ſich ausgebreitet und mit vollen Händen das Land geſegnet hatten, die ganze große Partei der Conſtitutionellen war mit einem Male in den Staub getreten!

Dieſem unſinnigen Volke, das den Werth ſeines Beſitzthumes nicht begriff, war es beſchieden, durch die Gräuel der Anarchie, durch alle bitteren Täuſchungen und Leiden verkehrter politiſcher Fictionen wie ein Trunkenbold zu taumeln, um endlich in die Hände eines neuen Cäſaren zu fallen, der an Despotie alle bisherigen Gewalthaber überragte, ohne nur einen Schein jener großen Eigenſchaften zu haben, welche Napoleon I. die Bewunderung ſeiner Zeit erwarben.

Nach der Abreiſe Louis Philipp's und ſeiner Familie verſuchte die conſtitutionelle Partei mit ſinkenden Kräften die Monarchie aufrecht zu erhalten, indem ſie die Herzogin von Orleans mit ihren beiden Söhnen und ihrem Schwager in den Schooß der Deputirten-Kammer führten, damit man den Grafen von Paris als König anerkenne und der Herzogin von Orleans die Regentſchaft übertrage.

Als ſie die Tuilerien verließen, folgte ihnen Thiers geſenkten Auges und wirren Haares, Guizot kalt, ruhig, wie das Verhängniß.

Als man ſich trennte, warf Letzterer ſeinem alten Gegner einen langen ernſten Blick zu.

Herr Thiers hatte nicht die Kraft mehr, ihn anzuſehen. Scheu wendete er ſich weg und eilte wie ein Irrſinniger von dannen, die Worte murmelnd: „Die Fluth ſteigt, ſteigt, ſteigt!!" —

Die Herzogin von Orleans ward als Regentin nicht anerkannt, und während man ſich in der Kammer darum raufte, unter welchen Bedingungen dem Hauſe Orleans die Krone ferner zu gewähren ſei, und der legitimiſtiſche Abgeordnete Abbé de Genoude, Redacteur der Gazette de France, durch Berufung an die Urverſammlungen die ganze Julimonarchie verwarf, wurden das Palais-Royal und die Tuilerien von den Revolutionären eingenommen und mit vandaliſcher Wuth verwüſtet.

Ein Theil der bewaffneten Banden hatte das Waſſerthor erſtürmt, die Mehrzahl derſelben ſtürzte ſich auf den Palaſt Bourbon, wo General Bedeau, durch die Niederträchtigkeit des Oberſtlieutenant Courtais gelähmt, keinen Widerſtand entgegenſetzte.

Die Banden der Marianne, Lagrange voran, das zügelloſe Volk bewaffnet hinter ſich, ſtürmten den Saal der Deputirten-Kammer, wo die arme Herzogin von Orleans mit ihren Kindern das Zuſammenbrechen der letzten Hoffnungsſtützen ihres Hauſes erleben mußte. Sie und ihre Umgebungen flüchteten mit genauer Noth in's Hotel der Invaliden. Die Herzöge von Nemours und Montpenſier fanden bei befreundeten Familien Unterkunft. —

Während das Volk eine proviſoriſche Regierung verlangte, die Republik gegründet werden ſollte und man ſich zur Herſtellung einer neuen Regierung anſchickte, herrſchte in Paris die Anarchie, die Emeute. Das Geſetz, die bürgerliche Ordnung, der geſellſchaftliche Verband hatte aufgehört.

So brach die Nacht herein und deckte mit ihren ſchwarzen Schleiern die chaotiſchen Volkshaufen zu, welche die Plätze, die Barrikaden, Boulevards und Straßen erfüllten und jede Circulation unmöglich machten. — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Magda, als ſie am 23. Abends nach Benoni's Fortgehen ſich von ihrem Schmerzenslager erhob, dankte mit mattem Wort und Blick für Nini's liebevolles Mitleid, mit welchem die Gute ihr Troſt und Hülfe zuſprach, und bat nur, ſie allein zu laſſen.

Sie verſchloß ſich in ihr Zimmer.

Vor ſie hin trat ein finſterer, grauenvoller Gedanke! Der entſetzliche Gedanke, ein Daſein zu zerbrechen, das jedes Zweckes, jedes Glückes beraubt war.

Lebte ſie nicht mehr, war auch Benoni jeder Verpflichtung gegen ſie, jedes ferneren Kampfes überhoben!

Aber wenn er ſelbſt getödtet, in dieſem Gemetzel ein Opfer wurde um ſie?!

Das hielt ſie zurück. Sie nahm ſich vor, bis zum Abend des nächſten Tages zu warten. Starr vor ſich hinbrütend, hörte ſie das Brüllen der Geſchütze, das Knattern der Flintenſchüſſe. Der Klang der Marſeillaiſe miſchte ſich mit dem Triumphgeſchrei der Menge und dem Aechzen der Sterbenden. — —

Der Abend des 24. Februar brach an, die Wuth der Emeute hatte vorerſt wenigſtens ausgetobt, doch Benoni kam nicht! —

Es war Mitternacht. Benoni kam nicht!

Magda richtete ſich ſcheu empor. —

„Er iſt todt, todt um meinetwillen!"

Sie war entſchloſſen zu ſterben.

Nieder auf die Kniee warf ſie ſich, Gott um Verzeihung aller ihrer Sünden und auch der letzten, um Erlöſung von dieſem elenden Leben zu bitten.

Als ſie ſo zuſammengeſunken auf dem Boden lag, führten ihr Erinnerung und Reue alle Bilder der Vergangenheit wieder vor die zuckende Seele.

Der Abhang von Alt-Hayde, der liebende Freund, der alte, kummervolle Trautmann mit ſeinem treuen, ſorglichen Antlitz ſtand lebendig vor ihren Blicken.

In ihrer Herzensangſt und Pein begann ſie wiederum zu beten, laut, klagend, büßend, wie eine andere Magdalene!

Dann hielt ſie auf einmal ſtill, ſah empor durch's Fenſter nach den träumenden Sternen, die Liebe und Verſöhnung auf ſie niederzuthauen ſchienen! Da kam eine tiefe, ſtille Rührung, das Bewußtſein einer heilig großen, hochherzigen Pflicht kam über ſie!

„Nein!" und ſie ſprang empor! „Nicht eher will ich ſterben, Gott, mein Gott, bis du mich rufen wirſt! Mein Leben ſei fortan der Reu' und Sühne, dem Dienſte Deſſen gewidmet, an dem ich mich am ſchwerſten verſündigt! Geweiht ſei es dem Andenken an die heilig große, ſchöne Liebe eines edlen Mannes, deren ich Unſelige nie werth war! Dieſe Pflicht und dieſe Erinnerung, vor Allem du, entſetzlichſte aller Begleiterinnen, Gewiſſen, ihr werdet fortan mich Elend, Noth, Entſagung und alle Bürden des Lebens mit Demuth tragen laſſen!!" —

Sie richtete ſich empor, ſteckte ihre Papiere, die ererbten Documente von ihrer Mutter, zu ſich und machte ſich zum Fortgehen bereit. Darauf ſetzte ſie ſich noch eilig nieder, ſchrieb an Dagobert und legte den Brief auf den Tiſch.

Leiſe öffnete ſie das Zimmer. Lautlos ſchlich ſie die Treppen hinab. Flehentlich bat ſie den Portier, ihr das Haus zu öffnen, ſie müſſe Jemanden ſuchen, und belohnte ihn dafür reichlich.

Der alte Mann ließ ſich endlich bewegen, ſchloß auf und Magda zwängte ſich raſch durch die Oeffnung.

Von Barrikade zu Barrikade eilte ſie über Trümmer und Leichen hinweg, umgeben von allen Schrecken des unlängſt beendeten Kampfes, und bat das Volk, man möge ſie doch durchlaſſen und ihr den Weg nach der Barrière d'Italie zeigen.

Man war barmherzig und rückſichtsvoll genug, ihr das zu geſtatten.

So gelangte ſie unter unſäglichen Mühen auf den Grève-Quais, dann rechts über den Pont Marie, durch das Viertel von St. Louis und die Brücke von Tournelle.

Eine Arbeiterin, die ihr dort begegnete, rieth ihr, den innern Theil von St. Jacques zu vermeiden, wo es noch ſehr wild zugehe, dafür die Boulevards entlang nach dem Place Walhuber und den Boulevard de l'Hôpital hinab nach dem Thore zu eilen. Dies befolgte ſie genau und paſſirte endlich ungehindert die Barriere. —

Matt dämmerte der Tag. Todmüde ſchleppte ſich die Arme die Straße links weiter. Roſige Wolken verkündigten leiſe den Anbruch des Tages.

Die Morgenſchauer ſchüttelten fieberhaft ihre Glieder, ſie wickelte ſich feſt in ihr Tuch. Einen Bauer, der des Weges kam, fragte ſie, wo Ivry liege.

„Dort drüben links! Sehen Sie die Häuſer mit den hohen Schornſteinen? Das iſt's. In einer halben Stunde können Sie da ſein." —

Magda ſtrengte alle ihre Kräfte an, vorwärts zu kommen; bei jedem Schritt glaubte ſie vor Müdigkeit zuſammenbrechen zu müſſen.

Da, — groß und allerwärmend, ſtieg die ewige Mutter der Welt, die Sonne, herauf und ſandte ihre liebeheißen Strahlengarben herab auf die entzweite, blutige Erde! Die Lerchen ſchwangen jauchzend ſich empor, zwiſchen den Blüthen zitterten die Diamanten des Thaues, Freude und Harmonie athmeten die ſtillen Lande.

Und ſchluchzend ſank Magda in die Kniee, breitete ihre Arme aus.

„Freiheit, die ich meine,
Die mein Herz erfüllt,
Komm mit deinem Scheine,
Süßes Engelsbild!
Magſt du nie dich zeigen
Der bedrängten Welt,
Führeſt deine Reigen
Nur am Sternenzelt!“

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

In wüthende Volkshaufen eingekeilt, von Cabanon und Fabret ſorgfältig beobachtet, welche ihm ſchwuren, ſie ſchöſſen ihn über den Haufen, wenn er ein Verräther ſei, ward Benoni am 23. Abends von einem Kampfplatz zum andern gezogen, Lagrange und Franz mit der rothen Fahne voran! Die Nacht brachten ſie hinter den Barrikaden zu. — Am andern Tage begann der Kampf mit erneuerter Hitze und neigte ſich gegen Mittag zum Siege, da man Bugeaud zur Unthätigkeit verdammt, dann entlaſſen hatte und die Nationalgarden ſich dem Volke angeſchloſſen.

Der Sturm der Tuilerien, dann des Sitzungsſaales kündigte die Anarchie an, und Benoni war weder in der Lage, ſich dieſem wüthenden Treiben entgegenzuſtellen, noch demſelben entrinnen zu können. So endete ſich der 24. Februar. —

Das Mißtrauen aber, das Königthum möge über Nacht durch irgend eine Hinterthür wiederum zurückkehren, daß man die proviſoriſche Regierung und die Republik erſt wirklich errichtet, den Sturz der Orleans ganz geſichert wiſſen wollte, bewog die pulvergeſchwärzte Menge, nicht nachzulaſſen, ſondern die Tuilerien, das Palais Bourbon und alle ſeine Poſitionen ſtreng beſetzt zu halten. So wurde es Benoni wie Fergus unmöglich, zurückzukehren. — Mit wachſendem Kummer, peinigender Unruhe, einer düſtern, unbezwinglichen Ahnung dachte Erſterer an die einſame Magda, die ihn wohl ſchon als Todten beweinen werde. — Sein einziger Troſt war nur, daß Franz, ebenſo wie er, jetzt ohnmächtig ſei, alſo nicht zu Magda gelangen könne, Dagobert mit ſeiner Frau ſich aber der Noth der Armen ſicher annehmen würden. —

Am 25. Morgens endlich ward die proviſoriſche Regierung: Dupon de l'Eure, Lamartine, Ledru-Rollin, Arago, Garnier-Pages, Crémieux, Maraſt, Flocon und Albert — proclamirt und die Republik mit bacchantiſchem Jubel ausgerufen. —

Der Bürgerkrieg war beendigt, die Waffen ſanken, die Kämpfer eilten heim, jeder Argwohn verſchwand. Eben ſo mißtrauiſch, wie man vorher geweſen, als könne die zu erringende Freiheit durch einen legitimiſtiſchen Agenten gefährdet werden, eben ſo ſanguiniſch war man nunmehr, als ſei die neue Republik unzerſtörbar und das ewige Glück der Erde eine ganz ausgemachte Sache.

Cabanon umarmte Benoni ſtürmiſch, man ſtürzte nach Hauſe! Auch Franz verlor ſich unter der Menge, ohne daß man verſucht hätte, ihn ferner zurückzuhalten.

Von den Strapazen und Erregungen der letzten Tage todmüde, wüſt im Hirn, elend im Herzen, von Ekel und Verachtung gegen dieſen Pöbel, dieſe Freiheit erfüllt, kehrte Benoni, auf den unerſchütterlichen, wortkargen Fergus geſtützt, erſchöpft nach ſeiner Wohnung zurück. —

Weinend kam ihnen Nini, tiefbekümmert der bleiche Dagobert entgegen.

„Wo iſt Magda?" rief Benoni in pötzlicher Ahnung. —

„Magda iſt fort!"

„Fort?!!"

„Sie hat dieſe Nacht heimlich das Haus verlaſſen!" jammerte Nini, „hier iſt ein Brief an Dagobert!" —

Benoni riß ihr entſetzt das Schreiben aus der Hand und las. Die Schrift zitterte vor ſeinen Augen, er vermochte kaum ſie zu erkennen.

„An den Freund des Geliebten richt' ich die wenigen letzten Worte.

Benoni iſt nicht zurückgekehrt. — Mein Herz ſagt mir, er iſt — todt! — Dem Wahnſinn nahe, war ich im Begriff, eine große Sünde zu begehen, Gott hat mich aber davor behütet! Mein armſeliges Leben werde ich nach ſeinem Rathſchluß fortan in Reue und Verborgenheit zurücklegen. Ich verlaſſe Paris und Frankreich! — Wenn Sie dieſe Zeilen leſen, bin ich bereits weit weg, in Sicherheit vor Franz, dem ich mein Erbtheil zur Beute laſſe. Das beiliegende Billet an meinen Notar wird denſelben davon benachrichtigen. Theilen Sie Sir Fergus dies mit, falls er noch lebt. Gott ſegne Sie und Ihre gute Nini, und mache Sie ſo glücklich, wie ich — niemals — zu werden verſtand!

Magda Turner."

Benoni warf ſich ſtarr, ſprachlos, keiner Thräne fähig in Fergus' Arme! —

„Das letzte Band iſt zerriſſen, verweht wie eine Feder im pfeifenden Sturmwind der Zeit iſt der ſelige Traum der holden Jugendliebe!!" — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — —

In dumpfem Brüten verbrachte der junge Mann den folgenden Tag.

Fergus ſprach kein Wort, er wußte, daß der letzte wüthige Kampf in Benoni überſtanden ſein wollte.

Dann aber mit der Energie der That, mit dem Gefühl, nur noch den Bedingungen der Ehre und Pflicht gehorchen zu müſſen, raffte ſich Trautmann auf!

„So werf' ich auch dich zu den Todten, Letztes, Schönſtes! Heimath und Vater, Liebe und Ehre, Alles iſt hinüber!! — Komm du denn, heilige, lichte Freundin und Mutter, du andere, jetzt einzige Geliebte meines Lebens, komm du, Natur, du Wiſſen alles Wiſſens, in dem Gott, Freiheit und Friede lebt, komm an mein gebrochenes Herz! Dir will ich fortan dienen allezeit, bis der ermattete Leib über der Arbeit zuſammenbricht, bis das müde, todtgequälte Herz den letzten Schlag thut!!" —

Er trat zu ſeinem Freunde Mac-Combich.

„Fergus, ich bin mit meinem Lebenszwecke hier zu

Ende. — Laſſen Sie uns reiſen, ſo weit die ſchwanke Woge des Oceans uns tragen mag!“ —

Fergus reichte ihm ernſt und innig die Hand.

„Verſuchen Sie es nur ernſtlich mit der Natur, dieſer Mutter aller Weſen, die große, ewige Magd Gottes wird Sie nicht verlaſſen!“ — — —

Eine halbe Woche ſpäter verließen Sir Fergus Mac-Combich und Benoni Trautmann Paris. — — —

Der Jahre lange Haß und Streit zwiſchen den Familien Turner und Trautmann war beendet, Magda ſpurlos verſchwunden, Benoni abgereiſt! Auf dem Kampfplatze blieb allein Franz zurück.

Dagobert und Nini, durch die Vorgänge der letzten Monate tief in ihrem Weſen erſchüttert, ernſter, trüber geworden, in den bald nach dem Februar entſtehenden Wirren und Alarmirungen, dieſen Wehen der unreifen Geburt des neuen Staatslebens, ihr altes Paris nicht mehr erkennend, überdies auch in ihren Einkünften durch dieſe unruhigen Zeiten ſehr benachtheiligt, beſchloſſen Paris gleichfalls zu verlaſſen. Dagobert hatte ein kleines Capital erworben, das ihm, ſicher angelegt, einen guten Hintergrund bieten konnte, und ſein deutſches Gemüth trieb ihn, die Heimath wieder aufzuſuchen, dort ſich eine bleibende Stätte zu gründen. Er theilte Nini ſeine Wünſche und die daran geknüpften Ausſichten mit, und ſie war eine viel zu gute Frau, um nicht raſch „Ja“ zu ſagen, zumal weder Verwandte noch Freunde ihr beim Abſchied das Herz ſchwer zu machen drohten.

So flog auch bald darauf dies ſonſt ſo muntere letzte Pärchen der Rue Gervais aus.

Alles iſt zerſchlagen, verweht, zerſtreut, als wenn dieſe verſchiedenen Menſchen einander im Leben nie näher getreten wären! — —

Mit der Proclamation der Republik waren zugleich eine Reihe Clubs erſtanden, die den ganzen Regenbogen der politiſchen Geſinnung des neuen Staates in allen Schattirungen vertraten. Der legitimiſtiſche Cercle der Chauſſée d'Antin, die Conſtitutionellen und Orleaniſten, welche Letztere nunmehr die Noth auf der Place Mibray vereinigt, die Jacobiner, der Arbeiterclub Louis Blanc's im Hippodrome, die Geſellſchaft der Menſchenrechte im Conſervatoire, die Ikarier unter Cabet, der Club der Clubs u. ſ. w. begannen zu agiren, denn es galt die allgemeinen Wahlen, galt, die rothe Fahne in der Welt zu Ehren zu bringen. Die Republik hatte durch die Amneſtie die politiſchen Gefangenen befreit, und Blanqui, Barbès, Raspail, Hubert erſchienen wieder, und die Ultradeſtructiven ſtrömten in den Blanqui-Club.

Dieſe offenen, großen Vereine gaben den bisherigen geheimen Geſellſchaften den Todesſtoß. Es war eben nichts mehr zu verheimlichen, und die Marianne blieb fortan öde und verlaſſen, zumal Lagrange, deſſen Benehmen auf dem Boulevard des Capucins in Jedermanns Munde war, für gut befand, ſich nicht mehr blicken zu laſſen.

Dadurch ward Franz jeder Feſſel ledig und übernahm nun unter Jobin die zweite, größere Hälfte ſeines Auftrags, nämlich den Spion und Aufhetzer der Volksvereine abzugeben, die Republik mit Legitimismus zu inficiren, denn im bourboniſchen wie conſtitutionellen Lager glaubte man ſicher, daß die Republik ſich nicht ein Jahr halten und bald ein Opfer der Socialiſten werden würde.

Die Arbeitsfrage trat auch ſofort in den Vordergrund. Albert, ſelbſt Ouvrier, hatte das Arbeitsminiſterium, und man begann unter Blanc's Aegide die Nationalhandwerkſtätten, monſtröſe Aſſociationen ohne jedes aſſociale Gepräge! Man kaſernirte die Arbeit, bezahlte Lohn, ob Jemand etwas that oder nicht, und hatte damit nur das Unglück erreicht, die Emeute durch Dotation in Permanenz zu erklären. Die Republik ſetzte ſich den Wurm in's eigene Leben, weil die blutloſen Theoretiker das eigentliche Weſen der Aſſociation nicht verſtanden und ſelbſt erſt probiren mußten, wie das Ding praktiſch anzufaſſen ſei.

Schade, daß man in der Politik nur mit Verluſten probirt, und der Arbeiter gerade am wenigſten geeignet zum Experimentiren iſt, beſonders wenn es ſich um den Magen handelt. Das Lazzaronileben, das „Recht der Faulheit", ward nur begünſtigt, und Faulheit brütet ſtets Unheil in den Hirnen der Menſchen aus, das hätte man bedenken ſollen!

Dazu war die neue Regierung von vornherein ſchwach, in ſich geſpalten, unfähig, theils ſogar unreell. Ein Dichter (Lamartine), und zwar ein recht romantiſcher, ohne einen Funken Diplomatie, wurde Leiter der Auslandspolitik, Arago, ein Heros im Reiche der Natur, im Tempel des Gottfriedens, gar Miniſter des Kriegs, Rollin, ein Menſch von den ſchlechteſten Leidenſchaften, intrigant und biſſig, aber kein Organiſationsgenie, hatte das Innere, Crémieux, von jeher zweideutig an Ehre und Geſinnung, wurde Wahrer des Rechts! Dieſe Regierung und dieſe Nationalateliers waren das hippokratiſche Geſicht der Republik Frankreich. Es blieb ihr von vornherein nichts Anderes übrig, als pathetiſch zu ſterben zu den Füßen eines Charlatans!

Nachdem ſich einigermaßen nur die bürgerliche Ordnung hergeſtellt, begannen Franz und Jobin von Neuem ihren Proceß gegen Magda zu verfolgen; doch kaum war derſelbe wieder aufgenommen, als Magda's Notar das erhaltene Billet präſentirte, wonach ſie von Paris abgereiſt war und Franz das Vermögen unbeſtritten ließ.

Helle Freude leuchtete aus Jobin's Zügen, Franz raſte! Wie von den Harpyen gegeißelt, eilte er von Jobin gefolgt nach der Rue Gervais.

Er fand das Neſt leer.

Benoni, Magda, Dagobert, Nini und Fergus, alle waren verſchollen!

Der Portier zeigte ihnen achſelzuckend die leeren Zimmer.

Einer wüthenden Beſtie gleich, warf Franz in wildem Schmerz ſich zur Erde und raufte in Verzweiflung ſein Haar, denn der Preis ſeines Lebens, Magda, die Wolluſt der Rache an Benoni, war ihm geraubt.

„Nein," ſchäumte er, „ich laſſe nicht ab! Eine Befriedigung, mein Vater, eine nur muß ich haben!! Der Hund iſt mit ihr nach England, gewiß, denn Fergus hatte dabei die Hand im Spiele!! Ich muß ihnen nach, ſtehenden Fußes!!!" — Und ſein Blick ſchweifte irrſinnig umher!

Jobin winkte dem Portier, welchem ſchon ganz ängſtlich wurde. Er ging hinaus.

Jobin trat zu Franz.

„Du wirſt ihnen nicht nachfolgen, Du wirſt bleiben!" —

„Ich bin reich genug!" —

„Ein Bettler biſt Du, der Congregation gehört Dein Vermögen! Du biſt mein, unwiderruflich mein! Ich kann Dich erheben, groß und reich machen, und ich will's, — denn Du biſt mein Sohn, aber vernichten, elend machen werd' ich Dich, wenn Du den Vertrag mit Fauchoncourt nicht erfüllſt, die Hoffnungen, welche ich auf Dich ſetzte, ſeitdem ich das erſte Lebenszeichen von Dir aus Deutſchland erhielt, zu Schanden machſt!! Magda iſt für Dich verloren, aber Du Narr, giebt es nur dies eine Weib in der Welt? Meinſt Du nicht, daß für Ehre und Gold Dir jede Liebe feil ſei?! Beſinne Dich!" —

Franz ſah vor ſich nieder, dann lachte er höhniſch auf. Er fühlte, wie ohnmächtig er in Jobin's Hand, wie abhängig jeder ſeiner Schritte war. —

„Gut denn, ich folge Dir!" — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — —

Der wüthende Haß gegen das Haus Orleans hatte die Anhänger der Bourbonen und die Bonapartiſten beſtimmt, im entſcheidenden Momente in ächt jeſuitiſcher Manier lieber zeitweiſe das Königthum überhaupt zu ſtürzen, um in der Anarchie nach ihren Plänen im Trüben zu fiſchen. Der großen Bourgeoſie und den Finanzleuten war die Republik etwas zu raſch über den Hals gekommen; denn ſie hatten gar nicht im Sinne gehabt, die Orleans ernſtlich fortzujagen. Die Scenen, welche ſie bereits erlebt, die ſocialiſtiſchen Clubs, welche die Geldbeutel in Gefahr brachten, vor Allem die Nationalwerkſtätten, brachten ein Grauen ohne Gleichen in der induſtriellen Welt hervor. Die diesmalige Revolution, den vorhergegangenen ſehr ungleich, trug alſo ihre craſſeſte Reaction ſchon bei der Geburt in ſich! —

In Paris wollte der eigentliche Friede, die geſellſchaftliche Ordnung nicht mehr recht aufkommen. Alle Augenblicke wurde alarmirt, ewig ward man beunruhigt! Banden durchzogen die Straßen, um die ausländiſchen Arbeiter aus ihren Werkſtätten und Paris zu vertreiben. Die Polen, die Deutſchen und Belgier hielten demonſtrative Umzüge und machten ſich bereit, ihr Heimathland mit der neuen, von Paris bezogenen, Freiheit zu beglücken. Auf dem Marsfelde fanden Sonntags große Arbeiterverſammlungen ſtatt, deren Programm einfach lautete: die Reichen einer Vermögensſteuer zu unterwerfen. —

Inzwiſchen war Frau von Girardin, die ihre dringende Miſſion in London bei einer bekannten — Hoheit — vollendet hatte, zurückgekehrt und ſchien wichtige Dinge in der Taſche zu haben. — Wie erſtaunte ſie, als ſie ihren Gatten in grenzenloſer Verzweiflung fand! Seine Rolle ſchien vorerſt in Frankreich beendet; die neue Regierung hatte nämlich im Miniſterium des Auswärtigen eine umfangreiche Correſpondenz von ihm entdeckt und daraus erſehen, wie er der vorigen Regierung bei wichtigen Fragen oder Staatscoups ſein Reden oder Schweigen in der Kammer Stück für Stück verkauft hatte. Die Conceſſionen, welche man ihm gewährt, gingen in's Lächerliche. So bezog zur Zeit eine ſeiner Maitreſſen den Gehalt eines General-Steuereinnehmers, ein Hausfreund dieſer Dame gab dafür, gegen billige Entſchädigung, die Recette ab und was dergleichen Raritäten noch mehr waren. Herr Girardin hatte ſich gefährlich zu machen gewußt, er war ein Stänker. Das iſt ein ſehr ſchmutziges, aber recht rentables Gewerbe! —

Mit ihren diplomatiſchen Anlagen begriff Frau Delphine Alles wohl und ſeparirte ſich zeitweiſe von ihm, zumal gerade die Girardins neue Engagements eingegangen waren, deren Entdeckung ihnen wohl einen bleibenden Wohnſitz in Mazas eintragen konnte.

Arago, deſſen Alter wie ganze Natur ihm rieth, ſich fortan anderen, höheren und ſchlichteren Dingen zu widmen, als einem Portefeuille nachhaltige Kraft zu leihen, dem er am wenigſten gewachſen war, dankte ab. An ſeiner Stelle betrat ein General den Schauplatz, der, von Algier erſt gekommen, beſtimmt war, das Redlichſte zu wollen, das Höchſte zu erſtreben, doch nur ein melancholiſches Andenken zu hinterlaſſen. Es war Cavaignac!

Bei den Wahlen hatte die liberale und gemäßigte Partei, die der Nationalen, gegen die Partei der Bewegung, die Ultras, entſchieden den Sieg errungen. Mit ihnen und den Anhängern der drei geſtürzten Dynaſtien begann bereits die rückgängige Bewegung. Die Miniſter Crémieux und Ledru-Rollin hatten auch ſchon einen Balken in dem Wappen ihres ehrlichen Namens, denn man machte bei ihnen ſo gut wie bei Girardin die Entdeckung, wie käuflich ihre Geſinnung, wie infam ihr bürgerliches Leben ſei. Zugleich kamen mehrfache Krawalle in der Provinz vor, und die proviſoriſche Regierung war ſchon beträchtlich im Wanken.

Die Verſammlungen auf den Elyſées und dem Marsfelde, die Banden, welche die Arbeiter zur Arbeitseinſtellung zu bewegen ſuchten, nahmen einen immer drohenderen Charakter an und erhielten die Bevölkerung fortwährend in fieberhaftem Schrecken, dadurch gewann die Reaction an Kraft. Ungeſchickt genug machte auch noch der Miniſter des Innern in einer Proclamation auf royaliſtiſche Umtriebe aufmerkſam, und die Aſſemblée-National und Union verfehlten bald darauf nicht, mit ſtärkeren Waffen als bisher in's Feld zu rücken!

In dieſer Zeit verloren zwei ehemalige Größen viel von ihrer Popularität: Proudhon, weil er die Bourgeoiſie glauben machen wollte, er ſei kein Communiſt, und ſich mit den Conſervativen zu verſöhnen wünſchte, und George Sand, da ſie durch das Bulletin de la République die Theilnahme der Frauen an öffentlichen Dingen unſtatthaft erklärte und der Idee der Emancipation wie ihrem ganzen ehemaligen Programm den Laufpaß gab.

Unter dieſen Auſpicien trat die neue Kammer in Kraft, um die neue Verfaſſung zu berathen. Immer ſchärfer ſchieden ſich die Parteien, das alte Frankreich, das der Könige, von dem jugendlichen, der Republik. Unter den neuen Abgeordneten bemerkte man auch Lucian Murat, den Corſica gewählt hatte. Man beginnt auch bereits ſeine Calcule über die Präſidentſchafts-Candidaten und die Mitglieder der definitiven Regierung, welche die proviſoriſche endlich erſetzen ſollte.

Das Ungewitter aber, welches ſich ſchon über dem Haupte Girardin's entladen wollte, ſchien in ſeinen materiellen Folgen wiederum durch geheime Leitungsmittel abgewendet, denn Emil hatte gar zu viel ſtille Schwächen der Herren Miniſter in der Hand. Ach, es war ein rechtes Lumpendaſein, Paris glich einem großen, hohlen Komödienſpiel, ohne ächten Glanz, ohne bürgerliche Tugend und Charakterſtärke, ohne Adel der Geſinnung, vor Allem ganz ohne ſtaatsmänniſche Talente.

Die Nationalwerkſtätten, die Socialiſten, die Ultrademokraten wuchſen dem Staat indeß immer mehr über den Kopf, und daß unter ſolchen Umſtänden der Anſchlag Blanqui's, Barbè's und Lagradè's, die Regierungsdirection, beſonders Lamartine und die Gemäßigten am 14. Mai zu ſtürzen, nicht gelang, lag weder an der Tölpelei der Regierung ſelber, noch an dem großen Rückhalt, welchen die Reaction bot, ſondern nur an Blanqui's voreiligem Ehrgeiz, der die Gelegenheit, ſich zu Etwas zu machen, durchaus einmal nicht länger abwarten konnte! Trotzdem kam dieſes Attentat der Staatsgewalt doch ſo über den Hals, daß ihr Beſtehen nur noch an einem Spinnenfaden hing.

Was half die Maskerade öffentlicher Aufzüge, Fahnenweihen und Verbrüderungsfeſte? Zu einer wahrhaften Republik gehört Sittenſtrenge, Würde jedes Einzelnen, vor Allem kaltes Blut der Regierung! Noch Niemandem iſt eingefallen, eins von den dreien dem guten Frankreich zuzumuthen. Das Auftreten der Reaction, bourboniſche wie napoleoniſche Programme mehrten ſich wöchentlich. Emile de Girardin in der „Preſſe“ fiel die Regierung und die Inſtitutionen des Staates auf's Wüthendſte an, die Agenten der geſtürzten Königshäuſer entfalteten in den Clubs eine raſtloſe Thätigkeit, Verſprechungen floſſen von den Lippen, Gold aus den Händen von Leuten, die ſonſt Beides wohl am nöthigſten gehabt haben mochten. Die Gemäßigten, das Bürgerthum wurden immer ſcheuer, die Angſt vor den Arbeitern, der Haß der Induſtriellen gegen die Nationalwerkſtätten immer größer, die Arbeiter ſelbſt, theils wegen Stillſtand der Fabriken entlaſſen und von Noth getrieben, theils durch die Nationalateliers, die ihnen auch das Nichtsthun bezahlten, üppig gemacht, bäumten ſich gegen eine ſo ungeſchickte Regierung, ſo widerwärtige Zuſtände auf, die ihnen die frühere glücklichere Exiſtenz unmöglich machte, ohne ihnen in dem Neuen etwas Beſſeres, halbweg Ausreichendes zu bieten!

So ſchien denn Alles auf einen neuen blutigen Zuſammenſtoß hinauszulaufen und die letzten, mühſam zuſammenhängenden Reſte des ſtaatlichen und geſellſchaftlichen Baues zertrümmern zu wollen, um Reichthum und Geiſt, Sitte und Ordnung, Religion und Humanität, Hoch und Niedrig, kurz ganz Paris in einen Brei der Egalité durcheinander zu kneten!

Ein furchtbares Bewußtſein, das die Bevölkerung ergreift, iſt's, wenn Jeder ſich ſelber ſagt, ſo kann es nicht bleiben, wenn alle Parteien ſtillſchweigend einig ſind, daß der Bruch des beſtehenden einmal da, der Kampf unvermeidlich iſt, und nur das Wie des Sieges noch in Betracht kommt! — —

Franz, als er verzweifelt und der Tollheit nahe in den leeren Räumen der Rue Gervais ſtand, aus denen wie durch einen Zauberſchlag ihm der Gegenſtand ſeiner Jahre langen, wilden Liebe und ſeines tödtlichen Haſſes entſchwunden war, als er darauf verzichten mußte, die Spur derſelben und damit Magda wieder zu erreichen, beugte ſich in dem lähmenden Gefühl ſeiner Ohnmacht unter den eiſernen Scepter von Jobin's Prieſterallmacht.

Er ging an ſein altes Geſchäft, Spion und Agent einer Partei zu ſein, deren Wohl und Wehe an ſich ihm höchſt gleichgültig war. Die einzige tiefe und unzerſtörbare Neigung ſeines Lebens, die wie ein Fatum zu allem Widrigen und Schlechten ihn unaufhaltſam fortgeriſſen, brannte krebsartig und ätzend in ſeinem wirren, zerriſſenen Gemüthe. Der Traum ſeiner Nächte, das Brüten ſeiner Tage war Magda, und dieſer eine, unvertilgbare Gedanke, ſelbſtmörderiſch und allverwüſtend, war nur im Taumel der Politik, im Gewirr der Intrigue los zu werden!

Mit wahrer Raſerei ſtürzte er ſich wieder hinein, keine Schranke, kein Geſetz mehr anerkennend. Die ganze Verworfenheit ſeines Weſens, das innere Zerbrechen ſeines Charakters, indem er gegen die eigene Partei weder Eidſchwur noch Verpflichtung hielt, trat nackt und brutal hervor.

Er hatte ſein Gewiſſen, ſeine Ehre an Jobin und Fauchoncourt verkauft, er verkaufte ſie abermals einem andern Prätendenten, der ihm noch größere Ausſichten bot, ihn beſſer bezahlte, und ſo, im Dienſte dreier Parteien zugleich, hatte Franz den tollen Uebermuth, ſie alle drei für ſeinen Vortheil ausbeuten und ſchließlich ſich dem Sieger zuwenden zu wollen.

Bei ſeiner genauen Bekanntſchaft der Perſonen und Coterien ſah er nachgerade, daß die Bourbonen in Frankreich nicht die leiſeſte Ausſicht mehr hatten, hingegen die bonapartiſtiſche Partei, anfänglich ſo mißgeachtet und belächelt, einen ganz erheblichen Vorſprung gewann. Aus welchen Quellen ſie ihre Mittel herleiten mochte, wie ſie ſo raſch Boden gefaßt, kümmerte ihn nicht, aber mit bewunderungswürdig politiſchem Inſtincte witterte er ſchon damals das neue Kaiſerthum. Er that danach ſeine Schritte, näherte ſich insgeheim Herrn Girardin, Laguéronnière, Perſigny, Marraſt und Dumoulin, dem Adjutanten des erſten Napoleon.

Weder Jobin noch Fauchoncourt merkten das Leiſeſte.

Die neue Kataſtrophe rückte heran und fand jede Partei bereit zum Kampf und zur Ausnutzung des Sieges.

Das Vorſpiel dazu begann in den letzten Tagen des Mai.

Die Furcht und der Haß gegen die Nationalhandwerksſtätten vereinigte das Bürgerthum und die gemäßigten Republikaner zur Auflöſung derſelben. Den erſten Streich gegen dieſelben am 27. Mai that Léon Faucher in der Kammer, zugleich ward Emil Thomas, der Director der Ateliers, arretirt, und die Debatten darüber, von beiden Seiten mit aller Wuth des Principienkampfes geführt, gingen ununterbrochen bis zum 7. Juni, wo ſie nur durch die Agitationen der Ergänzungswahlen unterbrochen wurden. Man hoffte bei der Gelegenheit auch mit Louis Blanc, dem Arbeitsorganiſirer, fertig zu werden und verſetzte ihn in Anklagezuſtand. Die Maſſe des Volkes aber hinter ſich, wußte derſelbe ſich ſo glänzend zu vertheidigen, die Blößen und Verkehrtheiten ſeiner Gegner ſo empfindlich zu treffen, daß man den Proceß gegen ihn aufgeben mußte. Die Regierung hatte ſich dabei die allerempfindlichſte Niederlage vor dem Volke bereitet. Die Unruhe, das Gefühl der Unſicherheit wuchs, die Clubs und die Sonntagsverſammlungen wurden immer wilder, drohender.

In dieſen Tagen ſtand in dem „liebenswürdigen Faubourger, Organ der Canaille" eine Aufforderung der Marianne an ihre Kinder, zurückzukehren, denn es ſei draußen ſchlecht Wetter! —

Die Marianne füllte ſich wieder.

Diesmal galt's nicht blos die Regierung zu ſtürzen, die Republik einzuführen, es galt einfach den Communismus! — Anzeichen von anderer Seite waren auch drohend genug. Das Verbannungsdecret gegen alle geſtürzten Prätendenten ward durch eine Proteſtation Heinrich's V. und Louis Bonaparte's erwidert. Eine legitimiſtiſche Nonne, die an den Kirchthüren das Königthum provocirende Broſchuren verkaufte, ward arretirt; im Revolutionsclub wurde Prinz Joinville als Wahlcandidat vorgeſchlagen, wiewohl ſich toller Widerſpruch erhob.

Zugleich kam Louis Napoleon von London nach Boulogne, Delphine Gay und Laguéronnière eilten ihm ſelig entgegen, und der Bonapartismus arbeitete raſtlos, dem neuen Meſſias die Wege mit Palmen zu beſtreuen. Für diesmal waren die Koſten indeß umſonſt und die Polizei wies ihn aus Frankreich, obwohl er als ein „warmer, aufrichtiger Demokrat und Republikaner" gekommen war, obwohl er ſchwur, „ſein Herz möge verdorren, ſein Mund für immer ſich ſchließen, am Hochgericht möge er enden, wenn er je ſeine ſchändende Hand an die Rechte des Volkes zu legen verrätheriſch verſuchen würde!" —

Inmitten wirrer Aufläufe und Exceſſe, während die Socialiſten einen Katalog der reichen, zu beſteuernden Leute machten, erſchien ein Manifeſt für Napoleon, Corſica hatte ihn zu ſeinem Deputirten gewählt, und kaum ausgewieſen, war er wiederum nach Auteuil gekommen. Der Mann hatte Zähigkeit!

Eine Maſſe bonapartiſtiſcher Blätter waren bereits aufgetaucht, Beſtechungen und Verſprechen, alle Chicanen der Intrigue ſpielten zu ſeinen Gunſten.

Am 13. Juni endlich ward Louis Napoleon als Repräſentant zugelaſſen, Lucian Murat und Jérôme's Sohn, Napoleon Bonaparte, waren bereits durch ähnliche Mittel Kammermitglieder geworden. So ſehr aber die Journale Girardin's, Perſigny's und Marraſt's heimlich oder offen zu Gunſten Louis Napoleon's in die Trompete ſtießen, der Unwille des Volks, ein Wuthgeſchrei, drohend für den Beſtand der jetzigen Regierung, zwang Louis Napoleon, auf ſeinen Repräſentantenſitz zu verzichten und wieder abzureiſen. Die bonapartiſtiſchen Aufwiegler Perſigny, Laitti, Traimblaire werden in die Conciergerie geſteckt, weil ſie ſchon ziemlich offen für ein demokratiſches Kaiſerthum agitiren. Unter den von der Polizei bei ihnen gefundenen Papieren, die überaus wichtig waren, befanden ſich ſogar Offiziersdecrete zur künftigen Kaiſergarde.

Inzwiſchen ſchickte ſich die Kammer mit dem Muthe der Verzweiflung an, endlich Hand an die Nationalwerkſtätten zu legen. Polizeiliche Proletarierliſten wurden angefertigt.

„Man proſcribirt uns!“ ſchreien die Arbeiter und ſtrömen wüthend auf die Straßen. — —

Die Republik liegt im Todeskampfe. Ein Blutbad ſtand bevor, gräßlicher als je, es handelte ſich nicht mehr um Ideen, um die Freiheit, ſondern um die Exiſtenzfrage, das Mein und Dein.

Schon am 22. Juni iſt die Aufregung der niedern Bevölkerung kaum mehr zu zügeln, das Militär beſetzt einzelne Viertel. In den Clubs, vornehmlich der Marianne, ward der Schlachtplan der wüthenden Menge entworfen, und zwar mit einer gefahrdrohenden Geſchicklichkeit.

Franz mit dem ganzen Wahnſinn ſeiner Wuth, ohne Rückſicht gegen ſich ſelbſt noch etwas Anderes in der Welt, raſte, einer losgelaſſenen Naturkraft ähnlich, durch die Verſammlungen und zog ſie mit ſich fort.

In der Nacht des 22. Juni, als der Beginn des Kampfes auf morgen feſtgeſetzt worden, kehrte er in ſeine Wohnung zu Jobin zurück, um einige Stunden zu ſchlafen. Als er die Marianne verließ, folgten ihm Cabanon und Fabret langſam.

„Wir wollen morgen ſehen,“ ſagte Erſterer finſter, „wie ſich der Burſche benehmen wird. Ich glaube, wir werden über das bald klar ſein, was er eigentlich vorhat, Benoni hatte recht, er trägt eine Maske, wo nicht zweie!“

— — — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Der 23. Juni brach an, mit ihm namenloſes Verderben!

Bourbonen, Napoleoniſten und der Socialismus führten in ſtummer Verbrüderung ſchon vier Uhr Morgens ihre Banden auf die Wahlſtatt, wo die Geſchicke der Republik ſich entſcheiden ſollten.

Um fünf Uhr ward Generalmarſch geſchlagen, die Barrikaden thürmten ſich!

Dem Plane des Volkes gemäß, rückte daſſelbe in vier

Abtheilungen zu 8- und 10,000 Mann, die zahlreich allenthalben zerſtreuten Banden ganz abgerechnet, auf die Operationspunkte.

Die eine Abtheilung, von der Marianne ausgehend, bemächtigte ſich des Pantheons und der Rue St. Jacques und Foin, wie der Straße de la Harpe, um den Pont St. Michel, das Hôtel-Dieu und die Nôtre-Dame-Inſel zu gewinnen.

Die zweite Abtheilung, welche die Verbindung mit der Vorſtadt St. Antoine unterhielt und ſich an die erſte Colonne des Pantheons anlehnte, nahm die ganze Seite der Weinhalle und des Pflanzengartens ein, und attaquirte die Inſel St. Louis, um wie die Anderen nach dem Stadthaus zu gelangen.

Die dritte Abtheilung, aus der Arbeiterbevölkerung von St. Antoine beſtehend, welche durch dieſen ganzen Stadttheil ein rieſiges Barrikadennetz gezogen hatte, beſetzte den Baſtillenplatz, und drang durch die Rue St. Antoine und Gervais gleichfalls, aber von rückwärts gegen das Stadthaus vor.

Die letzte Abtheilung umfaßte die nördlichen Stadttheile bis zur Straße Poiſſonnière und operirte von St. Lazare aus, um durch die Thore und Straßen von St. Martin, Denis und Temple ebenfalls die ganze Wucht ihres Stoßes auf das Stadthaus zu richten.

Waren die Maſſen in deſſen Beſitz und dem der Seine-Inſeln, ſo wollte man in zwei ungeheuren Linien die Boulevards der beiden Ufer entlang vordringen, die Nationalverſammlung ſprengen, die Regierung ſtürzen und, wenn der Sieg gelungen ſei, auch den weſtlichen Stadttheil beſetzen.

An der Spitze der Colonne des Pantheons befand ſich Franz. Neben ihm, eine Blouſe übergeworfen, Jobin.

In dieſer Stunde, wo es den Sieg der Bourbonen und des Prieſterthums galt, wollte er, was Franz auch ſagte, nicht von ihm weichen.

Cabanon, Fabret neben ſich, trug die rothe Fahne mit der Deviſe: Vivre en travaillant, ou mourir en combattant.

Am Pont St. Michel fanden ſie aber ſchon Widerſtand. Die Nationalgarde hatte ſich daſelbſt mit der Linie bereits vereinigt und erwartete mit finſterem Schweigen den Angriff.

Ein Wuthgeſchrei tönte durch die Reihen der Aufrührer! Franz ſtürzte vor die Front.

„Halt!“

Das Volk hielt lautlos.

„Macht Euch fertig!“ —

„Wir ſind's,“ dröhnte es durch die Reihen.

„Wer zu mir hält,“ rief er, „vorwärts denn! Es lebe der Kaiſer Napoleon!!“ —

In dieſem Augenblicke hatte Jobin unter die Blouſe gefaßt, eine kurze weiße Fahne hervorgezogen und wollte das Sinnbild der Bourbonen entfalten.

Als er den Namen Napoleon's von Franzens Lippen ertönen hörte, die Reihen des Volkes ſich im Verrathe ſpalten ſah, ſtieß er einen Schrei der Wuth und des Entſetzens aus.

„Verfluchter Sohn! Meineidiger, ſei vermaledeit!!!“ —

„Nieder mit den Spionen der Tyrannen!“ brüllte Cabanon. „Nehmt den Pfaffen, ich nehme das Pfaffenkind, hurrah!!“ Und er ſchoß Franz durch's Hirn.

In demſelben Augenblicke lag auch Jobin erbleichend am Boden, niedergeſtreckt vom Säbelhiebe Fabret's.

„Vorwärts, drauf, canouts! Es lebe die rothe Republik, die Mutter der Hungrigen!“ donnerte Cabanon.

„Die rothe Republik, huſſa!“ ſchrie die Menge, und über die Leichen ſeiner Treuloſen hinweg ſtürmte ſie gegen den Pont St. Michel.

Eine Salve des Militärs ſchlug praſſelnd in die vordringenden Reihen! Ein Gemetzel, ein blutiges Durcheinander begann, das Volk wurde geworfen.

Zerſchmettert lag Cabanon auf der rothen Fahne! —

Doch neue Maſſen der Arbeiter ſtrömten zu, Kanonen brüllten, die Glocken läuteten Sturm, ganz Paris ward eine Blutlache!!

Es war ein Orkan, der alle Leidenſchaften der Welt auf einen Punkt zuſammenzufegen ſchien. Ate, die Todesgöttin, und Nemeſis, die Rache, feiern kreiſchend eine Orgie auf den Leibern der Menſchen, jener Gottesebenbilder, die einander zerfleiſchen! Alle edlen Gefühle verlöſchen in jenen Beſtien, den Lykanthropen, die nur noch die Geſtalt von Menſchen haben!! —

Die Regierung iſt machtlos, Cavaignac übernimmt das Commando.

Die Nacht bricht herein, der Kampf iſt unentſchieden.

Mit erneuerter Wuth bricht er am 24. früh Morgens wieder los. Graf Narbonne ward ergriffen, wie er die Fahne für Heinrich V. entfalten wollte, und wurde auf dem Carouſſelplatze von den wüthenden Nationalgardiſten füſilirt.

Der Tod ihres Gatten machte die arme Adele Petineau geiſteskrank.

Emil Thomas, General François iſt verwundet, im Arcis und Antoine nimmt die Rebellion einen immer drohenderen Charakter an, die Truppen werden geſchlagen.

Da fällt die Regierung Lamartine's ganz in den Staub! Rathlos, verzweifelt, am Rande des Grabes ſteht die Nation, — Cavaignac wird Dictator!

So unter abwechſelndem Glück und Unglück kämpfte das Volk vier grauenvolle Tage gegen ſich ſelbſt. Erſt am 26. Juni, nach einem nie erlebten Blutvergießen, iſt die Emeute todt.

Fauchoncourt, deſſen Intriguen kein Geheimniß mehr ſind, iſt arretirt, Girardin ſitzt gleichfalls in der Conciergerie, und Erzbiſchof Affré, der alte Genoſſe, dann der Gegner Louis Philipp's, welcher am letzten Tage noch bittend die Barrikaden erſtieg: „das Volk möge aufhören zu kämpfen", fiel im Dienſte der Liebe und Erbarmung von einer Kugel, die ihm nicht gelten ſollte. — Auch die Mitra war zerbrochen!! —

Weine, unſelige Zeit, armes, wahnſinniges Geſchlecht, welches das Glück der Erde mit Strömen Blutes zu erkaufen wähnt! Wie Niobe um ihre Kinder, trauert die ſtolze Königin der Welt, die alte Babel! „Sie iſt gefallen und ein Wohnſitz geworden aller unreinen Geiſter!!“ — —

Am Abend des 25. Juni, als der Kampf mit aller Tücke raſte, verließen drei bekannte Unbekannte Paris und eilten nördlich der Küſte zu; der Eine war Herr Louis Napoleon, die unvergleichliche Delphine und Napoleon Jérôme begleiteten ihn! Die Poſtillone erhielten pro Station 150 Francs Trinkgeld! Ach, man hatte es gewiß recht eilig!

Das Gericht, welches nunmehr die Inſurgenten, meiſt irregeleitete, betrogene oder verzweifelte Menſchen, traf, war ſo furchtbar wie ihr Verbrechen, Deportation oder Tod!

Cavaignac ging aus dieſem Siege als Retter der Nation hervor, aber der Preis für dieſe Lorbeern, den er im Herzen zahlen mußte, war nicht zu beneiden.

Als er die Dictatur niederlegte, ward er zum proviſoriſchen Präſidenten der Republik ernannt. Er hatte ſeine Laufbahn als Politiker mit Blut begonnen, hatte ſich binnen vier Tagen zum Schrecken der Nation gemacht, — wohl ihm, wenn es ihm gelang, nun auch die Liebe, das Vertrauen der Nation zu erwerben, endlich einmal dieſe unglückſeligſte aller Republiken zu einer feſten Einheit und Klarheit zu geſtalten! — Doch das verſtand er nicht. — Von Haus aus Republikaner, ein tüchtiger Soldat und grundehrlich, war er, ohne Principienklarheit, zum Staatenlenker ſo ungeſchickt, wie Jemand nur ſein konnte. Zum Cäſar fehlten ihm Gewiſſenloſigkeit, zum Cromwell Ideenſchärfe und politiſche Taktik! —

Inzwiſchen wuchſen die bonapartiſtiſchen Umtriebe in jeder Woche. Was halfen alle Verhaftungen, Louis Napoleon hatte ſeine Agenten überall und ſcheute das Geld nicht. Hatte er doch in London koloſſale Anleihen gemacht. Wiederum ward er zum Deputirten dieſes unermüdlich fanatiſchen Corſica gewählt!

Nachdem der abermalige und tödtliche Fall des Legitimismus entſchieden, die Schande der offenbaren Entdeckung faſt aller jeſuitiſchen Kniffe ſeiner ſchlimmen Freunde am hellen Tage war, die ſchamlos ſogar ſo weit gingen, daß Graf Latour du Pin öffentlich erklärte: „Die Nationalgarden hätten keinen Grafen von Narbonne, ſondern ein Individuum, Namens Le Compte, aus der Stadt Narbonne füſilirt,“ ſenkte am 3. Juli der greiſe Chateaubriand gebrochenen Herzens ſein edles Haupt im Tode! Seine Prophezeiung war an ihm ſelber und der Partei in Erfüllung gegangen!!

— — — — — — — — — — — — — — — —

Die Wahlagitation zur Präſidentur begann.

Lucian Murat, Jérôme und Napoleon, der Sohn, waren bereits in Paris, das Geſchäft zu arrangiren. Noch immer bezeichnete die öffentliche Stimme Cavaignac zum Lenker des Staates, denn noch war die öffentliche Stimme nicht ganz corrumpirt.

Doch Louis Napoleon läßt ſich nicht ſtören! Rechts Delphine, links die Sängerin Gordon, kommt er von London, nun iſt die Clique beiſammen. Der Demokrat Louis Napoleon ſammelt einen kleinen Hofſtaat um ſich, läßt ſich „Altesse“ und „Monseigneur“ anreden und probirt vor dem Spiegel die demokratiſche Kaiſertoga. Während das noble, perfide Paris in ſeine Mittwochscirkel rennt, liegt Cavaignac krank!

Am 18. December iſt Präſidentenwahl. —

Napoleon ſiegt mit vier Millionen Stimmen über die eine Million Votanten Cavaignac's.

Der General, welcher die Emeute niedergeworfen, dem dieſes feile Volk ſeine jetzige Sicherheit verdankt, hat — nur dem Gegner den Weg zum Throne geebnet! Er geht gebrochenen Herzens in die Verbannung.

Emile de Girardin aber, der am 3. Auguſt 1840 Louis Bonaparte für einen „erbärmlichen Abenteurer“ erklärte, der nicht Beachtung, noch Mitleid, ſondern nur Verachtung verdiene, am 27. October 1848 aber Louis Bonaparte für den „ausgezeichnetſten Menſchen hält, in dem die ganze Zukunft Frankreichs liege", dieſer Herr von Girardin tritt lächelnd hervor und läßt ſich von den neuen Göttern dankbar umarmen.

Lug, Trug, macchiavelliſtiſche Schauſpielerei, erkaufte Stimmen, das iſt die Baſis eines Kaiſerthrones!! —

Sechſtes Capitel.

Im Herbſtanfang deſſelben Jahres verließ unter ſchallendem Hurrah der Matroſen und den Cheers der neugierigen Menge ein ſtattlicher Dreimaſter den Hafen von Portsmouth. — Seine Kanonen grüßten zum letzten Male das fröhliche England, und indem er die ganze Fülle ſeiner Segel dem Wind entgegenfaltete, rauſchte er wie ein Schwan mit geblähtem Gefieder majeſtätiſch durch die ſonnenhelle Fluth, und phantaſtiſch tanzten die üppig grünen Ufer der Inſel Wight dem Auge der Reiſenden vorüber.

Es war ein altes, befahrenes Handelsſchiff, ein Schnellſegler von ſolideſtem Bau, wie nur irgend in Alt-England gefunden wird. Auf ſeinem Schnabel prangt das vergoldete Bruſtbild, beſſer geſagt der Oberkörper einer Figur mit ehrwürdiger Allonge, wie man ſie etwa zu Oxford, Kingsbench oder auf dem Wollſack ſieht, doch gleicht das Antlitz derſelben eher einem Knaben als einem Erwachſenen. In ihren Armen hält die Figur eine Katze an's Herz gedrückt.

Das iſt das Sinnbild Britanniens, John Bull ſelbſt! Wer kennt nicht jenen armen, berühmten Kaufmannsjungen, der mit ſeinem einzigen Gute, einer Katze, die kecke Fahrt in's Blaue wagte, und dieſes winzige Thier ſo auszunutzen wußte, daß er als Millionär nach Hauſe kam? Wer kennt nicht Wittington und ſeine Katze?!

Dieſem, ſeinem mercantiliſchen Schutzherrn vergleichbar, ſteuert auch dieſes gute, alte Schiff mit fröhlicher Mannſchaft und voller Ladung hinaus in das unermeßliche Weltmeer, in die grenzenloſen Waſſer des atlantiſchen Oceans, mit dem kecken Muth eines waghalſigen Abenteurers! — Bei den Tauſenden von Schiffen, die jährlich von Portsmouth kommen und dahin gehen, bei einer Nation, deren ganze Exiſtenz vom Waſſer abhängt, iſt eine Seereiſe keine beſondere Merkwürdigkeit, aber unter den Umſtänden und zu den Zwecken, die den Wittington ſeine Fahrt antreten ließen, hatte ſeine Abfahrt für Viele ein erhöhteres Intereſſe.

Das Schiff war Eigenthum der Firma Tottenham, und Ausrüſtung wie Bau nach lange Reiſen gewöhnt. Außer dem Welthandel, den Miſter Tottenham, ſein Beſitzer und Handelschef, trieb, geſtattete ihm aber ſein ungeheurer Reichthum und ſeine wahrhaft edle Denkungsart auch noch, Paſſionen zu verfolgen, die ſeinem Geiſte alle Ehre machten. Er war nicht blos Vorſtandsmitglied des Traveller-Clubs, eines Vereins reicher Leute, die große, beſonders intereſſante Reiſen gemacht hatten oder aus Wißbegierde unternahmen, ſondern auch des Geological- und Zoological-Clubs, zweier naturhiſtoriſcher Geſellſchaften, welche oft Expeditionen zu wiſſenſchaftlichen Forſchungen ausrüſteten und wie die Bienen zu Gunſten der Erweiterung der Naturerkenntniß alle Schätze der Welt aufſtapelten. Dieſen letzteren beiden Clubs namentlich gehörte Alles, was Britannien an Gelehrten und Forſchern beſaß, an, und ſo rüſteten ſie auch diesmal nach längerer Pauſe eine Expedition nach den Waſſern des ſtillen Oceans und der Südſee aus, jenen wunderbaren, noch ſo wenig erforſchten Gebieten, wo die Natur in majeſtätiſcher Einſamkeit verſchwenderiſch ihre Schätze ausbreitet. Herr Tottenham hatte in liberaler Weiſe den Wittington zur Dispoſition geſtellt, die Geſellſchaften übernahmen die Ausrüſtung und verſahen ihre reiſenden Forſcher im Ueberfluß mit Waffen, Apparaten, Meßinſtrumenten, Karten und allen jenen Dingen, die irgend nur dem Zweck und der muthmaßlichen Dauer der Reiſe entſprechen konnten.

Dieſe gelehrten Geſellſchaften waren nun großentheils von London nach Portsmouth gekommen, um ihre unerſchrockenen Sendlinge auslaufen zu ſehen, und beeilten ſich noch, eine Flaſche Capwein auf's Wohl des Unternehmens zu trinken, nachdem ſie ſich überzeugt hatten, daß für die Bequemlichkeit der Reiſenden in ausreichendſtem Maße geſorgt ſei.

Nun iſt das Schiff ſchon weit in See. — Die Mitglieder der Expedition gehen auf dem Caſtell umher und unterhalten ſich mit Sir Jones Henley, dem Capitain, und dem erſten Lieutenant Leane. Da iſt Doctor Glendinning, Geologe und Aſtronom, der mit Malum, ſeinem alten Mohren, ſchon die Meere weitlich durchſchifft hat; er iſt gewiſſermaßen der Führer des Entdeckungszuges. Sir Fergus Mac-Combich iſt der Andere. Dann iſt noch ein Zoologe, Doctor Dumble, und Herr Oliver Dingaway, Phyſiker und Ingenieur, welcher ſogar ſeine Frau, Miſtreß Sarah, auf dieſe gefährliche Fahrt mitgenommen.

Am Steuerbord aber, unweit des Räderhauſes, den Arm in die Wanten des Beſanmaſtes geſchlungen, ſteht Benoni und ſieht hinein in die ſchwankende, blaugrüne Fluth, ſchaut nordöſtlich hinüber, zurück nach dem entſchwindenden Lande. Mit dieſem letzten dünnen Streif, der zitternd noch zwiſchen Horizont und Waſſer hängt, ſich immer mehr zuſammendrängt und verdünnt, bis er eine mathematiſche Linie, eine Einbildung geworden, ſinkt ihm Alt-Europa in den Schooß des Oceans, des ungeheuren Lethe aller ſeiner Erinnerung! Noch einmal rollen die wechſelvollen Bilder der Vergangenheit vor ſeinem Blick ſich auf, noch einmal überſchaut er düſter ſinnend den langen Stationsweg ſeiner Leiden, indeß die ſchwanke Fluth ihn weiter, vielleicht — neuen Leiden entgegentreibt! — —

„Holla, junger Herr! Habt Ihr Herzweh? Denkt Ihr an die Frau Liebſte oder die Mama, daß Ihr ſo in die Fluth ſtarrt? Dazu iſt nicht mehr Zeit! Wer ſo eine Fahrt unternimmt, glaubt mir, darf nichts dahinten laſſen, am wenigſten ſein Herz und ſeinen fröhlichen Sinn. Ihr werdet Beides noch recht brauchen können, alſo luſtig, Sir! Laßt Euch ein Glas Grog anbieten auf gute Kameradſchaft!" —

Benoni kehrte ſich um. Der alte Ivrach, der erſte Steuermann, ſtand gutmüthig lachend vor ihm und hatte die ſchwielige Hand auf ſeinen Arm gelegt. Benoni ſah das weiße Haar des Alten und fuhr zuſammen, er dachte an ſeinen Vater! — Haſtig ergriff er die Hand der ehrlichen Theerjacke und ſchüttelte ſie.

„Das will ich, Freund, kommen Sie! Wenn ich erſt ſo viel Salzwaſſer gerochen habe, wie Clan-Ivrach, will ich mir keine unnützen Gedanken machen, wenn ich das Land nicht mehr ſehe!"

„Ei, das will ich meinen!" erwiederte der Steuermann, als ſie hinab in die Cambüſe zu Pegie Mulaker, dem Koch, gingen. „Mit mir iſt das auch ganz 'was Anderes. Mein Leben, meine Fröhlichkeit geht erſt recht an, wenn ich keinen Streifen Land mehr ſehe. Ich meine dann immer, die Welt iſt lauter Waſſer und ich auf meinem ſchwimmenden Haus bin ihr einziger König! Ach, es iſt doch eine ſchöne, erhabene Sache um das Schiffshandwerk, ewig wie die lieben Engelein ſchwebt man zwiſchen zwei blauen Himmeln, dem großen, feſten droben mit all' den Geſtirnen, wo unſer Herrgott ſelber Haus hält, unter uns den andern, ewig ſchwankenden, wo wir Matroſen leben! Wenn man ſo alt im Kampfe mit der Natur geworden iſt, wird man eine ganz eigene Art von Menſch, ſage ich Euch, ein ganz wunderbares Weſen. Man wird beſſer, als dies verdammte Volk auf dem Lande!"

„Wie lange fahrt Ihr ſchon, Ivrach?"

„Ach, es iſt bald ſo lange, daß ich den Anfang davon nicht mehr recht weiß. Fünfundfünfzig Jahre mögen es her ſein. Als der Wittington damals vom Stapel lief, müßt Ihr wiſſen, kam ich als Junge auf dieſes Schiff und ſchmeckte das erſte Mal die See. Seit der Zeit habe ich mich bis zum erſten Steuermann heraufbugſirt. Es iſt eine ſchöne Zeit, und ich kann Euch ſagen, mir iſt ſo viel Wunderſames ſchon paſſirt, daß ich mich bald ſelbſt für ein extraes Ding anſehe. Vielleicht erzähl' ich Euch mehr davon, wenn wir genauer bekannt werden!“

„Waret Ihr denn nie verheirathet, Alter?“

„Ich? Haha! — Nein! — Oder ja! Nicht doch! Es wurde eben nichts draus! Weiber und Wellen ſind trügeriſch, man muß ſie zu befahren wiſſen, ſonſt wird man leck! Das Heirathen iſt auch überhaupt ein Unſinn für einen Menſchen, der, wenn er ſich zum Schlafen niederlegt, nicht weiß, ob er morgen wieder aufſteht, man kann ja doch bei dieſem ewig ſchwanken Leben nicht ſagen, daß man wirklich Frau und Kinder hat. Und dann der Abſchied, das iſt das Schlimmſte, und die Sehnſucht in der Ferne. Es macht die Kräfte des beſten Mannes lahm, Leute wie wir müſſen nie heirathen!“

„Aber dieſes einſame Leben muß Euch mit der Zeit recht trübe und überdrüßig werden. Es iſt doch immer ein traurig Gefühl, in ſeinen alten Tagen allein zu ſtehen, den Tod herankommen zu ſehen und niemand Liebes iſt um uns, der den Schmerz der letzten Stunde theilt, die Augen uns zudrückt und unſer Andenken beweint. Ich kann mir das recht lebhaft denken.“

„Gott behüte Euren Verſtand, Herr!“ lachte der Alte, „ſo denkt eine Landratte, aber ein ächtes Kind des Waſſers nicht. Sterben hilft Euch doch Niemand, das müßt Ihr allein beſorgen. Wer wird das Ding auch ſo ernſt anſehen? So lange ich vernünftig denken kann, habe ich auf dem Wittington und dem Meere gelebt, hier werde ich auch ſterben. Keine jammernde Frau, nicht ſchreiende Kinder machen mir das Herz ſchwer, wenn ich abgehe; meine Kameraden ſind um mich, das iſt genug, und iſt es endlich aus, nimmt mich die blaue Fluth auf, und mein Schwager, der Hai, beſorgt das Begräbniß. Ein reines Gewiſſen, Miſter Benoni, und daß ich meine Pflicht thue

Allen zum Muſter, iſt meine einzige Sorge, im Uebrigen bin ich ein luſtiger, alter Kerl, dem's egal iſt, was aus ihm wird. Ich verlaß mich blindlings auf den lieben Gott, der hat mich ſchon manchmal mit eigener hoher Hand aus der Patſche gezogen. Lacht nicht, Herr, das kann ich nicht vertragen; ich weiß wohl, manche Leute nennen das Aberglauben oder Zufall, ich wünſche aber Keinem, daß es ihm heimkomme!“

„Nun, nun, Miſter Jvrach, ſeid mir darum nicht böſe, ich verſteh's eben nicht beſſer. Ihr werdet doch ſelbſt zugeben, daß Eure Anſichten einem Neuling ſonderbar vorkommen müſſen.“

„J ja, glaub's wohl,“ verſetzte der Alte begütig lächelnd. „Ihr werdet aber das ſchon einſehen lernen Ein Gelehrter ſeid Ihr wohl, kennt Pflanzen, Thiere und Steine, aber in der Stube lernt man die Natur nicht, glaubt mir das. Da ſieht Manches wie Zufall oder ganz einfach aus, was es doch nicht iſt. Wer ſo, wie ich, ſein ganzes Leben lang vom ſogenannten Zufall, von der Natur, abhängig iſt, lernt nach und nach, je älter er wird, das immer beſſer verſtehen. Was natürlich ausſah, wird mit der Zeit immer wunderbarer, und 's iſt Einem endlich zu Muth, als wenn ſich der liebe Gott immerfort an unſere Seite ſtellte und uns vernünftig zuredete. Das iſt aber die eigentliche Natur und ein großes Kunſtſtück, es immer zu verſtehen!“ — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — —

Benoni, ſobald er nicht in der Kajüte ſtudirte oder ſich ſeinen Reiſegefährten widmete, ließ ſich's angelegen ſein, mit allen Bewohnern dieſes ſchwanken, wandernden Hauſes in freundlichſten Verkehr zu treten. Es war auch ein liebes, harmloſes Völkchen, das ihn umgab. Die Enge des Raumes, die Gleichheit des wechſelnden Geſchicks vereinte, ja verbrüderte die Unterthanen dieſes kleinen Königreiches auf's Innigſte. Jeder hatte ſeinen Spaß und ſein Wohlgefallen an ſich ſelber und den Anderen, Jeder hatte auch ſeine Lieblingsneigung und Schrullen, die von den Uebrigen reſpectirt wurden. Die Leute gruppirten ſich nach Neigung und Beſchäftigung, und jeder Einzelne ſuchte ſeinen beſondern Stolz und ſeine Standesehre in der ſtrengen Erfüllung ſeiner Pflicht. — Trotz dem beſten gegenſeitigen Einvernehmen aber ward doch die ſtrenge Linie innegehalten, welche zwiſchen den Oberoffizieren, welche in müßigen Stunden die Schanze einnahmen, den Deckoffizieren und den gemeinen Matroſen beſtand.

Jones Henley, der Capitain, war ein höchſt intelligenter, liebenswürdiger Mann, genau, aber freundlich im Dienſt, kaltblütig in Gefahr und rückſichtslos gegen ſich ſelbſt. Leane, der erſte, und Harriſon, der zweite Lieutenant, ſind Beide ſachkundige Männer in mittleren Jahren; der Erſte iſt hager, etwas ernſt und von ariſtokratiſchen Manieren, beſonders geſchickt in Behandlung des Sextanten und dem ſchwierigen Geſchäft der aſtronomiſchen Schiffsberechnungen; Harriſon, der Andere, ſeinem berühmten Namensvetter nicht ganz unähnlich, war choleriſch, etwas derb und liebte den verſtohlenen Genuß der Flaſche. Er ſchien bei den Matroſen beliebter zu ſein, als Leane, da er ſich mehr mit ihnen auf gleichen Fuß zu ſtellen wußte, dabei war er verwegen wie der Teufel und ein Praktiker durch und durch. Ehren-Griffits, der Prediger, obwohl noch jung, war ein ſalbungsvoll ſtiller Mann, der gern ſein Griechiſch und Latein überall zur Geltung brachte; Dr. Simmers, der Schiffsarzt, aber ein Sanguiniker und Lebemann, der wenig zu thun fand und darum gern den Unterhalter ſpielte. Dieſe bildeten mit den Reiſenden die Ariſtokratie des Wittington. Zu ihnen rechnete ſich noch Lukie-Dutton, Midſhipman, ein Kerlchen von achtzehn Jahren, der gutmüthig, flüſſig wie Queckſilber, ſeine Naſe vorlaut überall hineinſteckte und jetzt in der Praxis verdauen ſollte, was er von der Schifffahrtskunde theoretiſch bereits erlernt hatte; Jvrach nannte ihn den Schiffsaffen, und ſo nannten ihn alſo auch die Anderen, verſteht ſich nur hinterm Rücken. —

Unter den Deckoffizieren, wenn außer dem Capitain nicht auf dem ganzen Schiff, nahm Jvrach, der Oberſteuermann, auch Clan-Ivrach oder auch nur der Clan genannt, moraliſch die höchſte Stelle im Vertrauen der Mannſchaft ein, obwohl der Patron oder Oberſchiffer Roloffſen, ein Holländer, der die Takelage commandirte, dem Range nach über ihm ſtand. — Ivrach's Wort, ſo ſelten es geſprochen wurde, galt als Orakel, und er übte in entſcheidenden Momenten ſelbſt über den Capitain eine gewiſſe Gewalt aus, deren er ſich jedoch kluger Weiſe nie rühmte. Er wußte Jeden nach dem Grade ſeiner Wichtigkeit, wie nach der Eigenthümlichkeit ſeines Weſens zu behandeln, und hatte im Laufe ſeines langen Lebens die Ehrfurcht und Liebe aller Leute genoſſen, welche je auf dem Wittington eine Raa angebunden oder die Winde gedreht hatten. Dies verdroß Roloffſen und Snowdon, den Zimmermann, höchlich, die man, den Letzteren wegen ſeiner platten Wichtigmacherei, den Erſteren wegen ſeiner finſtern Heftigkeit und Scheelſucht nicht beſonders leiden mochte. Zu dieſen Schiffsbeamten, die etwa dem Range eines Unteroffiziers entſprechen mochten, kamen Steenie und Pierſon, die Unterſteuerleute und Gehülfen Ivrach's, dann James Wood, der Bootsmann, welcher den Mittelmaſt, ſein Gehülfe Tom Carring, der den Beſan-, und Levis, der Schiemann, welcher den Fockmaſt bediente, Pegie, der Koch, der Profoß, der Böttcher und der Quartiermeiſter, die die niederen Schiffsbeamten bildeten; die übrige Mannſchaft, einſchließlich der Schiffsjungen, betrug vierzig Mann. Die Beſatzung ſchien keineswegs für die Größe des Schiffs zu hoch, da man bei der Länge der Reiſe für doppelte Beſetzung aller Poſten Sorge tragen mußte; überdem hatte der Eigenthümer des Schiffs, Miſter Tottenham, das Schiff ſtark mit Waaren befrachtet, die auf der halben Reiſeroute, in Bahia, gelandet werden mußten, von wo ab andere Fracht nach den Südſeeinſeln und Java eingenommen werden ſollte, von wo man, das indiſche Meer durchſegelnd, um's Cap der guten Hoffnung den Rückweg antreten wollte. —

Bei ſtetigem Nordoſt erreichte der Wittington bald genug Cap Finiſterre, und den Cours ſüdlich richtend, paſſirte er endlich rechts die Azoren und die Inſel Terceira mit ihren dunklen, üppigen Wäldern und den röthlichen Felſenmaſſen, die, von der Sonne heiß durchglüht, in wunderbarer Pracht vor den Blicken der Reiſenden liegen.

„Sehet ſie nur recht an,“ ſagte der alte Ivrach, „und dann ſagt mir, ob ſie nicht ausſieht, als wäre das Glück der Erde auf ihr zu holen!“

„Ja, Alter!“ rief Benoni begeiſtert. „Wenn es eine Stelle auf Erden giebt, wohin ich das Paradies verlegen möchte, iſt es dies Land, das mir ſo wunderbar entgegen leuchtet! Und doch kenne ich die vulkaniſchen Gewalten, welche verderblich auf dieſen Eilanden hauſen, ſchlimmer noch als die Spanier mit ihrer Prieſterwirthſchaft, welche die Ureinwohner faſt mit Stumpf und Stiel ausgerottet haben.“

„Es iſt ſeltſam,“ und Ivrach neigte bejahend das Haupt, „dieſe Inſeln, gleich der Canaris, ſcheinen wie von Gott verlaſſen und verdammt zu ſein. So fruchtbar ſie ſind, werden die Menſchen des Lebens doch nicht froh. Die Früchte ihres Jahre langen Fleißes können jeden Augenblick durch einen Erdſtoß vernichtet werden, und was ſie wirklich noch erübrigen, freſſen die Pfaffen auf, die allein in Lima ſechsunddreißig Klöſter und Kirchen haben. Es muß bei unſerm Herrgott doch eigentlich nicht auf's bloße Meßgebimmel und Beten ankommen, ſonſt wären die Leute in Lima gewiß am beſten dran. — 's ſind wohl an vierzig Jahre her, daß ich einmal mit dem Wittington hier ankerte, als die Berge Feuer und Steine ſpieen und die Erde hüpfte und ſchwankte, ſchlimmer als die See. Das gab eine gar gräuliche Katzenmuſik ab, die Menſchen jammerten und ſchrieen und Alles floh auf's Waſſer, wir hatten nur zu thun, daß wir aus dem Hafen kamen, ſonſt hätten wir uns vor den vielen Flüchtigen nicht mehr retten können, wir nahmen ohnedies mit, was wir konnten. — Hm! Hinterher wurde es uns doch mit Niederträchtigkeit gelohnt, ich mag von Terceira nichts wiſſen! — Vor alten Zeiten, meinen die Leute, hat hier, wo jetzt Waſſer iſt, ein großes, ſchönes Reich gelegen, die Atlantis, ſo daß Afrika und Amerika ein Welttheil geweſen ſind; möglich iſt es ſchon, denn wenn Ihr auf die Karte ſeht, muß es Euch auffallen, daß die eine Küſte faſt ganz genau in die andere paßt. Dies war alſo die Atlantis, drinnen ſollen die glücklichſten und klügſten Menſchen unter einem Könige gelebt haben, alle Schätze und Genüſſe des Himmels und der Erde ſeien da in Ueberfluß geweſen. Der König, heißt's weiter, iſt aber nach zweihundertjähriger Regierung geſtorben, und von ſeinen vielen Kindern ſind ihm nur ein Sohn und eine Tochter geblieben, die ſollten die Herrſchaft unter ſich theilen und ſich verheirathen. Sie ſind aber vor Glück und Macht ihres Vaters ſo ſtolz geweſen, daß dem Bruder kein anderes Weib und der Schweſter kein anderer Mann in der Welt edel und erhaben genug geweſen iſt, und ſo haben ſie ſich Beide ſelbſt geheirathet!“

„Ivrach!“ — Benoni erſchauerte in ſich.

„Ja, ja, das iſt die Geſchichte! Ueber dieſe Todſünde iſt unſer Herrgott zornig geworden, und weil die Atlantier verwilderten und wie die Thiere einander ſelber anfielen, riß er durch ein Erdbeben dies Sodom und Gomorrha mitten auseinander. So ward Amerika und Afrika, die Kluft aber füllte ſich mit Meer, und nur die Azoren und die Canaris ſind als alte, abgebröckelte Fetzen ſtehen geblieben, drum ſind auch dort die Menſchen ſo ſchlecht! — Heh, was ſinnt Ihr denn? Wie kann Euch die Geſchichte nur ſo packen, Freund! Steht Ihr doch da, als wäret Ihr mit genauer Noth erſt der wilden Hochzeit der Prinzeſſin Atlantis entronnen!“

„Es iſt nichts, Clan! Eure Geſchichte machte auf mich nur einen wunderſamen Eindruck.“ — — — — —

Benoni blieb ſpät noch in dieſer Nacht auf dem Verdeck. Von Milliarden Infuſorien leuchtete das Meer und die Delphine ſpielten im flimmernden Mondſchein. Fernab im Rücken, nordwärts, wie eine kleine Spitze, lag Terceira. Träumend blickte er hinüber nach ihr, dem ſagenhaften Reſte eines verſunkenen Reiches.

James Wood, der Bootsmann, welcher die erſte Nachtwache hatte, trat, ein Liedchen ſummend, zu ihm.

„Verzeiht, Sir, wenn ich Euch in Euren Träumen ſtöre, weil Ihr aber ſo ſtarr nach den Inſeln zurückſeht, denke ich bei mir, Ivrach hat Euch gewiß die alte Geſchichte von dem geſunkenen Reiche erzählt.“

„Das hat er!“

„Wunderſam genug iſt ſie, wenn ich auch nicht glauben kann, daß ſo etwas in der Welt paſſirt. Einen alten Groll hat aber Vater Ivrach von jeher auf die Azoren, und wenn die Leute nicht lügen, hat er auch ſeinen guten Grund.“

„Wie ſo?“

„Er ankerte einmal hier, als gerade die Berge in aller Wuth losbrachen. Unter den Leuten, die auf's Schiff flüchteten, war ein armes, ſchwarzäugiges Ding aus Lima, die nichts als das nackte Leben rettete. Man will wiſſen, Ivrach habe ſich ſterblich in ſie verliebt und ſie heirathen wollen, denn der Alte, glauben Sie mir, erſparte 'was. Aber die Canaille war falſch, wie alle Spanierinnen, und lief ihm mit ſeinem Erworbenen am nächſten Landungsplatze davon. Er iſt nun über der Geſchichte alt geworden, aber vergeſſen kann er ſie nicht!“

„Das glaube ich wohl, Miſter Wood,“ ſagte Benoni ſeufzend. „Warum ſoll übrigens die Sage von der Atlantis nicht wahr ſein? — Verſunkene Reiche und zerriſſene Länder ſind 'was ganz Altes, und daß um falſcher, ſelbſtſüchtiger Weiber willen Männer elend wurden, iſt noch viel älter. Gute Wache, Herr!“

„Guten Schlaf!“ —

Benoni warf ſich in die Hängematte und träumte von der fabelhaften Prinzeſſin auf dem Grunde des Meeres. Sie ſah ihn ſo bleich und weinend an. — Dies holde Haupt mit ſeinen dunklen Locken war ihm bekannt. — — —

— — — — — — — — — — — — —

Der erſte und eigentliche kaufmänniſche Theil der Fahrt war beendet, die Allerheiligenbai und Bahia erreicht, deſſen

Straßen maleriſch in Terraſſen die Hügel emporſteigen, welche mit wildem Gebüſch, Orangen- und Lorbeergärten bedeckt ſind. Vier Wochen lag hier der Wittington vor Anker, bis die alte Ladung durch neue erſetzt und das Schiff verproviantirt war, da man ſich nur kurze Zeit auf den Falklandsinſeln aufzuhalten gedachte und bei gutem Wetter noch um's Cap Hoorn kommen wollte, ehe der ſüdliche Polarwinter mit ſeinen abwechſelnden Stürmen die Fahrt unſicher machte. Späteſtens künftigen Mai rechnete man ſich innerhalb der polyneſiſchen Inſelgruppen zu befinden, deren Beſuch und Erforſchung der zweite und hauptſächliche Zweck des Unternehmens war. Die Expedition hatte ſelbſtverſtändlich bis jetzt noch nicht das Geringſte gethan, denn die Plätze, welche man auf der Fahrt bisher berührt, waren zu bekannt, um dort mehr ſuchen zu wollen, als die Befriedigung oberflächlicher Neugier. Jetzt aber, wo man ſich anſchickte, auf das eigentliche Ziel aller Forſchungen los zu gehen, wurden Fergus wie Doctor Glendinning immer lebhafter, ſanguiniſcher in ihren Hoffnungen und trieben den Capitain an, die Abfahrt möglichſt zu beſchleunigen. Man brach alſo Mitte October von Bahia auf, um in vier Wochen im ſtillen Ocean zu ſein und Mitte Januar etwa die Oſterinſeln zu gewinnen.

Die Mitglieder der Expedition waren überaus fröhlich und ſchwelgten im Voraus in den Wundern des ſtillen Oceans, den Schätzen jenes großen, weiten, noch ſo wenig erſchloſſenen Inſelreiches. Dingaway vertiefte ſich bereits in die Wichtigkeit künftiger Höhenberechnungen, die chemiſchen Analyſen neu zu findender Stoffe, fabelte wo möglich von einer neuen Erweiterung der phyſikaliſchen Geſetze. Benoni ſah im Geiſte ſeine Mappe mit den ſeltenſten Pflanzen geziert, Glendinning unterſuchte nächtlich mit dem Fernrohr in der Hand den ſüdlichen Sternenhimmel, und Doctor Dumble dreſſirte Malum, den Mohren ſeines Freundes Oliver, in der edlen Kunſt, Vogelbälgen und Thierhäuten den Anſchein des Lebens wiederzugeben.

Am Tage vor der Abfahrt von Bahia herrſchte ungeheurer Jubel am Bord des Wittington, denn die Herren Gelehrten hatten mit des Capitains Bewilligung dem Schiffsvolk einen Feſtſchmaus gegeben. Halloh und Gelächter, fröhliche Lieder und kecke Späße dröhnten durch die Reihen der ſorglos Zechenden. Die derben Kinder Neptuns ließen ihren Capitain und die Expedition hoch leben, Henley trank auf das Wohl ſeines braven Schiffsvolkes wie ſeiner gelehrten Gäſte, Glendinning und Fergus wetteten beim ſchäumenden Becher, wem es von ihnen gelingen würde, die größten Erwerbungen für die Wiſſenſchaft zu machen, der tolle Harriſon aber ſtieß unter ſchallendem Gelächter der Leute auf das Wohl des klugen Burſchen an, der das Herz der hübſcheſten Tochter der Pelew- oder Mendaña-Inſeln erobern würde. Die Augen des achtzehnjährigen Lukie-Dutton leuchteten dabei höchſt ſchwärmeriſch. Er ſchien ſich den Trinkſpruch beſonders zu Herzen zu nehmen, hatte er doch daheim genug von den hohen Reizen jener nackten Schönen vernommen, die dieſen paradieſiſchen Eilanden angehörten.

Der Ausgelaſſenſte von Allen war aber Benoni. Er wußte durch Scherz und Fröhlichkeit die Stimmung der Genoſſen noch zu beflügeln. Mit einem Male ſchien jede Melancholie von ihm gewichen, den letzten Reſt galliger Erinnerungen, quälender Reue hatte er von ſich geworfen und endlich die Schnellkraft ſeiner Jünglingsjahre, den tollen, rückſichtsloſen Muth, die ſorgloſe Gleichgültigkeit für ſich ſelber erlangt, die den Abenteurer macht. Er hatte einſehen gelernt, daß alles trübe Nachſinnen, das ewige Wiederkäuen ſeiner Vergangenheit ihm nichts helfen könne. Die Lage, in der er ſich befand, der Beruf ſeines Lebens, das Ziel ſeines Ehrgeizes war aus ſeiner eignen freien Selbſtbeſtimmung hervorgegangen, mit einem Ruck warf er ſomit jegliches Andenken hinter ſich, welches ihn bisher ſo oft, durch die Unthätigkeit auf dem Schiffe befördert, gepeinigt hatte. Von jetzt ab aber begann die Arbeit, die Verwerthung ſeiner wiſſenſchaftlichen Kenntniſſe, vor ihm ſollte ſich in ſeiner ganzen Rieſengröße die Majeſtät einer einſamen, noch wenig bekannten Welt ausbreiten, nach der er ſo lange ſich geſehnt, ſollte er doch die einzige und letzte Braut ſeines Lebens, endlich die geheimnißvolle ewige Natur umfangen und Ehrgeiz wie Wißbegierde befriedigen. Kam er mit den Genoſſen glücklich zurück, erfüllte ſich ſeine Hoffnung, der civiliſirten Welt unbekannte Schätze der Natur zu erſchließen, dann mußte, das fühlte er, ſein Name hell in der Wiſſenſchaft erklingen und der Vater ſtolz auf den Sohn ſehen, der Großes eingeſetzt, um Großes zu erlangen! Warum ſollte er nicht fröhlich ſein? Mußte ſein Herz nicht aufjauchzen, der Zukunft entgegen? War's nicht ein edles Ringen, ein herrlicher Kampf, den er beſtand? Ein Sohn des Glücks und der Minute, wie alle Anderen, erfaßte er den fröhlichen Genuß des Augenblicks, vergaß über dem ſonnigen Heut' die möglichen Wetter kommender Tage.

Sonderbar genug nahm der alte, ſonſt ſo fröhliche Jvrach wenig Theil am Feſte, ſprach nicht einmal recht der Flaſche zu, was doch ſonſt gerade nicht ſein Fehler war. Sein Benehmen fiel bald genug auf, und man forderte ſchallend einen Toaſt von ihm. Er ergriff das Glas und trank nur auf „glückliche Fahrt". — Ein beklemmendes Schweigen ging in dem Augenblicke durch die Verſammlung, eine Vorahnung vielleicht! Doch Jvrach, der ſelbſt fühlen mochte, wie unrecht es ſei, den Leuten die paar Tropfen Glücks zu verbittern, raffte ſich auf und wußte durch einige drollige Späße, Anekdoten und Schnurren das verſtummte Gelächter bald wieder in Gang zu bringen. — Benoni merkte wohl, daß Letzteres dem Alten nicht recht von Herzen kam und er etwas auf dem Grunde ſeiner Seele für ſich zurückhielt. — Man endigte das Gelage bei Zeiten, um am andern Morgen früh in See zu ſtechen. —

Die Sonne ging majeſtätiſch glühend unter, die Lichter in Bahia entglommen, die Schiffe im Hafen ſteckten ihre Nachtlaternen aus und Schweigen breitete ſich allmählig über die leiſe plätſchernde See.

Ivrach ſtand am Spiegel und blickte ſinnend auf die Stadt. —

Benoni, der eben mit Fergus den letzten Trunk gethan, trat zu ihm.

„Sagt mir nur, Alter, was heut' in Euch ſteckt? Erſt ſeid Ihr ernſt, wie ein Leichenbitter, und wißt beim fröhlichen Glaſe nichts weiter zu wünſchen, als: „glückliche Fahrt", und weil Ihr endlich merkt, daß Alles auf einmal ernſt wird, ergreift Euch eine Luſtigkeit, als wäret Ihr plötzlich von der Tarantel geſtochen. Jetzt ſteht Ihr wieder da und ſtarrt melancholiſch die Stadt an. Hättet Ihr nicht weißes Haar, würde ich denken, da drüben ſäße Euch etwas Liebes, und nun ginge es Euch nahe, daß Ihr fort müßt."

„Ich nehme in Gedanken von der Stadt Abſchied, Herr, kann es doch länger dauern, als wir denken, ehe uns wieder der Anblick fröhlicher Dächer und rauchender Eſſen vergönnt iſt!"

„Mir ſcheint, Ihr ſteckt heut' wieder voller Ahnungen und übler Vorbedeutungen!" und Benoni lächelte leiſe, „Ihr alten Seeratten habt alle ſo einen geheimnißvollen Spleen!"

„Wohl möglich, Miſter Benoni, ich leugne Euch gegenüber auch gar nicht, daß mir heute traurig und beklommen iſt. Meiſtentheils habe ich nur hinterher die Erfahrung gemacht, daß meine Ahnung mich nicht betrog. Das iſt aber das Schlimmſte von der Sache!"

„Was für ein Unglück fürchtet Ihr? Iſt der Wittington nicht ſtark? Sind wir nicht überflüſſig mit Allem ausgerüſtet, um ſelbſt ein Jahr lang in dieſer ſchwimmenden Feſtung auszuhalten?"

„Dagegen habe ich nichts einzuwenden," ſagte Ivrach, „nur daß es gemeiniglich anders kommt, als wir Menſchenkinder denken. Der Unfälle, welche auf den Schiffer lauern, ſind gar zu vielerlei, zumal in den einſamen Gewäſſern, die wir bald ſehen werden. Habt Ihr nicht auch bemerkt, daß ich zwiſchen dem grünen Vorgebirge und Ascenſion ſtill genug war?“

„Gewiß, erſt als wir den Aequator ſchnitten, wurdet Ihr wieder munter, aber das bezog ſich wohl meiſt auf die Geſchichte von der Prinzeſſin.“

„Ach nein,“ und der Alte ſchüttelte den Kopf, „das war es nicht allein. Ich will Euch den Kopf nicht warm machen, am wenigſten gar Einen von unſeren Leuten einſchüchtern, aber da ich Euch für einen vernünftigen jungen Mann halte, der, wenn es ſein muß, ernſt dem Tode in's Auge ſehen kann, werde ich Euch meine Gedanken ſagen und hoffe, Ihr könnt ſie für Euch ſelbſt behalten.“

„Darauf dürft Ihr Euch verlaſſen, Vater Jvrach.“

„Ihr ſeid ein Gelehrter, und wie ich bemerkte, habt Ihr hübſche Kenntniſſe über Wind- und Wellenſtrömung. Die aber werden Euch ſagen, daß mit dem zehnten Grade nördlicher Breite der Nordoſtpaſſat aufhört und bis zum Aequator die veränderlichen Winde anfangen.“

„Alſo vor denen hattet Ihr ſolche Bange?“

„Das iſt noch das Wenigſte. Ein vernünftiger Seemann weiß mit jeder Art Wind umzuſpringen. Aber in jenen Breiten iſt ein anderes Ding, was ſchreckhafter wird, die Windſtille. Dann iſt ein Schiff, das, wie unſeres, nur mit Leinwand, nicht mit Dampf ſegelt, ganz ohnmächtig. In der ganzen Länge zwiſchen Bermudas und den canariſchen Inſeln, dem grünen Vorgebirge und Ascenſion lauert der Tod!“

„Aber, mein Gott, Ihr ſprecht ja von Dingen, die hinter uns liegen! Wir hatten bis jetzt den günſtigſten Wind und die beſte Fahrt von der Welt; alle Eure Befürchtungen waren alſo nutzlos!“

„Miſter Benoni, das ſind ſie nicht. Ich fahre die Strecke nun ſchon zum vierten Male und bin noch nie ganz mit heiler Haut davongekommen. Gerade, daß wir jetzt unausgeſetzt gut Wetter hatten, macht mir Kummer. Hinter der Spitze von Palma hätte ich uns einen recht ordentlichen, geſunden Sturm gewünſcht! Es ſollte nicht ſein! Ich hab' aber noch nie erlebt, daß mir das Wetter dann nicht auf der andern Seite von Amerika dafür heimgekommen wäre. Bei einer ſo langen Reiſe, wie die unſrige, iſt ewig günſtiger Wind etwas ganz Undenkbares. Ich wette drauf, wenn wir erſt um's Cap Hoorn ſind, geht der Betteltanz los. Der Südoſtpaſſat wird uns da ein anderes Geſicht zeigen, überm Aequator aber, von den Galazagos bis zu den Carolinen, lauert wieder die Windſtille, doch zehnfach gefährlicher als bei den Azoren, denn die Gegend iſt dort ſo einſam, daß man einen ganzen Monat fahren kann, ehe man ein lumpicht Segel zu Geſicht kriegt!"

„Wie kann man nur ſo weit vorausdenken! Möglicher Weiſe kommen wir gar nicht dahin! Ihr vergeßt, daß unterwegs die Mendanas und die niedrigen Inſeln liegen und wir uns dann weſtwärts nach Sta. Cruz halten können. Wenn wir auch dann nördlich wollen, machen wir wahrſcheinlich doch nur kleine Fahrten von einem Archipel zum andern, und zwar je nach günſtigem Wetter!"

„J ja," ſagte faſt unwillig der Alte, „reden läßt ſich in der Welt Alles ſehr leicht, man muß es nur machen, das iſt aber das verteufelt Schwere. — Seht Euch immerhin da drüben Bahia noch ein wenig an, es iſt nichts Kleines, von den Menſchenkindern Abſchied zu nehmen. Noch Eins aber will ich Euch ſagen! Was Miſter Dingaway und Euer Freund Fergus vorhin bei Tiſche vom magnetiſchen Pol ſchwatzten, und von den Unterſuchungen, die ſie darüber anſtellen wollten, — das ſollen ſie nur bleiben laſſen, denn am Ende des Windſtillenſees lauert noch ein Ding, das ſchon manchem guten Schiff zu ſchaffen machte. Ihr mögt vielleicht wieder drüber lachen, aber ich wil Euch wünſchen, daß Ihr nicht künftig drüber zu weine habt!"

„Nun, und was iſt's denn?"

„Der Magnetberg! Ich habe keine Luſt, ihm eine Beſuch zu machen!"

Der junge Mann lachte hell auf. Ivrach ſah ih ſteif in's Geſicht, drehte ſich kurz um und ging hinab in den Raum. Der Alte war augenſcheinlich verletzt. —

„Iſt es möglich,“ murmelte Benoni vor ſich hinlachend, „daß ein ſolcher Unſinn in den Hirnen vernünftiger Menſchen Raum haben kann? Ich habe auch von dieſem Matroſenmärchen gehört, dem Magnetberg im nördlichen Theile des ſtillen Weltmeers, der mit Zaubergewalt jedes Schiff anzieht, das ſeinem Kreiſe naht, es mit raſtloſer, übermenſchlicher Schnelle zu ſich reißt, bis es an ſeinen ſchwarzen Ufern zertrümmert, die rings von den Wracks tauſender verlorener Schiffe ſtarren, von fabelhaften Ungethümen bewohnt werden, welche die geheimnißvollen Schätze des Eilandes, den goldenen Tempel auf der Spitze des magnetiſchen Berges bewachen, der den kühnen Glücklichen, welcher ihn lebend erreicht, zum Cröſus macht! Daß man aber an ſolche Narrheit im Ernſt glauben, ſie gar fürchten kann, hätte ich wahrhaftig nie für möglich gehalten! Der platte, blinde Aberglaube der Seeleute iſt's aber gerade, welcher jede Forſchung erſchwert, ja oft unmöglich macht, er iſt es hauptſächlich, der ihnen bei wirklicher Gefahr Vernunft und Thatkraft raubt und ſie zwingt, ſich ſtumpfſinnig einem Fatum zu ergeben, das ſie in's Verderben reißt!“ — Benoni ſuchte zeitig ſein Lager, höchſt mißgeſtimmt über die Schrullen des alten Clan, welche vorkommenden Falls um ſo unheilvoller wirken konnten, als er wohl wußte, welches Anſehen Jvrach bei den Uebrigen genoß. —
— — — — — — — — — — — — — —

Andern Morgens früh verließ der Wittington die Allerheiligenbai und nahm ſeinen Lauf ſüdweſtlich, ging wenige Tage ſpäter zwiſchen Trinidad und Spiritu Santo hindurch und ward von der braſiliſchen Küſtenſtrömung nach der Richtung von Montevideo ſtätig vorwärts gebracht. Der ſtarke Seitenſtrom des mündenden La Plata nöthigte ſie, den Cours öſtlicher zu nehmen und einen weiten Bogen zu beſchreiben, um, links die kleine Inſel Grants paſſirend, nunmehr weſtſüdlich die Falklands und den Hafen von Egmont zu gewinnen. Die Temperatur der Luft und des Meerwaſſers hatte während der letzten Zeit höchſt merklich nachgelaſſen, man hielt ſich darum nicht länger in der Bai von Egmont auf, als eben nöthig war, den Waſſervorrath zu erneuern, und ſegelte nach einer Woche weiter. Wegen der ſüdlichen Eisränder und der gefährlichen Hoornerſtrömung mußte man ſich ſo nahe wie möglich am Cap halten und im Zickzack daſſelbe zu umgehen ſuchen. Mehrfache Schneeſchauer und das bedenkliche Sinken des Barometers zeigten die Nähe des ſüdlichen Polarwinters an. Mit vieler Mühe, nicht ohne große Befürchtungen und manch' kleinen Schreck gelangte man um Cap Hoorn, und ſeinen Cours ſogleich nach Nordweſten richtend, begrüßte der Wittington das ſtille Weltmeer, eine ungeheure Waſſerwüſte, auf der weder ein Segel noch ſonſt ein lebendes Weſen zu entdecken war, außer ein paar Walfiſchen, die ſüdweſtlich in großer Entfernung bemerkt wurden.

Als ſie die Küſte des Feuerlandes verlaſſen hatten, war ihnen eine Schaar Albatroſſe, jenes adlerartigen, koloſſalen Seevogels, gefolgt, der ausſchließlich dieſe kälteren Gegenden zu bewohnen pflegt.

Doctor Dumble verſpürte ungeheure Luſt, eines dieſer ſchönen, weißen Thiere mit den phantaſtiſchen, ſchwarzen Streifen auf dem Rücken zu erlegen, um es auszuſtopfen und damit ſeine Sammlung zu eröffnen.

„Thut es nicht, Sir!“ bat leiſe der alte Ivrach. „Auf den Oſterinſeln findet Ihr deren noch genug und könnt dann ſchießen, wenn wir auf dem Lande ſind, — es iſt von übler Vorbedeutung, eines der Thiere auf der Fahrt zu tödten. Laßt es doch!“

Dumble lachte ihn aus. Benoni und Fergus kamen dazu und verfehlten nicht, den alten Mann mit allen Waffen der Vernunft aus dem Felde zu ſchlagen.

„Das mag Alles ſein, meine Herren; aber ich glaube, was ich glaube. Niemand, der lange gefahren iſt, wird auf dieſe harmloſen Thiere ſchießen, die freundlichen Begleiter unſrer einſamen Fahrt! Das heißt das Vertrauen mißbrauchen, was die armen Geſchöpfe ſelbſt in uns ſetzen. Ich halte es für ruchlos und es kann uns nur Unglück bringen!“

Dumble's Rohr blitzte in dieſem Augenblick hell auf. Ein heiſeres Schreien, klagend und beklemmend, tönte von den Wandervögeln hernieder. Eines dieſer ſchönen Thiere flatterte krampfhaft einige Augenblicke umher, dann ſank es gurrend in die See.

Mit einer ſchrillen Todtenklage ſtoben die übrigen auseinander, ſammelten ſich dann fern ab und folgten, weiter als vorher, dem Fahrzeug, das ihnen heimtückiſch einen Kameraden geraubt.

Doctor Dumble erſuchte den Capitain, ein Boot ausſetzen zu laſſen, um das prächtige Exemplar zu holen.

Henley war der Vorfall augenſcheinlich unangenehm, doch um den Verdacht nicht aufkommen zu laſſen, er theile den Aberglauben ſeiner Leute, befahl er die Jolle herabzulaſſen, und commandirte James Wood mit vier Matroſen, den Leichnam des Thieres zu holen.

Die Leute waren ſichtlich alterirt und gingen höchſt zögernd an das Geſchäft. Wood machte ſogar brummend leiſe Einwendungen.

„Dem laſſe ich die Katze geben, der von Euch murrt! Vorwärts!“ und der Capitain ward roth vor Zorn. „Wir haben dieſe Fahrt unternommen, damit die Herren Gelehrten Pflanzen, Thiere und Merkwürdigkeiten dieſer Gegenden ſammeln können, um die Menſchen über die Werke Gottes zu belehren! Das iſt aber keine Sünde und wird Euch den Zorn des Himmels nicht zuziehen. Nächſten Sonntag ſoll Ehren-Griffits Euch das auseinanderſetzen, jetzt ſchweigt und geht!“

Die Leute gehorchten ſofort. — In wenig Augenblicken war das Thier an Bord. Während die Gelehrten ſich danach drängten, es unterſuchten und betrachteten, wendete ſich Ivrach und trat achtungsvoll zum Capitain.

„Sir,“ bat er leiſe, „wollt Ihr mir erlauben, fortan bei dem Räderhauſe zu ſchlafen?“

„Wie ſo, Ivrach? — Halte Deine Steuerſtunde, wann's an Dich kommt, damit iſt's gut! Was veranlaßt Dich zu dem Wunſch?“

„Herr,“ erwiderte leiſe der alte Mann, „wir bekommen ſchlecht Wetter!“

„So! Auf einmal? — Ei, wohl wegen des Albatroß?!“ und Henley lachte.

„Nein, Sir! Wir bekommen überhaupt ſchlecht Wetter. — Das letzte Mal, als ich hier war, unter dem vorigen Capitain, mit Verlaub, Herr, hatten wir eine ähnliche Fahrt, und hinterher wurde es uns ordentlich eingetränkt! Es iſt nur der Vorſicht wegen!“

„Clan, Du biſt ein alter Narr, der immer 'was zu brummen hat! Behalt' Deine Thorheiten für Dich und mach' mir die Leute nicht verdreht, — im Uebrigen magſt Du Deinen Willen haben!“

Ivrach ging ſchweigend nach dem Räderhauſe. — Seit jenem Tage war er ſorgfältiger und peinlicher im Dienſt als je, aber auch verſchloſſener und einſilbiger.

Seine Prophezeiungen ſchienen aber nicht in Erfüllung gehen zu wollen, das Wetter blieb die ganze Woche hindurch bei ſtätigem Südweſtpaſſat unausgeſetzt ſchön und die Temperatur ſtieg. Es wurde über Ivrach viel gelacht, und Glendinning nannte ihn ſpottweiſe den Schiffsauguren. Selbſt ihre Begleiter, die Albatroſſe, ſchienen ihren Verluſt vergeſſen zu haben, und die traulichen Thiere begleiteten das Schiff wieder in unmittelbarer Nähe, ſchwirrten um die Wimpel und Raaen, ja hin und wieder ſetzten ſie ſich auf das Takelwerk und die Maſtſpitzen, um vom Fluge auszuruhen.

Die Oede dieſes Theils der Welt war ſo groß, daß ſelbſt die Thiere, die wenigen lebenden Weſen, näher zu den Menſchen rückten, und es machte Benoni unendliche Freude, vom Caſtell aus das wunderſame Roß Arion's, den menſchenfreundlichen Delphin, den weißen Spuren des Kieles folgend, in üppigen Sprüngen und tollen Poſſen das Schiff umgaukeln zu ſehen. Der große Kopf, der hervorſpringende Stirnbogen deſſelben, dieſe klugen, dunklen, geſprächigen Augen gaben ihm etwas Menſchenähnliches, Gedankenvolles. Gleich jenem Wanderſänger, der von Tarent zog, begann Benoni hell zu ſingen, und alle Lieder des fernen Heimathlandes flatterten über die ſtummen Wellen, vermählten ſich mit Seufzern des Seewindes, dem Knirſchen und Stöhnen der Maſten und Segel.

Mit Wohlgefallen hörten die Leute dem Sange des jungen Mannes zu, den ſie unter ſeinen Gefährten am meiſten liebten. Lukie-Dutton fand ſich auch bald zu ihm und ſtimmte ein, ſo daß ſelbſt Ivrach wieder munterer wurde. —

Sie hatten gerade den vierzigſten Breitengrad erreicht, ſomit etwa die Hälfte des Weges bis zu den Oſterinſeln zurückgelegt. Fergus und Benoni ſaßen in der Nähe des Kompaßhauſes, wo Ivrach beim Regiment des Steuerrades ſtand. Die Sonne lachte in voller Pracht, und Alles ſchien ſich überaus glücklich anzulaſſen. Plötzlich ward ein wildes, klagendes Geſchrei aus der Höhe vernommen! Alles ſchaute empor. — Die Albatroſſe flatterten ängſtlich umher, ſchwangen ſich hoch hinauf in die Luft, daß ſie nicht größer wie Lerchen ausſahen, ſammelten ſich und wendeten im raſchen Fluge um, in entgegengeſetzter Richtung den Weg wieder rückwärts nehmend.

Alles ſchaute ihnen traurig nach und nahm mit Bedauern von ihnen Abſchied, hatte man ſich doch an die Begleitung dieſer majeſtätiſchen Thiere ſchon gewöhnt und fühlte ſich jetzt noch einmal ſo vereinſamt!

„Was mögen die Vögel haben?“ ſagte Benoni und trat zum Clan. — Der alte Mann war bleich.

„Sie werden gewiß wieder lachen, aber — dieſe Thiere verlaſſen uns, weil Gefahr droht. Wir bekommen ſchlecht Wetter, und die armen Dinger riechen es ſchon fünfzig Seemeilen weit, ſonſt hätten ſie uns nicht verlaſſen. — Da, da ſind ſie endlich ganz fort! Schütze uns Gott vor dem Sturm!“ —

„Ach, glauben Sie doch dem Alten nicht!“ ſagte Fergus als ihm Benoni Bericht abſtattete. „Die Myſtik und Prophezeiwuth dieſes weißköpfigen Knaben iſt wirklich unausſtehlich, und kann uns leicht ernſte Schwierigkeiten bereiten, wenn wir nicht dieſen Leuten Feſtigkeit und die Energie der Bildung entgegenſetzen. In vierzehn Tagen längſtens ſind wir im Bereich der erſten Inſelgruppen, von dort an beginnt endlich unſere Herrſchaft, und Henley hat nach den getroffenen Inſtructionen die Dauer des Aufenthalts auf den verſchiedenen Inſeln, wie die einzuſchlagende Richtung von unſerem Ermeſſen abhängig zu machen. Angeſichts dieſer nahen, frohen Ausſichten können wir wohl den Träumen von jenen ewig grünen Gärten nachhängen, jenen überraſchenden Landſchaftsbildern und Erſcheinungen, die uns erwarten. Ihr Trübſinn, mit dem Sie die Reiſe begannen, hat nachgelaſſen, und bei unſerer Freundſchaft beſchwöre ich Sie, werfen Sie denſelben ganz von ſich. Es wird auf dieſen Eilanden ſo viel zu thun, zu ſchauen und zu unterſuchen geben, daß Ihnen keine Zeit bleibt, der Vergangenheit nachzuhangen. Glauben Sie mir, das beſte Mittel, zufrieden zu ſein, die Gegenwart lieb zu gewinnen und ſich eine Zukunft zu gründen, iſt Arbeit, Arbeit!“

„Gewiß, Fergus, laſſen Sie uns nur erſt da ſein! Wenn ich hin und wieder noch den Kopf hänge, iſt die große Beſchäftigungsloſigkeit daran ſchuld, woran wir auf dem Schiffe leiden. Nur die wiſſenſchaftlichen Zänkereien Olliver Dingaway's, wie die gelahrte Breitſpurigkeit Glendinning's und die Latinismen von Ehren-Griffits fürchte ich in jenen Gefilden, ſie dürften uns die Natur etwas verleiden. Einer mengt ſich in die Beſtrebungen des Andern und ſucht ihn zu belehren, das thut aber am beſten die Natur ſelbſt. Hoffentlich wird an Ort und Stelle Jeder von uns mit der Bebauung ſeines eigenen Zweiges der Wiſſenſchaft vollauf zu thun finden.“

„Darauf können Sie ſich verlaſſen,“ ſagte lächelnd Fergus, „man wird wenig Zeit haben, ſich untereinander zu ſtreiten. Keine Sache iſt mehr angethan, Einigkeit hervorzubringen, als die Natur. Eine politiſche Volksverſammlung in tropiſche Palmenhaine geſetzt, und Doctrin wie Discuſſion holt der Teufel. Jeder genießt und iſt glücklich für ſich, darum ſind ſie es Alle."

„Ich wünſchte, wir würden dieſer Zufriedenheit recht bald theilhaftig!" und Benoni ſeufzte. „Ich weiß nicht, warum mir ſo trübe zu Sinn iſt, als ſollte ich nie nach jenen geſegneten Gegenden kommen, die ſchon die Sehnſucht meiner Jugend waren." —

„Einbildungen, Benoni! Leere, grundloſe Einbildungen! Sie müſſen ſich von ihnen befreien, denn es ſind die gefährlichſten Genoſſen der Menſchen!" — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

„Es giebt ſchlecht Wetter!" hatte ſchon vorm Cap Hoorn der alte Ivrach geſagt, und war verlacht worden. Jetzt ſollte es ſich leider beſtätigen, wie wenig ihn ſeine langjährige Erfahrung und ſein Inſtinct betrog.

Zwei Tage nachdem die freundlichen Albatroſſe das Schiff ſo unerwartet verlaſſen, begann der Himmel ſich nordweſtlich mit dunklen Wolken zu umziehen, einzelne Regenſchauer fielen und die See fing an ihre Geſtalt zu verändern. Das leuchtend grünblaue Colorit, was den ſtillen Ocean ſo merklich von den nordiſchen Meeren unterſcheidet, verwandelte ſich in ein fahles Braungrau. Die Fluthen wurden höher, unregelmäßiger und undulirten nicht mehr nach einem Strich. Der Wind durchlief binnen kurzer Zeit alle Richtungen der Windroſe, man mußte die Segel reffen und laviren. Das Schiffsvolk ſtand wie angenagelt auf ſeinem Poſten, jedes Winks des Capitains gewärtig.

Die Reiſenden hatten ſich auf Wunſch deſſelben in ihre Kajüten zurückgezogen, nur Benoni war unweit der großen Treppe zurückgeblieben, hatte ſeine Hand um ein Verbindungstau der Beſane geſchlungen und ſtarrte, magnetiſch gebannt, auf das große Schauſpiel der empörten Elemente.

Henley, Leane und Harriſon, die Lieutenants, neben ſich, ging unruhig hin und her und revidirte, ob Jeder an ſeinem Platze ſei. Ringsum bezog ſich der Himmel, immer höher gingen die Fluthen und ſchütteten von allen Seiten ihren ſchäumenden Giſcht über's Deck. Henley ließ die Luken ſchließen.

Inzwiſchen verkündete ein fernes Brüllen von Nordweſt den daherraſenden Orcan. Mit wildem Geheul ſauſte er plötzlich um den Wittington und drohte Alles von Deck zu fegen.

Mit dem Aufgebot aller Kräfte hielt ſich Benoni an den Tauen feſt, der Sturm drehte das Schiff einige Male um ſich ſelbſt und drohte das Steuer zu zerbrechen. Drei Mann hatten an dem Rade zu arbeiten, um dies Unglück zu verhindern.

Benoni ſchauderte, als er das Fahrzeug von der Wuth des Sturmes mit Gedankenſchnelligkeit hinweggeführt ſah. Bald war der Schnabel, bald der Spiegel von der Fluth bedeckt, jetzt ſauſte es, auf dem Kamme einer Welle reitend, hoch empor zu den Wolken, als wolle es den Himmel ſtürmen, nun ſchoß es faſt ſenkrecht wieder hinab in weſenloſe Tiefe! Die Maſten kreiſchten und ächzten, das Sprachrohr Henley's dröhnte, und kein Menſch wußte, wie weit man außer Cours getrieben wurde.

Nach dem Verlauf einiger Stunden ſchien der Sturm nachlaſſen zu wollen, aber man täuſchte ſich. Es war nur, wie wenn die raſende Windsbraut Athem ſchöpfen, einen kurzen Waffenſtillſtand eingehen wollte, um alle ihre gigantiſchen Hülfsvölker zu ſammeln.

Schwarze Wolken mit ſchmutzig gelben, ſchweflichten Rändern hingen tief herab, und die Atmoſphäre, einen Augenblick ſtill geworden, war elektriſch geſchwängert und mit trüben Dünſten geſpannt.

Da zuckte ein Strahl und fuhr jäh hinter dem Schiffsſpiegel in die ziſchende Fluth! Wie entfeſſelte Höllengeiſter brüllten die Donner, der Wind ſprang um, ergriff das Fahrzeug, und unterm Heulen aller Naturleidenſchaften führte der Orcan den armen Wittington, ſeine Beute, in raſendem Wogentanz weiter, immer weiter, wohin — Gott allein kannte das Ziel!

Noch war nichts beſchädigt und verloren. Bei der ſtarken Bauart des Kauffahrers mochte er wohl auf offener See, wo weder Riffe noch Untiefen zu fürchten waren, der Wuth der Wellen Trotz bieten. Man hatte es längſt ſchon aufgegeben, das Fahrzeug noch lenken zu wollen, und band das Steuerrad feſt, um das Zertrümmern deſſelben zu vermeiden. Doch noch hatte der Sturm den höchſten Grad ſeiner Wuth nicht erreicht, und bei der Stärke der Maſten, wie ihrer ſchweren Takelage, die dem Winde noch immer einen zu großen Widerſtand boten, befürchtete man, das Schiff jäh auf die Seite geworfen zu ſehen. Und immer wilder wüthete die See, immer erbarmungsloſer ward das Schiff mit ſeinen bangen Bewohnern dahingeriſſen.

Himmel und Waſſer ſchienen ein Chaos, wie am erſten Tage der Weltſchöpfung, die Natur war wahnſinnig geworden! Ein Anblick, auch den Kälteſten ſeiner Vernunft zu berauben!

Ein Krachen und Splittern mit Eins! Ein wildes Angſtgeheul! — Das Schiff war unter Waſſer! —

Als es die nächſte Welle wieder hob, fahlgelb vom Blitze beleuchtet, ſah Benoni, und ſein Haar ſträubte ſich, den großen Maſt, wie ein Rohr zerſplittert, nebſt Takelwerk und Wanden, im Meer, — das Schiff lag auf der Seite!

„Kappt die Taue!“ ſchrie es ringsum, und mit dem Inſtincte der Verzweiflung ſtürzte man an die Arbeit, Jvrach vorauf, und vollendete das Werk mit einer Schnelligkeit ohne Gleichen!

Der koloſſale Maſtbaum mit Tau- und Segelwerk, das ihn wie das Haar eines Ertrunkenen klatſchend umgab, rollte in’s Meer und war eine Secunde ſpäter ihren Blicken entſchwunden!

Der Wittington richtete ſich empor und flog, ein gut Theil leichter, ſeine wilde, zielloſe Straße dahin.

Jetzt erſt, nachdem man ſich von augenblicklicher Todesnoch erholt, ſah man ſich bleich rings um nach den erlittenen Verluſten.

Capitain Henley und der erſte Lieutenant fehlten! Sie ſtanden zur Zeit des Unglücks in der Nähe des Hauptmaſtes. Wahrſcheinlich hatte ſie derſelbe vom Deck geriſſen.

„Es gilt kein Beſinnen, Kinder, an die Pumpen!“ rief Harriſon, und Alles, was Leben hatte, eilte herzu und arbeitete. Dadurch, daß das Schiff längere Zeit auf der Seite gelegen, war Waſſer in den Raum gedrungen.

„Jvrach, Bootsmann, Dutton, Doctor! Seht unten nach, was aus den Reiſenden geworden iſt!“ ſchrie Harriſon.

Die Genannten eilten hinab.

Nach längerer Pauſe, während die Pumpen den Wittington vom Seewaſſer befreiten, kamen die Abgeſandten wieder zurück und brachten Fergus wie Dingaway auf's Deck, die übel zugerichtet waren. Miſtreß Sarah lag in Krämpfen, Glendinning aber, als er, um aus ſeiner Koje zu kommen, die Treppe emporklimmen wollte, war herabgeſtürzt und hatte ein Bein gebrochen. Nichts als Jammer und Elend!

Das einzige Glück war, daß während der zweiten Nacht der Orcan endlich nachließ und man, obwohl die See noch hoch ging, doch kein weiteres Ungemach mehr befürchtete.

Harriſon theilte nunmehr das Schiffsvolk, und befahl der einen Hälfte ſich niederzulegen.

Todmüde kroch Benoni in die erſte beſte Hängematte und ſchlief betäubt von Schwäche und Aufregung ein.

Den nächſten Morgen rief die Bootsmannspfeife und das bekannte „All' überall!“ jedes lebende Weſen auf's Deck.

Die See war ruhiger, die Sonne durchbrach die dunklen Wolken und entfaltete das liebe Himmelsblau wieder den Blicken der Menſchen.

Nun erſt konnte man den Verluſt ganz ermeſſen. Der Wittington, ſeiner ſchönſten Zierde und ſeines beſten Fortbewegungsmittels, des Hauptmaſtes, beraubt, war ein halbes Wrack. Die Gallerie des Backbords war herabgeriſſen, das Deck beſchädigt und die Jolle bei dem Unwetter auch verloren gegangen. Der Capitain, der Lieutenant und acht Mann, darunter Pierſon, der dritte Steuermann, Snowdon, der Zimmermann, und Levis, der den Fockmaſt bediente, waren nicht mehr! — Neben ihren Namen ward in das Schiffsregiſter vermerkt: „Beim Sturm vom 6. bis 8. Januar vom Deck gewaſchen!“

Tiefer, feierlicher Ernſt lag auf der Mannſchaft.

Ehren-Griffits trat in die Mitte.

Die Trommel raſſelte, man zog die Mützen. Ein Dankgebet zum Ewigen empor für die Erhaltung ihres Lebens, ein ſtilles Vaterunſer für die Verſchwundenen erklang von den bleichen Lippen der Bewohner des Wittington.

Dann trat Harriſon vor und verlas die Schiffsartikel, denen zu Folge er den Befehl über das Schiff übernahm.

Die Mannſchaft brachte ihm ein mattes, vertrauensloſes Hurrah.

Die entſtandenen Lücken mußten ergänzt werden. Lukie-Dutton übernahm den dritten Steuermannspoſten, Noloffſen ward erſter Lieutenant, Jvrach, der die zweite Stelle ausſchlug, überließ ſie an ſeinen Untergehülfen Steenie. Die anderen Plätze wurden, ſo gut es ging, beſetzt.

Jeder nahm ſtill ſein Morgenbrot ein und ging trübſelig an die Arbeit.

Der Südweſt blies friſch, man entfaltete alles Linnen, was da war, und ſuchte vorerſt die Gegend zu beſtimmen, in der man war. Allen Berechnungen zu Folge ſtand es feſt, daß man bereits über die Oſterinſeln hinaus, aber nicht nach nordweſtlicher, ſondern nordöſtlicher Richtung zu getrieben worden und, wenn die Oſterinſeln, Mendanas und Galapagos zu Spitzen eines Dreiecks genommen wurden, ſich innerhalb deſſelben, alſo zwiſchen dem Aequator und etwa 23° ſüdlicher Breite befand, eine troſtloſe Gegend! Seit den Falklandsinſeln hatte man noch nicht ein Schiff geſehen.

Demnach richtete man ſeinen Lauf nun weſtlich. Natürlich kam der Wittington, des großen Maſtes beraubt, nicht mehr ſo ſchnell vorwärts, und man mußte, um den Verluſt in etwas auszugleichen, Fock und Beſan mit Leeſegeln überladen.

Die Reiſenden waren jetzt ſehr ſtill geworden und hüteten ſich wohl, die bedenklichen Mienen Ivrach's zu belächeln.

Das Geſchick aber, welches vorher die Expedition mit günſtigem Wetter ſo verſchwenderiſch beſchenkt hatte, ſchien ſich vorgenommen zu haben, dieſen Ueberfluß jetzt nach Kräften auszugleichen, und eh' ſich's der Wittington verſah, hatte ihn ein neuer Orcan beim Schopfe. Es war geradewegs, als ſollte er gar nicht mehr ordentlich in den Cours kommen!

Dazu kam noch etwas weit Schlimmeres. Harriſon nämlich, ein ganz vortrefflicher Geſell, wenn er nüchtern war und ſelbſt unter Commando ſtand, bewies ſich als Capitain nichts weniger wie zuverläſſig. Dies hatte der zweite Orcan ſattſam bewieſen. Er ließ ſich dabei ſelbſt einige unverzeihliche Verſehen zu Schulden kommen, und als Roloffſen, ſein eigener Lieutenant, ihm gerechte Einwendungen machte, degradirte er ihn in der Wuth, obwohl er dann, als der Sturm losbrach, ſelbſt den Kopf verlor.

Roloffſen, ein Menſch ohne feinere Bildung, aber von wildeſtem Ehrgeiz beſeelt, dazu jähzornig, nahm ſich dieſe Ehrenkränkung tief zu Herzen und ging über einen unheilvollen Gedanken brütend umher.

„Du, Bruder Wood," ſagte er eines Abends, als er die Wache am Caſtell bezog, „hier iſt ein Brief. Morgen beim Appell öffne ihn und zeig' ihn den Leuten!"

„Was ſoll das, Junge? Ich glaube gar, Du haſt 'was Arges im Sinne!"

„Nein, nein! Nichts gegen die Leute, auch nichts gegen den verfl —, na, gegen Ihn! Ich weiß, was Subordination heißt. — Thu' mir nur den Gefallen und nimm den Brief, ich bitte Dich!"

„Gut, hoffentlich wirſt Du vernünftig ſein, Roloffſen. Es iſt noch nicht aller Tage Abend und die Sonne ſcheint auch wieder einmal!"

„Oho, ja wohl, nur auf der andern Hemiſphäre des Lebens!"

Roloffſen ging von ihm, Wood ſteckte das Briefchen in ſeine Jacke. Er ſah, wie der Oberſchiffer zu Jvrach trat und den Alten bei der Hand ergriff. Das kam ihm verdächtig vor. Er ſchritt langſam vorbei und hörte, wie Roloffſen den Clan wegen ſeines alten Haſſes und Neides um Verzeihung bat.

„Ach, ſei kein Kind, Roloffſen," lächelte treuherzig Jvrach, „ich kenne Dich ja. Wie Du einmal biſt, mußt Du verbraucht werden. Wo werd' ich Dir 'was nachtragen, komm, trink' ein Glas Rum auf gute Freundſchaft, wer weiß, wie lange wir noch beiſammen ſind!"

Er faßte den finſtern Geſellen unter den Arm, und ſie gingen zu Pegie in die Küche.

Wood war es ganz ſeltſam zu Muthe. Er beſchloß dieſe Nacht nicht zu ſchlafen, ſondern mit Roloffſen die Wache zu theilen. Er wollte die Anderen mit ſeinen Ahnungen nicht rebelliſch machen und fragte daher Benoni, ob er mit ihm zuſammen aufbleiben wolle.

Benoni nahm es an. Auch in die Seele des jungen Mannes ſchien ſeit dem Sturm etwas unheimlich Grauenhaftes eingezogen. — Ein Geſpenſt, das Geſpenſt unſichtbar nahenden Unglücks zog durch das Schiff! Man ſprach wenig, ſelbſt der tolle Lukie-Dutton hatte ſeinen Jugendmuth verloren. —

Es war Nacht. Wood ſaß neben Roloffſen, der in's Waſſer blickte, und erzählte Seegeſchichten, ernſt und luſtig, wie's kam. Benoni hörte halb träumeriſch zu. „Ach, es iſt doch ein traurig Leben, das eines Abenteurers!" dachte er bei ſich.

Alles ſchlief, bis auf den Clan am Steuer und die nöthigen Poſten am Back- und Steuerbord. Das Schiff trieb mittleren Laufes vor dem Winde.

„Da, da! Seht da drüben, Kinder! Oſtwärts! — Seht Ihr das Leichhuhn? Es kommt vom Capitain Henley!!"

Wood und Benoni ſprangen unwillkürlich auf, rannten an die bezeichnete Seite des Schiffes und ſtarrten in die Wogen. Sie ſahen nichts.

Da krachte ein Schuß hinter ihnen!

Sie ſchrieen auf und wendeten ſich.

Roloffſen lag mit zerſchmettertem Hirn auf den Stufen der großen Treppe, er hatte die Ehrenkränkung nicht überleben können! —

Alles ſtürzte zeternd, wie Jeder eben war, entkleidet oder nicht, auf's Deck und drängte ſich jammernd um den armen Schelm. Man brachte eine Schiffslaterne und beſah den Todten.

Wood öffnete weinend den Brief. Er wanderte von Hand zu Hand.

„Verflucht, der Harriſon iſt an ſeinem Tode ſchuld!" murmelten die Leute. — Sie traten in Gruppen zuſammen und flüſterten. Es war eine unheimlich düſtere Scene.

Zum Unglück für den neuen Capitain erſchien er ſoeben, etwas taumelnd noch, denn er hatte mehr als ſonſt zur Nacht getrunken.

Ein Geheul der Wuth tönte von den Lippen der Matroſen.

„Um Gottes willen, erbarmt Euch, Kinder," ſchrie Ivrach, „das iſt Meuterei! Laßt mich das Unglück auf dem Wittington nicht erleben!!"

„Meuterei! Wo iſt der Hund, der von Meuterei ſpricht!" brüllte Harriſon, augenſcheinlich ſeiner Sinne nicht mächtig, riß ein Piſtol aus dem Gurt und wollte es auf's Gerathewohl gegen den Alten abfeuern.

Ein Hieb des Bootsmannes ſchlug ihm die Waffe zu Boden, dann faßte er Harriſon um den Leib und ſchleuderte ihn über die Gallerie in die Wogen!

Ein dumpfer Schrei, ein Platſchen! Alles war aus!

Brüllend ſtürzten die Matroſen nach den Booten, den Unglücklichen zu retten! Man ſuchte die ganze Nacht. Er blieb verſchwunden. Wahrſcheinlich war er gerade einer; Hyäne des Meeres, einem Haifiſch, gelegen gekommen!

Jvrach lag auf den Knieen.

Wie gelähmt vor Entſetzen umgab ihn das Schiffsvolk. Die Deckoffiziere ſtanden beiſammen und beriethen ſich. Steenie und Tom Carring kamen zum Clan.

„Jvrach, Du biſt der Erfahrenſte von uns, Du — Du mußt uns den Gefallen thun und unſer Capitain ſein, ſonſt gehen wir ganz zu Grunde! — Das Unglück iſt einmal geſchehen und — es ſoll —, ſo was ſoll nicht wieder vorkommen!“

„Ich? Nach der Nacht? Euer Capitain?! — Nein, das wäre eine Sünde, die ich nicht auf mein weißes Haar nehm'! Gott kann nicht mehr mit einem Schiffe ſein, wo ſolche Gräuel geſchehen! Wählt wen Ihr wollt, mich aber nicht!!“

Flehentlich bittend umdrängten ihn die Matroſen, die Reiſenden, der Prediger, — der alte Mann blieb feſt.

„Wenn Du nicht das Schiff führen willſt als Capitain, Jvrach,“ und Wood trat bebend vor ihn, „weil ich an Harriſon zum Mörder geworden, ſo, ich ſchwör' Dir's hier bei der heiligen Dreifaltigkeit, mach' ich meinem armen Leben ein Ende! Ich habe übel gethan und verdiene den Strang, aber um dieſer armen Kerle willen ſollteſt Du in ſolcher Noth ein Auge zudrücken, Jvrach. Das Gericht Gottes über Dich, wenn aus dem Wittington ein fliegender Holländer wird!!!“

Alles ſchwieg dumpf.

„Kinder!“ und der Clan beugte ſein Haupt, „ich werde Euer Capitain nicht, denn ich bin nicht hochmüthig genug, aber führen will ich unſer liebes Schiff, ſo lange noch eine Planke ganz iſt!“

„Hurrah!“

„Haltet Ruh'! — Eins aber mach' ich mir aus! So wie Einer von Euch muckſt, oder nicht blindlings thut, was ich nach beſter Einſicht befehl', ſo wahr unſer Herr

Chriſtus auch mich erlöſen mag, ſtürz' ich mich in die See, Euch vor Gott zu verklagen, und Ihr ſollt Alle faulen auf Eurem unſeligen Schiffe!! Verſtanden?!!"

„Ja," dröhnte es ernſt und feierlich durch die Reihen.

„Tritt vor, Wood!"

Wood kam heran.

„Wood! Du warſt ein alter Freund von mir, aber Du haſt einmal Böſes mit Böſem vergolten, biſt ein Meuterer! So lange ich das Schiff führe, lebſt Du unterm Strick von Rechtswegen. Bis wir aber heim kommen, thu' Deine Schuldigkeit, damit Deine Kameraden für Dich bitten können! Nimm das Steuer! — Und nun, Jungens, geradeswegs zu Euch geſagt, wir ſind wie die Eſel gefahren! Der Cours muß ſogleich ſüdweſtlicher gerichtet werden, daß wir das erſte beſte Eiland finden. Alle Segel bei und Gott wird helfen!"

„Hurrah!" Und Alles flog an die Arbeit.

Es ſchien ſich wirklich von jetzt ab beſſer anzulaſſen, nur daß man an Waſſermangel zu leiden begann. So ſegelte man eine Woche weiter. — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — —

Eines Nachmittags gerade ſtach die Sonne wieder verzweifelt. Das Meer ſtagnirte förmlich von Waſſerdünſten und hatte ein ſchleimichtes Ausſehen. Dunkle Wolken zogen im Oſten auf.

„Wir bekommen Sturm!" raunte Ivrach Benoni zu.

„Land, Land in Nord-Weſt!" — tönt es vom Fockmaſt.

„Barmherziger Himmel!!" ſtöhnte der Alte leiſe. „Land und Sturm zuſammen?! Wir ſind verloren!! Ach, Miſter Benoni, der alte Schiffsaugur hatte doch recht!"

Er ſtürzte nach den Wanten, kletterte, das Sehrohr in der Hand, auf die Maſten und ſah nach. In einer Weile kam er herab. Die Leute ſahen ihn ängſtlich an.

Ivrach's Antlitz war erdfahl.

„All überall!" ſchrie er.

Die Leute traten zum Appell zuſammen.

„Kinder, ich will nicht viel Worte machen. Seht im

Oſten den Himmel, im Weſten das Land, und Ihr wißt genug! Ich hoffe, Keiner von uns ſoll dem Wittington Schande machen, ſondern wie ein rechter Kerl ſterben, ſteif und mannhaft! Ich werde Euch ſagen, was das Beſte iſt. Wir ſetzen alles Linnen bis zum Top bei und ſteuern direct auf's Land, das elende Umherirren mit halber Kraft nutzt doch nichts und iſt ein Hundeleben! Entweder wir ſtranden, oder wir kommen bei den Korallen vorbei! Seid Ihr einverſtanden?"

„Wir ſind's!"

„Alſo mag uns der Herr Pfarrer in Gottes Namen den Segen geben, dann laßt uns Abſchied nehmen ohne Weinen, und unſer Herrgott mag das Steuer führen! Er iſt doch der größte Schiffer von uns Allen!!

Eine ſtumme, unendliche Schmerzensſcene ging auf dem Wittington vor.

Man nahm Abſchied! — Dann ging Jeder an ſeine Pflicht.

Der Orcan ließ nicht warten!

Benoni und Fergus hielten ſich umſchlungen, Brüder ſeit längerer Zeit, Brüder im Tode! So erwarteten ſie das Geſchick.

Und wieder heulte und ſchrie der Sturm. Von Weſten her kamen die Möven und verkündeten das langgeſuchte, jetzt mit Entſetzen nahende Land, deſſen dunkle Spitzen am Horizont auftauchten. Es war zum Unglück ſchon ſieben Uhr Abends, alſo ereilte die Armen in der Nacht, in finſterer Nacht ihr Loos!

Der Wittington ſchoß ſtöhnend vorwärts. Das Steuer brach! Sonſt ein entſetzlicher Verluſt, ward er mit ſtumpfem Gleichmuth jetzt getragen. Was brauchte man des Steuers, eine höhere Macht hatte es übernommen!

Blitz und Donner raſte, das Land, erſt ein Punkt, wuchs zuſehends vor ihren Augen. Als die Nacht anbrach, konnte man ſchon die verſchiedenen Höhen und Spitzen erkennen, eine, ein Krater, ſchien zu rauchen. — Man ſah und hörte bald nichts mehr.

Jbrach trat zu Benoni und Fergus. „Laßt mich mit Euch ſterben! — In einer Stunde — iſt Alles vorbei!"

Er ſetzte ſich neben ſie und faßte ihre beiden Hände.

— — — — — — — — — — — — — — —

Finſtere Nacht! Nur das Heulen des Windes, das Schäumen der Fluth iſt vernehmbar! Kein Stern ſteht am Himmel! — — — — — — — — — — — — — — —

Ein entſetzlicher Stoß!! Ein Geheul!! Ein Brechen und Splittern, ein Wogenſchwall!!!

Der kecke Wittington mit ſeiner Katze, das Sinnbild aller Glücksjäger, — war geſcheitert!!!

Siebentes Capitel.

Die Sonne des nächſten Tages ſtand hoch am Horizont und zertheilte mit glühendem Strahle die letzten Wetterwolken des geſtrigen Orcans, beleuchtete mit greller, ſchreckhafter Wahrheit den Sieg der Elemente über die menſchliche Ohnmacht! — Der Sturmwind hatte wohl ſeine rauſchenden Fittige zuſammengelegt und ſchlief, aber die See, gleich einem zornigen Weibe, eigenſinnig in ihren Gefühlen, konnte ihrer Leidenſchaft noch nicht Herr werden und knirſchte ſchäumend mit weißer Brandung gegen die Riffe des Geſtades.

Aus langer, todtenähnlicher Ohnmacht, aus dem Rachen der Vernichtung ſelbſt, fand ſich Benoni langſam — ſtückweiſe — wieder zurück in's Leben.

Das matte Haupt, die zerſchlagenen Glieder aufrichtend, ſchaute er um ſich, ſtumpf, blöde, wie ein dem Grab Entſtiegener.

Vor ihm ragte das ſteil aufwärts gerichtete Vordertheil des geſtrandeten Fahrzeugs, auf deſſen Deck er lag. Die ganze linke und vordere Ausſicht wurde von dem ſchwarzen, mit Muſcheln bedeckten Korallenfels eingenommen, an welchem der geborſtene Wittington halb klebte, halb in ihn hineingetrieben worden, und an deſſen ſcharfen Zacken der Schnabel des Schiffs wie eine Eierſchale zerſplittert war. Rechts aber und rückwärts lag der unendliche, noch immer hochfluthende Ocean, in nächſter Nähe ſtarrten aber eine wirre Menge dunkler, ſeltſam geſtalteter Klippen, vor denen ein breiter Gürtel ſchneeweißen, wilden Giſchts die Stelle bezeichnete, wo durch die Brandung der Wuth des feuchten Elements ein Ziel geſetzt wurde.

Der Orcan des vorigen Tages hatte mit wildem, thurmhohem Wogengedränge den Wittington über die äußeren, niedrigeren Klippenreihen hinweggeführt und hierher geſchleudert. Jetzt, wo die Wellen indeß unverhältnißmäßig ſchwächer waren, konnten ſie die gewöhnliche Grenze der Brandung nicht mehr überſpringen, das Wrack lag alſo in ruhigerem Waſſer, und nur die fortgeſetzte Wellenbewegung zwiſchen den Riffen hob ruckweiſe das Hintertheil und ließ es beim Rückſtrömen ſinken.

Benoni überſchaute dies Alles mit dem öden Blick der Verzweiflung. — Die See ſtöhnte, die Brandung ſchnob, das Holzwerk des Wracks knarrte, und dazwiſchen tönte das widrige Geſchrei der Sturmvögel wie ein geiſterhaftes Weh, wie eine ungeheure Todtenklage!

Er war allein, kein lebendes Weſen regte ſich auf dem Schiffe. Die gefräßige Fluth hatte Alles, Alles in ihrem grundloſen Rachen begraben, nur das leere Gehäuſe, die zerſplitterte Wohnung der Armen, den Wittington, übriggelaſſen und ihn darauf!!

Wie Blei umklammerte das entſetzliche Gefühl Benoni's zitterndes Herz, daß ihn *allein unter Allen* der Tod vornehm vergeſſen, daß er verdammt ſei zu leben, nur zu leben, um, zwiſchen Himmel und Waſſer auf ſchlüpfriger Koralle hängend, zu warten, bis Planke um Planke der Wittington zerfalle und er ſelber, endlich verſchmachtet von tropiſcher Sonne, dem Wahnſinn zum Raube, hinabſinke zu den Anderen!!

Dieſer furchtbare, grauenvolle Gedanke aber rüttelte ihn zu wilder Kraftanſtrengung der Verzweiflung empor! Er ergriff haſtig ein Enterbeil, kletterte wie eine Katze an den zerfetzten Wanten und dem Segelwerk des gebrochenen Beſans, vermöge deſſen das Schiff mit tauſend Polypenarmen in den Korallenzacken hing, empor auf die höchſte Kante des glatten, muſchelbedeckten Riffs, um auf die andere Seite zu blicken.

Da — einen Büchſenſchuß weit, durch mehrere kleinere Riffe und ſchmale Waſſerſtreifen nur getrennt, lag ein bergiges, traulich grünes Eiland mit einer Ueppigkeit und Pracht der Vegetation, als ſei es ein ſüßer, lügenhafter Traum, das holde Märchen von den ewigen Gärten der Hesperiden!

Als Benoni ſo ſprachlos ſtaunend hinüberſtarrte nach dem Arkadien dieſer ſtillen Wälder, die majeſtätiſch vor ihm ausgebreitet lagen, als kämen ſie eben aus des Schöpfers Hand, und tauſend fabelhafte Thierſtimmen vom Lande herüber ihm zuzujauchzen ſchienen: „Komm her!“, färbte ſich ſein bleiches Geſicht wieder mit friſchem Roth des Lebens! Eine namenloſe Freude durchleuchtete ſeine düſteren Mienen, ein ſelig trunkenes Jauchzen quoll aus ſeinem Munde, denn noch ein Menſchenleben außer ihm war aus dem allgemeinen Grabe gerettet, von der ewigen Allmacht gerettet für ihn!

An der Felswand drüben, unterm Schatten einer Palme zuſammengekauert, ſaß der alte Jvrach, hatte ſein weißes Haupt in die Hände gepreßt und ſtarrte vor ſich nieder!

Mit allen Tönen der Seligkeit und Liebe rief Benoni den theuren Namen des Leidensgefährten, der jäh aus ſeiner Starrheit auffuhr und ihm die Arme jubelnd, ſehnend entgegenbreitete.

Ohne Rückſicht auf augenblickliche Gefahr ſchwang ſich der junge Mann mit Hülfe eines Taues über die ſcharfen Knorren der Klippen hinab, kletterte und ſprang mit der Verwegenheit und dem Inſtinct der Selbſtbefreiung von Zacken zu Zacken, ſchwamm durch die Waſſerſtreifen und ſtürzte, todmüde wohl, doch glühenden Verlangens an's Land!

„Willkommen im Namen Gottes!“ rief weinend der Alte. Und ſie ſanken einander ſtumm an's Herz.

Eine lange Pauſe ſtanden ſie ſo, ſahen einander entzückt, ſprachlos und doch ſo ſchmerzvoll wieder in's Auge. Ach, bei der Freude des neugeſchenkten Lebens fiel ihnen die furchtbare Ernte ein, die der Tod unter Freunden und Leidgefährten gehalten!

Und ergriffen von heilig großer Rührung und Dankbarkeit faßte Benoni bewegt den Clan bei der Hand und preßte ſie an ſeine Bruſt.

Ivrach legte ſeine Arme um des jungen Mannes Nacken.

„Der ewige Vater aller Dinge, der uns dem feuchten Grabe entriſſen, glaubt's nur, der kann uns auch einſt zurückführen in die heimiſchen Hütten!"

Und die jubilirenden Vögelchöre, die Anachoreten der Wälder ſangen rauſchend Amen, ſchmetterten ein ſelig Halleluja nieder, und in die Herzen der Verlaſſenen kam leiſe die große Heilſpenderin Hoffnung wieder!

Sie drückten einander gerührt die Hände und ſetzten ſich eng zuſammen auf den Strand, als fürchtete Einer den Andern zu verlieren. Ach, das Wonnegefühl des gegenſeitigen Beſitzes war zu groß, zu rührend und allmächtig, um ihm nicht mit ganzer Seligkeit nachzuhängen! — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Bald gebot die Nothwendigkeit, für ihre Exiſtenz, ihre weitere Sicherheit an einem ganz fremden Orte raſch an's Werk zu gehen, um eine Verbindung mit dem Wrack herzuſtellen.

„Das wird ein hartes Stück Arbeit werden," meinte Ivrach, „aber wenn wir recht drauf halten und ein bischen Glück haben, können wir wohl in zwei Tagen fertig werden, ehe ein neuer Orcan uns das Wrack abjagt. Hätt' ich doch nimmer geglaubt, daß es mit uns Beiden, dem Wittington und mir, ſo kommen würde!"

Darauf machten ſie ſich raſch an die Arbeit, mit Enterbeil und Stricken einer Gruppe Palmen den Garaus zu machen. Sie fällten mit einer Emſigkeit ohne Gleichen ſechs Stück von ihnen, beraubten ſie ihrer Früchte und Kronen, brachten ſie in's Waſſer und verbanden das Land mit den Klippen, ſo daß eine Art Brücke daraus wurde. Da die Entfernung nicht ſehr groß war, gelang ihnen das vollſtändig, und ſie erreichten ſo endlich das Schiff, wo ſie ſich nach Mundvorrath umſahen. Durch ein einfaches Mahl halfen ſie ihren erſchöpften Kräften wieder, und die große Traurigkeit wich langſam von ihnen, machte immer mehr den Gefühlen des Dankes und der Hoffnung, wie den Sorgen um ihr künftiges Leben Platz.

Sie betrachteten vom Wrack aus das Land.

Der üppige Pflanzenwuchs geſtattete ihnen nicht viel mehr, als die ihnen zugekehrten Küſtenränder zu ſehen, welche vielfach gezackt und eingebuchtet waren, und von denen empor ſich drei faſt neben einander liegende Berghöhen hoben, zwiſchen welchen zwei rauſchende Gewäſſer, eins ihnen gegenüber, das andere weiterhin, zwiſchen den linken beiden kleineren Höhen, ſich in's Meer ergoſſen.

Die rechte Höhe, über die anderen emporragend, hatte nach der Küſte zu, ihnen gerade gegenüber und unweit des erſten Bachs, einen jähen Abhang, eine ſchroffe, porphyrartige Felswand, wahrſcheinlich von einem Bergſturz bloßgelegt. Es war der Ort, von welchem ſie eben gekommen waren. Der Hintergrund der Inſel aber, ſo weit er ſich vor den nächſten Höhen erblicken ließ, ward durch vier bis fünf über einander gethürmte, dick belaubte Bergſpitzen gebildet, aus deren mittelſten drei hohen, nackten Kegeln Rauchſäulen ſchweflicht-gelb ſtoßweiße ſtiegen und ſie als thätige Krater bezeichneten. Zwiſchen ihnen hindurch ſichtbar, weit, unbegrenzt, lag die ungeheure Waſſerwüſte und ſchied ſie für ewig von aller Gemeinſchaft mit den Menſchen.

„Denkt Ihr noch des Abends vor Bahia," ſagte Jvrach ſchwermüthig leiſe, „wo Alles ſo luſtig war? — Was gäben wir jetzt um den Anblick jener freundlichen Dächer!"

Der junge Mann antwortete nicht. Sein Geiſt, von dem Bewußtſein hoffnungsloſer Einſamkeit niedergedrückt, weilte in trüber Erinnerung bei den einſt ſo fröhlichen Menſchen, die mit ihm dieſe Räume getheilt, bei dem wackern Henley, dem närriſch ausgelaſſenen Dutton, dem ſtillen Carring, dem heißblütigen Wood, bei Glendinning und Dumble, Griffits und Dingaway, vor Allem weihte er dem theuren, lieben Fergus Mac-Combich ein heilig ſtilles, wehmüthiges Andenken! Er war der letzte Menſch geweſen, der ſeine Irrfahrten in Paris, ſeine Schmerzen um Magda, ſeinen Haß gegen Franz mit der aufopfernden Ausdauer treueſter Freundſchaft getheilt, der letzte Menſch, durch den er noch mit ſeiner Vergangenheit zuſammengehangen! Der ſtille, ſonderbare Menſchenverachter, der glühende Fanatiker der Natur —, fern von den Menſchen war er ſeiner furchtbaren Göttin zum Raube geworden!!

„Ich habe da einen Gedanken!“ ſagte Benoni ſchwermüthig. „Das zerbrochene Schiffsbild des Wittington, was da beim umgeworfenen Schlot der Combüſe liegt, wollen wir drüben bei dem Bach hinpflanzen als Denkmal ihres Todes, als Denkmal für uns! Paßt es doch recht treffend für alle Abenteurer, die ihr Glück in der Ferne ſuchen. Statt deſſen finden ſie den Tod!“

„Das wollen wir, Freund!“ antwortete Ivrach und erhob ſich, „doch laßt uns an die Arbeit gehen, das Brüten hilft doch zu nichts!“ —

Beide Männer machten ſich nun während des heutigen und der nächſten Tage daran, alles Werthvolle und Bewegliche an's Land zu bringen. Betrachteten ſie ſich doch mit Recht als natürliche Erben aller Güter der Verſtorbenen, welche ohne ſie bald genug dem Meere anheimfallen mußten. Unter den tauſenderlei nützlichen und unentbehrlichen Dingen, Vorräthen, Waffen, Inſtrumenten, Geräthſchaften, Schiffsgütern und was ſonſt ein Fahrzeug auf langer Reiſe nur bei ſich führen mag, vergaßen ſie das Schiffsbild eben ſo wenig wie die wiſſenſchaftlichen Effecten, Apparate und Bücher der verunglückten Expedition. Als das Wichtigſte, was ſie retteten, erſchien aber die Schaluppe und das kleine Boot mit allem Zubehör, weil ſie ihnen das einzige mögliche Mittel boten, bei günſtiger Gelegenheit vielleicht ihr Exil zu verlaſſen.

Der Platz an der Küſte vor dem Abhang glich einem großen Waarenlager, und Ivrach konnte mit Recht ſcherzen: „daß ſie nun reiche Leute ſeien“.

Nahe am Bach, der vor ſeinem Ausfluß eine Biegung machte, hatten ſie einen reizenden Platz gefunden, rings im Kreiſe von drei gewaltigen Campechenbäumen mit ihrem ſchwarzgrünen Laube und dunkelrothen knorrigen Stämmen umgeben. In ſeine Mitte ſtellten ſie das Bild des Wittington, das ſollte ihre Kirche, ihr Lieblings- und Ruheplatz werden.

„Mein lieber junger Freund,“ ſagte Ivrach, „eine Stimme im Herzen raunt mir zu, Ihr werdet eines Tages die Inſel verlaſſen und glücklich wieder heim kommen. Ob ich Euch je begleiten kann, weiß ich nicht. Seht mein weißes Haar und fragt Euch, ob ich die Befreiung noch lange Zeit abwarten kann. — Sollte ich auf der Inſel ſterben, verſprecht, mich an der Stelle zu begraben! Es iſt hier ſo ſchön!“

Benoni ſchrak zuſammen. Dies Unglück ſchien ihm ganz undenkbar, zu entſetzlich! Doch ein Blick auf den Alten ſagte ihm, wie leicht das möglich ſei.

„Verſprecht es mir, Benoni!“

„Ich verſpreche es Dir, Ivrach. Aber Gott wird mir nicht dieſen tiefen Schmerz bereiten, das letzte Menſchenherz rauben, welches ich mein nenne, mit dem ich noch weinen und mich freuen kann. Wenn ich dieſen Ort der Verbannung verlaſſe, wenn ich den Vater wiederſehe, wirſt Du bei mir ſein, Alter, allezeit und meine Freude, meine Ehre mit mir theilen, wie Du jetzt meine Todesnoth und Gefahren, wie meinen Gram getheilt!“

„Wenn's unſer Herrgott giebt, Freund, nun ja, ich ſage Amen, wär's auch nur um zu ſehen, wie der alte Mann, Euer Vater, wieder jung wird, wenn er Euch ſieht und ich ihm ſage, wie Ihr Euch wacker wie ein Held gehalten habt!“ —

Ein neues, fröhlicheres Daſein, ein Zweck, ein Streben ging beiden Männern langſam auf. Sehnſucht und Hoffnung ſind ja die Himmelsboten, die Nektarſpenderinnen aller Verlaſſenen! —

Die Herſtellung eines Obdachs, welches ſie und alles Gerettete vor dem Wetter der künftigen Regenzeit bergen, ihnen Schutz und Sicherheit gewähren konnte, war ihre nächſte Sorge geweſen, und ſo hatte Jvrach's geſchickte Hand mit Benoni's Hülfe an der Felswand, die am geeignetſten hierzu ſchien, von Baumſtämmen, Bohlen und Schiffstrümmern ein ſolides, feſtes Haus, daneben einen verſchloſſenen Schuppen für alle Vorräthe und Güter erbaut, und die Schaluppe nebſt Boot auf einen Stapel gebracht und eingedeckt. Der ganze Platz war links und rechts mit ſtarkem Palliſadenwerk bis zum Waſſer geſchützt worden, ſo daß ſie vor einem plötzlichen Ueberfall von Menſchen oder Thieren geſichert waren, obwohl dies allem Anſchein nach nicht denkbar war.

Die innere Einrichtung ihrer kleinen Hütte war ſchmucklos genug. Gegenüber der engen Thür lag der Herd, aus Raſen und Steinen erbaut, in jeder Ecke ein Lager von trockenem Tang, Palmenblättern, Segeltüchern und den gefundenen Schiffsmatten. Ein am Dach befindliches großes Fenſter erhellte den Raum, namentlich den Arbeitstiſch Benoni's, aus einem Brett und zwei Tonnen beſtehend, auf dem bereits ſeine Bücher, Manuſcripte und unweit in Koffern die übrigen wiſſenſchaftlichen Schätze ſeiner todten Forſchungsgenoſſen auf ihn warteten. Die Wände enthielten Waffen, Ruder und alles Nöthige an Inſtrumenten, Geräthen, Handwerkszeug und Wirthſchaftsgegenſtänden.

So fanden ſich denn dieſe Männer in ihr Schickſal gut genug, Genügſamkeit und Zufriedenheit würzte ihre Mahle, und die Hoffnung einſtiger Befreiung ſpornte ihren Eifer zur Arbeit an, half ihnen über melancholiſche Stunden ſiegreich hinweg.

Die mannigfaltige Arbeit, die ungewohnte, angeſtrengte Thätigkeit der Hände, das Leben in dieſer leuchtenden, ewig friedlichen Natur machte aus Benoni einen ganz neuen

Menſchen. Wohl fühlte er in der erſten Zeit, daß ſeine geiſtige Exiſtenz gegen früher zurücktrat und der herben Praxis des täglichen Lebens, dem Ringen des Daſeins Platz machte, doch was er in dieſer Beziehung ſcheinbar verlor, gewann er andererſeits an Energie, ſtrenger Willenskraft, an ſeltener Mannigfaltigkeit und Leichtigkeit in allen techniſchen Dingen, und hatte an Arbeiten und Gegenſtänden ſeine Freude, die er ſonſt nie beachtet oder doch unter ſeiner gelehrten Würde gehalten.

Sobald die Beendigung der erſten, ſchlimmſten und ſchwierigſten Arbeiten, wie das Retten der Schiffsgegenſtände, die Herſtellung ihres kleinen Gehöftes und der Wohnung, es geſtatteten, nahm Ivrach den ſchwereren Theil, die eigentliche Hauswirthſchaft, auf ſich, und ſorgte, halb wie ein Vater, halb wie ein alter treuer Diener, für die Bedürfniſſe ſeines jungen Freundes, der nunmehr an ſeine Inſtrumente und Bücher eilte, den wiſſenſchaftlichen Nachlaß ſeiner Genoſſen ſichtete, ſtudirte, und alle Vorbereitungen traf, das Wittingtoneiland (ſo nannten ſie es), zu durchforſchen und ſeinen Wiſſensdurſt zu befriedigen.

Bereits hatten ſie den Abhang der Felswand vom Dach ihrer Wohnung aus und den höchſten der drei Berggipfel dieſer Seite erſtiegen. Er war faſt ganz mit Brotfruchtbäumen bedeckt, und ſeine höchſte, ſchroffe Spitze, nachdem ſie dieſelbe raſirt hatten, um einen kleinen freien Platz zu gewinnen, bot einen großartig ſchönen Anblick über die Inſel mit ihrem undurchdringlichen Pflanzenwuchs, auf das ringsum gebreitete, grenzenloſe Blau des Meeres, das kein Eiland weiter, kein Segel trägt, deſſen einzige Bevölkerung das Heer der Möven und Albatroſſe, das ſtumme Volk der Fiſche waren, und die Ameiſen des Meeres, die Korallenpolypen, welche ſtill geſchäftig mit ihren zackigen Wohnungen eine chineſiſche Mauer um die Inſel bauten, die nur der Wahnſinn oder ein geſtrandet Schiff überſchreiten konnte.

Dieſen Berggipfel, ihre Warte, Leuchtthurm und Obſervatorium, auf dem ſie ein kleines ſicheres Haus, dabei einen Schiffsmaſt mit Alt-Englands Flagge errichtet und die Lärmkanone des Wittington aufgeſtellt hatten, nannte Benoni Magdahöh', den Abhang über ihrem Wohnhaus Alt-Hayde, den Bach unweit taufte er Jvrach, das Thal, in dem er floß, mit dem Wittington unter den Campechen aber Elyſium.

Bei den wiſſenſchaftlichen Mitteln, die ihnen zu Gebote ſtanden, hatten ſie die Lage des Eilands im Ocean mit ziemlicher Gewißheit feſtgeſtellt; es mußte im 7° nördlicher Breite und 165° öſtlicher Länge liegen, hatte den Marſchalls-Archipel mithin weſtlich, die Radacks-Inſeln nordweſtlich, die Sandwichs-Inſeln nordöſtlich, die Mendanas aber ſüdöſtlich weit hinter ſich. Bei einem Freiheitsverſuche letztere zu erreichen, war geradezu wegen der Entfernung unmöglich, hatten ſie zu den anderen, näheren Inſelgruppen immerhin noch eine Strecke von 150 bis 200 Seemeilen und darüber zu machen, ſo daß ſchon dies Unternehmen für die ſchwache Kraft zweier Menſchen ſo ziemlich einem bewußten Selbſtmord gleichgalt. Nur wenn ein Schiff zufällig in ihre Nähe kam, was der Lage des Eilands wegen blos dann denkbar wurde, wenn das rettende Segel gerade ſeinen Weg von den Sandwichs- nach den Gilberts-, oder umgekehrt, allenfalls nach den Marſchalls-Inſeln richtete, war von der Möglichkeit einer Befreiung zu ſprechen, ſie ſchien aber um ſo ſchwächer und zweifelhafter, als gerade dieſe Richtung die wenigſt befahrene in einem ohnedies ſo ſchwach beſuchten Ocean zu ſein ſchien.

Das aber iſt das große Recht des Leidenden, ſeine Hoffnung an den leiſeſten Schimmer des Möglichen, an den Zufall ſelbſt, ja an die thörichte Einbildung zu hängen und aller Schwierigkeiten, die ſeiner Errettung ſich entgegenſtellen mögen, eher zu ſpotten, als den Glauben an Befreiung gänzlich aufzugeben. Es war Benoni unmöglich zu denken, daß er hier immer leben, hier verenden könne! „So lange es auch dauere, einſt werde und müſſe die Befreiungsſtunde ſchlagen,“ und weil er ſich das feſt einbildete, dieſer Glaube der geiſtige Halt ſeines Lebens, der Angelpunkt alles Denkens und Fühlens war, erſchien es ihm fortan auch als ſein nöthigſtes Geſchäft, die Inſel mit möglichſter Genauigkeit in all' ihren Erzeugniſſen für die Wiſſenſchaft auszubeuten, ferner aber Alles ſo in Ordnung zu halten, daß er jeden Augenblick mit Ivrach dies Exil verlaſſen könne.

Der Alte theilte keineswegs Benoni's ſanguiniſche Hoffnungen ganz, er ſah die unſäglichen Schwierigkeiten ihrer Befreiung mit den proſaiſcheren Augen des Alters und der Erfahrung an. Nichtsdeſtoweniger aber ſtimmte er des jungen Mannes Anſichten und Maßnahmen bei, ſah er doch in ihnen ein Mittel, denſelben vor Verzweiflung zu bewahren, ſeinem Leben einen Zweck zu geben, ohne welchen es nur zu einem blos vegetirenden Daſein herabſinken mußte.

So ſchloſſen Benoni und der Alte ſich immer enger, ſeeliſcher aneinander. War Ivrach ihm in rein geiſtigen Dingen auch nicht gewachſen und wenig befähigt, ihn zu ergänzen, erſetzte doch das treue, herrliche Gemüth des Graubarts und ſeine Erfahrung dieſen Mangel um ſo reichlicher.

In ſtillen Abendſtunden öffneten ſich ihre Herzen. Der alte Clan erzählte die Geſchichte ſeiner kurzen, traurigen Liebe mit der tückiſchen, ſchwarzäugigen Tochter Limas, und Benoni erſchloß ihm all' ſeine innerſten Gefühle, den Lauf ſeiner Schickſale, den wirren Argonautenzug ſeines Lebens nach dem goldenen Vließe des freien Menſchenglücks, bis er hier an den grünen Kerker des Eilands gefeſſelt worden.

Ivrach erkannte mit dem richtigen Blick ſeines erfahrungs- und prüfungsreichen Lebens, mit der religiöſen Fülle ſeines Gemüths, daß Benoni die Vergangenheit nur vergeſſen, ſein Lebensziel, ſeine Hoffnung auf die Zukunft, ſeinen einzigen Halt allein finden könne, wenn er ſich in die Natur verſenke, ganz in ihr aufgehe. Hierzu ihm förderlich zu ſein, ihm ermunternd mit ſeiner Geſchicklichkeit und Umſicht beizuſtehen, ſeine Arbeiten, wo es nur immer ging, zu theilen, war Jvrach's Aufgabe. Er begleitete ihn überall, half ihm ſammeln, Pflanzen trocknen, Thierſkelette und Bälge präpariren, kurz, ward in den praktiſchen Dingen der Wiſſenſchaft ſeine Hand. Dadurch erſchloß ſich der wackere Geiſt des Clans immer höheren, geiſtigeren Begriffen, und unwillkürlich näherte er ſich auch darin ſeinem jüngeren Genoſſen, in deſſen Herz eine Zufriedenheit und Ruhe, ein Gefühl von Behagen kam, das er in dieſem Grade nie beſeſſen.

Hätte Benoni den Vater bei ſich gehabt, wäre er über das Schickſal der armen, verſchwundenen Magda beruhigt geweſen, er hätte ſich im Zuſtande abſoluten Glücks befunden.

Wer befindet ſich darin, und wie lange dauert ein ſolcher allbeſeligender Zuſtand denn im Leben? —

Ehe ſie ſich in die möglichen Gefahren des unbekannten Innern der Inſel begaben, hatten ſie rings die Küſten mit ihren Riffen, Vorgebirgen und Buchten unterſucht, wo ſie, außer der gewöhnlichen Vegetation aller Südſee-Inſeln, der Cocospalme, dieſer wahrhaften Mutter und Amme aller Inſulaner, und den Hainen des Brotfruchtbaumes wie der graziöſen Kohlpalme, mannigfache, für die Wiſſenſchaft intereſſante Erwerbungen machten. Bisher hatten ſie von dem Thierleben des Eilands noch keinen großen Begriff bekommen, außer daß ihnen ein Rudel Antilopen und einige Kängurus begegneten, ſelbſt die Affen, Vögel und Reptilien, am wenigſten ſcheu bei Annäherung der Menſchen, zogen ſich vor den ungewöhnten Gäſten in's tiefere Dickicht zurück, und Benoni's Annahme ſchien die richtige, daß entweder gar keine größeren Säugethiere, oder doch nur Pflanzenfreſſer zu finden ſeien, von Menſchen aber das Eiland, ſeiner mittelmäßigen Ausdehnung und allzu großen Entfernung wegen weder bewohnt noch beſucht werde. Was ſie bei dieſem erſten Ausfluge aber mit Freude erfüllte, war die Entdeckung einer nördlichen, etwa eine Stunde von ihnen entfernten Bucht, welche tief, weit in's Land gehend, gegen Stürme geſchützt und nach dem Meere zu ganz von Klippen und ſtarker Brandung frei war. Hierher auf einen Stapel gelegt und gegen das Wetter eingedeckt, konnte man die Schaluppe für jede Gelegenheit leicht zum Auslaufen bereit halten. Von der Warte der Magdahöh', welche ringsum das Meer beherrſchte, war man aber im Stande, mit Hülfe des Glaſes ſich zu jeder Zeit von dem Daſein des Fahrzeuges zu überzeugen. Dies ward mit aller Vorſicht auch bewerkſtelligt, und man durfte nur Alles ſo in Bereitſchaft halten, um das Fahrzeug raſch befrachten zu können.

— — — — — — — — — — — — — — —

Einer jener funkelnden, ganz vom Himmelsblau angelächelten Morgen war's, als Ivrach und ſein kühner Genoſſe, wohlbewaffnet und gerüſtet, den erſten Eroberungszug in's Innere der Inſel antraten.

Sie ſchritten rechts von ihrer Wohnung den lieblichen ſilberhellen Bach hinauf, dem Schiffsbild unter den Campechen vorbei, durch zahlreiche Gruppen hoher, ſäulenartiger Lodoiceen, mit ihren großen Nüſſen, welche längs der Küſte wuchſen. Wie eine Königin hebt hier ſich die Agave mit zackigem Blätterſchmuck empor, umdrängt von allerlei Gebüſch, Rohr- und Blattpflanzen in verſchiedenſtem Grün, aus deren vielgeſtaltigem Laubgeäſte zu den ſchlanken, himmelhohen Stämmen empor, durch die im Morgenwinde ſehnſüchtig ſchwankenden Rieſenblätter, ja bis in die weißen, duftenden Blüthenwedel hinein die flatternden Gewinde blumenreicher Schmarotzer und Kletterpflanzen ihre rieſigen Feſtons und Guirlanden ziehen, auf denen ſich der rothe Pſittacus und die ſchillernde Manura ſchaukelt, Paradiesvögel ihr ſchwankes Neſt umſchwirren, während ein Springhaſe aus den Rohren huſcht und im dichten Laube der Schneidervogel ſeine kunſtvolle Wohnung aus Blättern näht. — Wilde Hühner ſchwirren auf und der Araputo, der Brüllaffe, ſucht polternd das Weite, indeß, in bunten Ringeln ſich windend, Schlangen mit ſchillerndem Farbenſpiel durch die Halme und um die Stauden gleiten, an feuchteren Stellen ſich zu bergen. — Längs der Höhe auf der linken Seite des Baches, ihnen gegenüber, ragte in dichtem Gedränge ein großes Gehölz von Calabaſſenbäumen, weiterhin im Thale, bald dichter gedrängt, bald den Blick auf blumenreiche Matten frei laſſend, treffen ſie den Brotfruchtbaum wieder, mit ſeinem prachtvoll buntgefärbten, bald grün, bald goldgelb, oder purpurrothen Laube, an deſſen dichten, phantaſtiſch gewundenen Aeſten die herrlichſten Früchte prangen. Näher am Waſſer wiegt ſich wie eine Bajadere die herrliche Banane, indeß die Fächerpalme mit melancholiſcher Hoheit weithin ihre Blätterſchirme ſtreckt, als wolle ſie rings die üppige Landſchaft ſegnen. — Vielfältige Pandanusarten wechſeln mit dem funkelnden Hellgrün der Tamarinden, oder den ſtachlichten Mimoſen, jenen zarten Sinnpflanzen, die vor jeder Berührung ſich reizbar ſchließen. Hier blühen Calendulen, daneben prangt der Baumwollenſtrauch, aus deſſen Kapſeln ſchneeweiße Samenpolſter quellen und, vom Winde erfaßt und zerpflückt, mit den ſchwirrenden Vögeln um die Wette durch die Lüfte taumeln. Durch dies Alles hindurch aber drängen und winden ſich Paſſionsblumen mit blauen und weißen Blüthen, hangen phantaſtiſch purpurne Dolichos in Rieſengehängen nieder, hoch hinauf wieder ſchwingt ſich mit langen Ranken die goldleuchtende Solandra, und tauſend Windenarten weben ihre Maſchen und Netze zwiſchen Taccabäumen, Bataten und Kohlpalmen, von irisfarbigen Faltern und Vögeln umgaukelt, daß der geblendete Blick träumt, ſie ſeien lebende, zwitſchernde Blumen, oder die Blumen gefeſſelte Vögel! In duftenden Büſchen aber glänzen eine Unzahl Erica-Arten und wunderbar mannigfaltige, unbekannte Myrtaceen mit barocken, leuchtenden Blüthen und zartgefiedertem Laube, drüben aber, dämmernd träumeriſch, winken Akazienbüſche, und ihre langen Blüthentrauben hangen über dem Waſſer in melancholiſch ſüßem Selbſtvergeſſen. — Aus dem immer dichteren, verworreneren Pflanzendickicht läßt der Leierfaſan ſeine neckende Stimme ertönen, mit unerhörter Kehlfertigkeit alle Thierſtimmen des Umkreiſes nachahmend. Von der Campeche flüchtet pfeifend ein fliegend Eichhorn ſich unter die ſchwanken Blüthendolden der Orchideen.

Jauchzend vor Entzücken, hingeriſſen von der zauberiſchen Pracht und Fülle dieſer lieblichen, noch unberührten Welt, berauſcht vom ſtrahlenden Farbengefunkel, von ſüßbalſamiſchen Düften, ſtand Benoni, und ſein Herz, ſeine Lippe quoll über von einer ſeligen Dithyrambe auf dieſe verſchwenderiſche Pracht.

„Gegrüßt, o ſei gegrüßet mir, prangende, ſüßduftige Maid, Natur, du unerſchöpflich ewige, grundloſe Quelle der höchſten Schönheit! Willkommen, du heilig ſüßer, hoher Friede dieſer Haine, die keinen Haß und Neid, nicht Noth und Blut noch Thränen der Menſchenkinder kennen! Du weckſt mit deiner holden Poeſie mir mächtiger, als jemals ich empfunden, das ſelige Bewußtſein in der Bruſt, dein Prieſterdienſt ſei der des einzig Reinen, und wenn mich Gott von den Gefährten noch übrig ließ, iſt's eine heilige Mahnung, eine Offenbarung, all' ihre Wünſche, ihr Beſtreben als Erbtheil in mir zu vereinen! So lange noch mein Arm ſich regen, mein Herz noch pochen, dieſes Hirn noch denken kann, will ich die Schätze deines wundervollen Labyrinths, das ſtille Reich der Thier- und Pflanzenwelt zur Ehre Gottes und zum Stolze der Menſchheit heben!!" —

Still lächelnd nickte Jvrach.

Wenig hätte gefehlt, daß Benoni nicht voll Neugier und Wiſſensdurſt noch tiefer in die Wildniß gedrungen wäre, die ihm mit jedem Schritte neue, überraſchendere Wunder aufſchloß, hätte ihn nicht der Alte auf das Thörichte und Unvorſichtige ſeines Beginnens aufmerkſam gemacht. — Der Tag war vorgeſchritten, ſie ſelbſt ſchon ziemlich weit von der Hütte entfernt, und es ſchien vor Allem nothwendig, ihre geſammelte Beute in Sicherheit zu bringen und dem bis jetzt durchſtreiften Theil der Inſel erſt eine ſtrengere und genauere Unterſuchung zu widmen, ehe man unerſättlich in's Blaue weiter drang.

Dieſe Bedenken genügten, und nachdem ſie den entzückenden Bezirk der erſten Hälfte des Thals bis zur Erhebung der Vorberge, wo daſſelbe ſich verengte und der Pflanzenwuchs ſich verdichtete, während des übrigen Tages ſattſam durchmeſſen hatten, kehrten ſie mit einem großen Reichthum erbeuteter Thiere und Pflanzen zurück, um nächſtens ihren Beſuch zu wiederholen.

Ivrach ſuchte bald nach dem Abendeſſen ſein Lager, doch Benoni war geiſtig zu aufgeregt, zu erfüllt noch von Allem, was er erſchaut und empfunden, um ſchlafen zu können.

Er trat vor die Hütte, vom letzten ſcheidenden Abendſtrahl umglüht, neben und hinter ſich und oben auf den Bergen das dunkle, in dämmerhafte Maſſen durcheinander verrinnende Grün, in dem Laternenträger und Nachtfalter, Glühwürmer und Leuchtkäfer ſummten und die Nachtvögel auf Raub gingen.

Vor ihm lagen die Klippen, auf denen der Mondſchein ſpielte, droben die funkelnden Sterne. — Rückwärts, aus dem Krater züngelte hin und wieder ein rother Feuerſtrahl und warf Schlacken und Bimsſtein auf, indeß der ſchwarze Dampf zerriſſen durch die Lüfte flatterte und mit den weißlich geſpenſtiſchen Nebelſchleiern phantaſtiſch ſich gattete, die aus den tiefen Schatten der Wälder, aus den wilden Schluchten ſich hoben, neigten, bogen und, über die Berge wandelnd, in der Ferne verwehten.

Das weite Meer ein mächtiger, ſchwarzblauer Spiegel, phosphoriſch um die Klippe leuchtend, ſilberblinkend, war von glühenden Streifen der Madreporen durchzogen, und drinnen ruhte Luna, ſich badend mit ihren holden Genoſſen. Tauſend Blumendüfte, die der Nachtwind von den Bergen wehte, umzogen wollüſtig fächelnd Benoni's Bruſt und Stirn, und er verſank in ernſte, heilige Betrachtungen.

Er redete mit ſich ſelbſt.

Das ſind die Monologe eines Verlaſſenen, Schwergeprüften, wo alle hohen, ſchweren Fragen am Throne ſeiner Seele vorüberzogen und die Vergangenheit aus ihrem Grabe huſchte, um ihn wehmüthig leiſe zu grüßen.

„In deinem hohen Heiligthum, Natur, iſt Alles Güte, Schönheit, Glück, iſt Harmonie und Friede, warum, bei dieſer feierlichen Nacht, kann das nicht alſo auch unter Menſchen ſein? — Sind wir nicht deine Kinder auch? Hat nicht, wie ſtolz der Glaube lehrt, der Schöpfer uns zu ſeinem Ebenbilde gar erhoben, auf die höchſte Staffel der Welt geſtellt? — Was müſſen ſich denn die Menſchen haſſen, warum muß Leidenſchaft, Laſter und Elend die Völker ewig neu verwüſten? Ward uns der Geiſt denn nur gegeben, um größere Schmerzen als jedes andere athmende Geſchöpf zu dulden, um weiter abzuirren vom Pfade des Rechten, der Natur und Wahrheit, als alle übrigen? — In ſeliger Unwiſſenheit hältſt Blumen du und Thiere, weißt liebend in naturgemäßen Grenzen zu ihrem wahren Glücke ſie zu führen, weshalb uns lohende Begeiſterung für das Ideale, weshalb den Traum unendlich hohen Glücks, wenn uns das wirre Ding, Seele genannt, nur in's Verderben, mit beſtem, redlichſtem Willen alles Wahren doch in den Irrthum reißt? — Unſer Geiſt ſchreibt ſelber ſich Geſetze, unſer Entſchließen beſtimmt die freie That, und die Sehnſucht hebt uns empor weit über alle Grenzen der Erdnatur, macht uns zu kosmiſch wunderbaren Weſen, und dennoch können wir oft nicht einmal das reine, ſchmerzloſe Glück erringen, welches das ärmlichſte Thier ſein nennen darf! — O Glück der Menſchen, Glück der Völker, du großes Faß der Danaiden, an dem die Generationen ſeit grauen Zeiten ſtehen und doch vergeblich ſchöpfen! Wie viel Weiſe hat's nicht ſchon gegeben, welch' hohe Schönheiten hat man nicht ſchon gepredigt und empfunden! Und doch! Wie an dem Thurm von Babel vor Alters, baut die Menſchheit an dem kunſtvollen Tempel ſeines Glückes und — Sprachverwirrung, ein Chaos des Denkens, ein wirrer Brei vielfarbiger Logiken und Doctrinen iſt's! Alle die Lehren ſind in ſich abgeſchloſſen, weiſe in ihrer Art, ja wohl —!, nur daß noch Niemand bei ihnen um ein Gran glücklicher geworden iſt. Von Plato bis Rouſſeau und Morelly, von Montesquieu bis dieſe Stunde ſind alle Weisheitskündiger im Kleinen groß, grundweiſe im Einzelnen! Unendlich klug haben ſie uns gemacht, doch ſie ſind alle *Tyrannen*, blutloſe, unausſtehliche *Tyrannen der menſchlichen Natur*. —

Die Völker raufen ſich um Ideale, ſuchen das Glück im Blut und Verderben ihrer Brüder, haſſen um der Liebe, kämpfen um des Friedens willen, aber wie ſie *beſſere Menſchen, edlere Naturen würden*, Einer den Andern in dieſer Spanne Lebens ſo recht von Herzen *liebte*, mit allen Fibern der Seele an *ſich ſchlöſſe, das wiſſen ſie nicht*! — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — —

Nein, *geiſtige Größe*, und reichte ſie hinauf bis in die Sterne, daß ſelbſt der Schöpfer erbleichen müßte vor unſrer Weisheit, *geiſtige Größe* hilft *nicht* zum Heil. *Gewaltiger* iſt unſer Geſchlecht im Laufe der Jahrtauſende geworden, gewaltiger, doch auch *unzufriedener*, elender! Die Herzen der Ebenbilder Gottes ſind todeswund, und doch im *Herzen allein* nur baut *Glück* und *Frieden* ſich, die *Freiheit* und das *Brüderthum der Welt*. Nur *beſſere* Menſchen machen *beſſere* Zeiten, *Freiheit* iſt für den *Reinen* nur, nicht für den ſchmutzigen Geſellen, der jegliches Geſetz zu ſeinem Vortheil beugt. O, *eine Weisheit* nur, Mutter aller Weſen, *eine* hohe Lehre alter Meiſter der Sphären, gieb deinen Kindern wieder, *die Kunſt der Künſte*, welche ſie *beſſer*, die ſie *vortrefflich* macht, das ſtille Genügen, die ſelige Zufriedenheit des Paradieſes ihnen wiedergiebt! Der *Geiſt*, zu dir im *Schauen ſich flammend* zu erheben, fehlt *ihnen* nicht, doch ward darüber ihnen ihr altes treues *Gemüth* verloren, das reiche, ſchöne, engelreine *Herz*! *Schenk' es der Menſchheit wieder*!!" — — —
— — — — — — — — — — — — — — — —

Der Schauplatz ihrer bisherigen Eroberungen, das Elyſium benannte Thal, welches nach der Küſte zu breiter, flacher, weniger dicht bewachſen, ſich aber, je weiter ſie den Bach entlang vorgedrungen, immer dichter, üppiger, unzugänglicher erhob, verengte ſich immer mehr zwiſchen zwei hohen, umfangreichen Bergen, von denen ſie den linken Fergus, den rechten Wittington bezeichnet hatten.

Hier, etwa drei Stunden Weges von der Hütte entfernt, wo der Bach ſich durch den Zuſammenfluß zweier Quellen bildete und aus der Wildniß trat, war bisher die nördlichſte Grenze ihrer Wanderungen geweſen. Weiter zu dringen, war ihnen nunmehr Sehnſucht und Aufgabe. Sie waren gewiſſermaßen in die Vorhallen des großen Doms gedrungen, der mit ſeiner Blüthenarchitektur ſie umgab, hatten die Säulengänge des ſchwanken Palmenhofes durchſtreift, und ſtanden nun vor dem Vorhang, der das Sanctuarium der Natur verbarg und den zu heben ſie ſich vorgenommen.

War's das Bewußtſein größerer Gefahr, war's der Vorſchauer, der ſie umfing, den Fuß des Eroberers auf ein Gebiet zu ſetzen, das noch von Menſchenaugen nicht erſchaut, oder ſchien gerade ihr Gemüth heut' ahnungsvoller als ſonſt? Sie gingen ſtiller an ihren Streifzug, ſorgfältiger bewaffnet, behutſamer als je.

Aus dem Reiche poeſievoller, üppig blendender Schönheit traten ſie in dunklere, ernſtere Regionen. Mühſam mit Beil und Entermeſſer durch den filzartig wirren Pflanzenwuchs ſich windend, die Füße durch hohe Schifferſtiefel von Seehundsleder vorm Biſſe aufgeſcheuchter Reptilien, Scorpionenſtichen und Pflanzenſtacheln geſchützt, dicht aneinander haltend, um ſich nicht zu verlieren, rückten ſie langſam vorwärts, die linke Quelle des Baches entlang, durch eine Schlucht voll finſterer Melancholie. Das bunte, ſpringende, flatternde Thiergewimmel um ſie her mit ſeinem tauſendſtimmigen Chor ſchwand nach und nach und blieb hinter ihnen zurück.

Zwiſchen gravitätiſchen Storaxbäumen blicken leuchtend purpurne Winden, aber das Trauergeranium, Violen, Nachtkerzen und die Mirabilis prangen in dunkleren Farben und wagen nur verſtohlen ihren Blüthenſchooß zu öffnen. Beutelratten ſchlüpfen in den Bau, und durch's Gebüſch raſſelt mit dumpfen Trommeltönen der aufgeſcheuchte Caſuar.

Pfefferranken hangen in langen Fäden von den Zweigen, dazwiſchen treibt aus ſeinem dicken Haarbuſch der Grasbaum den ſchwanken Schaft empor, in welchem die blau- und goldgefiederte Mainoa ſchaukelt und zu dem die Vanilleranke mit gelbgrünen Blumentrauben ihre vielfach geknickten Zweige ſpinnenhaft emporreckt. Seltſam geſpenſtiſchen Baues ziehen ſich hier rieſenhaft baumartige Miſteln ringsum und klammern ſich an alles ſaftige Grün im Heißhunger. Zwiſchen ihren fingrichten Lappen und Stauden regt ſich der Vampyr und mit melancholiſchen Augen ſehen ſeltſame Aſtern hervor. Weiterhin glänzen grün und violet die topfförmigen Blüthen der Deſtillirpflanze neben der berauſchenden Areca, dazwiſchen gaukeln Paſſifloren und die geflügelten blauen Blumen der Orchis, und dort ſenken ſich prachtvolle Gewürzlilien mit tauſend Rankennetzen nieder, unter denen das Schnabelthier und der Zwerghirſch wohnen und die das Beil nur noch lichten kann. Ein Neſt Ichneumons wird jetzt aufgeſchreckt, und mit betäubendem Geruch deckt das Moſchusthier ſeinen haſtigen Rückzug.

Jeder Schritt, den mühevoll ſie thaten, brachte ſie in eine andere fabelhaft barockere Welt, ließ ſie Formen und Organismen ſchauen, die aus der Urzeit, den Tagen der Erdſchöpfung herüberragten, als letzte Ueberbleibſel einer gigantiſch hohen, einſam ſtarren, myſtiſch-druidenhaften Weltordnung.

Das Laub der Rieſenbäume war ſo dicht, daß durch den ungeheuren Blätterdom der glühende Strahl der tropiſchen Sonne nicht mehr zu dringen vermochte. Violetgrünlicher Dämmer umgab ſie und tiefes Schweigen, nur hin und wieder unterbrochen von dem heiſer quirlenden Schrei der Guacharos, großer pflanzenfreſſender Nachtvögel von ſechs Fuß Flügelweite, die in den Wipfeln niſten, und geſpenſtiſch ſchleichen Faulthiere von ungewöhnlicher Größe an den Stämmen empor, wie Greiſe, die grämlich ſich durch den trüben Reſt des Lebens ſchleppen.

Die Schlucht ſenkt ſich, verengt durch nackte Porphyrfelſen, über die hinweg phantaſtiſche Myrtenarten kriechen, aus deren Spalten baumhohe Lycopodien und Rieſenfarren, Scolopendrien und thurmhohe Schachtelhalme ſchießen, einſame Spätlinge einer erſtorbenen Epoche.

Plötzlich weitet ſich das Thal! Heiliger Schauer, ſtarres Staunen, Ehrfurcht und Beklommenheit, ein Heer namenloſer Gefühle ergreift Benoni.

Nicht zu regen wagen ſich Beide. Vor ihnen, rings um ſie liegt in faſt nächtiger Dunkelheit ein gigantiſch Märchen, ſo erhaben, daß jedes Wort erſtarrt, die Lippe nur ſtammeln kann in überwältigendem Empfinden.

Ein ungeheurer Hain iſt's! Nein, ein einziger Baum, gleich der Welteſche Ygdraſil, deſſen ſchwächſter Aſt die ſtärkſte Eiche noch tragen könnte, und breitet ſeine wilden Arme empor, als wolle er auf ſeinen Wipfeln den Weltbau tragen, von denen nieder Tauſende von Luftwurzeln ſich wieder abwärts ſtrecken, polypenhaft ſich in den Boden ſaugen, aus ihm empor von Neuem gen Himmel treiben und unter den ſchwarzen, grünen Fittigen der Urmutter wie Küchlein ſich unter den Flügeln der Henne bergen.

Ein Tempel iſt's, den Gott ſich ſelber ſetzte, deſſen unmeßbare Säulengänge die ſtolzen Menſchenwerke alle beſchämen, — es iſt die heilige Feige des Paradieſes! —

Und unter ihr, das Blut ſtarrt im Herzen, ruht ein Koloß, ob Vogel, ob Reptil, wer wollte es ſagen? Grauenvoll, wenn's ein Geſpenſt, todbringend, wenn's ein lebend Weſen iſt, erhebt's den langen Hals bis in die Höhe des Laubdachs und richtet ſeine großen, grünen, elektriſch blitzenden Augen auf die frechen Eindringlinge dieſes geheimnißvollen Labyrinths! —

„Wir ſind verloren!“ murmelte leiſe Benoni.

„Nur wenn wir ihm in's Hirn treffen, entkommen wir vielleicht!“ ſetzte Jvrach flüſternd hinzu.

Sie tauſchten einen ſtummen Blick und zogen ſich leiſe ein wenig rückwärts.

Ein heiſeres Stöhnen erſcholl von dem Ungeheuer her, ein dumpfes Rollen, wie fernes Gewitter.

Sie ſchlugen an.

„Feuer!“

Die Schüſſe krachten.

Benoni und Jvrach wendeten ſich um und flohen die Schlucht empor zu dem engen Eingang des Porphyrgefels zurück.

Hinter ihnen her aber raſte das Verderben! Ein Gekreiſch, ein Stampfen und Wälzen begann, als hätte ein Dämon alle ſeine Leidenſchaften entbunden. Man fühlte förmlich den Stoß, mit dem das Ungethüm in der Wuth des Schmerzes an die Rieſenſtämme rannte; ein Hagel von Erdſchollen praſſelte durch's Gebüſch, Aeſte krachten und brachen, und leichenblaß ſtürzten die kecken Jäger weiter, bis ſie in eine Lichtung kamen.

Hier ſtanden ſie ſtill, wendeten ſich um und luden wieder die Gewehre.

Endlich ward das Toſen ſchwächer. Ein jäher, verzweifelter Schrei dröhnte durch den Urwald! Dann ward es ſtill.

„Wir haben es tödtlich getroffen!“ rief Benoni.

„Ich meine auch! Das Thier verendet!“

„Gehen wir zurück!“ rief Benoni.

„Ich will ihm mit der Walfiſchlanze den Reſt geben!“ ſagte haſtig der Alte.

Nur rückſichtsloſer, tollkühnſter Muth, flammender Ehrgeiz und Wiſſensgier konnte dieſe Männer zu einem Beginnen treiben, vor dem der entſchloſſenſte Krieger ſelbſt wohl zurückgeſchaudert hätte.

Wie die Katzen glitten ſie unter den baumhohen Farren wieder hinab in des Urwalds Dunkel, Benoni zum Anſchlag, Jvrach zum Wurfe bereit.

Geſpenſtiſch öde Stille ringsum! Sie kamen näher, — in's Thal der heiligen Feigen.

Unter Schollen, zerfetzten Pflanzen, entwurzelten Büſchen lag das räthſelhafte Ungeheuer!

„Haltet hier,“ flüſterte Jvrach, „ich gehe näher und werfe den Spieß. Wie ich fliehe, feuert Ihr auf die Beſtie und folgt!“

Benoni nickte.

Ivrach mit erhobener Harpune, die Lippen zuſammengepreßt, ſchlich von einer Luftwurzel zur andern näher.

Nun ſtand er! — Ein Wurf! —

Sauſend ziſchte der Stahl in die Seite des Thiers. Ein dicker Strahl ſchwarzen Blutes folgte. — Das Ungethüm rührte ſich nicht mehr.

„Hurrah!“ rief Ivrach, „kommt her, es iſt todt!“

Vorſichtig traten Beide heran.

Ein Jauchzen des Triumphs, ein wonneſeliger Schauer erhabenſten Stolzes durchzog Benoni's Herz.

„Ivrach, Ivrach! Wir haben einen Fang gethan, um den die ganze Welt uns beneiden wird! Dieſes Thier iſt kein geringeres als die Rieſenmoa, der Dinornis, ein Exemplar jener längſt im Diluvium untergegangen geglaubter Vogelgiganten, von denen der Strauß blos eine winzige Wiederholung iſt. Nur unter dieſen Rieſenbäumen kann noch ſolch ein vergeſſenes Weſen leben, das den Schöpfungstag der Erde geſchaut!! Andacht, erhabenſte Verehrung weiht, unter der Nacht dieſer ewigen Wälder, bei den Kindern der Vorwelt, dir, hohe Weisheit der Natur, mein Geiſt; dankt dir entzückt, daß du mich — mich gewürdigt des unmittelbaren hohen Wunders deiner Offenbarung! Was heutigen Tages mein entzücktes Auge erſchaut, was ich in dieſen geweihten Stunden erwarb, das, Ivrach, iſt die Krone meines Lebens! Mein glühend Herz erkennt in ſtolzer, ſieghafter Befriedigung, daß darum das Geſchick mich aufbehielt, die zornigen Kräfte der Natur mich ſchonten, um ſie in ihrer höchſten Weisheit und Majeſtät zu ſchauen, mit flammendem Worte ihre Titanenwerke den ſtaunenden Menſchen zu verkünden!!“ —

Ivrach ſtand ſtumm, nachdenklich in ſich verſunken. — Konnte er das Gewicht der gemachten Erwerbung nicht ganz faſſen, oder nagte ein anderer Zweifel an ihm, genug, er ſtimmte nicht in den lauten Triumph Benoni's. Ihm ſchien viel mehr daran gelegen, wie dieſes ungeheure Thier von faſt zwanzig Fuß Höhe fortzuſchaffen, als welche Hoffnung auf daſſelbe zu ſetzen ſei.

Nach mannigfachen Deliberationen beſchloſſen ſie, das rieſige Vlies dem Vogel abzubalgen. — Als ſie damit endlich zu Stande gekommen, wickelten ſie daſſelbe, mit dem Gefieder nach innen, um den Stamm einer jungen Tamarinde und traten den Rückzug an. Von dem ſchweren Körper konnten ſie nur einzelne, wichtige Theile aus der Einöde ſchaffen, und die tropiſche Sonne, die gefräßigen Ameiſen übernahmen an einer entlegenen Stelle das Geſchäft, das Skelet ſeiner Fleiſch- und Muskelhülle zu entkleiden.

Je öfter Benoni mit ſeinem Gefährten in das Thal der heiligen Feigen zurückkehrte, deſto reichere, überraſchendere Beute machten ſie, deſto mehr häuften ſich die geſammelten Schätze aller Art.

Der junge Mann, ganz und gar im Leben der Natur aufgegangen, hatte ſeine Vergangenheit vergeſſen, die leuchtende Gegenwart, die ſtolze Hoffnung der Zukunft, die ernſte und hohe Pflicht des Dienſtes der Wiſſenſchaft hatten allein Raum in ſeiner Seele. Das Eine nur machte ihn beſorgt, ſein Aufenthalt auf dem Eiland werde zu kurz ſein, die Erlöſungsſtunde viel zu ſchnell ſchlagen, um dieſe Fülle von Eindrücken zu bewältigen und wiſſenſchaftlich zu verarbeiten.

„Nein!“ rief er einſt, als er im Morgenroth allein am Ufer ſtand, „mein Ringen und Kämpfen iſt nicht nutzlos geweſen! Wer Großes ſich erobern will im Leben, muß große Schmerzen auf ſich nehmen! Wenn auch die Liebe mir erblich, blieb ihre andre Schweſter mir, die Ehre doch! Ja, ehrgeizig, kühn in meinen Wünſchen war ich von Jugend auf, und du, erhabene Schöpfung, biſt mir leuchtender Zeuge, daß meine Wünſche nicht Narrheit, das Gefühl des Hohen in meiner Bruſt nicht irrig war! Hier fühl' ich erſt in ganzer, entzückender Gewalt, wie groß und über Alles erhaben der Menſch, wie er das Weſen iſt, das die Natur aus traumhafter Verſunkenheit zum eignen Selbſtbewußtſein führt! Iſt auch das Herz ein elend ſchmerzgepreßtes Ding, durchwühlt von tauſend Leidenſchaften, der Geiſt iſt frei, iſt's, der lebendig macht, der aus der Endlichkeit uns erhebt über Raum und Zeit, das Haupt in den flammenden Sternen, die Erde zu unſrer Füße Schemel!! Der ächte Weiſe zügelt dies kindiſche, ſo leicht empörte Herz, das ihn zum Sklaven machen will, im Geiſt, dem ſtrahlenden allein, nur im Gedanken liegen Glück und Freiheit!! — — Mächtig, von zauberiſcher Schöne, von niederdrückender Erhabenheit biſt du, funkelnde Schöpfung, pulſirendes All, aber mächtiger, ſchöner, erhabener als du iſt doch der Menſchengeiſt, der dein millionenfaches Einzelleben in ſeiner Seele zu einem Ganzen fügt, dich verklärend und einend, dich beherrſchend und durchgeiſtend! Das machte dich hohen Menſchen erſt zum Lieblingskinde Gottes!!" — — — — —

Benoni dehnte ſich mit jedem Tage ſeliger in ſolchem Genügen! Wenn er die Tagebücher, Manuſcripte und Zeichnungen, ſtolze Denktafeln ſeiner Forſchungen, die Herbarien und Sammlungen, redende Beweiſe ſeiner Entdeckungen durchblätterte, mußte er ſagen, daß ſein Ruhm, ſeine Erkenntniß ihm einſt eine Stellung im Reiche der Wiſſenſchaft geben würde, die vielleicht einzig in der Welt ſei.

Dies dithyrambiſche Gefühl gab ihm den thörichten Dünkel ein, daß Alles, was er bisher gethan, der Ausfluß ſeines Genius geweſen. Fergus hatte einſt ihm prophezeiet: die Welt werde ihm Unendliches zu danken haben, und wenn die Schmerzen des Lebens ihm das Herz zerriſſen, es ſtarrer, herber, ſtiller gemacht, war's nur, weil das Geſchick ihn zum Gedankentitanen beſtimmt hatte, zu einem jener hohen Weiſen, die, für das bürgerliche Glück geſtorben, auf einſamer Höhe ſtehen, um der Idee allein, um der Unſterblichkeit zu leben! Ach, daß Natur und Einſamkeit oft den Fehler hat, uns leicht eine zu hohe Meinung von uns ſelbſt beizubringen! Niemand erinnert uns dann an unſere Gebrechen. Einſamkeit und Natur iſt allzu oft das Schlaraffenland der Egoiſten.

Ivrach, ein ſeltſamer Charakter, war nach und nach immer ſtiller geworden. Er trug irgend etwas in ſich, das nicht mittheilbar ſchien, ihn immer mehr abzog und verſchloſſen machte.

Benoni's ganzer Anflug, die Ariſtokratie ſeines jetzigen Weſens war andererſeits ſehr dazu angethan, den kühnen Denker dem wunderlichen Alten zu entfremden, der immer ungeſchickter, wiederſpänſtiſcher ward, den idealen Träumen und wiſſenſchaftlichen Denkoperationen des jüngeren Genoſſen zu folgen.

Benoni ward auch jetzt oft wieder von den trüben, abergläubiſchen Gedanken des Alten mißgeſtimmt!

Sie ſchienen nicht mehr recht zu einander zu paſſen. —
— — — — — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — —

In der letzten Zeit hatte Benoni, wenn er mit Ivrach nicht auf Excurſionen ging, die Magdahöh' mit dem wetterfeſten Blockhaus zum Studirzimmer und einſamen Lieblingsort erwählt, und ſomit dahin ſeine Tagebücher und Schriften, ſowie einen kleinen, beſonders wichtigen Theil ſeiner Sammlungen gebracht, zumal der kühle Seewind ihm dort ſo erfriſchend, er hier ganz von Inſecten und anderen gefräßigen Thieren verſchont war und die Winde einen ſcharfen, trocknenden Einfluß übten. In ſeinem jetzigen ſtolzen Hange ſich zu iſoliren, beſchloß er, hier für immer ſein Sanctuarium aufzuſchlagen und nach und nach, wie es Zeit und Raum geſtatte, ſeine Sammlungen daſelbſt zu placiren. Dazu beſtimmte ihn beſonders die ſeit einigen Wochen ganz unerträglich gewordene Vermehrung von beißenden Ameiſen, Stechfliegen und anderen Inſecten, welche ſonſt die Küſten gemieden hatten und nur im Innern anzutreffen waren. Es ſchien, als ſeien dieſe Thiere auf der Wanderſchaft zum Meere. Ueber die Urſache dieſer Erſcheinung konnte er ſich keine Rechenſchaft geben, doch drohte dieſelbe endlich ſeinen Schätzen gefährlich zu werden.

Oft ſaß er nächtlich hier droben allein, tief unter ſich Land und Meer, mit dem Sehrohr in der Hand und ſenkte den Blick in die Tiefen des Himmels, den ſtillen Bahnen leuchtender Welten folgend. Da ſtieg ihm wohl in ſtillen Stunden leiſe Sehnſucht herauf, Sehnſucht und Gram!

Der Vater, — Magda — ſchleichen wie Schatten durch ſein Herz!

„Was hilft das Weh, was der dumme Krampf in der Bruſt?! Du mußt Dein einſam ſtolzes Ziel erfüllen, Benoni! — Geht ſchlafen, ihr läſtigen Geſellen der Armuth! Hebt euch weg vom Zauberkreiſe des Denkers, bettelhafte Geſpenſter, Wehmuth und Erinnerung!!“ — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — —

Durch die bisherigen Streifzüge war ſo ziemlich das ganze Eiland unterſucht worden. Man hatte außer einer kleinen, ſehr ſcheuen Katzenart keine reißenden, ſondern nur pflanzenfreſſende Thiere gefunden. Unbekannt war Benoni nur noch das Thal des zweiten Flüßchens geblieben, welches zwiſchen den beiden anderen Bergen in tiefer Einbuchtung lag und aller Wahrſcheinlichkeit nach mit den Vulkanen in nächſter Verbindung ſtand, deren ſchroffe Kegel von ihnen der großen Gefahr wegen noch nicht erſtiegen worden waren. Erſt wenn ſie dies vollendet hatten, konnten ſie wahrhaft ſagen, daß die Inſel von ihnen ganz durchforſcht ſei. —

Die Hitze war ungewöhnlich groß, als ſie ſich dazu anſchickten und das kleine Boot beſtiegen, um längs der Küſte, weſtwärts der Bucht des Ivrachfluſſes, den Berg der Calabaſſenbäume vorbei, nach dem zweiten Meerbuſen zu kommen, in welchen das andere große Gewäſſer mündete.

Als ſie ſo dahinfuhren, ſah Ivrach nachdenklich zu den Vulkanen hinüber.

„Bemerkt Ihr nicht, Benoni, daß der Qualm heut' dicker als gewöhnlich da emporſteigt? Auch iſt er dunkler gefärbt. Geſtern Abend war die Flamme größer, röther, und ich will darauf ſchwören, ich hab' es in den Teufelskeſſeln rumoren und poltern gehört!“

Benoni, aus ſeinen Grübeleien geſtört, fuhr empor und ſchaute hin.

„Ach Poſſen, Jvrach! Es iſt ſo, wie es immer war. Eure Einbildung und abergläubiſcher Argwohn ſpielen Euch wie gewöhnlich wieder einen Streich!“

„Es hat ſich aber ſchon einmal gezeigt, Sir, daß ich recht hatte, und der arme Wittington mußte es entgelten!“

„Ei, Jvrach, daran mich zu erinnern, iſt nicht fein. — Zugegeben, daß Ihr wohl als kundiger Seemann bevorſtehendes Ungemach auf dem Ocean vorherſehen konntet, woher wollt Ihr das aber mit Naturerſcheinungen auf dem Lande? Uebrigens war all' Euer Prophezeien doch damals nicht im Stande, das Unglück des Schiffes abzuwenden. Eben ſo wenig würdet Ihr einer Eruption der Krater durch Warnung vorbeugen können.“

„Aber durch zeitige Befolgung meiner Warnung, Sir, kann man ſich retten, falls die Berge zu ſpeien beginnen. Ich habe vor Lima etwas dem Aehnliches geſehen und denke, es blieb mir mehr als nöthig im Gedächtniß! Wenn es einmal geſtorben ſein muß, will ich doch lieber erſaufen, wie verbrennen!“

„Nun, wenn Ihr gar ſo ängſtlich ſeid, Clan, könnt Ihr mich bei der Bucht abſetzen und zurückfahren, ich werde ſchon allein weiter kommen!“

Jvrach ſah ihn ſtumm an, dann nickte er düſter vor ſich hin.

„Ja ja, weiß wohl, daß Ihr ohne den alten Clan weiter kommt, wird er doch alle Tage entbehrlicher! Mangel an Muth, Sir, hat mir aber noch Keiner vorgeworfen, und ſo gut wie Ihr kann ich gewiß dem Tod in den Rachen ſehen. Wir ſind zur Stelle, kommt!“ — Jvrach nahm Büchſe und Mundvorräthe, ſprang an's Land und band das Boot an, ohne ſich umzuſehen. Er war augenſcheinlich beleidigt.

Benoni folgte ihm und ſagte dem Alten einige Worte der Begütigung.

„Schon gut, Sir, ſpart Euch die Mühe, mit einem alten Mann Umſtände zu machen. Jvrach iſt ein Narr, und wenn wir nach Hauſe kommen, mögt Ihr mich von

Herzen auslachen. Wenn's Euch aber gefällig iſt zu bedenken, daß ich Offiziersrang habe, Sir, werdet Ihr mir hoffentlich künftig ſo viel Ehre und Rückſicht geben, als gemeiniglich Sitte iſt!“

„Gewiß, Miſter Jvrach, gewiß! — Wenn Ihr meine Entſchuldigung nicht gelten laßt, kann's mir auch recht ſein, Sir!“

Beide ſchritten ärgerlich und verletzt neben einander hin, über eine Erdzunge, welche durch die Bucht und eine kurze ſtarke Strömung des Fluſſes gebildet war, ehe derſelbe ſich zögernd in's Meer ergoß.

Die Hitze war wirklich entſetzlich! Sie eilten, um bald in dichteres Gebüſch zu kommen, die linke Seite des Waſſers hin. Seine trüben, ſumpfigen Fluthen, die träge dahinglitten und an den Rändern namentlich von einer Menge Sumpfgewächſen bedeckt waren, erſchienen unter dem Schatten der Bäume faſt ſchwarzbraun. Tarro, Arum, Schachtelhalme, Rieſenrohre, Saft- und Blattpflanzen, umſchwärmt von einem Heer quälender Mosquiten, zeigten den feuchten, ſumpfigen Charakter des Thals, das eine hegrichte Schwüle, eine ſchweflichte, faſt ſtinkende Atmoſphäre hatte. Nicht der leiſeſte Windhauch brachte Friſche und Kühlung vom Ocean, welcher bleiern ſtill lag, und trotzdem die Sonne ſcheitelrecht niederbrannte, war der Himmel mit weißgelblichten Dünſten angefüllt.

Der Schweiß rann in Strömen von ihnen, lähmende Ermattung hemmte ihre Schritte, ſelbſt die tropiſche Pflanzenwelt ſchien unter dieſer brodelnden Höllenatmoſphäre zu leiden und hatte ein mattes, erſchöpftes, melancholiſches Anſehen.

Das Thal war ſchattenloſer, öder, als alle bisher von Benoni erforſchten Orte der Inſel.

Endlich kamen ſie unter den Schutz von Calabaſſen und Myrtengebüſchen. Bananen und einige Agaven wechſelten mit dem Rotang, deſſen große grüne Feder hoch über ihnen in den Lüften wogte, vom grünen Pſittacus und Pfefferfreſſer bewohnt, welche zwiſchen den langen weißen

Blüthentrauben die rothen Beeren ſuchten. Tarro und Aaronsſtab wuchs dicht und dichter, und der Boden ward immer ſumpfiger, feuchter, ſeine Ausdünſtung immer unleidlicher. Weißer Diptam mit ſeinen großen Tuten, Licopodien wechſelten in immer engerem Gedränge mit dem Hundsgift, der Honigfalle, einer ſenſitiven, Inſecten mordenden Pflanze mit zartroſa gefärbten Blumen, gierig umſchwärmt von Faltern und Stechfliegen, indeß die Bigonie, oder Trompetenblume, mit ihren köſtlichen, violetblauen Blumen, leuchtende Grenadillen und die armsdicken Wickelranken des Kreuzblumenſtrauches, mit weißgrünen, krugartig ſeltſamen Blüthen und runden Blättern, um und durch die Bataten, Maniocs, die ſchwachbelaubten, traurigen Eucalypten und die geflügelten Yams ſich ſchlingen.

Durch dies ſinnverwirrende Blätter- und Rankenchaos ſchlüpft das Chamäleon, huſchen Schlangen und Geckonen. Rothe und blaue Salamander, Schildkröten, merkwürdige Heuſchrecken, behaarte Spinnen und Taranteln und eine Menge fabelhafter Reptilien leben an dieſen feuchtheißen, dunſtigen Orten.

Ungeheure Siphonien und andere Milchſaftpflanzen, welche Gummi ſowie ätzende Gifte liefern, verengen immer mehr den Weg, und bei der geringſten Bewegung ſchüttelt die Picapica, die Brennſchote, ihre flatternde, rothbraune Haarwolle auf die Wanderer nieder, die von den Stacheln der Schling- und Sumpfpflanzen ohnedies genug gepeinigt und aufgehalten werden.

Benoni wäre, wenn er ſich hier allein befunden, gewiß jetzt umgekehrt und hätte einen glücklicheren Tag oder die weniger heiße Jahreszeit gewählt, dieſes Thal zu unterſuchen, doch die Scham, vor Ivrach ſich eine Blöße zu geben, dazu die brennende Erwartung, hier auf noch außergewöhnlichere Erſcheinungen der Natur zu ſtoßen, kurz unerſättlicher Ehrgeiz und Stolz trieben ihn vorwärts.

Jeder hatte mit ſich ſelbſt, der Beobachtung der Natur und ſorgfältiger Achtſamkeit zu thun, um plötzlicher Gefahr die Stirn zu bieten. Sie ſprachen daher wenig und nur das Nöthige. Jvrach war düſter, ſcheu, bänglich; Benoni im höchſten Grade aufgeregt, von einem Heer eigenthümlicher Gefühle durchwogt und, ſollte er es ſich geſtehen, von Furcht und drückender Beklommenheit erfüllt.

Als ſie ſo, mit eigenſinniger Zähigkeit allen Hemmniſſen und Qualen trotzend, vordrangen, ward plötzlich auf einmal die Ausſicht frei, die Gegend licht, man konnte den Himmel und die Berge wieder ſehen.

Mit einem Schrei ſtanden beide Männer ſtill! Kaltes Entſetzen, lähmende Angſt ließ ſie zu Statuen erſtarren! —

Der Fluß bildete hier einen weiten, phlegmatiſch-trüben See, auf dem Nixenblumen ſchwankten und eine Schaar Gaouts, jener gefräßigen Kaimans, welche das Kindergeſchrei nachzuahmen wiſſen, unruhig umherſchwammen.

Die Vegetation iſt üppig, aber niedrig, meiſt aus Buſch-, Halm- und Staudengewächſen oder Waſſerpflanzen beſtehend. — Eine unheimliche Gewalt hat hier gehauſt und allen Baumwuchs vertilgt.

Einzelne Cocospalmen, Tamarinden und Mimoſen ſtehen noch, aber von einem ſchwarzen Pflanzengeſpenſt umrankt, erwürgt, aus dem Boden geriſſen! Wie ein Rieſenpolyp, Alles erquetſchend und verwüſtend, wächſt hier der Mörderſchlinger, dieſes Raubthier unter den Pflanzen! In ſeinen fürchterlichen, ſich immer enger ſchraubenden Ringen hängen ohnmächtig, verweſt die Palmenleichen, zerfallen ſtückweiſe endlich und laſſen die geiſterhaft ſchlangenartigen Spiralen ihres Feindes weit in die Luft ſtarren, bis dieſe ſelber endlich, ihrer Stützen beraubt, zuſammenbrechen! Rings dieſe ſcheußlichſte aller Pflanzen, vor ihnen der faulig-trübe See mit den Kaimans, dem gräulichſten aller Thiere, der Anblick iſt lähmend, furchtbar iſt dieſe ſataniſche Wildheit der Gegend!

Aber das Alles noch iſt klein gegen den grinſenden Tod, gegen das praſſelnde Verderben, was die Natur ſelbſtmörderiſch gebar! Ein Blick nur in die Höhe, und das Schickſal Benoni's und Jvrach's, das Schickſal der Inſel war ausgeſprochen!

Der Vulkan war in voller Thätigkeit!

Längſt hatten Beide das Rollen und Brüllen von fern gehört, und ſich im Stillen geſagt, daß die Vulkane im Erwachen begriffen ſeien, aber daß ſich daran ihr Untergang knüpfen werde, das Grauſen bereits ſo nahe ſei, hatten ſie nicht geahnt! In dem Moment, wo ſie aus dem Dickicht an den See traten, glühte es vor ihnen lichterloh! Ein Bimsſteinregen umſchauerte ſie, wohl hundert Fuß hoch ſchoſſen die Feuerſtrahlen der drei Kegel! Jetzt empfanden ſie einen Stoß, ein leiſes Rollen und Ziehen unter ſich, und — barmherziger Gott, der hinterſte der drei Pics hatte ſeine Lava über den Kraterrand gegoſſen, der Waldgürtel um ihn brannte, und wohin die Höllenfluth ſich ergießen mochte, wer wollte es ahnen!!

Ein Blick auf's bleiche Antlitz des Andern belehrte ſie über ihre gegenſeitigen Gedanken, ihre Todesangſt.

„Zurück! Ivrach, zurück!“

„Wenn wir noch können!“

Sie wendeten ſich zur Flucht! Der Himmel war aſchgrau faſt, ein Gewitter ballte ſich zuſammen!

Verzweifelt machten ſie ſich Bahn und ſtürzten durch das Dickicht, nicht achtend der kleineren Leiden, welche ſie vorher ſo ſehr empfunden. Mit aller Kraft der Todesfurcht rafften ſie ſich nach jedem Fall, den ihnen die Schlinggewächſe bereiteten, wieder auf und ſtürmten, Wahnſinn im Blick, dem Ufer, dem Ocean zu!

Sie ſollten ihn nicht erreichen.

Der Boden ſchwankte, hüpfte und zitterte! Heulend, ihr Schickſal ahnend, flohen die Thiere des Waldes, Freund und Feind! —

Als Ivrach und Benoni in's Freie kamen und das Meer vor Augen hatten, ſahen ſie es in wildem Aufruhr! Ihr Boot war vom Tau geriſſen und weggetrieben! Ein angſtvoller Blick hinter ſich aber ſagte ihnen, daß auch die anderen Vulkane ſich im Lavaguſſe entladen hatten und ihre glühenden Ströme in die Thäler ſandten. Ein wilder, flackernder Schein, der ſich weit über die Inſel, nach Norden dehnte, bewies ihnen, daß der Wald des Innern bereits brenne! Der Fluß ſelbſt, ſonſt träge, ſchleimig, begann zu rauſchen und zu ſchwellen, er trat aus!

„Wir können nicht weiter, Benoni! Raſch links nach der Höhe!“

Sie klommen keuchend den Berg empor und erreichten ſeine Spitze, die ſchwach bewachſen war.

Hier ſetzten ſie ſich todesmatt nieder, ſtarrten rückwärts in das unſelige Thal, welches der flammende Tod langſam herabſchritt.

Lautlos erwarteten ſie das Schickſal, was ſich ihnen bereiten mochte.

Der Fluß unter ihnen trat über, der Ivrach weiterhin verſiegte, langſam wälzte ſich der Lavaſtrom ſüdlich vom linken Kegel und ſchien ſeinen Lauf nach dem vor etwa zwei Stunden verlaſſenen See zu nehmen.

Stoß auf Stoß folgte, der Ocean heulte, die Krater brüllten, der Himmel entlud ſeine Blitze, ließ ſeine Winde raſen, Luft, Waſſer, Feuer und die ächzende Erde lagen im raſenden Kampfe, der Untergang des Eilands ſchien gekommen!

Ivrach griff nach der Flinte, unterſuchte, ob ſie geladen ſei, warf einen thränenvollen, düſtern Blick auf Benoni und legte ſie weg.

Benoni verſtand ihn. Er lud gleichfalls ſeine Waffe. Dann reichten ſie einander die Hände.

„Verzeihe!“ flüſterte Benoni leiſe.

Ivrach umarmte ihn. Dann verſchlungen, in der Hand die Waffe als letzte Zuflucht, ſtanden ſie und ſchauten auf das hölliſche Schauſpiel. — Aſche, Steine und Schlacken fielen, die Luft glühte förmlich, Blitze ſchoſſen in's Meer, das heulend um die Klippen tanzte.

Zum größten Glück begann der Himmel ſeine Schleußen zu öffnen, wolkenbruchartig ſtürzten die Waſſer nieder! Der Lavaſtrom hatte wahrſcheinlich den See erreicht, denn der Fluß bäumte ſich immer höher und kochte. Im Hintergrunde des Thals ſchien Alles zu brennen, und die Flamme, mit ihr der Lavaſtrom, ſchritt immer näher. Der Schwefelgeruch der Luft war betäubend, Athem verſetzend.

Benoni und Jvrach, auf die höchſte, faſt kahle Spitze des Berges flüchtend, warfen ſich mit dem Antlitz auf die Erde, deren Raſen ihnen wenigſtens noch erfriſchend war, und beteten.

Der praſſelnde Feuerſtrom wälzte ſich heran. Alles ſchien mit heißem Waſſerdampf, einem gelben, undurchdringlichen Dunſt gefüllt, durch den es hin und wieder blutroth lohte. Der Himmel war ſchwarzgrau.

Jvrach und Benoni vergingen die Sinne! Kaum hatten ſie Kraft, ſich bei der Hand zu faſſen, als ſie ohnmächtig zuſammenbrachen. — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Benoni hatte unendlich lange bewußtlos gelegen. Ein Gefühl von eiſiger Kälte brachte ihn wieder zu ſich. Als er die Augen öffnete, war Alles ſtill und öde. Eine Art Dämmerung lag um ihn. War es Abend oder Morgen, er ward nicht klug darüber. Die Atmoſphäre, wenn auch um Vieles abgekühlt, war noch mit trüben Dämpfen angefüllt, dazu ſtrömte der Regen vom Himmel.

Jvrach lag neben ihm, ſtarr und bleich. Die weißen Locken hingen ihm wirr um das alte, düſtere Antlitz.

Ein entſetzliches Weh, eine namenloſe Angſt ergriff Benoni.

„Jvrach, biſt Du todt?! Todt der einzige Gefährte und Troſt meiner Leiden?! O, das Schrecklichſte, Entſetzensvollſte iſt einſam, troſtlos einſam, vergeſſen von den Menſchen zu ſein, vielleicht für immer!!!“

Schluchzend warf er ſich über den Körper des alten Mannes, bedeckte ihn, hüllte ihn in ſeinen Rock, küßte ſeinen bleichen Mund, rieb ihm die Gelenke und ſtarren Glieder, wuſch ſeine Schläfe mit einigen Tropfen Palmenweins, die er in der Flaſche ſeiner Weidmannstaſche gefunden. War's doch Benoni, als hielte er den eigenen Vater leblos in den Armen, riefe ihn, wie Jvrach, mit allen Tönen der Liebe, und er wollte ſich nicht mehr erwecken laſſen!

Nein, nein! So unverſöhnlich grauſam, ſo tückiſch räuberiſch iſt das Geſchick nicht! Es hat Erbarmen mit Benoni's Thränen, Erbarmen mit ſeiner Reue, ſeinen Schmerzen, mit der letzten matten Hoffnung des von der Welt Ausgeſtoßenen!

Ivrach's Körper erwärmt, ſein Antlitz röthet ſich, ſein Puls ſchlägt wieder, — ſein Auge öffnet ſich matt. Er lächelt und preßt das Haupt Benoni's, der athemlos lauſchend ſich niederbeugt, zitternd an das ſeine.

O Noth, Gefahr, Reue und Bangigkeit, ihr vier gräulichen Schweſtern, wie zärtlich und liebevoll macht ihr doch die Menſchen gegenſeitig! — Das Unglück und der Schmerz allein vereint in Liebe die Menſchen und adelt ſie, das Glück macht ſtolz und ſelbſtſüchtig!

Der Regen und Wind läßt nach, es wird immer heller. Die Dünſte ſcheiden ſich und laſſen nach und nach die Gegenſtände ſehen. Das Erdbeben iſt vorüber!

Langſam ſteigt die Sonne vor ihnen wie eine ungeheure blutrothe, ſtrahlenloſe Flammenſcheibe empor, — der Tag bricht an. Es werde Licht! Licht auf Erden und über den Waſſern! Licht im wirren Geiſt und öden Herzen der Menſchen.

Ja, es ward Licht in Benoni!

Gerettet, mit Ivrach gerettet vom qualvollen Tode war er wohl, aber die Werke von drei einſamen Jahren, die ſtolzen Reſultate all' ſeiner Eroberungen ſind mit eins verſchwunden. Um die Felswand raucht's und brennt's, der Lavaſtrom, weiß Gott, woher gekommen, hat die Hütte und Alles, was ſie beſeſſen, verſchlungen! —

„O Du dreimal Größter!" ruft er höhniſch aus und ſchlägt ſich an die Bruſt, „Du Allmenſch, mit Deinem ſtolzen Traume: Gebieter der Natur, ihr Prieſter vor den Menſchen, ein Genius der Wiſſenſchaft zu ſein!! Du Erdenkönig und Himmelsſohn, wie elend, erbärmlich ganz und gar, wie zerbrochen ſtehſt Du vor Deinem eignen Götzenbilde, vom furchtbaren Veto der beleidigten Allmutter Natur gezüchtigt und beſchämt!!

Fahr' wohl, Ehrgeiz und Ruhm, thörichter Stolz des Erkennens!

Du biſt nichts, Benoni, als ein Elender, ein Verbannter!

Du haſt nichts, als einen endloſen Reichthum von Schmerzen!

Du kannſt nichts erringen, denn jeden Augenblick magſt Du durch den Zorn der Natur verlieren, was Du ihr mühſam abgebettelt haſt!

All' Dein Trachten und Hoffen iſt eitel, eine hohle, leere, buntſchillernde Seifenblaſe, Dein ganzes Daſein bis zu dieſer Stunde war ein Chaos von Einbildungen! O, bilde Dir nur nichts ein!! Lerne warten und darben!! Wie Du auch ringſt in Dir und außer Dir, Du wirſt nie fertig!!" — — — — — — —

Ein Schauder lief ihm durch die Glieder! Das hatte ihm einſt der Vater im letzten, heißen, ſchmerzvollen Geſpräche zürnend zugerufen!! —

Benoni warf ſich in's feuchte Gras, hin in den matten Sonnenſchein des trüben Tages und weinte! Weinte um ſeine verlorene Jugend, um das nutzloſe Mannesalter, um den verlaſſenen Vater im Heimathlande, ach, weinte um ſich ſelber!! —

Wie hatte er ſich weiſe gedünkt, und was war ſein Wiſſen?

Wie hatte er ſich edel und gut geglaubt, und wie voll Irrthum, wie nichtig fühlte er ſich jetzt!

Wie hoch herab hatte er oft über die Fragen der Menſchheit, über den gewaltigen Ringkampf der Völker und Parteien, über die Wehen der Zeit geurtheilt, und wie lückenhaft, wie thöricht war ſein eigenes menſchliches Weſen!

Beſcheidenheit und Demuth lerne! Kein Meiſter biſt Du im Erkennen, ſondern ein Stümper, ein Lehrling! Biſt der Geringſten einer, beſchämt von jenem ſtillen alten Mann, jenem rauhen, einfältigen Sohn des Meeres, der mitleidsvoll und trauernd Dich nun anblickt!

Zurück! Kehre zurück zu Deiner Laufbahn erſtem Anfang! Verſenke Dich prüfend in Dich ſelbſt, und lerne, lerne, ehe Du das leiſeſte, kleinſte Wörtchen zu lehren wagſt!!" — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —

Drei Tage und Nächte brachten ſie auf der Höhe zu, von Cocosmilch und Tarroknollen lebend, die ſie in heißer Aſche röſteten. — — — — — — — — — — — —

Endlich war die Rache der Natur befriedigt.

Die helle Sonne ſtrahlte wieder im unendlichen Blau und beleuchtete das ungeheure Feld der Verwüſtung!

Der Lavaſtrom, vom weſtlichen, höchſten Krater herabſtürzend, hatte, den Urwaldgürtel durchbrechend, ſich ſüdlich erſt gewendet und in den großen See, den ſie vorher beſucht hatten, geſtürzt, ihn ausgefüllt und den Fluß aus ſeinem Bett geworfen, dann, vorwärts dringend, durch ſeine eigene gerinnende Maſſe eine Stauung erlitten und war, ſich links wendend, durch die Schlucht zwiſchen der zweiten Höhe und dem Fergusberge dicht unter den Calabaſſengruppen in's Elyſiumthal gedrungen, hatte den Ivrach ausgetrocknet und, bis zur Felswand ſich wälzend, Hütte und Gehöſt der Verbannten vernichtet, dann war er kochend in's Meer geſtürzt.

Die Lava hatte das Schiffsbild ſammt den lieblichen Campechen, das wüthende Meer aber die letzten Reſte des Wittington auf den Klippen vernichtet. Ein Glück, daß der See der Mörderſchlinger, daß die ſtrömenden Fluthen des Himmels dem Feuerſtrom ein Ziel geſetzt, ſonſt wäre das ganze liebliche Eiland, wären Benoni und Ivrach zum Opfer gefallen!

Aus ein paar Stämmen, welche ſie mit den zähen Faſern des Rieſentangs verbanden, bildeten ſie ein kleines Floß und erreichten ſo mühſam die zerſtörte Stätte, wo ſie einſt gehauſt.

War es kein Traum, was ſie ſahen? War die Magdahöh' ganz verſchont worden? Stand noch das Blockhaus droben?

Sie ſahen es, aber ſelbſt ihren Augen konnten ſie nicht glauben! Bei der unkenntlich gewordenen Felswand, zwiſchen der äußeren und erſten inneren Klippenreihe fuhren ſie vorbei, um die ſüdöſtlichen ſchroffen Kanten der Magdahöh' herum, legten an dem öſtlichen ſchmalen Küſtenrand, wo unverſehrt noch Cocospalmen grünten, an und eilten, mit wankenden Schritten einander unterſtützend und ermuthigend, von Sehnſucht getrieben empor.

„Wenn die Schaluppe gerettet iſt, Benoni," ſagte Jvrach leiſe, „dann ſeid nur guten Muths und nicht kleinmüthig zu Gott, denn während der Zeit, wo Ihr ſo — ſo zurückgezogen von mir waret und nur auf der Höhe campirtet, hab' ich das Meiſte von den Sammlungen dorthin gebracht, ich ahnte das Unheil."

Stumm, gelähmt vor Beſchämung ſtand Benoni!

Er drückte den Alten zuckend an ſich. „Das, Jvrach, kann Dir nur Gott vergelten!!"

O, wer begreift dies Jauchzen, dieſe Freude! Ja, das Blockhaus und in ihm die mühevollen Studien und Manuſcripte, ein Theil ihrer Geräthſchaften, ein koſtbarer Reſt der Sammlungen iſt erhalten!

Sie ſehen auf das Eiland nieder, und Dank der Vorſehung, nur einen kleinen Theil der himmliſchen Fluren hat die Vernichtung getroffen. Auf der erſtarrten Lava wird die ſegenſpendende Natur ſich wieder begrünen, die ſelbſt geſchlagenen Wunden wieder heilen! Die Krater ſind verſtummt, nur leichte Rauchwolken tändeln verloren in den Lüften.

Jvrach hatte ſtumm im Blockhauſe unter den vorhandenen Inſtrumenten umhergeſucht, das Fernrohr ergriffen und ſteht nun draußen, ſchaut hinüber nach der Bucht, nach dem Schickſal ihrer Schaluppe.

Benoni ahnt, was er will, er iſt ihm nachgeeilt.

Vor Freudenthränen kann der Alte nicht durch das Glas mehr ſchauen, zitternd reicht er es Benoni und murmelt mit leiſer, erſtickter Stimme:

„Schaut hin!"

Die Schaluppe liegt unverſehrt im Hafen. Weiter draußen aber, Vater im Himmel, Herr alles Lebens, großer, guter Lenker aller Geſchicke! — draußen ankert ein Schiff, ein Schiff mit wehender Flagge!!

Heimath, ſelige Heimath, Vaterliebe und Menſchheit winken wieder!

Stumm, weinend wirft Benoni ſich nieder! So iſt noch nie gebetet worden im überwältigenden Entzücken!! — —

Matroſen gehen am Strande umher und ſuchen, ſuchen die unbekannten Beſitzer der einſamen Schaluppe.

Jvrach ſtürzt an die Kanone und ladet ſie mit einer gefundenen Cartouche.

Der Donner rollt über das Waſſer!

Ein fernes Halloh der gelandeten Seeleute klingt herüber!

Jvrach reißt ſeinen Rock herunter, knotet ihn in die Leine der Signalſtange und hißt ihn auf.

Die fremden Seefahrer haben es verſtanden. Sie ſtürzen zur Küſte, nach den Booten!

Sie ſtoßen ab im Hurrah!

„Hurrah!“

Sie kommen!

Jvrach und Benoni ſind gerettet, befreit! Aus iſt die Zeit der Trübſal!!

Achtes Capitel.

Die Revolution, welche 1848 das Haus Orleans entthront, pflanzte ſich auch über Frankreichs Grenzen fort, nach Deutſchland, das ſonſt jeder gewaltthätigen Bewegung fern geblieben war und alle ſeine inneren Kämpfe bisher auf rein geiſtigem Gebiete abgemacht hatte.

Wen die Parteileidenſchaft nicht blind macht, wer aus der trüben, oft widerlichen Schale den Kern zu löſen und über die Regungen der Zeit ſich ſelber zu erheben verſteht, wird einräumen, daß bei dieſer Bewegung Regierungen wie Völker gleich ſehr im Recht und Unrecht, wie in den trüben Nachwirkungen zu beklagen waren. Jener alte Feind ächten Germanenthums, der Dämon Metternich-Neſſelrode'ſcher Politik und der jeſuitiſchen Theokratie, welcher ſeit den Freiheitskriegen Wilhelm von Humboldt's und Stein's redlichſte Anſtrengungen untergraben, ſich ſyſtematiſch von Süden her, durch die demagogiſchen Umtriebe, ſpäter durch den Nationalismus geſtachelt, auch über Norddeutſchland verbreitet hatte, war's allein, welcher Unfrieden, Spannung und Mißtrauen zwiſchen Regierende und Regierte geſäet hatte. Bis auf einzelne Ausnahmen war Deutſchland von eigentlich republikaniſchen Beſtrebungen ganz frei, und ſelbſt in der raſendſten Leidenſchaftlichkeit fiel es nicht nur Niemandem ein, das Königthum anzutaſten, ſondern man wollte es ſogar zu einem deutſchen Geſammtregiment erweitern, zum einheitlichen Kaiſerthume, dem alten Lieblingsgedanken. Dieſer Moment, der ſtolzeſte und reinſte der ganzen Aera, den zu erfaſſen und dithyrambiſch durchzuführen aber die Wiedergeburt der Aſche des großen Friedrich erfordert hätte, war für das Germanenthum bezeichnend! Das Gefühl, ſich weiter, ſelbſtſtändiger im Denken und Handeln ausdehnen zu dürfen, wurde von unſeliger, ſtets bereiter Gelegenheit beflügelt, tölpiſch, roh, oft kindiſch toll zu Tage gefördert, koſtete Blut und Thränen von allen Seiten und rief einen naturgemäßen ſcharfen Rückſchlag hervor, war aber in der Idee eben ſo begründet wie die Gegenſtrömung, die in Süddeutſchland namentlich den letzten, leiſeſten Funken ſelbſtſtändiger Entwickelung leider verlöſchte.

Während Frankreich durch den Bürgerkrieg und die Abdankung Louis Philipp's mit jedem Jahre mehr, ja endlich ſelbſt den ſchwachen Schein alles deſſen verlor, was es an Freiheiten vorher beſeſſen, gründete beſonders das nördliche Deutſchland ein erſtes poſitives Verfaſſungsgebäude, ein großes politiſches Grundgeſetz des Volks, was nur von der liebenden Hand eines weiſen Gärtners gepflegt und entwickelt zu werden brauchte, um Alles zu bieten, was überhaupt das Volk von Alters her erſehnen und wünſchen mochte.

Aus dem bloßen Ideen- und Doctrinenleben traten die Nationen in ihre politiſchen Lehr- und Prüfungsjahre, um auf dem Gebiete der Praxis Schritt um Schritt kämpfend, modelnd und moderirend, organiſch in ſich die öffentlichen Fähigkeiten zu bilden und zu üben, um ſtark und wahrhaft tüchtig für alle künftigen Zeiten zu ſein.

In einer ſolchen Epoche politiſchen Jugendlebens und erſten Aufbauens kann es den Hiſtoriker nicht wundern, daß von Seiten aller Parteien die wildeſte Erbitterung, das äußerſte Extrem, ärgſte Liebloſigkeit und Feindſchaft gegenſeitig ausgeübt wurden und Menſchen, die ſich ſonſt im bürgerlichen Leben mit größtem Edelmuthe begegneten, vom Parteihaß zu erbittertſten Verfolgern gemacht wurden.

Das zweite Stadium politiſcher Volksentwickelung, wo die Parteien ſich bekämpfen, nicht um ihres Vortheils, ſondern des Volkswohls willen, wo in der größten Hitze ſie alle ſich dennoch als Stützen einer heiligen Sache, der conſtitutionellen Monarchie anſehen und gegenſeitig ſich zu achten verſtehen, die höchſte Parteikunſt ſubjectiv in ſich, objectiv betreffs der nationalen Intereſſen ſich zu fühlen, war noch nicht gekommen. Der Kampf der Gegenwart nur lehrt den Kampf in Zukunft entbehrlich machen! —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Als im Jahre 47 Benoni den Vater verlaſſen, das letzte heilige Band zerriß, was ihn noch an die Jugendgefühle, das Paradies der väterlichen Autorität gefeſſelt, hatte der alte Trautmann mit dem ganzen Zorn ſchwergekränkten Anſehens, dem ganzen Haß gegen den individualiſtiſchen Unabhängigkeitsſinn Benoni's, mit tiefer Verachtung gegen die Charakterloſigkeit und Perfidie deſſelben, ſich von ihm gewandt, einer Charakterloſigkeit, die, wie er glaubte, Benoni Magda's Spuren und den zielloſen Pfaden eitlen Abenteurerthumes folgen ließ.

Er hatte keinen Sohn, wollte keinen mehr haben! Das Kind, das ihn ſo betrügen, ſo leicht ihn verlaſſen, ſo eigenſüchtig und unvernünftig die eigene Vergangenheit ſo verwiſchen konnte, war nicht werth des liebenden Andenkens, nicht werth des Schmerzes und der Thränen! Tauſend Andere hätten dem Geſchick auf den Knieen gedankt für ſolch beneidenswerthes Loos am Herzen des beſten Vaters!

Trautmann senior mit dem ſtarren Eigenſinn ſeines eiſernen, markigen Charakters verbiß ſich förmlich in dieſe ſtrengen, leidenſchaftlichen Anſichten und Gefühle, verſtockte ſich gegen ſein eigenes ſanfteres Weſen, gegen ſeine ruhigere, beſſere Meinung, indem er dieſer ſeiner, wie er ſagte, ſchwachköpfigen, weichherzigen Milde alle Schuld aufbürdete, daß es mit Benoni ſo weit gekommen. Er ſchalt bitter ſeine Verſöhnlichkeit gegen Turners, ſein Gewährenlaſſen Benoni's, und wurde nun ein ſchroffer, höchſt einſeitiger, vergrillter Mann, der ſich in die Geſellſchaft ſtürzte, alte

Bekanntſchaften und Zerſtreuungen aufſuchte, um ſich ſelber und ſein Leid zu vergeſſen, das immer näher ſchleichende Greiſenthum nicht zu ſehen und der Einſamkeit durch künſtliche Umgebungen zu entfliehen! Was er ſonſt nie gethan, that er jetzt, er ward Politiker, einer jener höchſt rechtlichen, aber fanatiſchen alten Kannegießer, die eben ſo viel Oel in's Feuer der öffentlichen Wirren goſſen, als es ein junger, unbärtiger Tollkopf nur vermochte.

Das zerſtreute ihn allerdings ſehr, aber es machte ihn noch um Vieles unzufriedener und gramvoller, als er ohnedies ſchon war. Wie ſehr ſich das während des Jahres 48 ſteigern mußte, wie alle ſeine innerſten, ächt patriotiſchen Gefühle dabei leiden mußten, mag der ermeſſen, welcher im vollen Strome dieſer Zeit gelebt.

Doch der künſtlich verbannten Gefühle unſerer Bruſt vermögen wir uns nicht auf die Dauer zu verſchließen, und habe ein Kind noch ſo ſehr geirrt, ſo gröblich, wie es wolle, ſich am Ehrwürdigſten vergeſſen, die alte Vaterliebe birgt doch noch im letzten Schlupfwinkel des Herzens ein glimmend Fünkchen ihrer Veſtaflamme, die jeder unbewachte Augenblick zu den hellen alten Gluthen der Sehnſucht, Kümmerniß und Hoffnung auffächeln kann!

Die Schreckenszeit der Volkswuth daheim führte ihm jene fremde, noch chaotiſchere in Frankreich vor Augen. Im Gewühl der Anarchie, in dem wilden Kampfe der Junitage, mitten im brüllenden Krater von Paris ſah er den Sohn, den verblendeten, verlorenen, unſeligen Sohn befangen, der vielleicht zu ſpät bereute, daß er die Heimath verlaſſen und nun hülflos, vielleicht ein Opfer ſeines Irrthums, ein Opfer Franzens und ſeiner thränenvollen Liebe war!

Mit dem Inſtincte, der Ahnung, welcher nur das Elternherz fähig iſt, machte er alle Leidenſtadien im Geiſte durch, die in Wahrheit Benoni's Loos geweſen, aber der alte Mann hatte nicht die tröſtende Beruhigung, das Kind ſeiner Sorgen von ſchützenden Engeln umgeben, von einer allwaltenden Liebeshand beſchirmt, vom eigenen, inneren Charakteradel regiert zu wiſſen. Wer wollte ſich Benoni's annehmen? Auf wen würde derſelbe hören, wenn er, der Vater, mit all' ſeinen Bemühungen, mit der Heiligkeit ſeiner natürlichen Gewalt nichts über den Sohn vermochte?! —

Er ſchrieb nach Paris durch die dritte und vierte Hand, er erhielt keinen Beſcheid, oder der ſchwankende, lückenhafte, welcher ankam, war eher geneigt, ihm die ſchlimmſten Annahmen zu beſtätigen.

Man hatte Benoni hin und wieder im Parteigewirr geſehen, aber aus den Augen verloren. In Paris war er wahrſcheinlich nicht mehr. Wer dachte übrigens in den Krämpfen und Zuckungen der letzten Hälfte von 48 und dem Beginn des folgenden Jahres daran, einem Vater zu Liebe in dem anarchiſchen Koloß Paris nach einem ungerathenen Sohne zu ſuchen?!

Trautmann's Erkundigungen erſtreckten ſich endlich ſogar auf die Turners, um ſo indirect Benoni's Spur zu erlangen, ſogar auf Dagobert, den er von früher her kannte und dort wußte, Alles war verlorene Mühe! — Entſetzlicher Gedanke! War Benoni todt, ein Opfer des Bürgerkriegs?! —

Der alte Herr war ſchon auf dem Sprunge, ſelbſt hinzureiſen und Erkundigungen einzuziehen, doch ſeine Freunde wußten ihm das ganz Nutzloſe und Vergebliche des Unternehmens zu klar vorzuſtellen, beſonders aber machte eine längere Kränklichkeit es ganz unausführbar. —

Von Zorn und Erbitterung gegen den Sohn war das Gemüth Trautmann's endlich zur Wehmuth, zur alten Liebe und Milde, zu tiefer hoffnungsbanger Sehnſucht zurückgekehrt. Er erinnerte ſich all' der trefflichen Eigenſchaften und Fähigkeiten des Fernen, jener ſeligen Gemeinſchaft früherer Jahre, welche die ganze Freude, den höchſten Stolz ſeines Lebens ausgemacht hatten. Seine Kränklichkeit mahnte ihn mehr als je an das Alter, den Tod, an die Liebebedürftigkeit ſeines einſamen Daſeins, und er unterzog ſich einer ſtrengen, ernſten Selbſtbeſchauung.

Benoni, das wußte er, hatte einen ſtrengen, ſittlichen

Kern, und je länger, je aufrichtiger und genauer er das Weſen des Verlorenen betrachtete, in deſto reinerem, edlerem und beſſerem Lichte erſchien es ihm. Wie hatte der Sohn nicht an ihm in Wort und Handlung gehangen, als ſie noch in Biebersdorf gelebt, und was war ſeine ganze Abirrung? Magda! Die Liebe, die ewige unüberwindliche Verführerin aller Menſchen hatte ihm den Sohn geraubt! Er konnte, je mehr er's überlegte, ihm nicht mehr zürnen. Wohl war der Vater anderer Art geweſen, er verſtand einſt auf Dorotheen zu verzichten und ſie dennoch zu lieben, aber war der Verzicht nicht aus der Art ſeiner Entwickelung, aus ſeiner zeitigen Lebenslage entſprungen? Konnte er etwas Anderes thun, ohne ehrlos und undankbar zu ſein? Was hatte denn Benoni für Grund, ein Mädchen zu fliehen, das eben ſo ſchuldlos wie er an dem Haſſe der Väter, an dem Streite der Zeitideen war? Eben ſo wenig wie er Benoni's Neigung zu Magda verdammen konnte, wenn er ſie auch als Unglück anſah, eben ſo wenig konnte er Magda ſelbſt haſſen oder verachten, deren ganze unſelige Erziehung bei dieſen Umgebungen, wie ſich Trautmann ſelbſt ſagte, nicht wohl viel anders ausfallen konnte.

An wem lag die Schuld, fragte ſich der Alte, daß Alles ſo kommen mußte, wie es kam? Wer hätte es am Eheſten in der Hand gehabt, die Dinge zum Guten zu wenden? — Mit unſäglicher Bitterkeit gab Trautmann ſich ſelbſt die meiſte Schuld, wendete allen Zorn und Schmerz gegen ſein eigenes Verhalten und wurde nun eben ſo unbillig gegen ſich ſelbſt, als er es ſonſt gegen den Sohn, die Verhältniſſe, gegen alle Anderen geweſen war. Daß er ſich mit Turner endlich verſöhnt, erſchien ihm als Menſchenpflicht und Gebot der Religion, aber er warf ſich vor, daß er es nicht damals ſchon, am Kreuzweg beim Kehrwieder, kurz zu einer Zeit gethan habe, wo die Kinder noch unberührt von den Kämpfen der Väter und der Zeit waren. Er warf ſich ferner vor, daß er nach erfolgter Verſöhnung nicht jeden Argwohn gegen Turner abgeſtreift, nicht Magda mehr an ſich gefeſſelt, ſie nach des Vaters Tode nicht wie ſeine wahrhafte Tochter occupirt, ſondern durch argwöhniſche Lauheit ſie ſelbſt argwöhniſch und lau gegen ſich und Benoni gemacht habe. Endlich ſagte er ſich geradezu, daß übel angewendete Indignation und Verletztheit den Turners gegenüber ihm einſt ſeine Pflichten als Vormund und Schirmer der Familie nicht ernſt genug in's Auge faſſen ließen. Er hätte Biebersdorf nicht ſo raſch verkaufen, die Familie nicht ſich ſelbſt überlaſſen, Franz ſtrenger überwachen, kurz, ſich ganz und gar anders benehmen müſſen!

Der gute alte Herr begriff in ſeinen Hiobsſtunden nicht, daß ihm eine gänzlich andere Handhabung der Vormundſchaft, ein größeres Annähern an Magda möglicher Weiſe auch kein ſehr verändertes Reſultat hätte liefern können, denn Franz war eben dageweſen, Franz, den er haßte, fürchtete und verabſcheute, den er aber, was doch die einzige Rettung war, nicht verſtand. Schlechte Menſchen meiden oder verſöhnen hilft nichts, wenn man ſie nicht ganz verſteht!

Der ſchmerzliche Proceß, welcher in Trautmann durch dieſe Selbſtkritik vorging und in einer tiefen Traurigkeit, einer wahrhaften Reue endigte, hatte aber die eine glückliche Folge für ihn, daß ſich ſein Charakter reinigte, immer mehr von den letzten Schlacken, namentlich jeder Einſeitigkeit befreite. So brünſtig er die Fügungen des Schickſals, welche ihn von der einſamen Waldwieſe, wo er den Schafen predigte, bis zum Herrn von Biebersdorf erhoben, verehren mußte, verfehlte er doch nicht einzuſehen, daß ſeine Entwickelung eben die ſeiner Zeit war, daß die Menſchen und Ideen ſich fortbewegt hatten und kein Vater verlangen könne, ein Kind ſolle ihm congruent werden. Er lernte von den Händeln der Welt fortan beſſer denken, und ſo auf einmal gewannen alle Menſchen und alle Zeiten, ſelbſt die trübſten für ihn ein ſittlicheres, reineres Anſehen.

Aus der eigenen Beſchauung erwuchs ihm die edelſte Blume wahrer Charakterentfaltung, die Toleranz, die Duldung und Verzeihung des Irrthums, ohne das ſittlich Schlechte entſchuldigen oder beſchönigen zu wollen.

Daß der alte Trautmann gegen Benoni und Magda, gegen alle Welt nachſichtiger ward, als gegen ſich, machte ihn leider zum Selbſtpeiniger und geneigt, den wahrſcheinlichen Untergang ſeines Sohnes ſich ſelber anzurechnen. Er hätte ſo der beklagenswertheſten Verzweiflung anheim fallen, ſich ſeeliſch und körperlich ganz aufreiben müſſen, wenn nicht zur rechten Stunde ein Retter aus dieſer Anarchie der Gefühle ihm erſchienen wäre und den Stachel aus der Herzenswunde gezogen hätte.

Eines Tages, im Jahre 49, wurde ſein einſames Brüten plötzlich unterbrochen!

Dagobert und Nini, Ricot an der Hand, traten ein und brachten ihm Licht über Benoni's Leben in Paris, über den traurigen Ausgang der Familie Turner, Magda's Verſchwinden und des Sohnes Abreiſe mit Mac-Combich nach London.

Benoni lebte!

Benoni war nicht weichmüthig, charakterſchwacher Sclave ſeiner Liebe, er folgte ſeinem edlen Beruf, den Geboten der Pflicht und Ehre, nachdem er die Geliebte zu retten geſucht!

„O Du herrlicher, Du ehrenfeſter Sohn!“ rief der Alte und erhob freudeſtrahlend ſeine Hände. „Nein, Dagobert, wer ſiegreich ſo durch alle Irrthümer, alle Gräuel und Täuſchungen der Zeit, ſo heldenſtark hervortritt aus den Schmerzen des Lebens, der geht nicht unter, den läßt die liebende Hand Gottes nicht im Stich, und wenn ihn die Tücke der Menſchen verſchonte, wird Fluth und Sturm, der fremden Zonen mannigfache Gefahr ihn mir auch nicht entreißen!“

Hoffnung des Wiederſehens, ſchuldbefreites Gewiſſen, wie bringt ihr neuen Lebensodem wieder in des Greiſes gebrochenes Daſein, wie verjüngt ihr nicht ſelbſt die Silberlocken und breitet ſelig Glauben und Vertrauen auf das alte kummergefurchte Antlitz!

Leben, neu leben, ſich aufſparen für ſeinen Sohn, für die Freude und Wonne ſeliger Zukunft, für das Heiligthum ſüßer Häuslichkeit, ſtiller trauriger Ruhe nach langer wirrer Fahrt auf dem großen wildbewegten Waſſer des Lebens! O Vorgeſchmack des Glücks, wie biſt du doch ſchon das halbe Glück! Eine kurze Spanne Zeit und ſie haben ſich wieder, um nie ſich zu trennen!!

Trautmann sen. konnte nicht genug hören von ſeinem Sohne, lauſchte jedem Worte Dagobert's, ſuchte mit emſigem Bemühen das gebrochene Deutſch der guten Nini zu entziffern.

Spät erſt ſchieden ſie von einander und es war eine ausgemachte Sache, daß ſich der alte Herr, Dagobert und Nini, welche ſich in der Reſidenz niedergelaſſen, ſehr oft ſahen.

Ein ſchmerzvoll traurig Andenken weihte der alte Mann der armen Magda, die elternlos, mit zerbrochener, verwelkter Liebe umherirrte in der Welt, der Niemand ſich annahm, die, ein Spiel des Zufalls und der Menſchen, endlich vergeſſen, unbeweint in's Grab ſinken werde.

Das lichtvolle Bild des ſchönen Mädchens zu Alt-Hayde ſtand ihm wieder vor Augen und nun, wie grauenvoll verändert ihr ganzes Sein, wie zweck- und ruhelos! — —

Franzens Schickſal wußte Dagobert nicht anzugeben, auch von den geheimnißvollen Vorgängen bei Frau Turner's Tode konnte er nur Unzuſammenhängendes berichten. Da Einzige, was er beſtimmt wußte, war, daß Franz nicht da ächte Kind des Arztes ſei und er ſich wahrſcheinlich de Ultramontanen als Spion verkauft habe. Alles Uebrig blieb unzuſammenhängend und dunkel.

Dies aber, ſo unerklärt Alles auch war, ließ den alte Herrn einen tiefen Blick in den eigentlichen Plan thu den Franz mit Magda im Sinne hatte, ließ ihn erkenne daß alle Verirrungen des Mädchens, ſo gröblich ſie ware nicht allein aus ihrer Charakterverkrüppelung, ſondern hau ſächlich aus den fein und boshaft gewobenen Verführung künſten Franzens, aus dem Irrthum, daß ſie in ihm Bruder ſah, herzuleiten ſeien.

Ein innig Mitleid ergriff den alten Mann, als Dagobert ihm ſchilderte, wie Magda heimlich entwichen, da Benoni nicht, wie er verſprochen, zurückgekehrt; als der Maler ihm aus dem Gedächtniß den Brief Magda's wiederzugeben ſuchte, den ſie an ihn hinterlaſſen und welchen Benoni in dumpfem Entſetzen geleſen, ehe er Paris verlaſſen!

Trautmann der Vater mußte ſich nun wohl ſelbſt ſagen, daß Benoni's eigentliches Glück im Leben, er möge ſonſt erreichen, was er wolle, nicht mehr ſehr viel beſagen könne. Die heiße, ſo lange unter ſolch' furchtbaren Kämpfen und Schmerzen genährte Liebe, die Sonne des Lebens war Benoni erloſchen.

Trautmann wäre es wie eine Entweihung ſeines Kindes erſchienen, ferner zu glauben, derſelbe könne ſein Herz nun noch einem andern Weibe erſchließen. Der Alte ſah nur zu gut ein, daß blos Ehre und der beglückende Beſitz des Vaters Benoni eine Entſchädigung ſein könne, ach, und welch' karge Entſchädigung iſt das nicht für die ſtillen Wonnen des Familienlebens und der Ehe?!

Die Gedanken des alten Mannes weilten fortan ſehr häufig bei Magda und ſein Umgang mit Dagobert war nur geeignet, ihr tränenvolles Bild immer wieder aufzufriſchen, ſah er doch in ihr das in's Weſenloſe entrückte, untergegangene Eden ſeines Sohnes.

Um über Benoni's jetzigen Verbleib oder die Art ſeiner Expedition, welche Dagobert als beſtimmt unternommen bezeichnete, Nachricht zu erhalten, ſetzte der Vater ſeine Freunde, die in London Bekanntſchaften hatten, in Bewegung, und ließ Erkundigungen einziehen.

Nach längerem Warten erhielt er endlich die Nachricht, daß ſein Sohn in Geſellſchaft Mac-Combich's und mehrerer Gelehrten im Herbſt 48 auf dem „Wittington“ eine Expedition nach den Südſeeinſeln angetreten habe, welche von den wiſſenſchaftlichen Clubs in England ausgerüſtet worden ſei, — und im Träumen wie Wachen folgte des Vaters Sehnſucht und Beſorgniß den flüchtigen Spuren des Schiffs der Abenteurer, den dunklen bangen Pfaden jenes Mädchens, das er mit Wehmuth und Trauer ſeine Tochter nannte.

Die innigen Berührungspunkte, welche Trautmann von jetzt mit Dagobert und Nini hatte, der Dank, welchen er dieſen braven Leuten für die Liebe und Theilnahme zu ſchulden glaubte, welche ſie Benoni und Magda erwieſen, hatte eine immer größere Intimität zwiſchen ihm und ihnen zur Folge. Er verbrachte oft die Abende mit ihnen, wo ſie ſich in Erinnerungen ergingen, deren Brennpunkte die theuren Abweſenden bildeten, und es war dem Alten eine Art Erſatz, dem Künſtlerehepaar mannigfache Gefälligkeiten und Erleichterungen zu gewähren, Dagobert unter ſeinen Freunden bekannt zu machen, ihm Empfehlungen an Tettenborn zu geben, bei Anlegung ſeines kleinen Capitals behülflich zu ſein und den heimiſchen Aufenthalt lieb und lohnend zu machen. Die Drolerien und liebenswürdigen Naivetäten Nini's, die Tollheiten und Sprünge Nicot's machten ihn oft lächeln und zerſtreuten ihn. Er begann ſich für die Malerei zu intereſſiren, kurz, entfloh ſo in Etwas ſeiner peinlichen, ſelbſtquäleriſchen Einſamkeit.

Nini und Dagobert, welche endlich im friedlichen Genuſſe ihres kleinen Glücks einen Theil ihrer alten Munterkeit wiederfanden, an Benoni und der armen Magda mit allen Erinnerungen der Freundſchaft und des Mitleids hingen, ließen nichts unverſucht, den guten alten, einſam ſtehenden Trautmann zu zerſtreuen und ſeine Hoffnungen, ſelbſt wenn ſie dieſelben nicht ganz theilten, rege zu erhalten, weil ſie wohl einſahen, daß ſie allein ihm die nöthige Spannkraft des Lebens erhielten, ihn ſich ſelbſt ertragen ließen. Von ihrem ehemaligen ſprudelnden Humor hatten indeß die Gatten Dagobert viel, ſehr viel verloren.

Man erlebt nicht trübe Kataſtrophen, tragiſche Scenen unberührt, man müßte denn eben ſo herzlos, wie leichtſinnig ſein, und die Begebenheiten hinterlaſſen, ſelbſt wenn man ſich derſelben zu entſchlagen ſucht, ſtets einen unauslöſchlichen Eindruck in der Seele, und die Erinnerung ſtimmt uns ernſter, mag die Gegenwart wirklich auch noch ſo befriedigend ſein. Durch die letzten Pariſer Vorgänge waren Dagobert und Nini ungleich ernſter, ruhiger, ſeeliſch tiefer und edler geworden. Der Untergang ihrer Freunde, der Tod Madame Turner's, die blutigen Scenen, welche ſie in nächſter Nähe erlebt, hatten ihnen den heiligeren Ernſt des Daſeins überhaupt anſchaulich gemacht und ließen die leichten Flügelſchläge ſchalkhafter Laune nicht mehr ſo recht aufkommen.

Frauen haben mit Frauen naturgemäß das meiſte Mitleid, weil ſie ſich in deren Lage am Leichteſten hineindenken können, und die liebe Nini weihte manche heimliche Thräne der unglückſeligen Magda, grollte wohl auch verſtohlen mit Benoni, daß er nicht gleich nach Frau Turner's Tode das Weib ſeiner Jugendliebe geheirathet und ſie nach Deutſchland geführt habe, wo ein ſo guter Vater ſeiner Rückkehr ſehnend entgegenſah. Sie zog dabei, Dagobert ſehr ungleich, das Moment der verletzten, wunden Ehre bei Benoni nicht in Betracht, vergaß, daß das Liebesverhältniß zwiſchen ihm und Magda in ſeinen Grundfeſten ſelbſt tief erſchüttert und endlich zerbrochen worden war.

Unter Harren und Hoffen glitten dieſen Dreien Tage, Wochen und Monate in ſtetem Gleichmaße vorüber.

Trautmann sen. machte es Freude und Zerſtreuung, den vorſorglichen Gönner und Berather der Familie Dagobert's zu machen, mit den Kindern zu ſpielen, ſich ganz in den kleinen Kreis einzuniſten. Log ſich ſein altes Herz doch vor, das Alles ſei ſo ähnlich, als wenn der Sohn bei ihm wäre. Einbildung iſt ja oft Tröſterin der Menſchen, giebt ja ſo manchmal den holden Schein des Glücks, gerade wenn es am Meiſten fehlt! —

Ein ſtiller feierlicher Sonntagmorgen des Jahres 51 hatte ſich über die glänzende deutſche Reſidenz gebreitet. Die Orgel tönte im Dome, die Gemeinde ſang das Schlußlied und aus dem Portale traten langſam die Kirchgänger und die ſtillen Straßen belebten ſich.

Langſam zögernd trat auch Herr Trautmann aus der Kirche.

Sich öfters halb neugierig, halb verlegen umwendend, ſchritt er die Granitſtufen herab, blieb ſtehen, ging dann langſam ein paar Schritte hin und her, als ſuche er Jemand.

Inzwiſchen trat unter anderen Andächtigen eine Dame aus der Thür, einfach, ſauber, in ernſte Farben gekleidet, und ſchickte ſich an hinwegzugehen.

Trautmann ſchien ſie erwartet zu haben, denn er heftete ſcharf und aufmerkſam ſein Auge auf die bleichen, reſignirten Züge, auf denen der Kummer ausgeſchüttet lag.

Da fiel ihr Blick auf ihn. Dunkle Röthe ſchoß lohend über ihre Stirn und Wangen, haſtig zog ſie den Schleier über ihr Geſicht und eilte die Stufen herab.

Trautmann trat auf ſie zu. Er wollte reden, wollte mit der Hand an den Hut faſſen und wußte doch nicht, ob er dürfe.

Die Dame, als er vor ihr ſtand, hielt zögernd ein paar Schritte vor ihm, war ſchon im Begriffe, näher zu treten, aber, wie über ſich ſelbſt erſchreckend, wendete ſie ſich ſchnell und verſchwand im Gedränge der Uebrigen.

Trautmann ſtand regungslos, faßte ſich an der Stirn und ſtarrte gedankenvoll nach der Richtung, die ſie genommen, dann ſchüttelte er den Kopf und ging ſeinen Weg nach Hauſe.

„Ich bin toll, rein toll!“ murmelte er. „Wenn ein Bekannter mein Benehmen geſehen hat, muß er geradezu denken, ich bin ein alter Mädchenjäger! Und doch hätte ich darauf ſchwören mögen, es ſei Magda. Freilich um Vieles bleicher und ſchüchterner als ehemals, aber ich hätte meinen Kopf darum gewettet, ſie ſei's! Wäre der verdammte Schleier nur nicht geweſen! In der Kirche konnte ich ihr Geſicht auch ſo recht nicht ſehen, mein Auge reicht ſo weit nicht mehr, aber mir zog's das Herz zuſammen! — Wie ſie das Haupt über dem Buch geſenkt hielt! Die dunklen Flechten, das bleiche Geſicht, das ernſte Gewand! Glich ſie doch faſt einer Maria! O wie ſchön iſt doch ein betendes Weib! — Sie ſchien öfter nach mir hinzublicken und dann die Bewegung vor der Thür, welche ſie auf mich zu machte! — Nein, nein, ich täuſchte mich ganz beſtimmt. Es iſt nicht möglich! Dieſes Mädchen hat noch im Unglück den ſtolzen, unbiegſamen Charakter bewahrt, ſie zu denken, — wie Dieſe, — es iſt nicht möglich! Wahrſcheinlich hab' ich mich ſo tölpiſch auffällig benommen, daß ſie einen Bekannten, vielleicht einen lange nicht geſehenen Freund in mir zu erblicken glaubte und nun beſchämt ſich raſch entfernte, als ſie ihren Irrthum gewahrte!“

Während dieſer Betrachtungen, nicht links noch rechts ſchauend, trat er in ſeine Wohnung und nahm endlich ein Buch, um ſich die Zeit bis zur Mahlzeit abzukürzen. Nachmittags hatte er mit dem Maler einen Spaziergang verabredet, und wollte den Abend in deſſen Familie wie gewöhnlich zubringen. Er ging eben mit ſich zu Rathe, welche Ueberraſchung er den Kindern wohl wieder machen könne, als Daniel, ſein alter Diener, eintrat.

„Eine Dame wünſcht Sie allein zu ſprechen, Herr Trautmann. Den Namen hat ſie nicht genannt, aber ſie ſagte, ſie käme von Paris.“

Der Alte fuhr auf. Es überlief ihn.

„Laß die Dame eintreten.“

Der Diener ging. In höchſter Bewegung preßte der Greis die Hände zuſammen und ging zitternd auf und ab.

Die Thür öffnete ſich. Die Dame trat ein, dieſelbe Dame aus der Kirche. Sie ſchlug den Schleier zurück.

„Gütiger Schöpfer, es iſt — es iſt doch Magda!!“

Weinend eilte die Angerufene zu ihm und küßte ſchluchzend ſeine Hand.

„Ja, es iſt Magda!“ hauchte ſie tonlos. „Die unglückliche Magda Turner. O, fragen Sie nicht, ob ich abbitte und bereue, ob ich mich änderte! Mein Elend iſt gerecht, denn ich habe es ſelber mir bereitet, habe in wahnſinniger Verblendung mein Glück von mir geſtoßen, deſſen Umfang zu würdigen ich nicht vermochte. Ich will nicht klagen, denn Klage iſt für ſo großen Schmerz, ſo tiefe Schuld zu gering! An treueſter Liebe nicht nur, an dem Vater hab' ich mich verſündigt, hab' ihm den Sohn vom Herzen geriſſen und — fluchen Sie mir, ich — ich habe Ihren Sohn geopfert! Mich zu erretten, hat er ſich in die Revolution verſtrickt, — er iſt aus dem Kampfe nicht wiedergekommen!!“

Zu des alten Mannes Füßen lag die Unglückliche und jammerte laut.

Der Greis vermochte kaum zu ſprechen vor Wehmuth. Er beugte ſich zitternd nieder, hob die Halbohnmächtige auf und führte ſie zu einem Sitz.

„Und deshalb, armes Kind, kommen Sie her? Haben ſich die furchtbare Strafe auferlegt, einem Vater den Tod des einzigen Sohnes mitzutheilen, haben ſich aus der Ferne hergeſchleppt unter Trübſal und Verſuchungen, um mit dieſem furchtbaren Geſtändniß vor mir zu endigen?! — Unglückliches, ſelber betrogenes Mädchen, das ſollſt Du nicht! Das Schickſal iſt gnädiger, als wir Menſchen meinen, und Gottes mächtiger Arm hebt uns aus tiefſtem Grame wieder empor zur Freude! Willkommen in dieſem Hauſe, mein Kind, denn Du kommſt zu Deinem Vater! Löſch' aus alle Thränen von Deinen bleichen Wangen, denn Benoni lebt, lebt und wird einſt wiederkommen zu uns, und wir werden glücklich ſein!!“

Er hatte ihr bleiches Haupt in väterlicher Liebe und einer wahren Engelsfreude an das ſeine gepreßt, ſtrich ihr das Haar aus der Stirn und drückte ihre Hände.

Magda ſtarrte vor ſich hin.

„Benoni lebt? — Lebt, ſagen Sie?“ ſchrie ſie auf. „Um Gotteswillen, ſagen Sie mir, lebt er denn wirklich? — Ich glaub' es nicht, ich kann's nicht glauben. Wo lebt er? Wie? Warum iſt er bei ſeinem Vater nicht?!!“

„Er iſt mit Fergus von London aus nach den Südſeeinſeln auf eine Entdeckungsfahrt gegangen! Das liebende Geſchick, das Euch Beide mir bis dieſe Stunde behütet, wird ihn auch zu uns zurückführen, glaub' es nur! Du aber, nicht wahr, mein Kind, Du wirſt bei mir bleiben, die einſamen Stunden eines alten Mannes zu theilen? Wir wollen von ihm träumen, Magda, zuſammen hoffen, auf ihn warten, wollen ihm das Leben mit Blumen ſchmücken! — Ach, dieſer Sohn der Schmerzen hat deren allzu viel gehabt, er braucht nun viel der Freude!!“

Lautlos, in lohendem Zwieſpalt von Qual und Freude, lachend und weinend, ſchluchzend und dankend, ſchmiegte ſich, wie das Kind an die verlorene Mutter, die Freund- und Elternloſe, der alle Blüthe des Lebens ſchon verwelkt, in die liebende Umarmung des alten Mannes, ſank nieder zum Gebet für ihn — den Fernen, von Gefahr Umdrohten, für den einzigen Gott und Herrſcher ihres Herzens, den edlen Mann, dem ſie unendlich weh gethan!!

Der Greis trat zu ihr und legte ſeine Hand auf ihr Haupt.

„Wenn Alles eben käme,
Wie Du gewollt es haſt,
Und Gott Dir gar nichts nähme
Und gäb' Dir keine Laſt —,
Wie wär's da um Dein Sterben,
Du Menſchenkind, beſtellt?
Du kämſt in Dein Verderben,
So lieb wär' Dir die Welt!“ —

— — — — — — — — — — — —

Zu der erſchütternden Wonne, daß Benoni lebe, daß der Vater in Verſöhnung, Mitleid und Liebe den Sohn erſehne, ſie ſelber gar an ſein Herz ziehe, kam noch Trautmann's Eröffnung, Dagobert und Nini, die Zeugen ihrer Trübſal, die Freunde ihrer bangen Stunden, ſeien in der Reſidenz und hätten ihm über alle Vorgänge zu Paris ſo viel als möglich Licht gegeben. Sie ſah, daß ſie ſomit in des Alten Augen längſt beſſer, reiner erſchienen war, als ſie bisher gedacht. Ihr gequältes Herz öffnete ſich wieder der Hoffnung und erſter, ſeit Jahren entbehrter Zufriedenheit und Ruhe.

Trautmann hatte ihr das Verſprechen abgenommen, bei ihm zu bleiben, wie ſeine Tochter ihn zu pflegen, zu erheitern, ſeine Hoffnungen und Sorgen und jedes zukünftige Glück zu theilen.

Magda geſtand ihm in dankbarer Rührung, daß dies

Alles ſein würde, was ſie noch zu erhoffen ein Recht habe. Sei doch ihr Gebet in der Revolutionsnacht, ehe ſie heimlich die Rue Gervais verlaſſen, und der heiße Wunſch erfüllt, Benoni's Vater aufzuſuchen, ſeine Verzeihung zu erlangen und in kindlich ſtillem Bemühen ihn fortan zu pflegen und ſeine Schmerzen zu theilen. Sie fühlte aber zugleich auch, daß ſie dem neugewonnenen Vater und Beſchützer Darlegung aller noch aufzuhellender Fragen ſchuldig ſei, ihm namentlich eine Erklärung über Alles geben müſſe, was ſie ſeit ihrem Verſchwinden aus Paris bis zu dieſer Stunde erlebt, um auch den leiſeſten Argwohn, ihre weibliche Würde könne im Taumel der Begebenheiten Schiffbruch gelitten haben, zu entkräften.

„Nein, nein," unterbrach ſie Trautmann bewegt, „laß das nur jetzt, mein Kind. Du kannſt mir Alles mit mehr Muße auseinanderſetzen, wenn Du Dich bei mir eingerichtet haſt; auch wird es dem guten Dagobert wohl eben ſo große Freude ſein, davon zu hören. Eines Beweiſes Deiner Frauentugend bedarf es nicht, mir wäre nie eingefallen, an derſelben zu zweifeln. Magda Turner konnte irren, konnte durch macchiavelliſtiſche Künſte eines Schurken, durch das thörichte, ſchlimme Verſchweigen einer ſchwachen Mutter, die ihres Kindes Liebe zu verlieren fürchtete, in's Verderben kommen, ſich entwürdigen konnte ſie nie! Dazu kenn' ich Dich zu gut! — Du biſt eitel, ſtolz, eingebildet geweſen, und haſt darum ſo ſchrecklich im Leben Dich verrechnet, aber Deine faſt männlich ſtarke Seele hat vor jenen gewöhnlichen Verſuchungen Dich bewahrt, welchen Schwächere leichter zum Opfer fallen. Und dann, — liebſt Du nicht meinen Sohn, haſt Du nicht unter höchſter Noth ſeinen Werth erkannt? Wie könnteſt Du mit ſolchen Gefühlen im Buſen ihn ſo verleugnen!!" — —

Trautmann sen. ſchrieb raſch an Dagobert, was vorgefallen ſei, er möge ihn und Magda Nachmittags bei ſich erwarten und Nini vorbereiten. Darauf fragte er liebevoll, ob Magda bisher Mangel gelitten, und in welchen Lebensverhältniſſen ſie ſich befinde.

„Darüber machen Sie ſich keine Sorge, lieber Herr Trautmann. Ich habe zwar ungleich karger bisher als früher, aber ich habe auskömmlich gelebt und bin nicht müßig geweſen. Die Liebe meiner unglücklichen Mutter hat mir ein kleines Capital gerettet, das ich bisher nur wenig und im äußerſten Nothfall nur angegriffen habe, wenn ſich für mich eben keine andere Gelegenheit fand, mich ehrenhaft zu beſchäftigen. Wenn Sie Ihre Güte für mich auch dahin ausdehnen wollen, mein kleines Vermögen unter Ihre Aufſicht zu nehmen, werden Sie mehr an mir thun, als ich verdiene."

„Sprich nicht ſo, Magda," ſagte er gutmüthig ärgerlich. „Verſteht ſich, daß wir ſuchen müſſen, es recht nutzbar für Dich anzulegen. Ich will überhaupt, daß Du mich ganz und gar wie Deinen Vater anſiehſt. Damit thuſt Du meinem Herzen unendlich wohl! Keiner, er habe mit redlichſtem Willen noch ſo vortrefflich gelebt, handelt vorwurfsfrei; ach, die Leidenſchaften des Augenblicks, die Vorurtheile machen uns gerade ſchlimmer, wenn wir es am wenigſten vermuthen. Mögen uns, mein Kind, wenigſtens die trüben, ſchmerzvollen Erfahrungen das Mittel ſein, uns um ſo inniger zu lieben, die letzten Fehler unſrer Vergangenheit zu verwiſchen. Das iſt ja eben das unendlich Hohe, Sittliche alles Unglücks, daß es den Guten noch beſſer macht, und alle verborgenen Keime unſrer Seele, die gar zu leicht die Sonne des Glücks verſengt, durch Thränen ſchneller zur Blüthe kommen!"

„Mein großmüthiger, väterlicher Freund," und Magda beugte traurig das Haupt, „man löſcht ſeine Vergangenheit ſo leicht nicht aus. Ich habe hier ehemals eine Rolle geſpielt, — über die ich jetzt erröthe, wird man ſich deren nicht zurückerinnern?"

„Das Heilmittel jedes Uebels iſt die Zeit. Seit jenen Tagen, glaube mir, hat ſich ſo viel Schlimmeres in der Welt zugetragen, daß man über den neuen Dingen die alten längſt vergeſſen. Alle die, welche damals Genoſſen Deines Irrthums waren, ſind entweder geſtorben, verdorben, verſchollen, oder waren froh, mit heiler Haut davon zu kommen. Wenige nur haben aber, wie Du, ſich durch alles Unglück ehrenwerth durchzukämpfen gewußt. Sei alſo der Welt gegenüber, was die Ehre anbetrifft, außer Sorge, der Beifall guter Menſchen, Magda, wird Dir nicht fehlen!“

— — — — — — — — — — — — — — —

Madame Nini's und Dagobert's Freude bei Magda's Wiederſehen iſt ſchwer zu beſchreiben. Nini brachte ihr kleines, unlängſt geborenes Töchterchen und legte es ihr in die Arme.

„Wir haben ſie nach Ihnen genannt, meine Liebe,“ ſagte ſie lächelnd, „möge das Kind ſo ſchön werden und lieb, wie Sie ſind!“

Magda küßte die Kleine brünſtig.

„Bitten Sie Gott lieber, Nini, daß er ſie glücklicher und beſſer mache, als ich bin. Körperreize wie geiſtige Vorzüge ſind unſre größten Verführer, wünſchen Sie ihr darum nicht mehr, als gerade hinreicht, ſich die Neigung eines ehrlichen Mannes erwerben und erhalten zu können!“

„Ei, eine Mutter,“ rief Nini, „iſt immer unbeſcheiden in ihren Wünſchen für die Kinder! Doch hängen Sie nicht das Köpfchen mehr, Alles wird nun gut werden, ich prophezei' es Ihnen. Kommen Sie auf's Sopha! Papa Trautmann, Dagobert ſetzt Euch Alle an den Tiſch; chère Magda mag uns erzählen, wie Alles gekommen iſt, aber — ohne Thränen, das iſt die Bedingung! So helle Augen ſind von Gott nicht ewig zum Weinen beſtimmt! Wie wollen Sie denn Benoni freundlich willkommen heißen, wenn Sie ſo verhärmt ſind?“

Magda erröthete tief.

Man ſetzte ſich um den Tiſch, und Magda begann ihren Freunden die Fata ihres Lebens zu enthüllen, und oft genug erſtickte das aufſteigende Weh ihre Stimme. Wo es nöthig wurde, gab Dagobert über Perſonen und Dinge die nöthigen Erläuterungen.

„Bei der furchtbaren Wuth des Straßenkampfes, am 23. Februar,“ begann Magda leiſe, „und als Benoni mit Fergus am Abend, wie er verſprochen, nicht wiederkam, glaubte ich mit einer verzweiflungsvollen Feſtigkeit an ſeinen Untergang. Die grauenvollen Ahnungen eines ungeheuren Unglücks waren ſo überwältigend in mir rege, daß ich es heut' nicht mehr begreifen kann. Mir war's, als müſſe ich fort, als brächen die Häuſer von Paris über mein ſchuldbeladenes, jammerndes Herz! Wo hätte ich, geſetzt auch, Benoni wäre zurückgekehrt, bleiben ſollen! Meine Gegenwart ſetzte ihn nur der ewigen Gefahr aus, ein Opfer von Franzens Hinterliſt zu werden, der in jenen ſchlimmen Tagen mir allmächtig mit ſeinen Pöbelhaufen zu ſein ſchien. Ich wußte ferner zu gut, daß mein Schickſal Benoni allein noch in Paris, von den Pflichten der Ehre und ferneren Strebens zurückhielt. Den Tod im Herzen, beſchloß ich aus Paris zu entweichen, jede Spur meines Weges vor den Freunden zu verwiſchen. Ich ſchrieb den Brief an Dagobert. Mein einzig Gebet nur war, daß es mir gelingen möge, nach Deutſchland zu kommen und von Ihrem Antlitz, Herr Trautmann, mein Urtheil zu leſen. Ich ſteckte mein kleines Vermögen zu mir und ſchlich in der Nacht aus dem Hauſe. Die Straßen waren mit Trümmern, Leichen, mit wüthenden bewaffneten Volkshaufen bedeckt. Dank meinem guten Glück und dem Erbarmen der Menſchen, ich erreichte die Barrière d'Italie."

„Aber, liebe Magda," unterbrach Dagobert, „was konnten Sie da wollen? Alle Circulation, der Verkehr der Diligencen, Poſten und Eiſenbahnen war gehemmt, überdies liegt dort kein Stationshof, Sie hätten vielmehr nach der Nordbahn durch St. Denis eilen müſſen!"

„Das hatte ich wohl überlegt. Ich wußte, daß jede Gelegenheit abzureiſen für den Augenblick unmöglich ſei, und noch eines andern Hinderniſſes, nicht minder wichtig, war ich mir bewußt. Mein Vermögen, das mir die arme Mutter in einem Briefe übergeben, beſtand aus Staatspapieren. Mein baares Geld reichte nicht über die Lebensbedürfniſſe der nächſten Tage hinaus, auch war mein Paß nicht in Ordnung. Am Rhein hätte man mich, zumal in jener Zeit, angehalten."

„Aber wie war Ihnen möglich fortzukommen, da Sie aller Hülfsmittel beraubt waren?“ rief haſtig Nini.

„Ich hätte verzweifeln müſſen, wenn ich nicht einen Helfer gefunden hätte, in deſſen Menſchenfreundlichkeit ſich meine Hoffnung nicht betrog. Erinnern Sie ſich noch, Dagobert, Herrn Bontarel's in dem Cercle Petineau? — unſrer Geſpräche mit ihm und ſeiner Karte?“

„Bei Gott!“ und Dagobert fuhr auf, „das war ein Gedanke vom Himmel! Sie gingen zu Bontarel nach Ivry hinaus?!“

„Was iſt das für ein Mann?“ und Trautmann wendete ſich zu dem Maler, „ſeinen Namen haben Sie mir nie genannt!“

„Weil er mir, wie viele Andere unſrer Umgebung, mein Verehrter, nicht wichtig zur Aufklärung des Schickſals unſrer Theuren ſchien,“ erwiederte Dagobert. „Magda, Ihr Sohn, Madame Turner und ich beſuchten kurz vor Beginn der Revolution nämlich das Haus des Banquier Petineau, der politiſche Soiréen gab, wo ſich die Geldleute zuſammenfanden. Ich führte ſie dort ein. In dieſen Soirées erſchien auch Herr Bontarel, ein kinderloſer, alter, ſteinreicher Fabrikant, der aber ein abgeſagter Feind des Tagesgeſchwätzes war. Er intereſſirte ſich für Benoni und Magda, und bei einem Disput, wo er ſcharf auf ſeine räſonnirende Umgebung loszog, verſicherte er, daß die kommende Revolution für alle Betheiligten unglücklich enden würde, er aber allein, während man in Paris kämpfe, mit ſeinen viertauſend Arbeitern unbeirrt von der Bewegung bleiben würde, und lud Benoni wie Magda ein, im Fall der Noth bei ihm ein Aſyl zu ſuchen!“

„Mein Gott, in Ivry!“ rief Nini. „Sie waren ſo nahe bei Paris und wir wußten und ahnten nichts! Ach, hätte Benoni das vermuthet!“

„Das eben ſollte Keiner von Ihnen, es war mein feſter Entſchluß,“ ſagte Magda ſchmerzlich. „Wozu die Spur einer Unglücklichen verfolgen, deren fernere Nähe Allen doch nur Gefahr und Aufopferung eintragen konnte? —

Ich erreichte todmüde und verſtört am Morgen das ſtille Ivry und gab die Karte ab. — So lange ich eines Dankgefühls fähig bin, meine Freunde, werde ich bei der Erinnerung an jene entſetzlichen Tage eben ſo wenig des wackern Bontarel vergeſſen, wie ich der lieben, ach, und für mich ſo thränenſchweren Rue Gervais vergeſſen kann! — Er nahm ſich meiner an, wie nur ein edles Herz es vermag. Ich ſetzte ihm meine troſtloſe Lage, meine Ueberzeugung, Benoni ſei todt, Franz werde die Anarchie benutzen, um mich in ſeine Gewalt zu bekommen, auseinander und daß ich unbemerkt nach Deutſchland wolle. Er verſprach mir mit größter Bereitwilligkeit ſeine Hülfe. Es wurde aber vor allen Dingen nöthig, mir die unumgängliche Reiſelegitimation zu verſchaffen und die geldwerthen Papiere zu veräußern, um mir die nöthigen baaren Summen zu ſchaffen, den Reſt aber in Wechſel und Effecten umzuſchmelzen, welche in Deutſchland Geltung hatten. Das war jedoch in dieſen Tagen ganz unmöglich, ſollte meine geringe Habe nicht auf ein Drittel zuſammenſchrumpfen. Andererſeits quälte mich auch der Gedanke, über die letzten Augenblicke Desjenigen wenigſtens Auskunft zu erhalten, der mir — der Theuerſte im Leben war, und deſſen Schickſal ich mir anrechnen zu müſſen glaubte. Auch dieſem dringendſten aller Wünſche konnte Bontarel vorerſt nicht nachgeben. In jener unruhigen Zeit durfte Niemand ſeiner Arbeiter die Fabrik verlaſſen. Dies war feſtes Geſetz. Es erſchien auch um ſo nothwendiger, als durch irgend eine Unachtſamkeit leicht der Ruin des ganzen Etabliſſements und unzähliger Familien herbeigeführt werden konnte, denn die Banden unbeſchäftigter Arbeiter, zerſtörungsluſtigen Pöbels zogen überall umher, um zur Arbeitseinſtellung zu bewegen und die noch Beſchäftigten aufzureizen. — Bontarel in Perſon erkundigte ſich auf der Morgue, in den Hoſpitälern und wo ſonſt Nachricht zu holen war, doch weder über Benoni noch den Schotten war etwas zu hören. Dies ſchien um ſo unmöglicher, als bereits nach Beendigung des Kampfes viele Todte begraben worden waren."

„Aber ich begreife nicht, warum er nicht zu uns kam,“ rief Dagobert, „gerade dahin, wo er die ſicherſte Auskunft finden mußte?“

„Weil mein Verbleiben um Ihretwillen, um meinetwillen nicht bekannt werden durfte. Ich hätte Sie und mich, vielleicht ſelbſt Bontarel der Gefahr ausgeſetzt, von Franz, deſſen Schlingen ich eben entflohen, angegriffen zu werden, denn Franz war ſpäter in der Rue Gervais und ſuchte mich!“

„Er war in unſrer Wohnung?“ — rief Nini.

„Kurz vor den Junitagen. — Bei der Lage der Dinge blieb mir nichts übrig, als des alten, guten Fabrikanten Gaſtfreundſchaft anzunehmen und in Geduld zu warten. Linderte der Aufenthalt in Ivry auch mein Gemüthsleiden nicht, ſo wirkte er doch ſegensreich auf meinen Geiſt. Ich hatte längſt die Thorheit meiner früheren Ideen, die Unzulänglichkeit des Weibes für geiſtige Kämpfe eingeſehen; hier unter dieſen einfachen, arbeitenden, ſtill zufriedenen Menſchen, die Alle zu Bontarel wie ihrem Vater aufblickten, lernte ich den eigentlichen Werth des Lebens, das Glück des Schaffens, das Eden der Häuslichkeit, was auch der Aermſte ſich mit reger Mühe erringen kann, heilig halten. Erſparen Sie mir zu ſchildern, wie ſehr dies meine Schmerzen, die Hoffnungsloſigkeit meiner Zukunft vermehren mußte. Ich blieb bis Ende des Jahres 48 bei Bontarel, ſuchte nach Kräften in der Arbeit, dem großen Wirthſchaftsgetriebe ſeines Etabliſſements mich ſelbſt zu betäuben. Wäre es nach Bontarel gegangen, er hätte mich bei ſich behalten, denn er nahm väterlich Theil an der Heimathloſen. Die fürchterlichen Junitage kamen, — ich wage Ihnen nicht die traurigen Scenen zu ſchildern, die ganz in nächſter Nähe vor ſich gingen. Als Cavaignac nach vier blutigen Tagen geſiegt hatte und die Ruhe des Kirchhofs auf Paris lag, ging Bontarel in die Stadt, Erkundigungen einzuziehen. Weil bei dem ganzen Kampfe die Beſtrebungen der Legitimiſten und Napoleon's ſo offen am Tage waren, erfuhr er, daß Franz am dem Pont St. Michel durch die Hand des Volkes ſelbſt gefallen ſei, als er Napoleon ausrief, und Jobin ſein Schickſal getheilt habe!“

„Franz iſt todt?!“ riefen Dagobert und Nini.

Magda nickte ſtumm und finſter.

„Er ſtarb den Tod eines Ehrloſen, vernichtet vom ſelbſtgeſchaffenen Unheil!“

Trautmann faßte Magda traurig bei der Hand.

„Ich habe ihn niemals geliebt,“ ſagte ſie leiſe. „Selbſt als ich noch wähnte, er ſei mein Bruder, hatte ich ſtets eine Art kalter Scheu vor ihm, ſo ſehr ſein Geiſt mich bewältigte. Und doch, erklären Sie mir, mein ehrwürdiger Freund, habe ich nicht ganz fühllos die Nachricht ſeines Todes vernommen!“

„Dies Mitleid macht Ihnen nur Ehre, Kind. Sie haben von Jugend auf mit ihm gelebt, er war der Genoſſe Ihrer Spiele, Ihrer erſten, leider ſo unglücklichen Ideen. Man ſteht Niemand nahe, und ſei es der ſchlimmſte Verbrecher, ohne, bei allem Abſcheu vor ſeinem Leben, ihm, wenn er zu Grunde geht, eine Thräne des Mitleids zu weihen. Auch Franz ward zum Ebenbilde Gottes geſchaffen, und daß er es wahnwitzig in ſich ſelbſt zertrümmert, ſchon das verdient Trauer.“

Ein Moment allgemeiner Stille trat ein. —

„Als Bontarel die Ueberzeugung gewonnen,“ ſetzte Magda fort, „daß Franz todt ſei, eilte er nach der Rue Gervais, dort vielleicht von Dagobert über Benoni's Ende etwas Näheres zu vernehmen. Er fand die Wohnung leer.“

„Wir waren ſchon vor den Junitagen abgereiſt,“ warf Nini ein. „Als unſre armen Freunde alle zerſtreut waren, wurde uns Paris zu enge.“

„Niemand konnte nähere Auskunft geben,“ fuhr Magda fort. „Der Portier erzählte nur, daß Dagobert und alle ſeine Umgebungen Paris verlaſſen hätten, ferner bald nachher Jobin mit Franz dageweſen ſei und Letzterer ſich wie ein Raſender geberdet habe. — Ich verließ das gaſtfreie Ivry. Nachdem ich mit Bontarel's Hülfe mein Geld flüſſig gemacht, auch Paris und eilte nach Deutſchland. Um meine Mittel nicht zu ſehr zu erſchöpfen, nahm ich eine Stelle als Erzieherin in der Familie eines Kaufmanns in Cöln an und blieb bis Ende vorigen Jahres daſelbſt. Durch die Güte dieſes Mannes, der für mich hierorts Erkundigungen einzog, erfuhr ich, daß der Vater meines theuerſten Freundes noch lebe. — Ich muß geſtehen, nur die Furcht, Ihnen unter die Augen zu treten, das Entſetzlichſte mittheilen zu müſſen, was ein Vater nur erfahren kann, hielt mich noch zurück. Mein Pflichtgefühl, mein Gewiſſen ſiegte endlich über meine Feigheit und ich langte hier an. Falls ich mein Erbtheil nicht noch mehr angreifen und mich jedes Anhalts für mein Alter berauben wollte, auch durch die Nothwendigkeit, mich auf ehrenvolle Weiſe zu beſchäftigen, war ich genöthigt, wiederum den Platz einer Erzieherin und Geſellſchafterin in der Familie eines Gutsbeſitzers hier ganz in der Nähe anzunehmen. Dadurch hatte ich wenigſtens Gelegenheit, mich nach Ihnen, Herr Trautmann, ſelbſt erkundigen zu können und Sie einige Male zu ſehen. Nach langem Kampfe, ich muß es geſtehen, überwand ich meine Furcht, verließ meine Stellung vor vier Wochen und ſuchte in Ihre Nähe zu kommen. Heut' erſt beachteten Sie mich das erſte Mal und ſchienen mich zu erkennen!“

„Und fortan ſollen Sie nicht mehr freundlos und von Gewiſſensbiſſen bedrängt ſein. Das Geſchick wählt ſeltſame Wege, uns von unſeren Irrthümern zu reinigen!“

Damit reichte der Alte Magda gerührt die Hand, und Nini umarmte ſie ſtill und flüſterte leiſe: „Die Zeit der Leiden wird enden!“

Magda neigte das Antlitz und ſchüttelte leiſe das Haupt

— — — — — — — — — — — — — —

Benoni's Vater hatte Magda wie eine Tochter in' Haus aufgenommen. Stille Zufriedenheit und dauernde Friede ſchien über dies Mädchen gekommen. Ihre Wangen rötheten ſich leiſe wieder und die Zuverſicht, Benoni werd wiederkommen, könne die alte Liebe vielleicht in ſich be wahrt haben, erfüllte ſie mit verſtohlener, ſüßerer Hoffnung, mit einem Traum von Glück, deſſen Verwirklichung ihr zu hold ſchien für dies faſt verlorene Leben. Die Freunde Trautmann's, welche deſſen Entſchlüſſe zu würdigen wußten, alle Umgebungen kamen ihr mit Freundlichkeit und Sorgfalt entgegen, Alles ward vermieden, was ſie an Vergangenes erinnern, wie Vorwurf ausſehen konnte, und Nini's liebenswürdige, faſt ſchweſterliche Freundſchaft gewährte ihr einen weiblichen Anſchluß, der gerade jetzt für ſie einen unendlichen Werth hatte.

So entfalteten ſich unter dem warmen Strahle allſeitiger Zuneigung die wahrhaft ſchönen, rein weiblichen Eigenſchaften Magda's. Ihre Pſyche hatte jetzt eine Weichheit, ein ſympathetiſches Mitfühlen mit allen Anderen erlangt, ward durch leiſe Melancholie verſchönt, daß Trautmann ſich ſelber ſagen mußte, ſie ſei nie, ſelbſt in ihren Blüthentagen, ſo ſchön geweſen als jetzt, ſo würdig, das Juwel eines braven Mannes, die Gattin ſeines Sohnes zu ſein.

Wenn er dies auch aus Zartheit nicht ſagte, machte es doch ſein höchſtes Glück aus, in ihrem Anſchauen verſunken dem Sohne eine paradieſiſche Zukunft zu erbauen, zu der nichts fehlte als ſein Kommen. — — — —

Unter Hoffen und Warten verſtrich die Zeit. Der Herbſt 1852 kam heran, doch der Erſehnte wollte nicht wiederkehren.

— — — — — — — — — — — —

Magda und der Vater waren eben im Wohnzimmer bei einander, als ein Brief von London eintraf.

Haſtig riß ihn der Vater auf, ſein Auge flog mit fieberhafter Angſt über die Zeilen.

Da ſchauderte er in ſich zuſammen, Todtenbläſſe bedeckte ſein Antlitz, er ließ den Brief fallen, preßte die Hand vor die Stirn und brach im Jammer aus.

„Mein Sohn Benoni, mein geliebter, mein herrlicher Sohn iſt todt!“

Mit lautem, erſchütterndem Schrei ſank er auf den Stuhl zurück, kalter Schweiß perlte aus ſeinen Locken.

Magda hatte entſetzt das Schreiben durchflogen. Es war von Tottenham unterzeichnet und meldete, daß der Wittington verſchwunden und, da man trotz aller Forſchung nichts mehr von ihm gehört, zuverſichtlich zwiſchen den Sandwichs- und Radacksinſeln zu Grunde gegangen ſei.

Magda warf ſich vor dem Alten nieder, preßte in entſetzlichſtem Weh ihr Haupt in den Schooß des alten Mannes und klagte ſich laut an, daß ſie ſchuld ſei an Benoni's Abenteurerthum aus verletzter Ehre, ſchuld an ſeinem Tode!!

„Nein, Magda, nein! Läſtre die Vorſehung nicht. Sein eigener glühender Forſchergeiſt trieb ihn in die Ferne, ſein Tod inmitten der Gefährten war der eines Helden! Laß uns ſein Andenken rein erhalten von den Schlacken endlicher Schwächen! — So ſollte ich ihn denn nicht wiederſehen, mein Gott, ſollte ihn nicht in die Arme des Weibes führen, nach dem er geſtrebt und gerungen, ſo lange ſein Herz ſchlug! Vergebens iſt Alles geweſen, was meine Vaterliebe geſchäftig erbaute, ſein Glück zu gründen! Ein Sohn der Schmerzen trat er in die Welt, ein Sohn der Schmerzen ſchied er aus dem Leben! Jenſeits, Jenſeits, o letzter Troſt aller Lebensmüden, du Jenſeits mit deinen ſtillen Auen, deinem unlösbaren Wiederſehen, laß mich nicht zu lange mehr auf dich warten!“

„Und ich bleibe zurück, ausgeſchloſſen hier und dort!“ hauchte Magda.

„Nein, nein, geliebte Tochter, einzige Stütze und Wonne meiner Tage, das biſt Du nicht!“ und er preßte ſie an ſich. „Um Deinetwillen wünſche ich noch zu leben, will mich nicht übermannen laſſen vom Gram!!“

Sie hielten ſich umſchlungen in ſtiller, unendlicher Trauer. Die Locken des Greiſes miſchten ſich in die dunklen Flechten des bleichen Weibes, ihre Thränen wurden vereint zu einem wehmüthigen Liebesopfer für den Verlorenen!!

Neuntes Capitel.

An der jungen Republik Frankreich, welche den erſten Todesſtoß in den Junitagen 48 erlitten, ward Louis Napoleon zum Todtengräber. Der Staatsſtreich des zweiten December 1851 ſargte jede politiſche Freiheit des Landes ein und unter der Schreckensherrſchaft der Säbel und Bajonette wurde eine „freie“ Abſtimmung für das Kaiſerthum erzielt, jenes Kaiſerthum voll Borgiakünſte, welches „der Friede“ ſein ſollte!

Der alte Köder der Napoleoniden, die Welt durch ihre Coquetterie mit freiſinnig ſcheinenden Ideen zu blenden, um ein phosphoriſch Leuchten, die Gloire, um den verweſenden Staatskörper Frankreichs zu erzielen, ward wieder hervorgeſucht, die diplomatiſchen Gründlinge zu fangen!

Der furchtbare Rückſchlag auf einen ſo rapiden Stoß nach vorwärts, wie die Revolution geweſen, fand eben ſo heftig in Süddeutſchland ſtatt und beendete ſich mit dem Concordate, der Creirung des Pfaffenſtaats.

Aus den politiſchen Parteikämpfen begaben ſich die norddeutſchen Ideen gleichfalls auf die kirchliche Arena und lieferten hüben und drüben die erbittertſten Schlachten. Die Orthodoxie, ſeit Anbeginn der Welt unduldſam und fanatiſch, erhielt aber zu ihren alten Feinden noch einen neuen, gegen den mit allen Waffen der Erbitterung zu kämpfen ſie jedoch ein begründetes Recht hatte. Dieſer Feind war der Materialismus, der platte Materialismus, welcher ſich im bürgerlichen Leben unſrer modernen Zeit des Geldes und der Induſtrie und im wiſſenſchaftlichen Leben durch zwei andere, unter einander verbundene Richtungen geltend machte. Die eine wiſſenſchaftliche Richtung war die der Philoſophie, welche ſchon längſt aufgehört hatte, dieſen Namen im eigentlichen Sinne zu verdienen. Nachdem Feuerbach und die darauf folgende Zeit die abſtracte Philoſophie zerbrochen und alle Forſchung der Vergangenheit annullirt hatten, löſte ſich das Chaos zerſtückter Dogmen in die Anthropokratie, in den philoſophiſchen Humanismus auf.

Der Makranthropos, der Allmenſch, die Selbſtanbetung unſres Geſchlechts unter allen Umſtänden und ohne alle Unterſuchung ward Mode.

Eine zweite Richtung war die der Naturwiſſenſchaften. Die Forſchung hatte ſeit Laplace, beſonders aber in den letzten zwanzig Jahren ungeheure Erwerbungen gemacht, ſchien alles andere Wiſſen und Können weit zu überſtrahlen und in Dienſt zu nehmen. — Deutſchland, ermattet und ſchmerzvoll im eigentlichen Lebensnerv vom Bürgerkriege berührt, wendete ſich von dem Geträtſch des Markts und den glanzloſen Zänkereien der Tribüne der Natur und ihren ſtillen Wundern zu, öffnete ihr lechzendes Herz dem lichten Tempel der alten Urmutter, ſog gierig an den Brüſten der Cybele, um Wahrheit und Schönheit ſich in's durſtende Herz zu trinken.

Es iſt vielleicht einer der herrlichſten Beweiſe für unſern tief ſittlichen Gehalt, daß die Naturwiſſenſchaft um dieſe Zeit ſo raſch zum Lieblingsſtudium der Maſſen wurde. Mit dieſen Naturwonnen aber, die Alle zu ſchlürfen begannen, ſog man auch ein berauſchendes Narcoticum ein, das auf ſehr Viele tödtlich wirkte, nämlich den naturhiſtoriſchen Materialismus!

Es liegt im Weſen jeder Unterſuchung, rationell zu Werke gehen, vorher Alles negiren zu müſſen, um poſitive Reſultate zu erzielen. Dieſes Verfahren ward aber von manchen Forſchern dahin umgekehrt, nunmehr auf Grund der erzielten Reſultate wiederum alles Andere zu negiren! Die Materie, der rohe Stoff ward Herrſcher, der Geiſt, den man doch einmal nicht leugnen konnte, wurde als dem Stoffe an ſich innewohnend, als modificirter Stoff angeſehen, das heißt, aus der Natur herausgetrieben, der Weltbau zu einem perpetuum mobile, die animaliſche Bewegung zu einer elektro-magnetiſchen oder galvaniſchen Function und die menſchliche Seele wo möglich zu einer Alkoholverbindung geſtempelt.

Dieſer Anſchauung, welche, gleich der neuen Philoſophie, den Beweis zum Endziel hatte: die pure, platte Menſchennatur ſei das Letzte, Höchſte alles Seienden, trat die Orthodoxie mit aller Erbitterung und Wuth, und unleugbar mit großem Recht entgegen, nur daß ſie faſt immer den Kürzeren zog, weil es ſich bei dem Streite nicht um innere, moraliſche, um Vernunft-, ſondern äußere, ſachliche, um Verſtandesgründe handelte.

Zu dieſem erbitterten Kampfe zwiſchen Naturwiſſenſchaften und Gottesgelahrtheit kam noch der Unſinn der magnetiſchen Tiſche, der alten abgelebten Clairvoyance und die ſüddeutſch-naive Behauptung, die Sonne bewege ſich um die Erde. Die Naturwiſſenſchaft blieb ſiegreich, weil ſie nicht blos mehr Beweismittel auf den Platz brachte, ſondern weil die Orthodoxie, ſo recht ſie in dieſem Falle hatte, bei der ganzen Bevölkerung ſich dadurch verhaßt gemacht, daß ſie Politik trieb und mit jedem Tage mehr Herrſchaftsgelüſte bekundete, und im Siege zu vergeſſen, Gott zu geben, was Gottes, und dem Kaiſer, was des Kaiſers iſt.

Inzwiſchen war der Schlüſſel des heiligen Grabes die billige, vom Zaune gebrochene Gelegenheit, die Welt, welche der Ruhe und Erholung von den letzten Eruptionen noch ſo ſehr bedurfte, zu erregen, und das friedliche Kaiſerthum unternahm im Verein mit England einen Kampf gegen die Suprematie Rußlands im Orient. Der Sieg verblieb dem damals noch nicht enthüllten Napoleon, und Rußland trug furchtbare Erſchöpfung davon. Czar Nikolaus, der bedeutendſte Herrſcher, welcher zur Zeit die Krone trug, ſank, von ſeinen Feinden ſelbſt bewundert, in's Grab.

O, unſer Jahrhundert iſt wahrlich groß, gewaltig und erhaben, wie nur je ein vergangenes. Alle Fragen und Geſchicke, die wir vom großen Friedrich und von der franzöſiſchen Revolution als ernſtes Erbe überkamen, kommen in unſrer ſtolzen Zeit zum Austrag, und die Urenkel werden glühenden Auges, hochathmender Bruſt und mit Dankesthränen auf eine Epoche zurückſehen, in der wie eben in jeder andern geſeufzt wurde: „Ach das ſind traurige Zeiten!!“ — — —

War ſchon in den letzten Jahren der alte Trautmann nicht geneigt geweſen, ſich in die öffentlichen Dinge zu miſchen und dem Strom der großen Begebenheiten, wie ſonſt wohl, zu folgen, ſo war jetzt ſein Haus, er ſelbſt den Außendingen ganz und gar verſchloſſen. Seit der Nachricht von Benoni's Tode zog er ſich aus dem Kreiſe faſt all' ſeiner Bekannten und Freunde zurück, und Magda, wie Dagobert mit den Seinen blieben ſein einziger Umgang, ſeine liebſte Zerſtreuung.

Er lebte mit ihnen ganz dem Andenken Benoni's, den ſtillen gläubigen Hoffnungen einer andern beſſeren Vereinigung jenſeit der Gräber. Seine letzte irdiſche Freude und Erquickung war — mit Nicot und der kleinen Magdalene zu ſchäkern, unter den Kindern ein Kind zu ſein und mit reicher Hand Wohlthaten zu ſtreuen, wo er nur konnte. Indem er ſich der Noth und Schmerzen ſeiner Mitmenſchen annahm, zahlloſe kleine Intereſſen fremder Leute verfocht, ſchien ihm das Leben erträglicher, und eine ſtille Reſignation, ſchon verklärt von dem Morgenroth einer ſchöneren Erde, gewann in ihm Raum und breitete eine Weihe und Liebenswürdigkeit um ihn, die ihn zum Abgott aller ſeiner Umgebungen machte.

Magda ſtand ihm mit treueſter Hingebung zur Seite, emſig bemüht, alle Schatten von ſeiner Stirn zu verjagen, in dunklen Stunden ihn voll holder Ueberredungskraft zu tröſten und in heiligen Gefühlen zu ſtärken.

Leider war die Arme, welche Opfermuth und Kraft genug beſaß, Andere aufrecht zu erhalten, ſelbſt weniger von den eigenen Tröſtungen gekräftigt, litt unendlich mehr, als ſie zu erkennen gab. Seit ſie Benoni's glühende Liebe, die ſelige Ueberzeugung, er glaube an ſie und ihre Neigung, verloren, fühlte ſie an ihren eigenen Seelenqualen, wie unendlich er um ihretwillen die langen Jahre hindurch gelitten hatte. Das Andenken an ihn, je ſüßer, lohender es war, deſto mehr von Reue und Sehnſucht war es durchwoben. Sie war in einem Alter, wo die Hoffnungen der meiſten Mädchen ſich langſam zu Grabe tragen, aber ſie war nicht alt, am wenigſten reizlos genug, um den Wunſch des Eheglücks als eine tragiſche Lächerlichkeit erſcheinen zu laſſen. Sie fühlte, daß ſie Benoni noch hätte feſſeln können, wenn er noch lebend und ihr geneigt geweſen wäre. Ach, die Liebe war ihr in ganzer, eigentlichſter Stärke erſt ſpäter, als den meiſten anderen Mädchen erwacht, darum ward die Unglückliche auch jetzt von dieſer Leidenſchaft in allen Fibern noch durchzittert, wo Der, den ihre Seele heiß umfing, für ſie auf dem Grunde des Meeres ſchlief. — — — —

— — — — — — — — — — — —

An einem neblicht feuchten Wintertage des Jahres 53, wenig Wochen vor dem Weihnachtsfeſte, kam ein alter, ſimpel ausſehender, weißköpfiger Knabe die ſchmutzige Straße herauf und ſchritt langſam dem Hauſe Trautmann sen. zu. Sein röthliches, ſonnengebräuntes, ſtill freundliches Antlitz blickt, muſternd und ſuchend, an den Façaden der Häuſer empor, während ſeine Hände in den weiten Taſchen des Ueberrocks ruhen. Der Hemdkragen über dem nachläſſig geſchlungenen Halstuch hervorlugend, läßt ſeinen markigen Hals und Nacken ſehen, und ſein Gang hat etwas ſchwerfällig Schwankendes, obwohl er nicht allzu corpulent iſt.

Vor Trautmann's Thür bleibt er ſtehen, ſieht hinauf, vergleicht, ſorglos um Schnee und Regen, die Nummer des Hauſes mit der Adreſſe ſeines Notizbuches, dann nickt er lächelnd, tritt ein und ſchreitet die Treppen allgemach empor.

Am Thürſchilde des erſten Stocks ſieht er, daß er recht iſt, und ſchellt.

Nach einigen Augenblicken öffnet Magda.

„Zu wem wünſchen Sie?“

Der Fremde ſtutzt, legt die Stirn in Falten und tritt langſam zurück, den Hut ziehend.

„Ich weiß nicht,“ ſagte er finſter in gebrochenem Deutſch, „ob ich hier recht bin. Ich ſuche Herrn Gottlieb Trautmann, deſſen Sohn vor Jahren eine Expedition nach der Südſee unternahm.“

Magda ward bleicher noch als ſonſt.

„Gott, mein Herr, Ihrer Ausſprache zufolge ſind Sie Engländer! Bringen Sie uns vielleicht endlich nähere Nachricht über das Unglück? Hat man den Armen gefunden?“

„Ja, ich bringe Nachricht. Ich bin Seemann und habe Herrn Benoni Trautmann gekannt.“

„O, erlauben Sie einen Augenblick, daß ich Herrn Trautmann vorbereiten darf. Treten Sie in dies Zimmer.“

Sie führte den Beſuch in ein ſeitwärts gelegenes Cabinet und verſchwand.

Der Fremde ließ ſich auf einen Stuhl am Fenſter nieder.

Es verging einige Zeit, ehe man Stimmen und nahende Schritte hörte. Die Thür öffnete ſich und Trautmann sen., gefolgt von Magda, trat wankend und blaß ein.

„Seien Sie mir in Gottes Namen willkommen, Herr,“ er reichte dem Fremden zitternd die Hand. „— Wie —, wie ſtarb mein armer, geliebter Sohn? — Verſchweigen Sie mir nichts, ich habe Alles — tragen gelernt!“

Dieſe Worte ſtraften aber das Benehmen des alten Mannes Lügen. Er erſchauerte in ſich fieberhaft. Magda bat ihn, ſich niederzulaſſen, denn er war furchtbar angegriffen.

Der Fremde ſetzte ſich neben ihn, in ſeinen Zügen malte ſich innige Rührung und die Furcht, den Greis mit ſeiner Nachricht zu ſehr anzugreifen. Er faßte ihn bei der Hand und drückte ſie heftig.

„Alter Herr, faſſen Sie ſich nur und verlaſſen Sie ſich auf Gott, der Alles zum Beſten zu lenken weiß. — Ich bin nahe an die vierundſiebenzig Jahre bald und ſeit meiner Jugend auf der See geweſen, da weiß ich denn wohl am beſten, wie wunderbar der Himmel manchmal das Leben der Menſchen in ſeiner Hand hält."

„Sie kannten meinen Sohn?" fiel Trautmann haſtig ein. — „Wo lernten Sie ihn kennen und was, o zögern Sie nicht, was wiſſen Sie von ſeinem Ende?!"

„Haben Sie nur Geduld, das Deutſche wird mir noch ſchwer. — Im Jahre 48, wie Sie wiſſen werden, lief der Wittington von Portsmuth aus und hatte Ihren Sohn, Miſter Fergus und noch drei Gelehrte an Bord, die für Rechnung des Traveller-Clubs eine Entdeckungsfahrt noch dem ſtillen Ocean und Polyneſien machen ſollten."

„Ich weiß, ich weiß!"

„Mein Name iſt Clan-Ivrach. — Auf dem Wittington machte ich die Reiſe als erſter Steuermann mit. Ihr Sohn und ich wurden bald befreundet. 's iſt ein herrlicher, ein wackerer Sohn iſt's!"

Magda that einen leiſen Ausruf des Erſtaunens.

„Sie machten die Reiſe auf dem geſcheiterten Schiff mit, Herr?" und Trautmann ſprang empor. „Und Sie überlebten das Unglück?"

„Ruhig, ruhig, alter Herr! Sonſt koſtet Ihnen die Freude am Ende das Leben, und — und, — zum Teufel, Sie werden ſich doch wohl für Ihren Sohn erhalten wollen?!"

Ivrach liefen die hellen Thränen über die Wangen.

Magda jauchzte: „Er lebt!!"

„Barmherziger Gott! Mein Sohn, Sie ſagen, mein Sohn lebt noch?!!"

„Ja, ja, er lebt! Er lebt und iſt geſund, ſo geſund wie ich, und iſt hier, um nie mehr von ſeinem Vater zu gehen! Er hat mich nur geſchickt, damit Sie nicht zu ſehr erſchrecken möchten!!"

„Aber mein Gott, ich kann's nicht, kann dies Glück nicht faſſen!!" rief Trautmann. „Iſt denn der Wittington nicht geſcheitert? Hat man mich denn getäuſcht?!"

„Nein, Herr, das hat man nicht. — Der Wittington iſt zwiſchen den Radacks und Mendanas auf den Korallen eines Eilands zu Grunde gegangen, geſcheitert mit Mann und Maus. Aber Der droben hat Ihren wackern Sohn und mich alten Kerl von der Vernichtung ausgeſchloſſen! Drei lange Jahre haben wir auf der Inſel alle Schmerzen, Entbehrungen und Gefahr getheilt. Da hab' ich ihn kennen gelernt, und der alte Ivrach, der nie Weib noch Kind gehabt, hat ihn ſo lieb bekommen, wie ſeinen eigenen Sohn und kann ihn nun nimmer verlaſſen! — Wir wären wahrſcheinlich, vergeſſen von den Menſchen, mitten auf einem Punkte im Meere geſtorben, aber das liebende Geſchick, das uns ſo freundlich in ſeinen Schutz nahm, brachte uns voriges Frühjahr einen Retter, den Agathon, eine Fregatte, die der Stürm nach unſrer Gegend verſchlug. Jubelnd in London empfangen, reich geehrt iſt Ihr Sohn, denn er hat Entdeckungen gemacht, wie ſelten ein Forſcher! Aber er ließ Alles im Stiche, dem Vater gebührt die erſte Freude, die Wonne des Wiederſehens, und — da ſind wir wieder!!"

„Großer Gott, nimm den zitternden Dank eines armen alten Mannes! — Du haſt ihm die Wonne ſeines Lebens, die letzte Erdenſeligkeit, das einzige ſo theuer erkaufte Glück des Alters, den Sohn haſt Du mir wiedergegeben!! Dorothea! Selige, verklärte Mutter, die um dies Kind ihr Leben hingab, Dein Geiſt ſchaue lächelnd auf uns nieder und ſegne das endlich erreichte Paradies, die Roſenzeit, die mir am Lebensabend beſchieden!! — Magda, mein liebes Mädchen, der Freund Deiner Trübſal, der Geliebte kehrt wieder in Deine Arme, zu einem letzten, ſchönſten Glück!! O Du Schutzengel meines Sohnes, alter erprobter Held der Gefahren, Ivrach, laß Dir in einer ſeligen Umarmung danken. Wir wollen uns redlich theilen in Benoni's Liebe, und mein Haus ſoll die Stätte ſein, wo Du ausruhen magſt von den Irrfahrten und Stürmen der Vergangenheit!!"

Die Greiſe hielten ſich in heiligen Gefühlen der Liebe, Seligkeit und des kommenden Glücks umſchlungen.

„Ach, Israch, bringen Sie ihn mir! Sagen Sie meinem Sohne, daß ich mit Freudenthränen ſeiner warte!!"

Haſtig erhob ſich der alte Seemann, nahm den Hut und eilte freudeſtrahlend hinaus, fort zu Benoni.

„O Seligkeit und Wonne, Magda! Wir haben ihn wieder!" und er zog das zitternde Mädchen in ſeine Arme. „Uns winkt ein beneidenswerth glückliches Loos. Nun kann ich Dich zwiefältig Tochter nennen, Du Geliebte, Du heiß erſehntes Beſitzthum des armen Wanderers! In Deinen Armen wird er die höchſte Wonne finden, die ſelbſt die Kindesliebe überragt, ein liebend Weib!! — — Was iſt Dir, Magda? Kind, ich bitte Dich! — Du ſprichſt nicht! Du wirſt bleich wie der Tod?!"

Magda packte krampfhaft des Alten Hand.

„Mein väterlicher Freund,": und ihre Stimme klang hohl, „geben Sie ſich nicht voreilig ſo hohen Erwartungen und Seligkeiten hin. Der Sohn kehrt Ihnen ruhmgekrönt und glücklich zurück. Das iſt das höchſte Glück, iſt ja Ihr Glück. Die alte Liebe aber zu mir kehrt ihm nicht wieder, ich fühl's im Herzen. Als ich nach meiner Mutter Tode mich an ſein Herz warf, im Geſtändniß meines Irrthums in ſeiner hohen Liebe Rettung ſuchte, ſprach er: Ich liebe Dich, — doch glaub' ich Dir nicht mehr! Mitleid und Pflicht ließen ihn fortan mir hülfreich ſein, nicht jene heilig ſüße Neigung, die ihn wohl ſonſt mir nachzog. Er wird voll Edelmuth mich Freundin nennen, mit aller Zartheit ſeines Weſens behandeln, mich — lieben wird er nicht. Das iſt vorbei! Er hat zu viel um meinetwillen gelitten! — Gott, ſie kommen ſchon!!"

Sie preßte verzweifelt ihre Hände vor's Antlitz und wollte in's Nebenzimmer.

„Nimmermehr, Kind!" rief Trautmann haſtig und hielt ſie zurück. „In dieſem Augenblicke darfſt Du an meiner Seite nicht fehlen, wenn Du mich um die Freuden aller Freuden nicht bringen willſt!!"

Sie nickte leiſe. Alles Blut wich von ihren Wangen. In ſtiller Reſignation Thränen und Jammer in ihrer Bruſt verbergend, harrte ſie aus, zwang ſich, ihr Unglück zu ſehen und brechenden Herzens lautlos zu ertragen.

Die Thür ſprang auf. Der Alte eilte vorwärts.

Benoni trat ein.

Jubelnd preßte er den Vater an ſein Herz, bedeckte ſeinen Mund, ſeine zitternden Hände mit Küſſen und ſtammelte: „Verzeih' mir! O, verzeihe, daß ich Dich einſt verlaſſen und ſo betrübt; ich will es Dir mit reicher Liebe vergelten, daß Du ſo viel um mich ertrugſt!! Ich bin, trotz Deiner Bitten, dem unſtäten Ziel des Ehrgeizes und Wiſſensdurſtes gefolgt, habe Meere und Länder durchmeſſen, um zu erkennen, wie recht Du einſt gehabt, daß ich zu eingebildet ſei, daß man wohl ringen, doch ſich trotzdem in Geduld beſcheiden müſſe. O, vor dem großen Geheimniß der Natur, ſo unermeßlich, unerſchöpflich, hab' ich gefühlt, daß man im Leben nie fertig wird, daß ſich das Letzte, Höchſte im Menſchen auf Erden nicht mehr vollenden kann!!“

Er erhob ſein glühendes, wonneumſtrahltes Geſicht. — Eine ſtumme, unausſprechliche Bewegung des Vaters wies ihn auf Magda.

Er ſchrak leiſe zuſammen.

Magda glaubte vergehen zu müſſen.

Benoni trat zu ihr, ſah ihr ernſt in's Auge und faßte ihre Hand. Scheu und ſchüchtern nur wagte ſie es vor ihm aufzuſchlagen.

„Danke dieſem Engel,“ ſagte der Vater weich, „der zu mir kam, meine einſamen, gramvollen Tage zu theilen, der mir wie eine Tochter theuer ward und mit mir um Dich getrauert!“

„Magda,“ und Benoni's Stimme zitterte wie ein Echohauch, „was dieſen Augenblick in unſeren Herzen vorgeht, laſſen Sie uns ſchweigend heilig halten! Das wahrhaft Reine und Hohe in uns, alle Gefühle und Gedanken, alle Liebe, deren unſre ſchwergeprüften Herzen noch fähig ſind, wollen wir unſerm Vater, dem Glücke dieſes — ſo ſchwer gekränkten Greiſes weihen! In dieſem Thun hat Gott, der

Alle zuſammengeführt, uns die wahre Verſöhnung unſerer unſeligen Familien, die ächte Harmonie zwiſchen uns Beiden beſchieden. Laß mich Dich — Schweſter nennen, Magda, mit jener hohen, göttlich großen Liebe Dich umfangen, die über Zeit und Raum, die weit über das kleine Leben geht!!" Er umfing ſie zitternd leiſe und preßte einen Kuß auf ihre Stirn! —

Es war ſtille Nacht. — Der erſte ungeheure Jubelrauſch des Wiederſehens war vorüber.

Nach Dagobert und Nini mit den Kindern war geſchickt worden, und der Freude, des Erzählens, des Planmachens ſchien kein Ende. Spät erſt konnte man von einander ſcheiden.

Stille Nacht war's. — Vater und Sohn ſanken wohl längſt ſchon in die Arme des Schlafs, denn auch die Freude, auch das Glück hat ſeine Erſchöpfung!

Nur ein Weſen noch wachte, wachte unter Thränen und Verzweiflung, ein Weſen, das ſich ausgeſchloſſen fühlte von dem hohen Glücke, das alle Uebrigen umfing, Magda Turner!

„Dem todten Manne deiner Liebe ewige Thränen weihen, armes Herz, das konnteſt du, dem Lebenden entſagen, vermagſt du nicht! — Entſetzliches Geſchick, mit dieſer Liebe, die jeden Tag in heißerer Lohe aufſchlägt, tauſendmal in Blick und Ton, in jedem Liebesdienſte ſich ihm verrathen muß, ſtets um ihn zu ſein, ſeine verführeriſche Sanftheit und Milde, die edle Zartheit und Rückſicht, mit der er ſeine Kälte zu dir überdeckt, ach, das Wort „Schweſter" ertragen zu müſſen, das iſt die ſchwerſte, fürchterlichſte Prüfung, Himmel, die du mir auferlegſt! Ich kann ſie nicht ertragen, hier bricht mir Muth und Kraft, das iſt ein Schmerz, der über alle Schmerzen des Lebens geht!! — O, mag er ſich, dem Vater zu Liebe, auch zu den weichſten Schmeicheltönen zwingen, das Herz bleibt ſtumm. Magda hat jeden Zauber für ihn verloren!

„Und ich bin ausgeſtoßen aus ſeinem Herzen, iſt's Mitſeid nur, das ihn mich dulden lehrt, bei Gott dem Erbarmer, ſo iſt es beſſer, ich bin auch ausgeſtoßen aus dieſem Hauſe! Unter fremden, kalten Menſchen mein Leben zuzubringen iſt weniger hart, als unter ſeinen Augen! Das Glück ſo nahe zu haben und es ewig entbehren zu müſſen, das iſt die Qual der Verdammniß!! Fort von hier!! Wie damals in der Nacht will ich fliehen, damit Benoni frei ſein kann, daß er nicht ſeinen Blick vor mir zu ſenken, nicht zu zögern braucht, wenn ihn ein ander Weib mit friſcheren Roſen auf den Wangen zu holdem Wunſch verführt!! Hinweg, hinweg!!!“ —

Mit fliegender Haſt ſtürzte ſie zu ihrem Schreibtiſch und begann ihre kleine Habe auszuräumen. Die Unglückliche war in einem Zuſtande ſeeliſcher Schmerzen, die ſo gewaltſamer, furchtbarer Natur zu ſein ſchienen, daß nur Vernichtung das Ende ſein konnte! Mit wilder Energie, unter verſtohlenem Schluchzen, bitteren Thränen packte ſie ihr Eigenthum zuſammen, um mit Tagesanbruch das Haus zu verlaſſen.

Inmitten dieſes Beginnens hielt ſie auf einmal ein und ſann — ſetzte ihr Verhalten langſamer — zögernder fort, dann — unterbrach ſie ihr Geſchäft wieder — und ſtarrte vor ſich hin.

„„Bilde Dir nur nichts ein! — Lerne warten! — Du wirſt nie fertig im Leben!“ das war die Warnung, welche ihm der Vater bei der vormaligen Trennung mitgab, die goldene Lehre, die er unter ſchwerſten Leiden ſich erworben! — Und was für ein Recht, Magda, haſt Du noch an ſein Herz? — Hat er nicht lange genug um Dich geworben, in grauſamen Schmerzen ſich verzehrt? Haſt Du ſelbſtmörderiſch nicht ihm ſeine Liebe zu Dir ertödtet und klagſt nun gar Dein eigen Werk an? Ein freventliches Spiel haſt Du getrieben, und willſt Dich ungeberdig ſtellen, daß es gekommen, wie's doch kommen mußte, willſt undankbar ein Haus meiden, das ſich Dir mit edelſtem Verzeihen öffnete, feige Dich den Pflichten, die Du für's Leben reuig übernommen, entziehen? O, ſchäm' Dich, Mädchen!! — Entſagung iſt die Würde, die höchſte Tugend des Weibes! Wer nicht auf höchſtes Glück verzichten kann, verdient auch nicht des höchſten Erdenglückes! Beug' Dich in Demuth, krankes, bleiches Weib, lern' mit der höchſten Liebe in der Bruſt das Glück der Liebe entbehren, mach' Dich des Mannes werth, den Du vergötterſt, und ſuche im Dienſt der Pflicht und Liebe, in dieſem Mägdethum, das ſelbſt die Engel neiden müſſen, den einzigen Lohn und Stolz des Daſeins!!“

Still, geräuſchlos brachte ſie ihre Sachen wieder an den gewohnten Platz.

Dann legte ſie ſich nieder.

Die Sternenaugen hatten das ſtille, tief ernſte Drama einer Mädchenſeele erſchaut. Der letzte Schatten alten Irrthums fiel von ihr ab. Das Frauenthum in ſeinem höchſten, allbeſeligenden Glorienſchein feierte ſeine ſtillen Triumphe und hüllte ſich in den keuſchen Himmelsſchleier einer Schöne, die werth war über den Sternen ſchon zu wohnen in jenem ewigen Lande, wo das Menſchenweſen die Schwingen höherer Entwickelung entfaltet, indeß die irdiſche Hülle, die Puppe des unſterblichen Falters zerreißt.

Doch auch zwei Menſchenaugen hatten dieſen letzten heiligen Ringkampf geſehen — die treuen Augen Jorach's, der in dem Zimmer neben ihr hauſte. Er hörte, als er ſich ſtill entkleiden wollte, ihr leiſes Seufzen. Die Thürſpalte enthüllte ihm die wunderbare Scene! — — — —

Es ſcheint, daß in Fällen großen irdiſchen Elends, ſobald es nicht mehr abzuwenden iſt, Gott die Seele des ächten Menſchen ſelbſt in ſeine liebende Hand nimmt und ihr einen ſittlichen Inſtinct des Wahren, eine energiſche Hoheit verleiht, welche über die Grenzen ihrer endlichen Natur ragt, ſie Größerem als dem Tode, der Laſt des Lebens muthig trotzen läßt, um zu zeigen, wie groß der Menſch, wie anbetungswürdig er ſei!

Zehntes Capitel.

Am andern Tage fanden ſich die Glieder der Familie Trautmann, welche ſich endlich glücklich regenerirt hatte, wieder zuſammen, um gegenſeitigen, ungeſtörten Beſitzes zu genießen und eine Zukunft zu geſtalten, deren ſtiller Frieden durch nichts mehr geſtört zu werden drohte.

Der einzig trübe Schatten, welcher ſich über die Vereinigung breitete und das Herz des Vaters mit ſtillem Schmerz, Dagobert mit heimlichem Bedauern und Mitleid, Benoni mit einer Art Scheu erfüllte, war die klar zu Tage liegende Gewißheit, Magda habe, bei aller Freundſchaft und zarter Aufmerkſamkeit des Letzteren, doch die ehemals ſo glühende Neigung deſſelben verloren.

Der Vater hätte ſo gern mit ſeinem Sohne aufrichtig darüber geſprochen, aber er fühlte zu wohl, daß er darin demſelben keine Autorität mehr ſei, bei jeder Berührung des Gegenſtandes nur dem geliebten Wiedergeſchenkten das Haus verleiden und Magda in eine ſchiefe Stellung zu ihm bringen müſſe. Benoni, trotz ſeiner kindlichen Gluth und Ergebenheit, ſeiner brüderlichen Freundſchaft für Magda, war ſeinem ganzen Thun und Denken nach ſo Mann der Wiſſenſchaft und Forſchung, ſein Beruf ihm ſo Lebensäther geworden, daß in demſelben alle ſeine übrigen Gefühle aufzugehen, erſt durch denſelben verklärt zu werden ſchienen. Doch nicht eitler Ehrgeiz, brennender Durſt nach Ruhm und der Wunſch, als Gefeierter der Wiſſenſchaft ſich vor ſeine Genoſſen zu drängen, war's, was ihn ſo zum Schaffen trieb. Beſcheidenheit, vollſtändiges Genügen ſeinen Looſes und ſchlichtes Weſen waren ihm eigen geworden. Er hatte ſich ganz an die Sache, das Prieſterthum der Natur hingegeben und vergaß in ihm alle individuellen Wünſche, außer dem einen, ſein Leben recht auszunutzen, Edles zu wirken und zu fördern, ſo weit es möglich war.

Magda'n hatte eine Nacht, eine einzige Nacht gramvoller Thränen, heftigen, letzten Kampfes in wunderbarer Weiſe neugeboren. Sie trat den andern Morgen ſanft, heiter, mit einer engelgleichen Reſignation und doch ſo ſtrahlenden Würde in die Familie, daß dieſem Mädchen nothwendig ſich alle Herzen zuwenden mußten. Ein feſter Wille, getragen von dem Märtyrerthum der Liebe, hatte ihren Charakter zum herrlichſten Abſchluß gebracht, ſie aus der trüben, dumpfen Elegie der letzten Jahre geriſſen und ihr die Elaſticität und Spannkraft der erſten Blüthenzeit, die impoſante Hoheit ihres früheren, leider zu ſelbſtbewußten Mädchenthums zurückgegeben, über daß ſich nun ein ſanfterer Ernſt, eine größere Schlichtheit breitete, welche bewies, wie wenig ſie ſich ihrer ſtillen Macht bewußt, wie entfernt ſie wär, etwas erreichen oder beanſpruchen zu wollen. Ihr Aeußeres, ſo einfach und ernſt ſie ſich auch trug, hatte gewonnen, ſie ſelbſt ſah friſcher, jugendlicher aus, ohne daß man angeben konnte, worinnen es lag, und das leiſe Roth, das verſtohlen bei der geringſten Artigkeit ihre Stirn und Wangen überflog, all' dieſe kleinen neuerweckten Liebesgötter übten unmerklich leiſe wieder jenen holden Zauber vergangener Zeit, der um ſo ſicherer feſſelte, je unbemerkter für ſie ſelbſt und Alle er eintrat, je zwanglos freier ſie ſich benahm, als Benoni wie Jorach ihr gewohnte Genoſſen des Lebens wurden. —

An dem erwähnten Morgen nach der Wiederkehr, als man ſich zum Frühſtück ſammelte, machte der Vater ſeiner Neugier mit der Frage Luft: „Nun, Herzſohn, ſage mir, was willſt Du nun thun?"

„Lieber Vater, das wird vor allen Dingen von Deinen Wünſchen abhängen. Die unglückliche Expedition, welche die gelehrten Londoner Geſellſchaften auf dem Wittington ausrüſteten, iſt untergegangen. Der Anſpruch, den ſie juridiſch, ſelbſt moraliſch auf Ausbeutung meiner Forſchungen und Arbeiten machen können, iſt um ſo mehr erloſchen, als ich der Einzige war, welcher ſich außer Fergus mit eigenen Mitteln der Unternehmung anſchloß und keinerlei Verpflichtungen übernommen hatte. Die engliſche Regierung benahm ſich aber bei meiner Errettung und Weiterreiſe, beſonders bei meiner Ankunft ſo ehrenhaft, hat mir für mein Wirken eine ſo glänzende Stellung geboten, daß ich, ohne undankbar zu ſein, ihr mich nicht ganz entziehen kann. Auch iſt London ein ſo geeigneter Platz für die Ausbreitung von Kenntniſſen, daß ich ſchwerlich wo anders beſſere Gelegenheit zur Veröffentlichung meines Argonautenzuges finden kann. Man hat in letzter Zeit in Deutſchland allerdings einen lebhaften Aufſchwung in Erkenntniß der Natur genommen, wie weit er aber bereits gedieh, um mich die Heimath wirklich vorziehen zu laſſen, kann ich augenblicklich nicht beurtheilen."

„Scheel würde man überm Canal gewiß dazu ſehen, wenn wir nicht wiederkämen!" ſagte Ivrach bedenklich.

„Natürlich haſt Du die Hauptſtimme, Väterchen," ſetzte Benoni raſch fort, „ob Du mit uns nach London überſiedeln, oder wir alleſammt hier bleiben wollen. Es verſteht ſich ſelbſtredend," und er wendete ſich mit Innigkeit zu Magda, „daß ich, wo es auch ſei, meine liebe Schweſter und Freundin nicht miſſen kann. Nicht wahr, Magda, wir waren zu lange um einander, um uns wieder zu trennen?" Darauf reichte er ihr die Hand und drückte ſie leiſe.

Magda erröthete und ſenkte ernſt, faſt ſchwermüthig das Haupt. Dann erhob ſie den Blick und lächelte leiſe. „Wie es Ihnen gefällt, Benoni, Sie werden ſtets meiner Beiſtimmung gewiß ſein."

„London, mein lieber Sohn," begann der Alte, „mag wohl der beſte Ort für Dich ſein, ich ſehe auch Alles, was Du ſagſt, lebhaft ein und bin wahrlich nicht der Mann, meine alten Liebhabereien und Launen Deinen Ausſichten voranzuſtellen, — aber wenn Du hier bleiben könnteſt, im Heimathlande, — ach, es wäre doch gar zu ſchön! Die Mutterſprache, die deutſchen Herzen um uns, meine alten Freunde, die Dagoberts, kurz, Alles ruft: Bleibt hier!“

„Ich folgte, ginge es nach meinem Gefühl, dieſem Zuruf gern, denn wenn Jemand die Heimath in der Ferne lieben gelernt, bin ich es, beſter Vater, und Elan Jorach, der graue Seevogel, ſoll bald unſer liebes Deutſchland hochhalten lernen. Mein Ehrgeiz ſpielt dabei gewiß keine große Rolle, was mich aber für London beſtimmt, iſt die Schnelligkeit und durchgreifende Art der Veröffentlichung meiner Arbeiten, die Reichhaltigkeit der Hülfsmittel und meine Bekanntſchaft mit den Autoritäten, die mir hier ganz abgeht. Endlich leugne ich Dir nicht, wie widerlich mir die Kämpfe der Theologen mit den Naturhiſtorikern hier ſind, in welche mich zu miſchen ich ſehr wenig Luſt habe.“

Das Geſpräch ward durch die Ankunft Tettenborn's, des Adjutanten, unterbrochen, der ſich melden ließ.

„Das iſt ein ſeltener Gaſt,“ rief der Alte erſtaunt, „was mag er haben?!“

Er ſchritt in's Nebenzimmer, wo er den alten Freund und Kriegskameraden empfing.

„Lieber Trautmann, mein unvermuthetes Erſcheinen ſoll diesmal nicht, wie leider einſt, Ihnen ſchlimme Nachricht bringen, ſondern eine recht, recht freudige. Geſtern beim Galadiner erhielt ich ſie. Es ſind nämlich ſehr glückliche Nachrichten von London gekommen, Ihr langvermißter Sohn —“

„Zu ſpät, Freund!“ lachte der Alte dazwiſchen, „mein Sohn ſitzt ſchon drinnen bei mir, friſch und munter, daß mir das Herz lacht!“

„Hier? Er iſt ſchon hier bei Ihnen?! — Nun, wenn ich mit dieſer Nachricht zu kurz komme, ſo iſt doch mein Vorrath noch nicht erſchöpft. Vor Allem bitte ich, ihn ſehen zu dürfen.“

Der Alte öffnete die Thür und winkte Benoni. Der Sohn trat ein.

„Willkommen! Herzlich willkommen, mein Verehrter! Die tropiſche Sonne und lange Irrfahrt hat Ihnen derb mitgeſpielt und Ihre Abweſenheit viele Herzen mit Jammer erfüllt! Nun aber werden Sie hoffentlich die Heimath nicht wieder verlaſſen. Sie ſind ein Heroe in der Wiſſenſchaft geworden, überall iſt man Ihres Lobes, Ihrer Forſchungen und Schickſale voll. Einen ſolchen Mann werden Sie doch dem Vaterlande nicht entziehen wollen?!“

„Herr von Tettenborn, es kommt hierbei weder auf meine Perſon noch Wünſche, ſondern nur darauf an, was vor allen Dingen meinem Vater, von dem ich mich natürlich nicht trenne, genehm iſt und wo ich meiner Wiſſenſchaft am erſprießlichſten dienen kann. Letzteres wäre in London um ſo beſtimmter der Fall —“

„Ich weiß,“ fiel Tettenborn raſch ein, „man hat Ihnen da große Anerbietungen gemacht, aber ich bin hier, Ihnen von höchſter Stelle mitzutheilen, daß Ihnen das Vaterland genau dieſelben Vortheile gewährt, die Sie nur zu formuliren und an mich zu ſenden brauchen. Trautmann, Freund! Ihnen hat der vortreffliche Sohn die Hauptſtimme gegeben, ſchlagen Sie ein!“

„Benoni, wie wär' es, wenn Du bliebſt?“

„Ich bleibe in Deutſchland, lieber Vater, nicht nur Dein, auch mein Wunſch iſt's! Verſichern Sie den Majeſtäten meine dankbare Bereitwilligkeit, Herr von Tettenborn. Eine Hauptbedingung nur wünſche ich ſofort anzugeben. England hat mich gerettet, in jeder Weiſe gefördert und geehrt, es iſt daher nur ein Act der Dankbarkeit, dieſem Lande mit einem Theile meiner Sammlungen ein Geſchenk zu machen und meine Werke in beiden Ländern zugleich drucken zu laſſen; hierin bin ich bereits gebunden!“

„Ganz nach Ihrem Befinden,“ ſagte lächelnd Tettenborn, „und wenn Ihre Schätze geordnet ſind, werden ſich die hohen Herrſchaften zur Beſichtigung bei Ihnen einladen. Nächſtens komme ich wieder, ſobald Sie erſt ganz heimiſch ſind, und dann ſollen Sie uns bei einem Glaſe Wein Ihre Fata erzählen!“ Adieu!“

Er ſchüttelte Benoni wie dem Vater fröhlich die Hand und entfernte ſich.

Freudeſtrahlend umarmte der Vater den Sohn, zog ihn in's andere Zimmer und rief Magda, welche mit Ivrach zurückgeblieben, jubelnd zu: „Nun iſt's entſchieden, wir bleiben Alle im Vaterlande!“

„Wie werden Dagobert und Nini ſich freuen, wenn ſie es hören!“ rief herzlich Magda.

„O,“ erwiderte Benoni, „ich hatte gar nicht im Sinn, meine jovialen Wirthsleute von Paris aufzugeben. Die Dagoberts hätte ich nach London angeworben. Abgeſehen, daß man dort gute Bilder ſehr ehrt und noch beſſer honorirt, ſoll er als Illuſtrateur und Zeichner meine Arbeiten durch Abbildungen ad oculos demonſtriren. Doch es iſt nun beſſer ſo, und er wird mir hier eben ſo nützlich ſein.“

— — — — — — — — — — — — —

Die eigenthümlichen Schickſale Benoni's, der Ruf ſeiner intereſſanten Forſchungen von London aus, endlich das glückliche Bemühen der heimiſchen Regierung, ihn zu feſſeln, verbunden mit der allgemeinen Vorliebe, mit welcher das Publikum die Naturwiſſenſchaften pflegte, verfehlten nicht, Benoni ſehr bald zum Brennpunkte allgemeiner Theilnahme zu machen, und ſeine amtliche Stellung, die er raſch an der Hochſchule einnahm, brachte ihn in die gelehrte Strömung der Reſidenz und den wechſelſeitigſten Austauſch mit den Genoſſen ſeines Strebens.

Es lag aber in der ganzen Art ſeines Charakters, wie ihn der Ernſt eines prüfungsreichen Seins einmal geſtaltet hatte, auf den Glanz und die Ehre nichts zu geben, dieſe zufälligen Güter vielmehr als etwas anzuſehen, das ihm die ſtrenge Verpflichtung abnöthige, ſich der Gunſt, die man ihm erwies, würdig zu zeigen, der Welt für ihr Zutrauen ſo viel zu bieten, als in ſeiner Kraft lag.

Magda dagegen empfand in uneigennütziger Freude für ihn den Stolz und Glanz, fühlte ſich wohl und genügſam in den Strahlen ſeines Glückes, ſeiner Ehre, und weihte eine ſchüchterne abgöttiſche Verehrung dem Manne, der ſo hoch ſtand. Sie ſah ein, der Schmerz um ſie habe ihn gefeit, zu dem Talent gemacht, das nun alle Welt bewunderte, fühlte, daß er alles Süßere im Leben dahingegeben, ſein eigen Ich geopfert hatte für den höchſten Zweck ſeines Berufs und dadurch unfähig geworden war zum Genuſſe ſtillen Liebesglücks.

Benoni war ganz Arbeit, ganz That, ganz Diener ſeiner Forſchung. —

Ivrach reiſte einige Wochen ſpäter nach London, Benoni's Abſagebriefe zu überbringen, einen kleineren Theil der Erwerbungen abzuliefern, endlich den Transport der Manuſcripte und Sammlungen zu überwachen.

Wiewohl es dem alten Steuermann erſt etwas unbequem vorgekommen, in Deutſchland leben zu müſſen, war ihm die Familie Trautmann ſo lieb geworden, man betrachtete ihn überall ſo zu Benoni gehörig, daß ſich der alte Knabe bald eingewohnt hatte und, was er nie geglaubt, eine Landratte ſonder Gleichen geworden war. Die Scripturen und Sammlungen zu ordnen, welche er auf dem Eilande ſelbſt entſtehen geſehen, nunmehr die Wichtigkeit dieſer Dinge Schritt für Schritt verfolgen und erleben zu können, machte ihm unendliche Freude. Knüpfte ſich nicht an jede Kleinigkeit eine Anekdote oder Schilderung, eine Erinnerung oder ein leiſer Schmerz, ach, und er hatte im alten Trautmann, Dagobert, Nini und Magda ſo andächtige Zuhörer, wie nur ein Prediger je ſich wünſchen konnte.

Die Ausſicht, mit kundigem Griffel die Werke Benoni's zu illuſtriren, eine faſt immerwährende Quelle des reichlichen Erwerbes und der Ehre zu finden, machte den guten Dagobert und Nini unendlich glücklich, und Beide ſegneten tauſendmal den Gedanken, in Deutſchland ihr Aſyl aufgeſchlagen zu haben.

Von Dagobert erfuhr Benoni alle Erlebniſſe Magda's, vom Entweichen zu Bontarel nach Ivry bis zur Rückkehr in's Vaterhaus; erfuhr Franzens Ende und das rührende Andenken, was Magda ihm ſelbſt gewidmet, die kindliche Sorgfalt, mit welcher ſie dem Vater alle bangen Stunden erleichtert hatte. Er erfuhr auch von Ivrach die Scene in heimlicher Nacht, wo ſie den letzten Kampf beſtanden.

Dies Alles hörte er ſtill und freundlich an, ſeine Aufmerkſamkeit und Theilnahme für ſie blieb ſich ſtets gleich, aber nicht die leiſeſte Aenderung ſeines Benehmens verrieth, daß er mehr für ſie zu fühlen im Stande ſei als brüderliche Theilnahme.

Magda fand ſich aber ſo gut in ihre Stellung, ihre Hingebung und Verehrung für ihn war ſo Alles übertreffend, ſie hatte ihre Pflicht ſo würdigen und lieben gelernt und ſich mit immer größerer Leichtigkeit in dieſelbe gefunden, daß Benoni jedes peinlichen Zwangs, jedes Argwohns und einer verlegenen Scheu überhoben wurde, die ihn in ſo nahem Umgange mit ihr leicht befallen konnte.

Was ihn aber unendlich überraſchte und, ohne daß er es ſich geſtand, glücklich machte, war die rückhaltloſe Seligkeit, das zarte, ſinnige Intereſſe, welches ſie für die Natur, ſeine Forſchungen und Sammlungen an den Tag legte und ſich, ohne ihn zu beläſtigen, zu ſeiner gelehrigſten Schülerin machte.

Ihr ſtilles Erſtaunen, ihre flammende Wißbegierde glich der eines Kindes, für das die lachende Welt ſich plötzlich aufthut. Der feine Inſtinct des Schicklichen und Rechten, welcher begabten Frauen eigen zu ſein pflegt, die durch denſelben klug ſind, ohne gelehrt zu ſein, dieſe Gabe, ſich in Alles finden, Allem den eigentlichen Cardinalpunkt abgewinnen zu können, entzückte Benoni, und er machte die glückliche Entdeckung, daß er am beſten ſchrieb und ſchilderte, dem Publikum am wohlgefälligſten, der Sache am nutzbringendſten arbeitete, wenn das, was er abhandelte, von Magda lebendig begriffen und empfunden wurde.

So rückten ſich zwei Menſchen geiſtig näher, befanden ſich längſt ſchon in der ſonſt ſo heiß erſehnten Harmonie, nachdem ſie Jahre lang in unerſprießlichſten, reſultatloſeſten Kämpfen gelegen. Gerade die Beſchauung der Natur iſt wie die Poeſie eine jener ſeltenen Sphären des Denkens und Empfindens, in die, zwar nicht handelnd einzugreifen, aber ſich in dieſelbe zu verſenken, um ſie für's Leben auszunutzen, das Weib ihrem ganzen Weſen nach beſonders berufen iſt.

Magda fühlte ſich in dieſem Verkehr, wo ſie ſich mit nie genoſſener Süßigkeit bewußt war, verſtohlen mit dem Manne ihrer Seele Gedanken und Gefühle theilen, in ihm aufgehen zu dürfen, ſo wohl und frei, alle individuellen Wünſche ſanken zurück in's Vergeſſen, ſie fühlte ſich glücklicher, als ſie jemals in ihren ſtolzeſten Tagen gehofft.

Obwohl Dagobert wie Nini und Ivrach durch unberufene Redensarten und Ungeſchicklichkeiten ein Verhältniß von ſolcher Zartheit nicht zu ſtören wagten, war ihnen doch, am wenigſten dem Vater, Benoni's Benehmen recht. Und was Jeder fühlte, aber Niemand auszuſprechen wagte, verſuchte endlich der Alte, auf die Liebe des Sohnes geſtützt.

Eines Tages, als Benoni allein in ſeinem Muſeum ſaß und Ivrach mit Magda zu Dagobert gegangen waren, kam Papa Trautmann auf des Sohnes Zimmer.

„Höre, Benoni, ich kann's nicht länger verheimlichen," und er zog ihn zu ſich auf's Sopha. „Ich habe 'was recht Ernſtes mit Dir zu reden und thue es, weil Du mich ſo liebſt und ich — eben Dein Vater bin, der Dich recht über Alles glücklich ſehen möchte."

„Ueber Alles glücklich, Herzvater, wird man im Leben nicht. Jedes Ding hat ſein Maß hienieden. Aber ich höre; was willſt Du mir ſagen?!"

„Ich muß Dir ſagen, Sohn, daß ich — Nun ſieh, Du haſt mich recht glücklich, — zu einem ſtolzen, eitlen Vater haſt Du mich gemacht, und doch — doch bin ich mit Dir nicht ganz zufrieden, Kind!"

„Das glaub' ich wohl, Väterchen; ich könnte noch weit beſſer ſein, müßte mich Dir eigentlich viel mehr widmen, nicht ſo die Arbeit ausſchließlich in den Vordergrund ſtellen, aber ich bin es ja doch den Menſchen ſchuldig.“

„Ach,“ fiel der Alte etwas ärgerlich ein, „was Du mir und den Menſchen ſchuldig biſt, erfüllſt Du ſo tadellos, daß davon nicht die Rede iſt, aber was Du Dir ſelber ſchuldig biſt, was Du ganz in der Nähe für Glück bereiten könnteſt und überſiehſt —“

Benoni ward purpurroth.

„Halt, Vater!“ er ergriff ſeine Hand. „Ich errathe, was Du meinſt. Sprich ohne Umſchweife, das leiſe Taſten iſt mir peinlich. Du meinſt, kurz geſagt, Magda!“

„Nun ja doch, da Du's denn gerade heraus hören willſt, ich meine Magda! Es iſt mir unmöglich zu glauben, Du hegeſt einen Argwohn aus früherer Zeit gegen ſie, könneſt blind ſein für die Liebenswürdigkeit und Ergebung dieſes Mädchens, das mich tief im Herzen rührt. Was, ſage mir, beſtimmt Dich noch, dieſe Schranke künſtlich aufrecht zu erhalten? Du biſt in einem Mannesalter, wo man nicht lange mehr zu warten hat, eh' man den Frieden des Eheglücks ſucht. Sprich, Sohn, wie kannſt Du dieſen Reiz nur ſchauen und ihm Dein Herz nicht anheimgeben?“

„Lieber Vater, hierauf will ich Dir mit aller Aufrichtigkeit antworten, aber dann laß es mit dieſem einen Geſpräche genug ſein. Ich möchte nicht kälter gegen Magda werden, nicht dieſer zarten Mädchenfreundſchaft, dieſer tiefſeeliſchen Verſtändigung entbehren, und doch kann das durch — durch Deine Schuld geſchehen. Höre mich an! — Wäre ich derſelbe Mann, der ich war, als ich hier noch Magda mit allen Künſten der Liebe vom Irrthum abzuhalten ſuchte, jubelnd hätte ich ſie nun mein Weib genannt. Seitdem ich aber von Dir ging, Vater, in mir alle Vergangenheit leugnete, mich wie ein Raſender in Irrthum und das blutige Getriebe der Bewegung ſtürzte, den Drachen Franz zu bezwingen, hab' ich mich langſam, unbewußt — vererzt. Ich habe zu viel Schlimmes in der Welt geſehen, zu große Güter verloren, bin an zu Vielem irre geworden, die Naivetät und Friſche, die Jugend des Herzens iſt eben hin! Wer

Kampf und Niederträchtigkeit, den Tod in tauſend Geſtalten, das Gericht Gottes auf Erden ſo furchtbar nahe geſehen, wie ich, vermag nicht mehr am warmen Buſen eines Weibes zu ruhen, in ſüßem Koſen mit ihren Locken zu tändeln, der iſt für Liebe — zu ernſt! Der Jugend, der glühenden, halb ſorgloſen, halb utopiſchen Jugend gehört ſie, laß ſie ihr! — Ich bin ein Mann, mein iſt die That und — das Jenſeits! Nie mehr hab' ich begriffen, als in meinen Schmerzen, was meiner armen Mutter Tod in meinem Leben beſagen will, und ein Gedanke, grauenhaft, entſetzlich, ſchnürt meine Bruſt für jede Liebe zu, der Gedanke, Vater, ich könnte ein Kind zeugen, das gleich mir — irrte, eigenwillig verwegene Bahnen wählte, ohne daß es ſo wie ich, an der Hand des großen Geſchicks, des allliebenden, zurückgeführt würde zu ſeinem rechten Urſprunge, zum Vaterherzen!! — Laß das Capitel! — Wenn ich zu lieben je vermöchte, kann es nur eine, meine Magda ſein; doch glücklich will ich ſie machen, eben lieben können mit allen Kräften, will nicht ängſtlich in die Zukunft ſchauen! Das kann ich nicht! Ach, die verwelkten Blumen der Liebe macht alle Pflege nicht wieder blühen! — Komm, komm, ſieh meine Myrtaceen an — wir werden ſonſt am Ende weich!“ —

Er küßte des Vaters Hand. — Traurig willfahrte der Alte. — — Sie ſprachen über Magda in dieſem Sinne nicht wieder. —

Jvrach hatte damals, ohnweit Finisterre, zu Benoni geſagt:

„Wenn man ſo alt im Kampfe mit der Natur geworden iſt, wird man eine recht eigene Art von Menſch, ein ganz wunderbares, andres Weſen!“

Wenn Benoni nun auch ſehr viel jünger als der Clan war, hatte er doch in der Natur ſo viel Ungeheuerlichkeiten, ſo viel Wunderbares erlebt, als der älteſte Seemann. Aber er hatte nicht blos ſolch' tief tragiſche und myſtiſche Erſcheinungen im Gebiete der ſtillwaltenden Schöpfung, ſondern mehr noch im Menſchenleben, in den großen Pulsſchlägen des Geſammtdaſeins erſchaut und war von dem geheimen Naturgeſetze, nach welchem Völker wie die Menſchen leben, aufgähren und ſich glätten, aufſproſſen und verwelken, irren, zerbrechen oder ſich regeneriren, mit ernſten Schauern erfüllt worden.

Sein urſprünglich weiches Gemüth, das ſelbſt an den leuchtenden Eigenſchaften des Feindes ſich weiden, dem Leiden des Schlechten ſogar erſchließen konnte, hatte ſich an Frau Turner's, Franzens, an Mac-Combich's und ſeiner Freunde Tod, an dem Entſetzen des Sturms, in welchem der Wittington zu Grunde ging, an den drei furchtbaren Tagen, wo die Krater Verderben über alles Leben ſpieen, verhärtet!

Er empfand hoch und heilig, ja, reiner und eigennütziger, abſtracter, als je im Leben, aber nicht mehr mit dieſer ſüßen, leichten Empfänglichkeit der Pſyche für all' die tauſend Einzelheiten das bunten Seins. Dieſen Verluſt ſeines früheren flüſſigen Weſens, ſeiner reichen, vielfältigen und leicht weckbaren Erregbarkeit vermißte er ſchmerzlich, jetzt ſchmerzlicher als je, da er ſo viel Glück um ſich verbreiten, dieſe Volubilität der Stimmung und Affecte ſo herrlich hätte nützen können für Lehre, Beobachtung und Wiſſen.

Aber noch einen andern Mangel fühlte er, der ihm mit Recht viel größer dünkte, als jeder andere, und mit jedem Pulsſchlag zurief: Bilde Dir nur nichts ein! den Mangel einer ſelbſtbewußten, endgültigen Entwickelung ſeines innern Menſchen. Alle ſeine Schmerzen und Anſchauungen hatten ihn nur dahin gebracht, zu ſehen, was Menſchheit, Natur, was eigentlich der Menſch an ſich ſei, welchen letzten Zwecken er dienen müſſe, um ſeine Stelle auszufüllen, ſein ächtes Glück zu finden. Die große Arbeit aber, ſich zu einem ſolchen Menſchen, dem Inhalt eines ſolchen Zwecks zu machen, war ihm noch übrig, und gerade ſie war's, die er für's

Allerſchwerſte, für das anſehen mußte, womit der Menſch, womit die ganze Menſchheit — nie fertig wird! —

Es war ein ſtiller, heiliger, räthſelhafter Tempelbau, den er begann, der Ausbau ſeines eigenen Weſens zu einem letzten Zwecke, der ernſter, gigantiſcher und verborgener als all' ſein Ruhm und Wiſſen, ſein Forſchen und Schauen war, das doch nur zum Sockel diente für dieſes Höchſte!

— — — — — — — — — — — — — — — —

Magda und Benoni waren bei einander. Er hatte ihr eben den erſten großen Abſchnitt ſeines Werkes vorgeleſen, die Zeichnungen Dagobert's gezeigt und Einzelnes an den Herbarien erläutert.

Leuchtenden Auges, mit einer unendlich feinen Empfindung und Leichtigkeit war ſie ihm gefolgt, und ſie hatten mit einander lange und viel geſprochen.

Benoni war von Magda's Conſequenzen, Anſchauungen und der Art und Weiſe, wie ſie ſich Alles zurecht zu legen wußte, ganz bezaubert. Er preßte herzlich ihre Hand und ſagte ihr dies.

Tiefe Röthe übergoß ſie, ein unendlich wohlthuendes Gefühl erweckte ihr ſein Beifall.

„Benoni," ſagte ſie, „wenn Sie mich nicht für zu kindiſch halten mit meinem Wunſche, ich wirklich ein klein wenig Anlagen habe für dieſe ſtillen Heiligthümer der Schöpfung, möchte ich Sie wohl um etwas bitten!"

„Nun, liebe Magda, was denn? — Wenn es in meinem Vermögen liegt, doch gewiß!"

„Seitdem ich durch Sie eine Ahnung erhalten habe von dem wahrhaft Gigantiſchen der Weltordnung, fühle ich recht innig, wie wohlthätig und beglückend es für das Weib, wie unerläßlich für die Entwickelung und Erziehung der jugendlichen Menſchheit, der Kinder, es jeder Mutter erſcheinen muß, ein Verſtändniß der Natur, dieſes ächten Hauſes Gottes, ein Erkennen ihrer Geſetze, eine Anſchauung ihres Geſammtlebens ſich zu erringen. Kinder bei Zeiten im rechten Sinne mit der Natur vertraut machen, denk' ich, muß ſie zu guten und glücklichen Menſchen bilden.

Es wäre mir eine Freude, dies Bemühen in einem Beiſpiel Frucht tragen zu ſehen. Da ſind Dagoberts Kinder, an ihnen möcht' ich es wagen, wenn Sie meinen, daß es gut iſt. Hierzu fehlt mir nun noch unendlich viel, und um dies nur zu wollen, muß ich mehr, viel mehr wiſſen. — Mein Lehrer zu ſein, kann ich Ihnen bei Ihrer Thätigkeit nicht zumuthen; aber es ließe ſich anders thun. Sie haben davon geſprochen, einen Secretair anzunehmen, um die Arbeiten mehr zu fördern, Papa hat mir nun durch die Wirthſchafterin jetzt den größten Theil des Hausweſens abgenommen, — wenn Sie nun meine Dienſte brauchen wollen, würden während Ihrer Arbeit genug Brocken des Wiſſens für mich abfallen, — und, — aber Benoni, es muß Ihnen nicht den leiſeſten Zwang koſten. Ihr Lebenszweck iſt zu hoch, um meine Lappalien daran zu hängen!“

Was war's, das in dem Manne vorging? — Was umzuckte ſein Geſicht, machte ſeine Stimme beben, ſeine Hand in der ihren zittern?!

„Wundern Sie ſich nicht, Magda, daß das, was Sie mir ſagen, ſo mächtig mich ergreift. Was Sie wünſchen, ſind keine Lappalien, das iſt vielleicht größer, erhabener, als der ganze Ballaſt der Erkenntniß ſelber! Sie ſind, und ich geſtehe, es erfüllt mich vor Ihnen mit ehrfurchtsvollem Erſtaunen, Sie ſind dem eigentlichen Geheimniß der alten Urmutter Natur ſehr nahe auf der Spur, auf jener Spur, die ich erſt ſeit nicht gar langer Zeit verfolgen gelernt!! — Ich folge Ihrem Wunſche eben ſo gern, wie ich einer innern, heiligen Mahnung folgen würde!!“

„Benoni! — Sie lieber, gütiger Freund!“

„Nicht Freund nur, nein, Magda, Ihr eng verbrüderter Genoſſe in einer Arbeit, die über Erde und Welt hinausgeht!!“ — Er küßte glühend ihre Hand. — „O, laſſen Sie mich jetzt nur einen Moment, ich bin zu ſehr in allen Tiefen erſchüttert! — Wir ſehen uns bald wieder — beim Beginnen!!“ —

Magda glich einem begeiſterten Seraph, der im Himmel einen Saum von Gottes Mantel ſah! Ihr Buſen hob ſich in übergroßen Wonnen!

„Gefunden, gefunden hab' ich die Krone des Lebens! Gott, Du haſt alle meine Schmerzen geſegnet!!“ —

Benoni ſtarrte ihr lautlos nach.

„Sie iſt ein Engel! Ja, ſie iſt die holde Freundin meiner Seele. Herz, ſchließ' deine engen Thore auf, wenn du's noch faſſen kannſt, faſſ' dieſes holdſeligſte der Weiber!“

— — — — — — — — — — — — — — —

Fortan arbeiteten Benoni und Magda zuſammen. Trotzdem das Dictat durch manche Erläuterung und Verſtändigung mit Magda oft unterbrochen ward, förderte es ſich raſcher als ſonſt, wo Benoni ſich zwiſchen Beobachtung und Conception theilen mußte. Der Mann wird durch den Schmerz und die Erfahrung härter, knöcherner, abgeſtumpfter, das Weib hingegen feinfühlender, ſenſibler, dehnt ſich mehr aus und vermannigfaltigt ſich, ja, eigentlich charaktervolle Frauen macht Leiden energiſcher, geiſtig friſcher! Dies zeigte ſich recht bei der gemeinſamen Arbeit dieſer Beiden. Benoni war manchmal überraſcht von dem ſchnellen Umblick, der Beweglichkeit des Gedankens, dem Bilderreichthum, deſſen Magda fähig war, und ſie durchlebten die reinſten, geiſtigſten Genüſſe!

Wunderbar wirkte dieſe Thätigkeit auf Magda, eine ſtille Fröhlichkeit des Gemüthes kam ihr mit dem geiſtigen Schwunge, und dieſe innere Wiedergeburt erneute den Körper, ſo ſchien es, machte ſie wieder roſig, ergänzte die Kraftfülle und Schönheit ihrer Formen. Magda war lieblicher als je!

Genoſſin von Benoni's Arbeit nicht nur, ward ſie aber auch Genoſſin jenes höheren, größeren Kunſtwerkes, das er aufführte, des Aufbaues des Menſchenthums, des Gottſohns in ſich ſelber! — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —

Sie waren mehrere Stunden ununterbrochen beſchäftigt geweſen, Benoni in den Herbarien blätternd, Sammlungen prüfend und dabei dictirend, Magda emſig am Schreibpult die Feder führend.

Benoni hielt an.

„Haben Sie nicht ſchon oft bemerkt, liebe Magda, welch' unendliche Aehnlichkeiten Thier- und Pflanzenwelt, Geſteine und Geſtirne nicht nur mit den Menſchen, nein, auch mit den Völkern, ja der ganzen Menſchheit haben? Oft iſt es zum Erſchrecken."

„O ja, Benoni. Dieſe Aehnlichkeiten ſind mitunter gar lächerlicher, noch öfter aber großartig ernſter Natur, doch faſt immer ſo ſchlagend, daß man meinen ſollte, in der übrigen Natur ſei das Menſchenleben, ſeien die Entwickelung und Kämpfe unſeres Geſchlechts anticipirt zu finden!"

„Das iſt es auch, Liebe! Und wie man ſeit Urzeit dies ſchon empfand, in einzelnen eclatanten Fällen erfaßte, beweiſen die Fabeln, beweiſen Aeſop, Hans Sachs und die ſpäteren Märchendichter deutſcher, ſelbſt franzöſiſcher Literatur."

„Nur daß ſie manchmal die Natur allzu ſehr vermenſchlichen und aus dem Typus reißen. Zur Fabel gehört, mein' ich, die genaueſte Ablauſchung der Natur."

„Darum muß auch, je entwickelter die Wiſſenſchaft iſt, deſto glänzender die Fabel werden, wenn die Dichter eben danach ſind."

„Und es ihnen bei ihrem Beginnen nicht um pikante Nebenzwecke zu thun iſt," ſagte Magda. „Mit der Natur iſt's wie mit der Bibel, Jeder lieſt aus ihr heraus, was ihm perſönlich paßt, am ſeltenſten, was Allen gleich heilſam iſt!"

„Ach ja, davon wären viel Fälle anzuführen. Natur, Poeſie und Religion, die drei beſten Dinge des Lebens, ſind immer der Tendenzmacherei ausgeſetzt, und doch haben alle drei nur eine, um hier dieſes dumme Wort zu gebrauchen, die Tendenz: den Menſchen in ſich zu Gott zu entwickeln, das, was die Geſchichte factiſch mit den Völkern, nur langſamer thut, womit aber die Philoſophie im Danaidenquälen nie fertig wird! — Magda, laſſen Sie uns ganz offen ſein, haben wir doch das Leben der Politik mit Gram durchwandert und können, ohne noch für uns ſelbſt mehr fürchten zu müſſen, zurückſchauen! — — Dieſe Despotie der Majoritäten, dies chaotiſche Wollen der Maſſe, im Mark der Staaten wühlt's zerſtörend, iſt ewig das Opfer von Verführern oder einſeitigen Fanatikern, welche es mit dem Sturm der Rede aufwühlen, damit es über alle Ufer trete. Und doch bleiben die Ufer ſtehen, nur die Ränder werden unterwaſchen! Ich dachte daran in jener furchtbaren Sturmnacht, als unſerm Wittington der Maſt brach und Henley vom Deck gewaſchen wurde! — — Und doch, wie groß und ſchön iſt dieſer ſelbe Ocean, das Volk, dieſer eine, hohe, göttlich ſchöne Wille, der auf dem ſtolzen Nacken das ſegenbringende Schiff eines guten Königs trägt! Wenn alle Lüfte ſegnend ſich vereinen, die Segel ihm zum Siegeslauf zu blähen und Welle ſich an Welle drängt, den gold'nen Kiel ihm liebreich zu beflügeln! — Das Schiff iſt um der Woge willen da, die Woge erſt gereicht dem Schiff zum Segen! — Ja, Magda, es muß Orkane geben, und thöricht wär's, darum die wilden Waſſer nicht mehr befahren zu wollen! Man hat die Völker erſt gekannt, ſeitdem ſie Könige hatten, man kennt das Meer erſt, ſeit man es durchmißt, und Eins kann ohne 's Andre nimmer ſein!"

„Wenn nur Parteien je objectiv ſein könnten!" ſeufzte Magda. „Wenn Thun und Lehre wenigſtens nur gleich wäre! Ewig bewegt ſich die Geſchichte in Palliativen, was ſie auch beſſern mag. Dem Einen iſt, was man errang, noch viel zu wenig, der Andre ängſtigt ſich vor dem Zuviel."

„Das iſt der Gegenſatz der Dinge, die Weisheit der Natur in ihnen. Das Edelſte und ſchrankenloſeſt Freieſte iſt der Gedanke, das Können ſchleicht, gehemmt von allen Hinderniſſen der Endlichkeit, nur mühſam hinterher. Man kann das Ziel, was man erringen will, nur ſchrittweiſe erreichen, und findet endlich, daß das Leben zu kurz iſt. So geht es den Völkern auch. Die nach uns kommen, ſollen aber eben auch etwas noch zu hoffen, zu erſtreben übrig behalten. Geben Sie heute der Erde ein endlos Paradies, ſchmerzloſes Glück, Sie haben morgen auf ihr den allgemeinen Selbſtmord aus grenzenloſer Langeweile! Das iſt der ſchlagendſte Beweis für die Unendlichkeit des Menſchengeiſtes!“

„O, wie ich fühle, daß Sie recht haben, Benoni! — Leider muß es Parteien geben, um Reſultate zu erzielen. Wär' Einer dem Andern im Denken gleich, es würde gar nicht mehr gedacht, und dennoch, Alles, was wir denken und thun, reicht nur ſo weit, als wir eben ſehen! Nur wer wie Sie, mein Freund, das Allgemeine überſchaut, wirkt allgemein und über's Leben hinaus!“

„Und in ſich ſelber,“ und Benoni preßte die Hand des Mädchens, „iſt er lückenhaft, fühlt, daß er überm Allgemeinen das Beſondere verliert und im Beſondern nicht immer das Allgemeine wiederzufinden weiß.“

„Ach, Lieber, das iſt nichts,“ und Magda ſah ihn traulich an, „wer nur ſo viel thut, als er kann, das möglich zu machen ſucht, was er in weiſer Mäßigung für das Rechte zur Zeit hält, hat genug gethan und ſo viel, daß es weit über ſeine Aſche ausreicht!“

„Du liebes Mädchen, ja! Gott läßt für jeden Inhalt auch die Form, für jede Form den Inhalt zu. Wir aber ſollen in unſrer Zeit organiſch ſtätig vorwärts ſtreben, ſie hegen und in unſre Seele gießen, und jede Blume, die da treibt, nach ihrem wahren Wachsthum pflegen, doch nie — in's Treibhaus pflanzen. Künſtliche Schöpfung iſt todte Geburt!“

„Was aber künſtlich und natürlich Wachsthum iſt, Benoni, wer will es immer mit Sicherheit entſcheiden? — Ich,“ und ſie ſenkte ſchmerzvoll den Blick, „ich — wag' es wenigſtens nicht mehr. Als ich des Weibes Grenze überſchritt, hab' ich ſie eben — kennen gelernt. — Für Menſchenwohl und Geiſtesſchöne erglüht mein Herz wohl ſtärker noch als zuvor, doch für die ſpitzfindigen Disciplinen der Zeit — habe ich keine Sympathien mehr!“

„Da iſt ein andrer Feind der Menſchen noch,“ ſagte Benoni nach einer Pauſe wie abweſend, „Noth und Ueberfluß! Und doch iſt Ueberladenſein und Darben dieſelbe Laſt! Der Eine ſchleppt den Ballaſt ſeiner goldenen Sorge bis an den Rand des Grabes in ſteter Angſt, der Andere ringt jeden Tag in Qual, nur um am nächſten wieder Qual empfinden zu dürfen!“

„Eins hebt dann über Beides hinweg, Benoni. Wenn Beide, der Cröſus wie der Lazarus, nur Herzen haben, der Reiche ein mildes, durch Wohlthun ſich zu adeln, der Arme ein ſtarkes, um das Leben zu tragen, ohne des Lebens Würde zu verlieren! Leichter iſt's, ich weiß es, Freund, im Unglück gut zu ſein; das Glück macht dünkelhaft. Zu viel iſt Keinem nütze!“

„Darin eben liegt's, und daß ſich die Menſchen gegenſeitig herabſetzen, Jeder den Andern niedriger als ſich anſchlägt und ſo behandelt. Das läßt die Geſellſchaft nie in Ordnung kommen, Magda. Würde Jeder ſich für lückenhaft, den Andern für größer halten, in deſſen Weſen ſich vertiefen, um ſein eigenes zu verbeſſern, dann wäre Allen mit eins geholfen, doch das iſt eine Utopie, die nicht mehr — auf die Erde gehört!“

„Wenn wir jemals in einer Ueberzeugung einig waren, Benoni, iſt's in der, daß die Entwickelung der Menſchheit zum höchſten Ziel, zu dem, was wir das Ideal des Glückes und der Freiheit nennen, nicht in den äußeren Formen, in einſeitigen Dogmen liegt, die mit den Zeiten wie die Kleider wechſeln, vielmehr in jedes Einzelnen innerer, ſtill edler Entwickelung. Nur gute, ächte Menſchen machen eine freie glückliche Menſchheit! Ach, wie aber wird man ganz gut und rein in ſich, Benoni?“

„Liebe Magda, man wird's nach Kräften, wenn man ſich erſt ſo recht von Herzen für mangelhaft halten gelernt. Dem eignen Glück jagt Jeder nach, ſo thun es auch die Völker. Drei Wege giebt's zum Ziel, und einer iſt ſicherlich doch nur der rechte! — Nehmen Sie den ſtrebſamen Mann zum Beiſpiel, in aller Jugendkraft des Geiſtes und

Gemüths. Er will ſein Ziel auf ſchlichtem, anſpruchsloſem Wege erlangen. Er meidet die Parteien, ohne ſie zu haſſen und zu fürchten, lernt Formen und Dogmen als wandelbare Schlangenhaut der Menſchheit betrachten, folgt ſeinem Lebensberufe und Familientriebe und ſucht in der ewigen Schöne der Natur und Kunſt und ihres Urgrunds, Gottes, die letzte Hoffnung und gewiſſeſte Zuverſicht!"

„O, der hat gut gelebt, er iſt beneidenswerth! Begönne ich von Neuem, ich wählte den Weg mir."

„Und ich thät' es auch! Auf dieſem Pfade hätten wir uns gar bald zuſammengefunden! — Da iſt ein Andrer aber, dem ſein Glück geringer iſt als die allgemeine Sache, der eine flammende Natur hat, ſich ſtark genug fühlt, ohne ſelbſtiſchen Ehrgeiz dem Drange der Zeit ſich unterwerfen, ihr glühender Prieſter ſein zu können, Partei nimmt — um nach zahlloſen Leiden, Kämpfen und Enttäuſchungen entweder im Strome zu zerſchellen, oder — einzuſehen, daß der Einzelne die Welt nicht aus den Angeln hebt, tief ſchmerzlich zu empfinden, daß er in dem Project, die Welt zu beſſern, im Jagen nach der Freiheit der Welt den Aufbau ſeines eigenen Menſchen unterließ. In alten Tagen muß er von vorn beginnen und endet doch niemals. So Einer bin ich!" —

Magda legte ihre Hand auf ſeinen Arm, ſah ihm feſt in's Auge und eine tiefe Rührung umhauchte ihr Geſicht. „Auch ich beginne wieder, aber ohne zugleich zu fühlen, daß ich, wie Sie, den Menſchen doch etwas unendlich Schönes hinterließ, daß alſo mein Selbſtverzicht ſich lohnte!"

Benoni blickte düſter vor ſich hin, nahm darauf faſt heftig einfallend das Wort. „Dann iſt ein Dritter noch, der auch ſein Glück und ſeine Freiheit ſucht, ein ächter Egoiſt, ruhmſüchtig, leidenſchaftlich! So Einer, der ſeines Lebens Compaß klug nach dem Vortheil richtet, zuſieht, welche Lehre am meiſten zündet, welche Sache den Sieg verſpricht. Sie wählt er! Allen ſich furchtbar, Allen ſich nützlich zu machen, ſtudirt er die Hinterthüren und dramatiſchen Coups der Politik! Er kann ein großer Mann werden, aber nehme ſich nur in Acht, daß er vorher — nicht als Canaille gehängt wird!“

Eine Pauſe finſtern Schweigens entſtand.

„Benoni, das ſind große Reſultate, erſchreckend wahr durch unſer Leben beſiegelt! — Da Sie den erſten Pfad, wie ich, nicht finden konnten, gehen Sie denn den zweiten, ich will Ihnen treue Dienerin ſein. Im Stillen aber, mein Freund, im Stillen laſſen Sie uns bauen an unſerm vergeſſenen, überſehenen Innern, ſo lange wir Zeit noch haben! Laſſen Sie uns möglichſt vollkommene Menſchen werden, entgegenreifen einer höheren Ordnung! Dazu iſt's nie zu ſpät!!“ —

In einem ferneren Abſchnitt ſeines Werkes, das ſich fröhlich erweiterte, hatte Benoni eine Stufenleiter der drei Naturreiche der Südſee, dann eine Parallele derſelben hingeſtellt, und zahlreiche Bildwerke ſollten ſie veranſchaulichen.

Er war mit Magda die Arbeit durchgegangen.

„Ich betrachte dieſen Theil der Schrift,“ ſagte er, „als beſonders wichtig! Wenn Eins in der Natur wahrhaft ſittlich wirkt, ſind's die Reſultate, welche man aus rechten Vergleichen zieht. Da öffnet ſie ihr eigentlich Myſterium, den innern Zuſammenhang der Dinge!“

„Mit unſäglichem Entzücken,“ ſagte Magda, „mit einer erhabenen Ehrfurcht betrachte ich ſie. Wie wunderbar iſt Alles verſchieden in ihr, kein Reich, keine Species, keine Familie, kein Individuum gleicht dem andern, Ungleichheit iſt das Naturgeſetz in ihnen!“

„Aber in ihnen allen lebt ein außerordentlicher Zuſammenhang, in einem Zwecke ſind ſie alle einander gleich! Ewige Wandlung iſt das Leben, eine funkelnde, ſtets neue Metamorphoſe nach einem großen, heiligen Ideal hin! Im Kryſtalle erhebt der Stein aus dem maſſig Stofflichen ſich zum Pflanzenideal, ſtreng ebenmäßig an's mathematiſche Geſetz gebunden, das in der Pflanze erſt vielfältiger, freier wird. Im Geheimniß des Blumenlebens iſt das Thier ſchon vorherverkündet, und alle, Stein, Pflanze und Thier, ſtreben ſehnſuchtsvoll in ewiger Entwickelung zum Menſchenideal, in welchem die Natur zum Selbſtgefühl, zu eigenem Bewußtſein erwacht, über ſich ſelbſt und ihre irdiſchen Grenzen hinausragt. Nothwendigkeit und Freiheit, Gebundenſein und Binden, Endliches und Unendliches, Stoff und Geiſt wechſeln und durchdringen ſich zu einem wundervollen Ganzen!“

„So muß es bei dem Menſchen,“ entgegnete das Mädchen, „bei Einzelnen wie Allen auch ſein, dahin kommt Jeder, ebenſo wie die Welt, wenn auch durch Irrthum und auf Umwegen.“

„O, die Natur muß auch durch alle ihre Weſen gar einen langen Umweg zum Menſchen machen. Der Irrthum führt zur Wahrheit, die Verwickelung nur kann die Löſung bringen.“

„Drum iſt dem Menſchenfreunde ſelbſt der Schmerz und Irrthum lieb. Wir lieben gleich allen Weſen uns genug, um Individuum zu ſein, ja lieben uns ſo, daß wir viel mehr noch ſein wollen, Weltganzes! Unſer eigenthümlich Weſen, Denken und Können, Charakter und Gefühl ſuchen wir auszudehnen, zu erforſchen, feſt zu halten, mit ihm nach außen hin zu wirken! Das iſt's, was uns der Gattung gegenüber adelt, iſt unſre Nothwendigkeit und Freiheit, unſer Glück! Drum werden wir zugleich Herr und Sklave, Schöpfer und Geſchöpf des eigenen Charakters und unſerer Thaten. Menſchlich in uns fertig zu werden, iſt unſre erſte Arbeit und auch die letzte. Aber weil wir uns über uns ſelber ausdehnen, Alles in Liebe heranziehen, über Alles uns breiten möchten, liefern wir den Beweis, daß wir uns nur als Theil des Größeren, des Ganzen, als endlich Stück der endloſen Natur und Menſchheit, als die Bürger des Weltbaues fühlen, ach, und in dieſer hohen Sehnſucht geben wir uns ſelbſt auf, wie Stein und Thier und Pflanze, entäußern uns mit Wonne unſres Selbſt, um zu verrinnen in gigantiſcher Weltgemeinſchaft!“

„Die Kunſt des ächten Menſchen, Geliebte, die Kunſt der Künſte eben iſt, ſich in ſich ſelber ewig feſtzuhalten und auszubauen, um dadurch jenes erhabenere Ganze ſtets herrlicher zu machen, iſt die Liebe, mit der wir von uns ab auf's Allgemeine ſehen, um beſſer in uns ſelber zurückzukehren. — Alles Wiſſen, alle Irrthümer und Schmerzen, alle Kämpfe hienieden dienen nur dieſem letzten Doppelzweck, der doch in ſich nur untrennbar eins iſt!"

„Und dieſes letzte, untrennbar-eine Ziel," und Magda blickte empor zum Himmel, ihr dunkles Auge wurde feucht, „es ſpiegelt ſo hell ſich ab ringsum in allen Dingen, wenn wir darauf nur achten wollen! Wirkung und Gegenwirkung iſt das ganze Sein, vom weiſen Maße eines ewigen Lenkers beſtimmt und an einander feſtgehalten. Wenn die Blume leuchtend blüht und ihren ſeligſten Duft entſendet, muß ſie ſterben, daß die Frucht reif werde. Aus dem Schnee ſproßt wieder junges Grün, und auf den Gräbern flattern Schmetterlinge, Abbilder ewiger Wandlung. Ebbe und Fluth, Dur und Moll, Licht und Schatten, Schmerz und Freude, Glaube und Zweifel, Leben und Tod iſt die höchſte Veranſtaltung des Ewigen, um ſeine Welt und drinnen ſeine Menſchen zu entwickeln, ſtets höherer, neuer Wandlung werth zu machen! Das, Benoni, verſöhnt uns mit den Dornen und finſteren Stunden, mit allen Wechſelfällen des Geſchicks, giebt uns die hohe Beruhigung, daß der tiefſte Schatten nie da iſt ohne Licht, daß ſelbſt das Schlimmſte wie Beſte ſein Maß hat, wie das ganze Leben. Die Schatten der Erde ſind der Beweis der ewigen Sonne, das Schmerzgefühl in uns, daß wir hienieden das lange nicht können, was wir wollen, iſt aller Bürgſchaften erhabenſte, daß wir einſt drüben von Neuem dürfen an die Arbeit gehen!!"

„O theures, liebes Mädchen, ja, das iſt's! Das iſt das Endziel aller hohen Fragen, hier ſchweigt der Irrthum und der Streit! Im Hauſe des alten Vaters dort ſind viele Wohnungen, und auf zum Himmel wandelt alles Leben!!!" — — — — — —

Er hatte ſie an ſich gepreßt und war dann an's Fenſter getreten, durch das die Abendſonne glühte und leiſe aus dem tiefen Meere des Blaus die Sternenkinder wie Sirenen tauchten. — Die Abendlüfte wehten ſüße Ruhe und Seligkeit hernieder zu den Menſchen, wie im Gebete leiſe flüſterten Benoni's Lippen. Der Name ſeiner Mutter, Magda's Eltern, der Name Mac-Combich's, Henley's — und Franzens ſelbſt — flatterten wie ein Hauch empor. Dann wendete er ſich leiſe und trat zu Magda.

„Laß uns das Letzte von hinnen werfen, was wie ein kalter Hauch uns trennt, Magda! Du haſt das Wunderwerk an mir vollbracht, aus ihrem Grabe ſteigt die alte Liebe, die Seligen jauchzen froh uns zu, und jetzt, jetzt, Magda, fühl' ich, daß ich ohne Dich nicht ſelig werden möchte! Schenk' mir das Letzte, was Du haſt, — Dich ſelbſt!!!“ —

Magda ſah ihn mit großen, erſchrockenen Augen an und wurde todtenblaß. — Ihr war, als ſei ein Ungeheures, Undenkbares geſchehen! — Nun erſt, als er mit heißen Küſſen ihre Lippen bedeckte, begriff ſie mit heiligen Wonneſchauern, was ihr geſchehen, und ſank laut weinend vor übergroßer Seligkeit ihm an die pochende Bruſt!

„Je ſchmerzlicher geſchieden
Von rauher Lebensfluth,
Je herzlicher zufrieden
Nun Herz am Herzen ruht!!“

Epilog.

Was iſt denn Glück? — Nach einem Leben voll Kampf und Arbeit um des Schönen willen ein Abendroth des Friedens und der Freude zu ſchauen und ſtill in ihm zum neuen Tage hinüberzuglühen!

Noch höher Glück iſt's aber: ſchon hienieden den neuen Tag der Erde und Völker zu begrüßen, aus dem jungen Sonnenſcheine dieſſeits den wunderbaren Regenbogen der Verſöhnung ſich aufwärtsſtrecken zu ſehen durch alle Himmel, wie eine Friedensbrücke, zu jener großen, unbekannten, alten Sonne im Oſten hinter den Gräbern! —

Friede, Freude, Einigkeit iſt die große Sehnſucht aller Menſchen! Friede den Herzen, Freude den Nationen, Einigkeit auf Thronen und in Hütten! —

Vorüber iſt der alte Kampf und Haß der Familien Trautmann und Turner, ſelbſt der letzte Schatten iſt entflohen. Ein zartes, von inbrunſtheißer, langverhaltener Liebe gewobenes Band eint Magda und Benoni, verſchmilzt durch ſeeliſch innige Gegenſeitigkeit ſie Beide zu einem holden Ganzen! Mann und Weib zuſammen ſind erſt der vollſtändige Menſch, der aus ſich göttlich rein die neue Menſchheit erſchafft, beſſer, edler, freier in den Kindern!

Aus dem Schooße dieſer hohen, majeſtätiſch ſchönen Ehe der Schwergeprüften erzeugten ſich Weſen, die, von Weisheit und Schönheit geführt, der Eltern Kämpfe nicht mehr erdulden, denen der wüſte Streit vergangener Tage nur als unheimliche Sage herüberklingt, und die, geſtählter durch Erziehung, die ſchwächeren Schmerzen ihrer Tage leichter, fröhlicher und hoffnungskühner tragen, als ihren Erzeugern einſt vergönnt war! Nur beſſere Menſchen zeugen beſſere Zeiten! —

Wie aber in Magda und Benoni der Ringkampf zwiſchen Subjectivem und Objectivem, zwiſchen Allſinn und Sondergeiſt, Abhängigkeit und Freiheit, Herz und Hirn zu einem reinen Glücke ſich verſöhnte, zum irdiſchen Begriffe wahrer Freiheit, ſo wird es auch die ganze jetzige Zeit, ſo dieſes Jahrhundert, ſeine Geſchlechter und Völker, ſo unſer holdes, liebes, deutſches Vaterland! —

Ehe die edle Dulderin Preußens, die großherzige Luiſe, ihr ſchönes Haupt zu letzter Ruhe ſenkte, erfaßte ſie ein Schauer, ein Wehe, eine Art Caſſandra-Prophezeiung, und traurig ſagte ſie:

„Es wird mir immer klarer, daß Alles ſo kommem mußte, wie es gekommen iſt. Die göttliche Weltordnung leitet unverkennbar neue Weltzuſtände ein, und es ſoll eine neue Ordnung der Dinge werden, da die alte ſich überlebt hat und in ſich ſelbſt abgeſtorben zuſammenſtürzt. Wir ſind eingeſchlafen auf den Lorbeeren des einzigen Friedrich, welcher, der Herr ſeines Jahrhunderts, eine neue Zeit ſchuf. Wir ſind mit derſelben nicht fortgeſchritten, deshalb überfluthet ſie uns!“ —

Schau' nieder, lichter Geiſt der königlichen Dulderin! Sieh herab auf unſer Volk! Das Morgenroth der neuen Zeit bricht herauf aus den Kämpfen, Leidenſchaften und Wettern, die Deine hohe Seele ahnend ſchaute! Das Morgenroth der neuen Zeit iſt da, jetzt macht Dein Volk dem alten Friedrich Ehre, und jeder Tropfen Bluts, jede Thräne, die gefloſſen, geht langſam auf als ewige Wunderpalme des freien Völkerglücks, wo Fürſt und Nation in hoher Ehe, ein Herz und Geiſt, der Zukunft Tempel aufbauen, daß Alle friedlich bei ein ander wohnen! —

O, ſchüttelt nicht das Haupt und deutet zweifleriſch gen Weſt und Süd, wo ewig Sturmwolken hangen! Wohl

werden viel falſche Ideale als berückende Morgana vo
Gauklerhänden den Völkern in die Luft gezeichnet, doch ma
trügt auf die Dauer die Nationen nicht mehr! —

Die Raben ſchreien! Die tauſend Feienjahre ſind bal
vorbei, ſchon kniſcht's und rollt's im Schooße des Kyſ
häuſer. Von der Wartburg, vom Rolandseck dröh
nächtig über's Land die zaub'riſche Fanfare der Recke
vorzeit und ladet die ſchlafenden Völker zur Tagfahrt! Da
deutſche Banner rauſcht in den Lüften, und in den Herze
unſichtbar! Hernieder von ihm funkelt die Deviſe: „Sei
einig! In dieſem Zeichen ſollt ihr ſiegen!!" —

„Einig, einig! Kinder deutſcher Zunge, ſeid einig!
So flüſtert leiſe jede Lippe ſchon, die Seelen ſehnſüchti
ſchwellen! Und der Geſammtgedanke, nie ſo wahr gefüh
als jetzt, formt brauſend ſich in ein Geſammtwort, ei
gemeinſam hohe That!

Der alte, halbverlachte, halbvergeſſene Jugendtrau
Germaniens wird wahr, der Traum von jenem große
ein'gen Lande, dem Paradies der Eichenhaine, in deſſe
Schooß nur eine Liebe zum Vaterlande, ein Ha
der alte deutſche Hermannshaß gemeinſam loht, un
deſſen Söhne fortan im Denken und Empfinden ein ſtarke
Volk von Brüdern!!

Ende.

G. Pätz'ſche Buchdruckerei (Otto Hauthal) in Naumburg a/S.

Ein neuer Falſtaff.

Geſammelte

Romane, Novellen und Dramen

von

A. E. Brachvogel.

Volks- und Familien-Ausgabe.

Mit Einleitung und Biographie

von

Max Ring.

Fünfter Band.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Jena,
Hermann Coſtenoble.
Verlagsbuchhandlung.

Ein neuer Falſtaff.

Roman

von

1900. 17025

A. E. Brachvogel.

Zweite Auflage.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Jena,
Hermann Coſtenoble.
Verlagsbuchhandlung.

Ein neuer Falſtaff.

Roman

von

A. E. Brachvogel.

Motto: „Nihil sine gaudio.“

Zweite Auflage.

Jena,
Hermann Coſtenoble.
Verlagsbuchhandlung.

Vorwort zur erſten Auflage.

Dieſem Buche und ſeinem Helden habe ich den ſehr herausfordernden Titel: „Ein neuer Falſtaff“ gegeben. Herausfordernd und für mich gefährlich iſt er in ſofern gewiß, als man ſich ſofort der claſſiſchen Figur des großen Shakeſpeare erinnern und meinen Helden mit derſelben vergleichen wird. — Uebelwollenden dürfte es denn auch leicht gelingen, zu zeigen: „wie doch mein Held mit der bewußten Figur des großen Britten auch gar nicht übereinſtimme, ihn weder an Jocoſität, noch......, man wird das ſeiner Zeit wohl leſen! —

Ich muß von vornherein geſtehen, daß mein Held wirklich exiſtirt. Er lebt, er iſt unter uns, ich benutzte nur ſeine Perſon und ſeine Geſchichte theilweiſe zu meinem Zweck. Da er nun leider auch dick, nicht mehr zu jung und ſein Motto ſtets das nihil sine gaudio, der abſolute Humor iſt, in ihm der Egoismus als komiſche Idee zur Geltung kommt, ſo hat er mit Sir

John Falſtaff eine unwillkürliche Familienähnlichkeit. Dies beſtimmte mich zu dem Titel. Iſt derſelbe für mich wirklich gewagt, ſo iſt er doch offen. Hätte Kritik wie Publikum unter irgend einem ſchlichteren Titel die Aehnlichkeit meines Helden mit der Figur Shakeſpeare's entdeckt, ſo hätte ich mich leicht dem Verdachte ausgeſetzt, den größten Dichter aller Zeiten hinterliſtig für meinen Zweck ausgenutzt zu haben. Dies wollte und konnte ich vermeiden, denn heutigen Tages ſind die Falſtaffs-Naturen gar nicht ſo ſelten unter uns. Wer alſo von meinen Leſern auf Dinge ſtößt, die ihm gar ſo bekannt vorkommen, welche er auch erlebte, beobachtet zu haben glaubt, der ſei verſichert, er iſt irgend einmal meinem dicken, lieben Freunde, oder doch einem ſeiner Vettern, Kumpane, einem der zahlreichen Glieder ſeiner Clique begegnet, welche überall rings in der Geſellſchaft ſich breit machen, ihrem Vorbild und Meiſter als umbrae zu folgen pflegen und gleich den Affen ſeine Streiche copiren oder beklatſchen. Wenn öfters cyniſche Stellen und höchſt gewagte Situationen in dieſem Romane enthalten ſind, ſo trage nicht ich, der Charakter meines Helden trägt die Schuld, und das Motiv wahrhaft ſittlicher Reinigung, welches ſich durch meine Dichtung als Achſe hinzieht, um welche ſie ſich in ihrem Verlaufe vorwärts bewegt, mag die Extravaganz meines Helden entſchuldigen. „Schlimme Mittel zu gutem Zweck" wird man ſagen und mich für eine Art Jeſuiten halten. Gott verzeihe ſolchen Leſern! Wir Poeten haben einmal das Schickſal, nur vermittelſt der Lüge die Wahrheit zu erweiſen, und erſt, nachdem wir alle Elemente der Seele in den Kampf geführt, zur äſthetiſchen Harmonie zu kommen.

Wie man auch ſchließlich über den Werth meiner Dichtung denke, welchen gewiß Niemand geringer anſchlägt als ich, ſo wird dieſelbe, hoffe ich, doch den ſieghaften Beweis führen, daß ich gerade das heute ſo oft verlachte Ding: Gemüth, Herz, Idealität — für das eigentlich Unſterblichſte in uns erachte und nur in der rechten Verſchmelzung von Idealem und Realem das Lebensglück des Einzelnen wie Aller erkenne.

Iſt mein dickes „Karlchen" auch ein gar ungezogener Schlingel, der eigentlich nicht werth iſt, daß wir mit ihm umgehen, ſo entgeht er doch ſeinem Fatum nicht, — er wird wirklich beſſer, was man von ſeinen Genoſſen leider nicht immer ſagen kann. Möge man ihn denn mit freundlicher Toleranz aufnehmen und, falls man über ſeine Streiche lacht, ihm um ſeiner Luſtigkeit willen verzeihen, wenn er zu ſeinem eigenen Schaden ſo oft über die Stränge ſchlägt.

Berlin im Herbſt 1862.

A. E. Brachvogel.

Inhaltsverzeichniß.

Seite
Erſtes Capitel. Rhodenfließ 1
Zweites Capitel. Die Controleurin und ihr Sohn . . 14
Drittes Capitel. Das Pfauenſchloß 30
Viertes Capitel. Raphael von Rhodenfließ 67
Fünftes Capitel. Gunſt und Kunſt 96
Sechſtes Capitel. Auf dem Kloſterkirchhofe 140
Siebentes Capitel. Die ſchönen Tage von Aranjuez . 169
Achtes Capitel. Rhodenfließiana 196
Neuntes Capitel. Im Café royal 202
Zehntes Capitel. Nihil sine gaudio! 226
Elftes Capitel. Jagd auf Hochwild 250
Zwölftes Capitel. Vergangen, doch unvergeſſen! . . 288
Dreizehntes Capitel. Ein Junggeſell mit Familie . 321
Vierzehntes Capitel. Alte Freundſchaft, alte Liebe . 358
Fünfzehntes Capitel. Der Congreß der Frauen . . 376
Sechzehntes Capitel. Die Aventure 402
Siebzehntes Capitel. Sine gaudio! 427
Achtzehntes Capitel. Platoniſch 435
Neunzehntes Capitel. Profeſſor Silen 451

Erſtes Capitel.

Rhodenfließ.

Keine Zeit, wir wiſſen es, iſt bei uns in Deutſchland mehr verſchrieen worden, auf keinen Abſchnitt dieſes Jahrhunderts pflegt unſere vollreife, pfauenhaft geſpreizte Gegenwart mit mehr Ironie und verächtlicherem Achſelzucken zu blicken, als auf unſere dreißiger und vierziger Jahre, wo Frankreich unter Louis Philipp zu allſeitiger Bewunderung den conſtitutionellen Vor- und Solotänzer machte. Verſchiedene unſerer politiſchen Rhetoren haben ſie auch die „ſtagnirende“ Epoche genannt.

Es iſt richtig, wir waren damals ſehr zahm, ſehr ruhig, ſehr kindlich in politiſchen Dingen! Die patriarchaliſche Sorge der Regierungen zog einen ſtrengen Peſt- und Beobachtungscordon um Altgermaniens Gauen, damit wir rein erhalten würden vom Ausſatz frevelhafter Ideen und den Werth abſoluter Ruhe, bürgerlicher Einfalt und Selbſtgenügſamkeit nie verkennen ſollten. Der etwaige neue Geiſt, welcher uns theelöffelweiſe gereicht wurde, erhielt von der Cenſur erſt die nöthige Verdünnung, damit er uns nicht zu Kopf ſteige und da Wallungen erzeuge. Wenn wir aber wirklich von dem ſüßen Gifte kecker Doctrinen koſteten, Goethe, Schiller, Leſſing, Byron in unſer Hirn gefährliche Zweifel und neue Begriffe über Staat, Religion und Aufklärung ſchmuggelten, ſo genoſſen wir das nur ganz heimlich mit Zittern und Bangigkeit, etwa wie ein kleiner Junge in die Speiſekammer der Mutter kriecht, um den Rahm oder den Syrup vom Rande der Töpfe zu lecken, oder ein Pfläumchen, etliche Roſinen und Mandeln zu ſtibitzen. Ach, der Liberalismus war damals noch das „Studentenfutter“ unſerer politiſchen Kindheit! —

Aber wenn wir auch in jener Zeit weniger Tendenz, weniger Geldſucht und Speculation, weniger drängende Haſt induſtriellen Strebens beſaßen, wenn uns ein Poſtwagen oder eine Journalière noch überaus intereſſant und ehrwürdig erſchien, dagegen Gasbeleuchtung, Materialismus, Telegraphie, Eiſenbahnen und Parteiſchattirungen zu den Wunderdingen gehörten, die draußen in der weiten Welt zu unſerm Staunen ſich ereigneten, — jedenfalls hatten wir mehr Gemüthlichkeit, unbefangenere Naivetät, größere Naturwahrheit und ein richtigeres, wärmeres Gefühl für das Schöne. Der Luxus, das Bedürfniß nach Comfort, die Anforderung leiblichen Behagens waren ſehr viel geringer, und dennoch ſchien Alles behaglicher, denn zufriedenen Sinnes wußte man ſich mit dem zu behelfen, was man hatte, und ſtatt auf das Glänzende ſah man auf das Solide.

Die vornehme Gegenwart denke indeß ja nicht, daß es damals in unſerm lieben Vaterlande ſo gar ledern, trocken und geiſtlos müſſe zugegangen ſein! Weit gefehlt! — Wir hatten eher zu viel Geiſt, nur daß er nicht immer ſo recht herauskam, und was man an irdiſchen, materiellen Dingen leicht entbehrte, ward durch eine Welt voll Ideale erſetzt, durch einen Zuſtand ſeligſter Träumerei und empfindungsvollſten Genießens, von dem wir heute keinen rechten Begriff mehr haben.

Dieſen Zuſtand können wir nicht beſſer bezeichnen, als mit dem Worte: Romantik! —

Ja, es war die Aera der Romantik, der Nachklang unſerer literariſchen Blüthezeit. Unſere Theater waren zwar ſehr viel kleiner, finſterer und oft recht ſchmutzig, aber dafür viel beſuchter, denn heute. Es bedurfte keiner Reclame, keiner Claque, keiner bezahlten Pſalmiſten, um, etwa wie man ein ſtätiſches Pferd in Trab bringt, die Herzen des Publikums auf den Enthuſiasmus zu dreſſiren. Houwald, Halm, Sallet, Grillparzer, Raupach, Lenau, Kotzebue, Angely, Immermann, Rückert, Schlegel, Tieck, Hauf, Solger, Schelling, Raymund, Bayerle, Töpfer und Andere genoſſen einer wohlerworbenen Autorität, und Clauren, Blumenhagen, nebſt einer Schaar lyriſcher Amſeln und Dompfaffen, zogen die Seelen aller „gebildeten Töchter höherer Stände" in einer wahren poetiſchen Kleinkinderbewahranſtalt groß, kochten ſie mit derjenigen ſentimental-ätheriſchen Brühe gar, ohne welche man damals geſellſchaftlich ſehr ungenießbar erſchien, ohne die weder ein neues Lied von Schubert, Proch oder Kücken empfunden, geſchweige denn vorgetragen werden konnte. — Eine Erſcheinung machte hiervon eine Ausnahme, — Börne und Heine ſaßen in Paris, und jedes ihrer Worte, das über den Rhein zu uns herflatterte, überzog die Epidermis der officiellen Welt mit einer Gänſehaut.

Heinrich Heine zu nennen, ohne an den Satan zu denken, war unmöglich! — Das iſt aber eben der Teufel, daß der Teufel bei aller Erzſchlechtigkeit ein ungeheuer intereſſanter Kerl iſt! Daß er uns reizt, verführt, ach, daß wir ſeinen Tönen lauſchen müſſen, ſelbſt wenn wir auch nicht wollen, und ſeine diaboliſchen Lieder ſingen, beſonders wenn ſie hübſch componirt ſind, wir uns alſo leider auf dieſe Weiſe con amore von ihm holen laſſen! Uns hat der — Heine geholt mit Haut und Haar, in Theorie und Praxis, nachdem er unſere ſchüchtern-romantiſchen Seelen des Feigenblattes beraubte. — Daraus wurde nun unſere neue Zeit, Gott ſei's geklagt! —

Wie aber Adam und Eva, einmal aus dem Paradies und dem Stande der Unſchuld vertrieben, ſich in die harte Nothwendigkeit der erſten Hoſen und Röcke ſchicken mußten, gleichwohl aber ſehnſuchtsvoll zurück nach dem alten Schlaraffenleben des paradieſiſch-ſüßen Nichtsthuns und den goldenen Aepfeln der Jugend ſchielten, ſo wollen wir auch

das Heute, und wie an ihm blos der Heine ſchuld i
vergeſſen ſuchen, den Feenwagen der Erinnerung beſt
um „zurück, zurück“ zu kutſchiren in jene ſogen
„ſtagnirende“ Epoche der chriſtlich-germaniſchen Glückſe
und des bürgerlich liebreizenden Gemüthslebens.

Die Erinnerung iſt ein reactionäres Laſter, —
des Alters, die Hoffnung ein liberales, — das der Ju
Zwiſchen beiden hin und her wanken wir aber d
arme Leben. Laßt uns denn dem reactionären Laſte
Erinnerung anheimgegeben ſein!

Wenn es um's Jahr 1842 ſchon in deutſchen Reſid
um ein Erhebliches ſtiller zuging, als jetzt, ſo kann
ermeſſen, wie ordnungsmäßig-ſtillvergnügt, wie patriarch
tendenzlos es in den ſogenannten deutſchen Mittelſt
damals ausgeſehen. „Dahin, dahin laßt mich mit Euch,
Heißgeliebten, ziehn!“

Rhodenſließ nennt ſich eine hochachtbare Kreisſtad
einer der blühendſten Gegenden unſeres deutſchen
landes gelegen. — Wohlige Stille umgiebt uns, wenn
die erſten Häuſer der Vorſtadt von Süden her pa
Nur das leiſe Schnattern verſchiedener Gänſe- und
conventikel, die über unſere Ankunft zu ſtaunen ſch
und öfters ein dumpfer, thieriſcher Seufzer, der au
angrenzenden Gehöften wie aus dem Orcus dringt,
zittert elegiſch die von ſüßem Heuduft gewürzte, laue
Wir fahren über eine etwas baufällig ſcheinende, hö
Brücke, unter der friſchweg ein munterer Fluß, die
gleitet und links zwei Mühlen treibt. Gemüſegärte
Wieſen beſäumen ihr dieſſeitiges Ufer. Auf letzterem
ſich endloſe Leinwandbleichen, ſo daß es ausſieht, als
ſich der Frühling eine ungeheure Serviette vorgeb
um ſein hübſches, grünes, buntbeblümtes Kleidchen ni
beſchmutzen.

Jenſeit der Brücke, links und rechts, ſchließt ei
Mauer, deren Ruinen oft durch Stakete und Zäune
geflickt worden, die krüppelichten Häuſer der Stad
welche ſich bis hart an den Fluß erſtrecken und ihre

geſtaltigen Dächer und ſeltſamen, alten Giebel mit ihren dickköpfigen Schornſteinen in ſeinen hellen Waſſern ſpiegeln.

Der Reſt eines runden, verwitterten Thurmes, das Waſſerthor, nimmt uns auf. Der Steuereinnehmer ſteckt ſeine majeſtätiſche Naſe, einer Feuergurke nicht ganz unähnlich, in den Wagen, und nachdem er ſich von der Abweſenheit alles „Steuerbaren" und, was ihm noch wichtiger ſcheint, vom heutigen Zuwachs der Fremden mit kundigem Blick überzeugt hat, iſt uns vergönnt, in die eigentliche „Stadt" einzuziehen.

Die Rhoda, von Südweſten kommend, umfließt faſt ganz und gar die etwas höher und ſehr hügelicht gelegene Stadt, einen hakenförmigen Bogen von Oſten nach Weſten bildend, ſo daß nur ihre linke, weſtliche Seite frei iſt. Nordweſtlich auf der andern Seite der Stadt ſich wieder wendend, dehnt ſich der Fluß dann in die ſanftgewellte Niederung, in der er ſich ſtaut und, zu trägerem Laufe gezwungen, faſt wie ein See ſich ausbreitet, um allda zwei üppig grüne Inſeln, die Rhoda-Werder, zu bilden. So an Wäldern, Feldern und Ortſchaften vorübergleitend, verengt er ſich dann wieder und ſetzt ſeine Wanderung weſtwärts fort, um der Aller oder Ocker, — wie man uns geſagt hat, ſeine Fluthen einzuverleiben.

Ein Blick belehrt uns über den ehrwürdig mittelalterlichen Urſprung von Rhodenfließ. In einer durch Fruchtbarkeit weit berühmten Gegend gelegen, bot die Hügellage, vom umfließenden Waſſer geſchützt, die hinlänglichſte Sicherheit, ehemals noch verſtärkt durch Mauern, Thürme und befeſtigte Thore. Ja, die ſchwachen Ueberreſte eines Grabens beweiſen noch, daß die alte, umſichtige rhodenfließiſche Bürgerſchaft auch ihre weſtliche, unbeſchützteſte Stadtſeite durch Wall und Kanal, welcher den ſüdlichen und nördlichen Theil des Fluſſes verband, gegen den andringenden Feind mannhaft zu halten gewußt habe.

Dies Alles mag ſich gewiß vor Zeiten ſehr martialiſch ausgenommen haben, beſonders wenn die Herren Bürger, in Eiſenblech gehüllt, trutzig auf den Mauern ſtunden und dem Schädiger zum Hohn und Gecken luſtig ihr altes Stadtbanner ſammt den Zunftfähnlein wehen ließen! —

Jetzt iſt von dem Allen nicht viel mehr zu ſehen. — Die Bollwerke, Mauern und Thürme ſind Ruinen, der weſtliche Graben iſt verſchüttet, überwachſen und hat der betriebſamen Ausdehnung des Ortes gegen Weſten nicht länger Halt bieten können. Verräuchert, winkelig, ohne Schönheitsſinn und Ordnung erbaut, liegt die „keckſte unter den Städten“ da, als trauere ſie über den Verluſt ihrer reckenhaften Jugend, als ſei ſie melancholiſch geworden über den entſchwundenen Glanz des Mittelalters.

Das aber iſt ja eben romantiſch! — Was iſt denn Romantik ohne Sentimentalität, ohne Trauer? O, in dieſe moderne Romantik, den ewig jungen Altenweiberſommer des idealen Minnethums laßt uns verſinken, wenn wir in Rhodenfließ einziehen. —

Schon die furchtbaren Stöße, welche uns das alte Pflaſter beibringt, über das wir hügelan die enge, gewundene Rathhausgaſſe, die Hauptarterie des Städtchens, dahinkotteln und rumpeln, ruft uns die lebhafte Einbildung des erſten Grades der hochnothpeinlichen Tortur lebhaft wieder wach. Die Schrannen, Läden und Werkſtätten mit ihren fürchterlich grell bemalten, von gothiſch-ſeltſamen Charakteren bedeckten Schildern geben uns ein treues Bild, wie es mit Induſtrie und Orthographie des Mittelalters etwa beſchaffen geweſen ſein mag.

Obwohl wir einem „Goldſchmieds Töchterlein“ oder einem ſporenraſſelnden „Junker Hans von Steifenhahn“ mit der weißen Schelmenfeder auf dem ſpitzen Welfenhütlein noch nicht begegnet ſind, ſo geben uns doch dagegen die meiſt dämoniſch nach Macbeth's Hexen friſirten Köpfe des zarten Geſchlechts, welche überall theilnehmend aus den Fenſtern und Thüren ſehen, ferner die meiſt etwas ſehr à jour gekleideten Kinderſchaaren, welche keine Verſchwendung von Seife an ſich verrathen und unter Aſſiſtenz einiger ſehr ſkandaliſirender Köter unſere Einzugs-Cortège bilden, von der unbefangenen, patriarchaliſchen

Gemüthlichkeit des Rhodenſließer Völkleins die achtungswertheſten Begriffe.

Plötzlich weitet ſich der Weg! Der ſogenannte Ring, der Mittelpunkt und Marktplatz, das Herz der Stadt, nimmt uns auf! — In der Mitte deſſelben, von hohen Eichen umgeben, die einen majeſtätiſchen Schatten ringsum werfen, ſteht eine Gruppe Gebäude, wie ſie ſich für die Würde und das Bedürfniß von Rhodenſließ nicht beſſer zuſammenfinden können. Zwei Fronten nimmt das Rathhaus ein. Grau, bemooſt und epheuberankt mit gothiſchen Fenſtern, ſonſt, den unförmlichen Erker an der Ecke abgerechnet, ohne beſondere Zierath. Durch den finſtern, offenen Schlund ſeines breiten Spitzbogenportals bemerkt man die gewölbte Halle, in der links eine alte Frau ihr Waarenlager von Band, Nadeln, Leinwand, Zwirn und anderen Allerwelts-Bedürfniſſen aufgeſchlagen hat, während auf der rechten Seite eine nicht minder majorenne Duenna verſchiedene Backwaaren von ſehr zweideutiger Jugend nebſt einer Kaffeeküche etablirt hat, um den ländlichen Beſuchern des Marktes eine kleine Recreation zu bieten. Beide, wenn ſie ſo daſitzen im offenen Thor, über dem noch eine Art Engel oder Roland, in Stein gemeißelt, aus der Mauer ragt, gleichen ſie, auf ihren Räderkaſten hockend, zween Schildhaltern eines Wappens, oder zween Truden, die den Eingang einer Zauberhöhle bewahren, aus der, ein Sinnbild des Vogels Greif, eben der ungeheure Kreisgensd'arm Scharf mit rothem Schnurrbart geſpenſtiſch langſam tritt und ſeinen funkelnden Blick ringsumwendet. — Die dritte, innere Front des Platzes bildet der Gaſthof „Zur goldenen Sonne“ mit ziemlich weitläufigem Gehöft, denn er iſt zugleich Ausſpannung, wie eine Garnitur Pferdekrippen vor ihm bezeugen kann, und im Erdgeſchoß birgt er ſogar einen Spezereiladen, der die Freiheit hat, ſich „Wein und Delicateſſen-Handlung“ zu tituliren. Anſtoßend, und die vierte Seite bildend, dehnt ſich die Stadtbrauerei, zugleich Poſtgebäude. —

Daß der Stadtbrauer Wünſchel ſich mit dem Poſtmeiſter Geſke eben ſo gut ſteht, wie er Antipode des Sonnenwirths, Spezerei- und Weinhändlers Kutzner iſt, wird durch den Umſtand ſchon erklärlich, daß ſich im Saale der Sonne das ſtädtiſche Caſino, die Ariſtokratie von Rhodenfließ allwinterlich verſammelt, um Soiréen, Maskenbälle, Aufführungen und Divertiſſements aller Art loszulaſſen, indeß ſich Wünſchel mit den kleinen Stadtleuten, dem Faßbier vertilgenden, Skat oder Schafkopf ſpielenden Theil der Einwohner begnügen muß. Dafür aber feiert auch Wünſchel zum Gram der erblaſſenden „Sonne“ im Sommer ſeinen vollendeten Triumph, denn er hat draußen im Fliederholz den ſchönſten Garten, den „Braugarten“, zu welchem die durſtige, kegelſchiebende, ſcheibenſchießende Bevölkerung hinwandelt und ihre Volksfeſte feiert, ihre Waſſerpartien macht, kurz den ehrlichen Prieſter Gambrini für ſeinen winterlichen Jammer entſchädigt. Wünſchel und Kutzner ſind die Montecchi und Capuleti der Stadt. Wie jene hat der Erſtere einen Sohn, Leopold, der Andere eine Tochter, Jettchen, Beide in wildem Familienhaß erzogen, verdammt, ſich nie anzuſehen, noch weniger anzureden! Ja, der Haß beider Naturalverpflegungsbefliſſenen ſoll ſich ſchon in diverſen Proceſſen und öſteren koloſſalen Zweikämpfen beider, in feindlichen Dienſten ſtehenden, heerbannpflichtigen Herren Hausknechte ausgeſprochen haben. Ein Glück, daß Wünſchel’s Sohn bei guter Zeit auf braueriſche Studienreiſen gegangen und ein Romeo bei Jettchen zu werden verhindert iſt. So hat Rhodenfließ alſo gewiß ſeine ſchönen, hochpoetiſchen, romantiſchen Momente. Je länger man allda lebt, je mehr man in die unendliche Verkettung der Verhältniſſe eindringt, deſto üppiger entfalten ſich die rhodenfließiſchen Annehmlichkeiten, wie aus unſcheinbarer Knoſpe die Alles durchduftende Roſe.

Die äußere Umgrenzung beſagten Rathsplatzes, den eigentlichen „Ring“, bilden Häuſer ſehr verſchiedener Qualität und Größe, natürlich die nobelſten des Orts, doch außer dem faſt neuen und modern gebauten, Gerichtsrath

Föhrenbach gehörigen, acht Fenſter breiten Hauſe wüßten wir ſonſt kein namhaftes zu bezeichnen. Nach dem eigentlichen Markt, dem Eichenplatz vor dem Rathhauſe zu, wo einmal jede Woche eine Leipziger Meſſe en miniature gehalten wird, macht ſich indeß noch eine Conditorei mit erheblicher Eleganz bemerkbar und wird im Sommer beſonders durch das Phänomen zweier Orangenbäume in grünen Kübeln merkwürdig, welche vor ſeiner Schwelle paradiren.

Wie die Rathhausgaſſe nun vom Waſſerthor ſüdlich herauf zum Ringe kommt, ſo ſenkt ſich, doch bedeutend ſteiler, nördlich vom Ringe der Lindenſtieg zur nunmehr weſtlich fließenden Rhoda und dem Lindenthor hinab. Je unangenehmer der Lindenſtieg für alte Füße iſt, deſto freundlicher für's Auge macht ihn und den ganzen nördlichen Stadttheil der lichte, zahlreiche Lindenwuchs, welcher ihm wie dem Thore ſeit grauen Zeiten den Namen gegeben. Zum Lindenthore hinaus aber geht's in eine wirklich paradieſiſche Gegend, nach dem Fliederholz, zum Rhodenwerder und zu dem Stolze aller Einwohner, dem Pfauenſchloß.

Oeſtlich vom Ringe ſtreckt ſich, erſt ein wenig geſenkt, dann leiſe, aber ſtätig anſteigend bis zur öſtlichen Stadtmauer, die Urſelgaſſe. In ihrer Mitte, die ſich zu einem mäßigen, von Kaſtanien und Akazien beſtandenen Platz erweitert, liegt die Haupt- und Stadtkirche zu St. Urſula, im dreißigjährigen Kriege den Katholiken entriſſen. An dieſelbe ſtößt das Gymnaſium. Dieſen Platz und die Urſelgaſſe faſt rechtwinkelig durchſchneidend, alſo mit der Rathhausgaſſe ziemlich gleichlaufend, führt nördlich, noch mehr anſteigend, der Burgweg zu einem großen vielgliederigen, unregelmäßigen Gebäude, der „Burg“, das Zwing-Uri von Rhodenfließ. Es iſt auf dem höchſten Punkte der Stadt gelegen, dieſelbe und jenſeits die hier eine momentane Verbreiterung machende Rhoda wie die weite Landſchaft beherrſchend.

Die Burg trägt, trotz vielfacher Anhängſel und Umbauten, noch ihre alte Beſtimmung, Schutzwehr und Wächter der Stadt, wie Siz des Lehnsherrn oder Vogts zu ſein, an der Stirn. Jetzt iſt in ihr das Landrathsamt, das Kreisgericht und Gefängniß, zugleich auch ein Polizei- und Steueramt. — Weſtlich vom Ringe ab, alſo der Urſelgaſſe gegenüber, ſenkt ſich mählig die Büßergaſſe zum Rabenthor, vor welchem ehedem der Rabenſtein oder Galgen, geſchätzten Andenkens, gelegen haben ſoll. In dem Stadtviertel, zwiſchen der Büßergaſſe und Rathhausgaſſe, liegt der Stadtkirchhof, in ihm ein altes, von Platanen und Rüſtern umgebenes, theilweiſe ſchon verfallenes Kloſter, deſſen bewohnbarer Theil zur Stadtſchule für Knaben und Mädchen eingerichtet worden. Das Kloſter iſt durch das ſchmale Nonnengäßchen mit der Büßergaſſe und der ſüdlichen Stadtmauer, außerdem aber direct mit dem Ringe und dem Rathhaus durch den Roleswinkel verbunden, der von einem kaum mehr kenntlichen Rolandsbild in Sandſtein, das an ſeinem Eingange beim Kloſterplatze ſteht, ſeine verſtümmelte Bezeichnung hat. Derjenige Theil der Stadt endlich, welcher ſich regelloſer, weitläufiger und ländlicher zwiſchen dem Lindenſtieg, der Büßergaſſe und dem Fluſſe bis faſt zum Fliederholz hinzieht, heißt die „neue Welt", ein Mittelding zwiſchen Stadt und Dorf. Hier ſteht die zweite, neuere Kirche, in der Prediger Lippert nach dem Bauerngaumen predigt.

Die hohe Beamten- und Gelehrtenwelt hat den nordöſtlichen Theil der Stadt inne. Auf der Burg reſidirt Herr Landrath von Rautenzweig, Herr Kreisgerichtsdirector Röhrich nebſt dem Gerichtsrath Bolze. Zu St. Urſula hauſt Herr Paſtor Jochmus und der Gymnaſialdirector Schmeekes mit einem Generalſtabe von Oberlehrern, Ordinarien und Collaboratoren. Unterpaſtor Riſſelt und ein nicht courfähiger Predigtamtscandidat ſind gar nicht gerechnet. Dann iſt auch noch der gefürchtete Polizeidirector Kolaſch, Steuerinſpector Lubich und Executor Spiegel zu erwähnen, ſämmtlich bei gewiſſen Klaſſen der Bevölkerung eben ſo gehaßt wie gefürchtet. Um den Kloſterhof, nach den Bleichen zu, und die Rathhausgaſſe, alſo im ſüdlichen, augenſcheinlich älteſten Theile der Stadt, iſt das Spießbürgerthum und Handwerk, der eigentliche Rhodenfließer Schlag ſeßhaft, welcher fanatiſch zum Stadtbrauer ſchwört. Hier wohnen auch die Lehrer der Kloſterſchulen, voll Neid auf die „Gelehrten" des Gymnaſiums blickend, ebenſo der Stadtmuſikus, welcher eine grenzenloſe Malice gegen den Organiſten von St. Urſula hegt. Um den Burgweg ſind Auscultatoren, Referendarien, kurz die Beamten vom Kreisgericht und von den übrigen auf der Burg gelegenen Aemtern angeſeſſen. Die neue Welt hingegen birgt das Proletariat oder die großen Ackerbürger und Gärtner, deren Gehöfte und Felder da hinaus liegen, und welche die berühmten Bodenerzeugniſſe dieſer Gegend weit ringsum verſchicken. Auf dem Ringe ſelbſt eint ſich natürlich das Rhodenfließer Stadtleben. Im Rathhauſe wohnen Herr Bürgermeiſter Huſchke und Herr Syndikus und Amtmann Bitterlich, ſchrägüber von der Brauerei in Apotheker Lietzmeyer's Hauſe der Kreisphyſikus Dr. Dunz, nahebei Rittmeiſter von Tettritz, ein Penſionär, der aus der Reſidenz der Billigkeit wegen hierher gezogen, und noch eine Fülle von Honoratioren und diſtinguirten Namen, die im Gedächtniß zu behalten unmöglich iſt. Wir glauben ſomit auch bewieſen zu haben, daß es dem edlen Rhodenfließ an Würde nicht gebrach. Den erſten Rang daſelbſt, nicht gerade ſeiner amtlichen Stellung wegen, denn darin war der Landrath und der Gerichtsdirector, ja ſelbſt der Bürgermeiſter viel gewichtiger, nahm Herr Gerichtsrath Föhrenbach a. D. ein; nicht nur ſeines Vermögens wegen, nicht nur, daß er außer dem Landrath den einzigen Orden beſaß, ſondern daß ihm das Pfauenſchloß gehörte, das alte, gute Pfauenſchloß, die Perle, das Palladium der Rhodenfließer, welches den uralten Neid der Umgegend, mithin die Eitelkeit der Stadt ſtets rege erhielt. Dies und dabei die Kunſt, den Ton im Orte anzugeben, machten ihn erhaben über alle Anderen.

Eines Häuschens endlich muß noch gedacht werden, das links an der Ecke der Urſelgaſſe und des Kirchplatzes ſteht, ſchmal wie ein Handtuch, von Fachwerk erbaut und hoch, zumal durch das hügelichte Terrain, ſo daß man vom zweiten Stock aus die ganze Stadt und Umgegend vor ſich hatte und nur die Burg gen Nordoſt den Horizont verſperrte, ein allerliebſtes Panorama. Dieſes Haus, unſauber, ärmlich, gehört einem Seiler, Schleebaum mit Namen, der ſein ſchnarrendes Geſchäft auf dem engen, langen Flur, bei gutem Wetter indeß auf der Straße treibt. Im erſten Stock wohnt er ſelbſt, den zweiten Stock dagegen hat die Wittwe des vorigen Steuercontroleurs mit ihrem Sohn inne. — Dieſes Haus, bei den ewigen Göttern, wird einſt, falls es nicht eingefallen, eine Marmortafel tragen, denn hier ward ein berühmter Mann geboren und erzogen, das größte Genie der Jetztzeit, eine Perſon, die ich mit grenzenloſem Stolze meinen Freund nenne, einen — kurz und gut — eben den neuen Falſtaff!

Lachen und Wehmuth, Hochachtung und Ironie, Staunen und etwas Weniges natürliche Schadenfreude, ach, ein ganzes Quodlibet von Gefühlen überkommt mich immer, wenn ich an ihn denke. Aber wer iſt's denn? Was iſt er? Wie ſo ein Falſtaff und weswegen? O genug! — Vorzeitig entdecke ich nichts, denn ich müßte zuerſt die Hauptquelle ſeiner Leiden, gerade das nennen, was ihn beſonders zu jenem ſporenklirrenden, lügneriſchen, mit einer ewigen nichtswürdigen Fröhlichkeit behafteten, bald ignorant-cyniſchen, bald ſchalkiſch-gemüthlichen Schuft, jenem Eulenſpiegel und Epikur, den ich und alle Welt zur Zeit den neuen Falſtaff nannten, gemacht hat. Andere machen ſich einen großen Namen, das iſt meinem Helden zu gewöhnlich. Ihn machte ſein Name groß.

Mein Freund, der Sohn der Controleurswittib, hatte nämlich einen gar unglückſeligen Namen, ſo unäſthetiſch wie lächerlich, einen Namen, der ſeinen Inhaber beſtändig außer Faſſung bringen, ihn ſchließlich ruiniren muß, er mag wollen oder nicht. — Warum laſtet aber nur auf ihm dieſer Name, Vater und Mutter hießen doch ebenſo? — Ja, aber man nannte Letztere nur den „Herrn Controleur“

und die „Frau Controleurin“, dann wußte ſchon Jeder, wer gemeint war. In kleinen Städten iſt der Titel immer Name. Wer aber gar keinen Titel hat, ein Menſch ohne Stellung iſt? Freilich, dann wird man ihn nur beim Vaternamen, z. B. Neumann, Köhler, — in rhodenfließiſcher Gemüthlichkeit aber Neumann's Fritz, Köhler's Wilhelm, Grützmacher's Malchen — unſern Freund aber „Controleurs Karl“ nennen.

Sehen wir dem Helden in's Angeſicht und tief in's Myſterium ſeines Lebens! —

Zweites Capitel.

Die Controleurin und ihr Sohn.

Es giebt wohl nichts Lieblicheres, zu Ruhe und Frieden Einladenderes, als einen Sonnabend im Sommer, wenn die Sonne vom blauen Himmel zögernd ſcheidet und ſich von Lerche und Nachtigall in Schlummer ſingen läßt. Alle Geſichter glätten ſich, werden heiter und zufrieden im Vorgenuſſe der Sabbathfreuden, das Herz legt ſeine Sonntagsgefühle an und begräbt Leidenſchaft wie Leid für zweimal vierundzwanzig Stunden. Weiß man ja doch, daß die Sorge mit dem Werkeltage wieder aufwacht. Laßt am Tage des Herrn die Quälgeiſter des Lebens ruhen!

Ein ſolcher Sonnabend im Mai 1842 liegt vor uns duftig über dem Städtchen ausgebreitet. Die untergehende Tageskönigin vergoldet den kurzen, dicken Thurm der „Burg“ von Rhodenfließ, das Kreuz von St. Urſula, und die Häupter der Linden und Buchen ſenken ſich langſam, majeſtätiſch zögernd dem Fliederholz und Rhodenwerder zu, indeſſen ſtille bläuliche Schatten um Kloſter und Friedhof ſich erheben, unter den Eichen des Rathhauſes ſich lagern und aus allen Winkelchen und Gäßchen die laue Nacht mit ihren erſten Dämmerſchleiern ſchlüpft. Aus den Thüren tritt Jung und Alt, des Feierabends Zauber zu genießen; hin und wieder ſcheuert noch eine ordnungs-fanatiſche Seele haſtig Treppe und Schwelle, oder das Bügeleiſen ziſcht über das neugewaſchene Sonntagskleid.

Ein junger Mann, etwa fünfundzwanzig Jahre alt, etwas coquet modern gekleidet, mit zierlich geſtutztem Backenbart, den Hut ein wenig auf dem rechten Ohr, Acten unter dem Arme, ſchreitet, von der Burg kommend, über den Urſula-Kirchplatz zur Amtswohnung des Pastor primarius Jochmus. Es iſt der Kreisgerichts-Referendarius Zipſer, auch der „ſchöne Zipſer“ genannt, der eben als Unterſuchungsrichter auf dem Inquiſitoriat einen armen Teufel von Forſtfrevler vor's Meſſer genommen und zum Geſtändniß gebracht. Nun iſt ſeine Amtsſeele befriedigt und ſeine Miene vom harrenden Sonntagsvergnügen menſchenfreundlich erheitert. Als er am Fenſter Martha, die Paſtorstochter ſtehen ſieht, lüftet er zierlich grüßend den Hut und tritt in's Haus.

Die Kleine mochte den Beſuch ſchon angekündigt haben, denn die corpulente Frau Pastor primaria öffnete bereits mit einem Knix die Wohnſtubenthür.

„Ah, Herr Referendarius,“ lächelte ſie. — „Treten Sie doch näher! Es thut mir nur leid, daß Sie uns gerade mit Ihrem Beſuch beehren, wo mein Mann über der Predigt ſitzt. Kann ich indeß dienen?“

„Bitte, Frau Paſtorin, bitte! Will gar nicht ſtören; nur wenige Minuten!“

Sie knixte nochmals. Er trat ein und befand ſich im paſtorlichen Wohnzimmer und Martha Jochmus gegenüber, welche, am Fenſter ſitzend, ſich mit einiger Verwirrung verbeugte und ſchnell wieder auf ihre Häkelarbeit ſah.

„Nehmen Sie doch Platz, Herr Referendarius.“

„Keine Umſtände, Frau Paſtorin, ich will nicht beläſtigen, überdies drängt es mich ein wenig zur Eile, habe noch dies und das vorzubereiten. Alſo ohne Umſchweife! Werden Sie vielleicht morgen nebſt Herrn Gemahl und Fräulein Tochter auf dem Pfauenſchloß ſein? Sie wiſſen, daß am 25. Mai, alſo morgen, Irenens Geburtstag iſt, wo es bei Föhrenbachs für eine abgemachte Sache gilt, daß ſich alle Freunde des Hauſes, beſonders die Jugendgeſpielinnen und Freundinnen ihrer Tochter, unaufgefordert verſammeln!“

„Gewiß, Herr Referendar, und wie wenig wir, unſerntheils, auch an den geräuſchvollen Feſtins des guten Gerichtsraths Gefallen finden, möchten wir unſerer Martha die Freude nicht gern verſagen. Sie hatte auch bereits ein Geſchenk für Irene gearbeitet, doch leider kann mein Mann nicht mit, und wir allein — das geht nicht.“

„Aber warum? — Hochwürden hält doch nur den Vormittagsgottesdienſt ab und könnte nachkommen?“

„Nachkommen? Herr Referendar, wo denken Sie hin! Meinen Sie, ich könnte mit Martha vor Tiſch ſchon hinaus? Meinen Mann allein eſſen laſſen und aus der Predigt wegbleiben? Unmöglich! Daß wir Martha nun gar allein Vormittag hinausließen, werden Sie noch weniger annehmen. Nachmittag hat zwar Herr Prediger Niſſelt Kirchendienſt, aber mein Mann muß anderthalb Meilen nach Rhodenbach hinüber, Taufe und Trauung für den kranken Paſtor abhalten. Wir könnten alſo vor vier Uhr Nachmittags beim beſten Willen nicht im Pfauenſchloſſe ſein!“

Martha warf unter ihren langen Wimpern hervor dem Referendarius einen bittenden Blick zu.

„Ach, verehrteſte Frau Paſtorin, dann iſt ja faſt der ganze ſchöne Tag hin, und die Geſellſchaft hat Sie kaum vier Stunden, wenn Sie noch vor Nacht zurück wollen! Wahrhaftig, wenn Ihr liebenswürdiges Fräulein Tochter, wenn Sie gar fehlen wollen, können wir nur gleich Alle zurückbleiben! Sehen Sie, ich hatte ſchon Brauer Wünſchel's alten großen Planwagen mit dem Lederbezug acquirirt. Gymnaſialdirector Schmeckes mit Fräulein Tochter, Bürgermeiſter Huſchke's Sohn, der Kaufmann, dann ein Freund von mir, ein junger Maler, es iſt der Sohn der verwittweten Controleurin, endlich noch Röhrichs, alſo Ihre Frau Tochter und Schwiegerſohn ſelbſt, wir Alle fahren zuſammen morgen früh Punkt ſieben Uhr von der Brauerei weg und ſind um acht Uhr draußen. Welche Gefahr, welche

Unſchicklichkeit iſt denn dabei, wenn ſich Fräulein Tochter anſchließt, da doch ihr Platz bereits belegt iſt? Nach Tiſche muß ohnehin Ihr Herr Gemahl beim Pfauenſchloß vorbei, wenn er nach Rhodenbach will, er bringt Sie alſo bis an's Pfauenwäldchen, wo wir Sie erwarten, und kommt ſpäteſtens vier Uhr nach, ſo daß er noch ein paar Robber Whiſt machen kann. Bitte, verderben Sie uns den Spaß nicht, es wird wahrhaftig köſtlich werden, auf mein Wort!"

„Liebe Mama!" ſtammelte Martha.

„Aber, mein Gott, ſo zeitig, Kind, und — es — es wird wirklich — wirklich nicht angehen, Herr Referendar!"

„Alles liegt ja ſchon bereit, Mama! Mein roſa Batiſtkleid und —"

„Ach, und es müßte Ihnen ſuperbe kleiden! Gehen Sie doch, verehrte Frau, wagen Sie's nur bei dem Herrn Gemahl!"

Die Paſtorin lächelte ein wenig. „Zwar die Röhrichs fahren mit, — was mich eigentlich wundert, ſehr wundert — und —"

„Aber, Mutter!"

„Na ja, und auch der Director nebſt Tochter! Wie geſagt — ich will's verſuchen!"

Damit trippelte die runde, bedenkliche Dame, den Kopf wiegend, zur gegenüberliegenden Thür, klopfte und trat, als ſie huſten hörte, leiſe in das Sanctuarium des Ehegatten, welches ſeine tabaksſchwangere Atmoſphäre für einen Augenblick enthüllte.

Während ſich in demſelben ein gedämpftes Geſpräch entſpann, herrſchte im Wohnzimmer peinliche Stille.

Martha wagte nicht zu reden, denn ſie kannte Zipſer nur aus den Geſellſchaften bei Föhrenbachs. Auch der Referendar ſchien keine beſondere Neigung zu haben, den Galan zu ſpielen und die Pauſe mit einem Bouquet rhetoriſcher Süßigkeiten todtzuſchlagen, ſo gut er das ſonſt verſtand. — Martha Jochmus war nämlich nichts weniger als hübſch.

Sie hatte zwar köſtliches braunes Haar, graue, mildblickende Taubenaugen, aber war blaß, etwas zu mager, auch ohne beſondere Figur und Grazie. So hatte Zipſer tauſend Gründe für einen, ſie links liegen zu laſſen, und glaubte ſchon genug Liebenswürdigkeit in ihrem Intereſſe bei der Paſtorin entfaltet zu haben. War er doch nur deshalb gekommen, hatte Martha nur darum eindringlich zur Fahrt geladen, weil Lorchen Schmeckes, die Gymnaſialdirectorstochter, welche zur Zeit ſeine Flamme war, dringend gewünſcht hatte, den Tag mit Martha, ihrer Freundin, zu verleben. Ob nun aber der glänzende Kuß der Abendſonne, welcher Martha's Geſicht in dieſem Augenblicke beglänzte, ihm einen eigenthümlichen Reiz, ein höheres Incarnat, eine beſondere Lieblichkeit verlieh, oder Zipſer die Unſchicklichkeit ſeines Schweigens endlich begriff, er ſtand auf und trat langſam zu ihr an den Fenſtertritt.

„Wir werden, mein Fräulein, morgen einen vorzüglichen Tag, eine reizende Fahrt haben.“

„Sie gewiß!“ flüſterte ſie verlegen, doch ſich ermannend, fragte ſie darauf: „Der Sohn der Controleurin iſt alſo ein Maler? Das ſieht man ihm nicht an.“

„Wohl wahr, Fräulein, aber dennoch iſt er ein ganz eminentes Talent!“

„Meines Wiſſens iſt er lange Zeit nicht in Rhodenfließ geweſen, — auf Reiſen vermuthlich?“

„Er hat auf der Malerakademie zu Düſſeldorf faſt fünf Jahre lang Studien gemacht und malt ſuperbe, ſeine Landſchaften beſonders ſind von unnachahmlicher Poeſie!“

„Landſchaften alſo? Wie prächtig! Papa verſteht von Malerei ſehr viel, ihn wird das außerordentlich intereſſiren. — Iſt Ihr Freund denn bei Föhrenbachs ſchon eingeführt? Ich erinnere mich wenigſtens nicht —“

„Eingeführt? Noch nicht, Fräulein. — Er hat leider ein ſehr eigenthümliches, ſchüchternes Naturell, auch iſt er erſt ſeit einem Vierteljahr zurück, ſeit des Vaters Tode. Deshalb iſt er nirgends in der Stadt herumgekommen. Ich habe von ihm ein Albumblatt für Fräulein Irenen anfertigen laſſen und will ihn morgen zugleich mit ſeinem Kunſtwerk vorſtellen. Föhrenbach iſt gern Mäcen und —"

„Ich verſtehe! Ja, die arme Controleurin wird ihre Noth haben, mit der ärmlichen Penſion auszukommen. Wenn Sie mir erlauben, mit Irenen zu reden —, falls ich morgen noch hinauskomme — ?"

„Ich erkenne Ihre große Güte, küſſe Ihnen die Hand und will Ihre Verwendung mit größtem Dank annehmen, das heißt unter der Bedingung, wenn vielleicht Föhrenbach vermocht werden könnte, ein Oelbild, wo möglich eine Landſchaft, zu beſtellen, andere Formen der Munificenz — —"

„O, trauen Sie mir ſo viel Takt und Zartſinn zu, Herr Referendar, daß ich die zarteſte Form wählen werde. Ich kann mir viel zu lebhaft denken, wie erniedrigend eine bloße Unterſtützung dem wahren Talent ſein muß."

Der ernſte Blick, welchen ſie dabei auf den jungen Mann vorwurfsvoll richtete, imponirte ihm dergeſtalt, war ihm ſo ungewöhnlich, daß er betreten wurde und eben eine Entſchuldigung ſtottern wollte, als ſich die Thür des Studirzimmers öffnete und der Paſtor, die Pfeife gravitätiſch wie einen Hirtenſtab in der Hand haltend, von ſeiner Gattin gefolgt, eintrat.

„Was muß ich hören, liebſter Zipfer! Sie wollen meine Martha ſchon morgen früh nach dem Pfauenſchloß entführen?"

„Mit Ihrer gütigen Erlaubniß, Hochwürden, gewiß! Fräulein Leonore Schmeekes hat mir ganz beſonders noch aufgetragen, dieſe Bitte an Sie zu richten, und wäre unfehlbar ſelbſt gekommen, raubten ihr die Vorbereitungen für morgen nicht jede Secunde. Ihr Papa, der Director, und Herr Röhrich nebſt Gattin ſind auch von der Partie!"

„Hör' ich ſoeben! — Seltſam, daß mein Schwiegerſohn das noch riskirt. Na, da es Irenens Geburtstag iſt und ſo zu ſagen zugleich das erſte Vergnügen im Jahre, ſo will ich ein Auge zudrücken. Alſo Punkt ſieben Uhr? —"

„Du erlaubſt's wirklich, Papa?“ Martha ſprang auf und küßte des alten Paſtors Hand.

„Ja, vorausgeſetzt natürlich, daß es gut Wetter iſt!“

„O ſehen Sie doch nur den Himmel an, Herr Paſtor!“ und Zipſer deutete auf's Fenſter.

„So mach' alſo Alles parat, Kind, Nachmittag bringe ich Dir die Mutter nach und komme um vier Uhr ſelbſt.“

„Beim Pfauenwäldchen nehmen wir dann Ihre Frau Gemahlin in unſere Obhut. Auf Wiederſehen alſo, Hochwürden. Entſchuldigen Sie, wenn ich Ihr Studium ſtörte, Sie haben ſich unſerer Aller Dank erworben!“

Darauf küßte Zipſer der Paſtorin die Hand, verbeugte ſich vor Vater und Tochter und verſchwand. Martha hatte nichts Eiligeres zu thun, als auf ihr Zimmer zu hüpfen, um unter Mamas Hülfe ihre Garderobe einer genauen Ocularinſpection zu unterwerfen.

Ehe der Paſtor jedoch zu ſeiner Predigt zurückkehrte, richtete er einen fragenden Blick auf ſeine Ehehälfte, indem er ſagte: „Daß aber Röhrichs noch mitfahren, finde ich ſehr —, ſehr ſonderbar!“

„Sehr ſonderbar, Jochmus,“ ſagte eben ſo ſtark accentuirt die Paſtorin. „Ich möchte faſt hinübergehen und ihnen abrathen!“

„Thue das! — — Glaubſt Du alſo wirklich, daß Zipſer Abſichten hat? Ich weiß nicht, — doch Ihr Frauen verſteht das beſſer.“

„Zipſer hat Abſichten, Jochmus!“ Damit nickte die Würdige ſelbſtgefällig lächelnd und folgte Martha.

„Gott geb's!“ murmelte der Paſtor melancholiſch und verſchwand gedankenvoll in ſeiner Klauſe.

Inzwiſchen war Zipſer bei der Kirche vorüber nach dem vorhin erwähnten ſchmalen Hauſe des Seilermeiſters Schleebaum gekommen, den er eben vor der Thür beſchäftigt fand, ſein Handwerksgeräth für den Sonntag über die Seite zu bringen, ehe er, nach frugalem Abendbrot, in die herkömmliche Brauerei ging.

„Sind Controleurs zu Hauſe, lieber Meiſter?“

„Zu Hauſe!“ —

Zipſer klomm raſch die finſteren Treppen zum zweiten Stock empor, klopfte an die Thür der Hinterſtube, und auf ein ſtentoriſches „Herein“ öffnete er.

Das Zimmer, welches er betrat, war allerdings nur ockergelb geſtrichen, mittelgroß und mit alten Möbeln von Birkenholz ausgeſtattet. Außerdem ging ein dicker Deckbalken quer über die niedrige Stube. Ein altes, großes Kanapee, ein ſchlechter Secretair mit Fallklappe, ein Tiſch, ein Spiegel zwiſchen den beiden Fenſtern, einige Stühle bildeten die ganze Bequemlichkeit, und in der Ecke beim defecten Kachelofen ſtand eines jener hohen, unförmlichen Himmelbetten mit buntgeſtreiftem Kattunumhang, wie man deren noch heute als Ueberreſt mittelalterlicher Archen ehelicher Liebe hin und wieder vorzufinden pflegt. Nur vermöge einer Leiter kann man ſie erſteigen, und ihre ſchweren Betten drohen uns mit dem Erſtickungstode. Ein kleines Thürchen führte in eine Kammer nebenbei. Die Wände indeß waren rings mit Oelſkizzen, Cartons und Zeichnungen jeden Genres, beſonders landſchaftlichen Inhalts, bedeckt, Mappen mit Stichen und Skizzen ſtanden überall, und eine Sammlung guter Bücher, ein paar Pfeifen, eine etwas verräucherte Gliederpuppe, die Staffelei am Fenſter, auf der eine begonnene Landſchaft ſtand, nebſt Malkaſten, Paletten und Pinſeln kündigten das zwar ſehr beſcheidene, aber gemüthliche Atelier eines jungen Malers an.

Er ſelbſt ſaß vor der Staffelei und blickte gedankenvoll auf ſeine Arbeit, während eine alte, kränklich ausſehende, faſt ärmlich und überdies in Trauer gekleidete Frau neben ihm ſtand und ihren Arm um ſeinen Hals gelegt hatte.

Es ſind Mutter und Sohn, aber einander ſehr unähnlich. Der Maler war erſt zweiundzwanzig Jahre, erſchien aber bedeutend älter, und ſein Aeußeres hatte nichts, was auf ſeinen idealen Beruf ſchließen ließ, man müßte denn die Abweſenheit jeder feineren Geſellſchaftsform hierzu rechnen, eine Nachläſſigkeit in Gang, Haltung und Geberde, die bei ihm weniger ein geniales Sichgehenlaſſen, als natürliche Unbeholfenheit genannt werden konnte. Er war unterſetzt, breitſchulterig, hatte einen etwas kurzen Hals und ſtarken Kopf, und war endlich, trotz ſeiner Jugend, ſtark zur Corpulenz geneigt. Sein röthliches, rundes Geſicht, dem jegliche Schönheit abging, verbunden mit ſeinem blonden, kurzen, krauſen Haar, wie ſein ganzer übriger Habitus machten einen entſchieden komiſchen Eindruck. Es wäre wirklich ſchwer geweſen, eine Stellung, eine Leidenſchaft oder Stimmung ausfindig zu machen, in der er eine poetiſche Wirkung auf Andere hätte üben können.

Wie es Menſchen giebt, deren Körperbau und Phyſiognomie ein treues Spiegelbild aller ihrer inneren, ſeeliſchen Vorgänge ſind, weil der Körper jede trübe oder heitere Empfindung wider Willen mit unendlicher Leichtigkeit, mit einer natürlichen mimiſchen Gewandtheit wiedergiebt, ſo giebt es auch Andere, die zufolge ihres derberen, weniger elaſtiſchen Körperbaues hierzu ganz ungeſchickt ſind und, ſo tief ſie auch empfinden mögen, äußerlich faſt von gar nichts berührt zu ſein ſcheinen. Letztere führen weſentlich ein Innenleben und halten ſich abgeſondert. Denn weil ſie ſich ſelten oder nur ſchwer mittheilen können, bleiben ſie gerade in den ernſteſten, ſittlichſten Momenten unverſtanden. Zu dieſen entſchieden unglücklich veranlagten Naturen gehörte leider dieſer junge Mann. Er war zu purzlich, zu ſpaßhaft im Ernſt, als daß, wer ihn anſah, nicht hätte lächeln müſſen.

Die Controleurin, ſeine Mutter, war hingegen eine um ſo wehmüthigere Erſcheinung, als auf ihr noch der unverminderte Schmerz um den unlängſt verlorenen Gatten und das Bewußtſein einer gedrückten, ärmlichen Lebensſtellung laſtete. —

„Guten Abend, Frau Controleurin!“ rief Zipſer eintretend. „Nun, Karl, biſt Du geſattelt auf die kommenden Dinge? Morgen ſieben Uhr früh alſo bei der Brauerei! Alles iſt beſtellt, und ich hoffe, von morgen ab ſoll ſich Deine Kunſtära datiren. Du wirſt bei den Honoratioren der edlen Kreisſtadt Rhodenfließ anfangen, um bei Kaiſer und Königen zu enden, was gilt die Wette?! —"

„Gott gebe es," ſagte ſeufzend Karl's Mutter, „dann wäre der letzte größte Wunſch des Seligen erfüllt, der ſich's vom Munde abdarbte, um aus ihm 'was Rechtes zu machen!"

„Pah," und der Maler erhob ſich langſam, „ich bin kein Menſch der Einbildungen und Märchen. Die Kaiſer und Könige ſitzen nicht ſo dick, um der Kunſt wirklich reell unter die Arme zu greifen. Mir iſt's vorläufig genug, einige Rhodenfließer Beſtellungen zu haben. Deshalb, und der Mutter wegen, thu' ich's und lauf' in die Geſellſchaft morgen mit!"

„Nebenbei indeß, das kann ich Dich verſichern, wirſt Du Dich aber excellent amüſiren, wirſt liebenswürdige Männer, ſehr hübſche Mädchen, heirathsfähig und mit etwas pecuniärer Grundlage, kennen lernen. Man kann nicht wiſſen —"

„Ob Du nicht ein ungeheurer Narr biſt, Zipfer!" polterte er mit vollen Backen los. „Meinſt Du, ich hätte von meiner Kunſt ſo wenig los, um nicht zu wiſſen, daß ich kein Apoll bin, mir die verſchiedenen Teufeleien abgehen, durch welche man Frauenzimmerherzen erobert? Sieh mich an! Seh' ich wie ein Seladon, ein Liebhaber, ein liebeſüßer Turteltäuberich aus, der Abends bei Mondſchein das Fenſter ſeiner Schönen mit dem Säuſelkaſten umſchleicht? Noch jedesmal hab' ich mich in Damengeſellſchaft auf's Sträflichſte blamirt und empfinde wahrhaftig ſchlechte Luſt, den Lachmuskeln Anderer zum Kitzel zu dienen. Was mir in der Welt allein Eingang verſchaffen muß, iſt mein Talent. Kann ich etwas, komm' ich empor, kann ich nichts —, nun, ſo hat mein guter Vater ſein Geld eben aus dem Fenſter geſchüttet. Komme ich wirklich je in die Lage, zu heirathen, ſo werde ich nach meinem Herzen, nicht nach dem Beutel meiner Braut ſehen. Sicherlich iſt meine Künftige alſo arm und — nimmt mich nur, um verſorgt zu ſein. Ein Glück, wenn ſie hinterher findet, daß ſich's mit dem Dicken doch ganz nett leben läßt!" Dabei ſchnitt er ein Geſicht, welches ihn einem melancholiſchen Nußknacker nicht unähnlich machte.

„Da ſehen Sie, Zipſer," rief die Controleurin und faltete ſchmerzlich die Hände, „ſo iſt er nun immer! Kein Vertrauen hat er, keine Liebe zu ſich! Wo ſoll da eine beſſere Zukunft herkommen?! —"

„Aber, liebe Mutter, Du irrſt!" ſtotterte Karl begütigend. „Ich habe ja Vertrauen zu mir, hab' die heißeſte Liebe zu meiner Kunſt! Wenn ich auch nicht annehme, daß mich einſt Potentaten celebriren werden, achte ich mich doch hoch genug, um überzeugt zu ſein, ich werde für Dich wie mich eben ſo gut Brot finden, wie jeder Andere. Nur durch meine Arbeit aber werde ich's erlangen, nicht durch die Fähigkeit, den excellenten Kerl, den maitre de plaisir, den Allerweltsſcharmirer und Damenritter zu machen, wie etwa Zipſer. Weil ich mich eben ſehr gut kenne, bezweifle ich des Referendars Hoffnung, daß meine edle Perſon geeignet ſei, morgen auf dem Pfauenſchloß den Effect meiner Arbeit zu erhöhen!"

„Ach, Du biſt gar nicht ſo übel, Karl!" eiferte die Alte. „Biſt ein junger reſpectabler Mann, der jedes anſtändige Mädchen glücklich machen wird, ja in die größten Familien heirathen kann. Dein Vater war Dir ganz und gar ähnlich, war auch kein ſchöner Mann ſo zu ſagen, und hat doch eine Frau bekommen. Warum Du nicht? Meinen Sie nicht auch, Herr Referendar?! —"

„Ja freilich!" ſagte Zipſer, mühſam ein Lächeln unterdrückend. „Du haſt nur den Fehler, zu blöde und unſicher zu ſein! Tritt feſt auf im Gefühle Deines Talents, beachte das gewöhnliche Pack nicht, was von Klatſcherei und Leumund lebt, und ſei verſichert, je zuverſichtlicher Du handelſt, deſto mehr wirſt Du Dein linkiſches, verlegenes Weſen verlieren, durch Deinen Geiſt Deine kleinen perſönlichen Eigenheiten vergeſſen machen und bei ſoliden Leuten von Verſtand Terrain gewinnen. „Sobald Du Dir nur ſelbſt vertrauſt, vertrauen Dir die anderen Seelen," ſagt Goethe;

alſo muthig, muthig! Zeige Dich gleich von vornherein in Deinem beſten Lichte, und es wird gehen! Dein Gedanke, ſogenannte lebende Bilder zu ſtellen, was man hier noch gar nicht kennt, iſt ganz famos. Ich habe beim Maskenverleiher Penzig Alles nach Deiner Liſte beſtellt; wir erhalten, was wir brauchen. Nun leb' wohl, triff Deine weiteren Vorbereitungen, morgen um dreiviertel ſieben Uhr hole ich Dich zum Brauer ab.“ Damit reichte er dem Freunde und der Controleurin die Hand und eilte hinaus, um als Chef und Leiter des folgenden Feſttages ſich des pünktlichen Erſcheinens aller übrigen Theilnehmer nochmals zu verſichern.

Wie ſich leicht vorausſehen ließ, ward zwiſchen Mutter und Sohn die Controverſe noch lange fortgeſetzt. Die gute Dame bot alle Gründe auf, deren ein hoffendes, liebevolles Mutterherz ihrem einzigen Kinde, ihrer Stütze und letzten Lebensfreude gegenüber fähig iſt, um Karl von ſich ſelbſt eine möglichſt glänzende Meinung beizubringen. Karl endlich, um ſie nicht allzu ſehr zu betrüben, ihr nicht jede Illuſion zu rauben, pflichtete endlich in allen Stücken bei und beruhigte ihr Gemüth dermaßen, daß ſie ſchließlich mit der wonnevollen Gewißheit in's Bett ſtieg, ihr herziger Karl, welcher da am Tiſche noch ſo fleißig bei der Lampe zeichnete und „der doch ein ſehr hübſcher Mann ſei, was auch die Leute reden mögen“, werde morgen einen großartigen Triumph feiern und unfehlbar den Grundſtein zum Tempel ſeines Glücks legen.

Ach, wie wenig theilte der Maler dieſen Traum ſeiner guten Mutter! — Er war nur froh, ſie endlich mit guter Manier im Bett zu wiſſen und allein mit ſeinen Betrachtungen und Zeichnungen zu ſein. Während der Bleiſtift leichthin über das Papier huſchte und den phantaſtiſchen Kindern unſeres Helden Geſtalt gab, verſank dieſer immer tiefer in ein melancholiſches Brüten. Mochte ſich Karl wirklich, wie er ſagte, „ſelbſt am beſten kennen“? — Hatte er denn ſo tiefe Gründe, ſeinem Glücke zu mißtrauen, daß er ſeine Befürchtungen, ſeine Hoffnungsleere dem einzigen

Weſen gegenüber, welches ihm hienieden theuer war, zartſinnig genug unterdrückte, oder mochte jetzt, in der Einſamkeit der Nacht, eine unendliche Bangigkeit ihn erfüllen, ihm die Ahnung aufſteigen: der kommende Morgen werde ihm Fluch ſtatt Segen bringen? Galten die zwei Thränen, welche langſam von ſeiner vollen Wange glitten, den Manen des Vaters, deſſen Geiſt ihn mit dem Finger leis berührte? — Es giebt wunderbare Stimmungen, es giebt räthſelhafte Augenblicke im Menſchen, wo ſich uns plötzlich die Zukunft zu erſchließen ſcheint, wir unwillkürlich laut jauchzen — oder weinen müſſen.

Hier ſaß beim Lampenſchimmer zeichnend und über die Zukunft grübelnd der Sohn, ein unbekanntes Talent, ein armer Teufel, ein Kobold mit der Seele eines Kindes, — dort im Bett lag die Mutter ſtill, regungslos im Schlummer. Der ungewiſſe Schimmer der Lampe umſpielt ihr bleiches, weißes, furchenreiches Angeſicht, das matt lächelt. Es war, als ſei ſie todt.

Endlich fuhr der Träumer auf, legte ſtill ſeine Bleiſtiftſkizzen bei Seite, zündete gedankenvoll den Wachsſtock an, warf noch einen ſorglich liebevollen Blick nach der leiſe athmenden Mutter, dann löſchte er die Lampe und verſchwand im Kämmerchen, um Ruhe im Schlafe zu ſuchen. —

Karl's Vater hatte als Subalternbeamter einer kleinen Stadt nur ein mäßiges Gehalt bezogen. Dennoch würde es bei dem höchſt billigen Leben zu Rhodenfließ zu ermöglichen geweſen ſein, ſeiner Wittwe eine kleine Erſparniß zu hinterlaſſen, hätte der ſelige Controleur nicht, ein großer Liebhaber der Künſte, in ſeinem Sohne das Talent eines Malers entdeckt und auf ſeine Ausbildung allen Fleiß, alle Koſten verwendet, damit er ein bedeutender Künſtler werde. Die Controleurin hatte in leicht verzeihlicher Muttereitelkeit des Gatten Pläne beſtärkt, ob ſie auch nur wenig vom Weſen der Kunſt verſtand.

Ein Glück, daß Karl's natürliche Wünſche und Neigungen damit ganz und gar übereinſtimmten. Der ſonſt ſo linkiſche Junge wurde faſt ein anderer Menſch, wenn er mit der

Zeichenmappe durch Wald und Hügel ſtreifte. Gleich dem wilden Gethier ſchien er erſt mit der vollen Freiheit in der weiten Natur ſeine Schnellkraft, ſeine Grazie, ſeinen rechten Geiſt und alle Fähigkeiten der Seele in erhöhterem Maße wiederzufinden. Nachdem er am Rhodenfließer Gymnaſium es bis zur Secunda mit rühmlichem Fleiße gebracht, ſchickte ihn der Vater nach Düſſeldorf auf die Malerſchule, und war über jede Lumperei entzückt, die der angehende Muſenprieſter als Beweis ſeiner Fortſchritte einſendete. Die Vorſtellung der Eltern, Karl müſſe ein Lumen in der Kunſt werden, war zur Monomanie, zur krankhaften Fiction geworden.

Bei ſo viel elterlicher Affenliebe, ſo beſtändiger Hätſchelei jugendlicher Eitelkeit lag für Karl die Gefahr ſehr nahe, ſich zu verderben, ſein Talent in vorzeitigem Dünkel zu erſticken und ſeinem heißen Streben das gefährliche Gegengewicht der Selbſtüberſchätzung anzuhängen. Welcher glückliche Umſtand war daran ſchuld, daß er nicht wie Tauſende ſeiner Genoſſen an ſich ſelber zu Grunde ging?

Erſtens hatte er, und dies war wohl das ſicherſte Zeichen ſeiner Begabung, ungewöhnlich hohe und ſtrenge Begriffe von der Malerei, und die Anforderungen, welche er an ſich ſtellte, wurden um ſo dringender und quälender, als jeder Schritt, den er auf der Bahn der Kunſt vorwärts that, nur dazu diente, ihm die endloſe Entfernung von ſeinem Ziele deſto fühlbarer zu machen. Dazu kam die Ueberzeugung, kein Geſellſchaftsmenſch zu ſein, das Bewußtſein, der Fluch der Lächerlichkeit laſte auf ſeiner Perſon, ſeinem Namen, auf jedem Verſuch, ſich perſönlich bemerkbar zu machen. Er hatte einmal die Gewißheit, ſtets den Erfolg ſeiner Arbeit durch den Mißerfolg ſeiner Perſon zu vernichten. Dadurch ward er auf die rationellſte Weiſe von der Welt vor Selbſtliebe bewahrt und gewöhnte ſich, ſein Glück vornehmlich in ſeinen künſtleriſchen Intentionen zu ſuchen. Daß er den Leuten ſo komiſch war, ließ er ſie nicht etwa im verzeihlichen Groll entgelten, hatte er doch zu viel objectiven Schönheitsſinn, um ſich ſelbſt zu ſagen, daß man gar nicht ſo unrecht habe. Dieſe wahrhaft künſtleriſche Toleranz übte er, wenn auch öfters mit leiſem Schmerz und beklemmender Verlegenheit, aber mit einer Art fataliſtiſcher Bonhomie gegen alle Welt, ließ die Leute ſeine Perſon bewitzeln, ſchloß ſich, wo es ging, gern ab, und warf die Perlen ſeines inwendigen Menſchen nicht — vor die Menge. In Düſſeldorf glückte ihm dies theilweiſe Einſiedlerleben ganz gut, und ſeine Genoſſen achteten ſein aufkeimendes Talent, wenn ſie ihn auch hänſelten; ſie lernten ſeine vortrefflichen Seiten genugſam kennen, um ihn zu lieben. Was Karl indeß wie das Feuer mied, war die übrige bürgerliche Geſellſchaft, beſonders deren ſchönere Hälfte; er hatte mit Weibern zumal totales Unglück. — Kaum waren aber ſeine Studien beendet und er wollte ſich eben zum ſelbſtſtändigen Kunſtſchaffen vorbereiten, als der Vater ſtarb und er gezwungen wurde, ſofort nach Rhodenfließ zurückzukehren. Da kein Vermögen vorhanden und die Wittenpenſion höchſt gering war, gebot ihm alſo die Pflicht, durch ſeine Kunſt Brot zu verdienen, um die Lage ſeiner Mutter zu erleichtern. Hatte ſie ſich doch um ihn bisher vielfache Entbehrungen gern aufgelegt, und er zahlte ja nur damit einen Theil der Liebe wieder, welche ihm verſchwenderiſch geſchenkt worden. So ſaß er denn zu Rhodenfließ, malte, zeichnete und ſpeculirte, wer wohl in ſeiner edlen Heimath etwa Geld und Geſchmack genug beſitzen möge, ein Gemälde für ſein Zimmer zu acquiriren. Das ausfindig zu machen, war indeß keine Kleinigkeit, zumal Karl kein Geſchick und Selbſtvertrauen beſaß, um ſich den Wenigen zu nahen, die ſich etwa zu Mäcenen eignen konnten. Zum Glück erneuerte er den Umgang mit ſeinem Schulfreunde Zipfer, der, nachdem die erſte herbe Trauer vorüber war und ſich die Nothwendigkeit des Verdienens immer gebieteriſcher geltend machte, es mit Emſigkeit nunmehr übernehmen wollte, den unbeholfenen Karl bei einer glänzenden Gelegenheit mit Effect in den Kreis der haute volée von Rhodenfließ einzuführen.

Am Vorabend dieſes großen Ereigniſſes, viel mehr von der Sohneſpflicht als dem eigenen Wunſche in die Oeffentlichkeit getrieben, ſtand Karl mit trüber Reſignation und Bangen vor ſeinem Geſchick, das ihn leiſe mit eherner Hand ergriff und fortzog! Wohin —? „Jn's Unglück“ flüſterte es in ihm. — —

Drittes Capitel.

Das Pfauenſchloß.

Wie der liebenswürdige Referendarius vorausverkündet hatte, zeigte der nächſte Morgen ſein beſtes maiiges Sonntagsgeſicht und lockte alle Frühlingsſtimmen aus Wieſen und Wäldern. Rhodenſließ, der Rathhausplatz mit ſeinen würdevollen Eichenkronen ſchien noch einmal ſo freundlich, und vor der Reſtauration zur „Sonne" wie vor der Brauerei begann ſich's zu regen. Daß die ganze Stadt es wußte, heute ſei der ſchönen Irene Föhrenbach Geburtstag und dann gehe es auf Pfauenſchloß hoch her, verſteht ſich von ſelbſt.

Vor Tage ſchon hatte des Brauers Kutſcher den bewußten großen Planwagen mit Lederüberzug aus der Remiſe vor's Haus geſtoßen, ihn gereinigt und eben die Morgentoilette ſeiner feiſten Gäule beendet, als er zu ſeinem Verdruß bemerkte, daß auch der Sonnenhausknecht mit Niklas, dem Kutſcher, erſt die vierſitzige Kaleſche, dann einen Leiterwagen auf den Platz zogen und ebenfalls großartige Vorbereitungen für's Pfauenſchloß trafen, wobei ſie einige unangenehme Bemerkungen zu ihm unter hellem Gelächter herüberſandten. Der Braukutſcher hatte eben eine höchſt prononcirte Erwiederung auf den Lippen, als er ſich noch zu rechter Zeit erinnerte, daß ſein Herr ſeit dem letzten Strauß bei Verluſt des Dienſtes ihm jeden Skandal verboten hatte. Er behielt daher, grollend mit dem Schickſal, die projectirte Herzenserleichterung bei ſich. Sein Aerger aber wuchs um ein Bedeutendes, als er ſah, daß der Leiterwagen, nachdem man ihn mit improviſirten Sitzen verſehen, auch noch mit Bogen von Eichen- und Buchenlaub, Kränzen und Guirlanden verſehen wurde. Alsdann ſchirrte der Sonnenkutſcher die Pferde vor die Kaleſche, zog ſeinen Sonntagsrock an, wozu die Landwehrmütze höchſt nobel ließ, ſteckte ſich die kurze Pfeife in's Geſicht und verſchwand mit der Kaleſche in die Urſelgaſſe.

Während noch der Braukutſcher dem Gedanken nachhing, welchen großartigen Effect der Leiterwagen von „Dem nebenän“ nothwendig auf Pfauenſchloß und ganz Rhodenfließ machen müſſe, erſchien Gymnaſialdirector Schmeckes, ein hagerer Herr, lang, großgliederig, gelblichten pockennarbigen Teints, mit einer blauen Stahlbrille auf der langen, ſpitzen Naſe und in einen ſchwarzen Frack gekleidet, der wohl ſchon einem Dutzend Abiturientenprüfungen zum Relief gedient hatte. Neben ihm, in gelb und weiß geblümtem, ausgeſchnittenem Kattunkleide, die Schultern durch ein weißes Uebertuch verhüllt, die runden Arme in däniſche Ellbogenhandſchuhe ohne Finger verborgen, überdies mit einem blauen Sonnenſchirm bewaffnet (der Papa trug als Pendant das baumwollene Regendach), erſchien Lorchen, ein empfindſam ſentimentales Stumpfnäschen mit hohen elegiſchen Augenbrauen und vollen Wangen, welche über jede Nichtigkeit errötheten, wobei der gelbe Strohhut mit blauem flatternden Bande ihr verführeriſches Ausſehen noch bedeutend erhöhte.

Eben wollte der Gymnaſialmonarch ſein Befremden ausdrücken, daß noch kein Menſch auf dem Rendezvousplatz erſchienen ſei, und daran die Betrachtung knüpfen, wie Niemand außer einem Philologen den rechten Begriff von Ordnung beſitze, als aus dem Roleswinkel Herr Kaufmann Huſchke, des Bürgermeiſters Sohn, Agent verſchiedener Geſellſchaften für Feuer-, Waſſer- und Hagelſchaden-Verſicherung, dazu Commiſſions- und Speditionsgeſchäft, in weißen Höschen, blaucarrirter Shawlweſte, ruſſiſch-grünem Frack mit ſchwarzen Knöpfen, gelben Glacshandſchuhen und einen weißen rauhaarigen Caſtor auf den üppig gebrannten Locken, über den Platz ruderte, und mit aller Grazie und Beweglichkeit, die er ſich früher als Reiſender „für ſeine Weine“ angeeignet, Lorchen und dem Papa Director ſeine redſelige Aufmerkſamkeit zuwendete, ſo daß gar ſehr zu befürchten ſtand, Zipſer's Stern werde bei der Kleinen mit dem ſchmachtenden Blick für heute bedeutend erbleichen. Das gütige Geſchick ſchien indeß noch einmal dieſe Gefahr von des Referendars Haupte abwenden zu wollen, denn Zipſer bog gleichfalls jetzt, eine Zeichenmappe nebſt ungeheurem Blumenſtock in der Hand, aus der Urſelgaſſe. Er war ballmäßig ganz in Schwarz gekleidet, ſogar die weiße Binde und Weſte hatte er nicht vermieden, nur ein helltuchener, dünner surtout über ſeinem Arme verrieth ſommerliche Gefühle. Ihm folgte Karl, gleichfalls mit einem Frack, aber von brauner Farbe, behaftet, jedoch in dunkelcarrirten Sommerbeinkleidern, in welchen ſich ſein Bäuchlein behäbigſt modellirte. Eine Art Spanier, doch mehr dem Mantel eines Currendejungen ähnelnd, deckte zum Schutz für alle Eventualitäten die kleine Kunſtgröße, und bildete zu der leichten, nicht mehr neuen Sommermütze einen ſeltſamen Contraſt. —

Huſchke brummte einen Fluch, als er den Rivalen bemerkte, auch Lorchen kniff ein wenig das Mäulchen. Papa Schmeekes hingegen trat um ſo freundlicher auf ihn zu und reichte ihm die Hand.

„Das iſt ſchön, lieber Referendarius, daß Sie uns nicht zu lange warten laſſen. Sie ſehen, wir ſind die Erſten!“

„Wie immer, wie immer!“ antwortete lächelnd Zipſer, küßte Lorchen verbindlichſt die Hand und nickte herablaſſend zu Huſchke. „Mein Zögern iſt wohl zu verzeihen, denn ich hatte noch viel zu beſorgen. Erlauben Sie, meine Herrſchaften, Ihnen meinen Freund, den Landſchaftsmaler

Herrn —“ er zögerte einen Moment, „Herrn Karl Pumpel vorzuſtellen!“ —

Karl verbeugte ſich verlegen.

Lorchen erröthete und ſuchte ihr Lachen zu verbergen, Huſchke aber, den Maler anſehend, zog ſchnell das Taſchentuch, um nicht aufzupruſten, der Director aber lachte hell auf.

„Hahaha! Erinnere mich! Mein Schüler geweſen! Der Controleursſohn, nicht wahr? den die Jungens bald Pumpelpampel, bald Rumpelpimpel nannten? Hahahaha! — Na, nichts für ungut, junger Herr!“ und er reichte ihm die Hand. „Sind alſo Maler geworden? Viel Glück! Die Kunſt hat leider keinen goldenen Boden!“

Man lachte gemüthlich auf,- aber der arme Karl ſtand erröthend wie ein begoſſener Pudel.

„Nicht wahr,“ fuhr Zipſer haſtig dazwiſchen, „der Tag läßt ſich vortrefflich an; reizende Luft, herrliches Grün! Und dort, ſehen Sie, naht ſchon Succurs, Kreisrichter Röhrichs und Fräulein Martha Jochmus. Wir ſind vollzählig! Holla, Kutſcher, die Pferde vor! — Es wird auch die höchſte Zeit, denn bei der Sonne regt ſich's auch. Sehen Sie, Herr Syndikus Bitterlich nebſt Schweſter und Tochter, Doctor Kröpfer, Collaborator Fittich, Jettchen Feiſtel, Phyſikus Dunz, alle ſind ſie da!“ —

Während man herüber und hinüber grüßte, kamen auch Röhrichs und Martha Jochmus heran, Letztere in dem bewußten Roſa-Kleide, Madame Röhrich aber, ihre ältere Schweſter, in einem geblümten weiten Rock, einem ſogenannten Hänger, der ſchlecht genug etwas verdeckte, was bei Frauen immer ſehr menſchlich iſt, Martha aber ſichtlich blöde machte und Lorchen nöthigte, unter permanentem Erröthen die Augen auf den Boden zu heften. Schmeckes ging empört zu der andern Geſellſchaft vor der Sonne, um nachzuſehen, ob nicht bei ihr noch ein Platz für ſeine Tochter wäre. Frau Röhrich und Gemahl ſchienen aber den moraliſchen Aufruhr, welchen ſie erregten, gar nicht zu beachten.

Wiederum erfolgte die fatale Vorſtellung, und Herr Pumpel erregte neue, ſchlecht verhohlene Heiterkeit. Die vorgerückte Zeit und der Wunſch indeß, auf Pfauenſchloß als die erſten Gratulanten einzutreffen, nöthigte die Geſellſchaft, aufzubrechen. Zum Glück paralyſirte der äſthetiſche Aerger der jungen Mädchen über Madame Röhrich, die natürlich den beſten Platz bekam, den lächerlichen Eindruck des guten Karl. Nachdem man erſt die verſchiedenen Geſchenke für Irene, dann ſich ſelbſt untergebracht und auch Schmeekes mit Achſelzucken, da es einmal nicht anders ging, nebſt Tochter Platz genommen, raſſelte die Geſellſchaft des Brauwagens, bereits ſchon ein wenig verſtimmt, unterm Gaffen der Nachbarn und Kinder vom Rathhausplatze ab. Huſchke ärgerte ſich über Zipſer, Zipſer über Huſchke, Lorchen nebſt Papa und Martha über Frau Röhrich, Karl aber über Alle. Die einzig Zufriedenen waren Röhrichs ſelbſt, denn — naive Herzen ſind ſtets glücklich!

Die andere Geſellſchaft verfehlte voll Nebenbuhlerei natürlich nicht, ſchleunigſt zu folgen, und des Sonnenwirths Knecht ſchwur: „den Brauerbengel zu überholen, eh' Einer bis hundert zählen kann!"

Wenn die Gegend vor dem Waſſerthor, die ſüdliche Umgebung von Rhodenfließ, auch keinen Reiz bietet, ſo wird man um ſo mehr überraſcht, wenn man aus dem Lindenthor nördlich in die hügelreiche Landſchaft tritt, die ſich, abwechſelnd von hellen Wieſen, weiten Feldern und Gehölzen durchzogen, in Wellen links hin zum Fluſſe ſtreckt, der, aus ſeinem weſtlichen Laufe längs der Stadt nach Norden umbiegend, eine ſeeartige Breite gewinnt, in deren Mitte die Inſeln des Rhodewerders liegen. Jenſeit des Fluſſes, nahe bei der Stadt, dehnt ſich das Lindenholz am Ufer hin. Aus ſeinem hellgrünen Laube ragen die Giebel der Bauergehöfte, die Wirthshäuſer, die große Reſtauration des Braugartens, der Schießplatz und die Kegelbahnen mit gar verlockender Traulichkeit.

Dieſſeits aber glänzt das freundliche Neubuch mit ſeinen großen Meiereien, theilweiſe der Stadt von Alters her gehörig. Die Chauſſee entfernt ſich immer weiter vom Fluſſe, ſteigt aber allmählig an, ſo daß man jenſeit der Rhode die Flötz, ein Fiſcherdörfchen, wohin die kühnen Segler der Stadt ihre Gondel-Excurſionen richten, wie die beiden hintereinander liegenden Inſeln des Rhodewerders ſehen kann, von denen die erſtere der kleine, die zweite der große Werder heißt. Dieſſeits macht der Fluß eine große, faſt eine halbe Stunde weite Bucht, an deren Rand das Höfchen, ein großes ſchönes Bauergut mit Fiſchereigerechtigkeit, liegt. Dieſe Bucht endet in eine hakenförmige Landzunge, von welcher aus der Fluß, durch ſchrofferes Terrain und ein tieferes Bett gezwungen, ſich fortan verengt. Bei dieſer Landzunge, an einem kleinen Hafen, liegt das Pfauenſchloß, von üppigem Garten, weitem Wald und Feldern und dem Pfauendorf umgeben, das Ziel unſerer Geſellſchaft. Die abbiegende Chauſſee, welche nach Rhodenbach weiterführt, macht aber einen bedeutenden Umweg, zu Waſſer iſt das Pfauenſchloß faſt in der Hälfte der Zeit zu erreichen.

Hinein denn in das grüne Gefilde! Bade dich, Seele und Leib, in des Frühlingsmorgens Seligkeit!

Das Pfauenſchloß, der Stolz der Kreisſtadt, liegt mit ſeiner Hauptfront nach dem Waſſer. Von einer durchweg überſchatteten Terraſſe führt eine breite Treppe hinab bis zu den Wellen, und die Ausſicht auf ſie wie die blinkenden Ufer iſt wahrhaft entzückend. Man ſieht es der ganzen Anlage an, daß ſie früher, wahrſcheinlich in der Renaiſſancezeit, ein fürſtlicher Sommerſitz geweſen. Vier ſpitze hohe Thürme an der Terraſſenſeite, von denen der des rechten Winkels ungleich ſtärker iſt und Erkerſtuben enthält, die Bogen der mittleren großen Fenſter des Saales, der koloſſale rechte Seitenflügel für Gäſte und Dienerſchaft, der Springbrunnen und die Amoretten und Faunenbilder im inneren Hofe, endlich der wohlgepflegte Garten mit den Treibhäuſern, das alles wies auf eine impoſante Vergangenheit hin. Was die Stadtchronik von ihr meldet, iſt: daß einer der alten Herzöge dieſes Ländchens faſt den ganzen Sommer hier lebte, eine raſende Paſſion für Pfauen, Faſanen und ſeltene Vögel hatte, von denen er hier eine Züchtung anlegte, und ſeinen Luſtſitz nach den kreiſchenden Gefährten der Juno, die er beſonders liebte, benannte.

Im Laufe kriegsbewegter Zeiten und großen Geldmangels gingen Schloß, Wald und Ackergrund in Privatbeſitz über, und endlich hatte Gerichtsrath Föhrenbach eine glückliche Gelegenheit benutzt, das Ganze billig an ſich zu bringen.

Wenn irgend ein Menſch Grund hatte, auf ſein irdiſches Glück ſtolz zu ſein, ſich auf die Gunſt des Schickſals etwas einzubilden, war es Föhrenbach. Mit ſeiner Frau Ludmilla, die er in achtungsvollſter Weiſe liebte, hatte er ein großes Vermögen erheirathet. Sie ſchenkte ihm erſt einen Sohn, Alwin, dann eine Tochter, Irene, welche blendend ſchön und natürlich der Abgott der Eltern wurde, die keine Grenzen kannten, wo es galt, ihre Wünſche zu befriedigen. Dazu war Föhrenbach Kunſtliebhaber, obwohl ohne beſondere Feinheit und Geſchmacksrichtung. Aber da er a. D. war, ſo mußte er doch etwas zu thun haben; beſonders liebte er den Prunk, die Nobleſſe großſtädtiſchen Lebens. Deshalb machte er im Winter ſein Haus auf dem Ringe, im Sommer aber das Pfauenſchloß zum Sammelplatz der Rhodenfließer ſchönen Welt. Föhrenbach war in der That ein Polykrates, ein Liebling des Glücks, der ſich wegen ſeiner Zukunft keinen ernſten Gedanken hingab. Was man ihm bei all' ſeinem Stolze indeß zum Lobe nachſagen mußte, war eine gewiſſe Gutmüthigkeit, ſo lange er ſich nicht perſönlich verletzt oder in der Heiligkeit ſeiner eitlen Intereſſen berührt fand. Im letzteren Falle wollte man indeß wenig Toleranz an ihm entdeckt haben, und erzählte einige Züge, die mit Bonhomie ſchlecht vereinbar ſchienen.

Am Geburtstag Irenens, des Lieblings, ja des kleinen Tyrannen der Familie, wurde Alles aufgeboten, was an Glanz, Freude und Ueberraſchung in Rhodenfließ augenblicklich aufzutreiben war. Ihr Bruder Alwin war von Hamburg zu Beſuch gekommen, wo er in einem großen

Bankhauſe als Disponent beſchäftigt war, und hatte einen Freund und Genoſſen, den jungen eleganten Arthur Blöhmer, mitgebracht, den Sohn eines dortigen Negocianten, welcher jährlich für Millionen umzuſetzen pflegte und an allen Handelsplätzen der Welt bekannt war. Beide waren den Abend vorher unvermuthet eingetroffen und hatten nun eine Morgenpromenade angetreten, um das ganze Territorium zu beſichtigen.

Indeſſen wurden auf der Terraſſe, angeſichts der entzückenden Ausſicht und im Schutze der duftigen Ulmen und Eichen, die letzten Vorbereitungen eines reichen Morgenimbiſſes getroffen, mit welchem die Gäſte bewillkommt werden ſollten.

Die Dame des Hauſes, von würdevollſter Grandezza und in ein violettſeidenes Kleid gehüllt, die Uhr an goldner Kette, ein leichtes Gartenhütchen à la hollandaise aufgeſtülpt, leitete hin und wieder ſchreitend Alles mit kundigem Blick, während der Herr Rath, ganz in ſommerlichem Nankin leuchtend, auf einem Feldſtuhl ſaß und behäbig lächelnd den Dampf aus ſeinem türkiſchen Tſchibuk ſchlürfte, um ihn dann in die Morgenluft emporkräuſeln zu ſehen. Den ſchönen, zartgerötheten Arm um des Vaters Nacken gelegt, glücklich träumeriſch, lächelnd wie eine Hebe, ſtand neben ihm Irene.

Sie war wirklich vollendet ſchön! Ihr roſiger Nacken, der züchtig faſt ganz vom weißen Kleide verhüllte Buſen und die Schultern bildeten den Sockel eines plaſtiſch rundgeformten Halſes, den ein ſchmales Sammtband umſchloß, an welchem ein ſehr koſtbares Brillantenkreuz hing. Das blühende Geſichtchen umſpielten lang geringelte Locken, durch die ein Epheukranz phantaſtiſch geſchlungen war. Das feine, gebogene Näschen, die braunen, großen, bald freundlich blickenden, bald lebhaft aufblitzenden Augen, alles vereinte ſich, das liebenswürdige Bild eines Mädchens zu geben, der rings die Männerherzen entgegenſchlugen. Von ihrem Vater hatte ſie die fröhliche Gutmüthigkeit und leichte Erregbarkeit, von der Mutter die Vornehmheit des Benehmens, ihre Eigenwilligkeit aber, ſobald dieſelbe eben durch Widerſpruch aufgeſtachelt wurde, und die mit derſelben leicht erweckte ſpitze Malice hatte ſie von ſich ſelbſt und war ihrem Bruder hierin einigermaßen ähnlich, nur daß derſelbe ein kälteres, dem Gefühl wenig zugängliches Weſen zeigte.

„So haſt Du heute gar keinen Wunſch mehr übrig, Kind?“ hob der Rath heiter an, „ich hätte es diesmal ganz und gar getroffen?“

„Gar keinen Wunſch habe ich, es müßte denn der ſein, dieſen Tag alle Tage zu erleben, ſtets gleich ſchön das Gefühl des unbedingten Glückes, der wolkenloſen Zufriedenheit zu empfinden!“

„Nun, das iſt ſowohl zu viel wie zu wenig gewünſcht. Andere Zeiten, andere Freuden. Wie Du nicht täglich gleich heiter zu ſein vermagſt, kannſt Du auch nicht ewig dieſelben Genüſſe lieben. Alles nutzt ſich ab und macht neuem Sehnen Platz, die Wünſche werden größer und ſchwieriger mit den Jahren, mein Kind!“

„Einer aber iſt unveränderlich, nämlich der, immer mit Euch ſo froh auf dem reizenden Pfauenſchloß leben zu können. Ach, wenn man der engen Stadt, der Winterſaiſon entflohen iſt, im Mai hier unter jungem Grün und tauſend Blüthen ſtehen darf, und dann gerade auch unſer Geburtstag iſt, Väterchen, fühlt man ſich wirklich wie neugeboren, und eine Seligkeit kommt über uns, die nicht mehr alltäglich irdiſcher Natur iſt!“

Ihr Auge wurde feucht, ſie beugte ſich raſch zum Vater und küßte ihn innig und lange. Es war, als wenn die Natter der trüben Vorahnung leiſe ihr züngelndes Haupt aus all’ dem Duft und Sonnenglanz erhöbe.

„Nicht doch! Du wirſt mir doch nicht ſentimental werden, Irene? — An Deinem Geburtstage? — Komm, komm! Sage mir lieber, wie gefällt Dir der junge Blöhmer. Ein feiner Mann, nicht?“

Irene erröthete leicht, doch lächelte ſie.

„Ei ja, ein ganz artiger junger Mann. Doch wirſt

Du begreifen, daß ich nicht viel Urtheil über Jemand haben kann, den ich erſt ſeit geſtern Abend kenne.“

„Du mußt aber doch geſtehen, ſein Geſchenk konnte nicht zarter, koſtbarer und ſinniger ſein. Er iſt der Sohn eines reichen allbekannten Mannes, viel gereiſt, von Weltbildung, Feinheit und ſehr — ſehr hübſch!“

„Meiner Treu, Du hältſt ja eine Lobrede auf ihn, als wärſt Du ſein Freiwerber, ſein ambassadeur d'amour! Papa, Du haſt doch nicht die ſchlechte Abſicht, mich mit achtzehn Jahren los zu werden und an dieſen fahrenden Ritter zu verheirathen, der den Wechſelcours auf London als Deviſe trägt?“

„Teufelsmädchen, was Du mir auch in die Parade fährſt! Schon gut, ich ſchweige ja, kleine Fürſtin! Werde warten, was Du über Dich in ſouverainer Hoheit beſchließeſt. Mußt Du denn aber hinter jeder Aeußerung einen Plan wittern?“

„Na, na, man kennt die Väter erwachſener Mädchen und —“

„Irene! Lieber Mann!“ rief die Räthin, plötzlich aus dem Mittelportal tretend, das in den unteren großen Saal führte. „Unſere Gäſte!“ —

Das Geſpräch brach ab. Die Räthin, gefolgt von dem Gatten, welcher Irenen den Arm bot, ſchritt voraus durch die Halle, in der auf der Tafel die Geſchenke Irenens aufgeſtellt waren, und trat in den inneren Hof, wo die Fontaine luſtig ſprudelte und eben der Brauwagen wie ſein blumenbekränzter Nebenbuhler ſich ihres kichernden, bunten Inhalts entäußerten.

Natürlich beeilte ſich Jeder der Angekommenen, Irenen, der Heldin des Tages, zuerſt ſeine huldigenden Wünſche darzubringen, ſo daß die dienſtbaren Geiſter, Friedrich der Laquai und Fabian der Gärtner des Raths, welche in Gala erſchienen, alle Hände voll zu thun hatten, um Irenen die Gaben der Freundſchaft abzunehmen und in der Halle zu ordnen.

Director Schmeekes überreichte eine neue Ausgabe

Schiller's in Maroquin und machte über den Werth der beigefügten Stahlſtiche einige äſthetiſche Randgloſſen; Lorchen ſchenkte einen geſtickten Fußteppich für Irenens Schlafzimmer, Huſchke eine Collection ausgeſuchter Parfümerien, wobei er dem Rath verſicherte, es gäbe keinen Artikel der Welt, den er nicht auf's Billigſte und Beſte zu verſchreiben wiſſe. Die beſcheidene Martha bot ein prächtiges Oreillier, deſſen geſchmackvolles Muſter bewundert wurde; die ſehr volle Eliſe Bitterlich, mit dem durchſichtig weißen Teint und röthlichen Haar nebſt heißblütigen Temperament, hatte ein Paar Gardinen für Irenens Zimmer gehäkelt, was gerade ſehr modern war, — Amtmann Bitterlich präſentirte eine Nachtigall aus dem Höfchen, welches ihm gehörte, im ſchönen Vogelbauer; Cäcilie Bitterlich, ſeine Schweſter, eine alte Jungfer, die ſich von Strickſtrumpf und traditionellem Pompadour nie trennte, offerirte ein moraliſches Buch, „Empfindungen zweier edlen Herzen“; Collaborator Fittich reichte einen Blumenſtrauß mit einem unendlich langen Carmen „eigener ſchlechter Fabrikation“, wie Röhrich meinte, Phyſikus Dunz ein illuſtrirtes Kochbuch für den künftigen eigenen Herd, Röhrich eine ſchön bemalte Blumenvaſe; Jettchen Feiſtel, die ſchlanke, ſchwarzäugige, tolle Stadtmuſikantentochter, aber fiel ihrer „Herzens-Irene“ um den Hals, gab ihr einen Kuß und ſchwur lachend, ſie hätte nichts. — Doctor Kröpfer endlich, von Bitterlich das erſte Mal eingeführt und vorgeſtellt, konnte der Schicklichkeit wegen nur in wohlgeſetzter Rede gratuliren, wobei der docirend gutturale Ton ſeiner Stimme im vortheilhafteſten Lichte erſchien.

Zipfer, der angenehme Referendar, aber wartete diplomatiſch bis zuletzt, um die Wirkung ſeiner Gabe nicht zu beeinträchtigen.

Zierlich trat er unter allgemeiner Aufmerkſamkeit zu der lächelnden Irene und küßte ihre Hand.

„Werthes Fräulein! Ich erlaube mir für die frohen Stunden, welche mir das Haus Ihrer lieben Eltern bisher ſo reichlich bot, zu meinem Freundeswunſch: „daß Ihr Glück ſtets ſo ſchön, wie Sie ſelbſt ſein möge" — eine Gabe zu fügen, die Ihrem und der Ihrigen hohem Kunſtſinn wohl einige Freude machen und Sie zugleich für den Schöpfer derſelben, meinen Freund, den Maler — Herrn Pumpel — intereſſiren ſoll, welchen ich Ihnen hier vorſtelle! —"

Man war ſeiner Rede auf's Ernſteſte gefolgt. Wie aber der Name Pumpel erklang und Karl's poſſirliche Geſtalt mit namenlos linkiſcher und verlegener Verbeugung vortrat, brach — jede Rückſicht vergeſſend — die ganze Geſellſchaft in ſchallendes Gelächter aus, das gar nicht endigen zu wollen ſchien. —

Auch Irene konnte im erſten Augenblick ganz unmöglich an ſich halten. Als ſie indeß bemerkte, wie der Arme am ganzen Leibe zitterte, den verlegenen, umherirrenden Blick endlich verzweifelt auf ſie richtete, wie ſie gar die Mappe öffnete und auf die poetiſche Arbeit dieſes Mannes einen haſtigen Blick warf, ward ihr Geſicht plötzlich von einer rührenden Würde verklärt.

„Sieh, Vater, dieſes Meiſterwerk!" Damit reichte ſie Föhrenbach die offene Mappe hin, der einen überraſchten Ausruf that, trat mit unendlichem Liebreiz zu Karl und ſagte, ihm beide Hände reichend: „Mein Herr, heute früh ſagte ich zu meinem Vater, es ſei nicht möglich, daß ich mich noch glücklicher fühlen könne. Ich habe die Unwahrheit geſagt! Eben jetzt fühle ich mich um ſo geehrter und ſeliger, als mir dieſer Augenblick den Genuß Ihres hohen Talents verſchafft. Die Kunſt iſt doch das Edelſte am Menſchen, ſie weiht ſelbſt den ärmſten Namen! Mein Vater wird ſicher meine Gefühle theilen!"

Karl wurde ganz wunderbar ergriffen. Dies Ideal eines ſchönen Mädchens mußte ihn gerade tröſten, da er ſich ſo namenlos elend gefühlt.

Er preßte glänzenden Auges ihre Hand an ſeine Lippen. „Ich danke Ihnen, Fräulein! Auch nur ein ſolches Mädchen kann ſo richten!" Es lag in dieſem Augenblick Stolz und Schmerz in ihm, über welchem man die Komik dieſes kleinen Kerlchens für eine Secunde vergeſſen konnte. Leider dauerte dieſer Eindruck nur eine Secunde, denn ein Dämon hatte bei ſeiner Wiege geſeſſen, und nie war er poſſirlicher, als wenn ihn Würde überkam. —

„Bei Gott, meine Herrſchaften, Irene hat uns mit großem Recht eine Lection ertheilt!“ rief mit Wärme Föhrenbach. „So etwas Herrliches von Compoſition und Behandlung habe ich lange nicht geſehen! Zipſer, herzlichen Dank für dieſes Geſchenk, noch mehr aber, daß Sie uns mit dem Schöpfer deſſelben bekannt machten. Wenn Sie, Herr — Pumpel, ſich auf Pfauenſchloß gefallen ſollten, dann vergeſſen Sie nicht, daß Sie hier ſtets willkommen ſein werden!“ Er drückte Karl mit warmem Eifer die Hand.

Die Mappe ging herum. — Allgemeines Lob, theils bewußt, theils nachgeäfft, floß von den Lippen der Geſellſchaft. — Endlich begab man ſich in den Salon, oder die Halle, betrachtete die Geſchenke und ließ ſich ſchließlich auf der Terraſſe zum Frühſtück nieder, wobei Karl die beſondere Ehre zu Theil wurde, zwiſchen Irenen, die darauf beſtand, und Rath Föhrenbach zu ſitzen.

Es war, als habe das Mädchen entweder eine außerordentliche, perſönliche Vorliebe für den kleinen Maler gefaßt, oder als wolle ſie der Spottluſt der übrigen Geſellſchaft Trotz bieten und dieſelbe zwingen, über dem talentvollen Künſtler den wunderlichen Pumpel zu vergeſſen.

Der Rath ſeinerſeits aber war viel zu ſehr Kunſtenthuſiaſt, um nicht in dieſe jähe Protection ſeiner Tochter einzuſtimmen.

Irene verwickelte Karl ſehr bald in eine Menge artiſtiſcher Fragen, und da er hier ganz auf ſeinem Felde war, an ſich ſelbſt nicht zu denken brauchte, von Irenen förmlich berauſcht wurde, wußte er ſich ſehr gut zu unterhalten, zumal Irene durch allerlei reizende Mittelchen weiblicher Liſt und Zartheit ſeiner Blödheit zu Hülfe kam und ſeine Unbeholfenheit überwand.

Nach eingenommenem Frühſtück ging man in den Park. — Die Geſellſchaft gruppirte ſich nunmehr nach Laune, die

Mädchen, die älteren Frauen, die Herren fanden ſich zuſammen.

Karl's Herz war zu voll. Sein Hirn brannte, er mußte mit ſich allein ſein! Er zog ſein Skizzenbuch aus der Taſche und bog bei paſſender Gelegenheit in eine dunkle Buchenallee ein, um ſich in das Dickicht des Gartens und ungeſtörte Träumereien zu verlieren. —

Große Geſellſchaften haben ſtets die Eigenſchaft, höchſt gemiſcht, langweilig von Grund der Seele und ſchmähſüchtig zu ſein. Während kleinere Cirkel ſich zuſammenfügen, können ſich große Geſellſchaften nur zuſammenfinden. Wenn noch ſo anſtändig, gemiſcht ſind ſie immer, denn ihre Elemente ſind zu unvermittelt, zu fremd, an Alter, Bildung, Lebens- und Denkart zu ſehr verſchieden, um ſich ernſtlich verbinden zu können. Wie verſchiedene heterogene chemiſche Flüſſigkeiten in einem und demſelben Gefäß die ſeltſamſten Figuren nur deshalb bilden, weil ſie ſich ſtets abſtoßen und in ſich gerafft halten, eben ſo wunderliche Figuren erzeugt eine gemiſchte große Geſellſchaft. Da das Beſtreben jedes Menſchen in Geſellſchaft aber immerhin darauf gerichtet iſt, ſich nicht zu langweilen, und man ſich doch auch nicht wahrhaft traulich nähern kann, ſo amüſirt man ſich negativ, das heißt, man amüſirt ſich nicht mit den Anderen, ſondern über die Anderen, man macht Gloſſen, wird ſchmähſüchtig. Wer von Allen nun dabei am meiſten Witz entwickelt, gilt für geiſtreich. Natürlich will das möglichſt Jeder, und zuletzt iſt man nur noch ein Conventikel von Läſterzungen.

Föhrenbach hätte das bei ſeiner Geſellſchaft recht deutlich bemerken können, wäre er nicht als Sammel- und Mittelpunkt ihres Kreiſes, als liebenswürdiger, mit Jedem beſchäftigter Wirth zu ſehr beanſprucht, alſo zu eigener Beobachtung unfähig geweſen. Er war auch viel zu ſtolz und unbefangen, um von ſeinen Gäſten zu glauben, ſie trieben bei ihm das Gewerbe der Klatſcherei. Er glich dem Monarchen innerhalb ſeines Hofſtaats. Seine beſondere Stellung verwehrte ihm die Betrachtung ſeiner Umgebung. — Herzlichkeit und Austauſch ſind in großen Verſammlungen immer unbekannte Größen, und in der Naturgeſchichte der Geſellſchaft glänzt der „Soiréehalunke“ und der „Witzbold auf gemeinſchaftliche Koſten“ als das niedrigſte, aber gefräßigſte aller Raubthiere, ſollte der Beweis des Letzteren auch nur am Büffet geführt werden können.

Föhrenbach lud ſeine Geſellſchaft nur ein, weil er noble Geſellſchaft und den Prunk liebte, mithin gewiſſe Perſonen, wie den Landrath von Rautenzweig, von Tettritz, den Gerichtsdirector und die Räthe, Kreisrichter und Aſſeſſoren, honoris causa laden mußte. Andere empfing er, was wenigſtens Vernunft hatte, ſeiner Irene wegen, alſo deren Freundinnen, die nicht ohne Vater oder Mutter kommen konnten, wobei er tolerant genug war, z. B. betreffs Stadtmuſikus Feiſtel's Jettchen, welcher nur Irenens große Liebe und ihre Munterkeit die Thür öffnete, die dem Vater verſchloſſen blieb. Endlich lud er junge Leute wie Zipfer, Huſchke und Fittich, weil ſie als Unterhalter zu brauchen oder ihre Angehörigen eben auch geladen waren. Seine wenigen perſönlichen Freunde, wie Schmeekes, Paſtor Jochmus, Dunz und Bitterlich, bildeten dann bei der Flaſche und am Whiſttiſch einen beſondern Club, der ſich um die Unterhaltung der Anderen nicht kümmerte. Die älteren Damen ſetzten ſich gleichfalls zuſammen, während die jungen Leute ſich im Garten zu amüſiren ſuchten, wobei Zipfer den maitre de plaisir ſpielte, der heute namentlich alle Hände voll zu thun hatte, alſo Lorchen Schmeekes leider dem grünbefrackten Huſchke überlaſſen mußte. Am ſchlechteſten waren Frau Röhrich mit Gemahl daran. Wie durch allgemeine Verſtändigung wurden ſie rings gemieden, und Phyſikus Dunz ſetzte ihrer Verlegenheit noch die Krone auf, indem er hin und wieder fragte: „Iſt Ihnen auch noch wohl, Frau Kreisrichterin? Nun, ich bin ja hier!“ — Der alte Director Röhrich, welcher inzwiſchen mit dem Landrath von Rautenzweig, einem ſchönen, chevaleresken Manne Ende der Dreißiger, angekommen war, ärgerte ſich hierüber bedeutend und verbarg ſeinen Verdruß ſchlecht genug, ſo daß der Kreisrichter, ſein Sohn, es am gerathenſten hielt, ſich mit ſeiner Gattin in weniger belebte Regionen zurückzuziehen, wo man ihnen überflüſſig Zeit ließ, ihrem künftigen Glück nachzuhängen.

Röhrichs gaben alſo die erſte Urſache zum Skandal, welcher der Geſellſchaft unendlichen Stoff zur Unterhaltung bot. Die zweite und noch gewichtigere Urſache war Pumpel.

Je unbeachteter die Controleurin und ihr Sohn in Rhodenfließ bisher gelebt, je weniger man allda von Malerei verſtand, je eifriger man um die Gunſt des Fräulein Föhrenbach buhlte, deſto berechtigter hielt man ſich, den kleinen ſchnurrigen Pumpel lächerlich zu finden, zum Gecken der Geſellſchaft zu machen. Irenens und ihres Vaters ſehr determinirtes Benehmen hätte zwar alle Spottluſt verſtummen machen, die Leute über ihre Liebloſigkeit erröthen laſſen müſſen; aber nein, das Gegentheil wurde namentlich bei den jungen Männern hierdurch bewirkt. Der Neid, die Rivalität war geweckt! — So gaſtfrei nämlich ſich Föhrenbach auch zeigte, wenn er Sonntags und namentlich am Geburtstag ſeiner Tochter offene Tafel hielt, dieſe Leute zu ſeinen großen Soiréen lud, — zum Hausfreunde und zwangloſen Gaſt der Familie ward keiner der jungen Männer erhoben, dieſes Recht genoſſen nur die wenigen alten perſönlichen Freunde des Raths, oder die intimſten Freundinnen Irenens, Jettchen Feiſtel, Eliſe Bitterlich und Martha Jochmus, alſo nicht einmal der „Allerwelts-Zipſer“.

Nun ſollte dieſer Pumpel Hausfreund auf dem Pfauenſchloſſe ſein! ward von Irenen und dem Vater geradezu pouſſirt, als ſei, wie Collaborator Fittich meinte, Raphael in einer verminderten und verſchlechterten Ausgabe leibhaftig auferſtanden! — Es war impertinent, daß ein ſolches Spottexemplar bei einem Mädchen wie Irene ſo fabelhaftes Glück machen könne, unter allen jungen Männern von ihr ausgezeichnet werde! Welcher ſchlankgewachſene Frackinhaber zu Rhodenfließ, der ſich auf ſeine körperlichen Reize und geiſtigen Vorzüge etwas einzubilden meinte, warf nicht ſeinen zärtlichen Blick, ſeine leiſe Hoffnung auf Irenen, träumte nicht ihren Beſitz, ohne den Muth zu haben, ſich zu nahen! Welches junge Mädchen ſah nicht voll tiefſten Neides auf die Glückliche, welcher der Himmel außer Reichthum und Schönheit auch eine Schaar ſtummer Verehrer und einen immerwährenden Triumph bereitete! Die Bevorzugung Pumpel's war ſomit für die ganze Geſellſchaft ein monſtröſes Ereigniß, und wer ihm nicht zürnte, der verſpottete ihn.

Außer Zipſer und der ſanften Martha Jochmus waren ſämmtliche Gäſte Karl's entſchiedene Gegner, und daß man ſich dabei unter die Geſetze der Gaſtfreundſchaft, des guten Tons beugen, ſeinem Groll wie ſeinen ſarkaſtiſchen Bemerkungen nicht freien Lauf laſſen konnte, verbeſſerte die allgemeine Anſicht über Karl nicht. Auch die Räthin, Irenens Mutter, noch weniger Alwin, ihr Bruder, waren von dem Maler erbaut.

Von dieſer Stimmung ringsum hatte der gute Rath keinen Begriff, Irene indeß beſaß eine viel zu feine Beobachtungsgabe, kannte ihre Gäſte und die Schmähſucht einer kleinen Stadt genau genug, um nicht zu bemerken, wie allgemein man ihren Schützling beneide. Um ſo hartnäckiger aber nahm ſich ihr trotziges Köpfchen, ihr vor Unwillen ſchwellendes, bereits beleidigtes Herz vor, dem armen Maler, der eben ſo ſchüchtern wie talentvoll war, ihre Gunſt und Freundſchaft dauernd zu widmen. Dieſen Entſchluß zu ſtärken und zu vertheidigen, ſollte ſie bald genug Gelegenheit finden und zugleich die Bemerkung machen, daß der ſchönſte, heiterſte Tag unſeres Lebens immerhin ſeine Bitterkeiten habe.

Während die älteren Herren und Damen auf der Terraſſe plauderten, promenirten, oder ſich mit Whiſt und l'Hombre unterhielten, das junge Volk im Garten umherſchwärmte, in Reifen-, Pfänderſpiel oder Raquet ſich ergötzte, auch wohl gruppenweiſe ſich ſchwärmend verſtreute, hatte Karl die Einſamkeit geſucht.

Ein Gefühl der Seligkeit, des Glücks, eines ſüßen, bisher ihm unbekannten Wehs war über ihn gekommen; er mußte mit ſeinem Herzen, ſeinen Phantaſien, mit ſeiner alten vertrauten Freundin Natur ein tête-à-tête halten. Das Skizzenbuch in der Hand, ſchlenderte er an das ſüdliche Ende des Gartens, wo er an die Waldung grenzte, welche zum Pfauenſchloß gehörte und früher zweifelsohne ein bedeutendes Jagdrevier abgegeben hatte. Hier fand er Fabian, den Gärtner Föhrenbach's, welcher beſchäftigt war, mit zwei Knechten verſchiedene Pfoſten zu einer Art Gerüſt oder Rahmen zurecht zu machen, wie Laubwerk und Guirlanden zuſammen zu binden.

„Sie ſind wohl der Herr Gärtner?“ und Karl grüßte freundlich.

„Ich heiße Fabian, junger Herr, und bin der Gärtner!“

„Sie machen da das Holzgerüſt zum Abend für den Saal zurecht?“

„Ja, Herr, wie es der Herr Referendar gewünſcht hat, ich glaube, die Geſellſchaft will Theater ſpielen. Macht zwar eine Heidenwirthſchaft, aber für das Fräulein thut man ſchon ſein Beſtes!“

„Sie lieben alſo Ihr Fräulein?“

„Na, das mein' ich. Mamſell Irene iſt wohl ein wenig eigenwillig, und man muß ihr pariren, wenn man es nicht verſpielen will, aber ſie iſt kindgut, und wenn ſie nur helfen kann, iſt ſie gleich bei der Hand. Denken Sie, wie mein kleines Mädel die Bräune hatte, iſt ſie ſelbſt drei- und viermal des Tages gekommen, hat angeordnet und gethan, als wäre ſie wie Unſereins!“

„Ja, ſie hat ein großes, edles Herz, Meiſter Fabian. — Erlauben Sie mir eine Frage: Iſt wohl ein Boot in der Nähe, mit dem ich hinüber nach der Inſel rudern kann?“

„Dem Werder?“

„Ja, vorn an die Spitze. Da muß die ſchönſte Ausſicht auf das Pfauenſchloß ſein. Ich bin nämlich ein Landſchaftsmaler, und während die Herrſchaften ſich amüſiren, möcht' ich dem Fräulein das Schloß zeichnen.“

„Ach, das iſt ſchön! — wenn ich nur weg oder Einen von den Leuten ſchicken könnte! —“

„Nein, nein, ich will Ihnen nicht noch mehr Arbeit machen, ich verſtehe mit Ruder und Segel umzugehen, wenn ich nur weiß, wie ich zu einem Boote kommen kann!“

„Warten Sie, lieber Herr. Sie gehen den Gang hier geradedurch zurück, über den großen Gartenplatz mit dem Amor und den Roſenbüſchen weg, an der großen Gartenthür vorüber und links in einen ſchmalen Laubweg. Der führt in eine dunkle Laube am Waſſer. Da liegt das Boot an der Kette, hier iſt der Schlüſſel! Verlieren Sie ihn nicht!“

„Gott bewahre, ich danke. In zwei Stunden bin ich zurück. Ich danke nochmals, lieber Meiſter!“

„Nicht doch, iſt gern geſchehen, wollen Sie doch unſerm Fräulein eine Freude machen!“

Karl nahm den Schlüſſel, ſchlug haſtig den bezeichneten Weg ein, vermied ſorgfältig, mit der übrigen Geſellſchaft zuſammenzutreffen, erreichte endlich die Laube, und nachdem er das Boot losgemacht, Ruder und Segel in Ordnung gebracht hatte, befand er ſich in kurzer Zeit auf dem Waſſer, legte glücklich an der Spitze des Werders bei und war bald in das Conterfei des Schloſſes vertieft.

Die übrige Geſellſchaft, da- und dorthin ſchweifend, vermißte ihn nicht. Jede Gruppe hatte ihre eigene Unterhaltung, jede Perſon ihre beſonderen Intereſſen, und wenn man ſich wirklich nach dem Maler umblickte, meinte man, er werde ſich wohl einer andern Geſellſchaft angeſchloſſen haben.

Nur Irene war nicht dieſer Anſicht. — Sie hatte bemerkt, daß er ſich gleich anfangs von der Geſellſchaft getrennt und den ſüdlichen Weg nach dem Walde eingeſchlagen hatte. Unter den verſchiedenen Gruppen bemerkte ſie ihn nicht. Sie ward unruhig deshalb, und unter dem Vorwande, zu promeniren, durchkreuzte ſie, mit Martha am Arm, den jungen Blöhmer zur Seite, der bereits die ganze Zeit mit vielem Eifer das Geſchäft eines Galans betrieben, und gefolgt von ihrem Bruder, der mit dem muntern

Jettchen Feiſtel plauderte, die abgelegeneren Theile des Parks. Nirgends ſah ſie von dem Maler eine Spur. Dies war nicht ſehr geeignet, ihre wachſende Verſtimmung zu vermindern.

„Sie ſind nicht ſo heiter, wie heute früh, mein Fräulein!“ begann nach einer Pauſe Blöhmer, „ſondern ernſt und unruhig. Ein gewiſſes Mißbehagen ſcheint über Sie gekommen. Wer hat Sie an einem Feſttag, wie der heutige, erzürnt? Welchem Umſtande iſt Ihr verändertes Weſen zuzuſchreiben?“

„Ich danke für Ihre Theilnahme, es iſt nichts Erhebliches. Mein Gott, man wird leicht über eine Kleinigkeit verſtimmt. Es wird eben ſo bald verflogen ſein.“

„Ich glaube,“ lachte Alwin, „ich errathe die Kleinigkeit! Dick, rund, ein Nußknacker, wie?“

„Habe ich Dich ſchon aufgefordert, Alwin, mich darüber aufzuklären? Ueberlaſſe mir das doch ſelbſt, wenn ich bitten darf!“

„Nun, nun! Ich bin ſchon ſtill, ich will ſogar dieſe Kleinigkeit, die Dir zu Deinem Glücke zu fehlen ſcheint, auszutreiben ſuchen.“

„Du würdeſt mich ſehr verbinden, Alwin, wenn Du Dich allein Deinen Intereſſen und der Unterhaltung Deines Freundes widmeteſt! Die Brüder haben den großen Fehler, ſich oft ſehr unnütz zu machen.“ — Damit wendete ſie ſich zu Martha und ſprach von gleichgültigen Dingen. Während Blöhmer ſeine Verlegenheit durch das Suchen von Vergißmeinnicht verbarg, war aber Alwin, der ſeine gewiſſen Abſichten hatte, nicht der Mann, ſich ſo leicht zurechtweiſen zu laſſen.

„Haben Sie je eine lächerlichere Figur geſehen, liebes Fräulein Feiſtel, als dieſen Herrn Pumpel? Kann man ſo ausſehen?“

„Gewiß“ erwiederte Jettchen lachend, „wenn man ſo geboren iſt. Ich finde es zwar ganz natürlich, aber doch recht abſcheulich, über ihn zu lachen. Wie würden Sie darüber denken, wenn Sie eine ſo drollige Figur wären?“

„Ich würde die menſchliche Geſellſchaft mit meiner Nähe gewiß ſo ſelten wie möglich beläſtigen, um mir die Unannehmlichkeit, belacht zu werden, zu erſparen!“

Irene ſah den ſpöttiſchen Alwin groß an.

„Ich will hoffen, mein ſehr geiſtreicher Bruder, daß Du dieſe Aeußerung nicht in Gegenwart Desjenigen wiederholſt, dem ſie zu gelten ſcheint. Faſt möchte ich es annehmen, da ich den Herrn, ſeitdem wir vom Frühſtückstiſch gekommen, nicht ſah!“

„Du irrſt, mein ſittenſtrenges Schweſterchen! Erſtens weiß ich, daß man in Geſellſchaft mancherlei Käuze dulden muß; ferner habe ich mich nicht in der Nähe des Bewußten befunden, um dergleichen Unſchicklichkeiten zu äußern. Du müßteſt das ja wohl gehört haben, da ſich der Herr Deiner Obhut und Deines beſondern Intereſſes zu erfreuen hatte, vor dem alle Anderen verſchwanden! Ich begreife die Unruhe, Herrn Pumpel nirgends zu ſehen, meine aber, ſein eigenes Gefühl iſt wohl an dieſer Iſolirung ſchuld.“

„Ich bitte Dich, Alwin!“ rief Blöhmer erſchreckt.

„O, laſſen Sie meinen Bruder nur ganz deutlich werden! Er ſcheint ſich vorgenommen zu haben, auf eigenthümliche Weiſe ſeine Anweſenheit und dieſen Tag zu feiern! Ueber Sympathie und Antipathie läßt ſich allerdings nicht ſtreiten, mein Lieber. — Ich intereſſire mich für den *Maler*, wie ich mich für Andere eben *weniger* intereſſire! Intereſſire mich in *dem* Maße für ihn, in dem Du und gewiſſe *Herrſchaften* ihn *lächerlich* finden, verlaß Dich darauf, und da die Converſation zwiſchen uns den Höhegrad der *Langeweile* erreicht hat, ſo wollen wir für heute dieſelbe einſtellen!“ Sie verbeugte ſich kalt lächelnd. „Komm, liebe Martha!“ —

Damit wendete ſie kurz um, ſchritt mit Martha den Seitenweg entlang und ließ die beiden jungen Männer mit Jettchen ſtehen.

„Da haben Sie eine ſchöne Geſchichte angerichtet!“ rief Jettchen! „Gott ſei Lob und Dank, daß ich keinen Bruder habe, der ſein Vergnügen daran findet, mich zu ärgern. Gehen Sie, ich ſehe Sie heute nicht mehr an, Sie Unmenſch!"

Damit eilte auch Jettchen hinweg und nach dem Ende der Allee, wo Zipſer, Lorchen Schmeekes, Huſchke, Fittich und Hector von Eichsfeld, Beſitzer von Schönau, aus der Nachbarſchaft, der eben mit Laura von Kaltenborn, einer Freundin und Penſionsgenoſſin Irenens, und deren Mama wie dem Rittmeiſter von Tettritz angelangt waren, ſichtbar wurden.

Als auch Jettchen davon floh, lachte Alwin laut auf.

„Dich muß Mephiſtopheles zu meinem Begleiter und Freiwerber gemacht haben!" fuhr Blöhmer auf, als er ſich mit dem Freunde allein ſah. „Legſt Du es nicht förmlich darauf an, ihr unſere Nähe verhaßt, ſie für dieſes Monſtrum eingenommen zu machen? Das lohnte wohl, Dich von Hamburg hierher zu begleiten und mich in Deine Schweſter zu vergaffen, wenn Du Alles dazu thuſt, jede Annäherung fruchtlos zu machen."

„Biſt Du zu Ende, blöder Schäfer?" höhnte Alwin. „Mir ſcheint, Du biſt von der Narrheit Irenens und meines Papas angeſteckt! Ruhig! — Komm, ſei kein Affe! Laß uns meiner Schweſter nachgehen, ſie aus der Entfernung beobachten. Ich bin ſicher, ſie iſt im Stande, dieſen kleinen Raphael von Rhodenſließ aufzuſuchen!"

„Und darüber lachſt Du? — Das anzuſehen mutheſt Du mir zu?"

„Gewiß! Sobald die Hitze etwas verdampft ſein wird, wirſt Du das auch einſehen! Komm!"

Er faßte Blöhmer am Arm und zog ihn mit ſich in den Weg, welchen Irene vorher mit Martha eingeſchlagen hatte.

„Sieh, da hinten verſchwinden ſie eben im Laube."

„Ich begreife Dich nicht!"

„Das glaub' ich! — Vorerſt laß Dir ſagen, mein Schatz, daß meine gute, ſchöne, liebreizende Schweſter einen einzigen kleinen Fehler hat, ſie iſt nämlich eigenſinnig zum Tollwerden; pah, man hat ſie eben verzogen. Willſt Du ſie fangen, feſſeln, glücklich mit ihr werden, ſo mußt Du auf ihren Eigenſinn, ihre Launen ſpeculiren. Was Du nämlich willſt, daß ſie nicht thun ſoll, mußt Du ihr anbieten, was Du willſt, daß ſie nicht glauben ſoll, mußt Du ihr als Deine Ueberzeugung hinſtellen. Wozu Du ſie aber zu bewegen Luſt haſt, das kritiſire, mißbillige! So ſind nämlich alle Weiber, ihr Lebensodem iſt der Widerſpruch, und da ſie immer ſtark in Paradoxen ſind, wird man ſie natürlich durch Paradoxen auch beherrſchen."

„Aber wie willſt Du Dein Benehmen erklären? Haſt Du denn im Sinne, ihr dieſen Pumpel unſchätzbar zu machen?"

„Wie kannſt Du ſo verdreht ſchließen. Die Sache verhält ſich viel einfacher. Pfauenſchloß iſt ſehr hübſch, wie Du ſiehſt, aber das Leben in Rhodenfließ von großartiger Langweiligkeit. Wie könnte ſonſt eine widrige Schneiderfigur, wie dieſer Zipſer, hier Hahn im Korbe ſein? Er hat dieſen Pumpel aufgegabelt, einen Maler in Rhodenfließ, hört! hört! — Der Kerl zeichnet, wie Du geſehen haſt, ganz niedlich, wird auch lebende Bilder Abends ſtellen, etwas hier ganz Neues, kurz er wird eine Weile das Steckenpferd meines Papas, der gar zu gern den Patron ſpielt, und die Spielpuppe meiner Schweſter ſein! So wie ich die Zeichnung, das glühende Geſicht Irenens und die verklärten Mienens Papas ſah, war das eine ausgemachte Sache. Daß dieſer edle Kunſtprieſter, der einen Polichinell zum Erzeuger gehabt haben muß, unſer Gelächter, unſern Spott erregte, war Irenen erſt recht Grund, ihn auszuzeichnen, denn ſie hat Romane geleſen und ihre heroiſchen Gefühle dabei cultivirt. Mein ganzes Benehmen geht darauf aus, ihren Widerſtand nur um ſo mehr zu erregen, und zu ſondiren, wie närriſch ſie ſein könne. Warte nur die Folgen ab, halte Dich zurück, ſei mit einem Worte kein Courmacher. Da wir vierzehn Tage hier bleiben, wird Zeit genug ſein, den kleinen Pumpel für ſie zum unbedeutendſten Subject von der Welt zu machen."

„Wie ſo?"

„Indem wir mit ihm Freundſchaft ſchließen, unſer Urtheil über ihn ſcheinbar in's Gegentheil umwandeln, ihm zu irgend einer Dummheit verleiten. Denkſt Du denn, Irenens Intereſſe für dieſen Menſchen könne reellen Grund haben? Der Dicke könne ſie etwa als Mann feſſeln? Narrheit, trau' meiner Schweſter doch mehr Geſchmack zu. Unſer nächſtes Ziel muß ſein, es dahin zu bringen, daß ſich Irene über ihr eigenes Intereſſe für Pumpel ärgert.“

„Geſetzt nun, das gelänge! Irene würde ſeiner Nähe überdrüſſig, wie will ich's dahin bringen, daß ſie ſich für mich intereſſirt. Mit gleichgültigerer Artigkeit kann kein Mädchen einen jungen Mann behandeln, wie ſie mich.“

„Ja wohl, und daran biſt Du ſchuld!“

„Ich? Aber, zum Satan, ich habe ihr in der kurzen Zeit alle Galanterien —“

„Darin liegt eben der Fehler! — Meine Schweſter iſt ein Mädchen von großem Talent und Geiſt. Sie iſt ſich deſſen, ihrer Schönheit und zugleich der Unabhängigkeit bewußt, welche ihr einſt ihr Vermögen gewähren wird. Angebetet, mit Galanterie überſchüttet wird ſie alle Tage, das iſt ihr nichts Neues. Das Gewöhnliche haßt und langweilt ſie aber. Je weniger Du ihr zeigſt, daß Du ſie liebſt, je abgeſchloſſener, imponirender Du ihr gegenüber biſt, deſto ſicherer wirſt Du effectuiren. Der Zweck des Hierſeins iſt zunächſt: Irenen unſer Haus kennen zu lernen, zum Winter aber kommen wir wieder, dann kannſt Du den Hauptſturm wagen. Das wäre eine ſchlechte Feſtung, mein Lieber, die ſich am erſten Tage übergiebt!“

„Wahrhaftig! Ich werde mir das ungeheuer ad notam nehmen! — Da, ſie ſpricht mit dem alten Gärtner!“

„Ich glaube, ſie wendet ſich zurück, komm hinter die Büſche und links in den Weg.“

Beide Freunde ſchlüpften in die Sträucher und bogen in den dunklen Seitenweg ab. —

In vollſter Verſtimmung und Empörung hatte ſich Irene von den Uebrigen getrennt und mit Martha den ſüdlichen Hauptweg nach dem Walde zu in der Vorausſetzung eingeſchlagen, dahin könne der Maler ſich wohl gewendet haben.

„Iſt dieſe elende Geſellſchaft nicht empörend, Martha?“ rief ſie. „Die lieber allem Anſtand, aller Gaſtfreundſchaft, aller Zartſinnigkeit Hohn ſpricht, ehe ſie ihre Schmähſucht, ihren Spott, ihre hohlen Urtheile unterdrückt?“

„Gewiß, Irene, aber dieſer Herr Pumpel iſt doch zu komiſch! Pumpel zu heißen und ſo auszuſehen, verzeih' mir Gott, es iſt wohl Unrecht, aber ein bischen lachen mußte ich im erſten Augenblick. Ich meine, Du lachteſt auch?“

„Ich? Martha! — Du irrſt gewaltig! Ich lachte nicht! Wer über ein Talent dieſer Bedeutung lachen, überhaupt nach der Außenſeite einen Menſchen beurtheilen kann, deſſen Geiſt wie Gemüth iſt freilich zu beklagen! Ich will allenfalls noch entſchuldigen, daß man anfänglich über ihn lächelte, denn, wie geſagt, es iſt nicht Jedermanns Charakter, über dem Inhalt eines Menſchen ſein äußeres Weſen zu vergeſſen; aber jene ſcheelen Blicke, das hämiſche Lächeln nachher, die Bemerkungen, welche ich hörte, das Benehmen meines eigenen Bruders, der zarte Rückſicht nie zu ſeinen Leidenſchaften zählte, ſind mir nicht allein kränkend, ſondern verächtlich! O, ich weiß, wie man in dieſem kleinſtädtiſchen Neſt, dieſem unendlich ledernen Rhodenfließ einander geſellſchaftlich behandelt, weiß, daß man dieſen armen jungen Mann, dieſes Talent, um mein Intereſſe beneidet und ſchmutzig genug ſein wird, morgen die erbärmlichſten Doppelzüngigkeiten über ihn und mich auszupoſaunen. Aber zum Glück bin ich ſtolz und unabhängig genug, nichts danach zu fragen, ja mir das Vergnügen zu machen, mit meiner Freundlichkeit für den Maler dieſe dummen Menſchen ganz entſetzlich zu ärgern. Er intereſſirt mich wirklich und wird oft, den Rhodenfließern zur Malice, auf Pfauenſchloß ſein!“

„Nun, Herzensfreundin, dann werde ich mich gewiß darüber herzlich freuen, denn, offen geſtanden, ich hatte ſeinetwegen eine recht große, ſchwere Bitte an Dich!“

„Wegen des Malers?“

„Gewiß. — Aſſeſſor Zipfer ſagte mir nämlich geſtern, wenn Dein Papa bei ihm ein Oelgemälde, ein Landſchaftsbild beſtellen möchte, wie glücklich würde ſich der arme junge Mann fühlen. Er hat von Düſſeldorf zurückkommen müſſen, als ſein Vater, der Controleur, ſtarb, nun ſoll er die alte Mutter ernähren, und in Rhodenfließ iſt ſo gar wenig Ausſicht —“

„Martha, Martha! Und dieſen Mann, der mit Thränen im Herzen, mit matter Hoffnung, gezwungen durch die Noth nur zu uns gekommen, den behandelt man ſo! O, ich will ihm Genugthuung bieten, mein Wort darauf. Ich werde gewiß mit Papa reden, aber erſt will ich ſehen, was aus dem Maler geworden. Ich bin ſicher, man hat ihn durch irgend eine Aeußeruug verletzt, er hat ſich in einen dunklen Winkel zurückgezogen, oder iſt gar nach Rhodenfließ zurückgekehrt. Ich muß es wiſſen!“

Und in größter Bewegung ihren Schritt beſchleunigend, eilte ſie Martha voraus und erreichte Fabian, den Gärtner, der ihr haſtig entgegenkam, um ſie zu verhindern, ſeine Vorbereitungen zum Abendfeſte zu ſehen.

„Befehlen Sie 'was, gnädiges Fräulein?“

„Fabian, haſt Du einen kleinen, blonden, unterſetzten Herrn hier in der Gegend oder im Walde geſehen?“

„Ja richtig, der war vor anderthalb Stunden etwa hier, Fräulein, und —“

„Nun, wo iſt er?“

Fabian machte eine verlegene, heimliche Miene.

„Ich befehle Dir, zu ſagen, wo dieſer Herr iſt!“ ſagte Irene ſcharf.

„Ach Gott, liebes Fräulein, er wollte im Boot hinüber nach dem Werder fahren, ich gab ihm alſo den Schlüſſel.“

„Nach dem Werder, und Du ließeſt ihn allein fahren?“

„Ja, Fräulein, er ſagte, er verſtehe ſchon das Boot zu lenken.“

„Es iſt gut, Fabian! — Unzweifelhaft iſt er beleidigt. Wir wollen nach dem Belvedere, Martha, ob man das Boot ſehen kann. Indeß mach' mit Friedrich oder ſonſt wem die große Gondel los, ich will nach dem Werder!"

„Aber, beſtes Fräulein —"

Sie wendete ſich um und trat mit Martha haſtig den Rückweg an.

Ihre Unruhe war ſichtlich gewachſen, ſie ſprach kein Wort, ſondern eilte vorwärts.

Auch Martha konnte ſich einer ungewiſſen Beſorgniß um den kleinen Maler nicht erwehren. Sie wußte, daß die Rhoda tief und an jener Stelle von ſtarker Strömung war.

Wenige Augenblicke nachdem die Mädchen Fabian verlaſſen, dieſer kopfſchüttelnd und brummend einen Knecht von der Arbeit rief, um Irenens Befehlen Folge zu leiſten, trat Alwin nebſt Blöhmer aus dem Seitenweg auf ihn zu.

„Meine Schweſter war eben bei Dir? Was wollte ſie?"

„Ach, junger Herr, ſie fragte nach einem kleinen, blonden, dicken Herrn, der ſich von mir den Bootsſchlüſſel geben ließ. Jetzt iſt das Fräulein nach dem Belvedere, und ich ſoll die Gondel losmachen, ſie will auch nach dem Werder."

„So? — Schon recht! Komm, Arthur!" Damit gingen ſie den Mädchen langſam nach, den alten Fabian noch erſtaunter als vorher zurücklaſſend.

Der Alte faßte ſich aber bald und eilte mit dem Gartenknecht nach dem öſtlichen Theil des Gartens, zur ſogenannten Meierei, wo die große Gondel am Ufer lag.

„Wiſſt Du einen ſchlagenderen Beweis, wie Deine Schweſter von dem Burſchen eingenommen iſt? Das ſieht faſt wie Liebe aus, Alwin!"

„O nein, aber ganz wie Narrheit! Laß ſie ruhig gewähren, je toller, deſto beſſer! Ich ſage Dir, die Abkühlung wird auch um ſo vollkommener ſein."

Während die jungen Männer den Mädchen folgten, eilten dieſe, jede Berührung mit der übrigen Geſellſchaft vermeidend, nördlich nach dem Belvedere, einem hart am Waſſer auf der Landzunge ſtehenden Rococotempel, der gerade über dem großen Werder lag, deſſen Spitze ſich etwa einen ſtarken Büchſenſchuß jenſeit des Waſſers befand.

„Da, Gott ſei Dank, da liegt das Boot ruhig an der Spitze des Werders!“ rief Irene.

„Und trügt mich nicht Alles, ſo ſitzt er links unter der großen Birke am Ufer!“ ſagte Martha. „Was kann er da treiben?“

„Seiner Stellung nach zeichnet er! — Am Herzen der Natur, in ſeiner Kunſt ſucht ſein Geiſt und Gemüth Entſchädigung für die Aermlichkeit der Menſchen! Ein wahrer Künſtler! — Aber er ſoll finden, daß nicht Alle theilnamlos ſind, Martha!“ — Damit ließ ſie ihr Taſchentuch wehen.

„Er ſieht uns! — Da! — Er ſteht auf!“

„Jetzt geht er zum Nachen. — Ich glaube, Fabian mit dem Boote iſt ganz unnöthig!“

„Er iſt nicht unnöthig, ſo lange der Maler nicht ſicher herüber iſt!“

Die Mädchen ſchwiegen und beobachteten, wie der Einſame jenſeits in's Boot ſtieg, es losmachte, das Segel aufzog, ſtellte, und der Kahn endlich die Fluth durchſchnitt, um dem Belvedere entgegen zu ſteuern. Sie erkannten Karl nun ganz deutlich, und die Sicherheit, mit welcher er das kleine ſchwankende Fahrzeug regierte, beruhigte beide Mädchen ſehr bald. Jetzt erſt fühlte Irene ein wenig Beſchämung, daß ſie ſich ſo geänſtigt hatte, und vermochte kaum ihre Verlegenheit zu verbergen, als der kleine poſſirliche Mann, mit dem Skizzenbuch in der Hand, ausſtieg und erröthend ſich verbeugte.

„Sie haben mich gerufen, meine Damen,“ ſagte er ſtotternd, „ich hoffe, daß meine Abweſenheit nicht unangenehm bemerkt worden iſt.“

„Allerdings,“ ſagte Martha, „waren wir um Sie beſorgt, denn der Fluß iſt hier ſehr tief.“

„Und da Sie faſt über zwei Stunden von der Geſellſchaft entfernt geweſen, fürchteten wir, Sie fühlten ſich durch irgend eine Fadheit verletzt, die man ſich gegen Sie erlaubt hat.“

„Gegen mich? — Mein Fräulein, Sie ſind ſehr liebenswürdig! Ich bin nicht bekannt genug, um mich den Herrſchaften zwanglos anzuſchließen, und meine geſellſchaftlichen Tugenden ſind außerordentlich gering. Mich unbeachtet glaubend, benutzte ich die ſchöne Ausſicht dort, um das Schloß ein wenig zu zeichnen. Darf ich mir erlauben, Ihnen die Bagatelle anzubieten? Es iſt ein ſtiller Dank — — für etwas, das meinem Herzen ſehr wohlgehan!“

Er reichte ihr mit ſchwanker Hand die Bleiſtiftſkizze.

„Ach, das iſt unnachahmlich ſchön, mein Herr! Dies Blatt ſoll mir eine lebenslängliche Erinnerung an Sie ſein, und ich hoffe, meinem Vater wird die Zeichnung Anlaß werden, die Landſchaft malen zu laſſen. Ihr Name ſteht ja nicht darunter, ſtatt deſſen das ſeltſame Zeichen?!“

„Mein Name wie meine Perſon iſt zur Verewigung nicht ſehr geeignet, Fräulein. Ich wählte deshalb in Düſſeldorf ſchon dies kleine Zeichen für meine Arbeiten. Es ſtellt einen Pfropfenzieher vor, — ſo proſaiſch, wie ich ſelbſt. Aber daran knüpft ſich eine kleine, liebe Erinnerung an einen Freund, der nun todt iſt.“

„Darf ich Sie wohl bitten, darunter eine Dedication an „Ihre Freundin Irene Föhrenbach“ und die Jahreszahl zu ſchreiben? Ich ahne, daß dieſes einfache Zeichen künftig ſehr verehrt werden wird, und möchte die Freude haben, den Leuten zu beweiſen, ich ſei Ihnen einſt befreundet geweſen.“

„Ihr Wunſch iſt mir Befehl. — Hätte die Natur mir nicht ein gutes Mittel gegen die Eitelkeit gegeben, Sie würden mich wahrlich übermüthig machen!“ Damit legte er die Zeichnung auf das Skizzenbuch, ſtützte es auf's Knie und ſchrieb die verlangte Widmung. Dann überreichte er ihr das Blatt.

„Da Sie nun aber ſchuld ſind, mein Herr, daß wir Ihretwegen beſorgt geweſen, müſſen Sie uns ſchon längs des Ufers zur Meierei begleiten, denn Fabian kommt mit der Gondel ſtromaufwärts; wir hatten nämlich im Sinne, Ihnen nachzuſetzen. — Ich halte Sie für einen offenen Charakter, einen Mann von Ehre, deshalb erlauben Sie mir eine Frage!“

„Ich ſtehe eben ſo offen zu Dienſt!“

„Jemand von unſerer Geſellſchaft hat Sie verletzt, ich bin überzeugt davon!“

„Mein Fräulein, das Einzige, was mich verletzte, haben Sie ſo glänzend gut zu machen gewußt, daß ich ſehr unrecht haben würde, deſſen noch zu gedenken!“

„Sie gedenken aber deſſen *doch*, Sie *müſſen* es. Was Sie da von Ihrem Namen, Ihrer Perſon ſagten, Ihr plötzliches Zurückziehen beweiſt es! Iſt dem nicht ſo? —“

Damit verließen alle Drei das Belvedere und gingen öſtlich den Fußweg am Ufer des Fluſſes entlang.

Karl's Antlitz wurde ſehr ernſt, der Ton ſeiner Stimme zitterte leiſe.

„Mein Fräulein, Sie haben mich durch das Verlangen, wenigſtens auf dieſem Stückchen Papier für meine „Freundin“ zu gelten und durch Ihren Schutz heut' Morgen ſo glücklich gemacht, daß ich auch klar, als wäre ich wirklich ein alter, vertrauter Freund, zu Ihnen reden will. Mögen Sie darin meinen redlichen Willen, offen zu ſein, erblicken, die Sache aber vergeſſen! Nennen Sie meinen Namen, — Pumpel! Sehen Sie mich an, — dieſen Satyr! Iſt nicht Beides lächerlich? — Zum großen Unglück iſt mein Herz, mein Fühlen und Denken ſehr ernſter, ja faſt trauriger Natur! Ein armes Individuum aber, wie ich, will Künſtler, will geliebt, will — ach Gott, will eben *auch* ſein, was jeder Andere mit *weniger* Mühe ſein *kann*? Iſt das nicht eine Hirnloſigkeit, eine Schwäche? — An dieſem Zwieſpalt zwiſchen Wollen, Empfinden, Denken und meinem Aeußern krankt eben mein ganzes Leben. Alle verlachen mich und mit Recht, denn ich bin wirklich *ſehr lächerlich*. Nur *einer* Perſon komme ich *nicht* ſo vor, nur dieſe Eine achtet und liebt mich, meine alte Mutter.

Natürlich, hat ſie mich doch geboren! — Deshalb bin ich gern allein, weil ich dann immer glücklich, weil ich nie lächerlich bin. Leute meiner Art ſind eben immer ſchlechte Geſellſchafter, ſie müßten denn niedrig genug denken, ſich in ihrer närriſchen Haut vor aller Welt zu gefallen. Es wäre Unrecht, mein Fräulein, den Leuten übel zu nehmen, über einen Polichinell zu lachen. Was für ein Herz in ihm ſteckt, ob er leidet, wenn ſie ſich über ihn amüſiren, das iſt doch nicht ihre Sache. Dafür iſt er eben ſo, wie er iſt. Die Schuld liegt an ſeinem Geſchick, nicht an den Menſchen!“

Die Art, in welcher der Maler dieſes ſagte, der halb ſcherzhafte Ton, deſſen Vibriren aber ſeine Verſtellung und ſeinen inneren Schmerz verrieth, übte einen eigenthümlichen wehmüthigen Zauber auf die Mädchen.

Irene war tief ergriffen. Sie blieb ſtehen und reichte ihm die Hand.

„Und ich werde das andere Weſen ſein, das Sie achtet und liebt, das Ihre Freundin immer, was auch komme, ſein wird. Verlaſſen Sie ſich feſt darauf!!“

„Ich wünſchte, ich könnte es! Aber ich will mir wenigſtens vorlügen, daß Sie es ſein werden! Ich fürchte indeß, Sie muthen ſich mehr zu, als Sie leiſten können, beſorge, daß Sie Ihre Freundſchaft mit der Zeit bereuen werden! Sie werden mit mir wahrlich kein Furore machen, und dürften wegen meiner Perſon oft Verlegenheiten, Aerger, Mißdeutungen ausgeſetzt ſein! Wozu? Um gegen den allgemeinen Strom zu ſchwimmen? — Das ermüdet endlich!“

„Und ich ermüde nicht, mein wunderlicher Freund! Sie mögen die Menſchen niedrig anzuſchlagen Urſache genug haben, aber Sie kennen Irenen, kennen meinen Vater ſchlecht. Was wir thun können, Sie auf den Pfad des Ruhms und des Glücks zu führen, ſoll gewiß geſchehen, es wird das unſer Stolz, unſere Freude ſein! Ich will einmal durchaus Nebenbuhlerin Ihrer Mutter werden!!“ —

Lächelnd und doch gerührt ſchüttelte Karl das Haupt. —

Sie ſchritten eine Weile ſtumm hin und ließen Fabian mit der Gondel herankommen. Irene gab ihm Weiſung zurückzufahren, der Maler reichte ihm den Bootsſchlüſſel, und alle Drei wendeten ſich dann zurück nach dem Mittelgange, wo ſie endlich mit der übrigen Geſellſchaft der jungen Leute am großen Rondel zuſammentrafen.

Das Erſcheinen Pumpel's an Irenens Seite, die Vorzeigung der Skizze mit der Widmung darunter, das Lob, welches Herr von Eichsfeld, das Fräulein von Kaltenborn, ja Landrath von Rautenzweig der Bleiſtiftſkizze zollten, war nicht ſehr geeignet, die übrige, mit Neid und Spott erfüllte Geſellſchaft für den armen Maler milder zu ſtimmen, und Irene ſchien durch beſondere Bevorzugung Karl's faſt eine Freude daran zu finden, die böſen Zungen rings herauszufordern.

Das Diner mit ſeinen Toaſten auf die Königin des Feſtes, den Wirth und die Wirthin, das herrliche Schloß; darauf der Kaffee, der Nachmittag mit erneuten Promenaden u. ſ. w. waren endlich vorüber. — Die allgemeine ſchlechte Laune hatte ſich außerordentlich vermehrt, und es that nachgerade immer dringender Noth, die Geſellſchaft zu einer allgemeinen Unterhaltung zu vereinen, durch etwas Außerordentliches zu beleben. Die älteren Herren ſuchten im Kartenſpiel wiederum ein Aſyl, Zipfer, der „ſchöne“ Zipfer, welcher ſich vergeblich beſtrebt hatte, für das junge Volk allerlei Vergnügungen zu erſinnen, die man eben ſo bald ſatt bekommen, war gleichfalls gereizt, zumal er bemerkte, wie Huſchke bei Lorchen Schmeekes ganz und gar das Terrain gewann. Er hätte zur Revanche und aus Verzweiflung wohl Martha Jochmus aufgeſucht, aber einestheils hatte ſich dieſelbe Irenen attachirt, andererſeits hoffte er noch immer, die Ungetreue dem ſüßen Huſchke wegzukapern. Daß Röhrichs auch nicht roſenfarben zu Muthe war und die älteren Damen ſich durch dieſelben indignirt fühlten, wiſſen wir ſchon.

Martha Jochmus war innerlich recht weh. Die leiſe Hoffnung, welche Zipfer geſtern in ihr angeregt, erwies ſich heute mehr als trügeriſch, ihr Troſt war, ſich mit Irenen für den Maler intereſſiren zu können.

Doctor Kröpfer und Eliſe Bitterlich, des Syndikus Tochter, aber fühlten ſich unendlich ſelig, ſie ſchienen in einer beſondern kleinen Liebesidylle befangen und überaus geneigt, ſich in die einſamen, dunkleren Gartenpartien zurückzuziehen. Fittich wie Jettchen Feiſtel hätten ſich gern amüſirt, aber da keine Harmonie zu erzielen war, ließen ſie ihren Unwillen heimlich an dem armen Pumpel in ſpitzen Bemerkungen los. Herr von Eichsfeld theilte alle Aufmerkſamkeit zwiſchen Fräulein Laura von Kaltenborn, ſeiner Braut, und dem Landrath, welcher zum Aerger der Uebrigen Pumpel, ſeit er die Skizze geſehen, gleichfalls auszeichnete. Alwin und Blöhmer lagen auf der Lauer, um Irenen zu beobachten, die Räthin that, ſo viel ihr Amt als Wirthin es erlaubte, das Nämliche.

Die Ankunft des Paſtor Jochmus brachte eine kleine Abwechſelung, aber auch neuen Aerger, denn Jochmus, ein Kenner, erging ſich über Pumpel's Talent in freundlichen Ausdrücken, ladete ihn in ſein Haus ein und verſtärkte ſomit die Partei Irenens ganz anſehnlich.

Der Abend kam. — Zipfer beſchloß, um den böſen Dämon der Geſellſchaft zu bannen, zum Knalleffect des Tages zu ſchreiten.

Zu der Gruppe tretend, welche Irene, Martha, Eichsfeld, der Landrath, Jochmus und der Maler bildeten, ſagte er: „Geſtatten Sie, meine Herrſchaften, daß ich Ihnen meinen Freund, unſern kleinen Raphael von Rhodenſließ, entführen darf? Es handelt ſich um eine Ueberraſchung für Sie Alle, die wir vorbereiten müſſen.“

„Eine Ueberraſchung, Herr Referendar?“ erwiederte Jochmus. „Darf man die Art derſelben nicht wiſſen?“

„Ich kann es um ſo eher ſagen,“ ſprach Karl, „als man bei Nennung der Sache wohl hier noch nicht hinter die Sache ſelbſt kommen wird. Wir werden nämlich lebende Bilder nach von mir entworfenen Skizzen ſtellen.“

„Lebende Bilder?“ tönte es ringsum.

„Gewiß! Während ich mit Zipfer die nöthigen Vorbereitungen treffe, bitte ich herzlich, Jemand von den Herrſchaften möge die jüngere Geſellſchaft, welche nicht blos zuzuſehen, ſondern theilzunehmen wünſcht, auffordern. Wir bedürfen zu den erſten Bildern vier Damen und zwei Herren. Ich werde ſie dann in den Saal bitten laſſen."

„Ich werde dafür ſorgen," ſagte Irene lächelnd, „und der Herr Paſtor unterſtützt mich gewiß."

„Ganz entſchieden! Heute muß Jeder zu Ihrem Dienſt bereit ſein. Wir wollen gleich unſer Werk beginnen."

Während Zipfer und Pumpel zu Fabian eilten, warben Irene und Jochmus für die lebenden Bilder. — Das Kartenſpiel hörte auf. — Man kam herzugeeilt, fragte und rieth, denn es gab etwas Neues, nie Geſehenes.

Der Rath hatte Zipfer und Karl ſeine Hülfe angeboten, die dankbar angenommen wurde; Irene, die kleine Feiſtel, Alwin, Blöhmer und Martha hatten ſich bereit erklärt, die erſte Probe zu wagen, doch die vierte Dame war nicht zu bekommen. So neugierig man war, hatte doch Niemand Luſt, ſich zu proſtituiren.

Zipfer mußte ſich beſcheiden, und die Erwählten begaben ſich in zwei an den großen Saal ſtoßende Zimmer, wo ſie die Garderobeſtücke und die Damen ein paar Dienerinnen vorfanden, welche ihnen hülfreiche Hand leiſten ſollten. Während Zipfer und der Rath das von Fabian hergerichtete Gerüſt in Ordnung bringen ließen, Karl den Herren und Damen die verſchiedenen Garderobeſtücke beſtimmte und die Draperien der kleinen Bühne ordnete, ließ es ſich Paſtor Jochmus nicht nehmen, wenigſtens die Sitze des Auditoriums zu ordnen. Es war eine Art Gemeingeiſt in die Geſellſchaft gefahren, und wer ſich nicht unmittelbar betheiligte, war doch geſpannt auf die kommenden Dinge.

Fabian's Vorrichtung, nach Karl's Angabe durch Zipfer beſtellt, war ſehr einfacher Art. Eine Bretterlage auf niedrigen Böcken bildete das Podium. Eine Einfaſſung von Holzpfählen, mit Laub umwunden, ſtellte den Rahmen vor. Links und rechts waren, um die Lücken zu füllen, Segeltücher vorgeſpannt, und das Ganze mit Orangeriebäumen, Guirlanden, Blumen und Laub ſo dick beſetzt, daß man nur durch beſagten Rahmen auf die Bühne und hinter den Verſchlag ſehen konnte. Den Hintergrund der Bühne bildete eine grüne Draperie, welche Karl geſchickt an die Wand befeſtigt hatte, und als Vorhang diente die Gardine des alten Liebhaber-Theaters, welches im vorigen Winter bei Kutzner graſſirt hatte. — Dazu die Stuhlreihen, der entzündete Kronleuchter und die Wandkerzen, die geſchloſſenen Fenſterläden, — es konnte gar nicht hübſcher ſein.

Alwin und Blöhmer hatten ihre Mitwirkung benutzt, um ſich dem Maler zutraulicher zu nahen und Irenens Benehmen zu controliren. Nachdem Alles genügend vorbereitet war, nahm die übrige Geſellſchaft Platz, Doctor Kröpſer wurde erſucht, eine Hummel'ſche Sonate zu ſpielen, Paſtor Jochmus aber, der durch Zipſer die Reihenfolge der Bilder erfahren, wollte die Nennung des Bildes übernehmen.

Auf ein Zeichen mit der Glocke zog Fabian die Gardine auf: „Das Mädchen aus der Fremde."

Ein Ach! des Entzückens durchlief den Saal.

Irene, im antik-idealen Gewande dahin ſchreitend, theilte alle ihre Gaben aus, dem Aermſten wie dem Glücklichſten, dem Kinde wie dem Greis! Sie beſonders, dann Fabian's kleines vierjähriges Mädchen im Hemdchen, Blöhmer als alter Mann, Jettchen Feiſtel als begehrliches Bauermädchen waren hochpoetiſch! Während Kröpſer mit leichten Accorden dazu präludirte, ſprach Jochmus die Stelle: „Sie theilte Jedem eine Gabe." — Allgemeiner Enthuſiasmus war des Malers Lohn.

Die Zaghaften, Prüden drängten ſich jetzt, von der Eitelkeit geſtachelt, auch ſo hübſch auszuſehen, um Pumpel, den ſie jetzt gar nicht ſo lächerlich fanden, in deſſen Lob ſie ſich plötzlich erſchöpften, kurz, der zur bedeutendſten Perſon der Geſellſchaft geworden war. —

Das Feſt, welches bereits in Langeweile, Verſtimmung und Zerſplitterung zu enden gedroht, endete nun mit allgemeinem Entzücken. Erſt ſpät in der Nacht trennte man ſich. — Unſer Held ward nicht nur vom Rath Föhrenbach dringlichſt gebeten, ſein Haus wie ſeine Heimath zu betrachten, er wurde auch von Landrath Rautenzweig, Eichsfeld und Jochmus wiederholt eingeladen.

Betäubt von Lob, aber innerlich ſelig wie nie, küßte Karl der ſchönen Irene die Hand und trat mit den Uebrigen die Rückfahrt an.

Die alte Controleurin lag, noch hoffend und harrend, im Fenſter, als Arm in Arm Zipſer und Karl vor des Seilers Haus anlangten. Haſtig eilte ſie mit Hausſchlüſſel und Lämpchen hinab, zu öffnen.

„Nun, wie iſt Dir's ergangen, Herzens-Söhnchen?“

„Vorzüglich, wie ich Ihnen vorausſagte, Frau Controleurin!“ rief Zipſer. „Außer ſich iſt Alles über Karl! Irene iſt förmlich verliebt in ihn! Der Rath, der Landrath, der Paſtor haben ihn eingeladen, Föhrenbach wird gewiß und ganz ſicher ein Bild malen laſſen, und bald wird es Beſuche wie Beſtellungen regnen!“

„Siehſt Du wohl, Du Hans Haſenfuß!“ ſagte die Mutter lächelnd mit zitternder Stimme, und große Freudenthränen rannen ihr über die Wangen, „Du wirſt doch noch ein großer Mann!“

Karl küßte ſie lächelnd. „Nun ja, ja, ich glaube von jetzt ab, daß Alles möglich iſt, aber Eins weiß ich, wir ſind Zipſer großen Dank ſchuldig!“ Gerührt drückte er dem Referendar die Hand. Die Alte reichte ihm auch die ihre, überwältigt vor Wonne. „Der Allmächtige ſegne es Ihnen!“

„Ach, ich bitte Sie um Gottes willen, was iſt da zu danken, wenn der Freund dem Freunde eine ſolche Lumperei erweiſt? Gute Nacht! Gute Nacht!“ —

Zipſer rannte davon, hinter ihm her tönte das „Gute Nacht“ von Mutter und Sohn durch die ſtille Straße. —

„Hab' ich doch einem Freunde, Mordelement, geholfen!“ murmelte der Referendar vor ſich hin, „wenigſtens iſt der arme Karl glücklich, wenn auch die ganze Liebſchaft mit

Leonoren zum Teufel iſt. — Ich weiß, Huſchke hat dem kleinen, ätheriſch blickenden Satan einen Antrag gemacht und ſie hat ihn durch einen Kuß in der Akazienallee erwiedert. Ihm — einen Kuß! dieſem Ellenreiter und Fadin! — Natürlich iſt er des Bürgermeiſters Sohn, hat Geld! — Pah, ſo hübſch ſie iſt, ſie hat nicht ein Loth Bildung! — — Die kleine Jochmus ſah wirklich „als trauernde Jüdin“ reizend aus. — Was die Beleuchtung nicht thut! Aber ſie hat Seele, tiefe Empfindung, eine wirklich ſolide Bildung. — Es mag auch die Toilette machen, daß ſie ſonſt ſo unvortheilhaft ausſieht, ſie hat wirklich Büſte, Form! — Ich will künftig mehr Acht auf ſie geben! Himmelwetter, dieſen Huſchke!!“ —

Karl träumte von Irenen, die alte Controleurin von Ruf, Ehre und Einkommen, Zipſer von der treuloſen Gymnaſialdirectorstochter, und die übrigen Herrſchaften hatten muthmaßlich auch ihre beſonderen Träume, Nebelbilder ihrer Erinnerung, Hoffnung oder Furcht! —

Viertes Capitel.

Raphael von Rhodenfließ.

„Ich finde es ſonderbar, daß der junge Blöhmer nicht zum Kaffee herabkommt," ſagte am andern Morgen Räthin Föhrenbach, indem ſie ihre gefüllte Taſſe vom Tablet Friedrich's nahm. „Er hat ſich ſein Frühſtück auf's Zimmer bringen laſſen, nicht wahr?"

„Zu Befehl, Frau Räthin," entgegnete der Diener.

„Er will Briefe ſchreiben, wie er ſagte, Mama," erwiederte Alwin, „ſpäter haben wir dann einen kleinen Beſuch in der Stadt vor. Er wird zum Thee ſeine Aufwartung machen."

„So? Zum Thee! — Nun, wie ihm beliebt," ſprach langſam der Rath. „Ich habe ihn geſtern wenig bemerkt, obwohl er anfänglich die Galanterie ſelbſt war."

„Mir ſcheint, daß man es ſich zu ſehr angelegen ſein ließ, ihn zu ignoriren," und die Räthin warf Irenen einen Blick zu, „als daß er ſich nicht zurückgeſchreckt fühlen ſollte."

„Zurückgeſchreckt?" lächelte Alwin, „daß ich nicht wüßte. Wir haben uns geſtern vortrefflich amüſirt. Daß ein Abſtand zwiſchen ſeinem früheren und jetzigen Benehmen ſtattfindet, iſt gewiß, aber ich denke zu ſeinem Vortheil. Blöhmer iſt ein Menſch von großer Intelligenz und Verſtandesſchärfe, der Fadheiten gründlich verachtet, und die Galanterie iſt nicht ſeine ſtärkſte Seite. Er glaubte anfänglich aus Rückſicht für unſer Haus ſich dem Zwange, den Grazioſo zu ſpielen, unterwerfen zu müſſen, bis er bemerkte, meine liebe Schweſter habe zu viel ächten Frauenwerth, um das hübſch zu finden.“

„Dann beweiſt Dein Freund, daß er nur zartfühlend iſt.“ Darauf ſetzte Irene in großer Ruhe die Taſſe nieder. „Ich bin begierig, wie er mir in ſeiner wahren Geſtalt gefallen wird, denn, aufrichtig geſprochen, ich war nahe daran, ihn für einen Gecken zu halten.“

„Das wirſt Du ihm wohl auch ein wenig zu verſtehen gegeben haben, mein Kind,“ ſagte die Räthin.

„Ein wenig. Ja, Mama, denn ich glaube nicht, daß die Gaſtfreundſchaft ſo weit getrieben zu werden braucht, ſich auch in platteſter Weiſe die Cour machen zu laſſen?“

„Haha! Beſonders, mein Töchterchen,“ fiel der Rath ein, „wenn man dabei ein Attentat auf ſeine Hand und ſein Herz befürchtet und —“

„Dieſe Sorge kann ich wohl durch die Bemerkung zerſtreuen, daß Blöhmer daran kaum im Traume gedacht haben mag. Sein Vater projectirt für ihn ſeit längerer Zeit ſchon eine Verbindung mit der Tochter eines reichen Hamburger Rheders, und Arthur hat den großen Fehler, ein ſehr gehorſamer Sohn zu ſein. Wenigſtens merkte ich aus ſeinen Reden, daß ihm kaum etwas Anderes übrigbleiben wird, als zu heirathen, wen Papa ihm vorſchlägt.“ —

Das Geſpräch ſtockte eine Weile. Beide Eltern warfen ziemlich überraſchte und forſchende Blicke auf Alwin, der ruhig vor ſich niederſchauend den Zwieback unbefangen in den Kaffee tunkte, um ihn darauf höchſt gleichgültig in den Mund zu ſtecken. Irene war ſichtlich ein wenig geärgert, wußte es aber mit Gewandtheit zu verdecken.

„Ihr wollt nach der Stadt? wem gilt denn Euer Beſuch?“

„Niemand Geringerem, als unſerm famoſen Maler, unſerm Rhodenfließer Raphael, bei dem wir uns ſchon geſtern einluden. Blöhmer wünſcht, wie ich, noch mehr von ſeinem Talent zu ſehen, Arthur hat ſogar im Sinne, ein Bild zu beſtellen, irgend ein Landſchaftsmotiv, um ſeinem Papa eine Ueberraſchung zu bereiten!"

Irene ſah den Bruder ſtarr an. „Iſt das Dein Ernſt? — Ihr ſchient Beide vorher nicht ſehr geneigt, dem jungen Maler Eure Aufmerkſamkeit zu widmen, es müßte denn geweſen ſein, ſich über ihn zu beluſtigen."

„Das wäre ſehr Unrecht, mein Sohn, denn ich habe nie mehr Talent gefunden, als in dem kleinen Kerlchen. Hole doch das Album aus dem Saal, Friedrich, es liegt auf dem Marmortiſch."

Der Diener eilte, das Verlangte zu holen.

„Es war allerdings Unrecht, Papa. Mein Gott, wie man ſo iſt! Das Aeußere beſtimmt leider zunächſt unſer Urtheil! Ich kann Dir aber ehrlich geſtehen, Irene, wir ſchämen uns etwas unſerer Uebereilung! Das iſt ein Grund mehr für Arthur, allein zu bleiben. Herr Pumpel hat uns in ſeiner beſcheidenen Weiſe die größte Achtung vor ſeinem Charakter abgenöthigt, ſeine unendliche Prätentionsloſigkeit uns entwaffnet, und ehe wir ihm nicht von unſerer Menſchenkenntniß eine etwas beſſere Meinung beigebracht haben, werden wir uns kaum beruhigen."

„Sieh, Alwin," und der Rath lächelte mit Genugthuung, „das macht mir wahrhaft Freude! Deinem trockenen Kaufmannsverſtande kann es ohnehin nicht ſchaden, wenn Du die Kunſt etwas liebgewinnſt, für die ideale Seite des Lebens Dein Herz öffneſt."

„Und bei Niemand, lieber Alwin," ſagte Irene warm, „iſt Deine Theilnahme am beſſeren Orte, als bei dieſem jungen Künſtler. Der alte Controleur hat von ſeinem kargen Gehalte das Geld zur Ausbildung des Sohnes erſpart und ſtarb, da der junge Mann kaum ſeine Studien in Düſſeldorf beendet hatte. Aus ſeiner Entwickelung geriſſen, muß er nun bei allem Talente in Rhodenſließ hocken, um mit Pinſel und Palette für ſeine alte Mutter und ſich Brot zu ſuchen, ſtatt in den Galerien der Reſidenz oder im ſonnigen Italien ſeine Schwingen zu entfalten. Wäre er auch ein Gnom, ein Kaliban an Häßlichkeit und Lächerlichkeit, iſt das nicht unendlich rührend? Giebt es einen edleren Gebrauch des Reichthums, als das darbende Genie zu unterſtützen, indem man ihm Arbeit giebt?“

„Bravo, mein Kind! Vortrefflich, mein Mädchen! Ich gebe Dir darauf nur zur Antwort, daß Alwin ſeinem Beſuche bei dem jungen Manne eine um ſo ſchönere Urſache geben wird, wenn er in meinem Auftrage ihn erſucht, eine Landſchaft für unſern Salon zu malen.“

„Das Pfauenſchloß vom Werder aus!“ rief Irene! — „Sieh nur noch einmal die geſtrige Skizze an! Ringsum ſind überhaupt ſo unendlich viel ſchöne Motive, daß Du ihm wahrhaft förderlich würdeſt, wenn Du ihm für den Sommer ein Zimmer auf dem rechten Flügel zum Atelier einräumteſt. Bitte, Papa, mein herzliebes Väterchen, ja? Nicht wahr, Mama?“

„Aber, Irene! —“

„Nein, nein, kein Aber, mein Schatz!“ rief der Rath aus, „Irenens Wunſch ſtimmt zu meiner Anſicht ganz vollkommen! Vergiß nicht, Alwin, ihn zu bitten, bald herauszukommen, er ſoll ſein Muſeum bereit finden! Ich gebe ſogleich Befehl! —“

„Wie Du meinſt,“ ſagte die Räthin kurz mit einem leichten Achſelzucken.

„Dank, tauſend Dank, Papa!“ und Irene küßte den Rath, dann die Mutter und reichte Alwin herzlich die Hand.

„Ich werde jetzt nachſehen, ob Blöhmer ſeinen Brief und ſeine Beſchämung verwunden hat, dann fahren wir ab und bringen den Raphael wo möglich mit. Adieu indeſſen!“

Alwin eilte fort und der Rath ging auf ſein Zimmer, während ſich Irene an's Clavier ſetzte, um eine Beethoven'ſche Symphonie zu üben.

Die Räthin war ſichtlich von dieſem Kunſtenthuſiasmus nicht ſehr erbaut, namentlich ſchien ihr die concrete Geſtalt, welche derſelbe angenommen hatte, ganz und gar nicht zu behagen. Mochte ihr Blick weiter und unbefangener ſehen, da ſie nicht bei der allgemeinen Begeiſterung betheiligt war, kurz, ihre Stirn trug ſchwere Wolken des Verdruſſes, und ihr Herz ſchien ſo voller Bedenken zu ſein, daß ſie demſelben um jeden Preis Luft machen mußte. Sie ordnete flüchtig einige Wirthſchaftsangelegenheiten, dann folgte ſie dem Rath auf ſein Studirzimmer, wo ſie ihn über den Zeichnungen ſeines jungen Schützlings verſunken fand.

„Sage mir nur, Föhrenbach, biſt Du wirklich in Deinem Kunſteifer ſo blind, um nicht zu fühlen, wohin Dein Intereſſe für den jungen Menſchen führen muß, welche Unannehmlichkeiten Du Dir und den Deinen dadurch wahrſcheinlich bereiten wirſt?“

Der Rath ſah ihr ſteif und erſtaunt in's Geſicht. „Wie ſo, Kind! Ich verſtehe Dich nicht. Daß Dir der arme Burſche nicht ſonderlich behagt und Du das Vorurtheil Anderer gegen ihn theilſt, weiß ich wohl, ebenſo wie es, verzeihe mir, klar iſt, daß Sympathie und Verſtändniß für die Künſte nicht gerade Fehler von Dir ſind. Alwin wurde Dir in dieſer Beziehung durchaus ähnlich. Wie aber die Pflege des Guten und Schönen Unannehmlichkeiten für uns im Gefolge haben ſoll, möchte ich wirklich wiſſen.“

„Du haſt mir ſchon oft genug Unkenntniß und einen geringen Geſchmack betreffs der Künſte vorgeworfen, und ich geſtehe offen, dergleichen Leiſtungen laſſen mich auch herzlich kalt. Würde ich aber gleich Dir davon ſchwärmen, dieſem Hange rückſichtslos wie Du nachgehen, ſo würden wir binnen Jahr und Tag wohl eine koſtbare Galerie haben, aber arm geworden ſein. Das bedenkſt Du nicht, mein Schatz. Danke dem Geſchick, daß es Dir eine Frau und auch einen Sohn gab, die mit verſtändiger Ruhe Deinem wie Irenens Enthuſiasmus die Wage halten und Euch vor Extravaganzen bewahren. Das Vermögen, was ich das Glück hatte Dir zuzubringen, ſoll unſeren Kindern, nicht den Herren Künſtlern zu Gute kommen, und weder Alwin, noch weniger Irene, wurden danach erzogen, daß ſie auch ohne Mittel glücklich zu werden vermöchten. Ich ſehe eben mit Beſorgniß, daß Du in jenem jungen Manne gewiſſermaßen das bequeme Mittel gefunden haſt, Deinen Kunſthang zu befriedigen, und ich müßte mich ſehr täuſchen, wenn der Sohn der Controleurin nicht Hirn genug hätte, es in einer ſo ausgedehnten Weiſe zu benutzen, daß ſeine Bekanntſchaft Dir bald ſammt Deiner Liebe für Bilder leid genug werden dürfte!"

„Meinſt Du? — Nun, das wollen wir abwarten! Du weißt, Ludmilla, daß ich in allen übrigen Dingen des Lebens mich Deinem Urtheil gern unterwerfe —"

„Auch in der Erziehung der Kinder? — Haſt Du Irenen nicht ſtets verhätſchelt, ſie eigenwillig und launiſch gemacht, während ſich Alwin nie Deiner beſondern Gunſt zu erfreuen hatte, und —"

„Bitte, mein Schatz, das Geſpräch wird etwas zu bewegt, ſcheint mir! War ich kälter und ſtrenger gegen Alwin, ſo haſt Du ihn durch übergroße Mutterliebe und eine Nachſicht, die bei Söhnen ſehr ſchlecht angebracht iſt, verwöhnt! Denke an die zweitauſend Thaler Schulden vor zwei Jahren, welche ich die Ehre hatte, für ihn —"

„Föhrenbach, Du willſt mich kränken! Ich dächte, Alwin hätte dafür genug durch die ewigen Vorwürfe gebüßt!"

„Nun gut. Ich wollte Dir weder Schmerz bereiten, noch Deine ſchwachen Seiten zu ſehr an's Licht ziehen, aber wenn ich Irenen lieber habe, geſchieht es, weil ſie Gemüth, Begeiſterung für das Edle, einen ſtarken Charakter und Offenheit hat. Alwin iſt kein offener Menſch, wenigſtens nach dem Erlebten nicht, und was ſein Verſtand, ſeine Klugheit an Stärke gewann, büßte ſein Herz immer mehr ein!"

„Nur wer Liebe giebt, empfängt Liebe. Alwin kann tief und warm empfinden!"

„Auch ſchmeicheln kann er, ſchmeicheln, Frau!"

„Hat er nicht ſoeben bei dem Maler bewieſen, daß er ſich für etwas Künſtleriſches entflammen kann, daß er

Geſchmack hat, und wie ſehr er geneigt iſt, ſein Vorurtheil zu verbeſſern und Dir etwas zu Liebe zu thun! Iſt er nicht bei Irenens Launen die Sanftmuth ſelbſt? Sprich, was weißt Du dem entgegenzuſetzen?“ —

Ueber Föhrenbach's Geſicht glitt eine ſpöttiſche Luſtigkeit. „Aber, Ludmilla! Frau! — Wenn Alwin alſo, der Verſtandeskalte, ſchon für den armen jungen Künſtler erglühen konnte, er nichts Eiligeres zu thun weiß, als ihn wo möglich gleich mitzubringen, bin ich dann nicht um ſo mehr im Recht? Wie?“ —

„Föhrenbach, ich — ich! — Du biſt unausſtehlich, biſt blind und taub!“ — Sie ging heftig im Zimmer auf und ab. „Gut denn! — Du haſt es ſo gewollt, thue, was Dir beliebt! Zum Glück iſt dieſer Herr Pumpel ein Anfänger, mit dem man weniger Façon macht. Laß alſo Deine Bilder von ihm malen, alle Wände mit Pumpels behängen! Räume ihm ein Atelier ein, betrachte ihn als Mitglied Deiner Familie, als Seelenfreund Deiner erwachſenen Tochter, achte auf den Leumund dieſes kleinſtädtiſchen Volkes nicht, mache den jungen Mann ſo verſchroben, eitel und arrogant, wie Du willſt, aber wenn Du eines Tages finden ſollteſt, daß er ſeine Stellung vergißt, kühnere Wünſche hegt, als einem pauvre diable mit einem ſolchen Namen und einer ſolchen Figur gebühren, wenn Du Dich durch ihn in Deinem eigenen Stolze compromittirt fühlſt, dann erinnere Dich, daß ich Dir Alles vorher geſagt habe! Ich — ich ſpreche davon kein Wort mehr, verlaß Dich darauf!“

„Pah, Du biſt närriſch!“

„Das wird ſich finden, wer es iſt, und ob das Gefühl weiblicher Schicklichkeit, ob die Ahnung einer Mutter trügt!“ —

Damit ſchritt die Räthin zitternd vor Erregung hinaus. — —

Föhrenbach, die Skizzen vor ſich, über welche ſein Blick mitunter unwillkürlich ſchweifte, dachte über das Gehörte nach.

„Was die Frauen doch argwöhniſch und prophezeiungsſüchtig ſind! So dumm es iſt, ſie reden ſo lange und ſo hartnäckig immer daſſelbe, bis ſie es uns wider beſſere Vernunft glauben gemacht haben! Ich will doch Alwin mit milderen Blicken anſehen. — Sein Benehmen betreffs des Malers hat mir wirklich gefallen! Hätte ihm ſolche Wärme gar nicht zugetraut! — — — Es iſt Manches, was Ludmilla da ſagt, treffend genug! — Sollte Pumpel's Beſcheidenheit eine Maske ſein? Sollte er mich nur als lucrative Bekanntſchaft anſehen, als den dummen Kunſtnarren, den man ſchröpfen muß? — Man iſt ihm etwas zu haſtig entgegengekommen." —

Er prüfte die Skizzen noch einmal. „Sie ſind doch zu ſchön! — Wer ſo etwas ſchafft, iſt kein Abenteurer, ſondern ein Künſtler von Gottes Gnaden! Nein, nein, dieſe Bedenken ſind armſelig. — — Wünſche hegen! Hm, wegen Irene etwa, meint ſie? — Hahaha, nein, ſo geſchmacklos, ſo einfältig denkt er nicht! — Der Sicherheit wegen kann man ihn aber ein wenig gemeſſener behandeln und gründlicher prüfen! — Bon, gehen wir an die Einrichtung des Ateliers!" —

Während die Räthin ihren Aerger gegen Gatten und Tochter wie Alwin, an dem ſie das erſte Mal mit Sorge ein Intereſſe für die Kunſt wahrgenommen, welche ſie überhaupt nur für eine Lappalie zu halten geneigt war, in den Geſchäften des Tages zu vergeſſen ſuchte, der Rath aber mit Friedrich's Hülfe das Kunſtheiligthum ſeines Clienten im rechten Eckthurm einrichtete, war Alwin, nachdem er dem Kutſcher Befehl gegeben, den Kaleſchwagen anzuſpannen, zu Blöhmer geeilt, welchen er apathiſch und in ſehr gelangweilter Stimmung auf dem Sopha ausgeſtreckt fand.

„Nun, iſt Dein Brief beendet?"

„Da liegt er ſchon verſiegelt auf dem Tiſche."

„An Deinen Vater?"

„Ja, er liebt, wie Du weißt, Rapporte. Jetzt zumal glaubt er guten Grund zu haben, über mein Leben und

Treiben, meine Bekanntſchaften und die Art, wie man mich aufnimmt, genau unterrichtet zu ſein, denn ich ſtehe in den Jahren, wo die Eltern auf Enkel ſpeculiren, und ehe ich nicht an — die Frau gebracht bin, dürfte er kaum Neigung verſpüren, meinem Wunſche, eine unabhängige Firma und Lebensweiſe zu führen, Gehör zu geben."

„Du heiratheſt alſo mehr, um verheirathet zu ſein und Deines Vaters willen!"

„Nein, um meinetwillen, wenn Du nichts dagegen haſt!"

„Doch gewiß nicht, weil Du meine Schweſter liebſt, Beſter! Ich bin kein Verehrer Plato's und beſonderer Empfindeleien, aber es iſt ein unangenehmes Gefühl für mich, zu denken, ein feuriges Mädchen wie Irene, auf die ein jeder Bruder das Recht hat, ſtolz zu ſein, könne nicht um ihrer ſelbſt willen geheirathet werden! Ich fühle mich in ihr verletzt —"

„Und werde dann ein Narr, nicht wahr! — Was willſt Du denn? Erſt war ich galant, und mißfiel offenbar Irenen! Nun verhalte ich mich ganz paſſiv, und mißfalle Dir!"

„Nein, auch Irene iſt davon eigenthümlich berührt!"

„So? Das iſt ja reizend!" — und Arthur richtete ſich hoch auf. „Das beweiſt nur, wie klug mein Benehmen war. Laß mich nur machen, Dein Recept iſt, wie Du ſiehſt, gut. Ich finde Deine Schweſter ſehr reizend, habe ihr auch den Hof gemacht, wie das eine Prima-Qualität von Schönheit beanſpruchen kann. Sie wies das ab, und das hat mich verletzt —"

„Denn Du biſt eitel, weil Du ſtets Glück hatteſt."

„Nun ja! Um ſie indeß wirklich zu lieben, muß ich ſie erſt näher kennen, mit ihr ungeſtörter verkehren dürfen. Dazu ſcheint mir dieſe Maleraventure nun eben nicht geeignet. Kurz, ich bin ganz und gar degoutirt."

„Wenn Dein Brief der Spiegel Deiner jetzigen Stimmung iſt, dann können wir uns alſo gratuliren."

„O, im Gegentheil, in dieſem Briefe bin ich von Euch

Allen höchſt entzückt! Ich werde mir doch nicht den Anſchein geben, umſonſt gereiſt zu ſein? Auch die Laune Deiner reizenden Irene kann ſich plötzlich für mich zum Sonnenſchein verkehren; endlich werde ich, falls diesmal alle Angriffe ſcheitern, wiederkommen, denn —“

„Ich bin dazu verliebt genug und die Summe aller meiner miſanthropiſchen Redensarten iſt der glänzende Beweis davon! Vorwärts alſo, erhebe Dich, wir wollen nach Rhodenfließ, unſere Ausſichten ſtehen beſſer, als Du glaubſt.“

Arthur ſtand lebhaft auf. „Wie ſo, wie ſo?“

„Das Weitere im Wagen! Vorwärts, damit wir unſern Raphael bald auf's Pfauenſchloß ſpediren und ſeine gründliche Blamage erleben können. Was würdeſt Du ſagen, wenn Du ſchon als halber Sieger nach Hamburg zurückkehren würdeſt? —“

„Vor der Hand glaube ich von alledem kein Wort! Laß uns eilen!“

Raſch hatten beide Freunde ihre wenigen Vorbereitungen zur Abfahrt getroffen, beſtiegen den Wagen und verließen das Pfauenſchloß, um dem Maler ihren Beſuch zu machen.

Als ſie den ausgefahrenen Dorfweg, der ein ruhiges Geſpräch nicht zuließ, hinter ſich und die Chauſſee nach der Stadt erreicht hatten, vermochte Blöhmer ſeine Neugierde nicht länger zu unterdrücken.

„Was meinteſt Du vorhin, Alwin, mit Deiner myſteriöſen Rede?“

Alwin ſtieß ihn an und deutete auf den Kutſcher.

„Höre mich genau,“ begann er franzöſiſch, „und wenn Du je ein Organ für Menſchenkenntniß beſeſſen, ſo wirſt Du genug erfahren, was Dich erfreut und zugleich lehrt, Deinen Operationsplan geſchickt einzurichten. — Vorerſt laß Dir ſagen, daß ich genau weiß, wie ſehr Du mir mißtrauſt. Ich liebe, wie Du wohl weißt, Deine Schweſter Franziska, die zugleich eine ſehr gute Partie iſt, und ſie liebt mich auch. Ich habe aber nur dann Ausſicht, ſie nebſt dem uns wünſchenswerthen Heirathsgut heimzuführen, wenn unſere beiden Familien bereits liirt ſind, das heißt, wenn Du meine Schweſter heiratheſt. Wir haben zuſammen Schulden gemacht und Liebſchaften gehabt, Du beim Stadttheater, ich zu St. Pauli, und uns bisher deshalb nicht gerade von der achtungswertheſten und reellſten Seite kennen gelernt. Mein Loos liegt ſomit doppelt in Deiner Hand, denn wenn Du mich Deiner Schweſter verräthſt, wird ſie mich fortan haſſen, wenn Du Irenen nicht heiratheſt, wird Dein Vater wahrſcheinlich auch nie der meinige werden! Da Dir das, wie mir, klar iſt, ſo warſt Du auch, als ich Dich zu uns einlud, der Ueberzeugung, ich werde Alles aufbieten, Dich in's Joch meiner Schweſter zu ſpannen, und hegteſt über ihre Schönheit ſehr gerechte Zweifel. — Nun haſt Du ſie geſehen, und wie Du ſelbſt nicht leugneſt, biſt Du ſchon ziemlich verliebt, denn Du biſt ungeduldig, daß Deine Artigkeiten nicht gleich mit offenen Armen aufgenommen wurden. Meine Schweſter denkt vorerſt nicht an Dich, wie Du ſiehſt, ja das Geſchick wollte es, daß einige unbedachtſam gütige Bemerkungen von Papa und Mama über Dich ihr verdächtig ſchienen, als ob Du des Heirathens wegen gekommen wäreſt. Um ſo mehr hatte ſie Urſache, prüde zu ſein, denn ſie kennt in Allem, alſo auch im Punkt der Liebe, nur ihren Willen! Auf meinen Rath wurdeſt Du glücklicher Weiſe zurückhaltender, und ich erzählte heute beim Kaffee, Dein Vater wolle Dich mit der Tochter eines reichen Hamburger Rheders vermählen, und obwohl widerwillig, ſeiſt Du doch ein ſehr folgſamer Sohn!"

„Alwin, biſt Du wahnſinnig!" ſchrie Blöhmer auf.

„Im Gegentheil! Dieſe Lüge wird zur Folge haben, daß Irene Dich mit vorurtheilsfreieren Augen anſieht, Dir, als einem faſt geopferten, alſo höchſt romantiſchen jungen Manne, ihre Theilnahme zuwendet. Ich weiß nicht, ob ich da nicht ſchon zu viel gethan habe, um Dich unter den Pantoffel zu bringen —"

„Nein, nein! Eher zu wenig! — Tauſend Dank, Alwin! Das iſt gut, das kann fördern!"

„Du ſiehſt wenigſtens, ich bin offen und will Dir nur die gar nicht ſo leichten Wege zum Herzen meiner Schweſter bahnen."

„Gewiß, und wenn ich Dich beargwöhnt habe, verzeihe mir. Du ſollſt meine Schweſter haben, Bruderherz, wahrhaftig! Und wegen der alten Geſchichten tiefes Schweigen!" Er reichte faſt ängſtlich dem Freunde die Hand.

„Das verſteht ſich!" und Alwin erwiederte lächelnd den Druck.

„Aber der verwünſchte Maler!"

„Eine Puppe der künſtleriſchen Caprice von Papa und Schweſter, wie ich Dir ſchon verſicherte. Der Herr Pumpel wird ſeine Stellung ſelbſt untergraben."

„Das ſcheint nicht. Talentvoll iſt er gewiß, ein Menſch von Charakter und Beſcheidenheit auch, und —"

„Von ſkandalöſer Häßlichkeit, mit einem lächerlichen Namen dazu! Was willſt Du? — Iſt er beſcheiden, bon, ſo malt er und unterhält uns von Aeſthetik. Beides wird Irenen mit der Zeit auch langweilig werden, jedenfalls iſt er dann, ob er da iſt oder nicht, kein Nebenbuhler, und wenn wir erſt ſeine Freunde ſpielen, die Kunſt recht monoton durch Lob und Enthuſiasmus gemacht haben, wird Irene ſich Dir, dem romantiſchen Opfer väterlicher Tyrannei, zuwenden! Dazu wird es indeß kaum kommen, ich ſage Dir's nur, damit Du in beiden Fällen beruhigt ſeiſt."

„Was aber meinſt Du denn, das geſchieht?"

„Pumpel mag noch ſo beſcheiden, noch ſo überzeugt von ſeiner Unliebenswürdigkeit und Häßlichkeit ſein, je weniger er von ſich eingenommen, deſto beſſer weiß er, daß er Talent hat und arm iſt. — Es giebt aber keinen Künſtler, der ſich für zu ſchlecht dünkte, eine Grafentochter zu freien, und keinen armen Teufel, der die Schönheit nicht doppelt werth hielte, wenn ſie in Gold gefaßt iſt! Irene iſt von jener auserleſenen, faſt idealen Schönheit, jener Anmuth und Beweglichkeit des Geiſtes, jener Charakterſtärke und Willenskraft, die ein poetiſch ſinniges Gemüth doppelt anzieht."

„Aber was willſt Du denn damit ſagen, Menſch?!"

„Daß Pumpel ſich in ſie verliebt hat oder verlieben wird! — Denke Dir den Moment, wo Irene das entdeckt und —"

„Beim Teufel, Du haſt recht! — Hahaha, Juno im Arme Faun's!"

„Hahaha, Frau Fauna! — Und dieſen Moment herbeizuführen —"

„Fahren wir nach Rhodenſließ, Brüderchen, Schwager in spe! — Sieh, über dem Conſpiriren ſind wir an's Lindenthor gekommen!" — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —

Jedes Feſt, jedes große geſellige Vergnügen wird eigentlich während ſeiner Dauer am wenigſten genoſſen, denn es fordert Anſtrengung, Erregung und die Ausübung unſerer verſchiedenen kleinen, unwillkürlichen Komödiantenkünſte, um uns bei dieſer Gelegenheit vor den Anderen in's günſtigſte Licht zu ſetzen oder ihnen unſere Schwächen zu verbergen. Jede Anſtrengung, Arbeit und Erregung verhindert aber den ruhigen Genuß, der ja allein die Quelle alles wahren Vergnügens iſt. Man genießt alſo ein Feſt gerade während ſeiner Dauer am wenigſten.

Wann aber? — Ehe es angeht, oder nachdem es vorbei iſt! Vor demſelben freut man ſich auf daſſelbe, ach, die roſige Hoffnung des Amuſements iſt viel reizender, als das Amuſement ſelber. So kommt es denn auch, daß man ſich ſtets um ſo weniger vergnügte, je mehr man gehofft, und ſich dann gewöhnlich am beſten vergnügte, wo man gar keinen Genuß oder ſein Gegentheil erwartete.

Noch mehr vergnügt uns ein Feſt in der Erinnerung. Wie die Hoffnung uns künftige Freuden vorlügt, ſo lügt uns Erinnerung vergangene Freuden vor, die wir zur Zeit entweder gar nicht, oder nur in viel verdünnterem Grade empfanden.

Jeder Ball, jede Soirée, jede große Geſellſchaft iſt alſo die Mutter zahlloſer Erinnerungen und Hoffnungen, aber auch eben ſo oft zahlloſer Langweiligkeiten und Enttäuſchungen. Ein ſolches Feſt wie das auf Pfauenſchloß hat in einer kleinen Stadt aber eine ganz unbeſchreibliche Bedeutung, ein ſo allgemeines Intereſſe, wie in der Reſidenz kaum ein Hoffeſt für ſich in Anſpruch zu nehmen vermag. Nicht nur die Geladenen und Gaſtgeber, nein, die ganze Verwandtſchaft, die Vettern, Couſinen, Tanten, Freunde und Verwandten Derer, welche das Feſt mit ihrer Gegenwart verherrlichten, nehmen an der Hoffnung und Erinnerung, dem Siege oder der Niederlage derſelben Theil, bilden Partei für und gegen gewiſſe Leute, machen den Leumund mit fanatiſcher Eilfertigkeit, und ſo verſetzt ein derartiges Feſt das ganze Städtchen in eine Aufregung, welche faſt die Miene einer kleinen Revolution annimmt! —

Den nächſten Tag war mithin ganz Rhodenfließ voll von Irenens Geburtstag! — Die Toiletten, die Geſchenke, was man gegeſſen und getrunken, mit wem der Landrath am meiſten geſprochen, wer Irenen beſonders den Hof gemacht, kurz, jede Lumperei wurde durchgehechelt. Natürlich war des Controleurs Sohn mit ſeinen lebenden Bildern in Aller Munde, — er wurde für ganz Rhodenfließ eine hochwichtige Perſon, nachdem man ihn früher gar nicht bemerkt hatte. Der Neid, der Spott, die Schmähſucht fanden reichlich Gelegenheit, bei ihm ſich zu ergehen, ſelbſt ſeine beſte Seite, das außerordentliche Vergnügen, welches ſeine lebenden Bilder bereitet hatten, ward Anlaß, ihn zu begeifern.

Das alte Sprüchwort: „Der Prophet gilt nichts in ſeinem Vaterlande" beſtätigte ſich nicht nur an ihm, ſondern noch mehr die Erfahrung, daß Niemand mehr gehaßt und verleumdet wird, als wer ſich vortheilhaft bemerkbar macht und den Leuten in einer unbefangenen Stunde Beifall abgerungen. Je geringer der Bildungsgrad der Menſchen geweſen, je mehr ihr ſelbſtiſches Intereſſe bei ſolcher Gelegenheit in's Spiel kam, deſto liebloſer und brutaler wird ihr Urtheil. Daſſelbe hielt ſich in dieſem Falle jedoch noch ſehr zurück, wagte nur verſtohlen von Mund zu Ohr zu wandern, oder höchſtens in kleinen Kaffeeklatſchereien privatim aufzutreten. Man ſchien ſich die Parole gegeben zu haben, zu warten, wie lange denn der Stern des Glücks für unſern Karl im Hauſe Föhrenbach's und aus den Augen Irenens ſtrahlen werde, denn man hielt es für unmöglich, daß „die Geſchichte mit dem Raphael von Rhodenfließ“ lange dauern könne! Dieſen Beinamen hatte man bereits Pumpel, nebſt einer Garnitur nicht ſehr liebevoller Eigenſchaftswörter, gegeben. Spottſucht wie Schadenfreude ſind Geſellſchaftslaſter! —

Denſelben Morgen, der die Familie Föhrenbach zum Kaffee verſammelte, um über das Schickſal eines jungen Mannes zu entſcheiden, für und wider ihn Partei zu nehmen, welcher keine anderen Waffen in den Streit zu führen hatte, als ſein kaum entwickeltes Talent und einen ehrenvollen Sinn, ſaß dieſer hoch oben in Schleebaum's Hauſe gleichfalls am Kaffeetiſche und mußte ſeiner Mutter nochmals haarklein alle Erlebniſſe des vorigen Tages erzählen.

Die gute Controleurin ſchien über Nacht wenigſtens einige Zoll gewachſen zu ſein. Sie trug den Kopf empor und man ſah, ſie mochte in ihren jungen Jahren eine ſehr wohlgeformte, anſehnliche Perſon geweſen ſein. Ihr Geſicht, ſonſt krankhaft bleich, verhärmt und von ſtiller Reſignation erfüllt, war heute leicht geröthet, ihre Augen lebhaft und ihre leuchtenden Mienen zeigten, daß ihr Geiſt einen höheren Schwung genommen, ach, ihre Gedanken hatten ja den Sonnenflug in's goldene Land der Zukunft angetreten, ihre Lippen floſſen über in froher Beredſamkeit!

Was iſt es doch Engelgleiches um die Mutterliebe! Das Mädchen mag im erſten Traum der Jugendliebe ſchwelgen, mag ſchamhaft und doch innerlich jauchzend den künftigen Herd vor ihren inneren Blicken erbaut ſehen, die junge Mutter gar, welche ihr erſtes Kind, mit tauſend duftigen Wünſchen für ſein Wohl, an den vollen, lebenſpendenden Buſen drückt, ſie alle erreichen an hoher, ſelbſtſuchtsloſer Liebe nicht jene alte runzlichte Frau, die für ſich ſelber einen Schritt nur hat, das Grab, aber in dem erwachſenen Kinde den ganzen Born des Daſeins noch einmal trinkt, in ſeine Freuden und Schmerzen aufgeht und, ſelbſtvergeſſen, ſich mit jener ewigen Liebeskrone ſchmückt, die ihr Gott als den höchſten letzten Schmuck hienieden, als einen Stein aus ſeiner ewigen Krone auf die glühende, ſilberumwogte Stirn gedrückt, ein zweites Siegel Salomo's, unter dem das Geheimniß des ewigen Lebens verborgen ruht!

Auch geputzt und ordentlich ſchön gemacht hatte ſich die Controleurin! Sonntag war ja in ihrem Gemüth, Sonntag in ihren Mienen, weshalb ſollte nicht auch um und an ihr Sonntag ſein, obwohl ſich mühſelig draußen der Werkeltag ſchlaftrunken und arbeitsträge erhob? — Freilich war ihr Kleid ſchwarz, aber um die Trauer milder erſcheinen zu laſſen, trug ſie nun, oder vielmehr, das ſchwarze Seidenkleid, in dem ſie mit dem ſeligen Controleur ſonſt immer zur Kirche oder in etwaige Geſellſchaft gegangen war. Ihre Haube war blüthenweiß und ließ das ſchwarze Band nur leiſe durchſchimmern; unter den fein getüllten Krauſen hervor drängten ſich aber mit der naiven Coquetterie des Greiſenthums links und rechts zwei graue Neige-Locken, wie Pfefferdüten, denn ſo war es damals modern geweſen, als die Gute noch kurze Taillen, enge Röcke und däniſche Ellenbogenhandſchuhe getragen und der Controleur als bloßer Steueramts-Aſſiſtent-Gehülfe ihr ſeine erſte verſtohlene Zuneigung gewidmet hatte. Die braunſeidene Schürze und ein kleiner Spitzenkragen vollendeten den Anzug.

Karl hatte hingegen nicht für nothwendig gehalten, ſeinem Aeußern ein beſonderes Relief zu geben. Das freudig bewegte Künſtlergemüth ſieht auf äußere Dinge am wenigſten, und er ließ ſich nur ſchwer von der Mutter bewegen, das Atelier heute beſonders ſchön auszuſtaffiren, „damit, wenn wir Beſuch kriegen, die Kunden gleich ſehen, daß Du das Blaue vom Himmel malen kannſt," ſagte die Controleurin.

So wurde denn die Kaffeeſtunde möglichſt abgekürzt, und während die Mutter den Staub wiſchte, die buntgeblümten Bettgardinen ſchämig vorzog und in wohlgeordnete Falten legte, unterwarf Karl die Studien und Skizzen an der Wand einer beſſeren Anordnung, revidirte ſeine Mappen und Skizzenbücher und ſetzte ſich, nachdem Alles „wie aus dem Ei geſchält“ ausſah, an ſeine Staffelei, um leiſe ſummend und lächelnd ſeine Arbeit zu beginnen. Die Mutter indeß ging ab und zu, das frugale Mittagsmahl über der Freude und Erwartung künftiger Dinge nicht anbrennen zu laſſen, und dabei trällerte ſie halblaut eine alte Galoppade, die ſchon ihr Mädchenherz in raſcheres Tempo verſetzt hatte; zwei glückliche Menſchen, die in Freude wie Schmerz ſich ſo unendlich gut verſtanden, daß die Rede überflüſſig geworden.

So mochte es um die elfte Stunde des Morgens ſein, als die Alte von der dunklen Küche über den Flur zur Stube gehend eine ſonore Stimme im Hausflur nach ihrem Sohne fragen und darauf die Treppe vom geräuſchvollen Schritte eines Beſuches erknarren hörte.

Sie eilte in die Stube: „Karl, Karl, es kommt Beſuch!“

„Mag er nur kommen, liebe Mutter, ich bin bereit. Laß die Thür ein wenig auf, denn die Treppe iſt verdammt finſter, und es wäre doch ſchade, wenn mein allererſter Kunde gleich den Hals bräche!“

Die Mutter nickte lachend, öffnete die Thür und trat langſam hinaus, um den Ankommenden mit allem Anſtand zu empfangen.

„Ah, meine liebe Frau Controleurin,“ tönte es auf dem Flur, „Gott grüße Sie. — Sie wohnen aber einmal nahe dem Himmel! Ja, ja, die Herren Künſtler wollen immer ein Vorrecht vor uns übrigen Erdenbürgern haben. Hähä!“

„Schön willkommen, Herr Paſtor. Das iſt eine große Ehre für uns! — Nehmen Sie ſich nur in Acht, es kommt noch eine Stufe. — So! — Treten Sie näher, Herr Paſtor! Hier herein, — ſehen Sie, da ſitzt er ſchon bei der Arbeit!“

Es war Jochmus in Perſon, der eintrat.

Karl erhob ſich raſch, und den Pinſel in die linke Hand zum Malſtock ſteckend, trat er mit freudig bewegter Miene zu dem Prediger.

„Hochwürden, in dieſer Woche muß mir etwas Großes und Gutes gelingen, denn ich fange ſie mit Ihnen, mit dem Manne Gottes an. Herzlichſten Dank für dieſe neue, ungewohnte Ehre!“

„Wollen Sie nicht Platz nehmen, Herr Paſtor?“ und die Alte ſetzte Jochmus einen Stuhl zurecht. „Die hohen Treppen greifen an, mir fehlt es auch immer an Luft, wenn ich bis hier herauf geklettert bin!“

Damit nahm ſie ihm Hut, Stock und Handſchuhe ab und legte alles auf die Kommode.

Jochmus ſetzte ſich nieder, nickte lächelnd, zog die Brille hervor und begann, indem er ſich umblickte, die Gläſer mit dem Taſchentuch zu putzen.

Gern hätte die Controleurin ihren Gefühlen freien Lauf gelaſſen und ihr Mutterglück, ihre Hoffnungen und Wünſche dem Manne vertraut, der als Seelenarzt das nächſte Recht hatte, in das Herz zu blicken, aber mit ernſter, geſpannter Miene gab Karl ihr einen Wink.

Eine Pauſe feierlicher Stille erfolgte, ein Moment der Beklemmung, wie vor der Ertheilung eines Richterſpruchs. War Jochmus doch in Rhodensfließ als erſter Kunſtkenner bekannt. Im Pfauenſchloß hatte er Karl wohl ermunternde und anerkennende Redensarten gemacht, aber der Maler hatte bemerkt, daß ſein Urtheil um Vieles kühler und zurückhaltender als das der Uebrigen geweſen war. An der Meinung Jochmus' mußte ihm aber am meiſten gelegen ſein, denn er durfte von ihm die ungeſchminkteſte Wahrheit erwarten.

Der Paſtor ſetzte die Brille auf.

„Wünſchen Sie, während Sie ein wenig ausruhen, einige Skizzenbücher vorerſt zu ſehen, Hochwürden?“

„Ich danke, nein! Wie Sie zeichnen, weiß ich ungefähr, aber wie Sie malen, nicht!“

Er trat an die Wand und richtete ſeinen Blick auf die Studien. „In Düſſeldorf gemalt?“

„Ja, Hochwürden. Dies da ſind Skizzen aus dem Jägerhofe, jene Baumgruppen mit Waſſer aus dem Hofgarten.“

„Hm, hm! Recht hübſch, Ihre erſten vermuthlich?“

„Nicht ganz, Hochwürden, erſte Studien zeigt man nicht!“

„Wenn man vernünftig iſt! Und das ſind Sie, wie ich ſehe!“ Er ſchritt zur gegenüberliegenden Wand. „Tauſend, woher haben Sie jene drei brillanten Motive! Das da hat etwas von hiſtoriſcher Landſchaft.“

„Es ſind einzelne Momente aus der Rhein- und Harzgegend. Ich ſtellte ſie zu drei Bildchen zuſammen. Eine Art Mittelding zwiſchen Compoſition und Studie. Es ſind erſte Verſuche, kurz vor meines Vaters Tode!“

Die Miene des Paſtors war bewegt.

„Das iſt ſchön, ſehr ſchön!“ murmelte er leiſe.

Karl warf einen zitternden Blick auf die Mutter; Beiden traten die Thränen in die Augen.

Jochmus wendete ſich kurz ab zur Staffelei, ſetzte ſich in Karl's Stuhl und lehnte ſich zurück. „Eine Waldwieſe bei Sonnenuntergang.“

Er blickte lange und tief in das Bild hinein! Ein Zittern, eine namenloſe Rührung flog über ſein Antlitz hin. Dann wendete er ſich langſam zu Karl: „Das iſt Ihr erſtes eigentliches Bild!“

„Ja, Herr Paſtor!“

Jochmus reichte ihm die Hand und drückte ſie. „Nun will ich Ihnen 'was ſagen, mein junger Freund, ſetzen Sie ſich her, Frau Controleurin. So! Nun wollen wir deutſch mit einander reden! Wenn Ihr Sohn bei dieſer Einfachheit bleibt, ſich nie mit ſogenannten Modeeffecten abgiebt, nicht ſein Herz und ſeinen Geiſt durch eitle Lobhudeleien verſtandesloſer Leute trübt, kurz aus ſich herausſchafft, ohne den Teufel zu fragen, ob es Anderen gefällt, ſo kann er einſt ein großer, ſehr großer Künſtler werden! Ich bin arm, ich kann alſo nur mit Worten, mit Rath und Mahnung dienen, aber ich kann ihm vielleicht künftig zu einem Dinge verhelfen, das ſich ſelbſt mit Cröſusſchätzen nicht erkaufen läßt, es heißt Künſtlerruf. Malen Sie alſo das Bild nur erſt fertig, das Andere findet ſich."

Da konnte die Controleurin ſich nicht länger halten. Schluchzend fiel ſie ihrem Karl um den Hals, dann eilte ſie in die Kammer.

„Mein Gott, was iſt Ihnen, liebe Frau? Was haben Sie?"

„Laſſen Sie nur die Mutter, Hochwürden. Da ſehen Sie, was ſie thut." Zitternd öffnete Karl leiſe die angelehnte Thür. Durch die Oeffnung erblickte Jochmus die Controleurin, wie ſie auf ihren Knieen am Fenſter lag und weinend betete.

„Sie betet vor Freude! Ihr Geiſt weilt bei meinem todten Vater, der mit ihr gedarbt hat, daß aus dem Sohn etwas werden ſolle!"

Der Paſtor trat langſam mit Karl zu ihr hinein. Sie falteten die Hände und verſenkten ſich in gemeinſame Andacht.

„Gott hat Ihnen viel genommen und doch ſo überreich gegeben. Er hat die Wünſche des Todten erhört und in den Sohn die hohe Ahnung des Schönen, die Kraft gelegt, das Gefühl anbetungsvoller Andacht in den Menſchen durch Vergeiſtigung der Natur zu erwecken! Er wird ein ächter Künſtler, ein Prieſter des Wahren und Guten ſein, und wenn im Augenblicke eitler Ueberhebung ſein Herz im Stolze ſich dehnt, wird ihm das Bild ſeiner lieben Mutter vor Augen ſtehen, um ihn vor dem Erzfeind und Lügengeiſt jedes Strebens zu bewahren, vor der Meinung: er ſei vollendet! —"

„Gewiß, Herr Paſtor, das wird es," ſagte der Maler mit dem kräftigen Ton der Ueberzeugung und des Entſchluſſes.

Er hatte die Mutter um den Leib gefaßt, ſie geküßt, und führte ſie in's Atelier zurück. — Jochmus folgte.

In demſelben Augenblick und ehe man dazu gelangen konnte, kühler über die Zukunft Karl's zu ſprechen, ertönten von außen haſtige Schritte, und es ward an die Thür des Ateliers geklopft.

Die Controleurin öffnete.

„Herr Maler Pumpel wohnt hier?"

„Ja wohl! Wollen Sie näher treten?"

„Ah, da ſind Sie ja!" rief Alwin Föhrenbach, lachend eintretend. „Hätte nicht geglaubt, daß man in Rhodenfließ ſo lange herumfragen müſſe, ehe man Sie findet. Ihr Diener, Herr Paſtor. Entſchuldigen Sie, Verehrter, daß ich meinen Freund Blöhmer mitgebracht, der, wie ich, nach der geſtrigen frappanten Talentprobe wünſcht, Ihre Arbeiten in Augenſchein zu nehmen."

„Hier ſind Studien, meine Herren, dort meine jetzige Arbeit."

Während beide Ankömmlinge erſt die Wände muſterten und dann mit der Lorgnette vor den Augen an die Staffelei traten, wobei ſie ſich in einer Fluth von Lobesfloſkeln ergoſſen, die eben ſo überſchwänglich wie geſucht waren, hatte der Paſtor nach kurzem Gruß ſich an den Tiſch geſetzt und blätterte, ſcheinbar ganz theilnamlos für das, was um ihn vorging, in einem Skizzenbuche, welches ihm die Controleurin gereicht hatte.

„Nun, was ſoll man noch ſagen," rief endlich Alwin, „Alles iſt ſo vollendet, daß ich den kennen möchte, der ein Uebertreffen hier noch für möglich hält! Ich kann nichts weiter thun, als mich meines Auftrages entledigen, Herr Pumpel, er lautet einfach: daß mein Papa Sie durch mich erſuchen läßt, ihm nach der geſtrigen Skizze das Pfauenſchloß zu malen, den Preis wie das Weitere wird er ſelber mit Ihnen beſprechen. Zu dem Ende, und weil Sie in Pfauenſchloß und Umgegend viel Stoff zu weiteren Kunſtwerken ſammeln dürften, erſucht er Sie, ein Zimmer daſelbſt, ſo lange es Ihnen gut dünkt, zu beziehen. Er läßt es bereits zum Atelier für Sie einrichten, und Sie würden mir eine große Genugthuung bereiten, namentlich meiner

Schweſter, die für Sie wahrhaft ſchwärmt, die größte Freude machen, wenn Sie uns ſofort begleiteten.“

Der Paſtor hob leiſe das Haupt und warf einen lauernden Blick auf den Maler.

Die Controleurin ſah unſchlüſſig ihren Sohn und Jochmus an.

Erſterer hatte ſich freudig verbeugt, da er die Beſtellung empfing, und bei Erwähnung Irenens war eine tiefe Röthe über ſein Geſicht gezogen.

„Ich danke Ihnen beſtens, Herr Föhrenbach! Um ſo ſchmeichelhafter iſt mir das Anerbieten Ihres Papas, als es durch Sie an mich gerichtet wird. Ich werde das Bild malen. Sie begreifen aber wohl, daß ich nicht augenblicklich Anſtalt dazu treffen kann. Dieſem Bilde fehlt die letzte Laſur und ich möchte es erſt ganz beendigen. Auch iſt meine gute Mutter noch zu ſehr meiner Gegenwart bedürftig, als daß ich ſie ohne Weiteres längere Zeit verlaſſen dürfte. Ich werde mir erlauben, Ihrem Herrn Papa genauer darüber zu ſchreiben!“

„Schade, daß ſich Ihr Beſuch nicht ſogleich realiſiren läßt; ich muß mit Freund Blöhmer längſtens in vierzehn Tagen wieder in Hamburg ſein, werde daher muthmaßlich nicht viel von Ihrer Anweſenheit genießen können. Wenigſtens kommen Sie auf ein paar Tage hinaus, nicht wahr, Madame, damit ſind Sie einverſtanden?“

„Mit Allem, was mein Sohn thut, Herr Föhrenbach.“

„Alſo Ihren vorläufigen Beſuch kann ich doch anmelden?“

„Ich hoffe, ja. In drei bis vier Tagen werde ich beſtimmt darüber ſchreiben können. Dieſes Bild muß jedenfalls erſt beendet ſein!“

„Und wenn es beendet iſt, mein Herr,“ ſagte Blöhmer, „was werden Sie für das Kunſtwerk verlangen?“

„Ich möchte Ihnen rathen, junger Freund,“ erhob Jochmus langſam und ernſt das Wort, „dieſes Bild erſt vor das Auge des großen Publikums zu bringen, ehe es im Privatbeſitz verſchwindet, wir ſprechen wohl noch darüber!"

„So geſtatten Sie mir wenigſtens," ſagte Blöhmer raſch und mit einiger Gereiztheit, „eines jener drei Bilder zu acquiriren, die Felsgegend beim Gewitter. Da Sie, Herr Paſtor, wie man ſagt, Kenner ſind, darf ich wohl fragen, wie hoch Sie die Arbeit anſchlagen?"

Jochmus ſtand auf und trat vor die Farbeſkizze.

„Wollen Sie es denn verkaufen?" und er wendete ſich zu Karl langſam um.

„Gewiß, Hochwürden, wenn es gerade anſpricht!"

„Nun, ich halte vierzig Friedrichsd'or für ſehr mäßig!"

Karl wollte eben reden und die Mutter konnte ein „Ach" nicht unterdrücken, aber ein ſcharfer Blick des Theologen genügte, Beide ſtumm zu machen. Föhrenbach verbiß ſich ein leichtes Lächeln.

„Vierzig Friedrichsd'or," warf Blöhmer leicht hin. — „Ich erlaube mir, Ihnen fünfzig zu offeriren. Er zog die Brieftaſche und legte gelaſſen zweihundertvierundachtzig Thaler in Kaſſenbillets auf den Tiſch. Sie erlauben, daß ich das Bild gleich mitnehmen kann?"

„Ich würde an dem Vordergrunde da doch noch etwas thun, um ihn abzurunden, lieber Freund," ſagte Jochmus, „der Herr wird ſich eine Woche gedulden. Das Geſchäft iſt ja ,abgemacht."

„Wenn es ſein muß," ſagte Blöhmer vornehm lächelnd, „ſo warte ich ſo lange, das Geld nehme ich indeß nicht zurück. Ich ſehe Sie alſo, Herr Pumpel, noch auf dem Pfauenſchloß, wo Sie vielleicht in Begleitung des Bildes erſcheinen wollen! Ich empfehle mich!"

„Adieu denn, Verehrter, alſo längſtens in einer Woche ſieht man Sie, nicht wahr?"

„Wenigſtens auf ein paar Tage," ſagte Karl verlegen lächelnd. „Empfehlen Sie mich dem Herrn Papa!"

„Und meiner Schweſter? Natürlich! Ihr Diener, Herr Paſtor."

Damit entfernten ſich beide Freunde.

Eine kurze Pauſe erfolgte, ehe ſich Mutter und Sohn von ihrem Erſtaunen erholen konnten. „Aber, Hochwürden, ſo viel Geld —“ brach die Controleurin aus.

„Für eine Skizze!“

„Ja, und dieſe Skizze kriegt der Narr nicht einmal für das viele Geld!“ polterte der Prediger heraus. „Sie ſind mir der Rechte! Bilder malen iſt ſchwer, aber Bilder verkaufen noch ſchwerer! Merken Sie ſich das einmal für's ganze Leben. Sie wären im Stande geweſen, ihm dafür die Waldwieſe loszuſchlagen, einem Gimpel, der nichts verſteht, der nur Bilder kauft, weil er ſeiner Eitelkeit fröhnen, imponiren will, nicht weil's ihm bei Ihrer Schöpfung warm um's Herz wurde! Solche Menſchen ſind gut genug, ſchlechte Bilder für theures Geld zu haben, denn ſie bezahlen blos ihre Narrheit, und nichts weiter! — Wollen Sie mir folgen, Karl, ſoll ich Ihnen wahrhaft helfen, Sie zu Ruf bringen? Was?“

„Ich folge gern, Hochwürden!“

„Gut, alſo erſt ſtecken Sie das Geld dort weg, es iſt das Ihrige! Dann vollenden Sie die Waldwieſe und machen von der Skizze dort, die der Hansnarr erhandelte, eine gute Copie, raſch, keck, leichthin! Dieſe Skizze kriegt er, Ihre Originalſtudie können Sie ſpäter mit fünfhundert Thalern auch noch zeitig genug los werden.“

„Aber, Herr Paſtor!“

„Hat Ihr Vater nicht ſein Letztes hingegeben, daß Sie 'was lernen ſollten? Sind Sie nicht ſchuldig und verbunden nun, die einſamen Tage Ihrer armen Mutter zu verſchönern? Wollen Sie für ein Lumpengeld Ihre Arbeit verſchleudern, unnöthig beſcheiden ſein? Zu wiſſen, man leiſtet lange nicht, was man ſolle, iſt des ächten Künſtlers Schmuck, aber ſo gering Sie Ihre Arbeit als Kunſtwerk auch anſchlagen mögen, dem eitlen Unverſtand gegenüber iſt ſie ſtets mit Gold aufzuwiegen, und ein Narr der, welcher ſich nicht in der Jugend jeden Zoll Kraft bezahlen läßt, er hungert, und ſei er auch ein Tizian, im Alter!“

„Bei Gott, Sie haben recht! So will ich's gewiß machen!"

„Wie die „Waldwieſe" fertig iſt, ſchicke ich ſie nach der Reſidenz an meinen alten Freund, den Italiener Samuel Seſſa, den erſten Bilderhändler daſelbſt, der ſoll die Arbeit ausſtellen, das Weitere aber giebt der liebe Gott. — Die Copie der Skizze nehmen Sie dem Herrn Blöhmer mit und ſehen, was ſich auf dem Pfauenſchloß für Sie findet. Aber wenn Sie draußen arbeiten wollen, raffen Sie vor Allem ſo viele Motive zuſammen, als möglich, Motive ſind das Kunſtmaterial, welches die Natur dem Dichter von ſelbſt freiwillig zu Füßen legt, und ein Verbrechen iſt's, ſie nicht aufzuheben. Nun, gepredigt hätt' ich lange genug, haha, ich habe nur noch die Bitte, beſuchen Sie mich mit der Frau Mutter heut' Abend ein bischen, wir wollen auf die Künſtler unter den Predigern und auf die Prediger unter den Künſtlern ein Glas Rothwein trinken. Vale, vale!"

Ohne eine Erwiederung abzuwarten, ging Jochmus lächelnd und mit der Hand grüßend hinaus.

Karl aber ſchloß ſeine Mutter in die Arme und herzte und küßte ſie ſo lange, bis die Controleurin rief: „Du, Du Schlingel Du! Willſt Du wohl geſcheidt ſein! Du zerdrückſt mir ja meine ganze Haube!"

„Hol' ſie doch der Teufel, Mutter, ich kauf' Dir gleich zwei andere!" — — — — — — — — — — — —

Der Freund, dem zunächſt der Maler ſein raſches Glück verdankte, Zipſer, der ſchöne Referendar, der elegante Ueberall und Nirgends, deſſen Blicke Sieg, deſſen Lächeln Triumph bedeuteten, war aber heut' in tiefſter Seele melancholiſch. — Ihm, der ſonſt ſo vielen Mädchen die Cour gemacht hatte, wie ein Schmetterling von Blume zu Blume gegaukelt war, ohne einem treu zu bleiben, ohne ernſtlich auf die Idee zu kommen, ſich in Hymen's Feſſeln zu ſchmieden, ihm war es geſchehen, daß Lorchen Schmeckes, gerade die alſo, welche er beſonders auszeichnete, mit reellen Abſichten anzuſehen begann, ihn zu Gunſten des grünbefrackten Huſchke, eines ehemaligen commis-voyageur, verſchmähte, ihm genau ſo mitſpielte, wie er bisher ihren Genoſſinnen!

Zipfer hatte die Nacht von geſtern zu heute ſo erbärmlich geſchlafen, als nur irgend einem enttäuſchten Liebhaber möglich war. Wuth, Rachepläne, Hohn und Aerger umſtanden ſein Lager, hatten ſein Hirn erhitzt und ſtachelten ihn mit ausgeſuchter Malice. Als unter Fluchen und Seufzen, Sentiment und Galle die unendlich lange Nacht ihren chauve-souris einklappte und vor Aurora ſich verzog, ſtand er auf, bereitete ſtill ſinnend den ſchwarzen Junggeſellen-Mocca, und nachdem er das Fenſter wie die beklommene Bruſt dem goldenen Morgenſtrahl geöffnet, ſchien Ruhe in ſein ödes Gemüth, Vernunft in ſein dämmerndes Hirn gekommen zu ſein.

Er hatte reſignirt und beſchloſſen, gar nicht zu heirathen. „Verachtung allen Weibern" war die Parole. Trotzig und ſtolz warf er ſich in die Bureautracht, zupfte eiſig lächelnd die atlaſſenen Zipfel der Cravatte, ſtrich die Locken weltverachtend auf die Seite, ſtülpte den Hut herausfordernder als je auf's edle Haupt, griff zu den Acten und ſchritt wie Einer, der ſeine ganze Vergangenheit mit Bouquets, Bällen, Gedichten und dem geſammten Apparat Amor's hinter ſich wirft, auf die Straße. Böſe Zungen behaupteten, er habe niemals die Parteien ſo ſcharf hergenommen, als an jenem ſchlimmen Montage.

Aber auch der mannhafte Entſchluß zum Cölibat ſchien ihm eben ſo wenig als die martialiſche Ausübung ſeines richterlichen Berufs die Befriedigung zu gewähren, welche ihm fortan das Leben wiederum erträglich machen konnte. Mürriſch und gar nicht ſehr chevalereſque ſchlich er von der Burg hernieder zur table d'hôte in der Sonne, wo er merkwürdig wenig aß, ſehr viel nachgemachten Chateau-Lafitte trank und melancholiſch auf den dunkelbelaubten Vorplatz ſchaute, wo zwei buhleriſche Spatzen ihr ſchäkerndes Weſen trieben, kreuzfidel und unbekümmert, wer die Myſterien ihrer Liebe erſchaue.

„Ach, ich fühl's, ich bin zur Liebe geboren, umſonſt iſt's, mich dagegen zu ſträuben. Ich habe mit der Fackel zu oft geſpielt, und nun ich ſie von mir werfen will, verſengt ſie mich tödtlich!“

Er ſprang auf, ergriff den Hut und rannte hinaus, ſeinen Weg durch's Lindenthor um die Rhoda jenſeit der Stadtmauer zu nehmen, wo eine hübſche, ſchattige Allee ſich bei der Burg vorüber bis zum Waſſerthore zog. — Hier mit ſeinen Gedanken allein, hielt er eine gewiſſenhafte Selbſtbeichte, und indem er ſein bisheriges flatterhaftes Leben erwog, kam der weiland Champion von Rhodenfließ dahinter, daß er ſelber an ſeinem Unglück ſchuld ſei, daß er eine ſehr unſolide Partie bisher abgegeben und ſein Wohlgefallen meiſt auf Damen erſtreckt habe, die ſogenannte „Blender“, d. h. Mädchen geweſen, welche auf Bällen, bei Pfänderſpiel, Concert und Maskeraden eben ſo brauchbar und geſucht, als ſie ſehr unfähig zu Lebensgefährtinnen waren. Zu ihnen gehörte vor Anderen Lorchen Schmeckes, die aus dem Grunde ſchmachtend war, weil ſie das vorzüglich kleidete, obwohl das in der Ehe auf die Dauer ſehr langweilig zu werden pflegt. Als Zipfer nun bis zum Waſſerthore gekommen war, dankte er bereits innerlich ſeinem Gott, daß er ihn vor der Directorstochter bewahrt hatte, und indem er in die Stadt ſchritt, ging er im Geiſte die Zahl derjenigen Schönen durch, welche ihm noch zur Wahl blieben und etwa die betreffenden Eigenſchaften haben konnten, welche er für ſein Eheglück wünſchenswerth erachtete.

Nachdem der excentriſche Zipfer in der Verzweiflung dieſer Nacht das Heirathen verſchworen, trieb ihn jetzt die ſtille Verzweiflung zu dem Entſchluſſe, unter allen Umſtänden baldmöglichſt zu heirathen, und wenn er an die zwitſchernden Spatzen dachte, füllte ſich ſein bebrilltes Auge mit einigen verſtohlenen Thränen.

Schon war er, in die Revue der Rhodenfließer Jungfrauen vertieft, bis zur Urſelgaſſe gekommen, in welche er mechaniſch einbog, und noch hatte er nicht den neuen Gegenſtand ſeiner Liebe gefunden. — Bitterkeit beſchlich ſein gepreßtes Herz, düſtere Wetterwolken umzogen ſeine Brauen, er ſchlich mehr, als er ging. So in ſich gewiſſermaßen hineinſchauend, wandelte er an Seiler Schleebaum's Haus, dem Elyſium Karl's, vorüber, ohne es zu gewahren. Ein unbekannter Trieb, — ob thieriſcher oder ſeeliſcher Magnetismus, war ſchwer zu entſcheiden, — zog ihn über den Kirchplatz, bei der Kirche und dem Gymnaſium vorbei, ohne daſſelbe eines Blickes zu würdigen, hinüber zum Hauſe des Paſtor Jochmus, wo, — ſonderbar, aber leibhaftig, Martha am offenen Fenſter träumend ſtand, das Köpfchen hangend und bangend. Ihr war ſo eigen bei Zipfer's Anblick, und ſie wußte nicht, wie ſo. — Dieſelbe Sympathie mochte es auch wohl ſein, welche den melancholiſchen Referendar das Haupt erheben, bei ihrem Anblick lächeln und ſie überraſchend hübſch finden ließ. Er dachte nicht daran, daß ſie eigentlich doch arm und ſehr mager ſei, ſondern daß ſie ſehr ſchöne, geiſtvolle Augen, ein höchſt vortreffliches Herz und dreimal mehr Verſtand als ihre Colleginnen habe.

Haſtig ſich emporraffend und ſehr erröthend an's Fenſter tretend, grüßte er. „Darf ich fragen, mein Fräulein, wie Sie ſich geſtern amüſirt haben?“

Martha erröthete gleichfalls. „Ich danke, Herr Referendar, ganz gut, wenigſtens ſo gut, wie das bei großen Geſellſchaften möglich iſt.“

„Sie lieben dieſelben nicht!“

„Man iſt in ihnen einſamer, als wenn man allein iſt!“

„Ach, mir geht es gerade ſo, mein Fräulein. Um ſich zu amüſiren, muß man den Amüſanten ſpielen, und das iſt oft größere Qual, als Einſamkeit!“

„Muß man denn den Amüſanten ſpielen, Herr Referendar? Das iſt eine gefährliche Beſchäftigung, denn ſie läßt uns oft einſeitiger und oberflächlicher erſcheinen, als wir im Grunde ſind.“

„Sie haben recht, ich werde künftig daran denken. Einem edlen, tieffühlenden, begabten Menſchen wahrhaft gefallen, iſt ſchöner und edler!“

Martha's Colorit wurde wo möglich noch glühender, und jenes Schnappen nach Luft, jenes haſtige Wogen des Buſens ſtellte ſich ein, das immer ein Symptom ſehr erhöhter innerer Temperatur iſt.

„Sie haben Ihren Freund ſchon heut' geſehen? Mein Papa hat ihn beſucht und iſt ganz entzückt von ſeiner Arbeit,“ ſagte ſie beklommen.

„Ich ſah ihn noch nicht. Die Ehre eines Beſuches von Hochwürden hat er wiederum wohl Ihnen nur zu danken?“

„O nein, diesmal, Herr Referendar, führte den Papa ſein eigener Kunſttrieb hin und —“

Das Geſpräch ward durch den Paſtor in Perſon unterbrochen. Die Paſtorin nämlich hatte am andern Fenſter die beginnende Unterhaltung gehört und den Gatten davon unterrichtet.

„Alſo hier findet man Sie, Referendar? Zweimal hab' ich meine Köchin mit einem Billet zu Ihnen geſchickt, aber Sie waren nie zu Hauſe!“

„Ich verließ meine Wohnung früh am Tage, Hochwürden, und komme eben erſt zurück. Womit kann ich dienen?“

„Sie ſollen heut' Abend mit Ihrem Freunde und der Frau Controleurin mein Gaſt ſein. Schlecht und gerecht, wie bei einem Paſtor, ſoll es zugehen!“

„Ach, wie hoch Sie mich ehren,“ ſagte lebhaft Zipfer, einen glühenden Blick auf Martha werfend, „wie ſehr Sie mich erfreuen, wiſſen Sie ſelbſt kaum. Ich werde mich einſtellen, und da ich Karl noch nicht geſprochen, erlauben Sie, daß ich mich einſtweilen empfehle!“

„Alſo auf Wiederſehen denn!“

Zipfer verbeugte ſich tief und ſchritt ſchwebenden Ganges davon. Der Paſtor lächelte.

Martha war wie von Blut übergoſſen und ſchloß haſtig das Fenſter, ihr Geſicht von den Eltern abwendend.

Jochmus nickte ſeiner Gattin, die ihn lächelnd anſah und ihm in's Studirzimmer folgte.

Dort küßte er ſie. „Es iſt doch 'was dran, Alte!

Nun raſch, triff die Vorbereitungen, ich werde den Rothen abziehen!“

Zipfer, als er ſo über den Platz ging, kam ſich vor wie ein neuer Menſch. Er hatte ſeinen alten Humor, ſeine alte Elaſticität wieder, fühlte ſich aber viel beſſer, bedeutend würdevoller, etwa wie ein Kreisrichter. Er hatte nun einen feſten, ſehr ſoliden Zweck vor Augen, und in Zukunftspläne vertieft, bemerkte er gar nicht, daß Lorchen Schmeekes aus dem Gymnaſialhauſe ſah und ſich umſonſt anſtrengte, ſeine Aufmerkſamkeit zu erregen. Er ging ſteif und ohne Gruß vorüber, als exiſtire ſie gar nicht.

Wohl hatte ſie Huſchke den Vorzug gegeben, aber es ärgerte ſie doch das eben geſehene tête-à-tête des Referendars mit Martha. Ihr gönnte ſie den eleganten Zipfer am wenigſten und fand es empörend, daß er einer Andern ſeine Gunſt zuwenden konnte, ehe ſie unter der Haube war. Die ſentimentalen Mädchen ſind die ſelbſtſüchtigſten.

Zipfer hingegen ſteuerte ſtracks auf des Seilers Haus zu und erklomm Karl's Wohnung. Daſelbſt erfuhr er nicht nur, was Glückliches während des Tages geſchehen war, ſondern daß Herr von Eichsfeld eben mit dem Reitknecht ein Billet geſendet hatte, das eine Landſchaft ganz nach Karl's Wahl beſtellte und um ſeinen Beſuch bat.

Dieſe frohen Nachrichten erwiederte Zipfer mit der Mittheilung, daß er entſchloſſen ſei, Martha Jochmus einen Antrag zu machen, und jubelnd küßten ſich beide Freunde, einer dem andern Glück und Freude prophezeiend, wobei die Controleurin lächelnd einſtimmte, bis die vorgerückte Zeit ſie auseinander und zur Toilette für den Abend trieb.

Die Geſellſchaft bei Jochmus war um Vieles kleiner, aber auch um Vieles gemüthlicher, als jene auf dem Pfauenſchloß.

Die Paſtorin und die Controleurin, wie Karl und der Paſtor ſtimmten vortrefflich überein, Geſang und Malerei, Literatur und Anekdoten flatterten hin und her, Zipfer und Martha aber paßten ſo vortrefflich zu einander, daß der

Reſerendar vom Blick zum Händedruck, von dieſem zu dem ſehr determinirt geflüſterten Reſultat: „Martha, ich liebe Sie herzlich!“ überging und die Verlobung noch an demſelben Abend unter ſo gediegener Aſſiſtenz des eben abgezapften Rothen gefeiert ward, daß Karl wie der Paſtor höchſt erleuchtet wurden, und Zipſer, doppelt berauſcht, Mühe hatte, auf dem Heimwege der Controleurin und ſeinem Freunde das Uebermaß ſeines Glücks in logiſcher Rede deutlich zu machen.

Wenn er dieſe Nacht auch wirklich etwas unruhig ſchlief, ſo war das doch nur durch die Seligkeit erzeugt, eine Braut zu beſitzen, und ſtatt der Furien der letzten Nacht umſchwebten ihn ſo ſüß wie neckiſch im Traum bald Martha, bald die Spatzen, bald die Ernennung zum Aſſeſſor und Kreisrichter, und Lorchen ärgerte ſich zum Schatten darüber!

Fünftes Capitel.

Gunſt und Kunſt.

Wenn der erſte Rauſch eines Glücks, der Jubel, es erreicht zu haben, vorüber iſt, ſucht man ſich gemeinhin den Beſitz deſſelben ſorgſam zu ſichern. — Dann erſt kommt die Zeit des ſtillſeligen Genuſſes, die eigentliche Idylle.

Es iſt eigen im Leben, daß glückliche Anläſſe, günſtige Urſachen nach allen Seiten hin meiſt glückliche Folgen haben, wie im entgegengeſetzten Sinne das Sprüchwort ſehr richtig iſt, daß ein Unglück ſelten allein kommt.

Glück und Unglück ſcheinen abwechſelnd im Leben zum Menſchen in einer Art magnetiſchen Rapports zu ſtehen, und der Anſtoß zum einen oder andern liegt oft in ſcheinbaren Nichtigkeiten, wird vom Zufall oder von der Fügung gegeben. Wir gewöhnen uns nämlich, alle Vorkommniſſe entweder als Werke des Zufalls oder einer höheren Fügung anzuſehen, oder aber als natürliche Entwickelung der Dinge, logiſche Folge gegebener Urſachen, wie die Philoſophen ſagen, die ein beſonderes Monopol der Weisheit zu haben glauben. Jeder iſt in ſeiner Art zu denken im Recht und Jeder irrt auch dabei in ſeiner Weiſe, ebenſo wie der Arzt irrt, wenn er ein für gewiſſe Krankheiten gutes Heilmittel als Arcanum und Lebenselixir anſieht. Wenn zwei Begebenheiten, die mit einander in gar keiner Verbindung ſtanden, vor unſeren Augen in einem Athemzug zuſammenfallen, hinterher wir aber bemerken, wie doch beide Begebenheiten ſo harmoniſch zuſammen paſſen, ſich ſo unterſtützen und ergänzen, daß ſie entweder ausnahmsweiſe fördernd oder hindernd auf uns oder Andere einwirken, ſo nennt der Zweifler das Zufall, der Gläubige Fügung, und Beide meinen nur ſelten nöthig zu haben, ſich mit weiterer Erforſchung dieſer Erſcheinung abzugeben. Oft vermag es der Denker, der Logikus ſelbſt auch nicht. Bei vielen Fällen des Lebens iſt man nicht ſobald im Stande, in der ſichtbaren Wirkung die verborgene Urſache zu erkennen, und wo man ſie erkannt zu haben glaubt, wird man durch ſpätere Erfahrung belehrt, daß man einen fehlerhaften Rückſchluß gethan und andere als die vermeinten Urſachen der uns ſo tief berührenden Wirkung zu Grunde lagen. Wahrhaft unglücklich aber iſt der, welcher, weder Fügung noch Logik im Leben begreifend, Alles für Zufall und den Zufall für nichts als platte, regelloſe Willkür hält, der er dann gleichfalls nur Willkür entgegenſetzt, — er fällt ihr und ſich ſelber zum Opfer. —

Martha war zu Zipſer und Zipſer zu Martha gekommen, Beide wußten nicht wie. Nachdem der große Schritt geſchehen, kam ihnen das ungeheuer natürlich vor, was ihnen vorher als kaum denkbar erſchienen, und ſie ſchwuren Beide, ſie ſeien längſt für einander beſtimmt geweſen, ſuchten caſuiſtiſch mit allerlei Beweiſen zu erhärten, was ſicher nie eingetreten wäre, wenn Huſchke nicht Sonntag im Park des Pfauenſchloſſes Lorchen den compromittirenden Kuß gegeben, und Zipſer nicht dem zufolge eine gründliche Renovation ſeines inwendigen Referendars vorgenommen hätte. Genug, Martha und Zipſer waren glücklich!

Ehe er trällernd des Morgens auf's Gericht ging, mußte er der Holden ein Bouquet bringen, und ſeine freien Nachmittage oder Abende waren nur ihr allein gewidmet. Täglich fand er ſie ſchöner, täglich entdeckte er mehr Herz, mehr Geiſt, mehr Talent in der Paſtorstochter. Und wirklich, das Glück der Liebe zeigte an ihr ſo regenerirende

Kraft, daß Martha's Wangen ſich immer lieblicher rötheten, ihr Blick immer ſonniger und ihre Geſtalt voller, weiblicher wurde, ſo daß alle Welt ſagte: „Martha wird ja zuſehends hübſcher!“

Das Erſte, was nach jenem glücklichen Montage geſchah, war denn auch, Zipfer's und Martha's Verlobung im Kreisblatte feierlichſt bekannt zu machen.

Das machte immenſes Aufſehen!

Als an demſelben Tage Huſchke junior bei Lorchen Schmeekes vorſprach und ihr ſeine Huldigung brachte, zeigte ſie ihm wortlos das Amtsblatt, warf ihm einen vorwurfsvollen Blick zu, ſetzte ſich dann in eine Ecke und zugleich die Schleuſen ihrer ſchönen Augen in Bewegung.

Huſchke war ſehr erſchüttert! Er ſtotterte, er krümmte ſich, er bat ſie um Aufklärung! Stumm wie ein Fiſch blieb die Schöne, nur daß ihr Schluchzen und ihre Entwäſſerungsarbeit um ſo rapider vor ſich ging. Es giebt Augenblicke, wo der geſcheidteſte Menſch ungeheuer dumm ausſieht, und Huſchke, ob auch ein Kaufmann, war doch hinſichtlich generis fœminini etwas ſchwachköpfig.

Er hatte ihr am Sonntag einen Kuß gegeben, hatte ihr geſagt: „Wie liebe ich Sie,“ und ſie hatte lächelnd nichts geſagt. Daß ſie damals nichts geſagt hatte, vielleicht um Zipfer in Reſerve zu halten, machte ihr heute großen Gram, und alle ihre Manipulationen waren jetzt darauf gerichtet, Huſchke noch einmal in die nothgedrungene Lage zu bringen, ihm ihre Hand bejahen zu können. Endlich begriff der Feuer- und Hagelſchadenverſicherungs-Agent dunkel, um was es ſich handelte. Er ſtolperte die Erklärung heraus, wie ein Quartaner ſeine Lection. — „Ja,“ Umarmung, Kuß! — Der Vater wird gerufen! — Huſchke, das Opferlamm, ging nach zwei Stunden mit der unrettbaren Gewißheit von dannen, daß er Bräutigam ſei. — Ob er und Lorchen nunmehr auch das Gefühl hatten, längſt für einander beſtimmt zu ſein, mag ihnen überlaſſen bleiben, ſo viel aber ſtand feſt, daß in der nächſten Nummer des Kreisblattes mit fetter Schrift auch ihre Verlobung zu leſen war, was gleichfalls erhebliches Aufſehen machte. In derſelben Nummer that aber auch, und zwar gleich vorn unter den amtlichen Erlaſſen, Herr Syndikus Bitterlich die Vermählung ſeiner Tochter Eliſe mit dem Oberlehrer Doctor Kröpfer kund und zu wiſſen. Drei Liebespaare binnen vierzehn Tagen, das war unerhört in Rhodenfließ, und eine wahre Heirathsepidemie drohte in gefräßiger Wuth um ſich zu greifen und dem geſammten eheloſen Leben der verehrten Kreisſtadt den Garaus zu machen!

Durch dieſe neuen, hochwichtigen Ereigniſſe, welche kurz hintereinander folgten, wurde bei den Rhodenfließern die Wichtigkeit unſeres Helden eine Weile in Schatten geſtellt, und Karl war ſchwerlich geneigt, ſich mit Abſicht bemerkbar zu machen, oder mit ſeinem jungen Glücke zu prahlen. Vielmehr ging er eifrig daran, die erwähnte Farbeſkizze für Blöhmer zu copiren und ein wenig mehr auszuführen. Daneben arbeitete er an der Waldwieſe und begann, durch einen perſönlichen Beſuch des Herrn von Eichsfeld gedrängt, die Compoſition einer „Morgendämmerung im Dorfe", wozu der Baron ihm die Idee und die Gegend von Schönau, deſſen Gut, die Motive gegeben hatte. Dadurch verſchob ſich der Beſuch auf Pfauenſchloß mehrere Tage.

Eine Einladung zum Thee beim Landrath abgerechnet, der er natürlich folgen mußte, hielt ſich Karl, wie früher, ſchen zurück, und außer Zipſer, der indeß vor Liebe für die Freundſchaft ziemlich untauglich geworden, war die Predigerfamilie ſein einziger Umgang, und ein deſto lieberer, als ſeine Mutter an der Paſtorin je länger deſto feſteren weiblichen Anſchluß gewann, was ihr, der Wittwe, um ſo mehr Noth that. Die Controleurin vergalt dies und Jochmus' Intereſſe für ihren Sohn mit tauſend kleinen Dienſten, namentlich, daß ſie mit Beſchaffung und Nähen von Martha's Ausſtattung ſowohl der Tochter wie der Mutter eifrig zur Hand ging, denn Zipſer drängte, er wollte noch vor dem Winter Aſſeſſor ſein, um Hochzeit zu machen. Ach, es iſt kaum zu glauben, daß ſelbſt ein Spatzenpaar, dieſes Zigeunergeſindel unter den Vögeln, auf die Entſchlüſſe eines Menſchen ſo viel einwirken kann; böſe Beiſpiele verderben gute Sitten!

Daß Karl nicht ſchon nach Pfauenſchloß gekommen, ſondern brieflich gegen den Rath ſeine Arbeiten vorſchützte, hatte noch einen andern Grund. Es mag dahingeſtellt bleiben, ob ein beſonderer Grad von Menſchenkenntniß oder ob ſein natürlicher Widerwille ihn vor Alwin und Blöhmer warnte. Genug, ihre Art zu ſein, beſonders ihre Freundlichkeit, mißfiel ihm. Die Renommiſterei, mit welcher Blöhmer das Bild gekauft, der eigenthümliche Accent, mit dem Alwin Irenens Intereſſe für den Maler betont, hatte ihn verwundet. So tolerant Karl bei dem Urtheil der Menſchen über ſeine Perſon war, ſo leicht verletzlich war er in gewiſſen anderen Dingen, die ſeinem innern Ehrgefühl oder ſeinem Zartſinne zu nahe traten. Der ernſteſte Grund aber, Pfauenſchloß noch zu meiden, wurde ihm die Entdeckung an ſich ſelbſt, daß Irene ihm nicht gleichgültig ſei.

Dieſe Entdeckung, welche er, wie der Geizhals ſein Gold, vor den Augen aller Menſchen, ja ſeiner eigenen Mutter verbarg, die er ſich ſelber, ach, nur mit Bangigkeit und Wehmuth geſtand, hatte eine Revolution ſeines Innern zur Folge, deren äußere Wirkungen nur durch angeſtrengte Arbeit verdeckt werden konnten. Er betrachtete ſeine Lage! Mit dem ſcharfen Secirmeſſer erbarmungsloſer Selbſtkritik ſchnitt er unter grenzenloſem Seelenſchmerz tief in ſein eigenes Leben, um aus dieſem ärgſten Dilemma zu kommen! — Er war arm, Irene reich, und ſo ſehr er ſeine Mutter liebte, ſeinen Urſprung achtete, mußte er ſich doch ehrlich geſtehen, daß, zumal in einer kleinen Stadt wie Rhodenfließ, wo man, wie nur irgend an einem Orte des uneinigen, weitſpurigen, ceremoniöſen Deutſchland, die Scala der Aemter, Aemtchen, Titel und Titelchen mit krampfhafter Starrheit aufrecht erhielt, der Standesunterſchied zwiſchen ſeiner und Irenens Familie ein himmelweiter war. — Wäre er ein von aller Welt anerkannter, von Fürſten und Königen gefeierter Künſtler geweſen, ſo hätte bei Föhrenbach dies wohl alle Bedenken überwunden, aber er war ein Anfänger, den die Welt nicht kannte, ja der ſelbſt über die Grenzen ſeines Talents, wie über die Sicherheit ſeiner Zukunft noch ſehr im Unklaren war. Betrachtete er ſich nun im Spiegel, nannte er ſeinen Namen, erwog er, wie wenig tauglich er zum Geſellſchaftsmenſchen, wie bar jeder Liebenswürdigkeit er war, dann brach ſein Herz unter dieſer Wucht thatſächlicher Gründe, und er entſagte unter heimlichen Thränen, begrub alle Gefühle für Irenen, ſeine erſte und ſeine letzte Liebe! — Wenigſtens bildete er ſich ein, daß er ſie begrub.

Schon die Scheu, nach dem Pfauenſchloß zu müſſen, Irenens näherem Umgange ausgeſetzt zu ſein, obwohl er jede Hoffnung ihres Beſitzes feſt aufgegeben, war ein höchſt bedenkliches Symptom. Aus dieſem indifferenten Zuſtande weckte ihn aber ein Brief des Raths, an den ein Poſtſcriptum Irenens gehängt war, worinnen ihm die liebenswürdigſten Vorwürfe über ſein Ausbleiben gemacht wurden, er wenigſtens auf zwei Tage zu kommen erſucht ward, und der Rath ihm meldete, am nächſten Morgen werde ihn der Wagen nach Pfauenſchloß abholen. Die Alternative war geſtellt! Ohne ſich zu compromittiren, die Menſchen, denen er doch ſein erſtes Glück verdankte, zu beleidigen, konnte er nicht ablehnen. — Der Wagen kam, das Nöthigſte für die Excurſion nebſt Blöhmer's Bild wurden eingepackt. Karl küßte ſeine Mutter, verabſchiedete ſich von Jochmus und fuhr dem Pfauenſchloß zu. —

„Kunſt macht Gunſt.“

Der, welcher durch ſein gottgegebenes Talent die gepreßten Herzen der Menſchen zum unvergänglich Schönen erhebt, auf jedes Antlitz edle Freude und hohe Rührung drückt, den Menſchen die Wohlthat moraliſcher Erſchütterungen und ſinnigen Genießens ſchenkt, ſoll in allen Gauen, in Hütten und Paläſten willkommen ſein! Wenn er naht, muß er wie das Chriſtkind mit Jauchzen empfangen, wenn er geht, wie der ſcheidende Sommer mit ſtiller Trauer entlaſſen ſein! — Das iſt ein ſchöner Gedanke, wenn — er nur wahr wäre!

Welche Art von Kunſt wird denn wohl am meiſten geübt, welche Art von Gunſt denn am öfterſten ertheilt? Iſt nicht Gunſt oft nur Laune, und Kunſt oft nur die gemeine Fertigkeit, Jedermanns Laune zu befriedigen? Wie oft iſt die Kunſt nur eine geſchminkte Luſtdirne, die zu jedem, ſelbſt dem entehrendſten Dienſte bereit iſt, um nach der Gunſt der Menge oder des goldſpendenden Mäcen zu buhlen. Wie ſelten iſt aber jenes ſittliche Wohlwollen für ächte Kunſt, jene eigentliche Gunſt zu finden, die das Schöne nicht des ſinnlichen Vergnügens, des bloßen Zeitvertreibs wegen, ſondern des moraliſchen Einfluſſes als höchſtes Bildungsmittel der Nation liebt und in dem Bewußtſein fördert, dem ganzen lebenden Geſchlecht damit zu dienen? — Wie dem Künſtler nicht gleichgültig ſein darf, wer ihm und wie ihm Gunſt ertheilt wird, und das ſelige Lächeln eines armen gequälten Burſchen beim Genuß ſeines Werkes ihn oft ſtolzer macht, als der Brillantring eines zum Neujahr angeſungenen Patronus, ſo darf dem wahrhaften Gönner und Förderer der Kunſt es nicht gleichgültig ſein, durch wen vor ihm, wie und zu welcher Abſicht die Kunſt geübt wird. Die Kunſt muß ſtolz, muß ariſtokratiſch ſein, wenn ſie edel bleiben, muß frei bleiben, wenn ſie noch liebenswürdig ſein ſoll, und jene Gunſt, die nur dann der Kunſt gewährt wird, wenn ſie ſich zur Sklavin und Schmeichlerin zu machen verſteht, iſt eben ſo brutal wie ſelbſtentwürdigend. Sie gerade iſt's, an der aufſtrebende Talente am leichteſten zu Grunde gehen, und die ſich anmaßt, im Gewande des Gönnerthums das höchſte Streben in die gemeine Lache alltäglicher Mittelmäßigkeit herabzuziehen, weil ſie zur Erhebung zu faul, zu ächter Empfindung zu bildungslos geworden.

Aehnliche Gedanken ſtiegen Karl auf, als er ſo die Chauſſee nach Rhodenfließ entlang fuhr, die Utenſilien, das Handwerkszeug ſeines Berufs, neben ſich.

Mit dem Willen, Irenen und allen Gelüſten ſeines glühenden Herzens gegenüber ſtark und unbezwinglich zu bleiben, fragte er ſich, wer von allen denen, die ſich ſo plötzlich für ihn intereſſirten, ſeine edelſten Gönner ſeien, und ſein Herz ſagte ihm: Jochmus und Irene. Gegen den Enthuſiasmus des Raths hatte er ſein leiſes Bedenken, Alwin wie Blöhmer waren ihm zuwider, und das Benehmen der Räthin, ſo viel er es eben beurtheilen konnte, ſchien ihm auch nicht ſonderlich für ſich günſtig.

Alles in Allem rieth ihm ſein Verſtand ſtrengſte Selbſtüberwachung, Vorſicht und kaltes Blut an, um mit Ehren ſeine Aufgabe zu löſen, dankbar ohne niedrig, ſchlicht ohne ſchroff, und freundſchaftlich ohne verliebt zu ſein. Bei Gott, für einen jungen Mann kein ganz leichtes Stück Arbeit!

Karl's Zögerung, ehe er nach Pfauenſchloß kam, daß er ferner in ſeinem Briefe an den Rath den längeren Aufenthalt daſelbſt und das Atelier nicht unbedingt angenommen, ſondern ſich darüber höflich mündliche Rückſprache vorbehielt, hatte die Familie Föhrenbach in ganz eigenthümliche Stimmung und Spannung verſetzt.

Der Rath war anfänglich ein wenig ärgerlich, ohne ſich's vor der Gemahlin merken zu laſſen, doch gegen Irene ſprach er unverhohlen aus, wie ſehr es ihn befremde, „daß ſein Haus, obwohl es dem Maler zuerſt zu Triumphen verholfen, demſelben jetzt der letzte Ort zu ſein ſcheine, den er zu beſuchen für werth halte.“ — Irene aber war viel zu großherzig, viel zu eingenommen für ihren künſtleriſchen Freund, um ihn nicht mit beredten Worten in Schutz zu nehmen. Sie führte dem Vater vor's Gemüth, welche heilige Verpflichtung Karl ſeiner Mutter gegenüber habe, daß er nur ſeine Pflicht thue, Alles zu benutzen, was ſich für ihn darbiete, und er als Talent zu ſtolz ſei, die Gaſtfreundſchaft auf Pfauenſchloß in Art eines Paraſiten auszunutzen, zu arm aber, um ſich bei ihnen nicht abhängig und beſchämt zu fühlen. Sie machte mit einer Beredſamkeit, die ihrem Herzen wie Geiſte gleich ſehr zum Lobe gereichte, dermaßen den Anwalt ihres Clienten bei dem Rath, daß dieſer nicht allein mit ihm ganz verſöhnt war, ſondern in Karl's ganzer Handlungsweiſe ſo viel Schickliches und Zartfühlendes ſah, daß er um ſo mehr für ihn eingenommen und begierig wurde, den jungen Mann von ſeiner übertriebenen Beſcheidenheit wie ſeinen Beſorgniſſen zu befreien.

Des Raths und Irenens Anſicht ward durch den unvermutheten Beitritt der Räthin noch beſtärkt. — Dieſe Dame hatte ihre Anſichten über den Maler augenſcheinlich während der Zeit verbeſſert. Als ſie wider Willen dem Enthuſiasmus ihrer Familie nachgegeben hatte, die Einladung Karl's ruhig hinnehmen und das Atelier eingerichtet ſehen mußte, war ſie gegen den jungen Mann mißtrauiſch geweſen, glaubte ſicher, er würde nichts Eiligeres zu thun haben, als im Pfauenſchloß ſein Quartier aufzuſchlagen, um die künſtleriſchen Marotten des Raths und ſeinen gutmüthigen Beutel auszunutzen. Schon die Rückkehr Alwin's und Blöhmer's, und was ſie von Karl berichteten, enttäuſchte ſie einigermaßen. Der Maler kam nicht ſo geſchwind! Er war kein ſolcher Hungerleider, der an den erſten beſten feiſten Tiſch rannte, um da ſein Lager aufzuſchlagen! Es gab auch noch andere Leute in der Welt, Jochmus, den Landrath und Herrn von Eichsfeld, welche ihm Aufmerkſamkeit, ja Bevorzugung erwieſen!

Frau Räthin Ludmilla Föhrenbach war eine Dame, die, trotz ihres Stolzes, ihrer grande parure, von Kunſt, wie geſagt, eben ſo wenig verſtand, als ſie etwas von ihr hielt, dagegen war ſie aber für den Erfolg, für die fortune, überaus empfänglich. Ein Mann, der Aufmerkſamkeit in der Welt erregte, dem öffentliche Ehre von vornehmen Perſonen erwieſen wurde, war für ſie eine höchſt beachtenswerthe Erſcheinung, mochte ſie auch über die Art und Mittel ſeines Erfolges kein Urtheil haben. Sie glich darin haarſcharf der Mehrzahl der ſogenannten Gebildeten, die den Erfolg anbeten, aber ihn ſelten zu beurtheilen vermögen. Da nun Karl's Brief, welcher faſt nach einer Woche eintraf, eben ſo zart wie achtungsvoll die Frage über ſein längeres Verweilen auf Pfauenſchloß in die Ferne rückte, dabei ſein Zögern entſchuldigte, und auf ſeine Weiſe die Verſicherung ausdrückte, ſein dankbares Herz werde nie vergeſſen, daß ſein Glück und das ſeiner Mutter vom Pfauenſchloß her datire, begann nicht allein ihr Mißtrauen gegen den Maler zu ſchwinden, ſondern ſie empfand eine Art von Reſpect und zugleich den eitlen Wunſch, ihn nun wirklich in Pfauenſchloß zu ſehen. Sie ſprach das, wenn auch nicht gerade direct, aus, doch verriethen es ihre leicht hingeworfenen Aeußerungen.

Am unangenehmſten aber berührte das Zögern Karl's ſeine entſchiedenſten Widerſacher, Alwin und Blöhmer. Sie hatten ſich eingebildet, er würde ſofort der Einladung folgen, er that es nicht. — Sie hatten gemeint, er liebe Irenen, aber nichts als ein flüchtiges Erröthen ſprach dafür. Alles ſchlug ihnen fehl! Bei dieſer geſteigerten Begeiſterung ihrer Umgebungen, welche ſie ſelbſt geſchürt hatten und conſequenter Weiſe nun unterhalten mußten, konnten ſie gewiß nichts gegen ihn unternehmen; er war eben nicht da! Die Zeit ihrer Abreiſe nahte, es mußte mithin etwas geſchehen! Auch die freundſchaftliche Lüge Alwin's, Blöhmer werde eine gezwungene Wahl nach dem Wunſche ſeines Vaters treffen müſſen, hatte bei Irenen nicht die gehofften Folgen, eben ſo wenig Arthur's nunmehrige Zurückhaltung. Irene, in der Meinung, Blöhmer's Anweſenheit ſei wirklich abſichtslos, ward immer unbefangner, zutraulicher, ja ſie unterhielten ſich oft Stunden lang mit einander, aber ſie fand weder in ſeinem Verkehr, was ſie eigentlich wünſchte, noch hatte ſie für dieſen „Geopferten" diejenige Theilnahme, welche ihn nur zur leiſeſten Hoffnung ermuthigen konnte. Wenn ſie überhaupt ein Intereſſe zeigte, ſo galt es dem Maler.

Alſo der Maler mußte dran! Alwin ſprach mithin laut aus, man müſſe Karl nochmals brieflich bitten und ihm nolens volens den Wagen ſchicken!

Man war damit ſämmtlich höchſt einverſtanden.

Unter ſolchen Umſtänden langte der Erſehnte an.

„Ei, ei," rief der Rath lächelnd, als er, den Maler in der Halle bewillkommend, ſeine Hand faßte, „man muß ja förmlich Zwangsmittel anwenden, will man Ihrer Geſellſchaft theilhaftig werden! So machen es aber die Künſtler! Sie meinen, es zieme ihrem Stolz, ſich ſelten zu zeigen.“

„Ich, Herr Rath, gehöre weder zu denen, welche mit ihrer Zurückgezogenheit Coquetterie treiben, noch zu ſolchen, die von ihrer Unentbehrlichkeit ſo überzeugt ſind, daß ſie überläſtig werden. Wenn Ihr Wohlwollen, gnädige Frau,“ und er küßte der Räthin Hand, „mir dann und wann ein Aſyl in Ihrem Elyſium gönnt und meine Dankbarkeit um ſo mehr erhöht, ſo wird die einzige Vergeltung, welche ich zu geben vermag, darin beſtehen, die Zeit meines Hierſeins durch künſtleriſchen Fleiß auszunutzen, damit Ihr Intereſſe nicht auf unfruchtbaren Boden falle!“

„Solche Geſinnungen, mein Herr,“ entgegnete überaus huldvoll die Räthin, „ſind in Ihren Jahren ſelten. Wir haben wohl vernommen, wie von verſchiedenen Seiten Ihr Talent ausgezeichnet wird, und es iſt um ſo erklärlicher, daß wir eine Art Anſpruch auf Sie zu haben meinen, als der glückliche Zufall gerade Pfauenſchloß ausgewählt hat, um Sie mit unſeren Honoratioren bekannt zu machen. Ihr Atelier ſteht alſo bereit, und es hängt ganz von Ihnen ab, wie lange Sie ſich hier gefallen wollen.“

„Sie bleiben doch ſicher nun bei uns?“ fragte Irene lebhaft.

„Vor meiner und Blöhmer's Abreiſe, alſo unter acht Tagen, darf er keines Falls fort, davon kann keine Rede ſein!“ warf haſtig Alwin ein.

„Sie könnten mich wahrlich recht geckenhaft machen, meine Herrſchaften, wenn mich meine Lage und Individualität nicht zeitig gezwungen hätte, auf meine Perſon nicht viel zu geben. Ich fürchte auch, daß demnach meine Anweſenheit Ihnen wenig Unterhaltung gewähren wird, höchſtens der Anblick einer Skizze, einer Studie, nachdem ich während des Tages auf Naturſchönheiten Jagd gemacht, oder meine künſtleriſche Pflicht direct gegen Sie erfüllt habe. Mit Vollendung Ihres Auftrages, Herr Rath, das Pfauenſchloß zu malen, hat auch meine Anweſenheit ihre vernünftigen Grenzen gefunden. Vergeſſen Sie nicht, daß meine arme Mutter des Vaters Verluſt noch nicht genügend überwunden hat, um meinen Umgang auf ſo lange entbehren zu können, und bevor ich an meine hieſige Pflicht gehe, ich den Auftrag des Herrn von Eichsfeld erfüllt haben muß.“

„Wir hörten, er habe Sie erſucht, ſeine Beſitzung Schönau zu malen, und Sie ſind bereits auf zwei Tage ſein Gaſt geweſen, um die Skizze zu entwerfen,“ ſagte Irene.

„Gewiß, mein Fräulein. Es handelt ſich aber nicht um eine bloße Wiedergabe der Beſitzung deſſelben, ſondern er wünſcht, ich möchte nur das Local derſelben zum Motiv für ein Stimmungsbild wählen, das den einfachen Namen „Morgendämmerung im Dorfe“ tragen ſoll.“

„Aber dieſes Bild zu vollenden, hätten Sie hier viel mehr Muße und Anregung, als in der Beſchränkung der Stadt!“ fiel Alwin ein.

„Und wir hätten den Reiz, aus einigen leichten Skizzen ein Kunſtwerk erwachſen zu ſehen!“ fiel Irene ein.

„Und da Ihr Atelier ein Cabinet hat, kann Ihre Frau Mutter ganz leicht einen Beſuch bei Ihnen machen,“ lächelte die Räthin.

„Dieſelbe Metamorphoſe, hoffe ich, ſollen Sie an der Aufgabe erleben, die mir der Herr Rath geſtellt hat. Ihre Güte, meiner Mutter dann und wann hier meinen Anblick zu geſtatten, iſt ſo übergroß und verführeriſch, daß ich ſchwer eine Ausrede zu machen weiß, jedenfalls iſt das aber nicht ſofort zu bewerkſtelligen. Nach längſtens drei Tagen des Verweilens muß ich auf eine Woche zurück, um die nöthigen Vorbereitungen für mein längeres Ausbleiben daheim zu treffen. Geſtatten Sie mir vorerſt, mich gegen Herrn Blöhmer meiner Pflicht zu entledigen und ihm das Bild zuzuſtellen, das er, gegen eigentlichen Brauch, ſchon zu bezahlen für ſo nothwendig hielt.“

Damit verbeugte ſich der kleine Maler kurz, eilte in's

Vorzimmer, wo er ſeine Sachen abgelegt hatte, und kehrte mit dem betreffenden Bilde zurück, das er in günſtiger Lichtwirkung aufſtellte.

Die Familie Föhrenbach und Blöhmer betrachteten es mit großer Freude. Irene ſtand ſtumm lächelnd vor der Arbeit, während der Rath, Alwin und Arthur ſich in lauteſter Bewunderung ergingen, die Karl artig, aber entſchieden von ſich abwies.

„Sie erweiſen mir gewiß viel mehr Ehre, als die Leiſtung verdient, aber wenn ich bei Ihrem Lobe auf das Vertrauen ſchließen kann, Herr Rath, was Sie zu mir hegen, möchte ich Ihnen vorſchlagen, ebenſo, wie Herrn von Eichsfeld beliebt hat, das Pfauenſchloß nicht blos copiren zu laſſen, ſondern als Grundlage einer hiſtoriſchen Landſchaft zu benutzen.“

„Ein brillanter Gedanke, eine reizende Idee!“ rief Irene aus.

„Und wie meinen Sie dieſelbe zu verwirklichen?“ fragte der Rath.

„Das Pfauenſchloß,“ erwiederte Karl, „wurde von einem Herzog des ſechzehnten Jahrhunderts meines Wiſſens als Jagdſchloß erbaut und benannt. Stellen Sie ſich Schloß und Garten vom Fluß aus vor, aber bedeutend näher, als meine Skizze zeigte, geſehen. Die Terraſſe und Umgebung ſei ſtaffirt mit den glänzenden Perſonen jener Zeit, dem Herrn und der Herrin, ihren Kindern und Cavalieren, ſo daß eine Villeggiatura, ein Landſchaftsbild, von der Romantik jener entſchwundenen Zeit durchweht, entſtände!“

„Vater, Vater!“ rief entzückt Irene.

„Aber woher die Portraits jener Heldengeſtalten?“ ſagte der Rath.

„Man muß ſie componiren und aus dem Leben ergänzen, die Figuren können ohnedies nicht allzu groß werden!“

„Wie wär's, wenn wir Papa, Mama und Irenen darin verkörpert ſehen, ich, Blöhmer, Sie ſelber, Verehrter, als Cavaliere und —“

„Trauen Sie mir ein wenig mehr Geſchmack zu, Herr Alwin, als daß ich mich in ein Bild bringen ſollte, es müßte denn ſein, ich beabſichtigte eines jener halb lächerlichen, halb traurigen Geſchöpfe der alten Zeit zu zeichnen, die in der Schellenkappe die Unterhalter zu-ſpielen verdammt waren!"

Das Geſpräch ſtockte eine Weile.

„Jedenfalls wird ſich das finden," ſagte die Räthin ernſt, „dergleichen bleibt unſerm Künſtler wohl am beſten ſelbſt überlaſſen. — Wollen Sie nicht Ihr Atelier in Augenſchein nehmen?"

Karl verbeugte ſich und folgte dem Rath, während die Räthin ihren häuslichen Obliegenheiten nachging.

„Du ſcheinſt zu ſchmollen, Irene?" fragte Alwin.

„O nein, mein Lieber," antwortete ſie kühl, „aber ich fürchte, gewiſſen Leuten wird es trotz ihrer Affectation für die Kunſt ſtets an der Zartheit fehlen, Künſtler zu behandeln. Ich muß auf mein Zimmer." Sie verneigte ſich gegen Blöhmer und ging.

„Siehſt Du nun endlich ein, Alwin, daß dieſem Menſchen nicht beizukommen iſt!" knirſchte Arthur. „Wir können gar nichts Vernünftigeres thun, als abreiſen und ihm das Feld überlaſſen. Ich würde mich nicht einen Augenblick wundern, dieſen Raphael, der ein Muſter von Klugheit iſt und ſo gar keine verwundbaren Stellen bietet, ja ſeine holde Perſon ſtets benutzt, die Leute zu entwaffnen, eines Tages als Deinen Schwager zu ſehen!"

„Mache mich nicht wild, Menſch! — Das geſchieht nie, bei meinem Wort! Laß uns dieſe drei Tage nur warten! Nutzt Alles nichts, müſſen wir wirklich ganz reſultatlos reiſen, dann weiß ich ein Mittel, das ihn nach und nach doch unmöglich machen ſoll, und kommen wir im Winter wieder, ſo findeſt Du das Feld frei, ſo wahr Deine Schweſter meine Frau wird!"

„Und wodurch, mein weiſer Ränkeſpinner?"

„Kennſt Du, was der Leumund einer kleinen Stadt bedeuten will?"

„Alwin!!“

„Man kommt; laß uns einen Spaziergang durch den Wald machen; dort das Nähere.“ —

Conſequenz iſt Mannestugend! Karl blieb während der drei Tage ſeines Verweilens auf Pfauenſchloß in muſterhafter Weiſe ſeinem Entſchluſſe treu. Nicht ein Wort, nicht eine Miene verriethen ſeine Gefühle für Irene. Er bewahrte ſeinen Ernſt wie ſeine reſervirte Haltung, die der Räthin nur um ſo mehr gefiel. Zur Verſtärkung ihres keimenden Wohlwollens trug auch die Idee der romantiſchen Staffage des Pfauenſchloſſes bei; es hatte etwas Prickelndes für ihren Stolz, den alterthümlichen, von aller Welt beneideten Luſtſitz mit den Geſtalten jener Zeit belebt zu ſehen, ja ſie hegte unwillkürlich den leiſen Wunſch, ſich und ihre Familie in der Robe des Mittelalters zu erblicken, ohne die Bildung zu haben, das Gefährliche dieſes Wunſches zu erkennen.

Was den Maler um ſo mehr zur Vorſicht nöthigte, ihm, ſich zwanglos zu benehmen, widerrieth, war das Mißbehagen über Alwin und Blöhmer, welches, trotz überreich geſpendeten Beifalls, eher zu-, als abnahm. Er fühlte, Beide bewachten ihn, ihr Benehmen war nur Maske, und ehe er dauernd Poſto faßte, wollte er ſich erſt der Abweſenheit Beider verſichert halten. Sie ſtörten ihn in der Illuſion der Arbeit, wie in der Arbeit ſelbſt, denn nichts hindert mehr, als unzeitiges und aufgedrungenes Intereſſe. Auch Irenen war Blöhmer's und des Bruders Anweſenheit läſtig. Erſterer, mochte er ein noch ſo verſtändiger, ja oft angenehmer Unterhalter ſein, war ihr vollſtändig gleichgültig, ſie vermißte in ihm jene poetiſche Gefühlsſeite, die ſympathiſch in ihr wiederklang, und ihr Bruder war niemals ſo innerlich mit ihr verwachſen geweſen, daß ſeine jetzige Kunſtliebe ihr eine gänzlich veränderte Meinung über ihn hätte beibringen können. Die Bewunderung Beider rechnete ſie weniger ihnen ſelbſt, als dem Maler zu, deſſen Talent ſelbſt im Stande geweſen war, Naturen zu erwärmen, die ihr für das Ideale, dem ſie ſo gern huldigte, gar nicht

BIBL. UNIVERS. LIPS.

veranlagt ſchienen. Rath und Räthin endlich ſahen ſich ein wenig in Blöhmer getäuſcht. Sie hatten bei dem galanten Auftreten deſſelben geglaubt, der Sohn des reichen Hamburger Kaufmanns habe Abſichten auf Irenen, und wenn ſie auch nicht geradezu auf dieſe Heirath ſpeculirten, da ihnen ihr Stolz und ihre Eingenommenheit für die Tochter den Gedanken eingab, die reichſten und vornehmſten Partien wären für Irenen noch immer kaum gut genug, ſo kitzelte es doch ihre Einbildung, ihre Tochter von einem Manne angebetet zu ſehen, dem Mädchen aus den erſten Häuſern der größten deutſchen Handelsſtadt zu Gebote ſtanden. Durch die diplomatiſche Lüge Alwin's und das kühlere Benehmen Blöhmer's waren ſie plötzlich von ſolchen Ideen zurückgekommen, und da ſie eigentlich nicht recht mehr die Anweſenheit des jungen Mannes begriffen, ſahen ſie ſeinem Abgange entgegen wie dem Scheiden eines Ueberzähligen.

Dies Alles fühlten Arthur und Alwin ſehr gut, und daß dies ihre Malice gegen den Maler nur vergrößerte, um ſo mehr, als ſie ihr Benehmen, ohne ſich zu verrathen, nicht wechſeln konnten, war gewiß. Es iſt das Eigenthümliche, daß gegen einen ehrlichen, von Streben, Lauterkeit und unbefangener Selbſtwürdigkeit erfüllten Charakter, kurz gegen innerlich wahre Menſchen, die raffinirteſte Argliſt und Ränkeſucht hämiſcher und ſelbſtſüchtiger Naturen auf die Dauer nichts vermag.

Nachdem Karl drei Tage auf Pfauenſchloß geblieben, alle Verabredungen mit dem Rath und Irenen wegen des Bildes getroffen worden waren, und er endlich die Verſicherung gegeben hatte, ſobald als irgend möglich zurückzukehren, ging er wieder nach Rhodenfließ, mit dem feſten Vorſatze, Pfauenſchloß erſt nach Alwin's und Arthur's Abweſenheit wieder zu betreten.

Hierauf ſollte er nicht länger als acht Tage warten müſſen. Beide Freunde ſahen in ihrem Verweilen kein weiteres Heil mehr, und es blieb ihnen kein Geſchäft übrig, als ihr letztes Mittel gegen Karl in Bewegung zu ſetzen und dann ſchnell das Terrain zu räumen.

Sie verabſchiedeten ſich von dem Rath und Gemahlin wie Irenen, blieben einen Tag und eine Nacht zu Rhodenfließ in der „Sonne“, machten Karl, Jochmus und den Honoratioren ihre kurze Abſchiedsviſite, und verließen am nächſten Morgen Rhodenfließ, mit dem feſten Vorſatz, wiederzukommen, wenn es geglückt ſei, Karl Pumpel zu entſatteln und ſein Renommée für alle Zeiten zu untergraben. Blöhmer war nämlich durch allen Zwang, alle kleinlichen Hinderniſſe nur noch mehr von Irenens Reizen gefeſſelt worden. Statt durch ſeine Zurückhaltung ihre Theilnahme zu gewinnen, war er damit nur tiefer in's Liebesnetz des wahrhaft verführeriſchen Mädchens gerathen.

Auch Karl's Herz war bei allem Widerſtreben nur höher, unaustilgbarer in Liebe erglüht, und als er nach Rhodenfließ zurückgekehrt, hatte immer unbezwinglichere Traurigkeit und Hoffnungsloſigkeit in ſeinem Gemüthe Platz genommen. In ihrer Nähe konnte er noch froh ſein, ſein Geiſt ſchwang ſich freier empor! Zurückgekommen in die enge Klauſe, welche ihm ſonſt ſo wohl behagte, fühlte er ſich erlahmt, mattherzig und nüchtern. — Noch wäre es Zeit geweſen, dieſen Widerſtreit der Gefühle dadurch zu enden, daß er bei erſter Anweſenheit des Raths in der Stadt ihm eröffnet hätte, daß er auf Pfauenſchloß nicht mehr erſcheinen könne, weil er Wünſche betreffs Irenen hege, deren Erfüllung er ſelber als unmöglich erkenne.

Dazu hatte Karl weder den Muth, noch die vollendete Hoffnungsloſigkeit. Welcher Mann liebte wohl, der nicht wenigſtens eine ganz ſchwache Möglichkeit der Gegenliebe hegte, nicht irgend einen Plan erſönne, der ihm die Verwirklichung ſeines Liebesglücks vorſchmeichelte? Daß Karl, je länger er darüber brütete, deſto gewiſſer in dieſen Fehler fiel, war ſeine Schuld, und wenn Alwin auch mit ſeinen kleinlichen Intriguen ſelbſt nichts Erhebliches ausrichtete, ſo ſpeculirte er doch ſehr richtig auf die Kataſtrophe, welche ſich der kleine Raphael von Rhodenfließ ſelbſt bereiten mußte.

Die Controleurin bemerkte die zunehmende Traurigkeit und Einſilbigkeit Karl's, wie ſeinen Trieb, ſich abzuſchließen, ſehr wohl, und fragte oft genug danach, aber der junge Mann wußte geſchickte Ausreden zu machen und ſich zu verſtellen, denn um keinen Preis der Welt hätte er ſich der Mutter verrathen und ihr ſeinen eigenen thörichten Wunſch in's Herz gepflanzt. Allein wollte er das Weh ſeines Lebens tragen, und Niemand ſollte gewahren, wie ſein Herz im Todeskampfe langſam verblutete.

Glücklicher Weiſe bildete die Arbeit, auf welche er ſich anfänglich mehr denn je ſtürzte, wie der Umgang mit Jochmus einen Ableiter. Die Geſpräche über Kunſt, welche er mit dem eben ſo gebildeten wie lebenserfahrenen Theologen hielt, waren ihm ein rechtes Labſal, und er ſuchte ſeine Rathſchläge eifriger denn je.

Ob Jochmus einen tieferen Blick in Karl's Gemüth gethan, als alle Uebrigen, ob er ſich von deſſen Aufenthalt auf Pfauenſchloß kein günſtiges Reſultat verſprach, kurz, er ſchien es darauf angelegt zu haben, ihn recht in Arbeit zu verſtricken, in Rhodenſließ und ſeiner Nähe feſtzuhalten. Er trieb ihn nicht nur an, das Bild für Eichsfeld zu malen, ſondern vor Allem die letzte Hand an die „Waldwieſe" zu legen, welche bisher ein wenig vernachläſſigt worden war, damit endlich dieſes Bild an Seſſa abgeſchickt werden könne.

„Sie haben, lieber Freund," ſagte er einmal, „noch einen großen Fehler, den Fehler aller jungen Künſtler, Sie arbeiten zu ſehr nach Laune, zu excentriſch! Von mehreren größeren Aufträgen mit einem Mal überſchüttet, beginnen Sie Alles, malen da und dort — und nichts wird fertig, denn Eines hindert das Andere, und Ihre beſten Conceptionen müſſen matt werden! Den vollendeten Künſtler, ob er Maler oder Dichter ſei, ziert nicht allein Klarheit der Idee, eiſernes Feſthalten an ſeiner Intention, ſondern auch weiſe Zeiteintheilung, die Ruhe, ſich nicht durch zu verſchiedene Ideen in ſeiner momentanen Hauptaufgabe beirren zu laſſen. Der Geiſt, die Phantaſie zumal, iſt ein ſehr kaleidoſkopiſches Weſen, das die Natur des Irrlichts gar gern annimmt und nur durch den Willen, die begeiſternde Gluth der zu erſtrebenden Idee in wohlthätige Schranken gebahnt wird.

Dieſe Gluth iſt bei Ihnen, wie mir jetzt ſcheint, ein wenig ſchwächer geworden. Sollte Ihr Herz auf einmal weniger friſch ſein?!“

Karl erröthete. — „Wie ſo? Was — was meinen Sie?“

„Ich meine, daß es das Unheilvollſte für Sie wäre, wenn Sie ſich durch irgend einen äußeren Anlaß verführen ließen, von der Zukunft zu träumen, ſich in kühnen Sentiments zu ergehen, wo Sie allein mit allen Kräften nur darauf ſehen ſollten, dieſe Zukunft baldmöglichſt in Wahrheit zu erreichen. Einbildungen zu haben, iſt eine große Kunſt, aber auch ein großes Elend, ſie gleichen jenen Geſpenſtern, den dienſtbaren Weſen Goethe's, die nur dem ächten Hexenmeiſter gehorchen, aber den Lehrling in ihrer Fluth erſäufen. Ich bin bisher Ihr Kunſtberather, jener ſolide alte Freund geweſen, der ſeine Erfahrung Ihnen redlich gab, weil Sie es verdienten, machen Sie nie, lieber Karl, daß ſtatt dieſes Freundes der — Seelſorger zu Ihnen reden muß, weil Sie das Heiligſte Ihrer Bruſt, den inneren Seelſorger, Ihre Kunſt, verloren haben. Vollenden Sie, ohne an etwas Anderes zu denken, die „Waldwieſe“, ſie iſt die Staffel Ihres einſtigen Rufes. So wie das Bild an Seſſa abgegangen, gilt Ihre nächſte Pflicht der „Morgendämmerung im Dorfe“, was, Ihren Skizzen nach, eine ſehr gute Compoſition zu werden verſpricht, das Weitere findet ſich dann!“

„Aber, Verehrteſter, was wird dann aus dem Föhrenbach'ſchen Auftrage? Kann ich den Rath nach ſo vielen Beweiſen der Liebenswürdigkeit, und da ich ſeinem Hauſe die erſte Gunſt des Schickſals verdanke, ſo zurückſetzen? Er hat mich aufgefordert, Eichsfeld's Bild auf Pfauenſchloß zu malen, wie ſoll ich das ablehnen?“

Jochmus ſah ihn an und zuckte die Achſeln. — „Ich ſehe, Sie werden doch nur durch ſtarke Erfahrungen klug. — Gehen Sie denn auf's Pfauenſchloß, aber merken Sie Eins! Wäre mein alter, etwas eitler Freund Föhrenbach einer jener alten großartigen Mäcene, die ſich ſelig im Dienſt der Kunſt und einer ganzen Entwickelungsepoche fühlten, wenn ſie ſich der Künſtler annahmen, Männer, die Erfahrung, Idealität und ſtrenges Wollen mit cröſusgleichem Reichthum verbanden, ich würde der Erſte ſein, Sie auf's Pfauenſchloß zu ſenden. — Aber der gute Föhrenbach hat weder das nöthige Vermögen, noch die Bildung und Opferfähigkeit dazu. Er brillirt mit Allem; ſein Geſchmack iſt nicht der beſte, und was bei Anderen Trieb, iſt bei ihm Laune. Sie werden davon zu koſten bekommen, mehr ſage ich nicht; ſehen Sie nur ſelbſt zu!" —

Die „Waldwieſe" ward beendet.

In einfachem glatten Rahmen, ſo gut ihn ein Rhodenfließer Holzkünſtler eben herzuſtellen vermochte, lag ſie in der Kiſte wohl verpackt. Nur den Brief an Seſſa hatte Jochmus noch zu ſchreiben.

„Haben Sie denn Ihren Namen diesmal darunter geſetzt?" fragte er Karl.

„Nein, den Korkzieher! Sie wiſſen, ich thue das immer."

„Warum bei dem Bilde aber nicht, das Ihren Namen doch bekannt zu machen geeignet ſein dürfte?"

„Meinen Namen? — Sie meinen mein Talent. — Oder glauben Sie nicht, daß mein unglücklicher Name mir mehr ſchaden als nutzen kann, zumal bei einem erſten Debut?"

„Sie wollen alſo ſtets dieſes Zeichen gebrauchen und anonym bleiben?"

„Ja! Wenigſtens für die erſten Jahre gewiß!"

„Alſo auch Seſſa gegenüber?"

„Auch ihm! Er mag durch Sie, mein verehrter Freund, mit mir in Verkehr treten. Ich habe bisher mit meiner Perſon und meinem Namen Alles verdorben, was mein Talent erreichen wollte, alſo laſſen Sie es nur dabei."

„Gut. Ich werde in dieſem Sinne an Seſſa ſchreiben. — Wann gehen Sie auf's Pfauenſchloß?"

„Nächſten Mittwoch," erwiederte Karl verlegen leiſe.

„Alſo doch? Nun, mir iſt's recht. Sie müſſen mir aber verſprechen, längſtens alle zwei Wochen einen Tag hier zu ſein. Der alte Jochmus will Sie nicht ganz aus den

Fingern laſſen, Karl; glauben Sie, zu Ihrem Glücke! Ich will nie wünſchen, daß mein Haus die allerletzte Stelle ſei, zu der Sie ſich, — enttäuſcht und gebrochen, flüchten müſſen!" Des Predigers Stimme zitterte.

„Aber dieſe letzte Stelle wollen Sie mir erhalten, ehrwürdiger Herr, den ich mit Rührung meinen zweiten Vater nenne! Leben Sie wohl! Ueber Seſſa tiefes Stillſchweigen; wenn ich nicht zu triumphiren vermag, will ich Rhodenfließ durch reſultatloſes Streben wenigſtens keinen Grund zum Lachen gegeben haben."

„Ich ſchweige, Gott erhalte Sie. In vierzehn Tagen alſo?"

„Sehe ich Sie beſtimmt!" —

Im zweiten Stockwerk des Pfauenſchloſſes, in jenem linken gewaltigen Erkerthurme, durch deſſen große, breite, bogenförmige Fenſter der volle Himmelsſtrahl nieder auf die Arbeit quoll, ſaß nunmehr der Raphael von Rhodenfließ!

Blickte er weſtlich hinaus, ſo fiel ſein Auge auf die Schloßterraſſe zu ſeinen Füßen, den ſüdlichen Theil des Gartens vom Belvedere bis zur Meierei, weit über den Fluß, die Inſeln des Werders und das grünende Ufer jenſeits bis zur Flötz. Schaute er durch das ſüdliche Fenſter (zugleich Balkonthür), ſo ſetzte ſich die Rundſicht fort. Unter ihm lag der Wirthſchaftshof mit ſeinem ländlichen Treiben. Er ſah die Rhoda ganz abwärts, Höfchen und Neubuch links, rechts das ferne Lindenholz, und den Horizont begrenzte das ſtaffelförmig zur Burg aufſteigende Häuſer- und Laubgewimmel von Rhodenfließ und ein Theil der Chauſſee. Sah er aber durch das Fenſter ſeines anſtoßenden Schlafcabinets, ſo glitt ſein trunkenes Auge über das blinkende Pfauendörfchen mit ſeiner ſtillen Kirche, durch üppiges Waldesgrün und rauſchende Felder, um ſich öſtlich weit hin über Thäler und Hügel des wellenförmigen Landes im zitternden Horizont zu verlieren. Wenn er nun gar auf den großen Balkon ſelbſt trat, ſpannte ſich ein feenhaftes Panorama vor ihm aus und drüber die mächtige Himmelsfläche wie ein Rieſenmeer, auf dem Helios im glühenden Sonnenwagen alltäglich dem Oſt entſtieg, allabendlich im Weſten verſank. Dann aber ging erſt die Pracht an, die ewige Pracht einer Mondlandſchaft! Millionen Glühwürmer und Nachtigallen zu ſeinen Füßen, Milliarden Sterne über ihm und das balſamiſche Duftrauſchen aus den Linden-, Eichen- und Ulmenwipfeln, indeß Luna zitternd, bald verhüllt gleich einer ſchämigen Braut in phantaſtiſche Wolkenſchleier, bald voll und warm, wie die jauchzend herausfordernde Liebe, dahinglitt. Es war ein Anblick, nie zurückzukaufen und, wenn einmal auch nur genoſſen, nie zu vergeſſen!

Das weite Zimmer, von dem Karl aus dieſe entzückende Rundſicht in allen wechſelnden Farbenſpielen des Tages überſchauen durfte, und das ſein Atelier und Wohnzimmer zugleich bildete, nahm nebſt dem Cabinet, bis auf den ſüdweſtlichen Treppenflur, das ganze zweite Geſchoß des großen Eckthurms ein. Durch den Treppenflur ſtand es ſowohl mit dem erſten Stock und dem Ausgange auf den Schloßhof ſelbſt, als auch links und rechts durch Seitenthüren mit den Corridoren der Hauptfront wie des rechten Seitenflügels in Verbindung. Dieſe ganze Anlage deutete ſchon genugſam darauf hin, wie ſehr ſie auf eine luxuriöſe, vielgegliederte Haushaltung und zahlreiche Dienerſchaft berechnet geweſen. Gegenüber dem großen Fenſter, das auf den Schloßhof ging und den Treppenflur erleuchtete, befand ſich der Eingang des Thurmzimmers, eine barocke Eichenthür. Das Zimmer, ſehr hoch, unregelmäßig und von den erwähnten zwei ungeheuren Erkerfenſtern erleuchtet, zeigte wie der ganz übrige Bau den Styl edelſter Renaiſſance, jene Miſchung antiker und mittelalterlicher Formen, welche noch nicht die prahleriſche Schnörkelphantaſie und Wuth der Ueberladung zeigte, welche die Rococozeit ſo geſchmacklos gemacht. Die Decke, in flacher Wölbung, von ſchön canelirtem Simswerk getragen, war weiß mit einem Muſter von Stuck, das in der Mitte zu einem Rahmen von noblem Blätterwerk ſich einte, innerhalb deſſelben einſt ein zierliches Deckgemälde: „Sol die Luna verfolgend“, ſich befunden, von dem aber nicht viel mehr als ein fahler Schimmer verblieben war, gerade genug, das leuchtende Haupt des Lichtgottes von dem der keuſchen Nachtkönigin mühſam zu unterſcheiden. Die Pfeiler zwiſchen den Fenſtern wie die Wände faßten flache Halbſäulen ein, deren Capitäle, das Geſims ſtützend, vergoldet und überaus reich componirt waren. Die Wand zwiſchen den Säulen hatte ein ſchönes Himmelblau, mit goldenen Sternen verziert, die roſenartig von broncirtem Metall aufgeſetzt waren. An beſagten Pfeilern befand ſich ringsum eine Reihe Armleuchter von Goldbronce angebracht, die das Gemach als ein Geſellſchaftszimmer vergangener Zeit charakteriſirten. Rechts vom Eingang, in der Mitte der an die Hauptfront gelehnten Wand, welche ſtumpfwinkelig in drei Feldern ſich zum erſten Fenſter hinzog, prangte der ungeheure, wohlerhaltene Kamin von Stuckmarmor. Der ſchwere Feuerbock von Schmiedeeiſen, deſſen Gabeln Schlangenköpfe bildeten, lag noch in der Oeffnung, welche ein Holzeinſatz verdeckte. Ueber der Platte des Kamins aber erhob ſich ein großes Oelbild, deſſen luxuriöſer Rahmen, weiß und gold, bis zur Decke ragte. Es ſtellte eine fürſtliche Perſon damaliger Zeit im Hofcoſtüm dar, wahrſcheinlich den ſeligen Herzog ſelbſt, denn er hatte nicht nur einen Falken auf der behandſchuhten Fauſt, ſondern auch ein Pfau, radſchlagend, ſchmiegte ſich an das vom ſeidenen Strumpf umſpannte Knie des Gewaltigen. Die Sonne, die Würmer und heftiges Nachdunkeln hatten dieſes Bild ſehr mitgenommen. Den Mittelpfeiler zwiſchen beiden Fenſtern zierte ein koſtbarer Spiegel in weiß und goldenem Rahmen, an deſſen Conſole man aber zum Gebrauche Karl's ein Mahagoniſchränkchen geſchoben hatte. Die linke Wand vom Eingange ward von der Thür des Schlafzimmers und einem modernen Sopha eingenommen, vor dem ein eben ſolcher Tiſch mit Decke, Schreibgeräth, Lampe, und was zur Bequemlichkeit eines Garçons dienen mochte, ſtand. Eine Garnitur vortrefflich erhaltener Baroque-Stühle aus der alten Hofhaltung, mehrere Servanttiſchchen und an jedem der beiden Fenſter eine Staffelei, auf der einen das begonnene Bild Eichsfeld's, auf der andern aber das Gemälde des Pfauenſchloſſes, einige Farbenſkizzen und was ſonſt an künſtleriſchen Utenſilien gebräuchlich, füllten den Raum. Studien, Stiche, Conceptionen hingen oder lagen in jenem bunten Chaos umher, deſſen geheime Ordnung nur der Inhaber allein verſtand. Das Schlafcabinet nebenbei, von ähnlichem Styl, aber jägergrün, mit etlichen Geweihen geziert und von dem dritten großen Fenſter erleuchtet, enthielt ein kleines Kamin, ein vorzügliches Bett, die Toilette, einen Kleiderſchrank und was Karl ſonſt an leichtem Gepäck noch bei ſich hatte. Föhrenbach's Sorgfalt hatte außerdem noch die beiden hohen Fenſter des Ateliers mit zwei langen braunrothen Vorhängen verſehen, welche, zugezogen, das allzu grelle Licht mäßigten.

Alles war gethan, um dem wahrlich nicht ſehr verwöhnten Maler den Aufenthalt auf Pfauenſchloß ſo angenehm wie möglich zu machen. —

Der engen Klauſe im Hauſe des Seilers entrückt, in eine paradieſiſche Natur verſetzt, die ihn mit jedem Blicke mehr entzückte, wo ſein Griffel nur ewig in Bewegung war, um alle wechſelnden Eindrücke haſtig feſtzuhalten, von einem ariſtokratiſch luxuriöſen Comfort umgeben, den er wohl das erſte Mal im Leben genoß, in der Umgebung von Menſchen, die ihm enthuſiaſtiſch ſchmeichelten, in der Nähe eines Engels, den er mit aller Gewalt und Tiefe erſter Neigung — ach, um ſo heißer liebte, als ſeine Neigung verſtohlen, von Angſt, Scham und Zagen erfüllt war, — wie hätte der arme kleine Raphael von Rhodenfließ die weiſen, aber pedantiſchen Rathſchläge Jochmus' auf die Dauer befolgen ſollen. Eine innere, trübe Stimmung ſagte ihm, dieſe ſchöne, himmliſch ſüße Zeit voll Poeſie und Liebe, voll Jugendwärme und romantiſcher Träumereien werde nie wiederkehren. Sollte er ſie nicht krampfhaft feſthalten, nicht wie der Schmetterling im duftigen Schooß der Blume jauchzend ſchwelgen, ſelbſt wenn ihr tückiſches Gift ſchon leiſe durch ſeine Lebensquellen ſchlich? Unmöglich!

Wer will dem magiſchen Strudel ſich entziehen, der, langſam und unmerklich uns erfaſſend, uns raſch und raſcher fort in ſeinen ſchäumenden Rachen zieht!

Wenn der Morgen leuchtend heraufſtieg und Karl weckte, eilte er mit dem Skizzenbuch hinaus in's Freie, wo tauſend Stimmen des Tages ihm entgegengirrten. Bald war er auf dem Fluß, bald im Dickicht des Waldes, an der Meierei, auf einem der Werder, im Dorf oder beim Belvedere, hier und dort eine Gruppe zeichnend, oder ſchöne Tönungen raſch aquarellirend. Kehrte er um neun Uhr zurück, ſo ſchüttelte er den Staub von ſich und machte, was er ſonſt nie gethan, ſorgfältige Toilette.

Wenn die Mutterliebe von Haus aus blind für die körperliche Unſchönheit des Sohnes war, ſo machte Cupido ihn, den ſonſt ſo Einſichtsvollen, nach und nach ziemlich milde denkend über ſich ſelbſt, legte ihm eine dünne Binde um die andere vor's Auge, bis er endlich dahin kam, ſich ſelbſt in günſtigem Lichte zu ſehen.

Dann ging er hinab auf die Terraſſe, wo Rath und Räthin nebſt Irenen mit ihm das Frühſtück einnahmen, über Natur und Kunſt, Literatur und tauſend intereſſante Dinge höchſt liebenswürdig ein Stündchen verplaudert wurde, bis er ſich mit Widerſtreben losriß, um ſeufzenden Herzens ſich in ſein Atelier und die Arbeit zu vergraben. Oft machte ihm der Rath, noch öfter aber Irene einen Beſuch, und die Stunden flogen hin, bis der Mittag rief. Am ungeſtörteſten war er, wenn die Sieſta alle Uebrigen fern hielt. Der Kaffee vereinte ſie wieder, und von da an, nachdem die größte Hitze vorüber war, mußte er ſich der Familie widmen. Oft las er der Räthin vor, oder ſie machten Excurſionen. Ein Albumblatt, eine Aquarellcompoſition, von Laune und Zufall gegeben, jagten einander, erſt der ſpäte Abend trennte ſie. Hierbei füllte ſich denn das Skizzenbuch und die Studienmappe Karl's ungeheuer, ward ein wahres kleines Arſenal von Kunſtmitteln, aber keines ſeiner beiden Bilder, namentlich das Eichsfeld'ſche, rückten vor. Das ſüße Nichtsthun und die nagende Liebe erſtickten die Triebkraft.

Alle Verführungen indeß, denen ſeine Umgebungen, noch mehr ſein eigenes Herz ihn ausſetzten, waren nicht im Stande geweſen, ſein äußeres Benehmen merklich zu verändern. Sein Selbſturtheil und ſeine Beſcheidenheit mochten immerhin bereits ein wenig getrübt ſein, aber er beſaß von Natur eine große Verzagtheit, jenes Gefühl unſicheren, blöden Auftretens, das er nur ſelten und in ganz unbefangenen Augenblicken verlor, was aber durch die geringſte ihn beirrende Veranlaſſung alsbald in verſtärktem Maße wiederkehrte. Gerade dann überkam ihn dieſes Gefühl um ſo lähmender, wenn er glaubte, ſich deſſelben mit Energie entäußern zu müſſen. Dann wurde er ſo unnachahmlich linkiſch, daß auch dem ruhigſten Beobachter das Lachen ankam. Je objectiver er war, zumal in ſeiner Kunſt oder in unbefangenem Urtheile über ſich und Andere, deſto freier und gewinnender war er auch.

Dieſe Blödigkeit Karl's war aber der Räthin angenehm. Nicht allein, daß ſie darin eine gewiſſe Sicherheit für ihr Haus erblickte, ſondern, wie manche Dame von Dünkel, nahm ſie auch dieſelbe als eine Form der Verehrung und Bewunderung auf, welche ihrem weihrauchbedürftigen Herzen unendlich wohl that, ja unentbehrlich zu werden drohte. Der Rath empfand Aehnliches, aber er benutzte vielmehr dieſe Verfaſſung ſeines Clienten, um ſeine künſtleriſchen Wünſche, bald dieſe Laune, bald jene Idee, wenn ſie auch oft ſchreiend genug mit wahrem Kunſtgefühl disharmonirte, zu verwirklichen, ſo daß der arme Karl oft in Verzweiflung kam und ſicher davon gelaufen wäre, hätten ihm nicht Dankbarkeit und Liebe zu Irenen Gehorſam geboten. Wurde es ein wenig zu arg, ſo ward Irene ſein Schutz, die, auf Geſchmackloſes aufmerkſam gemacht, bei dem Papa energiſch vermittelte. Sie war es auch, die in ahnungsloſeſter Unbefangenheit beſtrebt war, Karl's blödes Weſen zu bannen, ihm Muth, Freiheit und Selbſtvertrauen zu geben. Sie wußte mit wahrhaft ſchalkiſcher Liebenswürdigkeit ihm die Zunge zu löſen, ſeine Begeiſterung zu entflammen, ihn zu zwingen, frei aus ſich ſelber herauszugehen, und fühlte nicht, was ſie damit entfeſſelte.

Es bleibt ewig wahr, das Weib iſt die räthſelhafteſte

Creatur! Es genau kennen, ſeine Gefühle ergründen zu wollen, iſt eine Danaïden-Arbeit, mindeſtens ein Wunderwerk. — Man kann Jahre lang eine Frau kennen, und doch einen Augenblick erleben, wo man voll Scham und Aerger geſtehen muß, man habe ſie doch noch herzlich ſchlecht gegekannt.

Tief wie das Meer und der Himmel iſt das Weib, aber eben ſo veränderlich! Doch nur auf der Oberfläche veränderlich, in ſeiner Tiefe ewig gleich, — neu aber in ſofern immer, als dieſe Tiefe ſo räthſelhaft gewaltiger Art iſt, daß ein ganzes Leben dazu gehört, ſie zu ergründen! Die geſammte Natur hat ſich mit allen Elementen in ihr vereinigt, deshalb giebt es nichts Reineres und Gemeineres, nichts Lieblicheres und Entſetzlicheres als das Weib! Alle ſind ſie Engel, wiewohl bedeutend viele unter ihnen, gleich Lucifer, gefallene Engel ſind.

An jenem erſten Tage der Bekanntſchaft hatte Irene mit ſirenenhaftem Lächeln und einer rührenden Hoheit, wie ſie nur ein reiches Gemüth und ein freier, ſelbſtbewußter Geiſt beſitzt, zu Karl geſagt: „Ich werde das andere Weſen ſein, das Sie achtet und liebt. Ich will einmal durchaus Nebenbuhlerin Ihrer Mutter werden!“

So hatte ſie ſich auch bisher benommen und immer mehr eine Zutraulichkeit, Freundſchaft und ein tiefes, perſönliches Intereſſe eintreten laſſen, das ſie faſt Niemandem in dieſem Maße widmete, und welche den Betheiligten, der ſie mit glühendem Auge, ſelbſtſüchtigem Wunſche anblicken mochte, wohl zu verführen im Stande waren.

Liebte Irene den kleinen Maler? —

Man hätte ſehr Unrecht gethan, ihr nur freundſchaftliche, ſelbſt nur ſchweſterliche Gefühle für ihn beizulegen! Man vertraut ſich an, man liebt den Freund und Bruder wohl, ja man ergeht ſich bei Letzterem leicht und zwanglos in perſönlicher Zärtlichkeit, theilt gern ſeine Anſichten, aber geiſtig ihn ganz zu durchdringen, wie das Weib den Mann, das Kind den Vater, ihn förmlich hegen und erziehen, leiten und auch ein wenig tyranniſiren, wie Irene Karl, — das thut man doch nicht. Man wagt es weder, noch iſt's bei dem Freunde und Bruder möglich. Beide ſind viel zu ſehr Individuen für ſich, mit Sonderzwecken.

Liebte ſie ihn wie den Mann ihrer Wahl, dem ſie ſich mit Herz und Sinnen, Fühlen und Denken, Leib und Geſchick für ewig hingab?

Daran nur im leiſeſten zu denken, auf dieſe Idee annäherungsweiſe nur zu kommen, war Irenen gewiß eine Unmöglichkeit. Sie liebte ihn gar nicht, und doch liebte ſie ihn! — Wie iſt das möglich?

Irene war das ſchöne, verzogene, vergötterte Kind ihrer reichen, von ariſtokratiſcher Nobleſſe geſchwellten Eltern. Ihre Erziehung, durch Gouvernanten geleitet, zuletzt in einer jener Penſionen der Reſidenz vollendet, wo man die Töchter aus den erſten Ständen zu bilden pflegt, hatte, bei ihren Fähigkeiten, die beſten Früchte getragen. Ihr Herz, voll natürlichen Adels, wies ebenſo alles Unlautere ſtets voll Empörung von ſich, wie es ſich ſeine innere Reinheit, Vortrefflichkeit und einen Sinn für alles menſchlich Hohe und Schöne bewahrt hatte. Sie erntete ſtets Lob, und hatte ſich an die Verehrung wie an eine ſelbſtverſtändliche Sache gewöhnt. Sie war mit Bewußtſein gut und handelte mit Ueberlegung recht, und die Ueberzeugung hiervon, wie daß ihre Stellung und ihr Vermögen ihr eine ſouveraine Unabhängigkeit in der Welt gaben, erzeugte einen unnahbaren und höchſt gefährlichen Stolz in ihr. Dieſer Stolz war aber ein nobler. Er drückte ſich in ihrem Weſen durch reine Würde, Freiheit des Urtheils und beſondere Willensſtärke aus, welcher ſich die Familie wider Willen beugen mußte. Sie war dazu noch die Geiſtesbegabteſte unter den Ihrigen. Was ihr Vater, nur aus Eitelkeit und Beſchäftigungsloſigkeit, zu haben ſich einbildete, hatte ſie wirklich, eine Künſtlerſeele. Die Begeiſterung des Idealen in allen Dingen des Lebens durchdrang ſie ſo, daß ſie darin vollſtändig aufging, eine romantiſche Heroine im Geiſte wurde. Niemand von ihrer Familie war fähig, ſie in dieſem Fluge zu begleiten, ja nur zu verſtehen; Alwin allein beurtheilte ſie ziemlich genau. Er ſah ja mit dem ſcharfen, kalten Blick des Verſtandes, dem ſarkaſtiſchen Auge des zurückgeſetzten Sohnes, der von Jugend auf genöthigt war, ſeiner Schweſter zu gehorchen, Galanterien zu ſagen, wenn er einen halbweg erträglichen Stand haben wollte. Irene liebte trotzdem Alwin nicht, ſie ahnte, daß er heuchle. Ihren Eltern hing ſie wohl von Herzen an, aber ſie ſtand zu ſehr über der geiſtigen Sphäre derſelben, war zu verhätſchelt, um die Ehrfurcht vor ihrer Autorität ſo bewahrt zu haben, wie es für das Wohl jedes Kindes weſentlich nöthig iſt. Sie fühlte ſich eben als Haupt der Familie, und in Rhodenſließ wie Pfauenſchloß galt ſie unbeſtritten dafür. Es bildete ſich in ihr ſomit ein Eigenwille, der Hang zu einer Tyrannei aus, die eine gute, edle Zwingherrſchaft genannt werden konnte, auch von meiſt ſehr reellen Gründen und ſehr guten Zwecken geleitet, durch den Liebreiz keuſcher Mädchenſchöne unterſtützt wurde, aber doch immer eine ſehr drückende Tyrannei blieb.

Wäre Irene eben ſo häßlich, wie ſchön geweſen, ſo hätte Jedermann ihre Gewaltsanmaßung brutal, wäre ſie aber ſo dumm, wie geiſtvoll geweſen, hätte ſie alle Welt lächerlich gefunden. Trotzdem ſie nun ihr unſichtbares Scepter über dem Elternhauſe und der Crême von Rhodenſließ ſchwang, beherrſchte ſie doch in ihrem Sinne, nach ihrem Geiſte Keinen. Am meiſten unterthan war ihr der Vater, der über die übrigen Glieder ſeines Hauſes ziemlich ſouverain herrſchte, aber Föhrenbach war durch verſchiedene Alliancen außer dem Hauſe, durch Verwaltung ſeines Vermögens, Jagden, Bekanntſchaften aller Art ihr doch zu ſehr entrückt, und es war immerhin ihr Vater, der doch nimmer ihr unbedingter Sklave ſein konnte. Die Mama, da eben die Dinge ſo lagen, ging der Tochter in den meiſten Fällen aus dem Wege, ſie hatte zu viel Reſpect vor ihrem Geiſte, ärgerte ſich aber, von dieſem Geiſte Alles dominirt zu wiſſen, und zog ſich in ihr beſonderes

Wirthſchaftsterrain zurück, wohin Irene ihr nicht folgte. Zugleich ließ ein gewiſſer Verdruß über Alwin's ſichtliche Zurückſetzung die Mutter immer eine reſervirte, neutrale Haltung beobachten, welche beide Theile geſondert hielt. Alwin war aus Klugheit ſtets agil und gefällig, aber kalt, trocken und verſchloſſen. Auch ergriff er bald genug die Gelegenheit, dem Vaterhauſe zu entfliehen, um freier zu athmen, und hatte, nur um Geld zu erlangen, oder Streiche zu verdecken, das Recept der Schmeichelei bei der Hand. Schmeichelei, Verehrung, verliebte Galanterie, die meiſt durch einen kalten Blick in gehörige Schranken gehalten wurde, bot ihr die Ariſtokratie von Rhodenfließ. Die älteren Herren beteten aus Gefälligkeit oder Bewunderung, oft auch aus Schmeichelſucht den jüngeren nach. Viele jedoch, wie Jochmus, hielten ſich kluger Weiſe zurück, und ſo ſtieß Irene auf Niemand, der ihr Mißfallen, Autorität und Sonderwillen entgegengeſetzt, ihr durch Talent, Adel wie geiſtige Kraft imponirt, ſie zu freiwilliger Unterordnung gezwungen hätte.

Das aber gerade iſt das Zeichen ächter Tyrannei, daß der Herrſchſüchtige ſich aus der Anbetung der Sklaven nichts macht, ſondern am liebſten freie Seelen, imponirende Fähigkeiten unter das Joch ſeines Willens zu beugen ſtrebt. Ob im guten oder ſchlechten Sinne, ob in ſchalkhafter, reizvoller oder drohender Weiſe, bleibt ſich in der Sache ſelbſt ganz gleich. Dazu rechne man die romantiſche Gluth dieſes Mädchens, das nur zu wohl wußte, wie ſchön ihr Alles ſtand.

So lernten Karl und Irene einander kennen! — Des Malers bedeutſames Talent begeiſterte ſie, regte ihre phantaſtiſche Seele an, gab ihrem Geiſt, ihrem Leben neue Nahrung. Die unendliche Schüchternheit, Beſcheidenheit und ſtille Reſignation des rings verlachten Mannes, dazu ſeine Armuth, rührten ſie, ſie wurde ſofort ſeine fanatiſche Beſchützerin. Die Klarheit ſeines Geiſtes, ſein ideales Wollen, die eigenthümliche Würde der Armuth und Häßlichkeit Karl's imponirten ihr mehr, als irgend etwas

Anderes. Sie liebte ihn als Künſtler, als Charakter, als ihren Schützling, den ſie auf den Sockel des Ruhms heben wollte, liebte ihn als den ſchüchternen, verſchämten Freund, in deſſen Seelentiefen ſie bis zur letzen Faſer zu dringen ſuchte, liebte ihn (Alwin hatte ganz recht) — wie ihre Puppe! Von ihm ſich verehrt, vergöttert, in die Myſterien der Kunſt eingeweiht zu ſehen, und ſein Geſchick wie etwa eine gütige Fee, wie die romantiſche Königstochter das Leben des Schäferknaben zu bewahren, der durch ihren Wink Miniſter wurde, bildete den ſchwärmeriſchen Inhal ihres ganzen jetzigen Lebens. Sie wurde ihm mehr als Freundin, ſie ward ihm Erzieherin, Mutter, mehr als Schweſter, denn ſie ward ſeine geiſtige Schülerin, ſein Zögling im Reiche des Geſchmacks, und mehr als alles das, ſie wurde Herrin ſeines Geſchickes, das ſie mit dem Roſenzauber ihres Feienfingers zu weben träumte. Da ihr Streben, ihr Zuſammenleben dadurch je länger, deſto mehr ein concentriſches wurde, blieb ihnen leider diejenige Seite ihres gegenſeitigen Weſens unbekannt, welche zwar ſchlummerte, und beſonders in Karl ſchwer zu wecken war, aber, einmal emporgerüttelt, alle Schranken überſprang es war der Hang zum Excentriſchen!

Irene wie Karl konnten leicht in ihr Gegentheil umſchlagen.

Irene fand ſich als Weib, als leicht bewegliche Pſyche eben ſo bald wieder zurück, Karl, als conſequenter Mannescharakter, aber nie wieder! Beide hatten eine ſcharfe Energie des Willens, doch wenn Irene vorwiegend idealiſtiſch, war Karl realiſtiſch geartet, Ideal und Wirklichkeit ſchienen überhaupt bei ihm viel inniger geeint. Dieſer Realismus aber wuchs bei Karl, hatte er einmal Oberhand gewonnen, zur tiefen Ironie, zu wildem, cyniſchem Sarkasmus, der alles Idealen bar zu ſein ſchien, obgleich er doch nur die Kehrſeite ſeiner tief ideellen Sehnſucht war. Dieſer Sarkasmus lag ungeweckt, unbewußt, wie ein ſchlafender Drache, in den letzten Falten ſeiner Seele, unbezähmbar Alles erdrückend, ſobald er emporſtieg.

Zu ſeinem Glücke hatte er davon eben ſo wenig eine Vorſtellung, als Irene von dem Gedanken: ſie könne das Weib dieſes Mannes werden. Die eigenthümliche Vertraulichkeit, welche ſich immer mehr zwiſchen beiden jungen Leuten herſtellte, und gleich viel zwangloſe Herzlichkeit wie Zurückhaltung, eben ſo viel romantiſches Sentiment wie edlen wahren Zuſammengenuß des Schönen, ſo viel innerlichſt wahre Freundſchaft wie gegenſeitiges frohes Dankgefühl und Hochachtung gegenſeitigen individuellen Fühlens erzeugte, ſtreifte indeß oft genug bis zu jener äußerſten Grenze, wo Beide nur einen leichten Schritt zum Extrem hatten. In ſolchen Augenblicken war Karl faſt im Begriff, ſein Herzensgeheimniß zu verrathen, und vermochte nur unter grenzenloſer Seelenpein mit dem Aufgebot aller Geiſteskräfte ſich zu verleugnen, ſeine Bewegung durch wehmüthigen Scherz oder ſcharfe Selbſtironie zu verdecken.

Gerade dieſe Selbſtironie, welche aus jener beſagten, ihm ſelbſt unbekannten Quelle ſeines Gemüthes floß, ihm ein Rettungsmittel in gefahrvoller Stunde wurde, hatte etwas Myſteriöſes, einen geheimnißvollen Zauber für Irenen. Es war ihr, als läge hier der Schlüſſel zu dem wunderbaren, letzten Inhalt eines Charakters, den ſie allein unter allen, ihr bisher bekannten, dieſes ehrenvollen Namens für würdig hielt. Noch gelang es ihm bisher immer, glücklich dieſer Klippe auszuweichen.

Der Sommer neigte ſich zum Herbſt. Die Controleurin, mehrmals nach Pfauenſchloß eingeladen, konnte nicht kommen. Martha's und Zipſer's Hochzeit war nämlich Ende September, nachdem er Aſſeſſor geworden, vor der Thür, und es gab ſo viel zu nähen und zu kaufen, daß ſie ſich nicht abmüßigen konnte und ihre Viſite bis nach vollendeter Ausſtattungswäſche aufſchieben mußte. Dafür ging mindeſtens alle vierzehn Tage Karl auf einen oder zwei Tage in die Stadt. Ihm war dann immer, als käme er aus dem Elyſium in die Hölle, um einen Engel, ſeine Mutter, zu ſehen, ohne ſie erlöſen, mit ſich hinwegführen zu können. Zwiſchen ihm und Jochmus ſchien ein wenig Kälte eingetreten, wenigſtens viel von dem warmen und innigen Austauſch verloren gegangen.

Einmal hatte daran der Kunſthändler Seſſa ſchuld. Das Bild war an ihn abgegangen, er hatte den Empfangſchein des Spediteurs quittirt, aber noch keine Silbe geantwortet. — Seſſa war gewiß ein ſchnurriger Kauz, ein ſonderbarer Kunde, und Jochmus wußte ſich vieler Seltſamkeiten von ihm zu erinnern, aber das war denn doch ein bischen zu arg! Man erwäge die Spannung eines jungen Künſtlers, der ſein erſtes Werk in die Welt ſchickt, den nagenden Ehrgeiz, den heißen Wunſch nach Erfolg, der gerade jetzt Karl auf's Brennendſte beſeelte und zugleich all' ſein Berufsglück wie den letzten leiſen Schimmer ſeiner Liebeshoffnung in ſich barg, um ſeine Angſt und Sorge, ſeinen Verdruß, wenn er nach Rhodenfließ kam und noch immer nichts hörte, ſeinen Aerger, Jochmus und Seſſa ohne Weiteres ſein A und O überlaſſen zu haben, begreiflich zu finden! — Jochmus hatte endlich, um Karl's Drängen zu befriedigen, an Seſſa einen Mahnbrief geſchrieben. Darauf kam folgende lakoniſche Antwort:

„Liebe Baſtoor! Was ſchickanir' Sie mir ſo? Bin ich 'Exenmeiſt'? Fabrizir' ick den Bublikum? — Per bacco, wart' Sie ab; ick weiß nix! Der Bild von das junge Anonym 'ab' ick erhalt'. Lauſige Rahm, is ſehr ſchiffonir'? 'Ab' ick muß' koſ' neue Rahm; koſte viele Geld! Leb' Sie wohl, liebe Baſtoor, Kein' Zeit! — — Seſſa.“

Daraus war gar nichts zu leſen, und mochte man die beſten Annahmen daran knüpfen, es blieben, das fühlte Karl, doch eben nur Annahmen. Dazu machte ihn des Predigers oft kleinmeiſterlicher Tadel über den langen Aufenthalt im Pfauenſchloß unwirſch, und ſo ſuchte er mit leidlich guter Manier immer bald möglichſt in ſeinen Hain der Hesperiden zurückzueilen.

Der Herbſt nahte ſtark, wie geſagt! Es war ein entzückender Tag, aber Karl hatte den frühen Morgen zu Excurſionen ſchon ſeit drei Wochen nicht mehr benutzt.

Heute, frühzeitig aufgeſtanden, hatte er ſich ſogar zum Kaffee entſchuldigen laſſen und ihn auf ſeinem Zimmer eingenommen. Man wußte, er male jetzt mit aller Kraft an dem Pfauenſchloßbilde, und ſo geſpannt man war, wollte man auf Irenens Bitten ihn doch nicht ſtören. Sie indeß ſchmollte heimlich mit ihm, daß er ſelbſt ſie nicht in ſein Geheimniß blicken ließ. Er hatte ſie indeß ſo herzlich erſucht, noch von der Arbeit fort zu bleiben, daß ſie bisher ſtets ihre Neugierde überwunden hatte, vielleicht das erſte Mal ernſtlich im Leben!

Es war allerdings ein Geheimniß, was er malte, ſo luſtig und ſo traurig, ſo bezeichnend und ſo myſtiſch wie keins! Ein wahrhafter Kunſtgedanke, in dem das Weh und alle Drolligkeit ſeiner eigenen Perſon lebte.

Das Pfauenſchloß! — Ja, es war die Summe ſeines Seins. Da hinein hatte er all' ſein Weſen und Können gelegt! Tauſend Bilder mochte er malen, ſo konnte keins ihm mehr gelingen!

Es war fünf und einen halben Fuß lang und drei und einen halben Fuß hoch. — Der Standpunkt war faſt dicht vor der Waſſertreppe genommen. Im Hintergrunde dehnte ſich die ſtolze Hauptfaçade des Schloſſes im Renaiſſanceſtyl mit ſeinen reinen Formen aus, deſſen vier gewaltige Thürme empor in die blaue, ſonnendurchglühte Luft ragten, unerreicht von den großen Ulmen und Eichen der Terraſſe und dem blinkenden Ufergrün, welches links und rechts wie ein duftiges Chaos hereinragte, oder träumeriſch über das Waſſer des Stromes hing, in deſſen tiefblau grünlichen Schatten ein Schwanenneſt ſich barg, auf dem die Alte brütete, während das Schwanenmännchen, majeſtätiſch gebläht, vor der ſteinernen Waſſertreppe in vollem Sonnenſchein ſeine glänzend weißen Schwingen wie zwei Sturmſegel ballte. Links dehnte ſich durch alle Laubſchattirungen ein Theil des ſichtbaren Parkes, in dem, mehrfach geſchlängelt, vom wechſelnden Streiflicht der Sonne, das durch die Blätter drang, erhellt, ein Kiesweg von der Terraſſe dahinführte, während man rechts einen Blick in den Wirthſchaftshof that, der von dem ebenfalls in altem Styl gehaltenen Eckgebäude der Stallung, deſſen Dach ein Storchsneſt ſchmückte, und von dickem, im Schatten gehaltenem Baum- und Strauchwerk des Ufers begrenzt wurde. Die Landſchaft war ein Meiſterwerk! Ernſte Pracht und üppige Naturfröhlichkeit gaben jenes Gemiſch von Lieblichem und Erhabenem, was uns zugleich mit Ehrfurcht und doch mit einer ſüßen Melancholie erfüllt, — als ſei hier alle Wonne, alles Schöne zuſammengedrängt und auf Erden nun nicht mehr zu finden.

Was aber dem Ganzen die Krone aufſetzte, ihm ſeine eigentliche Bedeutung verlieh und das Bild aus der Gattung der Landſchaften in das hiſtoriſche Genre erhob, es zu einem Cabinetsſtück machen mußte, war die Staffage, oder vielmehr die Gruppe von Zeitfiguren, um derentwillen die Landſchaft augenſcheinlich nur da zu ſein ſchien. Dieſer Theil war, obwohl überhaupt dem Bilde noch die Laſur, der letzte Hauch, fehlte, am wenigſten vollendet, doch konnte man an der Zeichnung und theilweiſen Untermalung auf den Inhalt und auf das Unvollendete, was ſich der Künſtler gewiſſermaßen zum Deſſert gelaſſen zu haben ſchien, nach dem, was er beendet hatte, ſchließen.

Auf dem Hofe, theilweiſe nur ſichtbar, hielten Roſſe. Ein Piqueur, über die Kruppe ſeines Falben gelehnt, plauderte mit einem eben angelangten Reiter in reichbordirter Livrée, deren geſtickte Kronen hohe Botſchaft verkündeten. Ein Page, der eben von ihm gegangen, naht der Terraſſe, einen Brief halb empor haltend, als bringe er etwas Wichtiges. Ein Laquai, der eben aus dem Schloßportal mit einer Platte voll kühlender Süßigkeiten tritt, deutet ihm nach vorn den Aufenthalt der Herrſchaft an. Unter der Ulme links ſitzt der Herzog mit der Herzogin converſirend, die Köpfe ſind noch nicht erkennbar, eben ſo wenig wie die Figur hinter ihnen, ein Herr, welcher ſich zur Herzogin herabbeugt, und der Cavalier vor ihnen iſt noch nicht einmal angelegt, ſein weißer Platz indeß ſcheint eine Stellung in Referenz auszudrücken. Ganz vorn an der Waſſertreppe rechts iſt aber eine Gruppe ganz für ſich. Die vorſpringende Baluſtrade von Sandſtein nämlich, welche die Terraſſe gegen das Ufer begrenzt, und deren Pfeiler die Wangen oder die Einfaſſung der Waſſertreppe bildeten, hat ſich der Künſtler mit zwei Steinfiguren geſchmückt gedacht, rechts einen Neptun, der knieend den Dreizack wirft, indeß Boreas, ſich erhebend, die Winde entbindet, links einen Silen, den Gott des Waldes, welcher, Reben und Früchte verſchmähend, ſich auf's Knie geſenkt hat und abwärts ſchauend mit tragikomiſchem Weh die Hand ſehnſuchtsvoll ausſtreckt. Man ſieht das Maſſige der Bildung, das Körnig-Starre des Geſteins ordentlich, und daß des Bildhauers Idee dabei geweſen ſein könne: Silen habe es auf eine Huldigung des feuchten Elements vor ſich abgeſehen, welches eben von Neptun zum Tanz befohlen wird. Aber vor dem Silen ſteht, von ihm abgewendet, eine weibliche Figur, die jetzt wie durch Zufall ſeine Huldigung zu empfangen ſcheint.

Dieſer Silen und dieſes Weib, ein Mädchen in der ganzen Pracht ihres Lenzes, ſind beendet! Dieſer ſtumme Silen trägt Karl's Geſtalt und Züge, dieſes Mädchen — Irenens Kopf, vom Sonnenſtrahl umſpielt und von den huſchenden Blätterſchatten. Während ſie eine Roſe zerpflückt, ſieht ſie träumeriſch hinaus, nicht ahnend die ſteinerne Liebe, noch daß der Schwan das Haupt zu ihr erhebt und ein Pfau ſich an ihre Seite ſchmiegt, nicht ahnend, daß links aus dem Gebüſch die Köpfe zweier ſchalkiſchen Höflinge lugen und ſpöttiſch auf die ſonderbare Gruppe deuten.

Irenens Portrait hatte er längſt verſtohlen ſchon aquarellirt, ſich ſelbſt einmal früher in Düſſeldorf als Pan. Die Combination fand ſich, wie ſich der heimlich heranſchleichende, ſchmerzvoll ironiſche Gedanke findet, ohne daß Karl daran dachte, ein Anderer ſollte es jemals ſehen. Es war ſein Schmerz und ſeine Seligkeit, dieſe beiden Köpfe auf die Figuren zu ſetzen, er hatte im Sinne, ſobald das Ganze vollendet, ſie durch irgend ein paar platte Züge in ihr ungefährliches Dunkel zurück zu zaubern.

So malte er auch heute, Erde und Himmel konnten vergehen, er kannte nur in dieſem Augenblicke ſeine Staffelei.

So hörte er denn auch nicht, als plötzlich leiſe die Thür ſich einen Spalt, dann weiter öffnete, Irene hereinſchlich und ſo leiſe auftrat, daß ihr Kleid kaum hörbar. — Er merkte noch nichts, als ſie hinter ihm ſtand und mit großen, ſtaunenden Blicken, mit glühendem Antlitz und pochendem Buſen das Werk betrachtete.

„Karl, Sie ſind ein Genius, ein Meiſter aller Künſtler!!“ rief ſie flammend aus, ſich nicht länger beherrſchend.

Da ſchnellte Karl empor, wie von einer Natter geſtochen!

„O, mein Gott!“ murmelte er entſetzt, Malſtock, Pinſel und Palette waren ihm entfallen! Tiefem Erbleichen folgte jähes Erröthen, und in höchſter Scham ſich bückend, hob er Pinſel und Palette auf.

„Verzeihen Sie, ich dachte, Sie ſollten's nicht ſehen! Ich will es gleich wieder fortmachen!“ Haſtig zwei beliebige Farben zuſammenmiſchend, wollte er die Züge ſeines Silen verwiſchen.

„Was wollen Sie da, Karl!“ und Irene hielt ſeine Hand feſt. „Sie wollen Ihr Portrait der Figur nehmen, wollen das Genialſte, Rührendſte, das, was die Perle des Ganzen iſt, zerſtören? Und nur, weil ich es eher ſah, als Sie wollten? Pfui doch!“

„Nein, Irene, Sie ſollten es gar nicht ſehen, ich hatte es in einem Anfall toller Laune, wahnwitzigen Dünkels gemacht, in einem Moment, wo —“

„Wo Sie ein wahrhaft großer Mann geweſen ſind! Wo der geheimnißvolle Genius Ihres Lebens erwacht iſt und Sie regierte, wie einſt der Geiſt die Propheten! Sagen Sie doch, warum wollen Sie Ihr Bild vernichten? — Schämen Sie ſich, neben mir verewigt zu ſein, ſchämen Sie ſich, der ſonſt ſo Klare, daß Sie Ihrem Kopfe den allegoriſchen Rumpf da gegeben?“

„Nein, Irene, nein!“ — Er war todbleich. Mit unendlichem Schmerz ſagte er: „Ich finde, ſie iſt ſehr ſchmerzhaft, dieſe Allegorie, und ſehr unſchicklich.“

Irene ſah ihn an. Sie wurde tief bewegt. Dann aber ſtrahlten ihre Augen von Gluth, einer Liebe, einem Heroismus über, daß ſie unbezwinglich erſchien.

„Sehen Sie mich an, lieber Karl, ſo! — Wir ſind zwei ſo innige Freunde, haben uns ſo — ſo lieb, ich bin ſo voll von Ihrer Zukunft, ach, Sie verdienen ja das Glück der Erde! Warum ſollen die Figuren nicht bleiben? Was ſchadet es denn, wenn die Leute ſehen, daß wir uns ein bischen lieb gehabt, daß Ihre Freundin Ihnen ſo werth war, daß ſich Ihre Beſcheidenheit in den Silen von Stein bannte, um ihr nahe zu ſein. Ich fordere das von Ihnen, wenn es wahr iſt, daß ich Ihnen etwas gelte. Ich bin ſtolz, ich bin glücklich, daß ich auf dieſem Bilde bei Ihnen ſtehe, und rede, wer auch will, darüber, ich denke vornehm genug, mein Freund, mir daraus nichts zu machen! Wollen Sie? Wie? Bitte, bitte, — Silenchen, ja? —“

„Wenn Sie es verantworten wollen, theure Irene, wenn — —!“ er küßte ihre Hand. „Um Gottes willen, laſſen Sie mich einen Augenblick in's andere Zimmer gehen!“

Er ſtürzte hinein. — Er mußte einen Moment aufathmen, aufſchreien hätt' er mögen! Die Thränen rannen ſtromweiſe über ſein Geſicht, er mußte ſie verbergen.

Irene ſah ihm nach. — Höher glühten ihre Wangen, mächtiger pochte ihr Herz. Sie fühlte plötzlich, daß ſie ihm nicht gleichgültig war, daß er ſie mit jener idealen Liebe, jener reinen Vergötterung liebte, wie auch die Fürſtin ſich vom Pagen lieben laſſen darf, wie Taſſo Leonoren geliebt. Daß ſie dieſe Gewißheit nur noch mehr entzückte, daß ſie darin ſo gar nichts fand, war eine Verirrung ihrer romantiſchen Extaſe, war eine grenzenloſe Lücke ihrer Erziehung, die ein Capitel in ihrem Dogma nicht hatte, das wichtigſte — Realität des Lebens! Sie hatte noch nie geliebt und ſpielte mit der Liebe, ſie war ideal, aber den Zweck des Idealen, in's Leben ſegnend niederzuſteigen, um über Hütte und Herd, Salz und Brot, Luſt und Weh der Welt ſeinen ewigen Himmelsdom zu breiten, den kannte ſie nicht!

Nach einem Moment der Faſſung eilte ſie ihm nach. Sie fand ihn, das heiße Geſicht an die Scheiben gepreßt.

Sie zog ihn fort, hinein, zurück vor das Bild.

„Karl, ſeien Sie doch nicht ſo excentriſch! Sehen Sie, wie dieſes Mädchen dort neben dem Steinbilde ſchuld iſt, daß Sie alle Welt anſtaunen wird, ſo bin ich, ſo will ich ſchuld ſein, daß Sie ſolche Bilder malen! Wo wäre Raphael's Madonna ohne die Fornarina geblieben!“

„Irene, das wollten Sie wirklich? — Wollten es immer?“

„So wahr Gott mir freien Willen, mein Herz, meinen Geiſt und die Kraft erhält, das Hohe zu begreifen, — das will ich!“

„Und Sie lieben mich, wie ich Sie liebe, Irene? Wollten Weh und Glück des Lebens mit mir theilen? Mein Weib ſein?“

Ein elektriſcher Schlag durchzuckte Irenen! — Wenn ein Ungeheuer vor ihr dem Boden entſtiegen wäre, ſie hätte nicht erſchrockener ſein können. Starr wie eine Statue ſtand ſie vor ihm, forſchend, ob das Gehörte möglich, ob es denkbar ſein könne. — Dann ſchlug ſie ein helles, unwiderſtehliches Lachen auf!

„Ihre Frau? — Frau Pumpel?! — Hahaha, Verehrter, Sie haben einen Sparren zu viel!! — Ich empfehle mich Ihnen — für immer!! —“

Sie ging mit einer unſäglichen Geſte voll Spott, gekränkten Stolzes und Uebermuths hinweg, auf ihr Zimmer!

Da aber ſank ſie ſchluchzend auf's Sopha.

Ihre ganze ideale Welt war von einem Windhauch zertrümmert! —

Der unſelige Karl ſprach kein Wort, verzog keine Miene, vergoß keine Thräne, er war nur ſehr bleich!

Es giebt Kataſtrophen im Leben, die zu umwälzend ſind, als daß man Zeit gewönne, über ſie eine Gefühlsäußerung zu haben, zu erſchütternd, als daß der Schmerz vor übergroßem Weh ſich äußern könnte. Das eigentliche Unglück macht ſtumpf.

Mit der Todesruhe eines Menſchen, der theilnahmlos von einem Ort zum andern geht, wenn ſein Geſchäft gethan iſt, inwendig aber unter dem dumpfen Keulenſchlage der Entehrung, ach, aus allen Wunden ſeiner zerriſſenen Seele blutet, packte er ſeine Sachen in die beiden Koffer; beſonders die Skizzenbücher und die Studien. Auch ſogar das Aquarellportrait der Falſchen ward nicht vergeſſen, der Farbekaſten, die Palette, das angefangene, bisher ganz vernachläſſigte Bild Eichsfeld's und ſeine wenigen übrigen Sachen folgten. Nur Irenens Album blieb zurück und das unvollendete Pfauenſchloß. Dann griff er zum Hut, eilte die Hoftreppe hinab und bat zwei Knechte, ſein Gepäck zu Fabian nach der Meierei zu tragen. Darauf nahm er das eingeſchlagene Bild Eichsfeld's und den Malſtock in die Hand, ſtülpte den Hut tief in's Geſicht und verließ das Schloß, nachdem er auf dem Tiſche Trinkgeld für die Bedienung zurückgelaſſen.

In der Meierei angekommen, gab er beiden Trägern ein Douceur und entließ ſie.

„Aber, um Gottes willen, Herr Karl," ſagte Fabian, „was iſt denn los? Wohin wollen Sie mit Sack und Pack?"

„Ich muß fort, gleich zurück nach Rhodenfließ! Es iſt etwas Schlimmes, Unvorhergeſehenes vorgefallen!"

„Herr meines Lebens! Iſt die Frau Mutter krank?"

„Ja, ja, nur raſch, leihen Sie mir da das alte Segelboot, Fabian! Den Fluß hinauf geht's raſcher als auf der Chauſſee."

„Aber mein Schöpfer, der gnädige Herr hat doch Pferde! Ehe —"

„Nein, nein, er hat ſie augenblicklich nicht im Stalle. Laßt mich nur allein, ich verſteh's ja!"

„Allein? Das geht nicht! Sie halten's Rudern ſtromaufwärts bis zur Stadt nicht aus. Warten Sie, ich will mir blos die Weſte und die Jacke holen!"

Der Alte eilte hinein. Aber ehe er zurückkommen konnte, hatte Karl ſeine Sachen in's Boot geſchleppt, ſtieß ab, mitten in den Strom hinein, und an der zum Glück aufgerichteten Stange das Segel emporziehend, es mit Geſchicklichkeit ſtellend, fegte das kleine Fahrzeug bei erhobenem Winde davon, in welchem Fabian's Stimme verhallte. Wie Charon, des Fährmanns Nachen, das Verderben mit ſich tragend, glitt das Boot dahin, beim Belvedere vorbei. Sein Auge ſog noch einmal den Anblick dieſer lieben, ach, ſo fluchwürdigen Stellen ein, er ließ ja ſeine ganze Jugend auf Pfauenſchloß, dem Sitz des Stolzes und der Eitelkeit. Dem Schloß vorübereilend, zog er — nicht zum Gruß und um Jemandes willen, — nein, zum Lebewohl hienieden, den Hut! — Die beiden Werder, die Flötz und Höſchen, Neubuch und Lindenholz ſchwankten vorbei, ohne daß der Wind nachgelaſſen hätte, den Lauf des Nachens zu beſchleunigen, ohne daß Karl ſich eine Secunde Raſt beim Rudern gönnte!

Am Fiſcherhauſe, nahe bei der Lindenthorbrücke, hielt er, übergab dem Fiſcher ſeine Sachen nebſt Kahn, ſagte, er würde Alles holen laſſen, und ihn bezahlen, wenn er den Nachen in die Pfauenſchloß-Meierei ſchaffen würde, und ſchritt durch die Stadt.

Wie er ausgeſtiegen war und am zugichten Ufer mit dem Fiſcher geſprochen, hatte es ihn jäh überrieſelt.

„Den hat der Tod am Kragen,“ hatte der Fiſcher gedacht.

Jeder neue Schritt wurde ihm ſchwerer. Alle Leute gafften ihn an. — Viele ziſchelten und lachten. Er aber ſah und hörte nichts. — Endlich, mit vieler Mühe hatte er des Seilers Haus erreicht. Der Meiſter ſchaute ihn ſtarr an, wie eine Geiſtererſcheinung. Endlich war er oben; er klopfte an ſeiner Mutter Thür.

Ihre liebe Stimme rief „Herein! —“

„Erſchrick nicht, liebe Mutter!“

Der alten Frau fiel die Nähterei aus der ſtarren Hand. „Jeſus Chriſtus, mein Sohn, wo kommſt Du her? — Wie —, erbarme ſich Gott, wie ſiehſt Du denn aus?!“

„Mutter, ich bin todkrank! Ich habe —“ Er wankte, — er brach zuſammen!

Die Controleurin riß die Thür auf und ſchrie jammernd das Haus zuſammen!

Alles ſtürzte herbei. — Man rieb ihn, brachte ihn zu Bett, ſchickte nach dem Phyſikus.

Als Dunz kam, ſah er die Alte nur mit einem flüchtigen Blick an. „Senfteig auf die Bruſt! Da, nur ſchnell das zur Apotheke, ich bleibe hier!!“

„Was, Du mein Schöpfer, was iſt denn meinem Sohne?“

„Nur nicht lamentiren, liebe Controleurin. — Alles ſtill und ruhig. — Er iſt ſchlecht, es iſt Gefahr da, viel Gefahr! Aber der liebe Gott und ſeine Jugend können viel thun!“

Sechſtes Capitel.

Auf dem Kloſterkirchhofe.

Während Jammer und Herzeleid in die friedliche Wohnung der Controleurin eingezogen waren, Karl's Freunde rathlos ſein Bett umſtanden, auf dem er in wilden Fieberphantaſien tobte, deren Inhalt Irene, Silen, Pfauenſchloß in bald glühenden, bald grauenvollen Bildern ausmachten und ſo nur zu deutlich das Geheimniß ſeiner Bruſt verriethen, war man auf Pfauenſchloß auch nicht gerade in ſehr gehobener Stimmung.

Wäre die ganze mißliche Angelegenheit nur in den engen Kreis der Betheiligten gebannt geblieben, hätte ſie ſich nicht ſo ſchroff und unheilvoll geſtaltet, dann würden ihre Folgen auch nach allen Seiten hin weder ſo verderblich, noch der Eclat für Föhrenbachs namentlich ſo verletzend geweſen ſein. — Ein Korb, ſelbſt in der härteſten Form wie hier ertheilt, iſt eine ſo zarte, tief in's Herz einer Familie ſchneidende Sache, daß man ſie gern für ſich behält. Auch von den Umgebungen Karl's, von Jochmus und den Seinen wie Zipfer war Discretion aus Liebe für den Freund ſicherlich zu erwarten.

Wie kam es, daß die ganze Begebenheit ſchon an demſelben Tage offenkundig und das Geträtſch aller böſen und ſkandalſüchtigen Zungen von Rhodenfließ geworden, auf den Straßen, in den Kneipen und von Thür zu Thür ganz unumwunden verhandelt wurde?

Weil der Skandal längſt gefliſſentlich angebahnt war! Und wer hatte ihn vorbereitet, wer ſich's zum Geſchäft gemacht, die Ehre zweier Familien durch den Janhagel der rhodenfließenſchen vox populi zerſetzen zu laſſen?

Die Urheber dieſes feinen Stückchens, das einer Büberei überaus ähnlich ſah, waren Alwin und Blöhmer geweſen.

Als Beide auf Pfauenſchloß dem kleinen Maler nicht ankommen konnten, weil das Mißtrauen ihn wachſam machte, hatte Alwin geſchworen, vor der Abreiſe noch ein Mittel gegen ihn in Bewegung zu ſetzen, und auf Blöhmer's Frage, was dieſes Mittel ſei, mit der lakoniſchen Gegenfrage geantwortet: „Weißt Du, was der Leumund einer kleinen Stadt bedeuten will?“

Der Leumund, welcher alſo ſo blitzgeſchäftig jetzt über die Betheiligten herfiel, war ein längſt vorbereiteter. Schwerlich aber hatte es urſprünglich in Alwin's Wunſche gelegen, ihm eine ſolche Bahn anzuweiſen, wie er nun einmal genommen; denn gewiß nicht hatte er beabſichtigt, durch ſeine Intriguen der bürgerlichen Ehre ſeiner eigenen Familie eine ſo ausgeſuchte Niederlage zu verſchaffen, wie ſie im fatalen Laufe der Dinge erleiden mußte.

Die Handlungsweiſe beider junger Männer war um ſo mehr ein Bubenſtreich, als ſie deren Wirkung gar nicht in der Gewalt hatten. Sie hatten nämlich den Plan gefaßt, kurz vor ihrer Abreiſe nach Hamburg durch das edle Rhodenfließ das Gerücht verſtohlen verbreiten zu laſſen: „Herr Karl Pumpel beabſichtige Irene Föhrenbach zu heiraten und Irene habe Neigung für ihn.“

Daß nach dem berühmten Geburtsfeſt bei den Leuten dieſe Nachricht auf bereits empfänglichen Boden fallen müſſe, hatten ſie mit gutem Grunde vorausgeſetzt, ebenſo, daß dieſe Nachricht ſich bald nach ihrer Abreiſe mit kleinſtädtiſcher Zungenfertigkeit ringsum wie ein Lauffeuer verbreiten und den Bewohnern von Pfauenſchloß zu Ohren kommen werde.

Ein Bruch zwiſchen den Seinen und dem Maler, ein Entfernen deſſelben aus dem Vaterhauſe mußte die Folge ſein. Wenn dann Blöhmer ſiegreich einzog, ſich mit Irenen verband, ſo war der ganzen Geſchichte ein Ende gemacht. Das war ihre Rechnung.

Der verſtandeskalte Alwin hatte aber den einen großen Fehler vieler ſeiner Genoſſen, daß er nämlich ſeine Schlingen allzu ſchlau legte, ſeine Intriguen gar zu ſehr zuſpitzte! Dabei überſah er denn oft Dinge, welche dem einfachſten Alltagshirn aufſtoßen mußten. Weil er auf ſeine Rechnung ſchwor, und während er wob und ſpintiſirte, gewahrte er nicht, wie der blos täppiſch ehrliche Tick eines Simpels ſchon genügte, ſeine Fäden zu verwirren, ſeinen Intriguen die Spitze abzuſtoßen und den unſichtbaren Geſchoſſen ſeiner Hand eine gar wenig erwünſchte Richtung zu geben.

Der Oberkellner im Gaſthof zur Sonne und der Figaro von Rhodenfließ, der Barbier Schneller, welche Alwin und Blöhmer in der Sonne bedienten, als Schwätzer und Zuträger längſt bekannt, waren zu dem Geſchäft auserſehen, die famoſe Neuigkeit durch das Städtchen zu tragen.

Hätten Alwin und Blöhmer in Gegenwart dieſer Leute nun von Karl's und Irenens Verhältniß geſprochen, ſo wäre dies genügend geweſen, die Sache ſofort zu verbreiten. Beide feinen Köpfe überlegten indeß, daß man dann zugleich verbreiten würde, ſie ſeien es ſelbſt geweſen, welche das Verhältniß des Malers und Irenens beglaubigt hätten. Dies mochten ſie begreiflicher Weiſe nicht thun, um ſich ſelber wie Föhrenbachs nicht bloßzuſtellen. Karl ſollte ja nur getroffen werden!

Sie wählten daher den klugen Ausweg, den Barbier wie Oberkellner zu beſtechen, ihnen die Weiſung zu geben, die Geſchichte, als käme ſie ihnen aus anderem Munde zu, zu verbreiten, und Alwin's wie Blöhmer's Perſon ganz außer Spiel zu laſſen. Beide, pfiffig und geldgierig, verſprachen ihre Commiſſion gut auszuführen.

In dem Glauben daran und den guten Erfolg hiervon für ihre Zwecke, reiſten Beide ab, zumal ſie von der Emſigkeit ihrer Geſchäftsträger eine größere Belohnung abhängig gemacht hatten, die im Winter bei ihrer Rückkunft ertheilt werden ſollte.

Die beiden geheimen Agenten hatten nun auch den beſten Willen, ihren Auftrag auszuführen und die beſagte Prämie zu verdienen, aber weil ihnen die nöthige Unbefangenheit der Klatſcherei abging, ſie gerade, da man ihnen dieſelbe aufgetragen, ſich bewußt waren zu lügen, wendeten ſie mehr Heimlichkeit und Vorſicht bei der Verbreitung der Nachricht an, gingen zaghafter und verſtohlener zu Werke, als ſie ſonſt bei ihren Zuträgereien für nöthig gehalten. Föhrenbachs waren ja allgemein zu angeſehen, ſtanden mit zu vielen Honoratioren in nächſter Verbindung, als daß die Sache für die Verleumder nicht hätte ſehr leicht gefährlich werden können. So kam es denn, daß ſich, ſehr gegen die Berechnung Alwin's und Blöhmer's, das Gerücht: „Irene und Karl würden ſich heirathen,“ anfänglich nur ganz verſtohlen und unter dem niederen Theile der Bevölkerung ausbreitete. Anderntheils erſchien Jedem, der den Stolz Föhrenbach's, ſein Streben nach Glanz und Anſehen, andererſeits aber die komiſche Individualität Pumpel's kannte, der Gedanke: „er könne Bräutigam Irenens, eines Mädchens ſein, die bei den Galanterien viel ſchönerer, anſehnlicherer junger Männer kalt blieb,“ zu abſurd und unglaublich, um ihn ernſtlich in ſich aufzunehmen, nicht mit Vorſicht, oder lieber gar nicht zu verbreiten. Am befliſſenſten ſuchten ihn nur diejenigen Perſonen in der Stadt herumzutragen, welche von jeher Föhrenbachs übel gewollt hatten, da ſie ſich von ihren Cirkeln ausgeſchloſſen ſahen. Dieſe Perſonen aber kamen eben auch wenig mit dem Rath in Berührung, zumal er wie ſeine Familie im Sommer nur ſelten nach der Stadt fuhren. Kurzum, es war lange Zeit verſtrichen, ehe dieſe Neuigkeit an die Oberfläche, und gelegentlich einmal dem Rath zu Ohren gelangte.

Föhrenbach zuckte mitleidig dazu die Achſeln und ſagte: „Das iſt eine abgeſchmackte Dummheit, die kleinlicher Neid erfunden. Ich wundere mich, daß man mir derlei Narrheiten anzuhören giebt!“ — Er erzählte lachend Irenen die Geſchichte, und Irene antwortete eben ſo lächelnd: „es mache ihr ungeheures Vergnügen, zu wiſſen, daß man Karl beneide, im Uebrigen ſei ihr das Geſchwätz gleichgültig!“

So ſtanden dieſe Dinge, als zwiſchen ihr und Karl die Kataſtrophe erfolgte. —

Irene war aus dem Himmel der Romantik, aus jener zauberiſchen Illuſion der Kunſt, aus dem Märchen aller Ideale gefallen! Abſcheu, der Schmerz unſäglicher Enttäuſchung und Rathloſigkeit, Furcht und Verachtung vor Karl hatten in ihr Platz genommen, vor Allem das Gefühl der Scham, der tiefſten Entwürdigung vor ſich ſelbſt und den Ihren! Durch dieſen einzigen Schlag war die Heroine, die Beherrſcherin des Hauſes, die ſtolze Schöne zum unmündigen, haltloſen Kinde geworden, das ſich ſelber nicht mehr leiten konnte und, um nicht gar zu verzweifeln, am Herzen derer Schutz ſuchte, über die ſie bisher eine oft ſehr unbequeme Macht geübt.

Wie alle excentriſchen, hochfahrenden, überſchwänglichen Naturen machte ſie die erſte derbe Lebenserfahrung ſehr kleinmüthig. Scham hielt ſie wohl ab, ſich ſofort den Eltern zu entdecken, aber der Gedanke, „der Maler ſei ja noch auf Pfauenſchloß, werde gewiß das Bild vollenden,“ und der Wunſch, ihn um jeden Preis zu entfernen, dieſen gemeinen, ſelbſtſüchtigen, heuchleriſchen Mann, dieſen Paraſiten, dem nur zu zeitig die Larve von der frechen Stirn gefallen, ihren Eltern zu zeigen, wie er ſei, und der Schmach öffentlicher Lächerlichkeit zu entrinnen, ſtachelte ſie auf, ſich zu überwinden.

Nach einer halben Stunde voll Thränen und Kämpfe eilte ſie hinab in's Wohnzimmer.

Sie fand die Räthin allein und über einer Stickerei beſchäftigt.

„Irene, was haſt Du denn? Du haſt ja geweint!“

„Mutter, meine Mutter!“ — Schluchzend fiel ihr die

Tochter um den Hals, ſie heftig küſſend, und ein Strom von Zähren erſtickte ihre Stimme.

Dergleichen Expectorationen ihres Kindes waren der Mutter überaus ungewöhnt, ſo daß ſie entſetzlich erſchrak.

„Aber, mein Gott, Mädchen, faſſe Dich doch! — Iſt ein Unglück geſchehen? Oder —! Sage mir doch wenigſtens ein Wort der Aufklärung!“

„O, ich bin beſchimpft, entehrt vor aller Welt!“

„Irene, ich glaube, Du biſt krank! Wer ſoll Föhrenbachs Tochter beſchimpfen, gar entehren? — Komm zu Dir, ſprich klar und vernünftig. Du biſt doch ſonſt ſehr ſouverain in Deinem Denken und Fühlen!“

„O, ich war thöricht, Mutter, ich —“

In demſelben Augenblick trat der Rath überaus unruhig ein. „Karl iſt plötzlich fort, und —! Was bedeutet das hier? Mein Gott, was iſt denn geſchehen?“

„Das mag Deine Weisheit ergründen!“ — ſagte die Räthin langſam, „der Maler hat Pfauenſchloß verlaſſen?“

„Mit Sack und Pack. Das Album Irenens und das unvollendete Bild blieb nur zurück!“

Die Räthin warf dem erregten Gatten einen kalten, höhniſchen Blick zu, dann trat ſie zu Irenen, die ihr Geſicht in's Polſter des Fauteuils gepreßt hatte. „Ich befehle Dir zu ſagen, was mit dem Maler geſchehen iſt!“

„Ihr wißt, wie unbefangen, in welch' reinen Abſichten, wie ganz der Kunſt ergeben ich mit dieſem Menſchen verkehrte, den Eure Güte in dieſes Haus gebracht, Eure Nobleſſe unterſtützte und zu einiger Geltung brachte.“

„Nun?“

„Und dieſer Abſcheuliche wagte es, denkt, wagte es vorhin, als ich das Bild beſah, mir — aus heiterem Himmel, — einen — einen Heirathsantrag zu machen! — Mir, dieſer Menſch! Einen Antrag!“

„Dieſer Pumpel hätte die Frechheit gehabt!?“ — brauſte der Rath auf.

„Spare Deine unzeitige Erhitzung,“ fiel die Räthin ſchneidend ein. „Du haſt den Unverſchämten natürlich abgewieſen, Irene?“

„Kannſt Du noch einen Augenblick zweifeln, Mutter?!“

„Iſt das Subject beſtimmt fort, Föhrenbach?“

„Ich blickte zufällig aus meinem Fenſter und ſah Franz mit Georg die Koffer und den Reiſeſack des Malers über den Hof nach dem Garten tragen. Als ich ſchon das Fenſter öffnen und die Leute nach dem Wohin fragen wollte, ging Pumpel ſelbſt über den Hof und ihnen nach. Darüber ſtutzig, eilte ich nach dem Thurmzimmer und fand es leer, bis auf das Album und das unvollendete Bild.“

Die Räthin ſchellte. Friedrich trat ein.

„Herr Pumpel, wahrſcheinlich durch eine plötzliche, unangenehme Nachricht aus der Stadt veranlaßt, hat Pfauenſchloß, ohne ſich zu empfehlen, verlaſſen. Du wirſt Dich erkundigen, wie er das bewirkt hat.“

Der Diener verbeugte ſich und eilte, Erkundigungen einzuziehen.

Eine Pauſe gedrückter Stimmung folgte, während der die Räthin mit gekniffenen Lippen im Zimmer auf- und abſchritt. Vater und Tochter fühlten zu wohl, daß Entſchuldigungsgründe jetzt vor der Räthin ſchlecht angewendet waren, der Ton geiſtiger Ueberlegenheit unendlich herabgeſtimmt ſei und das Uebergewicht fortan ihrer Hand entriſſen und der Mutter zufallen müſſe.

„Wer war es, Föhrenbach, der Dir widerrieth, dieſen Schamloſen in's Haus zu nehmen, als Ihr Beide in Eurer Kunſtnarrheit nicht wußtet, wie Ihr dieſes Monſtrum vergöttern ſolltet? Wer hat ihn von Allen allein mit mißtrauiſchen Augen angeblickt und Dir prophezeit, daß Du und Irene mit Eurer Ueberſpanntheit dem allgemeinen Gelächter der Stadt preisgegeben würdet?! Ich!! — Euren Phantaſien zu folgen, die Kunſtmäcenin, die Beglückerin aller pauvren Kraftgenies abzugeben, welche etwa Luſt empfinden dürften, unſer Haus, unſern Beutel zu beehren, dazu mein Theurer, fehlte mir der Geiſt! Aber das Auge der Frau von Welterfahrung, der Blick der Mutter fehlte mir nicht, um einzuſehen, wohin ſolches Amalgamiren mit der Talent-Bettelei, dieſe Ueberſpanntheit Eurer Richtungen führen müſſe!"

„Du haſt dem Menſchen aber bald genug ſelber Deine Gunſt zugewendet, haſt an ſeiner Unterhaltung wie ſeinen Arbeiten vielen Geſchmack gefunden!"

„O ja, ich gab ihm Gunſt, fand an ihm Geſchmack, weil ich es mußte! Mein Herr Gemahl hat mich ja von jeher daran gewöhnt, mich fügen zu müſſen, meinen eigenen Verſtand für gar zu untergeordnet anzuſehen, und weil ich die thörichte Schwachheit hatte, mich ſtets zu beſcheiden, an meine Unzulänglichkeit ſelbſt zu glauben, kam es, daß mein Kind, daß die Tochter, deren Erziehung von Natur aus das Recht der Mutter iſt, in allem Eigenwillen beſtärkt wurde, Deine überſpannten Kunſtideen einſog und, ſtatt für die Klugheit des Lebens, für eine bedeutſame glückliche Stellung in der Welt, zu romantiſchen Hirngeſpinnſten erzogen wurde, ſo daß ſie dieſen Ausbund plumper Häßlichkeit für einen Adonis hielt, auf die Gefahr allgemeinen Spottes hin ſeinen Schutzgeiſt ſpielte, bis ſie heute erfahren, was die ideale Hoheit für ein kläglich Ende zu nehmen pflegt! Meint Ihr denn, mit dieſer Scene, mit der Abweiſung und Entfernung des Elenden ſei es abgemacht? O wartet nur, was man in Rhodenfließ dazu ſagen wird! Jedermann hat die Auszeichnungen geſehen, mit denen er hier überſchüttet worden! Bildet Ihr Euch ein, wenn er hier den Beſcheidenen zu ſpielen klug genug war, um zu dem profitablen Zwecke zu kommen, die ſchöne Föhrenbach mit dem noch viel ſchöneren Vermögen zu erwerben, er nicht in Rhodenfließ ſammt ſeiner Mama ſchon von ſeinem künftigen Glück geprahlt haben wird!"

Der Rath und Irene wechſelten einen haſtigen Blick und wurden blutroth.

„O, ſeht mich immer an! Fühlt Ihr, wie recht ich habe? Obwohl ſeiner eigenen Beſchämung willen der feine Herr ſchweigen wird, bin ich Euch doch gut dafür, daß in ein paar Tagen die ganze Stadt wiſſen wird, Herr Karl Pumpel habe Dich mit ſeiner Liirung beehren wollen, Dich, Irene, die bisher die Königin aller Feſte geweſen iſt! Glaubſt Du nicht, das ſei rechtes Waſſer auf dieſe Rhodenfließer Klappermühlen? Muß man ſich nicht ſchämen, den Leuten unter die Augen zu treten, jede anzügliche Bemerkung, jedes zweideutige Lächeln hinabzuſchlucken? Wir haben das beſte Theil unſeres Anſehens verloren, und durch wen? — Durch Euch ſelbſt, die Ihr vor idealer Vornehmheit Euch nicht zu laſſen wußtet, mit der ſogenannten Kunſt ſtets zu brilliren liebtet!“

„Du gehſt etwas zu weit im Zorn, liebe Mutter!“ ſagte Irene finſter. „Ich habe mit der Kunſt nie brillirt, mit dem Edlen und Reinen nie Coquetterie getrieben, ſondern es mit vollem, warmem Herzen, mit ganzer Seele geliebt! Meine Gefühle ſind beſudelt worden von einem Unwürdigen, aber das giebt keinen Grund, ſie zu verdammen! Ich habe mich getäuſcht, habe gefehlt und kranke daran vielleicht mein ganzes Leben, aber wenn Du das Gefühl der Mutterliebe für mich empfändeſt, würdeſt Du nicht erbarmungslos das Beſte in mir ſchmähen, was ein Ehrloſer mißbraucht hat!“

Damit ſtand ſie weinend auf und ging wankend in ihr Zimmer.

„Sie hat vollſtändig recht!“ platzte der endlich ſich ermannende Rath heraus. „Dein Unwille übertreibt auf eine Weiſe, die nur zu ſehr zeigt, wie die Gelegenheit, mein Schatz, Dir in einer gediegenen Eruption über vergangene und gegenwärtige Zeiten Luſt zu machen, Dir überaus willkommen iſt!“

„Ei, und das meinſt Du wirklich? Haſt Du an dieſem Affront alſo noch nicht genug? Zweifelſt Du etwa, daß wir unverbeſſerlich compromittirt ſind?“

„Das bezweifle ich denn doch ſehr! — Ich habe einen jungen Menſchen, der Talent zu haben ſchien, welchen Eichsfeld, Jochmus, von Rautenzweig und andere diſtinguirte Perſonen auch ausgezeichnet, eingeladen, mit Arbeit beauftragt und in mein Haus aufgenommen, damit er ein Bild male. Das iſt nichts, was meiner Ehre zu nahe tritt. Dieſer Menſch hat ſich unnütz gemacht, hat ſeine Stellung ſo weit vergeſſen, ſeine Augen zu meiner Tochter zu erheben, und ward entfernt. Darin ſehe ich ebenfalls nichts Anſtößiges! Was willſt Du denn? — Die Sache iſt unangenehm, aber hat, wie mich dünkt, mit unſerm Renommée gar nichts zu thun!“

„Sieh? Gar nichts? Und das weißt Du ſo ganz gewiß? Nun, mein lieber Gatte, dann iſt ja Alles wunderſchön! Es wäre auch ganz abnorm, daß Deine Frau in ihrer Vorausſicht recht hätte! Ich werde darüber gewiß kein Wort mehr verlieren. Solltet Ihr aber ſpäter dennoch finden, daß ſich die Angelegenheit um Vieles verletzender geſtaltet, ſo bildet Euch nicht ein, daß ich mich dann in Dinge miſchen werde, die mir gefliſſentlich ſeit je entfremdet wurden!“

„Ich glaube nicht, mein Kind, daß Du Dir darüber vorher ſchon Gedanken zu machen nöthig haſt!“

Damit ging der Rath nach dem Thurmzimmer, verſchloß es; ohne weiter hinein zu ſehen, ſteckte den Schlüſſel zu ſich, und kehrte auf ſein Zimmer zurück, um dem nicht ſehr tröſtlichen Gedanken über den kurzen Verſuch, ein Kunſtmäcen zu werden, nachzuhängen.

Die Räthin hatte aber nichts Eiligeres zu thun, als einen ſechs Seiten langen Brief an ihren „einzig geliebten Sohn Alwin“ nach Hamburg zu ſchreiben, in welchem ſie allen unſäglichen Gefühlen, die ihr Herz barg, in ausgedehnteſter und unumwundenſter Weiſe fröhnte.

Während jedes der drei Mitglieder der Familie Föhrenbach auf Pfauenſchloß ſeinem beſondern Kummer zurückgezogen nachhing, Irene nebſt Vater die Mutter möglichſt vermieden, welche mehr denn je ein höchſt zugeknöpftes, froſtiges Benehmen an den Tag legte, gingen die Angelegenheiten in des Seilers Haus ihren überaus traurigen Gang.

Wohl ſtanden Jochmus, Zipſer, die Paſtorin und Martha der geängſtigten Controleurin nach Kräften bei, doch die eigentliche Anſtrengung der Pflege, die Todesangſt und Sorge einer Mutter, welche mit dem Sohn ihre langgepflegte, reichſte, letzte Freude zu verlieren fürchtet, verblieben ihr doch allein. Mag Freundſchaft noch ſo innig Perſonen verbinden, die beſonderen Lebenszwecke, die theuerſten Selbſtintereſſen trennen den Einen, bei aller Opferfähigkeit, von dem Andern.

Zipſer und Martha hatten mit Verwirklichung ihrer Liebeswünſche zu thun. Der letzte Aufenthalt ihrer Verbindung war eben beſiegt, und nachdem Zipſer die Aſſeſſur errungen und bald darauf zum Kreisrichter in Rhodenfließ ernannt worden, ward die Wohnung für das junge Paar bereits gemiethet und möblirt. Die Hochzeit zu verſchieben, wäre ein kaum zu billigendes Opfer geweſen. Ohnedies verzögerte ſie ſich, weil die Controleurin, unausgeſetzt an des Sohnes Lager gefeſſelt, ihre weſentliche Hülfe zur Herſtellung von Martha's Ausſtattung der Paſtorin entzog und dieſer deshalb die Laſt der Einrichtung gerade in ihrem ſchwierigen Theil allein zufiel. Wer am ſelbſtloſeſten, dauerndſten bei Karl aushielt, der armen Mutter ein wahrer Troſt und Halt wurde, war Jochmus ſelber. So viel ſeine Amtsgeſchäfte es nur geſtatten wollten, war er bei dem Kranken, und ein Vater hätte unmöglich mehr Gefühle der Liebe und Zärtlichkeit für den jungen Mann an den Tag legen können, als der alte Paſtor, deſſen Stolz es geweſen, dieſes Talent als ſeinen geiſtigen Sohn, den Zögling ſeiner äſthetiſchen und idealen Anſchauungen zu betrachten, ſeine einſtige Größe zu veranlaſſen.

Bald in den erſten Tagen der Krankheit, welche mit einer Wuth ohne Gleichen aufgetreten war, hatten die Mutter, Jochmus und Phyſikus Dunz aus den wirren Fieberphantaſien Karl's den dunklen Anlaß ſeines ganzen Zuſtandes errathen. Gebrochene Ehre, geſchändete Liebe, unerfüllter Ruhm, Schmach der Armuth, das Alles bildete ein wirres, unlösbares Knäuel. — Welcher Vorfall gerade den Anſtoß gegeben, ward ihnen indeß nicht klar. Jochmus und Dunz, Beide alte Freunde Föhrenbach's, ahnten wohl, daß dem jungen Manne irgend etwas Ehrenrühriges auf Pfauenſchloß begegnet ſein müſſe, ſie kannten den Hochmuth des Raths und ſeiner Familie hinlänglich, um dies glaublich zu finden.

Bald klärte ſie darüber auch die öffentliche Stimme von Rhodenſließ auf, welche ſich jetzt mit einem Male und ſehr zur Unzeit in voller Galle geltend machte.

Die Nachricht „Irene und Karl liebten ſich“, welche auf Alwin's und Blöhmer's Betrieb heimlich verbreitet worden, aber ſchwer und ſpärlich genug Eingang gefunden, gewann nicht allein plötzlich an Conſiſtenz und fand reißend Glauben, ſondern erlitt eine neue Auslegung, die nicht ſehr zu Föhrenbach's Gunſten war.

Viele hatten Karl an dem bewußten Tage in gebrochenem Zuſtande zurückkommen ſehen, der Fiſcher am Lindenthor hatte die Waſſerfahrt Karl's vom Pfauenſchloß bis zur Brücke erzählt. — Da war etwas Schlimmes vorgefallen! — Die jähe Krankheit, was über die Phantaſien des Armen in den erſten Tagen ruchbar geworden, fügte ſich jetzt zu einer ganzen Geſchichte, deren Inhalt kurz der war: „Controleurs Karl hat Irenen geliebt, ſie hat ſich ſo lange flattiren laſſen und ihn hingehalten, bis ſie, der Sache überdrüſſig, ihm einen Korb gegeben, der Rath, als wäre er ein Bettler, ihm die Thür gewieſen. In Folge deſſen ſei die heilloſe Waſſerfahrt erfolgt, welche, verbunden mit der furchtbaren Gemüthsaufregung, die tödtliche Krankheit des jungen Mannes herbeiführte.“ — Hatte man vorher die Möglichkeit einer Verbindung Beider für lächerlich gehalten und kaum geglaubt, das aber glaubte man auf's Wort, und ganz Rhodenſließ flammte in Entrüſtung!

Die erſte Perſon, welche die Stadtgeſchichte erfuhr, war leider die Controleurin ſelbſt. Sie beſtätigte ihr nur die traurige Ahnung ihres Herzens, und ſie glaubte dieſelbe. Arm, kaum vom Grame um den Mann geneſen, für das Leben des Sohnes zitternd und dem entehrenden Gerede, dem beſchämenden Mitleid der Leute ausgeſetzt, die ſich erkundigten und eine Theilnahme heuchelten, welche ſie ſonſt nie an den Tag gelegt, das war zu viel für die Arme, das überſtieg ihre leibliche und geiſtige Kraft!

Noch hielt die Mutterangſt ihre Lebensgeiſter zuſammen, aber das fühlte ſie, fühlte auch der verzweifelnde Jochmus, wenn es wirklich gelang, den jungen Mann zu retten, wurde es nur mit der Selbſtaufopferung der alten Frau bezahlt.

Zu denen, welche das Benehmen Irenens und die vermeinte Brutalität Föhrenbach's im Innerſten empörte, gehörten vor allen Zipſer, der im Freunde ſeine eigene Ehre gekränkt ſah, ferner der redliche Jochmus und Phyſikus Dunz, welche Beide nie ſehr von der Eitelkeit wie der Kindererziehung des Raths erbaut geweſen waren. Da es zumal wegen der Controleurin drohendem Siechthume wie für den guten Ruf aller Betheiligten von Wichtigkeit war, hinter den genauen Sachverhalt zu kommen, ſo ſchrieb Jochmus an den Rath hinaus, und indem er den Zuſtand Karl's wie die Meinung der Welt ſchilderte, forderte er von ihm in ernſteſter, beſtimmteſter Weiſe eine Erklärung.

Es war etwa zehn Tage nach der Kataſtrophe, als das Schreiben an Föhrenbach mit dem Landboten hinausging. Bereits war es ſchon auf Pfauenſchloß aufgefallen, daß Niemand, wie doch ſonſt geſchah, ſich für nächſten Sonntag zum Beſuch hatte anmelden laſſen, und die Räthin konnte nicht umhin, darüber ein paar wohlgezielte Bemerkungen zu machen.

Das Zimmer Karl's hatte ſeit jenem Tage Niemand betreten, es war allſeitig mit Abſicht vermieden worden, die ganze peinliche Sache in den Mund zu nehmen. Je mehr man aber äußerlich that, als ſei eben nichts weiter vorgefallen, deſto mehr dachte man heimlich daran, und Pfauenſchloß hatte dadurch eine ſo unangenehme Atmoſphäre, daß man ſie gern gewechſelt haben würde, wäre nicht die Furcht begreiflich geweſen, zu Rhodenſließ könne ſie noch beklemmender ſein.

Der Rath ſaß eben mit Irenen auf der Terraſſe. Letztere an einer weiblichen, ihr ſonſt nicht ſehr gewöhnten Arbeit, Erſterer über einer Lectüre, welche er auch wohl nur zur Hand genommen, um nichts reden zu müſſen.

Da trat die Räthin aus dem Portal des Parterre-Salons auf die Terraſſe.

„Da iſt ein Brief aus der Stadt für Dich, Föhrenbach!“ Sie ſagte dies in einem ſo eigenthümlichen Tone, ſchien ſelbſt ſo wenig gleichgültig dabei, trotz alles Zwanges, daß der Rath und Irene unwillkürlich zuſammenſchraken.

Föhrenbach nahm das Schreiben. Es war Jochmus' krähenpfotige Hand. — Er biß ſich auf die Lippen. — Einen haſtig ſcheuen Blick auf die erröthende Irene, auf ſeine Frau werfend, die lauernd mit dem Schlüſſelbunde in ihrer Hand ſpielte, öffnete er die Epiſtel. Irene und die Räthin konnten nicht umhin, plötzlich ihren Blick auf den Leſenden zu richten, der, immer mehr ſich verfärbend, heftig zitterte und kaum den Brief zu beenden vermochte. Die Hand, welche ihn hielt, ſank ſchlaff herab, er fuhr mit der andern über die feuchten Augen, und ſeine ganze Geſtalt ſchien in ſich zuſammenzuknicken.

„Vater, ich bitte Dich, was iſt geſchehen?!“ rief Irene.

„Was ſchreibt denn Jochmus?“ und die Räthin nahm ihm den Brief aus der Hand.

„Ich bin entehrt! Bloßgegeben ſind wir vor aller Welt, um dieſen — Burſchen!“ ſtöhnte er auf und barg ſeinen Kopf in die Hände.

„So? Alſo doch, Föhrenbach? Es geſchah alſo doch, was ich gefürchtet? — Laß nur ſehen, was uns das Mäcenenthum und das Ideale eintrug!“ Sie überflog den Brief.

„Was wagt das Geſindel zu ſagen? — Daß wir den Menſchen brutal aus dem Hauſe gewieſen, ſo daß er, um nur zurückzukehren, die Fahrt mit Fabian's Boote machen mußte und ſich eine tödtliche Krankheit zuzog? — Lief er nicht ſelbſt wie ein ertappter Bube voll Beſchämung weg?! Und das glauben die Leute, welche Gäſte unſeres Hauſes, ſeine Schmarotzer, Verehrer geweſen, das glauben ſelbſt die alten Freunde, welche uns doch beſſer kennen ſollten?! — Man fordert ja förmlich Rechenſchaft von uns für das ſogenannte Unglück, was wir dem Herrn Pumpel bereitet hätten! — Ei ſeht, ein Mädchen von Ehre, Deine Tochter hat alſo nicht das Recht, einem Unverſchämten, der von unſerer Gnade lebte, die Thür zu weiſen, und es thut gerade Noth, wir lieſen mit Irenen durch die Rhodenfließer Zungen Spießruthen bis an das Bett Deines ehemaligen Günſtlings und ſtellten ihm unſer Kind als Braut zur Dispoſition, um ſeinen Geſundheitszuſtand in das normale Gleichgewicht zu bringen. Nun denn, Herr Rath, wenn Du jetzt noch nicht weißt, wohin Deine jämmerliche Unfehlbarkeit geführt hat, wenn Du noch nicht weißt, was zu thun iſt, ſo erhalte Gott Deinen Verſtand!!“

Damit warf die Dame außer ſich vor Entrüſtung den Brief zur Erde und wendete ſich.

In demſelben Augenblick glitt ein dunkler Schatten aus dem Salon auf die Terraſſe. Es war Alwin.

„Aber Vater, liebe Mutter!“

„O mein Sohn, biſt Du da? Biſt Du doch gekommen? — Leider triffſt Du Deinen Vater nicht in der Lage, ſich über das Tröſtliche Deiner Erſcheinung, oder über ſonſt etwas in der Welt freuen zu können! Laß uns allein reden!“

Sie ſchob ihre Hand unter Alwin's Arm und Beide verließen die Terraſſe.

Irene, welche vor dem ſpöttiſch ſtechenden Blick des Bruders ihr Antlitz abgewendet, hob jetzt mit überſtrömendem Geſicht den Brief des Paſtors vom Boden. — Während der Rath ſtier vor ſich niederblickte und in ſeiner Rathloſigkeit vergebens auf etwas ſann, das ihm helfen könne, las Irene das Schreiben durch.

Karl lag faſt rettungslos darnieder und ſeine Mutter war von der Pflege ſelber ſiech und elend. Ein Paſſus aber beſonders griff Irenen in's Gemüth. Jochmus hatte nämlich geſchrieben:

„Unzweifelhaft ſteht dem ärmſten wie dem ungebildetſten Mädchen frei, die Liebe eines Mannes anzunehmen oder abzuweiſen, wie es Jedem frei ſteht, wen er bei ſich empfangen und wem er ſeine Thür verſchließen will, aber, alle edleren

Regungen bei Seite geſetzt, hat kein Mädchen das Recht, den Mann zu entehren, der ſie zum Weibe begehrt, ſie müßte es denn für eine Schande halten, geliebt zu werden! Selbſt die höchſte Dame braucht den ärmſten Jüngling nicht zu verſpotten, wenn er ſein Auge zu ihr erhob, denn ſie hat noch keine Aſſecuranz darauf, daß ſie nicht als Bettlerin ſtirbt, noch kann ſie wiſſen, ob nicht in dem Verachteten der Genius eines großen Mannes ſchlummert! — Iſt das Benehmen Deiner Tochter aber nur tief beklagenswerth, ſo iſt das Deine verwerflich, denn wen Du ſelber in Dein Haus gezogen, mit Schmeicheleien verwöhnt und zu den kühnſten Wünſchen ermuthigt, darfſt Du nicht aus dem Hauſe werfen, weil er nur Dein Benehmen rechtfertigt, oder Du biſt brutal! Ich will wünſchen, daß ſich die Angelegenheit weſentlich anders verhält, ſonſt müßte ich wie Dunz Anſtand nehmen, die fernere Ehre Deiner Freundſchaft zu genießen!“

Ohne einen Blick auf den Vater zu werfen, ſchlich ſie, den Brief in der Hand, auf des Raths Zimmer, nahm vom Schlüſſelbrette den Schlüſſel zu Karl's Atelier und öffnete es.

Da ſtand das Bild noch in vollem Sonnenſchein! „Noch hat ſie keine Aſſecuranz dafür, ob ſie nicht einſt als Bettlerin ſtirbt und in dem Verſchmähten der Genius eines großen Mannes ſchlummert!“ —

Der ſteinerne, unförmliche Silen voll Liebesleben, voll tragikomiſchen Wehes und neben ihm dies Frauenbild in ſtrahlender Mädchenfülle, voll roſigen Lebenshauches und ſtolz, abgewendet von ihm, in die raumloſe Ferne blickend. — Je mehr ſie den Silen betrachtete, je lebendiger wurde ſein Antlitz! Es erzählte ihr die ganze gramvolle Geſchichte Karl's vom Augenblick, wo ſie ihn höhnend verlaſſen, bis zum Ringkampf mit dem Tode auf dem Schmerzenslager!

Irene fühlte über ihr Benehmen tiefe, ſchmerzlichſte Reue! Sie hätte ſich die größten Opfer auferlegt, daſſelbe ungeſchehen zu machen, den Mann, deſſen Werk ſie wiederum feuchten Auges bewunderte, als den Freund ihrer Weiheſtunden zurück zu erkaufen! Mit milderem, parteiloſerem Auge blickte ſie ſeine Gefühle an und entſchuldigte ſie, fand ſie erklärlich! — Aber was konnte ſie thun? — So tief ihr die Wahrheit jener Stelle aus Jochmus' Brief in's Herz griff, alles Andere, was er ſchrieb, empörte ſie tief! Der Gedanke, Karl's Gattin zu ſein, hatte ihr eben ſo viel Widerwärtiges und Beſchämendes, als ihr der rhodenfließiſche Leumund allen Glauben an die Menſchen benahm! Sie wie der Rath machten nun die traurige Erfahrung, daß gerade wen man lobt und umſchmeichelt, man auch am leichteſten haßt und verleumdet, und es keinen unter ihren ſogenannten Freunden gab, der nicht ein merkliches Vergnügen empfunden hätte, auf Koſten ihres guten Rufs Moral zu predigen und ſich eines Vorfalls zu freuen, der ſie erniedrigte. So ſehr ſie ſich aber auch mit Stolz und Entrüſtung waffnete, um äußerlich ihre Würde zu retten, das immer peinigendere Gefühl der Schuld warf ſie zu Boden, und unter ſchmerzvollſter Scham mußte ſie ſich geſtehen, daß ſie den beſten Theil ihres Weſens, die Selbſtachtung und jenen reinen Schwung der Seele verloren hatte, der Schatten Karl's nebſt allen Erinnerungen ſchöner Stunden ſie wie ein ewiger Vorwurf durch's ganze Leben begleiten werde.

Sie nahm ihr Album vom Tiſche des Malers, zog die Fenſtergardinen zu, damit das Bild, welches ihr, ſie fühlte es, unendlich theuer war, nicht leide, ſchloß das Zimmer ab und behielt den Schlüſſel.

Niemand außer ihr ſollte das Thurmzimmer wieder betreten.

In innerſter Seele gebrochen, aber mit dem Entſchluß, daß etwas Verſöhnliches Karl und ſeiner Mutter gegenüber geſchehen müſſe, betrat ſie das Wohnzimmer wieder, wo ſie den Vater fand.

Mit dem Rath war, wenn auch nicht in ſolchem Grade, doch in ähnlicher Weiſe eine Veränderung vor ſich gegangen. Er hatte alle ſeine frühere Würde verloren! Fern davon, für Karl Mitleid zu empfinden, fühlte er doch, daß etwas der Leute wegen geſchehen müſſe. Was aber, war ihm gänzlich unklar. Er hatte jeden Faden aus dieſem Labyrinth verloren. „Komm, Irene, laß uns mit der Mutter und Alwin ſprechen. Haſt Du den Brief?“

„Hier iſt er,“ verſetzte ſie tonlos, und Beide gingen auf das Zimmer der Räthin mit dem ſichern Vorgefühle, daß die Herrſchaft, welche ſie bisher im Hauſe geübt, das Anſehen, das ſie vor den Leuten einſt beſeſſen, nunmehr auf die Mutter, auf Alwin übergehe, ſie ſich von dieſen kühleren, weltklügeren Naturen leiten laſſen müßten.

Die Räthin, ſo ſchmerzhaft ſie den Stoß empfand, den das Renommée der Familie erlitten, ſo empört ſie auch über den Antrag des kleinen dicken Malers war, ſo gönnte ſie doch Irenen und ihrem Manne dieſe Niederlage von Herzen. Sie war ja der Triumph ihrer Klugheit und konnte, das wußte ſie, nur ihr allein fortan das Scepter des Hauſes in die Hand ſpielen. Daß Alwin ähnliche Gedanken hegte und, wenn auch nicht gerade Alles, was ſich ereignet, in ſeiner Abſicht gelegen hatte, er doch ſehr ſtark willens war, die Dinge für ſeinen Nutzen auszubeuten, lag auf der Hand.

Mutter und Sohn waren auf das Erſcheinen des Raths und Irenens mithin vorbereitet, und ſtillſchweigend, aber mit feinſtem Inſtinct für das, was der Augenblick gebot, arbeiteten ſie ſich gegenſeitig in die Hände, um dem Vater und Irenen den letzten Reſt eigener Entſchlüſſe und freier Thätigkeit aus der Hand zu winden.

Als der Rath und Irene eintraten, eilte Alwin auf ihn zu und drückte ihm die Hand. „Ich hoffe, lieber Vater, meine Anweſenheit wird Dir nicht ungelegen kommen, jetzt, wo es gilt, den Schmerz der Meinen und ihren Kampf gegen die allgemeine Erbärmlichkeit zu theilen!“

Er trat zur Schweſter, umfaßte ſie und küßte die Weinende auf die erröthende Wange.

„Wenn ein Bruder auch öfters ein recht unnützes Möbel ſein mag und unſere Gefühle verletzt, es giebt doch Augenblicke, wo er gleiches Blut in ſich wallen fühlt und das

Unrecht, an ſeiner Familie begangen, ihm ſelbſt verzehrend im Gemüthe brennt!“

Föhrenbach hatte der Räthin die Hand geküßt, als wolle er ſie ſtumm um Verzeihung bitten. „Alwin weiß Alles?“

„Er weiß Alles,“ verſetzte die Räthin ungewöhnlich milde, „auch den ungefähren Inhalt des Briefes. Bald nach dem Vorfall ſchrieb ich ihm, zu kommen, ahnte ich doch, was folgen werde. Um nicht allein zu handeln, nicht den Vorwurf der Eigenwilligkeit auf mich zu laden und eine Gemeinſamkeit der Entſchlüſſe zu erzielen, iſt er hier, und ich glaube nicht, daß Du mich tadeln kannſt.“

„Nein, nein, mein Kind. Gemeinſamkeit des Handelns, das iſt's, was uns ſeit je Noth gethan, was zu lange ſchon vernachläſſigt wurde! Es muß irgend in der Sache ein entſchiedener Schritt erfolgen! Was meinſt Du?“

„Wenn Du noch keinen Vorſatz gefaßt haſt, Föhrenbach, was bei dieſem gravirenden Briefe nicht leicht iſt, ſo laß uns darüber vernünftig, ohne Erregung ſprechen. — Wir haben Jahre lang eine geachtete, hervorragende Stellung, ich kann ſagen, die erſte hier eingenommen. Aber weißt Du weshalb, mein Freund? — Weil wir reich und intelligent geweſen, weil dieſe Leute an unſerer Tafel ſich wohl gefühlt, zu unſeren Feſten ſich gedrängt, weil wir ihnen das geboten haben, was ſie ſelbſt niemals beſaßen, Geſchmack, Nobleſſe! — Wir hatten dabei aber zugleich das Schickſal aller hervorragenden Familien, beneidet, von Herzen beneidet zu ſein! Sie laſſen uns dies jetzt reichlich fühlen, wo ſie Grund zu haben glauben, uns auf einer Aermlichkeit, einem Skandal zu ertappen, und ein Korb, den man allerdings Mamſell Martha Jochmus oder Fräulein Bitterlich keinen Augenblick verargt, bei ihnen recht natürlich gefunden hätte, wird unſerer Irene zum Verbrechen angerechnet werden, und man ſchämt ſich der abſurdeſten Lügen nicht, um unſern Ruf recht tief herunter zu ziehen! Vielleicht, wenn Du Dich nicht herbeiläßt, dieſer öffentlichen Meinung lächerliche Conceſſionen zu machen, wird der Herr

Landrath, der Herr Paſtor, der Herr Phyſikus und verſchiedene jener Herren, denen unſer Champagner wie unſere Spielpartien immer ſehr gut zu bekommen ſchienen, ſich den Anſchein geben, unſere Schwelle nunmehr zu meiden.“

„Das mögen ſie, zum Element! Brauche ich ſie denn? Oder wer von uns?“ fuhr der Rath heftig auf.

„Haha, ich denke,“ lachte Alwin, „ſie brauchen Euch viel mehr! Man wird die ſchönen Tage im Pfauenſchloß, die Föhrenbach'ſchen Concerte und Bälle im Winter zu Rhodenfließ viel ſchmerzlicher empfinden, als wir die Abweſenheit der Schmarotzer!“

„Ich werde ihnen zeigen,“ ſagte Föhrenbach flammend, „wie wenig mein Glück von ihnen abhängt!“

„Das aber, Papa, wird ein wenig ſchwer halten, wenn Du den Winter zu Rhodenfließ verleben willſt. Die gewohnte Geſellſchaft aufzugeben, iſt eben ſo compromittirend, wie Leute einzuladen, welche nicht kommen. Daß man aber ein beſonderes Vergnügen daran finden wird, uns in nächſter Zeit zu vermeiden, kann ich Dir aus eigener Wahrnehmung der Rhodenfließer Stimmung verſichern! — Wenn ich mir einen Vorſchlag erlauben darf, iſt es der, liebe Eltern, — reiſt! — Weshalb ſollen Leute von Eurer Unabhängigkeit, Eurem Vermögen nicht die Winterſaiſon in der Reſidenz oder ſonſt in irgend einer großen Stadt verleben können? Laß mich den Brief an Jochmus ſchreiben, dann bei beginnendem Winterwetter geht nach Hamburg, wo die nobelſten, glänzendſten Familien, Leute, mit den Capacitäten aller Welt bekannt, es ſich zur Ehre rechnen werden, mit Euch umzugehen! Meine liebe Schweſter wird dann die Erfahrung machen, daß es an anderen Orten auch Bewunderer ihres Geiſtes und ihrer Körpergaben geben kann, die vermögend und diſtinguirt genug ſind, ſie nicht zu verehren, um dabei ein gutes Geſchäft zu machen! Du wirſt auf Künſtler ſtoßen, Irene, die nicht erſt ihr Renommée im Hauſe unſerer Eltern zu erbetteln brauchen, aber dabei weniger egoiſtiſch betreffs Deiner Perſon ſind. — Kommt nach einem halben Jahre nach Rhodenfließ zurück und ſeht dann, wie ſehr die windige Geſinnung dieſes ſpießbürgerlichen Philiſteriums ſich gedreht haben, wie ſehr man Eure Abweſenheit bedauern, ſich an Euch drängen, die langentbehrten Genüſſe eifrigſt pflegen und ſich benehmen wird, als ſei niemals etwas geſchehen! Lernt mich doch dieſes Volk nicht kennen!"

„Ich finde die Idee Alwin's ſehr gut, Föhrenbach. Es käme auf die Probe an! Sie hätte jedenfalls das Gute, uns mancherlei Unangenehmes zu erſparen und Irenen eine wohlthätige Zerſtreuung zu bereiten."

„Nun in der That, einen beſſeren Vorſchlag kenne ich nicht, mein Kind! Alwin mag den Brief ſchreiben. Ihr könnt Eure Vorbereitungen für Hamburg treffen! Damit man aber in dem Neſte nicht meine, Föhrenbach ließe ſich von einem armen Teufel etwas ſchenken, werde ich dem Herrn Pumpel eine Recompenſe für aufgewendete Zeit und Farben zuſenden und ſein unvollendetes Bild dazu."

„Vater," und Irene, welche theilnahmlos Allem zugehört, erhob zum erſten Mal während der ganzen Zeit die Stimme, „was Ihr beſchließt, iſt mir gleich. Jede andere Lage iſt beſſer als die jetzige! Das Einzige, was ich von Euch bitte, iſt, gebt das Bild nicht zurück, es iſt mein! Mag Euch das befremden, mögt Ihr Inconſequenz oder Schwachheit darin ſehen, — es iſt ſo mein Wille, der letzte vielleicht, den ich äußere; alles Andere iſt mir recht."

Die Uebrigen ſahen ſich ſtumm und überraſcht an.

„Dieſer Wunſch, Mama," ſagte Alwin mit ſeinem mildeſten Tone, „iſt zu klein und zu berechtigt, um ihm nicht gern beizuſtimmen, das Zarte, was in ihm liegt, nicht zu erkennen. Die Zeit heilt viel!"

Irene warf dem Bruder einen warmen, dankbaren Blick zu.

„Das Bild muß ohnedies in unſeren Händen bleiben," ſagte der Rath, „denn die Art der Compoſition würde gewiſſen Leuten nur noch mehr Nahrung für üble Nachrede geben."

„Das iſt alſo abgethan,“ ergänzte die Räthin, „und bei den Reiſevorbereitungen wird uns die Zeit bis zum Beginn der Winterſaiſon nicht lang werden.“ —

Was demnächſt für Einrichtungen und Vorbereitungen zu treffen ſeien, machte das Geſpräch des übrigen Tages aus. Alle Glieder der Familie bewieſen ſich darin ſehr emſig, hatte doch Jeder den eifrigen Wunſch, aus der beklemmenden Luſt von Rhodenſtieß herauszukommen. Nur Irene blieb einſilbig.

Alwin nahm während des Tages Gelegenheit, einen Augenblick mit der Mutter allein zu ſprechen.

„Verſtehſt Du Irenens Wunſch, jenes Bild zu behalten, und ihre einſilbige Trauer?“

„Sie iſt am tiefſten von uns durch Jochmus’ Brief gekränkt, ihr Herz kann ſich von dem Zauber der verlorenen Ideale noch nicht trennen!“

„Gefehlt, weit gefehlt! Mein Wort darauf, ſie bereut, den Maler abgewieſen zu haben! Sie hat Reue und Sentiment für ihn!“

„Alwin! — Dann muß man das Bild entfernen und —“

„Gott behüte, das würde die ganze Excentricität ihres Charakters wecken! Laß ſie gewähren, ſei wachſam, beſchleunige die Reiſe und, in Hamburg angelangt, ſieh zu — ſie bald zu verheirathen!“

„Verheirathen! — In Hamburg? — Mit wem?“

„Mit Arthur Blöhmer, der ſie unendlich liebt, deſſen Schweſter ich liebe, Mutter! — Verſtehſt Du mich nun ganz?“

„Bei Gott, Sohn, ich verſtehe Dich, und an mir ſoll es nicht liegen, wenn Deine Wünſche nicht, ehe ein Jahr in’s Land geht, ſich erfüllen!“

Alwin’s Brief ging unter Beiſtimmung ſeines Inhalts ſeitens der Eltern nebſt einer ziemlich großen Summe für das Pfauenſchloßbild an Paſtor Jochmus ab. Der Ton, der Inhalt der Antwort athmete eine ſo verletzende Kälte und gefühlloſe Impertinenz gegen Karl, daß Jochmus im Auftrage von Sohn und Mutter das Geld zurückſendete und ſeinem alten Freunde mit derben Worten jeden ferneren Verkehr kündigte.

Dieſes Benehmen war ſo recht geeignet, den Ruf der Familie Föhrenbach noch mehr zu untergraben.

Was kümmerte ſie das aber in ihrer dünkelhaften Verblendung. Ihr Vermögen ließ ſie dies Uebelwollen verlachen, und gegen Mitte des September fuhren die Föhrenbachs luſtig mit trompetender Extrapoſt durch Rhodenfließ, dem Amuſement der großen Hanſeſtadt zu, und überließen mit vornehmem, kaltem Lächeln dem Janhagel, ihm nachzuräſonniren.

In des Seilers Haus war dafür doppelt Noth und Herzeleid. Allerdings war es der vereinten Sorgfalt des Phyſikus, der Familie Jochmus und der Controleurin treueſter Mutterliebe gelungen, den Tod von Karl abzuwenden. Die eigentliche Kriſis war vorüber und, wenn kein Rückfall eintrat, ſeine langſam vorſchreitende Geneſung geſichert.

Was aber Dunz gefürchtet, trat nunmehr ein.

Die Lebensgeiſter der alten Controleurin wichen, ihr Körper wie ihr Geiſt, in unnatürlicher Spannung ſeither erhalten, knickte wie ein übermäßig geſpannter Bogen zuſammen, um ſich nie wieder zu erheben. War der Zuſtand Karl's gaſtriſch-nervöſer Art, wurde er bei der Controleurin zum unheilbaren Zehrfieber.

Mutter und Sohn mußten getrennt werden, ſo lange noch Karl's Schwäche und Apathie ihn verhinderte, zu begreifen, was um ihn vorging. Der Seiler trat ein einzelnes Hinterzimmer des unteren Stocks für die alte Frau ab, wo Martha und die Paſtorin ſie abwechſelnd pflegten.

Ein wehmüthig ſtummer Blick, ein thränenvoller, letzter Kuß war's, mit dem die arme Mutter von ihrem Sohne ſchied! Er durfte ja nicht ſehen, nicht ahnen, daß ſeine Rettung ihr das Leben koſte, daß er, dem Daſein wiedergegeben, den tiefſten Verluſt erlitt des treueſten Herzens.

Die Controleurin fühlte den Tod im Herzen, als ſie von ſeinem Lager ſchied, und ging ihm entgegen wie einem Opfer, Gott dankbar für die Erhaltung des Sohnes dargebracht.

Zwei ſelige, unendlich reine Freuden ſollten ihr noch beſchieden ſein: die volle Gewißheit, daß Karl geſunden werde, kein fernerer Rückfall zu beſorgen ſei, und der Sonnenaufgang von ihres Sohnes Ruhm!

Unter dem Unglück der letzten Zeit, dem vielfachen Durcheinander der Erlebniſſe hatte man auf Seſſa, auf die „Waldwieſe", auf Ehre und Zukunft verzichtet, denn der Augenblick war eben Alles. Plötzlich erhielt Jochmus ein Schreiben aus der Reſidenz.

„Liebſte Baſtoor!

Grüßen ick vielemal Ihnen und noch viele mehr excellentes junges Anonym, was werden große Mann in der ganze Malerei. 'Abe präſentir' ſein Bild erſte in Paris mit magnifique Acclamatione! 'ab ſie „Waldwieſe" präſentir' in 'ieſige Reſidence, ungeheure Juble! Alles Menſch frag', was is ſich das vor Künſtler! Stürm' mi die 'Aus, frag' mi Loch in's Kopp. — Sag' ick nix, denn weiß ick nix. Bitt' Sie um Goddes Will', liebſte, ſchönſte Baſtoor, bitt' Sie junge anonym Künſtler, ſoll kommen 'eute wie morg' gleich nach Reſidence! Will ſi Geld, ſoll ſie hab' fünf, ſechshonder Dahler! Soll' ſie wohne bei mir! Solle ſie reiſ' nach Italia, ein, zwei Jahr! Soll' ſie mach' mit mir brillante Geſchäft und ſich zeig' vor ſeine Freund und Verehr', und nix bleib bloß bei die alt' Baſtoor und in die klein Winkel von Lumpeneſt, wo Talent krepir' und kein Katz davor nießt. Schreib' Sie bald, liebe Baſtoor, oder ick komm ſelb! Will ick ſein voll Erkenntlichkeit Ihre alte Seſſa."

Als Jochmus der Controleurin dieſes Schreiben vorlas, ſeinen Inhalt verſtändlich machte, da verklärte ſich ſonnenhaft, überirdiſch ihr fieberhaft geröthetes Antlitz! Wie Simeon pries ſie Gott. „So hab' ich's doch noch erlebt, mein himmliſcher Vater, daß unſere Hoffnung erfüllt iſt.

Jetzt braucht er mich ja nicht mehr, und ich gehe zu meinem guten Manne, der ſich's auch hat ſauer werden laſſen um ihn! Seien Sie ihm Vater, Herr Paſtor, ſagen Sie ihm, ſeine Mutter ſehe immer auf ihn nieder und ſegne jeden Schritt ſeines Lebens. Er ſolle alle Gaben nehmen voll Dank, die ihm der Himmel ſchickt, und die — Irene vergeſſen. Ach, er hat ſie zu ſehr geliebt! Aber ein Tag wird kommen, da wird er reich und vornehm ſein und ſie — Ja, — ja, Vater, da bin ich ſchon! — Ich komme — zu Dir! — — Karl! Karl!! —“

Das iſt der Tod einer Mutter! —

Auf dem alten Kloſterkirchhofe gab es einen ſtillen grünen Winkel, von den alten, epheuberankten Mauerwänden des gothiſchen, halbverfallenen Nonnenkloſters begrenzt, umrauſcht von düſteren Rüſtern und majeſtätiſchen, vielhundertjährigen Platanen, dahin ward neben dem Gatten, kaum ein halbes Jahr von ihm getrennt, die alte Controleurin begraben.

Die Theilnahme im Städtchen war eine ungeheure, und was man auch über die Rhodenfließer wie die Tiefe ihrer Geſinnungen ſonſt denken mußte, das öffentliche Bedauern war ein aufrichtiges.

An ihrem offenen Grabe fehlten der geneſende Sohn, bei dem Zipſer geblieben war, und welcher nicht ahnte, daß ſein Liebſtes unter den Raſen gebettet ward. Auch fehlten die Veranlaſſer aller dieſer Schmerzen, Irene und die Familie Föhrenbach.

So zurückhaltend und edel die Worte auch gehalten waren, welche Jochmus am Grabe ſprach, er hatte immerhin zu berichten, „daß hier ein Mutterherz ſeine letzte Stätte erlangt, das, um den Sohn zu retten, ſich geopfert habe, den Sohn, welchen Liebloſigkeit und Kränkung an den Rand des Todes gebracht. Jedes ſeiner Worte ward unwillkürlich auf die Bewohner des Pfauenſchloſſes bezogen, und ſo verſöhnlich milde und decent der Pfarrer den Unglücksfall behandelte, laſtete doch der Fluch der Verantwortlichkeit auf der herzloſen Familie, die ihr Unrecht dadurch eingeſtanden zu haben ſchien, daß ſie ſich dem Anblick der Rhodenfließer entzogen hatte.

Ein Glück, wenn mit dieſem Act auch das Drama vor den Augen der Menge beſchloſſen ward.

Karl erholte ſich höchſt langſam. — Seine erſte Frage, als er aus langen Fieberdelirien und dem darauf folgenden Zuſtande grenzenloſer Abſpannung erwachte, ſich wieder langſam in die Dinge außer ihm fand, war nach der Mutter. Man ſagte ihm, ſie ſei leicht erkrankt, es habe aber keine Gefahr, log ihm Grüße vor, die ſie an ihn beſtellte, erheiterte ihn endlich mit Seſſa's Brief, der ſeinen gebrochenen Muth, ſein gequältes Herz aufrichtete, ihn zu neuem Leben, neuer Thätigkeit rief. Goldene Pläne baute Karl, wie er nun das Alter der theuren Mutter verſchönern wolle. Von Irenen redete er nicht ein Wort. Sichtbar vermied er, Dinge zu erwähnen, die irgend mit ſeinem Aufenthalt im Pfauenſchloß zuſammenhingen. Sein einziger Gedanke war ſeine Mutter und ſeine Zukunft. Hoffnung und die Sehnſucht, ſie zu ſehen, an ihr Bett eilen zu können, ſeine überaus kräftige Natur, ſo wie die Macht der Jugend in ihm beflügelten ſeine Geneſung.

In wenigen Tagen ſollte er das Zimmer verlaſſen dürfen, und Phyſikus Dunz, da man ihm länger doch nicht mehr das Schlimmſte verheimlichen konnte, fand es rathſam, daß Jochmus es ihm mittheile.

Jochmus, Martha und Zipſer waren bei ihm, als es geſchah.

Mit aller Schonung, welche Freundſchaft, Mitgefühl und die Furcht vor ſchädlicher Wirkung eingeben, mit aller Kraft der Religion und Mannhaftigkeit, der Vernunft und Ueberzeugung, welche Jochmus zu Gebote ſtanden, bereitete er Karl auf die Nachricht vor.

Lag dennoch etwas Unheimliches in des Paſtors Ton, in ſeiner Freunde Mienen, oder hatte ihn das bisherige Vertröſten mißtrauiſch gemacht, war es endlich die Ahnung ſeines Herzens, kurz, kaum hatte Jochmus begonnen, das

Geſpräch darauf hinzuleiten, ſo veränderten ſich Miene und Geſichtsfarbe des jungen Mannes auf's Augenfälligſte.

„Meine Mutter iſt nicht krank, Jochmus! Sie haben mich belogen! Wo iſt ſie, wo iſt meine arme alte Mutter? Ich will ſie ſehen, augenblicks, und wenn ich mir den Tod hole!“

Er war nahe daran, zur Thür zu ſtürzen, als Zipfer ihn feſthielt.

„Unglücklicher, Du kannſt ſie ja nicht mehr ſehen, ſie —“

„Sie iſt todt?!“ — Er erſchauderte in ſich, als man ihn auf den Sorgenſtuhl zurückführte. Er ſank in ſich zuſammen! — In höchſter Angſt wollte Zipfer zu Dunz rennen.

„Nein, nein, bleib! Es iſt nicht nöthig. — Ich ſage Dir, ich werde daran nicht ſterben! — Haha, das Schickſal wird doch ein Einſehen haben und mit einem ſolchen Biſſen zufrieden ſein! — Es iſt möglich, daß Ihr Theologen den lieben Gott und die Seligkeit beſſer kennt, als Unſereiner, aber muß nicht Alles, was Jugendglaube, Herz in uns heißt, verweſen und vergehen? — Ein redlicher, armer Vater darbt das Letzte, Aeußerſte ſich ab, damit ſein Sohn einſt ehrenvoll beſtehe vor der Welt. Er ſtirbt, ehe er dieſe größte Hoffnung, den Zweck ſeines Lebens ſich erfüllen ſieht! — Ein Menſch wie ich, lächerlich und widerlich von Geſtalt, liebt ein Weib, das ich edel genug wähnte, über meinem Herzen, meinem idealen Wollen — zu vergeſſen, daß ich ſo häßlich ſei! Sie lockt, ſie reizt mich, ſie legt mir faſt das Wort der Liebe auf die Zunge, und wie ich's ſpreche, tritt ſie mich in den Koth, reißt Ehre und Liebe, Hoffnung und Idealität von mir herab, wie einem Bettler den geſtohlenen Königsmantel! — Und du elendes Ding, Vorſehung genannt, läßt am Lager des raſenden Sohnes die alte Mutter wachen, damit ſie ſich für ihn opfere, und wie er gerettet, ſeine Ehre vor aller Welt geſichert iſt, das Leben ſich neu erſchließt, damit Du Dich endlich entſchädigen könnteſt auf die alten Tage für Alles, was Du gelitten um Dein Kind, — da mußt Du hin! Hundsföttiſch ſterben, durch die ſchönſte That Deines Lebens!! — Kein Wort mehr in dieſer Stunde, Paſtor! — Krank werde ich nicht wieder werden, aber Euer Widerſpruch könnte mich verrückt machen! — Ich fühle, daß mein Weſen ſich verändert. Ob ſchlechter oder nicht, gleichviel! — Ich werde auch nicht mehr weinen, die Zeiten ſind für mich vorbei! Wer weint, hat noch ein Herz! — Lachen fortan, lachen wie Epikur und Demokrit will ich, denn ich habe genug geweint binnen Jahr und Tag für mein ganzes Leben, und nachdem ich meine alte Mutter verloren, das letzte Weſen, was mich armes Monſtrum geliebt, die Einzige, der ich mit allen meinen Gebrechen ein wahrhaftes Kleinod geweſen, nachdem ſie mir geſtohlen ward über Nacht, wie im Traum, daß ich nicht einmal ſie noch küſſen durfte, da hieße es die Trauer entweihen und den Schmerz ſchänden, wenn ich in dieſer elenden Welt noch je eine Thräne vergießen wollte!! Nein, lachen will ich, ſelbſtſüchtig ſein und mir's wohl ſein laſſen mit meinem Ruhm und Talent, hat doch die Alte dafür in's Gras beißen müſſen!!!"

Die cyniſche Wuth, mit der er ſich ſelber anfiel, ſeine Lage unter dem Brennſpiegel der Galgenkomik betrachtete, hatte etwas Entſetzen Erregendes, aber doch andererſeits etwas Beruhigendes. Er tobte ſich im Schmerze aus! Und da derſelbe faſt maßlos auftrat, hoffte der Pfarrer, er werde ſich, zum Heile für Karl's noch ſchwachen Geſundheitszuſtand, bald abſtumpfen und den milderen, edleren Regungen der Wehmuth, reiner Frömmigkeit und dem ſtillen, dauernden Opferdienſt der Erinnerung zuwenden!

Ruhig ward Karl allerdings bald genug, aber es war jene eiſige, ſarkaſtiſche Ruhe, die nichts im Leben mehr fürchtet, aber auch nichts mehr liebt. — In zwei Momenten konnte er noch ganz der Alte, Seelenvolle, jenes Kinderherz voll Empfindung ſein. Entweder, wenn er mit Jochmus in Kunſtgeſprächen und über Skizzen vertieft war, oder wenn er am Grabe ſeiner Mutter ſaß.

Das trieb er ſo eine ganze Weile, den Bitten des

Pfarrers, ſich noch zu ſchonen und Martha's Hochzeit abzuwarten, nachgebend.

Als dieſe aber vorüber war, hielt ihn nichts mehr!

„Weg will ich! Fort, in's tolle Leben! Wie ich Rhodenfließ und meine Jugend vergeſſen will, ſo wünſche ich dieſem Hundeloch, daß es mich auch vergeſſe, dann iſt uns Beiden geholfen! Aber nein, zwei theure Stellen will ich alle Jahre beſuchen: meines alten lieben Mentor Haus und in ihm dies letzte Häuſchen Menſchen auf dieſer Welt voll Canaillen, und den Sandhügel auf dem Kloſterkirchhofe! Dann will ich ein paar Stunden wieder jung, wieder ein Kind ſein, will mich in Eurem Glücke, Eurer Liebe freuen, von Wonne träumen, Idealen nachhängen, kurz — ein Narr werden, um meine ſonſtige ſpitzbübiſche Selbſtſucht abzubüßen! He, ſagt mir doch, bin ich nicht ein glücklicher Kerl? Aller Schmerz liegt ja hinter mir auf dem Kloſterkirchhofe, und Alles, was Selbſtſucht bieten kann, liegt vor mir! Geſchwind, Schwager Poſtillon, ein tolles Liedel! Blaſ' den Raphael von Rhodenfließ hinaus aus den Thoren!!“ —

Siebentes Capitel.

Die ſchönen Tage von Aranjuez.

Die Bedeutung eines Menſchen wird, ſo lange er unter uns iſt, nach dem Platze bemeſſen, den er im geſelligen Kreiſe ausfüllt, nach der Art, mit der er ſich bemerkbar zu machen weiß. Sicherer aber noch als hiernach bemißt ſich ſeine Bedeutung nach der Lücke im geſelligen Leben, die er zurückläßt, wenn er von uns geſchieden.

Der Platz, welchen unſer Held im geſelligen Kreiſe ausgefüllt, war ein verhältnißmäßig ſehr unbedeutender geweſen, er gehörte ja immer zu jener Gattung von Perſonen, die mit genommen, mit geladen, als Anhängſel, Beiwerk und Ueberzähliger einer Geſellſchaft betrachtet zu werden pflegen, und je größer der Kreis iſt, in dem er erſchien, deſto mehr ward er an die Seite gerückt. Erſt im traulichen Verkehr zu Zweien und Dreien entfaltete er den mäßigen Fonds von Liebenswürdigkeit, mit welchem ihn Mutter Natur ausgeſtattet hatte. Aber nachdem Karl fort war, bemerkten Alle, die ihn näher gekannt, die unermeßliche Lücke, welche er in ihrem Daſein zurückgelaſſen.

Die Paſtorfamilie, beſonders Jochmus und die Zipſers, fühlten ſeine Abweſenheit überaus empfindlich; auch alle Uebrigen, der Landrath, Eichsfeld und diejenigen, welche Kunſtliebhaber zu ſein ſich einbildeten, wie Jene, welche ſich für Karl's Perſon zwar gar nicht, aber deſto mehr für die ſkandalöſe Geſchichte mit Föhrenbachs, für die Romantik verſchmähter Liebe und die Demüthigung der Bewohner des Pfauenſchloſſes lebhaft intereſſirten. Sie erſtaunten und tadelten das plötzliche, ſang- und klangloſe Verſchwinden Karl's.

Das edle Rhodenfließ hatte damit begonnen, über ſeine Anweſenheit zu lachen, und endete damit, ſich über ſeine Abweſenheit zu ärgern. Durch ihn beſaß das Städtchen den beſten Theil ſeiner Romantik. Selbſt ſein Verſchwinden ohne Abſchied, wie wenn er über Nacht weggeweht wäre, ſchien noch etwas Myſteriöſes über ihn zu breiten, und ſein Andenken tauchte bei den Leuten, mit den Geſchicken der Familie Föhrenbach verwebt, immer wieder neu empor, ſchattenhaft, geſpenſtiſch wie die Nemeſis.

Von dieſer ſeiner Bedeutung für die Vaterſtadt und ihre weiteren Urſachen hatte Karl ſelbſt keinen Begriff. Für ihn war Rhodenfließ ein überwundener Standpunkt, ein Ort des Fluchs, der Schmach und Schmerzen, den er fortan mied und haßte, wie die Thräne, verachtete, wie die Romantik, um den er den Peſtcordon bitterer Erinnerungen gezogen, welche die Rückkehr ihm unmöglich machten.

Kein Rhodenfließer Auge ſah ihn wieder, er blieb verſchollen!

Jeden 20. September aber mit der Nachtpoſt, die von der Reſidenz her eintraf, kam, in Mantel und Shawls vermummt, regelmäßig alle Jahre ein ſtarker, unterſetzter Herr ohne Gepäck an, der an der Urſelgaſſe ausſtieg und in die alte Pfarrei trat. Mit Jubel empfangen von Jochmus und den Seinen, blieb er den folgenden Tag, beſuchte gegen Abend den einſamen Kloſterkirchhof, das Grauen des nächſten Morgens fand ihn aber ſchon wieder unterm Klange des Poſthorns weit weg von dem Städtchen. Der Gaſt hatte ſich als einzige Bedingung ſeiner Anweſenheit geſtellt, daß nur von Gegenwart und Zukunft, nie von „alten dummen Geſchichten" geredet werde. Er wollte, ob gut ob ſchlecht, nichts wiſſen, und man ehrte ſeine Gefühle, achtete ſeinen Willen und bewahrte mit zarter Vorſicht ſein Incognito.

Lange Jahre hat er es ſo getrieben und treibt es wohl auch noch heute ſo!

Die gute Controleurin aber ſchlief neben ihrem Manne unter dem grünen Hügel den ſeligen Schlaf der Gerechten, alljährlich beſchenkt mit duftiger Blumenfülle aus lieben Händen. Klein, gedrückt und bemitleidet, da ſie noch unter den Menſchen lebte, aber groß vor dem Herzen Gottes und der Wenigen, die ſie recht erkannt. —

Die Zeit thut viel, ſie mindert nicht allein die größten Schmerzen, ſie läßt auch vergangene Skandale milder erſcheinen, ja ſoll ſogar den erblindeten und roſtigen Schild des guten Rufes mitunter wieder ſo blank putzen, daß man darauf ſchwören könne, nie habe das kleinſte Fleckchen an ſeinem ſonnenhellen Glanze gehaftet.

Alwin Föhrenbach's Weltblick war entſchieden eben ſo ſcharf als richtig! Er kannte die Bewohner ſeiner Vaterſtadt recht gut, als er den Eltern eine längere Reiſe anrieth. Geſinnungsloſigkeit und Charakterſchwäche bilden ja ſtets die Majorität auf Erden. Eine große Zahl derer, welche es ſich bei Föhrenbachs immer ſehr wohl hatten ſein laſſen, wie alle die, welche ſich ärgerten, daß der Rath ſie nie einer Einladung würdigte, hatten mit beiden Händen die Gelegenheit eines Eclats ergriffen, um die Ehre einer Familie in den Staub zu zerren, die das unverzeihliche Verbrechen beging, den Ton anzugeben und alles Lob der Stadt für ſich allein in Anſpruch zu nehmen. Als die Föhrenbachs aber längere Zeit abweſend waren, der Winter mit ſeinen geſelligen Bedürfniſſen kam, wendete ſich das Blatt wiederum ſehr zu Gunſten der Verläſterten.

Der Landrath, welchen es ſehr gravirt hatte, daß Karl ihm keine Abſchiedsviſite gemacht, „fand es doch unrecht, daß man über den Tod einer alten Frau, und daß ein junger, bedeutungsloſer Menſch einen Korb bekommen, ſich nicht beruhigen könne“, Gymnaſialdirector Schmeekes, der gern l'Hombre ſpielte und ſehr gern gewann, ſeine Tochter, welche fanatiſch walzte und polkte, Director Röhrich und Bürgermeiſter Huſchke, die leidenſchaftlich den Föhrenbach'ſchen Wein anbeteten, und Gerichtsrath Bolze, ſein ehemaliger Amtscollege, der nicht nur gern hoch ſpielte und gut trank, ſondern auch auf fremde Koſten noch lieber recht oft ſehr gut dinirte, auch von Tettritz, der dies Alles, aber beſonders die ergiebigen Föhrenbach'ſchen Jagden hochachtete, dazu Kutzner, der Sonnenwirth, und die ganze Schaar jener Händler und Handwerker, welche den Ausfall Föhrenbach'ſcher Feſte in dieſer Saiſon ſchmerzlichſt empfanden, erhoben ſich nach und nach gleich den Fröſchen am kühlen Abend im Chorus, um Föhrenbach's Ruf wieder herzuſtellen, wobei der kleine Maler nicht immer glimpflich wegkam.

Dennoch aber blieben die Stimmen über Föhrenbachs immerhin getheilt genug, es gab noch Leute, die ſo viel Charakter beſaßen, nicht ihre Meinung zu ändern je nach dem Winde, und denen die Diners, Jagden und Bälle weniger an's Herz gewachſen waren. Zu ihnen gehörten Phyſikus Dunz, Jochmus und Frau, Zipſer mit Martha und Röhrich junior mit Lina. Ebenſo Syndikus Bitterlich, Doctor Kröpfer und Julie, beſonders aber die Tante Bitterlich's, welche Irenen nicht verzeihen konnte, daß ſie ein „Jünglingsherz“ gebrochen hatte, denn Tante Bitterlich war höchſt romantiſch und ihre pfeilſchnelle Zunge leiſtete im Uebelreden mehr als ein Dutzend Anderer.

So kamen nach einem traurigen Winter ohne große Soiréen und Bälle, ohne famoſe Diners und ohne ergiebige Jagden auf Pfauendorf die nächſten Oſtern heran.

Am 25. Mai war ja Irenens Geburtstag, da pflegten Föhrenbachs doch ſtets die Saiſon auf Pfauenſchloß zu eröffnen! Man war alſo höchſt geſpannt auf das Eintreffen der Rathsfamilie, und tröſtete ſich damit, daß einſtweilen im Hauſe am Rathhausplatz die Zimmer gelüftet, die Fenſter polirt und Decken geklopft, kurz Spuren der nahen Wiederkunft ſichtbar wurden. Auf dieſe frohen Anzeichen hin beeilten ſich auch verſchiedene, überaus ſehnſüchtige

Seelen, ihre Karten bei den Dienſtboten mit der Weiſung abzugeben, dieſelben doch ja der Herrſchaft ſo auf den Tiſch zu legen, daß man ſie gleich beim Eintreffen ſehe. War es der Berechnung des erhöhten Eindrucks zufolge, oder anderer Urſachen halber, Föhrenbachs langten erſt anfangs Mai zu Rhodenfließ an, brachten ſich auch ſchon Beſuch aus Hamburg mit, bewieſen ferner ſehr wenig Neigung, die früheren großen Geſellſchaften, jene Gartenfeſte, Gondelfahrten und Maſſen-Abfütterungen der Rhodenfließer fortzuſetzen, beſchränkten vielmehr ihren Verkehr auf den Landrath, Röhrich senior, Rath Bolze und von Tettritz, alſo ältere, einzeln ſtehende Herren, ſo daß der vergnügungsſüchtigen Jugend wie dem gefallſüchtigen Alter der guten Kreisſtadt das Herz bis in die Schuhe fiel! Ach, die ſchönen Tage von Aranjuez ſind nun vorüber!

Was veranlaßte die Familie Föhrenbach zu ſolcher Excluſivität, obwohl ſie ſich mit einem Blick von der veränderten Stimmung der Leute überzeugen konnte? Warum beſchränkte man ſich jetzt auf einen ſo engen Cirkel ältlicher Herren, von denen nur die diſtinguirteſten geladen waren, ſo daß Gymnaſial-Director Schmeekes nebſt Tochter und Bürgermeiſter Huſchke ſelbſt ausfielen? Aus welchem Grunde fehlte der bunte Mädchenflor früherer Jahre, der ſchwarze Frack und pralle Pantalon jugendlicher Referendarien, Auscultatoren, Kaufleute, Regierungsbeamten und Gymnaſiallehrer?

O Rache, dreifach blutige Rache! — Daß Du, Frevler, den Maler ausgezeichnet vor allen Anderen, ſei Dir verziehen! Daß Du ihn ſkandalöſer Weiſe entfernt und die Controleurin quasi das Opfer wurde, ſei Dir auch verziehen! Selbſt daß Du ein halbes Jahr, die ganze ſchöne Winterſaiſon, Deine Salons verſchloſſen, ſelbſt das möchte Dir noch hingehen, haſt Du den Rhodenfließern doch durch Skandal Stoff zur Unterhaltung, zur Romantik, zu Hoffnung, Conjecturen, kurz ein Mittel zur Ueberwindung der Langeweile, dieſer entſetzlichen Krankheit kleiner Städte, gegeben! Daß Du aber zurückkamſt, Dich ferner abſchloſſeſt, die

Rhodenfließer, welche Dir höflich wieder entgegen kamen, Dich wieder ſo zahlreich zu beehren dachten, ſo koloſſal vor den Kopf ſtießeſt, das, Föhrenbach —, verzeiht man Dir nie!! —

Durch die Affaire mit dem Maler hatten Föhrenbach wie Irene nicht allein den beſten Theil ihrer häuslichen Autorität und ihres früheren Selbſtbewußtſeins eingebüßt, ſie empfanden auch eine lebhafte Averſion vor der ſogenannten guten Geſellſchaft von Rhodenfließ, deren Werth ſie nunmehr zu beurtheilen wußten. Die Lection, welche der Rath als Kunſtmäcen erhalten, war ſo derber Natur geweſen, daß er von da ab auch gegen alle Romantik, Idealität und Bilderliebhaberei im höchſten Grade eingenommen war. Ueberdies eröffneten ſich ihm ganz andere Arten von Vergnügungen, für die er mehr natürliche Anlage verrieth und denen er ſich mit um ſo größerem Eifer überließ, als ſie ihm neu waren, ihn überaus anreizten und ihm eine Unabhängigkeit, ein Selbſtbewußtſein verſchafften, das ihm innerhalb ſeiner Familie ganz abging. Variatio delectat!

Irene war keine gar ſo leicht veränderliche Natur. Sie hatte die Kunſt um des Schönen willen geliebt, weil ſie ſelbſt eine Künſtlerſeele hatte. Der Himmel ihrer Ideale, das fabelhafte Reich der Träume war freilich in ihr zuſammengebrochen, aber die Sehnſucht nach dem Idealen, die Feinſinnigkeit, der Kunſtgeſchmack, kurz, was durch Karl's Umgang in ihr Herz an edlen Keimen gepflanzt, an reichen Ideen niedergelegt worden war, verblieb ihr ebenſo als Beſitz für's ganze Leben, wie das Album mit den zahlloſen Skizzen Karl's und das unvollendete Bild des „Pfauenſchloſſes“. Sich des letzteren feſt zu verſichern, war ein ſo unerklärlicher, faſt krankhafter Drang Irenens, daß Föhrenbach, um ſie, ehe man nach Hamburg reiſte, darüber zu beruhigen, ihr das Bild ſogar notariell ſchenkte und, damit es vor jeder Unbill geſchützt ſei, in eine flache Bilderkiſte packen ließ, die leicht, aber ſicher zu verſchließen war. So bewahrte ſie das Gemälde als eine eingeſargte Erinnerung, die ſie ſtets wieder erwecken konnte, in ihrem Cabinet. Alles, was man ſonſt über ſie verfügte, ließ ſie kalt, und ſie hatte Pfauenſchloß, noch mehr aber Rhodenſließ ohne Grämen wie ohne Freude verlaſſen.

Dieſer Zuſtand hatte, wie wir wiſſen, für Alwin und die Mutter ihre ſehr verdächtige Seite gehabt. Nachdem dieſe Beiden ſehr genau verabredet, wie betreffs Irenens zu verfahren ſei, wie man ſich ferner des Raths bei allen Maßregeln zu verſichern habe, war damals Alwin nach der alten Hanſeſtadt vorausgeeilt, um Alles für die Ankunft der Seinen vorzubereiten, beſonders aber Arthur Blöhmer und deſſen Schweſter Franziska (ſeine geheime Liebe) von Allem zu unterrichten.

Die Räthin war mit dem Wunſche Alwin's, die Tochter des reichen Kaufmanns zu heirathen und Arthur mit Irenen zu verbinden, ganz einverſtanden, vorausgeſetzt, daß ſich Alles, was ſie von Alwin über die Familie Blöhmer in Erfahrung gebracht, vor ihren Augen als richtig herausſtellte, woran ſie indeß nicht einen Augenblick zweifelte.

Dem Rath wie Irenen war ſchon um deswillen die ganze Reiſe recht geweſen, als Beide das lebhafteſte Bedürfniß fühlten, ſich durch andere Gedanken und Eindrücke zu zerſtreuen. Beide beſaßen weder den Stolz noch dünkelvollen Uebermuth, mit denen die Räthin der Rhodenſließer Fama zu trotzen im Stande geweſen, und das Erlebte hatte in ihren Gemüthern tiefere Spuren zurückgelaſſen, als ſie ſich einzugeſtehen urtheilsfrei genug waren.

Blöhmer in Hamburg war eines jener behäbigen, vornehmen Häuſer, jener alten Firmen, in denen ſich das hanſeatiſche Patriziertum eben ſo ausgeprägt fand, wie weiland in irgend einem „königlichen Kaufmann" die Nobilität der alten Republik Venedig, der ſtolzen Königin der Adria. Der alte Blöhmer liebte den Glanz, die Freuden der Tafel, die Repräſentation, deshalb war er gegen die etwaigen Extravaganzen ſeines Sohnes Arthur überaus nachſichtig, und Dinge, die jeden andern Vater bei ſeinem

Sohne empört hätten, erſchienen ihm als Lappalien, die er keines Blickes würdigte. Bei Weitem mehr aber intereſſirte ihn das Geſchäft, der große Commerz, der Welthandel, und in ſeiner Stellung als Senator war eine Kaufmanns-Republik das Ideal ſeiner ſtaatsmänniſchen Vorſtellungen, die Stadt Hamburg als deren nächſte Praxis ſein Stolz. Weil Arthur ein guter Comptoiriſt und ein oft ſehr pfiffiger, nicht eben engherziger Speculant war, ſah er über alles Andere hinweg. Blöhmer war reich, aber keineswegs einer der Erſten ſeines Standes. Er nahm an der Börſe wie im Hafen immerhin noch einen höchſt beſcheidenen Platz ein, um ſo mehr war das aber Grund für ihn, auf den Profit verſeſſen zu ſein, wußte er doch, daß nach ſeinem Ableben ſich ſein Vermögen zwiſchen Arthur und Franziska theilen müſſe. Daß er ferner auch darauf Bedacht nahm, ſeine Kinder möglichſt profitabel zu verheirathen, war nur in der Ordnung und ein Theil ſeines kaufmänniſchen Berufs. Feſt ſtand indeß, daß ihm dies bisher trotz allen Anſehens nicht glücken wollte. Die Freier, welche ſich bei Franziska gemeldet hatten, ſtanden ihm und noch mehr ihr ſelbſt nicht an, denn als kluger Vater, der in amerikaniſcher Manier die Kinder zur Frühreife erzogen und von der Wiege an ſchon ihr „I will not“ reſpectirt hatte, ließ er ihnen im Heirathen wie im Beten freie Dispoſition. Man ſagte aber (denn auch in der Hanſe-Metropole giebt es böſe Zungen), daß die Millionärstöchter, auf welche Arthur vordem ſein Augenmerk gerichtet haben ſollte, beanſtandeten, die Ehre ſeiner Hand anzunehmen. Ob ihnen die Alliance mit der Firma Blöhmer nicht hoch oder profitabel, ob Arthur’s Privatruf nicht ſolide genug geweſen, war aus dem Schooße der Familien-Annalen nicht an’s Licht der Sonne getreten.

Alwin kannte ſeines Freundes Arthur Streiche recht gut, ebenſo das Terrain der Hanſeſtadt, die Grillen und Schwächen des alten Blöhmer. Jeder Zoll ein Kaufmann, war der junge Föhrenbach von jenem kalten, berechnenden Verſtande, der weder Illuſionen noch Empfindeleien zuließ, ſondern ſich nach ſeinen eigenen Geſetzen mit dem Ebenmaß und der Sicherheit eines Uhrwerks bewegte und nie etwas auf's Gerathewohl unternahm. Nur einmal hatte er ſich in ſeiner überfeinen Intrigue, trotz aller Weltkenntniß, verrechnet, bei Karl, den er leichter, nachdrücklicher zu beſeitigen, deſſen Ruf er zu vernichten gemeint. Welch ein Gegner derſelbe ihm geweſen, ſah er an dem ſchwermüthigen Kopfhängen ſeiner Schweſter, und er ſchwur ſeitdem, ſich künftig nie mehr mit idealen Leuten, ſondern nur auf ganz poſitive, greifbare Dinge einzulaſſen.

Eine eben ſolche Natur traf er in der kleinen blonden Franziska Blöhmer, welcher Ruhe, Comfort, Profit über Alles ging, die, illuſionslos, weder an den Ehren des Hamburger Patriziats, noch an dem Glanz der väterlichen Firma hing, ſondern viel beſorgter war, daß ſie auch noch genug von ihm erbe. Ihr einziger Wunſch und Stolz war pecuniäre und perſönliche Unabhängigkeit, ihr Vergnügen jeder Genuß ohne Anſtrengung. Sie hatte ein phlegmatiſches Temperament, war gut, wo es ihr eben nichts koſtete, und Jedermann hätte ſie für eine Engländerin gehalten, wenn ſie nur einen Gran Nationalſtolz und Gentilität beſeſſen hätte.

Alwin und Franziska verſtanden ſich auf den erſten Blick und liebten ſich, weil ſie für einander paßten, wie Eros und Anteros, wie die Selbſtſucht des Weibes mit der Selbſtſucht des Mannes vereint eine ſogenannte ſolide Ehe bildet, einen guten, bürgerlichen Dachsbau, ſtrotzend von materiellem Wohlleben, aber ganz unzugänglich allen höheren, edleren Gefühlen, welche ja immer geiſtiges Streben, innere Arbeit, Kampf und Opfer erfordern. Wie geſagt, ſie hatten ſich merkwürdig raſch, als „zwei ſchöne Seelen, die ſich gefunden“, darüber verſtändigt, daß ſie ſich heirathen wollten, und wie vernünftige Menſchen, fern von toller Liebeshitze, auch das Geſchäft der Ehe mit ſubtiler Ueberlegung langſam und ſicher, wie die Anknüpfung einer neuen Handelsverbindung, in Angriff genommen. Als erſte Brücke hierzu ſuchten ſie das immer wachſendere Wohlwollen des alten Blöhmer für Alwin zu verſtärken, der in ihm einen ſehr fähigen Kaufmann und ſehr umſichtigen, beſcheidenen jungen Mann ehrte, welcher vor der Senatorwürde und dem mercantiliſchen Glanze Hamburgs den gehörigen Reſpect hatte, als noch viel ſicherern Hebel aber begannen ſie die Verbindung Arthur's mit Irenen zu betreiben.

Die erſte Bedingung, daß Arthur ſich in die ſchöne Föhrenbach verliebe, war erfüllt, die zweite, daß Irene, überhaupt die Familie Föhrenbach, mit dem alten Blöhmer unter argloſer Form in Berührung komme, erfüllte ſich auch durch die Reiſe.

Alwin, bereits mehrere Jahre als Arthur's Freund im Hauſe Blöhmer's aus- und eingehend und dem Alten als Disponent einer andern nicht geringeren Firma vortheilhaft bekannt, hatte in kluger Demüthigung, als Blöhmer senior durch Abgang ſeines erſten Buchhalters plötzlich in peinliche Verlegenheit gerieth, ſich erboten, „vermöge ſeiner Hochachtung und Liebe für dies Haus“ in dieſe zweite Stellung mit Aufgabe ſeiner bisherigen beſſeren zu treten. Blöhmer senior war ganz entzückt davon, und Alwin wurde der Familie ſo ein bedeutendes Stück näher gerückt, zumal der alte Disponent auf dem Ausſterbe-Etat ſtand und ihm deſſen Stellung ſomit bald genug zufallen mußte. Zu Franziska's nicht geringer Freude wußte er ſich bald unentbehrlich zu machen, ſo daß keine Speculation ohne ſeine Genehmigung mehr effectuirt wurde. Ueber den Stand ſeines muthmaßlichen Vermögens hatte er mit Blöhmer nie geſprochen und nur Franziska genaueren Aufſchluß gegeben, ſo wie über die Art und Weiſe, daſſelbe beſtmöglichſt zu vergrößern.

Ach ja, der Verſtand hat Unendliches vor dem Gemüth und der Phantaſie voraus, nur iſt er ein Bettler in den heiligſten Dingen des Lebens, und um ſo mehr, je weniger er es empfindet, daß er ein Bettler iſt!

Föhrenbachs waren alſo in Hamburg angekommen. Alwin hatte, nach Verabredung mit Mama, Wohnung gemiethet und Alles ſo für den Winteraufenthalt vorbereitet, daß nichts zu wünſchen blieb. Der alte Blöhmer, beſonders aber Arthur und Franziska, empfingen die Rathsfamilie mit ganz beſonderer Freundlichkeit, welche Allen, nach dem eben Erlebten, ſehr wohlthat. Der großſtädtiſche Zuſchnitt, das rauſchende Durcheinander des Weltverkehrs in der alten, gravitätiſchen Seeſtadt bot Irenen, obwohl dieſelbe das Reſidenzleben theilweiſe von der Penſion her kannte, ebenſo wie dem Rath eine angenehm zerſtreuende Abwechſelung. Gerade für Irenens Gemüthsverfaſſung, ihren natürlichen Hang zu Träumereien, war jetzt eine gewiſſe Betäubung nothwendig, und ſie überließ ſich derſelben willenlos und mit dem Vergnügen, das man zu Zeiten empfindet, ſich ſelbſt, ſeine Erinnerungen und Empfindungen vergeſſen zu dürfen. Viel allein zu ſein, vergönnte ihr ohnedies weder die Mutter noch Franziska, welche ſich wie eine Klette an ſie hing und ſich mit mehr Anſtrengung, als ſie ſonſt einem Beginnen widmete, zu ihrer Freundin, Unterhalterin, ihrem Cicerone machte. Arthur hielt ſich kluger Weiſe decent zurück, war zart, ohne aufdringlich, galant, ohne fade zu ſein, und ein vortrefflicher Unterhalter, ſobald man Luſt empfand, ihm Aufmerkſamkeit zu widmen. Was die Räthin, Alwin, Arthur und Franziska aber mit unendlichem Vergnügen bemerkten, war, daß Blöhmer senior vom erſten Augenblick an Irenen in ſein Herz geſchloſſen zu haben ſchien. Das ſchöne Mädchen mit ſeinem ſtolzen Ernſt, der ariſtokratiſchen Würde und doch einer zart weiblichen Beſcheidenheit behagte dem greiſen Patrizier außerordentlich, und der alte Wittwer, dem die Geſchäfte ſonſt wenig Zeit für die Galanterie und ſeine Familie ließen, begann durch Aufmerkſamkeiten und kleine Schmeicheleien, die durch ſein hohes Alter unverfänglich wurden, ſein ſteigendes Wohlgefallen an ihr zu verrathen. Nichts ward im Laufe des Winters verſäumt, was an noblem Genuß, an Geſellſchaftsleben die reiche Hanſeſtadt zu bieten vermochte, und Irene begann ihre alte Unbefangenheit, Elaſticität und Friſche wieder zu erlangen. Alwin, welcher unter der Hand von allen rhodenfließiſchen Vorgängen Kunde erhielt, mithin auch über Karl, wußte mit der Räthin Hülfe ihr bald genug verſtehen zu geben, „wie ſehr Karl ſich zu tröſten gewußt“, und daß er mit der Mutter Rhodenfließ verlaſſen, ſich, wie die Rede gehe, nach der Hauptſtadt gewendet habe. Indem ſich alſo das Herz Irenens vom Unrecht nach und nach entlaſtet fühlte und den Abſtand des rhodenfließiſchen Janhagels gegen das Benehmen der Familie Blöhmer, die engen Verhältniſſe der Heimath mit dem großartigen Treiben des nordiſchen Venedig verglich, kam ſie mehr und mehr zu der Ueberzeugung, thöricht geweſen zu ſein, und mit ihrer inneren Ruhe fand ſich auch die alte Heiterkeit wieder, zumal ſie mit Wohlgefallen bemerkte, wie Arthur ihrem Kunſttriebe, ihrem idealen Sinne auf allerlei unſcheinbare, zarte Weiſe entgegenzukommen wußte.

So nahte Oſtern und der Abſchied von Hamburg. Irene fühlte, daß Arthur ſie liebe, ſie von der Familie Blöhmer vergöttert werde. Ohne ſich über ihre eigenen Entſchlüſſe klar zu werden, ohne für Arthur, noch irgend Jemand von den Seinen, mehr als freundſchaftliches Wohlwollen zu empfinden, ließ ſie ſich Blöhmer's Liebe gefallen, lehnte keine ſeiner Huldigungen ab, ohne ihn deshalb aber auch nur im Leiſeſten zu ermuthigen. War ſie im Punkte der Liebe zähe geworden, oder war noch ein Reſt von Traurigkeit, von ſüßer Erinnerung übrig, die anderen Gefühlen feindlich entgegentraten, kurz, Arthur und alle Anderen fühlten, daß dieſes Herz doch nur langſam und in ſehr verſtohlener Weiſe zu beſchleichen ſei. Womit es ſich ganz beſonders jetzt beſtechen ließ, war der Glanz, der Luxus, die ausgeſuchteſte Eleganz. Ihre künſtleriſch geartete Natur mußte wenigſtens etwas Schönes haben, an dem ſie ſich ordnend, ſichtend und wählend bethätigen konnte. Dies wurde ihr mehr als je zu Theil, und indem ſie ſich dem Flitter und Außenleben überließ, weil ſie der eigentlichen Kunſt und Innerlichkeit verluſtig gegangen, empfand ſie nicht, wie ſehr ſie ſeeliſch zu verflachen drohte. Trotz alledem war dieſes Mädchen nicht ſo leicht in das Geleis der Alltäglichkeit, dieſes breiten behäbigen Fahrwaſſers Franziska's, hineinzubringen, und da von ihrer Eroberung die ganze Kette der Hoffnungen und Speculationen Alwin's, der Räthin und Franziska's abhing, mußte man ſie ſehr zart mit Glacéhandſchuhen anfaſſen, um nicht möglicher Weiſe Alles zu verderben.

Der gute Rath war eine ziemliche Null geworden, und er bewies, wie wenig er eigentlich Fonds, wie geringes Talent er zum Träger einer Familie hatte, da er dies mit ſehr vielem Gleichmuth ertrug. Für das, was er durch eigene Schuld verloren, fand er indeß andere Entſchädigung. Die Juriſterei, „in der er ſchwerlich je ein hervorragendes Licht", wie Kreisgerichtsdirector Röhrich einmal geäußert, geweſen, hatte er ja ſchon vor Jahren an den Nagel gehängt, nachdem ihm ſein und ſeiner Frau Vermögen Unabhängigkeit genug gegeben, ſeiner Laune zu folgen; er hatte ſein Haus am Markt zu Rhodenfließ zu bauen angefangen, dann — nach Erwerbung von Pfauenſchloß — ſich der Verſchönerung und Verwaltung deſſelben hingegeben; endlich war das Sammeln von Stichen, Kupferwerken an die Reihe gekommen, die Epoche ſeines Kunſt-Mäcenenthums, und jetzt, als ginge ihm auf einmal eine neue Sonne in Hamburg auf, ſchien ihm der Commerz, die Börſe, der Handel mit den Producten der ganzen Welt, das Mammon-Königsthum und die Handelspolitik Zweck ſeines Lebens!

Vielleicht, wenn er überhaupt mehr Talent beſeſſen, bei ihm nicht Alles Laune, Phantaſterei geweſen wäre, er mehr wahren Arbeitstrieb beſeſſen, hätte er ſich zu einem Handelspolitiker, Nationalökonomen machen können. Einmal aber beſtand dieſe Wiſſenſchaft damals in Deutſchland kaum in ihren erſten Anfängen, andererſeits war er eben nicht der Mann dazu. Er begnügte ſich, zu operiren und zu ſpeculiren, einmal an der Börſe, ein andermal in Producten. Natürlich waren die Summen, welche er im Vergleich zu kaufmänniſchen Firmen einzuſetzen hatte, nur winzig, aber es war doch genügend, ihm unendliches Vergnügen zu gewähren und die Ueberzeugung zu geben, er ſei ein eminentes Handelstalent, wie er ja vordem ſich auch eingebildet, ein bedeutender Kunſtkenner zu ſein. Ihn von dem gefährlich glatten Pfade, den er damit betrat, abzuhalten, wäre ſeines

Sohnes Alwin Sache geweſen, der, mit der Tücke des Handelsglücks, den Gefahren der Speculation genügend bekannt, leicht einſehen mußte, wohin das führen könne. Aber gerade dieſe neue Manie Papas paßte in Alwin's geheime Pläne vortrefflich, und die Emſigkeit, mit der er dieſelbe nährte, ließ den Glauben aufkommen, er habe dem Rath dieſes ſehr zerbrechliche Unterhaltungsmittel an die Hand gegeben. Da er den Alten indeß nie allein operiren ließ, ſein Beirath, Entrepreneur und Agent war, der Rath unter Alwin's Aegide zu wiederholten Malen auch ganz anſehnliche Profite gemacht, ſo war ſcheinbar auch die Geſchichte ganz gefahrlos. Der Sohn wird den Vater doch vor offenbarem Schaden und thörichten Unternehmungen zu hüten wiſſen! Der alte Blöhmer lächelte wohlwollend hierüber, und Arthur ſah darin nur ein Mittel mehr, Föhrenbach an Hamburg und ſein Haus zu ketten. So hatte ſich das urſprüngliche Verhältniß der Familienglieder weſentlich verſchoben. Irene war unter den Einfluß der Mutter, Franziska's und des alten Blöhmer, der Rath unter die Aegide ſeines Sohnes Alwin gekommen, Alwin's, der ſtillſchweigend, aber täglich mit größerem Glücke zwei Familien an den unſichtbaren Zauberfädchen ſeines ausgeſuchten Verſtandes zu leiten begann, ſie ſämmtlich in ein geheimnißvolles Netz einwob, deſſen Maſchen nur Franziska mit dem Lächeln ſtiller Befriedigung wahrnahm.

Oſtern war alſo nun da, es mußte geſchieden ſein! Der Rath wollte nach Rhodenfließ zurück, Capitalien flüſſig zu machen, um mit mehr Kraft an gewiſſe Unternehmungen zu gehen, die ihm Alwin vorgeſchlagen, und auf Pfauenſchloß die alten Pachtverträge zu löſen, weil er vorhatte, mit außerordentlicher kaufmänniſcher Fineſſe die Beſitzung en gros auszunutzen. Arthur hatte, nachdem man Alles vorbereitet und des alten Blöhmer Vorliebe für Irenen bis zu gewünſchter Höhe angewachſen ſah, dem Vater vertraulich eröffnet, daß er Irenen liebe, aber ihr dann erſt eine Erklärung machen wolle, wenn ſeine Wahl den väterlichen Beifall habe. Er erhielt ihn ſofort, ſchon in Anbetracht der früheren Körbe wahrſcheinlich und daß in Hamburg nichts Paſſendes für ihn zu holen ſei, wohl auch, um den Senatornamen vor den künftigen Extravaganzen ſeines Sohnes durch das calmirende Mittel der Ehe ſicher zu ſtellen, vor allen Dingen natürlich, weil der Alte Irenen liebte. — Dabei erkundigte ſich Senator Blöhmer indeß doch um die finanzielle Lage des Raths geſprächsweiſe bei Alwin, der eben ſo geſprächsweiſe, und als wenn er nicht die leiſeſte Ahnung habe, um was es ſich handele, die gediegenſte Auskunft ertheilte, und dabei einfließen ließ, welche hohe Ehre es ſeiner Familie gewähren würde, wollte ſein edler Principal einmal einen Sommermonat auf Pfauenſchloß zubringen.

Dieſe Idee ſchien dem alten Herrn, der wohl Paris und London, Kopenhagen, Amſterdam und Petersburg geſehen, dem aber das deutſche Tief- und Hochland mit ſeinem Naturreiz eine terra incognita geblieben, ſehr annehmbar. Er äußerte ſich zwar nicht offen gegen Alwin des Decorums wegen, aber gegen Arthur und Franziska; dies ward der Räthin und auch gelegentlich dem Rath geſteckt, was Beide ſehr entzückte, und ſo wurde denn in einer fröhlichen Stunde dem alten Senator der Vorſchlag gemacht, Franziska für den Sommer mit nach Rhodenfließ zu geben und ſie in Begleitung Arthur's dann im Juli abzuholen und dabei auf Pfauenſchloß einen Monat zu verweilen. Blöhmer ging darauf ein, als Gegenbedingung ſtellend, daß Alwin natürlich während ſeiner Abweſenheit pro cura vereint mit dem Diſponenten führen und Irene ihn ſelbſt auf der Rückreiſe begleiten, die Familie Föhrenbach überhaupt den nächſten Winter wiederum in Hamburg verleben müſſe. Irene lächelte etwas beklommen dazu — und die Sache ward in Richtigkeit gebracht. Nunmehr begann man ernſtlich an die Reiſe nach Rhodenfließ zu denken.

Je näher indeß dieſelbe rückte, deſto trüber, ſinnender wurde Irene. Der Rath und Blöhmer senior rechneten das auf die Trennung vom freundlichen Hamburg; Alwin, die Räthin und Franziska, welcher die Affaire mit Karl von ihrem Liebhaber mitgetheilt worden, ſahen klarer.

Irene hatte ſich verändert, das fühlte ſie ſelbſt, hatte ſich dieſer ihrer Veränderung unterworfen, wie der Schiffbrüchige ſich der Strömung überläßt, die ſein Wrack in's Ungewiſſe trägt. Sie war über dieſe ihre Veränderung mit ſich unzufrieden, und ärgerte ſich auch wieder, daß ſie all' dem Guten, Glänzenden gegenüber unzufrieden war. Sie empfand eine Lücke in ihrem Sein, die früher die ideale Welt eingenommen, und doch wußte ſie, wie ſchnöde dieſe Welt zertrümmert worden, wie ſie nie aufzurichten, kurz, wie unendlich thöricht es ſei, ſich zu erinnern, wo die Erinnerung doch ſo peinlich, ſchämend und ſchmerzhaft war. Nach dem Pfauenſchloß zurückzugehen, bangte ihr, denn ſie trat dieſen Erinnerungen und den alten erſtorbenen Gefühlen wieder gegen ihren Willen nahe; zu bleiben, ſelbſt wenn ſie es gekonnt hätte, ſchien ihr auch drückend, denn ihre außerordentliche Veränderung, ihre Verflachung hinderte ſie nicht, zu empfinden, daß ſie grenzenlos abhängig geworden, in eine mercantiliſch-verſtändig trockene Umgebung gerathen ſei, der ſie nicht dieſelbe Verſtandesſchärfe entgegenzuſetzen vermochte. Sie merkte, wie ſie in immer engere Verbindung mit Blöhmers hineingerieth, welcher ſie keinen Widerſtand, keinen Grund des Ausweichens gegenüberſtellen konnte.

Es hätte ihr plötzlich ein Mann, der ihr Herz mit voller glühender Liebe beſeligte, begegnen, ſie wie mit einem Zauberſchlage erlöſen müſſen.

Dieſer Mann kam nicht, dieſer Zauberſchlag erfolgte nicht, das wußten die Räthin, Alwin und die Familie Blöhmer wohl einzurichten.

So reiſten der Rath, die Räthin, Irene und Franziska ab.

Und wieder tauchten die alten Thürme und Lindenkronen von Rhodenſließ empor, wieder leuchtete das ſtolze Pfauenſchloß mit ſeiner Terraſſe auf dunklem Laubgrund weit über die Waſſer der blauen Rhoda herüber.

War die Terraſſe ohne Silen für ſie denkbar?

Irene fühlte etwas wie eine Thräne im Auge. Der Staub der Chauſſee mußte ſchuld ſein!

Im letzten Augenblick der Abreiſe hatten Alwin und die Räthin dem alten Föhrenbach vertraut, daß Blöhmer senior ſeine Einwilligung zu Arthur's und Irenens Verbindung gegeben, man hatte ihn kurz und gut in die Doppel-Liirung und alle daranhängenden Ausſichten eingeweiht. — Dem Rath ging ein bedeutendes Licht auf. Er war unendlich entzückt und bewunderte die Klugheit ſeiner Frau wie ſeines Sohnes. Demnach kam man, eingedenk des Vergangenen, überein, Irenen nicht durch vorlaute Aeußerungen zu drängen, ſondern den Ausgang der Sache bis zum Beſuch der beiden Blöhmer zu verſchieben, vor allen Dingen aber ſich vor ihnen im höchſten Glanze zu präſentiren und den Rhodenfließern und ihren indecenten Mäulern die Thür hermetiſch zu verſchließen, den geringen Bruchtheil der höchſten Nobleſſe etwa ausgenommen, welche ſich deſſen würdig zeigen durften.

Föhrenbachs blieben nur eine Nacht und einen Tag in ihrem Hauſe zu Rhodenfließ, um ſich von der Reiſe zu erholen, mit ſtolzem Vergnügen die reiche Sammlung eingelaufener Rhodenfließer Viſitenkarten, den Thermometer der jetzigen öffentlichen Stimmung zu bemerken und verächtlich dem Papierkorb einzuverleiben.

Am dritten Tage ihrer Ankunft, ohne daß der Rath jemand Anderem als dem Landrath, Director Röhrich, Bolze und von Tettritz ſeinen Beſuch gemacht, und nur ſie für nächſten Sonntag eingeladen hatte, fuhr man in der eleganteſten Equipage mit Kutſcher und Bedienten in voller Livree hinaus zum Pfauenſchloß. — Rhodenfließ war ſtarr.

Man wartete eine Weile! — Die Einladungen konnten ja wohl noch kommen!

Acht, vierzehn Tage vergingen, — nichts regte ſich.

Da brach das Unwetter los! Nun hatte Föhrenbach es für ewig verſchüttet, und keine Gnade fanden die Stolzen, eitlen, Herzloſen ohne Lebensart, ſie mußten ſämmtlich moraliſch über die Klinge ſpringen, Spießruthen laufen und vor der öffentlichen Meinung am Pranger ſtehen! Was ihnen hierbei von guten alten Freunden für Epitheta, Laſter und Mängel angehaftet, von alten Gegnern und verletzten Seelen für üble Dinge gewünſcht wurden, darüber wollen wir, um des guten Namens der wohllöblichen Kreisſtadt Rhodenſließ zu ſchonen, mit des „Sängers Höflichkeit" ſchweigen. Sie war mindeſtens in ihrem Uebelwollen um keinen Gran beſſer oder ſchlechter, als irgend eine andere ihrer Colleginnen im Lande, die den Glanz eines Landraths, Kreisgerichts und Wochenmarkts, einer rauhbeinigen Bürgergarde und zweier ſolennen Viehmärkte des Jahres in ſich vereinte.

Um indeß nach allen Seiten gerecht zu ſein, müſſen wir doch auch bekennen, daß dieſe allerdings ſehr wetterwendiſche Fama von Rhodenſließ in ihrem neuen Zorn gegen Föhrenbachs nicht ganz im Unrecht war. — Der frühere Beſuch des Pfauenſchloſſes hatte nicht gerade nur aus lauter Schmarotzern und elenden Geſellen beſtanden, mithin Allen ohne Unterſchied den Rücken zu kehren, war durch gar nichts, am wenigſten nach dem Vorgefallenen durch die Klugheit geboten. Etwa durch übergroße Scham? — So faßten es denn auch die Rhodenſließer auf und ſagten ſtracks: „Die Föhrenbachs ſind ſich ihrer Schändlichkeit gegen die Pumpels, ihrer ganzen Erbärmlichkeit viel zu ſehr bewußt, als daß ſie einem anſtändigen Menſchen unter die Augen treten, in ihre Verhältniſſe blicken laſſen dürften!" — —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Als Irene das Pfauenſchloß betrat, die Terraſſe, den Park, ihr Zimmer, — wie war doch Alles ſo ganz verändert! — Kalt, langweilig, öde! — Dieſelben Stellen wohl fand ſie wieder, die Meierei, das Belvedere, die dunkle Laubgrotte, das Rondel mit dem ſteinernen Amor, den Hof mit dem Springbrunnen, drüben die Werderinſeln im Sonnenſchein, — alle jene duftigen Lauben und Gänge, die dunklen Partien und einſamen Matten im nahen Walde, auch das freundliche Dörfchen mit der reinlichen Kirche und den alten treuherzigen Geſichtern, ſelbſt das Taubenhaus, deſſen ſchwirrendes Volk Abends Karl vom Balkon zu füttern pflegte —, vorhanden war Alles, ſelbſt Fabian, und doch — war's nicht ſo, ach, ſie konnte nicht ſagen, wie es war!

Die Blumen ſchienen nicht mehr zu duften, die Pracht der Farben ſchien ermattet, und durch dies Alles ſchlich ein Geiſt der Traurigkeit und Oede, wie ein unſichtbares Klaggeſpenſt, huſchte die Erinnerung traumhaft ſelig an ihr vorbei, und die Wirklichkeit, nackt und langweilig, grinſte ſie höhnend an. Was der Grund dieſer ihrer ſeeliſchen Disharmonie, ihrer Gemüthszerrüttung, ihrer ſelbſtquäleriſchen Gefühle ſei, blieb ihr trotz aller Selbſtprüfung unklar, nur das wußte ſie, Liebe, unbezwingliche Liebe zu Karl war es nicht! Franziska war auch nicht die Perſon, ihre Gefühle zu verſtehen, noch weniger ihre Gemüthsrichtung zu theilen. Gern hätte ſie Martha Jochmus, von der ſie nicht einmal wußte, daß ſie verheirathet ſei, gern Eliſe Bitterlich und ſelbſt das immer luſtige, leichtfertige Jettchen Feiſtel geſehen, aber die Scham und ein Blick auf die Eltern hielten ſie ab, nur dieſen Wunſch zu äußern. Ein wahrer Troſt ſchien es ihr, mit dem alten Fabian plaudern zu können, es drängte ſie zu hören, was aus dem und jenem geworden. Dazu fühlte ſie drückender als je ihre Abhängigkeit und daß ihr Benehmen, das ſtille Geheimniß ihrer einſamen Stunden, die man ſo oft wie möglich ihr verkürzte und unterm Anſchein größter Argloſigkeit ſtahl, belauſcht wurde! Ach, jene ſchönen Tage des idealen Erglühens, des Kunſtgenuſſes, der heitern Fröhlichkeit unter fröhlichen Herzen, von denen jedes für ſie ſchlug, jene Zeit, wo ſie dies Alles ſammt den Ihren wie mit dem Stab der Circe zu beherrſchen ſchien, waren vorbei, vorbei! Ihr ſchien, als hätte man ihr alle unſchuldige Unbefangenheit der Jugend geraubt und ſie wäre in einem Jahr um zehn Jahre gealtert.

Die ſüßeſten Stunden, wenn auch unter Thränen und einem Weh, das der nur begreift, dem ein tiefer Blick in die einſame, in ſich, gleich der Lotos, verſunkene Mädchenſeele gegönnt iſt, verlebte ſie, wenn ſie ſich auf ihr Zimmer unbemerkt einſchloß, in dem Album blätterte, erfüllt mit Bleiſtiftſkizzen Karl's, oder wenn ſie gar das ominöſe Bild aus ſeinem Sarge nahm und ſich in ſeine geheimnißvolle Schönheit verſenkte. Oft genug wurde ſie dann geſtört, gerade in ihrem tiefſten Empfinden, ja ſelbſt Fabian, wenn ſie ihn irgend wo im Garten traf, ihn nach dieſem oder jenem fragte, wich verlegen oder mürriſch aus, und es kam ihr vor, als wäre der alte Knabe ihr nicht mehr ſo zugethan, nicht ſo voll Verehrung und Dienſtwilligkeit mehr, wie ſonſt.

Zwei Menſchen hatten ihre Blicke unvermeidlich auf ſie gerichtet, die Räthin und Franziska. — Irenens Zuſtand ſchien Beiden überaus bedenklich, und ſie referirten darüber gewiſſenhaft an Alwin und Arthur, ſuchten Irenen möglichſt zu zerſtreuen und überboten ſich in Anſtrengungen, ſie zu erheitern.

So rückte der 25. Mai, Irenens Geburtstag, heran, für ſie ein Tag des Schreckens, der Sorge, der Beſchämung und des Wehs!

Auf Veranlaſſung der Räthin ſchlief ſie mit Franziska in einem Zimmer der Parkſeite.

Am Vorabend ihres Geburtstages war ſie ungewöhnlich erregt, und, trotz liebevollen Andringens, blieb ſie lange auf, in die dunkle Nacht hinausſtarrend. Spät erſt, ungeheuer nervös überreizt, ſchlief ſie, von Mattigkeit überwältigt, ein. Tief und ſchwer, bleiern faſt war ihr Schlummer, und ſie erwachte ſehr ſpät am andern Tage.

Eine Fülle von Blumen prangte in ihrem Zimmer, und Franziska empfing ſie jubelnd, ihr den erſten Glückwunſch zu bringen.

„Sieh, Mädchen,“ ſagte ſie bittend, „ſei geſcheidt, laß mit dem heutigen Tage die Kopfhängerei ſchwinden, erkenne, wie Du geliebt wirſt, achte Dich ſelbſt, und ſei überzeugt, daß Jeder, der glücklich ſein will, es auch ſein kann.

Hier haſt Du mein Geſchenk! Was? Gefällt es Dir? Es iſt eine Collection orientaliſcher und perſiſcher Parfüms, mit der letzten Ladung an Papa gekommen und höchſtens in London in gleicher Auswahl und Güte zu erlangen. Steh auf, Schatz, und ſieh Alles an.“

Irene preßte Franziska, vielleicht das erſte Mal mit ſo warmen, faſt ſchweſterlichen Gefühlen, die dem geſteigerten Bedürfniß liebevoller Ergänzung entſprangen, an ſich und küßte ſie.

„Ja, Du haſt recht! Franziska, ich will verſuchen, mich zu ändern. Ach, daß mich Pfauenſchloß ſo traurig ſtimmt! Ich habe hier zu viel Gutes und zu viel Schlimmes erfahren. — Ja, ich bin ſehr närriſch. Dieſe Träumerei reibt mich ganz auf! Wenn es wahr iſt, daß man nur zu wollen braucht, um glücklich zu ſein, ſo liegt es vielleicht an meinem matten Willen. Nun gut, Du Starke, ewig Zufriedene und nie Exaltirte, Du ſollſt mich's lehren. Ich nehme mir's heut' feſt vor, an meinem Geburtstage, — hörſt Du?“

„Und ich will Dich daran erinnern, Liebchen! Du wirſt ſehen, was ich für ein Mentor bin. Nun vorwärts in's Zeug. Du findeſt noch Leute, die darauf brennen, Dich zu begrüßen.“

„Ei, Beſuch, Franziska?“

„Ich ſage nichts! Geſchwind, Du ſollſt es ſehen!“

Halb verlegen, ſchämig, halb erregt lächelnd, ging Irene unter Franziska's Hülfe an die Toilette, dieſelbe durch Betrachtung des wirklich köſtlichen Geſchenkes unterbrechend, das in einem Käſtchen von polirtem, mit Silber beſchlagenem und gewürzreich duftendem Sandelholz dreißig Flaſchen der ausgeſuchteſten orientaliſchen Parfüms und Eſſenzen barg.

Die Nacht ſchien wohlthätig auf ſie gewirkt zu haben.

Es iſt uns oft mitunter, wenn wir nach langer innerer Selbſtqual nervös und geiſtig übermüdet ſind und dann des Glücks eines tiefen, wohlthätigen Schlafs genießen, als fielen alle alten Sorgen von uns ab, als beginne ein neues Leben, ein ganz friſches Erglühen, und durchbringe, beſchwinge die alte Federkraft des Leibes wie der Seele. Die Energie zum Leben findet ſich wieder! Kommt nun eigener erneuter Wille von innen heraus und ein heiterer voller Herzenston von außen her am lichten Morgen dazu, dann erleben wir an uns eine Wiedergeburt, die das Vorrecht der Jugend wie jedes guten Naturells iſt.

Die Toilette war beendet. Beide Mädchen eilten hinab in den Salon, der nach der Terraſſe zu wie ſonſt geöffnet war.

Der Rath, die Räthin, von Tettritz, Landrath von Rautenzweig, Herr von Eichsfeld, der inzwiſchen Laura von Kaltenborn geheirathet (Beide hatten Irenen ſeit einem Jahre nicht geſehen), Director Röhrich und Bolze empfingen ſie glückwünſchend. Beſonders Laura's Erſcheinen erfüllte ſie mit hoher Freude. Wenn ihr dieſelbe auch ſtets etwas ferner geſtanden, war es doch gewiſſermaßen die einzige Freundin, welche ihr aus der Vergangenheit treu geblieben zu ſein ſchien. Sie fühlte ſich wieder in derſelben Luft von ehemals.

Eben ſo wohl that ihr die Aufmerkſamkeit der alten Herren, von denen jeder ihr bei einem ſcherzhaften Geſchenk etwas Freundliches, Zartes zu ſagen wußte.

Das Geſchenk der Eltern beſtand in vorzüglichen Stoffen und einer Bibliothek neueſter belletriſtiſcher Erſcheinungen.

„Nun aber," ſagte lächelnd Franziska, „kommt das Beſte, mit Verlaub! Du mußt mir aber verſprechen, Dir die Augen verbinden und Dich von mir leiten zu laſſen. — Irene! Nein, nein, keine ernſte Miene! Mach' mir nicht die Beſchämung, daß erſt Papa und Mama bitten helfen müſſen! Heut' mach' ich mit Dir, was ich will, magſt Du mich von morgen ab dafür recht ausſchelten!"

„Nun, ſo binde nur feſt, daß ich nicht ſehe."

Die Binde wurde umgelegt und an der Hand Franziska's verließ Irene den Salon. — Es ging über Treppen empor, durch Corridore, wie bei einer Irrfahrt in's Labyrinth.

„Aber, mein Gott, wohin führſt Du mich denn?"

„Fürchte nichts, Mädchen, ich führe Dich, wie der dunkle Zug Deines Herzens, dahin, wo Du Dich am wohlſten fühlen wirſt, ſo wie in Deiner eigentlichen Heimath. Ich führe Dich, mein Schweſterchen, in jenes Dir ſo liebe Land, das man Dir geſtohlen, und es wird nur an Dir liegen, es mit muthiger Seele wieder zu erobern. Da, da ſind wir!"

Ein Zittern des Herzens, gleich einer Ahnung und Furcht dazu, hatte ſich Irenens bemächtigt. Aber mit dem raſchen Willen, zu wiſſen, woran ſie ſei, überwältigte ſie das Zagen und riß die Binde herab. Hinter ihr klappte eine Thür zu.

Sie ſtand allein in dem runden Thurmzimmer, dem ehemaligen Atelier Karl's.

Das Bild des Pfauenſchloſſes, wie es eben war, aber in fußbreitem prachtvollen Rahmen, ſtand auf der Staffelei am Fenſter, ihr Album lag auf dem Tiſche, ſonſt war Alles verändert. Das ganze Gemach war orientaliſch mit Divans, Tabourets, Teppichen und Decken eingerichtet. An den Wänden hingen koſtbare Stiche, Copien guter Bilder von jedem Genre, und über dem koſtbar eingelegten Damenbureau hing das Bild, welches Arthur von Karl gekauft. Auf dem Tiſche und in zierlichen Böcken lagen illuſtrirte Meiſterwerke, dort Kupferſtichſammlungen, hier engliſche Aquarellen, kurz — man befand ſich im Zimmer einer Dame, deren ganzes Leben und Weben in Kunſtgenuß beſtand.

Sie ſtürzte an die Staffelei, zum Bureau, von einer Gabe zur andern, wie eine Verzückte, Begeiſterte, dann im Uebermaß ihrer Rührung und Freude rief ſie aus: „Wer that mir ſo viel Liebes!?" —

Das Seitencabinet, deſſen ſie nicht gedacht, öffnete ſich und — Arthur Blöhmer trat langſam ein.

Irene erröthete hoch, dann erbleichte ſie und zitterte.

„Irene," und Arthur faßte ihre Hand, „mögen Sie mich nicht falſch verſtehen. Da ich unglücklich genug bin, nicht ſelbſt Talent zu beſitzen, aber gleich Ihnen die Kunſt vergöttere, wollte ich Ihnen hiervon einen Beweis geben. Nichts wird, ich weiß es, im Stande ſein, Sie dauernd ſonſt zu feſſeln, wenn es das Schöne, Ideale im Leben nicht iſt. Es ward Ihnen rauh entriſſen, — ich habe geſehen, wie Sie beſtrebt geweſen, die künſtleriſche Richtung Ihres Gemüths zu unterdrücken, und bin überzeugt, daß es barbariſch wäre, dieſem Kampfe in Ihrem Innern länger zuzuſehen. Mit Unterſtützung meines Papas habe ich nun verſucht, Ihnen ein kleines Kunſteden zu ſchaffen. Iſt es mir einigermaßen geglückt, theures Mädchen, ſo mögen Sie nicht zürnen, daß daran die heiße, unſägliche Liebe zu Ihnen ſchuld iſt, die ſeit einem Jahre in mir lebend, ach, ſich heimlich und ſtill bemüht hat, Sie zu verſtehen.“

„Arthur, beſter Arthur, Sie —“

„Irene, darf ich fragen, ob Sie an meiner Seite verſuchen wollen, dieſes Reich neu aufzubauen, ob ich Ihnen Werth genug habe?“

Irene antwortete nicht. — Tief in ſich erſchauernd, neigte ſie ihr Haupt und preßte die Stirn an die Bruſt Arthur's, der ſie umarmte, in ſtürmiſchem Jubel mit Küſſen überſchüttete.

Sie ſah und hörte nicht mehr. Sie gewahrte des alten Blöhmer und Alwin's Anweſenheit kaum. Was in ihr vorging, ob ſie vor Schmerz aufſchreien, vor Freude jauchzen ſollte, ſie wußte es nicht. Nur Eins wußte ſie, daß ſie Braut war. — Das Gefühl der ächten Liebe hatte ſie ſich viel anders gedacht, aber wenn ſie ſich im Reinſten ſchon geirrt, warum nicht hier?

Sie entwand ſich den Liebkoſungen ihrer Verwandten mit der Bitte, einen Augenblick auf ihr Zimmer eilen zu dürfen. Man ließ die Verſchämte gewähren.

Als ihre Gedanken ſich ſammelten, fand ſie, daß ihr künftiges Loos das für ſie glücklichſte ſei. Die Art der Gabe, daß Blöhmer ihr die Kunſtwelt gewiſſermaßen neu erſchloſſen, hatte ihr Herz gefangen. Ein Mann, der ſo opferfreudig liebte, ſo ſich zum Sklaven machte, verbürgte ihr wenigſtens die Freiheit, welche ſie verloren, die Unabhängigkeit, welche ſie mit Karl's Geſtändniß zu Grabe getragen. — Sie wollte eben wieder zu den Ihrigen eilen, als Arthur an die Thür klopfte, in erneuter Umarmung ihr das „Ja" entriß.

Irenens Geburtstag war auch ihre Verlobung.

Sonderbar, welch curioſes Ding ein Mädchengemüth iſt. Irene war eine glückliche Braut, hatte alle Gelenkigkeit, Liebenswürdigkeit des Geiſtes und ihre frühere eigenwillige Kraft wiedergefunden, und machte ſie von Stund' an gehörig geltend, aber ſie mochte Pfauenſchloß nicht mehr leiden. Sie beſuchte keine ihrer Lieblingsſtellen wieder, ſaß ungern ſelbſt auf der Terraſſe und endete nach wenigen Tagen mit dem Wunſche, bald nach Hamburg zurückzukehren. Dieſe Bitte hatte einſtimmigen Beifall. Alwin nahm Abſchied, um vorauszueilen, und Blöhmer senior blieb mit Irenen und Franziska nur ſo lange, bis die Hauptdispoſition der Abreiſe getroffen worden, mit anderen Worten: bis er in finanzieller Hinſicht über Föhrenbach klar geworden. Anfang Juli reiſten Föhrenbachs nebſt Arthur nach.

In einer kleinen Stadt bleibt nichts verborgen. Mit demſelben feinen Geruche, mit welchem man allda mathematiſch gewiß zu ergründen weiß, was der Nachbar kocht, oder ob er Schulden hat, wie viel die zweite Tochter mitbekommt und wie ertragsfähig jenes Geſchäft ſei, mit demſelben Talent, das nur niedere Seelen Neugier und Spionirwuth nennen, erfuhren die Rhodenfließer, nachdem ſie erſt wirklich giftig gemacht geworden, auch haarklein, was jeden Tag auf Pfauenſchloß los war, und ſo ſaßen ſie denn auch jeden Nachmittag beim Kaffee, jeden Abend beim Bier erneut über die Verfehmten zu Gericht.

Was nun die langgeſtreckten Ohren von Rhodenfließ im ferneren Laufe der Zeit von der Rathsfamilie hörten und ſpitze Zungen im myſtiſchen Geflüſter weiter trugen, war eigenthümlich genug.

Erſt war man voll von der Verlobung Irenens mit Arthur Blöhmer, von dem Bilderſalon und wie „Er Sie gelödert". Dann ging es an ein Aufzählen der Ausſtattung, von wem Alles gekauft, was aus Berlin, Hamburg und Paris bezogen worden, und — gelogen wurde wie gedruckt. Dann gab es neuen Stoff bei der Ueberſiedelung nach Hamburg.

Den nächſten Winter war es ziemlich ſtill in Rhodenfließ, nur die Nachricht von Irenens Heirath und daß Alwin Fräulein Franziſka Blöhmer ehelichen werde, ging um. Im nächſten Frühjahr darauf kamen Rath und Räthin allein zurück. — Ha, nun weiß man, daß ſie Anſchluß nöthig hatten, das Bedürfniß der Geſelligkeit empfinden würden.

Man iſolirte ſie abſichtlich, hatte man ſich doch bereits ihrer Cirkel entwöhnt.

Die alten Föhrenbachs thaten zwar ihrerſeits Schritte, ſich zu nähern, aber umſonſt. Landrath von Rautenzweig hatte ſein Amt quittirt, ſich irgendwo verheirathet, — kurz er ging, wie Viele, ſpurlos vorüber. — Röhrich, Bolze und von Tettritz waren die Einzigen noch, aber blos l'Hombre zu ſpielen und zu diniren wurde langweilig, auch ſchienen Rath und Räthin jetzt von vielen anderen Sorgen gequält zu ſein, die ihnen ſolidere Freundſchaft angenehmer machte.

Föhrenbach beſuchte eines Tages in Perſon den Phyſikus Dunz und Jochmus. Es war da ſehr laut und heftig geſprochen worden.

Das Reſultat war aber, Föhrenbachs blieben allein.

Dann ging die Rede, Alwin ſei nach Magdeburg übergeſiedelt, nachdem er Franziſka geheirathet. Verſchiedene Territorien, welche Föhrenbach von der Beſitzung Pfauenſchloß verkauft, ſchienen die Annahme zu beſtätigen, daß er ſeinen beiden Kindern bedeutende Capitalien auszahlen müſſe, um ihr Geſchäft zu vergrößern. Das gedrückte Weſen des Raths und die bleiche düſtere Räthin, welche nun öfters in Rhodenfließ wohnten, deuteten auf ſchlimme Dinge hin. — Man murmelte, das Vermögen ſei knapp, ſehr knapp geworden. — Nebelhafte Vorgänge ereigneten ſich, — das

Wunder von Rhodenfließ, das Pfauenſchloß, ward verkauft! Irgend ein Geldmann hatte es, meinte man, entſetzlich billig bekommen. Er machte eine Fabrik daraus; pereat mundus! — Die Räthin ward bedenklich krank, Dunz kam täglich in's Haus, auch Jochmus wieder und die Paſtorin. — Die Räthin ſtarb, ohne daß außer ihrem Manne Jemand der Ihrigen beim Begräbniß war, — eine tief verſchleierte Dame, hieß es, ſei mit einem Kinde am ſelben Tage Abends mit der Poſt gekommen und nächſte Nacht abgereiſt. — Dann war es eine Weile ſtill. Plötzlich tauchte die Verſeumdung auf, Irene ſei Wittwe oder geſchieden, Föhrenbachs hätten Alles verloren. — Daß das Haus verſchuldet ſei, war gewiß. — — Mehrere Jahre ſah man den Rath wie einen Menſchenfeind in Rhodenfließ umhergehen, er kam zu Niemandem außer zu Dunz. Jochmus dagegen beſuchte ihn öfters, auch ging er jetzt viel in die Predigt. — Ein Schlagfluß machte ſeinem Leben ein Ende.

Zipſer drang nie in Jochmus, ſich näher über dieſe Dinge auszulaſſen. Nur das eine Mal, wo er nach Hauſe kam und, was er nie gethan, fluchend und tobend Alwin Föhrenbach einen Mörder ſeiner Familie nannte. — Als Zipſer und Martha ihn deshalb um Aufklärung baten, ſagte er düſter: „Kinder, fragt mich darüber nicht. Als Seelſorger meines alten Freundes hab' ich Föhrenbach's letzten Willen zu ehren, er beſteht in nichts als dem Wort: „Schweige aus Mitleid!" Wenn je irdiſcher Dünkel und Menſchenglück geſtraft worden, iſt es hier. — Gott gebe den Todten wie den Lebendigen Frieden!"

Es iſt doch gar nicht mehr hübſch in Rhodenfließ, meinten ſeitdem viele Leute.

Achtes Capitel.

Rhodenfließiana.

So lange man noch jung und ſorglos iſt, jeder Tag ein ſonniges Feſtkleid hat, um uns aus ſtillen Traumnächten in das Märchen der Kinderſpiele geräuſchlos einzuladen, da lebt man langſam, Stunde um Stunde. Die Zeit dehnt ſich vor uns rieſenweit, wie eine unendliche Gaſſe, deren Perſpective in ätherblauer Ferne ſich verliert, und die wir Schritt um Schritt wandeln ſollen. Aber je älter wir werden, je mehr der Arbeit, Sorgen, Intereſſen wir haben, je getheilter und doch geraffter unſer Sinnen, Empfinden und Handeln iſt, deſto haſtiger ſchreitet die Zeit, deſto flüchtiger eilen die Stunden; ein Tag iſt hin wie ein Augenblick, mit Adlerſchwingen rauſchen Jahre über uns hin, und wir vermögen nur ſelten noch den Augenblick beim Schopf zu faſſen, und haben wir ihn — wer, Ihr Götter, ſagt uns dann, daß es der rechte Augenblick war?

Binnen einem Dutzend Jahren verändert ſich die Welt ſo ſehr, daß ſie ganz neu zu ſein ſcheint. Die Alten, welche einſt ſo behäbig in den Geleiſen patriarchaliſcher Ruhe ſich bewegten, können ſich nicht mehr recht in den öden Räumen und Verhältniſſen zurecht finden, es will ihnen dann gar nicht mehr in der Welt gefallen; ein unleugbares Symptom, daß ſie für eine andere reif ſind, wo ſie ſelber wieder die Jungen ſind und die leidige Zeit mit ihrer Veränderungswuth ihnen nicht gar zu ſehr über den Kopf wächſt.

„Es iſt gar nicht mehr ſo hübſch jetzt bei uns,“ ſagten gar Viele in unſerm guten Rhodenſließ, zumal die Alten. Aber das junge Volk, die unruhigen Köpfe, die Aufwärtsſtrebenden fanden es jetzt weit beſſer als ſonſt, ja lange noch nicht hübſch genug, „das müſſe erſt noch ganz anders werden.“

Der Chroniſt der guten Kreisſtadt, vermuthlich Rittmeiſter von Tettritz, welcher außer Tabakrauchen, Kartenſpielen, Scheibenſchießen und den Freuden der Jagd ſonſt nichts Erhebliches vorhatte, den man deshalb aber auch in Verdacht hatte, alles einigermaßen Bemerkenswerthe, Gutes wie Schlimmes, aufzuſchreiben, dieſer heimliche Chroniſt, dem wir auch ſämmtliche Gerüchte, Skandaloſa und öffentliche Stimmungen der letzten Jahre verdanken, weiß in ſeinen „Rhodenſließiana“ noch Mancherlei im Lauf der Zeiten zu berichten, was dem Einen gar nicht, dem Andern natürlich außerordentlich gefiel.

Gleichmäßiges Bedauern und allgemeinen Aerger erregte, wie geſagt, die Veräußerung und Umwandlung des Pfauenſchloſſes in eine Fabrik. Es war, als ſei dem Städtchen ſeine Krone, die Hälfte ſeiner Ehre, die Poeſie des Mittelalters genommen; nun durfte nur noch die Burg, der Kloſterhof und das Rathhaus angetaſtet werden, dann war es gar aus!

So ſchlimm ſollte es nun aber doch nicht kommen. Bald genug verſchwand unter den Einwohnern das Andenken der Familie Föhrenbach ganz und gar. Jener Kreis, der um dieſelbe vormals ſich ſo gern gebildet, war zerſprengt, die einzelnen Glieder hier- und dorthin verſtreut. Herr von Eichsfeld, mit Laura von Kaltenborn verheirathet, brachte, bald nach Irenens Verlobung, fortan den Winter in der Reſidenz zu, ſiedelte dann ſogar ganz dahin über, höchſtens zwei Monate zur Saat- und Erntezeit in Schönau weilend. Rhodenſließ ſah ihn ſomit ſo gut wie gar nicht mehr. Herr Oberlehrer Doctor Kröpfer ward mit ſeiner Eliſe nach dem Rhein hin verſetzt, der Syndikus aber beſchloß mit Tante Bitterlich im Höfchen ſeine Tage. Der alte Gerichtsdirector Röhrich ließ ſich penſioniren, und ein anderer, reſoluterer Chef, auf's ſtricte Jus verſeſſen wie der Teufel „auf 'ne Seele", kam, ward „Chef" des Kreisgerichts und chicanirte die Aſſeſſoren und Auscultatoren weidlich. Röhrich junior erhielt Rathstitel und Gehaltserhöhung, was ihm bei ſeiner zahlreichen Familie ſicher ſehr wohlthätig war.

Der alte Bürgermeiſter Huſchke, welcher Alles gerade ſein und gehen ließ, nahm das große Verdienſt mit ſich in's Grab, die Bürgerſchaft nie mit Neuerungen gequält, zu Verbeſſerungen aufgewiegelt zu haben, er war conſervativ bis zum Exceß geweſen und hatte ſelbſt betreffs des Pflaſters, der Feuerlöſchanſtalt und Straßenreinigung dem Grundſatze gelebt, daß das Alte heilig ſei. Zu ſeinem tiefen Schmerz mußte er aber erleben, daß die jüngere Bürgerſchaft mit ihm von Jahr zu Jahr unzufriedener wurde, von Feuerverſicherung, Trottoiren, Löſchmannſchaften, zeitgemäßen Verbeſſerungen und dergleichen revolutionären Sachen träumte. Man fing auch allmählig an, ein neues Ding: „politiſches Bewußtſein" genannt, zu haben, was Huſchke wie Bitterlich mit Entſetzen erfüllte. Sie waren ſich redlich bewußt, nie dergleichen ſich ſelber angemaßt zu haben. „Gebt dem Landrath, was des Landraths, und dem Magiſtrat, was des Magiſtrats iſt!" Eine ſchreckliche Oppoſition erhob ſich nachgerade gegen ihn, ja ſelbſt ſein eigener Sohn, der Kaufmann und Agent, ſagte ihm trocken heraus: „ſo ginge die Geſchichte nicht mehr." Da war es denn wohl hohe Zeit für ihn, das Scepter und ſich ſelbſt niederzulegen; er ſtarb. Die Rhodenfließer Radicalen meinten: „Ihm iſt wohl und uns viel beſſer," und wählten nach furchtbaren Wahlintriguen, Corruptionen und Agitationen, ach, — alles das war ja aus dem vermaledeiten Frankreich gekommen, — wie ſie ſich ausdrückten, „einen richtigen Mann", nämlich den Kreisrichter Zipſer, und Frau Martha, welche als Mädchen kaum Einer angeſehen hatte, empfing nun als Mutter der Stadt, als Dogeſſe oder Lord-Mayorin von Rhodenſließ die Huldigung ihrer getreuen Einwohner.

Mit welchen Gefühlen das ſentimentale Lorchen Schmeckes mit dem ſchmachtend geweſenen Blick und der abhanden gekommenen Nackenfülle den Tag erleben, als Jungfrau, verlaſſen von dem ſchurkiſchen Hagelſchaden-Verſicherungs-Agenten erleben mußte, kann man ſich denken. Sie trat mit dieſem Tage in jenes Stadium, wo ſie für junge Männer gemeingefährlich zu werden begann, wo kein Ball auftauchte, ohne daß ſie daſelbſt nicht mit wilder Kühnheit ihre Reize entfaltete, kein Frack auf zehn Schritte Umkreis nahen durfte, ohne den fragenden Blick und den herkömmlich lächelnden Faltenwurf des Mundes zu empfinden, welcher ihm mit der ſtummen Frage: „Liebſt Du mich denn nicht?“ wie Scheidewaſſer auf der Seele brannte. Ach Gott, wie hatten es fortan die Collaboratoren, Schulamts-Candidaten und Hülfslehrer ihres Vaters ſchlimm, was hatte beſonders der arme, zum Oberlehrer ernannte Fittich für Qualen auszuhalten!

Er ſuchte ſich endlich derſelben dadurch zu entledigen, daß er ſie wie Lea freite, nachdem ihm — Rahel, die Prorectorſtelle, reſpective die Ausſicht, nach Schmeckes' ſanftem Verſcheiden Gymnaſial-Monarch zu werden, garantirt worden war. Selig ſind die Friedfertigen! — Huſchke junior aber, deſſen Geſchäft einen koloſſalen Aufſchwung genommen, ſo daß er hoffte, binnen zwanzig Jahren dem Schickſal, zum Commiſſionsrath ernannt zu werden, nicht entgehen zu können, heirathete Jettchen Feiſtel, die bei einer Vorſtellung auf dem Liebhaber-Theater in der „Sonne“ als Louiſe Müllerin ſo ſein Herz gewonnen, daß er, der Ferdinand, die bekannte „ſeelenmatte“ Limonade in der Couliſſe vergaß. — Die Amtswohnung des alten redlichen Paſtor Jochmus hatte nun auch ein anderer Seelſorger inne, ein „Lichtfreund“, ſagten die Leute, als wenn unſer Jochmus jemals dunkel gepredigt hätte! Er ſtarb ſtill und zufrieden, ſeine Kinder glücklich, verſorgt und geehrt zu wiſſen. Er hinterließ ſeine Wittwe der Kindesliebe, ſeine Bücher einem Freunde in der Reſidenz, und eine Reihe reizender Bildchen und Zeichnungen, von unbekannter Hand alljährlich ihm geſendet, ſeinem Sohne Zipſer, in deſſen bürgermeiſterlichem Zimmer ſie ſich ſehr ſtatiös ausnahmen. An ſeinem Grabe, unfern der Controleurin, ſtand unter den Seinen ein fremder, ſehr korpulenter Herr, der entſetzlich weinte, dann aber bald abreiſte.

Irgend Jemand wollte darauf ſchwören, es ſei der dicke Pumpel, Controleurs Karl, geweſen, der „damals die verdammte Räubergeſchichte mit der Mamſell Irene vom Pfauenſchloß hatte. — Phyſikus Dunz lebte, obwohl als eiſenfeſter Junggeſell, aber zur Ehre ſeiner Kunſt, weiter, unberührt von der Woge der Zeit, zu Allem lächelnd, mit Jedermann Freund, und theurer als irgend Einer in ſeinen Rechnungen, ſo daß ſeine ziemlich junge, dralle Wirthſchafterin, mit der man ihn in Verdacht zu haben die Frechheit beſaß, gegründete Ausſicht auf eine ſehr reſpectable Erbſchaft hatte. Meiſter Schleebaum ſpinnt auch noch, mit alter Wortkargheit, in der Urſelgaſſe ſeine hänfenen Erzeugniſſe, und — was kein Menſch für möglich gehalten, nicht allein neues Straßenpflaſter, Gasbeleuchtung, reparirte Kloſterkirche, ſtrenge Feuerlöſchordnung, ja endlich ſogar ein „Daguerreotypiſt“ waren als Neuerung erſchienen, nein, noch mehr, „hört, hört!“ Montecchi und Capuleti, „Sonne“ und „Brauhaus“ hatten ſich vertragen, — Leopold Wünſchel heirathete Jettchen Kutzner, und man war fortan, zum Schaden rhodenfließiſcher Geldbeutel, ein Herz, ein Geſchäft und eine Seele!

Alles iſt verändert! Die Straßen werden reinlich, die Häuſer fangen an abgeputzt zu werden, die Poeſie des Mittelalters, die Ruinen-Romantik entweicht aus allen Fugen. Doch nein, nicht ganz! Noch blickt das düſtere Rathhaus gravitätiſch aus den Eichen, noch ſitzen die beiden alten Weiber, rechts Backwaare, links Zwirn, in dem geöffneten düſtern Thor — und daraus hervor — tritt alltäglich noch immer — der wilde Kreisgensd'arm Scharf! — Blickt ſtumm — ringsum — und ſtreicht den Schnurrbart, der aus dem Fuchſigen indeß bedeutend in's Weiße ſpielt!

Hier endet die Chronik von Rhodenſließ!

Ob von Tettritz auch wohl geſtorben iſt? —

Neuntes Capitel.

Im Café royal.

In der Weltgeſchichte lebt ein ganz eigener Mechanismus, den anſchaulich zu machen den Hiſtorikern nicht immer gelingen will, ein wunderbares Naturgeſetz, ähnlich dem, welches wir im Leben der Pflanze wiederfinden. — Eine Epoche erſteht, wächſt, blüht ab und hinterläßt den Samen einer künftigen. Damit iſt nun freilich keine beſondere Weisheit gepredigt, es weiß das ſo ziemlich Jedermann, ſingt doch ſchon Wamba, der Narr, „'s wird beſſer gehn, die Welt iſt rund und muß ſich drehn.“

Es giebt aber Wahrheiten, die ſo auf der Straße liegen, ſo jeglicher Zunge geläufig ſind, daß es Niemandem einfällt, ſie aufzuheben, näher zu beſichtigen, oder über ihr Weſen nachzudenken; deshalb aber ſind oft Begriffe, die alle Welt im Munde führt, welche für ſie, wie Freiheit, Duldſamkeit, Gegenſeitigkeit, Geſchmack und andere mehr, ganz überwundene Dinge zu ſein ſcheinen, gerade oft am wenigſten gekannt. Nicht was man blos verſtandesmäßig denkt, oder ziemlich allgemein empfindet, ſondern was man in und an ſich erlebte, das weiß man gewiß. So auch den Gang der Weltgeſchichte, das Wachſen und Vergehen von Epochen.

Jedes Jahrhundert erſteht wie eine Blume aus dem Samen des vorigen. Das nachzuweiſen, iſt gewiß kein

Kunſtſtück, wohl aber es leibhaftig in Perſon zu belauſchen, wie eine hoch aufſchießende Pflanze der Zeit unter Einfluß einer andern Sonne, in anderer Sphäre veränderte Blatt- und Zweigform trägt, neuen geheimnißvollen Duft um ſich verbreitet, eine neue, bisher ganz unbekannte Art von Knospe trägt, wie dieſe Knospe vor unſeren Augen unter Sturm und Hitze, Dürre und Regen, Mailuft und kalten Schauern ſchwillt und ſich dehnt, — bis auf der Höhe des Jahrhunderts ſie plötzlich ihre Kapſel in einer Nacht zerſprengt, ſtrahlend in nie geſehenem Farbenſchmuck alle Welt entzückt, und dann, ſcheinbar Blatt um Blatt, Duft um Duft, Schmelz um Schmelz verlierend, im Innern den geheimen Gattungsproceß vollführt und, an's Ende ihrer Tage gelangt, die ſo ganz anders geartete, oft ſtachlicht ausſehende Frucht gebiert, welche überreif und überſchwer in den dunklen Mutterſchooß des neuen Jahrhunderts fällt, während die prächtige himmelſtrebende Staude mit ihrem verblichenen Laubſchmuck, ihren Generationen von Menſchen, Formen, Ideen und Gefühlen zuſammenbricht und in der eigenen Aſche verſchwindet.

Wer das hohe Glück hatte, das mit ſeinem Blicke ſelbſt zu ſehen, ſein eigenes Jahrhundert ſo zu betrachten, zu empfinden, zu erleben, wird mit einer Andacht erfüllt, für die er keine Worte hat! Er kommt zu jener Gewißheit, jener wahrhaften religiöſen Ueberzeugung, daß, wenn auch alle Formen, die auf dem Stamm ſeiner Zeit erwachſen, ſammt Knospe, Blüthe und Frucht irdiſcher Art ſind, der Geiſt in ihnen, das geheime Geſetz ihres Lebens, ihr Mechanismus, ihre Urſache wie ihr Endziel himmliſcher, ewiger, göttlicher Natur iſt! Erblickt er ſich nun ſelbſt als einen ſolchen Sproß und Trieb dieſer ſeiner Zeit, verſenkt ſich in's Myſterium ſeiner eigenen Exiſtenz, und ihm wird die leuchtende Offenbarung, daß er ſelber aus dieſen geheimen, ewigen Quellen des Lebens ſein Ich abzuleiten, es zu denſelben himmliſchen idealen Zielen zu reifen hat, dann durchdringt Jubel ſeine Seele, Ehrfurcht ſeinen Geiſt, er weiß ſich lebendig *in* und *mit* ſeiner Zeit, ſie ſelber aber als die große Gottespalme, die mit Milliarden Blüthenwedeln, Legionen Früchten der zwiefachen Ewigkeit, der irdiſchen und himmliſchen, entgegenwächſt.

Unſer Jahrhundert! — Wer von allen denen, die ihr Auge über dieſe vergänglichen Zeilen leiten, in den erſten fünfzehn bis zwanzig Jahren unſers Jahrhunderts geboren ward — am Ende gar in einer Provinzialſtadt —, wer ſeine Jugend von den erſten lauen Flügelſchlägen der Freiheit, die leiſe „ihren Reigen fern am Sternzelte“ zog, berührt, von den Nachwehen eines großen Völkerringkampfes durchzittert ſah, wo die Tyrannei die Maske der Freiheit, die Freiheit die Form abſoluter Hingebung lieh, — und über dies Alles die Formen patriarchaliſchen Stilllebens eines engen Berufs- und Geſichtskreiſes gebreitet, der hinter der wackeligen Stadtmauer ſein Ende erreichte, Alles, was da draußen weit in der Welt geſchah, wie ein wunderſames Märchen verſchwommen nur tönen hörte, — wer noch die Zeit der Kaſaweiken mit Pelz verbrämt, der Wolkenſchieber und Pompadours, der Romantik Werther's und ſeiner Lotte, des Cid und Oberon, der idealen Poſa-Naivetät, der kurzen Taillen, däniſchen Ellbogenhandſchuhe, engen Keilröcke, Chapeaux, Escarpins und Buſenkrauſen, der Bambusſtöcke und Möpſe, der Manſchetten, Menuetten, Galoppaden und Redowa erlebte, noch alle die dunklen Straßen geſehen, wo dort ein mittelalterliches Thor, da eine Zugbrücke, hier ein Wahrzeichen und überall ſchlechtes Pflaſter anzutreffen war, wer leibhaftig ſelbſt die ſtrenge Zucht des Hauſes erduldet, — der hat noch den Nachhall des vorigen Jahrhunderts vernommen, den Boden ſelbſt betreten, aus dem ſich dieſe unſere Zeit in ihrem erſten, chaotiſch unförmlichen Keim erhob. Er weiß beſſer als irgend wer den erſtaunenswerthen Schuß zu würdigen, den die Palme unſres Jahrhunderts genommen. Aus ihrem Keime entfaltete ſich zuerſt das ideale Innenleben, der abſtracte Freiheitsdrang, die Kraft des Denkens, geweckt von unſeren Dichtern und Philoſophen, dann unſer erſtes Kämpfen, das kosmopolitiſche Weh, der Weltſchmerz und die politiſche Ironie. Es beſtand noch bis gegen Mitte der vierziger Jahre die Zeit der Romantik und der Ideale, jene Wunderblume deutſchen Weltgeiſtes, die ihren Abglanz in Goethe's Fauſt mit ſeiner Philoſophie und Sinnenluſt, ſeinem phantaſtiſchen Märchenzauber und ſeinem ätzenden Sarkasmus, ſeiner infernaliſchen Zweifelſucht und tiefſinnigen Frömmigkeit gefunden.

Welche Frucht barg ſie, welch Geheimniß lag werdend in ihres Kelches Schooß, um deswillen ſie mit all' ihrer Farben- und Düftepracht erſtanden?!

Ihre leuchtenden Blätter fielen — eins um's andre — ab, ihre Wohlgerüche ſchwanden —, das ewig ſüße, Kühlung gebende Laub ſchrumpfte zuſammen! Aus dem Kelch empor drängte die Frucht ſich zottig wild, voll Stacheln, und breitete ſich erſtickend über Alles aus. Die Zeit der Politik, des Nihilismus, der Materie! Alles Wiſſen, Fühlen, Streben ward Sklave eines Allherrſchers, der Selbſtſucht. Ihr Denken ward Induſtrie, ihr Fühlen der Gewinnſt, ihr Streben perſönliche Macht. Iſt dieſe Frucht verwerflich? Beweinens- oder lobenswerth?! — Ueberraſchend mag ſie gar Vielen der Lebenden ſein!

War aber die jugendliche Blume des Idealismus deshalb erblüht, um uns im Mannesalter die Frucht des materiellen Egoismus zu bringen?

Die Frucht iſt doch wohl das Letzte nicht, ſondern der Same, der goldene, ewige Same in ihr, der da und dort ſchon — und nun jährlich mehr — aus der berſtenden Rinde quillt, ſeine Körner ſchon ſegnend leiſe hier und dort ausſtreut!!

Wenn das Jahrhundert ſich erſt enden, die Sonne glühend zur Rüſte gehen und der Samen krachend die verachtete Kapſel ſprengen, einen goldenen Regen über die Erde breiten wird, — dann mag es ganz verſtändlich ſein, was Frucht und Blüthe, was dieſes Jahrhundert voll Kampf und Wunden, Selbſtſucht und Opfer, Hohem und

Gemeinem für ein wunderthätiges Kraut im Garten der Menſchheit geweſen! Wir ahnen es, hoffen es blos! Unſere Enkel werden es wiſſen!

Jene Metamorphoſe, vermöge deren aus der ſtolz-idealen Blüthe unſerer Epoche die rauhe materielle Frucht erſtanden, fiel in die Zeit, welche zwiſchen den Fatas von Rhodenſließ und unſerer jetzigen Geſchichte liegt, achtzehn bedeutungsvolle Jahre, in denen die Welt förmlich neue Daſeinsformen angenommen zu haben ſchien.

Wir ſind in der Reſidenz! Welch raſſelndes Leben, welch tumultuariſches Treiben! In den breiten, ſchnurgeraden Straßen, den leuchtenden Häuſerreihen haben König Mammon und Fürſtin Induſtrie ihre blendende Hofhaltung aufgeſchlagen. Sie dulden nur einen Cultus, das „to make money“. Wiſſen und Kunſt, Natur und Menſchenwitz, Alles iſt Sklave in ihren Dienſten, athmet ihre Lebensluſt. Da iſt ein Drängen, eine Haſt nach Gewinn und Genuß, ein Wettlaufen um die gleichen Ziele, ein Kampf auf allen Gebieten des Daſeins, ein ewig nervöſes Vibriren des geſellſchaftlichen Lebens, und weil in einem Jahre mehr Veränderungen entſtehen, als vordem in einem Jahrzehnt, der nächſte Tag mit ſeinen Erlebniſſen ſchon den vorhergehenden verſchlingt, iſt es, als wenn man raſcher lebte wie unſere Altvorderen. War „Ruhe“ einſt die erſte Bürgerpflicht, ſo ging dieſelbe gründlichſt verloren, und wer durch dieſen ſummenden Ameiſenhaufen voll Glanz und Elend, Schlauheit und Ehrgeiz, Raffinement und Lüge, Talent und Tollheit, Nobleſſe und Schmutz, Laſter und Tugend, Dummheit und Würde, Reſidenz genannt, als Fremder ſich hindurchwindet, dem will das Hirn ſpringen, alle Sinne wollen verſagen, und er flieht aus dem Brauſen und Rumor, Raſſeln und Dröhnen hinaus, weit weg nach dem ſtillen, kleinen Neſte, wo er vielleicht daheim iſt, ſetzt ſich zu ſeiner Alten hinter den Ofen, zündet gemüthlich die Thonpfeife an, und wenn die blauen Wölkchen dann ihren Ringelreihn im Sonnenſtrahle ziehen, der durch das weinbelaubte Fenſter hereinhuſcht, ſagt er gewiß: „Nein, bei uns, Mutter, iſt es doch ſchöner!“

Die Reſidenz hat zahlloſe Prachtbauten: das Schloß, das Siegesthor, die Theater, der Dom, die Muſeen, das alte Rathhaus, die neue Börſe, und eine Straße ſchöner als die andere überwältigen den trunkenen Blick des ſtaunenden Provinzialen. Aber wer je die ſtolze, norddeutſche Metropole . . . . geſehen, ſicher wird ihn kein Anblick unter allen mehr bezaubert haben, als der des weiten Victorien-Platzes, er genieße ihn bei Tage oder Abends.

Hier iſt der Knotenpunkt alles Verkehrs, wo die Hauptarterien der Stadt in einem Bündel ſich zuſammenfaſſen, aller Glanz in ewiger Rivalität auftritt, die Hauptſtraßen ſich ſchneiden. Faſt in der Mitte der Stadt, ziemlich gleich weit von den großen öffentlichen Inſtituten und Regierungsgebäuden gelegen, iſt er viereckig und von bedeutender Ausdehnung; ſchnurgerade laufend und rechtwinkelig ſich kreuzend, wird er weſtlich von der ſogenannten Allee, links von der Domſtraße, ſüdlich von der Neuen Börſenſtraße, nördlich von der Muſeumſtraße, welche letzteren beiden die Allee durchſchneiden und in die Domſtraße münden, begrenzt. Oeſtlich aber von dem Victorien-Platze und der Mitte der Domſtraße dehnt ſich die breite Schloßſtraße, welche zum Königlichen Palaſt führt. Auf ihr liegen auch die Hoftheater. Das Ende der Domſtraße krönt die Kathedrale. Auf der Neuen Börſenſtraße liegen außer der Börſe noch das Handelsminiſterium, die Bank und das Rathhaus; in der Muſeumſtraße befinden ſich die Muſeen, die Bibliothek, die Univerſität, die Akademie der Künſte und das Cultusminiſterium; in der Nähe des Schloſſes aber das Kriegsdepartement und die Zeughäuſer.

Die Allee, die breiteſte Straße der Reſidenz, bewohnt ein Theil der Ariſtokratie, welche um das Schloß nicht Raum fand; ferner liegen daſelbſt die übrigen Miniſterien. Ihren Namen hatte ſie von der vierfachen Reihe hoher Eichen und Akazienbäume, die in der Mitte entlang ſich durch ſie hinziehen, ſo daß links und rechts ein Fahr- und

Reitweg nebſt breiten Trottoirs an den Häuſern, in der Mitte aber eine breite, ſtets ſchattige und kühle Promenade gebildet wird. Man ſieht wohl, Alles ſtrömt auf dem Victorien-Platz zuſammen, und wer vom Muſeum in's Theater oder vom Rathhaus in die Domſtraße will, wird denſelben nicht ohne erheblichen Zeitverluſt vermeiden können. Den größten Theil des Platzes, welcher alſo weſtlich an die Alleeſtraße ſtößt, nimmt eine große, ſchattige, parkartige Anlage ein, ein wahrer Laub- und Blumengarten, den kreuzweiſe Kieswege durchſchneiden, welche in ihrer Mitte in freiem Rondel, hoch auf einer marmornen Säule die kränzeſpendende Siegesgöttin trägt, ein Monument, dem Kriegsruhm der Nation errichtet. Rings um den Platz breiten ſich die palaſtgleichen Gebäude mit ihren Läden und Schaufenſtern aus, hinter deren mannshohen Spiegelſcheiben ſich die Erzeugniſſe aller fünf Welttheile, die Bedürfniſſe des ausgeſuchteſten Luxus in einem ununterbrochenen Bazar dehnen und die Wünſche wie die Geldbeutel der Menge in ſehnſüchtige Verſuchung führen. Induſtrie, Kunſt und Wiſſen, der häusliche Comfort wie die Putzſucht, Gaſtronomie wie Raritätenliebhaberei, kurz jegliches Gelüſt erhält ſeine Befriedigung, man braucht nur Eins — nicht etwa Verſtand oder Geſchmack, — nur Geld!

An der Ecke, welche die Allee mit der Neuen Börſenſtraße verbindet, dem Platz ſelbſt zugekehrt, macht ſich uns Kleinſtädtern beſonders eine Firma bemerklich, die uns irgendwie im Gedächtniß hängen geblieben ſein muß. Da prangt nämlich in goldener Schrift: Samuel Seſſa. Was der Mann bedeutet, zeigt ſein Schaufenſter, er iſt der erſte Kunſthändler der Reſidenz.

Will man aber dem Durcheinander und Toſen des Verkehrs entrinnen, dennoch aber einen gemächlichen Blick über alles Schöne thun und dazu die ermüdeten Lebensgeiſter in gediegener Weiſe ſtärken, dann wende man ſich nach der nördlichen Schloß- und Domſtraßenecke zum Café royal, man wird in jeder Beziehung ſehr wohl aufgehoben ſein.

Vortheilhafter gelegen als dieſes Etabliſſement iſt auch keines in der Reſidenz, es ladet von ſelbſt ein, und wäre darum allein ſchon, ohne jeden andern Vortheil, eine Goldgrube für den Beſitzer, ergiebiger und ſicherer als irgend eine des fernen Californien. Das Gebäude, zwei Etagen hoch, hat an ſeiner ſchmalen, nur fünf Fenſter breiten Straßenfront, welche gegen die übrige Häuſerreihe etwas zurücktritt und ſich an das Gebäude rechts anlehnt, eine erhöhte asphaltirte Veranda, zu der man vier Stufen emporſteigt, und unter deren, auf zierlich broncirten Eiſenſtäben ruhendem, zeltartigem Zinkdach man, ſicher vor Wetter und Sonne, dem Treiben des Platzes zuſchauen, die Neuigkeiten der Tagespreſſe aller Länder conſumiren und bei irgend einer Erfriſchung ein ſüßes Nichtsthun in Mitte alles reſidenzlichen Geſchäftsdranges pflegen kann, was ein doppelter Genuß iſt. Denn faulenzen zu dürfen, wenn alle Anderen um uns keuchen müſſen im Geſchäftsdrange, erzeugt immer das Gefühl ſtolzer Selbſtbefriedigung. Der ſchönſte Schmuck des Etabliſſements beſteht aber in dem links daran ſtoßenden Kaffeegarten, der, von ziemlicher Größe, die Ecke der Dom- und Schloßſtraße bildet und in letzterer wohl eine Front von fünfhundert Fuß Länge beanſprucht. Die üppigen Linden, Rüſtern, Eſchen und namentlich Kaſtanien geben den zahlreichen Gäſten Kühlung und Schutz, und der Wirth alle leiblichen Genüſſe. Alles, was die Jahreszeiten aller Zonen dem verwöhnten Gaumen bieten können, iſt zu haben: man dinirt und ſoupirt hier zwar ſehr theuer, aber auserleſen. Wenn dann an warmen Sommer- oder ſchönen Herbſtabenden das Laub ſeine tauſend Wohlgerüche mit den Blumen und Büſchen des Victorien-Platzes gattet, die hellerleuchteten Läden Abends ringsum und die zahlloſen Gasflambeaux durch's Laub ihre Strahlenbündel ſenden, der Garten des Café royal ſelbſt von bunten Ballons erleuchtet iſt und aus ſeinen Tiefen die Kapelle der Garde-Lanciers zauberiſche Klänge verlockend erklingen läßt, dann faßt uns ein bacchantiſcher Rauſch, eine prickelnd liederliche Sehnſucht, es hebt ſich der Buſen in der Hoffnung eleganter Aventuren, es ſchlägt das Herz wie ein Schmiedehammer unter ſchwarzem Frack, mancher zarte Buſen brandet ungeſtüm gegen das Schnürleib, und die ſchöne, die noble Welt, das leichte Volk der Reſidenz mit ſeinem ewigen Lachen zieht patchouli- und moſchusgeſchwängert in's Café royal, in die königliche Auberge, um ſich königlich zu amüſiren!

An einem ſonnenhellen, ſehr heißen Nachmittage des vorvergangenen Jahres, einem jener Nachmittage, die, zu heiß für die Berufsarbeit, ſie doppelt ſchwer erſcheinen, den Verkehr weniger geräuſchvoll werden läßt, der aber göttlich ſchön für den unabhängigen Staatsbürger iſt, welchem das Geſchick vergönnt hat, ſchon um drei Uhr im Café royal ſeinen Kaffee, ſeine Cigarre und die Zeitungen zu genießen, ſich daſelbſt mit gleichgeſinnten, reſp. ſituirten Seelen zuſammenzufinden, ſaßen in dieſem Eldorado, und zwar am erſten Tiſch dicht an der broncenen Barriere, zwei ältliche Herren. Der Platz war entſchieden der ſchönſte, denn von ihm aus hatten ſie nicht allein eine brillante Ausſicht auf den ſogenannten Park und die Victoria, ſondern auch in die Börſen-, die Schloß- und nach beiden Perſpectiven der Domſtraße.

Der älteſte der Herren, im Anfang der Sechziger, iſt ein alter Militär, der, obwohl längſt penſionirt, ſich nicht entſchließen konnte, die Uniform mit dem Civilkleide zu vertauſchen. Statt des Tſchakos trägt er nun immer die Militärmütze, und die zierliche, aber doch außer Mode gekommene Meerſchaumpfeife deutet darauf hin, daß er ein alter Junggeſelle, mindeſtens ſeit ſehr geraumer Zeit Wittwer ſei.

Der Andere, ein angehender Fünfziger, deſſen Haupthaar bereits Anlagen zu einer Glatze zeigte, war ebenfalls eine Perſon von Diſtinction, wie das Bändchen im Knopfloche des hochgeknöpften Rockes, viel mehr aber noch die hohe, untadelhaft weiße Halsbinde andeutete. Mancher trägt ein Bändchen, Wenige aber an Wochentagen im Café eine ſo weiße Halsbinde von einem ſo vorſchriftsmäßig ſteifen Calibre, wie es nimmer auf Bällen, noch Soiréen, ſondern nur in Audienzzimmern und Seſſionen heimiſch iſt.

Sie waren nicht die einzigen Gäſte des Etabliſſements. Weiter zurück ſaßen drei Herren, Kaufleute, nach ihrer Unterhaltung zu ſchließen, die eifrig über internationalem Handelsverkehr und dergleichen den Kaffee kalt werden ließen. Demſelben edeln Getränk fröhnten tiefer im Garten in einer Ariſtolochien-Laube eine ältere Dame, eine jüngere und ein junger Mann. Augenſcheinlich ſind es Schwiegermutter, Braut und Bräutigam, nach dem ſeligen Lächeln der Alten, dem verſchwommenen Entzücken der Liebenden und den bedeutenden Quantitäten von Kuchen und Eis zu ſchließen, die conſumirt und von „ihm" bezahlt wurden.

Eine Gruppe junger Offiziere, ſelterwaſſerſüchtig, weiter ab, hatten an Jenen ihr geheimes Vergnügen, ja der Eine dieſer Marsſöhne machte leiſe telegraphiſche Zeichen zu der Schönen, wahrſcheinlich um ſich ein wenig am ſtillen Zwieſpalt ihrer Gefühle zu weiden, doch pfui — wer wird ſo genau in alle Myſterien dringen!

Die größte Zahl der Beſucher hatte ſich unter das Zeltdach begeben, Stutzer, Menſchen von allerlei Art, denen nicht blos daran lag, zu ſehen, ſondern auch geſehen zu werden, wie denn das überhaupt der eigentliche Zweck aller öffentlichen Vergnügungen heut' zu Tage zu ſein ſcheint. Es iſt die Komödianterie modernen Lebens.

Niemand von ihnen indeß verdient unſere Aufmerkſamkeit in ſo hohem Grade, als die beiden vorbenannten Herren, welche, der beſondern Aufmerkſamkeit der Kellner zufolge, Stammgäſte zu ſein ſchienen.

Der Lebensberuf hat zweifelsohne einen gewiſſen Einfluß auf die Geſinnung und den Charakter, ſicher doch auf unſere Angewohnheiten, unſer Benehmen und äußere Geſellſchaftsformen. Beide Tiſchgenoſſen mit einander verglichen, ſo war das Benehmen des alten Soldaten von jener derben Offenheit, welche den Mann des Schwertes kennzeichnen ſoll. Etwas geradezu und von einer gewiſſen Steife der Haltung, die nicht vom Alter hervorgerufen worden, denn ſie war ſtraff, alſo mehr eine Folge des

Dienſtes, der mechaniſchen Dreſſur des Körpers. Aber der alte Herr hatte entſchieden mehr als das gelernt und geübt, denn er trug die Erinnerung an die großen Kämpfe gegen den Corſen, das eiſerne Kreuz und eine Reihe anderer Ehrenzeichen auf der Bruſt, den blauen pour le mérite am Halſe. Trotz aller Steife, trotz einer gewiſſen Derbheit lag in ſeinem Blick, der Haltung ſeines Kopfes, der Art, wie er den weißen buſchigen Schnurrbart drehte, wenn er ſcharf um ſich ſchaute, eine ſtolze Vornehmheit, eine ariſtokratiſche Gewöhnung, die keine Affectation war.

Auch der Andere hatte ein vornehmes Air, aber von weſentlich anderer Art. Statt der geraden Offenheit ſprach Behutſamkeit und Zurückhaltung aus ihm, die nicht aus einem Uebermaß beſcheidener Schüchternheit, ſondern aus dem Beſtreben hervorging, ſeine Würde und Stellung unter allen Umſtänden zu wahren, denn ſie machte ihm fortwährend Sorge. Sein Benehmen, fein und zierlich, ja mitunter von einer Freundlichkeit, die nicht ohne ſervilen Anſtrich ſchien, aber leicht in ihr Gegentheil, diplomatiſche Kälte, umſchlagen konnte, hatte etwas Weiches, Baumwollenes, als ſei er überaus leicht verletzlich und wolle mit derſelben reſpectvollen Höflichkeit behandelt ſein, mit der er insgemein die ganze Welt behandelte. Nach dem Allen mußte er ein höherer Staatsbeamter ſein, wenn Diderot's dramaturgiſche Diagnoſe nicht trügt.

So verſchieden beide Männer nun waren, ſo doch unleugbar gleichgeſtimmte Seelen. Nicht allein daß ſie Freunde zu ſein ſchienen, ihr Gedanken-Austauſch offener und ohne Beobachtung der ſubtilen Manieren war, mit der ſich blos Bekannte zu behandeln pflegen, offenbar hatte ſie auch derſelbe Zweck zuſammengeführt, ja, was im Leben ſo ſelten iſt, es ſchien in dieſem Augenblick ſie auch ein Gedanke, eine Stimmung zu beſeelen.

Wohl laſen Beide in den Zeitungen, aber mit einer Zerſtreutheit, die wenig Wißbegierde für die politiſche Weltlage verrieth. Sie griffen bald zu dieſem, bald zu jenem Blatt, ſahen nach der Uhr oder flüchtig rechts und links auf die Straße und den Platz, ja ſchraken, wenn Jemand den Kaffeegarten betrat, ungewiß zuſammen, und erſt wenn ſie ihn feſt auf's Korn genommen, lächelten ſie dann beruhigt, ſahen ſich an, ſchüttelten das Haupt und vertieften ſich weiter in das Geſchäft des Wartens, denn ſie warteten! — Endlich ſchlug die ferne Domuhr halb.

Der Weißbebindete zog haſtig noch einmal die Uhr, ſteckte ſie triumphirend ein, ſich rundumſchauend, lehnte ſich dann vergnügt zurück und rief:

„Wir haben's erreicht, er kommt nicht!"

„Meinen Sie wirklich, Rath? — Zwar es iſt halb fünf Uhr! — Gewiß, ſie kommen nun nicht mehr!"

„Ihre derbe Zurechtweiſung von geſtern, Ihr ſittlicher Zorn hat die Fledermäuſe endlich vom Sonnenlicht verſcheucht! Wir ſind ſie los! Ach, man athmet ordentlich auf! Fortan kann man doch ſeine Zeitung leſen, am Anblick des regen Lebens ſeine Freude haben, ohne ſich verletzt fühlen zu müſſen."

„Das ſollte nur ſo an allen öffentlichen Orten mit derlei liederlichen Vögeln gemacht werden!" rief mit martialiſcher Siegermiene der graue Krieger. „Kommt von der neuen Zeit her, lieber Rath, der ſchönen modernen Aera! Hier ſitzt der Wurm im geſelligen Leben!" Damit ſchlug er auf ein bekanntes vielgeleſenes Witzblatt, deſſen Illuſtrationen es unter den übrigen Genoſſen des Tiſches leicht kenntlich machte. „Weil Jedermann reden und ſchreiben kann, was er will, und nur die handgreiflichſten Injurien, die größten Schmutzereien zu vermeiden braucht, um ſtraflos zu bleiben, ſo hat ſich überall jetzt die parfümirte Zote, die Gemeinheit in Glacéhandſchuhen, der Materialismus, die Spott- und Zweifelſucht am Heiligſten eingeſchlichen und der Geldſack ward Evangelium dieſer abſcheulichen Zeit! Solches Ungeziefer überall auszuräuchern, muß Geſchäft jedes redlichen Mannes ſein."

„Unter allen Subjecten dieſer neuen Gattung homo," erwiederte der Rath, „habe ich wenigſtens kein ſchlimmeres, widerlicheres gefunden, als dieſen Burſchen mit ſeinem Fettgeſicht und Schmerbauch, das Spiegelbild des grauen Schuftes Falſtaff, mit dem Sie geſtern eine Lanze brachen. Mit dem Menſchen reden müſſen, iſt ſchon genug Erniedrigung!"

„Gut, daß das Monſtrum wegblieb! So werde ich den Herren Materialiſten, Ignoranten und Blaſirten, verlaſſen Sie ſich darauf, überall begegnen!" Damit ſtopfte er mit größerer Behaglichkeit als vordem den ſilberbeſchlagenen Meerſchaumkopf, blickte lächelnd vor ſich hin, und ſein Auge fiel auf die glänzende Firma des Kunſthändlers, jenſeit des Platzes, welche durch eine Baumlücke ſichtbar war. Sein Gedankengang nahm eine andere Richtung.

„Was ich Sie fragen wollte, Hagedorn, haben Sie die beiden neuen Bohrer, die Pendants, geſehen, welche Seſſa drüben ausgeſtellt hat? — Eichsfeld verſichert, es ſollen ja wieder ganz wunderbare Bilder ſein!"

„Unvergleichlich!" und das Antlitz des Raths verklärte ſich, er wurde lebhaft und redeeifrig. „Ich war mit dem Baron, der Baroneſſe und meiner Familie vorige Woche da. Eine Poeſie und Innigkeit liegt in ihnen, — ein Duft, eine Komik, — kurz ſuperbe, excellent ſag' ich, ganz unbeſchreiblich! — Solch ein Meiſterwerk beſitzen, heißt bevorzugt ſein, heißt ſich einen Namen machen. Hoffentlich werden dieſe Bilder nicht wieder wie vor Jahren die berühmte „Waldwieſe" nach Paris wandern. Werke unſerer Künſtler müßten alle im Lande bleiben. Eichsfeld hätte die neue Doppelſchöpfung gern gekauft, aber — was meinen Sie, was der Italiener verlangt? — Sechshundert Stück Friedrichsd'or für jedes! — Enorm! Aber Sie ſollen ſehen, Oberſt, binnen wenig Tagen hat er ſie. Der Fürſt von Hochberg oder der König ſelbſt werden das Gemälde kaufen!"

„Was Sie ſagen," ſtaunte der Oberſt, „alſo der König! Es iſt nun ſchon das dritte Mal, daß in Seiner Majeſtät Gallerie neue Bohrer übergehen. Und Pendants ſagen

Sie? Ich war noch nicht dort, der Andrang iſt mir zu groß. Geben Sie mir doch eine Beſchreibung!"

„Daß ihr Motiv Keſſelflicker ſind, wiſſen Sie doch wohl?"

„Ja, eine reizende Idee! Das eine Bild heißt „Keſſelflicker, die ſich ſchlagen", das andere „Keſſelflicker, die ſich vertragen"!"

„Aber wie dieſer geniale Meiſter das gemacht hat? Wunderbar! Selbſt ſein „Zigeunerlager", ſein „Orkan um Mittag" und was er bisher Herrliches und Vielſeitiges in raſcher Folge ſchuf, nichts — es iſt dagegen gar nichts."

„Bohrer muß bereits ein reicher Mann ſein," fiel der Oberſt ein. „Sonderbarer Weiſe, nirgend ſieht man ihn oder hört von ſeiner Perſon! Alle Welt nennt ſeinen Namen, geſehen hat ihn Keiner. Selbſt für die höchſten Herrſchaften iſt er nicht aufzufinden!"

„Iſt mir rein unverſtändlich, Schemberg, eine ganz falſche Beſcheidenheit!"

„Ich fürchte," lächelte der Militär, „es iſt ein Kniff! Künſtlerdiplomatie! Die Welt liebt das Myſteriöſe, und auf das Myſteriöſe ſpeculiren heißt ſich intereſſant machen!"

„Pfui doch, Oberſt!" und der Rath ſchüttelte mißbilligend den Kopf. „Wollen Sie denn auch ſo materiell wie jene ſauberen Käuze denken? Ein Edelmann wie Sie kann doch einen Bohrer ſo kleinlicher Künſte nicht fähig halten!"

„Gut, gut," verbeſſerte ſich von Schemberg, „will ja von Herzen gern unrecht haben; erklären Sie mir's nur beſſer!"

„Mein Gott, vielleicht iſt er in der Reſidenz gar nicht ſeßhaft, oder Familienverhältniſſe, Hang zur Einſamkeit, kurz tauſend Dinge können ihn zu ſeinem Verhalten bewegen, — am Ende ſeine Kunſt ſelbſt. Ich denke mir, wer dergleichen Landſchaften und Genrebilder malt, muß mit der Natur in ewigem Zuſammenhange leben, ſie täglich und ſtündlich belauſchen. Die künſtliche Atmoſphäre der Hauptſtadt iſt eben kein Ort, wo man —"

Der Rath, welcher während des Geſprächs zufällig auf die Straße geblickt hatte, hielt plötzlich inne, ſtand auf und blickte ſchärfer hin. Seine Aufmerkſamkeit galt einem etwas hagern, bebrillten Herrn, der, nachdenkend, eben am Café royal vorüber, der nördlichen Ecke der Domſtraße zuſchlenderte.

„Träume ich denn?“ rief der Rath.

„Was, was haben Sie denn, Beſter?“

„Da iſt ja! — Wahrhaftig! — Er iſt's!“

„Wer? Wo? — Wen meinen Sie denn?“

„Es iſt Kröpfer, mein alter Schulfreund!“ — ſtieß ganz erſtaunt der Rath aus, und ſeine Lungen zu beſonderen Anſtrengungen aufblähend, die Hand als Schallleiter an den Mund haltend, rief er: „Kröpfer! Kröpfer!“

Und „Kröpfer, Kröpfer!“ donnerte der Oberſt, aufſpringend, über den Platz hin mit einer ſchnarrenden Stentorſtimme, als wenn er ein Bataillons-Commando losließe.

Dieſe dringende und unvermuthete Nennung ſeines Namens machte den Angerufenen, welcher ſich ſchon ziemlich entfernt hatte, ſtutzig. Er wendete ſich um, richtete ſein intelligentes Haupt in die Höhe, rückte die goldene Brille, ſtrich ſein halblanges Haar nachdenklich hinter's Ohr zurück, und als die Rufer ihre Anſtrengung erneuten, ſchritt er langſam zögernd zurück, auf das Café zu, indem er murmelte: „Man hat mich wirklich angerufen!“

Während deſſen hatte der Rath, ſeine ſonſtige Behutſamkeit und Würde, das Bändchen wie die weiße Cravatte vergeſſend, den Hut aufgeſtülpt und war aus dem Garten des Café dem zögernd Nahenden entgegengeeilt, während der Oberſt an die Gartenbarriere trat und lächelnd, Dampfwolken aus der Pfeife ſtoßend, dem Zuſammentreffen beider Freunde zuſah.

„Aber, Kröpfer!“ rief der Rath, „alte Seele, kennſt Du mich denn nicht?“

Der Angeredete ergriff zögernd die dargebotene Hand, den Rath betroffen anſtarrend. Plötzlich aber froh erſtaunend, rief er: „Hagedorn! Wahrhaftig, mein lieber

Hagedorn! Das iſt ja eine außerordentliche, ungeahnte Begegnung!“

Damit ſchüttelten beide Freunde einander die Hände, und ſeinen Arm unter den Kröpfer's ſchiebend, mit einer hinweiſenden Bewegung auf Schemberg, zog Hagedorn den Gefundenen haſtig über die Straße zur Barriere des Etabliſſements, an welche gelehnt der Oberſt ihrer wartete.

Der neu hinzukommende Dritte im Bunde, Kröpfer genannt, war hager und mittelgroß gebaut, er hatte eine Zurückhaltung in ſeinem Weſen, die etwas pedantiſch ſchien. Sein Kopf war edel und anſprechend, eine hohe, gebogene Naſe, auf der die goldene Brille vornehm thronte, gab ihm eine große Erhabenheit, die ſpitzen Vatermörder waren weit übergeklappt und ließen den Hals frei. Er ſah Schiller, Rückert oder Chamiſſo nicht unähnlich. Die ungemeine Erhöhung ſeines Kehlkopfes, alias Bierknoten, ſchien darauf zu deuten, daß er ehemals ſtudirt habe, und der volle, langſam-bedächtig hallende Ton ſeiner Stimme, beſonders deren etwas gutturale Tiefe, das ſcharf prononcirte ö, ü, au, eu, namentlich das rollende r verdächtigte ihn lebhaft, wenn nicht Schauſpieler, ſo doch Rhetor oder Docent zu ſein. Gegen erſtere Annahme ſprach hingegen eine gewiſſe unbehülfliche Schlichtheit ſeiner Perſon und der ziemlich lange Rock, welcher zwar ganz neu, aber nichts weniger als modern war.

Den verwirrt Lächelnden haſtig an die Barriere ziehend, ſagte Hagedorn vorſtellend: „Herr Oberſt von Schemberg! — Mein alter Schulfreund und Spielgenoſſe, der — der — er ſtockte ein wenig.

„Der außerordentliche Profeſſor Doctor Kröpfer!“ fiel erröthend der Bebrillte, ſich verbeugend, ein.

„Freut mich außerordentlich!“ erwiederte Schemberg. „Aber wollen Sie denn nicht näher treten?“

„Natürlich,“ rief der Rath, „ein Stündchen, Freund, mußt Du mir ſchenken!“

Kröpfer ward verlegen. „Sehr gern, lieber Hagedorn, — aber meine Frau erwartet mich! — Ich will Dir meine Adreſſe geben, ich muß —" damit ſuchte er in Bruſttaſche nach einer Viſitenkarte.

„Ach was!" rief Hagedorn. „Du mußt vor Dingen doch die alte Freundſchaft erneuern! Ich bi auch verheirathet und Vater dazu, aber ein paar Stu täglich für ſeine Erholung muß der Mann haben! K Umſtände, Deine Frau iſt ſicher vernünftig —"

„Eine liebenswürdige, gute Frau hab' ich, — aber

„Alle Wetter, Herr, kein Aber!" fuhr der Oberſt zwiſchen. „Stehen Sie denn ſo unterm Pantoffel?"

„Gott bewahre!"

„Na alſo, tritt näher, Brüderchen," bat der Rath, begleite Dich dann zu Deiner Frau, ſtelle mich ihr und Du biſt entſchuldigt!"

„Ja — nun ja! Es iſt fatal! — Doch auf ein Vie ſtündchen!" und Kröpfer betrat mit Hagedorn das und Beide näherten ſich dem gemeinſchaftlichen Tiſche.

„Nun, ſage mir nur, alte Seele," — begann Rath, „aber ſetz' Dich doch!" — Sie nahmen Platz. „S mir, was haſt Du denn die lange Zeit getrieben? Du der neue Aeſthetiker, welchen man endlich an un Hochſchule berufen?"

„Auguſt, Kaffee für den Herrn und Cigarren!" herr Schemberg dem unfernen Kellner zu.

„Sehr wohl, Herr Oberſt!" Damit eilte dieſer in Kaffeeküche.

„Aber ich bitte Sie!" rief Kröpfer.

„Iſt ſchon beſtellt! Alſo ſind Sie unſer neuer Aeſ tiker?"

„Ja, das bin ich," und zu Hagedorn gewendet, ſetzt fort: „von Rhodenfließ, wo ich am Gymnaſium zu St. Ur Oberlehrer geweſen, ich mich auch verheirathet, ging nachdem einige wiſſenſchaftliche Schriften von mir Be gefunden, als Privatdocent nach Heidelberg, ſpäter Profeſſor nach Erlangen, und kürzlich berief man hierher. Seit vierzehn Tagen bin ich nebſt Frau ü geſiedelt und denke mit dem Winterſemeſter meine Vorleſungen zu beginnen.“

Von Schemberg, der ihm bisher geſpannt zugehört, fiel ihm wie Ziethen aus dem Buſch plötzlich kategoriſch in die Flanke.

„Sind Sie Büchner, ſind Sie Voigt und Uhle?“

Der Profeſſor ſchnellte faſt empor und ſah den alten Soldaten groß an, dann erwiederte er mit kaum verhaltenem Unwillen: „Mein Herr Oberſt, ich — ich befinde mich auf dem Standpunkte eigener, freier Forſchung! Ich bin Idealiſt, wie Solger, Fichte und Schelling geweſen! Am wenigſten dürfte ich Realiſt, Nihiliſt, Anbeter des gemeinen Stoffs werden! Dem Kunſtſchönen und ſeinen Quellen in uns nachzuſpüren, iſt mein Beruf allein!“

„Bravo, Profeſſor,“ rief der Oberſt, wie von einer Laſt befreit. „Sie ſind unſer Mann!“ Damit reichte er Kröpfer mit großer Wärme die Hand.

„An Deinen Anſichten, die ich ganz theile, ſcheint mir — hat es denn auch gelegen, daß man ſo lange zu unterhandeln ſchien und den Lehrſtuhl unbeſetzt ließ, ehe man Dich herbeirief. Ja, ja, Deine hieſigen Herren Collegen ſind lauter ſteife Hegelianer, die mit ihrem „Ich und Nichtich“ dagegen operirt haben werden! Dieſe Angelegenheit gehört zwar nicht zu meinem Reſſort, doch hätte ich ein Wort davon gewußt, daß es ſich um Deine Berufung handle, würde ſich die Sache wohl ſchneller gemacht haben. Ich bin nämlich, nebenbei geſagt, Geheimer Ober-Regierungsrath, haha und —“

„Ach, daß ich das nicht ſchon längſt gewußt habe! Ich hätte mich ja unendlich gefreut, Dir meine Schriften zuzuſchicken!“ rief entzückt der Profeſſor, des Freundes Hand ergreifend und ihm unwillkürlich näher rückend.

„Ich bitte Dich, alter Freund! In ſolchen Fällen thut man eben, was man kann!“ antwortete der Geheime Ober u. ſ. w., und ſein ſchalkhaft wichtiges Lächeln bewies, was er für ein „Geheimer“ war, ſein erhabenes Haupt und das vornehm umblickende Auge aber, wie ſehr er ſich als „Ober" fühlte.

Dem guten Profeſſor ſchien die eben erhaltene factiſche Berichtigung auch gewaltig zu imponiren, und mit einer gewiſſen Schüchternheit, die ſeiner Stimme eine unbeſtimmte Färbung lieh, fragte er: „Du biſt alſo auch verheirathet?"

„Natürlich, ich habe ja bereits eine erwachſene Tochter!"

„Wir müſſen unſere Frauen mit einander bekannt machen, lieber Rath," rief Kröpfer, ſich zu erneuter Vertraulichkeit anſtrengend.

„J, ganz gewiß! Du wirſt bei uns, außer meinem verehrten Oberſt hier, noch den Herrn von Eichsfeld nebſt Gemahlin finden!"

„Eichsfeld?" — ſagte Kröpfer ſinnend, „wie iſt mir denn? — War er nicht vor Jahren Gutsbeſitzer bei Rhodenfließ? Ich glaube auf Schönau. Er heirathete ja wohl ein Fräulein von — von Kaltenborn? —"

„Gewiß!" ſagte Schemberg. „Das Gut hat er noch, iſt aber ſeit Jahren nach der Reſidenz gezogen!"

„Sieh doch!" rief der Rath erfreut, „Deine liebe Frau iſt ja eine Rhodenfließerin! Alſo kennen ſich auch beide Damen wohl?"

„Sind ja Jugendfreundinnen, Lieber! Haben ſich im Hauſe des Gerichtsrath Föhrenbach, welchem Pfauenſchloß gehörte, kennen gelernt, ja wohl!"

„Trifft ſich ganz excellent!" lächelte Schemberg. „Hören Sie eine Idee, Rath! Wie wär's, wenn wir morgen mit Eichsfelds vor Tiſch bei Ihnen einen Beſuch machten und der Profeſſor da mit ſeinem Frauchen ſich gleichfalls vorſtellte, dann träfen die alten Freundinnen zuſammen!"

„Wenn das bei dieſer Gelegenheit Deiner Frau Gemahlin nur angenehm iſt. Ich dränge mich nicht gern auf und —"

„Ach, Du biſt närriſch! Meine Frau wird ſich ſehr freuen, Deine Bekanntſchaft zu machen, der Baron nicht minder. Er iſt nicht allein Verehrer der Wiſſenſchaft, ſondern auch

Kunſtliebhaber, kurz, das Muſter eines Cavaliers. Apropos, Du haſt ſchon die neuen Bohrer geſehen?“

„Leider ſah ich noch kein Originalgemälde dieſes Meiſters, die Sachen, welche im Stich edirt ſind, ausgenommen. Von ihnen beſitze ich den „Orkan um Mittag“ und die „Waldwieſe“ ſelbſt. In Heidelberg wie in Erlangen bekommt man derlei Genüſſe nicht zu Geſicht.“

„Keinen Original-Bohrer geſehen!“ rief Schemberg.

„Gar keinen? Profeſſor, Du biſt zu beklagen! Laß Dir indeß ſagen, daß Eichsfeld ein Bild dieſes großen Künſtlers beſitzt, zwar nur ein kleines, die „Handwerksherberge“, eine ſeiner erſten Arbeiten. Zweitauſend dreihundert Thaler wurden dafür bezahlt. Bei ihm kannſt Du es mit Muße ſehen.“

„Ich werde morgen nebſt Gattin gewiß nicht verfehlen, bei Dir zu erſcheinen!“

„Abgemacht, Kröpfer, wir erwarten Euch!“

„Nun geſtatten Sie mir noch eine Frage, Herr Oberſt, warum hatten Sie mich im Verdacht, daß ich Realiſt ſein müſſe. Sind denn die Begriffe Idealismus und Materialismus in der Reſidenz ſolche Partei-Deviſen geworden?“

„Ja, das ſind ſie,“ rief der Oberſt mit krauſer Stirn. „Kein Materialiſt zu ſein, wird täglich ein immer ſelteneres Verdienſt! Dieſe infame Richtung bricht ſich hier immer mehr Bahn! Leben Sie nur erſt unter uns, beſter Profeſſor. Auf allen Gebieten ſehen Sie dieſes Unkraut wuchern; wir haben fortwährend Beweiſe davon! Der cyniſche Witz, welcher des Reinſten nicht ſchont, die Zweifelſucht und Equivoque, die Philoſophie des Stoffes, der grobe Sinnengenuß niſtet ſich überall ein, in der Straße, wie im Salon!“

„Wäreſt Du geſtern zum Beiſpiel hier im Café royal geweſen, ſag' ich Dir, hätteſt Du reichlichſt davon genießen können!“

„Er hätte Gelegenheit gehabt,“ und Schemberg drehte den Schnurbart grimmig, „ſeine äſthetiſchen Vollkugeln mit meinen Bomben zu vereinen, um dieſen Falſtaff aus allen Schanzen ſeines Humors zu treiben!“

„Wer iſt das?“ rief der Profeſſor lebhaft. „Ich bitte um Aufklärung! Shakeſpeare's dicker Sir John, der vordem im luſtigen Alt-England ſeine Streiche machte, wird doch nicht wieder auferſtanden ſein?“

„Im gewiſſen Sinne doch,“ entgegnete der Oberſt. „Sie müſſen nämlich wiſſen, es giebt unter den ſtehenden allbekannten Figuren der Reſidenz und zumal unter den vorlauten Propheten unſerer Alles zerſetzenden Geiſtesrichtung ein dickes Ungeheuer von Menſch, der alle öffentlichen Locale von Mittags zwei Uhr bis in die Nacht hinein unſicher macht und alle ſeine Geſinnungsgenoſſen an Schamloſigkeit übertrifft, ja, eine förmliche Clique, eine Hochſchule von Roués, noblen Tagedieben und Regirern um ſich ſammelt, und den man ſeiner netten Eigenſchaft wegen allgemein Falſtaff nennt.“

„Eben ſo corpulent,“ ſetzte Rath Hagedorn fort, „wie unverſchämt, eben ſo liederlich wie witzig, macht er ſeinem Urbild zum Schrecken der Beſſeren alle Ehre!“

„Ein wahres Spiegelbild unſerer alles Idealen baren Zeit!“

„Bis geſtern hatte er mit verſchiedenen ſeiner edlen Schüler und Nacheiferer hier, am öffentlichſten, beliebteſten Orte der Reſidenz, um dieſe Zeit ſein Standquartier, und ich verſichere Dich, man war bei dieſem Geſchmeiß förmlich in Angſt, ſeinen geſunden Verſtand zu verlieren!“

„Wie wird ein ſolches Individuum aber geduldet, nicht in die Schranken der Sitte zurückgewieſen?“

„Das eben iſt's,“ ſagte finſter der Oberſt. „Entweder hat man ſein geheimes Vergnügen an dieſem Quodlibet von Liederlichkeit, Lüge und Spott, oder iſt zu feige, gegen daſſelbe aufzutreten!“

„Leidet man ihn denn auch in guter Geſellſchaft!“

„Noble Cirkel meiden ihn, und er meidet ſie, wie die Peſt, wer aber hat denn heute bei dieſer Strömung noch wahre Nobleſſe? Dazu beſitzt der Mann, woher weiß Gott, die Mittel, ſeine Theorie auch glänzend auszuüben!“

„Aber,“ wendete der Profeſſor ein, „dieſer Mann kann doch nicht Falſtaff heißen?“

„Nein, gewiß nicht! Man bezeichnet ihn nur ſo. Eigentlich heißt er Pumpel, was ſeine geſchmackloſe Lächerlichkeit eben nicht vermindert.“

„Pumpel?!“ — fuhr der Aeſthetiker auf. „Ich habe den Namen ſchon gehört! — Wahrhaftig, mir iſt er von früher her bekannt!“

„Von früher her bekannt? Dir?“ rief der Rath erſtaunt aus.

„Dieſer Pumpel Ihnen?“ und der Oberſt machte große Augen.

„Gewiß,“ erwiederte Kröpfer. „Einen Augenblick Geduld! — Ich bin ganz ſicher, ich täuſche mich nicht! — Pumpel! — Es iſt ein unterſetztes kugelrundes Männchen! Blondin!“

„Er iſt's! Er iſt's!“ ſagte Schemberg.

„Und der hieß auch Pumpel? — Wann, wo? Wie war das, Freundchen?“

„War er auch ſchon ſo 'n unverſchämter Geſelle?“

Kröpfer ſtutzte. — „Unverſchämt? Realiſt? — Nein, ich meine das Gegentheil. — Er kann es doch nicht ſein, und ich irre mich in der Perſon! Der, welchen ich meinte, erſchien ſtets ſchüchtern und verlegen, ein empfindſamer Schwärmer, ein junger Maler —“

„Nein,“ lachte Schemberg, „das Alles kann man unſerm Mann ſicher nicht vorwerfen!“

„Und er war doch dick, unterſetzt, blond und nannte ſich — Pumpel?“ fragte der Rath ſchlau lächelnd. „Sprich Dich genau aus, Profeſſor!“

Der Rath wie der Oberſt rückten dichter zuſammen, ein Beweis, wie eifrig ihnen die Sache am Herzen lag.

„Je mehr ich über die Perſon nachſinne, deſto klarer wird mir Alles. — Wie ſchon erwähnt, war ich vor zwanzig Jahren etwa Lehrer am Urſulaſtift zu Rhodenfließ. Dort lernte ich meine Eliſe, die Tochter des Stadtſyndikus und

Amtmann Bitterlich kennen. So beſuchte ich auch in ihrer Geſellſchaft einige Male das Haus des penſionirten Juſtizraths Föhrenbach, deſſen Tochter Irene Freundin meiner Frau geweſen. Föhrenbach, ſehr reich und Kunſtliebhaber, hatte einen jungen Maler in ſeiner Umgebung, begreiflich den einzigen zu Rhodenfließ. Es war eben beſagter Pumpel. Er hatte wirklich Talent, und war dick, unterſetzt, blond, unbeholfen, ſchweigſam, ſchüchtern und das ewige Gelächter aller Leute! Was das in einer kleinen Stadt ſagen will, mögen Sie ſich ſelbſt ſagen, meine Herren! Dieſer Unglücksmenſch, deſſen äußere Perſon mit ſeinen Gefühlen ſtets in komiſchem Widerſpruch ſtand, hatte die Idee, ſich ſterblich in die ſchöne und eitle Irene Föhrenbach zu verlieben. Das war ein Skandaloſum für ganz Rhodenfließ. — Der junge Mann wurde auf ſehr rohe, hochmüthige Weiſe abgewieſen. Er erkrankte! Seine Mutter, in Folge der Angſt und Nachtwachen gleichfalls, und ſie ſtarb, während der Sohn genas. — Er verſchwand ſpurlos. — Obwohl ich ihn etwa dreimal nur geſehen, will ich ihn unter Tauſenden erkennen. Dieſe Erſcheinung iſt gar nicht zu vergeſſen!“

Eine kurze Pauſe trat ein, während welcher der Rath und der Oberſt ſich mit unglaublichem Erſtaunen anſahen.

„Das iſt überaus ſeltſam,“ begann der Rath. — „Aber da müßte ſich ja Deine Frau und Frau von Eichsfeld dieſer Affaire und der Perſon des Menſchen entſinnen?“

„Gewiß werden ſie das können!“

„Koloſſal intereſſant,“ rief Schemberg. „Das wäre ja eine capitale Entdeckung! — Aber nein, unſer Gegner iſt das nicht! So verändert ſich kein Menſch!“

„Und was wurde denn aus der ſtolzen Flamme dieſes Pumpel, weißt Du das nicht?“

„Nur wie man das durch die Fama wiſſen kann. Eine tragiſche Geſchichte iſt's und trivial dazu, denn ſie ſpielt auf der Bahn des gewöhnlichen Lebens. Irene heirathete einen jungen Kaufmann, ich glaube Blöhmer, ganz recht, Blöhmer aus Hamburg, einen Roué, eine Art von Löwen des

Jungfernſtieges! Er war ein Verſchwender, wurde auch von einem Verwandten, dem eigenen Bruder Irenens, hieß es, betrogen. Kurz, nachdem Irenens Vater, der alte Juſtizrath, Unſummen gegeben, ſich ſelbſt erſchöpft hatte, ſein Kind zu retten, ſoll der ſaubere Gatte ſich heimlich von Irenen getrennt haben. Er wie ſie verſchwanden aus Hamburg und dem Gedächtniß der Leute. Als ich von Rhodenfließ abging, war der alte Föhrenbach bereits in ſehr gedrückten Verhältniſſen."

„Zu — zu eigenthümlich!" verſetzte nachdenklich der Oberſt. „Und man hörte von der Verlaſſenen, Verarmten nichts wieder?"

„Auch nicht das Mindeſte," entgegnete Kröpfer.

In demſelben Augenblick erſcholl aus den dichten Laubgängen des Victorienplatzes plötzlich ſchallendes Gelächter mehrerer Stimmen.

Wäre eine Petarde neben ihnen losgegangen oder ein Platzregen aus heiterem Himmel erfolgt, Rath Hagedorn und der Oberſt hätten nicht mehr erſchrecken können! Sie ſprangen auf und ſtarrten, als fühlten ſie das Nahen der Meduſe, der Richtung nach, von der die Stimmen immer klarer ertönen.

„Sie kommen doch!" ſagte Auguſt, der Kellner, halblaut mit maliciöſem Lächeln, und einen Seitenblick auf die Erſtarrten werfend, wiſchte er zierlich mit der Serviette nebenan den Tiſch ab.

Zehntes Capitel.

Nihil sine gaudio!

Während beſagtes Gelächter und luſtiges Stimmengetön näher rückte, Profeſſor Kröpfer aber höchſt betroffen ſeine beiden, ſtarr nach dem Park gewendeten Tiſchgenoſſen anblickte, erholten ſich dieſe langſam von ihrem Schrecken.

„Hör' ich recht, Oberſt?“ begann mit maßloſer Entrüſtung Hagedorn, „Sie haben den Burſchen doch nicht aus dem Felde geſchlagen! Hören Sie wohl, da kommt er mit ſeiner ſaubern Zunſt wieder!“

Schemberg's weißer Schnurrbart ſträubte ſich in Wuth, wie das Fell eines gereizten Katers, ein Zornausbruch ohne Gleichen erfolgte, noch verſtärkt durch den beengenden Zwang der Oeffentlichkeit.

„Aus — aus der Haut könnte man fahren! Nichts alſo iſt im Stande, dieſe Brut, dieſen —! Nein! Was ſoll ich mich ärgern!“ Er knöpfte die rothe Klappe des Uniformrockes heftig über. „Das Café royal iſt mir verleidet! Ich komme gewiß nicht wieder! Habe mir's nun ſchon ſo oft vorgenommen, aber jetzt führ' ich's aus!!“

Der alte Herr wäre in ſeiner äußerſten Hitze ſicher ſtracks davon gegangen, hätte Kröpfer nicht ſeinen Arm ergriffen und ihn zurückgehalten.

„Kann ein Soldat ſo alles kalte Blut verlieren, Herr

Oberſt? Ich glaube, Sie ſind allein ſchon deswegen aus dem Felde geſchlagen worden, weil Ihr Kopf Ihr Herz nicht zu beherrſchen wußte! Bleiben Sie, laſſen Sie mich doch erſt das Monſtrum ſehen! Wenn er es nun wäre, jener ſchüchterne Raphael von Rhodenſließ, wie die Leute ihn nannten?!"

„Ja, das wäre köſtlich!" ſagte Hagedorn, ſich faſſend. „Es gäbe wirklich einen unerhörten Spaß!!"

„Bei Gott," und Schemberg's Geſicht nahm einen hämiſch bittern Zug an, „der Gedanke kitzelt mich, ſo wenig ich es glaube! Gut, ich bleibe, ich will ihm noch einmal Stand halten!"

Alle Drei ſetzten ſich, und ihre Augen auf den faſt ganz vom Grün verdeckten Parkweg richtend, glichen ſie dreien Jägern auf dem Anſtande, oder einer Vedette, die nach der feindlichen Tirailleurlinie ausſchaut.

Aus dem Parkweg tauchte indeß eine Gruppe ſchwadronirender Herren auf, die offenbar vom beſten Humor beſeelt ſchienen, und in dem Grade, wie ſie ſich langſam näherten, ward ihre Unterhaltung aus dem Geräuſch des Verkehrs vernehmlicher.

Auch wenn die faſt tödtliche Feindſchaft und das ſittliche Anathema zweier Leute aus den beſten Geſellſchaftsſchichten, wie Hagedorn und Schemberg, wenn ſelbſt ſeine eigene Neugier dem Profeſſor die Perſon der ſtadtbekannten Figur, welche man Pumpel nannte, ihm unter den Uebrigen nicht erkennbar gemacht hätte, ſchon jedem Unbefangenen, Fremden hätte deſſen Individualität beim erſten Blick auffallen müſſen.

Pumpel war ein angehender Vierziger. Kurz und unterſetzt, wie Schemberg und Hagedorn angegeben, beſaß er eine ſolche Wohlbeleibtheit, daß der Begriff der Taille ganz verſchwand, ſeine breite Bruſt in mächtiger Böſchung unmittelbar in den Bauch überging und ſeiner Vorderfront das Ausſehen eines Polichinel verlieh. Wohl ſeit geraumer Zeit hatte der Würdige ſeine Kniee nicht mehr betrachten können. Zufolge dieſer Leibesfülle ſchien der, ohnedies etwas ſchwächlicher proportionirte, Unterkörper auffallend kurz, und den Eindruck noch zu vermehren, umſchloß eine weite, hellgrau und rehbraun carrirte Zuavenhoſe ſeinen stomachus, das Gebein und die ſehr kleinen, zierlichen Füße, welche in feinſten, ebenholz-blinkenden Stiefeletten ſteckten, an denen Sporen glänzten. Oberkörper und Bruſt barg eine Shawlweſte von ſchwarzem Atlas, deren unterer Rand über ſeinen Leib wie eine Aequatoriallinie hinlief. Ein feines Hemd mit kleiner Krauſe, aus der zwei Brillantknöpfchen zu blitzen ſchienen, und das nicht weiß, ſondern ganz modern, blaßroſa fein gemuſtert war, präſentirte ſich ferner, und ſtatt der Vatermörder war der Hemdkragen über die dünne, ſeidene, lila-modefarbene Kravatte geklappt, wahrſcheinlich, um ſeinem vollen Halſe und den Reſpirationsorganen freieren Spielraum zu geſtatten. Aus der rechten Weſtentaſche hing die kurze goldene Uhrkette mit einer Sammlung moderner Berloques. Sein übriger Körper war in einen dunkelblauen Frack mit gelben Knöpfen gehüllt, und in dem Knopfloch der linken Patte glühte coquet eine Theeroſe. In der bemanſchetteten kleinen Hand hingegen, von einem Solitair geziert, balancirte und drehte er eine Reitpeitſche, während die andere geſticulirte. Auf dem kurz gekräuſelten blonden Haar ſaß etwas verwegen der ruſſiſche Gemſcheck, deſſen Bänder hinten herab zum ſtarken Nacken flatterten. Seine aufgebogene, glatt anliegende Krempe gewährte dem vollen, weinröthlichen Vollmondsgeſichte keinen Schatten, trotzdem auf ihm ewige Heiterkeit, Schalkheit und Malice thronten. Ihn begleiteten drei Herren, die vor ſeinem Volumen ſichtlich unbedeutſam erſchienen.

„Hahaha,“ und ſeine Stimme tönte vernehmlich herüber, „ich habe es Euch immer geſagt, es geht in der Welt nichts über's Müßiggehen! Nicht das Recht der Arbeit, der Induſtrie, der Concurrenz, die ſüße Pflicht der Faulheit iſt die Prärogative bevorzugter Naturen, die unleugbare Eigenſchaft des Genies, das einzige Präſervativ der Zufriedenheit! Vormittags, ſeht, müßt Ihr Euch die nöthige Ruhe von den Anſtrengungen der vergangenen Nacht, Nachmittags aber jedenfalls die unentbehrliche Sammlung für die Anſtrengungen der kommenden Nacht gönnen, wo Wein und Liebe, die ächten Kinder Luna's, Euch winken! So allein nur kann man ſich bei dauernder Fidelität erhalten!“

„Da haſt Du das Subject ganz und gar, Kröpſer,“ ſagte der Rath und zog verächtlich die Naſenflügel in die Höhe, „was meinſt Du jetzt?“

„Iſt es nicht infam, iſt es nicht empörend?“ — grollte Schemberg dumpf. „Nun, nicht wahr, Sie haben ſich da gehörig geirrt?!“

Ein Augenblick der Stille erfolgte, während der Dicke ſeiner Gegner im Café royal anſichtig ward und, auf ſie deutend, mit ſeinen Begleitern in ein herzliches Lachen ausbrach. Plötzlich ſtieß Kröpſer halblaut die Worte hervor: „Ich will blind ſein, oder er iſt es leibhaftig!“

„Er iſt es? — Alſo doch!!“ riefen der Rath und Schemberg gleichzeitig mit Erſtaunen aus.

„Mein Wort, Ihr Herren, er iſt's, es iſt außer allem Zweifel!“ und alle Drei ließen nun ihrerſeits ein leiſes, prickelndes Gelächter ertönen.

„Still doch, ſtill!“ und Hagedorn zwang ſich zur Ruhe. „Verrathet Euch ja nicht, wir haben ihn jetzt!“

Sie ſuchten ſämmtlich die Mienen der Unbefangenheit anzunehmen.

„Beim Bacchus!“ rief der Dicke, auf den Eingang des Gartens zuſteuernd, „da ſind auch unſere Gegner auf dem Platze, unſere moraliſchen Rheumatismusableiter, die Recks und Kletterſtangen unſeres Witzes!“

„Impertinent!“ ſchnob Schemberg, dem bei dieſem öffentlichen Anruf, welcher die Gäſte unter dem Zelte ſelbſt aufmerkſam machte, das Blut in's Geſicht ſtieg.

Unter der ſpöttiſchen Freude ſeiner Genoſſen trat der Dicke raſch in's Etabliſſement und an den Tiſch ſeiner Widerſacher. „Seid mir gegrüßt, Ihr Herren Streithähne der Ideale! Ja, ja! wir ſind wieder da und doch nicht kurirt. Wir ſind unverbeſſerlich, — es iſt ſcheußlich! Ach, daß das Laſter ſich ſo in die Seele mit tauſend Widerhaken klammert, aber es iſt der allgemeine Fluch der Zeit. Wir müſſen zurück auf den Päppelkindſtandpunkt! Auguſt, mein Junge, bring' mir zwei Flaſchen Rheinwein, uns im Saugen zu üben und das neue Gefecht mit Geiſt zu beginnen!"

Er ließ ſich an der Seite des nächſten Tiſches nieder, ſo daß er die Angeredeten und die Ausſicht nach dem Platze vor ſich hatte. „Setzt Euch, Kinder Epikur's," ſagte er zu den Seinen, auf die übrigen Plätze deutend, „ſetzt Euch unverzagt, ich werde Euch vor dieſen da beſchirmen! Du, Richard, meine Taube, Säugling am dicken Buſen meiner Grundſätze, komm in meine Nähe, daß Deine Jugend nicht in die Netze der Langweiligkeit oder auf die Trockendarre platoniſcher Impotenz geräth!"

Der bezeichnete Richard, ein junger Mann von etwa dreiundzwanzig Jahren, halb ſchüchtern, als genire ihn ſeines Meiſters Frechheit ein wenig, aber doch geneigt zur muntern Laune, ſetzte ſich neben ihn, die Anderen nahmen gleichfalls Platz.

„Nun, meine Herren," wendete ſich der Dicke an den andern Tiſch, „'raus mit der Klinge, über was wollen wir ſtreiten!" —

„Mein Herr," ſagte Schemberg, „ich habe Ihnen ſchon geſtern bemerkt, daß wir nicht länger Luſt haben, Ihren Klopffechterkünſten Gelegenheit zur Production zu geben, noch an ein verkörpertes Laſter, wie Sie, ein Wort vergeuden wollen, und wenn Sie Ehre —"

„Verehrungswürdiger Greis," und Pumpel faltete wie ein Paſtor die Hände über dem Leib.

„Ich verbitte mir dieſe Bemerkung!"

„Alſo nicht verehrungswürdig und nicht Greis! — Sagen Sie 'mal, Theuerſter, was wollen Sie denn eigentlich? — Wollen Sie mich etwa glauben machen, daß Sie mein Feind ſind? — Pfui, welche Verſtellung! Wer wird ſo angeſichts des Grabes lügen? Sie lieben mich ja!“ — Die Uebrigen lachten.

„Ich Sie?“ fuhr der Oberſt ſchäumend empor, „Sie — Sie ſind — !!“

„Ich bitte Sie,“ flüſterte Kröpfer leiſe, „geben Sie ſich nicht bloß, denken Sie an unſere Pläne!“ Damit zog er den indignirten Alten auf den Stuhl zurück.

„Ich ſage es ja, Sie ſind vor Liebe ſprachlos!“

„Womit wollen Sie beweiſen, mein dicker Herr Ritter, wir ſeien Ihre Gegner nicht?“ fiel Hagedorn, Schemberg zu Hülfe kommend, ein.

„Mit Logik, Lieber,“ und er drehte eine türkiſche Cigarre. „Iſt Ihre Moral denn ſo jungfernhaft ängſtlich, daß ſie fürchten muß, alle Unſchuld bei mir zu verlieren? Weshalb kommen Sie denn hierher, weshalb reden Sie d'rein, wenn wir raiſonniren, weshalb ärgern Sie ſich denn? Ach, Ihr Gram iſt's, daß Sie nicht frei und fidel ſind, wie wir. Mein Gott, es hat einmal nicht Jeder ſo viel Seelenſtärke, Junggeſelle, eine Veſtalin in Buckſkins zu bleiben. Ich, an Ihrer Stelle, zum Teufel, würde doch die Schlange fliehen, welche mir den rationellen Apfel präſentirt! — Aber nein, der alte beſſere Adam iſt kein Unmenſch! Er beißt an, er geht in's Café royal und hört die ſüße Doctrin ächter Lebenswonne. Er würde ihr ja ſelber gar zu gern huldigen, wenn nur daheim ſein ſchöneres Ich im Volantkleide nicht vor den Pforten des Paradieſes ſtände, ihm den Hausſchlüſſel abnähme, das Portemonnaie nachzählte und eine Gardinenpredigt verurſachte, welche nur ein neuer Shawl oder der Hofjuwelier abwenden kann! Aber thut Euch keinen Zwang an, kommt und lernt, wie man der ledernen Proſa der Ehe entgehen und gemüthlich ſein muß! I, wenn Ihr nur ein Einſehen hättet, meine Herren, müßtet Ihr bemerken, wie ſehr ich zu Eurer Geſundheit nothwendig bin! Ihr ärgert Euch nämlich über uns, das bewirkt eine beſſere Gallenabſonderung für die Verdauung; Ihr lacht über uns wider Willen, das iſt aber die einzig wohlthätige Erſchütterung, welche Euch in Eurem häuslichen Jammer zu Theil wird. Seid doch nicht prüde, bekennt Eure liebevollen Gefühle!“

Der Kellner ſetzte ſoeben den geforderten Wein und Gläſer hin.

„Ich werde noch raſend über dieſen Menſchen,“ rief Schemberg außer ſich, „dieſen —“

„Verſtockt werden Sie, verſtockt! Das Laſter des Philiſteriums, die Asa foetida der flanellenen Wohlanſtändigkeit hat Sie ruinirt, edler Mars a. D.! Zu den Todten!!“ — Damit, eine lächerlich entlaſſende Handbewegung machend, wendete er ſich zu ſeiner Tiſchgeſellſchaft und begann die Gläſer zu füllen.

Hagedorn und Kröpfer hatten nur Alles aufzubieten, den höchſt erregten Oberſten zu beruhigen.

„Sie ſind aber auch gar zu hitzig, Oberſt,“ raunte der Erſtere, „und laſſen ſich hinreißen!“

„Wenn Sie nicht ruhiger werden,“ verſicherte der Profeſſor leiſe, „kommen wir ihm nie bei!“

„Wir müſſen durchaus wieder einlenken!“

„Eine ſolche Gelegenheit, ihn zu faſſen, kommt ſo leicht nicht wieder.“

„Zum Kuckuk ja,“ grollte Schemberg, „ich vergeſſe mich bei ihm immer!“

Darauf verharrten alle Drei in fernerem Schweigen, höchſtens eine Bemerkung ſich hin und wieder zuraunend, und warteten die Gelegenheit ab, wo ſie dem Feinde gegenüber eine erfolgreichere Stellung einnehmen könnten.

Ihr Widerpart hatte indeß ſein Glas langſamen Zuges geleert und ſchnalzte mit der Zunge. „Labt Euch an der Traube, Kinder! Ein nüchterner Jüngling, ein mageres Mädchen und ein belfernder Greis ſind mir ein Gräuel! — Wo haſt Du denn die letzte Nacht zugebracht, mein Sohn Ja—mes? Iſt es Dir mit der kleinen Soubrette ſchlecht ergangen?“

Der angeredete James Süßmilch, Sohn des Hof-Banquiers und Lion, ſchien zum Vergnügen der Uebrigen von der Frage nicht ſehr erbaut. „Ich habe Dir ſchon geſagt, dicker Sünder, laß mich mit der Perſon zufrieden!“

„Liebes Kind, Du thuſt Unrecht, ihr zu zürnen; wahrſcheinlich haſt Du ihr nicht genug geſchenkt. Aber was ſoll ſo 'n armes Mädchen ohne Brillanten und Toilette machen? Was aus ihr werden, wenn ſie nicht 'nen liebenswürdigen Menſchen findet, der ſein väterliches Capital unter ihre Schneider, Juweliere, Gaſtwirthe, Modiſten und Meubleshändler bringt? — Der Staat, mein Theurer, muß ſorgen, daß ſich der todte Mammon nicht zu ſehr an einer Stelle häufe. Um Fluß in die Finanzen zu bringen, giebt er deshalb ſo viele Theaterconceſſionen. Willſt Du ein ſchlechter Unterthan, willſt Du nicht conſervativ ſein? Pfui, Ja—mes, das iſt unedel! Auf Ehre, ſehr unedel!“

„Gewiß!“ ſagte Richard ſpöttiſch, „wenn er ſie nicht ſelbſt anbeten will, braucht er nur zu zahlen und einen Andern zu ſchicken, den Hahnekamm etwa, der ſo etwas an der erotiſchen Auszehrung leidet!“

„Alle Wetter, Richard,“ ſagte Pumpel, „Du kriegſt ja Geiſt! Wirklich, Ja—mes, ſchick' Hahnekamm hin, der thut Dir keinen Schaden und ſchreibt der Kleinen Reclamen, Kritiken, Eingeſandtes, er ſtärkt ihre Fiſtel und Attitüde, und macht aus ihr mindeſtens einen Kometen der Kunſt!“

„Es iſt wahr, Süßmilch,“ rief haſtig Hahnekamm, ein ſchwächliches Männchen mit blauer Brille und einem nicht mehr ſehr neuen Frack, „gieb mir eine Empfehlung an ſie!“

„Damit Du dieſe Katze herausſtreichſt?“ — entgegnete dieſer. „Ich denke gar nicht dran. Ich habe ſie abgedankt, denn ſie hat ein Mal auf der Schulter, wie 'n Achtgroſchenſtück, Adono!“

„Ach was,“ meinte der Dicke, „poudre de riz und die Haſenpfote lackiren Alles wieder auf!“

„Nun, ſei es denn, meine Herren, wendete ſich Schemberg herüber, „wir wollen Frieden machen!“

Ein furchtbares Gelächter der gegneriſchen Clique empfing dieſe Aeußerung.

„Seht, ſie können's nicht laſſen, ſie fangen wieder an!" Damit ſtand ihr Chef auf und trat an den feindlichen Tiſch. „Und Sie wollen noch länger behaupten, daß Sie nicht in uns vernarrt ſind? Was? — Geſteht, ſind wir nicht die einzige Würze Eures ſpießbürgerlichen Milchreiſes, Eure Kohlenſäure, Euer Leuchtgas, Euer Medium, das Euch in das verlorene Eden Eurer Junggeſellenzeit zurückſomnambulirt? — Auguſt, noch zwei Flaſchen! Schiebt den Tiſch 'ran, Kinder!" Und eine Flaſche nebſt zwei Gläſern ergreifend, trat er zu Schemberg, und mit ſchalkhaft ſpöttiſcher Jocoſität rief er: „Kreuzelement, Ihr — Ihr müßt uns leben laſſen!"

Schemberg war verdutzt. „Wir? — Sie? —" polterte er heraus.

„Das verſteht ſich," rief entſchloſſen Kröpfer, nahm ein dargebotenes Glas des Dicken und ſtieß an: „Ihre Geſundheit!"

„Ganz gewiß," ſagte Hagedorn und folgte des Profeſſors Beiſpiel. „Ihr dickes Wohl!"

„Gut," begann Schemberg, „wir wollen's einmal mit Ihnen verſuchen, wollen Sie leben laſſen unter einer Bedingung!"

„Heraus mit der Bedingung!" lachte Pumpel.

„Sie müſſen eine Wette mit uns machen!"

„Hört, Kinder, eine Wette! — Gut! Wie hoch? Worauf? — Doch nein, laßt uns ſo Wichtiges in aller Würde und Ehrbarkeit abthun!"

Die Tiſche waren zuſammengerückt, man nahm ſeine Stühle ein, eine ſpöttiſche Aufmerkſamkeit lag auf allen Geſichtern.

Schemberg zupfte den Schnurrbart und räusperte ſich. „Sie wiſſen, mein Herr Pumpel, daß wir Ihre ſaubere Theorie des Junggeſellenthums, Ihr hämiſches Regiren, Ihre profeſſionsmäßige Witzreißerei, Ihren liederlichen Leichtſinn, Ihre elende, materialiſtiſche Anſchauung haſſen bis in den Tod, denn ſie ſind das Kainszeichen unſerer Zeit! Sie hingegen, und an Sie halten wir uns allein, Sie machen unſere ſittlichen Gefühle, unſere Heilighaltung des Idealen, der Ehe, Familie und häuslichen Zufriedenheit lächerlich! Das haben wir ſatt! — Unſer Wahlſpruch iſt: Nichts iſt das Leben ohne ſittlichen Ernſt!“

„Und ich ſage dagegen,“ und Pumpel erhob das Glas, „nihil sine gaudio, nichts im Leben iſt ohne Vergnügen, ohne Luſtigkeit, ohne Humor vollkommen! Einfaltspinſel haben die Thränen erfunden, ausgenommen ſolche, die uns das Lachen auspreßt!“

„Gut denn!“ fuhr der Oberſt fort. „Es gilt alſo folgende Wette: — Wer von uns, wir oder Sie, binnen vier Wochen beſiegt iſt, muß fortan durch ſein ganzes Leben zur Fahne des Siegers ſchwören und ſchriftlich ſeine Principien anerkennen!“

Sei es durch die Kühnheit des directen Angriffs oder den militäriſchen, biedern Ton der Sicherheit, der dicke Komus ward etwas ſtutzig: „Sapperment, ſeht den alten Streithahn!“

„Angenommen,“ rief Süßmilch. „Du mußt es annehmen, mein Dicker! — Ein Champagner-Diner dem, der Dich blamirt!“

„Aber erlaubt doch, wodurch ſoll der Sieg bewieſen werden, he?“ und Pumpel's Antlitz ſchien etwas echauffirt zu werden.

„Wenn Sie Einen von uns,“ ſagte Kröpfer, „binnen dieſer Zeit auf einer Handlung oder Anſicht ertappen, die dem Begriff der Idealität, der Reinheit der Ehe, der Moral zuwider, ja vielmehr Ihren Anſichten gemäß iſt, ſo ſind wir beſiegt! So wie Sie ſich aber auf einer einzigen ſittlichen Handlung betreffen laſſen, Ihnen ein Geſtändniß entſchlüpft, das von erwachtem Ernſt Ihres Gemüths, von wahrem Lebensſchmerz, edlem Sehnen oder Reue über ſich ſelbſt erfüllt iſt, wenn eine Thräne aus wundem Herzen in Ihr Auge tritt, — dann, Beſter, ſind Sie der Beſiegte!“

„Natürlich!" jubelte Richard. „Auf, in den Kampf, wenn Du Muth haſt, wenn Dein nihil sine gaudio nicht leere Spiegelfechterei sine gaudio iſt!"

„Reizend! Das wird herrlich," kicherte Hahnekamm, „das giebt brillante Witze für mein Feuilleton!" Und ſchon holte ſeine Rechte das Notizbuch aus der Bruſttaſche, in das er Alles, was ihm in den Wurf kam, aufzufangen pflegte.

Pumpel wendete ſich haſtig zu ſeinen Gegnern: „Und Ihr meint, mich zu compromittiren?"

„Sicher!" lachte Hagedorn.

„Mit apodiktiſcher Gewißheit!" verſicherte Kröpfer.

„Nun, wollen Sie etwa, da die Sache ernſt wird, die Pfeife einziehen?" höhnte Schemberg.

„Nein, nein!" riefen Richard, Hahnekamm und Süßmilch. „Angenommen! Das iſt prächtig. Bohr' Deine Feinde in den Grund, edler Schmeerbauch!"

„Alle Wetter!" und der Dicke ſprang auf. „Das wird mir zu bunt! Uf! — Wahrhaftig zu bunt! — Das iſt ja 'ne unerhörte Frechheit! — Hagel und Welt!" — Er ſtürzte ſein Glas hinunter. „Und Ihr wollt mich zum Sentimentalitätslappen machen? Zum äſthetiſchen Mucker? — Angenommen! Sollt Ihr bereuen, verdammt bereuen! — Will Euch zeigen, was ich leiſte! — Ihr habt meinen Charakter, mein vierzigjähriges Junggeſellenleben vor dieſen Gelbſchnäbeln in Frage geſtellt, Ihr ſollt mich kennen lernen!"

„Aber, mein Dickerchen," lachte Richard verſchmitzt, „Du regſt Dich ja ſo auf?"

„Ich mich? Gimpel Du! — Das iſt lächerlich, haha! — Ich — ich gebe Euch hierdurch Macht, feierlichſt, auf mein Wort als fideler Knabe, laßt alle abgeſetzten Hunde Eures Verſtandes, jede Liſt, jede Intrigue auf mich los, umſpinnt mich mit einem Gewebe maliciöſeſter Verführung, und wenn ich ein ſo zahmer Schuft von Watte und Roſenduft bin, wenn ich je ein romantiſcher Gefühlsſimpel werde, gut, dann ſollt Ihr öffentlich an alle Ecken kleben, Pumpel iſt blamirt —, in jedem Kaffeeklatſch ſollt Ihr es austrompeten: der dicke Pumpel ward platoniſch aus Impotenz! — jedem Freunde männlicher Unabhängigkeit und geſunder Sinne ſollt Ihr ſagen: ich ſei reif zu einem tugendhaften Ehekrüppel —, meinen Cadaver ſollen alle alten Jungfern zum Nadelkiſſen nehmen, und aller Spott, der zwiſchen den Wendekreiſen aufzutreiben, falle auf dieſen Scheitel!"

„Abgemacht! Exquiſit! So geſcheh's! Das iſt ein Götterſpaß!" tönte es aus den Kehlen der Uebrigen. —

„Doch gemach!" und mit triumphirendem Lächeln und größerer Kälte ſetzte Pumpel ſich wieder nieder: „Nun kommt meine einzige Gegenbedingung! — Ihr drei Herren da dürft Euch auch meinen Einwirkungen nicht entziehen!"

„Vier Wochen lang nicht!" ſagte zuſtimmend Schemberg.

„Wir ſtellen Gegengründe!" erwiederte Kröpfer ruhig.

„Bon! — Vormittags iſt Waffenſtillſtand! — Mittags aber um vier Uhr ſpäteſtens ſind wir täglich Alle hier, und Abends von halb neun Uhr ab im Capweinkeller!" Pumpel goß ſich das Glas voll.

„Alle Abend? Ich?" — rief betroffen Kröpfer.

„Im Capweinkeller alle Abend?" fragte Hagedorn bedenklich, „das iſt unmöglich!"

„Tagtäglich, ſag' ich," und Pumpel lachte diaboliſch. — „Binnen einer Woche ſollt Ihr mir, trotz Eurer Moral und Idealität, den Dry-Madeira und ein ſtrammes Mädchen für die höchſte Panacee des Lebens halten. — Ah, hab' ich Euch ſchon gefangen? Hat Eure Tugend ſchon die Schwindſucht, ehe der Tanz losgeht? — Ihr fürchtet Eure ſüßen Ehedrachen, die das Gold Eurer Geſinnung bewachen müſſen und deren Pantoffel über Euren ſchreckensbleichen Häuptern ſchwebt, falls Ihr nicht Abends neun Uhr die Schlafmütze über den Ohren habt?! — Geſteht, Ihr ſeid jämmerlich entſattelt!"

„Wir ſind noch nicht beſiegt, Herr," fuhr Schemberg los, „noch hat der Kampf nicht begonnen!"

„Wir werden alle Drei kommen!" ſprach Rath Hagedorn mit entſchloſſener Miene, und wendete ſich zu Kröpfer. „Nicht wahr, Freund?“

„Aber ich bitte Dich!“

„Ich ziehe ja unſere Frauen in's Geheimniß,“ flüſterte ihm Hagedorn raſch zu, und ſagte laut und ſehr beſtimmt: „Sie ſollen uns Mittag und Abends auf dem Platze finden!“

Pumpel reichte Schemberg pathetiſch die Hand.

„Endlich, meine Verehrten, ſeid Ihr auf den heiteren Pfaden ächter Weisheit, hoff' ich! — Alſo zur Sache!“ Er winkte den Anderen, einzuſchenken. „Mit allem Anſtand, der unter den Duellanten Styl iſt! Auf die Menſur! — Worte ſind die Waffen, Beweiſe die Hiebe und ſchlechte Witze Finten! Darf ich vorher noch wiſſen, wer mein dritter gewaltiger Gegner da iſt?“

„Herr Profeſſor Doctor Kröpfer!“ ſtellte Hagedorn vor: „Hier iſt Herr Pumpel, Partikulier oder Zeitvertilger, zugleich Ruinirer der Reſidenzjugend!“

„Cultivirer, wollen Sie ſagen! — Kröpfer! Kröpfer heißen Sie?“ Der Dicke ſchien ſich ein wenig zu beſinnen.

„Aus Erlangen berufen, ja!“

„Sehr angenehm! — Hier ſtelle ich Ihnen, beſter legens, auch meine Zöglinge vor. Der Kleine dort, der in ſeinem alternden Frack mir immer wie ein verblichener Dintenklecks vorkommt, iſt Doctor Hahnekamm, unglücklicher Redacteur des Morgenſterns, eines Blattes, das ſich des miſerabelſten Rufes erfreut, und darum überall geleſen wird. Wie die Karpfe nach der Krume, ſchnappt er nach jedem guten Einfall, um ihn niederzukritzeln. Blödſinn, Klatſcherei, Alles iſt ihm gleich! Er münzt Worte aus, treibt Handel mit Lob und Tadel, und tröſtet ſich mit der allgemeinen Nichtigkeit über ſeine beſondere. Es iſt reines Mitleiden, wenn ich ihn um mich dulde, denn an ihm iſt gar nichts mehr zu verderben. — Jener ganz in Nanking gehüllte Jüngling iſt mein Sohn Ja—mes, ein wohlgezogenes Kind ſeines Vaters, eines Banquiers. Sein Hirn birgt außer Wechſelcourſen nur noch den lange beſtrittenen leeren Raum. Er hat das ewige Unglück, von den Schönen verlockt, ausgebeutelt und dann entlaſſen zu werden, deshalb leidet er an zurückgetretener Liebe, welche die Welt gewöhnlich Blaſirtheit nennt. Hat er erſt unter mir ſeinen Curſus beendet, wird er wohl auch dahinter kommen, wie man mit Behagen genießen muß. Dann erſt, Ja—mes, weiß Dein Alter, was er an Dir hat, das Schickſal helfe Dir bald zu Alimenten! — Hier endlich iſt Richard Heim, mein Liebling, mein Johannes. Er iſt ein Thondichter, aber weder Componiſt noch Töpfer, ſondern Bildhauer. Da er indeß kein Vermögen hat, iſt das ein ſehr hungriges Vergnügen, und weil er keinen Ruf hat, eine Thierquälerei! O, ich weiß, guter Knabe, Du wirſt ſtets ein Thonkneter und Gipsmichel bleiben, denn Du faſelſt auch noch in dem Idealen herum! Wenigſtens iſt er klug genug, meinen Lehren zu lauſchen!"

„Und Deinen Wein zu trinken!" ſagte verächtlich Süßmilch.

„Was Du auch thuſt," fuhr der junge Mann empor.

„Aber Du pumpſt den Dicken außerdem auch an!" höhnte Hahnekamm.

„Wenn ich nur noch Luſt hätte, Dir einen Groſchen zu leihen, Federſoldat, Du thäteſt es gleichfalls mit Vergnügen! — Nun ſind die Schranken geöffnet! Los denn! — Wer hat zuerſt ſeinen dialektiſchen Revolver geladen?"

„Laſſen Sie mich den Streit mit einer Frage einleiten!" ſagte lächelnd Kröpfer. „Sie haſſen und verachten alſo die Ehe, das Band, welches die Natur um uns Menſchen ſchlang. Sie finden die reinen Beziehungen zwiſchen Gatten und Kindern, den eigenen Herd lächerlich? Warum? Erkennen Sie gar keine ſittliche Opferfreudigkeit an?" —

„Opferfreudigkeit?" und Pumpel's Blick ward maliciös verächtlich. „Nachdem mein Leichnam mich ſo viel gekoſtet, um ihn auf dieſe Stufe der Cultur zu bringen, ſoll ich ihn auf den Altar legen? Oho! — Habt Ihr ſchon je gehört, daß ein Aufopferungsſüchtiger ſo dick war? Nein, denn die Märtyrer waren alle dünn wie die Talglichte. — Sittliche Liebe, edle Ehe, — was das für abſtracte Begriffe ſind! Als ob ſich das in der Praxis nicht verdammt anders machte? Was Teufel, iſt unſer Zweck? *Glücklich* zu werden! Wann *iſt* man glücklich? Wenn man *vergnügt* iſt! Nichts *ohne* Vergnügen iſt das A und O des Lebens! — Macht Liebe, Ehe, all' Euer platoniſcher Plunder hektiſcher Gefühle glücklich? Laßt ſehen? — Iſt man nämlich ein junges Kerlchen und verliebt ſich leichtſinnig, dann iſt's gleich vorbei. Man hat ſeinen Kappzaum für's ganze Leben an der Kinnlade! Statt mit der Jugend voller Kraft das Leben zu ſchlürfen, alle Blumen an's Herz zu preſſen, alle Düfte an ſich zu raffen —, ach, Conſum iſt ja allein Vergnügen, — ſtatt deſſen geht man wie ein melancholiſcher Hammel an der Drehkrankheit der Liebe umher! Dieſe Seufzerei! Dies Sehnen! Dieſe ſchlafloſen Nächte und erbärmlichen Sonetten „an Sie“! Iſt das Glück? Nein, es iſt Thierquälerei! In dieſem Zuſtande möchte man ſtets vor Weh aus der Haut fahren, wenn man nur ordentlich drinnen wäre! — Um ſolches Elend los zu werden, erklärt man ſich ſeiner Schönen; patſch, iſt der Gimpel gefangen! Erſt hatte man Sorge, wie man die Süße *kriegt*, nun hat man Sorge, wie man mit ihr *fertig* wird, wie man ſie *los* wird. Auf ein Dutzend Küſſe folgt von nun an immer eine Putzmacherrechnung. — Unſer Verhalten, jeder Blick, jedes Glas und jede Wirthshausſtunde über den platoniſchen Etat muß zur Kapuzinade herhalten, ach, man iſt ja verheirathet! — War man 'n armer Kerl und macht man 'ne reiche Partie, iſt das allerdings 'ne ganz gute Civilverſorgung, aber womit, ihr Götter, muß man ſie erkaufen? Man wird dadurch ſchlechterdings Laquai, oder beſſer, Leibjäger ſeiner Frau, es fehlt nur noch, daß man hinten draufſteht. Iſt man arm und heirathet arm, ſo iſt's am gerathenſten, ſich nach der Hochzeit gleich in's Grab zu legen. Iſt man reich und nimmt 'ne Arme — ſie hat ja doch den Pantoffel! Eine ſchlimme Frau ärgert uns, eine gute langweilt uns zu Tode. Und dann die Kinder, die nette Verwandtſchaft, die Dienſtboten, Herr du meines Lebens! — Mein theurer

Sohn wird ein Schlingel, meine liebe Tochter eine Priſe! — Ich ſoll ſie erziehen und verziehe ſie, Madame findet häßlich, was ich hübſch finde; Skandal, Jammer, Arbeit, Koſten, Angſt an allen Ecken, und gähnend nach Ruhe fährt man in die Gruft! Iſt das Vergnügen? — Nachdem ich in der Jugend für alle Welt Polonaiſenſchimmel und Cotillontrakehner geweſen, muß ich mit grauem Scheitel Ballvater werden, der krampfhafte Anſtrengungen macht, ſeine Liebespfänder unterm Selbſtkoſtenpreiſe loszuſchlagen? Brr! — Wer das Glück nennt, der verdient, bei etwaiger Seelenwanderung nach dem Tode, direct als Omnibusgaul auf die Venus verſetzt zu werden!!"

„Aber begreifen Sie denn nicht, Menſch," ſchrie Schemberg, „daß nur die Selbſtſucht ſo urtheilen kann, nur ein herzloſer Menſch ohne alle edlen Gefühle?!"

„Ach ich ſoll hingebend ſein, um ewig weinen zu müſſen, vor lauter Sorge Appetit und Schlaf zu verlieren, während ich nur Egoiſt zu ſein brauche, um bei Humor zu bleiben? Seid Ihr nicht gleichfalls ſelbſtſüchtig? — Ihr ſprecht mit äſthetiſcher Emphaſe, nur um bewundert zu werden! Bleibt tugendhaft zu Hauſe, folgt den Befehlen Eurer Weiber, um Ruhe zu haben! Ihr ſchwelgt in Idealität, Moral und — was weiß ich, weil Ihr ſehr nothwendig einen Deckmantel für Eure ſtillen Wege braucht! Hoho, das nennt Ihr ehrlich und moraliſch ſein? Wenn aber ein dicker fideler Knabe wie ich offen ſeinen Spaß hat, des Morgens über die Witze des Abends, des Abends über die Affairen des Tages lacht, ſich ſo viel gönnt, als er kann, und Jedermann dabei amüſirt, der über alle Welt lacht, wie alle Welt über ihn, ein Mann, der alſo ſo ausgezeichnet zur allgemeinen Zufriedenheit beiträgt, gegen dieſen Weiſeſten aller Weiſen wollt Ihr den Mund aufthun? Neid! blaſſer Neid, testimonium paupertatis!!"

Ein allgemeines Gelächter brach los, dem ſich ſelbſt Hagedorn nicht ganz entziehen konnte.

„Bravo! — das iſt unwiderleglich! Der Dicke hat

Recht!“ jubelten die jungen Leute durcheinander und ließen die Gläſer erklingen.

„Donner und Blitz!“ ſchnarrte Schemberg.

„Still doch, Oberſt!“ fiel Hagedorn ein. „Kröpſer, leg' noch einmal die Lanze ein!“

„Nun gut,“ begann Kröpſer, „ſtatuiren Sie in der Kunſt denn nicht das Ideale?“

Pumpel ſah ihn groß an. „Was? Ideales? — Was iſt denn Ihr Ideal, heh? — Ihre Einbildung! Was iſt Ihre Einbildung?“

„Nun was denn?“ lauerte Hagedorn.

„Sie ſelber! Ihre eigene reizende Perſon, mit der Sie platoniſch buhlen, iſt Ihr Ideal. Sind Sie denn nun 'n Kunſtwerk oder Sie da? — Nein, Sie ſind 'n Regierungsrath und Sie 'n Profeſſor! In der Kunſt ſtatuire ich nur das Vergnügen! Die Kunſt iſt Erſchaffung des Schönen. Das Schöne aber allein amüſirt mich. Eine ennuyante Kunſt giebt es nicht!“

„Alſo ſpricht Sie,“ fragte der Rath, „in Bohrer's köſtlichen Landſchaften und Genres nicht die heilige Stimmung ſeligen Friedens oder tiefer Melancholie an?“

„Farben ſprechen mich daraus an, Effecte! Dieſe Effecte machen, daß ich mir 'was dabei einbilde. Wie ich eingebildet bin, bin ich ein Narr, und hat mich Bohrer zu ſeinem Narren gemacht, ſo iſt ſein Zweck erreicht. Laßt doch heute 'nen Andern kommen mit neuen Effecten, ſo iſt die lächerliche Modeanbetung Bohrer's zum Henker!“

Da erhob ſich Richard, der junge Bildhauer, gereizt und voll Unmuth: „Und das ſagſt Du, Ungeheuer, Du Mammuth, einem Bildhauer? — Du willſt den Bohrer an ſeinem hohen Ruhme antaſten, trittſt die göttliche Kunſt ſelber in den Staub? — O, wenn ich Dir, Weichthier unter den Menſchen, Blasphemie im Reiche der Schönheit, das je vergeſſe, Dich nicht auf der nächſten Ausſtellung als Faun oder trunkenen Satyr dem Skandal der Reſidenz preisgebe, ſo —“

„So, ſo, meine Puppe, —“ lachte Pumpel, „ſo würdeſt Du nicht mehr nöthig haben, elende Simſe, Karnieſe und Füllungen um des lieben Lebens willen zu kleiſtern, die man an die Häuſer klebt.“

„Ich werde Dir's bei Gott beweiſen!“ ſagte der junge Mann, ſchamroth mit gekniffener Lippe.

„So frage ich Sie nur noch Eins, Herr Pumpel!“ und Kröpfer ſah denſelben ſcharf an: „Hätten Sie nie in der Jugend tief und innig geliebt?!“

Der Ton ſeiner Stimme hatte eine ſolche Weichheit, etwas ſo eindringlich Mahnendes, daß die Uebrigen den Profeſſor höchſt betroffen anblickten.

Die Wirkung deſſelben auf den Dicken war eine unverkennbar außergewöhnliche. Das behäbige Lachen ſeines runden Geſichts ſchien wie zur Starrheit zu gefrieren und ward zu einer Art blöder Verlegenheit. Ein leiſes Zittern ſeiner Lippen, die ſich dann krampfhaft höhniſch kniffen, verliehen ſeiner Phyſiognomie eine unangenehme Bitterkeit, und die Frage wie eine Pille hinunterſchluckend, rief er: „Ich? Geliebt? — Unſinn! Na ja, geliebt hab' ich und werde lieben, aber nach Bequemlichkeit und Bedürfniß; **variatio delectat**!“

Rings war's ſtill. Jeder ſuchte in den Mienen beider Streiter das Räthſel zu entziffern, namentlich verwandte der junge Bildhauer von ſeinem dicken Mentor kein Auge.

„Dachten Sie,“ fragte der Profeſſor raſch weiter, „dachten Sie vor circa zwanzig Jahren wirklich ſo, als Sie — ein ſchüchterner junger Mann — für die ſchöne Irene Föhrenbach ſchmachteten und abgewieſen wurden?!“ —

„Himmelheiland!!“ und Pumpel ſprang wie raſend auf. Seine ganze Geſtalt erzitterte, und er ſtarrte Kröpfer an, als ſähe er das Haupt der Gorgo leibhaftig vor ſich.

Richard, Süßmilch und Hahnekamm aber, als hätten ſie einen unerwarteten ſtaunenswerthen Fund gethan, fuhren auf ihren Meiſter los: „Geſchwärmt für eine Irene? —

Du, ein ſchüchterner Jüngling? Abgewieſen? Pumpel platoniſch?!“

Es entſtand eine kurze Pauſe, in der Pumpel ſich verzweifelt unter der momentanen Wucht des gegneriſchen Schlages wand. Augenſcheinlich war ihm ſehr miſerabel zu Muthe. Während Scham und die grenzenloſe Verlegenheit eines Schulknaben, der ſich bei des Nachbars Kirſchen ertappt ſieht, mit ihm rangen, gab die Frechheit und Verſtellungskunſt ihm doch ein Lächeln auf die Lippen.

„Kinder, thut mir den einzigen Gefallen, — glaubt Ihr denn das?“ Er hatte ſeine Selbſtbeherrſchung wiedergewonnen. „Ich ſchüchtern, bei dem Corpus! — Ich platoniſch, bei dem Geſicht! — Ich verliebt, bei meinen Grundſätzen?!“ Und indem er mit ungemeiner Verſchmitztheit die Augen blinzelnd klemmte, lachte er: „Merkt Ihr denn die Finte nicht? — Er thut, als wenn er mich kennt, als wenn er Räubergeſchichten wüßte! — Aber, liebſter Herr, wie können Sie ſo 'n altes Manöver aufwärmen und ernſtlich denken, ich ginge in die Falle?“

Kröpfer, der geglaubt, ſeinen Feind total geworfen zu haben, und ihn dennoch nicht gebeugt ſah, ward verdutzt! „Sie beſtreiten alſo, daß Sie damals zu Rhodenfließ gelebt haben?“

Pumpel's Geſicht ward wie nachdenklich: „Ach Gott, ja! — Und dort waren Sie auch?“

„Natürlich! Ich war Oberlehrer! Sie entſinnen ſich noch, wie —“

„Herr je!“ und der Dicke faßte des Profeſſors Hand, „nun kenne ich Sie erſt! Ja, ja, ganz richtig, und da paſſirte Ihnen damals noch mit der kleinen buckligen Stadtſchreibers Tochter die Geſchichte! Zum Glück, o Aeſthetiker, ließen Sie die Multiplicanda ſitzen. Es war ärgerlich, ja, ja! — Nun, Riekchen war nicht ſo übel bis auf den kleinen Fehler!“ und dabei deutete er nach ſeiner Schulter.

Kichernd ſahen die Uebrigen auf den armen Profeſſor, der wie vom Schlage gelähmt und blaß vor ihnen ſaß.

„Du, Kröpfer? Iſt es möglich?“ rief Hagedorn, ihn groß anſehend.

„Ein Profeſſor kann ſich ſo verirren? Ein Aeſthetiker?“ platzte Schemberg, von dem Ungeheuren übermannt, los.

„Pfui!!“ rief Pumpel, ſeinem Donnerkeil einen letzten Nachdruck gebend.

„Ich? — Riekchen? — Geſchichte!“ ſtöhnte Kröpfer, und dicke Schweißtropfen ſtanden auf ſeiner Stirn. „Um Gottes willen, meine Herren, er lügt ja! — O Sie, — Sie gewiſſenloſer Mann, Sie! So können Sie die Ehre eines außerordentlichen Profeſſors verunglimpfen? — Der Menſch iſt ja im Stande, mich total zu ruiniren!“

„Hahaha!“ brach der Dicke los, „ſehen Sie wohl? — Sie wollen mit Riekchen nichts mehr zu thun haben, aber ich ſoll in eine Irene verliebt geweſen ſein! Sie lügen wie ein — Profeſſor, um mich zu proſtituiren, ich aber ſoll ſtill ſein?“

„Aber ich verſichere Sie auf mein Wort,“ rief Kröpfer empört, „er hat wirklich —“

„Mit Stadtſchreibers Riekchen, laut Kirchenbuch — —! Nehmen Sie ſich in Acht, Profeſſor, oder mit Ihrem Rufe iſt's aus! — Gehen Sie in ſich, — es zieht wirklich nicht!“

„Ich bin mit meinem armen Verſtande zu Ende!“ und Kröpfer lehnte ſich erſchöpft zurück und wiſchte die Stirn.

„Ein famoſer Kerl, der Pumpel!“ rief Süßmilch. „Den hat er richtig auf den Sand geſetzt!“

„Ein Glas auf den Schrecken, Profeſſor!“ Der Dicke erhob das ſeine und bot Kröpfer die Hand. „Laſſen Sie unſere Vergangenheit ruhen. Weshalb wollen Sie denn ausſchwatzen, haha, daß wir früher ein paar Dummheiten gemacht haben? Bleibt doch bei Humor, mit Lügen iſt nichts gethan! Wahrhaftig, Ihr Herren, ich wollte es Euch ja gern von Herzen gönnen, mich gehörig auf's Glatteis zu führen, wenn Ihr nur geſcheidt genug wäret!“

„Element, vor dem Mundwerk des Mannes bekomme ich wirklich Furcht. Er kann Einen ja um Hirn und

Seele reden. Wir haben unſer Pulver, weiß Gott, verſchoſſen!"

„Für heute alſo Waffenruhe, Herr," wendete ſich Hagedorn zu Pumpel.

„Bis Abends im Capweinkeller, bon."

„Abgemacht!"

Die Tiſchgruppe war im Begriff ſich aufzulöſen. Während der Dicke mit Hahnekamm ſprach, trat Süßmilch an die Barriere des Etabliſſements, durch den Kneifer den Platz und die Straße überſchauend, während Richard etwas zurückgezogen über mancherlei Gedanken zu brüten ſchien. Kröpfer, Schemberg und Hagedorn rüſteten ſich, unter einander halblaut plaudernd, zum Aufbruch.

„Ruhe, nur Ruhe," flüſterte Hagedorn, „wir kommen ihm gewiß noch bei, halb verrathen hat er ſich doch."

„Mit Reden iſt aber gar nichts zu machen bei ihm!" flüſterte Schemberg.

„Deshalb muß anders operirt werden. Ich habe einen Plan." Und ſeine Stimme bis zum leiſeſten Hauch zwingend, ſagte Hagedorn: „Wir müſſen die Frauen jedenfalls hineinziehen, Liſt iſt's allein, was uns helfen kann!"

Unzweifelhaft hätte die Geſellſchaft ſich nun getrennt, um neue Kraft und neue Mittel für den Kampf zu ſammeln. Es war nicht zu leugnen, daß ſich Pumpel's Gegner ſehr entmuthigt fühlten und, da ihr Hauptgeſchoß ſo verſagt hatte, nicht wußten, wie ſie ferner das Spiel beginnen ſollten. Da ſchien ihnen aber plötzlich jene unbekannte Macht, die wir Zufall, Anlaß, unvorhergeſehene Urſache nennen, zu Hülfe zu kommen.

Die Betrachtung des Publikums, das nunmehr gegen Abend regſamer wurde, theils vom Beruf zurückkehrte, theils zur Erholung ausging, ſchien nämlich für Süßmilch plötzlich ein erhöhteres Intereſſe zu gewinnen, und den Blick nach der Börſenſtraße zugewendet, murmelte er: „Famos! Wahrhaftig ſuperbe!" — Wie wenn er die Entdeckung unmöglich allein auf ſeinem Herzen bergen könne, rief er den Dicken. „Komm her, ſieh nur das reizende Geſchöpf, was dort kommt!“

„Wo denn, wo denn?“ und haſtig trat Pumpel zu ihm an die Brüſtung. „Welche meinſt Du denn?“

„Da, da! die Kleine im hellen Kattunkleide mit den roſa Blumen, daneben geht eine ältere Dame in ſchwarzem Hut und braunem Tuch! Nimm mein Glas, ſie kommen gleich an uns vorüber!“

In der bezeichneten Richtung, endlich aus dem übrigen Gewirr des Platzes erkennbar, nahten zwei Damen in der eben bezeichneten Tracht. Die Jüngere ſtand in jener Roſenzeit des Mädchenthums, zwiſchen fünfzehn und achtzehn Jahren, wo ſich der weibliche Liebreiz in junger Herrlichkeit entwickelt, das Kind und das Weib ſich im erſten Jungfrauenthume eint, und welches die plaſtiſche Kunſt allein würdig in der Pſyche oder Hebe ausdrückt. Das Mädchen war wirklich ſchön und machte Süßmilch's Geſchmack alle Ehre, um ſo ſchöner, als ihre Kleidung höchſt einfach war, ſie alſo keiner künſtlichen Mittel bedurfte, zu entzücken. Ein Packet tragend, ſchritt ſie dicht im Geſpräch neben der Andern ſchnellen Schrittes über die Straße. Die Andere, bedeutend älter, etwa ſiebenunddreißig Jahr, war zweifelsohne die Mutter, der ſprechenden Aehnlichkeit nach, von einer ſchönen Fülle, wie ſie geſunden Frauen in kraftvoll mittleren Jahren ſo gut kleidet und noch mehr Würde verleiht. Ein gedankenvoller Zug der Sorge lag auf ihrem Geſichte und ſie unterhielt ſich, ebenfalls einige Päckchen, zweifellos Einkäufe, tragend mit der Jüngeren. Als ſie indeß dem Café royal ſich näherten, warf die Aeltere flüchtig einen haſtigen Blick auf die Männergruppe, und Beide eilten mit verſtärkten Schritten vorüber, der Domſtraße zu.

Mochte der Bildhauer, durch Süßmilch's Andeutungen aufmerkſam gemacht, ebenfalls die Beiden bewundern, er trat, ſie genauer zu betrachten, unweit Pumpel gleichfalls an die Brüſtung.

„Barmherziger Gott!!“ fuhr der Dicke auf, beiden

Frauen nachſtarrend. — Dann am ganzen Leibe zitternd, faßte er mit der Hand ſeine Stirn und murmelte: „Bin ich denn von Sinnen?!“

„Was iſt denn, was haſt Du denn?“ rief Süßmilch befremdet und ſtarrte den Faſſungsloſen an.

„Du biſt ja ganz verändert, Dicker!“ ſagte Richard. „Ganz ernſt! — Was packt Dich denn ſo? Kennſt Du ſie?“ Die Uebrigen wurden aufmerkſam.

„Alle Wetter, war die Kleine hübſch!“ rief lächelnd Pumpel. „Eine Aventure!“ — Er ſtülpte haſtig den Hut auf und ergriff die Reitgerte. „Adieu, meine Herren; Auguſt, ſchreib' den Bettel an! Heute Abend alſo im Capweinkeller!“ — Und mit einer Schnelligkeit, die wenig zu ſeiner Fülle und ſonſtigen Trägheit im Verhältniß ſtand, verließ er den Garten, um den Schönen nachzuſetzen.

„Aber wohin denn ſo ſchnell?“ fragte Schemberg.

„Es iſt nichtswürdig,“ murmelte Süßmilch, „dafür, daß ich ſie ihm zeige, jagt er ſie mir ab!“

„Am hellen Tage, das iſt ein Skandal!“ rief Hagedorn empört.

„Hat mich denn der Donner gerührt?“ brach der junge Bildhauer los. „Das war ja mein ſchönes vis-à-vis! Das war Sophie Blöhmer. Dieſer Schurke, dieſer —“

„Blöhmer?“ und Kröpfer packte Richard am Arm.

„Still, um Gottes willen! Meine Herren, heut Abend im Capweinkeller!“ und zu Kröpfer und Richard gewendet, flüſterte Hagedorn raſch: „Wir eilen dem Ungethüm nach! Diesmal ſoll er uns nicht entrinnen! Entweder iſt er ein grundloſer Schurke, oder — — — Vorwärts zur Eberhetze!“

Und alle Vier verließen haſtig das Café royal, der Richtung des Dicken folgend.

Hahnekamm und Süßmilch ſtarrten ihnen nach.

„Sie machen ſie ihm abſpenſtig!“ lachte der Letztere. „Wollen wir nicht nach?“

„Nein, James, laß uns die Unparteiiſchen in dem

Duell ſein und die halbe Flaſche Rothwein nicht im Stiche laſſen.“

„Nun denn, ſo ſauf, alter Schwamm! Bis zum Capweinkeller hätteſt Du's wohl aushalten können!“ Und halb verdrießlich griff Süßmilch, ſich wieder niederſetzend und ein Bein über's andere kreuzend, zu einer Opiumcigarre.

Elftes Capitel.

Jagd auf Hochwild.

In einer großen Stadt gehen am hellen Tage und angeſichts der ganzen Welt oft genug Dinge vor, die einer kleinen Stadt fremd ſind, oder ſich dort höchſtens in den entlegenſten und dunkelſten Winkeln in ſeltenen Fällen ereignen. Scheinbar anſtändig, redlich und von ſolideſter Betriebſamkeit wandelt Dieſer hierhin, Jener dorthin, Jeder ſeinem beſondern Ziele nach, und nur ſelten vermag das erfahrene Auge die Leute nach ihrem Aeußern, ihre Neigungen und Zwecke nach ihren Phyſiognomien und das Laſter unter der brillanten Tünche in ſeiner ganzen Nichtsnutzigkeit zu erkennen.

Welches Schauſpiel aber muß ſich da dem Auge der Allmacht und Allgegenwart darbieten, welches im Raum einer Secunde dieſe Tauſende von Charakteren mit ihrem Wollen, Sehnen, mit ihrem Thun und Laſſen überblickt! Ihm muß ſich ein grenzenloſer Stoff darbieten, die Kinder dieſer Erde unendlich zu haſſen und zu verachten, aber noch mehr, ſie — unendlich zu lieben!

Durch das raſſelnde Getreibe hindurch, die Domſtraße entlang, von Niemand als den Eingeweihten bemerkt, geht eine geheimnißvolle Hetzjagd voll tiefem Ernſt und hoher

Komik, deren Reſultat indeß wohl Keinem der Betheiligten im Entfernteſten vorſchweben mochte.

Die beiden Frauen, völlig ahnungslos, daß ſie der Gegenſtand einer ihnen ſehr ungewöhnlichen Neugierde und Verfolgung geworden, und allein mit ihren kleinen Intereſſen beſchäftigt, waren, wie ihr haſtiger Schritt bezeugte, angelegentlich bemüht, ihre Wohnung zu erreichen. Sie eilten, in Geſpräche vertieft, die ihre Einkäufe allein zu betreffen ſchienen, die Domſtraße hinab, rechts über die Cavalierbrücke und durch die Cavalierſtraße, nach der großen Wallgaſſe über den kleinen Platz der Contreescarpe zum Leopoldsgraben, eine ſtillere Straße, deren rechte Häuſerreihe an die Mauer der Altſtadt ſtieß, welche dieſelbe von der nördlichen Vorſtadt trennte.

Mit einem Eifer, der genügend die Entſchiedenheit ſeiner dunklen Abſichten an den Tag legte, eilte ihnen, ſich wie ein Praktikus auf der andern Seite der Straße haltend, der voluminöſe Don Juan im Leibrock, ſchweißtriefend und keuchend, nach, des Lächelns der Fremden, der ſpöttiſchen Blicke Jener nicht achtend, die ſchon bereits mit ſeinem Rufe bekannt waren. Es ſchien wohl kaum in ſeinem Plane zu liegen, die argloſen Frauen auf der Straße zu attaquiren, dazu war er vermuthlich doch zu klug, aber ſei ſein Wunſch, welcher er wolle, Mühe hatte er gewiß genug, ſo conſequent hinter ihnen zu bleiben, um ſie im Gewirr nicht aus den Augen zu verlieren, und dann plötzlich, jede Spur verlierend, rathlos dazuſtehen. Noch weniger ließ ſich unſer fahrender Ritter beikommen, zu glauben, es folge ihm Jemand. Seiner Zöglinge war er ſicher, denn nach dem noblen Programm dieſer Zunft war ausgemacht, daß Keiner den Andern bei einem galanten Abenteuer ſtören dürfe. Noch weniger dachte er, daß ſeine äſthetiſchen Gegner gewillt ſein würden, dem Triumphe ſeiner leichten Grundſätze beizuwohnen. Ueberhaupt dachte er an alles Vorhergegangene in dieſem Augenblick gar nicht, ſeine Ideen waren, wie der Lauf eines tollen Renners, auf das nächſte Ziel, das edle Wild vor ihm gerichtet, dem er wie eine alte jagdkundige Dogge befliſſen war, auf der Fährte zu bleiben. Seine Züge, offenbar von der Anſtrengung, ſchienen erhitzt, erregt und hatten jede Spur des vorigen Muthwillens verloren. Es war, als wenn er zum erſten Mal aufrichtig beklagte, ſo dick zu ſein.

Hinter ihm, aber weit zurück und mit aller Vorſicht, die ihnen ſeine Schlauheit, mit aller Ruhe, welche ihnen die ſichere Erreichung ihres Zieles gab, folgten ſeine drei Gegner, von Schemberg, Hagedorn und Kröpfer, der ganz vergeſſen zu haben ſchien, daß er zu ſeiner Frau wollte. Ihnen hatte ſich in dieſer Affaire Richard Heim, der Bildhauer, welcher ſeinem edlen Lector in der Lebensweisheit ſchnöde treulos geworden, angeſchloſſen. Hatte ihn Pumpel's triviales Urtheil über Bohrer und die Kunſt überhaupt die Gefährlichkeit ſeines Umganges erkennen laſſen, oder war es der ritterliche Entſchluß, die beiden Damen vor den Ränken des alten Gaudiebs zu ſchützen, oder aber nur das ſchadenfrohe Beſtreben, dem lockern Freunde einmal eine Falle zu ſtellen, kurz, Niemand ſchien eifriger bei dem Geſchäft der Spionage, als der junge Mann.

Unweit des Platzes der Contreeſcarpe traten beide Damen auf einen Augenblick in einen Spezereiladen. Sofort hielt der Dicke, welcher ihnen dadurch bedeutend näher kam, im haſtigen Schritt inne, und einen vorſichtigen Blick ringsum werfend, zog er ſich an die Ecke des in ſeiner Nähe einmündenden Seitengäßchens zurück, um das Erſcheinen ſeines Wildes zu erwarten. Natürlich hielten ſeine Gegner auch ſofort an und ſchlüpften in ein Haus, ohne von dem alten Frevler ein Auge zu verwenden.

„Er will die Damen nicht sans façon überfallen," ſagte Schemberg, „ihm liegt offenbar daran, ihre Wohnung zu erfahren!"

„Darauf rechne ich auch," erwiederte Richard, „und da ich gerade gegenüber wohne, können wir ihn aus meinen Fenſtern beobachten; auch kenne ich den alten Portier des Hauſes, den man mit einem Trinkgeld leicht zum Schwatzen bringen wird."

„Dann iſt uns geholfen!“ lachte Kröpfer.

„Ich ſchlage vor, mittels einer guten Belohnung den ehrenwerthen Cerberus des Hauſes den Damen zum Ehrenwächter und dem Dicken zum Aufſeher zu ſtellen!“

„Vortrefflich!“ riefen die Uebrigen.

„Die Damen treten wieder aus dem Laden,“ flüſterte Richard, „da gehen ſie ſchon den Leopoldsgraben hinab!“

„Und ſeht, nun ſchleicht unſer Don Juan auch aus dem Nebengäßchen hervor und ſchreitet langſam nach. Kommt, aber vorſichtig, denn wir ſind bald am Ziel.“

So geſchah es auch. — Die Schönen verſchwanden in einem ſchönen, anſehnlichen, ſechs Fenſter breiten Hauſe auf der rechten Seite des Leopoldsgraben, gerade wo ſie eine Kurve nach der Steinfurtergaſſe und der Goldbrücke hin bildete.

Pumpel ſtand ſtill und zwang ſeine Beobachter ebenfalls zum Halt. Sie traten wiederum in ein Haus, Richard den Beobachtungspoſten überlaſſend, da ſie leicht der Gefahr ausgeſetzt waren, ſich durch Schemberg's Uniform ſelbſt auf dieſe Entfernung hin zu verrathen, „denn der Dicke,“ warnte Richard, „hat Augen wie ein Luchs!“

Pumpel wartete längere Zeit, und zwar mit bewunderswerther Ruhe. Es war gewiß, daß er vermied, mit den Damen auf der Straße zuſammenzutreffen. Denn als er ſich überzeugt zu haben ſchien, daß dieſelben nicht wiederkämen, alſo in beſagtem Hauſe Nr. 68, wie Richard ſagte, wohnten, näherte er ſich, ſcheinbar gleichgültig auf dem Fahrdamm hinſchlendernd, dem Hauſe, ſah deſſen Nummer an und ging vorüber.

„Er geht vorbei! Halt, keinen Schritt weiter,“ flüſterte der Bildhauer, „er wendet ſich jedenfalls um!“

Noch einmal mußten ſich die Männer verſtecken, denn Pumpel, nachdem er das Haus paſſirt und, wie es ſchien, die Nummer deſſelben in ſein Notizbuch geſchrieben hatte, wendete ſich zögernd um, als überlege er. Dann an dem Hauſe angekommen, ſah er die Nummer noch einmal an, lugte dann in das Haus hinein — raſchen Entſchluſſes betrat er daſſelbe.

„Der Schurke iſt drinnen!“ rief Richard, „das dicke Nilpferd wagt es doch! Hier, Herr Oberſt, iſt mein Stubenſchlüſſel. Ich wohne geradeüber, Nr. 117 im dritten Stock, beim Schneider Hempel. Gehen Sie direct hinauf, meine Herren, ſagen Sie den Leuten, ich käme auch gleich, öffnen Sie die Fenſter, und Sie können die Hausthür und die Fenſter des vis-à-vis genau beobachten. Ich ſchleiche mich rechts an's Haus und bringe Ihnen Rapport! Geſchwind, denn kommt er jetzt heraus und ſieht uns, iſt Alles verrathen!“

Bald erreichten die Verfolger ihr Ziel. Richard's Fenſter öffnete ſich kurz nachher, und die Geſellſchaft ſtand auf der Lauer, den weiteren Ausgang abzuwarten. Richard indeß, mit der Agilität und Hitze eines Windſpiels, eilte voraus, ging, flüchtig in den Flur von Nr. 68 ſehend, vorüber und nahm, als die Mitverſchworenen glücklich in ſeiner Wohnung waren, hinter der Thür ſeines Hauſes eine ſolche Stellung, daß er den Flur des vis-à-vis überſehen konnte.

Während die Gegner unſeres Helden nun keine Vorſichtsmaßregeln erſchöpft ließen, ſich ſelbſt vor Entdeckung zu ſichern, aber ſeinen ſchlimmen Wegen auf die Spur zu kommen, war der Schauplatz ſeiner ſtillen Thaten, die Nr. 68 des Leopoldsgraben, ihrem genaueren Einblick verſchloſſen, und ſie mußten ſich vorläufig damit begnügen, den Augenblick zu erſpähen, wo er wiederum das Haus verlaſſen würde, um ihre Recherchen nach den vollbrachten Thatſachen anzuſtellen.

Wir betreten, unſerm Recht der anonymen Beobachtung zufolge, den Schauplatz ſelbſt, und zwar noch vor den handelnden Perſonen.

Das Haus Nr. 68 war, wie ſchon bemerkt, ein ſchönes, neues Haus, herrſchaftlich, ohne Verkaufsläden, und obwohl nur ſechs Fenſter Front einnehmend, denn in der inneren Stadt drängten ſich die Bauten ungemein, dafür, außer dem ſehr hohen Parterre, drei Stockwerke haltend. Was dem Grundſtück indeß an Breite fehlte, hatte es an Tiefe, denn es reichte vom Leopoldsgraben bis an die Stadtmauer, eine Weite von faſt ſechshundert Schritt. Die hintere, größere Hälfte deſſelben und ſein ſchönſter Schmuck war ein faſt dreihundertſiebzig Schritt langer üppiger Garten, der an beſagte alte Stadtmauer, links und rechts aber an die weiten benachbarten Gärten der anderen Häuſer ſtieß, ſo daß man von den Hinterfenſtern der oberen Stockwerke in das üppige Grün ſchaute. Leider war dieſer Garten nicht allein ſtets verſchloſſen, alſo den Inſaſſen des Hauſes unzugänglich, ſondern auch ſo entſetzlich vernachläſſigt, daß er mehr einer Wildniß glich. Der Hof, mittelgroß und mit einem alten prachtvollen Nußbaume geziert, ſtieß rückwärts an dieſen Garten, ward nach vorn durch das Vorderhaus und links durch einen Seitenflügel begrenzt. Auf der rechten Seite trennte ihn eine ziemlich hohe Mauer, an welcher ſich Remiſen und Schuppen hinzogen, vom Nebengebäude.

Betrat man von der Straße aus die Schwelle des Hausthors der Nr. 68, welches zugleich Einfahrt war, ſo fiel links ſofort die Thür der Portierloge auf, welche, unter der fünffenſtrigen hohen Parterrewohnung gelegen, vorſprang. An der Portierwohnung vorbei, ſich links wendend, gelangte man an die Treppe, welche erſt geradezu nach den beiden, rechtwinkelig bei einander liegenden Thüren des Hochparterre und dann, von zwei Flurfenſtern erleuchtet, rechts empor nach den oberen Stockwerken führte. Dieſes Hochparterre beſtand aus zwei ſchönen, zwei- und dreifenſtrigen Vorderzimmern, die über der Portierwohnung lagen, dann aus einem dunklen Schlafzimmer, welches nur durch zwei gegenüberliegende Glasthüren matt erhellt wurde, aus der Küche, die auf den Hof einen Ausgang hatte, und endlich einem ſchönen hellen Gartenzimmer, von welchem zwei Fenſter auf den Hof, eine breite Glasthür aber auf eine ſchön bedeckte Veranda und nach dem Garten führte. Ebenſo, wiewohl räumlich etwas günſtiger, bauten ſich die oberen Stockwerke auf. So viel Hübſches das Grundſtück namentlich durch den Garten beſaß, ſo modern auch ſein Styl war, ſo überzeugte ſich doch der Blick jedes Sachverſtändigen leicht, daß es total verbaut war, ſich die Gartenſtuben wegen der Küche wenig benutzen ließen und die Schlafzimmer wegen ihrer triſten Dunkelheit nicht ſehr einladend ſchienen. Der Werth ſämmtlicher Wohnungen beruhte alſo nur auf ihren Vorderzimmern. Dem Eigenthümer, was ſchon aus der Vernachläſſigung des Gartens hervorging, war dieſes Grundſtück auch offenbar mehr eine Ueberlaſt und Sorge, als ein einträglicher Beſitz. Er ſelbſt wohnte nicht im Hauſe, ſondern hatte deſſen Aufſicht dem alten Haushalter Lariſch und deſſen Gattin überlaſſen, welche denn auch in ihrer Weiſe adminiſtrirten, daß es eine Luſt war.

Da ſämmtliche Wohnungen für eigentlich herrſchaftliche doch nicht gelten konnten und der Seitenflügel zumal nie einen rechten Zinsertrag bot, ſo hatte man, auf des klugen Lariſch Rath, begonnen, dieſes Seitengebäude und die beiden oberen Stockwerke an kleinere Leute zu vermiethen, und ſo die Zinſen allerdings etwas verbeſſert, denn Mittelwohnungen ſind die geſuchteſten in einer volkreichen Reſidenz. Natürlich hatte die Nobleſſe des Hauſes, ſeine Reinlichkeit und Sanität nichts gewonnen.

Lariſch und Malchen, ſeine Gattin, hatten bei dieſem Zuſtand der Dinge die löbliche Gewohnheit angenommen, ſich als ſouveraine Herren des Hauſes zu betrachten, und wirklich war es ſo. Wie und an wen vermiethet wurde, war dem Beſitzer gleich, ſobald er nur alle Vierteljahr ſeinen Miethsertrag in herkömmlicher Höhe auf ſeinem Tiſche liegen ſah und alle Frühjahr ſich überzeugt hatte, „daß dieſes Jahr, Gott ſei Dank, keine Reparatur nöthig ſei“. Da Lariſch nebſt ſeinem Malchen keinen weiteren Beruf hatten, der ihnen einen Verdienſt abgeworfen hätte, ſie auch außer freier Wohnung von dem Hausherrn keine Emolumente bezogen, ſo lag es nahe, daß ſie von ihren Miethern und jenen kleinen Kniffen leben mußten, vermöge deren ſie Wirth und Miether gleichmäßig ſchröpften und betrogen. Dieſes Geſchäft verſtanden beide Gatten denn auch in ſo ausgedehnter und diplomatiſcher Weiſe, daß ſie ſich nicht allein ganz gut zu ſtehen ſchienen, ſondern in ihren Operationen ſtets unantaſtbar blieben. Man wäre indeß ſehr fehl gegangen, hätte man gemeint, die beiden Alten ſeien bösartig, hämiſch und ſkandalſüchtig geweſen. Im Gegentheil konnten ſie kindgut ſein, wenn man es nur danach einzurichten, ſie zu nehmen, ihrem ſogenannten Ehrgefühl, ihrer Eigenliebe und einer ſoliden Portion Neugier zu ſchmeicheln wußte, die aus einem anſehnlichen Theil von Beſchäftigungsloſigkeit und Schwatzhaftigkeit hervorging. Kein Wunder, daß ihnen bald die Verhältniſſe aller Miether, freiwillig oder erzwungen, bekannt wurden, die Portierloge immer die Verſammlung der Dienſtmädchen bildete und nichts paſſiren konnte, was Lariſch und Malchen nicht erfahren hätten. Unerbittlich waren ſie gegen diejenigen Miether, welche „ſtolzes Volk" waren, ſich nicht einer kleinen Beſteuerung irgend welcher Art unterwarfen, oder gar einmal gewagt hatten, über ſie bei dem Wirth, Herrn Nöhle, Klage zu führen. Sie waren geliefert. Denn da Herr Nöhle, ein Fanatiker der Ruhe, froh war, von Nr. 68 nichts zu hören, den beiden Lariſch unbedingt traute, da er ſie „treu wie Gold" erfunden, ſo endete ein ſolch' geſpanntes Verhältniß bald mit dem Meubleswagen, der die Gekündigten quartaliter belehrte, daß „Ausziehen und halb Abbrennen Eins iſt". Ob das auch zur Verbeſſerung der Nobleſſe des Grundſtücks beitrug, iſt kaum zu glauben; zum Glück gab es nunmehr ſolcher Kämpfe mit Lariſch im Hauſe nicht mehr, denn er hatte es ſeit geraumer Zeit dahin gebracht, daß „richtige Miethsleute" unter ſeinen Fittigen wohnten.

Am Nachmittag beſagten Tages, um die Zeit, wo Lariſch und Malchen den mühſamſten Theil ihrer Tagesbeſchäftigung hinter ſich hatten und ſüßer Beſchaulichkeit zu leben pflegten, ſtanden Beide in der geöffneten Hausthür, das Treiben der Straße überſchauend, mitunter einen

Blick durch das offene Hinterthor auf den Hof werfend, wo auf einem Rollwagen des Spediteurs Stange, der den ganzen Vordertheil des erſten Stockwerks bewohnte und daſelbſt ſein Comptoir hatte, eben Colli und Kiſten nach dem Bahnhofe verladen wurden.

„Ich glaube, Malchen,“ und Lariſch hielt gedankenvoll ein Weilchen inne, „ich glaube, Stanges machen ein ganz gutes Geſchäft!“

„Ja, und er braucht ſo wenig! Alles läßt er durch den Laufburſchen, den Commis oder 'n Markthelfer beſorgen. Das Biſſel Weihnachten und Neujahr, und wenn 'mal Wollmarkt iſt, kann uns auch nichts nutzen!“

„Und er fährt mir das Pflaſter aufm Hofe ſo entzwei, und dann das Stroh und Heu und der Skandal! Ich weiß nicht, kann man ſich das gefallen laſſen, Mutter?“

„Eigentlich nicht, Lariſch! Er iſt ſehr zähe!“

„Hauptmann Klotzens hinten haben ſich auch ſchon beſchwert über den Skandal, — er wird ziehen müſſen, Malchen!“

„Eigentlich muß er ziehen, Lariſch, oder — auch nich. — Sieh 'mal, ich habe mir's ſo überlegt. — Blöhmers ſitzen ſehr billig. Siebzig Thaler is gar kein Geld, aber — ſieh 'mal, es wird ihnen doch noch zu ſchwer! Die Blöhmern hat mir's geſtern Abend mit thränenden Augen geſtanden, ſie wüßte nicht mehr, wie ſie es machen ſollte. Blöhmers ſind aber gute Leute, ſie geben, was ſie können! Sieh blos die ſchöne Haube an, die mir Sophiechen erſt gemacht hat! Na, wie geſagt, ſie können nich mehr! Aus Magdeburg kommt nu 'mal nichts, im Sommer geht die Näherei auch nicht, — Lariſch, wir haben Beide 'n gutes Herz! Wenn die Blöhmern blos funfzig Thaler geben würde, und der Stange, der's ganze Haus rujinirt, giebt zweiundvierzig Thaler mehr, ſo wäre es gut, und wir hätten doch auch 'n Bischen!“

„Herrje, er giebt nur ſchon ſechshundertundzwanzig Thaler, Malchen!“

„Herrje, denn ſchaden ihm auch ſechshundertundzweiundſechzig Thaler nichts!“

„Na ja, 's iſt gut, nächſtes Vierteljahr! — Es is auch wahr! Ich denke, er kann ſiebenhundert voll geben. Was?“

„Richtig! Wohl! Wenn er nich kann, kannſt De ihm ja immer noch die achtunddreißig Thaler ablaſſen und wir haben doch unſern Willen!“

„Ja, ja, auf irgend eine Art machen wir's wieder, Malchen, Du kannſt's der Blöhmern dreiſte ſagen! Was Einer nicht giebt, das muß der Andere herhalten! Sie is 'ne ſcharmante, eine ſehr feine Frau, und das Sophiechen, nein das Sophiechen iſt ein gar zu nettes Mädchen. Die muß 'n Reichen kriegen, das hilft niſcht und —“

„Stille doch, da kommen ſie. — Du lieber Gott, wieder Arbeit abgeliefert und Arbeit geholt, und immer reſelut — Na, die Luſt, wenn ich ihr ſage — hihihi!“

Ein paar Secunden ſpäter traten Mutter und Tochter ein.

„Guten Abend, Herr Lariſch, guten Abend, Madam Lariſch! — Ach, ſind wir gelaufen, nicht wahr, Mama?“ lachte Sophie. „Gieb nur Alles her, daß Du Dich die Treppen nicht damit zu quälen brauchſt!“

„Wir ſind auch weit genug geweſen, Frau Lariſch,“ ſagte die Aeltere ganz echauffirt. „Faſt in der ganzen Stadt herum, eh' wir das paſſende Band, die Spitzen und die rechte Farbe in Wolle fanden.“

„Nichts, nichts geplaudert, Herzmutter!“ rief Sophie, „Du biſt zu warm! Da, Madam Lariſch, haben Sie gleichfalls ein Packet, Sie müſſen ohnedies mit hinauf, wir haben ihnen auch 'was Schönes mitgebracht. Kommen Sie mit, komm, Mama, es zugt hier ſchrecklich, und oben ſteht für uns Kaffee. Wenn Sie hübſch artig ſind, Lariſchchen, ſo bring' ich Ihnen eine große, große Taſſe voll und zwei Stücken Napfkuchen herunter!“

„Für mich, was Schönes? — Lariſch, hörſt Du wohl? Für mich, ſchon wieder!“

„Nur raſch, meine Liebe, kommen Sie,“ ſagte die Aeltere, „denn meine Füße tragen mich kaum länger!“

Damit, halb keuchend, halb ſchwatzend, erſtiegen Mutter und Tochter, nebſt der alten Lariſch, die ihnen mehrere Packete nachtrug, die Treppe und verſchwanden ſehr bald in den oberen Stockwerken.

Während der Concierge ihnen lächelnd nachblickte, dann geſenkten Hauptes im Hausflur auf und ab ſchritt und links und rechts kürzere, haſtige Dampfwolken aus der Pfeife ſtieß, einer bremſenden Locomotive ähnlich, indem er nachſann, wie die eben projectirten Finanzoperationen auf kürzeſtem Wege zu realiſiren ſeien, war unſer dicker Freund langſam vorübergeſchritten, hatte ſeinen forſchenden Blick auf den Hausflur wie den contemplativen Lariſch gerichtet, und die Hausnummer in ſein Notizbuch ſchreibend, überlegte er, was nun zu thun ſei.

Der Schweiß rieſelte ihm aus allen Poren, er reſpirirte kurz und mit Anſtrengung, denn er war außer Athem und gänzlich erſchöpft. Ob eine ſo außergewöhnliche Motion auch zu dem nihil sine gaudio des fidelen Knaben zu gehören pflegte, mag mit Recht bezweifelt werden. Mindeſtens dachte er in dieſem Augenblick weder an die gehabte Anſtrengung, noch irgend ein Vergnügen. Sein Geſicht war ernſt, finſter faſt, ein Zug des Ingrimms lag auf ihm, der ſchlecht mit ſeiner ſonſtigen Laune ſtimmte. Endlich hatte er ſich genug geſammelt und erholt, um zum zweiten Theil ſeiner Aufgabe zu ſchreiten. Nachdem er ein paar Schritte zurückgegangen, hielt er zögernd ſtill.

„Nein, nein,“ murmelte er und ſchüttelte das Haupt, „es iſt unmöglich! Sie kann es nicht geweſen ſein! Und doch! Dieſes Geſicht, der Wuchs, die ganze Haltung und der Gang! Sei nicht verrückt, alter Schwede, laß die ganze Geſchichte laufen.“

Er blickte zweifleriſch in's Leere. „Lächerlich wär's doch, wenn ſie es geweſen wäre! — Gleichviel, ich riskir's. Fragen wird man doch können, wer ſo frappante Züge trägt.“

Ohne ſich länger zu beſinnen, betrat er den Hausflur, den Schweiß von der Stirn trocknend.

Lariſch, aus ſeinen Berechnungen aufſchreckend, ſtarrte den Dicken fragend an.

„Hier ſind ſoeben zwei Damen eingetreten. Wohnen die hier, Liebſter?“ fragte Pumpel erregt.

Lariſch ſtutzte. — „Zwee Damen? Hier? Was wollen Sie denn eigentlich?“ — Damit muſterte der Alte den fremden Eindringling von oben bis unten.

„Nun, lieber Freund, ich denke, ich bin deutlich genug, wenn ich frage, ob die beiden Damen, welche eben in's Haus getreten ſind, auch hier wohnen, eine etwas ältere und eine ganz junge!“

„Damen? — Alte und junge. — Weiß ich nich! Jedem ſein lieber Freund bin ich nich! — Ueberhaupt, wer ſind Sie denn eigentlich?“

„Das brauchen Sie nicht zu wiſſen, Schatz, ich habe Sie ja nach den Damen gefragt, und wenn Sie mir darauf antworten wollen, ſoll es Ihr Schaden nicht ſein.“

„Mein Schaden nicht ſein. Das kann ein Jeder ſagen. — Sehn Sie 'mal an, hm! — Alſo, wer Sie ſind, brauch' ich nicht zu wiſſen? Daß Du die Motten kriegſt! Und wozu brauchen Sie denn von gewiſſen Damen 'was zu wiſſen? Ich kenne keine Damens! In meinem Hauſe wohnen keine ſolche Damens, wo Sie nachfragen können, wiſſen Sie das, und —“

Plötzlich ſtand Lariſch's empörte Zunge ſtill. Sein Auge ſtarrte unverwandt auf ein Goldſtück, das in der erhobenen Hand des Dicken glänzte und einen ſeltſamen Magnetismus übte.

„Kennſt Du das ſüße Ding da zwiſchen meinen Fingern wohl, Cerberus?“

„Ach,“ murmelte der Alte, halb verſchämt grinſend, „was ſoll ich ſo 'ne Sache nicht kennen?“

„Das, ſiehſt Du, mein Herzchen, iſt meine Viſitenkarte; ein Friedrichsd'or! — Nein, nicht befühlen! — Daß er leibhaftig exiſtirt und Dein iſt, ſollſt Du erſt ſehen, mein ehrlicher, alter Knabe, wenn Du mir ſagſt, ob dieſe Damen, mit Packeten unterm Arm, welche vor ein paar Minuten eingingen und nicht wiedergekommen ſind, hier in dieſem Hauſe wohnen, wie hoch, und wie ſie heißen!"

„Ja, hm! Wo ſie wohnen, und wie ſie heißen, meinen Sie?"

„Ja doch, mach' ſchnell, oder ich ſteck' ihn ein! — Gar ſo viel liegt mir nicht einmal dran!"

„Na, na, hören Sie, das ſoll doch wohl nicht wahr ſein, hahaha! Sie ſind ein Pfiffikus, ein alter Praktikus, was? —"

„Nun, willſt Du, oder nicht, ſonſt —"

„Na ja, ja, ich will ſchon! — Nur — Hören Sie 'mal, ich will's Ihnen ſagen, aber" — er trat zwiſchen die Treppe und Pumpel — „aber 'rauf dürfen Sie nicht!"

„Nein doch, — heute nicht!"

„Aber auch morgen nicht. Sie dürfen gar nicht 'rauf!"

„Gut, ich will gar nicht hinauf. Alſo raſch, wie heißen die Beiden?"

Lariſch, rings verſtohlen um ſich blickend, trat an den Dicken dicht heran. „Na, das iſt 'ne andere Sache. — Es iſt" — ſeine Stimme wurde leiſe — „die Frau Blöhmer mit ihrer Tochter Sophie!"

„Blöhmer, Frau Blöhmer?!" ſchrie Pumpel auf. Ein Zittern überfiel ſeinen ganzen Körper, das Goldſtück entglitt ſeiner Hand. „Alſo doch, ſie iſt es doch!" — Sein Geſicht nahm einen finſtern, faſt dämoniſchen Zug an und ſeine Hände ballten ſich. Lariſch hatte das Goldſtück haſtig aufgehoben und es, nachdem er ſich von ſeiner Solidität überzeugt hatte, raſch in ſeine Weſtentaſche gleiten laſſen.

„Wo im Hauſe wohnen ſie, Menſch?"

„Im dritten Stock, geradezu vorne 'raus, Herr. Aber 'rauf dürfen Sie nicht, oder ich mache Skandal! Sie ſehen mir gar nicht gut aus, wenn Sie auch 'n Fritzen geben, hören Sie," und damit faßte der Alte herzhaft am Treppenkopf Poſto, als ſei er entſchloſſen, den Aufgang zu vertheidigen.

„Im dritten Stock? — Sie iſt alſo arm? Iſt eine Wittwe?“

„Ich ſage niſcht mehr. Ich hab' mein Geld, Sie haben, was Sie wollen. Ich empfehle mich Ihnen!“

„Höre, alter Hamſter, ich weiß, Du liebſt das Geld! Ich will Dir verſprechen, nie zu ihnen hinaufzugehen, und Du ſollſt noch ein Douceur haben, wenn Du mir auf Alles antworteſt, was ich Dich fragen will.“

„Und Sie wollen wirklich nicht 'raufgehen, ſondern gleich fort?“ fragte Lariſch mit zweifelhaftem Bangen.

„Ja, ja, gewiß! Wie ich Alles weiß, was ich wiſſen will, gehe ich gleich da zur Thür hinaus.“

„Dann laß ich mir's gefallen.“

„Iſt ſie Wittwe?“

„Nee!“

„Alſo noch verheirathet?“

„Nee!“

„Zum Teufel, ſie hat doch aber 'ne Tochter! Das junge Mädchen neben ihr, nicht?“

„Ja!“

„Und iſt nicht verheirathet, nicht Wittwe? —“

„Nee!“

„Nein, nein! Ja, ja! Hippopotamus Du!“

„Nee, ich heiße Sie und bin Lariſch.“

„Es iſt zum Raſendwerden! — Gut, verehrteſter Herr Lariſch, vortrefflicher Herr Lariſch, haben Sie vielleicht Verſtand genug, auf der Stelle noch zehn Thaler zu verdienen?“

„Zehn Thaler, Donnerhacke! — Gott verzeih' mir die Sünde, fragen Sie los!“

„Iſt Frau Blöhmer verheirathet oder Wittwe?“

„Herr Jeſes, keins von beiden,“ flüſterte Lariſch. „Verheirathet geweſen iſt ſie, aber ſie is geſchieden!“

„Geſchieden?! Hahaha, alſo geſchieden!! — Wiſſen Sie über den geſchiedenen Mann 'was Weiteres?“

„So eigentlich, wiſſen Sie, nicht. Die gute Frau Blöhmer ſoll 'mal ſchmählich viel Vermögen gehabt haben und hat in Hamburg gelebt, nu freilich iſt Alles futſch! Das hat Malchen nur ſo unter der Hand 'rausgekriegt. Das iſt nämlich meine Frau, die Malchen!“

„Sehr angenehm; — zum Teufel!“

„Ja, er ging zum Teufel!“

„Der Mann?“

„Ja, der Mann von der Frau Blöhmer. Als in Hamburg ſchon die Geſchichte Matthäi am letzten ſtand, ging er mit dem übrigen Gelde zum Teufel. Nach Frankreich, glaub' ich, ſagt Malchen!“

„Schurke, Du lügſt! — Er hätte ſie verlaſſen? Irenen? —“

„Ja reeneweg hat er ſie verlaſſen! Zwölf Jahr ſind's ſchon, ſeitdem ſie hierherkam und oben im dritten Stock wohnt.“

„Hoho, und ſie iſt arm? Bettelarm? Ward ſie gerichtlich geſchieden?“

„Wegen böswilliger Verlaſſenſchaft. Der Halunke wird ihr wohl niſcht mehr gelaſſ —“ — Lariſch ſchrak plötzlich zuſammen und wurde ſehr verlegen. „Ach, entſchuldigen Sie, Sie ſind doch nicht etwa ſelber — —“

„Tröſte damit Dein Gewiſſen, treues Factotum!“ Er gab ihm eine Handvoll Banknoten. — „Hat ihr denn Niemand geholfen? — Sie hatte doch einen Bruder, meine ich?“

„Ach den Magdeburger, meinen Sie? Den hatte ſie, aber entweder er hat niſcht —“

„Oder was?“

„Oder er giebt niſcht! Hundert Briefe ſind zu wenig, die ſie ihm geſchrieben hat —“

„An den Kaufmann Alwin Föhrenbach in Magdeburg alſo?“

„Haha, was Sie aber gut Beſcheid wiſſen! — Es iſt richtig. — Wie geſagt, aber es kam niſcht. Kein beſchwerter Brief, kein Packet, und mit dem Biſſel Häkeln, Sticken, Putzmachen, Nähen, — Du lieber Gott, da kratzt ſich auch niſcht zuſammen!“

Mit großen Schritten ging Pumpel, trotz des heftigen Zuges, im offenen Hausflur auf und ab. Sein Hirn glühte, ſeine Bruſt dehnte ſich, ſeine Augen leuchteten unheimlich.

„Hahaha,“ lachte er höhniſch vor ſich hin, „iſt das Geſchick denn wirklich ein ſolcher Vergelter? — Beim Satan! ich glaube an eine Nemeſis und daß Thränen nicht umſonſt vergoſſen werden auf Erden, glaube, daß ich — nur piano, alter Knabe! Stößt Dich auf einmal nach Jahren der Sentimentalitätsbock? Nichts da, nichts, ſei fidel! Willſt Du Dich vor der Clique, vor der Welt, vor Dir ſelber blamiren, die Ruhe Deiner Nächte, die Freude des Weins und Deine Zufriedenheit verlieren? Pfui doch! Zum Glück brauchſt Du es nicht, kannſt Dir mit dem gebrochenen Stolz dieſer verblichenen Schönen einen verfluchten Spaß machen, Rache nehmen für das verlorene Leben einer Mutter! — Verdammt, ich bin heut' ganz hirntoll! Das iſt ein niederträchtiger Tag! Weg damit und an's Werk! Der Humor befriedigter Eitelkeit wird mich wieder in's Gleis bringen!“

Er ſchritt auf Lariſch zu, der ſeinen Mienen und Geſticulationen nicht ohne Erſtaunen und Beſorgniß gefolgt war.

„Hören Sie, Lariſchchen, Sie können eine ſchöne Einnahme haben, von der kein Menſch weiß, wenn Sie wollen! Paſſen Sie alſo auf und laſſen Sie ſich ſagen, daß ich genug habe, Ihnen und Malchen den alten Magen zu ſtopfen, falls Sie der Hausherr einmal hier austreibt. Alſo aufgemerkt! — Von heute ab werden öfters Geldſendungen, Packete und ſo weiter, kurz Unterſtützungen an Frau Blöhmer kommen. Das Alles, hörſt Du, Menſch, kommt aus Magdeburg! Du giebſt Alles richtig ab und erwähnſt meiner mit keiner Silbe!“

„Auch nich, daß Sie wiedergekommen ſind, reich ſind und bereuen?“

„Narrheit! Gegen Keinen im Hauſe, auch gegen Deine Frau nicht! Ich werde Dir aufpaſſen laſſen, mein Sohn, und wenn Du mich betrügſt, wahre Dein welkes Fell. Wenn Du mir aber die Commiſſion gut ausführſt, Alles genau mittheilſt, wenn ich morgen komme, beſonders, was Die oben treiben, wie ſie leben, welche Bekanntſchaften ſie haben und was ſie zu meinen Geſchenken ſagen, ſo ſollſt Du monatlich ſo viel Geld wie heute erhalten!"

„Iſt — iſt es denn möglich, Herr Du meine Güte, und das ſoll wahr ſein?"

„Wie ich Dir ſage. Aber Verſchwiegenheit zu Anderen, Offenheit zu mir!" — Er wendete ſich. Sein Antlitz ſtrahlte in alter Heiterkeit. Er nickte faſt vornehm, und den Hut auf die Seite ſtülpend, mit der Reitpeitſche ein Rad durch die Finger drehend, trat er auf die Straße.

„Gar manche ſchöne Dame
Mich ſpröde von ſich weiſt,
So lange noch vom Himmel
Der Tag hernieder gleißt,
Doch Abends ſüß bei Luna's Schein
Ihr Riegel klirrt! — Sie läßt mich ein."

„Element, ich möchte jauchzen wie ein Kind, und das ganze Lumpenfirmament in die Fracktaſche ſtecken! — Ha, nie im Leben hab' ich gefühlt, wie Almoſen geben auch eine fanatiſche Wolluſt ſein kann!!"

Lariſch, die Banknoten noch immer in der Hand, unweit des Treppenkopfes wie eingewurzelt ſtehend, blickte dem Fortgehenden mit einer dämiſchen Blödigkeit nach, wie ſie ältere Menſchen von untergeordneter Bildung lähmend zu überkommen pflegt, ſobald etwas Bedeutſames an ſie herantritt. Wie aus einem Traum erwachend, ſah er auf das Geld in ſeiner Hand nieder, zählte die Scheine zweimal langſam durch, griff in die Weſtentaſche, zog den Friedrichsd'or heraus, betrachtete ihn auf beiden Seiten und rieb ſich die Stirn, als wolle er dadurch ein erhöhtes Denkvermögen erzielen.

„Fünfzehn Thaler alle Monate?" ſtieß er heraus, und ſeine Blicke begannen zu funkeln, ein ſeliges Behagen ſich über ſein Geſicht zu verbreiten. „Packete, Briefe ſollen kommen, die ich abgeben muß? Aus Magdeburg muß ich ſagen? Lariſch, thue mir die Liebe und bleib' bei Verſtand! Das giebt ja jährlich, — wart 'nmal, Herr Gott, das giebt ja einhundertachtzig Thaler! Und von den Geſchenken kriegen wir doch auch noch 'n Biſſel 'was ab, das weiß ich ſchon! Das iſt 'n Glückstag, 'n wahrer Geldtag, Lariſch! Hähähä, wird Malchen Augen machen! So groß wie 'ne Bratenſchüſſel, hahaha! — Er hat Reue, — er traut ſich nur nicht mehr! Ja, wenn Einer erſt 'nmal als ſchuldiger Theil geſchieden iſt, iſt das auch 'ne ſolche Sache. Aber er hat doch 'n gutes Herz, er giebt! Wer ſo 'ne Trinkgelder giebt, hat Gefühl, das iſt richtig, viel Gefühl! — Der arme Kerl kann Einem ordentlich leid thun! — Lariſch ſei klug! Denn kommt es zu geſchwinde 'raus, ſo vertragen ſie ſich zu balde wieder, und mit den Geſchenken, mit den fünfzehn Thalern iſt's alle! Stille! Kommt da nicht eben Einer 'runter? — Ne ne, es war bei Rommels.“

Er legte das Goldſtück auf die Scheine, kniff ſie dann wie das Papier eines Pulvers ineinander, und der offenen Thür ſeiner Portierſtube zuſchreitend, ſchien er ſich ganz den Deliberationen über den merkwürdigen Dicken hinzugeben.

Während Freund Pumpel in Nr. 68 verweilte, waren ſeine Gegner in der gegenüberliegenden Nr. 117 verſammelt, um ihn zu beobachten. Schemberg, Kröpfer und Hagedorn hatten ſich an Richard's Fenſter oben im dritten Stock poſtirt, während Richard hinter dem einen geſchloſſenen Hausthürflügel ſtand und ſeine Augen in das Innere des gegenüberliegenden Hausflurs bohrte. Bald ſah er Pumpel darin auf und ab gehen, geſticuliren, dann bei Lariſch ſtehen und ihm etwas geben. Oft verdeckte die vorſpringende Portierloge den Dicken. Endlich kam er heraus, und ſeine triumphirenden Mienen ſchienen Richard, wenn er auch wußte, daß Pumpel nicht oben bei den Schönen geweſen ſein könne, dennoch nichts Gutes betreffs derſelben zu verrathen.

Kaum war alſo derſelbe fortgegangen, als Richard raſch empor in ſeine Wohnung zu den Mitverſchworenen ſtürmte, die ſich ſchon zum Aufbruch rüſteten, während Hagedorn weit aus dem Fenſter dem abziehenden Don Juan nachblickte.

„Er iſt an der nächſten Straßenecke in eine Droſchke geſtiegen,“ ſagte der Rath, vom Fenſter zurücktretend.

„Nun,“ rief Schemberg dem eintretenden Bildhauer zu, „wiſſen Sie Näheres? Wir konnten von dieſer Höhe nicht in den Thorweg blicken, und an den Fenſtern gegenüber bemerkten wir keinen Mann, er ſcheint nicht oben geweſen zu ſein.“

„Es waren nur Irene Blöhmer, dann das junge Mädchen, vermuthlich die Tochter, und ein älteres Frauenzimmer, etwas wie eine Aufwärterin, im Zimmer zu bemerken,“ verſicherte Kröpfer.

„Nein, oben bei ihnen, meine Herren, war auch dieſes dicke Geſpenſt ſicherlich nicht,“ erwiederte, noch athemlos, Richard, „aber er hat mit dem Portier accordirt, ihm, ſo ſchien's, Geld gegeben, und wie er fortging, machte der alte Halunke eine ſo ſpitzbübiſch vergnügte Miene, daß ich darauf ſchwören will, er hat eine ausgeſuchte Niederträchtigkeit vor! Ich kenne ihn, er iſt der Mann der bleichen Furcht nicht. Kommen Sie, wir müſſen ſchnell hinüber, den Haushalter auszuhorchen!“

„Nun hören Sie, junger Mann,“ und Hagedorn ward ſehr ernſt: „wir hatten Gelegenheit zu bemerken, daß Sie noch nicht ſo total verdorben und verkommen ſind, wie Süßmilch und Hahnekamm; daß Ihnen in der Kunſt wenigſtens das Hohe noch am Herzen liegt und Sie für die Unſchuld bereit ſind zu kämpfen. Können wir auf Ihre unbedingte Treue fortan rechnen?“

„Auf mein Ehrenwort, Herr,“ verſetzte treuherzig Richard, „das können Sie! Ich bin Ihr Verbündeter in

Allem, was den Dicken blamiren, ihn demüthigen und zur Erkenntniß ſeiner Jämmerlichkeit zwingen kann!"

„Gut denn, hier meine Hand und meine Karte. Ich wohne Cavalierſtraße Nr. 15, Bel-Etage, Sie finden mich Mittag zwiſchen zwei und halb vier Uhr ſtets im Hauſe, können auch über Alles, was Sie bemerken, per Stadtpoſt an mich berichten. Selbſtverſtändlich darf Pumpel keine Ahnung haben, daß Sie zu uns halten. Sie müſſen im Gegentheil ſtets ſeine Partie zu nehmen ſcheinen. Es ſoll Ihnen nützen, auf's Wort! Ich ſage das einſtweilen, falls wir privatim heut' noch zu ſprechen etwa verhindert ſind."

„Vorwärts denn, es iſt die höchſte Zeit!" drängte der Oberſt, und alle Vier eilten hinab über die Straße und betraten den Hausflur von Nr. 68 in dem Augenblick, als Lariſch voll Beſchaulichkeit in die Portierwohnung zu treten Miene machte.

Bei dem Eintritt der Herren fuhr er zuſammen, wendete ſich, und wie er die vornehme, weißbebindete Figur des Raths mit dem Bändchen und den decorirten Militär ſah, verbeugte er ſich, ſeine betrobbelte, etwas fettige Plüſchmütze von der Glatze ziehend.

„Es wohnt ja wohl bei Ihnen im dritten Stock Frau Blöhmer nebſt Tochter, mein Lieber?" fragte Hageborn.

„Ja, ja wohl, ganz recht, Frau Blöhmer! Im dritten Stock, geradezu, vorneraus!" ſtotterte Lariſch betroffen.

„Da kam auch eben ein dicker Herr, der nach ihr oder der Tochter fragte?"

„Und was wollte er? War er oben? Kennen Sie ihn überhaupt?"

Eine längere Pauſe folgte. Lariſch, aus ſeiner neuen Betäubung mühſam ſich erholend, begriff doch ſo viel, daß die Geſchichte nunmehr anfing, für ihn ſehr kitzlich zu werden. Es handelte ſich nicht allein vielleicht um den Verluſt der unvermutheten Mehreinnahme, ſondern auch möglicher Weiſe um viel Schlimmeres. Er warf ſich in die Bruſt.

„Ja — ja, was geht Sie denn das an, meine Herren? Alles in Ehren, Sie mögen ſein, wer Sie wollen, aber da könnte ja Jeder kommen und mir 'n Loch in 'n Leib fragen! Was geht mich, was geht Sie die Frau Blöhmer und der dicke Herr an, den Sie geſehen haben wollen? Bin ich dazu da, allen Leuten uffzupaſſen? Meine Leute zahlen ihre Miethe und denn iſt's gut! Ich bitte, verſchonen Sie mich mit ſolchen Geſchichten!"

„Ei, ſehen Sie doch, mein Guter, Sie wollen nicht antworten. Wie heißt der Wirth und wo wohnt er?"

„Wie? Wo? — Weiß ich nich, laſſen Sie mich zufrieden!" und dicke Schweißtropfen traten dem wackern Lariſch auf die Stirn.

„Wenn er nicht reden will," ſagte Schemberg, „bon, ſo gehen wir. Auf der Revierpolizei werden wir ſchon das Nöthige erfahren."

„Und es wird ſich zeigen, ob ſich ein Portier gegen Bezahlung zur Verführung hergeben darf, denn davon haben wir Beweiſe!" ſagte Hagedorn in ſcharf determinirtem Bureauton.

Der Alte war vollſtändig niedergedonnert. Er ſah wohl ein, daß die Angelegenheit für ihn verdächtig genug ausſah, andererſeits fühlte er ſich von dem ſchimpflichen Verdacht, dem man ihn ausſetzte, frei, ohne doch aber Luſt zu haben, ſein Geheimniß preiszugeben.

„Aber, meine hochverehrten Herren," begann er weinerlich, „was um tauſend Gotteswillen habe ich Ihnen denn gethan? Ueber fünfundzwanzig Jahre bin ich Haushalter, ein ehrlicher Mann! Niemals nich is Klage über mich geweſen, und Sie kommen und ſagen mir ſolche Dinge nach. Wollen Sie mich alten Mann in's Unglück ſtürzen? O, pfui, ſolche vornehme Herren, wie Sie, und ſo ſind Sie zu mir armem Kerl?"

„Sie ſollen gar nicht in's Unglück geſtürzt werden, aber antworten ſollen Sie! Und wenn wir finden, daß Sie redlich die Wahrheit ſagen, wird auch etwas Ordentliches für Sie abfallen!"

Der mildere Klang im Tone Hagedorn's, beſonders die ſchließlich beregte Ausſicht, machte, daß Lariſch die Ohren bedeutend ſpitzte. Seine Beſinnung und natürliche Pfiffigkeit kehrte zurück. Wer ihm Geld bot, war ihm nicht gefährlich.

Er lächelte verlegen. „Ja, das is Alles ſchön und gut, meine Herren, ich würde Ihnen für 'n kleines Trinkgeld ja auch ganz gerne Beſcheid ſagen, aber ich — ich darf ja nich! Er hat es mir ſo ſtrenge verboten und —“

„Der Dicke hat Ihnen verboten, Meiſter Lariſch, zu ſagen, was er mit Frau Blöhmer will, und hat Ihnen deswegen Geld gegeben?“ rief Richard. „Alſo er war doch hier und wollte 'was von den Damen?“

„Ne doch,“ corrigirte der Alte, „er wollte niſcht, reine gar niſcht. Er war gar nicht oben! Nur von mir hat er 'was gewollt, und Sie können ſich darauf verlaſſen, Alles in Ehren! Weiter wie bis in'n Hausflur kommt er mir nicht! Dafür ſind Lariſchens bekannt, daß ſie's Haus reine halten!“

„Er wollte alſo nicht hinauf zu den Damen,“ fiel haſtig Kröpfer ein, „ſondern hat ſich nur erkundigt? — Was hat er denn aber von Ihnen gewollt, daß er ein Trinkgeld für nöthig hielt?“

„Da,“ ſagte Schemberg und drückte dem Haushalter einen Thaler in die Hand, „was hat er von Ihnen gewollt?“

„Nein, beſtechen? — Ich laſſe mich nich beſtechen, Herr — Herr General, wenn Sie es nich übel nehmen. Familienangelegenheiten erzähle ich durchaus nich weiter!“

„Familienangelegenheiten?“ ſtutzte Hagedorn. „Hören Sie, Alterchen, ich will's kurz machen. Wenn Sie uns Alles ſagen, was hier eben mit dem dicken Herrn geſchehen iſt, ſo wollen wir Ihnen verſprechen, zu ſchweigen, und Sie ſollen eben ſo viel von uns erhalten, wie von ihm!“

„Eben ſo viel,“ lachte Lariſch ungläubig. „Das, na das is aber doch Ihr Spaß? Alle Monat fünfzehn Thaler, ſo lange wie er kommt und ſich erkundigt und Präſenter ſchickt?! Nee, nee, machen Sie keine Witze!“

Pumpel's Gegner ſahen ſich ſtumm und ſtaunend an.

„Er ſchickt Präſenter, aber geht nicht hinauf?!“ rief Richard ſtarr.

„Alle Monate ſollen Sie fünfzehn Thaler haben und er kommt, ſich immer zu erkundigen?!“ platzte Kröpfer heraus.

„Vermuthlich, wie die Geſchenke oben aufgenommen werden?!“

„Verflixt, hab' ich mich verhauen! — Na, — na ja — 's iſt 'mal ſo!“ ſtotterte Lariſch.

Hagedorn, Schemberg und Kröpfer brachen in volles Lachen aus.

„Nun, bei Gott, Alter,“ ſagte Erſterer, „Sie ſollen eben ſo viel haben, wenn Sie uns jedesmal daſſelbe erzählen, was Sie dem Dicken über die Damen mittheilen, beſonders wenn er einen Beſuch oben projectiren ſollte, von uns aber zu ihm nichts ſagen, — wollen Sie das?“

„Na denn in Gottesnamen, ja! — Sie ſind alte reſpectable Herren, und — hol's der Kuckuk, mag's kommen, wie's will! Nur ſtören dürfen Sie mir den Mann nicht, es iſt 'n gutes Werk, wahrhaftig in Gott, was er vorhat, und —“

„Ei, behüte, Freund, wer wird ſo etwas ſtören,“ lachte Schemberg. „Nein, ſo lange Alles ſo ordentlich zugeht, ſoll ihm das Vergnügen, wohlzuthun, unbenommen ſein!“

Unter gegenſeitigen Verſicherungen der Verſchwiegenheit und nachdem Lariſch fünfzehn Thaler Angeld erhalten hatte, eilten die Verbündeten lachend hinaus, und trennten ſich, den weiteren Kampf auf den Capweinkeller und den Abend verſchiebend.

Während Richard in ſeine Wohnung zurückkehrte, beſtiegen Hagedorn, Kröpfer und Schemberg einen Miethwagen, um Kröpfer nach Hauſe zu fahren, ſich deſſen Gattin vorzuſtellen und dieſelbe in ihr Geheimniß zu ziehen.

Der zurückgelaſſene Lariſch war indeß in ſeine Portierſtube gegangen, hatte all' ſein Geld in eine Schublade geſteckt, und ſaß nun in dem alten kattunbezogenen Schlafſtuhl und hatte das zitternde Haupt in beide Hände geſtemmt; ihm dröhnte der Kopf gewaltig.

„Da biſt Du in 'ner verdammten Patſche, Lariſch! — Und ein Halunke biſt Du eigentlich auch, Lariſch! — Aber wie kann Einem der Teufel auch ſo viel Geld in den Weg ſchmeißen! — Was fang' ich an? — Entweder wiſſen die, daß es der Blöhmer iſt, — na ſo — ſo thu' ich doch 'n gutes Werk, und ſie wollen ja auch ſtille ſein, wenn er nur nicht zu ihr 'rauf geht! — Aber ſie können doch auch wieder nicht wiſſen, wer's iſt, denn was wär' denn wohl dabei, wenn 'n geſchiedener Mann be- und wehmüthig zu ſeiner Frau will? — Schwerebrett, die Geſchichte hat 'n verdammten Haken! Ich mag denken, wie ich will, 's paßt nicht! — Wenn nur Malchen da wäre, die wüßte gleich Rath, die, — Gott ſei Dank, da biſt Du ja!" rief er der eintretenden Ehehälfte entgegen, die, ein Päckchen im Arm, eine Taſſe Kaffee in der Hand, auf deren Unterteller ein anſehnliches Stück Napfkuchen lag, leuchtend und gravitätiſch eintrat.

„Da, was ſagſt Du, Lariſch! ſchickt Dir die Blöhmern Kaffee und Kuchen! Er zergeht Einem auf der Zunge, und was ich in dem Packete habe! — Einen Spitzenkragen, den mir Sophiechen mitgebracht hat! Aber auch die Freude hätteſt Du ſehen ſollen, wie ſie hörten, daß ſie billiger Miethe ſitzen ſollten. Vor Liebe wollten ſie mich rein aufeſſen und nu, — — nu, Du ſagſt ja gar nichts?"

„Ach, ich ſage auch gar nichts! — Schade was für den ganzen Kram, ich weiß ſchon gar nich mehr, ob ich noch 'n Kopf habe!"

„Aber, Lariſch, was haſt Du denn? Du biſt ja ganz eklich! Was iſt denn los?"

„Der Teufel is los! Weiter gar niſcht! — Ja, ſieh mich immer an, als wenn Du dächteſt, ich wär' verrückt! Da," er zog die Schublade auf. „Wie wird Dir denn, Mutter! — Dreißig Thaler auf einen Ruck verdient! Unſer liebes Geld, und ſo ſollen wir alle Monat dreißig Thaler haben für ein lumpiges Biſſel Spioniren, aber ich ſage

Dir, wenn ich glücklich aus der Patſche bin, will ich mein Lebtag nie wieder Durchſteckerei treiben!“

Beim Anblick des Geldes hatte Malchen Noth, daß ſie nicht Taſſe, Packet und Kuchen hinwarf. Als ſie indeß ihr erſtes Erſtaunen überwunden, legte ſie Alles bei Seite und, einen Stuhl nehmend und ſich neben den halb unzurechnungsfähigen Gatten ſetzend, ſagte ſie: „Hör' 'mal, Lariſch, die Geſchichte mag ſein wie ſie will, dreißig Thaler ſind immer gar nich ſchlecht, und wir werden ſchon ſehen, wie wir uns 'rauswickeln. Thu' mir blos den einzigen Gefallen, nimm Deinen Kopf zuſammen und erzähl' mir haarklein die ganze Sache. Du weißt, ich habe ſchon ſo Vieles fertig gekriegt, ich werde auch damit fertig werden!“

Lariſch riegelte die Thür ſeiner Stube ſorgfältig ab, dann ſetzte er ſich neben Malchen und beichtete haarklein in umfangreichſter Weiſe Alles, was ſeit dem Augenblick, wo die Alte hinausgegangen, ſich ereignet hatte.

Sei es nun, daß Malchen's Gewiſſen, ſobald es ſich um Geld handelte, noch weit weniger zart war, als das ihres Gatten, oder ſie die ganze Angelegenheit mit anderen Augen betrachtete, kurz, ſie war, nachdem Lariſch ſeine Erzählung beendet hatte, weit weniger beſtürzt und rathlos, als ihr Sponſe bei der verwickelten Lage der Dinge vorausgeſetzt haben mochte.

„Kniſſlicht, Lariſchchen, ſiehſt Du, is es, aber — ſchlimm is es noch lange nich! — Was wollen wir eigentlich? — Doch monatlich die dreißig Thaler verdienen, dem Dicken und den anderen Herren ihren Willen thun und mit nichts in Ungelegenheiten kommen? — Siehſt Du, ich denke ſo. — Daß der Dicke der Blöhmer is, jetzt viel Geld hat und ſich wieder mit ſeiner Frau vertragen will, das is ganz beſtimmt!“

„Meinſt Du es alſo auch?“

„Es iſt ganz beſtimmt, ſag' ich Dir! — Wir müſſen alſo Alles, was er ſchickt, an die Blöhmern geben, und weil er will, wir ſollen ſagen, es kommt von Magdeburg, kannſt Du ſchon ſehen, daß er vor der Hand gar nich 'mal will, daß die oben von ihm 'was merken ſollen! Darin iſt er auch ganz geſcheidt, denn ich glaube, wenn Einer der Blöhmern von ihrem fortgelaufenen Manne 'was ſagte, das ganze Haus würde brennen. — Die Anderen, verſtehſt De, mögen nu ſo vornehm ſein, wie ſe wollen, daruf geb' ich niſcht, Geld nimmt 'n Jeder! Die Anderen, das kannſt De ſicher glauben, die wollen blos nich, daß er ſich wieder mit ihr verträgt! Wer weiß denn, es ſind am Ende Verwandte, die ihn beerben wollen, oder ſonſt Leute, die ihren Profit haben, wenn der Blöhmer jetzt, wo er Geld hat, ledig bleibt!"

„Na, was ſoll denn aber aus der ganzen Brühe werden?"

„Vor der Hand thun wir dem Blöhmer und den Anderen ihren Willen, und nehmen das Geld. Aber, Lariſch, ſo bleibt es doch nicht! Die oben ſind arm, die können den Reichthum doch, weiß Gott, brauchen, ja, Sophiechen kann 'mal die ſchönſte Partie machen, wenn Geld da is, ſo aber wird es doch niſcht. Wir müſſen alſo ſehen, daß ſich die Geſchichte langſam wieder zuſammenzieht! Mit der Blöhmern freilich darf man nicht reden, aber mit Sophiechen, der will ich's heimlich ſtecken! Kind is immer Kind, ſie hat 'n weiches Herze, und wenn ſie nu hört, ihr leibhaftiger Vater, Lariſch, den ſie, wie ſie ſechs Jahr alt war, verloren hat, kommt wieder —" Malchen liefen dicke Thränen der Rührung nieder, „ſieh, Lariſch, und ſie legt für ihn bei der Mutter 'n gutes Wort ein! Ach und das Wiederſehen, und die Freude, und wir, Lariſch, ſiehſt Du, wir ſind de Wohlthäter geweſen und — die Anderen, die haben blos de Unkoſten und können abziehen!"

„Sackerment, Malchen, das iſt wahr! Du, Du biſt 'n Teufelsweib! So wird's gemacht!" lachte Lariſch verſchmitzt. — „Nu aber ſteck' de Moneten weg, jetzt will ich auch mit Ruhe über meine Taſſe Kaffee und 'n Napkuchen herziehn!"

Damit waren alle Bedenklichkeiten des wackern Ehepaars überwunden. — —

Das Auge der Liebe, ſagt man, ſieht hell, und in dieſem Stadium des Hellſehens befand ſich Richard Heim, der gegenüber reſidirende Bildhauer, denn er liebte Sophien, wie ein junger Mann das erſte Mal im Leben liebt, nämlich namenlos, ſchrankenlos, verzehrend! Ob dies Namen- und Schrankenloſe wie Verzehrende ſeiner Gefühle gerade ſeine Hellſicht wahrhaft ſchärfte, mag ununterſucht bleiben, aber daß er in Folge deſſen eine furchtbare Malice auf den Dicken hatte, deſſen Attaque er nichts Gutes zutraute, daß er ſehr beſorgt vor ſeinen Verführungskünſten war und in Lariſch's Aufrichtigkeit gegen gute Bezahlung nicht viel Vertrauen ſetzte, war höchſt verzeihlich. Er kannte die Pfiffe und Schwänke, den lachenden Egoismus ſeines leichtſinnigen Kumpans ſehr wohl, wußte gar zu gut, wie derſelbe ſeine Abenteuer mit unerhörter Frechheit und noch größerem Glücke durchzuſetzen wußte. Es fiel ihm dabei nicht im Entfernteſten ein, Irene Föhrenbach mit der Mutter ſeiner keuſchen Liebe, die er nur bisher in der Entfernung geſehen, zu identificiren, vielmehr waren ihm das zwei ganz verſchiedene Perſonen, von denen eine in der Vergangenheit, Frau Blöhmer aber ihm ſehr vis-à-vis lebte.

Um jeder Annäherung Pumpel's an Sophien von vornherein die Gefahr zu benehmen und zugleich gewiſſermaßen für ſich ein geheimes Intereſſe zu erwecken, beſchloß er, unabhängig von ſeinen Verbündeten, Sophien in einem Stadtpoſtbriefe anonym vor dem Dicken zu warnen, deſſen Geſtalt er beſchrieb, deſſen Namen er aber aus dem Grunde wegließ, um bei etwaigen Nachforſchungen keinen Verdacht auf ſich zu leiten, die Entdeckung zu vermeiden, daß er gegenüber wohne und Pumpel's Genoſſe ſei! — Dieſes Unternehmen ſetzte er alsbald in's Werk, darauf rechnend, daß der Brief ſpäteſtens den andern Morgen bei Lariſch, wie das üblich war, abgegeben und von dieſem der Kleinen eingehändigt werden würde. Daß Hagedorn, Schemberg und Kröpfer noch tiefere Gründe als den bloßen Gewinn der Wette und die Beſchämung des Dicken haben könnten, fiel ihm um ſo weniger bei, als jeder Menſch es eitler Weiſe liebt, ſeine Gefühle und Gedanken für die tiefſten, reinſten, die aller Anderen aber für weit oberflächlicher zu halten. — Er brachte, ehe er nach dem Capweinkeller aufbrach, das Billet ſelbſt auf die Poſt.

Der Held aller dieſer Intriguen, welche ſich heimlich rings um ihn zu ſeinem Verderben ſpannen, unſer alter Freund Pumpel, hatte ſeine gewaltige Figur an der nächſten Ecke des Leopoldgrabens in eine Droſchke gezwängt, um, nachdem er dem Kutſcher bedeutet, nach Nr. 80 in der Börſenſtraße zu fahren, ſeinen Gefühlen des Triumphs, des Hohns und der Schadenfreude über das Geſchick der einſt ſo ſtolzen Irene nachzuhängen. — Iſt es denn wirklich derſelbe Menſch! Iſt dieſer Fleiſchklumpen voll ewigen Humors, rückſichtsloſeſter Selbſtſucht und jeder höheren Gefühle bar, noch der ſchüchterne, geſellſchaftlich untaugliche junge Mann, deſſen Herz einſt auf Pfauenſchloß ſo gejubelt, ſo geſeufzt, ſo ſchmerzlich geblutet hatte? Was war aus dem ſchönen, viel verſprechenden Talent geworden, das ſich in erſter Blüthe entfaltet hatte? War es mit ſeinem gebrochenen Herzen, ſeinem verwüſteten Gemüth untergegangen, von der erſten Scholle Sand auf ſeiner Mutter Sarg ſchon erſtickt worden?

„Nein, ſo — ſo kann ſich kein Menſch verkehren!“ — hatte Oberſt von Schemberg gemeint, und jeder Alltagsverſtand wird ihm nachurtheilen.

Verkehrt hatte ſich ſein Charakter auch keineswegs. — Wie kein Planet aus ſeinen Gleiſen, kein Erdgeſchöpf aus ſeiner Structur weichen und ganz entgegengeſetzten Bedingungen leben kann, kann es der Menſch und ſein Charakter auch nicht. Wenn wir von einem Menſchen zu ſagen pflegen, er habe ſich „geändert“, ſo täuſchen wir uns nur. Er ward nicht anders, als ihn die Natur veranlagt, er ward nur anders, als wir gedacht, daß er werden müſſe. Weil wir ſo naiv ſind, jeden Menſchen nach unſerer Anſicht, unſerer Laune zu beurtheilen, glauben wir auch, ſein Daſeinsgeſetz müſſe ſich unſerer Anſicht und Laune gemäß nur geſtalten.

Wohl kann ein vorurtheilsfreier, tiefeindringender Blick nach den Seelenanlagen des Kindes, des Jünglings und der Jungfrau hin auf den geſchloſſenen Charakter des reifen Mannes, der vollendeten Frau ſchließen, aber dieſe Schlüſſe erweiſen ſich gar zu oft trüglich, nach zweierlei Seiten, unhaltbar und gebrechlich. Wie die Zukunft unberechenbar, ſo auch die Seele! — Selbſt wenn das Leben ſich ganz ebenmäßig im Glück hinbewegt, wird der Charakter ſchon durch die natürlichen Bedürfniſſe und Neigungen der verſchiedenen Altersſtadien gemodelt, ſo daß ihm ſpäter ſelber thöricht erſcheint, was ihm vordem ſo wünſchenswerth geweſen. Mit Wem denn aber bewegt ſich das Glück ebenmäßig als Begleiter des Erdenpfades? — Wie der Wetterſturm einer Nacht die blühendſte Landſchaft zur Unkenntlichkeit verwildern, wie ein plötzlicher Ruck die höchſten Glücksumſtände, die reichſten Pläne, die lockendſten Hoffnungen in ein troſtloſes Nichts, in das bitterſte Elend auflöſen, der junge Cröſus nie wiſſen kann, ob er nicht arm wie Hiob und unbeweint im Alter ſtirbt, ſo treten auch in der Seele oft ſolche Orkane, Erſchütterungen von ſo vulkaniſcher Natur ein, daß ſie das Weſen des ganzen Charakters ebenſo wie das äußere Leben gänzlich zu verkehren ſcheinen. Gänzlich verkehrt ſcheint aber der Charakter blos, denn was an ihm ſo gar anders zu ſein ſcheint, iſt immer noch ſein eigenſtes urſprüngliches Weſen, das ſich nur in einer unvorhergeſehenen Richtung fortan entwickelte, Eigenſchaften der Seele, ſcharfe Seiten des Charakters vornehmlich und zwar zum Nachtheil aller Uebrigen entwickelt hat, die vordem [illegible] erſtorbene Keime, gleich ſchlafenden Dämonen in den [illegible] Fältchen der Pſyche auch dem ſchärfſten Auge verborgen lagen.

Dieſe Dämonen, welche unſern ſtehenden Reſidenzhelden nun ſeit Jahren ſchon ausſchließlich zu beherrſchen ſchienen, die Geiſter tiefſter Selbſtironie, eines Humors, die ihn rückſichtslos gegen ſich und alle Anderen, ſtets unermüdlich in Spott und Witz, tollen Ideen und ſinnlichen Freuden ſein ließen, ihn zum rationellſten aller Stoffliebhaber in Theorie wie Praxis, und zwar ohne Schaden ſeiner eiſernen Geſundheit, gemacht hatten, lagen ſchon damals in ihm, da er, ein Jüngling noch, Irenen wehmüthig komiſch gefragt, „wer außer ſeiner Mutter ihn wohl lieben könne?“ — Jene Dämonen waren rieſengroß an dem Tage erſtanden, da er vor Jahren Rhodenfließ mit den Worten verlaſſen: „Lachen will ich, fortan lachen, denn jede Thräne, die ich ferner weine, hieße den Schmerz entweihen, den ich zu Pfauenſchloß, den ich am offenen Grabe meiner Mutter empfunden!“ So wie er nun war, — „hartgeſotten“ iſt der beliebte theologiſche Ausdruck, — ſchien er unverbeſſerlich, aber auch unverſchlechterbar. Wie eigentlich indeß ſein ganzes volles Weſen beſchaffen war, welche geheimſten Licht- oder Schattenſeiten es barg, war gewiß ihm, wie jedem Andern unklar. Er hatte genug gelitten und gegrübelt, und dachte nun über nichts weiter nach. Wie der unmittelbar entſtandene Witz, das plötzliche Gelüſt, ſo kam Tag um Tag, Jahr um Jahr über ihn, er merkte nur, daß er dicker und auch bequemer wurde. Da er ſich aber ſtets geſund und gut bei Kaſſe fühlte, die beſten Stützen des Humors, ſagt man ja, ſo fragte er auch den Teufel nach dem Geſtern und noch weniger nach dem Morgen.

Woher unſer Held vermögend war, was er außer dem Geſchäft des Nichtsthuns und Sinnengenuſſes betrieb, davon hatte weder Süßmilch, Heim noch Hahnekamm oder ſonſt wer einen Begriff. Danach fragt man auch in einer Reſidenz kaum, zumal war es Leuten, wie er ſie zu Genoſſen hatte, ganz gleichgültig. So lange der Dicke amüſant war und Geld hatte, hielten ſie bei ihm aus, ebenſo wie er bei ihnen. Sie würden ſich kein Gewiſſen gemacht haben, ihm auszuweichen, wäre er hülflos und arm geworden. Herzinnig vertraut mit irgend Jemand war er gewiß nicht. Alle Tage traf er beim Reſtaurant, oder im Café royal, Abends im

Capweinkeller mit ſeiner Couleur zuſammen oder machte Excurſionen mit ihr oder auch mit Anderen, und von Vielen gemieden, ward er auch von eben ſo Vielen geſucht, ein Allerweltskerlchen, das überallhin Leben brachte. Wie er, der einſt ſo Begabte, eine ſolche Exiſtenz aushielt, ob er wirklich kein äſthetiſcheres, moraliſcheres Moment in ſich hatte, das war der Kern des Streites, den Schemberg, Hagedorn und Kröpfer gegen ihn führten, welcher ihn aber doch bereits ſo tief berührt hatte, daß er in eine Ereiferung gerathen war, welche ſeine eigenen Freunde ſchadenfroh anſtaunten, wie es eben gewiſſen Freunden in unſerer Nähe gewöhnlich immer das rieſigſte Vergnügen bereitet, uns aus dem Häuschen gebracht, uns ſelber ungetreu werden zu ſehen. In ſolchen Augenblicken pflegen ſie gern mit einer ſpitzbübiſchen Niederträchtigkeit zu dem Stoß, der uns traf, noch ein Dutzend neuer ihrerſeits hinzuzufügen, und lachen ſich todt, wenn ſie uns die Balance verlieren, keuchend, ſchamroth und verächtlich am Boden ſehen! Es giebt ſolche Freunde, und ſie haben auch immer die Majorität auf Erden!

In der neuen Börſenſtraße Nr. 80 ſtieg der Dicke aus und begab ſich in die zweite Etage des höchſt eleganten Hauſes. Hier war er daheim. — Seine Thür trug kein Schild, was, wie bei allen übrigen, der Neugier hätte den Namen des Bewohners verrathen können, ſondern nur eine Klingel. Unſer Freund liebte ohne Zweifel keinen Beſuch. Wie über ſeinen Vormittagen, lag über ſeiner Klauſe ein Geheimniß, das zu durchdringen ſich auch kein Menſch die Mühe nahm.

Ohne zu klingeln, zog er aus ſeinem weiten Beinkleid ein Bund Schlüſſel, öffnete mit dem Drücker die Thür und ſchritt in das Entrée, ſchloß das zweite Zimmer auf, und langſam, einen ſtolz lächelnden Blick der Befriedigung und des Hochmuths ringsum werfend, trat er in das dritte Zimmer. Dort blieb er vor einem großen Portrait ſtehen.

Allerdings hatte er Urſache, auf ſeine Wohnung eitel zu ſein und, wenn er an die trübe Exiſtenz der verarmten

Irene im dritten Stock dachte, ſein Herz beim Anblick des eigenen, behäbigen Luxus von Selbſtzufriedenheit geſchwellt zu fühlen. — Der Theil der Wohnung, den er durchſchritten, welcher nach der Straße zu lag und fünf Fenſter hatte, war mit einem Luxus, einer Eleganz, einem ſo tadelloſen Geſchmack eingerichtet, daß ſie dem vornehmſten Cavalier zur Ehre gereicht haben würde, ja man ſich verſucht fand, ſie eher für den Sitz einer vornehmen, reichen Dame, als eines alten, einſamen Junggeſellen anzuſehen, der mindeſtens die Hälfte ſeiner Zeit in Cafés, Reſtaurationen und den öffentlichen Vergnügungsorten der Reſidenz zubrachte.

Man trat erſt in das einfenſtrige Zimmer, welches die Stelle des Entrées oder Wartezimmers vertrat, dann in ein tiefes zweifenſtriges, das Schlafzimmer des Eigenthümers, und endlich in ein kürzeres viereckiges Gemach, das entſchieden Salon war. Alle drei Zimmer waren nicht etwa tapeziert, ſondern überaus fein und geſchmackvoll in pompejaniſcher Manier gemalt. Die Wand des Entrées hatte jenes zarte Pfirſichgelb, welches, ſonnig leuchtend, einen leiſen röthlichen Schimmer ausſtrahlte. Decke und Ecken waren weiß und ein Sockel ſchloß ſie am Boden ab, der eine ſepiafarbige, grün und röthlich geaderte Steinart, wahrſcheinlich Porphyr, nachahmte. Das Meublement, nur aus einem Sopha in der Mitte und einem Tiſch vor demſelben, wie mehreren Lehnſtühlen beſtehend, die an den Wänden ſtanden, war von weißlackirtem Holz und mit dunkelblauem Seidenmoiré bezogen. Von gleichem Stoff waren die Vorhänge des Fenſters, die Portieren der Thüren und die Tiſchdecke. Ein graugelber Velour-Teppich bedeckte den ganzen Fußboden. — Das folgende Schlafgemach trug den Charakter nobelſter Bequemlichkeit. Man ſah, es wurde am meiſten bewohnt. Die Wände hatten jene violette Färbung, die durch einen leiſen röthlichen Schimmer noch magiſcher, aber auch noch ernſter wird. Ecken und Decke waren weiß, und während ein ſchwarzer Sockel nach unten abſchloß, begrenzte den Sims nach oben eine breite, gelbe Bordüre, Goldfranzen darſtellend. Trat man ein, ſo nahm die den Fenſtern gegenüberliegende Wand faſt ganz ein großes Himmelbett ein, von Paliſſanderholz, wie alle übrigen Meubles. Seine Gardinen waren wie die Decken von dunkelgrüner Seide, ebenſo Portieren und Fenſtergardinen, die Bezüge der Seſſel und des Sophas. — Am Kopfende des Bettes, zwiſchen demſelben und der Wand, gewahrte man auch die geheime Urſache alles Wohllebens, eine eiſerne, ſtark verwahrte Caſſette. Vor dem Bett ſtand der Nachttiſch mit Leuchter, Feuerzeug und einem Buch, deſſen Lectüre noch nicht beendet ſchien, am Fußende des Bettes, zwiſchen ihm und dem Ofen, ging eine Tapetenthür nach dem hintern Theile der Wohnung. An der Wand, welche dem Entrée gegenüber lag, neben der Thür, welche nach dem dritten Vorderzimmer führte, ſtand die Waſchtoilette. Dieſelbe Seite der Wand, den Raum nach dem Fenſter zu, nahm ein Glasſchrank ein, der die ſehr gewählte Bibliothek des Gourmands, denn Pumpel war Feinſchmecker in allen Freuden des Lebens, verbarg. Zwiſchen beiden Fenſtern prangte der elegante Spiegel, auf deſſen Conſole eine vortreffliche Pendeluhr zwiſchen zwei Alabaſter-Vaſen ſtand, in deren jeder ein Strauß künſtlicher Blumen ſteckte. Dem Bibliothekſchrank gegenüber, an der Wand, welche das Entrée begrenzte, zwiſchen dem Fenſter und der Entrée-Thür, war das Paliſſander-Bureau bemerkbar, vor dem ein vortrefflicher Seſſel Platz gefunden. Den Boden bedeckte derſelbe Teppich, welcher das Entrée zierte. — Das dritte Gemach war ein Salon in edelſtem Styl. Die Wände deckte jenes brillante Roth, welches zwiſchen Purpur und Carmin die Mitte hält, von einem leichtbraunen Ton indeß gemildert wird. Nach der Decke zu wurde die Wand von einem weißen Stuckſims, von weißen Ecken und unten durch einen zart hellgrauen Sockel begrenzt, außerdem von einem breiten gelben Rand umgeben, der einer matten Goldborte täuſchend ähnlich ſah. Das Meublement, nur aus dem Tiſch und Sopha an der Mittelwand unterhalb des erwähnten Oelgemäldes und verſchiedenen Fauteuils beſtehend, an den Wänden vertheilt, war vergoldet, und ſeine Bezüge, die Portieren und Gardinen waren von weißer Seide. Von der Decke ſchwebte, durch eine Goldroſette gehalten, an rother Quaſtenſchnur der broncene Kronleuchter, und in jeder Ecke ſtand ein vergoldeter Candelaber, der vier Kerzen trug. Am Fenſterpfeiler, an Stelle des Spiegels, hatte aber, von blühenden Gewächſen begrenzt, die ihm einen ſchönen Hintergrund gaben, die Gipsſtatue eines Apoll ihren Platz gefunden. Den Fenſtern gegenüber, an der Wand, lag eine Thür nach dem Hinterzimmer zu, deren Portiere indeß zugezogen war, als ſollten jene Regionen dem Beſucher fremd bleiben. Außer dem großen Oelbilde in dieſem letzten Zimmer war kein Gemälde in der ganzen Wohnung ſichtbar, dagegen die Wände mit den ausgeſuchteſten Stichen älterer und neuerer Meiſter geſchmackvoll geziert.

Vor dieſem einen Gemälde ſtand Pumpel ſtill, es anblickend, mit ihm flammend redend, wie mit einem Bekannten, dem er ein Märchen aus der tollen Welt da draußen, ein gar wunderſames Märchen mittheile!

Es war das Bild einer alten verhärmten Frau in unmodiſchem Trauerkleide. Ueber ihr dünnes, graues, glattgeſcheiteltes Haar fielen mit leichten Schatten die breiten Krauſen ihrer großmütterlichen Haube. In einem Sorgenſtuhl ſitzend, die Hände mit dem Strickzeug im Schooße, ſah ſie aus, als horche ſie einer Erzählung, und ſah ſo treuherzig und doch ſo ernſt, ſo milde und doch ſo mahnend hernieder, daß es Einem ſüß und weh, wohlig und ſchwermuthsvoll zugleich um's Herz ward. Das iſt die alte Controleurin ſelber, vom Sohne meiſterlich nach der Erinnerung gemalt. Ihm mochte dabei jene Todtenmaske von Gips, die über dem Bureau des Schlafzimmers auf ſchwarzem Sammt unter Glas und Rahmen hängt, förderlich geweſen ſein, welche der ſelige Jochmus für den kranken Sohn ſelber von der Geſchiedenen genommen hatte, wußte er doch, als halber Künſtler und Sammler, mit ſolchen Praktiken gar gut Beſcheid.

„Hei, Alte, grüß' Gott!“ rief der Sohn, ihr zunickend. „Was meinſt Du wohl, das ich Dir bringe? Ja, ja, ich habe ſie gefunden, elend und verkommen, ſorgend um die Biſſen des nächſten Tages, betrogen, mißhandelt von dem, den ſie geliebt, geſtürzt von der Höhe des übermüthigen Glücks, gehetzt vom Unglück aus dem Pfauenſchloß bis in die ärmliche Dachkammer im dritten Stock! — Was meinſt Du? — Würde ſie jetzt vielleicht nicht alle zehn Finger ſtrecken nach dem armen kleinen Scheuſal von Maler, wenn er dumm genug wäre, zum zweiten Male den Unſinn einer Liebeswerbung zu begehen? Wie, macht Dir das nicht Freude? — Sind wir nicht gerächt? — Nein, o nein, noch nicht genug! — Almoſen ſoll ſie nehmen müſſen von jener Hand, die ſie von ſich ſtieß, von der Gnade deſſen leben müſſen, um den Du geſtorben, und wenn dann ihr Hirn ſich zerplagt, welchen Engel ihr wohl der Himmel geſendet, wenn ſie ſucht und forſcht und Jahre lang, nach Täuſchungen aller Art, endlich die Spur deſſen findet, dem ſie Alles verdankt, — wer wird es ſein, Dein Sohn, Mutter, der lächerliche dicke Silen von ehemals, der Hansnarr der Reſidenz, das cyniſche Schwein der Kneipen und Aubergen, unter dem man nicht ahnt, was er geweſen! Und wenn ſie ihn dann gefunden, wenn voll Scham und Zerknirſchung ihre Lippe zitternd ſich öffnet zum Dank, dann will ich mich todtlachen und ſagen: Nicht doch, Madame, machen Sie ſich keine Mühe, Sie haben mir durch den Tritt, den Sie mir auf Pfauenſchloß gegeben, zwar das Herz gebrochen, zwar meine arme Mutter getödtet, aber Sie haben mich zu einem ganzen Kerl gemacht, und da ich nie etwas umſonſt nehme, hab' ich Ihnen dieſe Mühwaltung mit klingendem Courant bezahlt, hahahaha!!“

Lachend wandte er dem Bild den Rücken und ging in ſein Schlafzimmer, wo er den Gemſcheck auf's Sopha warf, den Schlüſſel des Bureaus zog, es öffnete, Papier hervorkramte und, noch immer vor ſich hinlachend und ein Schelmenliedchen trällernd, zu rechnen begann, bis er nach und nach ſtiller ward und ſich emſiger in ſeine Arbeit vertiefte. Dann ſchrieb er einen langen Zettel, ſtand auf und ſchellte.

Die Thür, welche aus ſeinem Schlafcabinet in's Hinterzimmer führte, öffnete ſich. Ein Mann mittleren Alters, häßlich wie die Sünde, aber reinlich gekleidet, trat ein.

„Sie befehlen, Herr?"

„Iſt der Rahmen beſtellt?"

„Ich habe Alles beſorgt. Der Vergolder will ihn Anfang nächſter Woche bringen."

„Schon recht, Philipp, Du mußt Dich gleich anziehen, Einkäufe machen, — raſch!"

Die Thür klappte zu, darauf nahm der Dicke ein Pack Banknoten, zählte ſie durch, ſteckte ſie in ein Couvert, das er mit einer Oblate ſchloß, und ſchrieb darauf: „An Frau Irene Blöhmer, geb. Föhrenbach. Hier." Wenige Minuten vergingen und der Diener trat gerüſtet ein.

„Mit dieſem Zettel gehſt Du zu unſerm Kaufmann. Was verzeichnet iſt, kaufſt Du und läßt es in eine Kiſte packen. Dieſen Brief legſt Du oben auf, aber ſichtbar und geſchickt, es iſt Geld drinnen. Läßt Alles gut zumachen, ganz wie hier angegeben iſt ſigniren und bitteſt den Kaufmann, die ganze Geſchichte wie ein Frachtgut, das aus Magdeburg kommt, durch ſeinen Markthelfer an dieſe Adreſſe abgeben zu laſſen. Du ſelbſt gehſt an den Ort voraus, und wenn die Kiſte ankommt, machſt Du Dir im Hauſe zu thun und ſiehſt, ob die Kiſte von dieſer Frau Blöhmer in Empfang genommen wird, hörſt Du! Hältſt Du Dich überzeugt, daß Alles richtig beſtellt iſt, komm in en Capweinkeller und trink 'nen Schoppen, daran werde ch merken, daß Alles in Ordnung iſt. — Ich brauche Dir wohl nie etwas zweimal zu ſagen, aber nimm Dich heut' beſonders zuſammen, die Sache iſt mir wichtig!"

„Verlaſſen Sie ſich darauf, Herr!"

„Schweigſamkeit brauch' ich Dir auch nicht zu empfehlen, Du haſt ſie ja in meinem Dienſt gelernt."

„Gewiß!"

Damit nahm der Diener, deſſen mürriſche Kürze mit ſeiner Häßlichkeit gleichen Schritt hielt, Zettel, Adreſſe und Geld und verſchwand.

Pumpel warf ſich auf's Sopha, und gedankenvoll ſtarrte er nach der Decke.

„Das wäre denn abgemacht! Morgen will ich mich nach dem Effect erkundigen. — Zwiſchen ſieben und acht Uhr kann ſie die Sachen haben. Nächſtens will ich auch dem Modiſten einen Beſuch machen! Hoho, werden ſie dann doch gleich denken, ich will 'ner Maitreſſe die Lappen auf den Leib hängen! Deſto beſſer, mein Renommée hat mir nie Sorge gemacht!"

Er richtete ſich auf und ging ſinnend hin und her. „Iſt das aber ein ſonderbarer vertrackter Tag! Erſt die Wette und dann dieſe verteufelte Begegnung! Sie haben zum Glück nichts bemerkt, aber verflucht erſchrocken war ich doch! — Nach zwanzig Jahren wie aus dem Grabe! — Und daß dieſer Kerl — Kröp — Kröpfer heißt er, auch zu den beiden alten Philiſtern kommen mußte! Kröpfer — ja ja, dunkel entſinne ich mich. Er war jedenfalls unter dem vielen Volk, was ſich auf Pfauenſchloß anſog. — Das iſt ihnen freilich eine verdammte Handhabe, mich in die Enge zu treiben und die Wette zu gewinnen. Es wäre, haha, wahrhaftig nett, wenn ſie mich alten Jungen wieder in die ideale Schwemme reiten könnten. Zum Glück bin ich ihnen gewachſen und fuhr mit meiner Lebensweisheit bisher zu gut, wie Figura zeigt, als daß ich nach der Waſſerſuppe idylliſcher Gefühle lüſtern werden ſollte. Was können ſie thun? Ihre Hauptſalven haben ſie verpufft, die Irene zieht nun nicht mehr. Ja, wenn ſie hinter ihren Aufenthalt kommen, ihre Exiſtenz errathen würden? — Wenn ſie meinen Schlichen auf die Spur kämen, gleich würden ſie mich an der moraliſchen Leimruthe haben! Und könnten ſie's denn?! — Lächerlich! — Dieſe reiche Dame ſpielt die Armenmutter, damit ihr Name genannt werde, weil ſie ſonſt doch nie zu Ruf kommt, jener wucheriſche Blutigel ſchmeißt ein paar Thaler in den Gotteskaſten, um ſein Gewiſſen unſerm Herrgott abzuhandeln und ſich mit dem Gefühl, ein frommer, ehrenwerther Mann zu ſein, allabendlich niederzulegen! Ich aber thu's aus Haß, aus Rache, aus jenem teufelmäßigen Kitzel, in dieſem Weibe nach zwanzig Jahren Reue, Sehnſucht und grenzenloſen Schmerz um jenen verachteten Geſellen zu erzeugen, zu dem ſie einſt ſagte: „Madame Pumpel? Sie haben einen Sparren zu viel!“ Verflucht, dieſer Sparren ſoll ein Balken werden, über den ihr alterndes Herz nie mehr fortkommen ſoll, ein Geſpenſt, das ihr die Vergangenheit mit ewiger Geſchwätzigkeit wiederkaut, ein mitleidloſer Verſucher, der in ihrem Gemüthe die Gefühle einer ſpäten Liebe erweckt, über die ſie vor der Tochter wie dem Spiegel erröthen muß, die ſie aber nicht los werden ſoll! Dafür, es müßte mit der Hölle zugehen, *will ich Sorge tragen!* — Es iſt Zeit in den Capweinkeller, mein Dicker! Der Wein ſoll Dir nach dem Triumphe noch einmal ſo gut munden, und wenn Du nie witzreich, nie fidel gelaunt warſt, heut' biſt Du's ſicher!“

Zwölftes Capitel.

Vergangen, doch unvergeſſen!

Was wir erlebt, was uns im wechſelnden Gange der Zeit vorüberzog, wird nicht vergeſſen! Daß wir nicht jeden Augenblick des Pfades, den wir zurückgelegt, ſeiner tauſendfachen Windungen, Höhen und Tiefen, ſüßen Raſtplätze, Kreuzwege, Hinderniſſe und Unwetter gedenken, beſonders wenn gerade die Schwere der Gegenwart uns drückt oder die Hoffnung der Zukunft beflügelt, iſt gewiß, aber vergeſſen, ganz und gar tilgen aus unſerer Seele können wir keine Epoche unſeres Lebens, nichts, was uns unmittelbarer berührt. Nur Dinge, Perſonen, Verhältniſſe, die in der Entfernung an uns vorüberzogen, welche auf uns oder auf welche wir keinerlei Einfluß geübt, kurz, was uns ſtets gleichgültig ließ, das vergeſſen wir in Wahrheit, denn was kein Lebensmoment für uns geworden, ward nicht erlebt! Aber was einigermaßen, ſei es ſo gering als es wolle, fühlbar in unſer Daſein eingriff, uns zu irgend einem leidenſchaftlichen Anlaß, ob Freude oder Schmerz, zu irgend einem Gegenſtande des Fühlens, Erfahrens und Denkens wurde, das, mag es zeitweiſe auch dem Blick verſchleiert, der Erinnerung getrübt ſein, bleibt unvergeſſen! Es iſt, als läge es im geheimnißvollen Archive unſerer Seele verſiegelt und unter der Laſt jüngerer, friſcherer Eindrücke, unter dem Staube und Moder vergangener Jahre verborgen. Aber noch liegt es da, und ein leichter Anlaß vielleicht iſt ſchon genügend, daß der Staub auffliege, die Siegel wie von Geiſterhand ſich löſen und plötzlich eine längſt vergeſſen geglaubte Kette von Erlebniſſen, Perſonen und Situationen in einer Sonnenhelle vor uns ſteht, vor welcher wir erſtaunen, — wohl auch mitunter erſchrecken! Das aber, ſei es noch ſo lange her, das iſt uns gerade am unvergeßlichſten, iſt am leichteſten wieder zu erwecken, was wir um jeden Preis vergeſſen wollen!

So ſchaut den Greis die alte Jugend, die alte Luſt und altes Weh von Neuem wieder an, und in den Stunden, wo wir ſo recht der Lethe voll uns glauben, kriecht die Schlange vergangenen Elends, vergangener Schuld, verlorener Schöne von Neuem aus ihrem dunklen Sarge im Herzen, und wie wir uns auch in den Panzer der Vernunft, der Lebensreife hüllen, mit dem Schwerte des Sophismas wehren, der alte Kampf beginnt, die alten Wunden brennen wieder, bis der große Heilkünſtler „Tod“ uns mit dem rationellſten Elixir befreit, falls nicht ein liebendes Geſchick hienieden ſchon den Balſam ſpendet.

Unſerm jovialen Freunde erging es darin nicht beſſer, wie allen anderen Menſchenkindern, trotzdem er nicht blos alle geiſtigen Kräfte, ſondern auch die materiellen Präſervative des Reichthums, Wohllebens, abwechſelnden Genuſſes, und demnach ungemeiner Selbſtgefälligkeit dagegen in die Schale zu werfen hatte. Von welcher Macht dieſe Hülfsmittel geweſen, wie die Gewohnheit raſch veränderter Lage und ſorgloſen Glücks, die ſelbſtſuchtsvolle Ausbildung ſeiner corpulenten Ignoranz eine wahrhaft chineſiſche Mauer zwiſchen ſeiner rhodenfließiſchen Jugend und dem Jetzt gezogen, iſt aus der Thatſache erſichtlich, daß er über achtzehn Jahre in der allergrößten Ruhe und Heiterkeit hingebracht, ohne daß ihm die Vergangenheit ſchlafloſe Nächte, Herzweh oder ſchlimme Stunden bereitet hätte.

Aber dieſe ganze Vergangenheit lebte in ihm trotzdem ſo ſehr, daß man ſagen konnte, er zehrte lediglich von ihr, mit wie wenig Bewußtſein dies auch geſchehen mochte.

Er natürlich glaubte, ſeine Vergangenheit ſei gänzlich abgethan, ſeine Jugend, ſeine Liebe und ſein Weh habe er wie ein altes, verſchliſſenes Kleid fortgeworfen, und einmal in den Sack des alten Lumpenhändlers „Zeit“ geworfen, ſei es mit allem andern Weltkehricht eingeſtampft, wie wenn er es nie getragen habe. Die einzigen Erinnerungen, welche ihm theuer blieben, waren Jochmus und ſeine Mutter, ſeine letzten Berührungspunkte mit dem Ehedem Zipfer und Martha, die doch auch ſehr viel anders geworden waren. Sonſt war Alles um ihn neu und dies Neue ſein gewohntes Gewand geworden. Er meinte deshalb, er ſei auch ein eben ſo neuer Menſch, der ſich nur etwa wie ein kluger Schüler die Erfahrungen ſeines Lehrers zu Nutze gemacht habe.

Jetzt auf einmal brach die alte Vergangenheit mit intenſiver Schärfe über ihn herein, und zwar in ſo jäher, tückiſcher Weiſe, daß er im erſten Augenblick große Noth hatte, ſeinen Charakter auf den Beinen zu erhalten. Kröpfer's Erinnerung an Irene und die damit geſtellte Beweisführung hatte ihn in dieſelbe Verlegenheit gebracht, wie ein Soldat geräth, der ſich beim Strickſtrumpf, oder ein Paſtor, der ſich bei der Flaſche und einem alten Kneipliede von ſeinem Herrn Collegen attrapirt ſieht. Die Beſchämung machte ihn zum Lügner und Klopffechter, eine Rolle, die er oft wohl freiwillig und im Scherz, nun aber im Ernſt und gezwungen durchzuführen hatte. Die Erſcheinung Irenens hatte ihn aber in einen ſo tiefen Schreck, ſolch' gewaltſame Erſchütterung verſetzt, daß er keinen Augenblick länger in der Geſellſchaft des Café royal hätte verweilen können, hätte er auch ſofort die Spur ſeiner Jugendgeliebten verloren gehabt. Geſetzt auch, daß ihn ſchon bei viel kühlerer Verfaſſung ihr Anblick hätte überraſchen müſſen, aber die Emſigkeit, mit der er ihre Spur verfolgte und, die vorher eingegangene Wette ganz außer Acht laſſend, ſich nach ihr erkundigte, ja, das Vergnügen, ſie zu unterſtützen, ſich ſchweres Geld koſten ließ, war überaus verdächtig und mindeſtens ein Beweis, daß ſie ihm ſelbſt nach einer faſt zwanzigjährigen Pauſe nichts weniger als gleichgültig ſei.

Sie war es ihm nicht, das geſtand er ſich ſelbſt ein, denn er haßte ſie. Sein langbegrabenes Weh ſtieg rieſengroß aus ſeinen Grüften, und wenn der Plan der Rache, „ſie in ihrer Armuth durch Wohlthaten zu demüthigen und an ihr ſtolze Wiedervergeltung zu üben,“ ſeiner Selbſtſucht wie Eitelkeit überaus natürlich zu ſein ſchien, entſtand doch die Frage, ob er in der Ausführung auch eben ſo conſequent und glücklich ſein werde. Daß für ihn ſelber darin eine erhebliche Gefahr lag, dieſe Aventure ihm mindeſtens ſehr viel Sorge und ſehr wenig Vergnügen bereiten würde, ja ihn bereits um Ruhe und Gleichmuth, die bisher gewöhnte ſüße Ignoranz gebracht hatte, war er nicht fähig in der erſten Hitze des Gefechts einzuſehen, auch würde er ſich das ſelber nicht eingeſtanden haben.

Noch ein anderer, eben ſo gefährlicher Feind lauerte auf ihn: Selbſtüberſättigung, Selbſttyrannei. — Er war früher nach ſeinem Vergnügen leichtſinnig, cyniſch, witzig, excentriſch und voll Humor geweſen. Seine Neigungen hatten ſich ſonſt frei geäußert aus voller, toller Seele, wann und wie er wollte, ohne leiſeſten Zwang. Er war um ſo witziger, fröhlicher, um ſo mehr er ſelbſt geweſen, je freiwilliger er es war. Die Wette mit Schemberg, Kröpfer und Hagedorn legte ihm aber den Zwang auf, witzig, toll, cyniſch, leichtſinnig und materiell zu ſein, auf ſeine Gefühle, Anſichten und Handlungen achtſam ex officio ſein zu müſſen. Er bekam ſo ſich ſelbſt, ſeine ganze Laune ſatt, zwang ſich jetzt, wozu er ſonſt ſtets Luſt gehabt, und was ihm früher nie beikam, den Ernſt mußte er jetzt als verbotene Frucht unterdrücken; er, deſſen Hauptreiz gerade verbotene Früchte waren. Noch wurde ihm in den erſten Stunden dieſe Verſchiebung ſeiner Lage nicht klar, aber ſo gewiß, als er immer tieferen Verwickelungen entgegenging, ſo auch dem Augenblicke, wo ihm die Unleidlichkeit ſeiner gezwungenen Exiſtenz und deren Urſache hell vor's Bewußtſein treten mußten. Der Kampf, den er in Folge deſſen gegen die Gegner nicht nur und Irenen, ſondern auch gegen ſich ſelbſt zu beſtehen gezwungen worden, war, ob auch für ihn peinlich und ernſt genug, an ſich abſolut komiſch, er glich dem Duell mit ſeinem eigenen Schatten, der Furcht vor ſich ſelbſt, war eine Komödianterie mit ſeinem eigenen Herzen, überaus burlesk, wenn man ſo dick, ſo alt und ſo bequem geworden!

Als er durch Abſendung des erſten Geſchenks nun ſeinen Plan des Haſſes, der Rache und Verachtung begonnen, begab er ſich, es war bereits ſpäter geworden, als er dachte, nach dem Capweinkeller, und dazu kam noch, daß ihn unterwegs einige elegante Läden aufhielten, die geeignet ſchienen, ſein „Wohlthätigkeitsprogramm aus Haß“ bedeutend zu erweitern.

Der Capweinkeller lag auf der Cavalierſtraße und zwar nur zwei Häuſer von der durchſchneidenden Allee entfernt, alſo in einer gewiß ſehr günſtigen Gegend. Er wurde, namentlich Abends, von dem Männerpublikum beſucht, welches um dieſe Zeit das Café royal wegen der vielen Damen, des Concerts, der Unruhe, die den Bacchusdienſt immer beeinträchtigt, zu vermeiden wünſchte. Zwar nannte man das Etabliſſement den Capweinkeller, weil man daſelbſt die beſten überſeeiſchen Weine trank, aber es wurden auch alle übrigen gangbaren Sorten bis zu Moſel und Liebfrauenmilch herab, nebſt guten Soupers und allen nordiſchen Delicateſſen, Auſtern, Hummern, Lachs, Schellfiſch und was den Gaumen zu kitzeln und den Magen zu verderben geeignet iſt, verabreicht, und zwar zu erheblich billigeren Preiſen, als das Café royal mit ſeiner Würde verträglich hielt.

Hier, in einem abgeſonderten, ſehr behaglichen Zimmer, was den Stammgäſten beſonders reſervirt blieb und durch die Aufſchrift „geſchloſſene Geſellſchaft“ fremde Eindringlinge zurückſchreckte, ſaßen zur anberaumten Stunde Hagedorn, von Schemberg, Kröpſer, Hahnekamm, Süßmilch und

Richard. Letzterer hatte ſich unlängſt erſt eingefunden, die drei Erſten waren ſchon längſt auf dem Kampfplatze, wohlgemuth und mit neuen und zwar ganz unbezwinglichen Waffen gegen ihren Widerſacher ausgerüſtet.

Süßmilch und Hahnekamm ſchienen inſofern verwandte Naturen, als ihre Epidermis gegen das Urtheil der großen Welt ziemlich verhärtet, ihr Egoismus aber eben ſo unbezwinglich war, wie die Neigung zu eheloſem Leben, das, zwar unerträglich in kleinen Städten, in der Reſidenz den Männern ſo leicht gemacht, ja durch die Nothwendigkeit gar oft geboten wird. Sonſt hatten ſie wenig Aehnlichkeit.

Während Süßmilch höchſtens ſechsundzwanzig Jahr alt und vermögend war, einen unbezwinglichen Hang zur Verſchwendung verrieth, alſo das Geld nicht achtete, es ferner ſehr liebte, ſich ſeiner Eroberungen in großſprecheriſcher Gascognermanier zu rühmen, war Hahnekamm, entſchieden über das Stadium der Jugend hinweg, arm, auf das Geld erpicht und in den Mitteln, es zu erwerben, nicht beſonders wähleriſch. Ein etwas ſchäbiger, gedrückter und überaus heimlicher Geſelle, der gern auf anderer Leute Koſten lebte, hörte er mehr, als er ſprach, und nur wenn der Wein ihn übermannte und zur Redſeligkeit zwang, gewann man einen Einblick in dieſe dunkle Exiſtenz und die Myſterien des kleinen, zweimal in der Woche von ihm herausgegebenen Blattes: der „Morgenſtern“. Süßmilch war, oder ſchien blaſirt, liebte das Theater, beſonders das Ballet, wie derartige Menſchen überhaupt alle Modethorheiten lieben, ſprach über ſich ſtets unendlich vortheilhaft, trug gegen alles Andere eine pöbelhafte Verachtung zur Schau, war aber trotz alledem ein guter Kerl, wie man zu ſagen pflegt, nämlich ein harmloſes Geſchöpf, das Niemand etwas zu Leide und ſich Alles zu Liebe that, ein pflaſtertretender Narr, der das Gelächter der beſſern Geſellſchaft iſt, während er glaubt, daß man über ihn ſchrecklich entzückt ſei.

Ehrliche Leute macht die Noth und der Ehrgeiz erfinderiſch, betriebſam, dient ihnen zum Sporn für das Edle.

Herrn Hahnekamm machten Noth und Bosheit zu einem Halunken, wie ſie nur in der Reſidenz in dieſer Art möglich ſind. Er war nämlich ein literariſcher Halunke! Sein Blatt: der „Morgenſtern", blieb gewiß fern von allem reineren Streben, das war bei dem ſchwachen Talent und matten Berufsbegriff ſeines Redacteurs verzeihlich, aber derſelbe benutzte es, wie der Buſchklepper den Prügel oder das Meſſer benutzt, wenn er ſeine Leute ausbeuteln will. Der „Morgenſtern" war das erſte Schandblatt der Reſidenz, welches ſein Publikum mit Skandal oder Lobhudeleien fütterte. Weder die Geheimniſſe der Ehe, noch die Ehre der Familie, nichts war ſicher vor ihm, wenn es nur Aufſehen, Lachen und Spott zu erregen vermochte, der Luſt des Pöbels am Klatſch, an der Schadenfreude, am Herunterzerren in den Koth fröhnen konnte. Hahnekamm konnte ſehr hämiſch, aber auch wieder überſchwänglich ſein — Alles für Geld! Wer vor ihm ſicher ſein wollte, erkaufte (wie ſonſt die Reiſenden von den italieniſchen Banditen ihren Schutzbrief) das Recht, ungehudelt leben zu dürfen. Dies thaten natürlich am angelegentlichſten die Menſchen von beflecktem Ruf, wie ihn auch gerade diejenigen Künſtler für ſein Lob bezahlten, welche am allerniedrigſten in der öffentlichen Meinung ſtanden. Dabei bewies Hahnekamm ungeheure Geſchicklichkeit, Injurien zu vermeiden und ſich den Rücken frei zu halten, obwohl die Rede ging, daß zu verſchiedenen Malen einige empörte Gemüther gegen ihn das Recht der Selbſthülfe in mittelalterlicher und ſehr ſchlagender Weiſe in Ausübung gebracht hätten. Dieſe Dinge waren natürlich der großen Menge, den nobeln Kreiſen und den Leuten von bürgerlicher Schlichtheit unbekannt. Myſterien einer Berufsclique überſchreiten nur langſam den Kreis der Genoſſenſchaft.

Begreiflicher Weiſe war zwei Charakteren wie Süßmilch und Hahnekamm der Anſchluß an unſern Helden ſehr gelegen. Den Einen unterhielt ſein Witz, der Andere verwendete denſelben für ſeine Feder. Beiden aber paßte die ſelbſtſüchtige Lebensphiloſophie des Dicken zu gut, ſchien ihr eigenes Verhalten zu vortrefflich zu beſchönigen, um nicht jeden neuen Grund mit Vergnügen zu begrüßen, der ihrem Sein eine gewiſſe Rechtmäßigkeit zu geben ſchien. Die geiſtige Uebermacht Pumpel's war ihnen aber auch wieder recht drückend, und der ätzende Hohn, der Spott, die tolle Laune, welche er an ihnen überall mit ziemlicher Geringſchätzung ausließ, erfüllte ſie mit heimlichem Grimm, und ſo war es denn leicht erklärlich, daß ihnen die Wette gegen denſelben, ſowie die Ausſicht, ihn blamirt oder doch im Gedränge zu ſehen, viel Vergnügen bereitete.

„Sie haben die Schleichwege unſeres feiſten Epikuräers aufgeſpürt?“ rief Hahnekamm.

„Element, das will ich meinen!“ lachte der Oberſt. „Und was für Schleichwege!“

„Skandalös, wie?“ fragte Jener haſtig. „Das wäre allerliebſt. Ich habe es dieſem brutalen Ungeheuer längſt zugedacht, ihn in mein Blatt zu bringen, und ich thu's, ſobald ich ihn erſt bei einer Blamage ertappt habe. Zwar macht er ſich nichts daraus, aber die Reſidenz wird doch jubeln!“

„Skandalös in der Weiſe des „Morgenſterns“, lieber Freund,“ ſagte Hageborn, „iſt nun wohl die Sache nicht, aber deſto komiſcher, um ſo demüthigender für Pumpel. Wir gewinnen noch heute unſere Wette!“

„Ach, es iſt nicht möglich!“ lachte Süßmilch.

„Es müßte mit einem Wunder zugehen, wenn er uns wieder entſchlüpfte!“ verſicherte Kröpfer.

„Nach dem, wie er heute früh Ihre Hiebe parirte, meine Herren,“ warf Richard, verſtohlen zu ſeinen Mitgeſchworenen blinzend, hin, „dürfte Ihnen das ſchwer werden. Ich weiß zwar nicht, was Sie für neues Geſchütz, welche compromittirenden Beweiſe Sie gegen ihn richten wollen, aber daß er gewandt wie der Teufel iſt, Lügen und Pfiffe erſinnen wird, Sie zu blenden, irre zu führen, Thaten und Worte zu verdrehen, das können Sie gewiß vorausſetzen!“

„Ja! jedenfalls, Verehrteſte,“ und Hahnekamm's Geſicht röthete ſich in ſchlauem Eifer, „bitte ich Sie, nur ſchrittweiſe gegen ihn in's Feld zu rücken, ihn ſich in den eigenen Ausreden verwickeln zu laſſen. Iſt er mit ſich im Zwieſpalt, kann er nicht mehr leugnen, nur dann wird er den Fuchsſchwanz einziehen und ſich gefangen geben, wenn überhaupt dieſe ſchlechte Welt irgend ein Beweismittel hat, das ſtark genug iſt, ihn zum Geſtändniß ſeiner Schwäche zu bringen!"

„Der Redacteur hat recht," ſagte Kröpfer mit ſcharfer Betonung zu ſeinen Genoſſen, „wir können nicht vorſichtig genug ſein, und ſobald wir ſehen, daß er uns aalglatt zu entſchlüpfen ſcheint, halte ich es für weiſer, ihn diesmal entſchlüpfen zu laſſen, um ihn ein ander Mal, wenn er tiefer in den Maſchen unſeres Netzes ſitzt, um ſo ſicherer zu fangen. Je mehr wir ihm auf den Leib rücken, deſto vorſichtiger machen wir ihn auch!"

Hahnekamm und Süßmilch hätten gar zu gern gewußt, welcher Art dieſe Mittel ſeien, welche die Verſchworenen gegen ihren Genoſſen anwenden würden, wie compromittirend die Entdeckung eigentlich ſei, die ſie ihm gegenüber geltend machen wollten, ja ſie boten ſich zur Hülfe gegen ihn an. Auch Richard heuchelte Neugier. Aber Kröpfer, Hagedorn und Schemberg blieben ſchweigſam und erklärten ihnen, trotz aller Betheuerung, daß ſie ſich nicht eher, als es Zeit wäre, verrathen würden, es ihnen auch viel angenehmer ſei, Süßmilch, Richard und Hahnekamm als unparteiiſche Zeugen, denn als Theilnehmer ihrer Verſchwörung zu ſehen.

Während dieſes Geſprächs und wie man ſchon allerlei Bedenken gegen Pumpel's Ausbleiben zu hegen begann, ja Schemberg auf die Idee kam, ihr dicker Gegner habe am Ende bei Zeiten die Flinte in's Korn geworfen und weiche feiger Weiſe vom Kampfplatz, trat derſelbe mit ſeinem alten Lächeln und einer Miene in den Keller, als ſei er in der Laune, einer Welt voll Chicane die Eiſenſtirn zu bieten.

„Alle ſchon bereit und geſattelt? — Kellner, meine Leibſorte! — Wundert Euch wohl, daß ich heut' der Letzte bin, und der Oberſt oder der Profeſſor dachten gewiß: der Dicke ſtreicht vor uns die Segel! Haha, nicht doch! — Was das Zuſpätkommen anbetrifft, ſo, nun — Bacchus muß unter Umſtänden warten, wenn Aphrodite winkt. Von Liebe und Wein iſt es erſtere, die am leichteſten abſteht und im friſchen Mouſſeux genoſſen werden will. Die Philoſophie, das Dogma, meine Freunde, iſt nichts, wenn ein hübſches Mädchen oder eine Flaſche Ruſter nicht dabei ſind, — ſolche Denkobjecte allein lieb' ich!"

Damit ließ er ſich gemüthlich nieder und entkorkte die Bouteille.

„Ihre Worte, edler Kämpe," lächelte Hagedorn, „laſſen uns vermuthen, daß unſere Annahme doch richtig war, ein galantes Abenteuer habe Sie ſo haſtig aus dem Café royal verſchwinden laſſen und hielt Sie bis jetzt gefeſſelt."

„Eine galante Aventure? — Ja wohl, und was für eine! Sacro bleu, ich habe nie eine beſſere beſtanden, mich nie ſo himmliſch gaudirt!"

„Schäme Dich doch," lachte Richard, „uns glauben zu machen, es gäbe ein Weib in der Welt, das an ſo einem Gummiball von Menſchen, an einem Talgkaſten, wie Du, Geſchmack finden könne! Ich bin gut dafür, meine Herren, er iſt mit einem Fußtritt empfangen worden, und ward mit Schmeicheleien entlaſſen, die ſelbſt für unſere Ohren zu pikant ſind!"

„Sieh Richard, mein Herzblatt, daß Du Dich ſo in Betreff der Bêtiſe ausbildeſt, ſo plaſtiſche Begriffe bekommſt, haſt Du doch nur eigentlich mir zu verdanken, denn Du warſt ein recht jämmerlicher Gimpel, als Du das Glück meiner Bekanntſchaft machteſt. Wenn Du aber meinſt, oder Ihr, meine ſpöttiſchen Herren, ich fände keine Erhörung, ſo kann ich Euch, im Hinblick auf eben durchſchwelgte Freuden, nur tief beklagen. Wenn Ihr nicht Stümper in puncto amoris wäret, würdet Ihr wiſſen, daß es kein Weib giebt, welches über ſechzehn und unter vierzig Jahr alt iſt, das nicht mit Schmeichelei, Geld und Geſchenken zu fangen wäre. Alle drei aber ausgiebig anzuwenden, iſt meine Hauptforce. Eine Schöne von Geſchmack und Urtheil wählt aber keinen dünnlebigen Spatzen, wie Dich, mein Richard, der ein Bouquet für zehn Silbergroſchen offerirt, ſondern einen Mann von Reiſe und ſolidem Caliber, wie mich, der die Gourmandiſe aller Tafeln verſteht!“

„Dazu, Werthgeſchätzter,“ bemerkte Hagedorn lächelnd, „gehört aber ein immer ſtraffer Säckel, beſonders wenn man, wie Sie, früh und ſpät dem Vergnügen leben und es nur im Conſum finden will. Herr Hahnekamm wird, wie jener junge Künſtler, von Ihnen pecuniär in's Schlepptau genommen, auch weilt der Federheld, wie Sie ſelbſt ſagen, in Ihrer Nähe, um Ihren Geiſt in die Strahlen ſeines Morgenſterns zu filtriren, Süßmilch's ſpeculirender Papa hingegen deckt mit den Falten ſeines Beutels die Schwächen des Sohnes zu; ich habe vor Tiſch mein Amt, der Profeſſor desgleichen, und nur unſer alter Oberſt hat freie Zeit. Wir Alle haben einen Beruf und ein beſchränktes Maß des Genuſſes, nur Sie nicht! Ward Ihnen denn allein das ſüße, vielmehr bedauerliche Vorrecht, keine Beſtimmung zu haben als die, Courtiſanen und Reſtaurants zu bereichern?“

„Beſtimmung? Mit welcher Emphaſe Sie davon reden! Pah, habe man eine Beſtimmung oder nicht, wenn man nur Geld hat! Ich beſitze von dieſem ſchätzbaren Metall genügend. Ich habe das nöthige Vermögen, um zu eſſen und zu trinken, was ich will, und ſatt zu ſein, wenn ich gegeſſen habe, nicht zu frieren, wenn ich das Barometer zu niedrig finde, zu lieben, wo ich Gelegenheit habe, zu ſchlafen, wenn ich müde bin, und Einen zum Narren zu haben, wenn er mich über Dinge fragt, die ihn nichts angehen! Vermögen? Teufel, ich habe mehr Vermögen als Rothſchild, und münze meine Gaben aus, ſo oft mir's anſteht! Wieſo ich ſo lebe? Wovon? — Wovon leben die Lilien des Feldes, die Spatzen auf den Dächern, die kleinen ſpringenden Attachés, welche die Nächte unſerer Holden ſo beunruhigen? So wenig Ihr ſie nach dem Wie und Warum ihrer Exiſtenz fragt, ſo wenig mögt Ihr mich danach fragen! Ich lebe von meiner Laune und der Einbildung der Menſchen! Wißt Ihr nun genug? — Nein, Ihr wißt nichts! — Meine Größe iſt Euch unverſtändlich!"

Er ſagte dies in einem ſo ernſt-ſtolzen Tone, daß ſämmtliche Anweſenden ſich unter einander ſtutzig anblickten und dann, Pumpel's Perſon betrachtend, in ein helles Lachen ausbrachen.

„Das klingt," ſagte Kröpfer, „allerdings recht myſteriös, heißt aber kaum etwas mehr, als: mein Vermögen und ſeine Herkunft geht Euch nichts an! — Gut, Sie ſind in Ihrem Recht, Herr, und wir in dem unſern, darüber zu denken, was wir wollen. Ich fürchte indeß, ehrlich geſagt, Sie ſpielen etwas den Gascogner und ſtellen ſich aus Eitelkeit ſchlimmer dar, als Sie ſind. Sprangen Sie doch vom Bericht Ihrer galanten Affaire raſch genug ab, welche Sie vorhin beſtanden zu haben ſich rühmen wollten."

„Ich? Abſpringen?"

„Gewiß," ſagte Süßmilch, „Du ſprangſt ab. Damit Dir das nicht aus Verſehen wieder paſſirt, will ich Dich interpelliren. Es war eine Aeltere und eine Junge, denen Du nachliefſt."

„Und zwar mit der Anſtrengung eines dicken Laubfroſches, der eine Libelle auf's Korn nimmt," lachte Richard.

„'ne Alte und 'ne Junge?" fragte Pumpel zweifleriſch.

„Natürlich, ich habe ſie Dir noch gezeigt, Schlingel," rief Süßmilch, „Du haſt ſie mir ja abgejagt!"

„Abgejagt? — Ha, ſehr einfach, ein Eſel giebt immer die Gelegenheit, und ein Kluger nutzt ſie aus. Aber in Wahrheit, es war nur Eine, klein, etwas voll, blond!"

„Und der wollten Sie auf die Domſtraße nachgegangen ſein?" lachte Hagedorn. „Wir hatten das Vergnügen, Ihnen nachzuſehen, wie krampfhaft Sie hinter der Alten im ſchwarzen Hut und braunen Tuch und der Jungen im hellroſa Kleide herliefen, wir Alle hier ſahen es, wollen Sie das leugnen?"

„Nu ja! Iſt es denn ſo ungewöhnlich, daß man discret gegen ſeine Schöne iſt? Meinethalben könnte es alle Welt wiſſen, aber — meine Dame compromittiren? Ah!"

„Nur das ſoll man nicht wiſſen, daß Sie unverſchämt genug waren, eine anſtändige Dame und ihr kaum ſiebzehnjähriges Kind am hellen Tage zu verfolgen und unverrichteter Sache abzuziehen!" ſagte Schemberg höhniſch.

Pumpel kaute unruhig an der Lippe und verbarg eine momentane Erregung. „Anſtändige Dame, — kaum ſiebzehnjähriges Kind, — unverrichteter Sache? Was das für Behauptungen ſind! Was verſtehen Sie unter einer anſtändigen Dame? — Es giebt ſehr anſtändige Damen, ſogar ſehr vornehme, ſehr fromme Damen, die auch ihre Gefühle haben, denen freien Lauf zu laſſen eine Pflicht der Selbſterhaltung iſt! Ein Kind? — Die Kleine war teufelmäßig hübſch ausgewachſen und —"

„Schurke!" knirſchte Richard, „namenloſer Schurke Du! Wagſt Du zu behaupten, daß Du dieſem Mädchen in unehrerbietiger Weiſe nachſtellſt?"

„Wem? Einem ſechzehnjährigen Mädchen. — Möglich! Was geht das Dich an? Seh' ich aber aus, als wenn ich Backfiſche liebe? Es war blos der näheren Charakteriſtik und Wahrheit wegen, daß ich ſie beſchrieb!"

„Alſo der Aelteren galt Ihre edle Abſicht?" fragte Kröpfer. „Pflegen Sie gereifteren Schönen ſtets bei ſolcher Sonnenhitze durch die halbe Stadt zu folgen?"

„Halbe Stadt? Ich denke nicht daran! In der Cavalierſtraße wohnte ſie ſchon. Die Junge ging vorauf, die Alte blieb in der Hausthür, ſah mich ſo — ſo ſchmachtend an, ließ einen Seufzer, und — pah, Venus hatte ſtets mehr Prieſterinnen, als Veſta, der Ritus iſt angenehmer!"

„Gefangen!" ſchmetterte Schemberg. „Bei der Lüge ertappt! — Wer war denn jener Dicke, der beſagten beiden Damen bis zur Nr. 68 des Leopoldsgraben nachkeuchte? Sie!"

„Verflucht, ſie ſind mir nachgegangen!"

Pumpel zitterte am ganzen Leibe und ſtürzte das Glas hinunter. „Gut, nun alſo wohnten ſie da! Ich ſeh' gar nicht ein, Himmel-Element, weshalb man ſeine Adreſſen zu verrathen braucht, damit ſie — ein Anderer benutze. Bildet Ihr Euch etwa ein, daß Ihr mir damit meine ätheriſchen Gefühle beweiſen, mich bei einer Moralität ertappen werdet, wenn Ihr meinen Liaiſons nachgeht? Hahaha, ein ganz neues Verfahren!"

„Doch, doch, Theurer," lachte Hagedorn. „Sie wollten uns nämlich weis machen, daß Sie bei einer der beiden Damen Eindruck gemacht hätten. Sie haben aber gar nichts gemacht, als daß Sie auf dreißig Schritt nachgekeucht ſind, ohne daß man Sie auch nur bemerkt hätte!"

„Iſt ja auch nicht nöthig," und Pumpel trat der Angſtſchweiß vor die Stirn, „ſo etwas behandelt man viel zarter. Oben aber, — ha!"

„Oben?" fuhr Schemberg auf. „Als wenn er oben geweſen wäre!"

„Nein, von einem Oben wiſſen Sie nichts, alter Fuchs, Sie haben die Damen weder geſehen, noch gehört, noch geſprochen, nur bis in's Haus ſind Sie gekommen," ſagte ſehr ernſt Hagedorn, „und haben den Portier Lariſch nach Frau Irene Blöhmer, geborene Föhrenbach, gefragt!"

Ein Schrei der Uebrigen dröhnte durch's Zimmer.

„Und dieſer Dame, die Ihre rhodenfließiſche Jugendliebe iſt," rief Kröpfer energiſch, „die Sie einſt verſchmähte, dieſer Dame, weil ſie jetzt arm iſt, wollen Sie fortan Wohlthaten erweiſen! Sie Lügner, Sie erheuchelter Nihiliſt, Sie heimlich noble Natur, die vor uns die Larve des Cynikers, des Roué annimmt, weil ſie ſich ihres beſſeren Ich's ſchämt! Ertappt und gewonnen, meine Herren!"

Alle waren, außer Pumpel, aufgeſprungen und umſtanden ihn ſtaunend und ſtarr.

Er ſelbſt ſaß unbeweglich ſtill. Sein Haupt war ihm auf die Bruſt geſunken, ſeine Augen hatte er geſchloſſen, wie das Opferthier vor dem tödtlichen Schlage. Aber ſeine Gegner hatten ſich doch in ihrer ſieghaften Gewißheit und ſeinem Weſen geirrt. Als er aus des viel zu vorſchnellen Schemberg's Munde die Gewißheit vernommen, daß man ihm gefolgt ſei, zog auch ſeine Ahnung ſofort den Schluß, daß er total verrathen worden und er, wenn nicht um der Wette, ſo doch um Irenen und ſeines Stolzes willen, auf Tod und Leben kämpfen müſſe. Kaum hatte daher Kröpfer ſeine Philippika geendet, als Pumpel ſein Haupt erhob, ſich langſam hämiſch umblickte und mit ſchalkiſchem Lächeln aufſtand.

„Und Ihr bildet Euch wirklich ein, ich hätte Euch nicht hinter mir nachſchleichen ſehen? — Würde ſo dumm ſein, mich auf eine Aventure einzulaſſen, wenn ein Vierteldutzend Philiſter hinter mir her ſind? — Nun will ich Euch 'was ſagen! — Ich habe den Portier geſtempelt, daß er Euch weismachen ſollte, eine Frau Blöhmer, geborene Föhrenbach, wohne da, und ich wolle ſie unterſtützen, denn da Ihr weiter keinen Treffer mehr habt, als dieſe ewige Irene, ſo mußte ich Euch mit der Irene doch auch etwas zum Narren haben! Hahahaha — Ida Blöhmer heißt allerdings die Holde im dritten Stock, die ächte Irene Bleemer aber wird mit 'n ee geſchrieben und lebt nebſt Gatten und Sohn, verſtanden, ruhig in Hamburg, wie ich Euch zufällig ganz genau verſichern kann! — Eine recht nette Geſchichte habt Ihr da zuſammengefädelt, um mir auf einmal einen moraliſchen Lappen umzuhängen, nicht wahr? Und geſetzt auch, meine Liebe, jene Frau Blöhmer auf dem Leopoldsgraben, wäre die berühmte, Euch ſo dringend nothwendige Irene Bleemer, geſetzt auch, ich wäre ſo ein Narr geweſen, platoniſche Dummheiten zu begehen und den idealen Wohlthäter zu ſpielen, ſeht Ihr denn nicht ein, hahaha, daß Ihr zu hitzig beim Ertappen geweſen ſeid und, ſtatt mich ruhig gewähren, meinem erhabenen Bedürfniß fröhnen, in die moraliſche Mauſefalle gehen zu laſſen, um mich bei den Thatſachen an Ort und Stelle zu fangen, daß Ihr damit jetzt das Alles unmöglich gemacht, die Indicien gegen mich ſelber ruinirt habt?! Woher wißt Ihr denn, daß, wenn ich 'n Geſchenk mache, es 'ne Wohlthat ſein ſoll? Als ob ich 'ne Wohlthat umſonſt thäte, als ob ich 'n Kerl ſei, der 'was giebt, wenn er nichts Reelles dafür hat? Den Junggeſellen möcht' ich ſehen, der 'ner armen Schönen ein Geſchenk macht, um trockenen Mundes abzuziehen, er verdiente, daß er Kammerherr an Mida's Hofe würde! Wenn Ihr mich nicht mit weiland Mamſell Irenen ſeligen Andenkens bei einem tête à tête erwiſcht, mir nicht beweiſt, jene Blöhmer ſei dieſe Bleemer, und daß ich ſie liebe oder ihr Wohlthaten in natura erzeige, ehe Ihr mich nicht angeſichts der Thatſachen überführt, eher dürften Euch dergleichen romantiſche Flunkereien nicht gelingen, und Ihr thätet beſſer, damit eine Verſammlung von Gouvernanten und romantiſchen alten Jungfern in Rührung zu verſetzen, als mich zu bekehren!"

Richard war zu Muthe, als ſollte ihm das Hirn ſpringen! Kröpfer, Schemberg und Hagedorn ſahen ſich ſtarr an. Solcher Frechheit gegenüber waren ſie reine Kinder.

Ein wüthendes Gelächter Süßmilch's, Hahnekamm's und Pumpel's vollendete ihre Verwirrung.

„Meine Freunde," ſagte Kröpfer nach kurzer Pauſe, und ehe Schemberg Zeit hatte, ſeiner Wuth Luft zu machen, „lieber Schemberg, ruhig!" — und er faßte ſeine Hand, ſie heimlich drückend und Hagedorn leiſe zublinkend. „Es iſt bewieſen, meine Herren, wir werden gegen die Winkelzüge dieſes Virtuoſen in der Kunſt der Lüge nichts machen, in ihm den Funken der Ehre, der Moral heiliger und idealer Gefühle nimmer erwecken!"

„Ihr wollt Euch zurückziehen, wackere Feinde?" rief Pumpel haſtig. „Nach dem erſten Tage? Ehe Ihr noch eine Probe beſtanden, ob auch Euer Ehrgefühl, Eure Moral, Eure Idealität ſo taktfeſter Natur iſt, wie mein Humor und meine Lebensweisheit?!"

„Nein, nimmermehr!" rief Schemberg.

„O gewiß nicht!" ſagte Kröpfer, „wir bleiben auf dem Platze, um nunmehr uns ſelbſt zu vertheidigen, nachdem wir nutzlos angegriffen. Ich finde dieſe Kampfart für uns paßlicher und auch edler!"

„Wie Ihr wollt, meine Herren!" lachte Pumpel. „Thut mir alſo nach der zweiten gewonnenen Schlacht Beſcheid! Waffenſtillſtand für heute. Morgen werde ich von der Vertheidigung zum Angriff übergehen und wünſche Eurer Tugend ſo gute Balance, wie ſie mein Laſter hat, dann hoff' ich noch lange das Vergnügen Eures Umganges genießen zu können. Luſtig, fidel, Kinder, ich glaub', ich bin lachend zur Welt gekommen, und lachend will ich auch abfahren!"

Man ſtieß in der Runde an und pokulirte noch ein paar Stunden.

Die Unterhaltung wurde aber bald genug matt. Auch unſeres Helden Laune war eine ziemlich gemachte. Man ſehnte ſich unzweifelhaft danach, heut' bald von einander loszukommen, und trennte ſich mit der Verſicherung, den nächſten Nachmittag im Café royal zuſammenzutreffen. —

Karl's Gefühle, mit denen er ſeine Wohnung betrat, wo ihn Philipp mit dem Leuchter in der Hand empfing, waren von der allerunangenehmſten Natur. Eben ſo wenig wie er Philipp im Capweinkeller bemerkt hatte, der gerade, als das Wortgefecht am heftigſten geweſen, die Thür geöffnet und ſich wiederholentlich gezeigt hatte, eben ſo wenig beachtete er jetzt ſeine Anweſenheit weiter.

Der Diener ſah verwundert die triſte Miene und geiſtige Abweſenheit ſeines ſonſt ſo übermüthigen Gebieters, ſetzte ſchweigend den Leuchter auf den Tiſch und entfernte ſich ſtill.

Heute trat Pumpel nicht mit infernaliſcher Wuth und tollem Spott vor das Gemälde ſeiner Mutter, als wolle er ihr einen hohen Triumph melden, nein, langſam, geſenkten Hauptes, wie ein Troſtbedürftiger, des Raths Benöthigter, ſchlich er, das Licht in der Hand, ſtill hinüber zu ihr, ſetzte ſich leiſe vor das Bild und blickte ſchwermüthig hinein, als wolle er es nach dem Geheimniß ſeines eigenen Weſens fragen.

Vergangen war Alles! Jene Frau, die da herniederſchaute; — und die ſchöne Irene vom Pfauenſchloß war ein elend Weib! Vergangen war der alte Jochmus und alles Wohl und Weh der Jugendzeit, vergeſſen aber nicht! Jetzt in der Mitternachtsſtunde, wo ſein Hirn von Weindunſt und wüſten Gedanken, ſein Herz von Hohn und Weh erfüllt war, ſaß der Sohn vor der Mutter Bild, das, von der Kerze matt beleuchtet, aus dem Rahmen zu treten ſchien, Leben und Seele annahm und ihm zuflüſterte von vergangenen ſüßen Zeiten, flüſterte von ſeinem jetzigen einſamen Leben, wie all' das Glänzende um ihn nichts ſei, er ſich gar nicht zu ſchämen habe der That, die er jener Armen im Dachſtübchen erwieſen! War es ihm doch, als könnte er über all' die ſtillen, in Nachtdunkel begrabenen Straßen herüber die Jubelſtimmen von Mutter und Tochter, die Dankgebete, die Segnungen und Wünſche hören, welche für den Einſamen, Unbekannten empor zum Lande der Vergeltung ſtiegen.

Zitternd ging er zurück in ſein Schlafzimmer. Wie zu ſeinem letzten Krankenlager entkleidete er ſich; ihm war, als müſſe er ſterben. Tief preßte er das Haupt in die ſeidenen Kiſſen und begann zu ſchluchzen!

Warum? — Was überkam den Egoiſten, den Menſchen des ewigen Frohſinns und Vergnügens ſo gewaltig? — Er ward inne, daß gerade das Gefühl des Haſſes, der Rache und Verachtung gegen jene verlaſſene Frau nur ein Beweis war, wie unzertrennlich ſein ganzes Jetzt mit dem Einſt zuſammenhing! Mit dieſem neu erweckten Haſſe, dieſem diaboliſchen Gefühl geheimen Wohlthuns waren die alten Zeiten mit neuer Stärke in ihm erwacht, vergangen wohl, doch nicht vergeſſen! — — — — — — — —

Gegen Abend deſſelben Tages, welcher der Ruhe, Zufriedenheit und geſunden Laune Karl's einen ſo erſchütternden Stoß verſetzt, ihn in ſo heftigen Gegenſatz zu ſich ſelbſt gebracht hatte, waren ſeine Befehle von Philipp, dem mürriſchen Famulus, gewiſſenhaft ausgeführt worden, und wie zu erwarten war, ſollte die geheimnißvolle Sendung bei den Betheiligten ungeheures Aufſehen erregen.

Den dritten Stock des Hauſes Nr. 68 des Leopoldsgrabens — einſt ſo unbeachtet und unbekannt — bewohnte jene Frau, die nun mit einem Male der Gegenſtand ſo vielſeitigen, verſchiedenſten Intereſſes geworden war. Dieſer dritte Stock iſt eine Dachwohnung, deren vordere und hintere Wand demgemäß ſchräg war, während die Kappfenſter herausſprangen. Wenn es regnete, oder gar hagelte, gab das eine ſehr erquickliche Muſik. — Das Stockwerk war an zwei Miether vergeben. Den größeren Theil desſelben nahm der Kupferſtecher Altheim ein, welcher eine kranke Frau und zum Ueberfluß fünf Kinder hatte. Seine Wohnung beſtand aus zwei zweifenſtrigen Stuben nach der Straße, deren erſtere er an einen Feldmeſſer vermiethet hatte, dann aus dem, im ganzen Hauſe üblichen dunklen Schlafzimmer, der engen Küche und einem, nach dem Garten gelegenen, größeren Gelaß, das ſich, zufolge eines ziemlich großen Fenſters und einer geraden Giebelwand, zum Arbeitszimmer Altheim's eignete.

Die andere Wohnung links beſtand aus drei Piecen und ward von Irenen und ihrer Tochter bewohnt. Den einzigen Eingang in dieſelbe bildete die Thür der dunklen, nur von einem kleinen Flurfenſter erhellten Küche, welche, ſchon an ſich ſehr beſchränkt, zwiſchen dem zweifenſtrigen Vorder- und Hinterzimmer lag und beide Räume verband. Das Mobiliar war gering, überaus einfach und von ſehr verſchiedenem Werth, wie bei allen herabgekommenen Leuten, wo einzelne beſſere Reſte, die ihnen das Unglück etwa gnädigſt ließ, die entſchwundenen Tage verkünden. An der ſchrägen Fenſterwand der Vorderſtube ſtand eine gut erhaltene, große Mahagoni-Commode, auf der ein großer Stellſpiegel ſichtbar war. Zwei kleine Nähtiſchchen, an jedem Fenſter eins, unanſehnlich und voll weiblicher Arbeiten, bezeichneten die Erwerbsquelle von Mutter und Tochter. Die linke Wand füllte ein altes Sopha, mit ſchlechtem, aber ganzem Ueberzug von Meublekattun, davor ein Tiſch, deſſen gehäkelte weiße Decke ſein Alter verbarg, dann ein Kleiderſchrank und eine Mahagoni-Chiffonnière, auf welcher ein porzellanenes Körbchen ſtand, aus dem eine Menge weißer, blaß- und dunkelrother Papierroſen quoll, die der Natur täuſchend nachgeahmt waren. Die Ecke der gegenüberliegenden Wand nahm der alte Ofen ein, daneben ſtand ein großer Zuſchneidetiſch, dann ein Glasſchrank, durch deſſen Scheiben man allerdings keine Werthſtücke von Silber, aber eine Menge guten, zierlichen Geſchirres und einige Nippes und kleine Andenken gewahrte, wie ſie wohl die ärmſte Frau zu erlangen Gelegenheit hat. Hinter dem Zuſchneidetiſch, dicht an der Wand, lehnte eine hohe, aber ſchmale und flache Kiſte, die ein Bild zu enthalten ſchien.

Das kleinere, hintere Zimmer war Schlafcabinet. Rechts an der Wand ſtanden die beiden blüthenweißen Betten von Mutter und Tochter, getrennt durch ein kleines Putztiſchchen, auf welchem Toilettengegenſtände befindlich waren, drüben an der Wand hing ein Spiegel in ſchmalem Goldrahmen.

An der Wand hing des Oelbildchen, welches Blöhmer einſt von Karl gekauft. An den Fenſtern, die auf Garten und Hof gingen, boten zwei Korblehnſtühle freundliche Raſt, und eine alte Commode befand ſich am Fenſterpfeiler. Die den Betten gegenüberliegende Wand endlich füllten ein großer birkener Kleiderſchrank, einige Koffer, Kiſtchen und Cartons.

Gewiß, die Aermlichkeit war ſehr groß, aber ſie wurde geweiht, ja rührend durch die Sauberkeit, den Geſchmack, welcher überall die gebildete Frauenhand verrieth und die ſelbſt dem Unſcheinbaren, Geringen einen Reiz zu geben wußte. Das Vorderzimmer ſchmückten indeß noch drei vorzügliche Kupferſtiche von Meiſter Altheim's, des Nachbars, Hand.

In hübſche Goldrahmen gefaßt, paradirten ſie auch außerordentlich und verliehen dem Ganzen eine Nettigkeit, ja eine Art geiſtiger Nobleſſe, die doppelt beklagen ließ, daß ſolcher Kunſtſinn ſo ſehr alles Behagen des Wohlſtands entbehren müſſe!

Hatten dieſe zwanzig Jahre, welche Pumpel innerlich und äußerlich ſo zu verändern ſchienen, Irenen, das eigenwillige, verwöhnte Kind des reichen Föhrenbach, das ſchöne, ſtolze, von Kunſtenthuſiasmus, Romantik und geiſtiger Kraft erfüllte Mädchen, welches der Nobleſſe wie der Bewunderung ihrer Umgebungen ſo gewöhnt geweſen, eine gleich große Wandlung erleiden laſſen, wie ihn?

Daß ſie ſolche erlitten, als ſie Arthur Blöhmer ihr Jawort gegeben, wiſſen wir wohl, und wie grell, wie entgegengeſetzt ihre jetzige Lage von der früheren war, das klagt uns die kleine Dachwohnung genugſam mit den ſchwachen Reſten irdiſcher Habe, ach, lehrt die überall aufgehäufte Arbeit, welche um des täglichen Brotes willen vom Grauen des Tages bis zum Sinken der Sonne raſtlos geübt wird.

Die Fama von Rhodenfließ hatte im weſentlichen Theil ihrer Gerüchte wenigſtens recht, wie überhaupt kein öffentliches Geſchwätz ſo gut oder ſchlecht iſt, daß es nicht einen Funken Wahrheit wenigſtens enthalte.

Irene war nach einer ſiebenjährigen Ehe von Arthur getrennt worden. Der Leichtſinnige und Gewiſſenloſe hatte ſie und ihr Kind unter Beraubung ihres letzten väterlichen Erbes verlaſſen und, wie Lariſch richtig geſagt, ihr gewiſſenloſer Bruder ſich ſeit Jahren von ihr abgewendet. Dieſe Summe entſetzlicher Unglücksfälle zwangen die Tochter des reichen Mannes, die Perle des Pfauenſchloſſes, mit Handarbeit ſich und Sophien bis dieſe Stunde zu ernähren. Was Wunder, wenn ſie, im Uebermaße des Wehs, am Leben verzweifelnd, den Tod geſucht, das Grab über ihr Elend und ihre Schmach gebreitet hätte! Tauſende enden alljährlich ſo und fliehen das Leben, weil ſie es nimmer zu tragen vermeinen.

Weshalb war ihr der Gedanke des Selbſtmordes nicht beigekommen?

Oder hätte man ſich wundern können, wenn ſie einen andern, den leichteſten Weg, die Tücke des Geſchickes zu bekämpfen, erwählt hätte? Noch heute, mit ſiebenunddreißig Jahren, war ſie vollendet ſchön, von einer Friſche und Ueppigkeit der Formen, einer Macht der Grazie, die ſie mehr als die ältere Schweſter Sophiens erſcheinen ließ, welche ihr ſo unendlich glich. Wenn die vom Wohlleben des elterlichen Hauſes Verwöhnte, welche nie den Ernſt der Arbeit gekannt und das Wort „Lebensnoth“ und „Gelderwerb“ nur von ferne nennen gehört, ſtatt den rauhen Weg der Thränen und Tugend, wie Pumpel den leichten Weg des Sinnengenuſſes und der Selbſtſchändung gewählt hätte, gleich allen jenen Schaaren lachender geputzter Weiber mit funkelndem Blick —, dürfte das ſo unendlich Wunder nehmen? — Aber Selbſtmord wie Selbſtentehrung war Irenen unmöglich!

Dem Weibe, deſſen Seele mit idealen Gefühlen, deſſen Herz von Glauben und Reinheit erfüllt, deſſen Geiſt von der Ahnung des wirklich Göttlichen im Menſchen, des Edlen im Sein durchdrungen iſt, bleibt, wenn das Unglück ihr Alles, Ideale und Reichthum, Glauben an die Menſchen und Hoffnung auf die Zukunft genommen, noch Eins — die Würde.

Dieſe von den Meiſten ſo wenig gekannte, falſch erfaßte ſeltene Tugend der Frauenwürde half ihr ſiegreich über alle Schreckensjahre hinweg, machte, daß ſie nicht bleich und ſiech ſich in weichlichem, thatenloſem Grame verzehrte, ſondern geſund, voll, ſtraff, energiſch blieb, machte, daß ſie ihr Loos ertragen und dann lieben lernte, genügſam, endlich heiter zu werden vermochte. Ein mächtiger Hebel hierzu war ja ihr Kind, das zu ihrer Freude erblühte, fröhlich, ſchalkiſch, klug, gefühlvoll und arbeitſam!

Um ihres Kindes willen lebte ſie, und Sophie vergalt ihr dies mit einer Gegenneigung, die an Vergötterung grenzte.

Sie lebte auch einer andern Urſache willen. — Die ideale Welt hatte ihre Rechte an ſie nicht ganz verloren. Da Blöhmer ſie betrogen und verlaſſen, ſie hinausgeſtoßen ward mit ihrem Kinde, wie Hagar in die Wüſte der mitleidarmen Menſchenwelt, hatte die Noth ſie zur Arbeit, zur Praxis des Lebens gezwungen, auf den zwar bittern, aber ſoliden Boden der Wirklichkeit geführt, aus der abſtracten Schwärmerin eine Frau von ſehr concreten Anſichten, Handlungen und Begriffen gemacht. Sie hatte Arthur nie geliebt, das empfand ſie bald genug, und daß ſie ihm ihr Jawort gegeben, ſich von den Ihren hatte beſchleichen, in Verhältniſſe zwängen laſſen, die ihr täglich unnatürlicher wurden, bereute ſie nun tief. Noch tiefer ſchmerzte ſie's, daß ſie Karl ſo ſchnöde abgewieſen, ein Herz — das einzige, welches ihr mit wahrem Fanatismus angehört, ſo ſchmählich behandelt. Sie fühlte, daß ſein Weſen, ſein Geiſt, ſein Talent, die ganze Art ſeines Fühlens die eines Mannes geweſen, an deſſen Seite ſie unendlich glücklich, zufrieden und geehrt hätte durch's Leben wandeln können, mit welchem zu ſorgen, ja zu darben ein Kinderſpiel geweſen wäre gegen die Tage und Nächte voll Weh und Entſagung, die ſie durchlebt. Mochte ſie bei ihm ſonſt nichts gefunden haben, als heiße Liebe und den idealen Zweck ſeines Berufs, tauſendmal reicher wäre ſie geweſen, als ſo. Indeß ſie die Erinnerung an den erbärmlichen, nie geliebten Gatten tief in's Meer des Vergeſſens warf, ſtieg ihr die kleine, ſonderbar plumpe Geſtalt des Malers, des Silen von der Terraſſe, immer leibhaftiger empor. Aus allen Gefahren hatte ſie ſein Album, die beiden Bleiſtiftſkizzen von ihrem ominöſen Geburtstage her, das Bildchen, welches Blöhmer von Karl gekauft und ihr am Geburtstage geſchenkt, endlich noch das unvollendete Bild des Pfauenſchloſſes gerettet, und wie ſie oft und heimlich die Züge jenes Silen anblickte, über die Tragik des Ganzen ſtille Thränen vergoß, begann ſie den unſchönen Kopf des Waldgottes je länger deſto mehr zu lieben und ſeine ſtummen Räthſel zu verſtehen.

Schon aus Klugheit freundlich mit Jedermann im Hauſe, hatte ſie ſich früher vorſichtiger Weiſe von jeder näheren Berührung Anderer fern gehalten, die beiden Lariſch ausgenommen, deren Gewalt, üble Eigenſchaften und ſchwache Seiten ſie bald einſehen und zu ihrem Vortheil benutzen lernte. So wohnte ſie neben Altheims Jahre hindurch, ohne mehr zu thun, als ſie höflich zu grüßen oder über die Kinder, wenn ſie denſelben begegnete, ihre Freude zu haben.

Die Krankheit der Frau des Kupferſtechers brachte ſie aber mit der Familie in nähere Berührung. Sie tröſtete, half, beaufſichtigte mit Sophien die Kinder, kurz leiſtete, was Nächſtenliebe und Mitleid bei beſchränkten Mitteln eben kann.

Altheim, ſelbſt mittellos, und zartſinnig genug, Irenens Bildung vollſtändig zu würdigen, wußte ihr dagegen keine paſſendere Anerkennung zu beweiſen, als daß er ihr eines Tages drei Kupferſtiche, Werke ſeines Stichels, herüberſchickte.

Als Irene ſie aufrollte, erſchrak ſie ſo furchtbar, daß ſie die Blätter fallen ließ. — Weshalb?! — In dem einen, „das Zigeunerlager“, erkannte ſie ein Landſchaftsmotiv des Pfauenſchloſſes, in dem zweiten das ausgeführte Motiv des kleinen Gemäldes von Blöhmer. Am Rande ſtand das Facſimile Karl Pumpel's, des Silen, des Raphaels von Rhodenfließ, das Zeichen des Pfropfenziehers! Sie hatte große Noth, Sophien, die damals ſchon zwölf Jahre alt war, etwas vorzureden, um ihr abſonderliches Benehmen zu erklären.

Als ſie Altheim dankte, fragte ſie: „Aber verzeihen Sie mir, die ich von künſtleriſchen Dingen wenig verſtehe, welcher Meiſter hat die Originale gemacht?“

„Ach, Sie kennen ihn nicht? Haben Sie noch keins ſeiner Gemälde bei Seſſa oder in der königlichen Gallerie geſehen?“

„Wie ſollte ich ſolche Dinge ſehen? Sie wiſſen wohl ſelbſt, daß ich höchſtens mit Sophien aus dem Hauſe komme, wenn ich Einkäufe machen oder Arbeiten abliefern muß; kaum langt's auf einen Spaziergang.“

„Freilich, freilich, das hatte ich vergeſſen, und mein arme Frau raubt ihnen auch noch Zeit. Nun, die Originale hat der große Bohrer, der erſte deutſche Landſchafts- und Genremaler der Gegenwart, gemalt! Das erſte Blatt, was Sie haben, iſt ſeine berühmte „Waldwieſe“. Ich mußte damals nach Paris, vor faſt neunzehn Jahren war's, um es für Seſſa zu ſtechen. Das andere iſt das „Zigeunerlager“, eine herrliche Compoſition, das dritte, „der Orkan um Mittag“, das Gewaltigſte aber, was man erſinnen kann.“

„Und er iſt,“ und die Stimme brach ihr faſt, „ſo hoch geehrt, ſo überall bewundert?!“

„Unzweifelhaft! Alle Welt iſt ja voll von ihm. Ich gäbe ein Jahr meines Lebens darum, den großen Mann einmal zu ſehen, oder zu ſprechen.“

„Haben Sie ihn denn niemals ſehen können, Sie, der ſeine Werke nachahmt?“

„Nie! — Außer Seſſa, dem Kunſthändler, kennt ihn gar Niemand. Er ſoll ein ſehr wunderlicher, menſchenſcheuer Kauz ſein. Aber in der Reſidenz ſitzt er, denn er hat noch jedesmal vor dem Druck meine Platte angeſehen und mir durch Seſſa ſeine Correcturen und Bemerkungen zugehen laſſen!“

„Ich — ich danke Ihnen herzlich für die Auskunft. Dieſe Blätter erhalten für mich einen doppelten Werth!“

Karl war nicht untergegangen, war jener große Künſtler geworden, den ſie einſt in ihm geahnt, war reich und allgeehrt! — Aber einſam iſt er auch, menſchenfeindlich, von Niemand gekannt, aller Ehre, allem Ruhm unzugänglich, das Leben, die Menſchen verachtend, und nur der einen Göttin lebend, der Kunſt!

Das war der Gedanke, welcher Irenens ganze Seele durchzitterte, als ſie allein war. Sie faltete die Blätter auseinander und ſuchte ihren geheimen Sinn zu enträthſeln.

Welche Stille, welche ſelige Melancholie lag auf dem Abenddämmern der Waldwieſe, die, gleich den Gefilden der Seligen, in traumhafter Ruhe, umgeben von tiefem Waldesdunkel, ſich breitete. Wie wüſt und entſetzlich dagegen „der

Orkan in der Thalſchlucht", in welchem alle Leidenſchaften entfeſſelter Naturgewalt zuſammengefegt ſchienen, geballt um — jenen einſamen Wanderer, der ſeinen Pfad unter Blitz und Donner, brechenden Zacken und wirbelndem Winde trotzig empor zur Höhe nahm!

„Armer, ſo haſt auch Du Deinen Weg genommen!"

Wie ſie aber einen Blick auf das „Zigeunerlager" warf, da ſchrie ſie auf. Das war das Unterholz am Wege nach Pfauendorf, belebt von zerlumpten Geſtalten; über die Büſche her ragten die Thürme des Pfauenſchloſſes! — Sie verſtand den Künſtler nur zu wohl.

„Das vornehmſte Mädchen kann nie wiſſen, ob ſie nicht einſt eine vergeſſene Bettlerin ſein wird, und in dem Manne, den ſie verſchmähte, der Genius eines großen Menſchen ſchläft!"

Das hatte Jochmus einſt geſagt! Es war eine allzu richtige Prophezeiung.

Fortan prangten die Stiche in ihrer Stube. — „Vergangen, doch unvergeſſen!"

Sie lernte ihr Loos als ein ſehr gerechtes, ganz verdientes anſehen, und wenn ſie die Zukunft auch freundlicher, ihres Kindes wegen, wünſchte, ſo erkannte ihr freierer Blick auch, daß gerade eine Jugend voll Entbehrung, Arbeit und Mühe ihrer Tochter die Feſtigkeit, Anſpruchsloſigkeit und jene Eigenſchaften verleihen werde, deren Beſitz ihr ſelbſt wahrſcheinlich Unglück und Weh erſpart hätte. Ihre eigenen trüben Erfahrungen der Tochter als Warnung vorzuhalten, hatte ſie bisher immer verſchoben. Daß Sophie ebenſo nach ihrem Herzen und Sinne war, die luxuriöſen Genüſſe nicht kannte, ſie alſo nicht entbehrte, und doch poetiſchen Sinn für das Schöne und Herrliche, eine fröhlich ſorgloſe Naivetät inmitten aller Einſchränkungen beſaß, erfüllte Irenen mit hoher Freude, jener beruhigenden Hoffnung, Sophie werde muthiger noch allen Prüfungen trotzen, als ſie, und vielleicht ein ſchöneres Loos erringen.

Das Einzige, was ſie wünſchte, war, Karl nie zu begegnen, und ihr günſtig Geſchick hatte ſie, zu ihrer Beruhigung, um ſo leichter bisher davor bewahrt, als ihre Berührungen mit dem öffentlichen Leben nur ſehr gering und von kurzer Dauer waren.

So ſtanden die Dinge, als am bewußten ereignißvollen Tage, zwiſchen acht und neun Uhr Abends, der Markthelfer des Kaufmanns auf einem zweirädrigen Handkarren eine Kiſte aus Magdeburg an Frau Irene Blöhmer vor Nr. 68 ablud.

„Immer rein hier damit, 's iſt ganz richtig!“ lachte Lariſch vergnügt. „Sapperment, der hat's eilig, Mutter, was?“

„Das ſag' ich ja!“ erwiderte Malchen. „Pack' nur ein bischen mit an, Lariſch, daß auf den Treppen nichts zu Schaden kommt, ich lauf' raſch voraus und will die Freudenpoſt melden!“

„Aber verſchnapp' Dich nicht, hörſt Du?“

„Ach, wo werd' ich denn, Lariſch!“ Damit keuchte ſie, vor ſich hingrinſend, zum dritten Stock empor, und von dem Gedanken erfüllt, was wohl die Kiſte enthalten könne und inwieweit ſich die Geneigtheit der Frau Blöhmer bei dem zu erzielenden Antheil erſtrecken werde, ſo daß ſie nicht achtete, wie in der Hitze die Haube ſich verſchob und ſomit ganz verwogen ſchief ſaß, ſie den Kamm aus ihrem Neſt verlor und ihr einziger graumelirter Zopf ihr wie ein Rattenſchwänzlein über die Schulter hing.

Mutter und Tochter, die ſicher nicht die leiſeſte Ahnung hatten, daß ihr Name in ſo vieler Leute Munde ſei, ſie ſelber aber der Mittelpunkt einer zwiefachen Intrigue, die Urſache ſo vieler Kämpfe und Erregungen dieſes Tages, ſaßen im Vorderzimmer friedlich beim Abendbrot, das in Milch, Weißbrot und Butter beſtand, wozu ſich noch ein Reſt des Kuchens vom Kaffee geſellte, und ſannen, überglücklich, eine Miethserſparniß von jährlich zwanzig Thalern gemacht zu haben, darauf, wie ſie dies Geld fortan weglegen und was für Bedürfniſſe ſie damit beſtreiten wollten.

Wie ſich eben zwiſchen ihnen ein komiſcher Streit erhob, wem von ihnen die profitirten fünf Thaler des nächſten

Quartals zu Gute kommen, ob dafür die Mutter der Tochter ein Kleid, oder die Tochter der Mutter ein Herbſttuch kaufen ſolle, pochte es plötzlich an die Küchenthür, und nachdem Sophie geöffnet, erſchien das ganz aus aller Form gekommene Malchen auf der Schwelle.

„Frau Blöhmern, Sophiechen, wiſſen Sie, was ich bringe? Was los is? Was eben ankommt?“

„Aber, mein Gott, Frau Lariſch, Sie erſchrecken uns ja ordentlich!“ ſagte Sophie.

„Was iſt denn geſchehen, Liebe? Was kann angekommen ſein, das uns angeht?“

„Was, — na, — na, 'ne große, ſchwere Kiſte aus Magdeburg, is los! Sehn Sie doch, hören Sie doch! Mein Mann und der Knecht, der ſie bringt, ſind mit dem Unthier gleich oben!“

„Aus Magdeburg? Von meinem Bruder?“ Malchen und Sophie eilten freudig an die offene Thür und horchten.

„Das iſt unmöglich, Frau Lariſch! — Aus Magdeburg? — Das iſt gar nicht denkbar! — Wenn das nur nicht ein Verſehen iſt!“ ſagte Irene, verfärbt und tonlos, indem ſie ſich erhob.

„Nee, nee, 's iſt gar kein Verſehen, ſag' ich Ihnen! Das wäre mir ja ſchön! — Hören Sie denn nicht, Frauchen?“

„Gewiß, Mama, es iſt wirklich eine Kiſte, ſieh nur, ſieh!“ — kam Sophie zurück.

„Wahrhaftig!“ ſagte Irene erſtaunt. — „Ich kann aber nicht begreifen!“ und trat mit Malchen in die Küche.

„Hihi, Lariſch, ſie kann noch immer nicht begreifen! Nur ganz 'rein damit, ſo! Stoßt mir de Thürpfoſten nich entzwei! — Da, da is der Gottesſegen, was ſagen Sie nu?“

Die Kiſte, ziemlich groß und nicht ganz leicht, ward von den Männern eben in die Küche geſetzt.

„Das Alles ſoll an mich?“

„Wenn Sie Madame Blöhmer, geborene Föhrenbach, ſind,“ ſagte der Markthelfer, „dann ja. Hier iſt die

Adreſſe. Aus Magdeburg kommt ſie. Wir haben Sie heute Morgen mit anderen Sachen vom Bahnhofe gekriegt."

„Lariſch, ſchnell, renn' 'runter! Hol's Beil und die Zange, wir müſſen doch ſehen, was drin iſt!"

„Na ja, gleich, gleich!" Und damit eilte, zwar von gehabter Anſtrengung ſeufzend, aber nichtsdeſtoweniger eben ſo neugierig wie ſeine Ehegenoſſin, Lariſch hinab, das Verlangte zu holen.

„Die Adreſſe iſt richtig. — Das iſt aber doch ſonderbar!" und Irene ſchüttelte das Haupt. — „Nun, ſo muß ich es wohl annehmen."

„Na; wo werden Sie es nich annehmen? Annehmen muß man immer, das is keine Sünde!" tröſtete Malchen.

Frau Blöhmer griff in die Taſche und langte ein Trinkgeld heraus, das ſie dem Markthelfer gab, der es dankend einſteckte und nach einem ziemlich neugierigen Blick ringsum die Wohnung verließ.

„Sieh, Mama," und Sophie ſchlang ihren Arm um die Taille der Mutter und legte das Köpfchen an deren Schulter, „ſo hat ihn doch Dein Loos bewegt, und nachdem Du genug geſchrieben und gehofft, kommt jetzt, wo wir gar nichts mehr erwartet, dieſe unerwartete Freude!"

„Das eben, Herz, macht mich ſo ſtutzig! Mein Bruder Alwin hat nie Herz beſeſſen, hat an mir das ſchwerſte Unrecht begangen, daß — Du erfährſt ſo etwas Trübes noch zeitig genug, kurz, daß er uns in der Noth unbeachtet ließ, meinen Bitten, die ſehr, das weiß Gott, ſehr gerecht waren, Stillſchweigen entgegenſetzte, es hat mich geſchmerzt, erbittert, aber befremdet, wie dieſe plötzliche Zuvorkommenheit, nicht. Sie iſt mir viel unverſtändlicher als ſein Schweigen."

„Ach, was das für 'n Gerede is, Madam Blöhmer. Ihr Bruder mag 'n Geizkragen ſein, is dickfellig geweſen, na ja! Aber warum kann ihm nicht 'mal 's Gewiſſen geſchlagen haben, daß er ſich beſonnen hat. Solche Fälle hat's viele! Da is de dicke Schlächterfrau um der Ecke, die hat ihren leiblichen Sohn verſtoßen! — Wird die Frau krank, und wie ſie faſt am Abfahren is, geſchwind läßt ſie 'n wiederkommen. Vor Freude is ſie geſund geworden, — ſo ſteht's! Alſo ſo 'was, Frau Blöhmer, is ſchon möglich!"

Eben trat Lariſch, mit Beil, Zange und Brecheiſen bewaffnet, in die Küche.

„Ich will's zur Ehre der Menſchheit glauben. Ein Brief wird uns das Nähere wohl aufklären."

„Na, natürlich! Alſo drüber her, Alter!" Und Malchen, ihrem Lariſch das Brecheiſen abnehmend, machte ſich mit ihm an das Geſchäft, den Deckel von der Kiſte zu entfernen.

Irene ſtand, auf Sophien geſtützt, dabei, den Geſchäftigen mit geſpannter Erwartung zuſchauend.

„Der Deckel is ab," ſagte Lariſch. „Da, da iſt 'n Brief!" Er reichte ihn Irene, indeß Malchen vorſichtig das Stroh und Heu zur Seite bog und über den Rand der Kiſte ſtreifte, um das Innere klarzulegen.

Irene betrachtete die Aufſchrift des Briefes.

„Ob das Alwin's Hand iſt? — Möglich, ich habe ſeine Schrift ſeit Deiner Geburt nicht mehr geſehen."

Sie erbrach das Couvert und zog ein dickes innenliegendes Papier heraus, das Couvert Sophien gebend. Als ſie das Papier entfaltete, hielt ſie eine Menge Banknoten in der Hand, das Papier ſelbſt war leer.

„Geld?! So — ſo viel Geld, Kind? Und — nicht eine Zeile?!"

„O doch, Mamachen, er hat vielleicht in der Eile nicht mehr ſchreiben können," ſagte leuchtenden Auges Sophie, ihr die Rückſeite des Couverts hinhaltend. „Blicke nur genau hin, hier in der Ecke ſteht, — es iſt etwas dunkel hier, — „Herzlichen Gruß! Nächſtens mehr! In Eile!""

Irene trat an die hellere, vom Flurfenſter erleuchtete Stelle der Küche.

Es waren Fünfundzwanzigthaler-Banknoten, und wie ſie dieſelben in höchſter Bewegung ungefähr durchzählte, mußten es drei- bis vierhundert Thaler ſein, die ſie da in der Hand hielt.

Ihre Augen füllten ſich mit Thränen.

„Großer Gott! Mir ſo — ſo viel!“ und ſie begann zu ſchluchzen. „Nachdem ich ſo gedarbt, ſo elend geweſen, wendet ſich ſein hartes Herz! Nein, Sophie, das iſt kein Geſchenk mehr, es iſt eine Wiedererſtattung. Er will gut machen, was er — o, ich verzeih' ihm ja Alles, Alles!“

Sie preßte ihr freudeglühendes und doch wehmüthig zuckendes Geſicht auf den Nacken der Tochter, und beide Frauen weinten Thränen des Schmerzes und der Seligkeit.

Das Ehegeſpons Lariſch hatte im erſten Erſtaunen über die reiche Geldſpende ſeine weiteren Unterſuchungen eingeſtellt, dann aber, als Kopf an Kopf die Beiden weinten, ſich wonneglühend küßten, wechſelten Jene untereinander raſch geheime Zeichen des Einverſtändniſſes, welche hinlänglich waren, ſich über das auszutauſchen, was ſie ſich wegen des eigentlichen Urhebers der Geſchenke für Gedanken machten.

Aber um ſich nicht zu verrathen und hinter den weiteren Inhalt der Kiſte zu kommen, begannen ſie dieſelbe auszukramen und aufzupflanzen. Da waren: ein Hut Zucker, Thee, Wein, Delikateſſen, Parfüms, Chocolade, koſtbare Gewürze, Weſtphäliſcher Schinken, Salami, Arak, kurz, eine förmliche Ausſtattung alles deſſen, was einer Hausfrau an Vorräthen nur irgend nützlich und angenehm ſein, ja ſelbſt bei bemittelteren Bürgersleuten für ein bedeutender Luxus gelten konnte.

„Nein, nein, Sophie — Frau Lariſch — das iſt zu — zu viel! Ich kann ja das Alles gar nicht allein verbrauchen!“ rief Irene in grenzenloſem Erſtaunen.

„Wahrhaftig!“ ſagte Malchen feierlich, „es iſt zu viel, das können Sie gar nicht allein gebrauchen!“

„Nein, allein können Sie's gar nicht verbrauchen!“ echote Lariſch.

Irene und Sophie konnten ſich nicht enthalten, darüber in ein herzliches Gelächter auszubrechen.

„O, gewiß nicht, Herzens-Lariſchchen, das wollen wir auch nicht!“ lächelte ſelig und heiter Irene, „Sie ſollen gewiß Ihr Theil haben. Sie waren es ja auch, die uns Armen oft genug die zwölf Jahre hindurch geholfen, uns heute noch von einer großen Sorge befreit haben!“

„Und Altheims, nicht wahr, Mamachen, die armen geprüften Altheims können auch ein bischen bekommen?“ jauchzte Sophie.

„Die ganz zuerſt, Liebchen, ſie zuerſt!“ ſagte die Mutter.

„Donnerſtag und Freitag, Malchen,“ rief Lariſch, und die Mütze ſaß ihm ganz verwegen auf einem Ohr, „nun wird's hübſch in der Nr. 68!“

„Und Sie ſollen ſehen, Frau Blöhmer, er bereut, er kriecht ganz wieder zu Kreuze, er ſchickt mehr, immer mehr! Endlich kommt er gar ſelber!“

„Mein Bruder Alwin? — Ach, Frau Lariſch, wenn ich das glauben könnte, und — nein, nein, das ſind zu — zu thörichte Gedanken!“

„Ach was! Natürlich!“ und Lariſch warf Malchen einen ängſtlichen Blick zu. „Wer kann denn ſo 'was wiſſen! Das is ja leere Rederei. Da, pack' an, Alte, laß uns lieber die ſchöne Gottesgabe in die Stube bringen und 'n bischen ſehen, was wir haben, und 'n bischen probiren, wie Alles is!“

„Ja, ja, ſüße Mama, dann tragen wir Altheims geſchwind noch etwas hinüber!“

Und das Häuſchen fröhlicher Menſchen ſchleppte und räumte mit einer Betriebſamkeit in's Vorderzimmer, die ein beneidenswerther Anblick für den abweſenden Geber geweſen wäre.

Irene, dieſe Sorge zumeiſt den Anderen überlaſſend, brachte ihr Geld in Sicherheit und zählte es nun in Ruhe durch. Sogar Fünfhundert Thaler waren das Reſultat ihrer Forſchung.

Um den Zuſchneidetiſch gruppirt, den man in die Mitte gerückt, theilte Irene mit Sophien von ihren duftenden, lockenden Vorräthen den heißhungrigen Ehegatten reichlich mit, legte für Altheims davon zurück, womit, da es ſpät war, man morgen früh die Kranke überraſchen wollte, und koſtete von den verſchiedenen lockenden Dingen.

Spät und nicht ohne daß Lariſch von einigen Araks de Goa ein wenig vulkaniſirt worden und Malchens Toilette noch deſolater ſchien, zogen Beide unter einem fröhlichen „Gute Nacht“ von Mutter und Tochter ab, ihren Antheil ſchmunzelnd in Sicherheit bringend.

„De reine Goldgrube, Malchen! Blöhmers ſind de reine Goldgrube!“ lallte unten Lariſch überfroh.

„Na ja, ja, Lariſchchen, aber heute rede nur kein Wort mehr, Du haſt 'n ſchmählichen Haarbeutel!“ —

Wohl nie hatten zwei Herzen heißere Dankgebete zu den Sternen entſandt, wie heute Mutter und Tochter.

„Welche Ausſichten, welche Hoffnungen, wenn wirklich Alwin bereut, wenn er mir das Alles, was ſein Eigennutz meinem Unverſtande und Blöhmer's Leichtſinn entriſſen, wieder erſtattet!“ flüſterte es in Irene, als ſie ihr Lager ſuchte. — „Welche Zukunft könnte ich meiner Tochter bereiten, wie wollte ich aufleben in neuem Glück, neuer Seligkeit! —

„Neues Glück? — Neue Seligkeit? — — O, Eins — Eins bleibt doch unerreichbar verloren: das ſüße Glück — bei *ihm*! — Reich und einſam, berühmt und liebeleer, ein Held der Ideale, ein Bettler in Wirklichkeit! Armer Karl! — O würd' ich wieder, was ich geweſen, reich, geehrt, ich — ich — ja, ich wollte Dir begegnen, wollte Dich aufſuchen und finden, um Dir thränenden Auges die Hand zu drücken und wenigſtens zu ſagen: Weine nicht mehr, ich leide mit Dir! Denn ich fühle, daß ich Dich liebe — ewig lieben müßte, würde ich noch einmal jung!“

Und vor ſich ſelbſt erröthend, preßte Irene das Haupt zitternd in die Kiſſen! — — *Vergangen, doch unvergeſſen*!! — —

Dreizehntes Capitel.

Ein Junggeſell mit Familie.

Auf einem alten Concil ſtellte einmal ein Scholiaſt die impertinente Behauptung auf: die Frauen hätten keine Seele! — Auch die Alten hielten das weibliche Geſchlecht für eine niederere Gattung von Menſchen, kaum höher zu achten denn Sklaven, und noch heute glauben die Mohamedaner, daß ihre Weiber nicht in's Paradies Allah's kämen.

So empörend das auch erſcheint, ſo viel Vernunftloſes darin ſtecken mag, iſt's doch pſychologiſch genügend zu erklären. Bewußt oder unbewußt hat ſich von jeher der Mann für den Herrn der Schöpfung angeſehen! Nicht allein ſeine größere phyſiſche Kraft, ſein höherer Schöpfungs- und Zeugungstrieb, auch ſeine größere Intelligenz und Charakterſtärke ſcheinen ihn dazu zu berechtigen.

Trotzdem empfanden aber ſtets die Männer, dieſe von Gott erwählten Herren der Erde, dieſe Heroen, Könige, Denker und Sänger, daß ſie bei aller dünkelvollen Rednerei, aller Macht, allem Vorzuge doch vom ſchönen Geſchlecht abſcheulich beherrſcht wurden. Ach, ſeit dem Evaapfel iſt das Pantoffelregiment nun einmal eine vollendete politiſche Thatſache!

Wahrſcheinlich entſprang es darum auch aus einem ſehr natürlichen Gefühl des Aergers und der verletzten Eitelkeit des männlichen Geſchlechts, wenn ſie die Frauen für ſeelenlos und eine geringere Gattung, mithin für's Paradies ſchon ganz und gar nicht geeignet hielten, denn wir Starken ſind viel zu große Egoiſten, um nicht unter allen Umſtänden irgend etwas Beſonderes vor denen voraus haben zu wollen, unter deren Scepter wir uns ſeufzend immer wieder beugen müſſen, ja müſſen, wir mögen es nun anſtellen, wie wir Luſt haben.

Es wäre gewiß gar keine üble Idee, eine Geſchichte des Pantoffelregiments zu ſchreiben und hiſtoriſch nachzuweiſen, wie — ach, die Hälfte aller Kriege, Umwälzungen, großer Thaten und noch größerer Dummheiten nur wegen des zarten, des ſchönen, des ſchwachen Geſchlechts unternommen wurden!

Die Liebe iſt ja die Tyrannin aller Lebendigen!

Je mehr die Frauen uns beherrſchen, deſto mehr ſuchen wir dies zu leugnen und ihren Werth herabzuſetzen, um unſer bischen Würde mit Mühe aufrecht zu erhalten. Je emſiger wir indeß Letzteres thun, um ſo ſicherer werden wir aber Pantoffelhelden, die rettungslos nach der Pfeife unſerer Schönen tanzen.

Daß dem ſo iſt, pflegen wir, falls wir in den traurigen Fall gerathen, es einmal nicht verbergen oder leugnen zu können, durch den mitleidigen Grund zu erklären: daß die Schwäche, Hülfloſigkeit und Abhängigkeit der Frauen, welche die ewige Nachſicht, das Mitleiden und die Rückſicht von uns Männern beanſpruchen, eben gerade ihre Macht begründe, ihre Uebermacht alſo nur Ausfluß ihrer Schwäche, unſere Nachſicht und Unterordnung aber eben Gefühl unſerer Stärke ſei.

Sonderbarer Weiſe, ſo weit verbreitet dieſe Anſicht iſt, iſt ſie doch thatſächlich die falſcheſte von der Welt, denn es ſteht durch die Erfahrung feſt, daß gerade die ſchwächſten, hülfloſeſten Weiber uns am wenigſten beherrſchen, aber ſtarke Frauennaturen, ja außergewöhnliche Repräſentanten der Nachfolgerinnen Eva's, die außerordentlichſte Gewalt im Guten wie Böſen geübt, die unterjochte Männerwelt ſtets zu den allergrößten Narrheiten verleitet haben. Der andere Grund, daß die Schönheit allmächtig ſei und wir durch den Reiz der Frauenſchönheit, durch das Geſchlechtliche unterjocht würden, hat dagegen viel mehr für ſich, mindeſtens die Wahrheit, aber enthält noch nicht die ganze Summe derſelben, nicht die Hauptwaffe, vermöge deren die Frauen uns beherrſchen!

Denke man ſich das ſchönſte Weib der Erde, aber kalt, phlegmatiſch, ungeſprächig, lethargiſch. — Sie mag auf den erſten Augenblick durch ihre Schönheit reizen, aber nur auf kurze Zeit. Wer ſie beſitzt, dem wird ſie langweilig. Sei ſie auch eine Venus, eben dem — Meerſchaum entſtiegen, ſie wird in der erſten Woche vielleicht angebetet, für's übrige Leben aber mit hochachtungsvollſter Gleichgültigkeit oder gar rückſichtsloſer Kälte behandelt werden. Im Hauſe neben ihr kann jedoch ein ganz häßliches, unſcheinbares Ding von Frau wohnen, die trotzdem ihren Eheſponſen ſo auf Kandare und Trenſe regiert, daß es ein wahres Vergnügen iſt.

So muß denn zu der Schönheit und dem geſchlechtlichen Einfluß wohl noch etwas Anderes kommen, was die Gewalt der Frauen erſt vollendet, ſichert, verewigt, ihnen den Reiz ewiger Neuheit in den Augen des Mannes giebt und ihn zur Beſtändigkeit zwingt, denn — ehrlich geſagt, wir Männer ſind von Natur aus ein recht treuloſes Geſindel. Dieſe andere höchſte Gewalt der Frauen über uns iſt die Leidenſchaftlichkeit!

Nicht daß wir etwa weniger Leidenſchaften in unſerer Seele hätten, oder dieſelben durchweg ſchwächer wären, gewiß nicht, aber die Leidenſchaftlichkeit, nämlich die Fähigkeit, raſch in irgend eine Leidenſchaft zu gerathen, die Beweglichkeit und Metamorphoſe der Gefühle haben ſie vor uns in unendlichem Grade voraus.

Wie der Körper des Weibes viel blutreicher, ihre Nerventhätigkeit nach dieſer Seite hin, ihr Empfinden, Wahrnehmen ungleich ausgebildeter iſt als das unſere, ſo ſind auch die Temperamente in der Frau viel höher potenzirt, und da die Temperamente die Baſen aller Leidenſchaften ſind, haben unſere Schönen auch ein viel gewaltigeres Vermögen der Leidenſchaftlichkeit. Gewiß ſind unſere Leidenſchaften, ſobald ſie eben herrſchend werden, nicht um einen Gran geringer, obwohl Haß und Liebe in einem Weibe viel intenſiver auftreten können. Unſere Leidenſchaften ſind ſchon deshalb nicht minder ſtark, weil wir eben ſo laſterhaft wie das Weib, ja es ſtetiger zu ſein vermögen. Unſere Leidenſchaft wird aber nicht ſo leicht geweckt, weil wir im Allgemeinen nicht ſo leidenſchaftlich ſind. Unſere vorwaltende Verſtandesthätigkeit hält ſie nieder, aber beſchönigt ſie auch, ſucht für unſer Laſter ſophiſtiſche Gründe, für unſere Ausbrüche moraliſche Entſchuldigungen. Dazu läßt ſich das Weib weder die Zeit, noch kann ſie ſo meiſterlich reflectiren, am wenigſten ihr Gefühl durch den Verſtand unterdrücken. Unſere Leidenſchaften ſind ſchurkiſcher, weil ſie vom caſuiſtiſchen Hirn gerechtfertigt werden, die der Frauen nackter, wilder, weil ſie die Vernunft verlachen.

Iſt die Leidenſchaft in uns Männern aber ſchon eine ſolche Macht, daß ſie den eigenen Verſtand unterjocht, zum moraliſchen Aushängeſchild, zur Magd unſerer Lüſte mißbraucht, ſoll dann die Leidenſchaftlichkeit unſerer Frauen, welche unſere eigene Leidenſchaft weckt und ſie mit dem Reize der Schönheit, der Gluth geſchlechtlicher Adhäſionskraft beſchönigt, uns nicht vollends ganz und gar den Scepter des Manneſtolzes, die Krone des Erdenkönigthums entwinden, uns unter die Macht des Pantoffels ohne Erbarmen bringen?

Mache doch Einer gegen dieſe zürnenden exaltirten Geſchöpfe mit blitzenden Augen, pochendem Buſen und einer Redſeligkeit, welche den Cicero in die Pfanne hauen würde, mit ſeinem ruhigen, klaren Verſtande etwas! Probire man es doch, durch Kälte und Geiſt ſeine höchſt erregte Theure zu beherrſchen! Unſinn, ſie findet bald genug die Fuge im Panzer Eurer Würde, Logik und Klarheit, wo Ihr zuſammenzuckt, wo das Töpſchen bei Euch überrinnt und Euch aus allen Fugen die Leidenſchaft aus der Haut bringt. Dann macht Ihr Männer Unſinn, blamirt Euch, werdet angeſteckt, confus, unzurechnungsfähig und müßt Euch auf's Bitten, Zureden, auf alle die kleinen verdammten Kniffe legen, die ein demüthiger Sklave gegen den Herrn, ein Schranze gegen den Fürſten anwendet! Ihr ſchmeichelt wie die Hunde, Ihr thut der Süßen allen Willen, nur — ſoll ſie ſtill ſein, ſoll wieder lächeln.

O Ihr Narren, die Ihr es noch leugnen wollt, wir Alle, Alle, Alle — waren, ſind und werden ſein von Gottes Gnaden Pantoffelhelden, denn das iſt eben unſere verdammte Schuldigkeit! —

Da ich ehrlich genug bin, zu geſtehen, daß dieſe ganze Betrachtung nur aus einem der äſthetiſchen Werke unſeres guten Profeſſors Dr. Kröpfer nach literariſcher Redeweiſe „entlehnt“ iſt (unter Anwendung einer populären Faſſung natürlich), ſo iſt auch anzunehmen, daß Kröpfer die eben ausgeſprochenen tiefen Wahrheiten nicht blos den claſſiſchen Alten, nicht Neueren, ſondern dem Umgange ſeiner theuren Eliſe, geborenen Bitterlich zu verdanken gehabt, und daher eigentlich auch nur wie Unſereins als gewöhnlicher Autodidakt gelten könnte, obwohl er ein außerordentlicher Profeſſor, extraordinarius legens, war. Er ließ ſich auch das Colleg mit fünf Thalern pro Semeſter zahlen, obwohl er gar viele Sentenzen ſeiner Aeſthetik, Ethik und namentlich der Phänomenologie des Geiſtes lehrte, welche ihm erſt — ſeine Eliſe in einem einundzwanzigjährigen Ehe-Semeſter klar gemacht hatte. Ein Profeſſor wird das natürlich nie Wort haben, nur höchſtens ein Autochthone, dem man ohnehin nur ſolche unphilologiſche Quellen zutraut.

Jedenfalls aber hatte Kröpfer vor der Ehe kein ſonderlich geſcheidtes Buch geſchrieben, und erſt unter Hymen's Auſpicien einen ſo äſthetiſchen Flug genommen, daß er vom gemeinen Oberlehrer zu St. Urſula von Rhodenfließ (ein Loch, das nicht einmal auf der Landkarte ſteht) bis auf den rhetoriſchen Fauteuil der Außerordentlichkeit in den Hörſälen der reſidenzlichen Viadrine gekommen. Man kann ſich denken, wo er alſo das Beſte herhatte, vido amoris divina opera!

Eliſe Bitterlich, des rhodenfließiſchen Syndici Tochter, hatte mit ſiebzehn Jahren ſchon geheirathet, denn ob auch nur klein, war ſie mit ſechzehn Jahren doch ſchon ſo ſehr entwickelt und embonpointirt geweſen, daß der Vater, ja ſelbſt die platoniſche Tante Bitterlich keinen Anſtoß daran fanden, ihr die Laſt des Eheglücks aufzubürden. Sie beſaß von dem, was wir Männer eigentlich Verſtand, Ueberlegung, Contemplation und logiſche Art zu ſchließen nennen, nicht einen Gran, aber dafür esprit und Mutterwitz die Menge, und eine Leidenſchaftlichkeit, ein heißblütig leichtes Temperamentchen, das ſie zum nichtsnutzigſten, tollſten, kleinen Eheteufel, zur ausgeſuchteſten Männerdreſſirerin auf Gottes Erde machte. Sie konnte gräulich eigenſinnig ſein, hatte tauſend ſchnurrige Einfälle, eine Fülle von Combinationen, Kniffen, Ausflüchten und Auswegen, aber ſie konnte weder nach Kategorien denken noch Syllogismen bilden; auch hatte ſie jemals einen Begriff, daß ein minor immer einen major und eine Concluſion ſtets eine Prämiſſe haben müſſe. Daß bei ſolcher Situation einem Profeſſor oft ſchändlich zu Muthe werden kann, und Kröpfer's Syſtem meiſt haarſträubend über den Haufen geworfen werden mußte, iſt wohl einzuſehen. Es hatte denn auch mitunter ganz bedeutende eheliche Kämpfe, Verſöhnungen u. ſ. w. geregnet, beſonders wenn der Kleinen einmal einfiel, zu bedenken, wie ihr legens ſchon ſo lange ihr gar nichts abzubitten gehabt habe. Da aber Kröpfer — und mit der Zeit thut das ſelbſt ein Profeſſor — dahinterkam, daß er mit ſeiner unlogiſchen Frau bedeutend weiter im Leben kam, wie ſonſt mit ſeiner eigenen Rhetorik, ſo hatte er ſich denn auch, gleich Jedem von uns, der klug geworden, nunmehr in dankbarer Anerkennung ihrer Verdienſte daran gewöhnt, hübſch zu thun, was ſie wollte, und zu unterlaſſen, was ihm zwar ſeine ſcharfe Deduction ſehr rieth, aber ſein andersgläubiger, viel vortheilhafterer Inſtinct als eine Sache bezeichnete, die ihm Abends, wenn er bereits im Unſchuldsflügelkleide vor Eliſen ſtand, ein fürchterliches Examen rigorosum zuziehen konnte.

Eliſe Bitterlich war, wie geſagt, ſchon im ſechzehnten Jahre von einer Fülle geweſen, die bei ihrer Kleinheit etwas über die Proportionen der mediceiſchen Venus hinauszugehen ſchien, und dies, mit einem merkwürdig weißen, überaus zarten Teint, hätte eher auf phlegmatiſches Temperament, verbunden mit ſenſiblen und ſentimentalen Eigenſchaften ſchließen laſſen ſollen. Sie hatte dazu aber nicht allein üppiges langes Goldhaar, dito Brauen und Wimpern, ſondern beſagte Goldfarbe trug jenes dunklere brennendere Incarnat, welches die römiſchen Frauen bei ihren germaniſchen Sklavinnen ſo ſehr liebten, daß ſie ihnen ihre feurigen Flechten abſchnitten, um ſie ſich ſelbſt durch die Rabenlocken zu winden, was ſehr apart und reizend unnatürlich ausgeſehen haben muß. — Wer weiß aber nicht, daß ſehr — hochblonde Frauen ein ſehr reizbares, feuriges, bewegliches Temperament haben, und Eliſens graublaue, lebhafte und liſtige, herausfordernde und muthwillige Augen ſagten noch dazu, daß ſie auch ſehr luſtig ſein konnte. Sobald ſie indeß, um dies zu verbergen, die großen Augenlider mit den Goldwimpern niederzuſchlagen und die Mundwinkel etwas herabhängen zu laſſen geruhte, nahm ſie einen ſolchen Schein hingebender Unſchuld und Taubenmilde an, daß ſie dem Teufel ſelber hätte ein Bein ſtellen können. Letzteres Mittelchen hatte ſie ſich unter dem ſcharfen Regiment der ſeligen Tante Bitterlich angeeignet, welcher gegenüber es räthlich erſchien, alle ihre kleinen Schelmengeiſter in das letzte Cloſet des Herzens zu ſperren und nur für den Glücklichen aufzubewahren, der ihr durch ſeine Hand die liebenswürdige Gelegenheit verſchaffen würde, ihre Abhängigkeit unter einer alten, ſentimentalen, ſcheelſüchtigen Jungfer mit der Oberherrſchaft über einen verliebten Mann zu vertauſchen. Dabei war ſie kindgut, inſofern ſie nämlich immer ihren Willen hatte, denn ihr Wille — wer wollte zweifeln — war immer der rechte. Sie liebte Kröpfer herzlichſt, obwohl ſie ihn mitunter ärgerte, und war ſehr ſtolz auf ihn, denn halb war er, was er geworden, ihr Geſchöpf, wiewohl ihn das ſehr zu geniren ſchien, wenn ſie es ihm gelegentlich unter die Naſe rieb. Glücklich waren ſie, trotz Ehezwiſten und kleinen Differenzen, alle Beide, bis auf den „Punkt aller Punkte“, daß nämlich Liebespfänder fehlten, was Eliſe um ſo mehr wünſchte, als ihr vom Vater und von der Tante ererbtes Vermögen (wobei ſich auch Höſchen, das reizende kleine Gütchen an der Rhoda, befand, das man indeß gut verkauft hatte) dies um ſo wünſchenswerther machte.

Eins aber wußte ſie. So ſchwer hatte ſie ihr Profeſſor während der ganzen langen Dauer ihrer Ehe nicht geärgert, als an jenem Tage, wo der Unſelige gewagt, ſtatt zur erwarteten Zeit um mindeſtens vier Stunden ſpäter heimzukehren! — Das war ihr denn doch zu ſtark!

„Er, der Solide, der Aeſthetiſche, dem ſein armes, ſchmachtendes Frauchen Alles bisher, Himmel und — kurz, das Univerſum geweſen, er, der jetzt, und wie ſie meinte meiſtentheils durch ihre kluge Vorſorge, es bis zur Berufung in die Reſidenz gebracht, — er war kaum in der Metropole warm geworden, und warf ſich gleich — ach Gott — welchen Lüſten in die Arme, nein es iſt —“, ungefähr ſo entwickelte ſich der wilde Gedankengang, welcher, wenn ſie vor Aerger wirklich einen hatte, ſoeben durch ihre Seele, ihren Buſen zog, der wie das empörte Meer wogte, indeß ſeine Herrin mit Mienen in den Zimmern ihrer neuen Wohnung auf dem neuen Bollwerk, unfern der Univerſität, umherging, welche einem Tiger eine Gänſehaut verurſachen, mit Blicken, die eine Boa-Anaconda hätten in „ihres Nichts durchbohrendes Gefühl“ zurückſchleudern müſſen.

Von dieſem unheilſchwangern Orkan hatte denn auch der gute Profeſſor, nachdem er mit Hagedorn und Schemberg von der Hitze der Jagd auf den Dicken zur Beſinnung gekommen und den Heimweg antrat, eine ſehr unangenehme Vorahnung. Zwar hatte er alle Gründe der Vernunft, des Anſtandes, der Moral und Billigkeit für ſeine Handlungsweiſe in einer Auswahl vorräthig, daß er wie Demoſthenes daraus eine Staatsrede bauen konnte, welche eine ganze Volksverſammlung beruhigen mußte; aber was iſt eine Volksverſammlung gegen eine — einzige empörte Frau! Ach, wie ſchwach ſeine ſtärkſten Gründe gegen Eliſen waren, das kannte er nachgerade; deshalb mußte ihr auch noch heute krampfhaft Hagedorn und Schemberg vorgeſtellt werden, und es ſteht darum ſehr zu bezweifeln, ob er nur deswegen darauf drang, ſeine Frau mit der Affaire Pumpel's bekannt zu machen, weil er von ihrem Rath ſich Nutzen verſprach, als vielmehr, weil er ihrem Herzen ſchmeicheln, ſie mit Eitelkeit beruhigen, ihr den Zucker des Intereſſanten als Beſchwichtigungsmittel in möglichſt ſtarken Doſen verabreichen wollte.

Geſteht, meine werthen Mit-Ehemänner, — macht Ihr's nicht Alle ſo, habt Ihr nicht gräuliche Angſt, wenn Ihr etwa zu ſpät kommt, vor der „himmliſchen Roſenweberin im irdiſchen Leben“?

Gut, Ihr habt ſie nicht, ich weiß es, aber — ich werde, wie geſagt, Meinesgleichen nie compromittiren! Es gilt ja die Standesehre!

Als Kröpſer die Klingel nicht ohne leiſes Zittern zog, weshalb der Klang auch ſo verſchämt leiſe und kläglich ausfiel, rüſtete ſich Eliſe mit ſtolzem, düſterem Schweigen, durch das ſie ihn erſt martern wollte, ehe ſie alle Donnerkeile ehelicher Empörung raſſelnd auf ihn niederſchleuderte. Da ſie indeß die weiße Binde und das Bändchen Hagedorn's, die Uniform und Orden Schemberg's erblickte, der Gatte ihr ſeinen Jugendfreund mit beſonderer Accentuation deſſen Titels als „Geheimer Ober-“ vorſtellte, beſaß ſie ſo viel Verſtellungskunſt, die Herren mit einer Liebenswürdigkeit ohne Gleichen zu empfangen, und vor ihnen alle Grazie in ſehr beachtenswerther Geſchicklichkeit defiliren zu laſſen, wobei ſie wenigſtens das Vergnügen genoß, den Gatten mit einer trockenen Kälte, einem verſtohlenen Blick und maliciöſen Lächeln zu regaliren.

Hagedorn und Schemberg wußten ihr ſo eminente Schmeicheleien zu ſagen, ihr ſo ſchön zu danken, ſie zu bitten, daß ſie nicht zürne, wenn der Rath den Jugendfreund von ihr abgehalten, ihr auseinander zu ſetzen, welche Freude des Wiederſehens es gegeben hätte, und daß man dabei eine ſo wichtige Aventure gemacht, die man ihr mittheilen, wobei ſie rathen und helfen müſſe —, daß ſie dies unendlich viel milder ſtimmte, zumal ſich Hagedorn ihren Beſuch am andern Tage ausbat, wo ſie bei ſeiner Frau die Frau von Eichsfeld, eine ehemalige Jugendfreundin, finden würde. — Sofort war aller Aerger vergeſſen, Eliſe begriff, welchen Vortheil, wie viel Annehmlichkeit in der Bekanntſchaft mit Hagedorn und Eichsfeld liege, und ſie beſchloß innerlich, die Gardinenpredigt aufzuſparen, und ſie auch nicht über die erſten Grade der herkömmlichen Tortur auszudehnen.

„Aber nun, meine Herren, die Aventure, um deren willen Sie gewiß ſo lange meinen Mann zurückbehalten, die ſind Sie mir ſchuldig geblieben!“

„Richtig, reizende Freundin,“ ſagte Hagedorn. „Denken Sie einmal nach Rhodenfließ zurück, erinnern Sie ſich eines Herrn Pumpel?“

„Pumpel! Wie, Pumpel? In der That, ich entſinne mich nicht!“

„Aber Herzlieschen! Der junge Mann, welcher bei Föhrenbachs verkehrte, mit dem Irene die unglückliche Geſchichte —“

„Wahrhaftig! Und der abgewieſen wurde! Der Sohn der armen Controleurin, der junge Maler, welcher an Irenens Geburtstag noch damals die lebenden Bilder ſtellte! Er hieß Karl Pumpel? Kurz, dick, blond?“

„Gewiß, ſchöne Frau,“ ſagte Schemberg. — „Dieſer ehemalige Maler und Abgewieſene Irenens lebt hier!“ Darauf ſchilderte Schemberg den Charakter unſeres Helden, betonte ſeinen Haß gegen die Weiber, ſeine laxen Sitten und ſchlechten Grundſätze, und wie viel Aerger er und Hagedorn mit ihm und Seinesgleichen gehabt.

Darauf erzählte ihr Hagedorn, wie ihr Gatte ſie über die Perſon des Menſchen aufgeklärt, von ſeinem Erſcheinen und der Wette.

„Aber, meine Herren,“ und der Teint der Kleinen röthete ſich merklich im Affect, „wie können Männer wie Sie mit einem ſolchen Subject ſich amalgamiren? Wie ſich in eine Wette einlaſſen, wo Sie alle Nachmittage und Abende bis in die Nacht Ihren Frauen entfremdet werden? Mit allem Reſpect geſagt, aber das iſt ſonderbar, mir überaus ſonderbar, und wie Du, Kröpfer, zumal das konnteſt, Du, Du —!“

„Aber, mein Herz, es galt den Kampf gegen das verheerendſte Ungeziefer der Reſidenz, gegen den ſittenloſeſten Leichtſinn, der —“

„Hahaha, und den wollteſt Du durch das erhabene Beiſpiel ehelicher Tugend bezwingen, welcher die Hälfte des Tages und der Nacht beim Glaſe außer dem Hauſe zubringt?“

„Aber, verehrte, ſüße Frau, wie können Sie denn das von Ihrem Manne denken,“ rief Hagedorn, „der ein ſo reizendes Geſchöpf, wie Sie, beſitzt? Erlauben Sie mir doch,“ hier küßte er ihre beiden weichen Hände, „erlauben Sie mir nur, Ihnen zu ſagen, daß wir dabei ſofort untereinander einig geworden waren, Sie, meine Frau und Tochter, wie Frau von Eichsfeld mit in's Complott zu ziehen!“

„Daß wir etwa auch uns an den poculirenden Matinéen des Café royal und den noch ſchlimmeren Soiréen des Capweinkellers betheiligen ſollen, mein Herr Geheimer Ober-Regierungsrath? Im Namen meiner Genoſſinnen, Sie ſind — zu gütig!!“

„Aber was das für ein Frauchen iſt!“ lachte Schemberg. „Davon iſt ja gar nicht die Rede! Wir wollten mit Ihnen vereint dieſem Ungethüm, deſſen talentvoller Jugend Sie ſich entſinnen, ja nur ein Bein ſtellen, ihn von dieſen öffentlichen Rendezvous, die uns am allerunangenehmſten ſind, weg, in Ihre Netze, auf neutrales Gebiet hin, was weiß ich, locken!“

„Denn dieſer Menſch, theure Eliſe," rief Kröpfer, „iſ edel, ein vorzüglicher Menſch, nur er will es ſelbe nicht Wort haben!"

„Ich bitte Dich, Kröpfer, ſchweig! Wenn Du Dein Aeſthetik praktiſch anwenden willſt, ziehſt Du, wie die Erfahrung lehrt, regelmäßig den Kürzern! Nehmen Sie mir' nicht übel, legen Sie es nicht falſch aus, aber ich muſ Ihnen geſtehen, daß ich gegen die Moralität Ihres mi wirklich ſehr myſteriöſen Unternehmens einen beſcheidene Zweifel hege, welchen Ihre Frau Gemahlin, Herr Rath morgen ſicher theilen wird. Was meinen Mann wenigſtens anbetrifft —!"

„Aber," platzte Schemberg hervor, „dieſer Pumpel, dieſer Schrecken, obgleich er der cyniſche Held, das Vorbild aller Roués iſt, unterſtützt ja heimlich ſeine Jugendliebe, Irene Blöhmer, geborene Föhrenbach!!"

Der wackere Oberſt, welcher ſonſt keine diplomatiſche Wendungen und Beſchwichtigungsmittel in Vorrath hatte, that diesmal einen Kernſchuß. Wie eine Bombe ſchlug dieſes Argument in die Ehebatterien Eliſens ein, welch eben drohend aufgefahren zu werden ſchienen.

Eine Pauſe des Schweigens — und ſeitens der kleinen Frau des grenzenloſeſten Staunens trat ein.

„Irene Föhrenbach? — Die unglückliche Gattin Arthur Blöhmer's? — Meine Jugendfreundin hier? — Verarmt?!" rief ſie tonlos.

„Ja doch, Herz, ja!" verſicherte Kröpfer. „Das eben hielt uns ja zurück. Sie wohnt Leopoldsgraben Nr. 68 in der Dachwohnung des dritten Stocks mit ihrer ſechzehnjährigen Tochter Sophie und ernährt ſich von Handarbeiten! Wir alle Drei waren da und haben uns erkundigt!"

„Sie waren da, haben ſie geſehen? — Meine theuren verehrten Herren," und Eliſens Augen füllten ſich mi Thränen, „verzeihen Sie einer dummen, argwöhniſch ängſtlichen Gattin, die ja nichts hat als ihren Mann, daß —"

„Ich bitte Sie, verehrte Frau," begütigte der Rath

„Sie ſind ja ganz in Ihrem Rechte! Die Geſchichte wäre auch überaus verfänglich und höchſt beleidigend für jede gute Frau, wenn nicht eben das Schickſal Irenens, das Schickſal zweier Menſchen davon abhinge, die Beide gleich elend und beklagenswerth ſind!“

„O, ich verſtehe, ich fühle, was Sie meinen!“ ſagte Eliſe haſtig. „Aber ſagen Sie nur, wie Alles zuſammenhängt, ich faſſe den Hergang der Angelegenheit gar nicht!“

Nun — mit etwas mehr Sicherheit und Ruhe — unternahmen es die drei Männer, ihr genau in geordnetſter Schilderung von dem Gange des Streites, der plötzlichen Begegnung, der Bemerkung des jungen Richard Heim und der Attaque Pumpel’s auf Irenen und Sophien Bericht zu erſtatten.

„Da ſah er ſie das erſte Mal ſeit dieſen langen Jahren, und ſo!“ Eliſe weinte herzlich. — Mit Spannung hörte ſie zu, wie die Männer mit Richard ihnen gefolgt, bei Letzterem ſich in Hinterhalt gelegt, und daß ſie endlich von Lariſch nicht allein die Spur Irenens, ſondern auch die Abſichten Pumpel’s erkauft, ihm den Haushalter zum geheimen Beobachter geſetzt hatten.

„Gut, nun iſt mir Alles ſonnenklar,“ ſagte die kleine Profeſſorin nach einer Pauſe der Erſchütterung, raſch auffahrend. „Ich, meinerſeits, erlaube meinem Gatten, nein — ich fordere ihn nochmals auf, dieſe Wette zu machen, aber unter der Bedingung, daß ich mich betheiligen darf! Sie mögen heute noch einmal Ihren Witz anwenden, den verkappten Wohlthäter, den platoniſchen Epikur zum Wanken zu bringen, ich fürchte, mit geringem Glück. — Ich aber, verzeihe mir hochweiſes und ſtarkes Geſchlecht, werde nicht Gründe, Beweiſe und dergleichen hohe Dinge, ſondern Liſt, Intrigue, Schlauheit, Verführung anwenden, worin wir Frauen bekanntlich nicht Unerhebliches leiſten ſollen. Vor allen Dingen muß ich morgen früh meine arme ſüße Irene ſehen, ſie ſoll wiſſen, daß ſie wenigſtens ein Herz um ſich hat; dann mache ich Ihrer Frau Gemahlin Viſite, und wenn Frau von Eichsfeld noch meine alte Laura von

Kaltenborn iſt, ſo — ha, ich — hahahaha, ich hab's ſchon! wahrhaftig, — ich hab's!! — Wenn ich morgen Viſite mache, trag' ich bereits meine ganze Intrigue in der Taſche, und es wird ſich zeigen, ob unſere Frauenſchlauheit über Eure männliche Dialektik und hochwohlgeborene Verſtandeskraft nicht ſiegen, ob dieſer dicke Schrecken der Reſidenz, dieſer alte Fuchs im Taubenſchlag der Ehe nicht finden ſoll, daß, wenn man ein Falſtaff ſein will, man ſich auch auf reſolute Frauen gefaßt machen müſſe, die uns bei der Naſe führen bis — bis — bis vor den Paſtor!!“

Die Geſellſchaft trennte ſich bald darauf, da Hagedorn pflichtmäßigſt erſt nach Hauſe wollte, ehe er ſich mit den Conföderirten im Capweinkeller wiederfand.

Als Kröpfer den Jugendfreund und Schemberg durch's Entrée in den Flur bis zur Treppe begleitete, ſagte Hagedorn: „Profeſſor, Du haſt ein excellentes Weibchen, voll Pulver, voll Leben, aber — aber hör' mal,“ und er lachte ſchalkhaft, „ich glaube, ſie hat auch Haare auf den Zähnen!“

„Ach ja!“ entfuhr es dem Profeſſor, der die Sache hocherröthend ſofort redreſſiren wollte.

„Na, na,“ lachte Schemberg, „ſtill, Liebſter. Ich kenne das! War auch fünfunddreißig Jahre beweibt! Sie ſind ja alle Engel — wenn man nur Geduld wie Gummi elasticum hat. Alſo im Capweinkeller!“

Mit den Haaren auf den Zähnen that übrigens Hagedorn Eliſen ſchmähliches Unrecht, diesmal wenigſtens gewiß, denn als Kröpfer zu ihr allein zurückkehrte, war ſie nicht nur vollſtändig beruhigt, ſondern eine ſo zärtlich liebevolle Taube, ſo von Irenens Armuth, Schmerz und liebeleerem Leben, ſo von dem eigenen Glück erfüllt, daß Kröpfer ganz warm, ja ganz heiß, daß er ganz logiſch unzurechnungsfähig wurde, ſo daß Platon am Ende den Kopf geſchüttelt hätte! Beide waren mit einander ſelig zufrieden, und Eliſe vielleicht aus dem ſtillen Argumente, daß ſie einen Mann hatte und die arme Irene keinen! Ach, wollte doch Jede dieſe Wohlthat erkennen!

Daß der Kampf im Capweinkeller für die Verſchworenen

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

kein Reſultat, die ſcharfſichtige Eliſe alſo recht hatte, wiſſen wir bereits. Die Frau Profeſſorin ſchlief demnach auch etwas ſpät im Arme ihrer ehelichen Prämiſſe ein, aber doch mit dem ſüßen Stolz, daß es ihr im Verein mit gleichgeſinnten Freundinnen allein beſchieden ſei, den bereits höchſt verwickelten Handel zum Ausgang zu bringen.

Die Jugendfreundſchaft iſt ein eigen wundervoll Ding, und ſo verſchieden zwiſchen Männern untereinander und zwiſchen Frauen, daß ſie faſt gar keine Aehnlichkeit zu bieten ſcheint.

Der Knabe erhält ſich, wenn nicht beſondere Hinderniſſe oder ein ganz tiefer Riß beide Seelen trennt, den Jugendfreund faſt bis in's ſpäte Alter. Seine Frau wird leicht die Freundin der Frau des Jugendgeſpielen. In der Freundſchaft der Männer lernen die Frauen ſich gegenſeitig untereinander lieben und achten, ihre Familien ketten ſich zuſammen, verflechten, ja vermiſchen ſich oft in den Kindern, ſo daß einſt die, welche nur ſeeliſch ſich umſchlangen, in den Enkeln ihr Blut gemiſcht, eine friedliche Blutsbrüderſchaft weit über's Grab und auf Generationen hinaus eingegangen haben.

Bei den Frauen iſt dies nicht der Fall! So heiß ſich zwei Freundinnen lieben mögen, die Hochzeit der Einen ſchon trennt das Verhältniß halb, denn ein Weib iſt ein ganz anderes Weſen, wie ein Mädchen. Heirathen ſie Beide erſt, dann iſt es gar aus, denn Zehn gegen Eins zu wetten, die Männer paſſen nicht zuſammen! Weder an Stand, Neigung, Anſicht, was weiß ich, aber ſie paſſen ſchon deswegen nicht zuſammen, weil eine Männerfreundſchaft, tief erfaßt, ein ſo ernſtes Ding iſt, daß man ſie eben der Freundin einer Frau zu Liebe ſchwerlich eingeht, und geht man ſie ein, dann iſt ſie meiſtens auch danach! Wittwen, Unverheirathete, alte Schönen finden viel eher Anſchluß in einem Hauſe, können leichter in innigere Beziehung zur Familie eines Mannes treten. Er übt eine Art Ritterpflicht und ſie den Dank dafür, aber wenn je zwiſchen zwei befreundeten Frauen Uneinigkeit wegen ihrer Männer entſteht, ſo kann man darauf ſchwören, daß die Männer dumm genug geweſen, nur ihrer Frauen wegen Freundſchaft zu ſchließen.

Ebenſo ging es Kröpfer und Eliſen. Letztere zumal hatte nie daran gedacht, Irene als Frau des Kaufmann Blöhmer aufzuſuchen, ſich mit ihr zu alliiren, ihrem Mann, dem Gelehrten, zuzumuthen, an Arthur Geſchmack zu finden. Das wäre ganz undenkbar geweſen. — Aber Irenen, der verlaſſenen Armen, der Alleinſtehenden, ſtand Beider Herz, ihr Haus ſo herzinnig, ſo ohne Weiteres offen, wie es jemals eines Freundes Haus nur kann. So ſeltſam geartet iſt Jugendfreundſchaft! —

Den kommenden Morgen erwachten die Bewohner der Manſarde von Nr. 68 des Leopoldsgraben mit nicht minder freudigen Gefühlen, als die geweſen, welche ſie in den Schlaf gewiegt. Irene ſah ein wenig erregt und angegriffen aus. Sie hatte von vergangenen Geſchichten geträumt. Aber nun, wo der volle Tagesſchein auf ſie niederblickte, ſie ihre Lage, ihre Pflichten, das thatſächliche Leben mit ſeinem Wohl und Weh wieder neu erfaßte, ward dieſe kräftige Seele mit dem unverſieglichen Muthe ſofort auch heiter und frei, und verſcheuchte durch die Gedanken des Tages die ſcheuen Trugbilder der Nacht. Sophie war gleichfalls munter wie ein Fiſch, ausgelaſſen wie ein Reh. Sie hatte noch das Glück, gar nicht zu träumen, und wenn es geſchah, träumte ſie vermuthlich nur von ihrer Mutter, ein Kindergemüth, das nur wenig erſt in ſich barg. — Dies Wenige genügte aber, ſie unendlich reich zu machen.

Leider ſollte dies kleine, ahnungsloſe Herzchen gar bald einen Sturm erleben, in Schwingungen und Vibrationen verſetzt werden, die ihm ſehr ungewohnt waren und bei denen ſie nicht zu unterſcheiden vermochte, ob ſie ſich freuen oder ängſtigen, über ſie lachen oder weinen ſollte.

Richard Heim, der junge Bildhauer vis-à-vis, war durch ſeine Ritterlichkeit und geheime Erſtlingsverehrung für Sophien, wie ſchon bemerkt iſt, dahin vermocht worden, einen warnenden Brief an ſie zu richten, zumal er nach gehabter Erfahrung weder Lariſch's Reellität, noch den moraliſchen Anſtrengungen Hageborn's, Kröpfer's und des Oberſten traute.

Als Irene mit einem ganz hübſchen Theil ihrer geſchenkten Vorräthe nach dem flüchtigen Frühſtück zu Altheims hinübergeeilt war, um ſie mit ihren hochwillkommenen Gaben zu überraſchen, Sophie aber zurückbleiben mußte, die Zimmer ſchnell zu reinigen, damit man bei guter Zeit an die Berufsarbeit, die Nähſchraube und den Zuſchneidetiſch, den Putzkopf, den Stickrahmen oder die Spitzenapplicatur gehen konnte, erſchien Malchen Lariſch, ihr mit geheimnißvollem Lächeln einen Brief bringend.

„Einen Brief an mich, Frau Malchen?“ ſagte ſie erſtaunt. „Aber an mich kann doch gar Niemand ſchreiben! Ich habe keine Freundinnen, denn ich bin arm, und wo ſollte ich auch welche herbekommen, ſtecken wir doch ſelten genug die Naſe in freie Luft und kommen unter Menſchen?“

„Aber müſſen es denn Freundinnen gerade immer ſein, Sophiechen, können es nicht auch gute Freunde ſein? Gute Freunde? Man iſt ſechzehn Jahre alt, hübſch und wohlgeſtaltet und —“

„Ich werde dieſen Brief nicht öffnen, — gar nicht anſehen, Frau Lariſch, bis meine Mutter kommt!“ ſagte Sophie ſchamhaft erröthend und mit beklommenem Ton.

„Sind Sie denn ganz närriſch, Herzchen? Mein Gott, wie iſt das Kind zach! Briefe, die man allein kriegt, muß man auch allein leſen. Geſchwind, was ſteht drinnen? Laß ſehen! Es gehen ohnedies ſehr geheimnißvolle, ſeltſame Dinge hier vor — und wenn Sie nur nicht gar ſolch' zimperliches Mutterheimchen wären, — wenn ich nur wüßte, daß Sie auch etwas für ſich behalten könnten, ich —! Das Mamachen kommt, ſtill! Stecken Sie weg, ſtecken Sie weg, ich gehe; guten Morgen!“ —

Die Warnung kam indeß zu ſpät. Nicht allein daß Sophie den Brief nicht verſteckte, ſondern ihn mit ſchamhaftem Erglühen und einer tödtlichen Verlegenheit zwiſchen den Fingern behielt und verlegen drehte, ohne ihn zu öffnen, trat auch Irene in dem Augenblick in die Thür, als Malchen Miene machte, ſich fortzuſchleichen.

„Nun, was iſt das?“ und Irene richtete ihr forſchendes Auge mit ungewöhnlichem Ernſt auf Beide.

„Ach Gott, es iſt gar nichts, Frau Blöhmer! Eben kommt der Poſtbote und giebt mir einen Brief an Sophiechen ab. Einen Stadtpoſtbrief. Da hab' ich ihn nun herauf gebracht. Weiter iſt nichts dabei.“

„Ein Brief an Dich? — Sonderbar, mein Kind!“

„Ja, ich weiß auch nicht, wie das zugeht!“ erwiderte die Kleine in grenzenloſer Verwirrung.

„Laß doch ſehen?“ Damit nahm Irene den Brief. „Er iſt allerdings an Deine Adreſſe. Ich bin ſehr neugierig, wer mit Dir zu correſpondiren hat!“ Sie öffnete darauf das Schreiben. — „Von einem Manne? Anonym?! — Sophie!!“

„Aber Mama,“ und die Thränen traten dem Mädchen in die Augen, „ich weiß, bei Gott, von nichts! Kann — kann ich denn dafür, wenn ſich irgend ſo ein — Menſch, den ich gar nicht kenne, mit mir einen ſchlechten Spaß macht!“

„Gut, beruhige Dich, Herz. Ich glaube Dir auf's Wort. — Es wäre auch das erſte Mal, daß Du nöthig hätteſt, Deiner Mutter etwas zu verſchweigen!“

„Nie, o nie würd' ich's thun, einzige Mama!“ Damit küßte ſie Irenen innig.

Irene las den Brief durch, nicht ohne hin und wieder den Kopf zu ſchütteln, immer mehr zu erſtaunen und dann in lebhaften Unwillen zu gerathen.

„Das geſteh' ich,“ brach ſie endlich los, „das iſt ein wenig zu — zu unverſchämt, und ich weiß in der That nicht, was ich davon halten ſoll! Sie meinen es gut mit uns, Malchen, Sie ſind eine Frau von Erfahrung, hören Sie ſelbſt, was dieſe Epiſtel zu enthalten wagt! — „Mein innig verehrtes, theures Fräulein! — Ehe Sie dieſe Zeilen eines unbekannten, wahrhaften Freundes vielleicht voll Empörung den Flammen übergeben, würdigen Sie dieſelben wenigſtens inſoweit eines Blickes, als dieſelben beſtimmt ſind, Sie zu warnen, vor Beſchämung, Verunglimpfung und vielleicht noch Schlimmerem zu bewahren. Es exiſtirt in der Reſidenz unter den Schaaren leichtfertiger Roués, Verführer und Laſterhaften beſonders ein Mann, deſſen Ruf von der ſchlechteſten Art iſt, und den ſein Alter wie ſeine Körperfülle nicht abhält, auf Sie, mein Fräulein, ſein Augenmerk zu richten! Er iſt in Ihrem Hauſe geweſen und hat Ihnen Geſchenke zugedacht. Ich beobachte alle ſeine Schliche und werde fortfahren, Sie zu warnen. Obwohl ich überzeugt bin, daß Ihr reines Gemüth, wie Ihr guter Geſchmack Sie vor einem Manne dieſer Art genügend ſchützen wird, ſo halte ich es doch für meine Pflicht, Sie vor ſeiner Annäherung zu bewahren, die mindeſtens Ihrem Rufe nachtheilig werden muß. So wahr es ein tiefes, heiliges Gefühl iſt, welches mich ängſtlich für Ihr theures Wohl ſorgen läßt, mögen Sie ſich doch verſichert halten, daß gemeiner Eigennutz und ſelbſtſüchtige Pläne dabei keine Rolle ſpielen. Geben Sie auf meine redliche Warnung ein wenig, ſo bitte ich Sie dringend, zu meiner Beruhigung Ihren Roſenſtock, den Sie früher an Ihrem Fenſter hatten, wieder hinzuſtellen, das ſei das Zeichen des Einverſtändniſſes. Genehmigen Sie, theures Fräulein, meine unbegrenzte Anbetung. Richard — —.“ Was ſagen Sie dazu, Frau Lariſch?“

Als die Alte in dem Briefe des Dicken und ſeines Geſchenkes erwähnen hörte, und daß er im Hauſe geweſen ſei, wurde ihr außerordentlich ärgerlich. Sie ahnte, daß die Entdeckung ſich ſchwerlich lange mehr verhindern laſſen würde. Hätte Irene, ſtatt zu leſen, nur einen Blick auf Malchen geworfen, würde ſie deren tödtliche Furcht bemerkt haben. So viel Beſinnung hatte indeß die Alte, um jeden Preis die Entdeckung des Dicken durch Irenen aufzuhalten, bis wenigſtens Sophie in's Vertrauen gezogen ſei, was ſie noch heute zu thun beſchloß.

„I, das iſt ja 'n nichtsnutziger, verlogener Menſch, Frau Blöhmer, der dem Kinde blos Angſt machen will! Bei uns im Hauſe ſoll Einer geweſen ſein? Sophien etwas ſchenken hat er gewollt? Na, davon müßten wir doch auch 'was wiſſen. Noch nicht eine Katze kann durch'n Thorweg laufen, ohne daß wir's ſehen, und ſo ein Bengel will ſolche Schwindeleien ſchreiben?"

„Das meine ich auch, Frau Lariſch. Dieſe Warnung iſt nur ein Vorwand, um dem Menſchen eine Urſache der Annäherung zu geben."

„Ja, und telegraphiren ſoll ſie mit dem Blumentopfe deswegen? Ein hübſcher Vorſchlag, wahrhaftig! Daran können Sie ſchon ſehen, was das für 'n Vogel is. Wenn man reelle Abſichten hat, Frau Blöhmer, und es wirklich 'was zu warnen giebt, dann treibt man nicht ſolche Durchſteckereien! Nein, man geht zur Mama ſelber, perſönlich, Sophiechen, — ſagt, ich bin der Herr So und So, und erzählt Alles klar! Was ſoll denn das für Einer ſein, der hierher kommt? Sehen Sie wohl, nicht 'mal den Namen weiß er! Faule Fiſche, faule Fiſche! 'Rein in's Ofenloch mit dem Wiſch!" Damit packte ſie den Brief, welchen Irene empört auf den Tiſch geworfen, und wollte ihn eben vernichten, als Irene ihn ergriff.

„Erlauben Sie noch einmal!"

„Na, aber was denn noch?"

Mochte Irenen Malchen's Eifer gegen den Briefſchreiber, ihre übergroße Befliſſenheit, das corpus delicti zu vernichten, aufgefallen ſein, oder kam ihr irgend ein neuer Verdacht, ſie richtete einen mißtrauiſch großen Blick auf die Alte, ſo daß Malchen das bereits halb eingeriſſene Papier mit einer Anwandlung von Schrecken fahren ließ.

Irene glättete das Papier und las es noch einmal langſam durch.

„Wie aber, Frau Lariſch, wenn der Brief doch ſo Unrecht nicht hätte?"

„Wie ſo! Warum?" hauchte die Alte verdutzt.

„Das Billet iſt zweifelsohne von einem überſpannten jungen Manne geſchrieben, der, wie aus der Roſenſtockbemerkung hervorgeht, Sophien und unſere Fenſter, obwohl ſie im dritten Stock ſind, in recht genaue Beobachtung genommen zu haben ſcheint! Abgeſehen hiervon aber iſt die Warnung an ſich eben kein Verbrechen. Wenn — wenn nun der junge Mann Recht hätte! — Wenn dieſe vielen Geſchenke alle nicht von meinem Bruder Alwin aus Magdeburg, ſondern jenem bezeichneten Wüſtling, von einem Manne kämen, der ſich einbildet, Geld und Geſchenke vermöchten über ein armes Mädchen Alles?!“

Ihre Augen funkelten, ihre Geſtalt dehnte ſich, ſie war die ſtolze, die vornehme Irene von ehemals, auf deren Stirn nun die ſchwere Mutterſorge thronte.

„Du gerechter, himmliſcher Vater,“ und Malchen lief händeringend und verzweiflungsvoll umher, „hat ein Menſch ſo 'was gehört! Aber wir wiſſen ja doch gar nichts davon, und 's kann doch auch kein Menſch in's Haus, ohne daß wir's wiſſen! Na ſchön, na ja! Denken Sie doch nun einmal, die Lariſchens wären ſolche Leute, die ſolche Sachen trieben! Iſt nicht der Rollwagen gekommen? Hat nicht der Markthelfer mit meinem Manne die Kiſte heraufgebracht? Steht's nicht auf dem Frachtzettel, wo Alles her iſt? Wo bleibt denn nun der dicke Herr, wo bleiben denn ſeine Geſchenke? — Ach, Sie meinen wohl, daß Einer über Magdeburg fährt, wenn er hier Schuiten machen will? Nein, nein, Frau Blöhmer, da kennen Sie die rechten Schwiemel ſchlecht! Die halten ſich, weiß Gott, bei der Vorrede ſo lang ſchon gar nicht auf! Die ſchmeißen nicht Hunderte von Thalern für nichts und wiedernichts weg, das können ſie allenthalben billiger — —“

„Es iſt gut! Ich bitte, laſſen Sie die Sache ruhen, liebe Lariſch, ich glaube auch, daß Sie recht haben und der Schreiber dieſes Briefes gelogen hat! Aber um mein Herz ganz zu beruhigen, nicht die Freude getrübt zu ſehen, daß mein Bruder es war, der mir geholfen, will ich, da auf dem Frachtbrief die Adreſſe des Kaufmanns ſteht, ſofort zu demſelben gehen und mich nach der Sendung näher erkundigen.“

Damit begann ſie haſtig ihre Toilette zu vervollſtändigen.

Das würdige Malchen ſah, wie jedes Wort hier überflüſſig war und beſchloß, Irenens Abweſenheit wenigſtens zu benutzen, um der Tochter klaren Wein einzuſchenken, damit, falls die Unterſuchung ſchief ausfiele, ſie doch von ſchimpflichem Verdacht befreit ſei.

„Nun gut. Gehen Sie nur, wenn Sie's beruhigt,“ ſagte ſie ſchmollend, „wenn Sie doch 'ner alten Freundin nicht mehr trauen, die Ihnen zwölf Jahre treulich —“

„Malchen, nicht doch,“ und Irene ſtreichelte ſie begütigend. „Ich vertraue Ihnen doch, das wiſſen Sie wohl! Aber ich bin nun einmal unruhig geworden, und Sie könnten eben ſo gut wie ich getäuſcht ſein.“

„Na ja, warten wir's 'mal ab! Ich glaub' nun einmal, die Kiſte kommt aus Magdeburg von Ihrem Bruder. So wenigſtens, ſie mögen uns auch wirklich angeführt haben, wie ſie wollen, ſo wie der Jüngling mit 'n Roſenſtock da ſchreibt, wahrhaftig bei Gott, ſo iſt es gewiß nicht, denn da wüßten Lariſchens etwas davon, und Lariſchens leiden ſo 'was nicht, und wenn Lariſchens Den kriegen, der einen ſolchen Brief ſchreibt, ſo ſoll er, weiß Gott, einen ganzen — Roſentopf auf's Kreuz kriegen, ſag' ich Ihnen!!“ Damit ſauſte Malchen wie eine Megäre hinaus.

Wenn Sophie von dem ganzen Vorgange betäubt war, fühlte ſich Irene mindeſtens doch auf's Lebhafteſte beunruhigt. Sie ordnete mit möglichſter Eile ihre Toilette, nahm ihr Tuch um, ſetzte den Hut auf, ergriff die kleine Ledertaſche, in welcher ſie den Frachtſchein barg, und, die geängſtigte Sophie küſſend, ihr ferner einſchärfend, daß ſie während ihrer Abweſenheit ja gut verſchließe und nicht öffne, ſie wolle auch eine Droſchke hin und zurück nehmen, um bald wieder bei ihr zu ſein, eilte ſie hinweg, um eine Angelegenheit in Ordnung zu bringen, die bereits im Begriff ſtand, ihr die Freude der brüderlichen Wohlthat erheblich zu vergällen.

Sophie blieb in einem, ihr wahrſcheinlich ſelbſt unerklärbaren Zuſtande zurück. Sie war noch ein Kind an Gefühlen und Erfahrungen, ihr Geſichtskreis war höchſt begrenzt und ſie hatte ſchwerlich von Dingen Kenntniß, die der Reſidenzjugend faſt mit dem A B C geläufig zu werden ſcheinen. Gleichwohl war ſie ſechszehn Jahre alt, ziemlich entwickelt, und gewiſſe jungfräuliche Regungen, jene züchtigen Schauer und ſchämigen Erröthungen meldeten ſich bereits öfters ganz ungeladen, welche ja ſchon der große Docent der Galanterie, Honoré d'Urfé, „die Vorahnungen von Amor's heißen Liebeswunden“ zu nennen pflegte.

So entſetzlich ſie auch erſchrak, ſo eigenthümlich ſehnſüchtig, ſo wohlgefällig ward ſie noch durch den Brief von der Gewißheit überraſcht, daß ein „Richard“ ſo tiefe, ritterliche Theilnahme, ſo zarte Vorſorge für ſie hege. Mag ein Mädchen ſpäter immerhin über den Schreiber ſolcher Briefe urtheilen, wie es wolle, der erſte Liebesbrief, er komme, woher er Luſt habe, iſt eine zu ſchmeichelhafte Entdeckung, die man an ſich macht, als daß man nicht ſeinem Urheber im Stillen überaus dankbar wäre.

Sophie fühlte ſich zu ſehr von Schuld frei, um ſchon gewitzigt, zu ſehr noch Kind, um nicht bei dieſem Billet doux beſtürzt wie ein ertappter Verbrecher zu ſein. Die Warnung vor dem alten dicken Herrn machte ſie grenzenlos verlegen, und es ennuyirte ſie namentlich, daß ihr derſelbe Geſchenke zugedacht haben ſollte, aber ſie theilte weder die Beſorgniß des Schreibers, noch ihrer Mutter, denn ſie war ein zu naives Gemüth, das kaum dunkel zu fühlen vermochte, was ein Roué, Verführer und dergleichen für eine Gattung Menſchen ſei. Bei dem Allem war ſie aber doch ſo erregt, beklommen und ſcheu, daß ſie ſich, als ſie allein war, nicht anders zu helfen wußte, wie ſich recht von Herzen auszuweinen, ſie wußte ſelber nicht, weswegen.

Dieſem Erguß unverſtandener Regungen machte der Klang der Küchenglocke ein Ende.

Malchen hatte nämlich Frau Blöhmer kaum das Haus verlaſſen und in eine Droſchke ſteigen ſehen, als ſie, die Mittheilung ihrer eigenen Angſt vor Entdeckung gegen den höchſt verwirrten Lariſch abbrechend und ihn zur Achtſamkeit ermahnend, hinauf zu Sophien ſchlich, um der möglichen Enthüllung des Handels die verderbliche Spitze abzubrechen.

Der Glockenklang erſchreckte Sophien ſo, daß ſie ſich im Augenblick einbildete, der fürchterliche Dicke ſtände ſchon vor der Thür. — Sie fragte ganz kleinlaut, wer da ſei? Als ſie aber Malchen's Stimme hörte, welche ſchleunigſt Einlaß begehrte, lachte ſie laut auf über ihre eigene Thorheit, und, des ſichern Schutzes unter der guten Alten gedenkend, wich die letzte Beklemmung von ihrem Herzen. Noch über ſich ſelbſt lächelnd öffnete ſie.

„Machen Sie raſch wieder zu, Sophiechen, und kommen Sie ſchnell herein, ich hab' Ihnen viel — viel zu erzählen!“

„Sie mir, Malchen?“ fragte ſie erſtaunt, auf's Neue ernſt werdend, „und was denn?“ Damit ſchritten beide Frauen in's Vorderzimmer.

„Stille, nur ganz ſtille, mein Püppchen. Gott, wie ſie geweint hat um die dumme Geſchichte, und daran iſt blos der Affe mit ſeinem Geſchreibſel Schuld!“

„Aber was iſt's denn, das Sie mir zu ſagen haben?“

„Hören Sie, mein Kind, die Sache iſt ſehr ernſt, ich kann es Ihnen eigentlich — nur ſagen, wenn Sie mir verſprechen, hübſch ruhig und vernünftig zu ſein und Alles für ſich zu behalten.“

„Ich ſollte meiner Mutter etwas verheimlichen? Frau Lariſch! — Nein, das geſchieht nimmermehr!!“

„Ach, meine Gute, denken Sie denn, daß es 'was Böſes iſt? Ich — ich werde Ihnen etwas Böſes ſagen? Meinetwegen kann's die Mama auch wiſſen, wenn ſie will, aber 's wär' nicht gut, es gäbe Herzeleid und Elend ab, ſtatt daß ſo Alles hübſch ordentlich ſeinen Gang ginge und dann Alles wieder in's Gleis käme!“

„Aber ich verſtehe Sie ja gar nicht!“

„Glaub's ſchon, wird Ihnen auch wunderlich vorkommen! Alſo 'raus damit! Das Geſchreibſel von dem Dummrian iſt ganz richtig, aber wenn die Mama glaubt, ſie wird von dem Kaufmann 'was 'rauskriegen, irrt ſie ſich, ſo dumm iſt der alte Herr nicht.“

„Sie machen mich ja aber nur verwirrter!“

„Ach, Sie verſtehen auch gar nichts, Täubchen, Sie ſind das reine Wickelkind! — Alſo rund und nett iſt die Sache die: ja, 's iſt wahr, ein dicker alter Herr iſt bei mir und Lariſch geweſen und hat nach der Mama gefragt! Und von dem iſt auch das viele Geld, von dem ſind die Geſchenke, und nicht aus Magdeburg!“

„Nicht von meinem Onkel? — Ein fremder Mann? — Gott erbarm' Dich,“ und ſie rang ſchluchzend die Hände, „was wird meine arme Mutter ſagen!“

„Aber ſo weinen Sie, ſo ſchreien Sie doch nicht gleich los, Herrje! Es iſt ja nichts dabei. Würde ich, Ihre alte, gute, ehrliche Malchen Lariſch, denn das leiden? Stille! Augen ausgewiſcht! Sehn Sie mich 'mal an! — Haben Sie Ihren Vater gekannt?“

Plötzlich ſtrich Sophie ſich das Waſſer aus den Augen, ſah der Alten ſtarr in's Geſicht, und mit geröthetem Antlitz und zitternder Stimme ſagte ſie: „Meinen Vater?“ — Dann ſenkte ſie ſchwermüthig das Köpfchen: „Meinen Vater habe ich nicht gekannt.“

„Wiſſen Sie denn gar nicht mehr, wie er ausſieht?“

„Ach Gott,“ ſagte die Kleine wehmüthig, „ich war noch gar zu jung, als er von meiner Mutter ging. Sie ſprach ſelten nur und mit großem Unwillen von ihm, ich wagte nicht, nach ihm zu fragen. Sie wollte auch wohl, daß ich ihn vergeſſen ſollte. — Ich habe, ſeit ich eingeſegnet bin voriges Jahr, oft an ihn gedacht, und wie ein Vater ſein Kind und ſeine Frau in Armuth ſo verlaſſen kann — ach, Sie machen mir mein Herz ganz ſchwer!“

„Sie können ſich gar nicht auf ihn entſinnen?“

„Entſinnen? Nein! — Gerechter Himmel,“ ſchrie

Sophie, aufſpringend, „der fremde Herr, das viele Geld! — Es —, es iſt — mein Vater!"

„Na, verſteht ſich! Ihr Vater, der reich zurückkommt und voll Reue! Der Mama und Ihnen heimlich Wohlthaten erzeigt, ſich aber aus Furcht vor der Mama nicht 'rauf wagt! — Konnten wir's ihm denn abſchlagen, wohlthätig zu ſein, Sophiechen? — Sehen Sie, das verſtehen Sie noch nicht. Es können zwiſchen Eheleuten recht ſchlimme Geſchichten vorfallen, aber — ſie können ſich doch wieder vertragen! Nicht wahr, und es iſt doch Ihr Vater, Ihr leiblicher Vater, Hänschen!"

„Mein Vater, mein Herzvater kommt wieder?!" und das Mädchen faltete die Engelshände begeiſtert. „Und ich bin dazu auserſehen, die Eltern zu verſöhnen, glücklich zuſammen zu führen?! O mein Gott, mein Gott, wie ſchön iſt das!" Und mit einem Jauchzen unter Thränen, einer Freude im Schmerz, wie die Erlöſten jenſeits ſie nicht ſeliger fühlen können, umſchlang ſie Malchen und bedeckte ihr runzliches Geſicht mit ſtürmiſchen Küſſen.

„Sehen Sie wohl, daß ich recht hatte? — Können Sie nun gleich bei Mama in's Haus platzen? Muß man's nicht fein zimperlich einfädeln, damit nicht Alles verpufft wird?"

„Ja ja, Malchen, ſehr fein, ſehr klug muß man das machen, um Mamachen bei ihrem Herzen voll alter Liebe zu faſſen, die Herzensmutter, die ſo viel gelitten! Ach, und was mag ſich Papa gegrämt, wie mag er geſpart, geſeufzt haben bis jetzt! O, wenn ich ihn nur ein einziges Mal vorher ſehen, zwei Worte mit ihm ſprechen könnte, Lariſchen, ehe Mama ihn ſieht!"

„Wenn man's nur machen könnte, daß Mamachen nicht gerade da wäre! Er wagt ſich ja auch nur ganz verſtohlen her! — Still! Da hab' ich 'n Gedanken. — Er wollte ſich erkundigen, wie das Geſchenk aufgenommen worden, gewiß kommt er heut' Morgen her. Wenn nur Mama ein bischen lange wegbleiben möchte und —"

„Und Sie könnten ihn herauf zu mir bringen! Ach, nur ſehen, nur zwei Worte reden und — und kommt wirklich Mama, es iſt ja mein Vater! Ich fall' ihr zu Füßen, ich ſag' ihr Alles, wir bitten Beide ſo lange, bis — bis ſie gut iſt, Malchen!"

„Na, ſo werd' ich Ihnen etwas ſagen, Herzchen, geben Sie mir den Drücker. Kommt Mama, ſo bring' ich ihn raſch wieder herauf. Gucken Sie nur zum Fenſter 'raus! Ein ſtarker Herr und blond iſt er. Dann gehen Sie in die Hinterſtube und hab' ich ihn glücklich vorn im Zimmer, dann —"

„Dann fall' ich ihm gleich um den Hals!"

„Hahaha, ein Wettermädchen iſt ſie!"

Damit eilte Ehren-Malchen, nicht wiſſend, was ſie eigentlich that, den Drücker in der Hand, hinab.

Sophie war in ihren Tiefen von Schmerz und Weh erregt, über Allem thronte indeß der Heroismus der Liebe, welche in dem rührenden Entſchluſſe lag, beide langgetrennte Eltern zu verſöhnen.

„Hab' ich denn aber meinen Vater ſo gar nicht gekannt! Kann ich mich denn nicht im Entfernteſten entſinnen? — Stark, blond! — Nein! — Alles in meiner Jugend, ehe wir hierher kamen, iſt ſchattenhaft. Ach, war ich doch auch erſt vier Jahre alt. — Es muß ſo ſchön, ſo ſüß ſein, einen Vater zu haben! — Und wenn er nun kommt, gebeſſert, das alte Herz voll Liebe, und zieht uns aus dem Dunkel in's Glück, o mein Gott! mein Gott! — Doch halt, ich hab's! — Jenes große Bild, das meine Mutter ſo oft voll Rührung beſieht, das aus ihrer Jugendzeit iſt, ſagt ſie, und auf dem ſie ſo ſchön geputzt, wie eine alte Hofdame ausſchaut, — iſt denn nicht ſein, ſein Geſicht dabei!"

Sie eilte an den Zuſchneidetiſch, ſchob ihn ein wenig weg, öffnete den obern Deckel der Kiſte und ſtarrte das Bild an. „Stark und blond" murmelte ſie. Ach da iſt Keiner und die anderen Geſichter ſind nicht einmal fertig, — auch mußte er doch bei ihr ſtehen, ſie liebend anſehen! — Die Steinfigur, der Dicke mit dem breiten Geſicht! —

So komiſch, ach und ſo wehmuthsvoll! Müßte er das nicht ſein? — Und wer denn ſonſt? Wie würde Mama ſo bewegt ſein, wenn ſie es anſieht, wäre er nicht darauf? Ha, ein Geräuſch!"

Sie ſchloß haſtig den Deckel feſt zu, ſchob den Tiſch an und lauſchte an der Thür. Das Herz ſchlug ihr gewaltig.

Dann öffnete ſie das Fenſter und blickte hinaus. Die Böſchung des Daches war ſo kurz und ſteil, daß ſie ſehr gut den Damm und das gegenüberliegende Trottoir überſehen konnte. Weithin guckte ſie mit ihren klaren Augen den Leopoldsgraben herunter und — da! Da kam ein ſehr dicker, blondlicher Herr die Straße daher! — Sich vorſichtig zurückziehend, gewahrte ſie, daß er von Ferne ſchon forſchend ſein Geſicht nach dem Hauſe richtete.

„Wenn er nur erſt näher käme, daß ich ihn genau ſehen könnte!" —

Plötzlich verklärte ſich ihr Geſicht. Gluthroth zog ſie das Köpfchen zurück und klappte das Fenſter zu.

„Er iſt's, mein Gott, er iſt's. Es iſt ſein liebes, gutmüthig lächelndes Geſicht, und auch ein wenig Schwermuth zugleich, wie auf dem Bilde!"

Sie trat vor den Spiegel, ihr kleiner Buſen pochte entſetzlich.

„Aber, Närrin, was wirſt Du denn roth, wenn Du Deinen Herzvater ſiehſt? Iſt's nicht gerade, als hätteſt Du Wunder was Schlimmes vor, und willſt doch Mama glücklich machen? — Muth, ich ſeh' gar nicht ein, was zu bangen iſt! So, und ich will ihn auch gleich herzhaft anreden! Fort in die Hinterſtube!" — — — — — — — —

Während Sophie auf dem Hinterhalte ſtand, um den vermeinten Vater zu umarmen, war dieſer, der gewiß nicht ahnte, was ihm bevorſtand, aus unruhigem Schlummer erwacht und verſtört, als wenn er bis in den Tag hinein gezecht hätte, ſeinem grünſeidenen Himmelbett entſtiegen. — Indem er ſich nochmals die Erlebniſſe des vergangenen Abends in's Gedächtniß rief, gerieth er in eine Laune, wo er die ganze Schöpfung vor Grimm hätte zum Gabelfrühſtück nehmen können.

Er ſchellte.

Philipp brachte auf ſilbernem Tablet den Kaffee.

„Du warſt ja geſtern nicht im Capweinkeller, wie ich Dir geſagt?“

„Ich bin wohl dageweſen, Herr, und habe mich auf alle Weiſe bemerkbar gemacht, aber Sie waren mit dem alten Militair, dem Herrn in der weißen Binde und dem Andern in der goldenen Brille ſo im Eifer, daß —“

„Gut. Du haſt alſo die Sache beim Kaufmann ausgerichtet?“

„Ganz genau und —“

„Der Krämer weiß doch nichts von mir?“

„Keine Silbe. Ich bezahlte, wie immer, gleich baar, und Sie wiſſen, Herr, ich mach' keine Worte!“

„Dein Glück! Für dieſe Tugend ſollſt Du auch über meinem Grabe zu lachen kriegen, Alter! Wie war's auf dem Leopoldsgraben.“

„Alles glücklich beſorgt. Ich fragte nach irgend Wem im Hauſe herum, und hatte Zeit, zu ſehen, wie die Sachen abgeladen wurden und der Markthelfer mit dem Trinkgeld davonfuhr.“

„Schon recht, bring' meine Kleider!“

„Soll ich im Atelier nicht erſt die kurzen Gardinen vorſchieben, es giebt heute zu viel Oberlicht?“

„Gardinen? Oberlicht? Unſinn! — Bring' meine Kleider, ich gehe aus!“

„Aus? — Aus, Herr?“

„Aus, Du Uhu, haſt Du 'was dawider?“

„Ich, nein! Wenn Sie nichts dawider haben?“ — Damit ſchüttelte Philipp den Kopf und brachte nach einiger Zeit die Garderobe ſeines Herrn, legte ſie ſtumm hin und verſchwand.

Während dieſer Pauſe und des Toilettemachens hatte Pumpel Zeit, ſeiner Galle zu fröhnen.

„Der Schurke von Lariſch hat mich ihnen verrathen!

Bezahle den Kerl noch auf eine ſo unſinnige Art und er verräth mich ihnen doch! — Gegen gewiß eben ſo hohe Bezahlung! Himmelheiland — Element, es iſt keine Treue mehr auf der Welt! Und dabei darf ich noch gar nicht einmal raiſonniren! Muß der Canaille noch ſchön thun! Berſten möcht' ich, aber 's berſtet ſich verflucht, bei ſo einem Cadaver! — Was der Schurke nur dabei hat? Ich muß hin, muß dahinter kommen! Es iſt erſt halb zehn Uhr, ſo früh verfolgt mich die Clique nicht! Immer können ſie mir nicht auf der Taſche ſitzen! — Sobald ich nur weiß, wie die Sachen aufgenommen ſind, und ob ſie ſich gefreut hat, mach' ich es klüger, wie ich's von Anfang an hätte machen ſollen, um Aufſehen zu vermeiden. Aber man wird nie weiſe, nie klug! — Seſſa kann die Geſchenke beſorgen, ich will ihm den nöthigen Aufſchluß geben und, wenn ich, — zur Hölle, — doch ja einmal hingehen muß, die Wirkung zu ſehen, fahr' ich gewiß per Droſchke, ſteig' aus, bin im Hauſe und wieder weg, eh' dieſe Filous 'ne Ahnung haben. O, es iſt zum Wahnſinnigwerden! Wo iſt Deine Ruhe, Pumpel, Deine alte Zufriedenheit, Dein glücklicher Humor? Wer, ihr Götter, wer giebt mir meinen Humor wieder? Ach, die Rache iſt doch eine ſehr aufregende Beſchäftigung für einen Mann in meinen Jahren! — Teufel hole, was ich jetzt für vermaledeite Gedanken kriege, ſo nichtsnutzig mattherzig, ſo waſchlappig! Fort, hinaus! Ruhe hab' ich hier doch nicht! Es iſt ohnehin das letzte Mal, daß ich hingehe, — am Tage wenigſtens. — Nein, ich ſchwör's bei meinen liederlichen Grundſätzen, bei meiner Selbſtſucht ſchwör' ich's, ich geh' außer dieſem einen Mal — gar nicht wieder hin! Eine Memme, wer ſein Wort bricht, eine ſcheußliche Memme!"

So trat er ſeinen Weg an. An der Allee- und Börſenſtraßen-Ecke nahm er einen Wagen bis zur Contreſcarpe und von da ſchlenderte er auf dem gegenüberliegenden Trottoir, ſcheinbar achtlos, in Wahrheit aber überall ſeine argwöhniſchen Augen habend, den Leopoldsgraben hinab.

Lariſch und ſeine Ehehälfte waren ſich böſer Liebe gegen ihn wohl bedeutend bewußt, obgleich ſie nicht dachten, ihr Verrath ſei ſchon entdeckt. Malchen zudem hatte triſtige Gründe, des Dicken Anweſenheit gerade jetzt zu wünſchen. Und da Beide an der Thür nach ihm ausſpähten, waren ſie auch die Erſten und außer Sophien die Einzigen, welche, wie ſie glaubten, den Dicken ſahen.

Leider aber, ſtatt an ſeinen Frieſen und Simſen zu modelliren, oder ſonſt etwas Solides zu thun, ſchaute auch Richard Heim zu ſeinem Fenſter hinaus, ſah das Härren der beiden Lariſch, die noch verdächtigeren Bewegungen Sophiens und endlich — Pumpel leibhaftig über den Damm kommen und in's Haus treten. Ihm brach faſt das Herz! Augenſcheinlich wurde Pumpel von Sophien erwartet! — Statt eiligſt Hagedorn dieſe neue Aventure ihres gemeinſamen Feindes mitzutheilen, ihn jetzt an ſeinem Beginnen zu hindern, verſäumte er dies in ſeinem Liebesſchmerz, ſeiner Wuth und Eiferſucht, ſeinem platoniſchen Jammer ganz und gar. Schon hatte er es vorlaut bereut, daß ſeine Hitze ihn zu einem Briefe an Sophien verleitet hatte, der falſch ausgelegt werden konnte, die Wohlthaten, welche, wie es im Capweinkeller ſchien, Pumpel doch in beſſerer Abſicht ertheilen zu wollen ſchien, ferner unmöglich machen muß. — Aber Angeſichts dieſes ſcheußlichen Factums da drüben verlor er allen Halt, jeden vernünftigen Gedanken! Und ein ſolcher Jüngling macht in der Regel gar nichts, oder zu ſpät, — oder Dummheiten! —

Karl inzwiſchen betrat das verhängnißvolle Haus, diesmal nicht allein von Lariſch, ſondern auch deſſen Ehegattin empfangen.

„Ganz Ergebener,“ grinſte der Alte, „nun, ſchon wieder da? Wollen gewiß ſehen, was ſie oben geſtern Abend für Augen gemacht haben, die Madam und das Sophiechen!“

„Aber die Freude hätten Sie ſehen müſſen,“ platzte die Gattin heraus, „nein, das Schluchzen und Lachen und Staunen, und —“

„Das iſt wohl das ſchöne Malchen?“ fuhr Pumpel kategoriſch mit gerunzelter Stirn dazwiſchen.

„Ja — ja, das iſt die Malchen, mein Malchen," erwiederte kleinlaut Lariſch.

„Und ſehr ehrliche, brave Leute ſind wir," ergänzte ſie, „fünfunddreißig Jahre ſind wir —"

„Schon ehrlich? Seht 'mal! Pfui doch, das iſt 'ne gar zu lange Zeit! Und ſo gar keine Halunkereien dazwiſchen, nicht eine einzige kleine, gottvergeſſene Gaunerei?!"

„Aber ich bitte Ihnen!"

„Nicht ein einziger Betrug, Alter?"

„Aber ich bitte Ihnen!"

„Nicht eine Klatſcherei und Niederträchtigkeit für etliche lumpige Thaler klein Geld, he?"

„Aber wie kommen Sie mir denn vor?"

„Wie ich Ihnen vorkomme? Sacriſtei, nein, wie ich mir vorkomme, das iſt die Sache!" Hier dämpfte er den Ton zum halben Flüſtern. „Ihr ſeid verdammte Bagage, verſtanden! Wer waren denn jene Herren, die hinter mir kamen, und denen Ihr mich für Geld verrathen habt?" —

Beide Gatten hatten das Wetter aufziehen ſehen.

„Aber ich bitt' Ihnen — für Geld? Ich? — Nicht für die Welt hätt' ich's ihnen verrathen! Mein verehrter, gütiger Herr, — ſehen Sie, es war ſo! — Eben ſind Sie weg, ſo kommen die Herren, ſagen mir's gleich, zu wem Sie gewollt haben, auf'n Kopf zu, und der mit der weißen Halsbinde und der alte Herr General drohen mir, auf die Polizei zu gehen und mich, — mich alten Mann wegen, — ich bitte Sie um Gottes-Jeſuwillen, wegen Verführung! Mich, hören Sie blos, anzuzeigen! Na, was war denn da zu machen?!"

„Ja, nun ſagen Sie 'mal, was war denn da zu machen? Mußten wir nicht Alles rein herausſagen?" eiferte halblaut Malchen.

„Alles ſagen?" echote weinerlich gepreßt Lariſch.

„Nun gut, ich will's glauben! — Muß es glauben! Wenn indeß noch ein Wort über Eure Lippen kommt, iſt Euer Verdienſt aus!"

„Aus!" wiederholte ſchmerzlichſt Lariſch.

„Nein, ſo ſind Sie nicht, das laſſen Sie uns nicht entgelten!“ ermuthigte ſich lebhaft Malchen. „Und daß Sie ſehen, wie wir's meinen, gehen Sie 'rauf, gehen Sie ſelber 'rauf! — 's iſt Niemand zu Hauſe! Wirklich, gar Niemand! Alles iſt weg! Hier hab' ich ja den Schlüſſel! Ich mach' leiſe auf, Sie gehen hinein, und da ſollen Sie ſelber ſehen, wie Alles ſchön aufgepflanzt iſt und wie die Frau Blöhmer mit Sophiechen lebt! — Lariſch, paſſe auf, und wie ſich 'was in der Straße rührt, rufſt Du hinauf! Ich bleib' in der offenen Thür, 's iſt gar nichts zu beſorgen! Kommen Sie nur, kommen Sie, ich ſag' Ihnen, über die Freude geht nichts!“

Halb zog ſie ihn, halb ging er hin, denn der Teufel der Neugier und ein Gefühl, dem er ſich nicht Rechenſchaft zu geben wußte, ſchob ihn vorwärts, willenlos, gedankenlos zur Stätte ſeiner alten Liebe!

Lariſch war vor's Hausthor getreten und guckte wie ein Thurmwart nach allen Seiten, ob kein Feind ſich nahe.

Malchen, vergnügt, den Dicken mit ſo leichter Mühe beſchwatzt zu haben, ſchloß haſtig die Küche auf.

Alles war todtenſtill, Sophie lauſchte athemlos an der nur einen Spalt geöffneten Hinterthür.

„Nein, da hinein, da vorn hinein!“ flüſterte Malchen.

„Paſſen Sie wohl auf, ich bitte Sie! Ich darf mit Niemandem von ihnen zuſammentreffen!“

„Ja doch, ja! Gehen Sie nur in die Vorderſtube!“

Ein leiſes Fröſteln lief Pumpel durch die Glieder. Er legte zögernd die Hand auf die Klinke. Die Thür ging faſt geräuſchlos wie von ſelbſt auf. Unwillkürlich zog er den Hut, trat vorſichtig ein und warf einen ſcheuen, haſtigen Blick umher, ehe er die Thür ſchloß.

Er war allein und ſah ſich lautlos um.

Dort die Arbeit von Mutter und Tochter, die enge, gedrückte Stube, und die Sauberkeit, Zierlichkeit dabei, am Fenſter Irenens die ſüßduftenden, lieblichen Blumenſtöcke, Alles hatte jenen namenloſen Hauch unſichtbaren Frauenreizes, der wie ein Engel ordnend, ſchützend und behütend durch die ſtille Stube ſchwebt.

Ihm ward ganz ſonderbar.

Plötzlich erſchrak er furchtbar. Sein Blick war auf die Wände gefallen, wo von Altheim die Stiche ſeiner Bilder hingen.

„Sie weiß, daß ich lebe! Sie weiß, wer ich bin!“ flüſterte er und trat näher, um ſich von der Wahrheit deſſen zu überzeugen, was er ſah.

In demſelben Augenblick fühlte er ſich jubelnd von rückwärts umfangen und ein Stimmchen rief: „Vater, mein lieber, einziger Vater! Hab' ich Dich wieder?“

Er wendete ſich haſtig um, und in ſeinen Armen, ihm lachend und weinend in's Auge blickend, lag ein roſiges Mädchen, das Abbild ſeiner Irene.

Er fühlte eine ſtarke Anwandlung von Ohnmacht.

„Aber, um Gottes willen, mein Fräulein, ich bitte Sie! Laſſen Sie mich, ich —“ und er machte krampfhafte Anſtrengungen, ſich zu entwinden.

„Nein, Papa, ich laſſe Dich nicht! Du ſollſt nicht wieder von mir fort! Kennſt Du denn Deine Sophie, Dein Kind nicht mehr? Willſt Du ihm auch entfliehen? O, vor mir brauchſt Du Dich nicht zu fürchten, ich — ich verzeih' Dir Alles! Großer Gott, ich habe Dir ja nichts zu verzeihen, Du guter, einziger Goldvater, Du!“

„Sophie?“ ſagte Pumpel bleich und tonlos. „Sie ſind Irenens Kind?“

„Freilich, ja wohl! Du häßlicher, böſer Papa, ich bin Mamas Kind und Dein Kind, das Dich wieder hat. Willſt Du mich wohl gleich Du nennen, willſt Du mich gleich ſo — ſo — ſo — abküſſen?!“ und damit hing ſie ſich um ſeinen Hals, zog ſein Haupt herab und küßte ihn herzhaft. — „Aber ſo nenne mich doch Du, ſo küſſe mich doch wieder!“ rief ſie faſt weinend.

„Mein Gott, na ja!“ Und tief erröthend, am ganzen Körper bebend wie Eſpenlaub, küßte er ſie. — „Sie ſind ein ſo unſchuldiges, ſo gutes Kind!“

„Du ſollſt mich Du nennen, oder ich bin bös! Komm, Herzväterchen, ſetze Dich, nimm mich auf Deinen Schooß, daß ich Dir ſo recht aus dem vollen Herzen gerade in's Auge ſehen kann!"

„Allmächtiger Gott, das geht doch aber nicht, — wenn ſie käme!"

„Ach nichts da, es geht wohl! Gönne mir doch die Himmelswonne, daß ich Dich ein Viertelſtündchen ganz bei mir haben darf! Mama wird nicht kommen, die iſt weit weg und — wenn ſie nun auch kommt? Sieh, — ich, Euer Kind, will Euch verſöhnen! Wir fallen ihr zu Füßen, wir quängeln und quälen wie die Bettelkinder, und — ſie muß Dich wieder ganz lieb haben!"

Sophie zog den Dicken auf einen Stuhl, ſchlang ohne Umſtände die Arme um ſeinen Nacken und glitt auf ſeinen Schooß, ihm ſelig glühend in's Angeſicht ſchauend.

Der Dicke war wie gelähmt! Im Naturzuſtande äußerſter Machtloſigkeit, blutroth werdend und nach Luft ſchnappend, ſchlug er wie ein Knabe die Augen zu Boden.

Eine Pauſe entſtand.

„Nein, Papa, biſt Du aber auch ſchüchtern! Zu, zu ſchüchtern biſt Du, Väterchen! Sieh, es mag Dir ſchwer werden, wiederzukommen! Ach, die böſen alten Geſchichten! Aber ich weiß ja, daß all' die reichen Geſchenke von Dir ſind. Daß Du uns heimlich Alles zuſteckſt und —, und da ſollteſt Du allein, ungetröſtet weggehen? Alle Engel ſegnen die Reue, und ein Engelchen ſiehſt Du, bin ich, das hilft Dir über allen Schmerz, alle Thränen, allen Jammer dieſer Erde hinweg, führt Dich wieder an Mütterchens großes, reines, edles Herz, das Dich liebt, ja heimlich unſäglich liebt, wenn ſie auch Deinen Namen nicht nennt! Ja, ja, ja, Du — Du blöder Knabe von einem Papa, wir werden Alle noch ganz unmenſchlich glücklich!"

Pumpel ward todtenbleich und tief erſchüttert.

„Sie liebt mich? — Irene? — Mädchen!"

„Ja wohl, ja gewiß, wenn ſie's auch noch ſo heimlich anfängt! Ach, wie oft habe ich ſie ſchon belauſcht, wenn ſie Dein liebes Bild anſah und ein paar ganz kleine, kleine ſchelmiſche Thränchen vergoß. Du weißt doch noch das ſchöne Bild, wo die Mama als ein Ritterfräulein abgemalt iſt, und Du biſt — ſo eine Steinpuppe! So 'n—"

„Silen!"

„Ja richtig, Du biſt ein Silen!"

„Und das hat ſie noch?" rief der Dicke flammend. „Wo, mein Herzenskind, wo?"

„Da, hier!" und ſie ſchob raſch den Tiſch weg und klappte den Deckel der Kiſte auf.

„Haha, guck' nur! — Siehſt Du wohl? — Wie ſollt' ich Dich denn nach der langen Zeit erkannt haben, Papa?"

Staunend und ſprachlos ſtarrte er ſein altes, theures Bild an, ſein Meiſterſtück und ſein Elend.

„Sie liebt mich doch!" und von ſeinem Antlitz rannen heiße Thränen.

Dann ſich aber aufraffend, wie wenn er plötzliche Entdeckung fürchte, ergriff er haſtig den Hut.

„Ich muß fort, mein einzig Kind, ich muß weg! Jeden Augenblick kann die Mutter kommen, ſie darf mich nicht ſehen!"

„O nicht doch, nicht ſo raſch! Heut' ſollſt Du und wirſt ſie ja auch nicht ſehen! Im ſchlimmſten Fall verſteck' ich Dich! Die Lariſch paßt ja auf. Du kommſt doch bald, bald wieder?"

„Ja, ja wohl, mein liebes Kind!"

„Aber wann, Papa, wann?"

„Ich, ich kann es noch nicht genau ſagen. Weiß ich denn, wann Du allein biſt, wann ich — o mein Gott!"

„Halt, ich hab's! Weißt Du wohl, wie? — Sieh, da am Fenſter ſitz' ich. — Wenn Du vorüberkommſt und das Fenſter iſt leer, dann iſt Mama noch da. Hängt aber ein weißes Läppchen am Fenſter, dann iſt Mama fort und da kannſt Du kommen! Willſt Du?"

„Ja, mein Engelskopf, das will ich," und er küßte gerührt ihre Stirn. „Lebe wohl! — Ja, ich, ſieh ich bin Dein Vater, ich will's, ich werde es ſein! Was mein iſt, Alles, Alles ſollt Ihr haben, und nicht eher will ich ruhig ſchlafen, bis mein letzter Wille geſichert, meine letzte Arbeit gethan iſt, bis ich die Gewißheit habe, daß Ihr auch nach meinem Tode verſorgt ſeid! Gott ſegne Euch Beide!!"

Ihm brach die zitternde Stimme und faſt das zitternde Herz.

Nach einer kurzen Umarmung eilte er fort, hinab, hinaus in's Freie.

Ein Miethwagen führte ihn ſofort zum Stadtgericht, wo er ſtehenden Fußes zu Gunſten Irenens und Sophiens teſtirte.

Als er langſam, gebeugten Hauptes nach Hauſe zurückkehrte, war ihm ganz jämmerlich um's Herz. Er erröthete und erbleichte vor ſich ſelber. Er hatte eine Frau und keine, er hatte ein Kind und keins. „Himmelhöllenelement," und die Wuth trat ihm in's Herz, „ich bin ein netter Kerl, ein Junggeſell — aber mit Familie!"

Vierzehntes Capitel.

Alte Freundſchaft, alte Liebe.

Beſagter Vormittag, welcher ſo außergewöhnliche, bisher ungekannte Begebenheiten in dem Schooße der kleinen Dachwohnung von Nr. 68 geboren hatte und unſern Helden zu ſo ſeltſamen Capriolen wider die eigene Natur nöthigte, war der Profeſſor nebſt Eliſen beſchäftigt, ſich in beſondern Glanz zu werfen, um Geheime Ober-Regierungsraths ihre officielle Viſite zu machen, und die Frauenintrigue gegen Pumpel in Gang zu bringen, da doch die Männer nun einmal an der Wirkung ihrer Combinationen nach den Erfahrungen des Capweinkellers verzweifelten. Eliſe hatte bereits ihren Plan fix und fertig. Je mehr ſie denſelben und ſeine Fragilität beim Toilettentiſch erwogen, deſto mehr ward ſie in ihrem Entſchluß beſtärkt, erſt Irenen zu beſuchen, ehe ſie die Viſite bei Raths zur herkömmlichen Zeit machte.

Es erſchien ihr nämlich praktiſcher, erſt Irenen vollſtändig zu ſondiren, ehe ſie einen weiteren Schritt that. Denn wenn ſie bei den übrigen Damen auf gar zu prüde Bedenken ſtieß, ihr kühner Plan Anſtoß bei denſelben erregen ſollte, war ſie willens, die Sache für den Nothfall in eigener hoher Perſon durch einen Coup zu endigen.

Da es mindeſtens noch vier Stunden Zeit hatte, ehe man ſtandesgemäß bei Raths in einem eleganten Miethwagen, der ganz wie „eigen“ ausſah, vorſprechen konnte, ſo begab ſich die Profeſſorin mittels Droſchke erſt nach dem Leopoldsgraben und erſtieg, Malchen Lariſch mit einem Trinkgeld und zwei Malicen einſchüchternd, die dritte Etage.

Da Karl ſchon um halb zehn ſeinen ſeltſamen Beſuch gemacht, eine außerordentliche Profeſſorin aber vor acht Uhr ſchwer aufſteht und vor elf Uhr kaum mit der Toilette fertig ſein kann, war es begreiflich, daß der Dicke mit heiler Haut davon kam, ohne ſeiner Gegnerin in den Weg zu laufen. Das Schickſal ſchien ihm wirklich bei dem verzweifelten Bemühen, die Larve ſeines „Nihil sine gaudio“ feſtzuhalten, unterſtützen zu wollen, ihm immer wieder kleine Schliche und Hülfsmittelchen zuzuſchieben, durch die er ſich decken, in deren Schatten er, gleich einem gehetzten Haſen im Kohl, mit Hackenſprüngen aus dem Jagdrevier entſchlüpfen konnte. Das ſtand feſt, er war nicht durch Andere, nur durch ſich ſelber zu beſiegen!

Der Weg bis zu dem betreffenden Kaufmann war lang geweſen, und da Irene ſchlechterdings von demſelben nichts erfahren konnte, der Mann ihr mit der ernſteſten Miene von der Welt verſicherte, die Kiſte käme wirklich von Magdeburg, wo ſie ein Spediteur gleichfalls aufgegeben hätte, ſo glaubte ſie auch um ſo williger daran, als man das unverhoffte Gute viel leichter als das Schlimme zu glauben geneigt iſt.

Die Beruhigung und erneuerte ſüße Gewißheit, welche ſie empfand, die Geſchenke mit Ehren behalten und in Zufriedenheit ſammt ihrem Kinde genießen zu dürfen, machte, daß ſie auf dem Rückwege keine ſo große Eile hatte, ſondern nunmehr als eine Frau, welche nichts unnöthig ausgab, den Weg zu Fuß ging, zumal der Vormittag für die Arbeit ja doch ſchon zerſtückelt war.

So hätte denn unſer Held keine ſolche Eile gehabt, zu entrinnen, wäre ſeine Klemme nicht ſo groß geweſen, hätte die Angſt nicht nahe gelegen, ſeiner falſchen Vaterſchaft auf ſehr beſchämende Weiſe entkleidet zu werden.

Sophie hatte zwar verſichert, „dem Mamachen müſſe ſehr zart, ſehr fein Papas Rückkehr beigebracht werden,“ auch hatte ſie dazu den beſten Willen und genügende Zeit, ſich zu ſammeln und ihr Benehmen Irenen gegenüber zu erwägen; aber hierzu wäre offenbare Verſtellung, große Bemeiſterung ihrer höchſt erregten Gefühle nöthig geweſen. Beides war ihr unmöglich. Sie hatte ihre Mutter noch nie belogen und ſollte heut' das erſte Mal etwas verheimlichen.

Das Ungeſchick hierbei, verbunden mit der Rührung und dem Heroismus: beide Eltern verſöhnen zu wollen, war's, was ihr einen förmlich feierlichen, erhabenen Anſtrich verlieh, ihr Betragen höchſt auffällig machte. Irene merkte indeß ſo lange nichts, bis ſie ihre Straßentoilette mit einem ſchlichten Hausgewande vertauſcht, einige Wirthſchaftsangelegenheiten beſorgt und dem herbeikommenden Malchen, zum größten Triumph derſelben und ihrer eigenen herzlichſten Freude, erzählt hatte, daß der Kaufmann ihr verſichert habe, bewußte Kiſte käme direct aus Magdeburg.

Nachdem indeß Frau Lariſch ſich zurückgezogen, beide Frauen bei ihrer Arbeit ruhig am Fenſter ſaßen und Sophien das große Geheimniß ſchier das Herz abzupreſſen drohte, begann ſie allerlei ſibylliniſche Redensarten zu führen.

Irene ſah ſie fragend und erſtaunt an, ſie konnte ſich Sophiens Erregung, den feierlichen Ton ihrer Stimme, die ängſtliche Zurückhaltung dabei, als fürchte ſie ſich, zu viel zu ſagen, gar nicht erklären.

Nachdem ſie dieſelbe einige Zeit beobachtet, ihre abſonderlichen Reden gleichgültig erwiedert hatte, legte ſie die Arbeit hin, trat zu ihr und fragte ſie: was ſie denn eigentlich habe, drang ernſtlich in ſie, ſich offen über das auszuſprechen, was ihre Seele ſo außerordentlich zu beſchäftigen ſchien.

Sophie gerieth in tödtliche Angſt und hätte jedenfalls eine große Dummheit begangen, und gerade das, was ſie ſo zart einfädeln wollte, in der unglücklichſten Weiſe von der Welt wie ein halbes Schuldgeſtändniß zu Tage gefördert, wenn der Klang der Glocke ſie nicht momentan von der Beichte befreit und ihr Anlaß gegeben hätte, hinauszulaufen, um zu öffnen.

Wenige Secunden ſpäter führte Sophie eine höchſt elegante Dame herein, welche Frau Irene Blöhmer ſprechen wollte.

Irene erhob ſich mit fragendem Blick, mit jener Ungewißheit ſich verbeugend, die dem Kommenden genugſam zeigt, wie unerwartet er kommt, und wie wenig man den Grund ſeiner Nähe einſehen kann.

Die Dame erwiederte ihre Verbeugung nicht, ſondern maß ſie mit einem großen, ſtaunenden Blicke.

„Irene! Iſt es möglich, kennſt Du mich denn nicht mehr?“ Damit trat ſie einige Schritte auf ſie zu.

Irene prallte zurück, ſah ſie tief und glühend an, dann die Hände krampfhaft faltend, rief ſie mit zitternder Stimme: „Eliſe! — Eliſe Bitterlich!“

Und beide Frauen ſanken weinend und jauchzend einander in die Arme.

Irene zog die alte Jugendfreundin auf's Sopha, und Hand in Hand verſchlungen ſaßen ſie wie in alten Zeiten.

„Aber woher kommſt Du nach der Reſidenz, einzige Eliſe, und wie fandeſt Du mich?“

„Wie ich Dich fand, Irene? Ach, das iſt eine lange, lange Geſchichte, die ich Dir dann mit einem ganzen Häufchen anderer Dinge erzählen will. — Wie ich hierher kam? — Nun, daß ich den Oberlehrer Doctor Kröpfer damals in Rhodenfließ geheirathet habe, das weißt Du doch noch. Ich machte etwa anderthalb Jahr vor Dir Hochzeit? Nachdem Du lange fort warſt, kam mein Mann an den Rhein, ſpäter als Profeſſor nach Erlangen, ſchrieb mehrere Bücher, welche ihm viel Renommée gemacht haben, und nun ſind wir als außerordentlicher Profeſſor der Aeſthetik hierher verſetzt. Ach Du mußt zu uns kommen, Schatz! Und Dein Töchterchen iſt wahrhaftig Dein ganzes Ebenbild, und ſo groß ſchon! Die bringſt Du mit! Mein

Mann wird ſich herzlich freuen! Eichsfelds leben ja auch hier und Laura —, aber was haſt Du denn, liebes Herz?“

Allerdings war dieſe Frage ſehr am Platze, denn Irene war auffallend bleich geworden, und während Eliſe in ihrer Freude alle Schleuſen der Redſeligkeit geöffnet hatte, hatte Irene mit ihrem aufſteigenden alten Weh, ihrer Scham und dem Schmerze der Armuth lange, aber vergebens gekämpft.

Sie warf ſich Eliſen um den Hals und ſchluchzte.

Eliſe begriff zu gut, was in ihr vorging.

„Mein liebes Kind,“ ſagte ſie bewegt, aber ſanft zu Sophie, „gönnen Sie wohl Ihre Mutter einer alten Freundin für ein Stündchen allein?“ Damit deutete ſie nach der Thür.

„Mama, ſoll ich gehen?“ fragte die Kleine beklommen.

„Ja, geh' zu Altheim hinüber auf eine Stunde, Sophie,“ entgegnete Irene matt.

Als die Kleine zögernd gegangen war und ſich beide Freundinnen allein wußten, erhob Irene das thränenfeuchte Geſicht.

„Daß Du nach ſo langen Jahren noch an mich denkſt, Dich meiner nicht ſchämſt, iſt zu ſchön, als daß ich Arme es vergelten könnte. Mag aber Dein treues Herz, der Edelmuth Deines Mannes auch die Schranke vergeſſen, welche uns jetzt trennt, ich vergeſſe ſie nicht, Eliſe. Ich und mein Kind ſind nur Arbeiterinnen, die für die Damen der Ariſtokratie, des hohen Bürgerſtandes Toiletten erſinnen, nähen, putzen und derlei Lohndienſte verrichten. Ich kann weder in Deinem noch Eichsfeld's Hauſe erſcheinen, denn nothwendiger Weiſe würde ich Leuten begegnen, vor ihnen Deine Freundin ſein, denen ich im bürgerlichen Leben untergeben, oder doch von ihrem Willen abhängig bin, weil ſie meine Kunden ſind. Verſtohlen zu Dir kommen, heimlich an Deinem Tiſche ſitzen, Eliſe, das hat Dein gutes Herz nicht gewollt, zum Almoſen hältſt Du mich gewiß für zu arbeitſam und — zu ſtolz!“

„Aber biſt Du denn ganz närriſch, Irene? Was fällt

Dir denn ein, Liebchen, ſolche Sachen zu reden? Du biſt meine Jugendfreundin und ſtehſt mit Deinem Kinde allein. Ich werde doch wohl 'ne Freundin haben, mein Mann wird doch wohl eine Dame, bei deren Eltern er oft zu Gaſte geſeſſen, bei ſich ſehen können? — Wer hat uns denn was zu ſagen? Wer denn, Schatz? Ich bin glücklich, ich bin ſelig und ſtolz, daß ich Dich wieder habe, und den will ich ſehen, der Dir ein krauſes Geſicht macht, weil Du arm biſt! Das iſt in unſeren Zeiten nachgerade lächerlich. — Für die Leute um Geld arbeiteſt Du? Schön! Ach, mein Profeſſor arbeitet wohl umſonſt, die Herren Räthe und Miniſter und die ganzen großen Reſidenzbrimborions, die thun wohl Alles — um Gottes willen und blos für die Nobleſſe?! Ach, Herz, glaub' mir, wir kochen Alle mit Waſſer! Ich kann zwar nicht wiſſen, wie Eichsfelds denken, obwohl Laura ſtets das Herz auf dem rechten Flecke hatte, denn ich habe mit ihr über Dich noch nicht geſprochen, aber wie ich denke, Schatz, und mein Mann, das weiß ich wohl, und ich bitte Dich, wenn Du mich noch ein bischen lieb haſt, komm ja recht bald zu mir! Mein Haus ſoll Dir und Deinem Kinde eine zweite Heimath ſein, wo Ihr Eure liebſten Stunden verlebt. Und kann denn der Himmel nicht noch Alles beſſer geſtalten?"

Irene küßte die kleine, runde Eiferin mit gerührten Mienen, ſchüttelte aber den Kopf.

„Dringe nicht ſo in mich, es geht nicht. Sage Deinem Manne tauſend Dank, und wenn Du mich beehren, mir Deine liebende, tröſtende Nähe öfter gönnen willſt, wirſt Du mich ſehr, ſehr glücklich machen! Zu Dir kommen indeß, gar zu Laura — ich kann es nicht! Sieh, ich will ganz offen ſein, ganz ehrlich. — Du weißt, wie glänzend ich meine Jugend verlebt. Zwanzig Jahre der Noth haben mich das Wohlleben, das alte Glück zwar entbehren gelehrt, es aber nicht vergeſſen laſſen. Fern ſei mir, einzige Eliſe, kleinlicher Neid und ärmliche Mißgunſt, aber ich bin noch nicht alt, nicht abgelebt genug, um den Freuden, Genüſſen, dem Schönen, was die Welt birgt, ganz verſchloſſen zu ſein, ach, ich geſtehe Dir es, daß ich mich gerade nach Höherem, Geiſtigem, nach dem Idealen ſehne, was ehemals ja meine ganze Welt war! — Das taugt für keine Frau meiner Art. Die muß arbeiten, und nur arbeiten, eine verlaſſene Frau dazu iſt ſtets ein verdächtiger Umgang, meinen die Leute. — Willſt Du Dich und mich ſolcher Erniedrigung ausſetzen? — Endlich bedenke, mein Kind! Sophie iſt ſechzehn Jahre. Sie hat den Ueberfluß, die Freuden der großen Welt nie kennen gelernt, aber den Mangel, die Nahrungsſorgen und die Arbeit. Ich danke Gott auf den Knieen, daß er mir dies liebe Kind, dieſe meine Stütze und Freude, gegeben. In Euren Kreiſen würde ſie aber ein Vergnügen, eine Bildungshöhe, eine Lebensluſt genießen, die für ſie zu fein iſt. Soll ich Gewöhnung und Wünſche in ihr erwecken, die ſie nie befriedigen kann? Sie in eine Lebenslage künſtlich bringen, welche ſie künftig einzunehmen ſchwerlich Ausſicht hat? Es iſt die vom Unglück gereifte Frau, die Mutter, Eliſe, welche zu Dir ſpricht!“

„Und da hat die Mutter und die gereifte Frau auch 'was recht Schönes geſagt! — Biſt Du denn noch meine traute Irene, die ſich die langen Jahre ſo tapfer gehalten, ſich nach dem Idealen zurückgeſehnt hat, und hätteſt Dein Kind nicht auch zum Idealen erzogen, den Hang, die Sehnſucht nach dem Reinen, Ewigen in ihr nicht mit allen Kräften geweckt, ihr nicht den Glauben in's Herz gepflanzt, daß nicht das noblere Wohnen, beſſere Eſſen, die ſchöneren Kleider den eigentlichen Lebensgenuß ausmachen? Bei uns werden gar nicht ſo große Sprünge gemacht, mein Kind, daß Du Furcht vor böſen Angewohnheiten zu haben brauchſt, und mit Eichsfelds kannſt Du es ja immerhin halten, wie Du willſt. Unſer Gaſt, unſer vielgeſehener, ſtets erwarteter Gaſt, das mußt Du mit dem Kinde ſein, mußt unſere Freundſchaft annehmen, ſonſt haſt Du gar kein Herz mehr, Du Häßliche! Ob und was für Unglück Du gehabt, iſt mir egal und wird es Jedem ſein, den Du bei uns ſiehſt, da, Gott ſei Dank, entſcheidet das nicht! Arm zu werden, kann Jedem paſſiren, aber ungebildet ſein, Irene, ſo ein Stier, deſſen Dummheit uns überall anbrüllt, trotz allem Gelde, das iſt innoble! Unbildung ſcheidet uns Menſchen allerdings himmelweit, aber ungebildet braucht Niemand zu ſein, und ich kenne meine feinſinnige Irene von ehemals zu gut, um nicht zu wiſſen, daß ſie achtzehn Jahre Harm in dieſer Weiſe nicht ſehr verändert haben. Da, den Beweis! Hat ein Armer, der keinen Geſchmack, keine Bildung beſitzt, ſolche Stiche?“

Damit war ſie aufgeſtanden und zur Wand geeilt.

Kaum hatte ſie einen Blick auf die Bilder geworfen, rief ſie: „Und das ſind dazu ja noch Bohrers, das iſt ein Stich von der „Waldwieſe“! Ich ſah ihn zuerſt in Erlangen, und mein Mann hat ihn auch gleich gekauft, und dort der „Orkan“, richtig, jenes aber kenne ich noch nicht von ihm!“

Irene zitterte leiſe, gern hätte ſie die Freundin näher zu treten verhindert.

„Es kam nicht in den großen Handel,“ ſprach ſie gepreßt, „der Künſtlerverein ließ es für ſich ſtechen. Der Kupferſtecher wohnt hier auf dem Flur und ſchenkte es mir. Es iſt das „Zigeunerlager“.

„Aber — aber das iſt ja der Weg nach dem Pfauenſchloß?“ ſchrie Eliſe auf. „Dort ſind die Schloßthürme! Allmächtiger Schöpfer! ſollte aus dem ſimpeln, drolligen Pumpel der — der große Bohrer geworden ſein?!“

Beide Frauen ſtanden ſtarr und regungslos einander gegenüber, wie zwei Bilder, die ſich anblicken. Dann ſenkte Irene das Haupt, preßte die Hände vor's Geſicht und ſetzte ſich, wie von Todesmattigkeit überkommen, in den Stuhl.

Eliſe trat zu ihr, nahm ihr die Hände vom Geſicht und lehnte ihr Haupt an ihre Bruſt.

„Iſt denn,“ flüſterte Irene, „ſage mir Eins, iſt die alte Controleurin ſchon geſtorben?“

„Sie ſtarb, nachdem Karl gerettet war. Hat man Dir das verheimlicht?“

„Wie ſo Vieles! — Ich bin am Tode der Armen ſchuld!" murmelte ſie dumpf. — „Ich brach dem Sohne das Herz und raubte ihm die Mutter! — Aber dafür hab' ich auch gelitten, Eliſe, unſäglich gelitten, lange Jahre, und mein Kind, mein armes Kind mit mir! Ja, es vergilt ſich Alles auf Erden!!"

„Aber es verſöhnt ſich auch Alles, arme Irene! Und wenn ich nun gekommen wäre, Dich zu bitten, die verſöhnende Hand zu reichen, einem Mann zu helfen, dem Du noch unſäglich theuer biſt, der trotz ſeines Ruhmes, ſeiner Ehre das Licht ſcheut, die Gunſt des Schickſals verſchmäht, weil ſein Leben vergiftet iſt, der ſich, am Glück der Liebe, an dem Reiz des eigenen Herdes verzweifelnd, dem materiellen Genuß, der Sophiſtik, ach, dem Laſter vielleicht in die Arme geworfen, ein Menſch, der ſeines Leichtſinns und Cynismus wegen der moderne „Falſtaff" der Reſidenz genannt wird? — Und unter dieſem Leichtſinn blutet ſein altes Herz! Während er öffentlich Liebe und Ehe verlacht, alles Hohe und Zarte mit der Waffe wüſteſten Spottes bekämpft, ſchafft er heimlich unvergängliche Meiſterwerke, geht heimlich den Spuren ſeiner erſten Liebe, geht Dir nach — und ſinnt nur darauf, wie er unentdeckt Dir wohlthun kann, ich habe die Beweiſe!"

„Die Geſchenke aus Magdeburg?! Die bedeutenden Geldſummen, welche ich geſtern erhielt, ſind nicht von meinem Bruder, nur von ihm?! — Er liebt mich noch, er hat mich aufgeſucht?! — Gott im Himmel! So hat der warnende Brief jenes jungen Mannes doch recht — dazu das Benehmen der Lariſch!?"

„Er ſendete alſo bereits ſchon Geſchenke und eine Summe?"

„Fünfhundert Thaler, Eliſe!"

„Und wärſt Du fähig, den Mann nochmals von Dir zu ſtoßen, möchteſt Du den Mann, der ſo verehrt und doch ſo elend iſt, den Du allein nur entſchädigen kannſt, nicht aus dem Abgrunde ziehen, welcher ein Grab ſeiner Seele, ſeines Herzens werden, ihn Schritt für Schritt mehr veröden muß?! Kannſt Du ihn denn nicht ein bischen lieben? —“

„Eliſe, ich — ich geſtehe Dir, — ja, mein Herz iſt nicht unempfindlich! Aber wer beweiſt mir, daß dieſe Wohlthaten nicht ein Ausfluß — ſeiner Eitelkeit ſind, und der Triumph, die Genugthuung, jenes Weib, das ihn einſt voll Stolz ſo elend gemacht, durch Wohlthaten zu demüthigen, allein Veranlaſſung zu Allem geworden, nicht die Gefühle ſeines Herzens? Ich habe bis jetzt nur die traurige Erfahrung gemacht, daß die einzige Triebfeder der Männer — Selbſtſucht iſt! Und geſetzt, die alte Liebe lebte in ihm, Eliſe, triebe ihn heimlich zu den größten Opfern für mich — ich habe eine Tochter von ſechzehn Jahren! — Soll ich ihr bekennen müſſen, was, etwas zu ſpät für mein Alter, kommt? — An ſeiner Hand ihr gegenüber zu treten, müßte ich mich nicht ſchämen? — Nein, Eliſe, ich kann, ich darf ſeine Wohlthaten ſo wenig annehmen, wie ich ſeine Nähe fliehen muß, — um meiner Ruhe, meiner Selbſtachtung, um meines Kindes willen!!“

Sie hatte dies mit einem Schmerz, einer Qual, einer ſo tiefen Erſchütterung ſtoßweiſe ausgeſprochen, daß Eliſe wohl einſah, welchen unerhörten Zwang ihr der Entſchluß koſtete.

„Und Du wirſt ihm dieſe Summen wieder erſtatten? Alles Fernere ablehnen, Irene?“

„Ich muß und ich werd's!“

„Aber wie willſt Du das? Heimlich und mit der größten Fineſſe weiß er Dir ſeine Gaben aufzuzwingen! Er wird ſtets neue Mittel hierzu finden. Wo er wohnt, wie er lebt, davon hat Niemand eine Ahnung. Seſſa, ſein Kunſthändler, dürfte ſchwerlich geneigt ſein, Karl's Anonymität gegen deſſen Willen zu brechen — und“ —

„Und ſo muß ich denn dulden, mein Schöpfer, was ich nicht hindern kann? — Stände ich allein, ich hätte den Muth, ihn aus dem Weh zu ziehen, in das ich ihn gebracht, wollte redlich Alles vergeſſen zu machen ſuchen.

Aber was Edles und Schönes, was Beglückendes auch darin läge, es wird lächerlich, ja gemein, wenn man ein — ſo erwachſenes Kind hat!“

„Du haſt Niemand, Irene, dem Du Dich hierin mittheilen, deſſen Treue Du vertrauen kannſt, als Deine alte Eliſe. Höre, was ſich Seltſames ereignete!“ — Und nun theilte ſie ihr raſch mit, wie Kröpfer, Hagedorn und Schemberg mit Pumpel zuſammengetroffen, und die Wette; dann wie Karl ſie geſehen und ihr nachgegangen, was im Hausflur vorgegangen und wie ihr Mann mit den Anderen ihn belauſcht, nebſt der Zuſammenkunft im Capweinkeller. „Daß etwas geſchehen muß in dieſer Sache, Du Dich ferner dem nicht ausſetzen darfſt, von einem Manne heimlich Wohlthaten zu empfangen, iſt gewiß! Was aber? — Ich ſchlage Dir Folgendes vor. — Ich will Gelegenheit nehmen, Karl in mein Haus zu bringen, wie, das ſchreibe ich Dir genau, wenn ich meiner Sache ſicher bin. Dort mußt Du ihn — einmal wenigſtens — ſprechen, am beſten in unſerer Aller Gegenwart. Sage ihm dann kurz, was Deine Ehre, Deine Lage, der Entſchluß Deines Herzens Dir gebietet, denn ich ſehe zu lebhaft ein, das mußt Du, ſchon um die Geſchichte zu endigen!“

„Das muß ich, ja!“ flüſterte Irene erbleichend vor ſich hin, und große Thränen rannen von ihren Wangen.

„Und was Du mußt, thue raſch und entſchloſſen! Hier iſt meine Adreſſe, auf unſere Freundſchaft kannſt Du bauen, Herz, Du beſuchſt mich recht bald, heute noch, nicht wahr, und das Uebrige wird ſich dann finden.“ Damit umarmte Eliſe Irenen, küßte ihr die Perlen von den Wangen, und nachdem ſie ihr noch ausdrücklich das feierliche Verſprechen ihres Beſuchs abgenommen, eilte ſie fort.

Irene befand ſich in einer vollſtändigen Apathie des Schmerzes.

Alle Wohlthaten gingen alſo von Karl aus, Karl, der ſie liebte, den ſie vielleicht vor gänzlichem moraliſchen Zuſammenbruch retten konnte, für den ihr Herz mit heißeren Schlägen ſprach, als ſie ſich bisher geſtanden. Der Brief des jungen Mannes hatte recht, der Kaufmann hatte ſie betrogen, und die beiden Lariſch ſtanden mit dem Maler zweifellos im Einverſtändniß. Sie war bereits halb und halb compromittirt, und Sophien konnte die Sache auf die Dauer auch nicht fremd bleiben. Ja, ſie kannte dieſelbe am Ende ſchon, ihrem ſeltſamen Benehmen nach zu ſchließen. Es mußte Etwas geſchehen, und das bald, um ſie aus der peinigenden, gefährlichen und ihren Ruf vielleicht untergrabenden Situation zu bringen. Auf das Ehepaar Lariſch, dem ſie ſo lange vertraut, von dem ſie ſo abhing, ward ſie um ſo erbitterter, als ſie daſſelbe, ohne großen Nachtheil und Aerger für ſich, nicht zur Rechenſchaft ziehen konnte, da hierdurch jedenfalls auch die Angelegenheit zur Kenntniß der übrigen Hausbewohner gekommen wäre.

Sie mußte ſich, wohl oder übel, vorerſt begnügen, ihre Leute, beſonders aber Sophien, auszuforſchen, welche etwas Ungewöhnliches ganz entſchieden auf dem Herzen hatte.

Indem Irene, ſich mühſam faſſend, ſo ihre Betrachtungen endete, kam Sophie von Altheim zurück, die höchſt erregte Mutter mit fragenden Blicken meſſend.

„Mein Kind, haſt Du Deine Mutter wirklich lieb?"

„Das kannſt Du erſt noch fragen, Mama? Biſt Du nicht mein Einziges auf der Welt und —"

„Und Du biſt immer offen gegen mich, verheimlichſt mir gar nichts, Sophie?"

Das Mädchen ward purpurroth und zitterte. „Ich hab' Dich bisher nie hintergangen, Mama, Du weißt es doch, wenn ich jetzt aber —"

„Du haſt etwas vor mir zu verbergen, Sophie."

„Ja, ſüße Mama, aber nichts Schlechtes, Unrechtes, das weiß mein Schöpfer!"

„Du weißt vermuthlich, daß die Geſchenke nicht von meinem Bruder kommen, weißt vielleicht, von — wem ſie herrühren!"

„Ach, Du lieber Gott, ſie weiß ſchon, daß er da war!" und Sophien fielen die Hände vor Schreck an die Seite nieder.

„Er war hier, Sophie? — Wer?!"

„Nun, Mama," und Sophie ſammelte ſich zu raſchem, heroiſchem Entſchluß, „wenn Du es denn ſchon ahnſt, dann 'raus damit. Du kannſt, Du darfſt mir nicht böſe ſein, denn Du haſt ein ſo liebes, edles, ſchönes Herz, und wenn Du mit mir auch nie von ihm geſprochen, oder nur mit Zürnen, ſieh, Du liebſt ihn doch ſo ſehr, gar ſo ſehr, Mama, wenn Du's nun auch nicht Wort haben willſt!"

„Sophie! um Gottes willen, Sophie!"

„Nein, nein, nein, nun iſt's zu ſpät, Mamachen! Du haſt's ja ſelber gewollt, und nun darfſt Du's ſchon gar nicht mehr verhehlen! Sieh, wie Du weg warſt zum Kaufmann, iſt die Malchen gekommen, und hat mir geſtanden, von wem die Geſchenke und das viele Geld ſind! Daß er reich geworden iſt und nun kommt, voll Reue und uns ſucht, weil er uns lieb hat, Mama, unendlich lieb! Aber er ſcheut ſich, Dir unter die Augen zu treten, und fängſt es ſo heimlich an, Du glaubſt es gar nicht! Da hab' ich mir denn vorgenommen, als Schutzgeiſt und Liebesengel Euch durchaus wieder zuſammenzubringen! Nur erſt einmal ein bischen ſehen hätt' ich ihn ſo gern gemocht! Da ſagte denn die Malchen, er käme heut', weil er ſich erkundigen wollte, ob wir uns geſtern Abend wohl auch recht gefreut haben, und was geſchieht, Malchen hat ihn zu uns heraufgelockt. — Ich ſtand an der Hinterſtubenthür auf der Lauer! Wie er nun hier drinnen war und ſich erſtaunt und bewegt umſah, komm' ich — huſch, huſch — leiſe herein und — fall' ihm um den Hals, und ſo mußt Du's nun auch machen!!"

„Aber wen, wen meinſt Du denn, Sophie, wer war denn hier, wem biſt Du denn ſo überaus gütig um den Hals gefallen?!"

„Na, wem denn ſonſt, als meinem kleinen, dicken, blöden Papa! Ich denke, das weiſt Du doch ſchon?!"

„Deinem Vater?!" ſchrie Irene entſetzt auf. „Mädchen, Du raſeſt! Dein Vater war hier? Dein Vater ſendet dieſe Summen, Dein Vater wagt — —!! Sophie, das iſt unmöglich, iſt undenkbar!! Ich habe viel Schmach und Weh erlitten, viel Unglück mit Eiſenmuth überſtanden, aber das ertrag' ich nicht! Das Schickſal kann, darf ſo grauſam nicht ſein, mir dieſen Mann noch einmal, mir ihn jetzt mit ſo ausgeſuchter Ironie in den Weg zu werfen! Du irrſt, Du mußt irren!!"

„Aber, Mama, ach Gott, er iſt's doch nun einmal. Ach, und wie hat er geweint! Auf ſeinem Schooße hat er mich gehabt, und geküßt und geſagt: „ja ich bin Dein Vater, will Dein Vater ſein, Alles, was mir das Glück gewährt, gehört Euch, wenn ich ſterbe," und dann iſt er fortgeeilt aus reiner Todesangſt, Du könnteſt ihn erwiſchen! Ach, erbarme Dich doch über ihn, über mich, Engelsmutter, bitte, bitte, bitte!?" und ſie faßte Irenen krampfhaft um die Taille, preßte ſie an ſich, küßte und ſtreichelte ſie bittend und weinend.

„Aber, Sophie, ich bitte Dich, willſt Du mich denn um meinen Verſtand bringen? Sei doch ruhiger, ich will es ja auch ſein! Mir geht mein Kopf entzwei, und das Herz will mir ſpringen! — Sage mir doch nur Eins, gab er ſich Dir zu erkennen?"

„Ach nein, Mama, Papa iſt dazu viel zu ſchüchtern. Hat das Arbeit gekoſtet, ehe er ein bischen zutraulich wurde! Und wie er da ſaß, mit dem kugelrunden Schmerbauch und dem verlegenen Vollmondsgeſicht, wie ein verſchämter kleiner Junge, es war zum Todtlachen! Und wie ich auf ſeinem Schooße hockte, kam ich mir vor wie die Pſyche, die dem Bacchus gut zureden muß, haha, wie war das drollig!"

„Sophie, das war Dein Vater unmöglich!"

„Aber, Mama, ich habe ihn ja erkannt, gleich erkannt!"

„Deinen Vater? Und woher kannteſt Du ihn denn?"

„Siehſt Du, Mamachen, nun kommt Alles an den Tag, und Du magſt Dich ſperren wie Du willſt, herzlichſt gut biſt Du ihm doch! — Wie ich ihn kenne? — Ei, hab' ich Dich nicht heimlich ſo oft das Bild dort voll Wehmuth betrachten ſehen? Da iſt er ja drauf, ich erkannte ihn gleich!“

„Auf dem Bilde dort?“

„Na gewiß, die Steinfigur! Aber auch ganz und gar! Und ich ſagte das Papa auch und fragte ihn: Biſt Du nicht der Silen? Ja, ich bin Silen, hat er geſagt und vor Rührung hat er geweint, ach, und ſein gutmüthig liebes Pausgeſicht ſah ſo ſchmerzlich verzagt aus, gerade — gerade wie auf dem Bilde!“

„Aber, Mädchen, das iſt ja gar nicht Dein Vater! Du irrſt Dich! Dein Vater war nie ſtark, glich jenem Bilde nie!“

„Mein Vater war es nicht! — Aber — aber wer war es denn? Ach Gott, wer war denn das?“

„Es — es — es war jemand Anderes!“ und Irene, blutroth werdend, ging mit haſtigen Schritten in furchtbarer Erregung auf und nieder.

„Jemand Anderes! Ich unglückliches Mädchen, ich hab' jemand Anderes geküßt und auf dem Schooße geſeſſen! Und Den kennſt Du? Wenn der Silen auf dem Bilde nicht mein Vater, ſondern jemand Anderes Dickes iſt, — wenn nicht mein Vater uns beſchenkt, mein Vater bei mir war und mich ſein Kind nannte, ſein Geld uns vererben will, wer iſt denn der jemand Anderes, Mama, um Gottes willen, der ſo Etwas thun kann?!“

Todesmatt und nicht fähig mehr, vor dem Kinde die Entdeckung zu verheimlichen, ergriff ſie in grenzenloſer Verwirrung Sophiens Hand und zog ſie auf's Sopha neben ſich.

„Du weißt beſtimmt, jener Mann war's, deſſen Portrait der Silen trägt?“

„Ich will darauf mein Leben laſſen! Er hat ja ſelbſt noch geſagt: Ich bin der Silen!“

Und dieſer Mann hat Dich ſein Kind genannt, Dir geſagt, er wolle uns ſeinen Reichthum vererben, und hatte Furcht, ich möchte ihn hier ertappen?“

„Wahrhaftig, Mama, das Alles hat er gethan!“

„Sophie, ich habe bisher nie von meiner Jugend zu Dir geſprochen, Du weißt's, — außer daß ich verarmte und von Deinem Vater verlaſſen worden bin. Ich wollte Dein junges Herz nicht mit trüben und unzeitigen Dingen füllen und — verſparte jede Mittheilung auf eine reifere Zeit. Die Dinge liegen jetzt ſo, daß ich ſie Dir nicht länger vorenthalten darf. — Ich hoffe, Du wirſt ſie als ein gutes Kind im Herzen bewahren und Deine Mutter darum nicht weniger lieben, wenn Du auch erfährſt, — daß ſie — einſt ſchwer geirrt hat!“

„Meine ſüße einzige Mutter, wie kannſt Du das nur denken! Kenne ich Dein liebes Herz nicht zu gut? Weiß ich nicht, was Du erduldet haſt?“

„Und ich erduldete nur, was mir gebührte! — Ich war nicht allein das Kind reicher Eltern, Sophie, ſondern auch ſtolz, verwöhnt, dünkelvoll! — Ein junger Maler, arm, unſchön, unbeholfen, — aber ein Talent, ging in unſerm Hauſe aus und ein. Wir waren Beide innig befreundet und vertraut, — er — liebte mich!“

„Ich kann mir ſchon denken, Mama, wie das iſt!“

„Er malte jenes Bild gerade, Sophie, als er mir ſeinen Antrag machte — und — ich wies ihn ab —, ich urtheilte nach dem lächerlichen Scheine an ihm, nicht nach ſeinem Werthe!“

„Ach, das iſt Schade! — Und dann heiratheteſt Du — meinen Vater, verarmteſt, — er verließ Dich!“

„Und dieſer Mann, den ich abwies, obwohl jetzt ein allgeehrter, großer Mann, hat nun ſein Herz verſteint, ſein Leben iſt verödet, denn er ſprach der Ruhe und dem Glücke Hohn und warf ſich den wilden Genüſſen in die Arme!“

„Und Der iſt's, der mich geküßt, der mich auf dem Schooße gehabt hat und zu mir Tochter geſagt? Der iſt's, deſſen Bild Du ſo heimlich angeſchaut mit Reue und Seufzen, und der Dich noch ſo liebt, ſo herzlich liebt? — Ei, Mama, was iſt denn weiter dabei? — Dann kannſt Du ihn ja jetzt heirathen?“

„Kind, mein Kind, ich!!“

„Nein, Mama, heirathen mußt Du ihn nun ganz gewiß, das wäre auch ſonſt zu ſchlecht! Ich — ich bringe Euch zuſammen, Ihr ſollt ſehen, haha! Ich will nun durchaus einmal einen Vater haben, ob er dick oder dünn iſt, und einen Vater, den meine Mama lieb hat und der ſie auch — ſo lieb hat, daß er ihr nachſchleicht, in ihr Zimmer heimlich kommt, ihr all' ſein Hab' und Gut vermacht, und das ſag' ich Dir gleich, Mama, ich bin die Brautjungfer, ich führ' Euch Beide zum Altar, Eins links, Eins rechts, denn ich bin doch ganz allein ſchuld, wenn Du den armen Papa nimmſt, der ſo ausſieht, als ob er ſich über ſich ſelber ſchäme! Ja, das mußt Du mir verſprechen, daß Du ihn ganz gewiß glücklich machen willſt, ſonſt mach' ich, daß er Dich ganz plötzlich überraſcht und — dann nehmen wir Dich mit Sturm!“

„Wenn es Gott ſo will.“

„Siehſt Du wohl? Ach, der liebe Gott will immer, wenn nur die Menſchen Luſt haben!“ Jubelnd umarmte ſie Irenen, die ſich noch gar nicht in die Lage der Dinge zu faſſen wußte.

Daß Karl, der einſt Verſchmähte, der große Künſtler, bei ihrem Kinde geweſen, ſein Benehmen, und daß er ſeine Glücksgüter mit ihnen theilen wollte ohne ſelbſtſüchtige Wünſche, eine Uneigennützigkeit und Liebe an den Tag gelegt hatte, wie ſie nur wahrhaft edle Herzen hegen können, das mußte Irene tief erſchüttern. Sie ſchrieb Eliſen, welche allein fähig war, ihr nützlichen Rath hierbei zu geben, was ſich inzwiſchen mit Karl und Sophien zugetragen habe, und fragte welches Benehmen ſie für das geeignetſte halte. Sie ließ durchblicken, daß ſie Pumpel ſehen müſſe, da ſie von ihrer Tochter liebevollem Muthwillen ſonſt ein unfreiwilliges Rendezvous zu gewärtigen habe.

Irene fand um ſo mehr Grund, den Brief raſch an die Adreſſe der Freundin gelangen zu laſſen, als ihr dieſelbe die Nothwendigkeit eines Rendezvous bereits einleuchtend gemacht hatte.

Seltſam ſchienen ſich die Freunde mit ihrem eignen Kinde zu vereinen, um alle verborgenen Gefühle ihrer

Bruſt, alle längſt begrabenen Hoffnungen und Wünſche, jenen Jugendtraum des Idealen zu verwirklichen, der unter langjährigem Schmerz ſchon begraben ſchien. Wie eine hohe Fügung des Himmels kam es über die Arme, daß ſie auserſehen ſei, an Karl gut zu machen, was ſie Uebles gethan, ihn aus dem tiefen Zwieſpalt ſeines Lebens zu erlöſen, von der großen Selbſtlüge zu befreien, in die er ſich verſtrickt hatte. — Vergangenes läßt ſich nicht vergeſſen, — oftmals jedoch verbeſſern!

Fünfzehntes Capitel.

Der Congreß der Frauen.

Irene hatte Sophien nicht ohne großen Schmerz und peinigende Verlegenheit ihr Herz geöffnet. Die Tochter war dadurch ihre Freundin, Vertraute geworden, hatte nunmehr die Kinderſchuhe für immer ausgezogen. Das fühlte die Eine wie die Andere. Was indeß Irenen überaus tröſtlich hierbei geweſen, ihr über die Qual des Bekenntniſſes bedeutend hinweggeholfen und ſchließlich Muth gemacht, dem Mann gegenüber zu treten, der jetzt auf's Neue ſo ſeltſam in ihr Leben eingriff, ſich aber dieſer Rolle eben ſo wie ſeines Künſtlerruhms zu ſchämen ſchien, war die herzliche Freude Sophiens bei dem Gedanken, ihre Mutter könne in der Vereinigung mit dem blöden Dicken ihre Jugendträume, ihr verlorenes Glück wiederfinden. Die liebevolle Emſigkeit, mit der Sophie ſich dem Gedanken hingab, daß ſie es gerade ſein müſſe, die Beide zuſammenführe, überwand das Bedenken wegen „der ſechzehnjährigen Tochter“, welches Irene vor Eliſen geäußert. Nichtsdeſtoweniger entſtand in Irenen der Wunſch, zu wiſſen: wieſo Karl dazu gekommen war, ſich für ihren geſchiedenen Mann bei Lariſch auszugeben. — Daß er nicht freiwillig zu Sophien gekommen, ſondern von ihr und Malchen in die Wohnung gelockt worden, wußte ſie, es galt nun, mit großer Vorſicht von den beiden Lariſch zu erfahren, unter welcher Form der Maler ſeine Erkundigungen gemacht habe.

Sophie mußte die beiden würdigen Gatten erſuchen, heraufzukommen.

„Was iſt denn los, Sophiechen?“ ſagte Malchen. „Die Mama iſt doch nicht etwa dahintergekommen?“

„Das wäre ja ſchön!“ ſtieß Lariſch ängſtlich heraus. „Da wär's doch reineweg aus!“

„Ich weiß es nicht,“ entgegnete Sophie, ſich zum Ernſt zwingend, „aber ſo viel iſt gewiß, Mama hat gegen uns Alle Mißtrauen. Ach Gott, wie wird das noch enden!“

„Na, mag nun werden, was will, den Kopf kann ſie uns auch nicht abreißen!“

„Wir haben ja's Beſte gewollt, nicht wahr, Malchen?“

„Ob wir nicht das Beſte gewollt haben, ob wir nicht für die Mama immer bedacht geweſen ſind! Wenn wir nicht geweſen wären, Herrje, was wär' aus der Frau Blöhmer wohl geworden!“

Mit ſolchen Grundſätzen gewaffnet, erklommen die beiden Subalterntyrannen der Nr. 68 den dritten Stock. — Sophie war vorausgeeilt, der Mutter Vorſicht anzurathen.

„Nun, was wollen Sie denn, Frau Blöhmer, was iſt denn wieder los?“ Damit traten die Gatten Lariſch herzhaft ein.

„Hören Sie, liebe Frau Lariſch, ich weiß ſehr wohl, Sie und Ihr Mann haben ſich mir gegenüber jahrelang als redliche, gute Menſchen benommen. Mein Herz wird deſſen ſtets eingedenk ſein, auch glaub' ich, daß Sie bei Allem, was Sie in der letzten Zeit heimlich meinetwegen gethan, es herzlich gut gemeint haben.“

„Na, das denk' ich doch!“ ſagte der Alte.

„Heimlich? Aber was denn heimlich?“ forſchte Malchen.

„Der Brief des jungen Mannes hatte doch recht, liebe Lariſch. Die Geſchenke ſind nicht von meinem Bruder aus Magdeburg gekommen, ſondern von einem ſtarken Herrn, der an demſelben Tage noch bei Ihrem Manne oder Ihnen war. Sie wußten darum und ließen mich die Sachen in gutem Glauben annehmen. — Iſt das recht? — Noch mehr, derſelbe ſtarke Herr war ſoeben bei Sophien, hinter meinem Rücken, und Sie duldeten, Sie beförderten es! — Was für einen Grund hatten Sie, ſo zu handeln? Sehen Sie denn nicht ein, daß ich dieſe Geſchenke nun zurückgeben muß, und in die entſetzlichſte Verlegenheit deswegen komme?!“

„Geſchenke zurückgeben?“ ſeufzte Lariſch.

„Das hat nun das Mamſellchen wohl Alles verrathen und die Brühe eingerührt!“ rief Malchen puterroth.

„Nicht Sophie, ſie hat gerade thörichterweiſe aus Furcht geſchwiegen! Andere Leute haben es mir geſagt, und entweder bin ich gezwungen, die Geſchenke zurückzuerſtatten, was ich, wie Sie wiſſen, nicht mehr kann, oder mein ehrlicher Name ſteht auf dem Spiel!“

„Andere Leute, ſagten Sie? — Siehſt Du, Lariſch, da haſt Du's, das war niemand Anderes, als die ſchöne Sippſchaft, der General und Der mit der weißen Halsbinde und der Andere mit der Brille, die ihm aufgelauert haben, und die nicht leiden wollen, daß ſie ſich verſöhnen! Nun haben ſie uns die Frau rebelliſch gemacht, damit ſie ihren Willen durchſetzen! Das kennen wir! — Geſchenke 'rausgeben? Na, damit iſt es ſchon lange nichts! — Seh'n Sie, die Sache war ſo! — Eben waren Sie zu Hauſe gekommen, ich war mit Ihnen heraufgegangen und mein Lariſch ſteht in der Thür. — Kommt ein dicker Herr, 'n feiner Herr, und frägt nach Ihnen, ob Sie nicht hier wohnen, wie Sie leben, und lauter ſolche Sachen. Mein Lariſch will natürlich nichts ſagen, denn der ſagt niemals nichts. — Giebt ihm der dicke Herr 'nen blanken Fritzen. Was ſagen Sie dazu! — Lariſch denkt, wer mir 'was ſchenkt, kann kein ſchlechter Menſch ſein! Gut, er ſagt ihm Alles, ſtellt ſich aber vor die Treppe —“

„Und was ſagten Sie dieſem Herrn, Lariſch?“

„Na, er fragte, ob Sie hier oben wohnen. — Ja, ſagte ich. — Ob Sie arm ſind. — Ja, ſagte ich, denn wahr iſt das doch. — Dann fragte er, ob Sie verheirathet ſind, nein, hab' ich geſagt, alſo Wittwe, — nein! Da gab er mir noch'n Stück Geld und fragte, was denn mit Ihrem Mann los wäre. Da konnte ich mir denn nun nicht helfen und erzählte das ganze Unglück! — Iſt Ihnen der Mann aber erſchrocken und hat an Händen und Beinen gezittert! Da — daran hab' ich ihn gleich erkannt!“

„Ja, es kann doch nun nichts nutzen, Frau Blöhmer,“ rief Malchen eifernd, „es iſt doch klar, daß Ihr geſchiedener Mann reich geworden iſt, zurückgekommen iſt, ihm die Geſchichte bitterlich leid thut und er vor Seelenangſt nun gar nicht weiß, wie er's anſtellen ſoll, daß er Alles gut macht! Er hat geſagt, er würde Geſchenke ſchicken, wir ſollten nur ſagen, ſie kämen aus Magdeburg, und wir ſollten ja keiner Seele, Ihnen nun ſchon gar nichts merken laſſen!“

„Hat er Ihnen denn aber ſeinen Namen genannt?“

„Uns? — Na, da kennen Sie Den ſchön?“ lachte Malchen. „Der wird ſich hüten! Eher, glaub' ich, können Sie ihn todtſchlagen! Aber hat ihn nicht Sophiechen erkannt, hat ſie nicht mit ihm geredet!“

„Er war alſo heimlich hier, hat ſich nicht ſelbſt heraufgewagt?“

„Schöne Sätze hat er uns gemacht, bis wir ihn oben hatten! Denn, wenn Sie ihn auch partout nicht leiden können, — daß das Sophiechen ihren Vater ſehen will, daß das Kind Gefühl hat, iſt ganz in der Ordnung, und das müßte ja 'ne ſchlechte Mutter ſein, die von ſo etwas nicht ſo gut gerührt würde, wie Unſereins!“ Dabei begann Malchen im Uebermaß ihrer moraliſchen Selbſtgefälligkeit zu weinen.

„Frau Lariſch,“ und Irene preßte das Tuch einen Augenblick vor's Geſicht, um ihr Lächeln und Erröthen zu verbergen, „Frau Lariſch, Sie haben mit Ihrem Manne wie rechtſchaffene Leute gehandelt, und Sophie iſt eben ſo wenig zu tadeln. Was mich betrifft, ſo wiſſen Sie ſelbſt gar wohl, daß man ſich nach jahrelanger, nach ſolch' einer Trennung nicht ſobald zu einer Ausſöhnung entſchließen kann. Ich danke Ihnen, Frau Lariſch.“

„Sehen Sie, das hab' ich ja Lariſch und der Sophie auch geſagt. Gut Ding will Weile haben, und es kann ihm auch gar nichts ſchaden, wenn er erſt 'ne ganze Weile zappeln und 'rausrücken muß! Warum iſt er weggelaufen? Warum iſt er nicht eher gekommen?" — Mit dieſer Beruhigung verließen beide Gatten das Zimmer, froh, daß ſich Alles ſo ſchön „anließ" und das Zögern Irenens, ſich zu verſöhnen, die angenehme Ausſicht bot, den Säckel des dicken Büßenden noch eine geraume Zeit in Anſpruch zu nehmen.

Beide Frauen konnten ſich, wie ſie allein waren, nicht enthalten, in helles Lachen auszubrechen. Irene hatte jetzt die Ueberzeugung, daß die Portiersleute Karl Pumpel allein aus eigener weiſer Combination für ihren geſchiedenen Gatten gehalten, der Maler nur dieſe Täuſchung benutzt hatte, um Lariſch in ſein Intereſſe zu ziehen und ſeine Perſon zu verheimlichen.

Wenn ſie ja noch hätte zweifeln können, mußte Irene hieraus die vollendete Ueberzeugung ſchöpfen, daß Karl ſie in ſelbſtſuchtloſeſter Weiſe noch liebe. Der ganze Zuſammenhang aber deſſen, was ſie durch Sophien, Eliſen und die beiden Lariſch erfahren, gab ihr die Gewißheit, daß dem Maler nach der alten, ſo ſchmerzhaften Erfahrung bei ihr, ſeine lächerliche Figur, der Zwieſpalt ſeines Aeußern und Innern die Klippe geworden, an der ſein Charakter geſcheitert war, zufolge deſſen er ſich in die Lüge der Lächerlichkeit mit Abſicht immer mehr hineingelebt habe, und nun nicht mehr im Stande ſei, ſich allein von derſelben zu befreien und zu ſeinem eigenen, edleren Weſen Glauben und Vertrauen zu gewinnen.

Er mußte, das fühlte ſie, von ſeiner eigenen Vortrefflichkeit überzeugt, vom Irrthum ſeines bisherigen Lebens befreit werden, und dies zu bewirken, damit gut zu machen, was ſie an ihm gefehlt, erkannte ſie als Pflicht gegen ihn, wie gegen die Menſchheit, welche ſeine Werke bewunderte. Jener ideale Schwung, den Noth und Lebenserfahrung wohl unterdrücken, läutern, aber unmöglich vernichten konnten, beflügelte, in alter voller Kraft erwachend, von Neuem ihre Seele, machte ihr Herz von beklemmenden Zweifeln frei, und einte ſich mit dem Gefühl der Liebe für den Verſchmähten zu einer beſeligenden reinen Flamme, gab ihr die Sicherheit und Freudigkeit, welche ſie vor Allem geeignet machte, die Löſung des Zwieſpalts im Herzen Karl's zu löſen.

Richard Heim, der jugendliche Phidias, voll Liebesweh und Eiferſucht, hatte in ſtarrem Entſetzen den Dicken, nach faſt halbſtündigem Verweilen bei Sophien, die Nr. 68 verlaſſen ſehen, ohne in ſeiner Verzweiflung und Rathloſigkeit zu wiſſen, was zu thun ſei. Ueber dem Entſetzlichen, Unbegreiflichen noch immer brütend, und hinab auf die Straße ſtarrend, ſah er endlich Irenen nach Hauſe kommen. Unzweifelhaft hatte alſo das junge Mädchen hinter dem Rücken der Mutter Herrn Pumpel empfangen.

Ein älterer, kühlerer Mann würde ſich zweifellos voll Verachtung von einem Mädchen abgewendet haben, das ſich ſo bloßſtellte. Aber Richard war zu jung, liebte zu ſchwärmeriſch glühend, war andern Theils ein zu großer Zauderer, um zu ſo rationellem Entſchluſſe zu kommen und mit einem Male ſeine Liebe zu begraben. Tiefer Schmerz und das heiße, ſehr heroiſche Beſtreben, die Arme ſo viel wie möglich noch zu retten, zu beſſern, ließ ihn auf den Gedanken gerathen, der Mutter brieflich von dem Geſchehenen Mittheilung zu machen.

Daß ſein erſtes Schreiben von Sophie ignorirt worden, war ihm eben ſo gewiß, als daß ſie es dem Dicken nicht gezeigt hatte. Er ging, ſich ermannend, ſofort an die Epiſtel und, um bei der Mutter jeden falſchen Schein zu vermeiden, geſtand er in ſeinem Schreiben offen ſeine Liebe zu Sophien, wie ſeinen jetzigen Schmerz, und fügte ſeinen vollen Namen wie Adreſſe bei. Um aber auch für ſein ferneres Verhalten verſtändigen Rath einzuholen, Pumpel's Niederträchtigkeit eine Grenze zu ſetzen, eilte er, nachdem er das Billet an Irene auf die Stadtpoſt gebracht, zu Rath Hagedorn, ihm unter allen Umſtänden die neue Unthat des Dicken mitzutheilen. —

Um dieſelbe Zeit hatte Profeſſor Kröpfer und Frau ihre Viſite im höchſten Glanz der Toilette bei Geheimen-Ober-Regierungsraths unternommen.

Die erſten Empfangs-Ceremonien waren beſeitigt und man befand ſich bei einem kleinen Déjeûner in beſter Unterhaltung.

Die Geſellſchaft beſtand aus Rath Hagedorn, von Schemberg, dem profeſſoriſchen Ehepaar und der Regierungs-Räthin Amelie Hagedorn, deren Tochter Elvira, Herrn Hector von Eichsfeld und ſeiner Gemahlin Laura, welche mit großer freudiger Ueberraſchung ihre Jugendfreundin umarmte und deren Bekanntſchaft mit großem Vergnügen erneute.

Es wäre förmlich unbegreiflich, wenn die Frau eines Wirklichen-Geheimen-Ober-Regierungsraths nicht ein wirkliches geheimes-ober-regierungsräthliches Bewußtſein gehabt, ihre neuen Gäſte, nämlich Profeſſors, nicht mit dem nöthigen freundlich-herablaſſenden Aplomb empfangen hätte. Räthin Amelie Hagedorn aber war keine bösartige Repräſentantin ihres Standes, die ſo unleidlich durch das ewige Beſtreben werden, ihre Diſtinction peinlichſt zu behaupten, und ſtets den erſten Platz wie die erſte Galanterie in der Geſellſchaft beanſpruchen. Amelie war eine eben ſo bequeme, wie gemüthliche Dame, die unendlich an geſelliger Unterhaltung hing, ihren ehelichen Scepter ſehr milde führte und gebildet genug war, es nicht durch gar zu große Anſprüche auf Weihrauch bei den Leuten zu verderben. Sie war deshalb überall, wohin ſie kam, gern geſehen, und ſo recht gemacht für Kaffeegeſellſchaften, Soiréen, Matinéen und die Mitgliedſchaft bei Wohlthätigkeits- und Wochenſuppenvereinen. Ihr Ehrgeiz war, als „Wohlthäterin" zu glänzen, ihr Vergnügen, ſich als eine Art „**deus ex machina**" in anderer Leute Angelegenheiten zu miſchen. Leider hatte ſie darüber ſtets bisher verſäumt, ihre eigene, größeſte Angelegenheit zu beſorgen, nämlich: ihre Tochter vernünftig zu erziehen.

Die neunzehnjährige Elvira war ziemlich hoch und ſo ſchlank gewachſen, daß man ſie, ohne der Wahrheit etwas zu vergeben, für — dürr halten konnte. Dieſer gänzliche Formenmangel ward aber nicht allein in den tieferen Regionen durch die landesüblichen Stahlreifröcke und voluminöſen Kleider verdeckt, ſondern auch um Hüfte, Taille, Rücken und an derjenigen Stelle, wo ſich bei ihren Genoſſinnen die Bruſt aufzuhalten pflegte, durch eine ſolche Fülle geſchickter Wattirungen erſetzt, daß ſie wirklich für junoniſch gebaut gelten konnte, ja, man den Schneider wahrhaft bewundern mußte, welcher ein großes Verſehen der Natur ſo zu corrigiren verſtanden. Schultern, Hals und Kopf waren glücklicherweiſe ganz wohl geformt, ihr Teint von durchſichtiger, ſchmachtend intereſſanter Zartheit, ihr faſt ſchwarzes Haar lang und üppig, und das blitzende Auge in etwas tiefen Höhlen, und von dunklen, etwas bläulichten Rändern umgeben (wie man ſie an Spanierinnen und Creolinnen bemerkt), hatte einen brennenden Glanz, aus dem eine Welt von Seligkeit und Liebe, ein Chaos nichtsnutziger Teufeleien zu ſprechen ſchien.

Elvira war ganz enorm ſelbſtbewußt und ſo raffinirt, wie man vermöge der Bildung in einem Penſionat, durch Tanzſtunden und die Monomanie der Geſangvereine, muſikaliſchen Akademien nur irgend werden kann, ſobald die urſprüngliche Anlage zu Komödianterien hülfreich dazu kommt. Ihr Eigenwille, durch die verblendeten Schmeicheleien der Mutter, die grenzenloſe Affenliebe des Vaters geweckt, wußte ſtets ſiegreich ihren oft koſtſpieligen Willen durchzuſetzen und ſchrak vor keiner Kühnheit zurück, wenn dieſelbe nur allenfalls geeignet war, ihr ein Luſtre zu geben, die Aufmerkſamkeit der Leute, die Bewunderung der Salons auf ſie zu lenken. Sie ritt, ſang und malte, natürlich war es auch darnach; ſie wäre wohl auch Schriftſtellerin geworden, hätte nur ein Verleger die Courage gehabt, ſo viel weißes Papier nutzlos zu opfern, und wenn einzelne ihrer Colleginnen nur excentriſch und phantaſtiſch zu nennen waren, ſie war gewiß verſchroben. Sie ſpielte mit ſich ſelbſt und aller Welt Komödie, und warum? Wozu? — Sie ſuchte einen Mann, — ſo reich, ſo vornehm und ſo ſchön, als er irgend aufzutreiben war. Elvira war höchſt klug. Sie hatte ein entſchiedenes Gefühl ihrer körperlichen Schwächen, wußte, daß ſie unvermögend war, und, wenn ihr väterlicher Wirklicher-Geheimer-Ober- einmal zu den anderen Wirklichen-Geheimen Vätern in's Jenſeits gegangen, es auch mit all' ihren Ausſichten vorüber ſei. War es ihr zu verdenken, wenn ſie, gleich einem gewandten Schachſpieler, allerlei Röſſelſprünge verſuchte, um irgend einen Herzenskönig matt zu machen, wenn ſie mit einer ſtarken Seele, der eine gewiſſe Art weiblicher Freiſinnigkeit Modebedürfniß war, ſich von keinem mißlungenen Coup abſchrecken ließ? Sie wurde dieſerhalb von vielen ihrer Genoſſinnen gehaßt, von vielen jungen Männern gefürchtet. Darum war Elvira aber nicht etwa ein böſes Mädchen, ein ſchlechter Charakter, Gott bewahre! Hätte man ihr nur einen Apoll mit ſechstauſend Thaler Renten und einem Titel gegeben, ein wahres Lamm wäre ſie geworden, hätte den officiellen Komödienplunder ſofort mit Vergnügen über Bord geworfen. Sie war auch ein entſchieden gebildetes Mädchen, die höchſt liebenswürdig, vielſeitig in der Unterhaltung zu ſein, ihre einſamen Stunden höchſt verſtändig zuzubringen wußte. Daß ſie aber zu einer Hausfrau, einer Mutter, zur Lebensgefährtin eines ringenden Mannes nichts taugte — konnte ſie dafür? War ſie darnach erzogen?

Wenn Jemand im Laufe der Zeit unverändert geblieben, war es Hector von Eichsfeld und Laura. Beiderſeits begütert, hatte ſie Kunſtſinn und Liebe zu Rhodenfließ geeint. Ihr bedeutendes Vermögen ſicherte nicht nur ihnen wie ihren vier Kindern eine ſorgenfreie, heitere Zukunft, ſie genoſſen auch die Freuden vernünftiger Wohlthätigkeit, und, an jedem gemeinnützigen, ſoliden Unternehmen betheiligt, eifrige Verehrer der Künſte und Künſtler, genoſſen ſie bei

Hofe ein großes Anſehen, da ſie ſich unabhängig genug fühlten, nie etwas zu „wollen“, nur zu kommen, wenn ſie gerufen wurden, und ſich bei keiner Intrigue zu betheiligen. Ihre Leutſeligkeit und mehr bürgerliche Lebensweiſe war aus einer ſehr ſtrengen, aber ſoliden Erziehung auf dem Lande, aus dem klaren Bewußtſein deſſen, was wahre Ariſtokratie bedeuten wolle, und in der Erkenntniß der milderen, verſöhnlicheren Sitte der Zeit hervorgegangen, beſonders aber aus ihrer Neigung zu Kunſt und Wiſſenſchaft, die ſie in Kreiſen heimiſch werden ließ, deren Gewohnheiten eben mehr bürgerlicher Natur waren. Die Erſcheinung beider Gatten war von edler Würde, jener Ungezwungenheit und Schlichtheit, welche Anderen jede Verlegenheit taktvoll erſparte, ohne eine plumpe Vertraulichkeit zu begünſtigen.

Als Eliſe Laura umarmte, fühlten beide Frauen, daß die zwiſchen ihrer letzten Begegnung liegende Zeit ſie nicht froſtiger zu einander gemacht, die Erinnerungen der Jugend nicht verwiſcht hatte, und gelobten ſich mit Kuß und Blick, daß ſie nun, wo das Geſchick ſie wieder dauernd vereint hatte, die alte Freundſchaft feſthalten wollten für immer.

Die allgemeine Converſation einte ſich natürlich bald um einen Mittelpunkt, der das Intereſſe jedes Einzelnen bereits ſchon unendlich in Anſpruch nahm, um Pumpel.

Hagedorn und Schemberg hatten der Räthin, Elviren und Eichsfelds bereits die ganze Sachlage mitgetheilt und die unternehmende Elvira, namentlich Laura und den Baron, welche Pumpel und Irenen ja einſt gekannt, in lebhafte Spannung verſetzt.

„Iſt's denn aber möglich, beſte Eliſe,“ rief Laura, „daß die arme Irene hier in ſo entſetzlich drückenden Umſtänden lebt, ſie nach langen Jahren dieſem Manne begegnen, ſeine heimlichen Wohlthaten empfangen muß?“

„Nimmermehr hätt' ich geglaubt, daß jenes dicke, unruhige Individuum, deſſen Nähe man ſtets gemieden, eben jener mittelloſe, blöde junge Mann ſein könne, der Irenen vormals ſeine Anbetung gewidmet,“ und Eichsfeld ſchüttelte zweifleriſch das Haupt. „Ihr Verarmen iſt mir wohl klar genug, denn Arthur Blöhmer paßte, wenn überhaupt für die Ehe, für Irene am wenigſten; doch wie der arme Maler von ehemals nunmehr vermögend, Rentier, ein Leichtfuß und Aventuren-Jäger geworden, iſt mir eine jener ſeltſamen Erſcheinungen, wie ſie eben nur in der Reſidenz vorkommen können!“

„O noch viel mehr iſt möglich, viel Wunderbareres, mein Verehrter!“ lächelte Eliſe. „Ich trage ein Geheimniß auf meinem Herzen, das ſelbſt mein Mann noch nicht kennt, eine Ueberraſchung für Sie und die ganze Reſidenz!“

„Wie ſo?“ rief man von allen Seiten.

„Verſchmähte Liebe iſt das größte Unglück jedenfalls,“ fuhr Eliſe fort, „kann unſer ganzes innerſtes Weſen verkehren. Aber mag ſie verzehrend auf die Seele, den Charakter wirken, wie ſie will, ſie wird bei edleren Naturen auch der Hebel des Talents, der Compaß zum Ruhm, der Sockel großer Thaten! Pumpel wurde ein großer Mann.“

Man ſah Eliſen groß an, zumal Hageborn und der Profeſſor.

„Aber Sie ſcherzen, theure Frau!“ lachte der Oberſt. „Dieſer Elephant ein großer Mann? Dann bin ich Cäſar oder Alexander!“

„Ei, ſehen Sie doch!“ ſpöttelte Eliſe. „Und wenn ich Ihnen nun den Beweis bringe, daß der berühmte Bohrer und das Ungeheuer, benannt Pumpel, ein und dieſelbe Perſon ſind?!“

„Pumpel und Bohrer?“ — rief Eichsfeld.

„Das iſt ja aber ganz unmöglich!“ verſicherte Schemberg.

„Dieſer Menſch ein ſolcher Künſtler?“ Kröpfer zuckte die Achſel. „Woher weißt Du denn das, Frau?“

„Ah, das wäre zu intereſſant, zu drollig!“ lachte Elvira.

„Mein Gott, Verehrteſte, laſſen Sie mich nur erſt zu Worte kommen!“

Starre Aufmerkſamkeit lagerte ſich auf allen Geſichtern.

„Kurz und gut, ehe ich die Ehre hatte, mich Ihnen vorzuſtellen, machte ich bei Irenen einen Beſuch, um ſie zu ſondiren. Das Erſte, was ich an den Wänden ihres Wohnzimmers entdeckte, waren Stiche nach Bohrer's Gemälden, die „Waldwieſe", das „Zigeunerlager" und der „Orkan." Wir kamen auf ihre Jugendaffären mit dem Maler zu ſprechen, und ich eröffnete ihr, was ſich hinter ihrem Rücken zugetragen, und ihr heimlicher Wohlthäter Herr Karl Pumpel, nunmehr Rentier, einſt Raphael von Rhodenſließ ſei. Da erfuhr ich denn, daß ſie wiſſe, Karl lebe in der Reſidenz und ſei ein großer Maler, ſei jener allbewunderte Bohrer geworden, deſſen im Stich vervielfältigte Werke vor uns hingen. Die Landſchaft des Zigeunerlagers, das ich hier zum erſten Mal ſah, iſt ja der Weg durch's Pfauenhölzchen nach dem Schloſſe, erinnere Dich nur, liebe Laura, — im Hintergrunde die alten Thürme im Renaiſſanceſtyl!"

Die Geſellſchaft hatte im höchſten Staunen den Schluß von Eliſens Rede erwartet.

„Das iſt ja eine grandioſe Entdeckung!" fuhr Hagedorn auf.

„Nun, meine Freunde, iſt mir Alles klar!" und Kröpfer rückte feierlich die Brille. „Meine Eliſe hat recht, verſchmähte Liebe wird oft Sockel des höchſten Ruhmes!"

„Wie Urſache menſchlicher Zerrüttung!" verſetzte Schemberg.

„Kein Wunder! Das Genie iſt extravagant!" und Elvirens Augen ſprühten! „Pah, Rubens, Raphael und van Eyk waren recht liederlich, ſehr cyniſch, und ſchufen doch Unſterbliches! Man muß auf ihn Jagd machen, meine Damen, muß ihm die Maske herabziehen, ihn der Reſidenz vorführen!"

„Dazu eben ſind wir nun vereint," erwiederte die Profeſſorin. „Es iſt zweifellos, daß er Irenen noch liebt, ſich aber dieſer Liebe, ſeiner Aufopferungsgluth wie ſeines Ruhmes ſchämt. Es amüſirt ihn, öffentlich das Aergerniß der Reſidenz, anonym indeß ihr Stolz zu ſein! Dazu kommt, daß der armen Irenen Herz, das vielgeprüfte, für ihn tiefe Zuneigung empfindet. Nur ihre ſechzehnjährige Tochter und die Furcht, jede Annäherung könnte ihr als berechnete Selbſtſucht ausgelegt werden, läßt ſie das Gefühl der Liebe unterdrücken. Zwar habe ich ſie zu einem Rendezvous mit ihm beſtimmt, aber ſie will daſſelbe nur benutzen, ihm alle Wohlthaten zurückzuerſtatten, und ihn zu bitten, er möge ihres Seelenfriedens wegen ſie vergeſſen und ihres Weges gehen laſſen!"

„Aber was meinen Sie denn, liebe Profeſſorin, das geſchehen ſoll?" fragte die Räthin.

„Wir müſſen entſchieden dieſe Angelegenheit in die Hand nehmen!" warf Elvira prätentiös ein. „Den Herren gelang es bis heute noch nicht, dieſen Fuchs, dieſen geiſtreichen Lügner, dieſes Genie von Humor zu beſiegen!"

„Mit Beweiſen und Worten," bemerkte der Rath, „kommt man ohnedies nicht bei ihm an."

„So meinen Sie denn, daß Liſt uns helfen muß?" lächelte Frau von Eichsfeld. „Wohlan, um Irenens, um der Kunſt willen, ich bin dabei, wenn mich meine liebe Eliſe zur Verſchworenen wünſcht!"

„Wünſcht, theuerſte Laura? Ich habe auf Dich, Dein altes Herz, Dein edles Gemüth von vornherein gerechnet! Wir haben, meine Herrſchaften, gar keine Ausſicht, unſern dicken Helden zum Geſtändniß ſeines Künſtlerruhms, wie ſeiner wahrhaft idealen Liebe zu bringen, und Irenens Geſchick wird ſich nimmer zum Guten wenden, es ſei denn, es gelänge uns, Pumpel an einen neutralen Ort zu bringen, wo er Irenen finden und ihr Stand halten muß. Vor ihr allein, dürfen wir annehmen, wird die Maske ſeines Lebens fallen. Nur ihr gegenüber, von uns betroffen, iſt es möglich, ihn mit ſeinen eigenen Thaten zu bekämpfen. Ich ſchlage deshalb folgenden Plan vor: Der Herr Oberſt, mein Mann, und Sie, Herr Rath, erſcheinen, wie es die Wette beſagt, heut' nach Tiſch, um vier Uhr im Café royal. Eine Stunde ſpäter erſcheinen wir ebendaſelbſt, Euch ganz fremd, und laſſen uns unweit von Euren Tiſchen nieder. Ich nehme den Dicken auf's Korn, und

Ihnen, ſchöne Elvira, wird es nicht ſchwer werden, irgend einen von ſeinen Begleitern zu feſſeln!"

„Eliſe!" und Kröpfer ſprang auf. „Nein, mein Herz, was Du vorhaſt, iſt unmöglich, ganz unmöglich! Wenn ich auch weit entfernt bin, mißtrauiſch und eiferſüchtig zu ſein, dieſe Angelegenheit auch außerordentliche Mittel nothwendig machen mag, aber — einen Mann anlocken! — Dieſen cyniſchen Menſchen? — Bei hellem Tage in unſer Haus? — Es iſt ganz und gar unmöglich!"

„Man müßte entſchieden den Schein vermeiden und wohl eine andere Art, ihn zu Ihnen zu ſpediren, erſinnen!" warf die Räthin höchſt ſalbungsvoll ein.

„Gott bewahre, Mama!" rief Elvira feurig, „der kühnſte Weg iſt der kürzeſte, und was der Pöbel ſagt, bleibt gleichgültig!"

„Es iſt beſſer," erwiederte Eliſe, „den Schein nicht zu vermeiden und Gutes zu thun, als den Schein zu bewahren, um Uebles zu verdecken! Lebe man doch, wie man will, die Läſtermäuler werden ſtets Anlaß finden, Nachtheiliges über uns zu erſinnen! So ſchlimm aber iſt die Sache ja gar nicht. Ich bin erſt vierzehn Tage in der Reſidenz, alſo unbekannt. Die Frau Räthin findet ſich bei uns mit dem Herrn von Eichsfeld ein, während Frau von Eichsfeld, aus alter Neigung für Irenen, es vielleicht übernimmt, dieſelbe zu überreden, bei uns heute beſtimmt das Rendezvous ſtattfinden zu laſſen."

„Ganz gewiß!" lächelte Laura, „ich habe mir ohnedies vorgenommen, zu ihr zu gehen!"

„Auch ſind wir ja," und Elvira machte eine ſpöttiſch pathetiſche Geberde, unter dem Schutze Papas, des Oberſten und eines äſthetiſchen Profeſſors!"

„Die uns in der Ferne folgen werden, um daheim den Selbſtverleugner zu überraſchen."

„Aber," fragte Elvira, „auf wen von ſeinen Begleitern ſoll ich denn meine Geſchoſſe richten? Bitte, Oberſt, nennen Sie mir die Herren."

„Haha, eine hübſche Blumenleſe von Schülern hat er!"

„Den jungen Bildhauer Richard Heim nehme ich aus, der iſt einer von den Unſrigen und liebt übrigens Irenens Tochter," fiel Kröpſer ein, „mit dem iſt nichts zu machen."

„Auch der ſüße Redacteur des Morgenſterns, der kleine Doctor Hahnekamm," meinte Schemberg, „dürfte kein ſehr würdiges Object Ihrer Beſtrebungen ſein, theure Elvira, Sie müßten ſich alſo herablaſſen, den blaſirten Jüngling James, den Sohn des Banquiers Süßmilch, in's Netz zu locken, falls Ihnen ſeine frühere Abſtammung keinen Widerwillen einflößt!"

„Süßmilch, den Sohn des Hofbanquiers?" und Elvirens Züge nahmen einen ſehr großen Ausdruck von Entſchloſſenheit an.

„Derſelbe, ganz derſelbe!" betheuerte der Oberſt.

„Ich halte es, mein Kind, für beſſer, Du wählſt, um vor allen Eventualitäten ſicher zu ſein, Deinen eigenen Vater!" wendete haſtig der Rath ein.

„Das iſt entſchieden das Sicherſte und Decenteſte!" betheuerte die Räthin.

„Ei ja, ſchon gut," ſchmollte Elvira ungeduldig. „Ich gebe Euch mein Wort, daß ich mich allen Eventualitäten gewachſen zeigen werde."

„So erlaube ich mir," und Eliſe erhob ſich, „mich nebſt Gatten für jetzt zu empfehlen, und erwarte die Frau Räthin, Sie, Herr von Eichsfeld und Fräulein Elvira, ſpäteſtens drei Uhr bei mir. Hier iſt meine Karte. Du, liebe Laura, bringſt uns Irenen, Jeder eile dann an ſeinen Poſten und —"

Plötzlich ertönte von außen die Glocke. Man ſchwieg, unwillkommenen Beſuch fürchtend. Der Diener des Raths brachte eine Viſitenkarte und fügte hinzu, der Herr warte und bitte dringend, vorgelaſſen zu werden.

„Halt, meine Lieben!" rief Hagedorn, „es iſt der Bildhauer Heim, er bringt Nachricht von unſerm dicken Gegner! Darf ich ihn einlaſſen?"

„Ganz gewiß!" rief Eliſe, „nur um Gottes willen wollen wir ihm nicht merken laſſen, in welche Falle unſer

Wild gehen ſoll. Je weniger er weiß, deſto beſſer. Ueberlaſſen Sie mir nur, ihm das Nöthige zu ſagen."

Der Rath gab einen Wink, und bald darauf trat der junge Mann höchſt erregt ein. Die Anweſenheit der Geſellſchaft ſchien ihn noch ſtutziger zu machen, er erröthete verlegen.

„Nun, mein junger Freund," und Hagedorn ging fröhlich auf ihn zu, „was bringen Sie uns für Nachricht?"

„Ich — Nachricht? Mein Gott! — O, Herr Regierungsrath, das kann ich Ihnen nur unter vier Augen ſagen!"

„Es betrifft doch den Dicken und die Bewohner des bewußten dritten Stocks?"

„Leider ja, und —"

„Und das können Sie mir nicht auch hier ſagen? Mein junger Freund, ſprechen Sie ganz ungeſcheut, wir Alle, die Sie ſehen, ſind Verbündete, um Ihrem leichtfertigen Lehrer und Genoſſen die materialiſtiſche Maske abzureißen. Reden Sie furchtlos!"

„Ich bitte Sie um Gottes willen, Herr Rath! Hier vor den Damen — ich — es iſt ja ganz unmöglich!"

„Ei, mein Herr, was zu geſchehen möglich war, iſt doch auch möglich, wieder zu erzählen," lächelte Eliſe. „Ich will Ihnen einen Vorſchlag machen. Berichten Sie ganz ruhig, was Sie mitzutheilen haben, und ſollte eine difficile Stelle kommen, werde ich Ihnen wie ein Kapellmeiſter das Zeichen zum Auftakt, zur großen Kunſtpauſe geben, wo wir uns dann das Weitere ja — denken können. Alſo was ſahen Sie?"

„Ich ſaß in meinem Zimmer an der Arbeit —" begann Richard verlegen.

„Er wohnt nämlich im dritten Stock, vis-à-vis von Frau Blöhmer," ergänzte Hagedorn.

„Wie geſagt bei der Arbeit, und ſah zufällig zum Fenſter hinaus."

„Und Sie erblickten?" rief Elvira.

„Ich erblickte Fräulein Sophie Blöhmer, welche vis-à-vis auch zum Fenſter herausſah."

„Das übte denn ſolche magnetiſche Kraft auf Sie," lachte Eliſe, „daß Sie geſchwind an's Fenſter traten und grüßten. Wie?"

„Nein, ach nein, ich grüßte nicht, ſie ſah mich auch gar nicht an, ſondern ſtarr auf die Straße!"

„So? Und da Ihnen eben lieber geweſen wäre, Fräulein Sophie hätte Sie angeſehen, ſo mußten Sie doch nachforſchen, wer auf der Straße ihre Aufmerkſamkeit ſo vorzugsweiſe in Anſpruch nahm."

„Ja — nein! Ach, meine Herrſchaften, ich hätte nicht gewagt, ſo indecent zu ſein und der jungen Dame aufzupaſſen, aber ihr Benehmen war ſo erregt, ſo eigenthümlich, ſo ganz gegen ſonſt verändert —"

„Daß Sie in die moraliſche Nothwendigkeit verſetzt wurden, hinabzublicken. Sie ſind ganz und gar gerechtfertigt, aber raſch, was ſahen Sie denn?"

„Pumpel kam die Straße herauf! Sie hatte ihn erwartet, ſie kannte ihn, denn als er in ihr Haus trat, ſchloß ſie haſtig das Fenſter und verſchwand."

„Aber, mein Herr, das iſt ja ganz unmöglich!" rief Eliſe. „Heut' Vormittag war ich ſelbſt bei Frau Blöhmer und fand ſie zu Hauſe."

„Das kann ſein, gnädige Frau," und der junge Mann wurde zuverſichtlicher, „aber dann müſſen Sie ſpäter dort geweſen ſein. Dieſer Menſch, dieſer Abſchaum, war faſt eine Stunde lang bei Sophien! Ich verwendete keinen Blick von den Fenſtern. Mit dieſen meinen Augen ſah ich, wie ſie ihn umarmte, und ſie war allein mit ihm, denn eine ganze Weile nachdem das Subject ſchon fort war, kam Frau Blöhmer nach Hauſe."

„Und darauf erſt muß Dein Beſuch erfolgt ſein, liebe Eliſe!" ſagte Laura.

Alles ſah ſich erſtaunt und ſchweigend an, während der junge Mann geſenkten Hauptes, verzweifelt und ſeine Thränen kaum zurückhaltend, in ihrer Mitte ſtand.

„Es hilft nichts, meine Lieben,“ ſagte nach kurzem Nachdenken Eliſe, „wenn wir aus dieſem Labyrinth kommen wollen, müſſen wir den jungen Herrn ſchon etwas einweihen!“

„Es iſt das Beſte,“ ſagte der Rath, „er hat uns überdem ſein Wort gegeben, zu ſchweigen!“

„O, ich werd' es halten!“

„Alſo die Sache, mein Herr Heim, iſt die, dieſer Herr Karl Pumpel iſt wirklich, er mag ſagen, was er will, in Irenen, Sophiens Mutter, verliebt, keinesfalls in Sophien.“

„Aber, Gnädige, wenn Sie behaupten, daß er nicht Sophien, ſondern Frau Irene liebe, ſo behüte Gott meinen Verſtand,“ rief Richard, „denn man hat wohl noch niemals erlebt, daß Einer die Tochter heimlich beſucht und umarmt, wenn er in die Mutter verliebt iſt!“

„Mein Himmel, beruhigen Sie ſich doch! Wer weiß auch, was Sie geſehen haben! Jedenfalls wird die Sache noch heut' in's Klare kommen. Dies iſt ein Grund mehr für das bewußte Rendezvous, Irene muß vorher davon benachrichtigt werden.“

„Ich werde das jedenfalls thun,“ ſagte Laura, „ehe ich ſie der Alternative der Zuſammenkunft ausſetze.“

„Unterrichtet habe ich Frau Blöhmer bereits,“ ſagte haſtig Richard.

„Brieflich wieder, wie heut' Morgen?“

„Davon wiſſen Sie, gnädige Frau?“

„Gewiß. Ich fürchte nur aber, wie Sie heut' Morgen unnöthig ſchwarz geſehen, wird es diesmal wieder ſein. Jedenfalls erſuche ich Sie indeß, junger Mann, um Folgendes: Sollten Sie mich oder jene Dame dort,“ Eliſe deutete auf Elvira, „nach Tiſche im Café royal ſehen, Sie kennen uns nicht!“

„Ich kenne Sie nicht!“ verſetzte tonlos der junge Bildhauer.

„Was wir thun oder laſſen, geht Sie nichts an. Sie attachiren ſich, mag es Ihnen auch Zwang koſten, Ihrem dicken Philoſophen auf's Innigſte an, und was Sie auch ſehen, befördern Sie unſere Abſichten. Es iſt, glauben Sie mir, das einzige Mittel, Sie an Ihrem vermeinten Rivalen zu rächen. Aber die Zeit verrinnt, meine Herrſchaften. Wir müſſen uns trennen, um auf dem Kampfplatz all' unſern Witz zu concentriren."

Damit umarmte die kleine, tolle, reizende Frau ihre Freundin Laura, empfahl ſich den Uebrigen, nochmals an Alles erinnernd, und eilte, ihren Gatten am Arm, nach Hauſe.

Der Rath, ſelbſt ganz und gar über den neuen Zwiſchenfall verblüfft, tröſtete Richard, ſo gut es eben gehen wollte, und entließ ihn mit dem Erſuchen, ſich ja pünktlich im Café royal einzufinden.

„Ich werde kommen, Herr Rath, werde den Schmarotzer und Spion dieſes Schurken abgeben, der kein liebender Mann, ſondern nur ein Haufen von Koth und Gemeinheit ſein kann, und wo ich nur ein Mittel finde, ihn unauslöſchlich an den Pranger zu ſtellen, ſoll es mit der diaboliſchen Wolluſt der Rache geſchehen!"

„Gewiß, Freundchen! Aber ich hoffe, Ihre hitzige Jugend wird nichts gegen unſern Rath unternehmen, ſonſt, — glauben Sie mir, lacht uns dies Megatherium von Fett und Schlauheit doch Alle aus!" —

Gedankenvoll ſchritt der junge Mann hinweg, wenig getröſtet von dem, was er gehört, im Herzen Wuth und Rache und den ätzenden Drang, dem Dicken durch irgend eine Infamie ein Bein zu ſtellen, ihn öffentlich mit dem Kainszeichen des Sittenverderbers und als Auswurf der Reſidenz zu brandmarken. „O!" murmelte er, als er ſo dahin ſchritt. „Höhne mich nur, daß ich elend für's liebe Brot arbeiten muß, von Dir Darlehne nehmen muß aus Noth, kein Künſtler nach meinem Sinne ſein darf! Dein Spott, Deine Niedertracht macht mich zu einem! Und wenn ich die arme Sophie nicht retten kann, wenn es ſchon zu ſpät war — wenigſtens ſollſt Du Schurke Dich mit Bockshorn und Hufe als ein grinſend trunkenes Scheuſal von aller Welt erkannt ſehen, daß man Dich meide wie die

Peſt, daß man mit Fingern auf Dich zeige und jedes unſchuldige, reine Gemüth vor Deiner ellen Nähe fliehe! Arm mag ich ſein, doch wenn ich's nie gekonnt, jetzt hab' ich Kraft zur Künſtlerrache!"

Er eilte nach Hauſe, empor in ſeine Klauſe, warf ſeine Kleidung ab, fuhr in die Leinwandshoſe und Blouſe, ergriff ſein Modellirzeug und eilte hinab in einen Schuppen des Hofes, den er öffnete.

Es war kein Atelier, wie es Künſtler zu haben pflegen, ſondern nur ein halbleerer Schuppen, ſchlecht genug von einem großen, alten, deſolaten Glasſenſter erleuchtet. Dort ſtand auf einem Holzgeſtell, über halb lebensgroß, eine in naſſe Linnen gehüllte Thonfigur.

Haſtig entfernte er den Umhang. — Ein Satyr war's, von wilden, gigantiſchen Formen, der dahin taumelnd den ſchäumenden Becher ſchwang und halb vergoß, eine Compoſition voll unheimlichen Uebermuths, von bacchantiſcher Tollheit. Der Kopf nur, die Phyſiognomie, wollte nicht gelingen, war noch charakterlos und leer. Er hatte lange gezaudert, ihn, wie er wollte, zu vollenden.

Aber heute, jetzt im Gram, in der Wuth ſeines Herzens, klomm er die Leiter zu ihm empor. Sein Haß führte ihm mit leuchtender Klarheit die Züge des Mannes vor, der ihm, wie er feſt glaubte, ſein Alles geraubt und geſchändet. Bald mit dem Holze kecke Schnitte in den Thon machend, bald mit der Hand die Maſſen drückend, ſchiebend, ſie in einander vertreibend und dabei in ſein Skizzenbuch blickend, wuchs die Aehnlichkeit bis zur Evidenz!

Das war das krauſe, blonde Haar, die Naſe, der maliciös-giftige Zug der Mundwinkel, das die zuſammengezogene Muskulatur der Wange und der Augen, welche eine Welt von Schalkhaftigkeit, Bosheit und Sinnenluſt in ſich barg, das war der renommirende tolle Pumpel des Capweinkellers, der ſich an ſeiner eigenen Schande ergötzte!

Ohne zu eſſen, noch um ſich zu ſehen, arbeitete der junge Mann in einem Zuge, und erſt als die Thurmglocke ihm gar ſo oft anſchlug, ſeine Uhr faſt auf die vierte Stunde des Nachmittags deutete, erinnerte er ſich, daß er heut am wenigſten im Café royal fehlen dürfe, und eilte, nach flüchtiger Toilette, dorthin, um zu ſehen, wie dieſe Angelegenheit, welche ſich mit allen ſeinen Hoffnungen ſo innig verwebt hatte, enden würde, ob der Frauenliſt gelingen werde, was den Männern bisher mißlang.

Er hatte keinen Glauben an alle dieſe Intriguen, und dennoch war er neugierig, dennoch flüſterte ſein Herz ihm Hoffnungen zu, die ſein Verſtand verwarf. —

Karl Pumpel indeß, der anonyme Bohrer, der Held mit dem Zwittercharakter, dem alle bisherigen danaidenhaften Pläne galten, war vom Gericht wiederum in ſeine Wohnung zurückgekommen. Zwar nicht in ſein behäbiges Wohnzimmer mit der violetten Tapete, noch in ſeinen Salon, obgleich er lange ſtumm und bewegt das Bild ſeiner Mutter betrachtet hatte, ſondern in das große Atelier, das an dieſen Salon ſtieß, in jenen der Kunſt, der tiefinnerſten Begeiſterung allein geweihten Raum, aus dem ſo bedeutſame Schöpfungen hervorgegangen waren, in dem ſich ſein Reichthum wie ſeine Ehre begründet hatten.

Wie ihm der mürriſche Philipp in vorwurfsvollem Tone ſagte, war Samuel Seſſa, der Kunſthändler, zweimal heut' ſchon dageweſen, ohne ihn zu treffen, und hatte hinterlaſſen, daß er wiederkommen wolle, Pumpel möge ihn beſtimmt erwarten.

„So, und da hat er wohl herumgeſchnüffelt und Dich ausgefragt, was ich treibe, wie?“

„Er hat mich gefragt, Herr.“

„Und was haſt Du ihm geſagt, altes Fledermausgeſicht, hm?“

Philipp zuckte die Achſeln. — „Was ich eben weiß, Herr!“

„Sieh 'mal, was Du weißt! — Und was weißt Du denn? Hahaha, es iſt reizend! Haſt ihm wohl erzählt, daß Du mit mir gar nicht mehr zufrieden biſt?!“

„Lieber Herr!“

„Narr, halt's Maul, Du haſt recht, ganz recht, ich bin ſelber mit mir nicht mehr zufrieden! Geh' nur, laß mich, ich will verſuchen, ob ich arbeiten kann.“

Er warf Philipp Frack und Hut zu, ſchlüpfte in eine blouſenartige Jacke von ſchwarzem Sammet, ergriff Pinſel und Palette, und trat mit einem Zwang, einer Anſtrengung vor ſeine Arbeit, die er ſonſt gar nicht gekannt. Es war eine komiſche Marktſcene, dem modernen Leben entlehnt, voll Satire, Wahrheit und Reiz. Seſſa hatte ſie beſtellt und — ſie wurde nicht fertig!

„Es wird auch nichts daraus,“ murmelte er, „auf dieſe Art, bei der jetzigen Verfaſſung, gar nichts! Kein wahrer Humor, keine ächte Herzensfröhlichkeit iſt drinnen! Mordſakrement, ich male alle Tage ſchlechter! — Haha, vielleicht komm' ich noch bis auf Bilderbogen herunter! — Alle Welt lobt Dich doch, in Salons und auf den Gaſſen ſchwärmt man ja von Dir! Eſel! ſei doch zufrieden! — Ja, die Welt, dieſe ſchöne Welt, der Alles Mode, Laune, Caprice iſt, lobt mich! Aber doch male ich ſchlecht, unterm Affen, das iſt nur zu gewiß! Meinen Bildern fehlt mehr und mehr der wahre Hauch der Empfindung, das, was Sympathie, Stimmung giebt! Das Herz iſt leck und ich componire mit dem Schädel! — Was iſt denn mein beſtes, allerbeſtes Bild geweſen! — O Schmach, o Schande, das, was Niemand geſehen, das Pfauenſchloß war doch mein ſchönſtes!“

Er legte Pinſel, Malſtock und Palette bei Seite, ſchritt zu einem geſchnitzten Eichenſchrank, öffnete ihn und zog aus einer Schublade eine Menge Blätter und Skizzen.

„Da ſind noch die Portraits von Allen, die ich mir einſt dazu heimlich abgeſtohlen, es ſollte ein Familienbild ſeltſamer Art werden! — Da iſt ſie ſelbſt! — Sie hat ſich doch wahrhaftig wenig verändert, und wie ähnlich Sophie ihr iſt? — Mein Gott und faſt zwanzig Jahre liegen dazwiſchen! — Teufel, da iſt der Alte auch ſchon wieder!“

Er legte haſtig die Skizzen an ihren Ort und ſchloß den Schrank in demſelben Augenblick zu, als Seſſa eintrat.

Ein kleines altes Männchen, verſchrumpft wie eine Mumie, aber noch lebhaft und zierlich im Aeußern.

„A sante ſortune, atrappir' ick endlich Signore? Sein das Raiſon? Wart' ick 'albe Jahr ſchon, ſoll Bild 'albe Jahr ſchon ſein fertig und wart' und wart' und Sie mak Quark, aber kein Bild! — Maledetto, ſein das Schweinerei! Was treib' Sie, was 'ab' Sie vor? Sein Sie Künſtler, oder ſein Sie Lazzarone? Was? — Mittag — ſauf' Sie! Abends — ſauf' Sie! Nachts — ſauf' Sie auch oder ſcharmir' Demoiſelles, wo woll' Sie ſchlaf', wo woll' Sie mal' ein Bild? — Wenn Sie ſo fort maken, Santo Giuseppe, werd' Sie aufſtehn eine ſchöne Morg' und werd' ſein gerührt von der Schlag, auf mein' Ehr'! — Aber weiß Sie, wovon die ganze malheour komm'? — 'Ab' ick Sie geſagt ſeit zehn, zwölf Jahr, heirath' Sie! So werd' Sie nix brauch' die Auberg' und die Lorett', werd' Sie krieg' Raiſon vor Ihr Frau und ſein glückliches Menſch. 'Ab' ick Sie auch ſo lang' geſagt ſchon, publicir' Sie ſich, zeig' Sie ſich bei große Welt als berühmte Signore Bohr'! Würd' Sie ſchon arbeit' vor Ehr' und gute Ruf, werd' Sie halt' auf Reputation, wenn alle Menſch' ſage könne', da dicke Vieh, was ſo ſauf' und ſo ſkandalir', iſt große Bohr'! A ja! — Aber ick ſein zu gut, zu gut, daher mal' Sie nix mehr! Aber Sakriſtei, ſchwör' ick bei Madonna, wahrhaft'gen Gott, ſag' ick alle Leut', daß Bohr' der dicke Kerl ſein! — Bring' Sie ſich nix 'erauf, wie ſich paß' vor große Künſtler, bring' ick Sie 'erunt'! Was ſein Sie ohne mir? Nix, Dreck! Alte gute Jochmus, und ick 'ab' Sie gemacht! — ick kleine, alte Seſſa!“

Damit ſchritt das kleine Kerlchen giftig wie ein Kollerhahn auf und ab.

So höchſt poſſirlich der Alte war und ſo wenig ſonſt Karl auf ſeine Skandalmacherei etwas gab, heute lachte er nicht, machte keine Ausflüchte, wandte keine Schmeicheleien an. Er war in einer Verfaſſung, in der ihm Seſſa's Rede ſehr zu Herzen ging.

„Ja, ja, poltere nur zu, kleiner Samuel!“ rief er bitter, „nur immer weiter! Du bildeſt Dir wohl ein, da habeſt Du mir 'was Rechts geſagt? Geh' doch hin, ſchrei's aus, daß ich es bin, der die Bilder malt, mit denen Du ſo nette Geſchäfte machſt! Wohl weiß ich, daß alle Welt ein Gelächter aufſchlagen wird, daß ein Kerl wie ich etwas zu leiſten ſich vermißt. Aber ich weiß auch, alter Narr, was Ruf iſt, weiß, daß die Leute, ob ich trink', wüſt bin, oder Maitreſſen habe, oder in die Kirche gehe, meine Bilder kaufen werden, nicht weil ſie ſchön, — ſondern weil's Bohrer ſind! Wer von Euch, Dich ſelber, Du vertrocknete Pflaume, nicht ausgenommen, wer *weiß* denn, was ich ſchaffen könnte, wenn ich nicht längſt ruinirt wäre. Einſt, einſt hab' ich gedichtet mit dem Pinſel, habe meine ganze Seele in dieſen engen Raum von Licht und Farben gelegt! Kennſt Du das „Pfauenſchloß“ von mir?“

„Pfau — Pfaueſchloß? Weiß ick nix!“

„Nun, ſiehſt Du, das Pfauenſchloßbild, das war meine ſchönſte Arbeit, mein Meiſterſtück! Das kennſt Du nicht, denn als Du mich kennen lernteſt, da war mir Herz und Begeiſterung ſchon gebrochen, und was hab' ich gemalt? Schund!“

„Allmächtig' Gott, — er ſein verrückt, ſehr verrückt!“

„Nein, allmächtig' Gott, *Du* ſein ſehr verrückt, *alle Menſch'* ſein ſehr verrückt, nur ich ſehe, wie ich Bild um Bild elender male! Mach' mit mir nur, was Du Luſt haſt, ich bin doch fertig!“

„Aber wenn Sie ſchöne gute Mädchen heirath', dumme Gedanke' von Rhodenfließ und alte Mama treib' aus die Kopp —“

„Ach ja, treib' nur aus, heirath' nur. — Willſt Du ſchweigen mit Deiner Litanei, wenn ich Dir zwei Worte ſage? — Die Irene, welche mein Herz brach, um die meine Mutter ſtarb, lebt noch, iſt elend und arm, und im

Unglücke iſt ihr die Jugendliebe zu mir wiedergekommen! Ich habe ſie unterſtützt, werde ſie ferner unterſtützen und ſie ſoll mich beerben!“

„Aber Gottes Jeſu will', ſo heirath' Sie doch!“

„Hahaha, wie Du klug biſt! Sie hat eine Tochter von ſechzehn Jahren indeß, Seſſa! Unſere Herzen bleiben wohl jung, aber wir werden alt, und Gefühle, die dem Jünglinge und der Jungfrau ziemen, ſind, wenn man erſt ein alter Weinſchlauch iſt, wie ich, lächerlich. Alles läßt ſich im Leben nachholen, nur nicht die Jugend. Ueber Pumpel, den alten tollen Junggeſellen, kann man lachen, und er lacht herzlich mit, über den Bohrer und jenes arme Weib, das den Genius zum Schönen in ihm durch die heilige Flamme der Liebe weckte, ſoll man aber nicht lachen, dafür wäre der Selbſtmord vorzuziehen!“

Seſſa ſah ihn lange und bewegt an. Dann reichte er ihm die Hand.

„Nehme' Sie mir, Signore, nix vor übel, daß ick ſein geweſt grob aus gute Gemüth! Will ſage' weiter nix. — Ach, wenn wüßten Leut', wie unglücklich oft is große Menſch und wie — wie verrückt! — Aber, Signore, vielleicht wenn achtzehnjährige Tochter heirath', wenn —“

„Wenn, wenn, wenn! Ha, wenn ich todt bin, dann iſt's gewiß am allerſchönſten!“

„Is ſich heut' gar nix mit Signore zu mak', Philippe!“ ſagte Seſſa, als er durch's Vorzimmer ging. „Pfleg' Sie gute Herr recht ſchön. 'Ab' ick geſehn tief in ſein 'Erz. — Sein gut, ſehr gut, aber ſein — ſehr verrückt!!“

Bald darauf ſchritt der Dicke langſam wiederum dem Café royal zu. Er hatte reſignirt ganz und gar.

„Vorbei, es iſt vorbei, ich will ihr auch nicht mehr begegnen, der Satan könnte doch ſein Spiel haben! — Daß dich die Peſt, verdammte Larmoyance, ich muß in andere Luft, will wieder der Alte ſein. Im Tumult, im Gelage blüht mein Heil, bin ich allein, muß ich verzweifeln!“

Damit betrat er den Park des Victorienplatzes. Sein Haupt hob ſich wieder, ſeine Blicke ſchweiften umher, er ſog das pulſirende Leben rings um ſich ein, er drehte pfeifend die Reitpeitſche, er war wieder der alte Komödiant mit ſich ſelber, er heuchelte Humor, — ach Gott, was für welchen!

Sechzehntes Capitel.

Die Aventure.

Es war Eſſenszeit vorbei. Irene und Sophie, die Erſtere noch ziemlich gedankenvoll, die Letztere heiter und ſelig wie nie, hatten gerade ihr frugales Mahl beendet, als, an Frau Blöhmer's Adreſſe gerichtet, Richard's Brief erſchien, des dienſtbefliſſenen, unglücklichen Richard, welcher mit ſeinem glühenden Herzen und ſeiner unendlich moraliſchen Einmiſchung leider ſtets zu ſpät kam.

Irene erkannte an der Schrift ſofort den Verfaſſer des erſten Schreibens und las halb erſchreckt, doch mehr noch beluſtigt, die erſte Hälfte des Briefes durch, in der Richard mit allen Farben jugendlicher Uebereilung ſchilderte, wie der bewußte Dicke das Herz ihres Kindes ſo gefangen habe, daß Sophie demſelben ein Rendezvous hinter ihrem Rücken in auffälligſter Weiſe bewilligt hatte. Der zweite Theil des Briefes aber, in welchem Richard ſein abermaliges Schreiben unter voller Nennung ſeiner Adreſſe mit dem ehrlichen Geſtändniß heißer Liebe zu Sophien rechtfertigte, machte Irenen ſtaunen und erglühen.

Sophiens Fröhlichkeit war ſeit Ankunft des Briefes raſch genug verſtummt. Scheinbar theilnahmlos hatte ſie ſich zwar an's Fenſter zur Arbeit geſetzt, aber ihr Blick ſtreifte beſtändig verſtohlen das Antlitz der leſenden Mutter, ſuchte aus ihm das neue Ereigniß zu ergründen, und — weiß der liebe Gott, wie das kam, — ihr Athem wurde gepreßt, ihre Wangen rötheten ſich, ſie fühlte um den jungfräulichen Buſen ganz ſchreckliche Beklemmungen.

Irene erhob das Haupt und ſah ſie eigenthümlich fragend an.

„Mama! — Aber Mamachen, was haſt Du denn?“

Irene trat langſam zu ihr an's Fenſter.

„Da drüben vis-à-vis im dritten Stock wohnt ja wohl ein junger Mann, Sophie, ein Bildhauer?!“

„Aber, Mutter! — O Gott, wie fragſt Du denn?“

„Nun, nun, Sophie, Deine Mutter fragt ja nur, ob dort im dritten Stock nicht ein junger Mann, ein Bildhauer, wohnt?“

„Ach du lieber Himmel! Ja — ja, ich glaube, da wohnt Einer, und iſt ein Bildhauer!“

„Und ſieht wohl immer recht fleißig zu uns herüber, mein Kind?“

„Ach!“ ſchrie die Kleine auf, und die Arbeit entſank ihr. „Jetzt iſt Alles aus!“ murmelte ſie halblaut. — „Ach ja, Mama, er — er ſieht immer ſo herüber!“ und Thränen der Scham und Bangigkeit rollten auf ihre Wangen nieder.

„Und er hat bisher nur herübergeſehen, hat mit Dir noch niemals geſprochen?“

„Wahrhaftig, bei Gott, nie! Das kannſt Du mir gewiß glauben!“

„Das finde ich ſehr zartfühlend und hübſch von dem jungen Manne, denn wenn Du ſchon fürchterlich errötheſt und ſo weinſt, weil er nur herüberſah, was hätteſt Du denn gemacht, wenn er gar mit Dir geredet hätte?“

„O Du, Du böſe Mutter!“ und ſie umſchlang Irenen, ihr feuchtes brennendes Geſicht an ihrem Buſen bergend.

„Du liebſt ihn ja, Sophie! — Ein wenig zeitig, ſcheint mir, für Deine Jahre!“ lächelte ſie, „oder meinſt Du vielleicht, Du müßteſt Dich nach Deiner thörichten Mutter richten?“

„Süßes, ſüßes Herz; wie Du mich marterſt! Kann ich denn dafür, ach Gott! Ich — ich weiß auch gar nicht, wie mir das geſchehen iſt!“

„Nun, mein Liebchen, ich will Dich auch nicht ſchelten, nur ſollſt Du mir hübſch vernünftig ſein. Jener junge Bildhauer iſt es, der mir neulich den Warnungsbrief ſchrieb.“

„Ach, der iſt's!“

„Er ſchreibt mir wieder, und indem er mir voll Verzweiflung und Eiferſucht mittheilt, wie Du hinter meinem Rücken einen corpulenten Herrn empfangen —“

„Er hat es geſehen! Ich Unglückliche!“ und ſie ſprang händeringend auf.

„Alſo indem er mir das wieder ſagt, entſchuldigt er dieſes ſein vorlautes Benehmen mit ſeiner großen Angſt und Liebe zu Dir!“

„Ach, er liebt mich alſo? Er ſchreibt Dir das, Mama? — O, ich — ſieh, ich bitte Dich, Du — Du mußt ihn aufklären, Du weißt es ja, ich bin unſchuldig!“

„Ruhig, ruhig, Kind! — Gewiß werd' ich ihn aufklären und mit ihm reden, denn es iſt mir nicht gleichgültig, ob man Unehrenvolles über uns denkt, aber vorher muß ich Dir ein paar Worte ſagen, wie es der Mutter — der älteren Freundin Pflicht iſt! Aus beiden Briefen geht hervor, daß der junge Mann ein redlicher, höchſt ehrenhafter Menſch iſt und Dich mit ganzer Gluth der Jugend liebt. Du erwiederſt auch dieſes Gefühl ſehr lebhaft, wie ich ſehe. Was aber gleichfalls aus dieſem Billet erhellt, iſt, daß dem jungen Richard Heim die Reife des Lebens noch erheblich mangelt, von der auch Du, Herzchen, keinen Ueberfluß beſitzeſt. Ich tadle Euch Beide gewiß nicht, und hat das Schickſal Euch für einander beſtimmt, ſo traue mir zu, daß ich mit Freuden Ja und Amen ſagen werde. Wahrſcheinlich iſt er auch noch Anfänger in ſeiner Kunſt. Es iſt aber nicht genug, ſich zu lieben, man muß auch mit einander leben! Dazu gehört — Brot!“

„Aber, beſte Mutter, ſieh, — wenn Du heiratheſt, dann — dann ſind wir doch nicht mehr ſo — ſo ſehr arm und — mein Gott!“

„Sieh einmal an, Mädchen, was Du für eine feine Rechnerin biſt! Das hätte ich Dir gar nicht zugetraut!“

„Soll ich mich denn ganz todtſchämen vor Dir?“

„Gott behüte, was würde Dein Richard dazu ſagen. — Sei doch klug, Schäfchen! — Iſt der junge Mann von ächter Liebe für Dich erfüllt, wie jener Mann, den ich ſo — ſo ſehr verkannte, dann wird er auch in ſeinem Berufe einen ehrenvollen Platz erringen; Haß wie Liebe, Weh wie Seligkeit fördern alles ideale Streben in der Welt. Du biſt noch jung, und ein paar Jahre werden Dich wie ihn reifen, die Aechtheit Eurer Gefühle erproben, ihm Anlaß geben, eine Stellung in der Welt zu nehmen. Iſt dies geſchehen, ſo ſehe ich keinen Grund, Deinem Glücke hinderlich zu ſein. Daſſelbe hängt zum großen Theil aber von — von jenem Manne ab —, der — der mir von Neuem ſo theuer geworden und —“

„Und darum ſchon, ſiehſt Du, aus reiner Aufopferung für mich, mußt Du ihn heirathen!“

„Das liegt in der Hand des Geſchicks, Sophie!“ erwiederte Irene mit verlegener Ergebung. — „Meine Pflicht iſt es vorerſt, dem jungen Mann zu antworten, ihn auf morgen herüber zu bitten, um mit ihm allein zu reden und ihn aufzuklären. Es iſt dies um ſo nothwendiger, als Niemand ermeſſen kann, zu welch’ thörichten und vielleicht beſchämenden Schritten ſeine jugendliche Hitze ihn verleiten mag!“

„Ach ja, thue das! Hier iſt ein Bogen Papier, Dinte und Feder! Schreibe bald!“

Lächelnd ſetzte ſich Irene an den Zuſchneidetiſch und richtete einige Zeilen an den Bildhauer, die dann verſiegelt und von Sophien, welche raſch Hut und Tuch nahm, in Perſon auf die nächſte Stadtpoſt-Expedition gebracht wurden, um nicht Lariſchs Neugier zu erwecken.

Kaum hatte ſie indeß das Haus verlaſſen, als eine Equipage vorfuhr, der eine augenſcheinlich vornehme Dame und ein Herr entſtiegen, welche ſich nach Frau Blöhmer erkundigten und von Malchen hinaufgeführt wurden.

Irene hatte ſich wieder an ihre, heute ſo oft unterbrochene Arbeit geſetzt, nicht ohne jetzt mit doppelter Erregung an die Zukunft zu denken, und wie dieſelbe ſich lichten, welchen Ausgang ſie nehmen ſollte, als die Löſung aller Wirrſal ſich ihr in Geſtalt Eichsfeld's und Laura's plötzlich vor Augen ſtellte.

Irenens Beſtürzung und Beklommenheit war im erſten Augenblick groß, aber Eichsfeld's heitere Liebenswürdigkeit, Laura's warme Theilnahme und die Entdeckung, daß Beide bereits durch Eliſen Alles erfahren hatten, gaben ihr die Unbefangenheit zurück. Eben ſo gerührt von der alten Freundſchaft Laura's, die ſich ſelbſt unter den jetzigen Verhältniſſen gleich blieb, wie von ihrem Eifer, ſie mit dem Manne zu vereinen, der jetzt die Bewunderung der Kunſtwelt auf ſich zog, und deſſen Anonymität ſchwerlich mehr lange behauptet werden konnte, ließen ſie edelmüthig nicht erſt die Frage bei ſich aufwerfen, ob Eichsfeld, der reiche Edelmann, der Cavalier des Hofes, nebſt Laura eben ſo großes Intereſſe an ihr genommen hätten, wäre ihre Perſon nicht mit der eines großen Künſtlers in ſo pikanter Weiſe verflochten geweſen. Das Freundſchafts- und Dankgefühl eines reinen Herzens grübelt nicht lange über die Urſache, aus welcher ihm Liebe und Theilnahme erwieſen wird, es nimmt voll und warm alles Gute an und erwiedert es mit gerader, ſchlichter Gegenneigung.

Laura machte ſie nun mit den Reſultat der vor Tiſch angezettelten Frauenverſchwörung bekannt, wie Eliſe und Elvira, des Raths Tochter, es übernommen hätten, den anonymen Schalk zu Kröpfer zu locken, und man ſie nun abhole, um ihm dort zu begegnen, ihn zum Geſtändniß der Wahrheit, zur Selbſtbefreiung von den Banden ſeiner heilloſen Doctrin, die er ſchon ſelbſt auffällig genug gebrochen, zu zwingen.

„Meine liebe Freundin, wenn ich Sie — wenn ich Dich ſo wieder nennen darf," verſetzte Irene nach dem

Gehörten, „ſo ſehr ich auch, um des Glückes meines Kindes willen — dieſe Zuſammenkunft wünſche, ja ſie meiner Ehre, Ruhe und meines zufriedenen Gewiſſens wegen ſuchen muß, ſo ſcheint mir doch die Art, wie ſie bewirkt werden ſoll, ſehr gefährlicher — ja verletzender Natur. Gefährlich für Eliſens und der jungen Dame Ruf, die ſie begleitet.“

„Ei, meine Liebe, überlaſſe das uns. Erſtens iſt Eliſe ja noch ganz unbekannt hier, ferner iſt um die Nachmittagsſtunde das Café royal ſchwach beſucht, die Damen überdem von Gatten und Vater beſchützt, und ſollte man ihre Aventure wirklich anfangs mit verdächtigen Augen anſehen, ſo wird die Welt ſagen, daß man, um einen großen Künſtler zu entdecken, aus dem Dunkel der Namenloſigkeit zu ziehen, ſich immerhin eine kleine Freiheit erlauben dürfe, die unter anderen Verhältniſſen als überaus gewagt gelten müßte.“

„Wohl, theure Laura, ich will mich damit beruhigen, aber iſt dieſe Intrigue nicht eben ſo verletzend für mich, wie für den Mann, dem ſie gilt? Wenn er Eliſen oder Elviren folgt, zu Kröpfer kommt und — mich trifft, muß er nicht grenzenlos beſchämt ſein? Muß er nicht glauben, dies ſei Alles nur von mir angeſtellt, um ihn — jetzt, da er allgeehrt und reich iſt, — zu — zu einer Verbindung mit mir zu zwingen?“

„Aber wer zwingt ihn denn zu einer Verbindung,“ rief Eichsfeld, „wenn es ſein eigen Herz nicht thut, dies Herz, das unter allem Cynismus, aller Philoſophie der Selbſtſucht für Sie liebend genug ſchlug, um Ihnen beizuſpringen!“

„Noch mehr,“ ſagte flammend Irene, „es dachte groß genug, mir alle Geſchenke unter meines Bruders Adreſſe zuzuſchicken, unter der Maske meines geſchiedenen Mannes, als ich heute Morgen abweſend war, in dies Zimmer zu meinem Kinde zu kommen, ja voll Rührung und wahrhaft edler Liebe ihr Vater zu ſein verhieß! O, denke Dir, Laura, mir und Sophien will er ſein Vermögen vererben! — Kann ich dieſe Großmuth annehmen? Kann dies Verhältniß verſtohlener Gutthat länger dauern, ohne mein Gewiſſen zu beängſtigen, mich niederzudrücken?"

„Das that er?" rief Laura glühend.

„Damit alſo erklärt ſich ſeine uns räthſelhafte Anweſenheit in Ihrer Wohnung?" — ſtaunte Eichsfeld.

„Aber wodurch wußten Sie denn ſchon das?" fragte ſtutzig Irene.

„Durch einen jungen Mann, welchen Regierungsrath Hagedorn kennt, einen früheren Genoſſen Karl's, der hier vis-à-vis wohnt!"

„Den Bildhauer Heim? — Er kennt ihn?"

„Denſelben!" erwiederte Eichsfeld.

„Wie kennſt Du aber den jungen Mann?" fuhr Laura auf.

„Durch dieſen Brief, den ich eben beantwortete!" und Irene reichte ihnen das Schreiben Richard's, das ſie voll Neugier durchlaſen.

„Alſo Eiferſucht!" lächelte Laura.

„Erlauben Sie mir nun, verehrte Frau," nahm Eichsfeld wieder das Wort, „Ihnen zu ſagen, daß es bewieſen iſt, daß des Malers Herz Ihnen gehört, ſeine Liebe in wahrhaft idealer Weiſe auf's Neue erwachte, da er Sie wiederfand. Hierzu kann ihn Niemand alſo erſt zwingen wollen, er kann auch unmöglich glauben, daß es Ihnen um den materiellen Werth einer Verbindnng zu thun ſei. Wozu er allein gezwungen werden ſoll, iſt, der Halbheit, dem böſen Schein, der Selbſttäuſchung zu entſagen, Ihnen Rede zu ſtehen: ob er Sie mit ſeinem Edelmuth peinigen oder beglücken gewollt, ob er geſonnen iſt, Sie dem böſen Leumund der Welt aus falſcher Scham lieber auszuſetzen, als durch offenes Bekennen ſeiner wahrhaft edlen Herzensſchwäche, die ein geſegnetes Gemeingut aller wackeren Menſchen iſt, zu ehren! Wenn ich auch noch ſo ſehr Verehrer der Künſte bin, und wünſche, den Mann geehrt und glücklich zu ſehen, der, trotz allen Ruhmes, doch nur ein trauriges Leben führt, ſo trauen Sie mir, theure Frau, zu, daß ich genug Ariſtokrat bin, um dieſen Weg der Liſt gern zu vermeiden, wenn er mir nicht als der tauglichſte, den Umſtänden nach gerechtfertigtſte erſchienen wäre, ich nicht der Ueberzeugung lebte, nur durch einen ganz überraſchenden Schlag könne das Eis gebrochen werden, welches das gequälte Herz dieſes Genies umengt. Vermag er, Irene, vor Ihnen noch zu heucheln, dann muß man ihm verachtungsvoll den Rücken wenden und ſeine Wohlthaten noch mehr als ſeine Grundſätze fliehen. Dann ſollen Sie auch finden, Eichsfelds kamen nicht darum zu Ihnen, weil Sie nun intereſſant geworden, ſondern wir kamen, um in Theilnahme Irenen, der Tochter unſeres alten Freundes Föhrenbach, unſere Hülfe in jeder Weiſe anzubieten. Wollen Sie uns von ſich ſtoßen, oder wollen Sie vielmehr in dieſem Glauben uns zu einer Prüfungsſtunde folgen, die Ihre ganze Zukunft wie die Ihres Kindes entſcheiden muß und nur zu Ihrem Segen ausfallen kann!?"

Er hatte Irenen die Hand gereicht und blickte ihr voll und warm in's Auge, während Laura ſie umſchlang.

„Ja, ich will es glauben, will Ihnen folgen! — Es muß doch einmal ſein!" ſagte ſie gerührt lächelnd und hocherröthend.

„Alſo raſch an die Toilette, ſonſt werden unſere Pferde ungeduldig und bei Kröpſer wird der Kaffee kalt."

Irene eilte nach dem Hinterzimmer, wo ſie Sophien höchſt erregt über den vornehmen Beſuch fand, deſſen Anweſenheit die Kleine von Lariſch erfahren hatte. Die Mutter beruhigte ſie, und während ſie mit ihrer Hülfe raſch ihre Garderobe anlegte, ſetzte ſie derſelben auseinander, daß es ſich um eine Zuſammenkunft mit Karl handle, von welcher der Ausgang aller anderen Dinge abhängen werde, und wies ſie an, das Haus nicht zu verlaſſen, am wenigſten aber den beiden Lariſch Rede zu ſtehen.

Einfach, doch ſauber gekleidet, verließ Irene, von Sophiens Wünſchen und Küſſen begleitet, und nachdem ſie nicht unterlaſſen, die bewußten fünfhundert Thaler zu ſich zu ſtecken, mit Eichsfelds die ſtille Wohnung, und die

rollende Equipage trug ſie zu Kröpfer und der Entſcheidung entgegen. — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Daß ſein Humor nach der ebengehabten Selbſtbetrachtung und dem ſchwermüthigen Geſpräch mit dem Italiener eben nicht ſehr blühend war, bemerkte Karl mit geſteigertem Verdruſſe gar zu wohl, als er nach dem Café royal ſchritt; derſelbe war von jener gezwungenen, verzweifelten Art, welche man Galgenhumor nennt.

So betrat er den Garten des Cafés, wo er bereits Hahnekamm, Süßmilch und Richard beiſammen fand.

„Nun, ehrwürdige Verdauungsmaſchine,“ begrüßte ihn Süßmilch, „ſoll der Tanz wieder losgehen. Haſt Du ein Mittel erſpeculirt, ihnen eine famoſe Falle zu legen?“

„Wenn ſie nämlich kommen,“ ſetzte Richard hinzu, „denn ich gebe keine Stecknadel drum, ſie ſuchen nach der geſtrigen Niederlage matt und geſchlagen das Weite!“

„Wär' Euch wohl recht unangenehm, was?“ verſetzte Karl. „Mir nicht! Bringen ſie mich nicht um allen Humor mit ihren lehrreichen Sentenzen, an denen nicht ſo viel Fleiſch iſt, wie an einem abgenagten Carbonadenknochen? Aber ſie ſollen kommen, ſollen mir nur kommen, und wenn je in einem Hirn Pfiffigkeit, wenn je für Geld Verführung aufzutreiben war, ich reite ſie hinein! Heut' Abend, und ſollte mir die Orgie hundert Thaler koſten!“

„Du biſt ja erſchrecklich unwirſch, mein fettes Thierchen,“ ſpöttelte Richard. „Ich fürchte, weil Dir der Profeſſor ſo ſehr in's Inwendige geſehen hat. Stelle Dich, wie Du willſt, lüge, wie Du magſt, Deine Gegner haben doch mit Irenen den wunden Fleck an Dir getroffen!“

„Du Taugenichts! Du Grünſchnabel! Du ſchwächlicher Anfang eines miſerablen Jünglings, piepſender Neſtfink, den ich erſt gelehrt, wie man den Schnabel brauchen muß, um mit Courtoiſie durch die Welt zu kommen! Du willſt Deinen Herrn und Meiſter beargwöhnen? Ihr Lumpenvolk, Ihr Judaſſe lauert wohl ordentlich auf meine Blamage? Wollt Ihr Euch nicht zu meinen Gegnern ſchlagen, ideale Stockfiſche werden, nur um mir ein Bein zu ſtellen? Biſt Du mir nicht dreißig Thaler ſchuldig, Gipsmichel, haſt Du mich nicht um fünfzig Thaler gebracht, Morgenſtern-Fabrikant? Iſt das nun der Dank, daß ich Eure Pumpe, Euer Filtrum, Euer Heber, Euer Trichter geweſen bin, um Eurem verkleiſterten Hirn mit ſchwerer Mühe etwas Weniges esprit und Eurem hungrigen Magen etwas irdiſches Behagen zu verleihen? Pfui Teufel! Es iſt keine Freundſchaft mehr auf der Welt! Ihr ſeid Schwämme im Ausſaugen und Sand im Wiedergeben! Eure Treue iſt wie die Liebe einer alten Jungfer, denn ſie wird Jedem an den Hals geworfen, der ihr in den Weg kommt. Ach, einſt dachte ich, Ihr ſolltet mich beerben und zum Dank dafür alljährlich eine Bowle auf meinem Grabe trinken, aber ich werde mich hüten, mein Geld an ſolche Keſſelflicker und Zigeuner wegzuwerfen! Denkt Ihr denn, ich hab's geſtern nicht recht gut gemerkt? Statt mir zu helfen, die Feinde zu werfen, ſtatt mich herauszuhauen und, wie unſere Staatsmänner ſagen, das Princip zu retten, mußtet Ihr ſelbſt den Tag ſchwarz lügen und aus der Sonne eine Bratenſchüſſel machen; ſtatt deſſen, hämiſches Geſchmeiß, ſaßet Ihr grinſend wie die Maulaffen, grifft jede Gelegenheit auf, ein Triumphlied gegen mich anzuſtimmen, wenn mir meine erhitzte Wohlbeleibtheit nicht gleich — zu antworten geſtattete, o, ich kenne Euch! Ihr ſeid ſchöne Kinder! Doch Geduld! Ich werde mit ihnen und Euch Allen fertig, und wenn ich dann noch ferner in Eurer hündiſchen Geſellſchaft lebe, ſoll jedes Glas Wein in meiner Kehle zu — Bitterwaſſer werden!!"

„Aber, mein Pumpelchen," lachte Richard, „Du ſchießeſt alle Karthaunen Deiner Malice auf uns, und überſiehſt, daß Du dem eigenen Princip in's Geſicht ſchlägſt. Sage mir doch, was iſt Freundſchaft? Unſinn! — Ein Freund verlangt Hülfe, Rath, Aufopferung, Treue, Innigkeit, Vertrauen, Verſchwiegenheit, eine ganze Garnitur abſtracter Ideen, die Du ja verdammſt! Wo bleibt denn dabei die

Selbſtſucht, das Vergnügen? — Weshalb gehen wir mit Dir um? Weil Du Geiſt und Humor haſt! Warum pumpen wir Dich an? Weil Du Geld haſt! Wann werden wir Dich ſitzen laſſen? Wenn Du nichts mehr haſt und langweilig wirſt; wenn wir eben keinen Spaß mehr an Dir haben! — Verbindet Dich denn etwa wahre Freundſchaft mit uns, Du Blaſenſchinken mit ſechs Zoll Fett um und um? Du amüſirſt Dich auf unſere Koſten, führſt Deine Läſterzunge auf unſerer Weide ſpazieren, denn Du brauchſt uns, wie Anthos den Boden, wie der Ballon den Aether, wie der Reiter das Pferd, und wenn Du uns Geld leihſt, müſſen wir es nicht durch den Ruin unſeres guten Rufes bezahlen, dem uns Dein Umgang ausſetzt? Es iſt gewiſſermaßen das Salair, damit wir Deinen Hofſtaat bilden, und wenn Du uns ja zu Erben einſetzeſt, ſo iſt das nur ein Vertrag, um Dir unſere unentbehrliche, ſchätzbare Cortège zu erhalten! Warum ſollen wir uns nicht ebenſo freuen, wenn Du auf den Sand geſetzt wirſt, als wenn Du Andere auf den Sand ſetzeſt? Nibil sine gaudio, über Beides lachen wir, und das iſt genug für unſer Bedürfniß!!“

Die beiden Anderen jubelten laut auf.

„Guttaperchaſeele! Hab’ ich mir das an Dir erzogen, daß Du Deinem Lehrer über den Kopf wächſt? — Gut, ich ſehe, Ihr ſeid noch ſchlimmer als ich, eine Geſellſchaft von Blutegeln, die ſich an meinem Leichnam feſtſaugen!“

„Weil Du die meiſte Materie an Dir haſt!“

„Und Eure Selbſtſucht, Ihr Schwachköpfe, Eure Schlauheit bläſt Euch nicht einmal eine einzige Lumpenlüge ein, um mich über Euch hinter’s Licht zu führen, bei Jovialität zu erhalten? Scorpione, Ihr habt Euch ſelbſt geſtochen!!“

„Gott bewahre, wir amüſiren uns nur über dieſe Deine Bullenbeißerlaune, und wenn Deine Gegner kommen, werden wir uns ebenſo über ihre Niederlage freuen, falls Du ſie zu Stande bringſt! Mach’, daß wir Dich bewundern und Deine Feinde verſpotten können, ſo haſt Du uns!“

„O, Ihr würdet an Eures Vaters Sterbebette noch den ſchlechteſten Witz nicht unterdrücken, wenn er Euch zwiſchen die Zähne käme, das weiß ich wohl! Das Geſchick hat mich mit einer hübſchen Gattung von Schlingeln zuſammengeführt! — Laßt uns denn ein Compromiß ſchließen.“

„Einen Vergleich?“ lächelten die Anderen.

„Dieſer Rath und dieſer Profeſſor müſſen fallen! — Verſprecht mir, jede Gelegenheit, die ſich bietet, wahrzunehmen, ihnen Fallſtricke zu bereiten. Heut' Abend muß es ſpäteſtens geſchehen, hört Ihr! — Bedenkt, es gilt, den Corpsgeiſt, die Philoſophie zu retten! Fechte ich nicht für Euch Alle? — Wenn dieſe idealen Hänſe ſiegen, wo bleibt Eure Selbſtſucht? Wenn der Humor, der Profit, der Sinnenrauſch nicht allein Herrſcher der Dinge iſt, mußt Du Dir nicht ſagen, Hahnekamm, daß Du der größte Schuft in der gemäßigten Zone biſt? Wirſt Du, parfümirter Gimpel, Dir dann mit Deiner Blaſirtheit nicht wie ein grandioſer Eſel, wie ein hohles Ei im Hühnerkorbe der Reſidenz vorkommen? Dürfteſt Du, Richard, Dir dann verhehlen, daß Madame Eſpèce Deine Mutter und Herr Nonſens Dein Vater war, und Du nichts zu hoffen haſt, als ein elendes Leben ohne Mittel, ohne Zukunft, mit krummen Fingern zum Stehlen, oder geraden zum Betteln? Ihr haltet zu mir, würdige Freunde, weil Ihr in meinem Sonnenſtrahle den dummen Schatten vergeßt, welchen Eure miſerable Exiſtenz wirft! — Was? Hat's gefangen? Macht Ihr lange Geſichter? — Hahaha, hab' ich Euch materielles Alpdrücken und ideellen Katzenjammer beigebracht? — Seht, da kommen unſere Gegner! Würden ſie nicht gejubelt haben, Eure jetzige Niederlage zu ſehen? Auf! rettet Eure Ehre, oder Ihr ſeid zu dumm, als daß ich länger mein Wohlwollen an Euch verſchwende!“

„Gut denn,“ ſagte Richard, „fortan ſei unſere Neutralität aufgegeben, laßt uns ihm helfen!“

„Wahrhaftig, er wird mit allen Dreien doch nicht fertig!" brummte Süßmilch gereizt. —

Hagedorn, Schemberg und Kröpfer betraten den Garten ſehr aufgeräumt und heimlich gekitzelt von dem Vorgenuß der Lage, in die Pumpel zu gerathen im Begriff ſtand.

„Willkommen, edle Ritter!" begrüßte ſie der Dicke. „Habt wohl recht gut geſattelt? — Zog auch Eure Aeſthetik eine warme Unterjacke als Panzer an, um unſeren Stößen zu widerſtehen? Heut' gilt's, Euch taktfeſt zu finden!"

„Ei, wir wiſſen das, mein Gönner," lächelte Hagedorn.

„Wir haben uns deshalb auch Ihre Finten und Paraden vortrefflich gemerkt." Kröpfer ließ ſich neben Karl nieder. „Nur umdrehen wollen wir ſie! Sobald wir auf einer Liaiſon ertappt werden ſollten, — wollen wir ſie für einen Act unſerer Wohlthätigkeit ausgeben!"

„Jede Schöne, welcher wir huldigen," ſetzte Schemberg hinzu, „wird eine Irene oder eine platoniſche Jugendliebe ſein!"

„Und wenn wir zu alten Gecken über unſeren Streichen werden, im materiellſten Sinnengenuſſe ſchwelgen, ohne an unſere Ehre, unſer Herz zu denken, hoffen wir das Einbildung und Kunſt zu nennen, oder ideelle Beſchaulichkeit!"

Sie hatten ſich ſämmtlich nunmehr um den Ecktiſch gruppirt.

„Iſt das nicht aber eine Schmeichelei für mich, eine ungeheure Conceſſion, wenn Ihr Euch meiner Mittel zum Kampfe bedient? — Was iſt dieſes Mittel, das Lügen! — Zwar dem Humor und Egoismus iſt die Lüge natürlich, aber was iſt denn das für eine Tugend, welche lügt, und für eine Moral, die uns täuſcht? Was ſeid Ihr doch für Mucker! Ich will nicht beſſer ſcheinen als ich bin, Ihr aber! Wer iſt nun von uns moraliſcher, wer iſt wahrer, Euer Idealismus oder mein materielles Ich!?"

„Nein, Lieber, ſo ſteht die Sache nicht,“ lachte Kröpfer. „Ihre Vorausſetzung bedingt einen ganz andern Schluß. Wir bedienen uns Ihres Mittels im Gefecht, bene! Aber bedienen uns deſſen nur, um gegen Sie mit gleichen Waffen zu kämpfen! Sie ſagen ſelbſt, dieſes Mittel ſei das Lügen! Folgt denn daraus nicht, daß Ihre Einwendungen alſo bisher ſtets Lügen waren, Sie ſich alſo immer ſchlechter vor uns hingeſtellt, als Sie in Wahrheit ſind, nur um Ihre Grundſätze zu retten, um nicht anerkennen zu müſſen, daß Ihr Herz ſehr äſthetiſch fühlt, Sie ſehr ideell handeln und Ihr Mund ſich daher ganz nutzlos müht, eine Teufelsmaske über Ihr Inneres zu ziehen!“

„Lügen? Fi donc! Aus welchem Grunde ſollte ich's thun! Etwa um des guten Rufes, der öffentlichen Meinung willen? — Du lieber Gott, was das beſagen will, weiß Hahnekamm, der ſo ein profeſſionirter Macher von Ruf und Meinung iſt. Seht Euch doch den guten Ruf und den öffentlichen Leumund an, eine liederliche Dirne iſt ſie, die eben für Geld Jedem feil iſt. Für Geld wird man heut' zu Tage ein ſehr edler Bürger, ein höchſt geiſtreicher Mann, ein Wohlthäter, ein Phänomen! Das Urtheil der Menge behandelt den Künſtler als Modeſache, und aus der Mode kommen oder verarmen, heißt — ſeinen Ruf verlieren. Wer von dieſen Hunden, die uns loben oder tadeln, weiß denn, zum Wetter, was der Menſch in uns werth iſt, ob wir Spitzbube aus redlicher Abſicht oder tugendhaft aus Halunkerei ſind. Der beſte Ruf iſt, gar keinen zu haben, die größte Ehre, unbekannt zu leben, denn ſo wie man an die Oberfläche tritt, wird das Schönſte von uns mit Scheelſucht beſudelt, das Windigſte von uns am leichteſten beweihraucht, und für einen Menſchen von Renommé giebt's gar kein anderes Mittel, ſich vor dem Verrücktwerden zu bewahren, als wenn er ſich aus ſeinem Renommé nichts mehr macht. Ruf und Leumund ſind Zwangsjacken, die uns geiſtig verſchlechtern. — Wenn ich alſo lüge, lüge ich, nicht weil ich's nothwendig habe, ſondern weil mir's

Vergnügen macht, aber der Höhepunkt all' meiner Laune iſt, zu ſehen, daß Ihr niemals ſicher ſeid, ob ich nicht lüge, wenn ich wahr bin, und ob ich nicht die Wahrheit ſage, wenn ich lüge! Beweiſe, poſitive Beweiſe, das iſt die Sache! Wer will mir 'ne Lüge, und wer will mir 'ne Wahrheit beweiſen?"

Ein allgemeiner Ausbruch der Fröhlichkeit bewies Karl, daß ſeine Dialektik ihn wiederum von den Angriffen der Gegner befreit habe. Seine trübe Laune war damit verſchwunden, er war in's Feuer gerathen und hatte ſich nicht nur darin momentan ſelbſt vergeſſen, ſondern auch ſeine Umgebung zu erhöhter Luſtigkeit erweckt.

Während des letzten Theils ſeiner Rede und dem darauf folgenden humoriſtiſchen Ausbruch der Geſellſchaft erſchienen aber, langſamen Schrittes, in überaus brillanter, etwas auffallender Toilette, zwei Damen im Café royal, eine corpulentere, etwas ältere, und eine ſchlanke, jüngere, — Eliſe und Elvira.

Die Verbündeten warfen einander einen bezeichnenden Blick zu.

Die kleine Profeſſorin hatte ſich auch ſo ſchön und verführeriſch gemacht, als ſie konnte. Sie trug ein weißes Krepphütchen, mit Vergißmeinnicht und ſilbergrauem Blattwerk garnirt, das zu dem röthlich goldenen Schimmer ihres Haares und ihren ſchalkhaften Augen vortrefflich ſtand. Ihr Kleid, — roſa Barège mit kleinen weißen Sternchen durchwoben, — paßte zur Farbe des Huts ganz außerordentlich. Es war, die Jahreszeit entſchuldigte ja das auch, kurzärmelig und ausgeſchnitten, ſo daß man Eliſens ſchöne Arme, die vollen weißen Schultern, wie Büſte und Nacken zu ſehen vermochte, zumal ihr, natürlich ganz zufällig, der weiße Shawl von crêpe de Chine herabgeſunken war und wie eine Draperie unterhalb des Rückens in ſchönen Falten lagerte. Blaßroſa Handſchuhe und ein weißer Sonnenſchirm vollendeten ihren Putz.

Ein ſehr entgegengeſetzter Grund, als der war, welcher Eliſen decolletirt erſcheinen ließ, hatte Elviren ein hohes

Atlaskleid in leuchtendem Penſé, der Modefarbe, mit ſpaniſchen Aermeln wählen laſſen, reich durch ſchwarzen Sammet und Spitzen garnirt. Das und das kleine ſchwarze Hütchen, auch „letzter Verſuch“ genannt, welches leichtfertig etwas ſchräg ſaß und deſſen ſchwarze wie orange Federn auf ihre weiße orangegefütterte Moirémantille herabfielen, hoben ihr dunkles, blitzendes Auge und Haar, wie die gerötheten Wangen, von denen wir glauben wollen, daß ſie kein anderes als das natürliche Rouge der Erregung ſchmückte, in welche die Aventure ſie verſetzt hatte. Sie hielt einen Blumenſtrauß in ihrer Hand.

Die Damen, ihre leuchtenden Blicke auf den Tiſch unſerer Geſellſchaft werfend (ſonſt war das Local faſt leer), ſchritten heran und begannen am leeren Tiſche nebenan ihren Platz zu nehmen, ohne ſich im leiſeſten gegen die Verſchworenen zu verrathen.

Ihre keineswegs unſchickliche, aber doch ſehr auffallende Erſcheinung verfehlte denn auch nicht die Aufmerkſamkeit ſämmtlicher Herren zu erregen und alle bewaffneten wie unbewaffneten Augen auf ſich zu richten.

Dem Dicken leiſe lächelnd einen ſchmachtenden Blick zuwerfend, ſagte Eliſe zu dem herbeieilenden Kellner: „Bringen Sie uns Sodawaſſer, es iſt entſetzlich heiß!“

Darauf ließ ſie ſich auf den Stuhl nieder, welcher an den Sitz Pumpel's grenzte, ſo daß ſie ihm Rücken gegen Rücken ſaß.

„Ach ja, es iſt kaum zu ertragen! — Und hier iſt es ſo ſchattig, ſo angenehm und traulich!“ Damit roch Elvira, James Süßmilch mit ihren großen, brennenden Augen anſehend, an ihrem Bouquet und nahm ihrer Freundin gegenüber ſo Platz, daß ſie die Herren ganz im Auge hatte.

„Donnerwetter!“ murmelte Karl, und Süßmilch's Züge bekamen eine eigenthümliche Lebhaftigkeit.

„Ein paar ſuperbe Köpfe!“ raunte halblaut der Oberſt.

„Nun, es geht noch!“ erwiederte halb gedankenvoll Karl. „Das giebt eine Wolke von Moſchus und Patchouly, als ſäße man im Käfig einer Biſamratte.“

Eliſe machte eine heftige Bewegung, wodurch ſie den Dicken anſtieß.

„Bitte um Entſchuldigung!“ und Pumpel wendete ſich um, ſeinen Stuhl etwas zurückziehend.

Eliſe zurückgelehnt, wendete anmuthig lächelnd den Kopf um. „O, ich danke, mein Herr!“

„Sie iſt doch gar nicht übel, das Weib iſt nicht übel!“ murmelte er. „Welcher Teint, welche Formen! — Pah, Unſinn, mir iſt auch gerade danach!“

Wie um ſich ſelbſt vor Thorheit zu bewahren, beugte er ſich vornüber und ſtützte beide Arme auf den Tiſch.

„Und was die Andere für reizende Augen hat!“ lächelte Hagedorn.

„Wirklich himmliſch ſchöne Augen! Götteraugen!!“ — ſtöhnte Süßmilch.

„Das wäre gar nicht ſo ohne!“ flüſterte vorgebeugt Richard.

„Für unſern Don Juan!“ entgegnete eben ſo flüſternd Kröpfer. „Eine kleine Probe, ob in ihm Wahrheit oder Lüge iſt. Sie behaupteten, Freundchen, eine Liaiſon zöge Sie nach dem Leopoldsgraben, wußten uns wer weiß von welchem Fortune vorzuerzählen, das Sie gemacht hätten. Wir ſollten das glauben!“

„Worte ſind immer billig, nur Thatſachen beweiſen!“ und Hahnekamm lachte.

„Ah, Ihr denkt, auch auf Commando könne man angenehm freveln? Ich habe keinen Appetit!“

„Und womit wollen Sie erhärten,“ fragte Schemberg, „daß Sie ſonſtwo ſchon ſolch ein Sackerloter geweſen?“

„Ich war's, da Ihr mich zu ertappen glaubtet!“

„Bei Lariſch im Hausflur?“ höhnte Schemberg.

„Wahrhaftig, ſehen Sie dieſe Schultern an, die Kleine, Corpulentere iſt ein Engel!“ — fuhr Kröpfer auf.

„Mehr noch, viel mehr iſt es die Andere!“ entgegnete Süßmilch heftig. „Da iſt doch esprit, race, tour de force!“

„Ich glaube gar, die Dunkle gab mir jetzt einen Wink!" fuhr Hagedorn auf.

„Es galt mir, auf Ehre, es galt mir!" rief halblaut Süßmilch.

„Das iſt ja heut' ein wahrer Dohnenſtrich! Ho, ſchöne Seelen finden ſich! — Hol' der Teufel alles Wortgefecht und alle diplomatiſchen Gemeinplätze! Kinder, wenn Ihr dabei ſeid, ich bin auch dabei!!"

„Ach!" ſeufzte Eliſe und ließ den Sonnenſchirm fallen, indem ſie ihr Glas Sodawaſſer ergriff.

Pumpel hatte ſich eben gewendet und bemerkte es. Er hob den Schirm auf, ihn Eliſen überreichend.

„Ich danke Ihnen recht ſehr, mein Herr. — Ein galanter, ein feiner Mann!" ſagte ſie darauf vernehmlich genug zu Elviren.

„Und die Umgebung nicht minder!" verſetzte ebenſo Elvira. „Es iſt ſelten, daß man jetzt auf Herren von Tournüre und chevaleresken Weſen ſtößt!"

„Sie werden ſchon anzüglich!" flüſterte Pumpel. „Wer von Euch hat Courage?"

„Ich möchte es bei der Dunkeln ſchon riskiren," ſagte unſchlüſſig Hagedorn, „aber — es iſt nur zu gewagt!"

Elvirens Bouquet glitt leiſe zu Boden.

„Zu gewagt?" rief Süßmilch. „Erlauben Sie! Ein kühner Mann wagt Alles! Wir wollen ſehen, wen ſie gemeint hat!" Er erhob ſich raſch, eilte zu Elviren und hob das Bouquet auf.

„Mein ſchönes Fräulein, alle Blumen des Lebens, die Sie fallen laſſen, werde ich — aufzuheben beglückt ſein!"

„O, Sie machen mich erröthen, Sie ſind ein —"

„Gimpel!" brummte Karl.

„Ein vollendeter Cavalier!" und Elvira verbeugte ſich.

„Das will noch gar nichts beſagen," meinte Hagedorn erregt. „Ich bin's ganz gewiß, den ſie fortwährend anſieht! Wenn ich nur den nöthigen Muth —"

„Das iſt lächerlich! Wenn ſie nicht küſſen will, hält ſie nicht ſtill!“ fiel achſelzuckend der Dicke ein. „Ich will Euch nur keine Concurrenz machen, ſonſt —“

In demſelben Augenblick fühlte er, daß Eliſe ihn verſtohlen zupfte.

„Alle Hagel! — Mein dos-à-dos hat mir ſein elektromagnetiſches Signal gegeben!“ flüſterte Pumpel.

„Die Jüngere hat mir wieder gewinkt!“

„Nein mir, Süßmilch, ich hab' es jetzt ganz genau geſehen!“ flüſterte Hagedorn.

„Sehen Sie nur dieſe ſchönen Formen an, Freund,“ und Kröpfer nickte Karl zu. „Ich wäre längſt weiter, wenn ich dort ſäße!“

„Sie hat mich zwar gezupft, indeß — ich will ſie Ihnen abtreten; changez!“

Er wechſelte mit dem Profeſſor den Platz.

„Die Mücken kommen heut' auch ungewöhnlich zeitig!“ — Damit ſtand Eliſe auf und ſetzte ſich neben Elviren an die ſchmale Seite des Tiſches, Pumpel einen fragenden Blick zuwerfend.

Pumpel lachte leiſe auf. „Enorm! Es iſt enorm, was ich für Glück bei den Weibern habe!“

„Ich möchte Dir vorſchlagen,“ und Elvira begann ihre Mantille höher hinaufzuziehen, „daß wir gehen, es wird kühl, und bis zum neuen Bollwerk iſt es weit genug!“

„Sie gehen,“ flüſterte haſtig Hagedorn, „Herz gefaßt, Profeſſor!“

„Ich glaube doch, wir haben uns getäuſcht.“

„Lächerlich!“ und Karl ſtand entſchloſſen auf, „ich will Euch zeigen, daß ich keine Memme bin, wie Ihr!“

Er trat zu Eliſen. „Darf ich Sie vielleicht zum neuen Bollwerk begleiten, meine Gnädige?“

„Sehr gütig, mein Herr, — in der That, Sie überraſchen mich! — Wenn — wenn es Ihnen denn ſo gefällig iſt?“

Er bot ihr den Arm.

„Aber, mein Herr, ich?“ rief Kröpfer.

„Sie ſehen, die Dame war ſo gütig, ſich mir anzuvertrauen. Heut' Abend, Lieber.“

Kröpfer trat ſich verbeugend zurück.

„Geſtatten Sie mir,“ — und Hagedorn näherte ſich Elviren.

„Noch glücklicher würden Sie mich aber machen, ſchönes Fräulein!“ rief Süßmilch.

„Ich nehme Ihre Güte an!“ und Elvira, dem Vater einen ſpöttiſchen Blick zuwerfend, legte ihre Hand in Süßmilch's Arm.

„Meine Dame, ich?“ platzte Hagedorn heraus.

„Raiſon, Raiſon!“ rief Schemberg. „Amor's Würfel iſt gefallen!“

„Und auch der unſerer Wette, haha!“ lachte Pumpel. „Die Uebrigen ſind Zeugen!“

Triumphirend wendete er ſich mit Eliſen und verließ, gefolgt von Süßmilch und Elviren, das Café royal.

Hagedorn, Kröpfer, Richard und Hahnekamm blieben zurück.

„Ein Sackermenter! Ein grundloſer Schelm!“ rief der Redacteur aus.

„Ja, wahrhaftig! Und dieſer Sackermenter ſitzt in der Falle!“ jubelte Hagedorn.

„In der Falle?“

„Ja, mein goldner Morgenſtern, auch wir gehen zum neuen Bollwerk!“

„Aber was heißt denn das?“

„Vorwärts!“ kicherte Richard. „Im Capweinkeller ſoll der Dicke verſuchen, Dir vorzulügen, Hahnekamm, wie gut die Aventure ihm bekommen iſt!“

Lachend verließen dieſe Vier das Etabliſſement, den Redacteur erſtaunt zurücklaſſend. —

Wie es feigen Prahlhänſen geht, daß ſie mitunter in die grauenvolle Lage kommen, durchaus tapfer ſein zu müſſen, ſo erging es Pumpel. Zwar genoß er das Vergnügen, Hagedorn's und Kröpfer's Tugend vor der erſten Verſuchung höchſt ſchwach zu ſehen, bewies ihnen in dieſem

Momente ſeine leichten Grundſätze ſchlagend genug, aber die Aventure ſelbſt war ihm eben nicht ſehr erquicklich.

Während hinter ihm Süßmilch ſich mit Elviren in einem fanatiſchen Liebesgeflüſter erging, ſchritt der Dicke neben ſeiner Schönen ziemlich blöde einher. Er war ſonſt keineswegs prüde, aber jetzt — er konnte ſelbſt nicht begreifen, wie ſchwer ihm das Abenteuer wurde. Mehrmals verſuchte Eliſe, ihn zum Sprechen zu bringen, aber ihre Bemühungen fielen ſo ſchlecht aus, daß ſie wirklich beſorgt um ihren Coup wurde und alle Liebenswürdigkeit, alle Unterhaltungskünſte aufbot, ihn von ſich ſelbſt abzuziehen und ihr ſein Intereſſe zuzuwenden.

Inzwiſchen hatten ſich Kröpfer, Schemberg und Richard raſch in einen Lohnwagen geworfen und waren voraus nach des Profeſſors Wohnung geeilt.

Als die beiden Prieſter Amor's mit ihren Damen am Hauſe Kröpfer's angelangt waren, machte Karl einen ſchüchternen Verſuch, ſich Eliſen zu empfehlen, aber das ſchlaue Weibchen hielt ihn ſo feſt, bat ihn ſo zärtlich und eindringlich, wenigſtens doch eine Taſſe Thee mit ihr und den Freunden einzunehmen, daß er, um der Schande willen vor dem unendlich verliebten Süßmilch, einwilligen mußte.

Man betrat ein großes zweifenſtriges Empfangzimmer, nur von Divans, Lehnſtühlen und zwei Tiſchen möblirt, das drei Eingänge hatte; den, durch welchen ſie gekommen, und von jeder Seite einen.

„Nehmen Sie Platz, meine Herren!“ lächelte Eliſe fröhlich, „wir wollen uns einen Augenblick nur zurückziehen und Anſtalten für den Thee treffen!“

„Aber laſſen Sie uns nicht gar zu lange ſchmachten, himmliſches Weſen!“ und Süßmilch küßte die ſich ſchwach ſträubende Elvira.

„Nein, nein, mein ſtürmiſcher Freund, Sie ſtehen bald am Ziel Ihrer Wünſche!“

„Ach, meiner Wünſche!“ flüſterte James.

Die Damen verſchwanden lachend durch die linke Thür.

„Veni, vidi, vici! Cäſar ging einmal übern Rubicon,“ brach Pumpel aus, „folglich ging er weiter! Weshalb ließ ich mich auf den Unſinn ein? Das kommt vom Zwange!“

In demſelben Augenblick öffnete ſich die Thür, durch welche beide Damen ſich entfernt hatten.

Eliſe, an Kröpfer's Arm, Elvira, gefolgt von Hagedorn und der Räthin, von Eichsfeld und Laura, Schemberg und Richard traten ein.

„Sie waren ſo liebenswürdig, verehrteſter Freund,“ ſagte der Profeſſor naiv, „meine Frau als ächter Cavalier an meiner Stelle nach Hauſe zu begleiten, daß ich nicht genug Worte des Dankes finden kann, zumal ich in Ihnen einen Gaſt bei mir ſehe, auf den ich wahrhaftig eitel ſein muß! Meine Herrſchaften, es iſt der berühmte Bohrer ſelbſt, den ich Ihnen vorſtelle!“

„Du? Bohrer?!“ und Richard ſtürzte auf Pumpel zu, ihn lachend anſtaunend.

Während Süßmilch ſich blaß und zitternd ſeitwärts zurückzog, ſtand der eben noch ſo ziemlich für jede Eventualität gefaßte Don Juan da wie vom Donner gerührt, indeß die Geſellſchaft mühſam ihr innerſtes Behagen unterdrückte.

Er ſchnappte nach Luft, ſein Hirn wollte ihm ſpringen, ſeine Wange ward abwechſelnd blaß und dunkelroth. Endlich fand er Kraft.

„Mein lieber Profeſſor, ich mache, wie Sie wiſſen, gerne Scherze, — wie eben ein alter Junggeſelle pflegt, der außer einem Witz und einem Glaſe Wein nichts hat, aber — ſo leicht fangen laß ich mich nicht! — Rath, Profeſſor, Oberſt! Wie werde ich wohl glauben, am hellen Tage könnten Damen Ihrer Art, gnädige Frau, das Café royal in anderer Abſicht beſuchen, als nur, um Ihrem Herrn Gemahl über mich einen komiſchen Triumph zu bereiten?! Und was iſt denn das für einer? — Daß ich Ihre Frau Gemahlin ſchön fand, Profeſſor? — Ja, es iſt laſterhaft, Sie zu verehren, aber es iſt ein ſehr ſchönes

Laſter, ſich von Ihnen beſiegen zu laſſen, gnädige Frau! Wie Sie aber meinen Arm nahmen, nicht den ſeinen, obwohl Ihr Herr Gatte ſchöner, liebenswürdiger iſt als ich, erkannte ich ja gleich, daß Sie mit ihm unter einer Decke ſteckten! Sollte ich ein Spielverderber ſein? — Ah, ah, das wäre ja ungalant! Ich kann einmal einer ſchönen Frau nichts abſchlagen! Was den „Bohrer" nun anbetrifft — ich geſteh's —"

„Er geſteht!" riefen Alle.

„Ja, ich geſteh's," ſagte Pumpel, „daß ich zu meinem Vergnügen gern lüge, aber bis zum offenbaren Pinſel habe ich's noch nie gebracht! Kann ein Künſtler ein Menſch ſein wie ich, der von der Schwelgerei der Nacht aufſteht, um am Tage ſich in Cafés und Reſtaurationen zu erholen? — Wenn ich 'nen Bleiſtift je in dieſer meiner Hand hielt oder einen Pinſel," und er erhob die Linke, „will ich mit ſämmtlichem Firniß lackirt werden, der in der Reſidenz zu finden iſt!"

„Sie leugnen, mein Herr, der Schöpfer „der Waldwieſe", „des Zigeunerlagers", „des Orkans" zu ſein, leugnen, daß Sie unter dem Pſeudonym „Bohrer" der bekannte, große Künſtler ſind?!" rief Eliſe flammend.

„Wie Sie jedenfalls leugnen würden, Gnädige, die Helena von Troja oder die ſchöne Fee Egeria zu ſein, obwohl Sie deren Concurrenz vollſtändig aushalten können!"

„So, erbarmungsloſer Mann gegen ſich ſelbſt, ſo leugnen Sie alle hohen, heiligen Gefühle Ihres Lebens, Ihre ganze Gegenwart und Zukunft? O, leugnen Sie vielleicht nicht auch noch Ihre ganze Vergangenheit? Leugnen Sie dies auch?!" und die Profeſſorin öffnete empört die rechte Thür. — Vor Karl ſtand Irene! — Dieſelbe Irene noch an Geſicht und Haltung wie vor langen Jahren, aber nicht ſtolz und höhnend, wie ſie von ihm ſchied, ſondern todtenblaß.

Pumpel prallte entſetzt zurück.

„Verzeihen Sie, mein Herr, daß ich mich Ihnen ſo nahen muß, aber ich kann die Wohlthaten, deren Sie ſich ſchämen, nicht annehmen, — ich —"

„Irene!" ſchrie Karl verzweifelt auf. Die Hände bedeckten ſein glühendes Geſicht, Thränen brachen aus ſeinen Augen.

„Allmächtiger Gott, wie verſuchſt Du mich! — Schimpf über Euch Alle, die Ihr das thatet! — Iſt denn keine Scham, keine Ehre, keine Zartheit unter Euch, daß Ihr dieſe Dame ſo bloßſtellen, einem Menſchen meines Kaliber, einem Roué, einem Verkommenen, dem cyniſchen Narren der Reſidenz gegenüberſtellen, den Ruf der Armen ſo gefährden mußtet? Ich kenne Sie nicht, meine Dame! — Sie haben mir für nichts zu danken! — Es iſt ein unſeliger Irrthum, ein Verkennen! — Der, welchen Sie meinen, iſt todt und längſt begraben, und was Sie vor ſich ſehen, iſt nur ein alter Geſell mit zerbrochenem Gemüth, der lachen muß, immer lachen, um nur noch eine Stunde weiter zu leben! — Habt Ihr Gefühlvollen, Ihr Aeſthetiſchen, Ihr Idealen ſo wenig Gemüth, um zwei Menſchenherzen vollends zu brechen, die Euch nie etwas gethan? — Ich — ich bin nie wohlthätig, nie ein Künſtler geweſen! Ich — ich kann nicht mehr!!!"

Er ſtürzte außer ſich zur Thür hinaus, die Treppe hinab auf die Straße und eilte, taumelnd wie ein Trunkener, nach der Allee zu.

Irene war ſchluchzend zuſammengebrochen, ihre trüben Ahnungen über die Zuſammenkunft hatten ſich erfüllt.

„Ihm nach, um Gottes willen, ihm nach!!" rief Kröpfer Richard zu, und während man um Irenen ſich bemühte, folgte der junge Bildhauer dem raſenden Karl. —

Nur zwei Perſonen in der ganzen Geſellſchaft waren ſelbſtſüchtig genug, über ihrem beſondern Intereſſe das allgemeine zu vergeſſen — Süßmilch und Elvira.

Sie mußten ſich unterwegs gar zu liebe Dinge geſagt, zu innige Zuſagen gethan, James mußte ſich in Wahrheit zu nachhaltig verliebt haben. Als man die weinende Irene zu ſo weit beruhigt hatte, daß ſie Kröpfer und Eliſe nach Hauſe fahren konnten, hatte Süßmilch ſich mit Elviren ſchon ſo weit verſtändigt, daß er dem erſtaunten Rath die Eröffnung machen konnte, wie ſehr er Elviren liebe.

James Süßmilch war der einzige Sohn des erſten Banquiers der Reſidenz, war getauft, — die Wahl wurde nicht ſchwer! — „Als Verlobte empfehlen ſich —“ ſo endete für dieſe Beiden die Aventure.

Siebzehntes Capitel.

„Sine gaudio!“

Wie dem Dicken zu Muthe war, als er Irenen leibhaftig vor ſich geſehen, den alten Klang ihrer lieben Stimme gehört, welcher grenzenloſe Schmerz, welche Todestraurigkeit ſein gemartertes Herz befallen, als er das verzweifelte Mittel wählte, ſie zu verleugnen, jede Wohlthat, jedes Intereſſe in Abrede zu ſtellen, — wie ſehr dieſe letzte ſchamloſe Lüge ſein Herz umwendete, hätte Jeder erkennen müſſen, der ihn jetzt mit allen Zeichen des Entſetzens, der Reue, des Jammers ſo dahin eilen ſah. Er glich einem Mörder, dem die Diener der Gerechtigkeit, einem Sünder, dem die Furien der Nemeſis auf den Ferſen ſitzen. Gern hätte er irgend einen Miethwagen genommen, um ſeine deſolate Perſon den Augen des Publikums zu verbergen und raſch das ſchützende Aſyl ſeiner Wohnung zu erreichen, aber, wie das ſo manchmal geht, nirgends an den Straßenecken zeigte ſich ein Fuhrwerk, das ihn ſchnell entrückt hätte. Er ſollte den ganzen Leidensweg, ſo ſchien's, zu Fuß zurücklegen.

Bald verſagten ihm die Kräfte. Er mußte langſamer gehen, und ſtellte nun die erſten, mühſamen Verſuche an, ſeine Gedanken zu ſammeln, ſeiner Lage und deſſen, was geſchehen war, Herr zu werden.

An der vierten Straßenecke holte ihn Richard ein.

„Aber warum, ſag' mir um Gottes willen, warum liefeſt Du weg?!“

„Verflucht!“ fuhr der Dicke zuſammen. „Alſo Du biſt wieder auf meinem Wege, Spion? Hat dieſes ſchamloſe Volk Dich nachgeſchickt! — Du biſt ein großer Schurke für Deine Jahre, Richard, das treuloſeſte, gefühlloſeſte Gemüth, das ſich je in einen Leib verirrte! Hab' ich Dich nicht lieb gehabt, ſehr lieb gehabt, Junge? Du warſt das einzige Weſen, dem ich noch aus innerer Neigung wohl wollte. Wenn Du in Noth warſt, wann hat Dir meine Hülfe gefehlt? Und das thuſt Du mir? Du verräthſt mich, um die Höllenfreude zu genießen, einen Menſchen, der nichts hat auf der Welt, als ſein bischen lumpige Fröhlichkeit, erniedrigt, entehrt, zum Kinderſpott gemacht zu ſehen?! O, nicht genug, Ihr mußtet auch ſie hineinziehen, mich zwingen — kein Wort mehr, geh' weg, Jammergeſelle! Magſt Du hinterm nächſten Zaun verkommen!“

„Schimpfe nur zu, das erleichtert das Herz und entladet die Leidenſchaft! Aber los wirſt Du mich nicht, und ſollt' ich Dir bis zum Nordpol nachlaufen! Ein Verräther, ein Schurke bin ich an Dir, gut, ich geſteh's! Es wird meine erſte und letzte Unthat ſein! Aber haſt Du mich nicht dazu verleitet durch Deine Lehren und Dein dickes Beiſpiel, Meiſter aller ſchlechten Kniffe? Wie arm ich bin, weißt Du, denn Du haſt mich faſt ganz und gar durchgeſchleppt; daß ich ein Nichts bin und nicht die Gelegenheit finde, emporzukommen, fühl' ich am beſten! Was beſaß ich als Deine Geſellſchaft, die ich gemieden haben würde, wär' ich nicht von Dir abhängig geweſen? Zwei Dinge aber leben rein in mir, die Begeiſterung für die Kunſt und die Liebe! — Du wagteſt, den Bohrer zu beſudeln, ich verachte Dich fortan! Aber am geſtrigen Tage, als Du dem Mädchen, das ich unſäglich anbete, nachſchlichſt, als Du heut' bei der Armen im Zimmer warſt, ich ſie Deinen Künſten ſchutzlos preisgegeben ſah, da haßte ich Dich, und mir ſchien nichts zu infam, was Dich ent-

n konnte! Deine Gegner hielten Dich noch immer des
hls und der Ehre fähig, ich — ſeit heute Morgen —
mehr! O, ich durchſchaue Dich! Du biſt ſo ge-
en, daß Du Deine Jugendliebe, die Dich einſt abwies,
wegen nur unterſtützeſt, deswegen heimlich ihr Kind auf-
ſt, um es zu ruiniren, ſei's aus Rache oder ekler Sinnlich-
, ſonſt hätteſt Du nicht jetzt wie ein Verbrecher das
geſicht dieſer Frau fliehen müſſen, deren Namen im erſten
hrecken Du genannt, mit der Du Dich verrathen haſt!
shalb bin ich Dein Gegner, deshalb hab' ich die Mutter
eſlich vor Dir gewarnt, deshalb half ich Dir dieſe Be-
ämung bereiten, und ich freue mich nun Deines Falles!!"

„Du liebſt Sophien?!"

„Bis zum Tode, und wenn Du je rein gefühlt, er-
iß, was ich leide!"

„Liebt ſie Dich wieder?"

„Ich weiß es nicht, ich ſah ſie nur am Fenſter, denn
ie wohnt mir gegenüber!"

Zum Glück kam eben ein leerer Miethwagen heran.

Karl faßte den jungen Mann krampfhaft beim Arm.
„Richard, komm mit mir! Hier kann ich nicht ſprechen,
die Bruſt will mir berſten. Da iſt ein Wagen!"

Er winkte, ſie beſtiegen das Fuhrwerk, Pumpel nannte
ſeine Adreſſe. Als die Pferde anzogen, lehnte ſich der
Dicke zurück und bedeckte die Augen mit der zitternden
Hand. Richard verharrte in ſtierem Sinnen, bis der Wagen
vor Nr. 80 der Börſenſtraße hielt.

Lautlos betraten ſie Karl's Wohnung. Ein Wink ließ
Philipp, der ſie im Vorzimmer empfing, verſchwinden.

„Komm in meine Schlafſtube, ſetz' Dich nieder und
hör' zu!"

Der Bildhauer folgte ihm und warf ſich tief erregt
auf den erſten beſten Fauteuil des Schlafcabinets, während
Pumpel auf und ab ſchritt.

„Du könnteſt mein Sohn ſein, junger Menſch, und
wenn's mir ſchon leid thut, daß ich mich vor Dir und
den beiden Schlingeln Hahnekamm und Süßmilch ſo her-

untergegeben, kannſt Du Dir denken, mit welchen Gefühlen ich jetzt gezwungen ſein mag, Dir mein Innerſtes zu verrathen. Wenn Du aber die Kleine aufrichtig liebſt, Du nur einen Zoll Herz haſt, wirſt Du ſchweigen! — — Ich war ein junger Kerl wie Du! Ein armer Teufel von einem Maler —“

„Ein Maler alſo doch?“

„Mittelloſer als Du, denn ich ſollte eine arme Mutter ernähren, leiſtete nichts und ſaß in einer kleinen Stadt! — Ich kam in des reichen Föhrenbach Haus, Irenens Vater, jener armen Frau, die eben vor mir ſtand! Man flattirte mich, ich bekam ein paar Beſtellungen, ich verliebte mich in Irenen und glaubte — ſie liebe mich wieder. Ich hatte eben mein Faungeſicht, meine tölpelhafte Außenſeite vergeſſen. — Ich machte ihr einen Antrag, und — ſie ſchickte mich mit Hohn und Lachen weg! — Kannſt Du Dir denken, wie das Einem thut?“

„Ich kann es wohl denken!“ murmelte Richard düſter.

„Ich bekam davon ein Nervenfieber, und als ich aus langem Delirium erwachte, ſah ich wohl Freunde, Bekannte um mich, meine alte Mutter aber nicht. — Die Angſt hatte ſie angeſteckt, und ſie war um mich geſtorben! Da!“ und er ſtieß die Thür zum Salon auf, „das iſt ihr Bild! Und, o Hohn des Schickſals, als mir das Alles geſchah, ward zu Paris meine „Waldwieſe“ gekrönt, man riß ſich faſt darum, hahaha!“

Richard fuhr auf und ſtand todtenblaß da.

„Bohrer! Es iſt Bohrer, der große Meiſter!!“

„Eſel, bleib ſitzen! Es iſt Pumpel, der alte, elende Pumpel, noch mit zerriſſener Seele, der achtzehn Jahre im Lebensgenuß ſeinen Gram vergeſſen geglaubt, bis er geſtern wieder auferſtand! — Ich verachte die Devotion, wie ich die Welt verachte! Als ich geſtern Irenen wiederſah, trieb mich Eitelkeit und ein gewiſſer Haß, ihr zu folgen! Ich vernahm von Lariſch, daß ſie von ihrem Manne getrennt und arm ſei! Der alte Blutigel hielt mich für ihren ehemaligen Mann, und als ich ihn beſtach, damit meine Geſchenke an ſie kämen, glaubte er, ich wollte auf's Neue wieder mit ihr anbinden. — Ich ließ ihn dabei. — Es befriedigte mein Herz, Irenen zu unterſtützen, ohne gekannt zu ſein. — Heut' früh ging ich hin, um zu hören, wie die Geſchenke aufgenommen worden. Da hatte Lariſch Sophien von mir heimlich erzählt, und wie ich komme, lockt man mich hinauf, und die Kleine fällt mir um den Hals! Denkt das Mädchen, ich bin ihr wiedergekommener Vater!!"

„Ihr wiedergekommener Vater?!"

„Ja, Einfaltspinſel! Giebt es denn, frag' ich Dich, einen Menſchen in der Welt, ſei er ſo ſchlecht, als er wolle, der bei einem ſolchen Kinde, das wie eine Puppe ſich uns auf den Schooß ſetzt, nicht vor Rührung heulen müßte wie ein alter Kettenhund? — Sie ſagt mir, wie Irene mich liebe, ſie zeigt mir die alte Skizze, das erſte Bild — o das ſchönſte, was ich gemalt — und das ſie bei allem Elend retteten, da — bin ich auf's Gericht gelaufen, — und — wenn ich todt bin — ſoll Irene erfahren, wie ich ſie und — das kleine Ding geliebt habe!"

Stromweis liefen die Zähren über ſein Geſicht.

„O, Gott im Himmel!" rang jammernd Richard die Hände, „was hab' ich gethan, was hab' ich gethan! — Dem Künſtler, den ich auf den Knieen verehren muß, der mich unterſtützte, dem Mann mit der blutenden Seele und dem Herzen voll Poeſie hab' ich ſo furchtbare Schmach bereitet! Können Sie mir denn verzeihen, mein verehrter Meiſter, Wohlthäter meines Mädchens?!"

„Ach, laß mich zufrieden, dummer Junge! Wer iſt ſchuld an dem Allen? Ich! — Hab' ich Dir nicht das Beiſpiel gegeben zu aller Canaillerie? Warum mußte ich denn mein verdammtes Maul voll nichtsnutziger Satiren aller Orten ſpazieren führen? Was juckte mich denn beſtändig die loſe Zunge? Was ging ich mit ſolchem Geſindel um, von dem ſich nur Schufterei und Schadenfreude erwarten ließ? Das kommt davon!"

„Aber ich bitte Sie! Wären Sie mit uns nicht umgegangen, ſo hätten Sie nicht durch Ihre Streitſucht den Kampf mit Hagedorn und Schemberg geweckt, ſo wären Sie weder Kröpfer noch Irenen begegnet, hätten die Theuren alſo auch nicht unterſtützen können und —“

„Richard, es iſt das Geſchick. Es ſollte ſo ſein.“

„Aber warum, Sie edler, verkannter Mann, warum entzogen Sie ſich denn jetzt Irenen, die ſchluchzend zuſammenbrach? Warum verleugneten Sie Alles, Alles, da doch ein Wort von Ihnen das Herz der Armen mit Wonne, uns Alle mit Bewunderung füllen konnte?“

„Kennſt Du das Leben, Kind? — Mit ſeinen Laſtern coquettiren, macht immer Spaß, ſeine guten Thaten thut man aber gern im Stillen. Das Beſte an jedem Menſchen iſt noch, daß er züchtig vor ſich ſelbſt erröthet! Wer aber öffentlich voll Tugend iſt und heimlich ein Judas, iſt die größte Infamie der Mutter Natur, die ihn ſelbſtironiſch geboren! — Warum ich geleugnet? — Wenn ich geſtand, was in mir lebt, geſtand, daß ich noch das alte Herz von ehemals habe, mußte ich Irenen nicht meine Hand anbieten? — Ich will gar nicht von dem Hohn und Gelächter reden, das darauf die Antwort der Leute ſein muß, nicht von Kröpfer's und Hagedorn's Triumph, aber — ſeit Sophie auf meinem Schooße geſeſſen, das Kind an den vermeinten Vater ſich ſchmiegte, — fühlte ich mit der erwachten Liebe zu Irenen zum erſten Mal, daß ich ein alter Mann geworden bin! Ein Greis, der verächtlicher in ſeiner Melancholie und ſtillen Gluth iſt, als es je der lachende Roué geweſen! Und dazu muß ich noch ein Menſch ſein von dieſer Form, und auf den die Welt als Künſtler ſchaut! Werde alt, Knabe, dann magſt Du es begreifen!“

„So bitte ich Sie, mich nur einen Augenblick anzuhören! — Wenn Sie der Jugendliebe Ihre Hand reichen, machen Sie nicht Mutter und Tochter glücklich?“

„Ich werde ſie fortan wie meine Familie halten, aber Irenen heirathen — nie! — Sie kann das auch ſelbſt nicht meinen. Sophie ſteht zwiſchen uns, ein Engelsmädchen, das ich um die Welt nicht miſſen würde! —“

„Aber fragen Sie doch Irenen erſt, mein Gott! Schon ältere Leute haben ſich noch verheirathet! Sie Beide ſtehen ja in den beſten Jahren! Iſt Ihnen Sophie im Wege? — Ach, ich liebe ſie ja ſo ſehr, ich —"

„Du willſt ſie uns abnehmen? Du biſt ein guter Junge! — Aber Du biſt nur nichts! Ja, wenn Dich die Liebe zu einem Werk beflügeln könnte!"

„Die Liebe und der Haß, o, ich hab' es verſucht!"

„Verſucht? Was haſt Du verſucht, mit welchen Mitteln?"

„Sie hatten mir ja neulich dreißig Thaler geliehen. — Ich habe einen Satyr für die Ausſtellung modellirt —"

„Einen Satyr! — Nun? — Offen, Richard, offen!"

Richard zog ein kleines Skizzenbuch heraus. — „Ich hab' es gewagt und ihm — dieſen Kopf gegeben!"

Pumpel warf einen Blick hinein. „Donnerwetter! — Und daneben iſt die Figurenſkizze! — Aber, nichtsnutziger Strick, Du haſt ja Talent! — Bei Gott, Talent! — Und da gabſt Du Dich mit uns ab?!"

„Ach, ich brauchte Sie ja als —"

„Als Act, als Modell?! — Das iſt 'ne ganz ver- luchte Ausbeutung fremden Eigenthums! Die ganze Stadt äuft zuſammen, wenn die Puppe halbwegs wie die Zeich- ung iſt! Und dafür, daß Du mich an den Pranger ſtellſt, illſt Du Sophien?"

„O, ich — ich werde das Modell gleich vernichten!"

„Wenn Du Dich das unterſtehſt, kommſt Du mir e mehr vor die Augen! Das Modell iſt mein, Du biſt r das Geld noch ſchuldig!"

„Wie Sie befehlen! — Ach, wenn ich doch ein ander ittel wüßte, mich bekannt zu machen, — Sophien mein nennen! — Sehen Sie denn gar nicht ein, daß etwas chehen muß, die arme Frau über den furchtbaren Schlag tröſten, den ſie heute erlitten? — Sie ſind einſt ab- ieſen worden, heute haben Sie ihr infernaliſch ver- ten! Sie iſt gezwungen, Ihre Wohlthaten anzunehmen, Sie brechen ihr das Herz! Doch nein, mein Herr, ſollen Sie nicht, und wären Sie groß wie Phidias oder Zeuxis, und ich nur ein Töpfer! Frau Blöhmer war im Begriff, Ihnen Alles zurückzuerſtatten, ich werde ihr den Weg zeigen, daß ſie es kann, und wenn wir alle Drei betteln gehen müſſen, wird uns doch noch wohler ſein als Ihnen!!"

„Nein doch, nein, ich bitte Dich, mein Sohn, bring' mich doch nicht ganz in Verzweiflung! — Sieh, wenn Du Sophiens willen treu und verſchwiegen biſt, will ich thun, was für uns irgend anſtändig iſt. Du haſt ſchon an Frau Blöhmer geſchrieben, thu's noch einmal. Zeige ihr an, ich wünſche dringend, mit ihr ganz allein zu ſprechen! Morgen gegen Mittag will ich hin, Niemand als Du und Sophie ſollen in der Nähe ſein, ich muß ſie allein ſehen, hörſt Du?! Ich werde ſie bitten, Alles anzunehmen, was ich ihr zu bieten vermag! Sie ſoll aus dem Hauſe weg, ſtandesgemäß leben, und ich will ihr auseinanderſetzen, daß — daß ich ſie liebe, aber alt bin und häßlich und — mich ſchäme!" — Er ſank kraftlos auf den Stuhl.

„Daß Sie ſie lieben und ſich ſchämen?! — O ja," und ſeine Stimme klang im heiligen Eifer, „wenn ich auch ſtets nur Unheil angerichtet, diesmal, bei Gott, will ich Alles wieder gut machen! Morgen Mittag um elf Uhr hol' ich Sie! Leben Sie wohl, Sie — Schamhafter!" —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Am Abend dieſes Tages war keine Seſſion im Capweinkeller; Hahnekamm mußte allein auf dem Wahlplatze harren und ſich mit einem Schoppen Moſelwein begnügen. Darum ſoll ſeine nächſte Nummer auch ſo ſchlecht gerathen ſein; ſie litt wieder unheilbar an zu geringem Stoffwechſel.

Achtzehntes Capitel.

Platoniſch?

Während daheim in Pumpel's Hirn und Herzen Alles bunt durcheinander ſchwirrte und ihm Eins nur klar ward, daß er ſich mit Irenen ausſprechen, ſein heutiges Benehmen wenigſtens entſchuldigen und ihr ſeine Abſichten auseinander ſetzen müſſe, eilte Richard zu Kröpfer in der Hoffnung zurück, Irenen noch daſelbſt zu finden und ihr den einzigen Troſt zu bringen, der fähig war, ſie einigermaßen aufzurichten.

Leider traf er Niemand mehr in der Wohnung. Das Dienſtmädchen ſagte: Herr und Madam ſeien mit einer fremden Dame, welche der Beſchreibung nach Irene ſein mußte, fortgefahren, und auch die übrigen Herrſchaften hätten das Haus verlaſſen.

Voll Unruhe eilte er nach dem Leopoldsgraben, und ohne ſeine Wohnung zu betreten, wo bereits der bewußte Einladungsbrief ſeiner wartete, ſchritt er, um keine Secunde zu verlieren, nach Nr. 68 und, die zudringlichen Fragen Malchen's haſtig abweiſend, hinauf zur Manſarde, wo er beſorgt die Glocke zog. —

Wie Keulenſchläge waren auf Irenens Herz die Worte Karl's gefallen: „Ich kenne Sie nicht, meine Dame, Sie haben mir nichts zu danken!“ Alles Andere hatte ſie nur wie im Dämmer gehört, begriff nur, daß ihm die Situation unendliche Qual, ihr grenzenloſen Schmerz und tiefſte Beſchämung bereitete. In dieſem Augenblick ſchmerzlicher Erſchütterung hatten ihr gemarterter Körper und Geiſt den Dienſt verſagt, das äußere Leben ſtellte im Uebermaß der Anſtrengung ſeine Functionen ein.

Man hatte ſie in ein Nebenzimmer gebracht, und die anweſenden Damen waren vereint bemüht, ſie zum Bewußtſein zurückzubringen. Ihre Freunde, ſowohl Laura und Eliſe, wie die Herren, welche der Scene des Wiederſehens mit kaum geringerer Spannung beigewohnt, ſahen indeß das Benehmen Pumpel's, nachdem die erſte Alteration vorüber war, keineswegs mit ſo düſteren Augen, ſo hoffnungslos und verletzend für Irenen an, als ſie ſelbſt, nachdem ſie ſich erholt hatte. Vielmehr waren ſie der lebhaften Ueberzeugung, der Maler habe ſich genugſam verrathen, um einzuſehen, weiteres Sträuben und fernere Winkelzüge ſeien nutzlos und ſein ganzes Benehmen eben nur ein Todeskampf ſeiner gebrochenen Eitelkeit.

Dies wollte die ſo tief Verletzte nicht Wort haben, ſie verlangte nichts, als nach Hauſe zu ihrem Kinde zurückzukehren, und beklagte es nur, zu dem Rendezvous gekommen zu ſein, ein Mittel, den Maler anzulocken, zugegeben zu haben, von dem ſie ſchon vorausgeahnt, es werde ſie in Karl's Achtung nur erniedrigen. Eliſe und Kröpfer hatten ſich auf der Stelle bereit erklärt, ſie nach Hauſe zu fahren, und nachdem Laura verſprochen, ſie nächſten Morgen zu beſuchen, Hagedorn und Schemberg es an Theilnahme und beſtmöglichen Tröſtungen ebenfalls nicht fehlen ließen, fuhr die arme Irene mit ihren Begleitern ab und die Geſellſchaft trennte ſich. Hagedorn nahm den ſchmachtenden Süßmilch mit ſich, um noch einige Recherchen anzuſtellen, welche ihm im Intereſſe ſeiner Elvira gerathen ſchienen.

Als Irene in höchſt aufgeregtem Zuſtande mit Beginn der Dunkelheit in ihre Manſarde zurückkehrte, war Niemand über den Ausgang erſtaunter als Sophie.

„Aber liebe, ſüße, himmliſche Mutter,“ rief ſie, „das iſt ja ganz unmöglich! — das kann er gar nicht ſo gemeint haben, ganz gewiß nicht!!“

„Das verſicherten wir ihr ja auch ſchon,“ ſagte Eliſe, „aber ſie will's nicht glauben! Sahen wir nicht an ſeiner Angſt und Verzweiflung, daß er ſich vor uns verſtellte, nur unter dem Eindrucke grenzenloſeſter Verwirrung mühſam wand!“

„Er würde allein mit Ihnen ſicherlich anders geredet haben, verehrte Frau!“ ergänzte Kröpfer.

„Und wenn er ſo redete,“ und Irenen traten neu die Thränen in's Auge, „war es nicht der unſeligſte Gedanke von der Welt, ihn ſo zu beſchämen und anzuführen, ihm vor Euch Allen ein ſolch' Bekenntniß der Schwäche zu entreißen? Ja, er wollte mich nicht kennen, denn er beabſichtigt nur, der Selbſtſüchtige, ſich den Triumph zu bereiten, heimlich unſer Wohlthäter zu ſein, er — er ſchämt ſich unſer!“

„Nein, Mamachen, er ſchämt ſich ſeiner!“ rief Sophie. „O, ich kenne ihn beſſer, er iſt ein großes, edles Herz, voll heißer Verehrung und tiefer Liebe zu Dir erfüllt, Du nur kannſt ihn beglücken!“

„Sophie, ich bitte Dich!“

„Siehſt Du, ſiehſt Du, wie Du Angſt bekommſt? Wie Du wieder ganz über und über roth wirſt? Warum? Wegen meiner! — Und wenn er ſich aus demſelben Grunde nun ſchämte, wenn er ſich ſeines Rufs, ſeiner Geſtalt, ſeines Alters nur ſchämte?“

„Nein, Du verſtehſt das nicht, Mädchen. Du ſagteſt mir ja ſelbſt, Eliſe, daß er die Ehe verachtet, das bürgerliche Leben höhnt.“

„Aber das muß er ja, einzige Mutter, um den Leuten nicht zu zeigen, wie unglücklich, wie verfehlt ſein Leben iſt! Soll er ſo allem Stolze entſagen, gar ein Glück zu preiſen, dem er längſt zu entſagen gezwungen war? Soll er es laut in die Welt ſchreien, was er kaum zu hoffen gewagt? So gewiß ich Deine Tochter bin, er wird kommen!“

„Nie, mein Kind!“

„Er wird aber doch kommen, o, ich weiß es, ich fühl's hier drinnen, er muß kommen, denn er hat ein Herz, das Dich liebt! Heimlich wird er Dir alles Schlimme abbitten, wird — ha!“

Die Glocke ertönte von außen.

„Still! Wenn er es wäre!“

Sophie eilte hinaus zu öffnen.

Nach wenigen Secunden kam ſie hocherröthend und verlegen zurück. „Herr Bildhauer Heim — wünſcht — Dich zu ſprechen!“

„Richard, der junge Bildhauer? Pumpel's Begleiter, den ich ihm, als er von uns floh, nachſchickte?“ rief Kröpfer.

„Sprich ihn ſofort, Irene,“ bat Eliſe haſtig.

„Er wird nur auf meine Einladung kommen, und —“

„Nein, beſte Freundin, er kommt gewiß von Deinem Karl!“

„Bitte ihn herein, Sophie!“ Irene verfärbte ſich.

Sophie öffnete die Thür. „Wollen Sie vielleicht eintreten?“ ſagte ſie unſicher.

Richard trat in's Zimmer, glühend, bewegt, zitternd. Als er den Profeſſor und deſſen Frau bemerkte, ſtutzte er. Sein Benehmen war das eines Menſchen, der ſich ſchuldig fühlt.

„Verehrte Frau, iſt es mir geſtattet, Sie — Sie allein zu ſprechen?“

„Nicht wahr, mein Herr, Ihr Erſcheinen iſt die Antwort auf meine briefliche Einladung?“

„Einladung? Ich habe keine empfangen, ich war ſeit Mittag nicht in meiner Wohnung und —“

„Mag Ihre Anweſenheit nun einen Grund haben, welchen ſie wolle, ſo bitte ich Sie, mir offen denſelben zu nennen. Herr Profeſſor Kröpfer und deſſen Frau ſind meine treueſten Freunde, und ich wünſche nicht, ihnen irgend eine meiner Angelegenheiten zu verheimlichen.“

„Was mich betrifft, hochverehrte Frau,“ und der junge

Mann ſchlug das Auge nieder, „ſo — ſo werde ich offen ein Geſtändniß meiner Handlungsweiſe ablegen, wie demüthigend es auch für mich ſein mag. Ich — ich habe gewagt, in — o Gott, in welcher Raſerei, gewagt, — Sie vor einem Manne zu warnen, ihn vor Ihnen zu verleumden, der meine ganze Verehrung verdient. Ich vermag das mit nichts zu entſchuldigen, als mit —“

„Mein Herr, ich will Sie jeder weiteren drückenden Erklärung überheben. Hätten Sie mein Schreiben bereits geleſen, das ich an Sie gerichtet, würden Sie ſchon Kenntniß haben, daß Ihr Irrthum mir aufgeklärt ſei.“

„So bitte ich um Verzeihung, geehrte Frau, und — daß Sie mein Schreiben — wie mich ſelbſt vergeſſen wollen. Den Auftrag aber, welchen ich von jenem verleumdeten Manne an Sie zu beſtellen hier bin, —“

„Siehſt Du, Mama! — O, ſprechen Sie, mein Herr, Sie kommen von dem dicken Herrn, nicht wahr, der Mama vorhin nicht kennen wollte?“

„Ja, mein Fräulein, und — ich muß deshalb mit derſelben allein ſprechen!“

„Von Herrn — Herrn Pumpel einen Auftrag?“ rief Irene. — „An mich? — Mein Herr, Sie haben der Scene beigewohnt, die zwiſchen ihm und mir ſtattgefunden. Meine Lage wie mein Ruf verbieten mir, daß länger irgend eine Heimlichkeit zwiſchen ſeinem Benehmen und dem meinen ſei. Ich kann eben ſo wenig die Wohlthaten dieſes Herrn annehmen, als ich den Auftrag, welchen er Ihnen an mich ertheilte, anhören kann und darf. Ich weiß wenigſtens nun, welchen Weg ich zu wählen habe, ihm das Geſchenk wieder zu erſtatten, das ich vorhin zurückzugeben verhindert war.“

„Mama!“

„Irene, ich bitte Dich!“

„Ich habe nichts in Empfang zu nehmen, gnädige Frau, ſondern, da Sie mich nicht allein anhören wollen, nur im Namen eines Verzweifelten, den die Scham und der Schmerz faſt ſinnlos gemacht, zu bitten, ihm morgen Mittag elf Uhr ein Geſpräch unter vier Augen zu geſtatten!“

„Er will zu mir kommen? — O mein Gott!“

„Siehſt Du, Mama? Wer hatte recht, wer? Hahaha, Deine Sophie! — Ach, nun wird ja Alles, Alles gut, hahaha. Er will Mamachen nicht kennen, nicht lieben? Er hält von der Ehe und Familie nichts? Wart', den wollen wir kriegen!“

„Er muß Dir vor uns Allen glänzende Revanche geben!“ lächelte Eliſe.

„Sie müſſen, junger Mann, wenn Sie unſer treuer Verbündeter noch ſind, dazu helfen! Hier ſoll er uns nicht entwiſchen!“ ſagte triumphirend Kröpſer.

„Aber, Herr Profeſſor, kann ich ſo indiscret —“

„O nein, nein, ich bitte Sie, bitte Dich, liebe Eliſe, verſchlimmert nicht Alles noch mehr. Was mir Herr Pumpel zu ſagen hat — mein Gott!“

„Ach, das möchteſt Du wohl nur ganz allein wiſſen?“ lachte Sophie. „Nein, Schätzchen, nein, Goldmamachen, daraus wird nichts! Ich werde das ſchon einfädeln! Hätteſt Du mich nur vorhin mit bei dem Profeſſor gehabt, er hätte uns nicht entwiſchen ſollen, ſag' ich Dir. Man muß ihn beſchleichen, wie das Kätzchen die Maus. Alſo — es wird ſo gemacht! Nicht wahr, Herr Heim, ein galanter Mann darf keiner Dame etwas abſchlagen!“

„Mein Fräulein, ich bin —“

„Mein ergebener Diener? Schön! Alſo ich befehle Ihnen, morgen ruhig um elf Uhr meinen Papa, denn er hat es mir geſagt, er will mein Papa ſein, und nun ſoll er es auch, — alſo Punkt elf Uhr hierher zu bringen. Mama ſoll ganz, ganz, ganz geheim mit ihm ſprechen, hörſt Du wohl? — Dann aber ſoll er gewiß nicht eher weg, bis er pater peccavi gemacht hat, denn Strafe muß ſein, hahahaha! Nicht wahr? Wie? Iſt's ſo recht?“

„Ja, ja doch, Du Wildfang!“ — Lächelnd und erröthend küßte Irene das ſchalkiſche Mädchen. —

Alles hatte plötzlich eine freudige Phyſiognomie angenommen. Irenens Bruſt und auch Sophiens Herzchen hob ſich in neuer Hoffnung, und Richard, wie er nun den Stand der Dinge ſah, ſchöpfte für ſich aus den tollen Augen der Kleinen gleichfalls neuen Liebesmuth, hing denn nicht an der Gnade, die ſein dicker Freund finden ſollte, auch die ſeine?

Es wurde verabredet, daß durch Kröpfer heute noch an Hagedorn und Eichsfeld die Meldung des Vorfalls erfolgen ſolle. Man ſchied unter allſeitiger Fröhlichkeit, und nicht ohne daß Sophie und Richard verſchiedene Blicke getauſcht hätten, über deren elektriſche Kraft und belebende Wirkung die Gelehrten kaum mehr in Zweifel ſind. —

Nach der Aufregung, Unruhe und Beklemmung dieſes Tages waren Irene und Sophie wenn nicht mit freudigerem, jedenfalls mit beruhigterem Gemüthe, reellen Hoffnungen und poſitiverer Sicherheit für ihre Zukunft entſchlummert als geſtern, wo ſie das Geſchenk mehr berauſcht, betäubt, als beruhigt hatte. Das jugendfriſch wallende Blut Sophiens, ihre Naivetät ließen ihr die Schlußkataſtrophe des vorigen Tages in viel heitererem, ja in wahrhaft komiſchem Lichte erſcheinen, und ihre Ueberredungskraft übte auf Irenen um ſo mehr einen Zauber, als ihr Sophie ja doch nur einredete, was ihr Herz ſelbſt in ſeinen geheimen Tiefen als das ſeligſte Ziel ihres Lebens wünſchte.

Je mehr ſie des Morgens über den eigentlichen Hergang des Zuſammentreffens mit Karl nachſann und deſſen Einzelheiten mit Sophien beſprach, deſto heiterer wurde ihr Sinn, deſto mehr ſchwanden die letzten Schatten des Zweifels an der Liebe Pumpel's, deſto mehr erkannte ſie, daß ſie ſelbſt Hand anlegen müſſe, die Scheu, die Beſchämung und die Geiſter des Zweifels wie der Regirerei zu überwinden, welche ihn verhinderten, aus voller Seele wahr zu ſein, und das Glück der Selbſtzufriedenheit zu erringen, deſſen falſcher Schein, deſſen lügenhaftes Bild ihn ſo lange getäuſcht, ihn verknöchert und einſeitig gemacht hatte.

Beide Frauen waren beſtrebt, die Wohnung recht fein ſauber für die erwarteten Gäſte herzurichten. Sophie ruhte nicht, bis Irene das Skizzenbuch auf den Tiſch gelegt, das Pfauenſchloßbild ſeiner Hülle entkleidet und die Farbenſtudie, welche einſt Blöhmer von dem Maler gekauft, aus dem Schlafzimmer in die Vorderſtube gebracht worden war, „denn Du mußt ihn mit allen Erinnerungen empfangen!“

So verging die Zeit raſch genug, und kaum war zehn Uhr vorbei, als Eichsfelds, Hagedorns, Kröpfers, Schemberg und Süßmilch mit Elvira einrückten, während Sophie am Fenſter auf der Lauer ſtand, um das Nahen des Dicken ſofort zu ſignaliſiren.

Hätte ja noch der leiſeſte Zweifel bei allen Uebrigen beſtanden, ob Pumpel wirklich der viel bewunderte Bohrer, der ehemalige Raphael von Rhodenfließ ſein könne, das Bild des Pfauenſchloſſes, die Landſchaft Blöhmer's, das Grundmotiv ſeines ſpäteren Bildes „Orkan um Mittag“, ſelbſt das Skizzenbuch hätte auch das letzte Bedenken verſchwinden laſſen müſſen.

So zwiſchen Bewunderung und Erzählung, Rührung und Lachen getheilt, rückte den Erwartungsvollen die Stunde des neuen Rendezvous heran. —

Nicht ſo aufgeräumt und troſtreichen Muthes war der Dicke erwacht. Er hatte die ganze lange Nacht ſich ſchlaflos in ſeinem ſeiden-damaſtenen Himmelbette gewälzt, das ihm zu einem wahrhaften Höllenlager geworden. Nachdem ihn Richard geſtern verlaſſen und er das Geſchehene überdachte, fühlte er mit der ganzen Schwere der Reue, wie unverantwortlich er gehandelt. Für alle ſeine Lügen und Schwänke, Doctrinen und gelegentlichen Sünden hatte er eine Ausrede, für ſein Benehmen Irenen gegenüber keine. Er fand, daß er ſich während zweier Tage nicht nur ſehr verändert hatte, wie ein ermatteter Kämpfer vor ſeinem Gegner Schritt um Schritt von einer Schanze in die andere zurückgewichen war, und ſich angeſichts der ihn überraſchenden Irene verrathen, ſondern ſein Benehmen noch durch eine brutale Ignoranz dem Weſen gegenüber gekrönt hatte, vor deſſen edlem, kummervollem Antlitz alle jämmerlichen Ausreden zu Boden fielen. Sie verleugnen, hieß ſein eigenes Herz verleugnen. — In dieſem Zuſtande der Qual und Selbſtanklage fehlte ihm das freundliche Mitgefühl, die unbefangene, tröſtliche Einrede, durch welche Sophie Irenens Herz erhoben hatte. Dazu folterte ihn die Angſt, wie das Weib ſeiner Liebe und Leiden Richard's Botſchaft aufgenommen habe. Wenn ſie dieſem in gerechtem Unwillen Geld und Geſchenke zurückgegeben, ihre Thür wie ihr Herz für immer verſchloß, dann war Alles vorbei, vorbei wie ſein altes Junggeſellen-Leben der Cafés und Reſtaurationen! Seine Gegner hatten es wirklich erreicht, ihm daſſelbe unmöglich zu machen, und da man ſein Künſtlerthum ſo gut wie entdeckt hatte, er nicht wiſſen konnte, wie bald ſich ſeine Identität mit dem Bohrer unter der Reſidenz-Bevölkerung ausbreiten konnte, er ſich die Conſequenzen hiervon ausmalte, blieb ihm nichts übrig, als eine Lebensweiſe, welche ſeit geſtern ohnehin jeden Reiz verloren, aufzugeben, ſich in ſeinen künſtleriſchen Dachsbau zu verkriechen und dem letzten Schein von Glück und Humor zu entſagen, an den er bisher noch ſtets bei ſich geglaubt. Er fühlte den Finger des Geſchicks, das über ihm in tragikomiſcher Gerechtigkeit waltete und ihm zurief: „Nimm geduldig die Blamage Deines Seins auf Dich, werde honnet und ideal im Alter!"

Andererſeits ſträubte er ſich gegen dies Alles, was geſchehen, denn er fand es abgeſchmackt, lächerlich und falſch zugleich. Warum?

Nicht der Gewohnheit ſeines bisherigen Lebens halber, denn er fühlte, daß ächtes Liebesglück alle ſeine Gewohnheiten, wie die Sonne den härteſten Firnſchnee, abſchmelzen müſſe, ſondern weil er fühlte, daß er im Großen und Ganzen im Rechte war.

Er war kein bloßer Selbſtkomödiant und Lügner, als er den Idealismus aus ſeiner Bruſt geriſſen, ſich dem Außenleben und Sinnengenuß ergeben hatte. Dieſe Metamorphoſe war damals nicht blos nur eine Wirkung des wüthenden Schmerzes, der tollen Willkür und der ätzenden Skepſis geweſen, ſondern auch das Facit ſeines grübleriſchen

Denkens, ſeiner geiſtreichen Erkenntniß während der langen Tage und Nächte voll Einſamkeit und Herzeleid. In allen ſeinen Maximen, mochten ſie noch ſo cyniſch und der bürgerlichen Sitte entgegen ſein, war ein Goldkorn Wahrheit, ein Kern des Rechten, um den ſein Witz und ſeine rationelle Phantaſie die Salzkryſtalle ſpöttiſcher Logik anſchloß. Das fühlte er, und fühlte es jetzt eben ſo ſtark, ja ſtärker als jemals, deshalb ſträubte ſich nicht allein ſeine Scham und Eitelkeit, ſondern auch ſein Verſtand gegen das komiſche Fatum, das ihn nun mit eiſernem Griff umklammerte.

Er hatte dem Uebermaß von Idealismus, welchen ſeine Jugend haſſen gelernt, voll Schmerz entſagt und hatte im Gegentheil ſo lange ſein Glück geſucht.

In den ſelbſtquäleriſchen Stunden dieſer Nacht und des Morgens aber, unter der Fiebergluth der ungewiſſen Erwartung mußte er die Entdeckung machen, daß der bloße Realismus, das bloße Anbeten der Wirklichkeit, kurz, das Extrem, in dem er ſonſt ſein Scheinwohl gefunden, auch nicht das Rechte ſei, und das Uebermaß deſſelben nahezu dem drückenden Mangel gleich komme. Dieſer Realismus hatte ſich leiſe immer mehr in ſeine Bilder gedrängt, und je frappanter er der Wirklichkeit Herr geworden, deſto mehr drohte ſeinen Farbengebilden die Seele zu entweichen. Seine anonyme Selbſtkritik vor den Genoſſen hatte ſehr recht, wenn ſie ſagte: „Pah, was ſpricht mich an Bohrer an? Farbeneffect! Kommt ein Neuer, der draſtiſchere Effecte hat, iſt es mit ſeinem Moderuhm aus!" und ſein Geſtändniß vor Seſſa: „Das Pfauenſchloß iſt doch mein Schönſtes!" war nur eine tief empfundene Conceſſion an die Macht der Idee, an das Ideale. Wie wenig Begriff hat doch die große ſchauluſtige, klatſchende oder verwerfende Menge von dieſem Selbſtkampf, dieſem ſeltſam verſchlungenen Wachsthum einer Künſtlerſeele!

Die ganze Summe der Vorgänge dieſer beiden Tage mußte ſtatthaben, um ihn, wo er jetzt wiederum ſtarr vor dem Bilde der Mutter ſaß, deren große Augen wehmuthsvoll lächelnd auf ihn ſchauten, endlich zu dem Reſultat zu bringen, daß wahrhaft pulſirendes Leben, wirkliches Glück und das Wahre, Schöne und Gute nur da erreicht werde, wo die Idealität und Realität ſich gegenſeitig durchdringen!

Es war das Reſultat ſeiner letzten Reue, und um ſo zaghafter, aufgeregter erwartete er Richard, der ihm Antwort bringen ſollte, ob es noch möglich ſei, ſeine verirrte Exiſtenz zu corrigiren.

Kurz vor elf Uhr trat der Bildhauer in's Zimmer.

„Nun, was hat ſie geſagt, Richard? Will ſie mich ſehen? Wie war ſie?“

Der junge Mann mußte ſich ſehr zuſammennehmen, um nicht hell aufzulachen. — „Sie war ſehr mißtrauiſch, ſehr bewegt, höchſt verwundert und hätte ſich kaum entſchloſſen, wenn nicht Sophie, die gegenwärtig war, ihr mit Bitten zugeſetzt hätte.“

„O, ich glaub's, ich glaub's! Das Mädchen iſt ein Engel, ein Friedensengel! Alſo ich kann getroſt hingehen?“

„Ganz getroſt! — Frau Blöhmer ſagte mir: Ich will alſo Herrn Karl Pumpel morgen elf Uhr erwarten und hoffe, es ſoll die letzte Begegnung ſein, welche mir Kummer und Unruhe macht!“

„Die letzte Begegnung, welche —“ er wiſchte ſich raſch die Augen, die ihm trübe wurden. „Komm denn!“

Er ergriff haſtig den Hut und ſteckte ein Papier in die Bruſttaſche, das er neben denſelben ſorgfältig hingelegt. „Du haſt ſie doch ganz allein geſprochen?“ fuhr er auf.

„Ganz allein, nur — wie geſagt, Sophie war dabei!“

„Gut, gut! Du biſt doch ſicher, daß ſie auch heut' beſtimmt ganz allein ſein wird!“

„Wie können Sie zweifeln? Ganz allein! Sophie, die ein wahrer Schalk iſt, hat mir beim Weggehen zugeraunt, wenn wir heute kämen, müſſe ich mit ihr in der Küche zurückbleiben, damit Sie ſich ganz ohne Zagen ausſprechen können!“

„Ein Himmelsmädchen! Ja, das iſt ſchön ſo! — Laß uns denn in Gottesnamen gehen!“

Sie beſtiegen an der Ecke des Victorienplatzes und der Börſenſtraße einen Miethwagen und fuhren nach dem Leopoldsgraben. Um jedes Aufſehen zu vermeiden, ſtiegen ſie an der Contreescarpe aus und legten den übrigen Theil des Wegs zu Fuß zurück.

„Laſſen Sie uns auf das gegenüberliegende Trottoir gehen,“ meinte Richard, „es iſt weniger auffällig, wenn wir dann raſch über den Damm kommen. Sophie kann uns auch leichter ſehen, die vermuthlich Frau Blöhmer auf Ihre Nähe vorbereiten will!“

„Ja gewiß, das iſt zarter!“

Mit einer Haſt, die zu deutlich zeigte, wie ihm darum zu thun ſei, raſch zum Reſultat zu kommen und das Peinigende des erſten Entrées zu überwinden, eilte der Dicke vorwärts.

Richard hatte Sophiens lauſchendes Köpfchen bemerkt, das auslugte und, die Kommenden gewahrend, raſch zurückfuhr. Bald nachher kreuzten ſie den Damm, traten in die Nummer 68, und dem fragenden Lariſch mit einem Thaler den Mund ſchließend, erklommen ſie die drei Etagen und klingelten.

Sophie öffnete, und den Finger auf den Mund legend, deutete ſie, Karl anblickend, nach der Thür der Vorderſtube und gab, indem ſie den Eingang ſchloß, Richard einen Wink, geräuſchlos in der Küche Platz zu nehmen.

Pumpel's Herz pochte ihm bis an den Hals. Es überfiel ihn ein Zittern. — Mühſam nach Faſſung ringend, legte er die Hand auf die Klinke, — die Thür wich leiſe ſeinem Drucke, — er trat ein.

In demſelben Augenblicke war's, als wenn Irene eine raſche Bewegung machte. Sie ſaß indeß ruhig, gedankenvoll, wie ihm ſchien, auf einem Stuhle am Tiſch. Vor ihr lag das Album vom Pfauenſchloß. — Tiefe, feierliche Stille ringsum.

Der Dicke drehte verlegen und nach einer Einleitung ſuchend den Hut und bog ihn, unſicher näher ſchleichend, in den Fingern.

„Irene!“ hauchte er.

Die Angerufene wendete ſich haſtig um. — „O mein Gott!“ rief ſie erſchreckt und wendete ſchämig ihr glühendes Geſicht ab.

„Sie ſind ſo edel und großmüthig, Irene,“ — und Pumpel athmete ſchwer und krampfhaft — „ſo gütig, mir eine Unterredung zu bewilligen, — nachdem ich Ihnen in einer Art wehe gethan, die unverzeihlich, — die brutal und herzlos war! — Aber ich — ich habe doch ein Herz, Irene, — ein armes verwildertes Herz,“ und ſeine Augen umflorten ſich mit Thränen, „das gut machen will, was es verbrach!“

„Mein Herr, ich —“

„O, nicht dieſer fremde, kalte Ton, der mich raſend macht! Büße ich nicht mit einer Entſagung, die um ſo trauriger iſt, je weniger ſie Würde, Selbſtſchätzung hat? Wenn ich Ihnen ſo gar fremd ſein ſoll, — ich verdien’s, ja, Irene, ich verdien’s, — aber um der wenigen Tage der Ruhe willen, — die ich mir noch wünſche, erlauben Sie mir wenigſtens, Ihnen — dies Papier zu übergeben!“

Er zog das vorhin eingeſteckte Document zitternd aus der Bruſttaſche. „Es iſt die Recognition über mein Teſtament, damit ich — ruhig ſterben kann, weil ich weiß, die mir die Liebſten ſind auf Erden, werden wenigſtens nicht hülflos ſein! O, wenn Sie Ihrer Wohlthat die Krone aufſetzen wollen, theuerſte Irene, genießen Sie doch, was ich Ihnen von irdiſchem Glück noch bei Lebzeiten bieten kann, mit Ihrem Kinde, die ich Tochter genannt habe! O, nehmen Sie dies Document aus der Hand des alten, elenden Silen, der verſteint war —“ und ſchluchzend ſank er neben ihr auf’s Knie, „bis Ihr Wiederſehen ihn erwärmte!!“

In dieſer Stellung glich er auf ein Haar der Statue im Bilde!

Leiſe hatte ſich die Thür geöffnet, und Sophie, wie der leibhaftige Amor ſelbſt, mit dem Finger liſtig am Näschen, ſtand lautlos auf der Schwelle.

Irene rang mit ihrem unnennbaren Weh und ihrer Seligkeit, mit Scham und Liebe.

„Nein,“ wendete ſie ſich ſchluchzend um, „mein theurer Karl, es iſt — das iſt zu viel! Ich kann, o mein Gott, das kann ich ja nicht annehmen!“

„Aber, Süße, warum kannſt Du es denn nicht annehmen?!“

„Mama, ſo ſage doch Ja!“

Irene war erſchreckt aufgeſprungen.

„Um Gottes willen, retten Sie mich!“ flüſterte der Dicke.

Irene faßte Karl's Hand, um ihn aus ſeiner Lage zu befreien.

„Nein, Du ſollſt ihm nicht durchhelfen, Mama, Strafe muß ſein!“ Damit löſte ſie Irenens Hand von der Pumpel's.

„Sophie!“

Reſignirt und in ſich erſchauernd, ſenkte Karl die Augen zu Boden.

„Ei! ei!“ und Kröpfer trat mit den Anderen zu ihnen. „Pumpel iſt platoniſch?“

„Ein Einfaltspinſel hat die Thränen erfunden?“ fragte trocken Schemberg.

„Nihil sine gaudio! Sie haben uns das gelehrt, Freund!“ ſpöttelte Hagedorn.

„Und alle Jungfern ſollen jetzt ſeinen Leib zum Nadelkiſſen nehmen!“ lachte Schemberg.

„Nun, ehrlich und offen!“ rief Sophie. „Sie haben mich auf den Schooß genommen, mich Ihre Tochter genannt, und dann haben Sie meine arme Mama vor allen den Herrſchaften verleugnet! Haben uns beſchenkt, wollen mit Mama Ihr Vermögen theilen, und — wollen Sie weiter nichts? Wer mein Papa ſein will, der muß es auch beweiſen; da könnte ja ein Jeder Vater ſein wollen. Nun, Papachen, ſüßes Papachen, was denken Sie mit Mama anzufangen?“

„Aber, mein Kind, ich bitte Dich, wie —“

„Ach, da hilft Alles nichts! Wir haben ihn einmal, alſo muß er herhalten! Er kann mich dafür auch recht ſchlecht behandeln!“ Damit hatte ſie um des knieenden Pumpel Schultern den Arm gelegt und half ihm lächelnd empor.

„Was, was fällt Dir denn ein, Wettermädchen? Ihr — Ihr irrt Euch aber ganz ungeheuer! Nicht wahr, Irene!?“

Irene wurde todtenbleich. „Ja — ja, ich glaube!“

„Ich, ich hab' vor ihr gekniet? Ja, ich — ich hab' ſie ja nur um Sophiens Hand für meinen Liebling, meinen Richard, gebeten, den ich ausſtatten will. — Nicht?“

„Ja gewiß!“ erwiederte die Mutter lebhaft, „und — und ich habe ſie auf ſeine Bitten ertheilt!“

„Meine Hand!“

„Sie für mich?“ ſtotterte Richard.

„Und, — und was die Thränen betrifft, ich — ich bin ja ganz fidel! Mir iſt nur was in's Auge gekommen!“

„Nein, — das, das iſt doch zu arg,“ rief purpurroth und weinerlich Sophie. „Das laſſen wir uns nicht gefallen, Herr — Herr Richard, nicht wahr? Und wenn wir uns zehnmal — gern hätten, wir müſſen doch allein unſern Willen haben! Wir laſſen uns nicht — ſo behandeln, und — ich heirathe niemals und bleibe eine alte Jungfer; Sie auch? Nicht?“

„Ja, ja, ich auch, Sophie!“

„Wenn ſich Papa und Mama nicht heirathen!“

„Das iſt recht! Famos! Reizend!“ riefen die Anderen.

Karl faßte Richard's Hand. „Du liebſt dieſen kleinen Wildfang, was?“

„Ja, ich liebe ihn!“

„Du Schlingel, Du kleiner Schuft im Röckchen, Du haſt Dein vis-à-vis, den Richard da, lieb?“

„Na ja, aber —“

„Still! Und Ihr wollt Euch durchaus gar nicht heirathen, wenn —“

„Wenn Papa Mama nicht nimmt!“

„Theure Irene, — dann müſſen wir ihnen den Willen wohl thun. 's iſt nur wegen der Kinder. Wie?“

„Ach Karl!“

„Natürlich, wir heirathen Alle nur wegen der Kinder!“ jubelte Schemberg.

Raſch preßte Karl Irenen einen flammenden Kuß auf die Stirn! — „Und Ihr da wollt mich blamirt haben! Hähä! Wer? Was? Wie? Wo iſt die Wette verloren?“

„Haben Sie nicht Schmerz empfunden, vor Gram geweint, als Sie vor ihr auf den Knieen lagen?“

„Knieen — ich? — Ich bin blos ausgerutſcht! Und Schmerz — Wehe? Kinder, es iſt zu dumm! Habe ich Euch denn nicht geſagt, „nichts iſt ohne Vergnügen vollkommen“? Wo habe ich denn nicht recht? Giebt's einen Schmerz, der vollkommen wäre ohne Vergnügen? Haben wir bei dieſen Schmerzen nicht ungeheures Vergnügen empfunden, Irene? Habt Ihr nicht geſtern über meine Schmerzen einen nichtswürdigen Humor entwickelt?“

„Und die Idealen?“

„Die Idealität und die Realität ſind gar nichts, aber Beide vereint heißen ſie Erdenglück, und da Glück und Vergnügen eins iſt, na, ſo laßt uns doch endlich vergnügt ſein!“

Neunzehntes Capitel.

Profeſſor Silen.

Troß aller Winkelzüge und Capriolen Pumpel's wußte Niemand beſſer, als er und Irene, aus welcher tiefinnerlichſten, ſpät aber um ſo heißer wiedergeborenen Liebe ſie einander nahmen, und alle Uebrigen, den Scheingrund „wegen der Kinder" als decenten Vorwand ihres Alters ehrend, erfreut und beglückt über den Ausgang, ſtimmten in die Harmonie des Idealen und Realen ein. Noch an demſelben Tage führte Karl Irenen und „die Kinder" in ſeine bisher einſame, luxuriöſe Wohnung. Arm in Arm ſtanden ſie da vor dem Bilde der todten Controleurin, und tiefe Wehmuth, ſelige Freude, einen Gottesdienſt von ſeltener Idealität feierte das kleine Häuſlein, ohne daß Einer ſein Innerſtes zu verleugnen mehr für nothwendig hielt. Karl log nicht mehr, weil er nicht mehr kämpfte und litt; wenn er es ja that, geſchah's nur zum „gaudium", und er ließ ſich gern dabei ertappen.

Zum erſten Mal ſeit langen Jahren machte der häßliche, ſauertöpfiſche Philipp ein heiteres Geſicht, und befragt, ſagte er offen, unter Jubel der Damen zumal, wie „herzlich ſchlecht" zufrieden er ſonſt mit ſeinem Herrn geweſen.

Entſetzlich lange Geſichter zogen Lariſch und Malchen, als ſie den Ausgang der Dinge erfuhren, Frau Blöhmer noch an demſelben Tage kündigte und der ganze, hoch berechnete Himmel voll Einnahmen, Emolumenten, Tantièmen und kleinen Canaillerien nach kurzem Glanze aufhörte, ſie, ach, in die trockene, unergiebige Wirklichkeit zurückſanken. Pumpel kannte keine Gnade gegen ſie, und nur Irenens zarte Bitte, ihre Erzählung, wie die Alten ihr zwölf Jahre hindurch Wohlthaten erwieſen, machte den Dicken weich und ſchmolzen ihm einige hundert Thaler als „moraliſches Schmerzensgeld“ von der Seele, fühlte er doch zu gut, wie viel er gerade der Habſucht wie der Gier derſelben, ſich in anderer Leute Angelegenheiten zu miſchen, verdankte.

Das Pfauenſchloßbild ward noch an dem Tage unter Richard's Obhut zu dem Maler geſchafft. Karl wollte es nach zwanzigjähriger Pauſe vollenden, das einzige Bild, welches er — nicht verkaufte.

Am andern Tage kam Seſſa athemlos, wie wenn ihm der Kopf brenne, zu Pumpel gelaufen.

„Sacristie! Große Embarras, is' anonym verrath', rein verrath'! Weiß ganzer Stadt, dicke Pumpel große Bohr'!“

„Sacristie,“ lachte Pumpel, „laß ganze Stadt wiſſ', dicke Pumpel große Bohr', mach' ſich dicke Bohr aus große Pumpel nix mehr!“

„Bravi! Bravi! Wunderſchön! — Und was weit' —? Kommt vorgefahr' eben vor mein Atelier l'adjutant-général de Sa Majesté, Duc d'Hochberg! Sag', Majeſtät will gleich wiſſ', wo Bohr', wer Bohr' is'! Befehl' Sie in audience morg' ein Uhr in Palais. Is Profeſſurn auf académie leer, ſoll Bohr werd' Profeſſor de l'académie royal. Aber Majeſtät erſt ſeh', eh ſie geb' Patent, kenn' ſie doch nix geb' anonym, was nix da is'?“

„Aber nu' is' da, altes Maulthier, und ich werde perſönlich Seiner Majeſtät Aufwartung machen. Da komm herein in die Werkſtatt und ſieh Dir das Pfauenſchloß an.

Es iſt wieder da, und die Geliebte, das Glück meiner Jugend, auch wieder! Ach, daß Jochmus und meine Mutter noch lebten!"

War Seſſa über dieſe Eröffnungen ſtarr, ſo brach er beim Anblick des Bildes in Entzücken aus. „Ah, ſchönſte Bild von alle Bild'. Geb' Sie Acht, liebe Freund, nu' is' gut! Werd' Sie mal' noch einmal ſo ſchöne Bild künftiges Zeit als die alt'." —

Wunderbarer Weiſe ging dieſe Prophezeiung in Erfüllung, und die zwei letzten Gemälde, welche unſer Held der Welt zum Genuß bot, ein „Frieden der Nacht" und „Alter Weiberſommer" werden ihn unſterblich machen.

Der König nahm mit großer Liebenswürdigkeit den dicken Meiſter auf, ſichtlich überraſcht von ſeiner Fülle, und ſcherzhaft anſpielend, „daß man ſeinem irdiſchen Volumen nicht die Idylle ſeiner Schöpfungen anſehe."

„Ja, Majeſtät, in den Bildern iſt eben mein Ideal und ich bin die Wirklichkeit, um aber Beides in mir zu verſöhnen, mein Fürſt, will ich heirathen. Ich habe indeß einen abſcheulichen Namen — Pumpel! Wollte Majeſtät, ſchon der Würde des Profeſſors zu Liebe, genehmigen, daß ich ihn zu den Todten werfen darf?"

„Gewiß, mein Lieber! Profeſſor Bohrer ſoll nicht mehr bei ihm zu erröthen haben." Dies geſchah denn auch durch eine Cabinetsordre, und Irene brauchte — wie es ihr einſt ja ſo ſchrecklich erſchien — nicht Frau Pumpel zu heißen; Profeſſorin Bohrer machte ſich ganz anders.

An demſelben Tage fand bei Hofe noch ein komiſches Intermezzo ſtatt. Beim Thee erfuhren die Majeſtäten, daß James Süßmilch, der Sohn des Banquiers, im Begriff ſtehe, ſich mit Elvira, der Tochter Hagedorn's, zu vermählen.

„Das iſt ſehr klug," lächelte der Monarch, „und giebt mir einen Beleg, Hagedorn eigne ſich für's Finanzfach, was ich bisher bezweifelt habe. Ich ſehe aber voraus, daß mich das demnächſt einen neuen Commerzienrath koſten wird!"

So ſehr man über die Verbindung in der Stadt ſpöttelte, ſo naiv „mein Sohn Ja—mes“ zu ſeinem Eheglück gekommen war, ob er vielleicht auch wehmüthig, nach einer näheren Anſchauung der Reize Elvirens, an jene Zeiten zurückdenken mochte, wo er hinter den Couliſſen das Corps de Ballet unſicher machte, Elvira hatte eine große Tugend, ſie hielt nämlich feſt, was ſie hatte, und das ſpäter ungetrübte Eheglück, durch ein halb Dutzend kleiner Süßmilchs illuſtrirt, ſchien Bürge genug, daß ſie ihrem James die „Blaſirtheit“ vollſtändig abgewöhnt hatte.

Nach allen Präliminarien waren beim erſten unangefochtenen tête-à-tête Richard und Sophie auch über ihre Gefühle in's Reine gekommen. Pumpel hatte ihnen darauf aber kategoriſch geſagt: „Du bekommſt einen guten Jungen, Kind, und einen Menſchen von Talent auch. Aber er iſt nichts, er hat nichts, und Dir, mein Schatz, gebe ich auch nichts mit. Dafür aber kaufe ich dem Richard mit dreihundert Thalern einen gewiſſen Satyr oder Faun ab und beſtelle bei ihm die Statue einer Flora für fünfzehnhundert Thaler. Das Modell, Richard, wirſt Du wohl in der Nähe billig finden, wie? — Iſt die Figur gut, werde ich ſie bei Seſſa ausſtellen und verkaufen, und dann iſt Verlobung! Das Weitere giebt der liebe Gott. Mag Sehnſucht und Gluth Dich beflügeln. Durch Arbeit, Weh und Liebe bin ich allein geworden, was ich war, das ſollſt Du auch, nicht durch den Mammon!“

Auch dies erfüllte ſich, und ſo folgten Richard und Sophie dem Beiſpiel der Eltern.

Ehe ſich indeß Karl und Irene vereinten, thaten ſie noch einen ſtillen ſchönen Gang, eine Wallfahrt am 21. September zur Stätte ihrer Jugend, Rhodenfließ. — Wo war das Alles geblieben! Neue Menſchen in neuen Häuſern ſchauten ſie an, da und dort kam ein Geſicht, das ſchattenhaft in ihrer Erinnerung lebte. Aber alt war Zipſer's und Martha's Liebe, alt, aber geſchmückt mit dem Hoffnungsgrün der Ewigkeit waren Jochmus' und der guten Controleurin Grab, die, im Himmel vereint mit ihren Gatten, dem Glück ihrer Liebe zulächelten. Auch die Gräber von Irenens Eltern fanden ſie, — vernachläſſigt, eingeſunken. Die Liebe errichtete ſie neu wieder, wie einen Altar der Verſöhnung und des Vergeſſens. — Dieſer Reiſe entſprangen die Motive zu zwei Meiſterwerken Karl's, „der Friede bei Nacht“ war der Kloſterkirchhof. Das alte Nonnenkloſter ſteht düſter im Hintergrunde. In jenem einſamen Winkel das Grab, ſo hell vom Mond beleuchtet, iſt der Controleurin letzte Stätte. Unweit liegt Jochmus. Zauberiſch flimmert das Mondlicht über die ſtille Geſellſchaft, die Bäume ſchwanken träumeriſch, und der Wind treibt das raſchelnde Laub ſpielend über die Gräber hin.

Der „Alte Weiberſommer“ aber war das Motiv von Schönau her, welches Karl ſo lange Herrn von Eichsfeld ſchuldig geblieben.

Oft hörte man den Dicken ſagen: „Es iſt doch komiſch, aber es iſt wahr, der Eheſtand macht den Menſchen beſſer!“ — Er wurde ſeitdem im Vereine mit Kröpfer, Schemberg und ſeiner großen Zahl Freunde der ſchärfſte Gegner des platten, hohlen Verſtandeslebens. „Wer Geiſt und Herz hat,“ ſagte er zu ſeinen Schülern, „und doch den Materiellen, den Realiſten ſpielt, ſeinen Maulwitz an Alles hängt, was ihm in die Quere kommt, thut das nur aus falſcher Scham, aus dem Beſtreben, ſeine eigenen elenden Verhältniſſe öffentlich zu übertünchen. Die Sphäre der bloßen Sinnenluſt und das Dogma der Stoffanbetung ſind nur für den verſtandesloſen Pöbel oder jene Schurken, denen es ſehr nothwendig iſt, daß ſie mit ihrem Tode — auch aufhören!“

Am ſchlechteſten unter allen unſeren guten Bekannten ging es Doctor Hahnekamm. Seitdem Pumpel von Eliſen aus dem Café royal entführt worden, hatte er ſchlechterdings nichts mehr von ihm noch Richard oder Süßmilch erfahren. Schon hatte er ſich darauf geſpitzt, aus dem ganzen Vorgange eine pikante Feuilleton-Novelle für den

„Morgenſtern“ zu ſchmieden, aber ihm fehlte der Schluß — der Schluß! Nun habe ich leider, der ich den Ausgang und Bohrer's jetziges Leben beſſer kenne, einen Roman daraus gemacht! Hei, wird er wüthen, wenn er ihm in die Hände kommt! — Die erſte ſchlechte Kritik über mein Buch wird doch nicht etwa — von Hahnekamm ſein?!

G. Pätz'ſche Buchdr. (Otto Hauthal) in Naumburg a/S.

Geſammelte

Romane, Novellen und Dramen

von

A. E. Brachvogel.

Volks- und Familien-Ausgabe.

Mit Einleitung und Biographie

von

Max Ring.

Sechſter Band.

Novellen.

I.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Jena.
Hermann Coſtenoble.
Verlagsbuchhandlung.

Hiſtoriſche Novellen

von

A. E. Brachvogel.

Zweite Auflage.

1900 · 17625

Erſter Band.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Jena,
Hermann Coſtenoble.
Verlagsbuchhandlung.

Vorrede.

Die folgenden drei Novellen, welche ich dem Publikum anbiete, ſind von mir in der Zeit von 1857 bis 1860 geſchrieben worden, und ſollen die Sammlung erweitern, welche ich voriges Jahr unter dem Titel „Aus dem Mittelalter“ begonnen habe.

Da aber die Kritik dieſen Titel damals nicht ganz ohne Grund angefochten, weil die geſchilderten Epochen eigentlich durchweg der Renaiſſance angehörten, ſo entſchloß ich mich, dieſen nun folgenden Novellen lieber den Titel „Hiſtoriſche Novellen“ an die Stirn zu ſchreiben. Ich hoffe, man wird mir daraus keinen Vorwurf machen. Freilich iſt eine ängſtliche Illuſtration der Geſchichte nicht in ihnen zu ſuchen, die hiſtoriſchen Begebenheiten ſind nur zur Dichtung benutzt worden, nach meiner Ueberzeugung aber in der Weiſe, wie der Dichter die Geſchichte benutzen darf, ohne ſie in ihrer großen Bedeutung zu fälſchen, den Geiſt, der aus ihr zu uns ſpricht, zu leugnen oder mißzuverſtehen. Details gebe ich natürlich gern preis, denn ich liefere ja keine Forſchungen, ſondern Dichtungen. — Die letzte dieſer Novellen, „Salomon de Caus, der Phyſiker“, iſt vielleicht breiter gehalten, als nöthig erſcheinen mag, im zweiten Theile aber ziemlich mit dem Gange meiner Tragödie „Mondecaus“ gleichlautend, welche 1858 auf dem Theater erſchien.

Es war mir aber nicht nur intereſſant, ſondern in cultur-hiſtoriſchem Sinne höchſt lohnend, die wiſſenſchaftlichen Bemühungen des erſten Entdeckers der Dampfkraft näher darzuſtellen, und ich bin mir bewußt, gerade in dieſer Beziehung eingehend hiſtoriſche Studien gemacht zu haben, namentlich was die Heidelberger Epoche betrifft. — Im Vertrauen auf das ſich ſtets gleichgebliebene Wohlwollen meiner Leſer ſende ich mein Buch in die Welt, welches ſonach den dritten und vierten Band der bisher geſammelten Novellen bilden wird.

Berlin, im Januar 1863.

A. E. Brachvogel.

Van Dyk's Rettung.

Novelle.

I.

Der Sonne dunkelrothe Flammenkugel war längſt in jenes Nebelmeer getaucht, das ſich meiſt Abends über London aufzuthürmen pflegt, als zwei Cavaliere Arm in Arm die dunklen Arcaden der alten Paulskirche verließen, den Mittelpunkt aller Neuigkeiten, Meinungen und Abenteuer, wo ſich täglich zuſammenfand, was reich, berühmt und vornehm war; denn noch ſind wir in den verklungenen Tagen des fröhlichen Alt-Englands, deſſen Mund, wie weiland Falſtaff's, von Sect und Lachen überquoll. Langſam gingen ſie dem Ufer der Themſe zu, beſtiegen eine der vielen Miethbarken und ließen ſich, den Fluß hinauf, nach Weſtminſter fahren.

„Antony, Ihr habt geſtern wieder entſetzlich bei Lord Rocheſter verloren, ich weiß es wohl. Lord Holland ſagte es mir, und Ihr wißt, Kenſington hat ein dehnbares Gewiſſen beim Verſchwinden der Guineen.“

„Aber, lieber Digby,“ rief der Andere, „Ihr wollt mir wirklich eine Strafpredigt halten? — Gut denn, ich ſchlage ſo reuig an meine Bruſt und verdrehe dabei die Augen ſo zöllneriſch, als je ein Presbyterianer that. Bei den Kindern Baal's, bei der Rotte Korah, ich habe geſtern nur zweihundert Pfund verloren, mein Bruder!“ und er lachte hell auf über den näſelnden Frömmlerton, in welchem er ſein Geſtändniß gemacht hatte.

„Zweihundert Pfund Sterling! Antony, Ihr ruinirt Euch. Nicht materiell, denn Euer Talent mag bald genug die Wunden heilen, welche Eure Leidenſchaft Eurem Beutel ſchlägt, aber Ihr ſelbſt müßt zu Grunde gehen, wenn Ihr dies Treiben fortſetzt!“

„Mein Gott, Digby, was ſoll ich denn machen? — Meint Ihr, es wäre weiſer, ein Vermögen zuſammenzuſcharren, die kurze Kraft und Poeſie des Lebens ungenoſſen zu laſſen, damit mein Kammerdiener mich beerbe? Hab' ich eine Familie, für die ich ſparen kann?“

„Das iſt eben ein weiteres Uebel, daß Euch der höchſte Zweck des Lebens, die Familie, abgeht. — Ich bin weit entfernt, der Knauſerei das Wort zu reden, ein Mann von Eurer Bedeutung muß ein Haus machen, denn ſein Genie ſtellt ihn dem älteſten Adel gleich. Aber daß Ihr einen Luxus treibt, der höchſtens von Buckingham übertroffen wird, daß Ihr einen ganzen Harem ſchöner Mädchen unterhaltet, Unſummen im Spiele vergeudet, die ſelbſt dem reichen Herzog von Northumberland zu hoch ſind, — das verdient gewiß Tadel. Das Schmählichſte dabei iſt aber, daß Ihr Eure Geſundheit untergrabt, Euer himmliſches Talent verſanden laßt und, ſtatt in dieſen Vergnügungen Zerſtreuung zu finden, Euch zu erheitern, mit jedem Tage die Elaſticität Eures Körpers und Geiſtes, die Friſche Eures Herzens, die wahre, ächte Lebensfreude mehr einbüßt. — Weil ich Euch innig liebe, Antony, weil mir in Euch der Menſch eben ſo werth iſt, wie der Künſtler, darum ſchelt' ich. Bei Gott, der Tod wird Euch im ſchönſten Mannesalter erreichen, wenn Ihr dies verdammte Schlaraffenleben nicht endlich aufgebt.“

„Dies ſtrenge Schelten, lieber Lord, iſt mir nur ein abermaliger Beweis Eurer makelloſen Freundſchaft, doch ſagt, habt Ihr mich jemals anders, als leichtſinnig, verſchwenderiſch, dem rauſchenden Genuß ergeben, kennen gelernt? — Das Leben iſt ohnedies ein langſamer Tod, warum ſoll ich um ein paar Jahre geizen, wenn ich ſie nur mit Langerweile und Entbehrung erkaufen kann? Ihr meint, ich untergrabe mein Talent dabei, — ei, habt Ihr gefunden, daß ich ſchlechtere Bilder male? — Umgekehrt! — Gerade dieſe tolle Abwechſelung iſt's, die mir meine Schnellkraft und Laune erhält!"

„Schlimm genug, daß Ihr damit nichts Anderes ſagt, als daß Ihr in Euch ſelbſt keine urſprüngliche Fröhlichkeit, kein Behagen, die ſchöpferiſche Gewalt des Geiſtes nicht mehr habt, die aus ſich ſelber ſich erzeugt und die eigentliche Zufriedenheit des Daſeins ausmacht. Wie ich ſeit lange bemerke, ſind dieſe rauſchenden Vergnügungen für Euch nur künſtliche Reizmittel, um Euch vor innerer Leere zu ſchützen, Euer Ich wach zu halten, und — das iſt ſehr traurig! — Ich weiß, Ihr ſpielt nicht um Gewinn oder Verluſt, nein, um des Nervenreizes willen, den die Erwartung, die Spannung des Hazard verurſacht. — Ihr ſolltet heirathen, Antony!"

Der Andere brach in ein ungeheures Gelächter aus. „Hahahaha, heirathen! — Früher wollte ich alle Tage heirathen, aber ehe ich ernſtlich dazu kam, hatte ich die Dame meines Herzens ſo ſatt, war ſo gründlich enttäuſcht, daß ich raſch umkehrte, ehe der Schaden unverwindbar wurde. Ihr habt es doch klar genug, denk' ich, bei Miß Colombia Malader geſehen. Habe ich dieſes üppigſchöne Weib nicht geliebt, nicht in ſchlechten Reimen beſungen, ihr nicht mein Bruſtbild verehrt, daß ſie es ewig auf dem Herzen trage? — Iſt ſie nicht bald genug langweilig, tyranniſch, launiſch und fade geworden? So ſind ſie Alle! — Seit ich aber auf's Heirathen ganz verzichtet und meine Mädchen habe, bin ich alle dummen Herzkrämpfe los und habe die Roſen ohne die Dornen der Liebe."

„Und Ihr fandet wirklich nie ein Mädchen, das Eurem Sehnen, Euren Vorſtellungen entſprochen hätte? Habt Ihr kein Ideal eines wahren Weibes, Ihr — der größte Künſtler Englands?!" —

Antony blieb ſtehen. Sein leichtes, flatterndes Lachen war verflogen, ernſt, ja faſt klagend ſah er dem Freund in's Auge. — „Ich hab' ein Ideal, Digby. — Weil es aber ein Ideal iſt — und — bleibt, bin ich weiſe genug, es nicht zu begehren. Doch genug! Heiter, Freund, heiter, da ſind wir ſchon!“

Sie hatten, in’s Geſpräch vertieft, das Ufer erreicht und befanden ſich vor dem glänzenden Wohnhaus des Grafen Carlisle, welches von Carroſſen belagert war. Beide Freunde betraten raſch die Vorhalle, muſterten in einem venetianiſchen Spiegel ihre Toilette, rafften die Sammetmäntel in elegantere Falten, zupften die Spitzen der Halskrauſe, die Bruſt- und Handbauſchen zurecht, und begaben ſich in den Empfangsſaal.

Der Majordomus mit dem Amtsſtabe öffnete die reichgeſchnitzte Thür und ließ die blendende Verſammlung der Lords und Ladies ſehen, welche ſich raſch dem Eingange zuwandte.

„Seine Herrlichkeit, Heinrich, Lord Digby, und Sir Antony van Dyk, Ritter des Bathordens!“

— Ja, der unterwegs ſo geſcholtene Antony war der Liebling der Muſen, der Freund der Fürſten, der Genoſſe der Cavaliere, das verwöhnte Schooßkind der Damen, war van Dyk! Geehrt und bewundert von Jedermann, ſtreuten ihm Glück und Liebe verſchwenderiſch Lorbeer und Roſen auf den Pfad. Den funkelndſten Becher irdiſcher Ehren hatte er geleert, man ſah es dieſem ſchönen, geiſtvollen, leidenſchaftlichen Geſicht an, daß er alle Tiefen der Freude durchkoſtet und — mit ſeinen phyſiſchen Kräften und den raffinirten Combinationen ſeiner Freuden zu Ende war. Und doch zuckte in dieſem Auge die lechzende Gier nach endlicher Befriedigung, ſein Herz dehnte ein krampfhaftes Sehnen nach einem ächten Glück, einer ſtetigen, tief innerlichen Zufriedenheit, einem holden, großen Etwas, das alle dieſe flüchtigen Wonnen und Ehren aufwiegen und ſein heftig bewegtes, wechſelreiches Daſein mit ſich ſelbſt verſöhnen möchte.

Die Verſammlung, in welcher ſich van Dyk und Lord Digby befanden, war ein Zuſammenfluß alles deſſen, was zur Zeit in London bedeutend war. Und dieſer Kranz ſtolzer Männer und holder Frauen einte ſich um ein ſtrahlendes Geſtirn, um Lucy Percy, Gräfin von Carlisle, die Geliebte des verſchwenderiſchſten, tollſten und ſchönſten Cavaliers ſeiner Zeit, des allmächtigen Villiers, Herzogs von Buckingham, die vertraute Freundin der eitelſten, unüberlegteſten und gutherzigſten Königin Albions, Henriettens von Frankreich, Gemahlin Königs Karl I. — Das Bildniß dieſer vielleicht merkwürdigſten Frau damaliger Epoche hat uns van Dyk aufbehalten, und wer die weichen, ſchwellenden Formen, dieſen ſtrahlenden Blick, dieſe braune üppige Haarfluth, durch die ſich wollüſtig Perlen ſchlingen, wer die ſchwellende, argliſtig und ſo verführeriſch gekniffene Lippe betrachtete, mußte geſtehen, daß Lucy allen Zauber und alles Verderben, deſſen jemals ein Weib fähig war, in auserleſenſtem Grade beſaß. An einen erbärmlichen Gatten verheirathet, der ihr nichts bieten konnte, als ſeinen ſklaviſchen Gehorſam und ſeine Millionen, ſelbſt reich und eine Tochter des Hauſes Northumberland, das Königsblut in ſeinen Adern fühlte, war ſie vermöge ihres ſcharfen Geiſtes die Einzige bei Hofe, welche in richtigem Inſtinct die kommenden Stürme ahnte und ihr Haus zum Sammelplatz der Politiker aller Parteien, zum Einigungspunkt aller Künſte und Wiſſenſchaften erhob. Sie war die eigentliche Erfinderin der politiſchen Salons, welche fortan in der Geſchichte der Regierungen wie der Revolutionen eine ſo gewaltige Rolle ſpielten.

Neben der ſchönen Lucy ſitzt Villiers, Herzog von Buckingham, der verblendete Freund eines unglücklichen Königs. Stolz und eitel, im Hirn phantaſtiſche Pläne von Ruhm und Macht, von ritterlichen Abenteuern und Volksgunſt, im Herzen die eben ſo geheime wie unſinnige Liebe zur Königin von Frankreich, der ſchönen, ſtolzen Anna.

In ſeiner Nähe ſpricht Algernon, Herzog von Northumberland, Lucy Percy's Bruder, mit dem Siegelbewahrer Williams und Lord Fanſhaw, dem Staatsſecretair. Das Parlament hat gleichfalls ſeine beſten Leute hier. Der greiſe Ben Johnſon dort, einſt Gegner William Shakeſpeares, vertheidigt eben gegen Dr. Egliſham den Satz: daß das Schauſpiel der Sittlichkeit keinen Schaden thue. Die Dichter Carew und Daniels, die Lieblinge der vornehmen Welt, ſind mit Lady Venetia Digby, dem Urbild von van Dyk's Danaë, und Miß Colombia Malader, die Antony einſt flüchtig geliebt, ja ihr ſein Bild en miniature verehrt hatte, in jener galanten, überſchwänglich ſüßen Art der Converſation begriffen, die d'Urfe's Aſträa, der Codex des Liebesritterthums, in den hohen Kreiſen heimiſch gemacht hatte. Wer wollte eine Einheit in dies Gedankenchaos bringen! Tiefe Gelehrſamkeit und phantaſtiſcher Unſinn, kecker, ſprudelnder Witz neben ſchlauer Berechnung, ſüßes Frauenlächeln und kalte Blicke des Haſſes ſchoſſen umher, Dämonen wie Liebesgötter huſchten hin und wieder und trugen arge Gedanken, lüſterne Begierden, tolle Wünſche und verrätheriſchen Treubruch in Herzen und Hirn. Es war eine tolle Zeit. Die Angeln der Welt knackten, der Vulkan des Bürgerkrieges ſtieß ſchon wirbelnde Schwefelſäulen empor, und noch immer umprangte ſchwellendes Grün ſeinen todesſchwangern Leib. Es war eine Epoche, wo ſich die Seelen der Menſchen begierig nach allen Richtungen dehnten und nicht wußten wonach, wo ein Taumel im Daſein des Einzelnen, wie in den Maſſen lag; der Nachhall war's von William Shakeſpeare's ſtolzen Tagen, das letzte aufglühende Abendroth vor der Nacht, jener Nacht voll blutigen Wehs, aus der ein neues England, ernſter und — pedantiſcher, frömmer und — materieller, freier und — nüchterner erwachen ſollte.

Die Geſellſchaft, in zahlloſe Gruppen getheilt, hier flüſternd ſitzend, dort ſtehend, da an die Spieltiſche gedrängt, war ganz mit ſich beſchäftigt, und van Dyk, von Digby getrennt, und ein gewandter Ruderer im allgemeinen Strom der Unterhaltung, folgte endlich ſeinem unwiderſtehlichen Triebe und trat an den Spieltiſch, den Algernon, Buckingham und Carlisle etablirt hatten, als er leiſe berührt wurde. — Neben ihm ſtand Lucy Percy, gab ihm einen

Wink und entfernte ſich unbemerkt durch eine Seitenthür des Salons.

Van Dyk nickte leiſe und folgte nach einigen Minuten. Die Dame verſchwand am Ende des Corridors. Er eilte ihr nach.

In einem kleinen prächtigen Gemach, augenſcheinlich ihrem Boudoir, empfing ſie ihn. — Lucy Percy, ſonſt ſo voll Selbſtbeherrſchung, war in großer Bewegung.

„Ich bin entzückt, meine Juno, dieſen Sitz der Grazien zu betreten," flüſterte Antony und ergriff Lucy's Hand. „Welche Gunſt darf Euer treuer Verehrer hoffen?"

„Ihr ſollt ſelbſt beurtheilen, lieber van Dyck, wie groß die Gunſt iſt, die ich Euch anbiete. Wäre ich Mann, ich würde ſie ſehr hoch anſchlagen, Ihr Leute aber meint immer darunter ein Etwas, das eine kluge Frau nicht weggiebt. Kurz und gut, ich fordere von Euch den Dienſt eines wahren Freundes!"

Van Dyck verbeugte ſich, er ſah den Ernſt dieſes ſchönen, eigen bewegten Angeſichts. — „Seid verſichert, daß ich Alles thun will, mir dieſen Namen zu erwerben."

„Es gilt ein Abenteuer beſonderer Art, und ich rede nicht eher davon, bis Ihr mir als Cavalier Euer Wort gegeben habt, zu ſchweigen! — In meiner Seele dehnen ſich unausſprechbare Gedanken, und wenn van Dyk der Einzige iſt, vor dem ich ſie lüfte, thu' ich's, weil ich ihn für keinen Politiker und einen Ehrenmann halte. — Ihr müßt Alles, was Ihr jetzt ſehen und hören werdet, ſelbſt für den Fall in Eurer Bruſt verſchließen, daß es Jemandem gefährlich iſt, den Ihr liebt. Werdet Ihr das?"

„Und wenn es das Unglück eines Menſchen betrifft, den meine Warnung retten könnte?"

Beide ſchwiegen einen Augenblick.

„So mögt Ihr ihn warnen, doch nie die Urſache nennen, die Euch zur Warnung veranlaßt."

„Gut denn, Mylady. Da Ihr mich allein von allen Euren Verehrern dazu erwähltet, will ich Euer Vertrauen rechtfertigen. Ich ſchwöre, Euch in Allem Folge zu leiſten.“

„Van Dyk, das Weib iſt ein ſeltſam geartet Weſen. Wir entdecken in unſerm Innern Einflüſſe und Regungen, Gedanken und Inſtincte, die uns erbeben machen vor uns ſelber. Seit meiner Jugend fühl' ich ein ſo dämoniſch Ding in mir, das mich zu Außergewöhnlichem aufbehalten zu wollen ſcheint. Nie iſt's mir ſo klar geworden, als an jenem Tage, wo —“ ſie ward ſehr bleich und zitterte. — „Mit einem Wort, ich bin ſeit lange mit Ahnungen behaftet, von denen ich mich nicht befreien kann. Ich bin verſtandeskalt und zweifleriſch genug, weder an Wunder, noch Geſpenſter zu glauben, aber — es iſt, als gäbe es doch eine Art höherer Einwirkung, ſei's vom Himmel, ſei's von der Hölle, Schickſal genannt. Ich habe es oft empörten Geiſtes geleugnet, jetzt — will ich es befragen und Ihr ſollt mich begleiten. Ihr habt unzweifelhaft von dem außerordentlichen Ruf gehört, den Lady Davis als Wahrſagerin genießt. Sie hat der armen guten Lady Fanſhaw den Tod ihrer Kinder auf Tag und Stunde vorhergeſagt. Das beſtimmte mich endlich. Wollt Ihr mich begleiten und ſchweigen?“

„Ich begleite Euch, Gräfin, und ſchweige. Lady Davis mag mir zugleich auch meine Zukunft entdecken.“ Und der Maler dachte unwillkürlich an ſein Geſpräch mit Digby.

„Laßt uns gleich aufbrechen. Mein Wagen ſteht bereit, in einer Stunde ſind wir zurück, und Niemand bemerkt etwas.“

Sie nahm einen weiten Mantel, drückte ihren Federhut tief in's Geſicht, und wenige Augenblicke nachher eilte ihre Carroſſe Holborn hinab, der alten St. Gileskirche vorbei, durch Crown-Street und ein Gezweige enger Gaſſen zum Golden-Square, in deſſen einem Winkel, verräuchert, in kahlem, normänniſchem Styl, das Haus der Schickſalskündigerin lag und eher einem Schuldgefängniß, als dem Wohnſitz einer Dame von Stande glich.

Lady Davis war von Lucy's Beſuch unterrichtet und hatte ihn angenommen, daher machte der Eintritt wenig Schwierigkeit. Ein alter Diener öffnete die knarrende Pforte der Vorhalle und führte die Gäſte in ein hell erleuchtetes Zimmer, wo fröhlich ein Kaminfeuer knatterte und ſie von Lady Davis, ihre beiden Pagen hinter ſich, höchſt freundlich empfangen wurden.

Das Innere des Hauſes war ſeinem Aeußern in ſofern ſehr ähnlich, als Alles, Tapeten, Mobiliar und Geſchirr, uralt war. Auch die weiſſagende Lady trug ſich ganz, wie es zu Heinrich's VIII. und beſonders der katholiſchen Maria Zeiten Sitte war. Das ſeltſame, ſilbergraue Gewand mit ſeiner furchtbaren Halskrauſe, ſeinen ſteifen, geraden Falten ſchien wie von Holz gemeißelt, und die enge, ſpaniſche Sammetkappe mit der Schneppe, die goldene Bruſtkette mit dem Marienbilde, die ſchwere Taſche am Gürtel ſchienen wenigſtens von der Urahnin herzuſtammen. Eben ſo altväteriſch ausſtaffirt waren die Pagen mit ihren langen ſpaniſchen Raufdegen, der eine achtzehn, der andere etwa zwölf Jahre alt. Ihre bleichen Kindergeſichter ſahen faſt geſpenſtiſch aus dem rieſigen Gewölk der Krauſen hervor. Sie glichen Wachsfiguren. War dies nun wohl bizarr genug, lag darin doch nichts Wunderbares, ja es war eher etwas komiſch; überdies hatte Lady Davis ſo feine Salonmanieren, ſo vollendete Tournüre, daß man dabei ihr altes Haus und ihr geſchmackloſes Coſtüm ſehr leicht vergeſſen mochte. Sie hieß mit großer Höflichkeit ihre Gäſte willkommen, nöthigte ſie in den anſtoßenden, hell erleuchteten Saal und bat ſie, an ihrem Nachtimbiß Theil zu nehmen. Lucy wie van Dyk leiſteten Folge, und man befand ſich bald in beſter Unterhaltung über das bunte Allerlei dieſer bewegten Tage. — Trotz der Leichtflüſſigkeit des Geſprächs war Antony wie Lady Percy doch ganz wunderlich zu Muthe. Nicht allein, daß ihnen das Herz ſchlug vor dem, was ihnen bevorſtand, auch die redſelige Prophetin ſelbſt übte einen Einfluß auf ſie, der eben ſo peinlich wie unwiderſtehlich war. Lady Davis war eine Perſon, über welche die räthſelhafteſten Dinge umgingen. Groß, etwas mager, bläßlichen Teints, hatte ſie ein ſcharfgeſchnittenes Profil und mochte etwa fünfundvierzig bis fünfzig Jahre alt ſein. Die Meinung des Volks war, ſie habe ſchon zu der katholiſchen Maria Zeit gelebt und beſitze das Mittel, ſich zu verjüngen. Andere ſagten, ſie lebe mit ihren Pagen in einem ſkandalöſen Verhältniß, die jungen Leute ſtürben alle in ihrem Hauſe, und was des Geſchwätzes der Fama mehr war.

Mochte die Erinnerung an dieſe Dinge auch nicht wenig zur Beklemmung der beiden, ſonſt nicht leicht einzuſchüchternden Beſucher beitragen, ſo hatte doch Lady Davis ein Paar Augen, wie ſie van Dyk noch bei keinem Menſchen geſehen. Nicht ſpitz und ſtechend etwa, ſondern ruhig, ſtill, allmächtig — verſchlingend. Wie der Thierbändiger, wenn er den Löwen zähmt, wie der indiſche Gaukler auf ſeine tanzende Schlange, ſah ſie auf ihre Gäſte nieder. Sie mochten ſelbſt wegſehen, der Lady Blick ſog an ihnen; aus unwillkürlichem Antrieb mußten ſie wieder in dieſe ſchwarzen Sonnen ſtarren, die unbeweglich ſchienen, — und dabei glitt die Rede der Dame ſo geläufig von der Zunge und dabei ſo kalt, daß die Ruhe dieſer Frau wie eine beängſtigende Feſſel wirkte, welche Jeden in den Zuſtand ſenſitiver Starrheit zwang.

Man hatte abgeſpeiſt, und Gräfin Percy wiederholte ihr Geſuch.

„Mylady, es ward bereits gewährt, ehe Euer Brief an mich kam. Da Ihr aber van Dyk mitbrachtet, der gleichfalls auf ſeine Zukunft neugierig iſt, knüpfe ich eine Bedingung an die Gewährung Eurer Bitte. Ich pflege ſonſt nie zwei Perſonen in dieſer Angelegenheit zu empfangen, alſo nicht nur Verſchwiegenheit muß beobachtet werden, ſondern auch die heilige Pflicht, Euch ſogar nie mit einander über die Dinge, welche Ihr hier erfuhret und ſahet, zu unterhalten. Das Unglück davon würdet Ihr allein zu tragen haben. — Jocelyn, öffne die Pforte! Treten wir ein."

Die Pagen leuchteten voran. Sie traten in ein großes Zimmer ohne Fenſter, ohne Tapeten, ohne Möbel, gänzlich kahl. Drei Stühle, einer in der Mitte, die beiden anderen in der Nähe der Thür, waren Alles. An der Seite hatte das Zimmer noch einen Eingang. Auf die weiße Wand war, in der Mitte über dem einen Stuhl ſichtbar, ein ſchwarzes Kreuz in roheſter Art gemalt.

„Setzt Euch!" ſagte Lady Davis.

Gräfin Lucy und van Dyk nahmen Platz.

Die Prophetin gab einen Wink, die Pagen ſetzten die Leuchter links und rechts vor den leeren Stuhl in der Mitte auf den Boden. Der ältere von ihnen entfernte ſich darauf durch den Seiteneingang und kehrte in wenigen Minuten zurück, an der Hand ein kleines Mädchen mit bleichem, faſt gerunzeltem Geſicht und verſchwommenen, blöden Augen.

Das Kind ſetzte ſich ſtill und traurig auf den Stuhl, ängſtlich ſeine Blicke nach der Gebieterin richtend.

Die Pagen entfernten ſich. Es war eine beklemmende Stille.

Lady Davis trat vor das Kind, ſtreckte befehlend die Hand aus, und — langſam, ſtarren Auges ſank das arme Geſchöpf in eine Art Starrkrampf zuſammen.

„Wer iſt außer Dir, mir und Deinem Geiſt im Zimmer? Frage ihn!"

Eine Pauſe erfolgte. Das Kind ſtreckte den Kopf vor, als wenn es höre. „Die zwei treuloſeſten Herzen Englands!"

„Wie heißen ſie?"

„Lucy Percy, Gräfin Carlisle, und van Dyk, der Maler."

„Gegen wen ſind ſie treulos?"

„Gegen Gott und die Welt, am meiſten gegen ſich ſelbſt!"

„Was weißt Du von der Vergangenheit und der Gegenwart Gräfin Percy's?"

„Sie iſt wund von einer alten, ehrſüchtigen Liebe. Sie ward von hoher Hand verſchmäht, und der Stachel ſitzt tief in ihrem Herzen."

Lucy that einen leiſen Schrei.

„Wer verſchmähte ſie?"

„Die Gräfin will es nicht wieder hören.“

„Was weiter?“

„Lucy ward des Grafen Carlisle Frau — ſie iſt ihm treulos.“

„Liebt ſie jemand Anders?“

„Den Mächtigſten im Reiche, den Herzog von Buckingham.“

„Wird ſie ihn immer lieben?“

„Nein, — ſie iſt treulos.“

„Wen liebt ſie nach ihm?“

„Einen Mächtigeren!“

„Nenne ihn!“

„Strafford!“

„Was wird das Ende ſein?“

„Ich darf es nicht ſagen.“ —

„Was iſt van Dyk's Geſchick?“

„Gleich treulos, wie die Gefährtin, wird er, im Uebermaße des Genuſſes, in ſeines Lebens höchſter Blüthe ſterben!“

„Kann mich denn nichts mehr retten?!“ ſtöhnte Antony.

„Geh' in Dich! — Vielleicht!“

„O, das Mittel nenne mir!“ ächzte der Maler.

„Mary! — Ich ſage nichts mehr!“

Dame Davis trat vor das geſpenſtiſche Mädchen und machte eine Bewegung, als wenn ſie etwas von ihm abwehe. Es regte ſich und blickte trübe umher. Die Wahrſagerin rief den Pagen. Das erſchöpfte Kind ward fortgeführt.

Lautlos, nur der Dienerſchaft ein Geſchenk zurücklaſſend, verließen Lucy und van Dyk das Haus und betraten die Geſellſchaft, welche vor Spiel und Geſchwätz ihre Abweſenheit nicht bemerkt hatte.

Bald nachher verließ van Dyk das Palais Carlisle.

Er blieb die ganze Nacht auf und ſtierte vor ſich hin.

„Gewiſſer Tod in der Blüthe des Lebens! Geh' in Dich! — Vielleicht — Mary!“

Endlich kam der Morgen.

Van Dyk entließ, außer ſeinem alten Amſterdamer

Diener, die ganze Liverey, entließ die zahlloſen Modellmädchen, ſeinen Harem, verſchloß ſein Haus, wies alle Welt ab. — Van Dyk ging in ſich.

II.

Van Dyk ging wirklich in ſich.

London und der Hof ſtaunten, ſeine Freunde ſahen ſich ſprachlos an. — Es verfloſſen Wochen und Monate, van Dyk war nirgends zu ſehen. Einladungen, Liebesbriefe, das Lächeln ſchöner Frauen, das Reden und Spötteln der Cavaliere prallten machtlos an ihm ab; kaum daß ſich Buckingham und Digby bei ihm Eingang verſchaffen konnten. — Sie fanden ihn brütend, unthätig, in einer Verſunkenheit, die noch bedenklicher war, als der vorangegangene jähe Lebensrauſch. — Sie verließen ihn endlich kopfſchüttelnd und konnten die Fragen des beunruhigten Königs nur mit Achſelzucken beantworten.

Karl's I. Herz belaſtete zudem die zunehmende Widerſetzlichkeit des Parlaments, wie die finanzielle Kriſis, der das Land entgegenging, und Buckingham's Hirn war von dem Zuge nach Rochelle und all' dem Ruhm in Anſpruch genommen, den er erwerben wollte, um den Haß des Volkes, die bitteren, ſchmählichen Anklagen Digg's und Elliot's im Parlamente zu entwaffnen. Da nun Gräfin Percy auch gefliſſentlich ſchwieg, blieb van Dyk's Betragen unaufgeklärt und er unbeläſtigt.

Mit der vollen Energie ſeines Weſens, mit der Haſt der Reue hatte der Fürſt aller Maler ſein bisheriges Leben quittirt, war mit einem Schlage in's Gegentheil gerathen. Trotz aller geiſtigen Klarheit dem Glauben an das Schickſal, an eine geheime, überirdiſche Führung der Menſchen nicht entwachſen, zum Nachdenken über ſich ſelbſt gebracht, fühlte er nun, da der Taumel des Genuſſes von ihm wich, wie tief ſeine Körperkräfte, die Schwingen ſeiner Seele gelitten hatten, und in der eingetretenen Stumpfheit ſah er ſeufzend die Vorboten einer frühen Auflöſung. Todesfurcht und Gewiſſensqual trieben ihn an, in der tiefſten Abgeſchloſſenheit und größten Mäßigkeit einen Talisman gegen das nahende Ende zu ſuchen. Obwohl dem äußeren Leben entfremdet, begann er die Menſchen und Zuſtände zu ſtudiren und bekam auf einmal eine tief ernſte Meinung, ein ahnend Weh vor den nahenden, ihm jetzt erſt ſichtbaren Wettern der Zukunft. Sein Glaube an Lady Davis' Prophezeiung wuchs, je länger er ſie überdachte.

„Und keine Rettung, keine Hülfe, als ein kleines, winziges Wort: Mary! — Was iſt Mary?"

So wälzte es ſich im Hirn und Herzen des Beklagenswerthen, und von Tag zu Tag glaubte er zu empfinden, wie ſein Zuſtand ſich verſchlimmere. — Nach einigen Wochen ward er indeß ruhiger, eine faſt wehmüthige Heiterkeit überkam ihn, er war ergeben in ſein Geſchick. Und je mehr er einſah, wie nichtig und verderblich ſeine Vergangenheit war, wie verächtlich ihn die Treuloſigkeit ſeines ewig wechſelnden, liebefordernden Herzens bei ſich ſelber machte, reinigten ſich ſeine Leidenſchaften, verſtummten ſeine ſinnlichen Wünſche und wichen der tiefen, heiligen, allgewaltigen Sehnſucht nach einer innigen, dauernden Liebe, einer Liebe, die unſterblich und allverklärend die Seele noch im letzten Athemzug durchzittert, — und ſeiner Phantaſie entſtieg das Ideal der höchſten Weibesſchöne „Mary!" — Wie ein elektriſcher Funke riß ihn der Gedanke empor und durchglühte ihn mit neuer Begeiſterung.

Da ſteht er wieder an der Staffelei! Marie, die Mutter Gottes, das Urbild alles Hohen, will er malen, doch ohne Schmuck, ohne heiliges Attribut, in jenem reinen Abglanz alles Frauenreizes, von dem er ſich die Holde umwoben denkt, der ſich ſein krankes Herz für ewig zu eigen geben möchte, auf die er aber — verzichten gelernt.

Nie war er ein größerer Künſtler, nie hat er höheren

Farbenſchmelz mit reinerer Harmonie der Töne, höhere Lebenswahrheit mit ideellerer Verklärung vereint, als in Mary, dem Sinnbild aller Liebe und Huld auf Erden.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Königin Henriette war zu Windſor-Caſtle in ihren Privatgemächern mit Lady Percy, ihrer Buſenfreundin, ihrer Hofdame, der üppig ſchönen Colombia Malader, van Dyk's verſchmähter Flamme, ferner den Gräfinnen Falkland und Rocheſter in traulichem Geſpräch, während die achtzehnjährige Lady Ruthven, Gräfin Gore, bei Hofe auch die „kleine Gore“ genannt, mit den königlichen Kindern im offenen Nebenzimmer ſpielte, ſie war deren Hofmeiſterin.

„Es giebt demnach kein Mittel, den armen van Dyk aus ſeinem Zuſtande zu wecken,“ ſeufzte Henriette. „Seine Majeſtät hat ihn durch Lord Digby aufgefordert, nach Hofe zu kommen, doch er antwortete brieflich, daß es ein Act höchſter Gnade ſein würde, ihn jetzt ſich ſelbſt zu überlaſſen; ſein Körper- und Seelenzuſtand würden ihm zur Zeit eine Gunſt, die ſonſt ſein höchſtes Glück ſei, nur zum Schmerz gereichen laſſen. Er will mit ſeiner Traurigkeit weder den Augen ſeines königlichen Herrn weh thun, noch dem Hofe zum Spiel des Scherzes dienen.“

„Ich bin feſt überzeugt, Majeſtät, daß er es ſo nicht mehr lange treiben wird. Die Natur und das Leben hat ein Recht, dem ſich ein Cavalier und Künſtler am wenigſten entziehen kann,“ ſagte Lucy. „Was gilt die Wette, er kommt bald genug von ſelbſt wieder?“

„Nein, liebe Percy, nein! Digby ſagt, er ſieht übler aus als jemals, und der Arzt, welchen Seine Majeſtät zu ihm ſchickte, meinte, daß nicht allein ſein Körper höchſt angegriffen, ſondern auch ſein Seelenzuſtand um ſo hülfloſer ſei, als man die Urſache und Beſchaffenheit deſſen, was ihn quält, nicht wiſſe.“

„Wenn er ſeiner Auflöſung entgegenginge, wäre es kein Wunder, Majeſtät,“ entgegnete Miß Malader nicht ohne Schärfe. „Seine Lebensweiſe, ſein Leichtſinn, ſeine

Flatterhaftigkeit ſind allein ſchuld. Nie hat ein Menſch ſelbſtmörderiſcher an ſeinem eigenen Ich gehandelt.“

„Hahaha!“ lachte Lucy. „Die ſchöne Miß denkt, ſie wäre ein ganz gutes Recept für ihn geweſen, das habe er nun davon, daß er ihre ſüße Arzenei nicht genommen!“

Henriette mußte herzlich lachen, und die ärgerliche Malader wollte heftig darauf antworten, als die Königin raſch den Finger auf den Mund legte und nach dem nächſten Zimmer deutete.

Dort war inzwiſchen etwas vorgefallen, was die Aufmerkſamkeit Henriettens ganz auf ſich zog.

„O bitte, bitte, mein Prinz, gebt es mir wieder! Ich bitte Euch dringend!“

Dieſe ängſtlich, faſt weinend geſprochenen Worte kamen von Lady Gore, welche den tollen, ungezogenen Karl, den Prinzen von Wales, durch das Zimmer verfolgte.

„Nein, nein, ich behalte es! — Haha, ich behalte es jetzt gerade!“

„Karl, was thuſt Du dort? — Komm näher!“ — befahl die Königin.

Der zehnjährige Knabe erſchien; hinter ihm, halbtodt vor Entſetzen, ſchwankte die junge Hofmeiſterin.

„Was haſt Du Lady Gore weggenommen, Karl?“

„Ach, Majeſtät,“ ſagte erſchrocken der Knabe, „Lady ſpielte Ball mit uns. Ich warf ungeſchickt, und als ſie ſich bücken wollte, fiel ihr ein Medaillon aus dem Kleide; da nahm ich's raſch und wollte ſie ein wenig quälen.“

„Schäme Dich, Karl, ein Edelmann bringt nie eine Dame zum Weinen. Gieb es ſogleich zurück!“

Der Knabe zog ein Medaillon aus der Taſche, wonach Gräfin Gore haſtig greifen wollte. Aber ſchnell wie der Blitz hatte es Miß Malader mit einem Ausruf des Erſtaunens gefaßt, da ſie dem Prinzen zunächſt war. „Ei, das iſt ja mein! Seit einem Jahre vermiſſe ich es ſchon!“

„Nun bitte ich um das Medaillon!“ ſagte Henriette kurz.

Miß Malader überreichte es ſpöttiſch; Gräfin Gore that einen kurzen Schrei und preßte die Hände vor's Geſicht.

Die Königin warf nur einen Blick darauf, ſie erkannte das männliche Bruſtbild ſofort, ſteckte es raſch zu ſich und ſah die ſchluchzende Hofmeiſterin an.

„Ah, nun begreif' ich," ſagte Miß Malader ſpitz zu Lady Gore, „daß Ihr mich mit dem Brillantkreuz nur entſchädigen wolltet und es keine Gabe der Freundſchaft war!"

„Miß Malader, ich befehle Euch, über die ganze Angelegenheit zu ſchweigen — Gräfin Gore, ich werde Sr. Majeſtät davon ſagen und die Frage an ihn ſtellen, ob ſich die Erzieherin unſerer Kinder ſolche Blößen geben darf. — Geh' an Dein Spiel, Karl!"

Die arme Gore! Wie gern hätte ſie ſich der gütigen Königin zu Füßen geworfen und um Verzeihung gebeten, aber in Gegenwart der Uebrigen konnte ſie es nicht. Das ſpöttiſche Lächeln Lucy's, der kalte, ſtechende Blick Miß Malader's eigneten ſich nicht für ein Bekenntniß. Zum Unglück ward auch der König gemeldet, welcher aus dem Staatsrath kam, und die Schuldige konnte noch glücklich ſein, ſich unbeachtet zurückziehen zu dürfen, da Königin Henriette raſch in den Empfangsſalon trat und die Thüren geſchloſſen wurden, weil das Herrſcherpaar Conferenz hatte.

Mary Ruthven mochte wohl Urſache haben, für ihre Zukunft zu zittern, wenn ſie ihr Amt bei den königlichen Kindern verlor. Ihr Vater, der ſchottiſche Graf von Gore, war unbemittelt geſtorben, und von fünf Kindern war ſie überdies das jüngſte. Als ein großes Glück mußte ſie es anſehen, daß die Schweſter ihres Vaters den Herzog von Buckingham zum Manne hatte und ſie von klein auf zu ſich nahm, da die Ehe des mächtigen Lords nicht geſegnet war. Die häufige Untreue deſſelben, welche an dem Leben der edlen Herzogin nagte, entfremdete ihn ihr, und ſo hatte die unglückliche Dame es ſich denn zur Pflicht und Aufgabe gemacht, die kleine Mary Gore fern von allen ſchädlichen Einflüſſen zu erziehen, wie eine Blume zu pflegen und ihr ein einfaches kindliches Gemüth mit ſtillem Glaubensmuthe für das dornenvolle Leben auszurüſten. — So wenig Villiers ſeine Gattin liebte, achtete er ſie doch unendlich und hatte zu ſeiner Nichte Gore eine herzliche Neigung gefaßt. Als dieſe nun entwickelt genug war, ſtellte er ſie bei Hofe vor. König Karl machte ſich ſelbſt zu ihrem Vormund und ernannte ſie zur Gouvernante ſeiner Kinder, ſo daß Mary mit dem übrigen Hofe, ganz nach der Herzogin Wunſch, in gar keine Berührung kam. Die Gunſt des Herrſcherpaares war alſo der kleinen Ruthven ganzes Heil.

Wie zagte ſie nicht ob ihres Geſchicks von Tag zu Tag. — Wochen vergingen, es erfolgte nichts, nur daß die Königin kälter und ſtrenger gegen ſie war, als ſonſt. —

Ein nebliger Morgen war's, und van Dyk ſaß vergrillt in ſeinem Atelier. Die Staffelei hatte er mit einem Schleier dicht verhängt, der das Bild ſchützen ſollte, deſſen Umriſſe man ungewiß hindurchleuchten ſah.

Sein alter Diener meldete Lord Digby, der ſich nicht abweiſen laſſen wollte.

„Nun denn, wenn's ſein muß, mag er eintreten."

„Bei Gott," rief der Lord, welcher ſchon hinter dem Diener ſtand, „Eure Freunde können ſich über zu viel Höflichkeit Eurerſeits nicht beklagen. Ihr werdet wahrhaftig täglich wunderlicher, allerdings die raſcheſte Art, ſich dem Leben zu entfremden."

„Nein doch, Digby, ſo war's nicht gemeint. — Brauche ich Euch erſt noch zu ſagen, wie lieb Ihr mir ſeid? Es war mir nur fatal, daß Ihr mich hier überraſchtet!" — Damit trat Antony vor die Staffelei, als wolle er ſie mit dem Körper verdecken.

„Hier — überraſchte? — Wahrhaftig, wir ſind im Atelier! Hätt' ich es doch kaum wieder erkannt! Und überraſcht habe ich Euch? — Ei, habt Ihr wieder gemalt? — Wollt Ihr wohl wegtreten! Holla, da ſteht die Staffelei! Triumph, er hat wieder gemalt; her damit, daß ich's ſehen kann!"

Jubelnd drängte Lord Digby den Maler hinweg und wollte eben Hand an den Schleier legen.

„Wenn Ihr den Schleier abzieht, Lord Digby, ſind wir Freunde geweſen!“ ſagte van Dyk rauh.

Der Lord blickte ihn ſtarr an. „Ah, das iſt etwas Anderes, Sir Antony. — Da Ihr in Eurer jetzigen Verfaſſung ſo wenig die Freiheit alter Freundſchaft heilig haltet, kann man Euch allerdings nur einen Gefallen thun, wenn man Euch nicht beläſtigt. Mir thut's in der Seele leid um Euch, doch bei dieſer Thorheit iſt nicht mehr zu helfen, van Dyk!“

Der Lord wandte ſich und wollte gehen. — Da fühlte er van Dyk's Arm um ſeinen Nacken, fühlte einen brennenden Kuß auf ſeiner Wange, ſah den heftigen Schmerz, die tiefe Schwermuth, welche aus des Freundes Mienen zu ſeinem Herzen ſprachen.

„Antony, lieber Antony, brecht wenigſtens dies Schweigen gegen mich! Was ſoll denn das Alles? Ehrlich, Mann, ehrlich, und wo ein Freund zu helfen vermag, ſoll's geſchehen!“

Der Maler zog den Lord neben ſich auf einen Seſſel.

„Digby, Ihr ſeid mein älteſter, liebſter Freund, Ihr ſollt Alles hören. — — Ich weiß, ich habe nicht mehr lange zu leben.“

„Thorheit!“

„Ich fühl' es, Digby. Ich habe ein ſchönes Daſein vergeudet, und nun ich matt bin an Leib und Seele, ergreift mich die Reue. Ich habe meine ganze Exiſtenz umgewandelt, aber nur, um lebhafter zu empfinden, daß es zu ſpät iſt. — Wißt Ihr, was daran ſchuld iſt? — Meine Treuloſigkeit in der Liebe, das Haſchen nach einem utopiſchen Minneglück, das einmal in dieſer Welt nicht denkbar iſt. In meiner Einſamkeit iſt mir's ſo recht lebendig geworden, und weil ich das Ideal, welches auf dem Grunde meiner Seele ruht, nicht wahr machen kann, habe ich es wenigſtens — feſtzuhalten geſucht im Bilde, hab' mir ein eingebildet Glück erbaut, behüte es, wie der Drache ſeinen Schatz, und will, obſchon es nur ein Bild iſt, Digby, in ſeinem Anblick ſterben! Ihr aber ſollt es ſehen, doch ſchweigt aus Freundſchaft wie aus Mitleid. Kein anderes Auge ſoll mein Eden entweihen!" — Er begann den Schleier zu löſen. Langſam fiel die Hülle.

„Seht, Digby, wenn ich ein Weib mit dieſer Seele aus den Taubenaugen, mit dieſem holden Kinderlächeln jemals an's Herz preſſen könnte, ich würde hoffen, zu geneſen!"

Digby that einen Schrei und ſtürzte nach dem Bilde. — Lange ſtand er verſunken. Dann ſchüttelte er das Haupt, drückte dem Maler die Hand und ging.

Traurig bedeckte Antony van Dyk ſein Ideal.

„Ich wußte es wohl, ein ſolches Weib giebt's doch nicht hienieden!"

III.

Wer heute, von Southwark kommend, über die Weſtminſterbrücke nach dem Parlamentshauſe und, die Parliament-Street entlang, bis zu den Horſe-Guards ſchreitet, erblickt ein großes, palaſtartiges Gebäude im reinſten Renaiſſance-Styl erbaut.

Das iſt Whitehall!

Das iſt der ſteinerne Gaſt von London, geſpenſtiſch trotz moderner Tünche, dies die große Kluft, welche das fröhliche Alt-England von dem neuen, kalten, ſpeculirenden trennt. — Wo Menſchen ſchweigen, da predigen die Steine!

Und an dem Mittelfenſter des Audienz-Saales von Whitehall ſteht ein Mann mit blaſſem ſchönen Angeſicht, düſter ſchwärmeriſchen Auges, ſchaut leiſe lächelnd in träumender Melancholie auf die Fluth, und die dunkle Liebeslocke rollt im leichten Schwunge über ſeine Schulter, küßt das blendende Weiß ſeiner Halskrauſe, das blitzende Kleinod der St. Georgskette.

Das iſt Alt-Englands letzter König, Karl I. — Man konnte ihn nicht anſehen, ohne Liebe und zugleich Trauer für ihn zu empfinden. Daſſelbe nußbraune, ſehnſüchtige Auge, wie ſeine Großmutter Maria Stuart, hatte er, aus dem dieſelbe phantaſtiſche Träumerei der Romantik ſprach, die unſelige Vorſtellung eines ſelbſt in ſeinen Leidenſchaften ſich unfehlbar dünkenden Königthums, denn er gehörte noch jener alten Regentenſchule an, die das Kronetragen für eine Unterhaltung und keine Arbeit anſah. Als Menſch groß, edel, taktvoll, zart, ja aufopfernd, der treueſte Gatte, der ſicherſte Freund, war er ganz in den Händen derer, die er liebte, und daß ſeine Neigung, nicht die Fähigkeit ihm ſeine Räthe zuführte, war die Quelle aller ſeiner Leiden.

Er iſt allein im großen Gemach, und vor ſich hinſtarrend trommelt er auf die Fenſterſcheibe. — Faſt wird er ungeduldig, denn er wartet auf Jemand. — Da hellt ſich ſeine Miene auf, ein fröhliches Lächeln ſpielt um ſeinen Mund. „Ah, dort iſt er ja!“ murmelt er leiſe und geht dann raſch im Zimmer auf und nieder.

Der König hatte unter den zahlreichen Schiffen ſeine Barke entdeckt, die nach dem Strande herüberſchoß. In ihr ſtand neben Lord Digby der bleiche van Dyk. Er kam ſeit einem halben Jahr das erſte Mal zu ſeinem Fürſten, der ihn noch einmal dringend eingeladen.

Karl ſchritt dem eintretenden Maler entgegen und reichte ihm die Hand, welche van Dyk inbrünſtig küßte.

„Alſo nachdem ich ſo geſcholten, kommt Ihr endlich zu uns nach Whitehall, Antony? Wir hätten ſterben und verderben können indeß!“

„Und meint Eure Majeſtät, ich habe nicht ſchmerzlich daran gedacht? — Es war bisher mein Stolz, mit all' der Kraft und Künſtlerwürde vor Euch zu treten, Sire, die Ihr von mir als Dank für die Gnaden erwarten könnt, mit denen Ihr mich ſtets überſchüttet. Ich fürchte, Ihr werdet bald ſelbſt erkennen, Sire, daß ich der alte van Dyk nicht mehr bin!“

„Ei, das wollen wir doch ſehen, Antony! Wahrſcheinlich bildet Ihr Euch das nur ein. Werft Euch nur wieder in die gewohnte Thätigkeit, in die freie, ſchöne Welt der Ideale. Ich gebe Euch mein Wort, es ſteht gar nicht ſo ſchlimm. Und nun, van Dyk, will ich Euch eröffnen, warum ich Eure Einſamkeit unterbrochen habe. — Ich, wie meine königliche Gemahlin, wünſchen ſchon längſt die Portraits unſerer Kinder, die Prinzen Karl und James und Prinzeſſin Henriette zu einer Gruppe vereint, zu beſitzen. Euer trüber Zuſtand kam hindernd dazwiſchen, bis ich es doch nicht länger erwarten konnte, Euch zu ſehen. Niemand ſoll Eure Arbeit ſtören, außer der Königin und mir, — ich werde ſtrenge Ordre geben. Dieſe Arbeit ſoll Euren alten Ruf beweiſen. Seid Ihr es zufrieden, van Dyk?“

„Eure Majeſtät hat ganz über mich zu befehlen. Ich würde mich einer Undankbarkeit ſchuldig machen, wollte ich zögern.“

„Das iſt ſchön, Antony! Ihr ſollt ſehen, das Bild wird Euch Selbſtvertrauen geben. Kommt, ich will Euch zu Ihro Majeſtät begleiten.“

Karl ſchob vergnügt ſeine Hand in den Arm des Malers und Beide ſchritten hinaus, indeß Lord Digby ſich beeilte, ſie bei der Königin zu melden. Henriette empfing ihren königlichen Gemahl und den Künſtler mit großer Lebhaftigkeit, ſchalt van Dyk tüchtig aus, und nach kurzem, heiterm Geplauder führte ſie Antony und ſeinen erlauchten Gönner nach dem Zimmer, in welchem die königlichen Kinder gemalt werden ſollten.

Als der Diener die Flügelthüren öffnete, ſah Antony bereits Staffelei und Malergeräth am Platz, indeß die Kinder mit zwei Wachtelhündchen ſpielten.

Bei ihnen aber ſtand — — ! — Der Maler taumelte erbleichend zurück, der Hut entſank ihm!

„Lady Ruthven, Gräfin Gore, Hofmeiſterin der Prinzen und Prinzeſſin! Sie wird dieſelben im Zaume halten, wenn Ihr malt, Antony!“ ſagte der König.

„Mein Gott, was iſt Euch denn? Ihr ſeid ſo bleich und ſchwankt!“ rief die Königin.

„O, es iſt nichts, Majeſtät! In meinem jetzigen Zuſtande geht mir es oft ſo, — es iſt bald vorüber!“ ſtotterte Antony. Er verbeugte ſich gegen Lady Ruthven, legte zitternd Hut und Degen ab, und griff krampfhaft nach dem Reißſtift.

„Ei, Lady Gore, helft doch und ſorgt, daß die Kinder ruhig ſtehen, Ihr ſeid ja ganz verlegen, Liebe?“ ſagte lächelnd der König.

„Sie hat ſtets entfernt von allen Beziehungen des Hofes gelebt,“ bemerkte die Königin entſchuldigend zu van Dyk, „die kleine Ruthven iſt noch ſchüchtern.“

Die kleine Ruthven ward allerdings beim Anblick des Malers wie vom Donner gerührt, bald blaß, bald roth, ein Bild des Schreckens und der Verlegenheit.

Van Dyk, ſeine Verwirrung bezwingend, ſtellte die Kinder und begann die Umriſſe flüchtig hinzuwerfen.

„So gefällt mir die Stellung!“ rief Karl. „Fangt nur getroſt an. Zur Familientafel werde ich Euch abholen und ſehen, ob Ihr ſo gar viel von Eurer alten Kraft verloren habt.“ Er nickte, bot lächelnd der Königin den Arm und verließ mit ihr und Digby das Zimmer.

Tiefe Stille herrſchte im Gemach, nur von einzelnen muthwilligen Kinderlauten unterbrochen.

Mit zaghaftem Entſchluſſe erhob van Dyk das Auge, als ob er nur ſcheu das Wunder anſtaunen dürfe, das ſich ihm offenbarte. Dort ſaß am Fenſter Lady Gore, gebeugt über ein Buch.

Ewiges, allwaltendes Schickſal, das war ſein Bild, das Ideal all' ſeiner Liebesträume! Dieſer Engel in Menſchengeſtalt ſaß leibhaftig vor ihm, es gab einen Abglanz ſeines

Himmels doch hienieden! Sein Auge umflorte ſich, ſeine Hand zitterte. Tiefſtes Weh durchzog van Dyk, eine Todestraurigkeit. — Wohl war Antony van Dyk der Günſtling der Fürſten, der Freund des hohen Adels, der Abgott der glänzenden Frauen des Reichs, mit Ruhm und Ehre überſchüttet, doch bei alledem blieb er — nur ein Maler! Die Ariſtokratie mochte auf's Innigſte mit ihm befreundet ſein, mochte die Ebenbürtigkeit ſeines Geiſtes anerkennen, doch ſich mit ihm durch Familienbande zu verſchmelzen, ihn gewiſſermaßen in ihren hohen Reigen aufzunehmen, das war ein allzu großer, unmöglicher Schritt.

Eben weil van Dyk dies wußte, weil ihm ſein Genie genug des Adels war und er auf derlei hohe Alliancen nie rechnete, war er ſo liebenswürdig und gern geſehen in dieſen Kreiſen. Miß Malader, die ihm ſpäter immer mehr zuwider ward, wäre vielleicht die einzige Ausnahme hiervon geweſen.

Nie hatte Antony aber tiefer den wahren Abſtand ſeiner Stellung gefühlt, als jetzt, wo er die reizende Gore ſah, und ſein Herz ächzte um ſo ſchmerzlicher unter der Nothwendigkeit der Reſignation, als er ſich außerdem ſeines lockern Rufes wohl bewußt war. Selbſt wenn die Standesſchranke nicht geweſen wäre, hatte das Mädchen nicht zehnfach Urſache, vor der Hand eines Mannes zurückzuweichen, an dem nichts makellos war, als ſein Künſtlerruhm?

Er wagte kaum das Allernöthigſte mit ihr zu ſprechen, und Gräfin Gore antwortete beklommen und einſilbig.

Er ſah darin nur einen größeren Beweis ſeines Unglücks. So ward dem Armen dieſes Bild zur Höllenqual.

Er malte den erſten, den zweiten Tag. — Seine Arbeit gefiel ihm nicht; er änderte. — Auch ſo ging es nicht!

Der König und die Königin kamen, ſahen zu, ſchüttelten den Kopf und gingen.

Der Tag der ſechſten Sitzung begann. — Van Dyk war mit ſeiner Menſchenkraft zu Ende. Nicht mehr wiſſend, wo aus noch ein, war er der Verzweiflung nahe!

Plötzlich erſchienen der König, die Königin, Buckingham und Digby. Todtenbläſſe überzog Antony's Geſicht. Das Letzte, was ihn hielt, ſeine Künſtlerehre, war verloren! — Schwankend trat er zurück von der Staffelei.

„Aber, lieber van Dyk, was macht Ihr denn? Bei Gott, ich erkenne Euch nicht wieder!" rief der König, als er das Bild ſah.

Van Dyk wendete ſich haſtig um, der Monarch ſollte ſeine Thränen nicht ſehen.

Da legte der König ſeine Hand auf des Malers Schulter. Eine Hoheit, eine ſtrahlende, holde, majeſtätiſche Freude, von leiſer Rührung durchzittert, ruhte auf dieſem Königsantlitz.

„Antony, Ihr ſeid mit Eurem Menſchen- und Künſtlerſein zu Ende. — Ich ſehe ſchon, der König der Engländer muß dem König der Maler helfen, daß er nicht ſeine Krone einbüßt. — Ich ernenne Euch zum Ritter des Hoſenbandes, zum Kammerherrn, und verleihe Euch Baronetsrang. Und Dich, Villiers, Herzog von Buckingham, frage ich, willſt Du Deine Nichte Maria Ruthven, Gräfin Gore, meinem lieben Freunde van Dyk zum Weibe geben?"

„Meines Fürſten Wunſch iſt mir hohe Freude. Ich grüße Euch von Herzen als Neffe, Antony!"

„Da Ihr nun das Original habt, liebe Gore," ſagte lächelnd Henriette, „bedürft Ihr wohl des Medaillons nicht mehr, und ich kann es der guten Malader wiedergeben?"

Van Dyk war ſtarr! Pinſel, Palette und Malſtock waren ihm entſunken. Er konnte nicht reden, nicht denken.

Eine helle Thräne zitterte im Auge des Königs, der hier im ſtillen Gemach nicht Karl „der Erſte", ſondern „der Große" war. Er gab leiſe ſeiner Umgebung einen Wink, zog die gerührte Königin an ſich und verließ mit den Anderen das Gemach.

Es verging lange Zeit. Weder van Dyk noch Mary Gore erſchienen im Salon Henriettens. — Die Königin ging ſchalkhaft lächelnd zurück und öffnete leiſe das Atelier. — Da lag van Dyk vor der ſchönen Gore auf den Knieen, hielt ſie umfangen und ſchluchzte wie ein Kind. Die kleine Mary aber hatte ſeinen Hals umſchlungen und ſah voll Engelsfreude, ganz wie in Antony's Bild, zu ihm nieder. —

Ein ſtrahlender Hochzeitszug war es, der ſich von Buckinghamhouſe nach der Kathedrale von Weſtminſter bewegte. Die reine Freude, welche König Karl empfand, das Glück zweier Menſchen zu begründen, ſeinen Günſtling und Freund van Dyk aus geiſtigem und körperlichem Untergange zu neuer Schnellkraft und Lebenshoffnung zu erheben, verlieh dieſem prunkvollen Feſte, in dem der Fürſt die Liebenden wie Buckingham ehrte, eine holde, gemüthvolle Weihe, und der Monarch vergaß einen Moment die grollenden Stimmen des Volksgeiſtes, die Schmerzen und Kränkungen, welche ſo reichlich das Geſchick auf ſeinen Pfad geſtreut hatte. Warum konnte der Mann ſein Volk nicht verſtehen, welcher in allen ſeinen Privatbeziehungen als Muſter eines vortrefflichen Charakters gelten durfte? —

Van Dyk, mit neuen, außerordentlichen Ehren geſchmückt, und Mary Gore, durch ihren königlichen Vormund und ihren liebenswürdigen Oheim reich ausgeſtattet, durchlebten zuſammen eine Epoche des Daſeins, die in ihren überreichen Glücksgaben, ihren holden Wonneſtunden zu ſelten und groß war, um auf eine ungetrübte Dauer Anſpruch zu machen. Antony war geneſen, ganz geneſen, er fühlte das. Still und ſelig, faſt mit zaghafter Verehrung umfing er das holde Wunder, das ſich ihm ſtaunenswerth verkörpert hatte, um ihn zu beſſern und neu zu beflügeln. Alle tiefinnerlichſten, unentwickelten Schönheiten ſeines Geiſtes, ſeines Gemüths ſtiegen wie wunderbare Blumen empor und breiteten ihre Düfte, ihren Farbenſchmelz verklärend auf ſein ganzes künftiges Leben. Wie ſchuf es ſich ſo fröhlich und ſo leicht, wie ſtrahlte das vollendete Gemälde der königlichen Kinder, welche Sättigung durchdrang des Künſtlers Sinn!

Mary, ja, Mary hatte ihn gerettet!

Nie war er feſter von Lady Davis' Weiſſagungen überzeugt. Hatte er deren Wahrheit nicht auf das Genaueſte an ſich ſelbſt erfahren? — Daß Antony aber ſo feſt an Lady Davis glaubte, warf, bei allem Glück der jungen Liebe, einen großen, düſtern Schatten auf ſeinen Lebensweg. Er erwartete mit Sicherheit, daß ſich an Lucy Percy und Buckingham jene dunklen, unheilverkündenden Worte bewahrheiten ſollten, die er vernommen hatte, und welche er ſich weder entziffern, noch vernunftmäßig denken konnte. — Lucy Percy ſchien Buckingham doch ſo begeiſtert zu lieben! — War ſie ihm jetzt ſchon treulos? Und wie? — Verrieth ſie ihn? Arbeitete ſie an ſeinem Fall? — Thorheit! Der Herzog ſtand unumſtößlich in des Königs Gunſt! Wer wollte ihn verdrängen? — Strafford? — In ganz England gab es keinen Lord, der alſo hieß, die Grafſchaft Strafford war ja Krondomaine! — Er fand ſich aus dem Dilemma nicht heraus. Mitunter kam er ſich ſelbſt lächerlich vor.

Van Dyk liebte Buckingham aufrichtig. Seitdem Antony den Fuß auf engliſchen Boden geſetzt, war ihm Villiers hold geweſen, er ſtand zu ihm, wie zu Digby, in perſönlichſten Freundſchaftsbeziehungen, und beide Männer paßten in ihrer ganzen Denkungs- und Handlungsweiſe genau zu einander. Dieſelbe Luſt am Glanz, dieſelbe tolle Poeſie, ja dieſelben Fehler hatten Beide. Früher fand Antony es ganz in der Ordnung, daß Buckingham ſich mit der Alles beſiegenden Lucy verband, da er ſein Weib nicht lieben konnte. Die Prophezeiung über Lucy's Treuloſigkeit hatte ihm aber die erſten Bedenken gegeben, und als er nun Villiers durch ſeine Heirath mit Mary Ruthven ſo nahe verbunden war, deſſen Gemahlin, Felicia Ruthven, welche von Mary begreiflicher Weiſe auf Händen getragen wurde, kennen lernte, als er erſt wieder in die Hofkreiſe hineintrat, alle Beziehungen neu in's Auge faſſen und Lucy Percy beobachten konnte, bekam er von des Herzogs Beziehungen zu ihr eine ganz andere Meinung, denn vordem.

Der innige Umgang, welchen er und Mary nunmehr mit der Herzogin Felicia pflogen, ließ ihm dieſe ſchöne, bleiche, reſignirte Frau, mit ihrer leiſe vom Gram umhauchten Milde, ihrer geiſtvollen, klaren Anmuth ſo liebenswerth erſcheinen, daß er Unendliches darum gegeben hätte, beide Gatten zu einem Glücke zu vereinen, wie er es nun ſo reich genoß.

Jetzt erſt, wo ſich das eigentliche Leben in ſeiner ſittlich höchſten Bedeutung ihm erſchloß, fühlte er, was Großes die ächte Ehe ſei, und daß von ihr allein jede Zufriedenheit ausgehe, daß ſie allen Thaten erſt den inneren Zweck und die freudige Siegesgewißheit leihe. Dies und die Ueberzeugung, daß Lady Davis bei Lucy recht habe, machte ihm dieſe Dame nun täglich verhaßter, ließ ihn mit Argwohn auf die geringſten Handlungen und Bemerkungen derſelben lauern. Wie gern hätte er alle ſeine Befürchtungen dem Herzog mitgetheilt, doch durfte er das? — Schließlich wußte aber immer der kindlich fromme Sinn ſeiner Mary, wie trübe er ſich über die allgemeine Lage der Dinge auch äußern mochte, ſeine Ahnungen durch den Hinblick auf die allwaltende Weisheit über den Sternen zu verſcheuchen. Andererſeits zogen ſich auch beide Gatten zu ſehr auf ihre eigene häusliche Glückſeligkeit zurück, denn Liebe hat ſtets ein klein wenig Selbſtſucht im Gefolge. —

Inzwiſchen waren die Rüſtungen zum Zuge nach Rochelle beendet. An dieſem Gedanken hing Buckingham's ganze Seele, er war der Gipfelpunkt ſeines Lebens, er ſollte mit einem Male alle die verworrenen Fragen dieſer argen Tage löſen. Die Mutterſtadt des Hugenottenthums zu entſetzen, Richelieu, ſeinen Todfeind, zu ſchlagen, zu vernichten, ein Verfechter des freien Glaubens nach Paris zu ziehen, um ſeine Lorbeeren, ein neuer Amadis und Bayard, der ſchönen Königin Anna zu Füßen zu legen, als Triumphator nach England heimzukehren, die öffentliche Meinung zu beſiegen, die giftigen Anklagen des Parlaments in glühenden Dank umzuſchmelzen — das war der ſtolze Traum Buckingham's. „Ich mache Euch zum größten Fürſten der Chriſtenheit!“ ſagte er zum König, und Karl wie Lucy Percy, Henriette, der Hof, Antony, Alle glaubten es, weil ſie den glänzenden Herzog liebten. —

Lucy Percy! — Das größte pſychologiſche Räthſel bleibt doch die Seele einer Frau. — Die ſchöne Gräfin hatte, von ahnungsvoller Haſt getrieben, ſelbſt nach Aufklärung ihrer Zukunft geſtrebt, und nachdem ihr dieſelbe in faſt geſpenſtiſchem Grade geworden war — glaubte ſie nicht daran! Ihr ganzes ſtolzes, eigenwilliges Weſen empörte ſich gegen die brutale Beſtimmtheit, mit welcher ihr das Schickſal ihr eigenes freies Selbſt, ihre Gefühle und Handlungen, wie ihre Lebensbahn vorzeichnen wollte, ihr, die ſowohl die Kraft wie den eiſernen Willen hatte, nicht nur über ſich allein, ſondern auch über ihre königliche Freundin wie über den Mann ihrer Gunſt zu verfügen. Der Lady Davis zum Trotz beſchloß ſie, deren Weiſſagungen zu Schanden zu machen! Liebte ſie nicht Buckingham auf's Aufrichtigſte? — Das Einzige, was ſie mit kaltem Entſetzen an jenem Abend erfaßt hatte, war die Eröffnung geweſen, daß ſie einſt von hoher Hand verſchmäht worden ſei. Woher konnte Eleanor Davis das wiſſen? — Ja, ſie hatte voll Ehrgeiz und Ruhmſucht als Mädchen einſt König Karl, da er noch Prinz von Wales war, geliebt, träumte von einem Platze, wie ihn Diane de Poitiers eingenommen; denn unzähmbare Herrſchgier ſchien mit der Muttermilch ihr eingeflößt zu ſein. Wer konnte das ſtumme Spiel ihrer alten Lieblingsintriguen, das ſie ſo gut verborgen, geahnt haben? Einmal nur bemerkte Karl ihre Neigung und wies ſie ab, denn ſein ſtilles, poetiſches Gemüth hatte keine Neigung für dieſes leidenſchaftlich kecke Weib. Dieſe Stunde nagte lange an Lucy's Leben, bis ſie in Buckingham's Liebe zugleich das Mittel ſah, in dem Geliebten den König zu beherrſchen, und ſie ſich an die eitle, voll kleiner Schwächen ſteckende Henriette warf. Außer dem König und ihrem Bruder Algernon konnte Niemand etwas davon erfahren haben. — Und dennoch, ehe ſie an das Talent der Lady Davis glaubte, nahm ſie lieber irgend einen unbekannten Beobachter und Verräther an. — Wer wollte überdies Buckingham ſtürzen, da ſelbſt die gefährlichſten Anklagen des Parlaments den König nur immer mehr in ſeiner Freundſchaft zu Villiers beſtärkten? Lucy glaubte feſter als je an Buckingham's Stern, lachte über die grollende Meute des Volks zu ihren Füßen und beflügelte alle Entwürfe des Geliebten, alle Träume des Königs mit der flatternden Ungeduld ihres nie raſtenden Geiſtes.

Rochelle! An Rochelle hing Alles!

Der Plan war gar nicht ſo hirnlos. Gelang es Buckingham wirklich, die Seeſtadt zu entſetzen, Richelieu zu ſchlagen, ſo mochte ſich die öffentliche Meinung Englands der Regierung wieder zuwenden, denn gegen Siege iſt noch kein Volk gleichgültig geweſen, zumal Krieg gegen Frankreich, Krieg für den Proteſtantismus in England höchſt populär war. Die Feinde der Regierung konnten mithin nur bei dem Gedanken zittern, daß der Feldzug glücken könne. Kurz Alles, Hof wie Nation, wandte ſein Auge fragend auf die Unternehmung.

Endlich war die Flotte bereit, eine Zwangs-Anleihe hatte die Ausrüſtung beſchafft, und Buckingham verabſchiedete ſich vom Hofe, ſeiner Familie, und ging ſo fröhlich, ſo ſiegesgewiß in See, als wenn es den Tanz einer Galliarde gälte. Selbſt van Dyk ward in die Begeiſterung hineingeriſſen, welche alle Welt bei dieſer Gelegenheit ergriffen zu haben ſchien.

Buckingham ſteuerte nach Rochelle und begann die Feindſeligkeiten.

Ein Monat verſtrich, und Rochelle war nicht entſetzt, Richelieu nicht geſchlagen, der Herzog von Buckingham kein Triumphator! Nicht einmal die Inſel Rhé konnte er erlangen!

Der Hoffnungsrauſch, dem man ſich unbedachtſam hingegeben, wich. Die Engländer murrten, in Paris ſang das Volk ſchon einen Gaſſenhauer auf den Herzog, der alſo endigte:

„Pour moi, je suis assuré
Et je pourrais en répondre,
Qu'il prendra la tour de Londres,
S'il ne prend la tour de Rhé.“ —

Nach einer ſchimpflichen Niederlage ward das engliſche Heer in den Sümpfen, im Meere und unter den eben ſo ſchlau wie mörderiſch geführten Schlägen Richelieu's aufgerieben.

Ein Schrei der Wuth ging durch Britannien.

Mit Schmach beladen kehrte der ſtolze Held nach London zurück, die Hoffnung ſeines Lebens, ſeiner Eitelkeit war gebrochen!

Obwohl er nicht einmal den Thurm von Rhé bekommen hatte, bekam er doch nicht den Londoner Tower. Karl empfing ihn, zwar tief bekümmert, doch nicht wie der verletzte Herr den unbeſonnenen und ſchuldigen Diener, nein, zärtlich, wie der Freund den langvermißten Freund empfängt, ja man that wahrhaftig bei Hofe, als ſei eben nichts Erhebliches vorgefallen. So feſt ſaß Buckingham in Karl's I. Herzen, ſo verkannte die Regierung die Lage der Dinge.

Nur Lucy Percy, das Volk, van Dyk und — Buckingham ſelbſt verkannten ſie nicht.

Lucy Percy war die erſte Perſon, der die Binde vom Auge fiel und welcher der eingebildete Schimmer von Macht und Ritterlichkeit, Thatkraft und Glück, der bis jetzt noch Buckingham umwoben, in ſchreckhafter Weiſe wich. Eine fehlgeſchlagene Unternehmung, auf welche die Welt erwartungsvoll geſchaut, iſt der moraliſche Tod eines Staatsmanns. Todt war Buckingham für Lucy, das Weib, dem der Erfolg, dem Macht und Ehre Alles war! Sie verachtete ihn nun eben ſo tief, als ſie ihn einſt vergöttert hatte; es täuſchte ſie nicht, daß ihn der König hielt, ſie wußte, daß der geſegnete Augenblick nunmehr verfloſſen, die Volksgunſt wieder zu gewinnen; ſie ſah, daß Buckingham der Mann nicht war, das leckgewordene Königsſchiff ferner zu leiten. — Gleichwohl vermochte Lucy, ihrer ungeheuren Verſchlagenheit und Verſtellungskunſt zufolge, ſich in ihren äußeren Beziehungen zu ihm ganz gleich zu bleiben. — Es gab aber einen Mann in Europa, der mit bewunderungswürdigem Inſtincte alle Verhältniſſe und Charaktere durchdrang, welcher überdies nichts lieber ſah, als wenn in England die gräulichſte

Verwirrung herrſchte. Das war der Cardinal Richelieu. Ahnte er die geheimen Tiefen im Weſen dieſer Frau, die ihr doch ſelbſt Räthſel waren? — So viel iſt gewiß, daß er Lucy durch Algernon, den Herzog von Northumberland, ihren Bruder, alle Liebescabalen Buckingham's und Anna's, welche Kenſington, Graf Holland und Lucy's eigener Mann begünſtigt hatten, ohne daß ſie davon ahnte, und damit den Beweis von Villiers' Untreue gegen ſie zugehen ließ. — Lucy Percy verachtete nicht nur, nein, ſie haßte Buckingham, und da der Herzog vermöge der unzerſtörbaren Freundſchaft des Königs nicht direct zu ſtürzen war, wünſchte ſie ſehnlichſt, ihm einen Rivalen zu geben, der durch Thatkraft und höhere Begabung den Verhaßten unwiderſtehlich aus der Gunſt des Herrſchers verdrängen ſollte. Richelieu hatte auf ein Haar die wunde Stelle im Herzen dieſes Weibes getroffen, verſtändigte ſich mit ihr, und ſeit dieſer Zeit war der Cardinal merkwürdig genau über alle engliſchen Zuſtände unterrichtet.

Mit dem Benehmen des Königs und des Hofes ſtand die Volksſtimme in grellſtem Widerſpruch. Die Zwangs-Anleihe, zu der man nach Auflöſung des ſtörriſchen Parlaments gegriffen hatte, war durch den fehlgeſchlagenen Krieg auf die Straße geworfen; der Nationalehre wie dem Religionseifer, kitzliche Punkte bei Nationen, war eine unheilbare Wunde geſchlagen; durch ſchmähliche Vergeudung von Menſchenleben wurden viele Familien in Trauer und Wuth verſetzt, und die entlaſſenen Soldaten zogen tobend durch die Straßen von London und verlangten ihren rückſtändigen Sold; denn das aufgebrachte Geld hatte dazu nicht einmal gereicht.

Die Fluth ging hoch, die Vorzeichen eines Bürgerkrieges häuften ſich. Die unſelige Expedition hatte den Handel und Wandel gelähmt, die Arbeiter verdienten nichts, die Schiffe faulten in den Häfen. Drohbriefe flogen umher, ſchreckensvolle Gerüchte liefen durch den Mund der erregten Maſſen.

In dieſer allgemeinen Noth, von Buckingham ſelbſt gedrängt, berief der König mit geheimem Widerwillen das Parlament. Die beiden Häuſer traten zuſammen, der Kampf begann von Neuem und heftiger als jemals. Buckingham, in ihm der König, ward das Ziel aller ſcharfen, todbringenden Geſchoſſe, die zu ſchleudern eine menſchliche Zunge je fähig war.

In den Hofkreiſen war leider kein Mann, den Lucy Percy dem Herzog in ihrer Gunſt wie in Handhabung der Macht als Nebenbuhler hätte entgegenſetzen können, ſie wandte daher ihre Blicke in eine Sphäre, die ſie ſonſt nie mit ihrer Aufmerkſamkeit beehrt hatte. Unter den vielen Rednern des Parlaments waren aber keine größer, der Regierung mit der zerſetzenden Logik ihrer Rede gefährlicher, als zwei Jugendfreunde, der Oreſt und Pylades der Tribüne, John Pym und Wentworth.

John Pym Brymore, von jeher ein Fanatiker der Demokratie, das Product des in induſtriellen Unternehmungen ſelbſtbewußt gewordenen Bürgergeiſtes, welcher ſich ausdehnte und die öffentlichen Angelegenheiten ſo gut wie ſeine Contobücher in die Hand nehmen wollte, beſaß ſchon lange das Herz der Maſſen, ja hatte bereits Jakob's I. Grauen erregt, der ihn „einen Menſchen von gar ſchlechten Geſinnungen“ nannte.

Der Andere war Wentworth, ſein langjähriger Freund, eine offene, edle, mehr zum Romantiſchen geneigte Natur. Von den Wählern ſeines Bezirks in's Parlament gerufen, warf er ſich voll Ehrgeiz auf die Woge der Zeit, verſchmolz ſich mit der Sache des Parlaments und ward Buckingham und dem Hofe um ſo gefährlicher, als ſein Charakter, ſein Wort den Stempel der Wahrheit und des Makelloſen trug, eine Eigenſchaft, die Pym nicht von ſich rühmen konnte.

Die Kluft zwiſchen Regierung und Parlament erweiterte ſich täglich und ſollte, wie Lucy Percy dem Hofe weismachte, durch — ihren Salon ausgefüllt werden. Hier, wo ſich alle Parteien fanden, hoffte ſie, jene Vermittelungs-Intrigue zu ſpinnen, vermöge deren die gefährlichen Redner des Parlaments gefügig gemacht werden ſollten. Lucy

Percy hatte zu dieſen neuen Ränken um ſo mehr Raum, als Buckingham ihre politiſchen Soiréen ſo gut wie gar nicht mehr beſuchte, ja die Gräfin meiſt nur noch beim Könige ſah.

Buckingham war todeswund, krank an Hoffnung und Ehre, im innerſten Weſen zerriſſen. Er grollte in ſeinem prunkvollen Palaſt mit ſich und ſeinem Geſchick, und ſelbſt die Freundſchaft ſeines Herrſchers war ihm kein Troſt.

Einſam in ſeinem Zimmer ſitzt er, den Seinen ſelbſt unzugänglich, und brütet über den verfehlten Zweck ſeines eitlen Lebens. Die Umänderung, welche Lady Davis in van Dyk's Daſein hervorgerufen, vollzog an Villiers der mißglückte Kriegszug nach Rochelle.

Auch Buckingham ging in ſich!

IV.

Felicia, Herzogin von Buckingham, weilte in ihrem Gemach, deſſen Erker hinaus nach dem Garten lag. Weiterhin dehnten ſich am Horizont die grünen Schatten des St. James- und Hyde-Parks, und die glänzende Themſe zitterte fern zur Linken. Sie arbeitete an einer jener prächtigen Tapiſſerien, deren Verfertigung damals noch ausſchließlich die Unterhaltung vornehmer Frauen ausmachte. Dicht dabei auf einem Tiſchchen lag der Othello des ewigen Shakeſpeare, und an einem Pfeiler lehnte die Mandoline.

Felicia! Wie zum Spott ſchien das Geſchick der armen, bleichen und doch ſo liebenswerthen Frau den Namen gegeben zu haben.

Felicia — die Glückliche! Sie war nur einmal im Leben glücklich geweſen, als Buckingham ſie zum Altare führte, und auch da nur in der Einbildung. Selbſt jetzt, wo der Gemahl, krank an Ehre, voll Gram zurückgekehrt und ſie ihm mit zarter, liebewarmer Theilnahme entgegengetreten war, hatte er ſie nicht ſtreng und rauh von ſich gewieſen? Nicht einmal ſein Unglück ſollte ſie theilen!

Sie hatte eben die Scene überleſen, wo Desdemona zu Bette geht, und das Lied „Von der Weide“ lag ihr wie Blei im Sinn. O, wäre ſie doch eine Desdemona, wie glücklich wollte ſie ſein! Im Tode ſelbſt könnte ſie jauchzen, daß ihr Othello ſie über Alles liebe, daß ſelbſt die ſchnödeſte That ſeines Lebens von dieſer höchſten Gluth ein Zeugniß ſei. Ihr Gatte iſt das Gegentheil des Othello.

Unendlich ſchwer war ihr um's Herz; die lange Marter des öden Daſeins laſtete felſengleich auf ihr, ſie mußte faſt aufſchreien im Weh, das mit jedem Tage wuchs und ſie langſam und ſicher zerſtörte.

Sie ließ die Arbeit ſinken und griff nach der Mandoline, dem einzigen Dinge um ſie, das eine Stimme hatte, dem ſie ſich anvertrauen, welches, künſtlich von ihr beſeelt, Mitgefühl heucheln konnte.

Ihre Finger fuhren krampfhaft über die Saiten, und leiſe, mit gebrochener Stimme ſang ſie ein ſchottiſches Schifferlied, ein Andenken ihrer Mädchenjahre, da ſie noch bei den Ihren war.

„Mein Lieb ging weit über See! —
Warum ohne Kuß, warum ohne Blick
Weichſt Du, mein Schatz, von mir?
Vielleicht kehrſt Du, ach! nie zurück.
O ſprich, was that ich Dir?
Mein Lieb ging weit über See! —

Mein Lieb ging weit über See! —
Und als Herzbube nach Hauſe kam,
Lag er geſtreckt im Boot.
Ob ich auch in den Arm ihn nahm,
Sein Blick war ſtill und todt;
Mein Lieb ging weit über See! —“

Sie erſchauerte in ſich. Ein ſtechender Schmerz durchdrang ihre Bruſt, ſie mußte die Hand auf ſie preſſen.

Da vernahm ſie ein leiſes Geräuſch, einen Ton wie Schluchzen hinter ſich. Erſchreckt wendete ſie ſich haſtig um! — Da ſaß Villiers, Herzog von Buckingham, in einer Ecke auf dem Stuhl und weinte bitterlich.

„Villiers, mein Villiers!“ und die arme Frau ſtürzte aufjauchzend zu ihm! — Buckingham, in namenloſer Reue, preßte ſie heftig an ſich, es war, als hätte er ſie neu gefunden, als wäre die Verirrung vergangener Tage ein Traum und Beide ſtänden noch an den Roſenpforten der Liebe und das Glück böte ihnen lächelnden Willkommen!

Die Verirrungen vergangener Tage waren aber kein Traum, das fühlte Niemand beſſer als der Herzog. „O, daß das Unglück erſt den Menſchen weiſe macht! Daß man in eitler Verblendung einander ſo wehe thun muß in dieſem kurzen Leben!“ klagte er zu Felicien.

Alle ihre Tröſtungen, das innerſte beſeligende Liebesglück, welches ihm das reiche Herz dieſer ſchönen, verkannten Frau bot, waren nicht im Stande, das quälende Bewußtſein ſeiner thörichten Handlungen von ihm zu nehmen; im Gegentheil, der Zauber, den ihre Liebeswürdigkeit um die kommenden Tage ſeines Lebens wob, machte ihm erſt recht fühlbar, daß er ſeine Manneſehre, ſein Anſehen, ſeine Lebensbeſtimmung verloren habe. Der einzige Troſt, außer Karl's Freundſchaft, war ihm nur die Gewißheit, daß ſein Weib verſöhnt, daß ſie endlich glücklich ſei.

Ja, jetzt durfte ſie ſich ihres Namens Felicia nicht ſchämen.

Als Karl dieſe Umwandlung im häuslichen Leben Villiers' erfuhr, war er außer ſich vor Freude. Dieſer Zug des Herzogs glich bei dem König zehn verlorene Feldzüge aus, ihm galt der Menſch mehr, als der fähige Diener.

Niemand konnte aber ob deſſen, was geſchehen, entzückter ſein, als van Dyk und Mary. Eng ſchloſſen ſich beide Paare an einander, und unter anderen Umſtänden wäre dieſe Vereinigung das Vorbild einer glücklichen Familie geweſen.

Wie dermalen indeß die Sachen lagen, entſchloß ſich van Dyk, den Herzog von der Falſchheit Lucy's und von ihrem Beſtreben zu überzeugen, Villiers zu verdrängen, ihm einen überlegenen Concurrenten an die Seite zu ſetzen.

Antony hatte wohl bemerkt, welche Aufmerkſamkeit Gräfin Percy den beiden Rednern Pym und Wentworth erwies, wie geſchmeidig ſie Alles zu ebnen ſuchte, was dieſe Leute ihren Anträgen entgegenzuſetzen hatten. Daß Lucy das nicht umſonſt, nicht aus reinem Intereſſe für den Monarchen that, ſondern aus ſelbſtſüchtigen Beweggründen, war ihm gewiß.

Van Dyk beſuchte mit Mary eines Tages den Herzog, der eben mit Felicien im Garten ſpazieren ging. Die Frauen fanden bald in ihren kleinen häuslichen Geheimniſſen Stoff zur Unterhaltung, und Antony wußte es zu veranſtalten, daß er mit Villiers allein war.

„Mylord, ich habe ſchon längſt Gelegenheit nehmen wollen, mit Euch über eine Angelegenheit von großem Gewicht zu ſprechen. Lange ſchwankte ich. Die Furcht, Euch mit meiner redlichen Meinung zu beläſtigen oder gar zu kränken, verhinderte mich; doch ich träumte heute Nacht ſo ſeltſam, daß ich's nicht länger über mich gewinnen kann, zu ſchweigen. Ich bin einmal abergläubiſch!“

Villiers lächelte. „Sprich, Antony! Ich weiß, Du liebſt mich zu ſehr, als daß Du mich verletzen könnteſt.“

„Herzog, mir träumte dieſe Nacht: Lucy Percy führte einen fremden Mann vor den König, und Ihr ſtandet dabei. Da nahm Karl die Orden von Eurer Bruſt, den Admiralsſtab aus Eurer Hand, und gab ſie Jenem, küßte ihn und nannte ihn — Strafford. Ihr waret bleich wie der Tod und eiltet weg!“

„Das iſt ein ſchlimmer Traum, Antony! Gut, daß es noch ein Traum iſt!“

„Mylord, ich glaube, daß Lucy Percy Euch verräth. Ich weiß es nicht, ich glaub' es nur. Sie arbeitet an Eurem Fall, um einen Andern, den ſie ganz beherrſcht, an Eure Stelle zu ſetzen.“

„Ah, Du meinſt einen der Schwätzer des Parlaments, die ſie empfängt? — Nein, nein, Du irrſt Dich, ſie ſoll uns dieſe Zaunkönige nur zahm machen."

„Sie thut mehr, Mylord, ich ſchwör' es Euch! — Glaubt Ihr, daß Gräfin Percy wie eine Dirne ſich wegwirft?"

„Was fällt Dir ein? Nie knauſerte ein Weib mehr mit ihren Reizen!"

„Und doch ertappte ich ſie geſtern Abend in dem geheimen Laubgange, der vom Salon über die Terraſſe in den Garten läuft, als Wentworth ſie in ſeinen Armen hielt und mit ſeinen Küſſen faſt erſtickte!"

„Ha, Teufel! — Dann muß ſie ſicher wiſſen, daß er in ihrem Garn iſt! — Das macht mich ſtutzig!"

Der Herzog ging eine Weile ſchweigend neben Antony. —

„Das muß endlich ein Ende nehmen, dieſe Lage halt' ich nicht aus! Wär' ich nicht Buckingham, wüßt' ich nicht, daß der König nicht ohne mich ſein kann, ich kehrte dem ganzen öffentlichen Leben den Rücken. — Doch entehrt zurücktreten? Nimmermehr! — Noch iſt Rochelle nicht in des Cardinals Hand, man muß es noch einmal wagen!"

„Nach Rochelle noch einmal?"

„Ja, und wenn's mein Tod iſt! Diesmal weiß ich ſicher, daß ich entweder die Franzoſen ſchlage, oder ich komme nicht wieder! Ich will mit Felicien darüber ſprechen." — Damit eilte er raſch vorwärts zu den Frauen.

„Er kommt nicht wieder!" murmelte Antony.

Villiers unterrichtete die Frauen von dem Entſchluß, der durch van Dyk's Nachricht in ihm nunmehr befeſtigt worden war.

Entſetzt wollte Felicia Einſpruch thun.

„Nein, nein, mein Weib," und Buckingham ergriff ihre Hand, „Du ſollſt mich nicht wankend machen. Ich will Dir einen geachteten Namen hinterlaſſen! Verdammt ſei ich, wenn ich meine Ehre nicht einlöſe! — Weine nicht, Kind. Es wird mir nichts geſchehen. — Sieh, ich will

Dich ſogar mit mir nehmen, Felicia! Willſt Du? — Du ſollſt in allen ſchlimmen Stunden bei mir ſein!“

„Ja, Villiers, ich will bei Dir ſein; dann wird Gott Dich mir bewahren. Du ſollſt wiſſen, wenn Du fällſt, daß Du in meinen Armen den letzten Seufzer verhauchſt!“

„Was brauch' ich noch? Und nun zum König, Frau!“ —

An demſelben Abend, wo van Dyk die Gräfin Percy belauſcht hatte, als ſie, ſich ungeſehen glaubend, in den Armen des Agitators lag, gingen John Pym und Wentworth von Carlislehouſe nach einer alten Spelunke von Gray's-Inn-Lane, wo die entſchiedenſten Anhänger der Demokratie, der religiöſen und politiſchen Unabhängigkeit, heimlich zu tagen und ihren Operationsplan zu beſprechen pflegten.

Wentworth war auf's Höchſte erregt.

Wollte ihn Pym nur ſondiren, genug, nach einer Weile blieb er ſtehen und ſagte: „Die Percy iſt doch ein ſchönes Weib! Sie gleicht der Buhlerin in der Offenbarung, von deren Wolluſtbecher die Mächtigen berauſcht werden zu ihrem Verderben!“

„Bei Gott, Du haſt recht!“ rief Wentworth. „Solch ein Weib macht den Mann zum Gott oder zum Dämon!“

„Und weißt Du auch, woraus die Seele dieſer Circe beſteht? — Aus Ehrgeiz und Herrſchſucht!“

„Und biſt Du etwa nicht ehrgeizig, John?“

„Ich bin's wie Du, aber eben deshalb ſoll mich kein Frauenzimmer in Feſſeln ſchlagen. Nimm Dich in Acht vor ihr, ich ſehe wohl, wo ſie hinaus will. Ich betrete das Haus Carlisle nicht wieder, man ſoll nicht ſagen, Brymore habe ſich am Tiſche der Herzoglinge ſatt gegeſſen. — Folge mir, ſie wollen uns fangen und gebrauchen, um uns wegzuwerfen! Will Lucy Percy was von Pym, ſo mag ſie zu ihm kommen; ich diene nie, ich laſſe mich bedienen!“

Pym ging ſeit dieſem Abend nicht mehr zu Lady Percy, Wentworth aber ging hin. Ihn feſſelte in verhängnißvollem Netze der ſtrahlende Blick dieſes verführeriſchen Weibes.

Seine Natur, weicher, poetiſcher als die Pym's, zog ihn unwiderſtehlich zum Ritterthum hin, in ſeiner Seele verband ſich der Gedanke: das ehrwürdige Königsrecht auf das künftige Banner ſeines Lebens zu ſchreiben, mit der Hoffnung, daß Lucy ihm die Myrte in den Lorbeer flechten möge.

Buckingham hatte dem König einen zweiten Zug nach Rochelle vorgeſchlagen, und Karl war darauf nochmals eingegangen. Das Parlament ſollte dazu die Subſidien bewilligen, und in einem Anflug von Großmuth bewilligte es ſie. Lucy Percy lachte höhniſch. „Herr Villiers wird ſich abermals an Richelieu den Kopf einrennen, diesmal aber, bei Gott, ſoll ihm der Thurm von London ſicher ſein!“ — Als das Haus der Gemeinen jedoch an die Expedirung der Subſidienacte gehen ſollte, that es ihnen leid, daß ſie dieſe gute Gelegenheit, die Regierung in die Enge zu treiben, nicht benutzt hatten. Dazu waren ſie gekränkt, daß der König Diggs und Elliot in den Tower geſetzt hatte.

Der Kampf begann wiederum. Die Häupter der Volkspartei wußten diesmal genauer als ſonſt, was ſie wollten. Es war ihnen darum zu thun, die Finanzklemme zu benutzen, um die königliche Prärogative anzutaſten, deren Ausdehnung und Unverwundbarkeit unter Heinrich VIII. wie Eliſabeth den Hauptdamm gegen das Selbſtregierungsgelüſt der Nation gebildet hatte.

So brachten ſie nun plötzlich die „Bitte um Recht“ ein, jenes Geſetz, welches das Parlament als ebenbürtige Macht neben den Thron ſtellte. — Karl I. zögerte, wendete ſich hin und her und ſchrieb eine abweiſende Formel unter das Document. Die Subſidienacte blieb demnach unausgefertigt. — Da entſchloß ſich Buckingham einfach, ſeine Entlaſſung zu erbitten, weil er ſeine Ehre nicht reinzuwaſchen im Stande ſei.

Das war der härteſte Schlag für Karl's Herz, und ehe er den Freund gehen ließ, unterſchrieb er lieber die „Bitte um Recht" mit der alten Gewährungsformel: „Es geſchehe Recht, wie gewünſcht wird!"

Ein Jubelruf durchzog London, man illuminirte, Elliot und Diggs verließen den Tower, das Parlament hatte geſiegt.

Raſch liefen die Subſidien ein, Buckingham rüſtete.

Inzwiſchen flogen eifrig Correſpondenzen von London nach Paris, denn Lucy Percy hatte dem Cardinal Richelieu viel Geſchichten mitzutheilen. Jede Kugel, die in England gegoſſen wurde, konnte er in Paris im Voraus zählen. Ungeſcheut beging die heuchleriſche Freundin Henriettens, eine Dame aus königlichem Blute, ein Verbrechen, für das man den gemeinen Soldaten hängt!

Trotzdem der König dem Lande eine ſo große Conceſſion gemacht hatte, glaubte das Parlament mit Bewilligung der Gelder genug gethan zu haben und warf ſich wiederum in rückhaltsloſem Grimm auf Villiers. Da, nicht länger ſeines Zornes mächtig, löſte Karl das unverſöhnliche Parlament auf. „Verdammt will ich ſein, wenn ich es jemals wieder einberufe!" hatte er geſagt.

Vom Hauſe der Gemeinen waren aber Einige, die nicht ſo dachten, wie ihre Genoſſen, und heimlich der Regierung ihre Dienſte boten, Elliot, Diggs und Wentworth. Letzterer trat an jenem Abend, wo London ob der durchgegangenen Petition illuminirte, zu Lucy in's Gemach und rief: „Gräfin, der König hat mich entwaffnet, melden Sie ihm, daß ich fortan ſein Diener bin!"

Buckingham hatte diesmal Alles ſorgſam vorbereitet und überlegt, nichts war von ihm verſäumt worden, was zum Gelingen der zweiten Expedition beitragen konnte. Er hatte bereits ein kleines Geſchwader den Bewohnern Rochelles zu Hülfe geſchickt, und wider alles Erwarten hatten die Engländer die Truppen des Cardinals ſehr beunruhigt, namentlich mehrmals ſehr nachdrücklich den rieſigen Dammbau gehindert und beſchädigt, welchen Richelieu unternommen hatte, um die Stadt ganz einzuſchließen.

So viele Hoffnungen der König daran auch neuerdings knüpfen mochte, ſo machte ſich Buckingham doch über das Unternehmen keine Illuſionen. Ihn trieb nur die Verzweiflung, die Tollkühnheit, ſich ſelbſt in die Wage des Schickſals zu werfen, und obwohl er es verheimlichte, ſuchte er doch den Tod. — „Dies Geſindel glaubt nicht eher, daß ich es redlich meine, bis ich in den Laufgräben von Rochelle liege!“ ſagte er in einem bittern Augenblick zu Felicia.

Der Tag der Abreiſe kam. In feierlicher Audienz entließ König Karl mit tiefem Kummer und ahnungsvollem Widerſtreben den geliebten Freund, den Mann, der ſein Anhalt, ſein Rathgeber, ſein Genoſſe von Jugend auf geweſen war. Man ſagt, er habe ſogar im letzten Augenblicke noch Villiers vom Kriegszuge abhalten wollen.

Am Morgen des nächſten Tages betrat Buckingham den Hofraum ſeines Hauſes, in welchem ſeine Offiziere ihn erwarteten.

Treu ſeinem Verſprechen nahm er Felicien mit ſich.

Die Herzogin küßte Mary Gore, drückte van Dyk die Hand und ſtieg in den Wagen.

Alle waren tief bewegt und voll Traurigkeit.

„Van Dyk,“ ſagte Villiers, „Du ſtehſt meiner Familie zunächſt, nimm dies Packet.“ — Er gab ihm ein eingeſiegeltes Document. „Sollte mir etwas begegnen, gieb es dem König. Es iſt mein Teſtament. — Gott ſegne Dich und Dein Weib!“ — Er drückte Antony heftig die Hand und wendete ſich raſch nach ſeinem Pferde. Schon hatte er den Fuß im Bügel, als ſich ein Page zu ihm drängte und ihm ein Billet gab.

Van Dyk ſah den Buben an und fuhr zuſammen.

Kaum hatte Buckingham das Briefchen geleſen, als er ſich verfärbte; aber ſtets Herr über ſich, warf er es auf den Boden und lachte: „Unſinn!“ — Er ſchwang ſich in den Sattel. — „Vorwärts, Chevaliers, nach Portsmouth!“

Er lüftete den Hut, nickte Antony und Mary zu, und der glänzende Reiterzug ſtob von dannen, luſtig flatterte des Herzogs weißer Reiherbuſch am blauen Morgenhimmel.

Van Dyk hob das Papier vom Boden auf.

„Mylord!

Gehen Sie nicht nach Portsmouth, unterlaſſen Sie den Kriegszug. Noch in dieſem Monat werden Sie ſterben!

Eleanor, Lady Davis.“

V.

Wohlbehalten langten der Herzog, Felicia und das zahlreiche Gefolge ſeiner Offiziere in Portsmouth an. — Buckingham beſichtigte die Armee, die Flotte und fand Alles im beſten Zuſtande. Er empfing auch noch verſchiedene vornehme Hugenotten, die von Rochelle herübergekommen waren und ihm Briefe und Kunde von dem Stande der Dinge brachten.

Dies Alles ſtimmte ihn ſo heiter, ſeine Seele nahm, einmal in den Strudel des Krieges geworfen, einen ſo freien Schwung, er war ſich diesmal ſeines reinen, ernſten Wollens ſo klar bewußt, daß er nie liebenswürdiger gegen Felicia, nie leutſeliger und heiterer geſtimmt war, als bei dem Feſtmahl, das er den Offizieren gab; denn am nächſten Tage früh ſollte es in See gehen auf den Feind.

Felicia, das erſte Mal ſo mitten in's Lagerleben verſetzt, ward ſelbſt in den Taumel und die Aufregung hineingezogen. Angeſichts dieſer mächtigen Zurüſtungen begannen alle ihre Bedenken und Ahnungen zu ſchwinden, ſie glaubte ſelbſt an den glücklichen Ausgang des Feldzugs.

Ehe ſich Villiers zu Bett legte, küßte er ſein Weib noch einmal inbrünſtig, bat ſie wiederum herzlich um Verzeihung alles Leids, das er ihr je gethan, und verlangte, daß ſie mit ihm bete. Sie beteten zuſammen.

Dann legte er ſich ſtill nieder und ſchlief ein.

Es war wie die Abſolution eines Sterbenden.

Felicia machte ſich darüber allerlei Gedanken. Ruhelos wälzte ſie ſich auf ihrem Lager umher, beängſtigende Gefühle kamen über ſie und das alte Lied „Mein Lieb ging weit über See!“ —

Der nächſte Morgen ſtieg fröhlich über Portsmouth auf und ſtrahlte goldig auf den Hafen, die Wimpel, Segel und Flaggen der verſammelten Schiffe, auf das bunte Treiben der Rhede. Die Truppen waren bereits an Bord, Buckingham und die Herzogin hatten eben ihre Toilette beendigt. Beide begaben ſich darauf in den anſtoßenden Saal, wo ein Frühſtück ſervirt war. Dort begrüßten ſie einige Admirale, mit denen der Herzog noch Verabredungen zu treffen hatte.

„Dies iſt einſtweilen genug, meine Herren,“ ſchloß er; „ſobald wir auf hoher See ſind, laſſe ich die Flotte einen Halbkreis ſchließen und Ihr beehrt mich an meinem Bord mit Eurem Beſuche, dann werde ich Euch den Operationsplan ſpeciell mittheilen!“

Die Offiziere verneigten ſich, und Villiers ſtieß fröhlich mit Felicia auf „glückliche Fahrt“ an, als ſein Adjutant, Sir Thomas Frigar, ihm den Operationsplan überreichte, in welchem derſelbe über Nacht einige Abänderungen hatte machen müſſen.

Mochte Buckingham, als er hineinſah, noch etwas den entlaſſenen Offizieren mittheilen wollen, kurz, er ſchritt ſchnell auf die Außenthür zu, deren Teppich Frigar raſch hinwegſchob.

„Einen Augenblick, meine Herren, noch Gehör!“

Die Offiziere, welche eben den Vorſaal verlaſſen wollten, wendeten ſich raſch um und eilten zum Herzog.

In dem kurzen Gedränge, welches dadurch entſtand, ſchob ſich ein Mann zwiſchen den Teppich und Buckingham und ſtieß dieſem ein Meſſer in den Leib!

Der Herzog ſchrie auf.

Alles prallte entſetzt zurück; Villiers ſchwankte, griff nach dem Degen und eilte ſeinem Mörder durch das Vorzimmer nach. „Hund, Du haſt mich getödtet!" — Dann ſank er röchelnd auf den Boden. „Felicia!"

Ein Schrei antwortete, es war ſein Weib, das neben ihm zuſammenbrach! —

Der Mörder war ohne Widerſtand ergriffen worden, er hatte laut gerufen: „Ich bin's, ich hab's gethan!" — Er war Offizier, Puritaner und hieß Felton. Fanatismus hatte ihn zu der That getrieben.

Der ſtolzeſte, tollkühnſte, übermüthigſte und eitelſte Mann ſeiner Zeit, Villiers, Herzog von Buckingham, war nicht mehr!

Felton's Meſſer führte den Todesſtoß auf das fröhliche Alt-England, mit Villiers verweht die letzte Spur dieſer poeſievollſten wie verworrenſten, ſicher aber charakteriſtiſchſten aller Zeiten.

Die Truppen verließen die Flotte und wurden verabſchiedet, die Expedition war aus. — Statt deren bewegte ſich langſam eine düſtere Cavalcade rückwärts nach London, Villier's Leichenzug, begleitet von einer bleichen, thränenloſen Frau, der armen Felicia. — Lange dem Conduct voraus flatterte aber die Unglücksbotſchaft zu van Dyk, wälzte ſich wie ein düſteres Wetter über London her.

Es war, als ſei in England ein neues Jahrhundert angebrochen.

Antony und Mary fuhren der armen Herzogin entgegen. Welch herzzerreißend Wiederſehen!

„Ich habe nur Euch noch, Kinder," ſchluchzte die Arme. „Behütet mich vor Wahnſinn!"

Da ſtieg in van Dyk der Gedanke auf, England, dies Land der Trübſal, zu verlaſſen und nach ſeiner Heimath, nach Amſterdam, zu gehen.

König Karl empfing die Botſchaft von Buckingham's Ermordung, als er beim Morgengottesdienſt war. Graf Holland flüſterte ſie ihm zu. — Der Monarch richtete ſich ſteif auf, alles Blut ſtieg ihm nach dem Antlitz. Er hob, Stillſchweigen gebietend, leiſe die Hand, beendete den Gottesdienſt und begab ſich raſch nach Whitehall.

In ſein Zimmer ſchloß er ſich ein, dort brach er ſchluchzend in die Kniee und jammerte: „Du biſt mein Märtyrer, der Märtyrer meiner Sache!“ Er fühlte, daß er nun unbeſchützt, allein ſeinen Feinden gegenüberſtehe! —

Als König Karl aus ſeiner Jammerzelle heraustrat, war er ein anderer Menſch. England hatte ihm den treueſten Freund getödtet, England ſehe ſich vor! Tod ſchwur er dem zügelloſen Volksgeiſt, der dieſe That geboren, Tod denen, die noch den Finger nach Dingen ſtreckten, die er ſein unantaſtbar Recht nannte. Sonſt ſo phlegmatiſch, wird er plötzlich von kecker Thätigkeit erfaßt; er will ſelbſt Alles in Allem ſein, will Keinen mehr lieben, Keinen hören. — Seit jenem Tage trägt er zum ewigen Gedächtniß ein ſchwarzes Kleid bis an den Tod.

Trotz und Schwermuth in der Bruſt machen ihn, wie vom Fatum getrieben, zum Despoten!

Draußen aber, auf der Nation, lag eine kalte, unheimliche Stille. Das erſte Opfer iſt gefallen, und noch ſteht die Welt!

Im Hauſe der Gemeinen erſcholl an einem dieſer Tage eine tiefe, grollende Stimme:

„Der König des Himmels wird über den König der Erde den Sieg davontragen!“ — Das war die Stimme eines noch unſcheinbaren Mannes, er hieß Oliver Cromwell.

In denſelben Tagen erhielt John Pym einen Brief von Wentworth, der ihn zu einer Unterredung nach Greenwich lud.

Sie hatten lange einander nicht geſehen. — Dort im Wirthshauſe trafen die Freunde zuſammen.

Ob ſie ſich einander entfremdet hatten, ob Ueberſchweres Beider Seele drückte, genug, ſie ſprachen während des Imbiſſes kein Wort. Dann ſchlug Pym einen Spaziergang auf's freie Feld vor, Wentworth folgte ihm.

„Nun ſag' mir, was Du haſt,“ begann John, „aber mach's kurz, ich kann es mir ſchon denken.“

„Buckingham iſt todt!“

„Das iſt ein großes Wort nach beiden Seiten hin!“

„Pym, giebt es denn keine Möglichkeit, das Recht der Nation mit dem des Königs zu verbinden?“

„Jetzt noch, nach Felton's That? — Nein, es iſt vorbei! Ein Thor, der es noch wagen will; die Fluth bricht los und reißt ihn mit ſich hinab!“

„Auch über uns wird ſie hinweggehen, John!“

„Dann ſterb' ich auf der Wahlſtatt. Doch davon iſt nicht die Rede jetzt. Ich will nur wiſſen, ob Du mit uns, oder gegen uns biſt?“

„Ich ſtehe fortan zum König.“

„Ihr ſteht zum König?“ — Pym ſah ihn ſchweigend eine Weile an. „Ihr verlaßt uns? Gut! Ich ſchwör' Euch zu, ich laſſe Euch nicht eher, bis Euer Kopf zu meinen Füßen liegt. Mögt Ihr mit mir ein Gleiches thun! Lebt wohl!“

Die Jugendfreunde trennten ſich für immer.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

In ſtrahlendem Kerzenſchein glühten die ſieben Fenſter des Audienzſaales zu Whitehall.

Es iſt große Cour. Cavaliere drängen ſich, die Roben der Damen rauſchen, und unter dem goldenen Baldachin ſteht König Karl im ſchwarzen Gewand und ſchaut ſo kalt, ſo bleich auf all' den Stolz ſeines Landes. Neben ihm iſt Henriette, ernſter als ſonſt, und Erzbiſchof Laud und Le Roy, der Attorney-General, die geſchickten Geſellen im Unglückbereiten.

Da tönt der Marſchallsruf, und herein ſchreitet Lucy Percy, ſiegesgewiß, lächelnd in ihren Juwelen. Am Arme führt ſie Thomas Wentworth, den gezähmten Löwen des Parlaments.

Tief beugt er ſich vor der Majeſtät, die er ſo oft angegriffen.

„Zum Zeichen meiner Huld und Gnade, und daß Du ſtark ſeiſt in der heiligen Sache Deines Königs, ernenne ich Dich, Thomas Wentworth Eſquire, zum Lord und Grafen von Strafford.“

„Heil, Heil Dir, Graf von Strafford!“ rufen die Marſchälle.

Da tritt ein bleicher Mann, ſchwarz wie der König angethan, ein junges Weib in Trauer am Arm, ein bleiches Frauenbild im Wittwenſchleier zur Seite, aus den glänzenden Reihen des Hofes heran an den Thron und läßt ſich auf das Knie nieder.

„Und ich, Antony van Dyk, ein ſchlichter Maler zwar, durch Deine Gnade, Herr, aber Ritter des Bathordens und Hoſenbandes, bitte Dich, Du wolleſt mich und die Meinen in Gnaden aus Deinem Reiche entlaſſen, mir bangt nach meiner Heimath!“

Lucy Percy ward blaß wie der Tod. Der König ſah auf Felicia und eine Thräne fiel auf ſein Wamms.

„Zieh’ in Frieden, Antony, Gott ſchütze Dich und die Deinen!“

Van Dyk erhob ſich und ſchritt mit den Frauen hinweg. Einen Moment blieb er vor Lucy Percy ſtehen und ſagte: „Lady Davis grüßt Euch!“

Lucy ſchrie auf und taumelte. —

Am andern Tage verließ Antony van Dyk mit ſeiner Mary und Felicia England. Er lächelte erſt wieder, als er die Thürme des lieben Amſterdam aus den Meereswellen ſteigen ſah.

Ja, Mary hatte van Dyk gerettet. Strafford aber ſtand an Buckingham’s Stelle.

Die Pforte der Zukunft.

Novelle.

4*

I.

Kennt Ihr jene hohen Geſtalten, gehüllt in dröhnend Erz, mit buntem Wappenſchmuck und leuchtender Deviſe, das trotzige Haupt umwallt vom rauſchenden Helmbuſch? — Weſſen Jugend iſt nicht erglüht unter den Sagen und Legenden, aus denen ihm, „auf der Bruſt das Kreuz", das Ritterthum in ſeinen Titanenkämpfen voll wilder Majeſtät entgegentritt?

Dies Ritterthum war eine politiſche Macht, eine ungeheure Macht zum Schutz, aber auch zum Trutz des Fürſten!

So lange auf dem Vaſallenthum das ganze Kriegsweſen beruhte und der Herrſcher durch ſeine großen Barone allein im Stande war, das Chriſtenthum erobernd auszubreiten, den mächtigen Nachbar einzuſchüchtern, die Mongolenhorden zum Oſten zurückzuſtauen, war er in allen größeren Fragen der Zeit weſentlich von ihnen abhängig, und jeder Graf oder Herzog mochte in ſeinem Lehn- oder Grundbeſitz ein eben ſo großer, ja oft ein ſelbſtſtändigerer Monarch ſein, als der Oberlehnsherr. Wenn Letzterer nicht durch die gewaltigen Eigenſchaften ſeiner Perſon ſich allgemeine Unterordnung erzwang, führte er inmitten ſeiner Treuen ein blutſaures Daſein, ja er war oft ſelbſt der Diener ſeiner Knechte.

Die Reformation endlich legte dem Ritterthum die Axt an die Wurzel, die Erfindung des Schießpulvers, das Erblühen der Städte wand den „großen Herren“ die Waffengewalt langſam aus den Händen. Der dreißigjährige Krieg vernichtete vollends den gothiſchen Dom des Vaſallenthums. Heinrich VIII. und Eliſabeth, Guſtav Adolph und Calvin, die Bartholomäusnacht und der ſchottiſche Bürgerkrieg ſchlugen furchtbar Breſche in den ehernen Phalanx jener Geſchlechter, denen Europa die Ausbreitung des Chriſtenthums, ja ſeine Oberherrſchaft auf Erden hauptſächlich zu danken hat.

Wenn wir über jene Zeiten den Vorhang fallen laſſen und die großen Geſchlechter unſerer Tage betrachten, treten wir in eine andere Welt. Das politiſche Ritterthum iſt begraben, der Adel iſt geblieben.

Sein innerſter Begriff iſt noch derſelbe wie ehemals, ſeine politiſche Stellung, ſeine Form aber nicht. „Ich diene“ iſt die Deviſe der heutigen Großen, keine Floskel der Courtoiſie mehr, ſondern Folge hiſtoriſcher Nothwendigkeit.

Der Ritter des Mittelalters diente aber nie, er leiſtete nur Hülfe, das iſt der Unterſchied. Von Tag zu Tage mehr ſuchen unſere vornehmen Geſchlechter ihren Stolz, ihre Ehre im Aufbau des Gemeinwohls, in landwirthſchaftlicher und induſtrieller Unternehmung, in wiſſenſchaftlichem Eifer, im Glanze der vaterländiſchen Wehrkraft, in gemeinſinnigem Mitwirken zu den höchſten Zwecken der Entwickelung der Völker und Menſchheit.

Das Princip des Adels hat durch die Geſchichte des Mittelalters eine tragiſche, aber wohlthätige Reinigung erfahren und iſt in die Bahn getreten, wo es ſeinem Ideal am nächſten kommen dürfte: dem Ideal, *daß die Beſten der Nation die Erſten ſein ſollen.*

Vom Sinken des Adels im Mittelalter bis zu ſeiner heutigen Entwickelung iſt eine ungeheure Kluft voll Blut und Thränen, voll unverſchuldeten wie ſchuldigen Unglücks. —

Verſetzen wir uns in das alte Paris mit ſeinen hohen Giebeln und dicken Schornſteinen, mit ſeinen verräucherten, grauen Häuſerfronten, die ſelten nur von einem modernen Bau unterbrochen werden.

Der Gewaltige, der ſein Gewiſſen zur Thronesſtufe ſeines Herrn gemacht, deſſen rückſichtsloſe Conſequenz mit blutiger Geißel die üppigen Geſchlechter gezüchtigt, lebt noch! Richelieu, wohl alt und krank, regiert noch immer Frankreich, und die Völker der Erde zittern vor ſeinen Gedanken.

Wiewohl Paris, ganz Frankreich, ja die Welt wußte, daß er leide, daß ſeine Lebensſonne ſich zum Hingang neige, glaubte doch kein Menſch ſo bald an ſeinen Tod. Man wagte denſelben weder zu hoffen, noch wußte man, was er im Gefolge haben möge. Dieſer Mann ſchien ewig leben zu müſſen.

Plötzlich belebte ſich die Straße. — Tumult von fern. Garden, Hatſchiere ſprengen voraus und machen Platz. Das Volk ſtürzt an die Fenſter, auf die Straßen.

König Ludwig XIII. kommt plötzlich von St. Germain, die Kutſche, das Gefolge der Cavaliere hinterher, raſt wie die wilde Jagd durch die Straßen. Ein paar arme Leibgardiſten ſtürzen mit den Gäulen, man läßt ſie dahinten. Vorbei iſt Alles!

„Was iſt das? — Was geſchieht?" flüſterte die Menge.

„Und der König war ſo bleich und ſtützte ſein Haupt," ſagten Einzelne. — Ein Trupp Handwerker kommt die Straße herab vom erzbiſchöflichen Palaſt. — „Der Cardinal liegt in den letzten Zügen, eben fuhr der König durch's Portal. Geht nur und ſeht, es iſt ein Teufelslärm um die Einfahrt."

Man ſtürzte fort. — In wenig Minuten war die Reſidenz des Cardinals von einem Meer von Köpfen umgeben, und die Menge war todtenſtill, als wollte ſie den letzten Athemzug des ſterbenden Titanen erlauſchen, der drinnen in Todesnöthen lag. —

In den öſtlichen Theil der Cité, den Herd des damaligen Gewerbfleißes von Paris, war die Nachricht von dem, was ſich in dieſer Stunde mit den Geſchicken des Landes zu begeben ſchien, noch nicht gedrungen.

Hier, im Sitz des bürgerlichen Lebens, hätte man jenes wilde Durcheinander des Verkehrs, jene Ameiſenhaft der Arbeit, jenes betäubende Getöſe vermuthen ſollen, das die Arbeiter- und Handelsviertel großer Städte in unſeren Tagen oft ſo unerträglich macht, ſo ſehr es den Beweis nationalen Wohlſtandes giebt. Davon war aber in jenen Zeiten nichts zu ſpüren. Die mannigfachen Gewerbe, der Verkauf täglicher Bedürfniſſe, der Handel mit Tuch, Linnen, ſeidenen Stoffen, Geräth und Waffen war allerdings in Brauch, in den ariſtokratiſchen Regionen prunkte wohl der Goldſchmied und Juwelier, aber dies Alles war ſpärlicher. Nur hier und da glänzten an den öden Façaden Gegenſtände, die zum Verkauf ausgeſtellt waren, die Werkſtätten lagen auf den Höfen und Alles ging ſtiller zu. Der ſogenannte Zwiſchenhandel, die Speculation, der allgemeine Luxus beſtand ſo gut wie gar nicht, man trug ſeine Kleider lange und legte das Geld weniger auf Zinſen als in den Kaſten. Die Großhändler, welche Rohſtoffe von auswärts einführten, verkauften ſie an die Handwerker gegen baares Geld und im Umſehen. Man hielt weder große offene Lager, noch gab man Credit, es war ein Verkehr aus der Hand in den Mund, ein Umſatz zwiſchen Nachbarn.

Von dieſem allgemeinen Treiben machten indeß einzelne Leute eine Ausnahme. Dieſe hießen nicht ouvriers (Handarbeiter) oder épiciers (Krämer), ſondern négociants (Geſchäftemacher).

Unweit der Ecke der Rue Arcis und der Rue de la Vannerie, jenes hohe, finſtere Haus mit vergitterten Fenſtern und der breiten eiſenbeſchlagenen Thür gehört einem ſolchen Manne. Ueber ſeinem Thorweg ſteht's: „**Mascrani et Cenani, négociants.**“

Sobald der kupferne Klopfer da am Thor bewegt wird, öffnet ein Hausmeiſter, robuſt wie ein Metzger, und man tritt in den großen finſtern Hausflur, welcher, dem Durchgang eines alten Stadtthores vergleichbar, nach einem winkeligen Hofe führt, den mannigfache Wirthſchaftsbauten umſchließen. Von dieſem Hausflur führen links ein paar Stufen zu der dunklen Wohnung des Cerberus, der dem Beſucher eben geöffnet, ihr gegenüber liegt ein Bogengang, welchen ſtets ein Lämpchen erhellen muß, damit man nicht falle. Schreitet man ihn hinab, ſo kommt man zu einer Glasthür, die des Nachts durch eine dreifache eiſerne Vorthür mit ungeheuren Schlöſſern verwahrt wird, das iſt das Comptoir. „Hier iſt Geld genug,“ das wittert Jeder, der dieſe Sicherheits-Anſtalten ſieht. Neben dem Comptoir, in einer Seitenfortſetzung des Ganges, liegt die ſchmale, ſteinerne Treppe, welche in den oberen Stock, vermuthlich zu den Wohnräumen des Herrn führt.

Tritt man in's Comptoir, ſo würde man glauben, bei einem großen Banquier, einem Händler mit Werthpapieren zu ſein. Etwa zwanzig Männer ſitzen ſchreibend und calculirend über den Büchern und würdigen den Kommenden keines Blicks. Einer von ihnen zieht gelegentlich die Schnur einer Glocke.

Nach einer Pauſe erſcheint unter der Thür des Nebenzimmers ein hagerer Herr, ſteif, als wenn er ein Lineal verſchluckt hätte, die Feder in der Hand, betrachtet den Beſucher und fragt dann: „Wie viel brauchen Sie?“

Manchen Tag fragt er das wohl fünfzigmal, denn es giebt gar ſo viele Menſchen in der Welt, die etwas brauchen.

Das iſt der Principal, der Regent des Geſchäfts, iſt Signor Girolamo Cenani, der nach dem frühen Ableben ſeines Compagnons Maserani die Doppelfirma allein weiterführt. Er iſt Millionär, der Pluto des alten Paris, von Jedermann gehaßt, der mit ihm Geſchäfte gemacht hat, von Jedem geliebt, der zu ihm kommt. Die Ariſtokratie füttert ihn mit Schmeicheleien, Richelieu ſelbſt ſieht ihn gern. Dabei iſt er aber von einer Trockenheit, einer cyniſchen Schärfe, einer unvergleichlichen Grobheit, wie man ſie damals von einem Manne des Erwerbes im Allgemeinen noch nicht gewohnt war. Er konnte zwar auch freundlich, ja luſtig ſein, aber dann blitzte ſein Auge noch tückiſcher, ſein Mund zog ſich noch höhniſcher, und die Falten ſeines braunen Geſichts ſahen aus wie die Draperie eines egyptiſchen Gewandes.

Dieſer Herr Cenani war vor vierzig Jahren als ein armer Savoyardenjunge mit ſeinem Bündelchen in Paris eingezogen, und nun nannte er Richelieu ſelbſt ſeinen Schuldner!

Die Art ſeines Geſchäfts war auch eine ganz eigene, für unſere modernen Zeiten nicht mehr recht begreifliche, aber gewinnreich, ſehr gewinnreich! Cenani war kein Banquier in unſerm modernen Sinne, das Geld war ihm keine Waare, er ſetzte keine Summen auf irgend einen Cours, war überhaupt kein Kaufmann, weil in ſeinem Geſchäft weder Circulation noch Speculation ſtattfand. Wollen wir es am beſten begreifen, müſſen wir Cenani eigentlich einen Pfandleiher nennen. Er lieh auf Pfänder, aber auf was für welche!

Die heilloſe Wirthſchaft, welche in den verſchiedenen Verwaltungszweigen des Landes herrſchte, die Käuflichkeit der Aemter, Diplome und Patente, die Umwälzungen, welchen der Grundbeſitz in einer Zeit ausgeſetzt war, wo die feudalen Bande ſich löſten und aus dem Zuſammenbrechen der Macht des Adels endloſe Verluſte ſeiner verſchiedenſten Beſitz- und Herrſchaftsrechte erwuchſen, dienten einem ſpitzbübiſch pfiffigen Menſchen, wie Cenani, als Baſis. Hatte der Adlige zum Beiſpiel kein Geld, um bei Hofe zu glänzen, ſo verpfändete er Cenani ſeine Beſitzungen. Wenn der Negociant ihm nun höchſtens ein Drittel des Minimalwerthes ſeiner Beſitzungen geliehen hatte, gab er ihm nichts mehr. Cenani liebte auch keine langen Proceſſe, ſondern lieh nur unter einer Bedingung: „Am Verfalltag Geld und Zinſen, oder die Güter, Sela!“ — Das Uebrige beſorgte dann einfach der Gerichtsſchreiber.

In den Hugenottenkriegen, bei den vielen Verſchwörungen und Coalitionen gegen Richelieu ſchoß Cenani nach Kräften vor, damit die Edelleute Waffen kaufen und Mannſchaften ſammeln konnten. Dadurch wäre er entſchieden Hochverräther und Genoſſe der Verſchwörer geworden, aber Richelieu empfing von ihm jede Woche eine Liſte ſeiner Geſchäfte, mit obligaten Randgloſſen verſehen, und brauchte, auf weitere Nachrichten ſeiner Spione geſtützt, nur auf das Papier zu blicken, um ſeine Leute zu kennen. Der Vortheil des Staatsmannes und des Kaufmannes gingen ſomit Hand in Hand; Richelieu erfuhr, wer von ſeinen Gegnern große Unternehmungen vorhatte, und warf ſich im rechten Moment wie ein Panther auf ſeine Beute; unſerm Cenani aber war es gerade darum zu thun, daß die Verſchwörer *ertappt* wurden und er ſein Capital *einbüßte*, denn er nahm dafür die Beſitzungen und Kleinodien zu ſkandalöſer Taxe und ſchnitt ſicher nie unter hundert Procent ab.

„Gewinn iſt Segen, wenn man ihn nicht ſtiehlt!“ Cenani war ein chriſtlicher Shylock, ſein Geſchäft war auf den Ruin ſeiner Kunden gerichtet.

„Pfänder, Pfänder! Ganz Frankreich zum Pfande!“ das war ſein Motto. Nie war er vergnügter, als wenn er ſagen konnte: „Der Schuft von Herzog! Ich hab' ein entſetzliches Geld an ihm verloren.“ Dann konnte man darauf ſchwören, daß er mit dem berühmten Pater Joſeph, der rechten Hand Richelieu's, welcher auch *ſein* Beichtvater war, lange Berathungen in ſeinem Cloſet hielt.

Das war aber noch nicht genug. Cenani war auch *Finanz-Pächter*, er zahlte dem Staat eine gewiſſe Quote für die Steuern einer Provinz und preßte heraus, was möglich war, pfändete, verkaufte, parzellirte, wo man nicht zahlen konnte, kurz, machte das allgemeine, durch die Adelswirren erhöhte Elend des Landes zu ſeiner Goldquelle.

In der Seele dieſes Menſchen lebte nur ein Gedanke, eine Sehnſucht, eine Gier: der Profit.

Nein, doch nicht ganz! Er kannte noch etwas Höheres, ſeine ſechzehnjährige Tochter Marietta. Gleich Shylock erwucherte er Nabob-Schätze, um ſeine Tochter zum beneidenswertheſten Weibe von Paris zu machen. Abgöttiſch in ſeiner Liebe, kannte er keine Grenzen der Verſchwendung, wo es galt, ſie lächeln zu machen; Unſummen gab er in ſeiner tiefen Bigotterie an Prieſter und Stiftungen, damit von geweihten Lippen nur ſeines Kindes Glück beim Himmel befürwortet werde.

Marietta Cenani war ſchön, madonnenſchön und reich, das wußte die Welt.

Vielleicht hätte er ſie einem Herzog oder Marſchall von Frankreich gegeben — vielleicht! — Einem Kaufmann oder Edelmann ſchlechtweg? — nie! Ja, er war auf ſein Kind und deſſen Liebe ſo eiferſüchtig, daß er ſie am liebſten Keinem gab. „Wenn ich todt bin, Herzchen, wenn ich todt bin, kannſt Du heirathen; Dich nimmt der Größte zu jeder Zeit!“

Leider ſtimmten die Gefühle der Tochter mit denen des Alten gar ſchlecht. Sie liebte den Vater nicht. Von ſeinen Geſchäften hatte ſie allerdings keine Idee; ob all' das Gold ehrlich oder unehrlich verdient ſei, konnte ſie nicht ermeſſen. Sie liebte ihren Vater überhaupt nicht, hatte ſelten ein Lächeln für ſeine abgöttiſche Güte, denn ihre todte Mutter, ihr Ideal, hatte ihren Vater *nie* geliebt. Marietta fühlte faſt eine Art Widerwillen bei ſeinem Anblick, und ſo oft ſie ſich deshalb auch Gewiſſensſcrupel machte, konnte ſie doch keinen Funken Neigung für ihn aufbringen.

Nichts macht ein Kind unempfindlicher gegen Eltern, als wenn es ſieht, daß ſie *ohne Liebe miteinander leben*. Marietta wußte, daß ihre Mutter an gebrochenem Herzen, an Liebesleere geſtorben war, ſie hörte noch ihre letzte zitternde Mahnung: „Heirathe nie einen Kaufmann! Lieber ſtirb arm und vergeſſen!“

Wie aber Marietta über ihre Zukunft dachte, war ſchwer zu ermitteln. Sie verbrachte, ſeitdem ſie aus dem Penſionat des Kloſters in's Elternhaus zurückgekehrt war, ihre Tage in Geſellſchaft einer armen Freundin aus der Penſion, Celie, zu, welche ſie ſich dictatoriſch beigeſellt hatte und die eben ſo kalt und ſpröde gegen den alten Cenani ſchien, als ſeine

Tochter. An beiden Mädchen glitten alle Huldigungen und Geſchenke des alten Mannes ab, ſie waren froh, wenn er fortging, und nur wenn ſie ſich allein wußten, ſchien ein anderes Leben, ein anderes Denken und Fühlen in ihnen zu erwachen.

Das Perſonal des Comptoirs beſtand außer dem Principal in ſechs Secretairen, welche die Correſpondenz beſorgten, einem Adjunct, der ein alter, wegen Betrugs entſetzter Richter, gleichſam der lebende Codex Cenani's war; ferner waren da drei Buchhalter und acht Bevollmächtigte, die abwechſelnd auf Reiſen gingen, Gelder eintrieben, Maßregeln gegen die Schuldner trafen, Inſtructionen ausführten, kurz, durchtriebene Burſchen, die keinen Spaß verſtanden.

Ueber dieſem wohlgeſchulten Mechanismus, der weniger dem Getriebe eines Handelshauſes, als vielmehr dem Bureau einer Steuer-Verwaltung glich, ſtand ein oberſter Leiter, ein Disponent, der Liebling und Vertraute Cenani's.

Dort hinter dem beſonders abgeſchloſſenen Raum, durch eine Schirmwand dem müßigen Beſchauer ringsum verdeckt, ſitzt er am Fenſter unter einem Wuſt von Papieren, rechnend, correſpondirend, das lebende Bild zerſetzenden Verſtandes, eiſerner Fühlloſigkeit.

Und doch zählt dieſer Mann, der jüngſte von all' jenen Rechnungsmenſchen, höchſtens dreiundzwanzig Jahre.

Sein Wamms und Beinkleid, obwohl nur von braunem flandriſchen Tuch, ſind auf's Sauberſte gehalten, ſeine Art, ſich zu tragen, der Degen mit Silbergehänge, der in der Ecke lehnt, deutet faſt auf einen Cavalier.

Schlank und hochgewachſen iſt er, und wenn ihm auch die leichte Grazie der Bewegung abgeht, wie ſie den Edelmann kennzeichnet, macht dieſe herriſche Ruhe, dieſer gebieteriſche Blick, dies ſtolze Hinſchauen über die Anderen den Eindruck eines Mannes, der alle Verhältniſſe mit einem Blick überſieht und das Richtige in drei Worten ſagt. Selbſt Signor Cenani, mit dem ſonſt nicht zu ſpaßen iſt, redet ihn immer glimpflich und „mein lieber Baptiſt“ an, denn der Alte beugt ſich unwillkürlich vor dieſem

Finanztalente, das ihn überſieht. Oft wenn der Alte zu ſeinem gerade dringend beſchäftigten Diſponenten tritt und ihm etwas Nebenſächliches mittheilen will, ſagt dieſer kalt und ſtreng: „Ach was! Unſinn! Laſſen Sie mich arbeiten!“ — Dann ſehen die Anderen ſich ſtumm an, der Alte geht brummend in ſein Cabinet, die Leute lächeln ein wenig und arbeiten weiter.

Baptiſt iſt nicht ſchön, aber ſein Geſicht iſt voll Geiſt, voll Stolz. Sein im Gehen etwas vorgebeugter Kopf beweiſt den Grübler; das hellbraune lange Haar, welches nach der Sitte der Zeit von der Stirn in Locken bis auf den Spitzenkragen fällt, macht ſein etwas blaßbräunliches Geſicht noch länger. Seine Züge ſind edel, aber finſter, ſobald er den Principal oder wen ſonſt im Comtoir anredet; nur zu dem kleinen ältlichen Vernajoux, einem der Buchhalter, iſt er milder, mit ihm ſpricht er wohl hin und wieder ein Wort, das nicht gerade geſchäftlich iſt. Vernajoux ſcheint dagegen den Diſponenten faſt zu vergöttern. — Wenn Baptiſt aber allein iſt, die Thür ſeines Verſchlages zugeworfen hat und ſich unbelauſcht weiß, glätten ſich die ernſten Züge, die Arbeit fliegt nur ſo von ſeiner Hand. Wenn er dann etwas Athem ſchöpft, ſich in den Stuhl zurücklehnt und ſein Auge erhebt, fällt es über Bücher, Rechnungs-Abſchlüſſe und Briefe hinweg auf ein Bild, einen alten Kupferſtich, der ihm gegenüber am Mittelfelde der Schirmwand hängt. Da beleben ſich ſeine Mienen, ſein Auge ſprüht, ſeine Stirn röthet ſich, eine innere, tiefe, unerklärliche Begeiſterung hebt die verborgenen Schwingen, führt ſeine Seele zu Idealen, die wie der Tag zur Nacht zu ſeinem jetzigen Geſchäft paſſen. Siegreich wie ein König blickt er dann ringsum und zieht aus dem Bauſch ſeines Wammſes ein kleines Medaillon, küßt es, ſteckt es wieder ein, lächelt, ſtreicht mit der Hand über die Stirn, als wolle er alle Illuſionen aus ihr wegfegen, und arbeitet von Neuem. Sein Antlitz iſt wieder finſter, ſeine Seele verſchleiert ſich.

Der alte Kupferſtich dort iſt eben nichts Außerordentliches, er ſtellt nur eine Art Triumphbogen im Renaiſſanceſtyl dar, welcher, links und rechts an einer alten Mauer lehnend, die Fernſicht in eine lachende Landſchaft, auf ſaatenreiche Fluren, feſte Städte und das Meer mit Schiffen bietet, über denen die ſtrahlende Morgenſonne aufgeht. Im Mittelgrunde ſind Männer beſchäftigt, Waarenballen, Fäſſer und Kiſten aufzuſpeichern. An der Mauer vorn aber liegen aufgehäuſt zerbrochene Waffen und verſtümmelte Trophäen, Mars und Bellona ſind an die Sockel der beiden Säulen des Portals geſchmiedet und winden ſich umſonſt, loszukommen, indeß Merkur geflügelten Fußes durch den Triumphbogen ſchwebt und ſich umwendend auf die geſegnete Landſchaft zeigt.

Das Ganze trägt die Unterſchrift:

„Die Pforte der Zukunft."

Tiefe Stille iſt im Bureau, nur das mechaniſche Geräuſch der Gänſekiele deutet auf Lebensthätigkeit. Auf der Straße ſcheint es dagegen unruhiger als ſonſt.

Plötzlich erdröhnt von der Seine her der dumpfe, melancholiſche Ton der großen Glocke von Notre-Dame, und von den übrigen Thürmen fallen die ehernen Zungen in erderſchütterndem Kanon ein.

Alle fahren auf. Die Schreibmaſchinen ſtehen. — Baptiſt öffnet ſein Fenſter. Die Straße wimmelt von Menſchen.

Da tritt der Principal haſtig aus ſeinem Cabinet:

„Baptiſt, lieber Baptiſt, was iſt denn?!"

„Sehen Sie nach, Bernajoux!" befahl der junge Mann.

Bernajoux ging hinaus, Alles ſchwieg und lauſchte. — Wenige Minuten ſpäter kam der Buchhalter beſtürzt zurück.

„Das ſind die Sterbeglocken für Seine Eminenz den Cardinal!"

„Richelieu ſtirbt!" ſchrie Cenani. „Gerechter Gott, das giebt eine Umwälzung! O und ich verliere viel Geld an ihm! — Ich muß zu Pater Joſeph, zum Intendanten, muß ſelbſt zuſehen! Schließen Sie das Geſchäft, Baptiſt, ſchließen Sie heute. Man kann nicht wiſſen, was das

Volk unternimmt, oder gar der Adel!" Er hatte gar zu viele Feinde.

Cenani, ganz ſeine ſonſtige Kälte ablegend, eilte fort, hinauf in ſein Zimmer, ſich anzukleiden und ſelbſt zu ſehen, ob es denn möglich ſei, daß ein Richelieu ſterben könne.

„Sie ſind für heute entlaſſen, meine Herren. Morgen früh, wie gewöhnlich. — Vernajoux, Sie bleiben hier, wir werden dieſe Nacht im Comptoir ſchlafen. Sagen Sie dem Hausmeiſter, er ſoll mir meine Piſtolen vom Zimmer holen!"

Die Comptoiriſten entfernten ſich, Baptiſt war allein.

„Was der Alte um ſein todtes Metall für Angſt hat, hahaha!"

Vernajoux trat mit den Waffen ein.

„So iſt's gut," ſagte Baptiſt, „die Hausthür iſt doch verſchloſſen?"

„Verſchloſſen und verrammelt. Der Hausmeiſter paßt an dem Guckloch auf, was draußen vorgeht, und wartet auf den Principal."

„Recht, recht!" — Der Disponent that ein paar Schritte, indeß Vernajoux ſich auf einen Stuhl niederließ und in einem Caſſabuche blätterte.

„Vernajoux, was denken Sie über die Folgen, die Richelieu's Tod nach ſich ziehen wird?"

„Entweder wird ſich Gaſton von Orleans oder Königin Anna des Vertrauens Seiner Majeſtät bemächtigen. So oder ſo, ich ſehe dabei nur Wirren. Der einheitliche Wille, welcher das Land bisher beherrſchte, wird ſich in wer weiß wie viele Günſtlingslaunen auflöſen, wir werden nicht beſſer, aber dafür von ſo und ſo Vielen regiert werden! Urſache zu Händeln und Kämpfen genug!"

„Und wenn's Händel und Kämpfe giebt, wird die Firma Maserani und Cenani ſtets profitiren!"

„Das wird ſie!"

„Hm! — — Haben Sie den General-Rechnungsabſchluß unſerer geſammten Geſchäfte bald beendigt, lieber Bernajoux?"

„Bald, mein Patron, nur die letzten zwei Jahre fehlen noch, dann ſind wir current."

„Ich danke Ihnen jetzt noch nicht, Bernajoux. Vielleicht kommt eine Zeit, wo ich's doppelt kann. Sie ſind ein höchſt fähiger und dabei reeller Mann."

„So weit man's ſein kann," lächelte der Buchhalter.

„Ja wohl, ſo weit man's hier ſein kann. Seitdem ich im Geſchäft bin, kann ich nicht in den Spiegel ſehen, ohne mir wie ein Blutegel vorzukommen."

„'s iſt allzu wahr! Nun, ich ſeh' auf die „Pforte der Zukunft", Herr, und mache mir ſo meine Gedanken. Wenn die Gegenwart nichts bietet, lebt man gern von Hoffnungen."

„Ja, lieber Bernajoux, und dieſer Inſtinct Ihrer Seele, der Sie mit mir auch ohne große Verſtändigung harmoniſch hoffen und fühlen lehrt, macht Sie mir werth und unvergeßlich. — O, bleiben Sie ein halbes Stündchen allein, ich will nur ein paar Athemzüge friſcher Luft im Garten ſchöpfen. — Paſſen Sie gut auf, ich bin gleich wieder hier!"

Baptiſt ging hinaus.

„Geh' nur!" lächelte Bernajoux in ſich hinein, „geh' nur Luft ſchöpfen, ich verſtehe Dich! Weiß ich doch, daß Du drauf ſpeculirſt, des reichen Cenani Schwiegerſohn zu werden. O, wenn Einer aus dieſem Judengeſchäft ein ehrbar Gewerbe machen, eine andere Praxis anbahnen kann, iſt der's. Und er wird mich dann auch nicht vergeſſen, ich weiß es. — Ich habe in meinem ganzen Leben nie ſolch' einen jungen Mann, ſo einen Rechner geſehen! Dieſe Ueberſicht, dieſer Geiſt des Ordners, dieſes Verwaltungs-Genie! Wahrhaftig, aus dem wird noch etwas ganz Beſonderes!"

II.

Während das Volk auf den Straßen harrte, in den Gängen und Vorzimmern des erzbiſchöflichen Palaſtes ſich die hohen Würdenträger, Abbés, Prälaten und Cardinäle, Herzoge und Barone verſammelten, um Frankreichs neues Geſchick zu erwarten, lag Richelieu im furchtbarſten Ringkampf mit dem Allbeſieger Tod.

Vor ſeinen umflorten Blicken zerfloſſen die ſtolzen Erdenkronen, die ſich ſein rückſichtsloſer Ehrgeiz errungen. Allmächtig auf Erden, fühlte er ſich gebrochen, zerſchlagen, winzig wie der Geringſten Einer vor dem Angeſicht der Ewigkeit.

Aller Ruhm ſeines Namens, alle Größe ſeines Landes war ihm nichts mehr nütze, er hatte mit furchtbarer Gewalt jeden Gegner ſeiner Macht zertrümmert, um über den Opfern ſeiner Politik — zu ſterben.

An ſeinem Bett ſtand der bleiche König, der ein verſiegeltes Schreiben, den letzten Willen, die letzten Rathſchläge ſeines Miniſters in zitternder Hand hielt. Umſonſt hatte Ludwig XIII. den Aerzten Gnaden über Gnaden verſprochen, wenn Richelieu gerettet werde, ſelbſt Abu Haſſan, der alte jüdiſche Leibmedicus, hatte ihn aufgegeben.

„Sterben muß er, Majeſtät, doch gebe ich ihm noch fünf Tage. Die Krankheit zerſtört nur langſam dieſe zähe Natur!“

Ludwig ſeufzte tief.

Richelieu aber faßte krampfhaft die Hand eines Prälaten, der auf der Leiſte ſeines Bettes ſaß, eines Italieners von ſchöner, eleganter, ſchlauſchmeichleriſcher Miene.

„Geht nicht von mir, Mazarin, bis ich kalt bin. Laßt Euch nicht ſchrecken durch den Tod. Ich habe noch Manches zu ſagen.“

„Ich werde bei Euch ausharren, Eminenz, bis Gott

Eure arme Seele befreit hat!“ antwortete Jener ernſt und leiſe.

Bald darauf fiel Richelieu in eine große Abſpannung. Faſt ſchien es, als ſolle ſein Leben leiſe und ſchmerzlos verrinnen. Er ward bewußtlos. — Aber aus dieſer Bewußtloſigkeit erhob ſich jäh und entſetzlich die Phantaſie des Fiebers! Aus den finſteren Tiefen ſeiner Seele kroch das Gewiſſen und zeichnete in gräulichen Fresken die ſchlimmen Thaten ſeines Lebens, ein grelles **Mene tekel** an die Wand! Mit dämoniſcher Zunge predigte der Fieberwahn die eigenen Frevel dieſes Mannes, und Ludwig, der Genoſſe ſeiner Handlungen, ſchauerte und zuckte unter der Wucht der Klagen, unter der furchtbaren Wahrheit der Schilderungen, die jäh und zerriſſen von den Lippen Richelieu's flatterten, um in den Vorzimmern vom lauſchenden Ohr der Begleiter des Königs aufgefangen zu werden. Die bleichen Schatten Montmorency's, Valette's, Marillac's und Cinq-Mars' ſchienen ihn heimzuſuchen. Maria von Medicis ſtreichelte ihn, willkommen heißend, mit dürren Todtenfingern, und Andere präſentirten ſpöttiſch das wohlbekannte Gift, von Pater Joſeph gemiſcht, welches ſie auf ſeinen Befehl einſt trinken mußten.

Sprachlos vor Entſetzen, unfähig, länger dieſes Schauſpiel zu ertragen, aus dem die geißelnde Vergeltung des Jenſeits ſchon zu lohnen ſchien, wankte Ludwig, auf Mazarin geſtützt, hinaus. Er floh vor den reuigen Seufzern dieſes Mannes, der ſein Gewiſſen dem Ehrgeiz, dem Ruhm Frankreichs, der Prärogative der königlichen Gewalt geopfert hatte.

„Laßt's ſogleich mich wiſſen, wenn er todt iſt!“ hauchte der Monarch, ſtieg mühſam in den Wagen und zog alle Vorhänge zu.

Mit ihm eilte Alles, was Höfling hieß, ſcheu hinweg. Mazarin war, außer Haſſan und Bournais, Richelieu's Secretair, der Einzige um den Kranken.

Man hatte befohlen, das Glockenläuten einzuſtellen, weil „die Eminenz ſonſt zu ſchwer ſterben könne“, ſagten die Leute.

Gegen Abend wurde Richelieu ruhiger. Die Phantaſien verſchwanden, er ſank bewußtlos in ſich zuſammen. — So lag er die ganze Nacht, den kommenden Tag.

Noch einmal kamen die Viſionen, noch einmal jene Apathie! Es war eine Höllenqual, alſo zu ſterben!

Während ſeiner Beſinnungsloſigkeit nahm Mazarin des Cardinals Papiere unter Verſchluß, wobei ihm Bournais half. Ein ſtillſchweigender Erbſchaftsantritt.

Das Volk, ungeduldig, daß der Tod ſo viel Umſtände mit dem Cardinal machte, verlief ſich murrend und enttäuſcht, ja Viele glaubten ſogar, Richelieu werde ſich am Ende wieder erholen. Die heimliche Freude, welche der Pöbel immer beim Hintritt des Gebieters empfindet, war vereitelt, noch immer ſchien Richelieu zu herrſchen, noch immer hatte man das Gefühl des Drucks, die alte Furcht vor der Macht des Gewaltigen.

Herrn Cenani war es inzwiſchen mit vieler Mühe gelungen, ſich zu überzeugen, daß jede Geneſung Richelieu's unmöglich ſei, er hatte dem Hausintendanten Seiner Eminenz ein Geſchenk verſprochen, wenn derſelbe bei der Nachlaßregulirung ſein Intereſſe vertheidigen wolle, und nahm die Ueberzeugung mit nach Hauſe, daß er „zu ſeinem Gelde kommen werde“. —

Baptiſt, der das Comptoir und Bernajoux verlaſſen hatte, um, wie er ſagte, ein wenig Luft zu ſchöpfen, eilte über den Hof, trat in den Garten und durchſchritt ihn einige Male, ſich ſorgfältig umſchauend. Er war unzweifelhaft mit den Reſultaten ſeiner Unterſuchung zufrieden, denn in einen dunklen Nebengang einbiegend, gelangte er zur Façade eines Seitenflügels, der vom Vorderhauſe ſich nach dem Garten erſtreckte und, von neuerer Bauart als jenes, mit ſeiner ſäulengezierten Veranda, den luftigen Fenſtern mit ſchweren Vorhängen der Sitz aller Pracht, alles Reichthums zu ſein ſchien, deſſen Cenani Herr war. Hier machte der junge Mann Halt, und nachdem er eine

Weile gelauſcht und ſich noch einmal ſorgſam umgeſehen, klatſchte er zweimal.

Nach einigen Augenblicken öffneten ſich die Vorhänge des mittleren Fenſters, ſanken raſch zurück, und bald darauf ward die Thür, welche von der Veranda nach dem Innern des Hauſes führte, entriegelt. Baptiſt trat ein.

Eine glühende, heftige Umarmung, ein jauchzender Gruß, ſelig und frei erwiedert, empfing ihn. In den Armen Baptiſt's, des Disponenten, lag Marietta Cenani, die Tochter des Principals, die Millionärin! —

Die Liebe, welche der ſtolzeſte Edelmann nicht erringen, die ſich mit allen Schätzen der Vater bei ſeinem Kinde nicht erkaufen konnte, gewährte Marietta einem Manne, der arm und der Diener ihres Vaters war!

Als Baptiſt vor einigen Jahren in das Geſchäft Cenani's eintrat, hatte er gewiß am wenigſten daran gedacht, ſein Auge auf die Tochter ſeines Patrons zu werfen. In den Tiefen ſeiner Seele lebten ganz andere Schmerzen, als die der Liebe, ſein Geiſt barg andere Pläne und Berechnungen, als Cenani's Schwiegerſohn zu werden.

Mochte Vernajoux, der nur dunkel eine Ahnung von dem hatte, was in Baptiſt vorging, ihn eines ſolchen Calcüls fähig halten, er ſelbſt war zu edel, zu ſtolz, war viel zu ſehr mit ſich beſchäftigt, um an Marietta zu denken, ihr, wenn er auf ſie traf, je anders als mit ruhiger Höflichkeit zu begegnen.

Er wollte, als er in dies Haus trat, lernen und ſich für ſeine Zwecke beſonders mit einer Art des Geſchäfts vertraut machen, die ſo tief in's geſellſchaftliche Leben der damaligen Zeit eingriff. Indem er das aber mit genialer Schnelligkeit that und ſich zum Herrn des Geſchäfts machte, ward er Cenani im Laufe der Zeit, wie es ſchien, ganz unentbehrlich.

Die ſelbſtbewußte Ruhe, welche ſich im Benehmen und Charakter Baptiſt's ausſprach, die geiſtige Herrſchaft, welche er über den Vater ausübte und der ſich Cenani ebenſo aus Klugheit, wie aus unbewußter Bewunderung fügte, das ſinnende, adlerkühne Auge, die klare Beſtimmtheit ſeines Weſens machten einen tiefen Eindruck auf Marietta, und alle Männer, die ihr mit geheimen Wünſchen nahen mochten, erblichen vor dieſer einfachen, geiſtesſtarken, willensfeſten Mannesnatur in ihrem Herzen! Ihre Phantaſie ſah bald in ihm ein ganz ungewöhnliches, zu beſonderen Dingen berufenes Weſen, ihre von der Einſamkeit genährte Träumerei erhob ſich mit der ganzen Gluth ihrer ſüdlichen Natur, und ſie liebte ihn bereits unſäglich, ehe Baptiſt ahnte, wem dies lohnende Erröthen galt, von wem der Blumenſtrauß kam, der jeden Morgen friſch auf ſein Fenſterbrett geſtellt wurde. Es iſt eine allgemeine Erfahrung, daß dem ächten Weibe der geiſtige Gehalt des Mannes mehr gilt, als ſeine Schönheit, daß ſie dem, der etwas kann, und ſei er ſelbſt häßlich, vor jedem Andern ihre Neigung widmet. Ein Weib wird, wenn ſie den Geliebten preiſen will, nie ſein Ausſehen, ſondern ſtets ſeine Handlungen rühmen!

Wenn Marietta, um Baptiſt aufzumuntern, etwas mehr that, als Mädchen gemeiniglich zu thun pflegen, ſo lag dies in ihrem ſüdlichen Naturell, in der Freiheit, mit welcher ſie bisher ihren Wünſchen folgen konnte, endlich in ihrem Reichthum. Sie fühlte, daß letzterer gerade bei einem Manne, wie Baptiſt, eine Schranke ſeiner Werbung, eine Kluft ſei, über welcher der Stolz Arguswache hielt.

Alle Diplomatie, deren ein Frauenherz fähig iſt, zahlloſe Ränke, die Marietta's Freundin, Celie, ausſinnen half und dann vollführen mußte, waren nöthig, hinter des Vaters Rücken auf Baptiſt einzuwirken und ihn zu einer Aeußerung über die kleine glühende Tochter Italiens zu bewegen. Der Disponent fühlte ſich bereits mit tauſend Spinnennetzen umgeben, als er ſtaunend die Entdeckung machte und Celie es ihm klar zu verſtehen gab, daß die Tochter ſeines Principals ihn liebe.

Baptiſt war ehrgeizig! Er wollte etwas aus ſich machen, und ein heimlicher Inſtinct ſagte ihm, daß er es könne. Sein Herz fühlte ſich daher um ſo mehr überraſcht, als Marietta's Liebe eine Schmeichelei für ihn ſein mußte, die zu zart und unerheuchelt, zu ehrend war, um nicht jene ſtille Eitelkeit zu wecken, die ſich der ſtrebende Mann ſelbſt ſchuldig iſt. Andererſeits hatte er Marietta viel zu wenig beobachtet, um ſich über ihre Perſon ernſtlich Rechenſchaft geben zu können. Welchen Kampf mit Cenani das zur Folge haben müſſe, welche niedrige Speculation man ihm dabei unterſchieben werde, war er ſich in quälendſter Weiſe bewußt, und mit gewohnter Geradheit beſchloß er, Marietta ſelbſt von einer Neigung abzubringen, die ihr wie ihm verderblich werden müſſe.

Er verabredete ein Rendezvous mit Celien und ſetzte Letzterer mit aller ihm zu Gebote ſtehenden Logik auseinander, was er Marietta ſagen wolle, und welche Gründe ihn zu dieſer offenen Handlungsweiſe beſtimmt.

Celie verſprach kopfſchüttelnd, die Freundin darauf vorzubereiten, und Baptiſt ging eines Tages, als Cenani eine Geſchäftsreiſe unternommen, mit klopfendem Herzen und einiger Bangigkeit, aber mit gutem, ehrenvollem Bewußtſein zu dem tête-à-tête, ſeine Pflicht ſtreng zu erfüllen. Im Uebrigen glaubte er Marietta auch durch Celien bereits auf all' die zarten Dinge, welche er ihr zu ſagen hatte, gehörig vorbereitet.

Allerdings war Marietta vorbereitet, aber ſchwerlich in dem Sinne, wie Baptiſt es meinen mochte. Celie hatte der Freundin ſeine Bedenken wegen ihres Reichthums und wegen des Widerſpruchs ihres Vaters mitgetheilt, die aber nur noch mehr Marietta's Liebe ſteigern konnten, ſie hatte ihr jedoch wohlweislich verſchwiegen, daß Baptiſt auch nicht das leiſeſte Zeichen von Neigung verrathen habe. Celie ſah, daß dieſer Mann, trotz, ja vielmehr gerade wegen ſeines eiſernen Strebens, ſeiner Pläne, in Sachen der Liebe ein Kind und wirklich etwas unbeholfen ſei. Sie hoffte darum, die Begegnung werde den Zauber löſen, werde den blöden Seladon entwaffnen.

Marietta und Baptiſt ſahen ſich, und nun, wo des Mädchens Liebreiz auf ihn das erſte Mal unmittelbar wirkte, fiel's ihm wie eine Binde von den Augen.

Sein Herz, bisher allein vom Ehrgeiz, vom Stolz des Ringens erfüllt, erſchloß ſich wie eine Blume dem Wonnethau der Liebe. Der arme Schmetterling war ſchon gefangen, ehe er ein Wort von ſeinen guten Grundſätzen erwähnen konnte, mit denen er ſich zu umpanzern geglaubt.

Baptiſt erwachte aus dem Seligkeitsrauſch des erſten Kuſſes erſt, als er, ſich ängſtlich umblickend, hinter einem Bosquet die ſchalkhaft lachende Celie ſah.

Das Gewiſſen, wie er meinte, ſchlug ihm. Und nun ſetzte er der Geliebten mit um ſo lebendigeren Farben alle Folgen dieſes Moments auseinander.

Umſonſt! — Einem Mädchen, das man in ſeinen Armen hält, dem man glühenden Auges einmal Liebe geſchworen, wird man hinterher nie beweiſen können, daß das ſchädlich ſei.

Alle Gründe, die Baptiſt vorbrachte, widerlegte Marietta, und er ergab ſich lächelnd in ein Schickſal, das ihm doch mit jeder Secunde ſüßer, wonnereicher ſchien, was auch der kalte Verſtand dawider einwenden mochte.

Der Charakter des jungen Mannes war aber ſo willensſtark, daß er ſchließlich doch mit der ganzen Energie ſeines Weſens darauf drang, Marietta müſſe, wenn ſie ihn wahrhaft liebe, folgende Bedingungen eingehen: Das Verhältniß bleibe dem Vater und der Welt ſo lange verſchwiegen, bis er, zufolge ſeiner Lebensſtellung, ſie heirathen könne ob ſie reich oder arm ſei. Sie müſſe, es möge ſich ereignen was da wolle, nie an ſeinem Charakter und an ſeiner heißen Liebe zweifeln. Sie ſolle, falls er das Haus verlaſſe, Bernajoux als ſeinen Freund betrachten und durch denſelben alle Nachrichten an ihn ergehen laſſen.

Mit ſeliger Hingebung fügte ſich das reichſte Weib der Pariſer Bürgerſchaft dem Willen eines Mannes, der vor der Hand noch — nichts war. — Sie ſchenkte ihm ihr Bildniß, er ihr einen Ring mit einer Locke, und das Bündniß war ſo eiſern geſchloſſen, wie es treueſte Liebe je nur vermochte.

Ueber ſeine Ausſichten und Pläne ſprach Baptiſt ſich wenig aus.

„Laß uns die Gegenwart genießen, wer weiß, wie kurz das Glück iſt. Ich werde, wenn Gott mich deſſen würdig hält, mein Ziel erreichen, und Du wirſt mein Weib! — Wie? Wann? — Laß mich nur allein die Abgründe durchmeſſen, die uns vom künftigen Glücke trennen! — Die Zeit der Sorge kommt bald genug.“ — Aus dem Allen ſprach ſich aber doch die ſehr gerechtfertigte Ahnung aus, daß dieſe Zeit geheimer Liebe, dies ruhige Beiſammenſein bald genug gefährdet werden könne. —

Baptiſt und Marietta ſaßen im reich geſchmückten Pavillon, koſten und plauderten, und Celie, die Vertraute Beider, belebte das Geſpräch durch ihre munteren Bemerkungen. Baptiſt war heute ernſter als gewöhnlich, und Marietta drang mit Seufzern und Küſſen in ihn, zu ſagen, was ihn quäle.

„Wenn Du mir auch nicht ſagen kannſt, was Du für Pläne hegſt, mag ich für Deine hohen Dinge auch kein Verſtändniß haben, ſo weiß ich doch, daß Du weit über die Schranken Deines jetzigen Wirkens hinausdenkſt. Dein zukünftiges Weib hat aber wohl ein kleines Recht, Deinen Trübſinn zu theilen, nicht wahr?“

Baptiſt lächelte trotz ſeines Ernſtes.

„Und woher weißt Du, daß meine Gedanken weiter gehen, als für einen Comptoirdiener nöthig iſt?“

„Weil ich einmal am Feierabend, als ihr Alle fort waret, hinunterſchlüpfte und mir Bernajoux die „Pforte der Zukunft“ zeigte, der neuen Zeit, die Du erhoffſt, die Dich bei Deiner Arbeit ſtärkt, der neuen Zeit, wo Mars gefeſſelt und ein Segen auf Frankreich ſich breiten wird! Ich bin wohl nur ein einfältig Mädchen, aber es giebt ein geheimes Mitempfinden im weiblichen Herzen, das nur eines Symbols bedarf, um den Mann zu verſtehen.“

Baptiſt ward purpurroth. Eine unnennbare Rührung, dann ein lohnender Strahl dieſes großen Blicks, eine jauchzende Umarmung folgte.

„Du haſt recht, Marietta. In dieſem Augenblicke fühl' ich's mit heiligem Entzücken, daß Du zur Gefährtin meines Lebens paſſeſt, daß Du mir zwiefach Kraft giebſt, den Idealen meiner Seele nachzuſtreben und — doch nein, nein! Laß uns davon nicht reden! Was nützen unausgeführte Gedanken! Wenn mir's mißglückt, bin ich dann nicht ein hohler Phantaſt? Laß es, Geliebte! In des Ewigen Händen liegt das Geſchick der Menſchen und Völker! Laß es! Was mich heute trüber macht, iſt Furcht! Ich fürchte, daß unſer Eden bald ein Ende hat. Wer weiß, was nun nach Richelieu's Tode geſchieht; zudem habe ich ſchlechte Briefe von Hauſe, mein Vater iſt krank. Ach, ich bin ſeit ein paar Tagen von ſo ſeltſamen Gedanken geplagt! Denke, was Dein Vater ſagen würde, wenn er mich bei Dir ſähe!"

„O ſchweige doch, Baptiſt!" und ſie ſank an ſeine Bruſt, umfing ihn mit ihren Armen. „Er würde nur zu wählen haben, ſeine Tochter durch Dich oder durch das Kloſter zu verlieren!"

„Nein, Marietta! Du haſt mir ja verſprochen, daß Du ausharren willſt, ich will Dich nie mit Deinem Vater —"

— Cenani ſtand unter der offenen Thür und ſtarrte bleich und athemlos auf die Gruppe.

Celie und Marietta ſtießen einen Schrei aus, Baptiſt erhob ſich todtenbleich und trat auf den Principal zu.

Cenani, ihn keines Blickes würdigend, ging ſteif auf Marietta zu.

„Haſt Du jetzt ſo viel Liebe für einen Bettler übrig und hatteſt für den Vater nur ſelten ein freundlich Wort? Verdammt ſeieſt Du! Noch bin ich nicht todt, noch iſt das Geld nicht Dein, noch bin ich Herr und werde, wo keine Liebe für mich iſt, mir Furcht erwerben. Die Dirne und der ſaubere Herr verlaſſen mit Tagesanbruch mein Haus. Hinaus da!"

Baptiſt ſtand bleich und ruhig vor ihm.

„Ich verſtehe Sie hinlänglich, Herr Cenani. Daß ich Ihr Haus verlaſſe, verſteht ſich. Ich, der Bettler, aber ſage Ihnen, ich werde eines Tages Ihre Tochter doch heirathen, wenn Sie — keinen Sous mehr haben werden! Denke daran, Marietta!“

Baptiſt ging. — Cenani lachte und zuckte verächtlich die Achſeln.

Marietta's Augen funkelten, die Energie des ſüdlichen Weibes brach ſich mit finſterer Leidenſchaft Bahn. Sie trat zum Vater, legte ihre Hand auf ſeinen Arm und ſagte mit kaltem, ſchneidendem Hohne: „Ich habe Dich nie lieben können. Meine arme Mutter hat ſich über Dich zu Tode gehärmt; daß ich Dich aber haſſen kann, fühl' ich jetzt. Küßt Eure Ducaten, Herr Cenani, unten in dem Gewölbe habt Ihr ja ſo viele Kinder!“ — Sie ergriff Celiens Hand, ging in ihr Cabinet und ſchloß ſich ein.

Signor Girolamo Cenani, Negociant, der Herr von Millionen, ſtand allein, zitternd, bleich, und weinte. — „Sie hat mich nie geliebt — ſie hat ihren Vater nie geliebt!“ —

Bernajoux hatte Baptiſt im Comptoir erwartet. Aus der halben war eine ganze, waren zwei Stunden geworden, der Disponent kam nicht. Bernajoux, welcher wohl ahnte, wo er ſei, ward immer unruhiger und beſorgter. Tödtlicher Schreck durchſchoß ihn, als plötzlich Cenani zurückkam. Die Liebenden waren ertappt!

Während Bernajoux noch ſeine Einbildungskraft damit plagte, was oben in den Zimmern vorgehen möge, trat Baptiſt raſch in's Comptoir, bleich, zitternd, im innerſten Leben verletzt.

„Bernajoux, ich verlaſſe das Geſchäft für immer!“

„Das Geſchäft verlaſſen? — für immer? Bei unſerer Frau, das iſt unmöglich!“

„Es iſt ſo, beruhigen Sie ſich nur, es iſt einmal ſo, Herr Cenani hat mich entlaſſen, alſo geh' ich!“

„Entlaſſen? — Sie entlaſſen? Den Disponenten?“ öhnte im dumpfen Entſetzen der kleine Buchhalter.

„Er hat es. Ich verdenke dem Cröſus auch nicht, daß ſeinem Diener, einem Bettler, ſein Kind nicht geben will. Ich habe es immer vorausgeſehen, nur dacht' ich nicht, daß ich ſo plötzlich, ſo ſchimpflich dies Haus verlaſſen würde! — Wenn Sie mir Freund ſind, Bernajoux, wenn Sie auf den Namen eines rechtſchaffenen Mannes und guten Chriſten Anſpruch machen, zeigen Sie es nun und hören Sie mich! — Nie hab' ich tiefer gefühlt, als in dieſem Augenblick, daß dies alte Bild, mein Palladium hier, daß die Pforte der neuen Zeit, das Ideal meines Ringens, kein Traum, keine Chimäre iſt. Ich werde mein Ziel erringen, um des Schimpfes willen, der mir widerfahren, um der Thränen willen, die in dieſen Büchern unter hohlen Zahlen verborgen liegen! In dieſer Stunde fordere ich von Ihnen nichts, als daß Sie mir den Rechnungsabſchluß dieſes Handlungshauſes von Jahr zu Jahr getreulich überſenden — Sie werden ſtets meinen Aufenthalt wiſſen — daß Sie ferner die Briefe, welche ich Ihnen ſende oder die Ihnen für mich übergeben werden, getreulich beſtellen und ſich nie mehr in dieſen Räumen über mich äußern. Bernajoux, als Freund frag' ich Sie, werden Sie das?"

Thränen rollten über das Antlitz des Buchhalters.

„Ich werde es, mein Patron, bei dem Glück meiner Familie, ich werde es!"

„Dann, Bernajoux, und wenn Sie mir jemals etwas Bedeutendes im Leben zugetraut haben, ſage ich Ihnen, daß, ſo Gott mir zum Zweck hilft, ich an Ihre Freundſchaft denken, ich Ihrer Familie Wohl wie meine Seligkeit im Auge haben will! — Und nun keine Thränen! Ihr Vorgeſetzter befiehlt Ihnen, zum Principal zu gehen und demſelben zu ſagen, daß er komme, Hauptbuch und Procura abzunehmen und mir eigenhändig Decharge zu ertheilen!"

Lautlos, gebeugt verließ Bernajoux das Bureau. — Baptiſt war allein. Noch hatte er ſich bezwungen. Jetzt erſt brach ſich ſein Weh, ſeine gekränkte Ehre in jähen Thränenfluthen Bahn.

Bernajoux blieb ziemlich lange. — Endlich ertönten Schritte. Haſtig wiſchte Baptiſt die letzten Spuren ſeiner

Erregung aus dem Antlitz. Kalt, finſter war er. — Die Thür ging auf, Cenani erſchien, Bernajoux folgte.

„Laſſen Sie uns allein, Bernajoux,“ ſagte Cenani kurz und finſter.

„O nein, Herr,“ rief Baptiſt, „vor einem Zeugen allein leg' ich Rechnung ab!“

„Das findet ſich. Gehen Sie, Bernajoux, wenn Sie nicht entlaſſen ſein wollen!“

Bernajoux ſchlich hinaus.

„Was ſoll das? Ich habe Ihnen nur zurückzugeben, was Sie mir anvertrauten. Was wollen Sie noch?“

„Ich will mit Ihnen reden, Baptiſt!“

Der junge Mann fuhr auf und ſah den Negocianten ſtarr an. — Cenani war furchtbar verändert. Wohl war er finſter, wie immer, aber hinter dieſer Hülle arbeitete ſeine Seele in wüthendem Schmerz, ſeine Züge bewegte das convulſiviſche Wogen der innern Leidenſchaft.

„Baptiſt, ich bin ein reicher Mann! — Ich hab' manches Geſchäft gemacht, — was ich hätte laſſen können. Ich habe oft ohne Gewiſſen gewuchert, wie Sie mir's ſchon einmal geſagt, aber ich wollte reich ſein — um meines Kindes willen! Ich wollte von meinem Kinde — geliebt ſein, Baptiſt! — So unglücklich, wie ich, iſt Keiner. — Welche Ausſichten, welche Träume hab' ich auf ſie gehäuft, welch Glück wollt' ich ihr bieten, und nun kommen Sie, und — das Kind ſagt dem Vater, es haſſe ihn! — Baptiſt, bleiben Sie! Schaffen Sie mir meines Kindes Liebe und — nehmen Sie Alles, mein Gold, mein Kind, mich alten Mann, — aber machen Sie, daß ich nicht umſonſt gearbeitet habe!“

Der Alte erlag faſt der Laſt ſeiner Schmerzen. Das war nicht der mitleidsloſe, zähe Menſch des Mammons mehr, ſondern ein armer alter Mann, der ſeines Kindes Liebe von ſeinem Diener erbettelte.

„Herr Cenani,“ ſagte der junge Mann, „Sie fordern von mir, was Ihnen nur Gott gewähren kann. Ich verzeihe Ihnen, daß Sie, der Millionär, welcher ſeine

Tochter für einen Fürſten nicht zu gering hält, ſie Ihrem Diener nicht geben wollen. Ich — hätte ſie auch von Ihrer Hand nicht genommen! Mein Weib muß mir ihr Glück zu danken haben! — Sie haben das Höchſte, Einzige, was ich beſitze, geſchändet, vor dem Weibe geſchändet, die mir am heiligſten iſt auf Erden! Ich bleibe nicht! Ich will Ihr Kind nicht ſo! Ich fordere die Decharge! Treten Sie ein, Bernajoux!“

Bernajoux kam. Cenani war auf einen Stuhl geſunken und preßte die Hände vor's Geſicht. Wie ein Träumender hörte er die Poſten verleſen, ſtarrte die Zahlenreihen an, ſah die Bilanzen ziehen.

„Die Decharge erbitt' ich mir!“ — Mit zitternder Hand ſchrieb Cenani dem entlaſſenen Disponenten ein Zeugniß und ſchob ihm das Papier zu.

„Ich rathe Ihnen als Geſchäftsmann, Herrn Bernajoux die Procura an meiner Stelle zu geben!“

„Bernajoux, Sie übernehmen ſie!“ ſtöhnte Cenani.

„Nun erſuche ich Sie, Herr Cenani, mir zu Ihrem Fräulein Tochter zu folgen, ich hab' ihr nur noch zwei Worte in Ihrem Beiſein zu ſagen!“

Baptiſt ſchritt voraus, Cenani folgte.

Als ſie oben anlangten, fanden ſie die Thür zum Cabinet Marietta's verſchloſſen.

Baptiſt klopfte und rief Marietta. Sie öffnete. Als ſie den Vater ſah, trat ſie zurück. Baptiſt faßte ſie bei der Hand und zog ſie in den Pavillon.

„Marietta, willſt Du vor Gott und Deinem Vater halten, was Du mir verſprochen?“

„Vor Gott und meinem Vater, bei meiner Seligkeit, Baptiſt!“

„So thue meinen Willen! — Dein Vater, weil er Dich über Alles liebt, hat Dich mir eben, ſo ſchwer es ihm auch wird, zum Weibe geben wollen, doch bei dem heiligen Symbol meines Ideals, das Du kennſt, Du ſollſt nicht eher mein ſein, bis ich Dich hole! — Ehre Deinen Vater! Der Eltern Segen baut den Kindern Häuſer!

Ehre ihn aus Liebe zu mir und — überlaß Gott das Andere!"

Er legte der Tochter Hand in die des Alten, küßte das bleiche Mädchen auf die Stirn und ging.

Am andern Morgen war Baptiſt nach Rheims abgereiſt zu ſeinem kranken Vater. Das Bild, die „Pforte der Zukunft", war von ſeinem Platz verſchwunden, hinter dem Schirm am Fenſter ſaß Vernajoux.

Im Comptoir des Handlungshauſes Mascrani und Cenani erwähnte man des entlaſſenen Disponenten nicht wieder.

III.

Richelieu war todt! —

Mazarin's Couriere eilten nach St. Germain en Laye zum König, die ehernen Glockenſtimmen klangen von Neuem, wiederum füllten ſich die Hallen und Vorzimmer mit den Großen der Monarchie, und das Volk ſtrömte herbei, diesmal jauchzend, neugierig und ungeſtüm, denn nun war er wirklich todt, ſein eiſerner Wille laſtete nicht mehr auf Frankreich.

Im Audienzzimmer ſtanden die Prinzen von Geblüt, die Marſchälle, Herzoge und Cardinäle, alle jene Ehrgeizigen, welche den Sarg des Todten zum Sockel ihrer Zukunft zu machen hofften, und heuchelten düſtere Trauer.

Vor der Thür des Zimmers, in dem der Todte lag, ſtand, als treue Phalanx, ſeine cataloniſche Garde, vertrat Jedem den Weg zur Leiche, und das lauernde Auge Trombara's, des greiſen Capitains, ſchien Freunde und Feinde ſeines Herrn zu ſondern.

Unter denen, welche in der neuen Lage Frankreichs am meiſten zu gewinnen, den König fortan zu beherrſchen vermochten, befanden ſich der Herzog von Nevers, Gaſton von Orleans, der alte Freund Richelieu's, und Chavigny.

In einer Fenſterbrüſtung ſtanden der Graf La Roche, Marſchall Aumont, der alte Condé und Le Tellier, General-Secretair des Auswärtigen; es war die Partei Mazarin's.

Anna von Oeſterreich, die Königin, hatte ihren Hausmarſchall, den Herzog von Monbacon, entſendet, um ihrem todten Peiniger eine letzte Höflichkeit zu erweiſen, hauptſächlich aber, um alle politiſchen Symptome des Augenblicks aufzufangen und aus ihnen eine Diagnoſe für ihre Hoffnungen und Befürchtungen zu ziehen. Durch Richelieu's Einfluß nicht nur jedes Schimmers von Macht beraubt, war ſie auch dem König verfeindet, weil ſie unüberlegter Weiſe ſich in Conföderationen gegen ihn eingelaſſen. Monbacon hatte ſich in dieſen Tagen an Le Tellier angeſchloſſen, Le Tellier, der Mazarin's rechte Hand war.

In feierlicher Stille erwartete man den König. Ludwig XIII. erſchien. Er war bleich und um zehn Jahre gealtert. — Er grüßte kurz, die Catalonier theilten ſich. Ludwig betrat das Todtenzimmer. Lautes Schluchzen tönte aus dem Cabinet. Es war die Stimme des Königs, welche jammerte. Alle erblaßten. Es ſchien, als wenn Richelieu's Schatten drohend den Finger höbe gegen Alle, die ihn zu fröhlich betrauerten.

Drinnen am Bett des Todten ſaß der Monarch und weinte. Mazarin hatte den König umſchlungen und hielt ihn an ſich gelehnt, mit leiſer Stimme ihm Troſt ſpendend. Ludwig XIII. klagte um den Todten nicht, wie man um einen Freund, um den Geliebten trauert, er klagte wie der Lahme um die zerbrochene Krücke, wie der willens- und geiſtesarme Menſch um ſeinen Berather, ſeinen Vormund klagt. So lange Ludwig athmete, war er gewöhnt, daß man ihn leitete; von einem Einfluß ſank er in den andern, einen Vormund wechſelte er mit dem andern, bis Richelieu bei ihm vor jedem den Platz behauptete. Oft war ſeiner knabenhaften Eitelkeit, ſeinem aufflackernden Eigenſinn der alte eherne Mentor auf dem Bett da läſtig geweſen. Hatte er ſich nicht ſo oft gegen ihn einnehmen, ja ſogar verleiten laſſen, gegen ihn zu conſpiriren? Nun war er ja frei! Dort lag der Alte! Sei König, Ludwig! —

In dieſen Stunden fühlte er, daß er ohne Richelieu nichts ſei! —

Endlich erhob er das Haupt und trocknete ſeine Thränen. Finſter ſinnend durchmaß er das Zimmer. Nun blieb er ſtehen, zog Richelieu's Brief aus dem Wamms und reichte ihn Mazarin. Der Italiener nahm das Schreiben, öffnete es und las. Keine Miene verzog ſich, denn das fragende Auge des Königs ruhte auf ihm. Er ließ die Hand ſinken und ſah den König an. Faſt ſchien es, als wenn ſich eine Thräne aus dieſen ſchwarzen Gluthaugen drängte, dann küßte er ſtumm des Todten Hand.

„Was meinen Sie zu den letzten Rathſchlägen dieſes großen Todten, Mazarin?“ fragte ihn der Monarch.

„Sie ſind ſeines großen Lebens würdig. Ob ich aber zur Ausführung tüchtig bin —?“

„Ja, ja, Sie ſind's!“ rief Ludwig lebhaft. „Ich habe beſchloſſen, in allen Stücken nach ſeinem Rath zu handeln Er verweiſt ſchließlich auf die Inſtructionen, die er Ihnen noch gegeben. That er das?“

„Noch vor zwei Stunden, Majeſtät!“

„Handeln wir danach!“

„Ich bin Ihr ergebener Knecht, Sire. Laſſen Sie mich aber angeſichts dieſes meines Lehrers eine Gnade erbitten!“

„Was bitten Sie, Mazarin?“

„Machen Sie mich nicht zu Ihrem Premierminiſter. Wecken Sie nicht den alten Kampf der Parteien. Laſſen Sie mir dieſe meine Stelle. Ich will nur der Vollſtrecker von Richelieu's Rathſchlägen ſein, mein Fürſt ſoll regieren!“

Eine ſtolze Lohe der Eitelkeit ſchoß über des Monarchen Antlitz. „Ha, gut, ſo ſoll es ſein!“ Er bot Mazarin die Hand zum Kuß.

„Für morgen erbitte ich mir die erſte Audienz, Majeſtät!"

„Ich erwarte Sie!"

Der König trat in's Audienzzimmer. Sein Benehmen hatte einen Augenblick dithyrambiſcher Kraft. Alles war todtenbleich und ſtill.

„In dieſem Augenblick, Meſſieurs, wo ich den Hintritt meines treueſten Dieners und Freundes beweine, erkläre ich Ihnen, daß ich fortan die Geſchäfte allein führen werde. Monſignore Mazarin wird Ihnen in Zukunft meine perſönlichen Beſchlüſſe zugehen laſſen!"

Er grüßte kalt und ſtolz und ging. Sein Wagen rollte hinweg. „Er regiert allein. Mazarin wird ſein Organ!" ſo tönte es in Allen wieder.

Mazarin, der den König zum Wagen geleitet, kam zurück. Die Verſammlung empfahl ſich höflichſt. Jeder nahm ſich aber vor, dem Monſignore ſeine ergebenſte Privat-Aufwartung zu machen. Mazarin war von unendlicher Freundlichkeit, verſicherte, er ſei nur das Werkzeug der Entſchlüſſe Seiner Majeſtät, werde aber Alles dazu beitragen, ſich, unbeſchadet ſeiner Pflicht, gefällig zu erzeigen. — Gaſton von Orleans ſah ihn forſchend an, reichte ihm die Hand und ſagte: „Ich will es hoffen, mein Lieber." — Mazarin drückte ihm heimlich die Hand: „Erwarten Sie das feſt, mein Prinz!"

Man brach auf. Monbacon war der Letzte, der zögernd nach der Thür ſchritt.

„Einen Moment, mein Herzog!" flüſterte Mazarin. „Bringen Sie Ihrer Majeſtät der Königin meinen ergebenſten Gruß. Die Angelegenheiten werden bald gut ſtehen. Theilen Sie mir doch bald mit, wann Höchſtdieſelbe ſich nach Vincennes zu begeben geruht!"

„Ich erſtaune! Alſo, was mir Herr von Le Tellier ſagte, war nicht ganz Illuſion?"

„Le Tellier iſt mein Diener, wie ich des Königs, das iſt Inſtanzengang, mein Herzog!"

„Dafür ſei Ihnen im Namen der erhabenen Frau gedankt. Bald ſollen Sie mehr hören."

„Ich werde Ihnen keine Nachricht ſchuldig bleiben!" — Mazarin war Richelieu's Schüler, ſein Nachtreter. Aber wenn auch in dem, was ſie wollten, ganz einverſtanden, waren ſie ſowohl in ihren Mitteln, wie in der Art ihrer Anwendung, eben ſo verſchieden, wie an geiſtiger und körperlicher Beſchaffenheit.

Richelieu hatte eine mehr knochige, maſſive Figur. Sein vorgebauter Schädel, ſeine ſcharfen, wie aus Erz gegoſſenen Züge, deren Starrheit ſelten die inneren Leidenſchaften auf die Oberfläche kommen ließ, entſprachen der rückſichtslos überwältigenden Energie ſeines Wollens, Handelns und Erringens. Seine Perſon wie ſein Wort wirkten grandios und einſchüchternd auf den König und ſeine Umgebungen, er errang ſeine Siege, indem er ſie an ſich riß. Das war der Mann, der den Gegner zertrümmerte, dem jedes Mittel gut ſchien, das am directeſten den Zweck erreichte. Er verdrängte die Nebenbuhler nicht, er zerſchlug ſie. Seine Politik war unbarmherzig. Er machte Frankreich groß und einzig, und rottete das Ritterthum aus. Plan, Entſchluß, That war Eins in ihm.

Mazarin war keine ſolche Natur. Hätte er an Richelieu's Stelle das leiſten wollen, was ihm der todte Miniſter als Reſultat ſeines Lebens hinterließ, er wäre auf der Hälfte des Weges untergegangen. Der Italiener war weder gewaltiger Thaten fähig, noch eine eigentliche Schöpfernatur und hatte nicht den finſtern Muth, ſein eigen Ich jede Minute an ſeinen Zweck zu ſetzen.

Richelieu, gegen ſich eben ſo tyranniſch wie gegen Andere, war ein allſeitiger Charakter, der perſonificirte Geſammtgeiſt ſeiner Zeit, Mazarin war nur ein talentvolles Individuum. Richelieu bediente ſich ſeines eigenen Ichs, um zu wirken, ſchuf aus ſeinem Weſen heraus, Mazarin war nur der geiſtvolle Benutzer vorhandener Ideen und Situationen. Er baute Richelieu's Pläne aus, zog aus ihnen kluge Folgenſchlüſſe, darum mußte er einen ſolchen Vorgänger haben.

Schlanker als der Cardinal, hatte Mazarin's Aeußeres viel mehr Elaſticität, eine etwas weibliche Weiche. Sein Kopf war feiner gebaut, edler, ſchöner, aber die galanteſte, raffinirteſte Falſchheit der Schlange trat da hervor, wo bei Richelieu die finſtere Gluth, die dämoniſche Erhabenheit eines Löwen lagerte. Richelieu ſchüchterte ein, Mazarin nahm ein. Letzterer ſpielte mit den Menſchen Komödie und unterwarf ſie, er wußte mit fabelhafter Kunſt ſich zehnmal wieder in den Sattel zu ſchwingen, aus dem ihn das Geſchick geworfen. Mazarin brauchte daher Allianzen, um zum Zweck zu gelangen, Richelieu brauchte Niemanden, außer höchſtens Maria von Medicis in ſeiner erſten Zeit.

Der Todte kannte auch den Unterſchied zwiſchen ſich und Mazarin ſehr gut; er hinterließ ihm nicht nur den ganzen Plan ſeiner Politik, ſondern gab auch die Mittel an, die einem Mazarin zum Siege helfen mochten. Mazarin kannte ſich ſelbſt auch genug, um ſein Heil allein in der Befolgung der Anordnungen Richelieu's zu ſehen, fühlte, daß er weder den Muth noch die imponirende Schärfe habe und ihm die Fuchsſchliche beſſer zuſagten, als ein kräftiger Löwenſprung auf den Nacken ſeines Feindes.

Unter ſo veränderten Geſichtspunkten begann nunmehr die neue Regierung.

Mazarin, der ſich ſtets benahm, als ſei er nur ein ganz beſcheidenes, untergeordnetes Werkzeug des königlichen Willens, fröhnte dadurch der Eitelkeit des Monarchen, hielt ſich andererſeits die Freundſchaft aller Ehrgeizigen offen und verſteckte ſich hinter ſeinen Herrn, wenn hier und da ein Mächtiger fühlte, daß er durch ihn getäuſcht ſei. Nur eine Perſon ſah, daß dies Alles Komödie ſei, und daß nicht Ludwig, ſondern Mazarin im eigentlichen Sinne regiere. Dies war die Königin Anna.

Die Annäherung der ſchönen Frau an Mazarin, ſchon während Richelieu's Krankheit durch Le Tellier neu angebahnt, ſollte nunmehr ganz heimlich zu Vincennes geſchehen. Ein paar Tage vorher hatte Mazarin dem König in einer langen Audienz auseinandergeſetzt, daß es nöthig ſei, die

Frage über die Vormundſchaft des Dauphin in Erwägung zu ziehen. Der Verfaſſung zufolge gebührte der Königin Anna und dem Prinzen Gaſton von Orleans unbedingt die Vormundſchaft und Regentſchaft; aber indem er Ludwig zu Gemüth führte, wie die Königin und Gaſton ihm bisher entgegengewirkt, wie es mit ihnen unmöglich ſei, Richelieu's hinterlaſſenes Programm zu verwirklichen, wie ihre ſpaniſche Politik nur Unheil ſtiften und das Volk aufreizen könne, zumal man ſich mit dieſem Lande im Kriege befände, brachte er den König dazu, durch eine beſondere Cabinets-Ordre den betreffenden Artikel zu vernichten und für den Fall ſeines Ablebens einen Regentſchaftsrath einzuſetzen, in welchem die Königin nicht nur fehlte, ſondern auch noch ihre Gegner, die ergebenſten Anhänger Richelieu's, Sitz und Stimme erhielten. Um der Ordre aber vollſtändige Gültigkeit zu geben, war nöthig, daß Anna von Oeſterreich ſie gleichfalls unterzeichne und ſo auf ihr politiſches Recht verzichte. Sie hierzu zu bewegen, war Mazarin's Aufgabe, wahrlich ein Probeſtück ſeiner macchiavelliſtiſchen Gewandtheit.

Er hüllte ſich in das violette Prälatengewand, alle Künſte ſeines galanten und ſchmeichleriſchen Weſens raffte er zuſammen und eilte nach Vincennes.

Der Herzog von Monbacon empfing ihn und führte ihn in den Garten.

„Ihre Majeſtät iſt allein, halten Sie ſich rechts im Cypreſſengange." — Mazarin ſchritt weiter, erreichte das Ende der Allee und befand ſich an einem Rondel, das an einen Pavillon ſtieß. In demſelben ſaß ein ſchönes, majeſtätiſches Weib von üppigen Formen und las. Beim Klang der Schritte erhob ſie das Antlitz. Es war Königin Anna, die verführeriſchſte Frau ihrer Zeit, um deren Neigung einſt Buckingham gebuhlt. Sie erhob ſich. Mazarin eilte die Stufen hinauf und warf ſich ihr zu Füßen.

„Ah, Monſignore! Das iſt ſehr liebenswürdig, mich in meiner Einſamkeit aufzuſuchen. Haben Ihnen die neuen Geſchäfte noch Zeit für eine Königin übrig gelaſſen, die es auf Erden wohl am wenigſten empfindet, daß ſie eine iſt!“

„Darum bin ich gekommen, endlich der ſchönſten, verkannteſten Frau zu ſagen, daß ſie Königin iſt, und ſie zu fragen, ob Mazarin ihr die Mittel angeben darf, es wahrhaft zu werden?“

„Monſignore, ich bin erſtaunt, Sie ſo unverblümt ſprechen zu hören. Obwohl der Herzog von Monbacon mir ſagte, daß Sie eine verſöhnlichere Taktik als Ihr Vorgänger zu befolgen wünſchten, ſo bin ich doch von den Hoffnungen überraſcht, die Sie mir geben. Dieſe Offenheit läßt weder den Liebling noch den Schüler Richelieu's vermuthen.“

„Majeſtät, ich bin offen und werde es gegen Sie ſtets ſein, wenn wir uns verſtehen. Ehe ich noch offener bin, geſtatten Sie mir aber zu fragen, ob Niemand uns hören kann. Jedes Wort, das nun von anderen Ohren vernommen wird, macht Eurer Majeſtät Hoffnungen wie die meinen zunichte.“ Die Königin erröthete. „Ach, Majeſtät, ich würde keinen Nachfolger Richelieu's ohne geheimen Zeugen hören, wenn ich's nicht ſelbſt wäre. Es handelt ſich nur darum, ob Sie ſich gewöhnen können, mich für Ihren Freund zu nehmen.“

„Ich will es, Mazarin. Vielleicht habe ich mehr Glück als Maria von Medicis.“

Sie drückte an einer Feder im Getäfel der Wand, die Herzogin d'Houtancourt trat heraus. Sie verbeugte ſich lächelnd, verließ den Pavillon und verſchwand in der Allee.

„Sind wir nun ganz allein, Majeſtät?“

„Ganz allein, Monſignore. Was Sie mir auch Wichtiges zu ſagen haben, wir Beide allein werden unſere Mitwiſſer und — Mitſchuldigen ſein. Nehmen Sie Platz.“ Sie winkte den Italiener neben ſich auf den Divan.

„Majeſtät,“ ſagte Mazarin, das Geſpräch wieder aufnehmend, als er ſich mit der Königin allein wußte, „Majeſtät, Sie hofften vorhin, mit mir mehr Glück zu haben, als Maria von Medicis mit Richelieu; das werden

Sie. Maria von Medicis wollte einen König beherrſchen, und Richelieu wollte dies auch. Das gab zwei feindliche Strömungen gegen einen Punkt. Die anfängliche Verbindung Mariens und des Cardinals ſelbſt war ſchon unnatürlich, denn ſie mußten beim Monarchen Nebenbuhler werden.“

„Und iſt das hier nicht ebenſo der Fall?“

„Nein, Majeſtät. Sie werden alleinige Herrſcherin Frankreichs ſein, und ich — Ihr einziger Miniſter.“

„Mazarin, ich verſtehe Sie nicht!“

„Der König wird — ſterben!“

Anna fuhr empor. Ein Ach! entfloh ihren Lippen, ihr Buſen hob ſich, ihr Auge funkelte. Sie legte ihre Hand auf Mazarin's Arm und ſagte faſt athemlos vor Bewegung:

„Das — iſt — iſt nicht möglich!“

Mazarin's weiche, dünne Hand ſchlüpfte wie ein Hauch über den Arm der Königin, faßte ihre fieberiſch zitternde Hand, zog ſie an ſeine Lippen, an ſein Herz, und während Anna von Oeſterreich auf die Ottomane zurückſank, flüſterte er lächelnd: „Es iſt ſo, Madonna — er wird ſterben, Abu Haſſan hat es Richelieu in den letzten Stunden vertraut. — St! Um Gottes willen. Man kann das gar nicht leiſe genug ſagen; der König hat höchſtens ein Jahr zu leben.“

„Nach dem Geſetz bin ich Regentin.“

„Um Vergebung, daß ich unterbreche — noch lebt der König, reden Sie leiſer. Sie ſind Regentin nach dem Geſetz, Majeſtät, doch wird Ihnen durch daſſelbe Orleans und ſelbſt Condé an die Seite geſtellt. Das alte Spiel der Parteien wird neu beginnen, denn ſchöne Frauenhände ſind nicht ſo fürchterlich wie ein Finger Richelieu's. Vergeſſen Sie nicht, Madonna, die ſpaniſche Politik iſt unliebſam. Alle, die unter Richelieu groß geworden, werden mit dem Pöbel gemeinſame Sache machen. Wollen Sie als Frau auf dieſe gewagte Brücke treten oder meinem Rathſchlag folgen und einſt unumſchränkt herrſchen?“

„Reden Sie, Mazarin!“

„Des Königs Geſinnungen gegen Sie ſind die alten.

Das Volk haßt Sie, die Freunde des verſtorbenen Miniſters hoffen auf Macht. Machen Sie es wie ich, Majeſtät. Der König bot mir die Premierſchaft, ich demüthigte mich und ſchlug ſie aus, denn ich warte auf den neuen Herrſcher!“

„Mazarin! — Ha, Sie ſind klug, und — was ſoll ich thun?“

„Laſſen Sie ſich jetzt ſcheinbar etwas an Ihren Rechten ſchmälern, um dann die Macht ganz zu erhalten, wenn Ihre Gegner beſeitigt ſind. Der König, im Gefühl ſeines Zuſtandes vielleicht, will Ihnen und Orleans die verfaſſungsmäßige Regentſchaft nicht gewähren, wird durch eine Ordre einen Regentſchaftsrath über den Dauphin und das Reich ſetzen, und alle Ihre alten Gegner werden darin Sitz und Stimme haben.“

„Und ich ſoll ſie unterzeichnen, Mazarin, deshalb ſind Sie hier!“

Sie erhob ſich mit namenloſem Entſetzen.

„Dazu, Majeſtät? — O nein! Ich will herrſchen, unter Ihrer Aegide herrſchen, deshalb bin ich hier. Oder meinen Sie, daß der Reichsrath mir ein beſſerer Gebieter ſein werde? So gewiß wie die Sonne glänzt, ſage ich Ihnen, dieſe Herren Vormünder werden das Parlament und das Volk nur aufſäſſig machen, und wenn wir ſie dann ſtürzen, wird Ihr Spiel, Majeſtät, ein zehnmal leichteres ſein, denn Condé füttert man mit Geld und Orleans wird ſich ſchon ſelbſt nach Kräften unmöglich machen!“

„Mazarin, ich fühle, daß Sie recht haben, aber — Sie hintergehen mich!“

„Glauben Sie dies, Majeſtät, dann kann ich Ihnen nicht helfen. Wenn Sie den Kampf gegen Alle aufnehmen wollen —“

„Und wenn ich mich in dieſe Forderung füge, die Ordre unterſchreibe?“

„So dürfen Sie mir an demſelben Tage, für den Fall daß ich das Teſtament umſtoße, nur ſchriftlich die Ernennung zu Ihrem erſten und einzigen Miniſter geben, und dieſe ſchönſten aller Frauenhände ſollen unumſchränkt in Frankreich herrſchen, wie Ihre Majeſtät ſeit Jahren in Mazarin's Herzen geherrſcht!"

Die Königin ließ ihm ihre Hand; halb von dem ſchmeichleriſchen Römer hingeriſſen, halb ihn in ihre Netze ziehend, beugte ſie ſich zu ihm nieder.

„Ich will Ihnen glauben und — unterſchreiben!"

„Sie krönen ſich und mich, Madonna!"

Er erhob ſich leiſe, preßte einen heißen Kuß auf ihre Hand und eilte hinweg.

„Er iſt mein!" lächelte die Königin. „Glück zu, Mazarin, Liebesfackel und Scepter winken Dir!"

— — — — — — — — — — — — — — — —

Anna von Oeſterreich und Mazarin bedienten einander ehrlich. Die Königin unterſchrieb das Teſtament, das ihre geſetzlich verbrieften Rechte aufhob, und fertigte Mazarin die geheime Ernennung zum Premier aus.

Mazarin verſöhnte ſie dagegen mit dem König, brachte ſie mit Orleans zuſammen, der ihm dafür ſehr dankbar war, führte ihr den jungen Enghien zu und den alten Condé, kurz, brachte ſie bei Hofe in den Vordergrund, während er die alten Anhänger Richelieu's leiſe und unmerklich von ihren früheren Verbindungen loslöſte.

Der König war zufrieden, daß Alles ſo ſchön verſöhnt ſei, und Mazarin gewann täglich in ſeinen Augen. Anna von Oeſterreich ſah, wie allmählig ſich die Macht ihrer Einwirkungen, ihr perſönliches Anſehen vergrößerte, während man die alten Diplomaten Richelieu's ſcheel anſah, und Mazarin wurde ihr ſtündlich vertrauter, je mehr er ihrem Liebreiz ſich gefangen gab. Dabei war er ſelbſt zu ſchön, zu liſtig und geiſtreich, ein zu guter Sänger und graziöſer Tänzer, als daß dieſe Frau große Mühe gehabt hätte, ein Verhältniß als diplomatiſche Schlauheit anzuſehen, welches eben ſo gut auf Rechnung ihres Blutes kam.

Was Abu Haſſan an Richelieu, was Mazarin an Anna verrathen, ging in Erfüllung. Der König überlebte Armand du Pleſſis nur fünf Monate.

Die alten Feinde Anna's, Gaſton's und Condé's dazu, formirten den Regentſchaftsrath und erfaßten das Ruder. Der König hatte nur beſtimmt, daß Mazarin ihnen als Beirath dienen ſollte.

Das Parlament begann indeß leiſe zu murren: „Die Verfaſſung iſt verletzt!“

„Die alte Tyrannei fängt wieder an, nieder mit Richelieu's Creaturen!“ ſchimpften die Pariſer.

Das Gewitter zog immer mehr herauf und drohte ſich auf die Häupter der unſeligen Vormünder zu entladen. Die Königin hatte ſich nach St. Germain begeben.

Inzwiſchen bildete ſich auf der andern Seite eine Coalition des Biſchofs von Beauvais mit den Herzogen von Vendôme und Beaufort, die der Königin die Vormundſchaft und Regentſchaft wieder verſchaffen wollten, weil ſie hofften, dann das Miniſterium zu bilden. Beauvais träumte ſich ſchon als zweiter Richelieu! — Sie betrieben ihr Vorhaben auch mit ſolcher Energie, wußten die öffentliche Meinung ſo zu ſtimmen, daß die Ausſichten Anna's immer günſtiger wurden. Man nannte ſie ſcherzhaft die Geſchäftigen (les importants). Beauvais, der endlich ſeiner Sache ſicher war, verſammelte das Parlament und die Großen zu einer feierlichen Sitzung und verſprach den Prinzen Orleans und Condé für die Einbußen, welche ſie erleiden könnten, Statthalterſchaften und andere Vortheile.

Nun trat Mazarin, der heimliche Lenker all' dieſer ehrgeizigen Marionetten, hervor. „Majeſtät, jetzt iſt es Zeit!“ rief er.

Anna von Oeſterreich erſchien allein mit dem jungen König, Ludwig XIV., in feierlichſtem Aufzug im Parlament, erklärte des verſtorbenen Königs Beſtimmungen über die Regentſchaft für aufgehoben und befahl dem Kanzler, folgendes Decret zu regiſtriren:

„Der König überantworte die Regentſchaft und ſeine Erziehung an Anna von Oeſterreich, ſeine königliche Mutter, wobei ſelbige den Prinzen von Orleans, Condé und andere Prinzen, Herzoge und Pairs zum Beiſtand nehmen werde."

Anna von Oeſterreich war Königin. — Der Regentſchaftsrath, die verhaßten Umgebungen des todten Gewalthabers wurden abgeſetzt. Mit wenigen Schlägen machte man ſie unſchädlich.

Die „Geſchäftigen", Beauvais an der Spitze, welche bisher wie Miniſter ſich benahmen und denen Anna ſo viel zu danken hatte, erwarteten bereits die Sanction ihrer Würden von der Hand der Königin. Da, mit einem Male, proclamirte Anna ihren Günſtling zum alleinigen Miniſter. Der Schimmer der Herrſchaft war ihr genug, die Sorgen des Regierens ließ ſie ihm! Die Maske war gefallen, die Komödie aus. Gaſton von Orleans, dem man eine ſchattenhafte Statthalterei, Condé, dem man große Einkünfte zum Köder gab, ſchwiegen verwirrt und ſtill. Nur Beauvais und ſeine Genoſſen, wüthend über die Ueberliſtung, conſpirirten, Mazarin zu ſtürzen. Sie wurden dafür verhaftet. Das Volk, das ſie nicht leiden konnte, verlachte ſie. Mazarin war Richelieu's Nachfolger! —

Ein einziger, aber ſehr großer Uebelſtand war, daß Mazarin und die Königin, um ſich auf hoher Fluth zu halten, Geld, viel Geld brauchten! — Geld war jetzt die Loſung, und Emery, ein Mann, welcher am beſten wußte, wie dies aufzutreiben ſei, wurde Finanzminiſter.

Wie ſehr die Zeit ſeit Richelieu's Kämpfen, Montmorency's und Cinq-Mars' Untergang ſich geändert, wie die Adelsgeſchlechter zahm geworden, wie in Theorie und in Praxis die Lehre der abſoluten Königsmacht zur Wahrheit geworden, zeigte ſich recht bei Ludwig's XIII. Tode und bei der Art, wie Mazarin den Ehrgeiz der Parteien beſeitigte. Wenn ſich je eine Gelegenheit für den Adel bot, alles unter Richelieu Verlorene wieder zu gewinnen, ſo war es hier, wo ein unmündiger König, eine mehr zu Liebe und Prunk als zur Herrſchaft geſchaffene Königswittwe und ein ſchlauer Italiener die Zügel des Reiches hielten. Aber ſiehe da, Alles blieb ſtill.

Mazarin und Anna genoſſen die Herrſchermacht mit einer Ruhe, deren Richelieu in ſeinem ganzen Leben nie theilhaftig geworden war.

Wie modern die Zeit ſchon geworden war, dafür ſpricht, daß Mazarin, um ſeine Stellung ſicherer zu machen, nur Geld bedurfte. Die öffentlichen Mittel waren durch die Empörungen unter Richelieu, durch die immerwährenden Kriege in Deutſchland, Spanien und England erſchöpft. Emery war der Retter, der Mann, welcher der neuen Regierung ihre Erhaltung gewiſſermaßen garantiren ſollte!

Wenn die Herren ſteigen, werden die Diener fett! — Es war natürlich, daß, als Mazarin die Dictatur — denn etwas Anderes war es nicht — erhielt, ſeine Vertrauten und Anhänger ſich gut betten konnten. Unter ihnen nahm der Staatsſecretair Le Tellier den erſten Rang ein und erhielt das Portefeuille des Krieges. Leider ging es ihm wie den meiſten Staatsmännern der neuen Regierung, er hatte in den Wirren unter Richelieu ſein Vermögen zerſplittert und Schulden gemacht. Er wußte eben ſo wenig, wie er ſeine Verhältniſſe ordnen, als wie er Geld auftreiben ſollte, um die großen Bedürfniſſe ſeines neuen Ranges zu beſtreiten, oder ſich nur ſo lange flott zu halten, bis Emery alle Kanäle des neuen Regiments mit erfriſchendem Metall gefüllt habe. Dies und die Bildung ſeines Bureau machten Le Tellier vielen Kummer. Er theilte denſelben ſeinem alten Jugendfreund Crequi mit, welcher Maire von Rheims war, und zog dieſen höchſtbegabten Mann namentlich bei Beſetzung von Stellen zu Rathe. Als Le Tellier ihm nun wiederum ſeine Noth in einer Epiſtel geklagt und ihm geſtanden hatte, daß er nicht wiſſe wie ſeine Vermögensverhältniſſe zu ordnen ſeien, erhielt er bald darauf zur Antwort: „Ich werde Dir in dieſen Tagen diejenige Hülfe ſchicken, welche Dir Noth thut.“ Le Tellier war ſtutzig. „Wie meint Crequi das? Er iſt wohl ein reicher Mann, aber ſein Vermögen verleiht man nicht leicht. Ich bin neugierig, was er ausſpintiſirt hat!“ —

In dem Strudel der folgenden Geſchäfte dachte er nicht weiter daran.

Eine Woche ſpäter, als er mitten unter Acten ſaß, brachte ihm ſein Diener einen Brief. „Ein Herr, welcher im Vorzimmer wartet, übergab ihn.“ — Le Tellier öffnete das Schreiben. Es war von Crequi's Hand.

„Mein werther Freund! Wie ich Dir verſprochen, ſende ich Dir Hülfe. Den jungen Mann, welcher in Begleitung des Schreibens ankommt, placire ſofort in Deinem Bureau. Er wird Deine Finanzen und den Mechanismus Deines Reſſorts ſo ordnen, daß Du zufrieden ſein wirſt. Ich gebe Dir mein Wort darauf. Der Empfohlene heißt Colbert. Viele Grüße. Dein Crequi.“

Le Tellier ſchüttelte den Kopf und lächelte dann. „Crequi muß närriſch ſein. Nun, einen Schreiber kann ich noch placiren.“ — Er befahl dem Diener, den Herrn hereinzubitten. Die Thür öffnete ſich, ein junger Mann, ſchlank und ernſt, trat ein.

„Sie ſind Herr Colbert?“

„Zu dienen, Excellenz!“

„Womit haben Sie ſich jetzt beſchäftigt?“

„Mit dem Vermögen anderer Leute!“

„Was meinen Sie damit?“

„Daß ich ſtets fremdes Eigenthum verwaltete.“

„Hat Herr von Crequi mit Ihnen über die Thätigkeit geſprochen, welche Ihnen bei mir obliegt?“

„Er hat mir nur Ihren Namen genannt, Excellenz, und ich wußte, was ich zu thun hatte!“

„Wie ſo? — Was meinen Sie, daß Ihr Amt hier ſei?“

„Aus einem ruinirten Miniſter einen vermögenden zu machen!“

„Ha!“ und Le Tellier fuhr auf. „Hat der Herr Maire Ihnen das aufgetragen?“

„Ich ſagte Ihnen ſchon, daß ich's vorher wußte. Sie ſind der Firma Mascrani und Cenani 200,000 Francs ſeit ſieben Jahren ſchuldig und haben Ihre Güter verpfändet.“

„Woher wiſſen Sie das, Herr?"

„Excellenz, das iſt mein Geheimniß. Ich brauche nur einen Namen in Paris zu hören, um zu wiſſen, wie ſeine Finanzen ſtehen."

„Sie ſind entweder ein Hexenmeiſter oder ein Charlatan."

„Ich bin keins von Beiden, aber ich werde binnen einem Jahre die Schuldſumme getilgt, Ihre Güter eingelöſt und 100,000 Francs Revenuen erzielt haben."

„Er iſt toll, er iſt toll!" murmelte Le Tellier.

„Nun gut, wie viel Geld haben Sie im Hauſe?"

„Im Augenblick — 4000 Francs."

„Wie lange werden Sie damit reichen?"

„Acht Tage!"

„Das iſt zu viel für einen Unterminiſter, Excellenz. Sie können nicht wirthſchaften. Wenn Sie vierzehn Tage damit reichen, lege ich Ihnen 100,000 Francs auf den Tiſch."

„Gut, ich will's probiren, alſo in vierzehn Tagen 100,000 Francs."

„Natürlich müſſen Sie mir Folgendes verſprechen: Ich bin Ihr Intendant. Ihr Vermögen geht Sie ein Jahr lang nichts an. Sie werden ſich einrichten, und ich werde Ihr Vermögen wiederherſtellen!"

„Colbert, wenn Ihnen das gelingt, ſoll Le Tellier's Dankbarkeit ohne Grenzen ſein!"

Am andern Tage erſchien Colbert auf dem Miniſterial-Bureau. Er erhielt ſein Zimmer neben Le Tellier's Cabinet. Unterm Arme trug er nichts als das alte Bild: „Die Pforte der Zukunft". Er ſtellte es auf ſeinen Arbeitstiſch.

Jean Baptiſt Colbert war Intendant von Le Tellier, dem Miniſter, Mazarin's rechter Hand.

IV.

So rückſichtslos Richelieu's Druck geweſen, ſo viele Opfer ſeine Politik auch erfordert hatte, befand ſich im Allgemeinen das Volk, die große Maſſe doch nicht ſonderlich ſchlecht dabei, ja, der Gewerbsſtand war, nach Beſeitigung der religiöſen Wirren, eigentlich zu größerer Ruhe gekommen. Die tödtlichen Geſchoſſe des Cardinals galten nur den großen, aufſäſſigen, reichbegüterten Geſchlechtern, und ſelten wurde einmal ein Bürger beim Schopfe genommen, der vielleicht etwas vorlaut beim Glaſe geweſen war.

Die Laſten und Steuern, welche der Nation auferlegt wurden, waren im Ganzen nicht größer als ſonſt; daß ſie aber zufolge der unordentlichen Wirthſchaft, des alten Unfugs der Finanzpächter immerhin drückend genug erſchienen, iſt gewiß. Doch da dies immer ſo geweſen, ſchien es eine nothwendige Plage, ein gewohntes Unglück, über das man ſelten mehr viel Worte verlor.

Außer den üblichen Einkünften fanden aber Richelieu und der König in den großen Gütercomplexen der geſtürzten und decimirten Adelsgeſchlechter die nöthigen Quellen zur reichlichen Beſtreitung der öffentlichen Ausgaben, der Repräſentation und des Krieges, zumal noch die Brandſchatzungen in Feindesland ungeheure Summen eintrugen, der ſchamloſe Verkauf von Stellen aber, als eine Steuer auf den Ehrgeiz, wiederum meiſt den Säckel des Adels in Anſpruch nahm.

Jetzt, unter Mazarin und Anna, hatte ſich das geändert. Es gab weder Geſchlechter niederzuwerfen, noch große Länderbiſſen zu ſchlucken. Man hatte die gewöhnlichen Steuern, und das war Alles. Das wäre aber für Richelieu ſchon zu wenig geweſen, wie konnte es für Anna von Oeſterreich und Mazarin genügen, die, einmal im Beſitz der Macht, gern ihre Hand möglichſt tief in den Beutel der Nation ſtecken wollten, um die Kriege, in welche Frankreich verwickelt war, fortzuführen und ſich wie ihren Freunden alle Mittel zur Machtentfaltung zu ſichern.

Es blieb alſo nichts übrig, als die Steuern und Abgaben des Volkes in jeder Weiſe zu erhöhen.

Das aber war der kitzliche Punkt, die Klippe, an welche Anna und Mazarin ſtießen. Sie hatten vom Adel an ſich wohl nichts mehr zu fürchten, aber ſie bekamen das Volk, das große, arbeitende und ſteuerzahlende Ungeheuer, auf den Hals.

Die Bürger ſahen ruhig zu, als ihre großen Barone von Richelieu vernichtet wurden. Als ſie aber unter Mazarin die eigenen Adern öffnen ſollten, war der Teufel los! Hier iſt der erſte Keim, der Beginn jener Kette von Urſachen und Wirkungen zu ſuchen, deren blutiges Facit endlich durch die franzöſiſche Revolution gezogen wurde. Das Volk fühlte ſich unter Mazarin erſt wahrhaft gedrückt.

Das kommende Unheil vorzuempfinden, war aber Mazarin's Sache nicht. Er regierte nach Richelieu's Doctrinen, ſchlau und gewandt, wo's die Intrigue galt, doch war ſeine Staatskunſt die der alten italieniſch-ſpaniſchen Schule. Schwächen, um auszubeuten, auszubeuten, um zu ſchwächen, etwas Anderes kannte er nicht. Die Nation war das bewegliche Grundſtück der Krone, deſſen Zinsertrag Steuern waren.

Der grollende Volksgeiſt erhielt nun heimlich und nach und nach alle jene Trümmer derjenigen Adelsgeſchlechter zum Succurs, die unter Richelieu gelitten hatten, von Mazarin und Anna betrogen worden und nun in der Aſſimilirung mit den Volksintereſſen eine neue Hoffnung für Verwirklichung ihrer Wünſche ſahen. An ſich ungefährlich, wurden ſie doch bösartig genug durch die Wucht der Nation, der öffentlichen Meinung, die hinter ihnen ſtand und ſie zum Angriff ſchob.

Unter den ergrimmten Cavalieren, welche ſich den Intereſſen des Volks erſt nur leiſe und bedächtig anſchmiegten, waren die Herzoge von Longueville, Elboeuf, Briſſac, Bouillon, Beaufort, die Herren de la Boulaye, Blancmeſnil, St. Ibal, Montreſor und die Marſchälle l'Hôpital und du Pleſſis-Praslin, gewiſſermaßen eine Blumenleſe aller ruinirten Geſchlechter jener Zeit. Die alten Feinde Richelieu's reichten ſeinen geſtürzten Freunden die Hand, um einen langſamen, allmählig wachſenden Widerſtand zu conſtituiren. Die Spitze dieſer Coalition aber war der Abbé Gondi, nachmals Cardinal von Retz. Mazarin an Doppelzüngigkeit und Ränken nichts nachgebend, war er ſein ärgſter Gegner, da er ihn nicht nur beneidete, weil er das Land regierte, ſondern auch, weil er das Herz der ſchönen Anna ungetheilt beſaß.

Man wartete nur auf die Gelegenheit, einen Schlag zu thun, und die Herren vom Adel begnügten ſich, bei Marion de l'Orme zuſammenzukommen, welche ſeit Cinq-Mars' Sturz unbedeutend und darum oppoſitionell geworden war. Das Glück ſchien ihnen auch in ſofern günſtig, als Gaſton, Prinz von Orleans, und der alte Condé von Mazarin und Anna abfielen und ſich ihnen näherten. Der Oppoſition war dadurch, wie's ſchien, der Beiſtand der beiden einzigen „großen Herren von altem Schlag" geſichert, welche noch Macht hatten. Durch den alten Condé hoffte man ſogar Enghien, ſeinen Sohn, zu gewinnen, der eben Dünkirchen erobert hatte und vom Lande als der „große Condé" gefeiert wurde. Condé der Vater war mit Mazarin zerfallen, weil dieſer ſich weigerte, die Treue des alten habſüchtigen Herrn ferner mit großen Summen zu erkaufen. Gaſton von Orleans, ſo lange man ihn auch hingehalten, ſah endlich doch ein, daß Mazarin ihn anführe, daß er ohne Einfluß bleibe, und nun wollte er, wie unter Richelieu, ſich furchtbar machen.

Man mochte Mazarin's und Anna's Regiment, dieſes unentwirrbare Gewebe von Intrigue und Treuloſigkeit, noch ſo ſehr verdammen, wenn man aber die Jämmerlichkeit der Abbés und Damen, wenn man dieſe defecten Marquis und Herzöge ſah, die alle Zerfahrenheit eines verblichenen Ritterthums mit der Gier geld- und ſtellenſuchender Abenteurer und liederlicher Großprahler verbanden, und Allem treulos waren, außer ihren Laſtern, ſo mußte man geſtehen, daß Frankreich in Mazarin's Händen immer noch beſſer aufgehoben war, als in denen dieſer Leute. In Gaſton von Orleans, der dem Throne ſo nahe ſtand, concentrirten ſich alle Miasmen der Zeit zu einem Sumpfe, der faſt zwei Jahrhunderte lang den Hermelin beſudelte. Zum Glück ſtarb der alte Condé, und Orleans hatte viel zu viel Feigheit, um allein offen aufzutreten.

In dieſer allgemeinen Gährung und Verſchwommenheit der Verhältniſſe befand ſich Herrn Cenani's Geſchäft überaus wohl. Der Bedarf an Geld, die Verſchwendung wuchs mit jedem Tage. Was ließen ſich da nicht für entzückende Geſchäfte machen!

Cenani's Verhältniß zu Marietta, ſeiner Tochter, hatte ſich unterdeſſen erheblich verbeſſert. Marietta erkannte, daß Cenani, um ihr Herz zu gewinnen, auf ſeine Pläne verzichtet hatte und ihr den Geliebten geben wollte. Dies ſtimmte ſie milder gegen ihn, ſie wurde rückſichtsvoller und ſuchte den Wünſchen des Vaters nach Kräften nachzukommen; doch läßt ſich wahre Kindesliebe nicht erzwingen, wo ſie nicht durch die ganze Zartheit häuslicher Erziehung gepflegt und in der Neigung der Eltern zu einander aufgeblüht iſt. Mochte ſie auch dem Stolz Baptiſt's, der ſie nach ſolchem Schimpf ausgeſchlagen, mochte ſie ſeinen weitſehenden Plänen es anrechnen, daß er von ihr gegangen war, ſie auf die Zukunft vertröſtet hatte, — der Vater blieb ihr immer die Urſache ſeiner Entfernung, und ſo ſehr ſie ſich auch zwang, ihn dies nicht empfinden zu laſſen, konnte ſie ſich das heiße Sehnen und Bangen nach dem Verſchwundenen, die Trauer über ſeinen Verluſt nicht nehmen.

Cenani andererſeits ward faſt noch tiefer betrübt durch die größere Milde, die wachſende Trauer der Tochter. Wie ſollte er das aber ändern? Hatte er nicht gethan, was er konnte? — Cenani verdiente mehr Geld als je, war aber auch nie unwirſcher und verdrießlicher geweſen.

Außer Celiens Umgang bot ſich für Marietta nur dann eine Abwechſelung, eine Freude dar, wenn Bernajoux ihr verſtohlen ein Briefchen aus Rheims ſchickte. Wie oft küßte ſie des Geliebten Zeilen und lernte ſie faſt auswendig! Aber alle ſeine Briefe, ſo glühend und erhebend ſie auch waren, gaben ihr doch keine Ausſicht auf Erfüllung ihres Liebestraums. Immer deuteten ſie auf ein fernes Ziel, das erſt erreicht ſein wollte, ehe er wiederkehre.

Ob Baptiſt wirklich in Rheims ſei und was er treibe, davon hatten Marietta und Bernajoux keine Ahnung, und alle Erkundigungen blieben fruchtlos. Die ganze Correſpondenz ging durch die Hand Madame Colbert's, der Mutter Baptiſt's.

Eines Tages, gerade wo die Arbeit im Comptoir alle Hände mehr als je in Bewegung ſetzte, ſaß Cenani in ſeinem Cabinet nebenan und rechnete, als der Klopfer des Hauſes dröhnte, die Thür des Comptoirs aufſprang und ein königlicher Amtsbote eintrat.

„Iſt der Herr des Geſchäfts im Haus?“ — Alles fuhr auf. Bernajoux kam aus ſeinem Verſteck und fragte höflich, was zu Dienſten ſtände. „Ich muß den Herrn ſelber ſprechen!“ — Bernajoux eilte verwirrt in's Cabinet. Es lag in dem Benehmen des Beamten etwas Unheimliches.

Cenani trat ein. Sein kalter Blick maß den Beſuch. Kalt und ruhig fragte er: „Was wünſchen Sie?“ — Der Amtsdiener übergab ihm ein Schreiben. „Eine halbe Stunde haben Sie Zeit, ſich zu beſinnen!“ — Cenani glotzte ihn an. — Was war das?! — Er öffnete den Brief.

Alles war todtenſtill. Das Perſonal blickte ſtarr auf den Chef. Mehr und mehr entfärbte ſich Cenani. Er gab Bernajoux das Schreiben und ſtarrte vor ſich hin. Auch Bernajoux war wie zerſchlagen. Der Brief enthielt einfach Folgendes:

„Dem Handlungshauſe Mascrani und Cenani hier wird durch gegenwärtigen Avis aufgegeben, dem unterfertigten Amt binnen vierundzwanzig Stunden eine genaue Berechnung über die von Seiner Excellenz dem Kriegsminiſter mit beſagtem Hauſe vorlängſt contrahirte Schuld, ſo wie über die als Pfand einbehaltenen Beſitzungen deſſelben und deren Nutznießung zu unterbreiten, im Weigerungsfall aber directes Verfahren per executionem zu gewärtigen. Finanz-Bureau des Königlichen Kriegs-Departements."

„Mein Gott, das iſt aber unmöglich! Seine Excellenz wird ein Einſehen haben, ich —"

„Sie haben ſich ſchriftlich zu erklären, daß Sie mit dem Inhalt des Briefes einverſtanden ſind und binnen vierundzwanzig Stunden die Angelegenheit in Ordnung gebracht haben werden. Im andern Falle bin ich zu Weiterem angewieſen!" Der Beamte zog eine Uhr aus der Taſche und zeigte ſie Cenani. „Noch zehn Minuten haben Sie Zeit."

Cenani zog ſich mit Vernajoux in ſein Cabinet zurück. Was war zu thun? Das war bis jetzt der Firma noch nie geboten worden.

„Hat er mir nicht am Verfalltage bei Zahlungsunfähigkeit Einziehung der Güter zugeſtanden? Bin ich nicht im Recht? Ich will den Gerichtshof ſehen, der mir das abſtreitet!"

„Das mag ſein, Herr Principal," ſagte Vernajoux, „aber Sie ſehen doch, daß man danach nicht fragt. Herr von Le Tellier iſt Mazarin's rechte Hand. Was ſagen Sie wohl, wenn man unſeren Büchern und Kaſſen einen Beſuch machte? Die Regierung braucht viel Geld, und es ſcheint nicht, als wenn ſie ſehr empfindlich in den Mitteln dazu wäre. Daß man nicht ſpaßen will, ſehen Sie an der ganzen Art der Forderung. Kaufen Sie lieber Le Tellier's Freundſchaft, ehe es zu ſpät iſt."

Cenani ſah das wohl ein. Er mochte ſich mit ſeinem juridiſchen Rechte nicht ſicher genug fühlen, und mit ſchlecht verhaltener Wuth entſchloß er ſich nachzugeben.

Er trat in das Comptoir, ſetzte ſich nieder und ſchrieb folgenden Revers:

„In ergebener Erwiederung des heute mir zugefertigten Avis vermelde ich dem Hohen Finanz-Bureau des Königlichen Kriegs-Miniſteriums, daß ich binnen einer Stunde meinen

Diſponenten Herrn Bernajoux zur Regelung beſagter Angelegenheiten ſenden werde. Ergebenſt Cenani."

Der Amtsbote las den Revers, faltete ihn zuſammen und nickte. „Binnen einer Stunde!" und der Mann der peinlichen Executive ſchritt hinaus.

So viele ſeiner Kunden hatte Herr Cenani ähnlich bedient und dabei ſicher nie geahnt, daß man ihn einmal ebenſo bedienen könne. Mit ſchwerem Herzen ſah er Bernajoux, die betreffenden Rechnungsauszüge unterm Arm, nach dem Miniſterium gehen und flüſterte ihm noch auf dem Hausflur zu: „Retten Sie, was Sie retten können!"

Bernajoux wurde am Portal des Kriegs-Departements von demſelben Boten empfangen und die Treppen hinauf geleitet. Durch mehrere Zimmer voll Acten und Bureau-Beamten, durch ein Audienz-Zimmer, wo Depeſchen kamen und gingen, Cavaliere von allen Militär-Chargen Weiſungen empfingen, gelangte der Diſponent mit ſeinem Führer in ein Cabinet, in welchem der Finanz-Intendant zu arbeiten ſchien.

Das Zimmer war leer. Ein Schreibtiſch mit Papier, davor ein Lehnſtuhl, gefüllte Actenregale und zwei Seſſel waren das ganze Ameublement.

Der Beamte trat an die gegenüberliegende Thür und zog die Schnur der Schelle, welche leiſe im Nebenzimmer anſchlug. „Warten Sie hier auf den Herrn Intendanten." — Der Amtsbote zog ſich zurück.

Bernajoux, der mit ſich allein war und einer ihm etwas unangenehmen Affaire entgegenging, ſuchte ſich in die Bruſt zu werfen, beſchloß, ſich nicht das Geringſte zu vergeben und treulich den Vortheil ſeines Herrn wahrzunehmen.

Als er noch ſo mit dieſen pſychiſchen Vorkehrungen beſchäftigt war, fiel ſein Auge auf das geöffnete Schreibpult. Ein Schauer fuhr Bernajoux über den Leib! — War's Lüge, war's Traum — war das alte Bild dort nicht „die Pforte der Zukunft"?

Am ganzen Körper zitternd, wollte er ein paar Schritte näher thun — in demſelben Augenblicke ertönten Tritte.

Die Thür ging auf, und — kalt nickend, fremd und finſter wie immer, trat herein Herr Baptiſt Colbert, Finanz-Intendant des Kriegs-Miniſters Seiner Majeſtät.

Vernajoux wollte in die Erde ſinken.

Schreck, namenloſes Erſtaunen und ein Gefühl grenzenloſer Verzagtheit, ein blöder Taumel kam über ihn. — Er ſah, daß ihn Herr Colbert nicht kennen wollte, ſah, daß ſeines Herrn Sache verloren war und hier nichts helfe, als demüthiges Nachgeben.

„Sie ſind Herr Vernajoux, der Disponent Cenani's? Ich brauche Ihnen nicht zu ſagen, daß ich den Stand der Angelegenheiten kenne. Cenani hat vor acht Jahren Seiner Excellenz 200,000 Francs geliehen, wogegen er drei Gütercomplexe in Pfand nahm, die einen mittleren Taxwerth von 800,000 Francs haben. Dem gerichtlichen Vertrag gemäß ſind die Güter ſeit einem Jahre verfallen, da die 200,000 Francs Herrn Cenani nicht gezahlt wurden. — Seine Zinſen mit eingerechnet, hätte Herr Cenani 270,000 Francs bekommen ſollen, um die Rechnung auszugleichen. Dieſer Herr hat aber ſogar 280,000 Francs erhalten, denn wenn die drei Güter 800,000 Francs Taxwerth haben, trugen ſie binnen ſieben Jahren 280,000 Francs Zinſen, folglich hat Cenani in acht Jahren des Pfandrechts ſein ganzes Capital ſammt Zinſen aus dem Nießbrauch der Güter gezogen, hat nicht nur von uns keinen Sous zu bekommen, ſondern die Güter ſofort zurückzuerſtatten und 10,000 Francs Ueberſchuß zu zahlen. Daß dies im Laufe des morgenden Tages geſchehen muß, verſteht ſich von ſelbſt, ich übergebe ſonſt den Handel der Criminal-Juſtiz. Sie werden ferner Ihrem Herrn bedeuten, daß er wohlthun wird, die erheblichen Kränkungen und Verlegenheiten, in die Seine Excellenz durch dieſe infame Betrügerei gekommen iſt, dadurch auszugleichen, daß er ihm 200,000 Francs von Neuem auf ein Jahr leiht. Auf ein Jahr, nebſt Zinſen. Sie werden, Herr Vernajoux, dies Alles Ihrem Chef als Ausſpruch des Miniſters mittheilen, meine Perſon und jegliche Beziehung derſelben zum Hauſe Cenani als nicht exiſtirend anſehen und derſelben mit keiner Silbe, zu wem es ſei, erwähnen, wenn Sie nicht Ihrer Familie den Ernährer rauben wollen. Iſt die Angelegenheit beendet, ſo ſprechen wir weiter, Herr Bernajoux.“

Colbert nickte kurz. Bernajoux verneigte ſich und ſchlich träumend hinweg.

„War das der ehemalige Baptiſt, der Handlungsdiener aus Rheims? — So ſtolz, ſo hart, ſo unbeugſam? — O, ich darf Cenani und Marietta nichts ſagen, das bräche ihnen das Herz! Und mich will er züchtigen, wenn ich mit einer Silbe ſeiner früheren Beziehungen erwähne? Mich, ſeinen Freund, der —! O, — o ja, wenn Einer erſt einmal geſtiegen, dann iſt ſein früheres Leben nicht wahr!“ — Thränen rollten dem Alten über's Antlitz.

So kam er zu Cenani und theilte dem Principal alle Forderungen des Miniſters mit, ſprach von den Drohungen des harten Finanz-Intendanten, ohne ihn zu nennen, und wußte, ſelbſt noch voll Schrecken, dem Principal ein ſolches Bild des Gewitters zu entwerfen, das über ihm ſtehe, daß Cenani, „um dieſen Menſchen für vorkommende Fälle zu erkaufen“ — auf Alles einging.

Der nächſte Tag war für Cenani ein wahrer Bußtag. Er verlor eine ſo ſchöne, ſchon abgeſchloſſene Speculation; „das Geſindel dort muß Einen zur Seite haben, der ordentlich rechnen kann!“ ſchimpfte er, indem er Bernajoux die Urkunden und Gelder gab.

„Und was für Einen!“ fügte Bernajoux innerlich ſeufzend hinzu.

Nun hatte der Disponent Alles, was er zur Erledigung der Sache brauchte, und trat ſeinen Weg zum Miniſterium an.

„Der Teufel hole den Tag!“ ſchnob Cenani hinterdrein.

Bernajoux wurde wieder in Colbert's Zimmer geführt.

„Ordnen Sie Ihre Papiere und halten Sie Ihre Gelder bereit,“ ſagte der Beamte und ging.

Bernajoux hatte in der Nacht kein Auge zugethan.

Seine treue Seele, die Anhänglichkeit, Verehrung und Freundſchaft, welche er für Baptiſt Colbert ſtets gehegt, ließ ihn einen tiefen ſittlichen Schmerz bei deſſen Benehmen empfinden, das jeder Erinnerung ſeiner früheren Zeit, ſeiner einſamen Marietta, ſeines alten Freundes jetzt ſo bar und ledig war. Er erſchien Vernajoux nunmehr wie ein ſchlauer Emporkömmling, der, ſeines Urſprungs ſich entäußernd, kein Gefühl für Dankbarkeit und Liebe hegt. In dem kleinen Comptoiriſten mit ſeinen ſechs Kindern regte ſich der ſittliche Stolz des ehrlichen Mannes.

Als Colbert erſchien, ſchlug Vernajoux ſeine Augen zu Boden, trat an den Tiſch, auf welchem er ſeine Papiere und Gelder geordnet hatte, und ſagte:

„Hier iſt Alles, Herr Intendant!“

„Das iſt gut. Laſſen Sie ſehen!“

„Hier ſind die Documente über die Güter. Sie ſind wieder auf Seine Excellenz umgeſchrieben.“

„Sehr gut, weiter!“

„Hier iſt die General-Quittung über erhaltene 200,000 Francs nebſt Zinſen von Herrn Cenani.“

„Richtig!“

„Hier ſind 10,000 Francs Ueberſchuß und hier 200,000 Francs Darlehn auf ein Jahr, worüber ich mir ein Document erbitte.“

„So iſt die Angelegenheit beendet. Ich werde die Summe zählen, ſetzen Sie ſich an mein Bureau und ſchreiben Sie das Document, ich werde es als Bevollmächtigter mit Seiner Excellenz Namen unterzeichnen.“

Eine tiefe Pauſe folgte. — Vernajoux ſchrieb das Document, und warf nur dann und wann einen verſtohlenen Blick auf das alte, vergilbte Bild, die verfluchte „Pforte der Zukunft“, als den Quell alles Ehrgeizes Baptiſt Colbert's.

Herzlos zählte der Intendant das Geld und mechaniſch klapperten die Frankenſtücke zwiſchen ſeinen Fingern. Endlich war Alles beendet. Colbert ſchloß Geld, Quittung und Document in eine Truhe neben ſeinem Pult. Dann unterſchrieb er den neuen Schuldbrief: „p. p. Le Tellier. Der Intendant der Finanzen Seiner Excellenz.“

„Wollen Sie meine Ermächtigung ſehen, Herr Bernajoux?“

„Nicht nöthig, Herr Intendant, wer zum Drohen ermächtigt iſt, iſt's auch zum Unterſchreiben!“

Er faltete das Papier und wendete ſich zum Gehen.

„Einen Augenblick noch, Herr Bernajoux. — Sie entſinnen ſich wohl noch dieſes Bildes dort?“

Bernajoux ſchrak zuſammen und ſah ihn an. Ein ſeltſames Lächeln, eine Rührung ſpielte um Colbert's Mund. „Ich habe dieſes Bild ſtets hoch gehalten im Leben. Es hat mir Kraft gegeben, bis jetzt das Schwerſte zu erdulden und auszuführen, ohne mich vom Ziele meines Lebens zu entfernen. Heut bin ich an einen Wendepunkt gelangt und bedarf dieſer ſichtbaren Erinnerung an mein Streben nicht mehr. Ich möchte daher dies Bild meinem älteſten, treueſten Freunde ſchenken zum Zeichen, daß ich mich meines Urſprungs wohl erinnere, daß Marietta's Bild und Bernajoux' Treue in meinem Herzen lebt und ein Tag kommen ſoll, wo ich Ihnen vergelte, was Sie mir zu Liebe gethan haben!“

„Herr Baptiſt! Mein Gott —“

„Still, ſtill, Freund! Nehmen Sie das Bild, gehen Sie, ſchweigen Sie wie immer, und unſere Briefe gehen über Rheims. Verſtanden? Gott ſegne Sie, mein Alter!“

Einige Wochen ſpäter erſchien zum Staunen des ganzen Perſonals „die Pforte der Zukunft“ an ihrem alten Platze hinter der Schirmwand auf Bernajoux' Pult am Fenſter.

V.

Der dreißigjährige Krieg, mit ihm der politiſche Zerſetzungsproceß des deutſchen Reichs in unabhängige Staatengruppen, neigte ſich ſeinem Ende zu. Oeſterreich und Spanien waren auf's Tiefſte zerfleiſcht, Schweden hatte für ſeine glaubensmuthige Hülfe nur Erſchöpfung und den Tod ſeines beſten Königs zum Lohn, und außer den unabhängig gewordenen proteſtantiſchen Fürſten hatte Niemand weiter einen reellen Nutzen von dieſem langen Kampfe, als Frankreich.

Mazarin, der mit noch mehr Glück Richelieu's äußere Politik fortgeſetzt, alle ſtreitenden Parteien betrogen, Deutſchland auf ſeinen Zügen nach Kräften ausgeſogen hatte, genoß allein die Vortheile des ſtrahlenden Kriegsruhms ſeiner beiden Feldherren Condé und Turenne; hatte er in Deutſchland doch Alles erreicht, was er wünſchen konnte. Der unbedingte Einfluß, welchen er auf Anna von Oeſterreich ausübte, hatte die ſpaniſche Politik derſelben mannigfach modificirt. Da nunmehr auch die Beendigung des dreißigjährigen Krieges vorauszuſehen war, ſuchte Richelieu in den ſpaniſchen Händeln den Kriegszuſtand Frankreichs noch möglichſt weit auszudehnen, und zwar aus vielerlei Gründen. Der Krieg lenkte das eitle, ruhmgierige Auge der Nation von der ſkandalöſen Wirthſchaft im Innern des Landes auf die Thaten Condé's und Turenne's, und der Cardinal hielt ſich den zweideutig geſinnten Adel vom Halſe, indem er ihn bei dem Heere beſchäftigte; ſeine großen Feldherren wären ihm in Paris mit ihrem Kriegsruhm, ihrer Volksgunſt höchſt unbequem geweſen. — Es war eben das alte, traditionelle, von allen Gewalthabern Frankreichs gebrauchte Mittel, im Kriege dem unruhigen Volksgeiſt eine Ableitung zu ſchaffen. Die Abſicht, den Krieg noch möglichſt zu verlängern, wäre Mazarin zweifelsohne auch gelungen, hätte ihm das Schickſal nicht einen Querſtrich gemacht.

Emery, der Finanzminiſter, hatte beim beſten Willen durch alle Schleichmittel und verſteckten Zwangsmaßregeln, welche ſeiner italieniſchen Natur ſo geläufig waren, doch der Geldgier des Cardinals wie den übergroßen Bedürfniſſen der Königin und ihrer Damen nicht genügen können, er mußte mehr im Großen agiren, wenn er nicht bei Hofe allen Credit verlieren wollte, denn ein guter Finanzminiſter war damals nur der, welcher das meiſte Geld zu beſchaffen wußte.

Bei dieſen großen Anſprüchen an den Volksbeutel kam nun die Regierung mit dem Parlament wie mit den Juriſten hart zuſammen, und die Störrigkeit des Volkes beim Geben rief die Gewalt der Regierung beim Nehmen hervor. Eine dieſer Maßregeln war das lit de justice, in welchem der junge Ludwig XIV. an der Seite Mazarin's und ſeiner Mutter dem Parlament befahl, ein Dutzend Steuerdecrete auf einmal zu regiſtriren. Schlimmer als Alles aber war das arrêt du Conseil, jene Auffriſchung einer alten Cabinets-Ordre Heinrich's II., nach welcher, um die allzu große Ausbreitung von Paris zu hindern, die toise (Meſſung), mit anderen Worten die Verordnung erneuert wurde, daß über eine gewiſſe Linie hinaus keine neuen Häuſer gebaut werden durften. Emery zog dieſe alte Ordre nur hervor, um ſich von einer Unmaſſe Hausbeſitzer die Gefahr, ihre Grundſtücke niedergeriſſen zu ſehen, mit ſchweren Summen abkaufen zu laſſen. Das war den Pariſern zu arg. Allgemeine Gährung durchzitterte die Stadt, bereits machte das Volk in kleinen Emeuten ſeinem Zorne Luft. Die Regierung aber zog mehr Truppen herein und hielt ſo den Ausbruch einer allgemeinen Bewegung nieder.

Wo der Zündſtoff einmal vorhanden iſt, genügt oft eine ungeheure Kleinigkeit, die Flamme zu entzünden. Kleine Urſachen, große Wirkungen. Wie ein Glas Waſſer und ein Paar Handſchuhe nachmals die ſtolze Marlborough ſammt den Tories ſtürzte, wie der Rechtsſtreit über eine kleine Kirche den dreißigjährigen Krieg entzündete, ſo genügte damals in Paris eine Lumperei, dem Volke einen äußern Anhalt für ſeinen heimlichen Groll zu geben.

Jeder erinnert ſich aus ſeiner Jugend eines Spiels im Freien, wo ein Stück Holz oder ein Stab von nicht über anderthalb Fuß Länge auf irgend eine Erhöhung, einen Stein, ein Ziegelſtück oder einen Sims alſo gelegt wird, daß das eine Ende deſſelben über die Unterlage etwa eine Hand breit hervorragt. Schlägt man ſehr ſcharf auf das freiſtehende Ende, ſo wird das Holz mit großer Gewalt eine ſchleudernde Bewegung im Bogen, wie ein Wurfgeſchütz, machen, und unſere Straßenjugend iſt meiſt in dieſem Spiele ſo geſchickt, daß ſie damit ein ziemlich entferntes Ziel treffen kann. — Dieſes Spiel, die Schleuder (fronde) genannt, ward damals in Paris von der Straßenjugend mit vieler Leidenſchaft geſpielt.

Der Zufall wollte, daß in dieſer erbitterungsſchwangern Zeit ein Hauſe Buben, Bürgerſöhne, Gamins, gerade vor dem Hotel Emery dieſem Vergnügen oblagen und das Unglück hatten, einige Scheiben deſſelben zu zertrümmern, ſo daß die Scherben klirrend in den Salon des Financiers fielen und ihn in weiſen Calculationen ſtörten.

Emery, ohnedies ſeit lange durch die Verachtung der Magiſtratur, die Angriffe des Parlaments, die Plagen des Hofes um Geld gereizt und empfindlich gemacht, war närriſch genug, in dieſem Vorfall einen angelegten Plan, eine Pöbelinfamie zu ſehen. Er ſchickte ſeine Wachen unter die Kinder. Dieſe verfehlten denn auch nicht, ſich gegen die kleinen Frondeurs mit dienſtbefliſſener Brutalität zu benehmen, ſie mit blutigen Köpfen oder blauen Geſichtern zu beſtrafen und aus einer Knabendummheit einen gemeinen Skandal zu machen.

Natürlich war ſofort die Straße ein wogendes Meer von Menſchenköpfen. Die erbitterten Eltern, die Arbeiter und Geſellen waren zur Hand. Man ſchimpfte, inſultirte die Soldaten, und ein Hagel von Steinen flog gegen Emery's Hotel.

„Nieder mit dem Schuft, der uns beſtiehlt und unſere Kinder maſſakrirt! Hurrah, wir ſind alle Frondeurs!“

Die Soldaten machen vom Pallaſch Gebrauch, das Volk nimmt Brechſtangen und was es findet. — Die Emeute war fertig! —

Ein Regiment leichter Reiter ſäuberte zwar die Straßen und beendete die Geſchichte, aber das Factum blieb. „Wir ſind alle Frondeurs!“ tönte es durch Paris, und wo man hinſah, ward der Regierung zur Malice Fronde von Alt und Jung geſpielt. Die Glaſer hatten in den Paläſten gute Ernte.

Selbſt der Hof erhob die Schleuder der Gamins zum Schlagwort, indem er ſpöttiſch ſeine Gegner Frondeurs nannte. Dadurch geſtachelt, nannten ſie ſich ſelbſt ſo, Alles, was unzufrieden war, gehörte bald zur Fronde, und dieſes Schleuderſpiel ſollte dem Cardinal höchſt unerquickliche Stunden bereiten.

Die Glorie im Auslande, die Triumphe Turenne's waren jetzt dem Volke gleichgültig, die Schleuder war die Loſung und der Zweck: nichts mehr zu zahlen.

Mazarin mit der Königin mußte den äußerſten Entſchluß faſſen, den großen Condés zur Hülfe nach Paris zu rufen.

Hier war die Kataſtrophe in Mazarin's Leben! —

In dieſer Zeit der Unruhe, der trüben Ahnungen und Aufgeregtheit war Le Tellier bei den verwickelten Geſchäften ſeines Amtes froh, wenigſtens der Sorge um ſeine verworrenen Finanzen enthoben zu ſein. Nachdem er ſich, nach Baptiſt Colbert's Anordnung, vierzehn Tage hatte mit 4000 Francs begnügen müſſen, zählte ihm Letzterer zu ſeiner größten Freude 100,000 Francs auf den Tiſch.

„Sie ſehen, Excellenz,“ ſagte Colbert, „ich halte Wort. Sie wiſſen nun, daß unter allen Umſtänden Geld im Hauſe iſt. Von dieſer Summe darf aber nichts angerührt werden, als die Zinſen. Sie müſſen ſich überhaupt in dieſem Jahre, welches Sie zur Ordnung Ihrer Angelegenheiten beſtimmten, einbilden, Sie hätten nicht einen Sous Vermögen, und werden gut thun, wenn Sie mit Ihrem Gehalt auskommen; im äußerſten Falle müſſen Sie ſich auf andere Weiſe helfen. Ich gebe Ihnen keine Zuſchüſſe, Excellenz, denn Ihrem Vermögen bin ich's ſchuldig, gegen Sie geizig zu ſein!“

Die ganze Art, mit welcher Colbert vor Le Tellier auftrat, die Sicherheit, mit der er Hand an den gordiſchen Knoten der miniſteriellen Finanzen legte, die genaue Kenntniß, welche er von den Verhältniſſen ſeines Herrn hatte, imponirten der Excellenz und gaben ihr ein unbegrenztes Vertrauen und eine Fügſamkeit gegen Colbert, welche der Miniſter Keinem ſonſt gewährt hätte.

Während die Regierung alle Hände voll mit den Maßregeln zu thun hatte, die zur Unterdrückung der Empörung dienen konnten, und im ewigen Kampf mit dem Parlament begriffen war, neigte ſich das feſtgeſetzte Jahr ſeinem Ende zu.

Eines Tages ward Herr Cenani zu ſeinem größten Erſtaunen aufgefordert, ſeinen Disponenten in's Miniſter-Hotel zu ſenden, um das Darlehen wieder zurückzuempfangen. Sofort begab ſich Vernajoux hin und ward im Cabinet des Finanz-Intendanten von Colbert empfangen.

„Haben Sie den Schuldbrief mitgebracht, Vernajoux?“

„Hier iſt er, Herr Intendant,“ antwortete ſchwankend der Disponent.

„Hier iſt das Darlehen nebſt Zinſen zurück; es macht 210,000 Francs. Zählen Sie nach und quittiren Sie!“

„Hier iſt die Quittung, Herr Intendant.“

Colbert ſtand auf und prüfte die Schrift. Vernajoux, der inzwiſchen ſein Geld eingepackt, nahm den Hut.

„Gut, lieber Vernajoux, ich wäre demnach mit Herrn Cenani auseinander. Was macht Marietta?“

„Was ein Mädchen machen kann, Herr Intendant, die auf die Zukunft hofft, ſich ſehnt und wartet!“

„Das iſt einmal nicht zu ändern im Leben, Vernajour, das thun wir Alle. Sie ſind doch ſchweigſam geweſen, heh?“

„Wie ein Fiſch!“

„Wann erhalte ich den letzten Rechnungs-Abſchluß von Cenani's Geſchäften?“

„In drei Wochen, Herr Intendant.“

„Ueber Rheims, wie immer!“

„Wie immer.“

„Was macht Ihre Familie, Bernajoux?“

„Meine Frau iſt mir ſeit zwei Monaten recht krank und —“

„Sie müſſen ſie auf's Land ſchicken.“

„Das koſtet zu viel. Wir haben mit den Kindern Noth, daß wir ſo durchkommen.“

„Alſo noch immer das ſchmale Gehalt? Legt Cenani nicht zu?“

„Sie kennen ihn ja, Herr Intendant. Ich bin nur froh, daß Sie mich zum Disponenten gemacht haben, ich komme doch nun wenigſtens halbwege aus, ohne zu darben!“

„O ja, ich kenne ihn!“ murmelte Colbert und ſtarrte vor ſich hin. Dann fuhr er fort: „Ehe ich's vergeſſe, melden Sie ſich doch von heute ab alle zwei Tage perſönlich beim Portier, hören Sie? Aber verſchwiegen, ja verſchwiegen!“

Er nickte und Bernajoux ging. — Colbert ſah ihm lange nach. Eine Rührung, ein ſehnſüchtiger Schmerz flog über ſein Geſicht. Dann raffte er ſich zuſammen, verriegelte die beiden nach den äußeren Bureaux gehenden Thüren und zog die Schelle. Ein Laquai trat durch die dritte gegenüberliegende Thür ein.

„Sie befehlen, Herr Intendant?“

„Wann kommt Seine Excellenz von der Audienz bei der Majeſtät?“

„In einer Stunde muthmaßlich, dann geht er zu Tiſche.“

„Sobald er kommt, bitten Sie ihn herüber, ich muß ihn ſofort ſprechen, verſtehen Sie?"

„Zu Befehl!"

Endlich rollte ein Wagen. Der Miniſter fuhr durch's Portal. Colbert ſtand auf, glättete ſeine Kleidung und hängte den Degen um, der in der Ecke lehnte. Einige Minuten ſpäter trat Le Tellier höchſt verdrießlich und echauffirt ein.

„Was haben Sie denn, Lieber? Ich bin erſchöpft und ärgerlich genug, um mich nach Ruhe und dem Diner zu ſehnen; machen Sie's kurz!" Er warf dem Diener Mantel und Hut zu, ließ ſich den Degen abnehmen und ſank in den hingeſchobenen Seſſel. Der Diener entfernte ſich.

„Wenn, nach Ihrem Geſicht zu urtheilen, Excellenz, die Angelegenheiten des Reichs ſchlimm genug ſtehen, ſollen Sie in zwei Secunden ſehen, wie gut dagegen die Ihrigen ſich befinden. Ich erſuche Sie, das Reſultat meiner Verwaltung entgegenzunehmen."

„Sie ſpaßen, Colbert! Iſt das Jahr ſchon um?"

„Es fehlen noch ein paar Wochen. — Erlauben Sie, Excellenz, daß ich Ihnen hiermit die Kleinigkeit von 1500 Francs Ueberſchuß, hier die Quittung aller Schulden, hier die Beſitz-Documente über Ihre Güter zurückſtelle und Ihnen ſage, daß Sie von heute ab über ein jährliche Revenue von 140,000 Francs zu commandiren haben. Das ſind 40,000 Francs mehr, als ich Ihnen verſprochen habe!"

Der Miniſter fiel lautlos Colbert um den Hals, Freudenthränen ſtrömten über ſein Geſicht.

„Iſt es zu glauben? Mit nichts hat dieſer Mann aus einem Bettler mich in einen reichen Mann, hat Armuth in Segen verwandelt! Colbert, Sie ſind einer von den ſeltenen großen Geiſtern, die zum Wohle der Nationen geſchaffen werden. Sie dürfen nicht länger im Verborgenen bleiben. Der Staat iſt die Arena Ihres Geiſtes, und Hülfe thut Noth, ſage ich Ihnen, in einer Zeit, wo Alles

BIBL. UNIVERS. LIPS.

aus ſeinen Fugen zu brechen droht! Dank, tauſend Dank, Colbert, die ganze Welt ſoll wiſſen, daß ich Ihr Schuldner bin. Sie ſind von heut' ab Chef ſämmtlicher Bureaux und General-Intendant der Kriegskaſſe, nicht mehr mein Diener, ſondern mein liebſter Freund, und meine Familie ſoll in Ihnen den Mann bewundern, der ihre Zukunft ſichergeſtellt hat. Gott lohn' es Ihnen!" Er ließ dem jungen Manne kaum Zeit, die Gelder und Documente einzuſchließen, zog ihn mit ſich zur Miniſterin, ſtellte ihn ſeinen Kindern vor und machte aus dem ehemaligen Handlungsdiener Cenani's den Träger eines Verwaltungszweiges, der damals ſicher am meiſten einer Organiſation bedurfte!

Es war am Tage nach Le Tellier's und Colbert's Geſpräch, als ſich der Kriegsminiſter in die Audienz zu Mazarin, ſeinem Gönner, begab. Es handelte ſich ernſtlich darum, an Condé's Rückberufung zu gehen, aber zugleich alle Anſtalten zu treffen, die Truppen ſeinem Einfluſſe möglichſt zu entziehen, falls ſie ſich dem auffäſſigen Parlamente und dem Volke von Paris geneigter zeigen ſollten, als der Königin.

Mazarin ſtand vor einer Kataſtrophe, ein entſcheidender Schlag für oder wider ihn ſchien unvermeidlich. Der Gunſt Anna's verſichert, die nur von ſeinem Odem lebte, hatte er beſchloſſen, den Hof nach St. Germain zu verlegen, ſobald das Ernſteſte zu befürchten wäre.

Finſter, mit gepreßten Lippen, den Henriquatre in den Fingern drehend, ſaß er vor ſeinem Schreibtiſch. Le Tellier verbeugte ſich tief und Mazarin reichte ihm die Hand zum Kuß.

„Sie ſehen heute ungewöhnlich wohl aus, Le Tellier, bringen Sie mir einen neuen Sieg?"

„Das nicht, Eminenz, ich habe ſeit voriger Woche vom Heere keine Nachricht."

„Gott ſei Dank! Das käme uns jetzt ſehr zur Unzeit. — Wir werden ohnedies ſchon arg genug den Sieg von Dünkirchen zu entgelten haben, wenn Herr Enghien in Paris iſt. — Wie ich Ihnen ſagte, es bleibt doch nichts übrig, als ihn kommen zu laſſen. Senden Sie ihm heute noch die Ordre, ich will ein Handbillet beifügen. Der Himmel gebe, daß es zum Guten ausſchlägt! — Meine Dispoſitionen ſind einfach die: Alles wird vorbereitet, um den Sitz der Regierung nach St. Germain zu verlegen, ſobald Condé hier iſt. — Die Garde und die Regimenter von Paris ſind treu?"

„Gott gebe es, daß ſie bis dahin treu gemacht ſind!"

„Alſo Sie haben noch immer den Sold nicht ganz?"

„Emery iſt mir die letzte Rate von zwei Millionen noch ſchuldig, auch die Truppen auswärts ſind nicht ganz bezahlt, Eminenz."

„Es iſt zum Verzweifeln. Und doch murrte das Volk über die Steuern! Sie zahlen noch lange nicht das, was wir brauchen. Ich werde Emery zur Rede ſtellen, jedenfalls muß es in Ordnung gebracht werden, ehe Condé kommt!"

„Emery hat kein Geld, Eminenz, er hat es mir zugeſchworen!"

„Himmel und Welt, was heißt das? Geſetzt, wir könnten den Truppen nicht gerecht werden, wo wir ſie am nöthigſten brauchen, was dann?" — Mazarin ſtand heftig auf. — „Dann ſind wir verloren, Le Tellier! — Und es iſt noch Eins, was mich quält: die Verwaltung meines Vermögens! Ich bin der Gegenſtand des gemeinſamen Haſſes, meine Capitalien ſind ungeordnet, bei einem Handſtreich des Pöbels wird ſich Jeder beeifern, mich zu plündern. Mit den Staatsgeſchäften und der Pflicht überbürdet, die Königin und den König am wenigſten jetzt fremden Einflüſſen zu überlaſſen, kann ich daran nicht denken, mein Geld in Sicherheit zu bringen, und doch iſt es das Mittel, welches mir, nächſt meiner Klugheit, den Sieg verſchaffen kann!"

„Eminenz, auf die Frage, wie die Truppen zufrieden geſtellt werden ſollen, wie Ihr Vermögen den Wechſelfällen der Rebellion entriſſen und für Sie nutzbringend frei gemacht werden ſoll, habe ich als Antwort eine Geſchichte. — Als ich geſtern von Ihnen ging, war ich traurig, heute bin ich fröhlich. Geſtern war ich noch ein Bettler, heute bin ich ein reicher Mann.“

„Le Tellier, Sie ſind poſſirlich! Was reden Sie da?“

„Ich bin heute ein Mann von 140,000 Francs Renten, Eminenz, und Sie wiſſen, daß ich vor einem Jahre nicht einen Sous Vermögen hatte. Meine Güter ſind wieder mein, meine Schulden getilgt und der Nutzwerth der Beſitzungen auf 25 Procent gebracht! — Wiſſen Sie, wem ich das verdanke, wer mit Nichts in der Hand das zu ſchaffen verſtand? — Meinem Finanz-Intendanten Baptiſt Colbert, ſeit geſtern Chef meiner Bureaux und der Kaſſe! Wenn je ein Menſch Genie hatte und in Zeiten der Verlegenheit in ſich eine unerſchöpfliche Quelle von Hülfsmitteln beſaß, iſt er's; ich empfehle Ihnen denſelben, Eminenz!“

Als Le Tellier nach Hauſe kam, zog er Colbert in ſein Cabinet, ſie hatten eine lange Unterredung.

Nachmittags fuhr Colbert mit Le Tellier zu Mazarin.

Colbert war bleich, ein unendlich Etwas ſchien ſeine Bruſt zu dehnen! So finſter, ſo blitzend war wohl noch nie ſein Auge.

Mazarin empfing ſie im Lehnſtuhl am Fenſter.

Le Tellier küßte ſeine Hand, Colbert verbeugte ſich.

„Ihr Name iſt Colbert?“

„Zu Befehl.“

„Seine Excellenz der Miniſter hat Ihnen ſeit vorgeſtern die Kriegsfinanzen anvertraut, haben Sie ſich in ihnen bereits umgeſehen?“

„Leider ſind ſie mir klar, wie mir die Lage der ganzen Nation klar iſt.“

„Die Lage der Dinge, Herr, wünſche ich nicht explicirt, ich wünſche, daß Sie die Mittel angeben, wie der Verlegenheit abgeholfen werden kann. In dieſem Augenblicke die Steuern zu erhöhen, iſt unmöglich, Emery kann nichts ſchaffen!“

„Das glaub' ich, Eminenz, daß Emery nichts ſchaffen kann. Zum Schaffen gehört ein Mann, zum Stehlen nur ein Spitzbube!“

„Menſch!“ und Mazarin fuhr auf und ward blaß. „Sie vergeſſen, daß Sie vor Mazarin von ſeinem Finanzminiſter ſprechen!“

„So laſſen Sie ſich von Ihrem Finanzminiſter helfen — wenn er einer iſt. Ich bin nur Baptiſt Colbert, aber ich kann die Truppen bezahlen, und das, denk' ich, iſt die Hauptſache! Ich kann ſie ohne Steuern bezahlen, weil ich mit Geld umgehen gelernt habe! Ein Mann, der, wie Sie, Eminenz, ein großes, ſchönes, unerſchöpfliches Reich wie Frankreich regiert, kann nie in Verlegenheit ſein, ſich, wo es Noth thut, zu helfen; aber es gehört dazu, daß er Diener hat, die gleich ihm in ihrer Sphäre zu herrſchen verſtehen. Warum ſind wir glücklich im Kriege? Weil wir Condé und Turenne haben, und ich möchte wohl ſehen, wo Ihre Siege geblieben wären, wenn Ihr Kriegsminiſter, Eminenz, nicht das Heerweſen beſſer organiſirt hätte! Was da Organiſation iſt, iſt im Finanzweſen Wirthſchaft. Wer herrſchen will, muß wirthſchaften können, und wenn das Volk zahlen ſoll, muß ich es in ſo glückliche Lage bringen, daß es zahlen kann, ich muß alle geheimen Kräfte der Production in ihm wecken, muß erſt daran denken, daß das Volk reich werde, ehe es die Regierung ſein kann!“

„Sehen Sie mir in's Auge! — Und Sie wollen behaupten, daß Sie Frankreich dahin bringen können?“

„Wenn ich die Macht habe und Gottes Segen, ja.“

„Sie wollen die Truppen bezahlen ohne neue Steuer?“

„Wenn Sie mir unbedingtes Vertrauen und unbedingte Vollmachten geben, ja. In acht Tagen längſtens.“

„So habe ich noch eine Frage an Sie, Herr Colbert! — Sie ſehen, wie die Lage der Dinge iſt. Es wäre möglich, daß man zum Aeußerſten gegen die Regierung ſchritte, daß man mich ſelbſt, den der Haß der Menge trifft, vernichten wollte. Die Sicherſtellung und weiſe Verwaltung meines Vermögens iſt daher das einzige

Mittel, was mir, was dem Königshauſe letzte Hülfsquelle für den Fall ſein muß, wenn alle anderen verſiegen. Können Sie dieſe Pflicht übernehmen, wollen Sie für dieſelbe Ihr Blut, Ihre Ehre einſetzen?"

Colbert ward blaß wie der Tod.

„Wie groß iſt Ihr Vermögen?"

„Es ſind 26 Millionen."

„Eminenz, wenn Sie mit der Zahlung der Zinſen zufrieden ſind und mir über das Capital freie Verfügung laſſen, alle meine Maßnahmen billigen wollen, ſo verſpreche ich Ihnen, dies Geld zu ſchützen, zu verwalten und ſo ſicher zu ſtellen, daß Ihnen kein Sous verloren geht, ja, daß es ſich vermehren ſoll. Ich habe nichts, was ich Ihnen als Unterpfand für meine Ehre bieten kann, mein Leben ſelbſt könnte ich, wäre ich ein Schurke, auf dieſe Summe ſetzen und Sie doch betrügen. Ich habe nur ein Kleinod, meine arme alte Mutter, die in Rheims wohnt und die ich ernähre. Mögen Sie mich in meiner Mutter beſtrafen, möge die, welche mir das Leben gab, durch mich das Leben verlieren, falls ich je treulos in meiner Pflicht gegen Sie bin! Gott, der meine Gedanken, meine Wünſche allein kennt, weiß am beſten, was ich dabei empfinde!"

„Ich nehme dies ehrwürdige Pfand, junger Mann. Laſſen Sie Ihre Mutter kommen. — Sie ſind von heute an mein Finanz-Intendant und Geheimſecretair. Beziehen Sie morgen das Hotel, die Vollmacht finden Sie. Die Dispoſition meines Vermögens erhalten Sie, wenn die Truppen bezahlt ſind!" —

Denſelben Abend fand Bernajoux, als er vom Geſchäft nach Hauſe kam, ein Billet.

„Morgen früh zehn Uhr ſind Sie bei mir.

Der Intendant des Kriegsminiſters."

Am andern Morgen fand ſich Bernajoux bei Le Tellier ein. — Als er zu Colbert eintrat, fand er ihn emſig ſchreibend.

„Setzen Sie ſich, Bernajoux, und warten Sie."

Es mochte wohl eine Stunde vergangen ſein, Colbert ſah nicht auf. Peinigende Gedanken gingen in des Disponenten Kopfe umher. Er hatte noch nie einen Vormittag bei Cenani verſäumt! — Plötzlich ging die Thür auf. Ein großer, vornehmer Herr in ſeidenem Morgengewand trat ein — Colbert erhob ſich, Bernajoux ſtand ſchüchtern auf.

„Das iſt der Mann, Excellenz! — Seine Excellenz der Herr Miniſter," ſagte Colbert zu Bernajoux.

„Ah, Sie ſind Herr Bernajoux! — Herr Colbert hat Sie mir empfohlen, und da derſelbe zu höherem Dienſt berufen iſt, ernenne ich Sie zu meinem Intendanten mit fünftauſend Francs Gehalt."

Lautlos ſank Bernajoux auf die Kniee und faltete die Hände.

„Mein Gott, mein Gott!" murmelte er. Er dachte an ſeine kranke Frau und die Kinder.

Colbert wendete ſich um und trommelte an die Fenſterſcheiben. Thränen der Freude rollten über ſein Geſicht. „Die Pforte der Zukunft!" hauchte er leiſe. —

Bernajoux war an Colbert's Stelle Intendant Le Tellier's.

Sogleich hatte er Frau und Kinder auf's Land, hinaus nach Neuilly, geſchickt, jenem kleinen reizenden Weiler, der noch heute aus den Gebüſchen lugt, wenn man vom Arc de l'Etoile nach Courbevoye und Colombes hinüberſchaut.

Wie fröhlich wanderte er nun täglich nach Schluß des Miniſterialbureau hinaus zu den Seinen, wie lebte der kleine verhärmte Comptoiriſt wieder auf nach jahrelangem Druck, und alle Wonneſchauer ſeiner Seele, die heimlichen Wolluſtthränen, die ſein Auge umflorten, wenn ihm ſein Weib mit den Kindern von Weitem ſchon entgegenkam, voll und roſig geworden unter Blumenduft und Herzensfrieden, einten ſie zu einem Gebet, zur Vergötterung eines Namens: „Colbert!" —

Kaum hatte der Miniſter, ergriffen von der Glückſeligkeit ſeines neuen Intendanten, das Cabinet verlaſſen, ſo ſtürzte Bernajoux weinend zu Colbert und ergriff deſſen Hand. Die Zunge verſagte ihm den Dienſt, er wollte ſprechen, aber er ſtammelte wie ein kleines, verzücktes Kind, dem der Weihnachtsbaum mit ſeinen Seligkeiten glänzt.

„Nein, Vernajoux, Sie ſollen mir nicht danken. — Ich mag das nicht. — Laſſen Sie nur. — Hören Sie mich an. — In der neuen Stellung, die Ihnen geworden, treten Sie aus der engen Klauſe des gemeinen Profits an die Schwelle des Staats, Sie haben äußerlich allerdings nur das Vermögen Seiner Excellenz zu verwalten und auf ehrenvolle Weiſe zu vermehren, aber die Anſprüche, welche ich als Ihr Chef für den geheimen Dienſt des Staats machen muß, ſind die Hauptſache, und hierin können Sie zeigen, was Sie werth und wie dankbar Sie ſind! Erfüllen Sie Alles, was ich wünſche, ſo werden wir immer engere Freunde werden und Ihr Glück ſoll wachſen. — Was zunächſt geſchehen muß, iſt Folgendes: Sie haben bei Cenani einen Tag verſäumt. Sie werden Ihrem Principal unter vier Augen ſagen, daß Sie durch den Amtsboten hierher beſchieden worden. Hier habe Ihnen der Miniſter erklärt, daß in dieſen Zeiten der Aufſäſſigkeit und Untreue die Regierung alle jene Handlungshäuſer, die große Summen im Verkehr haben, prüfen und die Treuen von den Treuloſen, von denen, die den Aufrührern mit ihrem Gelde zu dienen geneigt ſind, ſondern, das Geſchäft der Letzteren aber einfach ſchließen und ihre Chefs in Gewahrſam nehmen werde. — Um die Loyalität der Firmen zu prüfen, werde die Regierung von jedem dieſer Handlungshäuſer, deren es in Paris fünfundzwanzig giebt, innerhalb ſechs Tagen die Summe von 40,000 Francs als Darlehen fordern und darüber ein Pfand-Document auf die Güter des Königs ausſtellen, die Summe aber mit ſechs Procent verzinſen. Wer der Regierung mehr bietet, als verlangt wird, beweiſt ihr ſein Vertrauen und wird, es mag kommen, was da will, in keinen Verdacht der Illoyalität kommen. — Wer die Procedur ausſchlägt, mag ſeine Haut in Obacht nehmen! — Verſtehen Sie mich genau, Vernajoux?“

„Genau, Herr Colbert.“

„Theilen Sie Cenani das als eine Nachricht mit, die ihm der Miniſter aus Dankbarkeit für den gegebenen Credit im Geheimen zugehen laſſe. Was Cenani darüber beſchließen wird, theilen Sie mir morgen Abend mit. — So lange dieſe Manipulation dauert, kündigen Sie Ihre Stelle nicht. — Nun eilen Sie, grüßen Sie Ihre Frau und ſeien Sie Diplomat. Dies iſt Ihre erſte Affaire im Staatsdienſt. —

Es war am Nachmittag deſſelben Tages, als Cenani in ſeinem Cabinet auf und ab ſchritt. Ihm brannte der Kopf. Eben hatte Bernajoux die vertrauliche Mittheilung des Miniſters hinterbracht.

„Gut, gut. Ich werd' überlegen, was ich entbehren kann, dann können Sie noch heute Mittheilung auf dem Miniſterium machen, denn thu' ich's, ſo liegt mir auch daran, daß Mazarin erfährt: ich ſei der erſte und treueſte der königlichen Unterthanen!"

„Natürlich! Denken Sie, welchen Eindruck Ihr Beiſpiel in Paris machen wird!" —

Denſelben Abend noch ging Bernajoux zu Colbert und meldete ihm, die Firma Mascrani und Cenani ſtelle der Regierung 300,000 Francs zur Verfügung.

„Hahaha," lachte Colbert, „er will ſich loskaufen. Ein Beweis, daß er nachher ſehr im Trüben zu fiſchen gedenkt! Er nimmt alſo acht Domainen-Pfandſcheine. Gut. Uebermorgen ſoll er ſie einzahlen. — Nun aber werden Sie das zweite Geſchäft machen, Bernajoux! Sie kennen ja die Disponenten und Chefs der übrigen großen Firmen. Hier iſt eine Liſte. Benutzen Sie den morgenden Tag und theilen Sie, hören Sie, jedem dieſer Häuſer, im Vertrauen natürlich, mit, was bei Cenani vorgegangen iſt."

Der kleine, agile Disponent, durch Cenani trefflich geſchult in der Schlauheit, führte ſeine Miſſion ſo geſchickt durch, daß die großen Handelsherren nichts Eiligeres zu thun hatten, als durch Angebot der betreffenden Summen der Regierung ihren Eifer zu beweiſen. Kaum daß zwei ſich ausſchloſſen. —

In zwei Tagen ſchickte der Miniſter ſeine Amtsdiener und einen Kriegs-Secretair an die erſten Handlungshäuſer der Reſidenz, um gegen königliche Scheine das Geld einzukaſſiren. —

Am Abend des letzten Tages bat Colbert Seine Eminenz, daß er ſich herablaſſen möge, in ſein Bureau zu treten.

Da lagen Beutel an Beutel die blanken Souverains und Francs.

„Eminenz, wir brauchten eine Million. Hier ſind eine Million und noch 140,000 Francs. Es iſt heute der fünfte Tag!“

„Colbert!“ rief Mazarin, „Colbert! Sie haben eine geſpenſtiſche Macht über den Mammon! Emery iſt ein Stümper gegen Sie! Wie geht das zu?“

Er erzählte nun einfach ſeine Maßregeln. Seine Eminenz lachten und waren überſelig, denn nun konnten die Truppen bezahlt werden.

Das war die Erfindung der Obligationen, der erſten freiwilligen Anleihe, der erſten wirklichen Staatspapiere, die, je nach den politiſchen Wechſelfällen, Cours bekamen und die Finanzwelt in Mitleiden beim Wohl und Weh der Regierung zogen. —

Eine Woche nach dieſen Vorgängen kündigte Bernajoux Herrn Cenani ſeine Stelle, ſchlug ihm, nach Colbert's Willen, den erſten Buchhalter Jolignard für ſeinen Platz vor, und Cenani, ſo wüthend er war, mußte aus der Noth eine Tugend machen und darauf eingehen.

Herrn Jolignard wurde von Bernajoux nur die Bedingung als Dank ſeiner Erhebung auferlegt, daß er ihm die Rechnungsauszüge der Firma abſchriftlich mittheile.

Ehe Bernajoux das Haus verließ, nahm er von Marietta Abſchied, übergab ihr ein Schreiben Colbert's und das alte Bild „die Pforte der Zukunft“.

„Bewahre es als einen Talisman, meine Liebe,“ ſchrieb der Verſchwundene, „mag Dich der Anblick dieſer offenen Pforte, durch die der Götterbote wallfahrtet, über alle Noth des Lebens erheben, alle Zweifel und Befürchtungen beruhigen und Dir ſagen, daß fern von Dir, aber mit ſteter Gluth, ein Mann weilt, deſſen Sein und Trachten Du biſt und jenes alte Bild, das ihn ſo oft gekräftigt hat zum Ringen!“ —

„Wenn Sie Briefe an ihn haben, Fräulein, ſenden Sie dieſelben meiner Frau. Seine Antwort werden Sie auf demſelben Wege erhalten. Fragen Sie mich nicht, wo er iſt, es geht ihm gut, bald wird die Prüfungszeit ſich endigen!“

Bernajoux küßte ihr die Hand und ſagte ihr Lebewohl.

Als Marietta allein war, preßte ſie die Hände vor’s feuchte Auge. „O, welch unſelig Weſen iſt doch ein Weib! Sehnen und Harren, Lieben und Schweigen iſt unſer Loos auf Erden!“ —

Die Ordre, welche den großen Condé zurückrief und dadurch den weſtphäliſchen Frieden beſiegelte, war abgegangen. Wahrhaftig, ſchnelle Hülfe that Noth, denn die Emeuten wuchſen von Tag zu Tag, der Ringkampf um die Suprematie zwiſchen Regierung und Parlament ward immer heftiger, ja, von den Kanzeln predigte der Coadjutor Retz in blaſſem Neide gegen Mazarin offenen Aufruhr! Ein Glück, daß die Truppen bezahlt waren und darauf brannten, dem Pöbel von Paris die Zähne zu zeigen! Die Regierung erhielt hierdurch ein größeres Gefühl der Sicherheit. Als nun gar die Nachricht des Sieges bei Lens einlief und Condé ſich unzweifelhaft für die Partei der Königin ausſprach, glaubte Mazarin einen Schlag verſuchen zu können und ließ die beiden bitterſten Gegner im Parlament, Blancmesnil und Brouſſel, verhaften.

Paris ſtand in Flammen. Das Volk drängte die Truppen zurück, die Königin war gezwungen, die Gefangenen freizugeben, die Situation war ſehr verſchlechtert. — Zum Glück kam mitten im größten Wirrwarr Condé. Ein augenblicklicher Waffenſtillſtand erfolgte. Beide Parteien lauſchten, wem Condé nun wirklich den Vorzug und darum den Sieg geben werde. Der Coadjutor Retz, der eigentliche Agitator der Bewegung, ſuchte dem Kriegshelden beizukommen.

Condé ſprach ſich aber gegen ihn ſo feſt für die Königin und Mazarin aus, daß der Fronde jede Hoffnung auf ihn ſank. Orleans kroch in ſeiner doppelzüngigen Weiſe wieder raſch zu Kreuz, und Condé donnerte vor dem Parlament im ganzen Stolze ſeines feudalen Ritterthums und ſeiner errungenen Lorbeeren. Das machte die Sachen noch böſer. Die Leidenſchaften beider Parteien wuchſen mit dem Unrecht und der Gefahr. Das Parlament rief: „Wir rüſten zum Kampfe! Nieder mit Mazarin!“

Condé rief der Königin zu: „Majeſtät, verlaſſen Sie mit der Regierung Paris, man muß dieſer Volkshyder die Ader ſchlagen!“

Das Parlament von Paris trat mit den Arrondiſſements in Verhandlung, ganz Frankreich ſchien an dem beginnenden Kampfe theilzunehmen. Der entſcheidende Augenblick war da! —

VI.

Inzwiſchen hatte Colbert ſeine alte Mutter von Rheims geholt und dem Cardinal vorgeſtellt. Dabei ſprach Colbert den Wunſch aus, ſie bei den Nonnen zu St. Germain unterzubringen. „Sie iſt Ihnen und mir dort am ſicherſten, Eminenz, auch kann man nicht wiſſen, ob ſie uns dort nicht mehr nützt, als hier.“

„Nützen? Eine alte Frau?“

„Vielleicht doch, Eminenz,“ lächelte Baptiſt.

An demſelben Tage, wo Madame Colbert Mazarin vorgeſtellt wurde, übergab der Cardinal an Baptiſt ſein Vermögen. Es beſtand theils in Pretioſen, theils in Goldſtücken, die in Beutel, je zu 10,000 Francs, gepackt waren.

Als ſich Baptiſt's Mutter anſchickte, Abends unter

Bernajoux' Obhut nach St. Germain überzuſiedeln, ſagte Colbert: „Liebe Mutter, ich habe Deine Sachen aus den Koffern und Truhen nehmen laſſen, ich ſchicke ſie Dir nach. Du mußt mir etwas Anderes dafür mitnehmen. Die Schlüſſel behalt' ich hier. Frag' nicht, Mütterchen, 's iſt ein Amtsgeheimniß!"

So fuhr Madame Colbert mitten durch das Gewühl der aufgeregten Menge nach St. Germain; in ihren Koffern lagen die Juwelen Mazarin's.

Als Bernajoux zurückkam, brachte er von Neuilly vier ſeiner Kinder auf Colbert's Wunſch mit. Sie waren ſchon ziemlich erwachſen, von elf bis ſechzehn Jahren. Man zog ihnen ſchlechte Kleider an und gab jedem einen Tragkorb, der mit Gemüſe, Kohl und anderen Gegenſtänden bedeckt, im Innern aber mit Souverains gefüllt war.

So wanderten die Kinder unbeſchädigt Tag für Tag von Paris nach Neuilly, von Neuilly nach Paris, und ſchafften Mazarin's Millionen hinaus. In vierzehn Tagen waren ſämmtliche Schätze bei den frommen Schweſtern zu St. Germain in Sicherheit.

Es war höchſte Zeit! — Das aufrühreriſche Volk bewachte bereits Tag und Nacht das Palais-Royal mit Argusaugen, um es dem König und der Königin-Mutter unmöglich zu machen, die Stadt zu verlaſſen. Beſonders war es auf Mazarin und ſein ungeheures Vermögen abgeſehen. Wußte man doch, daß er nunmehr im Palais-Royal wohne, daß der Hof fliehen wolle!

Condé's Heer lag vor den Thoren, doch es konnte nichts unternehmen, ehe die Königin aus dem Bereich der Volkswuth war. Retz, der Coadjutor, trug den Pallaſch über der Soutane, die Pickelhaube ſtatt des Käppchens, und organiſirte die Volkshaufen.

Der Hof wollte noch heute nach St. Germain! Man ſtand jede Minute auf dem Sprunge, aber wie ſollte man hinaus ohne Todesgefahr?! —

Mazarin, dem ein Flügel des Palais eingeräumt worden war, wo ſich auch Colbert und Le Tellier mit den überſiedelten Bureaux befanden, kam eben von der Königin zurück. Er war bleich. Heimliche Seelenangſt lag auf ſeinen Zügen. Er zitterte. Le Tellier und Colbert erwarteten ihn.

„Ich bin rathlos! Was ſoll daraus werden? So lange die Menge uns wie ein lebendiger, furchtbarer Wall umſchließt, iſt nicht zu entkommen. Wie ſoll man das Perſonal, wie ſoll man das Geld und die Kronjuwelen fortbringen?“

„Ich werde es, Eminenz,“ antwortete Colbert. „Da Sie dieſe Nacht beſtimmt haben, ſoll auch in dieſer Nacht der Hof befreit ſein!“

„Colbert, Sie werden ſich dadurch ein ewiges Gedächtniß im Herzen der königlichen Familie ſichern! Aber wie wollen Sie das bewirken?“

Colbert riß ein Crucifix von der Wand und hielt es Mazarin hin. „Schwören ſie auf den Heiland, daß Condé die Stadt nicht plündert und maſſakrirt, daß er ſich mit Einſchließung begnügen will? Schwören Sie, daß dem Uebel des Volks nach Kräften abgeholfen und Emery ſeines Amtes entſetzt werden ſoll? — ſo rette ich den Hof, und ſei’s mit meinem Leben.“

„So wahr mir Gott helfe in Ewigkeit, ſo wahr Le Tellier Zeugniß wider mich ablegen ſoll hier und dort, Condé ſoll ſich mit Einſchließung begnügen, kein Tropfen Bluts ſoll fließen, dem Volke ſoll geholfen werden, wenn Ihr uns rettet!“

„Nun hören Sie mich, Eminenz. Jeder Augenblick iſt koſtbar. Laſſen Sie einen bewährten Kammerdiener ſchlechte Kleider anziehen und ſchicken Sie ihn hinaus zu Condé. Laſſen Sie ihm ſagen, die Königin werde in der Nacht an der Barrière von Neuilly erſcheinen, er ſolle die Escorte und Wagen bereit halten. — Alle Diener des Hofes, die Cavaliere und Damen, Sie und die Majeſtäten hüllen ſich in einfache Kleider. Ich bleibe beim König, Sie bei der Königin, Eminenz. Le Tellier wird ſich mit den Cavalieren vereinigen, wie ſie am beſten folgen können. Die Majeſtäten und Sie in Sicherheit zu bringen, iſt die Hauptſache! —

Die Garden bleiben hier, halten das Palais wie eine Feſtung beſetzt und beſchützen auch die Kronjuwelen, welche dem Commandeur überliefert werden. Alles muß bereit ſein, um Schlag zwölf Uhr an der Thür des Hauptportals zu ſtehen, um zu Fuß aufzubrechen. Der Himmel iſt bedeckt, man wird uns nicht erkennen.“

„Das iſt gewagt, Colbert! Das iſt unmöglich!“

„Kein Menſch wird Sie hindern, wenn Sie mir genau folgen, Eminenz! Vertrauen muß ich haben, wenn es glücken ſoll!“

„Sei's denn!“

„Bereiten Sie Ihre Majeſtäten vor, kleiden Sie ſich um und überlaſſen Sie mir Ihre Garderobe, ebenſo die des Königs und der Königin, dann ſenden Sie mir den Stallmeiſter!“

„Es ſoll geſchehen, Gott geb' uns Glück.“ —

Alle Vorbereitungen wurden getroffen. Nachdem Colbert mit dem Stallmeiſter geſprochen hatte, kleidete er ſich um und trat, Bernajoux und den Stallmeiſter hinter ſich, durch ein kleines Pförtchen, das aus dem Erdgeſchoß in eine Nebenſtraße führte, hinaus. Alle Drei glichen Handwerkern, der Stallmeiſter trug ein großes Bündel. Colbert ging eilig auf eine Gruppe Volks, das bewaffnet umherlagerte, zu, ehe ſie Zeit hatte, ihn anzureden.

„Wißt Ihr, Leute, was geſchehen wird? Paßt auf! Der Cardinal und der Hof werden heute Nacht beſtimmt entfliehen! Eben hört ich's von den Dienern. Dann rückt Condé ein. Nehmt Euch in Acht!“

Ein Wuthgeſchrei erfüllte die Straße. „Wir wollen ſie fangen, ſie ſollen nicht entwiſchen! Hurrah, es lebe die Fronde und das Parlament!“

Es war zwölf Uhr in der Nacht. — Alles war ſtill, nur das Summen des Volks, das mit dumpfer Ungeduld in jeder Secunde eine Kataſtrophe erwartete, ſchlug an's Ohr des nach Befreiung lechzenden Hofes. Plötzlich ertönte in der Rue Caſtiglione, einer Nebenſtraße der Honoré, das Rollen von Rädern, der Hufſchlag zweier Pferde. Raſch bogen zwei Wagen in die Honoré ein. Mehrere Männer ſtürzten hinterher.

„Verrath, Verrath, Fronde heraus, das iſt der Cardinal, die Königin und der König. Verfolgt ſie!“ Die Kutſcher hieben wüthend auf die Gäule, Alles ſtürzte zeternd hinterher.

„Verrath, ſie fliehen!“ brüllte es durch die Gaſſen.

„In der Rue Honoré ſind ſie geſehen worden, nach, eilt ihnen nach!“ heulte das Volk um den Palaſt. Alles ſtürzte in furchtbarſter Wuth nach dem bezeichneten Orte. Von der Madeleine läutete man Sturm. In dieſem Moment war der Platz vor dem Palais Royal wie gefegt. Zwei Männer ſchlichen an's Portal und klopften leiſe. Man öffnete. Etwa zwölf Menſchen eilten heraus und raſch der Seine zu. Ein junger Mann ging an Colbert's Seite, es war der König. Dann folgten Anna und Mazarin, Le Tellier und verſchiedene Cavaliere mit Damen. Der andere Theil des Hofes und die Diener entwichen durch den Garten nach den Petit Champs. An der Seine trafen Alle zuſammen, beſtiegen bereit gehaltene Boote und fuhren bis zur Wittwen-Allee. Von dort gingen ſie in verſtreuten Gruppen den einſamen Weg hinab bis zur Barrière von Neuilly, da ſtand Condé.

Die Königin befahl ihm ſofort, die Stadt zu umſchließen, aber ſich jedes Conflicts mit dem Volke zu enthalten. Dies geſchah. Am Ende der Rue Honoré, faſt in der Nähe des Elyſée Bourbon, holte das wetternde Volk die verfolgten Wagen ein, in welchen man die Flüchtlinge vermuthete. Sofort ſprangen die Kutſcher von den Pferden und überließen ſie der Menge. Als man den Schlag öffnete, fand man drei Gamins, die Colbert zur Täuſchung benutzt hatte. Was half's, daß die dupirte Menge haſtig nach dem Palais-Royal zurückſtrömte? Die Vögel waren dem Käfig entflogen. —

Der Hof war gerettet und in St. Germain. — Condé ſchloß die Stadt raſch ein und ſchnitt ihr jede Zufuhr ab. Was Mazarin bei Condé's Rückberufung gefürchtet hatte, ging nunmehr aber in Erfüllung. Der eben ſo ſtolze wie eingebildete Prinz begann ſich mit einer läſtigen Arroganz als den Retter des Staats zu betrachten und die Angelegenheiten der Regierung in ſeine Hände zu nehmen. Dadurch kamen Anna und Mazarin mit ihm in Colliſion. Andererſeits übte der Umſtand auf Condé nach und nach immer mehr Einfluß, daß ſein Bruder, Armand von Bourbon, Prinz Conti und ſeine Schweſter, die Herzogin von Longueville, auf der Seite der Frondeurs ſtanden.

Condé wurde nach und nach treulos. Deshalb blieb auch der Friedensvertrag, welcher durch die Beſonneneren des Parlaments und der Bürgerſchaft mit dem Hofe gemacht worden, wirkungslos.

Die ganze Bewegung des Volks war weſentlich eine andere geworden! — Urſprünglich war die Nation nur über Emery's Erpreſſungen wüthend. Dann warf ſie ihren Haß auf Mazarin als die Urſache deſſelben.

In dieſer Zeit ward Emery entlaſſen und Marſchall La Meilleraye erhielt ſein Portefeuille. Mazarin, der Condé's Abfall und den Ausgang ſah, welchen die Dinge nehmen mußten, ergriff mit Anna eine letzte, äußerſte Maßregel. Er ließ Condé, Conti, Elboeuf, Bouillon verhaften und aus Frankreich verweiſen. Daß dieſer Schlag glückte, kam nur daher, daß das Pariſer Volk über das Vorhaben ſeiner adligen Führer etwas ſtutzig und die Magiſtratur durch ſie beleidigt worden war. Dieſer Gewaltſtreich erbitterte aber die Anhänger Condé's in den Provinzen, namentlich den kleinen Adel, welcher in Enghien ſeinen Paladin ſah, auf's Furchtbarſte. Selbſt Turenne, durch die Entfernung über das Getriebe der Dinge getäuſcht, erklärte ſich für die Fronde. — Nun war der Kampf allgemein!

Vergebens, daß Mazarin in den Gefechten, namentlich gegen Turenne bei Rethel, glücklich war. Während er im Felde campirte, übte Orleans und durch ihn der Coadjutor Retz auf Anna und den Hof einen unerhörten Druck. Seine königliche Freundin konnte der Fluth nicht mehr widerſtehen, konnte den Liebling Mazarin nicht mehr halten. Sein Spiel war verloren.

Es war am 5. Januar, als Condé, Conti und deren Mitverbannte, von Turenne begleitet, triumphirend in Paris einzogen und von Orleans, vom Parlament, von der Bürgerſchaft und vom Volke empfangen wurden.

Am andern Morgen ſtand Mazarin vor Anna und dem jungen König.

Bleich, thränenlos nahm er Abſchied. Die Königin war ganz außer Faſſung.

„Mazarin,“ ſagte Ludwig, „Gott geleite Sie. Einſt, bei meinem Königsworte, einſt kommen Sie wieder! Ich werde die Rebellen züchtigen, und Sie ſollen wieder mit uns ſo fröhlich ſein, wie Sie jetzt mit uns trauern!“

„Majeſtät, der Himmel gebe es! Wenn ich oft fehlte, bedenken Sie, wie unvollkommen alles Menſchliche iſt. Eins allein hebt mein Bewußtſein, daß ich, gleich meinem Lehrer Richelieu, ſtets für das unumſchränkte Recht der Krone focht und nur eines Herrn bedarf, wie Eure Majeſtät ſein wird, der mit gewaltiger Hand die Früchte für ſich erntet, die ich geſäet!“

Der Beherrſcher Frankreichs ging in's Exil nach Havre. Niemand folgte dem Gefallenen als Baptiſt Colbert, der ehemalige Kaufmannsdiener. Als die Vorhänge des Wagens zugezogen waren, weinte der Cardinal ſich am Herzen des letzten Treuen aus, der ihm geblieben war.

Mazarin und Colbert langten in Havre an. Dort trafen ſie Bernajoux mit den wohlverwahrten Schätzen des Cardinals. Ihr Anblick machte den Verbannten wieder lächeln, und dankbar drückte er Colbert's Hand, denn er hatte in dieſem blitzenden Golde die Mittel, ſeinen Sturz an den Gegnern zu rächen und ſich neu auf die Zinnen der Herrſchaft zu ſchwingen. Bald darauf ging er nach Lüttich. So klar ſich Baptiſt aller Uebelſtände war, ſo klar war er ſich auch, daß Mazarin der einzige Mann ſei, der Frankreich einheitlich zu regieren vermöge. An dieſe

Ueberzeugung knüpfte ſich ſeine Treue, ſeine Hoffnung und ſein Ehrgeiz.

Bernajoux kehrte nach Paris zurück, Depeſchen Mazarin's an die Königin, Colbert's Briefe an Marietta und Le Tellier, ſo wie für ſich geheime Inſtructionen mitnehmend.

Die einförmige Einſamkeit Marietta's ward durch nichts unterbrochen. Celiens Umgang, ein Beſuch bei Bernajoux' Frau, ein Brief Colbert's war das Einzige, was ſie einigermaßen zerſtreuen und tröſten konnte. Beharrlich wies ſie mehrere Bewerbungen ab, und Cenani, der ihre größere Hingebung zu ſich, ihre duldende Sanftmuth nicht auf's Spiel ſetzen und die alte Starrheit der Tochter wecken wollte, ließ das um ſo lieber geſchehen, als er im andern Falle das Einzige verloren hätte, was ihm höher ſtand als ſeine Ducaten.

Mit dem Momente, wo Mazarin verbannt war, trat in Cenani's Geſchäft eine Regſamkeit ein wie nie. Er hatte ſich ſo feſt eingeredet, daß Mazarin verloren ſei, daß er blind dem Glück der Frondeurs traute, er, der ſonſt ſo voll Mißtrauen war. Es konnte daher nicht fehlen, daß der reiche Cenani in Paris nunmehr für einen großen Patrioten galt, während man ſich bei Hofe ſehr gut der Zeiten noch entſinnen konnte, wo Cenani allein den Wünſchen Richelieu's diente.

In dieſer Zeit bildeten ſich beim Drange des Bürgerkrieges, im Labyrinth der Kabalen die Fähigkeiten des jungen Königs langſam aus, in ihm entſtand die Energie, die Starrheit ſeines Wollens, der Stolz der Königsehre, der Entſchluß, Alles der Obergewalt der Majeſtät zu unterwerfen.

In's Ende des Jahres 1651 fiel ſeine Majorennität. Auf dieſen Moment wartete Königin Anna, denn ſie wußte, nun würden ihre und des fernen Mazarin Rathſchläge als directe Beſchlüſſe des Königs angeſehen werden.

Inzwiſchen überſchritt Condé's Uebermuth, Habgier und Druck dem Volke wie dem Hofe gegenüber jedes vernünftige Maß. In einer unglücklichen Stunde beleidigte er obenein den jungen König. Retz, eine zu jedem ſchimpflichen Thun erbötige Natur, ſchlug der Königin Condé's Ermordung vor. Schaudernd wies es Anna ab, ſelbſt des Staats-Secretairs Lionne's Vorſchlag, Enghien zu verhaften, wagte ſie nicht auszuführen Condé aber witterte, daß er Alles in Paris zu befürchten habe, und eilte in ſeine Statthalterſchaft Guyenne, wo er mit königlichen Geldern den Bürgerkrieg organiſirte und ein Heer aufbot, von dem man ſagen konnte, es kämpfe gegen Jedermann, nur nicht gegen ſich ſelber.

Condé's Doppelverrätherei an Volk und Regierung hatte für Anna den zwiefachen Nutzen, den falſchen Enghien in der Meinung der Welt zu brandmarken und Turenne, der bisher der Fronde gedient, zur königlichen Sache zurückzuführen.

Ludwig XIV. ward am 5. September vom Parlament majorenn erklärt. Von ſeinen Umgebungen und der Macht der Umſtände gedrängt, ſprach er im Saale des heiligen Ludwig Mazarin's ewige Verbannung aus, ſo ſehr er ſich bewußt war, das Gegentheil zu wollen. Die Regierung war aber in dieſer Zeit ſo ohnmächtig, ſo mittellos, ſo von allen Seiten eingekeilt in die Menge ſeiner ehrgeizigen Gegner, daß die Nothlüge, ein ſo hervorſtechendes Gebot im diplomatiſchen Geſetzbuch Machiavell's, nicht zu umgehen war.

Turenne's Anſchluß an die königliche Sache, Condé's Abfall von beiden Parteien, um eine dritte zu ſeinem Vortheil in den Provinzen zu bilden, der Umſtand, daß Mazarin mit ſeinem Golde ein bedeutendes Heer von Deutſchen ausgerüſtet hatte und in Sedan angelangt war, brachten das Parlament in eine entſetzliche Lage. Es mußte rüſten und Condé wie Mazarin für Reichsverräther erklären, alſo mit drei Feinden auf einmal kämpfen.

Das war's, was Mazarin wollte und, von Colbert unterſtützt, durch raſtloſes Miniren erreicht hatte. Da Condé aber die Hülfloſigkeit ſeiner Sache einſah, unterwarf er ſich dem König, der Paris, an der Spitze von Turenne's

Truppen, verlaſſen hatte, um ſich mit Mazarin zu vereinen, welcher bereits in Rheims von ſeinem königlichen Heer unter Manicamp und Hoquincourt verſtärkt worden war.

Die Königin erließ ſchon einen Aufruf an den Cardinal, zurückzukehren, und traf nebſt dem König und dem Hofe in Poitiers mit Mazarin zuſammen, der ſiegreich eingezogen war. Das Parlament, Paris, die Sache der Fronde ſchien verloren.

Da, eben ſo groß an Feldherrnruhm wie an perſönlicher Schlechtigkeit, machte Condé eine Schwenkung, verſöhnte ſich durch Vermittelung der rebelliſchen Prinzeſſin von Orleans, Herzogin von Montpenſier, und des erbärmlichen Retz, den die errungene Cardinalswürde nicht dankbarer machte, mit Orleans und dem Parlament, übernahm die Führung des Heeres der Fronde und ſchlug, trotz Turenne's Heldenmuth, das königliche Heer bei Blenau total auf's Haupt!

Der Hof ging, im Innerſten gedemüthigt, nach Pontoiſe. Mazarin kehrte in's finſtere Exil zurück. Das Parlament ging aber in ſeinem Siegeseifer ſo weit, den falſchen Orleans, der jetzt Alles galt, zum Stellvertreter des Königs (lieutenant-général du royaume) zu machen. Da half dem Hofe aber Mazarin's Geld, das in jener Nacht von Colbert gerettete Geld, das jetzt Baptiſt, mitten durch den Feind ziehend, der Königin Anna überbrachte. Mit dieſen Mitteln ausgerüſtet, ſammelte der in ſeinem Ruhm ſo tief von dem Rivalen verdunkelte Turenne ein neues, mächtiges Heer, drang unaufhaltſam bis vor die Thore von Paris, ſchnitt Condé in der Vorſtadt St. Antoine ab und ſtürzte des Königs Feinde in lähmendes Entſetzen!

Da begeiſterte die Montpenſier noch einmal die Pariſer, richtete die Kanonen der Baſtille auf des Königs Truppen, öffnete heimlich dem verzweifelten Condé die Thore, rettete ihn und verſteckte ihn. — Das vergaß ihr Ludwig XIV. nie.

In dieſem ungeheuern Gewirr von Betrügereien und Nichtswürdigkeiten gingen dem Volke und dem Parlament endlich die Augen auf. Langſam, aber unaufhaltſam brach durch den überlangen Taumel die Vernunft ſich Bahn, und die meiſten Leute waren der Anſicht, daß Mazarin doch noch eher zu ertragen ſei, als dieſe namenloſe Corruption und Ausbeutung der Nation.

Dieſe Stimmung benutzte der Hof. — Auf Mazarin's Anordnung rief der König „ſein getreues Parlament" nach Pontoiſe, und faſt mehr als die Hälfte folgte dem Ruf.

Mazarin, der wieder in Pontoiſe geweilt, kehrte nach Sedan zurück, um nicht bei der beſſeren Wendung der Dinge von Neuem Anſtoß zu einem Rückſchlage zu geben. In Paris ward nunmehr durch die wachſende Partei der Reaction der Magiſtrat umgeändert, Brouſſel, der Hauptſchreier, mußte unter dem Jubel der klarer Denkenden abdanken, dadurch verlor auch Retz ſeine Hauptſtütze. Die Sehnſucht nach Ordnung und Ruhe ſiegte, und man ſendete eine Deputation an den König, ihm Treue zu geloben und ihn zu bitten, nach Paris zurückzukehren.

Hier war's, wo Ludwig's Herrſchertalent ſich die Sporen verdiente.

An der Seite ſeiner Mutter, umgeben von dem Hofe und dem Parlament zu Pontoiſe, empfing der achtzehnjährige Monarch die Deputation, nicht finſter, nicht zornig erregt, ſondern lächelnd, leutſelig, mit einem leiſen Zuge von Rührung, als wenn er ſich wehmüthig freue. Er hörte die Bitten um Rückkehr, die Schilderungen der Leiden des Volks, die Wünſche für Ordnung und Sicherheit an, die der Aelteſte der Kaufmannſchaft mit zitternder, aber beredter Stimme vortrug. Des Königs Antwort war eben ſo herzgewinnend wie markig, und Jeder fühlte, daß dieſer junge Mann alle ſtrahlenden Gaben in ſich einte, das Land zur Ordnung und Ruhe zu bringen.

Die Deputation eilte auf den Flügeln der Begeiſterung nach Paris. — Der Bürgerkrieg der Fronde war zu Ende.

Bei dem neuen Stande der Dinge war aber Keinem ſchlechter zu Muthe, als Herrn Cenani. So ungeheuer er verdient hatte, ſo lange die Fronde ſiegreich war, ſo viel hatte er durch den jähen Umſchwung verloren. Orleans, Retz, die Montpenſier, Condé, Niemand wollte ihm mehr etwas ſchuldig ſein, kein Menſch ihn bezahlen. Der gute Negociant erfuhr auf haarſträubende Weiſe, daß er zur Politikmacherei nichts tauge. Zudem verſpürte er, außer den großen Geldverluſten, noch die nagende Angſt vor dem, was kommen würde; war er doch compromittirt wie irgend Einer!

Der König zog in Paris ein und betrat unterm Jubelruf der Menge daſſelbe Portal des Palais-Royal, aus welchem er in jener Schreckensnacht an Colbert's Seite vor der Wuth der Pariſer entwichen war.

Der Umſtand, daß die Regierung, bei aller ſonſtigen Strenge, gegen die Bürgerſchaft mit Schonung verfuhr, und die Einbildung, daß ſeine letzten Dienſte ihm Anſpruch auf den königlichen Dank gegeben, wiegten den eitlen Retz in Sicherheit. Das niedere Volk, zu ſeiner Arbeit zurückkehrend, wich aus der Organiſation, die er ihm gegeben, indeß die königlichen Truppen langſam und ohne Aufſehen regimenterweiſe einrückten und bei den Bürgern oder in den öffentlichen Gebäuden untergebracht wurden.

Turenne hatte mit der andern Hälfte des Heeres inzwiſchen ohne erhebliche Schwierigkeit das flache Land und die Provinzen beruhigt.

Es war am 18. December 1652, als Vernajoux von einer neu unternommenen Reiſe nach Sedan mit demſelben Wagentrain zurückkehrte, den er einſt nach Havre gebracht, und das leer ſtehende Hotel Mazarin's bezog.

Am folgenden Tage hatte Retz eine Audienz bei der Königin. Chavigny, der Miniſter, war nämlich ſeinem Falle nahe, und der eitle Prälat that den letzten Griff nach der Macht, die ihm nun nicht mehr entgehen konnte.

Sei es, daß Königin Anna kühler als ſonſt war, oder daß neue Hinderniſſe ſich dem Wunſche des Coadjutors entgegenſtellten, vielleicht daß ihn die Haſt, endlich in den Beſitz der Macht zu kommen, mit welcher man ihn ſo lange geködert hatte, um ſeine Beſonnenheit brachte, genug, er vergaß etwas den ſchicklichen Takt und zog ſich einen ſcharfen Verweis von der Königin zu.

Er eilte wüthend hinaus. Vor ſeinen flammenden Blicken malte ſich ſchon das Bild der gebrochenen Anna, die er mit ſeinen Pikenmännern bedrängen wollte, und in der That, noch hatte er Macht genug. — Plötzlich legte ſich eine Hand auf ſeine Schulter. Er fuhr auf. Neben ihm ſtand Chevalier d'Artagnan, um ihn Soldaten.

„Sie ſind gefangen, Eminenz!"

Ein Schrei der Wuth und des Entſetzens durchdröhnte das Vorzimmer.

„Retz iſt verhaftet!" ſcholl's durch Paris. Das Volk ſtrömte durch die Straßen. Ueberall ſtand Militär. — Nach und nach verliefen ſich die Maſſen.

Am folgenden Tage erließ die Regierung eine feierliche öffentliche Einladung an Mazarin, zurückzukehren! —

VII.

Es war anfangs des Jahres 1653, an einem kalten, aber hellen Morgen, als der Klopfer der alten Thür erdröhnte, welche die Myſterien der Firma Mascrani und Cenani verſchloß. Die Schläge waren ſo heftig und drohend geführt worden, daß die Buchhalter erſchreckt aufſprangen und Cenani aus ſeinem Cabinet eilte. Bald darauf hörte man öffnen, das Summen vieler Stimmen, durch den Gang herauf ſchwere Tritte, wie von Bewaffneten, erſchallen. — Cenani entfärbte ſich. Die Thür ward geöffnet, zwei Huiſſiers, von Soldaten begleitet, traten ein. Ein Regierungs-Commiſſar, an der geſtickten Lilie auf der Bruſt erkennbar, erſchien, ging an den nächſten Tiſch, breitete, indeß ein Huiſſier ihm den Stuhl zurechtrückte, ein Actenſtück aus und ſetzte ſich. Kein Menſch wagte zu athmen.

„Wo iſt Herr Cenani, der Chef der Handlung?“ fragte er trocken.

„Der bin ich, mein Herr!“ ſagte Cenani ungewiß.

„Ich habe Ihnen mitzutheilen, daß die Regierung Seiner Majeſtät Sie ſeit lange ſchon beobachtet, daß dieſelbe genaue Kenntniß aller Ihrer Geſchäfte und Beziehungen hat, die Sie ſeit zwanzig Jahren unterhalten, und durch welche Sie auf eine Weiſe, die Ihr Gewiſſen verantworten mag, ungeheure Summen gewonnen haben. Die Regierung weiß ferner, daß Sie der Rebellion ſchließlich Ihre Geldmittel zur Verfügung geſtellt und zu dem Verdacht, das Volk auszubeuten, die Gewißheit geſellt haben, ein Feind der Regierung zu ſein. — Eine Berechnung Ihrer Geſchäfte ergiebt, daß, wenn denen, welchen Sie in Zeiten der Noth Hab und Gut verkürzt, Capital und Zinſen wieder erſtattet wird, Ihr ganzes Vermögen daraufgeht. — In Anbetracht deſſen, und weil es der Wille der königlichen Regierung iſt, ein Exempel zu ſtatuiren, erkläre ich vom heutigen Tage an die Firma Mascerani und Cenani für erloſchen.“ — Cenani ſchrie auf. — „Die Handlungsbücher, alles bewegliche und unbewegliche Vermögen des Herrn Cenani nehme ich im Namen der Regierung in Gewahrſam“ — Cenani brach zuſammen — „und verſtatte ihm drei Tage Zeit, ſich und ſein Hausweſen unterzubringen. Es geſchehe, wie ich geſagt!“

Während die Comptoiriſten einer nach dem andern bleich hinwegſchlichen und die Huiſſiers die Contobücher in Beſchlag nahmen, ſaß zuſammengeknickt der Millionär, nunmehr — ein Bettler, und kämpfte einen moraliſchen Todeskampf.

In dieſem grenzenloſen Jammer, den der Wahnſinn allein enden zu wollen ſchien, flüſterte er nur: „Mein Kind, mein armes Kind!“

Endlich erhob er ſich, ſah nicht links noch rechts, ſondern ſchwankte hinaus, die alte, dunkle Treppe hinauf und trat vor ſein Kind, wie der Verbrecher vor den Richter, der ihm das Todesurtheil ſpricht.

Cenani hatte ſich kein Gewiſſen gemacht, Millionen aus dem Elend Anderer zu münzen, um ſein Kind glücklich zu machen, aber dies Vermögen ſeinem Kinde verloren zu haben, war ein Stachel, der ſeinen tiefſten Lebensnerv traf, tödtlicher wirkend, als Entehrung und richterliche Strafe. Als er die Thür öffnete, ſah er ſeine bleiche Tochter ſchon vor dem Regierungs-Commiſſar ſtehen, der von dem Weh des Mädchens tief ergriffen ſchien.

„Fürchten Sie nichts, mein Fräulein, die Regierung begnügt ſich mit dieſer Genugthuung, Ihrem Vater wird nichts geſchehen!"

Er hatte dem unwiſſenden Mädchen erſt auseinanderſetzen müſſen, was ihr Vater gethan, woher ſein Reichthum gekommen.

Cenani hörte die letzten Worte, er that ein paar Schritte auf Marietta zu, dann brach er zuſammen.

„Verſtoße mich, Kind, verſtoße mich! Ich habe Dir Dein Vermögen, Dein Lebensglück verloren!"

Wie Wetterleuchten zuckte es durch Marietta's Seele. In dieſem furchtbaren Augenblick that ſie einen unendlichen Blick in das mächtige, zerſchlagene Gemüth ihres Erzeugers! Mit dem Golde ſprang die letzte Schranke von ihrem Herzen, und ſie ſtürzte laut weinend zu ihm, zog ihn an ſich und rief: „Heut', Vater, heut' lieb' ich Dich, wie ich Dich nie geliebt. Wenn meine arme Mutter lebte, würde ſie jetzt ſich mit Dir verſöhnen, würde Dir ſagen, daß Du des Goldes nicht brauchſt, wenn Du Liebe haſt. Gott erhalte Dich Deinem Kinde, daß es Dich lange noch von Herzen lieben kann!"

Cenani erhob ſein Haupt. Der Bettler lächelte, wie er als Kröſus nie gelächelt. Mit einem Schrei der Wonne und des Wehs preßte er ſein Kind an ſich, und ſeine Lippen flüſterten ein Gebet, das erſte wohl, das ihm ſo recht aus der Seele kam.

Leiſe öffnete ſich die Thür, Vernajoux trat ein, ſeine Frau folgte ihm. Der Regierungs-Commiſſar wollte ſich ehrerbietig verneigen, Vernajoux winkte ihm, zu gehen.

„Lieber Herr Cenani!“

Cenani und Marietta fuhren auf.

„Bernajoux!“

Bernajoux preßte gerührt die Hände von Kind und Vater. „Verzagen Sie nur nicht. Gott hilft in aller Trübſal und macht Unglück zu Glück. Kommen Sie, Herr Cenani, Ihr alter Disponent hat ein Häuschen draußen in Neuilly. Ziehen Sie zu uns!“

Cenani fiel ſeinem alten Buchhalter um den Hals. „Ja, ja, Kind, wir wollen hier weg; 's iſt ja doch nichts mehr unſer!“

Die Cenanis gingen faſt leer aus dieſen Räumen. Marietta's größter Schatz, außer ihrem Vater, beſtand in Colbert's Briefen und der „Pforte der Zukunft“. — — — — — — — — — — — — — —

Der 3. Februar 1653 war ein Freudentag, wo ganz Paris im hellſten Feſtſchmuck glänzte, denn Mazarin ſollte einziehen, der König, der Hof, die Nation wollte ihn empfangen. Von Neuilly und dem Boulogner Gehölz herüber, die Anhöhe herab nach den Barrieren bis zu den Tuilerien und dem Palais-Royal zog ſich ein endloſes Spalier, von Garden, Bürger-Milizen, Zünften, Innungen und Genoſſenſchaften gebildet, umdrängt von einer Fluth geſchmückter, neugieriger und jubelnder Menſchen.

Um neun Uhr Morgens fuhr der Hof, von Marſchällen, Kronbeamten und Garden umgeben, in glänzenden Equipagen aus dem Palais-Royal, begrüßt von tauſendſtimmigen Rufen der Menge, und zog dem Cardinal entgegen.

An der Straße, die rechts nach Neuilly führt, unterm Gewühl der Menge, ſtand ein alter, zuſammengebückter Mann mit ſeiner Tochter, Herr Cenani und Marietta.

Cenani wollte den letzten Verſuch in einer Bittſchrift an Mazarin wagen, den letzten Verſuch, wenigſtens einen beſcheidenen Theil ſeines verlorenen Gutes, nicht für ſich, ſondern für ſein Kind auf dem Gnadenwege zurückzuerhalten. Mit ſeinen Thränen, ſeiner Reue hatte er dieſe Bittſchrift geſchrieben, die er nun zitternd vor Erwartung in ſeiner Hand hielt.

Wenige Schritte von ſeinem Standorte hielten die königlichen Wagen ſtill. Die Wachen ſalutirten. Der König, die Königin, der Hofſtaat verließen die Wagen und ſchritten feierlich dem Zuge des Cardinals entgegen, der eben über die alte blumengeſchmückte Brücke herankam. Voran ritten die Trompeter und Heerpauker und ſpielten eine pomphafte Weiſe, dann folgten die Grafen d'Avaux, Servien de la Roche, die Herzoge Hocquincourt und Marſchall de Brèze zu Pferde. Hinter ihnen, durch Garden in grüner Seide geleitet, erſchien, von vier weißen Pferden gezogen, die Kutſche des Cardinals. In ihr ſaß der Triumphator, ſtolz lächelnd und nach allen Seiten grüßend. Von Zeit zu Zeit warfen vier Cavaliere, die neben dem Schlage gingen, Geld unter die jubelnde Menge. Im zweiten und dritten Wagen folgten ſeine Nichten, die ſchönen Manzinis, im vierten Wagen Colbert, der Intendant, fünf andere Wagen führten die Cavaliere und Damen, alte Freunde des Cardinals, welche in der letzten Zeit eine Art Hofſtaat zu Sedan um Mazarin gebildet hatten. Garden ſchloſſen den Zug. Als der Cardinal die Brücke paſſirt hatte, hielt ſein Zug gleichfalls, und er verließ mit ſeiner Begleitung in demſelben Augenblicke, wie der königliche Hof, die Equipagen. Eine athemloſe Stille erfolgte. Der König und Mazarin ſchritten, gefolgt von den Ihrigen, auf einander zu. Ludwig XIV. umarmte den Cardinal feierlich.

„Seien Sie mir endlich willkommen, mein alter Freund und Rath, nehmen Sie wiederum die Stelle an meiner Seite, die Sie ſich ſiegreich neu errungen, zum Wohl der Krone und des Landes!“

Mazarin wollte die Hand des Herrſchers küſſen, aber Ludwig zog ihn nochmals an ſich und umarmte ihn.

„Mögen Eure Majeſtät ſtets Urſache haben, ſich dieſes Tages zu freuen. Mögen Sie, Sire, in mir Ihren erſten, treueſten Unterthan erblicken, der glücklich iſt, der Krone und dem Lande zu dienen!“

Darauf ſtellte der König den Cardinal der Königin-

Mutter vor, die freudeſtrahlend ihrem alten Liebling die Hand zum Kuſſe reichte, dann dem Hofſtaate, der ſich tief verneigte. Mazarin ſtellte ſeinerſeits dem König und der Königin ſeine Nichten vor.

„Jetzt aber,“ ſagte Mazarin laut, indem er mitten in dieſem ſtrahlenden Kreis ſich umſah, „jetzt geſtatten Sie mir, Majeſtäten, geſtattet mir Alle, Ihr Pairs und Großen dieſes Reichs, daß ich Ihnen hier vor der ganzen Welt einen Mann zuführe, deſſen Treue und Liebe, deſſen Talent und Energie ich, nächſt Gott, am meiſten danke, und wenn es einen Lohn giebt, der ihn belohnen kann, ſo bitte ich Eure Majeſtäten, mir gnädigſt dieſe Ehrenpflicht abnehmen zu wollen, die ich allein nicht zu löſen vermag.“ Er wendete ſich und zog Baptiſt Colbert aus der Gruppe ſeiner Begleiter. „Es iſt Colbert, mein Intendant, er wird Eurer Majeſtät, uns Allen aus allen Stunden der Gefahr im Gedächtniß ſein!“

„Seien Sie mir gegrüßt, mein Lieber,“ ſagte der König lebhaft und faßte Colbert's Hand. „Wir erinnern uns Ihrer ſehr wohl und haben längſt Bedacht genommen, wie ein Mann von Ihrem Werthe zu belohnen und für unſer Heil zu verwerthen ſei. Auf Wunſch unſerer hohen Mutter ernennen wir Dich, Baptiſt Colbert, zum Staatsrath und Secretair Ihrer Majeſtät der Königin.“

Colbert ſank auf's rechte Knie und preßte auf die Hand des jugendlichen Herrſchers ſeine Lippen. Da zog Ludwig XIV. raſch den brillantenfunkelnden Degen und ſtreckte ihn über das Haupt Colbert's.

„Und hiermit ſchlage ich Dich zum Ritter und Pair meines Reichs, Dich Baptiſt de Colbert, Marquis de Seignelay, im Namen Gottes, ich Ludwig, König von Frankreich!“

Und dreimal ſenkte ſich der Degen des Monarchen auf Colbert's Schulter, und das Volk brach in ein donnernd Vivat aus.

Als der neue Marquis aufſtand und um ſich blickte, fiel ſein Auge auf Cenani, der, von Marietta geführt, zögernd einige Schritte that. Da erhob der Alte den

Blick und erkannte ihn wieder. Bleich, ſtarr ſtand er, die Bittſchrift entſank ihm. Marietta ward purpurroth, that einen jähen Schrei und ſank zuſammen; ein Gardiſt fing ſie in ſeinen Armen auf.

Der König führte den Cardinal zu ſeinem eigenen Wagen, Colbert ſtattete der huldvollen Königin ſeinen Dank ab. Während die Soldaten den armen Cenani und ſeine Tochter hinter die Chaine brachten, ſetzte ſich der Triumphzug in Bewegung. Die Trompeten tönten, die Pauken klangen, unter endloſem Jubel zog Mazarin in die Thore der Stadt.

Voll wüthendſten Schmerzes, aller Hoffnungen beraubt, wie zermalmt von dem ſtolzen Erlebniß, ſchleppten ſich Cenani und Marietta nach ihrer einſamen Zuflucht in Neuilly zurück.

Bitter waren Cenani's Gefühle, vernichtet Marietta's letzter Anhalt, der Glaube an Colbert's Neigung und Treue! — Während Cenani, unfähig zu ſprechen, dumpf am Ofen in den Lehnſtuhl ſank, die Hände auf ſein altes, zermartertes Hirn preßte und den Höhen und Tiefen des Lebens, dem Geſchick der Menſchen ſeinen Tribut an Thränen und Seufzern brachte, nahm Marietta das alte Bild, die „Pforte der Zukunft", und dachte des unendlichen Abſtandes zwiſchen ſonſt und jetzt, zwiſchen der Tochter des ruinirten Kaufmanns und dem Manne, der nächſt Mazarin der Gewaltigſte in Frankreich war.

So ſaßen Vater und Tochter neben einander den ganzen Tag und hatten nur Thränen und erſtorbene Erinnerungen! Während fern her die Stadt in tauſend Freudenlichtern glänzte und Geigen und Hörner klangen, war Grabesſtille hier im engen Häuschen zu Neuilly. Trübe brannte das kleine Lichtchen da drinnen, wo Vater und Tochter in Grabesſchweigen ſaßen.

Wie lange dieſer dumpfe Schmerz dauerte, wußten ſie nicht, die Zeit ſtand ſtill vor ihnen. — Endlich erhob Marietta haſtig den Kopf.

„Mein Gott, mir war's, als wenn ein Wagen rollte!"

Cenani antwortete nicht.

„Es ſind Leute im Garten, ich höre Stimmen!“ Sie ſprang auf.

„Wer kann wohl noch zu uns kommen?“ ſagte Cenani.

„Barmherziger Gott, wenn — o nein, nein!“ — Sie ging zögernd nach der Thür.

In demſelben Augenblicke klopfte Jemand und öffnete. Bernajoux trat ein.

„Mein Himmel, Herr Bernajoux!“

„Aber ich bringe noch Jemand mit!“

„Jemand mit — o Gott!“

„Der endlich wiederkommt!“

„Wiederkommt? — Baptiſt!“ ſchrie die Arme.

Da ſtürzte Colbert herein, noch ſtrahlend im Hofkleide.

„Da, da haſt Du mich wieder. Nun geh' ich nicht mehr von Dir, mein liebes, langgequältes Mädchen, nun iſt die Pforte der Zukunft erbaut, laß uns eintreten in die unvergängliche Zukunft der Freude! Jetzt bitte ich um Mariettens Hand, mein alter Principal, jetzt, wo Sie arm ſind, wo an Ihren Händen nicht mehr das Elend der Menſchen klebt, wo ich mir ſelbſt zu danken habe, nächſt Gott, was ich bin! Ich war's, der Ihre Firma zu Fall brachte, ich war's, der das Ueble, was Sie thaten, wieder ausgeglichen, ich, Baptiſt de Colbert, der Freund Mazarin's, heirathe Marietta Cenani, die Bettlerin, und Seine Eminenz wird uns ſelbſt einſegnen! Raſch, die Wagen warten, raſch aus dem dunklen Elend hinein in die heitere Freude des Lebens. Im Palais-Royal wartet ſchon meine alte Mutter auf uns und will Dich ſegnen!“

Marietta war ſtumm und ſelig. Nur ſchluchzen konnte ſie unter ſeinen Küſſen.

„Dem Herrn ſei Ehr' und Dank, der Schmach und Weh in Ehr' und Wonne ſo verwandelt!“ betete der alte Cenani am Fenſter. — — — — — — — — — —

Schon frühzeitig und gerade durch die Prüfungen und wechſelvollen Geſchicke des Krieges der Fronde ſtellten ſich bei dem jungen Ludwig XIV. diejenigen Seiten des Charakters heraus, welche ihn durch ſein ganzes Leben auszeichneten, die Vorliebe für das Kühne, Glänzende, Grandioſe, das raſche Erfaſſen und Benutzen der Verhältniſſe, die Schärfe und Sicherheit des Willens und der Thatkraft. Der Sinn für das Großartige wirkte bisher nicht allein äußerlich und ſinnlich, ſondern auch in höchſter geiſtiger Beziehung, ja ihm ſelber unbewußt gerade da am magnetiſchſten, wo es in größter Einfachheit, aber mit unmittelbarer Gewalt auf ihn eindrang. So hatte auch Colbert's Genie den König gewiſſermaßen ſchon ganz für ſich gewonnen, bevor Letzterer den vollen Nutzen ſeines Dieners zu würdigen verſtand. Ja, bei dem Aberglauben Ludwig's und ſeiner Umgebung erſchien Baptiſt, wenn er in rathloſen Fällen ſo plötzlich durch ſeine Hülfsmittel die Situation veränderte, wie ein Adept, dem eine übernatürliche Kraft zu Gebote ſtehe. Dieſer Glaube ward durch die ſchlichte Ruhe und etwas rauhe Rückſichtsloſigkeit Colbert's beſtärkt, und er ſchien abſichtlich nichts dagegen zu thun, dieſe über ihn ſchwebenden Gerüchte zu bannen. So machte es auf den Hof, namentlich den jungen Monarchen einen tiefen Eindruck, daß Baptiſt nicht nur, allen Reizungen der adligen Schönen zum Trotz, ein armes Bürgermädchen, nein, ſogar die Tochter eines banquerotten Millionärs geheirathet, den er, wie alle Welt wußte, ſelbſt zum Bettler gemacht.

Als Ludwig XIV. ihn, nachdem er Marietta Cenani dem Hofe vorgeſtellt, erſtaunt deshalb zur Rede ſtellte, ſagte er: „Majeſtät, um zu ſein, was ich bin, brauche ich weder ein Wappen noch eine Geldkiſte zu heirathen. Dem Bürger paßt ein bürgerliches Weib. Es kann aber eine Zeit kommen, wo Sie einſehen dürften, Sire, daß die größten Schätze und Ehren, die ich erlangen könnte, nichts ſind gegen die endloſen Reichthümer, die ich für mich, für die Welt gewonnen, als ich Marietta heimgeführt. Wenn ich nicht lieber der ſtille Baptiſt Colbert und Eurer Majeſtät unterthäniger Diener wäre, könnte ich heut' der reichſte Mann ſein. Das Gefühl, es ſein zu können und nicht zu brauchen, wiegt aber den Beſitz ſelbſt auf. Erlaſſen

Sie mir, Sire, eine nähere Erklärung. Es giebt Dinge, die man nicht ſagen darf, ſondern thun muß, um zu überzeugen, und kommt die rechte Zeit dafür, werde ich Eure Majeſtät nicht warten laſſen!"

In dergleichen Augenblicken errang Colbert eine Gewalt über ſeinen königlichen Gönner, die aller Neid, aller Glanz der Höflinge nicht verdunkeln konnten. Man erwartete ſtets Außerordentliches von ihm, und er wußte, daß er die Erwartung rechtfertigen konnte.

Dem Weſen Colbert's ganz entgegengeſetzt war die Art, wie der Finanzminiſter wirthſchaftete. Der Abbé Baron Fouquet war ein Mann, der von Finanzen nicht mehr verſtand als Emery, aber ebendaſſelbe rückſichts- und planloſe Talent des „Nehmens" hatte. Fouquet war ein eleganter, liebenswürdiger Weltprieſter, deſſen eitles Herz am Glanze hing und der alle höfiſchen Geſellſchaftstugenden damaliger Zeit im vollendetſten Grade beſaß. Er ſuchte ſeine Größe darin, den jungen König und den Hof in einen Strudel koſtſpieliger Vergnügen zu ſtürzen, um ſich in der ausſchließlichen Gunſt Ludwig's feſtzuſetzen, ſich zum geheimen Meiſter ſeiner jugendlichen Leidenſchaften zu machen.

Wie ſeltſam die Dinge doch im Leben zuſammentreffen!

Die Favoritin, welche nun Ludwig beherrſchte, die ſchöne Lavalière, war nicht allein die honetteſte ſeiner Liebſchaften, ſondern auch wirklich eine Dame von edlen Eigenſchaften, ſo leichtes Blut ſie ſonſt hatte. Ihre Familie, unter Richelieu ruinirt, um den letzten Reſt ihrer Habe von Cenani gebracht, hatte dieſelbe durch Colbert wiedererhalten. Er hatte ihrem Vater zu einer Zeit, wo die reizende Herrin Ludwig's nur die arme Françoiſe de la Blanc war, Fingerzeige gegeben, um namentlich der Fronde gegenüber die Familie ſicher zu ſtellen. Das zurückgegebene Vermögen hatte es Françoiſen nach des Vaters Tode möglich gemacht, am Hofe zu erſcheinen. Colbert, der ſich dem ganzen Treiben des Hofes entzog, kannte ſie wohl, aber vermied gerade jetzt, ſich ihr zu nähern, denn er war zu ſtolz, ſich durch eine Maitreſſe in Gunſt zu erhalten. —

Da neigte ſich endlich, nachdem er häufig gekränkelt, Mazarin's Sonne abwärts. Längſt ſchon einer Stellung überſatt, die nur noch Qual war, legte er den Reſt ſeiner Macht nieder und ſtarb. — Je ſelbſtiſch eigenwilliger, je ſtolzer und herrſchſüchtiger Ludwig geworden, deſto läſtiger ward ihm auch die Vormundſchaft der Eminenz und ſeiner Mutter. Mit Mazarin's Tode ſprang die letzte Rückſicht, welche der Monarch beobachtet, allein und ſchrankenlos konnte er jetzt herrſchen. Das fühlte Anna, das der verſcheidende Mazarin.

Zu Vincennes ſeit Monaten wohnend, empfing der Cardinal nun den letzten Beſuch des Monarchen, der ſeiner Leitung entwachſen war. Im Vorzimmer neben dem Arzt ſtand Colbert tief bewegt, denn ſo oft er auch Mazarin's Anordnungen mißbilligte, verlor er doch ſeinen treuen Beſchützer und Gönner an ihm.

Ludwig trat in das Zimmer des Cardinals, an deſſen Bett die Königin-Mutter ſaß. Beim Anblick der bleichen Züge ſeines Lehrers und Freundes überkam es doch den jungen Herrſcher wunderſam.

Er eilte zu ihm, und die Thränen rollten ihm unwillkürlich nieder.

„Mein erhabener König!“ ſagte matt lächelnd der Kranke und faßte Ludwig's Hand. „Dank, daß Sie kommen! — Geſtatten Sie Ihrem alten Diener und Erzieher jetzt, wo der Tod ihn abruft, noch einmal ſeine Stimme zum Rath, zur Warnung, zum Heil für ſeinen jungen Fürſten zu erheben. Wenn ich ausgelitten habe, wird doch Niemand mehr das Recht, die Macht und Gunſt haben, Ihnen ein „Halt“ zuzurufen, wenn Sie irren. Geſtatten Sie mir's noch einmal!“

„O reden Sie, mein alter Freund, reden Sie offen und ſtreng, der Tod drückt Ihren Worten den Stempel der Wahrheit auf!“

„Majeſtät, die Pflicht, welche mir Gott und Ihre erhabenen Eltern einſt anvertraut, die Macht und Ehre, welche ſie mir geſchenkt, lege ich nun in Ihre Hände nieder. Auch Ihre Majeſtät die Königin-Mutter verzichtet von heute ab auf den Antheil der Gewalt, die Sie ihr in Pietät und Liebe eingeräumt. — Sire, Sie werden einſt ein großer, gewaltiger König ſein, Segen und Glanz, Macht und Gewalt wird Ihnen entſtrömen, die Welt wird lauſchend zu Ihren Füßen liegen, und die Könige werden Ihnen nachahmen, ohne Sie zu erreichen! Sie werden das einſt ſein, wenn Sie dem einzigen Rathe folgen, den ich Ihnen gebe, wenn Sie die einzige Erbſchaft, die ich Ihnen hinterlaſſen kann, annehmen. Ich verdanke Ihnen, Sire, Alles, was ich errang, ich glaube meine Schuld an Sie nicht würdiger abtragen zu können, als wenn ich Ihnen Colbert hinterlaſſe. Colbert wird wahr machen, was ich träumte, Colbert wird Ihnen und Frankreich ein Prometheus ſein! Nehmen Sie nie einen Miniſter, Majeſtät, aber einen einzigen Vertrauten und Diener, Colbert!" —

Mazarin war todt. Ludwig XIV. war Alleinherrſcher in Frankreich! —

Colbert war von dem Todten zum Teſtaments-Executor über ſein ungeheures Vermögen ernannt worden, in ſeinen Händen lagen alle Papiere und Staatsgeſchäfte, ein ungeheures, ungeordnetes Material, das der Cardinal hinterlaſſen. — König Ludwig hatte erklärt, keinen Premier mehr nehmen zu wollen.

Nachdem Baptiſt eine Einſicht in die Angelegenheiten des Reichs gewonnen hatte, befahl der Monarch ihn zu ſich, um ſich vom Stande der Dinge zu unterrichten.

Colbert hielt dem Souverain Vortrag. Es ergab ſich, daß von 84 Millionen Livres Steuern, die nach Colbert's Berechnungen das Volk zahlte, nur 32 Millionen in die Staatskaſſe floſſen und das Uebrige den Generalpächtern, Steuereinnehmern und großen Beamten zu Gute kam. Es ergab ſich, daß Fouquet ein jährliches Deficit von faſt 29 Millionen Livres geſchaffen hatte, dabei aber Alles in grenzenloſer Verwirrung war, das Nöthigſte zuletzt bezahlt wurde und der öffentliche Wohlſtand in furchtbarſter Zerrüttung daniederlag.

Ludwig XIV. ſprang auf, er war leichenblaß.

„Dahin iſt es mit meinem Frankreich gekommen?“

„Ja, dahin kam's, Majeſtät! Schicken Sie mich fort, Sire, aber in dieſer Stunde klage ich an. Das hat Emery, das hat beſonders Fouquet gethan!“

Ludwig XIV. ging haſtig auf und ab. Dann trat er dicht vor Colbert.

„Colbert, ich habe Sie lange Jahre beobachtet. Ich habe in Ihnen ſtets einen Mann von Wort gefunden. Sie haben mich gewöhnt, in Ihnen einen Geiſt von erſtaunenswerthen Mitteln zu ſehen, und bis jetzt haben Sie mich nicht betrogen. Sie haben mir einſt geſagt, Sie wollten dreimal ſo viel einnehmen und ausgeben wie Fouquet, und keine Thräne ſolle daran hängen; Sie haben geſagt: Frankreich iſt eines weit größeren Glanzes fähig, und er kann dennoch ein ächter Beweis von der Wohlfahrt des Volkes ſein! Wie Fouquet zu glänzen und zu wirthſchaften, ſei kein Kunſtſtück! Wollen Sie dies angeſichts dieſer Schulden noch behaupten, wenn ich Ihnen die Finanzen übergebe?“

„Ich behaupte es. Wenn ich ſelbſtſtändig und unumſchränkt die inneren Zuſtände zu regeln und zu beſſern habe, wenn ich Ihr volles Vertrauen beſitze, Sire, werde ich es! Mit Fouquet, Majeſtät, kommen wir ganz herunter, und wenn Ihr argloſes Auge nicht ſieht, ſehen ich und Andere es, daß er ſich mit Ihrem Gelde bereichert, daß er mit Ihrem Gelde glänzendere Feſte giebt, als Sie ſelber, daß ſeine Eitelkeit ſo wahnſinnig iſt, mit ſeinem König auch noch etwas — Anderes zu theilen!“

„Colbert, was wagen Sie zu behaupten?“

„Stets das, was ich beweiſe, Majeſtät! Erlauben Sie, daß ich mich entferne, überlegen Sie, Sire, was geſchehen muß, und erſehen Sie aus dieſem Billet, ob ich recht habe!“

Er übergab dem Monarchen ein Portefeuille, verneigte ſich und ging. Ludwig zog ſinnend zwei Briefe aus dem Couvert.

„Von Mademoiſelle Lavalière — an Colbert?“

Die Dame ſchrieb:

„Mein lieber Herr Staatsrath! So ſehr Sie mich verleugnen mögen, werden Sie mir wenigſtens erlauben, daß ich mit Hochachtung und innigem Danke mich des Mannes erinnere, der einſt in trüben Tagen der Retter meiner Familie war und vielleicht auch jetzt noch geneigt ſein wird, mir in einer peinlichen Sache beizuſtehen. Ihr ſtrenger ſittlicher Ernſt, wie der Ruhm, der einzige Mann bei Hofe zu ſein, der die Kühnheit hat, Seiner Majeſtät eine unangenehme Wahrheit frei zu ſagen, berechtigt mich zu der Bitte, beiliegendes Billet eines eben ſo gefährlichen wie lächerlichen Menſchen an Seine Majeſtät gelangen zu laſſen, da es mir an Muth gebricht, dieſe Pflicht ſelbſt zu erfüllen. In dankbarer Ergebenheit Françoiſe Blanc, Herzogin von Lavalière.“

Der König öffnete das zweite Billet und ſtand ſtarr. Fouquet hatte an die Lavalière, an die Geliebte des Königs, einen Liebesbrief gerichtet. —

Herr Abbé Fouquet gab indeſſen ſeine Feſte nach wie vor, und Ludwig war heiter und ſorglos wie immer, ja, die Eitelkeit des Prälaten wurde auf's Höchſte entflammt, als er unter der Hand vom Herzog von St. Aubin die Nachricht erhielt, der König habe ihm eine Erhöhung zugedacht; er möge ſeine Stellung als General-Procurator des Parlaments verkaufen, damit ſeiner Ernennung nichts im Wege ſtehe. — Fouquet hatte natürlich nichts Eiligeres zu thun, als die Stelle zu verkaufen.

Acht Tage nachher ging der Hof nach Nantes, wo der König große Revue über die Truppen hielt. — Dort, als man auf dem Stadtſchloſſe einen Gala-Ball abhielt, ward Fouquet plötzlich gefangen genommen und zu lebenslänglichem Gefängniß verurtheilt. Mit der Procuratur hatte der Unſelige zugleich ſeine letzte Rettung, das Recht, vom Parlament allein gerichtet zu werden, verkauft. — An ſeiner

Stelle erhielt Colbert, unter dem beſcheidenen Titel eines General-Controleurs der Finanzen, nicht nur dies Portefeuille, ſondern auch das des Innern.

Die „Pforte der Zukunft“ — weit aufgethan war ſie, und Colbert führte ſeinen Monarchen, ſein Vaterland durch ſie hindurch in eine neue Zeit! Die Käuflichkeit der Beamtenſtellen hörte auf. Ein Finanzrath, deſſen Haupt er ſelbſt war, legte dem König ein genaues Verzeichniß der Ausgaben und Einnahmen des königlichen Schatzes alljährlich vor; dadurch ward der maßloſen Verſchwendung ein Damm geſetzt. Eine Juſtizkammer überwachte treuloſe Pächter und Beamte; gleichmäßige Steuern und directe Erhebung derſelben brachten Ordnung und Einfachheit in das Chaos. „Wo haſt Du Dein Vermögen her?“ donnerte es in die Ohren der Finanzpächter. Eine Panique ergriff alle Jene, die ſeit Richelieu ihre Hände in das National-Vermögen getaucht hatten, und unter dem Jubel des Volkes mußten ſie ohne Erbarmen Alles herausgeben!

Während Colbert die Steuern verminderte und die Rückſtände bis 1656 erließ, deckte er den Ausfall durch Herabſetzung der Renten und Entlaſſung aller der Unfähigen, die ihre Stelle gekauft hatten. Für jede Ausgabe wurde zugleich ein beſtimmter Fonds angewieſen, und die königlichen Domänen, die in der Fronde-Zeit geplündert und veruntreut waren, wurden für die Krone zurückgenommen.

Colbert wollte das Volk durch Erleichterung ſeiner Laſten glücklicher machen, und dies gelang ihm. „O, Majeſtät, wir haben ja erſt geordnet, und Sie ſehen, wie gut es geht; wenn wir nun erſt anfangen werden, etwas zu ſchaffen, dann ſollen Sie ſtaunen, was Frankreich zu thun vermag!“

Und mit gewaltiger Hand ſchuf er die neue Welt, die ſtets in ſeinem Geiſte gelebt, die Welt der Induſtrie. Mit Staatsmitteln und Belohnungen feuerte er die Manufacturen und den Handel an, ſchützte die Fabrikate Frankreichs durch mäßige Schutzzölle, ſchuf eine Reihe neuer Gewerbsthätigkeiten, und ein Wohlſtand breitete ſich über das Land, eine

Emſigkeit, von der man bisher nicht den leiſeſten Begriff hatte. Alles ſchuf, Alles erfand, Alles ſpeculirte. Die Akademie der Inſchriften und Wiſſenſchaften, die Malerſchule, der Canal von Languedoc, eine neue Kriegs- und Handelsflotte, die Freihäfen von Dünkirchen, Breſt, Toulon und Havre, die erſte Grundlage des modernen Heerweſens, die politiſchen Handels-Geſellſchaften, die Straßen — alles war Colbert's Werk!

Frankreich unter Ludwig XIV. ward, was Mazarin im Sterben prophezeit, das Hauptreich der Welt. Europa lag ihm zu Füßen, der ſteigende Luxus und Verkehr, der blendende Glanz Galliens, die Nacheiferung fremder Fürſten brachte einen rieſenhaften Abſatz nach außerhalb hervor, und während die ganze übrige Welt von franzöſiſchem savoir vivre träumte, von ſeinem Glanze borgte, ſtrömte das Geld der ganzen Welt auf die Märkte Frankreichs.

Ja, Colbert war der Erfinder der National-Oekonomie, der Schöpfer der Statiſtik, der erſte Arbeits-Organiſirer, der Mann, welcher die Volkswohlfahrt zu einer Wiſſenſchaft, die Induſtrie zur Herrin der Geſellſchaft erhob, er war der Prometheus der modernen Zeit.

Strahlend in der Bewunderung der Welt ſtand nun Colbert, ſein Weib im Arm, ſeine Kinder um ſich, vor dem alten Kupferſtich der „Pforte der Zukunft". — Ihre Thränen floſſen der Erinnerung und dem gegenwärtigen Glück zum Dankopfer, floſſen dem alten Cenani und Colbert's Mutter, die längſt geſtorben waren. —

Die Pforte der Zukunft! — O Menſchenträume! Du Stolz errungenen Glücks, ſei zaghaft! Kein Thun iſt groß, iſt ſchön genug, um zu zerbrechen, zu verweſen.

Colbert war für Frankreich Alles geweſen, aber Ludwig in ſeinem Ueberſtolz vergaß des Raths, den ihm der ſterbende Mazarin gegeben. Nicht genug, daß er ein glücklicher, großer, allbewunderter König war, er wollte auch Eroberer ſein.

Louvois, Le Tellier's Sohn, ſeit lange Colbert's Feind, ward Kriegsminiſter. Der Revolutionskrieg war der Anfang, der holländiſche Krieg folgte, und Turenne ſtürmte über Deutſchland, Franken und Schwaben herein.

Alle die Erſparniſſe Colbert's fraßen die Kriege. Was er geſchaffen, ſah er zuſammenbrechen. Wo er das Volk ſonſt erleichtert, mußte er dem allgefräßigen Kriege zu Liebe Auflagen machen, die ſeinen Namen entweihten und die Liebe des Volkes in Haß und Wuth verwandelten.

Dieſem Schmerze und den Umtrieben der jeſuitiſchen Clique, die durch die Maintenon an's Ruder kam, erlag er. Sein brechend Auge ruhte auf ſeiner ſüßen Marietta und dem alten Bilde der Zukunftspforte.

„Droben!“ ſtammelte er im Verſcheiden. —

Nicht droben nur, nein, auch auf Erden blühte ſein Werk fort. Die Induſtrie, der Handel, die neue Zeit, die Colbert geſchaffen, war unvergänglich. Sie iſt's ja, in der wir leben! —

Salomon de Caus, der Phyſiker.

Novelle.

I.

Es war um's Jahr 1593 in der guten Stadt Dieppe, an der nördlichen Küſte der Normandie gelegen, wo man einen jener ſeltſamen Wundermänner begrub, denen ſich das Volk nie ohne Grauen und geiſterhafte Vorſtellungen nahete, deren Hülfe aber dennoch unentbehrlich war. Der Arzt und Apotheker von Dieppe, Herr Abraham de Caus, war geſtorben.

Trotzdem alle Welt ihm nachrühmte, er verſtände Gold zu machen, Geiſter zu beſchwören, das Leben über Gebühr zu verlängern, ſo daß ſelbſt der Satan in eigener durchlauchtigſter Perſon ihm ſtets und aller Orten zu Willen ſein müſſe, ach, ungeachtet der eigenen tiefen Gelehrſamkeit mußte er in die Grube. Seine Praktiken erwieſen ſich an ihm ſelber erfolglos. Eben ſo wenig hatten ihm ſeine geheimen Künſte übergroße irdiſche Reichthümer verſchafft. Außer einem alten Hauſe, dem muſterhaft in Ordnung gehaltenen Laboratorium und einer Maſſe von Recepten, Zeichnungen und Modellen hinterließ er nichts.

Zufolge ſeines geſpenſtiſchen Rufes nahm die Geiſtlichkeit von Dieppe Anſtand, ihm eine chriſtliche Beſtattung zu gewähren, und alle Thränen ſeiner Wittwe und Tochter, alle vernünftigen Vorſtellungen ſeiner beiden Söhne Iſaak und Salomon konnten ihn nicht von der Schmach loslaufen, außerhalb geweihten Bodens hinter der Kirchhofsmauer ohne Sang und Klang verſcharrt zu werden, zumal der Tod ihn ſo jählings überraſcht hatte, daß man ihm die letzte Oelung nicht mehr als Viaticum mitgeben konnte.

Nur ein Freund des Verſtorbenen wohnte außer der Familie dieſem letzten traurigen Geleite bei, und wenn ja noch Einzelne die Neugier dazu anlockte, war ihre Anweſenheit und halblaut geführte Aeußerungen für das Andenken des Hingeſchiedenen beleidigend genug; denn natürlich durfte ein Mann von der Art des Herrn Abraham nicht eines legalen Todes geſtorben ſein, ſondern der Teufel war gekommen, hatte ihm den abgelaufenen Wechſel auf ſeine Seele präſentirt und er mußte mit.

Die Wittwe und Tochter, ſtumm, bleich, niedergeſenkten Blickes vorauf, kaum auf die leiſen Tröſtungen des einzigen unerſchrockenen Freundes, Meiſter Bertout's, des Schiffsbildſchnitzers, hörend, gefolgt von den beiden Söhnen des Verſtorbenen, ſo eilte die Familie in ihr einſam Haus mit einer ſcheuen Haſt zurück, welche andeutete, wie ſehr ſie unter der öffentlich zugefügten Schmach, die ihr Unglück verdreifachte, litt. Eine alte halbtaube Dienſtmagd öffnete auf das Zeichen des Thürklopfers, man trat ein, und in der großen dunklen Wohnſtube, deren Fenſter auf den Hof und das kleine Gärtchen gingen, überließ man ſich ſeinen Klagen um den Verluſt des Ernährers, den bangen Fragen um künftige Exiſtenz und dem heißen Groll über eine öffentliche Schmach, die eben ſo ſehr dem menſchlichen Gefühl wie der Religioſität zuwiderlief.

„Können wir uns wohl noch vor Chriſtenmenſchen ſehen laſſen,“ ſchluchzte Frau Barbara, „nach dem, was heute geſchehen? Kein Menſch zeigt Gefühl, Niemand Mitleid, und doch hat der ſelige Vater Tauſenden im Leben geholfen, Nackte gekleidet und Hungernde geſpeiſt, Kranke und Traurige getröſtet, und man giebt ihm nicht einmal ein chriſtlich Begräbniß!“

„Mutter!“ und Iſaak biß ſich auf die Lippe, daß ſie blutete, „Gottes allſehendes Auge blickt in Liebe und Erbarmen unſere Noth an, wenn es auch die falſchen Menſchen nicht thun. Aberwitz und Dummheit macht ſie dazu noch hart. Unſer Vater wird auch hinter der Kirchhofsmauer ruhig ſchlafen und vielleicht fröhlicher eingehen in's Himmelreich, als mancher von den hoffärtigen Kerlen, den üppigen Handelsherren, den Wucherern und Seelenverkäufern, die drinnen liegen!"

„Aber was ſollen wir denn in Zukunft beginnen?" warf Anna, die Schweſter, gepreßt ein, „nach dem Schimpf das Geſchäft des Vaters fortſetzen, iſt unmöglich, die Leute fliehen uns wie das Feuer."

„Wir können in Dieppe nicht mehr bleiben!" ſeufzte die Mutter.

„Aber wenn auch Alles verkauft wird, leben könnt Ihr von dem kleinen Capital nicht Alle, und wohin wollt Ihr Euch wenden, welche Hantierung raſch ergreifen, meine Freunde?" fragte Bertout, der Schiffsbildſchnitzer. „Vor allen Dingen iſt nöthig, ein Inventar der Verlaſſenſchaft aufzunehmen und den niedrigſten Werth jedes Dinges feſtzuſtellen, um zu wiſſen, wie hoch das Capital iſt, das der Familie verbleibt. Der Verſtorbene hinterläßt kein Teſtament. Es kommt alſo darauf an, daß Alle untereinander gleichmäßig theilen und die Söhne beſonders dabei die Lage ihrer Mutter und Schweſter berückſichtigen."

Salomon, der ältere Sohn, bis jetzt regungslos am Fenſter ſtehend, aus dem er ſtier hinabſchaute, wendete ſich raſch, trat zu Iſaak und legte die Hand auf ſeine Schulter: „Bruder, es giebt nur ein Mittel, die Zukunft der Familie ſicher zu ſtellen, dem Haſſe dieſes verfluchten Volkes von Dieppe aus dem Wege zu gehen und eine glücklichere Zukunft zu erlangen. Wir ſind Beide Männer, Dank unſerem Vater haben wir etwas gelernt! Ich werde als Philoſoph, Mathematiker und Botaniker, Du wirſt als Architekt, Ingenieur und Phyſiker in der Welt Dein Brot finden. Laß uns Alles, wie es ſteht und geht, der Mutter übergeben, die Apparate und Recepte des Vaters allein wollen wir unter uns theilen und dann herzhaft unſeres Weges ziehen, das Glück in weiter Welt zu ſuchen. Vielleicht läßt ſich Haus und Hof unter günſtigen Bedingungen losſchlagen, und Mutter und Schweſter ſetzen ſich in irgend einen einſamen Winkel, wohin ihnen die Dummheit und das Uebelwollen der Menſchen nicht folgen kann.“

„Bei Gott, ja!“ rief Iſaak, „ſo ſei es! Mag die Mutter Alles behalten, für Zwei langt überflüſſig, womit Vier nichts anzufangen wiſſen. Ich habe das Neſt Dieppe ohnedies ſatt!“

Da raffte ſich Frau Barbara aus ihrer Betrübniß auf und fiel ſchluchzend ihren Söhnen um den Hals. Ein hohes tröſtliches Gefühl der Beruhigung, eine Freude bei allem Schmerz breitete ſeinen Segen über die gedrückte Familie.

„Ja, Kinder, Gott wird mit Euch ſein, wenn Ihr auch arm und heimathlos auszieht; der Segen Eurer Eltern ſoll Euch ein beſſer Haus und eine ſchönere Zukunft bauen, als die erbärmlichen Menſchen Euch gönnen mögen.“

„Vor allen Dingen Muth!“ rief Bertout, „Muth und raſches Ausführen Eures Entſchluſſes! Zwei edle junge Männer von Geiſt und Herz, wie Ihr, können gar nicht verderben, und wenn ich auch nicht überflüſſig reich bin Eure Glücksfahrt, Kinder, will ich ausrüſten, Ihr ſoll, nicht wie die Bettler hinziehen. Bringt Feder und Papier! laßt uns Alles rechtſchaffen und ordentlich aufſchreiben, daß, wir je eher je lieber die Laſt, die nutzloſe Trauer und den Schimpf den Frauen vom Halſe wälzen!“

Iſaak und Salomon wie Frau Barbara reichten gerührt dem redlichen Bertout freudig und dankbar die Hände. Die dumpfe Stille, der beängſtigende, nicht enden wollende Schmerz der letzten Tage verwandelte ſich in plötzliche Rührigkeit, und die trübe Gegenwart wich unter dem rüſtigen Bemühen, die Zukunft der Mutter ſicher zu ſtellen, alle Verbindlichkeiten und Angelegenheiten der Familie zu ordnen, zu löſen, kurz, ſie aus einer Lage zu befreien, die Allen gleich kränkend und lähmend ſein mußte.

Die Angelegenheiten der de Caus ordneten ſich raſcher, als man geahnt hatte. Bertout's Bemühungen gelang es, das Haus für eine Summe zu veräußern, deren Zinſen zur ſchlichtbürgerlichen Exiſtenz von Mutter und Tochter hinreichten. Er bot ihnen überdies eine Meierei, die er zwei Meilen weſtlich von der Stadt beſaß, zu billiger Miethe, und nachdem die Brüder Alles, was von werthvollen Scripturen, Zeichnungen wie brauchbaren Apparaten vorhanden war, entweder durch freie Uebereinkunft oder durch das Loos getheilt und die übrigen Vorräthe, Retorten und Inſtrumente des Laboratoriums verkauft hatten, verließ die Familie eine Stadt, an die ſie nur traurige wie beſchämende Erinnerungen knüpften.

Ein Vierteljahr nach dem Begräbnißtage des Vaters nahmen Iſaak und Salomon von Mutter und Schweſter wie dem ehrenwerthen Bertout, von dem traulichen und blüthenreichen Charmante, der Meierei des Bilderſchnitzers, Abſchied, um als fahrende Gelehrte und Glücksritter in's Blaue zu ſteuern, der Ehre, dem Verdienſt, allen jenen glühenden Sternen entgegen, welche die Jugend in's Unendliche locken.

Iſaak und Salomon, ſo ſehr ſie die Ihren liebten, waren im Ganzen froh, daß Alles ſo gekommen, wie es ſich einmal nun geſtaltet. Der alte Apotheker war einer jener edlen, aber ſtrengen, finſtern Grübler geweſen, die das Regiment über ihre Kinder nach dem rauhen Grundſatze geführt, daß elterliche Zuneigung ſich nur in harter, unerbittlicher Zucht äußern müſſe. So ſehr derſelbe ſonſt geneigt war, jedem ſeiner Söhne die Wahl ſeiner gelehrten Berufsthätigkeit, ſeiner Fachwiſſenſchaft zu überlaſſen, hielt er ſie doch im Uebrigen in vollſtändiger Abhängigkeit, und da er im Leben ſo viel mit der Thorheit und dem böſen Willen der Menſchen zu kämpfen gehabt, war er oft launiſch, heftig und mißmüthig und ließ die Seinen oft darunter leiden. Mit ſeinem Tode wurden die beiden jungen Leute des Zwanges ledig und genoſſen endlich des unbezahlbarſten Glückes für die Jugend, der Selbſtbeſtimmung, des Ringens und Wagens in ſchrankenloſer Freiheit.

Bertout hatte ſie trefflich ausgerüſtet. Jeder von ihnen hatte einen tüchtigen flandriſchen Gaul, deſſen Rücken den Mantelſack und einen jener großen ledernen Ranzen trug, welche Reiſende der damaligen Zeit bei ſich zu führen pflegten. Ein Paar Reiterpiſtolen im Sattel, einen langen ſpaniſchen Raufdegen zur Seite, hörnerne Schreibkapſel, das Zeichen der Gelehrſamkeit, im Gürtel und hundert Livres in der Taſche, ſchwangen ſie ſich in den Bügel, mit Mühe ſich den Umarmungen der weinenden Mutter und Schweſter entwindend, die allein zurückblieben, als zerſprengtes Stück des Familienringes, der ſo lange Jahre dauerhaft in ſich beſtanden hatte.

„Lebt wohl, lebt tauſendmal wohl!“ riefen die Jünglinge.

„Und ſchreibt mir bald, wenn Ihr Unterkunft gefunden, wie es Euch geht!“ rief die Mutter.

„Das ſoll gewiß geſchehen,“ ſagte Salomon, „die Häſte meines erſten Verdienſtes ſchicke ich gleich mit!“

„Und daß Du mir ja verheirathet biſt, Schweſter!“ lächelte Iſaak, „wenn wir uns einſtmals glücklich und zufrieden wiederſehen. Gott erhalte Euch! Fort, Bruder! fort! ſonſt kommen wir wieder in's Weinen!“

Sie reichten Beide haſtig Bertout noch einmal die Hand mit einem herzlichen: „Vergelt' es Gott!“ gaben den Roſſen die Sporen und ritten fort.

Lange ſahen ihnen die drei Zurückbleibenden nach, bis ſie endlich unter den Bäumen der krummen Feldſtraße verſchwanden, die ſich zwiſchen den Hügeln hindurch über die entfernte Höhe zog.

„Kommt herein, Frau Barbara!“ und Bertout faßte die Wittwe bei der Hand, „geſchieden muß es doch ſein. Denkt nicht weiter daran. Sie nehmen den blauen Himmel mit, der überall auf ſie ſchaut, und den, der drüber thront. Das ſind ja die beſten Begleiter. Wer 'was gelernt und Luſt zur Arbeit hat, kommt aller Wegen durch, hatte ich doch auch nicht gar viel auf dem Leibe und noch weniger in der Taſche, als ich vor zwölf Jahren nach

Dieppe kam. Kommt herein, ich habe ohnedies noch mit Euch zu reden.“

„Wenn ſie nur wenigſtens geſagt hätten,“ meinte Anna leiſe, „wohin ſie ſich wenden wollen, was ſie eigentlich im Sinne haben! So ohne Ziel und Zweck, — ach, ich werde mich ſo lange ängſtigen und härmen, bis wir die erſte Nachricht von ihnen haben!“

„Es iſt ganz gut ſo, meine Liebe,“ ſagte Bertout, „viel beſſer, als wenn ſie vorher wer weiß welche nutzloſen Pläne gebaut hätten und dann doch Alles anders käme! Die Welt iſt in offenem Glaubenszwieſpalt, überall Krieg, Hader und Parteiung. Sie müſſen erſt Ort und Gelegenheit abſehen, ehe ſie ſich für eine Lebenslage entſchließen können.“

„Gott ſei Dank!“ warf die Mutter etwas getröſtet ein, „ſie haben etwas Tüchtiges gelernt. Der Selige ſagte immer, wenn er mit mir allein war: Gieb Acht, aus den Jungen wird etwas, man muß es ihnen nur nicht ſagen. Er hat einmal ſogar ihr Horoſkop geſtellt, und ich habe noch die Schrift darüber, darin ſteht, daß unſere Familie nach langem Gram und Kummer einſt rechte Freude haben ſoll, und ein Salomon de Caus ein ſo Gewaltiger unter den Menſchen werden wird, daß die ſpäteſten Zeiten noch von ihm reden mögen. Der Vater war auch ein Salomo, und ſicher weiſe genug, denn er half gar Vielen; aber mit dem Anſehen und dem Wohlleben hatte es ihm doch nicht glücken wollen, vielleicht trifft's dafür bei den Kindern ein.“

Sie waren inzwiſchen in's Haus getreten und gingen nach dem Garten zur großen Fliederlaube.

„Ihr ſeid doch heut' unſer Gaſt, Meiſter Bertout?“ fragte Anna ſchüchtern.

„Nehmt vorlieb,“ ſetzte die Mutter hinzu, „wie Ihr's bei einer Wittwe eben findet.“

„Freilich, freilich,“ antwortete Bertout raſch, „und es ſoll mir recht ſchmecken. Ich ſage Euch, Frau Barbara, ich werde doch bei Euch noch immer viel beſſer eſſen, als im eigenen Hauſe. Als Wittwer mit den Dienſtleuten wirthſchaften zu müſſen, iſt gar traurig; man wirft ſein

Geld rein auf die Straße, hat doch Alles ſchlecht und wird betrogen. Glaubt mir, ich habe auch meinen Harm und Aerger, wenn auch auf andere Art.“

„Ihr ſolltet aber wieder heirathen, Meiſter!“ warf die Wittwe zutraulich hin, indem ſie der Tochter das Schlüſſelbund vom Gürtel gab. Das Mädchen erröthete unwillkürlich und eilte nach dem Hauſe, um das Eſſen zu bereiten.

„Wieder heirathen! Ach ja, ich habe oft daran gedacht, aber das zweite Mal den Schritt thun, iſt eine eigene Sache. Ich hatte in der erſten Ehe kein Glück, und nun bin ich kopfſcheu, meine zweiundvierzig Jahre habe ich auch auf dem Halſe, und das Courmachen würde mir ſchlecht anſtehen. Meine zwei Kinder brauchen freilich mehr Pflege und Unterweiſung, als ſie haben. Aber wenn ich mich nun in der Wahl irre? Ich mag nicht auf die Brücke treten, daß mich ein Weibsbild nur für ihren Ernährer und meine Kinder über die Achſel anſieht, bin auch nicht reich genug, um ſie mit Ketten und Tand zu behängen. Ein ſchlichtes, anſpruchsloſes Gemüth, ehrliche Zuneigung, das brauch' ich. Eine ſanfte Frau, die mir den Aerger und die Sorgen von der Stirn wiſcht, denn von Beiden hab' ich manchmal eine gute Tracht.“

„Hört, Herr Bertout,“ und die Wittwe faßte innig ſeine Hand, „ich will Euch einen Vorſchlag wegen der Kinder thun. Ich und Anna ſind jetzt ſo gar einſam hier, gebt uns die Kinder heraus in Koſt, wir werden ſie Euch gewiß ſo gut halten und pflegen, als wären ſie unſer eigen Fleiſch und Blut. Ihr habt dann einen Kummer weniger, wir aber zerſtreuen uns und vergeſſen vielleicht, was uns Alles bedrückt.“

„Das läßt ſich hören!“ und Bertout's Geſicht verklärte ſich auf einmal. „Das iſt wahr, den Gedanken giebt Euch der Himmel ein. Laßt uns das ordentlich überlegen. Ich glaube, es iſt das Beſte, denn ſonſt wird aus den Kindern nichts.“ —

Während Bertout und die Wittwe des Apothekers ſich hierüber eifrig beriethen, die Bedingungen der Pflege und den Unterricht der Kinder des Bilderſchnitzers feſtſetzten, waren die Brüder Salomon und Iſaak bereits ein gut Theil Wegs entfernt und erreichten anderthalb Meilen ſüdlich eine Höhe, auf der ein freundliches Wirthshaus lag, von wo herab ſie das liebe „Charmante“ wie eine weiße Lilie auf grünem Saatengrunde herüberſchillern, weiterhin Dieppe mit ſeinen alten Kirchthurmſpitzen und den Hafenmolen, am Rande des Horizontes aber den unendlichen Spiegel des Meeres ſahen. Es war ein Anblick zum Entzücken! In heißem Sonnenhauche lag die weite ſchwellende Landſchaft und ſpielte in tauſend Farben; Wolkenſchatten huſchten träumeriſch darüber hin, und die Glocken der Heerden klangen leiſe ringsum, ſtill ſonntäglich, feierlich und einſam; vor ihnen aber wie ein magiſch Zauberbuch lag die große, unerſchöpfliche Welt voll unbekannten tönenden Lebens, funkelnder Freuden, heimlicher Schmerzen, reicher Hoffnungen und Enttäuſchungen. Wonach greifen, wohin ſich wenden? Mutter Fortuna, wo iſt die Straße des Glücks?!

Die jungen Leute hatten bisher nur wenig geſprochen. Jeder war mit ſeinen eigenen Gedanken, Träumen und den nächſten Fragen ſeiner Zukunft beſchäftigt. Als ſie auf die Höhe des Wirthshauſes gekommen, zog Salomo die Zügel an.

„Laß uns hier eine oder zwei Stunden raſten und überlegen, wohin wir uns wenden, was wir zunächſt beginnen, vielleicht kommt bei einem Glaſe ſchäumenden Ciders ein guter Gedanke!“

„Wahrhaftig, das wollen wir!“ rief Iſaak und ſprang vom Pferde. „Es war mir vorerſt nur drum zu thun, hinaus in die Thätigkeit, in's Leben, in die Welt zu kommen, aber in's Blaue, auf's Gerathewohl können wir doch auch nicht. Ich habe auch eben ſo wenig Luſt, den Freiwerbern der Hugenotten, die überall auf dem flachen Lande herumlungern, oder den Soldaten der Königin-Regentin zu begegnen, die Alles aufgreifen, was Hoſen hat, um es in des Königs Rock zu ſtecken. Der Klang des Kalbfells iſt mir von Jugend auf zuwider.“

Damit hatten ſie Mantelſack und Lederranzen von den Roſſen geſchnallt, führten die Thiere in den offenen Hof und betraten, ihre Habſeligkeiten auf der Schulter, die Schänkſtube, welche zu ihrer Freude leer von Gäſten war. Sie beſtellten Cider und einen Mittagsimbiß, warfen ihre Ranzen unter den Tiſch und ſetzten ſich einander gegenüber, um den Feldzugsplan für's Leben zu entwerfen.

„Das Ausland iſt das Beſte!“ ſagte Iſaak. „Ein Prophet in ſeinem Lande gilt nichts. Daran lag's auch bei unſerm ſeligen Vater. Zu Dieppe geboren, blieb er in Dieppe. Er mochte machen was er wollte, er kam doch nicht empor. Himmelwetter! und nun liegt er gar hinter der Kirchhofsmauer!“

Er goß haſtig das Glas hinunter, ſeine neu auflodernden Gefühle zu ertränken, und blickte finſter durch's Fenſter.

„Du haſt recht, Bruder!“ erwiederte Salomon, „in's Ausland müſſen wir; aber daran lag's nicht allein bei unſerm guten Vater, ſondern auch an etwas Anderem.“

„Nun?“ und Iſaak ſah ihn groß an, „war er etwa nicht gelehrt genug?“

„I Gott bewahre! Gelehrter, als es für das Geſindel der Jetztzeit Noth thut, aber er war zu ehrlich, zu offen, zu gerade! Die Welt iſt doch einmal ſo dumm, daß ſie von Unſereinem nicht glaubt, daß wir vernünftige, natürliche Menſchen ſind, die nur etwas Weniges mehr wiſſen als andere Leute. Ohne den Gottſeibeiuns und die Hexerei darf es bei uns nicht abgehen, und bei all' unſerer Gelahrtheit, frag' Dich ſelbſt, können wir doch auch nicht ganz leugnen, daß wir an manche dieſer Fabeln glauben, ſind ſie doch mit uns groß gewachſen. Was unſer Vater auch that, um den Leuten klar zu machen, all' ſein Treiben ſei natürlich, er helfe nur durch Gottes Beiſtand mit irdiſchen Mitteln, — ſie glaubten's ihm nicht, er hatte nur ewigen Schaden davon. Nein, umgekehrt hätte er's machen ſollen. Die Leute bezahlen ja nicht, daß man ſie geſund macht, ihnen Helfer und Erretter iſt, ſondern ſie bezahlen das Wunderbare, wovor ihnen graut. Hätte er doch nur verſtanden, ordentlich darauf zu laufen, ihnen all' ihren Willen gethan, wahrhaftig wir zögen nicht in die Weite, brauchten nicht Meiſter Bertout's Geldbeutel, um anſtändig in der Welt aufzutreten. Ich weiß, ich mach's anders, ich nehme das Maul recht voll! Das wollen ſie ja eben!"

Iſaak ſchüttelte den Kopf: „Nein, nein, das kann ich nicht recht einſehen, damit bringt man ſich nur in ſeinem eigenen Anſehen herunter."

„Aber man kriegt Geld in den Sack," lachte Salomon, „Ehre und Titel! Wer immer dahinten bleibt, dem traut man nichts zu! Haſt Du's doch an dem Bartſcheerer Coquelefont geſehen, einem Kerl, von dem ich keine Katze kuriren ließe! Segelt er nicht breitſpurig durch die Straßen und iſt bei den reichen Kaufleuten, den Millionären angeſehen, denen unſer Vater nie über die Schwelle kommen durfte? Da haſt Du es doch! — Wenn ein Charlatan Geld und Ehre verdienen kann, warum nicht um ſo mehr der wirklich Weiſe, Kenntnißreiche? Er muß nur klug genug ſein, die Dummheit der Leute auszunutzen, da er ſie doch nicht überwinden kann!"

„Ich bin ganz entgegengeſetzter Anſicht," erwiederte Iſaak; „innere Zufriedenheit, häusliche Ruhe und Behäbigkeit des Lebens iſt die einzige und vernünftige Art des Glückes. Man kann doch eben nicht mehr als ſein gutes Auskommen erlangen, alles Andere macht Laſt und Sorge; auch müßte ich mich ſchämen, auf die Dummheit und Schwäche der Leute zu ſpeculiren, den allgemeinen Aberglauben und die Unwiſſenheit der Welt noch zu verſtärken und zu verewigen. Wahrheiten für ſich behalten, iſt das Engherzigſte, was es giebt! Nein, frei und offen muß die Erkenntniß den Menſchen gegeben werden, das Wunderbare und Ueberirdiſche ſoll man aber von dem Natürlichen und Irdiſchen trennen, daß es in den Hirnen klar werde. Ich habe wahrlich nicht Luſt, den Kindern an meinem Grabe eine eben ſolche Beſchämung zu bereiten, wie uns geworden."

„Aber in Ketten, zeitlebens im Gefängniß ſitzen kannſt Du!" lachte der Andere; „meinſt Du, die Geiſtlichkeit wird ſich Wahrheit und freie Forſchung der Wiſſenſchaft gefallen laſſen? Was hatte Columbus davon, daß er das wunderbare Land im Weſten fand? — Ketten! Und Thomas Morus ward trotz all' ſeiner Weisheit enthauptet!"

„Aber Guttenberg, Berthold Schwarz und Copernicus!" rief Iſaak, „die mußte man doch gelten laſſen? Giebt's heut' zu Tage doch auch Länder, wo die Kirche weniger ſtreng und gewalthaberiſch iſt!"

Salomon fuhr auf und ſah dem Bruder ſcharf in's Geſicht. „Biſt Du etwa ein Calviniſt oder einer von den Augsburgiſchen?!"

„Nein, aber ein Gelehrter bin ich nebenbei! Man kann wie Erasmus von Rotterdam und Morus ſeine Mutterkirche über Alles lieben, und doch Wiſſenſchaft und Erkenntniß ohne Furcht vor den Menſchen ausbreiten. Wenn ich mich auch nicht zum Märtyrer machen will, mag ich doch eben ſo wenig lügen und Charlatanerie treiben, irdiſchem Vortheil zu Liebe."

„Nun, nun! Jeder thut, was er für's Beſte hält. Wollen ſehen, wer weiter kommt! Wir ſind eines Vaters Söhne, Iſaak, und haben ſtets in Liebe und herzlicher Einigkeit gelebt, laß uns das auch für alle Zukunft feſthalten. Gehe Du nach Süden und ich nach Norden, wer zuerſt im Leben etwas erringt, mag dem Andern treulich helfen, damit ſich unſer ſeliger Vater, wenn er's droben ſieht, auch unſerer freue."

„Darauf ein volles Glas und ehrlichen Handſchlag!" rief der Andere „und um einander nicht zu verfehlen, laß uns fleißig den Lieben daheim Nachricht geben, ſo bleiben wir am beſten im Zuſammenhang."

Sie ſtanden haſtig auf, bezahlten die Zeche, brachten ihre Thiere in Ordnung und umarmten einander herzlich.

„Wir werden uns gewiß einſt wiederſehen," ſagte Iſaak faſt weich, „eine Stimme in mir ſpricht es laut; Gott gebe Glück, daß wir uns vor einander dann nicht zu ſchämen brauchen. Leb' wohl!“

„Lebe wohl!“ rief der Andere, „und luſtig in die Welt hinein! Wir wären nicht die Erſten, die den Stein der Weiſen auf der Straße fänden, ſo wenig er ſich auch in der Retorte zuſammenbrauen läßt!“

Sie ſchwangen ſich auf die Pferde und ritten ſtill neben einander ein Weilchen den Berg hinab, wo jenſeits ſich die Straße nach Norden und Süden theilte. Beide kämpften ſtill mit ihrer Rührung, mochten ſie ſich doch in langen Jahren, vielleicht am Ende wohl gar nie wiederſehen. — Am Kreuzwege reichten ſie ſich noch einmal die Hände; dann — um den peinlichen Augenblick der Trennung abzukürzen, gaben ſie den Roſſen die Sporen und jagten davon. Oft ſchauten ſie noch mit haſtigem Liebesblick zurück und ließen die weißen Tücher wehen, bis ſie einander nicht mehr ſehen konnten.

Fort in die große taumelnde Welt mit verſchiedenen Grundſätzen, verſchiedenem Temperament, aber dem gleichen Willen, ſich eine ehrenvolle Zukunft zu erringen, zogen ſie aus, die doppelte Waffe des leiblichen und geiſtigen Schwertes, als einzig Erbe die Bücher, Manuſcripte und Recepte des Vaters mit ſich führend, aber frohen Muthes und leichten Sinnes, mit jenem Vergnügen, das die Jugend ſtets empfindet, das erſte Mal wandern zu dürfen in's Weite, frei, ſelbſtſtändig zu ringen und zu handeln, ſich ſelber nur zu vertrauen und der gewaltigen, launiſchen Göttin des Glückes und Zufalls. —

Es war ein wildes, verworrenes, aber gewaltiges Jahrhundert, in dem ſie lebten. Das Feudalweſen und Ritterthum war todesſiech, bereits verfallen und nahm in dem wilden Kampfe der Selbſterhaltung noch einmal einen kurzen, glänzenden, aber ſchon modernen Aufſchwung im Günſtlings- und Schranzenthume, und concentrirte all' ſeine Macht, die es moraliſch bei der Bevölkerung von Tag zu Tag mehr verlor, auf die großen Höfe um die Perſon der regierenden

Häupter. Das Bürgerthum, durch die Erſchließung Amerikas, den Handel mit dem Orient ſeit den Kreuzzügen, durch das Aufblühen des Luxus, der inneren Gewerbthätigkeit und das ſchnelle Anwachſen der Städte kühn, ſtolz und ſelbſtbewußt gemacht, erhob ſich als ein drohender Gegner des Adels und der Feudalherrſchaft. Das Schießpulver hatte ſchon eine ganz andere Art der Kriegführung nöthig gemacht; die Buchdruckerkunſt ſtreute in unermüdlicher Rührigkeit überall den Samen des Wiſſens aus, gab Anlaß zur Selbſtforſchung, zu Zweifeln und Geiſteskämpfen. — Die Reformation hatte den großen Glaubenszwieſpalt der Völker, welcher kaum durch Unterdrückung des Huſſitenthums zum Schweigen gebracht worden, neu und mit unlöſchbaren Flammen entzündet, und erregte die Gemüther mit Haß und Streitſucht, ſpaltete Staaten, trennte Familien und ſchien das allgemeine Chaos, die Auflöſung der alten Zeit vervollſtändigen zu ſollen. Abenteuerthum und Charlatanerie, tiefes Wiſſen und Ringen nach geiſtigem Erwerb, Aberglauben, Teufelsbannerei, die alte Scholaſtik und die neue rationelle Weiſe zu philoſophiren und zu ſchließen, die ariſtoteliſche Weisheit, die machiavelliſtiſche Staatskunſt, endlich die donnernden politiſch-theologiſchen Streitſchriften der Publiciſten Böetie, Hottomann, Buchanan und Hubert Lanquet miſchten ſich mit den Reſten nordiſchen Heidenthums und der landsknechtstollen Kriegswuth der unruhigen Jugend zu einem unentwirrbaren Knäuel, einem Durcheinander der Verhältniſſe, Gefühle und Anſichten, einem zauberiſch ſchimmernden Taumelleben, kurz — dem ſhakeſpeare'ſchen Zeitalter.

In dieſes gewaltige Getriebe, dieſen wildrauſchenden Strom des Lebens ſtürzten ſich die Gebrüder de Caus, und wahrlich, der mußte ein guter Schwimmer ſein, welcher in dieſen Verhältniſſen nicht unterging. — Aus einem leicht erklärlichen Inſtinct hatten ſich beide Brüder ſowohl von Mutter und Schweſter, als auch von einander ſelbſt getrennt, ohne daß Einer dem Andern das Ziel angegeben hätte, auf das er ſteuere, und dennoch waren ſich Beide deſſelben ſo ziemlich bewußt.

Salomon, der ältere, heißblütigere, hatte bei Weitem hochfliegendere Pläne als Iſaak. Er beſaß jene Geſchicklichkeit, die Leute zu behandeln, wie ſie behandelt ſein wollten, und erlangte in der Regel, wenn auch auf Umwegen, größere Vortheile über ſie, als wenn er ihnen direct auf den Leib gerückt wäre. Dieſe Fähigkeit, die Menſchen zu tractiren, wäre in ſeiner Hand indeß leicht verderblich geworden, hätte er nicht damit ein edles, fröhliches Herz, einen chevaleresken Hang zu Wohlthätigkeit und Großmuth beſeſſen. Er wußte ſich mit den kleinſten Mitteln einzurichten, wenn er nichts hatte, aber er gab das Geld eben ſo leicht, je nach Laune, wieder hin, ſobald ſein Säckel ſtraff war, ſich ſchließlich immer auf ſeine Kenntniſſe, ſein einnehmendes Weſen und ſeine natürliche Schlauheit verlaſſend. — Der Ruf der Munificenz, des Glanzes und Ruhms, den Eliſabeth von England um ihren Namen weit durch die Welt verbreitete, zog Salomo mächtig an. So eifriger Katholik er war, ob er auch Calvinismus, Wiedertäuferei und Lutherthum nicht gerade liebte, ſtand er doch eben ſo wenig wie ſein Bruder an, ſein Glück zu ſuchen, wo er es finde, natürlich mit der Vorausſetzung, daß ſeinem Gewiſſen kein Zwang angethan werde. Da er andererſeits aber kein Fanatiker war und den Glauben als etwas betrachtete, was hauptſächlich dem inneren Menſchen zu Gute kommen müſſe, hatte er auch eine gewiſſe liebenswürdige Toleranz gegen Andersdenkende, ſo daß nicht zu beſorgen war, er werde ſich unkluger Weiſe in die theologiſchen Zwiſtigkeiten ſeiner Zeit verwickeln. Sein Plan war, nach Holland zu gehen, ſich dort vorerſt niederzulaſſen, als Mathematiker, Botaniker, Philoſoph und Arzt ein gewiſſes Anſehen zu erlangen und, mit dieſem ausgerüſtet, gen London zu ſteuern, denn ſein Ziel war der Hof von Windſor. Galt außer Paris und Rom damals doch London als der Hauptſitz aller Bildung, Macht und Ehre!

Iſaak hingegen war es um ſo hohe Dinge nicht zu thun.

So gutmüthig und edelgeſinnt er von Hauſe aus war, hatte er doch einen viel größeren Hang zur Erſparniß, zum eigentlichen Erwerb, nicht etwa, um das Geld gleich einem Geizigen in Truh' und Kaſten aufzuſpeichern, ſondern um des ſorgloſen Lebensgenuſſes, der bürgerlichen Behäbigkeit willen. Zufrieden zu ſein, Ruhe in und außer ſich zu haben, war ihm Alles, ſein Herz hing an dem derben, aber einfachen Genuß, für dieſen gab er gern Ehre, Anſehen und das vage Glück hin, ſein Licht vor den Thronen leuchten zu laſſen. Er war eine entſchieden unpoetiſchere Natur als der ältere Bruder, ſelbſt ſeine Wiſſenſchaften Phyſik, Architektur und Genieweſen verwieſen ihn in das praktiſche Gebiet, und er hielt gemeiniglich von allen jenen Theorien nicht viel, die rein in der Luft ſchwebten, bei denen ſich nicht wirklich etwas Greifbares, Materielles herausſtellte. Nach Paris wollte er nicht gehen, denn das, was gerade ſein Bruder eifrig aufſuchte, das Hof- und Coterienweſen, der betäubende Wirbel einer großen Hauptſtadt, war ihm zuwider. Er wünſchte ſich vielmehr in irgend einem der kleinen Staaten Deutſchlands eine Stellung zu gründen, die auskömmlich war und ihm zugleich Muße zu ruhiger und unbehinderter Forſchung auf ſeinem Gebiete gab.

Salomon de Caus führte ſeinen Plan glücklich durch. Nachdem er in Holland einige Zeit gelebt und unter Vornehmen wie Geringen von ſich reden gemacht, vor allen Dingen eine erkleckliche Summe gewonnen hatte, ging er um das Jahr 1599 nach London und ſuchte ſich nach Kräften bemerkbar zu machen. Dies wollte ihm vorerſt herzlich ſchlecht gelingen. Königin Eliſabeth, durch das Alter wunderlich, gegen die eigenen Günſtlinge mißtrauiſch gemacht, war eben tief in die ſchlimme Angelegenheit des Grafen Eſſex verwickelt, deren trauriger Ausgang zugleich dieſer männlich ſtarken Frau den Todesſtoß gab. — Durch ein glückliches Ungefähr, begünſtigt von Bekanntſchaften, wie ſie nur eben ein Mann von Salomon's Klugheit zu machen verſtand, wußte er ſich in dieſer Zeit dem König Jakob von Schottland zu nahen, einem wunderlichen Kauz, der mit großer Gelehrſamkeit große Tollheit, mit niederer natürlicher Schlauheit aber politiſche Beſchränktheit und geringen Ueberblick der Verhältniſſe verband. Jakob war ein Bürgernarr, und der größte Reiz ſeines Lebens beſtand darin, für einen Weiſen zu gelten. Er pfuſchte gar zu gern in allen möglichen Fächern des Wiſſens, wie Theologie, Naturwiſſenſchaften, alter Literatur, Mathematik und Philoſophie, umher, mochte er auch oft wenig genug davon verſtehen, und verſchmähte es nicht, mit dem goldenen Kalbe anderer Leute zu pflügen, wenn er nur den Titel eines europäiſchen Salomo erringen konnte. Für einen ſolchen Fürſten war der ältere de Caus wie gemacht, und er wußte ſich auch ſehr bald zu einem der hervorragendſten Glieder jenes Pedantenkreiſes zu machen, der König Jakob umgab und ihn in ſeinen gelehrten Schrullen weidlich unterſtützte. Eliſabeth ſtarb und hinterließ dem König der Schotten, dem Sohne ihrer Todfeindin Maria Stuart, Altenglands Krone. Grillenhaft, träumeriſch, nicht ohne leiſes Grauen, mit der natürlichen Zaghaftigkeit eines Menſchen, der in ſich dunkel die Mängel für ſeine Stellung fühlt, aus kleinem Geſichtskreiſe in einen großen, weitgedehnten gelangt, ſo zog Maria Stuart's Sohn als Jakob I. von Großbritannien, an der Spitze ſeiner Günſtlinge, Villiers, Herzog von Buckingham, Jakob Carrs, Grafen von Rocheſter, der Kenſingtons, Northumberlands und Percys, ſeiner Gelehrtenſchaar und der treuen Schotten, die alle darauf brannten, nunmehr ihr Glück zu machen und ihren Beutel zu füllen, in London ein. — Mit dieſem Tage begann das Mißtrauen des engliſchen Volkes gegen ihn und ſeine Partei, begann die Reihe ſeiner Thorheiten, Abgeſchmacktheiten und Mißgriffe, datiren die erſten wüthenden Parlamentskämpfe, und ſchon donnerten Prynne und John Pym mit den aufkeimenden Doctrinairs der nachmaligen Revolution an die Pforten der königlichen Prärogative! — Unter denen, welche zu Whitehall aus alter Anhänglichkeit und Bekanntſchaft Eingang fanden, Macht oder Stellung erhielten, befand ſich Salomon de Caus, dem Jakob der Erſte das Amt eines Gouverneurs bei dem Prinzen Heinrich, dem muthmaßlichen Erben der Krone, verliehen hatte, und derſelbe wußte ſeine Stellung mit ſolcher Politeſſe und Liebenswürdigkeit zu handhaben, daß er nicht nur den König befriedigte, ſondern, was mehr ſagen wollte, die Freundſchaft des raſch emporſteigenden Buckingham und ſeines Zöglings in reichem Maße genoß. — Ihr Aelteſter alſo war es, in dem das ſtaunende Auge der Mutter das Horoſkop des ſeligen Apothekers ſich nun bewahrheiten ſah: daß die Familie nach langen Leiden zu großer Freude kommen und ein Salomon de Caus die Welt mit ſeinem Ruhme erfüllen werde.

Nicht nur allein an ihrem älteren Sohne, ſondern lange vorher ſchon in nächſter Nähe hatte Frau Barbara Freude erlebt, und ihre Zukunft, wie die ihrer Tochter, für alle Zeiten ſichergeſtellt. Nachdem Freund Bertout, der Bilderſchnitzer, ſeine Kinder der Wittwe auf ein Jahr zur Pflege und Erziehung übergeben, bemerkte die Mutter, daß er Anna mit heißeren Blicken anſah, als die bloße Freundſchaft gemeiniglich rechtfertigen mochte. Er warb eines Tages friſchweg um Anna, und ſie war ein viel zu vernünftiges Mädchen und ſich ihrer Lage allzu ſehr bewußt, um einen Mann abſchlägig zu beſcheiden, der ſtets in edler Uneigennützigkeit an der Familie gehangen, an ihrem Schickſal regen Antheil genommen und in höchſter Noth ihr beigeſtanden hatte.

Auch Iſaak de Caus ſaß im Warmen. Er war nämlich öſtlich über Chalons und Nancy nach Straßburg gegangen, dann den Rhein hinab und hatte nach damaligem Brauch überall Dienſt und Arbeit genommen, wo es etwas zu bauen und zu zeichnen gab. In Heidelberg endlich blieb er feſt ſitzen. In dieſem Paradies am Neckar hielt ihn Alles, was einen Mann ſeiner Art und von ſeinen Wünſchen nur zu feſſeln im Stande iſt: die Schönheit der Gegend, die fröhlichen, liederreichen Menſchen, die ehrenvolle Stellung bei ſeinem Meiſter, dem kurfürſtlichen Hofarchitekten Herrn Ehrhard Helterlin, die Univerſität Heidelberg, bei der ſich ihm reichlich Ausſicht für die Zukunft bot, ſein gelehrtes Licht leuchten zu laſſen; vor Allem aber die Liebe zur Tochter ſeines Brotherrn. Nach langem Kampf mit ſeiner Schüchternheit legte er endlich die Entſcheidung dieſer letzten, höchſten Lebensfrage in ſeines Meiſters Hand, verſchwieg ihm ſeine Verhältniſſe und ſeine Armuth eben ſo wenig wie ſeine übrigen Pläne betreffs der Univerſität. Der Herr Hofbaumeiſter liebte Iſaak ſehr und hatte auch keineswegs im Sinne, den väterlichen Tyrannen zu ſpielen, machte es auf ihn doch keinen geringen Eindruck, daß Iſaak's Bruder der Gouverneur eines der mächtigſten Prinzen der Chriſtenheit war; doch bei alledem war er ein praktiſcher Mann. So ſagte er denn Iſaak in aller Jovialität, daß er ſich an der Heidelberger Univerſität nur immerhin erſt habilitiren und Stellung gewinnen möge, dann werde er ihm ſeine Tochter nicht verweigern. Dieſe Stellung zu erringen, war allerdings keine kleine Aufgabe. Die Heidelberger Univerſität, die ganze Pfalz war damals zumeiſt lutheriſch, und der akademiſche Senat, einem kecken Ausländer ohnedies nicht allzu geneigt, fand im Glauben eine geſchickte Handhabe, Iſaak de Caus das Emporkommen zu verbittern. Zum Glücke, daß die Familie des Hof-Architekten ſelbſt der römiſchen Kirche angehörte und die katholiſche Partei im Lande noch immer einflußreich genug war. Letzterer konnte nur daran gelegen ſein, einen magister legens in den akademiſchen Lehrſtuhl zu bringen, der ihres Glaubens war und der Gegenpartei die Stange hielt. Andererſeits that der Hof-Architekt bei dem Kurfürſten auch ſeine unterthänigſten Schritte: „doch die Religion wenigſtens nicht Urſache ſein zu laſſen, ſeinem Jünger und künftigen Sohne die gelehrte Laufbahn zu verſchließen“.

Kurz, Iſaak überwand nach mehreren Jahren dieſe Schwierigkeiten alle, erwarb den Lehrſtuhl, ſomit die Braut und zugleich die Anwartſchaft, ſeinem Schwiegervater einſt im Amte zu folgen. Inſoweit ſchien das Glück ſich reichlich über alle Glieder der Familie Abraham's de Caus, des Apothekers von Dieppe, auszugießen, ja Iſaak's Wünſche krönten ſich 1596 durch die Geburt eines Sohnes, den er ſeinem fernen Bruder, vielleicht auch dem Horoſkop zu Liebe (deſſen Inhalt er nachträglich von der Mutter erfahren), Salomon nannte. So wenig eitel und ruhmſüchtig er für ſich ſelbſt geweſen, ſo ſehr er dem Lebensgenuſſe und Erwerben ergeben war, hatte doch das unleugbare Zutreffen der väterlichen Prophezeiung ſeine ſchlummernde Hoffnung und Eitelkeit geweckt, den ſtill lauernden Aberglauben in ihm erheblich verſtärkt, und er meinte: „es könne ſich ja doch wohl ereignen, daß ſein Sohn nicht blos ein bedeutenderer Mann werde, als er, ſondern auch jenes Licht, was noch ſpätere Jahrhunderte erleuchten ſollte“. Jener letzte Theil der Prophezeiung war nämlich bisher weder an ihm, noch ſeinem Bruder Salomon zu London in Erfüllung gegangen. Weder Letzterer noch er ſelbſt hatten eine Erfindung oder wiſſenſchaftliche Wahrheit zu Tage gefördert, wie Guttenberg, Schwarz und Copernicus ſich rühmen durften. An dem Beiſpiel dieſer Männer ſah die gelehrte Welt, was wiſſenſchaftlicher Nachruhm ſei, und dieſen in ſeinem Sohne an den Namen „de Caus“ zu knüpfen, war eine Neigung, die bei Herrn Iſaak ſpät, aber um ſo andauernder und inniger erwachte.

Die Erziehung des jungen Salomon ward danach eingerichtet, und der Knabe entwickelte ſchon früh die außerordentlichſten Anlagen, eine Schärfe des Geiſtes und Combinationsgabe, eine Leichtigkeit im Erfaſſen der Dinge, eine Schnelligkeit im Begreifen der alten und neuen Sprachen, die ihn zu einem Heidelberger Phänomen, zu einem Wunderkinde machten. Das Weſen des Knaben war dem des Vaters, noch mehr demjenigen ſeines Onkels in London ſehr entgegen. Von der Glätte und Coulanz des prinzlichen Gouverneurs, von der Geſchicklichkeit, durch allerlei gelehrten Flitter zu blenden und einzunehmen, gelegentlich auch ſogar das Mittel nicht zu ſcheuen, den Aberglauben der Leute ein wenig zu eigenem Vortheil zu nutzen, ſtand er eben ſo fern wie der fröhlichen Genußſucht und Ruheliebe ſeines Erzeugers. — Unruhig, reizbar, zugleich durch ſeine Beſtimmung, die Weisſagung des Horoſkops, welche ihm frühzeitig eingeprägt wurde, eben ſo dünkelhaft wie eigenwillig gemacht, von loderndem Ehrgeiz beſeſſen, raſtlos lernend und ſpeculirend, von Idealen und Erfindungen träumend, ward der Bube frühzeitig Mann, und der Jugend zarte Blüthe wurde ihm raſch abgeſtreift durch den trocknen Hauch der Logik, des Calculs und das ewige Bücherhocken.

Kein Ort war wohl geeigneter, alle ſeine Leidenſchaften und Neigungen mehr auszubauen, als Heidelberg, zugleich kurfürſtliche Reſidenz, Mittelpunkt des pfälziſchen Adels, der theologiſchen Wettſtreite wie der Sammelplatz fahrender Scholaſten und der deutſchen Gelehrtenjugend, hier war das Forum ſeiner Theſen, der Wetzſtein ſeiner Dialektik, die funkelnde Arena, auf ihr das ſchäumende Paradepferd ſeiner Kenntniſſe im geiſtigen Turnier mit ſeinen Genoſſen zu tummeln. Bei aller Freude, allem Stolze, den Herr Iſaak an ſeinem Sohne hatte, erſchrak er doch oft über den heißen, nie raſtenden Forſchereifer, die wilde Gluth des Ehrgeizes, die faſt cyniſche Verachtung des Lebens, die kecke und abſtracte Idealität, welche den ohnedies nicht allzu ſtarken Körper des Sohnes rüttelte und in ſeinen Grundfeſten ewigen Erſchütterungen unterwarf. Dieſem Feuergeiſt war kein Zügel anzulegen. Nutzlos prallten die väterlichen Ermahnungen an dieſem Eiſenkopfe ab, und als der Sohn ſeine Jünglingszeit erreicht hatte, überſah er in jeglichem Wiſſen den Vater ſo ſehr, daß ſich Letzterer faſt eingeſchüchtert fühlte und das natürliche Geſetz der Autorität zwiſchen Kind und Erzeuger ſich zu verkehren ſchien.

Zu ſpät ſah Herr Iſaak de Caus, nach dem Ableben ſeines Schwiegervaters längſt Hof-Architekt des Kurfürſten, ein, daß er ſeinem Sohne ſtatt des Dünkels lieber natürliche Beſcheidenheit, ein vernünftiges Mißtrauen in ſeine eigenen Kräfte hätte anerziehen ſollen, ohne welche der wahre Forſcher eben ſo wenig wie der Menſch beſtehen kann. Gar zu gern hätte er gewünſcht, eine Gelegenheit zu finden,

den Weisheitsſtolz ſeines Sproſſen zu demüthigen und zu beſchämen, ihn bei irgend einer gelehrten Tollheit oder Schwäche ertappen zu können. Leider war Herr Iſaak dazu der Mann nicht; Praxis, Brotſtudium wohl, doch eigentliche Speculation war ſeine Sache nicht, und ſo mußte er ſich denn, wenn auch mit geheimem Aerger, darein finden, den rechthaberiſchen, ihn ſo ſehr überſehenden Jüngling gewähren zu laſſen.

II.

Blauer, lichtdurchglühter Sommerhimmel dehnte ſich weit über die grünen Berge, die Wälder und üppigen Ufer des Neckarthales. Im Städtlein Heidelberg war Alles feſtlich, ſtill, andächtig, und die Glocken klangen ringsum von den Thürmen, denn man feierte das Pfingſtfeſt, jene denkwürdigen Tage, da ſich vordem der heilige Geiſt in hellen Flammen auf's Haupt, in's Hirn, in's Herz der erſten Kreuzesbekenner geſenkt, die ausziehen ſollten in alle Welt, um ihr Licht, Liebe, Freiheit, das verlorene Paradies, die Wiedergeburt in Gott zu bringen. Alles war in den Dom, die Schloßkapelle und übrigen Kirchen geſtrömt, wie ausgeſtorben lagen die Straßen.

Der junge Salomon war früh auf mit der Lerche. Liebte er es doch, wie ſie, die goldige Sonnenkugel auftauchen zu ſehen aus dem majeſtätiſch dunklen Grün der Kaſtanienwälder, wie eine Königin auf den Gipfeln der Berge lagernd, um ſich, tief unten im Neckar flimmernd, ſilberglühend wiederzuſpiegeln. So ſonderbar war ihm heut' zu Muth, als müſſe ihm ein Ungeheures geſchehen, Wehmuth und Begeiſterung, Bangigkeit und ſieghafter Stolz durchwogten ihn zugleich, es war eine Ahnung, ein Vorgefühl — — von was, er wußte es nicht. — Die

Bibel öffnend, las er das heutige Evangelium, ſah leibhaftig jene heilige Männerſchaar vor Augen, zu denen an jenem Tage die Erkenntniß niederſtieg, ſie trunken und beredt machte vor Gotteseifer, daß das blöde Volk draußen kopfſchüttelnd ſagte: „Sie ſind voll ſüßen Weins!“

Raſch fuhr er in das ſchwarze flandriſche Tuchwams, hüllte ſich in den ſeidenen Talar; denn ob auch neunzehn Jahre erſt, war er Doctor, griff nach dem Hut und ſtieg empor auf die Höhen, eilte hinein in's ſaftige Grün, vom Morgenthaue funkelnd, nach der höchſten freien Bergeszinne, dem Kaiſerſtuhl, als wolle er von dort herab die Welt mit einem Blick ummeſſen und rufen: „Sie iſt mein!“ — Wie dehnte ſich ſeine Bruſt nicht weit, wie hob ſich zu den Himmeln lerchengleich nicht ſeine Jünglingshoffnung, die kecke Planmacherei heißblütigen Ehrgeizes!

Er hatte bis ſpät in die Nacht gearbeitet, um den Vitruvius, ſeinen Liebling, für Jean Norton, den berühmten Buchhändler in Frankfurt, zu überſetzen. So oft hat er ihn ſchon geleſen, ſo viel Bemerkenswerthes in ihm gefunden, und doch war er bei dieſer Ueberſetzung, wo er jedes Wort abgewogen hatte, auf zahlreiche Neuigkeiten geſtoßen, die ihn beſchäftigten. Er verlor ſich in mannigfache Gedanken.

„O heiliger Geiſt der Liebe und des Wahren, der einſt ſich über Jeſu Jünger ausgoß,“ flüſterte er, bergan ſchreitend, „zu welchen Rieſenthaten haſt du ſie beflügelt, wie biſt du durch die Welt gewandert, das Kreuz, trotz Blut und Märtyrerthum, zu predigen! — Und doch iſt's, als wärſt du wiederum von den Menſchen ganz gewichen, zurückgeflüchtet nach deiner Heimath im Himmel! Deine Statthalter in Rom haben wieder das alte Heidenthum, den Opferdienſt, die rohe äußere Pracht des alten Göttercultus in anderer Form neu eingeſetzt, den Chriſtusglauben ſeiner einfachen Würde und Reinheit beraubt! O nicht nur das, ſie fröhnen geradezu der alten heidniſchen Philoſophie, und mit der zweiſchneidigen Logik des Ariſtoteles vertheidigen ſie die Entweihung des Sittengeſetzes und die Laſter ihres Prieſterthums! Du Leuchte in unſerer Zeit, Aſcanio Campanella, ſchmachteſt in den Kerkern der Inquiſition von Rom, weil du den Ariſtoteles nicht als Autorität eines *chriſtlichen* Wandels anſahſt, weil du, des ächten Gottesgeiſtes voll, die Baalsherrſchaft brechen gewollt. So mußten auch Thomas Morus, ſo Columbus mit ihrem Tode die Wahrheit ihrer Sache beſiegeln, und Galiläi wird verketzert, weil er dich, Tagesherrin, Sonne, für wichtiger, für des Weltbaus Mittelpunkt hält, nicht dieſe kleine, erbärmliche Erde! Dennoch, aber dennoch wird dieſer neue Geiſt, der Geiſt der Forſchung, die Seelen der Träumer mit Feuer taufen, ſie wecken zu einer neuen Welt und Freiheit, wie jene erſten Propheten!!“

Er war auf eine Waldwieſe getreten und ſtand mitten unter Blumen im heißen, funkelnden Sonnenbade.

„Laß mich auch ſolch ein Prophet deiner Wahrheit werden, Schöpfer, ſelbſt wenn die Dornenkrone dafür mein Lohn iſt! — Ich will und muß etwas finden, was ungeahnt in den Tiefen der Natur auf den kühnen Befreier lauſcht. — Was war's denn, was mir letzte Nacht im Vitruvio ſo auffiel? — Der Heronsbrunnen! — Durch Luftdruck Waſſer zu heben! — Es iſt ein einfach Ding, das man wohl ſchwer zu weiterem Nutzen auszuführen vermag. — Die Aeolipile, die Windkugel! — Das, das war's!! Luft, in hermetiſch geſchloſſenem Raum erhitzt, dehnt ſich und entweicht! — Selbſtbewegung, einmal veranlaßt, ewig fortwirkend! — Ein Perpetuum mobile giebt's nicht, wie Viele träumen; was *Menſchen* ſchaffen, iſt *endlich*, wie ſie ſelbſt, und jede Bewegung, von meiner Hand veranlaßt, wird einſt erlahmen. Nur Gott läßt ewig die Planeten wandern und ſeine Ströme zum Meere unverſiegbar ziehen. Aber eine Bewegung zu finden, die wenigſtens eine geraume Zeit andauernd gleichmäßig wirkt, die man an jedem Orte, zu jedem Zwecke benutzen kann, deren Kraft willkürlich rieſenhaft zu vermehren, zu beſchleunigen iſt, ſo daß man der ewig gleichmäßig wirkenden Naturkraft *nahe* käme?! — Das wär' ein Großes!“ —

Des Berges Gipfel war erreicht. Drüben ringsum lagen die duftigen Berge mit ihren Waldesſchatten, nordwärts im Blau nebelhaft dämmernd das ferne Mannheim, vor ihm der rauſchende Neckar zu ſeinen Füßen.

„Das Waſſer, wie es majeſtätiſch rauſcht! Well' auf Welle, Billionen Tropfen in der Secunde Flug! Ja, feuchtes Element, du biſt das ſtets Bewegliche, du nur allein und das Feuer ſeid —! Waſſer und Feuer im Kampf! — Der Dampf!!“ —

Er faßt ſich an die Stirn. Soll er weinen oder lachen, iſt er Narr oder Weiſer? Er athmet tief auf, dann eilt er, als trieben ihn Mänaden, Sonnenſchein und Blumenduft vergeſſend, hinab nach Hauſe, zum Vitruv, um zu ergründen, was ihm phantaſtiſch unklar von der Seele ſchwebt!

Unweit des Domes lag ſeiner Eltern Haus. Noch rollt der Orgel dumpfer Feierton weithin über das Häuſermeer, und Engelchören gleich hallt jauchzend das Hallelujah der Gemeinde. — Die Hausthür iſt nur angelehnt; die Magd deshalb zu tadeln, tritt Salomon zum Herde in die Küche. Leer, Alles leer; das Mädchen hat der Herrin Abweſenheit benutzt, raſch einen Gang zur Nachbarin zu machen, ein Stündchen zu verplaudern. Das Alles bemerkt indeß der junge Mann nicht mehr. Stumm ſteht er da, ſein ganzes Weſen wird von etwas Anderem erfüllt, als was ihn in die Küche trieb. Stier iſt ſein Auge auf den Herd gerichtet, auf dem das Mahl für die Familie brodelt. Was feſſelt ihn? Wollt' er nicht zum Vitruv? — Ein Topf mit Waſſer kocht und der Brodem hebt ziſchend den Deckel, entweicht, läßt ihn niederfallen, erhebt ihn quirlend wieder, ein ewig Klappen, ein mechaniſch endlos Spiel. Tauſend Male hat er's geſehen, heut' ſchaut er's wie mit neuen Augen und iſt ſtarr!

So ſteht er lange. — Plötzlich tönt es wie leiſes Kichern neben ihm. Er fährt auf und wendet ſich; die Seinen umſtehen ihn, Vater und Mutter, die aus der Kirche eben kommen.

„Schau', ſchau', Salomon!“ ſagt die Mutter, „kochſt Du heut das Eſſen und löſeſt Bärbel ab?“ und ſie lacht.

„Spottet nicht!“ rief der Jüngling. — „Siehſt Du, ſiehſt Du den Topf da, Vater?“ — und er packt den alten Herrn am Arme.

„Na, und was iſt denn? Ein Topf iſt's, der kocht.“

„Er kocht! Siehſt Du den Dampf entweichen, den Deckel ſtetig heben? Ich hab's!“

„Was haſt Du denn? Daß er kocht?“

„Alſo Du haſt das Kochen erfunden?“ fragt die Mutter.

„Nein, doch den Dampf! Undene und Salamander gatten ſich, die Sylphe zu gebären!“ *)

Ein ſchallendes Gelächter iſt die Antwort der beiden Alten. — Zornfunkelnd erhebt der junge Mann ſein Haupt und verläßt den Raum, eilt in die ſtille Kammer zum Vitruv, der nimmer ihn verlachte und ſeine Träume! —

Papa Iſaak hatte, Gott ſei Dank, nun eine prächtige Handhabe, ſeinen Witz und ſeine vermeinte Ueberlegenheit auf Koſten ſeines eitlen Sohnes und der Topfgeſchichte ſpielen zu laſſen, und es verging kein Tag und keine Gelegenheit, wo nicht die Eltern dies Mittel, Salomon zu beſchämen, eifrig ergriffen hätten.

„Der hat, denkt Euch, das Kochen entdeckt!“ ſchallte es ringsum bei Vettern und Baſen, und gelangte durch den Leumund leider auch etwas weiter, als Herr Iſaak, der Vater, beabſichtigt hatte.

Dieſer ewige Spott, dieſe allgemeine Hänſelei war aber bei Niemand ſchlechter angewendet, als bei Salomon. Weit entfernt, ſich durch dieſe Fluth des Lächerlichen zu ernüchtern, gedemüthigt oder gar beſchämt zu fühlen, betrachtete er das Benehmen ſeiner Umgebungen als nothwendige Folge ihrer geiſtigen Beſchränktheit, welche ſeine Erfindung nicht begreifen, die Schlüſſe, welche er auf Grund derſelben vorahnend in ſeinem Geiſte zog, unmöglich verdauen konnten. Zwar verſuchte er zu verſchiedenen Malen ſeinem Vater und einigen gelehrten Freunden eine Idee

---

*) Er hüllt die Erfindung in eine damals gebräuchliche alchemiſtiſche Form. Udene iſt der Geiſt des Waſſers, Salamander der des Feuers, Sylphe der der Luft.

von der Wichtigkeit dieſes kleinen, komiſch ſcheinenden Phänomens des Topfkochens zu geben, doch rief er nur den Spott, die ausgelaſſenſte Heiterkeit hervor.

Da ihn Jedermann, wie einſt die Propheten des Meſſias, „von ſüßen Weines voll“ hielt, zog ſich der junge Forſcher in das ſtarre Gehäuſe ſeines Stolzes zurück, ſonderte ſich in ſchroffer Verachtung von ſeiner Familie und der ſonſt ſo lieben akademiſchen Umgebung ab, und brütete nur an dem einen Zweck, die Erfindung und ihre Conſequenzen praktiſch zu machen, die Wirkung der Dampfkraft durch eine Maſchine herzuſtellen.

So tief dem Sohne auch der Stachel des väterlichen Hohns im Herzen ſaß und ſein Verhältniß zu den Eltern nur bitterer, lockerer machte, ſo angenehm war ihm wieder, daß der Seinen Beſchränktheit ſie abhielt, die Tiefe ſeines Geheimniſſes zu durchſchauen. Er war bereits ſchon ſo ſelbſtſüchtig und argwöhniſch wegen ſeines geiſtigen Schatzes, daß er fürchtete, man könne ihm die Ehre der Erfindung entreißen, ſobald man ſie erſt erfaßt habe.

Was war denn dieſe Erfindung aber? Hatte Salomon's Umgebung denn nicht Recht, ihn mit ſeinem kochenden Topfe zu verlachen? Was ließen ſich darauf denn für große Folgerungen erbauen?

In ſein Stübchen verrammelt, wie ein Karthäuſer lebend, ſuchte Salomon ſeine Ideen zu verwirklichen.

„Wenn Waſſer ſich in Dampfform auflöſt, ſobald es durch die Wirkung des Feuers den Siedepunkt erreicht und durch das heftige Beſtreben, zu entweichen, eine Kraftwirkung äußert, ſo muß dieſe Kraftwirkung ſich verſtärken, wenn man das Entweichen der Dämpfe hindert!“

Den Verſuch machte er mit einer kupfernen Retorte ſeines Vaters, die er über zwei Drittel mit Waſſer füllte und dann luftdicht verſchloß.

„Entweder explodirt ſie, ſobald das Waſſer verdampft und keinen Ausweg findet, oder ich habe mit meiner Erfindung unrecht.“

Er eilte eines Abends mit ſeiner Vorrichtung zum hinterſten Theil des großen väterlichen Gartens in eine alte Laube. Er ſetzte die gefüllte Retorte auf einen eiſernen Roſt, machte unter denſelben ein kräftiges Feuer, und trat hinter den nächſten Baum, ſtarr ſeinen Blick auf die erwartete Erſcheinung gerichtet.

Die Retorte — ſprang!

In furchtbarem Krachen, dem Schuſſe eines Falconets vergleichbar, zerſtob das Gefäß in alle Winde, zerſchmetterte die alte Laube und beſchädigte mit ſiedendem Hauche die nächſten Gewächſe!

Alle Nachbarn, die Eltern, das Geſinde ſtürzte herbei.

Als der Vater, der Erſte, in den Garten trat, kam Salomon ſtolz, ſtrahlend, mit dem Lachen der Ueberlegenheit den Gartenweg einher und rief ihm zu: „Das iſt der erſte Beweis!“ — Damit eilte er an dem Alten vorüber, zurück in ſeine Klauſe.

Der Vater ſtarrte ihm erſchrocken nach. Dann ging er den Garten hinab, zu ſchauen, was eigentlich geſchehen ſei.

Eine Exploſion hatte die Laube faſt ganz verſchwinden laſſen, Weingelände und Büſche zerriſſen, verwüſtet oder ertödtet. Woher die zerſtörende Gewalt gekommen, wie ſie gewirkt, war nicht zu ſehen.

Herr Iſaak bekam ein Grauen vor ſeinem eigenen Kinde! — Etwas hatte ſich wiſſenſchaftlich in Salomon geboren, das Wirklichkeit hatte, furchtbar vernichtende Wirklichkeit, das fühlte er. Wie bereute der Vater den Spott, durch welchen er ſich des Sohnes Zutrauen entfremdet, und blickte auf zu den flackernden Sternen der Nacht, in ahnungsvollem Schauer des Horoſkops gedenkend.

„Wenn Salomon berufen wäre, dieſe Verheißung wahr zu machen!? — Und doch iſt dieſer kochende Topf ein Unſinn, barer Unſinn! — Eine andere Gewalt hat er gefunden, die wie das Pulver verwüſtet, eine furchtbare Macht zum Segen oder Fluch der Menſchen, von Gott ihm eingegeben oder vom Herrn der Hölle! Ich muß zu ihm! Er ſoll, er muß dem Vater ſich entdecken!!“

Herr Iſaak rannte, von namenloſer Sorge und nicht geringerer Neugier erfüllt, zurück in's Haus, und nachdem er ſeine Frau wie alle herbeigeeilten Nachbarn beruhigt, ſtieg er hinauf in die Kammer Salomon's. Nachdem er nicht ohne Mühe Einlaß fand, beſchwor er ihn mit Aufbietung all' ſeiner Liebe, ſich mitzutheilen.

Der Sohn hörte ihn ruhig, faſt kalt an, bis der alte Herr ſeine Befürchtungen, Annahmen und Bitten erſchöpft hatte.

„Vater," begann er, „nach der Schmach, die mir in ganz Heidelberg bereitet wurde, kannſt Du unmöglich verlangen, daß ich noch offen ſei. Wohl möglich, — ja wahrſcheinlich gar, daß ich in großem Irrthume geweſen. Wenn dieſer Irrthum aber ſelbſt Veranlaſſung zu der größten Entdeckung geworden, die von den Menſchen bisher gemacht ward, was dann?! — Durch ein donnernd Beiſpiel empfandeſt Du, daß ich ein Etwas gefunden, das der größten Kraftäußerung fähig iſt, ja einer Kraft, die ſich zehnmal, ja hundertfach verſtärken läßt, weit über des Pulvers Wirkungen! Ich ſage Dir aber, daß dieſe Gewalt auch zu zähmen iſt, unterzuordnen für den Dienſt der Menſchen, daß ſie ein Mittel der Bewegung nach allen Seiten hin, in jeder Art, zu jedem Zweck, von jeder Dauer werden kann! Wirſt Du nicht ſtaunen?! — Mittheilen kann ich mich nicht, ich bin zu ſtolz, mich jemals wieder verhöhnt zu ſehen, will meinen eigentlichen Schatz verbergen, bis es mir gelang, mein Ziel vollſtändig zu erringen. — Das iſt unendlich ſchwer! Auf langem Umwege, wenn die Mechanik mir erſt, die Phyſik in allen Theilen dienſtbar iſt, kann ich's erlangen. Laß mich den eigenen Weg nur gehen. Die zerſtörende Wirkung der neuen Kraft ſollt Ihr nicht mehr erfahren, ich kenne ſie und beherrſche ſie nun. Eins mag ich Euch Allen zu Liebe thun, ich will ein Werk ſchreiben, das alle Bewegungskräfte erörtert und in allen ſeinen Theilen doch nur auf meine Erfindung hinzielt, die ich im ſchlichten Kleide Euch drinnen zeigen will. Entdeckt Ihr ſie — ſo will ich offen ſein, wo nicht — werd' ich ſo lange geheime Studien und Verſuche machen, bis ich vollſtändig in der arbeitenden Maſchine Euch den Beweis der Wahrheit liefere. Bis dahin, Vater, gedulde Dich!“

„Sohn, willſt Du mir beim Allgegenwärtigen verſprechen, daß dieſe Deine wahre Erfindung im Keime wenigſtens, wenn auch nicht ganz, ſo doch in einzelnen Theilen in dieſem Werke ſtehen wird?“

„So wahr ich für die Wahrheit dieſer Entdeckung ſterben will, mein Buch ſoll ſie enthalten, deshalb nur ſchreib' ich es!“

„Dann wird ſich das Horoſkop an Dir erfüllen!“ — und des Vaters Auge flammte in Seligkeit. „Ich will Se. Hoheit den Erzherzog-Palatin devoteſt bitten, daß er Dein Werk annimmt und Du im Amte mir beigegeben wirſt! War ich an Deiner Verſpottung ſchuld, ſoll Deine Ehre auch mein Werk ſein!“

Er drückte den Sohn an ſich, küßte ihm die Wangen und verließ ihn.

Salomon ſchloß ſich, das Hirn voll wogender Gedanken, das Herz geſchwellt von ſtolzeſten Gefühlen, zur Arbeit ein. Er machte auf friſcher That den erſten allgemeinen Entwurf zu ſeinem Werke: „Ueber die Geſetze der bewegenden Kräfte.“ Dies erſte — und letzte Werk, was von ihm allein als Erinnerung ſeines tragiſchen Geſchicks der Welt verbleiben ſollte. —

Während anfangs des Jahres 1613 zu Frankfurt a. M. Salomon des Jüngeren Ueberſetzung des Vitruv herausgegeben wurde, ſchrieb derſelbe mit anhaltendſtem Eifer an ſeinem neuen Werke: „Ueber die Bewegungskräfte“ und verſah es mit vielen erklärenden Zeichnungen. Seine früheren Studien der Mechanik und Phyſik einte er hier in einer Geſammtanſchauung, welche theils den Zweck hatte, die Erfindung der Dampfkraft und ſeine Anſichten über Erzielung einer ſtätigen Selbſtbewegung an's Tageslicht zu ziehen, ohne ſie preiszugeben, theils alle verſchiedenen Elemente zur Vervollkommnung ſeiner Idee in künſtlichen Maſchinerien zur Anſchauung zu bringen, welche als mechaniſche Spielereien das Publikum unterhalten konnten.

Seine Arbeit zerfiel in drei, eigentlich vier Bücher. Im erſten Bande, der ausſchließlich von den „bewegenden Kräften“ handelt und in Definitionen, Theoreme und Probleme getheilt iſt, erklärt er die vier, damals als einfach angenommenen Grundelemente: Feuer, Luſt, Waſſer und Erde. In den Theoremen ſtellt er in verſchiedenen Beweiſen feſt, wie dieſe vier Elemente zur Erzielung einer bewegenden Kraft verbunden werden können, und als erſtes Beiſpiel, ſchlagend genug, die Zuſammenwirkung von Waſſer und Feuer zur Dampfbildung vermittelſt der Aeolipile, was er noch einmal im fünften Lehrſatz in anderer Weiſe wiederholt.

Es iſt der geheime Kern ſeiner Erfindung. In Folge der übrigen Unterſuchungen, die er als Streitfragen aufwirſt, kommt er auch auf alle einzelnen Momente der ſpäteren Dampfmaſchinen, als die Hebelkraft, die Pumpe, mancherlei Kolbenconſtructionen, die quadratiſch verſtärkte Gewalt von Rädern und das Ventil. Ferner iſt die Feuerſpritze, die Drehbank und vieles Andere in dieſer Form ſeine geiſtige Schöpfung. Kurz in Allem ſpricht ſich eine für damalige Zeit überraſchende Fülle von Erfahrungen aus. Der zweite Band: „Ueber verſchiedene Grotten und Fontainen zur Ausſchmückung fürſtlicher Luſthäuſer und Gärten“ wendet alle wiſſenſchaftlich vorher gegebene Erkenntniß des Verfaſſers auf die Conſtruction von allerlei ſeltſamen Mechaniken, die Anlage von Cascaden, mythologiſchen Gruppen, welche durch Pump- und Triebwerke beweglich ſind, an. Ueberhaupt tritt weiterhin das Element des Waſſers als Hauptgrund der Bewegung auf. So erfindet er auch Waſſeruhren und Waſſerorgeln. Wichtiger in dieſem ſogenannten hydrauliſchen Theile iſt der Abſchnitt über Hebelwerke, verſchiedene Geſetze der Schwere und des mechaniſchen Widerſtandes, wo gewiſſermaßen dem vierten Element, der feſten Materie, Raum gegeben iſt und ſich die Grundlage ſeiner ſpäteren Erfindung „des Parallelogramms der Kräfte“, welche für die Dampfmaſchinen nachmals ſo wichtig wurde, vorfindet. Der letzte Band des Werkes ſtellt eine neue Theorie der Muſik und des Orgelbaues auf.

Das Bedeutendſte, ſo einfach es erſcheint, bleibt eben das erſte Buch, obwohl die beiden anderen ſich bei Weitem mehr der allgemeinen Gunſt zu erfreuen ſchienen.

Salomon legte dem Vater und einigen Freunden die vollbrachte Arbeit vor, und obwohl Alle trotz angeſtrengtem Grübeln auf das Weſen der eigentlichen Erfindung nicht kamen, waren ſie doch über dieſen Reichthum von Reſultaten und neuen Ideen höchlichſt erſtaunt. Von einem ſo üppig ſchaffenden Geiſte ließ ſich allerdings das Höchſte erwarten, und Jeder von ihnen, obwohl es Niemand ſah, glaubte doch feſt, Salomon werde aus der unerſchöpflichen Quelle ſeiner Ideen ſicher ein Etwas gebären, das ihn und ſeine Zeit weit überdauere.

Vater und Sohn beſchloſſen, das Manuſcript abſchriftlich an den Verleger des Vitruv, Norton in Frankfurt, zu ſenden, eine andere Copie aber nach London an den Bruder und Onkel, Salomon den Aelteren, den Prinzengouverneur, zur Prüfung auszufertigen. Endlich ſollte noch die Schrift dem regierenden Palatin Friedrich vorgelegt werden, ob er die Widmung genehmige.

Ehe Letzteres indeß geſchehen konnte, ward die Familie Caus durch den Verleger ſelber überraſcht. — Jean Norton war Franzoſe durch und durch. Obſchon ſeiner calviniſtiſchen Glaubensſätze und gewiſſer politiſcher Verlagsartikel wegen von Paris verbannt, hing doch ſein Herz ſtets an dem Ruhme ſeines Landes, und er war ſich in nicht geringem Grade bewußt, dem geiſtreichſten und mächtigſten Volke der Chriſtenheit anzugehören.

Die Wichtigkeit des vorliegenden Werkes, welches eine Menge nützlicher Kenntniſſe verallgemeinte, mit praktiſchem Inſtinct durchſchauend, theilte er Vater und Sohn ſeinen Wunſch mit, die Schrift zu verlegen, doch unter der Bedingung, daß ſie in franzöſiſcher Sprache erſcheine und dem König Ludwig XIII. von Frankreich gewidmet werde. Hierzu hatte er ſeine allertriftigſten Gründe. Alles nämlich, was Kunſt, Wiſſenſchaft, Luxus und Ruhm ſein eigen nennen konnte oder danach ſtrebte, ſammelte ſich damals bereits zu Paris. Das Günſtlingsweſen, der Fraueneinfluß ſtand auf ſeiner glänzendſten Höhe und machte die Hauptſtadt Frankreichs zum Eldorado aller Glücksjäger, zur Herrſcherin des Geſchmacks über Europa.

Nur von dort aus mochte die Sonne des Erfolges für Salomon aufgehen. Die franzöſiſche Sprache war ebenſo Umgangsform am Hofe des Palatin Friedrich, wie am Hofe zu London, und König Ludwig von Frankreich ein Werk widmen, hieß es eben der ganzen gebildeten Welt empfehlen.

Dies ſah Herr Iſaak bald genug ein, auch regte ſich ſeine alte Vaterlandsliebe, und ſo ward der Sohn beſtimmt, die Arbeit in's Franzöſiſche zu übertragen.

Norton begann mithin zu drucken und that unter der Hand ſeine Schritte in Paris, dem Buche einen guten Eintritt in die höchſten Kreiſe zu verſchaffen, und wahrlich ſein geheimer Einfluß war nicht ſo ganz gering. Iſaak, der Vater, welchem es aber darum zu thun war, ſeinem Sohne auch am Heidelberger Hofe eine feſte Stellung zu geben, kam auf den Gedanken, Salomon könne ja, wenn auch das ganze Werk dem König Ludwig gewidmet ſei, den zweiten Band, welcher von den Grotten und Waſſerkünſten handelte, der erlauchten Braut des Palatin Friedrich, der Prinzeſſin Eliſabeth von England, Tochter König Jokob's I., durch den kurfürſtlichen Bräutigam anbieten.

In dieſem Gedanken und der Art, wie er ihn zu verwirklichen wußte, bewies der Vater, welch' ſchlaue, praktiſche Natur er ſei. Sein Geſuch ward nicht allein huldvoll angenommen, ſondern, von den kunſtvollen Spielereien Salomon's entzückt, ſtieg dem Palatin Friedrich der Gedanke auf, die romantiſch wilde Umgegend des Heidelberger Schloſſes in einen kunſtvollen Park zu verwandeln, in dem alle Wunderwerke an Grotten und Waſſerkünſten, welche der jüngere Caus beſchrieb, leibhaftig hergeſtellt werden ſollten, um ſeine künftige Gemahlin bei ihrem Einzuge zu überraſchen. Deshalb wünſchte er auch die Dedication und Herausgabe des zweiten Theiles bis nach deren Ankunft verſchoben zu ſehen. Vater und Sohn unterzogen ſich gern dieſem Befehl, um ſo mehr, als der Stich der Kupfer zu dem Werke die Veröffentlichung ſehr in die Länge zog. Sie übernahmen ferner den höchſt ſchwierigen Auftrag, binnen ſechs Monaten eine gänzliche Verwandlung des Forſtes um die Reſidenz in einen zauberiſchen Park zu bewerkſtelligen. In Folge deſſen ward Salomon ſeinem Vater im Amte beigegeben und zum Architekten und Ingenieur Sr. Hoheit ernannt.

Während ſich alſo Kurfürſt Friedrich mit all' dem ſteifen Gepränge ſeiner Zeit nach London zur Vermählung begab, ſchritten die Caus, Vater und Sohn, zur Schöpfung des Parks. Ungeheure Summen waren hierzu bewilligt, alle künſtleriſchen Kräfte, die man in Kürze erlangen konnte, aufgeboten worden. Eine gewaltige Waſſerleitung, welche durch künſtliche Pump- und Schöpfwerke die Fluthen des Neckar auf die umliegenden Höhen treiben und von da aus in die Baſſins und Kanäle leiten ſollte, wurde aufgeführt. Die wilde Natur der Umgebung des Schloſſes ward durch breite Wege, Granittreppen, Terraſſen, Durchhaue, verſchnittene Hecken, Bosquets, Raſenflächen, ſchattige Laubgänge, Grotten, Cascaden, ſpeiende Löwen und Tritonen wie Gruppen von Göttern zu einem Garten umgeſchaffen, der in der halb ſteifen, halb phantaſtiſchen Manier der Holländer mit den Anlagen von Hamptoncourt, Saint James und St. Germain wetteifern ſollte. Zu dieſem Eden aber führte ein Triumphbogen, die Eliſabethpforte, an der alle Mühe der bildenden Kunſt verſchwendet war. — Wie wenig Werth Salomon der Jüngere auf dieſe Dinge an ſich auch legte, wie ſehr ſein Geiſt allein mit Liebe bei dem Probleme der Dampfbewegung weilte, begriff er dennoch, daß er nicht verſäumen dürfe, bei der Parkanlage zu zeigen, wie viel erſt in der Zukunft von ihm zu erwarten ſei. Andererſeits ſtärkten zahlreiche örtliche Schwierigkeiten ſeine Erfindungsgabe, führten ihn von der luſtigen

Bahn abſtracten Denkens auf das Gebiet der Praxis und erweiterten unwillkürlich ſeinen Geſichtskreis. So ward denn Tag und Nacht gearbeitet, tauſend fleißige Hände in Bewegung geſetzt, das faſt Unmögliche in wenig Monden möglich zu machen. Zu dieſem ihren Beginnen erhielten aber Vater und Sohn noch einen Helfer, der Herrn Iſaak anfangs überraſchte, dem jüngeren Caus aber um ſo unbequemer und ärgerlicher war.

Herr Salomon de Caus der Aeltere, der Prinzengouverneur, kam nämlich plötzlich von London.

Wenn ſchon der Charakter, beſonders die Lebensweisheit dieſes Mannes von der Richtung ſeines Bruders Iſaak, noch mehr aber der ſeines Neffen von Hauſe aus abwich, hatte er ſich im Laufe der Jahre noch mehr in ſeinem ganzen Thun und Denken von ihnen entfernt.

Wohl war von jeher der äußere Glanz und Ruhm allein ſein Ziel geweſen und er hatte es ſich nie übel genommen, für ſeine Zwecke den Leuten nach dem Munde zu reden und durch kleine Quackſalberkünſte auf billigem Wege Anſehen zu erlangen, doch hatte er immerhin ein treffliches, jugendfriſches Herz beſeſſen, einen reellen wiſſenſchaftlichen Grund und Boden. Erforſchung der Wahrheit war ihm doch ſtets etwas Hohes, an ſich Edles geweſen, und er verachtete wenigſtens die Leute, welche lieber von ihm betrogen als belehrt ſein wollten. Dies Alles ging aber nach und nach in ihm unter, und die Güter, welche er dafür erworben, waren leider wenig ehrenvoll für ſeinen inneren Menſchen.

Ein königlicher Hof iſt ſchon an ſich nicht der Ort, das geiſtige Streben, den eigenen ſtillen Ausbau der Wiſſenſchaft zu fördern. Das Leben um einen Monarchen iſt ein äußeres, thatſächliches. Hier haben nur die Künſte des Augenblicks Geltung, das lebendige Getriebe des Geſchehenden, kurz Alles, was auf den großen Gang der Gegenwart Einfluß gewinnt. Darum iſt dort der Miniſter und der General, kurz der Mann, welcher ſtets Auskunft findet, Alles. Man lebt bei Hofe eben nur, inſofern man handelt oder an Handlungen Theil nimmt. Hiermit ſteht leider das in ſich geſchloſſene, einſam beſchauliche Leben des Denkers in grellem Widerſpruch. Er wird ſich in den leuchtenden Räumen vereinſamt, von dem ſchwirrenden, buntſtrahlenden Leben der Günſtlingsſchaaren bei Seite geworfen fühlen, oder muß, um ſich fortwährend Geltung zu verſchaffen, ſeine Hände in Dinge ſtecken, die ſeinem eigenſten Berufe ſehr fern liegen. Ein Genie gehört dazu, gleich ſehr Mann der ſtillen Wiſſenſchaft wie Diplomat zu ſein. An dieſem traurigen Zwitterdaſein ging ſelbſt der große Bacon von Verulam, Salomon's Zeitgenoſſe und Nebenbuhler, zu Grunde.

Herr Caus der Aeltere war kein ſolch wiſſenſchaftliches noch ſtaatsmänniſches Genie wie Sir Francis Bacon, begreiflicher Weiſe alſo ſeine Stellung ſchon an und für ſich eine weniger beachtete. Jakob I., den weiſeſten Narren Europas, umgab eine Schaar Pedanten, die alle nur von den gelehrten Poſſen lebten, mit welchen ſie ihren Herrn und Meiſter unterhielten. Hierin ſuchte Einer immer den Andern zu übertreffen, um neue Staffeln in des Gebieters Gunſt zu erringen. Daß Herr Salomon es alſo bis zum Gouverneur des Prinzen Heinrich und, nach deſſen Tode, des Prinzen Karl zu bringen vermochte, bewies, daß er nicht der ſchlechteſte ſeiner Genoſſen war, ja ſie an Rodomontaden noch übertraf. Unter dieſer ewigen Liebedienerei aber und der quälenden Sorge, ſtets für den König gelehrten Kurzweil neu erſinnen zu müſſen, ging die ſittliche Würde und Bedeutung der Wiſſenſchaft in de Caus verloren, und in dem geckenhaften Beſtreben, ein Allerweltswiſſer zu ſein, büßte er nicht nur die ſoliden Güter ein, welche er als freier Geiſt beſeſſen, und verflachte ſich, ſondern ſank auch moraliſch immer tiefer, je weniger wähleriſch er in den Mitteln wurde, ſich in der Gunſt des Königs und des Prinzen auf Anderer Koſten zu erhalten. Dennoch ſollte ihm ſelbſt das nichts nützen.

III.

Jakob I. war im Laufe ſeiner Regierung immer mehr der Spott des eigenen Volkes, das willenloſe Werkzeug ſeiner Günſtlinge geworden, deren Vertraulichkeit meiſt ein gut Theil von Geringſchätzung in ſich barg. Wenn auch der Nimbus des königlichen Standes und perſönliche Dankbarkeit die Zungen der Höflinge im Zaume hielt, inſofern es Jakob ſelbſt anging, und Alles wenigſtens bare Ehrfurcht heuchelte, ſo gaben doch die Villiers, Northumberlands, Willmots, Percys, Carliſles, Kenſingtons und Hollands dem Heere der gelehrten Schmarotzer, die neben ihnen ſich Stellung angemaßt, ihre Verachtung um ſo deutlicher zu erkennen. Herzog von Buckingham, den man ſchon den Herrſcher des Königs nennen konnte und welcher die ausſchließliche Gewalt in allen Dingen an ſich reißen zu wollen ſchien, hatte den Herrn Caus nur ſo lange geduldet, als derſelbe ſeinen Zwecken bei den Prinzen Heinrich und Karl diente. Je mehr Letzterer, der nunmehrige Kronerbe, erwuchs, je enger Buckingham ſich demſelben als Freund anzuſchließen, das ganze Gemüth des jungen Wales auszufüllen und zu beherrſchen trachtete, deſto ohnmächtiger ward Caus' Stellung, deſto mehr hing ſie von der Gefügigkeit ab, mit der er ſich zu Buckingham's willenloſem Werkzeuge machte.

Um dieſe Zeit und kurz vor der Vermählung der Prinzeſſin Eliſabeth mit Friedrich von der Pfalz erhielt der würdige Gelehrte das Manuſcript ſeines Neffen: „Ueber die Bewegungskräfte" von ſeinem Bruder Iſaak aus Heidelberg zugeſendet, welcher, ihn allmächtig glaubend, dabei die Hoffnung hegte, für ſeinen Sohn am engliſchen Hofe Ruf und Ehre zu gewinnen. War Jakob I. nicht der gelehrteſte König der Welt?

Hierin täuſchte ſich der gute Iſaak indeß ganz ungeheuer. Nicht, daß ſein älterer Bruder etwa der Mittel entbehrt hätte, dem Neffen zu nützen, aber er hatte nicht den Willen dazu. —

Längſt von ſeiner Ohnmacht bei Hofe, ſeiner wiſſenſchaftlichen Verflachung und ſittlichen Erniedrigung überzeugt, fühlte er ſchmerzvoll genug die furchtbare Leere ſeines ſogenannten Glanzes, um nicht, leider zu ſpät, Sehnſucht zu hegen, ſich in die reelle Sphäre der Forſchung zurückzuretten, durch ſolideren Ruf unabhängig zu machen, da er wie Bacon doch nicht Staatskunſt und ſtrenge Wiſſenſchaft vereinen konnte. — Ein Blick auf ſeines Neffen Arbeit machte ihn ſtarr! Er erkannte, welch Talent hier in erſter Blüthe ſich entfalte, und dies erfüllte ihn mit unſäglichem Schmerz, Neid und Beſchämung. Zum größten Glück war der junge Salomon nicht aufrichtig und deutlich genug mit ſeiner Erfindung geweſen, hatte Alles, was ſie anging, nur ganz aphoriſtiſch behandelt, vielleicht auch, weil er ſelber zur Zeit nicht klar genug über ſie dachte. Der werthe Onkel in London war aber doch ſo klug, hinter der Arbeit ganz Beſonderes zu wittern, bald zu erkennen, hier ſei es auf Erzielung einer dauernden mechaniſchen Bewegung durch eins der vier Grundelemente, beſonders das Waſſer, vermöge gewiſſer Maſchinerien abgeſehen, und hatte viel eher im Sinne, ſich, wenn es anging, mit des Neffen Federn zu ſchmücken, als demſelben noch förderlich zu ſein. So hielt Salomon senior denn vorerſt hartnäckig ſeinen Heidelberger Verwandten gegenüber ſeine Meinung betreffs der „Bewegungskräfte“ zurück.

Wie erſchrak er aber, als er, da Kurfürſt Friedrich in London zur Vermählung angelangte, von deſſen geſchwätziger Begleitung über die Wunder des Parks zu Heidelberg fabeln hörte, der inzwiſchen von ſeinem Bruder Iſaak und deſſen Sohn für die künftige Kurfürſtin geſchaffen wurde. Der Palatin ſchwieg auf die Dauer auch nicht, und bei Hofe war bald von nichts Anderem die Rede, als von dem deutſchen Zaubergarten. Der Prinzengouverneur, welcher ſeine Stellung täglich unhaltbarer werden ſah und wahrſcheinlich glaubte, das Glück werde ihm am Hofe des Palatin Friedrich günſtiger als in England ſein, vielleicht auch wünſchte, ſeinem Neffen manche Praktik ablauſchen zu können, falls er in ſeiner Nähe weile, that alsbald Schritte, ſich dem künftigen Hofſtaat der Kurfürſtin anzuſchließen. Er theilte ſeinen Wunſch dem mächtigen Buckingham mit, der, herzlich froh ihn los zu werden, alle Mittel aufbot, Herrn Salomon's Abſichten zu fördern, zumal derſelbe bei Prinzeß Eliſabeth wohl gelitten war. So wurde der werthe Onkel nicht nur dem Hofſtaat der Palatina als gelehrtes Anhängſel beigegeben, ſondern auch als Verwandter der Heidelberger Architekten nach Deutſchland geſchickt, um die letzten Einrichtungen zum Empfang des erlauchten Paares zu treffen und die Parkanlagen zu beſichtigen.

Der Prinzengouverneur aus London alſo kam!

Der erſte Empfang von Seite Iſaak's war ein Rauſch ſtürmiſcher Freude, ſah Letzterer doch den Bruder nach zwanzig Jahren Trennung wieder.

Salomon's, des Sohnes, Benehmen war einfach und achtungsvoll, ohne beſondere Herzlichkeit zu verrathen. Er empfand es ſchon übel genug, daß ſeines Vaters Bruder, ſo hoch er immer ſtehen mochte, bisher ſein Werk noch keiner Meinung unterzogen hatte. Die Mutter dagegen war ganz Ehrfurcht. Sah der Herr Schwager aus London in ſeinem ſteifen, niederländiſchen Sammetkleid mit Atlasbauſchen, den breiten Stickereien, Points und Spitzenkrauſen nicht vornehmer faſt hernieder, als „Seine Kurfürſtlichen Gnaden ſelber, die nur ein einfaches flandriſches Tuchwamms gleich Dero Unterthanen für gewöhnlich tragen?“

Ja, ja! Salomon senior hatte es von Anfang an darauf abgeſehen, den Heidelbergern erſchreckliche Hochachtung einzujagen, um mit kühnem Griffe ſich alle Vortheile anzueignen, mit ſouverainer Selbſtſucht alle Stellungen zu gewinnen, die mit dem innerſten Wohl und Wehe ſeiner Verwandten in Beziehung ſtehen mußten.

Seine Meinung „von den dummen deutſchen Gimpeln, welche wohl zu grübeln, doch nichts aus ſich zu machen verſtehen“, war ſo gering, daß er ſie leicht durch ſeine

Haltung in jene ſtaunende Unterthänigkeit zu zwingen hoffte, welche er auszubeuten die beſte Luſt beſaß.

Die ſcheue Unſicherheit und Beklemmung, welche Bruder Iſaak gleich nach dem erſten Taumel des Wiederſehens empfand, und das augenſcheinlich ſtumme Entfernthalten des talentvollen Neffen, das er für Blödigkeit hielt, beſtärkte ihn nur in ſeiner eitlen Ueberzeugung. Er bewies aber leider dadurch nur, wie geringe Fähigkeiten er zum Diplomaten habe. Iſaak mußte es wohl tief ſchmerzen, daß ſein Bruder nach ſo langer Trennung auf eine warme Umarmung nur ceremonielles Wohlwollen zur Erwiederung hatte, bemerkte er doch ſchon während des erſten Beiſammenſeins an der ganzen Unterhaltung, wie viel Salomon senior von ſeinem ehemals friſchen Gemüth verloren. Derſelbe ſchien wenig Intereſſe daran zu nehmen, wie es der Familie Iſaak's bisher ergangen, was aus der Schweſter Anna, der Bildſchnitzerin Bertout zu Dieppe, geworden ſei, und ließ ſo Vieles ganz unberückſichtigt, wonach zu fragen ſo natürlich ſchien. Deſto mehr aber pries er mit ſchönredneriſchem Sermon die Herrlichkeit des Hofes zu London, prahlte mit ſeinem Freunde Buckingham und bemühte ſich durch breite Fanfaronaden den Effect ſeiner gewichtigen Gegenwart und ſomit die Ehrerbietung ſeiner Verwandten möglichſt zu ſteigern.

Auf die am andern Tage geſtellte Frage, ob er die Arbeiten um das Schloß nicht einmal beſehen wollte, antwortete er vornehm: „das ſei noch Zeit, er müſſe ſich erſt erholen". Wahrſcheinlich wollte er eine Gleichgültigkeit gegen die Parkanlagen heucheln, welche er keineswegs beſaß, verſtimmte dadurch aber den Heidelberger Hof-Architekten und deſſen Sohn nur immer mehr. Iſaak ſuchte hinter dem Prinzengouverneur zwar immerhin eine Gelehrſamkeit und Macht, die derſelbe, ihm wenigſtens gegenüber, nicht beſaß; aber ſein Herz zog ſich um ſo ſcheuer von ihm zurück und er betrachtete ihn ſchon in den erſten Tagen als einen Beſuch, der nur komme, um Mißbehagen zu erregen, deſſen Zwecke uns aber um ſo verdächtiger erſcheinen, je verblümter ſie auftreten, denen man aber gleichwohl aus Höflichkeit wie Klugheit doch freundlich begegnen muß.

Neffe Salomon indeß hatte von dem Londoner Oheim genug geſehen, um ihn gründlich zu verachten, in ihm nur einen Charlatan und Maulfuchſer zu erblicken und deſſen gerühmtem Einfluſſe zu mißtrauen.

„Was will der hier?“ war die Frage, welche in Salomon junior aufſtieg und dem ſchlimmſten Verdachte alle Pforten der Seele öffnete. Des jungen Mannes Menſchenkenntniß war zwar viel zu gering, den edlen Onkel ganz zu durchſchauen; aber vermöge der eigenen ſchlichten Geradheit ſeines ernſten, faſt cyniſch ſtrengen Forſchereifers, welcher äußere Lebensformen verachtete, kam er zu dem Schluſſe, daß unmöglich derjenige Mann ein wahrhafter Gelehrter, ein großer Geiſt und ſeiner Stellung bei einem Prinzen werth ſein könne, dem Glanz und Tand ſo Alles gelte, der über wiſſenſchaftliche Dinge ſo nichtsſagend hinſchlüpfe und ſich in hohlem Wortbombaſt ſo überaus gefalle. Salomon junior kannte eben leider Jakob I. und ſeine gelehrte Kleriſei wie den laxen, pedantiſchen Hofton derſelben nicht, ſonſt hätte er gewußt, daß alle dieſe Leute nach jener Schablone zugeſchnitten ſeien, derer würdiger Abdruck ihn in Geſtalt ſeines Onkels ſo anwiderte.

Das wachſende Mißbehagen und der unbeſtimmte Verdacht, welchen der Hof-Architekt nebſt Sohn gegen den Londoner Beſuch hegten, aber unter Höflichkeit und Zurückhaltung verbargen, ſollte bald genug eine Gelegenheit finden, offen hervorzutreten.

Es war am Abend des dritten Tages nach Salomon des Aelteren Ankunft, als ſich die Familie zum Nachtmahl in der alten, eichengetäfelten Wohnſtube verſammelte. Iſaak und Sohn waren von den Parkanlagen und Bauplätzen erſchöpft heimgekehrt und dankten Gott, daß dieſe Monate lange rieſenhafte Arbeit, welche alle Kräfte über Gebühr in Anſpruch nahm, ſich ihrem Ende näherte. Herr Salomon, der Prinzengouverneur, indeß hatte nach Mittag, ohne Iſaak zur Begleitung aufzufordern, das erſte Mal in großer

Gala das Haus verlaſſen, um dem kurfürſtlichen Schloßhauptmann von Rumpenheimb, dem die innere Ausſchmückung und Obhut der Reſidenz anvertraut war, ſeinen Beſuch zu machen. Dies erſte Geſchäft in Heidelberg ſchien Salomon senior aber eben nicht abſonderlich erbaut zu haben, denn er war ſichtlich übel gelaunt, als er ſich mit ſeinen Verwandten zuſammenfand.

So ſetzte man ſich denn nach hergebrachtem Gruß unter großer Einſilbigkeit zu Tiſche. Iſaak ſchenkte den Humpen voll perlenden Rheinweins und brachte ihn dem Bruder zu, welcher trocken Beſcheid that und dann den Becher mit vornehm lächelndem Nicken der Schwägerin reichte.

„Du biſt heut' ausgegangen, Bruder!" begann Iſaak etwas gedrückt, „ohne meine Dienſte als Wegweiſer zu beanſpruchen. — Wie findeſt Du unſer Heidelberg?"

„Ich wollte Dich von Deinen Geſchäften nicht abhalten," antwortete Jener. „Wer überdem in London gelebt, bedarf in dem kleinen Neſte hier keines Begleiters, kann man doch faſt mit einem Stein von einem Thore zum andern werfen. Städtlein und Umgegend ſcheint indeß ganz nett, doch das iſt Nebenſache. Ich mußte vorerſt daran denken, den allerhöchſten Auftrag zu erfüllen, und war zu dieſem Ende bei dem Schloßvoigt von Rumpenheimb, die Anſtalten zu beſehen, die man zum Empfang des kurfürſtlichen durchlauchtigſten Paares getroffen!"

Alle ſahen ihn groß an, endlich war das Geheimniß gelöſt.

„Dacht' ich's doch faſt," ſagte Iſaak, „daß Dein Beſuch weniger uns, als anderen Dingen galt. Alſo auf allerhöchſten Auftrag kommſt Du? — Mich wundert, daß derſelbe ſich nur auf das Schloß erſtreckt?"

„Keineswegs, Lieber, keineswegs! Auch Deine Arbeiten anzuſehen habe ich Befehl, und —"

„Zu welchem Zwecke, Oheim?" und der junge Salomon ſah ihn ſtarr an. „Seine kurfürſtlichen Gnaden haben uns nach den vorgelegten Plänen die Anlagen anvertraut, und ſo werden ſie auch vollendet. Ich faſſe nicht, was da noch ſonderlich nachzuſehen iſt!"

„Sohn, ich bitte Dich!" rief erſchreckt die Mutter.

Salomon senior richtete einen langen, verwunderten Blick auf den kühnen Sprecher, zuckte verächtlich mit den Achſeln und wendete ſich zu Iſaak. — „Allerdings erſtreckt ſich mein Auftrag auch auf die Anlagen. Die Hoheiten wünſchen, ehe ſie eintreffen, zu wiſſen, ob eben Alles nach den Plänen vollendet iſt, oder vorher noch irgendwo Verbeſſerungen oder Anordnungen nöthig werden. Man will erſt abwarten, ob jene übertriebenen Gerüchte von den Heidelberger Herrlichkeiten wahr ſind, welche gefliſſentlich bei Hofe verbreitet wurden. Um übrigens jeden Zweifel meiner Miſſion zu heben — hier iſt die Beglaubigung!"

Damit reichte er ein Pergament, welches die Unterſchrift des Palatins trug, Iſaak über den Tiſch zu.

„Herr Oheim!" und des Neffen Wort klang rauh und eiſig, „wenn Seine kurfürſtlichen Gnaden Urſache zu haben glaubt, unſeren Bemühungen alſo zu mißtrauen, daß er im letzten Augenblicke einen Corrector und Aufſeher ſendet, haben wir nichts zu erwiedern. Als Sachverſtändiger haben Sie doch aber jedenfalls erwogen, daß es bereits zu ſpät iſt, noch bauliche Umänderungen zu treffen, wir ferner dem Herbſt entgegengehen, alſo mit Gewächſen und Anlagen auch keine neuen Einrichtungen treffen können. Unſrer alleinigen Verantwortung ward die Sache übergeben, und ſo muß es bleiben, ſelbſt auf die Gefahr hin, daß Andere in London geiſtreichere Vorſchläge gemacht haben!"

„Das wollen wir erſt ſehen, junger Mann! Nicht Alles, was in Heidelberg für ſchön gilt, findet vor den Augen einer engliſchen Prinzeſſin Gnade, für welche die Gärten Windſors, Woodſtocks und Hamptoncourts etwas Gewöhnliches ſind!"

„Aus dieſem Blatt," und Iſaak erhob ruhig den Blick zu dem gerötheten Antlitz des Bruders, „erhellt nur, daß Du die Sachen anſehen, über etwaige letzte Einrichtungen Dich mit uns vereinen und die Beendigung der Arbeit nach London melden ſollſt. Von Aenderungen ſteht nichts drin.“

„Ich würde auch nichts ändern!“ rief der junge Salomon, „und was dem kurfürſtlichen Herrn genehm iſt, wird wohl auch der erlauchten Gemahlin paſſen, iſt ſie gleich eine engliſche Prinzeſſin. Sollte der Herr Ohm aber kraft jenes Documents im Sinne haben, ſeine Meiſterhand zu rühren, damit ſeinem Rufe die Vollendung zugute komme, übernehme er auch allein die Verantwortung! Ich werde morgen die Arbeit unſererſeits einſtellen laſſen!“

„Arbeit einſtellen laſſen?!“ und der Gaſt aus London hatte ſich, bald bleich, bald roth werdend, haſtig erhoben. — Faſt wollte er losbrechen, doch die Klugheit ließ ihn ſeine Leidenſchaft überwinden. — „Ich hoffe,“ ſagte er finſter zu Iſaak, „Du wirſt beſſer erwägen, was nach jenem Pergament mein Recht iſt, als dieſer unreife Kopf, und ob die Arbeit unterbrochen werden darf. Ich habe nicht im Sinne, mir anderer Leute Ehre anzueignen, aber ſehr ſtark im Sinne, Alles zu beſichtigen und nach Befinden an den Hof zu berichten, wie ich muß. Eure Gaſtfreundſchaft will ich nicht länger in Anſpruch nehmen, als ich durch die Umſtände genöthigt bin, da ich denn doch ſo ſchrecklich viel Liebe bei Euch gefunden habe!“

„O Bruder!“ rief Iſaak bitter, „Dein vornehm kaltes Weſen hat Sorge getragen, die alte Liebe zu unterdrücken, um unſere deutſche Kleinheit uns recht fühlbar zu machen!“

„So bedeutungslos wir aber auch ſein mögen,“ rief flammend der Neffe, „in Heidelberg iſt man mit uns wenigſtens ſo lange zufrieden, bis uns ein — Londoner beſſere Künſte zeigt! Sie erlauben, nebenbei bemerkt, wohl, daß ich das Manuſcript meines Werkes zurückerbitte, jetzt iſt nicht Zeit, Urtheile zu geben, noch — anzunehmen!“

„Gewiß, liebe Verwandte!“ antwortete höhniſch leiſe der ältere Salomon. „Wir wollen die beiderſeitige Stellung, welche wir nun genommen, inne halten, das Manuſcript folgt gleich zurück, ſo wie es mit meinem Hausrath von London eintrifft!“

Er verbeugte ſich gravitätiſch langſam und ging auf ſein Zimmer.

„Ach mein Gott, mein Gott, was habt Ihr angerichtet!“ brach die Mutter aus. „Statt eines Freundes macht Ihr den eigenen Schwager und Ohm zu Eurem bitterböſeſten Feind bei Hofe, der ſeine Macht zu unſerm Schaden ſchon brauchen wird!“

„Nur der kann ſchaden, von deſſen Liebe und Gunſt man abhängt! Wir hängen nur von unſerer Tüchtigkeit, unſerm Wiſſen und Können ab! Wer 'was leiſtet, bedarf der Speichelleckerei und Hinterthüren nicht, das iſt meine Meinung!“

„Aber Ihr waret Beide auch zu — zu heftig!“ eiferte die Mutter. „Er kann Euch doch genug Aerger anthun, wenn nichts Schlimmeres, kann Eure Arbeit hindern, oder verunehren! — Konntet Ihr ihm denn nicht fein ſäuberlich um den Bart gehen und ihn aushorchen, daß man wüßte, von wannen der Wind bläſt und was der Schwager bei der Prinzeſſin gilt?“

„O, das iſt wohl klar, Mutter! Er will, nachdem wir die eigentliche Arbeit gethan haben, kommen, Ehr' und Nutzen mit uns zu theilen! Vielleicht hat man ſeinen geſpreizten Uebermuth in London auch ſatt, denn da giebt's ebenfalls Vernünftige, und weil er nicht mehr des Prinzen Lehrer iſt, will er ſich deshalb wohl hier einniſten und uns verdrängen, wenn wir eben dumm genug ſind, ihm alle Vortheile in die Hände zu ſpielen?! Wie?!“

„Salomon hat recht!“ ſagte der Vater finſter. „Beſſer, er weiß, daß wir keine Gimpel ſind, die an ſeiner dicken Leimruthe hängen bleiben, als daß wir zu ſpät merken, er habe uns abgelernt, was unſer eigen iſt. Gut fände ich's freilich, wir wären friedlicher auseinander gekommen, wir waren auch wohl etwas zu hitzig! Ach, daß ich ihm auch das Manuſcript ſchicken mußte!“ —

Die unerquickliche Scene zwiſchen den Brüdern Salomon und Iſaak, wie deſſen Sohn, hatte beiden Parteien über ihre gegenſeitige Stellung plötzlich die Augen geöffnet und ſie gelehrt, ſich nunmehr als entſchiedene Gegner anzuſehen. Der Prinzengouverneur erkannte zu ſeinem größten Aerger, daß die Familie ſeines Bruders ihn ſo ziemlich durchſchaut hatte und gerade ſeine bornirte Wichtigmacherei den ſehr berechtigten Stolz ſeiner Verwandten empfindlich verwunden mußte. Wie wenig das ſteif-vornehme Weſen des Pedanten von Jakob's Hof in Heidelberg zu imponiren vermochte, konnte er bereits an der Aufnahme erſehen, die er beim Schloßhauptmann von Rumpenheimb erfahren hatte. Dieſer Mann mit ſeinem ſoldatiſch-derben, lanzknechtartigen Weſen ließ im Bewußtſein der außerordentlichen Gunſt des Palatin den eitlen Schwätzer aus London, trotz des Pergaments, ebenfalls derb ablaufen und ſagte ihm rundheraus: „er könne beſehen und berichten, was er wolle, dreinzureden habe er aber den Teufel!“ — So hatte ſein ungeſchicktes Benehmen, ſeine falſche Vorausſetzung Herrn Salomon senior beim erſten Eintritt in Heidelberg ſchon drei Gegner erworben, und er mußte ſich geſtehen, daß man ihn hier ſo gut wie in London als das fünfte Rad am Wagen betrachte. Hatte er auch das kurfürſtliche Schreiben in der Hand, welches ihn als begutachtenden Commiſſarius bezeichnete, wußte doch Niemand beſſer als er ſelbſt, daß der Palatin ihn ſicher nicht geſendet hätte, wäre derſelbe überzeugt geweſen, ſeinen beiden Architekten wie dem alten Rumpenheimb mit dem Commiſſarius irgend welche Schwierigkeiten zu bereiten. Der Sendling beſchloß demnach, den Heidelbergern gegenüber einzulenken, mit der Miene vornehm zurückhaltenden Gleichmuths nur gerade ſo viel, als er mußte, an den Arbeiten Theil zu nehmen; aber auf jedes Verſehen zu achten, um es ſogleich nach London zu berichten, oder ſonſt auszunutzen. Seine Hofpraxis lehrte ihn, daß ſich für den Schlauen Zeit, Mittel und Wege genug zu bieten pflegen, durch jene ſtillen Künſte, deren Ausübung er ſo gut erlernt, ſich bemerkbar zu machen und den Gegner zu lähmen. Er verließ Iſaak's Haus und bezog eine entlegene Wohnung, ſein Mobiliar kam aus London, und der Neffe erhielt mit lächelnder Miene das

Manuſcript zurück, auch verſäumte er nicht, die Verwandten wie den Schloßhauptmann mit jener kühl höflichen, aber ungemeinen Artigkeit zu behandeln, die gerade bei unverſöhnlichen Feinden Sitte iſt.

Wie handgreiflich ihm auch das Talent des Neffen aus deſſen Manuſcript entgegentrat, glaubte der würdige Herr zu ſeinem Troſte aber doch nimmermehr, daß derſelbe im Stande ſein werde, alle die Dinge in's Leben zu rufen, welche ſein Buch verſprach. — Eines Tages unternahm der Onkel, der ſeine Neugier doch unmöglich länger bezähmen konnte, plötzlich und wie von ungefähr die Beſichtigung der Anlagen.

Iſaak kam ihm etwas kühl, doch achtungsvoll und höflich entgegen und führte ihn überall umher, der Neffe indeß ließ ſich in ſeiner Thätigkeit nicht ſtören. Ja, wie auf Verabredung beobachteten die Arbeiter und Künſtler dieſelbe Gleichgültigkeit. Um ſo mehr erſtaunte der „Engländer“, denn ſo wurde er bereits genannt, nicht allein über die glänzenden Bauwerke, mit denen der Park verſchönt war, nicht nur über die herrliche Ausſicht, die üppige Vegetation, die reiche Abwechſelung in den Gruppen, Anlagen, Gängen und Fontainen, ſondern vor Allem über die unleugbare Thatſache, daß alle jene zahlreichen zauberiſchen Mechanismen, die beweglichen Göttergeſtalten und die klingenden Feengrotten, welche der junge Caus in ſeinem Werke beſchrieben, wirklich in's Leben gerufen waren. Sprachlos ſtand er und ſah ergrimmt dieſes Getriebe der Räder und Walzen leibhaftig vor ſich. Stutzig machte ihn nur, daß manches Wichtige doch fehlte, ferner die Mechaniken nicht zu ſehen waren. Indeß kein Wort des Lobes oder des Tadels kam über ſeine Lippen. Höflich lächelnd nickte er zu Allem, that hier und da leichte Fragen, die in der Natur der Sache lagen, und kehrte ſo mit Iſaak auf den Punkt zurück, von dem ſie ausgegangen waren, und wo der Neffe arbeitete.

„Wie kommt es, lieber Neffe,“ fragte er, „daß die Galatea in der großen Grotte, die mechaniſchen Vögel um den römiſchen Pavillon, der Neptunszug, die mechaniſche Orgel im Felſengrund, der Memnon, der Tmolus, die Orpheusſtatue und dergleichen noch nicht da ſind? — Es iſt wohl die höchſte Zeit, denn binnen vier Wochen ſteht Sereniſſimi Ankunft zu erwarten!“

„Wenn Sereniſſimus da iſt, Oheim, werden die Figuren auch da ſein!“

„Aber begreifſt Du denn nicht, Freund, daß vorher ſorgfältig geprüft werden muß, ob die Mechanismen *gehen*? Bedenk', Iſaak, wenn das kleinſte Verſehen vorfiele, ſobald die hohen Herrſchaften den Park beſichtigen, ſtände Deine Ehre auf dem Spiele!“

„Unſere Ehre, Onkel,“ ſagte der Neffe ſpöttiſch lächelnd, „werden wir ſchon allein bewahren, Sie können in Ihrem Berichte immerhin ſagen, Alles werde in Ordnung ſein.“

„Das kann ich nicht, ohne es zu ſehen, junger Mann!“

„So berichten Sie das Gegentheil! Das ganze Werk ſoll eine *Ueberraſchung* für die hohen Herrſchaften ſein, folglich hat der Erzherzog Palatin das Recht, die Künſte *zuerſt* zu ſehen!“

„Sehr wohl, mein Lieber!“ verſetzte nach einer Pauſe der Onkel und verbeugte ſich, „ſo wird Euch die Verantwortung allein treffen.“

Der Commiſſarius verließ die Anlagen.

Es ſollte einmal kein Friede ſein.

Mit ſeiner derben und trockenen Wahrheit verdarb der Neffe alle guten Pläne, die der alte Hof-Architekt inzwiſchen geſchmiedet hatte, ein erträgliches Verhältniß zu ermöglichen. Iſaak's Lebensklugheit ſtellte ihm allerdings lebhaft vor Augen, daß ſein erzürnter Bruder Alles in Bewegung ſetzen werde, ſeinen wunden Stolz zu rächen, ſich als in ſeiner Pflicht gekränkt dem Palatin zu bezeichnen und ſein Anſehen, wer weiß durch welche Mittel, endlich ſiegen zu machen. Was war gegen die ſchroffe Sinnesart des Sohnes aber zu thun, der den Oheim auf's Tiefſte verachtete und der Anſicht war, daß man ſich vor Niemandem zu beugen habe, wenn man des Rechten ſich bewußt iſt? — Dieſer

Trotz des Rechts, dieſer ſpröde Stolz des Talents in dem jungen Salomon war eben das tragiſche Element in ſeinem Leben, die Klippe, an der er in den beſten Stunden ſcheitern mußte, wurde auch das Mittel für den Londoner Onkel, ſeine Intriguen endlich nach allen Seiten wider ihn ſpielen zu laſſen.

Er war durch das verletzende Benehmen des jungen Mannes allerdings verhindert, ihm ferner in die Arbeit zu ſehen, ſein Talent zu belauſchen und für ſich zu nützen; aber er hatte ein Recht erhalten, in ſeinem Berichte nach London über die Kränkung ſeines Anſehens zu klagen. Er hütete ſich dabei wohl, die Arbeiten Iſaak's und ſeines Sohnes zu verkleinern oder gar als ſchlecht darzuſtellen, begnügte ſich vielmehr an einer trockenen Darſtellung der Dinge; aber indem er den Zweifel ausſprach, ob die Mechanismen auch gehen würden, man habe ihm wenigſtens die Probe mit ihnen verweigert, ſetzte er doch dem Palatin einen Floh in's Ohr, denn Sereniſſimus war es eben nicht gleichgültig, ob ſeine Braut beim Anblick dieſer Dinge enttäuſcht und er für ſein vieles Geld zum Gelächter werde oder nicht.

Zum großen Glück für Iſaak und deſſen Sohn war Rumpenheimb, ihr langjähriger Freund, ebenfalls über des Commiſſarii Einmiſchungen erboſt und ſchrieb ſelbſtſtändig an den Palatin, indem er anzeigte, daß alle Einrichtungen in der Reſidenz, ferner die Anlagen im Parke beendet ſeien und die Waſſerkünſte ihre Schuldigkeit thäten. „Sereniſſimus," fügte er hinzu, „haben da einen Commiſſarius zur Prüfung zu ſenden geruht, doch muß ich mit ſchuldigem Reſpect vermelden, daß dieſer Mann nur Alles in Wirrniß zu ſetzen Luſt hat und Aenderungen verlangt, zu denen weder Zeit iſt, noch welche von Sereniſſimo vorher intendiret geweſen."

Hierdurch wurde der üble Bericht Salomon's des Aelteren verwiſcht, denn der Palatin, beſonders ſein Vormund, der Regent Johann IV. von Zweibrücken, hielt auf Rumpenheimb große Stücke. Beide wußten, daß es ihrem alten groben Freunde bei derlei höfiſchen Dingen weder an Geſchmack noch Urtheil fehle.

Mit der „Schuldigkeit, die alle Waſſerkünſte thäten“, hatte es aber ſeine volle Richtigkeit, denn Iſaak, welcher ſich mit Rumpenheimb bald über ſeinen Bruder verſtändigt hatte, ließ in einer Nacht, nachdem Alles in Ordnung war, bei Fackelſchein die Waſſerkünſte ſpielen und die Mechanismen gehen. Man ſah alſo der Ankunft des Herrſchers mit großer Ruhe entgegen.

Gleichwohl galt Salomon der Aeltere bei Prinzeſſin Eliſabeth und dem alten Jakob ſehr viel, und das frühere Anſehen des Gelehrten hatte ſich bei dieſen Beiden Anno 1612 noch durch Herausgabe eines Werkes über: „Perſpective und Geſetze der Schatten und Spiegelungen“ vermehrt; auch leiſtete er wirklich in der Optik ganz Bemerkenswerthes, hätte die Hofluſt ihm nur vergönnt, dieſen Pfad der Forſchung ernſtlich einzuſchlagen. —

An einem ſonnigen Septembermorgen zogen Palatin Friedrich und Eliſabeth von England unterm Jauchzen des Volkes, von Blumen umduftet, von Fahnen und Fanfarenklängen umrauſcht, in Heidelberg ein.

Von Mannheim her den Neckar herauf ſchwammen ſie mit ſtolzem Gepränge, umgeben von ihrem engliſch-deutſchen Hofſtaate, und Alles war Wonne und Entzücken, als ſollte dieſer Tag ein nie verſiegender Born des Glückes werden.

Dem erlauchten Paare in der Barke gegenüber ſaß Friedrich's Oheim, der würdige Johann von Zweibrücken, welcher bisher die öffentlichen Angelegenheiten der Pfalz als Vormund geleitet, und ſein ruhig edles Antlitz mit einer leichten Wolke auf der Stirn ſtach gegen den tollen Rauſch der Anderen merklich ab. Es war, als ſähe er weit über die Grenze dieſes Freudentages hinaus. Eliſabeth's jugendlich ſtrahlendes Geſicht, das hold erröthend aus den blonden Ringellocken ſchaute, ſprach das naive Entzücken aus über den unendlichen Reiz des Neckarthals, den ſüdlichen Duft, der aus den wälderreichen Bergen zu ihr herüberwogte, und ein ſelig „Ach!“ entſchlüpfte den Lippen der

Kurfürſtin, da ſie das Städtlein Heidelberg wie eine Nymphe im Grün am Waſſer ruhen ſah, die prunkende Reſidenz auf der Höhe herüber ſchimmerte, überragt vom alten, ehrwürdigen Königsſtuhl, der in der Roſendämmerung des Tages verſchwommen lag. — Die flachere Gegend Englands, die künſtlich in ſteif holländiſchem Geſchmack angelegten Gärten von Hamptoncourt und St. James, das blendende, verwirrende, ſtreng ceremonielle Hofleben hatten ihr den eigentlichen Naturgenuß gar ſehr verkümmert, und ihre Vorſtellungen von Deutſchland waren keineswegs beſonders glänzender Art. — Wie ward ſie überraſcht! Wie lachte ihr die urſprüngliche Natur, wie das Bewußtſein der Freiheit entgegen! In dieſem Paradies, aufrichtig von ihrem jungen Gemahl geliebt, erwartete ſie eine patriarchaliſche Stille, ein romantiſches Schäferleben, wie Honoré d'Urfé es in der Aſträa, dem Liebescodex der Chevalerie, mit üppigen Farben beſchrieben.

Der öffentliche Empfang ſammt Reden, Aufzügen und all' den Liebesgaben, welche ein Volk der jungen Landesmutter bieten kann, war erfolgt. Den Hofſtaat hinter ſich, ſchritt das erlauchte Paar durch die Eliſabethpforte und betrat den Park. — Um das Schloß zunächſt befanden ſich, der Sitte der Zeit gemäß, die holländiſchen Anlagen, die hohen Fontainen, verſchnittene Hecken und Blumenbeete, im Arabeskenſtyl allerlei künſtliche Figuren darſtellend. Es war faſt wie zu St. James. — Aber weiterhin, wo das Dickicht begann, enthüllte ſich ein Feenmärchen nach dem andern! In dunklen Grotten ſchwamm ihnen auf delphinbeſpannter Muſchel Neptun und Galatea entgegen, um den römiſchen Pavillon ertönten von künſtlichen Vogelſtimmen bekannte Lieder, die man damals bei Hofe zur Gambe ſang. Das gläſerne Vogelhaus, die Felſengruppen, wo Orpheus durch ſein Saitenſpiel die Thiere bändigte, überraſchende Ausſichten, Blumenſpiegel, Caſcaden, Laubgänge mit winkender Venus oder drohendem Amor und das Felſenthal mit der mechaniſchen Orgel verſetzten die Herrſchaften in Erſtaunen und Entzücken.

Iſaak de Caus wie ſein Sohn ward feierlich belobt und hoch belohnt, auf Salomon den Aelteren aber fiel ein kalter, verachtender Blick Friedrich's und Johann's von Zweibrücken.

Das war der Tag der höchſten Seligkeit für Heidelberg, des größten Triumphes für die Familie des Hof-Architekten. — Unterm Feſtestaumel entwich Stunde um Stunde, tauſend Kerzen und Lampen erglänzten die halbe Nacht durch in der Stadt, und Freudenfeuer ſtrahlten weithin von den Bergen.

Ahnte in dieſem Freudentaumel wohl eine Seele das tragiſche, allzu nahe Ende dieſer Luſt? Konnte wohl Jemand vorempfinden, daß gerade von dieſem Wonnetage an das Unglück Heidelbergs und des Palatins beginnen, ſeinen unerbittlichen Gang nehmen, und da Verwüſtung, Oede, Elend herrſchen werde, wo jetzt die Freude ihre ewigen Tempel erbaut zu haben ſchien?!

Zwei Menſchen allein ſchienen an dieſer allgemeinen Freude keinen Theil zu nehmen. Der bisherige Regent und Vormund, Johann von Zweibrücken, und der aus dem Felde geſchlagene, von Neid und wundem Stolz zermarterte Oheim Salomon.

Johann von Zweibrücken kannte das fröhlich heitere, leicht erregbare Gemüth des Palatin, kannte die engliſchen Einflüſſe, die ſchwierigen Welthändel, namentlich die politiſch-religiöſe Spannung mit dem Kaiſerhauſe, jene allgemeine Gährung, die einen Weltbrand anzukündigen ſchien. War das nicht genug, die höchſte Beſorgniß zu empfinden, wenn Palatin Friedrich nun unter ſo ſchwierigen Verhältniſſen die ſelbſtſtändige Herrſchaft ergreifen ſollte? Johann wählte, nachdem die Feſtlichkeit vorüber war, einen geeigneten Zeitpunkt, dies unter vier Augen offen dem Palatin vorzuſtellen. — Sei es, daß Friedrich zu ſehr mit der Idylle ſeines jungen Eheglücks beſchäftigt, ſein Gemüth damals vielleicht den Vorſtellungen des Oheims leicht zugänglich war, oder er es bequem fand, für ſich regieren zu laſſen, kurz, er ging darauf ein, und die Uebergabe der Regentſchaft ward noch vertagt.

Es gab aber Leute in der Umgebung des kurfürſtlichen Paares, denen das eben ſo unvermuthet wie unangenehm war. Bei der Regentſchaftsübernahme, die bereits ſchon als feſtgeſetzt angenommen worden, hatte Mancher, von perſönlichem und politiſchem wie religiöſem Ehrgeiz beſeſſen, gehofft, entſchiedenen Einfluß auf die directe Verwaltung zu erhalten, das aber ſchien vor der Hand nun abgeſchnitten.

Zu dieſen Perſonen gehörte vor allen Dingen der proteſtantiſche Hofprediger Scultetus, der nicht allein ein heftiger Feind Lamormain's, des Beichtvaters des Kaiſers, war, deſſen geheimen Einfluß auf die Katholiken der Pfalz er raſtlos bekämpfte, ſondern der auch, ſich nach und nach immer mehr zur rationaliſtiſchen Theologie des Calvin bekennend, dahin ſtrebte, aus der Pfalz einen Inſurrectionsherd gegen Papſt und Kaiſer, alſo den Kurfürſten ſelbſt zu einem offenen Kämpfer des neuen Glaubens in ſeiner extremſten Form zu machen. So gut proteſtantiſch Johann von Zweibrücken war, hatte er ſeinen Neffen Friedrich und die Pfalz doch viel zu lieb, kannte die Macht des Kaiſers zu gut, um nicht ſolchem Gebahren ernſtlich entgegenzutreten und unabweisliches Unglück zu verhindern. Er war der Anſicht, daß nur Nachgiebigkeit und chriſtliche Liebe die Gemüther beruhigen und einen blutigen Bruch vermeiden könne, der ohnedies nahe genug lag. Hatte die vor drei Jahren geſchloſſene Union der Proteſtanten nicht die katholiſche Liga wach gerufen! — Es bedurfte ja nur eines leiſen Funkens, die allgemeine Lohe zu entzünden.

Der fanatiſche Scultetus aber ſah in dieſem Zwitterzuſtande der Kirche kein Heil. Die Proteſtanten waren bereits viel zu mächtig geworden, um nicht viel mehr zu verlangen, und dem Hofprediger ſchien es beſſer, den Kampf je eher je lieber zu beginnen, da er ihn doch als unvermeidlich vorausſah. Ohnedies von dem beſonnenen Zweibrücken nicht geliebt, war der Prieſter um ſo aufgebrachter, daß die Regentſchaft fortdauere, und ſann darauf, wie er auf die junge Kurfürſtin wirken könne, um ſeine Abſichten zu erreichen. Hierzu war Salomon de Caus der Aeltere eins der geeignetſten Mittel. Von der Palatina einmal, als alter Lehrer ihrer Brüder, geliebt, welche gleich ihrem Vater an gelehrter Coquetterie und abſtracter Deduction Gefallen fand, war der ehemalige Prinzen-Gouverneur zu ihrem Vorleſer und Cabinets-Secretair gemacht worden, eine Stellung, welche ihm die Wunde für erlittene Niederlage betreffs Iſaak's und deſſen Sohnes weniger fühlbar machte. Er ließ ſich keine Gelegenheit entgehen, in den Vordergrund zu treten, war überdies in religiöſen Dingen der ignoranteſte, haltloſeſte Disputirer geworden, wurde mithin bald ein ſehr bequemer Hebel zu Dingen, deren Gefährlichkeit einzuſehen er wahrhaftig nicht genug politiſchen Scharfblick hatte.

So hoch geehrt auch Iſaak und deſſen Sohn für die wunderbaren Parkanlagen wurden, hatte dieſer erſte Rauſch doch bald genug ſein Ende erreicht. Was auf den erſten Anblick neu war und überraſchte, wurde endlich mit der Zeit den hohen Herrſchaften alltäglich, gleichgültig, langweilig. Koſtſpielige Reparaturen mußten erfolgen, das Vergnügen und der Duft der Flitterwochen war vorüber, der Ernſt des Lebens machte ſich fühlbar, und die kurfürſtlichen Herrſchaften wurden, ſchon durch Unthätigkeit geplagt, den Intriguen der Parteien zugänglich. Während das Anſehen Iſaak's und ſeines Sohnes langſam wieder zu dem früheren kühlgnädigen Wohlwollen herabſank, hob ſich der Einfluß des älteren Salomon um ſo mehr. Man kann ſich denken, daß dies die Spannung zwiſchen beiden Theilen nur vermehrte, und Iſaak den Bruder um ſo mehr verachtete, als er durch Rumpenheimb Kunde erhielt, daß Salomon im Intereſſe des äußerſten Calvinismus arbeite. So umzog ſich der politiſche und ſociale Himmel immer mehr. Iſaak und deſſen Sohn, eifrige, wenn auch nicht blinde Katholiken, wurden in die Parteihetze hineingezogen, und das ſtille

Heidelberg, zumal die Univerſität einen guten Kampfplatz bot, begann in ganz unheimliche Zuckungen zu gerathen.

Ein Lichtblick, eine Quelle ſtrahlenden Triumphes für die Familie des Hof-Architekten ward plötzlich das Erſcheinen der „Bewegungskräfte" in Norton's Verlage, Anfang 1615. König Ludwig XIII. hatte die Dedication angenommen, das Patent, auf ſechs Jahre durch Verryer ausgeſtellt, überſendet, und Salomon der Jüngere konnte das Werk dem Palatin und deſſen Gemahlin überreichen. Zu gleicher Zeit hatte Iſaak auch eine Beſchreibung des Parks zu Heidelberg herausgegeben, und Vater und Sohn gehörten zu den gelehrten Notabilitäten Heidelbergs.

Dies fuhr dem älteren Salomon natürlich gewaltig in's Hirn, zumal Jean Norton in London ſogar eine Ausgabe von des Neffen Werken veranſtaltet hatte. Doch war er jetzt in's politiſch-theologiſche Leben ſo verſtrickt, daß er ſeine Sehnſucht, dem Neffen auf wiſſenſchaftlichem Gebiete den Rang abzulaufen, vertagen mußte.

Seinen, wie namentlich des Scultetus Bemühungen war es endlich gelungen, in der jungen Eliſabeth Ehrgeiz, Eitelkeit und jenen dogmatiſchen Eigenſinn, durch welchen ihr Vater Jakob ſich ſchon ſo lächerlich gemacht, zu erwecken, und ſie lag bald dem Kurfürſten in den Ohren, das Joch Zweibrücken's abzuſchütteln und die Regentſchaft ſelbſt zu übernehmen. Man hatte bereits die katholiſchen Elemente vom Hofe zu entfernen gewußt, wilde Kämpfe an der Univerſität erfolgten. Zweibrücken ſah ſich indirect überall gelähmt, und ſo kam es zu einer Kataſtrophe bei Hofe, in welcher, vom Zorne übermannt, der Regent dem Palatin ſeinen Rücktritt anbot, den dieſer lächelnd annahm.

Friedrich IV. ergriff ſelbſt das Scepter, Johann verließ den Hof.

Damit war der moraliſche Bruch zwiſchen Wien und Heidelberg ausgeſprochen. Die Univerſität ward gereinigt, die Entlaſſung Iſaak's und des jungen Salomon vom Lehrſtuhl der Mathematik, Phyſik und Mechanik erfolgte wegen „verdächtiger Glaubensmeinung", der ältere Salomon trat offen zum Calvinismus über, der ominöſe Streit wegen der Kirchen von Kloſtergrab und Braunau zu Böhmen erfolgte, — der dreißigjährige Krieg brach an! — Alle Welt rüſtete, und während Kaiſer Mathias ſtarb, Graf Thurn Wien bedrohte, bot Friedrich IV. die ganze Pfalz für die proteſtantiſche Sache auf, und Heidelberg glich einem Heerlager.

Die proteſtantiſchen Stände Böhmens ſtürmten erbittert das Schloß zu Prag, warfen die kaiſerlichen Räthe Martinez und Slavata aus den Fenſtern, erklärten das Haus Habsburg des Landes verluſtig und boten Kurfürſt Friedrich IV. von der Pfalz die Krone an.

Das war die rechte Nahrung für Eliſabeth's Ehrgeiz und Scultetus' Pläne.

Verblendet, vom Strudel der Begebenheiten fortgeriſſen, nahm der Kurfürſt die gefährliche Gabe an und zog zur Krönung nach Prag. In ſeinem Gefolge war der Cabinetsrath Salomon de Caus, nunmehr gar übermüthig und von kecken Hoffnungen geſchwellt.

Iſaak und die Seinen, in den Wirren faſt bedeutungslos geworden, blieben im öden Heidelberg zurück.

Die vielfachen Kränkungen der letzten Jahre, die Zerwürfniſſe der Brüder, der Schimpf des öffentlichen Uebertritts des älteren Salomon trugen dazu bei, die bereits kränkelnde Gattin Iſaak's dem Grabe zuzuführen. Dies redliche, weiche Frauengemüth, niedergedrückt von den Kämpfen einer erbarmungsloſen Zeit, ſchied von Sohn und Gatten mit trüben Prophezeiungen.

Dieſe ahnungsvollen Verkündigungen ſollten bald genug eintreffen!

In der Schlacht am weißen Berge ward Friedrich von den Kaiſerlichen unter Tilly geſchlagen, der Proteſtantismus in Böhmen ganz ausgerottet, die Union geſprengt, und der entſetzte, in die Reichsacht erklärte Palatin kam, vergebens die erhoffte Hülfe Jakob's, ſeines Schwiegervaters, erwartend, nach Heidelberg als Flüchtling zurück.

Salomon der Aeltere, von ſeiner erträumten Höhe ſo jäh geſtürzt, für ſein eigenes Leben beſorgt und den Untergang des Fürſten vor Augen ſehend, trennte ſich, als er die Krone Böhmens verloren ſah, von der Sache ſeines Herrn und entwich nach Frankreich, in Paris ſein Glück zu ſuchen. Von jeher ſehr beſorgt, den Säckel, wo es anging, zu füllen, hatte er ſich mit der Zeit ein Vermögen zu erringen gewußt, was ihn perſönlich unabhängig machte, und da er ſchlauer Weiſe annahm, daß in dem hereinbrechenden Unwetter ſein Bruder wie der Neffe ihren Untergang wahrſcheinlich finden, in das Schickſal des unglücklichen Kurfürſten verwickelt werden möchten, ſah er ſich von dem geiſtigen Druck befreit, den das Talent des Neffen auf ihn ausübte und, wie er meinte, in ſeinem wiſſenſchaftlichen Nutzen beeinträchtigte.

Daß ſein Bruder Iſaak und deſſen Sohn auch im Unglück mit unerſchütterlicher Treue am Kurfürſten halten würden, hatte Salomon senior allerdings klug berechnet. — Letztere riethen dem zurückgekehrten Palatin, Heidelberg gegen den Einfall der Kaiſerlichen zu befeſtigen, und leiteten mit Ausdauer die Arbeiten, während Rumpenheimb alle Milizen aufbot und der proteſtantiſche Adel mit ſeinen Reiſigen, die Univerſität mit ihren Söhnen herbeieilte.

Im Jahre 1622 brach endlich Tilly mit ſeinen ſo ſieghaften wie erbarmungsloſen Horden in die Pfalz ein. Bald dröhnte die Karthaune gegen Heidelberg, die Flammen praſſelten, die Sterbenden ächzten, Verzweiflung drückte den Bewohnern den Stahl in die Hände!

Umſonſt! — Ohne Zuzug und Entſatz erlag Heidelberg dem kaiſerlichen Feldherrn!

Während Tilly blutbedeckt durch die Breſche ritt, verſchied Iſaak de Caus in ſeines Sohnes Armen, ein ächter Unterthan in Freud' und Leid. Seine welke Hand ſank wie zum Segen auf des Sohnes Haupt, ſeine zuckende Lippe liſpelte noch: „Horoſkop — Erfindung — Dampf!“

Der junge Mann legte lautlos den geliebten Todten in eine ſtille Ecke an der Mauer, deckte ihn mit einem Fahnenfetzen zu und eilte ſtumm in's öde Elternhaus.

Er fand es voll plündernder Soldaten, die bereits an den gefundenen Vorräthen ſich gütlich thaten und alles Werthvolle einſackten. Er verbarg ſich im Gebüſch des Gartens bis zur Nacht.

Alles war ſtill. Die Feinde hatten ihre Raubluſt geſättigt. Durch die Fenſter des Erdgeſchoſſes ſah er die Lanzknechte und Arquebuſiere berauſcht im Schlafe liegen.

Er nahm eine Leiter und ſtieg von außen durch's Dachfenſter in ſein Stübchen. Alles war untereinander geworfen, beſudelt, durchwühlt, zertrümmert! — Glücklich genug, daß er ein wohlerhaltenes Exemplar ſeiner „Bewegungskräfte", den „Vitruv", eine gut conſtruirte Aeolipile, ſein Diplom als Architekt und das Patent Ludwig's XIII. fand. Er fühlte, daß dieſe Dinge allein ihm auf ſeinem Lebenswege nutzen konnten.

Er nahm ſeinen Weg durch's Fenſter zurück, zog einen Spaten aus dem Schuppen und eilte in den Garten, die Erſparniſſe der Eltern auszugraben, welche man beim Nahen des Feindes in der Eile verborgen. Es gelang glücklich.

Einen letzten heißen Blick noch warf er auf das Haus ſeiner Wiege, auf die Roſenhecke und Eichen, die Zeugen ſeiner Freuden und Schmerzen, dann ſchlich er hinweg und huſchte von Gaſſe zu Gaſſe

Am Neckar lag ein leeres Boot, er ſprang hinein, breitete ſeine Habſeligkeiten vor ſich aus, und ſtill geſpenſtiſch glitt der Kahn, dem Laufe des Stromes ſich überlaſſend, hinweg, indeß Salomon zu den rauchenden Trümmern der Univerſität hinüberſtarrte, die Tilly verwüſtete, deren weltbekannten, wunderbaren Schatz, die Bibliothek, er raubte und nach Wien entführen ließ.

„Lebe wohl, Heimath! Lebt wohl, ihr deutſchen Wälder, ihr ſüßen Stellen alle mit euren freundlichen Menſchen! Leb' auch du wohl, ſtolzes Schloß mit den prangenden Gärten! Grüßt noch einmal den Heimathloſen!"

Der Name Caus verſcholl ſeitdem in Heidelberg!

Nichts iſt von dem Wunderparke zur Erinnerung an den erſten Erfinder der Dampfkraft und ſeinen Vater übrig geblieben, nichts von dem landloſen Palatin und ſeinem Hofe, der in derſelben Nacht nach Holland floh — als die „Eliſabethpforte!“

IV.

Giebt's Herrlicheres wohl, als eine Auguſtnacht im Freien, gebettet auf duftenden Raſen, wenn geheimnißvoll die Zweige flüſtern, Leuchtkäfer durch die Blätter huſchen und über uns, ein ungeheurer Dom, der Himmel ſich ſchwarzblau unvermeßlich wölbt und in ihm als Girandolen Milliarden Sterne ſchimmern? Da ſteigt ein Gefühl von wilder Freiheitswonne, und mit ihr ſchmerzlich heiße Sehnſucht auf. Emporfliegen möchten wir, nicht über Städte und Länder, nein aufwärts, immer höher, in die Tiefen des Weltalls, wie wenn die Erde nicht Raum hätte für unſer Weſen! — Aber eine Octobernacht im Freien mit der Waffe in der Fauſt am Lagerfeuer, und drüben den kampfbereiten Feind, das iſt ſchon etwas Anderes. Eiſig weht die Luft und ſchüttelt die Glieder, Wachſamkeit feſſelt Blick und Gedanken, und die ewige Aufregung, die chaotiſch zuſammengewürfelte Geſellſchaft der Kriegsgenoſſen zerſtört das ſtille Sinnen. Wenn ſich dann ja der Geiſt erhebt über's gemeine Leben, iſt's in Erinnerungen beſſerer Zeit, oder in Gedanken an den Tod, den blutigen Tod, der jede Stunde auf uns lauert.

Solch' eine kalte Octobernacht voll Erregung war's, als Anno 1627 das franzöſiſche Heer unter Ludwig XIII. von Frankreich und Richelieu vor dem rebelliſchen Rochelle lag, dem Hauptſitze des Hugenottenthums, welches fallen ſollte unter den eiſernen Streichen langverhaltener königlicher Rache!

Das ſchöne Frankreich, ſo Volk wie Herrſcher, litt an einer Wunde die, fort und fort eiternd, die geſunden Kräfte des Staates immer mehr zu verzehren ſchien. Dieſe Wunde war das Günſtlingsweſen bei Hofe, der unruhige Ehrgeiz der Großen. Wohl waren die Zeiten der Feudalwirthſchaft, des Ritterthums großentheils ſchon vorbei, die ſouveraine Macht des Herrſchers wie das junge Bürgerthum erſtarkt genug, um die Feſſeln der Adelsherrſchaft unbequem zu finden; aber die alten Geſchlechter, ihres früheren Vorrechts, ſelbſt über ihre Diſtricte zu regieren, des Vaſallenweſens beraubt, ſtrömten nun an den Hof, intriguirten und ſchmeichelten, bildeten Parteien, trieben Politik für oder gegen, und ſuchten in den Mechanismus des Staates unaufhörlich einzugreifen, um auf anderm Felde wieder zu erobern, was ſie im Laufe der Zeit verloren. Einzelne der größeren Familien hatten indeß noch bedeutenden Länderbeſitz, ja unterhielten eine militäriſche Macht. Um ſo mehr trachteten dieſe vor Allem, geſtützt auf weit verbreitete Verbindungen, auf die Hoheit und das Alter ihres Stammes, vielleicht gar auf irgend welche Verwandtſchaft mit dem Königshauſe, danach, die ausſchließlichen Räthe und Würdenträger der Krone zu ſein. Unter dieſen Nebenbuhlerſchaften, offenen wie heimlichen Kämpfen, wo kein Mittel der Intrigue zu gering ſchien, wenn man nur allen Uebrigen den Rang ablief, litt nicht allein die Würde und Macht des Regenten ſelbſt, ward der Monarch nicht nur ein bloßer Spielball der Parteien, ſondern auch der Wohlſtand des Landes ſank und die Nation wurde durch alle Schichten entſittlicht. Die Lehre Calvin's, welche ſeit Heinrich IV. Wurzel gefaßt hatte, ohne eigentlich, wie das Lutherthum in Deutſchland, große Ausbreitung zu finden, diente jenen Adelsgeſchlechtern meiſt nur zum Schilde der Empörung, welche, irgendwie verdrängt, zurückgeſetzt oder ſonſt unzufrieden, ſich dem Hofe furchtbar machen wollten, um durch die blanke Waffe den Vortheil oder Einfluß zu erlangen, welchen ihre ſchleichende Intrigue nicht erreichen gekonnt. Die Rohans, Soubiſes, Contis, Callais und Bouillons ergriffen die hugenottiſche Sache viel mehr als bequemen Anlaß zum Aufruhr, denn als Heiligthum ihres Glaubens. Sie verließen die Fahne der Religion, ſo oft man ihnen Würden, Ländereien und Gold als Köder hinwarf, und kehrten eben ſo ſchnell zur Empörung zurück, wenn der verlangte Vortheil ihrer Unerſättlichkeit nicht genügte. So, der deutſchen Religionsbewegung gerade entgegengeſetzt, ſchadete der hohe Adel Frankreichs dem Calvinismus und dem Volke durch die Treuloſigkeit, mit welcher er denſelben bei jeder Gelegenheit preisgab. Deshalb fiel das eigentliche Hugenottenthum auch mit dieſen Geſchlechtern. Am Hofe andererſeits ging es wo möglich noch bunter zu. Hier, am Sitz der ſtrengkatholiſchen, der Regierungspartei ſelber, wechſelten, je nach der Strömung in der Politik oder der verbrecheriſchen Gewandtheit der Nebenbuhler, oft auch nach der Laune des Regenten die Günſtlinge einander ab. Ludwig XIII., ein charakterlos ſchlaffer Träumer, ohne Herz und höheren Sinn, ſchien ganz von ſeiner Mutter Maria von Medicis abhängig, die, in politiſch engſter Beziehung zu Wien und Rom ſtehend, eine ſtarre, blutloſe und unverſtändige Sonderpolitik übte, welche Feindin des Bürgerthums und Proteſtantismus, wie dem Wehen einer neuen Zeit, alle Blüthen der Entwickelung im Lande zertrat, und in dem Wahn, die königliche Macht zu ſtärken, ihr größere Wunden ſchlug, als jemals ein Rebell. Sie ſelbſt, von geringem Regententalent, war von ihrer Kammerfrau Galigai und deren Gemahl, dem Marſchall d'Ancre, abhängig geweſen, während ſie den jungen glänzenden Luines zum Günſtling des Königs machte, damit der Monarch durch liederliche Poſſen und leichtſinnige Abenteuer von der Erkenntniß ſeines abhängigen Zuſtandes zurückgehalten werde. In dieſem krampfhaften Beſtreben Maria's von Medicis, die Zügel der Regierung feſt in den Händen zu behalten, trachtete ſie, alle intriguanten Talente, die Gefährlichen wie die Ehrgeizigen für ſich zu gewinnen, und ſo war auch ihr Auge auf den jungen Biſchof von Luçon, Richelieu, gefallen, hatte in ihm den verſchlagenſten und begabteſten Politiker ſeiner Zeit erkannt und ihn raſch in ihr Intereſſe gezogen. Sie machte dieſen Prälaten und damit das Unglück zu ihrem vertrauten Genoſſen.

In Zeiten größter Verwirrung, allgemeiner Zerſetzung und Gährung, wo Niemand weiß, was da werden, wie ſich das Chaos löſen ſoll, ſchafft die Vorſehung, ſo ſcheint's, immer zu rechter Zeit eine geniale Menſchennatur, deren Auge Vergangenheit und Zukunft durchdringt, einen Rieſengeiſt, der da weiß, welche Arznei und wie ſie der kranken Welt zu reichen iſt. Mit dieſer räthſelhaften Fähigkeit verbinden dergleichen Männer eine faſt dämoniſche Kraft und Rückſichtsloſigkeit, und was Gewiſſen oder Herz bei anderen Erdenbürgern heißt, ſcheint in ihnen erſtickt und untergegangen durch das Bewußtſein ihrer Miſſion. Solch ein Mann war Richelieu! — Er erkannte mit einem Blick die Unfähigkeit der Königin-Mutter, die unſeligen Wirkungen ihrer Politik, fühlte, daß der König geleitet, der wilde Adel gebändigt und der Krone eine eiſerne Souverainetät gegeben werden müſſe, ſolle Frankreich nicht untergehen. So wie er die Hand erſt im Getriebe der Parteien hatte, fühlten Alle ſeine fürchterliche, unſichtbare Nähe, denn aufgewachſen in den macchiavelliſtiſchen Maximen ſeiner Zeit, vertraut mit allen Künſten der Gewalt, zermalmte er mit der kalten Ruhe logiſcher Nothwendigkeit Freund und Feind, wenn Beide benutzt, machtlos oder im Wege waren. Der König bediente ſich Richelieu's gegen die Königin-Mutter, dieſe ſich ebenfalls ſeiner gegen den König, er war der Vertraute Aller und vernichtete Alle, um Frankreichs willen. Ein erhabenes, aber grauenvolles Amt! Als .erſtes Opfer war, unter Einverſtändniß des Königs, die übermächtige Kammerfrau der Medicis, Madame Galigai, und Marſchall d'Ancre, ihr Mann, gefallen; er ermordet, ſie als Hexe verbrannt, als habe ſie die Königin-Mutter verzaubert. Maria von Medicis und ihre Coterie wurde dann nach Blois verwieſen, und der Günſtling Luines, nun ſcheinbar Alleinherrſcher des Königs, ſtarb plötzlich vor der Feſtung Monheur — an Gift, ſagte man. Wohl ahnten bereits die ruheloſen Großen, was ihnen von Richelieu bevorſtand, und ſchaarten ſich um Maria von Medicis, welche ſelbſt hugenottiſche Hülfe nicht verſchmähte. Da wußte der Klügſte aller Klugen die eitle Italienerin zu kirren, verſöhnte ſie mit dem König, und die rebelliſchen Großen ſtanden betroffen, ohne Vorwand zur Empörung, indeß Maria von Medicis in des nunmehrigen Cardinals Schlingen ſaß, welcher endlich an der Spitze der Verwaltung ſtand. Richelieu ſchürzte ferner das Bündniß des Prinzen Karl von Wales mit der Prinzeſſin Henriette, Schweſter des Königs, mit gewandten Händen, und verwickelte England, die große Nebenbuhlerin zur See, in die Netze franzöſiſcher Verträge, vorausſehend, daß er damit die religiös-politiſche Gährung dieſes Landes, das er haßte, nur befördere. Während der König im Tumult der Vermählungsfeſtlichkeiten ganz unterzugehen ſchien und mit Hofintriguen wie ſeinen kleinen Leidenſchaften vollauf beſchäftigt wurde, ſchickte ſich nun der Cardinal an, den erſten Schlag gegen die rebelliſchen Großen zu führen. Marſchall Ornano, der heimlich mit dem Bruder des Königs, Gaſton von Orleans, gegen Richelieu intriguirte, wird gefangen genommen und ſtirbt in der Baſtille. Der Graf von Callais und die beiden Vendômes, Häupter der Hugenotten, wurden überrumpelt und ebenfalls gefangen. Mit der einen Hand leitete der Cardinal den Mantuaniſchen Erbfolgeſtreit und ſchlug dem Hauſe Oeſterreich Wunden, mit der andern brachte er, die Ungeſchicklichkeit und tolle Leidenſchaft Herzog Buckingham's benutzend, den Hof von St. James in Mißcredit bei den Engländern, und löſte eine Allianz, welche noch eben durch die feierliche Vermählung Henriettens mit Karl von Wales unauflösbar ſchien. Noch war die hohe Adelspartei erſtarrt von den furchtbaren Schlägen, die Richelieu ihr zugefügt, als der Unerbittliche ſofort daran ging, den ſtets unruhigen Großen den letzten äußeren Vorwand zur Empörung, nämlich den Calvinismus, zu entreißen und die Engländer, welche auf Buckingham's Betreiben den Hugenotten zu Hülfe gekommen waren, für immer zu demüthigen.

So lag denn das königliche Heer, nach mehreren glücklichen Kämpfen gegen die Glaubensfeinde im Innern, nun ſeit Juli vor dem Hauptherde und Sammelplatze des Hugenottenthums, vor Rochelle. War dieſe Stadt gefallen, der Proteſtantismus auf Gnade oder Ungnade in des Königs Händen, dann wollte der allmächtige Cardinal mit den Großen einzeln ſchon fertig werden. Man campirte indeſſen bereits drei Monate vor der Stadt, bombardirte und ſtürmte, ohne daß ſich etwas Entſcheidendes begeben hätte, denn durch die Unterſtützung und Zufuhr der Engländer wie ſeine günſtige Lage ſchien Rochelle uneinnehmbar. —

Scharf bläſt der Nachtwind, dünne Nebelſchleier entſteigen öſtlich den fernen Höhen und Wäldern, während im Weſten die Wogen des atlantiſchen Oceans ihre feuchten Dünſte emporſenden, durch welche man kaum noch die Inſel Rhs mit dem Leuchtthurmsfeuer, die Inſel Oleron und nordöſtlich das geplagte Rochelle erblicken kann, welches jenſeit der tiefen, zackichten Meeresbucht auf einer Landzunge liegt, die mit ihren zahlreichen Dünen im Beſitz der den Hugenotten verbündeten Engländer war. Endlich taucht der Vollmond am weſtlichen Rande des Horizonts, eine dunkelrothe Flammenkugel, aus den Meereswogen, durchdringt die Dunſtmaſſen, erhebt ſich majeſtätiſch und ſchwebt, alle Nebel zertheilend, mit vollem Silberſcheine über der Landſchaft und zeigt in voller Beleuchtung alle Gegenſtände des merkwürdigen Kriegsſchauplatzes. Die Stadt ſelbſt, tief verſteckt in ihrem nur bei hoher Fluth erreichbaren Hafen, liegt in ſcheinbarem Frieden. Auf ihrer nördlichen Landzunge, weſtlich von der äußerſten Spitze beginnend bis nördlich an einen tiefen Meerbuſen, welcher mit einer Menge von Seen und Sümpfen zuſammenhängt, die ſich öſtlich von Rochelle weit in's Land ziehen, liegen die Verſchanzungen und das Lager der Engländer unter Buckingham, und ihre Wachtfeuer ſtrahlen von den flachen Dünen herüber. Weſtlich im Meere, kurz vor der Durchfahrt zwiſchen Rochelle, der Inſel Rhs und Oleron, ankert im Halbkreis die engliſche Flotte. Das Caſtell dieſer Inſel aber ſammt dem Leuchtthurm und deſſen nächſter Umgebung iſt in franzöſiſchem Beſitz. Trotz

Aufbietung aller Kräfte gelang es dem Herzog Buckingham nicht, dieſen wichtigen Punkt zu nehmen. Auch heute wieder hatte er heiß um ihn geſtritten, doch ohne Erfolg. In London war das Volk wüthend, auf dem Pont-neuf zu Paris ſang man auf ihn ſchon einen Gaſſenhauer, welcher mit der Strophe endete:

„Wird ihm nicht der Thurm von Rhé,
Wird ihm doch der Lond'ner Tower!“

Oeſtlich von der Inſel Oleron dehnte ſich Frankreichs Flotte bis an die weſtlichen Dünen dieſſeit der Bucht. Auf ihnen, längs dem Ufer, in einem nach Weſten geöffneten ungeheuren Bogen, campirte das Belagerungsheer, mit ſeinen Verhauen und Werken immer näher rückend und Rochelle ſo wie die Engländer ganz von der Landſeite, mithin von Zuzügen aus dem Innern Frankreichs abſchneidend. Die linke Flanke der Belagerer, auf einer langen ſchmalen Landzunge, hart am Meere, hatte die Garde-Infanterie unter dem Herzog von Angoulême inne, die Truppen auf Rhé und Oleron befehligte Graf Toyras, die Flotte Admiral Valençais, den rechten Flügel im Oſten der Stadt, den engliſchen Landtruppen zunächſt, commandirten Marſchall d'Artagnan und Marquis von Marillac, im Centrum waren der König umd Richelieu, die Truppen daſelbſt führte Marſchall Schomberg, und Baſſompiere die Schweizergarden, die Werke in den ſüdöſtlichen Sümpfen, welche die Verbindung zwiſchen Centrum und rechtem Flügel bildeten, hielt Gaſton von Orleans. Die Artillerie und das Genieweſen endlich war dem Italiener Pompejo Targon, einem berühmten Feſtungsbaumeiſter, anvertraut.

Der Kampf des heutigen Tages war ſowohl auf Rhé als auf dem rechten Flügel der Franzoſen heiß, doch reſultatlos geweſen, Todte genug, doch keinen Vortheil gab's auf beiden Seiten. Nun deckte das Dunkel Freund wie Feind. Hinter den Schanzen um zahlreiche Wachtfeuer campirten die königlichen Truppen, die Meiſten lagen in tiefem Schlaf, Andere bei Genüſſen oder im Geſpräch.

Hart am Rande der ſüdlichen Landzunge, welche Angoulême's Truppen innehatten, am Eingange des Meerbuſens, weſtlich von der Stadt und entfernt von allen Uebrigen, ſaß oder lag um den brodelnden Keſſel allerlei Kriegsvolk von der Garde-Infanterie des Cardinals, den Musketieren der Königin-Mutter, von Artillerie-Conſtables und Leuten des Geniecorps. Rückwärts ſchlief hundemüde ein Schwarm Troßknechte, Fuhrleute und Schanzarbeiter, die eben an der äußerſten Spitze der Landzunge eine Sternſchanze beendet hatten.

Es lag etwas Trübes, Hoffnungsloſes in den Mienen aller Krieger. Der muntere Scherz von ſonſt, der tolle Leichtſinn war dahin.

„Der verfluchte Nachtwind und die Näſſe machen die Knochen ganz weich!“ fuhr ein junger Cornet auf und goß ein Glas Wein hinunter. „Wenn wir vor dieſem Hundeneſt noch lange liegen, geb' ich Euch mein Wort, wir haben bald Ruhr und Fieber im Lager!“

„Hier freilich!“ lachte ſpöttiſch das weinrothe, martialiſche Geſicht eines Hauptmanns und ſogenannten Kriegscommiſſairs, Namens Roquerol de Bras, auch Bradamant genannt, der das grüne Wamms von Richelieu's Garde-Musketieren trug. „Wenn man bei Ihro Majeſtät, der Königin Anna, Dienſt hat, iſt's ſchon wärmer, Daphon!“

Daphon ſah dem Spötter ſteif in's Geſicht, zuckte die Achſeln und wendete ſich weg.

„Es kann noch ſo kommen, wie Daphon ſagt!“ und der alte Capitain Amaris vom Regiment der Königin-Mutter ſchüttelte unwirſch das Haupt. „Kann ſchon noch dahin kommen, daß wir Alle da liegen wie die Hunde, wenn dieſe gottverdammte Belagerung noch lange dauert!“

„Wir nehmen Rochelle nimmer, können wir die Engländer nicht von den Dünen treiben und die Stadt ganz abſperren!“ grollte Obriſt Favan von den Arquebuſieren. „Was hilft die muthige Beſatzung Toyras' auf der Inſel Rhé, wenn wir kein Mittel haben, in den ſeichten Hafen zu kommen, ſeine ſtarken Bollwerke zu nehmen? Herzog

Rohan mit ſeinen Hugenotten hat geſchworen, eher zu ſterben, als die Stadt lebendig preiszugeben. Aber das Alles macht, weil ein Pfaff in die Geſchichten dreinredet und kein rechter General uns anführt! Hör's, wer es wolle, und ſollt's auch irgend ein geheimer Spion ſein!" und ſein wilder Blick traf Bradamant.

„Das iſt's! Eine Kutte führt uns eben, kein ächter Kriegsmann. Die Marſchälle und Grafen vermögen nichts gegen die Soutane, und ſo kommen wir nie zum Ziel!" riefen die Offiziere durcheinander.

Bradamant nahm haſtig einen Trunk aus der ledernen Feldflaſche und ſtrich lächelnd den Schnurrbart. „Leute, was habt Ihr doch für große Mäuler! Iſt Rochelle ſolch Kinderſpiel, nehmt es doch! Tauſend Ducaten dem, der zuerſt drinnen iſt! Beim nächſten Sturm werdet Ihr Veranlaſſung genug dazu haben!"

„Es liegt an der Führung, ſag' ich!" antwortete Lavarde, Oberconſtabler der Artillerie. „Da iſt keine Einheit, keine Klarheit, man verläßt ſich auf die Feldſchlangen und Karthaunen, ſtatt auf die blanke Waffe, das iſt das Unglück! Von zehn Schüſſen gehen acht fehl, weil die Entfernung über den Meerbuſen und zwiſchen den Sümpfen zu groß und unſere Flotte zu ſchwach iſt, der engliſchen Flagge einen Kampf anzubieten. Wenn die Engländer auch in's Meer geworfen ſind, was zum Teufel haben wir dann? Gelingt es uns nicht, den Hafen ganz abzuſperren und ſomit die Zufuhr, hält ſich die Stadt noch Jahre lang und wir liegen davor wie die Maulaffen!"

„Alſo! Kann nun der Cardinal dafür, wenn es nicht vorwärts geht? Habt doch Geduld! Man muß eben ein Mittel finden, das Ketzerneſt auszuhungern!" ſagte energiſch Agathon. „Cavaliere überhören gern, zumal im Felde, großmüthig ein ſcharfes Wort, aber ich mag nicht leiden, daß man Se. Eminenz verunehrt, ich trage ſeine Farben, Meſſieurs! Wir werden jene rebelliſche Stadt doch noch erobern, jene engliſchen Säue, die bisher den Thurm von Rhé dem Toyras nicht nehmen konnten, über den Canal jagen, verlaßt Euch darauf. Hängt an Beſiegung dieſes Platzes nicht Frankreichs und der Kirche Ehre? Wir mögen den Geldkiſten der Kaufleute und ihren drallen Weibern dann einen um ſo längeren Beſuch machen! Darauf trink' ich Euch zu!" Er erhob die Kanne und leerte ſie.

Während dieſes Geſprächs erhob ſich ein Offizier, der abſeits gelegen und deſſen rehbraunes Wamms mit Silberborten ihn als Ingenieur bezeichnete. Er hörte dem Geſpräch, das ihn geweckt, ſchweigend und unbeachtet eine Weile zu, ſchritt dann raſch an dem Feuer vorüber, erſtieg den friſch aufgeworfenen Wall der Schanze, flüſterte ein paar Worte mit dem Poſten, der oben hielt, und verſchwand jenſeit der Erhöhung.

Die raſche Bewegung inmitten der allgemeinen Ruhe, welche nur vom halblauten Geſpräch der Offiziere am Feuer unterbrochen wurde, fiel auf.

„Wer ging da fort?" Agathon richtete mißtrauiſch den Blick ringsum. „Was hat der Kerl da jenſeit der Schanze zu thun?"

„Lieutenant Mondecaus von den Ingenieuren war's," ſagte beruhigend Lavarde, „ein ſehr verdienter Offizier. Schade, daß er ſo einſilbig iſt und ſonderbare Gewohnheiten hat."

„Bei Strafe des Erſchießens ſoll aber Niemand ſich auf der andern Seite des Walles treffen laſſen!" verſetzte Amaris. „Die Deſertionen nehmen überhand, und wenn dieſe unſelige Belagerung lange anhält, werden wir noch gar manchen Burſchen los werden!"

„Hoho!" lachte Bradamant, „Ihr vergeßt, daß man von hier die ganze Hafenbucht durchſchwimmen und unſeren Wachtſchiffen in die Hände fallen muß, will man zu den Engländern oder nach Rochelle! Für Mondecaus ſteh' ich, er iſt Sclave ſeines Eides, ich kenne ihn von Paris her. Ein ſchnurriger Kauz, aber treu wie Stahl!"

„Das iſt allerdings mehr, als ein Gewiſſer je von ſich behaupten kann. Schade nur, daß Ihr den Lieutenant lobt!" und Daphon lächelte ſpöttiſch zu den Anderen. „Wen überhaupt kennt Ihr nicht, Herr Bradamant. Käme der Teufel aus der Hölle, iſt ſteh' dafür, Ihr würdet ſchwören, es ſei Euer beſter Kamerad!“

Alle brachen in ein wieherndes Gelächter aus, als wollten ſie Bradamant recht gefliſſentlich zeigen, wie ſehr ſie der Meinung ihres Kameraden beipflichteten.

Bradamant biß ſich auf die Lippen, ein glühender Blick flog von Einem zum Andern und blieb zuletzt auf Daphon geheftet. „Hört, Beſter,“ und er lächelte ſeltſam, „Ihr wißt wohl ſelbſt nicht, wie ſehr Ihr darin recht habt. Mir ſind allerdings viele Dinge bekannt, ſo in des Teufels Fach einſchlagen und die ſich Eure Herrlichkeit nicht träumen läßt. Hat doch Jeder eben ſeine Miſſion auf Erden, braucht die Menſchen und läßt ſich wieder brauchen; pah, es iſt Alles eitel! Wenn Ihr nun, Chevaliers, ſeit einiger Zeit gegen mich einen Ton anſchlagt, als ſei ich gewiſſermaßen ein räudiges Schaf Eurer Heerde, obwohl ich wie Ihr den Rock des Königs trage und meinen Mann ſtehe, ſo laßt Euch bedeuten, daß mir Eure ſchiefen Blicke verflucht gleichgültig ſind. Weiß ich doch, daß Ihr mich Alle umwedeln würdet, wenn ich ein großer Herr wäre, denn Jeder von Euch hat ſeine Politik und ſeine — wunde Stelle. Ich kenne Euch!“

„Schurke, Ihr wagt uns das zu ſagen?!“ Daphon ſprang wüthend auf und faßte den Griff ſeines Degens.

„Still, ganz ſtill, mein Lieber!“ ſagte Bradamant mit grenzenloſer Ruhe; „in fünf Minuten werdet Ihr um meine Freundſchaft buhlen. Ei, was hattet Ihr denn vorig Jahr am zehnten Mai ſo eilig von St. Germain aufzubrechen? Eine hübſche Frühlingsnacht war's, wie? Ich glaube, als Ihro Majeſtät die Königin Anna ernſtlich erkrankt war, ſo mir recht iſt. Trugt Ihr nicht ein Kind im Mantel, als Ihr gen Norden in der Miethskutſche fuhrt?“

Alles ſchrak auf und machte geſpannte Mienen. Daphon ſtand todtenbleich, ſeine Augen ſtierten wie verglaſt auf den Sprecher, ſeine Glieder bebten. Es war, als habe ihn eine Klapperſchlange berührt.

Bradamant lachte laut auf. „Na, was iſt's denn für ein Jammer, wenn ein netter Kerl heimlich ein Kind hat, wenn's nur von keiner hohen Dame kommt. Ihr habt ja doch dafür geſorgt, daß man nicht weiß, wer der Vater iſt? Ha! — Muß doch ſehen, was der Mondecaus jenſeit des Walles thut, er könnte am Ende unſer Geſchwätz Herrn Buckingham und den Engländern verrathen!"

Damit ſchob Roquerol den Degen auf die Seite, zog den Mantel um die Schulter und ſchritt langſam der Schanze zu.

„Süße Heimath mein, Gascogne,
Zeugeſt Recken ſchlau und fein —!"

trällerte er leiſe.

Das vorher ziemlich eifrige Geſpräch der Offiziere war erlahmt. Eine plötzliche, ſchreckhafte Naturerſcheinung, ein unvermutheter Ueberfall hätte nicht mehr ſtarres Entſetzen hervorbringen können.

Daphon's Arme ſanken ſchlaff herab. — „Er iſt mit dem Gottſeibeiuns im Bunde!" murmelte er tonlos.

Die Uebrigen ſchienen von der Ahnung eines gefährlichen, halb ſchon enthüllten Geheimniſſes durchzittert. Jeder ſah den Andern ſcheu an, Keiner wagte ſeine Gedanken mitzutheilen.

Endlich erhob Amaris ſein Auge, blickte Daphon an und ſchüttelte das graue Haupt. „Dieſer Bradamant iſt der unheimlichſte Geſell, der mir im Leben je vorkam; um ſo gefährlicher, je harmloſer er ſcheint. Seine tolle Luſtigkeit, der gutmüthig leichte Ton, ſein joviales Geſicht ſind die Larve, unter welcher er Alles aushorcht, jegliche Verhältniſſe durchſtöbert. Hat er ſich doch auch ſchon, wie ich genau weiß, in die Angelegenheiten der Königin-Mutter gemiſcht."

„In was mengt ſich denn dieſer Kerl nicht?" rief Agathon.

„O, ich geb's ihm noch! Auch meine Stunde kommt!" fuhr Daphon außer ſich empor.

„Laßt das ja bleiben!" warnte Amaris. „Sein Tod möchte ſchlimmer gerächt werden, als je ein Meuchelmord es ward. Laßt Euch von einem alten Soldaten warnen, der mehr dergleichen Schelme gekannt. Seid vorſichtig und — freundlich gegen ihn, bewacht beſonders Eure Zunge — vor Allem, laßt Euch zu keinen halsbrecheriſchen Geſchichten brauchen! Vergeßt, was Ihr eben gehört, und ſchlaft! Im Schlafe thut man nichts Unnützes!“

Damit machte der Alte ſein Strohbündel zurecht und warf ſich nieder, die Meiſten folgten ſeinem Beiſpiel. Nur Daphon ſuchte umſonſt Ruhe. Eine fieberhafte Angſt und Beſorgniß durchzitterte ihn. Weit weg von dem infamen Rochelle und Bradamant, dieſem ſcheußlichſten aller Spürhunde, nach Paris hin wünſchte er ſich, um Jene, der das unglückliche Kind gehörte, vor einem Unglück zu warnen, welches ſeine gemarterte Einbildungskraft kommen ſah. Er ſann auf Deſertion! —

Während dieſes ſonderbaren Vorgangs hatte Lieutenant Mondecaus von den Ingenieuren, nachdem er dem Poſten oben das Loſungswort gegeben und ihm bedeutet, er müſſe den Küſtenrand unterhalb der Schanze unterſuchen, ſich jenſeits des Walles hingeſetzt. Außer der Wache hoch über ihm war er hier ganz allein. Sein Auge ruhte nachdenklich auf der breiten, hell vom Monde beſchienenen Waſſerfläche, die ſich zwiſchen ihm, den Inſeln Oleron und Rhé, und dann zwiſchen dem Leuchtthurm von Rhé und der flachen Küſte jenſeit des Meerbuſens hindehnte. Er berechnete, ſo ſchien's, die ungefähre Entfernung beider Landzungen am Eingange deſſelben. Auf den flimmernden Wogen, ſüdlich von Oleron, ruhten die ſchwarzen Schiffskörper der kleinen franzöſiſchen Flotte, etwa vierzig Segel, todtenſtill vor Anker, an ihren Maſten ſchwankten die Nachtlaternen. Die engliſche Flotte, an Zahl wie Armirung weit überlegen, ruhte majeſtätiſch jenſeit Rhé in weißlichem Nebel, und von Zeit zu Zeit ſah man Boote derſelben auftauchen und leiſe in den Hafen der Stadt gleiten. Wahrſcheinlich brachten ſie Zufuhr.

„Nie! Auf die Art bekommt König Ludwig niemals Rochelle! — Und doch! es müßte möglich ſein! Die Entfernung iſt groß, aber bei dem ſeichten Fahrwaſſer kann der Grund nicht zu tief für einen Waſſerbau ſein. Man müßte meſſen! Hat nicht durch einen gewaltigen Damm der Herzog von Parma einſt Antwerpen eingeſchloſſen? — Es muß gehn! Mit bloßem Geſchützfeuer und Stürmen iſt's nicht gethan! — Leitet religiöſe Parteiwuth denn aber meine Gedanken? Nein. Und doch! Konnten ſie nicht nach dem Edict von Nantes in Frieden leben? Aber die unzufriedenen Großen, die Rohans und Soubiſes, ſagt man, ſtachelten ſie auf, und ſo muß die arme Stadt dran glauben! — O Menſchenleben, Völkerdaſein! Was biſt du Beſſeres als Haß und Streit, Neid und Tücke, Qual und Enttäuſchung! Krieg durchtobt die Erde, Eigennutz, Selbſtſucht und Rohheit treibt die entarteten Gemüther zu gegenſeitiger Vernichtung! Des Menſchen höchſtes Gut, der Glaube, wird Larve zur Unterdrückung oder Empörung, das Mein und Dein, der Vortheil hetzt Blutsverwandte an einander. O Thoren! — Wie ſchön und friedlich wäre das Leben nicht, wenn Jeder nur ein Herz hätte! — Hat's nicht trotz aller Thorheit dennoch ein Jeder? Wird des Fürſten wie des Bettlers Kind nicht unſchuldvoll geboren, fähig zu allem Hohen, wie zum entmenſchteſten Verbrechen? Die rauhe Außenwelt, das böſe Beiſpiel, Verführung, Leidenſchaften und Begierden dringen auf den jungen Erdenbürger ein, und ſeinem Scheitel entſinkt die ewige Krone menſchlicher Schöne, zerſtört wird Gottes Ebenbild in ihm. Kann denn nicht ein Glaube, nicht ein gewaltiges Reich die ganze Erde umſchließen, kann denn nicht Jeder in und mit dem Andern ringen empor zu gemeinſamem Glück!? — Millionen Pflanzen ſtehen auf der Flur, ihnen allen thaut der Himmel Nahrung nieder, allen leuchtet die Sonne zum Gedeihen; nur unter den Menſchen iſt's nicht ſo. O, die Verhältniſſe, die Gewohnheiten allein verderben die Herzen, — an ſich iſt Jeder gut. — Bin ich davon nicht ſelbſt ein trübes Beiſpiel! Wohin ſind meine hohen Pläne zerſtoben? Aus dem Gelehrten, dem Forſcher nach erhabenen Erfindungen ward ich ein Kriegsmann, der vom Morde, von der Zerſtörung lebt, ein landloſer Wagehals, gewaltſam geriſſen vom letzten, einzigen Herzen, das an dem Heimathloſen hing! Eugenie!“ —

Er verſank in trübes Hindämmern. — Die Genoſſin aller ſchwermüthigen Stunden, Erinnerung, überkam ihn und trug ihn auf leiſem Fittig zurück in ſeiner Eltern Haus im ſtillen Heidelberg. Er ſah im Geiſte ſeiner Mutter, des Vaters ehrwürdig Angeſicht, die einſame Kammer, wo er für Norton den Vitruvius überſetzt. Der Pfingſtmorgen von damals ſtand neu vor ſeiner Seele, da die Entdeckung des Dampfes ihn zuerſt durchzuckte. Noch hört er der Freunde ſcharfen Spott, das Springen der Retorte, dazwiſchen manch helles Burſchenlied, ſieht den wunderſamen Park, die Glocken vom Einzugsfeſte des Palatin dröhnen wieder in ſein Ohr, ſeine Lippen murmeln Verwünſchungen über den Oheim — da ſteigt der bleiche Krieg empor! Vater und Mutter hin, in die Weite wandert der Verlaſſene! — Er ſchreckt jäh empor und greift zum Degen, denn eine Hand ruht plötzlich auf ſeiner Schulter.

„Nun, nun, habt Euch nicht, ich bin's ja! Ein Freund!“ — Bradamant ſtand vor ihm.

„Der Teufel hole Eure Spitzbubenfreundſchaft! Ich hab' Euch ſchon geſagt, Ihr ſollt mir aus dem Wege gehen, wenn Euch das Fell lieb iſt. Wir haben nichts zu theilen!“

„Seid Ihr immer noch nicht klug geworden? — Weil ich's auf eigene Koſten wage, Euch zu ſagen, daß es bei Todesſtrafe verpönt iſt, jenſeit der Schanze umherzulungern, bietet Ihr mir Eiſen an? Ihr Moraliſten ſeid recht honnette Kerle, das muß man ſagen. Unmenſchlich liebt Ihr die Tugend, wenn ſie nichts koſtet. Was thut Ihr aber hier im ſchwärmeriſchen Mondſchein einer Novembernacht, Herr? Es wäre gut, Ihr ſännet auf eine kluge Antwort!“

Mondecaus ſtand betreten und ſchwieg. Das ſtrenge Verbot war ihm bekannt. Der plötzliche Gedanke, Rochelle könne vielleicht durch einen Waſſerbau eingeſchloſſen werden, hatte ihn ſeine perſönliche Gefahr überſehen laſſen.

„Nun wohl, Ihr habt recht. — Wir ſind nun aber Beide ſtraffällig, Herr Bradamant!“

„Weil ich Euch warnte, natürlich! Es wäre am beſten, Ihr ginget gleich und zeigtet's dem Obriſten an. Redet Euch auf meine Koſten aus, was? Werdet Ihr doch zugleich einen Nebenbuhler los. Verſucht Euch nur auch einmal in dem edlen Fache!“

„Dazu müßte ich Euresgleichen ſein!“ — Mondecaus wendete ſich ſtolz und trat den Rückweg an.

„Nicht doch! Seid vernünftig, geſchehen iſt geſchehen, oder wollt Ihr den Poſten beſtechen? Bei der nächſten Ablöſung ſtattet der Mann da oben doch ſeinen Rapport ab. Sagt mir offen, was Euch hertrieb, Schatz, ich will ſchon ſehen, daß ich Euch aus der Schlinge ziehe!“

„Bemüht Euch nicht. Wenn ich mich verantworten muß, werd' ich dem Obriſten meine Gründe ſagen, nicht Euch!“

„Sie ſind alſo ſehr geheim?“

„Genug, daß ſie ſich auf die Belagerung beziehen. Nun gebt mir Ruh', Ihr wißt ohnedies, was ich und Eure Kameraden von Euch halten.“

„Noch einen Augenblick, Beſter! Habt Ihr wegen der Belagerung etwa 'nen klugen Gedanken, der Sr. Majeſtät nützen kann und uns aus der Klemme zieht, wär's beſſer, Ihr ſagtet's Sr. Eminenz ſelbſt, nicht dem Obriſten, der doch nur mit Eurem goldenen Kalbe pflügt; das wäre wohl gar ein Mittel, Euch im Dienſt zu fördern. Mein Gott, je eher der Feldzug beendet iſt, deſto eher kommt Ihr ja nach Paris und wieder in Eugeniens Arme!“

„Menſch!!“ — Mondecaus blickte zornig dem Redner in's Geſicht, dann lächelte er bitter. „Ich weiß nicht, ſoll ich Euch als einem Schuft 'nen Tritt geben, oder als einen Hanswurſt bemitleiden? Von Beiden habt Ihr viel an Euch. Waret Ihr's nicht, der bei Eugenien, Manon Coquart's Schweſter, mein Nebenbuhler war, ſo ſehr das Mädchen Euch auch verachtete? Waret Ihr's nicht, der den Rauſch, zu welchem Filibert Coquart mich verleitet, damals benutzte, mich tückiſch für des Königs Truppen anzuwerben? Wollt Ihr mich noch damit höhnen?"

„Im Gegentheil, Ihr ſollt mir ja zu Eugenien zurück, in's Brautbett ſollt Ihr, wenn nur dieſes Rochelle erſt übergeben iſt! — Ja, glotzt mich an! Ich verzichte auf ſie ganz und gar! Ach, unſer guter Freund Filibert Coquart, der luſtige Wirth vom Hoſenbande, iſt ſeit drei Wochen todt!"

„Todt?"

„Plötzlich am Schlage verſtorben; mauſetodt auf beiden Augen! Mit einem friſchen Regiment Arquebuſieren kam heute ein Brief an mich!"

„Von Manon?"

„Ja, von ſeiner tiefbetrübten Wittwe! Ich werde die arme, rundliche Manon mit den luſtigen Augen und blanken Livres zu tröſten ſuchen, wenn ich nur erſt zurückkomme."

„Ihr? — Und deshalb entſagt Ihr der Werbung um Eugenien? O, Ihr honnetter Kerl! Recht viel Ehre iſt's, mit Euch verſchwägert zu ſein."

„Hört, Lieutenant Mondecaus, ich laſſe mir viel gefallen, mir iſt's auch gleich, was andere Hohlköpfe denken; daß Ihr aber gerade mich verächtlich behandelt, ärgert mich, thut mir weh, bringt mich aus meinem Gleichmuth. Ihr ſollt beſſer von mir denken! Zum Donnerwetter, was that ich Euch denn? Ihr ſeid zwar durch meine Schuld und gegen Euren Willen Soldat geworden, aber ging Euer Geld nicht auf die Neige, hat Euch Euer ſchöner Herr Onkel Salomon nicht in Paris um das Buch, was Ihr in Deutſchland ſchriebt, betrogen, und ſtolziert als Sr. Majeſtät Baumeiſter wie ein Pfau umher, und Ihr könnt ihm nichts anhaben? Was war zu machen, Ihr brachtet's mit Euern Büchern und Retorten doch im Leben zu nichts. Der Krieg, ſag' ich Euch, iſt die Fortuna aller Heruntergekommenen! Iſt der Feldzug aus, ſeid Ihr ein rechter Kerl geworden, und nehmt Eugenie — bei unſerer Frau! — dann könnt Ihr dem werthen Ohm eher ein Bein ſtellen!"

Mondecaus wollte eben Antwort geben, als eine hohe Geſtalt im Mantel den Wall herabkam.

„Teufel, Capitain Vitry!"

„Das iſt ein ſonderbarer Ort für nächtliches Geſpräch!" ſagte der Capitain rauh. „Kennen Sie die Inſtruction nicht?"

„Gewiß!" antwortete Bradamant; „dieſer Herr, Lieutenant Mondecaus von den Ingenieuren, überſchritt ſie, er wollte das Terrain unterſuchen, hat ſo über die Belagerung ſeine abſonderlichen Gedanken; ein ſehr tüchtiger Offizier. Ueberm Wohl des Staates verſäumte der Arme ſein eigenes, und ich leiſtete ihm dabei Geſellſchaft."

„Iſt dem ſo, Lieutenant? Sind Sie zu dergleichen loyalen Zwecken hier?" — Vitry ſah Mondecaus ſcharf in's Geſicht.

Bradamant ſtieß Mondecaus leiſe an. „Ja wohl, Capitain, es iſt ſo!"

„Einſtweilen ſind Sie Arreſtant und folgen mir zu Sr. Eminenz. Sprechen Sie offen, wenn man Sie fragt. Sie kommen gleichfalls mit, Bradamant, ich ſuchte Sie ſchon am Wachtfeuer, es giebt Arbeit."

„Die Arbeit kenn' ich!" murmelte Bradamant gepreßt, und alle Drei erklommen den Wall. Vitry nahm der Wache den Rapport ab, befahl ihr im Namen des Königs, zu ſchweigen, und ſo eilte das nächtliche Kleeblatt, auf Bradamant's leiſe Bemerkung einen Kreis um das Wachtfeuer beſchreibend, zwiſchen den ſchlafenden Kriegern hindurch in's Hauptquartier.

— — — — — — — — — — — — — — —

Im ſüdlichen Theile des franzöſiſchen Lagers, auf dem Küſtenſtrich, welcher rechts durch den Meeresarm von der Inſel Oleron getrennt wird, links dagegen an eine Reihe lagunenartiger Seen und ſumpfiger Gewäſſer ſtößt, die ſich in nordweſtlicher Richtung bis dicht an die Stadt Rochelle erſtrecken, lag auf einer Anhöhe, die flache Gegend beherrſchend, eine Meierei nebſt Gehöft und Obſtgarten, deren Bewohner der Krieg längſt vertrieben hatte. Die Böſchung des Hügels war theilweiſe mit den Zelten höherer Offiziere und königlicher Hofbedienten, meiſt aber mit den Lagerſtellen der königlichen Leibgarden zu Pferde, durchgängig Edelleute, beſetzt. Im Garten campirten ſtarke Abtheilungen der Garden Richelieu's. Von den beiden Wohngebäuden, welche an einander ſtießen, hatte das größere, das nach dem Hofe lag, König Ludwig XIII. mit ſeiner nächſten Umgebung bezogen, doch ſchien der Raum für die vielen Menſchen ganz ungenügend. Das andere Haus, bedeutend kleiner und an den Garten grenzend, beſtand nur aus dem Erdgeſchoß, in deſſen großer Stube die Ordonnanzen empfangen und die Bedürfniſſe des Heeres beſorgt wurden, und dem oberen Stock, wo, auf ein Zimmer und Cabinet beſchränkt, unter Karten, Plänen und Depeſchen jetzt der Gewaltige hauſte, welcher bereits faſt ganz die Zügel Frankreichs an ſich geriſſen, deſſen Ehrgeiz einen Flug genommen hatte, der Alles ringsum zittern machte. Cardinal von Richelieu war das gewiſſenloſeſte Genie ſeiner Zeit, dem der Untergang jedes Einzelnen etwas Nichtiges erſchien, ſeinen Plänen gegenüber. Seine Geſtalt, mittelgroß und ziemlich muskulös, ward von einem violetten Gewande, halb Soutane, halb Hauskleid, umſchloſſen. Er hielt ſich ſtraff aufrecht; ſchien er mit dreiundvierzig Jahren, wo Andere bereits abwärts ſchreiten, doch gerade auf der Höhe ſeiner Kraft zu ſtehen. Sein Antlitz war ſchön, edel, von Geſundheit geröthet; der dunkle Schnurrbart und Henriquatre, wie das etwas eitel gelockte Haar verlieh ihm ein kriegeriſches Anſehen, welches ein rothes Käppchen, das die Tonſur bedeckte, nicht verwiſchen konnte. Aber ein Zug von düſterer Starrheit, blut- und mitleidsloſer Verſtandesherrſchaft, jene erhaben finſtere Majeſtät, welche die Menſchen mit einem Blicke knechtet, brachte bei Jedem, der ihm nahte, lähmende Furcht und ſcheue Bewunderung hervor. Richelieu glich dem Löwen, dem König der Wälder.

Das Wohnzimmer Sr. Eminenz ward durch zwei Armleuchter erhellt. In der Niſche des einen Fenſters, durch welches mühſam das ungewiſſe Mondlicht drang, ſaß im Zwielicht ein Prieſter in der grauen Kutte der Dominikaner. Seine Hand hielt das geöffnete Brevier, während ſein Blick, abgewendet, hinaus in's Dunkel und auf die Lagerfeuer ſtarrte. Nebenan, im Schlafcabinet des Cardinals, arbeitete Bournais, ſein Schreiber. Richelieu ſelber, augenſcheinlich höchſt erregt, ſchritt unruhig auf und ab, trat bald an den Tiſch, auf welchem eine Karte von Rochelle und der Umgegend lag, bald warf er einen raſchen Blick in verſchiedene Briefe, die umherlagen.

„Halb gewonnen wäre die Gräfin Percy alſo! Ha, ich müßte dergleichen eitle Weiber nicht kennen! Aber ſie will ſicher gehen, Pater Joſeph, will Beweiſe für Herrn Buckingham's Untreue. Sie meint, des Herzogs Benehmen hier könnte auch ſehr wohl nur diplomatiſche Galanterie gegen Königin Anna geweſen ſein.“

„Ich dächte,“ antwortete die heiſere kalte Stimme des Dominikaners, „man wird wohl bald im Stande ſein, der Gräfin Percy von Carlisle einen Beweis ſeiner Untreue zu geben, er iſt ſchreiend genug!“

Richelieu lächelte höhniſch. „Der Scherz iſt gut, aber bei dieſem Beweiſe könnten wir uns eine recht artige Blöße geben. So lange Buckingham noch da drüben lagert, von einer guten Flotte unterſtützt und, durch Rohan's Geiſt geleitet, unſeren Truppen widerſteht, iſt nichts zu machen. Auch weiß man nicht, wo das Kind blieb, es verſchwand im Umſehen.“ — Richelieu's Antlitz nahm beim Schluß der Rede einen Zug tiefen Haſſes an. „O ich weiß, daß Frankreichs Zukunft, die Macht des Königs, meine Stellung für ewig entſchieden iſt, wenn wir die Stadt genommen, weiß, daß König Karl's Buſenfreund, dieſer Villiers, vom Parlament und Volke Englands gerichtet wird, gelingt es, ihn in die See zu treiben! Hier wie in Italien liegen wir wie in Ketten! Habt Ihr den Brief Gaſton's von Orleans an Marſchall d'Artagnan geleſen, der geſtern Nacht durch Fontrailles abgefangen wurde?“

„Ich las ihn! Beide ſind Verräther!“

„Und d'Artagnan commandirt den öſtlichen Flügel zunächſt den Engländern?“

„Er wird auch mit Buckingham im Einverſtändniß ſein!“

„Er wird? — Er iſt, ſag' ich! — Ich habe auch dafür Beweiſe! Außer Angoulême, Schomberg und Toyras ſind alle anderen Befehlshaber verdächtig."

„Auch Marillac?"

„Vor der Hand nicht. Mit dem erlangten Marſchallsſtabe wird er ein Spitzbube, wie die Anderen. Da iſt auch noch Baſſompierre, der eitle Narr; er umwedelt den König, und hat doch endlich die reitende Garde erhalten, wenn Se. Majeſtät es auch vor mir verheimlichen will. So zerren dieſe großen Herren den König hin und her, von Einheit des Befehls iſt hier keine Rede, noch weniger ſind dieſe Balletthelden von Verlaß!"

„Eminenz muß einen Schlag thun, d'Artagnan muß fallen —"

„Er ſoll! Wann, das werden wir ſehen! — Sobald als möglich!"

„Orleans muß nach Paris zurück!"

„Das iſt auch ſchon im Gange. Die Königin-Mutter hat da einen koſtbaren Plan, einen wahren Höllenplan. Ei, Madame, wir werden Ihnen wie Monſieur ein Bein ſtellen!"

„Einen Plan gegen Sie, Eminenz, oder den König?"

„Gott ſei Dank, gegen den König. Man hat auf meinen Befehl Orleans' Haushofmeiſter, Lucas de Fabroni, aufgehoben und hergebracht, der Mann giebt wichtige Aufſchlüſſe. Der König muß vollſtändig von dem Geſchmeiß iſolirt werden, d'Artagnan fallen, das verſchwundene Kind gefunden ſein, dann — Himmel, gieb einen guten Angriffsplan auf die Engländer und — wir werden ſiegen, Pater Joſeph!"

Der Dominikaner wollte eben antworten, als an die äußere Thür zweimal geklopft ward und ein Diener langſam eintrat.

„Iſt Vitry und der Andere da?"

„Wie Eminenz befohlen haben."

„Laß den Capitain kommen; zieht Euch einen Augenblick zurück, Pater Joſeph!"

Der Mönch ging in das Schlafcabinet und ſchloß die Thür, der Diener verſchwand. Darauf trat Vitry ein.

„Ihr habt Bradamant bereits unterrichtet; was meint er?"

„Ich habe ihm nichts geſagt, Eminenz, denn ich fand ihn, ſtatt am Feuer, jenſeit der neuen Schanze am Eingange des Meerbuſens, neben dem Lieutenant vom Geniecorps, Mondecaus."

„Gegen die Vorſchrift? — Was ſoll das bedeuten?"

„Der Ingenieur, ſagte Bradamant, habe einen guten Gedanken wegen Rochelle und wollte an der Küſte Unterſuchungen machen."

„Hm! Gute Gedanken können wir immer brauchen. Ich will hoffen, daß das keine Flunkerei iſt, ſonſt laſſ' ich dieſen Herrn vom Genie, aber ohne Genie, erſchießen! — Er iſt feſtgenommen?"

„Ich brachte ihn mit, deshalb unterließ ich's, mit Bradamant wegen —"

„Genug! Bringt den Ingenieur. Bradamant mag kommen, wenn Bournais ihn ruft."

„Eben raunte mir Bradamant noch zu, es ſei dringend nöthig, den Cornet Daphon vom Regiment Königin Anna ſofort zu beobachten, er werde deſertiren. Dabei aber müſſe man ihn faſſen, das Weitere würden Eminenz verfügen."

„Daphon? — Vom Regiment der Königin? — Ihr habt doch Bradamant's Weiſung befolgt?"

„Erſt wollte ich Eminenz davon —"

„Sofort thut, was er will!"

Der Capitain eilte raſch hinaus. Richelieu trat an den Tiſch und ſchrieb einige Bemerkungen in ſein Notizbuch, das er aus der Taſche zog. Inzwiſchen war Lieutenant Mondecaus eingetreten.

Der Cardinal wendete ſich bei dem Geräuſch und betrachtete forſchend den Ankömmling.

„Sie heißen —?"

„Salomon de Caus."

„Der Name iſt mir bekannt. Habe ich Sie ſchon geſehen?"

„Nein, Eminenz! Sie meinen wahrſcheinlich — meinen Onkel, den Baumeiſter Sr. Majeſtät."

„Ah, Ihr Onkel iſt's, der die — die Bewegungskräfte heißt es ja wohl, geſchrieben?"

„Die „„Bewegungskräfte"" ſchrieb ich! Mein Herr Onkel hat ſich die Autorſchaft fälſchlich zugeeignet, als ich noch in Deutſchland war, und iſt dafür in Paris zu Anſehen gelangt!"

„Junger Mann, Sie beſchimpfen Ihres Vaters Bruder! Er iſt ein würdiger, gelehrter Mann, welcher am engliſchen Hofe beliebt war. Ich erinnere mich nun mehrerer Klageſchriften, die Sie wegen des Buches gegen ihn an die Regierung ſandten. Womit wollen Sie beweiſen, was Sie behaupten?"

„Durch das Originalpatent, was Se. Majeſtät dem Buche damals verliehen, noch mehr aber durch den praktiſchen Beweis der Tragweite meiner Erfindungen, welche in dieſem Werke veröffentlicht ſind, den mein Oheim aber nicht geben kann, und —"

„Dazu iſt nach dem Kriege Zeit. Vorerſt bin ich begierig, zu wiſſen, was Sie jenſeit der Schanze zu ſuchen hatten. Darauf ſteht Tod! Man ſagt indeß," und der Ton des Cardinals ſank zum Flüſtern herab, „Ihr hättet gute Pläne betreffs Rochelle. Das wär' ein Anderes. Hoffentlich ſind ſie zu brauchen und Ihr beweiſet mit ihnen, daß Ihr wirklich Erfindungsgabe habt."

„Darf ich mich jener Karte bedienen, Eminenz?" und Mondecaus deutete auf den Plan von Rochelle, welcher auf dem Tiſche lag.

„Gewiß, aber Ihr mögt leiſer ſprechen."

„Es iſt meine feſte Ueberzeugung, Eminenz," und Salomon begann gedämpfter, indem er an den Tiſch zu Richelieu trat, „wir erhalten, ſelbſt wenn die Engländer auf dem Lande geſchlagen ſind und der Platz ganz eingeſchloſſen iſt, Rochelle nie, es ſei denn, wir können der Stadt von der Seeſeite beikommen."

„Von der Seeſeite? — Das heißt, Freund, wir müßten ſtatt unſerer elenden Schiffe eine dreimal ſo große und ſtarke Flotte als die Engländer haben. Zur Herſtellung ſolcher Seemacht brauchten wir zehn Jahre und die halbe Einnahme des Staates, dann erſt, und durch einen Sieg unſerer Flagge über die engliſche, kann vom Beikommen von der Seeſeite die Rede ſein."

„Das glaub' ich nicht, Eminenz! Haben wir die Engländer nur von der nördlichen Seite der Stadt und Küſte vertrieben, ſo daß beide Seiten des Meerbuſens unſer ſind, und das *können* wir, ſo iſt es doch zu machen, ohne unſere Flotte zu vergrößern. Ich bedarf etwa vierzig der älteſten, unbrauchbarſten Schiffe, ganz gleich, ob Kauffahrer, dann einer entſprechenden Menge kleiner Barken und Galeotten wie unſerer alten Flotte, ſo iſt's in einem Jahre gethan. Eher, Eminenz, nehmen wir Rochelle ſo wie ſo *doch nicht*. Hier aber wird Frankreichs Schickſal entſchieden!"

„Wie wollen Sie das machen?"

Lieutenant Mondecaus nahm einen Stift aus ſeiner Schreibtafel und zog eine gerade Linie auf dem Plan, welche die Nord- und Südſeite des Meerbuſens am Hafeneingang von Rochelle verband.

Richelieu ſah den jungen Mann groß an.

„Die Tiefe des Seebodens kann an dieſem Punkte bei der Ebbe nur gering ſein, Eminenz, man müßte heimlich meſſen. Schon auf Kanonenſchußweite von der Spitze der neuen Schanze kann kein engliſches Fahrzeug wegen ſeichten Fahrwaſſers heran, und die Fluth zu benutzen mögen ihnen unſere Batterien verwehren. Vierzig alte Schiffe mit Steinen beſchwert, auf dieſer Linie in die See verſenkt, verankert und durch Pfähle verbunden, bilden einen Damm, der armirt werden kann, Rochelle abſperrt und die Flotte Englands unſchädlich macht!"

„Bei der Jungfrau!" rief der Cardinal ſtaunend und durchmaß das Zimmer mit haſtigen Schritten. — Eine Pauſe erfolgte.

„Lieutenant Mondecaus!" und der Cardinal trat zu ihm, ſeine Stimme klang dumpf, ſeine Hand legte ſich bleiern auf des jungen Mannes Schulter, „könnt Ihr ſchweigen und gehorchen?“

„Ja, Eminenz!“

„Habt Ihr dem Gascogner Bradamant ein Wort von Eurem Plane geſagt?“

„Nein, Eminenz, ich deutete nur an, daß ich einen Gedanken habe, den ich allein dem Obriſten mittheilen wolle. Bradamant rieth mir, Eurer Eminenz lieber die Eröffnung zu machen; darauf kam Capitain Vitry.“

„Vergeßt, junger Mann, daß Ihr den Gedanken wegen des Dammes jemals beſeſſen; es ſoll Euer Schade nicht ſein. Wollt Ihr das?“

Mondecaus ward blaß und zögerte. Seltſame peinliche Gedanken voll Schmerz und Bitterkeit durchwogten ihn, zugleich das lähmende Bewußtſein ſeiner Lage. — „Ja, Eminenz, wie Sie befehlen!“ antwortete er reſignirt und leiſe, „das Verdienſt der Sache ſei Ihnen überlaſſen.“

„Wollt Ihr die Meſſungen in aller Stille machen und an mich berichten? — Ihr ſollt Vollmacht haben und Herzog Angoulême erfahren, daß Ihr die Küſten recognosciren ſollt.“

„Zu Befehl, Eminenz!“

„Gut, alſo ſchweigen Sie, Herr Hauptmann Mondecaus. Morgen ſollen Sie das Patent erhalten. Bei meiner Freundſchaft, ewiges Schweigen und gute Berichte!“

Der Cardinal ſchellte. Secretair Bournais trat aus dem Cabinet und empfing leiſe einige Befehle von Sr. Eminenz. Mondecaus, der ſtarr dageſtanden, erhielt einen Wink des Allmächtigen, verbeugte ſich und verließ ſchweigend mit Bournais das Gemach.

Langſam erhob ſich die Geſtalt des Lenkers Frankreichs zu ihrer vollen Majeſtät, ſein Auge blitzte, ſein Mund umſpielte fröhlichſtolzes Lächeln, er ſchritt an's Fenſter und ſtarrte hinaus auf's Meer.

„Mein, mein ſollſt du ſein, Rochelle! O ſtolze Stunde des Glücks, die dieſen Gedanken mir erobert! Einen Damm durch's Meer, der dieſes Ketzerneſt wie eine Gefängnißthür abſperrt! Hei, Rohan, Soubiſe und Orleans, vor Allen Du, verdammter Buckingham, ich ſeh' Euch als erlegtes Wild zu meinen Füßen! Rache, du biſt des Stolzes höchſte Wolluſt!!"

Er ging wiederum an den Tiſch.

„Mit einem Striche, da iſt mein, iſt Frankreichs Schickſal, die Zukunft Europas vielleicht beſiegelt! Bei Gott, ich glaube wohl, daß dieſer junge Mann ſtatt ſeines Onkels das Werk ſchrieb! Salomon de Caus iſt ein Genie! — O ſtill! Ich haſſe die Genies, die mir zu nahe ſind! Wollte man ſie befördern, ſie ſchrieben der Welt ſelbſteigene Geſetze, lenkten der Völker Leben aus ihren Geleiſen auf tolle Sonnenbahnen, wie jener Thomas Morus in ſeiner Utopia gethan. Solche Geiſter ſind nie zu leiten noch zu zügeln, als — durch Armuth! — — Läßt dieſer junge Mann ſich brauchen, wohl ihm! — Er ſchwankte! Ah, ich ſah wohl, wie der Geiz um ſeinen ſchöpferiſchen Gedanken mit ſeiner Furcht gekämpft. Er nehme ſich ja in Acht, auf meine Koſten den Eitlen zu ſpielen!" — Er zog die Schelle.

Bradamant trat mit tiefen Verbeugungen in's Zimmer, Richelieu nickte und ließ ſich in den Seſſel nieder.

„Woher kommt Ihr auf die Idee, daß ein gewiſſer Daphon deſertiren könne? Wohin will er und was hat er Euch geſagt?"

„Geſagt hat er mir nichts, Eminenz, aber ich habe ihm etwas geſagt, und darauf wird er nach Paris deſertiren, oder vielmehr nach — St. Germain en Laye!"

Richelieu fuhr auf. — „Dieſer Daphon iſt Offizier und ſtand — oder ſteht noch im Dienſt der Königin Anna?"

„In ſehr geheimem Dienſt derſelben. Ich weiß davon eine ſehr hübſche Geſchichte, und als ich ſie dem Daphon verblümt erzählte, fuhr's ihm ſo in die Beine, daß ich gehängt ſein will, wenn er nicht nächſter Tage wegläuft, um Madame zu ſagen, daß ihr ganzes Spiel entdeckt iſt!"

„Ihr Spiel entdeckt?!" Richelieu erhob ſich heftig, er zitterte am ganzen Leibe, nicht vor Schreck oder Furcht, nein, wie der Geizige vor Erregung beim Anblick des Goldes. — „Die Geſchichte, Bradamant!“

„Eminenz weiß, wie auffallend Buckingham ſich vor zwei Jahren bei der Werbung um Prinzeſſin Henriette für König Karl gegen die Gemahlin Sr. Majeſtät betrug und daß Madame das gar nicht — übel nahm.“

„Ich weiß!“

„Eminenz kennen auch den Vorfall zwiſchen Königin Anna und dem Herzog im Garten von Amiens, als Madame Henriette nach England geführt ward. Ohne Putange wäre —“

„Gewiß, weiter!“

„Auch daß der Herzog heimlich wiederkam, eine Rendez-vous unter Obhut von Frau von Chevreuſe mit Madame hatte, an ihrem Bett —“

„Was folgte?!“

„Neun Monate ſpäter ward Madame krank und —“

„Wo iſt das Kind? Tauſend Livres für die Nachricht!“

„Dann bitt' ich mir die Anweiſung auf den Schatz aus, Eminenz! Wie ich nur Wind von der Sache bekam, war Niemand in St. Germain vor meinen Augen und Ohren ſicher. In einer lauen Nacht, am 10. Mai voriges Jahr, beſtiegen Freund Daphon und eine Weibsperſon eine Miethskutſche, und ſie fuhren von St. Germain nordwärts nach Pontoiſe. Die Frau hatte 'was Lebendiges unter dem Mantel, und als ſie einſtiegen, ſchrie das arme Ding. Ich ritt als Viehmäſter verkleidet nach. Von Pontoiſe fuhren ſie am andern Tage nach Luzarches, blieben dort vier Tage und gingen ohne Kind, aber einzeln, zurück, die Frau im Wagen, Daphon zu Pferde.“

„Das wißt Ihr ganz beſtimmt?“

„Noch mehr! Ich legte mich natürlich zu Luzarches im Wirthshaus vor Anker, beſah Vieh, handelte, kundſchaftete, kurz — ich ſah den Jungen. Ein ſtrammes Gewächs, und unſerm Freunde jenſeit der Bucht merkwürdig ähnlich!“

„Ein Knabe? Hölle und Verdammniß!!“

„Vielleicht — ein König Frankreichs! — Einer Pachterin war er als Kind vornehmer Leute et cetera anvertraut. Das war entſetzlicher Leichtſinn, denn ihr Mann war geizig und trank gern auf fremde Koſten.“

„Wie heißt er?“

„Jacques Laquire.“

Richelieu notirte es. „Gut! Alſo —?“

„Für zehn Livres zeigte er mir den Buben, als er halbtrunken und die Frau einen Augenblick abſeits war. Ein Griff, ein Sprung auf meinen Gaul und — ich war zum Teufel!“

„Bradamant!!“

„O, 's iſt prächtig aufgehoben, Eminenz, zu Bonelles, zehn Meilen von Paris, bei einer feiſten Bäckersfrau, die ihr einziges Kind verloren hatte. Da iſt die Adreſſe!“

Richelieu lächelte infernaliſch und nahm haſtig den Zettel ſeines Kundſchafters. — „Du kannſt Dir morgen zweitauſend Livres von Bournais holen. Warum aber redeſt Du erſt heute und ſagteſt Daphon davon, Schuft?“

„Ich rede nie eher über eine Sache, Eminenz, ich hätte ſie denn im Sack. Daphon aber *mußte* es wiſſen, damit er deſertire. Fängt man ihn, heißt's: Geſtehe, Freund, oder Du hängſt. Er wird wohl reden! Es iſt hierbei ja eben um den Beweis zu thun, *daß* er und von *wem* er das Kind erhielt, und wer die *Frau* war, welche mitfuhr. Ich fürchte ſehr, es war Herzogin Chevreuſe, die ſich ſo weit herabließ.“

„Recht! — Nun iſt noch Eins, Bradamant! Es wird Dir — viel Geld bringen, alſo —“

„Eminenz, nach Kräften ſoll's geſchehen!“

„Weißt Du, was Marſchall d'Artagnan treibt?“

„Nichts, Eminenz, nur daß er mit Orleans und der Königin-Mutter gut dran iſt, ein großer Herr, aber — ein Halunke, wie ich!“

„Pfui doch, Du biſt ein Engel gegen ihn. Er iſt auch mit Buckingham jetzt gut dran und verräth uns an die Engländer!“

„Verflucht! Und man ſagt, Herzogin Chevreuſe habe eine Amourſchaft mit ihm!“

„Siehſt Du die Fäden der Verbindung alſo? — Wenn er todt iſt, ſind wir vor dieſen Dingen ſicher, daß er aber erſt — todt iſt, ſollſt Du beſorgen! Nun?“

„Himmelwetter!! — Eminenz, ich bin ſtets dienſtwillig, — aber — in dem Handwerk hab' ich mich noch nicht verſucht! — Erlaſſen Sie mir's, Eminenz, es giebt noch Andere!“

„Sei kein Narr, 3000 Livres winken Dir! Es iſt für's Wohl des Staats. — Was? — Vitry ſoll Dein Genoſſe ſein; ich bringe Euch beim nächſten Sturme in des Marſchalls Nähe, er fällt — im Kugelregen!“

Der Spion zitterte heftig. Seine Hand fuhr verzweifelt gegen ſeine Stirn und wiſchte den kalten Schweiß ab.

„Viertauſend Livres und Rangerhöhung! Ueberleg' Dir's!“

Wohl war Bradamant nur ein gemeines Werkzeug zu Richelieu's Intriguen, wohl laſteten ſchimpfliche Dinge genug auf ihm, aber dennoch ging in der räthſelhaften Seele dieſes Mannes ein Kampf vor zwiſchen ſeinem Reſt von Gewiſſen und ſeiner Habgier, ein Kampf, der ſo verzweifelt war, als je ein Widerſtreit in beſſerer Bruſt.

„Du willſt nicht?! — Weißt Du, was es heißt, wenn Richelieu ſich in Jemandes Verläßlichkeit verrechnet?!“ — Richelieu ſah ihn ſtarr und mitleidslos an, die feinen brillantenbedeckten Finger der Eminenz erfaßten leiſe den Griff der Schelle.

Bradamant neigte verzweifelt das Haupt. — Ging er mit einer Weigerung weg, ſo ging er in den Tod. Zu viel Geheimniſſe des Cardinals ſchliefen in ſeinem Herzen, als daß ihn Richelieu nicht hätte nach dieſem Vorgange beſeitigen ſollen.

„Wenn's ſo ſteht, Eminenz! nun, eh' ich — mein Leben hergebe, nehme ich lieber das Angebot!“

„Das iſt mir lieb; ich hab' es gleich gedacht. Vitry ſoll Dir das Weitere ſagen, ſchick' ihn her!“ —

Bradamant ging. Richelieu nahm gedankenvoll die Karte von Rochelle und ſchloß ſie in den Schrank, dann öffnete er das Schlafcabinet und winkte Pater Joſeph. Als dieſer eintrat, erſchien auch Vitry in der Thür nach dem Vorſaal.

„Sorgt ja zuvörderſt, Capitain, daß Daphon gut beobachtet, beim Entweichen gefangen wird. Wegen des Marſchalls iſt mit Bradamant geſprochen, der nächſte Sturm mag uns von einer großen Sorge befreien. Sagt ferner Bournais, er ſolle den Herzog von Angoulême für morgen zur Mittagstafel bitten, und mag dann ſofort zurückkommen. Habt Ihr alle Dispoſitionen getroffen und ſeid überzeugt, daß unſere Aufpaſſer betreffs der Marſchälle d'Artagnan, Baſſompierre wie Monſieur von Orleans geſchickt vertheilt ſind, ſo wird Euch Bournais eine Inſtruction zuſtellen, von mir gezeichnet, die Ihr genau befolgen mögt. Haltet Euch bereit, noch dieſe Nacht mit zehn verläßlichen Leuten abzureiſen. Wohin, zu wem, ſagt dieſer Zettel!" — Er reichte Vitry die Adreſſe Bradamant's. Der Capitain ſchrieb die Notiz in ſein Parolebuch. — „Sobald Ihr bei dieſer Frau — naht ihr vorſichtig! — einen anderthalb Jahr alten Knaben ſeht, nehmt ihn an Euch, laßt ſeine Pfleger vom Maire des Orts auf Leib und Leben verhören, woher ſie das Kind haben, dann bringt's nach der Baſtille, zeigt dem Gouverneur Eure Inſtruction und überliefert den Knaben gegen Beſcheinigung. Laßt Niemanden das Kind blicken und behandelt es — mit Ehrfurcht. — Fontrailles ſoll inzwiſchen an Eurer Statt den Dienſt verſehen. Ich verlaſſe mich auf Euch!"

„Gewiß, Eminenz!" Vitry ging.

„Sie haben das Kind, Herr Cardinal?!" und Père Joſeph's Augen funkelten.

„Wie Sie ſehen! Die Schande Frankreichs ſei endlich in ewiger Verborgenheit begraben!"

„Wollen Sie es —!?" der Dominikaner ſtockte.

„Nein, mein Vater! Sein Leben iſt von größerem Nutzen, iſt mindeſtens ein Schreckmittel für Orleans. Eine

Larve von Eiſen aber bedecke fortan das Antlitz, welches ſo deutlich die Züge des Feindes Frankreichs trägt. Nun kann ich den verlangten Beweis der Gräfin Percy geben und eine Bundesgenoſſin gewinnen im Lager des Feindes!“

„Eine Maske! Ei, das iſt ein gutes Mittel!“ und der Mönch kicherte vor ſich hin.

V.

Als Salomon in der Nacht das Hauptquartier verlaſſen, um nach ſeiner Station an der äußeren Hafenſchanze zurückzukehren, war ſeine Seele ein Durcheinander der verſchiedenſten Gefühle. Sollte er ſich ſelbſt anklagen, oder ſein Benehmen billigen? Sollte er den Cardinal verachten oder verabſcheuen, er konnte darüber im erſten Moment zu keiner Klarheit kommen. Wie ſehr er auch das unglückliche Rochelle bedauerte, deſſen Schickſal vorauszuſehen war, und ob er gleich wünſchen mußte, Rochelle möge auf gute Bedingungen hin Friede gewährt werden, ſo ſah er doch ein, daß die Bürger der belagerten Stadt das Opfer der verſteckten Pläne Rohan's, Soubiſe's und Buckingham's ſeien, die nie Ruhe halten würden, es ſei denn nach gänzlicher Unterwerfung. — Mondecaus, der jede Idee mit zäher Energie feſthielt und ausbaute, hatte, über dem Mittel ſinnend, die Belagerung zu beenden, den Dammbau erfaßt und, um ſich von der Ausführbarkeit der Sache zu überzeugen, den Wall und die erlaubte Grenze achtlos überſchritten. Tod oder offene Mittheilung ſeines Planes war das Entweder-Oder. Er hatte mit gewiſſem Widerwillen das Letztere gewählt und ſich damit wenigſtens zu tröſten verſucht, daß er die Leiden Rochelles abkürze und das Schickſal der Stadt durch Schweigen eben auch nicht ändere. Denn daß Richelieu von dem Platze nicht ablaſſen werde, ohne des Königs Fahne auf ſeinen Thürmen zu ſehen, ja, daß er dieſem Zweck zu Liebe eher ganz Frankreich zum Kampfe aufbieten würde, war dem Beſchränkteſten einleuchtend. Der Zufall, welcher es auch fügen mußte, daß Salomon genöthigt war, gerade Richelieu, nicht ſeinem vorgeſetzten Commandeur, Aufſchluß über ſein Vorhaben zu geben, war ihm andererſeits als günſtiges Omen erſchienen, nicht ſowohl um ſeine durch den Onkel in Paris gekränkten Anſprüche geltend zu machen, als auch durch den Plan des Dammbaus und deſſen Ausführung ein unſterbliches Verdienſt um den Staat, den höchſten Dank Richelieu's und öffentliches Anſehen zu erlangen, welches die Dampferfindung, die Aufgabe ſeines Lebens, ſpäter zu unmittelbarſter Anerkennung bringen mußte.

Salomon hatte eben ſo viel Genie als quälenden, Alles überwuchernden Ehrgeiz. Wo Beide einmal erſt in's Spiel kamen, verlor ſein Blick alle Klarheit für die anderen irdiſchen Dinge, und je mehr die Verhältniſſe ihn bisher gehemmt hatten, ſeine Ideen zu verwirklichen, deſto eigenſinniger klammerte ſich ſein Wille, ſeine Sehnſucht an dieſelben. Von glühend erwachten Wünſchen und Erwartungen getragen, dennoch von unfreiwilliger Beklommenheit erfaßt, dem Giganten gegenüberzuſtehen, welcher das ſtolzeſte Reich der Erde lenkte, erſchien er vor Armand du Pleſſis. Wie enttäuſcht, wie zerriſſen verließ er ihn! Der große Cardinal hatte es alſo nicht verſchmäht, ihn offen und rückhaltslos desjenigen Gedankens zu berauben, den er allein doch von allen Strategen und Ingenieuren der Armee erfaßt hatte! Richelieu nahm die Erfindung des Dammbaus als ſein ſelbſt erzeugtes, geiſtiges *Eigenthum* ſofort in Anſpruch, gebot dem eigentlichen Schöpfer Stillſchweigen und glaubte genug gethan zu haben, wenn er ihm, ſtatt der Strafe, ein Hauptmannspatent ertheilte und ihn mit den Vorbereitungen zur Ausführung der Idee betraute, die Mondecaus' Hirn entſproſſen war. Was konnte dem Regierer des weiten Frankreich daran gelegen ſein, auch noch in dieſer Sache die Bewunderung ſeiner Zeit zu

beanſpruchen? — Dennoch war's ſo! Von der geträumten
Höhe, zu der ihn dieſe Idee erheben müſſe, ſank Salomon
wieder tief herab bis zum Hauptmannsrang, zur Bedeutung
eines Menſchen, der nichts weiter ſein dürfe, als pflicht-
ſchuldiger Soldat. War Richelieu denn etwas Beſſeres
als ſein Onkel? War Mondecaus nicht bis jetzt auf das
Nichtswürdigſte um alle Geburten ſeines Geiſtes ge-
prellt worden? Dies erfüllte ihn mit namenloſem Haß,
tiefſter Empörung und einem immer peinlicheren Mißtrauen.
„Ha, nicht Alles haben ſie Dir genommen, das Letzte,
Höchſte, das Geheimniß Deines Lebens, die Dampfkraft,
iſt Dein, und mit Argusblicken des Neides, mit den krampf-
haften Fingern des Geizes willſt Du es hegen und ver-
bergen!“ — Dergleichen Betrachtungen verhinderten aber
Salomon, einzuſehen, daß Richelieu nicht nur ein eitler
Ehrgeiziger, nicht nur ein großer Staatsmann ſein wolle,
ſondern auch ein ganz reelles, politiſch gewichtiges Intereſſe
dabei hatte, die Idee des Dammbaus als auf ſeinem
Geiſtesacker gewachſen auszugeben. Hätte Salomon's Ge-
ſichtskreis hingereicht, dies zu erkennen, ſo würde er auch
die Gefährlichkeit, in irgend einer Sache Rival eines
ſolchen Mannes zu ſein, eingeſehen und entweder jede
Annäherung vermieden oder ihm mit bereitwilligem Eifer,
ſeinen Gedanken zu dem des Cardinals zu machen, entgegen-
gekommen ſein. Man imponirt ſouverainen Naturen, wie
der du Pleſſis', einmal nicht, am wenigſten aber, wenn
man auf ſeine Thaten Werth legt. Statt einen Begriff
davon zu haben, daß er, um für ſeine Zukunft zu ſorgen,
viel klüger hätte mit Richelieu umgehen müſſen, daß Letzterer
bereits die ſtörriſch ehrgeizige Natur des Ingenieurs durch-
ſchaut habe, belog ſich Mondecaus, als er den erſten Zorn
der Enttäuſchung überwunden, mit dem ſüßen Glauben,
Richelieu werde ihm unter gleichgültiger Form den Bau
des Werkes anvertrauen und wolle ihn erſt prüfen, um
ihn dann langſam, nach Zeit und Gelegenheit, zu erheben
und ſein Talent in die Sphäre zu bringen, wo es dem
Staat erſt recht eigentlich nutzen und zu eigenem Glanze

gelangen könne. Um dieſen Preis allein mochte Salomon den Raub ſeiner Idee ertragen.

Da einmal ſein Geiſt dieſe hoffnungsreichere Richtung genommen und noch durch die innige Liebe zu ſeiner fernen Braut, zu Eugenien in Paris, beflügelt wurde, ſchritt er raſch an's Werk, die praktiſchen Mittel zu überlegen, welche zur Ausführung des Meeresdammes erforderlich waren.

Die Engländer machten am andern Tage abermals einen größeren Verſuch auf die Citadelle von Rhé, aber der tapfere Marquis de Toyras bediente ſie ſo gut, daß ſie ſchon gegen Mittag ihre Truppen zurückziehen mußten. Auch die gleichzeitigen Ausfälle der belagerten Stadt wurden kräftig abgewieſen. Nachmittag beſchied man Lieutenant Mondecaus plötzlich zum Herzog von Angoulême, der ihm das Hauptmannspatent überreichte, Artillerie und Genie-Compagnie der ſüdlichen Landzunge unter ſein Commando ſtellte, den bisherigen Chef derſelben aber nach dem Hauptquartier dirigirte, wo Richelieu denſelben bei Erbauung eines projectirten Forts, öſtlich vom Uebergang der Sümpfe, verwenden wollte. Mondecaus aber erſuchte den Herzog noch um ein halbes Dutzend Barken, die er zum Dienſt nöthig habe, was dieſer ſogleich bewilligte. — Obwohl Angoulême die Gelegenheit ergriff, ſich mit einer gewiſſen Neugier nach dem Auftrage zu erkundigen, welchen Se. Eminenz dem neuen Hauptmann ertheilt, war Salomon, dem natürlich nun das Wohlwollen Richelieu's ſehr am Herzen lag, vorſichtig genug, mit ſchlichter Miene zu antworten: „daß Se. Eminenz, woher, wiſſe er nicht, auf ihn aufmerkſam geworden, durch ihn die Tiefe des Meeres am Hafeneingange vermeſſen laſſen wolle, wahrſcheinlich, um zu ſehen, wie weit es möglich ſei, etwa die franzöſiſche Flotte unbemerkt vorzuſchieben und den Verkehr der Engländer mit Rochelle zu hemmen". Damit begnügte ſich der Herzog. — Mondecaus, nachdem er Batterien und Leute beſichtigt und ſorgſam alle Maßregeln getroffen, ſo wie die äußerſte Schanze ſtark armirt hatte, gab gemeſſene Befehle für die künftige Nacht, bemannte in der Dämmerung ſeine

Boote und begann das eben ſo mühſame, heimliche und gefahrvolle Werk, die Tiefe des Meeresbodens, von der Schanze quer über die Bucht bis zum jenſeitigen feindlichen Ufer, zu meſſen. —

In derſelben Nacht, deren Schooß ſo viel gewichtige Dinge geboren hatte, verließ Vitry gegen den Morgen hin mit ſeiner Cavalleriebegleitung geräuſchlos das königliche Lager und verſchwand in nordöſtlicher Richtung.

Bradamant, der als Kriegscommiſſair mit Hauptmannsrang*) unter dem Behelf der Truppenpflege und Munitionsaufſicht das ganze Lager durchſtöberte, war bei der neuen Schanze jetzt nicht mehr ſichtbar, ſondern hatte auf dem rechten Flügel der Armee, wo d'Artagnan's, Marillac's und bei den Sümpfen, wo Orleans' Truppen ſtanden, geheime Beſchäftigung. Man ſah ihn oft genug ſpät Abends in eine gewiſſe kleine Thür ſchlüpfen und Zutritt zum Cardinal erlangen, wenn Cavaliere von Rang ſelbſt nicht mehr angenommen wurden.

Daphon, der läſtigen Gegenwart des Gascogners enthoben, in der Bruſt die nagende Qual, das furchtbare Geheimniß ſeiner königlichen Herrin faſt verrathen zu ſehen, überdies zur Unthätigkeit verdammt, brütete um ſo mehr über einem Plane, zu entweichen, um die ſorgloſe, wegen des Schickſals jenes räthſelhaften Kindes zu ſehr beruhigte Königin zu warnen. Eine ſchlimme Ahnung aber rieth ihm, ſo oft er auf dem Sprunge ſtand, von der Entweichung ab. Zu ſeinem Unglück hatte Agathon von Richelieu's Garde-Infanterie ähnliche Gelüſte, denn ſein Schwiegervater war zu Chauvigny geſtorben, und der Verluſt der Erbſchaft ſtand nach einem Briefe ſeiner Frau bevor, wenn er nicht heimlich einen Tag wenigſtens nach dem unfernen Städtchen käme. Agathon theilte Daphon dieſe Sorge mit, ein Wort gab das andere, kurz — in einer dunklen Nacht waren Beide davon!

---

*) Sogenannte Militär-Intendanturen gab es damals noch nicht, ſondern jeder Truppentheil hatte ſeinen Quartier- und Proviantmeiſter mit Lieutenantscharge. Ueber dieſelben waren nun ſolche Kriegscommiſſaire mit Hauptmannsrang geſetzt.

Am andern Morgen brachte man den unſeligen Daphon gefangen und von Dragonern umgeben zurück. Seine blutenden Hände waren an den Sattelgurt von Agathon's Gaul gebunden, Agathon's, der ihn getäuſcht, verleitet, verrathen und dann ſelber gefangen hatte. „Jeder von Euch hat ſeine eigene Politik!" hatte Bradamant geſagt.

Kein Zwangsmittel konnte indeß dem Armen ein Geſtändniß entreißen. Erſt als nach vierzehn Tagen Vitry zurückkam, der Cardinal durch Pater Joſeph ſämmtliche Documente dem jungen Manne vorlegen ließ, welche bewieſen, daß man den Knaben gefunden, ſich ſeiner bemächtigt habe und Alles wiſſe; als man ihm endlich drohte, man werde dieſes Kind, falls er nicht geſtehe, ganz unſchädlich machen, damit ſei die Geſchichte aus — dann erſt geſtand der Gemarterte! Nachdem er ſeine Ausſage unterſchrieben, ließ man ihn laufen. — Er erſchoß ſich am ſelbigen Tage! —

Mehrere trübe, neblichte Nächte hatten inzwiſchen für Salomon genügt, die Tiefe der See, beſonders in Mitte des Golfs, zu meſſen, und er war dabei noch immer glücklich den engliſchen Nachſtellungen entgangen, obwohl er ſich öfter mit ſeinem Boot dicht unter den feindlichen Kanonen der andern Küſte befunden. Er machte demnach ſeine Berechnungen, veranſchlagte Material, Zeit, Koſten, Arbeitskräfte und was ſonſt zu dieſem großen Bauwerk gehörte, in der feſten Vorausſetzung, der Cardinal werde an ihn ſofort weitere Befehle ertheilen.

Als er den Bericht übergab, lobte Richelieu ſeinen Eifer und ſeine Gewandtheit mit einigen lauen Worten und — entließ ihn.

Mondecaus war ſchwer enttäuſcht. Welche Bitterkeit tobte in ſeiner Seele! — Doch er beruhigte ſich endlich doch wieder und wartete. Es war ja möglich, daß die Beſchaffung des Materials, der Schiffe anderweitig vergeben werden ſollte, erſt dann könne vom Bau die Rede ſein. So vergingen mehrere Wochen. — Bradamant war inzwiſchen auch wieder auf den linken Flügel ſtationirt worden und drängte ſich mehr denn jemals an ihn. Salomon mußte ihn ertragen, doch verſäumte er keine Gelegenheit, ſeinen Widerwillen offen auszuſprechen. Daphon's tragiſches Schickſal und dabei die düſteren Anſpielungen der Uebrigen auf Bradamant machten Mondecaus immer mißtrauiſcher und riefen ſeine ſittliche Furcht vor jeder Berührung mit dieſem Manne nur um ſo lebendiger wach.

Unter abwechſelnden Kämpfen auf Rhé, theilweiſem Bombardement der Stadt durch Schomberg, d'Artagnan und Marillac, unter Ausfällen und Scharmützeln endete der October. Die allgemeine Rührigkeit im königlichen Lager indeß, welche ſich plötzlich zeigte, der Eifer, mit dem an den Belagerungswerken und Forts gebaut wurde, überaus große Truppenverſtärkungen aus dem Innern des Landes endlich bewieſen, daß man ſich zu einem bedeutſamen Schlage gegen den Feind rüſte.

Ein ſolcher war allerdings vom König und Richelieu beſchloſſen worden. Letzterer hatte jetzt nicht allein alle Angriffsdispoſitionen beendet und das Heer vervollſtändigt, ſondern war auch mit Schürzung ſeiner Pläne, ſeinen geheimen Nachforſchungen zu Ende, ſo daß er auf's Energiſchſte den Engländern, der Stadt, wie den feindlichen Parteien bei Hofe auf den Leib rücken konnte, um, mit glänzendem Siege gekrönt, den König für immer den widerſtrebenden Einflüſſen ſeiner Umgebung zu entreißen. Schließlich war, auf du Pleſſis' Befehl, die Beſchaffung des Materials zum Dammbau durch Pompeje Targon, den Ober-Ingenieur, beſchafft worden, ohne daß dieſer Mann ſelbſt Ahnung hatte, wozu dies Alles diene. Richelieu war „auf ſeine Idee" ſo eiferſüchtig, liebte es, überall ſo abſolut zu handeln, daß von einer beſcheidenen Frage Targon's gar nicht die Rede ſein konnte. — So waren auch auf einmal, zum Erſtaunen und Gelächter von Freund und Feind, fünfzig alte Kauffahrer, meiſt Heringsſchiffe, und zwanzig alte Schaluppen erſchienen, ſämmtlich im jämmerlichſten Zuſtande, Invaliden des Meeres, welche mühſam nur hierhergebracht ſchienen, „wahrſcheinlich," meinte Buckingham, „damit wir ſie nächſtens anzünden, oder um ganz zu verſaulen!" — Das Commando dieſer Jammerflotte war einem der Lieblinge des Cardinals, dem Chevalier Grandpré de Moirignac, anvertraut, welchen man nun nicht anders als den „Heringsadmiral" nannte.

Am 3. September wurde ſämmtlichen Marſchällen und Befehlshabern großer Kriegsrath bei Sr. Majeſtät nach Beendigung der Tafel angeſagt.

Ludwig XIII. war eben von Tiſch aufgeſtanden und hatte das Fräulein d'Hautefort, eine üppige Schöne, welche mit ihren Reizen und toller Ausgelaſſenheit den Allerchriſtlichſten unterhielt und beherrſchte, gnädigſt entlaſſen. Auch der Oberkämmerer du Châila und der Leibarzt Ebn Haſſan, ein armeniſcher Jude und Aſtrolog des Monarchen, waren mit Staatsrath Berryer in das Gemach getreten, welches neben dem Audienzzimmer lag. Der König, im Fenſter lehnend, unterhielt ſich noch mit dem Oberſtallmeiſter Herzog von Bellegarde, dem Herzog von Chevreuſe und Marſchall Baſſompierre, welche mit ihm gegeſſen hatten, als Châila den Cardinal meldete. Derſelbe war gerade Gegenſtand einer ſcherzhaften Unterhaltung und gewiſſer kleiner Hofanekdoten geweſen, als auf den Wink des lachenden Königs du Châila Richelieu einließ.

„Wenn man vom Wolfe ſpricht, iſt er nicht weit!" flüſterte Ludwig noch immer kichernd zu Baſſompierre, während der Cardinal ſich verneigte.

„Sie kommen eher zur Sitzung, Eminenz, als Wir gehofft. Wir ſind gut dafür, daß Sie überaus hitzig auf die nächſte Schlacht ſind! Wagen Sie Ihren gottgeweihten Leib nur nicht zu weit in die Reihen der Gegner!"

„In meines Fürſten Dienſt war mein Leib ſtets meine letzte Sorge; mich dünkt, er ſei gewöhnt, fortwährend Feinden ausgeſetzt zu ſein, wenn auch meiſt nicht ſo offenen, ehrlichen, wie jenen in Rochelle."

„Eminenz ſcherzen nur," ſagte Chevreuſe, „wenn Sie von heimlichen Feinden reden. Sie ſind ſtets von allen kleinen Anſchlägen und Intriguen ſo vortrefflich unterrichtet, daß Ihren etwaigen Gegnern jedes Complottiren erſpart wird. Wer ſollte ſich an Cardinal Richelieu noch wagen?"

„Es geht mir, lieber Herzog," und du Pleſſis heftete lauernd ſein graues Auge auf Chevreuſe, „hierbei wie unſerm Heiland, als ihn Judas fragte: Wer unter uns iſt's, Rabbi? In ſolchen Fällen weiß man, daß der Frager ſtets das fraglichſte Gewiſſen hat!"

Chevreuſe entfärbte ſich etwas.

„Was heißt das, Cardinal?" und der König ſah ihn groß an. „Wir hoffen doch, Sie kommen nicht wieder mit Klageliedern?!"

„Ich komme mit Beweiſen, und Ew. Majeſtät mag ſelbſt urtheilen, was von denſelben zu halten iſt. Der Kriegsrath tritt in einer halben Stunde zuſammen, wichtige Maßregeln ſtehen bevor, um die Belagerung endlich zu fördern; ich hielt es deshalb für hohe Pflicht, Ew. Majeſtät vorher von dem in Kenntniß zu ſetzen, was ſehr geeignet ſein dürfte, die allerhöchſten Entſchlüſſe weſentlich zu verſchärfen!" — Damit zog Richelieu ein Portefeuille aus der Soutane, nahm einen Brief heraus und reichte ihn dem Monarchen.

Während Ludwig das Schreiben ergriff und die Cavaliere ehrfurchtsvoll zurücktraten, flüſterte Baſſompierre zu Bellegarde: „Gebt Acht, Herzog, ſo oft Se. Eminenz dieſe verdammte ſchwarze Briefmappe mitbringt, erhält der Teufel einen Sonntagsbraten!"

„Wahrhaftig!" raunte Bellegarde, „ſehen Sie nur, der König wird bleich, die Adern ſchwellen ihm an den Schläfen, er kaut an der Unterlippe. Herr Chevreuſe ſcheint auch plötzlich etwas unwohl zu ſein."

Ludwig erhob das graue Auge geſpenſtiſch zu dem Cardinal, der eine ſtumme Geberde machte.

„Geht hinaus, meine Herren! — Die Marſchälle und

Generale, ſobald ſie kommen, mögen verziehen, bis Wir du Chàila ſenden!“

Baſſompierre, Bellegarde und Chevreuſe verließen das Gemach.

Der Monarch zitterte heftig. Mit allen Zeichen der Beſtürzung trat er zu Richelieu und ſtreckte ihm krampfhaft den Brief entgegen

„Iſt das wahr, du Pleſſis?“

„So wahr, Majeſtät, als daß den Brief die Königin-Mutter ſelber an Monſieur von Orleans ſchrieb. Die Fäden reichen noch weiter und ſpinnen ſich zu einem Netz der Niederträchtigkeit, in welchem Ew. Majeſtät erſticken werden!“

„Und dieſe Frau,“ ſtöhnte Ludwig, „iſt Unſere Mutter! Dieſer Orleans Unſer Bruder! Hahaha!“

„Die Könige haben keine Familie, ſie ſollen auch keine haben! Treue, ſtrenge Diener oder Feinde, das iſt des Purpurs Loos!“

„Auf Unſere Kränklichkeit, Unſern gewiſſen Tod rechnen alſo dieſe Menſchen? — Ein Horoſkop hat ihnen geweiſſagt: Wir müßten mit achtundzwanzig Jahren ſterben! Darum ſoll Gaſton von Orleans ſich von Neuem mit jener Prinzeſſin von Florenz vermählen! Unſere Dynaſtie wird ausſterben und die ſeine blühen! — Nein, Orleans ſoll nicht heirathen! Nie wieder! Wir werden leben, noch lange leben, Cardinal, wir wiſſen es!“ — Er trat dicht zu ihm, ſein Mund berührte faſt Richelieu's Ohr. „Geſtern noch hat Ebn Haſſan in Unſerer Gegenwart das Firmament befragt, die untrüglichen Kinder des Himmels. Sie ſagten: Ludwig von Frankreich wird Dich, Armand Richelieu, ſechs Monate überleben!“ — Des Königs Auge ruhte ſtarr, forſchend auf ſeinem Miniſter.

„Heil mir, mein Fürſt, daß es dem Himmel gefällt, mein Daſein ſo enge mit dem Ew. Majeſtät zu verbinden! Mir haben die Sterne Aehnliches verkündet, doch daß ich nicht eher ſterben ſolle, bis Eure Dynaſtie in einem

Sohne kraftvoll erblüht, bis alle Gegner, ſelbſt Mars, vernichtet ſind.“

„Mars, Richelieu? Bis Mars, der Unglückbringer, vom Himmel fiel? — Dann müßten Wir Beide ewig leben!“

„Nein, Majeſtät! Aber ſo lange doch, bis alles Unglück, jede Gefahr von uns wich. Das aber iſt ſehr lange, denn ſchwärzer war nie der Himmel rings bedeckt, nie meine Seele von Furcht, Argwohn und Trübſinn mehr erfüllt, als jetzt.“

„Rede, Freund! Verſchweige Uns nicht das Leiſeſte!“ — Ludwig ergriff haſtig des Cardinals Hand und führte ihn zu den Seſſeln im Erker. Beide ließen ſich nieder. Der König, von Argwohn und Bangigkeit gefoltert, lauſchte mit vorgeneigtem Körper auf jede Miene Richelieu's.

„Majeſtät, ich werde alles Schreckliche und Entehrende offen mittheilen, zugleich auch alle Mittel der Abhülfe. Genehmigt Ew. Majeſtät meine Rathſchläge, ſo will ich die Waffen der Gegner in nicht zu ferner Zeit umkehren gegen ihre eigene Bruſt. — Das Horoſkop, welches das königliche Leben ſchon mit achtundzwanzig Jahren auslöſcht, iſt falſch. Lucas de Fabroni, der Haushofmeiſter und Vertraute Orleans', ein italieniſcher Gaukler und Zeichendeuter, hat daſſelbe auf Befehl der Königin-Mutter aufgeſtellt. Fabroni iſt bereits in Haft und hat den Betrug geſtanden!“

„Auf die Galeeren mit ihm!“

„Sollte die Vermählung mit der Florentinerin nicht zu Stande kommen, hat man ſogar gewagt, Orleans Ew. Königlichen Gemahlin Anna ſelbſt anzubieten!“

„Du Pleſſis!! — Wir ſtoßen eher dem eigenen Bruder den Stahl in's Herz!“

„Königin Anna war klug genug, das abzuweiſen. Orleans dagegen, der ein Sklave ſeiner augenblicklichen Laune iſt, ſpinnt eine Verbindung mit Maria von Nevers, der Prinzeſſin Gonzaga, an!“

„Nimmermehr! Er ſoll nie wieder heirathen!“

„Das meine ich auch. Doch rathe ich Ew. Majeſtät, die Dinge einſtweilen gehen zu laſſen, als wüßten wir von nichts. Man kann ſich in Paris ja doch nicht rühren, ohne daß wir es erfahren. Monſieur Orleans, läßt man ihm ſchwache Ausſicht auf die Gonzaga, eine Verbindung, welche die Königin-Mutter wie Königin Anna haſſen, wird ſuchen, nach Paris zurückzukehren. Das will ich, — hier iſt er nur gefährlich!"

„Hier gefährlich? — Wir ließen ihn mitziehen und gaben ihm ein Corps, damit er ſich in Paris nicht unnütz mache!"

„Da er nun aber in Paris genug Schwierigkeiten vorfinden wird, iſt's beſſer, er geht. Hier ſinnt er höchſt Verderbliches! Er hat Einverſtändniß mit Rohan!"

„Mit Rohan in Rochelle?!"

Der Cardinal übergab Ludwig ein Papier. Der König durchflog es. „Er ſoll zurück, ſogleich!" flüſterte er düſter.

„Nicht auffällig, Majeſtät! Ich habe ſchon Mittel, ihn reiſen zu laſſen. Seien Ew. Majeſtät inzwiſchen nur vorſichtig und nicht zu unfreundlich gegen ihn. In längſtens zwei Wochen iſt er fort, und es iſt nur nöthig, ihn thatenlos zwiſchen den Sümpfen zu laſſen, damit er nicht in unſere Schlachtdispoſition kommt!"

„Aber er wird in den Kriegsrath kommen und ſo unſere Pläne erfahren?"

„Der Kriegsrath darf auch ohne Orleans nicht Ew. Majeſtät wahre Abſichten kennen, das hieße uns verderben."

„Sind ſie denn Alle treulos?!"

„Nicht Alle. Einige ſind treu, doch trotz ihres Talents nur zu Maſchinen gut, die Uebrigen aber Verräther! Alles iſt ein Gewebe von Schurkereien!"

„Cardinal, Ihr wagt's auf Euren Kopf, was Ihr da ſagt!" und eine unheimliche Flamme des Argwohns zuckte über Ludwig's Geſicht.

„Majeſtät wiſſen wohl," erwiederte Richelieu mit größter

Ruhe, „wozu Herr Buckingham ſich in Amiens gegen Königin Anna erkühnte?“

„Wiederhole es nicht, Pleſſis! Wiederhole nicht die Schande unſeres Lebens!“

„Und doch muß ich's! — Neun Monate nach dieſer Aventure, am 10. Mai im vorigen Jahre, ward zu St. Germain ein — Kind geboren. — Das Kind verſchwand! — Es iſt — ein Knabe, und es iſt gefunden! Die Baſtille hat es in Pflege!“

Ludwig XIII. ſaß, einer Leiche gleich, ſteif, blutlos im Lehnſtuhl. Nur ſein graues Auge glotzte ſtier auf die Papiere, die Ausſagen Bradamant's, Daphon's und Vitry's, welche der Cardinal auf ſeinen Knieen ausbreitete und flüſternd erklärte.

„Hieraus geht hervor, Sire, daß in dieſes Verbrechen die Herzogin Chevreuſe, wahrſcheinlich auch ihr Gemahl verwickelt iſt. Es iſt ferner bewieſen, d'Artagnan unterhält eine Liebſchaft mit der Herzogin, unterhält Verbindung mit Buckingham, und ſo fliegen durch dieſe Zwiſchenträger oft duftige Briefe von St. Germain in's engliſche Lager.“

Ludwig packte den Arm des Cardinals und kniff ihn zähneknirſchend. „Räche uns, Armand, an dieſem ſchändlichſten aller Weiber, Anna, an dem Hunde Buckingham, und Du ſollſt alle Macht haben, die in eines Königs Händen ruht!!“

Richelieu's Bruſt hob ſich, ſein Auge blitzte. „So rathe ich Ew. Majeſtät Folgendes: Orleans geht nach Paris, man giebt ihm Hoffnung auf die Gonzaga, doch heirathen darf er nie! — Marſchall d'Artagnan fällt beim nächſten Sturm! — Chevreuſe erkauft man durch Furcht, ſchüchtert ſeine Frau und ſomit die Königin mit der Drohung ein, das Kind zu tödten! — Anna wird um Verzeihung und Gnade bitten! Verzeiht ihr, Sire! Eine Königin darf nie eine Verbrecherin ſein, und Ew. Majeſtät muß einen directen Erben haben, muß Orleans' und der Königin-Mutter Pläne vernichten! — Hier aber mit voller Wucht geht's auf den Feind! Buckingham muß ſchimpflich von dieſen Küſten verjagt ſein, die der Eitle nur betrat, um ſeine Lorbeeren der Königin zu Füßen zu legen, und Rochelle, dieſe offene Wunde in Frankreichs Bruſt, muß endlich fallen!"

„Und wie wird ſie das?"

„Majeſtät, ich werde es erobern, bei dem Verderben, das mich treffen ſoll, wenn ich falſch ſchwöre oder hierbei irre!"

Richelieu theilte nun dem König in allgemeinen Zügen die Art mit, in welcher er die Truppen aufgeſtellt zu ſehen wünſche, wenn ein erfolgreicher Schlag möglich werden ſolle. „Iſt Buckingham auf dieſe Weiſe bedrängt und mit ſich beſchäftigt, hab' ich ein anderes Mittel, die Stadt von der See her nach und nach ganz abzuſperren."

„Von der See her!?"

„Und zwar ſo, daß kein Fiſcherboot hinein kann. Bei der Hoſtie, Majeſtät, ich werd's! Ueberlaſſen Sie nur den Generalen nichts! Einheit des Befehls thut Noth. Geben Sie mir ganz die Leitung, unter Ihrer Aufſicht, Sire, dann wird der Ruhm des Sieges allein der Ihre ſein! Man höhnt wohl den Heringsadmiral mit ſeiner Flotte, dort aber liegt ein Mittel, Majeſtät, Rochelle zu nehmen, ein Mittel, ſo ſicher, wie es noch nie erdacht ward!"

„Richelieu, was man auch wider Dich ſagen will, Du biſt doch der einzig Treue, der Größte unter Allen. Wir fügen uns Deinem Willen!"

Ludwig XIII. ſchellte. Du Châila trat ein.

„Die Herren vom Kriegsrath!"

Der Kämmerling öffnete die äußere Thür. Es erſchienen: Gaſton von Orleans, Bruder des Königs, die Herzöge von Angoulême, Bellegarde und Chevreuſe, die Marſchälle Baſſompierre, d'Artagnan, Schomberg und Ludwig de Marillac. — Graf Toyras und der Admiral der königlichen Flotte hatten ihre Unterbefehlshaber geſendet. Zum Schluß, unterm Lächeln der Anderen, traten Grandpré, der Heringsadmiral, mit Pompeje Targon und Staatsrath Berryer ein. Du Châila verſchloß die Thür.

Ludwig XIII. ſaß im Lehnſtuhl am Fenſter, hinter ihm, auf die Lehne geſtützt, ſtand Richelieu und überflog mit geheimem Lächeln die glänzenden Generale und Höflinge, welche rings einen Kreis ſchloſſen.

„Wir haben Sie, Meſſieurs und Marſchälle!“ begann der König, „zum Kriegsrath befohlen, weniger um Ihre Meinungen über die Dispoſitionen zu hören, welche Wir zu treffen hätten, als Ihnen dieſelben bereits als feſtſtehend kund zu thun. Thatſachen der ernſteſten Art ſind es, die Uns nicht nur zu raſchem Handeln, ſondern auch zu eigener, unverrückbarer Beſchlußfaſſung über die Art des nächſten Angriffs, wie der künftigen Kriegsführung, beſtimmt haben. Die Truppen bleiben kampfbereit für jeden Augenblick auf ihren Poſten ſtehen, Unſer Bruder von Orleans deckt nach wie vor die wichtige Paſſage über die Sümpfe, dagegen ſoll Marſchall Baſſompierre den linken Flügel Angoulême's mit der Artillerie jener Seite, Marſchall d'Artagnan das Centrum mit den Garden und die Obhut Unſerer Perſon, Herzog Angoulême mit Marquis Marillac den rechten Flügel, und Marſchall Schomberg die äußerſte Spitze des rechten Flügels nach den Engländern zu nehmen. Graf Toyras und der Admiral bleiben in ihrer Poſition, doch haben ſich dieſe auf Alles gefaßt zu machen, was von Rochelle her geſchehen kann. Die Flotte habe beſonders die Engländer im Auge, wenn ſie eine Bewegung auf dem äußeren linken Flügel und der ſüdlichen Küſte machen ſollten. Geſchieht dies, ſo ſollen ſie bis auf den letzten Mann kämpfen. Die Umwechſelung des Commandos erfolgt ſogleich, ſo daß bis Abend Alles ſchlagfertig iſt. Die weiteren Befehle, welche Wir dann zu geben haben, wird Ihnen Se. Eminenz ertheilen, den Sie als Generaliſſimus direct unter Uns anzuſehen und was er für nöthig hält, als von Uns geboten, auszuführen haben!“

Die Generale waren erſtaunt und ſahen ſich ſprachlos an. Richelieu, ein Prieſter, Oberbefehlshaber! Statt ſie um ihren Rath zu fragen, mit Befehlen regalirt!

„Mein königlicher Bruder!“ und Orleans ward roth vor Zorn, „bei allem ſchuldigen Reſpect muß ich bemerken, daß, wenn Ew. Majeſtät auch unſeres Raths nicht bedarf, Orleans doch nimmermehr unter Richelieu's Befehlen ſtehen wird!“

„Richtig, mein Bruder!“ und Ludwig ſah ihn kalt und düſter an. „Wir entbinden Sie von jedem Commando. Die Herzöge Bellegarde und Chevreuſe mögen Ihre Truppen übernehmen! Auf Wiederſehn heute Abend, Sieurs!“

„In einer Stunde bitte ich die Herren Herzöge von Angoulême und Bellegarde, die Herren Marſchälle Baſſompierre und Schomberg, ſo wie die Bevollmächtigten des Grafen Toyras und des Herrn Admirals zu einer Privatbeſprechung bei Sr. Majeſtät!“ ſetzte Richelieu hinzu.

Schweigend verließen die Generale das königliche Gemach mit ſehr gemiſchten Gefühlen. Nur in dem des Erſtaunens waren ſie Eins. Der König hatte, trotz des übermächtigen Einfluſſes Richelieu's, nie ſo klar geſprochen und gehandelt, wie heute. Selbſt das frühere Exil der Königin-Mutter war mehr durch Liſt erfolgt. Große Dinge mußten geſchehen ſein, Richelieu unendlichen Dank und Vertrauen des Königs verdient haben, daß ihm auch die militäriſchen Angelegenheiten ganz zufielen. Zugleich bewies die ſcharfe Behandlung Orleans', daß neue, höchſt ſtarke Momente des Haſſes und Argwohns gegen ihn vorhanden ſeien. Auch der Wechſel der Befehlshaberſtellen gab zu mancherlei Annahmen Anlaß. Am meiſten betroffen waren Orleans und d'Artagnan. Der Erſtere wußte in ſeiner ohnmächtigen Wuth kaum, was er beginnen, der Andere nicht, ob das Commando der königlichen Garden eine hohe Ehre oder ein Mißtrauen bedeuten ſollte. Beiden ſchlug das Gewiſſen.

Der Wechſel des Commandos war erfolgt, Toyras und der Admiral machten ſich zum Aeußerſten bereit. Die Truppen wurden gemuſtert. Mit der Dunkelheit war der Kampf zu erwarten, ein Kampf bei Nacht.

Schomberg, Angoulême, Bellegarde und Baſſompierre, die Adjutanten Toyras' und des Admirals fanden ſich zur engeren Beſprechung beim König ein. Auch Pompeje Targon und Grandpré waren befohlen. Dies war der eigentliche Kriegsrath, von welchem die Anderen ausgeſchieden worden.

In dieſer kleinen Verſammlung legte nun Richelieu mit blendender Beredſamkeit und einer Beſtimmtheit ohne Gleichen ſeinen Plan vor.

Mit anbrechender Dunkelheit ſollte Toyras eine grüne Rakete ſteigen laſſen, zum Zeichen, daß er fertig zum Ausfall aus dem Caſtell gegen die Engländer ſei. Darauf ſollten die franzöſiſche Flotte zwiſchen Oleron und Rhé wie Oleron und dem Lande vordringen, zugleich zehn alte Schiffe von Grandpré's Heringsflotte und zwanzig Schaluppen bei der neuen Schanze in den Hafen mittelſt der Fluth vordringen, Bord an Bord vor Anker gehen und verſenkt werden, Baſſompierre's Batterien aber jede Einmiſchung der kleinen engliſchen Fahrzeuge verhindern. Während man dadurch die Aufmerkſamkeit der Engländer auf Rhé und den Hafen lenke, würden ſämmtliche Corps, Schomberg voran, dann Angoulême folgend, das engliſche Lager mit aller Wuth angreifen, Marillac von Norden, Bellegarde von Oſten gegen die Stadt kanoniren, und d'Artagnan mit den Garden im Südoſten, die Sümpfe überſchreitend, einen Angriff auf die Stadt machen, um Rohan abzuhalten, Buckingham etwa zu unterſtützen. Die Generale, ſo gewagt es ihnen erſchien, konnten doch der Idee wie der geſchickten Anordnung des Treffens ihren lauten Beifall nicht verſagen. Nur den einen Einwand hatten ſie, daß die Engländer dann immerhin die weſtliche Seeſeite der Stadt behalten, vielleicht die Beſatzung derſelben durch ihre geſammte Munition und Mannſchaft verſtärken würden. Als ihnen Richelieu aber erwiederte, man wolle das doch abwarten, und geſchehe es wirklich, ſo wolle er die ganze Heringsflotte im Hafeneingang verſenken und durch den Damm die Feinde in einen Hungerkäfig ſchließen, waren die Generale ſtarr. Nun erſt ſahen ſie den Zweck der Heringsflotte ein, erkannten das rieſenhafte Kriegstalent jenes Mannes, der ſchon ſo viel Glorie um ſeinen Scheitel als Staatsmann geſammelt hatte. —

Der Abend des 3. November brach langſam an. Die äußeren Schanzen waren eine Strecke von 180 Toiſen Breite geräumt und eingeriſſen worden. Pompeje Targon hatte auf geheime Ordre Richelieu's dies vorbereitet. Die Artilleriſten ſtanden bei den Stücken, die Truppen Baſſompierre's waren näher an die Stadt geſchoben. Die zweite Hälfte des Ingenieur-Corps der Südſeite unter Mondecaus harrte hinter den Batterien der Oſtſeite bei den Garden d'Artagnan's, die Truppen des öſtlichen Flügels unter Schomberg und Angoulême hatten bereits eine leiſe Bewegung nach Norden gemacht, und in die entſtandenen Lücken waren Bellegarde und Marillac eingerückt. Todtenſtill war Alles. Man hatte durch die Troßknechte die alten Lagerfeuer anſtecken laſſen, damit der Feind glaube, der Standort der franzöſiſchen Truppen ſei der alte.

Es ſchlug neun Uhr, da ſtieg Toyras' grüne Rakete. Man hörte die Kanonen der Inſel Rhé brüllen, der Ausfall war erfolgt! Eine Bewegung unter den Engländern bewies, daß Buckingham eilig ſeinen Truppen auf Rhé Succurs ſchicke. Eine weiße Rakete Toyras' ſagte dem Cardinal, daß er im Vortheil ſei, eine rothe darauf, daß die Engländer Succurs von der Flotte erhielten. Inzwiſchen hatte der franzöſiſche Admiral die Anker gelichtet, zwängte ſich zwiſchen Rhé und Oleron, ſchob acht der größten Kriegsſchiffe zwiſchen Oleron und der Küſte vor, und von der Fluth begünſtigt, drang die commandirte Section der alten Kauffahrer unter Grandpré bei der neuen Schanze in den Hafeneingang, und Pompeje Targon's Werke des Dammbaus begannen eben, als von der Flotte die letzte Rakete aufſtieg.

Der König und Richelieu ſtiegen zu Pferde und verließen in Begleitung des Herzogs von Orleans, Chevreuſe's und Mademoiſelle d'Hautefort's, der tollſten Reiterin ihrer Zeit, das Hauptquartier und eilten, während Pagen mit Fackeln den Weg erhellen mußten, umgeben von einer Schwadron reitender Garde Richelieu's unter Capitain Giuſeppe de Trombara, zu d'Artagnan's Corps. Richelieu, den Panzer über der Soutane, den Degen gezogen, ſprengte vorauf.

„Eine weiße Rakete los für Schomberg, Marſchall d'Artagnan! Erſt die Artillerie vor, mit den Reitern auf den Flanken, Garde-Musketiere nach, nebſt dem Geniecorps mit dem Schanzgeräth! Drauf auf Rochelle! Ewige Seligkeit und Ehre hienieden dem, der die Mauern Rochelles erſteigt!“

Ein Hurrah der Truppen begrüßte den König, die Rakete ſtieg. Alles drang vorwärts, ſtürzte aus den Schanzen den Mauern Rochelles entgegen, und die Kanonen brüllten durch die Nacht.

Auf dem öſtlichen Flügel blieb's ſcheinbar todtenſtill. Die Bewohner Rochelles waren von der plötzlichen Gefahr, welche der Süd- und Oſtſeite der Stadt drohte, abgehalten, ſich um Buckingham zu bekümmern. Letzterer, deſſen Truppen auf Rhé ſeit zwei Stunden im Gefecht waren, eilte, ihnen Hülfe vom Lande und von der Flotte, wie Rath in ſeiner eigenen Perſon zu ſenden, und begnügte ſich, ſeinen Leuten in den Verſchanzungen, welche dem öſtlichen Flügel der Franzoſen gegenüber lagen, Wachſamkeit anzuempfehlen.

Kaum hatten Schomberg und Angoulême aber Richelieu's Zeichen geſehen, als ſie mit größter Behutſamkeit ihre Maſſen vereinigten, auf einen Punkt concentrirten, leiſe vorrückten und dann einen wilden Stoß auf die Verſchanzungen Buckingham's ausübten, welchem die Engländer nicht widerſtehen konnten. Von Bellegarde unterſtützt, ſtürmten ſie die nicht genug gedeckten Erdwerke der Engländer, ſetzten ſich darin feſt und rückten vorwärts, Bruſt an Bruſt die Engländer aus ihrer Stellung treibend.

Von dieſer Schreckenspoſt ereilt, befahl Buckingham, die Inſel Rhé zu räumen, das Terrain dem tapfern Toyras zu laſſen, und flog an's Land, um das Vordringen Schomberg's und Angoulême's zu hindern. Wohl merkte er nun den Plan, doch es war zu ſpät. Obwohl er jetzt die Inſel Rhé aufgab, konnte er doch nicht den öſtlichen

Flügel der Franzoſen am Vordringen hindern. Verzweiflungsvoll ſah er voraus, daß von dieſem gewaltigen Stoße, der von zwei Dritteln der franzöſiſchen Armee ausgeführt wurde, die Engländer Gefahr liefen, in die See geworfen zu werden. Da er durch ſeinen Boten den Herzog Rohan in der Stadt aber nicht überzeugen konnte, daß der Angriff, welchen derſelbe auszuhalten habe, nur eine Finte, die eigentliche Gefahr auf ſeiner Seite zu ſuchen ſei, die Nacht aber das Entſetzen und die Unſicherheit vermehrten, ſo beſchloß er, der Flotte Befehl zu ſenden, die Landtruppen einzuſchiffen, und ſo lange nur, bis dies glücklich geſchehen ſei, mit dem Aufgebote ſeiner ganzen Kraft den Franzoſen Stand zu halten.

Während auf Rhé ſchon vollſtändig und größtentheils auch bei Schomberg's und Angoulême's Truppen der Sieg für Frankreich ſich entſchied, ward unter den Mauern Rochelles im Centrum bei d'Artagnan auf's Wildeſte gekämpft, ohne daß man den Wall gewinnen konnte. Das Vordringen zwiſchen den Sümpfen war überaus gefährlich, die Artillerie blieb ſtecken, Hunderte verſanken, Roß und Mann, im Moor, und die Dunkelheit deckte ihren Todeskampf. —

Sonderbares Loos! Nenne man's Zufall oder Fügung, wenn ein Menſch, den man ewig meidet, uns immer neu begegnet, immer wieder ſich uns anſchließt, ja ſelbſt in den Momenten auf uns ſtoßen, bei uns ausharren muß, wo wir beſtimmt wiſſen, er ſelber habe nicht Schuld an dieſer Begegnung, ſei, ſo gut wie wir, nur von der Nothwendigkeit vorwärts getrieben.

So ging es Salomon de Caus mit Bradamant. Durch die veränderte Station ſeiner Truppen und Geſchütze von der äußerſten Schanze am Hafeneingang nach dem rechten Flügel Baſſompierre's, ſeines neuen Chefs, nunmehr der Stadt viel näher und geradeüber, ſchien er von der läſtigen Freundſchaft Bradamant's befreit. Er hatte den Befehl erhalten, ſowie das Zeichen zum Angriff gegeben würde, unter dem Schutze eines combinirten Regiments

Garde-Musketiere und Fantaſins,*) welches den linken Flügel der Garde d'Artagnan's flankiren ſollte, vorzurücken, um an allen ſtrategiſch wichtigen Stellen durch eilige Erdwürfe der Artillerie feſten Halt zu geben, und ſie dann von der Seite her auf die Mauer ſpielen zu laſſen, um den Angriff zu unterſtützen. Den Befehl zu den Vorbereitungen hierzu hatte Richelieu durch Angoulême ſchon geſtern geben laſſen. Wie erſtaunte aber Mondecaus, als er fand, daß die Garde-Musketiere und Fantaſins, welche ſo ſeine Schlachtgenoſſen wurden, von Capitain Vitry und Bradamant commandirt waren, als ſie um fünf Uhr Nachmittags in ihre Stellung rückten. Was Mondecaus beſonders auffiel, war, daß Bradamant, als er ihn erblickte, plötzlich bleich wurde und ein ſtilles, ſeltſam ſcheues Benehmen hatte, welches gegen ſeine ſonſtige großſprecheriſche Weiſe ſehr abſtach. Vitry's Betragen war gleichfalls eigenthümlich genug. Dieſer Mann von Stahl und Stein, an dem, wie die Rede ging, Marſchall d'Ancre's und Luines' Tod klebte, der ohne Gemüth geboren zu ſein ſchien, wich nicht von Bradamant's Seite und ſchien dem Gascogner heimlich zuzureden, indem er ihm aus ſeiner Feldflaſche eifrig zuſprach.

Eine unbeſtimmte Ahnung, hier ſei eine Schurkerei im Spiele, hier ſolle ein heimlich finſteres Werk ausgeübt werden, das mit Soldatenehre nichts zu ſchaffen habe, kam über Salomon. Andererſeits begriff er nicht, wie dies, angeſichts des Heeres und während des Kampfes ſelbſt, wo Jeder ſeinen Gegner ſuche, möglich ſein ſollte, ſchob daher lieber ſeine erregten Gefühle auf das natürliche Uebelwollen gegen dieſe verrufenen Männer und die gewöhnliche Aufregung des Geiſtes vor einer Schlacht, jenes Seelenfieber, das auch den Muthigſten durchzittert und das er bereits beim Sturm zu Heidelberg kennen gelernt.

Welch' geheimnißvolle Richtigkeit aber dieſer ahnungsvolle Zuſtand Salomon's hatte, hätte Niemand beſſer beurtheilen können, als Bradamant und Vitry ſelbſt. Letzterer, gewöhnt, das blutige Werkzeug ſeines Herrn, des Cardinals, zu ſein, ſcheu gemieden von den Uebrigen, oder nur aus Furcht höflich behandelt, pflegte alle Verantwortung ſeiner Thaten auf das Gewiſſen Richelieu's zu werfen und ſich durch die Goldſummen, welche ihm nach jedem Auftrage wurden, und käufliche Liebe über alle Scrupel hinwegzuſetzen. Bradamant war gewiß ein großer Halunke, aber ſo hart geſotten wie Vitry war er nicht. Vieler Niedertracht war er ſich bewußt, doch dafür hatte er ſo ſeine eigene Moral. Ein Mord aber war eine eigene Sache, und er fand dafür keine Rechtfertigung in ſich, als den Gedanken: entweder du tödteſt, oder du wirſt getödtet. Er ſchaute gar oft den hohen, ritterlichen d'Artagnan an, wenn er auf ſeinem Schweißfuchs vorüberkam, ſtill hielt und muſterte, oder den Oberſten dieſe und jene Befehle gab. Vitry hatte wie ein Beichtiger bei einem armen Sünder zu reden, und ſchließlich that der oft genoſſene Inhalt der Feldflaſche das Beſte, um Herrn Bradamant für ſeine nächſte Arbeit Courage zu verſchaffen.

---

*) Partiſanenträger, Lanzenknechte, welche aus zuſammengelaufenem Geſindel beſtanden und keine gleichfarbige Uniform hatten, daher ſehr bunt (à la Fantaisie) ausſahen.

„Schwerebrett ja! 's iſt Alles einerlei!“ brummte er Vitry in's Ohr. „Ich ſchieße dem Marſchall die Kugel in den Brägen und denke, es ſei Rohan geweſen!“

„Dann denkt Ihr recht, Bradamant, denn Rohan iſt doch noch ein offener, ehrlicher Rebell und Ketzer. Der da aber iſt ein Judas und ficht auf beiden Parteien, pfui Teufel!“

„Schon gut! Kommt, laßt uns die Leute noch einmal muſtern, ehe der Betteltanz losgeht; der Mondecaus in der Schanze, ſeht Ihr, ſitzt auf dem Schwanz der Kanone und ſtarrt herüber. Heut' will ich ihm nicht unter die Augen kommen. Die Flaſche her, erſaufen ſoll das Lauſegewiſſen!“

Er ſtürzte den Reſt hinunter, faßte Vitry unter den Arm, und ſo ſchlenderten ſie die Front abwärts; Salomon verlor ſie aus dem Geſicht.

Es war finſter geworden, der Kampf auf Rhé entbrannte, das Signal vom Hauptquartier leuchtete.

„Vorwärts, Fantaſins, fällt die Piken!“ brüllte Bradamant herbeiſtürzend, den Degen in der linken, das Piſtol in der rechten Hand.

„Vorwärts, Musketiere, nehmt Eure Feinde auf's Korn!“ donnerte Vitry.

„An die Pferde! Sitzt auf! Drauf denn, Leute!“ ſchrie Mondecaus und ſprang auf den nächſten Pulverkarren; die ganze Linie eilte im Dunklen vorwärts. Die Wälle ſpieen Feuer gegen die Angreifer, das öſtliche Stadtthor öffnete ſich, Rohan that einen Ausfall.

Im Nu entzündete Salomon's Artillerie auf der ganzen Linie Windlichter, d'Artagnan's Garde war ſchon im Gemetzel. Die Fantaſins fallen jetzt in's Knie, die Speere gegen den Boden ſtemmend, die Musketiere in zweiter Linie ſchießen zwiſchen ihnen durch, dahinter fährt Salomon ſeine Kanonen auf. Ein Trompetenſtoß, die Infanterie zieht ſich zurück, die Artillerie ſpielt auf die Hugenotten, dann bringen die Garden wieder vor, die Artillerie folgt, der Ausfall iſt zurückgeſchlagen.

Während d'Artagnan's Leute vordringen, den Wall zu erklimmen oder in's Thor zu bringen, bleiben die Fantaſins und Musketiere etwas zurück. D'Artagnan bemerkt es, und auf brauſendem Gaule fegt er heran. „In den Höllenrachen mit Euch! Vorwärts, Soldaten! Vorwärts, Artillerie! folgt mir!“ Er wendet das Pferd. Da ſieht beim Flackerſchein des Windlichts Mondecaus, wie Vitry und Bradamant zum Marſchall eilen und das Piſtol erheben. Eine furchtbare Gewißheit reißt ihn empor, er ſtürzt Bradamant nach.

„Du ſollſt nicht tödten, Schurke!“ Er haut ihm das Piſtol aus der Fauſt. Da kracht ein Schuß aus Vitry's Lauf. Hoch bäumt ſich des Marſchalls Pferd, leblos klappt ie Leiche d'Artagnan's nieder und rollt in den Sand; das dle Roß ſtiebt entſetzt von dannen.

„Kümmert Euch um den Verräther nicht!“ brüllt Vitry. „vorwärts, Soldaten!“

Er eilt voran, die Colonne folgt ihm.

„Vorwärts, Kanoniere!“ ſtöhnt Mondecaus krampfhaft; die Geſchütze raſſeln hinterher.

Bradamant allein ſteht ſtarr, wie vom Schlage getroffen. Vor ihm liegt der entſeelte Marſchall, das aus der Hand geſchlagene Piſtol. Ein Schrei entfährt ſeinen Lippen, dann ſtürzt er ſeinen Leuten nach, überholt ſie und ſetzt wie ein Panther in die Reihen der Hugenotten, die eben einen zweiten Ausfall machen.

Alles iſt ein Gewirr, ein Knäuel. — Die Windsbraut, welche ſich während des Kampfes erhoben, hüllt Freund und Feind in ein Chaos. Die Geſchütze bleiben im Kothe ſtecken, man wendet ſie, doch wagt man nicht zu feuern, um nicht die eigenen Leute zu treffen. Mondecaus übergiebt dem Ober-Conſtabler das Commando mit der Weiſung, zu halten, rafft eine Abtheilung verſprengter Fantaſins auf, und das Windlicht in der Hand, dringt er vor. Die helle Flamme beleuchtet den blutigen Knäuel. Bradamant, von vier Rochellern eingeengt, wehrt ſich wie ein Verzweifelter.

„Helft Eurem Capitain, Kinder! Vorwärts!“ brüllt Mondecaus. Die Partiſanen ſeiner Leute brechen Bahn, er ſtößt dem einen Feinde das Windlicht in's Geſicht, durchrennt den andern, reißt Roquerol zurück, zieht ihn in's Glied und unterſtützt den Blutenden.

Da tönt Richelieu's Fanfare zum Rückzug der Garden! Von der Anhöhe rückwärts, wo Ludwig und der Cardinal gehalten, kommen ſie langſam herab. Die Kampfesreihen löſen ſich, die Rocheller eilen wieder zu den Thoren, nur matt verfolgt.

Mondecaus iſt wieder bei ſeinen Geſchützen, man ordnet ſich, ſo gut es gehen will, Bradamant ſitzt bleich und blutend auf einem zerbrochenen Karren. Salomon zwingt ihn, auf einem leeren Troßwagen, der Kugeln angefahren hatte, Platz zu nehmen. Langſam bewegt ſich die ganze Linie zurück. „Bis zu den alten Werken!“ befiehlt der Cardinal.

Inzwiſchen beendete ſich auch der Kampf auf dem öſtlichen Flügel. Buckingham, um nicht ganz abgeſchnitten zu werden, kam Angoulême und Schomberg zuvor, es gelang ihm, mit entſetzlichem Verluſte, die Truppen einzuſchiffen. Als der Tag dämmerte, waren ſeine Leute auf der Flotte, die — kaum iſt der Schrecken des Herzogs zu glauben — ſich zur ſchimpflichen Rückkehr nach England anſchickt.

Richelieu's Zweck iſt erreicht. Das arme Rochelle ſieht ſich entſetzt von der Landſeite völlig eingeſchloſſen, und vor ihm im Hafeneingang verſenkt ſoeben Pompeje Targon die Schiffe der Heringsflotte, den Rieſendamm zu beginnen.

D'Artagnan iſt todt — der Cardinal blickt ſpöttiſch den König an, und ſie wenden die Roſſe, im Hauptquartier das Frühſtück einzunehmen. Vitry aber, der vielfache Mörder, war unter den Gefallenen. Ein Werkzeug, das die Vorſehung dem Cardinal zerbrochen.

Bradamant war vom Blutverluſte ohnmächtig zuſammengeſunken. Salomon's Arzneikunde gelang es, ihn zu ſich zu bringen. Er war arg mitgenommen, aber da er nur flache Fleiſchwunden davon getragen, bedeutete das weiter nicht viel. Eine Woche genügte, ihn zurecht zu bringen.

„Salomon,“ flüſterte er, als er allein mit ſeinem Pfleger war, „Salomon, Du haſt mir mein Leben nicht nur, nein, auch mein bischen Seelenheil gerettet. Ich bin ein Lump, ein Schuft, ein Spion, aber bei meinem elenden Daſein, ich will Dir das nie vergeſſen, Dir folgen wie ein Hund und Dich lieben! O, für Dich ſterben möcht' ich, mein Gott!“

Mondecaus fuhr es wie Eis über's Herz. Dieſer Geſelle war grenzenlos verabſcheuungswerth, doch es war ein leidender Menſch. Er pflegte ihn. — Als Bradamant geſund war, ſagte ihm Salomon: „Hört, Herr, wenn Ihr wirklich etwas von dem in Euch habt, was Erkenntlichkeit heißt, ſo geht weg, ſobald ich das Unglück habe, in Euren Geſichtskreis zu kommen. Thut mir den Gefallen; ich habe Ekel bei Eurem Anblick!“

Bradamant mied auch wirklich in der erſten Zeit jede

Annäherung, und man ſah ihm an, daß die Affaire mit d'Artagnan ſein ſonſt ſo leichtſinniges Benehmen ſehr erſchüttert hatte. Es war, als ginge der Gascogner in ſich. — Es wäre aber zu gewagt geweſen, zu denken, dieſer Zuſtand könne in ſeiner Seele lange anhalten. Roquerol vermochte ſich eben ſo wenig von ſeiner angeborenen Nichtsnutzigkeit und Schelmerei wie von den eingegangenen Beziehungen zu Richelieu zu befreien, welcher ſich mit der Zeit zu ſeinem Herrn gemacht hatte und ſein ganzes Leben und Thun beſtimmte. So kam's denn, daß er ſich bald genug wieder in's alte Geleis fand, alles Geſchehene zu vergeſſen ſchien und Mondecaus wiederum näherte, um ihn mehr denn je mit einer erhöhten Vertraulichkeit, einer Art herzlichen Neigung zu plagen, die Salomon ehrenrührig erſchien, und welche er mit äußerſter Verachtung abzuweiſen verſuchte.

Der entſcheidende Schlag, welchen Richelieu gegen die Engländer gethan, Buckingham's und der Flotte ſchimpflicher Abzug und Rochelles Einſchließung, endlich aber die koloſſale Unternehmung durch Pompeje Targon, einen Damm durch's Meer zu bauen, riß Frankreich, die ganze Welt zur Bewunderung für Richelieu hin, erregte in London namenloſe Wuth und zu Rochelle Verzweiflung.

Mit den bitterſten Gefühlen, die ein getäuſchtes Menſchenherz, verwundete Ehre und geknickte Hoffnung nur aufbringen kann, voll finſtern Neides blickte Mondecaus oft hinüber auf das Werk des Waſſerbaues, an dem Tag und Nacht gearbeitet wurde, und an welchem er nicht einmal Theil nehmen durfte. Sein Charakter, ohnedies von Natur eigenwillig, ſtarr, verſchloſſen und mißtrauiſch, bildete ſich nach dem doppelten Betruge ſeines Onkels und des Cardinals immer ſchroffer zur Weltverachtung, zum Haß ſeiner ganzen Zeit, zur wilden Sehnſucht, alle dieſe miſerabeln Zuſtände, dieſe entſittlichte Weltordnung zerbrochen zu ſehen. Dazu plagte ihn Unthätigkeit, die entwürdigende Nähe Bradamant's, die Sehnſucht nach Eugenien, die Qual, alle Träume ſeiner Zukunft verlöſcht zu ſehen.

Von dieſem Uebermaße des Schmerzes, der an Lebensüberdruß grenzte, von der blutigen, ihm unnatürlichen Soldatenhantierung, Bradamant's und Richelieu's Anblick, wie den Strapazen des Winterfeldzuges, befreite ihn endlich im Anfange des nächſten Jahres das Geſchick höchſt unerwartet.

Ein Bürger von Rochelle, der mit Pater Joſeph in Verbindung ſtand, hatte dieſem nämlich eine ſchwache Stelle, die ungenügend beachtet war, unweit des Forts von Tatan bezeichnet, wo man die Wälle der Stadt leicht erklimmen könne. In der Nacht des 24. April ſollte ein Angriff auf dieſe Stelle geſchehen. Sämmtliche Ingenieur-Corps, unterſtützt von den Fantaſins, ſollten mit Sturmgeräth den erſten Angriff thun und, falls er glücke, die Infanterie der Garde nachdringen.

Mondecaus, ſehr zufrieden, aus ſeiner Lethargie herausgeriſſen zu werden, mit einer leidenſchaftlichen Verachtung ſeiner ſelbſt, war einer der Erſten am Wall und beachtete oder wollte Bradamant nicht beachten, der mit den Fantaſins ihm auf der Ferſe folgte.

Der Angriff wurde von den Rochellern energiſch zurückgeſchlagen. Ein wohlgezielter Schuß in den Leib ſtreckte Mondecaus zu Boden.

Bradamant that einen Schrei, ſtürzte zu dem Lebloſen, hob ihn auf ſeine Schultern und trug ihn, des raſenden Mordens ringsum nicht achtend, zurück, fand auch glück-icher Weiſe ein paar von ſeinen Leuten, und brachte mit hrer Hülfe langſam den Lebloſen nach dem Quartier urück. — Ein wunderbares Ding iſt doch das Herz! Keines Menſchen Gewiſſen und Grundſätze konnten leichter, ein Lebenswandel frecher ſein, als der Bradamant's, er hatte en Tod und das Elend ſo Vieler durch ſeine Ränke und Spionerie herbeigeführt, alle Stufen menſchlicher Verworfen-eit bis nahe zum Morde ſelbſt erklommen, und dieſer ſelbe Menſch ſtand an dem Lager Mondecaus' und Thränen berſtrömten ſein Geſicht, derſelbe Menſch wandte alle

Mittel der Hülfsleiſtung und Pflege an, den Schwerverwundeten zu retten.

Als der Feldſcheer in Bradamant's Zelt trat, wohin man Salomon gebracht, ſagte der Gascogner: „Doctor, wenn Ihr den rettet, 1000 Livres, wenn er ſtirbt, ein Stück Eiſen für Euch. Der Mann muß leben! Was es koſtet, iſt meine Sache!"

„Er wird vielleicht gerettet werden, Herr! Meine Schuld ſoll's gewiß nicht ſein, kommt's anders. Haben wir nur erſt die Kugel aus der Wunde, dann iſt Hoffnung.

Die Kugel ward glücklich entfernt, die Furcht, der Brand könne in die Wunde treten, beſeitigt. Bradamant, der Spion, wachte und pflegte Salomon mit faſt weiblicher Gewandtheit; der Spion ſtreute verſchwenderiſch daſſelbe Geld zur Rettung ſeines Freundes umher, welches er unlängſt im Dienſte des Satans errungen. — Der Leidende ſelbſt, deſſen lebloſer Zuſtand in apathiſche Schwäche und geiſtige wie körperliche Bewußtloſigkeit, endlich in ein heftiges Wundfieber überging, wußte weder recht, was mit ihm geſchah, noch wer ihm half. Der Feldſcheer mußte bei ihm bleiben, und Roquerol vermied auf's Zarteſte, ihm in Augenblicken größeren Bewußtſeins nahe zu kommen. „Er kann mich nicht leiden; wenn er mich ſieht, wird er kränker. Ihr müßt ſehen, Doctor, daß wir ihn behutſam ganz von Rochelle wegbringen!"

Dies geſchah. — Als es nur einigermaßen mit ſeinem Zuſtande verträglich ſchien, ward Salomon auf einem Wagen, unter Begleitung des Arztes und Bradamant's, der zu Pferde folgte, nachdem er Urlaub genommen, nach Niort gebracht, wo franzöſiſche Beſatzung lag, und dem dortigen Stadtmedicus Dr. Timothée Andriot, eben ſo bekannt ſeiner Gelehrſamkeit wie ſeines ſtinkenden Geizes wegen, anvertraut. „Haltet ihn wohl, Herr, bis er ganz und gar geſund iſt, wie ich ſelber. Ihr ſollt auf Eure Quittung hin alle Vierteljahr vom Commandeur der hieſigen Beſatzung das Geld vollgewichtig haben; verſäumt Ihr aber Eure Pflicht, ſo laſſ' ich Euch, bei allen Heiligen!

Eure Baracke in Brand ſtecken und Euch bis auf's Hemd ausſchälen!" — Dies Argument und die funkelnden Goldſtücke übten eine magiſche Gewalt auf Dr. Andriot aus, und er that, was in ſeinen Kräften ſtand, zur Beſſerung des Kranken, der weder ſeinen eigentlichen Helfer kannte, noch ſich recht entſinnen konnte, wie er hierher in eine fremde, ruhigere Welt gelangt war. —

Während des Sommers und Herbſtes 1628 neigte ſich der berühmte Dammbau, kurz, die Belagerung Rochelles ihrem Ende zu. Alle neuen Anſtrengungen der Engländer, die hugenottiſche Stadt zu retten, ſcheiterten. Als Buckingham endlich ſelber mit einer neu ausgerüſteten Flotte von Plymouth auslaufen wollte, ward er von einem fanatiſchen Puritaner Felton erſtochen.

Als Richelieu es hörte, ſtieß er ein diaboliſches Lachen aus, wußte ſich durch Zwiſchenperſonen das Meſſer Felton's aus London zu verſchaffen, und ſendete es insgeheim der Königin Anna als Geſchenk. Eine furchtbare Rache, ebenſo voll Tücke und Hohn, wie einſt die ſchöne Anna die Liebe des Cardinals abgewieſen. Das räthſelhafte Kind aber lebte, ein Geſpenſt für Mit- und Nachwelt, mit ſeiner Eiſenmaske vor dem Antlitz in der Baſtille, ward nachmals Jüngling, Mann, und ſtarb einſam im Kerker als „der Mann mit der eiſernen Maske". Am 16. November 1628, nachdem Rochelle alle Martern, die Menſchen erdenken können, Hunger, Seuchen, Jammer jeder Art erduldet, ergab es ſich dem Könige und dem unbeugſamen Cardinal, zitternd die volle Rache der Gewalthaber erwartend. Prinz Rohan war die Nacht vorher glücklich entflohen. Die Einwohnerſchaft, eine Schaar wandelnder Gerippe, lag in den Straßen auf den Knieen, als Ludwig und Richelieu durch's Thor einzogen, nachdem der tapfere Maire Goyon die Schlüſſel des Platzes auf Gnade und Ungnade überliefert.

Da, mit jener großartigen Klugheit, die nur dem Genius, dem ächten Staatslenker eigen, verhieß Richelieu der Stadt, als einen Act der königlichen Milde, Gewährung der Religionsfreiheit, neue Verbriefung der alten Privilegien von Stadt und Haſen. Die ganze Rache, welche er nahm, war Schleiſung der Feſtungswerke auf der Landſeite und halbe Kriegsentſchädigung. Mit dieſem Siege, dem größten wohl während der ganzen Regierung Ludwig's XIII., mit dieſem Gnadenacte war der Glaubenszwiſt zu Ende. Rohan, welcher in den Gebirgen mit ſeinen zuſammengerafften Schaaren ſich nicht halten konnte, ging flüchtig in die Weite; die Großen, jedes Hebels zur Empörung beraubt, zitterten, denn nun ſtand ohne Viſir und ohne Erbarmen der Cardinal ihnen gegenüber! —

Während dieſer Kampf vor Rochelle, einer der hartnäckigſten in der ganzen Geſchichte, noch wüthete, Tauſende unbekannter Menſchen beweint und unbeweint ihr Leben auf der Wahlſtatt ließen, genas Salomon de Caus unter der umſichtigen Pflege des alten Timothée Andriot, der, außer ſeiner Gier nach Geld und ſeinen Studien, nichts in der Welt hatte, was ihn intereſſirte. Eben ſo wenig als Mondecaus wußte, wer ihn gerettet hatte und hier verpflegen ließ, eben ſo wenig wußte das Andriot. Es war ihm genug, daß der Commandeur des Platzes, ein alter Lieutenant, das Geld pünktlich zahlte. Alle Erkundigungen Salomon's nach ſeinem Retter und Wohlthäter wurden von dem Offizier mit dem Bemerken abgewieſen, danach hätte Niemand zu fragen, Alles geſchähe auf höheren Befehl. Salomon's eitle Seele glaubte, daß dieſer ſogenannte höhere Befehl von Richelieu ſelber ſei, der geheimen Antheil an ſeinem Looſe nehme und, wenn er auch aus Gründen des Ruhmes ihm den Dammbau öffentlich, weder dem Gedanken noch der Ausführung nach gönnen gewollt, dennoch ein Talent ſeiner Art halten, nutzbar machen und zu gelegener Zeit wieder hervorſuchen werde. Dieſer Selbſtbetrug, dem er ſich um ſo lieber hingab, als ja jeder Menſch doch eine Hoffnung auf Glück und Ehre nähren muß, machte ihn mit der Zeit milder in Beurtheilung des Cardinals, ja, als er ſpäterhin das Benehmen deſſelben gegen die beſiegten Hugenotten erfuhr, erfaßte ihn, ebenſo wie viele andere Feinde Sr. Eminenz, eine lebhafte Bewunderung und Verehrung für denſelben, und er hielt das für Erhabenheit der Seele, für eine humane Toleranz, was bei du Pleſſis entſchieden nur politiſche Speculation war. Auch der Briefwechſel, welchen er ſpäter, als Andriot, der wie ein Argus ihn bewachte, es erlaubte, mit Eugenien in Paris führte, und ſeine Bruſt ſich wieder in Liebeswonne und Zukunftsträumen dehnte, trug bei, ſeinen Gemüthszuſtand zu verbeſſern. Er mußte ſehr vorſichtig mit ſich umgehen, daß die bedeutende, kaum nothdürftig geſchloſſene Wunde nicht wieder aufbreche. Die lange Zeit, welche er deshalb an's Lager gefeſſelt blieb, benußte er, nachdem das Fieber und der entzündliche Zuſtand ganz beſeitigt ſchien, um die reiche Bibliothek Andriot's durchzuſtöbern, ſeinen alten Plänen, beſonders der Dampferfindung, nachzuhängen und dieſe unterbrochene Aufgabe ſeines Daſeins fortzuſetzen. Andriot ſeinerſeits ſah in Mondecaus zuerſt nichts weiter, als einen ſehr tüchtigen, wiſſenſchaftlich gebildeten Ingenieur und Soldaten, und war weit entfernt, unter demſelben eine geiſtige Capacität ſeines eigenen Berufs zu ſuchen. Er wußte weder von einem Salomon de Caus noch dem Buche von den „Bewegungskräften" etwas, war doch die Verbreitung literariſcher Erzeugniſſe damals noch eine verhältnißmäßig geringe, zumal in den kleinen Städten Frankreichs. Salomon war dieſe Unkenntniß ſeines Pflegers ganz recht, und er hütete ſich, durch Erfahrung klug gemacht, dem gelehrten Herrn mehr, als derſelbe wußte, von ſich zu entdecken, zumal er deſſen Habgier und Hang zur wiſſenſchaftlichen Grübelei bereits kennen gelernt. Außer dem Heraklit, Ariſtoteles und Vitruv, welche in keiner Bibliothek eines damaligen Gelehrten fehlen durften, fand er noch zwei Schätze, die ihm von unermeßlichem Werthe waren, die „Utopia" von Morus und die „Civitas solis" von Campanella. Das erſtere Werk hatte er in einzelnen Bruchſtücken zu Heidelberg kennen gelernt, und deſſen hoher Geiſt hatte ihn mächtig entflammt, ihm den innigen Wunſch gegeben, das Ganze zu leſen. Campanella's Ruhm und ſein Märtyrerthum klang durch ganz Europa wieder, alle ſeine Werke hatte Mondecaus geleſen, nur die Civitas solis nicht. War ſie doch erſt 1623 bekannt geworden und dem Vatikan, dem ewigen Kerker Campanella's, entſtiegen, als Salomon bereits von der Heimath geſchieden war und ſein abenteuerliches Wanderleben in Frankreich begonnen hatte.

Isola Utopia und Civitas solis!

Es iſt eine der merkwürdigſten, tief im Leben der Menſchheit begründeten Erſcheinungen, daß zu allen jenen Zeiten des Unglücks, der Zerfahrenheit bürgerlicher, religiöſer und politiſcher Verhältniſſe, wo die Entſittlichung am ärgſten geweſen und es den Anſchein hatte, als ſolle unſer ganzes Geſchlecht ſchier an ſich ſelber zu Grunde gehen, nicht nur Männer entſtanden, die reformirend auftraten und durch praktiſches Eingreifen in Staat, Kirche und bürgerliches Leben der Epoche eine beſſere Wendung gaben, eine neue Zeit der Blüthe für die Menſchheit ſchufen, ſondern es erſchienen auch vor oder neben ihnen ideale, hoch moraliſche Geiſter, welche ihrer elenden Zeit ein wiederzuerlangendes Paradies ewigen Glückes, das Traumgebilde einer vortrefflicheren Menſchenwelt in einem unübertreffbaren Glückſeligkeitszuſtande mit brennenden Farben ſchilderten. Als die alte Welt lange vor Chriſti Erſcheinung in ihren Grundveſten morſch war, erſchien Plato's Republik, gewiſſermaßen als Schwanengeſang des Alterthums, als heidniſche Prophezeiung der chriſtlichen Zeit. Als das Feudalweſen des Mittelalters zuſammenſtürzte, zu derſelben Zeit, als Luther und Calvin, Sully, Richelieu, Colbert und Cromwell lebten und die moderne Zeit vorbereiteten, erſchienen Morus' „glückſelige Inſel Utopia“ und Campanella's „Republik des Sonnenſtaates“. Es waren die Schilderungen zweier erträumter Länder und Nationen, welche weder Sklaverei noch Glaubenshaß, weder Armuth noch Betrug kannten, wo Alles ein Bruderthum, ein Streben der makelloſen Gottähnlichkeit, ein Paradies hienieden war.

An dieſe Traumgebilde hingen ſich gerade die lauterſten, begabteſten Geiſter jener gramvollen Epoche, an ſie hing ſich auch die lechzende, gequälte Seele Salomon's, und er vergaß darüber, was er bereits gelitten, was er verloren hatte. — Er war indeß keineswegs ein ſolcher Idealiſt, um nur in dieſem *eingebildeten* Genuſſe zu leben, oder ein religiös oder politiſch ſo *extravaganter* Kopf, um jenes Paradies *praktiſch* auf dem Gebiete des Staates oder der Kirche *lehren* oder ausüben zu wollen. Dann wäre er im gewöhnlichen Sinne des Worts ein Revolutionair oder aber Reformator geworden. Gleichwohl, da ſeine Natur ſtets auf das Praktiſche, auf die Ausführbarkeit einer Sache gerichtet war, wollte und ſollte er Beides, aber auf dem Gebiete des bürgerlichen, des geſellſchaftlichen Lebens ſollte er der Schöpfer der modernen Induſtrie unſerer Tage werden. Sein begabter Verſtand ſagte ihm inſtinctiv, daß die politiſche und religiöſe Form des Lebens der Menſchen immer nothwendig nur eben eine *wandelbare Form* für die irdiſchen und äußerlichen Beziehungen der Menſchen ſei, daß es aber wahrhaft die Menſchen *beſſern*, *glücklich machen*, *veredeln* heiße, wenn irgend ein *Mittel* gefunden werde, das die bürgerliche *Ungleichheit*, *Armuth* und *Reichthum*, das *Danaidenwerk* faſt *thieriſcher Arbeit* und *wollüſtiger Faulenzerei*, *dumpfes Verſumpfen* und *geiſtig eitles Uebergewicht verwiſche* und die Menſchen alle in *gleicher* Weiſe den *gemeinen Mühen des Erwerbens* und *Lebens entheben*, um ſie alle *derſelben* geiſtigen Erhöhung, der *Gottähnlichkeit* und *Freiheit zugänglich* zu machen.

Gelänge es nämlich, meinte er, eine ſtetig wirkende *Kraft* zu erfinden, die in beliebiger Stärke jede *Bewegung* ausführte, ſo wäre auch das Mittel gefunden, ie menſchliche Arbeit zu vereinfachen, abzukürzen, den Menſchen von den gröbſten, erniedrigendſten Laſtthierdienſten anz zu entbinden, ihm zu einem geiſtigeren Daſein zu erhelfen, zu einer höheren, gleichmäßigen Bildung, Sittlichkeit und Freiheit. — Der Dampf! — das war dieſe Kraft, deren Schöpfer Mondecaus war. Eine Conſtruction, eine Maſchine zu erſinnen, die eine großartige Bewegung ausübte, durch welche Hebel, Räder, Pumpen, Walzen in Verbindung gebracht werden konnten, das hieß zugleich das Problem des künftigen Glückes einer Epoche löſen, die mehr auf die bürgerliche Erwerbsthätigkeit, die Induſtrie, das ſolidariſche Wirken aller Geſellſchaftsglieder hinauslief.

Dieſer Gedanke trat neu und in einer bisher nie gefühlten Stärke und Gewißheit in Mondecaus' Seele auf, und die erträumte Möglichkeit, das Paradies des Glückes auf Erden, der Sonnenſtaat Campanella's ſei leibhaftig durch die Dampfmaſchine, die Vollſtreckerin aller phyſiſchen Arbeit, zu erreichen, ward zum feſten Glauben ſeines Herzens; der wache Traum ſeines Lebens ward zur Monomanie in ihm, und er beſchloß, ſobald er nur aufſtehen, die geringſte Thätigkeit beginnen könne, an die Verwirklichung dieſes Gedankens zu gehen. Dieſe Idee wurde ganz und gar beſtärkt durch ein älteres Werk von Blasco de Garay und die Nürnberger Sarepta, welche von dem Vorhandenſein einer immerwährenden mechaniſchen Bewegungskraft, und erſteres ſogar von einem Schiffe, das ſich ohne Segel und Ruder durch Schaufelräder bewegen ließe, handelten. — In ſeinem Werke von den „Bewegungskräften" hatte Salomon vorerſt nichts weiter gezeigt als eine Aeolipile, eine hohle Metallkugel mit Waſſer gefüllt und auf einen Roſt über Feuer geſtellt. So wie nun das Waſſer ſich in Dampf verwandelte, ſtrömte derſelbe mit ungeheurer Gewalt aus der dünnen Röhre, welche aus dem Gefäße mündete. Eine Seitenöffnung in der Kugel genügte, um neues Waſſer in ſie zu gießen. Damit war alſo die einfache Bewegung des Dampfes bewieſen, nur daß ſie von kurzer Dauer war, nämlich nur ſo lange, als noch genug ſiedendes Waſſer in der Kugel war, um Dämpfe zu erzeugen, endlich daß damit wohl eine Bewegung des Dampfes ſelbſt, aber nicht eine Uebertragung derſelben auf andere Mechanismen erzielt war. Salomon wußte bis jetzt auch weiter nichts davon, als daß er dieſe einfache Bewegung eben gefunden habe, eine Ahnung, ein ungefähres Bild des Ganzen hatte er indeß im Geiſte, und indem er in ſeinem Werke alle möglichen phyſiſchen Bewegungen zuſammengeſtellt hatte, kunſtvolle Mechanismen auf die drei bewegenden Elemente begründete, ſammelte er ein großes Material, welches in enger Verbindung zu ſeinem Grundgedanken ſtand, das er ſich mit vereintem Dampfe in irgend einer Beziehung dachte, wenn es auch vorerſt noch eine unklare Vorausſetzung war, deren Richtigkeit er bei Muße feſtſtellen wollte. Mondecaus wußte, daß dergleichen Verſuche und die Herſtellung eines ſolchen Mechanismus koſtſpielig und er mittellos ſei, andererſeits aber, daß er, da Richelieu, wie er glaubte, ſich heimlich ſeiner annähme, die Verpflichtung habe, Alles für ſeine Erfindung zu thun. — Er bemerkte im Laufe der Zeit nun, daß ſein gelehrter Wirth und Pfleger, von ungeheurem Geiz und zugleich der Luſt des Experimentirens beſeſſen, unter anderen ſeltſamen Marotten auch die der Goldmacherei hatte und für dieſen Wahn eine Menge Geld verſchwendete, welches nutzlos durch den Rauchſang ging. „Iſt mein Gedanke,“ flüſterte es in Salomon's Herzen, „nicht das ächte Mittel, Gold zu machen, nicht die unerſchöpfliche Fundgrube des irdiſchen Glückes, während Andriot's Verſuche eben ſo koſtſpielig wie unfruchtbar ſind?“ Er beſchloß, ſeinen wunderlichen Pfleger, da derſelbe von ſeiner Goldmacherei doch nicht abzubringen war, zum Mittel ſeines Zweckes zu machen und in eine Bahn zu lenken, die ſeinem Intereſſe am nächſten lag, ohne daß Andriot die eigentlichen Urſachen derſelben wahrnehmen konnte. Salomon betäubte den Widerſpruch ſeines Gewiſſens um ſo eher, je ſicherer er überzeugt war, er würde die Conſtruction ſeiner Dampfmaſchine bald finden, könne dann, wenn er zur Anerkennung gekommen, dem Alten die gehabten Auslagen bald vergüten, ja ihn an ſeinen Vortheilen Antheil nehmen laſſen. Sobald es alſo ſein Körperzuſtand erlaubte, begann er Andriot für ſeine Ideen einzunehmen, indem er ſich ſcheinbar für die Goldmacherei zu intereſſiren vorgab und ihm unter Anderm den Gedanken ausführbar machte, daß durch chemiſche Verbindung der Stoffe, durch Verdunſtung und Verbindung einfacher Elemente, durch mechaniſche Bewegung, durch Hitze und Kälte, Reibung, Spannung und Druck derſelben ein Reſultat zu erzielen ſei.

Andriot hatte nachgerade durch den Umgang von ſeinem Patienten eine höhere Meinung bekommen. Deſſen wiſſenſchaftliche Kenntniſſe, Talent und endlich die Mittheilung einiger Reſultate aus den „Bewegungskräften" machten um ſo mehr Eindruck auf ihn, als der Alte, trotz ſeiner Gelahrtheit und Pfiffigkeit in Geldſachen, eigentlich geiſtig beſchränkt und ohne Erfindungs- wie Geſtaltungsgabe war. Er überließ ſich bei ſeinen Verſuchen mehr dem Glück und Zufall, als daß er dieſelben von einem höheren Calcul abhängig machte. Um ſo eifriger ergriff er die Gelegenheit, welche ihm Mondecaus als Angel auswarf, und während der Alte thöricht genug war, zu glauben, er benutze ſeinen Pflegling, um endlich doch den Gewinn von deſſen Arbeit allein für ſich zu haben, ward er der Benutzte. Salomon kam um ſo mehr über alle moraliſchen Zweifel hinweg, je ſchneller er einſah, Andriot wolle ihn überliſten und ausbeuten.

„Hoho! Alſo wieder ein Schurke, der meine Saat ernten will? Schön, diesmal will ich mich beſſer vorſehen!"

Noch immer zu ſchwach, ſich zwanglos bewegen oder ſein Zimmer verlaſſen zu können, weil leicht das Aufbrechen der nur erſt verharſchten Wunde zu beſorgen war, fiel er auf den Gedanken, einige Verſuche zu ſeinem Zwecke im Lehnſtuhl ſitzend zu machen. Er ſtellte, von einem ſehr begründeten Argwohn getrieben, Andriot ſeinen Körperzuſtand mit Abſicht als einen viel bedenklicheren dar, als er in der That war. — Andriot griff Salomon's Ideen lebendig auf, ſtatt des Herdes wurde der Kamin genommen, Roſte und Retorten, Kolben, Röhren und ein ganzer phyſikaliſcher und chemiſcher Apparat wurden zuſammengeſchleppt. So deliberirten, deſtillirten und cohobirten ſie denn zuſammen, um den Sorgenvertilger der Welt, den goldenen Mammon, zu gebären. Dieſem Beginnen war der Nachmittag gewidmet, da vor Tiſche Andriot ſeine Kunden bedienen und Arzneien brauen mußte. Dadurch war während des Vormittags Mondecaus mit den Apparaten allein, ſchloß ſeine Thür ab, ließ Gold Gold ſein und benutzte die Apparate heimlich zu ſeinen eigenen Verſuchen, die er ebenſo wie einzelne Maſchinen verbarg, welche hinterrücks zu conſtruiren ihm mit der Zeit gelang. Die große praktiſche Geſchicklichkeit, welche er ſich in Heidelberg bei dem Anfertigen der künſtlichen Maſchinen des Parks erworben, leiſteten ihm hierbei gute Dienſte, und Andriot ſchaffte gern alle Werkzeuge zur Eiſen- und Holzbearbeitung, zum Bohren, Löthen und Drehen an, weil ihm dadurch zugleich die koſtſpieligen Reparaturen an ſeinen Apparaten erſpart wurden.

Zuerſt conſtruirte Salomon die bereits in den „Bewegungskräften“ beſchriebene Dampfkugel, aus deren Röhre der Dampf ſo lange entwich, bis das Waſſer verdunſtet war. Den Abgang während dieſes Verdunſtens durch Eingießen kalten Waſſers zu erſetzen, war nicht zweckmäßig, denn jedesmal, wenn dies geſchah, hörte die Entweichung des Dampfes auf, weil er ſich durch dieſe unvermeidliche Abkühlung zu Waſſer condenſirte. Wie war durch immerwährenden Zufluß ſiedenden Waſſers die Ausſtrömung des Dampfes ununterbrochen zu erhalten?

Er ſetzte zwei Roſte nebeneinander und machte Feuer unter beide, ſetzte zwei Aeolipilen darauf, für jeden Roſt eine, und verband beide Gefäße dadurch, daß er das Rohr des einen in die Waſſeröffnung des andern leitete und hermetiſch verſchloß. Verſah er nun das erſte Gefäß mit Waſſer und gerieth es in's Sieden, ſo ſtrömte es in das zweite Gefäß, ward in Dampf verwandelt und entwich. Man konnte im erſten Gefäße alſo das Waſſer ſtets erſetzen, während die Dampfentwickelung im zweiten nicht unterbrochen wurde.

Die Frage der immerwährenden Bewegung war alſo gelöſt. Nun baute Mondecaus ein Schaufelrad, bog die Röhre, durch welche der Dampf ſtrömte, ſo um, daß der Strahl auf das Rad geleitet wurde, und es bewegte ſich.

Die erſte Dampfmaſchine war fertig! — Welcher Jubel, welche Seligkeit, daß die erſte Löſung gelungen! Der Traum ſeines Lebens war nicht Lüge, ſeinen Blicken erſchloß ſich plötzlich eine neue wunderbare Welt! Was konnte die pfeilſchnell rotirende Achſe, was die Peripherie des Rades nicht in Bewegung ſetzen? Wagen, Schiffe, Hebel, Pumpwerke! Die Maſchine konnte mit allen Arten von Verrichtungen auf, über und unter der Erde betraut werden! — Vor Salomon lag in ahnungsvollem Dämmern die ganze moderne Induſtrie, die Kürzung von Raum, Zeit und Arbeit, das Vermögen, dreifach ſein Leben auszukaufen! — Er verhehlte ſich nicht, daß zur Herſtellung einer Maſchine, welche wirklich größerer Kraftäußerung fähig ſei, große Mittel gehörten, daß mancherlei Fragen dabei noch zu löſen ſeien, und daß die ganze Vorrichtung noch einen hohen Grad von Unvollkommenheit habe. Doch da er erſt ſo weit gekommen ſei, könne das Uebrige nicht fehlen.

Mit ängſtlicher Sorgfalt wußte er ſein Geheimniß vor Andriot zu verbergen, und nachdem er theils in der Nacht oder während des Morgens eine Zeichnung ſeiner Maſchine angefertigt, die Spannung der Dämpfe, die Umdrehung des Rades in der Secunde, die Stärke des Dampfſtrahls auf die Radfläche und die Größe deſſelben wie der beiden Aeolipilen berechnet hatte, vernichtete er den ganzen Mechanismus, der ihm ja nur als ungefähres Modell gegolten.

Was auch Andriot aufbieten mochte, Mondecaus im Städtchen Niort und an ſich zu feſſeln, ſobald ſich dieſer im Frühjahr 1629 nun wieder ganz wohl fühlte, packte er heimlich ſeine geſammelten Schriftſtücke und Campanella's Civitas solis, welche er von Andriot gekauft, zuſammen und eilte mit fliegendem Pulſe zu Roſſe nach Paris, um Eugenie in ſeine Arme zu ſchließen, Richelieu, der ihn in ſeiner Krankheit ja unterſtützt, zur Förderung ſeines Unternehmens anzurufen, ſein Werk im Großen zu beginnen, zu beenden und das Paradies der Menſchheit neu zu ſchaffen! O großer ewiger Traum der Welt, Vorahnung der Unvergänglichkeit des Menſchengeiſtes, du vergehſt hienieden wie der Menſch, ſchrumpfſt zuſammen zu einem kleinen Raum, einem engen Hügel, unter dem die dunkle Pforte liegt für alle Löſungen der Fragen dieſer Erde!

VI.

Unter der Regierung Ludwig's XIII. war wohl kein Gaſthof von Paris, ja in der ganzen Welt, etwa den „Schwan“ zu London ausgenommen, berühmter, nirgend ward der Leib mit Speiſe und Trank mehr gepflegt, der Geiſt von buntem Allerlei mehr unterhalten, als im „Hoſenband“, mitten auf der Inſel der Cité, unweit des heutigen Hôtel Dieu und der Notre-Dame. Dieſe Gegend war die älteſte, düſterſte, verrufenſte, trotzdem aber die belebteſte jener Zeit, etwa den Greveplatz mit dem Stadthausviertel, Schloß Bourbon und das erzbiſchöfliche Palais ausgenommen.

Die geräumigen Gebäude des „Hoſenband“, welche einen weiten Hof auf allen vier Seiten umſchloſſen, enthielten im Erdgeſchoß des Vorderhauſes die beiden großen Schänkſtuben und die Küche, im Hintergebäude wie den Seitenflügeln Stallungen und Remiſen, im oberen Stockwerke Fremdenzimmer und einen großen Unterhaltungsraum, den ſogenannten Spielſaal, in welchem das damals noch neue Billard- und das Leccoſpiel, eine italieniſche Nationalbeluſtigung, durch die Herren vom Adel getrieben wurde, welche ſich vom Geträtſch der unteren Räume entfernt hielten. Ein daranſtoßender, langer Corridor diente außerdem zum Kegeln oder wenn die Chevaliers eine Partie Raquet zur beſſeren Verdauung probiren wollten. Das Hinterhaus, was auch theilweiſe Logis für Reiſende geringeren Schlages enthielt, ward im zweiten Stock endlich auch von der Familie des Wirthes und Beſitzers ſelbſt und ſeinen Dienſtleuten bewohnt. Schon unterm Vater und Großvater deſſelben hatte ſich der Ruf des Hauſes nach allen Weltgegenden verbreitet, unter dem dritten Inhaber der Firma Coquart aber, Herrn Filibert, ſchien das „Hoſenband“ die Höhe ſeines Glanzes zu erreichen und eine reine Goldgrube zu werden. Verſtand es doch Niemand ſo gut, die Leute zu den beſten Speiſen und Getränken mit größerer und liebenswürdigerer Pfiffigkeit zu verleiten und ihre Rechnung wie ihr Vergnügen mit ſolcher Virtuoſität zu vergrößern. Filibert Coquart war ein geborener Gaſtwirth. Zu der Anziehungskraft aber, welche er wie ſeine Genüſſe ausübten, geſellte ſich noch die ſeiner Frau. Madame Manon war eine ſehr hübſche, üppig gebaute, kleine ſchalkhafte Perſon mit lebhaften ſchwarzen Augen, welche ſich ſehr gern den Hof machen ließ, dabei aber die erſte Kochkünſtlerin ihrer Zeit und eine ſtrenge, etwas leidenſchaftliche Regentin ihrer Leute, gelegentlich auch ihres Mannes war. Als armes Mädchen in den Dienſt ihres ſpäteren Gatten gekommen, hatten ihre Reize wie ihr Fleiß und Geſchick ſie zu einer der reichſten Bürgerfrauen der Reſidenz gemacht. Jetzt ſtand ſie aber allein und regierte ſelbſtſtändig, von ihrer jüngeren Schweſter Eugenie unterſtützt, als eine noch ſehr friſche, anſpruchsvolle, aber durchaus ehrſame Wittib dieſes mächtigen Reichs des Magens, denn ihr ſüßer, guter, ewig lachender Filibert war während der Rocheller Belagerung plötzlich geſtorben. So ſehr Frau Manon die Verſuchungen ihres eitlen Herzens wie die Künſte manch' glatt gewichſten Schnurrbarts zu fürchten hatte, vermochte ſie doch ganzer ſieben Jahre nicht eine gewiſſe Scheu zu überwinden, nochmals in den Stand der heiligen Ehe zu treten. Es ſchien ihr nicht recht einleuchtend zu ſein, daß ſie ihr Glück wie das erſte Mal dabei machen möchte. Andererſeits lag die wirklich große Laſt des Hausweſens felſenſchwer auf ihr, und ſie war noch nie ſo zänkiſch, reizbar und mißmuthig geweſen, als ſeit ihres Mannes Tode. Das Dilemma, in welches ſie gerieth, ſchien ſich täglich zu vergrößern, und ihre Umgebung war ihres Bedünkens an dieſem ihrem Kummer hauptſächlich ſchuld.

In einer ſolchen, aber ganz außergewöhnlich ſtarken Aufwallung ſtand ſie, Alles, ja ſelbſt den gut bewahrten Anſtand ihres gaſtlichen Hauſes vergeſſend, vor ihrer Schweſter Eugenie im Oberſtock des Hinterhauſes, um endlich einmal „dreinzufahren, es möge biegen oder brechen!“

„Ich frage Dich in aller Welt Gottes,“ eiferte ſie, „kann der Menſch denn nicht ganz zufrieden leben, wenn er's nur will? — Hab' ich ihn nicht oft genug ſchon gebeten: Salomon, laßt die Bücherhockerei doch ſein, nehmt Euch der Wirthſchaft an, ich kann's wirklich auf die Länge allein nicht mehr beſtreiten und unſer Hoſenband kommt ganz herunter! Hat er nicht ſtets hochmüthig „nein“ geſagt, als ſei er zu vornehm für den Schänktiſch? — Was iſt er denn, was hat er denn, daß er die Naſe ſo hoch in den Wolken trägt? Wo ſind denn die Aemter, Ehrenſtellen, das viele Geld, was er auf der Zunge hatte, als er von Rochelle nach Paris zurückkam und um Dich freite? Wind, lauter Wind war Alles! — Da ſitzt er ſchon in's ſiebente Jahr drinnen und probirt und ſchmiert, rennt ſich wegen Audienzen bei den großen Herren die Beine ab, hat mir an die ſchöne 4000 Livres klingend Geld verquackſalbert mit ſeinen Maſchinerien, und was kam 'raus? — nichts! — Nun hab' ich's ſatt! Entweder er will wie ich, oder ich hänge ihm den Brotkorb ſo hoch, daß er alle zehn Finger nach Manon Coquart's verachtetem Wirthshausſchild ſtrecken ſoll!“

Die blaſſe, kummervolle Eugenie hob bittend das Auge. „Liebe Schweſter, habe doch nur eine Weile noch Geduld! Es iſt der letzte Verſuch, den er gemacht hat, ich will ihn ja —“

„Sein letzter Verſuch?!“ wetterte Manon. „Ei ja, und dann kommt noch ein letzter und ein allerletzter! — Ich bin im Reinen, was ich ſagte, dabei bleibt's! Iſt er nicht zu vornehm, ſich von mir füttern zu laſſen, ſoll er auch nicht zum Arbeiten zu vornehm ſein. Anſtatt dankbar und zuthulich zu ſein für die Wohlthaten, die ihm dieſes Haus erzeigte, iſt er mürriſch, grob, ja gegen Dich ſogar iſt er's, ſeine Frau, die den Schlagetodt aus Liebe nahm. Himmelwetter! und ich ſoll ſtill ſein? — Da iſt Herr Bradamant denn doch ein anderer Mann! Wie höflich, liebenswürdig und zuvorkommend iſt er! Er hat eben Adel und Nobleſſe! Aber natürlich, weil ich ihn gern ſehe, kann ihn Dein Mann nicht leiden! Wo er kann, verletzt er ihn, begegnet ihm wie einem Ehrloſen, und es fehlt nur noch, daß er ihn aus meinen eigenen vier Pfählen wirft!“

Während Eugeniens Vorſtellungen vergebens bemüht waren, den Redeſtrom zu ſtillen, welchen Manon wie aus einer Schleuße losließ, ſaß der Gegenſtand deſſelben unbeirrt in ſeinem Arbeitscabinet, welches durch eine Schlafkammer von der Wohnſtube getrennt war, in welcher ſeine Schwägerin eben ihre Zungenſchlacht ſchlug. Es war kein Anderer, als Mondecaus, der Phyſiker, jener Mann, der von ſich rühmen durfte, dem ſtolzen Frankreich und Richelieu das hartnäckige Rochelle durch ſeine Idee des Dammbaus wiedergewonnen zu haben. — Die ſieben Jahre, welche ſeitdem verſtrichen waren, hatten Salomon's Verhältniſſe und Perſon weſentlich verändert, doch nicht ſo, daß es ihn ſelber und Andere freuen konnte.

Von ſeinen Wunden geneſen, die erſte wirkliche Conſtruction einer Dampfmaſchine, den Traum der Weltverbeſſerung, der heiligen „Sonnenſtadt“ des Thomas Campanella in der Bruſt, getrieben von bilderreichen Hoffnungen und ſeiner Liebe zu Eugenien, kam er damals nach Paris zurück. Das Leben ſchien ihm in ſeiner ganzen reichen Schönheit aufzugehen. — Manon Coquart in ihrer Bitterkeit hatte leider recht. Mit hohen Plänen und Verheißungen von Glück und Ehre, von der falſchen Vorſtellung beſeelt, Richelieu nehme geheimen Antheil an ſeinem Geſchick, hatte er um Eugenien gefreit, ihr wie Manon die übertriebenſten Vorſtellungen von ſeiner Zukunft gemacht. Frau Coquart, ſie mochte noch ſo eigenwillig und leidenſchaftlich ſein, liebte doch im Grunde des Herzens ihre jüngere Schweſter viel zu ſehr, um ihr den Mann nicht zu gönnen, welchen Eugenie liebte. Auch war ſie eitel genug auf die Ehre geweſen, einen Gelehrten zum Schwager zu haben, dem ſo glänzende Ausſichten zu Gebote ſtanden, wenn er auch zehmal arm war. Demnach hatte ſich das Leben Mondecaus' glücklicher und froher geſtaltet, als je vorher. Er beſaß, wie ehemals zu Heidelberg, eine Heimath, ſorgenfreie Exiſtenz, die er nur zu benutzen brauchte, und ein liebendes Frauengemüth, das ſich den Launen dieſes oft ſehr ſonderbaren Forſchergeiſtes gern und willig fügte. Durch den Tod ſeines Oheims Salomon, des ehemaligen Prinzengouverneur, welcher während des Zuges nach Rochelle erfolgt war, hatte er auch ſeinen einzigen und größten Feind und Concurrenten, wie er meinte, verloren. Mondecaus' glückſelige Zeit war aber nur von kurzer Dauer, und daran trug theils ſeine Umgebung, am meiſten er aber ſelber die Schuld. War er ſchon im Vaterhauſe und in dem Kreiſe derjenigen, welche ſeiner gelehrten Bildungsſtufe näher ſtanden, ſein Dichten und Wollen beſſer begreifen konnten, ſtets nur ein Träumer geblieben, zu deſſen Ideen, bei all' ſeinem Talente, man nur ſchwer Zutrauen faſſen konnte, ſo gerieth er um ſo eher mit ſeiner jetzigen weiblichen Umgebung in Zwieſpalt, weil Manon und Eugenie, ihrer ganzen ſchlichten Lebensrichtung nach, von der Größe ſeines Vorhabens noch viel ſchwächere Begriffe haben mußten. Je gläubiger anfänglich die Hoffnung beider Frauen auf ſeine räthſelhafte Erfindung war, je bereitwilliger ihm Manon bedeutende Summen geliehen, um ſeine Dampfmaſchine vollſtändig in's Werk zu ſetzen, deſto ſchmerzlicher erwachten beide Frauen, namentlich Manon, aus ihrer Täuſchung, als Monate und Jahre verſtrichen, ohne daß es Mondecaus trotz raſtloſer Arbeit gelungen wäre, ſeine Maſchine nach Wunſch zu vollenden, Richelieu, den König oder ſonſt Jemand für ſich zu intereſſiren. —

Das Fehlſchlagen ſeiner Hoffnungen, die Scenen, welche ihm Manon zum Beſten gab, ſtimmten den Gelehrten nur bitter und trübe, verſtärkten nur die Hartnäckigkeit ſeines ſtolzen Willens, der ſchon ein Kennzeichen ſeines bisherigen Lebens geweſen. Manon gab kein Geld mehr zu ſeinen Unterſuchungen und verlangte kurz und gut, er ſolle ein Gaſtwirth werden und ihr bei reellem Verdienſt zur Seite ſtehen. Dies Anſinnen, immer öfter und ſtürmiſcher wiederholt, reizte die verletzte Würde, das wunde Gemüth Salomon's nur immer mehr, machte ihn, verbunden mit den ewig wiederholten Täuſchungen, gallichter, verſchloſſener und rauher ſelbſt gegen Eugenie, das Weſen, dem er die größte Neigung im Leben geweiht. Zum Uebermaß hatte ſich auch noch ein alter, höchſt läſtiger Freund des Hauſes, Bradamant, eingefunden, den Salomon ſo tiefen Grund hatte zu verachten und zu meiden. Erſt kam er flüchtig dann und wann, ſpäter öfter, und nun ſchien er im ausſchließlichen Beſitz von Frau Manon's Herzen zu ſein und es nach Kräften auszubeuten. Dieſen Menſchen aus der Nähe ſeiner Familie zu verbannen, hielt Salomon für Ehren- und Gewiſſenspflicht, und ſo ward denn das Mißverhältniß der Familie ein immer ſchreienderes, bot immer weniger Ausſicht zu gütlichem Vergleich. Hätte Mondecaus aus Liebe zu Eugenien ſeinen phantaſtiſchen Idealen, ſeiner Erfindung und den ewig fehlſchlagenden Verſuchen, ſie zu realiſiren, entſagen, ſich ſtill genügſam in's ſchlichte Alltagsleben finden können, er hätte ſein und Eugeniens Glück geſichert und Manon leicht genug beſänftigt. Aber die Idee der Dampfmaſchine, die ideale Welterneuung, welche er darauf baute, beherrſchten ihn ſeit Jahren ſo unausgeſetzt und unheilbar, daß ein Aufgeben derſelben und ſterben zu müſſen — ihm gleichbedeutend ſchien. Und dennoch liebte dieſer Mann ſein Weib innig!

Während das Gewitter, welches Manon unweit von ihm immer drohender aufziehen ließ, im Toſen war, hockte der Gelehrte in ſeinem Stübchen unter einem Wuſt von Büchern, Zeichnungen und Modellen, und berechnete die

Kraftwirkung einer complicirten Räderconſtruction. Wohl hörte er, trotz des Studiums, die fernen unheilverkündenden Töne; doch er hatte ſich bereits gewöhnt, es nicht mehr zu beachten. Als aber die Thür des anſtoßenden Schlafzimmers auffuhr und Manon in ſein Heiligthum dringen wollte, ſtand er, die Feder noch in der Hand, auf und trat höchſt unwillig in das Nebenzimmer.

„Hat Eure Zunge nicht in der Schänkſtube Raum genug, Schwägerin? Ich fange nun ſchon dreimal daſſelbe Exempel an und verrechne mich immer!“

„O, treibe ſie nicht auf's Aeußerſte!“ flüſterte Eugenie bewegt.

„Ah ja!“ und Manon glühte vor Zorn. „Ihr habt Euch ſchon ſo lange verrechnet, als Ihr Eugenie zum Weibe habt und in dieſem unglückſeligen Hauſe wohnt. Verrechnet mit Aemtern, Ehren und Geld, verrechnet bei Richelieu, der Euch ſchon hundertmal Eure ſchöne Erfindung abkaufen ſollte, das Wunderwerk, was die Menſchen alle glücklich machen ſoll, bei dem Ihr aber verhungern müßtet, wenn Manon Coquart nicht wäre! — Haha! Hat man je 'was Unſinnigeres gehört, als eine Maſchine, die ſich bewegt, wenn man Dampf und Rauch hinein thut? Und dafür mußte ich armes Weib 4000 Livres auf die Straße werfen? Ihr müßt Seine Eminenz wohl für eben ſo dumm halten, weil Ihr denkt, er ſolle ſein Geld an jede Charlatanerie wegwerfen!“

„Manon!“ fuhr Salomon heftig auf.

„O, ich bin freilich nur eine einfältige, hausbackene Frau, die Euch eine verächtliche Perſon iſt, aber ſo klug bin ich doch, um zu ſehen, daß Euer verrückter, unmäßiger Ehrgeiz an Allem ſchuld iſt!“

„Schweigt, Weib, oder —!“ Mondecaus hielt inne. „Das iſt doch zu erbärmlich und einfältig, um mich zu kränken!“

„Bezähme Dich doch, Mann!“ bat Eugenie, welche kaum ihre Thränen zurückhalten konnte. „O Gott, ſie wird uns aus dem Hauſe werfen!“

„Das hat ſie geſagt?!“ — Mondecaus ward blaß.

„Wir Beide taugen nicht unter einem Dache!“ ſtieß Manon ſcharf und ätzend hervor. „Will Eugenie bei mir bleiben, gut! Sie iſt meine Schweſter! Ihr wollt ja nicht, wie ich will, alſo geht Eurer Wege!“

Mondecaus' Lippen umzog ein bitterer Spott. „Ihr habt's bei Eurem Alter wohl recht eilig, mit Bradamant Hochzeit zu machen! Wartet nur, dieſer verſchwenderiſche Prahler wird Euch zur Bettlerin machen und dann ſitzen laſſen!“

„Seht,“ knirſchte Manon, „und ich heirath' ihn doch! Jetzt gewiß! — Mein letztes Wort: wollt Ihr den gelehrten Salm ganz an den Nagel hängen, Euch mit Bradamant vertragen und ein Gaſtwirth werden?!“

„Nie!“ donnerte Mondecaus mit der vollen Wucht ſeiner Erbitterung und Zähigkeit. „Ich werd' es nie, eher will ich ſterben!“

„Das, Herr, habt Ihr mir, bei Gott, nicht umſonſt geſagt!“ — Damit ſchritt Dame Manon ſprühend vor Galle hinaus und warf ſchmetternd die Thür zu.

Eugenie ſank weinend auf einen Stuhl. „O, mein Schöpfer!“ Dann raffte ſie ſich erbittert auf: „Sage mir um Gottes willen, was daraus werden ſoll? Sie macht es gewiß wahr, Salomon, Du haſt auch ihre Geduld zu ſehr erſchöpft!“

„Ich ſoll die höchſten Intereſſen meines Lebens um ſie opfern, wenn ſie nur ihren Eigenſinn und ihr Heirathsgelüſt befriedigt! Trotz gegen Trotz, ich laſſe mich nicht knechten!“

„Aber ſie hätte den Roquerol vielleicht niemals bevorzugt, wärſt Du ſchon voriges Jahr auf ihren Willen endlich eingegangen und hätteſt die Wirthſchaft übernommen! O, thu's noch, Lieber! Ich bitte Dich, thu' es doch noch, es iſt ja unſer Glück! Glaube mir, es kann eines Menſchen ſchrecklichſtes Unglück werden, wenn er zu ſehr in der Einbildung lebt!“

Mondecaus faßte ſeine Frau am Kinn und blickte ihr tief und wehmuthsvoll in's Antlitz. „Eugenie, ich will noch einmal verſuchen, ob Du mich nicht verſtehen kannſt. Begreifſt Du denn nicht, daß Ideen ſich tief in eines Menſchen Seele ſenken können, mit höchſter Sehnſucht ihn erfaſſen und zu neuem Daſein rufen, daß er nur denkt und fühlt in dieſem Allgedanken, der, die Seele ſeiner Seele, erſt mit dem letzten Seufzer von ihm läßt? Solche heilige Idee trage ich ſeit meiner Jugend in mir. Sie iſt nicht Traum, nicht Lüge mehr, nicht leere Phantasmagorie des Hirns! Das Werk iſt da, Eugenie, es iſt ja da, ich bin der Löſung des letzten Problems auf der Spur! Nur ein paar tauſend Stücke Eures elenden Goldes brauche ich, und ſauſend lebt die Maſchine! Soll ich, nachdem ich endlich alle Schwierigkeiten bewältigt, das herrlichſte Ergebniß des Menſchengeiſtes wegwerfen, um unten am Schänktiſch halb Magd, halb luſtiger Kumpan zu ſein? Das kann ich nicht, Eugenie — kann's nicht, Frau!"

„Und an mich denkſt Du nicht?" ſagte nach einer Weile ſchwermüthig das junge Weib. „Mein Elend, meine Thränen ſind Dir gering? — Ein Mann, wie Du, begeht ein Verbrechen, wenn er ein Weib nimmt! Wer ſeine Ideen und Pläne ſo über Alles liebt, dem iſt ſtilles Familienglück verſchloſſen!"

„Das ſagſt Du mir?" — Mondecaus zitterte heftig; dann faßte er ſeine Frau an der Hand, der Ton ſeiner Stimme hatte faſt etwas Flehendes. „Eugenie, ich liebe Dich ja mit vollem, warmem Herzen, doch wie ein Mann ſein Weib hegt, ſo ſeinen Beruf! Zum Manne macht nur das Schaffen! Die ewige Weisheit hat ihn zum Erzeuger beſtimmt, und wem Gott den Geiſt gab, aus ſich eine neue Welt zu geſtalten, der giebt ſeine Ehre, ſich ſelbſt verloren, entſagt er dieſem Thun! — Verächtlich iſt das Weib, das ſeines Mannes Beruf nicht ehrt, nicht ſtolz iſt, daß er das kann, was er kann! Ehrwürdig, Eugenie, iſt Mannesarbeit!" Der anfänglich milde Ton ſeiner Worte war zürnend geworden und endete in einem ſtrengen, grollenden Vorwurf.

„So ſteh' ich denn wieder rathlos, wie immer, vor Dir!“ entgegnete ſie matt. „Hätte ich doch das rechte Wort der Ueberzeugung! — Wie Deine Zeichnungen und Modelle, Salomon, die Menſchen glücklich machen ſollen, ich kann's nicht einſehen, mich machen ſie elend. — Ich will Dir ja glauben, daß Du nach Jahren endlich Deine Träume verwirklichen kannſt! — Womit denn aber? Wir ſind arm, Manon wird uns bald auch das Letzte verweigern, Obdach und Brot!“

Ein finſterer, verzweifelter Geiſt legte ſich um das zuckende Herz des Mannes, ein namenloſes Weh durchſchauerte ihn. „Manon will Dich bei ſich behalten, Kind! Du haſt es ſelbſt gehört — wenn Du Dich — von mir trennen willſt!“

„Nie laß ich Dich!“ ſchluchzte Eugenie und fiel ihm um den Hals. „So lange ich bei Dir bin, iſt Dein Engel nicht gewichen!“

„Nein, Du ſollſt — Du ſollſt gewiß auch nicht hungern! — Ich werde dafür ſorgen — werde gewiß meine Arbeit verwerthen! Ich bin ja im Reinen mit meiner Entdeckung, muß doch endlich durchdringen! Ich zwinge Richelieu zur Anerkennung und Unterſtützung meines Werkes!“

„Wo Du ſo oft ſchon abgewieſen wurdeſt, willſt Du auf die Hoffnung darben?“ rief ſie außer ſich.

„O, Du kennſt die unerſchütterliche Zähigkeit nicht, mit der man ſich umpanzern muß, wenn man ſein Ziel erringen will! Ein einzig Mal find' ich die rechte Stelle doch, wo dieſe kalten Seelen mich hören müſſen; dann bin ich Sieger!“

Eugenie trat vor ihn, düſter, mit krampfhaftem Zucken ihres Antlitzes: „O gut, recht ſo! — Wenn Du nun nach den Thränen und Entbehrungen vieler Jahre — im Alter das ſtolze Werk veröffentlichſt! — Wenn — ich im Grabe liege und Du dann findeſt, daß Deine geprieſene Arbeit den Segen nicht ſtiftet, Du umſonſt Dich und mich aufgeopfert! — Was thuſt Du dann?!“ — und bleiern legte ſich ihre Hand um ſeinen Arm.

„Nie, nie!“ ſchrie er entſetzt empor. „Das kann, das darf, das wird niemals geſchehen, es iſt undenkbar!“

„Und wenn es doch geſchieht?“ Sie klammerte ſich an ihn. „O, Salomon, wenn's dennoch —“

„Mach' mich nicht raſend!“ — Er entwand ſich ihr heftig. Dann ſchoß ein wilder Blitz aus ſeinen Augen. „Das war ein ſchlechtes Mittel, mich wankend zu machen, das, Eugenie, verzeihe ich Dir nie! Mit Dir, oder — ohne Dich, ich geh' meinen Weg!“

Er warf die Thür in's Schloß und ging finſter in ſein Cabinet. Dort warf er ſich in den Seſſel und ſtützte das ſorgenvolle, bleiche Haupt in ſeine Hände.

Eugenie ſank auf einen Stuhl und verhüllte ihr Geſicht.

Aus dem dumpfen Brüten, in das der unſelige Forſcher ſich voll Grams verſenkte, tauchte nur ein letzter Gedanke empor, ein letzter Hoffnungsſtrahl. — Daß Manon, ſchon um ihren eigenſinnigen Willen durchzuſetzen und ſeinen Muth zu brechen, vor dem Mittel, die Gatten von ihrer Schwelle zu weiſen, nicht erbeben werde, daß es auch ganz unmöglich ſcheine, ohne Geldmittel die Maſchine, über deren endliche Untrüglichkeit er außer Zweifel war, herzuſtellen und ſo den Beweis der Wahrheit zu führen, war ihm klar. Er wollte einen Compagnon, einen Genoſſen ſeiner Speculation annehmen, welcher die Geldmittel vorſchoß. „Lord Worceſter!“ rief er. „Ich will offener gegen ihn ſein!“

Dieſer ebengenannte Lord Worceſter war nämlich ein reicher Mann, welcher ſeit kurzer Zeit höchſt abgeſondert in einem einzelnen Hauſe im Boulogner Hölzchen wohnte und, von fanatiſcher Liebe für die Wiſſenſchaft beſeelt, den Phyſiker aufgeſucht hatte. Als der jüngere Sohn einer ſonſt einflußreichen und vermögenden Familie hatte er, da dieſelbe von Buckingham verdrängt worden, den Hof und die große Welt gemieden, einem Jugendhange zufolge Mathematik, Philoſophie und Naturwiſſenſchaften, beſonders aber Phyſik und Mechanik mit ſpleenhaftem Eifer getrieben und beſaß für einen Edelmann damaliger Zeit ziemlich ausgebreitetes Wiſſen. Neid über Anderer Vorzüge, namentlich geiſtige, ein erbärmliches Herz ohne Wärme und ein Verſtand, welcher zum Schaffen nicht Größe genug hatte, wohl aber gewiſſenloſe Pfiffigkeit genug, ſeine Nebenmenſchen auszubeuten, machten Lord Worceſter zu einem eben ſo, ja weit gefährlicheren Menſchen, als der Prinzengouverneur geweſen war, weil er noch viel mehr kalte Klugheit und Rückſichtsloſigkeit beſaß als Jener. Worceſter hatte unter ſeinen Büchern auch „die Bewegungskräfte“ in die Hand bekommen; er hatte in der Aeolipile Mondecaus' geahnt, was dieſer wollte, den geheimen Zuſammenhang dieſer einzelnen Theilen dunkel gefühlt, und ſo war er nach Paris geeilt, wo er den Verfaſſer vermuthete, um ihm — abzulernen, aus ihm herauszuholen, was irgend möglich ſei. — Mondecaus indeß, durch die gemachten trüben Erfahrungen noch argwöhniſcher als ſonſt, hatte den Lord, ſobald er deſſen Abſichten zu wittern begann, ziemlich kühl bedient, ihn in ſein Heiligthum, wo ſich ſeine Papiere und Inſtrumente befanden, nicht eingelaſſen und ſo wenig wie möglich über ſeine Erfindung Aufklärung gegeben. Jetzt, von der Noth gedrängt, entſchloß er ſich, Worceſter zu ſeinem Genoſſen zu machen, doch natürlich mit der Vorſicht, welche ihm die Erfahrung bereits an die Hand gegeben. Als er noch hierüber nachdachte, ward an ſeine Thür geklopft.

„Der engliſche Herr, welcher ſchon öfter kam, iſt in der Wohnſtube!“ ſagte Eugenie gepreßt und war bemüht, die verrätheriſchen Zeugen ihres Wehs zu verbergen.

Mondecaus ſprang raſch auf, verſchloß ſorgfältig ſein Zimmer und eilte zu ſeinem Beſuch, den er mit erzwungenem, doch freundlicherem Gruße empfing als ſonſt. Eugenie, bemüht, ihr verweintes Geſicht nicht blicken zu laſſen, machte eine flüchtige Verbeugung und wollte gehen.

Worceſter überſah mit einem Blicke, daß es eine häusliche Scene gegeben hatte, und verſchloß, ſie für ſich zu benutzen. „Nicht doch, geſchätzte Frau, wohin wollt Ihr? Ich habe Eurem Herrn Gemahl gewinnreiche Vorſchläge zu machen, und das kann eine Frau wohl mit anhören.“

„Ja bleibe, Frau! Das Urtheil eines Dritten mag Dir ſagen, ob meine Arbeit Wind iſt!" Salomon wendete ſich zu Worceſter: „Sie zweifelt nämlich an meiner Erfindung, Herr, und weil meine bisherigen Verſuche langwierig und koſtſpielig waren, iſt ſie darüber ganz unglücklich."

„Ei nein, Verehrte, das müßt Ihr nicht! Die Erfindung Eures Mannes iſt von der größten, äußerſten Bedeutung für die Zukunft. Er hat eine neue Bewegungskraft erfunden, den Dampf. So wenig ich von ihr auch kenne, habe ich die Wichtigkeit derſelben ſchon aus ſeinem Werke über die Bewegungskräfte erſehen."

„Es war nur der Embryo der Entdeckung, Herr! Ich ſchrieb das Buch in meinen jungen Tagen zu Heidelberg." Seine Bruſt hob ſich zu einem Seufzer.

„Seit der Zeit müßt Ihr aber die Entdeckung ſehr vervollkommnet haben. Gewiß iſt die Maſchine ſchon conſtruirt oder gezeichnet. Seht, werthe Frau," und der Lord wendete ſich zu Eugenien, „ich habe nun ſchon ſo oft Euren Mann beſtürmt, er ſolle ſich mir entdecken! Ich bin reich, ſein erſtes Werk hat mir ſchon ſolche Begeiſterung für ſeine Erfindung geweckt, daß ich von London hereilte, ihn zur Mittheilung zu bewegen, doch er bleibt ſtumm wie das Grab!"

„Warum thuſt Du das denn nicht, Salomon?" fragte Eugenie dringlich. „Du weißt ja doch, daß Dir die Mittel für die Herſtellung Deiner Idee fehlen!"

„Ich will nicht umſonſt gelitten haben, Frau! Schon zweimal ward ich um die Früchte meines Strebens gebracht —!"

„Umſonſt?" rief Worceſter. „Hab' ich Euch nicht 20,000 Livres als Kaufpreis der Erfindung geboten?"

Eugenie ſchlug erſtaunt die Hände zuſammen. „20,000 Livres!? — Du kannſt noch zögern? — Denke doch, Mann —!"

„Ich biete mein Werk um keinen Judasgroſchen feil!" rief Salomon, „das geſchieht nie! — Iſt mir's um's bloße Geld zu thun, Eugenie, kann ich ja Manon's Vorſchlag annehmen und Gaſtwirth werden, dann behalte ich doch noch meine Erfindung! — Mein letztes Wort, Mylord, ſchlicht und gut! Ich will Sie zum Genoſſen nehmen, will Ihnen mein Geheimniß mittheilen, meine Maſchine zeigen, wenn ſie fertig iſt. Geben Sie mir die Summe als Darlehn, ich vollende das Werk, und gelte ich auch als Erfinder, will ich der Erſte ſein, welcher Ihnen ein Mitrecht an das Werk einräumt. Aber verkaufen? Eher dem Satan meine Seele!“

Worceſter ſchüttelte das Haupt und ſah die Frau an. „Die lange Arbeit, der Argwohn und die Gereiztheit, in die Euch Eure Lage verſetzte, macht, daß Ihr Alles verzerrt ſeht. Ich will ja ſogar durch einen richterlichen Vertrag feſtſtellen, daß Ihr der Urheber der Erfindung ſeid. Ich kaufe ſie Euch nur ab, um ſie mit meinen Mitteln auszubeuten! Ihr könnt doch kaum erwarten, daß ich mein Geld an eine Unternehmung leihe, die ich wohl ahne, aber nicht kenne?“

„Aber Ihr wollt doch die Erfindung kaufen, die Ihr nicht kennt?!“

„O, das iſt ein großer Unterſchied, mein Lieber! Dann iſt der Vortheil mein, wie die Gefahr. So wäre nur die Gefahr mein, der Vortheil Euer!“

„Den Vortheil ſollt Ihr mit mir theilen!“

„Das käme doch ſehr auf Euren guten Willen an. Seht Ihr erſt, daß das Reſultat groß iſt, könntet Ihr leicht das Capital heimzahlen und mich gehen laſſen!“

„Traut Ihr mir dieſe Ehrloſigkeit zu, ſo ſage ich Euch: habt Ihr erſt mein Geheimniß, liegt die Verſuchung zu nahe, den Erfinder zu ſpielen. Wir ſind geſchieden, Herr Lord!“

Mondecaus wandte ihm erbittert den Rücken.

„Ich hoffe,“ und Worceſter warf Eugenien einen bezeichnenden Blick zu, indem er den Hut nahm, „Ihr beſinnt Euch in ruhigeren Augenblicken beſſer, wenn Ihr Eure Familie bedenkt! Auf Wiederſehen!“ — Worceſter ging.

Salomon ſchritt auf und nieder.

„Glaubſt Du noch, mein Thun iſt Traum?“ rief er heftig.

„Nein,“ und Eugenie wandte ſich voll Bitterkeit zum Fenſter; „aber blinder Ehrgeiz iſt's, an dem Du zu Grunde gehſt!“ Sie preßte die heiße Stirn gegen die Scheiben und ſtierte in's Leere. —

Während ſich dies im Wohnzimmer zutrug, hatte Frau Manon ihre äußerſten Entſchlüſſe gefaßt und ſie bereits in's Werk geſetzt. Obwohl ſie früher gegen die Aufmerkſamkeiten Bradamant's nicht gleichgültig geweſen war, hatte der Plan deſſelben, ſich nach der Eroberung Rochelles zum Beſitzer der drallen Manon und des „Hoſenbands“ zu machen, durch das demüthigende Gefühl doch Abbruch erlitten, Mondecaus wiſſe nun, daß er nicht allein Richelieu's Spion, ſondern auch bei d'Artagnan des Cardinals gedungener Mörder geweſen ſei. Nach längerer Zeit aber, als die üblen Zungen ſchwiegen und Altes über Neuem vergeſſen war, ſtellte er ſich ein und begann nun mit beſſerem Glück ſeine Angelhaken gegen die Wittwe auszuwerfen, wußte alle ihre Zweifel zu entkräften und ſetzte ſich unbezwinglich in ihrem Herzen feſt. Mondecaus, der inzwiſchen zurück war, bemerkte das trotz ſeiner Studien endlich doch und fuhr mit aller Heftigkeit ſeines Weſens gegen den „Lumpen“ los. Da ſein eigenes Verhältniß zu Manon ſich aber täglich verſchlechterte, prallten ſeine Mahnungen nicht nur ab, ſondern wurden eine Waffe Bradamant's gegen ihn ſelber.

Wie das Verhältniß im Hauſe nun einmal gediehen war, und bei Manon's hartköpfigem Sinn, der heute auf's Aeußerſte getrieben war, eilte die Dame noch flammend vor Zorn hinab zur Schänkſtube, wo Bradamant beim Falerner ſaß, gab ihm das längſt erbetene Jawort und erklärte ihm rundheraus, daß Mondecaus das Haus räumen müſſe, da er nicht auf ihre Wünſche eingehe. — Leicht hätte der Gascogner dieſe Stimmung benutzen können, Manon's Entſchlüſſe zu befeſtigen; er benutzte indeſſen die über ſeine zornige Braut erlangte Gewalt, ſie verſöhnlicher zu ſtimmen. Leider war ſie aber ſo verbiſſen auf Salomon und deſſen „dummen Dünkel", daß ſie auf alle Schmeichelkünſte endlich nur ſagte:

„Nein, nein, Roquerol, es iſt vorbei, ich thu's nicht! Kommt hinauf zu ihm; will er ſich mit Euch verſöhnen und vernünftig ſein, mag's gelten, aber ich gebe nicht mehr nach!"

Bradamant zuckte die Achſeln und folgte ſeiner Donna.

„Sie iſt ein Satan, ſo hübſch und reich ſie iſt. O, hat ſie mich erſt, ſetzt ſie mir auch Hörner auf, ich kenne das und will mir nicht die Pfoten verbrennen!" argumentirte er.

Eben da Eugenie neue Klagen und Vorwürfe gegen den Gatten erhoben, traten Bradamant und Manon in das Wohnzimmer.

„Sie hält Wort mit ihrer Drohung!" rief Eugenie erbleichend.

Mondecaus drehte ſich haſtig um. Dunkle Röthe überzog ſein Geſicht, als er Bradamant ſah. Er trat haſtig auf ihn zu: „Hab' ich Dir nicht meine Thür verboten, Menſch?"

Bradamant lächelte und zuckte die Achſeln.

„Wer hat hier Jemandem die Thür zu weiſen?" ſchrie Manon. „Herr Bradamant iſt mein zukünftiger Ehemann und hat das Recht, hier zu ſchalten, wie ihm beliebt. Ich brauch' jetzt alle Räumlichkeiten überhaupt für mich, da Ihr Euch doch mit Niemandem vertragt, ſeht, wo Ihr unterkommt!"

„Um unſerer todten Eltern willen, kannſt Du uns von Dir ſtoßen, Schweſter?" ſchluchzte Eugenie.

Manon wendete ſich von ihr.

„Laß ſie, Eugenie! Wir wollen auch nicht länger im Hauſe bleiben! — Verzage nur nicht! Ich will gleich gehen und Unterkunft ſuchen!" Damit warf er den Hausrock ab und zog ſeine alte Uniform an.

„Aber, Mondecaus," ſagte Bradamant, „warum polterſt

Du denn? Das iſt doch Alles kürzer und vernünftiger abzumachen!“

„O ja! Du bleibſt, ich gehe! Das iſt doch kurz genug!“ Er ſtülpte den Hut auf. „Dieſe Handlung iſt Deines ganzen ehrloſen Daſeins würdig! — Den Degen, Eugenie!“

Er ging flammend auf und ab, indeß Eugenie zitternd den Degen aus der Ecke holte.

„Das ſind nun Anſichten von Dir!“ erwiederte Bradamant. Dann wendete er ſich zu den Frauen: „Laßt mich mit ihm allein, meine Damen.“

„Ich will nichts hören, Schurke! Treib' mich nicht auf's Aeußerſte, oder —“

„Du rennſt mir das Eiſen in die Rippen, wie? Mußt doch vor meinen Vernunftgründen ſchmähliche Angſt haben, daß Du ſo meine Worte fliehſt!“

„Nun denn zum Satan!“ und Mondecaus warf Degen und Hut zur Erde. „Rede, was Du mußt! — Laßt uns allein!“

Die Frauen verließen das Zimmer, und Eugenie benutzte ſofort die Gelegenheit, der Schweſter in's Herz zu reden.

Mit unverwüſtlichem Gleichmuth trat aber Bradamant zu dem erbitterten Phyſiker. — „Nun ſchreie, poltre, gifte Dich aus, das erleichtert's Herz und ſtärkt den Appetit; dann wiſſen wir doch, alle Wetter, woran wir mit einander ſind!“

Mondecaus ſtand ſtarr. „Wie Du die Eiſenſtirn haſt, macht mich zu Stein! Thuſt Du etwa noch, als wüßteſt Du nicht, in welchem Ruf Du ſtehſt? Kannſt Du Dich eines Menſchen rühmen, der Dir Achtung geſchenkt hätte?“

„Ja, — 's iſt wahr! — Ich bin verkannt! — Sieh 'mal, das macht ſich nicht immer ſo im Leben. — Ich hab' mich übrigens Niemandem aufgedrängt!“

„Wohl haſt Du Dich mir aufgedrängt! Auf Schritt und Tritt, wie ein Alp, den man nicht los werden kann!“

Eine ſeltſame Bewegung überkam den Gascogner. „Ich — ich habe Dich einmal lieb, Salomon!“

„Weil Du keine Ehre haſt, deswegen! Statt mit dem Degen in der Fauſt zu kämpfen, haſt Du Dich ſtets auf Schleichwegen und Hinterhalten wohl befunden!“

„Eh! Freund, das iſt ein Geſchäft, zu dem Ingenium gehört und —“

„O ja, zu allen Kniffen hatteſt Du's genug! Du biſt Spion bei Richelieu geweſen! Du biſt es noch! Lüge nicht, ſchlag' nicht das Auge nieder! Mir heuchelſt Du nichts vor!“

„Ja, gegen Verleumdungen kann man nichts machen. Wer will mir's beweiſen?“

„Beweiſen? Dir?“ donnerte Salomon. „Kennſt Du noch die Sturmnacht vor Rochelle?“

Bradamant ſchrak zuſammen und ward bleich. „Schrei nicht ſo! — Still doch, ich weiß es ſchon! — Es iſt aber auch nicht ſchön, daß Du das wieder auftiſcheſt! — Ich habe mich indeß mit dergleichen Geſchäften nie wieder abgegeben. Salomon,“ und des Gascogners Stimme bebte, „nach dem, was Du mir jene Nacht gethan, kann Dich's wundern, daß ich nicht von Dir laſſe? — Ich bin gerade kein Heiliger, das kann ich nicht ſagen; aber was man eigentlich einen ſchlechten Kerl nennt, Schwerenoth, das bin ich doch noch nicht!“

„Iſt das aber Dank, Roquerol, daß Du mich in's Verderben ſtürzeſt, um jenem eitlen Weibe Alles zu nehmen, was ſie Dir in thörichter Liebe bietet?“

„Aber, mein Gott, wer ſagt Dir denn, daß ich Dich in's Verderben ſtürze? Ich denke nicht daran!“

„Haſt Du Manon keinen Antrag gemacht?“

„Na, natürlich! Iſt mir ſchon mit ſehr vielen Frauenzimmern begegnet. Ich bin ein hübſcher Kerl! Soll ich meinem Vater im Grabe dafür fluchen?“

„Aber Du heiratheſt Manon doch?“

„Sie will mich heirathen! Ich ſie? Hahaha!“ Er ſah ſich raſch um und faßte Salomon am Arm, ſeine

Stimme dämpfend: „Glaubſt Du denn wirklich, ich werde mich mit Teufels Gewalt zum Eſel in Hymen's Tretmühle machen? Hoho!“

„Du willſt ſie nicht heirathen?“ Mondecaus ſah ihn erſtaunt und ungläubig an.

„Bei unſerer Frau, ich wäre ja werth, daß man mich mit Weinflaſchen todtſchlüge!“

„Roquerol, wenn's wahr wäre —?“

„Ach, wenn Einer mit mir nur vernünftig ſpricht, bin ich gar nicht ſo ſchlimm. Das hätteſt Du lange haben können, aber war denn mit Dir zu reden? Sieh, die Sache iſt einfach genug. — Ich, ich — hatte viel Schulden. Manon war Wittwe, und ein paar Beſuche lehrten mich, daß Dame Manon nicht unempfindlich ſei. Die Gläubiger drängten mich, ich mußte den Melancholiſchen ſpielen, ihr mein Elend verrathen, und ſie rückte aus purer Liebe mit einem 1000 Livres nach dem andern 'raus. Sie hat mir nun in den Jahren ſchon ſo viel gegeben und — verlangt nun auch was dafür! Mir blieb eben nichts übrig, als ihr einen förmlichen Antrag zu machen, denn — ich brauche noch 2000 Livres, wenn ich ganz aus der Klemme kommen will.“

„O, ich habe ſie vor Dir gewarnt!“

„Das war ja das beſte Mittel, ſie ganz närriſch zu machen! — Hab' ich erſt das Geld, ſo laſſ' ich ſie ſitzen, oder ich will zehn Jahre auf der Galeere rudern! Ich thu's gewiß, Salomon! Mein Gott, ich muß das Geld doch haben, eh' ich gehe! Iſt ſie nicht 'ne reiche Frau? Einer wirft ſein Geld an Meubles, Putz und Pferde weg; ich ſeh' nicht ein, warum die Liebhaber umſonſt ſein ſollen! — Sei Du doch aber vernünftig, Mondecaus, — thu' Manon den Willen, ſchmeiß' den gelehrten Trödel in den Winkel, wirf Dich in's Leben und genieße! Genieße, mein Junge! — Alles Thun und Ringen, alles Sein hilft nicht zum Glück! Man muß ſcheinen, Alles ſcheinen, Bruderherz, das Uebrige iſt Zufall! Sieh, ich bin nichts, das iſt richtig, aber ich ſcheine Alles, mehr kann die liebe Sonne auch nicht! — Was haſt Du denn von Deiner verzwickten Dampferfindung, als Abhängigkeit von den Weibern und zugezählte Biſſen? Mir hat's noch nie an 'was gefehlt. Du träumſt, ich lebe, das iſt die Sache."

„Meinſt Du, ich habe Lord Worceſter's goldener Lockung und Eugeniens Thränen widerſtanden, damit mich Dein Geſchwätz betrüge? Ich werde kein Gaſtwirth! — Noch einmal will ich mich an Richelieu wenden, an die Dienſte bei Rochelle erinnern, denn ich, nicht er hatte die Idee des Dammbaus. Zehnmal abgewieſen, wird die Regierung endlich doch meiner achten!"

„Hahaha, die Regierung?"

„Du kennſt natürlich die dunklen Kanäle beſſer, welche zu Richelieu münden!"

„Eh, laß doch die alten Geſchichten einmal! Daß die Idee des Dammbaus von Dir iſt, weiß ich ganz gut, der Cardinal hat mich ausgehorcht, ob Du Dich damit etwa gegen mich verſchnappt haſt. Merkſt Du denn nicht, daß er mit Abſicht nichts von Dir wiſſen will?"

„Nichts wiſſen will? Hat er mich nicht heimlich zu Niort pflegen laſſen und —"

„Ach, Du irrſt! Diesmal war's nur der ſimple Roquerol, der damit gegen das Schickſal dankbar ſein wollte."

„Du thateſt es?" — Salomon ſtarrte vor ſich nieder. — Nach einer Pauſe erhob er wehmüthig das Haupt. „Bradamant, die Welt ſpricht viel Schimpfliches von Dir, ich ſelber hab' Beweiſe! — Es ſcheint aber, Du machſt mit mir eine Ausnahme. — Sieh, ich muß den Cardinal wegen meiner Entdeckung ſprechen, und koſtet es mein Leben! Kannſt Du das bewirken?"

„Ach Du mein Jeſus, Freund, für Richelieu iſt nichts wichtig, als was auf Politik hinausläuft, etwa eine Verſchwörung! — Himmeldonnerwetter, fährt mir da ein Gedanke durch's Hirn!"

„Was haſt Du? Was verändert Dich ſo?"

Bradamant's Weſen nahm eine ganz andere Weiſe an. Düſterer Ernſt lag auf ihm, als ſinne er über eine Ungeheuerlichkeit. Er erhob ſein Auge und ſah Mondecaus faſt ſchwermüthig an. — „Du! Salomon! — Sag' 'mal, iſt Dein Ruhm, Deine Erfindung Dir ſo an's Herz gewachſen, daß Du ſchlechterdings auf Manon's Willen nie eingehſt? — Bei Deiner Seligkeit, ſage mir das!“

„Lieber will ich verenden, als meine Erfindung aufgeben!“ rief Salomon glühend.

„Biſt Du Deiner Entdeckung ſo ſicher, daß, wenn man Dich ſcharf auf die Probe ſtellt, Du mit Ehren beſtehſt?“

„Das werde ich ſicher! Wie würde mir vorhin Worceſter 20,000 Livres geboten haben für den Verkauf meines Geheimniſſes, wenn es leerer Dunſt wäre?“

„Hm! — Was hältſt Du von dem Lord?“

„Ein Menſch, der unter ſtolzem Wappen und glattem Wort Gewinnſucht und Betrug birgt!“

„Ich denke noch mehr, mein Freund! — Er iſt ſehr reich, lebt ein Vierteljahr in Paris, ohne daß er ein Haus macht. Man kennt ihn bei Hofe gar nicht! — Das iſt nicht richtig! — Es wär' doch komiſch, wenn ſolch ein vornehmer Mann ſo auf die Wiſſenſchaft verſeſſen wäre, daß er dieſe horrende Summe für etwas wegſchmiſſe, das er gar nicht kennt! — 's iſt Spiegelfechterei!“

„Spiegelfechterei?!“

„Wie wär's denn, wenn der ganz andere Dinge triebe in Paris, Dich aber zum Deckmantel brauchte?“

„Womit beweiſt Du das?“

„Laß Dich nicht auslachen! Wenn man ihm erſt 'was beweiſen kann, ſitzt er in der Baſtille, Schatz! — Ich will Dir Eins ſagen. — Du meinſt doch gewiß, wenn Du dem Cardinal nur einmal wieder gegenüberſtehſt, er Deine Erfindung prüft, ſo iſt Dein Glück gemacht?“

„O,“ rief Mondecaus begeiſtert, „dann iſt mein langes Mühen gekrönt!“

„Du ſollſt Richelieu ſehen, noch heute! Er ſoll Dich hören!“

Mondecaus fuhr zurück. „Menſch, biſt Du närriſch! — oder liegt Dir 'ne Schurkerei im Sinne!“

„Das ſollſt Du gleich ſehen, ob ich es ehrlich meine oder nicht. Es giebt nur einen Weg zu Richelieu. Wenn er auch Allem unzugänglich iſt, nur den Verdacht einer Verſchwörung, einen politiſchen Argwohn in ſeine Seele geworfen — und er iſt Dein! Ich ſag' Dir aber, es iſt nicht richtig mit dem Worceſter! Ich beobachtete ihn ſchon lange und denke — daß er ein Minirer iſt. Maria von Medicis, die alte Feindin du Pleſſis', hat ihr Exil nach London verlegt. Wird ſie nicht dort wie immer Ränke ſpinnen wider den Cardinal? Cinq-Mars iſt ohnedies gereizt ob ſeiner Abhängigkeit von ihm, ſo daß man einen Zuſammenſtoß mit Richelieu erwartet. Könnte die Medicis nicht einen Worceſter ſenden, der mit Cinq-Mars, mit ihren alten ſtillen Freunden Gaſton von Orleans, Soiſſons und Anderen in Verbindung tritt? — Der arme Mondecaus wär' eben der Popanz für die ganze Sache. — Wenn Worceſter Dich benutzt, um heimlich politiſchen Unfug zu treiben, und ihm Dein Untergang dabei ganz gleich iſt, willſt Du ihn nicht benutzen, um dieſe längſt erſehnte Audienz zu haben? Beſſer doch, er iſt dann unſchuldig und Du kommſt zum Zweck, als wenn er ſchuldig iſt und Du mußt für ihn bluten?“

Mondecaus zitterte heftig. „Du machſt mich wirr!“

„Wär's nicht bloße Vorſicht, wenn man das dem Richelieu zu überlegen gäbe? Iſt unſere Anſicht falſch, was ſchadet das denn dem Worceſter? Niemand krümmt dem Lord ein Haar! Dann weißt Du's doch, daß er's ehrlich meint. — Ueberleg' Dir's! — Sehr leicht kann Dir Richelieu's Verdacht Deine Freiheit koſten! Er gleicht einer alten Spinne, wer einmal in ſeinem Gewebe iſt, kommt nicht wieder heraus, und biſt Du Deiner Erfindung nicht ganz ſicher, gieb lieber die Geſchichte auf. — Laß Ehrgeiz und Dampfmaſchine ſein, thu', was Manon will, und leb' zufrieden mit Deiner Frau. Thu's, 's iſt das Beſte! — Aber iſt Dir Deine Schöpfung, der Ruhm ſo Lebensluſt, dann, Clement, wirf alles Andere hinter Dich, wag' wie ein alter Soldat eine Minute Todesgefahr, und Du ſtehſt vor Richelieu! — Wenn Du willſt, gehe ich ſofort zum Cardinal, in wenig Stunden ſprichſt Du ihn. Ja oder Nein?"

Mondecaus ſtand regungslos und ſtierte vor ſich hin, nur ein leiſes Zittern, das krampfhaft über ſeinen Leib hinflog, das Zucken ſeines gramvollen, magern Geſichts verrieth, daß er vor der Kataſtrophe ſeines Lebens ſtand. — „Noch wählen zwiſchen lebenslänglicher Erniedrigung, dem gänzlichen Verrinnen meines Ichs, dem ewigen Abſchied von der hohen, reinen Welt, die ich gebar, und dem erſehnten Augenblick, der mich noch einmal dem Manne zuführt, der *allein* mir helfen kann? — Ich *will* dem Cardinal in's Auge ſehen! Verzehrend wühlt Sehnſucht mir im Herzen! Alle Fibern ſind geſpannt. Laut pocht's in mir! Fort jegliches Bedenken, geh'!"

„Salomon!"

„Geh' denn!"

Bradamant, der ſich zur Thür gewendet, kehrte zurück und faßte Mondecaus' Hand. Im Antlitz des Spions lag tiefe Rührung. „Du haſt mich ſtets verachtet, das hat mir immer ſo weh gethan. — Ich möchte, Du dächteſt beſſer von mir. — Manchmal iſt mir's ſchon im Traum gekommen — das mit dem — d'Artagnan. Du kamſt immer zu ſpät und er hatte meine Kugel im Leibe. Dann bin ich vor Angſt aufgewacht, Bruder, und hab' Gott gedankt, daß Du in jener verfluchten Stunde um mich warſt, ich vergeſſe Dir das *nie*! — Nun ſag', ſoll ich gehen, 's iſt kein Kinderſpiel, was Du vorhaſt!"

„Ich bin feſt entſchloſſen!"

„Du nimmſt doch Deine Entdeckung mit zu Richelieu? Laß nichts im Hauſe, es iſt beſſer, wenn Du Deinen Schatz bei Dir trägſt!"

„Du haſt recht, Worceſter könnte kommen, und Eugenie wäre ſchwach genug. Ich will alle Vorſicht anwenden und das Manuſcript zu mir ſtecken, geh' indeß, ich erwarte Dich!"

„Sei's denn, Salomon!" Bradamant ſtülpte ſeinen Hut auf. — Mondecaus faßte plötzlich an ſeine Stirn und wankte.

„Salomon, Du wirſt blaß? — O laß es lieber, vertrag' Dich mit Manon!"

„'s iſt vorüber! Ich muß die Audienz haben!"

Bradamant wendete ſich langſam, ſchritt zur Thür und machte Mondecaus noch eine zweifelhafte Bewegung.

„Geh', ich will's!"

Der Gascogner verſchwand. — Mondecaus ſeufzte hoch auf. Dann ſchritt er in ſein Arbeitszimmer zurück und begann ſich auf den großen Augenblick vorzubereiten, welcher das Schickſal ſeines Lebens entſcheiden ſollte. Er war ſich deſſen, was er vorhatte, und aller Gefahren, denen er ſich ausſetzte, vollſtändig bewußt; aber ſein Entſchluß ſtand eben ſo feſt, die einzig glückliche Minute zur Erreichung ſeines Ziels mit der Kraft der Verzweiflung und Hoffnung feſtzuhalten um jeglichen Preis. Die koſtſpieligen und mißrathenen Verſuche vorhergegangener Jahre hatten ihm doch endlich ein kleines metallenes Modell zu Wege bringen laſſen, welches wirklich andauernder Bewegung fähig war. Sein jetziges Modell war von dem, welches er von Niort nach Paris gebracht, und in welchem die ganze Bewegung nur in der Wirkung des aus dem Rohr einer Aeolipile tretenden Dampfes auf ein Schaufelrad beſtand, himmelweit verſchieden. Statt des vom Dampf bewegten Rades war es der luftdichte Kolben einer Pumpe, welcher in einem Cylinder emporgeſtoßen wurde und ſomit einen Hebel oder Wagebalken abwärts bewegte. Durch Schließung des Dampfhahns und Einſpritzung von kaltem Waſſer unterhalb des Kolbens aber ward der Dampf zu Waſſer verdichtet, die Luft im Cylinder verdünnt, und durch den Druck der Atmoſphäre eine eben ſo ſtarke Rückbewegung von Kolben und Hebel erzeugt, ſo daß man den Dampf- und Waſſerhahn nur abwechſelnd zu öffnen und zu ſchließen brauchte, um eine ſtetige Bewegung des Kolbens wie des Hebels zu erzielen, mit letzterem aber konnte man die verſchiedenſten Mechanismen in Verbindung ſetzen. Ein zweiter Keſſel indeß ſorgte für die immerwährende Erſetzung des Dampfes.

Dieſes Modell, mit größten Koſten und Mühen aus Kupfer, Eiſen und Meſſing verfertigt, nahm der Phyſiker mit der Haſt eines Diebes, welcher ſeine Beute verſtecken muß, auseinander, wickelte und band die Stücke, welche er allein nur wieder zuſammenfügen konnte, in Lappen und Papiere, und ſchleppte ſie eine ſchmale Seitentreppe nach dem Boden hinauf, wo er ſie vorſichtig unter die Balkenlager der Dachſparren, in die verſponnenen Winkel, auf die Mauerränder unter der Traufe, und wo es ſonſt ging, verbarg. Mit glühender Haſt kehrte er in ſeine Werkſtatt zurück, ſchürte das Feuer auf ſeinem Herde, um darin Alles zu vernichten, was nur irgend an ſeinem Geheimniß zum Verräther werden konnte. Darauf öffnete er die Lade ſeines Schreibtiſches und übergab eine Menge Zeichnungen, Handſchriften und Berechnungen den Flammen. „Es iſt jetzt unnütz, ich bin längſt weiter in der Entdeckung.“ — Endlich zog er ein ſtarkes zuſammengeheftetes Manuſcript hervor und blätterte gedankenvoll darin.

„Hier iſt Alles ſchriftlich niedergelegt! Der erſte Theil meine Heidelberger Aeolipile, der andere die Radmaſchine. Man kann mit ihr wohl eine ſtarke Waſſerſäule heben, wenn ſie im Großen gebaut wird; auch der Doppelkeſſel und die Ventile ſind gut, aber Großes erreichen, Alles bewegen, wie hier in meinem letzten Abſchnitt, nicht! — das will ich zu mir ſtecken.“ Er verſenkte das Volumen in ſeine innere Bruſttaſche. Plötzlich fuhr er auf. „Wenn mir Richelieu aber das Manuſcript nähme, — er verſteht ſich auf's Stehlen!“ Aengſtlich zog er ſein Kleinod hervor und warf einen ſcheuen Blick ringsum. „Ha! Wenigſtens ſollen ſie nicht das Geheimniß der vollſtändigen Maſchine haben. Entreißt man mir die Ehre der Entdeckung, ſollen Generationen darüber brüten, bis ſie dahin gelangen, wo ich in dieſer Stunde bin!" Er trennte die zweite Hälfte des Manuſcripts ab und warf ſie in die Flammen.

Als praſſelnd die Lohe aufſchoß und die Arbeit ſeines Lebens vernichtete, that er einen erſtickten Herzensſchrei, wollte danach greifen — zu ſpät! Die graue Aſche — die Aſche ſeines geſtorbenen Genius, weht in geſpenſtiſchen Flocken über den Herd hin! In ſeinen Augen blinkten helle Thränen; Wehmuth und ahnungsvolles Bangen umklammerte ſein Herz! Er rüttelte ſich auf. „Unſinn! Wozu die Angſt! Ich habe nur gethan, was klug war! Komm' ich von Richelieu zurück, ſchreib' ich's wieder!"

Er trat gedankenvoll zum Fenſter. „Nein! Nein! — Sie ſoll nicht alle Gefahren mit mir erdulden. — Mein Glück will ich Dir freudig in den Schooß legen, Eugenie — meine Thränen, meine Noth laß mir allein. — Sei nur ſtark, mein Herz. — Schritte vor der Thür? — Iſt ſie's? —" Ein fernes Geräuſch, dann war's ſtill. — „Und ich vollbring' es doch! Richelieu, von der Wahrheit überzeugt, wird die Erfindung fördern, wenn er ein großer Staatsmann iſt."

Er war ſinnend am Fenſter, ein Fanatiker ſeines Ideals, auf's Knie geſunken, hörte nicht das Geräuſch wirrer Stimmen, das Klirren und Poltern, den Tumult, welcher näher kam.

Plötzlich ſprang die entfernte Thür der Wohnſtube auf. Er raffte ſich empor, als die Wittwe, gefolgt von der bleichen Eugenie, hereinſtürzte.

„Gott ſei mir gnädig, Richelieu's Garden beſetzen mein Haus!"

„Sie ſuchen Dich, Salomon! O, was haſt Du gethan?!"

In demſelben Augenblicke trat Capitain Trombara mit mehreren Cataloniern in's Zimmer.

„Seid Ihr Salomon de Caus, der Ingenieur?"

„So heiß' ich!"

„Folgt mir zu Sr. Eminenz!"

Eugenie brach mit einem Schrei zuſammen.

Mondecaus küßte die bleiche Stirn ſeines Weibes. „Leb' wohl! Ach, ich liebe Dich doch!“ flüſterte er und ging.

„Durchſucht das Haus, Cornet Andiol, und ſchreibt ordnungsmäßig Bericht. Vorwärts!“

Das Haus ward endlich von den rauhen Beſuchern leer, Manon hielt Eugenien umſchlungen, und beide Frauen weinten bitterlich.

VII.

Seit den ſieben Jahren, welche nach der Belagerung Rochelles verſtrichen und die Mondecaus unter Studien, Enttäuſchungen, wachſendem häuslichen Zwieſpalt verlebt, war Cardinal Richelieu von Sieg zu Sieg geſchritten, hatte alle ſeine Feinde vernichtet und war Alleinherrſcher Frankreichs geworden, neben dem die königliche Puppe nur noch als Schatten beſtand. Die Großen, in Verzweiflung, keinen Vorwand zu offenem Kampfe gegen den Cardinal zu haben, wählten fortan den Weg heimlicher Verſchwörung, ja Gaſton von Orleans, deſſen neueſten Heirathsplan mit einer lothringiſchen Prinzeſſin Richelieu zerſchlagen, machte ſogar einen Mordanſchlag gegen denſelben. Das Attentat ward verrathen, wie immer. Gaſton bat, ſeiner alten Feigheit nach, demüthig um Verzeihung, ſeine Helfer aber, unter Anderen der Kanzler Marillac, wurden hingerichtet, Maria von Medicis nach Compiegne verwieſen und Marſchall Baſompierre in die Baſtille geſteckt. Selbſt im Exil gönnte man der Königin-Mutter nicht Ruhe, vielleicht weil ſie Verdacht erweckte, und ſo, um nicht am Ende noch eingeſperrt zu werden, flüchtete ſie nach Brüſſel; dort aber gleichfalls gelähmt, erſchreckt über das Schickſal ſo vieler ſtolzen Geſchlechter, den Haß gegen Richelieu wie einen fanatiſchen Glauben in ſich nährend, eilte ſie nach England an Karl's I. Hof, um von hier aus ein neues Unwetter auf den Cardinal zu entladen.

Trotz der Entfernung der Königin-Mutter und Orleans' einſtweiliger Einſchüchterung kannte Richelieu den verächtlichen Charakter des Königs genug, um ihm niemals zu trauen. Er hatte alſo, ähnlich wie Maria von Medicis den Luines, ſo einen ſeiner Günſtlinge, den jungen d'Eſſiat de Cinq-Mars, dem Könige als ſteten Unterhalter beigegeben. D'Eſſiat, der Sohn eines armen verſtorbenen Edelmanns, welcher Richelieu befreundet geweſen, ward von dem Cardinal erzogen, ſeiner Vorzüge an Geiſt und Körper wegen geliebt, und weil du Pleſſis eines jungen Mannes ſicher zu ſein glaubte, dem er Vater und Lehrer geweſen, welchen er mit Wohlthaten aus wahrer Neigung überſchüttet hatte, vertraute er ihm den ſchwierigen Poſten beim Könige unter dem Titel eines Oberſtallmeiſters Sr. Majeſtät. Es waren indeß Anzeichen vorhanden, welche d'Eſſiat's Treue nicht mehr ganz probehaltig erſcheinen ließen. Außer demſelben, dem Père Joſeph und dem jungen Abbé Mazarin, welcher namentlich im auswärtigen Cabinet arbeitete, war Niemand ſonſt in der näheren Umgebung des Cardinals, als Mademoiſelle Marion de l'Orme, eine Schauſpielerin und die bekannteſte Schönheit von Paris. Von der Natur mit den üppigſten Reizen und dem fabelhafteſten Leichtſinn von der Welt ausgerüſtet, zugleich übermäßig eitel, hatte ſie ihr Leben buchſtäblich der Liebe, der Galanterie geweiht; eine ächte Phryne und Aſpaſia. Richelieu hatte von ihr gehört, ſie geſehen und ſo hübſch gefunden, daß er ihr gegen eine bedeutende Rente und die glänzendſten Geſchenke von der Welt eine Doppelrolle zutheilte, wie ſie des ſchwanken, leichtfertigen Charakters der Dame würdig war. Marion wurde von ihm auserſehen, ſeine kargen Freiſtunden mit ihrer geheimen Gegenwart zu verſchönen, und man ſah ſie bald durch ein Hinterpförtchen bei Tage oder des Abends durch den Haupteingang des erzbiſchöflichen Palaſtes vermummt in der Sänfte einziehen. Außerdem ſtellte ſie Richelieu aber als Lockvogel für den jungen und alten, verſchwörungsſüchtigen Adel auf, deſſen Geheimniſſe in der Schäferſtunde ſie auskundſchaften und an Se. Eminenz berichten mußte.

In ſeinem Arbeitscabinet ſtand Richelieu und hörte geſenkten Blicks dem Berichte Bradamant's zu, der mit einer Zungengeläufigkeit ohne Gleichen das Geſpenſt einer muthmaßlichen oder möglichen Verſchwörung, welche mit Mondecaus im Zuſammenhange ſtehe, vor ihm ausbreitete. Richelieu hatte ihn nur einmal unterbrochen, indem er ſchellte, Trombara rufen ließ und dieſem etwas in's Ohr flüſterte, worauf der Capitain ſich raſch entfernte. Außer dem Cardinal und ſeinem Angeber befanden ſich Bournais, ſein Geheimſecretair, welcher am andern Fenſter, ohne aufzuſehen, ſchrieb, und Marion de l'Orme im Zimmer. Sie lag halb, halb ſaß ſie in einem blaßvioletten Brocatkleide, ein paar weiße Roſen im Haar, auf einem rothen ſchwellenden Divan, klimperte leiſe auf der Theorbe oder ſpielte mit einer Portion kleinerer oder größerer Katzen, die Sr. Eminenz bevorzugte Genoſſen waren. Dabei verfehlte die Dame indeß nicht, ellenlange Ohren zu machen, um nichts von dem intereſſanten Bericht zu verlieren, den Bradamant gab.

Der Gascogner hatte zwar verſtohlen mit den Augen Se. Eminenz bedeutet, daß die Gegenwart der Dame ihn genire, aber ein Blick und Nicken Richelieu's bedeutete ihn, daß er ruhig fortfahren ſolle.

„Es ſind alſo nur drei Fälle möglich, Eminenz!“ fuhr Roquerol fort. „Entweder der Lord will die Erfindung Mondecaus' an ſich bringen, um in London als Erfinder zu gelten, dann frage ich aber, wozu die Heimlichkeit im öffentlichen Leben? Oder Lord Worceſter treibt ganz abſonderlich geheime Dinge hier, nimmt den Mondecaus zum Deckmantel und ſpielt den weltverachtenden Gelehrten, um ſeine Minen anzulegen. Ja, wenn die Königin-Mutter nicht am Hofe zu London ſäße! Die Worceſters mußten ehemals Buckingham weichen und verloren ihr Anſehen, könnten ſie nicht jetzt der Königin-Mutter dienſtbar ſein, um wieder in's Amt zu kommen —?"

Richelieu erhob den Blick. „Der dritte Fall?"

„Iſt, wenn Worceſter hier den Agenten Maria's von Medicis ſpielte und zugleich in Mondecaus' Erfindung, ſoweit er ſie kennen mag, etwas ſo Großes für die Zukunft erblickte, daß er ſie ſeinem Lande zuerſt aneignen wollte. — Das verſteh' ich zwar nicht, aber ich bin klar, daß Worceſter kein Träumer und kein Phantaſt iſt, ſondern kalt, heimlich den Vortheil berechnend, ein Juwel für jegliche Verſchwörung!"

Richelieu wendete ſich nach ſeinem Seſſel. „Tretet in's Vorzimmer und wartet, Roquerol!"

Der Gascogner nickte, eine kurze Röthe überflog ſein Geſicht, er ſah, der lauernde Blick du Pleſſis' beobachtete ihn durch den Spiegel, der über des Cardinals Arbeitstiſch hing. Mit einer Verbeugung ſchritt Bradamant hinaus.

Der Cardinal ſann eine Weile, dann wedete er ſich um. „Hat man in der Wohnung des Phyſikers Verdächtiges gefunden? Trombara iſt zurück!"

Bournais wendete ſich etwas. „Er iſt zurück, ſoeben meldete es der Kammerdiener."

„Der Gascogner iſt ein Schwätzer."

„Hat aber vielfach geheime Dienſte geleiſtet."

„Ja, ja, das letzte Mal noch war er beim Aufſpüren der Briefe thätig, die Königin Anna mit Maria von Medicis in London wechſelte, ich weiß es. Jener Vorfall gleicht dieſer Kabale auf ein Haar. Sie ſcheint nur vorſichtiger geworden, ſtatt des geſchriebenen Worts ſendet die Königin-Mutter einen Lord, der die Wiſſenſchaft zum Deckmantel nimmt! — Was, Bournais?"

„Meine Anſicht, Eminenz. Hätte Worceſter ſich offen in Paris gezeigt, man hätte ihn weniger bemerkt."

„Höchſt ungeſchickt war er. Sicher liegt die Medicis dem melancholiſchen Stuart in den Ohren, er möge uns mit Krieg bedrohen. Macht dem guten König Karl das

Parlament mit den Presbyterianern noch nicht genug zu thun? Wir können ihm dazu helfen. Schreib' an die Häupter der Volkspartei, an Pym und Strade, ſie ſollten der Regierung nur tüchtig einheizen, ich würde ihnen dienen, wo ich könnte, mit Munition und Geld. Schildre ihnen, wie gefährlich Maria von Medicis, die Spießgeſellin Roms und Spaniens, die Freundin Oeſtreichs, in London dem Volke werden muß!"

„In einer Stunde beendige ich die Briefe."

„Du ſollſt mir nicht lange mehr ſchaden, alte Schlange, in jedem Winkel der Erde ſollſt Du die Hand du Pleſſis' auf Deinem Scheitel fühlen!" — Er hatte haſtig einige Gänge durch das Zimmer gethan. Plötzlich blieb er vor Marion ſtehen. „Haben Sie von dieſem Worceſter gehört, ihn nie geſehen, Marion? — Sie wechſeln ja die Farbe?"

Marion ſah mit der Verwirrung eines unfolgſamen Kindes, das ertappt wird, zu ihm empor. „Eminenz, ich habe ihn nie geſehen. Er ließ ſich nur zweimal bei mir melden, doch wies ich ihn mit einer Entſchuldigung ab."

„Warum?"

„Mein Gott, ich dachte, weil er ſich in keinem Cirkel der Hauptſtadt zeigt, ſo —"

„Sie dachten! — Ihr Köpfchen fängt mir manchmal jetzt viel zu denken an! — Jedwedem Cavalier, der Ihnen huldigen will, ſoll Ihre Thür geöffnet ſein! Ich wünſche das! — Sie ſind meine Sirene, meine Circe! Wein und Liebe macht ſchwatzhaft, und ich will wiſſen, was man plaudert. Gebricht es Ihnen an etwas, reden Sie, aber ich verlange — Gehorſam! — Sie werden alſo morgen Nachmittag Lord Worceſter bei ſich empfangen, denn er ſucht Ihre Nähe, um nach oben hin zu ſondiren. Holen Sie ihn aus, was er hier treibt, warum er heimlich iſt, und — ſchimpfen Sie auf mich, haha, vielleicht hallt es harmoniſch in ihm wieder!"

„Ich werde Eminenz zufrieden ſtellen!"

„Gut, Marion! — Hat dieſer Mondecaus uns nicht ſeit Jahren mit tollen Bittſchriften um Audienzen geplagt?"

Bournais machte ein bejahendes Zeichen.

„Bradamant iſt ſein Freund! Mir fällt da von Rochelle ſo Manches ein! — Geſetzt, Alles wär' nur eine Finte, der Erfindung des Menſchen durch einen räthſelhaften Lord Bedeutung zu geben? — Iſt's nicht auch denkbar, daß Mondecaus ſich gar in Worceſter's politiſche Affairen etwas tief verwickelt hat und durch Entdeckung ſtraflos werden möchte? Bradamant iſt der Vermittler!"

„Hält Eminenz den Gascogner für ſo toll und thöricht, in dieſe Schlinge den Kopf zu ſtecken?"

„Weshalb nicht? — Das Herz hat manchen Schlaukopf zum Narren gemacht; er iſt ſehr redſelig im Lobe der Erfindung."

In dieſem Augenblicke vernahm man ein leiſes Kratzen an der Thür. Bournais ſtand auf und ſchob die Portiere zurück. — Ein Diener meldete den Marquis d'Effiat de Cinq-Mars.

„Wenn ich ſchelle, laß ihn eintreten!" ſagte Richelieu nachläſſig und wandte ſich nach ſeinem Schreibtiſch. Er bemerkte an Marion eine große Unruhe. „Ganz aus der Luft kann Bradamant auch den Verdacht gegen Worceſter nicht haben!" murmelte er, indem er zu ſchreiben begann.

Marion ward immer unruhiger und blickte ängſtlich nach der Thür. Richelieu lächelte leiſe, endlich legte er die Feder nieder, ſchellte und wendete ſich langſam um.

Der ſchöne Cinq-Mars trat ein. Eine ſchlanke, biegſame Erſcheinung von galanteſtem Liebreiz, nur etwas verſchwärmt. Gerade jetzt lag ein Zug heftigen, kaum gezügelten Unwillens und verletzten Stolzes auf ſeinem Geſicht.

Er verbeugte ſich kurz. „Schon glaubt' ich auf den Empfang verzichten zu müſſen; die Geſchäfte, wie es ſcheint —"

„Da ich Sie rufen ließ, werden Sie die Zeit nicht nach der Elle meſſen, Chevalier! — Marion, Sie werden alſo Lord Worceſter morgen Nachmittag beſtimmt bei ſich empfangen. Seinen Paß, Bournais, laß auf der Mairie verwahren, ohne meine Erlaubniß reiſt Worceſter nicht heim. Er ſoll uns nicht ſo leicht entkommen, und iſt er ein Zwiſchenträger Maria's von Medicis, wird unſere Juſtiz ihn bedienen!"

Cinq-Mars hatte geſtutzt und mit Marion einen haſtigen Blick gewechſelt. „Was iſt das? — Worceſter heißt er?" murmelte der junge Mann.

„Kennt Ihr vielleicht zufällig Worceſter, Herr Effiat?" fragte lächelnd der Cardinal.

Cinq-Mars kniff die Lippe. „Ich höre ſeinen Namen zum erſten Mal. Da die Geſchäfte indeß ſo dringend ſind, bitte ich, mich empfehlen zu dürfen. Der Dienſt des Königs —"

„Wartet, Herr! Hier ſeid Ihr im Dienſt des Königs!"

„Eminenz, die Art und Weiſe der Behandlung —!"

„Schweig', d'Effiat! Seit lange mißfällſt Du mir! — Die faltenloſe, liebenswürdige Stirn, wo iſt ſie hin? — Wo iſt der leichte Jugendmuth, das biegſame Befolgen meines Willens, der gaukelnd frohe Schmetterling des Worts, das Dir ſonſt zu Gebote ſtand? Einſt konnteſt Du Stunden lang vor meiner Thür harren, und fühlteſt Dich froh dabei. — Weil ich Dir Ernſtes ſagen will, kommt Dir gleich des Königs Dienſt in Sinn, wenn Du aber Sr. Majeſtät wirklich dienen, meine Feinde fern von ihm halten, jedes Wort belauſchen ſollſt, was mich, dem Du Alles dankſt, gefährden kann, verbringſt Du Deine Zeit in Schwelgerei und weckſt muthwillig Verdacht!"

Erboſt über die vermeintlich ſchon erfahrenen Kränkungen, die Gelegenheit zu offnerem Kampfe in unkluger Ueberſchätzung ergreifend, rief d'Effiat: „Eminenz, ich hielt dafür, ich hätte meine Aemter mit königlicher Zufriedenheit verwaltet; wenn ich meine eigenen Begriffe von Ehre und Stellung habe, kommt's, daß ich den Kinderſchuhen entwuchs!"

Marion war todtenbleich. Eine Pauſe erfolgte.

Richelieu ging langſam auf Cinq-Mars zu. — „Und dieſe Meinung gewannſt Du doch durch Dich ſelbſt?“

„Ja, Eminenz, und daß ich zu Ihrem — Aufpaſſer bei Sr. Majeſtät nicht tauge!“

Richelieu's Haupt ſenkte ſich, der Gewaltige erhielt faſt das Anſehn eines alten Mannes. Er ſchloß das Auge und ſeine Hand zitterte, als er ſie langſam auf d'Effiat's Schulter legte. „Nun, mein Sohn, da Du den Kinderſchuhen entwachſen biſt, nicht mehr den Kinderglauben an meine väterliche Unfehlbarkeit aufbringen kannſt, will ich Deiner neugebackenen Mannheit Genüge thun. Ein Kinderohr kann Manches hören, was Männern gefährlich iſt, Dir bleibt deshalb die Thür des geheimen Staatsraths verſchloſſen!“

Cinq-Mars zuckte wild zuſammen; außer ſich vor Wuth rief er: „Bei allen Himmeln, Eminenz, das iſt — zu hart!“

Da richtete ſich Armand du Pleſſis empor in voller Größe, ſein Adlerauge ſchmetterte den jungen Mann nieder, ſeine Hand packte d'Effiat's Arm wie mit Pantherzähnen. „Und kommt Dir wieder bei, Dich für mehr zu halten, als Du ſein ſollſt, zerbrech' ich Dich, Königspuppe!“

Der Cardinal ging langſam zu ſeinem Stuhl, ſetzte ſich und wandte ihm den Rücken, indem er einen Brief ergriff und las.

Cinq-Mars empfand, daß er dem Löwen gegenüberſtand, welcher ihn mit einem Druck ſeiner Tatze vernichten konnte, fühlte, wie ſeine eingebildete Wichtigkeit mit den Plänen zuſammenſank, welche der Eitle mit ſich hergetragen. Er zwang ſich zur Demuth und nahte ihm langſam. „Eminenz! — Warum ſo mich ſtrafen, daß ich verblendet war? — Verzeihung!“

Der Cardinal reichte ihm lächelnd die Hand. „Ich weiß es wohl, d'Effiat! Wer ſein Kind lieb hat, züchtigt es!“

Cinq-Mars beugte ſich nieder und küßte des Cardinals Hand. — „Geh', mein Sohn! Biſt Du beſonnener, geb' ich Dir ſchon einmal wieder, was ich Dir genommen!“ Er winkte grüßend.

Cinq-Mars erhob ſein Geſicht, das Purpur übergoß. Er ſchlug den Blick zu Boden, verbeugte ſich tief und ging.

„Meine Liebe,“ ſagte Richelieu mit einiger Kälte, „entfernen Sie ſich nun. Vergeſſen Sie mir den Worceſter nicht!“

Marion erhob ſich, verwirrt und beſorgt durch das eben Erlebte. Richelieu reichte ihr die Hand. „Ich ſehe, Marion, die Strafe Cinq-Mars' hat Sie aufgeregt. Seien Sie glatt und kalt wie Stahl, das iſt der Weg, mir zu gefallen. Meine Sänfte erwartet Sie.“

Marion entfernte ſich.

Der Cardinal war mit ſeinem Secretair allein. — Er erhob ſich raſch, mit großen Schritten, in tiefer Bewegung ging er auf und ab. „Bournais, kannſt Du jetzt in meiner Seele leſen?“

Bournais legte die Feder hin. „Eminenz, ich hoff' es. — Henri d'Eſſiat fällt von Ihnen ab.“

„Sahſt Du die Wuth der Eitelkeit, die mit der Vorſicht verzweifelt rang? — Hätte er unbändig ſeinem Zorne offen die Zügel ſchießen laſſen, ich mochte ihm verzeihen, doch die Demuth bei hellem Grimm, der Sklavenhandkuß bei der Schmach? — das war die Probe. Ein Verräther ward er in dieſer Stunde! O, was ein Menſch redet, kann man hören, warum er's redet, muß man in ſeinen Mienen ſehen!“ — Der große Cardinal ward düſter bei dieſer neuen Erkenntniß, in ſeinem Auge erglänzte etwas wie eine verſtohlene Thräne, ſeine Lippen zuckten ſchmerzhaft. „Ich habe den Knaben ſo lieb gehabt, mir dankt er Alles —! — Ein Staatsmann iſt die Schneide an der Senſe des Zeitgottes. — Vielleicht, Bournais, wenn Marion morgen den Worceſter empfängt, findet ſich Herr d'Eſſiat auch zu ihnen!“

„Ich bemerkte, daß Eminenz mit Willen die Ordre vor ihm wiederholte!“

„Da außer uns und Bradamant die Beiden allein von meinem Verdachte gegen Worceſter wiſſen, kann Einer von dieſen auch nur den Engländer warnen. Laß ſehen, ob ſich nicht irgend der Faden anknüpft, der aus London her von dieſes Weibes Rocken ſo geſchäftig geſponnen wird! — Iſt der Ingenieur Mondecaus da?"

„Er harrt Ew. Eminenz Befehl."

„Laß ihn mit dem Gascogner kommen!"

Bournais öffnete die Thür und winkte hinaus, darauf ſetzte er ſich wieder an ſeinen Tiſch und arbeitete.

Salomon de Caus, gefolgt von dem Gascogner, trat ein. Als er vor dem Cardinal ſtand, der Jahre lang erſehnte, nutzlos ſo oft erbetene Augenblick gekommen war, zitterte er tief innerlichſt, nicht aus Furcht, denn er war ſeiner Sache ſicher, wohl aus Bewegung.

Eine kurze Stille trat ein, eine jener Minuten, welche, wie Schwüle dem Gewitter, ahnungsvoll jeder Kataſtrophe vorhergehen, die ein Menſchenſchickſal zum Guten oder Schlimmen wendet.

Das Auge Richelieu's lag ſtarr und durchdringend auf dem bläßlichen, bewegten Antlitz des Gelehrten. — „Ihr nennt Euch Salomon de Caus oder Mondecaus, und ſeid ein Deutſcher?"

„Zu Befehl, Eminenz!"

„Ihr habt gedient —?"

Salomon ſtutzte und ward roth. Eine eigenthümliche Bitterkeit umzog ſeinen Mund. „Vier Jahre unter den Fahnen Frankreichs. Vorher war ich im Dienſt des Kurfürſten Palatin von der Pfalz zu Heidelberg."

„Ihr kämpftet, glaub' ich, vor Rochelle, — ich ſah Euch ſchon?"

„Eminenz geruhten ſogar, mit mir zu ſprechen."

„Mit welchem Rang verließt Ihr die Armee?"

„Mit Capitainsrang!"

„Kennt Ihr Lord Worceſter länger?"

„Seit einem Vierteljahr. Er ſagte mir, er ſei um meinetwillen von London gekommen."

„Soſo! — Seid Ihr nicht jener ewige Querulant um Audienzen, jener läſtige Bittſchriftenſchreiber zu Gunſten einer ſonderbaren Entdeckung, die Ihr gemacht zu haben glaubt? — Mir ſcheint, die eitle Sucht, zu glänzen, plagt Euch ſehr und dieſe langerſehnte Stunde kommt nun recht gelegen?“

Mondecaus unterdrückte mühſam das tiefe Weh, den edlen Zorn, der in ſeinem Herzen aufſtieg. — „Eminenz, ich bin der Querulant, und Gott weiß, mit welcher Sehnſucht, welchen Thränen ich eine Stunde Gehör bei Ew. Eminenz von ihm erflehte, um die Arbeit meines Lebens vorzulegen!“

„Habt Ihr Worceſter je beſucht, dort Perſonen, die Euch bekannt oder unbekannt ſind, angetroffen? Hat ſich Worceſter irgend gegen Euch über Frankreichs Politik, Zuſtände, öffentliche Perſonen ausgeſprochen?“

„Ich war niemals bei dem Lord, er nur bei mir. Auch hat er nur von Dingen geredet, die meine Erfindung angingen.“

Bradamant machte eine unruhige Bewegung.

„Erinnert Ihr Euch auch genau, daß dem ſo iſt?“ fragte du Pleſſis ſcharf.

„Ganz genau, Eminenz!“

„Iſt Eure ſogenannte Entdeckung mit der Politik in irgend eine Verbindung zu bringen? — Iſt's eine kriegeriſche Erfindung?“

Mondecaus' Wangen begannen zu glühen, ſein Auge leuchtete. „Für den Frieden wie den Krieg, in jedem Element, zu jedem Zwecke, der ſich mit mechaniſcher Bewegung erreichen läßt, und wenn das Politik iſt, einem Volke vor jedem andern Uebermacht zu geben, die Nation in nie geträumte Bahnen der Entwickelung zu führen — ſo iſt mein Werk politiſch!“

„Der Traum eines Phantaſten, ſcheint mir!“

„Beim ewigen Himmel, Eminenz, der Traum iſt Wahrheit! Schon einmal hab' ich ſehr wahr geträumt, vor Rochelle!“ — Er hielt erſchreckt inne. War er nicht im Begriff, den Mächtigen zu beleidigen?

Richelieu ſchien auf weitere Ergießungen zu warten. Dann lächelte er ſpöttiſch leiſe. „Wie heißt denn Eure gewaltige Erfindung?“

„Die Dampfmaſchine! — Der Dampf, in einer Maſchine erzeugt, treibt die Kolben, Hebel, Räder, Pumpen, Walzen, welche jedwede Wirkung üben. Die Dampfmaſchine bewegt ſich ſelbſt!“

Richelieu ſann nach. — „Dampfmaſchine! Wunderlich! — Malt mir doch Eure neue glückſelige Maſchinenwelt voll Dampf ſo einmal in flüchtigem Abriß!“

Der Phyſiker erröthete tief, dann faßte er ſich. Er ſtand vor dem geſegneten Augenblicke ſeines Lebens, wo er, das fühlte ſein Herz, ſiegen oder untergehen mußte. — „O, Eminenz, jetzt, wo meine Armuth mir nicht erlaubt, die vollendete Maſchine Ihnen in zweckmäßiger Größe hinzuſtellen, erſcheint ſie ſinnlos; doch es kommt die Zeit, wo aus dem Leibe der Erde durch dieſe meine Dampfmaſchine die Schätze mühelos erſtehen zum Lichte, wo mit des Adlers Flügeln durch die Lüfte die neuen Argonauten ziehn und Kunde bringen von den Sternen! Dampf treibt die Schiffe von Frankreichs Flotten, ohne Segel und Ruder rauſchen ſie zu fernem Bord, Dampf läßt die Wagen rollen, alle Länder umgürtend im Verkehr, Dampf treibt die Mühlen, Pumpen, Dampf verrichtet alle einfachen und rohen Gewerbe. Mechaniſch Thun im Sklavenelend bleibt der Maſchine, der freie Menſch hebt aber jauchzend alle Schwingen ſeiner Seele, zum Eden wird die Welt, wo die Menſchen glücklich werden!“ Er ſank, übermannt von wilder Begeiſterungsgluth und Verzweiflung, dem Cardinal zu Füßen. „Erbarmen, o Erbarmen, Richelieu, dem armen Kinde meiner Phantaſie, daß es nicht mit dem letzten Seufzer in meiner Bruſt erſterbe! Gewähren Sie mir Zeit und Mittel, den Bau der Dampfmaſchine zu beginnen, und ſchlägt die Unternehmung fehl, will ich mein Haupt mit Freuden dem Blocke bieten!“ —

Eine Grabesſtille erfolgte. Eine peinliche Ruhe, wo jedes Ohr lauſchte auf des Cardinals Erwiederung. Richelieu zog die Schelle.

Capitain Trombara trat unter die Thür.

„Bringt dieſen Menſchen vorerſt nach Bicêtre!“

Bradamant ſchrie auf. „Barmherziger Gott, es iſt vorbei!“

Ein höhniſch-kalter Blick des Cardinals traf den Spion. „Wenn er kein Verſchwörer iſt, iſt er ein Betrüger oder Narr, ſpräch' er aber Wahrheit, dann wär' er höchſt gefährlich!“

Ein furchtbarer, wilder Weheſchrei hallte durch das Zimmer, Mondecaus brach in die Kniee und bedeckte ſein Geſicht.

Richelieu wendete ſich, um zu gehen.

„Eminenz,“ ſtöhnte Bradamant, „was hat Euch dieſer Unſchuldige gethan?“

Richelieu hatte bereits die Tapetenthür geöffnet, um in ein Nebengemach zu treten, er wendete ſich. „Da Ihr ein geſchäftiger Freund des Mannes da ſeid, auf, macht Euch an den Worceſter! Erſt will ich ſehen, welche von Euren drei Möglichkeiten zur Wahrheit wird!“ Richelieu verſchwand.

Bradamant ſtierte vor ſich hin. „Die drei Möglichkeiten!“ Schäumend fuhr er auf und wandte ſich zu Bournais. „Sagt dem Cardinal: So oder ſo, ich werde das Wild ihm ſtellen!“

Bournais faßte ihn beim Arm. „Thut das ja, Herr! Worceſter's Paß iſt mit Beſchlag belegt. Geht morgen nach Tiſche zu Marion, vielleicht trefft Ihr mit Worceſter Herrn d'Effiat dort.“ Die letzten Worte flüſterte er ihm in's Ohr.

„Worceſter? — Paß und d'Effiat?“ murmelte der Gascogner. „Hei! den Wink benutz' ich!“ Er ſtürzte hinaus. —

Der unſelige Salomon, in dem lähmenden Entſetzen über das Schickſal, welches ihm Richelieu bereitet, war bisher ſtarr und thränenlos. Langſam erhob er ſich, todtenbleich und ſtumpf. — „Betrüger, Narr! — Der blöden übermüthigen Willkür, die mich ſchon einmal traf, konnt' ich mein Heil vertrauen? Hahaha! — Nein, o nein! So elend Du mich machen magſt, Tyrann — den Geiſt zu tödten haſt Du nicht die Macht, und Dir zum Schimpfe aus den Höhlen der Narrheit ſteigt mein geſchmähtes Werk und macht Dich ſelber, Weltbezwinger, zum Narren!“ —

Trombara und zwei Soldaten packten ihn, er ſchrie auf in Wuth und Verzweiflung, — da ſandte ihm der wohlthätige Gott eine Ohnmacht. Man trug ihn hinweg.

Wenige Minuten ſpäter fuhr ein geſchloſſener Wagen aus Richelieu's Palaſt, cataloniſche Gardiſten zu Pferde umgaben ihn. Er nahm ſeinen Weg nach Bicêtre!

— — — — — — — — — — — — — — —

Während der unglückliche Schöpfer der Dampfkraft als Reſultat ſeiner Jahre langen Mühen, Pläne und Hoffnungen das Narrenhaus zum Lohn erhielt und in einem fieberhaften Zuſtande, der nahe an Irrſinn ſtreifte, nach Bicêtre, dem Ort, wo das Menſchenelend in allen Formen der Seelenzerrüttung ſich birgt, geſchafft ward, eilte Bradamant wirr und verzweifelt, wie ein Betrunkener taumelnd, aus der erzbiſchöflichen Reſidenz, dem Ufer der Seine entlang und ſuchte ſeine Gedanken zu ordnen. Daß Richelieu an einem ſo ſchuldloſen, unbedeutenden Menſchen die Grauſamkeit begehen könne, ihn in ein Narrenhaus zu ſtecken, hatte er nicht im Entfernteſten vermuthet, viel eher, daß Richelieu gegen ihn ſelber und ſeine Denunciation Mißtrauen hegen, ihm vielleicht zu Leibe gehen würde. Roquerol wußte ſich nicht eines einzigen Falles zu entſinnen, wo der Cardinal, etwa einem Caligula gleich, aus bloßer Luſt am Elend, an Tod und Verzweiflung, grauſam geweſen wäre. Noch jedes Mal hatte du Pleſſis einen tieferliegenden Zweck, eine Abſicht damit verknüpft, und daß dies hier beſtimmt der Fall war, ſchien ihm nach Bournais' zugeflüſterter Mittheilung unzweifelhaft. Bald genug ſagte ſein Witz ihm auch, wo der Knoten liege, daß Richelieu darum hauptſächlich Mondecaus nach Bicêtre geſteckt, um Roquerol an Worceſter zu hetzen, ihn anzuſtacheln, der Wahrheit ſeiner eigenen Angaben auf den Grund zu gehen. Dies beſchloß er und that ſeine Schritte, in der ſichern Hoffnung, ſo den Gatten Eugeniens am ſicherſten zu befreien.

VIII.

Es war der Nachmittag des folgenden Tages, als Mademoiſelle de l'Orme befohlenermaßen den Lord Worceſter in ihrem Hauſe auf der Rue des Tourelles empfing. Dieſes kleine elegante Palais, mitten in einem Gärtchen liegend, hatte ihr Richelieu, dem es gehörte, eingeräumt, auf's Köſtlichſte einrichten, aber alle übrigen Eingänge bis auf einen vermauern und die Fenſter mit eiſernen, vergoldeten Stäben verwahren laſſen. Der einzig offene Eingang führte in eine kleine Halle, die auf der einen Seite nach der Küche und den Zimmern der Diener, welche Creaturen du Pleſſis' waren, andererſeits in den oberen Stock und die lange Zimmerreihe Marion's mündete, welche trotz alles Luxus die Unbequemlichkeit hatte, daß ein Cabinet in das andere, alſo alle in das erſte ausliefen und weder Seiten- noch Hinterthüren ein Verſteckſpielen geſtatteten.

Obwohl Marion Cinq-Mars', ihres jetzigen Lieblings, nunmehrige Geſinnungen gegen Richelieu leider genug kannte, hatte ſie das Zerwürfniß beider Männer doch ſo lange wie möglich aufgehalten. Der erſte Bruch war geſtern vor ihren Augen erfolgt, ſie ſah d'Effiat's Unbeſonnenheit und Demüthigung, ſah die ihm nahe Gefahr und mußte doch thun, als ſei ſie möglichſt unbetheiligt. Als ſie geſtern nach Hauſe gekommen war, hatte ſie befohlen, Cinq-Mars, wenn er in dieſen Tagen käme, nicht einzulaſſen, denn ſie fürchtete nicht ohne Grund, daß Worceſter wirklich Agent der Medicis ſei und d'Effiat in ſeiner jetzigen Stimmung die Bekanntſchaft deſſelben in ihrem Hauſe wahrſcheinlich auf eine Art machen würde, die allen Dreien nur verderblich werden müſſe. —

In ihrem Empfangsſalon ſaß zur beſtimmten Zeit die verführeriſche Locktaube des Cardinals, plauderte angelegentlichſt mit Lord Worceſter und war eben dabei, ihm Vorwürfe zu machen, daß er ſich weder bei Hofe noch in den eleganten Cirkeln blicken laſſe.

„Ich bin des großen Lebens etwas entwöhnt, meine Gnädige, unſere ganze Familie hat ſich vom Hofe zu St. James ſeit längerer Zeit zurückgezogen. Wie nun mein älteſter Bruder die Verwaltung ſeiner Güter, ein jüngerer das Studium der Alten, ſo wählte ich Phyſik, Matheſis und Mechanik. Inmitten dieſer meiner Studien ſtieß ich auf das Buch eines gewiſſen Salomon de Caus, welcher hier in Paris lebt, und dieſes Werk ſchien mir wichtig genug, den Mann perſönlich kennen zu lernen. Dieſem Umſtande iſt meine Anweſenheit zuzuſchreiben, und da ich weiß, wie wenig dazu gehört, in Frankreich heut' zu Tage als Conſpirirer zu gelten, hielt ich mich von allen Berührungen fern, zu denen mich ſonſt mein Rang berechtigen konnte. Wie es meine Studien geſtatten, reiſe ich nach London zurück."

„O, da thun Sie unſerm lieben Paris ſehr Unrecht!" ſagte lächelnd Marion. „Es iſt wirklich bei uns nicht gar ſo ſchlimm! — Wenn wahr wäre, was Sie ſagen, müßte es Ihnen ja eben ſo gefährlich ſein, daß Sie mit Niemandem umgehen. Das ſieht heimlich aus!"

Worceſter war frappirt. Er ſtutzte und wurde ſogar befangen. „Meinen Sie das, mein Fräulein? — Hat man ſich ſo geäußert? — Man wird doch nicht am Ende das noch verdächtig finden, was ich nicht thue?"

Marion zuckte mit den Achſeln. „Ein Lord mit einſamen Studien! Ich bitte Sie! — Sie machen die Leute dadurch immer neugieriger! Doch ich will Sie nicht etwa beſtürmen, von Dingen zu reden, die — beſſer ungenannt bleiben. Ich rathe Ihnen aber Vorſicht an. — Was ich ſagen wollte, bei dem Namen Salomon de Caus fällt mir etwas ein. Will dieſer Mann nicht eine unerhörte Erfindung gemacht haben? Hat er ſich nicht ſchon lange bemüht, dieſelbe der Regierung vorzulegen? Ja wohl! Gewiß, ſo iſt's! Eminenz intereſſirt ſich nicht dafür. — Vielleicht iſt's dieſe Erfindung, die Sie ſo anzieht?"

Worceſter befand ſich in großer Verlegenheit. Ich ſehe ſchon, ich muß mich Ihnen entdecken, Gnädige, ſonſt komm' ich nicht aus dem Verdacht der Politik. — Ich — nun, ich geſtehe Ihnen, dieſe Erfindung eben iſt mir ſo intereſſant, — ſo wichtig, daß ich um ſie allein nach Paris kam. Ich — ich möchte Mondecaus das Geheimniß dieſer Dampferfindung abkaufen. Bitte, behalten Sie dieſe meine Speculation für ſich, zumal ſich Eminenz nicht dafür erwärmt! Nicht wahr, Sie thun das?" — Er legte ſeine Hand auf der Dame ſchneeweißen Arm und blickte ſie mit einer Aengſtlichkeit und Haſt an, welche Marion in Erſchrecken ſetzten.

„O gewiß! — Das iſt aber wirklich wunderbar! Solcher Enthuſiasmus bei einem Lord! Die Erfindung muß eine außergewöhnliche Wichtigkeit haben. — Um Ihretwillen iſt mir dieſe Eröffnung aber ſehr lieb, ſie ſchlägt die falſche Deutung, welche Ihre Vereinſamung rege gemacht, zu Boden. Ach, es giebt immer Läſterzungen!"

„Der Cardinal hat Verdacht!" murmelte Worceſter.

Marion fuhr empor: „Sprachen Sie etwas?"

„Ich? Nein! — Mir war, als hörte ich das Vorzimmer öffnen."

Marion ſtand raſch auf. „Wer ſollte uns ſtören?" Sie wendete ſich ſchnell nach der Thür.

Draußen erklang ein heftiger Wortwechſel. Die Thür des Salons flog auf.

„Ach, einem Freunde weiſt man nicht die Thür, Madeleine!" Cinq-Mars trat ein.

„Um Gottes willen!“ hauchte Marion erſchreckt.

Worceſter ſtand auf. „Was erregt Sie ſo?“ flüſterte er.

Marion antwortete nicht, ſondern eilte zitternd auf d'Effiat zu. „Jetzt einen Beſuch, Herr Marquis!“ und raunte dann: „Welcher Gefahr bieten Sie die Stirn?“

Cinq-Mars küßte ihr ſorglos lächelnd die Hand. „Verzeihung, wenn ich ſtöre; aber Sie haben einmal davon geplaudert, daß Sie den Herrn Marquis von Worceſter heut' bei ſich ſehen wollten,“ damit wendete er ſich, „und ſo kommt auch Cinq-Mars, ihn kennen zu lernen.“ Er reichte dem Engländer die Hand. „Willkommen, Lord! Sie ſelbſt ſind ſchuld, wenn ich Sie nicht eher begrüßen konnte. Ich hoffe, Sie ſollen uns aber nicht ſo bald verlaſſen.“

Worceſter antwortete vorſichtig und zurückhaltend: „Ich muß es dieſe Woche, Marquis, meine Familie wünſcht mich wieder zurück, zumal die Zeiten drohend werden.“

„Ach, das wäre ſchade! Sie laſſen ſich noch erbitten. — Apropos, Ihre Familie verkehrt viel bei Hofe?“

„Gar nicht mehr, Herr Marquis.“

„Aber ganz aufgegeben hat ſie den Staatsdienſt doch nicht?“

„Für den Augenblick, ja!“ —

„Die hohe Mutter der Königin von England hat dort viel Einfluß!?“

Worceſter ſah d'Effiat betroffen an. „Man ſagt es. Das Volk haßt ſie, alſo ſcheint es. Beſtimmt weiß ich nichts.“

„Ja, die Zeiten ſcheinen in England ſehr bewegt zu werden,“ äußerte Cinq-Mars nachdenklich.

„Gewiß, Chevalier,“ antwortete der Lord. „Hoffen wir, daß es König Karl gelingen mag, die Meute zu zügeln. Ein tüchtiger General nur, der bei Zeiten dreinſchlägt —“

„Ah, ein Cavalleriegeneral von alter Schule!“ warf lächelnd Cinq-Mars ein.

Worceſter ſchwieg verblüfft. — „Sie belieben auf meinen

Bruder zu deuten? Der Nebengedanke liegt mir fern! — Mein Gott, was iſt Paris für ein unheimlicher Ort; jedes Wort, das man redet, muß politiſch ſein, hinter jeder Meinung muß ein Plan lauern!"

Marion erhob ſich ſcheu. „Der Vorſaal wird geöffnet!"

Madeleine, das Kammermädchen Marion's, trat ein; ihr Weſen verrieth Eile und Unruhe.

„Was willſt Du?" fragte de l'Orme.

„Ein Mann ſteht vor der Thür. Er will durchaus Lord Worceſter ſprechen, der hier ſei!" erwiederte die Dienerin.

„Mich?" fragte der Lord betroffen. „Wer könnte das ſein?"

„Hat er den Namen nicht genannt?" rief Marion beklommen.

„Nein, er ſagte, er käme vom Phyſiker Mondecaus!" verſetzte Madeleine.

„Von ihm?" — Worceſter ſchüttelte verwundert das Haupt. „Mondecaus geht ja ſonſt mit Niemandem um! — Doch, ich beſinne mich! Da verkehrt ein Mann bei ihm, der ſeiner Schwägerin den Hof macht, Bradamant heißt er."

Kaum hatte er dieſen Namen genannt, als Marion voll Angſt die Hände gegen die Stirn preßte. „Um Gottes willen! — Ich will ſelbſt ſehen und —" ſie eilte mit Madeleine hinaus. Eine kurze Pauſe erfolgte.

„Was kann Mondecaus wollen? Hat er ſich mit der Erfindung beſonnen?" dachte der Lord.

Cinq-Mars blickte den Engländer an, dann nach der Thür und trat raſch zu ihm. „Zwei Worte, Lord! Der Cardinal hat Sie in Verdacht, heimlicher Abgeſandter Maria's von Medici an ſeine Feinde zu ſein. Ihr Paß iſt auf der Mairie mit Beſchlag belegt, Sie kommen nicht aus Frankreich!"

„Träume ich?" rief Worceſter erſchrocken. „Aber ich bitte Sie, das iſt ja eine unerhörte Gewaltthat. — Ich werde mich ſofort unter den Schutz meines Geſandten ſtellen!"

„Das hilft Ihnen nichts! Richelieu glaubt, was er glaubt. Wenn Sie auch wirklich ſchuldlos ſind, was Sie wohl am beſten wiſſen mögen — ehe Sie dies aber beweiſen, ſitzen Sie hier Jahr und Tag im Gefängniß. — Ihr Geſandter? — Mein Gott, England hat viel zu viel mit ſich zu thun, um einem Unterthan zu Liebe ſich in Krieg zu verwickeln!“ lächelte Cinq-Mars.

„Hölle und Teufel!“ rief Worceſter außer ſich. „Nun, ſo bitte ich Sie, ſagen Sie, was mich rettet!“

„Ein Paß auf falſchen Namen, den ich Ihnen zuſtellen werde — wenn Sie mir nämlich verſprechen, ein Päckchen Depeſchen an Maria von Medicis mitzunehmen und abzugeben! — Ich bin ein Feind Richelieu's!“

„Und ich ſoll gerade das thun, deſſen man mich fälſchlich beſchuldigt? Nimmermehr!“

„Ich gebe Ihnen mein Wort,“ ſagte d'Effiat dringend, „daß Sie ſonſt verloren ſind. Ich hörte, wie Richelieu geſtern von Ihnen ſprach. Ja oder Nein, eh' Marion kommt!“

„Element, ich —! Gott, welche Verlegenheit!“

„Ich höre Stimmen! — Ja oder Nein?“

„Nun, in Gottes Namen, ja!“ rief Worceſter reſignirt.

„Heute Nacht reiſen Sie! Sie wohnen —?“

„Am Eingang des Boulogner Waldes, das abgelegene Haus links am Wege. Ich erwarte Sie an der Thür!“

Cinq-Mars nickte und wollte noch etwas bemerken, als Marion bleich und beſtürzt eintrat. Cinq-Mars, nichts Gutes ahnend, eilte auf ſie mit fragendem Blicke zu.

„Der Denunciant des Lords, fliehen Sie!“ flüſterte ſie, „der Menſch läßt ſich nicht abweiſen, Lord; er ſchwört, er warte bis zum jüngſten Tage vor der Thür!“

„Mein Gott,“ ſagte Worceſter bänglich, „iſt denn die Gefahr ſo nahe? Sie ſind ganz entſetzt!“

„Ich muß heimlich aus dem Hauſe!“ rief Cinq-Mars verwirrt.

„O,“ ſtöhnte Marion, „es giebt ja nur einen Ausgang aus dieſer Zimmerreihe und dem Gebäude! Was machen wir?"

„Iſt dieſer Bradamant denn gefährlich!" ſtotterte der Lord.

„Ich kenne den Menſchen gar nicht," ſchrie d'Effiat, „aber Jeder iſt's, der klug genug iſt, dem Cardinal zu ſagen, daß er uns Beide, Lord, zuſammen ſah. Ich muß aus dem Fenſter!"

„Bei Tage, durch die Gitter?" rief Marion. „Ha, ich finde Auskunft! Einſtweilen da hinein, Cinq-Mars!"

Sie deutete auf die Zimmerthür rechts.

„Es bleibt bei der Abrede, Lord!" Damit eilte Cinq-Mars, gedrängt von Marion, mit ihr in das Nebenzimmer. Im Augenblick darauf erſchien ſie wieder. „Nun werde ich ihn einlaſſen. Verwickeln Sie ihn tief in's Geſpräch, ich will Cinq-Mars in Dienerkleidern fortſchaffen!"

Sie eilte fort und überließ den Engländer der peinlichſten Ungewißheit.

„Verwünſchte, gefährlichſte aller Lagen!" grollte er. „Nun bin ich doch in's Getriebe dieſer Coterie gerathen! Ich muß die Depeſche an die Medicis mitnehmen, ſonſt komme ich nicht aus dieſem verdammten Lande! Wenn ich doch nur die Erfindung hätte, nur die Erfindung! Ohne ſie iſt dieſe ganze Reiſe umſonſt!"

„Heh, heh!" klang Bradamant's Stimme, „muß man nicht hier wie im Kloſter vorm Gitter ſtehen und ſich verhören laſſen, ehe geöffnet wird? Und Sie ſind doch wahrhaftig nach Allem, was ich hörte, keine Nonne, ſchöne Marion!" Damit trat er ein.

„Da iſt Seine Lordſchaft!" Kalt wies de l'Orme auf Worceſter und ging in's Nebenzimmer, das ſie hinter ſich verſchloß.

Worceſter maß den Gascogner mit ſtolzem Blick. „Was rechtfertigt Ihren unpaſſenden Beſuch?"

„Ich komme wegen meines Freundes Mondecaus!"

„Er will mir die Erfindung überlaſſen?" lächelte Worceſter verächtlich.

„Davon weiß ich nichts!" erwiederte Bradamant. „Da Sie aber an ihm ſo viel Antheil nehmen und ein mächtiger Herr ſind, ſollen Sie ihn retten!"

„Retten? Was heißt das?"

„Der Cardinal ließ Mondecaus in's Tollhaus von Bicêtre ſperren!"

Worceſter fuhr auf: „Richelieu? Mondecaus nach Bicêtre? — Wie iſt das möglich!?"

„Ich war nicht dabei, ſondern erfuhr nur, daß der Phyſiker Audienz bei ihm hatte und ſeine Entdeckung vorlegte. Da ſchickte ihn Richelieu in's Narrenhaus!"

„Mein Gott, iſt er plötzlich wahnſinnig geworden?!"

„Gott behüte; er iſt, wie er immer war. Eminenz hält ihn aber für einen Betrüger oder Narren, dem ſeine unſinnige Entdeckung den Kopf verrückt hat. Erbitten Sie ſeine Freilaſſung, Mylord!"

„Wie kann ich das? — Soll Richelieu mich für eben ſo thöricht halten, wie ihn?"

„Wollten Sie ihm denn die Erfindung nicht abſchachern? Sind Sie nicht eben ſo thöricht wie er?"

„Ich wollte nur ſein Geheimniß beſitzen!"

„Sie werden ihn alſo nicht befreien? — Was Ihnen ſonſt wünſchenswerth war, iſt nun Thorheit?! Teufel, das kommt mir vor, als wenn Ihnen die Wiſſenſchaft blos Deckmantel für ganz andere Dinge wäre?"

„Nein doch, nein!" rief Worceſter ängſtlich; „die Erfindung iſt nicht thöricht, nur Mondecaus war's, da er ſie Richelieu anbot! Mir iſt's mit dem Kaufe vollſter Ernſt! Hat denn die Frau ſein Manuſcript oder die Modelle?"

„Nichts hat ſie. Die Modelle ſind vernichtet, was weiß ich, das Manuſcript aber trug er bei ſich, als er zum Cardinal ging. Er hat es in Bicêtre."

„Und daß Du mir nicht wieder vergißt, den Friſeur zu beſtellen!" rief ſcheltend Marion, indem ſie die Thür des Nebenzimmers aufriß und einen Diener vor ſich her jagte, der, ein ſilbernes Service tragend, eilig dem allgemeinen Ausgang zueilte. — Es war d'Effiat, deſſen Entweichung auf dieſe Art bewerkſtelligt wurde.

„Entſchuldigen Sie die Störung, Lord!" — damit trat Marion zu den Anweſenden.

„O, hören Sie nur," rief Worceſter eifrig. „Seine Eminenz hat Mondecaus, weil er deſſen Erfindung für Narrheit hält, nach Bicêtre geſchickt!"

„Nach Bicêtre?" rief Marion erſtaunt. In demſelben Augenblicke ſtieg die Gewißheit in ihr auf, daß Richelieu den Lord mit dieſer Maßregel prüfen wolle. „Mein Gott, was iſt zu thun!" ſetzte ſie hinzu.

„Und wie kann man zu dem Manuſcripte der Erfindung gelangen?" rief Worceſter in höchſter Aufregung.

„Da Sie ein Freund der ſchönen de l'Orme ſind," ſagte Bradamant ſcharf, „Marion aber der Liebling Seiner Eminenz, ſo werdet Ihr Beide wohl eine Befreiungsordre auswirken können, nicht? Dieſe Ordre, welche ich ſehen will, ſtellen Sie, Mylord, dem Mondecaus in Bicêtre zu, ſo wie die Summe von 30,000 Livres; dafür will ich meine ganze Zungenfertigkeit aufbieten, daß Sie das Manuſcript erhalten. Ich verſchaffe es Ihnen."

„Ich werde doch vorher nichts zahlen?" und der Engländer warf einen mißtrauiſchen Blick auf den Spion.

„Nach Uebergabe der Erfindung!" antwortete Jener trocken.

Worceſter ſchien einen Augenblick zu überlegen. „Ich bin's zufrieden. Schöne Marion, wollen Sie für Mondecaus in meinem Namen die Freiheit erbitten?"

„O gewiß, ſogleich!" antwortete die Dame lebhaft. „Ich will recht bitten, daß es Seine Eminenz gewähre!"

„In zwei Stunden hole ich Sie Beide von hier ab nach Bicêtre!" — damit grüßte Bradamant und eilte fort.

Marion athmete hoch auf. „Dem Himmel ſei Dank, daß es ſo ſich wendet! Verziehen Sie hier, mein Lord, ich eile ſogleich zum Cardinal. Der Vorfall iſt das beſte

Mittel, gewiſſen Leuten doch endlich zu beweiſen, daß Sie allein um der Erfindung willen hier ſind!“

Sie befahl die Sänfte und befand ſich in kurzer Zeit auf dem Wege zum erzbiſchöflichen Palaſte.

Worceſter benutzte ſeine Einſamkeit, um Betrachtungen über das Geſchehene anzuſtellen, und nachdem er die Mahnungen ſeines Gewiſſens beruhigt zu haben glaubte, rief er ſeinen Reitknecht Dighby, welcher in der Vorhalle auf ihn wartete. Er befahl demſelben, ſofort nach Hauſe zu eilen, dem Secretair Mooreland zu ſagen, er möge ſofort Alles zur Abreiſe rüſten, die in der Nacht erfolgen werde. Der Reiſewagen, mit guten Pferden beſpannt, möge eine Viertelſtunde vom Hauſe, wohl gepackt, mit Mooreland auf der Straße um zwölf Uhr warten. Schließlich befahl er noch, der Reitknecht möge ihm ein Pferd nach Bicêtre bringen. Der Diener entfernte ſich eiligſt, und Worceſter, in der Gewißheit, daß ſein Plan vortrefflich gelingen müſſe, überließ ſich bis zur Rückkehr Marion's den fröhlichen Speculationen über den moraliſchen und factiſchen Nutzen, den ihm die Veröffentlichung der Dampfmaſchine gewähren müſſe.

Das Schloß von Bicêtre liegt eine halbe Stunde ſüdlich von Paris am Bièvre auf einer bedeutenden Anhöhe, von welcher man den herrlichſten Anblick der Hauptſtadt und in die belebte, hügelreiche Gegend ringsum genießt. Ein Gouverneur überwachte die Verwaltung, führte das Commando der herkömmlichen Beſatzung und die ſcharfe Hausdisciplin. Pater Thomas, ein Dominikaner, verſah die Seelſorge wie die Krankenpflege der Bewohner dieſes melancholiſchen Aufenthalts, und war beſonders der Vorſteher des Irrenhauſes. Dieſes ſelbſt, außer dem Inſtitut von Charenton das einzige in der Nähe von Paris, beſtand aus einem ziemlich großen, gefängnißartigen Gebäude von zwei Stock Höhe, welches mit ſeinen kleinen Gitterfenſtern geſpenſtiſch herniederſchaute und die Zellen der Kranken enthielt. An dies Gebäude lehnte ſich ein runder, alter, ſehr dicker Thurm, durch deſſen Wendeltreppe man aus dem großen Gebäude in den angrenzenden Hof gelangte, der ſehr groß, von hohen Mauern, deren Zinnen eiſerne Reiter trugen, umgeben, mit üppig grünen Raſenplätzen, Baumgruppen und Sträuchern bepflanzt war, welche ihm das Ausſehen eines ziemlich dichten, aber ſchmuckloſen Gartens gaben. Wege, welche ſich hin und wieder durch den Raſen ſchlängelten, mitunter eine Steinbank, vollendeten das Ganze. Zu dieſem Hofe konnte man auch von außen her durch einen kurzen, dicken Thurm gelangen, welchen ein Doppelthor verſchloß, durch deſſen eiſernes Gitterwerk man einen ſehr beſchränkten Blick auf Paris und die nächſte Gegend hatte. Aus dem Erdgeſchoß des zweiſtöckigen Hauptgebäudes führten überdies noch ein paar enge eiſerne Thüren direct auf den Hof; eine von ihnen ſchloß eine einzelne dunkle Zelle, deren Bewohner aus verſchiedenen Rückſichten abgeſondert zu werden pflegten, aber die freie Benutzung des Hofes für ſich genoſſen, wenn die übrigen Kranken entfernt waren. Dieſer Theil Bicêtres beherbergte alle Krankheiten und Verkrüppelungen des menſchlichen Geiſtes von ſtill hindämmernder, wortloſer Schwermuth und dem kindiſch lächelnden Blödſinn durch alle Stadien der Monomanie, der kranken Einbildungskraft und des zerriſſenen Gemüths bis zur thieriſchen Tobſucht und zu der Entäußerung von jeglicher menſchlichen Eigenſchaft.

Hier lebte nun ſeit geſtern Salomon de Caus, der Erfinder des Dampfes, der Ingenieur von Rochelle; er lebte unter Wahnſinnigen, von allen Andern gleichfalls für geiſteskrank gehalten, und wußte doch, daß er geſund ſei.

Von Trombara und den Soldaten gepackt, gebunden und in den Wagen gebracht, überließ er ſich den wildeſten Klagen, dem wüthendſten Schmerz über Richelieu's Grauſamkeit, die Trennung von ſeinem Weibe, den Verluſt ſeiner Freiheit. Die tiefe Verzweiflung ſeiner Seele ſtachelte ihn an zu wilder Gegenwehr, um lieber unter den Eiſen der

Soldaten den Tod zu finden, als vielleicht ewig an jenem Orte des Schreckens leben zu müſſen. Zum Glück fand er noch Beſonnenheit und Würde genug, bald einzuſehen, daß er dadurch Richelieu's Annahme rechtfertigen und ſich ſelbſt entehren würde. Die einzige Waffe, welche er gegen den Cardinal hatte, war eben die der Wahrheit und des Rechts, und nur, wenn er ſeinen Wärtern und Aerzten als vernünftig erſchien, konnte er ein milderes Loos hoffen. Er überzeugte ſich durch einen Griff in die Bruſttaſche, daß er ſein Manuſcript bei ſich habe, deſſen letzter Abſchnitt freilich fehlte. Er beſchloß bei ſich, dieſen letzten Abſchnitt neu in Bicêtre zu ſchreiben und dadurch den ſicherſten Beweis zu führen, daß er kein Narr und ſeine Erfindung keine Einbildung ſei. Andererſeits gab er ſich ſelbſt die Schuld des unglücklichen Ausganges der Audienz. Er hätte, ſtatt ſeine Gefühle, ſeine zügelloſe Begeiſterung vor Richelieu vorwalten zu laſſen, demſelben einfach das Modell ſeiner Dampfmaſchine, ſtatt es zu zerlegen und zu verſtecken, vorzeigen, den Keſſel mit Waſſer füllen, durch eine Spiritusflamme erhitzen und den Dampf arbeiten laſſen ſollen. Er hatte auch wohl vorher daran gedacht, aber die Erinnerung, daß ihm Richelieu vor Rochelle die Idee des Dammbaues geſtohlen, erfüllte ihn mit jähem Mißtrauen. Nun freilich war Alles aus. Kaum vermochte er die ſchwache Hoffnung zu hegen, Richelieu könne es mit ſeinem grauſamen Befehle nicht Ernſt geweſen ſein, man werde ihn wohl bald freilaſſen.

Unter dergleichen trübſeligen Betrachtungen, das Herz voll Jammer, erreichte er den finſtern Ort, welcher fortan ſein einziger Aufenthalt ſein ſollte. Die große Glocke des Hofthurms dröhnte, Soldaten bildeten Spalier, die Gitter klirrten, die Riegel ſchnarrten, die Thore öffneten ſich, der Gouverneur und die Wärter erſchienen, und unter ihnen gewährte nur die hohe edle Geſtalt des Pater Thomas in ſeinem filzenen Mönchsgewande, die Silberlocken auf zitterndem, achtzigjährigem Haupte, einen tröſtlichen Anblick.

Trombara übergab Richelieu's ſchriftlichen Befehl dem

Gouverneur und flüſterte ihm ein paar erklärende Worte zu. Der Gouverneur ſchien zu ſtutzen, dann nickte er und trat, umgeben von ſeinen Leuten, an den Wagenſchlag, um ihn zu öffnen. Pater Thomas, der inzwiſchen gleichfalls den Befehl nachdenklich geleſen, ſchüttelte das Haupt, ſteckte ihn in die Bruſt und näherte ſich dem bereits geöffneten Wagen, ſtreckte dem unglücklichen Ankömmlinge die Hände entgegen und half ihm heraus.

Mondecaus folgte lautlos dem Wink des Paters, verließ den Wagen und trat, von ihm unterſtützt, in's Thor. Noch einmal wendete er ſich um, warf einen Blick voll Verachtung auf Trombara, einen Blick des tiefſten Wehs hinaus in die Freiheit, hinüber nach Paris und das glühende Abendroth! Raſſelnd fiel das Thor zu. —

Der ungewöhnliche Umſtand, daß der neue Ankömmling nicht durch das Gutachten eines Arztes, des Maire oder irgend einer derartigen legalen Behörde, ſondern auf directe Verfügung Richelieu's und durch den Capitain ſeiner Garde in die Irrenſtation abgeliefert wurde, dazu das ruhige, beſonnen ernſte Benehmen Mondecaus' ſelbſt weckte bei dem Gouverneur, beſonders aber bei Pater Thomas den Verdacht, der Neuling ſei keineswegs geiſteskrank, ſondern nur vermöge eines Acts der Gewalt und Grauſamkeit, kurz, aus irgend einer geheimen Urſache hier, die mit Geiſteszerrüttung nichts gemein habe. Dieſe Ueberzeugung brachte aber bei beiden Männern ſehr verſchiedene Wirkungen hervor und beſtimmte ihre Maßnahmen gegen Salomon. Je klarer der Gouverneur, durch Jahre lange Praxis belehrt, einſah, Mondecaus ſei völlig vernünftig, um ſo deutlicher ſah er ein, es müſſe etwas ſo Geheimnißvolles gegen dieſen Mann vorliegen, daß Richelieu wolle, er ſolle für wahnſinnig gelten und alſo behandelt werden. Dies zu thun, beſchloß der Gouverneur, und alſo wurden auch Michou, der Oberwärter, und deſſen Gehülfen inſtruirt. „Je vernünftiger dieſes Subject ſich ſtellt,“ ſagte der Gouverneur, „deſto verrückter und bösartiger iſt es, deſto ſtrenger, deſto mehr auf der Hut müßt Ihr ſein, denn gerade in den

Augenblicken, wo es am zahmſten ſcheint, iſt es am geeignetſten, in furchtbarſter Tobſucht loszubrechen, dann aber mögen wir uns Alle in Obacht nehmen." — Mochten die Untergebenen vielleicht, welche ja auch ihre Erfahrung hatten, nicht genau ebenſo denken, ſo nahmen ſie ſich dieſe Winke doch zu Herzen, wußte ja jeder: „Der Neue ſei auf Befehl Sr. Eminenz hier!" — Pater Thomas war indeß entgegengeſetzter Meinung. An dem, wenn auch tief ernſten, ſchmerzgepreßten, aber durchaus vernünftigen und klaren Geſpräch Mondecaus' ſah er, daß derſelbe vollſtändig geſund ſei. Er ließ ſich, um hinter die Urſachen der Gewaltthat Richelieu's zu kommen, die ganzen Schickſale des Armen erzählen, und ſo erfuhr er nicht nur deſſen früheres Leben in Heidelberg, ſeine Forſchungen, und daß er Autor der „Bewegungskräfte", Erfinder der Dampfkraft ſei, ſondern auch Salomon's Schickſal vor Rochelle und Alles, was ſich weiter daran bis zu dieſer unſeligen Kataſtrophe knüpfte. Auf ſeine Bitte gewährte ihm Pater Thomas ferner Papier und Schreibmaterial, um eine Zeichnung ſeiner Maſchine und die neue Ergänzung des letzten Abſchnitts ſeines Manuſcripts zu ermöglichen. Dieſe Erfindung, deren Geiſt dem gelehrten Prieſter bald klar wurde, beſonders der Traum Mondecaus' vom Sonnenſtaate Campanella's ergriff Pater Thomas tief. Mit dem Verſprechen, ſein Manuſcript zu prüfen und ihm darüber ſeine Anſicht zu ſagen, zugleich aber auch den Rath, ſich recht ruhig zu verhalten und allen Dingen Ergebung und Würde entgegen zu ſetzen, verließ ihn der Mönch, und Mondecaus verbrachte die erſte Nacht in dieſen Wohnungen des Elends. —

Es war am Nachmittage des folgenden Tages, in den Stunden zwiſchen vier und ſechs Uhr, als Mondecaus zur „Promenade" mit den übrigen Irren in den Hof gelaſſen wurde und die Hoffnung hegte, Pater Thomas wieder zu ſehen.

Als er aber das erſte Mal heute in den Hof trat, die Wärter mit den Peitſchen, die Verzerrung des menſchlichen Geiſtes bei ſeinen Genoſſen ſah, mit ihnen in die unmittelbarſte, traurigſte Berührung kam, brach ſein Herz, ſein

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Verſtand drohte zu wanken. Grinſend trat ſein Geſchick vor ihn hin und raunte ihm zu: „Wenn Du auch nicht wahnſinnig biſt, hier mußt Du's werden!“ Weinend, außer ſich vor Schmerz und Verzweiflung, warf er ſich an die Bruſt des Pater Thomas, der die Gruppe ſeiner Pflegebefohlenen durchſchritt und auf ihn zueilte.

„Wohin ſoll ich mein Antlitz bergen,“ rief ſchluchzend Salomon, „damit ich dieſe Verzerrung der menſchlichen Natur nicht ſehen kann? O Welt voll Weh, wo das Entſetzen des Lächelns Maske annimmt! Und ſein Leben lang an dieſe Jammergeſchöpfe geſchmiedet zu ſein, indeß der Wahrheit Feuer in mir lodert, das muß wahnſinnig machen! Ich werde hier meinen Verſtand verlieren! — Nein, das iſt aber undenkbar, unmöglich! Nicht wahr, mein Vater, ich kann ſo nicht enden?“

Pater Thomas nahm ihn liebevoll bei der Hand und führte ihn einen ſtilleren, einſameren Gang hinab: „Du haſt Dein Herz mir ausgeſchüttet, mein Sohn, ich würdige Deine Schmerzen und verabſcheue die Gewaltthat, welche Dich hierher gebracht. Aber trage Dein Kreuz mit Geduld, ſuche nächſt Gott in Deiner Unſchuld Stärke, lerne an dem Wahnſinn Deiner Umgebung die geheimnißvollen Quellen des Menſchenſchmerzes und Irrthums erkennen und meiden. Das Uebermaß der Gefühle, Leidenſchaften und Neigungen, ſelbſt der edelſten, und ihre Einſeitigkeit machten Alle zu dem, was ſie nun ſind. Vor dieſem Uebermaß, vor dieſer Einſeitigkeit möge ſich der Geſundeſte ſchützen, und auch Du! Hat Campanella, deſſen Lehren Dir das A und O aller Weisheit ſind, nicht auch zwanzig Jahre im Kerker ſchmachten müſſen, ehe die Befreiungsſtunde ſchlug? —

„In Banden frei, nicht einſam und doch einſam
Sitz' ich hier ſtumm, doch meine Glocke klingt.
Der niedern Welt ein Thor und doch dem Auge
Göttlichen Sinns ein Weiſer! Himmelwärts
Schweb' ich empor mit Schwingen, die die Erde
Darnieder drückt; von außen tief bedrängt,
Traurig, gefangen, in mir froh und frei!“

„Ach!“ rief Salomon gerührt, „das iſt Campanella's erhabenes Kerkerlied! Haſt Du vielleicht den Weiſen je gekannt?“

Eine ſeltſame Bewegung überkam den Prieſter. „Ich kenne Campanella.“

„Ach, wie beneidenswerth biſt Du! Erzähle mir von ihm! Iſt er denn wirklich todt, wie Alle ſagen?“

„Er lebt!“

Mondecaus fuhr auf. „Er lebt? Du ſagſt, Vater, er lebt?“

„Ungekannt und ſtill geht er umher unter den Menſchen, den Kranken ein Helfer, Wahnwitzigen und — Irrenden ein Seelenbändiger, Armen und Sterbenden ein Tröſter!“ — Der greiſe Mönch hatte ſeine Hand auf Mondecaus' Schulter gelegt, ſeine Stimme zitterte.

„Und *das* kann er?“ rief der Phyſiker flammend. „Warum erhebt er nicht die heilige Stimme, den Sonnenſtaat, das neue Eden den Menſchen zu verkünden, dieſe Zeit voll Hinterliſt, Eigennutz und Gewalt zu wecken?!“

„Weil er ein Weiſer iſt, mein Sohn! — Der Sonnenſtaat entſprang aus ſeiner Bruſt voll Thränen und Menſchenliebe. Doch mögen wir auch immerhin *Utopien* oder *Maſchinen* bauen, die *Menſchheit* baut ſich nur ſelbſt *allein*, das iſt eben ihr Ziel, ihre Geſchichte, unendlich, wie dieſer Erde Dauer. Der Einzelne kann nur *einen* Stein zum *allgemeinen Tempel* bringen, das Schönſte, was er leiſten mag, iſt endlich, wie ſein Leben! Weil das Campanella *wußte*, in ſeinem Herzen *Eitelkeit* und *Ehrſucht* nie die Stimme der Vernunft erſtickte, kann er auch ohne Grämen unbemerkt im großen Ocean der Menſchheit leben!“

Mondecaus ſtand düſter ſtill. „Damit willſt Du ſagen, daß das Streben meines Lebens, daß mein Werk *nichtig* ſei?! — Ich gab Dir ja geſtern mein Manuſcript zur Durchſicht, zeichnete Dir das Modell meiner Dampfmaſchine, die ich in meiner Wohnung berge, auf. Haſt Du Alles geprüft? Iſt die Erfindung Narrheit? Bin ich wahnſinnig und weiß es nicht?!“

Vater Thomas zog langſam das Manuſcript aus ſeiner Kutte und gab es ihm. „Ich habe Alles reiflich überlegt. Die Zeichnung des Modells behalt' ich, um ſie als Beweis für Deine Vernunft zu brauchen. Deine Erfindung, Salomon, iſt keine Narrheit. Durch ſie wird eine neue Zukunft den Völkern aufgehen!“

Da jauchzte Mondecaus hoch auf, preßte wild das Manuſcript an ſeine Bruſt und blickte ſelig entzückt empor. „O mein Vater! — Du haſt den Trank der höchſten Wonne mir in dieſer Geiſteswüſte gereicht!“

„Du biſt zu jähe, Sohn! Uebermaß des Fühlens und Einſeitigkeit des Denkens iſt ſtets der halbe Weg zum Wahnſinn. Sei doch ſtiller! — Deine Entdeckung iſt gigantiſch, wird den künftigen Geſchlechtern ein neues Daſein geben, doch das iſt nur ein Theil, der ſtrahlende der Wahrheit. Auch eine ernſte, dunkle Seite hab' ich Dir aufzudecken.“

Mondecaus ſtand erſtaunt. — „Hat die Wahrheit denn ein Doppelantlitz? — Wenn meine Erfindung ſo gewaltig iſt, wenn ſie die Menſchen künftiger Tage zu neuem Leben ruft, iſt das nicht das Höchſte?!“

„Nein, Mondecaus!“

„Dann, Himmelsmächte, faſſ' ich's nicht!“

Beide waren auf dem freien Platze vor dem runden Thurm und dem Hauptgebäude, unfern des Außenthors, angelangt, die Kranken waren ſchon in die Zellen zurückgekehrt, denn die Sonne ſank. Michou, der Oberwärter, harrte des letzten, Salomon's. Der Pater winkte leiſe, Michou trat in den Thurm, ſie nicht zu ſtören.

„Wohl mag die Welt ſich wandeln durch Deine Schöpfung,“ begann Thomas wieder und faßte Mondecaus' Hand, „wie ſie durch Berthold Schwarz und Guttenberg, wie ſie oft ſich gewandelt hat. — Du hoffſt, daß Deine Maſchine die Menſchen von der Sklaverei mechaniſcher Arbeit befreie, glücklich mache, veredle? — Wenn ſie nun aber gerade die Menſchen vom Edlen herab in die Materie zöge?" — Mondecaus ſprang mit einem Schrei zurück. Stier blickte ſein Auge auf den Sprecher. — „Wenn Deine Werke gleich viel des Unheils wie des Segens im Gefolge hätten?! Wenn Du auch die Erfindung zu machen Kraft hatteſt, willſt Du ihre Folgen vorausſehen, gleich dem Schöpfer droben wiſſen, daß Du nur Segen bereiten kannſt? O Ikarus, halt' ein im Sonnenflug und lerne — Beſcheidenheit! — Das Facit all' unſres Thuns liegt außer uns — im Jenſeits! Das aber, Sohn, macht den größten Schöpfer kühl, reinigt ihn, lehrt ihn auch ſeine Zeit mit ihrem Irrthum, die Menſchen mit allen Mängeln lieben!" —

Eine tiefe, athemloſe Stille erfolgte. Vor Salomon's geiſtigem Auge ſchien zum erſten Mal die Binde zu ſinken, die er ſein Leben hindurch getragen. In furchtbarer Seelenangſt faltete er ſchluchzend die Hände und rang ſie. — „Barmherziger Gott, ſo war mein ganzes Thun Stückwerk? — Die Schöpfung meines Lebens, um die ich darbte, Schimpf und Schmerz getragen, ſteht beendet vor mir, und im Strahl der Wahrheit entweicht aus ihr die hohe heilige Seele, der Zweck, um den ich ſie ſchuf. Eugenie! Du haſt's verkündet! — Mein ſüßes, Du mein engeltreues Weib, das ich von mir ſtieß, zu Dir wende ich mich wieder und möchte Dir jede Thräne von der verhärmten Wange küſſen! Zu Dir," kreiſchte er, „zu Dir!" und ſtürzte an die Außenpforte, rüttelte an den Stäben.

Ehe Michou herauseilen konnte, machte Thomas eine abwehrende Bewegung und trat langſam zu dem unglücklichen Manne, deſſen Elend einen ſo hohen Grad erreicht hatte, daß ſein Geiſt unter ihm zu wanken drohte.

Der Prieſter zog ihn liebevoll vom Gitter, ſchloß den Schluchzenden in ſeine Arme und ſagte bewegt: „Auch in dieſem Hauſe ſieht Dich der Herr und giebt ſtatt Hochmuth ächte Wahrheit. Krank im Geiſte biſt Du geweſen, jetzt wirſt Du geſunden. Erkennſt Du nur Dich ſelber, wird auch Deine Schöpfung nicht verloren ſein, kein Thun iſt nutzlos auf Erden!“

Salomon war niedergeſunken und bedeckte des Greiſes Hand mit Küſſen, blickte ungewiß zu ihm empor und ſuchte ängſtlich in ſeinen Blicken Troſt und Frieden. — Beide Männer hatten Michou's Entfernung nicht bemerkt, den Ton der Glocke nicht gehört, welcher im Hauptgebäude erklungen war.

Plötzlich kam der Wärter in höchſter Eile durch die Thurmthür herbei. — „Mein Vater, erlauchte Fremde beſichtigen die Anſtalt, ſie kommen durch den Thurm.“ — Damit eilte er zurück und verſchwand auf der Wendeltreppe.

Mondecaus, rauh zur Wirklichkeit geweckt, erhob ſich, reichte Thomas ſchmerzlich bewegt die Hand, er war im Innern geknickt, zerriſſen.

Inzwiſchen tönten Schritte vom Thurm her. In der Begleitung mehrerer Beamten erſchien der Gouverneur; ihm folgte Marquis Worceſter, welcher Marion de l'Orme führte, hinter ihnen ſchritt Bradamant.

„Das iſt der Hof, Mylord,“ erklärte der Gouverneur, „in dem ſich die Kranken Nachmittags erholen. Dort ſteht Mondecaus, der Irre, welchen Sie ſuchen.“

Mit dieſen Worten waren ſie näher gekommen. Salomon, durch den Klang der Stimmen aus melancholiſcher Träumerei geweckt, ſchrak zuſammen und ward leichenblaß. „Worceſter, Bradamant!“ murmelte er, dann bedeckte dunkle Röthe ſein Geſicht; er wendete ſich ab.

Worceſter trat auf ihn zu und legte die Hand auf Salomon's Arm. „Unglücklicher Mann, treffe ich Euch ſo wieder?“

„Die Scham auf meiner Stirn ſage Euch Willkommen, Lord!“ verſetzte Mondecaus trübe.

„Vielleicht bin ich Euch willkommener, wenn Ihr wißt, was ich Euch bringe,“ ſagte der Lord. „Als ich Euch anbot, Eure Erfindung zu kaufen, wieſet Ihr mich ab. — Ich komme noch einmal und biete ſtatt 20,000 nun

30,000 Livres und die Freiheit, wenn Ihr mir das Manuſcript gebt.“

Entſetzt ſchrak Salomon zurück: „Hebe Dich von mir, Verſucher, — Du forderſt meine Seele!“

Pater Thomas zog den Phyſiker zu ſich und flüſterte: „Mondecaus, ſoll die Erkenntniß, ſo über Dich vorhin kam, wiederum vergebens ſein? Dir winkt die Freiheit, blüht das Leben von Neuem!“

„Wer giebt mir Bürgſchaft,“ rief der Phyſiker, „daß ich dann wirklich frei bin!?“

Worceſter zog eine Ordre hervor und zeigte ſie Mondecaus. „Vom Cardinal ſelbſt unterſchrieben und gültig für den Fall, daß — wir einig werden.“

„Ich habe ſie ſelber ausgewirkt, Capitain,“ ſetzte Marion hinzu; „handeln Sie, ich bitte Sie dringend, nicht gegen Ihren beſſern Vortheil!“ — Sie blickte ihn theilnahmsvoll an und hätte ihm gerne noch mehr zur Erklärung geſagt, aber ſie wußte ſich beobachtet.

Mondecaus' Bruſt hob und ſenkte ſich in qualvollem Seelenkampfe, ſeine Pulſe flogen fieberhaft, es dröhnte ihm im Hirn. „Die ganze Arbeit meines Lebens ſoll ich weggeben? Ich — ich kann's nicht thun!“

Pradamant trat raſch heran, er winkte Mondecaus mit einer heftigen Geſte bei Seite. Sein ganzes Weſen zeigte von innerſter Bewegung. „Bedenk', Salomon,“ flüſterte er, „wenn er auch das Manuſcript hat, den Geiſt Deiner Erfindung kann er Dir doch nicht nehmen. Das Geld ſetzt Dich in Stand, ihm mit der Ausführung zuvorzukommen. Thu's, Mondecaus, ich bitte Dich, ſieh, ich will Dir nur ſagen — Eugenie liegt ſchwer erkrankt darnieder, ſie weint nach Dir, ſie ſtirbt, wenn Du nicht kommſt!“

Wie ein Donnerſchlag traf dieſes Wort de Caus' Ohr; die beſſere Einſicht von vorhin, die Reue, welche plötzlich von der fürchterlichen Möglichkeit, ſich ſeiner Schöpfung entäußern zu müſſen, unterdrückt worden, brach ſich im Jammer bei dieſer neuen Nachricht Bahn. „Mein Weib!“ ſchrie er auf und bedeckte ſein Geſicht, „mein Weib krank? —

verlangt nach mir?!“ Thränen überſtrömten ſein Geſicht, die heißen Thränen bitterſter Entſagung. „Lebe denn wohl, arme Arbeit meines ganzen Menſchendaſeins!“ er riß das Manuſcript aus dem Gewande und gab es Worceſter, welcher es haſtig zu ſich ſteckte, „das iſt das Manuſcript! Gebt mir meine Freiheit wieder!“

Worceſter hatte bereits die Ordre dem Gouverneur gegeben, Michon öffnete knarrend das linke Eingangsthor; durch den dunklen Bogen des Thurmes ſchaute Salomon in die lachende Welt da draußen. Ein ſo heißes Gefühl der Sehnſucht, eine ſo überwältigende Freude und Hoffnung durchtoſte den Armen plötzlich, daß Alles vor ſeinen Augen verrann und er ſich an dem Prieſter halten mußte, um nicht zu fallen.

Worceſter hatte eben Miene gemacht, ſich zu wenden, als ihn Bradamant am Arm packte: „Das Geld, Herr, eh' Ihr geht!“

„Erſt will ich ſehen, ob ich nicht hintergangen bin. Kommt morgen in mein Haus!“ und mit einem kräftigen Ruck befreite ſich der Engländer von Roquerol und verſchwand durch das Außenthor.

Marion ſtieß einen Ausruf erſtaunter Entrüſtung aus, während ſchallender Hufſchlag von außen verkündete, daß der Lord davon war.

„Halunke, Du willſt's ſtehlen!!“ ſchrie Bradamant nach einer Pauſe der Erſtarrung, packte Mondecaus wild bei der Hand und zog ihn mit ſich. „Komm, wir müſſen ihm nach!“ —

Ehe dies aber geſchah, füllten plötzlich Soldaten die Außenpforte; Trombara mit einigen Cataloniern trat haſtig ein, das Thor ſank wiederum zu: „Die Ordre zur Befreiung Mondecaus' iſt widerrufen! Da iſt Sr. Eminenz Gegenbefehl!“ Er gab dem Gouverneur ein Papier.

Entſetzen lag lähmend, eiſig auf den Anweſenden. Mondecaus brach ohnmächtig und lautlos zuſammen. Der Prieſter hielt das Haupt des unglücklichen zwiefach Getäuſchten.

„Bruder! Bruder!“ ächzte Bradamant und trat am ganzen Leibe bebend vor den Kranken, die Hand zum Schwur erhebend. „Ich ſchaffe Dir bei meinem Seelenheil Dein Eigenthum zurück, oder ich geh' zu Grunde!!“ Er riß den Degen heraus und ſah ſchäumend in die Runde: „Ihm nach!! Laßt mich ihm nach!!“ brüllte er in faſt thieriſcher Wildheit.

Trombara gab düſter lächelnd ſeinen Leuten einen Wink: „Laßt ihn hinaus!“

„Bis in die Hölle ſetz' ich ihm nach!!“ kreiſchte der Gascogner und ſtürzte durch das wieder geöffnete Thor. Es ſchloß ſich hinter ihm.

Convulſiviſche Zuckungen, rüttelnde Fieberſchauer zeigten, daß Salomon wieder zu ſich komme. Aber er kannte ſeine Umgebung nicht mehr.

— „Und ein weißes Kleid hat ſie an, meine Frau! — Da, — ſieh, — ſie zieht gen Himmel! Hihi! Sie reitet auf einem Dampfroß! — Es iſt von Eiſen!!“ —

IX.

Bradamant war wie raſend mit gezogenem Degen dem Lord eine Strecke weit nachgelaufen, aber er überzeugte ſich bald von der Nutzloſigkeit ſeines Beginnens. Einen Fluch murmelnd, ſteckte er das Rappier wieder ein und wiſchte ſich den Schweiß von der Stirn.

„Nur nicht den Kopf verloren! Wenn ich's richtig anfange, entgeht mir der Hund doch nicht!“ Er zog den Mantel um die Schultern und ging ſinnend nach der Stadt zurück. Bald umſpielte ein diaboliſches Lächeln ſein Geſicht, und er ſchritt haſtiger, als ſei jede Minute koſtbar, vorwärts, erreichte bald die Stadt und eilte nach der Mairie. Eine Viertelſtunde ſpäter verließ er das Stadthaus und wendete ſeine Schritte nach dem Hoſenbande. —

Die Angſt um das Schickſal ihres Gatten, verſtärkt von dem Jahre langen Weh und häuslichen Zwiſt, hatten Eugenie auf das Krankenlager geworfen. In flackernden Fieberphantaſien beſchäftigte ſie ſich mit dem Schickſale Mondecaus' und ihrem ehelichen Elende.

Manon war durch die letzten Vorfälle nachdenklich und reumüthig geworden, ſie warf ſich nicht ohne Grund vor, durch ihr Benehmen Salomon zu irgend einer verzweifelten Handlung verleitet zu haben, welche ſein nunmehriges Schickſal veranlaßt haben mußte. Wenn auch Eugenien, ſo war es ihr doch kein Geheimniß mehr, daß ihr Schwager im Narrenhauſe zu Bicêtre ſaß. Bradamant hatte es für ſeine Pflicht gehalten, ihr unter vier Augen das einzugeſtehen.

Der Gascogner trat haſtig in die Schänkſtube, wo er ſo viel geräuſchvolle fröhliche Stunden ſonſt verlebt. Er befahl dem Aufwärter, Frau Coquart zu ſagen, er müſſe ſie ſofort allein ſprechen. .

Nach wenigen Augenblicken, der Schweſter Pflege einer Magd anvertrauend, kam Manon herab, bleich faſt von der Angſt dieſer Tage, und reichte dem Gascogner trübe die Hand. „Bringen Sie uns beſſere Nachricht, Roquerol?“

„Manon, noch nicht. Aber ich verſichere Euch bei unſerer Frau, heute noch oder ſpäteſtens morgen muß ſein Schickſal ein Ende nehmen, ſeine Unſchuld klar werden. Ich kann Euch nicht mehr ſagen, denn ich muß gleich fort. Ich habe manches Ueble gethan, Manon, aber glaubt mir, ich habe Salomon lieb gehabt, wie meinen leiblichen Bruder, und hatte ſein Beſtes im Auge, wenn's auch nicht glücken wollte, wie ich dachte. Ich will ewig verdammt ſein vor Gottes Angeſicht, ſo ich nicht Alles thue, ihn zu befreien, was ein Chriſtenmenſch vermag. Entweder bringe ich ihn Euch glücklich zurück, oder — oder Ihr ſeht mich nicht wieder.“ Er wurde todtenbleich. „Laßt uns auf alle Fälle Abſchied nehmen.“

Mit einem ſonderbaren Gefühl von Ahnung küßte er Manon auf die Stirn, ſteckte ihr einen kleinen Ring, den er immer getragen, an die rechte Hand und ging ſchwankend zur Thür. — Noch einmal blickte er ſie an, in ſeinem Auge glänzte etwas wie eine Thräne, dann war er fort.

Manon ſtarrte ihm wortlos nach, dann brach ſie in ein heftiges Schluchzen aus. „Es iſt Alles vorbei!“ und ſie bedeckte ihr Antlitz mit der Schürze. —

Bradamant eilte nordwärts. „So oder ſo,“ murmelte er, „jedes Ding hat ſein Ende. Gott oder der Teufel gewinnt das Spiel!“ Er ließ ſich haſtig unterwegs an einer offenen Weinbude eine Kanne Claret geben, goß ſie in einem Zuge hinunter, warf ein paar Franken auf den Tiſch und eilte weiter zum erzbiſchöflichen Palaſt. —

— — Cardinal Richelieu war in ſeinem Arbeitszimmer, Bournais ſchrieb Depeſchen. Marion, unlängſt von Bicêtre gekommen, noch ſtaubbedeckt, hatte eben empört und tiefbewegt umfaſſenden Bericht über alles Geſchehene abgeſtattet. „So, ſo,“ begann nachdenklich du Pleſſis, „das iſt ſeltſam genug — Sie waren doch geſtern ganz allein mit Worceſter?“

„Ja, Eminenz,“ antwortete Marion etwas unſicher.

„Als Sie nun meine Befreiungsordre hatten, begaben Sie ſich mit dem Lord und Bradamant ſogleich nach Bicêtre?“

„Gewiß. — Ich habe bereits Ew. Eminenz ſchon mitgetheilt, daß der Lord nur Mondecaus' wegen nach Paris kam, ſein Meiden aller öffentlichen Kreiſe nur den Zweck hatte, allen Parteien aus dem Wege zu gehen, beſonders aber Niemanden zur Nebenbuhlerſchaft bei der Erfindung zu reizen.“

„Hiernach mußte die Erfindung ja etwas höchſt Wichtiges ſein! Mondecaus gab dem Lord nun in Bicêtre wirklich ſein Manuſcript, die Kaufſumme zahlte indeß Worceſter nicht; ſollte man doch glauben, dieſe Maſchine werde die ganze Welt umdrehen, weil ſich an ihr ein Lord bereichern kann, ſo ängſtlich die Parteien ſcheut und dennoch ſeinen Leib, rein dem Geheimniſſe zu Liebe, in dieſe Löwenhöhle wagt. Iſt die Erfindung ſchon ſo koſtbar, wie werthvoll muß nicht erſt ihr Schöpfer ſein, die Seele dieſer

Dampfmaſchine. Deshalb habe ich ihn auch nicht freigelaſſen.“

„Er iſt gefährlich erkrankt in Folge der bittern Enttäuſchung,“ ſagte Marion faſt unwillig, „wenn er noch zu retten iſt, verdankt man es allein dem würdigen Pater Thomas in Bicêtre. — Eminenz, auf meinem Sterbebette noch ſage ich's, der arme Mondecaus iſt ſchuldlos! Sein einziges Verbrechen iſt, daß er ein Urgewaltiges ſchuf, was dieſe Zeit nicht mehr verſteht, deſſen ſich aber Worceſter's Eigennutz bemächtigte!“

„Ein Vorwurf, Marion?“ antwortete Richelieu finſter. „Der kranke, überreizte Zuſtand dieſes Mannes wird bei guter Pflege vorübergehen. Er hat Talent, ich weiß es, doch er iſt ein ehrgeiziger Phantaſt. Iſt ſeine Schöpfung wirklich ſo groß, muß ihr Schöpfer auch eine ſtarke Seele haben, die nicht jeder Orkan des Lebens zuſammenfegt. Müßte ein Anderer eine Stunde meines Daſeins leben, ächzend bräche er entzwei. Ich will klar ſehen, ehe ich entſcheide! Iſt Worceſter der Mittelsmann der Königin-Mutter, ſo iſt ihm jene Erfindung nichts, und ſeine Gier nach dem Manuſcripte war eine Finte. Kam er aber der Erfindung wegen allein her, iſt geſorgt, daß Worceſter mit ihr das Land nicht allzu leicht verlaſſen kann, und dieſe Schöpfung ſoll nicht untergehen in Frankreich!“

Marion wollte eben etwas erwiedern, als ein Diener Bradamant „in eiligen Geſchäften“ meldete.

Ein Lächeln zuckte um Richelieu's Mund; er gab ein Zeichen. Bradamant trat ein.

Seine Kleidung war ſtaubbedeckt und verſchoben, ſein Antlitz tief geröthet, durchzittert von einer wilden, ſchamloſen Spitzbubenluſtigkeit, die alle Schranken der Rückſicht und Klugheit durchbrach.

Du Pleſſis betrachtete ihn einen Moment. „Ihr ſeid ſehr aufgeregt, auch eine Eigenſchaft, die ich bisher nicht kannte an Euch. Ich dachte, Ihr lebtet allein nach außen hin.“

„Ho, was ſoll ich nicht! Ich bin juſt auf der Galgenhöhe des Außenlebens!“

„Was wollt Ihr?“ ſagte Richelieu kalt.

„Eminenz, ich bin ſeit Jahren Dero allertreuſter Spion geweſen, habe für Geld das überwunden, was der Pöbel Regungen der Tugend nennt. Ich war aber kein ſo ganz gemeiner Spion, Eminenz! Mein Metier hatte immer noch ſo ein Stück moraliſchen Hintergrund, der mir zum Troſt gedient.“

„Ei, ſeht, das iſt doch eigen! Da wir einmal bei Eurer werthen Perſon ſind, darf man die Moral der Spionage wiſſen?“

„Ich habe unſere Zeit und die Parteien genügend kennen gelernt, um einzuſehen, daß Richelieu mit eherner Fauſt regieren muß, wenn Frankreich Weltgebieterin ſein ſoll. Wenn ich dazu beitrug, alles Gelüſt der Feinde Ew. Eminenz im Keime zu zertreten, war ich mir alſo bewußt, des ſchönen Frankreich Ruhm und Größe zu fördern! — Das war ſo eine Art — Spitzbubenſtolz! Das Volk, was ich Ihnen an's Meſſer geliefert, war großmäulige Zwergenſippſchaft, die nur ihren Vortheil im Auge hatte, bei denen ſpielte mir mein Gewiſſen keinen Streich. Aber ich habe einen Schuldloſen, den armen Mondecaus, trotz beſter Abſicht in's Elend gebracht, und er war mir ein lieber Freund, an den ich das letzte einfältige Stück des geheimnißvollen Dinges, „Menſchenherz“ genannt, gehangen habe!“

Da trat Richelieu vor ihn mit durchbohrendem Blicke: „Biſt Du endlich ehrlich? — Die ganze Verſchwörungsgeſchichte des Worceſter war eine Lüge von Dir, mir Mondecaus' Erfindung begehrenswerth zu machen! Betrogen haſt Du mich, Elender, und der Phyſiker wurde aus eitler Narrheit Dein Helfershelfer! Ahnſt Du nun wohl, was Dich erwartet!?“

„Unfehlbar, Eminenz, ein Strick!“ — Kalt und mit cyniſcher Ironie verbeugte ſich der Gaſcogner. „Ich komme, ihn mir mit Permiſſion zu holen! — Nur könnte ſich's eines Tages zeigen, daß Bradamant für Ew. Eminenz etwas zu voreilig geſtorben ſei. — Sie haben, großer Cardinal, in Ihrer erhabenen Weisheit wohl durchſchaut, daß Mondecaus mir über Alles lieb ſei, und wie ich die Verſchwörung benutzte, um Mondecaus zur Anerkennung zu bringen, drehten Eminenz den Spieß um und benutzten den Mondecaus, um zur Verſchwörung zu kommen, hetzten mich wie Ihre Meute auf den Worceſter, geißelten mich mit meiner eigenen Freundſchaft und Verzweiflung, — nun denn — ich habe die Verſchwörung!!“

Marion ſchrak zuſammen. „Mein Gott!“ flüſterte ſie beklommen.

Richelieu war tief erſtaunt. — „Was? — Sprichſt Du wahr? — Du haſt ſie!?“

„Die Galeere für mich, wenn's nicht wahr iſt!“ rief Bradamant funkelnden Auges.

„Und wie beſteht ſie? Wer ſind die Schuldigen?“ fragte der Cardinal haſtig.

„Ja,“ lachte Roquerol frech, „das iſt eben die Sache! Bei der hänfenen Halskrauſe, der ewigen Perſpective meines Lebens, Herr, Sie ſollen mir jedwedes Wort bezahlen!!“

Richelieu fuhr auf. „Du vergißt die Folter, Geſell!“

„Gut, wenn Sie mich foltern laſſen, belüg' ich Sie mit ſo viel Verleumdungen, daß man das Wahre vom Falſchen nicht mehr erkennen ſoll!!“

Richelieu ſchwieg ſtill. Der Gewaltige war verblüfft. „Dieſe Frechheit im Schmerze verdient Achtung — und läßt vermuthen, daß Du Deiner Sache ſehr ſicher biſt!“

„Wie meines Todes!“

„Was wird er entdecken!“ flüſterte es ahnungsvoll in Marion.

„Was verlangſt Du?“ fragte du Pleſſis nicht ohne Erregung.

„Die Freiheit Mondecaus', ſo wie ich meine Arbeit verrichtet habe; ferner: wenn eines Tages der Phyſiker Ew. Eminenz vermeldet, daß er ſeine Narrheit, ſeine Dampfmaſchine wirklich erbaut hat, daß ſich der große Richelieu ſo tief herablaſſe, das Werk anzuſehen!“

Ein banger Moment der Ungewißheit erfolgte.

„Die ſtolze Tugend, Herr Spion, kann wieder Maske ſein!“ rief der Cardinal.

„O, gewähren Sie mir nur, um was ich bitte, Eminenz, dann haben Sie ja die Verſchwörung!“

„Wenn Du mir die Verſchwörer ſo in die Hände lieferſt, daß ich mit ihrem Schickſal ſpielen kann, wie mir beliebt, ſoll Mondecaus die Freiheit haben und mir ſeine Maſchine zeigen, wenn ſie beendigt iſt!“

Bradamant jauchzte auf in diaboliſcher Freude. „So recht! Und nun Glück auf zur tollen Jagd! Als Worceſter mit Mondecaus' Erfindung Bicêtre verließ, ohne die Kaufſumme zu zahlen, ſagte er, ich möge morgen den Betrag in ſeinem Hauſe abholen. Natürlich iſt er morgen über alle Berge, denn er will Mondecaus die Summe nicht geben, um ihn nicht in den Stand zu ſetzen, die Erfindung auszuführen.“

„Entſliehen!“ rief du Pleſſis haſtig. „Sein Paß iſt confiscirt!“

„Bitte um Entſchuldigung, es giebt auch Päſſe auf falſche Namen in der Welt!“

„Menſch, woher will er ihn haben!“

Das Antlitz des Spions nahm den Ausdruck ſchelmiſcher Verſchlagenheit an. „Ich hab' einen guten Freund, 'nen Schreiber auf der Mairie. Den frug ich, ob vielleicht heute ein Paß nach London raſch gewünſcht und abgeholt ſei. Richtig, — vor einer Stunde erſt geſchah's. Das Papier lautet auf John Elpinſtone, Kaufmann, nach London!“

„Wer beſtellte den Paß?“

„Derſelbe Herr, der heute den Laquaien in Mamſell Marion's Hauſe machte, als Worceſter da war!“

Ein Schrei des Entſetzens ertönte. Marion wankte.

„Die Hölle auf Dich!“ rief Richelieu und packte eiſern ihren Arm. „Du biſt eine Verrätherin!!“

„Hahaha!“ lachte Roquerol. „Es war Herr d'Effiat de Cinq-Mars! Hat er auch den Friſeur beſtellt?!!“

„Gnade, Eminenz," ſtöhnte de l'Orme, „ich bin ſchuldlos!"

„Du wußteſt um den Anſchlag," knirſchte Richelieu. „Wie haſt Du doch geſchworen, daß Worceſter nur um der Erfindung willen hier ſei!"

„Ich ſchwör' es noch," weinte ſie, „hören Sie mich an!"

„Schweig! — Bradamant, rede!"

„Heute Nacht flieht alſo Worceſter vermöge eines Paſſes, den d'Effiat ihm giebt. Umſonſt gewährt d'Effiat den Paß nicht, umſonſt kam er zu Marion nicht, es handelt ſich, meinen Kopf zum Pfande, um eine Depeſche an die Königin-Mutter. — Wenn wir heute Nacht das Haus des Lords umſtellen — klapp! In der Falle ſitzt die Geſellſchaft!"

Höhniſch wandte ſich die Eminenz zu der kaum ihrer Sinne mächtigen Marion. „Siehſt Du wohl, Du biſt doch noch nicht fein genug zur Intriguantin. — Bekenne, was Du vom Anſchlag weißt, im nächſten Augenblicke möchte Dich jede verſäumte Wahrheit reuen!"

„Eminenz erinnern ſich," begann de l'Orme krampfhaft, „daß Cinq-Mars von dem Verdachte hörte, welchen Sie gegen Worceſter hegten, und daß deſſen Paß belegt ſei. Ich geſteh' es, Eminenz, — längſt hat Cinq-Mars, empört ob ſeiner abhängigen Stellung von Ihnen, ſich thöricht ausgeſprochen. Die Strafe nun, die Eminenz ihm geſtern dictirte, hat ihn, ſo ſcheint's, hirnlos vor Wuth gemacht!"

„Hörſt Du, Bournais!" rief hämiſch Richelieu.

„Ich ahnte," fuhr Marion fort, „darum nichts Gutes und vermied ihn. Plötzlich, als heute Worceſter bei mir iſt, tritt Cinq-Mars ein und ſtellt ſich dem Lord vor. Bei Gott ſchwör' ich, in meiner Gegenwart ward nichts Verfängliches geſprochen. Da meldete man Bradamant! — Gnade, Eminenz, ich wußte, daß d'Effiat verloren ſei, wenn dieſer Mann ihn ſieht, ach — und ich liebe ihn!"

„Waren Worceſter und Cinq-Mars nur eine Minute allein? Beſinne Dich!"

„O Gott!"

„Geſtehe!!"

„Ach, einen Augenblick nur, — als ich Bradamant abweiſen wollte!"

„Genug!" rief du Pleſſis ſchneidend. „Drauf ließeſt Du Cinq=Mars in Dienerkleidern hinaus?" — Er ſchellte. — Die Thür ſprang auf. Capitain Trombara ward ſichtbar.

Der Cardinal rief Bournais: „Bring' dieſe Novize der Politik in's Pönitenzhaus der grauen Schweſtern!" Marion bedeckte entſetzt ihr Geſicht mit den Händen. — „Du haſt Verrath geübt, de l'Orme! Herab reiße ich Dir wieder den Flitter, den meine Güte ſchuf! Lerne entbehren, damit Du im Glücke treu biſt!"

Bournais machte eine Bewegung nach der Dame hin. Marion erhob ſich und richtete ihren feuchten Blick auf den Lenker Frankreichs. „Mich hat das Mitleid für Cinq=Mars' thörichte Jugend, der Wunſch, vielfaches Unglück zu verhindern, geleitet, Eminenz! Trotz dieſer Strafe lebt in mir ewig die Gewißheit, Worceſter kam nicht wegen der Medicis nach Frankreich, die Dampfmaſchine des Mondecaus iſt keine Narrheit!!"

Sie verbeugte ſich kurz und verließ mit Bournais das Gemach.

Richelieu ſah finſter vor ſich nieder. „Trombara!" — Der Capitain trat vor. „Nimm eine Rotte Deiner Garden, — die verläßlichſten Leute. Wie's ganz finſter ſein wird, beſetzteſt Du unter Bradamant's Leitung den Umkreis des Hauſes am Boulogner Gehölz, in welchem Lord Worceſter wohnt. Auf Bradamant's Zeichen gehſt Du vor, nimmſt Alles gefangen, was ſich findet, und wer ſich rührt, wird auf dem Platze erſchoſſen!"

„Zu Befehl!"

„Hab' Dank, Du Löwe Frankreichs!" jauchzte der Gascogner im Vorgefühle naher Rachewolluſt. — „Und nun, Liſt, Haß, ihr hungrigen Spießgeſellen der Schelme, helft mir gnädig bei luſtigem Gewerbe!!!" — Er eilte mit Trombara davon.

Lange ſtarrte der Cardinal ihm nach. — „Auch der erſte Spion, der mir bei ſeinem Handwerk leid thut! — Es ſteckt Beſſeres in dem Menſchen! — Haha! Heute Nacht, Herr d'Effiat, nehmt Eure Herrlichkeit in Obacht!!" — — — — — — — — — — — — — —

Vormals, als Paris noch nicht die koloſſale Ausdehnung von heute erlangt hatte, zog ſich vom Thor bis an das Boulogner Wäldchen eine lange Haide, mit Unterholz und Strauchwerk dicht bewachſen, aus welchem einzelne Gruppen von Ulmen, Rüſtern oder Weidenſtümpfe hervorſchauten. An der Stadt ſpärlicher beginnend, und mehr das Anſehen einer ſtaubig-dürftigen Wieſentrift annehmend, ward die Vegetation weiterhin immer höher, üppiger, und verlor ſich endlich in den Boulogner Wald, in welchem noch damals die Abtei Long-Champ gelegen war, ein beſuchter Wallfahrtsort der Hauptſtädter um Oſtern.

Den Weg dahin betrat etwa gegen acht Uhr Abends des beſagten Tages ein Trupp von etwa fünfzig cataloniſchen Gardiſten zu Fuß. An ihrer Spitze, in Regenmäntel gehüllt, ſchritten ſchweigſam Trombara und Bradamant. Als ſie etwa eine kleine Viertelſtunde weit gegangen waren, eine hohlwegartige Krümmung des Weges erreicht hatten und das Thor außer ihrem Geſicht lag, zogen ſie ſich ſeitwärts in's Gebüſch. So erreichten ſie ziemlich das Ende der Haide, wo am Beginn des Boulogner Waldes linker Hand, zehn Minuten etwa von der allgemeinen Fahrſtraße, im dichten Gebüſch das einſame Haus lag, in welchem der Lord wohnte und das Roquerol ſchon geſtern genau in Augenſchein genommen hatte.

Während Trombara mit der Vorſicht eines alten Soldaten beſchäftigt war, ſeine Leute rings um das Haus ſo aufzuſtellen, daß ſie, ohne geſehen zu werden, eine ununterbrochene Kette bildeten, ſo daß Einer von dem Andern kaum zwanzig Fuß entfernt ſtand, rüſtete ſich Lord Worceſter innerhalb des Hauſes zur Flucht.

Mit einer fieberhaften Sehnſucht, einer ahnungsvollen Bangigkeit, welche ſehr gegen die gewöhnliche Kälte und den Gleichmuth Worceſter's abſtach, erwartete er Mitternacht und vermochte bei aller Gedankenlogik ſein Gewiſſen nicht zu übertäuben, das Bewußtſein, ſpitzbübiſch gehandelt zu haben, nicht zu verwiſchen. In dieſem Schuldgefühle und der Ueberzeugung, daß Richelieu's finſterer Argwohn wie eine unſichtbare Nemeſis ihn umſchwebe, prüfte er ſeine Waffen und die ſeiner Leute, überzeugte ſich noch einmal, daß er das köſtliche Manuſcript und ſeine höchſt bedeutende Baarſchaft ſicher bei ſich führe, und wies endlich Dighby, den Reitknecht, an, ſein Pferd in's Boulogner Gehölz zu führen und ihn hinter einer Stationskapelle, welche weiterhin an der Straße lag, zu erwarten und nicht vom Platze zu gehen. Er traf dieſe Auskunft für den möglichen Fall, daß er durch einen Ueberfall oder ein ſonſtiges Unglück gehindert ſei, den Wagen ohne Gefahr zu erreichen.

Der Herbſtwind zog ſchrillend durch die Luft, mattes, weißdämmerndes Mondlicht zitterte ungewiß auf dem Laube, matt flimmerten hier und da die Sterne, es war draußen todtenöde.

Worceſter, ungeduldig und höchſt erregt, öffnete leiſe das Fenſter, lehnte ſich hinaus und ſah ſich um. „Noch kommt d'Effiat nicht!" Eine Verwünſchung murmelnd, zog er ſich wieder in's Innere zurück.

„Habt Ihr ihn geſehen?" flüſterte Bradamant Trombara zu, mit welchem er hinter einer dunklen Baumgruppe im dichten Gebüſch, kaum einen Steinwurf weit vom Hauſe ſtand.

„Es iſt richtig," antwortete der Andere. „Nun kriegen wir ihn gewiß. Meine Leute ſind alte Schnapphähne, die gut Beſcheid wiſſen."

„Köſtlich, Capitain! — Der träumeriſche Mond hat eine Nachtmütze von Wolken aufgeſetzt und ſchielt verſchämt wie eine Jungfer durch die Finger. Alter Schlingel, thu' Deine Schuldigkeit!"

„Ich verlaſſe mich alſo ganz auf Eure Schlauheit," flüſterte bedächtig der Andere. „Wer einmal erſt innerhalb unſeres Kreiſes iſt, kann nicht entſchlüpfen, ſobald Ihr nur zu rechter Zeit das Loſungswort ruft. Hört Ihr? Zu rechter Zeit!“

„O himmliſch, allerliebſt! Laßt mich nur machen! Wie die Lerchen ſollt Ihr ſie beiſammen im Garne haben!“

„Ich ziehe mich nun zu den Leuten auf die äußere Linie zurück. Wohlgemerkt, die Loſung iſt: Medicis!“

„Vortrefflich, alſo Medicis! Lebt wohl und ſeid ſchnell bei der Hand!“

„Auf mich ſollt Ihr nie warten.“ Damit duckte ſich Trombara und ſchlich langſam und geräuſchlos hinweg, geſchützt vom Nebel der Nacht und von dem dunklen Laubwerk.

Bradamant blieb allein zurück. Er hüllte ſich fröſtelnd in den Mantel, den Blick unausgeſetzt auf die Hausthür und den kleinen Grasfleck gerichtet, welcher vor demſelben lag und von dem ein ſchmaler Fußweg ſich durch die Haide nach der Fahrſtraße ſchlängelte.

„Haha, ein Keſſeltreiben bei Mondſchein! — Kommt Mondecaus nicht ſpäteſtens morgen los, trifft er wahrhaftig Eugenie als Leiche. So hinge denn das Wohl zweier guten Menſchen an dem Witz eines Spions. — Hui, ſoll mir der Engländer zappeln! Die Erfindung muß er natürlich wieder herausgeben und zahlen — zahlen! — Ob ich den d'Effiat aufhebe? — Pah, wenn er dem Worceſter wirklich Depeſchen giebt, haben wir ihn in Paris auch in der Hand. Der Engländer iſt mir die Hauptſache! — Hätt' ich doch nie geglaubt, daß Freundſchaft ein ſo allmächtig Ding ſein kann! Ich bin ein Schurke — aber vielleicht löſcht dieſe Nacht meine Vergangenheit aus. Wenn's gelingt, bei meiner armen Seele, nie mach' ich wieder den Spion! Ich heirathe Manon und werde ein Spießbürger!“ — Er ſchrak auf. „Rauſchte das Laub nicht? — Es war der Nachtwind. — Herr d'Effiat läßt ſich ziemlich Zeit.“ — Damit nahm Roquerol leiſe den Mantel ab, legte ihn vorſichtig an den Fuß der alten Ulme, unter der er ſtand, zog den Degen und prüfte ſeine Schärfe. — „So traurig und doch ſo vergnügt dabei war ich noch nie. — Sei vorſichtig, alter Junge, vorſichtig! Es heißt, wenn Einem ſo komiſch iſt und man weiß nicht warum, dann paſſirt 'was! — Schritte!“ — Er duckte ſich und ſchaute auf die Krümmung des Wegs nach der Fahrſtraße zu, wo die Büſche ſich leiſe bewegten. „Da — da iſt d'Effiat — Hurrah! Gewonnen! Ich fühl' ordentlich, wie die Katzenwolluſt mir's Herz umkitzelt!“

Wirklich trat durch das Gebüſch d'Effiat, in einen Mantel gehüllt, ſah ſich argwöhniſch um und ſchritt bedächtig vorwärts.

„Komm, mein Hühnchen,“ murmelte höhniſch Bradamant, „nur näher, mein Hänschen. So iſt's ſchön. Herr Gott, ich könnte mich ſelber küſſen für das Vergnügen.“

d'Effiat war vor dem Hauſe angelangt und blickte noch einmal nach allen Seiten. „Bſt! Bſt!“

Die Hausthür öffnete ſich. Worceſter trat heraus. „Ich ſtand im Flur und ſah Euch ſchon, doch war ich meiner Sache nicht gewiß.“

„Ihr könnt doch ſofort weg, Mylord?“ fragte leiſe und haſtig Cinq-Mars.

„Wie ich den Paß habe, ſogleich!“ antwortete der Andere.

„Gut. Ihr reiſt als Kaufmann Elpinſtone. Ehe ich Euch aber den Paß aushändige, verſprecht mir, dieſe Depeſche an Maria von Medicis abzugeben. Damit zog d'Effiat ein verſiegeltes Document hervor.

„Excellent!“ kicherte Roquerol leiſe im Gebüſch. „Da kommt die Geſchichte!“

Worceſter reichte Cinq-Mars die Rechte. „Mein Wort. Ich werde die Depeſche an Maria von Medicis in London überbringen.“ Er nahm ſie und ſteckte ſie zu ſich.

„So nehmt den Paß,“ flüſterte Cinq-Mars. „Wundert Euch nicht, Mylord, daß ich Richelieu haſſe, er hat mir das Beiſpiel der Undankbarkeit bei Maria von Medicis gegeben. Lange genug bin ich Laquai der Staatskunſt geweſen, ich will Herr ſein. Gott befohlen!“

Worceſter, der haſtig den Paß ergriffen, trat in den Flur zurück. Cinq-Mars ſchlich denſelben Weg zurück. Worceſter wartete noch eine Weile.

„Nun geht der Tanz los!“ flüſterte Bradamant und machte ſich fertig.

Worceſter ward wieder in der Hausthür ſichtbar, die er leiſe ſchloß. Dann hüllte er ſich dicht in den Mantel und verließ das Haus.

In demſelben Augenblick ſtürzte ſich Bradamant, hinter dem Baume hervor, den entblößten Degen in der Hand, auf ihn und umfaßte ihn mit beiden Armen, ſo daß er ſich im Mantel nicht regen konnte: „Halt, Werthgeſchätzter!!“

„Verdammt, der Spion!“ ſtöhnte Worceſter entſetzt und ſuchte die Arme frei zu bekommen.

Bradamant aber hielt ihn feſt umſpannt. „Wenn Ihr Euch rührt, ſchrei' ich, und Richelieu's Catalonier haben Euch bei der Gurgel! Ihr kommt nicht lebend fort, wenn ich nicht will! Die Eminenz weiß Alles, was bei Marion geredet wurde, Herr Hochverräther!“

„O die verdammte Depeſche!“ knirſchte der Lord, „ſie iſt mein Unglück. Was ſoll ich thun in dieſer Noth?“

„Wie iſt's denn mit den 30,000 Livres? Ihr reiſt ſehr eilig, ſcheint mir!“

„Rettet mich das?! Ich will Dir die Summe geben!“

„Ja, Theuerſter, das iſt noch nicht genug, nur eine Vergütigung, daß ich den Conſpirirer entwiſchen laſſe. Für dies Geld ſoll Mondecaus die Dampfmaſchine bauen, — damit er aber die Arbeit nicht zu übereilen braucht, gebt doch auch die Erfindung wieder!“

„Die Erfindung, Schurke? Du willſt die Erfindung? Nie!“

„Mein Herzchen, dann ſchrei' ich, beſinne Dich raſch! Eins — zwei — und —“

„Ja, ja!“ ächzte der Lord, „o Gott, ich will ſie Dir ja geben!“

Bradamant ließ ihn los, indem er ihm zugleich die Degenſpitze dicht vor die Bruſt hielt.

Worceſter, dem der Mantel entſank, zog ein Packet aus der Seitentaſche und reichte es ihm zitternd hin.

„Nein, guter Freund!“ lachte Roquerol, „nicht die Depeſche an die Königin-Mutter, die Erfindung. Ich bin ein feines Kind und kenne die Kniffe alle.“

„Bradamant, ich muß die Erfindung haben!“ Nimm 60,000 Livres und laß mich gehen!“

„J, Gott bewahre, die Erfindung will ich und 30,000 Livres. Mich ſoll der Teufel holen, wenn ich nicht rufe, ehe zwei Minuten vergehen!“

„Ja, ja doch!“ ächzte Worceſter und ſteckte die Depeſche wieder ein. Dann zog er langſam das Manuſcript Salomon's aus der Bruſt und reichte es hin: „Da habt Ihr die Erfindung wieder!“

„Ah, da iſt ſie!“ lächelte Bradamant und nahm ſie vorſichtig mit der linken Hand, die Degenſpitze auf den Gegner gerichtet. „Laßt Euch nur ja zu keiner verdächtigen Bewegung verleiten, ſonſt renn' ich Euch das Eiſen in den Leib. — Und nun das Geld!“

„Wohin ſoll ich es Euch zählen?“

Bradamant nahm mit der linken Hand, welche das Manuſcript noch hielt, den Hut ab, ohne die Lage des Degens zu verändern. „Zählt's in den Hut!“

Worceſter zog mit ſeiner Rechten ein Packet Livres-Scheine aus dem Wammſe und nahm ſie bedächtig in die linke Hand: „Paßt auf! — Eins! — Es ſind immer tauſend Livres.“ Er zählte die Scheine in den Hut.

„O, ich verehre unendlich dieſe Gattung!“ lachte der Andere. „Alſo eins!“

„Zwei und zwei ſind vier.“

„Donnerwetter, wird Mondecaus vergnügt ſein! Ich ſehe im Geiſt ſchon die Maſchine fertig, Herr! Fünf!“

„Sechs und zwei ſind acht. — Ihr wollt Mondecaus das Geld wirklich geben? Geht doch! — Neun, und zehn —“

„Zehntauſend Francs! Weiter! Schimpſt mich 'nen — Engländer, wenn's nicht wahr iſt!“

„Elf und drei ſind vierzehn. — Das glaub' ich nicht! — Und eins ſind fünfzehn.“

„Ihr ſollt davon in England bald genug hören. Ich ſehe, es ärgert Euch doch inwendig nichtswürdig, haha!“ Bradamant ſchüttelte ſich vor Behagen und Spott.

Worceſter zitterte vor Wuth und Scham. „Sechzehn und zwei ſind achtzehn! Paßt auf! Neunzehn, zwanzig!“

„Und das Beſte iſt,“ kicherte Bradamant, „Ihr müßt mit langer Naſe abziehen, ſeid noch in Paris in die Klemme gerathen, alte Quadratwurzel! Hahaha!!“ Unfähig, den Teufel unbezwinglicher Lachluſt länger zu hemmen, vergaß Roquerol einen Moment die Regeln der Vorſicht.

Worceſter zog im Augenblick, wo Bradamant ſich lachend zurückbog, den Degen und ſtieß ihm denſelben in die Bruſt.

„Sackerlot!!“ ſchrie Roquerol wankend.

Worceſter entriß ihm die Erfindung, die Bradamant mit dem Hute noch in der Hand gehalten. „So leicht laß ich mich nicht betrügen! Behalte das!“ Er warf ihm d'Effiat's Depeſche hin und war hinter dem Hauſe verſchwunden.

„Die Erfindung, die Erfindung!“ brüllte der Spion und taumelte ihm ein paar Schritte nach. „Medicis! Medicis! — O verflucht!“ Er ſank in die Kniee.

„Medicis!“ tönte es von allen Seiten, Musketen krachten, ein Hin- und Wiederrennen, ein Suchen und Waffenklirren ringsum! Trombara ſtürzte mit blanker Waffe herbei, gefolgt von einigen Leuten.

„Bradamant! Wo ſeid Ihr!“ ſchrie er, „die Loſung!!“ — und ſuchte umher.

„Medicis!“ keuchte der Verwundete mühſam.

„Hier, hier!“ rief ein Catalonier.

Alle eilten zu Bradamant.

„Alle guten Geiſter, er iſt erſtochen!“ — rief der Capitain. „Und hat man denn keinen dieſer Hunde?“

„Sie ſind wahrhaftig entkommen!“ ſagte ein Sergeant. „Die Loſung ward zu ſpät gerufen!“

„Warum ſchriet Ihr nicht eher, Unglücksmenſch?“ ſagte in tiefſter Beſtürzung Trombara.

„Hol' der Henker Eure Rederei!“ ſtöhnte der Blutende. „Ich ſterbe durch Worceſter's Hand, baſta! — O, verdammt! Das war der erſte Schnitzer im Beruf, — man lernt bei dem Geſchäft nie aus! — Trombara, ſeht zu, — hier wo herum — muß ein Packet Depeſchen liegen. — Gebt's dem Cardinal, ſagt ihm, da ſei die Löſung! — Er möge Mondecaus — doch freilaſſen! — In meinem Hut ſind — zwanzigtauſend — Livres. — Wollt Ihr Vergebung finden, bringt's — dem Mondecaus. — Die Erfindung iſt geſtohlen, doch er ſoll — macht mir das Wamms auf!“

Ein Soldat öffnete ihm die Kleider. — Der Tag dämmerte bereits. — „Schon Morgen?“ flüſterte der Sterbende. „Willkommen, letzter Tag! — Du löſcheſt — die Schande meines Lebens — aus. — Herr, vor Dein Antlitz! — Salomon!!“ —

Roquerol de Bradamant, der Spion, war todt. Seine erſte ſchöne That war ſeine letzte!

X.

Die Depeſche fand Trombara im Graſe, das Geld — verſchwand unter den Fingern der Catalonier. — Eugenie, deren Gatte nicht wieder kam, erlag ihrem Gram, dem nervenzerrüttenden Fieber. — Manon, alternd und allein, ſchleppte ſich trauernd durch's Leben. Das „Hoſenband“ verlor bald ſeinen Ruf, denn Niemand nahm an demſelben ferneren Antheil. In Bicêtre ſchmachtete nach wie vor der Phyſiker Salomon de Caus, ohne eine Seele, die ihn lieben mochte auf weiter Welt! —

Mehrere Jahre waren verſtrichen. Marion, welche, wie die ſchöne Welt ſagte, wegen eines Gelübdes ſich längere

Zeit zurückgezogen, erſchien wieder in den glänzenden Cirkeln von Paris und ſtand wie ehemals in Richelieu's Gunſt. Man wollte allerdings bemerkt haben, daß ſie um Vieles kälter, ſchlauer, raffinirter und verlockender denn jemals geworden. Auch das Zerwürfniß des Cardinals mit Cinq-Mars ſchien ſo ziemlich geſchlichtet; zwar war Letzterem noch immer der Zutritt in den Staatsrath verwehrt, doch ſeinen unausgeſetzten Schmeichelkünſten mochte es beim König wie Richelieu am Ende gelingen, bald wieder die alten Vorrechte zu erlangen. —

Auch Lord Worceſter war gefahrlos auf ſeinen falſchen Paß nach England gelangt und erfreute ſich in Sicherheit ſeines Raubes, der Erfindung. Zwar fand er in dem Manuſcript nicht die Befriedigung, welche er erhofft hatte, fand nicht die Maſchine, welche ſich und alles Andere durch Dampf zu bewegen vermöge, doch gelang es ihm, bei kluger Anwendung des Gegebenen, eine ſtarke Waſſerſäule aus bedeutender Tiefe zu heben, und gab über „ſeine“ Erfindung 1640 vorläufig ein kleineres Werk heraus, das, zumal er ein Mann von altadeligem Anſehen und inzwiſchen Günſtling des Prinzen von Wales geworden, deſſen Ausſchweifungen er klug zu theilen wußte, plötzlich bedeutendes Aufſehen machte. Man umdrängte ihn, nannte überall ſeinen Namen und verſprach ſich von dieſem neuen Wunderwerk das Fabelhafteſte und Unerhörteſte, was nur die Einbildung beſchäftigen konnte. —

Richelieu pflegte alle Morgen die eingegangenen Depeſchen zu leſen. Er war wiederum damit beſchäftigt. Marion blätterte in einigen Heften der neu errichteten Academie française und beſah die Zeichnungen der Gebäude, Thiere und ſeltenen Gewächſe, mit welchen man den Jardin des Plantes zu erweitern gedachte.

Bournais zog die Depeſchen, welche zur Nacht eingetroffen, aus den Couverts und überreichte ſie dem Cardinal, welcher ſie durchſah und ſeine Verfügungen traf.

„Was haſt Du noch?“ — fragte er, als er ſchließlich noch ein Papier in Bournais' Händen ſah.

„In der Depeſche aus London lag ferner noch dieſer Privatbrief des Geſandten.“ Er übergab das Schreiben.

„Beſondere Neuigkeiten gar?“ Er las. — „Die Parteien wachſen, der Bürgerkrieg iſt vor der Thür! — Worceſter?“ — Er ſtutzte. — „Was? Worceſter's Erfindung? — Ungeheures Aufſehen? — Mein Gott, was iſt das?!“ Der Staatsmann ſchien verwirrt.

„Mondecaus' Erfindung, Eminenz?!“ rief Marion.

„Bei meiner armen Seele,“ flüſterte du Pleſſis, „träum' ich denn? — Hier ſteht es aber. „„Dieſer Worceſter, von dem Eminenz glaubten, daß er in Paris die Sache der Medicis betreibe, hat unlängſt durch eine Erfindung hier ungeheures Aufſehen erregt. Er treibt eine ſeltſame Maſchine durch Dampf —!!““ Der Brief entfiel des großen Staatsmanns zitternden Händen.

„O, ich habe damals doch Wahrheit geſagt,“ flüſterte Marion bewegt, „die Dampfmaſchine des Mondecaus war keine Narrheit!!“

„Wo iſt der Mann?!“ ſtöhnte Richelieu.

„Er ſitzt noch in Bicêtre,“ ſagte Bournais dumpf.

„Unglücksmenſch! In Bicêtre?! Warum haſt Du mich nie an ihn erinnert?!“ ſchäumte der Cardinal.

„Ich that es mehrere Male, Eminenz, doch —“

„Lüge,“ ſchrie du Pleſſis. „Verdammter Bournais, Du haſt mir nichts geſagt!!“

„Eminenz, wenn Sie befehlen, daß ich gelogen haben muß, — muß ich es dulden!“

„Bournais!“ und Richelieu faßte den Schreiber bewegt bei der Hand. „Sag' mir um Gottes willen, haſt Du's mir wirklich geſagt?“

„Einmal, Eminenz, nachdem Bradamant getödtet war, und ein anderes Mal, als Vater Thomas ſchrieb, der Phyſiker ſei auf dem Wege der Beſſerung, wenn er frei würde, ſo —“

„Ich weiß,“ ſtöhnte du Pleſſis. „Ein hitzig Fieber war's. Der Pater ſchrieb ſpäter noch einmal an mich! — O, das wollt' ich nicht! Das Schickſal des kleinen Mondecaus fällt ſchwerer in Gottes Wage, als Montmorency's und Vallette's Tod. Bournais, wie ich vom König komme, hältſt Du den Wagen bereit, ich will heut' Nacht zu Bièvre ſchlafen. Wir kommen bei Bicêtre vorbei, ich will den wahren Schöpfer der Dampfmaſchine befreien!" Eine halbe Stunde ſpäter fuhr er zum König.

— — — — — — — — — — — — — — —

Hoch glühend ſtand die Mittagsſonne im Blau, ein Bild der lebengebärenden Wärme, der ſieghaften Wahrheit und Liebe, und vergoldete rings die Saaten, die Felder und das prangende Waldgrün, lag funkelnd auf den bewaldeten Höhen, als rauſchend, von Cataloniern umgeben, der vergoldete Wagen des Cardinals den Hügel von Bicêtre hinanflog.

Die dumpfe Glocke ertönte, es klirrte wieder das alte Thor und öffnete ſich. Der Gouverneur mit ſeinen Leuten und Pater Thomas empfingen den Allmächtigen.

„Wo iſt der Phyſiker Salomon de Caus. Er iſt frei, des Königs Majeſtät hat ſeine Unſchuld und ſein Verdienſt erkannt. Ich ſelbſt will ihm ſein Glück verkünden!"

Die Beamten ſahen ſich ſeltſam erſtaunt unter einander an.

„Oeffne nur ſeine Zelle, Michou!" ſagte Pater Thomas ernſt.

Michou ging zögernd an die andere Seite des Hofes und öffnete eine der beiden eiſernen Thüren im Erdgeſchoß der Anſtalt. „Komm heraus, Mondecaus!"

Da wankte eine dürre, gramverzehrte Geſtalt aus dem Dunkel des Käfigs, ſein Haar hing halb ergraut, wirr um die eingefallenen Schläfe, das Auge war ſtier, der Unterkiefer ſtand thieriſch hervor und bewegte ſich im leiſen Murmeln.

„Wenn ein Rad," brummte das Geſchöpf, „von acht Fuß Durchmeſſer in einer Secunde dreimal umgeht, — kann es in einer Secunde 150 Fuß durchlaufen! — Ja, das iſt das Lied! — Die fahrenden Scholaren ſangen's in Heidelberg!" Darauf begann er zu ſingen:

„Und iſt man endlich hochgelahrt,
Wird man ein Narr auf andre Art
Im Leben! —
Ich will für einen Frauenkuß
Mein ganzes Wiſſen ohn' Verdruß
Euch geben!“ — —

Er kam in's Schluchzen und ein Strom von Thränen rollte über ſein verzerrtes Geſicht.

Richelieu's Haar ſträubte ſich vor Entſetzen: „Allmächtiger Gott, er — iſt wahnſinnig!!“

„Die lange Marter der Erwartung, dieſe Umgebung, der Tod der Frau, des Freundes, der Diebſtahl der Erfindung endlich verrückten ihm die Sinne,“ ſagte Pater Thomas. „Meint Ihr, Cardinal-Prieſter, das Unglück warte auf Eure Erlaubniß?!“

„Da da!“ kicherte der Wahnſinnige und ſtierte in's Gebüſch, „kennt Ihr die liederliche Dirne — Nachwelt heißt ſie, ſie trägt alle unſere Namen in ihrer zerriſſenen Schürze! Trödlerin verdammte, verliere Deine Waare nicht! Ich bin der Erfinder der Dampfmaſchine!! — Ah! das klirrte ſo! — Miſcht Euch nicht drein, 's iſt ein ehrlicher Streit, Klinge an Klinge. — Nimm Dich in Acht, Roquerol! — Himmelwetter! — Da liegt der arme Geſell nun verendend auf dem Grund, und der Schuft iſt davon. — Ja, die Wahrheit iſt ein reißend Thier, ſie tödtet Menſchen, um zu leben! Still — ich ſperr' ſie ein, daß ſie den Richelieu nicht packt!“ Der Kranke ſah plötzlich den Cardinal an. „Beſtie, da hat ſie ſchon ſeinen rothen Hut! Laß ab du, oder —!!“

Er wollte einen verzweifelten Satz auf Richelieu nehmen.

„Mondecaus!“ ſchrie Jener erbleichend.

Wie ein Wetterſchlag zuckte es durch den Leidenden. Er ſtarrte du Pleſſis an, dann brach er mit einem Seufzer zuſammen.

Man eilte zu ihm und unterſtützte ſein Haupt. Richelieu, tief erſchüttert, kniete zu ihm nieder und wiſchte den Todesſchweiß von ſeiner Stirn.

Mondecaus ſchlug das Auge auf, ſeine Züge verloren das Thieriſche, er hatte volles Bewußtſein. „Mein Gott,“ lispelte er, „ich war wohl lange krank? — Ach, Pater Thomas! — Und iſt das nicht der große Richelieu, der zu mir kommt?“

„Ja, Mondecaus, ich komme, Euch zu befreien. Der König hat Euch die höchſten Ehren zugedacht, Eurer Erfindung winkt die Unſterblichkeit!“

Salomon ſchüttelte ſchmerzlich lächelnd das Haupt. „Sie hat auf ſich zu lange warten laſſen, nun brauch' ich ſie nicht mehr. — Mein liebes Weib, mein armer Freund ruft mich, — da droben — ſchmäht man mein armes Werk nicht mehr!“

„Doch die Erde braucht Euch und Euer Werk. In England hat Worceſter zum Staunen der Welt mit Eurer Arbeit ſich gekrönt!“

Da richtete ſich der Sterbende mit letzter Kraft empor. Sein Antlitz glühte im Wiederſcheine ewigen Friedens. „Hat er das?! — Herr, Dein Thun iſt wunderbar! Ich danke Dir, daß Du im Tode mich ſo verklärſt. Mein Werk lebt fort, — Du aber nimmſt — mich auf! — Eugenie! — Roquerol!“ —

Salomon de Caus war todt.

Richelieu wankte, auf Bournais geſtützt, zum Wagen, der Gewaltige war zermalmt. —

Die zweite Hälfte von Salomon's Schöpfung, die atmoſphäriſche Dampfmaſchine, ging verloren. — Worceſter, ſo ſehr man ihn momentan in ſeinem Vaterlande erhoben, ward ſeines Raubes nicht froh, er vermochte den gehegten Erwartungen von ſeiner Waſſerdruckmaſchine nicht zu entſprechen, und die engliſche Revolution ließ ſeinen Namen wie ſein Werk verſchallen. Inzwiſchen machten Mooreland, Savary, Papin, Branca und Guerike ihre verſchiedenen Verſuche, kamen aber auch nicht viel über eine geſchickte Anwendung der Aeolipile und das, was von Mondecaus vorhanden war, hinweg. Erſt die Schloſſer Thomas Newkomen und Cawley in England erfanden 1705 die Kolbendampfmaſchine, und Watt vollendete ſie. — Die gerechte Nachwelt aber hob Salomon de Caus' Andenken aus dem Staube der Vergeſſenheit, den Mann, der die Dampfkraft zuerſt erdachte und für ein Geiſteswerk den Tod des Wahnſinns finden mußte, welches unſere ganze moderne Weltordnung geſtaltet hat.

Das Horoſkop des alten Apothekers von Dieppe war in Erfüllung gegangen.

Ende des erſten Bandes.

G. Pätz'ſche Buchdruckerei (Otto Hauthal) in Naumburg a/S.

Geſammelte

Romane, Novellen und Dramen

von

A. E. Brachvogel.

Volks- und Familien-Ausgabe.

Mit Einleitung und Biographie

von

Max Ring.

Siebenter Band.

Novellen.

II.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Jena,
Hermann Coſtenoble.
Verlagsbuchhandlung.

Hiſtoriſche Novellen

von

A. E. Brachvogel.

Zweite Auflage.

1500.17025

Zweiter Band.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Jena,
Hermann Coſtenoble.
Verlagsbuchhandlung.

Harold's letzte Fahrt.

Novelle.

Das Feſt des Carnevals in Venedig zu erleben, iſt der Inbegriff aller irdiſchen Luſt, ein Rauſch ohne Gleichen, nur — daß ihm der Aſchermittwoch ein Ende macht. In dieſer Zeit grenzenloſer Narrheit, wo unſere Sinne losgebunden ſind, unſere Leidenſchaften gewiſſermaßen das Privilegium haben, jegliche Herrſchaft der Vernunft abzuſtreifen, und wo man keinen Charakter haben will und kann, wird man aus dem entzückten Anſchauen der Natur und dem beſchaulichen Nichtsthun in den Wirbel allgemeiner Luſtigkeit geworfen. Was man erringen, an Freuden umarmen will in der rauſchenden Minute, muß erobert werden. Ganz Venedig iſt elektriſch! Die Larve deckt den Menſchen, deckt den Stand und die leidige Berufspflicht, man rennt, drängt, lacht, trinkt und liebt! Ein raſender Strudel iſt's, ein wildes, trunkenes Heer, das keine Geſetze kennt, als Genuß und Narrheit.

In dieſem fieberhaften Zuſtande befand ſich Venedig im Jahre 1818 mehr denn jemals, und das tolle Volk der Lagunen ſchien vergeſſen zu haben, daß Oeſtreichs Banner wieder von St. Marcus wehte, die deutſchen Regimenter in den Kaſernen conſignirt waren, um jeder politiſchen Demonſtration entgegen zu treten, und daß die einſtige Königin des adriatiſchen Meeres, die ſtolze Republik, nur ein Vaſall, eine gefeſſelte Magd, ein Schattenbild der alten Herrlichkeit geworden. — Der Marcusplatz und der Canal grande waren die Hauptpunkte, zu und von denen ſich der bunte Menſchenſchwarm in ſinnverwirrendem Treiben ergoß. Den großartigſten Anblick gewährt der Marcusplatz, wenn er nicht allzu belebt, der große Canal dagegen, wenn er von Gondeln durchrauſcht iſt. Wer daher ſeinen Gaumen letzen, leichtfertige Bekanntſchaften ſchließen, mit Freunden zechen oder mit ſeiner Duenna zuſammentreffen will, eile unter die Arkaden von St. Marcus, wo Kaffee- und Weinhäuſer überfüllt ſind und gerade das wogende Gedränge tauſend Gelegenheiten zu Rendezvous bietet. Wer jedoch ſein Auge an der eigenthümlichen Pracht des Volksfeſtes zu weiden, die Poeſie des Carnevals zu genießen wünſcht, ſchließe ſich mit ſeiner Gondel dem Corſo an, welcher bis in die ſinkende Nacht im großen Canal gehalten wird. Aus den Fenſtern, von den Balkonen der anſtoßenden Paläſte und Häuſer leuchten Teppiche, flattern Blumengewinde, Fahnen und Bänder, ſchaukeln ſich Girandolen, die in der Dunkelheit feenhaft erglänzen. Die ſchönen Venetianerinnen, ohne die jeden Reiz verbergenden Larven, von Verwandten und älteren Herren umgeben, welche es vorziehen, Zuſchauer zu bleiben, blicken lächelnd nieder, oder laſſen ſich einige Male durch den Corſo fahren, um Huldigungen zu empfangen; aber die junge Männerwelt tummelt ſich auf der Fluth, begierig, unter dem Schatten der Larve Anderen einen Schabernack zu ſpielen, der Dame ihrer Wahl eine Galanterie zu erweiſen, oder das Glück eines ſauertöpfiſchen Ehemannes aus den Fugen zu heben, während einige Polizeiſchiffe, von Weißröcken beſetzt, in der Mitte die Ordnung aufrecht zu erhalten ſuchen, was ihnen nicht ſelten gänzlich mißlingt.

Unter den zahlloſen Barken, welche ſüdlich vom Ausfluß des Canals an der rechten Seite hinauf fuhren, um am Ende deſſelben an der linken Häuſerreihe den Rückweg anzutreten, befand ſich eine Gondel, welche Aller Blicke auf ſich zog. Im Anſtrich war ſie von ihren ſchwarzen Genoſſinnen nicht zu unterſcheiden, aber die koſtbaren

Teppiche, welche ihre Seiten ſchmückten, das Zeltdach von carmoiſinrother Seide, welches auf vergoldeten Stangen ruhte, die himmelblaue Tracht der Gondoliers und deren ſilberne Wappenſchilde auf der Bruſt bewieſen deutlich den Reichthum wie den hohen Rang des Beſitzers. Unter dem Zeltdach thronte auf einem erhöhten, vergoldeten Seſſel ein reizendes Kind, ein Mädchen von etwa drei Jahren, blondgelockt, blauäugig, ein Engel, wenn auch nicht das lange, weiße Gewand von Seide und das goldene Flügelpaar es als ſolchen bezeichnet hätten. Rings um die Kleine lag eine Fülle duftiger Blumen, die ſie lachend in die vorübergleitenden Barken warf, wobei ſie jauchzend in die Hände ſchlug, weil es von allen Seiten erwiedert wurde. Ganz in ihrer Nähe ſtand ein ſchlanker Mann von etwa dreißig Jahren, deſſen blitzendes Auge begehrlich ringsum ſchweifte, deſſen weißer Teint und goldbraunes, krausgelocktes Haar aber entſchieden den Nordländer verrieth. Er war in ein violettes ſpaniſches Wamms und einen ſchwarzen Mantel gehüllt, ſein Haupt bedeckte der ſpitze Federhut mit koſtbarer Brillantagraffe, und ſeine zarten, weißen Hände umfloß eine prächtige Garnitur Brabanter Spitzen. Bald munterte er die Kleine, bald ſeine drei Gefährten auf, Blumen und Confect zu werfen, während ein Diener ihm und der Geſellſchaft Wein credenzte oder eine rieſenhafte Carnevalsſcheere in Bewegung ſetzte, um irgend einer Signora, deren Augen den Gebieter angezogen, einen Strauß im Vorübergleiten emporzureichen. Die übrige Geſellſchaft der Gondel bildeten ein ſchmächtiger, höchſt lebhafter Cavalier, deſſen dunkler Teint und ſchwarzes Haar den Italiener verriethen, ein älterer, bedächtiger Herr, welcher ſich unter Domino und Larve verbarg, und ein junger, hellblonder Mann, zur Ausgelaſſenheit wie geſchaffen, aber in nordiſchem Phlegma wenig geneigt, ſeinen Körper zu Galanterien anzuſtrengen. Er zog es vor, die Bemühungen aller Anderen lieber einer ſcherzhaften Kritik zu unterwerfen.

„Ein Glas Chriſtusthränen, Fletſcher!“ rief er. „Wahrhaftig, das iſt noch das Solideſte von Allem. Es giebt keine Romantik, als die, welche in der Traube ſchlummert. Die ſchönſten Blumen ſind bereits auf's Nutzloſeſte vergeudet, mein Don Juan, ohne daß Sie die Schöne gefunden. Umſonſt verhallen Ihre Seufzer, die platoniſche Liebe bekommt Ihnen nicht, Gordon! Da lobe ich mir doch die Gambetta! Bei der wiſſen Sie doch, was Sie haben!"

„Shelley, Sie ſind — unausſtehlich! Sie freilich begreifen nicht —"

„Wie verliebt, bis über die Ohren verliebt Sie ſind!" fiel Shelley ein. „Aber wiſſen Sie denn, mein guter Lord George, wem Sie Ihr armes Herz opfern? Es wäre gar nicht übel, wenn man nach langem Recognosciren endlich dahinter käme, Ihre Schöne ſei bereits Mutter von ſechs lebendigen Kindern und ehrbare Gattin eines dicken Seidenhändlers!"

„Zum Teufel, Sie rauben mir alle Laune, Shelley! Das iſt ein abſcheulicher Gedanke. Aber Sie lügen! Werde übrigens daraus, was wolle, ſo heruntergekommen iſt mein Geſchmack noch lange nicht wie der Ihrige, der ſich mit einer dicken Mohrin befriedigt erklärt!"

Ein ſchallendes Gelächter der Uebrigen auf Shelley's Unkoſten bewies, daß der Hieb getroffen hatte.

„Aber möglich iſt immerhin, was er von Ihrer Dame ſagt," lächelte der Alte. „Erſt der Anblick dieſer Perle Venedigs und der Einblick in ihre ſtandesgemäße Faſſung wird unſere Vorurtheile entkräften."

„Wenn Sie uns die Dame nur näher bezeichnen könnten!" meinte der Italiener. „Sie haben zwar im letzten Concert zwei ältere Männer und einen jüngeren bei ihr geſehen; daraus aber etwas errathen zu wollen, iſt unmöglich. In Italien iſt ſolche Begleitung an der Tagesordnung."

„Natürlich!" lachte Shelley, „die Italienerinnen nehmen lieber drei Männer als einen. Sie haben einen Mann, der eine Null, eine vorgeſchobene Firma iſt, dann einen alten Cavaliere servante, der ihnen Schmeicheleien und glänzende Geſchenke zu machen verpflichtet iſt, und endlich den Amoroſo. O, beruhigen Sie ſich, Ritter Mingaldo, das ſollte keine Beleidigung ſein, im Gegentheil finde ich das für die Damen überaus bequem und angenehm, obwohl ich mir nicht zu beſtimmen zutraue, wer von ihren drei Männern eigentlich der größte Narr ſei. Ich rathe Ihnen, ſtellen Sie dies als Preisfrage für die nächſte Doctorwahl in Oxford auf, Gordon!“

„Laſſen Sie den Unverbeſſerlichen, Cavaliere; hören Sie gar nicht mehr auf ihn! Der Leichtſinn iſt ſein Gewerbe, und ſollte er mit Tode abgehen, was der Himmel verhüten wolle, ſo ſtehe ich dafür, daß ſein Mundwerk wie ein abgeſchnittener Froſchſchenkel noch eine Weile weiterlebt. Ich werde verſuchen, Ihnen die Signora zu beſchreiben. Sie iſt eine vollendete Schönheit, hat einen ſchlanken, graziöſen Wuchs —“

„Wie Juno!“ rief Shelley. „Schwarzes Haar, ſchwarze Augen, einen Teint wie Schnee, Arme von Alabaſter und einen Buſen — um wahnſinnig zu werden!“

„Still, ſtill, um Gottes willen!“ flüſterte der Lord, auf einen Balkon deutend, „da iſt ſie ſelbſt, um Euch zu beſchämen, und das verdammte Dreiblatt iſt bei ihr! Sehen Sie genau hin, Ritter Mingaldo! Jene Dame meine ich im weißen Buſentuch, ſchwarzen Schleier und dunkelblauen Atlaskleide. Nun, was ſagen Sie?“

Im Nu richtete die Geſellſchaft ihre Blicke auf die bezeichnete Stelle, während die Gondel langſam näher rückte.

„Bei Gott,“ ſagte Shelley ernſt, „ich bin beſiegt. Dies Weib iſt ſchön, wie eine Cäcilie, eine Madonna! Gebe das Schickſal, daß ihre Umgebung um ſo größere Barbaren ſind! Kennen Sie ſie nicht, meine Herren?“

„Wer in Venedig ſollte ſie nicht kennen?“ lächelte Mingaldo. „Es iſt die Gräfin Tereſa Guiccioli. Der Graukopf neben ihr iſt ihr ſechzigjähriger Gatte, ein zweiter Kröſus, die beiden Herren hinter ihrem Stuhl aber ihr Vater und Bruder, die Grafen Gamba.“

Lord Georg ſtarrte lautlos empor.

„Hier gilt kein Beſinnen, Gordon!“ rief Shelley.

„Wenn Sie die koſtbaren Augenblicke nicht verlieren wollen, bringen Sie Ihre Huldigung an. Schnell, Ada, mein Liebchen, wirf der Dame dort Deine Küſſe zu!“

Während Fletſcher auf einen Wink die Scheere emporſchnellen ließ, um einen duftigen Roſenkranz nebſt einem Sonett des Lords an den Ort ſeiner Beſtimmung zu bringen, Georg's Begleiter aber einen wahren Regen von Blumen und Confect auf die Gräfin fallen ließen, hob der Lord ſeinen kleinen Engel empor, als ob er ſchwebe, und Ada warf jauchzend der ſchönen Tereſa mit beiden Händchen Küſſe zu! — Ein wahrer Beifallsdonner erhob ſich ringsum unter den Zuſchauern. Der alte Graf zog eine ſaure Miene, die Schöne verbeugte ſich lächelnd mit ſchamhaftem Erröthen und ſandte dem Lord einen jener unbeſchreiblichen, herzentzückenden Blicke zu, in welchen ſo oft das Schickſal zweier Menſchen ſich unwiderruflich enthüllt. Lord Georg ſetzte das Kind wieder auf den Seſſel und legte, einen Flammenblick als Antwort emporſendend, die Hand auf ſein hochklopfendes Herz. — Die Gondel glitt vorüber.

„Iſt das nicht der engliſche Lord,“ wandte ſich Graf Guiccioli zu Tereſa, „der ſich beim letzten Concert bereits ſo auffällig gegen Dich benahm?“

„Das iſt er, mein Lieber,“ antwortete der alte Gamba, „und ich ſehe in ſeinen Manieren nichts Beleidigendes. Noch iſt in Italien der Cavalierdienſt nicht aus der Mode gekommen. Ihr Alter, Graf, läßt Sie ſchärfer urtheilen, als billig iſt, zumal im Carneval!“

„Ich wünſchte wohl, dieſen goldlockigen Engel zu umarmen, und möchte wiſſen, wem er gehört!“ ſagte Tereſa zu ihrem Bruder.

„Ich vermuthe, dem Lord ſelbſt. Ich will mich erkundigen, und wenn es möglich iſt, ſollſt Du die Kleine küſſen!“

Damit verließ Pietro Gamba den Balkon, rief ſeinen Diener und befahl, die Barke bereit zu halten. Wenige Minuten ſpäter befand er ſich mitten auf dem Canal im Gewühle des Corſo.

Inzwiſchen war die Gondel des Engländers abwärts gefahren. Die Ausgelaſſenheit Georg's und ſeiner Begleiter ſchien verſchwunden. Seine Lordſchaft ſtarrte vor ſich hin. Eine große Veränderung ſchien bei ihm eingetreten, und düſtere Schatten des Schmerzes, alten, nagenden Wehs glitten über ſeine hohe Stirn. Er küßte Ada plötzlich ſehr bewegt, dann vertiefte er ſich in ein Geflüſter mit Mingaldo, deſſen Inhalt die ſchöne Tereſa war. Auch Shelley hatte ſich neben dem älteren Rogers niedergelaſſen.

„Wenn in Georg," flüſterte er, „eine ernſtliche Leidenſchaft für die ſchöne Gräfin erwachen ſollte, Freund, dann gute Nacht, Gambetta, lebt wohl, ihr venetianiſchen Houris, ihr bacchantiſchen Nächte! Der tolle, liebenswürdige Don Juan, keck wie der Teufel, luſtig und unverſchämt wie Falſtaff, wird wieder der ruheloſe, ſchwarzgallichte, miſanthropiſche Harold werden, der ſich und Anderen zur Laſt iſt. Ich habe wahrhaftig ernſtliche Angſt, Gordon könne aufhören, leichtſinnig zu ſein; denn an demſelben Tage wird er der Unglücklichſte aller Menſchen!"

„Vielleicht nicht," verſetzte Rogers. „Georg Gordon's tiefes, liebeglühendes Herz verlangt endlich eine dauernde Neigung. Dieſes wahrhaft ſchändliche Sinnenleben bringt ihn an Leib und Seele herunter, und ich bin froh, daß der heutige Anlaß ſein Gemüth und ſeinen Geiſt in eine neue Richtung bringt. Die Weiber haben ihn bisher betrogen, ſelbſt die Eine, auf deren Liebe er vor Gott und Menſchen ein Recht hatte; was Wunder, daß er nach langem, verzehrendem Kummer ſich wild in die Genüſſe der Sinnenwelt ſtürzte und in den Frauen fortan nur Gegenſtände zur Befriedigung ſeiner Begierde ſah? Dieſe Neigung zu der ſchönen Gräfin, plötzlich unterm Carnevalstaumel mit aller Sehnſucht ſeines glühenden Gemüths, der ganzen Innigkeit ſeines edlen Herzens erwacht, wird ihn wieder auf die Höhe des Lebens tragen, ſeinem ruheloſen Geiſte Stätigkeit, ſeinem Wollen ein Ziel, ein Ideal geben. Ich beſorge nichts weiter, als daß die ſchöne Guiccioli an ihrem ſechzigjährigen Gatten pflichtgetreuer hängen möchte, als für unſern Freund angenehm wäre; dieſe neue Enttäuſchung erträgt er nicht mehr!"

„Ich fürchte nicht, Rogers, daß Tereſa ſo ſpröde gegen Georg ſein wird. Dafür bürgt, wenn ich mich nur einiger Kenntniß des ſchönen Geſchlechts rühmen darf, jener wahrhaft verzehrende Blick, den ſie ihm ſoeben zuwarf, er war ein ganzes Liebeslexikon! Dafür bürgt auch ihr eigenes Elend an der Seite eines ſolchen Monſtrums von Ehemann. Aber" — und Shelley's Antlitz wurde finſter — „ich glaube nicht, daß Georg ſelbſt im vollen Beſitze dieſes reizenden Weibes dauernd glücklich, daß er überhaupt für eheliches Glück und die Freuden des Herdes geſchaffen iſt. Sein ganzes Leben ſpricht dagegen. Es giebt Geiſter, die ſich ewig ſelbſt verneinen, die nur im Schmerz groß ſind, excentriſche Geiſter, die nicht im Kreiſe gewöhnlicher Weltordnung leben können, ohne ſie zu durchbrechen oder von ihr erdrückt zu werden. Georg Gordon iſt ein ſolcher! Möglich, daß ihn dieſe Liebe umformt, zu Gewaltigem treibt; dies Gewaltige aber wird eben ſein Liebesglück zertrümmern."

„Das wäre entſetzlich!" murmelte Rogers. Beide ſchwiegen eine Weile ſtill. — Dann ſtieß Shelley, der einige Augenblicke hinter ſich über den Spiegel der Barke geſehen, den älteren Freund leiſe an. „Das iſt ſonderbar!" flüſterte er. „Sehen Sie jene Perſon in der zweiten Gondel hinter uns? Sie folgt uns während des ganzen Corſo. Erkennen Sie dieſelbe unter der Maske?"

Rogers ſah hin. — „Nein! Aber, daß es ein Frauenzimmer iſt, ſteht feſt!"

„Ich ſetze hundert Pfund, es iſt Thirza, die kleine ſpröde Griechin mit den großen, verzehrenden Augen!"

„Thirza? — Jenes ſeltſamſte, unzugänglichſte Geſchöpf unter allen Mädchen?"

„Zuverſichtlich! Sie folgt uns, um Gordon aufzupaſſen!"

„Lächerlich! Aus welchen Gründen wagt das einfältige Ding das?“

„Es iſt nicht lächerlich, Rogers, ich finde es eigenthümlich ernſt. Das Mädchen iſt keine Sirene, wenn auch in Gambetta's Klauen. Georg mag ſich nur in Acht nehmen. Entweder ſind Weiber ganz treulos in der Liebe, oder dämoniſch treu!“

Hier wurde das flüſternde Geſpräch durch einen neuen Zwiſchenfall unterbrochen. Am oberen Theil des Canals angelangt, drängte ſich nämlich, wie die Barke des Lords eben einen Bogen beſchrieb, um die andere Seite des Canals zu gewinnen, eine Gondel heran, in welcher der Bruder Tereſa's ſtand.

„Verzeihung,“ und er lüftete den Hut, „wenn ich zudringlich erſcheine. Ich bin Pietro, Graf Gamba, und wünſche im Auftrage meiner Schweſter, der Gräfin Guiccioli, zu wiſſen, wem dieſes reizend Kind gehört, das ihr ſo viel Freundlichkeit erwieſen, und ob es erlaubt iſt, die Kleine einen Augenblick in ihre Arme zu entführen?“

Lord Gordon's Antlitz wurde purpurroth, indem er die Verbeugung erwiederte. „Dies Mädchen iſt mein Kind, Herr Graf. Ich bin Georg Gordon, Lord Byron, und will ſehr gern einen Engel dem andern gönnen, wenn Sie erlauben, daß ich armer Sterblicher der Begleiter ſein darf, um Ihrer ſchönen Schweſter auch meine Huldigung darzubringen!“

„Lord Byron?“ rief Gamba. „Sie ſind der große engliſche Dichter Byron?“

„Der Verfaſſer einiger Gedichte, aber groß — gewiß nicht. Doch kommen Sie in meine Gondel, wenn ich bitten darf!“

Gamba, ſichtlich erregt, leiſtete mit einer Art ehrerbietiger, aber froher Scheu Folge, und indem die Gondeln ſich wendeten, begab man ſich auf den Rückweg, um am Portal des Palaſtes Guiccioli anzulegen. — Die Zeit, welche hierüber verſtrich, benutzte Georg, dem Grafen ſeine

Freunde vorzuſtellen. Beim Carneval Bekanntſchaften zu ſchließen, iſt eine leichte Sache.

Die ſchöne Gräfin erröthete tief, als ſie des Engländers Gondel zurückkommen und den Bruder an des Lords Seite ſah. Sie zog ſich, den Gruß des Fremden erwiedernd, vom Balkon in's Innere zurück; ihr Vater und Gatte folgten. Als die Barke an der Waſſertreppe hielt, ſprang der junge Gamba auf die Stufen. „Erlauben Sie, mein Lord, daß ich voranſchreite, Ihren Beſuch anzukündigen. Hoffentlich werden Ihre Freunde gleichfalls unſerm Hauſe die Ehre gönnen!“ Er verſchwand im Portal. Byron, Ada auf den Arm nehmend, winkte, wie ein glückliches Kind lächelnd, ſeinen Gefährten und verließ das Fahrzeug. Mingaldo und Fletſcher folgten.

„Byron iſt über dieſe Schwelle geſchritten, Rogers! Das iſt ein inhaltsſchwerer Schritt. Kommen Sie, es nützt nichts. Was geſchehen muß, geſchieht!“

Shelley ſprang an's Land und reichte Rogers die Hand. Sie folgten den Uebrigen.

Einen Augenblick hielt die Barke mit der Frauengeſtalt, welche Shelley vorher als die Griechin Thirza bezeichnet. Sie warf einen ſengenden Blick in den geöffneten Flur des Palaſtes, als ſei ſie noch im Stande, den Lord zurückzubannen. Ihre Lippen murmelten eine Verwünſchung, wie es ſchien, dann gab ſie Befehl, den Corſo zu verlaſſen.

Der erſte Schritt Byrons zur Verwirklichung ſeiner kühnen Liebeshoffnung, die Annäherung an Tereſa war geſchehen. Die Gambas, denen das Palais eigentlich gehörte, hatten den Lord nicht nur mit größter Auszeichnung empfangen, ſondern ſich ihm auch in wenig Augenblicken mit einer Herzlichkeit anzuſchließen gewußt, welcher Georg um ſo weniger widerſtand, als er in den Mienen der ſchönen Gräfin deutlich las, wie beglückt ſie ſich in ſeiner Nähe fühlte. An Ada verſchwendete ſie eine Fülle von Liebe, Innigkeit und jenem naiven Frauenreiz, der auf Männerherzen am allergefährlichſten wirkt, zumal auf das eines Vaters, der ſein Kind mit aller Inbrunſt eines einſamen, verkannten, liebebedürftigen Gemüths umfaßt und in dieſem ſeinem andern Ich ſeinen letzten Lebenshalt ſieht. Jeden Kuß, den Tereſa auf Ada's Lippen preßte, ſchien Byron ſelbſt zu fühlen, und er mußte alle Beſonnenheit aufbieten, um ſeine Empfindungen nicht zu verrathen. Tereſa's Gatte ſchien bei näherer Bekanntſchaft etwas von ſeiner Trockenheit und gleichgültigen Kälte zu verlieren; er ward geſprächiger, ſei es nun, daß er ſeinen Verdacht verbergen wollte, oder daß ihm der Dichter imponirte, oder daß Byron's Bekanntſchaft eine Abwechſelung in ſein Leben zu bringen verſprach, welche ihm bisher gefehlt. Kurz, als Lord Georg bei anbrechender Dunkelheit ſich mit ſeinen Begleitern verabſchiedete, war bereits Tag und Stunde verabredet, wo man ſich wiederſehen wollte.

In einer Seligkeit und Begeiſterung, wie er ſie in ſolcher Reinheit lange nicht empfunden, kehrte Byron mit ſeinen Freunden in ſeine Wohnung zurück. Niemand von der Umgebung wagte das ſinnende Schweigen zu brechen, das wie ein Schleier auf ihm ruhte, unter dem ſich die Wandlung ſeines innerſten Weſens vollzog. Gedankenvoll verließ er die Gondel und küßte Ada noch einmal voll heißer Rührung, ehe er ſie den Händen der Miſtreß Ginnich, ihrer Erzieherin, übergab, welche ſie bereits unten in der Halle empfing. Als Georg mit Shelley, Rogers und Mingaldo das obere Stockwerk betrat, tönte ihm wildes Lachen, Geſang und Gläſerklang entgegen. Der Lord ſtutzte. Mit dem Ausdruck tiefſten Mißbehagens und Ekels warf er auf ſeine Begleiter einen fragenden Blick.

„Aber was haben Sie denn?“ fragte Shelley ſpöttelnd. „In Ihrer Stimmung ſcheinen Sie vergeſſen zu haben, mein Don Juan, daß Sie die Gambetta mit ihren Grazien in gewohnter Art herbeſchieden, um den luſtigen Tag durch eine tolle Nacht zu beſchämen!“

„Gewiß hatte ich das vergeſſen, Freunde, und will es vergeſſen, wie dies ganze ausſchweifende, gemeine Taumelleben Venedigs, deſſen mein Geiſt und Körper müde iſt. Tereſa wird der Seraph werden, der den Verlorenen, Zerriſſenen in eine edlere, reinere Welt, in das Land der Ideale zurückführt. Geht nur hinein und vergnügt Euch, ſeid ſo toll und ausgelaſſen, wie Ihr wollt, Ihr thut es heute doch zum letzten Mal. Die Gambetta mit ihren Aſpaſien und Phrynen betritt mein Haus nie wieder, der Teufel der Genußſucht, Don Juan, iſt todt. Gute Nacht!"

Ohne eine Entgegnung abzuwarten, verſchwand Byron durch eine Seitenthür, und Niemand wagte ihm zu folgen.

Am offenen Fenſter ſeines Zimmers ſaß er allein im Dunkel, hatte ſelbſt Fletſcher's Dienſte abgelehnt, blickte hinaus auf die flimmernden Waſſer des Meeres, das phosphoriſch leuchtete, badete ſich in der balſamiſch weichen Nachtluft und dem vollen Mondenſchein, der ſich über Venedig ausgebreitet hatte und herein auf den Boden des Zimmers quoll, um es mit zauberiſchem Dämmerlichte zu durchthauen. Aus den Straßen, von den Canälen hallte der Carnevalsjubel wie fernes Bienenſummen, ſelbſt das aufjauchzende Gelächter und der Geſang im nahen Salon erweckte ihn nicht aus ſeinen Träumen. Seine Seele weilte bei Tereſa; er hatte in dieſer neuen, mit überwältigender Stärke erwachten Liebe eine neue Zukunft erobert und ſchwelgte in dem Vorgeſchmack eines Glückes, das ihm ganz rein und unwandelbar zu ſein ſchien.

Das leiſe Oeffnen der Zimmerthür, das Rauſchen eines Gewandes bemerkte er nicht. — Eine Geſtalt trat leiſe neben ihn, ließ ſich lautlos zu ſeinen Füßen nieder, und das volle Mondlicht fiel auf ſie. Den dunklen Schleier, der ihr Haupt verhüllte, ſchlug ſie zurück, und richtete den brennenden großen Blick auf Byron. Es war Thirza, die Griechin. — Ein dunkelbraunes Kleid umfloß ſie, ihr Oberkörper ward von einem blauen albaneſiſchen Mieder umſpannt, welches eine Stickerei von Silberfäden hatte; den Buſen bedeckten die Zipfel des Schleiers, der durch zwei orientaliſche Agraffen an den ſchwarzen Haarflechten feſtgehalten war.

Das Mädchen blickte den Lord eine Weile tiefbewegt an. „Herr!" rief ſie flüſternd in gebrochenem Italieniſch.

Der Träumer, deſſen Blicke ſich auf dem Oceane wiegten, hörte nicht.

„Herr!" wiederholte ſie und legte ihre Hände leicht auf ſein Knie.

Byron fuhr empor und ſtarrte ſie an.

„Verzeihe mir, Herr, wenn ich Dich erſchreckt habe!"

„Was willſt Du, Mädchen? Biſt Du närriſch? — Du ſiehſt doch, ich will allein ſein, geh', geh'!"

„O treibe mich nicht von Dir, Du biſt mein Schutz, meine Seligkeit, meine Hoffnung! Erbarme Dich der Unglücklichen!" Damit ergriff ſie haſtig ſeine Hand und preßte ſie an die wild wogende Bruſt, Thränen ſanken aus ihren Wimpern und blitzten im Mondſcheine wie fallende Funken.

„Unglücklich biſt Du, Mädchen? Weshalb?"

„Weil ich in Schande leben muß, mich aus Elend und Verworfenheit erheben möchte, aber nicht kann! Weil ich tagtäglich zwiſchen Selbſtmord und Entehrung ſchwebe, in den Feſſeln der Gambetta, aus denen mich nichts befreit!"

„Ich weiß wohl, Du biſt nicht wie die anderen loſen Dirnen dieſer Seelenverkäuferin, Thirza, Dein ſonderbar ſchroffes, eigenwilliges Weſen iſt mir längſt aufgefallen. Wenn Du nun nicht eins jener gefallenen Weiber biſt, die ihre Schmach verdienen, weil ſie ſie lieben, was biſt Du dann, wie kamſt Du in ſolche Umgebung?"

„Unweit Lepanto an der Küſte bin ich geboren, der Parnaß blickte auf meine Wiege. Mein Vater war Seemann, einer jener kühnen Patrioten, die ihrem Haß gegen die türkiſchen Unterdrücker im Piratenkriege genugthaten. Vor drei Jahren ging er auf einem Streifzuge zu Grunde. Vor ſechs Monaten ſtarb meine Mutter, ich war allein. Ein türkiſcher Händler fing mich auf und ſchleppte mich nach Algarbien auf einen Sklavenmarkt. Ja, Sklavin ward ich, aber das wilde, ſtolze Blut meiner Eltern, Herr, das Gefühl der Ehre und Freiheit glüht in mir, und Gewaltthat erweckt die Furien der Rache und Verzweiflung. Ich trage Tag und Nacht vergiftete Nadeln bei mir, das einzige Erbtheil meiner Mutter, das ſie mir gab zur Rettung vor der Sünde. O, der Türke iſt feig wie ein Hund, und weiß wohl, daß ein griechiſch Weib einen Schwur, eine Drohung nie unerfüllt läßt, ſo lange ſie athmet. Man wollte mich darum los ſein, ſchaffte mich nach Dalmatien, und dort erhielt mich die Gambetta durch einen armeniſchen Juden. Ich kam zu der Zeit nach Venedig, als Du ihr mit den Genoſſinnen eben Dein Haus geöffnet."

„Aber hier unter Chriſten biſt Du doch keine Sklavin mehr? Du kannſt gehen, wohin Du willſt!"

„Wohl bin ich eine Sklavin, Herr. — Iſt bittere Armuth nicht Sklaverei? Kann Gambetta nicht vor der Obrigkeit ſagen, ſie habe mich gekleidet, genährt, aus türkiſcher Ketten gelöſt, ich ſei ihre Schuldnerin? Zwar hat die Drohung, mit einem Stich den zu vernichten, der mich beleidigen wolle, mich bisher geſchützt, aber ich lebe als Magd dieſer Geſchöpfe, im Jammer über mich ſelbſt, im Haß gegen die Welt. — O Herr, mache mich frei, ſchütze mich! Ich will Dir freiwillig folgen bis an's Ende der Welt, bis zum Grabe! Magd, Sklavin, ganz Dein will ich ſein, mich Dir zu eigen geben willenlos, machtlos, denn ich liebe Dich, ich bete Dich an, ich möchte nur Eins — für Dich ſterben! — Du, o wie kannſt Du die arme, verächtliche Thirza lieben? Jenes ſchöne, blendende Weib, Tereſa Guiccioli, iſt die Göttin Deiner Träume. Du haſt recht, ich ſchweige; ach, für Dich zu dulden, iſt ja ſchon ſüß! Aber ich kenne Dich, Herr, beſſer, als Du Dich ſelber. Wie der Feuerbrand unſtät biſt Du und verzehrend, einer von denen, die von den Weibern viel geliebt und viel betrogen werden, die ewig ruhelos zwiſchen Erd' und Himmel wandern und denen der Friede fremd iſt! — Tereſa wird Deine Geliebte, vielleicht einſt Dein Weib ſein, Deine Sklavin aber, Dein Schatten, Deine letzte

Hülfe und Freude — niemals! Ich aber, Herr, werde das letzte Weſen ſein, das Dich liebt, Dir folgt, mit Dir leidet, Dir treu iſt, wenn Alles trügt. Und wäreſt Du Cain, der Brudermörder, ich ließe Dich nicht! — Behalte mich bei Dir!!“ — Sie hatte ſich halb erhoben, umfing ſchluchzend und bebend den ſprachloſen Dichter und ſchmiegte ſich an ihn wie ein verlaſſenes Kind.

Die Empfindungen, welche Byron durchſtrömten, waren von der ſeltſamſten und ernſteſten Art. Viele Weiber hatte er geliebt, faſt alle hatten ihn betrogen, verlaſſen. Daß ihn wirklich ein Weſen des andern Geſchlechts ſo heiß, ſo dämoniſch lieben und es ihm ſo geſtehen könne, machte ihn ſtaunen, füllte ſein Herz unwillkürlich mit Stolz. Die ſeltene Energie und Kindlichkeit Thirza's, die Eigenthümlichkeit ihres Elends zog ihn eben ſo mächtig an, wie ihre hohe Schönheit und der wilde Adel ihres Weſens ihn entzündeten. Er war überzeugt, ſie rede wahr, und ſeine Ritterlichkeit, ſein poetiſches Gemüth, ſein menſchlich edles Herz beſtimmten ihn, den Wunſch der Armen zu gewähren. Hierzu geſellte ſich bei ihm eine ahnungsvolle Angſt, hervorgerufen durch die Prophezeiung dieſes Mädchens: auch mit Tereſa werde er nicht dauernd glücklich ſein.

„So alſo liebſt Du mich, Thirza, daß Dir kein Opfer für mich zu ſchwer iſt, daß Du nur von meinem Willen leben, in mir Dein ganzes Daſein begraben willſt? Kannſt Du das beſchwören?“

Thirza machte das Zeichen des Kreuzes auf Antlitz und Bruſt und erhob die Hände zum nächtigen Himmel: „Möge ich hier wie dort vergehen vor dem Blick des Ewigen, wenn ich Dich nicht mehr liebe als mein Leben, mehr liebe als meine Ehre, mehr liebe als meine todten Eltern und die Seligkeit des Paradieſes!“

Byron war tief ergriffen. Er ſah ihr lange ſtumm in's große, dunkle Auge. Dann ſtrich er ihr das Haar von den Schläfen, beugte ſich zu ihr und küßte ihre Stirn.

„Es iſt gut, Du biſt mein. Erinnere Dich immer Deines Schwurs! Steh' auf!“

Er trat an den Tiſch und ſchellte, während ſich Thirza ſtumm an's Fenſter ſetzte.

Fletſcher trat mit Licht ein.

„William,“ ſprach Byron, „dies Mädchen iſt ſehr arm, unglücklich und ihrer Heimath beraubt. Du wirſt der Gambetta zahlen, was ſie für Thirza verlangt. Sie bleibt in meinem Hauſe. Weiſe ihr ein Zimmer im andern Flügel an!“

Fletſcher erſtaunte anfänglich und lächelte, doch ſeines Herrn Eigenwillen kennend, nickte er und gab Thirza einen Wink. — Sie erhob ſich, preßte Byron's Hand an ihre Lippen, warf ihm einen Blick heißeſter Liebe, unendlichen Glückes zu und folgte dem Diener. —

Der Carneval war längſt vorüber. Das Haus des Dichters, bisher ein Sitz der Sinnenluſt und Verſchwendung, verſchloß ſich fortan den tollen Orgien der Gambetta und ihrer Sirenen. Der bisher ſo ſchnöde vernachläſſigte, von Genüſſen gelähmte Geiſt machte ſeine frühere Herrſchaft nun um ſo mehr geltend, Byron ſtudirte, Byron dichtete wieder. So ſehr er, um jeden Verdacht des Grafen Guiccioli zu vermeiden, auch ſeinen Gefühlen für Tereſa Zügel anzulegen ſuchte und glücklicher Weiſe durch die Umgebung ihres Vaters und Bruders, ſo wie ſeiner eigenen Freunde vor jedem Ausbruch einer Gefühlsthorheit bewahrt blieb, ſo ging dennoch ſehr bald ſeine Bekanntſchaft mit den Gambas in die engſte Vertraulichkeit über, welche durch gemeinſchaftlichen Kunſtſinn, Aehnlichkeit der Anſichten und Neigungen eben ſo ſehr wie durch Gordon's Freunde gefördert wurde, welch' Letztere den wohlthätigen Einfluß derſelben auf Byron's Lebensweiſe nicht verkannten. Thirza's Gegenwart, welche anfänglich ſpöttiſche Bemerkungen aus Shelley's Munde hervorrief, ward bald bei der großen Anſpruchsloſigkeit und Zurückhaltung des Mädchens überſehen. Ihre Schickſale, welche man durch Lord Georg erfahren, ihre ſchüchterne und doch ſo innige Hingebung an

Byron, die Liebe und Sorgfalt, mit der ſie ſich der kleinen Ada widmete, machten ſie ſehr bald zum Liebling Aller, die mit dem Lord in Berührung kamen. —

Wenn im Mai die warmen Südwinde ſich gen Norden dehnen, die Sonne ſenkrechter ihre Strahlen wirft, Himmel und Meer jene ewig blaue Farbe, das Gewand der Freude, anlegen, dann beginnen auch die Lagunen ihre ſalzigen Dünſte zu entſenden, Venedigs Canäle und Straßen werden ſchwül und bleiben einen großen Theil des Tages öde. Wer es dann irgend nur vermag, flieht von St. Marcus und dem waſſerumgürteten Eiland, eilt hinaus an die Ufer der Brenta, beſonders an ihren nördlichen Ausfluß, wo ſich, von Wärme, Luft und Feuchtigkeit zugleich begünſtigt, eine Vegetation erzeugt, wie ſie im glücklichen Campanien nirgend üppiger wuchert. Dorthin, in die Villa di Gamba, die auf einer terraſſenförmigen Anhöhe liegt, von der Waſſerfälle in die Brenta ſtürzen, und die im Rücken durch die Höhenzüge von Maeſtre und Fort Malghera begrenzt wird, hatte ſich die Familie Guiccioli aus dem Sumpfleben Venedigs zurückgezogen und zugleich den Lord nebſt ſeinen Freunden eingeladen, den Sommer bei ihr zu verleben. Ein Seitenflügel der geräumigen Villa, mit Arcaden nach dem Park und der hüpfenden Brenta hinaus, die ſich unter ſeinen Fenſtern in's Meer ergoß, ward für Byron, Shelley und Rogers eingerichtet. Auch Ada, Thirza, Fletſcher und die Dienerſchaft fanden hinlänglich Raum darin. Capitain Medwyn und Ritter Mingaldo gingen als zeitweilige Gäſte ab und zu und verſahen die Geſellſchaft mit Tagesneuigkeiten, Büchern und jenen verſchiedenen geiſtigen Annehmlichkeiten, welche man ſelbſt in der reichſten Natur nicht dauernd vermiſſen mag. Je näher indeß Georg Byron der ſchönen Tereſa war, je öfter er ſie ſah, deſto ſchmerzhafter empfand er den Zwang, ſeine Gefühle unterdrücken, ſie unter dem Schleier der Freundſchaft verhüllen zu müſſen, deſto heißer, nagender wurde ſeine Begier, ſich vor ihr ausſprechen. Die höflichen, aber eben ſo mißtrauiſchkalten Blicke ihres Gatten, die beiden Gambas und ſeine eigenen Freunde, welche ihn, außer wenn er in Studien vertieft war, ſelten ſich ſelbſt überließen, waren ihm aber ſtarke Hinderniſſe, ſeine Wünſche zu verwirklichen. Mit der täglich erhöhten Sehnſucht nach Liebe, den tauſendfachen Zweifeln und Bedenken, welche ihm durch die obwaltenden Verhältniſſe aufgedrängt wurden, beſchlich ihn zugleich wider Willen immer größere Traurigkeit, die in dem ſchwellenden Grün, dem fröhlichen Vogelſang, der lachenden Wonne der ganzen Natur ſtatt Beruhigung nur reichere Nahrung fand. Zwang war von jeher dem Dichter unbekannt, er hatte bisher noch immer rückſichtslos alle Feſſeln zerbrochen, die ſeine Gefühle gebunden, hatte ſich und Anderen durch die himmelſtürmenden Ausbrüche ſeiner Leidenſchaft die tiefſten Wunden geſchlagen, und wußte ſehr wohl, daß er Niemand ſo ſehr zu fürchten habe, wie ſich ſelbſt. Da er nun vorausſah, daß er einer Kataſtrophe mit Tereſa entgegenging, weil er dem Verhängniß ſeiner Liebe bereits zu ſehr verfallen war, um der ſchönen Gräfin zu entſagen, ſo beſchloß er, die Entſcheidung raſch herbeizuführen.

Als eines Tages nach gehaltener Sieſta die beiden Gambas, Shelley, Rogers und Medwyn ſich zu einer bereits verabredeten Partie auf der Brenta anſchickten, entſchuldigte ſich der Lord, wegen einer dringenden Arbeit zurückbleiben zu müſſen, und ſetzte ſich zu derſelben ſo lange nieder, bis der immer fernere Schlag der Ruder ihn überzeugte, daß er von den Freunden keine Störung zu fürchten habe. Er wußte, daß Tereſa allein war, oder doch nur ihre Duenna, Donna Labia, die altjüngferliche Reliquie eines verarmten venetianiſchen Adelsgeſchlechts, bei ſich hatte, denn der Graf, ihr Gemahl, war früh in wichtigen Geſchäften mit Pepe, ſeinem Kammerdiener, nach Venedig aufgebrochen. Nachdem er alſo ſchicklicher Weiſe noch einige Zeit gewartet, kleidete er ſich um und befahl, Ada zu ihm zu bringen.

Wenige Minuten ſpäter trat Thirza mit der Kleinen ein.

„Du willſt zu Ihr, Herr?“ fragte ſie bewegt in griechiſcher Sprache. „Geh' nicht! Nach dieſem erſten Schritte biſt Du gefangen, verloren! Geh' nicht zu Tereſa, Herr!"

„Schweige, thörichtes Mädchen, mit Deiner Eiferſucht! Du weißt, was Du mir verſprochen haſt, und wenn Dir meine Gunſt wirklich lieb iſt, Thirza, laß Dein Benehmen nicht auffällig erſcheinen!" — Damit nahm er Ada's Hand, welche ihn, als ſie hörte, es gehe zur Gräfin, in unbändiger Freude vorwärts zog. Thirza ſenkte ſchwermüthig das Haupt und folgte Fletſcher.

Der Lord überraſchte Tereſa gerade im Gartenpavillon, in den ſie unlängſt nach der Sieſta getreten war. Ihr träumeriſch in's Freie ſchweifender Blick hatte ſich in das grüne Blätter- und Rankengewirr des Gartens verſenkt, und der Schmelz ſehnſuchtsvoller Beſchaulichkeit lag auf ihr, als ſie, bei Ada's ſtürmiſcher Umarmung emporſchreckend, mit tiefem Erröthen Georg Byron vor ſich ſtehen ſah, der durch die Gartenthür eingetreten war.

Georg küßte ihre Hand. — „Können Sie dem kecken Eindringling verzeihen, ſchöne Gräfin, der Ihnen gegenüber demſelben Naturgeſetz unterliegt, wie das Eiſen dem Magneten?"

„Gewiß verzeihe ich Ihnen," verſetzte Tereſa lächelnd, indem ſie von Neuem erröthete, „nur höchſt überraſcht bin ich, weil ich Sie mit der übrigen Geſellſchaft auf der Brenta glaubte. Wenn Sie mir die Fähigkeit des Magneten zuſchreiben, ſo muß ich faſt glauben, daß ich Sie auch von den Freunden ab- und hierhergezogen habe. Es iſt aber, mein lieber Lord, für unſer Glück höchſt nothwendig, Sie daran zu erinnern, daß der Magnet nicht allein *anzieht*, er hat auch eine Seite, welche abſtößt, zurückſchreckt, ohne dieſe oder die entgegengeſetzte Eigenſchaft zu verſchulden!" — Sie ſagte dies mit einem leiſen Anflug von Bläſſe, einem Ton, der kalt klingen ſollte, aber vor Erregung zitterte, und ihr Buſen pochte ſichtbar unter dem feinen weißen Bruſttuch von Seide, welches ſie nach Landesſitte über dem Mieder ihres grünen Gewandes trug.

„Das heißt ſo viel, meine ſüße Gräfin, als: ich kenne Deine Gefühle! Hüte Dich, mir nahe zu kommen, denn ich würde Dich abweiſen müſſen! — Aber kann das Tereſa wirklich meinen? Sollte dieſer ſüße Mund, der mich ſo freundlich einlud, dieſer Blick, der oft ſchon ſo holde Botſchaft unter ſchamhaftem Erglühen an mich geſendet, mich ſo täuſchen? — Nein, Gräfin, hinter erkünſtelter Härte wollen Sie nur Ihre Schüchternheit verbergen, hinter falſchem Muth Ihre Furcht, beſiegt zu werden! Aber ich will und werde Sie beſiegen, Sie erringen, denn ich liebe Sie, und ich ſehe, ich fühle es mit der allmächtigen Gewalt der Ueberzeugung, daß Sie mich —“

„Lord — um Gottes willen, kein Wort mehr — wenn — wenn Sie mich lieben!“ flüſterte Tereſa. „Soll ich Sie denn erſt an Ihre Ritterlichkeit erinnern müſſen, damit Sie ein Weib, das allein und ſchwach iſt, ſchonen, ach, gegen ſich ſelbſt beſchützen? — Jeden Augenblick kann Signora Labia eintreten, und — Sie kennen den Charakter meines Gatten nicht! O nicht wahr, Sie wollen meine beklagenswerthe Lage nicht noch verſchlimmern? Laſſen Sie uns innige, traute Freunde ſein, all' unſer Weh und unſern Schmerz austauſchen, laſſen Sie uns einander lieben, Georg, aber auch edel bleiben, unſere Ehre bewahren und des Glückes wenigſtens im Geiſte würdig werden, das uns Gott und die Welt verſagte!“

„Und was, Tereſa, iſt dafür unſer Lohn? — Ein hinſiechendes, verlorenes Leben, ewig ſchwankend zwiſchen Sehnſucht und Verzweiflung, Hoffnung und Entſagung, eine endloſe Folter, wogegen die Qualen des Tantalus und Prometheus ein Kinderſpiel geweſen! O, das können Sie einem Schwächling wohl, doch nimmer einem Georg Byron anempfehlen, der nur eine Seligkeit des Lebens kennt, wenn ſeiner Sehnſucht Befriedigung winkt! Lügen Sie Ihrem Herzen keine falſche Romantik vor, keine platoniſche Entſagung, keinen barbariſchen Opfertod der Gefühle, welche Gott und die Natur voll Liebe in uns gelegt, daß wir uns ihrer freuen, nicht uns ihrer büßend entſchlagen ſollen!“

Er hatte ſich ihr zu Füßen geworfen, ſie umfangen und wollte ſie an ſich preſſen.

„Ada, Ada!“ rief in unbeſchreiblicher Angſt und Aufregung Tereſa, „Ada, frage Deinen Vater, ob ihm die Leidenſchaft je zum Segen gereichte, frag' ihn, mit wie viel Schmerzen er das ſtolze Bewußtſein erkaufen mußte, nie ſeine Gefühle dem Geiſt, nie ſeine Wünſche dem Sittengeſetz der Welt unterworfen zu haben. Leidenſchaft macht das bewundernswertheſte Genie, den edelſten Helden zum niedern Sklaven ſeines Verhängniſſes, wahnſinnige Sehnſucht ließ Engel fallen, zu Dämonen werden, und zügelloſe Begierden ſeiner Bruſt machten Cain zum Brudermörder!“

Der glühende Dichter ward plötzlich todtenbleich und trat zurück. „Sie wählten eine Waffe, Tereſa, um die ich Sie nimmer beneide, deren Schärfe und tiefe Ungerechtigkeit Sie noch nicht kennen. Man hat ſich gewöhnt, mich ſittenlos zu nennen, der ſchimpflichſten Handlungen fähig zu halten, die den Mann nur verunehren können, aber, Madonna, eine hohe, erhabene Sitte habe ich ſtets gekannt, die der freien Neigung, habe ein Laſter ſtets gemieden, die Lüge, den gleißenden, hinterliſtigen Betrug des Herzens. Was gab mir jene ſogenannte Moral der Welt? Thränen! Sie war die Mörderin meiner Jugend, und weil ich nicht wie dieſe Elenden unter heuchleriſcher Maske des guten Tons zu ſündigen, nicht wie ein Laſtthier mein erbärmlich Schickſal demüthig zu tragen verſtand, weil ich ſtets lechzte, die Sehnſucht meines zitternden, niemals verſtandenen Herzens zu befriedigen, zerbrach ich dies ekle Geſellſchaftsgeſetz, habe gefehlt oft und viel, ſtehe jetzt wieder in ſchmerzvollem Kampf mit der ſogenannten bürgerlichen Moral, aber aus meinem Herzen ſtammen alle meine Irrthümer! Könnten wir ſelber, Tereſa, die Art unſerer Geburt, unſers Lebenslooſes, unſer Schickſal und Jahrhundert beſtimmen, wir wären frei im Wollen und Genießen, im Denken wie Empfinden, bei Gott, wir wären ſo glücklich wie gut! Die Tugend wäre dann nicht jene bleiche Kunſt der Entſagung, jenes Ariſtokratenprivilegium des Himmels, denn Jeder könnte ſie üben! Aber weil wir Sklaven ſind, Sklaven Gottes und des Jahrhunderts, der Geburt und der Erziehung, Sklaven von Meinung und Geſetz, weil jenes Talent ein Bettler, dieſer Craſſus ein Holzkopf iſt, weil Sie katholiſch und an einen mürriſchen Greis geſchmiedet ſind, ich, ein Sohn Albions, ausgeſtoßen und betrogen von der Liebe, als Irrlicht im Leben ſchwanke, darum ſind wir verdammt zu ewigem Elend! O, jedes Geſchöpf der Natur iſt freier denn wir, es gehorcht ſeinem Triebe, kennt weder Sünde noch Tugend, aber es iſt das ganz, was es im ewigen Haushalte der Schöpfung ſein ſollte. Sind wir aber Menſchen? Ebenbilder Gottes? Könige der Erde? — Ohnmächtige Schwächlinge, eine höhere Art von Affen ſind wir, die vor dem Athemzuge des Leumunds beben, die unſere Enkel verlachen werden! Zerbrich dieſe gottloſen Bande Deines Leibes, Deiner Seele, ſüßes Weib, entbinde frei die Leidenſchaft Deiner Liebe, die Adlerſchwingen Deiner Seele! Sei mir Aphrodite und Pallas, die mich von einer goldenen Lebenshöhe, einer hohen That zur andern leitet! Ich will Dich frei und ſelig machen und Du wirſt mich ſegnen!!“

Er ſank vor ihr nieder und umſchlang ſie mit trunkener Gluth. Da begann Ada, die in banger Furcht des Vaters wilder Leidenſchaft gelauſcht, plötzlich, als ſie ihn vor Tereſa niederfallen ſah, bitterlich zu weinen.

Die Gräfin, faſt von der Gewalt des Augenblicks bemeiſtert, ward dadurch aus ihrer Betäubung geweckt. Sie entwand ſich Gordon's Armen und ſtieß ihn im Zorne der Seelenangſt zurück. „Fort von mir, Du biſt ſo unglücklich wie ſchlecht, ſo liebenswerth wie verderblich! Wenn nichts Dich von dem Wege abzieht, den Du [illegible] willſt, ſieh hier den ahnungsvollen Jammer Deines Kindes, des Weſens, das allein ein natürliches Anrecht hat an Dich! Geſetz und Sitte ſind die Schranken, welche wohlthätig unſer wie aller Anderen Daſein ſchützen. Du lebſt nicht allein auf dieſer Erde, unerſättlicher Mann, und Deine rückſichtsloſe

Freiheit, die nichts kennt, nichts glaubt, nichts weiß, als ſich allein, macht Dich ebenſo zum unmenſchlichen Tyrannen, zur Geißel Deiner Umgebungen, wie Nero es geweſen, wie Sardanapal, der nach der Raſerei des Sinnenlebens Alles, was er geliebt, mit ſich in den Flammen begrub, damit doch Keiner der Seinen je ohne ihn mehr glücklich ſein ſolle! Nie, bei meiner Ehre, nie folg' ich Dir! Du würdeſt mich opfern, wie Du Alles Deinem Titanenſinn opferteſt, und ſo elend ich auch an meines Gatten Seite bin, mich binden doch die Pflichten der Religion und Sitte an ihn, die mir als Kind ſchon heilig waren. Wir ſind, mein Lord, nie glücklich mit dem Gefühle in der Bruſt, die Rechte Anderer zertreten, ſie um ihr Lebensglück betrogen zu haben!" — Sie führte ihm Ada zu. — „Das iſt das Pfand des Himmels, die Blume, welche Gott Ihrem einſamen Daſein ſchenkte; machen Sie ſich meiner Liebe und Bewunderung werth, indem Sie entſagen! Leben Sie glücklich, Sie können es mit Ihrem reichen Geiſte auch — ohne mich, mehr als die arme Tereſa Guiccioli!"

Damit eilte ſie aus dem Pavillon. —

Byron ſchrie auf in raſendem Schmerz! — Dann preßte er wild das ſchluchzende Kind an ſich. — „Cain, Cain! Haha, das iſt das rechte Wort! — Du großer Künſtler des Weltenuhrwerks ſchufſt Engel, damit ſie fallen, Menſchen, damit ſie verknechten, Thiere, daß ſie ſich zerreißen, ein rieſenhaftes All zu Deinem — nur zu Deinem allerhöchſten Spielzeug!!" — Er hob Ada empor und eilte mit ſeinem einzigen, ſüßen Eigenthume auf ſein Zimmer. —

Allerdings war der argusäugige Graf mit Pepe, ſeinem Kammerdiener, der nebenher ihm Freund, Rathgeber und wohl auch mitunter Herr ſeiner Entſchlüſſe war, nicht zugegen, um das Ungewitter zu ſchauen, welches am Horizont ſeiner ſonſt ſo kühlen Ehe aufzog. Aber er hatte Donna Labia als Wächterin zurückgelaſſen, die ſich unter dem Schein größter Devotion gegen die Comteſſa ihre Pflicht auf das Eifrigſte angelegen ſein ließ. Tereſa, als ſie tiefbewegt dem Pavillon entfloh, bemerkte mit tödtlichem Schreck durch die Zweige des nächſten Bosquets, wie Signora Labia eben geſchäftig davoneilte. Mit eben ſo ſchmerzhaften wie ängſtlichen Gedanken folgte ſie in die Villa nach. Wohl war ſie ſich keines Fehltritts oder Unrechts bewußt, aber das eben Erlebte ließ ſie erkennen, daß ſie am Rande eines Kraters ſtand, in welchen jäh zu verſinken, es nur einer Minute des Selbſtvergeſſens bedurfte. —

Als die Geſellſchaft von der Brentafahrt fröhlich und arglos heimkehrte, nicht wenig geſpannt, was Byron's Muſe während dieſer Zeit geboren habe, erfuhr ſie zu ihrer größten Ueberraſchung von Thirza und der Dienerſchaft, der Lord ſei mit William Fletſcher auf einem Fiſcherboot hinüber nach Venedig und werde vor morgen nicht zurückerwartet. Man ſah ſich betroffen an, ſchüttelte den Kopf, und Jeder machte ſeine eigenen Bemerkungen. So viel war Allen klar, daß ihr ferneres Zuſammenſein durch eine plötzliche, unbegreifliche Disharmonie gefährdet worden, und man bereitete ſich ſtillſchweigend auf das kühle Ende einer Villegiatur vor, die ſo poetiſch und genußreich begonnen hatte. Die Grafen Gamba hätten ſo gern Tereſa um dieſe außerordentliche Veränderung befragt, aber ſie ließ ſich für heute entſchuldigen. Ihr Gemüthszuſtand war nicht in der Faſſung, dem Vater und Bruder ein Weh mitzutheilen, deſſen eigentliche Urſache ſie ſelber waren und von dem ſie Tereſa doch nicht zu befreien die Macht hatten. Ueberdies kam auch Graf Guiccioli heut' zeitiger, als man gehofft, zurück, jeder Austauſch wäre mithin auffällig geweſen. So beendete man denn, in kleine, wortkarge Gruppen vertheilt, auf der Terraſſe und im Garten den ſchönen Tag. Fehlte doch das belebende Element, der geiſtige Sonnenſchein Byron's, bei dem ja doch ſtillſchweigend alle Gedanken weilten, obwohl Jeder ſeiner Abweſenheit eine üble Bedeutung beizumeſſen auf's Sorgfältigſte vermied.

Den nächſten Morgen ward Lord Byron vergeblich an der Brenta erwartet. Statt ſeiner kam Fletſcher, um Ada und Thirza zu holen, und brachte einen Brief an den älteren Grafen Gamba, einen andern an Mr. Rogers.

Erſterem ſchrieb er: „daß ihm ſein Gefühl nicht ferner erlaube, an einen Ort zurückzukehren, wo er das beſte Stück ſeines Selbſt, ſein Herz, geopfert habe. Man möge ihn bedauern und vergeſſen.“ An Rogers ſchrieb er: „ſeine Freunde möchten nun endlich von ihm, dem Elenden, dem Unterganggeweihten, weichen, er tauge für Menſchen nicht mehr.“ — Schreck und Beſorgniß lag auf allen Geſichtern. Rogers, Shelley und Medwyn beſchloſſen ſofort abzureiſen, um den Freund in dieſer Kriſe ſeines Lebens vor ſich ſelbſt zu ſchützen. Sie verabſchiedeten ſich gedrückt und beklommen mit jener höflichen Wortkargheit von den Gambas, welche eben nur eine ſchickliche Form ſuchte, um mit Anſtand los zu kommen.

Die Wirkung, welche Byron's Brief auf die Gambas hervorgebracht, war nicht weniger tief und ſchmerzvoll. Sie eilten ſogleich zu Tereſa, welche ſie in einem höchſt unerquicklichen Zwiſt mit ihrem Gatten fanden, der ſie mit ſcharfen Vorwürfen wegen des Rendezvous mit Gordon quälte, deſſen Inhalt er bereits von Donna Labia erfahren hatte.

„Und wenn Sie nun,“ ſagte eben Tereſa erbittert, „niedrig genug von meiner Tugend dachten, dieſelbe unter Spionage zu ſtellen, wenn Signora Labia ſich zu ſo ſchmählichem Dienſt verſtand, ſo mußten Sie doch auch erfahren, wie ich Lord Byron zu begegnen, Ihr Recht und meinen Ruf zu wahren gewußt, Signor!“

„Allerdings wußten Sie das,“ erwiederte Guiccioli, „aber in einer Art, die deutlich genug ſagte, daß es Ihnen nicht an dem heißen Wunſche, ſondern nur an dem Muth, zu ſündigen, gebrach, daß Ihre Gefühle für den wilden Briten ſtark genug ſind, Sie die Dankbarkeit vergeſſen zu machen, welche die Gambas mir ſchuldig ſind! Wenn Sie ſchließlich doch Anſtand genommen haben, ſich von Ihrem heißen Blute hinreißen zu laſſen, ſo mag man das nur der Erwägung zuſchreiben, daß die Vortheile, welche Ihre Familie durch mich hat, gegen den Fluch der hohen Kirchenſtrafen, welche die Ehebrecherin treffen, doch ſchlecht zu vertauſchen ſind. Waren Sie ſchon ſo veränderlich, daß Ihnen unſere Ehe zu langweilig erſchien, ſo hätten Sie wenigſtens weiſer gethan, einen Italiener und Katholiken, einen meiner Freunde zu wählen, ſtatt Ihr Intereſſe an einen Libertin und Ketzer, einen Engländer, und zwar an den Menſchen wegzuwerfen, welchen ſein eigenes gottloſes Vaterland ausſpie, weil es doch noch auf etwas mehr Sitte hielt, als er! — Ich gebe Ihnen mein Wort, ſowie er dies Haus betritt, laſſe ich ihn die Terraſſe hinabwerfen!“

„Das werden Sie nicht nöthig haben, mein Herr Schwiegerſohn!“ rief aufbrauſend der alte Gamba, „Lord Byron nimmt ſoeben ſchriftlich Abſchied von der Brenta. Als Gatte haben Sie gewiß Rechte an Tereſa, aber dieſe Rechte ſind nicht ſchrankenlos und nur auf die Achtung gegründet, welche Sie bei Ihrer Frau genießen! In dieſe Grenze werde ich, der Vater Ihres Weibes, Sie zu verweiſen wiſſen, ſollte es Sie ferner gelüſten, den Tyrannen zu ſpielen. Das Herz einer Frau iſt nicht käuflich, mein Herr, man muß es erkämpfen! Wenn Sie über die arme Tereſa niedrig denken, werden Sie nichts damit erreichen als unſere äußerſte Verachtung, zu der ſich meinerſeits die Reue geſellt, daß ich Ihnen mein Kind geopfert, um die Familie Gamba vor Verarmung und Untergang zu bewahren! Hüten Sie ſich, Herr, mich an dieſe einzige beklagenswerthe That meines Lebens zu erinnern, oder, bei Gott, ich werde Ihnen zeigen, daß mir Ihre ſogenannten Kirchenſtrafen und die fürchterliche Phalanx Ihrer Jeſuiten ebenſo wie meine Armuth höchſt gleichgültig ſind, wenn es gilt, für Tereſa's Zukunft das Aeußerſte zu wagen, um mein Unrecht an ihr zu ſühnen!“

Guiccioli richtete ſich hoch auf und ſah Gamba ſtarr an. — „Alſo Kampf?“ ſagte er kalt. „Nun gut, ich bin dabei! Daß wir politiſche wie religiöſe Gegner ſind, weiß ich ſehr wohl. Die Gambas lieben Ketzereien von allen Sorten, ſie halten's ja auch mit jener heimlichen Rotte der Kohlenbrenner, die auf Umſturz von Staat und Kirche ſinnen, denen alſo natürlich die Familienbande gleichfalls unnöthig erſcheinen!“ Er wendete ſich eiſig zu Tereſa: „Sie werden mich, Madonna, als folgſame Gattin morgen auf unſere Güter bei Ravenna begleiten, und ich rathe Jedem, zu bedenken, daß die kaiſerlich öſterreichiſche Regierung und der heilige Vater eben ſo ſehr mein Schutz ſind, wie das Verderben der — Kohlenbrenner!!“

Die Gambas ſtanden ſtarr und bleich. Ein Zittern überflog ſie. „Sie werden mir aber als Vater nie wehren können,“ fuhr der alte Gamba auf, „mein Recht auf die Tochter geltend zu machen, ihr Stütze und Troſt zu ſein!“

„Mein Haus ſteht Ihnen gerade ſo offen, wie es dem engliſchen Libertin geſchloſſen iſt. Ich werde mich freuen, Sie in Ravenna zu ſehen!“ Damit entfernte ſich Guiccioli lächelnd.

Den folgenden Tag reiſte der Graf, der Kröſus der Romagna, mit ſeiner bleichen, ſchönen Tereſa nach Ravenna ab. Donna Labia und Pepe waren ihre Begleiter.

Die beiden Gambas ſahen ſich augenblicklich außer Stande, Tereſen zu folgen und ihr Loos zu erleichtern. Auch durften ſie Venedig nicht in einem Augenblick verlaſſen, nachdem Guiccioli ſie durch Drohungen erſchreckt hatte, deren Verwirklichung nicht allein ihr, ſondern auch das Schickſal vieler Anderen auf's Spiel geſetzt hätte. Hiergegen Maßregeln zu treffen, war ihnen heilige Gewiſſenspflicht, und ſo eilten ſie denn mit Rogers, Shelley, Mingaldo und Medwyn nach Venedig zurück.

Der Zuſtand, in dem ſie Byron trafen, war entſetzlich. Der unſtäte, zerſtörungsſüchtige Geiſt, welcher bisher in Liebeshoffnung Tereſen keck umſchmeichelt, hatte voll wilden Grimmes nunmehr den Scorpionenſtachel gegen ſich ſelbſt gekehrt. „Cain!“ dröhnte es in ihm wieder. Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft ballten ſich wie ein Verhängniß um ihn her. Bald wimmerte er wie ein Kind, bald griff er titanenhaft gen Himmel, um Gott und dem All zu fluchen.

Lange wollte er die Freunde nicht vor ſich laſſen. Nur Fletſcher's und beſonders Thirza's Bitten vermochten Byron endlich, ſeine Freunde zu empfangen. Aber er war finſter und wortkarg, oder voll ſchneidenden Hohns. Selbſt die Verſuche der Gambas, ſich mit ihm zu verſtändigen, ſchlugen anfänglich fehl.

Thirza und Ada waren die einzigen Weſen, welche Byron im Nebenzimmer duldete und welche immer freien Zutritt zu ihm hatten, es ſchien, als ob die kleine Griechin es allein vermöchte, den unbändigen Sohn Albion's nach und nach zu mäßigen. Sie war das Herz, welches ſich am fähigſten zeigte, ſeinen brennenden Gram zu theilen, ihm den Stachel der Einſamkeit, des Nichtverſtandenſeins zu nehmen. Aber es gelang Thirza nicht, ihm das Andenken an Tereſa zu rauben, ihr Bild ihm haſſens- und verachtenswerth zu machen, ihn, von der Liebe zu der ſchönen Guiccioli geneſen, an ihrem eigenen Buſen, wie ſie ſo ſehnlichſt hoffte, Erſatz finden zu laſſen. Eine faſt noch größere Wohlthat erwies ihm jene andere unſichtbare Geliebte und Begleiterin ſeines Lebens, die Poeſie. Sie vergönnte ihm, ſeinen Klagen eine gewaltige Form zu leihen, allen Zweifel und Jammer, den unbändigen Ringkampf ſeiner Seele in einem düſtern, wilden, grauenvoll-ſchönen Kunſtwerke zu verkörpern. Er ſchuf den „Cain“. — Erſt als er ihn beendet, ſich vom Uebermaße des Wehs entlaſtet, wurde er mittheilſamer. — Er las ſeinen Freunden das Rieſenwerk vor, das ſein frömmelndes Vaterland, die denkfaule, orthodoxe Welt in gottesfürchtigen Schrecken ſetzen, ihm den Namen eines Atheiſten, eines Dämons im Hain der Muſen eintragen ſollte. Niemand, außer ſeinen wenigen Freunden, hat aber in der Verzweiflung Cain's, dem großartigen Zorn, Neid und Trotz Luzifer's, und in den ſcharfen Religionszweifeln des Ganzen das tiefe Leiden, das rathlos nach Wahrheit und Befriedigung ringende Gemüth erkannt, aus dem ſich ein Gebilde gebar, das die Krone Byron'ſcher

Muſe genannt werden muß. — Nun erſt erfolgte auch wieder eine Annäherung an die Gambas, und als Gordon endlich ſeiner Selbſtſucht hinlänglich Herr geworden, um zu begreifen, daß Tereſa ebenſo wie er leide, ja noch dazu ein Opfer ausgeſuchter, ehelicher Tyrannei und pfäffiſcher Ueberwachung ſei, als er gewahrte, wie ſie ihn doch unſäglich liebe, aber von ihrer Pflicht und Ehre verhindert werde, ihre Ketten zu ſprengen, als gar der alte Gamba ihm geſtand, Tereſa habe Guiccioli's Hand nur genommen, um ihre Familie aus dem Elend zu befreien, ihr Gatte zügele ſie mit der Drohung, Vater und Bruder bei den Gewalthabern als Mitglieder der Carbonari-Verſchwörung anzuklagen, da wich ſein ſelbſtiſcher Schmerz vor der Sorge um die Geliebte und das Geſchick der befreundeten Gambas. Von dieſem Augenblick an war ſein Loos entſchieden, es wurde von dem Tereſa's und der Ihren unzertrennlich, und der Kampf um den Beſitz des ſchönen Weibes ward fortan reiner, edler, wurde zugleich ein Kampf für die Freiheit.

Die Geſellſchaft der Carbonari oder Kohlenbrenner war eine geheime politiſch-religiöſe Verbindung, die ſich damals durch ganz Italien verzweigte. Sie rekrutirte ſich vornehmlich aus den Reihen des gebildeten Theils der Nation, welche das Regiment der kleinen Fürſten von Toscana, Sardinien, Lucca und Modena, wie die Verwilderung des Clerus nicht länger ertragen mochte. Ihre Tendenz war: Italiens Freiheit und Einigung. Von jenen Männern alſo ging damals zuerſt der große Kampf aus, welcher noch heute nicht völlig ausgefochten iſt. — Die beiden Gambas waren Mitglieder dieſer Verbindung. Als ſie nun ihren politiſchen Freunden mittheilten, daß man in Gefahr ſtehe, durch den als Freund der Pfaffen längſt verrufenen Guiccioli verrathen zu werden, faßten die Carbonari von Venedig den heilſamen Beſchluß, vor der Hand ihre Verſammlungen einzuſtellen, die Fortſetzung ihrer Geſchäfte einem Ausſchuß zu überlaſſen, deſſen Sitzungen Geheimniß blieben, überdies aber im Privatleben den

Verkehr aller Glieder aufrecht zu erhalten und durch Agitationen ſich zu verſtärken, um zu günſtiger Zeit raſch aus dem Verſteck zu brechen und das trauernde Italien um das grün-roth-weiße Banner zu ſammeln. In dieſe Geſellſchaft trat, kurz vor ihrer Trennung, Byron ein und war ihr eifrigſter Anhänger. Er beſchloß nach ihrer Auflöſung, mit den Gambas nach Ravenna zu gehen, um der Geliebten nahe zu ſein. Zu dem Ende ſendete er Rogers voraus, ließ daſelbſt ein großes Hotel, gegenüber dem engliſchen Conſulat, kaufen, und machte es den Gambas zum Geſchenk, um ihre Abhängigkeit von Guiccioli zu mildern. „Ich betrachte mich als Ihren Sohn, lieber Graf!" ſagte er dem ganz außer Faſſung gebrachten alten Herrn, „ich werde fortan Ihr Loos theilen, und hat mir auch das Schickſal gebieteriſch die Wonne verſagt, Tereſa zu beſitzen, mein Eigen nennen im Herzen werd' ich ſie ewig!" — Alle Einreden Gambas waren fruchtlos, Byron hatte beinahe ſein ganzes Vermögen flüſſig zu machen gewußt, und ließ ſich die ſtolze Freude nicht nehmen, Guiccioli's Uebermacht wenigſtens in dieſem Punkte zu brechen. Der Kröſus der Romagna wurde mithin immer ohnmächtiger den Gambas gegenüber, der Kampf Tereſa's zwiſchen ihrem Herzen und der Weltſitte immer heißer. Vater und Bruder, welche Tereſa inzwiſchen öfters beſucht hatten, ſiedelten im Herbſt 1819 nach Ravenna über und bezogen das Hotel, welches nun ihr Beſitz war, obſchon öffentlich Byron als Hausherr galt. Gordon folgte einige Zeit ſpäter, um Aufſehen zu vermeiden. Der Unſelige hatte neue Hoffnung, Tereſen zu gewinnen. — Byron's Ankauf des Hauſes in Ravenna war von Mr. Rogers durch Vermittelung des engliſchen Conſuls ſo geheim betrieben worden, daß Guiccioli erſt davon erfuhr, als die Gambas von Venedig ankamen und das Hotel bezogen. Sein Zorn, ſeine Eiferſucht, ſein Haß wurden von Neuem auf's Empfindlichſte erregt. Seine Verſuche, Tereſen keinen andern Verkehr mit ihrem Vater, als den in ſeinem Hauſe, zu geſtatten, hatten gleich von vornherein die heftigſten Auftritte zur Folge, welche beide

Theile nur tiefer erbitterten. Der Weg, den der gereizte Ehemann eingeſchlagen, Tereſa und die Gambas zur Fügſamkeit zu zwingen, indem er ihnen alle finanziellen Quellen für ihr ſtandesgemäßes Leben entzog, erwies ſich ganz und gar verfehlt. Man lachte ihn geradezu aus, denn Byron bot ſeine Hülfsquellen an, und Guiccioli hatte dadurch den Ehevertrag verletzt, die Grundbedingung, unter welcher ihm Tereſa's Hand zugeſtanden worden. Eben ſo wenig konnte er aus eigener Macht ſeine Frau zwingen, ihm auf eins ſeiner entfernten Güter in der Romagna zu folgen. Zu einem offenen Gewaltſtreiche hatte er aber um ſo weniger das Herz, als er wohl wußte, daß kein Glied der Carbonari ihm hold war. So wendete er nun das entgegengeſetzte Mittel an: er überhäufte ſeine Frau und die Ihrigen mit Freundlichkeit und Geſchenken aller Art. Indeß war die Kluft zu groß und unausfüllbar geworden, und da der häusliche Zwiſt durch Guiccioli's Schuld bereits öffentlich bekannt geworden war, erlitt auch das Pflichtgefühl Tereſa's einen harten Stoß. Die Orthodoxen verſchrieen ſie ſchon als eine Ketzerin und Ehrloſe. Konnte ihr denn noch mehr Schimpf angethan werden, wenn ſie wirklich ſchuldig war?

Guiccioli's ſpäte Verſöhnungsverſuche wies man deshalb kalt ab und erhitzte ſo den Alten bis zur Narrheit. Da ergriff er ein Mittel, das ſeinem Dafürhalten nach das untrüglichſte war: er wendete ſich an die große Sanitätspolizei aller Seelen, die Kirche. Die Jeſuiten ſollten ihm mit dem ganzen Rüſtzeug ſchmeichleriſcher Ueberredungskraft oder furchtbarer Drohungen beiſpringen, um ihm das Herz ſeiner Frau wieder zu erringen, das er von jeher nur in der Einbildung beſeſſen hatte. Die frommen Väter rückten alſo gegen Tereſa an. Der Verkehr mit Vater und Bruder ward ihr durch die Kirche verboten, ſie wurde ſtreng überwacht, und im Hintergrunde ſchwebten Bann und Kloſterzelle.

Dadurch ward Tereſa's Entſchluß entſchieden. Die moraliſche Feſſel der Pflicht, des Ehegelübdes, zerbrach.

Sie erklärte ihrem Vater in einem heimlichen Schreiben, das ſie durch einen armen Bauer, der ihr für Wohlthaten Dank ſchuldig war, nach Ravenna ſchickte: ſie werde Guiccioli für immer verlaſſen und ſich fortan unter den väterlichen Schutz ſtellen.

Gewiß war ſie von Herzen Katholikin und ſehr weit von Glaubenszweifeln entfernt, aber auch zu gebildet, zu ſittlich entrüſtet, um ein Geſchick über ſich ergehen zu laſſen, das jeder freien Seele ſchlimmer als der gräßlichſte Tod erſchien. —

Am Tage ihrer erſehnten Flucht hatte Tereſa des Gatten Argwohn durch alle jene kleinen Künſte, welche die Nothwehr der Verzweiflung dem Frauenherzen eingiebt, einzuſchläfern geſucht und ſich gegen Donna Labia, beſonders aber gegen den Jeſuitenpater Jacopo, der jetzt im Hauſe förmlich ſtationirt war, tief ergebungsvoll gezeigt und ſeiner Bußpredigt die vollſte Aufmerkſamkeit zu zeigen verſtanden. Trotzdem wichen die argwöhniſchen Augen nicht von ihr bis in den ſpäten Abend, und mit grenzenloſer Angſt erwartete ſie die Stunde, wo ſie ſich zurückziehen konnte. Dies geſtattete man ihr endlich, nachdem ſie wiederholt Zeichen der Müdigkeit gegeben, und ſie eilte auf ihr Zimmer, das nach dem Garten hinaus lag. Aber wie muthlos ward ſie, als ſie die Entdeckung machte, auch hier werde ſie nicht mehr allein ſein! Man hatte ihr nämlich zur Beſtärkung ihrer guten Grundſätze Donna Labia als Schlafgenoſſin beigeſellt. Verzweiflungsvoll legte ſich Tereſa zu Bett. Wohl hatte ſie dem Vater geſchrieben, wie hülflos ihre Lage ſei, wie ſie gar nichts für ihre Befreiung thun könne; aber bei dem jetzigen Stand der Dinge ſah ſie auch gar kein Mittel, durch welches ihr von außen her Rettung zu ſchaffen war. So lag ſie denn mit pochendem Herzen in fieberhafter Aufregung, zählte die Stunden der Nacht und gab unter heißen Thränen jede Hoffnung der Erlöſung auf. Während Donna Labia, welche das Zimmer eigenhändig verſchloſſen, bereits in tiefſten Träumen lag, lauſchte die gequälte Gräfin auf das leiſeſte Geräuſch von draußen. —

Die Mitternacht mochte längſt vorüber ſein, da hörte ſie plötzlich in der Entfernung wirre Stimmen, wüthend ſchlugen die Hunde im Dorfe an. Plötzlich flackerte ein heller Lichtſchein an den dunklen Pinien des Gartens, deren Laub davon erglühte.

Nun ward es im Schloſſe lebendig; man hörte die Diener nach Waffen rufen und das wüſte Geſchrei: „Feuer! Diebe!“ Dazwiſchen tönte des Grafen Stimme.

Tereſa, welche wohl wußte, wie verwegen der Pöbel der Romagna iſt, den ihres Mannes bekannter Reichthum leicht zu Plünderung und Mord locken konnte, fuhr, die Befreiung vergeſſend, entſetzt empor und eilte an das Lager der Duenna.

„Donna Labia, auf! Wachen Sie auf! O Gott, hören Sie denn nicht?“

Labia ſprang aus dem Bett und rang vor Entſetzen die Hände.

„Das ſind Räuber! Sanct Sebaſtian! Sie haben Feuer angelegt! Man plündert und mordet!“

Sie ſank faſt ohnmächtig in die Kniee.

„Schnell doch, um Gottes willen, kleiden Sie ſich an, öffnen Sie die Thür!“ rief Tereſa, ſich haſtig in ihre Kleider werfend; „rufen Sie den Grafen, wir ſind ja ganz ohne Schutz!“

„O, meine Erſparniſſe, meine Ducati!“ wimmerte die Donna, „man wird mir für meine alten Tage nichts laſſen, ach, vielleicht nicht einmal das ſündige Leben!“

„Sind Sie unſinnig genug, mit Lamentationen die Zeit der Rettung zu verlieren? Raſch, holen Sie Ihr Geld, ich raffe meinen Schmuck zuſammen, dann eilen wir zu den Männern! Nur geſchwind, um Jeſu willen!“

Mit der Eile eines gehetzten Wildes, faſt irrſinnig, ſtürzte Labia, kaum halb bekleidet, aus der Thür, durch die dunklen Corridore nach ihrem früheren Zimmer tappend.

Tereſa aber trat an's Fenſter, riß es auf und maß die Höhe bis zum Erdboden.

„Tereſa," flüſterte es im Garten, „ſei ruhig, wir ſind's!" In demſelben Augenblick ward eine Leiter angelegt, und zwei Männer klommen raſch empor.

„Vater! Gordon!" flüſterte die blaſſe Gräfin, und faſt ohnmächtig ſank ſie in des Lords Arme.

Der alte Gamba verriegelte haſtig die Zimmerthür, Byron hob die theure Laſt auf ſeine Arme und ſtieg mit ihr rückwärts in den Garten hinab. Der alte Graf folgte, während ſein Sohn Pietro die Drei unten empfing. Bald erreichten ſie das Ende des Gartens und einen Wagen, der im Gebüſch ſtand. Der Vater nahm neben Tereſa Platz, Gordon und der junge Gamba warfen ſich auf die Pferde, und nachdem man ein ſchrilles Signal gegeben, jagte die nächtliche Cavalcade mit verhängten Zügeln nach Ravenna.

Um Guiccioli und ſeine Umgebung von Tereſa abzulenken, hatte der Lord unter des tollen Shelley Leitung durch ſeine und Gamba's vermummte Diener einen ſcheinbaren Raubanfall jenſeit des gräflichen Schloſſes auf ein Gehöft unternehmen und eine entfernt liegende Scheuer anzünden laſſen. Während Guiccioli nebſt Pepe und dem beherzten Jacopo, begleitet von den bewaffneten Laquaien, herzueilte, war Tereſa's Flucht vollendet. Byron's Signal rief Shelley und die Seinen von ihrem Unternehmen zurück. Sie ſuchten auf ſchnellen Pferden das Weite, während der Graf mit ſeinem Gefolge die Flamme zu dämpfen ſuchte.

Als er nach einer Stunde zurückkehrte, fand er Donna Labia, halb närriſch und in ſeltſamſter Toilette, in einem dunklen Gange hockend, und nachdem er die Schlafzimmerthür ſeiner Gattin geſprengt, ſah er den Raum leer. Auf dem Tiſch lag ein verſiegelter Brief, worin ihm artig von unbekannter Hand der verurſachte Schaden in klingenden Goldſtücken erſtattet wurde.

Nun erkannte er erſt den Zweck des ganzen Ueberfalls! Es gab wohl keinen Fluch, keine Verwünſchung, die der raſende Ehemann nicht auf ſein Weib, die Gambas und

Byron geſchleudert hätte. In der Wuth, die einen Gegenſtand brauchte, an dem ſie ſich austoben konnte, ſchwang er ſeine Hetzpeitſche, die er in der Haſt ergriffen hatte, und ließ ihre Wucht auf den Rücken des unglückſeligen, treuen Pepe niederſauſen, der unter den Schlägen ſeines Gebieters ſchreiend Luftſprünge wie ein Seiltänzer ausführte. Der Graf ſchwor, kein Mittel auf Erden ſei ihm jetzt zu ſchlecht, Rache an den Verhaßten zu üben, und Pater Jacopo beſchloß wüthend, ſofort an die Inquiſition und den päpſtlichen Legaten eine energiſche Klage zu richten, deren Erfolg mindeſtens Tereſa's ewige Kloſterhaft ſein müſſe. —

Katholiken werden bekanntlich nicht geſchieden. Guiccioli's Fall ſchien ſo außerordentlicher Art, daß man dem Papſte die Entſcheidung vorlegte und alle Hebel in Bewegung ſetzte, Tereſa in die ſtrafenden Hände der Mutterkirche zurückzubringen. Durch den Fanatismus der Geiſtlichkeit ward dieſe Angelegenheit trotz ihrer zarten Natur zu einem tollen Skandal erhoben, welcher in ganz Italien von ſich reden machte. Während die Jeſuiten und Römlinge Tereſen als verworfene Abtrünnige, als gottesleugneriſche Buhlerin und die verfluchte Urheberin aller Empörung gegen Gottes Geſetz verſchrieen, galt ſie den Liberalen, den Carbonari, allen italieniſchen Unzufriedenen als hohe Märtyrerin für die Freiheit des Glaubens, des menſchlichen und politiſchen Lebens. Man machte auf beiden Seiten etwas aus ihr, was ſie entſchieden *nicht* war. Der römiſche Hof belegte mit abſichtlicher Emphaſe Tereſa und die Gambas mit dem Bann und befahl in der erſten Hitze, daß die arme Gräfin abgeſondert die ſtrengſte Buße thun ſollte.

Dieſer geheiligte Machtſpruch prallte indeß höchſt wirkungslos von denen ab, auf deren Zermalmung er berechnet war. Schon damals hatte der Kirchenbann ſeine eigentliche Geltung in der Geſellſchaft verloren, und da die Gambas mit Tereſa in Byron's Hauſe lebten, unter den ſouverainen Schutz der engliſchen Geſetze geſtellt worden waren und der Conſul ganz beſonders ihnen Freundſchaft angedeihen ließ, ſo mochte der Papſt decretiren und excommuniciren, der Legat von Ravenna alle erdenklichen Mittel erſinnen, ſeine inquiſitoriſche Gerichtsbarkeit zur Ehre Gottes an Tereſa in Anwendung zu bringen, Byron lachte ihn aus, der Conſul drohte mit Englands Zorn, und — zum Jubel der Freidenkenden mußten die Prieſter in Ravenna vorerſt die Segel ſtreichen. Damit es nun aber nicht den Anſchein gewinne, als ob die römiſche Curie in dieſem Streit unterlegen ſei, und um die einmal ſo öffentlich gewordene Sache doch zum Abſchluß zu bringen, entſchied der Papſt unter Verſchärfung des Bannes, daß Tereſa fortan abgeſondert und unter der Gewalt des Vaters in Verborgenheit leben ſollte. Man begriff nicht, wie lächerlich man ſich auch hierdurch machte, wie wenig das Anſehn der Prieſtermacht dadurch gerettet wurde. Daß Tereſa bei ihrem Vater, dieſer aber bei Byron lebte, wußte ja die ganze Romagna, und die Beſchränkung, den Palaſt Byron nicht zu verlaſſen, war ihr, nachdem man ihre Ehre ſo bloßgeſtellt, eher eine Wohlthat, als eine Qual. Die Ohnmacht der Orthodoxen gab dem Liberalismus Stärke. Alles, was in Ravenna auf die beſſere Zukunft Italiens hoffte, die ganze Ariſtokratie der Bildung eilte zum Hotel des Briten, Tereſen wie den Gambas Theilnahme zu bezeigen. Der Carbonarismus trat offener auf, denn ihm ſchien die Zeit des Kampfes gekommen. Die Gemüther bargen ihre Gährung weniger, als ſonſt, und Byron's Salon verwandelte ſich bald in den Sammelplatz italieniſcher Revolutionäre, die ſich in den durch Englands Macht geſchützten Mauern ſicher genug fühlten.

Der qualvolle Widerſtreit der Liebe zu Gordon und die Pflicht gegen den Gatten, wie Sitte und Religion, war in Tereſa's Bruſt aufgehoben. Sie mußte in Gordon ihren Retter, den Erhalter ihrer Familie erkennen, und je reiner ſie ſich den pfäffiſchen Verleumdungen gegenüber fühlte, je verächtlicher ihr die Außenwelt vorkam, deſto mehr ſuchte ſie bei Byron, dem Vater und Bruder Linderung und Entſchädigung für die Qualen und Entbehrungen, welche ſie erduldet hatte. An der Schöpfung des „Cain“ erſah ſie, wie tief Gordon um ihretwillen leide, daß ſie allein der Seraph ſei, ihn aus dem grauſen Labyrinth der Zweifelſucht zu ziehen, in dem er mit Lucifer umhergeirrt. Als nun gar der freigeſinnte Theil der Bewohner Ravennas herzueilte, ihr Achtung zu beweiſen, als ſie ihre Sache mit der allgemeinen der Freiheit ihres Vaterlandes verſchmelzen lernte, da kehrte ſelige Freude in ihr Herz ein. Sie überſprang, rettungslos von des Dichters gewaltiger Liebesgluth erfaßt, die letzten Schranken und wurde ſein Weib ohne Prieſter, ohne geſetzliche Weihe, allein vor Gott und ihrem Vater. —

Dieſes Jahr war das glücklichſte in Byron's wie Tereſa's Leben. Sie durfte allerdings das ſchützende Haus nicht verlaſſen, wollte ſie ſich nicht den Anſchlägen pfäffiſcher Aufpaſſer und Guiccioli's ausſetzen, aber der Luxus, den Gordon's Liebe um ſie auszubreiten wußte, die zahlreichen Geſellſchaften voll Geiſt und Grazie, welche ſich um ſie ſammelten, der dunkle, herrliche Park, rings von hohen Mauern umſchloſſen, in welchem ſich Alles einte, was nur die Natur verſchönen, das Leben erheitern, durch Kunſt und Poeſie erhöhen konnte, endlich der Stolz des Heroismus, einer feindlichen Außenwelt trotzen zu können, ließ Tereſen Manches vergeſſen oder gar nicht empfinden, was ihr ſonſt eine Quelle tiefen Schmerzes, bitterer Reue geworden wäre. Die Verpflichtungen, welche übrigens die Familie Gamba gegen den Lord hatte, vermehrte derſelbe noch, indem er die Beſitzungen Gamba's, ſowohl den ſchönen Palaſt zu Venedig, wie zwei bedeutende Güter, eins bei Genua, das andere unweit Piſa, von ihrer Schuldenlaſt befreite. In dieſer Zeit der Wonne ſchrieb Byron „die Prophezeiung des Dante“, eine wahre Verkündigung der einſtigen Wiedergeburt Italiens, und das Trauerſpiel „Marino Falieri“, das einen ſo grellen Gegenſatz zu ſeiner damaligen Lage bildet. Seine Pläne wurden hochfliegender, goldiger als jemals, und das Geſchick ſchien ihm durch einen häuslichen Herd und die ſtillen Seligkeiten der Ehe endlich das Glück bereiten zu wollen, dem er ſo lange vergebens nachgejagt. Byron wurde endlich ſogar, was er nie geweſen war, religiös. Die Liebe, welche ſein Herz mit voller Sättigung erfüllte, beſiegte zugleich ſeine Zweifel und machte ihn nicht allein zum Verehrer des Chriſtenthums, ſondern zog ihn ſelbſt zum Katholicismus hin, deſſen Reichthum an Legenden, deſſen Fülle an Poeſie ihn in faſt myſtiſche Träumerei verſetzte, in die ſich zugleich die Bilder italieniſcher Freiheit verwebten. —

Der Carbonarismus hatte ſich über ganz Italien verbreitet. Von Venedig bis Neapel tagten heimliche Ausſchüſſe, die Köhlerhütten. Die nahende Revolution kündigte ſich in krampfhaften Zuckungen an, die Patrioten ſammelten in der Stille Geld und Waffen. Im Februar 1821 kam die Bewegung in Piemont zum Ausbruch, und zwar unter dem Militär zuerſt. Toscana, Neapel und Venedig hatten ihre blutigen Emeuten, die Carbonari warfen die ſchwarzen Mäntel ab, griffen zu Säbel und Flinte und trugen die dreifarbige Schleife auf der Bruſt.

Die Revolution mißglückte! — Die Regierungen waren zu gut davon unterrichtet geweſen, beſonders leiſteten die Prieſter unter Hülfe der Ohrenbeichte für die Entdeckung der Schuldigen ganz Ungeheures. Daß die Jeſuiten in Ravenna, der Legat und Graf Guiccioli voran, jetzt nicht müßig bleiben würden, ließ ſich denken. Kaum waren die Aufſtände während des Sommers niedergeworfen worden, kaum hatten die Regierungen ſich vom erſten Schrecken erholt, als eine allgemeine Hetze gegen die Carbonari und die Liberalen losbrach. Das Blut floß in Strömen, bis in die entlegenſten Winkel verfolgte man die Opfer, die Proſcriptionsliſten wimmelten von ſchuldloſen Namen, die Galeeren und Gefängniſſe waren überfüllt. Zugleich ward von den Regierungen die willkommene Gelegenheit ergriffen, durch Güter- und Vermögensconfiscationen ihren Säckel zu bereichern, wie die Talente ihrer Spione und Häſcher zu belohnen.

Schon gegen Ende des Jahres 1820 hatte Byron mit immer wachſender Sorge bemerkt, daß die Hülfsmittel der Patrioten nicht der Größe ihres Unternehmens gewachſen waren, daß ſie außer Carignan in Piemont nicht einen einzigen Mann von politiſcher und militäriſcher Bedeutung hatten, daß mit einem Worte der Carbonarismus verdammt war, zu verbluten. Dieſe melancholiſchen Gedanken ließen Byron den Plan faſſen, mit Tereſa und den Gambas in Amerika eine Stätte des Friedens zu ſuchen; ſie waren es auch, aus denen die „beiden Foscari“ und „Sardanapal“ ſich erzeugten. Die Ahnung des nahenden Unwetters, die Einſicht, wie haltlos die Partei der Patrioten ſei, dazu Kränklichkeit und Zwiſt mit literariſchen Gegnern machten den Dichter reizbar und oft übellaunig, ſo daß ſelbſt Tereſa's ſanfte Hand nicht immer die Wolken von ſeiner Stirn verjagen konnte.

Die Kataſtrophe der Verfolgung, welche wie eine Windsbraut durch Italien zog, brach auch über Ravenna herein. Die große Schaar der Freunde, welche ſonſt in Byron's Hauſe ſich heimiſch gemacht, ſtob ſcheu auseinander. Die Gambas und Tereſa wurden vor dem Schlimmſten nur dadurch geſchützt, daß der engliſche Conſul ſie für Unterthanen und Schützlinge der engliſchen Krone erklärte. Aber ihre Güter zu Venedig, Piſa und Genua wurden eine Beute der Verfolger; man confiscirte ſie. Bei der Anrüchigkeit, in der Byron's Haus als ein demagogiſcher Sammelplatz ſtand, und ferner, weil die Politik Englands, anfangs der Erhebung günſtig, nunmehr nach der Niederlage der Carbonari eine feige Schwenkung zu Gunſten der alten Regierungen Italiens machte, ihren Agenten ſomit die Hände band, wo ſie hätte gegen die Gräuel der Verfolgung proteſtiren müſſen, endlich, weil der Legat von Ravenna im Verein mit Guiccioli auf Tereſa's Freiheit neue Anſchläge entwarf und die Gambas, Vater und Sohn, nicht mehr aus dem Hauſe gehen konnten, ohne von Häſchern ergriffen zu werden, mußte Lord Georg darauf ſinnen, ſeine Freunde und das Weib ſeiner Liebe, die ſeines Schutzes jetzt mehr denn jemals bedurften, in Sicherheit zu bringen. Die Gehäſſigkeit, mit welcher man voll pietiſtiſchen Eifers in Amerika ſeine Dichtung „Cain" angegriffen, verbunden mit den trüben Nachrichten, welche er über die dortigen Rechts- und Geſellſchaftsverhältniſſe eingezogen, vernichteten ſeinen Plan, nach den Vereinigten Staaten auszuwandern, und die Briefe ſeiner alten Freunde in Griechenland, die ihm flammende Nachrichten von dem begonnenen Freiheitskampf gegen die Gewalt des Halbmonds und die Aufforderung brachten, nach Hellas zu kommen und ſein Schwert zu ziehen, dies Alles verſetzte ihn in eine Unentſchloſſenheit, ein düſteres Schwanken und Zaudern, brachte ihn in Zwieſpalt mit ſeiner Lage und ſeinen Pflichten. Unter ſolchen Verhältniſſen veränderte er ſich auch Tereſen gegenüber, er wurde immer zerriſſener, verſchloſſener. —

Auf jenem Gondelcorſo zu Venedig, der für ſein Geſchick durch Tereſa's Bekanntſchaft ſo entſcheidend geworden war, hatte Shelley zu Mr. Rogers geſagt: „Ich glaube nicht, daß Georg, ſelbſt im vollen Beſitz dieſes reizenden Weibes, dauernd glücklich ſein wird, daß er überhaupt für die Freuden des Herdes geſchaffen iſt! Es giebt Geiſter, die ſich ewig verneinen und nur im Schmerz groß ſind. Möglich, daß ihn dieſe Liebe umformt, zu Gewaltigem treibt, dieſes Gewaltige wird aber ſein Liebesglück zertrümmern!" — Shelley hatte recht. So lange Georg um Tereſa's Beſitz kämpfen, die gefährlichſte Gegnerin ſeiner Wünſche, ſie ſelbſt, zu beſiegen hatte, ja, ſelbſt ſo lange er noch in der Paradieſeswonne des erſten Glückes, ein zweiter Sardanapal, ſchwelgen konnte, war er ſeiner Liebe treu und ſeine Gefühle blieben von gleicher Stärke. Aber die Stunde der Ueberſättigung kam und eine andere Geliebte drängte ſich an ſein Herz: der Traum der Freiheit! Ihm ſollte er zum Opfer fallen. — Anfänglich bemerkte die arme Tereſa nichts. Sie ſelbſt hoffte ja von der Revolution Alles. Die Kataſtrophe aber, welche die Carbonari niederwarf, verſcheuchte auch die Täuſchung Tereſa's. Byron's Edelſinn, ſein großes Herz, ſeine ächt ritterliche Ehrenhaftigkeit ließ ihn wohl mit inniger Theilnahme, zarteſter Sorgſamkeit, höchſter Achtung und Verehrung an einer Frau hängen, die ihm ja Alles geopfert hatte, er liebte ſie auch noch mit jener edlen Liebe, die das ſchuldloſe Unglück ſtets verdient, aber ein Gemiſch von Trauer und heimlicher Sehnſucht in die Ferne machte ſeine Neigung matter. Byron's geborenes Weib war die Freiheit. In Italien vernichtet, lebte ſie in Hellas wieder auf. Sein Glück hieß Aufregung, er mußte an der Welt und ihren Geſchicken thätigen Antheil nehmen oder vom Zufall in die bunten, tobenden Wirbel des Lebens geſchleudert werden, wenn ihm wohl ſein ſollte. An Tereſa's Seite war er nicht mehr befriedigt. Der einzige vernünftige Ausgang wäre geweſen, wenn er ſich mit ihr und den Gambas in irgend einem lieblichen Winkel der Erde feſtgeſetzt und ein patriarchaliſches, von Poeſie verſchöntes Leben geführt hätte. Dazu fehlte es ihm aber an der nöthigen Charakteranlage. Er wäre geiſtig und körperlich hingeſiecht, die Langeweile und der enge Geſichtskreis des Daſeins hätten ihn getödtet. —

Die immer drohender werdende Stellung des päpſtlichen Legaten wie die Umtriebe Guiccioli's und der Jeſuitenpartei ließen die Gambas und Byron endlich zu dem Entſchluſſe kommen, Ravenna heimlich für immer zu verlaſſen. Man wählte als Zufluchtsort das am linken Küſtenrande Italiens gelegene Piſa. Man durfte hoffen, dort werde der Name Gamba weniger verdächtig und die Macht der römiſchen Curie geringer ſein. Von dort ließ ſich auch Genua zu Schiff ſehr bald erreichen, von wo man ſchlimmſten Falls nach Griechenland gehen konnte, eine Idee, welche jetzt zum erſten Mal von Gordon mit Lebhaftigkeit geäußert wurde. Die Ueberſiedelung, welche den Charakter einer Flucht annahm, ſollte Nachts und in größter Eile geſchehen. Deshalb war Mr. Rogers nach Piſa gegangen und hatte dort für Byron's Rechnung ein großes Wohnhaus gemiethet und mit dem dortigen engliſchen Reſidenten Rückſprache genommen. Der Conſul von Ravenna aber hatte, wahrſcheinlich froh, die Sennora Tereſa, den ewigen

Erisapfel der Pfaffen, aus ſeinem Gebiet ſcheiden zu ſehen, ſich erboten, für Vorſpann über Forli bis Florenz zu ſorgen, während in Florenz ſelbſt Rogers die Freunde erwarten und nach Piſa geleiten ſollte. Um das Entweichen nun möglichſt zu verbergen, ſollte Byron nur bis zum Tagesgrauen den Begleiter abgeben, dann durch ein anderes Thor offen nach Ravenna zurückkehren und dort ſo lange verweilen, bis er ohne neue Gefahr oder beſonderes Aufſehen folgen könnte. Von Piſa und Ravenna aus wollte man gleichzeitig Schritte am päpſtlichen Hofe thun, um Verzeihung und Dispens zu erlangen, denn Byron und Tereſa dachten um ſo ernſtlicher an einen geſetzlichen Schluß ihres Verhältniſſes durch die kirchliche Ehe, als Pflicht wie Ehre jetzt zwiefach dies forderten, da der Taumel höchſter Liebeswonne verrauſcht war. Die Brücke zu des Papſtes Verzeihung ſollte Byron's Uebertritt zur römiſchen Kirche ſein, welcher er nicht abhold war; ebenſo ſollte Ada in Zukunft der katholiſchen Confeſſion angehören und in einem Kloſter zu Ancona für den Schleier erzogen werden.

Das Kind Byron's eine Nonne! Der, welcher den Cain ſchrieb, katholiſch! — Der Gedanke mag unmöglich, mindeſtens unerklärlich erſcheinen, und hatte doch gerade in dem Charakter Gordon's ſeinen Grund. Als unehelich Geborene hatte Ada weder Rang noch Geltung in der ariſtokratiſchen Sphäre zu hoffen, ja ſelbſt das Erbe, welches ihr der Vater ausſetzen mochte, war ihr keineswegs ſicher. Bei Byron's ruheloſem Leben hatte das Kind eben ſo wenig eine geordnete Erziehung und Ausſicht, ihr Glück zu finden; Niemand fühlte beſſer wie der Lord, daß ein Abenteurer kein Vater ſein kann. Alle Verhältniſſe waren in Italien überdies zerriſſen, in Gährung, und Byron's Angſt, ſein Kind dem Zufall als Spielball zu überlaſſen, ſicher berechtigt. An ſeinem eigenen Hange zu Treuloſigkeit und Unruhe mochte er ferner ermeſſen, wie unglücklich ein weibliches Weſen ſei, das auf die ſchwanke Liebe und Treue eines Mannes angewieſen iſt. Er wollte ſeinem Kinde wenigſtens ein ſorglos ſtilles Leben und Herzensfrieden ſichern, einen Engel an ihm erziehen, deſſen reines Leben die Irrthümer des Vaters auslöſche und verſöhne. Byron war nicht nur eine romantiſche, ſondern mehr noch eine myſtiſche Natur. Seine Glaubenszweifel waren aus der ringenden, vulkaniſchen Leidenſchaft, nicht aus dem kalten Verſtande entſprungen. Atheiſt in verzweiflungsvollen Stunden, wurde er ſchwärmeriſcher Katholik durch die Weihe der Begeiſterung. Am wenigſten ſagte ihm die öde Starrheit ſeiner bresbyterianiſchen Mutterkirche zu. In dem Plane, Ada der Kirche zu weihen, hatten ihn Tereſa und die Gambas mit allen Kräften beſtärkt, denn ſie glaubten dadurch Rom mit dem Lord zu verſöhnen und den Dispens zu ermöglichen. Als Ariſtokraten hielten ſie es zudem für dringend geboten, das illegitime Kind auf eine Weiſe zu verſorgen, daß es der Familie jeden ferneren Anſtoß, jedes Erröthen erſpare. Byron hatte alſo mit der Oberin des Nonnenkloſters zu Ancona Verhandlungen Ada's wegen angeknüpft. So lange Ada noch Kind wäre, ſollte ihr verſtattet werden, die geliebte Thirza bei ſich zu behalten, wenn Byron verſpräche, katholiſch zu werden, ſich in die Erziehung Ada's nicht zu miſchen und 5000 Pfund Sterling als Vermögen des Kindes einzuzahlen. Falls Ada vor dem Gelübde etwa von ihm aus dem Kloſter zurückgenommen würde, oder falls ſie ſterbe, ſollte das Geld der Anſtalt verbleiben. Daß Byron damit das Heil und den Frieden des geliebten Mädchens für nicht zu theuer erkauft hielt, verſteht ſich von ſelbſt, und es ward beſtimmt, daß, ſobald die Gambas erſt Ravenna verlaſſen hätten, Ada mit Thirza nach Ancona gebracht werden ſollte. Man hatte Beiden noch nichts geſagt, denn ein ſchmerzvoller Kampf war vorauszuſehen.

Der Tag brach an, welcher der für die Gambas zur Flucht beſtimmten Nacht vorherging. Da erhielt Byron plötzlich ein anonymes Billet mit dem Zeichen der Carbonari, welches ihn vor der Nacht warnte und mit kurzen Worten andeutete: „die Leute des Legaten und Guiccioli's würden die Reiſenden in der waldigen Hügelgegend Filedo, zwiſchen Ravenna und Faenza, überfallen, die Gambas aufheben und Tereſa der Inquiſition überliefern". Voll Schreck und Zorn theilte Byron den Gambas, ſeinen Freunden und dem Conſul die drohende Nachricht mit. Man machte ſich auf das Aeußerſte gefaßt, denn jeder Aufſchub ſchien doppelt gefahrvoll. — Eine herrlich klare, ſternenreiche Auguſtnacht war's, als man ſich zu dem Wagniß anſchickte. In einer Reiſe-Equipage des Conſuls, die das britiſche Wappen trug, ſaßen Tereſa und die Gambas, Letztere bewaffnet. Byron, Shelley, Fletſcher und etwa zehn zuverläſſige Diener waren beritten. Ada und Thirza hatte man der Familie des Conſuls zur Obhut anvertraut. Leiſe rollte der Wagen durch die öden Gaſſen, die Reiter folgten ſtumm, deſto lauter aber ſchlugen die beſorgten, ſchmerzerfüllten Herzen. Selbſt Tereſa hatte nun eine Ahnung der wahren Gefahr, als man ſie im letzten Augenblicke gebeten hatte, Männerkleider anzulegen. Vor der Stadt ordnete ſich raſch der Zug, ſo daß Fletſcher mit drei Dienern vorausritt, Shelley und Byron mit zwei anderen dem Wagen zur Seite blieben und vier Diener folgten. Neben dem Kutſcher ſaß Gamba's Kammerdiener, auf dem Cabriolet zwei Laquaien Byron's, ſämmtlich mit Schuß- und Hiebwagen ausgerüſtet. Byron hatte ſtrengſte Weiſung gegeben, ſofort zu ſchießen, wenn er Feuer commandire. Man trieb die Gäule an, und haſtig ging's dem ominöſen Filedo zu.

Der Weg, links und rechts von Waldungen beſäumt, zwiſchen denen Wieſen hervorleuchteten, zog ſich in Windungen über die Hügel, die ſich ſanft empor nach den toskaniſchen Apenninen hoben. Bald mußten ſich die Feinde zeigen, und Byron ſendete zwei Reiter voraus, um den Weg zu unterſuchen, indeß man in kurzem Trabe eine kleine Anhöhe emporfuhr. Kaum hatten die Diener den Gipfel deſſelben erreicht, als ſie zurückgeſprengt kamen und erzählten, daß ein verlaſſener Fuhrmannskarren jenſeits am Fuße den Weg verſperre.

„Habt Ihr Menſchen dabei geſehen?"

„Keine Seele!“ ſagte Fletſcher. „Die Pferde ſind auch weg. Das Fuhrwerk ſcheint ausgeplündert und ſteht quer über den Weg!

„Es iſt richtig. Dort, Leute, wird man uns überfallen. Ihr kennt meine Meinung. Ich bin der Letzte auf dem Platze. Sobald die Equipage hält, ſpringen John und Higgins vom Cabriolet und Graf Gamba's Diener vom Bock, Ihr ſtoßt den Karren auf die Seite oder in den Graben, ſo gut es geht, und ſitzt gleich wieder auf. Vorwärts! Kein Menſch giebt einen Laut!“

In wenig Minuten war die Höhe erreicht. Nun raſſelte man den Hügel hinab. Alles war öde, nur der leere Karren verſperrte den Weg. Als ſie auf fünf Schritte heran waren, rief Byron: „Halt!“ Die Diener ſprangen vom Wagen und begannen mit Aufgebot aller Kräfte das Hinderniß in den jenſeitigen Graben zu ſtoßen. Sie waren aber damit noch nicht zu Ende, als von beiden Seiten bewaffnete Männer aus dem Dickicht brachen und die Gräben überſprangen. Der Erſte ſtürzte ſich, ein Meſſer ſchwingend, auf Byron. „Feuer!“ donnerte der Lord und ſeine Kugel zerſchmetterte dem Angreifer das Hirn. Ein zweiter Schuß machte den Nächſten ſtumm. „Vorwärts!“ rief Gordon, das andere Doppelpiſtol ziehend und Shelley im Handgemenge beiſpringend. Der Wagen zog an, eng um ihn hergedrängt und heftig feuernd eilten die Reiter dahin. In wenig Minuten waren ſie ſämmtlich aus dem Geſicht der Gegner, die ſchäumend vor Wuth zurückblieben.

Allerdings hatten die Leute Guiccioli's und des Legaten ernſten Widerſtand erwartet; daß man aber ſo vorbereitet ſei und ſie mit förmlich militäriſcher Taktik begrüßen würde, darauf hatten ſie nicht im Entfernteſten gerechnet. Am andern Vormittage kam Byron mit Fletſcher nach Ravenna zurück, den zweiten Abend fanden ſich auch Shelley und die übrigen Diener wieder ein und konnten mit gutem Gewiſſen verſichern, Tereſa mit den Ihren ſei wohlbehalten auf toskaniſchem Gebiet angelangt. —

Es iſt ein räthſelhafter Zuſtand, eine ſchreckhafte Erſcheinung faſt, wenn wir Traurigkeit und tiefes, namenloſes Weh gerade dann unſer Herz beſchleichen fühlen, wo wir uns doch bewußt ſind, eben ſo vernünftig wie gut zu handeln. In dieſer Verfaſſung befand ſich Byron jetzt. — Die Nothwendigkeit, Tereſa's Ehre durch eine geſetzliche Verbindung herzuſtellen, hatte er oft genug mit den Freunden überlegt. Sein Gefühl wie ſein Verſtand riethen es ihm. Aber wenn er ſich dieſe Kämpfe wirklich auch beendet, ſich neben Tereſa vor dem Traualtar, ſeine Ada in der Kloſterzelle dachte, kam ein Fröſteln, ein ſtechender Schmerz, etwas wie Ahnung eines entſetzlichen Unglücks über ihn. Ada, ſo wenig er das Kind im Ganzen ſah, liebte ihn leidenſchaftlich. Der Gedanke, ſich von dem kleinen Weſen, ſelbſt zu deſſen eigenem Beſten trennen zu müſſen, war fürchterlich. Und doch mußte es geſchehen. Byron befahl alſo, Fletſcher Alles zur Reiſe nach Ancona vorzubereiten, und indem er ſeine Gefühle in's Innerſte zurückpreßte, beſchied er das Kind mit Thirza zu ſich.

Sie kamen. Ada warf ſich fröhlich an ſeine Bruſt, ſchaukelte ſich auf ſeinen Knieen und hatte keine Ahnung davon, daß ſich ihr Lebensloos mit bitterem Ernſt jetzt ein für alle Mal entſcheiden würde.

„Thirza," begann Gordon gepreßt, „als ich Dich in mein Haus aufnahm, haſt Du Dich meinem Dienſte ganz gewidmet, warſt aus — Liebe zu mir bereit, blindlings wie eine Sklavin meinen Willen zu thun. — Bisher ward Dir Dein Amt leicht, Du warſt Geſpielin, Freundin, Pflegerin meines Kindes, und daß Dich Ada faſt mehr liebt, als mich, iſt Dein ſchönſter Ruhm, macht Dich meines beſten Dankes werth. Ich fordere aber fortan mehr von Dir, Pflichten, die ſchwer und ſchmerzvoll ſind, und denen Du Dich, wenn — Du mich liebſt, unterziehen mußt. Hörſt Du?"

„Ja, Herr!" erwiederte Thirza, „ich muß, ſagteſt Du!"

„Die Verhältniſſe dieſes armen Landes ſind traurig für Alle, die ich liebe, für mich ſelbſt gefahrvoll. Meine Zukunft iſt ungewiß, ein Wanderleben in Verbannung und nicht geeignet, daß ſie ein zartes Kind, wie Ada, theile. Es giebt nur eine Art, ihr künftiges Lebensglück zu ſichern: Trennung von mir! Du allein ſollſt ihre ſchützende Begleiterin ſein!“

„Trennung von Dir? Du willſt Dich von dem Kinde trennen?“ rief Thirza erſtarrend.

„Wenigſtens für jetzt, Thirza! Für die erſten Jahre! Sie wird in ein Erziehungsſtift, das Nonnenkloſter zu Ancona, gebracht, und Du ſollſt ſie begleiten, bei ihr bleiben und —“

„Und wo wirſt Du indeſſen ſein? Wo?“ rief außer ſich die Griechin, während Ada ſchluchzend des Vaters Hals umklammerte. „Du ſchweigſt, Herr? — O, ich will es Dir ſagen: der Gräfin, den Gambas wirſt Du folgen. Deinem Kinde willſt Du Dich entfremden, um ganz jenem Weibe anzugehören, das gleich einer Sirene Dich verlockt, Dich zum blöden Sklaven gemacht hat!“

„Schweige, Weib! Ich ſage Dir, ſchweige, oder Du machſt mich raſend! Was Tereſa mir geopfert, begreifſt Du nicht. Dein Herz erfüllt nur Haß gegen ſie, der Dich verleitete, Ada von ihr abwendig zu machen, das junge Gemüth mit Mißtrauen, Eiferſucht und Kälte gegen ſie zu erfüllen. Bei dem Verſprechen, das Du mir gegeben, frage ich Dich: wirſt Du gehorchen oder nicht?“

Ein langes Schweigen erfolgte. Bleich ſtand Thirza und ſchaute ihn an. Aus ihren Augen perlten große Thränen.

„Und wenn ich nicht gehorche?“

„So werde ich Dich mit einem Geſchenk entlaſſen, groß genug, Deine Zukunft zu ſichern, und Du magſt gehen, wohin Du willſt! Ada bring' ich dann allein nach Ancona!“

„O gut! Ich weiß ja, wie es enden muß! Du warſt ſchon verloren, Herr, da Du in Venedig über jene unſelige Schwelle trateſt, als Ada der Engel ſein mußte, der Falſchen Deine erſten Liebesgrüße zu ſpenden. Ich werde mit der Armen in das öde, einſame Kloſter gehen, wir werden lebendig begraben ſein. Das Kind wird nimmer mehr den

Vater ſehen! O, ſieh auch Du die Gräfin nicht mehr wieder! Geh', genieße die Freiheit, Du biſt für Liebe nicht geboren! Aber opfere Deine Tochter nicht Tereſen, denn, bei allen Heiligen, Du erkaufſt nimmer damit Deinen Frieden! Verlaß die Gambas!"

Sie ſank ihm zu Füßen und ſchluchzte laut.

„Thirza, es iſt unmöglich! Wenn Du nicht begreifſt, was Ehre und Pflicht, was Selbſtachtung gebietet —"

„Sie gebietet, Herr, daß Du Dein Kind nicht verſtößt in ewige Einſamkeit. Wer gab Dir ſolche Gewalt über ihr Loos?"

Byron ſprang verzweifelt auf. „Weib, iſt das Deine heiße Liebe, Dein Schwur? — Geh'! Ich mag Dich nie wiederſehen, Undankbare!"

„Undankbar? Nein, Herr, ſo ſollſt Du mich nie nennen! Ich werde gehen, wohin Du willſt! Dein Kind ſoll nicht allein in Gram leben. Nur einen Schimmer von Hoffnung gieb uns, Herr: werden wir einſt wieder zu Dir kommen?"

„Ja, ja, Ihr werdet, Ihr ſollt! — In ein paar Jahren! — Wenn Alles geordnet iſt!"

Thirza nahm Ada und preßte ſie an ſich, hob dann das Kind auf den Arm und ging. An der Thür wendete ſie ſich noch einmal.

„Herr, wir werden, wir müſſen — ja ſelbſt gegen Deinen Willen — wiederkommen, ſo wahr Dein Herz die letzten Seufzer zweier Armen nicht auf ſich laden darf! — Wir werden kommen!" Sie erhob den Finger. Ein kalter, faſt haßerfüllter Blick traf Gordon, dann ſchritt ſie mit ihrer ſchluchzenden Laſt hinaus. —

Es war etwa vier Wochen ſpäter, als in der Sprechhalle des Nonnenkloſters zu Ancona ſich eine erſchütternde Scene zutrug: der Abſchied von Vater und Kind. Unter erſticktem Wimmern bedeckte Byron den Liebling ſeines Herzens mit Küſſen. Gern hätte er den gethanen Schritt widerrufen, aber das Kind war bereits zur katholiſchen Kirche übergetreten, und mit kalter Höflichkeit hatte ihn die

Oberin eben aufmerkſam gemacht, daß er ſein Vaterrecht aufgegeben. Regungslos wie ein Steinbild, an dergleichen Scenen längſt gewöhnt, blickte die Matrone auf den un- glücklichen Mann, der an ſeinem Kinde ſich nicht ſatt ſehen, nicht ſatt küſſen konnte. Thirza ſtand in einem Fenſter- bogen und ſchaute mit zuckenden Mienen auf den Jammernden. In ihrem Herzen ging eine Wandlung vor, die Wandlung tiefer Liebe in bittern Haß. — Endlich gab die Priorin leiſe einen Wink nach dem Gitter, welches den Sprechſaal theilte und hinter dem mehrere Nonnen ſtanden. Es ward geöffnet. „Gebt dem Himmel, was des Himmels iſt!“ ſagte die Oberin kurz und rauh, trat haſtig zu dem Kinde, hob es empor und übergab es einer Nonne. Das Gitter fiel zu. — Ein durchdringender Schrei tönte von Ada's Lippen.

„Meine Ada! Meine Seele, mein Leben!“ jammerte Byron, ihr nachſtarrend. Aber das Gitter blieb geſchloſſen. Nur aus den fernen Kreuzgängen ſchallte die Stimme des Kindes noch leiſe und immer leiſer wieder. Schluchzend preßte Gordon die Stirn an das kalte Eiſen. Dann wen- dete er ſich. Die Priorin grüßte kurz, gab Thirza ein Zeichen, und Beide verſchwanden durch eine Seitenpforte. Byron war allein. Er wankte zum Portal, das eine alte Pförtnerin öffnete. Als er draußen Shelley's anſichtig wurde, fiel er ihm faſt ohnmächtig in die Arme. Man brachte ihn in den Wagen, der ſauſend ſeine Straße zog.

Es bedurfte langer Zeit, ehe Gordon ſich ermannte. Er antwortete weder auf Shelley's noch Fletſcher's Fragen, ſondern war den größten Theil der Reiſe in das Anſchauen von Ada's Medaillon verſunken, das er vor ſich hielt. Dann ſank er in ein finſteres Brüten. Als ſie nach Ra- venna zurückkamen, benutzte Shelley den erſten ungeſtörten Augenblick, um mit Byron vernünftig zu reden.

„Sie wiſſen, Gordon, wie ich Sie liebe. Erlauben Sie mir alſo ein offenes Freundeswort?“

„Wohlan, Shelley! Wenn es überhaupt noch Jemand in der Welt giebt, der über mich Macht übt, ſind Sie's!“

„Byron, Sie haben in Ada ein Opfer gebracht, wie das Herz kein größeres bringen kann. Zwei Gottheiten thronten bisher in Ihnen: Liebe und Freiheit. Dieſe können nicht dauernd neben einander beſtehen, denn Liebe iſt freiwillige Sklaverei, ſie hat Ihnen bisher nur Schmerzen eingetragen. Laſſen Sie Ada ein Opfer für Ihre Freiheit werden! Stellen Sie als Ehrenmann Tereſa's Zukunft ſicher, aber heirathen Sie die Gräfin nie, wenden Sie ſich Ihrer größeren Geliebten zu! Der Gräfin Bild ſteht ſchon längſt blaß in Ihrem Herzen, Sie handeln nur noch aus Pflicht, wo Sie aus Neigung zu handeln glauben. Das blutende Hellas winkt Ihnen und die alten Freunde. Auf den Gefilden Theſſaliens, in den freien Lüften des Olymp wird Ihr krankes Herz geneſen! Dort iſt Raum für Ihre glühende Seele, nicht in dem gebrochenen Italien, nicht an Tereſa's Seite!“

„Sie mögen vielleicht ganz recht haben, Freund! Ich bin elender, als ich ſelbſt faſſen kann, und die Reue iſt meine beſtändige Gefährtin. Eine eherne Kette bindet mich an Tereſa: Pflicht und Ehre. Wer will mir zumuthen, jetzt feige von ihr zu weichen, nachdem ich ihr ein ruheloſes Leben, Armuth, Schande und Weh bereitet? Sie, Shelley, gewiß nicht. Verlieren Sie kein Wort! Ich habe ſoeben Briefe von Rogers erhalten, und unſere Anweſenheit thut dringend in Piſa Noth. Unſer dortiger Miniſterreſident beweiſt ſich leider energieloſer und weniger freundlich geſinnt, als der hieſige. Die toskaniſche Regierung iſt auf die Gambas bereits aufmerkſam, und die Kleriſei beginnt ihr altes Spiel. Dürfen wir alſo jetzt die Familie verlaſſen, Shelley?“

„Nein, Byron! Wir werden unſerm Verhängniß folgen, denn, bei Gott, nun glaube ich faſt, daß es eins giebt, und wenn Traurigkeit ein Vorbote des Unglücks iſt, ſo denk' ich, ſind wir nicht allzu weit vom letzten Sprung in's Finſtre!“

„Shelley! Was ſagen Sie!“

„Unſinn iſt's, Gordon! Blaſſer Unſinn! Aber ſchlimm genug, daß Einen die Verzweiflung dahin bringen kann, aller Vernunft und Philoſophie zuwider myſtiſchem Fatalismus nachzuhängen!“

Während Byron ſeine Angelegenheiten in Ravenna ordnete, eilte Shelley voraus nach Piſa, um von dort Mr. Rogers zu Gordon zu ſenden, da Jener viel Geſchick in der Abwickelung von Geldverhältniſſen beſaß. In den Mußeſtunden ſeiner Tage, die der Lord am liebſten dem einſamen Brüten widmete, beſchäftigte ſich ſein wundes Vaterherz mit der Erinnerung an Ada. In den einſamen Jammernächten gebar ſeine erhitzte Phantaſie jene zweite dämoniſche Dichtung: „Himmel und Erde“, worin er die verfluchte Menſchheit vom Wogenſchwall begraben ſchilderte, nur die wenigen Bewohner der Arche gerettet ſah, und unter dieſem Häuflein ſich ſelbſt, den heimathloſen Japhet, von deſſen Bruſt das letzte Weſen aus jener ſchönen untergegangenen Welt, Anah, das Spiegelbild ſeiner Ada, erbarmungslos geriſſen war.

Die Menſchen ſtaunen die Gebilde des Dichters, des Künſtlers an, überſchütten ſie mit Lob oder beißendem Tadel, je nach Geſchmack oder Laune, aber wer von Allen kennt die geheimnißvollen Schmerzen, die räthſelhaften Veranlaſſungen, wer die bitteren Erfahrungen, aus denen dieſe Gebilde wuchſen? Wer zählt die Thränen, unter denen ſie das Licht erblickten? Nichts iſt ſo ungerecht, als das Urtheil der Menſchen! denn iſt es einſeitig. Allſeitig und gerecht zu richten, bleibt einzig Sache Gottes! —

Der October iſt die angenehmſte Jahreszeit in Italien. Wir befinden uns in der Mitte deſſelben und zwar nach Piſa, der Stadt des ſchiefen Thurmes, verſetzt. Bereits ſeit vier Wochen war Byron angelangt, aber bei dem Winter im Gemüth konnte er den ſtrahlenden Herbſt mit den quellenden Reben nicht genießen. Rogers, der ihn von Ravenna herbegleitet, mußte ihn ſchon auf neue Unannehmlichkeiten vorbereiten. Shelley war nach Genua gereiſt, um nicht den Reſt ſeines Vermögens zu verlieren, das er einem Banquier dort anvertraut hatte, über welchen ſchreckhafte Gerüchte umliefen. Leigh-Hunth, Byron's Londoner

Verleger, wegen des Dichters Schriften von den Gerichten des freien England verfolgt, war mit ſeinem haſtig zuſammengerafften Vermögen und ſeiner Familie nach Piſa gekommen, und legte dem Lord ſomit eine neue Pflicht auf: ihn zu ſchützen und zu entſchädigen. Nachrichten über Ada liefen ſpärlich ein. Dem Wiederſehen mit Tereſa und den Gambas, ſo freundſchaftlich es ſchien, war doch von Byron's Seite eine Kälte und Beklommenheit beigemiſcht, die er nur ſchwach verbergen konnte. Treu ſeiner Ehrenpflicht aber ſetzte er Alles daran, durch Gold wie Höflichkeit bei der Kirche Gönner zu gewinnen, um endlich die päpſtliche Diſpenſation zu erlangen. Unſummen wurden dafür geopfert, und doch ward es mit jedem Tage klarer, daß Alles vergebens war. — Was die bürgerliche Exiſtenz unſerer Vervehmten noch verſchlimmerte, war, daß die toskaniſche Regierung die Gambas als verkappte Carbonari kannte und heimliche Zuſammenkünfte der Revolutionäre beim Lord fürchtete, ein Verdacht, der durch das gerade jetzt ſehr unzeitige Erſcheinen der Wochenſchrift „the liberal“ (der Freigeiſt), welche Leigh-Hunth mit Byron und Rogers herausgab, natürlich beſtärkt wurde. Die öffentliche Meinung war ſchon ſo gegen Byron gereizt, daß ein toskaniſcher Dragoner-Offizier ihn eines Tages auf offener Straße beleidigte. Der Streit zog Soldaten und Pöbel herbei, und Gordon konnte ſich kaum in ſein Haus retten, welches er gegen die Soldateska und das Volksgeſindel mit Hülfe ſeiner Diener durch Feuerwaffen zu vertheidigen Miene machte. Zwar ſchritt hier der britiſche Miniſterreſident ein und verſchaffte dem Lord Genugthuung, aber nur zu gewiß war's, daß Piſa für die Verfolgung ein faſt noch unangenehmerer Aufenthalt als Ravenna zu werden drohte. Natürlich mußte „the liberal“ aufgegeben werden. Da erſchien von Genua ein Tröſter in Shelley, der ſeine Habe nothdürftig gerettet hatte und eine Fluth von Neuigkeiten aus Griechenland mitbrachte, welche eben mit dem genueſiſchen Poſtſchiffe eingetroffen waren. Hellas ſtand nunmehr in vollem Aufruhr. Der Untergang der heiligen

Schaar bei Dragaſchan ließ Achaja zu den Waffen greifen und den Sieg von Kalavrita erringen. Kolokotroni, Maurocordato und Biſchof Gormanos hatten den Befreiungskrieg eröffnet, Rußland hatte neuerdings Hülfe gegen den Halbmond verſprochen, und jeden Augenblick erwartete man einen entſcheidenden Schlag. Der immer ſtiller werdenden Tereſa entging Byron's Sehnſucht nicht, ſich mitten in dies Kampfgewühl zu ſtürzen. Aber ſie verbarg ihre Sorge. Ein neues Unglück ſollte die von eigener Leidenſchaft wie vom Geſchick gequälten Menſchen treffen. Die Regierung von Toskana befahl der Familie Gamba, den Staat zu verlaſſen, und dem Lord wurde angedeutet, daß ihn ferneres Verweilen trotz des britiſchen Schutzes einer Unterſuchung ausſetzen würde. Nur das dringende Anſuchen Byron's und die Verwendung des Reſidenten erwirkten einen vierwöchentlichen Aufſchub, binnen welcher Friſt Byron endlich den Dispens von Rom zu erlangen hoffte.

Er hatte zu ſeiner ſteigenden Qual ſeit einem Monat keine Nachricht von Thirza. Da der Lord aus ihrem letzten Schreiben überdies wußte, ſein Kind ſei kränklich, ſo ward er immer reizbarer und ängſtlicher. Fürchterliche Ahnungen raubten ihm den Schlaf. In dieſer Verfaſſung befand er ſich ſchon mehrere Tage, als Leigh-Hunth und Rogers mit Briefen zu ihm kamen.

„Mein edler Freund," ſagte der Buchhändler, „ich bringe Ihnen eine ernſte Nachricht, hoffe aber, dieſelbe ſoll Sie nicht zu ſehr erſchüttern."

„Nachricht von Ravenna?"

„Nein, nein — nur aus England."

„So gebe ich Ihnen mein Wort, daß mich von dort nichts mehr außer Faſſung bringen kann. Geben Sie her!"

„Noch nicht, mein Lord! Es wird Sie immerhin ernſt berühren; denn es betrifft das Hinſcheiden einer Perſon, die — die Ihnen nahe ſtand!"

„Mir? Wen können Sie meinen? Ich weiß kein Herz in England, das —"

„Nun, ich bringe Ihnen die Nachricht vom Ableben Ihrer ehemaligen Gattin, Lady Noel-Byron.“

„Meine geſchiedene Frau? — Sie iſt todt!?“ Gordon ſtand haſtig auf und legte die Hand auf's Herz, als ob er einen Stich empfände.

„Aus dem Schreiben meines Correſpondenten hier geht hervor, daß Mylady in den letzten Stunden viel an Sie gedacht hat.“

„Sie hat an mich gedacht!“ — Er fuhr mit der Hand über die hohe Stirn, dann ergriff er ein kleines Packet, das Leigh-Hunth vor ihn gelegt hatte, und öffnete es zitternd. Einige Albumblätter, ein paar bunte Bänder, ein Medaillon, der Trauring und ein verdorrter Vergißmeinnichtſtrauß fielen heraus.

„Unſere Andenken und Pfänder!“ murmelte Gordon erbleichend. — Dann entfaltete er ein Schreiben, das beilag. Er las es. Die Bewegung übermannte ihn, Thränen verdunkelten ſeine Augen, und als er zu Ende geleſen, preßte er ſeine Hände ſtöhnend vor's Geſicht und ſank in den Seſſel. „O ich Elender, Verblendeter! Das iſt zu viel, zu viel!“

Rogers eilte herzu, während Fletſcher nach Shelley rief. Der Buchhändler hob den Brief vom Boden auf und las ihn flüchtig durch. „Es iſt der Abſchied einer Sterbenden. Sie hat ihn doch geliebt! Mit rührender Reue bittet ſie ihn um Verzeihung und um ſein Andenken!“

Die Freunde umſtanden Byron und wendeten alle Ueberredungskunſt auf, ihn zu tröſten. Er beweinte das Weib, welches die Quelle aller ſeiner Schmerzen und Irrthümer geweſen war. Niemand bemerkte, daß die Thür des Zimmers ſich geöffnet hatte und daß auf ihrer Schwelle ein Weſen ſtand, welches mehr einem Schatten als einem lebenden Weſen glich.

„O weine nur, Georg! Weine nur, der Du Herzen verſengſt und mordeſt! Du wirſt mit allen Thränen der Erde nicht wiederkaufen, was Du verloren!“

„Thirza!“ ſchrie Gordon und ſprang entſetzt auf.

„Thirza!“ riefen die Umſtehenden erſtaunt.

„Wo iſt mein Kind, Weib? Wo haſt Du Ada?“

„Du fragſt noch? Hier lies dieſe Papiere und erſtarre! In der Kloſtergruft zu Ravenna ruht der Engel aus Venedigs gold'nen Tagen! O ſage mir Keiner mehr, daß ein Mann ein Herz im Buſen hat! Ihn, den ich geliebt, angebetet wie einen Gott, hab' ich haſſen gelernt, denn er hat ſein eigen Kind verleugnet! Geh', leb' allein! Haſt Du doch Alles geopfert, was je ſich Dir ergeben!“ Die Raſende ſtürzte hinaus.

Gordon brach lautlos zuſammen. Das Todesloos für ihn war geworfen! Nicht das des phyſiſchen Todes, denn ſeine Jugendkraft ließ ihn noch nicht zerbrechen, aber ſein moraliſches Daſein war im Lebensnerv vernichtet. Seine Lippe murmelte unheimlich die Endſtrophe von „Himmel und Erde“:

„O zu ſterben! Jung zu ſterben!
Beſſer, ſolch ein Loos erwerben,
Als voll Grau'n
So, wie ich, das Grab von Allen ſchau'n
Und vergebens Thränen ſich ergeben.
Sterben Alle, was muß ich noch leben?“

Die Gambas, Tereſa, die Dienerſchaft waren in dieſem gramvollen Augenblick, wo der wüthende Schmerz Byron's Sinne zu zerrütten drohte, herbeigeeilt. Alle Forſchungen nach Thirza waren fruchtlos; die Papiere, welche ſie zurückgelaſſen, enthielten den amtlichen Bericht der Oberin und des Arztes über Ada's Heimgang.

Aber ſchneller, als man ahnen konnte, ja faſt mit ſchreckhafter Unnatürlichkeit, änderte ſich Byron's Benehmen. Seine Züge wurden ſtarr, dämoniſch feſt, wie das Antlitz Lucifer's ſelber. Er forderte, Alle, außer Shelley, Rogers und dem alten Fletſcher, ſollten das Zimmer verlaſſen. Tereſen würdigte er keines Blicks. — Tiefgebeugt ſchritten die Gambas hinaus. Gordon ſchloß ſich mit ſeinen Freunden ein.

Eine Woche faſt bekam ihn die Gräfin nicht zu Geſicht. Dann bat er ſie und ihre Verwandten um eine Unterredung, zu der er mit der Ruhe eines Hoffnungsloſen erſchien.

„Tereſa,“ begann er, „es giebt eine Art des Elends und der Reue, eine Gattung von Unglück, die ein tauſendjähriges Leben des Glücks nicht zu verwiſchen, das der Tod allein auszulöſchen vermag. Ich hoffe, Sie werden ſo barmherzig ſein, dies einzuſehen, und edel genug, mir nicht noch mehr des Fluches auf's Herz zu laden, als ich ſchon tragen muß. Wir werden den Dispens nie erreichen, und — ich wünſche ihn auch nicht mehr. Ihr Leben an meiner Seite würde eine Hölle, eine ewig ruheloſe Wandrung ſein, denn wer auch ſein Schickſal mit dem meinen verbinden mag, muß untergehen! Ich habe Ihnen und Ihrem edlen Vater, liebe Tereſa, als den Gliedern meines Hauſes, die Hälfte meiner irdiſchen Güter verſchrieben. Ein Landſitz unweit Nizza, den Leigh-Hunth jüngſt erworben und mir abgetreten, wird Ihnen ein friedliches Aſyl gewähren. Dort kränkt und verfolgt Sie Niemand mehr. Es iſt Zeit, meine Freunde, daß die Welt unſre Namen vergeſſen lernt. — Sie werden unter Shelley's Obhut nach Livorno abreiſen, dort ſage ich Ihnen das letzte brüderliche Lebewohl. Ich wende meinen Lauf, ſobald Ihr Alle geborgen ſeid, mit Shelley und Rogers nach Griechenland, es iſt die letzte Pilgerfahrt Harald's. Vielleicht giebt es dort eine mitleidige Kugel für Euren armen Freund. Wenn Sie, mein junger Freund Gamba, mich begleiten wollen, können Sie der Schweſter meinen letzten Blick und Kuß überbringen!“

„Georg! Mein armer Georg!“ rief Tereſa weinend und ſank an Byron's Bruſt.

„Nicht doch, liebe Gräfin! Nicht ſo! — Die Zeit der Liebe iſt vorüber, wir müſſen ſie wie einen Traum betrachten lernen. Ich habe nur noch eine Vergangenheit: mein Kind, meinen todten Engel, nur noch eine Zukunft: Freiheit im Tode!“ — Er küßte die Weinende auf die Stirn und entfernte ſich.

Die Gambas verließen gleich darauf Piſa und gingen nach Livorno, wo man ihnen zu bleiben geſtattete, als Byron erklärte, er werde außer Landes gehen. Er eilte mit Rogers und Fletſcher nach Genua. — Noch war aber das Maß des Wehs für ihn nicht erſchöpft, er ſollte noch den liebſten Freund verlieren. Shelley, der ſich bei den Gambas in Livorno aufhielt, ertrank bei einer einſamen Luſtfahrt auf dem Meer in der Nähe von Lerici.

Feind den Menſchen und ſich ſelber feind, ſann der gebeugte Dichter nur noch auf Eins: die Geſtade von Hellas mit dem Schwert in der Hand zu betreten. Mit zwei ſtarkbemannten Schiffen, welche Kämpfer, Waffen und Munition nach Griechenland führten, lief er endlich wieder in Livorno ein, wo er die Gambas in äußerſter Noth fand, da durch Shelley's Tod ihre ſämmtlichen Angelegenheiten in Unordnung gerathen waren. Leigh-Hunth ſollte Vater und Tochter nach Nizza geleiten und dort Byron's Gelder für ſie ſicher anlegen helfen. Der junge Gamba aber ſchloß ſich dem Lord an. —

Es war ein herrlicher Septembertag, da drei Schiffe im Hafen von Livorno die Anker lichteten und langſam die See gewannen. Das kleinſte von ihnen wendete ſich nordwärts gen Genua. Es trug Tereſen, geſtützt auf den trübe blickenden Vater, neben ihn Leigh-Hunth, der bleich hinaus in's Weite ſchaute. Die beiden anderen Schiffe, von deren Bordhelle Kriegs- und Freiheitslieder tönten, ſteuerten nach Süden, gen Griechenland. Auf dem Deck des größten ſtand der Führer der Freiſchaar, Lord Byron, ein ſtarres Heldenbild. Er ließ das Tuch noch einmal der holden, entſchwindenden Freundin zum Abſchied wehen, zum ewigen Lebewohl! Neben ihm waren die Letzten, die ihm blieben, der junge Gamba, Rogers und Fletſcher. —

Seit dieſer Zeit verſchwinden die Gambas gänzlich aus der glänzenden Ariſtokratie Italiens. Tereſa lebte mit ihrem Vater ſtill zurückgezogen auf ihrem Landſitz bei Nizza. Bis zum Tode ſtand Byron noch mit ihnen in eng-freundſchaftlichem Verkehr, aber die Frauenliebe hatte für ihn jeglichen Reiz verloren. Von dem jüngeren Gamba begleitet, unter mancherlei Gefahren, erreichte Gordon Morea und Athen, wo er das kaum aus dem Staube halberhobene Griechenland von Parteiungen, von dem Ehrgeiz der verſchiedenen Anführer, von den ſchädlichen Einwirkungen der auswärtigen Cabinette erſchüttert fand. Seine Enttäuſchung wie ſein Bemühen, alle dieſe der jungen Freiheit ſchädlichen Hinderniſſe zu beſiegen, waren gleich groß, und indem er an Aufopferung ſeiner Geldmittel und Körperkräfte das Bewundernswertheſte leiſtete, machte er die ſtreitenden Parteien ſchamroth, ſich ſelber aber zum Abgott der Nation. Als nun die Türken wieder Vortheile gewannen und ſogar Miſſolunghi abermals in Gefahr kam, organiſirte der Lord ein Regiment auf eigene Koſten und zog mit ihm dem auf Beiſtand hoffenden Maurocordato zu Hülfe. Mit dem Schwerte in der Hand wollte der glühende Sohn Albions ſterben. Das Geſchick hatte es anders beſchloſſen. In Folge der Strapazen, denen er ſich unterzogen, ergriff ihn bei einem Inſpectionsritt das Fieber.

Im April 1824 zu Miſſolunghi war's, da trauerte das Griechenvolk um einen der edelſten Vorfechter ſeiner Freiheit. — Was dröhnen die Kanonen weit über die Waſſer? Was wallt der Flor von den Freiheitsfahnen? Warum weinen die Weiber und die grauen Helden Griechenlands?

Byron, der Dichter, der Pilger Harald war nicht mehr! An ſeinem Grabe ſtanden John Fletſcher und ein blaſſes Weib — Thirza!

Dſchem-Ramad der Unſtäte.

Novelle.

I.

Die Thronwirren zu Stambul hatten die ſiegreiche Herrſchaft von Tamerlan's bezwungenem Gegner, Bajeſid's Sohne, Mahmud's I. von Egypten begünſtigt, ihn mit kräftiger Hand Syrien und Paläſtina erobern laſſen. Hier hatte ihm der Orden St. Johannis Halt geboten und ihn durch die entſcheidende Schlacht bei Sanin*) bezwungen. — Sein Friedensſchluß mit Großmeiſter Naillac und Friedrich von Zollern, durch den er den Johannitern Jeruſalem und das heilige Land wiederum erſchloß, erfüllte das ganze Abendland mit höchſten Hoffnungen, und ſo lange er lebte, hielt er treulich alle Punkte des Tractates und übte gegen die Chriſten eine bisher nie gekannte Toleranz. Als ein Mann von Weltklugheit und Mäßigung begnügte er ſich auch mit dem friedlichen Beſitze Egyptens wie des Orients und regierte ſein Reich nach orientaliſchen Begriffen mit Milde. Die europäiſche Türkei ging indeſſen unter inneren Händeln der Auflöſung vollends entgegen. Mahmud's Sohn, Amurad II. aber, um Vieles gewalthaberiſcher, gab gleich anfangs unzweideutige Zeichen der Feindſeligkeiten gegen die Chriſten, vornehmlich den Orden zu erkennen, brach endlich rückſichtslos alle alten, beſchworenen Verträge, verſchloß Paläſtina den Rittern St. Johann und beraubte ſie ihrer Commenden, Factoreien und Hoſpize. Endlich verſuchte er unter dem Großmeiſter Jean de Laſtic zweimal Rhodus, wenn auch fruchtlos, zu berennen. Sein gewaltiger Sohn Mahomed II. ſogar, von unerſättlicher Eroberungsgier getrieben, fiel in die europäiſche Türkei, eroberte Stambul, rottete die alte Dynaſtie Tamerlan's aus und belagerte 1479 Rhodus mit ſeiner geſammten Macht, um den Orden für immer zu vernichten.

---

*) Von ihr war in der Novelle „Die Drachenhunde“ die Rede.

Die Hoffnungen, welche die Ritter St. Johann's nach der ſiegreichen Schlacht am Sanin an die Erſchließung des gelobten Landes geſetzt, waren alſo nicht allein nicht in Erfüllung gegangen, ſondern ihre Macht wieder auf die kariſche Küſte, die Halbinſeln Halikarnas und Kos zurückgeſtaut, ja in Rhodus ſelbſt vielfach auf's Empfindlichſte bedrängt worden. Dieſer Glückswechſel war indeß nicht allein dem Feldherrntalent Amurad's und Mahmud's II. anzurechnen. Vielfacher Wechſel im Großmeiſteramt und die unglücklichen Wirren des chriſtlichen Kirchenregiments, das Schisma, welches den Orden in Mitleidenſchaft zog, endlich die Nebenbuhlerei der Zungen und andere innere, immer ſchreiender gewordene Mißverhältniſſe im Schooße der Bruderſchaft hatten den Geiſt derſelben gelähmt, und kein Senior wie Friedrich von Zollern war vorhanden, deſſen gewaltige Seele und leuchtende Thatkraft die Gemüther erhoben, ihnen die Begeiſterung entſchwundener Tage verliehen hätte. Auf den vortrefflichen Naillac war Fluvian gefolgt, welcher den Willen, doch nicht die Energie ſeines Vorgängers beſaß. Nach ſeinem Tode nahmen de Laſtic, der einerſeits mit dem renitenten Geiſt der Ritter, andererſeits gegen Amurad's Andringen zu kämpfen hatte, dann Milly, Jacoſta und Orſini in kurzen Friſten den Meiſterſtuhl ein, ſo daß innerhalb fünfzig Jahre, alſo wenig über ein Menſchenalter, vier Großmeiſter herrſchten. Gerade aber als Mahmud's Macht am verderblichſten wuchs, die Gefahr für den Orden den bedenklichſten Grad erreicht hatte, fiel an des todten Orſini's Stelle 1476 die Wahl der Brüder auf Pierre d'Aubuſſon, den Großprior der Auvergne, Bailli von Lurcille, einen jener energiſchen, hochgeſinnten Heldencharaktere, der, ein Stern in der Ordensgeſchichte, an ſeinen Namen unvergänglichen Glanz und Größe knüpfte, ja deſſen Andenken ſelbſt der Halbmond in den Herzen der heutigen geknechteten Generation von Rhodus nicht zu erſticken vermochte.

An der Kraft und Begeiſterung dieſes einen Mannes brach der innere Ordenszwiſt, brach ſich der Stolz des andringenden Mahomed. Nachdem derſelbe drei Jahre hintereinander alle Geld- und Menſchenkräfte ſeines Reichs gegen den Orden nutzlos aufgewendet, Rhodus allein faſt ein und dreiviertel Jahr belagert, ſtarb er plötzlich, räthſelhaft dahingerafft, mit den Worten auf grambewegter Lippe: „Ich wollte Rhodus erobern und Italien unterjochen!“

Er hinterließ zwei Söhne: Bajeſid und Dſchem, zwiſchen denen ſofort Thronſtreitigkeiten ausbrachen. — Auf Bajeſid's Seite ſtand die Sultanin-Mutter, Manur-Alniſſa, die alte Rathgeberin des todten Mahomed, ferner der größte Theil der inländiſchen Heerführer und Statthalter, die ſogenannte turgheſtaniſche (tartariſche) Partei, während die orientaliſche, aus den Häuptlingen der ſyriſchen, egyptiſchen und arabiſchen Völkerſchaften beſtehend, ſich zu Dſchem hielt, dem überdies der Vater den Thron beſtimmt hatte, und welcher ſich in Bruſſa feſtſetzte, nachdem er die Janitſcharen ſeines Bruders geſchlagen hatte. Von da indeß durch Bajeſid nach dem blutigen Kampf bei Jeniſchehri geworfen, zog ſich Dſchem nach Nidomedia am Sangaris zurück. Auch dort konnte er ſich nicht halten, weil der verſprochene große Zug aus Aſien ausblieb. Dieſen mit größerer Sicherheit abzuwarten und ſeine Streitkräfte neu zu ſammeln, rückte er an die Südſeite des Olymp-Gebirges und ſchlug am Adranas ein feſtes Lager auf, um mit neuer Kraft und Erbitterung den Krieg für ſein Fürſtenrecht zu beginnen. Bajeſid indeß, dem ſich, je ſiegreicher er war, deſto mehr Heerführer und Völker anſchloſſen, der überdies von der klugen Alniſſa ſchon zum Herrſcher im „Namen Gottes und ſeines Propheten“ ausgerufen worden, blieb nicht müßig. Seinem ſchon halb vertriebenen Bruder keine Zeit zur Erſtarkung gönnend, ſchickte er ihm ſeine geſammte Heeresmacht unter Daut-Effendi und Abu Abdullam nach, welche das Heer Dſchem's in einer mörderiſchen Schlacht vernichteten, ihm ſelbſt aber keine Wahl ließen, als gefangen zu werden, oder land- und leutelos zu fliehen. Er eilte nach Koniha, wo eben, den inneren Krieg benutzend, Kaſim-Beg, der Beherrſcher von Karaman, eingefallen war, verbündete ſich mit ihm, zog einen Theil ſeines verſprengten, aber treugebliebenen Heeres wieder an ſich, und bereitete einen letzten, entſcheidenden Schlag vor. Dieſe unerwartete Wendung der Dinge ließ Bajeſid, auf Alniſſa's Rath, ſeinem Bruder den Frieden und reichen Privatbeſitz anbieten, wenn er dem Throne entſage. Dſchem, ſeiner Mutter Hinterliſt kennend, ſchlug jede Verſöhnung aus. Da rückte Bajeſid gegen ihn wie Kaſim-Beg und ſchlug Beide total auf's Haupt. Verzweifelt, kaum wiſſend, wohin er ſich wenden ſolle, eilte der unſelige, vertriebene Fürſt mit dreißig ſeiner Getreuen in's Innere des Taurusgebirges, die bewohnten Ortſchaften vermeidend, bis er, im traurigſten Zuſtande umherirrend, die Wüſteneien und Felſen des weſtlichen Makri erreichte, wo ihn und die Seinen endlich die kleine Bergfeſtung Chonae, unweit der Quellen des Mäanders, aufnahm, in welcher Duban-Chan, ein ihm heimlich ergebener Offizier Bajeſid's, die kleine Beſatzung befehligte. Hier waren die Flüchtlinge vorerſt geſichert. Wie lange, mochte Gott wiſſen!

Dſchem, der das erſte Mal, ſeitdem er das üppige Bruſſa verlaſſen, Muße gewann, über ſein namenloſes Unglück nachzudenken, verſank in tiefſte Schwermuth. Er hüllte ſich fortan in Trauerkleider und nannte ſich Dſchem-Ramad, das heißt „Dſchem in Aſche, der Unſtäte!“ — Auf die Dauer konnte die Lage des Fürſten ſo nicht bleiben, war ſie doch ſchlimmer als der Tod, hülflos, ausſichtslos und entbehrend zugleich. Aber wohin ſollte er ſich wenden, welche irdiſche Macht zu ſeinem Vortheile, für ſein gekränktes Recht aufbieten? Er war zudem des größten Theils ſeiner ungeheuern Reichthümer beraubt, vermöge deren allein er hoffen konnte, für ſeine verlorene Sache neue Anhänger zu ſammeln, obwohl es deren noch überall in Aſien gab. Da war es denn ſein kühner, ſtarker Sohn Amurad und ſeine eigene Gattin, die energiſche Zoë, welche ihm mit flammender Beredſamkeit einen außergewöhnlichen Gedanken, einen letzten mannhaften Entſchluß in's Herz gaben.

In Folge ſolches in tiefſter Heimlichkeit von Dſchem, Zoë und Amurad gefaßten Plans, in welchen nur Suleiman-Bei, der Mirza (Schreiber) oder Miniſter des Innern (wie wir ſagen würden), eingeweiht worden, und weil keine Zeit zu vergeuden war, hüllten ſich Amurad nebſt Suleiman in die Lumpen des Derwiſchs, Erſterer umarmte ſein junges holdſeliges Weib, Laila, die Blume von Turgheſtan, welche nicht wußte, wohin er ging, dann beſtiegen ſie raſche Maulthiere und ritten in der Nacht unbemerkt aus der Feſte; Duban begleitete ſie eine Strecke.

Als Dſchem ſeinen Sohn tiefbewegt entließ, ſagte ihm Amurad: „Klage nicht, mein Herr und Vater, denn wir werden in zwanzig Tagen wiederkommen als Boten des Heils!“

„Und kommſt Du nicht binnen zwanzig Tagen, Sohn, mein Sohn, Wonne meines Lebens?!“

„So denke, ich ſtarb in Ehren um Dich! Magſt Du Abdallah, meinem jüngſten Bruder, Deine Liebe geben. Meint aber Gott, daß wir recht thun, will er, daß unſres Unglücks Ende nahe ſei, dann komme ich wieder!“

Er preßte ſein Weib, ſeine Mutter heftig an's Herz, ließ ſich vom Vater ſegnen und eilte mit Suleiman an's Werk. Duban, welcher ihnen das Geleit gab, hatte man geſagt, Amurad werde mit dem Mirza gen Aleppo geſendet, um zu erforſchen, wie in Syrien neuerdings die Stimmung für ſeinen fürſtlichen Vater ſei. Als ſie zwei Stunden gen Oſten geritten waren, befahl Amurad dem Duban, zurückzukehren; dann, als ſie ſich noch eine Weile öſtlich gehalten und überzeugt hatten, der Chan könne ſie nicht mehr beobachten, wendeten ſie plötzlich die Thiere ſüdweſtlich und eilten verhängten Laufs das Gebirge abwärts der kariſchen Küſte zu.

Die Friſt bis zu Beider Rückkehr ward den Flüchtlingen lang und qualvoll genug. Tage und Stunden ſchienen ſich auszudehnen und die Folter der Erwartung und — Furcht zu erhöhen. Duban's perſönliche Nachforſchungen, der ſehr wohl wußte, daß ſeine Treue ihm den Kopf koſten könne, falls man zu Stambul den Zufluchtsort des Kronprätendenten erfahre, hatten ihn überzeugt, daß die ringsum mit ihren Beſatzungen verſtreut ſtehenden Begs und Chans, welche natürlich dem neuen Herrſcher Bajeſid ergeben waren, mindeſtens doch aber eine zweideutige Haltung bewahrten, von Dſchem's Nähe bis jetzt noch keine Ahnung hatten. Streifzüge in größeren und kleineren Haufen waren damals zu gewöhnlich, um ſonderlich aufzufallen, und Dſchem hatte mit den Seinen zu gut das Incognito bewahrt, als daß man in jenen entlegenen Gegenden hätte Argwohn ſchöpfen können. Duban hielt ferner ſeine eigene kleine Beſatzung, die wohl wiſſen konnte, welche Gäſte Chonae beherberge, unter Schloß und Riegel, bewachte genau jeden Außenverkehr und war auf das Geringſte achtſam, was gefahrdrohend ſein konnte. So ſtand vorerſt nichts zu beſorgen. Dſchem indeß hielt ſich und die Seinen vor jeder Berührung mit der Beſatzung ſtreng abgeſchloſſen. — Wenn man hingegen Amurad und Suleiman unterwegs auffing, die Pläne der Flüchtlinge aus den Papieren entdeckte, die der furchtloſe Prinz mit ſich führte, mußte Tod oder ewiges Gefängniß das ſichere Loos Dſchem's ganzer Familie ſein. Dennoch mußte der äußerſte Schritt geſchehen! Ach, wer zum Herrſchen einmal geboren iſt, behält ſeine Herrſchergefühle, auch wenn die Krone ſeinem Haupt entfallen, und kein Schmerz iſt nagender, zugleich unverſöhnlicher, als der Schmerz verlorener Macht und entſchwundener Ehre!

Die Citadelle von Chonae, vornehmlich der runde dicke Thurm derſelben, war der Sitz Dſchem's. Er liebte es, mit Zoë, Laila, der Gattin Amurad's, ſeinem zweiten Sohn

Abdallah und ſeiner einzigen Tochter Chanſade aus den Gitterfenſtern oder von den Zinnen hinüber nach der fernen dämmernden Küſte zu ſchauen, die ſich im verſchwimmenden Horizonte verlor. — Neunzehn Tage waren verfloſſen, immer ängſtlicher wurde das Herz der Eltern, ſchon drängten ſich laute, ſchreckhafte Klagen auf die Lippen der bleichen Laila, denn Amurad kam nicht. Auch der letzte Tag verging. — Starr ſaßen ſie Alle auf dem Dach des Thurmes, ihre glühenden, thränenreichen Blicke ſeewärts geheftet. Aber die Sonne ſank und der Erſehnte wollte ſich nicht zeigen. Da trat Duban, von Ruſtum, dem Hauptmann der Verſchnittenen, gemeldet, ein, nachdem die Frauen den Borgo über's Geſicht gezogen.

Er beugte ſein Knie. „Herrſcher der Gläubigen, das Licht Deiner Augen, der Sohn Deiner Liebe, Amurad, ſelbſt Suleiman kommt nicht. Der Scheich von Laoditſche und der Beg von Segaleſch machen verdächtige Streifzüge, — man traut uns nicht mehr. Soll ich mit meinen Leuten dem Sohne meines Herrn entgegen reiten zwei Tage weit?"

„Thue es, treuer Duban. Die Golams mögen indeß Wache auf den Mauern halten. Bringe ihn mir zurück; Allah ſei über Dir und vergelte Deine Liebe mit allen Freuden der ſieben himmliſchen Wohnungen. Doch," und Dſchem's Stimme ward unſicher, „ſuche ſie nicht gen Oſten nach Syrien zu, ſie kommen von der Küſte; halte Dich ſüdweſtlich!"

„Von der Küſte? Aus dem Lande der Ungläubigen? Herr! Herr!"

„Schweig und gehorche, wenn Du mich liebſt. Liebſt Du mich aber nicht mehr, dann ſchlage uns in Eiſen, hier ſind meine Glieder und ſchicke zu dem Scheich von Laoditſche und dem Beg von Segaleſch. Mein Bruder Bajeſid wird Deinen Beutel mit Rubinen und Demanten füllen!"

„Womit hat Dein Knecht, hat der Geſpiele Deiner Jugend verdient, daß Du alſo zu ihm redeſt?"

„Gut denn, Duban. Wie ich Dir traue, ſo traue mir!

Dſchem iſt ſo arm und verlaſſen, daß er auch Hülfe nehmen muß von ſeinem Feinde, wenn der ein Herz hat. Wahrlich, die Ungläubigen haben mir kein ſolches Uebel gethan, wie mein eigener Bruder und meine leibliche Mutter. Allah kann uns erretten durch die Hand des Geringſten, warum nicht auch wenden die Seelen der hartherzigen Verächter des Glaubens Mahomed's? Darum ſiehe, ob Du meinen Sohn und Suleiman findeſt, und glaube nur, Dſchem kann eine Krone verlieren, nicht den Gott ſeiner Väter. Es giebt keine Macht außer ihm, und Mahomed iſt ſein Prophet!“

Duban küßte des bleichen Herrſchers Hand und ging. Er ſammelte raſch ſeine Leute, nahm Zehrung auf ſechs Tage mit und verließ Chonae, während Ruſtum hinter ihnen das Thor ſchloß, die Golams und die Höflinge aber die Mauern beſetzten. Langſam ſtieg die Nacht herauf mit dem zitternden Heer der Sterne. Dſchem lag auf den Knieen, die Arme über der Bruſt gekreuzt und betete ſtill zu dem großen Vater aller Völker. Zoë, Laila und Chanſade aber, einander umſchlungen haltend, ſtarrten hinaus und erwarteten leiſe weinend den Tag. Abdallah, faſt noch Kind, ſchlummerte auf den Teppichen zu Zoë's Füßen, hatte er doch noch gar wenig Begriff vom Elend ſeiner Familie.

II.

Es mochte um die Abendzeit deſſelben Tages ſein, als etwa drei Meilen von Laoditſche in ſüdöſtlicher Richtung eine Reiterſchaar, ungefähr zweihundert Köpfe ſtark, über eine Furth des Alkander, eines Nebenfluſſes des Mäander, ſetzte, der aus den Bergen von Makri daherſtrömt. Sie waren mit runden Schilden, Lanzen, dem krummen Handſchar oder auch kurzen Säbeln, Einige auch mit Pfeil und Bogen, Fangleinen und dem eiſernen Wurfkolben bewaffnet und in die bunte, maleriſche, aber überaus willkürliche Tracht gehüllt, welche die aus den verſchiedenſten Beſtandtheilen zuſammengeſetzten Völker jener faſt herrenloſen, wilden Gegenden nach Zufall und Laune zu wählen pflegten. Mehr oder weniger war Allen der weite arabiſche Mantel, der unentbehrliche Begleiter durch die Steppe, gemeinſam. Ihre Phyſiognomien ſchienen faſt allen Nationen anzugehören, ſelbſt viel bärtige Geſichter des europäiſchen Nordens machten ſich bemerkbar, auch einige Neger.

Der ganze Trupp glich einem Haufen wilden, zuſammengelaufenen Geſindels, welches Beuteluſt und das Vergnügen abenteuerlichen Lebens vereint hatte, obwohl ſie eiſerne Disciplin hielten, in ſtrengſter Ordnung ritten und ſich jeder Ausgelaſſenheit und unzeitigen Schwatzhaftigkeit, die dieſem Menſchenſchlag ſonſt eigen iſt, enthielten. Daran und an der Eile ihrer Bewegungen, dem Ernſt, der Vorſicht, mit der ſie bewohnte Gegenden vermieden, war das Bewußtſein eines gefahrvollen Unternehmens erſichtlich, dem ſie entgegengingen.

An ihrer Spitze ritten drei Männer von ſehr ungleichem Weſen. Der Mittlere war eine jener vollen, unterſetzten Kraftgeſtalten, die für die eiſerne Rüſtung und die geſchloſſene Schlachtlinie chriſtlicher Heere wie geſchaffen ſchienen. Der hohe Turban, der weite Kaftan und das faltige Beinkleid ſchienen nicht recht zu paſſen, ja machten einen faſt komiſchen Eindruck, der durch die helle Hautfarbe, das kurze, blond-braune Haar, wie den geſtutzten Kinn- und Backenbart noch erhöht wurde. Er ritt eins jener großen, zähen Streitroſſe, welche zum Anprall mit der Lanze und eiſernen Standhalten im Gefecht vornehmlich geeignet waren. Sein Gefährte links indeß war viel jünger, ſchmächtiger und ſcheinbar ſchwächlich gegen ihn, aber dennoch von jener zierlichen, gazellenhaften und ſo elaſtiſchen Gewandtheit, wie nur leichte Waffen und das Wüſtenleben gewähren. Dazu die braungelbliche, farbloſe Haut, der kahle Schädel, den der leichte Turban mit brillantener

Agraffe deckte, von einer Straußfeder geziert, das dunkle, feuerſprühende, große Auge, die ſcharfgebogene Adlernaſe und der ebenholzglänzende Bart ließen den ächten Sohn Aſiens erkennen. Sein weißer Mantel war halb zurückgeſchlagen und zeigte das mauriſche Schuppenhemd, den Damascener Athagan und das halblange grünſeidene Untergewand, wie die weißwollenen weiten Beinkleider, welche bis an die rothen Halbſtiefeln reichten. Sein Pferd indeß, ähnlich dem ſeines Begleiters, war ſtämmig und faſt zu koloſſal für den windigen Reiter, gehorchte aber leicht ſeiner geübten Hand und dem Druck des ſehnichten Schenkels. Der Dritte, ebenfalls ein Sohn Jsmael's, wie der Vorige, war alt. Sein weites Gewand, unſcheinbar, faſt ärmlich zu nennen, umhüllte ihn ganz und noch ein gutes Theil ſeines ſchwächlichen Maulthiers, das neben den ſtämmigen Roſſen der Anderen kläglich genug einhertrabte. Sein weißgrauer langer Bart, die tiefgefurchte Stirn gaben ihm etwas Erhabenes, das an Abraham, den großen Schech der Wüſte, den erſten Gottesbekenner erinnerte. Die verdammt klugen, lebhaften Augen aber, welche in ewigem Beobachten zu ſein ſchienen, dazu die ironiſch hangenden, halbgekniffenen Lippen deuteten mehr auf den Diplomaten, den kaufmänniſch rechnenden Egoiſten. So eilte ſcharfen Ritts, ohne ein Wort zu wechſeln, der Trupp dahin, während vorausgeſendete Reiter rings die Gegend erſpähten und hin und wieder an den mittleren der Führer kurzen Rapport brachten. Da aber der Weg nun ſteiler, enger und ſchluchtenreicher wurde, waren ſie zu langſamerem Vorrücken genöthigt.

„Du führſt uns doch den rechten Weg, Freund? Daß wir nicht etwa denen von Laoditſche oder Segaleſch in den Rachen reiten?“ fragte plötzlich der Mittelſte in der lingua franca.

„Bei der Haarlocke meines Vaters, wir ſind recht, Herr Ritter!“

„Siehſt Du jene höchſte Bergſpitze dort hinten,“ ſagte der Alte rechts, „die wie ein Büffelhorn herausragt? Das iſt das Ziel. G'rade unterhalb in der blaugrünen Schlucht liegt Chonae. In drei Stunden, wenn nichts geſchieht können wir dort ſein.“

„Alſo um Mitternacht, gut. Biſt Du auch verſichert, Prinz, daß die Beſatzung uns nicht etwa den Eingang verweigert, oder die Feinde rebelliſch macht? Sind wir freilich erſt drinnen, ſoll der Teufel in eigener Perſon uns ſelbſt nichts anhaben!“

„Für Duban-Chan gebe ich meinen Kopf. Ueberdem hat er nur fünfzig Mann etwa und —“

„Doch wie Viele ſind um Deinen Vater? Du ſagſt ſelbſt, der Plan ward nur von ihm, Deiner Mutter und Euch Beiden gefaßt. Wenn die Anderen nicht denken wie Ihr, ſo giebt's einen Kampf innerhalb der Mauern!“

„Gott iſt groß!“ rief der Alte. „Es ſind ihrer nur dreißig, mehr Freunde ließ uns der gierige Hund zu Stambul nicht!“

„Wenn ſie auch erſchrecken oder für den Augenblick wanken,“ fügte der Jüngere haſtig bei, „ſie lieben alle meinen Vater und ſind entſchloſſen, unſer Schickſal zu theilen. Wir können ihnen indeß die Wahl laſſen!“

„Gewiß werden wir das, denn aus freiem Antrieb thut Ihr den Schritt. Ueberdem ſind wir genug, ſie im Zaume zu halten. Keiner indeß darf von uns, ehe wir die kariſche Grenze wieder im Rücken haben!“

Sie ritten eine Weile ſtumm. Die Sonne war untergegangen, der Mond ſtieg leiſe empor und beleuchtete hell die wilde Felsgegend.

„Du mißtrauſt unſeren Abſichten, Ritter,“ begann der jüngere Moslem wieder. „Das ſtimmt nicht mit der Großmuth Deiner Genoſſen. Wohl weiß ich, daß Du gegen uns biſt, haſt Du doch in Eurem Divan geſprochen, man ſolle nicht unſere Hand ergreifen und dem Bittenden nicht Hülfe leihen!“

„Ich habe geſprochen, Knabe, wie meine Pflicht mir rieth. Unheil nur ſehe ich in dem Allen! Aber es war beſchloſſen, Euch zu helfen, und ich gehorche. Wohl weiß ich das Unglück zu ehren, der Schmerz der Hülfloſigkeit iſt ſelbſt am Feinde meiner Erbarmung werth, und ich will Euch Gutes erweiſen, wenn's ohne Gefahr für meine Pflicht geſchehen kann. Für jetzt aber nicht. Das Wort iſt leicht wie der Wind, erſt die That erweckt Vertrauen. Ich glaube gern, daß Ihr jetzt ehrlich handeln wollt, iſt doch der Vortheil davon auf Eurer Seite, aber ich will mich erſt Eurer Treue verſichern, und ob Dein Vater nicht markt um unſere Großmuth, ob er das Document ſo willig unterzeichnet, wie Du, Herr Amurad!"

Der Prinz biß ſich zornbewegt auf die Lippen und warf einen glühenden Blick auf den Sprecher. „Gut, gut," erwiederte er, ſich mühſam bezwingend, „Du meinſt, nur unter Euch halte man das gegebene Verſprechen. Ihr kennt meinen Vater ſchlecht. Wir haben aber ſo viel Schmach ertragen lernen, daß wir auch Eure Beſchimpfung hinnehmen müſſen. Gott iſt über uns, er ſieht in die Herzen der Bedrängten!"

„Ja, das thut er, wenn auch in anderer Weiſe, als Ihr Euch einbildet. Was aber das Worthalten betrifft, ſo glaubt Ihr nur zu oft, daß Eide, den Chriſten gegeben, und ſeien ſie auch die höchſten Eures Glaubens, vor Gott und der Welt nichtig ſeien. Beſchwor Dein Großvater Mahmud nicht feierlichſt den Frieden von Sanin? Wie hat er ihn gehalten? Dachte Mahmud an ſeinen Eid, als er vor drei Jahren Rhodus berannte? Das iſt's, was mich gegen Euch ſprechen läßt. Ich werde nimmermehr glauben, zwiſchen Kreuz und Halbmond könne je Friede und Freundſchaft ſein! Nur höchſte Noth oder größte Hinterliſt mag eine ſo unnatürliche Verbindung ſchließen. Ich mißtraue Euch darum bis in die tiefſte Faſer meines Herzens! Doch da kommt Einer von der Vorhut haſtig zurück. — Was giebt's?"

Ein Reiter ſprengte wilden Laufs heran. „Ein Trupp Ungläubiger, etwa dreißig Köpfe ſtark, in der Schlucht vor uns!"

„Sacré tonnerre! Der Weg verlegt? Was ſagt Ihr Beiden dazu?" — Man hielt an.

„Sie können weder aus Laoditſche noch Segaleſch ſein,“ ſagte der Alte, „dann hätten ſie uns lieber in der Ebene angefallen, als wir den Fluß durchritten.“

„Sie müßten denn Chonae überrumpelt haben!“ rief Amurad, „laßt mich nachſehen!“

„Nein!“ Der Ritter zog ſein Schwert. „Ich bleibe an Deiner Seite, und beim erſten Argwohn hau' ich Dich zuſammen! Garzia Ruiz und Girolamo Malaſpina, jeder mit fünf Mann begleitet uns. Habt Acht auf den Alten. Graf Mortemar, Ihr rückt mit dem Haufen langſam nach. Auf meinen Hornruf brecht in den Kampf. Vorwärts!“ — Die Erſterwähnten mit je fünf Reitern ſchloſſen ſich dem Befehlshaber an, der den Zügel von Amurad's Roß mit der Linken ergriff.

„Du beleidigſt mich, Chriſt! Bin ich Dein Gefangener?“ — Amurad's Hand ergriff den Säbel.

„Laß Deinen krummen Flederwiſch ſtecken und ſchweige. In Rhodus magſt Du frei ſein, hier biſt Du mein!“

Während ſie haſtig vorwärts ritten und die Vorhut ſich zu ihnen geſellte, kamen ſie an eine Lichtung und bemerkten einige hundert Schritt jenſeit derſelben die angegebene Schaar Moslems aus der aufwärts gewundenen, ſich in die Berge verlierenden Schlucht hervorkommen und, ihrer anſichtig werdend, ſtillhalten.

„Die Lanzen ein, langſam vor!“ befahl der Ritter. Zu gleicher Zeit aber kam ein einzelner Reiter von der Schlucht herangeſprengt und rief: „Woher des Wegs, beim Bart des Propheten?“

„Wer hat das Recht zu fragen?“ erwiederte arabiſch der Ritter.

„Der Herr dieſer Gegend, der Chan von Chonae!“

„Duban, es iſt Duban!“ rief Amurad.

Kaum vernahm der Andere den Klang dieſer Stimme, als er vom Roſſe ſprang und bewegt fragte: „Bei meinen Augen, ſagt mir, iſt der Sohn meines Herrn unter Euch?“

„Ja, hier bin ich! Ich bin es ſelbſt, edler Chan! Wie kommſt Du dieſes Wegs?“

„Dein Vater hat mich ausgeſchickt nach Dir mit allen Leuten. Trauer um Dich und großes Weinen herrſcht zu Chonae!“

„Mag denn das Antlitz der Theuren hell leuchten wiederum, denn der Helfer iſt da! Ich bin unter Freunden!“

„Unter Freunden? Und die Hand jenes Mannes hält Deines Roſſes Zügel und den blanken Stahl? Ach, Amurad, Palme von Bruſſa, ſtolze Blume von Bujukdere, was haſt Du gethan! — Möge das Schickſal ſich denn erfüllen! Gott iſt Gott. Im Leben und Tode iſt Duban der Knecht Deines Hauſes.“

Der Ritter fühlte ſehr wohl, was in Duban's Seele vorging, bewegten ihn doch ähnliche Gedanken. „Wenn Du Deines Herrn wahrer Freund biſt, Chan, ſo magſt Du wiſſen, daß die gehoffte Hülfe naht und Dein Herr an einen Ort kommen wird, wo man ſeinem Unglück Achtung und ein Aſyl bietet. Keiner unter Euch ſoll ſagen, ihm ſei in dieſer Sache Unrecht oder Gewalt geſchehen. Reite zurück und melde uns dem Fürſten. Deine Leute aber ſollen ſich unter die Unſeren reihen, daß wir ihrer Treue ſicher ſind.“

„Sei es, wie Du ſagſt!“ Damit wandte ſich Duban, pfiff ſeinem Gaul, ſchwang ſich in den Sattel und ließ ſeine Leute in ſechs Gliedern, eins nach dem andern, herankommen. Ruiz, Malaſpina und Mortemar vertheilten ſie in ihre Linien, die bereits nachgerückt waren. Alsdann ſprengte Duban vorauf durch den Hohlweg, die Nachricht in die Feſte zu bringen. —

Kein Schlaf war in's Auge Dſchem's des Unſtäten gekommen. Mit fieberhafter Spannung erfaßte ihn jeder Laut, der durch die ſtille Nacht aus den finſteren Schlünden und Thälern zog. Lautloſer Friede ringsum, nur in ihm war Kampf und Weh, Verzweiflung und bitterer Groll. Beängſtigende Zweifel durchſchlichen ſein Hirn. Die Frauen waren vor übergroßer Abſpannung, der Stumpfheit, welche allzu heftigem Leiden folgt, entſchlummert. — Gleich allen Orientalen liebte der Fürſt den Wunderglauben, die Zeichendeuterei. Jetzt, wo er vor einem ungewiſſen Geſchick, einer nebelhaften, bangen Zukunft ſtand, die nächſte Stunde ihm vielleicht das Entſetzlichſte bringen mochte, richtete er ſein Auge empor zum Sternenhimmel, prüfte die Stellung der Planeten, die Conjunctur dieſer Stunde, ſo gut er es allein, ohne Hülfsmittel vermochte, denn keinem ſeiner Höflinge mochte er ſeine Schmerzen vertrauen. Da traten vor ſeine Seele die ganzen Folgen deſſen, was er unternommen.

„Meine Mutter, mein Bruder haben mir mein fürſtlich Recht geſtohlen, mich vertrieben und verfolgt, geſchändet und faſt zum Bettler gemacht. Was thue ich denn? — Ich ſuche Hülfe bei den Chriſten, ich rufe jene blutgierigen Ordensritter für mich auf, die, das Kreuz des Salib*) auf den Fahnen, ausziehen, des Propheten Kinder zu vertilgen! — Thue ich recht? — Wird man von Iſtambul bis Kahira mich nicht den Abtrünnigen nennen, den Schänder Gottes?!“

Ein widriger Klageſchrei durchriß die nächtige Stille! Dſchem fuhr entſetzt empor und zitterte am ganzen Leibe! — Der gellende Ruf eines Geiers war's, der öſtlich vom Taurus her über die Schlünde und Felſen hin nach den Höhen des Macri zog; eine ſchreckhafte Vorbedeutung von Tod und Verweſung für die Phantaſie eines Moslems. Aber ehe ſich Dſchem dieſen traurigen Ahnungen ganz hingeben konnte, erklang auch der Schall von Roſſeshufen. Der Fürſt trat haſtig an den Rand der Mauerkrönung, als eben ein Reiter vor der Pforte hielt, der nach wenigen Augenblicken eingelaſſen wurde. Kurz darauf erſchien Ruſtum auf der Plattform.

„Herrſcher der Gläubigen, Duban-Chan iſt allein zurück. Er hat Deinen Sohn, das Licht der Leitung und Suleiman gefunden, der Helfer iſt nahe!“

„Mein Sohn, meine Wonne gerettet?! Er kommt wieder unverſehrt? Ruf' den edlen Chan augenblicks!“

Der Eunuche eilte hinab. Alle trüben Ahnungen, jegliche Vorbedeutung vergeſſend, allein die Freude des Vaters, des

---

*) Salib iſt der Name Jeſu bei den Moslems.

Fürſten in der Bruſt, der ſeiner Sache einen Verbündeten gewonnen ſieht, weckte er Zoë, Chanſade und Laila, ſeine neubeſchwingte Hoffnung zu theilen. Alle überließen ſich dem erſten Jubel der Rührung und Wonne, bis Duban von Ruſtum gemeldet ward.

„Herr und Licht der Bekenner! Ich fand Amurad, Deinen Sohn, mit dem klugen Suleiman, und er wird bald an Deiner Bruſt ruhn. Nicht mehr im Kleide der bettelnden Prediger, ſondern er glänzt in hellem Kriegerſchmuck, ſtolz wie ein Löwe auf den Bergen! Aber wehe, an ſeiner Seite iſt ein Mann, der wohl den Turban trägt, aber keiner der Unſren iſt, und der, die Hand am Zügel Amurad's, das blanke Schwert zur Drohung hält. Wohl magſt Du wiederum das Roß der Herrſchaft beſteigen, Dſchem, Sproſſe des Mahmud, aber ein Anderer wird Deinen Zügel leiten und Dein Leben wird eine ewige Angſt vor dem Tode ſein! Allah kherim, Du haſt es gewollt, Du biſt der Herr!“

„Und weil ich's ſo gewollt, bei meinem Leben, ſo iſt es gut. Muß ich verderben, iſt's beſſer, ich vergehe vor Feindes Hand, als im Lande meiner Väter, gehetzt, vernichtet von der, die mich zum Elend geboren, die ihre Kinder mordet gleich der Hyäne! Ich fordere von Deiner Treue, daß Du thuſt, was ich Dir ſage. — Laß den Saal herrichten. Drei Zimmer ſollen bereit ſein nebſt Speiſe und Trank für meine Gäſte. So wenig es iſt, biete er ihnen. — Meine Diener alle ſollen mich feſtlich, doch ohne Waffen, im Divan erwarten, und wenn mein Sohn ſammt den Fremden naht, öffnet die Thore, zieht unſre Leute in den inneren Hof zurück, und laßt den Schutz der Feſte unſren — Freunden!“

„Herr, Dein Wille iſt Geſetz. Möge Allah uns behüten, und wenn er zürnt, möge ich ſein Opfer ſein!“

Duban beugte das Knie und eilte hinab. Der Fürſt mit den Seinen folgte, um ſich auf die neue Schickſalswendung vorzubereiten.

III.

Eine Stunde ſpäter waren die Befehle des Herrſchers erfüllt. — Der Saal, wo Dſchem Rath und Audienz hielt, ein kahler, weißgetünchter großer Raum im mittleren Geſchoß der Burg, nothdürftig mit einigen Koranſprüchen geziert, war nun mit Fackeln und einem Naphthabecken erleuchtet. Ringsum auf den Kiſſen in trüber, ſchweigender Verſammlung ſaßen jetzt die Reſte eines einſt glänzenden Hofſtaates, die wenigen Treuen, welche Vaterland, Familie und alle Lebensfreuden vergeſſen, um ihrem Gebieter in's Elend zu folgen. Da war Ferad-Thagi-Chan, Dſchem's Veſir, eine große, ritterliche, für einen Orientalen faſt ungewöhnliche Geſtalt, bei ihm Schech Schameh, der Mufti oder Prieſter. Ferner Alfaki, der Arzt und Sterndeuter, und Ali-Beg, der Kämmerling des Fürſten. Hamed-Daneſch aber, ein kleiner, verwachſener, wildblickender, grauköpfiger Kerl, Dſchem's Märchenerzähler, hockte wie ein Uhu allein in einem Winkel. Er führte den Beinamen Medſchnun*) (der Verrückte) und ſchien ein Mittelding von fanatiſchem Derwiſch und tollem Gaukler. Endlich war noch ein junger, faſt chevaleresker Mann, ein orientaliſcher Stutzer gewiſſermaßen, Mamoun-Scharkan, Prinz Amurad's Freund und Geſpiele. In der bänglich düſtern Haltung Aller lag nicht allein das Vorgefühl eines ſchlimmen Geſchicks, ſondern auch das Bewußtſein, es habe ſich bereits unabänderlich erfüllt. So war es in der That. — Amurad, Suleiman und ihre verdächtigen Begleiter waren eben angelangt, Duban-Chan hatte Graf Mortemar den Platz übergeben, ſeine Leute beſetzten Thore und Mauern, und Prinz Amurad, nachdem er ſeine Eltern umarmt, hatte ſich mit dem Comthur, den Rittern Ruiz und Malaſpina in die für ſie bereiteten Zimmer zurückgezogen. War man nun gefangen? Hatten die Chriſten einen Einfall gemacht, oder wer? — Alles war mit ſolcher Heimlichkeit umgeben, ſo räthſelhaft, daß der volle Schreck dieſer nächtlichen Ueberraſchung noch auf Jedermanns Antlitz lag.

---

*) Auch Madjnun im Syriſchen.

Der ſchrille Klang des Tamtams weckte die Höflinge aus ihrem Brüten. Sie erhoben ſich. Fürſt Dſchem, bleich, aber mit ſtolz-energiſcher Haltung, funkelndem Blicke, im vollen Glanze kriegeriſchen Herrſcherſchmucks, trat unter ſie; ihm folgten Zoë, Laila, Chanſade und Abdallah. Sakirſad, die alte Amme der fürſtlichen Kinder und Hüterin des Anderooms*), machte den Schluß. Alle Frauen waren tief in das Borgo gehüllt. Neben Dſchem ſchritt der zurückgekehrte Suleiman.

Die Verſammlung warf ſich auf die Kniee.

„Kinder des Propheten, treue Knechte meines Throns und Hauſes, alte Genoſſen meiner Schmach und Leiden, hört — zum letzten Mal vielleicht — die Stimme Eures Herrn. Wenn Ihr je Dſchem, der ſich nun Ramad nennen muß, geliebt, ſo ſchwöre ich Euch beim höchſten Gotte, beim Propheten und bei dem Buche des Himmels, daß Ihr folget willig meinem Gebote. Im ſiebenfach geheizten Ofen der Qual möge liegen, wer heute mir ungehorſam iſt! — Ihr wißt, daß mein Vater Mahmud — Allah kherim! — mich für den Thron der Gläubigen bei Lebzeit feierlich im offenen Divan beſtimmte. Ihr wißt, daß er jäh durch heimlichen Mord im Bade ſein Leben ließ in der Blüthe der Kraft, und Manur-Olniſſa, meine Mutter, nachdem ſie den Gatten getödtet, mich vom Throne ſtieß, um Bajeſid darauf zu ſetzen, und wir geſchlagen, gehetzt verlaſſen, verzweifelt getrieben worden bis hierher. Es giebt keine Hülfe, keinen Schutz, kein Recht mehr im Lande unſerer Väter, denn unſer eigen Blut iſt zum räuberiſchen Schakal geworden! — So hab' ich denn mein Heil auf den Feind geſetzt, auf die mächtige Bruderſchaft der Streiter Johannes zu Rhodus, habe meinen Sohn Amurad und Suleiman-Bei zu ihnen geſendet um Hülfe und Schutz.

---

*) Das Frauengemach, der Harem.

Sie ſind zurückgekehrt und die Geſandten des Ordens mit ihnen. Ich werde mein Schickſal in ihre Hand legen! Wer mir treu bleiben, mit Dſchem in die Weite ziehen will, wohin es ſei, der faſſe nach der Sitte der Väter meinen Mantel. Gott iſt Gott, er erlöſe uns von Trübſal!“

Todtenſtille lagerte ringsum. Zoë und die Kinder ſchmiegten ſich an Dſchem's Seite; er bedeckte ſie mit dem weiten Herrſchermantel.

Da erhob ſich Thagi-Chan, trat zu dem Fürſten und ergriff den Zipfel ſeines Kleides. „Ich habe um Dich Weib und Kind verloren! Gingeſt Du zu Eblis und ſtände Azrael, der Todesengel mit der Sichel, neben Dir, Dſchem, Mahmud's Sohn, ich bleibe bei Dir!“

Ali-Beg, Alſaki, Suleiman, Ruſtum und Scharkan thaten ſtumm das Gleiche. Daneſch rollte ſich mit thieriſchem Geheul zu den Füßen des Fürſten, dort blieb er ſinnlos und winſelnd wie ein Hund liegen.

„Ihr folgt mir Alle? Gottes Wille geſchehe! Er ſoll Euch Freude verleihen für allen Jammer, Wonne für alle Schmerzen! — Du aber verläßt mich, Schamech? Gerade Du?!“

„Ich bin in Kampf und Noth nicht von Dir gewichen, denn Dein war das Recht, die Ehre! Da Du Dich aber den Giaurn, den Mördern unſeres Volks, verkauft, Dſchem, biſt Du nicht Mahmud's des Gläubigen und Tapfern Sohn, ein Hund hat Dich gezeugt! Ausgelöſcht iſt das Siegel Salomo's von Deiner Stirn, verflucht biſt Du von Oſt biſt Weſt vor dem Antlitz der Gerechten, Deine Stätte ſoll wüſte ſein auf Erden wie im Himmel!!“ und ein Meſſer aus dem Aermel ziehend, ſtürzte Schamech raſend auf den Fürſten.

Ehe er aber den tödtlichen Stoß zu führen vermochte, warf ſich Thagi-Chan ihm in den Weg, packte ſeine Gurgel und riß ihn, obwohl am Arm verwundet, zu Boden. Der ziſchende Handſchar Ruſtum's vollbrachte das Uebrige.

Ein Schrei, ein Schauer ging durch die Verſammlung. — Dſchem allein blieb ruhig. Nur ein wehmüthig bitteres

Lächeln zuckte um ſeine Lippe, er preßte ſein Weib an ſich. Dann gab er einen Wink und die Golams entfernten die Leiche nebſt dem blutigen Teppich.

„Ich danke Dir, Thagi-Chan, Seele meiner Seele, Schild meines Lebens!“ ſagte Dſchem bewegt. „Wer einen Freund hat, wie Dich, den hat Allah nicht verſtoßen von ſeinem Angeſicht! — Hört denn, was man uns bietet von Rhodus, und ob es ehrlos iſt, den Feind zu wandeln in einen Freund, wo die Mutter, ſo mich im Schooß getragen, mir ward zum Engel des Verderbens! Ruſtum, ich bin bereit, den Geſandten des Ordens zu empfangen!“

Ruſtum entfernte ſich. Athemloſe Stille trat ein, alle Blicke hingen an dem Fürſten, welcher ſich den Feinden ſeines Glaubens überantworten wollte.

Da hallte durch die Gänge der raſſelnde Tritt geharniſchter Männer, und von Ruſtum und Duban geleitet trat Amurad herein und führte den Comthur der Johanniter. Derſelbe war jetzt in Helm und Harniſch. Auf der rothen Sopraweſte, dem Kriegswamms, glänzte das Linnenkreuz; um den Hals am ſchwarzen Bande hing das goldene Kreuz der Comanderie, er hielt die Linke auf ſein Schwert geſtützt, und der ſchwarze Mantel mit dem Ordensſymbol umwallte ſeine kräftige Geſtalt. Ihm folgten die Ritter Garzia, Ruiz und Malaſpina, ebenſo gerüſtet, und Graf Mortemar, der Befehlshaber der leichten rhodiſchen Hülfstruppen, in mailändiſchem Waffenhemd, am ſchwarzen Bande das Halbkreuz der Donaten. Bewaffnete ſchloſſen ſich an.

„Mein Herr und Vater,“ ſagte Amurad, „ich habe Deinen Willen gethan! Vor Dir ſteht der Geſandte der Ritter von Rhodus, Comthur Villiers, Deine Wünſche zu hören und Dir des Ordens Hülfe zu bringen auf gute Bedingung!“

„Sei mir gegrüßt, edler Comthur, im Namen Gottes! Du ſiehſt mich, geſtürzt von der Höhe der Herrſchaft, Euren Orden um Schutz bitten. Iſt Barmherzigkeit gegen den Schwachen, Großmuth gegen den Feind, wie man ſagt, Eurer Brüderſchaft Tugend, daß Ihr mich und die Meinen nicht ſchimpflichen Ketten wie Sklaven preisgeben werdet, noch unſerm Gewiſſen Zwang anthun, ſondern uns unſerm Glauben dienen laßt, wie unſere Väter gethan haben? Könnt und wollet Ihr mir ſo Schutz und Friede geben, als einem Fürſten, der freiwillig Eure Freundſchaft geſucht, ſo will Dſchem hinfort der Freund Eurer Freunde, der Feind Eurer Feinde ſein! Allah ſei über mir!“

„Dſchem,“ und Villiers’ Stimme klang ernſt, faſt kalt, „Sohn Mahmud’s, des Bedrängers der Chriſtenheit! Du haſt Dich zu uns um Schutz gewendet gegen die Macht Deines Bruders Bajeſid, und Dein Sohn Amurad wie Suleiman Bei iſt uns Bürge und Geißel geworden für Deine Redlichkeit! Auf Befehl des hochwürdigſten Ordensmeiſters Pierre d’Aubuſſon verheiße ich, Philipp Villiers de l’Isle Adam, Dir: daß Du und wer bei Dir iſt, ſicher von hier nach Rhodus geleitet, daſelbſt, wie Deinem Fürſtenrange geziemt, gehalten, geſchützt, und in Deinen Plänen, ſoweit ſie der Chriſtenheit förderlich, unterſtützt werden ſollſt. Daß Du endlich in Sitte und Glauben Deiner Väter leben ſollſt mit den Deinen ungekränkt, falls Du ſchwörſt und unterſchreibſt für Dich und Deine Leute: daß Du eben ſo wenig wie Einer der Deinen Rhodus jemals verlaſſen willſt ohne Erlaubniß des Großmeiſters St. Johann, daß Du mit keinem Herrſcher, weder des Abend- noch Morgenlandes, Verträge ſchließen, Freundſchaft halten, Pläne zu irgend welchem Zweck verabreden, oder Geſandte und Unterhändler empfangen noch abſenden willſt, es ſei denn mit Erlaubniß und Vorwiſſen des Ordens und Meiſters St. Johann auf Rhodus. — Sprich, willſt Du dies Pergament unterſchreiben, Fürſt?“ — und Villiers ließ einen lauernden Blick voll Mißtrauens auf Dſchem und die Uebrigen gleiten.

Der Herrſcher hatte ihn unverwandt und ruhig angeſehen. Er machte den Seinen ein Zeichen. Alle erhoben ſich und traten zur Seite.

„Reich’ mir die Feder und dies Schreiben, Suleiman!“

Er ließ einen prüfenden Blick auf das Pergament fallen und ſtarrte ſinnend einen Augenblick vor ſich hin. Dann unterſchrieb er raſch und reichte bewegt die Feder dem Sohne. Hierauf zog er den Koran aus dem Buſen, erhob ihn feierlich an die Stirn und wendete ſich gen Oſten.

„Ich, Dſchem, Herrſcher der Moslemen, ſchwöre beim Buch des Himmels, vor Dir, Du wunderbarer Gott, daß ich dies Alles, was ich unterſchrieb, mit den Meinen halten wie thun werde, und gebe mich in die Gewalt des Ordens Johannes von Rhodus für immer!“

„Amen,“ riefen die Ritter. Villiers war ſichtlich erregt. — Er breitete zur Anerkennung des Ordensſchutzes ſeinen Mantel aus und umſchloß Dſchem. — „Durch mich giebt Dir hinfort der Orden Friede, Schutz und Freundſchaft! Er erkennt Dich als den wahrhaften und einzigen Soldan und Herrn der Muſelmänner. Nimm die Stätte ohne Arg und Hehl, die Dir unter uns bereitet iſt!“

Sie reichten ſich die Hände. Alle Höflinge Dſchem’s unterzeichneten mit Amurad die Schrift, dann trennte man ſich beim Grauen des Morgens, um ſich zum Ausbruch zu ſtärken und zu rüſten.

Der Tag verſtrich den Bewohnern von Chonae unter Vorbereitungen zum Abzug. Der wackere Ferad-Thagi ließ die Kameele und Dromedare beladen, die Golams und die Leute Duban’s ſo gut wie möglich ausrüſten. Ali-Beg, der Kämmerer, nahm die immerhin noch erheblichen Reichthümer des fürſtlichen Hofſtaats in Verwahrung, Ruſtum ließ die Tragbetten, Koffer wie Hausrath des Anderoom herrichten und packen, während Amurad und Scharkan alle wichtigen Papiere, und was ſonſt den Herrſcher perſönlich anging, ordneten und in Sicherheit brachten. Die Frauen hatten natürlich ebenfalls alle Hände in Bewegung. Dſchem aber ſaß allein, apathiſch in ſich verſunken, und blickte traurig ſinnend aus den Fenſtern ſeines Gemachs hinab auf das Treiben ſeiner Leute, hinüber in die Berge und Schluchten des theuren Landes, von dem er bald ſcheiden ſollte, gleich wie die Sonne eben vom Himmel ſchied. Mochte er, wie ſie, je wiederkommen? Allherrſchend, ſiegreich? — — Das Tagesgeſtirn war langſam verſunken, tiefe Schatten des Abends bedeckten die Gegend. — Da wurde das Thal lebendig! Speere, Harniſche und Eiſenhauben blinkten im Mondlicht, und aus der Schlucht empor raſſelten gepanzerte Reiterſchaaren der Ritter St. Johann, voran das lichte Banner. Wenige Augenblicke ſpäter ward Villiers gemeldet und trat bereits gerüſtet ein.

„Siehſt Du die Reihen unſrer Streiter, edler Soldan? Sie ſind voll Kühnheit gekommen, Dich zu geleiten, daß kein Haar in Deinem Bart gekrümmt werde. Es iſt Zeit! Halte Dein Gelübde, und Du wirſt finden, daß unterm Eiſenpanzer, unterm Kreuze reinere Herzen ſchlagen, als in dieſem entarteten Lande. Wir warten Deiner vor der Feſte!“

Der Ritter entfernte ſich, ſammelte ſeine Leute, und bald verließen die Chriſten das Thor, um jenſeit Chonae auf dem Plan ſich zu den dunklen Reihen der Ordensſtreiter zu geſellen.

Ein Seufzer, ſeiner Vergangenheit gewidmet, entſchlüpfte des Sultans Lippen, dann klatſchte er in die Hände und befahl die Roſſe.

Nachdem im Hofe die Frauen, tief verhüllt, nebſt Abdallah die Tragbetten beſtiegen hatten, ſchwangen ſich Dſchem und Amurad auf die Roſſe. Hinter Erſterem ritt Thagi-Chan, deſſen leichte Fleiſchwunde verbunden worden, hinter dem Prinzen Scharkan. Ruſtum und die Golams umgaben ſie, Ali-Beg, Alſaki und Suleiman ritten voran, die belaſteten Kameele folgten, auf deren einem der Daneſch ſaß, den Tſchengir, die ſyriſche Laute, in der Hand. Duban mit ſeiner kleinen Beſatzung machte den Schluß. Schweigend zog man durch das Thor auf die kleine Ebene vor Chonae. — Im weiten Kreiſe, wie Statuen von Eiſen, ſaßen die Ritter St. Johann zu Roſſe und warteten, in ihrer Mitte hielt Villiers. Als Fürſt Dſchem ſich nahte, ſenkten ſie die Speere zu ritterlichem Gruße.

„So übergebe ich mich denn,“ rief Dſchem hochaufgerichtet im Sattel, „dem Orden St. Johannes und ſeiner Ehre im Namen Gottes!“

„Und im Namen Gottes führen wir Dich gen Rhodus und grüßen Dich, Dſchem, Beherrſcher des Morgenlandes, als Freund des Kreuzes!“

„Amen!“ tönte es durch die geharniſchten Glieder. Die Trompete klang! Die Ritter ſchwenkten ein, rings einen Eiſenwall um die flüchtige Fürſtenfamilie bildend. Langſam zog man zu Thale.

Da griff der tolle Daneſch in des Tſchengirs Saiten! Klagend wie ein Todesſeufzer flatterte ſein Lied durch die ſtillen Thäler:

„Entfernt von ſeinem Lande*)
Irrt des Propheten Sohn.
Wann wird die Sonne ſcheinen?
Wann endet dies lange Weinen? —“

„Hund, ich durchrenne Dich mit dem Speer!“ knirſchte Amurad, zornig ſich wendend, „willſt Du uns verrathen?!“

„Verrathen?“ grinzte der Medſchun. „O, Sohn eines thörichten Vaters, das ſeid Ihr ſchon!!“

IV.

Der nordöſtlichſte, vierte Theil der Stadt Rhodus, auf einem immer mehr anſteigenden Hügel gelegen, iſt die Ordensſtadt, auch das Caſtell St. Jean genannt, bedeutend höher als die Unterſtadt gelegen und von derſelben durch eine mit Thürmen verſehene Mauer getrennt, die vom Baſtion Auvergne erſt ſüdweſtlich bis in die Nähe des Georgsthurmes, dann ſüdöſtlich parallel der Stadt bis zu dem Catharinenthor und dem Platz Etienne hinlief. Man betrat dieſen geweihten berühmteſten Bezirk von Rhodus durch drei Thore. Das eine, weſtliche mündete nach der unteren Stadt und auf die Straße Cosquino, welche bis zum Thor St. Jean führte, durch das zweite, öſtliche Thor, die porta castello, erreichte man den Cavalierhaſen, die zweite Hälfte des großen Kriegshaſens, der es direct mit dem öſtlichen Theile der Ordensſtadt und den inneren Werken von St. Nicolas, Naillac wie dem Galeerenhaſen verband. Der dritte, hauptſächlichſte Eingang im Süden führte über den Platz Etienne zum Catharinenthor und zu dem Bazar; es war das Thor Etienne.

---

*) „Baad menbeled ho.“ Arabiſches Wüſtenlied.

Trat man durch daſſelbe in die Ordensſtadt, ſo hatte man zur Linken das Kloſter und Hoſpital, rechts an der Mauer die Kirche der heiligen Catharina. Statt des chaotiſchen Treibens der unteren Stadt, des Tumults bei Handel und Wandel, des Gewirres von hundert Sprachen in tauſend Kehlen umfängt uns hier eine heilige Stille, die Ruhe des Sabbaths und der Beſchaulichkeit. Weiter vorſchreitend und ſich mit dem Rücken gegen die Catharinenkirche wendend, ſieht man die Straße der Ritter (rue des chevaliers) empor. Das Eckhaus links iſt das Hoſpiz, rechts liegt das zweite Ordensſpital. Die Barmherzigkeit alſo eröffnet den Ehrenweg der Ritter. Wir treten zwiſchen zwei alten hohen Säulen, deren Capitäle eine Weltkugel mit einem Sternenbande umwunden tragen, in dieſe denkwürdige Straße. Links an's Kloſterhoſpiz ſtößt die Auberge (Kaſerne) der Zunge Portugal mit ihrer Priorei, rechts die der Zunge von Italien. Neben letzterer liegt die Auberge Frankreich, ihr gegenüber neben der Portugals die der Provence und Auvergne. Eine kleine Querſtraße rechts, welche gegen den Galeerenhaſen ſich erſtreckt, trennt die Auberge Frankreich von der Priorei von Spanien; links der Auvergne folgt Aragon, der Zunge England gegenüber. Eine Querſtraße, links vom weſtlichen Caſtellthor und der Strada Cosquino heraufkommend, trennt Aragonien von der Priorei der deutſchen Zunge, welcher das erzbiſchöfliche Palais gegenüber liegt. So bis an's Ende der ſich den Hügel emporziehenden Rue Chevalier gekommen, ſtehen wir vor einem weiten, mit Raſen bedeckten Platze; hier iſt das Herz, das Palladium und Heiligthum von Rhodus. Links auf ihm ſteht die ehrwürdige Kirche Johannes Baptiſta, des Ordenspatrons, es iſt die Kathedrale von Rhodus; rechts auf dem höchſten Theil der Stadt breitet ſich mit trotziger Macht und gebieteriſchem Ernſt die weite Meiſterburg aus, in der Mitte aber im Hintergrunde des Platzes liegt in ſtillem, geheimnißvollem Ernſte die Loge der Ritter, umgeben mit ewigblühenden weißen und rothen Roſenbüſchen. Palmen und Cypreſſen werfen ihren zauberiſchen Schatten über ſie hin, während links und rechts vor ihrem Eingange, wo die beiden Sphynxe liegen, zwei hohe rothblühende Akazienbäume ſtehen, deren Blüthenriſpen und Zweige träumeriſch niederhangen. Von der Rue Chevalier geht ein breiter Weg nach dem Portal der Loge, von zwei Säulen und einem dreieckigen antiken Frontiſpice getragen, in welchem auf rothem Grunde das weiße Balkenkreuz erglänzte, von zwölf Sternen umgeben. Dieſen Weg durchſchnitt rechtwinklig, alſo die Kreuzform bildend, ein anderer Weg, der über den Platz laufend die Meiſterburg mit der Kirche St. Johannes verband. Wo beide Wege in der Mitte zuſammentrafen, ſtand ein Springbrunnen. — Wie ſinnig war doch das alte Ritterthum Johannes! Mit der Barmherzigkeit ihren Weg beginnend, gelangten ſie zwiſchen den Aubergen der Zungen aller chriſtlichen Nationen der Erde zur Höhe, dem Ziele ihres Pfades, wo links der Glaube (Kirche St. Johann), rechts die Stärke (die Meiſterburg), zwiſchen beiden inne aber die Bruderliebe (Loge St. Jean) thront, durch die allein Glaube wie Kraft hienieden ſegensreich wirkt. Bei dieſer geweihten Stelle hört jede Wanderung, das Ziel des Lebens, auf, und die Akazien und Cypreſſen winken als Vorboten des Jenſeits!*) —

Der Morgen des 23. Juli 1482 ſah die Bevölkerung von ganz Rhodus auf den Beinen. Die Einwohnerſchaft, wohl zu jener Blüthezeit der Stadt an 100,000 Seelen ſtark, abgerechnet die Ordensritter, die ſtehenden Soldtruppen, die Soldaten und Matroſen der Ordens-Marine, ferner die Garden des Großmeiſters, welche zuſammen an 20,000 kampfgewohnte Männer in ſich ſchloſſen, hatte ſich im Feſtſchmuck verſammelt und drängte ſich mit geräuſchvoller Fröhlichkeit durch die Straßen, welche, namentlich um den Platz Etienne und die Ordensſtadt ſelbſt, mit grünen Reiſern, Laubwerk und Blumen beſtreut und geſchmückt waren. Aus den Fenſtern, von Balkonen und Erkern hernieder hingen koſtbare Teppiche, Guirlanden und Feſtons und ſpannten ſich über die Straßen; die bunten Paniere aller Ordenszungen wehten von den Aubergen; die zwei großen Ordenshoſpize trugen auf ihrem Dache die himmelblaue Fahne mit ſchweren goldnen Franzen, in welche das bleiche Haupt des Täufers auf der goldnen Schüſſel gewirkt war. Von der Meiſterburg aber rauſchte das große rothe Ordensbanner mit dem Balkenkreuz, weit in der See erkennbar! Alles drängte ſich der Ritterſtadt, dem Platze Etienne, dem Catharinenthor und großen Hafen zu, in welchem alle Schiffe geflaggt hatten, und auf deren Maſten und Raaen ſich das tolle Volk der Matroſen feſtlich geſchmückt wiegte. Die Dächer der Häuſer und Buden waren mit erwartungsvollen Gaffern beſetzt, die ſchönen Frauen und Mädchen von Rhodus lehnten in den Fenſtern, Erkern und auf den Balkonen. Dazu der tiefblaue Himmel mit leuchtendem Sonnenglanz erfüllt, die bunten Trachten fremder, handeltreibender Völker, rhodiſcher Bürger und ihrer Frauen, der Juden, die, unterm Ordensſchutze weniger verſchüchtert, aus ihrem Ghetto kamen, die Sammet- und Seidengewänder der Edelleute, ihrer Damen und Diener, welche in Rhodus lebten und den Hof des Großmeiſters beſuchten, dies Alles bot ein Bild von Reichthum, Poeſie und Naturſchönheit, wie es feenhafter kein Ort der Erde, keine Epoche des Mittelalters zu bieten vermochte. Die Ueppigkeit, der Sinnengenuß, die ſchwelgeriſche Natur des

---

*) Durch das letzte fürchterliche Erdbeben des vorigen Jahres ſind auch die letzten Reſte der ehrwürdigen Ruinen verſchwunden.

Morgenlandes reichte hier der Romantik des chriſtlichen Ritterthums des Nordens die Hand, und wie die ſyriſchen Lieder mit denen der Provence, Deutſchlands und Englands zuſammenrannen, das Ginnenmärchen neben der Legende und der Aventure die Herzen berauſchte, ſo klang auch der Glocken- und Orgelton von St. Jean herüber, ohne ſich durch das Gebet der Synagoge und der kleinen Moſchee, unweit der erſteren, entehrt zu fühlen, ein ſchönes Bild humaner Toleranz, die ihres Glaubens ſich zu ſicher weiß, um Anderen den offenen Erguß ihrer Empfindungen über das Göttliche zu mißgönnen.

Wem aber galt dieſe außerordentliche Feier?

Dem Siege Johannes, einem Siege, deſſen Bedeutſamkeit bald das Morgen- und Abendland in Bewegung ſetzen ſollte! Noch waren es nicht drei Jahre her, daß der mächtige Mahmud II., der Sieger in hundert Schlachten, der Eroberer des ganzen Orients, Rhodus fruchtlos belagert hatte und verzweifelt ſtarb, und heute zog Dſchem, ſein Lieblingsſohn, Hülfe und Schutz ſuchend in Rhodus ein, unter dem Kreuz ein Aſyl, bei dem größten, unbezwungenen Feinde ſeines Vaters Recht und Erbarmen ſuchend!

Schon vier Tage vorher hatte der flüchtige Sultan glücklich unterm Ordensgeleite die kariſche Küſte und Pyskus erreicht, wo die Galeere des Großmeiſters ihn erwartete, er ſich alſo außer Gefahr befand. Die Reiſe bis dahin war indeß nicht ohne Anfechtung abgegangen; denn die beiden, ſeinem Bruder Bajeſid ergebenen, längſt gefürchteten Befehlshaber von Laoditſche und Segaleſch hatten Wind bekommen und ihm mit 600 Mann den Weg verlegt, um ihn aufzuheben. So gab's denn einen harten Strauß, bei welchem einige Ordensritter und über ein Dutzend leichter Reiter theils das Leben laſſen mußten, theils verwundet wurden. Die ritterliche Art aber, wie die Brüder St. Johann ihn geſchützt, wie Graf Mortemar den tollköpfigen Amurad und den Thagi-Chan mit höchſter Lebensgefahr aus den Gegnern herausgehauen, hatte auf den Fürſten einen tiefen Eindruck gemacht. Als endlich nach zweiſtündigem heißen Kampfe die Truppen Bajeſid's das Feld in wirrer Flucht geräumt und der mit Wunden bedeckte Mortemar aus dem Getümmel gebracht wurde, war Sultan Dſchem vom Pferde geſtiegen, ihm entgegengeeilt, um ihm mit naſſem Auge für das Leben ſeines Sohnes zu danken, und befahl dann den Frauen, die Tragebetten zu verlaſſen, um Mortemar und ſeine verwundeten ritterlichen Genoſſen in dieſelben zu legen. Zwar machte Villiers Einwendungen, aber Dſchem und Amurad ſchworen, lieber mit Weib und Kindern zu Fuß zu gehen, ehe ſie undankbar ſeien! Die Frauen legten demnach den Reſt der Reiſe auf Dromedaren zurück und erkundigten ſich oft nach den Verwundeten, die Alfaki pflegen mußte. Dieſes großherzige Benehmen der geſtürzten Fürſtenfamilie verfehlte nicht, de Villiers und die Ritter für ſie unendlich einzunehmen, beſonders Dſchem, Amurad und Tagi-Chan hatten durch Muth und Liebenswürdigkeit alle Herzen gewonnen. Als ſie Pyskus glücklich erreicht hatten, war bereits die Kunde des beſtandenen Kampfes ihnen vorausgeeilt. Sie wurden feierlichſt von Don Alvar de Suniga, Groß-Prior von Aragonien und Drapier des Ordens, nebſt den Großkreuzen aller Zungen, empfangen.*) Dieſe und ein Theil der großmeiſterlichen Garden ſollten den Fürſten nach Rhodus geleiten. Der Großmeiſter hatte ſeinen eigenen Oberſtallmeiſter und den Maitre de Garderobe mit einer glänzenden Ausſtattung geſendet, damit, wie Suniga ſagte: „der Herrſcher des Orients, der Freund und Bundesgenoſſe des Ordens nicht arm und unköniglich in ſeine neue Heimath komme!“

Amurad hatte nicht zu viel geſagt, wenn er behauptete, in Rhodus werde ſich die ganze Lage ſeiner Familie ändern. In Pyskus angelangt, von dem Benehmen des Ordens gerührt und geſchmeichelt, ward Dſchem's Blick freier, ſein Herz begann ſich zu beruhigen, und alle trüben Zweifel und Ahnungen zu verbannen. Das erſte Mal, ſeit er

---

*) „Description des Monuments de Rhodes“ par le Colonel Rottiers. Bruxelles, de Tence, Frères S. 87.

Scutari meiden mußte, ſank er mit den Seinen zufrieden auf das Ruhekiſſen, und hoffnungsreiche, leuchtende Träume umwogten ihren Schlummer. Am nächſten Morgen, von Suniga, Villiers, den geſammten Großkreuzen und Rittern geleitet, beſtieg der Sultan mit ſeiner Familie die Großmeiſtergaleere. Der Anker hob ſich aus den Wellen! Einen ſchwermüthigen Blick hinüber gen Stambul ließ der Entthronte ſchweifen, die Ruder ſenkten ſich im Takte, und dahin rauſchte das Fahrzeug, gefolgt von ſechs anderen Ordensgaleeren, den Schnabel nach Rhodus gewendet. — Die Fahrt von Pyskus nach Rhodus, ſonſt in einem Tage und einer Nacht zurückgelegt, dauerte wegen plötzlich ſtürmiſchen Wetters über zwei Tage, und man war herzlich froh, als man an Chrio in der Bucht von Telmiſſus anlegen konnte. Es war gerade, als würfen die Wogen den fliehenden Fürſten wieder nach Aſien zurück, als wolle der Orient ihn ſo lange wie möglich an ſich feſſeln. Zu Telmiſſus nächtigten ſie alſo noch einmal auf aſiatiſchem Gebiete, um am nächſten Morgen ihren Einzug in Rhodus zu halten. — Dieſer leuchtende Morgen, zauberiſch lachend und geſchmückt mit allem Naturreiz, der 23. Juli brach an. Als die Großmeiſtergaleere die Bucht von Telmiſſus verließ, begannen alle Glocken von Rhodus zu läuten, es war wie ein feierlicher Morgenſegen, den das Chriſtenthum den Flüchtlingen entgegenbrachte; ein Triumphgeſang, den die Siegerin Rhodus anſtimmte, da der Sohn ihres Todfeindes als Hülfsbedürftiger nahte, und wohl nie waren die Herzen der Ritter von ſtolzerer Befriedigung erfüllt, als an dieſem Tage, der die kühnſten Hoffnungen der Chriſtenheit, die weittragendſten Folgen in ſeinem Schooße barg.

Raſch glitt das Großmeiſterſchiff, umgeben von fünf Ordensgaleeren, durch die Fluth, während die ſechſte vorauseilte. —

Immer weiter hinaus rückte Carien, immer mehr breitete ſich das felſige, grünbelaubte Ufer von Rhodus aus. Man ſah Camiroe, Cremaſto, Villanova und die Feſte St. Etienne au mont, die eben ihren Kanonengruß über die Waſſer ſendete, welchen Herr Nicklas von Cöln, der Stückmeiſter des Meiſterſchiffs, krachend beantwortete. Wie ſie das Cap Kumburnu in weitem Bogen umſchifft hatten, erblickten ſie das bisher vom Stephansberge verdeckte Rhodus in voller Majeſtät des leuchtenden Morgens. Eine Unzahl geſchmückter Barken, beſetzt mit geputzten Rhodiſern, empfing ſie, und beim Galeerenhafen wie an Fort Nicolas vorbei ſchwammen ſie unterm dreimaligen Gruß ſämmtlicher Batterien, in den ſich der feierliche Klang der Glocken miſchte, den Werken Naillac und Molino und dem Hafeneingange zu. Einen Augenblick ſpäter, und er hatte ſie in ſeine Felſenarme aufgenommen, das Schiff legte am Catharinenthore bei. Alle Mauern und Thürme, der Kai, das Thor ſelbſt war mit Menſchen bedeckt, von Blumen und Fahnen geſchmückt, als empfänge man den erſten König der Chriſtenheit. Eine Brücke, mit köſtlichen Decken belegt, ſtellte eine bequeme Verbindung mit dem Lande her, und jenſeit derſelben hielt ein Zug Ordensritter zu Pferde, Dſchem zu empfangen. Zwiſchen Villiers und Suniga betrat der Fürſt die Brücke; ihm folgten Amurad und Abdallah zwiſchen Thagi-Chan und Mortemar, dann Suleiman, Scharkan und Duban. Hierauf, von Ruſtum und Sakirſad eröffnet, erſchien der Zug der verſchleierten Frauen und Sklavinnen, von Golams umgeben, zuletzt Ali-Beg, Alſaki, der Medſchnun und das unterwegs zuſammengeſchmolzene Häuflein der Beſatzung von Chonae. Als Dſchem unter hellem Zuruf und Karthaunendonner das Land betrat, führte ihm der Oberſtallmeiſter des Großmeiſters einen ſchwarzen Hengſt vor, mit goldener Decke und rothem Geſchirr geſchmückt; die Sultanin beſtieg eine Iſabellenſtute, einen Zelter, himmelblau mit Silber aufgezäumt; Amurad ſchwang ſich auf einen Falben, und reich bedeckte, mit Tragſeſſeln verſehene Kameele nahmen die übrigen Frauen auf. Alle Anderen gingen zu Fuß. Ueber Blumen und Laubwerk zog man durch's finſtere, ehrwürdige Catharinenthor, vorauf eine Bande Trompeter, voran den Heerpauker und die Ordensfahne, geführt von dem Ordenskanzler, dem finſterblickenden Don Andrea d'Amaral, Großprior von Caſtilien und Caſtellan von Amposta, umgeben von Prioren, Comthuren und den Großkreuzen. Dann ſchritt Mortemar an der Spitze der Meiſtergarde. Auf ſie, gehüllt in ſchwarzen Sammet mit rothen Pallien, darin das Kreuz in Gold geſtickt, folgten zu Fuß die ſieben Dits von Jeruſalem, die Sager oder Sprecher (von dire, direr, ſagen, ſprechen), Lehrer der ſieben freien Künſte des Ordens, welche zur erſten Klaſſe der Donaten gehörten. Ihnen vorauf ſchritt der Almoſenier des Meiſters mit vier Caplänen. Dſchem erſchien allein; die langen, quaſtenreichen Zügel ſeines Roſſes hielten vier Pagen des Meiſters, weiß und in Gold gekleidet, junge Männer aus den erſten Häuſern von Rhodus. Hinter dem Gatten, zwiſchen Amurad und Abdallah, folgte Zoë, dann die übrigen Frauen auf Kameelen, von Golams behütet, des Soldans Hofſtaat und Trabanten. Auf dem weiten Platze Etienne, wo ein Meer von Menſchenköpfen wogte, die Häuſer bis an die Dächer beſetzt waren mit Zuſchauern, begrüßten donnernder Zuruf und Fanfarenſchall, wehende Fahnen und flatternde Tücher die fürſtlichen Flüchtlinge. Die Damen von Rhodus, die Frauen der Bürger warfen von Fenſtern und Balkonen einen Blüthenregen auf ſie nieder. Da ſchwoll das Herz des armen Dſchem und bebte vor namenloſer Rührung, ſeine Augen wurden feucht von Thränen. Bajeſid, ſein Bruder, hatte ihn vertrieben, ſo nahmen ihn Chriſten auf! — Mitten auf dem weiten Platze hielt auf mächtigem Eiſenſchimmel, der, mit ſchwarzer Sammetdecke geſchmückt, einen Straußenbuſch auf nickendem Haupte trug, der alte Held Pierre d'Aubuſſon, Großmeiſter von Rhodus, der trotzige Gegner des todten Mahmud, die Soutanella von ſchwarzer, gewäſſerter Seide umſchloß ihn bis zum Knie, die Beine verhüllte die enge ſchwarze Strumpfhoſe, den Fuß bedeckte der goldene Schuh, auf der Bruſt glänzte das große Linnenkreuz, ein anderes kleineres von Gold am ſchwarzen Bande umſchlang ſeine ſteife Brabanter Halskrauſe. Von den Schultern floß der herzogliche Mantel von ſchwarzem Sammet mit dem Ordenskreuz, ſein Haupt deckte die Toque, das ſchwarze hohe Sammetbaret mit Straußenfedern, am goldenen Gürtel hing links das Ordensſchwert, rechts die Escarelle, die goldene Almoſentaſche. Es umgaben ihn die Großprioren aller Zungen, die Commendatoren und höchſten Ordensämter, ſein ganzer glänzender militäriſcher Hofſtaat, endlich der Biſchof von Rhodus und Monſignore Travigna, Cardinallegat des Papſtes, in vollem Kirchenornat.*) — „Christus victor omnium“ erhob ſich das Lied der Brüder und unterbrach den Jubel der Menge.

Dſchem hielt vor d'Aubuſſon, der ſeine Arme in orientaliſchem Gruße über der Bruſt kreuzte; der Geſang verſtummte.

„Sei von mir und aller Chriſtenheit auf Erden gegrüßt, Dſchem, Sultan des Orients, Sohn Mahmud's. Mag Deine Hoheit unter uns leben in Frieden, Sicherheit und Freundſchaft. Gefällt es aber dem allwaltenden Gott, den jede Zunge in ihrer Weiſe lobt hienieden, Dich einzuſetzen wiederum in Deines Vaters Reich, ſo gedenke dieſes Tages, gedenke, daß Dein Vater die Friedensacte von Sanin feierlich beſchwor, und vergilt mit treuem Gewiſſen, was die Diener des Heilands Dir Gutes gethan in dieſer Stunde!“

„Laß auch mich,“ und der Biſchof von Rhodus trat zu dem Moslemfürſten, „auch mich Dich grüßen im Namen Gottes und der Heiligen! Laß mich Dich ſegnen, weil Du kommſt, wie man kommen muß zu Gott, mit bewegtem Herzen!“ Er machte vor ihm das Zeichen des Kreuzes.

Dſchem kreuzte die Arme auf der Bruſt. — „Großer Meiſter des gefürchteten Ordens der Ritter St. Johann, ich werde dieſes Tages gedenken immerdar, wo Deine edlen Brüder mich und die Meinen mit ihrem eigenen Leben beſchützt haben vor den Schaaren meines Bedrängers, wo Deine Hoheit mich aufgenommen hat in ſein Land unter ſeinen ſtarken Schutz. Was ich gelobt und unterſchrieben, will ich halten beim höchſten Gott, und ſo ich je erringe die rechtmäßige Herrſchaft von meines Vaters Reich, ſoll Jeruſalem, und was den Chriſten heilig iſt, Euch eröffnet und zugehörig ſein, wie mir, und ewige Freundſchaft leben zwiſchen mir und Euch, um dieſes Tages willen! Zum Zeichen deſſen gebe ich Dir dieſe Streitkeule, großer Meiſter, ſo mein Vater ſtets geführt als ſiegreich Heiligthum, und das ihm Glück brachte auf allen ſeinen Zügen. Sie ward geſchnitten von einem eroberten Balken jenes Kreuzes, an dem der große Salib*) hing, den auch wir als Verkünder Gottes verehren. Möge ſie ſeinen Bekennern eine Gewißheit ſein, daß der Kampf zwiſchen Halbmond und Kreuz begraben iſt. Gott iſt Gott, er läßt die Sonne ſcheinen der ganzen Welt!“ **)

---

*) Siehe Rottiers S. 89 und 90.

Damit überreichte er d'Aubuſſon den Kolben. Der Großmeiſter küßte dieſes Geſchenk ehrfurchtsvoll. „Möge dies Heiligthum hinfort der Liebe geweiht ſein, es hat dem Haß als Stachel genug gedient! Der Scepter und Talisman Deines Vaters, heut in unſre Hand gegeben, iſt mehr als alles Andere ein Unterpfand Deiner reinen Abſichten! Gelobt ſei Gott!“

Das Volk ſank auf die Kniee, als der Großmeiſter die Reliquie dem Biſchof übergab, derſelbe ſie conſacrirte und in die dargereichte Kapſel ſchloß, damit ſie fortan in der Kirche St. Johannes bewahrt und verehrt werde. Als d'Aubuſſon darauf Dſchem in ſeine Arme ſchloß, da jauchzten die Ritter und das Volk; es war eine Freude, als wenn Jeruſalem neu erobert ſei. Fanfaren ſchmetterten wieder, d'Aubuſſon, neben Dſchem reitend, ergriff deſſen rechte Hand, als führe er ihn; die Ordensritter ſchloſſen ſich an, und langſam über den Platz hin bewegte ſich die Cavalcade durch das Thor Etienne zur Ordensſtadt.

Am Anfang der Rue Chevalier bei den Säulen hielten ſie. Ein Mädchen, in roſenfarbene Gewänder gehüllt, Myrtenzweige durch's lange Goldhaar gewunden, reichte Dſchem einen Palmenzweig. „Aus der Hand der Unſchuld komme Dir der Friede! Mag er über und in Dir wohnen, vielgeprüfter Fürſt, ſo lange Du unter uns weilſt! Rhodus grüßt Dich als Heimath!" — Und zur Sultana tretend, bot ſie ihr einen Strauß voll Roſen. „Unſer Gott iſt die Liebe, und wo Liebe wohnt, iſt auch er. Du Fürſtin, die Alles mit dem Gatten aus Liebe getragen, nimm ihr Sinnbild, die Roſe, das Wahrzeichen von Rhodus. Gott erhalte Dich in der Liebe!"

---

*) Jeſus.

**) „Dawier dunies“ heißt die arabiſche Formel.

Da löſte Zoë die koſtbare Diamantagraffe von ihrem Buſen und legte ſie in des Mädchens Hand. „Ich kann Dir mit nichts danken, Mädchen von Rhodus, als der Bitte: trockne mit dieſen blitzenden Steinen, dieſen erſtarrten Thränen, die Thränen der Armen dieſer gaſtfreundlichen Stadt, daß ſie ſich des Herzens der armen Zoë freuen mögen, welches dankbar iſt für das, was Rhodus und ſeine ritterlichen Söhne für Diejenigen gethan, welche ich mehr liebe als mein Leben!"

„Amen!" riefen von begeiſtertem Stolze erfüllt die Ritter, und unterm Jubeltoſen der Menge zog man die Straße empor bis zum Palaſt der Zunge Frankreich.

„Hier, mitten unter uns," ſagte d'Aubuſſon, „ſollſt Du wohnen, ein Gaſt Johannis. Jeder meiner Brüder wird ſich beeifern, Dir gefällig zu ſein. Tritt ein!" — Sie verließen ſämmtlich die Pferde, die Frauen die Kameele, Dſchem, Zoë an der Hand, nebſt ſeinem Hofſtaat, von d'Aubuſſon allein geleitet, betrat das blumengeſchmückte Portal, auf deſſen Schwelle Emery d'Amboiſe, Großprior von Frankreich, mit zwei Commendatoren ſie empfing. Die übrigen Ordensritter blieben auf der Straße halten, um den Meiſter zu erwarten. Dieſer und d'Amboiſe zeigten den Ankömmlingen nun die weiten Räume, Garten und Hofraum der Auberge, fortan Dſchem's Aufenthalt. Mit wahrer Pracht hatte für ihn der Orden Alles in orientaliſchem Geſchmack eingerichtet und eine hohe Jahresſumme zu des Fürſten Unterhalt beſtimmt; die Zunge Frankreich war in die Meiſterburg quartiert worden. Nachdem Dſchem ſo in Beſitz des Palaſtes geſetzt worden und ſich d'Aubuſſon mit d'Amboiſe und deſſen Begleitern verabſchiedet hatten, beſetzten Duban's Leute die Pforte. —

Die Einzugsfeierlichkeit war ihrem wichtigſten Theile nach vorüber, die Johanniter geleiteten mit d'Aubuſſon erſt den Biſchof zur Kirche St. Johann, wo Dſchem's Geſchenk feierlichſt in den Schrein gelegt und Hochamt gehalten wurde, dann führten ſie den Meiſter zur Burg und zerſtreuten ſich in die Aubergen. — In der unteren Stadt dauerte der Jubel den ganzen Tag, Abends erleuchtete man die Straßen und Thürme. Auf der Meiſterburg aber, wo d'Aubuſſon Nachmittag den officiellen Beſuch Dſchem's empfangen, gab er Abends demſelben ein glänzendes Gaſtmahl. Dſchem lud für den andern Tag den Meiſter, die Piliers und Großkreuze zu ſich, und bewirthete ſie mit königlicher Pracht. — So ward von beiden Seiten nichts geſpart, das Freundſchaftsverhältniß dauerhaft zu beſiegeln. —

„Das iſt ein allzu glücklicher Anfang, Fabrice,“ ſagte Villiers, als er mit dem Commendator di Caretto vom Gaſtmahl der Meiſterburg heimkehrte, „zu glücklich, um nicht ſchlimm zu enden. Wenn die Tage kalter Ruhe und Ueberlegung kommen, die Fürſten des Abendlands, die — hochwohlweiſeſten Herren zu Rom die Sache wittern werden, dann mag ſich's zeigen, was Dſchem's Freundſchaft werth iſt!“

„Und doch haſt Du ſelbſt, Bruder Adam, Dein Urtheil ſehr zu Gunſten des Moslems geändert!“

„Gewiß! Dſchem iſt ein edles, dankbares Herz. Für ſeinen Sohn Amurad und den ritterlichen, hochherzigen Thagi will ich einſtehn, aber es ſind da noch andere Geſichter um ihn, die mir nicht gefallen. Gieb Acht, Ali-Beg und Suleiman ſind Spitzbuben. Wenn erſt die Unterhändler, Zwiſchenträger ſich einſtellen, Einſamkeit, Langeweile und mit ihnen die Sehnſucht alter Größe bei Dſchem einkehren werden! — Es gehört ein gar feſtgeſchloſſener Charakter dazu, alledem zu widerſtehen, und kein Schwur, kein Vertrag bindet ſo ſicher, daß ein ruheloſes Gemüth nicht Hinterthüren findet, ihm unter allerlei Vorwand zu entſchlüpfen.“

„Du warſt von Anfang an dagegen, ihn aufzunehmen, Villiers, und Deine Gründe ſind eben ſo klug wie gewichtig geweſen. Konnte man aber dieſe Gelegenheit, die man faſt eine wunderbare Fügung nennen kann, vorübergehen laſſen, dem Heidenthum in's Herz zu treffen? Wenn irgend wer, iſt's d'Aubuſſon, deſſen große Seele den alten Ordenstraum wahrmachen kann, den Orient zum Diener des Chriſtenthums zu machen!“

„Wohl, unter allen Lebenden kann er's am eheſten! Aber wenn's fehl ſchlägt, Bajeſid ſich doch hält? Wenn das gerade Anſtoß geben würde zu Rhodus Untergang? Es giebt kein ſo leuchtendes Ding, es hat ſeinen Schatten. Ach, Caretto, der Himmel läßt den Einzelnen nicht zu ſo großem Glück gelangen, das vergebens Generationen unſrer Ordensbrüder erſtrebten. Selbſt einem d'Aubuſſon wird es nicht gelingen.“

V.

Es mochten zehn oder zwölf Tage etwa nach dem Einzuge verfloſſen ſein, als Graf Mortemar und Louis de Gaſtineau, Commendator von Limoges, aus der Audienz von dem Großmeiſter kamen, durch's Portal die hohen Marmorſtufen hinabſchritten und, über den Platz der Loge St. Johannis langſam hinſchreitend, ſich abwärts zur Straße der Ritter wendeten.

Sie hatten eben die Mitte der Rue Chevalier und die Ecke der Auberge Frankreichs langſamen Schritts erreicht. Gaſtineau blieb, einen Moment ſinnend, mit leiſem Lächeln ſtehn.

„Unſre alte Priorei,“ begann der Johanniter wieder, „hat ſich's am vorigen Johannisfeſt nicht träumen laſſen, daß ſie je einen heidniſchen Hofſtaat bergen werde. Statt dem Geraſſel unſrer Waffen, den ernſten Liedern und Weisheitslehren der Brüder hat drinnen nun die ſyriſche Laute, Roſenduft und Tſchibukrauch und das arabiſche Märchen ſeinen Sitz aufgeſchlagen. Ich ſehe wohl, es muß, es kann nicht anders ſein, wohl uns, daß es ſo gekommen, — dennoch hat dieſe Veränderung etwas Widerſinniges, Unmögliches für mich! Pah, es iſt eben das Ungewohnte! — Wie jetzt Alles ſtill hier iſt, und vor einer Woche thronte in der Ritterſtadt Jubel und Feſtlichkeit. — Die beiden Ringſtechen, welche wir dem Sultan gaben, waren auch das Schönſte, was Rhodus je geſehn. Fünftauſend Zechinen ſoll der Ring mit dem Saphir werth ſein, den Herr Amaral aus Dſchem's Hand gewann!“

„Unſer Großmeiſter ſchenkte dem wackern Amurad aber einen koſtbaren Dolch, deſſen Steine ſchwerlich geringer an Werth ſind!“

„Ihr bekamt auch zwei Preiſe weg, Mortemar, den großen von der Sultana, welcher Alles in Schatten ſtellt, und — jenes Bouquet, das aus dem bewußten Fenſter fiel! Was?“

Mortemar erröthete tief. „Ach, die goldne Kette mit Rubinen der Fürſtin Zoë, meint Ihr? Ich werde ſie bei der erſten Schlacht für das Thronrecht ihres Gatten tragen!“

„Das Bouquet aber, Freundchen —!“

„Baarer Zufall,“ fiel der Graf ſtotternd ein. „Eine Schöne hat es wohl verloren, und ich hob den hübſchen Strauß auf.“

„Pfui, wer wird ſich vor dem Freunde ſo verſtellen! Ich hielt geradeüber an der Schranke und weiß, daß keine chriſtliche Frauenhand die Blumen warf! Es war ein Herzenspfand irgend einer ſchönen Tochter aus Ismael's Stamm, die Euch bezauberte. Leugnet Ihr etwa, daß

Ihr melancholiſcher ſeit dem Zuge auf Karien geworden?“

„Kommt weg, hier iſt's zu belebt,“ flüſterte Mortemar ſcheu, „man könnte unſer Geſpräch hören. Saht Ihr jenen griechiſchen Matroſen, der uns eben ſo ſcharf anblickte? Es treibt ſich allerlei Volk zu Rhodus um!“

Sie bogen in die ſtillere Querſtraße ein, welche, zwiſchen den beiden Aubergen von Frankreich und Spanien gelegen, durch den Schwibbogen nordöſtlich gegen das Fort Nicolas führte, und gingen dieſelbe hinab.

„Da Ihr's einmal geſehn,“ begann Mortemar leiſer und beklommen, „hilft kein Leugnen. Ja, Gaſtineau, ich liebe! Lacht mich aus, der Ihr dieſe Qual nicht kennt, aber ich liebe um ſo heißer, als dies Gefühl, trotz meiner dreißig Jahre, mir neu iſt, und — leider — hoffnungslos!“

„Aber wer iſt's von jenen Frauen aus Dſchem's Gefolge? Wie ward Euch Verſtändigung bei der Wachſamkeit der Golams möglich?“

„Ich ſah ſie zuerſt in jener Audienz zu Chonae, wo Dſchem die Urkunde vor Villiers zeichnete. Außer den Sklavinnen, die entfernt ſtanden, war Zoë, die Sultana, Laila, Amurad's Banon, und Chanſade, Dſchem's Tochter, zugegen. Sie waren ſämmtlich wohl tief verhüllt, aber durch die Augenlöcher des Borgo leuchteten mir die Blicke der Einen ſo unverwandt, ſo beredt, ſo verzehrend entgegen, daß ich die Senderin dieſer holdſeligen Geſchoſſe wohl, wie Ihr denken könnt, meinem Gedächtniſſe einprägte. Kleiner als Zoë die Sultana, augenſcheinlich voller als die ſchlanke Laila, trug ſie eine Perlenſchnur von grünen Steinen und Amuleten um die linke Hand.“

„Alſo Chanſade, Dſchem's Tochter, welche beim Einzug den Kufetan von roſa Taffet mit Perlen trug und das zweite Dromedar ritt? Unſre jungen Leute in der Stadt ſchworen, ſie müſſe die Schönſte unter Arabiens Töchtern ſein! Seht an, Ihr fliegt hoch! — Kamt Ihr der Schönen näher, Graf?“

„Sehr unvermuthet, Gaſtineau. Auf der karamaniſchen

Ebene, wo ich mit Garzia Ruiz und etwa zehn Anderen den tollen Amurad aus den Händen des Begs von Segaleſch riß, bekam ich mein Theil unter die Rippen, und faſt ohnmächtig von Blutverluſt, wurde ich aus dem Gefecht getragen. Dſchem's Dank kannte keine Grenzen, die Frauen mußten uns ihre Tragebetten einräumen, und Chanſade war die Erſte, welche das ihre verließ und auf's Rührendſte bat, man möge mich hineinbetten. Sie trug und trägt noch, um ſich mir kenntlich zu machen, die grüne Schnur. Als ich auf ihren Kiſſen lag, trat ſie raſch hinzu, in der lingua franca flüſternd: „Habt Dank, Herr, von Eurer Sklavin für ihres Bruders Leben!“ Ich weiß nicht, hob ein gnädig Lüftchen ihren Schleier, oder —“

„Mortemar, Ihr ſaht ſie?“

„Eines Athemzugs Länge nur, die Verwirrung des kaum beendigten Kampfes begünſtigte es —“

„Und ſo hatte Euch Frau Venus denn mit Haut und Haaren gefangen. Natürlich iſt ſie ſchön! —“

„So lieblich, wie kein Weib —“

„Das je geboren ward, verſteht ſich; ſie warf Euch während des Turniers den Strauß zu!“

„Ich geſteh's! —“

„Sie liebt Euch, edler Graf! — das thut mir leid!“

„Leid? Gaſtineau! Und Ihr wollt mein Freund ſein?!“

„Ja, aufrichtig ſchmerzt's mich, weil ich Euch eben liebe, Mortemar. Ich ſähe keinen Grund, warum Ihr einer ſchönen Houri nicht Eure ritterliche Verehrung widmen ſolltet, wenn die Schöne ſelbſt kalt und theilnahmlos bliebe, mit einem Wort dieſe Neigung nur dazu beitrüge, Euch zu ſtolzen Thaten zu beflügeln, ohne Euch in Unheil zu verwickeln. Liebe iſt aber etwas Unergründliches, das ſich auf religiöſe und nationale Unterſchiede nicht verſteht, und da Euch leider Chanſade Gegenliebe geboten, ſo werdet Ihr Beide Befriedigung ſuchen und die Schranken überſpringen, die Euch doch heilig ſein, für immer trennen müſſen! — Oder, mein einziger Freund, wollt Ihr einer Heidin Eure Hand reichen, Mißtrauen, Haß in Dſchem's

Familie tragen, die Pläne des Ordens, die Sache der Chriſtenheit durch eine unzeitige, unheilvolle Neigung vernichten? — Bajeſid hat ſeinen Bruder Dſchem zwar geſchlagen, des Thrones beraubt, aber ließ ihm ſeine Kinder. Wollen wir ihm das Letzte, Heiligſte antaſten, was der unglückliche Herrſcher hat, ſeinen Glauben, ſeine Familie? Vergiftet doch nicht Euer ganzes Leben, entſagt einer Neigung mit adliger Selbſtüberwindung, die Ihr als Chriſt, als Ritter, als Offizier des Meiſters und dienender Bruder des Ordens nicht hegen dürft ohne Schande!"

„Ihr habt recht, Gaſtineau," ſagte Mortemar ſchmerzhaft. „O, daß ſie mich lieben muß, die Unſelige! Es war kein bloßer Blumenſtrauß, ſondern ein Selam! Ein halbes Bekenntniß. Sagt mir, was ich thun ſoll; denn, bei der Hölle und ihrer Pein, ich kann in dieſer Sache mich ſelber nicht leiten! —"

„So nehmt meinen — wahrhaft brüderlichen Rath. Die Sache iſt wichtiger, ernſter, als wir vielleicht begreifen. Bringt dem Meiſter den Selam, ſagt ihm Alles! Dann iſt Euer Herz rein und frei. Zwiſchen der zarten Knoſpe Liebe bis zur wollüſtigen Blume Genuß liegt nur ein Hauch! Was Euch werden ſoll, laßt's Gottes Sache ſein. Dem Meiſter gehört über Euer Gewiſſen das Urtheil."

„Ich fühl's, Ihr rathet recht!" Mortemar ſeufzte tief, dann ſagte er matt mit zitternder Stimme: „Ich werde den Selam noch heute dem Meiſter bringen, Ihr habt das Wort eines Mortemar. Vielleicht glückt's mir, dieſe Krankheit des Herzens, welche die Menſchen Liebe nennen, los zu werden; lebt wohl!"

Sie trennten ſie unweit des Paulsthurms, wo Mortemar's Reiterkaſerne lag. Louis de Gaſtineau ſchritt zurück, die Rue Chevalier herab zum Hoſpiz, — er hatte Krankendienſt.

Der Abend mit dem magiſch-roſigen Farbenſpiel der untergehenden Sonne war gekommen, einer jener duftreichen, ſelig ſchwelgeriſchen Abende, wie ſie nur der Süden kennt, wo ſelbſt die Schatten in violetten Glanz ſich kleiden, die

Dämmerung noch von Lichtfunken und von dem Zauber ſelbſtleuchtender Farben durchfloſſen ſcheint, um dann in plötzliche Nacht überzugehen.

Die Auberge und Priorei von Frankreich, vermöge der ſehr ſtarken Brüderzahl der Zunge, war von größerem Umfange, als die der anderen Nationen. In dem düſtern, ſtarren, romaniſch-normanniſchen Miſchſtyl errichtet, an dem die jüngere Gothik ihre Kunſt nur in einzelnen, ſpäteren Verzierungen und Schnörkeln verſuchte, hatte die Front des Gebäudes nach der Rue des Chevaliers nur ein in der Mitte liegendes Portal, breit und hochgewölbt genug, um zwei gepanzerten Reitern zu Pferde nebeneinander den Eintritt zu geſtatten. Nur etwa fünf hohe Bogenfenſter von jeder Seite des Portals im oberen Stockwerk boten dem Blick einige Abwechſelung dar. Das Erdgeſchoß war fenſterlos oder vielmehr mit engen Luken verſehen, um von innen einen etwa andringenden Feind zu beobachten und mit Speer oder Pfeil zu bewillkommnen. Nunmehr war das Palais dem Soldan eingeräumt. Das Hintergebäude der Auberge, welches den großen Hof vom Garten trennte und mit demſelben durch einen viereckigen Thurm und ein kleines Thurmthor verbunden war, das nun verſchloſſen und durch einen Golam bewacht wurde, barg rechts im Oberſtock die Privatgemächer Dſchem's, links die Zenahna oder die Frauenwohnung, deren Fenſter auf den Garten gingen. Durch den Thurm, Dſchem's Lieblingsaufenthalt, gelangte er zu Zoë und Chanſade, wie zu ſeinem Sohne, da Laila's Gemach an das der Sultana ſtieß. Den unteren Theil des Gebäudes, viel zu groß für die kleine Schaar, nahmen Ruſtum und die Golams ein. Da die Räume für eine viel bedeutendere Anzahl von Bewohnern und deren mannigfache Verrichtungen berechnet waren, boten ſie jetzt, trotz aller orientaliſchen Pracht, das Bild der Oede. Wenn Melancholie und ſinnender Ernſt auf dieſem weiten Bau lag, bot der Garten hingegen eine Fülle von Lieblichkeit. Ein großer halbrunder Platz zunächſt dem Hinterhauſe hatte in der Mitte eine ſprudelnde Fontaine, den erſchlagenen

Drachen Gozon's darſtellend, aus deſſen Rachen, Nüſtern und klaffenden Wunden Waſſerſtröme rauſchten. Rings umher ſtanden Aloen. Der weite Garten war in zwei merkliche Abſchnitte getheilt. Der erſte, nächſte, ein Raſenplatz mit Blumenbosquets, Jasminhecken, Weingängen und Geländen beſetzt, hatte den Fontaineplatz zum Mittelpunkt, von welchem aus ſtrahlenförmig Laubgänge liefen, die auf einen breiten Weg mündeten, der dieſen ganzen Theil des Gartens umſchloß. In der Tiefe dieſes Wegs, nach Oſten zu, dem Thurm und Springbrunnen gegenüber, begann der eigentliche Park, ein wahres Meer üppigen Laubwuchſes, wo Cedern, Akazien, Platanen, Tamarinden, Cypreſſen, Oelbäume, Steineichen, Citronen und Orangenbäume ſich mit Roſen und Granatbüſchen, Lilien und Iris, Lorbeer und Myrten zu einem Chaos von Blatt und Blüthen, Duft und Farbenſchmelz vereinten, über dem hochſtrebend die Palmen mit rauſchenden Wedeln ſich erhoben und als Fürſten der geſammten Pflanzenwelt ſich ſtolz und träumeriſch in den Lüften wiegten, ein Symbol des Friedens, thronend über dem bunten Chaos des Lebens. Dieſer Theil des Gartens war von einem ſogenannten Irrgange durchſchnitten, welcher hinter einer großen Marmorgruppe, Johannes im Wüſtenkleide darſtellend und die Ausſicht von Thurm und Fontaine abgrenzend, begann. Aus dem hinterſten, entlegenſten und dunkelſten Theile des Parkes führte gen Oſten eine enge Pforte aus der hohen Mauer der Auberge nach — dem Kirchhofe aller Ordensritter, der ſich hinter ſämmtlichen Aubergen fortzog.

Die weite Ausſicht nicht nur über den Garten, ſondern auch einen Theil des Hafens und das tiefblaue Meer genoß eben Dſchem, am weiten Bogenfenſter ſeines Thurmzimmers ſitzend. Er ſtarrte hinaus, lautlos, träumeriſch in ſich verſunken, faſt traurig, und der Dampf ſeines Tſchibuks kräuſelte ſich langſam empor und verrann in der lauen Abendluft. In einer Ecke auf dem Teppich ſaß Daneſch, den Tſchengir neben ſich. Er hatte eben die Saiten erklingen laſſen, und ſein Lied, ein Kind der Wüſte und der Freiheit, hatte den Sultan in jenes ſtille Weh verſetzt, das uns bei dem Gedanken an die ferne verlorene Heimath beſchleicht. Thagi-Chan ſaß dem Sultan gegenüber, bald unwillig auf Daneſch, bald in's Antlitz ſeines Herrn blickend, um deſſen Gedanken zu erforſchen.

Plötzlich fuhr Dſchem empor und ſah den Vezier ſtarr an. — „Und wenn ſie ſich nicht erheben, die Kinder des Propheten, für ihres wahren Fürſten Recht? Wenn Ali's und Suleiman's Sendung fehlſchlägt? Dieſe Chriſtenkönige werden nicht einen Mann, nicht eine Lanze zu meiner Hülfe ſenden, dieſer ritterliche Orden ſelber wird machtlos ſein gegen Bajeſid, es ſei denn, die geſammten Bekenner Gottes erheben ſich!“

„Und ſie werden ſich erheben, Herr der Gerechtigkeit,“ ſagte Thagi, „ſo Ali und Suleiman rührig ſind. Laß Deinen Muth nicht ſinken, Löwe der Schlacht, Dein iſt das Recht und der Schutz des Propheten!“

„Nein,“ rief Dſchem bitter, „mein iſt der Schutz des Kreuzes, Thagi! Meinſt Du nicht, die Mufti, Mollah und Kadis werden gegen mich ſein, weil ich den Feind unſres Glaubens anrief und mich in ſeine Hände gab? Warum kommt unſer Herr nicht ſelber und führt uns in den Kampf, werden ſie fragen, und was wird die Antwort ſein? Achſelzucken! — O, Dein Märchen von geſtern, Medſchnun, hat recht, ich bin der verzauberte Geier!“

„Welches Märchen!“ und der Vezier richtete einen finſtern, glühenden Blick auf Daneſch.

„Komm her, erzähle!“ befahl Dſchem.

Hamed-Daneſch, der Medſchnun, ſprang auf, trat grinſend näher, ſteckte die Hände in die weiten Aermel ſeines Rockes und hockte ſich nieder.

„Hört, Kinder der Gerechtigkeit. Im Namen Gottes und des Propheten! — Es iſt in Indien ein Meer. Das Meer iſt ſtille, iſt traurig und glatt wie Glas, Allah kerim! Daſelbſt inne liegt die ſchöne Inſel Makromateba voll Palmen- und Dattelbäume, voll Früchte und Blumen, voll Wild und Gethier allerlei Art, und die Luſt und Herzensfreude wohnt in ihren Schatten. Der König über Alles aber war der Geier, der Vogel der Sonne, und hauſte auf hohem Berg von Amethyſt mit zween Kindern in einem Palaſt von Demant, Smaragd und Saphir, ſein Bett war von Ambra, Lilien und Roſen, ſeine Speiſe das reiche Wild auf den Triſten. Aber Allah machte, daß der ſieghafte Geier, der Schrecken von Luft und Erde, ſtarb. Da warf eins ſeiner Kinder mit ſcharfem Schnabel und wilder Klaue das andere vom Neſte und verfolgte es über Thal und Berg bis an's Meer, Allah kerim!"

„Ramad, Ramad," murmelte Dſchem, „ich bin's!"

„So hob denn das Verfolgte die müden Flügel und zog hinweg über die troſtloſen, weiten Waſſer, und kam an einen Ort Gango, allwo eine Zauberin wohnt, die alte Feindin ſeines Vaters, die Alles thun kann zwiſchen Himmel und Erde. Er fiel ihr zu Füßen, und ſie deckte ihn mit ihrem triefenden, ſinnebetäubenden Ginnenmantel, genannt Wohlleben, daß er ſich tröſte. Und ſagte, ſie wolle ihm helfen zu ſeinem Reich, wenn er ſich ſchmieden laſſe an den Fuß eine Ginnenkette aus Mondſtrahl, unſichtbar, unfühlbar, ſonſt könne ſie ihm nicht helfen! Und ſiehe, Fürſt, er that's und nahm die Kette an ſeinen Fuß. Da ſetzte die Ginn von Gango mit ihren Geiſtern ſich auf das Wolkenſchiff, nahm den Geier auf ihre Hand, und fuhr auf dem Urwaſſer des Himmels gen Makromateba. Da ließ ſie den Geier niederfahren von ihrer Fauſt und ſtoßen auf den Bruder und ſeine Brut, und die Ginnen rotteten alle Geier aus in ganz Indien. Die Zauberin von Gango ſetzte ſich dann in das öde Neſt, gefüllt mit Ambra und Roſen und ſchlanken Zweigen des Ban, aber den Geier ſperrte ſie in die dunkle Höhle Kummervoll, denn er trug die Ginnenkette! Gott iſt groß, da iſt der Geier von Makromateba geſtorben, nun herrſchen die Ginnen durch alle Welt!"

„Verſtehſt Du dieſes Märchen, Thagi?" ſagte Dſchem finſter. „Der Geiſt der Prophezeiung ſpricht aus dem Daneſch!"

„Der Geiſt der Lüge und der Bosheit quillt aus ihm!“ rief Thagi flammend, aufſtehend. „Er wird Deine Tage vergiften, Deine Nächte machen voll Unruhe und böſer Träume! Er iſt ein Hund und eines Hundes Sohn, denn er ſäet Giftſamen des Unheils in Dein Herz! Beim Bart des Propheten, ſinnt er noch einmal ſolch ein Märchen aus, will ich ihn peitſchen, bis ſein Fell Schwielen hat wie ein Kaufmannskameel!“

„Du wirſt ihm nichts thun, Thagi, denn Du biſt mein Knecht,“ ſagte Dſchem ſcharf, „und darfſt nicht die Hand erheben gegen den Wahnſinn, aus ſeinen Tiefen redet Gott!“

„Oder Eblis, der Dich verführen will zu unſeligem Thun, zu Mißtrauen und Zwietracht, daß Du nimmer Ruhe haſt auf Erden!“

„Nimmer Ruhe, — Du haſt wohl recht!“ flüſterte der Sultan.

„Aber Du ſollſt, Du kannſt's, Herr! — Haſt Du nicht freiwillig, ohne eines Menſchen Zuthun, Dich dieſem Orden vertraut? Haben dieſe Chriſten, obgleich ſie unſere Feinde geweſen, nicht redlich und großmüthig gehandelt an Dir? Wahrlich, ihr Gott muß ein guter Gott ſein, da er ſie lehrte die Feinde zu lieben, zu ſchützen mit ihrem Blut; — denk' an die karamaniſche Ebene! — Es liegt ein großer Fehler in Deinem Gemüth, Unbeſtändigkeit, Argwohn und Unruhe. Ich warne Dich, der Thagi, Dein Knecht, der nichts hat, als Dich, und keine Freude, als Deine Ehre. Bei meiner Mutter Grab, ich dulde nicht, daß Du Dich ſelber verderbſt! Du vertrauteſt den Chriſten, alſo halte Deinen Eid, und ſie werden ihn ebenſo halten! Wie ſollen ſie denn freudig für Dich gegen Bajeſid in den Kampf gehen, wenn ſie nicht Deiner Freundſchaft ſicher ſind?“

„Es iſt gut, Thagi. Erhalte mir Deinen Rath. — Laß mich allein, ich will darüber nachdenken!“

„So bleibe allein, Herr, oder geh' in die Zenanah, aber nicht dieſes Vieh Daneſch ſoll bei Dir ſein; Verwirrung und Unheil wohnt, wo Thorheit zu dem Zweifel redet, ſagt der Koran.“

„Schweig! laß ihn! ich will's!“

„Dein Wille iſt ſchlimm, Sultan, doch es iſt Dein Wille!“ Der Vezier warf einen mitleidigen Blick auf Dſchem, verbeugte ſich und ging. „O Sonne der Zeit,“ murmelte er, „du verſengſt mit deinem Brande, wo du leuchteſt! Was iſt ein Fürſt, der ein Rohr iſt im Winde? Mag geſchehen, was im Buche der Welt verzeichnet iſt.“ —

Der Medſchnun warf dem Vezier einen funkelnden Blick nach, während der Großherr langſam ſinnend durch's Gemach ſchritt.

„Hamed,“ begann wiederum Dſchem, „Du biſt nur ein ſinnloſes Geſchöpf, das redet, was es nicht weiß, und vom Geiſte regiert wird, der aus der weſenloſen Welt von Ginniſtan kommt. Doch ich weiß auch, ſchlechter Hund, daß Du zu Zeiten auch klug ſein kannſt, ſchlau und ſcharfſichtig. — Was ſagſt Du, das geſchehen mag? Was ſoll ich thun, das gut iſt!“

„Was ich bin, ich will's Dir ſagen, Geier! Toll bin ich, wenn ich weiſſage; — glaube mir nichts! Weiß ich doch nicht, redet Allah aus mir oder Eblis, der Oberſte aller böſen Geiſter. — Sieh, mir ſprang etwas im Hirn an dem Tage, da Mahmud, Dein Vater, ſtarb, der Gewaltige der Welt; da hab' ich geweint! Dann ſprang mir wieder 'was an dem Tage, wo Du aus Skutari floheſt, und ich habe geflucht! Aber als Schech Schameh's Haupt fiel, ich beſpritzt ward von ſeinem heißen Blut, und Du dieſen Chriſtenhunden den Eid thatſt, ſprang mir das Herz und ich habe gelacht! Hia athem, da iſt Dein Knecht ganz toll geworden!“

„Und wollteſt Du, ich ſolle meinen Eid brechen, Schuft?“

„Brechen? Ha! —“ Daneſch erhob ſich ſteif vom Boden. Sein Blick verlor das Wüſte, Unſtäte; er trat langſam zu dem Fürſten, faßte ſeine Hand und küßte ſie traurig: „Was hat mein Herr geſagt? Der ſchlimme Geiſt iſt von mir gewichen?“

„Du entſinnſt Dich des Märchens von dem Geier?“

„Ich kenne keinen Geier hier, wo haſt Du ihn geſehen?“

„Gut, ſo frage ich Dich, ob Du mir räthſt, den Eid zu brechen, welchen ich dem Orden zu Chonae geleiſtet?“

„Nein, Herr; wozu auch? — Halte ihn ſo, wie der Orden den ſeinen hält. Willſt Du ganz thatenlos bleiben? Warten, bis dieſer Orden will, daß Du Dich regſt, bis er Dir erlaubt, Diener zu ſenden oder Boten zu empfangen? Haſt Du nicht Horcher, Knechte genug, die Deine Befehle ſtill vollziehen, ohne daß es die Chriſten merken? Hu, was Du beſchworen haſt, ſelber zu unterlaſſen, können doch Andere für Dich ausrichten!“

„Auch das ſchwor ich zu verhindern.“

„Schworſt Du nicht auch, hihi, daß die Luft nicht wehen, die Quelle nicht laufen ſoll? — Wie willſt Du wiſſen, was Deine Diener hören, ſehen, thun, wenn ſie ferne ſind von Dir?“

„Alſo der Sinn Deiner Rede iſt, daß ich für mich den Eid halten, Euch Anderen aber überlaſſen ſoll, ihn zu meinem Vortheil zu brechen! Und das räthſt Du, Dſchem, elender Wurm?“ — Er ſchlug in die Hände.

Ruſtum trat ein.

„Gieb dieſem Lügenſohne zwanzig Hiebe!“

Medſchnun ſtieß ein Geheul aus und rollte ſich zuckend zuſammen wie ein Igel. Zwei Golams rafften ihn ohne Weiteres auf und ſchleppten ihn hinweg. Wenige Augenblicke ſpäter ertönten ſeine Klagen aus dem Hofraum, mit denen er jeden Hieb, der ſeine Sohlen traf, begleitete.

Während die Execution an Daneſch vollzogen ward, ſtand Dſchem in ſich gekehrt, ſinnend. Er grübelte über das, was der Medſchnun geſagt, und erkannte zu gut, daß er den Worten des Tollen innerlich nicht Unrecht gab, war er doch mit Verdacht und Beſorgniß betreffs des Ordens bereits erfüllt, ſo dankbar er ſich demſelben ſonſt verpflichtet wußte. „Ich muß ihn fragen, ſein Geiſt ſagt ihm mehr als anderen Sterblichen.“

Eben trat der Geſchlagene wieder ein, wankend auf geſchwollenen Sohlen, und ſank unter Stöhnen in die Ecke auf ſeine Matte.

„Du haſt die Strafe eines Hundes verdient, Daneſch! Aber weißt Du Dinge gegen jene Chriſten, ſo rede!“

„Und warum ließeſt Du mich ſchlagen, Herr, da Du doch Argwohn haſt gegen die Giaur und dieſe Stadt, da Du doch fühlſt die Ginnenkette dieſes Ordens an Deinem Fuß, Geier von Stambul? — Haſt Du gehört, wie der Thagi ſprach von den Chriſten: Ihr Gott muß ein *guter* Gott ſein? — Ei, iſt er ein guter Gott, weshalb vertilgten ſeit je ſeine Kinder das Volk des Propheten? Iſt er ein guter Gott und der Orden ſein Diener, was ſollſt Du nicht frei ſein, kommen und gehen wie Du magſt, es ſei denn, der alte Mann im ſchwarzen Gewand mit dem ewigen Kreuze habe Dir's erlaubt, König der Wüſte! Sie ſtreicheln Dich, weil ſie Dich brauchen, mit Feſtlichkeiten — Allah verfluche ſie — ſie betäubten Dein Herz, daß Du die Streitkeule gabſt, den Talisman des Vaters, und ihre Hand am Zügel Deines Roſſes ſei! Dſchem, gutherziger Thor, Du biſt betrogen! Wo iſt Amurad? Weißt Du es? Er reitet mit den Chriſten, ſticht mit ihnen nach dem Ring, ſingt Lieder und treibt eitle Narrethei, auch geht er wohl zu dem Mollah der Chriſten, im Hauſe bei der Meiſterburg, der von dem großen Schwein zu Rom in Rhodus eingeſetzt iſt. O, er hört weiſe Reden von des Saleb Lehre, aber nicht jeder Quark iſt Kuchen*), großer Soldan!“

„Eblis redet aus ihm, es iſt Eblis!“ flüſterte der Herrſcher erbleichend.

„Lalla Hu, und bei dem Stechen im Hofe fiel aus der Zenanah ein Blumenſtrauß, und einer der Frankenritter hob ihn auf und rühmte ſich, es ſei ihm zu Liebe. Hab' ein Auge auf Deine Kinder, denn, bei meinen Augen, Du wirſt einſt alt und allein ſein! Aja, aja, Dſchem hat ein Freudenhaus für die Chriſten!“ Und er begann zu kichern, zu tanzen und zu heulen, Schaum floß von ſeinem Munde, und in raſenden Wirbeln drehte er ſich, ſprang wie ein Panther auf, ziſchte wie eine Schlange, dann aber mit einem Sprunge ſtürzte er aus dem Gemach.

---

*) Orientaliſches Sprüchwort.

Der Fürſt ſtand ſtarr. Er bemerkte nicht, daß Ruſtum eintrat und ihm Zeichen machte, daß er ſprechen wollte. „Herſcher der Gläubigen!“ flüſterte er endlich ſcheu.

„Was giebt's?“ fuhr Dſchem auf.

„Der große Meiſter der Ritter kommt zu Dir, Herr!“

„d'Aubuſſon? Jetzt? — Allah iſt groß, er giebt ihn in meine Hände! Kommt er allein?“ — Dſchem faßte den Griff ſeines Dolches.

„Allein!“

„Gut, Gott iſt gerecht! Wenn ſie falſch ſind, will auch ich falſch ſein! Heiß' ihn eintreten!“

d'Aubuſſon trat ein. — „Salamalaikum!“ grüßte ihn Dſchem und bot ihm die Hand.

„Ich grüße Deine Hoheit im Namen Gottes,“ ſprach d'Aubuſſon, „und komme, allein mit Dir zu ſprechen, denn nicht jedes Ding paßt für Jedermanns Ohr.“

„Setze Dich, großer Meiſter, wir ſind ohne Zeugen. Ich hoffe, Du bringſt mir Gutes!“

„Nein, Soldan, es iſt nichts Gutes. Weil ich Dir Uebles als Freund nicht verheimlichen darf, deshalb komm' ich allein. Unter ſchweren Bedingungen haſt Du Dich unſerm Schutze übergeben, und Viele werden meinen, Du ſeieſt bei uns ſo gut wie gefangen. Aber wenn Du klug biſt, Dſchem, wirſt Du erkennen, wie richtig wir gehandelt. Du biſt auf dieſen Stadttheil, auf Deine Leute und die Brüder des Ordens beſchränkt, Andere zu empfangen, mit ihnen zu unterhandeln, oder unterhandeln zu laſſen, iſt Dir verſagt. Strenge iſt's, Soldan, aber nicht ſtrenge genug, um Deine Sicherheit und Ruhe zu ſchützen, wie Du bald ſehen wirſt. — Amurad, Dein Sohn, geht in des Erzbiſchofs Haus! Willſt Du, daß er Chriſt werde? Ich meine, nein, denn nur ein Muſelmann kann über Muſelmänner einſt herrſchen! Sitzt er einſt ſelbſt auf dem Thron zu Stambul, mag er thun, was ſein Gewiſſen ihm ſagt,

BIBL. UNIVERS. LIPS.

jetzt iſt er noch ſeines Vaters Sohn, und wir Ritter St. Johann nahmen Euch nicht auf, um Euch beten zu lehren, ſondern Euch zum Recht zu verhelfen. Gott iſt über Allen, und Jeder glaubt ihn in ſeiner Weiſe!“

„Alter Mann, iſt das Dein aufrichtiger Ernſt?“

„Meinſt Du, ich ſei durch's Lügen grau geworden? Du kennſt ſchlecht die Begriffe ritterlicher Ehre und wahren Chriſtenthums, wenn Du meinſt, wir wüßten nicht, was wir Deinem Vertrauen und unſrer Würde ſchulden. „Liebet Euch unter einander!“ das iſt des Salib, iſt unſres Ordens oberſtes Gebot, und nur wo der Haß wohnt, trifft ihn die Schneide unſres Schwertes. Wenn Du wieder die Krone des Orients trägſt, erzeige uns Freundſchaft und ſchütze unſre Glaubensgenoſſen, wie wir Dich ſchützten, ſo iſt Alles gethan, was wir wünſchen können. Ich werde dem Biſchof befehlen, daß er ſeine Thür Deinem Sohn verſchließe, ſage auch Du ihm, was dem Erben Dſchem's ziemt. Noch einen andern Handel muß ich Dir mittheilen, und bitte, Du mögeſt mich recht verſtehen.“ Damit zog er aus der Escarella*) einen faſt welken Blumenſtrauß. Dſchem zuckte zuſammen.

„Dieſen Strauß, mein Freund, ließ ein Weib Deiner Zenahna beim Ringſtechen aus dem Fenſter fallen. Ein Edelmann hob ihn auf und brachte ihn mir. — Ich weiß, Fürſt, wie ſtrenge Zucht Dein Geſetz über die Frauen verhängt und Manches für Unrecht hält, woran wir keinen Anſtoß nehmen, aber ich weiß auch, daß kein chriſtlicher Ritter ehrlos genug denkt, die Heiligkeit Deines Hauſes, den Frieden einer Familie zu verletzen, die Unglück genug erfahren und ſich uns auf Treu und Glauben anvertraut hat. Aber die Liebe, wie Eure Dichter ſelber ſingen, iſt die gewaltige Bezwingerin aller Weſen, und der Selam dieſer Blumen ſagt Dir gewiß, daß Liebe eine Frau Deines Hauſes ergriff, Liebe zu einem Chriſten. Siehſt Du nun, wie enge Du Dich abſchließen mußt gegen die Außenwelt, willſt Du nicht Reich, Ehre und Leben auf's Spiel ſetzen?"

---

*) Almoſentaſche.

Die Züge Dſchem's verriethen die tiefſte, innerlichſte Erregung. — „Weißt Du, von wem der Selam kam?"

„Laß mich ſchweigen. Ich will Dich warnen, aber Niemand anklagen."

„So will ich es Dir ſagen, Greis! Ich ſehe am Sinne dieſer Blüthen, daß ſie von Chanſade, meiner Tochter, kommen. Wem galten ſie?"

„Einem Ritter, der nicht Ordensglied, aber gleichwohl mir nahe iſt und ihn mir redlich überbrachte, obwohl er Dein Kind wahrhaft liebt, Soldan, ſie zum Weibe nehmen würde, wäre ſie Chriſtin und nicht Deine Tochter! Er hat geſchworen, Deiner Schwelle nimmer zu nahen, obwohl Du ihn liebſt. Du kannſt auf ſein und mein Wort bauen und ruhig ſein!"

„Ein Ritter, den ich liebe? — Es iſt Aubert de Mortemar, der Retter meines Sohnes auf der Ebene von Karaman! — — Nimm den Selam zurück!"

„Soldan, ich verſtehe Dich nicht!"

„Warte eine Weile!" Dſchem klatſchte in die Hände. Augenblicklich erſchien Ruſtum. Der Soldan flüſterte demſelben einige Worte zu, nach denen ſich zögernd und beſtürzt der Golam durch die entgegengeſetzte Thür entfernte.

„Was haſt Du vor, Fürſt?"

„Was mir ziemt!"

Eine kurze Pauſe geſpannter Erwartung trat ein. Plötzlich hob ſich der Teppich von der Thür, Zoë, die Sultana und Chanſade, gefolgt von der alten Sakirſad, erſchienen verhüllt auf der Schwelle.

„Chanſade!" herrſchte der Sultan.

„Mein Herr und Vater, was befiehlſt Du?" flüſterte Chanſade und trat vor, die grüne Perlenſchnur an der Hand machte ſie kenntlich.

„Großer Meiſter, was würdeſt Du thun, wäreſt Du an meiner Stelle!?"

Da ſchritt d'Aubuſſon langſam zu der Verſchleierten und zeigte ihr die Blumen. „Du verlorſt letzthin dieſen Strauß, Prinzeſſin. Der, welcher ihn — fand, brachte ihn mir, daß ich ihn Dir zurückgeben ſolle. Kein adliger Mann unſres Glaubens hat das Recht, etwas zu beſitzen, was gegen Gott und die Ehre ſtreitet. Zähme Dein Herz, Jungfrau, denn alle Gefühle der Jugend welken wie dieſe Blüthen, nur das Bewußtſein der Pflicht dauert bis an's Grab."

Das Mädchen ſtand leblos, geſenkten Hauptes, und ließ ſich mechaniſch von d'Aubuſſon die Blumen in die kleine weiße Hand preſſen. Dann wankte ſie einen Schritt auf den Vater zu und ſank ſchluchzend zu ſeinen Füßen.

Dſchem biß ſich krampfhaft auf die Lippe, ſchweigend ſah er auf ſie nieder. Dann wendete er ſich zum Großmeiſter und reichte ihm die Hand. „Ich danke Dir. Um Deiner Redlichkeit willen bleibe ungeſtraft, was fluchenswerth iſt. Du haſt mir eine Probe gegeben, wie Ritter und Chriſten handeln, ich will Deine Treue erwiedern, ſo lange der Odem des allmächtigen Gottes in mir iſt!" —

VI.

Am nächſten Morgen begab ſich Dſchem in die Zenahna. Er hatte Zoë durch Ruſtum wiſſen laſſen, daß er Amurad bei ihr ſprechen wolle. Chanſade's erwähnte er mit keinem Wort; der Vater entzog der Tochter, die geſündigt hatte, ſeinen Anblick.

Als er die Zenahna leiſe und unbemerkt betrat, er hatte mitunter mißtrauiſche Anwandlungen, fand er Zoë und Laila unverſchleiert, ſie ſahen trübe und angegriffen aus, augenſcheinlich hatten ſie geweint. Amurad ſtand am Fenſter, ſehr bewegt, und blickte in den Garten. Die Frauen erhoben ſich raſch, als ſie den Gebieter ſahen, und Dſchem wendete ſich ſchnell um. „Salamaleikum!“ grüßten ſie und küßten des Soldans Hand.

„Ich danke Euch. Friede thut Dſchem, dem Heimathloſen, Noth. Aber auf meiner Stirn thront Zorn, in meinem Herzen wohnt Bitterkeit!“ — Er ſetzte ſich auf den ſchwellenden Nummuk am Fenſter. — „Ich mag nicht glauben,“ begann er finſter, „daß meine Tochter eines Chriſten Banou werden, daß mein — mein Sohn, der Erſtgeborene des Herrſchers aller Bekenner, ein Chriſt ſein, vor dem Schandpfahl des Salib knieen könne, der ein Menſch war, wie wir Alle, wenn er ſchon beſſer und weiſer geweſen. Es iſt nur ein Gott und Mahomed ſein Prophet! Lieber wollte ich ſterben als ein bettelnder Derwiſch, eher mein Haupt zerſchellen an der Kaabah, als den Tag ſehen, da ſolches geſchieht!!“

Amurad wollte ſprechen.

„Schweig, Sklave, Du biſt unwerth, daß mein Auge auf Dir ruht! Bei meines Vaters Haarlocke ſag' ich Dir, betrittſt Du die Schwelle dieſes Biſchofs, dieſes Hundes, noch einmal, ſo wahre Dein Haupt! Wenn auch elend und flüchtig, bin ich noch Fürſt in dieſem Hauſe, und wenn Du mich reizeſt — Ruſtum kennt ſeine Schuldigkeit! Fortan iſt Dir jede Gemeinſchaft verſagt mit einem Chriſten, es ſei denn der Greis d'Aubuſſon ſelbſt. Er mag Dir ſagen, obſchon er nur ein Giaur iſt, was Deine Pflichten ſind als Dſchem's Sohn, als künftiger Fürſt aller Moslems. Er wird jenem Prieſter verbieten, Dir zu nahen, und Du wirſt wiſſen, was dem Sohne Dauit's*), dem Bruder unſres Herrn Salomo, geſchah, als er ungehorſam worden!“

Amurad zitterte am ganzen Leibe. Dann ſank er vor dem Alten in's Knie, ergriff ſeine Hand und küßte ſie. „Mein Herr und Vater, Dein Sohn wird nicht ungehorſam ſein! Fröhlich und hoffnungsvoll wie das freie Kind des Meers ohne Waſſer**) hab' ich gelebt mit jenen ſtahlbedeckten Rittern, habe im Kriegsſpiel meine Kraft geübt, meine Lieder getauſcht mit den ihrigen, und Niemand hat meinem Glauben Gewalt gethan. Wenn mich der Biſchof oft zu ſich lud, ging ich, weil er gelehrt iſt, ich mit ihm ſtritt über unſre heilige Lehre und meine Redekunſt übte, wie ich das Roß übe durch den Druck des Schenkels.“

---

*) David's.

**) Der Wüſte Sahara (mar belama), des Beduinen.

„Es wird Dich abwerfen, Dein Roß, vernunftloſer Knabe! Uebe an der Dichtkunſt Deine Kraft und am Schwert, nicht am Glauben und bei jenem Thier von Rom. Was Du heilig hältſt, darfſt Du nicht der Gewalt Deiner Zunge anvertrauen, ſonſt kommt eine ſpitzere, ſchärfere als die Deine und reißt's Dir von den Lippen und aus dem Hirne, und Du biſt ärmer denn zuvor! Der Kadi ſoll reden, aber der Mollah ſoll ſchweigen, ſpricht das Geſetz! Frage den d'Aubuſſon, mein Sohn, der nicht will, daß Du ein Chriſt werdeſt; er iſt mein Freund, der Helfer unſrer Sache, er wird Dir ſagen, was Du thun mußt, denn die Verführung lauert in Rhodus!“

„Ich werde zu d'Aubuſſon gehen, Vater, will den Biſchof wie den Legaten nicht mehr ſehen, bei den ſieben Regionen des Himmels! Aber laß auch Dich mich bitten um Eins! Meide den Daneſch, dieſen verfluchten Auswurf Ginniſtan's! Wahrlich, der Biſchof kann nur meinen Geiſt belügen, aber der Hamed belügt Dein Herz! Er, kein Anderer, dreht die Ginnenkette um des königlichen Geiers Fuß!“ Der Prinz erhob ſich, kreuzte die Arme über die Bruſt zum Gruß, warf Laila einen heißen Blick zu und ging.

Dſchem blickte ihm nicht nach, ſondern ſcheu vor ſich hin auf den Boden. Der geſcholtene Sohn hatte den wunden, dunklen Fleck in ihm getroffen. Da ſchlang leiſe ein weicher Arm ſich um ſeinen Nacken, und Zoë ſah ihm liebevoll in's matte Auge.

„Will mein Herr ſeine Dienerin anhören?“

Der Sultan nickte ſtumm; ein leiſes, verſchwommenes Lächeln zog über ſein Geſicht hin.

Zoë glitt neben ihn auf den Teppich. „Du haſt den

Sohn geſtraft, Du ſtrafſt härter noch die Tochter. Eins aber iſt mächtiger als Menſchen, größer als Raum und Zeit, es ſchreitet durch alle Zonen, und Du wirſt es nimmer beſiegen. Weißt Du wohl, was?“

„Rede nur, Chanum, mein Kopf iſt wüſt!“

„Als des Uebels und der Bosheit auf Erden ſo viel geworden vor Alters, daß Einer den Andern marterte, bekämpfte und ſchändete, des Streits und Wehs kein Ende wurde, weil die Menſchen ſtark und wild wie die Ginnen und Diws*) waren und, alle aus Gott ſelbſt geſchaffen, ewig lebten, ſendete Allah, zu bändigen dieſes Geſchlecht, den Engel Azraël, daß er mit ſeiner glühenden Sichel bringe den Tod in die Welt! Einer war aber auf Erden, Saïd, der wohnte einſam zu Thanta**) und hieß unter Allen allein der Glückliche, denn er war allein fromm, und Allah liebte ihn ſehr. Wie Saïd nun den Tod ſah gräßlich hauſen in der Welt, weinte er und ſchrie: „Allah, wie ſoll ich mich noch glücklich heißen, wenn ich nach Deinem Gebot dem Azraël erliegen muß, wie alles Leben hienieden?“ — Da ſagte Allah: „Die Geſtorbenen haben das höchſte Glück, aber der Tod iſt das letzte Uebel, das Jeder leiden ſoll von dieſer Zeit! Weil ich Dich aber liebe, mag Dein Ende glücklich werden, daß Du nicht merkſt, daß es das Ende iſt.“ — Und Gott ſendete ihm Uſchk, ein ſchönes Weib, das war die tiefe, heiße Liebe, und er zeugte mit ihr Dilaram, Herzensruhe, welche ward die Mutter aller guten Menſchen. Seitdem iſt der Menſch vom Weibe geboren! Als nun Azraël zu Saïd kam mit der Sichel, ſtarb Saïd lächelnd durch einen Kuß von Uſchk's Lippen. Die Liebe aber blieb von da in der Welt als Königin, und wen ſie küßt, der muß lieben oder ſterben. Willſt Du Deinem Kind Chanſade die Liebe nehmen, damit ſie ſtirbt? Du wirſt es, Du kannſt es nicht, ſo wenig als Du hinderſt,

---

*) Rieſen und Teufel.
**) in Egypten.

daß Zoö ſtirbt an dem Tage, da Dſchem die Todesbrücke beſchreitet und vor Nekir und Monkir*) tritt.“

Dſchem fuhr auf. „Chanſade iſt krank?“

„Krank wie Schirin vor Liebe zu Ferad, der ihrer ſpottete, wie jener ſtahlbedeckte Chriſt, als er den Selam wiederſandte!“

„Kein Unglück iſt über meinem Hauſe ſo ſchwer als dieſes! — Nun denn, ſo laß ſie wiſſen, wenn Anderer Leid ſie tröſten kann, daß der, den ſie liebt, mit gleichen Schmerzen ſie wieder liebt, aber meiden muß als Chriſt. Eher aber ſoll ſie ſterben von meiner Hand, als werden die Banou eines Giauren!“ Er verließ ohne Gruß die Zenahna. —

Um dieſelbe Zeit gab's auf der Meiſterburg ein ſeltſames Schauſpiel. Die Großpriore waren daſelbſt plötzlich verſammelt worden, denn ein türkiſches Fahrzeug war eingelaufen, das Bajeſid's Vezier Bedreddin-Haſſan nebſt Gefolge und reichen Geſchenken herführte, welcher im Namen ſeines Herrn dem Orden die größten Verſprechungen thun ſollte, wenn derſelbe ihm Dſchem und ſeine Familie ausliefere.

Die Geſandtſchaft hielt im vollen Gepränge vor der Meiſterburg, nachdem ſie am Eingange des Hafens dem commandirenden Großkreuz den Zweck ihres Kommens eröffnet hatte. Die Meiſterpforte blieb ihnen verſchloſſen. Nach längerem Harren öffnete ſich dieſelbe, und heraus trat, von Rittern umgeben, Fabrice de Caretto.

„Was ſucht Ihr in Rhodus?“

„Ich, Bedreddin-Haſſan, Vezier des allmächtigen Herrſchers aller Gläubigen, Bajeſid, dem Herrn des Oſtens, ich bin geſendet —“

„Du lügſt! Du biſt geſendet von dem Dieb und Räuber Bajeſid, der unſerem heiligen Orden St. Johann zumuthet, daß er gleich ihm ein treuloſer Verräther werde! Im Namen des ehrwürdigſten Großmeiſters Peter von Aubuſſon befehle ich: Graf Mortemar, begleitet dieſe Leute nach dem

---

*) Die Todtenrichter des mohamedaniſchen Himmels.

Haſen zu ihrem Schiffe und ſorgt, daß ſie in zwei Stunden in See ſind, — oder auf dem Grunde der See!"

Caretto gab einen Wink. Mortemar umgab mit einem Schwarm ſeiner leichten Reiter die Geſandtſchaft. Fabrice trat in die Burg zurück, deren Pforte zufiel, während langſam und ſtumm Bajeſid's Leute unter Bedeckung zum Haſen ſchritten. Vor Ablauf der geſteckten Friſt ſchon waren ſie auf hohem Meere.

Von dem Vorgefallenen erhielt Amurad, den ſein volles Herz eben zu d'Aubuſſon trieb, durch den Thagi Kunde. Der Vezier, in Mortemar's Kaſerne den Uebungen der leichten Reiterei beiwohnend, hatte, als dieſelbe plötzlich entboten wurde, an Aubert's Seite die Abweiſung der Geſandtſchaft geſehen, und eilte nun, dem Sultan Dſchem Mittheilung zu machen. Auf der Burg war's noch immer belebt, der Großmeiſter hatte eben den Ordensrath und die Comthure entlaſſen und nur Villiers, Caretto und den Erzbiſchof zurückbehalten, um den Cardinallegaten, welcher zur Privataudienz geladen worden, zu empfangen.

Der Monſignore trat ein. Nach kurzer Begrüßung ließ man ſich auf die Seſſel nieder.

„Herr Cardinallegat," eröffnete der Großmeiſter die Verhandlung, „Sie haben vermuthlich erfahren, daß Dſchem's Anweſenheit in Rhodus bereits bei dem Gewalthaber zu Stambul Früchte getragen und Bajeſid es gewagt hat, eben an uns das Anſinnen zu ſtellen, ihm den Bruder auszuliefern. Sie werden auch unſere Antwort hierauf wiſſen. Unſere Maßnahmen in der Sache ſind getroffen. Leider hat zu meinem Bedauern der heilige Vater noch nicht mein Schreiben beantwortet und ſeine erhabene Hülfe und Förderung bei den Fürſten des Abendlandes zugeſagt."

„Excellentiſſimus," und der Legat verneigte ſich, „Sie wiſſen, wie Sie der heilige Vater verehrt, Sie haben die Beweiſe davon, ſeitdem Sixtus IV. Sie in die Gemeinſchaft des heiligen Concils der Cardinäle aufgenommen. Excellenz erkennen aber auch wohl, wie ſchwer es hält, die Meinungen der europäiſchen Fürſten zu einem Beſchluß zu vereinen, welcher unter dem Orden St. Johann das ganze ſtreitbare Abendland ſammeln würde.“

„Dieſe Schwierigkeit dürfte aber vielleicht viel geringer ſein, Monſignore, wenn Sultan Dſchem die Gaſtfreundſchaft Roms mit der von Rhodus vertauſchen würde? Nicht wahr? — Sollte der Grund in unſerer Unwürdigkeit liegen? — Wer hat die wenigen Fürchte der Kreuzzüge behütet? Der Orden St. Johann! Wer war das Schwert Chriſti und der geſammten Cultur der Welt, wer hat geblutet für das Kreuz Chriſti Jahrhunderte bis heut', wer ſtand allein dem Halbmond gegenüber, wo Alles feige wich? Der Orden St. Johann! An weſſen Kraft zerbrach eines Mahomed Macht, der nach Italien ſeine Siegeswaffen und auf die Peterskuppel den Halbmond tragen wollte? An den Mauern der Macht von Rhodus, an der Tapferkeit der Brüder St. Johann's, an der Gluth eines alten, niedrigen, winzigen Geſellen, Peter d'Aubuſſon geheißen! — Und nun wir bitten: gebt uns ein Jahr lang nur den Arm Eurer adeligen Streiter, Ihr apoſtoliſchen Söhne des heiligen Stuhls, Ihr Fürſten, — da wollt Ihr Bedenken tragen? Wem kommt zu Gute aller Sieg? Dem heiligen Vater, den chriſtlichen Fürſten, der Cultur der Völker, des Erlöſers Lehre. Nackt ſteigen wir Kinder des Täufers in's Grab und vererben nichts, als das Andenken redlichen Kampfes um den Lohn des ewigen Lebens! Ich erſuche Sie, Monſignore, dies heute noch Seiner Heiligkeit zu ſchreiben, ein Schiff kann ſogleich mit Ihrem Berichte abgehen.“

„Ich werde Seiner Heiligkeit den Inhalt der Conferenz ſofort mittheilen, kann indeß nicht unterlaſſen zu erwiedern, daß dem heiligen Vater kein Eingriff in die Macht anderer Souveraine zuſteht, alſo jede Hülfeleiſtung der Höfe zu Madrid, London, Wien und Paris von dem guten Willen der Herrſcher abhängt.“

„Ich merke, Monſignore! — Der gute Wille derſelben iſt gemeinhin ſchwach, und ſchwach angeregt, wird er auch ſchwächlich genug ausfallen! Ich erinnere mich aber da noch einer Sache. Der Sohn des Sultans, unſres Freundes, Prinz Amurad, beſucht ſehr oft Ihr Haus, Herr Biſchof, wie das Ihrige, Monſignore. Wir beſaſſen uns nicht mit Proſelytenmacherei, noch paſſen wir für gewöhnlich auf ſie auf, denn es kommt uns nicht darauf an, wie viel Chriſten, ſondern was für Chriſten gemacht werden. In Betreff Amurad's muß ich aber bemerken, daß unſer Vertrag mit Dſchem lautet: daß wir Chriſten, ſo lange er und die Seinen im Ordensſchutze ſtehen, uns jeder Einmiſchung in ſeinen Glauben zu enthalten haben. Die politiſche Klugheit muß Eurer Eminenz ohnehin ſagen, daß ein künftiger Soldan aller Moslems ein — Moslem ſein muß! Ich erſuche Sie, Eminenz, wie Sie, Herr Erzbiſchof, Amurad nicht mehr zu ſehen, das gebietet des Ordens Ehre!“

Der Biſchof war betreten, Travigna aber faßte ſich und erhob ſich langſam und kalt. „Excellentiſſimus ſprechen da von zwei verſchiedenen Dingen. Ueber Ihre Wünſche, wie geſagt, werde ich Seiner Heiligkeit berichten, die Angelegenheit Amurad's iſt aber rein religiöſer Natur. Ich fühle mich, wie der Herr Biſchof, nicht in der Lage, Euer Hoheit Begehr betreffs derſelben Folge zu geben, das iſt Sache des eigenen Gewiſſens!“

„Auch wenn der Sultan ſelbſt darüber empört, der Vertrag dadurch verletzt wird?“

„Ueber das Seelenheil hat weder ein Vater noch ein Vertrag zu beſtimmen, denn wen der Herr ſucht und findet, der iſt ſein!“

„Meinen Sie, Cardinal? — Nun, ſo erkläre ich Ihnen bei Gott dem Allmächtigen, bei St. Johann meinem Ordensherrn und des Erlöſers Blut, daß, wenn der Herr —, den Sie und da der Biſchof ſich anmaßen, bei dem Prinzen zu vertreten, — wenn der „Herr“, ſag' ich, fortfahren ſollte, Amurad „zu ſuchen und zu finden“, ſo werde ich den „Herrn“ in der gewöhnlichen Geſtalt des Travigna und des Biſchofs mit einer Galeere zurück nach Rom ſchicken, als unreine Geiſter, die Unkraut ſäen unter den Weizen! Sehr wohl weiß ich, Monſignore, daß der

Ariſtoteles anjetzt in der ewigen Stadt umgeht und eine andere Logik einführt, als im Worte Gottes zu finden iſt! Der rothe Hut auf meinem Hirn hat mich noch nicht ſo ſchläfrig gemacht, um ächten, ſchlichten Glauben von ſcholaſtiſcher Kunſt zu unterſcheiden, welche lehrt, wie man mittelſt des Kreuzes dem — goldnen Kalbe nachhängt! Ihr ſeid entlaſſen. Denkt daran, ich habe immer eine Galeere zu Eurer Abreiſe übrig und, mort do ma vie, ich liebe kurzes Wort und raſche Hand!"

Das Auge des Cardinals ſprühte im höchſten Zorne und Haß, doch bewahrte er ſeine Ruhe. Er grüßte kurz mit der Hand und entfernte ſich mit dem Biſchof.

„Hochwürdigſter Meiſter," ſagte Villiers, „Ihr habt dem Cardinal da einen Handſchuh hingeworfen! Er wird das nicht vergeſſen!"

„Ich hoffe, daß er es nicht vergeſſen wird! Rom ſoll nicht die Hand ausſtrecken, um uns Dſchem zu entwinden, denn das iſt der Kern der ganzen Sache!"

„O gewiß, und mir ahnt, daß man uns Dſchem nicht laſſen wird, ſie werden es nur anders anfangen. Deshalb war ich gegen den ganzen Handel, weil ich einſah, wir würden nur den Plänen des Cardinal-Collegiums in die Hand arbeiten und wenig Freude nach beiden Seiten davon haben!"

„Abwarten, Villiers! Ihr vergeßt, wie ſehr das Kriegsglück hier ein gewichtig Wort ſpricht und ſich die Gelegenheit für den Orden nicht zum zweiten Male finden dürfte, die Frage des Halbmonds für immer zu löſen. Beſſer, ich habe harte Kämpfe zu beſtehen auf meine alten Tage, und Alle, die nach mir regieren, leben in Frieden, als daß ich meine Tage in unthätiger Sicherheit verbringe, und Ihr hättet einen ewigen Kampf!"

„Gott laſſe es gelingen, mein theurer Meiſter. Ich ſehe wohl zu ſchwarz, es iſt mein alter Fehler!"

In dieſem Augenblicke ward Amurad gemeldet, Villiers und die Anderen verabſchiedeten ſich, als der Prinz eintrat. —

„Du biſt blaß und bewegt, junger Mann! Was haſt Du?"

„Mein Vater hat mir das Haus des Biſchofs und des Legaten Umgang mit ſcharfem Wort und ernſter Drohung unterſagt, Hoheit, und befohlen, ich ſolle mit keinem Chriſten umgehen, außer mit Dir!"

„Ich weiß es, Amurad, ich habe ihn vor dem Legaten gewarnt."

„Daß Du nicht möchteſt, ich werde Chriſt, Meiſter, iſt begreiflich. Du biſt ein Staatsmann und erwägſt, daß Amurad der Giaur — nicht Sultan des Orients ſein kann. Iſt mir Dein Umgang nicht aber ebenſo gefährlich? Oder iſt Dein Glaube ein anderer, beſſerer, als der des Legaten, daß ich mit Dir reden ſoll und mit Jenem nicht?"

„Ich bin Deines Vaters Freund, ſein Schützer und Verbündeter. Er hat von der Redlichkeit des Ordens St. Johann Proben, von der Redlichkeit des Legaten und Biſchofs aber keine, genügt das?"

„Nicht ganz. Jene Beiden ſagen, ſie ſeien Diener des Papſtes, des Vaters aller Chriſten, und Du ſeiſt auch nicht mehr als ſie. Wenn Du auch Herr von Rhodus biſt, ſteht der Orden doch unter der Gewalt dieſes Eures Papſtes!"

„Das haben Dir dieſe Männer geſagt? — Nun wohl! Der Papſt hat über uns Gewalt, wenn wir der Lehre Jeſu zuwider handeln, ehrlos und befleckt leben, aber er hat nicht Gewalt, uns im Rechten zu hindern, unſeren Plänen zu gebieten und nach den ſeinen einzurichten. Unſer Orden iſt ſo gut von Gott, wie der Nachfolger des Fiſchers von Galiläa. Es giebt eine Macht in unſerem Orden, die über die des Papſtes geht, eine Macht des Himmels, die er fühlt und — der er umſonſt beizukommen trachtet!"

„Und Ihr nennt Euch Beide Chriſten?"

„Wir nennen uns ſo! Nennen ſich nicht Dſchem und auch — Bajeſid gläubige Moslems und Herrſcher? Giebt es nicht in allen Religionen, unter allen Völkern Gute und

Schlimme? Giebt es nicht welche, die milde ſind und meinen, es käme Gott mehr auf das Herz, als auf die Art an, in der man bete, indeß Andere ihre Mitmenſchen verdammen und verfolgen? — Wie ſoll aber ehrlich Bündniß ſein zwiſchen mir und Deinem Vater, wenn nicht Jeder bei ſeiner Weiſe bleibt?“

„Du haſt ſehr recht, Meiſter. Der Cardinal will mir nicht gefallen. Er redet zu ſüß, um nicht zu lügen. Eins aber möcht' ich von Dir wiſſen. Was treibt Ihr Ritter Geheimnißvolles in dem ſeltſamen Hauſe dort auf dem Platze, das Ihr die Loge Johannis nennt, deſſen Inneres aber Keiner bei Todesſtrafe ſehen darf, außer Euch?“

„Der Legat beargwöhnt unſere Loge? — Nicht wahr?“

„Er redete ſo und meinte, an ſolcher Loge ſeien auch die Templer einſt zu Grunde gegangen.“

D'Aubuſſon richtete ſich ſtolz hoch auf. Sein Auge flammte, ſein weißes Lockenhaar bebte. „Willſt Du mir auf Deines Weibes Ehre und Deines Vaters Leben Verſchwiegenheit geloben?“

„Ich gelobe Dir's, Meiſter!“

„Du fragteſt vorhin, ob unſer Glaube beſſer wäre, als der des Legaten, fragteſt, ob wir Ritter gleich dem Legaten Knechte des Papſtes wären. Dies Alles will ich Dir mit zwei Worten ſagen. — Wer mehr weiß, kann mehr lehren! Iſt es ſo?“

„Gewiß!“

„Johannes der Täufer war der Jugendfreund, Johannes der Jüngere war der einzige Vertraute Jeſu Chriſti, Petrus war — ſein Schüler! Wer weiß mehr von ihm, wer kennt ihn beſſer, der innige Freund oder — der Lehrling?!“

„Der Freund!“

„Gut, Amurad. Was die Freunde vom Heiland wußten, das wird gelehrt in der Loge der Ritter! Was der Lehrling vom Meiſter wußte, lehrt man zu Rom! Dem Schüler des Herrn hängt alle Welt an, den Freunden des Herrn nur Wenige. Aber ſei verſichert, mein Sohn, des Herrn ſind wir doch Alle!“ —

Während nach Dſchem's Eintreffen in Rhodus d'Aubuſſon bei dem Papſt und den Fürſten des Abendlandes Schritte that, die Sache ſeines Schützlings und zugleich des Chriſtenthums im Orient, die Wiedererlangung der heiligen Orte zu unterſtützen, war Ali-Beg mit ſchnellem Schiffe nach Syrien und Suleiman-Bei nach Egypten geeilt. Sie ließen dort Dſchem's Aufruf an den Islam ertönen und ſammelten die Kinder der Wüſte und Gebirge um des vertriebenen Sultans Fahne. Sie hatten Glück. — Mit bedeutenden Streitkräften nahm Ali Damaskus und Suleiman Cairo, Alexandria und das ganze Delta ein, verjagten die Paſchas Bajeſid's und hatten in kaum vier Wochen zwei Kriegsheere zuſammengerafft, welche, wenn ſie ſich vereinten, faſt allein der Macht Bajeſid's die Spitze bieten konnten. Die Sonne Dſchem's begann zu ſteigen. Jubel erfüllte ſeine Seele, und der Daneſch hätte nicht wagen dürfen, das Märchen von der Ginnenkette aufzufriſchen.

In dieſem Rauſche des erſten Glücks bewies der Fürſt ſeine Großmuth und Treue. Er überbrachte freiwillig und feierlich dem Großmeiſter und Convent eine Acte, die nicht allein den Friedensſchluß des Sanin neu beſtätigte, dem Orden die heiligen Stätten und Hoſpizien ſicherte, ſondern ſie ſetzte auch feſt: „daß, ſo lange Dſchem, ſein Sohn oder ein Glied ſeiner Familie das väterliche Reich beherrſchten, würden jährlich dreißigtauſend Chriſtenſklaven frei ſein, alle chriſtlichen Schiffe, die unter der Ordensflagge, alle Pilger, Kaufleute und Reiſende, die vom Orden empfohlen ſeien, ſollten in alle Häfen ſeines Reichs zugelaſſen werden, ihr Gewerbe, ihren Beſitz, Lebensweiſe und Gottesdienſt betreiben und bei Verbrechen allein dem Ordensgericht unterworfen ſein.“ Dieſer Act der Freundſchaft, welcher den Boden aller erneuten Hoffnungen des Ordens bilden mußte, ward von demſelben mit größter Freude angenommen, und bereits wurden Rüſtungen begonnen und Reſponſionen beigetrieben, um auch die Kräfte des Ordens in geeigneter Stunde an die Ausführung ſetzen zu können.

Leider war dieſer fröhliche Sonnenſchein des Glücks nur von kurzer Dauer, ein ſtrahlend Licht vor Beginn der Finſterniß. — Die Nachricht, Dſchem ſei in der Obhut des Ordens, Bajeſid's Herrſchaft wanke bereits in Syrien und Egypten, rüttelte das ganze Abend- und Morgenland wach. Der entſetzte Bajeſid, obwohl energiſch abgewieſen, wiederholte immer eifriger ſeine Bitten und Vorſchläge, um den Orden zu begütigen, ja überbot noch weit die Bedingungen Dſchem's. Der Orden blieb taub gegen Alles. — Da wendete ſich Bajeſid mit Geſchenken und Verſprechungen an den Papſt und — es glückte ihm beſſer! Die Cardinäle waren für ſeine Zechinen und edlen Steine nicht unempfindlich. Der Papſt Sixtus IV. gab dem Orden ſehr unklaren, zögernden Beſcheid, weil er ihm gern die Sache aus der Hand geſpielt hätte, die abendländiſchen Fürſten aber, Frankreich, Ungarn und Spanien zumal, welche auf den Orden neidiſch waren, verſagten direct ihre Hülfe und wollten mit Dſchem ſelber unterhandeln. Darüber ward viele Zeit vertrödelt. Wohl hielten ſich Ali-Beg und Suleiman tapfer, die Rhodiſer ſperrten mit der Flotte Bajeſid den Zugang zur See, aber die Erhebung für Dſchem zog ſich nicht nach Karamanien und in die europäiſche Türkei hinein, die tartariſchen Stämme hielten zu Bajeſid, und ihre Prieſter donnerten gegen den Prätendenten, der ſeinen Glauben verleugnet, ſich den Chriſten ergeben habe!

Der Ausſpruch Villiers' de l'Isle Adams, daß Halbmond und Kreuz unverträglich ſeien, bewies immer ſchneidender, greller ſeine Richtigkeit. Dazu kamen unaufhörliche Mordanfälle auf des Sultans Perſon und Amurad, von geheimen Sendlingen Bajeſid's unternommen.

Dſchem war mit ſeiner Kraft und Geduld zu Ende. Grenzenloſe Muthloſigkeit und Verzweiflung bemächtigten ſich ſeiner und machten ihn ſchlimmen Einwirkungen immer zugänglicher. Was Wunder, daß Dſchem's Glauben an die Kraft des Ordens ſank, er in dem Argwohn, er ſei nur ein Werkzeug der Ritter, beſtärkt wurde? — D'Aubuſſon bemerkte ſehr wohl die Veränderung in Dſchem's Benehmen und ſah voraus, wie von äußeren Einflüſſen Alles darauf angelegt wurde, dem Sultan Rhodus verhaßt zu machen. Der ritterliche Greis, deſſen Leben nur ein ſtrahlendes Beiſpiel chriſtlicher Tapferkeit, reinſten Strebens war, der allgemeiner Achtung und des ſtillen Neides aller anderen Souveraine genoß, war tief in's Herz hinein über die abſchlägige Antwort der Cabinette und das gänzliche Mißlingen ſeiner Hoffnungen verwundet. Auf eigene Hand konnte er den Kriegszug nicht beginnen, denn das hieß, die geſammten Kräfte des Ordens auf einen zweifelhaften Wurf ſetzen. Zwiſchen dem Meiſter und Dſchem lag jetzt eine Kälte und Spannung, ein tiefes Mißtrauen, das nun auch in d'Aubuſſon erwachte. Der Verdacht, Dſchem werde nun den Vertrag umgehen, um nicht alle Ausſicht auf den Thron zu verlieren, lag zu nahe. Der Einzige, welcher noch vermittelnd auftrat, war Amurad. Den Thagi hatte Dſchem mit Genehmigung des Ordens nebſt Duban und deſſen Leuten nach dem Orient geſendet, daß unter ſeinem Oberbefehl Ali's und Suleiman's Völker ſich vereinen und in Karamanien einbrechen ſollten. So der Nähe ſeines Veziers beraubt, ſich vor der Familie immer mehr abſchließend, vergrillt und ruhelos, gerieth Dſchem täglich mehr in die Hände Hamed-Daneſch's, des Medſchnun, welcher ihn überredete, ſeinen Eid zu umgehen, da der Orden ihm doch nicht zu ſeinem Reiche verhelfen könne. — So knüpfte der Medſchnun denn in Dſchem's Namen Unterhandlungen mit den geheimen Sendlingen Frankreichs, Spaniens und Ungarns an, und der Cardinal-Legat empfing des Nachts den tollen Moslem in ſeinem Hauſe. Der Orden ward alſo von allen Parteien betrogen. — Dieſe Schritte blieben Dſchem's Familie lange verborgen, nicht ſo d'Aubuſſon. Er beſchloß noch einen Verſuch zu machen, den Sultan von heilloſen Einwirkungen zu befreien. Er ging mit

Villiers, Caretto, Emery d'Amboiſe, ſeinem Neffen Gui de Blanchefort und einigen Großprioren zu ihm und fand ihn in Geſellſchaft des Daneſch und Ruſtum's. Amurad ward auf des Meiſters Verlangen dazu geladen.

„Soldan, ich komme zu Dir,“ begann d'Aubuſſon, „Dich in Freundſchaft zu warnen vor den Wegen, die Du jetzt gehſt. Du hältſt Deinen Vertrag und Eid nicht gegen uns verkehrſt heimlich mit den Fürſten des Abendlandes, ja ſchickſt Deinen Diener nächtlich zum Cardinal-Legaten.“

Dſchem verfärbte ſich.

„Vater, mein Herr und Vater, das haſt Du gethan?“ — ſchrie Amurad wild auf.

„Wer will ſagen, daß ich es that!“ erwiederte Dſchem rauh.

„Dein eigen Gewiſſen, Dein bleiches Geſicht! Wenn Du es indeß leugneſt, ſagſt Du damit nur, daß es ſchimpflich wäre, wenn Du es gethan hätteſt! Wir haben diesmal keine Beweiſe, das nächſte Mal werde ich aber den, der ſich für Deinen Unterhändler ausgiebt, auf dem Molino hängen laſſen!“

„Und was haſt Du dazu für Macht?“ rief Dſchem empört. „Bin ich Dein Gefangener? Selbſt wenn ich unterhandelt hätte, ſo —“

„So hätteſt Du den Eid von Chonae gebrochen, den Du mit Freuden thatſt, als Du hülflos und am Leben verzagt geweſen!“

„Haſt denn Du und die Ritter St. Johann die Zuſage gehalten, alter Mann? Wo ſind die Heere der Fürſten, welche mit Euch vereint meinen Thron zurückerobern ſollten? Nirgends! — Du ſelber haſt Dich wohl kriegsbereit gemacht, aber Du biſt zu ſchwach. Der Vater und oberſte Prieſter Eures Glaubens, Sixtus IV., deſſen Knechte Ihr ſeid, ſagt ſelbſt, es ſtehe nur ihm, nicht aber Euch an, die Chriſtenheit in den Streit zu führen, und Ihr könnet nichts verſprechen, was Euch zu halten nicht möglich iſt! Habt Ihr nicht Eure Zuſage gebrochen? Wenn nicht, — auf denn nach Syrien und Egypten, ehe meine ſiegreichen Völker Eurer Hülfe entbehren können!! — Ihr ſchweigt? Aber ich, beim Bart des Propheten, ſoll ſitzen und mich nicht regen? Da Eure Macht Wind iſt, ſoll mir kein Mächtigerer helfen? — Alle Divs und Ginnen über Euch, denn Ihr betrügt mich! Mein Eid gegen Euch iſt nichts, ein Hauch! Ich will ihn halten wie Ihr mir Euer Wort gehalten habt!!“

„Es iſt gut, Soldan, daß Du offen Deine Geſinnung zeigſt,“ ſagte d'Aubuſſon blaß, doch mit ruhiger Würde. „Der Schmerz über getäuſchte Hoffnungen macht Deine herben Worte verzeihlich. Aber höre noch einmal auf Deines beſten Freundes Stimme, es möchte eine Zeit kommen, wo Du ſie nimmermehr hörſt! — Da Du zu Chonae verſteckt, landflüchtig, zwiſchen Tod und ewiger Gefangenſchaft lebend, unſre Hülfe erflehteſt, war Dir vornehmlich darum zu thun, in Sicherheit und Frieden zu wohnen. Dir ward bei uns Sicherheit, Friede, Ehre, Freundſchaft und Wohlleben, unſre einzige Gegenforderung war, daß Du dieſen Schutz nicht wirkungslos machen, uns allein Dein Vertrauen geben ſollteſt! Um Deinetwillen haben wir Bajeſid's Haß auf uns geladen, haben Vortheile, wie wir ſie nie von Dir verlangt, zurückgewieſen, weil die ehrloſe Bedingung daran hing: Dich Deinem Bruder auszuliefern. Jene Fürſten aber, denen Du Dein Ohr nun leiheſt, haben Deinem Bruder gleichfalls ihr Ohr geliehen, und wenn Du ihren Lockungen folgſt, iſt Dein Leben ein Nichts, Deine Krone ein Schatten! Du hoffſt auf Deine Heere in Syrien und Egypten? Hoffſt ohne uns in Stambul einzuziehen? — Erfahre aus dieſen Briefen, daß Suleiman-Bei von dem Tagfera-Beg, dem Statthalter Deines Bruders, auf dem Gefilde von Fayum geſchlagen, Egypten wieder Bajeſid unterworfen iſt, erfahre, daß Ali-Beg Dich betrog, Deinen Geſandten und Vezier, den wackern Thagi nebſt Duban einfangen und köpfen ließ, ſich zum Paſcha von Damaskus erklärte und unter Bajeſid's Oberhoheit begab!“ Er legte die Papiere auf das Polſter des entſetzten Sultans. „Deine Macht iſt erloſchen, Deine Krone iſt hin! Was meinſt

Du nun, was Dich treffen wird, wenn Du den Schmeichelreden anderer Fürſten gehorchſt und Rhodus verläßt? Das Elend, vielleicht der Tod! — Wären wir treulos, was hätten wir für Nutzen, Dich noch zu ſchützen? Aber ſo lange noch ein Ritter des heiligen Johannes lebt, ſollſt Du geſchützt, ſollſt Du geehrt, uns ebenſo Freund ſein, als ſäße die Krone des Weltalls auf Deinem Haupte! In Rhodus biſt Du noch Fürſt, der, wenn auch unglücklich, doch jeden Augenblick ſein Recht wahrnehmen kann, hier bleibſt Du dem Bajeſid ein ewiger Schrecken. Gehe hinweg, und Du biſt nur ein Bettler! Das ſagt Dir der alte d'Aubuſſon, den Gott jeden Tag abrufen kann zum Gericht! Thue, was Du nicht laſſen kannſt. Unſre Ehre heiſcht, ſo lange Du lebſt, Dich nicht zu verlaſſen, auf Dich aber fällt alle Folge der That, wenn Du uns von Dir ſtößeſt!"

Der Großmeiſter wendete ſich.

„Ein Wort noch, Meiſter!" ſagte Amurad herzutretend. „Mein Vater iſt Herr ſeines Willens, und mir ziemt nicht, ihm ohne ſeinen Befehl zu rathen. Meinem Gewiſſen aber ziemt's zu ſagen und zu ſchwören bei Allah dem Propheten und unſerm Geſetz, ich Amurad, Sohn Dſchem's, Thronerbe des Orients, verlaſſe mit den Meinen Rhodos niemals, es ſei denn, um am goldenen Horn, begleitet von den edlen Rittern St. Johannes, auszuſteigen! Ich ſchwöre es um des Kindes willen, das Laila, mein Weib, unter dem Herzen trägt!"

VII.

Dſchem's Unglück war beſiegelt. Statt einzuſehen, daß es jetzt nur weiſe ſei, das ſichere Rhodus nicht zu verlaſſen, wurde jetzt gerade ſeine mißliche Lage für ihn erhöhtere Veranlaſſung, den Einflüſterungen Medſchnun's, den Erbietungen Roms und anderer Cabinette zu lauſchen, welche den alleinigen Verfall ſeiner Rache dem Eigennutz des Ordens zuſchrieben.

Der Legat ließ ihm durch den Daneſch geradezu ſagen: wenn Dſchem erſt in Rom unter perſönlicher Obhut des Papſtes ſtehe, ſich auch ſchnell auf des heiligen Vaters Befehl die chriſtlichen Streiter ſammeln und Bajeſid von allen Seiten angreifen würden. — Gleichwohl hielt ihn ein ahnungsvolles Gefühl der Bangigkeit ab, offen ſeinen Eid zu brechen, er wünſchte wohl, Rhodus, das ihm wie ein Gefängniß nun erſchien, zu verlaſſen, aber ſich doch des Ordens Hülfe gewiſſermaßen in Reſerve zu halten. Er beauftragte Daneſch, dem Legaten zu ſagen, derſelbe möge heimlich des Nachts zu ihm kommen. — In einer ſolchen geheimen Conferenz ward verabredet, den Papſt zu bitten, daß er höchſtſelbſt beim Orden die Ueberſiedlung Dſchem's nach Rom verlangen ſolle.

Die Familie Dſchem's drohte nach dem letzten Beſuch des Großmeiſters und Amurad's energiſchem Schwur ſich ganz von ihm zurückzuziehen. Der Sultan hatte in Rhodus nicht die despotiſche Gewalt über den Sohn, um ihn zu ſeiner eigenen Thorheit zu zwingen. Amurad hatte die erſten Verhandlungen um Schutz eingeleitet, den Vertrag zu Chonac unterzeichnet und beſchworen, um ihn zu halten, konnte er die Hülfe des Ordens anrufen. Mit dem weiblichen Theile ſeines Hauſes war der Sultan beſſer daran.

Von Jugend auf in der ſtrengſten Clauſur des Anderoums oder Harems gehalten, hatten Zoë, Laila und Chanſade den Chriſten fluchen gehört, mehr aber noch ſie fürchten ſehen. Die Ritter St. Johannis waren ihnen faſt wie Ungeheuer erſchienen, die vom Blute der Moslems wie Vampyre lebten. Nach Mahmud's Tode aber waren ihnen von Bajeſid, ſeiner Mutter Alniſſa und der orthodoxen Tartarenpartei ſo ſchlimme Dinge zugefügt worden, wie ihnen kaum ein Chriſt anthun konnte, und als Dſchem ſich nun in die Arme des Ordens warf, kamen zu Chonac den Frauen das erſte Mal jene furchtbaren Streiter Johannis perſönlich nahe, und zwar als Helfer in der größten Noth. Es lag eine Würde und eine Poeſie, ein märchenhafter Zauber in dieſen furchtloſen Männern in Erz, der die

Seelen der Frauen, namentlich Laila's und Chanſade's, wunderbar ergriff. Ein kurzer, glühender Austauſch von Blicken zwiſchen Dſchem's Tochter und Mortemar hatten über ihr Herz zu Gunſten des Grafen entſchieden. Sie liebte ihn, aber noch ſchüchtern, mit Angſt, denn das Gefühl des Grauens vor dem Chriſten geſellte ſich zu der Liebe. Wie aber die Ritter auf der Karamaniſchen Ebene Amurad und den Thagi retteten, mit ihren Leibern die Flucht der Herrſcherfamilie deckten, Mortemar blutend dalag, bedeckt mit Wunden, und für den Feind gethan, was der fataliſtiſche Moslem kaum für den liebſten Freund zu thun vermochte, da hatte der Orden St. Johann wohl auf der Erde keine dankbareren Bewunderinnen als Zoë, Laila und Chanſade. Der Letzteren Liebe zu Mortemar wuchs mit jedem Tage, ſo ſehr ſie ſich deren Hoffnungsloſigkeit auch bewußt ſein mochte. Hierauf folgte der Rauſch des Einzuges, die Feſtlichkeit der erſten Tage. Die chriſtliche Welt umgab ſie, die des mittelalterlichen Ritterthums. Hier der greiſe d'Aubuſſon, der Schrecken des todten Mahmud, voll Hoheit, Milde und Wohlwollens, ein Ideal aller Chriſtusſtreiter, inmitten der Ordensritter, — dort das zierliche Spiel der Courtoiſie unter den Rittern und Damen von Rhodus voll jauchzender Fröhlichkeit, Minneſang und einer Freiheit des Lebens, die ihnen wie ein Wunder erſchien. Was ſie namentlich gleich einem unlösbaren Räthſel anſtaunten, war das geſellige Verhältniß chriſtlicher Frauen und Mädchen zu der Männerwelt. Letztere hielt ſich von der Familie Dſchem's natürlich in reſpectabler Ferne, um dem Sultan keinen Anſtoß zu geben, aber die adligen Damen von Rhodus, welche mit ihren Männern am Hofe d'Auboſſon's und mit den Großkreuzen verkehrten, ja häufig in verwandtſchaftlicher Beziehung zu Ordensrittern ſtanden, durften ihnen in dieſer Zeit allgemeiner Freude nahen. So erfuhren die Schönen Dſchem's Manches, was ihrer ganzen bisherigen Weltanſchauung einen Stoß gab. Beſonders ſchloß ſich Gräfin Aliſon de Condillac, d'Aubuſſon's Nichte, und Gui de Blanchefort's Schweſter, Gattin des Egmont de Condillac, Civilgouverneurs und Grand-Juſticier der Stadt und Inſel Rhodus, an die Frauen an. Zoë, die Sultana, hatte ſie an jenen Feſttagen, da Aliſon ihren Beſuch in der Zenahna machte, erſtaunt gefragt: „wie es komme, daß Chriſtinnen entblößten Geſichts öffentlich einhergehen, mit fremden Männern reden könnten und doch von aller Welt ſo hoch geehrt würden, als ſeien ſie edler als die Männer?“ — Aliſon antwortete: „Das iſt ganz klar, Fürſtin. Die Schönheit gleicht dem Strahle des Himmels. So wie Gott jenen enthüllt vor Aller Augen, damit die Welt in ſeinem Blicke erwarme und ſchöner ſei, ſo iſt auch das Antlitz aller Chriſtenfrauen frei, damit die Männerwelt in ihrem Anſchauen edler, tugendhafter und zu allen hohen Thaten entflammt werde! Gott ſchuf die Frauen, daß der Himmel ſchon hienieden auf Erden wohne!“

„Aber wenn Ihr Frauen ſterbt, ſeid Ihr wie wir ein Nichts, werdet getrennt vom Mann Eurer Seele.“

„Nicht ſo, Fürſtin. Das glauben wir nicht. Die Liebe auf Erden wird im Himmel noch reiner ſein, und einmal hier verbunden am Altare Gottes, leben wir fort mit einander jenſeit der Gräber. Darum fechten unſre Männer auch ſo todeskühn, weil ſie wiſſen, wir folgen ihnen zu Gott, wenn unſre Zeit um iſt. Ein Edelmann kennt dreierlei nur: ſeinen Schöpfer, ſeine Dame und ſeine Ehre, er weiß, wenn er auch um eins dieſer Güter im Kampfe fällt, giebt der Ewige ihm droben doch Alles ſchöner wieder. Kannſt Du es auch nicht glauben, Sultana, ich weiß, daß ich Dich einſt neben Deinem Gatten in den himmliſchen Auen wiederſehen werde! Dort wirſt Du keine Fürſtin, keine Mahomedanerin mehr ſein, aber mit uns Allen ein verklärtes Kind Gottes, gereinigt in der Lohe der Trübſal!“

Dieſe Worte machten auf die Frauen, namentlich Chanſade, einen tiefen, nachhaltigen Eindruck. Nicht daß ſie ſich zum Chriſtenthum gezogen fühlten, denn deſſen moraliſche Tiefen zu erſchauen lag ihnen zu fern, ihr religiöſes Denkvermögen war eben ſo ungeübt, wie ihre Phantaſie entwickelt war, aber der Gedanke, das Weib ſtehe wirklich höher in der göttlichen Weltordnung, als der Koran einräumen wolle, haftete zu natürlich fortan in ihnen und zugleich ein leiſes Gefühl des Schmerzes, daß ſie der Lebensfreude und Huldigung beraubt ſein ſollten, die man chriſtlichen Frauen ſo gern einräumte. Dies und Chanſade's wachſende Liebe zu Mortemar, und daß ſie während des erſten Feſttages aus ſeinen Blicken heiße Gegenliebe zu leſen meinte, bewog ſie, heißblütig und die Schranken ihres Geſetzes vergeſſend, den duftenden Selam in den Turnierhof fallen zu laſſen. Der freundſchaftliche Anſchluß Amurad's an d'Aubuſſon, Mortemar, Caretto, Gaſtineau und Gui Blanchefort verfehlten andererſeits auch nicht, Laila und dadurch Zoë und Chanſaden noch mehr an den Reiz der neuen Welt der Chriſten zu feſſeln.

Chanſade, die Perle des Orients, war krank. Sie litt am Liebesweh, jenem wilden fieberiſchen Zuſtande, der bei den heißblütigen, geiſtig meiſt kindlich beſchränkten, aber von üppigen Phantaſien heimgeſuchten Töchtern Ismaël's ſo leicht zur Monomanie, Gemüthskrankheit, zu tödtlicher Auszehrung wird.

Sie lag bleich und glanzloſen Auges auf dem Divan ihres Gemachs. Das ſchwarze lange Haar umwallte ſie wie ein dunkler Schleier, die blauen Adern an ihren Schläfen, die gerötheten Augenlider und das unruhige Beben des halbentblößten Buſens deuteten auf einen nervöſen Fieberzuſtand, der unerbittlich ihre Kräfte aufrieb. Zoë hatte ſie unlängſt verlaſſen, um Laila und Amurad zu ſehen; der Abend ſank herab, und Sakirſad entzündete die Kerzen. — Tiefe Stille umgab Beide, die laue Luft vom Garten her trug Balſamdüfte durch's offene Fenſter. Sakirſad ſetzte ſich neben ſie und ergriff ihre Hand. Chanſade nickte ein wenig mit dem Kopfe und lächelte leiſe.

„Kind meiner Seele,“ begann Sakirſad, „Du verzehrſt Dich in unendlichem Sehnen und wirſt daran ſterben!“

„Ich werde daran ſterben, Sakirſad! Kann ich dafür? — Wenn ich wache, muß ich an den ſchönen, tapfern

Franken denken; wenn ich ſchlafe, muß ich von ihm träumen. Es iſt, als wolle mein Herz ſchwellen wie die Fluth, und als drücke dann eine Ginn mit eiſerner Fauſt es zuſammen!“

„Aber Du weißt doch, daß er Dich liebt, um Dich leidet, Prinzeſſin!“

„Ich glaube es nicht, werde es nimmer glauben! Man ſagt's, um mich zu betrügen. — Gab je ein Mann ſeiner Chanoum den Selam ſchnöde wieder? — Wenn er mich liebte, würde er nicht Alles thun, was Liſt, Gewalt, was Liebe eingiebt, um einen Augenblick an meiner Seite, um ein Wort, einen Kuß von mir! Allah il Allah, ich werde an ſeiner Kälte, ſeinem Spott, ſeiner Herzloſigkeit zu Grunde gehn!“

„Kind, nimm Vernunft an! Was ſoll aus Dir werden, wenn Dein Vater erfährt, daß Du mit dem fremden Manne koſeſt? Tod! bitterſter Haß zwiſchen ihnen und den Rittern zu Rhodus wäre das Ende!“

„O, der ſpricht leicht weiſe, wer wenig fühlt. Du haſt nie geliebt, ſchwarzes Geſpenſt! — Haß, ſagſt Du? — Und liebt mich denn mein Vater? — Was ſoll er mir gelten? — Haß zwiſchen ihm und dem Orden? Laß ſie ſich haſſen, wenn ich nur lieben darf! Tod! Ja, ſterben um ihn, den holden Franken, mit ihm nach einem einzigen Liebesworte, im Kuſſe zu ſterben, das möcht' ich, das will ich; wer mir dazu hülfe, machte mich wieder ſchön, wieder glücklich! Ach, ich wollte ihm dienen wie eine Sklavin, und ſalben ſein Haar mit Myrrhen und Roſenwaſſer!“

„Dafür wage ich's nicht, mein Herz, ſondern nur, wenn Du ſtille liegſt, nicht mehr weinſt, ſondern lachſt, daß Geſundheit wohne bei meiner Herrin!“

„Was ſagſt Du da! Du willſt es thun? Was willſt Du thun?“ — Chanſade richtete ſich hoch auf.

„Höre mich an. Du ſollſt Deinen ſchönen Franken ſehn mit dem langen Lockenhaar und den blauen, räuberiſchen Augen, und ſollte mich Eblis bannen auch tauſend Jahr in die Klüfte von Kurdiſtan!“

Ein jauchzender Aufſchrei tönte von des Mädchens

Lippen. Sie umſchlang ſtürmiſch die Alte, bedeckte unter Weinen und Lachen ihren Mund mit Küſſen, und ein Heer haſtiger Fragen ſtrömten wirr durcheinander von ihrem Munde.

„Nein, nein, Seele meines Lebens, wenn Du ſo raſeſt, thue ich's nicht! Du brächteſt Dich und ihn in den Tod! Liſt iſt die Mutter des Erfolges und Schweigen der Genoſſe der Liebe!“

„Liſt und Schweigen! Du ſprichſt gut! Es könnte ihm den Tod bringen! Ich bin ſtille!“

„Merk' auf. Du weißt, täglich kommt Sarah, Abraham Muſa's, des ſyriſchen Juden, Weib, der den Bazar im Ghetto hält, in die Zenahna —“

„Vor dem Bade um die Mittagszeit!“

„Sarah allein darf kaufen, was die Sultana, Deine Mutter, was Laila und Du aus der Stadt verlangen. Aber Ruſtum durchſucht ſie jedesmal, ſeitdem Du krank biſt, auf des Herrn Befehl, daß ſie nicht verbotene Dinge bringe.“

„Was ſoll ſie uns?“

„Sie ſoll in der Stadt zwei Schlüſſel machen laſſen nach dieſem Abdruck von Wachs, den ich genommen von der hintern verſteckten Pforte des Gartens, wo Niemand außer uns Frauen, nicht einmal der Herr, Dein Vater, hinkommt. Die Pforte führt auf den Kirchhof der Ritter, und der Kirchhof liegt wenig Schritte von dem Hauſe, wo der ſchöne Franke wohnt. Vorher ſoll Sarah zu ihm gehn und ihn bitten, ob er nicht Deine Qual lindern will und kommen an die offene Pforte!“

„Sakirſad, liebſte Amme, wenn je ein Engel die Farbe des Eblis lieh, die Menſchen zu tröſten, biſt Du's! Ich fühle, wie die Hoffnung über mich thauig kommt, die Freude ſich hüpfend in meinem Buſen regt; ich danke Dir, Mutter, ich danke Dir! Aber ſprich, wird Aubert der Sarah glauben?“

„Send' ihm die grüne Schnur von Deinem Arm und eine Locke Deines Haars, Herrin!“

„O Weisheit, o Liſt, Du haſt's gefunden! Ich will es thun! Morgen, Sakirſad!“

„Erſt muß ich Sarah überreden!“

„Alle meine Perlen will ich Sarah geben und meinen Tarbuſch*) von Pupur, Gold und Steinen, 8000 Zechinen werth, Sakirſad!“

„Gut, gut. Aber jetzt ſchlafe, träume ſüß und ſei zufrieden. Kannſt Du denn vor ihn treten, verhärmt und bleich, hohläugig wie die Guhle?**) Pflege Dich, Herzchen, daß Du ſchön ſeiſt, Deine Lippe roth wie Korallen, und Dein Auge funkle, wie das des Falken um Mitternacht!“

„Ja, ich will ſchlafen, will träumen! Singe mich ein, Sakirſad, daß ich ſein denke im Traume!“ Sie warf ſich auf die Kiſſen, zog den Nummuk über ſich hin, und ſtarrte leiſe lächelnd hinaus in die Nacht, empor zum runden Vollmond, der wie ein ſilbernes Schild aus dem dunklen Gewölk blitzte. Heimlich flimmerten die Sterne. — Sakirſad nahm den Dſchengir von der Wand und hockte ſich neben ſie.

„Die Roſe blüht auf Schiras Au'n
In duft'ger Lebensfreude,
Der Bülbül wird bei ihrem Schaun
Erfüllt von Liebesleide.
  Ach, Liebe im Leben,
  O Freude im Leide!“ —
Für Dich ja, Nachtigall, erglüht
Die Roſe nur ſo roth;
Um Dich, Du Holde, klagt im Lied
Der Bülbül bis zum Tod.
  Ach, Liebe im Leide,
  O Leben in Freude!“ —
Es rührt ihr Weh den Herrn der Zeit,
Er läßt ſie Beide vergehen,
Daß ſie im ew'gen Feierkleid
Zum Paradies erſtehen!
  Ach, Liebe iſt Freude
  Und Leben iſt Leid!“ —

---

*) Die Kappe oder Mütze der Odaliſken.

**) Die Guhle iſt der Vampyr, ſehr beliebt in orientaliſchen Märchen.

Gefangen in tiefem, wonnereichem Schlaf, umſpielt von zitterndem Mondſtrahl, lag die Perle von Bujukdere, und wie die letzten Saiten verklangen, begann im Dunkel des Gartens der Bülbül, der Liebesvogel, die Nachtigall, zu klagen. —

Am Abend des nächſten Tages ſaß Aubert de Mortemar müde und matt in ſeinem Cabinet am Erkerfenſter, das über die flachen Dächer der nächſten Häuſer einen freien Blick auf den Johannesfriedhof, die grünen Baumkronen des Gartens der Priorei von Frankreich und weiterhin auf die hintere Gartenfront derſelben gewährte. Ein großer Becher Muskatwein und die Reſte eines leichten Mahles ſtanden vor ihm.

„Weshalb muß ich auch ein jüngerer Sohn ſein, arm wie eine Ratte, angewieſen auf mein Schwert! Säße ich als Herr auf Schloß Mortemar, als Graf der Provence, und wäre ſie des ärmſten Edelmanns Tochter! — Gott erhalte meinen Bruder noch lange; ich ſoll einmal nicht glücklich ſein!“ Er ſtürzte den Wein hinunter. „Schlafe, Aubert, ſchlafe! Reite Dich alle Tage lahm und müde! — Wenn mir nur der Teufel den Gefallen thäte, daß ich mit meinem Schweißfuchs Hals und Beine bräche; — es iſt ohne Liebe gar elend zu leben!“ Er wollte eben dem Muley, ſeinem Diener, pfeifen, als derſelbe eintrat.

„Herr, der Jude Muſa mit ſeinem Weibe ſteht am Thor und will Dich durchaus ſprechen.“

„Abraham Muſa, meinſt Du? Der beim Platz Etienne den Bazar hat? Mit ſeinem Weibe? — Was hab' ich mit Juden und Judenweibern zu ſchaffen?“

„Ich weiß es nicht, Herr. Aber er gab mir zwei Zechinen und ſagte, er müſſe Euch ſprechen!“

„Gieb ihm ſeine Zechinen wieder, er ſoll ſich zum Satan ſcheeren, falls er keine Klage vorzubringen hat.“

Muley ſchlich verdutzt fort, kam aber bald darauf wieder. „Herr, des Juden Weib hat eine Klage, ſagt ſie. Der Abraham kam nur mit, daß ſie nicht allein ſo ſpät durch die Stadt gehen ſollte.“

„Klage? Das Weib? — Meiner Treu, ich möchte wiſſen, was die Hexe zu klagen hat. Sie ſoll ſich herauftrollen! Mich wundert nur, wie ſie durch's Thor Etienne um dieſe Stunde in's Ordensquartier gekommen ſind!" Er ging, eben nicht ſehr erbaut von dem bevorſtehenden Beſuch, ärgerlich auf und nieder, als Sarah allein eintrat.

„Wer, zum Henker, hat von meinen Leuten geborgt und nicht bezahlt, daß Du zur Nacht kommſt, wo ich kaum den Fuß aus dem Bügel habe! Wer iſt's?"

„Was ſeid Ihr doch ſo bös, Herr Graf, auf die alte Sarah, und werdet doch in zwei Minuten gar fröhlich ſein!"

„Fröhlich? Ich? — Du biſt toll, Weib! Mach' Deine Sache kurz ab! Wen verklagſt Du, wer hat geborgt?"

„Wen ich verklage? Euch! Euer Gnaden ſelber!"

„Seit wann berauſchen ſich die Judenweiber? Ich? — Du willſt mich bei mir ſelbſt verklagen? Wann hätte ich von Dir gekauft und Dich nicht bezahlt?"

Die Alte trat dicht heran, ſah ihn mit ihrem Schelmengeſicht lächelnd an und ſagte: „Habt Ihr nicht geborgt zu Chonae einen Blick, Herr Ritter? — Habt Ihr nicht geborgt auf der Ebene von Karaman noch einen heißen Blick und ein freundlich Wort? — Habt Ihr nicht aufgehoben einen Strauß, heh? Ihr ſeid Jemand viel ſchuldig geblieben bis auf den heutigen Tag, und gar heiße Thränen, Jammer und wilde Traumnächte dazu! Liegt ſie doch im Fieber, ringet mit Eurem Bilde Tag und Nacht und kann nimmer geneſen! Da," und Sarah legte die grüne Perlenſchnur und eine geflochtene Locke in ſeine Hand, „das ſendet ſie Euch, und wenn Ihr bleibt ſo verſtockt und hart, wird ſie Euch auch noch geben Ihr letztes armes Fünkchen Leben! Sie wird ſterben! Alſaki, der Arzt hat es geſagt, und Ihr werdet daran ſchuld ſein, Herr Ritter!"

Mortemar taumelte zurück. Er packte krampfhaft die Lehne ſeines Stuhls und preßte die Rechte mit Locke und

Schnur an das hochpochende Herz; das Gemach ſchien ſich im Kreiſe mit ihm zu drehen.

„Sie ſtirbt, ſagſt Du, Weib? — Woher weißt Du das? mit welch' theurem Eide willſt Du das beſchwören?“

„Beim Gotte Abraham's, Iſaak's und Jakob's, es iſt wahr! Ich will erſticken an jedem falſchen Wort. Komm ich nicht täglich in die Zenahna? Ihre Amme hält ſie allein mit der Lüge hin, Ihr werdet kommen, bald kommen und ſagen ein freundlich Wort, geben eine Hoffnung ſo klein wie ein Sandkorn in der Wüſte! — Kommet nicht, gebt kein Wort, — und ſoll ich im Scheol*) liegen, Herr, Ihr werdet erleben, ſie ſtirbt. — Werdet Ihr denn nicht kommen?!“

„Aber, Weib, was ſoll denn geſchehen, ich bitte Dich? Wie ſoll ich kommen, wie ſie ſehn? Du raſeſt!“

„Ei, iſt es ſo ſchwer, zu bringen einem armen Mädchen Hoffnung und Troſt? Iſt die Arbeit ſo groß, zu gehn von hier im Gewand eines ſyriſchen Reiterknechts morgen Abend vor Sonnenuntergang auf den Kirchhof der Ritter zur Mauer der Priorei an die kleine Pforte? Die Pforte wird offen ſein! An der Pforte wird ſie ſtehen! Iſt das ſo ſchwer, Herr Ritter?“

„Ich bitte Dich, Sarah, gönne mir einen Augenblick, daß ich's überlege.“

Er ging mit großen Schritten auf und ab. — „Sei ein Chriſt und Ritter,“ hatte d'Aubuſſon geſagt! Furchtbarer Zwieſpalt. — War er ein Chriſt und Ritter, wenn er nicht ging, wenn er dieſes Mädchen verkommen ließ im Weh, da ein paar Worte, ein Schimmer von Hoffnung, wenn er auch ſelber an ihn nicht glaubte, das Leben des theuren Weſens erhalten konnte, das einzig ſeine Seele erfüllte? War er ein Chriſt und Ritter, wenn er ging? Brach er nicht den Hausfrieden Dſchem's; trat er nicht den Vertrag und alle Sitte mit Füßen?“

„Sarah, höre mich, Du biſt eine kluge Frau. Gieb mir ehrlichen Rath. Wie ſoll ich jenes ſüße Mädchen ſehn, ihr Hoffnung geben, ohne ehrlos zu werden an ihrem Vater, an aller Sitte, an dem eidlichen Vertrage zu Chonae?“

---

*) Scheol, die altteſtamentariſche Unterwelt der Juden.

„Herr, aller Tage Ende iſt noch nicht da. Will ihr Vater nicht weg von Rhodus? Er bricht ſeinen Eid, er geht weg, ſag' ich. Ich komme täglich in ſein Haus, ich ſehe, ich höre! Der Daneſch iſt verrückt, aber aus Liſt; der Daneſch iſt toll, aber aus Tücke! Nächtlich ſchleicht der Cardinal vermummt zu dem Sultan, und ſie reden ſchlimme Dinge gegen den Orden! Wo bleibt der Eid von Chonae? Dſchem wird weggehn heimlich, ſag' ich, und wird ſein ein todter Mann. Aber Amurad wird nicht gehn, und Laila und Chanſade wollen auch nicht gehn. Sie ſtirbt, oder ſie bleibt bei Euch. Soll ein Chriſt nicht trocknen Thränen, ſoll ein Ritter nicht Schutz ſein für ein armes Weib?“

„Sarah, Weib! Der Legat heimlich in der Priorei? Dſchem entweicht von Rhodos? Du erfährſt Alles, was täglich drüben vorgeht?“

„Bei meinem Leben!“

„Gut, ich will zu beſagter Friſt an die Pforte kommen, wenn Du mir ſchwörſt, daß ich täglich erfahren ſoll, was in der Priorei geſchieht. Tauſend Zechinen und des Meiſters Gunſt ſei Dein Lohn!“

„Ich will es thun, Ihr ſollt Alles wiſſen, ſo Gott mir helfe zu gerechtem Tode! Wird mein Mann geben Ruſtum, dem Golam, Geld, Ruſtum wird reden, und ich werde horchen, wenn ich komme in die Zenahna!“

„Gut, Sarah!“

„Gott ſchütz' Euch, Herr Ritter!“

Die Alte ging. — Lange ſtand Aubert und ſtarrte vor ſich hin, dann ſchüttelte ihn ein Fieberſchauer. „Zum Meiſter, ich muß zum Meiſter!“ — Er gürtete das Schwert um, ſtülpte die Stahlkappe auf und eilte aus der Kaſerne. —

Die Golams hatten am nächſten Abend die Runde gemacht, um ſich von der Anweſenheit aller Glieder des Hofſtaats und der Familie Dſchem's zu überzeugen. Die

Sonne ſank, im Park war es faſt Nacht, es war die Zeit des Rendezvous. Zeö war bei Laila, welche die Pflege und Beſorgniß der Mutter jetzt mehr in Anſpruch nahm. Sakirſad wußte durch Ruſtum, daß Dſchem im Begriff ſei, den Legaten wiederum zu empfangen.

Beide Frauen, die Prinzeſſin und die Amme, in weite Gewänder gehüllt, ſchlichen durch die Thurmthür in den Garten unter den Schatten des Laubes hinweg nach dem Park, in welchem es bereits ganz finſter geworden. Die Schlüſſel, von Sarah eingeſchmuggelt, paßten. — Leiſe, geräuſchlos öffnete ſich das Pförtchen. Während Chanſade im Dunkel der Bäume zurückblieb, trat Sakirſad in die Thür und lugte nach dem Friedhofe.

In derſelben Zeit zwiſchen den Gräbern hinſchreitend, nahte ſich ein Mann, gehüllt in den grauen Filzmantel der griechiſchen Reiter, der Orden-Spahis.

„Es kommt ein Mann! Er wird es ſein!“

„**Allah kerim, khana ma khana,**“*) hauchte Chanſade. „Iſt er es wirklich, Sakirſad?“

„Ich will es bald erfahren. Halte Dich ſtill, meine Tochter.“

Wirklich nahte ſich Aubert de Mortemar in der bezeichneten Tracht. Sein Gewiſſen war beruhigt, er wußte nun, daß er ſeine Pflicht nicht verletzen werde. Für den Fall der Noth hatte er ein leichtes Schuppenhemd angelegt, und das Schwert wie der Dolch der Gottesgnade hing an ſeiner Hüfte. — Als er die Pforte halb geöffnet erblickte, trat er heran.

Sakirſad erſchien in der Oeffnung. „Wer biſt Du?“ fragte ſie leiſe in der **lingua franca**, welche ſeit den Kreuzzügen unter den Moslems eben ſo gebräuchlich geworden, wie im modernen Deutſchland das Franzöſiſche.

„Laß mich zur Sicherheit erſt fragen, wer Du biſt!“ erwiederte er flüſternd.

---

*) „Was geſchehen muß, geſchehe!“ — Koran-Spruch.

„Sieh im Mondſtrahl mein ſchwarzes Geſicht, ich bin die nubiſche Amme.“

„Und ich bin der, welcher von Locke und Schnur gerufen ward!“

„Es iſt recht. Tritt in den Schatten und warte, bis ich Dir zum Eintritt winke.“ Sie wandte ſich zurück und legte die Thür an.

„Er iſt es, Kind, faſſe Dich ſchnell! Nur wenige Augenblicke ſind uns gegönnt. Wir müſſen zurück, ehe man uns vermißt!“

Allah, Allah, mein Herz bebt, ich meine ich ſterbe!“ Chanſade zitterte am ganzen Leibe. So lange, ſo heiß erſehnt war dieſer Moment, mit einer Wildheit erhofft, wie ſie die Töchter des Nordens nicht kennen. Nun, da er gekommen, durchflog ſie ein Schauer von Scham und Bangigkeit, eine Todesangſt und ein Wehe, wie deren in kälteren Zonen ein Weib kaum fähig iſt.

„Ich muß ihn rufen, Kind, die Secunden verfliegen!“

„Gott iſt Gott! — Mag — er denn kommen!“ Sie hielt ſich wie in einer Anwandlung von Ohnmacht an dem Stamme einer hohen Fächerpalme feſt, als Aubert leiſe durch die Pforte hereinſchlich. — Er blieb lautlos ſtehen. Sein Blick fiel auf die zarte Mädchengeſtalt, von dünnen Gewändern umfloſſen, vom hellen Sternenſtrahl geküßt.

„Herrin,“ flüſterte Sakirſad, „blick' auf, er iſt da!“

Chanſade regte ſich nicht. Ihr verhülltes Haupt hatte ſie in den Arm gepreßt, als ſcheue ſie ſich wie ein Kind.

Da umfaßte ſie Aubert leiſe. — Als wäre ſie elektriſch berührt, wendete ſie ſich um, bebend, funkelnden Auges, legte ihre Hände auf ſeine Schultern, ſtarrte ihm in's Geſicht und flüſterte: „Biſt Du es wirklich, kommſt Du zu Deiner Sklavin, Herr?“

„Ich komme, Chanſade, Dein Leben zu erretten, Dich zu bitten, Mädchen, mir zu Liebe es zu erhalten; denn was iſt die Liebe — ohne Hoffnung?“

Da warf ſie den Borgo über's Haupt zurück, zeigte ihm ihr ſchönes, glühendes Angeſicht und jauchzte unter

Thränen. Aber als würde ſie plötzlich inne, welche Kluft der Sitte ſie überſprungen, ſchmiegte ſie ſich ſchamhaft an ſeine Bruſt und preßte ihr Geſicht in die Falten ſeines Mantels.

„Wenn Du mich liebſt, Chanſade, höre mich; denn ehe wir uns wiederſehen, kann eine lange, lange Friſt verſtreichen!“

„Nein, ich will Dich nicht hören, mein Herz, mein Leben! Nicht hören, ſondern mit Küſſen erſticken, bis Du mir geſagt haſt, daß Du mich liebſt!“

„Wäre ich ſonſt hier? — Ich liebe Dich unſäglich und habe heißes Weh gelitten bis zu dieſer Stunde! Aber ich liebe Dich, Kind, wie ein Edelmann ſeine Dame, voll tiefer Ehrfurcht, ſcheu und ſtrenge, bis Du vor Gott mein Weib ſein darfſt. Ich liebe Dich, wie ein Chriſt vermag; denn Du wirſt neben mir ſtehen einſt vor Gott, und ich will, daß unſere Seelen dann rein erfunden werden! Willſt Du mein Weib, willſt Du einſt Chriſtin ſein?“

„Ich will's! — Ich will Alles, Herr, wenn ich Dich ewig haben ſoll, wie Ihr lehrt!“

„Dann biſt Du's auch im Geiſt von dieſer Stunde an!“ Er küßte ſie. — „Iſt unſre Liebe groß und edel, wird auch der Ewige uns ſchon auf Erden zuſammenfügen. Erhalte Dich mir und ſei fröhlich in der Erinnerung und Hoffnung!“

„Wie lange ſoll ich warten, Licht meiner Augen?!“

„Bis Dein Vater Rhodus verlaſſen hat, oder — bis zum Tode; leb' wohl!“

„Willſt Du ſchon fort? — So raſch? O bleib', hab' Erbarmen!“

„Ich muß gehen, Deine wie meine Ehre gebietet es. So lange Dein Vater in Rhodus weilt, darf ich Dich nicht wiederſehen!“

„Ach, ein Andenken, eine Locke gieb mir von Deinem Haar, daß ich weiß, ich habe Dich wirklich!“

Da zog Aubert die Gottesgnade, ſchnitt ſeine lange, wallende Stirnlocke ab und reichte ſie ihr. „Denke dabei an mich und hoffe!" — Er preßte ſie im Kuſſe noch einmal ſtürmiſch an ſich, eine Secunde ſpäter war er jenſeit der Pforte, welche Sakirſad eilig ſchloß. — Wie Geſpenſter huſchten die Frauen unter den Bäumen hin nach der Zenahna. — Als Chanſade unter den Numuk ſchlüpfte, barg ſie Aubert's Locke auf ihrer klopfenden Bruſt. „Ich habe ihn, er iſt mein! Ewig, ewig!!" — Berauſcht von Liebeswonnen, ſchlief die Roſe von Turkeſtan ein. —

Welch ein Umſchlag aller Dinge war erfolgt, ſeitdem Dſchem in Rhodus vor kaum einem Vierteljahr eingezogen! Er ſelbſt nicht nur, Jedermann wünſchte jetzt ſeinen Abgang, oder ſah denſelben doch gleichgültig an. Auch d'Aubuſſon, als Mortemar ihm ſeine Unterredung mit Sarah mitgetheilt hatte und, ſtatt früherer allgemeiner Gerüchte, jetzt durch den Juden Muſa die ſicherſten Beweiſe von Travigna's heimlichen Zuſammenkünften mit Dſchem erhielt, faßte einen letzten energiſchen Entſchluß, um ſo mehr, als er erfahren, ein italieniſches Fahrzeug habe eben dem Cardinal wichtige Depeſchen überbracht, und zu beſorgen war, daß Dſchem auf demſelben heimlich nach Rom entweiche.

D'Aubuſſon rief die Prioren und Großkreuze zuſammen, ließ die Poſten der Ritter verſtärken, die beiden Häfen ſchließen, ſeine Garden unter die Waffen treten und die Zugänge zum Palaſt des Legaten und der Auberge von Frankreich durch Mortemar's Reiter beſetzen. Nachdem er im Convent ſeine Handlungsweiſe erklärt, begab er ſich an der Spitze deſſelben zum Legaten.

Der Cardinal, Unheil ahnend, empfing ihn, umgeben von ſeinen Prälaten, in voller Amtstracht. Er ſah bleich und erregt aus. „Wie hoch ich auch die Ehre eines ſolennen Beſuchs," ſagte er, „zu würdigen weiß, Excellentiſſimus, ſo befremdet mich doch die militäriſche Machtentfaltung dem Diener des heiligen Stuhls gegenüber, da ich kaum annehmen kann, daß Sorgfalt für meine Perſon daran ſchuld habe!"

„Ihr irrt Euch ſehr, Herr Legat. Die Sorgfalt für

Ihre ſehr wichtige Perſon hat daran allerdings ſchuld. Eure Eminenz hat nämlich nicht verſchmäht, in eigener hoher Perſon verkappt nächtlich in die Auberge Frankreichs zu ſchleichen, hinter unſerm Rücken mit dem Sultan zu verhandeln und ihn zum Bruch des Vertrages zu verleiten. Dafür ſind Beweiſe da, die ich dem heiligen Vater, zwingt man mich aber, auch der ganzen Chriſtenheit vorlegen will. Binnen heut' und morgen ſollen Sie auf der Galeere, die ich dazu beſtimmt habe, Rhodus verlaſſen!"

Ein Augenblick tödtlicher Stille erfolgte. Es war die Ruhe vor der Schlacht.

„Großmeiſter des Ordens St. Johannis, der Du ein Diener, ein Cardinal des heiligen Stuhls biſt, wie ich, ich gebe Dir zu bedenken, ob Du den Geſandten Deines Herrn alſo behandeln darfſt, ſelbſt wenn das wahr wäre, was Du ſagſt!"

„Ich werde das bei meinem Herrn vertreten, Cardinalprieſter! Ihr reiſt! — Bis dahin werden meine Garden ſorgen, daß Ihr keine unnützen Abſchiedsbeſuche macht, noch von ihnen beläſtigt werdet!"

„Das iſt klar und offen, Herr. — Man hat im Vatican die Anſicht, daß Ihr den Sultan Dſchem wider ſeinen Willen, gleich einem Gefangenen, in Rhodus feſthaltet, damit er Euer Werkzeug bleibe, da der heilige Vater nebſt dem chriſtlichen Abendlande ſich Euren ehrgeizigen Wünſchen nicht fügen will. Wohl weiß man auch im Vatican, daß der Orden ſich anmaßt, eine beſondere, unabhängige Miſſion Gottes auf Erden zu erfüllen, anmaßt, reinere Begriffe vom Glauben zu haben, als die Kirche ſelbſt. Ihr kleidet Euch in das Kleid der Duldſamkeit, um nach Eurem Willen ſelbſtſüchtig und unabhängig zu ſein, aber Ihr ſollt wiſſen, daß Ihr nur ſchlechte Knechte deſſen ſeid, der die Gewalt hat, zu binden und zu löſen!"

„So antworte ich Dir in Mitte meines Ordensconvents, daß Du weder das Recht haſt, noch die nöthige Vernunft, zu urtheilen, was wir ſind und was wir glauben!

Sicher erklären wir das ſchlichte Wort der Schrift nicht durch die Caſuiſtik des Ariſtoteles.“

„Ich befehle Dir kraft dieſes Breves des heiligen Vaters Sixtus IV.: den Sultan Dſchem mit den Seinen unverzüglich nach Rom zu ſenden, da er es ausdrücklich ſelbſt wünſcht!“

„Und ich ſage Dir, dieſer Befehl wird ſo wenig befolgt, als ich dem Befehle je folgen werde, geſchworene Verträge zu brechen, wie die Zuſage zu vernichten, daß der Orden Dſchem, ſo lange er lebt, beſchützen werde!“

„Pierre d'Aubuſſon, wahre Dich vor Excommunication und Abſetzung!!“

Ein Schrei der Entrüſtung ringsum erſcholl, ein toſender Zornausbruch der Ritter.

„Ruhe, meine Brüder, im Namen Johannis und der drei Lichter! — Ich werde, Cardinal, — dieſen Spruch Sixti in Ruhe erwarten. Du vergaßeſt, daß ich der erſte Cardinal und Großmeiſter wäre, dem Solches geſchieht! Wollt Ihr, Herr Scholiaſt, vielleicht mit uns das Spiel von Jakob Moley und den Templern erneuern? Bei Gott, dann kennt Ihr d'Aubuſſon ſchlecht, und ich ſage Euch, an dem Tage, da das geſchieht, wird die ganze chriſtliche Welt in ihren Grundfeſten erbeben! Das Dir zur Antwort! — Der heilige Vater indeſſen ſoll nicht ſagen können, wir hätten über ſeinem gewaltthätigen Diener ſeine Rechte über uns vergeſſen, ſoll nicht ſagen können, Dſchem ſei ein Gefangener um unſeres Ehrgeizes willen. Unſern Schwur, den Sultan zu ſchützen, müſſen wir bis an's Ende halten, es ſei denn, Dſchem verleugne unſere Hülfe öffentlich. Kann der Vatican uns einen Weg vorſchlagen, der ſeine Wünſche und das Wohl Dſchem's mit unſerer Ehre vereint, werde ich das Möglichſte thun und will meine Vorſchläge in der Sache machen laſſen. Ihr aber reiſt morgen, Eminenz; meine Geſandten an Seine Heiligkeit werden Euch begleiten. Im Namen des dreifachen Gottes, ſo geſcheh's! Folget mir zur Loge, meine Brüder!!“ —

Die Ritter folgten glühenden Blicks und raſſelnden Schritts. Mortemar's Leute hielten das Legationshaus beſetzt, Patrouillen durchzogen die Gaſſen, Gewitterſchwüle lag über Rhodus. —

Am Morgen des andern Tages verließ ſtill der Legat mit Fabrice Caretto und Villiers de l'Isle Adam als Geſandten des Ordens auf einer Kriegsgaleere die Inſel. Der Legat war in ſeinem blinden Eifer, auf den Einfluß ſeiner Partei geſtützt, offenbar zu weit gegangen. Sixtus IV. fühlte auch zu wohl, daß der Großmeiſter recht habe. Er nahm deshalb die erwähnten Vorſchläge an, in der ſichern Vorausſetzung, Dſchem werde, einmal von Rhodus entfernt, viel leichter den römiſchen Einflüſſen zugänglich ſein. Dem Sultan Hülfe zu gewähren, indem er einen Kreuzzug aufbiete, war ſein Traum, ſein Entſchluß. Die Entſetzung Bajeſid's, Dſchem's Erhebung und ein chriſtianiſirter Orient war ſeine Lieblingsidee.

De l'Isle Adam und Caretto brachten ſomit nach Rhodus von Sixtus IV. die vollſtändige Sanction der Ordensvorſchläge zurück und zugleich den neuen Legaten, Monſignore Orſino, einen Mann von gemäßigteren Anſichten. — Wie ein Blitz verbreitete ſich die Nachricht, Dſchem werde nunmehr Rhodus verlaſſen, und verſetzte ſeine Familie in den tiefſten Schmerz. Dem Orden mußte daran liegen, daß ſeine Abreiſe nicht incognito, ſondern öffentlich geſchehe, wie der Empfang. Vier Galeeren wurden alsbald ausgerüſtet, den Fürſten zu geleiten, und in offenem Convent das Reſultat der Verhandlungen mit Rom mitgetheilt.

Am Nachmittage vor dem Tage, wo d'Aubuſſon von Dſchem öffentlich Abſchied nehmen wollte, ward Mortemar zum Großmeiſter gerufen. Er fand nur Amurad und Caretto bei ihm.

„Ich habe Euch diesmal nicht rufen laſſen, Aubert," ſagte d'Aubuſſon ernſt, „um über Ordensangelegenheiten oder den Dienſt mit Euch zu reden: auch betrifft das Geſpräch nicht Dinge, welche geheim ſind. So perſönlich die Angelegenheit Euch aber auch angeht, findet ſie dennoch den lebhafteſten Wiederhall im Herzen Eurer Freunde, der ganzen rhodiſchen Ritterſchaft. Das Geſchick will Euch nämlich von uns nehmen!"

„Meiſter!!"

„Die Nachricht, welche ich Euch geben muß, iſt ſchmerzlich, aber dennoch eine Quelle Eures künftigen irdiſchen Ruhms und Glückes. Euer einziger älteſter Bruder Rodrich Benoit von Mortemar, Graf der Provence —"

„Todt, Herr, er iſt todt?!"

„Er iſt todt! — Plötzlich von einem Fieber weggerafft in der Blüthe der Jahre! — Hier iſt der Brief ſeiner Wittwe und ein Schreiben der Majeſtät von Frankreich, das Euch auffordert, Lehn und Beſitz Eures Bruders aus ſeiner Hand zu empfangen. — Ihr begreift, Graf Aubert de Provence, daß Ihr in dieſem Augenblick vom Ordensdienſt entbunden ſeid. Ich kann nur wünſchen, daß Ihr ein eben ſo vortrefflicher Herr über Land und Leute ſein mögt, wie Ihr ein treuer, ehrenfeſter Diener des Ordens geweſen. Wir ſehen Euch mit Schmerz ſcheiden!"

Mortemar ſtand ſtarr. Todtenbläſſe bedeckte ſein Geſicht, ſeine Bruſt arbeitete heftig. — Aber als wenn ein Gedanke ihn neu entzünde, richtete er ſich empor, ſtolz, frei, mit dem Blick eines ſieghaften Recken. „Hochweiſeſter Meiſter, ich danke Ihnen für das Lob, noch mehr für die Nachſicht, welche Sie mir gegönnt. So groß indeß die Ehre und Pflicht iſt, welche mich erwartet, ſo ſehr mein Fürſt, mein Lehn und Beſitz, die Sorge für die Wittwe meines Bruders meine baldige Abreiſe gebieten, hält mich doch noch die Erledigung verſchiedener Rechtsfragen zurück, ohne deren Ausgleichung ich nicht an den Hof von St. Germain gehen kann. Erlauben Sie, mein Meiſter, daß ich den Rittern, welche Sultan Dſchem begleiten, Briefe an meinen Souverain und meine Schwägerin mitgeben darf und ſo lange die Gaſtfreundſchaft des Ordens genieße, bis König Karl die Bedingungen ſanctionirte, ohne welche mein Glück wie mein Ehrgeiz ſich ſelbſt mit der Provence nicht befriedigt fühlen wird!“

„Ganz, wie Ihr wollt, Graf. Hoffentlich werden, wenn Ihr Eurem Könige Bedingungen ſtellt, ohne welche Ihr ſein Vaſall nicht ſein wollt, dieſe Bedingungen nicht zu ſchwer ſein!“

„Leider, Excellentiſſimus, ſind ſie es. Aber gleichviel! Was ich ſein ſoll, bin ich gern ganz. Als Diener diente ich mit vollen Kräften, als Herr will ich auch keine Schranke, als meinen freien Willen und meine Ehre!“ Er verbeugte ſich, nahm die Briefe und ging. — D'Aubuſſon ſah ihm ſinnend nach. Caretto warf auf Amurad, der düſter vor ſich hinbrütete, einen mitleidigen Blick. Dann ſagte er kopfſchüttelnd: „Der gute Aubert Mortemar, ſonſt Oberſt der reitenden Miliz St. Johannis von Rhodos, ſcheint ſich bald genug in die Lage des mächtigen Grafen der Provence finden zu können, welcher mit fünftauſend Lanzen in's Feld reitet!“

Der Großmeiſter blickte zur Erde und fuhr mit der Hand über ſeine Stirn, als wolle er dort einen häßlichen Gedanken fortwiſchen.

„O!“ brach Amurad höhniſch aus, „ich mag es ihm nicht verdenken! Im Glücke ſtolz ſein, iſt ſo leicht, und der Tag löſcht die Worte der Nacht aus!“ *) —

Rhodus, zumal die Ordensſtadt, bot am andern Tage einen eigenthümlich unruhigen Anblick, ſehr verſchieden von dem feſtlichen Tage, da Dſchem einzog. Die Senioren, Großkreuze und Comthure begleiteten d'Aubuſſon und den Cardinal-Legaten in die Meſſe; es war eine Art ſtiller Friedensſchluß zwiſchen Rom und dem Orden. Dann begaben ſie ſich Alle zur Priorei von Frankreich, Dſchem die päpſtliche Zuſtimmung mitzutheilen und ſich bei ihm officiell zu verabſchieden. Die Familie des Sultans war längſt ſchon vorbereitet. Amurad und Laila, einig in ihrem Wollen, waren trübe und ſtill. Sie konnten ja das Unheil,

---

*) Arabiſches Sprüchwort.

was ſich der Sultan ſelbſt bereitet, nicht abwenden. Dſchem ſelbſt war hoffnungsreicher als je; er freute ſich, ein Aſyl zu verlaſſen, das ihm vor Monden noch der Inbegriff ſeiner Wünſche ſchien. Am beklagenswertheſten waren Chanſade und Zoë.

Die Familie Dſchem's, mit dem Aufwand aller orientaliſchen Pracht geſchmückt, hatte ſich im Audienzſaal der Priorei verſammelt, als der Großmeiſter mit dem Legaten gemeldet ward. Dumpfe, gedrückte Stimmung lag auf den Anweſenden. Amurad, dem am vergangenen Tage Mortemar's Benehmen die Ueberzeugung gegeben, daß der Graf der Provence und Aubert Mortemar, des Ordens Reiteroberſt, zwei ſehr verſchiedene Weſen ſeien und Chanſade nichts mehr zu hoffen habe, barg dieſe Entdeckung, wie die Ahnung, er werde die Eltern nimmer wiederſehen, in ſeiner Bruſt. Aehnliche Gefühle erfüllten alle Uebrigen. Selbſt Dſchem, ſtets wankend bei der That, verfiel plötzlich in finſteres Sinnen. Etwas wie Bangigkeit lag auf ſeinem Geſicht. — Es war indeß bereits zu ſpät.

Unter Ruſtum's Vorantritt näherten ſich d'Aubuſſon, Cardinal Orſino und die Elite der Ritterbrüder St. Johannis. Nach ihnen trat eine große Schaar chriſtlicher Edelleute ein, unter ihnen Egmont de Condillac und die liebenswürdige Aliſon. Es war eine glänzende, aber traurige Verſammlung.

„Sultan der Moslems! Der Orden St. Johannis, deſſen Großmeiſter ich bin, tritt in tiefbewegter Stunde vor Dich. Deine Hoheit hat den Wunſch ausgedrückt, zu vermeintlich beſſerer Förderung Deiner Intereſſen das ſichere Aſyl dieſes unſres Ordensſitzes aufzugeben. Der heilige Vater, welcher durch ſeinen Legaten Monſignore Travigna Deinen Wunſch erfahren, hat uns anheim gegeben, auf Grund der von unſeren Geſandten Caretto und de l'Isle Adam perſönlich gemachten Vorſchläge, Dir eine unſerer Ordensbeſitzungen in Frankreich zum Aufenthalte anzubieten. Dieſer Sitz iſt die Commende Puy in Languedoc, unſrer Zunge von Auvergne angehörig, wo

Deine Hoheit unbeirrt und unbeeinflußt die Verhandlungen, welche Du mit dem heiligen Stuhl wie den weltlichen Herrſchern eingeleitet, beenden kann. Außer dem Schutze der Majeſtät von Frankreich, welcher Dir gewiß iſt, wirſt Du, ſo weit es außerhalb Rhodus noch möglich iſt, unter dem Schutze der Comthurei und Ordensritterſchaft von Puy wie dem beſondern Schutze meines Neffen Gui de Blanchefort ſtehen, der mit drei Rittern bis an Deinen Tod Dein immerwährendes Geleit ſein ſoll. Es geſchieht zur Wahrung unſerer Ehre und Erfüllung unſeres Eides gegen Dich, damit Dir die Gelegenheit nicht genommen ſei, ſtets nach Rhodus zurückzukehren, falls Du finden ſollteſt, Deine neuen Freunde ſeien uns nicht länger mehr vorzuziehen. Wir hatten ſehnlichſt gewünſcht, Deine Hoheit durch unſre Maßnahmen auf den Thron Deiner Vorfahren erhoben zu ſehen, das Schickſal hat es nicht geſtatten wollen; mögeſt Du durch die Begleitung dieſer treuen Männer wenigſtens den Gedanken mit Dir nehmen, daß der Orden ſtets bereit ſein wird, Dir die Treue zu beweiſen, welche wir vor Gott Dir gelobt haben!“

D'Aubuſſon hatte mit ergreifender Bewegung geſprochen. Jeder Anweſende, ſelbſt Dſchem begriff, daß der Orden ſein Schickſal als ein verlorenes anſah. Den Sultan überkam ein Gefühl der Reue und des Bewußtſeins, ſeine beſten Freunde verloren zu haben.

„Ich danke Dir, edler Meiſter,“ begann er erſchüttert, „danke Dir, Du wackerer Orden, für das, was Du Dſchem und den Seinen gethan. Allah ſei über uns und mache, daß eine Zeit komme, wo ich Euch vergelten kann! Um Euch aber einen Beweis meiner Freundſchaft, meines Vertrauens zu geben und wie hoch ich Eure Treue in Ehren halte, will ich aus freier Beſchließung meine Kinder alle, falls ſie nicht verlangen, mich zu begleiten, in Eurer Obhut zurücklaſſen. Tretet her und gebet offen Eure Meinung!“

„Mein Vater,“ und Amurad ward leichenblaß, „ich habe geſchworen, Rhodus mit den Meinen nicht zu verlaſſen. Ich bitte Dich, es zu gewähren, und daß meine Geſchwiſter gleichfalls zurückbleiben nach ihrem Wunſch. Ich wiederhole dieſen Schwur feierlich hiermit, mein Vater, weil ich als Fortpflanzer Deines Geſchlechts für das Kind, was mein Weib gebären wird, für Abdallah, meinen Bruder, dem nach mir das einſtige Herrſcherrecht zuſteht, und für Chanſade, meine Schweſter, keine Zuflucht für ſicher halte, als Rhodus, keine Freundſchaft, keinen Rath und keine Hülfe für nutzbringend erachten kann, als des Ritterordens St. Johannis. Ich beſchwöre Dich abermals, laß Deine Kinder in ſeinem Schutz, mein Vater!"

Ein ſchmerzvoller Blick zuckte aus Dſchem's Angeſicht. „Sei es, wie Du gewollt! Du allein alſo, Zoë, Gefährtin des Unſtäten, wirſt ihn begleiten!"

Zoë neigte ſchweigend das Haupt.

„Seien meine Kinder denn dem Schutz Deines edlen Ordens und dieſer guten Stadt empfohlen!"

„Das ſind ſie, Sultan!" erwiederte d'Aubuſſon. „Wir werden für ſie, wie es Kindern eines Herrſchers ziemt, ſorgen!"

„Hochwürdiger Meiſter und Du, Soldan des Orients," und Condillac trat vor, „verſtattet, daß ich mein Haus den Deinen öffnen darf. Mein Weib wird Freundin Deiner Töchter, ich werde der Bruder Deiner Söhne ſein!"

Noch ehe aber d'Aubuſſon oder Dſchem antworten konnte, drängte ſich aus dem Kreiſe der Ritter Aubert de Mortemar herzu.. Nicht in das ſchlichte Lederkoller des Reiteroberſten von Rhodus, oder das ſchwarze Hofkleid der adligen Donaten war er gehüllt, ſondern in's pelzverbrämte, reichgeſtickte Kleid mit den leuchtenden Farben der Provence, der Goldreif der Grafenkrone blinkte auf funkelndem Helme, welchen er in der Hand trug, und deſſen himmelblaue Straußenfedern bis zum Knie ihm niederwogten. Sein reiches nußbraunes Haar fiel auf den Brabanter Spitzenkragen, ein Büſchel Stirnhaare indeß, die Reſte der abgeſchnittenen Locke, ſtarrten ſeltſam kurz und borſtig auf der Mitte ſeiner hohen Stirn.

„Laßt mich, erlauchte Herren, im Kreiſe derer, die Freundſchaft und Liebe den Kindern Dſchem's bezeigen, nicht der Letzte ſein, denn mich binden an ihn die heiligſten Gefühle! Bei dem Blute, das ich auf Karamans Ebene mit Freuden vergoß, bei dem Blumenſtrauß, den ich in Deine Hand gelegt, mein Meiſter, bei der verlorenen Locke meines Hauptes, die ich einer hohen Dame, meiner Dame in reiner Liebe und Treue verpfändet, ſchwöre und verlange ich, Aubert von Mortemar, ſouverainer Graf der Provence, Kronvaſall Karl's von Frankreich, daß mein ausſchließlich die Ehre ſei, Deine Kinder zu ſichern gegen alle Gefahr des Lebens, und daß ihre Heimath nebſt Rhodus die Provence und das Haus meiner Ahnen zu Mortemar ſei, wo ich ſie halten will wie meine Geſchwiſter, wo ich Dich, Dſchem, und kämeſt Du auch nackend als ein Bettler an meine Thür, wie meinen Vater aufnehmen, Dein Recht wie Deine Ehre bei meinem Herrſcher vertheidigen will. Komme auch, wie es mag, des Schwurs wolle der allmächtige Gott mir im Tode gedenken!“

Eine Bewegung des Erſtaunens, eine Stille der Erwartung ringsum erfolgte. Welch zartes Geheimniß des Herzens ſich unter Aubert's Worten barg, wie wichtig der beſchworene Schutz des Grafen der Provence für Dſchem bei Karl von Frankreich werden mußte, fühlte auch der Blödeſte. Chanſade hielt ſich, halb ohnmächtig, auf Laila und Sakirſad geſtützt. Amurad wollte reden, aber das Wort verſagte ihm; ſein Auge hing flehend an dem Vater, der geſenkten Angeſichts, gepreßter Lippe im Kreiſe ſtand. Langſam erhob Dſchem das Haupt.

„Chriſten, Ritter von Sanct Johannes, Rhodiſer! — Ich weiß nicht, wohin ich gehen und was mein Ende ſein wird! Allah il Allah, Gott allein kennt die Wege! Aber ſo gebrochen ich auch, ſo trüglich meine Hoffnung ſei, ja, wenn ich auch kummervoll ſterben mag ohne Thron, ohne Herzensruhe, noch hab' ich Macht, Herzensruhe zu geben!“ —

Er ſchritt auf Mortemar zu, umſchloß ihn mit ſeinem Mantel und küßte ihn auf die Stirn. — „Mein Sohn, Du haſt arm und als ich im Glück war, Deine Leidenſchaft gebändigt. Da aber mein Weg trübe und ungewiß iſt, Du aber in höchſter Ehre, hältſt Du feſt in Deinen Gefühlen. Chanſade, wenn Du dieſem Mann folgen willſt fortan, ſo entſag' ich meiner Gewalt über Dich!“

Ein Murmeln des Erſtaunens, eine tiefe Rührung durchzitterte die Verſammlung, Chanſade brach unter Schluchzen in die Kniee. Da trat Aubert zu ihr und richtete ſie empor.

„Nicht ſo, Fürſt! Der Obhut ihres Bruders, der edlen Freundſchaft der Dame Aliſon de Condillac, dem Vaterſchutz des Meiſters ſei ſie vertraut, bis die Sanction meines Lehnsherrn eintrifft. Er hat zu entſcheiden, ob Dein Kind, Soldan, Gräfin der Provence, ob ſie nur die Schweſter, die in tiefer Verehrung gehaltene Freundin des armen Reiterführers Mortemar ſein kann, der nur einmal geliebt hat, nur ſie oder keine als Hausfrau an den Herd ſeiner Väter führen wird!“ Er küßte die Hand des verſchleierten Mädchens und führte ſie in Aliſon's Arme.

„So gebe Allah, daß das Herz Deines Oberherrn nicht härter ſei als das meine. Ich werde mit leichterer Seele ſcheiden, da ich die Meinen unter Eurem Schilde, Dich als Verfechter meines Rechts am Thron des Frankenkönigs weiß. Lebt wohl, Allah füge, daß wir uns wiederſehen in beſſerer Zeit!“

Dſchem reichte Mortemar, d'Aubuſſon, den Prioren und Condillac bewegt die Hand. Feierlich, langſam ging die Verſammlung auseinander, nachdem d'Aubuſſon mit einem Schwertſegen Dſchem's Kinder in ſeinen väterlichen Schutz genommen. Als er umgeben von ſeinen Rittern hinwegſchritt, begleiteten ihn Amurad, Laila, Abdallah und, zwiſchen Aliſon de Condillac und Mortemar ſchreitend, Chanſade. Dſchem's Kinder wurden durch Sänften, von einem Zug Comthure begleitet, in den Juſtizpalaſt zu

Condillac geleitet. Der officielle Act der Trennung war erfolgt.

Die letzten Tage vor ſeiner Abreiſe wurde es an Beſuchen der Ritter und Edlen bei Dſchem nicht leer, er war namentlich viel mit ſeinen Kindern, d'Aubuſſon, Mortemar und Condillac zuſammen, und die Gewichtigkeit von Mortemar's Einfluß am franzöſiſchen Hofe ward Anlaß zu erhöhterer Hoffnung.

Das letzte Lebewohl zwiſchen ihm, Zoë und den Kindern wurde überaus ſchmerzvoll. — Der ganze Orden geleitete unterm Andrang des Volks den Sultan zu Schiffe. Den 15. October, kaum ein Vierteljahr nach ſeinem Einzuge, verließ er, Zoë, der Medſchnun Daneſch, der Arzt Alſaki mit zwei Sklavinnen und den Golams, von Gui de Blanchefort und drei Rittern umgeben, durch drei ſtark bemannte Ordensgaleeren escortirt, Rhodus für immer.

Während die Kanonen von Fort Nicolas und Molino den Dahinſegelnden grüßten, zog ſchmetternden Trompetenklangs die Zunge Frankreich in ihre alte Auberge wieder ein. Rhodus nahm faſt ſeine frühere Phyſiognomie an. — Ein Intereſſe aber blieb zurück, ein tief poetiſches und menſchlich ſchönes, die edle Liebe Mortemar's zu Chanſaden. —

Karl VIII. von Frankreich, ein Regent voll hochfliegender Pläne, der den Gedanken einer Univerſalmonarchie im Hirne trug, erkannte bei Mortemar's Brief ſofort den großen politiſchen Vortheil einer Verbindung Aubert's mit Chanſade. War Dſchem's Tochter Gattin eines ſeiner größten Vaſallen, ſo war Dſchem's Intereſſe ihm nahe genug verknüpft. Er gab ſeine unbedingte Einwilligung und ernannte Chanſade zur Marquiſe von Siſteron.

Es war ein Tag des allgemeinen Jubels, wo ganz Rhodus ſich in die Conventualkirche von St. Jean drängte, als vom Erzbiſchof im höchſten Kirchenpomp Chanſade getauft und als Chanſade de Siſteron, Prinzeſſin des Morgenlands, mit Graf Aubert de Provence, Herrn von Mortemar getraut wurde. Das erſte Mal ward hier das Antlitz der ſchönſten Frau des Orients den ſtaunenden Blicken der Chriſten in ſeinem ganzen Liebreiz enthüllt. —

Faſt alle Erinnerungen jener Zeit ſind entſchlafen. Nur ein Lied noch lebt vom Meiſter d'Aubuſſon und eine provençaliſche Romanze, am Hochzeitstage der Liebenden geſungen.

„Er hat ſeine Locke gegeben
Der ſüßen Maid Chanſad',
Die ihn ſo heiß geliebet,
Um die er geblutet hat.

Als ſie ihr Haupt enthüllet
Zu Rhodus am Altar,
Gelobt ſei Deine Minne,
Du Recke Mortemar.

Es möchte für ſie erſtreiten
Den höchſten Thron der Welt
Und in den Tod wohl reiten
Der allerbeſte Held!“ — —

VIII.

Dſchem's Geſchick hätte ſich vielleicht trotz aller Anſchläge Bajeſid's, aller Intriguen der europäiſchen Cabinette günſtiger geſtaltet, denn Sixtus IV. war im Ganzen ein Mann von Rechtſchaffenheit, beſeelt von dem Wunſche, ihm zu helfen, und wäre am Ende bei den verſchiedenen Souverainen auch mit dem Project eines Kreuzzuges durchgedrungen, aber der Tod raffte ihn inmitten aller Verhandlungen weg. Sein Nachfolger aber, Innocenz VIII., der Intimus des Cardinals Travigna, hatte kaum den Stuhl Petri beſtiegen, als er darauf ſann, Dſchem von Frankreich weg nach Rom und unbedingt in ſeine Gewalt zu bekommen; er that dieſerhalb bei dem Orden, beſonders aber durch den Herzog von Burgund am Hofe Karl's VIII.

ſeine Schritte. Zwar hatte er gleichfalls im Sinn, einen Kreuzzug für ihn auszuſchreiben, aber erſt wenn er heimlich getauft ſei, um dem Morgenlande einen chriſtlichen Sultan zu geben, es für das chriſtliche Intereſſe zu err[illegible]. Der Orden St. Johann ſowohl wie Karl VIII. ſträubten ſich lange und energiſch gegen Innocenz' Zumuthung, dem Sultan ſelbſt war dieſe uneingeſchränkte Obhut des Papſtes ein unheimliches Ding, und er ſchwankte deshalb, von Mortemar gewarnt, nach Rom zu gehen. Ein Hemmſchuh für den Papſt und ein Glück für Dſchem waren die Sondergelüſte Matthias von Ungarns, welcher ſich gern Dſchem's gegen Bajeſid zur Eroberung Bulgariens wie der Walachei bedienen wollte, wobei Spaniens und Neapels Eiferſucht und Zwiſchenträgerei dem Papſt das Spiel vollends verdarben. Aber dieſes Intriguiren und Ränkeſpinnen der Parteien, wobei für Dſchem nicht der mindeſte Vortheil herauskam, vermehrte ſeine Qualen, und ſein Leben war ein immerwährender Seelenkampf, ein langſames Aufreiben, dem weder der Orden noch Mortemar Halt gebieten konnte. Fünf Jahre hindurch, begleitet von Zos, Medſchnun, Gui de Blanchefort und ſeinen Rittern, wurde der ruheloſe Fürſt von einer franzöſiſchen Commende zur andern geführt, um den geheimen Mördern Bajeſid's oder den Verſuchen der übrigen Fürſten zu entgehen, ihn in ihre Gewalt zu bekommen und ſich ſeines Unglücks zu ihrem Sondervortheil zu bedienen. Endlich konnte man dem drohenden Andringen des Hauptes der Chriſtenheit, Innocenz', der feierlichſt ſchwor, nach der Ankunft Dſchem's zu Rom einen Kreuzzug innerhalb der nächſten vier Jahre auszuſchreiben oder Dſchem nach Frankreich zurückzuſenden, nicht länger widerſtehen. Dſchem zog mit Blanchefort und ſeinem kleinen Gefolge, mit außerordentlichem Gepränge vom Papſt empfangen, in der ewigen Stadt ein. Karl VIII. von Frankreich, durch den Herzog von Burgund überredet, hatte mit großem Widerwillen und erſt als Innocenz brieflich ihn verſichert, Frankreich ſollte an der Spitze des Kreuzzuges ſtehen, des Sultans Abreiſe geſtattet, und Mortemar ſah alle ſeine Anſtrengungen, den Vater ſeines Weibes zurückzuhalten, ſcheitern. Daß Bajeſid vor ſeinem Bruder je länger deſto mehr Furcht empfand, bewieſen nicht nur die heimlich geſandten Mörder, nicht nur zahlloſe Geſandtſchaften an den Orden, um Dſchem in die Hand zu bekommen, oder aber d'Aubuſſon wenigſtens zu vermögen, Dſchem in keine anderen Hände gelangen zu laſſen, ſondern noch mehr die Intriguen, welche er an den verſchiedenen Höfen, zumal in Rom, durch ſeine Agenten anſpinnen ließ, um Dſchem's Angelegenheiten zu verwirren und in's Stocken zu bringen. Das Drohendſte aber für Bajeſid war der Geiſt wachſender Unzufriedenheit gegen ihn in der europäiſchen Türkei, und zu Stambul ſelbſt der heimliche Kampf gegen ſeine Mutter Alniſſa, welche, von dem undankbaren Sohn, der ihr ſo viel verdankte, in ihrer Herrſchſucht beſchränkt, von Bajeſid's erſter Favoritin Uns-Alwundjud angefeindet wurde. Manur Alniſſa war endlich heimlich von Stambul entwichen und nach Egypten geflohen, von wo ſie mit dem dortigen Sultan alle Minen gegen Bajeſid ſpringen laſſen wollte und nicht übel Luſt empfand, ſich Dſchem's gegen ihn zu bedienen. Wäre Dſchem noch in Rhodus, ja nur in Frankreich geweſen, wäre wahrſcheinlich ein Streich gegen Bajeſid geglückt, aber er ſaß zu Rom, umgeben von der Partei Travigna, einem Pfaffenhofe, dem viel mehr an Bajeſid's Edelſteinen als einem Kreuzzuge gelegen war. Gui de Blanchefort war mit ſeinen Rittern ganz ohnmächtig, und nicht viel mehr als eine Leibgarde Dſchem's. Oft genug drang der Orden und Frankreich während beſagter vier Jahre auf den Aufruf zum Kreuzzuge, aber Innocenz, alt, unheilbar krank, fühlte in ſich hierzu nicht mehr die Kraft und ward etwas Energiſches zu unternehmen vom Cardinalcollegium gehindert, das bereits auf das neue Scrutinium ſchielte. Innocenz ſtarb 1492, und auf St. Peter's Thron ward Rodrigo Borgia als Papſt Alexander VI. erhoben, ein Scheuſal als Menſch, eine Blasphemie als Statthalter Gottes. Er zog das Anſehen der Kirche in den Koth, machte Rom zu einem Babel an Wolluſt und Verbrechen, und entflammte in Zorn und Verachtung die chriſtliche Welt. Italien gerieth in unheimliche Gährung, und Savonarola erhob ſich zu Florenz, um gegen das verderbte Jahrhundert zu donnern. Unter ſolchen Umſtänden hatte Bajeſid leichteres Spiel, konnte offener auftreten. Er machte dem Papſt direct den Vorſchlag, Dſchem an Niemand auszuliefern, ſondern in engſtem Gewahrſam zu halten, wofür er ihm jährlich 120,000 Ducaten bot. Die Ducaten wurden genommen, und Dſchem mit Blanchefort und den Rittern in ein Kloſter geſperrt, ſo daß Gui nicht einmal verſtattet war, Klagen nach Rhodus oder Frankreich zu richten. Nur durch die größte Liſt gelang es einem der Ordensritter, der ein Schreiben Dſchem's an Karl von Frankreich und Mortemar auf der bloßen Bruſt trug, aus dem Gewahrſam und von Rom zu entwiſchen, und dem Hofe zu St. Germain wie dem Orden Nachricht von dem Unglücklichen zu bringen. Da riß Karl die Geduld, er ſchickte eine Geſandtſchaft nach Rom, welche ſofortige Auslieferung Dſchem's und Abſtellung verſchiedener anderer bedeutender Klagepunkte betreffs des Kirchenregiments und Frankreichs Anſprüche an Neapel forderte. Der heilloſe Papſt begütigte den König nach Kräften, ja lockte ihn ſelbſt nach Rom, um die Händel perſönlich mit ihm auszugleichen. Karl, ehe er das Aeußerſte that, ging darauf ein, und da er den Papſt ſehr gefügig, Lucretia Borgia ſehr ſchön fand und ihm Alexander endlich zuſagte, Dſchem binnen ſechs Monaten nach Frankreich zu entlaſſen, ſofern eine Entſchädigung der Unterhaltungskoſten erfolge, auch die neapolitaniſche Angelegenheit ſich gütlich beizulegen ſchien, ſchloß er mit dem Papſte und Neapel ein Bündniß gegen Bajeſid, um den Kreuzzug endlich wahr zu machen, und vereinte ſich auch mit der egyptiſchen Partei, deren Führerin nunmehr Alniſſa war. Kaum war indeß Karl in ſeine Staaten zurückgekehrt, als er durch ſeine geheimen Agenten in Stambul die Beweiſe erhielt, daß zu derſelben Zeit, da Alexander mit ihm zu Rom ein Bündniß geſchloſſen, derſelbe auch heimlich an Bajeſid den Georg Buccicardo geſchickt habe, welcher demſelben anzeigen mußte: „Karl von Frankreich werde das osmaniſche Reich erobern, wie er ſich erſt Dſchem's bemächtigt habe. Bajeſid ſolle ſich ſchnell mit Matthias von Ungarn vertragen, die Venetianer gegen Frankreich hetzen und den Papſt wiſſen laſſen, was er geben wolle, wenn er Dſchem an Karl niemals ausliefere.“ — — Der König von Frankreich war außer ſich, und von Mortemar geſtachelt, der den Vater ſeiner Frau vor ſicherem Untergange retten wollte, entbot er Adel und Ritterſchaft ſeines Landes gegen Rom und ſetzte ſich dahin in Eilmärſchen in Bewegung.

Es war im October 1494, als Alexander in ſeinem Cabinet auf dem Vatican ſaß, deſſen Fenſter auf die Tiber gingen. Seine Concubine Vanozza, mit der er fünf Kinder hatte, und Lucretia Borgia, ſeine Tochter, wegen Ausſchweifungen von ihrem Gemahl, Johann Sforza, Fürſten von Peſaro, verſtoßen, waren bei ihm. Eben las Vanozza mehrere Briefe vor, die aus Genua eingelaufen waren und das Anrücken Karl's von Frankreich meldeten. Der Papſt ging in größter Aufregung auf und ab. Die dreifache Krone wankte auf ſeinem Haupte. Lucretia hingegen blickte kalt lächelnd hinab in die blühende Landſchaft, und ihre juwelengezierten Finger liefen über die leiſe flüſternden Saiten der Mandoline.

„Es giebt alſo kein Mittel, dieſem Karl, dieſem raubgierigen Eroberer auszuweichen, deſſen phantaſtiſches Hirn ſich mit dem Traume der Weltherrſchaft trägt?“

„Keins, Alexander, als ihm Dſchem auszuliefern!“

„Damit ich 120,000 Ducaten jährlich verliere, Vanozza, damit Karl Stambul erobere!“

„Freilich wohl,“ erwiederte Vanozza, „aber Du magſt die Ducaten retten, wenn Du Bajeſid verſprichſt, nie den Kreuzzug gegen ihn auszurufen, den Rhodiſern aber mit Interdict und Aufhebung zu drohen, falls ſie ſich mit Karl gegen ihn verbünden!“

„Haltet Ihr Bajeſid,“ lachte Lucretia, „für ſo närriſch, auf dieſes Verſprechen hin ſein Geld fortzuwerfen? In Rhodus herrſcht über die Johanniter d'Aubuſſon, ein ganzer Mann, der Euch die Zähne weiſen, die ganze Ritterſchaft Europas auf den Hals hetzen kann. In ſeine Bündniſſe habt Ihr nichts drein zu reden, und was den Kreuzzug angeht, — meinſt Du, Vater aller Chriſten und auch der meinige, nur ein Troßknecht, eine Lanzenſpitze käme auf Deinen apoſtoliſchen Ruf, den Ruf deſſen, von dem, wie dieſe Briefe melden, eine italieniſche Provinz nach der andern mit Jubel abfällt? Der Schreck hat Dich ſchwachſinnig gemacht!"

„Lucretia, bei meinem Seelenheil, ich dulde nicht dieſe Sprache!!"

„Hahaha, bei ſeinem Seelenheil duldet er's nicht!!"

Ein Klopfen an der Thür unterbrach den Conflict, der ſich eben zu entſpinnen den Anſchein hatte. Johann und Cäſar Borgia, Alexander's Söhne, die er zu Cardinälen zu machen ſich nicht entblödet, traten ein.

„Weißt Du ſchon, daß Karl's Heer bereits in Mailand ſteht?" rief Johann.

„Dieſe Briefe ſagen es," verſetzte Vanozza finſter.

„Ich muß alſo Dſchem ausliefern, wenn ich nicht der Wuth Karl's verfallen will! Er hat ſichere Nachrichten von Buccicardo's Botſchaft an Bajeſid!"

„Dſchem ausliefern?" rief Johann. „Nimmermehr! — Lies dieſen Brief, welchen Cäſar eben durch einen expreſſen Boten Buccicardo's aus Conſtantinopel empfing, eigenhändig von Bajeſid geſchrieben. Sieh, ob Du danach den Prätendenten ausliefern kannſt!"

„Ein Brief des Sultans?!"

„Höre nur!" — Johann entfaltete das Document. — „Ich Bajeſid, Sohn Mahmud's, rechtmäßiger Herrſcher aller Gläubigen, an meinen Freund, den heiligen Vater der Chriſtenheit, Alexander VI. zu Rom.*) Euer Geſandter hat uns unter Anderm mitgetheilt, daß der König von

---

*) Wörtlich nach Berg, Rhodus, S. 152.

Frankreich damit umgehe, ſich unſres Bruders Dſchem zu bemächtigen, welcher in Eurer Gewalt iſt. Das wäre aber ſehr gegen unſern Willen und dürfte Eurer Hoheit den größten Nachtheil und der geſammten Chriſtenheit nur Schaden bringen; deshalb ſind wir zugleich mit dem genannten Geſandten Georg auf den Gedanken gekommen, daß es für die Ruhe, den Nutzen und die Ehre Eurer Hoheit ebenſo wie zu meiner Befriedigung gut ſein würde, wenn Ihr meinen Bruder Dſchem, welcher doch der Sterblichkeit unterworfen iſt, umbringen ließet. Mir würde dies im höchſten Grade angenehm ſein. Und wenn Eure Hoheit geneigt wäre, ſich uns hierin gefällig zu erweiſen, wie wir von Eurer Klugheit vertrauensvoll erwarten, ſo müßt Ihr genannten Dſchem ſo ſchnell als möglich auf die Eurer Hoheit am meiſten zuſagende Weiſe aus den Bedrängniſſen dieſer Welt erlöſen und ſeine Seele in eine andere Welt verſetzen, wo er beſſer der Ruhe genießen wird. — Wenn Eure Hoheit dies ausführen will und uns ſeinen Körper nach irgend einem Orte dieſſeit des Meeres zuſchickt, ſo verſprechen wir, Sultan Bajeſid, Euer Hoheit an beliebigem Orte 300,000 Ducaten zum Ankauf irgend eines Beſitzthums für Eure Kinder. Dieſe 300,000 Ducaten werden wir demjenigen anweiſen laſſen, welchen Eure Hoheit mit der Empfangnahme beauftragen wird, ſelbſt bevor uns der Körper überliefert worden iſt. Ueberdies verſprechen wir Eurer Hoheit Zeit unſres Lebens . . .

„Geſchrieben zu Conſtantinopel in unſerm Palaſt (15. September 1494) Bajeſid, Mahmud's Sohn, Herrſcher aller Gläubigen.“ —

„Ihn tödten?!“ ſchrie Alexander auf. — „Narren, die Ihr ſeid! Vergeßt Ihr, daß Karl mir dafür die Tiara nehmen, uns in Exil und Ketten jagen wird? Kennt Ihr unſre Feinde rings nicht genug, um zu wiſſen, daß man jauchzen wird, was auch Karl Schimpfliches uns thue?“

„Oho, Niemand kennt ſeinen Ruf beſſer, als der heilige Vater!“ lachte Lucretia.

„Und Niemand iſt feiger und hülfloſer!“ ſagte Cäſar verächtlich. „Was geſchehen ſoll? — Den Ordensrittern und dem Sultan darf man nichts zu Leide thun, ſonſt iſt der Teufel los, aber man läßt ſie nebſt Dſchem eng verwahrt in nächſter Nacht unter ſtarker Bedeckung nach Terracina bringen auf's Caſtell und wartet Karl ruhig ab. Kommt er nach Rom und wir in's Gedränge, ſo ſchließt man Frieden, geſteht Alles zu und überläßt ihm Dſchem. Das Gift, was man dem Heiden aber vorher geben wird, wird machen, daß Karl nur ſeinen Leichnam aus Italien mitnimmt. So iſt allen Theilen genügt, Karl hat Dſchem, Bajeſid iſt ihn los, und wir haben die 300,000 Ducaten, gerade genug zu einer Ausſteuer für Lucretia, Johann und mich!“

„Wird uns Karl,“ ſagte ängſtlich Vanozza, „nicht des Mordes öffentlich vor aller Welt überführen?“

„Wenn er es kann, Mutter, gewiß!“ erwiederte lachend Cäſar. „Das Gift wird aber keine Spur hinterlaſſen. Dſchem wird Beklemmen, Wallungen haben, der Schlag wird ihn rühren, aber kein Arzt der Welt, wenn er ihm auch in die Gedärme kröche, ſoll etwas finden, denn mit erfolgtem Tode ſchwindet auch die Urſache deſſelben aus dem Körper!!“

Der Papſt ſchrie auf vor Entſetzen. Alle ſtarrten erbleichend vor Schrecken den unheimlich blickenden Cäſar an, der ſo fürchterliche Mittel gegen ſeine Feinde beſaß und ſie ſo lächelnd anwendete.

„Nein,“ ſtöhnte Alexander, „Du ſollſt das nicht, ſollſt von dieſem entſetzlichen Gift keinen Gebrauch machen!“

„Ah ſieh doch!“ und Cäſar zuckte die Achſeln. „Du ſollſt nicht! So redet man mit Kindern. — Dſchem ſtirbt, ſo wahr ich Borgia, des Papſtes Baſtard und dennoch Cardinal bin, er ſtirbt! — Mögt Ihr entſcheiden, ob Ihr auch oder ich die 300,000 Ducaten allein haben ſoll. Es iſt immerhin gut, meine Geliebten, ein ſolches Hausmittel zu haben; die Furcht macht uns treuere Freunde als das Vertrauen!"

„Wahrhaftig, er iſt doch der Geiſtreichſte unter Euch Allen!" ſagte Lucretia und umhalſte Cäſar mit glühendem Kuſſe. „Du haſt recht, zwinge den Vater, für uns zu ſorgen!"

„Mag es die Hölle Euch denn ſegnen, meinethalben!" murmelte Alexander finſter.

Ein Gelächter Vanozza's und ſeiner Kinder antwortete ihm.

Das war damals der Hirt der Völker! —

Zwiſchen Neujahr und Weihnachten deſſelben Jahres verließ in einer Nacht ein ſtarker Reitertrupp die Engelsburg und die ewige Stadt, welche nicht in friedlichem Schlummer lag, ſondern von Waffenlärm und fieberhafter Erregung durchzittert wurde. Karl von Frankreich rückte nämlich an, um mit Schwert und Lanze dem heiligen Vater die Unſchicklichkeit zu beweiſen, ein Judas zu ſein. Die erwähnte nächtliche Cavalcade, faſt 100 Pferde ſtark, ſchien es ſehr eilig zu haben, denn ſie ritt verhängten Zügels die via Appia entlang, das Albaner Thor zu gewinnen. Es war Cäſar Borgia mit Lucretia und Vanozza, welche unterm Schutze päpſtlicher Garden ſich mit ihren Schätzen in's Albanergebirge in Sicherheit brachten und es Papſt Alexander überließen, mit König Karl, wie er wolle, fertig zu werden. Nur ſein älteſter Sohn, Johann Borgia, war bei ihm geblieben. Mit der Morgendämmerung trafen ſie im Caſtell Gandolfo ein. Cäſar geſtattete ſich aber nur ſo lange Ruhe, als nöthig war, eine flüchtige Erfriſchung zu nehmen und ſein geiſtliches Gewand mit einer Rüſtung zu vertauſchen. Eine Stunde ſpäter war er mit ſeinem Günſtling und Secretair Perotto nebſt zwei Landsknechten auf dem Wege nach Terracina, das ſie gegen Abend zu erreichen hofften.

„Meinſt Du, Freund, daß die Franzoſen ſchon in Rom ſind?" fragte Cäſar den Perotto, als ſie des Oertchens beim Untergang der Sonne anſichtig wurden.

„Ihr Vortrab ſtand vorgeſtern erſt bei Mortone, alſo können ſie vor morgen wohl nicht da ſein, Eminenz!“

„Mit der Stadt haben ſie keine Schwierigkeit, die öffnet ihnen noch vor dem erſten Anlauf die Thore. Sie werden darum gleich der Engelsburg an den Hals gehen, und der römiſche Pöbel wird ihnen getreulich helfen!“

„Zweifellos. Deshalb ſteht zu erwarten, daß in acht bis zehn Tagen längſtens der heilige Vater capituliren muß!“

„Natürlich, doch ſo lange das Caſtell Angelo zu halten, gab mir Johann ſein Wort. Deswegen muß morgen die Sache mit Dſchem vor ſich gehen, wenn wir hoffen ſollen, die erſten Wirkungen des Getränks zu ſehen, ehe die Herren Franzoſen uns den Heiden abnehmen. Iſt der Menſch, welcher es ihm beibringt, wirklich ſicher?“

„Ganz ſicher!“

„Und Du ſagſt, er nimmt keinen Lohn? — Bajeſid wird ihn wohl heimlich beſolden!“

„Das ſcheint nicht, ſonſt wäre es zu verwundern, warum der Mann zwölf Jahre faſt gewartet hat, ehe er Hand an ihn legt. Ich glaube vielmehr, es iſt Privatrache oder religiöſer Fanatismus, beide lieben es, langſam und zollweiſe ihr Opfer zu vernichten.“

„Wahrhaftig, nicht übel! Ich muß den Menſchen noch heute ſehen und Alles mit ihm verabreden!“

„Ich will ihn ſogleich benachrichtigen, vor Mitternacht wird es indeß kaum thunlich ſein.“

Damit ritten ſie langſam in Terracina ein und hielten vor der elenden Schenke. —

Der Morgen war ſonnig aufgegangen und beleuchtete die Bucht von Terracina, die an der Grenze Neapels gelegen iſt und deren beide Vorgebirge dieſſeit Circello, jenſeit Gaëta bilden. Das Caſtell auf einem Felſen beherrſcht die Gegend und vergönnt eine Ausſicht auf das unabſehbare Meer. Hier ſaß Dſchem mit ſeinen Begleitern, ſorgſam von der päpſtlichen Beſatzung bewacht.

„Das iſt die Höhle Sorgenvoll, wie der Medſchnun prophezeit, in der wir ſitzen, Zoë," ſagte Dſchem. „Alle Welt hat uns verlaſſen, ſeitdem ich Rhodus, ſeitdem ich Frankreich verließ, um nach Rom, dieſer Stadt der Lüge und des Fluches, zu ziehen. Alt, arm, gefangen! O weiſer d'Aubuſſon, daß ich doch allein auf Dich mein Heil gebaut, das liebliche Rhodus nicht verlaſſen hätte! Nicht einmal Mortemar's Anſehen kann bei ſeinem Herrn etwas für uns thun, und wir ſind abgeſchnitten von unſeren Kindern, ſeit wir hier ſitzen am öden Meer, todt für das Leben!"

„Du haſt es gewollt, Dſchem, Seele meiner Seele, Du mußt es tragen. Allah iſt unſrer Sache Feind, wir ſind verworfen vor ſeinem Angeſicht. Aber ich habe geſchworen, mit Dir zu leben und zu ſterben. — Die Chriſten glauben, ihre Frauen begleiten die Männer zum Himmel und wohnen bei ihnen in den Palmenhainen der Ruhe. Ich will, ich muß es glauben, Dſchem, denn es wäre entſetzlich, wenn ſich das Weſen, das Dich durch allen Erdenjammer begleitet, von Dir trennen müßte für ewig an der Pforte des Todes!"

„Nein, es kann nicht ſein, es iſt nicht! Du wirſt mich begleiten! — Ich habe letzthin mit dem edlen Blanchefort viel darüber geſprochen, und er hat es mir erklärt, es beſtätigt. Wenn Chriſten auch falſch ſein können, dieſer Prieſter von Rom auch ein wüſter Prophet, ein mitleidsloſer Hund iſt, in dem Glauben der Chriſten, den Lehren der Ordensritter muß etwas Wahres, Gutes ſein, ich fühl's! Es iſt eine Beruhigung meines Herzens, daß ich meine Kinder in Rhodus weiß, ſie meine Schmach, meinen Gram nicht zu theilen brauchen. Möge ihnen Gott an Glück zulegen, was er mir verſagt hat!" —

Eine finſtere Pauſe folgte. „Soll Ruſtum den Medſchnun rufen, daß er Dich durch ein Märchen erheitere?"

„Er unterhält mich nicht mehr wie ſonſt. Es iſt etwas in ihm, das mich mehr und mehr mit Grauen und Argwohn erfüllt. Laß ihn und den Hakim Alſaki rufen, Kaffee und Pfeifen bringen, daß ein trüber Tag wieder vergehe!"

Zoë hüllte ſich in den Borgo und klatſchte in die Hände. Ruſtum trat ein und empfing ihre Befehle. Wenige Augenblicke ſpäter erſchien Alfaki und der Medſchnun, welcher ſeit Ali-Beg's Abgang das Amt des Kämmerers und Kaffhegis verſah. Ihm folgte ein Sklave mit Pfeifen und ein zweiter, der das Kaffeebrett trug.

„Du biſt bleicher als ſonſt, Hamed,“ ſagte der Sultan. „Haſt Du böſe Träume gehabt?“

„Nein, Herr, ſondern einen guten Traum. Mein Geiſt iſt erregt davon, als ſollte ſich das nächtliche Geſicht erfüllen!“

„So ſetze Dich und erzähle!“ Damit ergriff der Sultan eine der mit Kaffee gefüllten Schalen, welche ihm ein Sklave knieend darreichte.

„Halt, Herrſcher der Gläubigen!“ und Alfaki, der Arzt, faßte Dſchem's Hand, „Hamed hat ſeine Pflicht nicht wie ſonſt gethan, er hat nicht vorgekoſtet, Herr!“

„Du biſt mißtrauiſch, Alfaki?“

„Ich bin Dein Diener und liebe die Ordnung und Pflicht! Ehe er nicht gekoſtet und dieſe Schale geleert, welche Du eben ergriffen, ſollſt Du, mein Herr, dies da nicht trinken!“

Ein kaum merkliches Zittern überkam den Daneſch. „So verzeihe mir, Herr, wenn ich es unterließ. Ich werde davon trinken, damit Du ruhig ſein kannſt!“

Mit größter Ruhe nahm der Daneſch die Schale, welche Dſchem auf des Arztes Geheiß niederſetzte, und leerte ſie langſam mit einem Zuge, den Blick ſtarr auf den Sultan geheftet. „Biſt Du zufrieden, Alfaki?“

„Ich bin zufrieden, wenn der Knecht ſeine Pflicht thut!“ erwiederte ruhig der Arzt, nahm eine der Schalen und reichte ſie Dſchem, der ſie matt lächelnd empfing.

„Erzähle Deinen Traum, Daneſch!“ ſagte Zoë und ergriff gleichfalls eine Taſſe. Man ſetzte ſich auf die Kiſſen.

„Ich träumte,“ begann Medſchnun, „wir ſäßen in jener ſchlimmen Stadt Rom in einem dumpfen Gewölbe, und Eiſen umſchlängen qualvoll unſere Glieder. Da erſchien auf einmal Chanſade, Dein Kind, und viel bewaffnetes Volk befreite Dich, und Du zögeſt bedeckt mit Glanz mit uns dahin auf einem ſchönen Schiff zum goldenen Horn und zu den Gärten von Bujukdere, Allah Kherim! So träumte mir!“

„Daran erkenne ich, wie Träume lügen!“ und Dſchem gab die leere Taſſe dem Sklaven zurück. „Einſt da ich glücklicher war, warſt Du toller als ein Betrunkener vom Haſchiſch. Da waren Deine Träume viel ſchlimmer, und doch glaubte ich ihnen. Jetzt bin ich elend, und Du biſt klüger, und Deine Märchen ſind heiterer, aber ich glaube ihnen nicht mehr. Geh' fort und rufe den edlen Blanchefort, ich ſehne mich nach anderer Rede!“

Der Hamed kreuzte die Arme und ging hinaus. Haſtig eilte er eine ſchmale Steintreppe empor auf die Zinne des Thurmes. „Allah, Allah, es iſt geſchehn!“ — Er riß den Turban vom Haupte, und ihn aufrollend, ließ er den Shawl von der Zinne flattern. Ein Mann, der unter der Thür des Wirthshauſes von Terracina anſcheinend gleichgültig ſtand, ließ ſein Sacktuch zur Antwort wehen. Haſtig, in ſich hinein lachend, hüllte der Daneſch ſeinen kahlen Schädel wieder in den Shawl und glitt leiſe die Treppe hinab, um Blanchefort zu Dſchem zu bitten. —

Papſt Alexander und Johann Borgia, nachdem ſie zehn Tage die Engelsburg mit Mühe gehalten, leiteten Unterhandlungen ein. Das erſte Verlangen, was König Karl ſtellte, war die Auslieferung Dſchem's. Dies bewilligte der Papſt wie alle anderen Bedingungen, nur machte er aus, daß Dſchem nicht verhindert ſein ſolle, jährlich drei Monat in Rom nach freiem Gefallen zu leben, wenn er es wünſche. Karl geſtand dies zu, denn er wußte, Dſchem werde froh ſein, der päpſtlichen Niederträchtigkeit für immer zu entrinnen. Auf Grund dieſes Vertrages erfuhr Karl Dſchem's Aufenthalt im Caſtell zu Terracina, und Mortemar brach in Begleitung Chanſade's mit fünfhundert Lanzen auf, um die lange vermißten, unſeligen Eltern zu erlöſen.

Nichts kann die plötzliche Wonne des Wiederſehens nach ſo langer Trennung ſchildern. Eins nur erfüllte Chanſaden und Aubert mit Bangen. Dſchem, Zoë, Daneſch, und ſonderbarer Weiſe auch Alſaki zeigten auffallende Spuren des Siechthums an ſich. Die Wonne der Freiheit verdeckte dies in der erſten Zeit. Als Dſchem und Zoë hörten, ſie ſollten nach Frankreich zurück, brauchten ſich nicht mehr von ihren Kindern zu trennen, König Karl ſelbſt habe ſie erlöſt, wolle in Verbindung mit Matthias von Ungarn endlich über Bajeſid hereinbrechen, ja Egypten, Syrien und Manur-Alniſſa ſelbſt ſeien im Bunde, da ſchien das vergrämte Fürſtenpaar ſich geiſtig neu zu verjüngen und in Lebensfreude, in Herrſcherwonne wieder aufzuathmen, während doch heimlich der Tod durch ihre Gebeine ſchlich.

Wie ein Triumphator zog Dſchem mit Zoë, Mortemar und Chanſade in Rom ein, empfangen gleich einem Könige von Karl von Frankreich ſelbſt, im franzöſiſchen Lager von den Truppen zum Großherrn des Morgenlandes ausgerufen.

Aber dieſe Freude war nur ein jähes Sprühfeuer, kurz und glühend. Dſchem und Zoë wurden täglich auffallend kränker. Schlafloſe Nächte, wilde Träume, fürchterliche Beängſtigungen wechſelten mit Todesmattigkeit. Man beſchleunigte den Abmarſch. — Als das Heer aber Riano erreicht hatte, ſtellten ſich bei Beiden ſichere Zeichen des nahen Todes ein. Da Alſaki und Daneſch dieſelben Merkmale zeigten, ſprach man von Vergiftung durch den Papſt. In Alſaki aber erwachte der Verdacht des vergifteten Kaffees und daß Daneſch der Thäter ſei. Er ward vor den Sultan geſtellt. König Karl, Mortemar, Chanſade und Blanchefort mit den Rittern waren zugegen.

„Allah akbar!“ lachte der Medſchnun. „Ich will's kurz machen. Ich habe mit Keinem zu thun, als mit Dir, Dſchem, Mahmud's des Tapfern ehrloſem Sohne! Denkſt Du noch an Chonae? — Du haſt den Gott Mohamed's verlaſſen und das Geſetz Deiner Väter! Du haſt das Blut des großen Schamech vergoſſen, des Heiligen, und Dich den Chriſtenhunden übergeben! Dein Kind Chanſade ſchwor den Islam ab um einen Chriſten. Deine Kinder ſind in Rhodus in den Klauen der Chriſten. Du ſelbſt biſt ein Nichts geworden, ein Ding, halb Giaur, halb Narr! Da hab' ich Dich, Allah's Rächer, geſchleppt bis hierher, und angeſichts des Thrones, der Dir jetzt winkt, fährſt Du von hinnen durch meine Hand! Damit Du aber ſterbeſt, hihi! wie ein Fürſt, ſoll Dein Weib, ſoll Alfaki Dich begleiten, ich aber ſchreite voran und erwarte Dich vor Nekir und Monkir an dem kryſtallnen Thor der Ewigkeit!!" Mit wahnſinnigem Gelächter ſtieß er ſich ein Meſſer in die Bruſt und brach röchelnd zuſammen. — Auf ſeinem Leibe fand man das Bußhemd von Kameelhaar, — er war ſein Lebelang ein Charegit, ein blutdürſtiger Glaubenszelot geweſen! —

Ehe Dſchem und Zoë in den Armen ihrer Kinder ſtarben, verlangten ſie die Taufe. Gui de Blanchefort verrichtete auf der Verendenden Bitte die heilige Handlung, ein treuer Freund bis an die Schwelle des Todes. Dſchem in Aſche (Ramad), der Unſtäte mit Recht genannt, entſchlief mit ſeiner Zoë unterm Kuß der Seinen in dem Glauben, der Gott der Liebe eine ſie einſt Alle! Sie wurden zu Niano in der Kirche beigeſetzt. König Karl und Mortemar mit Chanſaden kehrten nach Frankreich zurück, der Traum des Weltreichs, — an Dſchem's Perſon ſo lange geknüpft, war ausgeträumt! —

Gui de Blanchefort mit ſeinen beiden Rittern kehrte nach Rhodus zurück und berichtete das Geſchehene. D'Aubuſſon war ſo furchtbar von der Nachricht des Todes Dſchem's erſchüttert, ſo tief von der Schande verletzt, daß der Sultan, trotz aller Mühe und Sorgfalt, den Borgias geopfert ſei, daß er nie mehr freudig geweſen ſein ſoll. Mußte er doch noch den unerhörten Schimpf erfahren, daß man von Rom aus gefliſſentlich die Nachricht verbreitete, er habe Dſchem vergiften laſſen.

Amurad und Laila, wie deren Sohn und ebenſo Abdallah, einſehend, daß für ſie Stambul und das Morgenland verloren ſei, überdies dem Islam entfremdet, ließen ſich taufen.

Lange Jahre lebten ſie zufrieden und geehrt in Rhodus. Sie ſahen unter den Thränen aller Edlen den großen d'Aubuſſon in's Grab ſteigen, den Großmeiſterſtuhl kurz nacheinander von d'Amboiſe, Gui de Blanchefort, Caretto und endlich von dem eiſernen Villiers de l'Isle Adam einnehmen, ſahen Bajeſid von ſeinem eigenen Sohne Selim vergiftet, Selim fünf Jahre ſpäter durch den wilden, ehrgeizigen Soliman II. vom Throne geſtoßen.

Das Unwetter zog ſich über St. Johann und das liebliche Rhodus zuſammen. Der Orden hatte gewagt, in Dſchem ſich mit dem Halbmond zu verſöhnen, der Halbmond rächte ſich. Soliman II. erſchien als Eroberer vor der Inſel. Ein Kampf auf Leben und Tod, eine Metzelei auf's Meſſer erfolgte.

Am Weihnachtstage 1523 feierten die Brüder St. Johannis ihre letzte Loge. Schon war Rhodus an Soliman durch Capitulation übergeben, da überfielen wilde Tartaren- und Beludſchenhauſen vertragswidrig die Stadt, Amurad, Laila, Abdallah wurden ergriffen, die Loge erſtürmt, der Altar umgeriſſen, die drei Lichter löſchten aus, die Pfeiler zerſchellten!! — „An Dſchem wird Rhodus untergehn!“ hatte de l'Isle Adam geſagt.

Jetzt trat er, das wimmernde Kind Laila's und Amurad's in den Ordensmantel gewickelt, auf ſein Schiff. Mit allen ſeinen Rittern und 3000 Rhodiſern ſteuerte er hinaus, heimathlos, in's weite Meer. — Unterm Jauchzen der Osmanen aber wurden im Lager vor dem Zelt des Großherrn Amurad, Laila und Abdallah erdroſſelt! — Die Ginnenkette zwiſchen Kreuz und Halbmond war geſprengt! **Rhodus fuit!**

„Ach, die Zeiten unſres Ruhms,
Unſres Glückes ſind geſchwunden!“ —

Der Commandant von Oldeslohe.

Novelle.

Ein charakterloſer König, ein Schwächling im Purpur, pflegt von Laquaien umgeben zu ſein, ein ſelbſtſüchtiger Tyrann und Eroberer, dem die Völker nur benannte Zahlen ſind, hat aber ſchlagfertige Satrapen ſtets bei der Hand, denen jegliche Form der Gewaltthat und zugleich eine polypenhafte Unerſättlichkeit nach Gewinn und Anſehen eigen iſt. Das Grandioſe, was gemeiniglich ihren Oberherrn und Führer, was immerhin noch einen Richard III. auszeichnet, ihm denſelben finſtern Adel verleiht, welchen eine losgelaſſene Naturgewalt hat, iſt nicht ihr Theil. Die Profeſſion des Schlächters lugt ewig unter den Epauletten der Marſchallsuniform hervor und macht aus ihnen jenes Ungeziefer der Weltgeſchichte, welches die Cadaver benagt, die ihr größeres Vorbild, der Löwe, übrig gelaſſen. Das Einzige, was dieſe Männer beſitzen, iſt rückſichtsloſer Muth und ſtarre Zähigkeit, aber beide Eigenſchaften ſind um ſo empörender, als ſie nur auf das Schlechte, auf die Zerſtörung der Welt gerichtet ſind.

Auch Napoleon, der Welteroberer, hatte dergleichen Leute um ſich, die ihm gerade dieſer Eigenſchaften wegen um ſo mehr gefielen, als ſie durch ſelbige eherne Werkzeuge ſeiner Pläne wurden. Zum Theil aus der Hefe des Volkes entſprungen, mit den blutigen Reminiscenzen der

Guillotine im Herzen, brachten ſie Tapferkeit, militäriſches Talent, aber um ſo weniger Seelenadel, höhere Anmuth und Bildung mit, welche den Heerführer, den eigentlichen Helden, der um eine Idee ficht, zieren ſollen.

Allerdings machten mehrere ſeiner Generale eine edle Ausnahme, wie Bertrand, Moreau, Bernadotte und Jourdan, aber die Mehrzahl waren reine Säbelhelden und ſchienen in Verwüſtung und brutaler Laune das Vergnügen ihrer lorbeernen Mußeſtunden zu finden. Beſonders aber ſind es drei Männer, deren Name ein Schandfleck wurde in Frankreichs Geſchichte, welchen das Wehe und der Fluch Tauſender, das ſchuldloſe Blut Wehrloſer in's Grab folgte, ſie vor dem anzuklagen, der die letzte Entſcheidung aller Dinge hier und dort in ſeiner Hand hält:

Vandamme! Davouſt! Rapp!

— — — — — — — — — — — — — — — —

In zwei großen Heerhaufen, nördlich auf Marienburg und öſtlich nach Schleſien zu, rückten im Frühjahr 1813 die Ruſſen an, Vandamme kam in Gefahr, in Niederſchleſien zwiſchen ſie eingekeilt und erdrückt zu werden. Er verließ ſeine Stellung daſelbſt, um Davouſt und Rapp im Norden zu verſtärken und Caſtiglione in Berlin mehr Rückhalt zu geben. Frohlockend und jauchzend ſahen die armen Schleſier den modernen Hunnen abziehen. — Dafür aber ſollte ſich der volle Orkan der Rache über die Hanſeſtädte ergießen, welche die Schweden freundlich aufgenommen, den Ruſſen unter Tettenborn entgegengejauchzt, ſie als Befreier gegrüßt und mit Ehren überſchüttet hatten. Dies und die Bildung der hanſeatiſchen und deutſchen Legion galt Napoleon als Empörung.

In Verbindung mit den Dänen rückten nun die Vergelter an, Vandamme gen Bremen und Lübeck, Davouſt von Neuem gegen das verdammte Hamburg, während Rapp die Republik Danzig in ſeinen eiſernen Klauen hielt, den Ruſſen die fette Beute der Hanſeſtadt für ewig abzujagen.

Bremen lag am iſolirteſten, es war noch nicht gelungen, ſeine Colonnen mit denen Preußens zu verbünden, Tettenborn lag ohnedies vereinzelt in Hamburg und war zu ſchwach, Bremen beizuſtehen, die Schweden mußten ſich auch oberhalb der Elbe concentriren, um ſich nicht bloßzuſtellen, und Vandamme rückte im April ſomit in das ſchutzloſe Bremen ein. — Er erließ ſofort einen Tagesbefehl vom 3. deſſelben Monats, wo er zu den härteſten Maßregeln greift, ſofort Minden beſetzen läßt, den Flußverkehr, die letzte Lebensregung der Stadt, vernichtet und mit den Worten endet:

„Meinem Charakter nach gut und offen, gerecht aus Gewohnheit, werde ich furchtbar (terrible) aus Pflicht. Ganz meinem Stande und dem, was er von mir fordert, hingegeben, ſcheue ich nichts, wenn der Wille meines Souverains und der Ruhm unſerer Waffen es erfordert!“

Das Schickſal des Krieges will es oft, daß man zeitweiſe den kleineren Vortheil um eines größeren willen aufopfern muß. Wittgenſtein mit den Ruſſen ſtand ſüdlich in Berlin, es galt zunächſt, die Franzoſen aus Preußen zu vertreiben, ſie zu einer rückgängigen Bewegung nach der Elbe zu zwingen, ferner dem Blücher'ſchen Corps, das ſich in Schleſien gebildet und durch Freiwillige verſtärkt hatte, die Hand zu reichen. Napoleon war mit friſcher Mannſchaft nun wuthentbrannt nach Schleſien gekommen, den preußiſchen Treubruch zu ſtrafen, die Erhebung des Volkes zu erdrücken, und zog in Liegnitz und Breslau ein; aber Blücher hatte bereits Maiſon bei Haynau eine derbe Schlappe beigebracht, und Tſchernitſcheff war ſogar bis Halberſtadt gedrungen und warf dort ſiegreich den Feind. Dazu kam, daß Sachſen durch zwei ruſſiſch-preußiſche Colonnen bedroht und daß mit dem von Oeſterreich diplomatiſch verſprochenen Hülfsheer für Napoleon gezögert wurde. Durch dieſes Alles ward nun der wackere Tettenborn in Hamburg ganz iſolirt und kam in Gefahr, von Vandamme und Davouſt abgeſchnitten zu werden. Die Dänen, welche um Altona lagen, wurden auch drohend, denn von Kopenhagen waren neue Hülfstruppen und der Befehl gekommen, Schleswig-Holſtein ſolle marſchiren, Deutſche gegen Deutſche!

Hamburgs Schickſal ſchien ſich zu erfüllen.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Unter allen Patrioten Hamburgs, die, geliebt und geſchätzt von ihren Mitbürgern, die Befreiung Deutſchlands ſehnſüchtig im Herzen trugen, waren der Generalſecretair und Syndikus Gries, der Bleidecker Mettlenkamp, Doctor Zimmermann, Schlächtermeiſter Hanfft, Advocat von Haupt, der Miteigenthümer des „Hamburger Correſpondenten", von Ehrenſtein und Buchhändler Perthes die ausgezeichnetſten und energievollſten. Sie alle überſtrahlte aber der alte Senator Doctor von Heß, der Commandeur der Hamburger Miliz. Reich, unabhängig, bisher nur den Ehrenämtern der Stadt und der Armenpflege obliegend, ein Helfer und Rathgeber Jedermann, hatte er, als die Franzoſen Hamburg verlaſſen mußten, den Aufruf zur Bildung der Milizen erlaſſen und die Stadt in Vertheidigung geſetzt, mit Bremen und Lübeck wie den Oldenburgern Einverſtändniß unterhalten und an der Spitze ſeiner Truppen die Ruſſen unter Tettenborn jubelnd willkommen geheißen, endlich aber unter ihm mit Geſinnungsgenoſſen die hanſeatiſche Legion gebildet. Er hatte eine einzige Tochter, die an den Herrn von Horſen, den däniſch-deutſchen Commandanten von Oldeslohe, ſeit zehn Jahren glücklich verheirathet war.

Oldeslohe, zwiſchen Lübeck und Hamburg, von erſterem drei, von letzterem fünf Meilen entfernt, iſt der ſüdlichſte Punkt von Holſtein, ein kleines, mittelmäßig befeſtigtes Städtchen. Seine Beſatzung beſtand zur Zeit aus lauter deutſchen Landeskindern, während ringsum in Glückſtadt, Altona und Bramſtedt däniſche Kerntruppen eingerückt waren, denn den Herzogthümern war nicht mehr recht zu trauen.

Es war am 26. Mai früh, als die Schweden unter dem Generallieutenant Herrn von Sandels Hamburg verlaſſen mußten, um ſich ihrem Hauptcorps zu nähern und, eine Stellung bei Gadebuſch, Schwerin und Wismar einnehmend, die Ankunft der ruſſiſch-preußiſchen Truppen abzuwarten. Inzwiſchen hatten ſich die däniſch-franzöſiſchen Maſſen um Harburg und Altona concentrirt, um einen Angriff auf Hamburg zu machen.

Von dem drohenden Unwetter war der alte Heß am 29. Abends ſchon durch ſeinen Schwiegerſohn Horſen unterrichtet worden, denn derſelbe hatte ihm Börn, ſeinen Reitknecht, in Bauerntracht geſchickt und flehentlich bitten laſſen, er möge das Commando der Bürgergarde niederlegen und ſich in Sicherheit bringen, es ſtehe ſchlimm. Letzteres erläuterte Börn durch den Bericht, welchen er als Augenzeuge von der Stellung des Feindes ſehr genau geben konnte. Heß, in der Meinung, vielleicht doch noch für die Ruſſen aus dieſer Nachricht Nutzen ziehen zu können, eilte den andern Morgen zu Tettenborn.

„Warten Sie noch, lieber Heß," flüſterte der Adjutant im Vorzimmer, „der däniſche Präſident Kaas iſt bei dem General, ich glaube, es iſt nicht gut, wenn er Sie ſieht!"

„Kaas, der däniſche Regierungscommiſſär, iſt bei ihm? Von Davouſt und Vandamme aus Harburg hergeſchickt?! — Barmherziger Gott, was iſt das!"

„Um's Himmels willen ſtill!" raunte der Offizier. „Warten Sie ruhig ab, was geſchieht. Leider müſſen Sie ſich auf Trauriges gefaßt machen!"

„O, und ich wollte Sr. Excellenz Notizen über die feindliche Stellung bringen, vielleicht —"

„Sie würden uns nicht viel mehr nützen können, fürcht' ich. Stellen Sie ſich hinter mich in die Fenſterniſche, die Thür geht auf!"

Der Adjutant trat vor ihn. Die Thür zum innern Zimmer öffnete ſich raſch, und Präſident Kaas ſchritt über die Schwelle. „Wie geſagt, Excellenz," rief er etwas ſcharf, „bis Abend haben Sie Zeit. Von morgen ab ſtehe ich für nichts!"

„Wer wird von einem Dänen auch verlangen, Herr," rief Tettenborn, „daß er für irgend etwas in der Welt ſtehen ſoll!" Der Ruſſe und der Däne wechſelten wüthende Blicke. Kaas ſchritt hinaus.

Tettenborn's Haupt ſenkte ſich ſchwermüthig auf die Bruſt.

„So iſt es denn nicht anders! Ja, ja, lieber Waſiltſchikoff, wir müſſen das gute, arme Hamburg verlaſſen und uns ſüdlich ziehen, der Ort iſt nicht mehr zu halten!“

„Excellenz!“ ſchrie Heß auf und eilte zu ihm. „Bei des Himmels Erbarmen ſagen Sie das nicht! Hamburg dem Grimme Vandamme's und Davouſt's überlaſſen?! Das iſt ſchlimmer als der Tod, das iſt langſame ewige Todesmarter!“

Tettenborn war zuſammengefahren bei des Senators Anblick und erbleichte. Dann reichte er ihm wehmüthig die Hand.

„Auf Sie waren dieſe Worte nicht berechnet, lieber Heß, aber — faſſen Sie ſich, — es iſt ſo, wie ich ſagte! — Unſer Armeecorps iſt hier faſt ganz abgeſchnitten. Kaas hat mir auf den erſten Juni das Einrücken der Dänen und Franzoſen, oder einen allgemeinen Sturm auf Hamburg angemeldet, den die Stadt nicht auszuhalten vermag. Will ich der Sache der Freiheit unſere Truppen erhalten, muß ich Hamburg verlaſſen und Boitzenburg oder Lüneburg zu beſetzen ſuchen. Der Feind hat mir ſagen laſſen, daß im Fall des Widerſtandes Hamburg verbrannt und geplündert werden ſolle! Da wir nun nicht widerſtehen können, wie wir möchten, iſt es beſſer, die Stadt fügt ſich in Güte. Wie hart die Nothwendigkeit auch iſt, wir müſſen uns darein finden. Seien Sie ein Mann, lieber Heß, löſen Sie, um jeden Zuſammenſtoß zu vermeiden, die Miliz auf und verlaſſen Sie mit Ihren patriotiſchen Freunden die Stadt.“

„Ich Hamburg verlaſſen, General? — Feige verlaſſen? — Nimmermehr!“ — und dem Wackern rannen die Thränen nieder.

„Wenn Sie hier bleiben, Heß, werden Sie füſilirt! Oder glauben Sie, daß Davouſt Ihnen je verzeihen wird, was Sie für die Sache der Freiheit gethan? — Das iſt nicht Feigheit, von dem Orte zu gehen, wo Sie nicht nutzen, höchſtens nur ſchaden können! Vereinen Sie ſich mit Ihren Freunden, begleiten Sie uns und bilden Sie auf dem flachen Lande ein Freicorps. Wie hart auch Hamburg in dieſer Trübſal leiden muß, der Himmel wird ihm auch wieder den Tag der Befreiung ſenden!“

„Excellenz, ich ſehe ein, Sie können nicht anders!“ ſagte Heß leiſe und tief gebeugt. „Der allgemeinen Sache Deutſchlands muß die beſondere Hamburgs weichen. Ich werde mich fügen, werde thun, was Sie rathen! Du aber, großer Gott, nimm meiner unglückſeligen Heimath Dich ſchützend an und laß den alten Heß den Tag ſchauen, wo der Despot am Boden liegt!“

Tettenborn reichte ihm erſchüttert die Hand. „Ich erwarte Sie dieſe Nacht um drei Uhr mit Ihren Genoſſen. Bewahren Sie Hamburg vor unüberlegter Hitze, daß ſich ſein Schickſal nicht verſchlimmere!“

Heß drückte ihm ſtumm die Hand und wankte hinaus. —

Dem alten Senator blieb nichts weiter übrig, als ſeine Geſinnungsgenoſſen von dem Vorgegangenen zu benachrichtigen und ſie zur Flucht zu bewegen, dann an ſeine Kinder in Oldeslohe zu ſchreiben, ſeine Effecten zu ordnen und eine Proclamation an die Einwohner drucken zu laſſen. Letztere, die noch denſelben Tag überall angeſchlagen wurde, endete folgendermaßen:

„Ich habe die Ruhe meines einſamen Lebens verlaſſen, weil ich hoffen durfte, der Stadt, an deren bürgerliches Glück nun ſchon ſo lange das meinige geknüpft iſt, durch Wort und That in einem Augenblicke ſchwankender Beſinnung nützlich zu werden. Ich würde, hätte ich nur perſönlicher Rückſicht zu folgen, den Tod unter meinen Waffenbrüdern dem Leben vorgezogen haben, das ich nun führen muß. Aber bei dem geringen Schimmer von Erfolg darf ich das Leben ſo vieler, den Ihren unerſetzlicher, Männer nicht muthwillig in Gefahr bringen. Während ich Sie alſo, ſo weit ich es vermag, nicht ohne die tiefſte Rührung der übernommenen Verpflichtungen entbinde, darf ich Sie nur dazu auffordern, den Haß gegen die Unterdrückung, welche von Neuem unſere arme Stadt bedroht, auf beſſere Zeiten hinaus lebhaft in ſich zu erhalten und ſich für Ihre Perſonen, ſo weit es möglich iſt, in *zweckmäßige Gegenden* zu verfügen, damit der Augenblick (er iſt nicht mehr entfernt), der das Blendwerk der Tyrannei vernichtet, die Bürger von Hamburg vor anderen wach und des wiedergeborenen Vaterlandes würdig antreffen möge! J. L. von Heß."

Dieſe Proclamation, verbunden mit einem Erlaſſe Tettenborn's, womit er die Bürgerſchaft von dem nothgedrungenen Ausmarſch in Kenntniß ſetzte, das Bürgermilitär für aufgelöſt erklärte und von der Stadt Abſchied nahm, rief einen furchtbaren Weheruf durch ganz Hamburg hervor, und man überließ ſich den finſterſten Beſorgniſſen. Wer irgend Werthvolles hatte, verbarg es ſo viel wie möglich, und die Bewohner ſahen mit dumpfem Schmerz die Vorbereitungen der ruſſiſchen Truppen zum Abzug.

Der letzte Theil der Heß'ſchen Proclamation war verſtanden worden. Die Matroſen, welche unthätig in Hamburg lagen, die jungen, unabhängigen Leute, Söhne der erſten Familien ſelbſt, ja viele Bürger ſogar kamen bewaffnet zu Heß und erklärten, ihm, wohin es ſei, folgen zu wollen.

So, um drei Uhr des Nachts, während die ruſſiſche Beſatzung ſich auf allen Plätzen und Straßen ſammelte, von dem klagenden Volke umgeben, das ſich ſeines letzten Schutzes fortan beraubt ſah, erſchien Dr. Heß, von ſiebenundzwanzig ſeiner engeren Genoſſen umgeben, an der Spitze von fünfzehnhundert Mann bei Tettenborn, um mit den Ruſſen Hamburg zu verlaſſen und die hanſeatiſche Legion zu verſtärken; unter ihnen waren Perthes, Gries, Dr. Zimmermann, Vogt, Meyer, Herr von Kielmannsegge und mehrere Flüchtlinge aus Lübeck, Bremen, Stade und Harburg.

Heß hatte den Brief an ſeine Kinder in Oldesloe mit Börn in derſelben Nacht abgeſendet, ſeine Papiere und Effecten theils verborgen, theils mitgenommen, und überließ ſein Haus an der Alſter der Zerſtörungsluſt der Feinde.

Es ſchlug drei Uhr. Die Senatoren, der Rath, die Volksmenge riefen wehmüthig den Scheidenden ein letztes Ade. Das Signal zum Aufbruch ward von Tettenborn ertheilt, Heß und die Seinen, von Koſaken flankirt, in die Mitte nehmend, zogen die Ruſſen ſtill und geräuſchlos aus.

Hamburg war wehrlos!

Nur um das niedere Volk vor Exceſſen gegen den Feind zu bewachen und das allgemeine Loos ſomit nicht noch zu verſchlimmern, bildete man eine Art von Bürgergarde, beſetzte die Thore und ſchickte Patrouillen, um jede Zuſammenrottung zu unterdrücken und die Leidenſchaftlichen zu beſänftigen.

Um fünf Uhr Morgens war die Stadt wie ausgeſtorben, die Einwohnerſchaft harrte in den Häuſern mit banger Furcht der herannahenden Dänen und Franzoſen, und ſah mit Grauen und bleicher Reſignation dem Elend entgegen, das ihnen Vandamme und Davouſt bereiten würden.

Börn, dem Reitknecht Horſen's, welcher ein gutes Pferd hatte, gelang es, mit Dr. Heß' Brief unbeſchädigt nach Oldeslohe zu kommen, indem er directe Feldwege einſchlug und die Gegend nordöſtlich von Hamburg von Militär ganz frei war.

In Oldeslohe traf er ſeinen Herrn, den Commandanten, in höchſter Aufregung, deſſen Frau in Thränen. Geſtern Abend war der Befehl von Kopenhagen nebſt einem Schreiben des Präſidenten Kaas eingetroffen, demgemäß die Beſatzung von Oldeslohe direct auf Hamburg marſchiren ſollte, um dort die Dänen wie die Truppen Vandamme's und Davouſt's zu verſtärken. — Vor einer Stunde waren die Offiziere zur Berathung bei ihm geweſen, und man hatte eine Vorſtellung nach Kopenhagen und an Kaas abgeſchickt.

„Vielleicht hilft es doch, Eliſe,“ ſagte Horſen matt zu der entſetzten Frau. „Vielleicht läßt man unſere Gründe gelten und erſpart uns den Schimpf, Deutſche gegen Deutſche zu fechten, dieſe Satrapenheere zu vergrößern, Theil nehmen zu müſſen an den blutigen Schandthaten Davouſt's und des Schlächters von Bremen!"

„O, täuſche Dich nicht!" entgegnete wild auffahrend die Frau. „Man wird Euch doch gegen Hamburg ſchicken! Um ſo mehr, als man ſieht, daß Ihr nach Vorwänden ſucht, nicht hinzugehen!"

„Aber wenigſtens vergehen noch ein paar Tage, und wenn Tettenborn Stand hält oder ein Zwiſchenfall eintritt, ändert ſich unſere Lage."

„Mit dieſer vagen Ausflucht belügſt Du nur Dich ſelbſt und Dein armes, zuckendes Herz, Horſen. Man wird Euch bald genug auch den letzten Vorwand abſchneiden. Schon befindet Ihr Euch in dem Falle, daß man Zögerung, zu marſchiren, für Ungehorſam auslegen wird."

Börn trat mit Heß' Brief in der Hand ein.

„Wie ſteht's in Hamburg?" rief Eliſe ihm entgegen.

„Traurig," und der redliche Diener ſenkte den Blick. „Die Ruſſen ſind wahrſcheinlich in dieſem Augenblicke ausgezogen und die Dänen in der Stadt. Morgen, ſagte man, kommen Vandamme und Davouſt von Harburg."

Ein Wehegeſchrei entfuhr den Lippen der Gattin Horſen's. „Mein Vater, mein lieber, unglückſeliger Vater, o meine Freunde und Jugendgenoſſinnen, alle ſind hin! Verloren, getödtet oder verarmt unter den Händen dieſer Teufel!"

„Nein," rief Horſen lebhaft, „Gott ſei Dank, der Vater iſt in Sicherheit! Da lies den Brief, er marſchirte ſammt fünfzehnhundert Hamburgern mit den Ruſſen aus, um die hanſeatiſche Legion zu verſtärken. Jetzt ſchon iſt er in Sicherheit!"

Die Tochter drückte des Vaters Brief an ihre Lippen. „Ja, mein Vater iſt ein Held, er würde lieber den Tod der Schande vorziehen! Mag er fallen ſelbſt, der alte ſchwergeprüfte Mann; mit der Freiheit auf den Lippen, der Fahne der Ehren in der Hand wird er zuſammenbrechen! Aber wir, Horſen! — Zu denken, daß wir Deutſche ſind, und doch holſteiniſche Sklaven, daß wir, ſtatt dahin uns zu wenden, wo unſere Seele jauchzend weilt, beim freien deutſchen Vaterlande, unſere Hand zum Henkerwerke Vandamme's und Davouſt's leihen ſollen, damit unſer ehrlicher Name in den blutigen Annalen meiner geliebten Heimath in Hohn und Schimpf genannt wird, das, Horſen, überleb' ich nicht! Die Ehre iſt das letzte, einzige Gut eines braven Mannes, verliert er ſie, verliert er auch das Recht zu leben, denn Ehre iſt des Daſeins Grundbedingung!!"

Horſen gab Börn einen Wink, der Diener ging hinaus.

„Und wenn nun alſo der Befehl kommt, Frau, daß wir marſchiren müſſen? Wenn ebenſo mir Schimpf droht, wenn ich bleibe, der Schimpf der Inſubordination? Was ſoll ich thun?"

„Dann giebt's nur einen Weg, Horſen, den Weg, den Schill und Hofer gingen! Die Beſatzung beſteht aus lauter Deutſchen, Offiziere und Mannſchaft hängen wie Kinder an Dir, wenn Ihr marſchiren müßt, ſo geht! Geht nach Hamburg, werft Euch auf die Schaaren Vandamme's und Davouſt's, treibt ſie hinaus, oder endet unter ihren Säbeln! Ich bin ein deutſches Weib, — die ächte Tochter meines Vaters, und ſoll's nicht anders ſein, will ich den Mann meines Herzens doch lieber im Grabe ſehn, iſt nur die Ehre, die Ehre, Horſen, gerettet!!"

„Unglückliches Weib, Du weißt nicht, was Du ſprichſt! — Vor zwanzig Jahren habe ich der Krone Dänemark den Fahneneid geſchworen! — Gehorchen muß ich, ob das Herz mir auch bricht, ein Landesverräther und Empörer, ein heimtückiſcher Bube werd' ich auch ſelbſt gegen die nicht, die ich verabſcheue! Das iſt die Tugend nicht gewahrt! Eins aber ſchwöre ich Dir beim ewigen Vergelter droben! Komme was da wolle über uns, Du ſollſt mit mir zufrieden ſein und meinen Namen nicht mit Schande tragen!"

Er preßte ſie heftig an ſich, nahm haſtig Hut und Degen, und ſchritt hinaus.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Während nun in Hamburg von Vandamme und Davouſt die unerhörteſten Gräuel mit beſtialiſchem Vergnügen ausgeübt wurden, der brave Heß aber mit den Seinen die hanſeatiſch-deutſche Legion verſtärkte und endlich unter den Oberbefehl des tapfern Kronprinzen von Schweden ging, erfüllte ſich in Oldeslohe zu derſelben Friſt das Schickſal der Garniſon und ihres Führers. — Zwei Tage nach dem Einzuge der Franzoſen in Hamburg, als ſchon der Weheſchrei ſeiner armen Bewohner durch ganz Deutſchland klang, erſchien Präſident Kaas in Oldeslohe, um nach einem Specialbefehl von Kopenhagen die Wahrheit der Einwände Horſen's und des Offiziercorps zu prüfen, vor Allem auf dem Ausmarſch nach Hamburg zu beſtehen. — Er hörte kalt alle Einwendungen des Commandeurs an.

„Sie ſagen, es fehlt den Truppen an nöthiger Equipage. Das zugegeben ſelbſt, iſt die Regierung der Meinung, daß es Ihre Pflicht geweſen wäre, in Zeit dafür zu ſorgen, wenn Sie Eifer im Dienſt Seiner Majeſtät hätten!“

„Ich konnte mir aber nicht träumen laſſen, daß uns Seine Majeſtät in Deutſchland verwenden würden!“

„O Beſter, man kennt Ihre Gedanken in der Reſidenz genauer, als Sie glauben, und iſt ſehr geneigt, den Schwiegerſohn des Verräthers und Meuterers Heß für unzuverläſſig zu halten! Irrt man ſich hierin, ſo beweiſen Sie das Gegentheil!“

„Herr Präſident, ich habe dem König von Dänemark einen Soldateneid geſchworen, ich werde ihn halten. Aber greifen Sie in Ihr Herz und fragen Sie ſich, ob es recht iſt, deutſche Landeskinder gegen Deutſche zu führen, ob es ehrenvoll iſt, den Polizeiknecht des Corſen in einer wehrloſen Stadt zu ſpielen, ob Gott ſich ſchaudernd nicht von ſeinen Menſchen wenden muß, die alſo in der Verwüſtung ihre Luſt finden!!“

„Das iſt endlich Ihr wahres Antlitz, Herr Commandant! — O gut! die Sprache iſt deutlich, und deutlich will ich antworten! Sie ſind kein Deutſcher, ſondern ein Däne, und Ihr Benehmen heißt Empörung! Einen Weg nur haben Sie, entweder Degradation und Infamie, oder Gehorſam und ſofortigen Ausmarſch nach Hamburg, wo ich Sorge tragen werde, daß Sie direct von General Vandamme zu jenem Gehorſam des Polizeidienſtes gewöhnt werden, den Sie für ſo verächtlich halten!! Wollen Sie marſchiren oder nicht?"

„Ich bitte ſofort um den Abſchied, Herr Präſident!"

„Den Abſchied können Sie erbitten, Herr, wenn Sie in Hamburg erſt Ihre Pflicht gethan und bewieſen haben, daß Sie kein Hochverräther ſind!"

„Ich leiſte dem Befehl des Königs Folge! In drei Stunden können Sie, Herr Präſident, den Ausmarſch der Garniſon von Oldeslohe an das Cabinet zu Kopenhagen berichten!"

Kaas lächelte höhniſch. „Hier iſt der Befehl Seiner Majeſtät, welchen Sie den Truppen mittheilen werden!" Damit entfernte er ſich. —

Horſen, todtenbleich, klammerte ſich zitternd an den Stuhl und ſtarrte vor ſich hin.

Die Thür öffnete ſich. Seine Frau trat ein, geſpenſtiſch wie eine Todte. Aus ihren Augen blitze es unheimlich und verzweifelt.

„Du gehorchſt, Horſen, Du gehorchſt?"

„Eliſe, laß uns die letzten Augenblicke nicht irre an einander werden, wurden wir's doch ſonſt nie! Sieh mir in's Antlitz, liebes Weib, erblickſt Du in meinen Zügen die eines Verräthers?"

„Nein, Geliebter, aber Du ſagteſt dieſem Schelm, Du wolleſt gehorchen und marſchiren!"

„Gehorchen werde ich, Frau, es iſt die Pflicht meines Lebens! Ich werde ausmarſchiren, aber ſo wahr ich treu meinem geſchworenen Eide gelebt und ſterben will, ſoll dieſe Hand ſich nie gegen deutſches Blut erheben, keine Thräne ſoll meinen Namen beflecken!"

„Du willſt auf die Franzoſen!" rief ſie weinend.

„Nein!"

„Dann, Mann, mußt Du wahnſinnig ſein, oder ich bin's!!“

„Wir ſind es Beide nicht, Eliſe, obwohl man's werden kann in ſolcher Zeit. Ich werde ausmarſchiren, aber — bald werde ich wieder bei Dir ſein!“

„Eh' Du nach Hamburg gehſt? — Horſen, mach', daß ich nicht an Dir verzweifle!“

„Eh' ich nach Hamburg gehe, bin ich wieder bei Dir! — Höre mich genau an. Packe ſofort alles Geldwerthe. Iſt Alles beſorgt, läßt Du den Wagen anſpannen und ſteckſt dieſen Brief zu Dir, der enthält für alle Fälle Inſtructionen für Dich. Wie ich zurückkomme, hörſt Du, verlaſſen wir Oldeslohe ſofort. Haſt Du mich auch verſtanden?!“

„Ich verſtehe Dich und verſtehe Dich nicht! Was Du willſt, werde ich thun. Ich bin ſchon beruhigt, wenn Du nur nicht zu Vandamme gehſt!“

„Dahin gehe ich nicht!!“ — Er küßte ſie glühend. „Gott der Allwaltende ſei mit uns und richte unſre Handlungen und Gedanken! Sei ſtark, Weib! Erinnere Dich, daß Du des alten tapfern Heß Tochter, das Weib eines deutſchen Soldaten biſt, und weine nicht! Bald wird die Vorſehung unſere Befreiungsſtunde ſenden!“

Er umarmte die Schluchzende und ging. —

Die raſſelnde Trommel rief die Beſatzung Oldeslohes zum Ausmarſch. Wuth, Jammer, Entſetzen herrſchten unter den Einwohnern, noch mehr unter den Soldaten! Nicht die ſchärfſte Strafe der Inſubordination hätte dieſe Söhne deutſcher Erde, die Dänenhaſſer, vermocht, dem Befehle Folge zu leiſten, man hätte ſich auf eine Soldatenemeute gefaßt machen können, wäre nicht von Horſen, dem allgeliebten Commandanten, ſelber der Ausmarſch befohlen worden, von ihm, an deſſen Ehre man nie irre geworden war.

Die Mannſchaften ſammelten ſich und traten auf dem Marktplatze an; traurig umgab ſie das Volk.

Horſen, der vorher eine kurze Conferenz mit den Hauptleuten gehabt, neben ſich Kaas, hielt in der Mitte. —

Man war in Ordnung, kein Mann fehlte — Horſen beſichtigte die Truppen, dann commandirte er: „Gewehr auf,“ „Gewehr über,“ — „Vorwärts marſch!“

Die Regimentsmuſik ſpielte, die Trommeln wirbelten, wie im Hohn der Verzweiflung. Durch's Thor ging's hinaus auf den Wieſenplan.

Wie um ſich an der Präciſion und Folgſamkeit ſeiner Leute zu weiden, ließ Horſen ſie hier mehrere Evolutionen ausführen. Dann befahl er „Halt“ und ließ die Truppen einen Kreis ſchließen.

„Gewehr bei Fuß!“

Alles ſchaute regungslos den bleichen, ruhigen Führer an, der ein Papier aus der Bruſt zog.

„Soldaten von Oldeslohe! Hört, was Euch Seine Majeſtät zu befehlen hat!“

Er verlas nun mit laut dröhnender Stimme den Regierungsbefehl zum Ausmarſch, um zum combinirten franzöſiſch-däniſchen Corps unter Oberbefehl des Fürſten Eckmühl in Hamburg zu ſtoßen.

Eine Pauſe lähmender Kälte folgte.

Da richtete Horſen ſich hoch im Sattel auf, drückte ſeinem Pferde die Sporen ein und umritt flammenden Blicks den Kreis.

„Kinder, Ihr wißt nun, was Ihr thun ſollt, fühlt es ſicher im tiefſten Herzen! Ich meines Theils fechte nicht für die Franzoſen, ſondern weiß, was ich zu thun habe!!“

Mit dieſen Worten zog er ruhig ein Piſtol aus dem Sattel und ſchoß ſich durch's Hirn!

Ein Schrei ringsum, ein Weinen, eine Wuth! Die Soldaten brachen aus den Gliedern und ſtürzten zu ihrem armen General.

Da ſprang der erſte Hauptmann vor.

„Still geſtanden! Richt't Euch! Präſentirt's Gewehr!“

Es geſchah.

„Ich, Hauptmann von Eckhoff, erkläre dem Präſidenten Kaas im Namen des Offiziercorps, daß Jeder von uns, den Seine Majeſtät zum Commandeur von Oldesloh e macht, wie Horſen ſich an der Spitze der Truppen erſchießen wird, ehe er dieſe braven Leute zu Davouſt führt!“ — — — — — — — — — — — — —

Auf des bleichen Kaas Bitten kehrte die Garniſon zur Stadt zurück, — um nie mehr auszurücken.

Der arme Horſen war wieder bei ſeiner Frau! —

Als Eliſe, den todten Mann bei ſich im Wagen, die Stadt verließ, um zu ihrem Vater zu reiſen, gab ihr die ganze Garniſon und Einwohnerſchaft mit Trauermuſik das Geleite. —

Jean Fort de Marconnay.

Novelle.

I.

Im Departement von Bourges, in der Gegend der heutigen Militärdiviſion Indre, erhoben ſich 1429 zwei Edelſitze, in denen zwei ſtolze, in der Geſchichte des Landes viel verflochtene und eng verwandte Geſchlechter blühten, welche ſich von den älteſten Grafen von Blois ableiteten. An der nordweſtlichen Grenze der Baronie la Marche, wo dieſelbe mit Poitou und Touraine zuſammenſtößt, ein halbes Stündchen von der Priorei de Sauves an der Creuſe, lag das Stammſchloß der Herren von der Marche, der Marchebonnays, oder der Marconnay, wie ſie ſich in der Sprachverſtümmelung des Volkes nannten. Etwa ſechs bis ſieben Meilen nördlicher, drüben in der Touraine am Indre, aber ragte die alte Feſte der Chatillons. Dieſe waren ein älterer, die Marconnays ein jüngerer Zweig des Hauſes Blois.

Keine Zeit, ſelbſt die der ſpäteren ſo blutigen franzöſiſchen Revolution nicht ausgeſchloſſen, laſtete ſo ſchwer, ſo verhängnißvoll, ſo allſeitig verwüſtend auf dem ſchönen Frankreich, als jene, da unter dem wahnſinnigen König Karl VI. die Engländer mehr als die ganze Nordhälfte des Reichs, alle vorzüglichen Städte, Paris, Rouen, Rochelle und das einſt unbezwingbare Orleans, erobert hatten, ihr Bundesgenoſſe, Philipp der Gute von Burgund, mit der

Königin Mutter Iſabeau den ganzen Oſten und einen Theil des Südens in Beſitz hielten, ſo daß dem Dauphin (als Karl VII. ziemlich ohne alle Ceremonie in Poitiers gekrönt) jetzt nur noch die Grafſchaft Bourges und die Freundſchaft d'Albret's, Grafen von Armagnac, geblieben war.

In beſagtem Jahre Mitte März war's, als zwei Kriegshaufen ſowohl von Chatillon wie von Marconnay her durch die Marche ihren Weg nach Chateauroux nahmen, jeder ſeinen Lehnsherrn an der Spitze. Chatillon's Hauſe war wohl fünfhundert Mann ſtark, zweihundert Schwerbewaffnete zu Pferd, mit Lanze, Schwert und Schild, die übrigen Arquebuſiere und Bogenſchützen, auch führten ſie fünf Feldſchlangen mit ſich. Ihr Führer, Jean de Chatillon, eine hohe, gewaltige und finſtere Geſtalt, ſteckte ganz und gar in einer jener kürzlich aufgekommenen, berühmten Mailänder Rüſtungen, welche gegen die nicht ſehr chevalereske Erfindung Berthold Schwarz's, gegen Pulver und Blei, ein ganz untrüglich Mittel ſein ſollten. Er hätte einer ſtählernen Schildkröte nicht unähnlich geſehen, wenn nicht der übergeworfene rothe Waffenrock mit dem ſchrägen Andreaskreuze, dem Zeichen Burgunds, den größten Theil der Rüſtung, Bruſt, Rücken und Unterkörper verdeckt hätte. Das runde Schild an ſeinem Arme zeigte das Wappen mit der Deviſe „Chatillons passavant!“ Daſſelbe Wappen auf rothem Grunde leuchtete auch von dem rauſchenden ſeidenen Banner, welches ſein erſter Vaſall, von zwei Trompetern begleitet, hinter ihm trug, und das Chatillon als Ritter kennzeichnete. Auf dem Helm als Kleinod trug er die vergoldete halbe Figur eines Löwen ohne Mähne, einer Löwin, oder — wie man damals ſagte — Löwenkatze (chatte-lion); ein zweihändig Schwert hing über ſeinem Rücken, der Dolch, die Gottesgnade, ſteckte in ſeinem Gürtel, und die Lanze mit rothem Fähnchen vollendete eine kriegeriſche Erſcheinung, welche an Würde noch durch die ältlichen Züge und das ergrauende Haar gehoben wurde, das an den Schläfen aus dem Helm hervorragte, wenn er, wie jetzt, das Viſir geöffnet trug. —

Der Trupp, welcher von Schloß Marconnay an ſelbigem Tage, obwohl ſpäter, aufgebrochen, war nur dreihundert Mann ſtark, weder ſo mannigfach, noch ſo gediegen ausgerüſtet; aber er hatte den Vortheil der Schnelligkeit, er war durchgängig beritten und gleichmäßig mit Lanze, Schild Schwert und Streitkolben bewaffnet. Ihr Führer, Jean de Marconnay, wegen ſeiner ſprüchwörtlichen Kraft Jean le Fort oder Jean Fort genannt, obwohl Baron und gleichen Stammes wie Chatillon, führte kein eigenes Banner, trug weder goldene Sporen noch Helmſchmuck, denn trotz ſeiner Tapferkeit war er kein Ritter. Ein enges Schuppenhemd bedeckte Leib und Arme, Stahlſchienen ſeine Beine, und ſein blauer Waffenrock war mit weißen Lilien bedeckt, das Zeichen des Königs, und nichts würde ihn kenntlich gemacht haben, hätte er nicht auf ſeinem dreieckigen Schilde ſein Wappen, ein rothes Feld mit Eiſenhüten beſäet, aus dem zwei Greifenhörner ragten, und die Deviſe: „Passavant, la Marche donnay!“ getragen. — Le Fort war gegen Chatillon jung zu nennen, denn er zählte etwa 36 Jahre, aber ſein Geſicht war im Kampf und Wetter gebräunt und ſeine ganze Geſtalt athmete reckenhafte Anmuth. Seine Waffengefährten und Vaſallen trugen meiſt lederne Röcke mit beſonderen Emblemen und adligen Zeichen, die Lilien waren indeß Allen gemeinſam.

Ob nun durch Zufall oder mit Abſicht, kurz, beide Reiterhaufen trafen auf der Straße von Chateauroux unterhalb der Stadt zuſammen. Von Seiten Chatillon's war das gewiß nicht beabſichtigt; denn als er die Reiter ſah, ſtutzte er, gebot Halt, und nachdem er mit raſchem Blick die Anzahl der Gegner überblickt, rief er: „Das ſind Armagnacs, ſie tragen die Lilie! Nieder mit dem Viſir, die Lanzen ein und geſchloſſen vorwärts! Man will uns den Weg verlegen!“

Die Roſſe wurden in ſcharfen Trab geſetzt, und als ſie nahe genug waren, brachen Alle in das Feldgeſchrei aus: „Für Burgund und Chatillon!“

„Für den König und Marconnay!“ donnerte es herüber.

„Alle Teufel!“ rief Chatillon, „es iſt Jean Fort, mein

Vetter! Halt, halt, Ihr Herren; erſt will ich mit ihm reden! Reitet hinüber, Trompeter, und ſagt, Chatillon wolle Marconnay ſprechen!“

Die Trompeter kamen ſogleich zurück und meldeten: „Herr von Marconnay werde ſich gern mit ſeinem Vetter verſtändigen.“

Beide Führer verließen die Spitze ihres Zuges, trabten mit geöffnetem Viſir auf einander los, und hielten etwa auf zehn Schritt Entfernung ihre Roſſe an.

„Ihr wollt mir den Weg verlegen, le Fort,“ ſagte Chatillon finſter, „aber wir ſind in der Mehrzahl, und ich gebe Euch zu bedenken, ob es vernünftig iſt, ſich aus heiler Haut mit einem Verwandten zu raufen, wo für keine Sache etwas zu gewinnen iſt!“

„Wohlgeſprochen, Chatillon, und obgleich ich gewiß ein gutes Recht hätte, auf meinem Grund und Boden Alles niederzuſchlagen, was ſich zu Burgund hält, ſo weiß ich doch die Bande des Bluts zu ehren. Muthmaßlich wollt Ihr nur mit Euren Leuten den kürzern Weg nach Charolles einſchlagen und zu Philipp ſtoßen, der dort neue Mannſchaft ſammelt.“

„Ungefähr ſo, und Ihr wollt nach Chinon zum Dauphin.“

„Zum König, Herr, unſerm angeſtammten König! Alſo Jeder thut, was er nicht laſſen kann, und Ihr werdet mich ſo wenig, wie ich Euch, von Dem abhalten, was Jeder für ſeine Pflicht erkennt. Wollt Ihr mir alſo Euer ritterlich Wort geben, daß Niemand der Euren ſengen, plündern, oder an der Bevölkerung Gewalt verüben ſoll, ſo habt Ihr von mir keinerlei Feindſchaft zu fürchten.“

„Guter Vetter, was das Feindſchaftfürchten betrifft,“ ſagte Chatillon ſpöttiſch, „ſo vergeßt Ihr, daß wir fünf gegen drei ſind!“

„Wollt Ihr die Probe wagen, Herr?“ und Marconnay's Geſicht erglühte, „dann vorwärts! Ihr ſollt ſehen, daß Euer Geſindel zu Fuß da wie Kaninchen gehetzt wird; ich rechne immer fünf elende Andreaskreuze auf eine Lilie!“

„Wenn es nach meinem Sinn ginge, würde ich Eurer Prahlerei mit dem Schwert ein Ziel ſetzen," ſagte Chatillon kalt, „aber ich habe meine Leute für die Sache meines Lehnsherrn verſammelt, nicht um Privatſtreit auszumachen! Wollt Ihr mein Wort nehmen, daß ich meine Hand nicht eher als in nächſter Schlacht gegen Euch erheben will, ſo iſt's gut!"

„Alſo Friede zwiſchen uns, bis Ihr Burgund erreicht habt?"

„Auf die Ehre der Chatillons und unſeres gemeinſamen Stammes, le Fort! Eher ſoll kein Haar der Euren gekrümmt ſein!" Er reichte Marconnay die Hand.

„Wohl, Herr Ritter. Laßt uns denn, wenn es auch dem Himmel gefallen hat, daß wir Feinde ſein ſollen, als gute Vettern mit einander reiten, bis der Kampf Jeden ſeine beſondere Straße führt."

„Bis St. Amand, wo Ihr wißt, daß die Grenzmarken nicht weit ſind?" lächelte Chatillon.

„Ihr verkennt mich durchaus, Herr Ritter, wenn Ihr annehmt, ich ſetze Mißtrauen in Euer Wort; ein Chatillon und ein Marconnay können nicht treulos ſein. In Wahrheit führt mich aber mein Weg von St. Amand nordwärts!"

„Gut, Jean Fort, laßt Eure Leute hinter den meinen herziehen, und haltet ſie getrennt, damit unnöthiger Streit vermieden werde; dann gönnt mir Eure Geſellſchaft!"

Beide Führer kehrten zu ihren Reiſigen zurück, ertheilten gemeſſene Befehle, und nachdem Marconnay ſeinen Zug hinter den des Ritters geſetzt und ſeinen Hauptmann Doignes eingeſchärft hatte, in einiger Entfernung zu marſchiren, ſprengte er neben Chatillon, und beide Haufen ſetzten ſich in Bewegung.

„Da Ihr nordwärts wollt," begann Chatillon, „nehme ich an, daß Ihr nach Bourges geht; der Dauphin ſteht aber, dem Verlauten nach, öſtlich in Chinon.

„Wohl wahr, ich muß zuerſt nach Bourges und ſichere Nachrichten ſammeln, ehe ich zum Könige ſtoße. Ich war ſeit einem Jahre nicht im Felde."

„Seit Ihr dem Salisbury weichen mußtet, ich weiß es. — Viel ernſte Waffenthaten liegen dazwiſchen, der Tag von Rouvray, ein zweites Azincourt, das Eurer Sache den Todesſtoß gab! Ich bedaure, le Fort, daß ein ſo tapferer Kriegsmann um Nichts ſein Blut d'ran geben muß.“

„Redet nicht ſo, Herr! Die Sache des Königs kann nie verloren ſein, und ich bedaure Euch, daß Ihr auf der Seite des Unrechts ſteht, ſollte es auch noch ſo ſiegreich ſein!“

„Unrecht, Jean Marconnay?! — Wahrt Eure ſchnelle Zunge, Herr!! Es würde mir leid thun, Euch feindliche Worte geben zu müſſen! Ich bin als Ritter und freier Mann in den Streit für Burgund und gegen den Dauphin gezogen, nicht etwa nur, weil ich Herzog Philipp's Schweſter zur Frau habe, ſondern weil der Meuchelmörder meines Schwiegervaters nicht werth iſt, Frankreichs Krone zu tragen! Ihr aber zieht nicht als freier Ritter, ſondern als königlicher Vaſall und Dienſtmann, weil Ihr es eben müßt, mag Euer Herz auch noch ſo wenig dabei ſein!“

„Oho, Herr Ritter, Eure goldnen Sporen und Eure Freiheit in Ehren; aber Ihr fechtet, gleich Burgund, nur aus Privatrache: wollt, weil Eures Weibes Vater gemordet ward, an England, unſern alten Feind, dieſes ſchöne Frankreich verkaufen! Fahrt nicht auf! Ich hab' weder im Sinn, Euch zu beleidigen, noch unſern Weg mit Händeln zu beflecken, nachdem ich Euch im Frieden die Hand bot. Laßt uns ehrlich reden, wie Verwandte, die eben ungleicher Meinung ſind. — Zum Morde Eures Schwiegervaters ward Karl als unmündiger Knabe durch ſeine ſchurkiſche Umgebung gedrängt, die ihren Einfluß auf ſeinen jungen, wankenden Sinn einzubüßen fürchteten, wenn Burgund mit dem König verſöhnt ſei. Jedes ehrliche Herz trauert um die That, und mit genug heißem Blute iſt ſie abgewaſchen worden, mit ſchmachvoller Niederlage der königlichen Sache ward ihr, denk' ich, genug gethan. Abgeſehen von dieſem Unglück aber bleibt Karl VII. Frankreichs König, ſelbſt wenn er ein irrender König iſt. Es wallt in ſeinen Adern das Blut des heiligen Ludwig, das Blut jener Herrſcher, unter denen Frankreich das erſte Land der Erde geworden! Ihm will ich dienen, Chatillon, mit dem letzten Hauche des Lebens, nicht weil ich als Vaſall es muß, ſondern weil mir Gewiſſen und Religion ſagen, daß er mein König, das einzige Heil Frankreichs iſt! Wehe Denen, die, mit unſerm Erbfeinde Englande im Bunde, danach trachten, Heinrich VII., weil er Margarethen von Valois geehelicht, zum Könige, Frankreich zur engliſchen Provinz zu machen, und die Blüthe unſeres thatenreichen Adels zu brechen, damit die Gloſter, Northumberlands, Warwicks, Mowbrays, Percys und Bedfords über uns herrſchen! Oho, es iſt kein übler Plan, die Meute engliſchen Adels, welche ſich in den Roſenkriegen in wahnſinnigem Haß und Ehrgeiz zerriß, auf Frankreich loszulaſſen, um ſie daheim loszuwerden! Das iſt meine Anſicht von der Sache, und drüben in Bourges denkt Euer treuer und edler Bruder ebenſo!“

„Nennt ihn nicht!“ rief der Ritter heftig, „nennt den Verräther und Abtrünnigen nicht, oder —“

„Gut, ich will von ihm ſchweigen, da es Euch mißfällt, aber ſcheltet mir in dieſer trüben Zeit keinen Mann, der nach ſeinem Gewiſſen handelt, mag er Euch auch Widerpart bieten.“

„So laßt uns von Dem, was recht oder falſch iſt, ſchweigen; das Ende muß es lehren. Glaubt meinem ergrauenden Haar nur, daß Burgund nicht Narr genug ſein wird, ſich für die Engländer oder Frau Iſabeau zu ſchlagen; Frankreichs Ehre iſt auch uns heilig! Seht aber doch die Dinge an, wie ſie ſind, nicht wie ſie ſein ſollten. Wo iſt noch Treue, wo feſtes Regiment im Lande? Der Dauphin, halb ein von Pfaffen unterjochter Frömmler, halb ein von Luſtdirnen, Zechgenoſſen und Lautenirern umſtrickter leichtſinniger Jüngling, dem das Gefühl der eigenen Schmach abhanden kam, der eine Schlacht verliert, wie ich ein Baarthaar, der eine Krone ſchwinden ſieht, gleichmüthig ſtumpf, als wär’ ſie ein zerbrochenes Kelchglas, — er iſt nicht mehr Herr von Frankreich, ſondern, wie der ſpottende Volksmund ihn nennt, „König von Bourges“. Nennt mir einen Mann, außer dem landloſen Dunois, der Alles in reinem Sinne zu opfern bereit iſt, um das Reich zu retten, einig und treu, kühn und einſichtsvoll?! Was nützt's, daß Vaſallen, wie Ihr, Thoren, wie mein Bruder, in heiligem Eifer ihr Blut dranſetzen; die Eiferſucht, die Gegnerſchaft der Großen, die Verkommenheit der ganzen Zeit duldet nicht, daß Ihr Raum gewinnt: man macht Euch zu Opfern! Eine Zeit wie dieſe, Vetter, aus der Glaube, Treue, Redlichkeit, Manneskraft und Frauenſitte geſchwunden, iſt werth, durch des Herrgotts Wetter zerſchlagen zu werden, und die Guten ſammeln ſich da, wo durch Einigkeit Sicherheit verbürgt iſt; das iſt meine Anſicht!“

Jean Fort neigte traurig das Haupt. „Herr Vetter,“ und ſeine Stimme zitterte, „daß Ihr nur zu wahr redet, ich Euch nur zu ſehr beiſtimmen muß, wenn Ihr die allgemeine Wüſtenei der Körper und der Seelen angeklagt, das trifft mich am Schwerſten! Ich ſehe keinen Ausgang, kein Ende!!“

Sie ritten ſtumm eine Weile neben einander hin.

„Wie tief muß eine Sache geſunken ſein,“ begann Chatillon wieder, „wenn ihre Kämpfer, Männer der edelſten Geſchlechter, Männer in Panzer und Helm, zu einer elenden Mummerei, einem jämmerlichen Blendwerk in der Seelenangſt greifen! Ihr habt doch von dem Bauernmädel aus Lothringen gehört, das Beaudricourt von Vaucouleur zum König gebracht, und die als Wunderweib und Gottesgeſandte Frankreich befreien will? Ein hübſches Pfaffenſtückchen!“

„Ich hab' von der Narrethei gehört, Vetter, an der ſelbſt die Kühnſten, die Redlichſten theilnehmen, — Weſen, die mir über Alles hoch und lieb ſind und —“

„Ich verſteh' Euch und Euren ganzen reiſigen Ausritt für Karl's Sache. Die ſchöne Diane de Berry, die junge gräfliche Wittib, welche zu Bourges ſitzt, glaubt auch an den Narrentand, hat Euch aufgeboten gen Chinon zum

Dauphin und — armer Vetter, Ihr reitet in das Verderben und ich werde zwei wackere Männer, Euch und — meinen Bruder, — den — den ich heiß geliebt habe, Jean Fort, nicht wiederſehn!“ — Er ergriff heftig des Andern Hand und preßte ſie an ſeine Bruſt.

„Ja, Chatillon, in's Verderben reit' ich, ich glaub' es ſelbſt! In's Verderben um die Ehre meines Königs und die Liebe meiner Dame! Aber wenn ich zu Grunde geh', ſo ſei's zu Roß im Bügel mit Mannesernſt und ritterlicher Würde, ob auch der goldene Sporn mich nimmer ziert, nicht aber im Schimpf der Lächerlichkeit, nicht als Narr eines Bauernmädels, die mit Pſalm und Weihrauchfaß das Elend zu beſchwören meint! Ich reit' nach Bourges und gen Chinon, will die Lügenlarve von dieſem Schurkenwerk reißen, den Heiligenmantel von der Narrheit, und dann in den Streit ſtürzen, Klinge an Klinge, bis der letzte Lebenstropfen verronnen iſt!“

Beide Männer hielten ſich an der Hand feſt, blickten ſich ſchwermüthig ernſt an, — ihre Roſſe ſtanden.

„Hier geht meine Straße,“ ſagte Jean Fort, „lebt wohl, Chatillon.“

„Lebt wohl, Marconnay! Grüßt meinen armen Bruder, es iſt ja — das letzte Mal! Um dieſer ernſten Stunde und unſrer Blutsfreundſchaft willen aber bitte ich Euch und ihn, meinen lieben Robert, — wenn die Feldſchlacht uns einander gegenüber führt, laſſet uns gegeneinander die Klingen in ſtummem Gruße ſenken und ſeitwärts reiten! Verflucht hier und dort bei Dir, mein Herr und Gott, ſei ich, wenn je ein Tropfen Herzblut eines Verwandten an meiner Klinge klebt!“

„Amen, Amen! Ich nehm's auf für mich und Euren Bruder! Möge der Ewige über Frankreich ſein, dieſes ſchöne Land, das Land der Trübſal!“

Sie ſchüttelten einander die Hände. Dann ritt Jean Fort haſtig den Seitenweg und ſtieß in ſein Horn.

Die beiden Haufen Bewaffneter trennten ſich.

„Passavant Marconnay!“ riefen die Einen.

„Passavant Chatillon!“ die Anderen. Und ihre ſchmetternden Fanfaren tönten weit hin, noch hörbar, als längſt der letzte Speer hinter den Hügeln und Büſchen verſchwunden war.

II.

Im Städtchen Bourges war reges Leben, Reiterhaufen, Völker zu Fuß, mit Lanze, Armbruſt, Kolbe und Schleuder zogen von früh bis ſpät ein, um nach kurzer Raſt die Stadt wieder zu verlaſſen und nach Chinon unter das Lilienbanner zu eilen. Auf allen Geſichtern glühte eine neue, lange nicht empfundene Begeiſterung, zumal unter den niederen, reiſigen Knechten. Ein Eifer, ein erhöhtes Vertrauen belebte dieſe Schaaren, als wenn der Kampf, welcher länger denn ſechsundzwanzig Jahre das Land bis zur Entkräftung durchwüthet, heut' erſt angehe. Es war ein Funke in alle dieſe gedrückten Seelen gefallen, ein berauſchendes Götterfeuer, das den rauhen Männern des Waffenwerks, dem trägen, gedrückten Bürger- und Bauernvolk ſonſt fern war, und dieſer Funke war: „die Jungfrau!“ — Von jeder Lippe klang's: „die Jungfrau!“ — Der wollte ſie geſehen, Jener dies und das über ſie beſtimmt gehört haben, ein Dritter ſprach von alten Prophezeiungen, die auf dieſelbe deuten ſollten. — Das Blut der Bevölkerung war in eine ſeltene und darum übermächtige Wallung gerathen und begann, trotz größter Ohnmacht und Schmach, von Siegen zu träumen, die noch im Fabellande der Hoffnung ruhten.

Im Eckzimmer des erſten Stocks, im weiten Wirthshauſe zum „Schwan“, welches von Fremden, Edelleuten und reiſigem Kriegsvolk überfüllt war, ſaß, aus dem Erkerfenſter hinab auf den Marktplatz und das luſtige Gewühl der Krieger ſchauend, eine hohe, ſchöne Frau. Das dunkle Wittwengewand und der ſchwarze, duftige Schleier, welcher wie eine mächtige Wolke ihr Haupt umfloß, hoben noch ihren würdevollen Ernſt, ihre ſtille rührende Trauer, die eine warme, religiöſe Begeiſterung verſchönte. Sie war höchſtens vierundzwanzig Jahre alt, nicht gerade klein, aber weich und voll gebaut. Der Unſitte der damaligen Hofdamen, in faſt widerlicher Art entblößt zu erſcheinen, ſehr entgegen, hielt ihr Gewand Buſen, Nacken und Schultern züchtig bedeckt, und wenn ſie ihre großen Augenlider mit den langen, dunklen Wimpern niederſchlug, ihre Lippen leiſe ein Gebet murmelten, indeß der Roſenkranz langſam durch ihre feinen Finger glitt, glich ſie einer Heiligen oder einer Nonne. Lenkte ſie aber ihr dunkles Auge unruhig hinab zum Platze, blähten ſich die feinen Naſenflügel, und durchzitterte ſie, ob des kriegeriſchen Gewühls, Stolz, Hoffnung und Erwartung, dann war ſie ein wahrhaft ritterlich Weib, eine mächtige Frau über Land und Leute, die das Letzte an die Ehre ihres Königs ſetzte.

Die Sonne hatte ſich geſenkt, Bourges lag längſt im Abendſchatten, die Sterne entglommen leiſe, und noch immer ſaß die ſchöne Frau am Fenſter und ſchaute hinab, — nur bleicher, bewegter war ſie geworden.

„Margot, es wird ſpät,“ fuhr ſie endlich auf, „in einer Stunde ſchließt man die Thore! — Er kommt nicht, heut' wieder nicht, und die köſtliche Zeit verſtreicht! Ruf' den Teſſaire und den Brian, ſtell' einen Becher gewürzten Weines und Brot in mein Schlafgemach, wir wollen zu Bett, denn die Morgenſonne ſoll uns auf dem Wege nach Chinon finden!“

„Und Gräfliche Gnaden wollen nicht ordentliches Nachtmahl halten, zumal ſie ſo früh aufzubrechen belieben?!“

„Nein, die Enttäuſchung hat mich geſättigt; mach', daß ich die Leute bald ſprechen kann.“

„Zu Befehl! Aber ich habe dennoch die feſte Ueberzeugung, daß Herr von Marconnay kommen wird und —“

„Behalte Deine Ueberzeugung für Dich! Wenn Einer auf den Andern warten will, bis es dem Letzten zu kommen beliebt, wird ſelbſt der flammenden Jungfrau Kraft des Reiches Recht nicht erhalten können! Geh'!"

Das Fräulein verneigte ſich ſtumm und verſchwand. — Kaum war die Gräfin allein, als ſie mit einem verzweifelten Ausbruch ihrer Gefühle im Erker auf die Kniee ſank und unter ſtrömenden Thränen ihr zitterndes Gebet an die Himmelskönigin, die Mutter des Heilands, richtete, Frankreich und den König zu erretten. Ihr halblautes ſchluchzendes Gebet ging wie ein Geiſterhauch durch den ſtillen, faſt dunklen Zimmerraum, und die Betende war ſo vertieft in ihr frommes Werk, daß ſie nicht gewahrte, wie die Thür langſam geöffnet ward, heller Kerzenſchein hereindrang, und auf der Schwelle eine hohe Mannesgeſtalt, auf's Schwert geſtützt, ihre Andacht hörte. Endlich fand ſie ſich bei dem Amen in die Wirklichkeit zurück. Der Lichtſchein machte, daß ſie ſich raſch erhob und zum Eingang wendete.

„Marconnay?!" rief ſie freudig aufſchreckend.

Margot trat mit der Kerze ein, die nunmehr den Kriegsmann ganz beleuchtete. Als das Fräulein den Leuchter niedergeſetzt hatte, entfernte ſie ſich.

„O, Gott ſei Dank! Ja, es iſt Jean Fort!" rief die Dame erglühend und preßte die Linke an ihr Herz.

Marconnay, den Helmſturz in der Hand, trat ein, ſchritt ernſt auf die Gräfin zu, beugte ſein Knie und küßte ihre Rechte.

„Und weshalb glaubte Diana de Berry, Marconnay könne es nicht ſein? Zweifelten Sie, Gräfin, daß ich komme? Gab Ihr Herz der Möglichkeit Raum, Jean Fort's Dame könne ihn vergeblich rufen?!"

„Halten Sie meine erwartungsvolle Angſt, meine bänglichen Zweifel der ſchwachen Frauennatur zu Gute, Marconnay. Wir leben in einer ſo wüſten, treuloſen Welt, daß man oft Stunden hat, wo man ſelbſt an dem Edelſten zweifelt. Und wäre es Ihnen denn zu verdenken, wenn Sie der Klugheit und der Sorge für Ihre Leute mehr folgten, als dem Rufe einer Frau, an welche Sie — nichts bindet, Jean, als Verehrung, jene ritterliche Verehrung, die dem Gegenſtande, nicht der Sache des Landes gezollt wird? Weiß ich doch, daß Sie längſt die Lilien verloren geben!"

„Und dennoch trag' ich ſie auf der Bruſt, Frau Diana, werde ſie tragen, ſo lange mein Herz darunter ſchlägt! Mein Arm wird nicht weniger feſt dreinſchlagen, wäre meine Hoffnung auch ſo gering, wie das Fünkchen eines Glühwurms! Diana de Berry hat den Jean Fort gerufen zum letzten Kampf mit letzter Kraft, das iſt über die Welt genug, — hier bin ich!"

„Meinen Sie denn, armer Freund, daß bloßes Pflichtgefühl, ſelbſt das innige Band unſrer Herzensfreundſchaft genügt, einen Sieg zu erringen, den nur der heiße überwältigende Glaube an die Göttlichkeit der Sache zu ſichern vermag?"

„Den Sieg, Gräfin?! — Doch ich vergeſſe, daß man zu Bourges in einem frommen Taumel lebt. Laſſen Sie uns nicht vom Siege reden. — Es kommt darauf an, daß ich hier bin und bereit zum Kampfe, daß mein Gefühl für Sie, Diana, mich entſchloſſen macht, zu ſterben, weil ich nicht leben kann ohne die Achtung meiner Dame, und daß die Gewißheit, würdig für die verlorene Sache meines Königs fallen zu dürfen, mir den Palmenzweig in's Jenſeits bereiten wird, wenn über meinen Leib die Hufe der feindlichen Roſſe gehen! Laſſen Sie uns nicht Meinungen wechſeln, wo es zuerſt gilt, zu handeln. Ich wäre eher gekommen, aber ich brachte das Geld und die Leute nicht raſch genug zuſammen."

„Sie haben die äußerſten Mittel nicht geſchont, fürchte ich?!"

„Nein, Diana, ſo daß mir, wenn ich leben bleibe, kein Mittel zum Leben mehr bleibt; Sie ſehen, worauf ich gefaßt bin!"

„Marconnay, was haben Sie gethan?" rief die Gräfin entſetzt.

„Was ein verlorener Mann, der dennoch ſein Land und ſeine Leute liebt, thun kann. Ich habe die geſammte Herrſchaft Marconnay und die Marche, ſo meinem Ahnherrn feierlich für gute Waffenthaten gegeben worden, um 200,000 Lire der reichen Priorei de Sauves verpfändet. Ich bin weib- und kinderlos. Wenn ich falle, wird mein Land Kirchenbeſitz. Unterm Krummſtab iſt gut wohnen, und die Aebte de Sauves werden allezeit eingedenk ſein, daß ſie der Frömmigkeit der Marconnays ihr Daſein verdanken. Aber laſſen wir dieſe traurigen Dinge, Diana. Ich bringe Ihnen dreihundert Reiter, ſtahlbedeckt, einen vollen Säckel, und ſiebenhundert Bogenſchützen ſammeln ſich unter meinem Freunde und Lehnsmann Crecy bei Chateauroux, dem Wink des Königs gewärtig. — Was haben Sie für Leute, Gräfin?“

Die Edeldame hatte des Kriegsmanns ſtählerne Hand zwiſchen ihre weichen Finger gepreßt und ſah ihn mit einem unnennbaren Blicke der Liebe und des Schmerzes an.

„O Jean, Jean, ſo viel haben Sie für mich gethan, ſo Alles hingegeben, daß Ihnen nur Roß und Schwert noch bleibt?“

„Wer mir mein Herz nahm, Diana, iſt auch Herr meines Guts und Lebens, ich brauche nichts weiter zur Gegengabe, als Ihre Thräne auf meinem Grabe und — dieſen erſten Kuß! Verzeihen Sie, Frau Gräfin!“ — Er umſchlang ſie ſanft und züchtig, und drückte leiſe ſeinen Mund auf ihre Lippen. — Eine furchtbare Erſchütterung, eine wilde, jähe Gluth kam dämoniſch über Jean Fort. „So halt' ich Dich denn in meinen Armen, Herzensdame, Weib meines todten, trauten Freundes Berry, der neben mir zu Verneuil ſein theures Leben ließ! Sieh herab, Franz Berry, vom Himmelsſitze aller Seelen, wir haben ſie Beide geliebt, dieſes ſchöne Weib! Du haſt ſie beſeſſen! — Aber einen Ruhm theil' ich mit Dir, ich kann auch für ſie ſterben! Und nun genug, Diana, ich darf mit Ihnen nicht allein ſein, darf mich nicht weich machen, die Heiligkeit des Wittwenſchleiers und Frankreichs Todesnoth ſeien mein einziger Gedanke!“ — Er ließ die Glühende, Zitternde los, öffnete die Thür und rief: „Die Dame wünſcht Sie, Fräulein, nur näher, Herr Teſſaire und Meiſter Brian, wir pflegen Rath!“

Die Gräfin hatte ſich gefaßt und auf den Lehnſtuhl am Tiſche niedergelaſſen.

Jean Fort kehrte zurück und ſetzte ſich ihr gegenüber, Margot de Rocherune, das Edelfräulein, dann Teſſaire, der Gräfin Hauptmann, und Brian, der Stückmeiſter, traten ein. Amand de Monbacon, Dianens Page, folgte mit Schreibzeug und Papier.

Jean Fort nahm dem Knaben Beides ab, ſtellte es vor ſich hin, und begann ordnungsmäßig die Stärke ſeines Trupps, ſeine Bewaffnung, was das Aufbringen gekoſtet, und was er noch im Säckel hatte, aufzuſchreiben.

„Sorge für einen Trunk und reichlich Nachtmahl, Herr von Marconnay wird erſchöpft vom Ritt ſein, Margot!“

„Amand, mein Bube,“ ſagte le Fort, „laß Doignes meinen Geldkaſten bringen. Meine Knechte ſollen ſich ſtill in ihr Quartier zurückziehen und Alles zu morgen fertig halten. Niemand wird ſich in der Stadt umhertreiben, oder zechen, ſondern nach dem Imbiß und Nachttrunk ſchlafen gehen, ich komme in einer Stunde zurück.“

Der Page verbeugte ſich und folgte dem Fräulein.

„Nun gebt mir an, Ihr Herren, was die gnädige Frau auf's Spiel zu ſetzen hat, daß wir klar ſind, was für Kräfte wir dem König zubringen.“

„Wir haben nur zweihundert Mann zu Pferde zuſammengebracht, Herr von Marconnay, und etwa hundert gute Schützen,“ ſagte Teſſaire.

„Zwölf Feldſchlangen mit zweihundertvierzig Leuten hab' ich unter mir,“ fiel Brian ein, „je zwanzig für eine, etwa fünfzig Mann bei der Munition, und hundert für die Schanzarbeit. Hätte wohl noch mehr kriegen können, aber —“

„Ja die Mittel, Herr, ſind auf's Aeußerſte erſchöpft, jetzt, wo's recht losgehen ſoll, und —" Teſſaire's altes Haupt ſenkte ſich trübe.

„Ich weiß, ich weiß!" rief Jean, ehe die erröthende Gräfin antworten konnte. „Die edle Frau hat Alles gethan, was eine Dame für ihren König thun kann. Sie darf die Lande ihres ſeligen Ehegemahls als gute Mutter nicht bis auf's Elend auspreſſen. Jeder nach ſeinem Vermögen!"

Marconnay's Hauptmann, Doignes, trat, eine kurze, ſchwere Eiſenkiſte im Arm, herein und ſtellte ſie auf den Wink ſeines Herrn auf den Tiſch.

„Unverzagt, Ihr Herren, unſer Zuzug iſt ſtattlich genug!" lächelte le Fort, „es ſoll Jeder nur ſo kommen wie wir! Meine dreihundert Reiter und die ſiebenhundert Bogenſchützen, welche heute durch Chateauroux gehen, haben wir zuſammen fünfhundert Reiſige zu Pferde, achthundert Leute zu Fuß, und für Geſchütz, Munition und Schanzarbeit dreihundertneunzig Leute, ſind ſechzehnhundert Mann, die dreinſchlagen können. Und hier übergebe ich Ihnen, theure Frau, in dieſer Kiſte hundertſechzigtauſend Livres."

Teſſaire und Brian fuhren mit einem entzückten Ach! empor.

„Ja wohl, Leute, damit läßt ſich ſchon eine Weile den engliſchen Schuften die Bahn halten. Die Frau Gräfin iſt unſer Aller Säckelmeiſter und Oberherr für dieſen Zug, unter dem Banner von Berry für die Lilien wollen wir reiten. Infam iſt, wer auf dem Rücken eine Schmarre trägt und ſein Schild läßt!"

„Ich nehme dieſes edle Opfer Ihrer ganzen Habe, Herr Jean de Marconnay, nur unter der Bedingung, daß Sie auch meine Leute als Feldhauptmann führen und ſie Euch gehorchen. Bei Eurem Lehns- und Unterthaneneid ſchwört ihm Treue auf ſein Schwert!"

Marconnay entblößte die Klinge, und Teſſaire wie Brian ſprachen: „So wahr mir Gott helfe, ich diene mit meinen Leuten dem adligen Herrn Jean Fort de Marconnay für Berry und die Sache des Königs!"

„Und ich ſchwöre Euch, daß ich Euch für dieſer Dame Ehre und meines Königs Sache führen will, bis die Seele von mir weicht. Im Namen Gottes und aller Heiligen. Amen!“

Er ſchüttelte ihnen die Hand. „Nun, meine Freunde, gehe Jeder zu ſeiner Truppe. Morgen beim erſten Hahnſchrei Aufbruch gen Chinon. Ein Reiter gehe gleich nach Chateauroux, die Bogenſchützen ſollen direct auf Chinon ziehen und bei Moulins übermorgen zu uns ſtoßen. Die Marſchordnung mögt Ihr unter Euch in kriegsmäßigem Brauche feſtſetzen!“

Die drei Hauptleute verbeugten ſich und verließen das Gemach, während das Fräulein, der Page und zwei Diener in aller Eile das Nachtmahl auftrugen. —

Jene Zeit der Romantik war reich an Gegenſätzen. Derſelbe Mann, welcher ſich blind für ſeine Dame in Gefahr, Armuth, ja den Tod ſtürzte, nahm keinen Anſtand, vor ihren Augen einen höchſt geſegneten Appetit und Durſt zu entwickeln und im Behagen des irdiſchen Genuſſes momentan alle Idealität zu vergeſſen. Das machte, weil an den Leuten jener Epoche nichts Künſtliches, Krankhaftes war, ſondern Alles unmittelbar aus der Kraft des Leibes und der Seele hervorging, Jegliches zu ſeiner Zeit. Dazu kam ferner aber noch eine gewiſſe verſtändig kühle Realität des Herrn von Marconnay. Sein Wollen war ein ideales, aufopferndes, aber gerade weil er ſich deſſen und des ganzen Ernſtes ſeiner Sache bewußt war, behielt er ſorglich ſeinen Kopf für ſich, zumal er nichts weniger als in den phantaſtiſchen Rauſch, welchen er in und um Bourges angetroffen, einſtimmte, ja ihn als verderblich haßte.

Diana de Berry, welche ſo viel noch auf dem Herzen hatte, was ſie ihrem Champion gern vertraut hätte, die ihn gerade in dieſer Stunde auf die neuen Dinge vorzubereiten wünſchte, welche am Hofe zu Chinon ſeiner harrten, ſah mit einem gewiſſen verlegenen Lächeln, wie er nur flüchtig nach dem Dauphin, und wer wohl jetzt zu ihm halte, fragte, aber dabei ſehr andächtig in Schüſſel und Glas vertieft war. Hin und wieder aus dem eigenen Kelchglaſe nippend, beantwortete ſie immer ernſter, gepreßter werdend die Fragen des Edelmanns.

Margot hatte ſich ſtill in den dunklen Erker zurückgezogen, indeß der Page Herrn Marconnay bediente.

„Alſo Robert de Chatillon, Alençon, Tremouille, Chartres, Macon, Gaucourt und Aulon ſind mit dem Zuzug der Städte vor der Hand eben Alles, denn die Menge pfäffiſch Volk um den König wird uns eher ſchaden als nutzen, edle Gräfin!“

Ein Seufzer rang ſich von Dianen los, ſie konnte nicht länger ihre Gefühle zurückhalten. „Und haben Sie, Herr le Fort, nichts gehört von der allermächtigſten, von der ſichtbaren, himmliſchen Hülfe, die dem König in der Trübſal geworden iſt? Nichts von der gottgeſandten Jungfrau, welche Beaudricourt aus Vocouleur mitten durch die feindlichen Schaaren nach Chinon geführt?“

Herr von Marconnay, der eben das Glas erhoben, ſetzte es langſam nieder und ſah der ſchönen Frau ernſt in's Geſicht.

„Diana, ich habe längſt gefürchtet, daß Sie auf dieſen Punkt kommen würden, weiß auch, daß in Sachen des Glaubens das Frauengemüth eben ſo leicht verletzlich wie hartnäckig iſt, aber — mit aller ſchuldigen Ehrfurcht vor Ihrer Huld und Gunſt — ſei's geſagt, daß, wenn Sie von der Bauerdirne aus Dom-Remy ſprechen, die Frankreich befreien will, ich das für eine fluchwürdige Pfaffennarrheit halte, welche zu allem Elend noch eine neue Verwirrung fügt!“

„O, Jean Fort, das iſt ſie nicht. Bei Allem, was mir heilig iſt, bei Ihrer Ehre, bei unſerer tiefen, innigen Freundſchaft beſchwöre ich Sie, glauben Sie an die heilige Sendung dieſes Mädchens! Eine alte Prophezeiung ſagt: Frankreich, durch ein Weib erniedrigt, wird eine reine Jungfrau erretten und —“

„Und dieſe Prophezeiung ward von der Geiſtlichkeit jetzt hervorgeſucht, irgend eine Weibsperſon als jene reine

Jungfrau ausgegeben, und im Mummenſchanz nach Chinon gebracht, um das Volk wie den Adel aufzuregen und in dieſer allgemeinen Trunkenheit die äußerſten Kräfte zum Kampfe anzuſpannen! Ich will mit Ihnen nicht ſtreiten, Gräfin; wenn's auf dieſe Manier gelänge, den verwilderten, verſunkenen Adel, das ermattete Volk aus Laſterleben und Elend, Unglauben, Ueppigkeit und Selbſtſucht zu erwecken, zu einem großen jähen Stoße zu einen, — geſegnet ſei dann der Kunſtgriff, geſegnet ſelbſt dieſes Weib, ſei ſie ſo einfältig, wie ſie wolle, aber daß ich glauben ſoll, Gott und die Heiligen haben ſich juſt, weil ſie gar kein Mittel mehr wußten, eine lothringiſche Bauerdirne zur Errettung ausgeſucht — das, bei meinem armen Verſtande, vermag ich nicht! Alles in Bourges iſt begeiſtert von ihr, der König und ſeine Umgebung haben ſie aufgenommen, ihre Sendung anerkannt, ob gläubig oder nicht, — aber was ſoll denn geſchehen? Will ſie dem Heere voran mit Litanei und Singen einherziehen, um die Engländer und Burgunder, Kriegshelden wie Bedfort, Suffolk, Warwick, Philipp und dieſen unbeſiegten Talbot aus Frankreich zu räuchern? — Der Glaube iſt ein Ding für ſich und Kriegswerk ein anderes. Da nützen weder reine Jungfrauen, noch fromme Gaukelei, da hilft nur Todesmuth und Mannesſchwert. Doch ich ereifere mich und werde Ihnen mißfällig. Es iſt Zeit, in mein Quartier zu gehen, denn wir müſſen früh auf!" Er erhob ſich und zog die Handſchuhe an.

„Marconnay," und Dianens Stimme zitterte, „noch ein paar Worte, ehe Sie gehen. Wenn auch alles Andere bei Ihnen keinen Glauben findet, ſo doch wohl das, was meine eigenen Augen ſahen?"

„Und was ſahen Sie?"

„Auf die ſonderbare Kunde von dem Mädchen eilte ich, ſelbſt ungläubig, nach Chinon an den Hof. Ich ſah kein bleiches, betendes Geſchöpf, das — wie Ihr ſagt — mit Pſalmen Rettung bringt, ſondern ein Weib in Rüſtung und Wehr; mit dem Herzen eines Kindes, aber der Kühnheit eines Recken, das flammenden Eifers ſagt: „Ich werde Orleans nehmen, ich werde den Dauphin in Rheims krönen. Paris wird ſich ergeben und Englands beſtes Blut wird in meinen Händen ſein, ſo wahr die heilige Jungfrau, St. Michael und die Heerſchaaren Gottes mit mir ſind und meinen Pfad leiten!“

„Sie — ſie ſelber will das?! Ein Weib in Eiſen und zu Roß? — Hahaha, das iſt der vollkommenſte Wahnſinn! Sie uns führen, ja wohl, damit wir ganz gewiß geſchlagen werden! Ich, Gräfin, beim barmherzigen Gott, ich folge ihr nicht! Wenn ich ſterben ſoll und ich werde ſterben, ſo will ich's wenigſtens mit Vernunft, als Kriegsmann und unter regelrechter Führung! Haben Sie mir Ihre Leute unter anderer Bedingung anvertraut, ſo laſſen Sie mich allein ziehen, Ihr theures Bild wird dennoch mit mir ſein!“

„Jean Fort, Jean Fort, daß nicht eines Tages Reue über Sie komme, weil Sie jener Gottgeſandten ſo Unrecht gethan! Sie wiſſen nicht, wie Sie mein Herz in allen Tiefen verwundet haben! Es hieße Sie beleidigen, meine Leute ihnen nicht anzuvertrauen, denn — Sie haben mir Alles geopfert, aber wenn Orleans durch dieſes Weibes gottergebene Kraft unſer iſt, ſollen Sie vor dem Hochaltar daſelbſt ihr knieend Abbitte thun, oder — Sie ſehen Diana de Berry nie wieder!“

„Gut, edle Frau, Sie haben es geſagt! Wenn Orleans unſer iſt, durch dieſes Weib unſer iſt, ſollen Sie mich vor ihr knieen ſehen! — Ich bin gewiß fromm in meiner Art, aber wo die Trompete klingt, muß mir der Glaube erſt in die Hand kommen!“

Er hatte ihre Rechte ergriffen und wollte ſie küſſen.

Diana entzog ſie ihm. — „In Orleans, Herr, wenn Sie gekniet haben.“

„Nun denn, mein Gott!“ und die Stimme le Fort's zitterte, „ſo werde ich untergehen, ehe meine Lippe Ihre

Hand berührt, zum Zeichen, daß Ihr Herz bei mir iſt! Und dennoch, Diana, ſollen Sie mein letzter Gedanke ſein!“

Er verließ lohenden Blicks das Gemach.

III.

Das Mittelalter war vorwaltend eine Zeit der Kraft, ſowohl der Kraft des Leibes wie Gemüthes, des Armes wie Herzens. Die Unterredung Marconnay's und Dianens, welche ſo leidenſchaftlich und bitter geendet hatte, zeigte die ganze ſchroffe Eigenartigkeit damaliger Charaktere. Marconnay beſtand zähe und feſt als Kriegsmann auf ſeinem Sinn, während Diana's Glaube an die göttliche Miſſion der Jungfrau eben ſo feſt ſtand, als der irgend eines Sacraments der Kirche. Die Mißſtimmung Beider hatte eine um ſo herbere, hartnäckigere Form angenommen, als ſich zu ihr Stolz und Eigenſinn geſellten.

So zogen ſie beim nächſten Morgengrauen mit ihren Reiſigen von Bourges ab und trafen, wie verabredet, die Bogenſchützen unter Crecy bei Moulins. Die Unterhaltung Marconnay's und Dianens war unterweges begreiflicherweiſe ſehr wortkarg und gemeſſen geweſen, le Fort verbarg ſeinen tiefen, wüthenden Schmerz unter der ernſten Sorgfalt, mit der er für die Bequemlichkeit der Gräfin auf dem Zuge ſorgte, wie unter dem Eifer und Bedacht, welche er ſeinen Truppen und dem widmete, was zum Wohlverhalten wie zur Ordnung derſelben beitragen konnte.

Dianens Stolz und Eigenwille war ſich indeſſen ſeiner guten Gründe wohl bewußt. Sie kannte nicht nur ihr oberherrliches Vorrecht über ihren Galan, ihr „Minnerecht“, ſehr wohl, ſondern verlor auch den Standesunterſchied nicht aus den Augen. Marconnay, ob noch ſo frei und edelgeboren, war doch nur ein Vaſall des Königs, nicht einmal

Ritter, und ſtand weit unter der regierenden Gräfin von Berry, die, gleich allen feudalen Großen jener Tage, ein abſolutes Souverainetätsrecht über Land und Leute übte. Mochte ſie ſelbſt darauf auch wenig Gewicht legen, aber die Welt that es, der Königshof, dem man ſich mit jedem Hufſchlag näherte und welcher zwiſchen ihr und Marconnay eine Reihe ſcharfer Standesſchranken legte, die ſie ſelbſt, ohne allverachtet zu ſein, nicht überſpringen konnte. Was aber mehr als alles Andere in ihr lebte, war das Gefühl der Sitte. Der Wittwenſchleier war ein unantaſtbares, religiöſes Heiligthum, welches ihr eine faſt nonnenhafte Stellung verlieh, ſelbſt wenn ſie nicht ohnehin am Hofe des Dauphins, dem zerfahrendſten, leichtſinnigſten und glaubensärmſten der ganzen damaligen Welt, den glänzenden Ruf der keuſcheſten Schönheit Frankreichs beſeſſen hätte. Diana de Berry konnte, nach menſchlichen Begriffen, ohne von der Höhe weiblicher Würde zu ſinken und alle Standesvorurtheile zu durchbrechen, nur die innige, ſchweſterliche Freundin Marconnay's, doch nimmer ſeine Gattin ſein. Die Liebe Beider war eine hohe, romantiſche Blume, deren ſchmerzreicher Duft — Entſagung hieß. An eine Ehe hatten Beide bisher auch ſchwerlich gedacht, denn ſie hätten bei dieſer Hoffnung ſich an Träume und Pläne klammern müſſen, die ihrer Phantaſie, ſo ſchwärmeriſch ſie in vielen Dingen war, denn doch gar zu wenig Anhalt bot. Je unmöglicher aber die Verbindung ſchien, deſto überwältigender war die Liebe Beider erblüht, hatte Marconnay zu einem faſt knechtiſchen Minnedienſt getrieben. Daß er in dieſem Minnedienſte Dianens ſtand, wußte alle Welt, und weit entfernt, etwas Verfängliches, Unſittliches darin zu erblicken, war es den Einſichtigen jener Zeit gerade ein Zeichen des allgemeinen Verfalls, daß unter Karl VI. und VII. dieſer adlige Minnedienſt erloſchen ſchien, ſich in das gewöhnliche Courtiſanenthum mit aller Treuloſigkeit und Leichtfertigkeit verwandelt hatte, die ein laſterhaftes, heißblütiges Weib wie Iſabeau, welche, ſelbſt der heiligen Muttergefühle bar, unter Burgund gegen den eigenen Sohn zog, eingeführt hatte. Weil gerade Marconnay und Diana in ſich jene hohe, ſelbſtſuchtsloſe, ja religiöſe Minne der alten Zeit repräſentirten, waren ſie vornehmlich ſo hoch geehrt. Jede Heldenthat le Fort's rechnete man deshalb der Dame de Berry an und wünſchte ſich, wenn man in ihre ſchönen, tiefen Augen ſah, wohl auch, um ein ſolches Weib kämpfen, ſiegen — ja fallen zu können, hatten doch — außer etwaigem ſehr ungewiſſen eigenen Vortheile — ja die Meiſten nichts, wofür ſie kämpften, denn für den König — das hieß jetzt faſt um nichts kämpfen.

In Moulins, $2\frac{1}{2}$ Meilen von Chinon, hielten Beide die letzte Raſt. Sie ſendeten zwei Trompeter mit den Hauptleuten Teſſaire und Crecy nach Chinon. Teſſaire ward an Dunois mit einem Briefe Dianens für den König geſchickt, und Crecy brachte le Fort's Aufträge an Robert de Chatillon und Herrn de la Tremouille. Man mußte ſo lange warten, bis vom Hofe Quartierbefehl und weitere Ordre kam, denn durch zahlreichen Zuzug war die Gegend mit Mannſchaften ſehr überhäuft.

Schon am nächſten Morgen kehrte Teſſaire mit der Nachricht zurück, daß der Herzog Johann von Alençon und Graf Dunois, die beiden größten Helden des damaligen Frankreich, im Namen des Königs mit Gefolge erſcheinen würden, um Dianen zu begrüßen.

Marconnay's und Dianens Truppen waren unter dem Banner von Berry auf der nördlichen Straße von Moulins aufgeſtellt. In vollem Waffenſchmuck hielt le Fort neben ſeiner Dame vor der Front, als Alençon und Dunois, la Tremouille, Biſchof Aymer, Gaucourt, des Königs Hofmarſchall, und Robert de Chatillon, Marconnay's Freund und Vetter, mit einem Haufen reiſiger Edelleute von Chinon kamen.

Biſchof Aymer, auf einem ſammetbedeckten Maulthier vorauf, ertheilte den neuen Hülfstruppen ſeinen Segen. Das Banner von Berry ſenkte ſich, und — als Dunois, Alençon und Gaucourt anritten, brachen Marconnay's und Berry's Leute in den Ruf aus: „Für den König und Berry!“

„Jean de Marconnay, genannt le Fort,“ und Alençon's Stimme tönte weithin, „deſſen hohe Treue und Opfermuth des eigenen Guts und Lebens nicht ſchont im Dienſte Gottes, des Königs und ſeiner Dame, ich grüße Dich als tapfern Waffengefährten im Namen Deines rechtmäßigen Herrn und Königs! Gerührt und wahrhaft erfreut ob Deines eifrigen Kommens, und um in Dir das Beiſpiel der Treue zu ehren, befiehlt der König, daß Du Dir eine Gnade erbitten mögeſt, und verheißt Dir gnädige Erfüllung! Nenne ſie!“

Le Fort war betroffen und erregt. — Er hatte bisher nicht im Entfernteſten daran gedacht, wie hoch man wohl ſein Opfer bei Hofe anſchlagen könne. Er beſann ſich mit ſichtlicher Verlegenheit, und unruhig ſchweiften ſeine Augen umher. Da blickte er auf Dianens Antlitz, das ihn unbewegt mit einem Zuge ſtolzen Genügens anſchaute, und plötzlich war ſein Entſchluß gefaßt.

Er ſprengte vor die Front ſeiner dreihundert Reiter mit dem Rufe „Passavant“, ließ ſie einſchwenken und ſonderte ſie ſo von den Uebrigen. — Darauf ritt er zu Alençon und Dunois und ſenkte im Gruße den Speer.

„Erlauchter Herzog, edler Graf und hohe Herren, wenn ich das Aeußerſte that, weil es jetzt das Aeußerſte gilt, ſo war, das weiß der Allmächtige, meine Seele von dem Gedanken fern, Preis und Lob zu verdienen! In meinem Herzen lebt nur die Freude und das Bewußtſein, in den Tod zu gehen!“ — er warf einen langen Blick auf Dianen. „Da es meinem Herrn und König aber gefällt, mir Gnade zu beweiſen, Anderen zur Ermunterung, ſo bitte ich denn, Herr Herzog, des Königs Majeſtät wollen mir für den Zug gen Orleans, und nur dieſen allein, das Vorgangsrecht geſtatten. Passavant heißt mein Sinnſpruch, und dieſe dreihundert Wackeren, die Blüthe meines väterlichen Beſitzes, werden an mir haften im Kampf, wie der Zweig am Stamme! Laßt mich allein, dem Heere vorauf, Gott und des Königs Recht vertrauend, den erſten

Stoß auf England thun, denn im erſten Stoße liegt Frankreichs Leben oder Sterben!“

Ein kurzes Ach! entfloh Dianens Lippen; ſie erblaßte. Die Uebrigen waren erſtaunt, betroffen.

„Jean Marconnay,“ ſagte Alençon, „gewiß iſt Dein Begehren der königlichen Gnade werth, und ſo Du eiſern darauf beſtehſt, wird Dir Seine Majeſtät den Vorgang ſchwerlich verweigern. Deine ſolide Kriegserfahrung wird Dir aber ſagen, daß die Gnade des Vorgangs in dieſem Streite ertheilen, wo Alles auf dem Spiele ſteht, ſo viel heißt, als Dich und dieſe Dreihundert, welche Du mit vieler Mühe aus dem Kern Deiner Heimath entboten, einem gewiſſen Tode, mindeſtens dem Glücksfall eines einzigen Schlages ausſetzen! Ich hoffe, Du wirſt Dich bedenken!“

„Das, edler Herzog, werde ich nicht! Wohl weiß ich, daß Orleans Mauern und die Feldſchlangen der Engländer meinem Ritt ein Ziel ſetzen müſſen, aber ich habe auch überlegt, daß der König mit dem erſten Streich ſiegen muß, oder er ſiegt nie! Ich habe zu dieſer Bitte um den Vorgang die wichtigſten und geheimſten Gründe, die ich Ihnen, Herr Herzog, dem edlen Graf Dunois und Seiner Majeſtät Hofmarſchall insgeheim mittheilen will. Denket, der Marconnay und ſeine Dreihundert ſeien gar nicht da! Laſſet mich weit vorauf den Vorgang thun und die Engländer beim Schopfe packen! Sind wir dann im Mêlé, dann thut en masse einen breiten Stoß auf uns Alle und erſtickt das Todesröcheln der Goddams*) in den blutigen Fluthen der Loire!!“

„Ihr ſeid der königlichen Gnade einmal gewiß, le Fort, aber bei der hohen Gefahr der Sache muß ich Seiner Majeſtät darüber berichten. Ich verſpreche Euch, daß Euer Wunſch gewiſſenhaft geprüft, Ihr ſelbſt darüber von dem Könige wenigſtens gehört werden ſollt.“

„Es iſt genug, ich bin zufrieden.“

„Aber wenn Ihr mit Euren wackeren Paſſavants nun einzeln vorauf in den Strauß ziehen ſolltet, wen erachtet Ihr der Führung dieſer Anderen würdig?“

---

*) Engländer von Goddamn!

„Die edle Gräfin von Berry wird geſtatten,“ und Marconnay wendete ſich zitternden Worts an Dianen, „daß hier mein edler Vetter Robert de Chatillon meine übrigen wie ihre Leute führe. Sie hat gleich mir Gründe, dies zu geſtatten, und wird bedenken, daß ich nimmer ihre mir auferlegte Bedingung zu Orleans anders zu erfüllen vermag!“

Er warf einen ſcharfen, einen verzweifelten Blick auf die Dame.

Diana ſenkte das Auge und erröthete tief. Dann ward ſie entſetzlich bleich. „Es geſchehe, wie Sie wollen!“

„Vorwärts denn, Ihr Herren! Gen Chinon!“

„Chinon! Chinon!“ wiederholte brauſend die Schaar. — Die Züge formirten ſich, Chatillon nahm neben Dianen das Commando, Marconnay führte, zwiſchen Alençon, Gaucourt und Dunois reitend, ſeine Truppe. —

Obwohl damals wirklich die ganze Epoche eine Kette bunter Ungewöhnlichkeiten war, ſo hatte die eben erlebte Scene für die Betheiligten doch etwas ſo Sonderbares, Geheimnißvolles, daß Biſchof Aymer und Chatillon Dianen eben ſo ſehr, wie Dunois, Gaucourt und Alençon Herrn Marconnay mit Fragen beſtürmen. Jeder kannte die eben ſo innige wie reine Beziehung le Fort’s zu der Dame von Berry, Jeder bewunderte ein Verhältniß, was zu ſolcher Hingebung und Opferfreudigkeit führte, aber Jeder hatte während des lauten und feierlichen Geſprächs zwiſchen dem Herzoge und Jean Fort ſich geſagt, daß ein ernſtes Zerwürfniß Dianen und ihn trenne, und die Dame dem Edelmann eine jener übermenſchlichen Bedingungen des Minnedienſtes auferlegt habe, wie ſie in den alten Heldenliedern verewigt worden, und welche nur mit dem Muthe tiefſter Verzweiflung erfüllt werden konnten, der eben den Menſchen über ſich ſelbſt erhebt und zum Titanen macht.

Diana, als ſie ſo dahin ritten, weigerte ſich erſt ſtandhaft, dem Biſchof Rede zu ſtehen. Da der alte Herr aber ſehr bald mit ſchlagenden Glaubensargumenten zur Hand war, entſchloß ſie ſich endlich, ihm Alles zu entdecken. Chatillon war natürlich zart genug, dieſer Herzensergießung nicht beizuwohnen. So erfuhr denn Aymer, daß die „Jungfrau“ an Allem ſchuld ſei, und welche harte Bedingung in Folge der Starrheit Jean's die Gräfin ihm auferlegt.

Marconnay war gegen Alençon und ſeine Gefährten weniger zurückhaltend. Allerdings verſchwieg er die Tiefe des Zwieſpaltes zwiſchen ihm und ſeiner Dame, aber dafür ging er gleich auf den Kern der Sache, die „Bauerdirne von Dom-Remy“, los, und indem er ſeiner ganzen Bitterkeit, ſeinem vollſten Spott über ſie in derbem Kriegston die Zügel ſchießen ließ, bot er alle Gründe der Kriegskunſt, Vernunft, Nützlichkeit und Sicherheit auf, um die militäriſche Einmiſchung der „Jungfrau“ ſo lächerlich wie unſinnig erſcheinen zu laſſen und auf das Bündigſte zu erklären, daß, wie er auch bereit ſei, für den König das Aeußerſte zu wagen, er ſich aber weder unter den Befehl dieſer Dirne ſtellen, noch die fromme Mummerei begünſtigen werde. Es ſei daher, um die entfachte Begeiſterung des Heeres nicht zu ſchwächen, das Beſte, ihm den Vorkampf zu geſtatten, ſich um ſeinen Untergang nicht zu kümmern, dagegen aber von ſeinem Glück Nutzen zu ziehen.

Vergebens war Gaucourt's Verſicherung, daß der ganze Hof und der König von der himmliſchen Sendung des Mädchens ſich überzeugt halte, vergebens, daß Alençon ihre außerordentliche Erſcheinung rühmte, von ihr eine Menge glänzender Beweiſe außergewöhnlicher Begabung anführte, und endlich Dunois, eine Autorität in Dingen des Waffenwerks, ihm die Gewandtheit des Mädchens zu Roß, ihren Scharfblick und militäriſchen Sinn, vor Allem ihre überwältigende Begeiſterung und Kühnheit pries.

„Es wäre Thorheit, wollte ich, Graf Dunois, den erſten Kriegern Frankreichs und dem, was Sie von dem Mädchen ſagten, Zweifel entgegenſetzen; aber mein Vorſatz bleibt unerſchütterlich, dieſes Weibsbild ſoll nicht über meiner

Leute Geſchick zu gebieten haben! Nehmen Sie mich in dieſer Sache als einen verblendeten, unverbeſſerlichen Heiden! Habe ich unrecht, werde ich Ihnen gern Genüge thun und Ihren ſcharfen Tadel tragen, aber wo Alles berauſcht iſt und — verzeiht mir — die geſunde Vernunft zu wanken ſcheint, will ich wenigſtens nüchtern bleiben! Deſſen, ſo wahr mir Gott helfe, ſeid gewiß!“

Alles Reden war nutzlos, Marconnay blieb hartköpfiger Gegner der Jungfrau und beharrte mit zähem Eigenſinn auf das Vorgangsrecht, als eine ihm zugeſagte königliche Gnade.

Man ritt zu Chinon ein, defilirte beim Rathhauſe, auf deſſen Balkon der König und der Hofſtaat harrten, und nachdem ſich le Fort mit einem tiefen Gruß und heißen Blick vor der traurig ernſten Diana verbeugt hatte, begab er ſich mit ſeinen Dreihundert nach einem nördlichen Außenwerk der Stadt, das ihnen eingeräumt worden.

Alençon, Dunois und Gaucourt befanden ſich betreffs Marconnay's in nicht geringer Verlegenheit. Der König hatte dem treuen Vaſallen eine recht erſichtliche Gnade erweiſen wollen, indem derſelbe ſie aber in einer Art in Anſpruch nahm, die gar zu deutlich zeigte, daß er die Begeiſterung der Uebrigen, die Hoffnung auf die Jungfrau nicht theile, ſich derſelben nicht unterordnen wolle, konnte leicht dieſer Begeiſterung ſelbſt ein Damm entgegengeſetzt, die vielerlei Gegner, welche das Auftreten der Jeanne d'Arc aus Dom-Remy noch immer fand, in ihren Zweifeln ermuntern und zu einer ähnlichen, höchſt unheilvollen Starrköpfigkeit verleiten: war doch le Fort als Krieger wie ſcharfer Kopf hochgeachtet.

Ganz unzweifelhaft war Jeanne d'Arc aus eigenem innerſten Antriebe, aus einem myſtiſch religiöſen Drange und tiefer patriotiſcher Begeiſterung der Stimme ihres Herzens gefolgt, als ſie Beaudricourt mit Fußfall und Thränen, Feuerrede und religiöſem Zorne beſchwor, ſie gen Chinon zum König zu führen. Der Eindruck, welchen ſie vom erſten öffentlichen Auftreten zu Vaucouleur und während des Zuges auf alles Volk gemacht, war von entzündender, faſt dämoniſcher Gewalt geweſen, denn ſie hatte eine Beſtimmheit, Klarheit ſowie Sicherheit in ihrem Wollen und Beurtheilen an den Tag gelegt, welche man in ſo verworrener, entmuthigter Zeit als göttliche Gabe der Vorausſicht und Weiſſagung aufnahm. Kaum zeigte ſie ſich, als auch die prieſterliche Umgebung und Verwandtſchaft des Königs, namentlich ſeine kluge Schwiegermutter Yolanda von Sicilien, ſich Jeanne's als Begeiſterungsmittel bemächtigte, ſie als Gottgeſandte durch alle Gauen pries und, ob ſie innerlich ſelbſt wohl vielfach Zweifel über ſie hegen mochte, bei einer kriegeriſchen Unternehmung in den Vordergrund ſtellte, bei der das Letzte auf dem Spiele ſtand, und nach welcher, wenn ſie mißglückte, Frankreich eine ſichere Beute der Gegner wurde. Dieſen wunden Fleck hatte Marconnay in ſeinen trotzigen Gegenreden wieder und immer wieder betont, und auch an den folgenden Tagen, wo Chatillon, Dunois, Alençon, Biſchof Aymer, ja die vornehmſten Leute in ihn drangen, ſeinen Sinn zu ändern, ſtets mit der unwiderleglichen Praxis des Kriegers erhärtet. Man ſah bald genug, daß mit ihm nichts aufzuſtellen ſei, er in den frommen Chorus nicht einſtimmen, auf ſeine zugeſagte Königsgnade nicht verzichten werde. Die Damen und Prälaten des Hofes kamen bald hinter den ganzen Zuſammenhang ſeines Zwieſpaltes mit der Dame de Berry und jene harte Bedingung, der ſie ihren „Minneknecht" unterworfen. Alle erblickten hierin mit pſychologiſcher Gewandtheit den eigentlichen, ſehr tiefen Grund der Starrheit Jean Fort's. Es war aber Alles daran gelegen, daß derſelbe ſeinen Zweifel und Widerwillen gegen Johanna nicht öffentlich zur Schau trage, der heißen Erhebung der Gemüther nicht vermöge ſeines kriegeriſchen Einfluſſes entgegenwirke. Es ward ihm deshalb die königliche Bewilligung des Vorgangsrechts auf dem Zuge nach Orleans durch Alençon und Dunois überbracht, aber auch das Verſprechen abgenommen, im Uebrigen gegen die Jungfrau nichts zu thun noch zu ſagen, was die

Einmüthigkeit und Begeiſterung des Heeres lähmen könne. Das ſagte Jean Fort bereitwillig zu und meinte: „Wenn wir ſiegen, ſo iſt mir's ganz gleich, ob dabei ein Heiliger oder ein lothringiſch Bauermädel geholfen, immer wird der König durch die Schickung Gottes geſiegt haben!"

Jean Fort legte ſich ſomit Schweigen auf, hielt ſeine Leute zuſammen, verließ nur ſelten ſein Quartier, und hatte außer Robert de Chatillon, Crecy und Doignes, oder gelegentlich dem tapfern Dunois, welcher große Stücke auf ihn hielt, mit Niemand Umgang. — Diana de Berry ſah er nicht. Seitdem ſie auf dem Marktplatze ſich getrennt, war ſie in die höchſten Kreiſe um den König getreten, und dieſelben himmelhohen Standesſchranken hatten ſich zwiſchen ihm und ihr gezogen, welche Hunderte ſchildgeborener Edelleute, die mit ihren Reiſigen Chinon und Umgegend füllten, vom Hofe ſchied, mochte er unter ſeinen Genoſſen auch noch ſo ſehr an Ruhm und Erfahrung hervorragen. Le Fort hatte auch noch einen andern Grund, ſich zurückzuziehen, denn ſeit die Geiſtlichkeit und Räthe des Königs erklärt: „daß es heiße dem heiligen Geiſt widerſtreben und der Hülfe Gattes ſich unwürdig machen, wenn man noch länger an der göttlichen Sendung der Jungfrau zweiſle", hätte er ſich geradezu geiſtlichen Strafen und eigenen Gewiſſensſcrupeln ausgeſetzt. Daß er aber einmal an Johannen nicht glaubte, dafür konnte er eben nicht.

Die Berathungen und Zuzüge fanden ſchließlich ein Ende. Johanna und ihre vertrauteſten Anhänger hatten es durchgeſetzt, daß man in raſcher Entſcheidung Orleans berennen ſolle. —

Es war der 26. April des Jahres 29, die Morgenſonne ſpiegelte ſich in den Waffen der Tauſende, die zum letzten Kampfe für den König herbeigeeilt waren und nun Mann an Mann, Pferd an Pferd wie Eiſenmauern auf den Straßen, den Plätzen und Wallungen und um das Städchen her ſtanden. Feierlich begannen alle Glocken zu läuten und riefen die Heerführer zuſammen, ſich mit dem

König in einem Gedanken vor Gott zu vereinen, dem Gedanken der Vaterlandsbefreiung.

Le Fort, Doignes und Crecy bei ſich, ritt langſam, und finſterer noch als ſonſt, zur Kirche. Es galt jetzt den Tod! Aber nicht dieſes finſtere Gefühl allein und die niederdrückende Ueberzeugung, daß er der Einzige ſei, deſſen Hirn dem Kommenden gegenüber klar geblieben, beklemmte ihn, auch der vor einigen Tagen ergangene königliche Befehl, an allen Ecken, von allen Kanzeln verkündet und durch ernſteſte Bußübungen bekräftigt: „daß in kommenden Zügen auf Orleans nichts ohne Zuſtimmung der Jungfrau geſchehen dürfe" — ſie alſo, wenn auch vielleicht nur vor der Maſſe der Krieger, zum Oberfeldherrn ernannt worden, war's, was ihm wie Blei in den Gliedern lag. Er wußte nicht, war er oder Frankreich wahnwitzig geworden!

Bei der Kirche ſtieg er ab und betrat im dichten Haufen des übrigen Adels den heiligen Raum, der bereits ſehr gefüllt war. Ferne Paukenwirbel verkündeten den König, und als die Orgel im „Veni creator spiritus!" ertönte, betrat Karl VII., Herolde vorauf, das Portal. Ihm folgte ſeine Schwiegermutter Yolanda mit allen Damen des Hofes, den Töchtern und Gemahlinnen der Großen des Reichs, unter ihnen Agnes Sorel, Karl's Geliebte, und Diana de Berry im Wittwengewande. Die Hof- und Staatsämter nahten, der Erzbiſchof von Rheims, Kanzler von Frankreich, Gaucourt, Alençon, Dunois, la Tremouille, Reinaud de Chartres, Robert le Macon, ein Schwarm Herzöge und Blutsverwandte des Königs und die Häupter des Parlaments. — Als Karl das Mittelſchiff zum Hauptaltar durchſchritt, empfingen ihn der Kardinallegat des Papſtes Benedict XVIII., welcher zu Avignon reſidirte, an der Spitze der Biſchöfe, Prälaten, Aebte und Geiſtlichkeit, unter ihnen leuchtete der berühmte Theologe Erault. Der Nuntius ſprach über den König, das Land und den gerechten Krieg den Segen. Darauf ließ ſich Karl, von ſeinen Chargen umgeben, unter dem linken, der Kardinallegat aber unter dem rechten Thronhimmel nieder; die Damen nahmen die Sitze zu beiden Seiten des Hauptſchiffs nächſt dem Altar ein, die ehernen Kraftgeſtalten Dunois' und Alençon's aber hielten, zwei ächte Säulen des Königthums, in der Mitte vor dem König bei den Herolden. Das Lied war beendet, der Erzbiſchof von Rheims trat vor den Hauptaltar, durch Prälaten miniſtrirt, ein leiſes, erwartungsvolles Flüſtern entſtand, und jeder Blick richtete ſich begierig nach der heiligen Stelle.

Da, an der Hand John Pasquerel's, des Einſiedlermönchs von St. Auguſtin, nahte eine hohe Geſtalt, kräftig, anmuthig, voll Ebenmaß und jugendlicher Friſche, aus der Sakriſtei, Arme und Füße gehüllt in den Schuppenpanzer, der Leib bedeckt von einem weißen Gewande mit goldenen Lilien beſtreut. Es war ſo lang, daß es, frauenhaft faſt, bis an die Ferſe reichte, und nur ſeitwärts das gepanzerte Bein und Schenkel durchblicken ließ, wo es von einigen goldenen Knöpfen zuſammengehalten wurde. Ihr ſchönes braunes Haar fiel in langen Locken auf Bruſt und Nacken herab, das feine ernſte, von Bewegung geröthete Antlitz umgebend. Sie hatte die dunkle Wimper ſchamhaft geſenkt und preßte mit der Linken den Roſenkranz auf ihre Bruſt.

Im erſten Augenblick war man über ihr Geſchlecht ganz im Zweifel! Ihr hünenhaftes Weſen erhob ſich über die gewöhnliche Weiblichkeit, ihre Anmuth, die ſchwärmeriſche Milde ihrer Züge, der vollere, weiche Bau ihres Oberkörpers deutete auf ein Weib. Als ſie ſich aber vor dem Erzbiſchof auf die Kniee warf und in tiefſter Demuth ihre Stirn an die Altarſtufen preßte, da zog ein Schauer durch den ganzen Raum — das war Johanna, die Jungfrau!

Die Meſſe begann, ohne daß die Betende ihre Stellung veränderte. Unter Poſaunen, Orgelton und Glockenſchall und dem Dröhnen der Karthaunen auf den Wällen, welche allem Volke die heilige Handlung verkündeten, ſank die kriegeriſche Gemeinde, der König und ſein Hofſtaat auf die Kniee.

Kein Blick in dem weiten Raume hing aber an jenem jungen Mädchen, das in kriegeriſchem Schmucke da vor Gott kniete, feſter, als der des Herrn von Marconnay. So wenig er auch der Mann war, ſein Vorurtheil gegen ſie ſo leicht zurückzunehmen oder ſeinem Gemüthe die Oberhand zu geſtatten, ſo konnte er ſich weder dem tiefen Eindrucke, noch den Reflexionen verſchließen, welche des Mädchens Erſcheinung in ihm wider Willen geweckt. Wäre ſie ihm in pomphafter Prophetenweiſe erſchienen, wie er ſo oft ſchon derlei fromme Gaukler geſehen, er würde gelacht haben. Aber dies war keine elende Bauerdirne, zu frommer Täuſchung blos geſchult. Der Reiz unbewußt ſchlichter Anmuth, der natürlichen Kraft und Schönheit, die ſich ſchmucklos giebt, und der vollendeten Sicherheit des Leibes wie der Seele, die durch das innere Bewußtſein deſſen geſchaffen wird, was man muß und ſoll, gaben dem Scharfblick le Fort's die Gewißheit, daß er es hier mit einem Charakter zu thun habe, der nimmer geleitet werden könne, ſondern, wo und wie er auch erſcheine, das Vorrecht der Selbſtbeſtimmung übe! Ihr Weſen war ganz Zuverſicht und Frömmigkeit! Von ihr ſchien Beides wie eine Gottesruhe über die Gemüther auszuſtrömen, und König, Hof und Kriegesglanz erblaßten vor ihr, der Einen, die, wie der Erzengel Michael vor Gott, dort kniete, ein hohes Bild kriegeriſcher Demuth!

Das Hochheilige wurde geſpendet, die Meſſe beendet, die Verſammlung erhob ſich. Dann unter Fanfarenklang riefen die Herolde: „Höre, Frankreich, höre!“

Johanna hatte ſich erhoben und ſtand gebückt vor dem Erzbiſchof.

„Du, die hier vor mir ſteht in Kriegeswehr, ein armes Mädchen, niedrig und verachtet, bekenne vor Gott und allen Heiligen, biſt Du wahr und leibhaftig Johanna, die Tochter des Bauern d'Arc zu Dom-Remy in Lothringen, ſo durch eigenen Willen und ohne jeglich irdiſches Zuthun auf ihre flehentlichen Bitten von Herrn Beaudricourt von Vaucouleur hierher geführt worden?!“

„Das bin ich!“

„Biſt Du in Herzensreinheit, jungfräulicher Gottesfurcht, auf inneres Geheiß und göttlichen Antrieb gekommen, dieſem Deinem rechtmäßigen Herrn und Herrſcher zu dienen und Frankreich zu befreien?!“

Johanna richtete ſich hoch auf, breitete ihre Hände aus und erhob das begeiſterte Antlitz gen Himmel. — „Ja, Herr, mein Gott, ich bekenne Dich und ſage, daß Du durch der ewigen Gottesmutter und Deiner Heiligen Stimme mich geführt haſt zu dem Dauphin, daß ich alles Volk ſammele für ſein Recht, daß ich Orleans gewinne, zu Rheims ihn kröne und Frankreich befreie! Ich weiß, daß ich es werde mit Deiner Gnade, des Volkes Muth und der Kraft gerechter Waffen!!“

„So ſei gegrüßt und gebenedeit im Namen des Allwaltenden! Herr, Herr, laß Deine Wunder in ihr leuchten, laß durch dieſes ſchwache Geſchöpf das Recht ſiegen und die Feinde des Vaterlandes untergehn! Laß dieſe Lilie, ein ſchwaches Reis, das Bild des armen Frankreich, in dieſer Jungfrau Hand ein flammend Schwert des Heiles werden! Amen!“

„Amen!“ hauchte es zitternd durch die Verſammlung.

Johanna war, die Lilie in der Hand, niedergeſunken im ſtummen Gebet. Todesſtille lag ringsum. Dann erhob ſich Johanna, nahm ihrem Pagen Ludwig de Contes den Helm ab, ſtülpte ihn auf ihr Haupt und trat kniebeugend vor den König.

„Ich lege, dem ewigen Winke gehorſam, dieſes Schwert, das Du Dir ſelbſt erleſen, in Deine Hand! Schlage die Feinde Frankreichs und Gottes! Und dieſe Fahne, das Banner der Himmelsjungfrau, gebe ich Dir, wie Du gewünſcht, damit es dieſe Tapferen alle und jedes edle franzöſiſche Herz zum Siege führe!“

Sie nahm geſenkten Hauptes das Schwert, Dunois ſelbſt legte es ihr um. Als ſie aber die Fahne ergriff, durchſchauerte ſie eine wilde Gluth der Begeiſterung:

„Die Gottesſchaaren ſind über uns! Sie ziehen vor uns her, ſo lange Ihr dieſem Zeichen glaubt und folgt! Es wird von Orleans Wällen wehen, im Dom zu Rheims und im Rücken der fliehenden Feinde, das ſage ich Euch! Tod und Schande, weſſen Herz matt, weſſen Arm träge iſt! Jeder Tropfen treuen Bluts, das aber dahinrinnt im guten Kampfe, heiligt die entflatternde Seele zu ewiger Himmelsfreude!!“

Sie ſenkte das Banner tief, der Erzbiſchof ſegnete es. Unter Orgelton und Trompetenklang brach die Verſammlung in Jauchzen aus. „In den Streit, auf, auf! Für Gott und die Jungfrau!“ Der König und der Hofſtaat verließen langſam die Kirche. Ihm folgte, zwiſchen Dunois und Alençon gehend, nebſt ihrem Pagen, Pasquerel, ihrem Beichtvater, und Johann von Aulon, ihrem Marſchall (alle drei ihr vom Könige zuertheilt), Johanna, umdrängt von den jauchzenden Ritterſchaaren, die ſich ihr nach aus der Kirche zum Rathhaus wälzten, wo der letzte allgemeine Kriegsrath gehalten werden ſollte. Auf's Seltſamſte geſtimmt, ließ le Fort den Zug des Königs an ſich vorüberrauſchen, ſtarrte Johanna nach, und als die Kirche faſt leer war, folgte er wie träumend auf das Stadthaus.

Der Rathhausſaal hatte nun den Hof, die Geiſtlichkeit und die bewaffnete Verſammlung aufgenommen, nur mit dem Unterſchiede, daß bloße Hauptleute, Stückmeiſter und alle Führer, welche nicht unter eigenem Banner kämpften, ausgeſchloſſen blieben und auf dem Marktplatz der Befehle ihrer Gebieter harrten. Zu der immerhin noch ſehr beträchtlichen Schaar der Bevorrechteten gehörte Marconnay. Zwar hätte er, nachdem er die Führung des Banners Berry an Robert de Chatillon abgetreten, als bloßer königlicher Vaſall nur unter Alençon oder Dunois fechten können, aber das Vorgangsrecht gab ihm Selbſtſtändigkeit, und ſomit ein Recht, der Berathung beizuwohnen.

Die Verhandlung war ſchon im Gange, als es ihm endlich gelang, in dem überfüllten Raume Platz zu finden. Die Damen des Hofes nahmen eine Seite deſſelben ein, der König ſaß auf einem erhöhten Stuhl, und an langer Tafel, Karl zunächſt, Johanna, dann Alençon, Dunois und die mächtigſten Häupter des ſtreitbaren Adels. Noch einmal ward die Geſammtſtärke der königlichen Macht, die Formirung und der Befehl der einzelnen Truppenkörper, die Geſchützzahl, Munition, Troß und Verpflegung durchgeſprochen und eingetheilt, ohne daß Johanna das Wort ergriff. Der König übergab feierlich den Oberbefehl an die Jungfrau, geſellte ihr als Kriegsrath Alençon, Dunois, den Kanzler-Erzbiſchof von Rheims, den Oberhofmeiſter de Gaucourt und den Oberjägermeiſter Jean de Gamache zu, und die Marſchroute auf Orleans wurde feſtgeſetzt; in Blois wollten die tapferen Lahire, die Marſchälle von Rayz und St. Sevère, wie Florence d'Illiers mit ihren Schaaren ſich anſchließen.

Während le Fort zuhörte, war ſein Geiſt ganz anders beſchäftigt. Sein Blick hing mit wehmüthigem Schmerze drüben an der ſchönen, nicht minder ernſten Diana, deren Auge auf den Boden gerichtet war, als wenn es abſichtlich meide, dem ſeinen zu begegnen. Wer weiß, wie lange er noch in ſeine ſchmerzhaft peinigenden Gefühle verſenkt geblieben wäre, hätte nicht eine allgemeine Bewegung der Verſammlung ihn zu ſich gebracht. Die Heerführer und der Hof erhoben ſich, Karl VII., auf der Eſtrade ſtehend, die Jungfrau auf das Schwert geſtützt zu ſeiner Rechten, indeß Pasquerel ihre Fahne hielt, Dunois und Alençon zu ſeiner Linken, ertheilte den Führern ſeiner Truppen feierliche Machtbefugniß und letzten Abſchied. — Die Herolde riefen unter Fanfarenklang Einen nach dem Andern. Zuerſt Johannen, dann Alençon und Dunois, und — plötzlich klang Marconnay's Name!

Ueberraſcht wandte ſich Aller Blick zu ihm hin.

Er raffte ſeine Sinne haſtig zuſammen. Er dachte an ſeine Würde, ſeinen Ruhm, — und ſchritt durch den Saal vor den König, welchen er mit einer Kniebeugung grüßte.

„Meine Erlauchten, Lieben und Getreuen!“ ſagte Karl ernſt. „Ohne Eurem Range, Würdigkeit, Ruhm und Rechte nahe zu treten, haben Wir dem Jean Fort, Herrn von Marconnay, weil er für Unſere Sache all' ſein Land und Habe verpfändet, und ſo zu ſagen Unſer Glück mit ſeinem Verderben erkauft hat, eine freie königliche Gnade verheißen, damit ſolcher Opfermuth als ein helles Lob adliger Ehren geprieſen ſei! — Du haſt darauf beſtanden, Marconnay, daß dieſe Unſere Gnade darin beſtehen ſolle, daß Wir Dir auf dem Zuge gen Orleans das Vorgangsrecht, und ſomit die Erlaubniß einräumen, mit Deinen dreihundert Reitern dem Heere vorauf zu ziehen und auf eigene Gefahr den erſten Strauß oder Stoß zu beſtehen, um Orleans zu befreien. Beharrſt Du noch darauf?!“

Einen Blick ſendete le Fort auf Dianens blaſſes, geſenktes Haupt. Ihm ward es dunkel vor den Augen. — Aber ſich feſt auf den Schaft des Speeres ſtemmend, ſagte er laut: „Ja, mein königlicher Herr, ich will es ſo!“

Ein dumpfes Gemurmel lief um.

„Dir ſei gewährt, warum Du bitteſt, und die „Paſſavants“ mögen dem Feinde nimmer den Rücken kehren!“

„Damit die todesmuthige Schaar aber ein Banner und Feldzeichen habe,“ und Johanna trat langſam vor, „ſo geſtattet, erhabener Dauphin, daß ich ihm eins verleihe, dem er rühmlich folgen mag!“

Marconnay fuhr erſtaunt zurück.

„Verleih' es ihm mit Unſerer Gunſt!“

Johanna ſchritt langſam zu Diana de Berry. „Erlaubt, Frau Gräfin!“

Sie löſte den ſchwarzen Schleier vom gebeugten Haupte der Dame.

„Nehmt, Herr von Marconnay, den Schleier jener Dame, deren Minnegewalt in Züchten allein Euch zu Armuth und Tod führt! Nehmt ihn aus der Hand des armen Bauerkindes, das nichts bringt zu der heiligen Sache, als die tiefe Gottesahnung ihrer Bruſt, daß Frankreich frei werde! Tragt dieſes Heiligthum der Wittwe empor auf Eurem Speer zum Streit, ſiegt oder fallt unter ihm, wie ich unter der Himmelsfahne ſtehen will, denn der Reine iſt allmächtig in ſeinem Gotte!"

Marconnay war wie berauſcht in's Knie geſunken. Still befeſtigte die Jungfrau an ſeiner Lanzenſpitze den ſchwarzen Flor.

„Heil dem Marconnay und ſeiner Dame!" rief jubelnd Dunois.

„Marconnay und Berry!" brach tönend die Verſammlung auf.

„Orleans! Orleans für den König, oder den Tod!!" rief begeiſtert le Fort, erhob den wehenden Speer, warf einen lohenden Blick noch auf Dianen und preßte die Eiſenfauſt auf ſein Herz, — dann verließ er unterm Beifallsrauſchen ſeiner Genoſſen das Rathhaus.

Er warf ſich auf's Pferd, er rief ſeine Leute, ſeine Drommete tönte zum Aufbruch! Er war nicht mehr ein Krieger, ein Politiker, ein kalter Stratege, — der Dämon des Wittwenſchleiers, der Rauſch der Todesminne hatte ihn erfaßt und legte in ſein Fühlen und Wollen übermenſchliche Kräfte!

Und hinter ihm, von gleicher Begeiſterung entzündet — eilten die Edlen zu ihren Fahnen und auf das Blachfeld. Dort, Marconnay voran, ſtanden ſie in langen Colonnen, als Johanna, von Dunois, Alençon und Gefolge begleitet, dem König ſeine Völker zeigte.

„Das iſt kein Weib von dieſer Erde!" flüſterte le Fort, als ſie vorüberkam, und — er neigte in vorahnungsvollem Schauer vor ihr ſein ſchwarzes Banner!

IV.

Als nach der Truppenſchau bei Chinon Johanna von dem Dauphin (wie ſie den König nannte, weil er zu Rheims noch nicht gekrönt worden) feierlichen Abſchied nahm, hatte ſie geſagt: „Vor Orleans wird mich ein Pfeil verwunden, aber ſeid guten Muths, es bedeutet nichts, wir werden doch ſiegen.“ — Zunächſt ging der Zug, Marconnay mit den „Paſſavants“ voran, über Bourges, dem rechten Ufer des Chere entlang, gen Tours, wo ſich die Vorräthe, Proviant, Munition und Waffen befanden, welche man dem bedrängten Orleans zuführen wollte. — Schon unterwegs hatte Marconnay Gelegenheit, ſich zu überzeugen, wie wenig ihn ſein kriegeriſcher Scharfblick, ſeine Kenntniß der Perſonen betrogen hatte. Er bemerkte nur zu deutlich, daß die eigentliche Begeiſterung, das Vertrauen zu der Jungfrau allein in dem großen Haufen der gemeinen Streiter und den wenigen Adligen ihrer Umgebung zu finden ſei. Gamache war ihr entſchiedener Gegner; Dunois, Aulon, Macon und Alençon, ſo ſehr ſie das kühne Mädchen bewunderten und geneigt waren, ihr alle Ehren des Oberfeldherrn zu gewähren, begannen doch die kriegeriſchen Fähigkeiten derſelben, die Kraft ihrer göttlichen Sendung untereinander in Zweifel zu ziehen und wurden ſchwankend in ihren Meinungen. Nun es zum Kampfe ging, ſchien der fromme Rauſch gerade bei den Heerführern zu verfliegen und den praktiſchen Sorgen Platz zu machen, welche alle in der Ueberzeugung ihren Grund hatten, daß, wenn man vor Orleans geſchlagen werde, Alles vorbei ſei. Zu dem kamen noch die ganze Schwerfälligkeit, Sittenloſigkeit und Zerfahrenheit des Heeres ſelbſt, welche ſich im Felde, und namentlich als man zu Tours anlangte, im grellſten Lichte zeigten. Der Fluch aller damaligen Heere war der Troß, die Schaar von Packwagen, Frauenzimmern, Laquaien und luxuriöſen Bequemlichkeiten, welche man mit ſich führte, eine Menge Pferde und Menſchen, faſt nicht geringer, als die ſtreitbare Macht ſelbſt, welche als unnöthige Freſſer, als lähmender Hemmſchuh ſich hinter den Colonnen herwälzte, die Gegenden ausſog und alle Verworfenheit in ihrem Schooße barg. Die Hauptleute und Cavaliere führten nicht blos große Vorräthe luxuriöſer Genüſſe, ſondern auch Gaukler, Hofnarren, ihre Geliebten, ihre Jagdhunde und Falken bei ſich. — Marconnay bekümmerte ſich nicht darum, ſondern treu ſeiner Aufgabe, war er immer eine Viertelmeile dem Heere vorauf, hielt ſeine dreihundert Reiter ſtreng zuſammen, beſuchte den Kriegsrath nicht, ſondern ließ ſich die getroffenen Dispoſitionen durch Robert de Chatillon, ſeinen Vetter, mittheilen, welcher bisher mit dem Banner von Berry in der Vorhut ſtand. Nachdem man eine Woche zu Tours gelegen, ehe die Vorräthe für Orleans zuſammengebracht waren, man auch bereits erfahren, daß die Engländer ihre Stellung um Orleans verſtärkt hätten, gelang der ungeduldigen Johanna der endliche Aufbruch, und man rückte die Loire aufwärts nach Blois. 2½ Meile dahinter lag Lamer, die Grenze des Orleannais, welches der Feind inne hatte.

Am Abend war auf dem Schloſſe zu Blois Kriegsrath angeſagt, und Jeanne hatte durch ihren Herold Guyenne, wie Dunois durch einen Edelmann Herrn Marconnay bitten laſſen, dabei zu erſcheinen. Le Fort fand die Jungfrau umgeben von ihrem Gefolge, dem Pater Pasquerel, Aliſon, ihrer Zofe, Louis de Contes, ihrem Pagen, dem Kanzler-Erzbiſchof von Rheims, einigen Prälaten, Aulon und den Heerführern.

„Edle Herren und Ritter,“ begann Johanna mit düſterm Ernſt, „wir werden morgen in's Gebiet der Feinde rücken, und die Loſung iſt Kampf! Ich habe bisher nicht von dem oberherrlichen Rechte des Anführers, das mir der Dauphin über Euch vertraut, Gebrauch gemacht, denn als ein ſchlichtes Mädchen, welchem Kriegsdienſt ſonſt fern geweſen, ziemte es ſich, daß ich erſt beobachtete, lernte und ſah, wie Ihr Euch behabt. — Jetzt, angeſichts des Kampfes aber ſage ich Euch, daß mit dieſem Heer und dieſer Geſinnung Ihr nimmer Orleans nehmen werdet, denn nur reine Hände und gottvertrauende Herzen werden ſiegreich ſein! Ehe wir über den Feldzugsplan berathen, muß erſt die Reinigung unſerer ſtreitenden Colonne erfolgen!“

„Und wie meint Ihr das?“ fuhr Gamache heftig auf, indeß die Uebrigen ſich erſtaunt anblickten. „Ihr vergeßt, Mädchen, daß Ihr den ſtreitbaren Adel des Königs verletzt.“

„Ich verletze nur den, der ſich ſchuldig fühlt, und daß Ihr zuerſt Eure Stimme wider mich erhebt, beweiſt, daß Euer eigen Herz Euch Vorwürfe macht! Da Ihr dieſe traurigen ſechsundzwanzig Jahre in ſolcher Art Krieg geführt, ſo ausgezogen ſeid, iſt es kein Wunder, daß der Himmel Euch verlaſſen! Statt ernſter Andacht iſt Schlemmerei und Unzucht im Lager, und Ihr erſcheint nicht wie eine glaubensmuthige Schaar, ſondern wie eine Heerde Wölfe, die in die Hürden einbricht! Iſt das nicht der erſte Weg, den gemeinen Mann zu erbittern und zu verwildern, der erſte Weg zur Niederlage? Wer in den Streit zieht, ſoll die Sorge um Genuß und irdiſch Gut hinter ſich werfen, nur vorwärts auf den Feind ſchauen, nur an den Sieg und einen gottſeligen Tod denken, dann mag er glorreich kämpfen! Ich verlange, daß Ihr den geſammten Troß in Blois zurücklaßt!“

„Nun, beim Teufel,“ fuhr Gamache empört auf, „das iſt wohl noch keinem Edelmann geboten worden, daß er wie ein gemeiner Knecht ausziehe, und da, wo es Ehre und Ruhm gilt, mit bettelhafter Dürftigkeit ausreite!!“

„Schweigt,“ und Johanna erhob ſich in flammendem Zorn. „Wohl mögt Ihr beim Satan ſchwören, den Ihr Euch vielleicht zum Begleiter erkoren, aber wer von Euch ſo wenig Gottesfurcht und Glauben, ſo wenig Vaterlandsliebe und adlig Blut hat, um nicht gleich mir auf bloßer Erde zu ſchlafen, gleich dem gemeinen Kriegsknecht ſich in einfacher Koſt zu genügen, den ſtoße ich aus von dem Heere, der ſoll Orleans nie ſehen und verflucht ſein vom Angeſicht Gottes!! Marſchall von Aulon hält die Wälle beſetzt! Ich werde morgen beim Tagesgrauen am nördlichen Thore halten, und wer mit mir ziehen will, ſchlicht und recht, der komme, aber jedem Weib und jedem waffenloſen Faulenzer, den ich draußen auf der Ebene gewahre, laſſe ich ſein Haupt abſchlagen, ſo wahr Gott der Herr dieſes Orleans in meine Hand geben wird!"

Die Verſammlung ſchwieg betroffen ſtill.

„Ritter und edle Herren," begann Marconnay ruhig, „Euch iſt nicht unbekannt, daß ich unter Euch vielleicht derjenige bin, deſſen Hoffnung die geringſte, deſſen Begeiſterung die ſchwächſte iſt, und der am ernſteſten an dieſem Mädchen dort gezweifelt hat; aber in dieſer Stunde erkläre ich Euch, daß ich ihr beiſtimme, daß der größte Held unter uns der ſein wird, welcher die höchſte Entſagung hat, daß die Jungfrau, indem ſie den Troß verdammt, kriegeriſchen Scharfblick verräth, den ich ihr nimmer zugetraut hätte, und daß ich willig bin, wenn ſie ſo energiſch handelt, ihr in allen Stücken zu folgen!"

„Und das werde ich auch, ich ſowohl wie Herzog Alençon, unſer Troß bleibt hier, und ich will Salz und Brot und harte Erde mit dieſem kühnen Mädchen theilen!" ſagte Dunois.

„Wir auch! wir auch!" riefen flammend die meiſten Anderen.

„Alſo ohne den Troß, morgen am nördlichen Thor," ſagte der Erzbiſchof von Rheims, „Gott ſegne Eure Waffen!"

„Er wird ſie ſegnen, hochwürdigſter Herr," entgegnete Johanna. — „Ich habe Euch nun zu fragen, liebe Herren, welchen Weg gen Orleans wir am beſten wählen. Ich bin der Meinung, daß wir durch die Bearne, links von der Loire, gegen die Stadt dringen. Der Weg iſt weiter, aber wir brauchen dann angeſichts der Engländer nicht mit dem Transport der Vorräthe den Fluß zu überſchreiten."

„Nein," rief Alençon, „das iſt zu gewagt. Bei Chartres ſteht Warwick, und Bedfort bei Melun, wir würden uns zwiſchen dieſem und dem Talbot bei Orleans wie in einem Netze verfangen!"

„Durch die Sologne ſüdlich iſt der Weg kürzer, und wir haben es nur mit dem Flügel Talbot's zu thun!" ſagte Orleans.

„Johanna's Vorſchlag iſt aller militäriſchen Erfahrung zuwider," lachte höhniſch Gamache. „ſüdlich iſt der Feind am ſchwächſten, und wir haben ihn dann zwiſchen uns und der Stadt und werfen ihn in die Loire!"

„Eure Erfahrung, Herr von Gamache," erwiederte die Jungfrau, „wird nimmer den Feind in die Loire werfen! Man kann einem Manne wie Talbot wohl zutrauen, daß er auf unſer Kommen gefaßt iſt, es eben ſo gut wie wir berechnen wird, daß er uns durch den kürzeren Weg der Sologne und an ſeiner ſüdlichen, ſchwächſten Seite zu gewärtigen hat, nicht auf der nördlichen, die uns gefährlicher iſt. Er wird ſich alſo gerade ſüdlich ſo verſtärken, daß er uns gewachſen iſt! Seht Ihr denn nicht ein, daß der nördliche Weg für uns der beſſere iſt, wir dort leichter in die Stadt kommen?!"

„Das glaub' ich auch!" rief Marconnay.

„Nimmermehr!" ſagte Alençon, „das Wagniß wäre zu kühn! Mögen wir uns von der Gewalt, die Gott in Euch gelegt, Johanna, noch ſo ſehr überzeugt halten, ſo auf's Spiel dürfen wir das Heer nicht ſetzen, das hieße Gott verſuchen!"

„Wir müſſen durch die Sologne!" meinte Dunois.

„Und dem Talbot in den Rachen laufen, ohne daß ein Laib Brot in die hungernde Stadt kommt!" entgegnete Johanna hartnäckig. „Ich verlange, daß Ihr Euch auf mein Geheiß verlaßt, meiner Sendung glaubt! Ihr kommt nimmer gen Orleans, wenn Ihr ein Haarbreit von meinem Willen weicht! Wir müſſen die Loire zur Rechten haben, ſonſt kommen wir in's Unglück! Wir ziehen durch die Bearne!!"

Gamache und mehrere Andere wollten heftig erwiedern, doch Dunois ſprang auf. „Halt, keine Einrede weiter, Chevaliers! Wir ſind Menſchen, ob noch ſo tüchtige Krieger, wir können irren. Iſt Johanna vom Himmel zur Befreiung geſendet, wird Gott ihr auch den Weg zeigen, den ſie gehen ſoll! Unſere Sache iſt's, ihr zu folgen!" Er gab den Uebrigen einen Wink, zu ſchweigen.

„Gott zeigt mir auch den Weg durch die Bearne! Hütet Euch, andere Wege zu gehen, als die meinen!"

„Kraft meines Vorgangsrechts, edle Kampfgenoſſen," und Marconnay erhob ſich, „werde ich eine halbe Meile vorausgehen! Gehabt Euch wohl, denn ich will in Folge deſſen um Mitternacht im Sattel ſein."

„Um Mitternacht alſo, le Fort!" ſagte Johanna. —

Die Uhr des Rathhauſes von Blois ſchlug Mitternacht, als Marconnay ſeine Leute verſammelte und mit ihnen langſam zum nördlichen Thore ritt. Ein dichter, kalter Nebel lagerte auf den einſamen Gaſſen, ſo daß man ein paar Fackeln anzündete, um ſich zurecht zu finden. Als ſie das nördliche Thor erreicht hatten, leuchtete ihnen aber von demſelben ebenfalls Fackelſchein entgegen. Johanna ſaß in voller Rüſtung zu Pferde, von ihrem Beichtvater Pasquerel, de Contes, ihrem Pagen, Herrn von Aulon und etwa fünfzig Reitern umgeben.

„Ihr ſollet Blois nicht verlaſſen, Herr von Marconnay, ohne daß ich Euch Lebewohl geſagt, für Euer Benehmen im Rathe die Hand gedrückt und eine Weile das Geleit gegeben habe." — Sie ritt an ſeine Seite, die Uebrigen ſchloſſen ſich hinterher an, und langſam durch das geöffnete Thor zogen ſie über die Zugbrücke hinaus in's Freie, von Fackelträgern begleitet.

Marconnay fühlte eine Art ſeltſamer Blödigkeit und Verlegenheit, als Johanna neben ihm durch die Nacht dahin trabte und ihre ſchlanke, anmuthige Geſtalt, ihr ernſtes, engelhaftes Angeſicht von dem zuckenden Strahl des Fackellichts phantaſtiſch umhüpft wurde. Er war ihr bisher noch nie ſo nahe geweſen, jetzt empfand er zum erſten Male den Eindruck ihrer eigenthümlichen, ſo alles bisher Empfundene ausſchließenden Weiblichkeit, die Frömmigkeit und Kühnheit, die ſchüchterne Mädchenhaftigkeit und den ſichern Ernſt ſelbſtbewußten Wollens wie Könnens in ſich vereinte. Unwillkürlich fuhr ihm ein abergläubiſcher Schauer über den Leib.

„Herr von Marconnay! Was ſinnt Ihr?"

„Ich ſehe Euch an, Johanna, und ſinne nach, ob die ein Weib, ein einfach Bauermädchen ſein könne, die mir bereits ſolche Beweiſe wunderbaren Talents und ſeltener Urtheilskraft über Dinge gegeben, die allein der Edelmann, der Krieger haben kann! Dann frage ich mich wieder, kann dieſes gebrechliche Mädchen in einem Streite, trotz außerordentlicher Gaben, Siegerin ſein, an dem während ſechsundzwanzig Jahren die edelſten Geſchlechter, die beſten Männer zu Schanden geworden? — Johanna, ſeid offen, wenigſtens zu einem treuen Manne! Habt Ihr wirklich, wie Ihr öffentlich behauptet, göttliche Geſichte, und erhaltet Ihr Winke aus jenen unerforſchlichen Himmelstiefen da droben, die Euch das Rechte thun laſſen?"

„Wenn ich Euch auch bei dem Heiligſten oder Schrecklichſten, was es giebt, ſchwören würde, le Fort, daß der Herr mir ſolche Winke giebt, daß ich Erſcheinungen habe und Stimmen höre, Ihr würdet es eben nicht glauben, denn Ihr könnt es nicht! Euer Mißtrauen, ſo ſehr es mich ſchmerzt, und zwar — als ſündigen eitlen Menſchen, als thörichtes Weib ſchmerzt, — kommt aber aus einem ſo redlichen, opfermüthigen Herzen, einem ſo beſonnenen Kopfe, daß ich es wider Willen verzeihe, ja daß ich es anerkennen muß. Wißt Ihr, warum Ihr mir nicht glaubt und weshalb es die Anderen thun? Ihr habt kein Hoffen mehr, Ihr wollet in den Tod, daher bricht aller irdiſche Glaube, alles Wünſchen und Sehnen des Lebens vor Euch als nichtig zuſammen! Jene aber ſind voll Hoffen, ſie wünſchen den Sieg, ſie empfinden, daß der Grund von Frankreichs Mißgeſchick in ihrer eigenen ſchwachen Seele beruht, darum müſſen ſie an mich glauben, muß ich ihre ganze Hoffnung ſein. So lange das Land kühne ſtreitende Männer hatte, hatte es auch Leidenſchaft, Laſter, Verirrung und ſomit Niederlagen; ſeitdem die Männer zerbrochene, ſchwache Herzen worden, iſt Frankreich fromm und reuig im Unglück geworden. Deshalb iſt auch ein ſchwaches Mädchen, eine Bauerdirne mächtig genug in Gott, und zu Hohem geſchickt, weil ſie einen

Blick von oben empfangen für den Zuſtand dieſer Seelen, und wodurch es ſo weit mit dem Vaterlande kam! Hätte man heut' wohl dem Troß entſagt, wenn dieſes Gefühl nicht in Jedem lebte? Euer Unglaube, Herr, der doch das Rechte zu thun weiß, iſt mir lieber, als jener blinde Glaube aus eigener Reue, der vielleicht nichts thut, weil er erwartet, Gott ſolle ſelber Zeichen und Wunder thun! Deswegen, ſeid verſichert, verlaſſe ich mich auf alle jene glänzenden Leute, die meine Sendung im Munde führen, weniger, als auf Euch, der's unmännlich hält, daß ein Weib Männer zum Tode führe! Laſſet mir im Felde das Geringſte widerfahren, das von menſchlicher Schwäche zeugt, ſo werden ſie mich verlaſſen, weil ich keine Wunderthäterin bin, die mit dem Hauch ihres Mundes die Engländer vernichten kann! Ihr aber werdet bei mir ausharren, denn da Ihr nichts von mir erwartet, wird Euch ſchon das viel gelten, was ich vermag! So wird es denn kommen, Marconnay, und mir ſagen's meine göttlichen Stimmen, daß Ihr nicht ſterbet, ſondern ſieghaft neben mir gen Orleans einreitet mit denen, die wahre Männer im Thun wie Glauben ſind, indeß manch Einer von denen, die da meinen, ich müßte leibhaftige Engelsſchaaren mit glühenden Flambergen herbeiführen, die Ufer der Loire mit ihrem Herzblut färben werden!“

„Ihr ſetzt mich in Erſtaunen! — Ihr verwirrt meine Sinne, Johanna! — Machet mir das deutlich und begreiflich!“

„Fragt mich nicht weiter, Marconnay! Es giebt ein Etwas in mir, was da laut redet und ſagt: Thue das, denn das wird geſchehen; — welche mich warnt und ſchilt, ermuntert und tröſtet, die im Augenblick die Binde von meinen Augen reißt, daß ich alle Tiefen der Dinge mit einem Blick ermeſſe, und dann mein Auge verſchleiert, blöde und einfältig, — ſo daß ich nicht weiß, wie und von wannen das gekommen, ſondern nur ſo thun muß, wie mir geboten iſt. — Ich nenne das meine Stimmen, und mein ganzer Zuſtand unendlichen Himmelsglücks beweiſt mir, daß ſie von oben kommen, obwohl ſie in mir ſind. Das habe ich ſeit Kindesbeinen. Immer mächtiger iſt's geworden, je mehr ich die Schmerzen meines Volkes, die Laſter und Zerrüttung geſehen, und daß ich hier neben Euch reite, le Fort, iſt wie ein Traum, von dem ich nichts wünſche — als einſt aus ihm in meinem Vaterhauſe zu Dom-Remy zu erwachen und das Vaterland hätte Frieden. — Laßt uns davon abbrechen, es iſt nicht gut, ſolchem nachzuhängen, es macht mich traurig. — Redet lieber zu mir, als wär' ich ein Kriegsmann wie Ihr Anderen, der auf kalte Fragen kalte Antwort erwartet.“

Le Fort hatte vollauf zu thun, ſeine unnennbaren Gefühle und Gedanken zu bemeiſtern. Ihm war, als habe ſich ihm das Weſen des unbegreiflichen Mädchens ganz erſchloſſen, und als ſei ſein Wollen mit dem ihren Eins. Und dennoch bäumte ſein Verſtand ſich unwillig auf, wie wenn er fürchte, in Ketten zu fallen.

„Gut, Johanna, ich will mich zwingen, Euren Wünſchen zu genügen. Fragt!“

„Der Nebel iſt dicht und ſchwer, er wird bis morgen Mittag anhalten, wie?“

„Leicht möglich. Zu dieſer Jahreszeit iſt hier zu Lande, beſonders um den Lauf der Loire, dieſe Erſcheinung ſehr gewöhnlich. Warum?“

„Auf welcher Seite der Loire befinden wir uns? Wir ritten vorhin über eine Brücke?“

„Auf der linken Seite, wie verabredet, und ich werde mich ſtets der Loire zur Linken halten bis zu dem Walde des Dorfes Chevy, wo man die fernen Thürme Orleans erblickt.“

„Auf welcher Seite liegt das Dorf und der Wald?“

„Der Wald liegt auf der linken, auf meiner Seite, iſt dicht und hügelig, Chevy aber liegt auf der rechten Seite in einer Schlucht, die von der Hochebene Orleans durch eine Hügelkette gedeckt iſt. — Sagt mir nur, weshalb Ihr ſo fragt, als ſchiene Euch der Weg, den Ihr ſelbſt befohlen, und der unbedingt der klügere iſt, noch fraglich?!"

„Das erſcheint er mir nicht, aber Ihr werdet bald ſehen, Marconnay, wie wohlbegründet mein Fragen iſt. Ich hab' Euch etwas zu vertrauen, und weil ich, ſo wahr der Herr über uns waltet, nächſt ſeiner Führung auf Eure Treue und Ehre am meiſten traue, an Euren Todesmuth, Euer Mißtrauen gerade der Sieg von Orleans geknüpft iſt, ſo fordere ich Euch auf, in meine Hand zu ſchwören, daß ich Eurer Hülfe in der heißen Stunde der Entſcheidung ſicher ſein, Ihr meine Bitten erfüllen wollt, und gälte es die letzte Kraft vorm Sterben!"

„Das ſchwöre ich Euch, Mädchen!"

„Dank Euch, Jean Fort, das heißt ſo viel, als Orleans iſt unſer! — Ich bitte Euch demnach, regelrecht der Loire zur Linken vorzurücken, bei Nacht den Wald von Chevy zu beſetzen, ganz gleich, ob wir Euch folgen oder nicht! Betrachtet Euch als verlorenen Poſten, und nur wenn nichts zu halten mehr iſt, werft Euch in die Loire und ſucht das rechte Ufer. Doch ſo lange Euer Gewiſſen Euch noch treibt auszuharren, harret aus!"

„Gut, Ihr ſollt mich nie auf der andern Seite erblicken! Aber weshalb werdet Ihr nicht folgen, wohin wollt Ihr rücken?"

„Als ich im Rathe darauf beſtand, den gefahrvolleren Umweg links, den Ihr nun nehmt, zu erwählen, war Alles gegen mich, wie Ihr wißt!"

„Aber ſie gingen doch darauf ein, und wir ziehen links!"

„Nein, wir ziehen nicht links, Marconnay, denn dieſe glaubensſtarken Herren, welche bisher immer geſchlagen wurden, weil ſie, uneins, auf ihre eitlen Hirne trotzten, haben mir nur ſcheinbar nachgegeben, aber Dunois, Alençon, Gamache, Illiers und St. Sevère beſchloſſen in einer geheimen Sitzung heut' Abend, deren Inhalt ich kenne, mich, weil ich die Gegend nicht kenne, irre zu leiten, die Sologne für die Bearne auszugeben und rechts den kürzeren Weg zu ziehen!"

„Johanna, das iſt ein Wahnſinn, ein Unglück! Das heißt nicht den Talbot täuſchen, Orleans entſetzen, ſondern zu einer Feldſchlacht gezwungen werden, wo der Feind beſſer und ſtärker poſtirt iſt!!“

„Und dieſe Menſchen glauben, der Himmel werde Wunder thun, wo ſie ſelber mit Blindheit geſchlagen ſind! Begreift Ihr nun, daß Ihr auf der linken Seite mein einziger Hort ſeid?!“

Marconnay drückte des Mädchens Hand. „Verlaßt Euch darauf. Aber es müſſen Boote, Fähren und derlei beſchafft werden, Heer und Vorräthe im entſcheidenden Augenblick raſch über den Strom zu bringen!?“

Johanna jauchzte auf und ſpornte im Entzücken ihr Roß, daß es ſich bäumte. „Haha, mein Freund, das iſt's, das eben iſt's! Seht, daß Ihr uns den Uebergang ſichern könnt. Aber ich habe noch Beſſeres vor, obwohl ich nicht ſagen kann, daß ich es ſchon weiß. Es liegt dunkel wie eine Ahnung auf meiner Seele Grund, zu rechter Stunde werden die Stimmen es mir melden. Und nun lebt wohl, ich werde den Wittwenſchleier zu guter Stunde jenſeit des Fluſſes als Banner meiner Hoffnung flattern ſehen?!“

„Das ſollt Ihr, der Allerbarmer möge Euch leiten!“

Sie hatte heftig ſeine Hand ergriffen, mit ſtrahlendem Himmelslächeln in ſein Auge geblickt. Dann wendete ſie ihr Pferd, rief ihr Gefolge, ritt mit ihrer Bedeckung zur Seite und ließ Marconnay mit den Paſſavants vorüberziehen — dann kehrte ſie nach Blois zurück. —

Wie Marconnay richtig beurtheilt, hielt der Nebel der Nacht noch weit bis in den andern Tag hinein an. Als Johanna von ihrem Ausfluge um das erſte Morgengrauen zurückgekehrt, genoß ſie nur haſtig etwas Speiſe, trank ein Glas gewürzten Weins, befahl das weiße Schlachtroß zu ſatteln, was ihr der König, zugleich als Sinnbild ihrer königlichen Oberfeldherrnwürde, verliehen, und die Fahne in der Hand und von ihrem Gefolge umgeben, eilte ſie, während zum allgemeinen Aufbruch geblaſen wurde, zu dem nördlichen Thore. Man befolgte ihren Befehl buchſtäblich, man ließ allen Troß zurück, der edle Dunois, Alençon, Illiers und St. Sevère gaben das Beiſpiel. So beſichtigte Johanna denn Mann für Mann, Roſſe, Wagen, Geſchütze und folgte dem letzten durch das Thor. Inzwiſchen hatte ſich draußen auf der Ebene das Heer nach ihrer Anordnung geſammelt, und die hellen Rüſtungen, die Banner und Fähnlein glänzten durch den wallenden, weißen Nebel, der bald die eine, bald die andere Colonne einhüllte oder ſichtbar machte. Johanna ritt, den Biſchof von Rheims und Aulon neben ſich, Pater Pasquerel und ein paar Prälaten vor ſich, langſam in Mitte der Colonnen.

Ein Sonnenſtrahl durchzuckte den Nebel, in welchem Johanna auf ihrem Roſſe wie in einer Wolke hielt. Sie erſchien den Truppen gleich einer Heiligen, da ſie ihre Hände zum Gebet erhob. — Die Tauſende alle ſanken auf ihre Kniee, in tiefer Inbrunſt entblößten ſie die Häupter, und der Erzbiſchof gab ihnen die Benediction.

Nach der Andacht rief ſie die Heerführer zuſammen.

„Der Kampf beginnt. — Wie ich geſagt, ziehen wir am linken Ufer der Loire durch die Bearne. — Herzog von Alençon, Ihr führt den rechten, Graf Dunois den linken Flügel, Marſchall St. Sevère, Rayz und Illiers die Vorhut, Robert de Chatillon mit dem Banner von Berry die Nachhut, ich nehme das Centrum mit dem Transportzuge! Wahret Euer Herz vor Irrthum, hoffet nicht mich zu täuſchen, denn ich werde Euer irrig Werk zu Schanden machen! Und nun auf, für die Lilien gen Orleans!!“

Sie hatte den Heerführern bei den letzten Worten einen vielſagenden Blick zugeworfen und den Finger drohend erhoben. — Nun ſchwang ſie ihr Banner, die Trompeten blieſen, und ſie jagte hinweg, ſich an die Spitze des Centrums zu ſetzen.

Gern hätte Dunois den geheimen Beſchluß der Führer von geſtern Abend rückgängig gemacht, dazu war es aber bereits zu ſpät. Es hätte Verwirrung, neuen Streit angerichtet, und man hätte ſich vor Johanna durch ein Geſtändniß demüthigen müſſen. Alençon zuckte die Achſeln. — „Nun denn in Gottes Namen!“ murmelte Dunois, und Jeder eilte zu ſeinen Truppen. Das Heer wälzte ſich vorwärts.

Bereits lag die Loire als immerwährende Schranke links zwiſchen Johanna und Marconnay. Der anhaltende Nebel und die vielen Nebenarme des Hauptſtromes hatten die Täuſchung begünſtigt. Mochten die hohen, adligen, kriegsgeübten Heere nun die Fragen oder Vorwürfe der Jungfrau fürchten, oder jetzt, wo es das Handwerk galt, denn doch ihre eigenen Dispoſitionen beſſer als alle himmliſchen Winke halten, ſie vermieden Johannen während des Zuges und je mehr man in der fruchtbaren Ebene, welche halbbogenförmig ſich nach Orleans wie ein Garten erhebt, vordrang. Nur einmal ſuchten ſie Dunois und Alençon des Abends vor der Nachtruhe auf und fanden ſie mitten unter den gemeinen Soldaten auf der Erde campirend.

„Das iſt nicht die Bearne, ſondern die Sologne!“ ſagte ſie ſehr ernſt.

Die Generale wußten wenig zu erwiedern, verſicherten, daß der andauernde Nebel ſie nur täuſche, und beurlaubten ſich bald. Es waren aber bereits im Schooße der Anführer ſelbſt große Bedenken und Meinungsverſchiedenheiten erwacht. Viele wollten jetzt lieber Johanna's Willen folgen, andere waren entgegengeſetzter Anſicht, beſonders Gamache und Geaucourt. Dagegen genoß die Jungfrau unter den niederen Edelleuten, den Soldaten und reiſigen Knechten das Anſehen faſt eines Engels. Ein Fanatismus erfüllte die Gemüther, den die Führer, ſelbſt wenn ſie gewollt hätten, nicht wagen durften zu ſchwächen. —

Am dritten Tage des Ausmarſches, als man früh aufgebrochen, die Nebel endlich vollſtändig zerronnen waren und die Morgenſonne hell die Landſchaft beſchien, erblickte man links im Bogen die Loire, jenſeit derſelben im Heger üppige Waldung, und öſtlich wie ein grauer Hauch lag — Orleans.

„O, mein Heiland,“ fuhr Johanna auf, „ich hab' es vorhergeſehen! Halt, um aller Kreuzeswunden willen, halt, auf allen Punkten! Alençon, Dunois und Illiers her, wer einen Schritt weiter thut, ſoll ſterben!!“

Die Colonnen ſtanden, die Edelleute ihres Gefolges flogen rechts und links, Aulon ſtürzte vorwärts, die Vorhut zum Stehen zu bringen! In zehn Minuten lag das Heer wie ein gefeſſelt Ungeheuer an der Stelle.

Die Anführer kamen.

Johanna's Auge ſprüht in edlem Zorn, ſie deutet mit der ſtählernen Linken nach dem Waſſer.

„Was iſt das für ein Strom?!“

„Nun ja, verzeiht, es iſt einmal die Loire!“ ſagte Dunois ärgerlich.

„Und wir liegen rechts! Jenſeits iſt Orleans, und dies die Sologne! Wehe Euch, daß Ihr die Benediction nahmt und Euer Herz gegen mich voll Falſchheit war! Begreift Ihr nicht, daß, wenn wir jetzt dort drüben wären, die Vorräthe leichter in die Stadt zu bringen geweſen ſeien, als nun? Oder meint Ihr wirklich, daß wir nicht hier im Sack ſitzen, der Talbot uns nicht die Stirn bieten wird? Ihr habt mich hintergangen, indem Ihr auf den Dünkel Eurer kriegeriſchen Klugheit gebaut; mich habt Ihr gewähnt zu täuſchen, und Euch habt Ihr allein betrogen, denn ich bringe Euch die beſte Hülfe, die allein von Gott ausgeht, nicht von mir! Wählet! Wollt Ihr auf Eurem Kopf beſtehen, ſo werden morgen Eure Leiber ſchmachvoll dieſe Flur bedecken, oder wollt Ihr meinen Winken gehorchen und mir folgen?!“

Sie hatte das drohend in Mitte der Krieger mit wildem Zorn geſprochen, als ſolle die Strafe des Himmels dem Hall ihrer Worte folgen.

„Verzeiht, Johanna,“ ſagte Dunois verlegen. „Ihr ſeid unſer Führer und wir ſind Euch zu Dienſt. Es iſt wahr, daß wir Euch getäuſcht, aber wir haben recht, daß hier der beſte Punkt des Angriffs ſei, denn da Marconnay den Vorgang hat und noch nicht den Feind melden ließ, ſo iſt es klar, Talbot erwartet uns dort drüben!“

„Habe ich Euch nicht geſagt, daß Ihr Euch ſelbſt betrügt? Wohl hat Marconnay den Vorgang, aber wer ſagt Euch, daß es an dieſem Punkte ſei, daß er, weil Ihr verblendet waret, es auch geweſen? Er hat da den Vorgang, wo ich will, daß er vorgehen ſoll, ich bedarf keines Alençon und Dunois, wenn ich in Orleans einrücken will!!“

Alençon ſah Dunois erbleichend an, der Baſtard ſchlug ſich mit der Hand vor die Stirn.

„So — ſo ſteht Illiers alſo zunächſt dem Feinde, nicht Marconnay?“

„Ja, Ihr thöricht Klugen, Illiers und St. Sevère, und zwar bereits ſo nahe, daß jeder Trompetenton wahrſcheinlich uns verräth. Unter die Zähne des Wolfs hab' ich Euch geführt, und Illiers wird in zwei Stunden uns berichten, wie ſcharf er beißen kann!“

„Laßt uns ſehen, ob wir's mit Talbot aufnehmen!“

„Darüber wird uns Illiers bald aufklären. Ich befehle Euch, den ganzen Tag in Schlachtordnung ſtehen zu bleiben wie eine Mauer. Der linke Flügel Dunois' breitet ſich bis zum rechten Alençon's aus, um den Gegner über unſre Stärke zu täuſchen. Ich ziehe mich mit den Kerntruppen und den Transportzügen hinter Dunois weg an den Fluß, ſo erwarten wir das Weitere. Alles geht in größter Stille ab. — Wie Illiers zurück iſt, neuer Kriegsrath!“

Die Zuverſicht dieſer ſonſt ſo glänzend klaren Kriegshelden war ſehr geſunken, als ſie durch das Nichtvorhandenſein le Fort's ihre Lage ſo ſehr verändert fanden. Sie eilten, den Willen Johanna's zu thun, immer noch hoffend, Talbot's Hauptmacht werde doch jenſeit des Fluſſes ſtehen. Gegen Mittag wurden ſie aber auf's Bitterſte durch Illiers belehrt, deſſen Recognoſcirung ergeben hatte, daß Talbot mit zwanzigtauſend Mann ihm gegenüberlag, während das königliche Heer nur im Ganzen zehntauſend Reiſige hielt, da auf Karl's Befehl die andere Hälfte als Sauvegarde in Blois zurückgeblieben.

Geſenkten Hauptes, nicht ohne ein Gefühl der Beſchämung und bittern Aergers, daß ihre kriegeriſche Erfahrung ſie ſo genarrt, und um den Ausgang auf's Ernſteſte beſorgt, ritten die Feldherren links nach dem Fluſſe zu Johanna.

Dieſe hatte während der Zeit finſter und in höchſter Erregung die Dislocation ihrer Kerntruppen und des Transportzuges ausgeführt, ſich hart an den Fluß und dieſen entlang mit höchſter Vorſicht bis zum Dorfe Chevy gezogen, das gen Norden von waldigen Hügeln gedeckt war. Die Stellung des königlichen Heeres war demnach aus einer geraden Linie in eine Curve verändert worden, deſſen äußerſte linke, nach außen gekehrte Spitze bei Chevy an den Fluß ſtieß und dem Blicke durch die Schlucht und die Hügelkette entzogen wurde. Jenſeit des Fluſſes lag dichter Wald, welcher ſich bis an den Rand des Ufers dehnte.

Als Johanna ſchweren Herzens und in unbeſchreiblicher Seelenangſt die Bewegung ausgeführt hatte und ſchweißgebadet zu Chevy eintritt, wo ſie die armen Dörfler als ihre Erlöſerin empfingen, ſagte ſie: „Wenn Ihr Eure und Eurer Kinder Wohlfahrt wahren wollt, bleibet in Euren Hütten, ſorget um nichts, denn Gott hütet jedes Haar Eures Hauptes, aber laſſe Keiner ſich gelüſten, Chevy zu verlaſſen, ſo ihm ſein Leben lieb iſt.“

Die Einwohner zogen ſich ſtill und furchtſam in ihre Gehöfte zurück, nur den Maire behielt die Jungfrau bei ſich. Dann eilte ſie ſehnſuchtsvoll an den Rand des Ufers, hinüberſtarrend.

Da ſah ſie — mitten unter Weiden dicht am Waſſer — eine einzige Lanze ragen, an ihrer Spitze ſchwebte — der Wittwenſchleier.

Mit namenloſem Entzücken ſchlug ſie die Hände zuſammen, und das Gefilde überſehend, rief ſie: „Ach, welch' herrlich ſchöne Gelegenheit!*) Ich wußte, er iſt treu, Gott ſei geprieſen!!“ So trieb ihr Roß auf eine kleine Landzunge und ließ ihr Banner wehen.

---

*) „Ah, quelle beau lieu!“

Da trat aus dem Walddickicht ein Edelmann im königlichen Waffenrock, er grüßte, es war Marconnay. — Sie machte ihm ein Zeichen der höchſten Vorſicht und eilte zu ihrem Gefolge, das in der Dorfſtraße geblieben, zurück. In demſelben Augenblicke kamen auch Dunois, Alençon und Illiers, um ſie aufzuſuchen.

„Nun, wie ſtark iſt Talbot?“

„Zwanzigtauſend Mann!“ ſprach Illiers kleinlaut.

„Wie weit ſteht der Feind von Euch, Illiers?“

„Eine Stunde.“

„Und auf dieſer Seite, ein Beweis, daß er drüben nur die nöthigſten Truppen zum Einſchließen der Stadt ließ, und erwartet, wir werden ihm in der Ebene begegnen. — Ich ſehe auf Euren Geſichtern, daß Ihr die ganze Schwere Eures unheilvollen Beginnens fühlt. Wenn ich Euch nun ſage, daß ich dies Alles vorausſah, werdet Ihr mir nicht glauben. Ich verſichere Euch aber, wir werden heut' um Mitternacht in Orleans ſein!“

„Wir in Orleans!!“ riefen die Ritter.

„Nach Gottes Willen! Doch tiefes Schweigen und eiſerner Gehorſam. Illiers hält die Vorhut ſtreng beſetzt. Jene Hügelreihe wird mit leichten Falconets beſpickt und ſcharf gehalten, an dem Winkel von Chevy liegt Alles. Die beiden Flügel halten die Schlachtreihe. Darauf ſchickt zwei Herolde an Talbot, die ihm im Namen der Jungfrau gebieten ſollen, zu weichen, oder morgen der Schlacht gewärtig zu ſein!“

„Der Schlacht?“ rief Dunois.

„Das ſollen ſie ihm drohen. Aber wenn der Morgen tagt, werden wir ſie von den Wällen Orleans begrüßen!“

„Sie iſt nicht bei ſich!“ rief halblaut Alençon.

„Wäret Ihr doch ſo gut bei Euch, wie ich in dieſer Stunde, und wie Gott bei mir iſt. In der Dunkelheit werde ich auf dem Fluſſe nebſt Proviantzug, Euch, tapferer Dunois, dem Marſchall St. Sevère, Lahire und zweihundert Lanzenträgern zur Stadt und durch das ſüdweſtliche Thor einziehen. Staunet nicht, grübelt nicht! Während Alençon ſo lange das Feld hält und dann auf Flößen und Kähnen ſeine Truppen jenſeit der Loire wirft, ſoll Herr Talbot wie ein Narr warten, bis er uns voll Schrecken in der Stadt ſieht!"

„Jungfrau, das zu vollführen, müßten alle Engel bei uns ſein!"

„Bezweifelt nicht, daß uns die Himmelshülfe fehlen werde!"

„Und Marconnay?"

„Er hat den Vorgang, wo ich ihn brauche. Gott geleite Euch. Um ſechs Uhr Abends erwarte ich Euch. Ihr bedürft nichts als ein ſtarkes Herz, nicht ein Schwertſtreich ſoll fallen!"

Johanna's Befehle wurden erfüllt. Wie es vorauszuſehen war, ließ Talbot durch die Herolde höhniſch zurückmelden, er erwarte morgen den Kampf und wünſche der Jungfer nur, „daß ſie ihm niemals in die Hände komme!" Inzwiſchen hatte Johanna auf einem Boote den Chevalier d'Aulon und le Comtes, ihren Pagen, auf das andere Ufer zu Marconnay geſchickt, und dieſelben waren mit den beſten Berichten zurückgekehrt.

Der Abend kam, Fluß, Wald und Gegend bedeckten Nebel. Beide Heere, das der Engländer wie das der Franzoſen, lagen gleich zwei Schlangen einander gegenüber, des Moments gewärtig, um loszufahren. Auf dem Fluſſe bei Chevy hatte indeß längſt ein buntes Leben begonnen. Aus dem Walde jenſeits ſchaffte man eine Menge Boote, wälzte Baumſtämme in die Fluth und rüſtete zahlreiche Flöße zu. Der Transportzug wurde ſtill in's Waſſer gebracht, und zweihundert Leute, durch Chatillon dem Banner von Berry entnommen, harrten bewaffnet in den Nachen. Marconnay ſelbſt kam, als es dunkelte, auf einem Floß herüber.

„Alles iſt bereit!"

Johanna drückte ihm die Hand. „Wie ſtark iſt das feindliche Heer drüben, im Weſten der Stadt?"

„Fünftauſend Mann, ſie haben Alles dem Talbot herübergeſchickt."

„Haha, vortrefflich! Und Niemand merkte etwas von Euch?"

„Keine Seele, wir lagen wie die Feldmäuſe in ihren Löchern!"

„So möge der Himmel denn ſein Amen ſagen! Haltet Euch ſtill, bis es Zeit iſt." — Darauf ging ſie in ihr Quartier und traf die letzten Befehle, als Dunois, St. Sevère, Lahire und der Johanniterritter Nicolaus de Giresme anlangten.

Johanna empfing ſie, den Erzbiſchof von Rheims, Père Pasquerel und die Prälaten im vollen Kirchenſchmucke wie ihr Gefolge bei ſich.

„Meine Freunde, Ihr habt ſo oft im Kriege ſchon Ruhm geerntet, daß ich Euch nicht zu ſagen brauche, ich traue Eurer Furchtloſigkeit! Aber Euer Muth ſoll eine andere Probe jetzt beſtehen, als die, nur tapfer dreinzuſchlagen, er ſoll ſich bezähmen, bei Außerordentlichem kalt bleiben können. Jetzt iſt die Stunde da, wo nicht bloße Menſchenkraft mehr, ſondern wo der Herr ſelber helfen muß, und im Namen Eures Gottes zu Schiffe und ſtill den Strom hinauf! Folgt mir! — Dunois leitet die Ordnung des Zugs!"

Sie verfügten ſich alleſammt, Roß und Mann, ſtill auf das erſte Floß. Daſſelbe ſtieß ab und glitt langſam und ſchwer den Strom hinauf, Reiſige in Boote flankirten es. Und Floß auf Floß, Schiff auf Schiff folgte der ganze Transportzug, während jenſeits aus dem Walde plötzlich Marconnay's Reiter unter Crecy hervorbrachen und in einer Reihe mit den Fahrzeugen am Geſtade vorrückten. — Auf dieſe Reiter blickte Johanna unverwandt, kein Wort ward unter den Hunderten von Gewappneten geſprochen, indeß die Stadt ſich immer mehr näherte, der Wald links ſich lichtete, rechts die Hügel ſchwanden, und man ſah auf beiden Seiten in weitem Bogen um die Stadt die Lagerfeuer der Engländer. Kaum war Johanna's Zug hinweg, als, von den Bewohnern Chevys, ſämmtlich Fiſchern, unterſtützt, Dunois' linker Flügel unter Guillaume de Traſtemère ſich auf das linke Ufer warf, Alençon's aber nebſt St. Sevère's Truppen ſich breit ausdehnten und die verlaſſene Ebene deckten.

Plötzlich gewahrte Johanna, daß Marconnay's Leute links zurückblieben, nur Einzelne ſich noch vorwagten, dann aber hielten.

„Dort an dem buſchigen Vorſprung bei der Sandbank landen wir, Dunois!“

Wenige Augenblicke ſpäter ſtieß das Floß an's Ufer.

„Ritter Aulon, Ihr wißt, was Ihr zu thun habt! Eng geſchloſſen vorwärts, und kein Schlag geſchieht, bevor Ihr mich um Hülfe rufen hört, Gott aber wird der beſte Helfer ſein!“

Neben ſie ſtellten ſich links Marconnay und Robert de Chatillon, rechts Dunois und St. Sevère; die Geiſtlichen mit dem Biſchof von Rheims folgten ihr, dann dreißig Trompeter, die zweihundert Lanzenträger breiteten ſich rechts und links aus, der Transportzug blieb in der Mitte.

„Die Fackeln an, das iſt das Zeichen!“ rief ſie halblaut und ſetzte, das Banner entfaltend, ihr weißes Roß in Gang.

Da ſprühten die Fackeln auf, da blieſen die Trompeter den Choral:

„Du großer Gott, befrei' die Stadt
Zu Deines Namens Ehre!“

Brauſend fielen die Prieſter, die Krieger, der ganze Zug, wie von heiliger Todesverachtung erfüllt, ein. Marconnay's Reiter unter jauchzendem Trompetenſchrei kamen heran und defilirten links und rechts als äußerſte Flanke — und feierlich groß, mitten unter den Engländern auf der linken Ebene erſcheinend, zogen ſie dahin! Johanna war nicht ein Weib mehr, vom Weibe geboren, ſondern ein Engel, der, wie aus der Nacht, von der Loire aufſtieg!!

Marconnay betete mit verzückten Sinnen, Dunois weinte und lachte zugleich, die Engländer aber, entſetzt auseinander laufend, wichen, als ſie Johanna mit der Fahne vor dem Zuge der ſingenden Feindesſchaaren ſahen, bleich, rathlos, als ſeien ſie in Zauberbann gelegt, von allen Seiten! Die Wälle Orleans belebten ſich, das weſtliche Thor ſprang auf, der bedrängte Herzog von Orleans ſelbſt drang mit Gewappneten jauchzend heraus, und — wie von Licht umfloſſen, gleich einem Wunder rauſchte der Zug dahin, hinein in die Stadt, das Thor fiel krachend zu! — Jubelgeſchrei tönte von innen!

Die ſieggewohnten Engländer faßten ſich an's Hirn — „Gott ſei uns gnädig, das war die Jungfrau von Orleans! Wir ſind verloren, verloren!!“

Alle Ordnung war auf dieſem weſtlichen Flügel der Belagerer vernichtet. Sie rannten umher, ſie ſuchten ſich zu faſſen, zu ſammeln. — Da klangen im Rücken ihnen wiederum Trompeten! Dunois' linker Flügel, der die Loire überſchritten, fiel mit blankem Pallaſch über ſie her und hieb ſie zuſammen!

V.

Das Wagſtück, Orleans Hülfe und Zufuhr zu bringen, — nur durch einen Todesmuth, eine Seelenkraft, die übermenſchlich erſchien, denkbar, ja, unter den gegebenen Umſtänden einem Wunder ſehr ähnlich, — war geglückt! Als, nach einem ſchweren, beklommenen Ritt durch die Feinde, bei dem faſt jeglich Herz vor grauenvoller Erwartung ſtill ſtand, ſich ſchallend das ſchützende Stadtthor hinter den Königlichen ſchloß, das ſchwere Gatter niederraſſelte, die

Zugbrücke kreiſchend ſich hob, man ſich gar in den Straßen von Orleans unter dem jauchzenden zuſammenſtrömenden Volke fühlte, — da brachen die bleichen Krieger in Wonnethränen, in Entzücken, in Preis und Lob der Jungfrau aus, die den erſten wunderbaren Sieg errungen!

Johanna entzog ſich mit edlem Ernſte jedem Danke, jeglicher Huldigung. „Nicht mir, dem irdiſchen ſchwachen Werkzeuge, ſondern dem hülfreichen Vater aller Weſen ſollt Ihr danken! Laſſet uns in's Gotteshaus eilen und den Unerforſchlichen preiſen!“

Alles wälzte ſich nach der Kathedrale. Die Nacht ward in Tag verkehrt; alle Glocken begannen zu läuten, die Orgel brauſte, die ganze Stadt war ein Freudejauchzen, ein Dankgebet.

Im Dome zu Orleans, wie ſie verkündet, kniete Johanna nun, und um ſie die großen Barone, die Waffengefährten und das ſtaunende Volk, der Biſchof von Rheims pontificirte. —

Einen aber unter Allen bemerkte Johanna nicht. Einer war von ihrer Seite verſchwunden, Jean Fort de Marconnay.

Wohl hatte er den Plan Johanna's, die weſtliche Stadt am linken Ufer der Loire zu gewinnen, als das Weiſeſte erkannt und in richtigem Inſtinct ganz nach dem Willen derſelben gehandelt, aber er hatte dennoch einen verzweifelten Kampf als ſicher vorausgeſetzt und bis zum Augenblick der That nicht die leiſeſte Ahnung gehabt, wie Johanna, noch weniger, daß ſie durch ſo unerhörte, nie erlebte Kühnheit den Eingang bewirken werde! Was ihm, hätte er es vorher gewußt, als Ausgeburt des Wahnſinns gegolten hätte, mußte ihm nun, da er ſich ſtaunend in der ſchützenden Stadt ſah, wie eine himmliſche Fügung, Johanna ihm gleich allen Anderen als ein Weſen mit überirdiſcher Macht ausgerüſtet erſcheinen. Unter dieſem Mädchen mußte das Heer des Königs ſiegen! — Stumm, im Innerſten erſchüttert, ritt er neben ihr dahin, nur das Gefühl beſchämender Reue lebte in ſeiner Bruſt und die

Ueberzeugung, die auferlegte Sühne ſeiner Dame über ſich ergehen laſſen zu müſſen. — Unweit der Kathedrale gewahrte er einen Trupp Barfüßermönche, die auch herbeigeeilt waren, Johannen zu ſehen. Er wendete ſich raſch, drang durch das Getümmel, rief einen der geiſtlichen Herren an, ſtieg ab, und nachdem er mit demſelben leiſe geredet, folgte er ihm, ſein Roß am Zügel, in eine Seitenſtraße. —

Das Tedeum in der Kathedrale neigte ſich zu Ende, das letzte Gebet, die letzten Orgeltöne erſchallten, als, von zwei Mönchen geführt, bleichen, geſenkten Angeſichts, das Büßerhemd über die Rüſtung geworfen und den florumwehten Speer in der Hand, Jean Fort durch die Menge zum Altar ſchritt, vor dem Erzbiſchof von Rheims das Knie beugte und ihm bewegt leiſe ſein Gelübde zuflüſterte. — Der Erzbiſchof ſchritt noch einmal vor den Altar, die Glocke des Miniſtranten tönte wiederum, und erwartungsvolle, ſcheue Stille erfüllte den alten Bau.

„Es hat ſich den heiligen Stufen," begann der Erzbiſchof, „ein reumüthig Herz in tiefer Buße genaht, das ſich der ewigen Gnade und Gemeinſchaft, ſo wie der irdiſchen Ehre nicht theilhaftig hält, bis es ſein Gelübde erfüllt und ſein Gewiſſen vor Himmel und Welt aufrichtig gereinigt hat. Hier ſtehet Jean Fort de Marconnay, edler Herr der Marche, ein guter Diener und Vaſall des Königs, und will ſeiner Pflicht ledig ſein! — Sprich Dein Gelübde und thue Deine Sühne, daß ich Dich losſpreche!"

„Ich, Jean Fort de Marconnay, bekenne, daß ich, verblendet durch Kurzſichtigkeit und ſtarre Eitelkeit auf meine menſchliche Vernunft wie kriegeriſche Erfahrung, ſowohl zu Bourges gegen die erlauchte Gräfin Diana von Berry, wie zu Moulins und Chinon gegen den hochwürdigſten Erzbiſchof-Kanzler ſelbſt, wie den edlen Herzog von Alençon, Grafen Dunois und andere adlige Perſonen, die ich hier vor Gott zu Zeugen aufrufe, mich oftmals bitter, ungerecht, hochmüthig und frevlentlich gegen Dich, Jungfrau Johanna, ausgeſprochen! Ich habe Deine Kraft wie himmliſche Sendung, und daß Dir der Einzug gen Orleans gelingen könne, bezweifelt, belacht und beſpottet! In Folge heftigen Zorns und Widerſtreites hat die edle Gräfin Diana de Berry, — vor Gott und der Welt meine Dame, der zu dienen in Ehr' und Zucht ich gewillt bin nach Minnerecht, — mir auferlegt und befohlen, daß ich, wenn das königliche Heer in Gottesnamen durch dieſer Jungfrau Macht und wunderbare Erſcheinung Orleans gewinnt, und ich lebe, ich vor dem Altar dieſes Gotteshauſes zu Orleans kniefällig vor ihr Buße thun, meine Schmach und Unehr' bekennen und ſagen ſoll, daß ich nunmehr an Dich, wunderbare Jungfrau, aufrichtig glaube, daß ich empfinde und bezeuge, wie der Ewige Dich als Werkzeug unſerer Rettung geſendet, und wie in dieſem Glauben ich Dir und Deinem Gebot folgen will bis in den Tod! Das bekenne und gelobe ich hier, ich Jean Fort de Marconnay, ſo wahr mir Gott helfe und mich in ſeine Gnade wiederum aufnehme!!"

Mit lauter, tiefbewegter Stimme hatte er geſprochen und ſich bekreuzend vor den Altarſtufen niedergeworfen.

Da trat, in der einen Hand die Fahne, in der andern das gezückte Schwert, Johanna auf des Altars Stufen neben den Biſchof vor den Büßenden. Ihre ganze Geſtalt ſchien überirdiſch zu leuchten.

„Wo Alle an mich glaubten, Jean Fort, habt Ihr gezweifelt, habt Euch vergangen an dem Willen des Himmels und dem Gebot der Kirche! Deshalb büßt Ihr mit Recht! — Aber ich ſage es Euch Allen, ob Herr oder Knecht, Fürſt oder Dienſtmann, dieſer hier hat dennoch mehr gethan für die Sache Gottes und Orleans, als alle Anderen! Er hat zwar meine Sendung bezweifelt, aber meinen Willen hat er vollführt; er hielt allein mit ſeinem Häuflein das rechte Ufer der Loire, und that einen guten Vorgang und echten Vorkampf! Da ich bei Chevy auf nichts mehr baute, als nur auf Dich, mein Schöpfer, war er und Robert Chatillon allein meine Hülfe! — So entbinde ich Dich denn von Deiner Buße; und daß die köſtliche

Gelegenheit, dieſe Stelle zu Chevy und Deine rettende Hülfe. Dein treuer Muth und Dein furchtlos Herz geehrt ſei für alle Zeit und in allen Landen, ſo, kraft Gottes Gnade und Uebertragung königlicher Kriegsgewalt, — ſchlage ich Dich, Jean Fort de Marconnay, zum Chevalier de beau lieu für Dich und Alle, die von Dir ſtammen, im Namen des Dreieinigen! Beſſer Ritter als Knecht! Und Dich, Robert de Chatillon, der ſein treuer Geſelle war, zum Chevalier de Chevy! — Die goldenen Sporen gebe ich Euch nicht, holt ſie Euch aus der nächſten Feldſchlacht! Euch Alle aber bitte ich, ſeid ſo feſt fortan in Eurer Hoffnung, wie dieſe in ihrer Treue. Wie wir das gute Orleans ohne Schwertſchlag erreicht, werden wir es auch befreien und einſt England über's Meer zurückwerfen!!"

Der Erzbiſchof ertheilte Jean Fort und dem herbeigeführten Chatillon den Segen und hob ſie empor. Die Herolde Johanna's, Guyenne und Ambleville, traten feierlich unter Trompetenklang vor den Altar und riefen: „Heil Dir, Jean Marconnay, dem Ritter von Beaulieu! Heil Dir, Robert de Chatillon, dem Ritter von Chevy!"

Und unter Fanfarenjauchzen riefen die Edlen, die Krieger, das trunkene Volk: „Heil Beaulieu! Heil Chevy!" und der Ruf pflanzte ſich draußen tauſendfältig unter der Maſſe fort bis zu den Wällen und klang hinüber in's Lager der Feinde. Dunois, Alençon und die bannerführenden Kriegsoberſten aber umarmten die beiden Tapferen. —

Das Glück, die Kraft der Sendung Johanna's ſchien nicht nur ſeit dieſer Wundernacht beſiegelt, nein, war von nun an eine Kette geſteigerter Erfolge. Indem die Jungfrau die berechnende Kriegskunſt der königlichen Heerführer wie der Engländer durch einen Inſtinct, der halb ſchlichte Einfalt und Mutterwitz, halb unleugbare kriegeriſche Naturanlage und glänzendes Erfaſſen der Zeitverhältniſſe war, zu Schanden machte, handelte ſie wie in einem fortwährenden heroiſch-religiöſen Rauſche, mit dem ſie ihre Perſon in einer faſt naiven Keckheit und Achtungsloſigkeit dem Feinde ſowohl im offenen Kampfe wie bei Recognoscirungen ausſetzte, riß alle ihre Getreuen mit ſich und verwandelte den erſten heilloſen Schreck der Engländer in lähmende Muthloſigkeit und zuletzt in eine permanente Panique vor ihrer Perſon. Die engliſchen Soldaten glaubten in ihr eine Zauberin zu ſehen, deren Blick ſchon tödten könne, konnten nur noch mit Gewalt und den härteſten Strafen ihr entgegengeführt werden. Da aber die Beherztheit und Einmüthigkeit, der ſittliche Zweck des Kampfes ihnen fehlte, die Demoraliſation mit jedem verunglückten Anprall immer mehr wuchs, ſo war Flucht, Tod oder Gefangenſchaft faſt das Reſultat jedes Kampfes. Was nützte es Talbot, daß er ſelbſt ein Held war, was dem Waliſer Glacidas, daß er die Jungfrau verhöhnte und den Aberglauben ſeiner Leute verlachte, was dem Kriegsoberſten Faſtolf, daß er von Melun her mit einem Hülfscorps gegen Orleans rückte. Der tapfere Dunois, gen Blois und Tours entſendet, führte neue Truppen und neue Vorräthe in die Stadt, Glacidas ward erſchlagen und eine Schanze, eine Befeſtigung der Engländer nach der andern genommen, ja, Talbot mit Faſtolf und Suffolk mußten mit ihren zertrümmerten Schaaren am 8. Mai von der Stadt abziehen und wendeten ſich in unordentlicher Flucht gen Norden nach Chartres, Melun und Troyes zurück. — Einmal allerdings ſchien Johanna's Sache zu wanken, als ſie bei dem Sturm auf die feindliche Schanze St. Laurent jenſeit der Loire, wie ſie vorher geahnt, von einem Pfeil zwiſchen Hals und Schulter getroffen zuſammenſank. Ihr ſchlimmſter Gegner bisher, Johann de Gamache, fing ſie ſelber in ſeinen Armen auf. Aber als ſie ſich erholte, mit eigener Hand den Pfeil aus der Wunde riß, Chatillon befahl, ihre weiße Fahne mitten in's Getümmel zu tragen, ja, vom Anblick des bloßen Banners ſchon die Franzoſen neu ermuthigt ſiegten, da murmelte Gamache: „Dieſes Mädchen iſt von Gott, Herr, vergieb mir meine Sünden!“ — Welchen Eindruck dieſe zehn glorreichen Tage von Orleans auf den verzagten Hof, auf Freund und Feind machten, war unbeſchreiblich! Die Bevölkerung der noch freien Provinzen ſtand auf wie ein Mann, der letzte Lire ward dargeboten, der Zuzug in's königliche Lager erreichte außerordertliche Dimenſionen, und man nannte Johanna fortan nur noch die Jungfrau von Orleans. Der König eilte mit dem geſammten Hofe ſogleich nach Blois, um den Sieg in Perſon auszunutzen. — Unter den Tapferen, die jene berühmten Ruhmestage erfochten, waren natürlich Jean Marconnay, den man fortan nur den Ritter von Beaulieu nannte, wie Chatillon den von Chevy nicht die Letzten, aber im edlen Ehrgeiz des Wetteifers glänzte vor Allen Dunois, der tapfere Baſtard, d'Aulon, St. Sevère und Jlliers. Jeder ſuchte den Andern im Außerordentlichen zu überflügeln.

Schon den nächſten Morgen nach der Befreiung eilte Johanna, in Orleans eine ſtarke Beſatzung und reiche Vorräthe zurücklaſſend, nach Blois zum König, ihn zu bewegen, daß er den Zug nach Rheims ſofort unternehme. Sie ward mit einer Auszeichnung und Begeiſterung empfangen, die faſt einer Anbetung glich, aber nichtsdeſtoweniger war der ſchwanke König, welcher ſich in ſein Glück noch nicht finden konnte, ſo wie der vielköpfige Kriegsrath der Großen zu dieſem Schritt noch nicht zu bewegen, ſo oft Johanna auch auf's Dringendſte verſicherte: „Erſt wenn mein Herr in Rheims ſiegreich als König gekrönt iſt, muß die Macht ſeiner Gegner zuſammenfallen, und jeder Tag der Zögerung macht, daß die Engländer zur Beſinnung kommen und ſich verſtärken!“ Es wurde ihr entgegnet, erſt müßten die nächſtgelegenen übrigen Punkte erobert ſein, ſonſt könne der Feind ſich im Rücken des Königs ſammeln. Letztere Meinung drang durch, nicht ſowohl aus Vorſicht und weil alle Jene — die Johanna im Kampfe ſelbſt noch nicht geſehen, ſondern nur aus der Ferne oder nach dem Rufe kannten — noch Zweifel hegten, ſondern auch weil Alençon, der Baſtard Dunois und viele Edle ſich erſt in den Beſitz ihrer eigenen, vom Feinde geplagten Städte zu ſetzen wünſchten. Mit dem erſten Siege war neben dem Enthuſiasmus auch der perſönliche Vortheil der großen Herren wieder erwacht. So ward denn zuerſt der Sturm auf Jargeau am oberen

Ende der Loire, öſtlich von Orleans, beſchloſſen, den Alençon mit der Jungfrau leiten ſollte. Jargeau ward ſiegreich genommen. Obwohl durch einen Stein von der Mauer niedergeriſſen, erklomm Johanna dennoch jauchzend die Sturmleiter und pflanzte die heilige Fahne auf die Zinnen. In einem wahren Vernichtungskampfe wurde die engliſche Beſatzung aufgerieben. — Dieſer zweite Sieg hatte den Vortheil, daß fortan jede Einrede gegen Johanna's Kriegsherrlichkeit ſchwand. Maſſenweiſe legten Grafen und Ritter ihre eigenen Feldzeichen ab, um ſich nur mit der Lilie oder dem Bruſtbild der Jungfrau zu ſchmücken und ein weißes Marienbanner, gleich ihr, im Felde zu führen.

Die Engländer hingegen, einſehend, daß bei der Lage der Sache die einzelnen Feſten fallen müßten, und in dem Glauben, daß gleich dem Treffen zu Azincourt und Verneuill eine offene Feldſchlacht ihnen günſtiger ſein werde, zumal Talbot's und Suffolk's gekränkter Ruhm darauf ſannen, ſich durch einen großen Vernichtungsſchlag an dem „Weibsbilde zu rächen, das der Satan den Franzoſen geſchickt, und die man als Hexe zu verbrennen hoffe“, zogen von Melun, Chartres und den nächſten Punkten unter Bedfort, Faſtolf, Talbot und Suffolk ihre Schaaren bei Neuville, nördlich von Orleans, zuſammen, dem königlichen Heere den nördlichen Weg zu verlegen. — Sie waren, da überdies Burgund unter Jean de Chatillon und dem Grafen Autun ſie mit ſiebentauſend Mann verſtärkte, in der Mehrzahl, und Karl VII. wie ſeine Räthe wollten nicht angreifen laſſen, ſondern bei Gien, deſſen Terrain natürlichen Schutz gewährte, und wohin der Hof zurückgegangen war, Poſto faſſen. Aber Johanna beſchwor, von Orleans, Alençon und St. Sevère unterſtützt, den König und den Hof, die Feldſchlacht anzunehmen. „Sorgt nur für viele und gute Roſſe, bietet alle Reiterei auf, daß wir die Goddams verfolgen können, denn ſchlagen werden wir ſie!“ rief Johanna in wilder Zuverſicht, und ſo ward die Feldſchlacht beſchloſſen. — Das Heer brach von Jargeau auf, ſich an die obere Loire lehnend, bei Orleans den Kanal des Fluſſes raſch überſchreitend und ſo, die feſte Stadt im Rücken, gegen die weſtlich ſich ſenkende Ebene vordringend. Man hatte Johanna's Willen beachtet; außer Illiers' und Sevère's Bogenſchützen in der Vorhut und einigem Geſchütz, das ihnen beigegeben worden, beſtand das franzöſiſche Heer nur aus Reiterei. Den linken Flügel unweit Orleans befehligte Gamache, den rechten Gaucourt, Dunois und Alençon mit Johannen das Haupttreffen, Marſchall Rayz aber die Reſerven. Jedermann auf beiden Seiten fühlte, daß Sieg oder Tod an dieſem einen Tage hing und der Verlierende ſeine Exiſtenz alsdann nur noch etwa wie ein tödtlich Verwundeter hoffnungslos eine ungewiſſe Spanne Zeit hinfriſten werde. Die Proclamation des Herzogs von Bedfort gegen „die Hexe Johanna“, ſeine dringenden Bitten nach England um ſchleunigen Zuzug bewieſen bereits zu ſehr die moraliſche und phyſiſche Zerſtörung des feindlichen Heeres. Aber gewaltig war's noch immer anzuſchauen, und die ſtolzen Heldenbanner der Warwyk, Suffolk, Bedfort, Faſtolf und Talbot, die Fahne Burgunds wehten in ſeinen Colonnen.

Johanna's Verlangen: „nur viel tüchtige Roſſe“ zu haben, alſo eine Reiterſchlacht ihrerſeits zu liefern, war aus der ſehr richtigen Bemerkung hervorgegangen, daß die Stärke der Engländer beſonders in ihren Fußtruppen, Schützen und der Artillerie beſtand, welche während des langen Krieges trefflich geſchult worden, die Reiterei, das eigentlich ritterliche Element des Heeres, indeß ſehr ſchwach war, einmal weil bei den inneren Kämpfen Englands der dortige Adel ſeine Glieder, wenn irgend möglich, im Lande behielt und nach Frankreich Feldtruppen ſchickte, andererſeits die eroberten und geplünderten Provinzen ſchon lange keine Pferde mehr darboten. Im königlichen Heere, Dank den jetzigen Zuzügen, fand das umgekehrte Verhältniß ſtatt. Der zahlreiche Adel mit ſeinen Reiſigen war beritten, Fußvolk und Artillerie indeß um ſo ſchlechter. Auf dieſe Differenz, und wie ſie zu Gunſten des Lilienbanners auszubeuten ſei, rechnete heimlich Johanna. Alençon und beſonders Dunois begriffen nachgerade, daß (außer begeiſterter Kühnheit) die ſeltſame Kriegskunſt des einſt ſo verachteten Bauermädchens von Lothringen beſonders darin beſtand, durch das Ungleichartige, Ueberraſchende zu ſiegen, das heißt: dem Feinde diejenige Truppenart entgegenzuſetzen, welche er am wenigſten erwartete, und in einer Art, die ihn am unvorbereitetſten fand. —

Nördlich von Orleans und dem Kanale, welcher öſtlich in die Stadt mündet, oberhalb von Chateaudun und unweit des Städtchens Patay am oberen Lauf des Petit-Loir gelegen, der mit der Sarthe bei Angers in die große Loire mündet, breitet ſich, ſüdweſtlich nach dem Flußlaufe geſenkt, eine gewellte Ebene, auf deren öſtlicher Höhe ein Wald nebſt dem Flecken Auxbois, dahinter aber eine tiefe Thalſenkung mit dem Städtchen Neuville liegt. In dieſer Thalſenkung, mit dem Rücken gegen Neuville gelehnt, befand ſich jetzt das engliſche Heer. Seine Vorhut unter Suffolk hatte die Waldung Auxbois inne, und von dieſer in einem ſcharfen öſtlichen Bogen dehnte ſich Faſtolf's linker Flügel, dann das Centrum Talbot's mit der Reiterei, und auf der weiten Fläche vor Neuville die berühmte, zahlreiche Yeomanry Warwyk's, der bisher ungebrochene Stolz Englands, aus. Der Plan war, die Franzoſen durch die Vorhut in die Waldung auf die Höhe zu locken, dann ſollte Faſtolf leiſe den Wald ſüdöſtlich umgehen und die rechte Flanke der Franzoſen angreifen, das königliche Heer dadurch genöthigt werden, in's Thal herabzuſteigen, wo ſie Warwyk's Kerntruppen zu Fuß von vorn attaquiren, Talbot's Reiter aber von der Seite einfallen ſollten. Spionirende Landleute des Fleckens Auxbois hatten Johannen hierüber genaue Nachrichten gebracht, und auf ſie geſtützt, machte ſie mit Dunois und Alençon ihren Plan. Nachdem man, wie geſagt, gegen Mittag des 17. Juni den Loire-Kanal en colonne paſſirt hatte, ward der Vorhut Illiers' und St. Sevère's, welche alle Fußtruppen, Lanzenknechte, ſchottiſche Bogenſchützen und Artillerie einſchloß, befohlen, weit vorauf gegen den Wald zu rücken, denſelben am Abend langſam zu erreichen und ſich auf die Plänkeleien des Suſſex einzulaſſen; gegen Morgen ſollten ſie den Wald nehmen und am nördlichen Thalrande deſſelben ſtehen bleiben. Dieſer Augenblick ſollte durch das Anzünden des Fleckens Auxbois bezeichnet werden. Die übrigen Schlachtcolonnen, lauter Reiter, ſollten indeß in einem ſtarken Bogen ſo vorrücken, daß Gamache's linker Flügel ſich an Orleans lehnte, Dunois, Alençon und Johanna neben dem Gehölz, zunächſt Talbot, die Spitze nehmen, Gaucourt's rechter Flügel ſich aber zuſammenziehen, um in einem Haufen (au mortier*) rechts zwiſchen dem Walde und dem Mitteltreffen raſch herauszubrechen, während die Nachhut des Marſchall Rayz vorher rechts öſtlich das Holz und die Hügelung zu umgehen und Faſtolf abzufangen beſtimmt war. Liſt gegen Liſt, ſo rückte man der Entſcheidung entgegen.

In größtem Schweigen zog man dahin, das Geheimniß des Tages, und daß es auf Gaucourt hierbei beſonders ankam, ruhte nur im Herzen Johanna's, Dunois' und Alençon's. Die tiefe Bedeutung gerade ſeiner Schaar erfuhr Gaucourt erſt am Abend des 17., als ſchon Illiers' und St. Sevère's Feldſchlangen gegen den Wald ſpielten, als Johanna ihm die Hand drückte und ſagte: „Mein theurer Oberhofmeiſter, Ihr ſollt morgen unſer Ober-Feldmeiſter ſein! Ich gebe Euch die Ritter Beaulieu und Chevy mit, ſtellet ſie an den Kopf des Mörſers,**) ihnen gelüſtet nach den Sporen! — Ich will Keinen von Euch wiederſehen, außer bedeckt mit engliſchem Blute! Habt Acht, daß Euch mein Banner im Kampfe ſtets links bleibt und nicht zuvor kommt, im Uebrigen wird die Sache Gottes den Sieg haben!"

Es war eine ſtumme, feierliche Sternennacht, die man unter freiem Himmel, ohne Lagerfeuer, im Harniſch und neben ſeinem Roß verbrachte. Nur das Kampfgeſchrei rechts, nordöſtlich gegen den Wald, das Dröhnen der Karthaunen Illiers' und St. Sevère's, erſt laut und unheimlich, dann ferner und dumpfer, klang herüber. Nach Mitternacht ward Alles ſtill, Suffolk hatte ſich zurückgezogen, Marſchall Rayz war heimlich öſtlich abmarſchirt.

---

*) Die Mörſerform, nach der Kopfbedeckung des Präſidenten der franzöſiſchen Pairskammer ſo genannt.

**) à la tête du mortier.

Außer Johannen, Dunois und Alençon, welche die Stellung der Truppen beſichtigten, ſchlief Alles oder ruhte doch, Jeder wußte, welchem heißen Tage er entgegenging und daß der nahende Morgen leicht ſein letzter ſein könne.

Auch Jean de Beaulieu-Marconnay nebſt Robert de Chatillon-Chevy lagen neben einander auf dem Boden, den Zügel ihrer graſenden Roſſe am Arm, ohne daß der Schlaf ihre Augen fand. Marſchall Gaucourt ſaß auf einem Feldſteine unweit von ihnen und ſtarrte in die Dunkelheit, — er erwartete den Tag und das Zeichen.

„Habt Ihr gehört, Vetter,“ begann Beaulieu halblaut, „wie ſie ſagte, uns gelüſte nach den Sporen?“

„Gewiß, und ſie hat ſehr recht! Wir ſind, wie Gamache und einige neidiſche Seelen nicht umhin können zu ſagen, nur halbe Ritter, wir haben die Weihe, doch nicht den Rang! — In Rheims erſt durch den König kann uns dieſes höchſte Glück unſres Lebens, erſt dort kann ich meinem älteſten Bruder gleich und Ihr der Dame von Berry würdiger werden. Dazwiſchen liegt aber jenes Schlachtfeld, der kommende Tag und vielleicht der Tod.“

„Das Letztere iſt das Gewiſſere und — Einfachſte, Vetter! Die Menſchen ſind Thoren, die das Glück nur benutzen, um noch kühnere Hoffnungen als zuvor zu hegen! Vor Orleans glaubte ich zu fallen, ich trug das Ritterthum davon, und morgen hoffe ich die Sporen zu gewinnen, den blutgetünchten Wittwenſchleier der Dame de Berry zu Füßen zu legen und — lacht mich nur aus — ſogar nach dieſer ſchönſten aller Frauen als Lohn der Minnetreu zu ſtreben! Das hoff' ich Alles, und doch wollte ich wetten, daß gerade, weil ich Alles hoffe, mein Herz ſo wonnig und leicht iſt, ich morgen drüben auf dem Grunde liege und den ſiegreichen Trompetenklang

Dunois' und Johanna's nicht mehr hören werde; das Schwert trifft die Sorgloſeſten am eheſten, das lehrt die Erfahrung!"

„Nein, Beaulieu, glaubt das nicht! Wenn man wirklich zu ſterben beſtimmt iſt, hat man jedenfalls eine ſichere, beſtimmte Vorahnung, eine gewiſſe ruhige Traurigkeit, wie ich eben jetzt! Seht, ich ſehe ſchon die ganze Zeit dort hinauf zu den Sternen. Mir iſt, als ſollt' ich weinen. Ich hab' eine Kinderſehnſucht faſt, noch einmal Johann, meinen Bruder, zu küſſen! — — Ich möchte eigentlich wiſſen, auf welchen Stern meine Seele morgen vor Nacht einziehen wird!?"

Wie ein Froſt lief's über Jean Beaulieu's Leib. „Nicht doch, nicht! Ihr habt geſehen, wie ich mich betrog!"

„Ich betrüge mich nicht! — Gaucourt kommt!"

Marſchall von Gaucourt trat gedankenvoll an ſie heran.

„Es ſollte doch ſonderbar ſein, Chevaliers, wenn nicht Einer von uns Dreien morgen Sand ſchluckte! Eben war mir's da auf dem Steine, als wenn mich meine Frau ganz laut mit Namen riefe und ſagte: „Jean Gaucourt, leb' wohl!"

Sie ſchwiegen betroffen eine Weile.

„Eins iſt gewiß," ſagte Beaulieu, „aus dem Kampfe kommen wir alle Drei nicht mit heiler Haut, zudem haben wir die Spitze des Mörſers!"

„Das mein' ich auch, Marſchall. Laßt uns vorläufig Abſchied nehmen; wer ſind unſere Hintermänner?"

„Die Herren von Crecy, Doignes, und Beaudricourt führt mein Banner!" erwiederte Gaucourt.

„So wollen wir mit ihnen Abrede treffen, aber —" und Beaulieu lächelte, „wenn ich nun übrig bleibe, was dann?"

„Wer von uns Dreien ſattelfeſt bleibt, führt den Mortier weiter, ich will es Beaudricourt ſagen."

Alle Drei ſchüttelten ſich die Hände, und Gaucourt ging mit Chatillon leiſe hinweg, um mit Beaudricourt zu ſprechen. Beaulieu aber löſte gedankenvoll ernſt den ſchwarzen

Schleier von der Spitze ſeines Speers und barg ihn ſorgſam auf ſeiner Bruſt. „Wenigſtens ſoll mein letztes Herzblut darüber hinſtrömen!“ murmelte er. —

Der Tag brach mit erſter blaſſer Röthe hervor. Eine Lohe flammte am Himmel auf: Auxbois brannte, das war das Signal, und die Karthaunen brummten von ferne ſchon den Morgenſegen.

„Auf, auf!“ Alles ſaß in den Sätteln, in fünf Minuten war der Mortier formirt und die ganze Schlachtordnung in Bewegung.

Johanna kam herangeſprengt. „Alſo wie verabredet. Reitet hinter meinem Mitteltreffen, rechts, etwas ſeitwärts, und ſeht nach meiner Fahne. Wie ich ſie rückwärts ſenke, dringt rechts in die Lücke — und drauf, es gilt Rheims!“

Sie ſprengte hinweg. In eiligem, ſchweigſamem Ritte ging's vorwärts, der Wald rückte näher, das Schießen und Geſchrei ward heller. Da, weit rechts war Faſtolf hinter dem Hügel herausgebrochen und Marſchall Rayz nahm ihn auf.

„Langſam! Nicht zu haſtig, Ihr Herren, daß die Pferde ſich nicht unzeitig drücken!“ rief Gaucourt. „Erſt wenn die Fahne ſinkt, meine Trompete ſchreit, dann Lende an Lende und ſtätig vorwärts! Ihr ſeht, das Mitteltreffen zögert noch!“

So war es auch, denn Gamache's linker Flügel ſuchte ſich eben erſt durch einen Bogenmarſch zu demaskiren, und Rayz ſollte das verabredete Signal geben. Da, als die Sonne ſich emporhob, erſcholl rechts hinten von dem Hügel ein mörderiſch Geſchrei, des Rayz Trompeten klangen, die Karthaunen brüllten, Faſtolf war geworfen!

Da ſenkte ſich Johanna's Fahne. „Für Gott und die Jungfrau!“ donnerte die Colonne des Mitteltreffens und ſprengte vorwärts.

„Blaſt, Trompeter! Langſam an und, ſtätig im Drucke, drauf!“ donnerte Gaucourt, und Roß an Roß gepreßt, mit eingelegter Lanze, ein furchtbarer Schlachtenkeil, deſſen Spitze Gaucourt in der Mitte, links Beaulieu, rechts Chevy bildeten, wälzte ſich, etwas nach rechts erſt langſam trabend, dann raſcher und raſcher, zuletzt wie ein brauſend Ungethüm die mörderiſche Phalanx, raſte jetzt neben dem Centrum vorbei, und — wie der Stier mit ſeinen Hörnern — wühlte er ſich krachend, knirſchend und ſplitternd in die eben ſeitwärts auf Johanna's Flanke anſprengenden Reiterſchaaren Talbot's, welche wie mit einem Meſſer in zwei Theile geſpalten wurden. Staub, Gemetzel, bäumende Pferde, ſplitternde Lanzen und ſauſende Schwerter, Todesröcheln, Trompetenton und Kampfgeſchrei!

Die Operation war geglückt.

Talbot, auf Suffolk und Faſtolf vertrauend, hatte den Seitenſtoß geſchickt genug geführt, in demſelben Bemühen aber kam ihm Gaucourt zuvor. Warwyk, vorn vom Mitteltreffen und zugleich von Gamache in der linken Flanke bedroht, ſuchte Letzteren ſeitwärts, unweit Patay, aufzufangen, indeß Burgund in die Lücke, Dunoïs gegenüber, rückte. Alles zu ſpät! Durch dieſe Bewegung ward die engliſche Schlachtlinie zerriſſen. Während Rayz den Faſtolf auf Suffolk warf und Illiers mit St. Sevère nun die Hügel herab aus dem Walde brachen, hielten Dunois und Gamache Warwyk und den Burgundern Widerpart, der Mortier Gaucourt's aber, von rechts nach links ſich ſpielend, je nachdem Beaudricourt das Banner links oder rechts wandte, bohrte ſich immer tiefer und verſchob das ganze Terrain nach Patay. Dann plötzlich ſich praſſelnd theilend, traf er die rechte Flanke Suffolk's und gab den Burgundern einen Seitenſtoß.

Was war aus den tapferen Dreien jetzt geworden? Weſſen Todesdeutung hatte zugetroffen? — Armer Robert de Chatillon, Du ſollteſt den Bruder verſöhnt nicht wiederſehen! Von Talbot's Speer durchrannt, ſtürzt er beim erſten Anprall, die Roſſe gehen über ihn hin, — im Kampfe giebt's kein Weh, keine Thräne, nur wilde, blutige Rache! Einen Augenblick, als Chatillon fiel, wurde der entſetzliche Druck des Mortier ſchwächer. Talbot mit der Elite ſeiner

Ritter ſuchte den Koloß, und mit ihm die Zerſprengung der Schlachtordnung, aufzuhalten: wie Geier nagten die engliſchen Lanzen und Klingen an der wuchtigen Phalanx, aber da — mit dem wilden Schrei: „Will's Gott!“ ſetzte Beaulieu ſeinem Pferde die Sporen ein, das edle Thier machte einen wilden Sprung, le Fort's Lanze ſaß Talbot's Pferd im Leibe, und den Dolch ziehen, des engliſchen Feldherrn Helmbuſch faſſen, ihn zu ſich reißen und die Klinge tief zwiſchen die Halsfugen ſeines Panzers preſſen war Eins!!

„Haut ein, haut ein! Wir haben ihn, brecht aus!!“ brüllte jauchzend Gaucourt. Links und rechts drückte der Koloß nach, ein Knirſchen und Krachen, — der engliſche Reiterkern war ganz durchbrochen, — freies Feld, Fluchtgeheul, Gemetzel! der Mortier breitete ſich wie eine Senſe aus, Gaucourt's Flanke rechts, die Beaulieu's links. — „Nicht eine Schlacht, ein Schlachten war's zu nennen!“

Talbot, der ſein Pferd unter ſich zuſammenbrechen, das Eiſen in ſeiner Schulter fühlte und von dem Helmſturz, an welchem Beaulieu ihn eiſern hielt, ſich nicht befreien konnte, wenn er nicht ſofort überritten ſein wollte, klammerte ſich verzweifelt mit mechaniſchem Griff an die Mähne von Beaulieu's Roß. — So halb hängend, halb am Boden ſchleifend, mehrere Minuten zwiſchen Todesangſt und der Ohnmacht des Blutverluſtes ringend, konnte er nur die Worte ſtöhnen: „Gnade! Gefangen auf Gnade!“ — Als die Schlachtlinie ganz durchbrochen war, die Engländer ſich dicht bei Patay zuſammenzogen und Johanna's Centrum bereits die Burgunder warf, half man Talbot auf ein ledig Pferd, Beaulieu löſte ihm die goldenen Sporen, nahm ihm Schild und Schwert, und leiſtete ihm nothdürftigen Beiſtand. Dann, zwiſchen zwei Reiter des mittelſten Gliedes, gebracht, welche für ihn haften mußten, ging's unterm Zenith der Sonne über das Blachfeld, den jauchzenden Kehraus zu machen, denn der Feind war geſchlagen, ſo total geſchlagen, daß ſein Reſt jetzt nach allen Enden zerſtob. Faſtolf lag erſchlagen, Suffolk war gen Troyes, Warwyk gen Chartres geflohen! — Ein heißer, blutiger Tag, ſchwerer — und doch tauſendfältig ſchöner, als je einer in dieſem unſeligen Kriege, neigte ſich zu Ende. Von Patay und dem Centrum des Heeres herüber, wo Johanna's weiße Fahne ſiegreich flatterte, tönte in ernſten, weit hallenden Trompetenklängen das „Tedeum“!

Während der rechte und linke Flügel der königlichen Armee noch den Flüchtigen nachſetzte, ritt Beaulieu de Marconnay an der Spitze ſeines Zuges langſam über das Schlachtterrain, welches mit Todten und Verwundeten bedeckt war, ein blutiges Aehrenfeld. Ihm war zu Muthe — er wußte nicht wie! War es andachtsvolle Fröhlichkeit, oder ſchwermüthige Trauer? — Er fühlte nur, daß er unverletzt aus dem Kampfe ging, daß der Sieg erfochten war und er mit eigener Hand den Helden Talbot gefangen habe!

„Trompeter, ſtimmt ein in das Gotteslied, der Herr ſei gelobt!“ rief er zuckenden Mundes. — So näherte er ſich dem Städtchen Patay, von deſſen Thürmen ſchon das Lilienbanner wehte.

Ein Reiter, ſtaub- und blutbedeckt, ſprengte auf ihn zu, es war Dunois.

„Victoria, Marconnay, im Namen des Königs! — Wie ſteht's bei Euch? Ihr habt viel Leute verloren?“

„Weniger, Graf, als wir noch geſtern Abend dachten, etwa dreißig, ſo viel man flüchtig ſehen kann, darunter aber Einer, der wohl ein Dutzend aufwiegt: Robert de Chatillon, der Ritter von Chevy, iſt todt!“

„Der brave Chevy, ſeine Heldenſeele ſei geſegnet! Dafür haben wir nun ſeinen Bruder, den Ritter Jean, den Burgundern abgefangen! Was für einen Engländer habt Ihr denn da zwiſchen Euch, er ſieht übel genug aus?“

„Den, welcher den armen Robert niederrannte, es iſt Lord Talbot ſelbſt, ich riß ihn am Helmbuſch vom Gaul.“

„Talbot?! rief Dunois außer ſich. — „Beaulieu, Ihr ſeid ein Glückskind, beim Himmel! Kommt, laßt mich ihn genauer anſehen, daß ich es glauben kann!“

„Er iſt durch meinen Dolch ſchwer verwundet, Graf, man kann den Helm im Augenblick nicht löſen. — Oeffnet ſein Viſir!“ Der Reiter wandte ſich zu der Escorte.

Einer der Reiter, welcher Talbot halb in ſeinen Armen hielt, während der andere deſſen Pferd leitete, hob das Viſir des Gefangenen. Sein Geſicht war todtenbleich, ſeine Augen matt, aber ſein Mund verzog ſich bitter und murmelte einen Fluch.

„Bei der Jungfrau, er iſt es ſelbſt! — Glück zu, Lord, Ihr werdet fortan froh ſein, wenn die Jungfrau, ſo Ihr gottesläſterlich gehöhnt, Euch nicht wie einen wunden Stier behandelt! Ihr ſeid auf Gnade und Ungnade in unſeren Händen! — Ich will voraus! O, das iſt ein doppelter Sieg, Beaulieu, und ich will kein Chriſt ſein, wenn Euch nicht der ſtolzeſte Lohn winkt, der je einem Kriegsmanne beſchieden ward!“ — Damit brauſte er hinweg, hinüber, wo ſich unter dem Marienbanner die Heerführer geſammelt hatten. Sofort entſtand dort eine Bewegung. Johanna auf ihrem weißen Roſſe, von Gefolge umgeben, ſprengte heran, Beaulieu gebot ſeinem Zuge Halt. Er ſchwang ſich vom Roſſe, beugte vor Johanna ſein Knie und überreichte ihr Talbot's Sporen.

„Erhabene Jungfrau, Dein Gebot iſt erfüllt! Hier iſt Talbot, dem ich die Ritterzier abnahm. — Er iſt auf Tod und Leben gefangen, doch ich empfehle ihn aufrichtig Deiner Gnade!“

„Ritter von Beaulieu,“ und Johanna reichte ihm die Hand, „dieſe Sporen ſoll Euch Seine Majeſtät ſelbſt ertheilen. Eure That wird im Himmel wie auf Erden unvergeſſen ſein! Dafür aber, Lord Talbot, daß Ihr mich unritterlich geſchmäht als ein verworfenes Weib, will ich Euch ritterlich Gefängniß unter der Obhut Beaulieu-Marconnay's geben! Hebt ihn vom Pferde! Pater Pasquerel, ſeht nach ſeinen Wunden und bringt ihn wohlbedeckt nach Patay, ich werde für das Weitere ſorgen. — Blaſt zum Aufbruch!“

Sie wandte ihr Roß, die Trompeten ertönten, der Einzug in das frohlockende Patay begann.

Talbot, ſei's vor Gemüthsbewegung, ſei's in Folge des Blutverluſtes, war ohnmächtig geworden. — Man legte ihn nun auf den Boden und befreite ihn nur mit Mühe von dem ſchweren Helmſturz. Pasquerel unterſuchte ſeine Wunde, wuſch ſie mit Wein und verband ſie. Der Stahl war an dem Schlüſſelbeine abgeglitten und hatte blos eine tiefe, aber bereits ſehr entzündete Fleiſchwunde hervorgegebracht. Bald erſchienen Träger mit einem Feldbett, auf das man den Lord legte, Beaulieu's Reiter umgaben ihn, und man wollte eben nach der Stadt rücken, als Gaucourt mit ſeinen Leuten von den Waldhügeln herüberkam. Unterwegs war es ihnen gelungen, die Leiche des armen Ritters von Chevy aufzufinden, und Talbot mußte ſein Lager mit ſeinem Opfer theilen. — Bereits wußte das ganze Städtchen, daß der fürchterliche Talbot gefangen ſei, Bürger, Frauen und Kinder drängten ſich heran, den Beſieger ihres Tyrannen zu ſehen.

„Heil Beaulieu, dem Helden von Patay!" klang's durch die Straße. —

VI.

Nach dieſem großartigen Siege war Englands Macht gebrochen. Das königliche Heer nahm Chartres, dann, um Burgund zu ſtrafen, die Städte Auxerre, Troyes, und rückte, mit dem König und dem geſammten Hof an der Spitze, in ſeiner Geſammtmacht gen Rheims zur Krönung, ſchon vor den Thoren von Magiſtrat und Geiſtlichkeit empfangen. So ſehr der Ritter von Beaulieu wegen ſeiner glänzenden Waffenthat der allgemeinen Bewunderung genoß, war er doch durch den Befehl des Königs: „Talbot wie ein koſtbar Kleinod zu behüten und zu pflegen", auf dem ferneren Zuge nur noch zuſehender, nicht handelnder Theil geweſen, und ſeine Pflicht wie Talbot's bedenklicher Zuſtand hielten ihn fortan in der Nachhut und fern vom Hofe. Er hatte Diana de Berry deshalb blos einmal bei einer Heeresmuſterung, die der König mit dem Hofe zu Troyes gehalten, ganz flüchtig und in der Entfernung geſehen; ſie hatte ſeinen Blick nur mit raſchem Erröthen erwiedert. — Noch barg er, wie bei Patay, den dunklen Schleier, der ihm heilig geworden, auf ſeiner Bruſt, aber ſeine Hoffnung war um nichts gewachſen, ſein Sehnen nicht durch die leiſeſte Gunſt gemäßigt worden. — Schließlich mußte er mit ſeinen Reitern ſogar hinter dem Heere zurückbleiben, denn Talbot ſchwankte zwiſchen Tod und Leben. Die heftige Entzündung der Wunde war durch die entſetzlichen Gemüthsbewegungen verſchlimmert worden, welche das Herz des ſtolzen Lords ob ſeiner Schande empfand; das Ziehen von Ort zu Ort that natürlich auch das Seinige. Nur der größten Pflege zu Troyes und der edlen Theilnahme Beaulieu's, welcher es übernommen, der Lady Talbot zu London Gelegenheit zu geben, ihrem Gatten zu ſchreiben, ja ihr eifrigſt und durch die Verwendung der Jungfrau von Orleans die Erlaubniß erwirkt hatte, ſelbſt mit den Kindern zu ihrem Gatten zu eilen, machte, daß er endlich genas. — Inzwiſchen war Karl VII. feierlich zu Rheims gekrönt worden, und eine Reihe glänzender Feſtlichkeiten hatten ſtattgefunden, um den Sieg zu ehren und weitere Zuzüge zu erwarten, ehe man gegen Paris ſelbſt und die Normandie aufbrach. Talbot war nun ſo weit hergeſtellt, daß er wiederum ein Pferd beſteigen konnte, und die Nähe ſeiner Familie, die edelmüthige Liebenswürdigkeit ſeines Siegers, endlich die Achtung der Leute deſſelben machte ihm ſeine Lage weniger ſchmerzhaft, ſtimmte ſeinen wunden Stolz zu ſanfteren Gefühlen. — Plötzlich kam der königliche Befehl: Marconnay ſolle mit ſeinem Gefangenen und ſeinen Reiſigen in Rheims einziehen und vor dem Herrſcher erſcheinen! — So bitter und ſchwer Talbot die Demüthigung empfand, ſeine Schmach den Blicken aller Welt prunkhaft preisgeben zu ſehen, ſo hoch pochte Jean Fort's Herz in der Hoffnung, daß ihm endlich ſeine wohlverdiente Ehre, der Anblick ſeiner Dame, gegönnt ſein werde. Dieſe Freude indeß ward bald mit einem Gefühl banger Schwermuth gemiſcht, das ſich ſtündlich ſteigerte, denn er gedachte der tauſendfachen Schwierigkeiten, welche den ſtillen Wünſchen ſeiner Bruſt entgegenſtanden.

Dieſe Gedanken durchzitterten ihn, als er in hellem Kriegsſchmuck am Tage ſeines Einzugs Dianens Schleier, wiederum wie auf dem Zug gen Orleans, an die Spitze ſeines Speers befeſtigte und eine weiße Roſe, ein Sinnbild der Demuth und ſchmerzlichen Liebesentſagung, hineinband. —

So glänzend die Krönungsfeierlichkeit und die Luſtbarkeiten des Hofes geweſen, das alte Rheims, gleich einem fröhlichen, unerſättlichen Kinde, war heut' geputzter, erregter denn jemals, es galt ja einen neuen Genuß, nämlich den furchtbaren Talbot, den unbeſiegbaren Feind Frankreichs, gedemüthigt und gefangen in dieſelbe Stadt, welche ſo oft durch ihn gelitten, an der Seite ſeines Beſiegers Marconnay, den Johanna zum Ritter von Beaulieu geſchlagen, der den Schleier ſeiner Dame wie einen Talisman durch alle Gefechte getragen, einziehen zu ſehen. Es war nicht ein Feſt religiöſer Weihe, noch eins der bloßen Augenluſt, ſondern, wie jedes Volk es vornehmlich liebt, ein Feſt des patriotiſchen Stolzes, der, ſo lange geknickt und gehöhnt, endlich ſeinen vollen Triumph feiern ſollte.

Die breite Treppe des alten gothiſchen Rathhauſes war mit Scharlachtuch bedeckt; hier wollte der König, umgeben von allem Glanze ſeines mehr denn zur Hälfte wiedergewonnenen Reichs, den großen Gefangenen von Patay, den Sieger wie den Beſiegten empfangen. Zahllos Volk lagerte umher und wogte durch die Straßen, die ſchottiſche Leibwache hatte Noth, die Ungeduld und Freude der Menge in den ſchicklichen Schranken zu halten.

Als der Zug der „Paſſavants“ vor den Thoren der Stadt ſichtbar wurde, ward er von drei Karthaunenſchlägen begrüßt, und alle Glocken der Stadt begannen zu läuten.

Talbot mit der Lady zwiſchen Beaulieu und Crecy reitend, zitterte heftig vor Scham: „Gott, erbarm' Dich, dieſer Tag iſt mein Ende!“

„Faßt Euch, Lord!“ und der Ritter ergriff ſeine Hand, „bedenkt Eure kaum geheilte Wunde und was Ihr Eurer holdſeligen Gattin, Euren Kindern, Eurem ganzen Geſchlechte ſchuldig ſeid. Ihr wurdet in Ehren und im Dienſte Eures Landes gefangen; ſolch Unglück kann dem Beſten begegnen, und vielleicht hätte ich mich an den großen Talbot nimmer gewagt, hätte Euer Speer nicht meines Vetters Herz getroffen. Vielleicht ſeid Ihr aber gerade das Mittel, Herr, dieſem langen, unglücklichen Kriege ein Ende zu machen, wenigſtens haltet Euch verſichert, daß man es an Rückſicht gegen Euch nicht fehlen laſſen wird!“

„Wer, Beaulieu, giebt mir aber meine *Ehre* wieder?!“ und Talbot bedeckte haſtig mit der Hand ſein Geſicht.

„Die Ehre iſt ein hohes Gut, Lord, wohl werth, ſein Leben dran zu ſetzen; aber noch habe ich Keinen gekannt, den Ehr' und Ruhm *allein* beglückt hätte. Ihr ſeid glücklicher, als Ihr ſelbſt *wiſſet*!“ Und er warf einen ſchmerzlichen Blick auf Lady Talbot.

„Und das könnt *Ihr* ſagen, Ritter, indem Ihr den Talbot, gefangen von eigner Hand, zu Rheims einführt? Ihr, den die ganze Welt heute neidet?!“

„Und doch — ſeht den düſtern Schleier, die bleiche Roſe an meinem Speer — ich bin doch ein *Bettler* neben Euch! Trotz meines Ruhms werd' ich unbeweint und kinderlos ſterben, der *letzte* Marconnay, indeß die Talbots *ewig* blühen!“

Der Lord ergriff des Ritters Hand und drückte ſie. „Ihr habt recht, Beaulieu, ich bin ſehr undankbar gegen Gott! Der Gedanke an Eleanor, die Eure edle Güte an meine Seite führte, an jene lieben Kinder ſoll mich beim Einritt ſtärken! Wollte der Himmel, ich wäre nimmer in dieſes Land gekommen, ſo ſpäte, ernſte Lehre zu empfangen!“

Sie ſchwiegen alle Drei. Die Lady war erſchüttert. — „Und iſt es nicht unzart, Herr Ritter, der edler als Feind gegen uns handelte, als gar viel ſogenannte Freunde," — begann Lady Eleanor weich, „Euch zu fragen nach dieſes Schleiers und dieſer Roſe Deutung? Die Roſe iſt das Zeichen der Liebe, der Liebe bis zum Sterblichen, der dunkle Schleier —?"

„Edle Frau, ich werde ihn heutigen Tages der Dame wiedergeben, für die ich ihn im Kampfe trug, — das iſt Alles! Ich gab im Kriege meine ganze Habe hin, mein väterlich freies Erbe, — haha, ſo werde ich mich denn mit Ruhm und Ehr' und reich an Weh morgen wieder auf's Roß ſetzen, — vielleicht findet ſich ein engliſcher Speer für meine Bruſt! Ich wollt', Herr Talbot, ich hätte lieber an meines guten Vetters Stelle geſeſſen, vielleicht wären wir Beide nicht auf dieſem Wege!"

„Euer ganzes Erbe eingeſetzt, Mann? Eure Macht und —!"

„Verpfändet um rothes Gold, Herr, und der Teufel kann es einlöſen! — Aber ſeht, doch bin ich ſtolz, Mylord! Ich brachte all' mein irdiſch Heil meinem König, das kann nur ein Franzoſe!!"

„Hm, kühn genug iſt die Behauptung! Wißt Ihr denn, was ein Engländer kann?" — Talbot faßte ſeiner Gattin Hand und wechſelte einen Blick. —

„Laßt uns nicht weiter reden, Lord, ich habe Ruhm, Ihr habt Liebe und Hoffnung! Euer Herz mag Euch ſagen, wer von uns Beiden beſſer dran iſt."

Ehe Talbot etwas erwiedern konnte, verkündete Trompetenſchmettern und Pferdegetrappel das Nahen einer kriegeriſchen Cavalcade. Es war des Königs Hofmarſchall und Oberhofmeiſter, Marſchall de Gaucourt, von den Herzögen von Orleans und Alençon, dem Baſtard Dunois, Johann von Gamache, Illiers, St. Sevère und Rayz, kurz allen Genoſſen des Siegestages zu Patay, ſo wie einer ſtarken Abtheilung der königlichen Leibgarde mit ihrer Muſikbande und den Herolden begleitet.

Ihre Bewillkommnung Beaulieu's war voll herzlichen Frohſinns wie kriegeriſcher Vertraulichkeit, diejenige Talbot's ernſt und achtungsvoll, wie es das Unglück verdient. Dann ordnete man ſich unter Gaucourt's Leitung zum Feſtzuge und erreichte bald die Thore des ehrwürdigen Rheims.

Vorauf ritt ein königlicher Herold, der den Triumph eröffnete, von zwei Leibgardiſten begleitet, welche die Breite der Straße hielten; ihm folgte Marſchall Gaucourt, als Führer des berühmten Mortier bei Patay, Bruſt und Rücken umfing ein grüner Kranz; hinter ihm aber führte Baudricourt das ſiegreiche Banner mit Blumen umwunden. Zwei phantaſtiſch geſchmückte Heerpauker, Mohren in orientaliſchen Gewändern, deren Roſſe, wie im Bewußtſein ihres Schmuckes von wallenden Straußfedern, courbettirten, führten das zahlreiche Trompeterchor. Ihm folgte allein, ohne jeden ſonſtigen Schmuck als den wehenden Schleier mit der Roſe, Beaulieu, links und rechts vor ihm ſchritt ein Herold zu Fuße. Die Trompeter blieſen indeß keinen Kriegsmarſch, ſondern nur eine kurze, pomphafte Fanfare mit Paukenſchall, ſchwiegen, und die Herolde neben Jean Fort riefen dann, den ſilbernen Stab gegen ihn ſtreckend: „Seht den Marconnay! Seht den Sieger des Talbot,“ und die Fanfaren, der rauſchende Volksjubel fiel ein. Aus den Fenſtern, von den Balkonen, den Dächern der Straße fiel ein Blumenregen auf den Triumphator! — Die kurze, aber unausſprechlich hohe Luſt befriedigten Ruhms, höchſter irdiſcher Ehre, die ſtolzeſte Stunde eines wackern Kriegsmanns, zog durch Jean Fort's Herz, erſtickte für den Augenblick den tiefen Schmerz, welchem er vor Talbot Worte geliehen, und den Gedanken, daß er morgen doch eben wieder der arme Marconnay ſein werde, deſſen einzige Beſtimmung war, früher oder ſpäter wie Robert de Chatillon zu enden.

Zwei reiſige Knappen trugen hinter ihm auf Kiſſen den Degen, den Helm, den Schild und die Sporen Talbot's. — Der unglückliche Lord ſelbſt, todtenblaß, das Haupt mit einem Barett bedeckt, deſſen rothe und blaue Federn ſein gramvoll Angeſicht beſchatteten, folgte ſtumm; er hatte Mühe, ſich im Sattel zu halten, und ſchlug die Augen nieder; die Herzöge von Orleans und Alençon an ſeiner Seite redeten dem Gequälten in herzlichſter Weiſe leiſe zu. Dunois und Gamache begleiteten die Lady mit ihren Kindern, deren Auge überfloß, deren Gedanke nur ihr Gatte war. Nach Rayz, Illiers und St. Sevère kam Crecy an der Tête der blumengeſchmückten „Paſſavants“, in deren Reihen nun ſo Mancher fehlte; den Schluß machten die Garden und zwei Herolde.

Rheims war berauſcht, der Jubel des Volks grenzte an Raſerei. Marconnay's Pferd ging wörtlich durch ein Meer von Blumen und grünen Zweigen, kein Weib, ob Bauerdirne oder Fürſtin, alt oder jung, athmete heut' in der Stadt, die nicht ihr Tüchlein wehen, ihre Stimme erklingen ließ, deren Herz nicht für den ritterlichen Mann dort, der unter dem dunklen Flor dahinritt, erglüht wäre, ſich nicht mit dem angenehmen Gedanken, beſchäftigt hätte, daß es doch ſehr hübſch ſein müſſe, die Braut oder Gattin, wenigſtens die Schweſter, oder wohl Mutter ſolch' eines Helden ſein zu können! Auf der ſcharlach bedeckten Treppe des Rathhauſes, von den Großen des Reichs umgeben, von Bannern umrauſcht, unterm Karthaunendonner empfing Karl VII., der Geſalbte, im königlichen Purpur, den Scepter in den Händen, den Siegeszug. Neben ihm ſtanden Königin Yolanda und die Jungfrau von Orleans mit ihrem Banner, ein ſtrahlender Kreis hoher Frauen umgab ſie. Der verſammelte Hof brach in lautes Beifallrufen aus und begrüßte die Kommenden.

Darauf ward es ſtill. Die Fanfaren ſchwiegen, Gaucourt verließ ſein Roß, verbeugte ſich vor dem König, und den Edelknappen die ritterliche Zier Talbot's abnehmend, legte er ſie dem Herrſcher zu Füßen. Die übrigen Glieder des Zuges, Marconnay und Talbot ſaßen ab.

Jean Fort, den Speer in der Linken, faßte Talbot's Hand und führte ihn langſam feierlich vor den Monarchen. Das bleiche Geſicht des Engländers röthete ſich, er erhob das Haupt, Stolz und Trotz leuchteten aus ſeinen Mienen, und als Jean Fort das Knie zum Gruße beugte, blieb er aufrecht und ſah dem König ſtarr in's Geſicht.

Karl VII. reichte Marconnay die Hand zum Kuſſe.

„Jean Fort de Marconnay!“ begann er feierlich. „Wohl nie hat ein König ſo erprobt wie ich, welch' feſter Hort im Sturme, nächſt Gott, die Treue, der Opfermuth, die ritterliche Tugend eines wackern Vaſallen ſei, wie ich an Dir! Mag Frankreich alle Zeit Männer Deiner Art haben! Du ſollſt ein Ritter ſein, der Ritter zu rechter Zeit und am ſchönſten Orte, à beau lieu, und nach Dir das Dörflein Chevy und die Stelle bei Patay benannt werden, an der Du Deine ſchönſte That gethan! Legt ihm die Sporen und das Schwert Talbot's um, im Namen Gottes!!“

Unter Jauchzen und Fanfarentönen ſchmückten ihn Orleans und Alençon. Darauf ſank Beaulieu in die Kniee.

„Mit dieſem dreifachen Schlage beſtätige ich Dich in Deiner ritterlichen Würde! Du ſollſt das goldene Feld der Talbots in Deinem Wappen tragen und ſeinen Löwen zur Helmzier, aber die beiden Greifenhörner als Sinnbild des guten Stoßes à Mortier, den Du gethan. In Deinem Banner, auf ſchwarzem Schleier, als Deviſenbande, führe Dein altgewohntes „Passavant“; es mahne die Welt an Deine tapferen Dreihundert, und daß Du Alles mir geopfert! Steht auf, Herr Ritter von Beaulieu!“

Le Fort erhob ſich.

„Daß Ihr ſo vor mir ſtehen müßt, Lord, bedaure ich Euretwegen, denn in Euch ward Englands Stolz gebrochen. Aber ich preiſe den Himmel, daß er mir damit den größten, gewaltigſten Feind, den eiſernen Kriegshelden Englands, — welcher bisher die Furcht Frankreichs geweſen, in die Hände lieferte! Auf Gnade und Ungnade ſeid Ihr gefangen, und ſollt nimmer frei ſein, auf mein Wort, bis dieſer Krieg beendet, der letzte Engländer über den Kanal iſt! Wollt Ihr mir vor allen dieſen als

Chriſt und Edelmann indeß ſchwören, daß Ihr Euch bis zum Frieden als mein Gefangener betrachten, den Euch angewieſenen Ort nie verlaſſen, noch mit England oder Burgund heimlich brieflichen Verkehr unterhalten wollt, ſo ſoll Euch nicht allein ritterlich ehrenvoll Gefängniß zugeſagt ſein, ſondern Ihr ſollt Freiheit haben, mit Eurer Familie an demjenigen Orte unſerer in Beſitz befindlichen Lande zu leben, wo, und unter desjenigen Edelmanns Obhut, welchen Ihr wünſcht!“

„Dauphin, oder — wie Ihr Euch nun nennt, König — von Frankreich, ich bin in Eurer Gewalt, und ſomit iſt Alles geſagt! Ich ſchwöre bei dem Allmächtigen, bei meines Weibes und meiner Kinder Leben, Euer Gefangener zu ſein, und keinen Verkehr mit meinem Lande oder Burgund pflegen zu wollen, bis der Krieg beendet iſt! Es giebt keinen Mann in Frankreich, den ich ſo achte, ſo liebe, der der Ehre, mich zu hüten, ſo würdig wäre, als der Ritter von Beaulieu! Nur wer den Talbot fing, ſoll den Talbot behalten! Wahrlich, Herr, wäre ich Karl, und Ihr ſtändet gleich mir gebrochen an dieſer Stelle, ich wüßte wohl, wie hoch ich den Beaulieu hielt. Doch ob auch gefangen, hab' ich doch genug des Stolzes Alt-Englands in mir, von Euch zu fordern, daß Ihr mir geſtattet, meine Länder im duftigen Devonſhire ſo weit verpfänden zu laſſen, daß Marconnay, der ſich um Euch zum Bettler gemacht, das Seinige wieder genieße! Das iſt Talbot's Dank für den Edelſinn, den mir mein Sieger erwieſen, den ich Bruder nennen will, Herr, obſchon er gegen mich nur ein Ritter iſt! Und als ſein Bruder werbe ich für ihn, vor Euch und Allen, um die edle Dame, der dieſer Schleier und dieſe Roſe gilt!!“

Beaulieu ſchrie auf und ward todtenbleich. — Ein Murmeln tiefer Bewegung ging durch die glänzende Verſammlung.

„Darauf, ſtolzer Engländer, ſoll Euch die Dame ſelbſt Antwort geben!“ Der König wendete ſich, erfaßte die Hand Diana de Berry's und führte ſie vorwärts.

„Gieb ihr den Wittwenſchleier wieder, Beaulieu!"

Le Fort wankte, als ſei ihm eine Ohnmacht nahe; ſein bleiches, grambewegtes Antlitz wendete ſich zu der ſchönen, zitternden Frau, die heute ein weißſeidenes Gewand trug. Langſam ſenkte er die Lanze und reichte ihr bebend Schleier und Roſe.

„Mein erhabener König," und Diana richtete bewegt ihren Blick auf Karl, „wie Ihr mir geſtern gnädigſt verſtattet, ſo laßt mich heute auch handeln. Ich weiſe den Schleier zurück, Ritter von Beaulieu. Als er mir genommen ward, hörte mein Witthum auf; der Tag zu Patay macht Euch mir ebenbürtig. Die Grafſchaft Berry geht künftig auf meinen Neffen über, und — falls es Euch genehm iſt, werde ich mich fortan nur — Diana de Beaulieu-Marconnay nennen!"

„Diana!" rief Le Fort außer ſich und bedeckte ihre Hand mit Küſſen.

„Ein engliſcher Lord hoffte Frankreichs König zu beſchämen," ſagte Karl lächelnd, „aber nachdem Wir der Abtei de Sauves geſtern ein reiches Kronlehn verſchrieben und die Marche an Marconnay ſomit zurückfällt, iſt es wohl unnöthig, Lord Talbot, daß Ihr Euch beläſtigt! Ihr geht mit dem Marſchall von Beaulieu, der die Lande Berry und Marche während des Krieges gegen Burgund beſetzen und meine Truppen allda befehlen wird, und werdet Euch das Schloß Marconnay gefallen laſſen. Eure edle Gattin wird daſelbſt an Frau Dianen eine freundliche Wirthin finden, — ſo lange ſeid mein Gaſt!!"

Der ganze Hof, das Volk, die Truppen brachen in endloſen Jubel aus! — Der König grüßte, wendete ſich, und von Beaulieu, der halb träumend Dianen führte, von Talbot und der Lady, vom Hofe und von allen Großen gefolgt, ſchritt er in's Portal der weiten Rathhaushallen zum Banket.

Nachdem die Hochzeit der Liebenden mit höchſtem Glanze gefeiert worden, ging Beaulieu-Marconnay mit

Dianen, ſeinem ſtolzen, edlen Gefangenen und deſſen Familie unterm Schutz der fröhlichen „Paſſavants“ zurück zur Heimath. — Lange und glücklich, von trefflichen Kindern erfreut, lebte das treue Paar, was ſich unter Kämpfen endlich gefunden. Nur zwei Schmerzen erlebten ſie, den ungeheuern, daß Johanna von Orleans, als Opfer der Vaterlandsliebe und Frömmigkeit, zu Compiègne gefangen, zu Rouen von den engliſchen Fanatikern verbrannt wurde, ohne ſie, trotz der Mühe Talbot's ſelbſt, retten zu können. Der zweite Schmerz war der Abſchied des Lords und ſeiner Gemahlin, als er nach beendetem Kriege endlich in ſein Land zurückkehrte.

Die Beaulieu-Marconnays blühten ſeit dieſer Zeit bis heute. — Die jüngere, hugenottiſche Linie wanderte nach dem Edict von Nantes nach Deutſchland aus, ließ ſich in Hannover, Oeſterreich, Oldenburg und Thüringen nieder, und von ihnen ſtammt durch die Herzogin d'Olbreuſe die Prinzeſſin Sophie Dorothea von Braunſchweig ab, welche 1682 den Kurfürſten von Hannover, ſpäter König Georg I. von England, heirathete und ſomit Stammmutter des engliſchen wie preußiſchen Königshauſes wurde.

Das Schloß Marconnay, in dem ſo lange der kühne Talbot ein freiwillig-unfreiwilliger Gaſt geweſen, trotzte den Stürmen der franzöſiſchen Revolution, es ſteht noch heute! Der Wahlſpruch der Beaulieu-Marconnays iſt aber bis auf dieſe Stunde wie bei dem Zuge gen Orleans und Patay geblieben:

„Passavant!“ —

David Rizzio.*)

Novelle.

---

*) Dieſe Novelle bildet zugleich die Fortſetzung der unter dem Titel „Chaſtelard“ bereits früher veröffentlichten. D. B.

I.

Mit dem Schwertſchlage, durch welchen am 22. Februar 1563 zu St. Andrews das Haupt Boscoſel de Chaſtelard's fiel, weil er heißen Blutes gewagt, die Liebe einer Königin zu ertrotzen, eine Liebe, die er ja heimlich doch beſeſſen, ſank auch jedes Glück, jeder Seelenfriede für Maria Stuart in's Grab. Unter dem Anſchein wunden, erbitterten Stolzes und gekränkter königlicher Ehre zog ſie ſich mit ihrem tiefen ſtillen Weh nach dem Luſtſchloß Craigmillar bei Edinburgh zurück, nur von ihrem Geheimſecretair und Vertrauten David Rizzio, Jakob Melville, ihrem Haushofmeiſter, den Lords Seyton und Leslie, ihren vier Marien und den ſchottiſchen Bogenſchützen begleitet. Unter ihren Hofdamen hatte Marie Lennox die Stelle der todten Lady Morton, der muntern Reine papillon aus Frankreichs goldenen Tagen, eingenommen. Es war eine düſtere Zeit, eine Wetterſchwüle vor nahem Orkan! Die Geſchlechter, welche einſt Maria's Stütze geweſen, die Häuſer Hundley und Southerland, waren durch Tod, Gefangenſchaft und Verbannung faſt vernichtet, die Douglas in ihrem Haupte Morton auf's Tiefſte verletzt und ihr verfeindet. Dort auf dem alten ſeeumfloſſenen Herrenſitz Lochleven bei Kinroß ſaß der ſchwarze Douglas, grollend in Haß und

Schmerz, daß die Ränkeſucht „dieſes buhleriſchen Weibes“ dem Jubel ſeines Lebens, ſeiner theuern Papillon, und zugleich der Hoffnung ſeines Hauſes, ſeinem Kinde, das Leben gekoſtet, da es kaum das Tageslicht geſehen. Arran aber lauerte wie ein blutlechzender Wolf in den ſchroffen Klüften des Hochlandes, kurz, jeder Gegner Mariens erwartete ungeduldig die Zeit, ſeine Rache zu befriedigen. Die rathloſe Königin hatte ſich nun in die Arme ihres Bruders Jakob Murray von St. Andrews geworfen, deſſen Hinterliſt die aller Anderen überragte, welcher Knox, Buchanan und die Calviniſten immer offener begünſtigte, und nun zu Inverneß und Forres, unter dem Schein, Unruhen zu dämpfen, den katholiſchen Gottesdienſt unterdrückte, während ſein Genoſſe Lord Maitland, der Staatsſecretair, zwiſchen den Parteien hin und her ging, die Flamme anzuſchüren, die geheimen Verbindungen der Gegner Maria's mit Eliſabeth von England zu unterhalten und die Verwirrung zum Nutzen Murray's noch zu vergrößern. Wohl ſah Maria endlich mit Schmerz ihres Stiefbruders eigennützige Abſichten ein, war ihr auch deren verbrecheriſcher Endzweck verborgen; wohl betrog ſie ſich nicht länger mehr in dem verkappten Neide und Haß ihrer Nebenbuhlerin Eliſabeth, und daß dieſelbe mit ihren ſchottiſchen Unterthanen heimlich liebäugelte. Wäre es nach dem gereizten Sinn der ſchönen Stuart gegangen, ſo hätte ſie mit dem Aufgebot ihrer ganzen Herrſchermacht dieſem ehrloſen Treiben ein Ziel geſetzt. Daß ſie ſich mäßigte, viele Dinge, die ſie kränkten, ignorirte, ja ihrem Parlamente ſo viel guten Willen wie möglich entgegentrug, in der Vergeſſenheitsurkunde vom März 1563 allen Groll begrub und dem ihr ſo verhaßten Calvinismus größere Rechte einräumte, ſo daß man wirklich keinen vernünftigen Grund mehr fand, ihr zu widerſtreben, — dies Alles verdankte man der Ueberredungskraft und unparteiiſchen Redlichkeit David Rizzio's. — Gewiß war er ein eifriger Katholik, aber vor Allem *wahrer Freund* ſeiner Herrſcherin. Er ſah ein, daß die calviniſtiſche Bewegung in Schottland einmal nicht zu tödten ſei, und wenn

Maria Gewalt verſuche, ſich die größte Hälfte ihres renitenten Adels mit dem eiferſüchtigen England gegen ſie vereinen würde, wogegen ſie von Frankreich, das ſelbſt am hugenottiſchen Bürgerkriege litt, keinerlei Hülfe zu erwarten habe. Er beſtimmte die Königin zu rechter Zeit, nachzugeben, den Gegnern jeden Vorwand der Auflehnung zu rauben, und der Zeit, wie ſeinem eigenen diplomatiſchen Talente zu vertrauen. Daß er Marien zu dem zu beſtimmen vermochte, was ihr als Königin, als Katholikin, als im tiefſten Gemüth verletzter Frau gewiß am ſchwerſten werden mußte, bewies, daß Señor David nach und nach, zumal ſeit Chaſtelard's Tode, eine zauberiſche Gewalt über ſie erlangt hatte, die er — ein ſeltenes, in der Geſchichte kaum wieder erlebtes Beiſpiel — ſo lange er athmete, zum eigenen Vortheil ſeiner Herrin gebrauchte. Die Calviniſten, das Parlament ſelbſt erſtaunten über dieſe königliche Willfährigkeit! Andrews Maitland und die aufſäſſigen Großen erſchraken eben ſo ſehr wie Eliſabeth, welche ihren Geſandten Randolph ſogar zu perſönlicher Berichterſtattung nach London rief. Viele aus der Gegenpartei, die billig denkend und ſelbſtſuchtslos genug waren, ſprachen ſich laut für die Königin aus, begannen ihr ohne Hehl Vertrauen zu ſchenken, ſelbſt Knox und Buchanan wagten nicht mehr, ſo gar laut gegen ſie zu ſchreien. „Die Füchſe hielten ſich klug in ihren Löchern", wie ein damaliger Geſchichtſchreiber ſich ausdrückt.

So ſtanden die Dinge, als im Januar 1564, alſo zu einer Zeit, wo man nicht zum Vergnügen zu reiſen pflegte, ſich auf der alten Edinburgher Hauptſtraße, welche, über Carlisle und Dumfries laufend, die einzige Verkehrsader der ſchottiſchen Reſidenz mit England und dem Süden bildete, ein Reitertrupp daherzog und, etwa noch fünfzehn bis zwanzig Meilen vor derſelben, an einem alten Wirthshauſe am Wege hielt, das ungeachtet des troſtloſen Moor- und Heidelands ringsum und ſeiner eigenen Aermlichkeit den hochtönenden Namen „Arthur's luſtige Tafelrunde" führte. Die Reiſegeſellſchaft, durchgängig in Stahl gehüllt, mit

Lanze und Schwert bewaffnet, ſchien ſämmtlich aus den Reiſigen und Dienſtmannen eines ältlichen Herrn zu beſtehen, deſſen dreifache goldene Kette über den dunkelblau pelzverbrämten Sammetrock, an welcher ein goldenes Bruſtbild hing, einen Mann von Stande, deſſen bläßliche, zarte Geſichtsfarbe, wohlgeſtutzter Backen- und Knebelbart, behutſam liſtiger Blick nebſt einer großen Portion Gemeſſenheit und Kälte einen Mann bezeichneten, deſſen Beruf es zu ſein ſchien, ſich eher bei Hofe zu bücken, als im Sattel zu ſitzen, mehr mit der Feder, als dem Schwerte zu kämpfen. Trotzdem hatte er nicht verſäumt, ein mailändiſches Waffenhemd unter ſeinen weiten Rock zu ziehen und, dem Andrea Ferera zum Gegengewicht, einen ſpaniſchen Dolch im Gurte zu tragen. Als die Schaar vor „Arthur's Tafelrunde" hielt, eilte der kleine hagere Wirth, die Mütze in der Hand, mit vielen Kratzfüßen herbei.

„Iſt ein Herr aus Norden hier, der Jemand Namens Litton Beſh erwartet?"

„Ja, Ew. Herrlichkeit, ganz recht, Ew. Lordſchaft. Jemand erwartet Sir Litton Beſh, und zwar ſeit geſtern Abend. Ein feiner Mann, Ew. Lordſchaft, ſo etwas vom Hofe, denk' ich."

„Sir, wenn ich bitten darf! Ich bin ein Sir, wie viele Andre! — Iſt dieſer Herr, an dem Ihr 'was vom Hofe wittert, allein oder nicht?"

„Nur einen Knecht, Knappen oder ſo einen Kumpan hat er bei ſich."

„Hm, gut! So geht alſo zu ihm, mein Freund, und fragt, ob er geneigt iſt, Sir Litton Beſh ſeinen Namen zu nennen!"

„Sogleich, Ew. Lord —, ſogleich, Sir, wollte ich gehorſamſt ſagen!" Damit eilte der Beſitzer der fröhlichen Tafelrunde hinein, während die Reiter regungslos in den Sätteln ſaßen.

„Reginald," ſagte der alte Herr in der Kette und wandte ſein Haupt zu einem jungen Manne, der neben ihm ritt, „ſorgt, daß Keiner ſich mit dieſen ſchottiſchen Schlingeln in Unterhaltung einläßt. Zwei Mann bleiben bei den Pferden, die übrigen in der Schenkſtube. Je weniger geſprochen wird, deſto beſſer, ich werde Euch rufen laſſen, wenn's Zeit iſt. John Simnel ſoll ſich bereit halten!"

Dieſe Befehle waren kaum halblaut gegeben und durch eine ſtumme Verbeugung beantwortet, als der Wirth wieder erſchien. „Sir Mowbray Sethland wird Sir Litton Beſh, wie verabredet, empfangen!"

Ohne ein Wort zu erwiedern, ſtieg der mit der Kette ab, warf den Zügel einem der Knechte zu und trat, gefolgt von dem ſchmunzelnden Wirth, in's Haus und in die Schenkſtube.

„Wo iſt der Sir?" ſagte er, ſich in dem leeren Gemache umblickend.

„Ei, wo anders, als in dem Herrenzimmer, wie ſich's für vornehme Leute paßt!" und der Ganymed deutete auf eine Thür gegenüber.

Sie ſchritten bis zu der erwähnten Thür. Sir Litton warf dem Wirth einen ſcharfen Blick zu, der dieſem gebot, zurückzubleiben, dann öffnete er beſagtes Zimmer und trat ein.

„Ah, Sir Beſh!"

Ein etwas jüngerer, ſchmächtigerer Mann, in ein braunes Sammetkleid mit ſchwarzem Atlasfutter gehüllt, erhob ſich von ſeinem Ale, dem er eben zugeſprochen, und reichte dem Ankömmling mit leichter Verbeugung die Hand. „Ihr ſeid ſehr ceremoniös nach ſo langer Abweſenheit von guten Freunden! Dennoch ſeid herzlich willkommen!"

„Ich fürchte," und der Angeredete warf dem Andern einen ſeltſamen Blick zu, „ich werde noch viel ceremoniöſer ſein müſſen um der Sache willen, welcher wir Beide dienen, verzeiht alſo!"

Der Andere ſchien überraſcht und nicht ganz ohne Unruhe, zumal er bemerkte, daß ſein Genoſſe das Cabinet, in welchem ſie ſich befanden, ſorgfältig muſterte und darauf das Zimmer wiederum verließ.

„Was hat der alte Maulwurf uns wieder mitgebracht, daß er ſo beſorgt iſt. Das fehlte, daß uns ſeine Allergnädigſte auch noch ſitzen ließe!"

Inzwiſchen war Sir Beſh in's Schenkzimmer getreten, wo der Wirth ihn demüthig erwartete. — „Mein luſtiger Schenke von der Tafelrunde, ehe ich bei Dir einkehre, ſage mir, liebſt Du den Klang der Roſenobel gleich Deinen Genoſſen?"

„Ew. Gnaden — Sir, wollt' ich ſagen, ich bediene gut und billig, ſehr billig, dafür bin ich —"

„Davon iſt nicht die Rede! Ich frage Dich, ob Du zwei Guineen noch über die Zeche verdienen willſt?"

Das Antlitz des armen Mannes verklärte ſich im Entzücken. „Zwei Guineen!" flüſterte er faſt gerührt.

„Nun, ich ſehe, Du biſt einverſtanden! Für dieſe zwei Guineen gehören dieſe beiden Zimmer bis morgen Mittag mir, ſo lange darfſt Du keine Reiſenden in die Tafelrunde aufnehmen, wirſt Deinen Leuten befehlen, daß ſie ſich um nichts kümmern, wenn ſie meinen Steigriemen nicht koſten wollen, im Uebrigen kannſt Du auftiſchen, was Küche und Keller vermag. Ruf' mir Sir Reginald."

Kaum hatte der Wirth den Bezeichneten gerufen, als der junge Edelmann ſich vom Roſſe ſchwang und einen kurzen ſcharfen Blick auf die kleine Truppe warf. — —

„Abſitzen!"

Die Reiſigen raſſelten von den Pferden und ſtellten ſich, ihre Thiere am Zügel, neben einander auf, die Lanzen in den Händen.

Herr Reginald eilte zu dem Gebieter.

„Komm, mein Lieber!" ſagte dieſer und trat mit ihm zur Sir Mowbray ein, ohne denſelben weiter zu beachten.

„Siehſt Du dieſes Fenſter, Reginald?"

„Gewiß, Sir!"

„Zwei Mann Wache davor! Wer ſich demſelben nähern ſollte —"

„Erhält kaltes Eiſen für ſeine Neugier."

„Richtig, Reginaldchen! Nun rufe mir Simnel, beſtelle uns vom Beſten und handle nach unſerer Uebereinkunft. Ein

Poſten an der Hausthür wird auch gut thun, und Niemand ſoll uns bedienen, als Dickſon!“

Der junge Mann verbeugte ſich, in wenigen Augenblicken ſah man die beiden Poſten vor dem Fenſter und die Reiter füllten die anſtoßenden Schenkſtuben. Sir Litton Beſh ſchloß langſam die Thür des Cabinets und wendete ſich mit ſpöttiſchem Lächeln zu dem Mann im braunen Kleide. „Nun, mein Sir Mowbray, kann ich Sie ruhig als Mylord von Maitland, Staatsſecretair von Schottland, anreden und bitte tauſendmal um Entſchuldigung für dieſe Vorſichtsmaßregeln!“

„Ich begreife nur ſchwer, warum Lord Randolph, Geſandter Ihro Majeſtät von England am Hofe von Holyrood, dergleichen für nöthig hält! — Entſpringt das aus der Vorſicht gegen mich, oder gegen etwaige Lauſcher von außen?“

„Vielleicht gegen Beides!“

„Mylord!“ und der Andere erhob ſich empört.

„Haha, Lord Maitland, Sie wollen ſich doch nicht mir gegenüber verletzt halten, Sie, der ein privilegirter Verräther Ihrer Königin ſeit je geweſen und manche runde Summe von Lord Cecil dafür eingeſteckt? Ich dächte, ſolchen Männern ziemte Coquetterie mit ihrer Ehre verdammt ſchlecht!“

Einen Augenblick ward Maitland blaß, ſtarrte den Geſandten mit großen Augen an und biß ſich wüthend auf die Lippe; dann ſetzte er ſich, ergriff das Glas und ſagte kalt lächelnd: „Mylord, da Sie ſo derb und drohend gegen mich auftreten, verrathen Sie nur zu gut Ihren eigentlichen Zweck. Sie haben uns von Weſtminſter etwas ſo Schönes mitgebracht, daß Sie fürchten, wir werden es freiwillig nicht annehmen wollen, wenn Sie uns nicht ganz gehörig einſchüchtern. Ich hätte nimmer geglaubt, daß der kalte Randolph ſich ſo weit von dem Wunſche, ſeiner Herrin zu dienen, hinreißen laſſen könne; doch geniren Sie ſich nicht, ich bin ſo hinreichend gewarnt, daß Sie Ihren Pack ſüdlicher Neuigkeit ruhig öffnen können, ſäße der Satan auch ſelber drinnen!“

Randolph griff mit der Hand haſtig an die Stirn und murmelte ein paar Verwünſchungen, dann lachte er auf und ſagte: „Nicht übel! Sie ſind ein Meiſter im Fintenſchlagen. Um aber die ebene Straße freundlichen Austauſches zu betreten, und da ich überdem erſchöpft bin, lade ich Sie zu dem Mahl ein, was dieſe fröhliche Tafelrunde uns zu bieten vermag. Dickſon harrt ſchon lange an der Thür.“

Maitland verbeugte ſich, ein Lächeln unterdrückend, Randolph gab auf einem ſilbernen Pfeifchen ein Zeichen, und Dickſon, ſein Stallmeiſter, trat ein mit Flaſchen und Tellern, und begann ſtumm ein Mahl aufzutragen, das für das elende Ausſehen des Wirthshauſes als ganz vortrefflich gelten konnte. Hinter ihm erſchien Simnel, Lord Randolph's Secretair, mit einer gewichtigen Taſche von Büffelleder, ſo wie einem ſilbernen Reiſeſchreibzeug, und nahm nach kurzer Verbeugung das untere Ende des Tiſches ein.

„Sie verzeihen wohl, Mylord,“ ſagte Randolph leicht hin, „daß Simnel uns ſtumme Geſellſchaft leiſtet, er hat dringende Depeſchen anzufertigen, und ich kann ihn hier füglich nicht beſſer unterbringen. Thun Sie mir in dieſem Claret Beſcheid, der ganz leidlich iſt, und langen wir zu, damit, wie John Knox ſagen würde, das irdiſche Thier an uns zum Dienſte des Geiſtes gezähmt ſei. Ich finde, unſer alter Freund iſt jetzt ziemlich ſtill geworden, Lord, wie andere Heißſporne auch. Diesmal war Maria die Klügere!“

„Ja, bei Gott, ſie gab ſo viel, ſo plötzlich, und ohne Einen von uns zu Rathe zu ziehen, daß ſie das Spiel nun in Händen hat, es läßt ſich augenblicklich nichts machen.“

„Ich glaube, ſie braucht nur auf den nützlichen Gedanken zu kommen, ſelbſt calviniſtiſch zu werden, ſo hätten die „getreuen Lords des Volks“ ihre Sache ſo unrettbar verloren, als irgend eine je verloren ging!“

„Und da die Angelegenheiten der allerjungfräulichſten Eliſabeth damit auf's Engſte verknüpft ſind," ſagte Maitland trocken, „ſo würden ſie unſern Untergang theilen!"

„Das iſt doch die Frage," lächelte Randolph; „meine Königin pflegt mehr als einen Pfeil im Köcher zu haben, und könnte wohl einmal über Eure edlen Köpfe hinwegſchießen, um deſto ſicherer zu treffen!!"

„Wenn Ihr Pack voll Neuigkeiten, Mylord, auch die Idee enthält, Maria Stuart zum Calvinismus zu bekehren, ſo muß ich Ihnen ſagen, daß Sie weder Urſache hatten, uns einzuſchüchtern, noch mich hierher zu rufen. Das Project werden wir ganz offen und mit Vergnügen befördern, zumal wir wiſſen, daß dies das geeignetſte Mittel iſt, Maria in Zorn zu bringen und ſie ihre Gutwilligkeit bereuen zu laſſen. Bei Gott, es hat dem glatten Italiener manch' lange Schmeichelſtunde, manche Romanze und das ganze Arſenal ſeines Witzes gekoſtet, ſie zur Nachgiebigkeit zu bringen!"

„O, meine erhabene Herrin weiß ſeine Bemühungen zu ſchätzen, Mylord!" lächelte der Geſandte, „ich habe Auftrag, ihm ihr Bild an der Kette zu überreichen!" Damit deutete er auf das gleiche Ehrenzeichen, was er trug.

Maitland ward roth, ſeine Miene höhniſch: „Ah, dann wird Ihre Gebieterin das Vergnügen haben, daß der Italiener dieſe Ehre mit der ſtolzeſten Trockenheit von der Welt ausſchlägt. Er trägt das Bild Mariens wohl — in der Bruſt, das Eliſabeth's nie auf derſelben. Es gilt die Probe!"

„Maitland, im Ernſt geſprochen, glauben Sie wirklich, daß Ihre Majeſtät das ſüße Recht, welches der tolle Chaſtelard mit dem Kopfe büßen mußte, dem ſtillen, beſcheidenen Señor David, dem Lautenirer bewilligte? Das wäre denn doch für uns Alle ſehr wichtig zu wiſſen!!"

„Wie man derlei eben — wiſſen kann! Ich glaube, daß dieſes Geheimniß genau ſo ſchwer zu unterſuchen ſein dürfte, als der Grad der Privatinnigkeit zwiſchen Mylord von Leiceſter und der jungfräulichen Königin."

„Ich verbitte mir jeden Vergleich! Leiceſter iſt meiner Königin Freund und —“

„Sie werden erlauben, daß ich mir darüber meine eigenen ſchlichten Gedanken machen darf.“

„Die ſich möglicher Weiſe ſehr überraſchend als falſch herausſtellen könnten!“

„So iſt Mylord Dudley alſo in der Gunſt Eliſabeth’s gefallen?“

„Er ſtand nie in größerer, als eben jetzt!“

„Sie wollen mich mit Geheimniſſen dupiren, Mylord, ich geſtehe indeß, daß ich mein Hirn nicht unnöthig anzuſtrengen wünſche, wer Günſtling der Königin von England iſt, ſo lange Lord Cecil von Burleigh lebt. Ohne Umſchweiſe! Mit dem Calvinismus Maria’s wie der Beſtechung David Rizzio’s iſt’s nichts! Man kennt am Arthursſitz nachgerade die Geſinnungen Ihrer Monarchin gegen die meine, und wenn Ew. Lordſchaft nicht ganz neue Hebel anſetzen, die erſtarrten Maſſen in Fluß zu bringen, ſo werden wir erleben, daß Maria’ Stuart trotz aller Schickſalsſchläge als eine ſiegreich ebenbürtige Nebenbuhlerin Eliſabeth’s daſtehen, gleich ihr mächtig und — friedlich regieren wird und, mit ganz anderem Glück als ſonſt, ihre alten Anſprüche erneuern dürfte!“ Maitland’s Züge nahmen ein unendlich liſtiges Lächeln an. „Und was ſollten ſie auch nicht? Warum ſollten die Lords, die Calviniſten, gerührt von ſo viel Selbſtverleugnung, ſich nicht ſchließlich willig unter eine ſchöne Hand beugen, die zu ertragen dann ſo rühmlich wäre?“

„Ja gewiß, mein guter Maitland,“ und Randolph lächelte eben ſo verſchmitzt. „Ich bekenne Ihnen offen, wie herzlich erfreut ich bin, dergleichen gute, loyale Entſchlüſſe bereits bei Euch zu entdecken. David Rizzio, bei Gott, iſt doch ein ganz wunderbarer Mann! Er ändert nicht nur die Dinge, regiert nicht allein das Herz ſeiner Herrin, ſondern hat ſelbſt auf Ihr Gemüth Einfluß gewonnen, und das will viel ſagen, wenn man weiß, wie zähe es iſt! Laſſen Sie uns das Gemälde weiter ausſpinnen! Wenn Eliſabeth von England, nachdem ſie ſich ſo von der Vortrefflichkeit der Einſichten ihrer erhabenen Schweſter überzeugt, weit entfernt wäre, fortan für die Ruhe ihres Landes durch die ſchottiſche Nachbarſchaft wie für die reine Lehre beſorgt zu ſein, vielmehr offen die Hände reichen würde zu einer ewigen, herzinnigen Allianz, und um dieſe, wie das Aufblühen der Stuarts zu ſichern, freundſchaftlichſt bemüht ſein würde, Marien einen Gemahl und Schottland einen *König* zu geben, ſo daß die Dynaſtie der Stuarts, die Verbindung Britanniens, ja ſelbſt die Anſprüche Mariens geſichert würden, welche ihr als Königin Frankreichs, als fanatiſcher Katholikin mit Recht vorenthalten wurden?!“

Maitland erhob ſich ſtarr und todtenbleich.

„Kurz und gut, Sie kommen, Mylord, mit Heirathsanträgen für Marien!?“

„Von *Anträgen* habe ich nichts geſagt, nur von einer Ermunterung zur Wiederverheirathung Ihrer Majeſtät!“

„Und Sie glauben, Mylord, wir, die Lords, würden dazu unſere Hände bieten?!“ rief er rauh. „Das alſo war die ganze Urſache dieſes Rendezvous, dieſer ſeltſamen Vorſichtsmaßregeln?!

„Und warum empört Sie denn der Gedanke ſo? Weshalb gerathen Sie außer ſich, wenn Sie und Ihre Freunde England ergeben und dem Wohle der Schotten geneigt ſind? — Ich will es Ihnen ſagen! Weil Lord Jakob Murray von St. Andrews, der Stiefbruder Mariens, dann ſeinen ſpeciellen Ehrgeiz auf die Herrſchaft ſchwinden ſieht, die hitzigen Edelleute Ihres Landes ſich vor einem Manne beugen müſſen! Ehe Ihr das thut, ehe Murray ſeinen Plänen, die wir durchſchauen, entſagt, lieber laßt Calvinismus, engliſche Alliance und Alles zum Teufel fahren! Ei, mein kluger Lordſtaatsſecretair, das habe ich nur wiſſen wollen! Dem Dinge wird man begegnen, und falls Ihr nicht nach unſerer Pfeife tanzt, ſo giebt es zwei hübſche Mittel, Euch zahm zu machen: ein engliſches Heer für die Königin von Schottland und einen Galgen für gewiſſe — Mantelträger! Ich ſtelle Ihnen anheim, als

Unterhändler die Herren Lords, beſonders Mylord Murray, von der Gewalt unſerer Beweggründe zu überzeugen und empfehle mich Ihnen ganz ergebenſt!" Er verbeugte ſich tief.

„Lord Randolph, ich bitte, nehmen Sie Vernunft an, laſſen Sie uns Zeit, das Ungeheure zu faſſen!"

„Gewiß, es wäre ja unhöflich! Morgen Abend treffe ich in Edinburgh ein, übermorgen ruhe ich von der Reiſe, den Tag darauf nehme ich bei Ihro Majeſtät officielle Audienz. Ich denke, das iſt Zeit genug!"

„Gut, gut, ich empfehle mich Euer Lordſchaft!" Maitland nahm Hut und Mantel, eilte hinaus, rief nach ſeinen Pferden und richtete ſeinen Lauf verhängten Zügels nach Edinburgh.

Als der Hufſchlag ſeines Roſſes verklungen, lachte Randolph laut auf. „Die Tölpel gehen in die Falle! Haſt Du genau Alles aufgeſchrieben, Simmel?"

„Faſt wörtlich, Mylord!"

„Gieb her!" — Randolph flog das Papier haſtig durch und unterſchrieb es. Es war in lateiniſcher Sprache und hatte die Ueberſchrift: „Bericht über mein erſtes Geſpräch mit Lord Maitland, gehalten vor Edinburgh im Wirthshauſe zur luſtigen Tafelrunde." — „Haha, und eine luſtige Tafelrunde war's! Raſch, Simmel, ſiegele es zu, und Einer ſoll es ſofort nach London an Lord Burleigh, den Miniſter, bringen! Herein, Neffe Reginald! Der Becher winkt, und unſere erſte Arbeit iſt gethan!"

II.

An dem bewußten Audienztag, an welchem zu nicht geringem Schrecken Maitland's der Geſandte Eliſabeth's, Randolph, ſeine galanten Vorſchläge überbringen wollte, hatte Maria mit Hülfe ihrer Kammerfrau Hanna Kennedy ihre Toilette beendet, den Morgengruß ihrer vier Marien und Lady Argyl's, der Oberhofmeiſterin, in ihrem Schlafgemach empfangen, und betrat ihr kleines Eß- und Geſellſchaftszimmer im nordweſtlichſten Thurm der großen Façade des alten Holyrood, welcher nachmals ſo bezeichnend „Maria's Thurm" genannt wurde, um mit ihren Damen den Morgenimbiß einzunehmen. In dieſem hohen, gothiſch gewölbten Gemache, das mit ſchweren, in Grün und Gold gewebten Damaſttapeten behängt war, und deſſen Fenſter ſowohl weſtlich die alte Canon-Gate hinab, wie nördlich über die Stadt bis nach den Waſſern des Firth of Forth eine entzückende Ausſicht bot, befand ſich Niemand als Sebaſtian, der erſte Kammerdiener, und ein ernſt blickender Cavalier, etwa dreißig Jahre alt, deſſen blaſſer olivenfarbener Teint, ſcharf gebogene Naſe, ſchwarzes, ſchwärmeriſches Auge und kurzes, dunkles Haar, mit dem engen ſchwarzen Sammetkleide von ſpaniſchem Schnitt, ein Bild würdevoller Schwermuth vollendeten.

Als die Königin ihn gewahrte, trat ſie, ohne ſeine Verbeugung abzuwarten, lebhaft zu ihm heran und reichte ihm, mit großem Liebreiz lächelnd, die Hand zum Kuß.

„Wiſſen Sie von den Neuigkeiten etwas, Señor David, die Uns Lord Randolph von London bringt? Wir lieben die Ueberraſchungen nicht, welche Unſere gute Schweſter Eliſabeth Uns zu bereiten pflegt, und wünſchen nicht, dieſelben ſo ganz unvorbereitet über Uns ergehen zu laſſen."

„Majeſtät können ſich überzeugt halten, daß ich nichts verſäumte, die Abſichten Eliſabeth's zu erfahren. Wenn mir dieſelben an ſich auch fremd geblieben, ließen mich doch vielerlei ſeltſame Anzeichen auf die Natur derſelben ſchließen. Da ich den Morgenimbiß meiner Königin aber nicht trüben will, ſo bitte ich, mir nachher eine Privataudienz zu geſtatten."

Maria ſah ihn ſinnend an. Er erwiederte ihren Blick kurz und ſchmerzlich, das Haupt darauf ſenkend.

„Trübe ſind ſie! Doch dafür kommen dieſe Neuigkeiten eben von Anna Bulle's Tochter! — Zu Tiſch, meine Damen, der Señor hat ganz recht, Wir müſſen etwas genoſſen haben, ehe Unſere Galle durch das engliſche Deſſert erregt wird! Mach' ſchnell, Sebaſtian!" — Damit ließ ſie ſich am runden Tiſche in der Nähe des Kamins auf einem Seſſel nieder und begann zuzulangen. Die Damen folgten. — Mochten nun Rizzio's Andeutungen die Königin zum Nachdenken geſtimmt haben, kurz, ſie ſprach faſt nichts, und keine der Damen hatte den Muth, das Geſpräch aufzunehmen, welches im Schlafzimmer der Königin vorher recht lebhaft geweſen war.

Der Señor indeß, nachdem er eine Zeit lang ſeinen Blick traurig auf Marien, dann in's Leere gerichtet, ergriff die Mandoline, welche am Fenſter beim Arbeitstiſche der Königin hing, und begann — was er ohne Aufforderung ſonſt nie pflegte — leiſe zu präludiren. Maria's Antlitz überflog ein mildes Lächeln. Sie nickte ihm ſtumm zu, ohne daß er es bemerkte. Aus dem flüſternden Accorde bildete ſich endlich eine Melodie, die Melodie des alten Liedes:

„Leb' wohl, geliebtes Frankenland,
Dich meiden, das heißt ſterben!"

Das Auge der Königin ward feucht. Sie lehnte ſich in den Seſſel zurück und blickte den Lautenſpieler an.

Rizzio ließ ſich indeß nicht ſtören. Er ſchien die Wirkung ſeiner Töne auf Mariens Gemüth nicht zu empfinden, und nachdem er das Thema der Melodie durch alle Lagen modulirt und ausgeſponnen, griff er ſcharf, rhapſodiſch in die Saiten, wie wenn er den Schmerzensſchrei ſeiner eigenen Bruſt tödten oder andeuten wollte, und das Tongeflüſter wurde eine laute Klage, eine Mahnung an die Vergangenheit; er ſpielte das Lied:

„Was blickſt in ſtillem Sehnen
Du trauernd in die Fluth —"

daſſelbe Lied, welches er einſt für Chaſtelard gedichtet!

Die Damen, erſchreckt, ſahen einander an, die Königin ſtand aber haſtig auf und ſagte bewegt: „Sie ſind ſehr grauſam, Señor, alte Lieder und alte Erinnerungen wachzurufen! Seit jenem traurigen Tage von St. Andrews glaubte ich ſie mit jenem Unglücklichen begraben!“

„Majeſtät,“ ſagte der Señor ernſt, „unter allen Ihren Getreuen wäre der David Rizzio gewiß der Letzte, Ihr Gemüth mit Erinnerungen zu quälen, die ſo trüber Art ſind. Aber wie ein Gegengift die Wirkung eines ſonſt tödtlichen Tranks aufhebt, ſo ſind oft bittere Erinnerungen gut, um uns die Wirkung kommender Uebel überwinden zu laſſen!“

„Dann müſſen dieſe kommenden Uebel ſehr bedrohlich ſein, nach dem ſchmerzhaften Gegengifte zu ſchließen! Liebe Herzogin, ziehen Sie ſich mit den Damen in's Vorzimmer zurück, ich will den Señor ſprechen.“

Die Damen, vom Kammerdiener gefolgt, entfernten ſich. Maria Stuart trat langſam und finſter auf Rizzio zu. „Was haben Sie mir zu ſagen?“

Señor David legte die Laute auf ein Tabouret, ergriff ruhig der Königin Hand, führte ſie zu dem Seſſel ihres Arbeitstiſches im Erkerfenſter, und deutete ihr mit ſtummer Bewegung an, ſich niederzulaſſen. Es war, als wenn er mit dieſem Augenblicke über ſie eine Gewalt erlangt hätte, wie der Mann über das blöde Kind. Sie ſetzte ſich, behielt ſeine Hand in der ihren und ſah zu Boden.

„Maria von Schottland,“ und ſeine Simme klang ſonor und weich, „Ihr — letzter Diener, Ihr — einziger Freund bittet Sie um eine hohe, ſchwere Gunſt!“

Maria erröthete tief, erzitterte, ſah ihn ſcheu an und ſchlug ihr Auge wiederum nieder.

„Rizzio, — was können Sie von mir erbitten?“

„Zweierlei, Herrin. Eins fordere ich, das Andere erflehe ich. — Ich fordere von Ihnen, daß, wenn ich in dieſer Audienz Randolph's durch irgend eine Bewegung Ihnen auffalle, Ihnen irgend ein Zeichen gebe, Sie ſich mit mir Boscoſel's, des königlichen Franz, und jener

Schmerzen und Freuden recht lebhaſt erinnern ſollen, die in dieſem Namen, in jenen armen Liedern liegen! Dieſes Erinnern wird Ihren weiblichen Inſtinct ſchärfen, Majeſtät, und uns Beide Eliſabeth's Pläne durchſchauen laſſen. Was Sie aber auch empfinden, was Sie auch ahnen, bleiben Sie um Gottes willen kalt, nehmen Sie die Maske des lächelnden Scherzes zur Hand, den Gegner zu täuſchen! Das fordere ich! — Was ich erflehen will, Königin," und er preßte ihre Hand an ſeine Lippen, „iſt — verſchenken Sie Ihr Herz nie wieder! — Die Welt ſagt's, und Rizzio meint es auch, daß Maria Stuart zu ſchön, zu fühlendes Weib iſt, um — eine glückliche Königin zu ſein! Sie haben Ihre Liebe um den Preis königlicher Ehre in's Grab gebettet, geſtatten Sie keinem Lebendigen mehr, Ihnen mit ähnlichen Wünſchen zu nahen. Wer Sie wahrhaft liebt mit Drangabe ſeines ganzen Lebens, ſoll ſelbſt im Tode ſchweigen, ſo liebt man Königinnen! Laſſen Sie ſich nie mehr vom Herzen, nur von Ihrem Nutzen leiten, Sie ſind bereits auf dem Wege, Eliſabeth zu beſchämen, verdunkeln Sie ſie!!"

„Rizzio, dieſes Beweiſes Ihrer grenzenloſen Treue nur hat es bedurft, daß zwiſchen uns Alles klar ſei, daß ich in Ihr Herz hinfort wie in einen kryſtallenen Spiegel blicke, der rein und keuſch und wahrhaft mir mein Bild unter allen Lagen des Lebens wiederſtrahlt! Ja, David, Sie geben mir die köſtliche Gewißheit, ganz Königin zu ſein, und ein Blick meines liebſten Freundes mag mich ſtrafen, wo ich es vergeſſe! — Und nun — was iſt's mit Randolph? Denn ich begreife, daß dies Alles mit ſeinem Beginnen zuſammenhängt."

„Majeſtät, zuerſt muß ich Ihnen melden, daß — ehe Randolph nach Edingburgh zurückkam, er mit Lord Maitland, der heimlich aufgebrochen, in einer Schenke an der Straße ein Geſpräch hatte, welches ſo heimlich war, daß man ſelbſt vor das Fenſter zwei Wachen ſtellte. Nach dieſem tête-à-tête ritt Maitland, als gält's die Seligkeit, verhängten Laufs nach Edinburgh zurück, ſchickte ſofort

Boten nach allen Seiten, und bereits ſind Mylord Murray, die Lindſays und Archimbald Arran angelangt, ſelbſt Murton, der ſchwarze Douglas, verließ ſein Neſt!“

„Die Krähen ſammeln ſich, ſie wittern Beute! Das muß ein ſehr lohnendes Stück ſein, was ihnen Randolph da vorwirft!“

„Nicht doch, Majeſtät, das Gegentheil! Maitland iſt von Randolph's Neuigkeit ſo entſetzt, daß er alle ſeine Genoſſen aufgeboten, dem Ungeheuerlichen, was ihnen droht, zu widerſtehen!“

„Den calviniſtiſchen Lords droht? Den guten Freunden Eliſabeth's, die ſie gegen uns ſo oft als möglich aufzuhetzen weiß?!“

„Glauben Sie denn, Majeſtät, daß Eliſabeth, ſobald ihr Vortheil es erheiſcht, eine Minute anſtehen wird, ihre Freunde zu opfern?“

„Gewiß nicht, Señor! Nach dem alſo, was Sie ſagen, würde es ja von Vortheil ſein, eine gute Miene zu dem zu machen, was Randolph bringt, um die Lords einzuſchüchtern und wo möglich ganz matt zu ſetzen?“

„Ganz ſicher! — Wenn ſich Ihro Majeſtät über Randolph's Anträge erzürnt und beleidigt zeigen würden, dürfte der Chorus der Lords diesmal ganz mit Ihnen übereinſtimmen, und das ſcheint nicht Eliſabeth's Abſicht, ſonſt hätte er Maitland nicht vorher unterrichtet. Andererſeits die Anträge Randolph's als baare Münze zu nehmen, wäre eben ſo gefährlich, denn wenn Eliſabeth freundlich und liebevoll iſt, hat ſie ſicher eine Niedertracht im Sinne! Alſo gilt es, heiter, wohlwollend, kalt und ausweichend zu ſein, kurz, über Ew. Majeſtät wahre Gedanken die Lords wie Randolph irre zu führen, und ſie ſo lange wie möglich im Dunkel zu laſſen, bis wir beider Theile Meiſter ſind!“

„Vortrefflich! Aber was, um Alles in der Welt, bringt denn dieſer Randolph?“

„Er hat mich geſtern mit einer Einladung zur Tafel beehrt!“

„Sie, David!! Dann muß ihm unendlich viel an ſeinem Geſchäft liegen, weil er mit ſeinem bitterſten Gegner zu tractiren ſucht!!“

„Haha, und war überaus leutſelig! Erſt ſchien er voll Bewunderung der letzten Maßregeln Ew. Majeſtät, verſicherte Eliſabeth's Liebe, erging ſich in Phantaſien von Schottlands Größe, und ließ durchblicken, daß, wenn Majeſtät auf dieſer Bahn fortgingen, Frankreichs unzuverläſſiger Gunſt ganz entſagten, es nicht unmöglich wäre, daß das lange beſtrittene Titelrecht freiwillig verliehen würde!!“

„Rizzio, dann ſtirbt gewiß die alte Schlange bald, oder ſie will mir einen tödtlichen Streich verſetzen!“

„Ich überlaſſe dem Witze Ihrer Majeſtät, das zu ergründen. Im Verlauf des Geſprächs kam er auf — Chaſtelard!“

„Ha, Gottes Tod! Wie ſo!?“

„Er lobte ihn ſehr und beklagte ſeinen Ungeſtüm wie deſſen traurige Folgen. Wenn Boscoſel beſonnen geweſen wäre, Eliſabeth die Ueberzeugung hätte gewinnen können, ihre theure Schweſter habe Neigung für ihn, ſo hätte ſie nichts eingewendet, wenn Schottland durch ihn ein männliches Oberhaupt erhalten. Das ſei freilich vorbei, aber es ſei ein großer Uebelſtand, wenn ein Weib regiere, ſie fühle das an ſich, obwohl ihre Unterthanen nicht zügellos wie die Schotten wären! Sie fürchte, dieſe Lords würden unerſättlich immer weiter gehen, ſie könne das nicht billigen, noch dulden. Aber freilich einem Manne gegenüber würden ſie es nicht wagen, und wenn ich irgend bei Ew. Majeſtät Gewicht hätte, möchte ich das ja überlegen!“

„Bei unſerer ſchmerzensreichen Frau, dieſes Weib will mich — verheirathen!! Jetzt begreif' ich Deine Lieder!“

„Ungefähr ſo verſteh' ich's auch!“

Maria ging, in heftigſter Empörung und mit ſehr bitteren Gefühlen ringend, auf und ab.

„Und was ſagte David Rizzio?“

„Der, welcher Ihnen dieſe Lieder ſang, Ihnen gegen Eliſabeth's Geſandten Vorſicht anrieth, lächelte, ſagte zu Allem „ja“ und war immer Seiner Herrlichkeit Anſicht. Sein Geſicht blieb ſo inhaltslos höflich wie eine Carnevalsmaske!“

„Ich verſtehe. Aber dieſe Impertinenz nicht abweiſen, heißt in Eliſabeth's Schlinge geben!“

„Im Gegentheil! Ich bin der Anſicht, Eliſabeth läßt den Antrag nur ſtellen, damit Sie ihn abweiſen. Oder wenn Sie ihn nicht abweiſen, wird ſie Ihnen ſolche Bewerber proponiren, die Ihnen entweder nicht genehm ſein können, oder die ſie Ihnen nicht zu geben geneigt iſt!“

„Das heißt, ſie will eine diplomatiſche Komödie ſpielen!“

„Gewiß, und da wir ihr nicht ausweichen können, ſo wollen wir die Maskerade mitmachen und unter der Larve unſerem eigenen Vortheile nachgehen!“

„Werden wir ihn finden, Rizzio?“

„Wenn nie Ihr Herz in's Spiel kommt, Majeſtät, ganz ſicher, ich bin aus dem Vaterlande der Masken!“

„Gut, lieber David! Für mein Herz ſtehe ich Ihnen. Laſſen Sie die Antichambres öffnen und bitten Sie unſere Damen!“

Der Señor öffnete die Thür des Morgenzimmers, die Damen traten ein, umgaben die Herrſcherin, und Maria durchſchritt an ihrer Spitze, unter dem Vortritt der Lady Argyll und deren Gemahls, des Hauptmanns von Holyrood, das Vorzimmer, wo ſich Jakob Melville, die Lords Seyton, Leslie, Flemming und Hamiltons, zu ihrem Hofſtaat gehörig, anſchloſſen. So betrat der Zug den großen Audienzſaal, welcher an die ſogenannte Bildergalerie oder Ahnenhalle ſtieß, durch welche die officiellen Entrées ſtattzufinden pflegten und in der die Hofbälle abgehalten wurden. Als Maria die Breite des ehrwürdigen Raumes durchſchritt und auf die Stufen des Thrones trat, verneigten ſich alle Lords und Edelleute tief, unter ihnen genug ihrer Feinde. Sie beugte lächelnd das Haupt, ihr Antlitz trug das Gepräge ſorgloſeſter Heiterkeit, und ihr Blick überflog mit einem unendlichen Wohlwollen die ſchmeichleriſch glatte Grazie ihres Stiefbruders Murray, den katzenbuckelnden Maitland, die gnomenhaft finſtere Geſtalt des Murrkopfs Morton, den ſteifen Trotz Archimbald Arran's, des Couſins jenes getödteten, wie die Ungeſchlachtheit der Ruthwen und Lindſay, ohne ihre Anhänger auszuzeichnen oder ihre Gegner zurückzuſetzen.

„Sie hat keine Ahnung!“ flüſterte Murray zu Morton und Maitland. „Wolle Gott, daß ſie nur genug erſchrickt, um uns in ihr Inneres einen Blick thun zu laſſen.“

„Entweder weiß ſie gar nichts,“ flüſterte Maitland, „oder zu viel! Der italieniſche Schuft war geſtern bei dem Geſandten zu Tiſche, und blickt doch ſo gleichgültig drein, als wüßte er nichts. Ihr ſeht, Gevatter Randolph meint uns nicht mehr ſo nöthig zu haben.“

„In beiden Fällen,“ ſagte Morton trocken, „ſollt Ihr finden, daß ich ſie bald aus der Citadelle ihres Gleichmuths ſchlagen will!“

An der bei Weitem geringeren Zuverſicht, als ſonſt, und einer gewiſſen vorſorglichen Unruhe unter den calviniſtiſchen Lords erkannte Maria ſehr wohl, wie bange ihnen Allen vor des Geſandten Eröffnung war.

„Mylords und getreue Herren,“ begann ſie mit heller Stimme, „ehe wir den Geſandten Englands wiederum empfangen, welcher beſondere Botſchaft Unſerer königlichen Schweſter, wie er Uns melden ließ, zu überbringen wünſcht, grüßen Wir Euch mit frohem Willkommen und dem Wunſche, daß Ihr Euch hinfort zu allen Zeiten ſo zahlreich und treu um Uns ſchaaren mögt, wie heute. Wir grüßen Euch, lieber Graf von Murray, und Euch vor Allen, Morton von Douglas, denn Eure Anweſenheit macht Uns möglich, wenigſtens den guten Willen erkennen zu laſſen, Euch die theilnahmsvollſte Freundſchaft zu erzeigen! — Laßt den Geſandten Ihrer Majeſtät von England ein!“

In dieſem Augenblick erklang ein leiſes „Hm“ rechts hinter dem Thronſeſſel. Es war Rizzio. Leiſe Röthe überflog Maria's Geſicht und Buſen.

Der Geſandte trat ein mit all' der Feierlichkeit, die damals Sitte war, und richtete ſeine devote Anrede im Namen Eliſabeth's an Maria, betonte die größere Einigkeit des Landes, die ſchweſterlichen Wünſche ſeiner Herrin; endlich ſchloß er mit der, freilich ſchon oft variirten, pomphaften Verſicherung der Freundſchaft Englands, indem er niederknieend ein Handſchreiben Eliſabeth's überreichte.

Die Königin nahm es voll Anmuth und erwiederte nicht weniger ceremoniös und höflich mit gleichen Verſicherungen. „Da Unſere theure Schweſter von England, Majeſtät, Euch, Mylord Randolph, mit beſonderer Miſſion wieder an Uns geſendet, ſo frage ich Euch, ob dieſe Miſſion eine geheime, allein auf dieſes Handſchreiben geſtützte, oder eine öffentliche iſt, bei der Wir Uns des freien Rathes aller Unſerer Getreuen bedienen können?“

„Erhabene Königin, die Sache ſelbſt, welche meine gnädigſte Herrſcherin Höchſt-Ihrer Weisheit anheim zu ſtellen wünſcht, iſt ſo ſehr Angelegenheit des ganzen Landes, daß jeder getreue Mann ſie wiſſen darf. Die beſonderen Vorſchläge aber, welche die Majeſtät von England zur glücklichen Erledigung derſelben etwa für thunlich hält, ſind Inhalt dieſes hohen Schreibens und auch wohl beſonderer Berathung, was aus der ganzen Natur der Angelegenheit hervorgehen dürfte.“

Maria reichte dem Italiener den Brief. „Bewahren Sie alſo dieſes koſtbare Document ſchweſterlicher Liebe, Señor, und Lord Randolph wird überzeugt ſein, daß Wir ſeine Eröffnungen mit Intereſſe und beſtem Willen für das aufnehmen werden, was Unſeren Landen wie Unſerer Freundſchaft für England irgend dienen kann!“ Sie neigte ſich leicht und nahm in dem Thronſeſſel Platz.

Ein kurzes Flüſtern, eine erwartungsvolle Unruhe ging durch die Verſammlung, dann ward es rings feierlich ſtill.

Randolph begann nun in einer Rede, welche ein Meiſterſtück diplomatiſcher Feinheit genannt werden konnte, alle politiſchen, moraliſchen, religiöſen und ſtaatsrechtlichen Gründe zu entwickeln, deren Ende in dem nackten Reſultate beſtand:

„daß die königliche Frau von Schottland ſich wiederum vermählen möge“!

Aller Blicke lauerten, Jeder hielt den Athem an, um nicht das Leiſeſte von dem, was Maria Stuart jetzt thun oder ſagen werde, zu verlieren. Man hätte, als Randolph ſchwieg, den Fall einer Feder hören können.

Rizzio hüſtelte trocken. Maria erhob ſich mit unverkennbarem Staunen.

„Wahrlich, mein Herr Geſandter, eine ſolche Botſchaft hätten Wir am wenigſten, zumal von Unſerer erhabenen Schweſter erwartet, und eine wirklich faſt ſchreckhafte Ueberraſchung muß Uns billig entſchuldigen, wenn wir jetzt nur wenig zu erwiedern wiſſen! Unſere perſönliche Neigung ſtimmt mit dem Vorſchlage Englands in keiner Weiſe überein, und nachdem Gott Unſerem Herzen ſo viele Prüfungen auferlegt hat, Wir gerade, was die zarteſten Empfindungen der Frauenſeele betrifft, ſowohl im Guten wie im Böſen ſtets verkannt, ja oft tief verletzt worden, iſt Uns der Reiz dieſer Seite des Lebens vollſtändig geraubt, und Wir wünſchen Uns auf dieſes unſichere Glück ferner nicht mehr zu verlaſſen! Das iſt Unſere Anſicht hiervon, in ſo weit Unſere Gefühle als Frau in's Spiel kommen. In wie fern aber die Königin hierüber ein vorläufiges Urtheil hat, Mylords und Edle von Schottland, ſo kann Niemand, der dieſes Land, die unſeligen Wirrniſſe deſſelben kennt und den redlichen Willen hat, Einigkeit und Frieden immer mehr zu befeſtigen und zu ſichern, ſo kann, ſagen Wir, Niemand den vielfachen, gewichtigen und löblichen Gründen Unſerer erhabenen Königlichen Schweſter eine gewiſſe Wahrheit und große Bedeutſamkeit abſprechen! Sehr unfreundlich müßte es alſo erſcheinen, wollten Wir die ſo offene Theilnahme nicht der reifſten, ſorgfältigſten Erörterung werth halten. Dieſe Erörterung ſoll ihr zuverſichtlich in beſonnenſter Art werden, nicht allein im Staatsrath und Parlament, ſondern jeder Unſerer bannerführenden Kronvaſallen ſoll gleichfalls ſeine Meinung und ſeine Vorſchläge in einer ſchriftlichen Relation in die

Hände des Staatsraths, wie Ihrer Majeſtät von England Geſandten, Lord Randolph's, niederlegen! Von Unſerer Seite wird die Angelegenheit nur durch die Frage erörtert werden, was kann ſie Schottland nutzen oder ſchaden, und Wir verwahren Uns durchaus dagegen, von irgend welchen Privatgründen geleitet zu werden, zumal der Gedanke, dieſen Thron mit einem Gemahl zu theilen, nur der Weisheit Ihro Majeſtät von England entſprungen iſt. Der Staatsrath möge zu dieſem Behuf vorläufig zuſammentreten!“ — Eben wollte Maria Stuart die über ihr ruhiges Benehmen grenzenlos erſtaunte Verſammlung entlaſſen, als Morton, der ſchwarze Douglas, haſtig vortrat.

„Majeſtät!“ ſagte er düſter. „Wir wagen nicht zu entſcheiden, ob dieſe ſehr ſeltſame, — höchſt erſtaunliche Angelegenheit bereits privatim an Höchſt-Sie negocirt worden, und dies eigentlich nur das letzte Stadium iſt, in welches die Sache vor aller Welt tritt. Wenn aber Eure Majeſtät ernſtlich gewillt ſind, dieſes Heirathsproject nicht im Dämmer des geheimen Cabinets, ſondern wie ein pures Staatsgeſchäft abzumachen, ſo wäre der ſicherſte Weg allein, das Schreiben Ihrer Majeſtät Eliſabeth, das ſich, wie der Herr Geſandte ſagt, allein auf dieſe Angelegenheit bezieht, nicht dem Señor dort, ſondern dem Staatsſecretair zu übergeben, ſonſt vermögen wir nicht Eurer Majeſtät Abſicht mit Deren Worten in Uebereinſtimmung zu bringen. Vermuthlich enthält das Handſchreiben die Namen der — Glücklichen, denen Ihro Majeſtät von England die Ehre der Bewerbung zugedacht, und da wir die Frage prüfen ſollen, ſo gehören zu ihr auch die Männer, um welche ſich dieſelbe dreht! Das iſt die ſchlichteſte Manier, dieſelbe abzumachen!“

„Ruhig, ruhig,“ flüſterte Rizzio, „nehmen Sie das Schreiben wieder!“ Ein Huſtenanfall ſchien das Weitere zu erſticken.

Maria nahm all' ihren Gleichmuth zuſammen. — „Señor, geben Sie dieſes Schreiben an Uns zurück!“ Sie nahm es kalt und ſtolz. — „Die Art, Mylord von Morton, mit der Sie die Frage behandeln, kann Uns nicht beleidigen, denn Schmerz und Groll eines wunden Gemüths ſind Gegenſtände unſerer mitleidsvollen — Theilnahme! Ob der Gedanke dieſer Vermählung je vor dieſem Tage und dieſer Stunde, je heimlich an uns herantrat, darüber wird Lord Randolph Ihnen am beſten Belehrung angedeihen laſſen und die Ehre ſeiner Herrin zu wahren wiſſen. Wir ſind bereit, dieſes Schreiben an Lord Maitland und den Staatsrath zu übergeben, wenn der Herr Geſandte es nicht als eine Verletzung von Englands Königin und Ihres Privatgeheimniſſes anſieht. Er entſcheide!"

„So erkläre ich, daß das Uebergeben dieſes Allerhöchſten Privatſchreibens an den Staatsrath einer tiefen Beleidigung meiner Herrſcherin ganz gleichkommen würde!"

„So wird es Niemand leſen, als Wir allein, Mylords! Lord Randolph, Wir haben das Vergnügen, heute Abend mit Ihnen zu ſpeiſen!" Sie ſteckte den Brief in ihren Buſen und verließ mit dem Gefolge das Audienzgemach.

Randolph trat ab, ohne Murray eines Wortes zu würdigen, der auf ihn zueilte.

„Beim Andreas!" wendete Letzterer ſich wild zu Morton, „da habt Ihr unſere Schlappe vollſtändig gemacht: wir ſtehen hier wie die Narren!"

„O, hätte Herr Rizzio nur geſtern von Randolph's Tafel nicht einen gar ſo tollen Huſten mitgebracht, der unſere ſchuldloſe Frau Maria in ihren Gefühlen ſtörte, Ihr hättet andere Worte zu hören gehabt, Mylords, ich ſtehe Euch gut dafür!"

III.

Das Heirathspoſſenſpiel war durch Maria Stuart's liſtiges Benehmen nunmehr zum Aerger der calviniſtiſchen

Lords und zur Freude Randolph's officiell eröffnet. Die ernſtere, poſitive Seite deſſelben bildete das vertrauliche Handſchreiben Eliſabeth's an Maria, in welchem, allen Andeutungen Randolph's zufolge, die Liſte der von England ſcheinbar empfohlenen Heirathscandidaten enthalten ſein mochte. Es war Maria gewiß heiliger Ernſt und ihrer ganzen jetzigen Gemüthsrichtung natürlich, wenn ſie Rizzio feierlich verſprochen, ihr *Herz* zu wahren und *nur Königin* zu ſein, aber daß ſie dennoch eine der *eitelſten* Königinnen blieb, welche je geherrſcht, und ſo neugierig war, den Namen der Bewerber um ihre Hand zu erfahren, wie es irgend eine hübſche Frau von erſt dreiundzwanzig Jahren nur zu ſein vermochte, ſteht eben ſo feſt, als daß bei hohen Damen oft Dinge, welche vor dem Herzen nur kühlen Beifall finden, vermöge des erregten Stolzes, der Eitelkeit und Coquetterie eine größere Bedeutung finden, als für das Glück und den Frieden derſelben heilſam iſt. Es war deshalb nicht zu verwundern, daß dieſelbe Maria Stuart, welche ihr Herz gegen alle Pfeile Amor's gepanzert wähnte, doch mit höchſter Spannung darauf brannte, den Inhalt des Briefes Eliſabeth's zu kennen, und kaum war ſie in ihre Gemächer und ihr Lieblingszimmer im Thurme zurückgekehrt, als ſie ſogleich ihre Umgebung entließ und das Schreiben haſtig aus ihrem Buſen zog, um die Siegel zu löſen. Durch ein Geräuſch erſchreckt, wendete ſie haſtig ihr Geſicht nach der Thür, — dort ſtand David Rizzio, blaſſer als ſonſt, wie eine Statue, und ſein dunkles, glänzendes Auge ruhte auf ihr!

Maria erröthete. „Ach, David! Wir glaubten, Sie wären mit den Uebrigen hinausgegangen!“

„Ich war der Anſicht, Ew. Majeſtät würde jetzt *mehr* noch als vorhin meiner Anweſenheit bedürfen, und erwartete ſpeciellen Befehl, Sie zu verlaſſen.“

„Sie haben recht, lieber Señor, Sie haben recht! Wir glaubten nur, das Geheimniß des Briefes erfordere, daß Wir ihn ganz im Geheimen leſen, aber Wir ſehen nicht ein, weshalb Wir gegen Eliſabeth ſo zartfühlend ſein ſollen, da Wir nie Urſache hatten, dieſe Tugend an ihr ſelbſt zu bewundern.“

„Meine Anweſenheit wird Ihro Majeſtät gewiß nicht hindern, dies Schreiben allein zu leſen und ſeinen Inhalt auch vor mir zu verſchweigen, obwohl ich gewiß bin, daß ganz gewiß Lord Burleigh dabei ſtand, als Eliſabeth ihn ſchrieb, und die Perſonen, denen die Ehre beſonderer Empfehlung darin zugedacht worden, von der Gnade Eliſabeth's nicht ganz ununterrichtet ſind.“

„Ihr meint, Rizzio, daß Eliſabeth erſt die betreffenden Bewerber um ihre Beiſtimmung gefragt? Das wäre ſo indiscret wie beleidigend, ſo unpolitiſch wie empörend für meine weibliche Ehre!“

Der Italiener zuckte die Achſeln. „Das wäre es, — unpolitiſch aber gewiß nicht, davon ſpreche ich die Königin Englands frei!“

Dieſe kurze Unterredung war mehr als genügend, in der beweglichen Seele dieſer leichtblütigen Frau die Eitelkeit momentan zu unterdrücken und den Argwohn mit voller Kraft zu erwecken.

„Es iſt wirklich eine Thorheit meines guten Herzens, Eliſabeth edlerer Gefühle fähig zu halten! Kommen Sie, David, wir wollen den Brief zuſammen leſen.“

„Geſtatten Sie, gnädigſte Frau, daß ich Ihnen gegenüber Platz nehme; wenn Sie mir die Namen nennen, wird es genügen. Das Uebrige iſt ſicher Phraſe. Dann können Sie mit beſtem Gewiſſen ſagen, daß Sie das Schreiben allein geleſen!“

So ſanft der Señor dies geſprochen, Maria fühlte, daß es ihm mehr darum zu thun ſei, die Wirkung des Briefes auf ſie, als deſſen Inhalt kennen zu lernen. Während er ſich ihr gegenüber niederließ, erbrach ſie, mit ihrer Verlegenheit ringend, das Siegel und las.

Abwechſelnde Röthe und Bläſſe flog über Mariens Geſicht hin, Rizzio's Augen ruhten feſt auf ihr. Endlich ſenkte ſie den Brief, blickte David einen Augenblick ſinnend an, dann brach ſie in Lachen aus. „Eine reizende koſtbare

Auswahl iſt's, die Unſere Freundin aus London Uns da auftiſcht! Und ſie hat ſogar geſorgt, David, daß wenn ſie Uns auch nicht pure sang royale bieten kann — ihr eigenes hat ja auch genug Beimiſchung — doch jeder dieſer guten Leute wenigſtens ein paar Tropfen davon mit ſich herumtrage. — Da iſt erſtens Lord Ambroſius Dudley, Graf von Gray, ein beſonnener, ehrſamer Herr, ſteif und trocken zwiſchen fünfzig und ſechzig Jahren, denk' ich, mit dem man recht ehrbar, verſtändig leben könnte, nicht wahr? Dann ſein Bruder, Lord Guilfort Dudley, Graf von Leiceſter, der eigene theure Amateur Eliſabeth's! Denken Sie, welche Aufopferung! Dann Northumberland's Sohn, Archimbald, ehrgeizig, toll und jung genug, der Jedermann anſieht, als wollte er gleich eine Lanze einlegen! Das würde blutige Köpfe genug in dieſem armen Lande geben! Endlich ein junger, bedeutungsloſer Menſch, von dem man im Guten wie im Böſen nie etwas gehört hat, Guilfort, Stuart's von Lennox Sohn, Heinrich Graf Darnley, der unter dieſen gewichtigen Herren zu ſtehen vielleicht nur darum für gut genug befunden wurde, weil er zweifellos ein Stuart und Unſerer kleinen Marie Lennox' Bruder iſt. Er ſoll der Liſte einen gar nicht zu malhonnetten Schluß geben. Wie finden Sie die Narrheit?!“ — Damit warf ihm die Königin das Schreiben in den Schooß und ſtand auf, um halb ärgerlich, halb verächtlich das Zimmer zu durchmeſſen.

„Majeſtät!“ und Rizzio erhob ſich, indem er das Schreiben zuſammenfaltete. „Dieſe Narrheit hat ihre ſehr ernſte, verfängliche — hinterliſtige Seite.“

„Das bin ich überzeugt, aber wie ſo?“

„Die mächtigſten der Bewerber und die gefährlichſten ſind Graf Leiceſter und Herzog Northumberland, Beide Eliſabeth wie Ew. Majeſtät verwandt, durch ihre Macht, die Lage und Größe ihrer Beſitzungen an der Grenze, die Verbindung ihrer Familien und ihre zweifelloſe mannhafte Tüchtigkeit wohl geeignet, unſere ſchottiſchen Lords zu zähmen. Sie kurz abweiſen, hieße Ew. Majeſtät ewige und wirkſame Feinde machen; Einem von ihnen, namentlich

Leiceſter, beſondere Ausſicht eröffnen, heißt die ſchottiſchen Lords wie Eliſabeth in die Enge treiben, überdem Schottland gen Süden bis Preſton ausdehnen! Ob einer dieſer Lords aber, wenn er Maria Stuart's Gemahlin iſt, ſich mit dieſer Ehre und der Rolle der zweiten Perſon in Schottland begnügen möchte, falls Ihro Majeſtät Ernſt zu machen beliebten, bezweiſle ich ſehr, zumal wenn ſie erſt mit ſechstauſend engliſchen Lanzen den Brautzug thun. Der ältere Dudley indeß wird weniger auf Eliſabeth's Widerwillen ſtoßen, iſt kalt, beſonnen, eben ſo mächtig wie Leiceſter, und dürfte mit eiſerner Ruhe unſeren Hitzköpfen bald das Handwerk legen. Er iſt überdem mit den meiſten katholiſchen Familien Englands verbunden, und ſein Rechtlichkeitsgefühl wie ſeine Mäßigung in kirchlichen Dingen ſind bekannt!"

„Und Sie können einen Mann in Erwägung ziehen, der über fünfzig Jahre iſt und eine rieſige Schmarre vom Ohrläppchen bis zum Mundwinkel hat? Ihn können Sie einer Frau vorſchlagen?!"

„Einer Frau, die ihr Herz befriedigen will, nicht, aber einer Königin!"

„Nein, nein, David, den ſtreichen Sie von der Liſte! Nimmermehr! Ich — ich rede ja nicht von Liebe, das wiſſen Sie wohl! Aber bei einer Ehe iſt doch Averſion das Entſetzlichſte! Streichen Sie ihn ja weg! — Da bliebe dann noch Einer?"

„Der junge Darnley! Und ich bin mit Ihnen, hohe Frau, ganz der Anſicht, daß er blos aufgeführt wurde, um das vierblättrige Kleeblatt vollſtändig zu machen. So gewiß ich bin, daß bereits jeder der drei Uebrigen von Eliſabeth einen Wink erhalten, ſo weiß die Familie Lennox gewiß keine Silbe von dieſer Ehre. Die Lennox ſind von Eliſabeth ganz abhängig, ihre ſchmalen Beſitzungen liegen im Süden; der junge Mann ſpielte bisher nicht die kleinſte Rolle in der Welt. Sein einziges Verdienſt iſt eben — ein Stuart zu ſein und eine Schweſter in Ihrem Dienſte zu haben! Wenn die Schotten Leiceſter und

Northumberland haſſen, den älteren Dudley fürchten, werden ſie Darnley verachten. Er würde vielleicht den geringſten Widerſpruch, aber auch das geringſte Anſehen haben!"

„Ob die Familie Lennox darüber Nachricht hat, will ich mich bald durch die kleine Marie verſichern, und das Anſehn, Señor David, ſoll dem nie fehlen, der Maria von Schottlands Hand erlangt. Allerdings iſt Darnley ſehr unbedeutend!"

„Dieſe Liſte überhaupt ſo ernſthaft zu erwägen, Majeſtät, hat nur einen Sinn, wenn man damit umgeht, wirklich eine Wahl zu treffen; da es aber unſere Sache iſt, nur geſchickt allen Inſinuationen auszuweichen, ohne zu kränken, ſo bitte ich, meine Herrin wolle bedenken, daß ſämmtliche Bewerber Engländer, alſo Eliſabeth's Unterthanen ſind. Einen von ihnen heirathen, heißt alſo ſo viel, als England zur Lehnsherrin Schottlands zu machen. Alle ſind energiſche Proteſtanten, den älteren Dudley ausgenommen, Darnley aber hat wohl überhaupt wenig eigene Meinung. Wollen Ew. Majeſtät mir die weitere Entwickelung des Maskenſpiels überlaſſen und ſich nur hüten, des alten Dudley und Darnley gegen Randolph zu erwähnen, ſondern die beiden anderen Bewerber in den Vordergrund zu ſchieben, ſo werden Sie bald ſehen, wie Eliſabeth ſelbſt den Faden der Verhandlungen ſo lang und dünn ſpinnen wird, daß er in Nichts ſich auflöſt, und die höchſt klug geforderten Relationen werden Ihnen eine Gegenliſte „würdiger ſchottiſcher Lords" verſchaffen, die in ihrem Blut und ihren Thaten jedem Engländer die Bahn halten können."

„Haha, und ſchließlich braucht man nur ein Turnier zwiſchen meinen engliſchen und ſchottiſchen Liebhabern auf Tod und Leben auszuſchreiben! Den Letzten, der mit wunden Gliedern übrig bleibt, kann man zeitlebens fürſtlich in einem Spital unterbringen! Gut, gut, ich folge Ihnen! Sie werden der Dritte bei meinem Petit-Diner mit Randolph ſein!" Sie winkte Rizzio, zu gehen.

„Er iſt ſcharfſinnig wie kein Anderer und treu wie

Gold! — Wie ſein Auge ſich tief mir in die Seele bohrte, als von Darnley die Rede war und ich Grey nicht mochte. — Er iſt eiferſüchtig!! — Armer Rizzio, ertapp' ich Dich doch auf etwas Selbſtſucht? O Männer, Männer! — Aber ich will die kleine Marie doch aushorchen, ob ihr Herr Bruder nicht wenigſtens etwas von dieſer edlen Eliſabeth inſpirirt worden!" —

Während öffentlich wie heimlich dieſe Heirathsintrigue zwiſchen Eliſabeth und Maria, Rizzio und Randolph ihren ſchleppenden Diplomatengang nahm und, durch den ſchlauen Italiener geleitet, Maria zwiſchen Leiceſter und Northumberland ihr Intereſſe zu theilen ſchien, alſo unter diejenigen Bewerber, welche Eliſabeth am wenigſten genehm ſein mußten, konnten die ſchottiſchen Lords vom Staatsrath, voll bitteren Aergers über dieſe Angelegenheit, nichts weiter thun, als mit ſcheinbarem Eifer an die Aufgabe gehen, das Vermählungsproject ſowohl ihrerſeits, wie die adligen Relationen zu prüfen, welche zahlreich genug von proteſtantiſcher wie von katholiſcher Seite einliefen. Sie mußten ſogar noch froh ſein, daß ihnen dabei alſo eine Stimme geſichert blieb, denn liberaler konnte Maria ſchwerlich erſcheinen, als wenn ſie ihre Hand nicht ohne das Votum ihrer Unterthanen vergab. Dennoch ſahen die Lords eben ſo gut, daß es ihr mit der Sache nicht Ernſt war, fühlten ſehr wohl, daß Maria alle etwaige Schuld des Mißlingens der Heirath nun auf die Schultern des Staatsraths wälzen und gerade ihre Hauptfeinde, die bisherigen Anhänger Eliſabeth's, dem Haß derſelben ausſetzen wolle. Um andererſeits dieſe ſchwüle Stille zu brechen, die Königin von der engliſchen Allianz und der Heirath, falls ihr Beides doch Ernſt ſein ſollte, abzuhalten, ward der Glaubenseifer der Calviniſten geſchürt, wurden die Angriffe auf den Katholicismus immer häufiger, und die Kanzel wurde zum politiſchen Katheder. Hatten doch die Calviniſten wie die Lords alle Urſache, vom feſten, männlichen Regiment für ihre Extravaganzen nichts Gutes zu erwarten. Jeder handelte dabei alſo ganz zu ſeinem Vortheil. Rizzio andererſeits hoffte, trotzdem er die Laune, die Eitelkeit und den Frauenſtolz Maria's ſehr gut kannte, ſie werde nach ſo düſteren Erfahrungen nicht mehr die Beute ihres Herzens werden, ja, ſich nach und nach beſtimmen laſſen, ihr Geſchick, wenn ſie es wirklich an einen Mann zu ketten beabſichtige, in des älteren Dudley-Gray Hand zu legen, der ihm der einzige Mann zum Heile Schottlands zu ſein ſchien. Aber lag der Grund nur an jener unglücklichen, oft gedankenloſen Leichtblütigkeit, die Maria Dinge thun ließ, welche an ſich ſehr unſchuldig und unverfänglich ſein mochten, ihr aber ſpäter oft genug großes Weh bereiteten, kurz, die Königin ſpielte ihrem ergebenſten Freunde Rizzio einen heimlichen Streich, der nicht allein für ihn, ſondern auch für ſie ſelbſt mit Elend und Untergang enden ſollte.

Die Verhandlungen waren gerade im beſten Zuge. Die Heirathsfrage hatte die Neugier wie das Mißtrauen aller Parteien außerordentlich in Anſpruch genommen, und man gab ſich allſeitig die größte Mühe, den Inhalt von Eliſabeth's Schreiben und die Namen der Bewerber zu erforſchen, als ſich die Königin im vertrauten Cirkel ihrer Damen befand und in dem bewußten Thurmzimmer an einer jener großen Tapiſſerien beſchäftigt war, welche damals noch den Stolz jeder vornehmen Haushaltung ausmachten, und in Geſtalt von Teppichen, Vorhängen, Tapeten, Altardecken, Meßkleidern und Einſätzen von Roben und Mänteln höchſt beliebt waren. Lady Argyll, die Oberhofmeiſterin, war, da ihr Gemahl auf einer Reiſe nach Dundee erkrankte, mit Erlaubniß Maria's zu ihm geeilt, und die älteſte der vier Marien, Lady Flemming, hatte deren Functionen übernommen. Dieſe Stunden, wo ſie vereint um den Teppich ſaßen, ſtickend, ſcherzend, von Allerlei plaudernd, in denen Maria ihr Herrſcherthum vergaß und ſich in ihre glückliche Jugend zu St. Germain zurückträumte, waren ihre ungetrübteſten.

Heut' ſchien die Königin indeß mit ganz eigenen Gedanken beſchäftigt und weder den Romanzen der alten Trouvers, welche Seyton vorlas, noch den ſchottiſchen und gäliſchen Balladen und Rhapſodien zu lauſchen, die Marie Leslie, ein ächtes Hochlandsmädchen, ſo meiſterhaft zu ſingen verſtand. Vielmehr ſchien dieſe Unterhaltung heut' ihren Widerſpruchsgeiſt ihren Hang zur Ironie zu wecken. Daraus erwuchs ein kleiner äſthetiſcher Streit über die Frage: weshalb Volkslieder und Dichtungen alle eine gewiſſe Monotonie und den Mollcharakter beſäßen, und wie es komme, daß dagegen kunſtreichere Dichtungen und Sänge, wie die der Italiener und Franzoſen, bei aller Anmuth doch der tieferen Gluth des Volkstons entbehrten? — Sofort bildeten ſich zwei Parteien, und ein Worfgefecht mit Gründen und Gegengründen begann, das immer heftiger ward und bei dem ſich die Königin weniger betheiligte, als ſie ſich dadurch amüſirte, das Feuer der Streitenden anzuſchüren. Als der Kampf zu ſeiner Höhe gediehen, und ſchon ſtark mit Spöttereien und kleinen perſönlichen Bemerkungen garnirt zu werden drohte, unterbrach die Königin ihn lachend.

„Bei unſerer Frau, Mädchen, wollt Ihr wohl ſchweigen? Sollte man nicht glauben, es gelte Tugend und Leben zu vertheidigen? Es fehlt wahrlich nicht viel, ſo würdet Ihr Euch bei den Köpfen nehmen, ein feiner Austrag für einen poetiſchen Streit! Nein, nein, ſo kommen wir nimmermehr zu Ende! Da Wir aber ſelbſt zu viel Intereſſe daran nehmen und Uns gründlich darüber belehren wollen, Euer Eifer überdem ſo groß iſt, daß die kleine Seyton bereits falſche Stiche macht und die Leslie eben nahe daran war, dem goldnen Bären dort ein blaues Geſicht zu ſticken und die Naturgeſchichte mithin um eine neue wunderbare Art von Ungeheuern zu bereichern, ſo verordnen, befehlen und decretiren Wir, daß Du, kleine wilde Leslie, ſofort Deinem edlen Ohm, dem Biſchof von Roß, einen Beſuch machen, Deinen Fall ihm vortragen und Uns ſeine Meinung bei der heutigen Mittagstafel erbitten ſollſt; Seyton, Deine Gegnerin, ſoll Dich begleiten, damit der hochwürdige Herr auch die Gegengründe höre. Du, liebe Flemming, wirſt Befehl wegen Unſres Gaſtes geben und in Unſerer Bibliothek, unterſtützt von dem gelehrten Doctor Scroobie, Uns das Werk „de arte poetica“ — den Verfaſſer kenne ich nicht — aufſuchen. In ihm iſt unſer Thema ausführlich behandelt, bring' es mir, Scroobie ſoll es Uns bei dieſer Gelegenheit mit ſeinen eigenen Gloſſen erläutern. Unſere Lennox mag Uns indeß Geſellſchaft leiſten, ſie iſt ohnehin zu ſtill für Eure lärmenden Disputationen.“

Die Damen leiſteten ſogleich den erhaltenen Aufträgen mit einem Eifer Folge, welcher bewies, wie ſehr jede Partei auf den Sieg ihrer Anſicht pochte. Maria blieb mit der Lennox allein.

„Gott ſei Dank, daß dies zwitſchernde Volk aus dem Vogelhag entflattert iſt und man ſeine fünf Sinne wiederfindet! Du warſt die einzig Stille dabei. Ueberhaupt bemerken Wir, Kind, daß Du in letzter Zeit ſehr ernſt geworden; fehlt Dir etwas?“

„Mir?“ ſagte die junge Dame erſtaunt. „Nein, Majeſtät! Ich wüßte nicht, daß ich anders bin, als ſonſt! Habe ich meine Herrin durch mein Benehmen mißgeſtimmt?!“

„Gott bewahre, kleine Närrin! Was Du auch gleich für ängſtliche Mienen machſt, als wäre Unſere Ungnade und Deine Entlaſſung vor der Thür? Aber verheimliche doch Deine Gefühle nicht! Ich weiß, daß Du Uns liebſt, aber womit wäre denn dieſes ſtille, blöde Weſen zu rechtfertigen, dieſes leidende Unterordnen unter Deine Genoſſinnen, wiewohl das Blut der Stuarts Dir ſogar einen kleinen Vorrang giebt, der Dir auch werden ſoll, wenn Du älter biſt, Schätzchen; — aber woher käme das, wenn Du nicht Kummer hätteſt? Es iſt ja auch ſo verzeihlich, armes Ding, denn bei all' Unſerer Liebe zu Dir mußt Du doch ſchmerzlich empfinden, daß Du von Deinem Eltern, Deinem Bruder getrennt biſt, die Deinen in Abhängigkeit zu Eliſabeth ſtehen, während die Rechte Deines Vaters in Schottland unter der vorigen Regierung annullirt wurden. Wir wünſchten, dem wäre nicht ſo, Graf Lennox hätte ſeine ſchottiſchen Beſitzungen wieder und Ich einen treuen Unterthan mehr. Es würde Dir in Unſerem trotzigen

Lande gewiß dann leichter werden, einen wackern Edelmann zum Gemahl zu erhalten, wenn Deine Familie die Mittel hätte, Dich mit Glanz und Beſitz auszuſtatten. Wir begreifen überhaupt nicht, wie eine Familie, deren Haupt mit gutem Recht ſich Unſern Oheim mütterlicher Seits und einen ächten Stuart nennen darf, in England ſein ſoll, als wäre ſie verbannt!"

„Majeſtät, unſere Familie ward von Eurer Majeſtät erhabenen Mutter, der Königin-Regentin, aus Schottland verbannt!" ſagte ſtaunend Marie Lennox. „Meine Verwunderung über die wohlwollenden Aeußerungen Ihro Majeſtät iſt —"

„Still, Mädchen! Was iſt da zu verwundern? Wir haben dem Drängen Unſeres Volkes ſo Manches nachgeben müſſen, was Uns große Ueberwindung, ja tiefe Gewiſſensſcrupel gekoſtet, warum ſollten Wir nicht die Hand dazu bieten, ein — Unrecht, faſt kann ich's ſo nennen, gut zu machen, das Uns eines Verwandten, eines treuen Unterthans beraubte? Treue Unterthanen thun Uns Noth!"

„Und Majeſtät wollten die unendliche Huld haben, die Rechte meiner Familie in Schottland herzuſtellen?!" rief Lennox glühend. „Iſt mir erlaubt, das den Meinen zu ſchreiben?!"

„Nicht ſo laut, thörichtes Kind! In Deinem Jubel, glaub' ich, würdeſt Du's vom Caſtell trompeten. Hör' Uns an. Wir können direct für die Deinen nichts thun; das Parlament hat die Confiscation der Güter Lennox' einmal ſanctionirt und vollzogen. Wollten Wir verſuchen, das rückgängig zu machen, ſo würden die Herren gewiß ſaure Mienen machen. Wir dürfen davon gar nichts wiſſen, wenn es glücken ſoll. Schreibe Deinem Vater, er ſolle mit ſeinem Sohne — Heinrich heißt ja wohl Dein Bruder, Heinrich Darnley — incognito in Edinburgh erſcheinen, ſeine Bitte bei Maitland, St. Andrews, den Herren vom Rath anbringen und es mit John Knox nicht verderben. Dann bilden ſich die Lords ein, mit der Reſtitution eine Ungerechtigkeit der Krone gut zu machen;

ein gewaltig Reizmittel für ſie. Sie werden in Uns dringen, und Wir werden, ſcheinbar mißgeſtimmt, mit dem Beding einwilligen, daß die Familie Lennox nur in Schottland reſidirt!“

„Und das darf ich ſchreiben?“

„Das darfſt Du. Laß Uns aber Deinen Brief vorher leſen, damit Du nicht Dinge ſchreibſt, die Wir nicht gemeint haben. Und höre, die Grenzen ſind unſicher, wie Du weißt! Morgen reitet Kirkaldy von Grange mit zwanzig Lanzen gen Süden zu John Maxwell, dem magſt Du einen Unſerer Diener als Boten mitgeben, denn Du denkſt gar nicht daran, Närrchen, daß, wenn der Brief in Eliſabeth's oder der Lords Hände fällt, Alles aus iſt! Alſo geh', ſchreib' den Brief, ehe dieſe Schwätzerinnen wiederkommen, Hanna Kennedy ſoll bei Uns ſein!“

Der Brief ward von Marie Lennox geſchrieben, von der Königin geleſen, gut befunden und dann in angegebener Art ſpedirt. — Stille Waſſer ſind bekanntlich tief, und ſolch ein ſtilles Waſſer war Marie Lennox. Tiefer, viel tiefer, als die gute Königin glauben mochte. — Wenn Randolph's Botſchaft und Eliſabeth's geheimes Schreiben ſchon ganz Schottland in Unruhe brachten, ſo iſt es begreiflich, daß die vier Marien gewiß am allerbegierigſten waren, von den Dingen ein wenig mehr als Andere zu erfahren, ganz beſonders war Jede auf den Namen der Bewerber erpicht und entwarf in der Einbildung von ihnen eine Liſte. Wie zu egoiſtiſchen Ideen für ein Mädchen die wenigſte Veranlaſſung war, deren Familie ſo beraubt und von der vorigen Regierung erniedrigt worden, daß ſie in England Schutz geſucht, iſt begreiflich. Dieſe indirecte Eröffnung Maria's aber wirkte wie ein Zauberſchlag! Aus der plötzlichen Gnade der Königin, dem Umſtande, daß ihr Vater in Begleitung ihres Bruders in Edinburgh erſcheinen ſollte, daß die Königin dieſes, bisher ſehr unbedeutenden, Bruders Namen, Heinrich Darnley kannte, das Alles brachte bei der jungen Dame ſehr kecke Combinationen hervor, welche ſie einem zweiten Blatt Papier anvertraute, welches in den Brief eingeſchoben wurde, der an ihren Vater ging, und ſo ſpann ſich hinter David Rizzio eine Intrigue an, die alle übrigen verſchlingen ſollte.

Die Familie Lennox verſtand augenblicklich den Wink der Kleinen. Da ſie keine Ahnung hatte, daß Heinrich Darnley auf Eliſabeth's Liſte ſtehe, und der Anſicht war, das Intereſſe an demſelben ſtamme aus Maria von Schottlands eigenem Kopfe, trug ſie natürlich auch Sorge, ihr Vorhaben vor Eliſabeth möglichſt zu verhüllen.

Zu Königin Eliſabeth's Maximen gegen Schottland, das ſie in tiefſter Seele haßte, deſſen Unabhängigkeit ſie zu vernichten wünſchte, gehörte auch, daß es ihr ſtets angenehm war, wenn der engliſche Adel dort ausgedehnte Ländereien erwarb. Dieſelben traten dadurch nicht nur in eine Art Abhängigkeitsverhältniß zu ihr, ſondern bei einem etwaigen Kriege mit Schottland blieb ſolchen engliſchen Großen nichts übrig, wollten ſie nicht an ihr zum Verräther werden, als ihre ſchottiſchen Vaſallen für England aufzubieten. Dieſes und der große Ernſt, der gute Wille, welchen Maria Stuart zeigte, zwiſchen Leiceſter und Northumberland zu wählen, machte, daß die Bitte des Grafen Lennox: in Perſon ſeinen Beſitz und ſeine Titelrechte von der Krone Schottlands zurückfordern zu dürfen, nicht nur bei Eliſabeth ein geneigtes Ohr fand, ſondern ſie empfahl ſeine Sache noch durch Cecil dem ſchottiſchen Parlamente und Maria. „Ihr Sohn Darnley bleibt doch bei Ihrer Gemahlin zurück, Mylord?“ warf Eliſabeth leicht hin. „Wir hatten bereits im Sinn, Ihre Familie während des Sommers zu Hamptoncourt zu ſehen!“

„Ganz gewiß, Majeſtät, und da es meinem Sohn ohnehin gut thun dürfte, im Dienſte des Landes Erfahrung zu gewinnen, ſo ſtelle ich Höchſt-Ihrer Gnade anheim, ihn in einer Weiſe dienen zu laſſen, die Eurer Majeſtät am beſten zuſagt. Sobald derſelbe mit meiner Frau zurückkehrt, welche mich bis Richmond begleitet und dort die Gräfin, ihre Nichte, auf eine Woche beſuchen will, ſollen ſie Eurer Majeſtät ſogleich aufwarten!“

„Das iſt wohlgeſprochen, Lennox,“ lächelte Eliſabeth.

„Wir werden eifrig darauf ſinnen, Ihrem Sohne in Unſerm Dienſte Gelegenheit zu Ruhm und Stellung zu geben, alſo reiſt glücklich!“ Sie entließ den Grafen mit einem Handkuß und der feſten Ueberzeugung, daß Darnley's Name auf der Freierliſte Maria's nur eine glänzende Null ſei.

Graf Lennox reiſte unter ſtarker Bedeckung nebſt Frau und Sohn bis Richmond und ſetzte von dort mit wenigen Begleitern allein ſeinen Weg nach der ſchottiſchen Grenze fort. Weiß Gott, wie es geſchah, ob der gute Graf ſeine ſonſtige Klugheit und Mäßigung bei Seite ſetzte, etwa Einer ſeiner Leute ungebührlich ſich betrug oder die ganze Sache abgekartet war, kurz, er kam mit John Maxwell, dem Lord des Grenzdiſtricts und Grenzwächter von Schottland, in Streit, und Einer ſeiner Leute brachte die Nachricht nach Richmond, Graf Lennox ſchwebe in äußerſter Gefahr, aufgehoben zu werden. Während die kluge Lady die Hände rang, warf ſich Herr Darnley auf's Pferd, nahm ſeine Reiſigen und ſtürmte hinweg, ehe ihm noch Graf Richmond mit ſeinen Reitern und ſeinem beſonnenen Rathe folgen konnte. Als der Letztere an die Grenze kam, hieß es, Graf Heinrich habe ſeinen Vater wohl aus der Gefahr befreit, aber es für ſicherer gehalten, ihn zu begleiten. Die klügſte aller Herrſcherinnen, die raffinirteſte aller Frauen, Eliſabeth, war in einer ziemlich plumpen Weiſe und zugleich ſo überliſtet, daß ſie, verblendet genug, ſogar noch der Sache der Lennox Vorſchub that. Wohl wurde ſie argwöhniſch, als ſie die ganze Geſchichte hörte, und daß Graf Darnley den Vater begleitet hatte, aber der Bericht Richmond's und der ſchlechte Ruf, in welchem die unruhige Grenze und der wilde Maxwell ſtanden, ſchließlich die zornige Behauptung der erbitterten Lady Lennox: daß ſie gewiß überzeugt ſei, Maria Stuart habe von dem Unternehmen ihres Mannes, ſeine Rechte in Schottland zu fordern, Wind bekommen, und wolle nun hinterliſtig ſein Erſcheinen verhindern, beſänftigte Eliſabeth nicht nur, ſondern ſie glaubte dieſem Argumente um ſo lieber, weil ſie eben alles Schlimme bei der Stuart ſtets gern vorausſetzte.

Sie befahl Randolph, Lennox' Sache kräftig zu unterſuchen, bei Maria über Maxwell Klage zu führen, Darnley aber zugleich zu überwachen und für ſeine Rückkehr zu ſorgen. Man ſieht, wie es einer verhältnißmäßig nur geringen Unbeſonnenheit Maria Stuart's bedurfte, in einer Zeit, die ſo gierig nach jeder Art der Intrigue und des Eigennutzes war, eine Kette von Urſachen und Wirkungen zu ſchaffen, aus denen, wie aus Pandorens Büchſe, Unheil hervorging.

Es war im Mai deſſelben Jahres. Das erſte Grün ſchmückte Arthur's Sitz und die Ufer des Forth, als Marie Lennox, die bedeutend zutraulicher zu Ihro Majeſtät geworden, ohne daß es dieſelbe zu beachten oder zu erwiedern ſchien, derſelben eines Tages, wie ſie einen Augenblick allein waren, zuflüſterte, daß ihr Vater und ihr Bruder angekommen ſeien.

„Wer iſt angekommen? Dein Vater und Dein Bruder? Was fällt Dir ein, Mädchen? Was wollen die hier, es ſei denn in Eliſabeth's Dienſten?!“ Und ſie blickte ſie ſtreng und erſtaunt an.

„Aber, Majeſtät, Sie —, will ſich meine hohe Herrin denn nicht erinnern, daß Sie mir gnädigſt auftrugen —“

„Ah richtig! Wir wiſſen es nun!“ ſagte Maria raſch. „Wie können wir auch bei ernſten Geſchäften ſo unbedeutende Dinge im Kopf behalten! Dein Vater will bei dem Parlament um Reſtitution ſeiner Güter antragen? Gut, er wird wiſſen, an wen er ſich zu wenden hat! Wir miſchen uns nicht hinein! Meint der Staatsrath Uns dieſelbe vorſchlagen zu können, ſo wollen Wir, aus Liebe zu Dir — aber weine nicht, Schäfchen — dann wollen Wir ja eben thun, was Wir können. Das heißt,“ und ſie dämpfte ihre Stimme, „wenn Dein Vater klug genug iſt, ſich im Holyrood-Palaſt nicht bemerkbar zu machen. Eliſabeth ſoll nicht fürchten, Wir möchten ihr Unterthanen abſpenſtig machen!“

Das war allerdings ſehr geeignet, den ſtolzen Hoffnungen der Lennox ein kaltes Bad zu bereiten. Ein Herrſcher, welcher ſeinen eigenen Plan verleugnet und ihn anderen Leuten unterſchiebt, um ihn lau behandeln zu dürfen, beſagt damit, daß er ihn fallen läßt. — Marie Lennox kannte aber ihre Gebieterin beſſer, um ſo ſcharf zu urtheilen. So launenhaft Maria war, wußte jene doch, daß ſie nie falſch, nie ſich ſelber treulos wurde, wiewohl ſie ſich oft kein Gewiſſen machte, unter einer Verſtellung, und ſelbſt einer kleinen Lüge, ihre eigenen Gefühle zu verbergen. So kam die Hofdame auch hier zu dem Schluß, daß gar kein Grund zur Furcht, viel eher zum Gegentheil vorhanden ſei. Daß ihr Vater wie ihr Bruder die größte Vorſicht nöthig hatten, gab ſich durch der Königin indirecte Beſorgniß, ſie im Palaſte zu ſehen, genügend kund; aber das mochte doch die Ihrigen nicht hindern, alle drei Tage einmal bei Holyrood-Palace vorüber zu reiten, um Schweſter und Tochter zu ſehen. War's denn ein Verbrechen, wenn dann Majeſtät gerade dazu kam?! —

Im Juni dachte der Hof nach Stirling zu gehen. Es winkten die blauen Seen, die grüne Haide und das luſtige Spiel der Reiherbeize. Die Königin hatte im kleinen Audienzſaal einer Sitzung des Raths und ſeiner weitläufigen Verhandlungen mit Randolph beigewohnt, dann ſich in ihrem Gemach umgekleidet, und trat nun in's Thurmzimmer, als ſie Marie Lennox an ihrem Platze am Fenſter gewahrte, die einige Zeichen nach außen gab.

„Mit wem pflegſt Du um dieſe Zeit ſo eigenthümliche Unterhaltung?!" Damit ſchritt Maria haſtig zu ihr, ſelbſt hinausblickend. In demſelben Moment erſchien Rizzio unter der Thür des Antichambres.

„O Verzeihung, Majeſtät! — Es iſt nur — mein Vater und mein Bruder!"

„Das iſt Dein Bruder?! Bei unſerer Frau, ein ſchöner Mann!! — Du ſollſt gewiß meine Unterſchrift zur Reſtitution der Güter haben, falls er ſchottiſcher Unterthan bleibt!"

Sie neigte huldvoll ihr Haupt gegen die Straße, um einen Gruß von außen, wie es ſchien, zu beantworten. Schon wollte Marie Lennox, die endlich ihre Liſt geglückt ſah, freudeglühend danken, als ein Hüſteln Rizzio's beide Damen aufſchreckte.

„Was iſt das, Señor? Konnten Sie ſich nicht melden laſſen?“

Rizzio ward todbleich. „Majeſtät,“ ſagte er, „auf Ihren ſpeciellen Befehl pflege ich Ihr Privatgemach ungemeldet zu betreten. Ich ſtelle anheim, ihn zurückzunehmen. Wäre überdies die Angelegenheit nicht dringend, ſo würde ich Höchſt-Sie bereits von meiner unangenehmen Gegenwart befreit haben!“

Das war ein Ton ſo kalt, ſo klagend und ſo bitter dabei, wie Maria Stuart ihn noch von David nie gehört.

„Verlaß uns, Lennox, geh' in's Vorzimmer!“ — Die Dame ging.

„Und welche dringende Angelegenheit macht es nöthig, Señor, die Königin zu erſchrecken?“

„Bisher erſchreckte Maria Stuart nur vor ihren Feinden, vor David Rizzio nie! Derſelbe konnte natürlich nicht ahnen, daß jede Angelegenheit gering ſein *muß*, ſobald an den Fenſtern von Holyrood der künftige König von Schottland vorüberreitet!“

„Gottes Tod!“ und Maria preßte beſchämt und beleidigt die Hand auf den Buſen, „das iſt etwas zu viel für den Lautenirer von Turin, der vom Laquaien Moretto's bis in mein Zimmer erhoben worden! Es giebt eine Grenze, wo Schweigen Gutmüthigkeit und Gnade Mißbrauch iſt!“

„Ich bezweifle nicht im Geringſten, Königin, daß ein einziger Anblick des Grafen Darnley genügte, um David Rizzio entbehrlich erſcheinen zu laſſen! Daß ich von einem Lautenirer und Laquaien zu dieſer Stelle kam, verdanke ich nicht *meinem* Werth, ſondern der edlen Gunſt und Freundſchaft eines theuern todten Mannes! Chaſtelard konnte — enthauptet, Rizzio kann nur *fortgejagt* werden! Ich erwarte dieſes moraliſche Todesurtheil!“

„Herr, Herr!“ rief Maria außer ſich, „Ihr reizt mich, bei Gott, zum Aeußerſten, und ich könnte jeden Funken Milde vergeſſen, wenn die Sache nicht ihre naive

Seite hätte! Ich konnte mir wohl denken, Meiſter David," und ihr Geſicht zeigte äußerſten Hohn, „daß meine Huld Sie ſtolz und Ihren Urſprung vergeſſen machen könne, aber daß dieſelbe zu Illuſionen verführen werde, die Sie ſogar — eiferſüchtig machen, haha, das — natürlich konnte mein Verſtand nicht träumen!!"

Eine tödtliche Wunde hätte kaum eine größere, plötzlichere Veränderung in den Zügen des Mannes hervorbringen können, der jetzt, leichenfahl, die Papiere aus zitternder Hand verlor, aufſchluchzend wie ein Kind ſein Geſicht bedeckte, dann wie in einer ohnmächtigen Anwandlung die Pfoſten der Thür, dann die Lehne eines Seſſes packte, und endlich lautlos auf ihn niederglitt.

Die Königin, entſetzt, ihre unüberlegte Hitze eben ſo ſchnell bereuend, wie ſie erwacht war, wollte um Hülfe ſchreien. Aber durften andere Augen dieſe Scene ſehen? Sie ſtürzte zu ihm, ſie ſuchte den Wankenden aufzurichten, ſie führte ihn zum Erker in ihren weichen Seſſel, benetzte ihr Schnupftuch mit Waſſer, kühlte ſeine Stirn, und während die Thränen über ihr Geſicht rannen und ſie ihn in leiſen, liebevollen, ſchmerzgepreßten Tönen um Verzeihung bat, lehnte ſie das Haupt des Señor an ihre ängſtlich hochpochende Bruſt.

David Rizzio erwachte wie aus einer Betäubung. Er preßte ihre Hand krampfhaft und ſagte gramvoll: „O, Majeſtät, erniedrigen Sie ſich nicht ſo tief!"

„David, ich bitte Dich, ſprich ſo nicht mehr! Du, der mir theurer als ein Freund, beſſer als ein Bruder, edler biſt als Alle, die je Fürſten gedient, kannſt Du im Ernſt das glauben? Ich mich erniedrigen vor dem, der mein armes, unſeliges Herz, alle meine thörichten Gefühle, die Schmerzen meines Lebens kennt?!" Schluchzend ſenkte ſie ihr Haupt zu dem ſeinen nieder — Maria Stuart küßte Rizzio, den Lautenirer!

Ein Moment kurzer, unendlicher Seligkeit, ein Flug aus den Klüften der Hölle zum Himmel war's — dann drängte er ſie, leiſe bittend, weg, ſchüttelte ernſt ſein bleiches Haupt und ſtand auf.

„Majeſtät,“ ſagte er leiſe, „wenn Sie es denn wiſſen wollen, ja, — ich liebe Sie! Aber nicht wie der Mann das Weib, wie der ehrgeizige Günſtling die Gebieterin oder der treue Hund nur den Herrn, — ich liebe Sie, wie ſelbſt der Bettler den Engel lieben darf, liebe Sie mehr wie Hoffnung, Seligkeit und Leben! Kann das ein Verbrechen ſein, ſo iſt das Ihre, daß Sie geboren wurden! Dieſe Liebe aber läßt mich nichts ſinnen als Ihr Glück, und könnte ich's vom Geſchick in dieſer Stunde erkaufen, ich ſtürbe gern zu Ihren Füßen! — Hören Sie mich an, Königin, wenn Sie Mitleid mit mir, wenn Sie Liebe zu ſich ſelber haben! Ich ahnete, wie es kommen mußte, und fühle, wie es enden wird! Sie verſprachen mir, nur Königin zu ſein, — Sie können es nicht! Einmal nur haben Sie Heinrich Darnley geſehen, und Ihr Antlitz, Ihr Benehmen, daß —, daß Sie mich ſo verwunden konnten, — es beweiſt, daß dieſer eine Blick genug war!“ Er zog ein Kreuz von Ebenholz aus ſeinem Wamms. „Ich will jetzt nicht fragen, ob Graf Darnley Ihnen gefällt und Sie ihn lieben, aber ich will Sie nach einem halben Jahre danach fragen, und auf dieſes Zeichen der Erlöſung ſchwöre ich: daß, wenn Sie ihn dann noch lieben, ſo ſoll Darnley Ihr Gatte und König ſein, und hätte er nicht eine Lanze mehr in's Feld zu ſtellen! Aber ich bitte Sie um Gottes willen, bis die Reſtitution vollendet, dieſe Heirathsfarce mit Eliſabeth beendet, alle meine Schachzüge geglückt ſind, kurz, bis ich nach ihm frage, ſehen Sie Darnley nicht wieder, ſonſt, ſo wahr wir an Seligkeit und Strafe glauben, iſt Ihre Krone wie Ihr Leben nicht einmal ſoviel als der Scherben werth, welchen einen Bettler wegwirft!“

„Ich ſchwöre es Dir, Du über Alles Treuer, der über meinem Glücke ſo ſich ſelbſt vergißt!!“

„So laſſen Sie mir zum Zeichen an dieſe Stunde, Majeſtät, in der Sie mich zum Tode gekränkt und mich — geküßt, dieſes Tuch, das mit unſeren Thränen benetzt ward!“

Er ſteckte das Taſchentuch der Königin in ſein Wamms und ließ die Königin allein. —

Maria wartete wirklich. Graf Lennox und Darnley ritten nicht mehr vorüber, die Königin ſprach ſelten und dann nur höchſt gleichgültig von ihnen. Die Reſtitution der Güter Lennox' erfolgte im December deſſelben Jahres durch das Parlament, Darnley ließ ſich in Schottland nieder, und die Königin Eliſabeth, nachdem in der ſogenannten Geſandtenconferenz zu Berwick faſt alle Heirathsprojecte in Schaum verrannen, war außer ſich und ahnte das Schlimmſte. Dieſem Zuſtande ein Ende zu machen, kam Lord Randolph nach Fiſe, wo im Januar 65 Maria eben Hof hielt, um definitiv auf den Wunſch zu dringen, daß Maria Stuart ſich entweder für Leiceſter oder Northumberland entſcheide. Dies war um ſo wichtiger, als Heinrich Darnley und Graf Lennox unter den Anhängern John Knox' und vielen calviniſtiſchen Lords, beſonders der gemäßigten, jetzt ſehr großen Mittelpartei viel Freunde gewonnen hatten. Die Conferenz, welche Maria Stuart in Anweſenheit des Staatsraths mit Randolph pflog, war ziemlich ſcharf.

„Nachdem Unſere Schweſter von England,“ ſagte ſie ſtolz, „ſo lange und eifrig für Uns nach einem Gatten geſucht, fanden Wir es endlich an der Zeit, daß ſie auch Sorge trüge, ſich ſelbſt mit dieſem Glücke zu verſorgen. Wenn Wir, aus Achtung vor ihr und von dem Wunſche guter Nachbarſchaft geleitet, zwei ihrer vorgeſchlagenen Bewerber, die Herren Northumberland und Leiceſter, wirklich einen Augenblick in's Auge faßten, ſo glaubten Wir zu erwarten, daß, wie es ſtets des Mannes Sache iſt zu werben, die der Frau aber anzunehmen oder nicht, auch dieſe Lords ſich ſolcher männlichen Pflicht unterziehen würden. Dies iſt nicht geſchehen, und Wir begreifen, warum es nicht geſchah! Lord Leiceſter ſteht Unſerer königlichen Schweſter ſelbſt zu nahe, und Mylord Northumberland iſt ein zu guter Engländer, um das zu wagen; das ganze Project, wie die Conferenz zu Berwick bereits klar genug gemacht, iſt als für immer geſcheitert zu betrachten. Wenn die

Majeſtät von England Uns keinen europäiſchen Souverain als Bewerber vorzuſchlagen wußte, ſondern allein Engländer, alſo bloße Unterthanen, und zwar ihres Landes, dieſer Ehre für würdig hielt, ſo ſehen Wir auch nicht ein, warum Wir, wenn Wir wirklich noch einmal Uns zur Vermählung entſchließen, nicht mit viel beſſeren Gründen einen edlen Schotten, einen Sohn Unſeres eigenen Landes wählen ſollten! Könnten Wir auch dann nicht hoffen, daß Unſere theure Schweſter das ſo lange ſtreitige Titelrecht einzuräumen willens wäre, ſo dürfte das Unglück dieſer Verweigerung doch reichlich durch die beruhigende Gewißheit aufgewogen werden, daß Schottland nie unter Englands Lehnshoheit fallen kann! Das iſt Unſere letzte, unabänderliche Aeußerung in der Sache, und Wir erſuchen den Lord Randolph, ſeiner Herrſcherin zu ſagen, daß Unſere weibliche wie königliche Freiheit Uns zu theuer ſei, um irgend Jemandem, ſelbſt Unſerer theuern Schweſter, hinfort den geringſten Einfluß auf dieſelbe zu geſtatten!!" — Das war verdammt deutlich! — Eliſabeth war überliſtet, die Schotten waren geſchmeichelt, und Maria hatte nun freies Spiel.

Bald darauf, den 16. Februar, fand zu Wermycaſtle, wohin Maria mit dem Hofe gegangen war, ein Hofball ſtatt. Die ausgezeichnetſten Häupter ihrer Anhänger mit ihren Familien waren zugegen. Eben wurde eine Galliarde beendet und die Königin kehrte an Lord Murray's Seite zu ihrem Platz zurück, als die Thür ſich öffnete und David Rizzio, wie immer ſchwarz gekleidet, ſehr blaß, aber lächelnd eintrat. Er führte Lord Lennox und Heinrich Darnley ein.

„Meine erhabene Gebieterin," ſagte er, „wolle das Außergewöhnliche verzeihen! Ich ſtelle Ew. Majeſtät zwei gute Schotten von königlichem Blute, Lord Lennox und ſeinen Sohn Graf Darnley vor, die Höchſt-Ihnen für die Wiedereinſetzung in ihre Unterthanenrechte danken wollen. Dies iſt um ſo dringender zu thun, als Lord Lennox, der Vater, ſchleunigſt nach England zurück muß, weil Königin Eliſabeth, vielleicht im Unwillen über das Fehlſchlagen gewiſſer Dinge, die Gräfin Lennox in den Tower geſetzt hat, worüber wir wohl werden Erklärung fordern müſſen. Damit wird nothwendig die Frage zuſammenhängen, deren Beantwortung Ew. Majeſtät mir nach Erledigung gewiſſer Angelegenheiten zugeſagt haben. Ich werde morgen ſo kühn ſein, um definitiven Beſcheid zu bitten.“

Die Königin ward purpurroth und zitterte leiſe. — Später ließ ſie ſich mit den beiden Lords in eine längere Unterhaltung ein. Im Laufe des Feſtes tanzte die Königin dreimal mit Heinrich Darnley, und ſie plauderten dabei höchſt lebhaft. David Rizzio wurde Heinrich Darnley's Brautwerber.

IV.

Als der Italiener am andern Morgen in das Gemach der Königin eintrat, fand er ſie zerſtreut und verlegen.

„Lieber David, Sie — Sie haben mich geſtern wirklich höchlich überraſcht mit Darnley's Vorſtellung! Sie ſind — faſt — zu treu in dem, was Sie verſprechen!“

„Meinen Sie, Majeſtät? — Täuſchen Sie ſich doch nicht ſelbſt ſo über Ihre Gefühle! — Als Sie Jakob Melville nach der Pavane zuraunten: Lord Darnley ſei der ſchönſte, graziöſeſte, wohlgebauteſte und artigſte Mann, den Sie bisher geſehen, ſtand ich hinter Ew. Majeſtät!“

„Sehr zart allerdings, Señor! Sie wiſſen ſich durch jede Liſt in den Beſitz meiner Gedanken zu ſetzen.“

„Und glaubt Maria Stuart mir dieſelben verbergen zu können?! — Ich habe auf das Kreuz geſchworen, Ihre Wünſche zu erfüllen, wenn Sie mir Zeit gönnten, die Einflüſſe Eliſabeth's und der Lords zu brechen. Sie thaten es, und ich erfüllte geſtern einen Theil meines Schwurs, werde ihn ganz erfüllen, wenn Maria Stuart mir ſagt, daß ſie Heinrich Darnley liebt! — Iſt dem ſo?“

„Ja — nein! — Mein Gott, Señor, wie können Sie ein Frauenherz ſo drängen! — Weiß ich denn, ob er mich liebt, ob ſein Herz ihn zu mir treibt, oder Eitelkeit, Eigennutz, der Glanz einer Krone!?“

„Und wie ſoll David Rizzio das wiſſen? Wie es erfahren? — Wenn Darnley eine Maske trägt, wird er ſie vor mir am wenigſten fallen laſſen; wenn er offen iſt, wird er es gegen die hohe Frau, welche er liebt, wohl am liebſten ſein. — Sie verlangen Aufſchub im Entſchluß, und ich kann Ihre Ueberlegung hierbei gewiß nur billigen. Die Sache des armen Lautenſpielers von Turin war's indeß, Ihnen zu beweiſen, daß — Eiferſucht ihm bei ſeiner Treue nicht im Wege war! Aber bei dieſer ſeiner alten Treue, und da Sie noch keinen Entſchluß gefaßt, muß ich Sie wiederum auf den Ernſt der Zukunft aufmerkſam machen, welcher Sie entgegengehen. Ich habe Eliſabeth's Pläne vernichtet, ihr Luggewebe zerriſſen, habe Darnley den Weg geebnet zu Ihrer Hand: es gehört nur noch ein einziger entſchloſſener Schritt dazu, und Darnley — iſt König! — Die Folgen dieſes Schrittes ermeſſen kann aber kein Sterblicher, höchſtens ahnen, und wenn mich meine Ahnung nicht trügt, werden die Folgen ſehr trübe ſein. Aber Sie haben dieſelben, wie ich jetzt leider nur zu klar weiß, ſelbſt herbeigeführt. Während ich Ihnen den älteren Dudley zu geben wünſchte, veranlaßten Ew. Majeſtät die Correſpondenzen der Hofdame Lennox, und dadurch die Pläne dieſer kühnen Familie. Ach, Ihr Herz hatte Sie ſchon verleitet, ehe es ſich entſchieden, und Sie ſpannen um ſich ſelbſt ein Netz, das Ihnen bereits ſchwer wird zu zerreißen. Eins machen Sie ſich aber klar: iſt Darnley König, ſo iſt Ihnen Eliſabeth's Todfeindſchaft und die offene Empörung Murray's wie ſeiner Anhänger gewiß. Ich fühle mich zwar durch die Art, wie ich bisher Darnley's Angelegenheiten geleitet, ſtark genug, dieſen Folgen zu begegnen, aber — wenn König Heinrich ein Anderer iſt, als der arme Lord Darnley? Wenn er die Opfer vergißt, die es uns gekoſtet, ihn zu erheben? Wenn er mit Undank und unerſättlichem Ehrgeiz uns lohnt und Maria Stuart elend wird?! — Rizzio kann ſterben, wenn damit Ihr Wohl erkauft iſt, aber wenn Sie leben müßten in Gram?! — Ich entfalte dieſes Bild nicht weiter! — Noch iſt es Zeit! Sie halten noch Ihr eigenes Geſchick in Händen!!“ — Er verbeugte ſich ernſt und ging; die Königin verſank in tiefes Brüten. — Zog auch ihr ein ſchattenhaftes Ahnen der unendlichen Nacht durch's Gemüth, welcher ſie unbewußt entgegenging?

Wie Señor David richtig geſagt, war er es geweſen, der Eliſabeth's Pläne zerſtört, die liſtigſte aller Frauen überliſtet! Er war es geweſen, der ſich, nach Darnley's kecken Fenſterpromenaden, heimlich deſſelben angenommen, ihm die Mittel gezeigt, durch Beſcheidenheit, Höflichkeit und Abſichtsloſigkeit die Calviniſten und Lords zu täuſchen, mit Schmeicheleien, Verſprechungen und Juwelen den Staatsrath für ſich zu gewinnen, durch Liebenswürdigkeit die große Partei der Gemäßigten zu feſſeln. Als ein außerordentlich geſchickter, dankbarer Schüler war Darnley Rizzio's Rath gefolgt, und aufrichtige Dankbarkeit ſchien ihn an einen Mann zu feſſeln, der ſo unbeſtechlich und uneigennützig war. Trotzdem traute der Italiener Herrn Darnley nicht, noch weniger verließ er ſich auf deſſen Freundſchaft. Rizzio war nach beiden Seiten hin, das fühlte er, ein vorbeſtimmtes Opfer ſeiner Treue an Maria. Nahm ſie Darnley, wie war König Heinrich fähig, den Gedanken zu ertragen, einem Lautenirer verpflichtet zu ſein? Gab Maria Darnley ihre Hand nicht, ſo erſchien der Señor Letzterem als Zerſtörer aller ſeiner kühnen Hoffnungen, und war dem beleidigten Stolze der Lennox verfallen. — Nach ſeiner Perſon indeß zu fragen, hatte dieſer edle Mann ſtets vergeſſen, und wenn je ſelbſtiſche Empfindungen ſich in ſein Herz geſchlichen, ſo waren ſie an jenem Tage, wo er vor der Königin zuſammenbrach, durch die Schmach und Scham erſtickt, welche ſie dem treueſten Herzen, das ihr ſchlug, bereitet hatte. Rizzio's Religion war die Pflicht der Treue, für dieſe zu kämpfen, zu fallen, wurde ſein Schickſal. —

Heinrich Stuart, Graf Darnley, Sohn des Lennox, war ein athletiſch gewachſener, vollkommener Mann mit dem Kopfe eines Apollo. Aber nicht die ſelige königliche Heiterkeit dieſes Gottes umſtrahlte ſeine Mienen, ſondern der kecke Trotz, die aufſprühende Laune und die hämiſche Verſchlagenheit der Stuarts, deren Blut ihn durchſtrömte, wechſelten in ſeinem Geſichtsausdruck. Er konnte fröhlich, konnte liebenswürdig ſein, aber nicht ſo, wie wenn es von innen käme und er gar nicht anders könne, ſondern als ſei das eine Form, ſich und Andere zu unterhalten. Wohl konnte ſein Herz glühen und beben, aber nur wenn der Rauſch des Ehrgeizes und Stolzes, großmüthiger Aufwallung oder Sinnlichkeit es erfüllte. Er war wie dazu gemacht, Weiber zu bethören und — zu verlaſſen, und was gerade an ihm ſo ſehr beſtach, war, daß er, ſtatt der Sanftmuth und Grazie des todten Franz, die heiße Gluth eines Chaſtelard mit einer reckenhaften Grandioſität zu vereinen wußte, die wider Willen ſeine Umgebung zur Demuth und Bewunderung zwang. In der Liebe glich er ziemlich einem Jäger und im Ehrgeiz einem Stoßfalken.

Zehn Tage nach dem Ball zu Wermycaſtle, bei einem ähnlichen Feſte, das zu Holyrood in der Bildergalerie gefeiert wurde, wußte Graf Heinrich, der natürlich darauf brannte, zum Ziele zu kommen, der Königin, die er, da ſie ſich abzukühlen wünſchte, in's Thurmzimmer geführt, dort ſeine Liebeserklärung zu machen. Sie erſchrak ſichtlich, aber zürnte nicht. Sie bat ſich, erröthend und zitternd, Bedenkzeit aus, aber Darnley war nicht der Mann, den Augenblick zu verlieren. Alle Schwüre, die im Lexikon der Liebe ſtehen, alle Ueberredungskünſte, die einen hübſchen Mann vor einer jungen Frau ſo vortrefflich kleiden, wurden in's Treffen geführt, ſie ließ ſich das Ja mehr entreißen, als ſie es gab, und ſie wechſelten mit dem erſten Kuſſe heimlich die Ringe! Als Maria in die Bildergalerie zum Feſte zurückkehrte, lag ein wunderbarer Reiz auf dieſer holden, blühenden Frau, der Reiz der Herzensbefriedigung. — Im Laufe des Abends erblickte ſie endlich Rizzio, deſſen großer Blick ſie überall verfolgte. Sie wußte ſich ihm geſchickt zu nähern, und unter dem Anſchein, ihm einen Auftrag zu geben, flüſterte ſie: „David, es iſt geſchehen, er hat mein Wort!“

Rizzio ſenkte in ſtiller Ergebung das Haupt. Es ſchien Maria, als entfalle eine Thräne ſeiner Wimper. Er verbeugte ſich und eilte hinaus. An der Thür des Thurmzimmers berührte Darnley ſeine Schulter.

Ein Wort, Señor!“

„Zu Befehl!“

„Darnley ſchob den Arm unter den des Italieners und zog ihn in das kleine, durch eine Lampe erhellte Cloſet, das zwiſchen dem Thurmzimmer Maria's und der Garderobekammer lag.

„Rizzio, die Königin hat meinen Antrag angenommen!“

Der Señor ließ Darnley's Arm los und faßte ſeine Hand. „So geſtatten Sie, daß Ihr ärmſter, aber treueſter Diener Ihnen als König die erſte ſtille Huldigung bringt!“ er küßte Darnley's Hand.

Heinrich umarmte ihn ſtürmiſch. „Und was, Du theurer, redlicher Freund, dem ich faſt ganz allein dieſes Glück verdanke, was kann ich Dir bieten, Dich zu belohnen?!“

„Sehr Großes, mein hoher Herr! — Nämlich daß Sie Rizzio *das* laſſen, was er beſitzt, Ihr und der Königin höchſtes *Vertrauen*, das Recht, *Wahrheit* zu geben und zu empfangen, und wenn ich erlebe, daß Gott dieſe Ehe und Schottland mit einem *Erben* ſegnet, das Recht, dieſem theuren Kinde die *Kunſt* zu lehren, *wie Könige glücklich werden*! Geſtatten Sie mir, mich für heute zurückzuziehen, ich bin ſehr bewegt!“

„Dieſen Lohn, wunderbarer Mann, ſollſt Du haben!“ rief Darnley erſtaunt, während der Señor mit einem Händedruck hinwegſchritt. „Bei St. Georg und allen Heiligen, ein echter Fürſtendiener! *Der* Mann iſt ohne *allen* Ehrgeiz!“ —

Nachdem Darnley einmal das „Ja“ der Königin empfangen, war ihre Stellung zu ihm nicht mehr zu verheimlichen. — So wie das erſte Gerücht davon den Hof und die Stadt durchdrang, legten Argyll und deſſen Gemahlin ihre Aemter nieder und verließen mit Murray den Hof, nebſt Morton und den Douglas gen Norden eilend, um ſich gegen Darnley zu rüſten. John Knox, der den „rechtgläubigen“ Lennox, ſo lange ſie unbedeutend waren und „gekränkte“ Rechte hatten, günſtig geweſen, wurde nun ihr Gegner. Eliſabeth von England aber, als ſie ſich ſo hintergangen und — während ſie ſelbſt die alte Gegnerin empfindlich zu verletzen und bloßzuſtellen vermeinte — ſich im eigenen Netze gefangen ſah, war außer ſich. Sie verſicherte: an Heinrich Darnley habe ſie nie gedacht, werde ſeine Erhebung nimmer anerkennen, noch dulden. Des Bräutigams Mutter ward, kaum frei, abermals in den Tower geſteckt und dem Grafen Lennox gedroht: wenn er nicht mit Darnley ſogleich zurückkehre, würde ſie ſeine waliſiſchen Beſitzungen in Beſchlag nehmen. Wie demnach alſo Lord Maitland zu London behandelt wurde, da er im Auftrage Maria Stuart's ihren Heirathsentſchluß an Eliſabeth überbrachte, kann man ſich leicht denken. Sie hatte Maria ſolche Vorſchläge gemacht, welche ihr das Heirathen *verleiden* ſollten, und nun heirathete ſie erſt recht, und gerade *den*, an welchen man gewiß am wenigſten gedacht hatte. Noch ehe des Prieſters Hand Maria und Heinrich verbanden, zogen ſich ringsum drohende Wetter zuſammen. Die katholiſchen Lords zürnten, daß Maria einen Proteſtanten heirathete, die Calviniſten, weil Darnley nicht antipapiſtiſch genug ſei, Arran und die wilden Häuptlinge des Nordens wurden aufſäſſig, und Murray's Anhänger organiſirten den Bürgerkrieg, heimlich durch Eliſabeth's Verſprechungen und die Aufreizungen ihres Agenten Trockmorton unterſtützt. Wie ſehr bereits aber die Liebesflamme Maria Stuart's Herz ergriffen, wie wenig ſie bedachte, daß ihr erträumtes Eheglück erſt ſchwer erkämpft ſein wolle, ja wie ihre Gefühle ſie ſo unterjochten, daß ſie die fürſtlichen Dehors nahezu umſtieß, beweiſt, daß, als Darnley zu Stirling an den Maſern erkrankte und ſein Leben in Gefahr ſchwebte, Maria mit der Angſt

BIBL. UNIVERS.

einer verliebten Braut ſelber zu ihm eilte, ihn pflegte und den obſcönen Spott ihrer Gegner hervorrief. Daß Darnley nicht an den Maſern ſtarb, wie Letztere gehofft, ja Maria durch Rizzio mittelſt Verſprechungen, Geſchenken und Belehnungen zwölf Lords, und unter ihnen ſogar Murray und Argyll, überredet hatte, ihren ſchriftlichen Heirathsconſens zu geben, beſtimmten Eliſabeth ſogar, der ſchottiſchen Rebellion gegen Maria unumwunden ihren indirecten Beiſtand durch Trockmorton zuzuſagen, ihr Geld und Waffen zu ſenden. — Daß Murray und Argyll, trotz ihres Haſſes, die Heirathsacte unterzeichneten, geſchah, um Maria ſicher zu machen und einen mit England geſponnenen ſchändlichen Plan zu bemänteln, nämlich Graf Lennox, Darnley und Maria gefangen zu nehmen, die Erſteren nach Berwick an den engliſchen Befehlshaber auszuliefern, welcher ſie in den Tower zu lebenslänglicher Haft bringen ſollte, Maria aber wollte man in Lochleven unter Morton ſo lange feſthalten, bis man ihr Alles, außer dem Schatten des königlichen Namens, genommen habe. Nichtsdeſtoweniger wußte Rizzio's Eifer der Königin eine anſehnliche Schaar zuverläſſiger Lords zu ſichern, die Seytons, Flemmings, Ogylvies und Leſlies waren unerſchütterlich treu, Leute wie Maitland, beide Ruthwen, Jakob Bothwell, Circaldy von Grange, obwohl ſchurkiſch genug, hielten doch aus Vortheil, Furcht und Vorſicht einſtweilen zur Königin.

Maria hatte ſich mit dem geneſenden Darnley von Stirling nach Perth begeben, wollte daſelbſt bis Ende Juni bleiben und dann mit ihrem Gefolge nach Callender zur Taufe des Kindes des Lord Livingſtone gehen. Dies hatten die Verſchworenen durch den falſchen Maitland erfahren und gründeten darauf den Plan: ihr Vorhaben in der Nähe von Kirk of Beith bei dem ſogenannten Papageienbrunnen auszuführen, wo Maria vorüber mußte. Sie hatten die ganze Gegend wie mit einem Netze umſtellt. Murray und Morton lauerten auf Schloß Lochleven, Argyll zehn Meilen weiter in Cambellcaſtle, Lord Rothes legte ſich an der Parrotquelle in Hinterhalt, und Arran lauerte unweit der Königinfurth, im Schloſſe Kinnaal. Eliſabeth, von Randolph unterrichtet, lachte im Voraus über das betrübte Ende von Maria's Brautſtand!

Rizzio, deſſen Auge und Ohr indeß überall war, kam vermöge gewiſſer verdächtiger Anzeichen dahinter, benachrichtigte ſofort die Liebenden, veranlaßte Lord Athol und die Ruthwens, alsbald mit allen Reiſigen aufzubrechen und in einem weiten Bogen Perth zu erreichen, um die Königin ſicher nach Callender zu bringen: Ruthwen benachrichtigte Jakob Graf Bothwell, welcher ebenfalls mit fünfzig Lanzen zu ihm ſtieß, und am Morgen vor dem gedachten Tage rückten dreihundert Reiter ſtill in Perth ein. — Genau wie Maitland den Verſchworenen angegeben, brach Maria Stuart mit Gefolge um Mittag deſſelben Tages, den 2. Juli, auf, ließ durch einen Diener im Wirthshaus „zum Papageien", dicht vor dem Hohlwege, welcher der Papageienbrunnen genannt wird, den Befehl ausrichten, das Nachtquartier von elf Uhr Abends ab bereit zu halten. Der Wirth meldete dies, wie verabredet, ſeinem Grundherrn, dem Grafen Morton, und Lord Murray, und dieſe trafen nun die Vorkehrungen, daß, ſobald Maria im „Papageien" ſei und der Wirth melde, ſie wäre zur Ruhe, der Hohlweg, dann die Königinfurth und die ringsum gelegenen Punkte beſetzt würden.

Es war ein toller, gewagter Ritt! Ein Abenteuer, welches Allen gleich ſehr, beſonders Rizzio zuſagte, der die Seele des Ganzen war. Lord Athol mit fünfzig Reitern zog vorauf, Graf Bothwell mit hundert Reiſigen bildete die Nachhut, die beiden Ruthwens mit hundertfünfzig Lanzen umgaben Maria und Darnley. Der Eifer der Ruthwens und Bothwells, dem hohen Paare bei dieſer Gelegenheit zu dienen, legte hier den Grund zu der ſo intimen und — gefährlichen Freundſchaft, welche dieſe Drei fortan mit Darnley verband. Rizzio war ſchon die Nacht vorher mit hundert Bogenſchützen, welche bisher Maria's einzigen Schutz zu Perth gebildet und, weil ſie nur Fußtruppen waren, wie die Verſchwörer ſehr wohl wußten, die Reiſe ſehr aufhalten mußten, vorausgezogen. Er hatte ſie in Bauernkittel geſteckt, unter denen die Waffen verborgen wurden, und in Abtheilungen von zwei, fünf oder höchſtens zehn Mann in die Waldung geſchickt, welche ſich unfern des Wirthshauſes zum Papageien hinzog. Dort ſammelten ſie ſich. Das Wirthshaus ward Abends neun Uhr von Rizzio geräuſchlos mit Liſt überrumpelt, alle Leute in demſelben geknebelt, gebunden und eingeſperrt, der Wirth verhört und dann am Deckbalken ſeiner Schenkſtube ſummariſch aufgeknüpft.

Maria und Darnley, durch Fußtruppen nicht behindert, folgten nun viel raſcher, als die Verſchwörer vermuthet, langten um halb zehn Uhr Abends ſchon an dem benannten Walde an, wo eine ausgeſtellte Wache Rizzio's ſie benachrichtigte. Athol zog darauf haſtig am Papageien vorüber, deckte den Hohlweg dahinter, und wie die Königin anlangte, trat ihr der Señor lächelnd aus dem Wirthshaus entgegen.

„Iſt denn Alles ſicher, David?“ rief Maria.

„Bis hinter den Hohlweg gewiß! Was wir hier fanden, ward geknebelt und eingeſperrt; Herr Murray wird auf das Signal des Wirths ſehr lange warten können.“

„Aber wir müßten dieſen Schuft wohlverwahrt mitnehmen, ſeines Zeugniſſes wegen, lieber Rizzio!“ ſagte Darnley.

„Sein Zeugniß, Hoheit, habe ich bereits in der Taſche, ihn ſelbſt ließ ich ſtumm für immer mit einer kleinen Notiz an die rebelliſchen Lords zurück.“

„Stumm? Wie ſo?“ fragte die Königin haſtig.

„Es wurde an ihm ein Beiſpiel ſtatuirt, welches auf ſeine adligen Mitſchuldigen einige Wirkung thun dürfte!“

„Haha, vortrefflich!“ lachte Darnley. „Steigt zu Pferde, Señor, die Bogenſchützen ſollen hinter Euren Reitern aufſitzen, Mylords von Ruthwen! Raſch Ihr Herren und fort!“

Das war bald geſchehen. Man paſſirte die Schlucht, erreichte um halb elf Uhr Kinroß, ſah in Lochleven die Lichter über den See ſchimmern, — Lochleven, wo Morton und Murray der Botſchaft harrten, daß Maria im Papageien ſei, — durchritt um zwei Uhr die Königinnenfurth, und von den vorausgeſendeten Dienern benachrichtigt, traf Lord Livingſtone mit ſiebenzig Leuten am andern Morgen jenſeit des Waſſers mit der Königin zuſammen. Man erreichte gegen Abend des 3. Juni glücklich Callender-Caſtle, wo Maria, noch in Reitkleidern und von ihren gepanzerten Genoſſen umgeben, das Kind Livingſtone's über die Taufe hielt, dann nach einem Mahle und etwa drei Stunden Ruhe den 4. früh gegen drei Uhr fröhlich nach Edinburgh aufbrach. —

Murray und Morton, als ſie in der bewußten Nacht bis ein Uhr keine Nachricht empfingen, wurden unruhig. Sie ſendeten Leute aus mit der Weiſung, ſich dem Wirthshauſe nur in ſo weit zu nähern, um ſich zu überzeugen, daß daſelbſt und in ſeiner Umgebung Alles ruhig wäre. Die Leute kamen um drei Uhr wieder und ſagten: Alles ſei todtenſtill, von den Wirthsleuten ſei nichts zu hören und zu ſehen.

„Der Schlingel wird wieder über den Durſt getrunken haben und liegt ſammt ſeiner Nachricht in irgend einem Graben am Wege!“ rief Morton.

„Oder Verrath iſt im Spiele!“ ſchrie Murray. „Auf, auf, Alles auf! Ueber den See und zu Pferde!“

Beide Lords eilten nach Kinroß und ließen ihre Reiſigen aufſitzen. Dort erfuhren ſie: vor vier Stunden ſeien gegen 400 Bewaffnete durchgekommen!

„Das iſt Arran oder Rothes!“ ſagte Morton.

„Das iſt der Teufel oder die Königin!!“ rief Murray. „Weder Arran noch Rothes hat ſo viel Leute!“

Sie ſtürmten fort. Indeß hatten ihre übrigen Genoſſen, leider nur um mehrere Stunden zu ſpät, ihre Stellungen eingenommen.

In der Nähe des Papageien ritten Morton und Murray langſamer, ließen das Gaſthaus einſchließen und ſchickten einen Boten zu Arran in den Hinterhalt am Hohlwege.

„Der Morgen dämmert ſchon, und Alles iſt noch wie im Grabe!“ brummte Morton verlegen in den Bart.

„Wir müſſen hinein auf jeden Fall!“ Beide ſtiegen ab, zogen die Schwerter und ſchritten auf das Haus zu.

Das ängſtliche Geſicht eines Knechtes lugte blaß aus einem Hinterfenſter, verſchwand aber ſogleich wieder.

„Beim Himmel, gebt das Signal, Murray! Das Signal überall, da iſt — Unglück geſchehen!“ Während die Trompeten tönten, die Truppen ſich um das Haus drängten und Arran von der Schlucht her antwortete, drang Morton vor und ſtieß die Thür auf.

„Nicht verſchloſſen? — Der Spitzbube iſt entflohen! Durchſucht das Haus! Folgt, Leute!“ rief Murray, wüthend.

Beide Lords, die Reiſigen hinter ſich, ſtürzten in das Schenkzimmer und prallten zurück.

„Der Wirth erhängt? — Die Königin iſt vorüber und weiß Alles!!“ knirſchte Morton.

„Und einen Zettel haben ſie dem Schurken an die Bruſt geheftet! Was beſagt das Papier?!“ — Er trat näher.

„Auf königlichen Befehl ließ ich den Wirth des Hauſes hängen, den feigen Verräthern und Rebellen Murray, Morton, Arran, Rothes und Argyll als Abbild ihres eigenen Schickſals! David Rizzio.“

Die Lords ſtanden bleich und ſahen verſtört zu Boden. — Eine Bewegung von außen ließ ſie aufſchrecken. Arran und ſein Neffe ſtürmten herein.

„Sie ſind entkommen,“ ſchnaufte der Alte, „die Hufſpuren im Hohlwege zeigen es!“

„Und Alles iſt entdeckt!“ ſchrie Morton auf. „Wenn die Revolution in Edinburgh gleichfalls fehlſchlägt, wird man uns zu Reichsverräthern erklären! Fort! Bergt in Euren Dachslöchern Euer Fell! — Wollt Ihr künftig offen in's Feld gegen Maria reiten, ſo ſollt Ihr die

Douglas bereit finden, doch zu — ſolchen albernen Streichen bringt Ihr den Morton nie wieder!!“ Er eilte hinaus, die Anderen folgten ihm. Signale klangen überall, und die entlarvten Verſchwörer ſtoben in alle Winde.

Auf die Gefangennahme Maria's ſicher rechnend, hatte Maitland eine Verſammlung der Calviniſten, Geiſtlichen, des Volks und der Edelleute unter dem Grafen Glencaire anberaumt. Sie waren eben darüber her, den Aufſtand förmlich zu organiſiren wie Anführer zu wählen, und Randolph ſtand dieſen Dingen gleichfalls ſehr nahe, — als Maria Stuart und Darnley, von Rizzio, den Ruthwens, Bothwell, Athole, Livingſtone und Lord Seyton begleitet, an der Spitze von 800 Mann einritten. Durch tödtlichen Schrecken gelähmt, ließ die rebelliſche Verſammlung auseinander: Maitland und Randolph hatten gerade noch Zeit genug, ſich in die Nebelkappe völliger Unkenntniß und Ergebenheit zu hüllen.

Der Verrath Murray's, die Niedertracht der calviniſtiſchen Partei war gar zu augenſcheinlich, die Empörung bereits viel zu weit gegangen, um nun ſtraflos einlenken zu können; die Maske mußte fallen. — Nach dem erſten Schrecken ſammelten ſich die rebelliſchen Lords alſo unter Morton und Murray in Stirling, und Maxwell im Süden griff gleichfalls zu den Waffen. Maria's Anhänger, die, von der projectirten Gewaltthat am Papageienbrunnen empört, ſich plötzlich durch alle beſſeren Elemente des Landes verſtärkt hatten, beſetzten Edinburgh, und die Furie des offenen Bürgerkrieges war losgelaſſen! Um den Schritt, welchen die Königin vorhatte, unwiderruflich zu machen, vermählte ſie ſich, auf Rizzio's ſpeciellen Rath, am 28. Juli mit Darnley, nachdem ſie demſelben den Titel des Königs wie eines Herzogs von Albanien verliehen, und erklärte ihn bald darauf zum Mitregenten.

Es war eine ſehr kriegeriſche Hochzeit! Die glühenden Gefühle der ſchönen Königin, welche mit Darnley's Beſitz fortan das Glück und die Freude an ſich gefeſſelt glaubte, ſtimmten ſchlecht genug mit dem Geräuſch der Waffen, und ſtatt die Flitterwochen in ländlicher Einſamkeit, bei Lautenklang und Tanz, mußten ſie dieſelben im Felde zubringen, denn Darnley wollte die errungene Hoheit ſelbſt gegen die Rebellen vertheidigen. Eine höchſt kluge Proclamation Maria's, welche nochmals feierlichſt die Freiheit des calviniſtiſchen Religionsbekenntniſſes beſtätigte und erweiterte, vermehrte ihre Anhänger ſchließlich ſo bedeutend, daß die aufſtändiſche Partei jede Ausſicht zu ſiegen verlor. Die Feſte Paisly, welche dieſelben beſetzt hatten, ward vom königlichen Heere genommen, und eine höchſt glückliche Bewegung des letzteren ſchnitt die Gegner vom Norden und von dem gefährlichen Hochlande ab. Die Aufrührer warfen ſich jetzt nach Edinburgh und belagerten das Caſtell; Maria rückte ihnen nach und entſetzte die Stadt. Murray und ſeinen Genoſſen blieb nun nichts weiter übrig, als nach dem Süden zu gehen, Dumfries zu beſetzen, ſich durch John Maxwell, den Grenzlord, zu verſtärken und Eliſabeth um offene Unterſtützung durch ein Hülfsheer zu erſuchen, denn das war ihre letzte Hoffnung. Graf Murray irrte ſich indeß gewaltig, wenn er die Einbildung hegte, daß Eliſabeth es jemals mit einer verlierenden Partei halte, derſelben gar offenen Beiſtand leiſten werde. Sie blieb taub gegen den Nothſchrei ihrer alten Freunde. — Maria und Darnley ließen ihren Gegnern auch wenig Zeit, und von dem energiſchen Rizzio, der Seele des ganzen Kriegszugs, gedrängt, rückten ſie mit ganzer Heeresmacht den 11. October gegen Dumfries, zerſprengten das geſchmolzene Rebellenheer und zwangen Maxwell zur Unterwerfung. Murray, Morton, Argyll und Arran flohen über die Grenze nach England.

Der Bürgerkrieg, vornehmlich durch Ehrgeiz, Haß, Trotz und Habſucht weniger Lords angefacht, war beendet, und als Siegerin, lächelnd, ſtrahlend, von nun an ihre Herrſchaft für unerſchütterlich haltend, zog Maria Stuart am 18. October feierlich wiederum in Edinburgh ein, von dem devoten Staatsrath, von Maitland und Randolph, vom Volke enthuſiaſtiſch empfangen, und nahm ihre Reſidenz von Neuem zu Holyrood.

Maria Stuart's angeborene Milde hätte ſich vielleicht mit dem bloßen Siege begnügt. War doch ein Fußfall der Gräfin Argyll, die ſich von ihrem „fluchwürdigen" Gatten losſagte, genügend geweſen, ihr nicht nur zu verzeihen, ſondern die alte Stelle bei Hofe wiederzugeben, war doch Morton's, des ſchwarzen Douglas, Bitte und Gelöbniß des Friedens, durch Lord Erskire, ſeinen Onkel, und Lord Guilford Douglas, ſeinen Vater, welche ſich ſchon ſeit dem Falle von Paisly von der Inſurrection fern gehalten, im Stande, ſie zu ſeiner Begnadigung unter der Bedingung zu beſtimmen, daß er Edinburghs Mauern nicht mehr verlaſſe und ſeine Verwandten mit dem Kopf für ihn haften ſollten. Maria liebte es, zu verzeihen, ach, oft zur Unzeit! Heinrich Darnley und Rizzio ſtimmten dem aber nicht bei. Die bereits ertheilte Gnade konnte allerdings nicht widerrufen werden, aber Beide ſtellten Maria auf's Lebendigſte vor, daß gegen Murray und die übrigen Verräther nur um ſo mehr Strenge geübt werden müſſe, da ſeine Schuld durch ſeine nahe Verwandtſchaft, das hohe Vertrauen und die verſchwenderiſchen Wohlthaten der Königin um ſo empörender ſei. Rizzio's Anklageacte, mit allen, und wahrlich den ſonnenklarſten, Beweiſen des Verraths ausgerüſtet, wurde von Maria und dem ſehr zahm gewordenen Staatsrathe unterzeichnet, und Murray nebſt ſeinen Genoſſen mittels Aufrufs durch ganz Schottland vor den Richterſtuhl des Parlaments geladen, das Anfang Februar 1566 zuſammentreten ſollte.

Rizzio ſtand auf der Höhe ſeiner Macht! Unter dem ſchlichten Titel eines Geheimſchreibers beherrſchte ſein Geiſt Darnley wie Maria, ſeinem Winke gehorchte der Staatsrath, er war alleiniger Miniſter! — Murray und ſeine Genoſſen hatten ſich auf engliſchen Boden nach Newcaſtle geflüchtet, wo ſie auf Eliſabeth's Befehl durch den Herzog von Berwick geſchützt und unterhalten wurden. Da Eliſabeth aber ſonſt gar keinen Schritt zu ihrer Hülfe that, entſchloß ſich Murray, in Perſon nach London zu eilen und Eliſabeth an ihre Verſprechungen zu erinnern, ihr ſogar die ſchriftlichen Beweiſe vorzulegen, welche dieſelben darthaten. Kaum erfuhr dieſe Königin, hinterliſtig und ſchlau wie kein anderes Weib, daß der Baſtard von Schottland angekommen ſei, als ſie ihn ſofort mit Spionen umſtellen und ihm ſagen ließ, ſie werde ihn nur unter der Bedingung empfangen, wenn er in Gegenwart des ſpaniſchen und franzöſiſchen Geſandten kniefällig die Erklärung abgebe: „daß Ihro Majeſtät von England zu dieſem Aufruhr und dieſer Widerſetzlichkeit gegen die Vermählung ſeiner Fürſtin ihn nie aufgereizt hätte.“ Thue er das, ſo könne er ſicher ihre kräftigſte Unterſtützung erwarten. — Wollte Murray nun nicht den letzten Rettungsanker verlieren, ſo mußte er ſich dieſer ſchamloſen Scene der Selbſtentwürdigung unterziehen. — Als er dieſe ſchimpfliche Erklärung geleiſtet, erwiederte ihm Eliſabeth mit verſtellter Empörung: „Euer ſchändlicher Verrath ſoll meinem Volke als abſchreckendes Beiſpiel dienen! Geht aus meinen Augen, Ihr ſeid nichts als ein nichtswürdiger Verräther!“ — So täuſchte Eliſabeth die Geſandten der beiden katholiſchen, alſo der Stuart ergebenen, Mächte. Dieſes Weib verſuchte und betrog zugleich den Teufel, denn als Murray von dieſer köſtlichen Audienz in ſein Quartier zurückkehrte, fand er alle Papiere, beſonders die ihm ſehr werthvolle geheime Correſpondenz Eliſabeth's entwendet. Jetzt erkannte er, daß ſein Spiel in London verloren ſei. Er eilte nach Newcaſtle zurück. Aber ſchon unterwegs traf ihn wie ein Donnerſchlag die Nachricht, daß er als Reichsverräther mit ſeinen Genoſſen vor's ſchottiſche Parlament geladen worden. Seine Verzweiflung grenzte faſt an Wahnſinn. Jetzt erſt verſtand er Eliſabeth. Sie hatte ſeine Anklage bereits erfahren, ſich durch die Faxe der Audienz von aller Mitſchuld gereinigt und ihn in ihr endlich des einzigen Milderungsgrundes ſeines Benehmens beraubt. Daß ſein Kopf nun fallen müſſe, wenn nicht außergewöhnliche Dinge einträten, davon hielt er ſich ſomit feſt überzeugt. Er ſchrieb an den Mann, den er am meiſten fürchtete, an David Rizzio, flehte ſeinen alten Feind in allen Tönen der Verzweiflung und Unterwerfung an, ſeine Gnade zu erwirken, und vergaß nicht, einen Brillantring, dreitauſend Pfund ſchottiſch an Werth, beizuſchließen. Er erhielt von dem Señor die kurze Antwort zurück: „daß derſelbe mit ehrloſen Verräthern nichts gemein habe, daher Murray's Brief nebſt ſeiner Beſtechung der Königin gezeigt und der Anklageacte beigefügt worden ſei.“ Das war das Letzte, Aergſte! Nun ſchien Andrews ganz verloren.

Wenn irgend einer großen Noth und Gefahr nur mit Hülfe eines Schurkenſtreichs zu entrinnen iſt, ſo dürfte der Scheingrund, denſelben aus Nothwehr zu begehen, ſelbſt weniger elenden Gewiſſen einen Vorwand leihen, als dem eines Murray, welcher die hohe Schule der Niedertracht bereits ſo weit abſolvirt hatte, daß er nur noch ein Mörder zu werden brauchte. — Da ihm mitten in der Noth nun plötzlich ſein erfinderiſcher Kopf in einem ſolchen Verbrechen nicht nur ſeine Rettung, ſondern gar noch den Triumph ſeiner alten Pläne zeigte, beſann er ſich auch nicht einen Augenblick, an die Ausführung ſeines glücklichen Gedankens zu geben. Er ſchickte einen ſichern Boten mit Briefen an den ſchwarzen Douglas; dieſer antwortete, und es entſpann ſich eine kurze, aber ſo wirkſame Correſpondenz, daß Mylord Murray im Laufe des Januar 1566 ſehr harmlos über ſeinen Proceß beim Parlamente ſprechen konnte. Obwohl er klugerweiſe ſeine Gefährten nicht einweihte, äußerte er doch oft, „daß der nur ein geſchickter Reiter ſei, der, wenn er ſelbſt unter dem Bauche des Pferdes läge, doch in den Sattel komme. Er hoffe ihnen das Kunſtſtück bald zu zeigen!“

Und wie wollte er das?! Er, der Flüchtling, auf deſſen Kopf man einen Preis geſetzt, und welchen Eliſabeth, ſobald erſt das ſchottiſche Parlament ſich der Sache bemächtigt hatte, ſicher mit der größten Kaltblütigkeit an Maria Stuart auslieferte, um ihre ſataniſche Liſt noch zu krönen? — Der Geſchichtsforſcher nicht nur, jeder Freund der Tugend und Ehre muß billig erſtaunen, wie ein Mann wie Jakob Murray von St. Andrews, deſſen

Kopf ſo gut wie dem Henker verfallen war, der jeden Augenblick fürchten mußte, in ſeinem geduldeten Verſteck ergriffen, ſeinen Richtern überliefert zu werden, oder doch gewärtig ſein konnte, von ein paar beherzten Burſchen, welche an ihm das ſchöne Kopfgeld zu verdienen wünſchen möchten, mit Schwert und mit Piſtolen Tag und Nacht umſchlichen zu werden, — daß dieſer eigentlich vogelfreie Mann den Muth hatte, mit kälteſter Ruhe eine der infernaliſchten Intriguen anzuſpinnen, die je erdacht worden, ſie mit der Ruhe eines Feldherrn und der Liſt eines Diplomaten zu leiten vermochte, — oder ob man nicht noch mehr erſtaunen ſoll, daß dies ſein heilloſes Werk ſo ſicher und exact gelang, als hätte es ſich nicht dabei um Menſchenherzen, um eine der jäheſten Umwälzungen, ſondern um die Löſung einer mathematiſchen Aufgabe gehandelt! —

Maria Stuart war erſt fünf Monate mit dem Manne ihrer Wahl, deſſen Beſitz ihr ſo ſchwer geworden, verheirathet, aber glücklich, ſo wie ſie es gehofft, war ſie *nicht*. Ganz abgeſehen davon, daß der Bürgerkrieg, das Hin- und Herziehen im Felde, das vergoſſene Blut ihrer Unterthanen keine beſonders glänzende Mitgift zur Ehe erſchien, war Heinrich Darnley, trotz ſonſtiger Vorzüge, kein Mann, Maria dauernd wahrhaft zu beglücken. Franz wie Chaſtelard hatten dieſes ſchöne Weib um ihrer *ſelbſt* willen geliebt, Darnley liebte ſie nur ihrer Krone wegen! Ohne Kenntniß von Staatsgeſchäften und, was geiſtige Bildung, Geſchmack wie Empfindung betraf, entſchieden unter ihr ſtehend (ſie war eine der beleſenſten, wiſſenſchaftlichſten Frauen ihrer Zeit, dazu von poetiſcher Schwärmerei und franzöſiſcher Grazie erfüllt), trug er dennoch die Sucht zu herrſchen, den Dünkel eines geborenen Königsſohnes im Herzen; dazu eine gewiſſe Rohheit des Gemüths, welche hervorbrach, wenn die Leidenſchaft des Zornes ihn übermannte. Sein Herz war nicht ſchlecht, und Edelmuth wie geiſtige Ueberlegenheit Anderer wußte er wohl anzuerkennen, ja, wenn ſeine Hitze ihn zu ſchlimmen Dingen verleitete, konnte er ſelbſt mit Thränen aufrichtiger Reue ſeine Uebereilung beweinen, aber ſeine Moral war nicht ſehr glänzend, und ſeine Sinne, einmal befriedigt, ſprangen leicht von einem Genuß zum andern. Schon vor der Hochzeit hatte er oft gegen Leute des Hofes, alte Diener und Damen der Königin, Brutalität und Hochmuth gezeigt; kaum war er König, als er entſchieden den Willen zeigte, ſich in die Geſchäfte zu miſchen, aus dem Gatten der Königin ein Herrſcher des Landes zu werden, und es gab manchen kleinen Disput, welcher durch Maria's wirklich blinde Liebe und Rizzio's Gewandtheit bisher zu allſeitiger Zufriedenheit gelöſt wurde. — Bald nach der Vermählung kam der Ausbruch der leidigen Rebellion, und als Mann Maria's, wie in der Kriegskunſt nicht unerfahren, dazu jung, tapfer und ſich ſelber nicht ſchonend, trat er als Oberfeldherr an die Spitze des Königlichen Heeres, hatte alſo im Felde genug zu thun, um Rizzio und dem Staatsrath die übrige Verwaltung gern zu überlaſſen. Dies, das Glück der königlichen Waffen und ſeine eigene Tapferkeit, welche ihn in Maria's Augen zum Helden und Sieger erhoben, endlich daß ſich die ſchöne Königin mit wahrhaftem Entzücken Mutter zu fühlen begann, ließ jede Differenz verſchwinden, ja machte Darnley in ihren Augen zum Abgott. Nachdem Ende October 65 es aber nichts mehr zu kriegen gab, es jetzt vielmehr galt, das Land zu beruhigen, mit Weisheit zu regieren, die Treuen zu belohnen und, wo es irgend ging, Milde zu üben, dagegen die wirklichen Verräther zu beſtrafen, maßte ſich Darnley, den der Kriegsruhm, die Hoffnung eines Erben, deſſen Rechte er, wie er meinte, vertreten müſſe, noch dünkelvoller gemacht, Eingriffe und einen höheren Ton als ſonſt an, behandelte Lady Argyll, erzürnt über ihre Aufnahme bei Hofe, mit wegwerfendſtem Hohne, ſagte: „Graf Morton dürfe Zeit ſeines Lebens nie wagen, ihm unter die Augen zu treten," ließ die Lords Erskine und Douglas, welche im Staatsrathe das größte Gewicht hatten, ihre Verwandtſchaft mit „dem Verräther, welchen Furcht feige gemacht", bitter empfinden, verſchwendete ſeine Freundſchaft an Maitland, der durch kriecheriſche Schmeichelei bei ihm Einfluß erhalten, und an die beiden Ruthwen, ſeine Zech- und Jagdgenoſſen, ja, hatte dem älteſten ſogar, indem er Maria eine zornige Scene bereitete, den Titel und die Revenuen eines Reichsmarſchalls erzwungen. An Rizzio wagte er ſich nicht. Einmal, weil er ihm im Herzen wirklich ſeine ganze Stellung verdankte, ferner ſeine Treue bewunderte, ſich doch von ſeiner Autorität imponiren ließ, endlich weil der Italiener nicht nur den Muth, ihm zu widerſtreben, ſondern auch die unendliche Gewandtheit beſaß, ſeine Gedanken ihm ſo einzuimpfen und unterzuſchieben, daß Darnley, der wirklich in diplomatiſchen und ſtaatsmänniſchen Geſchäften etwas ſtark tête bornée war, glaubte, dieſe glücklichen Gedanken ſeien ſeinem eigenen hohen Hirne entſproſſen.

In letzter Zeit war dieſes Bemühen Rizzio's immer ſchwieriger geworden. Die Königin, ſchon ihres Zuſtandes wegen, war reizbarer und ſenſibler als ſonſt, Heinrich um ſo widerſpenſtiger, heftiger, als die geheime Dankbarkeit gegen den Señor ihm nachgerade, wo er ſich ſelbſt ſo vieler eigener Verdienſte bewußt geworden, drückend erſchien. Er kam mitunter doch dahinter, daß das, was er für ſeine beſondere Klugheit hielt, nur das Stroh war, was ihm der Italiener artig vorlegte, nachdem er es vorher ſchon leergedroſchen. Darnley war eitel wie ein Weib, befehleriſch wie ein ungezogener Knabe, und ſomit deſto geeigneter, in den Händen verſchmitzter Geſellen ein Spielball der Intrigue zu werden. Fern ſei es, behaupten zu wollen, daß er daran Luſt gefunden hätte, Maria zu quälen, obwohl er dieſer ſüßeſten, ſchönſten aller Frauen bald überdrüſſig geworden; noch weniger war er intelligent genug, von ſelbſt zu bemerken, daß ihn Rizzio öfter, als er geahnt, leitete, aber es gab geſchäftige Freunde, die ihren Vortheil darin fanden, Se. Herrlichkeit über ſich ſelbſt aufzuklären, ſeinen Eigendünkel zu nähren, ſeiner Sinnenluſt zu fröhnen und ihn auf Ideen zu bringen, an welche ſeine Beſcheidenheit ſicher nie gedacht, als er noch im Dunkel ſeiner väterlichen Halle zu Darnleyhouſe in England geſeſſen und wahrlich ſtolz genug geweſen wäre, ein beſcheidenes Offizierpatent in „Ihro Majeſtät von England Krongarde“ zu erlangen. Dieſe Dämonen, welche ihn reizten und endlich zur heilloſeſten Narrheit ſeines Lebens trieben, waren die beiden Ruthwen, Lindſay und Bothwell. Die beiden Ruthwen trieb der Ehrgeiz, über Darnley, Maria und Schottland ausſchließlich Einfluß zu beſitzen, den Lindſay Habſucht und Verachtung des Weiberregiments, Bothwell aber der tiefſte, verſteckteſte Haß gegen Darnley ſelbſt, dem er den Beſitz der ſchönen Stuart tödtlich neidete. Allen aber war David Rizzio, der Italiener, der Papiſt, der „Lautenirer, welcher ein Königreich gängelte“, — ein Dorn im Auge. —

David Rizzio und Jakob Melville befanden ſich eines Morgens gegen Mitte des Januar eben zum Vortrag bei der Königin, als Darnley plötzlich durch das kleine Audienzzimmer eintrat, welches das weſtliche Thurmzimmer der Königin mit dem öſtlichen Thurme des linken Flügels (ſie tragen noch heute ſeinen Namen) verband. Sein Benehmen hatte etwas Erregtes, Trotziges, und doch zugleich Unſicheres. Er wollte den Entſchluß, welchen er geſtern Abend bei der Flaſche und in der Geſellſchaft ſeiner vier Freunde gefaßt, ausführen, und doch kämpfte er mit ſich, dies Aeußerſte zu thun, ſuchte wenigſtens einen äußeren Grund für ſeine innere Abſicht. Als er eintrat und ſo die Conferenz ziemlich unceremoniös unterbrach, ſchwiegen natürlich Rizzio und Melville ſogleich und erhoben ſich grüßend, auch Maria ſtand von ihrem Seſſel auf, hieß ihn liebevoll willkommen und reichte ihm die Hand.

Mürriſch und verlegen küßte er dieſelbe, wendete ſich aber kurz zu den Anderen und ſagte rauh: „Was iſt das, Ihr Herren? Warum habt Ihr Euren Vortrag zu unterbrechen, wenn Wir erſcheinen? Haltet Ihr etwa nicht nöthig, daß Wir wiſſen, was geſchieht? Iſt in wichtigen Dingen Unſere Meinung werthlos, oder habt Ihr Urſache, Uns etwas zu verbergen?!“

Der Königin Geſicht ward roth vor Scham. „Ich glaube, lieber Heinrich, beide Herren handeln nur nach dem Geſetze der Ehrfurcht, wenn ſie ſchweigen und ſich erheben, ſobald mein Gemahl eintritt!“

„Wollen Eure Königliche Hoheit,“ ſagte Rizzio, „die Papiere anzuſehen geruhen und, was wir zu ſagen haben, anhören? Ich wüßte nicht, was Ihro Majeſtät Diener vor Höchſt-Ihnen zu verſchweigen hätten, oder wie wir dazu kämen, an der Wichtigkeit von Euer Gnaden Meinung zu zweifeln!“ Damit verbeugte er ſich, etwas bläſſer als ſonſt, reichte ihm die Papiere, und indem Darnley ſie anſah, warf Rizzio der Königin einen ernſten Blick zu. Maria erwiederte denſelben mit einem wehmüthig bittern Lächeln.

„Bei der Hölle, und von dieſen Dingen hier wiſſen Wir nichts! Das iſt Uns nicht vorgelegt worden! Und doch lügen Sie uns da vor, Señor, daß Unſere Stimme wichtig ſei? — Wir haben längſt die Bemerkung gemacht, daß Sie doppelzüngig ſind und Ihre Beredſamkeit an Uns verſchwenden, um hinterher doch zu thun, was Ihnen beliebt! — Ich dulde das nicht, Maria, ich bin der Menſchen müde, die doppelte Geſichter zeigen! Ich verlange, daß mir gleich Dir Alles zur Entſcheidung vorgelegt wird, wenn ich nicht glauben ſoll, daß gegen mich mit Abſicht beleidigende Nichtachtung geübt werde!“

„Ei, Heinrich,“ ſagte Maria gezwungen lächelnd, „Du biſt heute nicht bei guter Laune. — Wie kannſt Du nur annehmen, daß irgend Jemand eine Kränkung meines Gemahls beabſichtigte? Von Rizzio's Doppelzüngigkeit habe ich nie etwas bemerkt, und ſeine Treue, mein Freund, ſollteſt Du vor Allen am beſten kennen! Daß Du bei Deinen Pflichten als Oberbefehlshaber nicht auch noch die Plage des übrigen Staatsdienſtes haben kannſt, iſt wohl einleuchtend. Beſonders wichtige Beſchlüſſe, zumal ſolche, die mit Unſren Perſonen enger zuſammenhängen, oder auf die Zukunft hinaus bindend ſind, werden nie ohne Deinen Rath gefaßt, und Du haſt ſelbſt oft ſo wenig Geſchmack an dergleichen gefunden, daß Du mitunter wichtige, dringende

Sachen verſchobſt, wenn Du eine Jagd vorhatteſt. Komm, lächele nur über Deinen Unmuth ſelbſt ein wenig und ſetze Dich an meine Seite, damit dieſe Herren mit ihren Papieren raſch zu Ende kommen.“

„Das iſt nicht nöthig! Der Señor mag ſie auf mein Zimmer legen, ich werde meinen Beſcheid darunter ſetzen und mit Dir erforderlichen Falls ſprechen!“

„Mein Gemahl!“ und Maria ſah ihn groß an, „ich verſtehe Dich nicht!“

„Nun, sacrebleu, ich verlange, daß mir alle Dinge zuerſt durch den Señor zugehen! Ich bin Dein natürlicher und geſetzlicher Beirath, und wenn man mich nicht unheilbar beleidigen und erzürnen will, wird man ſich danach richten!“

Maria wollte eben in heftiger Aufwallung antworten, aber ſie bezwang ſich. Mit faſt weinender Stimme ſagte ſie: „Lieber Heinrich, Du ſollteſt mich wenigſtens jetzt doch ſchonen!“

„Eben damit Du geſchont wirſt, und wegen Deines Zuſtandes, der mir doppelte Rechte giebt, fordere ich, daß nicht das Leiſeſte ohne mich geſchieht! Dafür bin ich nicht nur Dein Gemahl, ſordern Mitregent, und dieſe Prärogative iſt, denk’ ich, etwas wichtiger, als die eines emporgekommenen Laquaien!!“ und er warf Rizzio einen giftigen Blick zu.

Maria war einer Ohnmacht nahe. Sie verſuchte umſonſt, zu ſprechen, das Schluchzen war ihr näher. Melville ſenkte betreten das Haupt und packte ſtill ſeine Papiere zuſammen.

Rizzio wartete aber nicht der Königin Antwort ab, ſondern ergriff das Wort. „Mein hoher Herr,“ ſagte er traurig, „wenn Sie nicht zu erzürnt auf meine geringe Perſon wären, würde ich Sie an das zu erinnern wagen, was Graf Darnley dem — emporgekommenen Laquaien zum Lohne dafür in jenem kleinen Cloſet dort verſprochen hat, nachdem er doch wichtig genug geweſen, Ihnen gewiſſe Dienſte zu leiſten! Der Lohn, meines Bedünkens, war weniger koſtſpielig und ehrgeizig, als das, was die Mylords

Ruthwen und Bothwell dafür erlangten, ihre Königin durch den Papageienbrunnen geführt und neben ihrem König eine Zeit lang, wie jedem Kronvaſallen ziemt, im Bügel geſeſſen zu haben! Im Uebrigen bin ich Ihro Majeſtät der regierenden Königin Diener, die allein das Recht hat, mich zu entlaſſen, und ihre königlichen Rechte in ſo weit zu theilen oder an Ew. Hoheit fortzugeben, wie es ihr gut dünkt!!“

Dieſe ruhigen, kalten und klar geſprochenen Worte brachten Darnley nur in noch größere Wuth. Er fuhr mit der Hand an den Degen, ließ ſie dann ſinken und lachte laut auf. „Hahaha, wenn Ihr ein Edelmann wäret, guter Burſche, würde ich Euer keckes Hirn in edlerer Weiſe aufzuklären ſuchen, für Leute Eures Schlages ziemt aber die Peitſche beſſer. Ich bin Euch indeß dankbar für Eure Offenheit, und will eben ſo offen ſein!“ Er wendete ſich zu Maria: „Ich habe Dir, mein ehelich Gemahl, nichts weiter zu ſagen, als daß die fortwährenden Unannehmlichkeiten und Kränkungen, welche ich durch die ſeltſame Stellung, welche Du mir bisher gegönnt, erfahre, endlich meine Geduld wie meine Liebe überſteigen! Wenn jener ränkevolle Burſche dort andeutet, daß er mir nützte, ſo antworte ich Dir, daß, ob ich auch ſelbſt bis an den Tod nur Graf Darnley und Eliſabeth's wenig bemittelter Unterthan geblieben wäre, ich das Gefühl, ein Stuart, von Deiner Mutter geſchändet und beraubt worden zu ſein, bewahrt hätte, und wäre es nach dem Recht, nicht nach politiſcher Willkür dieſer ſchätzbaren Dame gegangen, ich auch ohne Dich legitimer König von Schottland ſein müßte, denn Du weißt wohl, daß ich durch meinen Großvater, Jakob V., dem Throne näher ſtehe, als Du! Als ich Dein Gemahl ward und meine Familie ihr ſchottiſches Beſitzthum zurückerhielt, ward eben nur begonnen, das alte Unrecht gut zu machen, und ich beanſpruche nunmehr ein für alle Mal, daß Du mir das Herrſchaftsrecht de jure et facto überträgſt, nichts ohne meine königliche Unterſchrift geſchieht, und dieſer Señor David Rizzio dahin geſchickt werde, wo er am beſten taugt, in ſein ſpitzbübiſches Vaterland, ſowie zu dem Pfaffen mit der dreifachen Mütze!!“

Maria, obwohl Thränen ihren Blick verdunkelten, Scham und Zorn ihre Wangen bedeckten, erhob ſich dennoch majeſtätiſch. „Ich habe Ihnen, mein Gemahl, nicht auf die Beleidigungen zu antworten, die Sie der Gattin, der Frau, deren Liebe allein Sie zu dem machte, was Sie ſind, anthun, wohl aber habe ich Ihnen als Königin zu antworten! Ich kann vielleicht in ein Kloſter gehen, Monſeigneur, und meiner Krone feierlich entſagen, aber ein Scepter und ein Herrſcherrecht kann ich Niemand übertragen, ohne daß Parlament und Staatsrath es billigt! Ob dies je geſchehen dürfte, nachdem Bürgerblut gefloſſen, nur weil ich Sie zu meinem Gemahl machte, mag Ihre Weisheit und die derjenigen Ehrloſen ermeſſen, welche Ihnen dieſe Forderung riethen, um uns zu entzweien! Aber wäre Parlament und Staatsrath auch ſo ehrlos, es zuzulaſſen, ich, mein Herr Gemahl, werde niemals, ſo lange dieſe armen Augen offen ſind, meine Krone weggeben wie mein Herz! Dieſe Krone iſt von Gott, dies Herz iſt meins! Eben ſo wenig werde ich Rizzio, den Diener und Freund, deſſen Treue ich erprobte, ehe ich Euch kannte, und deſſen Rath mein Anker in aller Gefahr geweſen, jemals entlaſſen und nie dulden, daß man ihn erniedrige, weil man nicht Geiſt und Herz genug hat, ihn zu würdigen! Melville, befehlen Sie meine Damen!“

Darnley, der weder dieſen Ton von ſeiner Gemahlin gewöhnt, noch verblendet genug war, die Wahrheit der Argumente, welche man ihm ſo dürr vorhielt, zu widerlegen, wurde verdutzt und wollte, zu Maria tretend, ein paar begütigende Worte ſtottern. Der Eintritt der Damen ſchnitt aber jede weitere Rede ab, vermehrte ſeine Scham und machte ihn ganz wild.

„Zum Teufel denn, Madame, Sie ſollen es haben! Ich gehe vierzehn Tage zur Jagd, ſo lange haben Sie

Bedenkzeit!“ Damit ſtürmte er hinaus, faſt im Begriff, Gräfin Argyll über den Haufen zu rennen.

Alles ſtand beſtürzt. — Maria Stuart ſchritt zu David Rizzio, faßte ſeine Hand und ſagte dumpf: „Verzeihen Sie ihm, — — er hat mich nie geliebt!!“

„O, Königin, warum hatten Sie ein Herz!!“

Schluchzend fiel Maria der Lady Argyll um den Hals.

V.

Wenige Tage vor dem ehelichen Streite Darnley's, welcher Maria die traurige Gewißheit gegeben, daß derſelbe ſie nur aus Eigennutz geheirathet, daß er in der Hand falſcher Freunde ſei, die ihn zu unheilvollen Plänen ſtachelten, und er in Rizzio nicht allein den Mann haßte, dem verpflichtet zu ſein ihn empörte, ſondern noch mehr den Mann, welcher ſeinem Willen den ſtärkſten Widerſtand entgegenſetzte, auf Maria Stuart den meiſten Einfluß übte, alſo wenige Tage vor dieſer trübſeligen Entdeckung hatte Murray's erwähnte geheime Correſpondenz mit Lord Morton begonnen. Bedenkt man nun, daß Letzterer, wenn auch unter einer gewiſſen Aufſicht gehalten, doch mit Maitland, dem Staatsſecretair, in innigſter Verbindung ſtand, dieſer aber jetzt zu Darnley's Schmeichlern gehörte, und mit den beiden Ruthwen, Lindſay und Bothwell eng liirt war, ſo iſt es wohl nicht ſchwer, die ferne geheimnißvolle Hand zu erkennen, welche ſich der Gefühle des tollen Darnley leiſe bemächtigte und ihn an derſelben, wie die Puppe am Draht, zu lenken begann. Morton hatte nach Murray's Eröffnungen mit Maitland ſogleich conferirt, und Letzterer den Ruthwen und Bothwell Inſtructionen gegeben, nach welchen ſie Herrn Darnley bei der Flaſche zu dem Entſchluß gebracht, verwegen ſelber nach der Krone zu greifen und Rizzio in dem Augenblick zu

Falle zu bringen, wo er der alten Verrätherclique am furchtbarſten zu werden, ſie durch den Arm des Geſetzes zu vernichten drohte! Erwägt man dazu Maitland's alte, heimliche Verbindung mit Randolph und das Anſehen der Verwandtſchaft Morton's, der Douglas, Erskine und Mar, welche weit verzweigte Verbindungen unterhielten und ſich vom Hofe vielfach beleidigt glaubten, ſo iſt das rings um Maria ſich aufthürmende Wetter ſehr erklärbar. Das Erſte, was Maitland that, war, den Zuſammentritt des Parlaments, alſo auch den Proceß der Verräther, welcher bereits ſchon auf den 4. Februar zum Termin beſtimmt war, bis zum 1. März zu verſchieben. Der Staatsrath, welcher ſeine verſchiedenen egoiſtiſchen Gründe hatte, war dazu ebenſo wie die Königin geneigt, deren tiefer Seelenſchmerz ihre Nervoſität verſchlimmerte und fernere Aufregung zur Zeit bedenklich genug machte. Rizzio, obwohl ungern, mußte aus Rückſicht für ſie nachgeben, und Murray hatte vier Wochen Friſt gewonnen. Andererſeits wußte Maitland, welcher Randolph einige Andeutungen davon gab, „daß das eheliche Zerwürfniß beider Herrſchaften den friedlichen Zuſtand der Dinge bedrohe", den Geſandten dahin zu bewegen, daß Eliſabeth Herrn Murray und Genoſſen beſſeren Troſt und größere Sicherheit gewährte. Eliſabeth vernichtete oder unterſtützte eben ihre Helfershelfer, je nachdem ſie aus dem Einen oder dem Andern größeren Vortheil zog und dabei doch den officiellen Charakter der sage noblesse bewahrte. —

„Die Fürſtin lag düſter und herzenswund,
„Doch der Herr ging, zu jagen mit Falken und Hund!"

lautet ein altes Lied, was man nachmals auf Maria gar oft und viel geſungen. Heinrich Darnley, der ſich ſeine Wuth und Beſchämung verjagen wollte, eilte am andern Morgen mit den Ruthwen, Lindſay, Bothwell und einem Gefolge von Reiſigen, Dienern, Falknern, Büchſenſpannern und einem fürſtlichen Jagdzuge auf zwei Wochen nach Perblisſire, ließ aber vorher eine ſchmetternde Hornfanfare vor Maria's Fenſtern ertönen, damit ſie auch ja wiſſe, der erzürnte Gatte werde ſeinen Willen durchführen. Er ritt als ein Bethörter aus, um als tückiſcher, hinterliſtiger Geſell zurückzukehren!

Unter ſolchen Umſtänden war es natürlich, daß die nervös höchſt reizbare, geiſtig ſo leidende Königin ziemlich froh war, ihn einige Zeit los zu ſein. Damit künftig dergleichen Scenen ſich ſo leicht nicht wieder ereignen möchten, umgab ſie ſich Tag und Nacht mit ihren Damen, wobei ſie jedoch Marie Lennox, welche ſeit der Erhebung ihrer Familie erſte Hofdame geworden, aus dem ſehr verzeihlichen Argwohn von ſich entfernt hielt und ſehr kühl behandelte, weil ſie in ihr eine Spionin des Bruders, ihres Gemahls, vermuthete. Melville und der Leibarzt mußten ſtets in der Nähe ſein, und Letzterer ward ſo weit in die Dinge eingeweiht, als nöthig ſchien, ihn zu höherer Beſorgniß für Maria aufzumuntern, damit ſie, bis das Kind von Schottland geboren ſei, vor jeder Gemüthserſchütterung bewahrt bleibe. Der gute Doctor! Als ob er ſie hätte vor dem Gräßlichen ſchützen können, was ihr bevorſtand!

König Heinrich war in Perblisſire angekommen. Unterwegs wurden von ſeinen Begleitern gewiſſe Dinge nicht berührt. Augenſcheinlich lag es ſeinen ſauberen Geſellen daran, ihn erſt zu zerſtreuen, zu beruhigen und einige Tagereiſen erheblich ſchlechten, ſchottiſchen Weges zwiſchen ihn und das — Hochwild zu bringen, auf welches ſie ihn loszulaſſen willens waren. In Perblisſire begann man die Jagd, aber mit ſchlechtem Erfolge. Das Wild hielt nicht, die Hunde nahmen keine rechte Witterung auf, die Falken flogen ſchlecht und die Gäule waren nicht langathmig genug. Ob dieſe unglücklichen Weſen den Zorn des Herrn wirklich verdienten, das Waidmannsunglück nicht vielmehr auf Darnley's innere Ungeduld und peinigende Unruhe, und darauf zu ſchieben war, daß Jeder in der Geſellſchaft an alles Andere eher als das Jagen dachte, bleibe unentſchieden, genug, am fünften Tage, als man in's Jagdſchloß zurückritt, erklärte Darnley fluchend, er habe das ganze Jagen ſatt, die Leute möchten allein ſehen, daß ſie ein paar ordentliche Wildladungen zuſammenbrächten, damit er nicht leer nach Holyrood komme, er aber fordere andere Unterhaltung.

Marſchall Ruthwen ſah ſeine übrigen Genoſſen mit bedeutſamen Blicken an. „Dieſe andere Unterhaltung, und bei Gott eine wahrhaft königliche, ſoll Ihnen werden, Majeſtät, ſobald Ihr Aerger in einem feiſten Mahle und einem fröhlichen Trunke erſtickt worden!“

„Wir wollen Eurer Majeſtät ein Wild ſtellen,“ lachte der jüngere Ruthwen, Greyſtyl zubenannt, „wie es nie fürſtlicher geboten ward!“

„Wie ſo, was meint Ihr, ich bin zu Charaden nicht aufgelegt?“

„Wir wollen Eurer Majeſtät auch ſehr gern die Auflöſung derſelben abnehmen!“ lächelte Bothwell finſter.

„Natürlich aber,“ fiel Lindſay ein, „müßten wir erſt die Bedingungen des Spiels ehrlich und genau feſtſetzen, zumal wenn der Einſatz ſo hoch und der Gewinn ſo ungleich iſt!“

„Welches Spiel? In die Hölle mit Euren geheimnißvollen Reden! Ich war noch nie ein Spielverderber und habe, dächte ich, ſtets meinen Satz gehalten und gezahlt! Ich will nicht hoffen, daß meine üble Laune Euch ein Beluſtigungsmittel iſt!“

„Majeſtät,“ ſagte Greyſtyl in ſeiner ſcharfen Weiſe, die für ritterliche Treuherzigkeit galt, „wer das von Ihnen zu glauben dächte, dem wollt' ich meinen Dolch zu kauen geben, bis ihm der Knopf im Magen ſitzt! Es iſt aber ein Unterſchied, ob wir um ein Pferd, eine Geliebte, um einige tauſend Pfund, oder ob wir Kopf um Kopf ſpielen, der Gewinn eine Krone oder ein hänfenes Halsband iſt!“

„Verdammt, Ihr Herren!“ rief Darnley, „Ihr meint Dinge, die mich ſehr nahe angehen und mir wie Schatten durch Wald und Heide nachſchleichen. Heraus damit, was habt Ihr?!“

„Majeſtät,“ ſagte Lindſay, „ehe wir ein Wort weiter reden, wollen Sie unſere Bedingungen genehmigen?!“

„Das iſt eine ſeltſame Art, die Dinge, welche Ihr meint, wie ich glaube, als ein Glücksſpiel hinzuſtellen! Was habt Ihr für Bedingungen?“

„Erſtens, Majeſtät, daß Sie uns nicht eher fragen, als bis Claret und Alicante auf dem Nachtiſche ſtehen!“

„Gut, es gilt!“

„Dann,“ ſetzte Greyſtyl fort, „daß Sie nicht wild werden, wenn Sie zu Anfang merken, Ihr Spiel ſtehe heillos, ſondern daß Sie die Ruhe des Feldherrn, die Liſt des Diplomaten bewahren, thun, als ſähen Sie nicht, wie man Sie betrogen hat, und daß Sie dadurch ſo Ihren Gegner in Sicherheit wiegen, um ihn plötzlich mit einem Wurf über den Haufen zu rennen. So wie wir Euer Majeſtät nun zuſchwören, daß dieſes Spiel ſo ſchlimm liegt, und ſo liegen mußte, um es je zu beenden, ebenſo ſchwören wir Ihnen bei Leib und Leben, daß, ſofern Sie nur ruhig, kalt berechnend bleiben, Sie es für alle Zeiten gewinnen ſollen!“

„Sie müſſen ſchwören,“ rief Bothwell, „ruhig zu ſein, daß man nicht ahnt, wie Sie Alles wiſſen, ſonſt, ſo wahr ich meiner Mutter Sohn bin, Sie erfahren nicht eine Silbe!“ und er ſchlug mit der Hand an ſein Herz.

„Nein, er erfährt ſonſt nichts!“ riefen die Uebrigen.

Darnley kämpfte ſichtlich mit ſeinen heftigen Gefühlen und dem aufſteigenden Aerger, im Voraus ſich Gewalt anthun zu ſollen. Sie ritten eine Weile ſchweigend hin.

„Gut denn!“ ſtieß Darnley ſcharf und kurz heraus. „Ich ſchwöre, ſo wahr ich ein reiner Stuart aus König Jakob's IV. Blut und kein Baſtard bin, daß ich ruhig, kalt, gleißneriſch, wenn's Noth thut, ſein will. Mögt Ihr mich denn wie einen Hund an der Koppel halten! Aber vergeßt nicht, daß ich Euer Monarch bin, und gerechte Rache mir verſagen, ſo viel heißt, als ein ſchlimmerer Schurke ſein wie der, welcher ſie hervorrief!“

„Dieſe Rache eben, welche Heinrich Darnley zu einem freien Könige macht,“ rief Greyſtyl, „ſollt Ihr erlangen, wenn nur noch ein Ruthwen am Leben iſt!“

„Das ſollen Sie!" riefen die Anderen wild.

„Und nun, meine Herren," ſagte Jakob Bothwell mit kalter Ruhe, „da die Spielregeln gegeben, das Vorgefecht, ſo zu ſagen, eröffnet iſt, laßt uns zureiten, daß wir zu Teller und Becher kommen!"

Die Reiter ſetzten nun ihre Roſſe in ſcharfen Trab, erreichten das Schloß und ließen ſich in der Halle zum Mahle nieder, von ihren Leuten bedient. Darnley ſprach faſt nichts, aß wenig, aber trank deſto mehr. Die Ruthwen und Lindſay machten hin und wieder einige gleichgültige Bemerkungen, während Bothwell, ſonſt trotz ſeiner Jugend und ſeines hübſchen Geſichts verſchloſſen, ungewöhnliche Heiterkeit zeigte, eine Menge Abenteuer, Schnurren und Anekdoten auskramte, und Darnley wirklich auf andere Gedanken zu bringen vermochte.

„Bruder," flüſterte der ältere Ruthwen dem Greyſtyl zu, „wir dürfen der Leute wegen hier nicht bleiben, ſondern müſſen das Trinken in Heinrich's Gemach fortſetzen. Sorge, daß Du Dich ſeines Schwertes, ohne daß er Argwohn zeigt, verſicherſt, denn auf ein Stück Hundswuth kann man ſich ſchon gefaßt machen!"

„Genug geſagt! Sorge für das Uebrige."

Man hatte abgeſpeiſt. Darnley befand ſich in einer Art leidender Heiterkeit. Er mußte über Bothwell's Schwänke lächeln, ohne daß er es doch bis zu harmloſer Luſtigkeit bringen konnte.

„Majeſtät," unterbrach der ältere Ruthwen Bothwell, „zu Ihrer Bequemlichkeit und — weil wir Geſchäfte haben, — ſchlage ich vor, das Poculiren in Eurer Gnaden Schlafzimmer fortzuſetzen. Es kann ſpät werden, und Ihre Gemächlichkeit darf nicht leiden."

„Wenn Ihr meint, Ruthwen, ſo iſt's recht. Greyſtyl ſoll bei mir ſchlafen."

„Ich danke Euer Majeſtät," und Greyſtyl verbeugte ſich, „für dieſen Beweis Ihrer Gnade und Zuneigung! Donald, beſorge den Tiſch und genug zu trinken für das königliche Cabinet. Vier gut bewaffnete Leute ſollen im

Corridor bleiben; dann ſchließt das Thor und geht zu Bett!“

Die Diener eilten fort, die verſchiedenen Befehle zu erfüllen, Darnley und die Lords erhoben ſich und ſchritten durch einen Corridor, in welchem bereits die vier Reiſigen den Nachtdienſt bezogen hatten, und betraten ein Vorzimmer, wo für Bothwell, Lindſay und den älteren Ruthwen Lager bereitet waren.

Indem ſie durch daſſelbe hinſchritten, um Darnley's Zimmer zu betreten, ſagte Greyſtyl: „Mylords, laßt Eure Waffen im Vorzimmer; wenn auch auf Reiſen, iſt es doch nicht Brauch, mit Schwert und Dolch den Ort der königlichen Ruhe zu betreten!“ — Er gürtete ſein Schwert ab und ſtellte es in den Winkel, die Uebrigen folgten ſtumm ſeinem Beiſpiel. Als ſie Heinrich's Schlafgemach betraten, verbeugte ſich Greyſtyl vor Darnley. „Als Euer Majeſtät Kämmerling für dieſe Nacht bitt' ich, daß ſich mein König des Schwertes und Dolches entledige; ich will Beides wie immer auf Handnähe über Ihrem Bett aufhängen.“

„Haha, wie feierlich Ihr das macht,“ lachte Darnley, indem er die Waffen abgab; „Ihr würdet keinen üblen Oberſt-Kämmerer eines Königs vorſtellen!“

„Meine Pflicht iſt's, in jedem Dienſte Ihrer Perſon mein Talent wie mein Leben zu wagen!“ Damit nahm Greyſtyl die Waffen und verſuchte ſie über dem Bett des Königs aufzuhängen, indeß Darnley ſich an den Tiſch ſetzte und die Uebrigen einlud. Ein heftiges Poltern machte, daß ſich alle nach Greyſtyl umwendeten.

„Was macht Ihr denn da?“ fuhr Darnley auf.

„Hol' der Henker alle alten Nägel und ſchlechten Wände, Majeſtät! Die Waffe war zu ſchwer und iſt herab hinter das Bett gefallen. Doch es thut nichts; morgen ſoll ſie Donald hervornehmen. Ich brauche nur den Dolch und will Eurer Majeſtät, ehe wir uns legen, mein eigenes Schwert holen!“

Darnley ſchwieg. Als Greyſtyl ſich an Heinrich's Seite ſetzte, warf er dem Bruder einen lächelnden Blick zu. „Nun können wir dran gehen; Donald, leg' Dich zu Bett!“

Der Diener ging. Nachdem Heinrich ein Glas Wein hinabgeſtürzt, richtete er den Blick auf ſeine Gefährten. „Nun alſo Euer Spiel! Ihr ſeid verdammt zähe! Wer beginnt?“

„So werde ich's wohl ſein müſſen,“ ſagte der ältere Ruthwen. „Ich erinnere Sie an unſere Bedingungen, und daß Sie von Freunden umgeben ſind, für die Ihr Glück und Ehre die ihrige, Ihr Untergang aber der eigene iſt. Ich habe vorerſt an Sie eine Frage zu thun: Hat die Königin Ihre Bedingungen, wie wir ſie beſprachen, angenommen? Will ſie Ihnen die Herrſchaft ganz überlaſſen und Rizzio fortſchicken?!“

Eine Pauſe der Erwartung folgte. Darnley ſenkte erröthend das Haupt. „Narr, dann ſäßen wir nicht hier!“ murmelte er durch die Zähne.

„Das war vorauszuſehen!“ bemerkte Lindſay trocken.

„Eh' ſie den Italiener entläßt, lieber geht ſie ſelbſt mit ihm!“ lachte Bothwell ſarkaſtiſch.

„Was erfrechſt Du Dich zu ſagen, Bothwell?“ rief Darnley jäh. „Willſt Du den Sinn Deiner Worte vertreten, Schuft?!“

„Ruhig!“ donnerte Greyſtyl. „Wahrt Eure Zunge, Graf, und Sie, mein hoher Herr, bedenken Sie: Jakob kann vorſchnell ſein, aber Sie nie beleidigen. Sprich weiter, Bruder!“

„Was Bothwell ſo unüberlegt geſagt, mein König, hat doch eine gewiſſe Wahrheit. Wir haben Ihnen oft wiederholt, Rizzio ſei der Stein auf Ihrem Wege, und Sie würden nimmer zu Ihrem Rechte gelangen, ſo lange des Italieners Stimme in Holyrood ertönt. Eben ſo wenig aber werden Sie je die Königin dahin bringen, daß ſie den Señor entläßt. — Vielleicht hat ſie Euer Majeſtät darüber bereits Aufklärung gegeben!?“

„Sie hat das gewagt mir zu ſagen, hat meinen Willen zurückgewieſen! Und das in einem Tone, wie man etwa einen Knaben zurechtweiſt! Himmel und Hölle über ihn!“

„Ruhe, Ruhe, mein Fürſt. Nicht mit Zorn, mit kälteſter Ruhe will Alles erwogen ſein. Bei dem unzweifelhaften Rechte Eurer Majeſtät, der nahen Verwandtſchaft mit Ihnen und der niedrigen Geburt dieſes Menſchen iſt uns Allen, welche die ganze unſelige Zwiſtigkeit dieſer Zeit geſehen, es ſtets unbegreiflich geblieben, wie ein David Rizzio ſo dauernden Einfluß gewinnen konnte!“

„Das eben iſt's auch,“ und Darnley ſchlug auf den Tiſch, „worüber ich mein Gehirn vergebens martere! Wenn mir nur Einer einen nennenswerthen Lohn angeben könnte, Rang, Titel, Reichthum, kurz irgend etwas, das ſie ihm geboten, er angenommen hätte! Ich fühle, Mylords, daß er in meinem Wege iſt, daß ich, ſo lange er athmet, nie Herr in meinem Hauſe ſein werde, und mein Herz ihn ſeit einiger Zeit haßt, ohne daß ich den Grund angeben kann! Aber wär' er auch der Teufel in Perſon, ſo muß ich nicht allein geſtehen, daß er die Angelegenheiten ſeiner Herrin nicht nur gut leitet, ſo ſehr es mich ärgern mag, ſondern daß ich auch ſeinen Bemühungen, für die er jeden Lohn verſchmähte, viel — ſehr viel verdanke, obgleich mich's empört, ihm verpflichtet zu ſein! Ich würde mich glücklich preiſen, wäre ich von ihm befreit, aber — nennt es Gewiſſen, Religion, oder — was Ihr Luſt habt, ihn ſelbſt durch irgend einen Zwang zu beſeitigen, — das kann ich nicht! Ein Blick ſeines großen Auges würde mich fragen: Was habe ich Dir gethan! Da habt Ihr alle meine Gründe! Lacht über meine Schwäche, aber die erſte Hand, die mir in dieſem Lande Willkommen bot, war die ſeine, und wenn das Wort Freundestreue von meiner Lippe fällt, muß ich an Rizzio denken! Er hat mich zum Sklaven gemacht! Ob ich auch ſeinen Ketten fluche, mir fehlt die Kraft, ſie ihm ſelber in's Antlitz zu ſchlagen!!“

Alle ſahen den König erſtaunt an. In ſeiner heftigſten Erbitterung ſelbſt hatte er Rizzio eine Lobrede gehalten, die einen Blick in ſein Herz thun ließ, auf deſſen Grunde das lichte Gold Stuart'ſchen Hochſinns ſchlummerte, wurde es auch ſonſt meiſt vom Schlamme unreiner Leidenſchaft bedeckt.

„Nun Gott erhalt' mir mein armes Hirn!“ brach Greyſtyl aus. „Ich habe nie an den Unſinn der Zauberei und Verhexung glauben können, aber faſt beginn' ich zu fürchten, David Rizzio ſei ein unwiderſtehlicher Beſchwörer! Wahrlich, da ich einen Mann, wie Eure Majeſtät, der Wucht ſeines gewaltigen Auges erliegen ſehe, möchte ich faſt die arme Frau bemitleiden und entſchuldigen, daß ſie ihm in nichts zu widerſtehen vermochte!“

Darnley ſtand, fahl wie die Wand, von ſeinem Sitze auf. Der Dunſt des Weines war wie mit einem Ruck verflogen.

„Welche Frau war's, die ihm in nichts zu widerſtehen vermochte?!“

„Nun, die Königin, zum Henker!“ rief Bothwell, „das iſt doch klar!“

Alle beſorgten nun einen ſeiner heftigen Zornausbrüche, aber Darnley zuckte nur wie ein angeſchoſſenes Thier auf, blieb indeß ruhig. „Das iſt allerdings, Mylords, ein Spiel: Kopf gegen Kopf! Du haſt den Deinen eingeſetzt, Bothwell, und ſollſt ihn verlieren, wenn Dir die Beweiſe fehlen. Auf dem höchſten Punkt Schottlands will ich einen Galgen bauen von Stein für den, der Maria Stuart ſo ſchändete, und noch nach Jahrhunderten ſoll man ſagen: das iſt König Heinrich's Galgen! Dieſe Stunde wird aber entſcheiden, ob Rizzio oder Bothwell an ihm hängen ſoll!!“

„Nun, Herr König,“ lachte Bothwell, „an meinem Leben liegt wenig genug, und ein paar Jahre würden genügen, daß kein Knochen mehr von mir übrig bliebe, um mein Geſchick zu melden, aber wer von uns Beiden auch daran ende, Ihrer Frau Schande würde nicht nur dieſes unvergleichliche Monument, ſondern ſelbſt ganz Schottland überleben!!“

„Die Beweiſe, Ihr meineidigen Creaturen!!“ murmelte der König.

„Die Beweiſe, Majeſtät?“ ſagte achſelzuckend der ältere Ruthwen. „Den thatſächlichſten aller Beweiſe zu führen, — dafür möchte ſchwerlich ein Zeuge zu finden ſein! Daß wir am wenigſten in der Lage ſind, die wir erſt durch Euer Majeſtät an den Hof kamen, in Ihrer ausſchließlichen Umgebung geweſen, iſt wohl bewieſen; uns fiel nur die fürchterliche, aber unerläßliche Aufgabe zu, Sie von der finſtern Gewißheit zu benachrichtigen, die uns in dieſen Tagen geworden iſt.“

„Und wer hat die Gewißheit, wer die Beweiſe?!“

„Zwei Männer, die ſtets nahe genug um Maria Stuart geweſen, um ihrer Beobachtungen ſicher zu ſein. — Maitland und Morton!“

„Die Pferde vor, nach Edinburgh! Zwei Worte nur mit Maitland und Morton, und einen Stoß dem Señor!!“ — Er hatte mit unerhörter Wuth Greyſtyl zu Boden geſchleudert, Lindſay zur Seite geworfen und wollte, gleich einem Raſenden, hinaus zu den Waffen, zu den Pferden. Da unterlief ihn Bothwell, umklammerte ihn und drängte ihn zurück.

„Schließt die Thür!“ donnerte Ruthwen. Lindſay verſchloß von innen die Thür. Alle Uebrigen warfen ſich auf den König.

„Verflucht! Verräther!“ Dann brach der unglückliche Fürſt in ein gräßliches Gelächter aus, und ward ohnmächtig.

Sie entkleideten ihn, rieben ihm die Stirn mit Wein und brachten ihn zu Bett.

„Die Degen um, Mylords!“ flüſterte Greyſtyl, „man kann nicht wiſſen, was geſchieht! Wir müſſen bei ihm wachen. Schickt zu irgend einem alten Weibe, was ihm etwas gegen den Krampf und dergleichen geben kann!“

Der König lag lange bewußtlos, das krampfſtillende Mittel, das Donald herbeiſchaffte, brachte ihn wieder zu ſich.

„Ich danke Euch, Mylords!“ ſagte er ernſt. — „Ihr waret viel vernünftiger als ich. — Laßt mir Donald eine Ader ſchlagen, daß das unnütze, wilde Blut ſich beruhigt.

Wenn Wir nach Edinburgh kommen, werden Wir dieſes Mittel bei dem guten Freund vom Süden auch verſuchen! Aber nicht ungerecht, bei Gott! Ich will mich ganz überzeugt halten! — Hört, Einer von Euch ſchreibe an Maitland, beſonders an Morton. — Ich bin ihm nicht mehr böſe. — Iſt Alles wirklich ſo, dann hat er ganz recht gethan! — Sie ſollen Beide ſogleich hierher kommen!"

„Mylord Morton gab aber ſein Wort, Edinburgh nicht zu verlaſſen," ſagte Greyſtyl, „Sie müſſen an Lord Douglas vom Staatsrathe ſchreiben, daß er ihn auf Ihren Befehl unter Maitland's Bürgſchaft hierher reiſen läßt."

„Gut, ſetzt es auf, ich werde es unterſchreiben. Indeß ruft Donald."

Während Greyſtyl ſchrieb, Donald herbeigerufen wurde und Lindſay wie der ältere Ruthwen dem Diener zur Hand gingen, ſaß Jakob Bothwell ruhig am Tiſche, nippte vom Weine und beobachtete die verſchiedenen Gruppen. Dann und wann flog eine unendliche Schadenfreude, eine dämoniſche Luſtigkeit über ſein Geſicht hin. —

Außer den beiden Briefen ſchrieb Greyſtyl noch einen Zettel an Maitland.

„Beifolgende Briefe werden Euch beweiſen, daß unſere Dogge Witterung genommen. Heinz war ſo raſend, daß wir ihn kaum bändigen konnten. Zum Glück half uns ein Krampfanfall. Des ſchwarzen Ms. Sache iſt's nun, das Wild zu ſtellen, ſeine Beweiſe ſicher zu machen. Kommt bald, damit die Hochjagd beginnen kann!

Greyſtyl."

Am andern Morgen, nach einem langen, tiefen Schlafe war der König wieder geſund, aber ſehr matt. Die Raſewuth beleidigter Ehre, denn von einem tieferen, ſittlichen Schmerz war nicht die Rede, ſchien jetzt der kalten Ueberlegung gewichen und dem Verlangen, ſein zuckendes Gewiſſen mit Beweiſen zu erſticken. Er redete wenig, nahm Maria's und Rizzio's Namen gar nicht in den Mund. Am dritten Tage (alſo nachdem er etwas über eine Woche Holyrood verlaſſen) ging er wieder auf die Jagd, und zwar mit großem Glück und ſolcher Paſſion, als erblicke er in jedem Netz einen Señor David.

Graf Morton, der ſchwarze Douglas, ſowie Maitland langten raſch genug an. Letzterer hatte bereits Randolph vorbereitet: „daß möglicher Weiſe der bewußte Proceß wegen neuer Eventualitäten gar nicht zur Verhandlung kommen würde.“ Morton hatte Greyſtyl's Brief und die Abſchrift des königlichen Befehls an Murray nach Newcaſtle geſendet. — „Zwar iſt es noch Winter, aber die Pflaumen ſind doch ſo überreif, daß ſie nächſtens abfallen. Kommt ja, ich will Euch das Datum ſchreiben, die ganze Geſellſchaft ſoll an der Ernte theilnehmen. M.-D.“ — So lautete der Avis. —

Es war ein ſeltſames Zuſammentreffen zwiſchen Darnley und Morton. Darnley kalt, zurückhaltend im Gefühl der Würde, gegen welche Morton ſich empört hatte, dennoch aber höchſt begierig, Beweiſe für etwas zu fordern, das er — ſchon glaubte; — Morton mit ſeinem Buckel, dem dunklen, ſtechenden Blick und Zügen, in denen Stolz, Haß und finſtere Melancholie ſich vereinten. Es war, als wenn, perſonificirt, die Dämmerung und die Nacht zuſammenträfen.

Darnley ging langſam auf ihn zu, Morton blieb ſtehen.

„Ich freue mich, Sie zu ſehen, Mylord, und denke, was zwiſchen uns obwaltet, wird binnen wenigen Stunden ausgeglichen ſein.“

„Was das Freuen betrifft, Sire, ſo bin ich überzeugt, daß Ihre Freude ſo gering iſt wie die meine, ich freue mich über nichts mehr. Zwiſchen uns liegt nichts, was mir auszugleichen bliebe. Ich kam aus Rückſicht für meine Familie, welche wünſchte, daß ich Ihre Wünſche höre.“

„Das heißt, obwohl begnadigt, behalten Sie die Geſinnungen eines Rebellen!“

„Meines Wiſſens, Herr, war ich nie ein ſolcher. Mag meine Privatmeinung von der Souverainin meines Landes ſein, wie ſie wolle, ihr gegenüber war ich nie Rebell, obwohl ich in's Feld zog, einen Gemahl anzufechten, den ich als ſolchen höchſtens bedaure, als König Heinrich von ſeines Weibes Gnade nicht kenne!“

„So würden Sie aber doch nicht anſtehen, mit mir einen Gang in den Wald zu thun, Mylord, damit wir das Bedauern und Nichtkennen ausmachen mögen!“

„Mylord, wenn das auf eine Genugthuung hinausläuft, ſo bin ich ſpäter, ſollte ſie noch gefordert werden, mit Vergnügen bereit. Ich habe nur zu erwähnen, daß, wenn ich auch den Gemahl Maria Stuart's nicht anerkennen mag, ich den Großenkel König Jakob's IV. nicht beleidigen wollte, dieſem ſogar Ehrfurcht ſchuldig zu ſein mich verbunden fühle! — Wenn Sie, Mylord, beide Qualitäten trennen, einander gegenüber ſtellen, ſich fragen würden, was ſich jetzt Jakob's V. Neffe ſchuldig ſei, ſo würden Sie Morton beſſer würdigen und die Kraft finden, den Gatten zu vergeſſen und der Falſchheit den Rücken zu kehren!“

„Da Sie doch wenigſtens den Sproſſen Ihres Königs achten, Morton, ſo will ich mich bemühen, Sie zu würdigen und zu thun, was die Ehre gebietet. Leihen Sie mir Ihren Arm zu einem Spaziergang, ich habe in dieſen Tagen Blut laſſen müſſen und bin etwas matt. Mylords, ich bedarf keiner Begleitung, ein Douglas iſt bei mir!“

Als Beide Arm in Arm dahinſchritten, mußten die Zurückbleibenden doch heimlich lachen.

„O David und Jonathan,“ ſagte Bothwell, „Morton und König Heinz! Wenn die Beiden ſich lieben, muß ſelbſt der Gottſeibeiuns über ſolche Teufelei gerührt werden!“ —

Als Jene die einſameren Pſade des Parks dahinſchritten, brach Morton zuerſt das Schweigen. „In der That, ich glaubte niemals in ſo vertraute Beziehungen zu Euer Majeſtät zu treten! Es gehörte wirklich dazu, daß gottverworfene Schande und Gemeinheit in dieſem elenden Lande ſo himmelhoch wuchs, ſo überlaut ſchrie, daß ſelbſt dem Blindeſten die Augen ſich öffnen!“

„Sie nannten mich eben Majeſtät, Morton! Werden Sie ſich untreu?“

„Niemals, ſobald Sie ſich als Jakob's Enkel fühlen! Das Recht der älteren Linie an den Thron können Sie in einem Lande allerdings anſprechen, das zweimal den Fluch der Weiberherrſchaft litt, als Maria's Gemahl aber können Sie höchſtens den Werth erlangen, welchen etwa der Vater eines Thronerben hat. Das Königthum an Maria's Seite iſt ein Phantom, deſſen Lüge ſie Ihnen, glaube ich, im Begriff ſteht, endlich deutlich zu machen —!“

Darnley blieb ſtehen. „Sie haſſen die Königin!?“

„Unumwunden geſprochen, ja! Ich haſſe ſie ſo tief wie ein Menſch nur kann! Haſſe ſie wie jene Schlange, welche den ſchuldloſen erſten Menſchen den Apfel im Paradieſe bot! Sie hat mich betrogen, betrog Chaſtelard, Euch, und wird jedes Herz betrügen und verrathen, was ihr naht! Nur Einem iſt ſie treu, der niedrigſten, abgefeimteſten aller Creaturen, welche ſich in den Mantel der Tugend und Beſcheidenheit hüllt, David Rizzio! Und in dieſem Haſſe bin ich ſo eins mit Ihnen, wie der Leib mit der Seele!“

„So überzeugen Sie mich von ſeiner Niedertracht, Morton, und Sie ſollen der Arm meines Haſſes, ich will das Schwert des Ihrigen ſein, ein Wille, ein Schlag, ein Haupt!“

„Ich habe einſt,“ und Morton's Stimme zitterte, „Maria Stuart geliebt wie der Sklave den Herrn, angebetet wie der Gläubige ein Heiligthum! Sie war mir faſt wie eine Schweſter, und ich hätte meinen ganzen Stamm geopfert um ſie! Das war Maria Stuart, die Königin Frankreichs! — Haben Sie die reine Papillon gekannt, Herr? Das ſüßeſte Geſchöpf, was je in die Welt geſchaut, Maria's treueſte Jugendfreundin und das liebende Weib des ſchwarzen, düſtern Douglas mit dem Buckel, vor dem die Weiber ſonſt fröſtelud zurückwichen? Sie haben ſie nicht gekannt, ſonſt würden Sie begreifen, wie elend, wie alles Lebenslichtes beraubt der Morton wurde, als man ſie ihm tückiſch ſtahl, ſie gemordet ward von dem Schrecken: wählen zu müſſen zwiſchen der Pflicht, ihre keuſche Ehre zu wahren, oder die Buhlerei dieſer tückiſchen Königin zu bemänteln! Mit dieſer meiner Hand hab' ich das eigene ſüße Weib mit dem Tode bedroht, im ſittlichen Entſetzen ſie und ihr armes Kind, mein ganzes Glück, in's Verderben gejagt!! — Sie werden gehört haben, daß es um Chaſtelard geſchah, der in's Gemach Ihres Weibes gedrungen. Ich preßte damals Maria das Todesurtheil ab, und ſein Haupt fiel zu St. Andrews. Hahaha, und doch, König, — war dieſer arme Kerl unſchuldig genug, wie ich zu ſpät mich belehrte! Wenn ſein Freund und Günſtling, David Rizzio, über die Reize Maria's triumphirte, warum ſollte Franz I. natürlicher Bruder, warum Boscoſel de Chaſtelard es nicht wagen?! — Hat ſie ſich nach dem Tage von St. Andrews nicht raſch genug getröſtet? Iſt dieſer Italiener nicht auf den Schultern ſeines todten Gönners zu einer Macht geſtiegen, wie kein Mann über ein regierend Weib erlangte? Zwang er ſie nicht, den Katholiken zum Gram, ihre eigene Religion einzuſchränken, dem Calvinismus, welchen ſie ſtets haßte, den Schotten, die ſie nie liebte, die größten Freiheiten und Rechte zu gewähren, ſo daß man wähnen möchte, ſeine Zauberruthe hätte die goldene Zeit auf uns hereingebracht?!"

„Aber dann wurde ich doch heimlich nach Schottland berufen, Morton! — Rizzio war ja der Erſte, welcher mir alle Wege gebahnt!!"

„Das war er! Und warum? — Hatte die Königin Euch je geſehen? — Konnte ſie Euch lieben? Waret Ihr ihr mehr bisher, als ein unbekanntes, ſchwächliches Nebenreis eines abgeſtorbenen Zweiges ihrer Familie? Aber es mußte ja eine Puppe gefunden werden, welche Maria's Schande deckte, ein gutwilliger Geſell, deſſen Name die Sünde eines buhleriſchen Weibes auslöſchte!"

Heinrich Darnley ſchrie auf, wankte und hielt ſich an Morton feſt.

„Dazu," fuhr dieſer erbarmungslos fort, „war allerdings weder ein ſtolzer Northumberland, noch ein hitziger

Dudley geeignet, ſondern nur ein Mann, der zur Dankbarkeit verflucht war, bisher unbeachtet, arm und ſchwach nur von Rizzio's Gunſt Alles empfing! An dem Tage, wo Sie in dem bewußten Cloſet voll Dank Herrn Rizzio um den Hals fielen: „Wie ſoll ich Dich belohnen!" da erkannte ich, was der Señor Maria war! Erkannte, daß in ihrer gemeinſamen Schmach die geheimnißvolle Kraft lag, mit der er Maria, Sie und uns Alle beherrſchte! Wenn Sie ſelber nun der Morton wären, welcher ſein ganzes Glück durch dieſe beiden Elenden verlor, würden Sie je Darnley, den blöden Sklaven ſeines Weibes, als König anerkannt haben? Wollen Sie die Schotten tadeln, welche die endloſe Schmach der eigenen Regierung in den Kampf trieb? — Ich rede nicht von Murray, er iſt Egoiſt, iſt beute- und herrſchaftsgierig, ich rede von der Sache! Die Empörung iſt gedämpft; derſelbe Rizzio wird die Köpfe der Rebellen verlangen und erhalten! Derſelbe Rizzio wird auch ferner Ihre Mitregentſchaft, zumal Ihr natürlich Thronrecht zu hintertreiben wiſſen, wird — als ſeinen Lohn — über ein Kind den Dictator ſpielen, das Sie das Ihre wähnen und vor dem Schottland das Knie beugen ſoll! Heinz, Heinz, wo haſt Du Dein warmes Königsblut! Wo begrubſt Du Deines Oheims Jakob Ehre?!"

„Welchen Schwur giebt's, der haltbar iſt zwiſchen mir und Euch?!"

„Was Ihr zu ſchwören habt, ſchwört's auf meines Weibes Unſchuld und Eure Schande! Der ſterbe den heimlichen Tod des Vogelfreien, der ihn bricht!"

„So ſchwöre ich, Heinrich Darnley, Jakob's Großenkel, Euch bei Eures Weibes ſchuldloſem Tode und meiner Schande: David Rizzio ſoll im Angeſicht meines treuloſen Weibes ſterben!!"

„Und ich ſchwöre Ihnen bei demſelben Schwur, ich will an dieſem guten Tage an Ihrer Seite ſein, will Sie fortan als König erkennen, und ſollten Sie einen Sproſſen haben, den Sie ſelber als Ihren Sohn bezeichnen, deſſen ſoll der Thron ſein!!"

Beide Männer gaben ſich die Hand.

„Das Wie der That," lächelte Darnley düſter, „mag ſich zu Edinburgh entſcheiden. Reiſet zurück. Ich will Euch eine geheime Ordre geben, Eure Anhänger zu ſammeln. Laßt ſie ſich zu einem beſtimmten Tage bereit halten!"

„Eure Majeſtät haben die unbedingte Treue meiner Familie und Freunde!" —

Denſelben Tag noch ging Morton mit Maitland und Bothwell, deſſen Begleitung und Aufſicht bei ſeinen Schritten der ſchwarze Douglas ſich erbeten hatte, nach Edinburgh zurück. Morton befahl ſeinen Leuten, bewaffnet heimlich nach der Hauptſtadt zu kommen und ſich dort aufzuhalten, ſein Vater und Lord Erskine thaten das Nämliche. Drei Tage ſpäter reiſte Darnley nebſt Gefolge nach Holyrood zurück, kalt, finſter. Seine Seele erfüllte nur ſeine Schmach und ſeine Rache. — Natürlich mußten Maria Stuart und Rizzio glauben, daß Darnley's Rückkehr nur neue Scenen, neue Ausbrüche zur Folge haben würde, und dies erfüllte Beider Herz mit großer Beſorgniß. Aber Darnley kam zurück, ohne zu poltern, er betrat nicht einmal der Königin Zimmer, er bekümmerte ſich nicht um ſie!

Wie das Frauengemüth immer gern zur Milde geneigt iſt und auf ſeinen zarten Einfluß baut, ſo glaubte Maria (ſie liebte ja Heinrich doch noch immer) ihm entgegenkommen zu müſſen. Sie ließ ihn durch die Oberhofmeiſterin Argyll bitten, ſie zu beſuchen.

„Ich habe keine Zeit und keine Luſt, Gräfin; ſagen Sie ihr das. Sie wird ſich zu tröſten wiſſen!"

Noch glaubte Maria nicht an einen ſo vollſtändigen Bruch. Sich auf die Kenntniß ſeines Charakters etwas einbildend meinte ſie: „er ſchmolle und trotze nur, er wolle Conceſſionen erlangen und geſchmeichelt ſein." Sie bat Rizzio und Melville, um des Friedens und der Zukunft willen ihm doch fortan alle Papiere zur Begutachtung vorzulegen. Rizzio faßte die Sache ernſter auf, zumal als ihm die Gräfin Argyll des Königs verändertes Ausſehn ſchilderte, aber ſein Gehorſam und die leiſe Hoffnung, dieſe Befriedigung von Heinrich's Eitelkeit könne doch das Verhältniß etwas beſſern, begab er ſich zu ihm.

Als Rizzio dem König gemeldet ward, zuckte deſſen Hand unwillkürlich nach dem Schwerte. Dann lachte er und ließ ihn vor ſich. Aber der kalte, tödtliche Blick, den er auf den Señor ſchleuderte, die eingefallene Bläſſe ſeines Geſichts ließen in dem Señor eine unbeſtimmte ſchreckensvolle Ahnung aufſteigen.

„Ihro Majeſtät die Königin," ſprach Rizzio gefaßt und mit ruhiger Stimme, „hat mir wie Melville aufgetragen, Euer Majeſtät fortan alle Papiere vorzulegen."

„So? Sieh da! — Erwiedern Sie der Majeſtät, daß Wir uns das anders überlegt haben. Sie möge die Geſchäfte nur beſorgen laſſen, wie ſie immer beſorgt worden ſind! Wir wünſchen Ihres Anblicks enthoben zu ſein!"

„Königlicher Herr, mein Herz hat wohl nie geahnt, daß meine Perſon gerade das Glück einer Verbindung ſtören könne, die mir, das weiß Gott beſſer als Sie, die wichtigſte Angelegenheit meines Lebens war! Da ich mit unendlichem Gram aber ſehen muß, daß dem doch ſo iſt, mein Einfluß Euer Majeſtät gar ſo bedeutend und zugleich ſo heimtückiſch zu ſein ſcheint, um mit Abſicht die Königin gegen Euer Gnaden Wünſche zu ſtimmen, ſo bin ich zu Allem bereit, was dieſe Ihre Anſicht entkräften kann! Ich widerſetze mich nur Ihrem Begehr um Schottlands Ruhe willen, doch, ſelbſt auf die Gefahr neuen Bürgerkriegs, will ich die königliche Frau zu vermögen verſuchen, Euer Majeſtät die vollſtändige Herrſchaft zu übergeben, und mich mit jedem Platz, jeder Dienſtleiſtung, ſo unwichtig ſie ſei, begnügen, welchen meine Herrin mir ertheilen mag, denn ihre Ruhe iſt mir noch theurer!!"

„O, vortrefflichſter aller Maulwürfe, Ihr habt Euer Werk ſo glänzend angelegt, daß auch der Rückzug gedeckt iſt! Das glaub' ich, daß Euch der Königin Ruhe ſehr heilig iſt, daß Euch jeder Platz behagt, den der Königin Gunſt Euch ſchon zu reſerviren wiſſen wird! Ihr ſollt wenigſtens mit mir kein Narrenſpiel treiben. Ich begreife, daß die Königin nun ſehr erhebliche Urſachen hat, nachzugeben, ehe ſie Alles verliert! Erwiedert ihr, daß es mir gleichgültig iſt, in welche zahme Maske ſich Herr Rizzio hüllt, daß ich nicht mehr aus Maria's Hand eine Krone und eine Macht zu empfangen wünſche, die mir von Geburt mit ſo großem Rechte als ihr ſelbſt gebührt. Was ich zu thun haben werde, iſt Sache meiner königlichen Autorität; Maria von Schottland aber kennt auch ohne mich ihren Weg!"

Rizzio richtete ſich hoch auf. — „Was ich zuletzt geſagt, Fürſt, war allein aus der ſittlichen Quelle meiner Bruſt entſprungen. Was ich im Leben that oder unterließ, kann ich jeden Augenblick vor Gott vertreten, und wenn Euer Majeſtät ſich wegen meiner geringen Perſon etwa zu Dingen hinreißen laſſen wollen, welche Ihro königliche Gemahlin in Schottland in's Unglück ſtürzen können, ſo wird der große Richter dort oben wohl zu unterſcheiden wiſſen, auf weſſen Haupt die Verantwortung fällt!"

„Das wird er! Was Maria's und Schottlands Glück oder Unglück betrifft, darüber kann Euer edles Herz ſich tröſten. Wir werden ſchon für das Wohlbefinden Beider zur Zeit zu ſorgen wiſſen! Dieſe trotzige Gotteszuverſicht, mit welcher Ihr Uns zu ſchlagen wähntet, erhaltet ſie Euch ja! Ihr werdet ſie vielleicht raſcher, als Ihr meint, brauchen können!"

Darnley winkte. Rizzo, wie eine Leiche fahl, wendete ſich langſam um und ging.

Der unglückliche Mann ging mit dem Tode im Herzen! Des Königs Worte hatten ihm ganz genügend angedeutet, daß derſelbe ſeinem Verhältniß zu Maria eine entehrende Beziehung unterſchiebe, er war der Ueberzeugung, daß Heinrich auf ſeinen Untergang und eine Umwälzung ſinne, er alſo fortan verloren ſei. Er glich dem Edelhirſch, der, um noch ſein Neſt zu retten, unverrückbar vorwärts eilt, obwohl er fühlt, daß rings um ihn die Meute brauſt; der jeden Augenblick niedergeriſſen zu werden droht, aber dennoch mit ſchwindenden Kräften ſein Ziel verfolgt. Er hatte deßungeachtet zu viel Begriffe von Darnley's Herz und adliger Ehre, um ihn ſelbſt in der raſendſten Verblendung eines Mordes für fähig zu halten. Er ſchien ihm vielmehr eher das entſchloſſene, trotzige Benehmen eines Thronräubers zu haben. Durfte er in ſolcher Kataſtrophe feige fliehen, die Königin in einem Zuſtande verlaſſen, wo ſie zweifach hülflos war? Konnte er ſeine Liebe und Treue würdiger bekunden, als wenn er in der äußerſten Noth ſeinen Kopf für Königin und Reich einſetzte? — Er ging zu Maria und theilte ihr alle ſeine fruchtloſen Bemühungen zur Verſöhnung mit, aber nicht die Worte Heinrich's, welche eine Kataſtrophe ahnen ließen, verſchwieg ſeine eigenen Befürchtungen. Er erſah ſchon an dem, was er ihr ſagte, daß der Reſt ſie tödten müſſe.

„Der Elende!“ rief ſie. „Ich bin ihm nur ein Beuteſtück geweſen! Aber beim Allmächtigen, wenn ich auch eine ſchwache, gebrochene Frau bin, die Krone will ich dem Weſen erhalten, deſſen Blut und Leben von dem meinen iſt, und das von mir allein ſein Recht fordern mag!“

Sie wurde durch dieſe Erſchütterung ſo matt, daß ſie faſt eine Woche darniederlag.

David Rizzio machte in der Nacht, welche der Unterredung mit Darnley folgte, ſein Teſtament. Es war an die Königin gerichtet. — Er beſchloß, es fortan ſtets in ſeiner Taſche zu tragen, auch nie mehr die Königin allein, ſondern nur in Gegenwart der Gräfin Argyll zu ſprechen. Er ſchrieb ferner an Maria's treueſte Anhänger, Lord Seyton, Flemming, Athol, Livingſtone und Ogylvie, theilte ihnen im Allgemeinen ſeine Beſorgniß mit und bat ſie, ihre Leute aufzubieten, die Verbindung mit dem Hochland offen zu erhalten und das Caſtell von Edinburgh zu beſetzen; den Befehl zu Letzterem werde er auswirken. Mit der Ruhe eines Gerechten ſchlief David Rizzio jede Nacht und ging jeden Morgen an ſein Tagewerk.

Der Januar und Februar verſtrich, ohne daß Darnley Maria ſah; der März begann, die Mitglieder des Parlaments ſtrömten zuſammen, die Lords und Edelleute von beiden Parteien erſchienen mit ungewöhnlich ſtarkem bewaffneten Gefolge, John Knox eiferte wieder von der Kanzel.

Das Parlament begann den 1. März, der 4. war für den Proceß angeſetzt. Den 2. wurde auf Maria's Befehl das Caſtell von Edinburgh durch den höchſt erſchrockenen Lord Douglas an den trotzigen Ogylvie, den größten Häuptling der Hochlande, den fanatiſchen Katholiken und Freund Maria's übergeben. In dieſem kritiſchen Augenblicke bot auch der letzte Sproſſe des Hauſes Hundley, welcher nur noch Dumbarton aus dem väterlichen Beſitz gerettet, Maria mit neuerwachter Treue ſeine Hülfe an. Sie wurde ſofort freudig angenommen und er angewieſen, mit vierhundert Streitern in die alte Canon-Gate, die Altſtadt um Holyrood, zu rücken. Die Verſchworenen, anders kann man Darnley, Morton, die Ruthwen, Lindſay, Maitland und Bothwell nebſt ihrem Anhange nicht nennen, glaubten ſich durch Beſetzung des Caſtells faſt verrathen und wollten das Attentat beſchleunigen. Morton ſandte heimlich nach Murray, Argyll und Genoſſen. Es war kein Augenblick zu verlieren, und Morton erinnerte Darnley, der etwas zaghaft und zögernd geworden, an ſeinen Schwur. Der König, ſelbſt wenn er ſein Beginnen hätte bereuen wollen, ſah ſich bereits ſelbſt in dem Falle, entweder unterzugehen oder zu tödten!

An demſelben Tage, wo gegen ihn der Proceß erhoben wurde, ritt Murray mit ſeinen Gefährten, lachend von Lord Berwick Abſchied nehmend, gegen Abend aus Newcaſtle.

„Heut', meine Herren, hat das gute Parlament von Schottland begonnen, ſich mit unſeren Köpfen zu beſchäftigen; ehe indeß vier Tage um ſind, werden wir unſere Köpfe mit dem Parlament und unſere Hände mit einigen guten Freunden beſchäftigen! Alſo luſtig, meine Freunde, das Schachſpiel ſteht gut! Wir ſchlagen den kecken Springer, Schach dem Könige, Matt der Königin! Unterwegs werden wir noch viele Leute finden, die's für klug halten, jetzt mitzuſpielen!“

Als ſie die Grenze paſſirt, ſchloß ſich ihnen John Maxwell mit zweihundert Reitern an; als ſie nach Dumfries kamen, fanden ſie Ruthwen's und Lord Erskine's Haufen. Eine förmliche Operationslinie ward gebildet, die mit ihren Poſitionen bis zur Grenze reichte und ſich wie ein Knäuel gegen Edinburgh aufwickelte.

Im Wirthshauſe zur „luſtigen Tafelrunde“, wo einſt Maitland durch Randolph das unwillkommene Heirathsproject erfahren, ſaßen am Abend des 6. beide Herren wieder in traulichſtem Geſpräch und größter Freundſchaft; Lord Murray und ſeine Genoſſen waren, überaus luſtig, zugegen, Herr Andrews hatte den Schimpf zu London, Eliſabeth's Tücke, kurz Alles vergeſſen; man war ein Herz, eine Seele, eine — große elende Diebesbande, obwohl mit Ketten und Orden auf der Bruſt und Wappen auf den Schilden.

Eine andere, eben ſo ſchlimme Geſellſchaft befand ſich um dieſelbe Zeit im Schlafzimmer Heinrich Darnley's, deſſen Fenſter nach dem Vorhof von Holyrood, auf die Hauptfaçade der Bildergalerie blickten. Sie war durch ein kleines Pförtchen gekommen, das von dem Vorplatz mittels einer engen Wendeltreppe empor in dieſes Gemach führte. Daſſelbe ſtand mit dem Thurme in Verbindung, an welchen das kleine Audienzzimmer ſtieß, das zugleich die Communikation des Marienthurmes und der Gemächer der Königin bildete. Von Darnley's Schlafzimmer lief aber ferner ein geheimer Gang jenſeit der Haupttreppe zum Schlafzimmer der Königin, deſſen Tapetenthüren ſo künſtlich angebracht waren, daß man ſie nicht zu bemerken vermochte. Jetzt ſind dieſe Räume ganz verändert; nur die beiden berüchtigten Orte ſelbſt, der des Verraths und der der Schande, blieben nebſt den vorderen Gemächern nach der Straße übrig.

In erſterem, dem Zimmer Darnley's, befanden ſich zu beſagter Zeit, flüſternd um den mit Flaſchen und Bechern beſetzten Tiſch, Darnley, dann Morton, beide Ruthwen, Lindſay und Bothwell. Sie verabredeten den Meuchelmord David Rizzio's auf morgen Abend. —

Auf morgen!

Dieſes Morgen, der verhängnißvolle 7. März, war angebrochen. — Ein dumpfes, geheimnißvolles Flüſtern, daß Außerordentliches im Werke ſei, ging durch Edinburgh, welches, mit Kriegern gefüllt, einem Käfig hungernder Beſtien glich, die bereit ſchienen, bei erſter Gelegenheit einander anzufallen. Jedermann harrte mit Spannung der kommenden Ereigniſſe. Die Parlamentsſitzung war aus dieſem Grunde auch ſo ſchwach beſucht, daß man, obwohl das Parlament ſich ſchon mit einer zweitägigen Vertagung eröffnet hatte, es heute, nach drei Sitzungen, doch auf weitere zwei Sitzungen vertagte. Als endlich der Abend ſich auf die unruhige Stadt geſenkt hatte und der dichte Märznebel nun Alles in ein fahles Grau hüllte, ſchlichen die Verſchworenen zu Darnley.

Maria Stuart ahnte von alledem nichts. Sie begriff die dumpfe Schwüle der Gemüther wohl, und daß die Anklagen vor dem Parlament zugleich eine politiſche Entſcheidung über die ganze Partei ihrer Gegner ſei, auch hatte ſie ihren Gemahl in Verdacht, daß er ſeine eigenen Wege der Herrſchſucht gehe, aber ſie hätte es nimmer geglaubt, daß die Kataſtrophe ſo nahe ſei, in ſo verbrecheriſcher Art ſich äußern, ja, daß ihr eigener Gemahl hierbei eine ſo ſchimpfliche Rolle ſpielen werde!

Da ſich die Königin in den letzten Tagen wieder wohler gefühlt, brachte ſie die Abende nicht mehr in ihrem Schlafzimmer mit ihren Damen allein, ſondern im Thurmzimmer zu. Ihr Seſſel ſtand in der Nähe des wärmenden Kamins, oberhalb der Tafel und unweit des kleinen dunklen Cloſets, was nach dem Garderobezimmer führte. Neben der Königin ſaß Lady Argyll und Lord Robert Stuart, ein jüngerer Bruder Maria's, den ſie unlängſt zum Gouverneur von Holyrood gemacht, obſchon er kaum zwanzig Jahre alt war; Marie Flemming, Hanna Kennedy, Melville und

Rizzio bildeten den Reſt der Geſellſchaft. Um das Heulen des Frühjahrſturmes, deſſen Ton der Königin unangenehm war, zu dämpfen, hatte man die Läden der gothiſchen Fenſter geſchloſſen, und unter mancherlei Geſprächen ſetzte man ſich zu Tiſche, welchen Sebaſtian und einige Diener ſervirt hatten. Wegen der verſchloſſenen Läden konnte man mithin nicht bemerken, wie Morton's, Douglas' und Lindſay's Leute Holyrood gegen acht Uhr Abends umgeben hatten. Die Geſellſchaft war auch ſo ſehr in's Geſpräch verwickelt, daß diejenigen der Diener, welche die Anweſenheit der Truppen etwa beunruhigte, nichts zu äußern wagten. Rizzio, obwohl ernſt und von wenig Farbe wie immer, ſchien doch weder beſorgt noch befangen. Der wackere Mann glaubte wohl an einen Tod im Felde, oder höchſtens in den Straßen dieſer vielleicht revoltirenden Stadt, doch der Verdacht eines Meuchelmordes war ſeiner Seele gänzlich fern. Maria ſchien ſogar heiter.

Man war eben bei der Mahlzeit und in beſter Plauderei, als im Schlafzimmer ein ſeltſames Geräuſch entſtand.

„Was iſt dort drinnen, Argyll, ſehen Sie doch nach?!" ſagte die Königin.

Eben da die Gräfin, Melville und Rizzio aufſtanden, erſchien Darnley's Geſtalt, auffallend blaß, in der Thür, alſo das erſte Mal ſeit faſt ſechs Wochen. Er war durch den geheimen Gang gekommen. Ehe noch Maria darüber eine Aeußerung thun konnte, trat er zu ihr an den Tiſch, nickte ſtumm bei der Verbeugung der Uebrigen und ſetzte ſich neben die Königin. Gewiſſensangſt, Scham und rathloſes Zagen lagen auf ſeinem Antlitz. Da klirrten im Schlafzimmer Waffen. Die Königin ſtand zitternd auf.

„Was iſt das?! Bewaffnete in Unſerm Cabinet!! Das iſt Verrath!!"

„Nein!" ſagte Morton ſchneidend, der eintrat, „es iſt das Recht der Edlen Schottlands, Sie endlich von den Folgen Ihrer jahrelangen Verblendung zu erlöſen!" — Er ſchritt nach der Außenthür mit gezücktem Schwert und verſchloß ſie. Ihm folgten Greyſtyl, Ruthwen und Lindſay geharniſcht, Reiſige blieben in Maria's Schlafzimmer, Bothwell ſtand in deſſen Thür.

„Ah, Señor Rizzio!" begann Greyſtyl, „bemühen Sie ſich hierher an meine Seite, ich habe mit Ihnen etwas zu reden!"

„Um Gottes willen, Heinrich, wiſſen Sie von dieſem Beginnen?!"

Unfähig zu ſprechen, ſenkte Darnley das Haupt und ergriff Maria's Hand.

Da ſah der unglückliche Rizzio, daß er ſterben müſſe. Die Todesangſt packte ihn.

„Retten Sie mich, Majeſtät, ſchützen Sie mich!!" Und er eilte hinter den Stuhl Maria's, dort Schutz zu ſuchen.

„Auf ihn, auf ihn!" donnerte Ruthwen. Die Verſchworenen warfen den Eßtiſch um und ſtürmten von allen Seiten ein.

Maria, hülfeſchreiend, ſuchte Rizzio mit ihrem Leibe zu decken, aber Darnley, zur Beſinnung gekommen, umfaßte ſie, während Ruthwen über ihre Schulter hinweg mit dem Degen auf Rizzio einen Stoß that.

Darnley riß Maria fort, die Mörder ſtürzten ſich auf den Señor. Mit den Worten: „Maria, Maria! O, mein Jeſus!!" endete er unter ihren wilden Streichen ſein Leben.

Lindſay und Greyſtyl ſchleppten darauf den noch Zuckenden, Blutbedeckten von der Thür bis in das dunkle Cloſet, jenes Zimmer, wo Darnley ihm einſt Freundſchaft geſchworen. —

Der König ließ Maria los. — Aber dieſe Frau, welche das Gräßlichſte am liebſten Freund ihres Lebens erfüllt geſehen, brach nicht zuſammen; ihr Muttergefühl ſchien ihr Stärke zu verleihen.

Wirren Haars, ſtieren Blicks und verzerrten Geſichts trat ſie geiſterhaft mitten in das Zimmer.

„Keine Thräne mehr ſoll aus den Augen ſtrömen, die das erſchaut! Bei dem Kinde unter meinem Herzen," und ſie preßte wild die Hand auf ihren Leib, „ich will das

Blut dieſes ſchuldloſen Mannes, dem ſeine Treue mit ſolchem Tode zahlte, ſühnen und wer ihn rächt, mit allem Höchſten, was mein iſt, lohnen! Ich will leben, um dieſe That zu vergelten! Rizzio, Rizzio!!“

Melville fing ſie faſt in ſeinen Armen auf. Mit Lady Argyll's und der Hülfe der Damen brachte man ſie zu Bett. Scheu zog ſich ihre erſchreckte Umgebung zurück. Während Morton und Ruthwen Holyrood mit ihren Truppen beſetzten, eilte Darnley haſtig, zwiſchen Furcht und Reue ſchwankend, in ſein Zimmer zurück.

Nur Einer blieb! — Jakob Bothwell. — Keine Hand hatte er zum Morde geboten, aber Maria's Schwur gehört, und ein Strahl wilden Entzückens durchſprühte ihn.

Nun trat er allein in's öde Thurmzimmer, nahm langſam eine Kerze von dem Wandleuchter, betrachtete die Zerſtörung ringsum, die Blutlache am Boden, dann ging er langſam nach dem Cloſet zu der Leiche David's.

Dort, wie ein Haufen Kehricht, lag der Mann, vor dem ſo mancher ahnenſtolze Laird ſich gebückt. Sechsundfünfzig Wunden deckten ihn. —

Bothwell kniete nieder und beleuchtete ihn. Er öffnete ſein halbzerriſſenes Wamms auf der Bruſt, ein Spitzentuch ſah hervor. Er zog es heraus. — Mit Blut bedeckt, von mehreren Stichen durchbohrt, trug es der Königin Namenszug! Er unterſuchte die Seitentaſchen ſeines Wammſes und — fand das Teſtament, die Schlüſſel zu Rizzio's Papieren. — Er ſteckte Alles zu ſich, löſchte die Lichter und ging. So ſtarb David Rizzio! — Man wollte in dieſer Nacht ſeinen Geiſt, ein Licht in der Hand, durch ſeine Gemächer wandeln geſehen haben. Der Aberglaube täuſchte die Erſchreckten, es war Bothwell. —

Am andern Tage löſte Morton auf eigenmächtige Verfügung des Königs das Parlament auf, am Abend deſſelben Tages traf Murray mit Argyll und Genoſſen ein und nahm ſofort die Königin und den König gefangen! Heinrich Darnley ſah zu ſpät ein, daß er Morton's und Murray's Narr geweſen. —

So aufgelöſt in Jammer Maria war, ſo ſehr ſie den Gatten verachtete, — um des Kindes willen, deſſen Geburt ſie ſo heiß erfleht, glaubte ſie ſeinen Entſchuldigungen, ſeinen Thränen, ließ ſich wirklich überreden, daß er an Rizzio's Morde nicht ſchuldig ſei. Sie beſtimmte ihn zur Flucht, denn von Murray hatte ſie Alles zu fürchten, und unter Huntley's, Seyton's und Ogylvie's Schutz gelang es ihr, nach Dumbar zu entkommen. Ihnen nach aber zog wie das Verhängniß Jakob Bothwell mit dem blutigen Tuche, dem Teſtamente, den erhaſchten Papieren Rizzio's.

Maria erfuhr bald genug durch denſelben, welchen beſondern Antheil ihr Gemahl an dem Tode des Unglücklichen genommen. Sie haßte, ſie verfluchte ihn, und — doch konnte ſie an ihm keine Vergeltung üben; war er nicht ihr Gemahl?! — Was das aber für eine Art von Ehe war zwiſchen Beiden, iſt leicht begreiflich, eine Kette von Zerwürfniſſen und Kummer. Der Mord des Italieners machte ja rings ſo ungeheures Aufſehen, daß die beiden Ruthwen und Lindſay nach England gingen, Murray, Morton und Genoſſen ſich ängſtlich ſtill hielten. —

Am 19. Juni 1566 erblickte das Kind Maria's das Licht. Es war ein Knabe, der die träumeriſche Unentſchloſſenheit ſeiner Mutter, den ſteifen Stolz, den leicht geweckten Zorn und die ſtille Tücke ſeines Vaters erben ſollte. Daß er nie Blut fließen und Waffen blinken ſehen konnte, daher ſeine zaghafte Seele jedes männlichen Entſchluſſes entbehrte, kam, wie behauptet ward, davon, daß ſeine Mutter — ſchaudernd vor David Rizzio's Blute — im Entſetzen die Hand auf ihren Leib gelegt! Dieſer Knabe, welcher einſt zwei Kronen auf ſeinem Haupte einen, deſſen Sohn vor Whitehall ſein Haupt verlieren, deſſen ganzes Geſchlecht ruhmlos vergehen ſollte, war Jakob I. —

Als Eliſabeth von England ſeine Geburt vernahm, wurde ſie vor Wuth und Neid krank.

„Dieſes Weib hat ein Kind! Ein ſchönes Kind, einen Knaben! Gottes Tod, ich habe nichts!“

Ende des Jahres 1566 erlangte Bothwell Einfluß auf

Maria Stuart, nicht etwa durch Liebe, noch durch treue Dienſte — nein, durch das blutige Tuch, das Teſtament und die geheimen Papiere Rizzio's. Und er verſtand trefflich dies Alles zu gebrauchen. Sein Einfluß wuchs 1567 noch mehr. Maria wollte ihm wohl, er zeigte für ſie die zarteſte Theilnahme. Er ſchuf ſich ferner eine ſtarke Coalition, und nachdem er Murray, Morton und den Uebrigen Begnadigung von Maria zu verſchaffen gewußt, ward er fortan das Haupt der Calviniſten, die ihm ſeine ſtillen Pläne ſchriftlich garantirt hatten.

Noch nicht ein Jahr nach Rizzio's Ende, am 9. Februar, — als Maria die Hochzeit ihres Kammerdieners Sebaſtian feierte und man gerade zu Holyrood tanzte, ſprengte Jakob Bothwell den König Darnley, der jetzt in der Feldkirche wohnte, durch eine Pulvermine in die Luft.

David Rizzio's Mord war gerächt!

Wer will behaupten, ob die unſelige Maria an ihres Gatten Tode ſchuld, ſeine Mörderin geweſen? — Weil ſie Bothwell zu ſeinem Nachfolger machte, den ihr Murray und ſeine Partei, die endlich nun zum Siege gelangt war, aufzwang, um ihn dann fortzujagen und die Königin nach Lochleven zu ſperren, bis ſie ſich verzweifelt in Eliſabeth's, ihrer Feindin, Arme warf?! Möglich! Aber eben ſo möglich, ja gewiß iſt's, daß dieſe Frau, welche ſo lange im Liede leben wird, als es noch Dichter giebt, mehr beklagenswerth als ſchuldig, daß ſie für ihr Zeitalter wie ihr Land, ja für den Thron ſo wenig wie irgend ein Stuart taugte.

„Adieu, charmant pays de France,
Adieu, de quitte c'est mourir!“

In dieſem Liede liegt die ganze Tragödie ihres Lebens. —

Die wahrhaft Schuldigen, welche mit Abſicht Verbrechen auf Verbrechen häuften, die um ihres Vortheils, ihres Haſſes willen der gräuelvollſten That fähig geweſen, waren allein Murray, Maria's Stiefbruder, der Baſtard von

England genannt, und Morton, der ſchwarze Douglas. Letzterer war gewiß der Fürchterlichere, der Schwärmer im Haſſe, aber dennoch der Edlere! Als nach Maria's Flucht nach England Murray Lord-Regent von Schottland und Vormund des Thronerben Jakob geworden, und trotzdem daß das Kind ſtreng, aber ſorgfältig erzogen und von dem Staatsrath bewacht wurde, der finſtere Morton entdeckte, daß Murray des jungen Jakob Leben heimlich bedrohe, ſagte er einſt zu ihm:

„Mylord, ich habe Maria gehaßt, ſie verfolgt, und mit Grund! Ihr ſchuldlos Kind, was zugleich ein König iſt, kann ich indeß nie haſſen! Ich bin feſt überzeugt, daß, wenn Maria nie einen Mann wie Sie zum Stiefbruder gehabt hätte, es mit der unglücklichen Frau wie mit dem ſchwarzen Douglas nie dahin gekommen wäre! Damit wir nun aber ſicher ſind, daß dieſer arme Knabe Jakob das Erbe ſeiner Mutter ſicher habe, ſo —“ er ſchoß Murray auf dem Flecke nieder.

Wohl legte dafür der düſtere, verbrecheriſche Mann ſein Haupt auch auf den Block, aber alle Douglas wachten fortan als ſeine Teſtamentsvollſtrecker über Jakob's Sicherheit, die wackeren Douglas-Reiter waren Karl I. treue Unglücksgefährten, und noch heute ſingen ſie im Hochland unter den Liedern der Mac Dougal und Ogylvie eine ſeufzende Weiſe von der „reine Papillon“, von dem ſchwarzen Morton, von Maria der ſchönſten, ärmſten aller Königinnen, und man zeigt Euch zu Holyrood mit ekelhafter Oſtentation das Zimmer, wo Rizzio fiel, ohne daß Euer Cicerone vielleicht recht ſagen kann, für was er gefallen.

„Zwei Seelen, die zu ſcheiden
Die Erde hat gemeint,
Viel heftiger im Meiden
Die Sehnſucht hat vereint!“ —

Ende.

G. Pätz'ſche Buchdruckerei (Otto Hauthal) in Naumburg a/S.

Inhalt des erſten Bandes.

Seite

Van Dyk's Rettung 1

Die Pforte der Zukunft 51

Salomon de Caus, der Phyſiker 153

Inhalt des zweiten Bandes.

Seite

Harold's letzte Fahrt 1

Dſchem-Ramad, der Unſtäte 61

Der Commandant von Oldeslohe 175

Jean Fort de Marconnay 193

David Rizzio 283

Geſammelte

Romane, Novellen und Dramen

von

A. E. Brachvogel.

Volks- und Familien-Ausgabe.

Mit Einleitung und Biographie

von

Max Ring.

Achter Band.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Jena,
Hermann Coſtenoble.
Verlagsbuchhandlung.

Dramatiſche Schriften

von

A. E. Brachvogel.

[illegible]

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Jena,
Hermann Coſtenoble.
Verlagsbuchhandlung.

Inhalt.

Seite
Theatraliſche Studien 1
Adelbert vom Babanberge 115
Der Uſurpator 207
Narciß. 299

I.

Was mangelt der dramatiſchen Dichtkunſt?

(Ein Bekenntniß als Einleitung.)

Wenn das junge, wahrhafte Dichtertalent, von einem Stoff begeiſtert, zum erſten Mal den ſchöpferiſchen Griffel packt, um ohne ſonderliche Vorbereitung aus der überwältigenden Fülle der Seele ein lebensfriſches Kunſtgebilde hervorzuzaubern, damit es auf der Bühne heimiſch werde, Leid oder Freude, Furcht, Mitleid, oder Spott und Gelächter aus unſichtbarem Füllhorn über die Beſchauer ausſchütte, ſo wird ſich, dem natürlichen Gange aller künſtleriſchen Entwickelung gemäß, ein Monſtrum gebären, das wohl von edler Begabung zeugt, aber an ſich ein Nichts, weder Kunſtwerk im höheren Sinne, noch ein ſpielbares, mit ſchicklicher Ausrüſtung und Scenirung verſehenes, aufführbares Theaterſtück iſt. Der Neuling wird ſich ſowohl mit den geiſtigen Geſetzen, wie der realen Ausführbarkeit in offenbarem Kampfe befinden, welcher nur mit gänzlicher Verwilderung und endlichem Zuſammenbruche des an ſich ſchönen Talents, oder der Erkenntniß endigen kann, daß der Schöpfer dieſer verfehlten Arbeiten ſeine geträumte Selbſtſchätzung mäßigen, vor Allem die Regeln ſeiner Kunſt und das Leben im Leben ſelber erlernen müſſe. Es klingt recht ſchön: daß ein Genie der Regeln ſpotten dürfe, in ſich ſelber das Geſetz habe! Wer nur ſchon am Anfang ſeiner Laufbahn immer genau wüßte, ob er ein Genie ſei! Selbſt der Genius kann Dinge an ſich erleben, die er wohl leicht genug vermieden hätte, wäre er ſich derſelben durch das Studium bewußt geworden. Die erſte Frucht vom Erkenntnißbaume, welche der Muſenprieſter pflückt, iſt der Trieb, ſich mit Eifer auf alle diejenigen Schriften äſthetiſchen und dramaturgiſchen Inhalts zu werfen, welche ihm irgend Licht über das Richtige geben können; er wird die Geſetze und Erfahrungen aufſuchen und zu verſtehen bemüht ſein, nach welchen von Alters her alle Vorgänger gearbeitet haben und die aus den Werken unſrer Dichterheroen thatſächlich reden.

Eben ſo ſicher, wie das keimende Talent zu allererſt ſeine Kräfte an einer Arbeit verſucht, eben ſo gewiß wird es dann die Nothwendigkeit des Studiums anzuerkennen gezwungen ſein. Den umgekehrten Fall giebt es nicht!

Um die Geheimniſſe der Kunſtlehre, des Schönen, den wahren Sinn deſſen, was z. B. tragiſch oder komiſch heißt, in ganzer Tiefe nicht nur gedanklich zu verſtehen, ſondern auch lebendig zu empfinden, kurz die Wahrheit untheilbar mit einem Blicke zu erfaſſen, dazu gehört eben ſchon dichteriſche Geſtaltungsgabe. Die Erkenntniß, welche dem ächten Poeten aus der Dramaturgie erwächſt, iſt klarer, tiefer, unmittelbarer, als die, welche dem bloßen, wenn noch ſo ſcharfen Denker, der nicht zu geſtalten weiß, daraus fließen mag. Das Eigene dieſer Geſetze und Lehren beſteht eben darin, daß ſie nicht ſowohl erklärt, umſchrieben und bewieſen, als vor allen Dingen lebendig in ihrer Wahrheit gefühlt ſein wollen. Die Dramaturgie kann nur alle poetiſchen Triebe im Künſtlergeiſte wecken, aufhellen, ordnen, ihm ſelbſtbewußt machen; dieſelben aber, wo ſie gar nicht da ſind, zu erſchaffen, iſt kein Geſetz der Welt, kein Beiſpiel William Shakeſpeare's im Stande, eben ſo wenig wie Kenntniß von Form und Farbe, Anatomie und Faltenſtudien trotz größter Uebung einen Raphael ſchaffen, obwohl man ohne dieſes Wiſſen nimmer ein Raphael ſein kann.

Das zweite Entwickelungsſtadium des Dramatikers iſt ſomit das Studium der Dramaturgie. Er wird die Poetik, Rhetorik und Politik des Ariſtoteles, Leſſing's Dramaturgie, Solger's Aeſthetik, Rötſcher's Charakteriſtiken, alle Schriften über allgemeine Kunſtgeſetze, welche von Kant bis Hegel erſchienen, alle Schätze theatraliſcher Forſchung und Erfahrung, welche von Schlegel und Tieck bis Adolf Stahr veröffentlicht wurden, ſich zu eigen machen, wird endlich in den dramatiſchen Dichtungen aller Claſſiker die Anwendung deſſen zu finden ſtreben, was er als Geſetz des Schönen bereits erkannt, als dramatiſchen Lehrſatz erfaßt hat.

Das Talent muß nothwendig in allen dieſen, oft ſo bewundernswerthen, Schriften, beſonders in Leſſing, eine ungeheure Fülle der wichtigſten und untrüglichſten Kunſtwahrheiten finden, ſein Geiſt wird ſich läutern, ſelbſtbewußter, klarer werden, der Dichter ſelbſt wird tiefer fühlen, noch reiner glühen.

Je gewiſſenhafter, umſichtiger und emſiger er ſich aber auch in die weitverzweigte Literatur der dramaturgiſchen Wiſſenſchaft und des Theaters vertiefe, je ſchneller und ſicherer er ſich dieſes ganze Gebiet zum geiſtigen Beſitz erobern mag, deſto eher und heftiger kommt unwillkürlich ein Schmerzgefühl über ihn, eine nicht zu überwältigende, immer wachſende Rathloſigkeit und Verzweiflung, etwas von jenem tragiſchen Bewußtſein, welches Fauſt in den Ausruf legt:

„Und fühle, daß wir nichts wiſſen können! —
Das will mir ſchier das Herz verbrennen!“

— Warum?! — Wodurch?! —

Wenn wir ringsum auf alle Gebiete menſchlicher Thätigkeit ſehen, ſei's Wiſſenſchaft, Induſtrie, oder ſeien es die vier anderen Schweſterkünſte: Malerei, Sculptur, Muſik und Baukunſt, ſo tritt uns doch in allen ein ziemlich feſtgeſchloſſenes Lehrgebäude, oder mindeſtens eine Reihe ſich gegenſeitig ergänzender Wiſſenſchaften, mindeſtens aber Methode entgegen, durch welche man ſich ſämmtliche Hülfsmittel einer Kunſt aneignen, ſie theoretiſch begreifen oder in irgend einer Weiſe praktiſch ausüben lernen kann. Der Maler und Bildhauer, um Beiſpiele anzuführen, hat die Anatomie, Phyſiologie, die Lehre von Farbe, Licht und Schatten, von Faltenwurf und Perſpective, ferner die Hülfswiſſenſchaften der Völker-, Coſtüm- und Naturkunde zur Grundlage ſeines Schaffens. Der Muſiker beſitzt Geſangs-, Inſtrumental-, Contrapunkts- und Fugenlehre, hat feſtſtehende Kunſtformen und Begriffe. Noch mehr trifft dies bei der Architektur zu. Kurz, jede Kunſt hat eine meiſt vollſtändige, abgeſchloſſene Wiſſenſchaft, welche ihr allein eigen iſt, zur Grundlage.

Die Poeſie allein, zumal die dramatiſche Poeſie, entbehrt derſelben!

Man rede mir nicht ein, daß es eine Versbaulehre u. ſ. w., einen reichen Schatz glänzender Erfahrungen gerade auf dramatiſchem Gebiete gäbe. Einzelne Lehren, Erfahrungsſätze, Beiſpiele hat es genug, aber eine in ſich ausgebaute Wiſſenſchaft des Dramas? Nimmermehr! —

Der junge Maler, Muſiker, Bildhauer oder Architekt hat ſeine Kunſt zu erlernen und nach ſeinem Talent alsdann frei auszuüben. Er findet eben eine Schule, Methode, kurz alles Wiſſenswerthe bereits vor, und macht er ſich das zu eigen, hat er Begabung, ſo kann er nimmermehr irren. Dabei iſt eine Erweiterung der Kunſt und ihrer Wiſſenſchaft ſelbſtredend zugegeben, denn im Leben iſt Alles Wandlung. Das iſt ja das Schöne im Leben.

Der dramatiſche Dichter findet aber nur ein Chaos von Dogmen, eine Menge ungeordneter, oft in den Hauptſachen grell einander entgegengeſetzter Wahrheiten vor, eine harmoniſche Wiſſenſchaft nicht. Er muß ſich, will er mit einigem Bewußtſein ſchaffen, ſeine eigene Wiſſenſchaft, ſeine Art der Dramaturgie erfinden. Daran aber gehen Tauſende von wirklichen Talenten zu Grunde, nur weil vor ihren Augen die Geſetze ſchwanken und ſich verwirren, welche ihnen den Maßſtab des Richtigen und Wahren bei Ausübung der Kunſt geben ſollen.

Wenn ſomit die Kritik den dramatiſchen Dichter, trotz allen Talentes, ohne Erbarmen mit Geißelhieben belohnt, iſt ſie um ſo ruchloſer, als ſie am beſten wiſſen muß, daß dem Dichter nicht die organiſch gegliederte Wiſſenſchaft eines Architekten oder Muſikers, ja, daß ihr, der Kritik ſelber, die vollſtändige Wiſſenſchaft der Dramaturgie bei ihrem Richteramte fehlt, ſie ſich oft genug auf gar nichts weiter bei ihrer Beurtheilung verläßt, als nur auf jenen, in der Vorrede ſchon bezeichneten, dunklen Inſtinct, den jeder Inſaſſe des dritten Ranges eben ſo gut haben kann, wenn er ihn auch nicht nach grammatiſch-ſyntaktiſchen Regeln auszuſprechen vermag, und Ankläger wie Angeklagter nach ſehr verſchiedenen und doch berechtigten Grundſätzen in der Kunſt handeln mögen, ohne das Weſen der Schönheit ſelbſt irgendwie zu verletzen. Oder ſind, beiſpielsweiſe, die Fragen gelöſt:

„Was iſt Idee, was iſt Tendenz im Drama?“ —

„Was heißt tragiſche Leidenſchaft?“ —

„Was iſt hiſtoriſch oder unhiſtoriſch im Sinne des Theaters?“ —

„Wo iſt Ueberraſchung, wo nicht verwerflich?“ —

„In wie fern darf der Zufall eine Rolle ſpielen?“ —

„Was iſt ein paſſiver, was ein activer Charakter auf der Bühne?“ —

„Soll Leidenſchaft oder idealer Zweck den Helden zum Unter- oder Ausgang führen, oder Beides, und wie ſo?“ —

Sind, man antworte offen, dieſe und tauſend andere Fragen in der Dramaturgie gelöſt? — Nein! —

Iſt das eine in ſich klare Wiſſenſchaft, die widerſprechende Wahrheiten hat? — Nein! —

Verdient die Kunſt gerade darum die härteſte, abſprechendſte Art der Beurtheilung, weil ſie das Unglück hat, gerade diejenige zu ſein, in welcher der Uebergang von

Theorie zur Praxis, der Unterſchied zwiſchen abſtracter Schöpfung durch das Wort und reeller Verkörperung durch die Bühne am ſchwerſten und größten iſt? Wiederum: nein! Und doch glaubt ein Jeder, es ſei die leichteſte Sache von der Welt, über ein Drama zu richten! — Gewiß hat der Beſchauer, ſei er, wer er wolle, das Recht, zu ſagen: „dies gefällt mir, oder gefällt mir nicht“, aber der Kritiker, welcher das Urtheil und den Geſchmack des Publikums bilden, dem Schauſpieler und Dichter ein öffentlicher Lehrer ſein ſoll, muß ihm genau ſagen können, „warum“ ihm etwas gefällt oder nicht gefällt, muß ſagen können, auf welches dramaturgiſche Wiſſen er ſein Gefallen oder Mißfallen ſtützt, muß endlich ſagen können, wie das Schlechte beſſer zu machen ſei, oder er iſt ein Schwätzer ohne Gewiſſen!

Der dramatiſche Dichter weiß von einer, ſeiner Kunſt allein eigenen, in allen Theilen klaren, zuſammenhängenden Wiſſenſchaft gar wenig, und was er bei allem Fleiße davon erwerben kann, iſt eben lückenhaft, muß von ihm durch ein ſelbſtgeſchaffenes Lehrgebäude erſt ergänzt, geeint und geordnet werden.

Wohl hat Ariſtoteles eine Poetik geſchrieben, deren hohe Weisheit der Sockel unſerer Erkenntniß iſt, — ſein Werk iſt indeß unvollendet, die Aechtheit vieler und wichtiger Stellen iſt noch heute den Philologen ein Zankapfel; endlich hat Ariſtoteles eine vorchriſtliche Anſchauung, die oftmals mit der unſern ſtreitet und den Gebrauch mancher ſeiner Kunſtgeſetze in Frage zu ſtellen ſcheint.

Wohl hat Leſſing eine Dramaturgie, ein Wunderwerk an Klarheit geſchaffen; aber die verſchiedenen Reſultate dieſes größten aller Denker ſind, je nach dem zu beurtheilenden Objecte entſtanden, verſtreut und können keinen Geſammtorganismus darſtellen. Die Hamburgiſche Dramaturgie blieb auch bekanntlich ebenfalls unvollendet, und wie ſehr Leſſing ſchon an der Grenze der romantiſchen Richtung ſteht, die ſich bereits im „Nathan“ ſpiegelt, er iſt doch noch ungetheilt Anhänger des Ariſtoteles allein, der die

„Leidenſchaft“ als Sitz der tragiſchen wie komiſchen Schuld annimmt. Er hat ſomit ſchon theilweiſe dramaturgiſche Ideen ausgeübt, die in ſeinem Codex noch nicht ſtanden.

Die ſogenannte romantiſche Epoche Schlegel's und Tieck's ferner, philoſophiſch von Solger vertreten und zur Einheit gebracht, iſt ſtarre Gegnerin des Ariſtoteles, ſomit auch großentheils Leſſing's, und ſchließt Wahrheiten aus, welche wir uns bereits thatſächlich zu eigen machten, ohne daß wir doch die Meinung irgend einer Partei des offenbaren Irrthums zeihen können. Endlich ward gar die Tendenz Mode und verrann mit dem Begriffe der tragiſchen oder komiſchen Idee, und nun ſind wir ſo glücklich, in einem Chaos zu leben, in welchem meiſt nur in's Blaue gedichtet und recenſirt wird, ohne daß man zu ſagen wüßte, ob Einer in Wahrheit überhaupt irgend welchem Kunſtgeſetze huldige, ſo daß wir es an ihm conſequent wahrzunehmen vermöchten.

Wer wahrhaft Künſtlerehre und heißes Streben zum Edleren in ſich fühlt, wem es wehe um's Herz iſt, daß Tauſende ſchöner Talente in dieſem Strudel von Nichtwiſſen, Verſuchen, Zweifeln und Verzweifeln ohnmächtig untergehen, wer bei der Feier Schiller's ſein Blut ſieden, ſeine Bruſt ſich ſehnend weiten fühlte der beſſeren Zukunft, der neuen künftigen Literaturepoche entgegen, die er freilich nicht mehr erlebt, der trete her und bekenne: daß der dramatiſche Dichter die lückenhafteſte aller Kunſtwiſſenſchaften hat, und daß dieſem Uebelſtande, ſo weit unſre Kraft eben reicht, abgeholfen werden muß, ſoll die Kunſt ſelber nicht ganz verflachen. Helfe Jeder an dieſem Werke bauen, ſuche Jeder ſelbſtſuchtslos jedes Talent zu pflegen, zu läutern und glaube er nur: in der Freiheit, Klarheit und der idealen Neuerhebung des Ganzen auch die des Einzelnen zu finden! Jeder wird ſich in dieſem Beginnen Kränze flechten, wenn auch nur unſichtbare, aber unvergängliche!

II.

Wodurch erreichen Tragödie und Comödie ihren Zweck?

Indem Verfaſſer auf voriges Capitel Bezug nimmt, will er die beiden erſten hervorſtechendſten Wahrheiten in der Dramaturgie, welche einander entgegengeſetzt ſind und dennoch unleugbare Gültigkeit haben, einer Betrachtung unterziehen und erörtern: ob man nur Eine von Beiden wählen könne, und welche, oder aber ob es möglich ſei, beide widerſprechende Wahrheiten zu vereinen, und in welcher Art dies zu erreichen ſei?

Die erſte Frage bei einer Sache, welche betrachtet werden ſoll, iſt die: was iſt ſie? — die zweite: welchen Zweck hat ſie? — und endlich: wodurch erreicht ſie denſelben? Fragen wir ebenſo bei der Tragödie und Comödie, als den beiden Hauptarten der dramatiſchen Dichtung, ſo ſind die beiden erſten Fragen: „was iſt eine Tragödie und eine Comödie“, und: „welchen Zweck hat jede von beiden“ — wohl längſt erledigt, ſo daß über deren Beantwortung von den älteſten Zeiten bis heute alle urtheilsfähigen Stimmen einig ſind, etwa die Tendenz-Dichter ausgenommen.

Die letzte Frage aber: wodurch die Tragödie und Comödie ihren Zweck erreiche, hat eine zwiefache Löſung, von der die eine der andern zu widerſtreiten ſcheint. An ſie knüpft ſich jedoch die ganze Ausführung, das heißt die Dichtung ſelbſt; denn wenn ich eine Sache machen will, ſo genügt nicht allein zu wiſſen, was ſie iſt und welchen Zweck ſie hat, ſondern auch hauptſächlich: wodurch letzterer erreicht, die Dichtung ſelbſt bewirkt werde?

Dieſe Frage, welche ſo recht eigentlich eine Streitfrage iſt, ſoll in folgenden Zeilen nach Kräften an's Licht gezogen werden, denn dieſelbe endgültig ein für alle Mal erörtern, heißt unſere ganze, lückenhafte, dramaturgiſche Wiſſenſchaft, ſomit unſre jungen, aufſtrebenden Talente ſelbſt aus dem allerärgſten Dilemma ziehen. Zu glauben, daß ihm dieſe große Aufgabe gelingen werde, iſt der Verfaſſer gewiß am allerfernſten, aber indem er ſie zur Beſprechung bringt, alle Gründe der Kunſtfreunde für und wider in die Schranken treten können, dürfte man doch hoffen, daß ihrer Löſung näher gerückt werde.

Um die Frage: „wodurch erreicht die Tragödie und Comödie ihren Zweck?“ zu behandeln, iſt indeß nöthig, die beiden erſten Fragen, ſo endgültig ſie auch entſchieden ſind, noch einmal kurz und überſichtlich zu beantworten, weil ſie die Vorausſetzung deſſen ſind, ohne welches die letzte Frage überhaupt gar nicht geſtellt werden kann.

Die Tragödie iſt: die Darſtellung einer ernſten, erſchütternden Begebenheit durch gegenwärtig handelnde Perſonen, welche Furcht und Mitleid erregt.

Die Comödie iſt: die Darſtellung einer ſcherzhaften, erheiternden Begebenheit durch gegenwärtig handelnde Perſonen, welche Lachen erregt.

Zweck der Tragödie iſt: indem ſie eben Furcht und Mitleid im Beſchauer erregt, dieſe Furcht und dieſes Mitleid ſelber in ihm zu reinigen, das heißt auf das ſittlich vernünftige Maß zu führen, wie in demſelben zu ſtärken.

Zweck der Comödie iſt: indem ſie eben das Lachen des Beſchauers erregt, das Lachen deſſelben, das heißt die Eigenſchaft: Dinge lächerlich zu finden, zu reinigen, auf ihr ſittlich vernünftiges Maß zu führen, wie in demſelben zu ſtärken.

Die letzte Frage iſt nun: wodurch wird das erreicht, und ſie iſt eben ſtreitig. —

Man könnte leicht meinen, dies „Wodurch" ſei bald beantwortet, denn das Mittel ſei bereits durch den oben ausgeſprochenen Zweck angegeben. Wenn nämlich geſagt wird, die Tragödie errege Furcht und Mitleid, um Furcht und Mitleid zu reinigen, die Comödie Lachen, um das Lachen zu reinigen, ſo wäre ja damit ausgeſprochen, daß Erregung von Furcht und Mitleid oder des Lachens eben das Mittel ſei, Furcht und Mitleid u. ſ. w. zu reinigen. Somit würde Zweck und Mittel zum Zweck (in der Tragödie oder Comödie) Eins ſein. Es iſt wohl aber Jedem einleuchtend, daß keine Sache Werkzeug und zu gleicher Zeit Erzeugniß deſſelben Werkzeugs ſein kann, wenn auch Werkzeug und Werk eine nahe Verwandtſchaft haben. Die Erregung von Furcht und Mitleid wie des Lachens iſt ein Reſultat der Tragödie (Comödie), die Reinigung die unmittelbare Folge des Reſultats; aber wodurch dieſe Erregung bewirkt wird, das Werkzeug, iſt nicht etwa wieder Mitleid und Furcht oder Lachen; — es ſei denn, daß man etwa die Leidenſchaft der Furcht, des Mitleids oder Lachens ſelbſt, als auf der Bühne thätig, vorſtelle. — Bevor im Beſchauer diejenigen Affecte eintreten, die eben erregt werden ſollen, muß ein Erregendes da ſein, welches die ſchlummernden Affecte, Furcht und Mitleid wie Lachen im Beſchauer erweckt. Wir müſſen erſt etwas ſehen, von außen auf uns Eindringendes empfinden, kurz auf dem Theater etwas erleben, wonach Furcht und Mitleid oder Lachen unausbleiblich iſt, wenn wir überhaupt zu beiden Empfindungen genöthigt ſein ſollen.

Wir können dies aber nur an einer Handlung oder Begebenheit erleben, die eben Furcht und Mitleid wie Lachen erweckend geartet iſt. So eine Begebenheit oder Handlung iſt aber die Tragödie oder Comödie ſelbſt, kann alſo doch nicht wiederum Werkzeug ihres eigenen Daſeins ſein.

Wie nun ohne Handlung keine Erregung der Affecte des Zuſchauers möglich iſt, ſo iſt auch keine Handlung ohne Individuen möglich, welche dieſe Handlung vollziehen. — Die verſchiedenen Lebensbeziehungen der Menſchen zu einander treten durch Handlungen und Begebenheiten in die Erſcheinung, und Alles, wodurch Menſchen zu einander in irgend eine Beziehung, Thätigkeit oder Lage kommen, iſt Handlung oder Begebenheit. Der Unterſchied zwiſchen Handlung und Begebenheit iſt nur der, daß Handlung diejenige Beziehung des Menſchen iſt, in welche er ſich ſelber zu Anderen ſetzt, alſo das, was er thut; Begebenheit diejenige Beziehung des Menſchen, in welche er zu Anderen geſetzt wird, alſo das, was mit ihm geſchieht.

So wären denn die handelnden Perſonen die Mittel, durch welche die Handlung bewirkt wird, welche Furcht und Mitleid (Lachen) erregen, reſp. reinigen ſoll? — Nein! — Auch die bloßen Perſonen, welche handeln, ſind eben ſo wenig wie die bloßen Begebenheiten die Mittel, wodurch der tragiſche oder komiſche Zweck ſich erfüllt, ſonſt müßte eben jede Perſon und jede Begebenheit dazu geeignet ſein, ſo gut wie all' und jede Erregung von Furcht und Mitleid oder Lachen dieſelben Leidenſchaften ſtets im Beſchauer reinigt.

Es kommt alſo ſchließlich auf die Art der Perſonen an. Dieſe Perſonen, welche eine tragiſch oder komiſch wirkende Handlung begehen ſollen, müſſen alſo beſtimmte Qualitäten an ſich haben, ein Etwas, welches ihnen innewohnt, das ſie zur Handlung treibt und an ſich ſchon, ohne die ſpeciellen Perſonen und die ſpecielle Handlung, Furcht und Mitleid oder Lachen erweckend iſt, und dieſe magiſche Eigenſchaft nur durch die zur Handlung getriebenen Perſonen in die Erſcheinung ſetzt, um ſie auf's Schlagendſte zu beweiſen.

Dieſer eigenthümlichen Qualitäten giebt es zweierlei.

Beide Qualitäten ſind *dieſelben* im Luſtſpiel wie im Trauerſpiel, ſind die einzigen, welche zum Zweck des Kunſtwerks führen, aber jede dieſer Qualitäten iſt der andern ſcharf entgegengeſetzt, ſchließt, ſo ſcheint es, dieſelbe aus, und hier läge ſomit die entſcheidende Frage. Dieſe beiden Eigenſchaften, welche den handelnden Perſonen innewohnen müſſen, wenn der Zweck des Kunſtwerks jeder der beiden Arten erreicht werden ſoll, ſind: die *Leidenſchaft* und die *Idee*.

Es leben zwei allwaltende Kräfte in uns, zwei Daſeinsformen, zwei Welten, das *Gefühl* und der *Gedanke*, die derbe Lebensluſt und die abſtracte Idealität.

Die Thätigkeit des *Gemüths* nach einer beſtimmten Richtung hin, wenn ſie Alles überwallt, den ganzen Menſchen ausſchließlich im guten oder ſchlechten Sinne ergreift, iſt *Leidenſchaft*. Die Thätigkeit des *Geiſtes*, wenn ſie ausſchließlich auf Eins ſich richtet, dieſes Eine im guten oder ſchlechten Sinne mit Ausſchließung alles Andern ergreift, iſt *Idee*. Die Leidenſchaft im alleräußerſten Stadium kann Verbrechen oder Lächerlichkeit, die Idee an ihrer allerletzten Grenze kann Wahnſinn oder Thorheit werden. Leidenſchaft und Idee ſind wie zwei Naturen in uns, die oft aus einander entſtehen und doch von Grund aus verſchieden ſind. Eins bekämpft das Andere, Eins ergänzt und zerſtört, belebt und erdrückt das Andere, es ſind zwei Liebende, die ſich tödtlich haſſen und doch im Tode noch glühend küſſen.

Es wird wohl hier nicht erfordert, die Leidenſchaft oder die Idee etwa am einzelnen Menſchen näher zu beſchreiben; es handelt ſich ja nicht darum, zu ſagen, wie ſich die Leidenſchaft oder Idee äußert, — das iſt auch Sache des Poeten ſelbſt, — ſondern daß Beide, oder Eins von Beiden, ſobald ſie in handelnden Perſonen des Dramas tragiſcher oder komiſcher Gattung zur Erſcheinung kommen, den Zweck dieſer Dichtungsart erfüllen müſſen. Was hier zu näherer Charakteriſirung von Leidenſchaft und Idee dramaturgiſch noch nöthig ſcheint, wird in der folgenden

Betrachtung am beſten ſeine Stelle finden, wo von der hiſtoriſchen Entwickelung dieſer beiden Mittel dramatiſcher Kunſt die Rede iſt, welche zugleich ein Theil der Geſchichte des Dramas ſelbſt iſt. Auf ſie hat der Verfaſſer bereits andeutungsweiſe im vorigen Capitel hingezielt, und indem er hier dieſelbe deutlicher auseinanderſetzt, wird zugleich die Darlegung des allgemeinen Weſens der Leidenſchaft und Idee, wie er hofft, erleichtert.

* * *

Die Dramaturgie, alſo die Lehre von den Geſetzen der dramatiſchen Dichtkunſt, hat in ihrem Jahrtauſende langen Leben bis heute drei deutliche Stadien zurückgelegt.

Das erſte iſt die Ariſtoteliſche Epoche, die Zeit des antiken Dramas, das zweite die Shakespeare-Leſſing'ſche Epoche, die Zeit der eigentlichen Romantik, das dritte iſt die Schlegel-Tieck'ſche, beſſer geſagt die Solger'ſche Epoche, die Zeit der modernen Romantik, gewöhnlich immer ausſchließlich die romantiſche genannt.

Ein viertes, modernes Stadium (das der Pſeudo-Romantiker ſei, als rückſchreitend, nicht mitgezählt) giebt es nicht, denn wir ſtehen, ähnlich der ſeligen Godſchedin, in einem Chaos, wo es, wie bei dieſer Dame, Grundſatz zu ſein ſcheint: „daß die Ehre, welche man bei Anfertigung theatraliſcher Stücke erwerben könne, allezeit nur ſehr mittelmäßig iſt", alſo der Geldprofit allein zu ſolcher „Anfertigung" ermuntere. Für dieſes ſtolze Dogma finden wir jetzt leider auch Prieſter an allen Orten.

Es iſt hier nicht der Ort, davon zu ſprechen, wie viel von Ariſtoteles' Poetik verloren ging, ob dieſes Werk von dem Stagiriten ſelbſt geſchrieben, oder ein unvollſtändiges, gedrängt gefaßtes, corrumpirtes Collegienheft eines ſeiner Hörer ſei; dies bleibe dem Forum der Philologen. Bewieſen iſt, und Leſſing ſagt es oft genug, daß dieſe Poetik entſchieden das Lehrgebäude des Ariſtoteles ſei und wir das darin Fehlende als einen unerſetzlichen Verluſt zu beklagen haben. Bewieſen und von Leſſing ſiegreich behauptet iſt ferner, daß dasjenige, was wir in der Poetik von dem Philoſophen beſitzen, uns, bei gewiſſenhaftem Studium, über das Fehlende immerhin noch genügend belehren könne.

Das Mittel nun, deſſen die Alten ſich zur Erreichung des Zweckes ihrer Dramen bedienten, war einzig die *Leidenſchaft*. Dies geſchah dergeſtalt: daß die dem Handelnden innewohnende Leidenſchaft (das menſchliche Weſen der Alten überhaupt) mit der göttlichen Beſtimmung, dem Schickſal (Fatum), der Alles niederdrückenden Autorität, weß Namens oder welcher Form ſie ſei, in Widerſpruch, Kampf (Conflict) trat, ſich an ihr verſchuldete und dieſe Verſchuldung nur durch Aufgeben des menſchlichen Daſeins oder Unterordnung deſſelben zu Gunſten der Autorität bezahlte und verſöhnte. Die *menſchliche Leidenſchaft* und nichts weiter, im Kampfe mit dem göttlichen Geſetz erliegend, war für die alte Tragödie das Mittel, Furcht und Mitleid im Herzen ihrer Zeitgenoſſen zu wecken und ſomit zu reinigen. Indem ſich das vollzog, ward damit vom Theater herab eine wahrhaft religiöſe Handlung in antikem Sinne, eine ächte Gottesverehrung in anderer Form begangen, und mit Recht pflegte daher der antike Staat ſein Theater als eine politiſch-religiöſe Bildungsanſtalt für das Volk. Je *freier* die Leidenſchaft in den handelnden Perſonen auftrat, je *menſchlich-berechtigter* ſie ſich dem ſtarren Geſetz über ihm entgegenſtemmte, deſto erſchütternder, wirkungsvoller und zweckentſprechender war dieſer Gottesdienſt und reinigte in Hellas Herzen Furcht und Mitleid, *indem er dem Furcht- und Mitleidloſen zeigte*, daß Niemand *ungeſtraft* die Götter beleidige und man doch ſo *leicht* im Leben, ganz arglos ſelbſt, dazu kommen könne, die Nemeſis auf ſich oder Andere zu laden, alſo Furcht und Mitleid dem Sorgloſen ſtets *Noth thue*, andererſeits aber dem, welcher zu viel Furcht und Mitleid hegte, bewies, daß alle Anderen, ſelbſt die Beſten, *ebenſo* wie er des Geſchickes Mächten *unter-*

than ſeien und übertriebene Furcht und Mitleid eben ſo wenig vor dem Verhängniß ſchütze, ja demſelben noch deſto eher in den Rachen treibe! — Dieſe Anſchauung, welche das ganze Leben der Alten durchdrang, verlieh ihnen jene würdevolle Ruhe, jenen ernſten Glauben, jene Heiterkeit zugleich, welche ſich um das eigene Geſchick nicht zu viel und nicht zu wenig ſorgte, ſondern bei allen Lagen in den Gleichmuth der Tugend hüllte. Der Kampf der menſchlichen Leidenſchaft gegen die ewigen Götter geht durch's ganze claſſiſche Drama, wie die Sehnſucht: ſich vom Fatum los- und zu freier Perſönlichkeit emporzuringen, das ganze Alterthum durchzieht. Aus dieſem Grunde und weil ihm die Leidenſchaft allein Mittel zu tragiſcher Schuld, tragiſcher Handlung und deren Endzweck iſt, legt Ariſtoteles auch der guten Schilderung dramatiſcher Charaktere Werth bei. Die Mannigfaltigkeit menſchlicher Leidenſchaften war der Monotonie des Fatums gegenüber um ſo weſentlicher, weil erſtere allein auch die Mannigfaltigkeit und Bewegtheit der Handlung ermöglichte. Den Griechen war auch nicht etwa die Darſtellung des ganzen vollſtändigen Menſchen Bedingung, ſondern vornehmlich nur die Darſtellung der durch ihn perſonificirten Leidenſchaft, alſo das, was die Oppoſition, den Kampf gegen das Fatum, mithin die Handlung erzeugte. Der Menſch iſt ihnen nur Werkzeug ſeiner Leidenſchaft, welche nach außen hin ſtreitet, irrt und die Handlung vollendet. Die Leidenſchaft, im Menſchen ergreifend dargeſtellt, nennt das Alterthum einen guten Charakter gegeben haben.

Leidenſchaft alſo iſt's, wodurch die Antike den tragiſchen Zweck erreichte; eine tragiſche Idee kennt ſie nicht, und eben ſo wenig Ariſtoteles.

Man wende nicht ein, die Alten hätten ſie doch! Ihre Idee ſei eben: daß der endliche Menſch mit ſeinem Wollen und Fühlen, mit beſter Vorſicht nie dem göttlichen Rathſchluß entrinnen könne. An ſich iſt das wohl eine Idee, aber bei den Alten war es keine ſpecielle Kunſt-Idee, ſondern die allgemeine Idee ihrer ganzen Zeit, ihr Glaube, die moraliſche Vorausſetzung ihres Lebens und aller ihrer bürgerlichen Einrichtungen. Was nun als allgemeine Grundlage einer ganzen Epoche gilt, bereits in die Wirklichkeit des Daſeins übergegangen, ſomit thatſächlich geworden iſt, iſt keine ſpecifiſche Idee im Sinne des Kunſtwerks mehr, und was eben Allem als gleiche Baſis dient, hört auf, beſonderer und eigenthümlicher Zweck eines Einzelnen zu ſein. Es wäre ebenſo, als wenn man unſer Chriſtenthum, welches Grundlage unſerer ganzen ſpäteren Welt- und Lebensordnung, ſomit auch unſeres Dramas wurde, als die beſondere Idee des Letzteren bezeichnen wollte. Das aber iſt doch ſonnenklar, daß die Idee einer Sache ihr eigenthümlich ſein müſſe.

⁂

Die zweite Epoche, welche wir die Shakespeare-Leſſing'ſche genannt, hat gleichfalls die Leidenſchaft und nur ſie, niemals die Idee als Mittel zum höchſten Kunſtzweck. —

Der Chriſtusglaube hat uns den einigen Gott der Liebe, Erlöſung von dem Verhängniß gebracht. Wir wiſſen, daß ſelbſt der verkommenſte Menſch in Reue und Beſſerung ſich ſeinem Gott und der Mitwelt verſöhnen kann, eine liebevolle Gnade ihn jenſeit des Grabes erwartet. Dieſe Verſöhnung im Jenſeits iſt aber keine ſolche, welche die dramatiſche Kunſt brauchen kann, die es allein mit der Erde zu thun hat. Aber durch den Erlöſer wurden die Menſchen aus den Klauen der Vorherbeſtimmung („dem Fluch des Geſetzes", ſagt die Bibel) geriſſen und auf ihre eigene freie Perſönlichkeit geſtellt, und Jeder angewieſen, ſeinen eigenen Charakter ſelbſt zu ſchaffen; dadurch aber zu Gottes Kind und Ebenbild geſtempelt, war fortan auch Jeder befähigt, ſein eigenes Geſchick zu machen und die Verantwortung ſeiner Handlungen zu tragen. Indem nun die Menſchennatur dadurch freier wurde, ward es auch die menſchliche Leidenſchaft, ſomit in den

Dramen die tragiſche und komiſche. Bei den Alten hat dieſelbe, trotz noch ſo großer künſtleriſcher Unterſcheidungsmerkmale, in allen Dramen etwas Gemeinſames, und zwar die Form einer Oppoſition gegen das Schickſal. Dies verleiht der tragiſchen Leidenſchaft der Alten eben das Gigantiſche, Aufſtachelnde, Rationelle, begünſtigte aber auch eine gewiſſe gegenſeitige Aehnlichkeit, das Colorit des düſtern Grolls gegen die unſichtbaren Gewalthaber über das Daſein. — Daß ein tragiſcher Held, z. B. durch den arglos lebenſprühenden Leichtſinn (wie Egmont), durch Eiferſucht (Othello) oder Stolz, Liebe oder Haß an ſich in tragiſche Schuld kommen könne, iſt den Alten unmöglich. Die Leidenſchaft muß an den Göttern, nicht am Träger der Leidenſchaft ſelber ſich verſchulden, deswegen ſind die Charaktere des alten Dramas für uns menſchlich beſſer; im Sinne der Alten waren ſie religiösfreventlicher als unſre. Wo die antiken Leidenſchaften im Drama auftreten, ſind ſie nur eine Form des erbitterten, unterdrückten Freiheitsgefühls, das ſich dem Unterdrücker, dem Geſchick entgegenſtemmt, zu eigenen oder Andrer Gunſten, und ſomit verſchuldet. — Das Fatum als Sittengeſetz iſt durch den chriſtlichen Glauben überflüſſig und unmöglich geworden. Dieſes Sittengeſetz, dieſer Zügel des Menſchen, iſt fortan in ihn ſelbſt verlegt. Er trägt in ſich das freie Maß ſeines Glückes oder Elends, er iſt ſein eigenes Fatum, während das Sittengeſetz der Alten außer ihnen lag. Dadurch ſind, wenn ſie auch in mancher Beziehung weniger titanenhaft zu ſein ſcheinen, weil ihnen die Oppoſition gegen den Himmel abgeht, unſere tragiſchen Charaktere aber freier, allſeitiger, in ſich ſelbſt umfangreicher und menſchlich ergreifender geworden, als bei den Alten. Was ſie an myſtiſchem Gigantenthum einbüßen, gewinnen ſie als heroiſch mit ſich ſelber kämpfende Menſchennatur. Ein Beweis iſt Shakespeare, und eine Parallele zwiſchen Lear und Oedipus dürfte dies bewahrheiten. Durch das Spiel aller Leidenſchaften, oder doch verſchiedener, wurde der Menſch nicht ſo einſeitig, wie bei den Alten, ſondern allſeitiger, der Charakter ward in ſeiner ganzen Daſeinsfülle gegeben. Deswegen kommt es uns nicht, wie bei den Alten, am meiſten auf die Begebenheit, ſondern mehr auf den Charakter an. Wir machen die Begebenheit vom Charakter abhängig, die Alten umgekehrt.

Die Shakespeare-Leſſing'ſche Epoche, unter welcher wir alſo das Drama chriſtlicher Zeit bis Leſſing etwa verſtehen, hat, wie das der Alten, die Leidenſchaft allein als Mittel des Kunſtzwecks. Aber ſtatt des tragiſchen Conflictes derſelben mit dem Geſchick, welches von außen her auf ihn wirkt, wird von uns der tragiſche Conflict der Leidenſchaft in die Bruſt des Helden ſelbſt gelegt, in den Widerſtreit der eigenen feindlichen Leidenſchaften unter ſich oder mit ſeinem inneren ſittlichen Bewußtſein, oder der eigenen individuellen Leidenſchaft unter ſich oder mit ſeinem inneren ſittlichen Bewußtſein, oder der eigenen individuellen Leidenſchaft mit der gleichlautenden oder entgegengeſetzten Leidenſchaft Anderer. Shakespeare hat nie eine tragiſche Idee, ſtets nur eine tragiſche Leidenſchaft oder einen Fehler des Gemüths geſchildert. Alle Irrthümer ſeiner Helden kommen aus der Tiefe des Herzens, nicht aus der des Geiſtes. Eine tragiſche Idee aber kann nur aus einem Irrthum des Geiſtes entſpringen; aus der irrenden Leidenſchaft, dem fehlenden Herzen nie, man müßte denn die Leidenſchaft Idee und die Idee Leidenſchaft nennen und die Begriffe verwiſchen wollen. Wenn man ſagen würde: die tragiſche Idee des Othello iſt die tragiſche Leidenſchaft der Eiferſucht, — wie wunderlich wäre das! Dann wäre: heiße Liebe auch eine Idee und Scheinheiligkeit eine Leidenſchaft! — „Eiferſucht, Liebe, Neid, Haß, Stolz" ſind Leidenſchaften; „Zaudern, Wankelmuth, Voreiligkeit, Feigheit" ſind Fehler, welche tragiſch oder komiſch wirken können, aber: „Eroberung der Welt, Volksbefreiung, Scheinheiligkeit, Toleranz" ſind tragiſche oder komiſche Ideen. Was den Helden bei letzterer für eine (natürlich entſprechende) Leidenſchaft unterſtütze, iſt ganz gleichgültig, zwar nicht in Betreff der Fabel und Handlung, aber in Betreff der Idee an ſich ſelber. — Eine ſolche Idee, wie auch ſchon Corneille (z. B. in Polyeucte), Crebillon und Molière (in Tartüffe) als Mittel zum dramatiſchen Zweck öfter gebrauchten, findet ſich bei Shakespeare nirgends. Leidenſchaft oder Fehler des Gemüths, ſonſt kennt er nichts und befolgt hierin auf's Treueſte das Ariſtoteliſche Kunſtprincip.

Leſſing ebenfalls ſteht in ſeiner Dramaturgie vollſtändig auf Ariſtoteliſchem Boden. Er iſt es, welcher die Gültigkeit der Kunſtgeſetze des Weiſen von Stagira für unſer ganzes heutiges Drama nachgewieſen und in einer Weiſe feſtgeſtellt, die „Poetik“ verdeutlicht hat, daß hierüber weiter noch Worte zu machen unnöthig iſt. Nicht nur allein Shakespeare und Leſſing haben in Betreff der Leidenſchaft als Mittel zum dramatiſchen Kunſtzweck (ja noch in mancher andern Beziehung) dem Ariſtoteles gehuldigt, auch Goethe und Schiller thaten dies bei ihren Werken.

Letztere drei Heroen deutſcher Bühnendichtkunſt ſtehen aber bereits auf der Grenze einer neuen, ihnen folgenden Epoche, wo man aufhörte, die tragiſche Leidenſchaft allein zur Erregung von Furcht und Mitleid zu gebrauchen, ſondern dieſes Mittel auch in der tragiſchen Idee ſuchte. Bereits im Nathan tritt die Toleranz als leitende Idee auf, obwohl ſie hier nicht zu tragiſchem Zwecke benutzt wird. Ja, dieſe Idee der Toleranz im Nathan hatte damals (in einer Zeit theologiſcher Kämpfe) beim Erſcheinen des Stücks ſogar einen ſtarken Beigeſchmack von Tendenz, welchen aber die Zeit verwiſchte, indem ſie nur die reine, leuchtende Idee allein bewahrte. Im „Tell“, in den „Räubern“, im „Götz“, in „Kabale und Liebe“, im „Don Carlos“, in der „Jungfrau von Orleans“ iſt die tragiſche Idee vornehmlich Herrin, die Leidenſchaft dienend ihr nur; in „Egmont“, „Wallenſtein“, „Clavigo“, „Maria Stuart,“ „Emilia Galotti“, „Iphigenia“, „Braut von Meſſina“ iſt es vornehmlich die Leidenſchaft oder der Fehler, welche oder welcher (mit mehr oder weniger Ausſchluß der Idee) den tragiſchen Zweck erfüllt. Dieſe

Fürſten deutſcher Muſe bewieſen in der Hoheit ihrer Werke genugſam, daß nach den alten Regeln vortrefflich zu gehen ſei, bewieſen aber ebenſo auch in vielen Fällen, daß die Idee gleichfalls ihr hohes künſtleriſches Recht habe.

* * *

Die letzte Epoche, die Schlegel-Tieck'ſche, beſſer geſagt Solger'ſche Richtung trat der Ariſtoteliſch-Leſſing'ſchen Dramaturgie entgegen, nicht gerade im polemiſchen Sinne, aber im innerſten Grundweſen, und ignorirte den Ariſtoteliſchen Zweck der Tragödie: Erregung und Reinigung von Furcht und Mitleid, um einen äußerlich andern Zweck und ein anderes Mittel dafür zu ſetzen, deſſen künſtleriſcher Gebrauch aber ebenfalls nur Erregung und Reinigung von Furcht und Mitleid (Lachen) zur directeſten Folge hat. Solger, der Philoſoph der romantiſchen Epoche, deſſen Aeſthetik wahrlich von jedem Freunde dramatiſcher Poeſie mindeſtens gekannt zu ſein verdiente, hat es nur mit der Idee zu thun und führt ſie gleich als den Leitſtern der Kunſt überhaupt ein. Er richtet die ganze Summe wahrer dramatiſcher Kunſtbeſtrebung nur auf den einen Zweck: die Unendlichkeit der Idee, welche von den handelnden Perſonen im Drama hienieden in Wirklichkeit erſtrebt werden ſoll, als unendlich und exiſtirend zu bewahrheiten.

Solger ſagt in ſeiner Aeſthetik, S. 95: „Das tragiſche Verhältniß im Schönen liegt darin, daß das Schöne, als Erſcheinung, der göttlichen Idee, als dem reinen Weſen, entgegengeſetzt iſt und widerſpricht; daß, wenn ſich Beides in einem Act des Uebergangs vereinigen ſoll, nothwendig das Schöne ſich ſelbſt als Nichtiges auflöſen und vernichten muß; daß aber in demſelben Momente daſſelbe in ſeiner Vernichtung als Offenbarung des göttlichen Wirkens, der Idee erkannt wird." — Ferner S. 95: „Im Tragiſchen geht die Idee, das Schöne ſelbſt, unter, nicht die gemeine Erſcheinung. Indem es aber untergeht, iſt es eben dadurch und in dieſem Momente reine göttliche

Idee, die ſich offenbart, ſo wie das Zeitliche geopfert wird.“ — S. 96: „Was alſo im Tragiſchen vernichtet wird, iſt die Idee ſelbſt, inſofern ſie Erſcheinung wird. Nicht das blos Zeitliche geht unter, ſondern gerade das Höchſte, Edelſte in uns muß untergehn, weil die Idee nicht exiſtiren kann, ohne Gegenſatz zu ſein.“ — S. 97: „Das Loos des Menſchen überhaupt, daß er an dem Höchſten (der göttlichen Idee) Theil hat und dennoch exiſtiren muß, bringt das ächt tragiſche Gefühl hervor, ſein Gebanntſein in die Exiſtenz.“

Im Komiſchen gilt bei Solger daſſelbe, nur umgekehrt, wie der Verfaſſer denn überhaupt bemerken muß, daß Alles, was er von der Leidenſchaft und Idee geſagt hat, ebenſo auf das Komiſche, nur im umgekehrten Sinne, Bezug hat.

Aus obigen und vielen anderen Bemerkungen Solger's wie ſeinem ganzen Lehrgebäude geht hervor, daß es Aufgabe der dramatiſchen Kunſt ſei: die unendliche Menſchennatur im Kampf mit der Endlichkeit, den Gegenſatz des Idealen und Realen darzuſtellen, und das Tragiſche darin liege: daß der Menſch mit ſeinem unſterblichen Weſen der Endlichkeit unterliegen muß, damit die Ewigkeit der Idee, das Göttliche im Menſchen gerettet werde. „Wir ſollen,“ ſagt Solger S. 106 geradezu, „bei der Tragödie auf die Vernichtung, welche dem Menſchen aus ſeinen höchſten Gaben entſtehen muß, eingehen.“ —

Wir wollen dieſes Solger'ſche Kunſtgeſetz ſeiner philoſophiſchen Hülle entkleiden und durch ein Beiſpiel klarer zu machen ſuchen.

Nach Solger und den Romantikern muß im dramatiſchen Kunſtwerk ſtets ein größerer Gedanke als der kleineren Gegenwart widerſtreitend dargeſtellt werden. — Zweck der Tragödie bei Solger iſt, darzuſtellen: daß der Gedanke, welcher angeſtrebt wird, ſtets über dem Vermögen ihn auszuführen ſtehe, dieſer Gedanke ſo unendlich erhaben ſei, daß er in der Wirklichkeit vom Einzelnen ſelbſt mit Hingabe ſeines Lebens nie erreichbar iſt und dadurch gerade ſeine Ewigkeit und Hoheit ſich beweiſe. Durch den Untergang des Helden wird der Gedanke ſelbſt, als zur Zeit unausführbar, vernichtet, um reiner, ungetrübter Gedanke wiederum zu werden, um als das Ewige, Unendliche über allen Zeiten zu ſtehen, was ſich allein als wirklich Bleibendes und Unveränderliches im Wechſel der Zeiten, ſelbſt im Verblühen alles Irdiſchen, erhalte.

Ein Beiſpiel macht dies vielleicht anſchaulich. —

Ein Held will die Befreiung der Welt! Die Entwicklung höchſter menſchlicher Freiheit iſt eine ewige Idee. Dieſe Idee ſucht der Held mit Drangabe ſeines ganzen Weſens im Kampf mit der unfreien Wirklichkeit durchzuſetzen; er ſtürzt dabei ein Zwingherrnjoch, ergreift die Führung ſeiner Nation zur Freiheit (der Realiſirung ſeiner Idee) und geht daran zu Grunde, weil die Einführung der Freiheit den Anderen als rechte Knechtſchaft gilt! Anders geſagt: der Einzelne kann nie die Weltgeſchichte machen; die Idee der Freiheit des Menſchengeſchlechts iſt eben zu hoch, um eine Schranke, Form oder eine beſondere Epoche zu dulden, ſondern iſt etwas ewig durch alle Zeiten bis zum Ende der Tage Fortwirkendes und Wachſendes, was alſo nie fertig wird. Der Untergang des Helden wird aber gerade Veranlaſſung werden, dieſe Idee der freien Menſchheit als Ewiges, Exiſtirendes in ihrer höchſten idealen Eigenſchaft hinzuſtellen. — Freiheit iſt eine Idee, weil ſie unendlich und nie erſchöpfbar, zugleich aber endlich und in den Individuen ſtets thatſächlich lebende, wirklich allgemeine Erſcheinung iſt. Ohne dieſes Doppelleben iſt jede Idee einſeitig, keine Weltidee. —

Solger will uns nun ſtillſchweigend noch glauben machen, die Leidenſchaft ſei (z. B. in Shakespeare) auch Idee. Er iſt, meint der Verfaſſer, hierbei in einer dramaturgiſchen Täuſchung befangen. Folgendes, was recht eigentlich die Unterſcheidungspunkte bildet, zeigt es auch:

Jede Leidenſchaft iſt unendlich wie jede Idee, das iſt gewiß; die Leidenſchaft aber birgt, ob eine gute oder ſchlimme, die Schuld bereits in ſich, denn zur Verſchuldung, zu Fehler, Laſter, Verbrechen iſt ſtets das Maßloſe der Gemüthsrichtung, das Zuviel oder Zuwenig nöthig; das Zuviel oder Zuwenig einer Gemüthsrichtung iſt eben Leidenſchaft. Maßvolle Leidenſchaften ſind gar keine. Das Zuviel und Zuwenig des Gemüths iſt an ſich ſchon eine Schuld, ehe es noch den Menſchen zu einem Fehltritt zwingt; die Leidenſchaft zu haben iſt ſchon eine, und Schuld heißt die ganze Exiſtenz der Leidenſchaft. — Die Idee aber iſt nie eine Schuld an ſich, denn wie kann das Unendliche, das Ideale, wie kann gerade die göttliche Seite unſerer Natur, das, was uns über's Zeitliche erhebt, eine Schuld ſein? — Der Held nur verſchuldet, welcher dieſe unendliche Idee eben blos endlich durchführen kann, da er hierüber die Unendlichkeit der Idee vergißt. Durch ſeine Vernichtung wird die wahre Natur derſelben erkannt. —

Dieſes Hauptunterſcheidungsmerkmal: daß die Leidenſchaft ſtets eine Schuld involvirt, die Idee aber nie, trennt beide Begriffe künſtleriſch himmelweit, und es kann wohl Niemandem einfallen, eine tragiſche Leidenſchaft als tragiſche Idee oder umgekehrt aufzufaſſen.

Wer wollte aber behaupten, daß man nur die tragiſche Leidenſchaft und nicht auch die Idee zum Mittel tragiſchen oder komiſchen Zwecks im Drama nehmen ſolle? Iſt das Reich der ewig reinen, unendlichen Idee nicht ein unſchätzbarer Beſitz der Kunſt? Sind wir, trotz Vielem, was ſie ſonſt auch angerichtet, den Romantikern und namentlich Solger, ſind wir nicht namentlich Schiller, der ihr ſtrahlender Vorläufer war und die Ideale recht eigentlich erſchloß, zum höchſten Dank verpflichtet? —

Es handelt ſich nun ſchließlich noch um die zu Anfang aufgeworfene Frage: Was wählt der Dichter als das künſtleriſch Geeignetere und wie? Erkennt er in der Leidenſchaft oder der Idee das künſtleriſch ſicherſte Mittel, um Furcht und Mitleid zu erwecken, oder wählt er [illegible] abwechſelnd, je nach Stoff oder individuellem Gefühl, oder er aber nimmt er Leidenſchaft und Idee zuſammen in jedem Werk als Kunſtzweck? —

Die offene Meinung des Verfaſſers iſt die: man nehme die Leidenſchaft entweder allein oder Leidenſchaft und Idee ſo vereint, daß beide ſich durchdringen, oder gegenſeitig als natürliche Conſequenzen erſcheinen. Verwebt man indeß Idee und Leidenſchaft als tragiſche Mittel, ſo ſcheint es beſſer, die Leidenſchaft dominire die Idee, als umgekehrt. Die Idee allein aber, ohne eine begleitende Leidenſchaft, iſt wohl das Matteſte von Allem, mag ſie auch noch ſo erhaben ſein. — Ein Bedenken entſteht indeß noch!

Vielleicht wirft man ein, daß: die Manie, eine Idee auszuführen, ſich auf ſie trotz aller Hinderniſſe zu ſteifen, eben eine tragiſche Leidenſchaft ſei. Das iſt ſie nicht! Das feſte, unerſchütterliche Wollen, der Thatendrang iſt keine Leidenſchaft, ſondern nur die nothwendige Eigenſchaft jedes Strebenden, ohne welche er ſie gar nicht einmal geiſtig feſthalten, geſchweige verwirklichen kann. Dieſer Wille iſt keine Leidenſchaft, kann jedoch bis zur Raſerei wachſen; dann muß aber ſtets eine wirkliche Leidenſchaft hinzutreten, z. B. Zorn, Liebe, Ehrgeiz, Stolz und dergleichen. Die Idee allein, wie ſie keine Schuld iſt, ſo erregt ſie auch nicht Furcht und Mitleid oder Lachen; erſt wenn im Helden ſich ihr noch eine Leidenſchaft beigeſellt, erreicht die Idee jene Alles überwältigende Kraft, welche den tragiſchen Zweck erfüllt. — Ja, wenn die Idee durch die Idee gereinigt werden ſollte und das tragiſcher Zweck wäre! Aber die Idee iſt ja ſchon das Allerreinſte, die Tragödie weiſt nur eben ihre Ewigkeit und Wirklichkeit nach. Was gereinigt werden ſoll, iſt Furcht und Mitleid, das ſind aber Leidenſchaften, und dieſe können durch eine dargeſtellte Leidenſchaft doch ſicherer erregt werden, als durch ein Leidenſchaftsloſes, die Idee. Begeiſterung erregt die Idee allerdings ſchon an ſich, aber nicht immer, nicht in Allen und in gleichem Maße; doch wo auch die Leidenſchaft auftritt, erregt ſie immer, gleichmäßig und Alle. Begeiſterung iſt allerdings wohl eine Art von Leidenſchaft, aber keine abſolute, einfache, wie Liebe, Haß u. ſ. w., ſondern eine Verbindung von höchſter Bewunderung und tiefſter Sehnſucht, alſo die Verſchmelzung eines Verſtandes- und Gefühlsphänomens, welche die Form der Leidenſchaft annimmt. Begeiſterung iſt an ſich nicht tragiſch oder komiſch, auch nicht ſtetig, wie jede ächte Leidenſchaft ſein muß, ſondern ein plötzliches, höchſtes Freudegefühl, was weder in Schuld ſtürzen, noch Furcht oder Mitleid an ſich wecken kann.

Die Idee iſt zweifellos das Reinſte, weckt auf ihrer Höhe die Begeiſterung, iſt das Bewegende, der Götterfunke in der Menſchheit. Aber weil ſie ſo hoch und unendlich iſt, iſt ſie abſtract, ein rein Geiſtiges, und würde allein im Drama höchſt undramatiſch ſein, die handelnden Perſonen zu idealen Schemen machen, wie die Märtyrer à la Polyeucte etwa ſind, welche auf Koſten des Menſchlichen Bewunderung erregen wollen, aber nie erregen.

Die Leidenſchaft iſt das weniger Reine, weil ſie ſelbſt ein Uebermaß iſt, weckt nicht die Begeiſterung, iſt nicht in der Menſchheit als Ganzes, aber dafür in allen einzelnen Individuen immerwährend thätig. Die Leidenſchaft hat ſtets einen irdiſchen, endlichen, ſinnlichen Beigeſchmack, iſt ſie doch das große pulſirende Herz mit ſeinem bunten Leben. Aber dafür iſt die Leidenſchaft tiefer, hinreißender an ſich, aufreibender, als die Idee, iſt zugleich ewig wie ſie und in ihrem höchſten Stadium von derſelben Hoheit, indeß einer ſo rieſenhaften dämoniſchen Macht, daß ſie einer allwaltenden Naturkraft gleichkommt. Sie iſt das Dramatiſchere, an ſich ſchon tragiſch und komiſch, und wo die Idee nur tragiſch wirken ſoll, kann ſie ohne begleitende Leidenſchaft nicht leben, oder ſie iſt Scheinexiſtenz.

Für Erreichung des Zwecks der Tragödie und Comödie erſcheint die Leidenſchaft als das höchſte Mittel der Kunſt, die Idee als ein gleichfalls zweckmäßiges, wenn auch geringeres Mittel, das jedoch der Leidenſchaft bei ſeiner

Realiſirung nie entbehren darf, während die Leidenſchaft jeder begleitenden Idee entrathen kann, um Furcht und Mitleid oder Lachen zu erregen und zu reinigen. Wenn endlich von der allgemeinen moraliſchen Wirkung Beider die Rede iſt, ſo ſteht feſt, daß die Ideen die Menſchen über ſich erheben, vergeiſtigen, die gereinigten Leidenſchaften aber die Menſchen in ſich als irdiſche Weſen beſſern. Durch Reinigung von Furcht und Mitleid aber muß zugleich eine Reinigung aller anderen Leidenſchaften folgen, weil ſie alle mit der Furcht und dem Mitleid verwandt ſind.

III.

Die alte und die neue Schule der Schauſpielkunſt.

Es giebt heut' zu Tage für den Schauſpieler zwei verſchiedene Richtungen, zwei Arten von Styl, nach welchen er ſich entwickeln, in deren Grenzen er ſich bewegen muß, um mit ſeinen Darſtellungen die möglich höchſte Wirkung und den Beifall der Kunſtfreunde zu erzielen. Dieſe beiden Richtungen, Spielweiſen oder Arten des mimiſchen Styls hat man ſich gewöhnt, die alte und die neue Schule zu benennen. Verfaſſer dieſes möchte ſie lieber als „natürliche“ und „gekünſtelte“ Schule bezeichnen.

Die ſogenannte alte oder natürliche Kunſtrichtung der Schauſpieler, welche leider nur noch wenige Repräſentanten und noch weniger junge Nacheiferer hat, beſtand darin, daß Jeglicher (Schauſpieler wie Schauſpielerin) ſeine Rolle, ſie mochte Haupt- oder Nebenrolle, ſchwächer oder ſtärker chargirt ſein, möglichſt ſchlicht und menſchlich einfach, möglichſt prätentionslos anlegte und begann, ſie dann organiſch durch die wachſende Wucht der Affecte und Situationen von innen herauswachſen ließ und in faſt unmerklichen Schritten bis zu der tragiſchen oder komiſchen Höhe führte, die ihr vom Dichter verliehen worden. Schauſpieler, welche dieſer Art des Spiels huldigen, ſind ſich bewußt: allein im Verein mit ihren Genoſſen das Geſammtbild der dramatiſchen Handlung verkörpern zu können, nur immer ein Theil, wenn auch ein noch ſo vorzüglicher, des ganzen Kunſtwerks zu ſein, das am Abend die Gefühle des Publikums erſchüttern und veredeln ſolle. Gerade durch das ungeheuer Einfache, Prätentionsloſe erreichten große Schauſpieler ſtets die gewaltigſten Siege in der Kunſt.

Die ſogenannte neue Kunſtſchule, auch die realiſtiſche fälſchlich genannt, welche leider jetzt ſo viel Anhänger hat, beſteht darin: daß der Schauſpieler oder die Schauſpielerin in ihrer Rolle nicht das Schlichtmenſchliche, nicht die Seite bevorzugen, welche ihren darzuſtellenden Charakter allen anderen Menſchen ähnlich macht, ſondern jene Seiten an ihm zur Hauptſache machen, welche ihn als Individuum von allen Lebenden abſondert, welche abnorm ſind oder ſcheinen, die etwas Apartes, Niedageweſenes verrathen oder begünſtigen. Sie beſtreben ſich: möglichſt wunderbare, ſtaunenerweckende Charaktere zu zeichnen, ſpicken ſie mit Pointen, Kunſtpauſen und einem furchtbaren Apparat mimiſch-dialektiſcher Kunſtſtücke, welche nicht nur die Rolle ganz vom übrigen Drama losreißen, ſondern ſie auch zu einer Curioſität, einem Cabinetſtück der Gattung „homo“ machen. Dergleichen Künſtler nehmen von Anfang an mit ihrer Rolle ſo einen alles Andere ausſchließenden Flug, daß ſie den Boden der Scene verlieren, ſpielen ihren Part, wie etwa Paganini und Berriot ihre Geige, möglichſt solo, und das Orcheſtergeſindel der mitſpielenden Genoſſen iſt dann gut genug, die Pauſen zu füllen, wenn man erſt ſeinen Beifall weg hat.

Des Verfaſſers Urtheil über dieſe zwei verſchiedenen Arten, die mimiſche Kunſt zu handhaben, iſt in Geſagtem bereits gegeben, doch es kommt darauf an, daſſelbe näher zu begründen und genau feſtzuſtellen, welche Wirkung jede der beiden Arten des Spiels auf das vorzuführende Drama ſelbſt, auf das Publikum, auf uns Schriftſteller und ſomit auf die ganze Kunſtepoche hat.

Wir müſſen hierbei auf das allgemeine Weſen dramatiſcher Charaktere eingehen, und wenn von Rollen die

Rede iſt, wollen wir nur Hauptrollen (alſo tragiſche oder komiſche Helden und Heldinnen) im Auge haben. Was auf dieſe Bezug hat, gilt für alle anderen Partien genau ebenſo, denn eine Hauptrolle bietet allein den Unterſchied dar, daß ſich an ihr das tragiſche oder komiſche Reſultat des Dramas vornehmlich vollzieht, ihr alſo die Theilnahme des Publikums von — Dichters Gnaden — beſonders zufällt. An innerer Bedeutſamkeit für den Gang des Dramas ſteht ihr jede andere Rolle vollſtändig gleich.

Ein dramatiſcher Charakter iſt: das vom Dichter in Worten gezeichnete, mit gewiſſen Eigenſchaften verſehene geiſtige Abbild eines Menſchen, welches durch den Schauſpieler auf der Bühne verkörpert, lebendiges Individuum wird und eine Reihe Handlungen begehen, Zuſtände durchlaufen muß, um in dem Beſchauer Mitleid, Furcht und Lachen zu erregen, reſpective dieſe Leidenſchaften in ihm zu reinigen.

Kann ein Jongleur, ein Löwenbändiger oder ein wohldreſſirter Pavian meine Furcht, mein Mitleid oder mein Lachen im Sinne der Kunſt erregen? — Nie! — Mein Staunen, meine Bewunderung, mein Verlachen wohl, ſelbſt auch ſogar eine gewiſſe Furcht, wenn nämlich ſeine Experimente ſo gefährlich ſind, daß meine Menſchenliebe um ſein Leben in Angſt verſetzt wird, jene allgemeine Menſchenliebe (Philanthropie), die ich auch dem Elenden widme, der eben nach dem Richtplatze geſchleiſt wird.

Soll ich wahrhafte Furcht, Mitleid oder Lachluſt für Jemanden verſpüren, ſo muß ich an ihm Theil nehmen. Er muß nicht nur ein Menſch wie ich, ſondern auch ein ſo gearteter Menſch ſein, daß ich mich in ihn, in ſeine Lage verſetzen, mich mit ihm identificiren kann! Dann werde ich mit-leiden, mit-fürchten, werde über ihn wirklich herzinniglich mit voller Erquickung lachen. Ich muß in ſeinem Schickſale für das meine beſorgt werden, muß denken: „Ha, mein Gott, ſo biſt Du auch! Dieſe Ader iſt ganz von Dir, dahin könnteſt Du am Ende auch kommen!“ — Dann wirkt der Charakter, wie er ſoll, dann iſt die Tragödie und Comödie was ſie ſein ſoll, denn ſie erfüllt ihren ſittlichen Kunſtzweck. Dieſe Wirkung liegt aber ſchon in dem richtig gezeichneten Charakter bereits vor der Aufführung, denn er iſt des Dichters Werk. Was durch die Darſtellung des Schauſpielers ſouveraines Werk iſt, welches ihm der Dichter nie rauben kann, iſt die Belebung ſolcher Charaktere zu poſitivem Daſein, zur menſchlichen Exiſtenz. Eine Schöpfung, zu welcher der Schriftſteller eben nicht mehr hinanreichte, die auch nicht ſeine Sache iſt.

Es tritt ein Mann zu uns herein! Ruhig, ohne weiteres Hallo! Geht, ſteht, ſpricht wie wir, er iſt Einer der Unſern. Er hat irgend welchen beſtimmten Charakter, ein gewiſſes Temperament, dieſe und jene mehr oder minder ausgeprägte Leidenſchaft, auch eine beſtimmte Lebenslage, gerade ſo wie wir. Vielleicht iſt er etwas leichter zum Zorne oder Leichtſinn geneigt, kurz hat etwas, das wir nicht zu haben, in dieſem Maße, in dieſer Art nicht zu haben glauben. Da wir aber auch öfters ſchon zornig, leichtſinnig, kurz, ſo waren wie er, und dabei uns mancher begangenen Dummheit bewußt ſind, da wir überhaupt als Menſchen alle Leidenſchaften in uns tragen, nur daß ſie eingeſchlafen, unentwickelt, uns nicht bewußt ſind, ſo bedarf es nur einer halbwegs vernünftigen Veranlaſſung, welche dieſen beſagten Mann wirklich zornig oder leichtſinnig machen kann, ſo werden wir ſagen: „Wahrhaftig, wenn Dir das geſchähe, Du thäteſt es auch!“

Hat dahin erſt der Künſtler ſeinen Beſchauer gebracht, und ſein darzuſtellender Charakter läßt dann allen Leidenſchaften frei, aber menſchlich frei, ohne Capriolen, die Zügel ſchießen, dann reißt er den Beſchauer mit ſich, verſtrickt ihn in die Maſchen der Handlung, dann wird vom Auditorium mit-gelitten, mit-gefürchtet, wird gelacht, weil man nur das fürchtet, bemitleidet, belacht, was man an ſich ſelbſt für möglich hält, als eigenen Splitter im Auge jucken fühlt. Je mehr der Schauſpieler nun einfältiglich beſcheiden ſein Parquet im dargeſtellten Charakter abſpiegelt, je ſchlauer, unmerklicher er den Leuten da unten ſeinen dramatiſchen Charakter als den *ihren* aufzulügen weiß, deſto größer iſt er! Wie fein das aber geſchehen muß, wie jede übertriebene Geſte, jede platte Redeſanfaronade, jede zu ſehr hinausgeſchleuderte Klangwelle ſofort den dünnen Nebelſchleier zerreißt, welchen der Acteur mit mühſamem Feienfinger dem Oratorium über's Haupt zog, dafür hat nur der ächte, große Schauſpieler ein *wahrhaftes* Einſehen!

Denke man ſich aber nun einen Künſtler, ſei er auch das größte Talent, der auf dem Standpunkt der neuen Schule ſteht! — Er tritt auf! Wir bewundern! Er bringt Affect um Affect auf dem rhetoriſch-mimiſchen Präſentirteller, durchläuft die ganze Tonfigurenreihe ſeiner pathetiſchen Variationen! Wir ſtaunen, wir ſtaunen! Ja, wir klatſchen ſogar! „Das iſt ja ein ganz verteufelter Kerl," denken wir. — Aber Jammer über Jammer! Das, was wir Zuſchauer thun müßten, wozu wir hergekommen, das thun wir nicht! Wir leiden und fürchten *nicht mit*, wir lachen wohl über die äußere Grimaſſe, aber über das *innere lächerliche Weſen*, in dem wir unſer eigenes abgeſpiegelt ſehen, lachen wir *nicht*!

Was brachte uns die neue Schule? Bewunderung! Schön! — Unſere Dichter arbeiteten natürlich lauter Charaktere, welche bewundert werden ſollen! Jeder im Parterre kann jedoch ruhig ſeine Hand auf's Herz legen und ſagen: „Wie der Mann da oben biſt Du nicht, kein Blutstropfen von Dir iſt ſo!" Darum *bewundern* ſie es ja eben, weil Keiner jemals ſo ſein kann, aber die ſittliche Wirkung von Trauerſpiel und Luſtſpiel, die Würde der Poeſie, der Schauſpielkunſt geht darüber verloren. Vor lauter Bewunderung bleibt Alles hohl inwendig!

Aber, wird man ſagen, worin liegt denn die Bewunderung, welche man doch unleugbar einem großen Schauſpieler zollt? Wie ſoll man denn z. B. einen Philipp II., Nero u. ſ. w. ſpielen, um Mitleid und Furcht zu erregen? Iſt denn unter den Beſchauern nur Einer, der *dieſen* Charakteren entſpricht? Wie ſteht es denn überhaupt dann in dieſer Hinſicht mit ſämmtlichen hiſtoriſchen Charakteren, wie Wallenſtein, Maria Stuart u. ſ. w.?

Das wären allerdings zwei Fragen, um einen Dramaturgen recht feſtzufahren, und ſie ſind zu bequem, als daß ſich die neue Schule nicht auf ſie ſteifen ſollte.

Die Bewunderung, welche man dem ächten Schauſpieler zollt, wird nicht dadurch errungen, daß er dem Publikum etwas Niedageweſenes, Staunenswerthes bietet, es in Brillancen und Effecten erſtickt, denn dann wären Clowns und Schulpferde, Thierbändiger, Akrobaten und tanzende Elephanten ſeine ebenbürtigen Genoſſen, ſondern ſie wird nur errungen: wenn der Schauſpieler (natürlich nachdem der Dichter ſeine Schuldigkeit gethan) uns ſo verſtrickt in ſeine Geſtaltung, daß wir uns in ihn hineinleben, an ſeinen Leidenſchaften und Gefahren theilnehmen müſſen, daß wir mit ihm in der Einbildung leiden oder in ſeinem Spiegelbilde über uns ſelbſt lachen müſſen! Müſſen! Unerbittlich müſſen, und aus dieſem furchtbarſten aller Zauberträume erſt erwachen, wenn das ſittliche Reſultat des Dramas, die Erregung von Furcht und Mitleid, ſich in uns erfüllt, wir dabei über uns ſelbſt und über die Wahrheit, mit der man uns verführte, erſchrecken. Dann beugen wir uns voll Bewunderung vor einem ſolchen Geiſte, der ſo unſer Ich in ſeiner allgewaltigen Hand hält! O, erringt dieſe Bewunderung, meine Kunſtgenoſſen! Erringt ſie recht ſchlau, unſcheinbar, aber um ſo überwältigender!

Aber die andere Frage: Wie ſoll man einen Philipp II., Alba, Nero, Wallenſtein u. ſ. w. ſpielen, um Mitleid und Furcht zu erregen? — Sitzen dergleichen Charaktere im Parquet? Sind ſie auf Gaſſen zu finden?

Ein Einwand iſt der, daß ſo ſcharf chargirte Charaktere wie vorbenannte, daß beſonders Tyrannen und Intriguanten ſelten oder nie dramatiſche Helden ſind, denen ſich unſere Theilnahme alſo beſonders zuwenden, an welchen ſich das ſittliche Reſultat vollziehen ſoll. Böſewichter ſind meiſt in zweiten Partien, als Gegenſätze des Helden verwendet.

O, ruft man, wie ſteht's dann mit Richard III.? Kann es nicht einmal einem Dichter einfallen, den Nero oder Don Philipp auch als tragiſche Helden hinzuſtellen? Wie ſteht's dann mit Wallenſtein, der Stuart und allen hiſtoriſchen Perſonen? Du widerſprichſt Dir ja ſelbſt, denn vorhin ſagteſt Du: alle Charaktere, auch die chargirteſten, ſollen ſchlicht im Sinne der alten Schule gehalten werden! — Gut! Zugegeben, daß der letzte Grund, welcher eingeworfen ward, ſcheinbar ſchlecht iſt, obwohl er ſich im dramaturgiſchen Gebrauch rechtfertigt. Weshalb ſollen denn aber Don Philipp, Nero, Wallenſtein, Richard III. u. ſ. w. nun um *ſo chargirter geſpielt* werden, da ſie ſchon vom Dichter *an ſich* ſcharf chargirt ſind? Warum denn? Heißt das nicht ſeine Farben *handhoch* auftragen? — Im Gegentheil, um ſo ſubtiler müſſen gerade derartige Rollen geſpielt werden, um ſo gefährlicher, ſchwieriger *ſind* ſie eben zu ſpielen! — Eine Gegenfrage noch: Sind die Philipps, Neros, Wallenſteins, Maria Stuarts von der Wiege an das geweſen, was ſie uns jetzt gelten? — Nein, ſie ſind es *geworden*! — Ein hiſtoriſcher Charakter iſt das Bild eines *fertigen*, berühmten Menſchen der *Vergangenheit*. — Iſt es denn Sache des Dramas, *fertige* Menſchen mit *geſchehenen* Thaten, kurz eine Vergangenheit als *vergangen* zu ſchildern? Das thut nur die Geſchichte. — Das Drama ſoll nicht ſagen: *daß* ſie ſo ſind, *wie* ſie ſind, denn das wiſſen wir allein, es ſoll vielmehr ſagen: *warum* ſie ſo wurden, ſoll ſie zu dem vor unſeren Augen *werden* laſſen, als was ſie nachmals in der Geſchichte galten!

Philipp II. war wie Nero anfangs ein nur ſehr unglücklich erzogener Prinz, Wallenſtein ein vom Glück begünſtigter deutſcher Condottiere von Miethlingen, Maria Stuart ein ſchönes, heißblütiges Weib, welches das Unglück hatte, für einen Beruf geboren zu ſein, zu dem ſie nicht paßte, wie das ſchon manchem gekrönten Haupte ging. So *macht* doch aus dieſen ſchlecht erzogenen Prinzen, Miethlingsgeneralen und eitlen, unbeſonnenen Weibern, aus dieſen ſehr menſchlich fehlerhaften Charakterſtoffen organiſch Eure

Charaktere! — Wohl kann man in drei Theaterſtunden nicht das ganze Leben eines hiſtoriſchen Charakters wachſen ſehen (das iſt auch mehr Aufgabe des Epos), wohl muß Dichter wie Schauſpieler bei ſeiner geſchichtlichen Perſon in einem Stadium ſeines Lebens beginnen, wo ſchon ſeine hiſtoriſche Miſſion ihn umſchwebt, aber dieſe darf erſtens nicht vollendet erſcheinen, ſonſt hat der Held ausgelebt, zweitens blickt trotz dieſer Miſſion ſtets ſehr deutlich die Vergangenheit hervor. In tauſend kleinen wie größeren Merkmalen iſt vom Dichter der Grund angegeben, warum ſie ſo wurden, wie ſie eben ſind, iſt der Weg ihrer ſeeliſchen Entwicklung klar gemacht und wird um ſo einleuchtender, je weiter die Handlung ſich entfaltet.

Ein Tyrann und Böſewicht (wir nehmen alſo die verkrüppeltſte Art der Menſchennatur) iſt nicht immer ein Tyrann, iſt nicht nur unter der Krone einer, ſondern auch im bürgerlichen Leben, im Bettlerkittel gegen Weib und Kind. Er hat ſeine menſchlichen Stunden nicht nur, ſondern einen ſehr menſchlichen Grund und Boden für ſeine Tyrannei, nämlich ſeine Leidenſchaften und Schwächen. Er ſchreitet nicht immer auf dem geſpreizten Kothurn einher, wirft nicht ewig mit prickelnden Effecten und pſychologiſchen Röſſelſprüngen um ſich, denn ſolch' einen Zuſtand kann kein reeller Menſch lange aushalten! Erbärmlich der Charakter auf der Bühne, welcher ſtets andeutet: „Seht, was ich für ein excellenter Schuft bin, welches Lumen vor Euch ſteht! Ich bin ja der Philipp II., in deſſen Reich die Sonne nie auf- noch untergeht! Bewundere mich, Du Sklavenparquet, oder ich laſſe Dir auf der Gorda die Glieder recken, wie ich das zum Plaiſir im Eskurial vor der Sieſta zu thun pflege!" — Wie armſelig! — Ein großer Mann zeigt ſeine Größe nicht, er hat ſie ſchon, ſie iſt für ihn keine Rarität mehr. Ein ächter Tyrann iſt kein zähnefletſchender Köter, der nie beißt, weil er immer bellt! Ruhig, ſtill, faſt wie etwa ein anderes Menſchenkind auch, benimmt er ſich prätentionslos. Alles überſchauend, wie die ſtille, unergründliche See kaum leichte Wellen kräuſelnd, ſo tritt er uns zuerſt entgegen. Seine zitternde Umgebung müht ſich umſonſt, aus dem Marmorblocke ſeines Weſens herauszubuchſtabiren, was der irdiſche Herrgott vor hat. Eine Handbewegung, eine flüſternde, lächelnde Bemerkung vielleicht nur fegt die Bagatelle eines zuckenden Menſchenlebens vom Erdenrund — das iſt Alles!

Abnorme Charaktere wählt, wie geſagt, ein Dichter kaum zum Helden, thut er es, wie im Richard III. der große William, dann erklärt er ihn auch ſo genau, daß wir fühlen, wir könnten unter gleichen Bedingungen ähnliche Katzennaturen geworden ſein, läge der Alp der Zeit ſo auf uns, wie Jenem, wären unſere Leidenſchaften auch ſo groß geſäugt, unſere Geiſtesanlagen nach einer ſolchen Seite entwickelt worden. Sehen wir z. B. Wallenſtein nicht etwa vom Diener ſeines Kaiſers zum Hochverräther erwachſen? Iſt nicht von Schiller Alles darauf angelegt, daß jeder von uns Beſchauern fühlt: unter ſolchen Umſtänden müſſe jeder ſo ſtraucheln, ſobald ihn der Ehrgeiz packt, ihm ſolche Gelegenheit, ſolches Talent gegeben worden! Einen Caligula zu zeichnen, wie er Verderben ſpeit, iſt keine ſehr große Gefährlichkeit, wenn man ſeinen Pinſel nur brav in Crebillon'ſche Farben taucht; aber zu zeigen, welche heftigen Anſtöße eine Menſchenſeele ſo zur Beſtie verkrüppeln können, zu zeigen, daß kein Menſch ſo Beſtie werden kann, um den natürlichen Adel zu verlieren; daß Gott ihn doch nach ſeinem Bilde ſchuf; zu zeigen, wie jegliche ſeiner Blutthaten, jedes in ihm erwachende Panthergelüſt aus einer naturwahren Seelenerſcheinung, einer ganz reellen Urſache entſpringt, und nur deshalb ſo allzerſtörend auftritt, weil der Herr der Welt ſich ſelber nicht in der Gewalt hat, ſein größter Sklave iſt; zu zeigen in ihm, wie Gott den Tyrannen das innerſte Naturgeſetz vorſchrieb, in ſich ſelber die Grenze ihrer Allmacht und Verbrechen zu finden, das kann eben nur ein ächter Künſtler. Er kann dann ſicher ſein, daß man ſeinem Caligula Furcht und Mitleid nicht entziehen, daß ſein Tyrann gerade die Wirkung haben werde, die Nachwelt zu verſöhnen, indem er ihn als Werkzeug in der Hand des Schöpfers darſtellt.

Die ſogenannte neue Schule erringt den Lorbeer nimmer, denn Bewunderung über mimiſche Virtuoſität iſt der allergrößte Feind der Tragödie und Comödie. Sie verleitet den Schauſpieler, nicht nach der Güte eines Dramas zu ſehen, welches er verkörpern ſoll, ſondern nach der Güte ſeiner Rolle, ob ſie auch Effect-Scenen genug, und zwar auf Erregung von Bewunderung ausgehende Effect-Scenen habe!

Das Publikum verleitet ſie zu der Sucht: nur zu kommen, um zu bewundern, nicht um mitzufühlen. Die neue Schule würdigt das Publikum zum Janhagel einer Reiterbude herab, ſtatt ihm durch Erregung aller menſchlichen Affecte eine ſittliche Reinigung zu bereiten, die wohlthätig in's bürgerliche Leben dringt und es verſchönt.

Den Schriftſteller endlich verleitet dieſe neue Schule, Bravour-Scenen, aber keine Handlung mehr zu ſchreiben, einem Schneider gemäß dem Acteur die bunte Clownjacke anzupaſſen und mit recht großen Flittern zu beſetzen.

Dieſe neue Schule iſt zur Hälfte und darüber ſchuld am Verfall des heutigen Theaters, des Publikums, der Literatur, und erzeugt wohl routinirte Talente, große Tragöden aber niemals. In dieſer Weiſe ruiniren die Schauſpieler das Schriftſtellerthum, ruinirt das Schriftſtellerthum die Bühne, und das Publikum wird von allen Beiden ruinirt und revanchirt ſich durch die grobſinnliche Unerſättlichkeit ſeiner geſunkenen Bildung.

IV.

Was iſt Idee, was iſt Tendenz im Drama?

In dem Aufſatze: „Wodurch erreichen Tragödie und Comödie ihren Zweck?" wurde von dem Unterſchiede zwiſchen tragiſcher Leidenſchaft und tragiſcher Idee (als den beiden Mitteln zur Erreichung des tragiſchen [komiſchen] Zweckes im Drama) geſprochen. Es ergab ſich als Reſultat dieſer Betrachtung, daß die Leidenſchaft zu Erreichung höchſter Wirkung geeigneter ſei, als die Idee. Damit war alſo der Letzteren gewiß nicht die Fähigkeit abgeſprochen, künſtleriſch im Drama angewendet zu werden; ein Blick auf die „Jungfrau von Orleans" und auch verſchiedene neuere Dramen beſtätigt ja, daß die Idee ſehr wohl tragiſche Zwecke erreichen könne. Es war eben nur bewieſen worden, daß ſie dieſe Zwecke nie ſo ſicher und überwältigend erfülle, als die Leidenſchaft.

Letztere bleibt bei unſerer augenblicklichen Frage ganz unberückſichtigt, oder kann nur als untergeordnetes, begleitendes Moment (als Unterſtützer oder Gegner der Idee) in Anſchlag kommen. Hier ſoll vielmehr die Idee einmal als ausſchließliches Mittel zur tragiſchen oder komiſchen Erſchütterung betrachtet, ihr Unterſchied von der Tendenz nachgewieſen und geſagt werden, was Letztere denn eigentlich, und ob ſie überhaupt künſtleriſch ſtatthaft ſei.

Es iſt vorher noch (wie bereits ſchon im obenbemerkten Aufſatze) anzuführen, daß jede leitende Idee ſowohl in Tragödie wie Comödie, und ſomit Alles, was von ihr betreffs der einen Kunſtform geſagt wird, auch für die andere, nur in entgegengeſetzter Weiſe, Geltung hat.

1.

Tragiſche (komiſche) Idee iſt: jeder hohe, ſittliche, allgemeine und unendliche Gedanke, welcher, längſt in dem Herzen der Menſchheit ruhend, unbewußt und ſtückweiſe ſogar ihr reelles Daſein durchflechtend, ſich mit abſoluter, voller Gewalt in einem Helden gebiert, ihn unmittelbar ſo ganz und gar erfaßt und durchdringt, ſo daß derſelbe genöthigt iſt, mit Drangabe ſeines eigenen Ichs ihn im endlichen Leben, in ſeiner Zeit (Gegenwart), unter ſeinen Mitmenſchen zu verwirklichen und darum an dieſem Gedanken und mit ihm untergehen (ſich beſchämen) muß, weil ſich das wirklich Unendliche, Raum- und Schrankenloſe niemals in der Endlichkeit, im begrenzten Kreiſe der Gegenwart realiſirt. Durch den Tod (die Beſchämung) des Helden wird eben die Unendlichkeit ſeines Wollens, die abſolute Idee als reine Idee conſtatirt.

Jede derartige Idee hat ſonach drei ganz weſentliche Eigenſchaften, welche ſie zu dem machen, was ſie ſein ſoll. Sie muß:

1) unendlich, ewig, nie in ihrer abſoluten Bedeutung realiſirbar, alſo nie ganz zu verwirklichen ſein;
2) ſie muß in dem Menſchen ſeit Anbeginn als Bedürfniß ſchlummern und ſich in ihrem individuellen Leben ſtückweiſe, einſeitig, unter verſchiedenſten Formen verwirklicht vorfinden;
3) endlich makellos rein und ſittlich an ſich, kurz, eine göttliche Idee ſein, über deren Erhabenheit, Schöne und Wahrheit nicht erſt zu ſtreiten iſt.

Das Glück, die Freiheit, die Treue, der Glaube, die Täuſchung, die Duldſamkeit, die Gleichheit, das Vertrauen, die Abhängigkeit, die Wahrheit u. ſ. w. ſind allgemeine, ewige Ideen, ſind darum Ideen, weil ſie weder Leidenſchaften noch Fehler, alſo keine individuellen Charaktereigenſchaften, wie etwa Liebe oder Feigheit, ſind. Vorbenannte Ideen ſind unendlich, ewig, in ihrer abſoluten Bedeutung nie ganz realiſirbar. Unbedingtes Glück der Menſchen, abſolute Freiheit, Treue, Toleranz u. dgl. giebt es nicht auf Erden. Dieſe Begriffe exiſtiren in vollendeter Reinheit nur in unſerm Geiſte, wir können ſie nur denken, träumen, erſehnen. Sie verwirklichen heißt: eine Utopie im Leben einführen, und jeder Verſuch hierzu fällt mangelhaft, endlich aus, und zum Schaden des Schöpfers. Beſagte Ideen ſchlummern aber nicht allein von Anbeginn in der Menſchheit, ſondern finden ſich auch ſtückweiſe, unter verſchiedenſten Formen im individuellen Leben der Menſchen, zu allen Zeiten einſeitig realiſirt. Es lebt kein Menſch, der nicht einen ideellen Begriff des Glücks, der nicht aber auch in ſeinen vier Pfählen eine Spanne Glücks wenigſtens factiſch beſäße, nicht einer Art menſchlicher Freiheit, einer gewiſſen Duldſamkeit, Treue u. ſ. f. theilhaftig wäre. Selbſt unter den Cannibalen, zur Zeit der Cäſaren, der Ketzergerichte gingen dieſe Güter den Lebenden nie ganz verloren.

Damit eine Idee aber wirklich tragiſche oder komiſche Idee werden könne, muß ſie auch eine göttliche Idee, d. h. makellos rein, eben ſo wahr, gut wie ſchön, eine Weltidee ſein, über deren Gültigkeit kein Zweifel obwalten kann. Die Tyrannei iſt auch eine ewige, wahre, aber weder ſchöne noch reine Idee; ſie iſt an ſich unſittlich, kann deshalb auch nie an ſich zum tragiſchen oder komiſchen Kunſtzweck dienen.

Ein Gedanke aber, welcher gar keine reelle, theilweiſe Exiſtenz, gar keinen Boden im Menſchengeiſte hat, iſt eine Corruptheit und keine Idee, welche weder vernunftmäßig gedacht werden, noch aus irgend einem Bedürfniß unſerer Natur entſpringen kann.

2.

Was iſt hingegen die Tendenz?

Unter ihr verſteht man jeden Gedanken, der ſich unter gewiſſen hiſtoriſchen Bedingungen, zu einer gewiſſen Zeit, an einem gewiſſen Ort, in einem gewiſſen Theil der Menſchheit erzeugt und zu wirken aufhört, wenn dieſe gewiſſe Zeiten, Gelegenheiten und Theile der Menſchheit aufhören. Vor Allem iſt Tendenz aber jede ſchwebende Idee (Tagesfrage) der Gegenwart. Man kann den Begriff: Tendenz wohl noch anders erklären, von ſittlichen, erhabenen Tendenzen reden, kurz, das Wort ſo deuten, daß ſein Begriff mit dem der Idee zuſammenrinnt. Dies mag im gewöhnlichen Leben gelten, in der Dramaturgie, wo es ſich um Begrenzung und Vergleichung der Begriffe handelt, iſt Tendenz entweder nur geiſtiges Streben im Allgemeinen, alſo daſſelbe wie Idee, oder Tagesidee. Für Letzteres ſpricht aber die Art am beſten, in der man überall jetzt das Eigenſchaftswort „tendenziös" gebraucht. Ferner, daß es keine ewigen oder allgemeinen Tendenzen, ſondern nur ſolche Ideen giebt. Endlich hat ſich in der modernen Kritik der Begriff der Tendenzdichtung dem der übrigen Dichtungen, welche doch auch meiſtentheils von Ideen getragen werden, entgegengeſetzt.

Ein Beiſpiel zur näheren Charakteriſirung von Tendenz und Weltidee möge hier genügen:

Die Freiheit des Menſchengeſchlechts, wie des Individuums, kurz, Freiheit als abſoluter Begriff iſt Weltidee!

Die Freiheit Italiens vom Druck der Bourbonen- und Pfaffenherrſchaft, kurz, Freiheit als relativer Begriff iſt eine Zeitidee, iſt Tendenz! —

Die Zeitidee (Tendenz) hat drei erhebliche Unterſchiede von der abſoluten, der Weltidee. Die Tendenz iſt:

1) endlich, denn ſie entſteht in einer gewiſſen Epoche und vergeht mit ihr; ſie iſt auch als Endliches ganz und gar realiſirbar.

2) Da die Zeitidee nicht uranfänglich im Weſen unſeres Geſchlechts begründet iſt, ſondern erſt in den Menſchen zu einer gewiſſen Zeit entſteht, ſo findet ſie ſich mithin zu dieſer Zeit noch nirgends bereits im gemeinen Leben, ja nicht einmal ſtückweiſe verwirklicht vor, da ſie ja erſt im Menſchengeiſt geboren wurde, nun erſt gedacht wird, alſo vorher doch nicht thatſächlich da ſein kann.

3) Sie muß ſchließlich allerdings rein und makellos, muß auch ſittlich ſein, iſt aber keine allgemeine, göttliche Idee, über deren Wahrheit nicht erſt discutirt zu werden braucht, ſondern iſt eine ſtreng irdiſche, ganz reelle, an Zeit, Ort und Menſchen gebundene Idee, über deren Richtigkeit discutirt werden kann, die alſo nicht Jedem abſolut gültig iſt.

Somit hat die Tendenz, oder Zeitidee, mit der Weltidee gar keine weitere Aehnlichkeit, als daß ſie eben auch rein, makellos, ſittlich wie jene ſein muß; in allen übrigen Beziehungen iſt ſie entgegengeſetzt. Da der Tendenz nun die Unendlichkeit, abſolute Wahrheit und das theilweiſe Verwirklichtſein im gemeinen Leben gleich ſehr abgeht, eignet ſie ſich nie zur Erreichung des tragiſchen und komiſchen Kunſtzwecks. Ich kann eine ſehr erſchütternde Tragödie und wahrhafte Comödie über die Freiheit ſchreiben, indem ich dramatiſch am Helden nachweiſe, daß ſelbige ſich nie im Leben wahrhaft verwirklicht, gleichwohl aber in enger, individueller Form ſeit Anbeginn Gut jedes Menſchen iſt. Die momentane Befreiung meines Vaterlandes kann ich aber nie tragiſch oder komiſch behandeln, denn in beiden Fällen empöre ich oder entſittliche meinen Zuſchauer, erreiche alſo das Gegentheil meines Kunſtzwecks. Aus dieſem Grunde ſehen wir denn auch, daß ſich die Tendenz von ſelbſt aus dem Trauer- und Luſtſpiele verbannt, um vornehmlich im Schauſpiele ihren Sitz aufzuſchlagen, deſſen Ziele wie Anforderungen weniger hoch und ſtreng, dabei aber mannigfacher ſind.

Weil eine Weltidee unvergänglich iſt, zu allen Zeiten gleiche Geltung hat, ſo verleiht ſie auch dem dramatiſchen Werke, in welchem ſie ſich wiederſpiegelt, Anwartſchaft auf Unvergänglichkeit. Die Zeitidee, Tendenz, welche die in der Luft liegende Tagesfrage als Hebel des Dramas betrachtet, drückt der Dichtung, mag ſie ſonſt eine noch ſo talentvolle, beifallswürdige Arbeit ſein, den Stempel der Vergänglichkeit, des Todes ſchon in der Geburt auf.

Das Tendenzdrama wird nie einfach menſchliche Conflicte, deren Darſtellung allein die Bühne gewidmet ſein ſoll, ſondern nur politiſche und ſociale Conflicte zum Stoff ſeiner Handlung wählen, wird ſich zum Lehrſtuhle gewiſſer Partei- wie Zeitanſichten erniedrigen, zur Tribüne der Tagesgeſchichte, von der aus Propaganda für Zwecke gemacht wird, welche wohl im äußeren Volksleben der Gegenwart eine ſehr hohe ſittliche Berechtigung haben, aber dem rein menſchlich-veredelnden Zwecke der Kunſt eben ſo ſehr den Todesſtoß geben, das Theater als Kunſt- und Bildungsinſtitut jedem Einſichtigen eben ſo ekelhaft machen, wie dem Gläubigen die Kanzel werden muß, wenn von ihr politiſche und ſociale Kapuzinaden erſchallen. Wir finden die Bühne deshalb vorzugsweiſe von der Tendenz in ſolchen Zeiten occupirt, die von bürgerlicher, nationaler oder politiſcher Erregung durchlodert und erhitzt ſind. Das Auditorium wird dann zum Club verwandelt, welchem durch die Acteurs die Doctrinen des Augenblicks eingeblaſen werden. Wir wollen einem politiſchen Gedichte oder Liede, einem Epos und Roman, welche Tendenzen predigen, gewiß keineswegs alle Berechtigung abſprechen; die lyriſche Dichtungsart zumal, welche momentane wie allgemeine Stimmungen ſchildert, kann dies Gebiet mit Ehren betreten und hat es oft genug mit größtem Glanz gethan; das Drama aber dient einem ganz andern Zwecke, hat weſentlich andere Lebensbedingungen, als die übrigen Dichtungsarten: es ſoll die allgemein menſchlichen Leidenſchaften reinigen. Die Tendenz indeß erzeugt das Gegentheil, denn ſie entflammt Leidenſchaften wie Ideen, und zwar nicht reine und allgemein menſchliche, ſondern nur die localen, durch die beſondere Daſeinsform der Gegenwart geweckten Leidenſchaften und Ideen. In politiſchen und ſocialen Dingen iſt die Geſchichtsforſchung, die Journaliſtik und Publiciſtik, endlich die Tribüne allein die berufene Lehrerin der Lebenden. Der dramatiſche Dichter ſoll die Zuſchauer nicht lehren, wie ſie ſich politiſch und ſocial, ſondern wie ſie ſich in ſich als Menſchen zu bilden haben. Wie ihm dieſes Gebiet von Niemand beſtritten werden kann, es ſeine eigenſte Domaine iſt, ſo ſoll der dramatiſche Dichter auch das Gebiet eines Andern achtungsvoll reſpectiren, nicht fremden Zwecken dienen und ſeine Kunſt zur bettelhaften Colportrice der Parteien und Tagesphraſen machen. Der Tendenzdramatiker iſt ſtets ein Mann, welcher von der eigentlichen Höhe ſeiner Kunſt keinen Begriff hat und um momentanen Beifall alle edleren Blüthen dramatiſcher Poeſie wegwirft und nach dem Futterkraut der Tirade greift, das ſo luſtig auf den politiſchen Wieſen grünt. Er verpflanzt ſich und ſein Publikum in die Gattung der Wiederkäuer. Wir haben es erlebt und erleben es noch, daß Zeiten der Animoſität gegen Rußland antiruſſiſche Theaterſtücke, eine allgemeine Börſenkataſtrophe den „Südſeeactienſchwindel“, eine Mobilmachung die „Lützow'ſche Zeit“, verdächtige Bewegungen Napoleon's III. eine Fluth von Dramen aus den „Befreiungskämpfen“ auf die Bretter zu bringen überaus eilig waren. Jede telegraphiſche Novität wird von einem neuen Coupletvers eben ſo eilig wie gewiſſenhaft regiſtrirt und nicht nur das Theater ſelbſt, ſondern auch die Zeitgeſchichte profanirt, welche zu bedeutungsvoll iſt, um ihr Urtheil von vorlauten Schwätzern gar ſo platt entgegen zu nehmen. Es wird immer Schriftſteller geben, welche der dramatiſchen Tendenzrichtung huldigen, immer Bühnen geben, welche ſie aufführen, aber es iſt eben ſo gewiß, daß damit der dramatiſchen Kunſt als ſolcher Hohn geſprochen wird. Die Tendenz als Hebel des Dramas zu gebrauchen, iſt künſtleriſch ganz und gar verwerflich!

So entgegengeſetzt nun die Weltidee von der Zeitidee

(Tendenz) auch iſt, ſo giebt es doch Momente, in welchen beide in einander verrinnen. Wie ſteht es dann? —

Iſt die Tendenz dann verwerflich, wenn ſie mit der allgemeinen Weltidee ſich verſchmilzt? Iſt bei der Darſtellung einer Weltidee jegliche Tendenz (Zeitidee) ſtets zu vermeiden?

Es iſt vorher zu bemerken, daß die Weltidee als das Ewige, Erhabenſte, ſtets Gültige und abſolut Wahre immer das Größere, das künſtleriſch Berechtigte, die Zeitidee (Tendenz) als das Endliche, nur relativ Wahre, immer das Kleinere, Unkünſtleriſche iſt. Daß das Größere, Wahrere ſtets über das Endliche, relativ Wahre hervorragen, es, wie das Ganze den untergeordneten Theil, in ſich aufnehmen muß, iſt bewieſen. Wo alſo die Weltidee ſich im Drama wirklich abſpiegelt in voller Klarheit, wird ſie kunſtſchön ſein können, wenn man immerhin auch bei ihr zugleich an Zeitideen gemahnt wird.

Es geſchieht oft, daß ſich aus der endlichen Zeitidee das Bewußtſein und die Erkenntniß einer Weltidee losringt, oft auch, daß die Weltidee, ſobald ſie ſich documentirt, die momentane Zeitidee (Tendenz) in ſich birgt, ſie anklingen läßt. In beiden Fällen iſt aber das Größere, die Weltidee, immer der Factor, welcher wirkt. — Die theologiſchen Kämpfe, die Glaubens- und Dogmenkriege des vorigen Jahrhunderts erfüllten Leſſing mit der tiefen Sehnſucht: die Toleranz, die Gleichheit aller Glaubensformen vor Gott in einer dramatiſchen Handlung darzuſtellen, dem „Nathan“. Der „Nathan“ ward gegeben, und ſeine von Glaubensſtreit erfüllte Mitwelt nahm das Drama mit Enthuſiasmus auf. „Nathan“ ward für ſeine Zeit ein Tendenzſtück anti Götze, Wöllner und Conſorten. Aber es ſchien nur ſo, denn die Toleranz iſt eine Weltidee, wird es ſo lange bleiben, bis wir Alle eine Religion haben werden, und ſo lange auch wird „Nathan“ verehrt und um ſo reiner, tiefer empfunden werden, als man ihn jetzt ohne den polemiſch-hämiſchen Kitzel anſieht, der in ihm für die damaligen Zuſchauer verborgen lag. Nicht die damalige Tendenz machte den

„Nathan" unſterblich, ſondern nur effectvoll, aber wohl die ewige Idee von der liebevollen Duldſamkeit aller Gottesbekenner auf Erden. Daß die damalige Tendenz dieſe ewige Idee um ſo mehr im Publikum verſtärkte, da ſie in ihr lag, verſteht ſich von ſelbſt.

Seine eigene Zeit mit ihren Ideen wird dem Dichter leicht Anlaß, ſich über ſie und ihre Endlichkeit zu einer ewigen Weltidee zu erheben und die Herrlichkeit wie Unvergänglichkeit derſelben nachzuweiſen. Der Dichter kann als endliches Weſen überhaupt ja nur durch endliche Veranlaſſungen zu ſeiner Weltidee geleitet werden. Eben ſo wenig wird er dann der Darſtellung dieſer ſeiner Weltidee im Drama entſagen, weil ſie mit der augenblicklich gültigen Zeitidee (Tendenz) zu ſympathiſiren ſcheint. Im Gegentheil mag ihm das willkommen ſein, als äußeres verſtärkendes Mittel der Wirkung; nur kann es ihm nicht um ihrer ſelbſt willen, ſondern um ſeiner allgemeinen Idee willen angenehm ſein.

Geſetzt: Deutſchland wird ſeit lange ſchon von dem Gerücht einer Invaſion der Franzoſen bedroht, welche ihm nur Fremdherrſchaft und Knechtſchaft bringen kann. Aus dieſem Zeitmoment und den Tendenzen, welche es ſofort gebiert, erwächſt nun einem Dichter unwillkürlich das lebendige Gefühl: „wie erhaben und menſchlich-ſchön die Unabhängigkeit ſei, wie ſie die Sehnſucht der Menſchen ewig bewege, obwohl ſie ſich doch nie wahrhaft erreichen laſſe". Er führt dieſe ewige Weltidee der Unabhängigkeit in einem Trauerſpiele vor und mag in ihm immerhin alle jene bitteren, glühenden Gefühle und Meinungen durch des Helden und der Seinen Mund ausſtrömen laſſen, welche die deutſche Nation, deren Unabhängigkeit bedroht erſcheint, zur Zeit bewegen mögen.*) Seine tragiſche Idee wird nichtsdeſtoweniger Weltidee ſein und bleiben, wenn ſie momentan auch tendenziös anklingt. Er kann als Künſtler darum doch ſicher Unvergängliches geleiſtet haben. Wenn neben ihm aber zu derſelben Zeit ein anderer Dichter, gegenüber derſelben drohenden Invaſion, ein Drama gegen die Franzoſen mit ihrer „gloire“ losläßt, etwa das Ende des erſten Napoleon, ſein Bedrückungs- und Eroberungsſyſtem zeichnet und wie die Deutſchen da gelitten und gefochten, um damit den Groll gegen ſeinen Nachahmer im Eroberungsgeſchäft zu wecken, den Kampfeseifer der Deutſchen gegen Letzeren aufzuſtacheln, und ihm eine furchtbare poetiſche Warnungstafel zu ſetzen*), ſo mag das viel Jubel, viel billigen Muth, auch viel Troſtreiches, der nationalen Eitelkeit Erbauliches haben, aber es iſt einmal, ſei es noch ſo talentvoll geſchrieben, platte, kahle Tendenzmacherei. Solch Drama iſt eine hohle, politiſche Fanfaronade, die morgen ſchon von keinem Menſchen mehr angeſehen wird und todt für ewig iſt, gefällt es dem lieben Gott gerade heute dem Eroberer einen reſpectablen Schlagfluß zu ſchicken. Das iſt der Fluch der — Tendenz! — Der Verfaſſer weiß wohl, daß mancher ſchriftſtelleriſche Genoſſe hierüber nicht mit ihm übereinſtimmen wird, vielleicht auch nicht will; giebt auch wohl genug Politiker, welche die Bühne zur Arena ihrer Doctrinen, zum Mittel ihres Kampfes machen möchten und von dem Theater ſo niedrig denken, daß ſie es durch ſolche Zumuthungen noch zu ehren, zu reformiren, zu einem „Volkstheater“ zu machen glauben. Wer dieſer Anſicht iſt, fröhne ihr; zum Gedeihen der Kunſt thut er es wahrhaftig nicht. Nur ein politiſch ſehr unreifes, ſocial ſehr niedrigſtehendes Volk, dem ſeine öffentlichen Intereſſen mehr vergnügliche Spielwerke, als tief-ernſte Aufgaben ſind, gefällt ſich in der bloßen Tendenzplattheit der Bühne; eine entwickelte Nation bedankt ſich für dramatiſche Lehrmeiſter in dieſer Hinſicht. Ein ächtes Volksdrama iſt nicht die Darſtellung einer Handlung, welche Parterre und Gallerie künſtlich zu Gefühlen haranguirt, die der ächte Sohn ſeiner Zeit bereits naturgemäß in ſich trägt, wenn er keine hohlköpfige Memme iſt, ſondern ein Volksdrama iſt diejenige Darſtellung, in der das Volk und in ihm eben jeder Einzelne ſein menſchlich-ſittliches Leben und Treiben, Irren und Straucheln, Fühlen und Denken erblickt und in ſeiner Selbſterkenntniß auch ſeine Selbſtachtung und Selbſtveredlung findet. In dieſem Sinne ſind durchgehends die Dramen Shakeſpeare's, Schiller's und Goethe's Volksdramen; bei ihrem Anſchauen fühlt ſich das Volk, und zwar jedes Volk, die ganze Menſchheit abgeſpiegelt. Laſſet uns in dieſem Sinne ebenfalls, ſo weit wir können, Volksdichter ſein, nicht agents provocateurs, geſchützt vom anonymen Dunkel der Couliſſe! —

---

*) „Kleiſt's Hermannsſchlacht."

---

*) „Napoleon's Anfang, Glück und Ende“ — übrigens ein Stück, das vortreffliche Scenen hat.

V.

Iſt die Ueberraſchung im Drama verwerflich?

Man kann in der dramatiſchen Kunſt nicht leicht eine einzelne Frage in Betracht ziehen, ohne zugleich die ganze dramaturgiſche Wiſſenſchaft in ihren Cardinalpunkten zu berühren, und es giebt keine Kunſt, in der alle Theile ſtrenger verknüpft, deren Daſeinsgeſetze ſo gegenſeitig bedingt ſind, als die dramatiſche Dichtung und deren Darſtellung auf dem Theater. Es wird auch ſchwerlich in einer andern Kunſt von dem ausübenden Künſtler und Kunſtrichter mehr Einheit der Grundgeſetze erfordert, als hier, und dennoch treffen wir heutigen Tages nirgends mehr Oberflächlichkeit und inneren Zwieſpalt, als gerade auf dieſem Gebiete.

Obige Frage iſt auch eine jener dunklen, wenig behandelten, wie wir deren leider ſo viele in der Dramaturgie haben, iſt gerade diejenige Frage, welche ſich heute am öfterſten, unmittelbarſten aufdrängt und meiſt mit einem Leichtſinn von Künſtlern wie Kritikern erfaßt wird, der kaum einmal in der allgemeinen Verwilderung theatraliſcher Kunſtzuſtände ſeine Entſchuldigung findet.

Als Verfaſſer unlängſt nach Beſchauung einer Luſtſpielnovität mit einem unſerer begabteſten Kritiker das Schauſpiel verließ, fragte er ihn: „Nun, wie hat es Ihnen denn gefallen? Sie haben doch ſehr gelacht! Da iſt ja Komik, Handlung und eine draſtiſche Löſung!?" — „Wie mir's gefallen hat?" antwortete er. „Schlecht! — Ja, es iſt komiſch genug, für Leute nämlich, die naiv genug ſind! Es hat ganz hübſche Scenen, bon, — aber ich bitte Sie um's Himmels willen, wo iſt die Ueberraſchung? — Möglich, daß die Löſung des Dichters noch einigen jungfräulichen Seelen im Parquet unerwartet kam, wer aber ſeine zehn, zwölf Jahre jedes neue Opus ſehen mußte, Liebſter, der weiß ſchon in den erſten Scenen, was am Ende kommen wird. Wo ſoll da 's Intereſſe herkommen!" — Verfaſſer muß geſtehen, daß er ſtarr ſtand. Nicht etwa weil der Kritiker über beſagtes Stück den Stab brach, denn es war wirklich nicht beſonders ſtark in ſeinen Motiven, aber man mußte billig erſtaunen über die dramaturgiſchen Grundſätze eines Mannes, der ſo viel Segen und Unheil in einer Zeit ſtiften kann, die ohnehin in künſtleriſchen Dingen ein Chaos iſt! — Die Maxime, das Theater ſei ein Ort, wo man nur das Vergnügen der Ueberraſchung zu erwarten habe, theilen aber nicht nur mit dieſem Kritiker viele ſeiner Genoſſen, ſondern ſelbſtredend heut' der größere Theil des Publikums, der Schauſpieler und der Dichter. Der Acteur will wie der Dichter überraſchen, um bewundert zu werden, die Directoren wollen Ueberraſchungen um jeden Preis; denn ſie halten dieſelben für das einzig wirkſame Mittel, Kaſſe zu machen. Das Publikum will endlich überraſcht ſein von Decorationen, Coſtümen, unerwarteten Wendungen in Situation und Handlung, und ſo wird die Bühne ihres geiſtigen Gehalts beraubt und bloße Schaubude, Ort der äußeren Sinnenreizungen, unter welchen die Ueberraſchung, die Escamotage die allgemeinſte iſt. Ueberraſchung iſt die Amme der falſchen Bewunderung, und was dieſe uns ſchon für Nachtheile gebracht, hat Verfaſſer bereits in Capitel III. in der „alten und neuen Schule in der Schauſpielkunſt" angedeutet.

Das Drama iſt zu allen Zeiten den Völkern ein ſittliches

Bildungsmittel geweſen, und nur in den Zeiten des Verfalls, als zu Athen die abſolute Demokratenwirthſchaft, in Rom die Tyrannei der Cäſaren begann, letzte man ſich an den Schaukämpfen der Arena, und ſelbſt die gerühmte atellaniſche Comödie (die antike Poſſe etwa) füllte die Theater nicht mehr. Dahin ebenfalls wieder zu gelangen, ſind wir auf dem ſchönſten Wege!

Aus Geſagtem wird folgen, daß Verfaſſer ein entſchiedener Feind der Anſicht iſt: daß es Zweck des Theaters ſei, zu überraſchen! — Damit ſoll jedoch nicht ausgeſprochen werden, daß jede Ueberraſchung, oder was einer ſolchen ähnlich ſieht, auf der Bühne in allen Fällen zu verdammen ſei. Daß ſie aber nur ſelten, in ganz eigener Weiſe, zu beſonderen Behufen und nebenſächlich verwendet ſein will, ſoll aus dieſen Zeilen hervorgehen.

Es wird dazu aber nöthig ſein, feſtzuſtellen: 1) Was denn Ueberraſchung eigentlich ſei, und ob man ſie nicht oft mit anderen dramatiſchen Momenten verwechſelt, alſo für etwas anſieht, was ſie nicht iſt? — 2) Was der wahre Zweck des Theaters ſei? — 3) Ob nun die Ueberraſchung dieſem Zweck dienen könne, wann und unter welcher Form?

Ueberraſchung im Drama iſt jede unerwartete und plötzlich eintretende Handlung oder Begebenheit auf der Bühne, die uns mit Erſtaunen füllt. — Erſtaunen hat aber ſtets die Eigenſchaft des Unerklärlichen, für den Geiſt Unfaßbaren, ihm momentan Unlogiſchen! Alles, was im Drama alſo unvorbereitet vor uns jäh hintritt und deſſen Folgerichtigkeit wir nicht einzuſehen vermögen, iſt Ueberraſchung! Eine Ueberraſchung, welche man längſt vorausſah, giebt es nicht! Was ich langſam an mich herankommen ſehe, ſei's das größte Glück oder Unglück, die bewundernswertheſte Erſcheinung, ſie überraſcht mich nicht. — Braucht ſie mich deshalb aber nicht zu erſchüttern? Ja, erſchüttert ſie mich nicht gar um ſo ſicherer, je länger, je deutlicher ich die Begebenheit oder Handlung vorausſehe, je weniger ſie alſo

Ueberraſchung iſt? — Hier liegt der gordiſche Knoten der ganzen Frage, der nicht zerhauen, ſondern ſorgfältig gelöſt ſein will. Die Ueberraſchung nämlich iſt ſtets mit einer Art Erſchütterung verbunden, aber eine Erſchütterung iſt darum nichts weniger eine Ueberraſchung. — Gar zu leicht nimmt man für ſolche auch jede nur plötzlich eintretende Begebenheit, ganz gleich, ob ſie längſt vorbereitet war, wir ſie ahneten, vorausſahen oder nicht. Das iſt falſch, denn das ganz Unvorhergeſehene, nicht in logiſcher Verbindung mit dem bisher Erlebten Stehende bedingt allein die Ueberraſchung, nicht nur das Plötzliche! — Plötzliche Handlungen kann ein Drama vielerlei haben, aber daß ſie deshalb überraſchend ſein müßten, iſt gar nicht nöthig. Man ſagt zwar im gewöhnlichen Leben: „Ich habe dieſe Geſchichte vorausgeſehen, aber da ſie nun geſchah, überraſchte ſie mich doch!“ — Dieſe Redensart iſt wohl vulgär, aber im dramaturgiſchen Sinne unrichtig; denn das plötzliche Gefühl, welches uns bei einer Sache, die endlich doch geſchieht, nachdem wir ſie vorausſahen, überkommt, iſt nicht Ueberraſchung, alſo das Gefühl des Staunens, ſondern Furcht, Schreck, Mitleid, Entſetzen (Gelächter, im komiſchen Sinne), kurz, eine tiefe Erſchütterung im Gemüth, die mit dem bloßen Staunen gar nichts gemein hat.

Manche Beſchauer werden unter Ueberraſchung etwas mehr als der Verfaſſer verſtehen, weil verſchiedene Begebenheiten ſtets plötzlich einzutreten pflegen, und ſie das jähe, mit ihrem Eintritt verbundene Gefühl, ſei es ernſter oder komiſcher Natur, für Ueberraſchung halten, während es ein viel tiefer liegendes, gewaltigeres Phänomen der Seele, eine tiefinnerlichſte Erſchütterung iſt, welche uns jäh mit der abſoluten Gewißheit durchdringt, daß der gottähnliche Menſch unter dem Naturgeſetz ſeines eigenen Charakters ſteht, und in dieſem Bewußtſein alle ſittlichen Saiten unſeres Gemüths ſich in faſt religiös durchſchauerte Schwingungen ſetzen.

Unter den mannigfachen, plötzlich im Drama eintretenden Begebenheiten giebt es beſonders drei verſchiedene Arten.

Sie zeigen ſich entweder alle drei in einem Bühnenwerke, oder mindeſtens eine von ihnen. Dieſe drei plötzlichen Begebenheiten ſind die Peripetie oder der Glücksumſchlag, die Wiedererkennung (Entdeckung) und in der Tragödie ſpeciell das Pathos oder Leiden, in der Comödie die komiſche Löſung, welche ſofort die Reinigung im Gefolge haben.

Der Glücksumſchlag iſt diejenige Begebenheit, welche uns die Wandlung menſchlicher Schickſale aus Glück in Unglück, oder umgekehrt, in einem augenfälligen Beiſpiel auf der Bühne zeigt. Der Augenblick, in dem eine Perſon vor uns factiſch elend oder glücklich wird, iſt der Umſchlag ſeines Geſchicks. Dieſer geſchieht ſtets plötzlich, wirkt ſtets tief erſchütternd, aber iſt nie unvorbereitet. Wir müſſen einen Menſchen von Stufe zu Stufe ſteigen oder fallen ſehen, wollen wir an ihm theilnehmen, ſoll eben jene tiefe und jähe Gemüthsbewegung in uns bewirkt werden, die im ſittlichen Sinne einem Vorgang gebührt, durch den ſich das ganze irdiſche Daſein eines Menſchen vor uns eiſern feſtſtellt. Hier kann von Ueberraſchung gewiß nicht die Rede ſein.

Die Wiedererkennung, oder Entdeckung, iſt diejenige Begebenheit im Drama, durch welche zwei Menſchen, die, wie das Publikum vorher weiß, in naher menſchlicher Beziehung (als Brüder, Eltern, Gatten, Freunde u. ſ. w.) ſtehen, dies aber bisher nicht wußten, von dieſer ihrer Beziehung zu einander in Kenntniß geſetzt werden, ſich erkennen und dadurch ihr bisheriges Verhältniß verändern, ſo daß zur ferneren Löſung oder Verwickelung des Dramas beigetragen wird. Dieſe Erkennung ſelbſt iſt plötzlich, iſt eine Ueberraſchung für die betheiligten Perſonen, aber gewiß nicht für das Publikum. Wir Beſchauer müſſen nicht allein von Anfang an die Beziehungen dieſer Leute kennen, ſondern auch ihre gegenſeitige Erkennung jeden Augenblick erwarten. Der Eintritt derſelben erſchüttert uns darum eben ſo gewaltig, weil wir die Folgenſchwere deſſelben von Anfang an begreifen. Würden wir ebenſo im Trüben über die geheimen Beziehungen dieſer handelnden Perſonen bleiben, wie ſie ſelber, und erſt bei deren gegenſeitiger Erkennung über deren eigentliches Verhältniß zu einander aufgeklärt werden, das allerdings wäre eine Ueberraſchung platteſter Art. Sie würde uns verwundern, erſchüttern aber nicht, Eins ſchließt das Andere regelmäßig aus. Das Staunen, die Verſtimmung, myſtificirt worden zu ſein, iſt dann viel größer, als die etwaige Theilnahme an Menſchen ſein kann, welche uns bisher abſichtlich in jeder Weiſe fremd und unverſtändlich blieben.

Endlich iſt das Pathos oder Leiden in der Tragödie: Tod, Verwundung, phyſiſche Qual auf der Bühne, und die komiſche Löſung in der Comödie, als geiſtige Qual auf der Bühne, als moraliſcher Zwang, oder zuſammengefaßt der dramatiſche Ausgang der Handlung zu erwähnen. — Daß jeder Mord, jede gewaltſame Tödtung oder Verwundung vor unſeren Augen auch plötzlich geſchehen muß, liegt in der Art dieſer Begebenheit ſelbſt. Mag Todeskampf und Eintritt des Todes wirklich noch einige Augenblicke zögern, die todbringende Handlung, der Mord ſelbſt, welcher Art er auch ſei, iſt plötzlich. Hierbei iſt nun die Ueberraſchung gewiß nicht angewendet, darf am wenigſten der Zufall und das Ungefähr walten. Unſer Herz ſoll erzittern, wenn wir den Stahl blitzen ſehen, aber wir müſſen für dieſe ſchreckhafteſte, alleräußerſte That auf der Bühne eine Reihe berechtigter Urſachen ſehen, müſſen wiſſen, daß der Betroffene ſich dieſes Leiden zugezogen hat, es verſchuldete, müſſen während des Verlaufs der ganzen Handlung dies Leiden des Helden als eine nothwendige Folge derſelben erwarten. Ebenſo iſt es im Komiſchen, wie denn überhaupt Alles von der Tragödie Geſagte auch für die Comödie Geltung hat, nur eben im komiſchen Sinne und zur Erregung des Lachens. Die mehr oder weniger großen Erſchütterungen, welche uns Glücksumſchlag, Wiedererkennung und Leiden erregen, ſind wohlweislich vorbereitete, an uns herankommende, die darum gerade um ſo gewaltiger wirken, je mehr wir deren lawinenartigen Fall von Urſprung an gewahren können.

Außer dieſen drei plötzlichen Arten von dramatiſchen Begebenheiten, welche abſolut *nicht* überraſchen ſollen, kann es nur wenig andere plötzliche im Drama geben, welche nicht einer dieſer drei Kategorien zufielen. Verkennungen, Mißverſtändniſſe, Täuſchungen überhaupt ſind nicht immer plötzlich und ſollen ebenfalls nicht überraſchend auf uns wirken, denn wir erkennen ja eine Täuſchung z. B. nur *daran*, daß wir Andere von ihr befangen ſehen, nicht uns. — Wenn der Dichter auch manches Untergeordnete, namentlich das *Wie*, den ſpeciellen Gang der Handlung verſchweigt oder vorher nur wenig lüftet, ſo können wir uns das gefallen laſſen, wir begnügen uns, Alles nur zu ahnen, zu muthmaßen, aber dabei täuſchen, anführen darf er uns nicht, und jede Ueberraſchung iſt, als unvorbereitet, eine Düpe, über die wir uns nachträglich ärgern, weil ſie unſern Verſtand wie unſer ſittliches Gefühl gleich ſehr beleidigt. Hiermit alſo wäre geſagt: was *Ueberraſchung* ſei, ferner *welche* Handlungen und Begebenheiten öfters für Ueberraſchungen angeſehen werden, ohne es jemals ſein zu dürfen.

Es fragt ſich nun: was *Zweck* des Theaters, alſo des Dramas ſei, wenn es ſeine wahre Bedeutung erfüllen ſoll. — Es kann hierbei ganz von dem Unterſchiede zwiſchen dem antiken und modernen Drama abgeſehen werden, denn beide ſind nur in den Anſchauungen, von welchen ſie ausgehen, aber nicht in dem Zweck verſchieden, den ſie zu erreichen ſtreben. Derſelbe kann nur ein einziger, ein ſittlicher, ein moraliſcher ſein, und für den Menſchen hienieden giebt es keinen andern ſittlichen Zweck, als ſich zu beſſern, zu *veredeln*; denn ſo ſegensreich auch Glaube und Wiſſen, ſo wie das bürgerliche Geſetz an der Veredelung der Menſchen arbeiten mögen, es iſt eine *dritte* Inſtitution und zwar ſchon aus dem Schooße der alten Religionen erwachſen, welche den Menſchen gerade von der Seite erfaßt, zur unmittelbaren Erkenntniß ſeiner ſelbſt, ſeiner Leidenſchaften und Fehler zwingt, welche zu erfaſſen dem Glauben vermöge ſeiner transſcendentalen Aufgabe, der Philoſophie wegen ihrer bloßen Wirkung auf den menſchlichen Verſtand, verſchloſſen iſt, nämlich von der Seite der unmittelbaren Beſchauung und *Empfindung* ſeiner Leidenſchaften und Schwächen und deren allzerſtörendem phyſiſchen, wie moraliſchen Einfluſſe. Dieſe Inſtitution, durch welche dies vor, mit und in uns bewirkt wird, iſt das *Theater*, iſt die dramatiſche Dichtung.

Das Drama bewirkt, indem es uns unſere Leidenſchaften in ihrer zerſtörenden Wuth unmittelbar anſchauen, empfinden, mit dem Herzen vollſtändig mitfühlen, mitdurchleben, mitleiden und mitfürchten läßt, daß wir uns *vor* und *für* uns ſelbſt fürchten, uns *ſelbſt* bemitleiden; es erreicht durch Erregung von Furcht und Mitleiden in uns, daß wir unſere Leidenſchaften aus Liebe zu uns ſelbſt reinigen. Durch Erregung von Furcht und Mitleiden (in der Comödie durch Lachen) unſere Leidenſchaften zu reinigen, uns ſchon hienieden alſo menſchlich beſſer zu machen, das iſt der hohe, zu allen Zeiten gleich wohlthätig wirkende Zweck des dramatiſchen Kunſtwerks und der Inſtitution des Theaters.

Es fragt ſich nun, wie man ſich die *Reinigung* unſerer Leidenſchaften auf dem Theater zu denken habe, und was Reinigung der Leidenſchaften und Fehler eigentlich beſagen wolle. Das Geſetz hält die Menſchen von ſchlimmen Thaten ab, indem es durch Strafe ihre Furcht erregt; die Religion beſſert und reinigt die Menſchen, indem ſie ihnen Furcht und Hoffnung für ihr außerirdiſches Loos erregt; das Drama reinigt ſie aber, indem es Furcht und Mitleid für ihr Geſchick hienieden in ihnen erregt. Daraus iſt wohl ſchon erſichtlich, daß die *bloße* Erregung von Furcht (und Mitleid) im Herzen der Menſchen zugleich ſchon eine Art Reinigungsproceß ſei, daß es ſchon genüge, dem Menſchen Furcht, Beſorgniß, Mitleid vor einem Uebel zu erregen, um ihn *geneigt* zu machen, dieſes Uebel zu vermeiden. — Der Zorn iſt, wie wir wiſſen, eine jener traurigen Leidenſchaften, die den Menſchen ſelbſt zum Todſchlag verführen, dem phyſiſchen und moraliſchen Untergange weihen können. Indem nun der Dichter dieſe

Leidenſchaft in ihrem erſten leiſen Entſtehen, Wachſen und verderblichen Verlauf vor dem Beſchauer enthüllt, ihn durch dieſelbe mit Furcht und Mitleid für den Träger derſelben erfüllt, weckt er zugleich die Furcht des Beſchauers vor dieſer Leidenſchaft in ſeiner eigenen Bruſt, erfüllt ihn mit Furcht und Mitleid wegen des eigenen Looſes, welches dieſelbe Leidenſchaft ihm in ähnlicher Weiſe zuziehen könne, und hat die Reinigung dieſer Leidenſchaft in ihm zur Folge. — Das Drama hat noch mehr zur Folge! — Wir müſſen nämlich erſt wiſſen, was unter Reinigung zu verſtehen iſt. Es iſt nicht geſagt worden, daß Erregung von Furcht und Mitleid den Menſchen von den Leidenſchaften reinige, das heißt ihn leidenſchaftlos mache, ſondern daß durch die erregte Furcht und das Mitleid ſich die Leidenſchaft im Menſchen reinige! Daß heißt aber: die Leidenſchaft ſolle im Menſchen beſtehen bleiben, aber veredelt, gereinigt werden!

Die Leidenſchaften ſind, dem Menſchen wie die Schwächen innewohnend, weder für die Exiſtenz deſſelben zu entbehren, noch aus ihr jemals zu verbannen. Liebe, Haß, Zorn, Stolz, Ehrſucht, Neid, Mißtrauen, Vertrauen, Furcht, Mitleid u. ſ. w. ſind berechtigte, naturgemäße und belebende Factoren der menſchlichen Seele, ohne welche ſeine körperliche wie geiſtige Willenskraft, ſein Daſein überhaupt aufhören müßte. Es kann alſo nicht Zweck des Dramas ſein, die Leidenſchaften und Fehler im Menſchen zu vernichten, denn das vermag es nicht, aber wohl vermag es ſie zu reinigen, das heißt auf ihr vernünftiges Maß zurückzuführen! Liebe iſt eine Leidenſchaft, Liebloſigkeit ein Fehler. Die Leidenſchaft der Liebe ſetzt, eben wie jede Leidenſchaft, ein Uebermaß voraus, die Liebloſigkeit ein zu geringes Maß. Indem das Drama die Liebe nun in ihren Extremen ſo darſtellt, daß man Furcht und Mitleid vor den Folgen beider, der allzu großen wie allzu geringen Liebe, empfindet, wird dieſelbe in uns auf ihr wahres Maß zurückgeführt, gereinigt, veredelt. So erfüllt alſo das Drama in Beziehung auf das ſittliche Sein des Menſchen denſelben Zweck wie Philoſophie und Geſetz, aber in ſinnlich-unmittelbarſter Weiſe. Das Drama thut, wie geſagt, noch mehr, und in dieſem Mehr liegt eben ſeine höchſte Schönheit, ſein reichſter Segen. Es begnügt ſich nämlich nicht, unſere Triebe auf ihr wahres Maß zurückführen, will nicht etwa durch Darſtellung der Eiferſucht z. B. nur *dieſe* Leidenſchaft in uns mildern, damit wäre für den Beſchauer nicht genug gethan, die Leidenſchaft wäre nur als ein Abſchreckendes vor ihn hingeſtellt. Das Drama ſoll uns dieſe Leidenſchaft, obgleich wir ſie fürchten müſſen, zugleich auch lieben lehren, es ſoll uns mit ihr *verſöhnen*. Eine Reinigung ohne Verſöhnung wäre unmöglich, denn ſie würde uns, vermöge der erregten Furcht, leicht in's andere, eben ſo traurige Gegentheil fallen laſſen, alſo *ſich* ſelbſt aufheben! Deshalb iſt vor allen Dingen nothwendig, daß das Drama nicht blos allein die dargeſtellte Leidenſchaft in uns ſelbſt mäßige, ſondern daß ſie die in uns durch ſie erzeugte Furcht und das Mitleid (in der Comödie Lachen) vor allen Dingen ſelbſt reinige, das heißt, auf das rechte Maß bringe. Fürchten wir nämlich die Leidenſchaft der Liebe zu ſehr, ſo werden wir leicht lieblos; fürchten wir die Liebloſigkeit zu ſehr, werden wir leicht übermäßig lieben; fürchten und bemitleiden wir die Liebe oder die Liebloſigkeit in ihren traurigen Folgen zu wenig, ſo ſind wir zufolge unſerer falſchen Sicherheit bereits der einen oder andern ſchon preisgegeben. Alſo iſt gerade die *über*große oder *zu* geringe *Furcht*, das übergroße oder zu geringe *Mitleid* die Urſache aller menſchlichen Leidenſchaften und Fehler, und indem das Drama durch Erregung von Furcht und Mitleid unſere eigene Furcht wie unſer Mitleid reinigt, reinigt es nicht *allein* die dargeſtellte Leidenſchaft, nein, hauptſächlich die *Wurzel* aller Leidenſchaften in uns, nämlich Furcht und Mitleid für uns ſelbſt. Deshalb, weil Furcht und Mitleid das Ingrediens, der primitive Keim aller Leidenſchaften iſt, ſo ſind ihnen auch alle Leidenſchaften verwandt.

Zweck des Theaters, des Dramas iſt alſo, durch Erregung von Furcht und Mitleid (im Luſtſpiel Lachen) Furcht und Mitleid (Lachen), alſo die Leidenſchaften in ihren verborgenſten Urſachen zu reinigen, auf jenes ſittliche Maß zu bringen, welches die menſchliche Glückſeligkeit und Würde, ſeine Gottähnlichkeit ſicher ſtellt!

Kann denn nun die Ueberraſchung dieſem höchſten Zweck der dramatiſchen Kunſt dienen? — Wann und unter welcher Form? — Dienen kann ſie der dramatiſchen Kunſt gewiß, ſo himmelweit ſie auch davon entfernt iſt, Zweck derſelben zu ſein. Man hat ſich auch der Ueberraſchungen zu allen Zeiten, aber nebenſächlich bedient, alſo da, wo ſie ſtatt den logiſchen Gang der Handlung und deſſen Klarheit zu hindern, ihn befördert, verſtärkt, oder wo ſie beſtehen kann, ohne den Beſchauer der Illuſion und Empfindung der dargeſtellten Leidenſchaft zu berauben, ſeine Stimmung zu trüben. Glücksumſchlag, Wiedererkennung und der Abſchluß, oder die Löſung vertragen die Ueberraſchung an ſich nicht, ſie ſind im Drama als die Lebensſtadien der dem Helden innewohnenden Leidenſchaft oder ſeines Fehlers zu betrachten. Eben ſo wenig kann die dargeſtellte Leidenſchaft in irgend einem andern ihrer Momente Ueberraſchung dulden. An der Leidenſchaft darf uns eben ſo wenig, wie am Helden, nachdem wir ihn, wie ſie erkannt haben, etwas überraſchen, Beide müſſen ſich von Anfang an ſo klar vor uns entwickeln, wir müſſen den Ausgang der Handlung ſo ſicher voraus empfinden, daß eben mit dem nahenden Ausgang unſere Furcht und unſer Mitleiden (Lachen) zu der Höhe wächſt, welche für das Phänomen der Reinigung dieſer Leidenſchaften und deren Verſöhnung nöthig iſt. — Das Drama aber, wenn es auch die tragiſche Leidenſchaft des Helden darſtellt, um ſeinen Zweck zu erreichen, wird doch durch den Helden nicht allein bewirkt, ſondern auch durch ſeine Umgebungen. In den Handlungen und Begebenheiten dieſer werden wir die Ueberraſchung, da wo ſie wirkſam und der Hauptabſicht dienlich iſt, zulaſſen, doch muß ſie dann ihre nachträgliche Erklärung finden. Beſonders wird man im komiſchen Genre, im

Intriguenſtück weniger ſtreng zu ſein brauchen, ſofern nur die Ueberraſchung nicht als Zweck des betreffenden Dramas erſcheint und die darin dargeſtellten Leidenſchaften nicht ſelbſt durch ſie gefährdet werden. In den dramatiſchen Feerien, dem Märchen iſt natürlich der Ueberraſchung noch mehr Spielraum gegönnt.

Das erlangte Reſultat wäre folgendes:

Ueberraſchung zu erregen, iſt nicht Zweck des Dramas, wohl aber Mitleid und Furcht (Lachen) zu erregen und dieſe Leidenſchaften in uns zu reinigen. Hingegen der Handlung und dem künſtleriſchen Zweck des Dramas als untergeordnetes Moment kann die Ueberraſchung dienen, namentlich in den Nebenperſonen. So unvorbereitet aber auch dem Beſchauer die Ueberraſchung dann entgegentreten mag, muß ſie ſchließlich doch ihre logiſche Begründung im Verlauf der Handlung finden. Ueberraſchung, die nicht einmal nachträglich unſere Billigung erwirbt, iſt im Drama ganz unbedingt verwerflich.

VI.

Bemerkungen über das Luſtſpiel.

Das komiſche Genre des recitirenden Dramas ward in dieſen Blättern bisher noch nicht näher und für ſich allein in's Auge gefaßt, ſondern nur in Begleitung des ernſten erwähnt, ja letzterem ſcheinbar ein größerer Spielraum eingeräumt. In den Capiteln II., IV. und V. iſt mehrfach aber ſchon angedeutet worden, daß alles von der Tragödie und ihrer Wirkung Geſagte auch auf die Comödie, aber nur im umgekehrten Sinne (der Lächerlichkeit) paſſe.

Wenn wir uns nun mit dem Luſtſpiel, der Comödie, beſchäftigen, über welche die dramaturgiſchen Definitionen ſich noch viel verſtreuter, verhüllter, weniger geklärt in den Werken unſerer Lehrmeiſter vorfinden, als über das ernſte Genre, ſo gilt es, zunächſt kurz hinzuſtellen, was betreffs des Luſtſpiels vorher geſagt worden iſt.

In Capitel II. iſt die Comödie bezeichnet: als die Darſtellung einer ſcherzhaften, erheiternden Begebenheit durch gegenwärtig handelnde Perſonen, welche Lachen erregt.

Zweck der Comödie iſt: indem ſie eben das Lachen des Beſchauers erregt, das Lachen deſſelben, das heißt die Eigenſchaft: Dinge lächerlich zu finden, zu reinigen, auf ihr ſittlich vernünftiges Maß zu führen, wie in demſelben zu ſtärken.

Wie von der Tragödie ihr Zweck ermöglicht werden ſoll, iſt ſchon verdeutlicht, nämlich durch die Leidenſchaft, oder durch die mit einer Leidenſchaft verbundene oder von ihr unterſtützte Idee.

Die Comödie ſoll aber Lachen erregen und dadurch zugleich in eben bemerkter Weiſe reinigen.

Was iſt Lachen? —

Wir haben es vorher eine Eigenſchaft des Menſchen genannt. Sie iſt es, denn was ich am Weſen des Menſchen bemerke, iſt immer eine Eigenſchaft. Deren hat er aber unglaublich viele und verſchiedene. Es giebt Verſtandes- wie Gemüthseigenſchaften, Körpereigenſchaften und ſinnlich-techniſche. Letztere ſind entweder Gewohnheiten oder Fertigkeiten. Möge man das Lachen nun eine ſinnliche Eigenſchaft (Gewohnheit) oder, edler erfaßt, eine Gemüthseigenſchaft nennen, jedenfalls iſt ſie unwillkürlich, unbezwinglich.

Wer etwas wahrhaft Komiſches, Lächerliches erlebt, muß in demſelben Augenblicke lachen und ſei er noch ſo wenig dazu geſtimmt, ſei er noch ſo ernſt, oder der Vorgang iſt nicht wahrhaft komiſch, oder lächerlich. Das Lachen wie das Weinen iſt uns angeboren, wir können uns demſelben ſo wenig, wie der Liebe, der Wehmuth, dem Zorn, dem Stolz oder dem Mißtrauen entziehen. Das Lachen iſt eben auch eine Leidenſchaft, aber nicht wie alle anderen mit Furcht und Mitleid verwandt, ſondern ſie iſt deſſen Kehrſeite.

Wer lacht, der iſt gleich weit von Furcht und Mitleid entfernt, und wenn dieſe letzteren eine Art poſitiver, iſt das Lachen die negative Elektricität in unſerer Pſyche. Wird in der Comödie alſo das Lachen durch ſich ſelbſt gereinigt, ſo ſoll in ihm, wie bei der Tragödie, eine beſtimmte Leidenſchaft durch ſich ſelbſt gereinigt werden, aber eine Leidenſchaft, die der tragiſchen Leidenſchaft entgegengeſetzt iſt.

Die einzige, von Hauſe aus komiſche Leidenſchaft iſt nun das Lachen.

Wie ferner alle anderen Leidenſchaften (reſp. Fehler) mit Furcht und Mitleid *verwandt*, deshalb furchtbar und mitleidvoll ſind, ſo ſind auch eben ſo ſehr alle Leidenſchaften (reſp. Fehler) mit dem *Lachen* verwandt, deshalb lächerlich. Jegliche Leidenſchaft (ſogar das Lachen ſelbſt), das wiſſen wir bereits, kann Furcht und Mitleid erregen, jede Leidenſchaft (genau dieſelbe, welche tragiſch wirkt,), alſo auch Furcht und Mitleid, kann auch lächerlich werden. Eben ſo gut kann das auch jede Idee (als Mittel zu komiſchem Zweck). — Wie ſo? —

„Vom Erhabenen zum Lächerlichen iſt nur ein Schritt", ſagt der Dichter.

Jede Leidenſchaft (wie Idee) hat nach beiden Seiten hin ihre *Extreme*, die ſich in dem Schritt vom Tragiſchen zum Lächerlichen eben berühren.

Der Zorn kann in ſeiner tragiſchen Geſtaltung Furcht und Mitleid erregen, ebenſo z. B. die Idee der Gleichheit, aber Zorn (Gleichheit) kann in ſeiner komiſchen Geſtaltung eben ſo erſchütterndes Lachen bewirken. Doch nicht die blos lächerlichen Leidenſchaften oder Fehler etwa *nur* ſollen gereinigt werden, ſondern ganz beſonders vor allen Dingen ihr Grund und Zweck, das *Lachen ſelbſt*, nämlich die Eigenſchaft, oder nunmehr beſſer geſagt: *die Leidenſchaft, Dinge lächerlich zu finden*, zu reinigen, auf ihr ſittlich vernünftiges *Maß* zu führen, wie in demſelben zu ſtärken.

Ein Volksſprüchwort ſagt: „An *vielem* Lachen erkennt man einen Narren." Ein eben ſo großer Narr aber iſt, wer über *gar* nichts mehr zu lachen vermeint. Gänzlicher Mangel wie Uebermaß ſind die beiden Extreme, und dieſe auf ihr vernünftiges Maß zu bringen, iſt *allein* Zweck der Comödie.

„Das *Lächerliche*", ſagt Bieſe (d. Phil. d. Ariſt. II. 696), iſt der Mittelpunkt der Comödie und zwar *das*, welches eine *Art des Häßlichen* iſt, das, als in ſich ſelbſt *widerſprechend*, verunſtaltet. Ebenſo kann man ſagen iſt die Leidenſchaft überhaupt, als das Maßloſe, ſtets ein *Häßliches*, deswegen führt ja die Katharſis, indem ſie das Lachen wie die Leidenſchaft reinigt, Beide auf ihr rechtes Maß, das der *Schönheit*, zurück. Daher kommt die edle Luſtempfindung, welche der kathartiſche Ausgang in uns erzeugt. Schon in dieſer Analogie des *Häßlichſeins* beweiſt ſich, wie Lachen eine Leidenſchaft iſt, deſſen Zuviel eben zu reinigen iſt.

Wie führt das ächte Luſtſpiel nun unſere Leidenſchaft des Lachens auf ihr vernünftiges Maß zurück, ſo, daß man nicht über Alles lache, ſondern nur über Manches; daß man nicht zuviel lache, noch zu wenig, daß man nichts *verlache*, ſondern nur das Lächerliche in rechter Weiſe *belache*?

Indem die wirkliche Comödie uns zeigt, *nichts in der Welt ſei ſo ausſchließlich lächerlich*, es habe nicht auch ſeine ſehr *ernſte* Seite, wir alſo vor dem Verlachen uns zu *hüten* haben, und Nichts ſei *ernſt* genug, um nicht auch gründlichſt *lächerlich* werden zu können, wir alſo in ſtarrem *Ernſte* ſelber dem Fluche des *Lächerlichen* verfallen.

Man lacht eben nur über *den* Ernſt, der ſich lächerlich macht, oder über *die* Lächerlichkeit, die ſich den Ernſt anmaßt. Ueber Ernſtes, das nur in ernſter Geſtalt ſich zeigt, über abſolut Dummes, das in dummer Geſtalt ſich zeigt, lacht nur der Bildungsloſe, der Narr, oder das gedankenloſe Kind! Wir können mit ſittlicher Berechtigung über das nur weinen, was uns Schmerz, über das nur in äſthetiſchem Sinne lachen, was uns ein Gefühl der höchſten *Herzensluſt* erzeugt. Aus Luſt lachen, aus jener reinen, geiſtigen und Gemüths*heiterkeit* iſt ein *ſittlicher Genuß unſeres inneren* Menſchen, aber es iſt eine unendliche Qual, wenn nur unſer Cadaver in Eruptionen geſchüttelt, unſer Zwergfell mit dem groben Striegel ordinärſter Lazzis und Arlequinaten und jenem Unſinn gekitzelt wird, der aus den Schenken und ſchmutzigen Winkeln der Libertinage aufgeleſen wird.

Das kunſtſchöne Luſtſpiel ſtärkt und erzeugt in uns ein ſelbſtbewußtes Maß reiner Fröhlichkeit, die mit heiteren, ſonnenhellen Maienaugen die Dinge dieſer Welt anſchaut, es lehrt uns, im Drange der Tage verſimpelte, gehetzte Menſchen das Leben *trotz ſeiner Thorheit und Nichtigkeit lieben* und aus jedem Irrthum den Kern menſchlicher Hoheit, die Ueberzeugung ziehen, daß ſich ſelbſt in der *Lächerlichkeit und Irrigkeit unſeres Seins die unendliche Beſtimmung* unſerer Natur wiederſpiegle!

Dies innerſte geiſtige Reſultat des Luſtſpiels trifft mit dem des Trauerſpiels ganz und gar überein, es ſind nur gewiſſermaßen zwei Wege, der der Thränen, der der Freude, welche wir zu dem *einen* Ziele wallen, das ſich nennt: *zufriedenes Genügen und würdevolles Maß in allen Fällen des Lebens!* Deshalb iſt das Luſtſpiel dem Trauerſpiele auch vollſtändig ebenbürtig! Ganz gleich, ob die Leidenſchaft oder die Idee das Mittel zur Erregung des Lachens in einem Luſtſpiel geworden, das *Reſultat* bleibt daſſelbe. Solger ſagt S. 103: „Erhält ſich auf die Weiſe, daß die Idee des Schönen ſich ganz in die Zufälligkeit und die Beziehungen des gemeinen Lebens verliert, die Idee durch das gemeine Leben in der Exiſtenz, ſo iſt dies *das* Komiſche.“

Wenn das Ideal in's gewöhnliche Leben *herabgezogen* wird, ſo wird das gewöhnliche Leben vernichtet, damit die Idee frei werde, das iſt ein *tragiſches* Reſultat, deſſen Folge Reinigung von Furcht und Mitleid iſt, wenn aber das gewöhnliche Leben ſich zum Ideal *erheben* will, wird es gedemüthigt, das iſt ein *komiſches* Reſultat. In beiden Fällen aber zeigt es ſich, daß dies Leben *ohne* Ideale unerträglich und das Ideale *ohne* dies endliche Leben *exiſtenzlos* wäre. Im ächten Luſtſpiele lacht unſer Herz, jauchzt unſer Geiſt, in der Farce haben wir nur gewaltſames Bauchgrimmen. Wo wir die herzliche, ſittliche Lachluſt nicht empfinden, das iſt nicht luſtig, iſt kein Luſtſpiel, und mag es voll Narrheiten ſtrotzen. Sollen erſt noch Beiſpiele wahrhafter Comödien genannt werden? „Der Widerſpenſtigen Zähmung“, „Donna Diana“, und ich ſcheue mich gar nicht, auch hinzuzufügen „Mit der Feder“ von Sigmund Schleſinger.

Man wird ſagen, viele von den Werken, welche heute als Luſtſpiele gelten und ſehr beluſtigende Situationen haben, erfüllen den angegebenen Zweck nicht!

Dann ſind es eben keine Luſtſpiele, ſondern entweder Schauſpiele mit Luſtſpiel-Situationen und Charakteren, oder Zwittercomödien, die auf der Grenze von Luſtſpiel und Poſſe ſtehen, ohne zu einem oder dem andern Genre zu gehören. Daß von den genannten Geſichtspunkten aus und auf den angeführten Zweck des Luſtſpiels hin Fabel und Charaktere angelegt und durchgeführt ſein müſſen, verſteht ſich ebenſo von ſelbſt, als daß (wie ſchon in Cap. II. angedeutet worden) die komiſche Idee, ohne von einer komiſchen Leidenſchaft unterſtützt zu werden, nicht denkbar iſt.

VII.

Die heutigen Rechtsverhältniſſe der deutſchen Bühnen.

1.

Die erſte Stütze eines Volkes, eines Standes, die erſte Bedingung jeglicher Verbindung der Menſchen iſt die Treue; die andere iſt das Recht. Die Treue und das Recht waren jenen Alten heilig, welche uns an Höhe der geiſtigen Bildung, an Reinheit der Kunſtbeſtrebungen noch immer voranleuchten. Sie galten als das Zeichen antiken Bürgerthums; ohne ſie konnte man kein Bürger ſein. Dieſe beiden Tugenden, nicht das gefräßige Schwert nur, erhoben Rom zur Herrſcherin der Welt.

Kein Gebiet des modernen Lebens aber iſt weniger von Treue und Recht durchdrungen, in keiner Sphäre iſt Rechtloſigkeit und Treuloſigkeit ſo oft, ſo leicht begangen, ſo wenig von der Staatsgewalt controlirt, als im Bühnenweſen. Und doch dürfte es kaum ein anderes Lebensverhältniß geben, wo Treue und Recht ſo dringend Noth thäten, ſo tief in das ganze Menſchenleben, in die Exiſtenz einer ganzen Geſellſchafts-Klaſſe einſchnitten, als im Schauſpielerſtande.

Wir mögen in jedem andern Stande mit dem geſchriebenen und verbrieften Rechte ziemlich gut ausreichen; ich kann im Handel ſelbſt mit einem notoriſchen Gauner verkehren, der eben meinen Vorgänger betrog, denn ich habe meine zwei Augen, habe Advocaten und Sachverſtändige, habe endlich Criminalpolizei und Jury. Das Alles trifft bei der Bühne nicht zu; es langt für ſie eben ſo wenig aus, als das bloße Landrecht jemals in der Welt eine Familie zuſammengehalten hat.

Das Verhältniß, in dem die Mitglieder einer Bühne zu einander und ihrem Director (wie umgekehrt) ſtehen, ſeien es die eines Hoftheaters oder einer reiſenden Geſellſchaft, der alten Scena der Sophokleiſchen Epoche zu Athen, des Pompejus-Theaters zu Rom unter den Cäſaren oder die Mimen von Treuenbrietzen und Temeswar, ſeit jener Zeit, wo zum erſten Male

„— Phöbus Karr'n
Kommt angefahr'n
Und macht erſtarr'n
Des ſtolzen Schickſals Zier!" —

ſeit Shakeſpeare, Schröder bis an's Ende aller Menſchen- und Comödientage iſt das Verhältniß zwiſchen Director und Mitgliedern das des Patronats, des von der antiken Welt überkommenen und ewig jungen Patronats. In daſſelbe wird auch der Theaterdichter zum Theil unwillkürlich hineingezogen.

Das Verhältniß zwiſchen Patronen und Clienten war vormals nicht ſowohl das des bloßen bürgerlichen Rechts, als vielmehr das der Treue, des Vertrauens und der Billigkeit, ein Pietäts-Verhältniß, ähnlich dem des Vaters zu ſeinen Kindern. Freiwillig, als ein freier Mann wählte der Client (Schützling) den Patron (Schutzherrn), der ihm dann mit Rath und That zur Hand ging, der ihn vor dem Richter, vor der Welt, gegen ſeine eigenen Genoſſen ſelbſt in ſeiner Perſon vertrat. Freiwillig gewährte der Patron ihm dies Alles gern, war aber ebenſo in jeder Gefahr des Leibes und der Ehre ganz ſicher, ſein Client werde ihm folgen, ihm helfen, wie er ihm geholfen, und kein noch ſo ehernes Geſetz der alten Welt konnte Einen von ihnen Beiden zwingen, wenn ſie das Gefühl der Treue, der Achtung und des Vertrauens für einander verloren hatten.

Aus dieſem alten, den modernen Weltkindern recht wunderlich klingenden Pietäts-Verhältniß, das erſt unter den römiſchen Kaiſern mehr und mehr aufhörte, ſo daß dann die Clienten nur noch den bezahlten Hofſtaat ihrer Patrone ausmachten, ſind auch die älteſten Schauſpielerbanden erwachſen, ſo im alten Griechenland wie in Rom, wo der Aedil (eine Magiſtratsperſon), welcher dem Volk das Schauſpiel gab, der Director war. Dies Verhältniß beſteht noch heut' bei jedem guten Theater-Inſtitute. Dem Schauſpieler von Fach brauchen wir's nicht erſt zu ſagen, er weiß es gut genug, ſelbſt wenn er lächerlicher Weiſe es aus falſchem Stolze nicht geſtehen wollte. Das große Publikum aber wird verwundert fragen: „Wie ſo denn? — Da ſehe man doch Fräulein X., was ſie dem Director zu rathen aufgiebt! — Und Herr D., hat er nicht eine Villa wie ein Lord und nimmt ſich die beſten Rollen? — Hat Frau O. nicht 5000 Thlr. Jahresgage und halbjährlichen Urlaub, begraſt Fräulein S. nicht alle Bühnen ſo weit die deutſche Zunge klingt mit Gaſtſpielen und ſtreicht halbe Tageseinnahmen ein? Iſt das nicht ein Craſſus-Leben? Heißt das nicht, im Vergleich mit jenem untergeordneten Verhältniſſe der Clienten zu ihren Patronen, volle Selbſtſtändigkeit, was ſo große Ueppigkeit, ſo tollen Uebermuth erzeugt?“

Du lieber Himmel! — Plunder, Schein, künſtliches Treibhausdaſein iſt eben Alles! Abnormitäten, Ausnahmezuſtände beweiſen nur die Verkommenheit einer Epoche, das Lügenleben dieſer und jener Exiſtenz; für den wahren Zuſtand einer ganzen Berufsſphäre aber, für das natürliche Verhältniß eines ganzen Standes beweiſen ſie nichts, ja nicht einmal, daß dieſe Kunſtlumina und Bühnenkometen in dem eigentlichen Nerv der Sache, in ihrer Stellung zu ihrem Chef beſſer daran ſind, als jener arme Mime einer kleinen Truppe, der ſeinem Director gerührt die Hand küßt, wenn er ihm „endlich einmal eine Rolle“ gegeben hat. Ob Ihnen wohl, verehrte Frager, Fräulein X. und Herr D. mittheilen, welchem Urſprung ſie ihren Einfluß auf den Director, dieſe Villa und jenen Brillantſchmuck verdanken, mit welch' hohnvollen Erniedrigungen ſie erkauft wurden? Hat Ihnen Frau O. mit den 5000 Thlrn. und die kunſtreiſende S. je vertraut, mit welch' ſauren Directionspillen ihr chimäriſches Loos verknüpft iſt, wie ſie mindeſtens zwei Drittel jener Unſummen für Reclame-Fabrikanten, Recenſionsſchmiede, Claqueurs und einen unſinnigen Kleiderſtaat hingeben, um ſich nur krampfhaft auf einer ſchwanken Höhe zu erhalten, die das „Alter mit keuchendem Tritt“ jede Secunde vermindert, und die der Director und Regiſſeur, ſobald er feindlich geſinnt iſt, bei der erſten Gelegenheit zu einem ganz haarſträubenden Fiasco machen kann?

„Wie iſt das möglich?“ wird man rufen. — Nun, eben durch das nicht auszumerzende unterordnende Patronats-Verhältniß zwiſchen Director und Mitgliedern, durch die urſprüngliche, unverwiſchbare Natur deſſelben. — Geſtatte man das Myſterium ganz aufzudecken!

Ein Gemälde oder Muſikſtück muß Stimmung haben, um Stimmung im Genießenden zu erregen, kurz geſagt, um zu wirken. Der Künſtler iſt nur dann fähig, ein Kunſtwerk zu ſchaffen, wenn er die erforderliche Stimmung in ſich hat, ſie alsdann frei in ſein Gebilde ausſtrömen kann. Das iſt die Baſis aller Kunſt. Um Schauſpieler zu ſein, ſeine Rolle ſpielen zu können, muß man die Stimmung der Rolle haben. Die vollendete Stimmung jedes Kunſtwerks, die äſthetiſche Befriedigung, welche es gewährt, ſeine Lebensfähigkeit, beruht ferner auf dem innern Zuſammenhange, der Harmonie, dem Ebenmaße ſeiner verſchiedenartigen Theile. Ein Bild iſt nur möglich durch Farben, welche vermöge Zeichnung, Licht und Schatten, ihren gegenſeitigen Ausdruck, ihre Baſis und Grenze erhalten, das Drama nur möglich durch Schauſpieler, welche durch ihre darzuſtellende Rolle (die Art des ihnen gegebenen Charakters, der Leidenſchaft und Handlung alſo) in Harmonie mit der ganzen Dichtung treten. Eine Bleiſtiftzeichnung kann meiſterhaft ſein, iſt aber nimmer ein Bild; ein Drama iſt an ſich nur einem farbloſen Carton vergleichbar, dem erſt die Bühne die Lebensfarbe des Gemäldes giebt. Ein Bild zeichnen und auch malen, kann der Maler. Ein Muſikſtück componiren und auch ſpielen, kann allenfalls der Muſiker, ein Drama kann der Dichter dichten, aber es ſpielen — dazu gehört der Schauſpieler, und nicht Einer, ſondern ſo viele, als das Stück Perſonen hat, dazu gehören ferner noch Decorationen, Coſtüme, Statiſten, Maſchinen, kurz der ganze Organismus des Theaters. Alle Theile müſſen ſich in einander finden, ſich gegenſeitig anſchmiegen, dem Regiſſeur und Director, der das Ganze im Auge haben muß, ſich freiwillig unterordnen, wenn auch nur das Kleinſte, Lumpigſte gerathen, das Leben einer Dichtung nicht jede Secunde am dünnen Faden des Zufalls hängen ſoll. Die Stimmung, in welcher der Schauſpieler auf die Scene treten ſoll, die er haben muß, um ſelbſt Stimmung im Zuſchauer zu erregen, die Illuſion ſeiner Rolle, vermöge welcher ſeine Perſon belebt wird, iſt durch die Böswilligkeit eines hämiſchen Collegen, durch eine unſelige Differenz mit dem Director, Regiſſeur, Requiſiteur oder Garderobier wie ein Windhauch verflogen, und kein Gott bringt ſie ihm in alter Friſche wieder.

Ja, Illuſion und Stimmung verſetzen den Schauſpieler in jenen ekſtatiſchen, überaus reizbaren Zuſtand, wo „das Schlachtroß ſteigt und die Trompeten klingen!", verſetzen ihn in jene genialiſche Verrücktheit, die ihn Erde, Himmel und — Schulden vergeſſen, allein Karl Moor, allein Fiesco ſein läßt, wo die getünchten Lappen wirklich Marmorhallen werden, durch die ſein klirrender Eiſenſchritt dahindröhnt, und ihm iſt, „als ob das durchlauchtige Genua auf ſeinen Schultern ſich wiege!"

Daher kommt es, daß die Schauſpieler auf der Scene (aus dem Parquet geſehen) Götter, hinter der Scene unzurechnungsfähige, närriſche Geſellen, im ungeſchminkten Privatleben ſehr nervöſe Menſchenkinder ſind.

Welche Courtoiſie, welche zarte und doch energiſche Behandlung, welche Sachkenntniß und objective Ruhe, welche Unparteilichkeit und wie viel reiner Wille gehört nicht von Seite des Intendanten, Directors und Regiſſeurs dazu, dies tolle, wunderliche Häuflein zum Kunſtzweck zu vereinen? Ja, würde es mitunter nicht ganz mißglücken, wenn der Trieb der Künſtlerehre, die Herzensbegeiſterung nicht wäre?!

Ein wohlwollender Director kann ſeinen Mimen fördern, ihn hoch über ſeine Genoſſen erheben, das winzigſte Talent zu einer Art von Bedeutung bringen. Ein Director, welcher haßt, kann den tüchtigſten Künſtler ſyſtematiſch ruiniren, ebenſo wie der Groll eines Schauſpielers eine ganze Vorſtellung über den Haufen werfen, die lange, unendliche Mühe eines Bühnen-Chefs oder Regiſſeurs in zwei Stunden zu Waſſer machen kann.

Iſt denn das kein Verhältniß gegenſeitiger Abhängigkeit? Iſt es denkbar ohne die edelſte Uebung der Treue, ohne Billigkeit und Vertrauen von beiden Seiten?

Was das Verhältniß zwiſchen Mitglied und Director ſo recht zu einem Patronats-Verhältniß macht, das iſt der Umſtand, daß der Schauſpieler abſolut und unbedingt abhängig vom Director, der Director aber nur relativ, nur in gewiſſer Beziehung abhängig von ſeinem Schauſpieler iſt. Was dem Director Herr A. und Fräulein N. nicht ſpielt, das ſpielt ihm der rollenhungrige T. und die gefallſüchtige Frau K. mit Freuden, und die Theater-Agenten rekrutiren ſein Inſtitut immer wieder neu. Der Schauſpieler dagegen iſt vom Director in Allem abhängig. Sein Director kann ihm Rollen verſagen und entziehen, ihn ſelten ſpielen laſſen und ſo aus den Augen, aus dem Sinn des Publikums rücken, ihn in der Gage erhöhen, ſelbige durch Strafen, für die leicht Anlaß iſt, verkürzen, ihm Vorſchüſſe und Urlaube verweigern, Coſtüme nicht ſtatuiren, ihn chicaniren bis zum Wahnſinn, und zwar angeſichts ſeiner rivaliſirenden Genoſſen, angeſichts der Welt und mit dem Contract in der Hand. Denn daß er, der Director, Treue, Billigkeit und Vertrauen ſpenden ſoll, „er kann's nicht finden, 's iſt nicht in dem Schein!“ — Was will denn der Schauſpieler thun? Ihn wieder ärgern? — So iſt der offene Skandal proclamirt. Was hilft da ein Contract? Giebt es nicht für beide Theile eine gar ſchöne Manier, jeden Paragraphen mit aller Gemüthsruhe zu umgehen, ohne daß Frau Themis mit der ſubtilſten Wage den Director oder Schauſpieler zum Wortbrüchigen machen könnte?

Nichts bindet den Schauſpieler mit Liebe an ein Inſtitut, läßt ihn zu höchſten Schöpfungen ſich entflammen, fehlt ihm das Vertrauen zu dem artiſtiſchen Genius, der leidenſchaftloſen Unparteilichkeit, Kunſtbegeiſterung und ſtarren Redlichkeit ſeines Directors! — Nichts bindet den Director an ſeine Mitglieder, als daß er ihrer Luſt und Liebe, ihrer Hochachtung vor ſeiner Leitung, ihres unbedingten Vertrauens, kurz, ihrer Treue zu ihm ſicher iſt. Er iſt dann ein genialer Director und der größte Geſchäftsmann obenein, wenn er weiß, Jeder der Seinen iſt wirklich an ſeinem Platze, wenn er weder Vorliebe noch Haß kennt, ihm der Epiſodenſpieler und Statiſt zum Gelingen des Ganzen ein eben ſo hochachtbarer Menſch und höchſt nöthiger Helfer iſt, wie nur immer der erſte Held. Er iſt ein genialer Bühnenlenker, wenn er, gleichſam im Sinne des Pietäts-Verhältniſſes jenes alten Patronats, als ein treuer Vater über ſeine Bühnenkinder wacht, ihre kleinen Unarten, Schwächen und Verrücktheiten theils tolerirt oder ihnen abgewöhnt und die ungleichartigen, einander widerſtrebenden Elemente durch ihr gegenſeitiges Gleichgewicht bändigt.

Ja, moraliſcher Halt, ſittlicher Stolz, Achtung, Wetteifer, Vertrauen und esprit de corps, kurz, was in dem antiken Begriffe der Treue nur ſchlummert, was mit juridiſchen Clauſeln und Paragraphen noch gar nichts, mit der Hoheit der dramatiſchen Kunſt aber Alles zu ſchaffen hat, iſt Lebensbedingung des ganzen Standes! Ohne Treue iſt beim Theater nichts zu machen, ein Contract nur ein Blatt

Papier, das ſich ſelbſt Lügen ſtraft. Heilig ſei in der Kunſt die Treue!

Und wo iſt ſie's denn noch? Wo iſt jene Baſis von Vertrauen, Rechtlichkeit und Billigkeit? „Man wird nicht viel finden, thät' man auch hundert Laternen anzünden!" — Was heute meiſtens Directoren und Künſtler zuſammenbindet, das iſt ſelten ein dauerndes, auf Achtung und innerer Anerkennung beruhendes Verhältniß, ſondern nur der momentane Profit, die gegenſeitige Ausbeutung, das Raffinement der bloßen Geldmacherei, der Ruhmfabrikation eint ſie, ganz gleich, womit Geld gemacht, wie Aufſehen erregt wird!

Das vielfache Abſchütteln des natürlichen Patronats-Verhältniſſes heut' zu Tage iſt nur ein künſtliches, eingebildetes; hat aber den immer tieferen Verfall theatraliſcher Kunſt und andererſeits ein Proletariat zur Folge, wie es ſcheußlicher, entwürdigender und entarteter in keinem andern Stande ſich vorfindet. Daß talent- und charakterloſe Menſchen zu allen Zeiten untergingen, iſt gewiß; aber ein ſo maſſenhaftes Elend wie heute am Theater gab es noch nie! Wer geht nicht Alles zur Bühne, und wer fällt nicht Alles ab! Notoriſch öffentliche Dirnen werden von Leuten, welche an großen Kunſt-Inſtituten ſituirt ſind, zu Schauſpielerinnen dreſſirt! Wie, kann man ſich denken! Warum? Weil ſie ein Sündengeld bezahlen, das ſie mit Schmach erworben! Oeffentliche Dirnen werden von Theater-Agenten an Directionen adreſſirt und engagirt, die Bühne wird ein Schaufenſter für Menſchenfleiſch, die Künſtler Kleidergeſtelle für Modeſchneider, und der gilt als Director comme il faut, der ſich ſtets mit „friſcher Waare" zu verſehen weiß, der, wenn er wirklich ein paar gute Schauſpieler hat, ſie abhetzt, auspreßt, ſo viel wie er kann. Denn die Effectreiterei, der Schwindel und die ſchonungsloſeſte Verpraſſung aller Gaben der Natur bringt Geld. Sind die Menſchen abgenutzt, weg mit ihnen! Mögen ſie am Ende betteln oder, den Tod im Herzen, in den

Tavernen kleiner Städte, den Winkeln der Vorſtädte ihr Gauklerhandwerk ſchließen! Der Teufel ſegne es ihnen!

Ich male ſtark und düſter, aber leider nur zu richtig, denn die Beiſpiele dafür ſitzen mir ſchon auf den Lippen. Ja, nur wo Treue und Vertrauen, Rechtlichkeit und Billigkeit im Geiſte des alten Patronats-Verhältniſſes noch an einigen Theatern zur Zeit beſtehen, nur da iſt ein Kunſtſtreben, ein edler und natürlich begründeter Künſtlerſtolz, da iſt Entfaltung aller einzelnen Talente und ein impoſantes Enſemble noch keine Chimäre!

Daß Treue vor Allem Noth thue, glauben wir bewieſen zu haben. Daß das bloße Recht ohne alle Treue, das künſtliche, clauſelſtarke Contracts-Verhältniß heute nur dem Proletariat, der Proſtitution, der Anarchie der Bühne in die Hände arbeitet, gedenke ich im folgenden Artikel mit Bezugnahme auf gewiſſe Contracte darzuthun, welche nur zu grell zeigen dürften, daß je länger je mehr der Schauſpieler zur Waare, der Director zum gemeinen Krämer herabzuſinken droht, und daß es um der öffentlichen Geſittung und Bildung unſeres deutſchen Volkes willen, auf welche wir uns ja ſo viel einzubilden wiſſen, ja, daß es endlich um der Vernunft und Gerechtigkeit willen Sache der deutſchen Kultus-Miniſterien wäre, ehern einzuſchreiten und zu fragen:

„Wer geht zum Theater und warum? Mit welcher Vorbildung und Geſittung?

Wer erhält Bühnen-Conceſſionen und mit welchem Recht?

Wer iſt moraliſch und artiſtiſch zum Theater-Agenten qualificirt und wer — für's Correctionshaus?"

2.

In folgender Betrachtung handelt es ſich nicht mehr wie bei der vorhergegangenen um die höchſten Bedingungen der Kunſt, weder um Billigkeit und Treue, noch das Patronats-Verhältniß zwiſchen Directionen und Mitgliedern oder irgend einen idealen Standpunkt des Theaters; ſondern lediglich darum, die einmal gegebenen Verhältniſſe, das platte juridiſche Recht, den gemeinen, realen Nutzen zu betrachten. Da fragt es ſich denn zuerſt:

Sichern die heutigen Bühnen-Contracte und Theater-Geſetze (der Codex des Bühnenſtaates) wirklich den Directionen wie den Mitgliedern ihr darin ausgeſprochenes Recht? Iſt die Exiſtenz eines Kunſt-Inſtitutes vor allen Eventualitäten, allen Zerwürfniſſen und Rechtsverletzungen unter Directionen und Künſtlern durch die Contracte und Geſetze geſichert?

Nein! — Die Exiſtenz des Theaters und ſeiner Mitglieder iſt, wenn dieſer oder jener einmal nicht will, gar nicht geſichert. Die heutigen Contracte und Theater-Geſetze ſind eine Schrecken erregende Ironie auf ſich ſelbſt.

Es liegen uns die Contracte und Theater-Geſetze zweier Bühnen vor, welche ſich ſo klug, ſo juridiſch fein geriren, daß ein jugendlicher Aſſeſſor, der die Comödie nur aus der traulichen Ferne des Parquets kennt, dieſelben für eine wahre Univerſalverſicherungspolice gegen alle Dämonen des Bühnenlebens anſehen kann, welche die Nächte der Söhne Apollo's quälen. Beide Contracte nebſt Theater-Geſetzen ſind ganz gleichlautend im Sinn und Wort, nur gegen den Schluß des einen findet ſich noch ein Paragraph mehr, der ſich auf längere Krankheitsfälle des engagirten Mitgliedes bezieht.

Wir müſſen nun nicht allein den Contract und das Theater-Geſetz abſtract nach dem bloßen Wortlaut unterſuchen, ſondern vornehmlich zuſehen, wie ſich jeder Paſſus im praktiſchen Theaterleben macht, welche Wirkungen er ausübt, ob er Conflicte beſeitigt oder hervorruft, kurz, ob er das leiſtet, was er ausſpricht und wozu er überhaupt ſtipulirt wurde. Betrachten wir alſo die beiden Contrahenten, Director und Schauſpieler, zuerſt vor dem Schluß des Contractes, dann die Wirkung des Contractes und der Theater-Geſetze im Engagement, und endlich jene Verhältniſſe, welche zu heutigen Contracten ſehr oft eine zwingende

Veranlaſſung geben, dem Director und Schauſpieler daher von vornherein die Hände binden und ſie ſchon beim Unterzeichnen des Vertrages auf die Hinterthür ſchielen laſſen, durch welche ſich das eben aufgerichtete, verbriefte Recht ſo bald als möglich beſeitigen läßt.

Stellen wir uns einen Director vor, Thespis genannt, der ein Mitglied für erſte jugendliche Helden braucht. Nehmen wir dazu einen Künſtler, Sylpho genannt, der erſte jugendliche Helden ſpielt, ein Repertoire durch alle Buchſtaben des Rollenalphabets beſitzt und engagirt zu werden wünſcht. Aus welchem Grunde engagirt ihn gerade der Director? Entweder hat Sylpho bereits einen anerkannten Ruf, oder er hat noch keinen, ſoll erſt etwas werden, oder aber der bisher wenig bekannte Sylpho hat bei Thespis gaſtirt und gefallen. Hat Sylpho bereits Ruf, dann wird er mit ſo hoher Gage (auch Benefiz, Spielgeld und Urlaub) engagirt, als Thespis nur irgend zu geben vermag. Hat der Künſtler aber keinen Ruf, iſt er noch Neuling der Bretter, ſo wird er mit möglichſt kleinſter Gage und vielleicht darum engagirt, weil er hübſche Mittel hat, billig iſt und man ihn sans façon in jede Jacke ſtecken kann, auch weil Thespis gerade keinen Beſſeren für das beſagte Fach findet. Nehmen wir indeß an, daß Sylpho (wie eben die Mehrzahl der Schauſpieler) gerade kein beſonderes Lumen, aber auch kein Neuling, ſondern eine ſchätzbare Utilität ſei, ein brauchbarer Mann, der keine Rolle verdirbt, manche höchſt ehrenwerth, mit Wärme und Eifer ſpielt und beſonders in einem gewiſſen Genre, z. B. in Frackrollen, im bürgerlichen Rührſtück überaus gefällt. Dies hat ein längeres Gaſtſpiel auf dem Thespis-Theater bewieſen, und in Folge deſſen wird er mit einer ganz guten Gage engagirt. Sylpho's Grund, bei Thespis Mitglied zu werden, iſt der, daß er zur Zeit engagementslos iſt, gefallen hat und bei Thespis in ein beſſeres Repertoire zu kommen hofft, als ihm früher zu K. Director Tumelikus gewährte. Der Contract wird alſo geſchloſſen, man iſt allſeitig beglückt, Sylpho beginnt mit all' der Emphaſe zu ſpielen, wie ſie eine ſichere gute Gage und das Bewußtſein, hierorts nun grenzenloſem Ruhm entgegen zu mimen, nur verleihen kann.

Wir vermeiden, die Charakter-Eigenſchaften von Thespis und Sylpho zu beleuchten, wir laſſen dieſe ganz außer Beziehung, ſetzen vielmehr bei Beiden den beſten Willen voraus. Sie ſind eben ruhige, verſtändige Männer ohne überflüſſige Illuſion; gehen eben nur ihrem eigenen Vortheil auf anſtändige Weiſe nach und halten ſich ſtricte an ihren eben vollzogenen Contract, in welchem ſie die ſicherſte Baſis ihres gegenſeitigen Verhältniſſes ſehen. Sie haben für einander kein beſonderes Privat-Wohlwollen, aber noch weniger einen Privat-Widerwillen. Schließlich brauchen ſie einander. Das Engagement beginnt mithin ſo wonnevoll, wie — alle Engagements beginnen, um wie ſo viele mit Haß, Verachtung und unterm Chorus aller erdenklichen Malicen zu endigen. Denn der Conflict zwiſchen Thespis und Sylpho iſt ſchon im Keim geboren, ſobald der Vertrag, wie er heut' Brauch iſt, unterſchrieben worden.

Wie ſo denn? — wird man fragen — wenn ſie redliche Männer ſind, die ſtreng auf ihrer Bahn gehen und kein Vorurtheil gegen einander haben.

Hier iſt der Contract, der heutige moderne Contract, wie er uns vorliegt und durchweg, mit wenigen Ausnahmen, geſchloſſen wird.

„Contract.

„Stempel reſervirt.

„Zwiſchen dem Theater-Director Herrn (Thespis zu U..)
„und dem Schauſpieler Herrn (Sylpho) iſt heute folgender
„Contract verabredet und geſchloſſen.

§. 1.

„Herr Director (Thespis) engagirt bei ſeinem Unternehmen,
„wo und wann er auch Vorſtellungen zu geben für gut findet,
„Herrn (Sylpho) für die Zeit (vom 1. Juli 1862 bis 1. Juli
„1863); jedoch ſteht dem Director (Thespis) das Recht zu,
„dieſen Contract in allen ſeinen Theilen am (1. September 1862)

„durch eine vorherige (vier-) wöchentliche Kündigung wieder
„aufzulöſen, falls wider Vorausſetzung Herr (Sylpho) in ſeinen
„artiſtiſchen Leiſtungen den gehegten gerechten und billigen
„Erwartungen des Directors (Thespis) nicht entſprechen ſollte.“

Der Sinn dieſes §. 1 iſt alſo der: daß Sylpho auf ein Jahr von Thespis engagirt ſei, aber in den erſten acht Wochen ohne weitere Einrede entlaſſen werden kann, wenn er dem Director nicht mehr anſteht. Könnte Sylpho entlaſſen werden, wenn er dem Publikum mißfiele: darin läge doch noch einiger Sinn. Er braucht aber nur dem Director, deſſen billigen und gerechten Erwartungen nicht zu entſprechen. Was ſind denn das für Erwartungen? Wo fangen ſie an, und wo hören ſie auf? Wie billig und wie gerecht ſind ſie denn? Weshalb ſind dieſe billigen und gerechten Erwartungen nicht im Contract ausgeſprochen? Sie ſind wohl unausſprechlich?! —

Gewiß können die Erwartungen des guten Thespis ſehr gerecht und billig, ſo wie höchſt vernünftig ſein; Freund Sylpho kann wirklich gar nichts taugen, mit Fug und Recht fortgeſchickt werden; aber iſt denn das juridiſch, iſt das rechtsförmig, iſt das ein poſitives Rechtsverhältniß, das gleich im erſten Paragraphen ſchon mit kindlicher Naivetät und ſchüchterner Ergebung ſeine ganze Exiſtenz der perſönlichen Gerechtigkeit und Billigkeit des Herrn Thespis anheim giebt, das vom Herzen, von der Moral des einen Theils den ganzen Vertrag abhängig macht? Und zwar ſo, daß Freund Sylpho, trotz des tragiſchen R und eines ſchönen Lendenſpiels im Tricot, brotlos werden kann!

Wenn Thespis den Sylpho einer achtwöchentlichen Probezeit unterwirft, ehe dieſer ein Jahr lang ruhig ſchlafen kann, dann muß auch Sylpho den Thespis innerhalb der erſten acht Wochen einer gleichen Probezeit ausſetzen, ihm den Contract gleichfalls kündigen dürfen, wenn der Director des Künſtlers gerechten und billigen Erwartungen nicht entſpricht, Erwartungen, welche zwar höchſt närriſch, aber doch auch ganz vernünftig ſein können. Darin läge wenigſtens Gegenſeitigkeit. Und was dem Einen, dem Director, recht iſt, das iſt doch wohl auch dem Andern, dem Künſtler, billig!

Vom rechtlichen Standpunkt aus iſt der zweite Theil des §. 1 ganz verwerflich; denn er öffnet der Willkür des Directors Thor und Thür. Iſt es doch eine ganz bekannte Manier, z. B. einem brauchbaren Schauſpieler nach den erſten vier Wochen den Vertrag zu kündigen, weil man ſehr gut weiß, daß er in der Furcht, engagementslos zu werden, ſich eine Verringerung der Gage werde gefallen laſſen, auf die es bei dieſer Kündigung allein abgeſehen iſt. Wir ſind fern davon, den böſen Willen des einen wie des andern Theils vorauszuſetzen, auch kann jedem Director nur daran gelegen ſein, ſein Mitglied zu behalten, aber ein Recht iſt eben kein Recht mehr, ſobald es von den perſönlichen Erwartungen und Anſichten, kurz von dem Ermeſſen des einen Theils abhängig gemacht wird, ohne daß dem andern Theil ein gleichwiegendes Gegenrecht zur Seite ſteht.

§. 2.

> „Herr (Sylpho) verpflichtet ſich zur Uebernahme aller Rollen
> „im Fache (der erſten jugendlichen Helden), verſpricht aber auch,
> „alle anderen Rollen, welche ſeiner Individualität nicht zuwider ſind,
> „zu übernehmen und auszuführen, ganz wie ſolches die Direction
> „im Intereſſe des Inſtitus für angemeſſen erachtet."

Dieſer ganze Paragraph enthält drei Widerſprüche in einem Athemzuge. Erſt ſoll Sylpho alle Rollen im Fache der erſten jugendlichen Helden ſpielen; dann ſoll er auch alle anderen Rollen ſpielen, welche ſeiner Individualität nicht zuwider ſind. Alſo er hat über die Rolle in Bezug auf ſeine Individualität ein Urtheil; ſchließlich hat er aber dies Urtheil wieder nicht und keine jugendlichen Heldenrollen, ſondern die Rollen platterdings zu ſpielen, für welche ihn die Direction im Intereſſe des Inſtituts angemeſſen erachtet.

Iſt das Recht? — Nein, Willkür von beiden Seiten; vor der Logik und dem Richter aber ein Unſinn! Dazu kommt, daß nach den §§. 1—7 und 22 des Theater-

Geſetzes Sylpho nie ſeine Mitwirkung, zu welcher Vorſtellung es auch ſei, *verſagen* darf, jede Rolle annehmen, einſtudiren und ſpielen muß, ſich auf ſein contractliches Rollenfach nicht dabei berufen kann, ſondern höchſtens auf die zarte Rückſicht des Directors Thespis zu hoffen hat. Handelt er dagegen, — Entlaſſung oder Verluſt einer Viertelmonatsgage!

Aber ſo ſcharf — ſagt man — wird es ja nicht gehandhabt gegen einen guten Schauſpieler! Ha, Patronat, Patronat! Stellt mir das alte Patronat, Treue und Billigkeit auf beiden Seiten wieder her, dann bin ich ſtumm, dann bedarf es dieſes dreifach unlogiſchen Paragraphen und dieſes verclauſulirten Contractes nicht. Was iſt denn ein Theater-Geſetz, das nie ſo ſcharf gehandhabt wird? — Ein Popanz für Kinder!

Was ſpeciell das *Rollenfach* betrifft, fragen wir, iſt dieſe Manier, einen Künſtler in den engen Kreis einer einſeitigen Charakterſchilderung einzupferchen, ihm eine Firma zu geben, unter der er arbeitet, gewiſſermaßen einen Gewerbezwang, eine Zünftigkeit, iſt dieſe Manier nicht unſinnig und unkünſtleriſch dazu? Gebt Schneidern, Schuſtern und Handſchuhmachern dieſes Dogma! — Und was iſt denn mit dieſer Fachmenſchenſpielerei gethan? Kann man denn ein Rollenfach *begrenzen*? Sylpho ſpielt jugendliche Helden, aber giebt es nicht tauſend Arten derſelben, für die Sylpho gar nicht paßt? Wo fängt denn der jugendliche Held an, wo hört der jugendliche Liebhaber auf? Findet Sylpho, ſeine Rolle ſei zu ſehr Liebhaber und kein Held, ſo ſpielt er ſie nicht, oder geräth mit ſeinem Collegen, dem Liebhaber, in Streit. Fauſt, iſt er Liebhaber, Charakterrolle oder tragiſcher Held? Was iſt Hamlet? Held, Charakterrolle, oder Liebhaber? Iſt Egmont Bonvivant oder Liebhaber, iſt Shylok Charakterrolle, Intriguant oder Vater? — Uns iſt, als wäre dieſer §. 2 in einem Irrenhauſe fabricirt worden. Wer *paßt* denn für dieſe und jene Rolle? Doch wohl nur der, der eben den *Habitus*, die zwangloſeſte Metamorphoſe für ſie hat, der ihr als

Menſch am ähnlichſten iſt! Daß der Director dies ſouverain als Patron entſcheide, iſt vom Standpunkt der Kunſt aus vollſtändig in der Ordnung; aber ſolche Entſcheidung praenumerando auf dem Papier, ſie als einen Profit für den Künſtler, als ſein Recht, ſein Monopol aufzuſtellen, iſt kindiſch und gewiſſenlos. Letzteres, weil man etwas zuſichert, was man nicht halten kann.

In alten Zeiten, wo doch auch keine ſo ganz üble Comödie geſpielt wurde, wo ein Ariſtodemos und Roscius z. B. Leute waren, gegen die unſere reichſten Kunſtmoguls arme Proletarier ſind, gab es überhaupt nur zwei Rollenfächer, wie es nur zwei Arten von Dramen gab. Komiſches und tragiſches Fach. Dieſe Unterſcheidung hat Hand und Fuß. — Einem Tragöden den Falſtaff zu geben, oder Hamlet an Beckmann und Gern, wird Keinem einfallen. Aber innerhalb dieſer beiden Hauptkategorien iſt das Feld ein grenzenloſes, und das ſoll der Künſtler anbauen. Zwei Fragen hören wir ſchon im Geiſte. Wohin gehört das Liebhaberfach, giebt es nicht tragiſche und komiſche Amoroſos? Natürlich! Der Liebhaber gehört in beide Kategorien, weil er ſelbſt keine, ſein Feld das weiteſte, mithin aber auch das unbeſtimmteſte iſt. Darum fallen in das Liebhaberfach auch Wilhem Meiſters Lehrjahre! Kann es aber nicht auch eine komiſche Rolle geben, die tragiſch endigt? Gewiß, z. B. der Polonius iſt eine. Man wird ſie aber nur dem komiſchen Schauſpieler geben, denn nicht das Schickſal, alſo der Ausgang einer Rolle, ſondern ihr inneres Lebensgeſetz, der lächerliche oder ſchmerzliche Animus, die Grundſtimmung iſt maßgebend. Komiſches oder tragiſches Fach, das allein kann der Acteur juridiſch wie moraliſch als den ihm von Natur gegebenen Boden ſeiner Thätigkeit feſthalten, für den er nie zu alt oder zu jung iſt, und dem er nie entwächſt.

Zehn komiſche und zehn tragiſche Mimen ſchaden einer Bühne nicht. Aber wenn der Herr Liebhaber keine Naturburſchen, die Anſtandsdame keine Mutter, der ernſte Charakteriſtiker keinen Intriguanten ſpielen will, weil ſich die Herrſchaften dadurch entſetzlich entwürdigt wähnen, und wenn dann der Director vor lauter Rollenfächern keinen Menſchen mehr hat, der ihm einen Menſchen anſtändig ſpielen kann, dann hört die Liebe auf und die — Gagenabzüge, die Chicanen fangen an! Muß Sylpho einmal, ſtatt des Helden, die kleinere, aber für ſeine Individualität paſſende jugendliche Charakterrolle ſpielen, und der Liebhaber ſpielt ſeine Heldenrolle, dann iſt der Teufel ganz los. So iſt dieſer §. 2 ſammt ſeinem Strafcodex der eigentliche Erisapfel der Zwietracht beim Theater, der ſchon viele Contracte zerriſſen, die tollſten Skandaloſa erzeugt und jene Bühnenrevolten hervorgebracht hat, bei denen ſchon oft zur Pacificirung die Polizei angeſichts des Publikums aufgerufen werden mußte.

Wer als Schauſpieler nicht denkt, daß er Alles ſpielen kann, was innerhalb der ganzen ihm eigenthümlichen ernſten oder heitern Sphäre liegt, iſt ein Impotens; wer aber Kraut und Rüben, Luſtiges und Tieferſchütterndes à tout prix mimen will, der iſt ein Hanswurſt! Es giebt wohl Künſtler, die in beiden Fächern wirkſame Rollen haben können; wahrhaft bedeutend, künſtleriſch heimiſch können ſie aber nur in einem ſein, das ihnen nicht Paragraph und Clauſel, ſondern Mutter Natur ſelbſt vorſchreibt.

Allerdings: Rollenſucht und Rollenſtolz iſt ein ſo zu ſagen nothwendiges Standesübel. Indem man es närriſcher Weiſe verbannen wollte, ſchuf man die Rollenfächer, klebte jedem Mimen ſeine Firma an und hat damit das Uebel erſt recht groß geſäugt. Giebt man die ganze Sphäre frei, ſo wird man es auf ſein natürliches, höchſt wünſchenswerthes Maß zurückführen. Denn wenn der achtzehnjährige X. den Romeo entzückend ſpielt, ſo wird er vielleicht bald nach dem Hamlet geizen, aber nimmermehr nach Lear oder Richard III. So gar dumm iſt denn doch Keiner! —

Weiter im Contract-Text.

§. 3.

„Herr Director (Theſpis) zahlt an (Herrn Sylpho) eine
„monatliche Gage von (Fünfzig Thalern) in halbmonatlichen
„Raten am 1. und 16. jedes Monats, postnumerando zahlbar.“

Hierbei iſt nichts zu erwähnen. Die Höhe der Gage richtet ſich natürlich nach der Fähigkeit Sylpho's und dem Budget, welches Theſpis für ſein Unternehmen aufzuwenden vermag. Letzterer zahlt natürlich den möglichſt niedrigſten Preis, erſtens, weil er lieber zwei Mitglieder für ein Fach mit niedrigem Solde engagirt, um weniger abhängig zu ſein von der Laune des Einzelnen, und zweitens, weil er ſelbſt ſeinem beſten Mitgliede anfänglich eine geringere Gage giebt, um es ſpäter erhöhen zu können, ohne ſeinen Etat zu überſchreiten. Dieſer Paragraph iſt eben ein rein kaufmänniſcher, wie er in jedem Vertrage vorkommt.

§. 4.

„Herr Director (Theſpis) ſtellt für Herrn (Sylpho) alles
„Coſtüm, mit Ausnahme der modernen franzöſiſchen Garderobe,
„Tricots, Federn, Schmuck, Fußbekleidung und Handſchuhe, die
„derſelbe aus eigenen Mitteln herzuſtellen hat.“

Betrifft dieſer Contract eine Dame, ſo lautet ſein §. 4:

„Herr Director (Theſpis) ſtellt für (Fräulein Sylpha) nur
„die männlichen Coſtüme, ſobald ſie ſolche zu ihren Rollen
„bedarf, alle übrigen Coſtüme hat ſich dieſelbe aus eigenen
„Mitteln anzuſchaffen, ſoweit ſelbige nicht etwa im Garderobe-
„Inventarium vorhanden ſind.“

Bei dieſem, je nach dem Geſchlecht ſehr verſchiedenen Paragraphen ſind die Männer ungleich beſſer bedacht, als die Frauen. Erſtere haben kaum den vierten Theil ſo viel von ihrer Gage aufzuwenden, als Letztere, die ſich alles Coſtüm zu ſtellen haben. Der Mann hat nur für ſeine Theaterwäſche, modernes Coſtüm, für Tricots, Wattons, Federn, Theaterſchmuck, Schuhe, Stiefeln und Handſchuhe zu ſorgen. Der größte Theil dieſer ſelbſt angeſchafften Garderobe verbleibt ihm und wird wenig ruinirt. Handſchuhe, dann und wann ein neuer Hut, oder neue Fußbekleidung ſind ſeine Hauptausgaben.

In ſeinem Bezug auf die Damen aber iſt der §. 4 entſchieden zu mißbilligen. Die Schauſpielerinnen ſollen ſich danach, außer ihrer Theaterwäſche, welche bedeutend umfangreicher als die der Herren iſt, noch ihre ſämmtliche Garderobe ſtellen, ſoweit ſelbige nicht etwa im Garderobe-Inventarium vorhanden iſt. Sämmtliche Garderobe! — Man ſehe den heutigen Luxus auf der Bühne, man bedenke, daß eine Dame daſſelbe Kleid nur für eine Rolle brauchen kann und es zu einer zweiten mindeſtens anders garniren muß, bedenke ferner, daß die Damenkleider ſich auf dem Theater viel ſchneller ruiniren, als das Männergewand, und man wird begreifen, was dazu gehört! Wir geben zu, die Anſchaffung weiblicher Garderobe würde die Koſten für den Director bedeutend erhöhen, doch bliebe ihm immer das Coſtüm. Soll aber eine Dame von ihrer Gage ihre Garderobe beſtreiten, ſo iſt es in der Ordnung, die Gagen der Damen auch um ſo viel zu erhöhen, als ihre Garderobeunkoſten die der Männer überſteigen. Recht wäre das, aber von Thespis' Standpunkt aus unklug! Denn ginge Fräulein Sylpha einmal ab, ſo würde ſie die auf Directionskoſten angeſchafften Coſtüme gefälligſt mitnehmen. Beſſer, zweckmäßiger und für die Achtung, welche der Schauſpielerſtand in der bürgerlichen Geſellſchaft genießen ſoll, förderlicher wäre es aber doch, wenn der Director auch ſämmtliches Damencoſtüm ſtellte, Tricots, Unterkleider, Wäſche, Schuhe und Handſchuhe abgerechnet. Beſſere Hoftheater thun das längſt. Die Ausgabe iſt für die erſten Jahre gewiß groß, wird indeß ſpäter mäßiger, weil man Vieles wieder anders verwenden kann; endlich wächſt durch die Inventariumsbereicherung ſelbſt das Vermögen des Theaters. Auch der wahnſinnige Luxus wäre dann etwas gehemmt; denn jeder verſtändige Director wird mehr auf Solidität und Richtigkeit des Coſtüms, als auf koſtſpielige Pracht ſehen. Die Kleiderwuth würde nachlaſſen, und ein junges ſittiges Mädchen käme nicht mehr in die Verſuchung, bunter

Lappen, Federn und ächter Spitzen wegen ihre Ehre preiszugeben.

§. 5.

„Herr (Sylpho) unterwirft ſich nachfolgenden Theatergeſetzen „und ſieht ſie als einen integrirenden Theil dieſes Contractes „an, entſagt auch ausdrücklich allen dagegen zu machenden Einwendungen."

Darauf folgen die in den Vertrag gedruckten Theatergeſetze, an fünfzig Paragraphen ſtark. — Die erſten ſieben Paragraphen dieſes ausgedehnten Strafcodex enthalten Beſtimmungen; um das in §. 2 ausgeſprochene Rollenfach gründlich zu Waſſer zu machen und den Schauſpieler zu zwingen, jede ihm zugetheilte Rolle anzunehmen, zu ſtudiren, zu ſpielen und zwar ohne Aenderungen und Zuſätze, mit dem nöthigen Reſpect vor dem Publikum, ſonſt erfolgt Gagenabzug, Einſtellung der Gagenzahlung, bis er Vernunft annimmt, oder Entlaſſung. Ebenſo muß er jede bereits geſpielte Rolle, welche ihm die Direction abnimmt, bei Vermeidung gleicher Strafe zurückgeben. §§. 8 bis 14 handeln vom Memoriren der Rollen, von den Proben, Verſäumniß derſelben und den dafür geſetzten Strafen. §§. 15 bis 25 betreffen die Vorſtellungen, wenn der Acteur zu ihnen erſcheinen muß, die Bühnenordnung, das Benehmen auf der Scene, Zeit des Umkleidens nebſt Strafſätzen. §. 26 beſtimmt, daß der Künſtler ſein ihm von der Direction ertheiltes Coſtüm nicht ändern oder verderben darf, nebſt Strafen. §§. 27, 28 und 30 handeln von den Vergehen gegen Sitte und Anſtand vor Direction, Publikum und Collegen. Ueber Moralität wird dabei recht tugendhaft ſchulmeiſterlich perorirt; im Hintergrunde erſcheint drohend, etwa wie im Freiſchütz Samiel hinter Max, Verluſt der Gage oder Entlaſſung. §. 29 ſchreibt vor, daß alle Bitten und Beſchwerden der Direction ſchriftlich eingereicht werden müſſen, mündliche Zuſicherungen haben keine Gültigkeit. §. 31 ſagt, daß der Director nie von Strafen dispenſirt, außer wenn ein von Regie, Direction und Mitgliedern gewählter Ausſchuß dafür entſchieden hat. Strafen, die der Director ſelbſt in Perſon verhängt, kann er einzig und allein mildern. §. 32 befiehlt Regiſſeuren und Inſpicienten, jede Ordnungswidrigkeit ſofort anzuzeigen, widrigenfalls ſie ſelbſt die Strafe des Geſchonten erleiden. §§. 33 und 34 betreffen das plötzliche Krank- oder Unwohlwerden der Mitglieder, die Function des Theaterarztes und fingirte Krankheit, welche ſofortige Entlaſſung nach ſich zieht, ferner das Verhalten kranker Mitglieder. §. 35 beſtimmt die Uebertretungsfälle des untergeordneten Perſonals jeder Gattung, welche mit 5 Sgr. bis 1 Thlr. oder Entlaſſung gebüßt werden. §§. 36 bis 39 bezwecken, das Perſonal, wenn es auch nicht beſchäftigt iſt, ſtets in gewiſſer Nähe zu halten, um es in der Noth zur Hand zu haben, beſtimmen alſo über Wohnungen, Landpartien u. ſ. w. bei Strafe einer Viertel- oder halben Monatsgage, reſp. Entlaſſung. §. 40 verordnet, daß ein Mitglied ſich allen Anordnungen unterwerfen muß, event. Strafe. §. 41 verbietet Declamiren, Singen u. ſ. w. der Mitglieder in Privatvereinen, event. Strafe. §. 42 ſetzt feſt, daß Einlagen, Auſpielungen, Zuſätze u. ſ. w. ohne Genehmigung der Direction nicht gemacht werden dürfen. §. 43 dictirt Strafe für Urlaubsüberſchreitung von 5 bis 20 Thlr. pro Tag oder Entlaſſung. §. 44 ſagt, daß ſich alle Theatergeſetze auf's geſammte Perſonal beziehen. §. 45 bezieht ſich auf die Verwendung der Strafgelder zum Unterſtützungsfonds. §§. 46 und 47 verbieten, in öffentlichen Verſammlungen, Clubs und Vereinen Reden zu halten oder Demonſtrationen zu machen, bei Strafe ſofortiger Entlaſſung. §. 48 verordnet, daß alle Geſetzbeſtimmungen, welche der Director etwa noch zu geben beliebt, deren Bekanntmachungen u. ſ. w. genau wie vorſtehende Paragraphen erfüllt werden ſollen. Die Strafen ſind nach dem Gagenverhältniſſe feſtgeſetzt, wobei extra beſtimmt iſt, „daß bei einem in Gehalt ſtehenden Ehepaar auf jedes Einzelne die Hälfte der ganzen Gage gerechnet wird, ohne Rückſicht auf die künſtleriſche Stellung des Einzelnen.“

Dieſe Theatergeſetze, welche zum Ueberfluß von der betreffenden Behörde ſanctionirt ſind, alſo dem Director die ſicherſte Handhabe bieten ſollen, ſein Völkchen in Raiſon zu halten, ſind der Mehrzahl nach eben ſo unzeitgemäß wie unzulänglich, eben ſo brutal, wie dumm; ſie gewähren weder die gehörige Bürgſchaft, noch ſichern ſie dem Ganzen wie dem Einzelnen die nöthige Würde. Sie ſind von Leuten verfaßt, die weder höheren Kunſtſinn, noch rechtes Verſtändniß der Verhältniſſe, ja nicht einmal Speculationsgeiſt haben. Hat ſie ja ein Juriſt entworfen, ſo hat dieſem modernen Lykurg bei derartigen Theatergeſetzen wohl eher eine Spital- oder Arbeitshaus-Ordnung, als ein Kunſt-Inſtitut und ſein eigenthümlicher Organismus vorgeſchwebt.

In §. 2 des Contractes wird dem Sylpho alſo ein Rollenfach geſichert und kraft der erſten ſieben Paragraphen des Theatergeſetzes wieder entriſſen. Die §§. 8 bis 25, 27, 28, 30, 32, 35 bis 39 und 43 des Theatergeſetzes ſtrafen jede Nachläſſigkeit, Verſehen, Unſittlichkeit, Trunk, Zank, Böswilligkeit, Verzögerung u. ſ. w. mit drakoniſcher Strenge, und zwar durch den Director, der oft Kläger, Richter und Executor in einer Perſon iſt. §. 31 mit dem erwählten Ausſchuß als Jury iſt illuſoriſch, denn dieſe darf über keine Strafe richten, die der Director in Perſon verhängt. Und er verhängt jede; Regiſſeur und Inſpicient klagen nur an. Nach §. 38 wird, wenn Sylpho verheirathet iſt, nicht er allein beſtraft, nein, ſeine ganz ſchuldloſe Frau, die auch Mitglied iſt, muß büßen. Warum hat ſie nicht lieber zu Sylpho geſagt: „Ich bleibe ledig“? Geſetzt, Sylpho hat 50 Thaler Monatsgage, ſeine Frau, die aber beſſer ſpielt, hat 70 Thaler, ſo verdienen ſie Beide in Summa 120 Thaler den Monat. Wird Sylpho nun um eine halbe Monatsgage geſtraft, ſo muß er nicht 25, ſondern 30 Thaler zahlen, alſo ſeine Gattin giebt aus ihrem Säckel 5 Thaler dafür, daß ihr Mann nachläſſig, hitzig oder eigenſinnig geweſen. Iſt das recht? Nein, aber brutal! Heißt das nicht den Jammer des Standes noch zu einem Conflict in der Familie ſteigern?

§. 26 ſchreibt von Directionswegen das Coſtüm vor und ſchützt den allein guten, allein richtig kleidenden Geſchmack des Directors oder Garderobiers durch Strafen. Hat denn aber derſelbe Schauſpieler, welcher ſich doch die Maske ſchminken muß, nicht wenigſtens das Recht einer Meinung, ob er wie ein Pavian oder ſachgemäß vor dem Publikum erſcheine, vor dem er doch ſeine Haut zu Markte trägt? — In §. 33 und §. 34 hat der Theaterarzt und ja kein Anderer danach zu ſehen, ob Sylpho wirklich krank iſt oder blos den Kranken ſpielt, um ſeinen Willen durchzuſetzen. Wehe Dir, armer Sylpho, wenn der Theaterdoctor mit der Brille, dem Taſter, Hörrohr und Spiegel Dir in Schlund und Eingeweide ſteigt und nicht Alles muſterhaft in Unordnung findet! Zeigt mir doch den modernen Hippokrates oder Galen auf der Welt, der mir abſtreiten will, daß ich Kopf-, Hals- oder Leibſchmerzen, Rheumatismus, Hexenſchuß habe oder mir ſonſt übel und weh iſt! Ein Königreich für den Doctor! Er ſtellt ſchon darum das Atteſt aus, weil er das Gegentheil ſchwerlich beweiſen kann. Die klugen Paragraphen ſtehen auf dem Papier, und wer den Director ärgern will, ſpielt deshalb doch den „eingebildeten Kranken“.

Nach §. 40 iſt den Mitgliedern verboten, in Privatvereinen zu declamiren, nach §. 46 verboten, in Clubs zu gehen, zu politiſiren und zu demonſtriren. Iſt denn aber der Schauſpieler nicht Bürger wie jeder Andere? In Allem, was ſeine Kunſt betrifft, mag er ſeinem Chef unterworfen ſein, im Privat- und bürgerlichen Leben darf er doch aber wohl ſo gut ſein eigener Herr ſein, wie der Director? Iſt es nicht genug, wenn er hier ebenſo wie der Director unter den Staatsgeſetzen ſteht? Allerdings hat die Kunſt als ſolche ſich von Tendenz frei zu halten. Aber was iſt denn ſchlimmer? Wenn Herr Sylpho contractgemäß ein plumpes politiſches Couplet mit ordinairen Invectiven ſingen muß, oder wenn er in einem Vereine ſeine politiſche Meinung wie jeder anſtändige und geſittete Menſch ausſpricht? Deshalb vom Director mit Entziehung des Brotes beſtraft zu werden, verdiente er doch nur dann, wenn er darüber ſeine Pflicht als Künſtler gegen das Theater reſp. „Inſtitut“ verſäumte.

§. 47 unterwirft den Schauſpieler im Voraus allen etwa noch künftig zu erlaſſenden Geſetzen und Vorſchriften, verpflichtet ihn alſo zu Dingen, die er noch gar nicht kennt. Iſt das nicht bare Narrheit? Endlich müſſen nach §. 29 alle Geſuche und Beſchwerden ſchriftlich eingereicht werden, denn des Directors mündliche Zuſicherungen haben keine Gültigkeit. Iſt es nicht gerade, als habe der Director vor ſeiner eigenen Schwachheit Angſt und fürchte hinterher wie Don Philipp rufen zu müſſen: „Gieb dieſen Todten mir heraus!“?

Dieſe Theatergeſetze ſind unrechtlich, weil ihre Handhabung eine willkürliche iſt. Liegt Herrn Thespis eben an Sylpho etwas, gewinnt er recht viel Geld durch deſſen Spiel, und muß er fürchten, ihn nach einem Jahre zu verlieren, dann ſind dieſe dummen Theatergeſetze für Sylpho ſo gut wie nicht gegeben. Im entgegengeſetzten Falle aber, wenn Thespis den Sylpho gern los werden will, ſind ſie das ſchönſte Mittel zur Chicane, die verfänglichſte Rechtsſchlinge, die bequemſte Ränkeſchmiede und Zwickmühle in allen fünf Welttheilen!

Folgt daraus nun, daß es gar keine Theatergeſetze geben dürfe, daß ſtrenge Disciplin in der Bühnenwelt nicht Noth thue? Nein, es folgt daraus nur die Nothwendigkeit eines beſſeren und möglichſt allgemeinen Theatergeſetzes, eines Geſetzes, das, beiläufig bemerkt, nicht allein das Contracts-Verhältniß zwiſchen Bühnen-Vorſtänden und Mitgliedern regelt, ſondern auch das Conceſſionsweſen in Bezug auf die Directionen corrigirt und regenerirt, und zwar nicht unter dem bloßen Gewerbegeſichtspunkt, ſondern auch nach der Analogie der anderen Kunſt- und Bildungs-Anſtalten im Staate. Die dramatiſche Kunſt der freien Induſtrie preisgeben, heißt eine Theater-Anarchie ſchaffen!

Fahren wir fort in unſerem herrlichen Contract-Texte:

§. 6.

„In allen Streitigkeiten zwiſchen den beiden Contrahenten,
„welche die Entſcheidung eines Gerichts erforderlich machen,
„unterwirft ſich (Herr Sylpho) der Gerichtsbarkeit des Kgl.
„Stadt-, reſp. Appellations-Gerichts zu X., und zwar ſo, daß
„(Herr Sylpho) bei dieſen Gerichtshöfen ſich auf die Klage ein-
„laſſen, oder Contumacialverfahren gewärtigen muß, ſelbſt wenn
„(er ſeinen) Wohnſitz anderswo im In- oder Auslande hat,
„oder nehmen ſollte.“

Giebt es einen kläglicheren Schlußſtein zu dieſer ganzen verzwickten Theatergeſetzgebung, als dieſen Paragraphen? Nach letzterem dürfte es ſchwer ſein, überhaupt zu beſtimmen, wo und wie bei ſolchen Contracten noch eine Entſcheidung vor Gericht erforderlich werden ſollte. Kann doch der Director in allen Fällen beſtimmen, ſtrafen, entlaſſen, ohne weiteren Einwand des Schauſpielers, deſſen ſich derſelbe ja laut §. 5 ausdrücklich begeben hat. Jedermann weiß ferner, daß ein unterſchriebener Contract, ja jedes unterſchriebene Papier vor dem Richter bindende Gültigkeit hat. Er muß den unbeſonnenen Contrahenten ſtets verurtheilen, mag er deſſen kindliche Naivetät auch noch ſo ſehr bedauern; gegen ſeine eigene Unterſchrift kann Niemand klagen. Wie kommt man denn da überhaupt noch zu einem §. 6? — Man kommt ganz einfach dazu, weil die Theatergeſetze in ſich doch keine Kraft haben, oder nicht ausreichen! Sie ſind höchſtens gut gegen die geringeren Schauſpieler, gegen die große Maſſe derer, welche, leidige Handwerker ihrer Kunſt, ſich ruhig ſtrafen laſſen, damit ihnen nur — ihr bischen Brot bleibe. Dagegen für ſelbſtbewußte Künſtler, die Ruf haben, gewöhnlich eitel, capriciös und zu Krakehl am leichteſten geneigt ſind, giebt es keine Geldſtrafen! Der Director wird ſich wohl hüten, ſie am Säckel zu züchtigen, wenn er ſie nicht verlieren will, denn ſie ſchließen ſofort mit einer andern Direction ab, gehen ihm bei erſter Gelegenheit weg und ärgern ihn, um ſolche Gelegenheit vom Zaune zu brechen, durch Krankheit und ein Heer von Dingen, von denen die bürgerliche Welt keinen Begriff hat.

O du großmächtiger §. 6! Willſt du dem Director etwa das Mittel geben, gegen kunſtwerthe Mitglieder den Schutz des Richters zu ſuchen? Kann ihn ein Richter ſchützen? Nein! — Sylpho, den Thespis z. B. wegen fingirter Krankheit oder Urlaubsüberſchreitung verklagt hat, antwortet ganz gelaſſen: Ja, ich habe die Krankheit fingirt, habe den Urlaub überſchritten, — ſo entlaß mich doch! Ich gehe nach N., habe ſchon den Contract in der Taſche! — Oder Sylpho brennt durch, was auch heute noch trotz des Cartel-Zaumes vorkommt, oder er zieht den Proceß mit Thespis in die Länge, bis ſein Contract um iſt, dann geht er fort. Zwar ſteht in §. 6: er ſei auch im Auslande ſelbſt der Gerichtsbarkeit von X. verfallen! Aber geſetzt den Fall, Sylpho geht von Thespis nach B. an das nächſte größere Stadttheater ab, und Thespis gewinnt ſeinen Proceß, ſo daß Sylpho ihm z. B. 300 Thaler Entſchädigung zahlen muß, — was geſchieht? — Sylpho's neuer Director, welcher mit Sylpho doch reüſſiren will, giebt ihm (ſcheinbar) einen großen *Vorſchuß*, oder läßt ihn ſchlimmſten Falls, ſo lange der Contract dauert, gegen Tageshonorar *gaſtiren*. Am Tageshonorar darf ſich kein Richter vergreifen, denn das Geſetz ſagt bekanntlich: daß kein Erkenntniß dem Verurtheilten die tägliche Subſiſtenz entziehen dürfe! Da iſt Thespis um ſein Geld und wird ausgelacht. Das hat uns unſere Bühnenpraxis in vielen Beiſpielen erleben laſſen.

§. 7 ſagt, daß der Contract zwiſchen Sylpho und Thespis fortdauert, ſobald er nicht drei Monate vor Ablauf gekündigt wird. Dagegen iſt nichts zu bemerken; dergleichen iſt bei allen Verträgen gebräuchlich.

§. 8.

„Tritt Brand des Schauſpielhauſes, Krieg, anſteckende Krank„heit, Landestrauer, politiſche Umwälzung oder ſonſtige Calamität „ein, die die Schließung des Theaters nöthig macht, ſo iſt der „Director (Thespis) berechtigt, dieſen Contract ſofort und ohne „jede Entſchädigung in allen ſeinen Theilen aufzulöſen."

Wenn ein öffentliches Inſtitut von Unglück getroffen wird, das äußerlicher, gewaltſamer Natur und von der Direction unverſchuldet iſt, ſo muß das eben ertragen werden, und Niemand, der dieſem Inſtitut angehört, kann eine Ausnahme beanſpruchen. Das Unglück muß aber plötzlicher Art ſein und das Comödienſpielen thatſächlich unmöglich machen, wenn ein Aufheben aller Verpflichtungen gerechtfertigt erſcheinen ſoll. Es iſt dies denkbar beim Brand des Schauſpielhauſes, wenn ſämmtliche Mittel der Darſtellung verloren gehen, auch noch bei Landestrauer, wenn ſie länger als vier Wochen jede Einnahme unmöglich macht. Jedoch Directoren von Ehre und Klugheit jagen ihre Leute ſelbſt bei Landestrauer nicht fort, ſondern ſchließen höchſtens mit ihnen ein Uebereinkommen auf halbe Gage. Anſteckende Krankheiten aber, Krieg und politiſche Umwälzungen kommen weder ſo plötzlich über Nacht, noch ſtellen ſie die Möglichkeit des Fortſpielens ſo entſchieden in Frage. Nicht ſelten ſind gerade in ſchweren Zeiten die Menſchen geneigt, ſich nicht nur zu zerſtreuen, ſondern an idealen Dingen, an hohen Ideen für die Noth der Gegenwart zu ſtärken. Da mag denn der Director ſeinen Etat lieber zweckmäßig verringern, als daß er ſeine Mitglieder brotlos macht. Wie und wodurch aber rechtfertigt ſich das plötzliche Aufheben des Contracts, wenn ſonſtige Calamität die Schließung des Theaters nöthig macht? „Sonſtige Calamität!“ — Bitte, was iſt das? — Eventualiter Alles, was dem Director Gelegenheit giebt, durch Schließung des Theaters ſeinen ſämmtlichen Calamitäten zu entgehen! Gewiß ſchließt grundlos kein Director ſein Geſchäft, aber wohl der Bankerottirer, der bei liederlicher Wirthſchaft, Unfähigkeit, Wucherſchulden u. ſ. w. in der Schließung der Bühne ſeine Rettung ſucht. Haben wir nicht erlebt, daß Theater mitten in der Saiſon bei brillanten Kaſſen-Rapporten geſchloſſen wurden, um Gläubiger oder Actionaire zu einer Vereinbarung zu Gunſten des edlen Theſpis zu zwingen und die zu hoch bezahlten Schauſpieler mit guter Manier los zu werden?

Freilich: man giebt ein Deutſches Handelsgeſetzbuch, welches die Lebensbedingungen des Verkehrs regelt —, doch ein Theatergeſetz, um welches die Noth in der Bühnenwelt ſchreit, zu geben, das wäre ja — wie es ſcheint — eine gar zu große Bagatelle!

Der §. 9 der uns vorliegenden Muſter-Contracte enthält Stipulation des Spielhonorars und deſſen Garantie. Die Spielhonorare — was ſollen ſie denn im Grunde bewirken? — Daß der Schauſpieler gern und oft ſpielt, nie ſeine Hülfe verſagt! Hört, hört! — Alſo trotz ſeines Normal-Contractes, trotz ſeiner drakoniſchen, haarſpaltenden Theatergeſetze muß Thespis außer der Gage doch noch eine Prämie zahlen, damit „ſeine Leute" ihm ja bei guter Laune bleiben und für ihre Monatsgage nicht müßig gehen?

Die Spielhonorare — woher ſtammen ſie denn? Von den ſchlechten Repertoiren, von der Poſſenwirthſchaft und der Pariſer Handwerksmethode, eine Novität, die gefällt, hundertmal abzupeitſchen und ſo die Bühnen-Mitglieder in der theatraliſchen Tretmühle auszubeuten bis zur Entnervung und Verzweiflung! Daher kommt es auch, daß die Schauſpieler täglich ſchlechter werden, ſchlechter werden müſſen! Ein Darſteller, der ſonſt ältere Sieurs, hiſtoriſche und moderne Charakterrollen ausgezeichnet ſpielte, der der Salonſprache elegant und ungezwungen mächtig war, er kommt durch den Fluch: ein halbes Jahr hintereinander nichts als einen am Delirium leidenden Maurergeſellen ſpielen zu müſſen, dahin, jeden Begriff von Repräſentation und Tournure zu verlieren! Unter ſolchen Umſtänden mag es allerdings Herr Thespis für ſehr nöthig halten, an Sylpho zwei oder mehr Thaler Trinkgeld für den Abend zu geben, um ihn mit blankem Gelde zu kitzeln, weil deſſen Oberhaut unter ſolchen Strapazen im Punkt der Künſtlerehre bereits die Zellenſtructur des Nilpferdes angenommen hat.

§. 10.

„Sollte Herr (Sylpho) dieſen Contract brechen, nicht rechtzeitig
„antreten, oder früher, als derſelbe zu Ende gegangen iſt, das

„Engagement verlaſſen, ſo verfällt (der-)ſelbe in eine ſofort zu zahlende Conventionalſtrafe von (900) Thlr.; jedoch hebt die Zahlung der Conventionalſtrafe die Rechtsbeſtändigkeit dieſes Contracts nicht auf, und behält ſich Herr Dir. (Thespis) ſeine diesfälligen Rechtsanſprüche auf Erfüllung des Contracts oder auf Schadenerſatz nach ſeinem Ermeſſen vor, und begiebt ſich (Herr Sylpho) des Einwandes, daß die ſtipulirte Conventionalſtrafe das Doppelte des wirklichen Intereſſes überſteige.“

Dieſer Paragraph iſt, ſo lange das Theater beſteht, wohl ſelten voll zur Geltung gekommen. Er iſt eben ſo ſchwächlich und ſchwierig in der Ausführung wie §. 6 und die Theatergeſetzgebung. Er kann doch nur für böswillige Subjecte ohne Ehrgefühl gemacht ſein. Iſt Sylpho ein ſolches, woher will Thespis Conventionalſtrafe, Schadenerſatz u. ſ. w. erlangen? Wie will er ſich vor Contractbruch ſchützen? Der Cartel-Vertrag und die demſelben zum Trotz vorkommenden Contractbrüche, ſind ſie nicht redende Beweiſe dafür, daß dieſer Paragraph ein Popanz iſt, der denjenigen nimmer ſchreckt, welcher Contract wie Ehrenwort mit derſelben Gleichgültigkeit bricht?

Der §. 11 behandelt das dem Sylpho gewährte Benefiz und die Art deſſelben (halbe Einnahme nach Abzug der Tageskoſten). Es iſt gewiß billig und ſehr klug, auch keineswegs eine neue Sitte, ſeinem guten, vielbeſchäftigten und beliebten Mitgliede jährlich ein- oder zweimal eine ſolche Bonifikation zu gewähren, ſie aber contractlich vorher feſtzuſtellen, hat gar keinen Zweck. Ein Benefiz iſt eine *Belohnung*, die der Director freiwillig dem Talent als Dank für ſeinen Eifer gewährt, und die das Publikum ſeinerſeits durch zahlreichen Beſuch zur Wahrheit macht. Kann ein ſolcher Dank vorher beſtimmt werden? Was einmal contractlich ſtipulirt iſt, iſt Sylpho's Recht, er kann es fordern: ob er es verdient hat oder nicht; denn es iſt vorher als Einnahmequelle ausgemacht. Zugleich iſt aber auch dieſes contractliche Feſtſetzen des Benefizes in den Händen eines unredlichen Directors eine bloße Spiegelfechterei, wie aus zahlloſen Beiſpielen hervorgeht. Z. B. hatte ein Director R. einen Schauſpieler H., den er nicht leiden mochte und welchem bereits gekündigt war, noch contractlich ein Benefiz zu gewähren. Was that Director N.? Nachdem H. eines Abends in einer armſeligen Vorſtellung, welche nur 50 Thaler eintrug, geſpielt hatte, ſchickte ihm N. am andern Tage folgendes Billet: „Geſtern war Ihr Benefiz. 50 Thlr. Einnahme! Nach Abzug der Tageskoſten mit 40 Thlr. bleiben 10 Thlr. netto, deren ſtipulirte Hälfte anbei mit 5 Thlr. erfolgt!“ — Claſſiſch, aber wahr! Ein ehemaliger Theater-Secretair kennt ſolche Geſchichten. „Den Dank, Direction, begehr' ich nicht!“

Der letzte §. 12 enthält die Schlußformel ohne weitere Clauſel, worauf die Unterſchriften folgen. —

So lägen denn die Rechtsverhältniſſe heutiger deutſcher Bühnen mit dem Pönal-Codex und all' ihrem juridiſchen Glanze vor uns. Was haben wir geſehen?! — Im §. 1, wie es auf die billigen Erwartungen Theſpis' ankommt, daß Sylpho nicht in den erſten acht Wochen fortgejagt wird. Das Patronat angſtvoll verbrieft! — §. 2 ein Rollenfach, das keins iſt, wenn Theſpis nicht will. Das verkappte Patronat! — Im §. 5 das Theatergeſetz: in den Händen des Directors für die Kleinen und Schwachen eine Peitſche, für die capriciöſen Talente ein Lilienſtengel. Patronat, Patronat! — Im §. 11 das Benefiz. Patronat! — Alſo dieſe §§. 1, 2, 5 und 11, welche die Grundpfeiler des Bühnenlebens bilden, ſind dem Patronate entlehnt, und das iſt noch das einzig Gute an ihnen, ſo haltlos ſie eben gerade dadurch werden, daß ſie etwas juridiſch feſtſtellen wollen, was nur durch Treue und Billigkeit, durch die Autorität des Patrons haltbar iſt. Die modernen §§. 4, 6, 8, 9, 10 haben aber, weil ihnen nicht einmal jener Nimbus anklebt, Geldgier, Ausbeutung und Gemeinheit als einziges Reſultat, und ſie ſind eben ſo unbrauchbar wie verderblich. Was iſt denn nun gut an dem ganzen Contract? Es iſt §. 3, wo der Schauſpieler ſeine Gage normirt findet, §. 7, wo ſein Contract rechtzeitig vorher gekündigt werden muß, und §. 12, wo die Unterſchrift bekräftigt wird. Alſo die drei Paragraphen, die in jedem andern bürgerlichen Vertrage ebenfalls ſtehen, und welche mit der Kunſt gar nichts, ſondern nur mit dem Materiellen zu thun haben. Wenn dieſe Art Contracte und Theatergeſetze wirklich durchgeführt würden, ſo wäre es für Schauſpieler wie Directoren eine Unmöglichkeit, dabei zu exiſtiren. Daß die Bühnen trotz derſelben beſtehen, verdanken ſie einzig und allein noch dem traditionellen Patronat, welches in ſeinen letzten Ueberbleibſeln gewohnheitsmäßig reſpectirt wird. Selbſt der muthwilligſte oder abgefeimteſte Schelm beim Theater wird durch die Erfahrung zu der Erkenntniß gebracht, daß ſich mit Gewalt und Niedertracht doch nicht auf die Dauer bei der Bühnenwelt wirthſchaften läßt, daß er vielmehr auf den guten Willen aller Mitwirkenden angewieſen iſt, und daß er nur höchſtens drei Directoren prellt, um dann dem Elende und der Verachtung anheimzufallen. Er zügelt ſich alſo um ſeines eigenen Wohles und Wehes willen.

Nicht genug aber, daß dieſe Contracte und Geſetze in ſich unausführbar ſind, es giebt noch äußere Einflüſſe und Hemmniſſe, welche ſie völlig illuſoriſch machen. Kommt es denn nicht vor, daß dieſer oder jener Director die „Vertraute“ eines ſogenannten Mäcens engagiren muß, wenn er nicht eine — gewiſſe Protection in’s kraſſe Gegentheil verwandeln will? Die Dame ſpielt unter aller Kritik! Die Preſſe ſchreit, das Publikum ziſcht, der Director verzweifelt, die Collegen wüthen. Gleichviel, die „geſchätzte Künſtlerin“ chicanirt auf Grund ihres Einfluſſes das geſammte Perſonal. Was thut der Director? Er ballt die Fauſt in der Taſche, zuckt diplomatiſch die Achſeln und ſpielt den Toleranten. Würde er das nöthig haben, wenn er nicht auf Geld und Gunſt, ſondern auf Kunſt ſähe, wenn er ein wirklicher Patronus wäre? —

Oder „Muſter-Director“ Thespis muß die Individuen engagiren, welche ihm ſein Theater-Agent aufbürdet. Denn er iſt demſelben Geld ſchuldig oder befürchtet von ihm anderweitigen Schaden im Geſchäft. Thespis hat Sylpho z. B. durch einen Agenten für ſeine Bühne „gewonnen“, und Beide ſind ganz zufrieden mit einander. Aber wie lange läßt der Agent denn den Sylpho bei Thespis? Gerade ſo lange, als er Procente erhält. Iſt das erſte Jahr und damit Sylpho's Verpflichtung, den Agenten zu bezahlen, vorbei, dann engagirt der Agent Sylpho mit höherer Gage wo anders hin, nicht um den Künſtler zu fördern, ſondern um ſeine Menſchenſteuer nicht zu verlieren.

Deshalb behalten die Directoren kein Enſemble mehr! Das iſt die Rache der entweihten Kunſt, der Fluch der Geldmacherei und des Krämergewerbes! Um das Maß voll zu machen, ſchuf man die Sommertheater und erfand die halbjährigen Contracte — dieſe Unglücksquellen eines neuen Theater-Proletariats.

Das ſind die Rechtsverhältniſſe beim Theater in Deutſchland. Sie ſchreien um Abhülfe. O daß die deutſchen Regierungen doch endlich auf dieſen Nothruf hörten!

Wir ſagen zum Schluß, was der Verein deutſcher Bühnen-Vorſtände geſagt hat in ſeiner Denkſchrift über die Nothwendigkeit einer geſetzlichen Organiſation der deutſchen Theater:

„Es iſt die vorherrſchend induſtrielle Richtung, welche — der gewinnſüchtigen Zeitſtrömung entſprechend — das theatraliſche Leben und zwar in ſeinem ganzen Umfange ergriffen hat. — Eine Selbſt-Correctur der deutſchen Bühnen-Verhältniſſe iſt unmöglich und undenkbar. Der Staat muß ihnen mit Geſetzeskraft zu Hülfe kommen!“

Aber nur etwas bald, ehe es zu ſpät iſt! —

VIII.

Ueber ſchlechte Repertoire und den theatraliſchen Kunſthaushalt.

Wir haben es anſcheinend mit einer rein praktiſch-techniſchen, die ſpecielle Bühnenverwaltung berührenden Frage zu thun. Aber dieſe Frage, ein wie praktiſches Anſehen ſie auch hat, ſteht nicht nur mit dem geiſtigen, künſtleriſchen Theil des Theaters in engſter Verbindung, ſie ſchließt auch unmittelbar das ganze Wohl und Wehe der Dicht- und Schauſpielkunſt in ſich ein.

In früheren Zeiten, von den Alten bis zu Iffland und unſeren großen deutſchen Dramendichtern, hatte man die höchſt naive Meinung: das Theater und deſſen Dichtkunſt ſei ein bedeutſames Moment der Volksbildung, ein nationales Inſtitut, durch welches der ſchauenden Menge die Ideen und Gefühle des Guten, Wahren und Schönen als reinigendes, veredelndes und erhebendes Mittel zu ächter Lebensfreude, die auf Zufriedenheit beruht, dargeboten würden! Die heutige Zeit aber, der faſt Alles Geſchäft zu ſein ſcheint, und welche bei ihrer vorwaltend kalten Verſtandesrichtung dem Gemüth nur ſpärlichſten Raum geſtattet, ſieht meiſt das Theater nur noch als ein Mittel gegen Langeweile, einen Vergnügungsort wie jeden andern an, und glaubt, deſſen Zweck ſei erreicht, wenn ſich in ihm die Leute täglich drei Stunden nur gut „amüſiren". Wie Ball, Kartenſpiel und Diner etwa, iſt auch dem Theater verſtattet, ein „ſchönes Vergnügen" zu heißen.

Während früher ein Theaterdirector ſich als Chef eines wahrhaften Kunſtinſtituts fühlte, Zeit, Kraft und Geld daran wendete, damit ſein Theater wo möglich einen Ruf in den Annalen der Kunſtgeſchichte erlange; wenn der Dichter ſeine Ehre darin ſuchte, das ihm von Gott geſchenkte Talent allein im Dienſte der Volksveredlung zu verwenden, ſo ſind heute die meiſten Directoren, Dichter und Schauſpieler zu Speculanten herabgeſunken, welche mit dem Amuſement Handel treiben, und deren Aufgaben mit jenen der Kunſtreiter, Seiltänzer und Taſchenſpieler auf demſelben Niveau ſtehen. Die Geldmacherei iſt ihr erſtes Princip, ganz gleich, womit und wie es erreicht wird. Deshalb ſind die Mehrzahl der Directoren Kaufleute, die Dichter Fabrikarbeiter, die Schauſpieler Commis voyageurs „in theatraliſchen Artikeln" geworden.

Wir haben nicht etwa im Sinne, alte Klagelieder von Neuem anzuſtimmen, oder mit der Kraft der Begeiſterung, der Wahrheit und Sittlichkeit der Sache gegen dies verwerfliche Princip anzukämpfen, ein Princip, das ſelbſt vielfach bei großen, reich dotirten Bühnen ſich Geltung verſchaffte. Auch nicht die edleren, reineren Gefühle der Menſchheit wollen wir diesmal gegen eine Maxime wachrufen, welche der Kunſt ſo verderblich iſt. Wir wiſſen nur zu wohl, daß man gleiche Waffen dem Feinde entgegenſetzen muß. Der Geldſack iſt nur durch den Geldſack, der trockene, verſtandes-arrogante Calcul nur durch Verſtandeswaffen, durch das Rechenexempel niederzuſchlagen. Iſt doch nur zu oft ſchon erfolglos zu Gunſten der Kunſt an das ſittliche Gefühl, an das Ideale, an eine große Vergangenheit appellirt worden.

In der Beſprechung der Rechtsverhältniſſe der deutſchen Bühne ward nachgewieſen, daß unſere Bühnenverhältniſſe vom Rechte nichts wiſſen und ſich nur um troſtloſe Palliative drehen. Diesmal hoffe ich nachzuweiſen, daß unſere meiſten modernen Directoren ſchlechte Kaufleute, kopfloſe Rechner, unſere geldmachenden Theater nur niedere Krämerfirmen ſind, welche qualvoll von einem Tage zum andern leben, um nur dem Falliſſement zu entgehen, Directionen, welche von geordneter Geſchäftsführung, einem regelmäßigen Haushalt ſo wenig verſtehen, wie ein ambulanter Heringshändler von Nationalökonomie.

Was will ein Kaufmann? Möglichſt viel Geld ununterbrochen durch ſeine Waare verdienen! Der große Abſatz und der Credit, das Zutrauen des Publikums, zufolge deſſen er mehr und mehr gewinnt, iſt Quelle ſeines Wohlſtandes, ſeiner Macht. In welcher Art erringt er Abſatz und Credit, geſteigerte Kundſchaft? — Indem er eine reelle oder doch wenigſtens eben ſo gute Waare bietet, als jeder andere; indem er das reichhaltigſte, mannigfaltigſte Waarenlager, die größte Auswahl von Artikeln unter ſeinen Standesgenoſſen hält. Jeder wahre Kaufmann weiß, daß eine ſchlechte Waare, Einſeitigkeit der Verkaufsartikel der ſicherſte Weg zum Ruin iſt, aber Solidität und Ausdehnung ſeines Geſchäfts den Beſtand deſſelben ſichern. Der Kaufmann ſoll den allſeitigen Bedürfniſſen des Publikums in allſeitiger und gediegener Weiſe Rechnung tragen, oder er iſt nur ein Portkrämer. Er ſoll andern Theils nicht Alles verkaufen wollen, denn jedes Geſchäft hat ſeine natürliche Schranke, aber er ſoll möglichſt viel und Vielerlei verkaufen, und es allein dem Publikum überlaſſen, ihm die Grenze ſeiner Thätigkeit zu ſetzen.

Wir glauben, daß es keinen vernünftigen Kaufmann der Welt giebt, der dieſe Principien nicht zu den ſeinen machte.

Wenn ich nun heute zu einem Geſchäftsmann komme und will einen Schmuck, er mir aber ſagt: „Mein Herr, Schmuck habe ich nicht, aber Reifröcke, die beſten im ganzen Lande!“ ſo werde ich fortgehen, denn ich brauche eben einen Schmuck und keinen Reifrock. Der Mann hat ſich von aller Concurrenz in Schmuckſachen ausgeſchloſſen, hat alle Schmuckſachenliebhaber aus ſeinem Geſchäft verjagt. Beruht ſein Geſchäft nur auf lauter Reifröcken, ſo ſind nur Reifrockliebhaber ſeine Kunden, und wenn Madame Mode dieſen Artikel capriciös außer Cours ſetzt, ſo iſt der gute Mann bankerott.

Kaufmann A. verkauft hingegen zur Zeit lauter Schmuckſachen; B. jedoch Delicateſſen. Beide machen ein zwar nicht übergroßes, aber ganz hübſches Geſchäft, weil ſie ihre Waaren aus guten Quellen beziehen. Wenn Herr B. aber, um auch den Profit A.'s zu haben, plötzlich auch lauter Bijouterien, oder A. aus demſelben Grunde lauter Delicateſſen verkauft und ſeine alten Artikel in den Winkel ſtellt, — ſo werden ſie ſich Beide, weil ſie unſinnig concurriren, ihre Kunden gegenſeitig abjagen und keine neuen dafür erhalten, ſie ſind ruinirt.

Da giebt es ſchließlich noch einen Kaufmann, Herrn C., dem jeder weitergehende Blick fehlt, der ſich nicht fragt, was aus ſeinem Geſchäft in Zukunft werden ſoll, welchem Ziele er als Mann von kaufmänniſcher Ehre, dem ſeine Firma Alles iſt, entgegenführen wird, welcher nie von einer Woche zur andern, von einem Tage zum andern ſpeculirt, der Laune des Publikums, der Tagesmode allein blind nachgeht, ohne zu bedenken, daß jede unerwartete Conjunctur ihn gefährden kann? Er wird zwar eine Weile Geld verdienen, aber er ruinirt ſein Geſchäft und ſtirbt doch als Bettler. Von dieſen drei Arten ſind aber fünf Sechſtel unſrer heutigen Bühnenverwaltungen.

Ein Theil unſerer Directionen nämlich ſind, wie unſer Reifrockverkäufer, Monopoliſten. Das heißt: ſie werfen ſich, durch einige gute Profite verführt, auf ein beſtimmtes Genre, Der auf die Poſſen, Jener auf komiſche Opern, der Dritte auf Ausſtattungsſtücke. Dieſe leiert er denn ſo oft hintereinander ab, wie es nur geht. Andere Sachen giebt er nur als Flickmittel, bis er wieder eine neue Poſſe, komiſche Oper u. ſ. w. hat, eine neue Walze auf den alten Leierkaſten. Der Thor! wenn er alle Tage im Jahre nur ſein Haus halb zu füllen im Stande wäre — im Sommer vielleicht zum vierten Theil, im Winter zu drei Vierteln;

hätte er es aber vermöge intelligenter Leitung immer nur halb voll — ſo profitirte er, nach Abzug aller Koſten, immer noch mehr, als ihm zwei Kaſſenſtücke, und würde jedes hundertmal gegeben, einbringen können. Das iſt durch *Zahlen* zu beweiſen! Dazu erwäge man, daß ſich der theatraliſche Alleinhändler den größten Theil des Publikums entfremdet, welcher ihm nichts mehr zutraut, als die längſt abgetragene Jacke des Bajazzo, erwäge man, wie ſehr er von ernſten Zeit-Conjuncturen, von der einſeitigen Productionskraft ſeiner Poſſen- oder Ausſtattungscomödien-Schreiber abhängt, daß ſich ſein Perſonal verſchlechtert bei ſolcher Holzhauerarbeit! Was iſt das Ende? Falliſſement! Mindeſtens ein unbeachtetes Krämerleben!

Dem Concurrenzmacher geht es nicht beſſer. Er ſieht nämlich nie darauf, was er leiſten kann, ſondern nur, was Andere leiſten. Sobald Director A. ein Ballet, Director C. eine italieniſche Oper, College D. eine Zauberpoſſe losläßt, hui, iſt er auch dabei; dann muß bei ihm ſofort auch getanzt, italieniſch fiſtulirt, in Feerie geſchwelgt werden. Ob die Hälfte ſeiner Leute dabei Monate lang für ihre Gage ſpazieren geht, ob ſeine Localſoubrette die Adalgiſe ſingen kann, ob er überhaupt für ſein Unternehmen die Kräfte hat, das iſt ihm Alles gleich. Er meint, ſo wie *er* nur concurrire, ſeien auch die Collegen entſattelt, und die Reclame, die Soldſchreiber ziehen jauchzend in's ſchmutzige Treffen! Wir haben erlebt, daß auf dieſe Art in derſelben Stadt drei italieniſche Opern auf einmal graſſirten, anderer eclatanter Fälle nicht zu gedenken. Es liegt auf der Hand, daß dieſe Art Concurrenz der kürzeſte Weg iſt, ſich gegenſeitig zu ruiniren, ſo daß ſchließlich Keiner etwas hat; der kürzeſte Weg, dem Publikum, dem von allen Seiten daſſelbe geboten worden, durch die Ueberſättigung den Theaterbeſuch ganz und gar zu verleiden.

Der Dritte im Bunde iſt der Speculant des Augenblicks. Ihm fällt nicht ein, irgend ein Genre wie der Reifrockcollege zu ſeinem Monopol zu machen, er will allſeitig ſein; auch fällt ihm nicht ein, wie College A. und B.

Concurrenz zu machen und nachzuäffen, er will eben machen, was kein Anderer kann, will Allen ſo zu ſagen den Wind abgewinnen! Ohne zu ahnen, wohin ſein ſchwindelnder Pfad führt, liegt er ſtets auf der Lauer nach außergewöhnlichem Neuen. Was in Paris und London, oder ſonſtwo, Monſtröſes ſich in der Theaterſphäre regt, das wird aufgegabelt, mag es nun eine neue franzöſiſche Oper, ein engliſcher Jongleur, eine ſpaniſche Tänzerin, ein deutſcher Wandermime ſein, der mit Trompetenſchrei durch die Städte zieht, oder ſei es irgend ſonſt eine tolle Idee des eignen Hirns, welche ihn bei gewiſſen Autoren Effectdramen, Ausſtattungspoſſen beſtellen läßt, um das Licht ſeines Maſchiniſten leuchten, die Schauluſt grobſinnlicher Naturen befriedigen zu laſſen, oder aber ſei es der Trieb, welcher ihn jäh auf politiſche Conjuncturen, die Leidenſchaft der Zeit, die Tagestiraden ſpeculiren läßt, um durch Tendenzdramen ſeinen Beutel zu füllen; kurz, er iſt nicht der Mann der bleichen Furcht, er macht Alles, ſobald er nur den nöthigen Credit hat, um malen, ſchreiben und gaſtſpielen zu laſſen. Daß ein ſolches Kraftgenie eine ganze Weile viel Geld verdienen, bei glücklichem Griff und einer ſchlagfertigen Agilität ſich längere Zeit als Barnum ſeines Orts halten kann, iſt wohl möglich. Abgeſehen davon, daß er aber gerade den entſittlichendſten Einfluß übt, weil er Alles darſtellt, was gefällt, und das ſinnlich Grobe, Platte ſtets leichter anſpricht; abgeſehen davon, daß er ſein Perſonal zu einer Equilibriſtenbande verwildern, im Weſenloſen den individuellen Charakter verlieren läßt, er wird mit der Zeit auch bemerken, daß ſeine Ausgaben doch die Einnahmen aufzehren, daß er den unerſättlichen Magen der vielköpfigen Menge, welchen er ja an ſchale, gehaltloſe Koſt gewöhnt hat, endlich doch nicht mehr ſättigen kann. Er muß ſich wiederholen, und dann iſt der Augenblick ſeines Sturzes gekommen, der jäher iſt, als der irgend eines andern Collegen, eines Sturzes, der unterm Gelächter gerade der Menge vor ſich geht, für die er ſich in hirnloſe Opfer ſtürzte. Wir haben in Deutſchland dieſe Beiſpiele ſchon öfter erlebt und werden ſie noch eclatanter erleben. Man denke ſich einen einzigen Kriegsfall, wie ihn die alten Theater glücklich überſtanden, und keiner dieſer beſagten Bühnenlenker entgeht dem Bettelſtabe, tauſend Schuldloſe mit im ſein Verderben reißend.

Wie aber, wird man lächelnd fragen, wie ſoll denn operirt werden? Du ſagſt: wir ſollen eben ſo gute Stücke und Darſtellungen bieten wie Andere, und tadelſt die Concurrenz? Wir ſollen nicht einſeitig ſein, und wenn wir nach größter Mannigfaltigkeit vor Anderen ſtreben, ſchiltſt Du uns auch? Was willſt Du denn eigentlich? — Wenn ich einem Wucherer ſage: „Sei doch kein Vampyr!" habe ich dann geſagt: „Verſchenke Dein Vermögen!"'? Was wird er zu thun haben, die Achtung der Anderem zu erwerben? Er wird von ſeinem Gelde Nutzen ziehen, ohne Andere zu prellen, und wird von ſeinem Gelde Anderen helfen, ohne ſich zu ruiniren. Durch weiſes Maßhaltem in allen Fällen wird er Zutrauen und Geld erwerben.

Wie ſoll ein Theaterdirector denn operiren, damit er einem vorzüglichen Kaufmann gleich ſei, das meiſte Geld mit der größten Ehre vereint erwerbe? Die erſte Frage iſt, worin überhaupt jede Operation eines Bühnenleiters beſteht? — Im Repertoiremachen! Er mag thun, was er will, Alles läuft allein auf's Repertoiremachen hinaus. Für den Director giebt es nur zweierlei: ſein Theater, welches das Publikum anziehen ſoll, und das Publikum, welches gegen Bezahlung recht ſtark hineingehen ſoll. Wenn er ein neues Stück giebt, thut er's etwa dem Autor, der Kunſt zu Liebe? O Schwachheit! Er giebt es, weil er glaubt, damit viel Geld zu verdienen, es oft bei vollem Hauſe geben zu können! Das Oftgebenwollen beweiſt aber, daß er Mangel hat, daß ſeinem öden Repertoire aufgeholfen werden ſoll. — Wenn er einen neuen Künſtler gaſtiren, ein junges Mitglied debutiren läßt, ſo heißt es entweder, daß ſein Perſonal ohne Gäſte nicht mehr zieht, oder daß ſein Debutand eine Lücke in ſeinem Perſſonal füllen ſoll. Perſonallücken, ſchlechtes Enſemble laſſem aber ein intereſſantes, anziehendes Repertoire nicht zu. Folglich iſt nicht das Drama, nicht der Schauſpieler, nein, das Repertoire iſt der letzte Angelpunkt, um den ſich das Beſtehen eines Theaters dreht.

Die heutigen ſchlechten Repertoire ſind es, welche vorzugsweiſe den Fluch des Verfalls unſeres Theaters zu tragen haben. Iſt doch das Repertoire recht eigentlich das Barometer und Thermometer für die ganze Beſchaffenheit des theatraliſchen Horizonts. Der rothe Zettel heißt — Wolkenbruch!

Was iſt nun ein ſchlechtes Repertoire, und wie wird ein gutes Repertoire beſchaffen ſein müſſen? —

Mag man auch die Entréefähigkeit, den Gagenetat, die pecuniären Ergebniſſe eines hundertmal gegebenen Zugſtückes normiren, wie man will; ſo lange man nicht beweiſt, ein Director ſei dreier koloſſaler Kaſſenmagnete ſicher, wird man nichts gegen mich bewieſen haben. Selbſt wenn er jährlich zwei große Kaſſenſtücke hätte, deren Beſchaffung ihre bewußten Koſten machen, er kann doch kaum ſo viel einnehmen, als wenn er alle Tage ſein Haus halb gefüllt hat. Hat er in einem Jahre nun auch zweimal ein ſolches Kaſſenglück, er hat es doch nicht immer; manchmal hat er eine durchſchlagende Novität, noch öfter gar keine nennenswerthe!

Was iſt ein Repertoire? Die geordnete Ueberſicht der künftigen Leiſtungen einer Bühne binnen einer gewiſſen Zeit. Es liegt nahe, daß bei ihm die Zeit das beſtimmende Maß iſt. Ein gutes Repertoire kann nichts weiter heißen, als: weiſer Gebrauch der Zeit bei den kommenden Leiſtungen einer Bühne. Die Zeit iſt beim Repertoire das unbedingt Beſtimmende, denn man hat Jahresrepertoire, Saiſonrepertoire, Monats-, Wochen-, ja leider ſelbſt Tagesrepertoire. Ein ſchlechtes Repertoire hingegen iſt der Mißbrauch der Zeit bei Leiſtungen einer Bühne. — Wenn man nun die Handlungsweiſe des theatraliſchen Alleinhändlers, der ewig eine und dieſelbe Piece abdriſcht, dann die des Concurrenzmachers, der ſtets ſeinen Collegen nachäfft, und die des

Speculanten des Augenblicks betrachtet, der um jeden Preis immer voraus mit Neuigkeiten ſein will: ſo wird man bemerken, daß alle ihre Speculationen auf Zeit gehen, daß ſie aber eben Alle unzeitig ſpeculiren.

Die Unklugheit des Monopoliſten wird darin beſtehen, daß von ſeinen Leiſtungen binnen einer gewiſſen Zeit, alſo einem Repertoire gar nicht die Rede iſt; er iſt der Zeitloſe, ewig Stabile, ſo lange er's nämlich aushalten kann.

Man wird ſagen: „Du tadelſt den Monopoliſten; aber iſt denn nicht klar, daß ein Stück, welches gefällt, ſo oft als möglich hintereinander gegeben werden muß? Wirſt Du ſelber, wenn Du Autor eines ſolchen Stückes biſt, es nicht am allererſten wünſchen?“

Dies ſieht wie eine recht kluge Falle aus! Allerdings muß ein ſolches Stück ſo oft als möglich gegeben werden, ja! Aber ſo oft als möglich hintereinander? Nein! Denn dieſes Hintereinander, die Abhetzerei beeinträchtigt eben jenes So-oft-als-möglich! Abhetzen heißt raſch verbrauchen und dann wegwerfen. Ein Stück, das die Kraft hat, 50 Mal hintereinander gegeben zu werden, hat auch die Kraft 80 Mal überhaupt geſpielt zu werden, wenn man das Repertoire danach einrichtet. Nicht das raſch vergängliche Ofthintereinander, ſondern die bleibende Wiederholung iſt der Wunſch des Dichters, muß die Klugheitsregel des Directors ſein.

Ein anderer Einwurf wird der ſein: „Du verdammſt bei dem Concurrenzmacher die Concurrenz, und doch ſtellſt Du Mannigfaltigkeit, Allſeitigkeit als Regel auf, und daß ein Director eben ſo gute und vielfache Artikel habe wie ſein College! Iſt das kein Widerſpruch?“ — Nein! — Denn der Concurrenzmacher macht eben daſſelbe zu derſelben Zeit, was er ſeinen Collegen machen ſieht, um ihn zu beſiegen. Der kluge Kaufmann aber ſetzt ſich nur in den Stand, ſtets daſſelbe wie Andere leiſten zu können, aber leiſtet es nur, wenn ſeine Collegen das nicht machen, ihre Mittel in dem Genre ſchwach, die ſeinen aber ſtark ſind. Das Nachäffen iſt ſomit ganz ausgeſchloſſen.

Ein dritter Einwand wird ſein: „Wie kommt es, daß Du den Speculanten des Augenblicks verwirfſt, der danach trachtet, der Erſte ſtets zu ſein, der Neues vorführt? Muß nicht Neues vorgeführt werden, wird nicht jeder Kaufmann danach ſtreben, der Erſte und wo möglich der Einzige zu ſein?“ — Gewiß muß Neues vorgeführt werden, aber doch nicht alles Neue ohne Wahl und Geſchmack! Neue Genres giebt es nicht auf dem Theater, ſie werden ſich ewig auf Trauer-, Schau- und Luſtſpiele, ſeriöſe und Spiel-Oper, Ballet, Vaudeville und Poſſe beſchränken. Innerhalb deren ſoll man das hervorragend neue Gute bringen; denn Solidität deſſen, was geboten wird, erhält jedes Kaufmanns Geſchäft. Er wird ferner nicht alle Augenblicke Neues bringen, nur um etwas Neues, Ueberraſchendes gebracht zu haben!

Worin beſteht nun ein gutes Repertoire?

Es giebt bekanntlich Jahres-, Saiſon-, Monats- und Wochenrepertoire. Das Tagesrepertoire iſt keins, es iſt nur die Manier: von einem Tage auf den andern zu beſtimmen, wovon man morgen exiſtiren ſoll, ein ſicheres Symptom, daß es mit dem Theater zu Ende geht. Wie die Woche nach Tagen, der Monat nach Wochen, das Jahr nach Monaten eingetheilt wird, ſo theilt man auch das betreffende Repertoire ein. Wie das Wochenrepertoire das engſte, empfindlichſte und durch die vielen Zufälligkeiten des Theaterlebens am leichteſten zerſtörbare iſt, ſo iſt das Jahresrepertoire das weiteſte und am leichteſten aufrecht zu erhalten. Daß es aber auch das wichtigſte iſt, fällt keinem Director ein, und weil Niemand recht daran denkt, ſich ein ſolches Jahres- oder Saiſonrepertoire zu machen, darum kommt man auch mit dem Wochenrepertoire um ſo mehr in Verlegenheit!

Wie richtet man alſo ein Jahresrepertoire ein?

Große Hoftheater, wie etwa Wien und Berlin, ſind moraliſch verpflichtet, alle vierzehn Tage eine Novität in irgend einem Genre zu geben, alſo 26 Novitäten jeder Art des Jahres. Kleine Hoftheater etwa alle vier Wochen einer, alſo 12 Novitäten, große Stadttheater werden ähnlichen Modus haben, ihr Publikum zu befriedigen, mindeſtens mit einer Novität aller 3 Wochen, alſo jährlich mit 18, kleinere Stadttheater etwas weniger. Daß damit wirklich neue Stücke, alſo keine alten, neu einſtudirten, keine Bearbeitungen und Ueberſetzungen zu verſtehen ſind, liegt wohl auf der Hand. Dann hat jedes Theater die heilige Verpflichtung (allerdings nicht immer das Recht und die Erlaubniß), die claſſiſchen Werke unſerer großen Dichter im Andenken des Volks zu erhalten, ihnen als den Vorbildern des guten Geſchmacks, als den Höhepunkten der Kunſt ſtets den erſten Platz einzuräumen.

Wie ſteht es denn aber mit Wiederholung von Novitäten, neu einſtudirten Stücken und — genug! Ueber Wiederholungen entſcheidet nur der Erfolg. Sie ſind auf einem Jahres- oder Saiſonrepertoire nie in Anſchlag zu bringen, das wird Sache des Wochenrepertoires allein ſein.

Nun ſind noch die Gaſtſpiele zu berückſichtigen. Es giebt dreierlei Gaſtſpiele: erſtens zum Zwecke etwaigen Engagements, um das Enſemble zu ergänzen; zweitens um durch Gäſte Kaſſe zu machen, die man mit ſeinen Mitgliedern nicht mehr erzielt; drittens um dem Wunſch des Publikums, einen großen Künſtler zu ſehen, zu genügen. Die zweite Art iſt eine gemeinſchädliche, weil man mit dem momentanen Erfolg durch den Gaſt den ſicherſten Ruin ſeines Enſemble erreicht. Was den dritten Fall betrifft, ſo ſind die ächten Künſtlergrößen bekanntlich nicht auf der Straße zu finden, ſie ſind immer ſelten, und man wird doch nur ſolche Phänomene gaſtiren laſſen, die wirkliche Größen, keine **Voyageurs dramatiques** und Couliſſenvirtuoſen ſind, welche vom Gaſtiren leben, ſonſt verfiele man ja in den verderblichen zweiten Fall. Der erſte aber, wo man gaſtiren läßt, um zu engagiren, iſt der berechtigtſte, am eheſten vorkommende. Ueber ihn läßt ſich kein genauer Modus feſtſtellen, da hier das locale Bedürfniß allein entſcheidet.

Endlich bleiben noch zu betrachten diejenigen älteren

Novitäten, welche ſich dauernden Erfolg errungen und Anſpruch haben auf Erhaltung im Repertoire. Die Zahl derſelben iſt verhältnißmäßig gar nicht ſo gering und dürfte wohl leicht 24 Vorſtellungen jährlich erreichen, eher mehr.

Was die politiſche Gattung der Vorſtellung betrifft, ſo iſt es gewiß, daß das Publikum lieber öfter lacht, als weint, man alſo dem komiſchen Genre ein wenig mehr Raum, als dem ernſten geben muß, ſo daß etwa zwei Drittel der Novitäten auf das Komiſche, ein Drittel auf das Tragiſche kommen.

Ziehen wir auch das Ballet in Rechnung, ſo iſt Tanz an ſich auf der Bühne am meiſten mit der Oper verſchwiſtert. Außer Berlin und Wien dürften ſchon die Bühnen ſelten ſein, welche vollſtändig getanzte Dramen, Ballets, mit Erfolg geben können. Es iſt ein ſehr theures Vergnügen und wird nur von einem Minimum des zahlenden Publikums, der Ariſtokratie, goutirt. Der Tanz iſt in's heitere Genre zu rechnen, und 4 Balletnovitäten dürften jährlich für das größte Theater übergenug ſein.

Von Opern-Novitäten iſt zu ſagen, daß ſie ſelten ſind, beſonders deutſche, alſo 4 Novitäten, von denen 2 der heroiſchen, 2 der Spieloper angehören, mit 12 ſicheren Vorſtellungen dürften alles zu Erwartende ſein.

In Anſehung der Jahreszeit iſt der Winter dem Theater günſtiger, als der Sommer. Damit ſind wir in's Saiſonrepertoire gekommen, zu dem ſich unwillkürlich jedes Jahresrepertoire geſtalten wird.

Die gute Saiſon des Winters beginnt mit dem 1. September und endet mit April, ſie hat 7 Monate, von denen September, October, November, Januar, Februar die beſten, December und März die ſchlechteſten ſind. Die ſchlimme Saiſon des Sommers dauert vom 1. April bis 1. September. Von ihr iſt April der beſte Monat. Das Theaterjahr hat ſomit 6 gute und 6 ſchlechte Monate, von denen in der Regel October, Januar und Februar ſich am ergiebigſten zeigen. Es wird in der Natur der Sache liegen, daß eine kluge Direction der ergiebigſten Zeit ihre beſten Kräfte widme.

Dieſe in allgemeinen Zügen gegebene Einrichtung des Jahres- und Saiſonrepertoires ſollte ſich ganz von ſelbſt aufnöthigen, ſie wird auch wohl annäherungsweiſe geübt, aber unbewußt. Heut' zu Tage, wo man eben keine Repertoire mehr macht, iſt es dem Zufall anheimgegeben. Dieſer Zufall iſt aber der tödtliche Wurm im Bühnenleben. Das Theater iſt ohnedies von tauſend Zufälligkeiten heimgeſucht, die es nicht immer bewältigen kann; es ſollte doch alſo wenigſtens zwei feſte Stützpunkte haben für ſein Beſtehen: ein feſtes Repertoire und ein geſchloſſenes Enſemble. Ein derartiges Repertoire hat wie ein Schlachtplan, wie ein Bauriß ſeine feſteſte Eintheilung, ſeine innere Architektur, jene Mannigfaltigkeit bei der Einheit, welche ihm erlaubt, jedem Genre zu huldigen, ohne ſeine Kräfte zu überbürden oder zu lähmen. Es wird, ſobald es nur mit Conſequenz feſtgehalten wird, die ſicherſte Grundlage des Monats- und Wochenrepertoires bilden.

Ob es durchführbar? — Freilich für ein Theater, das die Poſſe giebt, welchem Tragödie und ſeriöſe Oper nicht verſtattet oder nicht möglich iſt, paßt dies Repertoire anſcheinend nicht. Es paßt aber doch, ſofern man an Stelle der Tragödie das Schauſpiel, ſtatt der ſeriöſen Oper die Feerie, ſtatt der Spieloper das Vaudeville, für Schauſpiel Luſtſpiel und für letzteres die Poſſe ſetzt. Wenn man nun aber acht Wochen Ferien hat, oder im Sommer gar nicht ſpielt? So fällt das Repertoire für dieſe Zeit, welches ohnedies im Sommer ſchwächer mit Novitäten, Claſſikern u. ſ. w. beſetzt iſt, ganz weg. Nur diejenigen Theater werden ſich anders einrichten müſſen, welche wie einige kleine mitteldeutſche Hoftheater nur dreimal die Woche überhaupt ſpielen. Dieſe werden auf ihre drei Vorſtellungen auch ſtets Trauerſpiel, Oper, Luſtſpiel in einer, Schauſpiel, Spieloper, Poſſe in der andern Woche folgen laſſen, ſo daß alle vierzehn Tage daſſelbe Genre wiederkehrt. Der Nutzen eines ſo mannigfachen Repertoires, wo jedes Genre genau ſeinen Platz, jede Kunſtform ihre ebenmäßige Geltung hat, beſteht nicht allein in ſeiner Mannigfaltigkeit, welche ſtets das Publikum anreizt, ſondern noch mehr in ſeiner Ordnung. Dieſe Ordnung nämlich giebt dem Kunſtfreund die *Beruhigung*, daß er binnen einer gewiſſen Friſt ſein *Lieblingsgenre*, ſeinen Claſſiker u. ſ. w. ſicher zu erwarten hat, daß es nicht von der Laune des Directors abhängt, ob man ſehen darf, was man will, oder ſehen muß, was der Direction beliebt.

Das eigentliche Theaterpublikum, das intelligente Gros der Bevölkerung, welches ein Inſtitut erhält, wird durch ein in der Mannigfaltigkeit einheitliches Repertoire *dauernd* an die Bühne geknüpft, während es jetzt ſyſtematiſch zum Tempel hinaus geſpielt wird. Aber woher Alles nehmen, was auf ſolchem Repertoire ſteht? — Nun, ſollte man denn nicht jährlich an jeder großen Bühne 12 claſſiſche Vorſtellungen in allen Formen und Genres geben können? Man giebt durchſchnittlich jährlich ſehr viel mehr claſſiſche Vorſtellungen, und wir ſind zum Glück reich genug an gutem Alten, um länger als zwei Jahre daran zu haben, ehe wir mit allem durch ſind. Auch 24 neu einſtudirte ältere Vorſtellungen ſind wohl heraus zu bringen. Bieten doch die deutſchen Theater von Goethe's Tod an bis heut' eine reiche Blumenleſe ehrenwerther Dichtungen, welche verdienen, zeitweiſe immer wieder gegeben zu werden. Freilich macht es Arbeit, wenn ſich der Director in ſeiner alten Bibliothek umſehen, die Theaterannalen nachſchlagen ſoll, aber der uralte Heſiod hat ja ſchon geſagt: „Nur für Arbeit und Mühe verkaufen die Götter das Gute den Sterblichen.“ Auf der faulen Bärenhaut zu liegen, iſt freilich bequemer, aber wahrlich nicht ehrenvoller.

Die Gaſtſpiele laſſen ſich aber doch nicht feſtſtellen? — Nicht ganz, das iſt gewiß. Man wird ſich dabei nach ſeiner localen Decke ſtrecken müſſen, und der Bedarf iſt nicht überall gleich. So viel indeß kann man feſtſtellen, daß Gaſtſpiele gegen Ende der Winterſaiſon und in jene Zeit zu verlegen ſind, wo Urlaub und Engagementsloſigkeit am häufigſten zu ſein pflegen, alſo um Oſtern herum.

Aber 24 Novitäten, auf die es beſonders ankommt, wie ſoll man ſie immer vorher beſtimmen? Und dann, wenn man ſie wirklich hat, wie ſoll man ſie in den beſetzten Wintermonaten ermöglichen? — Frage gegen Frage: ſollte man denn nicht eine neue Tragödie neben einem claſſiſchen Schauſpiel und einem Luſtſpiel in vier Wochen geben können, ohne die Mimen abzunutzen? Werden denn nicht jetzt die Schauſpieler viel mehr ruinirt, weil ſie ohne Wahl nach plötzlicher Laune und immer daſſelbe in meiſt ſehr engem Cirkel ſpielen müſſen? Nicht das Oftſpielen, ſondern ſtets in derſelben bunten Jacke gaukeln zu müſſen, das iſt ihr Elend! Denn ein Theil des Enſemble wird dadurch übermäßig angeſtrengt, und der andere geht dafür auf Directionskoſten ſpazieren, um die Fähigkeit der Faulheit an ſich zu cultiviren. Sechs neue Trauerſpiele und zwölf heitere Piecen, alſo 3 Novitäten in jedem Wintermonat, ſind für das ehrgeizige Perſonal einer großen Bühne, das noch nicht bis zur Handwerkerei herabſank, wohl keine zu große Arbeit, zumal darunter nicht immer hiſtoriſche oder Stücke mit 20 Perſonen, nicht immer fünfactige Piecen, ſondern eben recitirende Novitäten jeder Art, auch ein- und zweiactige zu verſtehen ſind, denn auf die Güte, nicht auf die Länge kommt es an.

Ob man aber ſo viel Novitäten immer hat? — Man hat ſie vorausſichtlich immer! Sehe man doch nur die Novitäten der letzten fünf oder acht Jahre an, ob nicht das kleinſte Theater mehr als 26 im Jahre gegeben. Wo dies nicht geſchah, da liegt es an dem bisherigen verwerflichen Modus, nach dem faſt keine Novität gegeben wird, ſie ſei denn erſt durch großen Kaſſenerfolg in Wien oder Berlin approbirt.

Hat denn aber eine Novität ſtets Erfolg? Den muß

BIBL. UNIVERS. LIPS.

eben jeder Director der Welt abwarten: denn für ihn giebt es kein Recept. Aber ein Mittel, aus jeder Novität das Gute an's Licht zu ziehen, giebt es, es beſteht ganz einfach in der Regel: wirf nichts zu haſtig über Bord, was nicht gleich Tauſende bringt, und peitſche nicht den Erfolg zu Tode! Bei Annahme einer Novität giebt die poetiſche Würdigkeit und praktiſche Bühnenwirkſamkeit allein den Prüfſtein ab, und das muß Jeder verſtehen, der ein Dramaturg, ein Director ſein will. Um blos nachzuäffen, um ſich von Anderen in's Schlepptau nehmen zu laſſen, kann man auch einen Leineweber zum Theaterleiter machen. Hat ein Director Geiſt genug, nach Würdigkeit zu entſcheiden, Klugheit genug, ſich mit bekannten Autoren in Verbindung zu ſetzen, wenn er überhaupt nur den ſchlimmſten Dämonen des Theaters, der Hexe: „Willkür“ und dem Kobold: „Zufall“ gründlich entſagt, dann wird er wohl auch die Novitäten beſitzen, durch welche Friſche und Mannigfaltigkeit in's Repertoire, Anregung in's Publikum kommen, jener ächte Theaterdrang, der ſich nicht auf platte Neugier, laxe Unterhaltungsſucht gründet, ſondern auf den ſittlichen Trieb, auf das ethiſche Vergnügen, ſich durch wohlthätige Erſchütterung und Reinigung auf komiſchem oder tragiſchem Wege für's bürgerliche Leben zu ſtärken.

Ein Director, der den Verſtand und Fleiß hat, ein Repertoire, wie das angedeutete, zu hegen und zu pflegen, der nach beſtimmten Principien ſpeculirt und dirigirt, ein ſolcher wird nicht nur der beſte Kaufmann, ſondern auch das erſte Directionstalent, der wahre „Muſterdirector“ ſeiner Zeit ſein. Und alle Tage im Jahre wird ihm ſein Kaſſenabſchluß, der Beifall des Publikums zeigen, daß er das beſte Geſchäft macht, wird ihm und aller Welt die alte Wahrheit auf's Neue beſtätigen, daß das edelſte Kunſtſtreben zugleich immer das Profitabelſte iſt, wenn man es eben immer mit Kunſtverſtand, rechtem Sinn und beharrlicher Arbeitskraft zu bethätigen weiß. Freilich wer blos den Director ſpielt, wird nun und nimmermehr einen anhaltenden Treſſer in der Bühnenkunſt haben. Wirft ihm der Zufall, auf den er ſeine Sache ſetzt, aus der Tageslotterie des Theaters auch wirklich einmal einen Hauptgewinn in den Schooß — es heißt ſchließlich doch: Wie gewonnen, ſo zerronnen!

Adelbert vom Babanberge.

Ein Trauerſpiel.

Perſonen.

Hatto, Erzbiſchof von Mainz, Kanzler des Reichs,
Otto der Erlauchte, Herzog von Sachſen,
} Vormünder König Ludwig's, des Kindes.

Rathulf, Biſchof von Wirtzeburg,
Eberhardt, Graf von Rheinfranken,
Conrad, Graf von Rothenburg,
} Brüder aus dem Geſchlecht der Salier.

Heinz von Lörrach, der Gleisner,
Schweicher von Hattſtedt,
} Lehnsmannen
Rubach von Metz, Vogt
Till Schwenkinfeld, Narr
} des Biſchofs Rathulf.

Rolf Urach, der Schmied, Schultheiß von Wirtzeburg.

Frau Baban mit der Spindel, Enkelin Karl's des Großen, Wittwe Heinrich's vom Nordgau, Otto des Sachſen Schweſter, 80 Jahr alt.

Adelbert vom Babanberge, Markgraf vom Nordgau, ihr Sohn.

Braune-Hilde, ſeine Frau, Otto des Sachſen Tochter.

Adelbert, 15 Jahr alt, beider Sohn.

Veronika von Culmbach, Wittwe Adelhart's des Enthaupteten, Adelbert's Bruder, Schweſter Hildens und zweite Tochter Otto's.

Jobſt von Gumpendorf, genannt Sturmſeder, Vogt von Adelbert's Grenzfeſte Thetraß.

Lorenz Frawein,
Günther Memming,
} Aelteſte der Stadt
Nickel Halles, Schaffner der Burg
Gogel, Schutzjude von
} Babanberg.

Schwepp von Schweppfeld, Reichsehrenhold.
Stimmführende Fürſten und Biſchöfe des Reichstages.
Ein Edelmann vom Reichsheere.
Zwei Schreiber.
Ein italieniſcher Mönch.
Kunz von Terglou, Reichsbannerträger.
Kaplan Rathulf's. Ehrenholde. Knechte Adelbert's und Rathulf's. Bürger von Wirtzeburg. Knechte vom Reichsheere. Vaſallen des Königs und der Reichsfürſten. Diener.

Zeit: 906. Ort der Handlung: Wirtzeburg und Babanberg, im dritten Acte Tribur am Rheine.

Erſter Act.

908 nach Chriſto.

Babanberg, Ahnenhalle auf der Burg.

(Steinerne geräumige Bogenhalle mit Balkendecke, im Hintergrunde durch drei Rundbogen getragen, die auf zwei Säulen ruhen. Das Ganze iſt im älteſten byzantiniſchen Bauſtyl, roh, einfältig, ohne beſondere Schnörkel aufgeführt, hat aber etwas Achtunggebietendes, Majeſtätiſches in ſeinen Verhältniſſen. Links und rechts Rundbogenfenſter mit Säulenpfoſten. Den Eingang bilden zwei eichene ſtark beſchlagene Thüren, von denen eine links zwiſchen der linken Wand und der linken Säule, alſo unter dem linken Rundbogen, die andere rechts, zwiſchen der rechten Wand und der rechten Säule, alſo unter dem rechten Rundbogen angebracht iſt. Durch die vortretenden Säulen und Bogen liegen die Thüren in einer Art Vertiefung. In der Mitte, unter dem mittelſten Bogen, zwiſchen beiden Säulen, den ganzen Raum ausfüllend, ſteht der durch zwei Stufen erhöhte Ehrenſtuhl oder Ahnenſitz der Familie, breit genug für drei Perſonen, deſſen ſehr hohe Lehne und Sitz, ſowie die Stufen in der Mitte durch einen bunten Teppich verziert ſind. Ueber der hohen Lehne, in der durch den Säulenbogen gebildeten Vertiefung, hängen das Stadt- und Feldbanner von Babanberg, zwiſchen denen die Rüſtung von Heinrich, Adelbert's Vater, in Art einer Trophäe auf einem Speer ſteht. Einige eichene roh gearbeitete Stühle. Die Thüren, Säulen und der Ahnenſitz ſind mit Blumengewinden geſchmückt.)

Erſte Scene.

(Wie der Vorhang aufgeht, ſieht man **Halles** und **Memming** dem Ahnenſitze zugewendet, auf deſſen Stufen **Frawein** ſteht und die Blumengewinde ordnet.)

Frawein. Das Zeug will gar nicht recht hängen. — Wenn man alltags mit dem Zimmerholz hantiert, will's mit der Blumenwinderei ſchlecht gehn. — So! —

Halles. Laßt's gut ſein, Meiſter Frawein. Was hilft dem Herrn wohl Zweig und Kranz am Namenstage, wenn ihm ſeine Brüder fehlen, der arme Adelhart zumeiſt.

Frawein (herabſteigend). Ja, ein trauriges Feſt wird's werden. —

Memming. Ueber den verdammten Streit! Fünf Jahre gehen nun drüber in's Land.

Halles. J, wenn nur kein vermaledeiter Jude an dem Aergerniß ſchuld wär'!

Memming. Sagt das nicht zu laut, Halles. Der Herr iſt nun einmal dem Gogel hold und —

Frawein (einfallend). Laßt ihn! Halles redet, wie er's verſteht. — (Zu Halles.) Der Biſchof Rathulf, ſeht Ihr, hatte ſich von der Wirtzeburger Judenſchaft zur Krönung unſeres Königs 5000 Goldgülden geliehen. Da er nun aber dem Gogel nichts wiederzahlen wollte, drohte ihm der Jude, er wolle beim König klagen. Der Pfaffe verſtand Unrecht, und ſein Vogt, der Rubach, überfiel die Juden in ihrem Viertel, plünderte ſie und erſchlug ihrer viele. Den Gogel aber erwiſchte er nicht; der war zu unſerm Herrn gekommen und klagte ihm, wie es den Jüdiſchen drüben ginge. Da ſagt' der Herr zum Gogel: Hör', wenn Du mit Deiner Judenſippſchaft willſt unter meinen Schirm kommen und Dich ehrlich halten in Babanberg ohne Lug und Trug, will ich Euch einen Platz nebenſeits ſchenken und ein Judenviertel baun, dann ſoll die Schuld aus ſein. So kamen ſie denn heimlich des Nachts aus Wirtzeburg her, wohl über zweenhundert, und bauten ſich an. — Nun ich dächte doch, wir ſind deswegen nicht ſchlechter worden, aber unſer Säckel iſt voller!

Halles. Recht, — aber das viele Blut hernach! —

Frawein. Sind wir dran ſchuld? — Unſer Herr bekam ja gütlich ſein Geld von dem Rathulf nicht. Hätten nur des Herrn Brüder nicht das Bad ausgießen müſſen! —

Memming. Ach, Heinrich fiel wenigſtens ehrlich im Feld, aber Adelharten fingen ſie, und Biſchof Rathulf ließ ihm wider Ehr' und Recht das Haupt abſchlagen, und nun liegt er in Wirtzeburg unter dem Thor im Weg, wie ein Aas verſcharrt zu Schimpf und Schand', das iſt das Schlimmſte! —

Halles. Es ſind jetzt drei Monde —

Memming. Nun, nach Adelhart's kläglichem End' iſt kein Haltens mehr. —

Halles. Mich ſollt's nicht wundern, wenn der Herr den Conrad von Rothenburg aus dem Keller holte und ihm thäte, wie man ſeinem Bruder gethan!

Frawein (droht ihm). Niklas, Niklas! Daß Ihr Eure loſe Goſche nicht verbrennt! — Laßt den Conrad im Keller und Eure voreiligen Gedanken im Hirn, der Herr wird ſeine Sache mit ſeinem Gewiſſen allein abthun, und — (horcht.) Unſere Frau kommt! (Oeffnet die linke Thür.)

Zweite Scene.

Vorige ſtellen ſich ehrfurchtsvoll an die Thür. **Braune-Hilde,** darauf **Baban,** die Spindel tragend, von **Veronika** geführt von links. Veronika und Braune-Hilde tragen Blumen.)

Braune-Hilde. Guten Tag, Mannen. So früh auf, Meiſter Frawein? —

Frawein. Heut' muß man's wohl, edle Frau, — heut' treibet ein 's Herz her. (Braune-Hilde nickt freundlich und wendet ſich.)

Braune-Hilde (die Blumen ſehend). Ach wie ſchön! — (Bleibt ſinnend ſtehn. Baban iſt mit Veronika langſam gegen die Mitte gekommen.)

Veronika. Setzt Euch, liebe Ahne. — (Wendet ſich und ſieht die Blumen.) O mein Gott!

Baban (wendet ſich). Hei! Sieh, Onika! Schau' nur, Hilde! — Das haben die Leut' für meinen Sohn gethan. — (Tritt näher.) Ach, wie ſchön das riecht! — (Geht mit beiden Frauen zum Ehrenſitz, beſteigt ihn und ſetzt ſich. — Frauen und Männer ſtehen an der Seite.) Es iſt gerade, als wenn ich im Himmel ſäß' und die Englein ſtreuten Balſam. — (Zu den Männern.) Der gnädige Gott wird Euch entgelten die Liebe, die Ihr an meinem Herzſohne thut, wenn die alte Ahne längſt heimgegangen iſt. (Veronika weint.) Laß das Flennen, Onika. Der arme Adelhart kommt doch nicht mehr wieder. — Still, Frau, — es war auch mein leiblicher Sohn, den mir der Rathulf im Schimpf erſchlagen! Glaubſt Du, ein' Mutter habe kein Herz? — Armes Weib, hier drinnen hangen ewige Thränen, die ſich nicht ausweinen laſſen. Wenn Du aber ſo alt ſein wirſt, als ich, wirſt Du Dich ausſöhnen mit des Herrn Geſchick, denn das Leben iſt alleweil Regen und Sonnenſchein, ſonſt könnteſt Du ja nicht reif werden, Onika, für Gottes Sichel.

Veronika. Ach, lieb' Ahne, wenn mein Mann nur nicht ſo elend geſtorben wär'!

Baban. Haſt wohl recht, 's iſt ſchlimm. — Aber iſt's nicht beſſer, Unrecht leiden, denn Unrecht thun? — Und dann iſt Albert doch auch ſchuld, daß ihn die Wirzeburger fingen. Wie oft hab' ich nicht zu ihm geſagt, — (unterbricht ihr Geſpräch).

Dritte Scene.

Vorige. **Adelbert** haſtig, voll inneren Kampfes von links, ihm folgt **Adelbert,** ſein Sohn.

Sohn (bittend). Lieber Vater, wenn Du Dich ſo auffrißt innerlich, wirſt Du's nicht lange mehr treiben.

Adelbert. Gut, dann holt mich der — —! — dann geh' ich zu meinem armen Bruder Adelhart, — der liegt unterm Wirzeburger Thor, daß die Schufte, ſo aus und eingehn, ihn mit Füßen treten! — O!! (Ballt die Fäuſte und preßt ſie vor die Stirn.) — Aber Gott ſei mein Zeuge, ich wart' nicht länger mit dem Rathulf, ich gedenk's ihm, und wenn er König und Reich auf mich hetzt. Aug' um Auge, Zahn um Zahn, es muß ſein! — Halles, führ' den Conrad aus dem Keller! — (Geht heftig bewegt auf und ab.)

Halles (ſchüchtern). Wohin ſoll ich ihn führen, Herr? —

Braune-Hilde (halblaut). Red' ihn an, Ahne, ich wag's nicht.

Baban (ebenſo zu Hilde). Das muß ein Ende nehmen!

Halles (wie vorhin). Wohin ſoll ich ihn führen? —

Adelbert (aus ſeinen Gedanken auffahrend). Wohin? — — Wohin! —

Baban. Führ' ihn auf den Markt, laß ihn abthun und vor's Thor ſcharren, das gen Wirtzeburg ſteht.

Adelbert. Mutter!! — — —

Baban. Es iſt heut' Dein Namenstag, Sohn; Deine Leute haben die Pforten und den Ehrenſtuhl bekränzt. Begieß' die Blumen mit Wirtzeburger Blut, dann wirſt Du Friede haben; (ſteht auf) aber das ſag' ich Dir, Deine Mutter ſitzt nicht mehr hier oben!

Adelbert (eilt zu ihr, drängt ſie zum Sitzen und küßt ihre Hand). Meine liebe Mutter! — (Zu Halles.) Bring' Herrn Conrad in den linken Thurm. Ich werde heut' über ihn ehrlich zu Gericht ſitzen, wenn wir aus der heiligen Meſſ' kommen, ſag' ihm das. (Halles rechts ab.) Du haſt recht, liebe Mutter, und weißt auch, daß ich mich ſonſten nicht übereil', — aber der Schmerz, Ahne, und die Schand'! Die Schande macht mich ganz unbändig!! — Ich kann's nicht tragen, daß mein Bruder wie ein Schächer begraben iſt!! —

Baban (ſtreichelt ihm die Wange). Unſer Herr Chriſtus hing auch am Kreuz und hat keinen Adelbert zum Bruder gehabt, der ihn rächet. Ich weiß, mein Herzkind, wenn Deine Mutter zu Dir ſpricht, haſt Du allezeit gehört und Dein Herz gezähmt. — Sieh, die Leute ſind kommen und wollen mit Dir fröhlich und traurig ſein, — ſollen ſie denn abſeits ſtehen? — (Küßt ihn und legt die Hand auf ſein Haupt.) Gott ſchenk' Dir Gnad' und Glück am heutigen Tag! — (Braune-Hilde, Veronika und Adelbert der Sohn, erſtere Beiden ihm Blumen bietend, treten gerührt zu ihm. Er umarmt Hilden und den Sohn, küßt Veronika auf die Stirn und ſchüttelt dann ſprachlos dem Frawein und Memming die Hand.)

Baban. Wer ſo viel Lieb' hat unter guten Menſchen, wie Du, der braucht nicht den Kopf zu hängen an ſeinem Ehrentag. —

Adelbert. Aber der Adelhart, Mutter! — Wenn er wenigſtens ehrlich begraben wär' daheim bei den Seinen, — ich wollte ja ruhig ſein! —

Baban. Laß Gott nur machen, Sohn. Der hilft zu rechtem End', wenn wir Menſchenkinder keinen Ausgang ſehn.

Vierte Scene.

Vorige. Halles (von rechts).

Halles. Ein Wirtzeburger Bote iſt am Thor. Er ſagt, er bringe Friedensvorſchläge vom Biſchof. (Bewegung des Erſtaunens unter den Anweſenden.)

Adelbert. Friedensvorſchläge? — Ei, ſeht doch! — Hat er doch Angſt, ich möcht' ihm mit Conrad den Entgelt geben?! —— Frawein und Memming, ſeht wer's iſt und bringt ihn her. Wir wollen doch ſehn, was uns der Biſchof zu ſagen hat. (Frawein, Memming und Halles rechts ab.)

Baban. Mein Sohn! Zwing' Deinen Zorn und bleibe ruhig, wenn Dir's auch würgend eingeht.

Adelbert. Ja, liebe Mutter. Aber mein Recht muß er mir geben. Davon geh' ich nicht ab, und wenn ich ſterben ſollt'. Du magſt ſelbſt ſehn, ob ich zu viel thue.

Fünfte Scene.

Vorige. Heinz von Lörrach. Memming, Frawein und **Halles** (von rechts).

Adelbert (Heinzen ſehend). Himmel und Hölle! Das iſt mir ein ſchöner Friedensbote! Nun weiß ich ſchon, daß Alles lauter Wind iſt! — Ein Andrer hat des Biſchofs Beſcheid wohl nicht übernehmen mögen, als Heinz der Gleisner, heh? —

Baban. Sohn!

Lörrach (außer ſich, an's Schwert fahrend). Verdammt!! — (Sich bezwingend, voll Gram.) Adelbert, was kann ich davor, daß Du mit dem Rathulf Streit haſt?! —

Adelbert. Nennt mich nicht Du, oder ich vergeſſ' Burgfriede und Gaſtfreundſchaft! —

Lörrach. Und ich werde Dich Du nennen, Adelbert, bis mir das Herz im Leibe ſtill ſteht, ob Du mir auch noch ſo feind biſt, denn wir haben einſt Blutsbruderſchaft getrunken in unſren jungen Tagen, und ich trag' davon das Wahrzeichen zum ewigen Gedächtniß. (Deutet auf ſeinen rechten Arm.) Haſt Du Dein Zeichen noch? — (Pauſe.) — Du weißt recht gut, daß ich des Rathulf's Lehnsmann bin, und wenn ich auch auf der andren Seite ſtehen muß, hab' ich Dich doch im Herzen lieb, als meinen leiblichen Bruder, und hab' Dir nie 'was Leides gethan, und doch haſt Du meinen ehrlichen Namen beſchimpft im Land, haſt mich einen Gleisner tauft, und das Volk ſchwätzt es nach! Adelbert, an dem Gleisner werd' ich ſterben, ich merk's, und es wird Dir einſt ſchwer auf's Herz fallen, daß Du mich alſo verkennet haſt!! —

Adelbert. Nun, ſchon gut! Ich ſage blos ſo viel, Herr, daß ich nicht krumm bieg', was grad' iſt, und nicht herüber und hinüber ſchwänz' und erſt ſeh', von wannen der Wind kommt! Doch 's iſt allzuviel gered't; — Eure Botſchaft. —

Lörrach (reſignirt, nach einer Pauſe). Babanberg, — Rathulf bietet Dir Friede. Er will Dir binnen Jahresfriſt die ſtreitigen 5000 Goldgülden geben, nicht aber als Schuld, ſondern als Löſegeld für ſeinen Bruder Conrad, ſofern Du ihn unbeſchadet an Leib und Leben binnen acht Tagen herausgiebſt. Dazu aber verlangt er, daß die Juden, ſo heimlich ausgezogen ſind von ihm vor fünf Jahren, zurückkommen, denn ſie ſind ſeine Unterthanen.

Adelbert. Hahahaha! — Was meinſt Du dazu, Ahne? —

Baban. Daß der Biſchof ein Narr iſt, da er uns ſolchen Beſcheid bietet!

Adelbert. Wiſſet Ihr nun genug, Herr Gleisner? — Saget denen zu Wirtzeburg, daß ſie andermal ihr Entbot ſparen können, es ſei denn, ſie brächten mir in Ehr' und Reu' meinen todten Bruder Adelhart wieder, ſonſt iſt jedwedes Wort verſchwend't. (Wendet ſich.)

Lörrach. Du willſt uns erſt hören, wenn wir Dir des Adelhart Leiche wiederbringen? — Dann willſt Du uns nie hören, denn Du weißt recht gut, daß Du den Adelhart ſeit ehegeſtern wieder haſt!

Baban (auffahrend). Was? — (Bewegung unter den Uebrigen.)

Adelbert. Ich hätt' mein' Bruder wieder? — Meines Bruders Leiche? — Heil'ges Kreuz, das läuft über's Maß! Scheert Euch zum Satan mit Euren Lügen! —

Lörrach. Nun dann, helf' mir Gott, weiß ich nicht mehr, bin ich hirntoll oder Du! Aber das ſchwör' ich Dir bei meiner Seligkeit, daß vorgeſtern Nacht Deines Bruders Leiche unterm Thorgatter von Wirtzeburg weggeſtohlen iſt, und die Stelle, da er lag, war offen und leer! —

Adelbert. So? — Und da fraget Ihr mich, wer den Leichnam hat? — Fraget lieber Euern Herrn, den Rathulf, denn das hat er ſelber gethan und ihn heimlich wo anders begraben, weil die Reu' über ihn gekommen iſt. — Und nun ſchicket er Euch her und denkt, ich ſoll mir Honig um's Maul ſchmieren laſſen!? — Wir ſind fertig zuſammen! — (Wendet ſich.)

Lörrach. Nun in Gottes Namen, da Du blind biſt! — Aber ſoll ich nicht einmal wiſſen, was Du mit Conrad anfangen willſt? —

Adelbert. I ja, — das ſollet Ihr bald ſehen! — Frawein und Halles, Ihr könnt den Conrad aus dem Thurm bringen. (Frawein und Halles rechts ab.) Verlaſſet die Halle, Hild und Onika. Was nun kommt, taugt nicht für Euch; ich werde Euch rufen, wenn's vorbei iſt. — Adelbert, Du magſt dableiben. (Braune-Hilde und Veronika links ab.)

Sechſte Scene.

Vorige. Frawein, Halles und **Conrad von Rothenburg** mit zwei Knechten (von links).

Conrad (Lörrach ſehend). Ha, mein Gott! — (Eilt zu ihm.) Seid mir ſchön willkommen! (Drückt ihm die Hand.) Was macht mein Bruder Rathulf? —

Lörrach. Er grämt ſich Eurethalb. — Gott helf' Euch, Ihr ſeid in eines herzloſen Feindes Hände gefallen. (Pauſe.)

Adelbert. Rothenburg, Ihr ſeid im Kampf gefangen worden auf Gnade und Ungnade. — Ich hab' Euch vier Wochen im Keller ſitzen laſſen, weil ich uneins mit mir war, ob ich Euch abthun ſollt', wie die Wirtzeburger meinen Bruder. — Ich will Euch aber richten, rechtſchaffen, wie ein Edelmann pflegt. Ich will auch nicht ſelbſt entſcheiden in meiner eignen Sache, ſondern es ſoll Einer das Urtheil ſprechen, der ein reines Herz hat und keinen Haß. — Gott iſt über uns Allen und ſoll uns richten in dieſer Stunde im Himmel, wie wir richten werden auf Erden! — — Adelbert, Du biſt nun 15 Jahr alt und nicht aus der Art geſchlagen. Du kennſt noch nicht die Schliche und den Hader dieſer Welt, und von Deiner Hand iſt noch kein Blut gefloſſen. Du ſollſt heut' Deine erſte Mannsarbeit thun, daß Du zeigeſt, Du ſeiſt ein rechter Babanberger. Sieh jenen Mann, (deutet auf Conrad) den wirſt Du richten.

Conrad (empört). Ein bartloſer Bube?! —

Adelbert. Schweigt, Rothenburg! Ihr habt kein Recht, denn Ihr ſeid der Bruder eines gemeinen Mörders, und wenn ich will, ſeid Ihr vogelfrei in meinem Land. — Ein rein Gemüth und ein ſchuldlos Herz fühlet beſſer, was Gott gefällt, als wir im Zorn! — Adelbert, Du ſollſt heut' das ehrwürdigſte Amt üben, ſo Gott Denen gegeben, die dieſe ſeine zeitliche Welt regieren, Du ſollſt — richten. — Denk', daß Du das Leben eines

Menſchen in Deiner Hand hältſt, den der Herr zu ſeinem Bild erſchuf. Gott ſieht auf Dich und wäget Deine Gedanken, darum mußt Du vergeſſen, daß Dein leiblicher Vater der Kläger iſt. — Willſt Du ohne Lieb' und Haß richten nach Deinem Gewiſſen, ſo gieb mir Deine Hand! —

Sohn. Gott geb' mir Kraft. — (Reicht dem Vater die Hand.) Ich werd's, lieber Vater!

Adelbert. So ſteig' heut' das erſte Mal auf den Ehrenſtuhl zu Deiner Ahne. — (Adelbert, der Sohn, beſteigt den Ehrenſitz, Baban küßt ihm die Stirn und legt ihre Hand auf ſeine Schulter.) — Höret mich Alle! — Ich frag' Euch, Graf von Rothenburg, und Euch, Lörrach: hat ein Edelmann ſein Leben verwirkt oder nicht, wenn er an einem ungerechten Streit wiſſentlich Theil nimmt? —

Conrad. Er hat's verwirkt. —

Adelbert. So frag' ich Euch bei Ehr' und Eid: wenn Ihr in Euer Herz ſchaut, wem von uns Beiden müſſet Ihr Unrecht geben in dieſem Streit; Euerm Bruder oder mir?

Conrad (nach heftigem Kampf, herausſtoßend). Mein Bruder Rathulf hat Unrecht!

Adelbert. Nun ſo helf' mir Gott, dann ſeid Ihr auch ſchuldig!

Conrad (dumpf). So richtet mich!

Lörrach (flehend). O, mein Gott! Ueb' Gnade, Babanberg! —

Adelbert (deutet abwehrend auf ſeinen Sohn, kurze Pauſe).

Sohn. Graf Conrad von Rothenburg, bei Gott und meinem Gewiſſen, Ihr ſeid des Todes ſchuldig nach weltlichem Recht. —

Conrad (wankt).

Lörrach (qualvoll). O, wozu bin ich hergekommen! —

Sohn. Aber wenn er ſchuldig iſt nach weltlichem Recht, ſo beweiſet ihm nun, Vater, daß er auch ſchuldig iſt vor dem Gericht Gottes!? — (Bewegung unter den Anweſenden.)

Lörrach. Dank Dir, Du lieber Junge!

Adelbert (erſtaunt). Nun, ſo wahr ich Dein Vater bin, wenn Du ihn richteſt nach Gottes Geſetz, iſt er zehnfach ſchuldig!

Conrad (heftig). Das bin ich nicht! Denn wenn mein Bruder von Euch bedrängt wird, helf' ich ihm, nicht weil er Unrecht hat, ſondern weil er mein Bruder iſt. Er hat Unrecht in dieſem Streit und hat Euch allzu viel des Torts gethan, da er Adelharten abthun ließ und ſchmählich verſcharren. Das hab' ich nie gut geheißen und ihm drob bitter gezürnt. Aber Rathulf iſt mein Bruder, und ſo lang' Ihr den nicht aus meinem Herzen reißet, werd' ich in Lieb' an ihm halten und ihm helfen! Oder ſoll ich's dulden, daß Ihr ihn verletzt in ſeinem heiligen Amt und vertreibet aus dem, was ſein iſt? Seit wannen überhaupt iſt's Sitt' in deutſchen Landen, daß ſich zween adlige Geſchlechter befehden auf den Tod um einen verdammten Juden? — Drum ſag' ich's Euch grad' in's Geſicht, daß Ihr längſt meinen Bruder gehaſſet habt, und Euch hernach des Gogels Klag' g'rad' recht kommen iſt, um einen Anlaß zu haben zum Streit!! —

Lörrach (erſchrocken). Conrad, was thut Ihr!? Das bringet uns Uebles! —

Adelbert (raſch zu Heinz). O, laßt ihn doch! Was fallt Ihr ihm denn in's Zeug, Herr Gleisner? — J, weil Ihr ein grundſchlechtes Gewiſſen habt und, nun das Inwendige der ganzen Sache zur Schau kommt, wohl wiſſet, wie es um Euern Herrn Biſchof ſteht! (Zu Conrad.) Das hat Euch, deucht mir, Euer Bruder ſelber geſagt, Herr Rothenburg, daß ich ihn ſchon früher gehaßt und des Gogels Klage als Anlaß zum Streite genommen. Aber das hat er Euch gewiß nicht erzählt, warum wir Beide im Leben aneinander gerathen ſein! Ich aber werd's thun, — doch meſſet mir's nicht bei, wenn Ihr den Kürzeren zieht!

Lörrach (außer ſich). Um aller Heiligen Bitte, Du willſt das vor Deinem Buben erzählen?!

Adelbert. Ja, das will ich. Er iſt alt genug und verſtändig, er ſoll Alles wiſſen, was zwiſchen mir und dem Rathulf vorgegangen iſt, damit er ſeh', wie ſein Vater allerwegen gethan hat! (Zu ſeinen Leuten.) Geht hinaus, Leute! (Frawein, Memming, Halles und Knechte rechts ab.) — Es hat vor Jahren drei Freunde gegeben in deutſchem Land, die hatten Blutsbruderſchaft getrunken für dieſe und jene Welt, und daß Gott müſſe über ihre Lieb' und Treue zur Rechenſchaft ſitzen am jüngſten Tage. Dieſe drei Blutsfreunde waren Heinz von Lörrach, Rathulf Euer Bruder und ich, und (deutet auf ſeinen rechten Arm) tragen das Wahrzeichen daran bis an den heutigen Tag.

Conrad (bewegt). Gott vergeb' mir's, das hab' ich nimmer gewußt, ſonſt hätt' ich meine Hand dazu nicht geboten! — Das macht den Handel noch ſchlimmer!

Adelbert. Wir waren beiſammen in Freud' und Leid und haben manch' herrlichen Tag verlebt gegen die Normannen. Lörrach war damals arm und landlos, und ich auch und mußt' hinaus in's Reich, meine Sporen verdienen. Rathulf indeß war ein mächtiger Herr über Land und Leute, aber eigenwillig, wankelmüthig in allen Dingen, ausſchweifend in der Frauenlieb' und jäh in ſeiner Begier, wie ein Kind, das ſich ſelber nicht leiten kann. Derowegen mocht's ſchon damals Niemand mit ihm aushalten, nur wir, er ließ ſich auch nur von uns 'was gefallen. Als nun Karl der Dicke abgeſetzt wurde und der deutſche Adel zu Tribur am Rhein verſammelt war und Arnulfen zum König ausrief, ſah Euer Bruder Braune-Hilden, Otto des Sachſen älteſte Tochter.

Sohn. Meine Mutter?!

Adelbert. Deine Mutter, mein Sohn. Da entbrannte er für ſie und wollte ſie freien. Als er nun zur Werbung fuhr, wies ihn Deine Mutter ab, weil er einen böſen Leumund hatte im Land, und ſagte ihm: daß ſie keinen Mann freien könnt', den ſie nicht aus voller Seele lieben müßte und ihm die Hand küſſen zu jeder Stund' vor herzinniger Ehrfurcht und Demuth! — Da iſt er in Haß und Wuth wiederkommen und hat es uns geklagt. — Als ich drauf von

König Arnulf geſendet worden bin an Herrn Otto's Hof und mit meinem Vater ſelig hinritt, hab' ich Deine Mutter kennen gelernt und lieb bekommen und ſie mich auch, und unſre Eltern haben's geſegnet. Da hat der Rathulf an ſelbigem Tag, als er's hörte, ſein ritterlich Wehr von ſich geworfen und ſich der Kirche geweiht, und ſo erbärmlich wie er iſt geweſen als weltlicher Herr über ſein Volk und über ſich ſelbſt, ſo erbärmlich iſt er worden als Diener des Höchſten! Und da er ſchon das heilige Kleid trug, was hatte er zu ſchaffen mit irdiſcher Lieb'? — Und doch iſt er vor mich und mein Gemahl hingetreten zu Regensburg in der Kirche, Conrad, hat ſie gehöhnet und geſagt: er wolle ihr zeigen einſtmalen, daß ſie ihn werde fürchten und ſich demüthigen müſſen, und hat mir ſeine Bruderſchaft aufgeſagt! — Hab' ich gelogen, Ahne? Iſt's nicht ſo, Lörrach? (— Kurze Pauſe, eben wie Badan ſprechen will, ſagt:)

Lörrach (ſchwermüthig). Es iſt ſo, daß Gott erbarm'! —

Adelbert. Da habt Ihr Euern Bruder! Und wenn er in der Kirche beuget die Kniee, muß es Euch durch die Seele fahren, daß ja doch Alles Lug iſt!! — (Pauſe, Lörrach preßt die Hände krampfhaft vor's Geſicht, Conrad ſteht wie verſteinert.)

Sohn. Habt Ihr 'was zu erwiedern, Herr Rothenburg?

Conrad (dumpf). Darauf — nichts mehr! (Pauſe.)

Adelbert. Biſt Du einig mit Deinem Spruch, Adelbert?

Sohn (nach einem Moment Bedenkens). Ja, lieber Vater.

Adelbert (öffnet die linke Thür und winkt herein, dann die rechte Thür und ruft). Kommt Alle herein!

Siebente Scene.

Vorige. Braune-Hilde und **Veronika** von links. **Frawein, Memming, Halles** und **Knechte** von rechts.

Adelbert. Thu' Deinen Spruch! — (Pauſe.)

Sohn. Vor irdiſchem Geſetz ſeid Ihr des Todes ſchuldig, Graf von Rothenburg, aber vor Gott, Vater, iſt er unſchuldig, denn er hat ſeinen Bruder ſo nicht gekannt, als er ihn jetzt kennt! Darum, weil Gottes Recht höher iſt, denn Menſchenrecht, ſollſt Du Conraden von Rothenburg weder an Gut noch Leben ſchaden. Da er aber gleichwohl Dein Feind und in Deiner Gewalt iſt, ſollſt Du ihm ritterlich Gefängniß geben auf ſein Wort, bis er ſich löſet! (Steigt vom Ehrenſtuhl. Allgemeine frohe Bewegung.)

Lörrach. O, Du glücklicher Adelbert. —

Conrad. Träum' ich denn? —

Adelbert (voll Freude Braune-Hilden umarmend). O, wie dank' ich Dir, mein liebes Weib, daß Du mir ſolch Kind geboren haſt! (Umarmt den Sohn.) O, mein lieber Sohn! Du haſt Deines Vaters Herz entlaſtet, Du haſt gerecht gerichtet. (Führt ihn zu Baban.) Segne ihn, Ahne! — (Indeß Baban den Knaben umarmt und ſegnet, und die Mutter ihn gerührt an ſich preßt, geht Adelbert zu Conrad und nimmt ihn bei der Hand.) Bis Ihr gelöſt ſeid, laſſet es Euch bei uns gefallen, — auf Euer Wort. (Führt den Sprachloſen zu den Frauen.) Liebe Frauen, Eurer Huld empfehl' ich dieſen Gaſt.

Baban (ſeine Hand faſſend). Seid willkommen, Herr. Möge uns Allen die Stunde Glück bringen! (Conrad beugt ſich über ihre Hand und küßt ſie.)

Achte Scene.

Vorige. Sturmfeder (ſehr bewegt, raſch von rechts).

Adelbert. Heh, da iſt ja der Sturmfeder! (Geht auf ihn zu und reicht ihm die Hand.) Was bringt Ihr uns denn von Thetraß? — Wetter, wie ſeht Ihr denn aus? Thränen im Bart und Lächeln auf der Wange? —

Sturmfeder. Gott ſegne Euch den Tag. — — Ich bring' Euch einen lieben Gaſt in's Haus, wenn er auch fein ſtill iſt.

Adelbert (ſtutzt). Einen lieben Gaſt? — Seid Ihr irr'? —

Sturmfeder (kaum ſeine Rührung bezähmend). Herr, ich muß halt weinen, — denn — ich bring' Euch des Herrn Adelhart's Leich'! — (Alle zuſammenfahrend.)

Baban (aufſtehend.) Meinen Sohn? —

Veronika. Adelhart? — (Kurz hintereinander.)

Adelbert. Meinen Bruder? —

Sturmfeder. Ja, er braucht ſich nicht mehr treten zu laſſen von dem Geſindel in Wirtzeburg, er liegt drunten in der Kapell' und wartet auf Euch! — —

Baban. Siehſt Du, mein Sohn, Gott hat Dir geholfen! —

Lörrach. Hab' ich noch gelogen, Babanberg? —

Adelbert (ausbrechend). Wer hat mir das gethan?! —

Sturmfeder. Der Gogel hat ihn mit Liſt aus Wirtzeburg geholt und gen Thetraß gebracht. —

Alle (erſtaunt, halblaut). Der Jude? —

Adelbert (die Hände erſtaunt zuſammenſchlagend). Der Jude! — (Steht momentan wie verloren, dann jubelnd.) O, das ſoll ein wahrer Feſttag werden, der Namenstag, Ahne! (Eilt zu Baban und hilft ihr den Ehrenſtuhl herunter.) Kommt Frauen, kommt Leute, wir müſſen ſehen, ob's denn möglich iſt! — (Voll Feuer.) Wir wollen eine große Todtenmeſſ' halten, alles Volk in Babanberg ſoll den armen Adelhart zu Grab geleiten, und die Bruderliebe wird wachen über ſeiner Gruſt, daß ihm kein Feind wieder einen Schimpf thun ſoll!! (Er eilt mit Baban rechts ab, Alle folgen ihm, außer —)

Neunte Scene.

Conrad und Heinz von Lörrach.

Lörrach (zu Conrad tretend, der ſtier vor ſich hinſieht). Ermannt Euch, Conrad; — 's iſt ja Alles beſſer abgelaufen, als ich dachte! — Was ſoll ich Eurem Bruder ſagen, wenn ich zurückkomm'? —

Conrad (heftig). Ich habe keinen Bruder mehr, ſagt ihm das! — (Voll Indignation.) O, wenn mir lieber der

Babanberg das Haupt abgeſchlagen hätte, als daß ich mir das muß ſagen laſſen und darf ihn nicht Lügen ſtrafen! — Und Ihr, Heinz, der immer das Meiſte über ihn vermocht, mehr denn wir, ſeine Brüder, habt Ihr denn gar nichts dazu thun können? —

Lörrach. Nein, Conrad — nichts! Von der Stund' an, da er hörte, daß die Braune-Hilde den Adelbert genommen, war's als wenn der Böſe in ihn gefahren wär', wie er in die Kutte! —

Conrad. Mag er's denn haben! — Wie ich an meinem Bruder Rathulf gehangen hab', trotz all' ſeinen Fehlen, das weiß Gott, aber ich kann ihn nicht wiederſehn, Heinz, kann ihn nicht ſehn in ſeinem geweihten Kleid, es ſei denn, er thu' ab ſeinen Haß und gebe Frieden! — Seht Euch um und ſagt ſelbſt: geht Einem nicht ein wunderbarer Schauer durch's Herz, wenn man ſieht, wie hier Eins am Andern hängt in inniger Liebe? — *Hier iſt noch die ächte Majeſtät, der ächte Glaub' und die wahre Treu', die vom Herzen kommt und zum Herzen geht, nicht aber um Gewinnſtes,* — und wenn Einer noch nicht dran glauben will, wenn er das Salomosurthel dieſes Knaben geſehen hat, ſo muß ihm das Wahrzeichen in's Antlitz ſchlagen, daß derſelbe Jude, der vor dem argen Regiment meines Bruders flohen iſt, ſein Leben einſetzt um dieſen Adelbert! Die Kunde, Heinz, wird durch's ganze Land gehn und ſein Lob ſo ausſchreien, daß das Wirtzeburger Treiben auf ewig gezeichnet iſt! — (Lörrach will reden.) Ich will nichts mehr wiſſen von ihm, redet kein Wort! — So lang' er nicht Frieden ſchließt und ſich verſöhnet mit ſeinem eignen Schwur, mag er mich unter die Todten zählen! —

Lörrach (nach einer Pauſe ſchmerzlich). Ich werd's ihm ſagen. — Aber, Conrad — nehmet Euch nur in Acht hier — vor zween blauen Augen und einem — Wittwenſchleier! —

Conrad. Das verſteh' ich nicht! —

Lörrach (will ſich eben erklären, wird aber unterbrochen von —)

Zehnte Scene.

Vorige. Adelbert, Baban von **Braune-Hilde** geführt **Veronika, Adelbert** der Sohn, **Sturmſeder, Frawein** und **Halles.** (Alle ſehr bewegt von rechts.)

Adelbert (zu Lörrach). Ihr mögt mir's nicht verübeln, Lörrach, daß ich Euch nicht geglaubt habe. Ich konnt's nicht glauben! Und jetzt noch, da ich meines Bruders blutige Leiche leibhaftig geſehn, deucht's mir wie ein Wunder. — Wie iſt das geſchehn? — Das iſt eine That ſo kühn und wagehalſig, wie nur Einer ausſinnt, der das Leben auf eine taube Nuß ſetzt! — mir zu Lieb' und von einem Juden!! — (Raſch.) Ruft mir den Gogel, ich muß den Gogel ſehn!! — (Halles öffnet die rechte Thür.)

Elfte Scene.

Vorige. Gogel (von rechts).

Adelbert (auf Gogel zueilend und ihn vorwärts ziehend). Jude! Gogel! Iſt's denn wahr?! — Du, Du haſt mir meines Bruders Leiche aus Wirtzeburg geholt?! — (Kurze Pauſe.)

Gogel. Nu freilich, der Gogel is es geweſen. —

Adelbert (drückt ihm heftig die Hand). So wahr mir Gott verhelf' zu ſeligem Ende, daß Du, ein ſchlechter, verachteter Jude, mir haſt meinen armen Bruder zu Ehren gebracht und mit Gefahr des Lebens dieſe tiefe Schande von mir genommen und meinem Haus, — und wenn ich leb' bis zum jüngſten Tag, das werd' ich Dir nie vergeſſen!! — (Pauſe.)

Gogel (Adelberten die Hand ſtreichelnd) Geſtrenger Herr Graf, Se können ſich nich mehr freuen jetzt, wo er wieder da is, als ich geſchwitzt hab' vor Angſt, als ich'n hab' vorgeſtern Nacht geholt, aus 'n Hundeloch von Wirtzburg. — Der Herr Graf is uns Jüden ſchuldig geweſen 5000 Gulden und hat ſe bezahlt mit Blut von ſeine zwei Brüder und mit heiße Thränen und Schimpf und Herzeleid. Da ſind die Jüden zuſammengekommen und haben geſagt: Wir ſind unrein vorm Geſetz, denn an uns klebt das unſchuldige Blut von de Herrn Brüder von unſern Schirmherrn und der Herr Adelhart muß ſich laſſen beſchimpfen noch im Grab' von ſeine Feinde. Da is der alte Gogel gegangen und hat die Leiche geholt, und de Babanberger Jüden ſind wieder rein vorm Geſetz. — Nu is es geſchehen. — Der Herr Graf kennt de Jüden niſcht, wenn er nich weiß, daß unſere Leute ſein treu bis in'n Tod, wenn ſe werden behandelt gut, und daß die Juden ſind Spitzbuben, wenn ſe haben zu thun mit lauter Spitzbuben!

Adelbert. Aber wie haſt Du den Leichnam gekriegt, Gogel? — Bei meiner Ehr', faſt ſollt' ich glauben, der böſe Feind habe Dir geholfen! —

Gogel. Nein, ein guter Engel hat mer geholfen. Hören Se zu. — Der Gogel hat genommen 'ne große Kiſte mit Leinewand ausgeſchlagen, die hat geduftet von Spezereien, und is vorige Woche mit ſeine zwei Leute gegangen nach Wirtzburg. Vor der Stadt hat er gelaßt ſtehen den Karr'n mit de Kiſte im Wald beim alten Zigeuner Hasme, und is geſchlichen wie's finſter war durch das Jüdenpförtchen hinein nach Wirtzburg und hat ſich verſteckt bei eine alte jüdiſche Frau. Die is nämlich damals geblieben verſchont vom Zorne von'n ſchönen Herrn Biſchof, denn ſe hat ſich müſſen laſſen taufen, daß ſe kann leben ohne Furcht. — Mein Gott, wenn Einer is e rechter Jüd', bleibt er e Jüd', ob er hat gemacht naß den Köpf oder nich! — Da hab' ich ausgekundſchaft de Gelegenheit und genommen Kuchen, Braten und ſchweren ſpaniſchen Wein, und hab' dermit geſchickt e armes chriſtliches Mädchen Abends zu de Wache vom Thor, wo der todte Herr Bruder liegt. Se hat ausgerichtet e' ſchönen Gruß vom Herrn Soundſo und ſe hat hier 'was abzugeben. Da haben de Leute von de Thorwache gelacht über de dumme Gans und haben gefreſſen und geſoffen, bis ſe waren ſteif wie de Böck'. Wie is Alles geweſen mauſeſtill, is der Gogel gekommen mitten in der Nacht mit ſeine Leut, und 's Herz hat'n gewackelt vor Angſt wie e Lämmerſchwanz. Da hat er leiſe aufgezogen das Gatter von's Thor, und wer haben herausgegraben den todten Herrn Adelhart. Haſt de geſehn, weg ſind wer geweſen in'n Wald, haben de Leiche gewaſchen und gelegt in de Kiſte und haben zugefahren wie toll, bis wer ſind geweſen glücklich über die Grenze in Thetraß beim Herrn Gumpendorf! —

Adelbert. Nun ſag' einmal, liebe Ahne, war's Unrecht, daß ich den Juden aus ihrer Angſt geholfen und Freiſtatt gegeben hab', wenn's ſolche Leute drunter giebt, wie den Gogel? —

Baban. Gute Menſchen hat Gott lieb, ſo es ſelbſt Heiden wären. Heut' iſt wahrhaftig ein Ehrentag, denn unſer Haus iſt wieder aus dem Staub erhoben, und wenn der Himmel dazu einen armſeligen Juden würdig findet, magſt Du ihm und ſeinen Genoſſen, die Dir ſo treu gedient, auch eine Ehr' anthun, daß ſie des heutigen Tags nimmer vergeſſen. —

Adelbert. Das will ich! Sag', Gogel, was ſoll ich Euch ſchenken?

Gogel. Möcht' ich es doch nich ſagen um de Welt, was wer jüdiſche Leut' haben möchten. Es könnt' geben e Aergerniß und —

Adelbert (einfallend). Sag's, Jude! Du kannſt mich ärgern, Du haſt 'was bei mir zu gut! —

Gogel. Wenn ich es ſoll ſagen, — gut! — Der Herr Graf hat uns jüdiſche Leut' nach Babanberg genommen in ſeinen Schutz und hat ſe noch nicht einmal geſtraft und beſteuert, wenn ſe haben gebetet zum Gott ihrer Väter am Sabbath. Die Juden ſind glückliche Leut' geworden in Babanberg. — Es fehlt nur noch Eins! —

Adelbert. Na? —

Gogel (ſchüchtern). Daß wer haben e Haus, um zu beten zum Gott unſrer Väter! — (Innig.) Erlauben Se uns zu baun 'ne Synagoge! (Erſchrocken.) Es is verlangt viel, geſtrenger Herr, — aber es is auch nur e ſchwacher Wunſch von uns arme rumgeſchuppſte Leut'. —

Adelbert (nach einer Pauſe). Ihr ſollt die Synagoge haben, Gogel! —

Gogel (ganz beſtürzt vor Freude). Wer — wer ſoll'n—wer ſoll'n de Synagoge haben?! — (Erhebt inbrünſtig ſeine Hände.) Herr Gott Abraham's, Iſaak's und Jakobs! Ich will mich laſſen zerreißen Glied für Glied, und ſoll mer de Zunge verdorren bei dem Schwur, wenn wir Jüden nich vor Euch gehen durch Dick und Dünn, ſo lange von Babanberg ſteht noch e Schornſtein! — (Küßt ihm die Hand.) Es giebt wenig gute Herrn in ſo 'ne traurige Zeit, darum giebt es ſo viele ſchlechte Jüden. — Soll Gott ſchützen Euer Geſchlecht für und für! — An den Tag wollen wer denken! (Tritt zurück.)

Adelbert (freundlich). Laß es gut ſein, Gogel. — Ei, mir fällt was ein! (Zu Lörrach.) Ich hab' des Rathulf's Friedensvorſchläge nicht angenommen, Lörrach, aber damit er ſieht, daß ich keine Luſt am Hader hab', will ich ihm welche thun, ſo er ſie annimmt, mögen wir endlich Ruhe haben. Dazu brauch' ich aber einen Boten, der ein feiner Kopf und zähe iſt und unbeugſam. — Frawein, Ihr ſeid eine zu g'rade Seel', Euch betrügen ſie in Wirtzeburg, — der Sturmfeder verdirbt Alles in ſeiner Hitz', — aber der Gogel, das wär' ſo Einer! — Hahahaha, ich will dem Rathulf den Gogel ſenden, die Beiden werden mit einander am beſten fertig! —

Lörrach (erſchrocken). Adelbert, das giebt ein Unglück! — Ich bitte Dich! — Denkſt Du, daß Rathulf den Schimpf ertragen wird?!

Adelbert. Was, Schimpf? — Hab' ich's ertragen müſſen, daß mein Bruder Adelhart enthauptet und geſchändet ward, daß der Biſchof meiner Frauen öffentlich Trutz geboten in der Kirch' zu Regensburg, und hab' mich doch nicht gerächt an Conraden, und er will's als einen Schimpf nehmen, wenn ich ihm einen Juden als Botſchafter ſchick'?! —

Lörrach (außer ſich). G'rade den Gogel, der Adelhart's Leiche geſtohlen! Wenn er's erfährt! —

Adelbert (heftig). G'rade darum! Nun werd' ich g'rade den Gogel ſchicken, daß die ganze Welt ſehe, daß die Treue annoch geehrt wird, an wem's auch ſei! Und wer mir den Juden anpackt, ſag ich Euch, der ſoll mich kennen lernen! Ich ſchone nicht Weib noch Kind, ſo ihn nur ein Wirtzeburger Hund anbellt!! — (Geht ein paar Schritte auf und ab.) Gogel, willſt Du die Botſchaft thun? —

Gogel (nachdem in ihm alle Bedenken der Furcht und Klugheit gekämpft). 's is ne kitzliche Sache, gnädiger Herr Graf. — De Synagoge! — Ja, ja wohl! — Ja, ich werd' ſe thun, und der Herr Biſchof wird wohl mit ſich reden laſſen. — Wenn er will haun auf den Jüden, muß er doch haun zuerſt auf den Geſandten.

Adelbert. Hahaha! — Ich werd' Dir den Sturmfeder mit ein paar Leuten mitgeben. — Geh', nach der Meſſe werd' ich Dir den Auftrag ſagen. (Gogel verbeugt ſich. — Indem ſich Adelbert wendet). Laſſet uns denn unſern lieben Adelhart zur ewigen Ruhe beſtatten. — (Reicht Baban, die den Sitz verlaſſen, den Arm und will ſich entfernen; Alle wenden ſich, um zu gehen.)

Lörrach. Gott ſei's geklagt! Der Biſchof oder der Ritter! Einer wird ſich an dem verfluchten Juden doch das Genick brechen!! (Indem er ſich wendet)

(fällt der Vorhang raſch.)

Zweiter Act.

Wirtzeburg (3 Tage ſpäter).

Biſchöfliche Reſidenz auf dem Marienberge. St. Kilians-Halle.

(Große Halle im byzantiniſchen Styl, der jedoch die einfältige Strenge der Babanberger Ahnenhalle vermiſſen läßt und in den ſchnörkelhaften Luxus der Band-, Zacken- und Arabeskenornamente ausgeartet iſt. Die Halle, von einer Balkendecke getragen, ruht im Hintergrunde auf zwei Rundbogen, deren Säulen, eine in der Mitte, die beiden anderen in jeder Ecke ſtehen. Links Rundbogenfenſter, rechts ziemlich vorn eine Thür. Im Hintergrunde zwiſchen der linken Eckſäule und der Mitte großer Eingang, der in einen langen mit Fenſtern erhellten Corridor mündet, der ſich nach links verliert. Zwiſchen der rechten Eck- und der Mittelſäule eine Niſche, die durch einen koſtbaren Teppich verſchloſſen iſt. Rechts unweit der Thür Tiſch mit Schreibgeräthen und ein Stuhl, links, beim Fenſter, Tiſch mit langen Teppichen bedeckt, auf deſſen Wandſeite ein Stuhl, rechts nach der Scene zu des Biſchofs Seſſel ſteht. Das Fenſter iſt geöffnet.)

Erſte Scene.

(Wie der Vorhang aufgeht, ſitzen **Biſchof Rathulf** und **Schweicher von Hattſtedt** links beim Brettſpiel. Unweit des Biſchofs, mitten in der Scene, ſteht **Rubach von Metz,** Bericht erſtattend. **Till der Narr** auf dem Stuhl rechts. — Kurze Pauſe.)

Rathulf (nachdem er einen Zug gethan, den Kopf ein wenig wendend zu Rubach). Und ſie hat nicht eingeſtehn wollen, daß es der Gogel geweſen iſt?

Rubach. Nein. Ich hab' das Weibsbild in den Bock geſpannt, bis ſie blau wurde, ſie blieb dabei, es ſei ein alter Jude geweſen, der ihr den Wein und das Eſſen für die Wache gegeben, wiſſ' aber nicht wer, ſie kennt den Gogel gar nicht.

Rathulf (wendet ſich ärgerlich ganz um). Recht ſo! Alles iſt ſtöckiſch gegen mich! Ich werd's noch erleben, daß mir die Buben ein Bein ſtellen, wenn ich über die Straße geh'! — Es bleibt dabei; da ſie nicht geſtanden hat, wer es iſt, laß ſie auf dem Markt ausſtäupen als eine liederliche Dirne!

Rubach. Ew. biſchöfliche Gnaden mit Verlaub; das Mädel ſcheint nichts weiter zu wiſſen. Sie hat im Bock geſagt, wenn ich ſie weiter peinige, wolle ſie ſagen, es ſei der Gogel geweſen, aber ſie könne dann vor Gott die Lüge nicht verantworten. Ueberdem iſt ſie des Schmieds Urach, des Schultheißen, Schweſter-Tochter und hat's in der Dummheit gethan. Der Urach will 50 Gulden geben, daß ſie nicht geſtäubt wird, — ihre Mutter iſt eine alte kranke Frau —

Rathulf (wüthend dazwiſchen fahrend). Der Urach hat Dir wohl mit einer Mandel Blecheln die Gurgel ausgeſchmiert, daß Du auf einmal ſo lammsfromm biſt? Geh'! Ich werd' den Wirtzeburgern ihre verdammte Verſtocktheit ſchon austreiben! (Rubach durch die Mitte ab.) — Ihr ſeid am Zug, Schweicher.

Schweicher. Nein, Ew. Gnaden, Ihr, ſo mir recht iſt. — (Sie ſpielen weiter.)

Narr (dazu tretend). Bruder Biſchof, da Du ſo fleißig drauflos gerben läßt, wird Menſchenhaut ſein rar werden in Wirtzeburg. — 50 Gulden ſind gar ein guter Maulkorb für Hundszähne, Du hätteſt ſie nehmen ſollen.

Rathulf. Ich möcht' nur wiſſen, ob Du ein größerer Narr oder Spitzbube biſt, denn den Narren allein halt' ich, den Schelmen ſteck' ich in's Eiſen.

Narr. Ich will mir die Ohren abſchneiden laſſen, wenn Du mich nicht für meine Spitzbüberei bezahlſt und für meine Narrheit in's Loch ſteckſt! —

Schweicher. Haha, das glaub' ich Euch doch nicht, Till!

Rathulf (wieder ganz heiter). Ei, das will ich gleich einmal ſehn. Aber weh' Deinem Buckel, wenn ich Dich ertapp' und Deine Narrheit aus Deiner Spitzbüberei oder Deine Spitzbüberei aus Deiner Narrheit erkenn'!

Narr (ſieht aus dem Fenſter, indem er ſich plötzlich auf die Zehen ſtellt). Herrje, da kommt ja der Lörrach geritten! —

Rathulf (haſtig). Der Lörrach?! — (Steht auf.)

Narr (iſt an's Fenſter getreten). Nein, nein, ich hab' mich verſehn, es iſt der Rubach, der Lörrach reitet ja einen Falben. (Rathulf ſetzt ſich verdrießlich.) Ach, der Lörrach! — Sag', wird der Frieden bringen oder nicht? —

Rathulf. Ich denk', er bringt Frieden; — warum, Narr?

Narr. Ich wünſcht' ich wär' eine Maus und ſäh', was in Babanberg vorgeht. — In dieſer Nacht hat mir 'was geträumt, — ich glaub' immer, wir kriegen Friede. — (Sieht ſehr nachdenklich aus.)

Rathulf (heiter). Ich möcht' doch wiſſen, wie ein Narr vom Frieden träumt, kannſt Du mir's nicht ſagen? —

Narr. Denk' Dir, Bruder, ich träumt', ich wär' in der großen Ahnenhalle zu Babanberg. Sie waren Alle bei einander, der ganze Stall, und der Lörrach bringt eben ſein' Sache vor. (Mit baroque-darſtellender Geſte und Grimaſſe.) Das alte Raffelſcheit, die Baban, ſitzt auf dem Ahnenſtuhl, wie eine alte Spinne zwiſchen zwei Pfoſten hänget. Sie thut, als wenn ſie ſpänne, aber ſie wackelt blos mit dem dürren Gebein, denn ihr iſt der Schleim zum Faden längſt ausgegangen. (Rathulf und Schweicher lachen.) Die Braune-Hild ſteht auf der einen Seit' und höret andächtig zu, und wenn die Alte ein Geſicht ſchneid't, ſchneidet ſie's nach. Sie ſieht verdammt mager aus und unanſehnlich, wie eine lebensmüde Henn', der das Eierlegen ſchwer wird. Sie hat einen Buſen wie ein Laubfroſch, ihre dürren Hüften ſtehen ihr zu beiden Seiten herfür wie die Stangen an einer Kirmeßbude, und wenn ſie ihren Mann küßt in Ehrfurcht und herzinniger Lieb', ſchmatzet ſie wie ein Ferkel!

Schweicher (ſich vor Lachen ſchüttelnd). Haha!

Rathulf (ungeheuer lachend). Till, Du gefällſt mir! — Hahahaha, ich erſtick' noch! (Nimmt einen Beutel vom Tiſch, der bei dem Brettſpiel gelegen, und wirft ihn dem Narren zu.) Da haſt Du zehn Gulden für Deine luſtige Zung'! — (Narr fängt den Beutel und ſteckt ihn ein. Rathulf, ſich vor Lachen die Seite haltend.) Hahahaha! (Schweicher kann vor Lachen nicht ſprechen, ſondern nickt nur.) Man ſieht die ganze elende Sippſchaft ordentlich vor ſich! 's iſt zum Berſten! — Weiter, Till, weiter! —

Narr. So?! (Macht ihm höhniſch eine Naſe.) Etſch! — Siehſt Du, mein Sohn, meine Spitzbüberei iſt Dir am liebſten! Haſt Du mich nicht wieder dafür bezahlt?

Rathulf (ſtarr). Spitzbüberei? — (Wüthend.) Du Hund! und haſt mich alſo angelogen? —

Narr. Angelogen! —

Zweite Scene.

Vorige. Lörrach (durch die Mitte).

Rathulf. Ha, Lörrach! — (Kurz, heftig.) Hat er meine Bedingungen unterſchrieben?

Lörrach. Nein.

Rathulf (wüthend). Verdammt! — Geht Alle hinaus! — (Starrt grollend vor ſich hin.)

Narr. Ich erzähl' Dir dann für neue zehn Gulden meinen Traum weiter!

Rathulf (erhebt wie zum Schlage die Fauſt). Hinaus, Schuft!

Narr (duckt ſich). Haha! Zehn Gulden für eine feine Schelmerei und keine Peitſche für eine grobe Wahrheit! (Schweicher und Narr durch die Mitte ab.)

Rathulf (der haſtig auf- und abgegangen, nach kurzer Pauſe). Und hat Dich alſo rund abgewieſen? —

Lörrach. Er will mit Dir Frieden machen, aber Deine Bedingung will er nicht.

Rathulf. So?! — Er meint, er kann's mir jetzt bieten! —

Lörrach. Hätteſt Du damals Friede gemacht, als er Dich anging um Adelhart's Willen, ſo aber —

Rathulf. Schweig! Der beſte Friede hätt' mir nicht ſo viel Freude machen können, als jener Tag, da ich ihm einen ſolchen Hieb geben konnte. — Was macht Conrad?

Lörrach. Rathulf, Du haſt keinen Bruder mehr, — das —

Rathulf (aufſchreiend vor Schreck). Heinz!! — Heinz, um Jeſu Erbarmen iſt er todt?! Hat er ihn todtgemacht?! —

Lörrach. Nein, er lebt, aber —

Rathulf (aufathmend, freudig). Ha! Er lebt! — Hahahaha, an meiner Angſt merk' ich erſt, wie tief ich Adelberten mit Adelhart's Tod getroffen! — Was iſt's weiter?

Lörrach. Conrad will nichts mehr von Dir wiſſen, es ſei denn, Du ſchließeſt Friede und verſöhnſt Dich mit Deinem Blutsſchwur, den Du Adelberten gethan haſt.

Rathulf. Was? — Er lebt und läßt mir das ſagen? Und wer hat ihm geſagt, daß ich dem Adelbert Blutstreu' geſchworen? —

Lörrach. Das hat ihm Adelbert ſelbſt geſagt und ihn vom Tode freigeſprochen, denn er habe Dich noch nicht ſo gekannt, wie er Dich jetzt kennt! —

Rathulf. Und ſie haben mir alſo den Conrad abwendig gemacht, haben ihm wohl gar geſagt, daß — daß die Hild mich abgewieſen, und — ach und Alles, was ich vor ihm verborgen hab'? — Sprich's aus, ſprich's aus! —

Lörrach. Ja.

Rathulf. Daß die ewige Finſterniß ſie All' hinunterſchläng'! — Die Niedertracht will ich ihnen gedenken, und ſo ich Mütz' und Krummſtab verlier'! Ich hab' Niemand, der mir ſein Herz geſchenkt hat im Leben, als Conraden und Dich, und nun haben ſie mir auch noch den genommen! (Faſt weinend, vor Wuth ſtampfend.) Will der vermaledeite Babanberg denn Alles haben?! —

Lörrach. Nein, Rathulf, nein! — Conrad wird ſich wieder zu Dir wenden, Du ſollſt nur Friede ſchließen!

— Gieb Friede! Ach, das ganze Land ſchreit wider Dich, und Du magſt am Ende daſtehn allein, und Keiner wird mehr zu Dir halten.

Rathulf. Haha! Meinſt Du's auch? — Und ich ſoll Alles vergeſſen und freundlich thun, vielleicht weil ich nun elend bin, nicht Ritter nicht Pfaff, und mein Leben hinbring' in Gram und Galle?!

Lörrach. Warum haſt Du mir auch nicht gefolgt, da ich Dich gebeten habe, Du mögeſt doch nicht geiſtlich werden! —

Rathulf (heftig). Ich bin's einmal! — Und da ich's bin, will ich's auch ſo ſein, daß ſich die Weltleute wundern ſollen. Bin ich allein, ſo will ich auch allein ſein! — Allein? — Haha, Du ſollſt bald ſehen, was ich noch für mächtige Freunde habe, ſo ich nur erſt will!

Lörrach. Behüt' Dich Gott vor denen! — Ich weiß wohl, wen Du meineſt: den Wälſchen, den Hatto von Mainz, der unſer Kanzler iſt, ſammt ſeinem Anhang. — Daß der Dir helfen wird gegen Adelbert, ſo Du ihn anrufſt, weiß ich wohl, denn er ſieht's nicht mehr wie gern, daß Du den Babanberg befehdeſt und die ganze Sachſenlinie, die das wälſche Weſen in Regensburg nicht leiden kann. — Schick' nicht zu ihm, vertrag' Dich lieber mit Babanberg! Sieh, Du biſt trotz Deinem Amt bisher noch unabhängiger Herr und deutſcher Edelmann 'blieben, ſo Du Dich aber an ihn um Hülfe wendeſt, und zeigſt, daß Du ihn brauchſt, wirſt Du ſein ohnmächtiger Sklav! Darauf warten ſie blos eben! — Wenn's aber ſo fortgeht, ſeh' ich die Zeiten des armen Kaiſer Ludwig wiederkommen, und deutſche Sitte mag ſich in's Grab legen, denn wie reißende Wölfe werden ſie über uns kommen!

Rathulf (düſter). Conrad war mein Liebſtes auf der Welt, mein Auge iſt er geweſen! — Wenn Alle ſich von mir wenden und mich ſchelten, um ihn hab' ich's nicht verdient! — Mein Bruder Eberhardt iſt ein Taugenichts, der von mir weichet, wenn ich in Noth bin. —

Lörrach. Darum mach' Friede und Du haſt Conraden wieder. Sieh, der Adelbert iſt nicht ſchlecht, er hat ihn geſchont, ob Du auch ſeinen Bruder ſo ſchmählich gerichtet haſt. Denk', wenn Du Dich mit ihm vertrügeſt, Ihr könntet Franken, ganz Deutſchland könntet Ihr in Eurer Hand halten, daß wir nicht von den Regensburgern unterdrückt würden! Wenn Du ihm Deine Hand bieteſt, wird er nicht Nein ſagen. —

Rathulf (ſchwankend). Und was will er denn haben? —

Lörrach. Er hat Einen hergeſchickt, der ſoll mit Dir reden. Sei klug, ſtoß' Dich nicht an den Mann, ſonſt iſt's vorbei.

Rathulf. Wer iſt's? Bring' ihn her! —

Dritte Scene.

Vorige. Eberhardt (ſchwankend durch die Mitte).

Eberhardt (der angetrunken iſt, mit etwas ſchwerer Zunge). Willſt Du leiden, daß Dir der Babanberg offen Trutz bietet in Wirtzeburg? Im Höllenpfuhl will ich brennen wie ein Kienſcheit, wenn ich das zulaſſ'! — Druntenin der Stadt im rothen Löwen ſitzet der Gumpendorf mit zwanzig Lanzen aus Babanberg und haben den Gogel bei ſich.

Lörrach. O, 's iſt aus! } (Faſt zuſammen.)
Rathulf (auffahrend). Ha! }

Eberhardt. Der Rubach wollte den Juden 'raus haben, da gaben ſie ihn für einen Boten des Adelbert an Dich aus und zogen blank. (Rathulf erhebt außer ſich die Fauſt, läßt ſie dann langſam geballt ſinken, und blickt bis Ende der Rede ſtier vor ſich hin.) Ich ſagte dem Rubach, er ſoll dreinhaun, aber er wagt' ſich's nicht ohne Deinen Befehl! — Was ſoll geſchehen?! — (Pauſe.)

Lörrach. Rathulf —

Rathulf (bedeutet ihn, daß er ſchweige, langſam und ruhig). Der Rubach ſoll ſie in Ruhe laſſen. — Der Sturmfeder iſt Babanberg's Bot' und ſoll mir den Juden ausliefern.

Lörrach. Das iſt nicht —

Rathulf (donnernd). Schweigt, es iſt ſo! —

Eberhardt (giftig). Wenn der Jude aber doch der Bot' iſt und Du hörſt ihn an, will ich meinen Dolch freſſen ſammt Heft und Scheide, wenn ich nicht dreinfahr'! — Pfui Teufel! — Wenn Dich die Kutte zu ſo einer Memme gemacht hat, ſollen die Buben auf der Gaſſe vor Dir ausſpeien!! —

Rathulf. Himmel und Hölle! — Ich ſag' Dir, ich thu', was ich will. Ich muß Conraden wiederhaben, und wenn ich mir einen Schimpf muß anthun laſſen, iſt's meine Sache! — Der Sturmfeder liefert mir aber den Gogel aus, ſag' ich, und das iſt ein gutes Zeichen von dem Adelbert. — Haſt Du Dich wieder einmal in meinem Wein getröſtet? Weiter kannſt Du nichts als ſaufen und raufen. Sei froh, daß ich Dir Deine ſchöne Wach' am Thor vergeſſe, wo Ihr Euch beim Judenwein den Adelhart ſtehlen ließet! Geh'! —

Eberhardt (für ſich). Der verdammte Bußprediger! Wenn man ihn einmal erſt los wär'! (Durch die Mitte ab.)

Lörrach. Aber, Rathulf, Du irrſt, Gogel iſt doch Babanberg's Bot' an Dich. (Rathulf ſcheint ihn zu überhören und macht nach der Thür ein Zeichen.)

Vierte Scene.

Vorige. Diener (durch die Mitte).

Rathulf. Bitt' Herrn Schweicher her; der Kaplan ſoll auch kommen und Rubach mag ſeine Leute im Vorſaal halten. (Diener durch die Mitte ab.)

Lörrach. Hörſt Du denn gar nicht, was ich ſage, Rathulf? — Willſt Du's nicht hören? —

Rathulf. Ich hör's! — Ich weiß, daß ich mir das muß bieten laſſen, denn Conrad iſt gefangen! — O, mir ächzet die Seel' im Leibe über den Schimpf, — und Keiner als der Gogel hat den Adelhart geſtohlen, ich bin zum Gelächter gemacht im Land'! — — Gut, ich bin ein wehrloſer Mann, der Kirche Diener; — ich werd' den Juden anhören! —

Lörrach. Du willſt den Juden anhören? O, lohn's Dir Gott! — Aber nein! nein! — Hinter Deinen Mienen lauert ein Falſch! — Oder willſt Du ihn wirklich anhören? — Sprich, iſt das keine Hinterliſt? —

Rathulf. Nein, Heinz! Ich will ihn wirklich hören!

Lörrach. Gott ſei's gedankt, daß er Dich endlich doch erleuchtet hat. Dein guter Engel, Rathulf, iſt heute erſtanden. Du biſt doch beſſer, als die Leute denken! O, ſo große Freude hab' ich ſeit Jahren nicht gehabt! — (Durch die Mitte ab.)

Rathulf. Mein guter Engel? Thor! Die guten Engel gehen nur zu den Fröhlichen, da haben ſie leichte Arbeit. — Wenn ich nun Friede mach' mit meinem Feinde, hab' ich denn Frieden? Muß ich nicht ewig, wo ich geh' und ſtehe, dies verwünſchte Weib ſehn mit ihren ſüßen höhniſchen Lippen, ihren ſtolzen brennenden Augen, die mir den Wahnſinn ſenken in's Herz! Ich will 'was haben endlich für die Thränen, und darf ich ſie nicht ziehn in meinen Schooß, daß ſich mein Herz unter ihren Küſſen wieder dehne, hahaha; was hilft mir dann die allerſchönſte That! — Sie hat mich einſt verlacht, verachtet mit meiner Liebe, ſoll ich ſo mich entwürdigen, daß ſie mich auch mit meinem Haß verachtet? Der Haß, den ſie mir ſelbſt in's Herz gegeben, der Haß, der adelt mich, den ſoll ſie in mir achten! —

Fünfte Scene.

Voriger. Narr (durch die Mitte).

Narr. Hehe! Wer leiht mir einen Schweinsſchinken! Der Vogel kommt her und will Dich ſprechen. — Um Gottes willen leiht mir nur einen Schweinsknochen oder ein Stücklein Speck als Schutzmittel gegen den Juden, denn wenn er erſt auf dem Marienberg iſt, geb' ich keinen Kreuzer um Dein Amt! —

Sechſte Scene.

Vorige. Kaplan (durch die Mitte).

Rathulf. Der Babanberg hat geſchickt und will unterhandeln. Schreibet mir Alles genau auf, was gethan und geredet wird, — genau, ſag' ich! (Kaplan verbeugt ſich und ſetzt ſich rechts an den Tiſch.)

Siebente Scene.

Vorige. Schweicher (durch die Mitte).

Schweicher. Da bin ich, Ew. Gnaden.

Rathulf. Ihr ſollt Zeuge ſein von dem, was vorgeht, Herr Schweicher. — Laſſet den Boten von Babanberg ein. (Schweicher geht nach dem Hintergrunde und winkt.)

Achte Scene.

Vorige. Eberhardt (durch die Mitte).

Eberhardt. Aber ſehen will ich doch, wie weit die Schafswirthſchaft bei uns geht! (Tritt an den Tiſch links.

Neunte Scene.

Vorige. Gogel. Sturmfeder. Lörrach (durch die Mitte).

(Kurze Pauſe.)

Rathulf. Seid mir ſchön willkommen, Herr Vogt von Thetraß. 's iſt das erſte Mal, daß ich Euch in Frieden vor mir ſehe. Ich bin über die gute Meinung Eures edlen Herrn recht froh und zu jedem Frieden geneigt, weil er mir dieſen verdammten Hund, der an unſerm Streit ſchuld hat, zur Sühne ſchickt.

Sturmfeder. Da geht Ihr ſchief, wenn Ihr das denkt. Mein Herr ſendet Euch den Gogel nicht zur Sühne, ich möcht' wohl wiſſen, was er Euch zu ſühnen hätt'? Er ſendet ihn Euch als Boten, daß Ihr mit ihm verhandelt.

Rathulf (außer ſich). Was!! —

Schweicher (erſtaunt). Wahrhaftig, ich glaub', ich träum'! —

Eberhardt. Hab' ich's nicht geſagt? Hahahaha! —

Rathulf. Einen Juden als Boten an einen Biſchof?! — Denſelben ungläubigen Hund, der die Leiche meines Feindes geſtohlen?! — —

Sturmfeder (dazwiſchen). Eben deswegen thut ihm mein Herr die Ehr'!

Rathulf. Nun ſo will ich verdorren bei lebendigem Leibe, ſo ich das dulde! Ruft den Rubach! (Schweicher thut einen Schritt vorwärts, ſieht aber Rathulf zögernd an.)

Lörrach (vorſpringend). Um Jeſu willen, thu's nicht!

Rathulf (ſchäumend). Den Rubach, ſag' ich!! — (Eberhardt eilt nach der Mittelthür und winkt.)

Zehnte Szene.

Vorige. Rubach und bewaffnete **Knechte** (durch die Mitte.)

Rathulf. Fangt den Juden oder haut ihn in Stücke! So acht' ich Euren Geſandten!! — (Rubach und Knechte dringen mit gezückter Waffe auf Gogel ein.)

Gogel (retirirend). Gott meiner Väter!! — Mörder!! —

Sturmfeder (mit gezücktem Schwert auf den Biſchof ſtürzend und ihn anfaſſend). Ihr nehmt den Juden, ich den Biſchof!! —

Rathulf. Haltet, um Gottes Gnade!

Verſchiedene Stimmen. Haltet ein!

Lörrach (wirft ſich vor Gogel). Zurück, Knechte! (Alle haben inzwiſchen die Schwerter gezogen.)

(Raſch nacheinander.)

Sturmfeder. Einen Mucks, und er hat das Eiſen in den Gedärmen! — (Knechte weichen von dem Juden.) — So achtet Ihr nicht einmal den Hausfrieden mehr? Ich renn' Euch, weiß Gott, die Klinge durch den Leib, wenn Ihr den Juden anrühren laßt. Und ſo Ihr ihn nicht gutwillig anhört und ich ihn nicht binnen 3 Tagen unbeſchadet nach Babanberg wiederbring', läßt der Graf den Conrad lebendig am oberſten Thurm hängen, den Vögeln zum Fraße!! — (Pauſe.)

Rathulf. Ich geb' ihn frei; geht hinaus mit den Knechten, Rubach. — Der Jude mag reden. (Rubach mit den Knechten durch die Mitte ab.)

Eberhardt. Verflucht!

Sturmfeder. Gut, das will ich blos. — (Steckt das Schwert ein.)

Rathulf. So nehm' ich Euch Alle und Dich meinen Gott zu Zeugen, daß ich geſchändet bin! Ich nehme Euch zu Zeugen vor König und Reich über die Gewalt, ſo mir widerfahren! Ich bin ein wehrloſer Mann und muß es tragen, ohne mich zu vertheidigen! —

Sturmfeder. Oho! Euch thut Niemand Gewalt an, das iſt eine verdammte Lüge! Ihr ſollt mir blos den Juden in Frieden laſſen, denn er ſteht an meines Herrn Stelle hier, und weiter iſt's nichts. Laßt ihn reden, und wenn Ihr nicht Frieden machen wollt, laßt's bleiben; da gehn wir und 's iſt gut. Hier gilt kein Fuchsſchwänzen.

Rathulf (kleinlaut). Mag der Jude reden.

Gogel. Geſtrenger Herr Biſchof. Ich komm', dem Herrn Biſchof zu bieten Frieden vom Herrn Grafen Adelbert von Babanberg.

Rathulf. Was will er? —

Gogel. Der Herr Biſchof hat gelaßt anbieten 5000 Gülden als Löſegeld vor den Herrn Conrad. Mein Herr will aber niſcht haben das Löſegeld von den Herrn Biſchof. Er will geben den Herrn Conrad los und ledig vor umſonſt, wenn der Herr Biſchof will in der Kirche zu Babanberg reuig widerrufen, was er hat geſchworen und Uebels geſagt in der Kirche zu Regensburg wider den Herrn Adelbert und ſeine Frau. —

Rathulf. Das thu' ich nie!! (Kleine Pauſe.)

Lörrach. Rathulf! — Schließe doch Frieden! —

Rathulf. Nein, nein! Ich verwerf' Eure ganze Botſchaft! —

Gogel. Herr Biſchof, machen Se Frieden. De Babanberger Jüden wollen zahlen an den Herrn Biſchof 500 Goldgülden auf der Stell', wenn er macht Friede!

Rathulf. Verdammt will ich ſein, ſo ich's thu'!

Gogel. 1000 Gülden, Herr Biſchof! —

Sturmfeder (haſtig). Laß ihn, Gogel! — Ihr wollt alſo keinen Frieden? —

Rathulf. Nein! Ich werd' mir vor dem Adelbert ſchon Ruh' ſchaffen!

Eberhardt. Krieg! }
Schweicher. Krieg! } (Faſt zuſammen.)

Sturmfeder. Hei, Krieg denn!! — Komm, Gogel! (Faßt Gogel am Arm, Beide raſch durch die Mitte ab. Kurze Pauſe.)

Rathulf. Verlaßt Alle das Gemach! (Indem Alle abgehn) Herr Schweicher! (Schweicher kommt zurück, Lörrach bleibt im Hintergrunde ſtehn.)

Rathulf (ſpringt auf, geht an den Sitz des Kaplans, unterzeichnet das Protokoll, und indem er's anſieht) Hahaha! Das Spiel hätt' ich gewonnen!! —

Lörrach (raſch vorwärts kommend). Gewonnen? —

Rathulf (giebt Schweicher das Protokoll). Schweicher, mit der Verhandlung reitet gen Regensburg zum Kanzler und erzählt ihm Alles. — Ich unterwerf' mich fortan ſeinem Rathſchluß in Allem! —

Lörrach. Rathulf! Heiliger Erlöſer, nun verſteh' ich Dich! — Auf meinen Knieen bitt' ich Dich, ſchick' nicht zu Hatto!!

Rathulf (einfallend). Halt, Heinz von Lörrach! — Der Biſchof braucht Eures Rathes nicht mehr, nur Eures Gehorſams, Herr — Lehnsmann!! — Kommt, Schweicher! (Rathulf und Schweicher durch die Mitte ab.)

Lörrach (wie verſteinert ihnen nachſehend, dann entſetzt). So ſah Judas aus, als er den Herrn verrieth! — Ja, das löſcht unſere Freundſchaft aus, das tilgt den — (ſtreift den Aermel auf)

— den Blutſchwur tilgt es nicht! — Geſchworen iſt's, ich ſoll zu ihm ſtehen, ſo lang' mir Leib und Seel' zuſammenhängt! (Schaudernd.) Der freie Wille iſt gelähmt! — Schwankend zwiſchen Adelbert und Rathulf, verwickele ich mich grade in die Schlinge, die ich vernichten will, und ſinke trotz all' meiner überquellenden Lieb' und Angſt für meine Freunde mit ihnen praſſelnd in den Tod! (Stürzt an's Fenſter.) Heiliger Gott, da reitet der Schweicher hin und bringt den Fraß den Regensburger Wölfen! — O, weine, du ſchönes Land, über dich bricht herein das Verderben!! (Er bedeckt das Geſicht und geht langſam durch die Mitte ab.)

Verwandlung.

Babanberg. (Drei Tage ſpäter.)

(Gärtchen bei der Burg, im Zwinger. Im Hintergrunde ſieht man das Schloß ſammt dem Wartthurm über die Bäume ragen. In der Mitte der Scene eine dichte Baum- und Laubgruppe, die dieſelbe in einen linken und rechten Gang theilt, vorn ein freier Platz. Ueppige Blumenbüſche. Linker und rechter Gang verlieren ſich nach dem Schloſſe zu. Vor der Laubgruppe, wo beide Wege ſich vereinigen, unter einem Laubüberhang, eine Bank. Links und rechts dichtes Buſchwerk.)

Elfte Scene.

Baban. Veronika.

Baban (die Spindel tragend, auf Veronika gelehnt, kommt den Gang rechts herauf). Wie der friſche Wind und der Blumenduft mein altes Gebein durchdringet — ah, das thut wohl!

Veronika. Hier iſt Dein Lieblingsplatz, ſo einſam und traulich. Und wie man da (zeigt nach links) hinabſehen kann in's weite Land. — Willſt Du Dich nicht ſetzen, liebe Ahne? —

Baban. Ja, mein Kind. (Sie ſetzt ſich auf die Bank, Veronika bleibt träumeriſch ſinnend neben ihr ſtehen.) Hör' nur, wie die Vögel zwitſchern, daß es eine Luſt iſt. (Deutet rechts.) Da, da, ſieh die zween Rothkehlchen, die baun ein Neſt!

Veronika (auffahrend). Ach ja! — (Pauſe, ſie ſetzt ſich raſch zu Baban.) — Sag', liebe Ahne, warum ſchleppſt Du Dich denn noch immer mit der ſchweren Spindel?

Baban. Ja, ſchwer iſt ſie, 's iſt eine ſächſiſche Spindel, wo die tanzt, wächſt kein Gras. — Wenn ich auf ſie niederſeh', hab' ich gar viele Erinnerungen aus alten Tagen. — Auf ihr hab' ich den Faden woben zum Leichenhemd von zween deutſchen Kaiſern, meines Vaters Ludwig des Frommen, der durch wälſche Niedertracht fiel und, verhetzt mit ſeinen Söhnen, in Verzweiflung ſtarb, und meines Bruders Ludwig des Deutſchen. Ich habe drauf geſponnen meines Mannes letztes Wad und meiner drei Söhne, von denen Adelbert nur noch lebt, und auch meins iſt fertig worden vorig Jahr. Wenn ich ſterb', ſollt Ihr ſie mir in's Grab thun. — (Wie verloren, ahnungsvoll.) Ein wendiſches Zauberweib hat mir prophezeit, eines Mannes Leben würd' einmal an ihr hängen bleiben, denn ſie iſt ſpitz und ſchwer. Ich trag' ſie lieber bei mir aus Vorſicht. — Todte haften genug an ihr, und gar ein Lebendiger! — (Schauert zuſammen, fährt plötzlich auf, verſtummt.) Ach, Du verdirbſt mir den ganzen Morgen! —

Veronika (ſieht ſich um, dann ſchüchtern). Lieb' Ahne, wir ſind allein. — Ich hab' 'was auf dem Herzen.

Baban. Ei ſieh! — Was denn?

Veronika. Liebe Ahne, erlaub' mir, daß ich auf eine Weil' zu meinem Vater reiſen darf.

Baban. So?! — Je, biſt Du denn jetzt überzählig im Haus, oder liegt Dir 'was im Weg, daß Du weg willſt? — Dein Vater hat jetzt mit den Obotriden und Wenden genug zu thun, was ſoll er mit Dir? — Ich hab' gedacht, Du wollſt meine Pflegerin ſein bis an mein ſelig Ende! —

Veronika. Lieb' Ahne, ich kann nicht! — Ich werd' in ein paar Monden wiederkommen — gewiß.

Baban. Und derweilen bin ich vielleicht todt. — Veronika, Dir iſt wer zuwider im Haus.

Veronika (herausplatzend). Zuwider? Ach nein! —

Baban. Dann iſt Dir Einer zu lieb! —

Veronika (birgt ihr Geſicht an Baban's Schulter). O, meine Mutter! —

Baban (nach kurzer Pauſe). Und ſchämſt Du Dich denn, Deiner alten Ahne 'was zu ſagen? —

Veronika. Mutter, 's iſt ein Verbrechen — an unſerm Haus und an meinem todten Mann!

Baban. Das iſt's nicht, mein Kind. — Ich weiß wohl, Du haſt meinen Adelhart zwar gern gehabt, aber nicht ſo recht gern. Wenn Du aber nun Einen ſo recht lieb haſt, — ſeit wann hat Dich Jemand gehindert?

Veronika. Ich kann nicht! Ich darf es nicht! — Ich ſoll nicht lieben meinen Feind!

Baban (aufſtehend, erſtaunt). Alſo den Conrad! —

Veronika (voll Angſt). Aber ich ſchwöre Dir's zu, Ahne, nie werd' ich —

Baban (einfallend). Nicht ſo, Kind! Du ſollſt nicht ſchwören wider Dich ſelbſt! Laß mich die Sache abthun. — Hat er Dir 'was geſagt? —

Veronika. Nein, Ahne, er meidet mich und die Hild', um ſich nicht zu verrathen. Hätt' er ein Sterbenswort nur zu mir geſagt, ich hätt' ihm für ewig den Rücken gewendet!

Baban. Das iſt recht. — Noch iſt kein Uebel draus geworden. — Komm hinein, ich will mit Deiner Schweſter und Adelberten reden. — (Während Beide den Weg links hinabgehen, kommt)

Zwölfte Scene.

Conrad (rechts den Gang herunter. Sein Aeußeres trägt alle Zeichen der tiefſten Verzweiflung).

Conrad. Gottlob, hier ſieht mich Keiner, ich bin allein! — O Herr, Du haſt dem kleinſten Gewürm, der winzigſten Blume die Liebesſehnſucht geben, daß ſich's mehre zu Deinem Ruhm, warum haſt Du mir's angethan, daß ich verflucht bin, zur Schande meines Namens das eheliche Weib eines Andern zu lieben, das Weib meines Feindes! — (Er verhüllt ſchluchzend das Haupt, dann im Zorn ſich aufbäumend.) Und ich bin gefangen! Ich kann nicht heraus aus dem Käfig meines Ehrenworts, ich ſoll und muß ein Bube werden an Burgfrieden, Frauenehr' und Gaſtfreundſchaft! — Kannſt Du das wollen? — Aber ja, ja, Du willſt's!! Weil Rathulf den heiligen Stand Deiner Diener beſudelt auf Erden, willſt Du mich zur Sühne ſtrafen mit dem Heiligſten, was Du uns Menſchen geben, der Liebe, und da wählſt Du gerade daſſelbe Weib, um deswillen Rathulf ehrlos worden iſt!! — Wenn ich ſchon verflucht bin mit meinem ganzen Geſchlecht, ſei's denn! — (Braune-Hilde links ſichtbar.) Doch wenn Du mich auch in Deinem Grimm zerſchmeißeſt, daß Herr, daß ich das thue —! (Preßt die Hände krampfhaft zuſammen und ſteht ſtarr da.)

Dreizehnte Scene.

Braune-Hilde (kommt inzwiſchen, liſtig rings umherſpähend, durch den linken Gang, bemerkt Conrad, der mit dem Rücken nach ihr gewendet iſt, und eilt raſch auf ihn zu).

Conrad (wendet ſich, ſieht ſie, aufſchreiend). Barmherziger Gott! (Will rechts ab.)

Braune-Hilde (hält ihn am Arm feſt). Ei, ei! Haltet doch, Herr Rothenburg! — Seid Ihr immer ſo blöde vor einer Frau? —

Conrad (abgewendet, rauh). Was wollt Ihr von mir, Frau Hild? —

Braune-Hilde. Nu, nu! Seid Ihr nicht ſtöckiſch, wie ein kleiner Junge? — Was ich von Euch will, Herr Ohnhold? — Ei, ich will Euch endlich einmal fragen, was Ihr habt, daß Ihr Euch vor uns Fraunsleuten ſo verſteckt, als hättet Ihr das ſchlechteſte Gewiſſen im deutſchen Land? (Wendet ihm den Kopf herum.) Da, ſeht her! — Seht mich immer an, ich bin g'rade kein' Vogelſcheuch'. —

Warum gehet Ihr uns allenthalben aus dem Weg, daß man Euch ganzer Tage lang nicht ſieht? Warum? —

Conrad. Ich dächt', ich hab' Urſach' genug. Daß ich gefangen bin, daß ich im Herzen meinen Bruder verloren und auf der Welt Gottes Niemand hab', der eine Thräne vergießt, wenn ich ſterb', — wenn Ihr Euch das überlegt, brauchet Ihr nicht zu fragen!

Braune-Hilde. Ach, Ihr lügt ja, Conrad! (Kurze Pauſe.) Es iſt wohl zwiefach hart, wenn man einen Bruder begräbt, da er noch lebet, aber wer ſagt Euch denn, daß es Niemand giebt, der Euch beweinen würde? Denkt Ihr, uns thät's Herz nicht zeitlebens weh thun, wenn Ihr 'bliebet? — Weiß's Gott, Herr Conrad, ich hab' Euch ſo lieb, ſo lieb — wie meinen eigenen Mann faſt, ſo — wie man einen Bruder lieb haben kann. Das macht, weil Ihr Adelberten in Allem ſo ähnelt!

Conrad. Frau Hilde!

Braune-Hilde (einfallend). Und was Ihr von Eurem Gefängniß ſagt, iſt auch nicht weit her. Ich dächt', es müßt' Euch lieber ſein, hier ein Biſſel eng zu ſitzen, als drüben frei. — Ihr könnt mit meiner Ahne und unſerm Mannsvolk recht freundlich thun, — was hat Euch denn die Onika und ich gethan, daß Ihr uns immer aus dem Garn geht, heh? —

Conrad. Ach, — ich weich' Euch aus und Eurer Schweſter, — weil ich Euch Beide nicht ſehen kann, — nicht ſehen will, — weil Ihr mir zuwider ſeid, und —

Braune-Hilde (einfallend). I, ſeht doch! Ei, das iſt wohl recht wahr?

Conrad (voll Angſt). Ich kann's, — ich werd's Euch nimmer ſagen, warum! —

Braune-Hilde. Ihr ſeid hart gegen Euch ſelbſt, und weil Euer Herz wund iſt ob Eures Bruders, ſchreit Ihr auf, wenn Euch ſelbſt eine Blume berührt. Aber ich hab' Euch g'rade darum noch immer lieber, da Ihr ſo grundrechtſchaffen ſeid. O, daß Rathulf ein' Ader von Euch hätt'! — — Aber ſeht, wenn Ihr auch heimlich thut, uns Frauen entgeht nichts. (Adelbert, der Baban führt, kommt langſam den rechten Gang herab und hört hinter der Baumgruppe das Folgende.)

Conrad. Das wolle der Schöpfer verhüten, daß Ihr das wiſſet!

Braune-Hilde. Und da Ihr's für ein Verbrechen haltet, mir's zu geſtehn, ſo will ich's thun, obgleich ich (blöde) ein Weib bin. —

Conrad (bleich, feierlich). Haltet einen Augenblick, — Frau Hild! Wenn Ihr das ſaget, ſo werdet Ihr mich zu dem treiben, wozu mein Bruder Nathulf in der Verzweiflung gegriffen hat, (ſie erſchrickt) ich nehm' in ſelbiger Stunde die Kutte, ſo wahr ich verdammt ſein will, ich thu's!! — Und ob das nicht Sünde wär', Hilde, mög' Euch Euer Gewiſſen ſagen! (Pauſe.)

Braune-Hilde (tief bewegt). Wenn dem ſo iſt, — bewahre mich Gott, daß ich Euch verſuche! — Ihr ſeid doch wahrhaftig ein untadeliger Mann! — (Pflückt einen Strauß Veilchen, kurze Pauſe, dann ſich erhebend, theilt ſie die Blumen und reicht Conrad eine Hälfte, der ſie ſprachlos und verwirrt nimmt, während deſſen ſpricht ſie) Da ſeht den Veilchenſtrauß; — das iſt das Bild verſtohlner Lieb' auf Erden, ſie duftet, wenn ſie ſtirbt. — Nehmt's als ein Wahrzeichen. Die andere Hälfte iſt für — Eine, die Euch recht einzig — lieb hat!! (Wendet ſich raſch, um zu gehen.)

Conrad (außer ſich). Hilde!! — (In demſelben Augenblick tritt)

Vierzehnte Scene.

Adelbert mit **Baban** hinzu. (Conrad erſchrickt. Hilde geht erröthend zu Baban und giebt ihr ein verneinendes Zeichen.)

Adelbert. Heidi! Habt Ihr Euch ſo bei meiner Frau eingehoben, daß ſie mit Euch heimlich koſt im Garten? — (Lachend.) Das könnt' mich faſt eiferſüchtig machen, Rothenburg! —

Conrad (faßt ihn bewegt bei der Hand, innig). Adelbert, Ihr ſeid ein beneidenswerther Mann, daß Ihr ein ſo tugendſam holdſelig Weib habt. Gott mög's Euch erhalten!

Adelbert (faßt Braune-Hilde um). Ja, daß ſie liebewerth iſt, hat Euer Bruder auch gemeint, drum hat er ſie mir auf den Tod mißgönnt. (Küßt ſie.) Ein adlig Weib iſt das Höchſte in der Welt, deshalb iſt allerwegen Streit drum. Ein ſo liebes Weib ſchenkt Einem auch liebe Kinder! —

Baban (legt ihren Arm auf Adelbert's Nacken). Das iſt recht, Sohn! — Ich wünſchte mir, ich lebte noch tauſend Jahr auf dem Babanberg, daß ich mich immer an Euch freuen könnte!

Adelbert (Baban im Arm haltend). Und ich wünſchte, Mutter, daß wir alle Drei dann zuſammen ſtürben, da trügen wir Euch auf unſern Armen mitten in den Himmel hinein und legten Euch in Gottes Schooß! Ja? (Küßt ihre Hand.) Das wär' eine Freude!! —

Conrad. Ich Armer! (Er preßt ſein Geſicht in die Veilchen, die er dann in ſein Kleid verbirgt.)

Baban. Ach ja, das wär' eine rechte Freud'! Doch Ihr müßt länger leben, denn ich, Kinder. Ihr habt Euren Sohn und Eure Leute zu verſorgen. Wer noch auf Erden nützt, ſtirbt immer zu früh.

Adelbert. Dann müßteſt Du gar nicht ſterben! —

Conrad (der bisher in fieberhafter Aufregung mit einem Entſchluß gekämpft, haſtig). Adelbert, ich muß Euch 'was ſagen!

Adelbert. Und meiner Ahne und Frauen auch? —

Conrad. Nein, das darf nur der liebe Gott und Ihr wiſſen! —

Baban. Komm, Hilde. (Im Abgehn) Gott geb', daß es 'was Freudiges ſei! (Baban und Hilde den Gang rechts ab.)

Adelbert (nach einer Pauſe). Nun, ſie ſind weg. Redet. — Bei unſerm Heiland, Ihr ſeid eben ſo blöd' in der Liebe, als keck mit dem Schwert. Da ich um meine Hilde warb, war ich nicht ſo kleinlaut. — Kurz und gut, Ihr liebt meine Schwägerin Onika, was iſt da weiter! —

Conrad (ſtarr). Ich lieb' die Onika? — Und glaubt ſie das?! —

Adelbert. Nun zum Kuckuk, ich denk' doch, und ſie liebt Euch wieder! — (Erſchreckt.) Conrad, — mein Gott, bin ich toll? — Iſt's denn nicht ſo?! —

Conrad (bebend). O mein Vater im Himmel, Du giebſt mir zu viel zu tragen! —

Adelbert. Redet um Gottes willen, redet!! —

Conrad. Adelbert, ich hab' in der Angſt ſchon Hand an mich legen wollen oder fliehn, aber mein Schöpfer hat mich vor der Schande behütet und mir in's Herz gegeben, daß ich Euch, meinem Feinde, mein Leid anheim geb'. — Ihr werdet mich verachten, Babanberg, und haſſen, wie Ihr meinen Bruder haßt und verachtet, aber ich bin's Eurem Haus, meinem Gewiſſen ſchuldig, daß ich nicht ſchweig'. — Rathulf iſt Euer Todfeind, und Eures Weibes Liebreiz iſt ſchuld dran, und auch ich bin verdammt und verloren, und Euer Weib iſt wieder ſchuld dran!! — (Adelbert, der ihm entſetzt zuhört, ſchreit auf und fährt an's Schwert.) Erſchlagt mich auf der Stell', — aber — ich lieb' Euer Weib!! — (Adelbert ſchlägt ſchaudernd die Hände zuſammen.) O, die Hilde reißt die Salier all' in's Verderben! Ich flieh' vor ihr, wo ich kann, aber wohin denn? Bin ich nicht gefangen? — (Adelbert ſtiert vor ſich hin.) Sprecht zu mir, Adelbert! O, ſprecht ein Wort nur zu mir!! —

Adelbert (nach innerem furchtbaren Kampfe). Conrad, — Ihr ſeid nicht ſchuld dran und die Hilde auch nicht, der Herr hat's gegeben, — der Name des Herrn ſei gelobt! — Laßt uns zuſammen mit unſerm Gott reden, Conrad, mein Hirn iſt wüſt, vielleicht daß wir uns ſtärken. (Pauſe, ſie falten die Hände und beten ſtill.) — — Zum Zeichen aber, daß ich Dich lieb' hab' und acht', als die ehrenhafteſte Seel', die ich je geſehen hab', komm an mein Herz, Bruder! (Umarmt ihn heftig, dann einen Arm auf ſeinem Nacken haltend) Entweder der Streit wird geſchlicht't, — dann darfſt Du mein Weib und die arme Onika nicht wiederſehn, ſonſt bricht ihnen 's Herz, — oder Einer von uns fällt, dann iſt's aus. Wenn Du aber durch mich fällſt, ſollſt Du in Liebe fallen, und das Veilchenſträußlein geb' ich Dir in Dein Grab mit! —

Geh', Bruder, — geh' in den Thurm, bis Du frei biſt, — der iſt Dir jetzt doch am liebſten.

Conrad (in inniger Freude). Adelbert, das mag Dir der droben vergelten, daß Du mich alſo erlöſet haſt und an Dein Herz genommen! Herr, mein Gott, jetzt kann ich fröhlich ſterben!! — (Wendet ſich.)

Fünfzehnte Scene.

Vorige. Baban. Sturmfeder und **Gogel** (von rechts).

Adelbert. Halt, da kommt der Entſcheid von Wirtzeburg, von dem hängt unſer Heil ab. (Zu den Ankommenden) Bringet Ihr Frieden?

Sturmfeder. Krieg, Herr, hellen Krieg!

Adelbert (heftig). Auf die Bedingungen? — O, gut, er ſoll ihn haben! — (Geht heftig auf und ab.)

Conrad. Ihr ſeid mein Leichenbitter, Gumpendorf. — (Pauſe.)

Sturmfeder (zögernd). Ich muß mich ſelber bei Euch verklagen, Herr! —

Adelbert (ſtutzig). So? —

Sturmfeder. Der Biſchof ließ den Rubach mit ſeinen Knechten rufen und wollt' dem Gogel an den Leib. Wir waren allein gegen Alle. Da hab' ich dem Pfaffen gedroht, ich wollt' ihn niederſtechen, wenn er den Juden anrührt! —

Adelbert (auffahrend). Verdammt!! — Sturmfeder, das iſt ein Unglück! — Mein Gott, Ihr habt die Sach' verſchlimmert! — (Sturmfeder will reden.) Ich weiß, ich weiß! Es ging nicht anders, der Biſchof hat Euch gereizt. — (Sanft.) Ich bin auch ganz zufrieden mit Euch, — Ich dank' Dir auch, Gogel, Du haſt viel Gefahr wieder um mich ausgeſtanden. Geh' zu den Deinen und — überlegt Euch, wann Ihr Eure Synagoge anfangen wollt.

Gogel (ſehr ernſt). Geſtrenger Herr Graf, ich dank'. Mit Erlaubniß wollt' ich blos ſagen, daß der Herr Gumpendorf vergeſſen hat zu ſagen, daß wer haben gehört, daß der Herr Biſchof geſchickt hat den Schweicher ſogleich nach Regensburg. Er hat auch gelaßt aufſchreiben von Einem von ſeine Leute de ganze Verhandlung.

Baban (erſchreckt). Nach Regensburg? — Und hat Alles aufſchreiben laſſen? —

Sturmfeder. Ja, wahrhaftig, ſo iſt's!

Conrad. O, der Erbärmliche, das iſt ſein Meiſterſtück! —

Adelbert (zu Baban). Sag' meiner armen Hilde nur nichts, lieb' Mutter. (Kurze Pauſe, Trompetenfanfare hinter der Scene.) Was iſt los?! —

Sechzehnte Scene.

Vorige. Frawein (haſtig von rechts).

Frawein. Ein Reichsherold iſt's von Regensburg!

Adelbert. So ſchnell ſchon? — Oho! Er reitet den Leumund, drum iſt ſein Roß ſo ſchnell! — Laßt ihn ein!

Frawein (wendet ſich). Da kommt er eben mit dem Halles!

Siebenzehnte Scene.

Vorige. Halles mit **Schweppfeld** dem Reichsehrenhold und zwei Trompetern (von rechts), **Adelbert** der Sohn, **Veronika**, **Braune-Hilde** (folgen beſtürzt).

Adelbert. I, einmal auf Babanberg? Was bringt Ihr uns? —

Ehrenhold. Blaſt, Trompeter! — (Trompeter blaſen eine kurze Fanfare. Ehrenhold entrollt ein Pergament, lieſt:) Wir Ludwig, von Gottes Gnaden und des Volkes Wahl König der Deutſchen, an unſern Kronvaſallen, Adelberten vom Babanberge. Zur Abſtellung aller Fehde zwiſchen beſagtem Markgrafen und dem Biſchof Rathulf von Wirzeburg berufen wir nach unſrer guten Stadt Tribur am Rheine auf den 7. nächſten

Monds einen Reichstag und haben ſich beide Theile daſelbſt einzufinden. Als Zeugen berufen wir den Jobſt von Gumpendorf, Vogt von Thetraß, und den ungläubigen Juden Gogel, Inſaſſen von Babanberg. Wir verſprechen auf unſer königliches Wort freien Ein- und Auszug Allen, ſo geladen ſind, keinerlei Fährdung von Leben und Freiheit während des Reichstages. Beiden ſtreitenden Parteien ſind je 50 Lanzen gewährt als Leibesdeckung. Verdammt ſei in Zeit und Ewigkeit, wer unſer Entbot mißachtet. Friede den Friedfertigen. Gegeben auf St. Emeran zu Regensburg im Königsgau am 12. des Mai 908 im Jahre des Heils. Ludwig, König der Deutſchen. Hatto, Erzbiſchof von Mainz als Kanzler. Conrad, Herzog von Franken, Luitpold, Herzog von Kärnthen! — (Trompeter blaſen eine kurze Fanfare.) — Ich frag' Euch, kraft meines Amts, wollt Ihr kommen, Herr Graf, ſammt den Zeugen gen Tribur auf künftigen Mond? — (Pauſe.)

Adelbert. Bringt dem König meinen ehrerbietigen Gruß und ich werde kommen. — 50 Lanzen alſo? —

Ehrenhold. 50 Lanzen! Gehabt Euch wohl. (Will gehen.)

Adelbert. Noch eine Frage! Warum hat der Kanzler nicht den Grafen Rothenburg aus ſeiner Haft von mir entboten, der hat doch auch Theil an der Sache? Sollte er nicht wiſſen, daß er in meinen Händen iſt? —

Ehrenhold. Davon weiß ich nichts, lebt wohl! (Mit den Trompetern ab.)

Adelbert. Hahahaha! Das iſt ein guter Kniff! — — Ja, ja, Conrad, Dein Bruder wird endlich doch dem Hatto Buß' thun in Sack und Aſche und ein Wälſcher werden! Hui, das hat ihm nur noch gefehlt zum Judas! — Aber ich werd' ihnen Allen ein Stücklein aufſpielen, wenn ich hinkomm'! — — — — Conrad von Rothenburg, ich geb' Dich frei. Geh' — wohin Du willſt, — und Gott führ's weiter. — (Tritt dicht zu ihm und faßt ihn bei der Hand.) Wenn aber die Fehde auf dem Fürſtentag nicht geſchlichtet wird und wieder losbrennt, dann komm doch herüber zu uns, daß wir Dich noch einmal ſehen, und — vergiß — das Sträußlein nicht. — (Conrad ſteht wie vernichtet.)

Baban. Geleit' Euch der Himmel und wend's, daß nichts Halbes geſchieht auf dem Reichstag. Adelbert, ich geh' mit Dir nach Tribur.

Adelbert. Liebe Mutter, Ihr ſeid hochbetagt —

Baban (ſeine Hand faſſend, halblaut). Ich geh' mit, ich muß ſehn, was ſie meinem Kinde thun! — —

Adelbert. Sag' Conraden Lebewohl, Onika, Du ſiehſt ihn lange nicht — mehr wieder. Du gehſt noch heute mit Frawein zu Deinem Vater.

Braune-Hilde. O Gott! (Umfängt die Wankende.)

Adelbert. Auf alle Fälle reiſt ſie. Frawein muß ohnedem hin, und ihr Vater hat das meiſte Anrecht auf ſie. (Streichelt ihre Wange.) Geh', Kind! Geh' hinein! — Ich rede noch mit Dir. —

Braune-Hilde. Gott ſchütze Euch, Herr Conrad. — (Wendet ſich mit Veronika.)

Conrad (macht eine ſtumme ſchmerzliche Bewegung nach den ſcheidenden Frauen). O mein Gott, wie verſuchſt Du mich! —

Adelbert (faßt ihn raſch bei der Hand). Gieb ihr ein Abſchiedszeichen, Bruder, die Lüge wird Dir der Himmel vergeben!

Conrad (krampfhaft). Adelbert! — (Stürzt den Frauen nach, faßt Veronika's Hand, küßt ſie.) — — Sie duftet, wenn ſie ſtirbt! — (Veronika ſtößt einen leiſen Schrei aus.)

Braune-Hilde. Habt Dank für das, lieber Conrad! (Reicht ihm die Hand, Conrad faßt ſie, wendet ſich bleich nach Adelbert um, läßt ſie los und eilt in Adelbert's Arme. Baban iſt zu den beiden Frauen getreten, alle Drei und der Sohn ab.)

Adelbert. Halles und Sturmfeder erwarten uns drunten am Wald gen Wirtzeburg zu. — Geh', Conrad, geh'! — Ich begleite Dich noch eine Weil'. (Conrad gebeugt mit Halles und Sturmfeder ab nach rechts.) Frawein! (Frawein tritt zu ihm.) Morgen mit Tagesanbruch reiſet Ihr gen Sachſen zu meinem Schwiegervater. Erzählt ihm, wie die Sachen ſtehn, und er ſoll am 7. künftigen Monds an mich denken. So es möglich wär, möcht' er mir Zuzug bereit halten, falls ich's brauch', und — ich werd's brauchen. Ich ſeh' Euch noch vor Nacht. — (Frowein rechts ab. Adelbert ſteht in tiefen Gedanken, die Scene iſt leer, nur Gogel nähert ſich leiſe.)

Gogel (huſtet leiſe, dann lauter, dann näher tretend). Herr Graf! —

Adelbert (fährt zuſammen). Ah! — Gogel! — Was haſt Du? —

Gogel. Geſtrenger Herr Graf, müſſen wer denn reiſen nach Tribur? —

Adelbert. Was fällt Dir ein, Jude? — Gewiß! — Warum? —

Gogel. Warum? — Weil der Gogel muß machen ſeinen letzten Willen, wenn er ſoll reiſen nach Tribur!

Adelbert. Du biſt ein Narr! — Reiſeſt Du nicht unter meinem Schirm und königlicher Freiheit? —

Gogel. Was kann's helfen gegen die Tücke von'n Herrn Rathulf. Ich ſag' Ihnen, es is gewiß, der alte Gogel werd nicht mehr kommen lebendig zurück von Tribur. — Wenn ich bin todt, mögen mer der Herr Graf die Ehr' erzeigen (nimmt ſeine Hand und küßt ſie) und manchmal denken an den alten treuen Jüden, was is geſtorben, weil er hat geholt de Leiche von'n todten Herrn Bruder!! —

Adelbert (faßt heftig ſeine Hand und preßt ſie auf ſeine Bruſt). Und ich ſchwöre Dir beim Allvater droben, wenn Du durch Hinterliſt ſtirbſt, Jude, werd' ich Dir ganz Wirtzeburg zur Schabbeslampe anſtecken!! —

(Vorhang fällt raſch.)

Dritter Act.

Tribur am Rhein.

(Einen Monat ſpäter.)

Saal der Reichsverſammlung auf der Königsburg zu Tribur.

(Ganzes Theater. Geräumige Halle in byzantiniſchem Stil. Balkendecke. In der Mitte des Hintergrundes Thronhimmel mit dem deutſchen Adler, zu dem fünf Stufen führen. Der Thron iſt leer. Auf jeder Seite des Throns ein Eingang im Hintergrunde, links und rechts im Vordergrunde eine Seitenthür. Um den Thron gruppiren ſich Edelleute. Links und rechts vom Thron, ſchräg bis zur vorhergehenden Couliſſe reichend, ſtehen vier Stühle auf jeder Seite, auf denen rechts vom Thron ab Herzog von Kärnthen, Biſchof von Augsburg, Herzog von Lothringen, Biſchof von Worms; links hingegen Conrad von Franken, Biſchof von Regensburg, Herzog von Schwaben und Biſchof von Ulm Platz genommen haben. In der Lücke, die zwiſchen dem erſten Stuhl links vom Throne blieb, ſteht Kunz von Terglow mit dem Reichsbanner, in der Lücke rechts Schweppfeld, der Reichsehrenhold. Hinter den Stühlen der Reichsfürſten dienſtthuende Edelleute und Vaſallen als Zuſchauer. Hinter dieſen eine Reihe gewappneter Reichsknechte. Im Vordergrunde auf jeder Seite ein Ehrenhold mit je einem Trompeter hinter ſich. Hinter Schweppfeld zwei Trompeter. Vor dem Thron, im Mittelgrund der Scene, der rothverhangene Schreibertiſch, an dem links und rechts ein Schreiber ſitzt. Zwiſchen Beiden ſteht Hatto von Mainz, die Verhandlung leitend. Unweit des Tiſches, nach dem Vordergrunde zu, auf dem freien Raum bis zum Souffleurkaſten ſteht rechts Adelbert in vollem Waffenſchmuck, hinter ihm Memming, Sturmfeder und Vogel, links Rathulf mit Eberhardt, Schweicher und Rubach. Wie der Vorhang aufgeht, iſt der Reichstag in vollſter Verhandlung.)

Erſte Scene.

Adelbert (zu Hatto). So? — Ich bin ihm alſo zuerſt in's Land gefallen, ſagt Ihr? — Ei, ſeht doch! — Ich hab' zehn Ackerknechte geſchickt und ihm ein Schock Rinder weggetrieben, weil er nach dreifacher Mahnung nicht zahlen wollte. Das nennt Ihr freilich in's Land fallen! — Statt daß er aber das Pfand eingelöſt hätte, ſchickte er den Rubach mit 80 Lanzen herüber und ließ mir ein paar Dörfer wegbrennen. Das nenne ich aber in's Land fallen, Herr Kanzler, und wenn mir Einer ſo eine Ohrfeige giebt, kann er drauf wetten, daß ich ihm heimleucht'! — (Pauſe.)

Hatto (ſehr langſam, beſtimmt, doch ſchlicht). Saget uns offen, Herr Markgraf, iſt der *Judenſtreit der allereinzige Grund*, daß Ihr den Biſchof befehdet und er Euch, oder habt Ihr noch 'was Andres, 'was *Ernſteres* gegen einander?

Adelbert (kurz, dann). Nun, — ich ſteh' hier vor meinem Gott und König, ſo Ihr's mit Gewalt wollt, ich kann's 'rausſagen. Wollt Ihr aber nicht einmal den drüben fragen? Vielleicht, daß der recht geſcheidt antwort'. — Es giebt Sachen im Leben, die man ſagen kann, wenn man muß, die man aber nicht ſagt, ſo man's nicht braucht! — (Pauſe.)

Hatto. Nun, wollt *Ihr* die Frage vielleicht beantworten, Herr Biſchof? —

Rathulf (nach kurzer Pauſe). Der Judenſtreit iſt das Einzige, was wir mit einander haben, der iſt *allein* an Allem ſchuld.

Hatto. Und ſtimmt Ihr dem bei, Herr Markgraf? —

Adelbert. Nun, ich dächt', 's wär' eben Urſach' genug!

Rathulf. Ich möcht' wohl wiſſen, was an einem Haufen verfluchter Juden gelegen iſt, die mit Trug und Wucher das Land ausplündern und jedem rechtſchaffenen Chriſtenmenſchen ein Gräuel ſind. — Freilich, ein Jud' wird mit dem andern am beſten fertig!

Adelbert. Gehet nur weiter, Herr Kanzler! — Wenn einem Andern an den Juden nichts gelegen iſt, braucht er ſie nicht in ſeinem Lande zu leiden, dann iſt er den Betrug und das Heidenthum gleich los. So ich aber ein *rechter* Herrſcher ſein will über die Kinder, die der Herr in meine Hand gegeben, *muß ich mich geringer achten, denn* ſie. (Hatto will reden.) O, ja, Ihr wollt mir ſagen, daß die Juden verflucht ſind, da ſie den Heiland erſchlagen. Mein iſt die Rache, ſpricht der Herr, ich will vergelten! — Aber nein, darum iſt's gar nicht zu thun, wenn die Juden geſchunden werden, das ſchöne Judengeld, das iſt die Urſach', und ſo ein Jude nur 5000 Gülden leiht, iſt es gleich, ob ſein Vorfahr den Heiland erſchlagen hat! — (Murren einzelner Stimmen.)

Hatto. Wir kommen nun an den weiteren Verlauf des Handels.

Schreiber rechts (lieſt). Nachdem das Waffenglück oftmalen gewechſelt und der Markgraf zwei ſeiner Brüder eingebüßt, gerieth der Bruder des Biſchofs, Conrad, Graf von Rothenburg, in Babanbergiſche Gefangenſchaft, in der er noch ſchmachtet; —

Adelbert (einfallend). Das iſt gelogen! Er iſt frei, ohn' Wort noch Löſegeld. Daß dem ſo iſt, weiß jedes Kind, und Ihr wißt's auch recht gut, Herr Kanzler. Aber Ihr habt's nicht wiſſen mögen und nicht in die Schrift aufnehmen können, weil Ihr Conraden ſonſt hättet zum Königstag laden müſſen, und das hat der dort nicht gewollt, denn er hat Angſt vor ſeines Bruders Zeugniß.

Hatto. Und Ihr wagt's vor aller Welt, mich eines ſchimpflichen Einverſtändniſſes mit Eurem Gegner zu zeihen?—

Adelbert. O, Euch darf man nicht zu nahe treten, freilich! — Ach ja, wir Deutſchen hießen ſonſt Allemannen, weil wir Alle Mannen waren, jetzund heißen wir nicht mehr ſo, denn etliche Weibskittel aus Süden ſind drunter.

Hatto. 's iſt doch gut, Herr Graf, daß Ihr uns Allen recht zeigt, was für ein unbändig hoffärtiger Mann Ihr ſeid. Was Ihr aber von mir und den Kitteln aus Süden ſagtet, überlaß ich dem Urthel des hohen Raths. Lies weiter, Schreiber.

Schreiber rechts (lieſt). Der Biſchof, um des Friedens und ſeines gefangenen Bruders Conrad willen, ſendete vor etwa fünf Wochen ſeinen Lehnsmann, Herrn Heinzen von

Lörrach, gen Babanberg, bot Frieden und die ſtreitigen 5000 Goldgülden als Löſegeld für ſeinen Bruder.

Hatto. Und hat der Biſchof ſomit den Willen gezeigt, ſich zu vertragen.

Schreiber rechts (lieſt weiter). Herr Heinz ward abgewieſen, der Markgraf ſendete dagegen dem Biſchof einen Boten, um ſeine Bedingungen zu ſagen. Das war aber der Gogel, alſo ein ungläubiger Jude an einen rechtgläubigen Biſchof. — Als der Biſchof von Wirtzeburg dieſen Schimpf nicht dulden und den Juden ſtrafen wollt', bedreuete der Vogt des Grafen, Jobſt von Gumpendorf, der bei dem Juden war, den Biſchof, ſeinem Amt zum Trutz und Hohn, mit dem Schwert und zwang ihn unter Androhung von Conrad's Tod die Judenbotſchaft anzuhören!

(Schreiber ſetzt ſich. Die ganze Verſammlung erhebt ein mißbilligendes Murren.)

Adelbert (raſch). Dem iſt nicht ſo, wie die Anklage ſagt, ſo iſt's nicht geweſen, höret mich an, Ihr Herren!! —

Hatto (dazwiſchen). Schweigt, Herr, und wartet, bis Ihr gefragt ſeid. Wenn's nicht ſo iſt, wie der Bericht ſagt, wartet die Zeugen ab, wenn Ihr im Recht ſeid!

Adelbert. O, ſchon gut, aber —

Hatto (ein Schriftſtück nehmend, unterbricht ihn). Dies Schriftſtück iſt ein legales Protokoll deſſen, was in Wirtzeburg vorging, als der Jude und Gumpendorf ihre Botſchaft thaten. (Giebt das Schriftſtück dem Schreiber rechts.) Laß es von einer Hand zur andern gehn. (Schreiber läßt's unter den Fürſten curſiren.) Jobſt von Gumpendorf! (Jobſt tritt vor.) Auf Euer edelmänniſch Wort und chriſtliche Seligkeit ſagt uns: Was habt Ihr gethan, als Biſchof Rathulf den Juden bedrohte?! —

Gumpendorf (voll Angſt). Ich! — Mein Gott, ich, — ich hab', —

Adelbert (einfallend). Sagt's grad' heraus, Sturmfeder, was Ihr gethan habt!

Gumpendorf. Nun, ich wollt' ihm das Eiſen durch den Leib rennen, ſo er den Juden anfaßt', und daß Conrad am oberſten Thurm in Babanberg hängen ſollt', ſo er den

Gogel nicht anhört'. Der Biſchof hat mich gezwungen, ich —

Hatto (einfallend). Von den Nebenſachen iſt hier nicht die Red'! Ihr habt's gethan und das iſt genug. — Hat Euch Euer Herr zu dem Allen den Auftrag geben oder habt Ihr's nach Eurem eignen Kopf gethan?

Gumpendorf (freudig). Gott ſei Dank, nein, das hat mir mein Herr nicht —

Adelbert (einfallend). Das hat Dir Dein Herr wohl geheißen, Sturmfeder! Ihr ſollt nicht ſagen, daß Adelbert frei ausging, weil ſein Knecht in's Elend kam! Er hat Recht gethan! Wär' ich in Jobſtens Stell' geweſen, ich hätte dem da drüben gradeſo aufgeſpielt!

Die Biſchöfe (wüthend, durcheinander). Verurtheilt ihn! Er hat geſtanden! Was brauchen wir noch? Nieder mit dem Störenfried! —

Hatto. Wir haben, was wir brauchen, die Verhandluug iſt geſchloſſen!

Adelbert (außer ſich, indem er Hand an's Schwert legt, donnernd). Die Verhandlung iſt nicht geſchloſſen! Das iſt eine Niedertracht ohn' Gleichen — —!

Schweppfeld (eilt auf Adelbert zu und hält ihm den Stab vor; die Ehrenholde an der Seite eilen zu Schweppfeld und thun deßgleichen). Friede vor dem Reichstage! Friede! .(Adelbert tritt zurück und will weiter reden.)

Hatto (zu Adelbert raſch). Die Verhandlung iſt geſchloſſen! Oder habt Ihr etwa einen andern, tieferen Grund der Fehde anzugeben, der Euch entſchuldigt?! (Herolde treten bei Seite.) Da Ihr den Juden als Anlaß zum Streite vor uns angenommen, iſt's bewieſen, daß Ihr den Streit bis zum höchſten Schimpf fortgeſetzt, da Ihr kein Urſach' mehr hattet! Was wollt Ihr denn noch? (Pauſe.)

Rathulf. Hahahaha! —

Adelbert. Mein Kopf! Mein Kopf! — Ich glaub', das Gehirn läuft mir aus! Heiliger Gott, nun fällt's mir wie Schuppen vom Aug', — ich hab' mich verfangen — Wär' ich erbärmlich genug geweſen und hätt' den ganzen Grund bloßgegeben, dann hätt' ich nicht vor Euch verſpielt! Jedes Wort, jede That rechnet Ihr mir an, ſo im großen Eifer zu viel gefallen, aber meines Adelhart's kläglich End' und daß ich dennoch Conrad's geſchonet, das rechnet Ihr nicht. Holla denn! Laßt alle Hunde Eures Haſſes auf mich los, ich fang' Euch ab, aber wahret Euch ja, daß Ihr mir nicht zu viel thut nach deutſchem Recht, denn unter dem ſteht König und Kanzler ſo gut wie der Jud', und wer's vergißt, dem wird's mit gutem Eiſen auf den Rücken geſchrieben. Memming, ſag' meiner Frau Mutter: die 50 Lanzen möchten aufſitzen, wir ſind gleich ſo weit hier mit einander!! (Memming rechts ab. Pauſe. Alle etwas frappirt.)

Herzog von Schwaben (aufſtehend). Ich verlang' vor dem Spruch, daß man den Juden hör', den man zum Zeugen entboten. (Setzt ſich.)

Hatto. Ein Jud' kann kein gültig Zeugniß geben!

Herzog von Lothringen (aufſtehend). Warum hat man dann den Juden auf einen chriſtlichen Reichstag berufen? Laßt ihn ſagen, was er weiß, und wenn er falſch Zeugniß giebt, mag uns der Herr Kanzler zutrauen, daß wir's ſelbſt ſehen werden. (Setzt ſich.)

Hatto. Dann, Ihr Herren Herzöge, macht Ihr den Königstag zu einer Diſputation. Welcher Verklagte hat nicht Gründe für ſein Unrecht? Doch ſei's ſo. Die Verhandlung iſt aus, ſo aber der Jude 'was anzuführen hat, mag er's thun.

Einige Biſchöfe und Fürſten. Nein, nein! Ja, ja! (Kurze Pauſe, Gogel tritt vor.)

Hatto. Schreiber, bereit' indeß die Urne. (Schreiber rechts ſtellt die Urne bereit. Kurze Pauſe. Hatto ſetzt ſich.)

Gogel (ſehr ſchlicht). Der Herr Salomo, wenn er hat wollen ſitzen zu Gericht, hat er ſich gelaßt Abends vorher den ganzen Streit erzählen in einem Gleichniß. Den andern Morgen hat er genau geſeſſen nach dem Gleichniß zu Gericht und hat getroffen immer den Nagel auf'n Kopp. Erlauben Se mer auch zu erzählen e Gleichniß, daß wer können vielleicht richten ſo weiſe, wie der weiſer Salomo. — Es ſind geweſen in Deutſchland e mal e Maſſe Bienenſtöcke, und haben gemacht Honig, ſo ſüß wie Manna, und haben geſammelt und ſich gemehrt und gebaut feſte Städte und Schlöſſer und ſein geſeſſen, wie in Abrahams Schooß. Da ſind gekommen viele kleine Ameiſen, die ſind verſtreut geweſen aus 'n Land ihrer Väter und haben geweint, gebettelt und gebammelt, de vornehme Bienen ſollen ſe laſſen wohnen bei ſich im Land tief in de Erde. Hab' ich auch gekennt e reiche Bienenkönigin mit ihrem Sohn, die hat gehabt de ſchönſte Blumen, das beſte Land und de treuſten Leut' auf der ganzen Welt. Die hat aufgenommen e Häuſchen Ameiſen, die ſind geworden gemißhandelt von ihren böſen Nachbar. Und ſe hat ſe erlaubt zu leben und zu bauen dicht beim Stock und hat gezüchtigt den böſen Nachbar. Die Ameiſen haben gebaut, haſte nich geſehn, und weil ſe ſind von Natur geſcheidt, haben ſe gemacht aus einem Körnche zehn Halme. Da is auf einmal gekommen geflogen über Deutſchland e gewaltiger Schwarm Heuſchrecken, die haben Alles wollen freſſen, denn ſe haben gedacht, ſe kommen aus 'n gelobten Land, da können ſe ſich mehr nehmen als andre ehrliche Leut'. (Gemurmel in der Verſammlung.) Die haben gefreſſen das ganze deutſche Land ſo kahl, daß es hat ausgeſehn wie mei Kopp. As ſe nu ſein gekommen zum Bau von die Bienenkönigin und ihren Sohn, haben ſe nich können hinein, weil is Alles geweſen ſo verdammt gut verwahrt. Da haben ſe ſich geſetzt zu Gericht über de Bienenkönigin ihren Sohn, daß er hat zu ſich genommen de verfluchte ausgeriſſ'ne Ameiſen vom ſchönen Herrn Nachbar und haben ihm wollen nehmen ſein Hab und Gut, Land und Leut'. (In flammendem Zorn.) Da ſind aber gekommen mit Wuth de armen Ameiſen und haben vertheidigt ihren Herrn. Und wenn er wird beſtohlen und ungerecht verurtheilt von de hungrige Heuſchrecken, werden de Ameiſen baun e neu Neſt tief in die Erd' und werden bringen ihr letztes Blut und ihren letzen Schweiß, und Adonaich werd anſehn ſeine Welt und werd ſchicken den Samaël mit dem Schwert, der aber wird mähen und werfen in den feurigen Ofen alle Heuſchrecken und wer werden ſein erlöſt!! — — (Kurze Pauſe.)

Adelbert (ausbrechend). Ei der prächtige Jud', der hat mir die allerſchönſte Vertheidigung gehalten!! — (Die Verſammlung erhebt ſich mit furchtbarem Unwillen.)

Hatto (der aufgeſprungen). Nun, beim heiligen Leib des Herrn, der Jud' giebt uns das beſte Zeugniß für den Uebermuth ſeines Herrn! An ihm kann man ſehn, wie frech das Anſehn der Autorität, ohne die die Welt nicht beſtehn kann, anjetzt gehöhnt wird! Gott ſei Dank aber, noch hat ſie Kämpfer auf Erden, denn ſie iſt ewig!! —

Gogel (rückhaltslos frech). Autorität ewig? — Soll ich ſagen, was werd ſein die Autorität in tauſend Jahr, wenn es geht e ſofort wie jetzt? — (Zieht ein Goldſtück hervor und zeigt es.) Was iſt das? Gold! Schönes blankes Gold! (Indem er es klirrend auf den Boden wirft.) Das werd ſein de Autorität in tauſend Jahr, und wer werd haben die Autorität, werd ſein de Autorität von de Autorität! (Verſammlung bricht in einen Schrei der Wuth aus.)

Adelbert (haſtig). Rechnet ihm das nicht zu, ihn verblendet der Eifer für ſeinen Herrn. Nein, Gogel, ein Oberſtes unter den Menſchen muß es ewig geben, denn grauenvoll wär's, wenn Jeder ging' einſam ſeines Wegs und nur thäte nach ſeinem Eigennutz und Sonderwillen!

Gogel (faßt ihn bewegt bei der Hand). Ja, Herr, ein Oberſtes werd's immer geben, aber das verſtehn die Leute hier nicht mehr. Das is das Herz, (küßt ſeine Hand) denn Gott hat den Menſchen darum erſt gemacht am ſechſten Tag, weil er ſich hat beſinnen gemüßt fünf Tage, wie er ſoll machen das menſchliche Herz, daß es werd' ſo ſchön wie ſeins!! (Läßt des Grafen Hand ſinken und tritt zurück; Pauſe.)

Hatto (eiſig). Samml' die Kugeln, Schreiber! (Schreiber rechts ſammelt die Kugeln der 8 ſtimmführenden Reichsfürſten in die Urne und ſtellt ſie vor Hatto. Hatto ſchüttet ſie auf die Tafel aus.) Von neun ſtimmen zwei, daß der Angeklagte unſchuldig iſt, ſieben verdammen ihn. Seht her, Alle! — — Sonach verurtheil' ich Euch, Adelbert vom Babanberge, zu der Strafe, ſo auf Beſchimpfung kirchlichen Anſehns in böswilliger Fehde ſteht, und erklär' Euch verluſtig aller Würden, Titel, Obliegenheiten, Rechte und Güter, ſo Euch die höchſte Majeſtät jemals verliehen. Euer Streit iſt aus und hat Keiner am Andern einen Anſpruch. Wir legen Euch Beiden ewigen Frieden auf, und wer ihn von Euch bricht, iſt vogelfrei und die höchſte Majeſtät wird ihn züchtigen!!

Adelbert. Ha, ja! Verurtheilt! — 's iſt gut ſo. — Nein, Ihr braucht nicht höhniſch zu lauern, ob der Adelbert weich wird! Der Tag ſoll mir keine Thräne koſten. Nehmt denn den Nordgau und das Markgrafenthum, es iſt des Königs. Aber mein Babanberg, Burg, Stadt und Land, könnt Ihr mir nicht nehmen, denn Kaiſer Arnulf hat's meinem Vater und mir, da's noch ein öder Fleck war, zu eigen geſchenkt auf alle Zeit. Das haben wir gebaut, das iſt allein mein eigen. Und wenn mir eine Heuſchrecke noch 'was am Zeug flicken will, werden mein' Bienen ihr über die Glatze fahren, daß man's im ganzen Land ſoll knirſchen hören. — Weh! Dreifach weh dem Land, das ſolche Richter hat!! (Rechts ab mit Jobſt und Gogel. Pauſe.)

Zweite Scene.

Vorige ohne Adelbert, Jobſt und Gogel.

Hatto. Bis das Markgrafenthum auf's Neu' vergeben iſt, übertragen wir, als Vormünder Sr. Majeſtät, dem Grafen Eberhardt von Rheinfranken die Verwaltung und beſtellen Herrn Schweicher von Hattſtädt zum Reichs-

Commiſſarius und Beirath. (Eberhardt und Schweicher verbeugen ſich freudig.) — Der Reichstag iſt geſchloſſen! (Alle erheben ſich. Kunz von Terglou tritt mit der Reichsfahne in die Mitte der Scene, vor ihn Schweppfeld, links und rechts von ihm die beiden Ehrenholde mit den Trompetern.)

Schweppfeld und **Herolde.** Zieht hin in Frieden! (Fanfare. Schweppfeld, Terglou, Trompeter, Ehrenhold, Schreiber, ſtimmführende Fürſten, Edelleute, Reichsknechte und Vaſallen, die zugeſehen, ab. Hatto, der ſich den Fürſten empfohlen, kommt langſam, während die Scene leer geworden, nach vorn zu Rathulf, Schweicher und Eberhardt, die ſich ihm dankend nahen wollen. Rubach ſteht an der Seite.)

Dritte Scene.

Hatto, Rathulf, Schweicher, Eberhardt und Rubach.

Hatto (noch eh' die Andern ſprechen können, kalt). Nein, nein! Ich brauch' keinen Dank. Eberhardt und Schweicher, Ihr werdet gleich das erſte Probeſtück in Eurem Amt thun und dem Rubach einen Reichsverhaft ausſtellen. (Zu Rubach.) Wenn Ihr das Papier habt, nehmt 60 Lanzen und lauert an der Fuhrt im Steigerwald, wo die Straße gen Babanberg führt, Adelbertens Zug auf und ſeht, daß Ihr den Gogel auf irgend eine Art in Eure Gewalt kriegt. Dann führt ihn gen Wirtzeburg und hängt ihn auf offenem Markt. So Ihr Eure Sache gut machet, könnt Ihr Euch einer Gnade verſehn. Sogleich! —

Schweicher, Eberhardt und **Rubach.** Sogleich!! — (Alle Drei rechts ab.)

Rathulf. Der Jude? Ha, das wird ihm mehr noch in's Fleiſch gehn, denn der Reichstag!! —

Vierte Scene.

Hatto. Rathulf. Italieniſcher Mönch (von rechts).

Hatto. Meine Zuſage iſt erfüllt und ſoll weiter erfüllt werden. Ihr kommt nun an die Reih'! — Mein und der Kirche Wille iſt allein von heute an der Odem, den Ihr lebt. So Ihr folgt, ſollt Ihr mächtig ſein. Daß Ihr aber nicht ſtrauchelt auf dem neuen Weg, habt Ihr dort einen Rather, dem Ihr folgen mögt in allen Fährlichkeiten! —

Fünfte Scene.

Vorige. Lörrach (durch die Mitte rechts).

Hatto (in Bezug auf Lörrach). Ihr habt noch zu thun, wie ich ſeh', ich ſprech' Euch dann weiter. (Durch die Mitte rechts ab.)

Rathulf (für ſich). Einen Aufpaſſer! — (Lörrach, eine Pergamentrolle haltend, tritt zu ihm.)

Lörrach (kalt). Mein Lehnsherr, Euer Vaſall hat mit Euch zu reden. —

Rathulf. Wie kommſt Du mir vor, Heinz? — Was iſt das für ein Ton? — Sag', was willſt Du von mir? —

Lörrach. Was ich hier in der Hand halte, iſt der Lehnsbrief, ſo Ihr mir vor ſieben Jahren über das Städtlein Poppenreut gegeben habt, da (zerreißt das Pergament) iſt Euer Lehnsbrief. Mit dem heutigen Tag hat mein' Pflicht und Eid ein End'. Gott befohlen! (Will gehen.)

Rathulf. Heinz! Heinz! Und willſt mich verlaſſen? — Ha, willſt wohl jetzt zum Babanberg gehn? —

Lörrach. Nein, Herr Biſchof. Ich will nach meinem Lörrach reiten im Schwabenland. Da will ich ſtill beſchließen meine Tage und bis an meinen Tod darüber ſinnen, warum denn Lieb' und Treu' auf Erden verſchwunden iſt! — (Will ab, nach der Mitte.)

Sechſte Scene.

Vorige. Conrad (haſtig rechts durch die Mitte).

Conrad. Heinz, wo ſeid — (ſieht Rathulf, ſchweigt und tritt ſchroff zurück).

Rathulf. O Gott, Conrad! — Nicht wahr, Du biſt mir geblieben!? —

Conrad. Rühr' mich nicht an, ſonſt —! Du erbärmlicher Geſell, trügeſt Du nicht *das* Kleid, ich ſchlüg' Dir in Dein ehrlos Geſicht, daß —! Kommt, Lörrach, mir ekelt vor ihm! (Faßt Lörrach am Arm.)

Rathulf. Hör' mich doch an, mein Bruder! —

Conrad (zieht Lörrach mit ſich). Wir reiten zuſammen, Heinz! —

Rathulf. Aber Conrad, wenn Adelbert nun kommt und reißet mich herab vom Biſchofsſtuhl?! —

Conrad. Deine Sache!

Rathulf. Wenn er aber ſchändet unſer Geſchlecht und Wirtzeburg verwüſtet und unſern Namen auslöſcht?! —

Conrad (tritt ihm dicht unter die Augen). Dann werd' ich für das arme *Wirtzeburg* und unſern unſchuldigen *Namen* — *fallen*, nicht für Dich, Du Baſtard von einem Salier!! — (Conrad mit Lörrach durch die rechte Mitte ab.)

Siebente Scene.

Rathulf. Mönch.

Rathulf. Heinz! Conrad, mein Bruder! — O, ich werd' wahnſinnig! — Eine Angſt, eine grauenvolle Ahnung ſteigt in mir auf! Das darf nicht ſein! — Rubach! — Eberhardt! *Rettet den Juden! Thut ihm kein Leid!!* — (Will nach der rechten Thür ſtürzen. Da erfaßt ihn der italieniſche Mönch, zieht ihn in die Mitte der Scene und preßt ihm eine Bußgeißel, die er in der Kutte trug, in die Hand.)

Mönch. *Accipe hoc!* (Stößt ihn vor ſich her.) *Facilis est descensus averni!!*

Rathulf (verzweifelnd). *Ja, der Weg zur Hölle iſt bequem!!* —

(Vorhang fällt.)

Vierter Act.

Babanberg (drei Tage ſpäter).

Ahnenhalle wie im erſten Act.

Erſte Scene.

Adelbert (im Koſtüm des vorigen Actes ſteht neben) **Baban** (die auf dem Ahnenſtuhl ſitzt). Auf der andern Seite **Braune-Hilde.** **Frawein** und **Halles** (mehr ſeitwärts nach vorn. Alle ſind ſehr ernſt).

Adelbert. Die große Ehr' war auch eine große Laſt; (ſich zur Freundlichkeit zwingend) und wenn bisher aus Babanberg noch nichts worden iſt, jetzt will ich ein wahres Schmuckkäſtlein aus ihm machen.

Baban. Wenn ſie Dich in Regensburg dazu kommen laſſen. —

Braune-Hilde. Da ſtehſt Du jetzt mit dem Rathulf ſchlimmer als je!? —

Adelbert. Nein, Hilde, ſchlimmer nicht, eher beſſer. Uns iſt ein ewiger Friede auferlegt, und wenn er Ruh' hält, ich gewiß. —

Braune-Hilde. Der arme Conrad! —

Adelbert. Ja, der thut mir recht in der Seele weh, der iſt nun ganz gebrochen. Eh' ich auf's Pferd ſtieg, ſtreifte er bei mir vorbei und ſagte, er woll' noch einmal herüberkommen. — Ach, es ſoll nicht anders ſein! —

(Wendet ſich raſch.) Sind Sturmfeder und Memming mit Gogel herein? Was hatten ſie denn, daß ſie ſo dahinten blieben ſind?

Frawein. Ein paar Juden aus Wirtzeburg, die gehört hatten, daß der Gogel von Tribur vorüberkäm', waren auf einem Wäglein nachgekommen und wollten ihn ſprechen auf eine Stund'. Da hat denn der Gogel bei der Furth am Steigerwald —

Adelbert. Dummes Zeug! Das gehört ſich nicht, daß meine Leut' am Wege ſtehn und ihr Geſchäft verhandeln! Wer 'was vom Gogel will, kann gen Babanberg kommen. Aber der Sturmfeder macht mir jetzt lauter ſolch' Zeug, was er nicht verantworten kann. Der Gogel wird mir mit jedem Tag lieber! — Frawein und Halles, nehmt Euch gleich ein paar Leute und reitet ihnen entgegen! (Frawein und Halles gehn nach der Thür.)

Zweite Scene.

Vorige. Conrad (tritt durch die rechte Mitte auf).

Adelbert. Conrad! — (Geht ihm herzlich entgegen und reicht ihm die Hand. Kurze Pauſe. Frawein und Halles ab.) Wenn Du auch nicht kommſt in Freuden, ſollſt Du mir doch ſelbſt in Schmerzen willkommen ſein. Das iſt recht, daß Du Wort hältſt.

Conrad. Adelbert, ich hab' Dir doch zeigen wollen, daß wenigſtens Einer unſers Geſchlechts nicht ſo ganz aus der Art geſchlagen iſt. —

Adelbert. Das glauben wir Dir, auch wenn Du nicht kommſt, Conrad. — Haſt Du Dein Sträußlein mitgebracht? —

Conrad. Mein Gott! — — Ja! — (Indem er auf Hilden einen Blick der Qual und Liebe wirft und den Strauß zitternd aus der Bruſt gezogen, preßt ihn Adelbert heftig an ſich und reicht Hilden die Hand, die er krampfhaft drückt. Hilde ſteht tief erſchüttert, wie wenn ſie jetzt auf einmal die Liebe Conrad's ahne.)

Dritte Scene.

Vorige. Adelbert der Sohn und **Halles** (raſch durch die Mitte, bleich, wankend).

Adelbert. Iſt Alles glücklich herein? — Was macht Ihr denn für Geſichter? — Es — es iſt doch kein Uebel vorgefallen? — Wetter, redet! — Mir wird ganz Angſt!! —

Baban. Das giebt ein Unglück!
Hilde. Heiliger Gott! (raſch auf einander).

Sohn. Lieber Vater — bleib nur ruhig, ſonſt kommſt Du von Sinnen. — Gott! —

Adelbert. Was iſt geſchehn?! —

Sohn. Lieber Vater! —

Adelbert. Ich will's wiſſen!! —

Baban. Nein! Halte noch ſtill! Sprech' Keiner! — Du mußt Dich erſt faſſen, Sohn! (Pauſe, Adelbert ringt furchtbar mit ſich.)

Adelbert (ausbrechend). Sie — ſie haben mir den Gogel erſchlagen!! — Iſt's — iſt's denn wahr, Ihr Leute, ſaget's 'raus!! — (Baban faßt ihn am Arm.)

Sohn. Ja, lieber Vater. An der Furth im Steigerwald haben ſie ihn durch gedungene Juden aufgehalten, und der Rubach mit 60 Lanzen —

Adelbert. Den Gogel haben ſie mir erſchlagen!! (Fällt in Conrad's Arme, Baban ſtützt ſich auf Braune-Hilde.) Ach, ſie ſind ſo ſchlecht, daß ſie ihre elende Wuth an einer armen kleinen Judenſeel' auslaſſen müſſen. — Damals im Garten hat er's mir wohl geſagt, daß er nicht wiederkommen würd' von Tribur! — Aber nein, kein verachteter armer Jud' war's, den ſie erſchlugen, ſondern die edelſte, beſte Seel', die je der Herr in ſo niedre Hülle gebannt hat. Der hat die Gebrechen dieſer Zeit beſſer kennet, denn ſonſt wer im Land. Aus Feigheit haben ſie ihn erſchlagen!! — Den Sturmfeder ſchafft mir her und den Memming! —

Sohn. Vater, der Sturmfeder, — im Steigerwald liegt der —

Adelbert. Sturmſeder auch hin?! Gottes Erbarmen!! — — Er hat's nicht überleben mögen, daß ich um ihn verurtheilt bin! — (Faltet ſeine Hände.) Ich erheb' meine Hände für Dich, Du armer Junge, und danke Dir! Du biſt im Dienſt der Treu' und Unſchuld 'ſtorben, und das iſt ein erhabner Tod. Vor Dir her zieh' der Segen Deines Herrn, ſo Du eingehſt in's Jenſeits, Du treuer Knecht! —

Vierte Scene.

Vorige. Memming und **Frawein** (durch die Mitte).

Sohn. Da iſt der Memming, lieber Vater.

Adelbert (geht zu Memming und reicht ihm die Hand). Wie viel Leut' bringet Ihr wieder?

Memming. Sechs, die andern neunzehn liegen beim Sturmſeder. Es war eine verzweifelte Stunde! Es half nichts, der Wirtzeburger waren zu viele, und als Sturmſeder todt war und ich von den Leuten getrennt und ſie den Gogel gefangen hatten —

Adelbert. Lebendig gefangen?! —

Memming. Ja, Herr, und führten ihn gen Wirtzeburg. Ich ließ die paar Leute zurück und ſchlich ihnen nach und ſah, wie ſie den Gogel auf offenem Markt hingen. —

Adelbert. Hingen?! — Sie hingen den Gogel alſo zu Wirtzeburg auf offenem Markt!! — (Steht ſtarr in ſich verſunken, fährt auf, dann kalt, ätzend.) Frawein, — Memming, — nehmt herab das Rüſtzeug meines Vaters und ſtellt ein'n leeren Spieß an die Stelle. Den Ehrenſtuhl und die Fenſter ſollt Ihr mit einem ſchwarzen Tuch zudecken, denn ich halt' mich und mein Haus für geſchänd't. Nicht eher mag der ehrliche Tag den Sitz meiner Väter beſcheinen, bis von dem leeren Spieß, der darüber ſteht, der Schädel Rathulf's niedergrinſt! Auf, wappnet Euch, — (ſetzt den Helm auf) was Arm und Bein hat! Kein Spieß ſoll dahinten bleiben! Fort, ruft die Leute!! — (Halles, Memming und Frawein durch die rechte Mitte ab.)

Conrad. Mein Gott! — Adelbert, Du haſt Rathulf's Tod beſchworen! —

Adelbert. Er oder ich, das iſt mein' Loſung! —

Conrad. Hab' ich's doch gewußt, daß ich im Bett nicht ſterbe! — (Braune-Hilde fällt der Mutter um den Hals. Conrad, Adelbert und Sohn durch die rechte Mitte ab. Baban, Braune-Hilden mit ſich ziehend, durch die linke Mitte ab.)

Verwandlung.

Wirtzeburg (6 Tage ſpäter).

Biſchöfliche Reſidenz auf dem Marienberge. St. Kilians-Halle.

(Decoration wie im zweiten Act. Der Vorhang vor der Niſche iſt zurückgeſchoben, in ihr erblickt man das Bild des heiligen Kilian (geheime Thür). Die Scene iſt ohne alles Mobiliar, nur links der verhangene Tiſch, auf dem ein Crucifix ſteht, dabei des Biſchofs Seſſel. Wie die Verwandlung geſchieht, hört man in der Stadt die Glocken ſtürmen, Kampfgeſchrei und Trompetenſignale in der Ferne bis zur neunten Scene mit wenigen Unterbrechungen andauernd.)

Fünfte Scene.

Rathulf (mit Knechten durch die Gallerie).

Rathulf (giebt ihnen ein paar Beutel mit Geld). Theilt das Geld unter die Leute in der Stadt. Sagt ihnen auch, daß der Zuzug aus Mainz bald kommen muß. Den laß ich auf's Rad flechten, der heute wankt! — Sagt auch Schweichern, ich komm' gleich herunter, ich wolle nur verſchnaufen! — (Knechte durch die Gallerie ab. Rathulf kommt vorwärts und trocknet ſich den Schweiß von der Stirn.) Heut' gilt's, oder nie! Es muß nun aus werden mit Einem von uns! — O, Conrad iſt doch gut, — ob er mich auch nicht hat ſehn wollen, er hilft mir doch! — Er wollt' den Babanberg bei Kitzing mit dem Lörrach aufhalten, und noch keine Nachricht! — 's iſt klar, o, 's iſt klar, ſie ſind aufgerieben und zerſprengt! — Verflucht! — Wenn Hatto nur ein paar Reichshaufen zu Hülfe ſchickt, kann Conrad ſeine Leute ſammeln und darzuſchlagen, daß ſie dem Adelbert in den Rücken fielen! — Ich hab' eine innere Angſt, eine Gewißheit, daß mir dasmal der Kampf ſchlecht ausſchlagen wird. — Und doch iſt's wieder eine geheime Freude, daß mich der Babanberg bedrängt. Bin ich doch nicht immer der Einzige, der Unrecht thut, jetzt iſt's der Adelbert und bricht den Reichsfrieden! Ha, mir geſchieht diesmal Unrecht!

Sechſte Scene.

Vorige. Urach und **Wirtzeburger.**

Rathulf (zu den Eintretenden). Was willſt Du hier, Urach, was giebt's? —

Urach. Thränen und Jammers g'nug! Der Schweicher läßt Euch ſagen, er kann keine Stunde die Stadt mehr halten.

Rathulf. Haltet nur noch aus, Leute, die Hülf' aus Mainz kann nicht mehr weit ſein.

Urach. Halt' aus, wer will, wir nicht. Wiſſen wir doch recht gut, wie glücklich die Leut' in Babanberg leben, und ſollen länger ſolche Eſel ſein und unſer gut's Blut hingeben, daß wir geſchunden werden von Euch? Uebergebt die Stadt, die Bürger wollen's ſo! Dann mögt Ihr Euch um den Marienberg raufen, ſo lang Ihr Luſt habt.

Rathulf (bleich vor Wuth). So? — Willſt mir wohl trutzen und Deinen Eſelsmuth an mir kühlen, weil ich die liederliche Dirne, Dein Schweſterkind, hab' abſtrafen laſſen?! —

Urach (wüthend). Rührt die Sache nicht auf, Herr! Ich frag' Euch als Schultheiß der Stadt: wollt Ihr Wirtzeburg dem Adelbert übergeben oder nicht?! —

Rathulf. Eh' ich dem Adelbert einen Pflaſterſtein geb', ſteck' ich die Stadt an allen Ecken an, nur als ein'n Aſchenhaufen kriegt er ſie. Auf die Zinnen, Ihr Hunde! (Geht außer ſich auf ſie los.)

Urach. Die Antwort ſoll ganz Wirtzeburg wiſſen!! (Eilt mit den Bürgern durch die Mitte ab, Rathulf will ihnen folgen und begegnet Lörrach.)

Siebente Scene.

Rathulf. Lörrach (in einer Mönchskutte tritt durch die Mitte bleich und wankend).

Rathulf (zurückprallend). Wo kommſt Du her, Heinz?! (Kommt mit ihm nach vorn.) Bringſt Du Unheil? —

Lörrach. Alles iſt hin! (Wirft die Kutte erſchöpft bei Seite.)

Rathulf. Alles hin, und Conrad? Menſch, ſei nicht ſo von Eis! Du trittſt einher wie der Todesengel! —

Lörrach (finſter). Conrad und ich ſtanden bei Kitzingen. Die Babanbergiſchen Reiter rückten an und rollten auf uns her wie eine Wetterwolke. Vorne war der Adelbert mit ſeinem Jungen. Mein Kriegslos riß mich von Conraden, und als ich mich wieder zu Deinem Bruder hauen wollt', gab's mitten in unſrem Hauf' ein gräßlich Geheul, die Reihen löſten ſich, die Unſeren ſlohen, — (die Stimme verſagt ihm).

Rathulf. Und! Gott, ſag's 'raus, lieber Heinz! —

Lörrach. O, Rathulf, Rathulf! Da hing Conrad herab vom Gaul, den Speerſplitter in der Bruſt, und das helle Blut ſchoß von ihm nieder! —

Rathulf (ſchreiend). Er iſt todt?! — (Taumelt zum Stuhl, an deſſen Lehne er ſich krampfhaft hält.) Er iſt todt!

Lörrach. Wir halfen ihm vom Pferd, nahmen ſeine Rennhaube ab und zogen leis den Harniſch los. Da fanden wir auf ſeiner Bruſt ein Veilchenſträußlein, durch das war der Speer mittendurch gegangen. Als der Adelbert das ſah, warf er ſich neben ihm in's Gras und weinte laut, und wer dabei ſtund, fing an zu jammern, alle Speere ſenkten ſich von Freund und Feind, und 's ward ſtill, wie auf dem Kirchhof. Conrad bat: Adelbert möcht' den Strauß ſeiner Frau bringen.

Rathulf (ſtöhnend). Er hat ſie auch geliebt! — O, er hat ſterben wollen!!

Lörrach. Gott weiß es! — Mir ſagte er, ich möchte Dich bitten, daß Du Friede machſt. Danach zog ihn der

Krampf, und es war aus mit ihm. Die Babanbergiſchen nahmen die Leiche mit ſich und rückten gen Wirtzeburg. Ein flüchtiger Mönch, der Kerl, den Dir Hatto beigegeben, lieh mir ſein Kleid und nahm meinen Mantel, ſo bin ich noch 'reingekommen. Jetzt ſind wir ganz im Garne! (Rathulf ſtiert wie irr vor ſich hin. Starkes Toſen in der Ferne.)

Achte Scene.

Vorige. Schweicher und **Knechte** (ſtürmiſch durch die Mitte).
Narr (folgt).

Lörrach (zu Schweicher und Knechten). Haltet! — Laßt ihn, — ihm iſt ſein Bruder Conrad 'ſtorben! —

Schweicher. Iſt's alſo wahr? Auch das noch! Nun legt Euch Alle in's Grab! — Der Urach hat dem Feinde die Thore geöffnet, — die Stadt iſt über!

Rathulf. Wirtzeburg über?! — Nein, kein' Thräne! Rache, wüth'ge Rache! Alle guten Engel ſind von mir 'wichen und mir iſt nichts auf Erden 'blieben, als der Haß, den will ich hegen und pflegen, und ſollt' er lechzen nach ſeiner Beute bis an den jüngſten Tag, ich werd' ihm einſt doch dies ganze verfluchte Geſchlecht in den Rachen werfen!! — Drauf denn, für St. Kilian und Wirtzeburg!! (Stürzt ab, Alle außer dem Narren folgen.)

Neunte Scene.

Narr (allein).

Narr. Hehe! Alſo ſo iſt die Geſchicht'? — Ein weiſer Narr, der ſeinen Mund mit Lob und ſeinen Beutel mit Geld füllt. Für ein paar Gulden wird's wohl ein' ehrlichen Schmied geben, der das Halseiſen (zeigt auf ſeinen Halsring) abfeilt, wenn nur erſt der Rathulf kalt iſt. — Ujeh, daß man meiſt auf andrer Leute Tod warten muß, eh' man frei ſein kann! —

Zehnte Scene.

Narr. Rathulf. (Wildes Geſchrei mehrerer Stimmen nach außen).

Rathulf (hereinſtürzend, brüllend). Laßt das Gatter herab! (Pauſe. Er bleibt im Gange und ſieht hinunter. Man hört mit großem Geräuſch das Gatter fallen; er kommt vorwärts.) Gott ſei Dank, noch hab' ich Friſt! Durch's Gatter können ſie nicht herauf! — O, du hölliſcher Genoſſe Verzweiflung, und du vor Allem tückiſche Hinterliſt, hilf mir ein Mittel nur erſinnen, und ich ſchwör's bei der ewigen Nacht, mich ſoll der Babanberg nicht noch einmal drängen! (Furchtbares Geprаſſel des erbrochenen Gatters, lautes, ganz nahes Toſen hinter der Scene, entſetzt.) Das Gatter iſt los! Sie kommen, ſie kommen! O, mein himmliſcher Vater, laß mich nicht untergehn! (Ergreift krampfhaft das Kreuz auf dem Tiſch, ſtürzt nach der Thür rechts und ſchleppt ſich dann zurück nach der Mitte der Scene.)

Narr. Bei meiner Kappe, 's iſt Zeit! (Springt aus dem Seſſel.) Nach dem Kiliansgange! —

Rathulf (jauchzend). Dank Dir, mein Till! Ich bin gerettet! (Stürzt auf die Niſche, von Till gefolgt, ſtößt das Pult bei Seite und drückt an einer Feder. Das Bild ſpringt auf und zeigt einen dunklen Gang, aus welchem

Elfte Scene.

Vorige. Urach (mit gehobenem Schmiedehammer). **Adelbert** (mit dem Morgenſtern). **Memmiug. Frawein. Halles** und **Knechte** (ihm entgegentreten. Memming und Knechte eilen nach dem Corridor. Halles mit Knechten durch die Thür rechts).

Urach. Hei, da ſteckt der Fuchs! (Zeigt auf Rathulf.)

Adelbert (jauchzend). Hab' ich Dich endlich?!

Rathulf (kreiſchend). Adelbert!!! — (Er ſtürzt nach vorn in die Gegend des Tiſches, Narr kriecht unter den Tiſch; Adelbert verfolgt Rathulf mit erhobener Waffe und will auf ihn, der in die Kniee ſinkt und das Crucifix vorhält einhaun, wird aber durch das Crucifix abgeſchreckt.)

Adelbert (der noch einmal zuſchlagen wollte). Thu das Kreuz weg, wenn Du keine Memme biſt!!

Urach. I was, ſchlagt doch zu!

Adelbert (erhebt noch einmal die Waffe). Das Kreuz weg, oder —!!

Rathulf. Mein Heiland, ſei mein' Hülf' in der Todesnoth! (Das Kreuz vorhaltend; Adelbert ſenkt die Waffe.)

Adelbert. Du erbärmlicher Feigling! — Haſt nicht einmal den Muth zu ſterben?! —

Rathulf. Ja, ſterben will ich, doch ſo nicht, Babanberg! Nur noch einen Augenblick laß mir, daß ich mein' arme Seel' retten kann!

Adelbert. Jetzt erſt fällt Dir Dein' elende Seel' ein? — Mach's kurz! —

Rathulf. Hier lieg' ich vor Dir im Staub! Sieh mir in's Auge, Adelbert, ach, einſt mein Bruder! in dies verhaßte Aug', das ſo oft überfloſſen iſt in Thränen der Wuth, der Verzweiflung und des Neids um Dich! Sieh, das iſt aus dem unſeligen Rathulf 'worden, der Alles verlor, Bruder und Freund, dem der Engel der Liebe fehlt, ſo ihn hält und ſchützt gegen ſich ſelber, und der von der Hand deſſen den Tod empfängt, der einſt mit ihm aus einem Becher 'trunken! (Legt das Kreuz vor ſich auf die Erde.) Da liegt der Heiland, ſo mich ſchützt vor Dir! Hier nimm mich, Herr, (kreuzt die Arme auf der Bruſt) in Deine Hände meinen Geiſt! —

Adelbert (erhebt die Waffe; wie er aber zuſchlagen will, taumelt er zurück und ſenkt die Waffe). Ich kann ihn nicht erſchlagen! —

Rathulf (für ſich). Ha, gerettet! —

Urach. Ihr könnt nicht? — (Hebt den Hammer.) Soll ich's thun?

Adelbert (fällt ihm in den Arm). Zurück — er ſoll leben —

Rathulf (richtet ſich empor).

Urach. So? — Nun ſag' ich Euch, holt der Teufel Euer ganzes Haus! (Wirft den Hammer zu Boden.) Eh, über den Schafsmuth! (Geht durch den Gang ab; Pauſe.)

Rathulf. Und warum, Adelbert, erſchlägſt Du mich nicht! Dann wär' das Unglücksſpiel doch einmal aus! (Pauſe.) Aber nein, nein! Deine Rache muß ewig ſein, wie meine Schuld. Elend, mit mir ſelber zuſammengeſperrt in gräßlicher Einſamkeit, wirſt Du mich verſchmachten laſſen im tiefſten Thurm? O Conrad, lebteſt Du wenigſtens, daß Du den Namen unſeres Hauſes ehrlich machteſt!! —

Adelbert (finſter). Denkſt Du an die Kirch' zu Regensburg?! —

Rathulf. O, daß ich ewig daran denken muß mit Gram und Reu'! — — Sieh, wenn Hilde 'ſtorben wär', ich wär' längſt 'kommen und hätte Dir abgebeten, aber ich konnt's nicht über mich bringen, mich vor der Frau zu erniedren, die mich verächtlich von ſich ſtieß, die ich geliebt, trotz Haß und Fluch, und die ich lieben werd', wenn ich aufſteh' am jüngſten Tag zu Gericht und Verdammniß!! (Mit zitternder Stimme.) Aber als ich heute erfahren, wie Conrad ſtarb — — (ſchluchzt) — Du haſt den blut'gen Strauß von ſeiner Bruſt genommen, das, Adelbert, hat mich in's Herz 'troffen! Da rief's in mir mit Engelſtimmen: „O, er und Hilde können noch verzeihn, und ich hab' gelobt, daß, wenn ich frei wär', wollt' ich von ſelber zur Sühne zu Dir kommen! Sieh, wie ich weine, Bruder! Das iſt die Taufe meines Herzens, das ſich zur alten Lieb' bekehret hat!! —

Adelbert. Das willſt Du wirklich thun, Rathulf?! — Und doch biſt Du ein elender Geſell! Haſt Du mir nicht den armen Juden, der Dir nichts 'than hat, gehangen?! —

Rathulf. Das hab' ich nicht gethan! — Der Hatto hat den Eberhardt zum Verwalter des Markgrafenthums 'macht und dem Rubach befohlen, den Juden zu hängen von Reichswegen! —

Adelbert (beſtürzt, prallt zurück). Der Hatto hat's befohlen? — Von Reichswegen?! — Ha! Mein Schöpfer! Da hätt' ich Dir dasmal Unrecht gethan?! — (Nach kurzem Kampfe.) Nun wohl, — ich hab's entſchieden. — Will einmal ſehn, was man in Güte mit Dir ausricht't, und weil die ganze Welt Dich veracht't und haſſet und Dir mißtraut, will ich, Dein Feind, Dir dasmal traun. — Geh', Du biſt frei! —

Rathulf. Adelbert!! — (Für ſich.) Ha, er läſſet mich frei! (Laut.) Das hat Dir Gott eingegeben! —

Adelbert. Und wenn Du freiwillig zu mir kommſt in alter Lieb' und Dich in der Kapelle, da mein Adelhart ſchläft, mit mir verſöhnſt, ſo wie Dir's der arme Jude geſagt hat an jenem Unglückstag, will ich Dich wieder in alter Freundſchaft aufnehmen, in Dein heilig Amt einſetzen und Dir helfen gegen den Hatto. Dann wollen wir ſehen, ob uns die Heuſchrecken nicht weichen ſoll'n und — und die Hild, — die wird Dich auch nicht mehr verachten, Rathulf. — Willſt Du's thun? —

Rathulf (nimmt ſeine Hand). Ich will's, bei der Leiche des ſchuldloſen Conrad, ich will's. — Ach, Du glaubſt's mir doch nicht!

Adelbert. Auf den Schwur glaub' ich's! — Geh', der Himmel erhalt' Dein Herz treu! — Geh'! — Frawein geleit' Herrn Rathulf den Berg hinunter, wohin er will! —

Rathulf. Leb' wohl, Adelbert! (Drückt ihm nochmals die Hand. Beide ſehen einander einen Moment ſtarr in's Auge, dann läßt Adelbert Rathulf's Hand fallen. Rathulf geht raſch, Frawein voraus, nach dem geheimen Gange, wendet ſich auf der Schwelle um und wirft dem gedankenvoll daſtehenden Adelbert einen langen Blick zu.)

Adelbert (träumeriſch). Wenn ich ihn gefangen behielt, war ich Herr der ganzen Brut, — jetzt aber? — Nein, nein, — das thut er nicht! (Verſinkt in immer tieferes Brüten.)

Rathulf (im Ton der Verſicherung). Ich werde zu Dir gen Babanberg kommen! (Raſch ab.)

Narr (der unter dem Tiſche hervorkroch, indem er Adelbert die Kappe präſentirt). Willkommen, Herr Bruder, im Handwerk! (Adelbert fährt zuſammen und ſieht ihn erſchrocken an.)

(Vorhang fällt raſch.)

Fünfter Act.

Babanberg (2 Monate ſpäter).

Ahnenhalle der Burg (wie im dritten Act).

Erſte Scene.

Frawein, Memming und **Halles** (wie der Vorhang aufgeht, am offenen Fenſter links, gewappnet, auf der Späh'. Die erbeutete Reichsfahne lehnt an einem Pfeiler. Dämmerung).

Memming. Ich ſag' Euch, der Rathulf hat ſeine gute Stunde verpaßt, da er ſeinen Eid von Wirtzeburg brach und, ſtatt zu uns zu kommen, zum Hatto 'ſlohen iſt. Nun geht's bergab mit ihm, ob ihm auch König und Reich helfen mag. Vierzehn Tage liegen ſie ſchon vor Burg und Stadt, ſtürmen einmal um's andere, und 's wird nichts. Sie haben ihre beſten Leut' verloren, die Reichsfahne eingebüßt, Graf Eberhardt iſt gefallen und der Lörrach geſtern Abend zu uns übergangen, das können ſie nicht mehr verwinden.

Frawein. Und eh' die drunten wieder Muth kriegen, iſt unſres Herrn Schwiegervater, der Otto von Sachſen, ſammt dem tapfren Finkler, mit Zuzug da.

Memming. Am Himmel wird's hell. — Vergeßt nicht, den Herrn zu erinnern, daß er den Lörrach aushört. Da er geſtern in die Burg kam, ließ er ihn in den Thurm thun, bis auf heute.

Zweite Scene.

Vorige. Adelbert und **Sohn** (treten durch die rechte Mitte auf).

Frawein. Fröhlichen Morgen, lieber Herr. Ihr ſchlieft Beide feſt und tief, Gott ſegne's Euch.

Adelbert. Feſt und tief, als wenn's gar kein Erwachen gäb'.

Sohn. Das war einmal eine ruhige Nacht.

Adelbert. Mögſt Du immer ſo eine haben nach gutem Tagewerk.

Memming. Ja, redlich habt Ihr Euch Beide die Ruh' verdient. Seht, da ſteht das Reichsbanner, (bringt es herbei) das Ihr dem Terglou aus der Fauſt gehauen, Herr! (Setzt die Fahne wieder in die Ecke. Der Tag graut.)

Adelbert. War's denn überall ſtill die Nacht? —

Frawein. Ueberall.

Halles (der hinaus geſehen). Hört nur, 's iſt, als wenn Heerhaufen kämen oder gingen!

Adelbert (an's Fenſter tretend). Sonderbar! — Beim Kreuz, da geht 'was vor! — Frawein, nimm raſch ein paar Knechte und geh' auf Kundſchaft! (Frawein ab.) Halles, ſieh, daß die Leute ihr Morgenbrot kriegen, Memming mag fragen, wie's in der Stadt ſteht. (Memming ab.)

Halles. Wollet Ihr den Lörrach im Thurm laſſen, Herr? — Er iſt freiwillig gekommen. — (Die Sonne geht auf und ſcheint durch's Fenſter.)

Adelbert. Der Heuchler! — Freiwillig? Ha! — Nun, wenn die Mannen verſorgt ſind, kannſt Du ihn bringen. (Halles ab. Volles Licht.)

Adelbert (der an's Fenſter getreten). Träum' ich denn?! — Sieh doch, das Lager iſt weg ſammt dem Reichsheer, nur das königliche Zelt ſteht noch mit ein paar anderen. Meiner Treu, ſie ziehn ab! Das hätt' ich mir doch nicht vermuthet! —

Dritte Scene.

Vorige. Baban und **Braune-Hilde** (eintretend). **Adelbert** (der Sohn eilt auf ſie zu und küßt ihnen die Hände).

Adelbert (herantretend, freudig). Viel Glück am fröhlichen Tag, lieb' Mutter! (Zieht Beide nach dem Fenſter.) Alle Noth hat ein End'; der Feind iſt gewichen. Siehſt Du, ſie ſind Alle abgezogen!

Sohn. Ja, ſtaun' nur, lieb' Mutter, kein Speer iſt zu ſehen! —

Vierte Scene.

Vorige. Frawein.

Frawein. Sie ziehn ab, das ganze königliche Heer iſt ſchon gen Frohsheim unterwegs. Die Sachſen müſſen nicht weit ſein. Gott ſei gelobt, der's ſo gewend't hat!

Braune-Hilde. O, tauſendfach ſei er gelobt! (Faßt Adelberten bei der Hand.) Sag', lieber Adelbert, werden ſie uns nun in Frieden laſſen? —

Adelbert. Jetzt glaub' ich's ſelber, Hilde!

Baban (die ſtarr hinabſieht). Nein, Kinder, ich glaub's nicht! So lange des Königs Zelt noch ſteht, ſag' ich nicht Amen! (Wendet ſich gegen ſie.) O, mein Sohn! warum ließeſt Du den Rathulf frei? —

Adelbert (verlegen). Du haſt recht, liebe Ahne; — aber er hat mir von Hilden geſprochen und Conrad's Veilchenſtrauß, und dann hat er an Gogel's Tod keine Schuld gehabt, ich hab' ihm Unrecht gethan, ich mußt' ihn freilaſſen, Mutter!!

Braune-Hilde. Daß Du um mich ſo viel ertragen mußt, Adelbert! — Ich bin Dein Unglück!

Baban. Sein Unglück biſt Du nicht, Tochter. Aber das iſt's, daß ſein ganzes Leben eine Arbeit iſt für Andere. Du gleichſt dem Sämann, mein Sohn, der die Körner legt, und ſchon zufrieden iſt, da er weiß, daß ſie aufgehen werden. Ob er's ſelber ſieht — iſt ihm gleich. Du wirſt Deine Saat nicht aufgehen ſehn, dafür werden Deine Feinde ſchon ſorgen!

Adelbert. Dann iſt's auch recht, Mutter! Ich hab' einer allmächtigen Herrin gedient mein Lebelang, die die Herzen weit macht und die Wangen erglühn, für die man jauchzet zu ſterben! Der himmelaufflammenden Liebe, der Bändigerin des Trutzes, der ewig ſehnenden Gewalt, die mich zu Gott, zur Menſchheit, zum Vaterlande, zu Euch Allen hinreißt, hab' ich mich hingegeben, und wenn ich um die Herrin ſterben ſoll, nun dreifach glücklicher Adelbert, dann ſtirb, — es giebt kein ſeliger Ende! —

Baban (ſchmerzvoll freudig ihre Hände erhebend). O, Du armes, im Glücke ſelbſt brechendes Mutterherz! Dieſen Sohn hab' ich im Schooß getragen voll Wonnen, hab' ihn emporwachſen ſehn wie eine Eiche voll Stolz, und nun iſt's mir vielleicht beſchieden, daß ich ihn fallen ſeh', weil er um's Edle rang. Ja, falle denn, Sohn, wenn's Gottes Wille iſt, — ich möchte Dich kein Haarbreit weniger gut, ſelbſt wenn Du länger lebteſt. Ich hab' den Troſt in mir, daß ich's nicht lang' ohne Dich unten aushalten werd'. —

Fünfte Scene.

Vorige. Halles bringt **Lörrach** (ohne Schwert, ſonſt vollſtändig gewappnet).

Halles. Da bring' ich Herrn Heinzen. (Pauſe.)

Adelbert (nach innerem Kampfe). Warum hat Euch denn der Satan zu mir 'trieben?

Lörrach. Weil Du mich für kein'n Gleißner mehr halten ſollſt, Adelbert, weil ich —

Adelbert (einfallend). Jetzt, da mir die Brut drunten nichts anhaben kann, lauſt Ihr zu mir über und werdet an denen zum Spitzbuben, wie Ihr an mir zum Spitzbuben worden ſeid im Leben?

Lörrach. Adelbert! — Als Conrad geſtorben war, bracht' ich Rathulf blos die Nachricht ſeines Ends und daß er Frieden machen ſollte. Er iſt aber heimlich zum Hatto gegangen, hat das Reich wider Dich aufgebracht, und als ich in Regensburg dazwiſchen treten wollt', haben ſie mich gefangen und im Troß hergeſchleppt, bis ich geſtern meinen Wächtern entrinnen kunnt'. —

Adelbert. 's iſt doch eine ſchöne Sach' um ein geſundes Maulleder! — Nun, und was wollt Ihr denn nun? — Wißt Ihr nicht, daß dieſe Nacht das ganze Reichsheer abgezogen iſt? — Da ſehet! — (Zeigt auf's Fenſter, Lörrach prallt zurück.) Hahaha! Das iſt ein rechtes Kunſtſtück, ſein' Hülfe anzubieten, wenn der Strauß vorbei iſt! —

Lörrach. Abgezogen? Sie ſind abgezogen?! (Stürzt an's Fenſter.) Adelbert, das iſt eine Falle! (Adelbert lacht.) Du lachſt mich aus? — O, laß Dich wenigſtens warnen, denn grade jetzt ſind ſie am allerſchlimmſten, da Du ſie nicht mehr ſehen kannſt!

Sechſte Scene.

Vorige. Memming (ſehr verblüfft eintretend).

Adelbert. Was haſt Du denn? —

Memming. Vor dem Thor ſteht Hatto der Kanzler und bittet um Einlaß.

Adelbert (ſtarr). Der Hatto von Mainz?! —

Alle (erſtaunt). Der Hatto?! —

Lörrach. Da haſt Du den Verſucher! —

Adelbert (lauernd). Meinet Ihr? — Ei, ich hätte Luſt, Euch neben einander zu ſtellen, daß man ſehen könnt', wer der größte Verſucher iſt!

Lörrach (voll Angſt). Du willſt ihn doch nicht einlaſſen?!

Adelbert. Warum nicht?

Lörrach. Adelbert, thu's nicht, es bringt Dir Unglück!

Adelbert. Haha! Das bloße Anhören ſchon?

Baban. Hör' ihn grade an, Sohn. Der Lörrach muß ein beſonderes Aber haben, daß er ſo Angſt hat vor dem Hatto!

Adelbert. Frawein und Memming, holet den Kanzler! (Frawein und Memming ab. Pauſe.)

Lörrach (der Adelbert mit ſtummem Schrecken angeſehn). Nun, — Gott will es ſo! — Manch braver Mann, den nie ein Schwert bezwang, ließ auf der Spitze einer Zunge ſein Leben! —

Siebente Scene.

Vorige. Hatto, gefolgt von **Frawein** und **Memming.**

Hatto. Seid mir gegrüßt im Namen des Friedens! — (Sieht Lörrach.) Nun, da ſeid Ihr ja, Herr Heinz! — Habt Ihre Eure Sendung gut ausgericht't, ſo Euch der Nathulf heimlich geſtern 'geben hat? —

Lörrach (erſtaunt). Was? — Mir? — Der Nathulf mir ein'n Auftrag? — (außer ſich) Ha, nun erkenne ich —, verfluchter Verderber! (zieht den Dolch) Mit gutem Stahl end' ich die Sache! (Stürzt ſich auf Hatto, Adelbert tritt dazwiſchen und fängt ihm den Dolch ab.)

Adelbert (der ihm den Dolch entriſſen, zornig). Zurück, oder bei Gott dem Allmächtigen, ich ſtech' Euch zuſammen, Lörrach! — Iſt das eine Waffe für einen Edelmann? Pfui! — (er wirft den Dolch nach dem Hintergrunde, wo ihn Memming aufhebt) — Was iſt's mit dem Nathulf, Kanzler? —

Hatto. Im Kriegsrath hatten wir vorgeſtern beſchloſſen, der geſtrige Sturm ſollte der letzte ſein, und ſo's uns mit dem nicht gelänge, wollten wir mit Euch Frieden machen. Da hat Nathulf als ein Landesverräther und argliſtiger Betrüger (zeigt auf Lörrach) dieſen tauſendfältigen Schleicher und Gleißner hinter unſerm Rücken zu Euch, verkappt als Ueberläufer, geſchickt, daß der Euch gegen uns aufreden möchte und der Streit ewig währe. Deshalb hat König und Reichsrath mich ſelber entſendet, und Rathulfen ſchützt nur ſein Kleid vor dem Henker. Er ward heute ſchmählich ſeines Ranges entſetzt und ſoll mit ärgſter Pönitenz bis an ſein Ende zahlen, was er dem Reich gethan!

Adelbert (zu Lörrach). So? — Alſo darum kamet Ihr her? — Seh' ich doch endlich einmal Eurer ſchwarzen Seele ganz auf den Grund!! —

Lörrach (wie unſinnig). Adelbert! — Adelbert!! — Nein auf das, was er da gegen mich ſagt, kann ich nicht antworten! Das iſt zu viel des Truges und der Bosheit! — Ich hab' nur eine letzte Bitte, Bruder; wenn Du Alles angehört haſt, tödte mich, aber auch ihn, behalt' uns Beide wenigſtens als Geißel, dann weißt Du doch gewiß, daß Du ſicher vor uns biſt!! —

Baban. Der Lörrach räth gut!

Adelbert. Wahrhaftig! — Was meint Ihr dazu, Kanzler? —

Hatto. Daß Ihr thun könnt, was Ihr wollt, — bin ich doch in Eurer Gewalt. — Führt mich in den Thurm! (Wendet ſich.) Es iſt nur die Frage, ob das den Streit ſchlicht't und nicht dabei der Rathulf grad' erlangt, was er will. (Will gehn.)

Adelbert. Nun denn, weswegen kommt Ihr alſo?

Hatto. Der König ſendet mich, um Friede zu machen. (Ein Document hervorziehend und Adelbert reichend.) Hier iſt der Friedensſchluß (öffnet es) und meine Vollmacht zur Botſchaft. Ihr ſeht, die Urkund' iſt vom König und Rath unterſchrieben.

Lörrach. Du mein Schöpfer, was ſoll ich noch ſagen!

Hatto. Ich frag' Euch alſo kraft meines Amts, Herr Graf, wollet Ihr denn gar kein'n Friede machen mit Eurem König? —

Adelbert. Mit meinem König hab' ich nimmer gekriegt, ſondern mit Euch und dem Rathulf! Warum maßet Ihr Euch an, gegen uns weltliche Herren zu gebieten und uns zu hindern, ſo wir Städte baun, unſer Land ſtark und unſre Burgen hoch machen wollen? Was ging Euch unſer Streit an? —

Hatto. Der Streit? Nichts. Aber ein Andres ging uns, ging die Kirche an. Ihr habt in Eurem Streit gegen Rathulf recht, aber es war ein unſeliger, hohnvoller Gedanke, daß Ihr den Gogel gen Wirtzeburg ſchicktet und Sturmfeder den Biſchof zwang, daß er den Juden höre. Und wenn Ihr zehnmal mit dem Gogel nur den Rathulf höhnen wolltet, mit dem Juden habt Ihr den Biſchof, unſern ganzen Stand habt ihr gehöhnt! Ja, zum Ueberfluß noch trat der Jude auf dem Reichstag vor uns hin und ſchlug der heiligen chriſtlichen Kirch' mit ſeinem frechen Gleichniß in's Geſicht! Darum hab' ich den Juden gehängt, und wenn Ihr in Euer Herz greift und an meine Stelle geſetzt wäret in der Chriſtenheit, Ihr würdet ihn ebenfalls hängen, ſonſt wärt Ihr ein erbärmlicher Geſelle!! —

Adelbert (der ſtarr daſtand, im Ton der tiefſten, ſchmerzvollſten Ueberzeugung). Wahrhaftig in Gott, — ich glaub', mit dem Juden hatt' ich doch unrecht!!

Hatto (flammend und ſiegreich). Ihr haſſet uns, daß wir mit aller Gewalt gegen Euch ſind, die ihr das Land mit Städten beſäet, aus dem ſtillen, gläubigen Landvolk unruhige Bürger macht, die über der Wolluſt des Krams, der Gier nach Geld und irdiſchem Gut den Herrn vergeſſen, trutzig vor Euch hintreten, den Beutel zeigen und ſchreien: das iſt unſre Autorität, wie Gogel uns gethan! O, wartet nur, wartet Ihr weltlichen Fürſten und Herren! Wenn erſt Stadt an Stadt wird erbaut ſein, dann werden die Bürger Euch mit dem Geldſack aus denſelben Städten haun, die Ihr ihnen ſelber zum Schirm erbaut habt!! — Daß das mit dem Juden unrecht war, Adelbert, heißes, ſchmähliches Unrecht, und ſo Ihr von mir ſonſt haltet, was mich ſelber entſendet, und Rathulfen ſchützt nur ſein Kleid vor dem Henker. Er ward heute ſchmählich ſeines Ranges entſetzt und ſoll mit ärgſter Pönitenz bis an ſein Ende zahlen, was er dem Reich gethan!

Adelbert (zu Lörrach). So? — Alſo darum kamet Ihr her? — Seh' ich doch endlich einmal Eurer ſchwarzen Seele ganz auf den Grund!! —

Lörrach (wie unſinnig). Adelbert! — Adelbert!! — Nein auf das, was er da gegen mich ſagt, kann ich nicht antworten! Das iſt zu viel des Truges und der Bosheit! — Ich hab' nur eine letzte Bitte, Bruder; wenn Du Alles angehört haſt, tödte mich, aber auch ihn, behalt' uns Beide wenigſtens als Geißel, dann weißt Du doch gewiß, daß Du ſicher vor uns biſt!! —

Baban. Der Lörrach räth gut!

Adelbert. Wahrhaftig! — Was meint Ihr dazu, Kanzler? —

Hatto. Daß Ihr thun könnt, was Ihr wollt, — bin ich doch in Eurer Gewalt. — Führt mich in den Thurm! (Wendet ſich.) Es iſt nur die Frage, ob das den Streit ſchlicht't und nicht dabei der Rathulf grad' erlangt, was er will. (Will gehn.)

Adelbert. Nun denn, weswegen kommt Ihr alſo?

Hatto. Der König ſendet mich, um Friede zu machen. (Ein Document hervorziehend und Adelbert reichend.) Hier iſt der Friedensſchluß (öffnet es) und meine Vollmacht zur Botſchaft. Ihr ſeht, die Urkund' iſt vom König und Rath unterſchrieben.

Lörrach. Du mein Schöpfer, was ſoll ich noch ſagen!

Hatto. Ich frag' Euch alſo kraft meines Amts, Herr Graf, wollet Ihr denn gar kein'n Friede machen mit Eurem König? —

Adelbert. Mit meinem König hab' ich nimmer gekriegt, ſondern mit Euch und dem Rathulf! Warum maßet Ihr Euch an, gegen uns weltliche Herren zu gebieten und uns zu hindern, ſo wir Städte baun, unſer Land ſtark und unſre Burgen hoch machen wollen? Was ging Euch unſer Streit an? —

Hatto. Der Streit? Nichts. Aber ein Andres ging uns, ging die Kirche an. Ihr habt in Eurem Streit gegen Rathulf recht, aber es war ein unſeliger, hohnvoller Gedanke, daß Ihr den Gogel gen Wirtzeburg ſchicktet und Sturmfeder den Biſchof zwang, daß er den Juden höre. Und wenn Ihr zehnmal mit dem Gogel nur den Rathulf höhnen wolltet, mit dem Juden habt Ihr den Biſchof, unſern ganzen Stand habt ihr gehöhnt! Ja, zum Ueberfluß noch trat der Jude auf dem Reichstag vor uns hin und ſchlug der heiligen chriſtlichen Kirch' mit ſeinem frechen Gleichniß in's Geſicht! Darum hab' ich den Juden gehängt, und wenn Ihr in Euer Herz greift und an meine Stelle geſetzt wäret in der Chriſtenheit, Ihr würdet ihn ebenfalls hängen, ſonſt wärt Ihr ein erbärmlicher Geſelle!! —

Adelbert (der ſtarr daſtand, im Ton der tiefſten, ſchmerzvollſten Ueberzeugung). Wahrhaftig in Gott, — ich glaub', mit dem Juden hatt' ich doch unrecht!!

Hatto (flammend und ſiegreich). Ihr haſſet uns, daß wir mit aller Gewalt gegen Euch ſind, die ihr das Land mit Städten beſäet, aus dem ſtillen, gläubigen Landvolk unruhige Bürger macht, die über der Wolluſt des Krams, der Gier nach Geld und irdiſchem Gut den Herrn vergeſſen, trutzig vor Euch hintreten, den Beutel zeigen und ſchreien: das iſt unſre Autorität, wie Gogel uns gethan! O, wartet nur, wartet Ihr weltlichen Fürſten und Herren! Wenn erſt Stadt an Stadt wird erbaut ſein, dann werden die Bürger Euch mit dem Geldſack aus denſelben Städten haun, die Ihr ihnen ſelber zum Schirm erbaut habt!! — Daß das mit dem Juden unrecht war, Adelbert, heißes, ſchmähliches Unrecht, und ſo Ihr von mir ſonſt haltet, was

Ihr wollt, das müſſet Ihr mir doch zugeben!! (Große Pauſe. Alle ſtehn betroffen, Heinz ſtiert ſtumm vor ſich hin.)

Adelbert (kleinlaut, in das Document zeigend). Und das Alles bietet Ihr mir ehrlich für den Frieden? —

Hatto. Alles!

Lörrach. Warte mit dem Frieden wenigſtens, bis Otto von Sachſen und der Finkler mit Zuzug da iſt.

Hatto. Dann werden die Leute ſagen, daß der König von Euch gezwungen ward zum Frieden. Ludwig iſt krank. Wie leicht kann ihm 'was Menſchliches begegnen. Wolltet Ihr in die Wahl eine ſo große Fehd' zwiſchen Kirch' und Fürſtenheit tragen und das Vaterland in endlos Elend ſtürzen? —

Adelbert. Was verlangt der König, daß ich thun ſoll?

Hatto. Daß Ihr dem König eigenhändig und unbewaffnet das Reichsbanner in's Lager bringet, Eure Fehd' zu ihm abſchwört und Eure alte Würd' und Lehn empfangt.

Lörrach. Das war's! Im Lager wollen ſie Dich haben, Adelbert. — Geh' nicht hinab, ich bitte Dich, geh' nicht, Du wirſt nicht wiederkommen! —

Hatto (eh' Adelbert ſprechen kann). Daß Ihr ſelbſt das Banner in's Lager bringt, kann ich Euch nicht erlaſſen. So Ihr einſeht, daß Ihr mit dem Juden unrecht hattet, ſo, Adelbert, müſſet Ihr kommen! —

Lörrach. Geh' nicht, um Jeſu Erbarmen! —

Adelbert. Und wenn ich geh', Kanzler, wie wollt Ihr mir den Glauben geben, daß ich nicht hintergangen werd'?! —

Hatto. Bei meinem Amt, ich bring' Euch ſelber wieder zu den Euern! Wenn Ihr freilich von Eurem König ſolche Meinung habt —

Adelbert (der alle Bedenken überwunden). Nein, nein! das ſoll Keiner ſagen, daß ich mich geſchämet hab', 'was gut zu machen, daß mir das Wohl des Landes geringer galt, als meine Sicherheit! — 's wär' übermüthiger Stolz, ſo ich dem König ſeine Ehr' verſagen wollt'! — (Legt das Schwert ab und nimmt das Banner.)

Lörrach. Er wird nicht wiederkommen! —

Braune-Hilde (Adelbert umſchlingend). Lieber, einziger Adelbert, geh' nicht. Bei aller Liebe, die Du mir geſchenkt, geh' nicht, ich ſeh' Dich nicht mehr wieder! —

Sohn (faßt den Stock des Banners an). Laſſet mich das Banner lieber bringen, Vater! (Adelbert macht des Sohnes Hand kopfſchüttelnd vom Banner los.)

Adelbert. Nein, ich geh'. Wer da ſieht, was er thun muß, und läſſet's, weil's gefährlich iſt, der iſt eine ehrloſe Memme! —

Baban (faßt Adelbert's Hand krampfhaft, ſtoiſch). Ja, Du mußt gehn, Sohn — Gottes Engel ſchreit' neben Dir her! (Heftig zitternd.) Ich nehm' nicht Abſchied von Dir! (Eiſig.) Geh'! (Wendet ſich und verhüllt ihr Geſicht. Braune-Hilde hängt an ſeinem Halſe und ſchluchzt.)

Adelbert. Mutter! — Braune-Hilde! (Macht ſich ſanft los.) Ich bin ja bald wieder bei Dir, Kind! — Soll ich denn ewig ſtreiten, weil ich nicht einmal meinem König mehr glaub'? — Lebt wohl, auf eine kurze Weil' nur! Lebt wohl! (Mit Hatto ab.)

Lörrach. Er hält mich für einen Gleißner! Gut! Ich werde mit ihm gehn in's Lager, daß er im Tode doch eine treue Seel' an ſeiner Seite hat. (Zu den Frauen:) Lebt wohl! (Lörrach ab. Pauſe. Braune-Hilde ſtößt einen kurzen Schrei aus und ſtürzt nach. Sohn mit Frawein, Halles und Memming ab.)

Baban (fährt mit der Hand über die Stirn). Mein Leichenhemd werd' ich aus der Truh' nehmen! (Ab.)

Verwandlung.

Lager des Reichsheeres vor Babanberg.

(Links Königliches Zelt, geſchloſſen, vor deſſen Thür zwei Reichsknechte ſtehn. Vor demſelben freier großer Platz, der mit dichtem Laubwerk umgeben iſt. Pauſe.)

Achte Scene.

Adelbert (ohne Schwert, mit dem Reichsbanner) mit **Hatto** tritt von rechts auf. **Heinz von Lörrach** (geſenkten Hauptes ein paar Schritte hinter ihnen langſam folgend).

Adelbert (bleibt ſtutzig mitten in der Scene ſtehn). Was ſoll das? — Auch hier iſt's noch ſtill und öd'?! —

Hatto. Der König liegt zu Bett. Sie ſind Alle bei ihm drinnen. Tretet nur in's Zelt, Herr Graf. —

Neunte Scene.

(Im Moment, wo Adelbert auf's Zelt zueilt, einzelner Trompetenſtoß. **Rathulf** tritt lachend aus dem Zelte ihm entgegen. Zu gleicher Zeit, während die Scene urplötzlich rings mit **Reichsknechten** beſetzt wird, entreißt dem entſetzt zurückprallenden Adelbert Hatto das Banner, giebt es einem **Edelmann** und eilt unter den Schutz der Piken. Adelbert prallt mit einem Schrei zurück.)

Lörrach (vorſtürzend). Glaubſt Du dem Gleißner nun?!! —

Rathulf. Hahaha! Schön Willkommen, Herr Markgraf! —

Adelbert. Nein, nein! Nein!! — Sagt mir, daß ich wahnſinnig 'worden bin! — Sagt mir, ich ſei todt, — das hier die Schaar der Verdammten, die mich kommen zu quälen!! Sagt mir, ich ſei nicht mehr ich ſelbſt, ich will's Euch glauben!! Nur das nicht, das ſagt nur nicht, daß ich von meinem König verrathen bin!! —

Rathulf. Von Eurem König nicht, — der iſt ſchon geſtern krank gen Forchheim mit den Fürſten! —

Lörrach. O Adelbert, hab' ich Dich nicht gewarnt?! —

Adelbert (wie raſend). Aber das verſteh' ich nicht! — Gebt mir ein'n andren Verſtand, mein Hirn kann ſolche Niedertracht nicht faſſen!! — O, hätt' ich doch ein Schwert, daß ich Euch bübiſchen Geſellen den Zahlaus geben könnt'!! — Mit bloßer Hand will ich —!! (Stürzt ſich auf Rathulf, wird aber von den Piken der Reichsknechte verhindert, vor denen er knirſchend ſtehn bleibt.)

Rathulf. Hahahaha! Das hättet Ihr in Wirtzeburg machen müſſen, jetzt iſt's an mir!!

Adelbert. Da habt Ihr recht! Gefangen!! — (Wendet ſich zu Hatto.) Das iſt Euer Kanzler! Droben auf Babanberg, da ſein Leben in meiner Hand war, hat er ſich feierlich verſchworen, mich fahrlos zurückzubringen zu den Meinen!!

Hatto. Und hab ich's nicht? — Als ich Euch bat vorm Thor, mir einen Imbiß geben zu laſſen, hab' ich Euch nicht zurückgebracht? Wer hieß Euch wieder mitzugehen? — Ihr habt Euch gar zu hoch gegen uns vermeſſen, Herr Städtebauer, und brachten Euch doch aus Eurem Bienenſtock! Macht mit Herrn Rathulf Euer Sache aus, und ſo Ihr kopflos in das Jenſeits kommt, grüßt mir den Juden!! (Durch die Knechte im Hintergrunde ab. Lörrach ſchreit auf.)

Adelbert. Kopflos?! — Ihr wollt mich richten laſſen?!

Rathulf (nimmt einem Knechte ein Pergament ab). Auf das Urthel, ſo Rath und König unterzeichnet. Ihr und der ſaubere Gleißner da fallt durch's Schwert! Mir aber iſt die Macht gegeben, mit Euch zu thun, was mir beliebt, — ich kann ſogar das Pergament zerreißen, — dann lebt Ihr!

Lörrach. O Rathulf, bei dem Blutszeichen, das wir Dreie tragen, kühl' Deine Rach' an mir! O, laß ihn leben!

Rathulf (Heinz nicht beachtend, zu Adelbert, der in dumpfem Entſetzen daſteht). Ich hab' den Euern drüben fein höflich wiſſen laſſen, daß Ihr in meiner Hand ſeid. Wenn nun Euer Weib und Mutter zu meinen Füßen liegt und ſich mein

Schwur von Regensburg erfüllt, dann will ich mich bedenken, was ich thu'!!

Adelbert (der ſeine Faſſung gewonnen). So rath' ich Euch, daß Ihr mich richten laßt. Denn ſo das geſchieht, was Ihr ſagt, ſoll Euch mein Leben zehnfältigeren Gram bereiten, als mir in Wirtzeburg mein gutes Herz. Nehmt Euch in Acht vor Eurem eignen Beiſpiel!

Rathulf. Haha, wir wollen ſehen! (Zu den Knechten.) Führt ihn in jenes Zelt, da mag er warten, ob ihn ſeine Frau nicht losbitt't?! (Knechte treten zögernd zu Adelbert und Heinz.)

Adelbert (wendet ſich zu Heinz, der bisher in finſterer Ruhe zugeſehn). Heinz! Heinz! — Mein lieber Heinz!! (Preßt ihn heftig in ſeine Arme.) An Dein Bruderherz werf' ich mich und bringe Dir die alte Liebe wieder! Verzeihe, o verzeih' mir, guter Heinz! Freudig wollt' ich ſterben, aber ich reiße Dich mit mir in's Verderben!

Lörrach. Mach' Dir doch keinen Vorwurf, Bruder! Ach, daß mir Gott die große Gnade geſchenkt hat, daß ich mit Dir zuſammen ſterben kann und Du mich wieder liebſt! O Adelbert, wie habe ich gelechzet nach der Stunde! (Halten ſich umſchlungen.) Dein armes Weib, Deine Mutter! —

Adelbert. Mein Weib!! — Sprich ihren heiligen Namen nicht unter den Teufeln aus! Wir wollen ihrer denken, wenn wir ſterben!

Rathulf. Führt ſie weg! (Knechte bleiben zögernd ſtehn.)

Adelbert. Sie ſei der gute Engel, der uns zum Schooß des ewigen Vaters trägt, wenn wir wie Brüder einziehn in den Himmel! Sieh, Bruder Heinz, das iſt der Gleißner! — Gogel, Gogel, Du hatteſt recht. O Herr des Himmels, wann läſſeſt Du beſſere Zeiten kommen?!

Lörrach. Wenn man unſere Namen nicht mehr nennen wird, Bruder!

Adelbert. Komm, komm, ſie auszulöſchen!! (Adelbert und Lörrach mit Knechten nach dem Hintergrunde rechts.)

Rathulf (ſteht brütend da, Alle ſehn ihn ſcheu an).

Zehnte Scene.

Vorige. Edelmann (von rechts).

Edelmann. Frau Baban und Hilde mit ihren Leuten kommen ſammt den Aelteſten von Babanberg —

Rathulf (auffahrend). Ha! — Laſſet ſie kommen! (Edelmann rechts ab.) Ich hab' Alles geſetzt an die Rache und ſollt' den Preis dieſer Stunde verlieren? — Nein! Mit langen, tiefen Zügen will ich mich ſättigen! —

Elfte Scene.

Vorige. Edelmann. Baban, geſtützt auf den **Sohn. Hilde,** geführt von **Frawein** und **Memming** von rechts. **Rathulf** zuckt zuſammen.

Baban. Ich komm' nicht, Biſchof, um Euch zu Füßen zu fallen und zu ſchreien. — Wenn's aber eine Verdammniß giebt und eine Vergeltung, wenn die Welt Händewerk Gottes und kein zweckloſer Hauf zweckloſen Lebens iſt, ſo ſollet Ihr mir antworten, denn ſelbſt der Satan hat Scham vor dem Aug' einer Mutter und ſenket ſein verfluchtes Antlitz, ſo ſie ihn frägt: wo iſt mein Sohn?! — (**Hilde** ſinkt vor **Rathulf** in ſtummem Schmerz auf die Kniee.)

Rathulf. So iſt's endlich recht! Seht hier dieſes Weib, die mich einſt gehöhnet, ſie liegt jammernd vor mir und fleht um des Gatten Leben. — O, die Lieb', Frau Hild, iſt ein mächtig Ding im Daſein, — aber nicht wahr, der Haß iſt mächtiger?! — Seht, hier iſt (zeigt das Pergament) das Todesurtheil Eures Mannes, dort (zeigt nach dem rechten Hintergrunde) im Zelte wartet er angſtvoll, was mir zu thun beliebt. Hei, bittet Hilde, bittet, daß er lebe!!

Braune-Hilde. Ich find' kein Wort, keinen Ton, mit dem ich Euch anflehn ſoll, ſeid barmherzig! — Ich kann, ich kann nicht bitten zu Euch, vor Elend, Angſt und Jammer; — doch wenn Ihr ihn mir wiedergebt, ſo ſchwör' ich's Euch mit heil'gem Eid, ich will Euch achten, fürchten, lieben! Gott ja, lieben, wie ich Euch ſonſt gehaßt und verachtet hab'! Was wollt Ihr noch, daß ich Euch bieten ſoll?! —

Rathulf (überwältigt, mit alter Liebesgluth). Sieh, Weib, noch größer lieb' ich Dich, als ich Dich haſſe! (Zerreißt das Urtheil.) Hier liegt das Urthel! Er lebe!! — Führt ſie zu ihm! — (Winket zwei Knechten.)

Braune-Hilde (jauchzend aufſpringend). Ha! — (Stürzt nach dem rechten Hintergrunde ab.) Adelbert! Adelbert!! — (Rathulf folgt ihr mit allen Zeichen der Angſt bis an die Couliſſe und bleibt, ihr nachſehend, ſtehn. Pauſe. Baban ſteht ſtarr, wie ein Steinbild, leiſe Schauer überfliegen ſie).

Rathulf (plötzlich auffahrend). O, verdammt bin ich!! —

Zwölfte Scene.

Vorige. Braune-Hilde (kommt bleich mit flatterndem Haar zurück). **Rathulf** (eilt bleich vor ihr her).

Braune-Hilde. Reißender Wolf, Du blutlechzender Geier, der ſich mäſtet an Thränen und Verderben! — Er hat ihn erſchlagen, — den Herrlichen!!

Rathulf. Ewige Vergeltung! Sie haben meinen Befehl mißbraucht, das war der Hatto!! (Bewegung des Entſetzens. Baban wankt.)

Braune-Hilde. Enthauptet liegt er im Zelt mit dem Lörrach, und dabei ſteht der Henker! — O, ſchling' ihn hinab, Erde! Hölle, ſpei' ihn aus in wüth'gem Ekel, und Du, Gott, der Allſtrafende, ſetz' ihn in grenzenloſe Oede und Verzweiflung, zwiſchen Tag und Nacht! Dann, wenn er ſchier vergehet, Herr, ſende mich aus den Armen der Liebe herab in ſeine Oede, daß ich ihm reiche vom Becher der Wonne einen Tropfen, und lachend entflieh', daß er ſich trinke aus ihm zehnfache Begier und Entbehrung!! (Bricht in die Kniee und bedeckt ihr Geſicht. Memming, Frawein und Sohn unterſtützen ſie.)

Baban (tritt langſam vor). Gott hat's gehört, mein Kind! Er hat ſich niedergeſenkt auf die verfluchte Erde bei Deiner Bitte, armes Weib, und laut, in grauenvoller Majeſtät, wird er ſein Urthel ſprechen! Herr mein Gott! Sei Richter zwiſchen mir und dieſem, und ſo ein Mutterflehn noch hat Kraft und Gewalt bei Dir, entſcheid's im Nu! Triff gut!! — (Stößt Rathulf die Spindel, die ſie im Gewande verborgen hatte, in's Herz. Rathulf bricht mit einem kurzen, ſchneidenden „Ha!" zuſammen und ſtirbt in den Armen Till's, des Narren.)

Braune-Hilde. Und getroffen!
Stimme. Der Biſchof iſt erſchlagen! —
Andere Stimme. Das iſt Gottes Gericht! —
Raſch hintereinander.

Baban (wankend). Ja, Gottes Urthel! Von der Spindel aus eines achtzigjährigen Weibes Hand! Das iſt der Baban Rache! — Hahaha!! (Sie bricht zuſammen und fällt in Adelbert des Sohnes Arm. Frawein und Memming unterſtützen ſie. Braune-Hilde kniet bei ihr. Tumult hinter der Scene.)

Dreizehnte Scene.

Vorige. Schweppenfeld (durchbricht die hinteren Gruppen, begleitet von ſächſiſchen Kriegern).

Schweppenfeld. Todt, todt! Der König Ludwig iſt todt. Auf die Kniee, Ihr Mannen, dort naht Euer neuerwählter Herrſcher! Heil Dir, Otto, Du Erlauchter, König der Deutſchen! —

Vierzehnte Scene.

Vorige. Otto der Erlauchte (tritt, von ſächſiſchen Soldaten gefolgt, auf. Alle fallen auf die Kniee. Otto eilt zu Baban und faßt bewegt ihre Hand).

Baban. Bruder. — Nimm die blutgeborene Krone.

— Dir wird es beſſer gelingen, als meinem armen Sohn. — Ich geh' — zu meinem lieben Adelbert, — O! — (Stirbt.)

Branne-Hilde (gramvoll an Otto's Bruſt ſinkend). Vater! Vater!! — (Indem ſie Otto umarmt, fällt der Vorhang.)

Der Uſurpator.

Dramatiſches Gedicht.

Perſonen.

Lucy Percy, Gräfin Carlisle, Schweſter Herzog Algernon's von Northumberland.

Thomas Fairfax, Lord-Obergeneral der Parlamentstruppen.

Oliver Cromwell, General-Lieutenant, Mitglied des Parlaments.

Eliſabeth, ſeine Frau.

Richard,
Alice, Lady Claypole, } ſeine Kinder.

Maria, Tochter Sir John Balfour's von Grentham, Richard's Frau.

Fleetwood, Obriſt, ſpäter Cromwell's Schwiegerſohn,
Jeffrey Pearſon, Hauptmann,
Gilbert Joice, Hauptmann, dann Kornet im Regiment Harriſon } bei Cromwell's Leibregiment, den Eiſenſeiten.

Sir John Lenthall, Lord-Sprecher,
Sir Harry Vane, Mitglied } des Unterhauſes.

James Thurloe, Cromwell's Schreiber.

Poll Magog, alte Schottin.

Webſter.

Owen Holyday, Wirth der Schenke zum blauen Eber zu Holborn in London.

Joe Hazledine, ein Londoner Weber.

Dienerin der Percy.

Dienerin Maria's.

Diener des ſchwarzen Stabs.

Deputirte des Parlaments, Deputation vom Offizierrath und den Gemeinen des Parlamentsheers. Soldaten vom Regiment der Eiſenſeiten. Bürger. Diener Cromwell's.

Ort der Handlung London, im erſten Acte Hamptoncourt. Zeit von 1647 bis 1658.

Erſter Act.

Schloß Hamptoncourt 1647.

Halle (Spätnachmittag).

(Mittelgroß, im gothiſchen Styl, trägt noch den alten Glanz der königlichen Hofhaltung. Rechts Thür, links Fenſter, Haupteingang d. d. Mitte, derſelbe iſt geöffnet. Statt des früheren glänzenden Mobiliars drei bis vier Schemel oder Stühle, einer in der Mitte der Scene, die anderen um einen alten Tiſch beim Fenſter, auf dem Vierkannen ſtehn. Das Ganze ſcheint zu einem Ordonnanzzimmer eingerichtet.)

Erſter Auftritt.

Gilbert Joice (nach Tiſch und Mittelthür gewendet extatiſch predigend in der Mitte, das Bein auf dem Stuhl, die Handbibel auf dem Knie. **Fleetwood, Pearſon** und einige Offiziere um den Tiſch gruppirt. Gemeine Soldaten in der Mittelthür hören zu und ſpenden dem Redner reichlich Beifall).

Gilbert (mitten im Redefluß). Da Stuart's Rotten nun zermalmt, er ſelber zu Holmby in unſren Händen war, die Verräther im Parlament ſich heimlich aber einigen wollten mit ihm, habe ich, Gilbert Joice, ihn gepackt wie der Wirbelwind und hergeführt in unſre Mitte, daß ihm werde ſein Lohn und das Volk Gottes nicht wieder leide! Doch mit dieſem Manne Karl kam Satans ſchlimmſte Bosheit über uns, denn ſchon der Hauch, der ihn umweht, ſteckt der Gottſeligen Herzen an und ſie haben wieder Sehnſucht nach den wüſten Fleiſchtöpfen des alten Egypten! Wehe, aus dem Abgrunde ſteigt neu die große Metze der Tyrannei auf dem roſenfarb'nen Thier des Königthums, zu bethören die Heiligen und Reinen, ſelbſt unſren großen General Cromwell, daß er wieder einſetzte den verfluchten Pharao, den König Agag! Aber wir wollen rütteln an ſeinem Herzen, daß er das Weib ſammt dem Thiere praſſelnd ſtürz' in die Hölle! —

Offiziere und **Soldaten** (wild durcheinander, außer Pearſon). So geſcheh's! Ja das wollen wir! —

Zweiter Auftritt.

Vorige. Cromwell und **Richard** (von rechts). Offiziere und Soldaten (nehmen ſofort militäriſche Haltung an). Cromwell (bleibt ſtehen). Richard (blickt verächtlich auf den Vorgang).

Gilbert (fährt fort). So gürtet Eure Lenden, denn das Weib iſt nahe mit dem unſaubern Becher ihrer Wolluſt! — Amen! —

Alle (halblaut). Amen! —

(Die Soldaten im Hintergrunde ziehen ſich ſtill zurück.)

Cromwell. Amen, Joice! 's iſt gut, daß Ihr ſo eifrig die Gnade ſucht; wahrt Euch nur vor geiſt'gem Hochmuth! Was zum Munde eingeht, iſt rein, nicht Alles, was vom Munde kommt! —

Gilbert (die Bibel einſteckend, finſter). General, ich predigte —

Cromwell. O Recht! — Da macht ſich unter den Truppen jetzt eine Secte von Gleichmachern breit, Levellers, — die duld' ich nicht! Sie führen nur Gott im Munde, um irdiſchem Geſetz zu trotzen! Disciplin, das iſt der große Bund des Kriegerthums vor Gott und Welt! — Fleetwood! —

(Joice, finſter, mit tückiſchem Blick zurücktretend, ſetzt den Stuhl an die Seite.)

Fleetwood (tritt vor). Mein General!

Cromwell. Ihr müßt nach London an Sir Lenthall, den Sprecher. Weit'res ſagt Euch mein Schreiber Thurloe.

Fleetwood (grüßt militäriſch, ſtülpt den Hut auf und eilt durch die Bühne ab).

Cromwell (zu den Andern). Von heut' an täglich ſcharfes Exercitium, daß unſre Lenden, wie Joice ſagt, — gegürtet ſeien! Verlaßt mich, Sirs! —

Offiziere (verlaſſen die Halle durch die Mitte).

Dritter Auftritt.

Cromwell und Richard.

Cromwell. Noch einmal! Willſt Du gehorchen oder nicht?

Richard (störriſch und gereizt). Eines Helden der Freiheit wär' es würdiger, er ließe dem eig'nen Sohn die ſeine! Auf Deinen Befehl mußt' ich Maria Balfour freien, Gott ſei die Eh' geklagt, doch ferner mit ihr leben iſt unmöglich. Läßt Du mich ächt ſoldatiſch auch von London holen, zu ihr nach Grantham geh' ich nicht! —

Cromwell (düſter). Leichtſinnig! Ehrlos! Ein Schlemmer! Der eig'ne Sohn die eiternde Wunde in meinem Fleiſch! — Dein unbändiges Weſen durch der Ehe holde Zucht zu ſänftigen, vermählt ich Dich! Pfui, ſelbſt dem eig'nen Weibe treulos! O — den krummgewachſenen Baum kann man zerbrechen, doch gradebiegen nicht! — Aber läßt Du dieſe ſündhafte, gottverdammte Liebe zu Lucy Percy nicht, gehſt Du nach Grantham nicht, bei meiner Seligkeit, Du ſollſt bereuen, in Cromwell ganz den Vater zu ertödten! — Gott hat in dieſem großen Bürgerkrieg mit Ruhm und Herrlichkeit mich überſchüttet, wenn ich Dich aber anſeh', möcht' ich mit Aſche mein Haupt bedecken und im Verborg'nen weinen!

Richard (gutmüthig peinlich). So —, ſo ſchlimm mußt Du's nicht nehmen! Sieh, Du haſt während der Revolution für mich gar wenig Zeit gehabt, eine Mutter kann keine Männer bilden!

Cromwell (auffahrend). Unſer Beiſpiel hätte Dich doch vor ſolcher Schmach behüten ſollen! Die roſige Maria, ſo Dich unſäglich liebt, ſie meideſt Du, um einem Weibe nachzulaufen, deſſ' Leben nur ein Betrug iſt! Lucy Percy, die Buckingham und Straffort verlockte, Pym's Buhlin war, iſt auch die Seelenmörderin meines Sohnes! — Warum mußt Du mir ſo alle Hoffnungen zerſchlagen?! —

Richard. Verlebt' ich meine Knabenzeit nicht in jenem luſt'gen Altengland, das leider begraben iſt? Denk' doch der eig'nen trotzig muntern Vergangenheit —

Cromwell (heftig). Schweig! — Damals glich die ganze Welt 'nem tollen Kinde! Doch, geläutert im Unglück, gab das Volk dem Himmel ſein altes Anrecht wieder! —

Richard. In ſchäumenden Jünglingsjahren beten lernen, weiſe wie ein Greis, thatkräftig wie ein Held, und aus mir ſelber ſollt' ich's werden? — Ich weiß, mir fehlt Charakter, Meinung, feſter Wille! — Ich kann mich ja nicht ändern! Verſucht ward's oft! Eh, 's iſt auch gleich! — In dieſer elenden Zeit, wo ſo viel Thränen fließen und Alles finſter ſchaut, iſt's meine Sorge, wie ich luſtig lebe. Lieber 'nen Strick als ſolch Betbruder- und Lagerleben, ſolch Parteigekeif! Man kann in keinem Wirthshaus mehr in Ruhe 'nen Krug Bier trinken, gleich kommt ſo'n Schuft und will unſer politiſch Glaubensbekenntniß wiſſen! — Habe doch Geduld, — ich werde — mit der Zeit wohl ernſter!

Cromwell. Wenn Dir des Lebens wahrer Sinn und Glaube auch nur durch tiefſten Schmerz erreichbar iſt, biſt Du denn jedes Ehrgeizes der Jugend bar? — In dieſer Zeit, wo ſeinem Gott und Volk zu dienen auch — auch ird'ſche Macht und Ehre bringt — läßt Du, wie Simſon von Delila, Deine Manneskraft von Lucy binden, einem Weibe, das Dich zu ihren verſteckten Plänen nur nützen wird, gehſt in der alten Schranzenſippſchaft jener Northumberlands und Percys unter, die mit dem Volk nur buhlen, alle Laſter und Treuloſigkeit der Monarchie dahinter zu verſtecken! —

Richard (einfallend). Weil die Northumberlands dem alten Adel angehören, können ſie alſo nicht des Volkes Sache lieben? Und doch ſind ſie ſeit Straffort's Fall des Parlamentes Freunde! — Nicht Gewalt, nein, Glanz erſtrebt die Jugend und Genuß! Des Ritterthums fröhliche Poeſie, wo Witz und Schönheit um einander buhlen, iſt glühend mir in's Herz geſchrieben. Soll ich, wie Bruder Heinz, im Heere, im Parlament mich quälen, die lange Staffel der Würden zu erklimmen? Dabei verrinnt die Jugend und die Blumen des Lebens verblühn! Was haſt Du denn? Was biſt Du? — Diener des Parlaments! abhängig von jedem Windzug der Politik, von Sorgen erfüllt, die Deine eigenen nicht ſind, um des gedankenloſen Volkes Beifall geizend! Je höher Du ſteigſt, je größ're Laſten ſchleppſt Du —, pah, ich bin einmal zum Laſtthier nicht gemacht! Der Bürgerkrieg zieht endlos ſich in's Weite, wer kennt ſein Ende! — Möglich, ich habe Ehrgeiz, — in meinen Träumen hab' ich ihn! Doch er will ſicher durch Außerordentliches geweckt ſein. (glühend) Wär' noch wie ſonſt der Hof zu Whitehall, wär' — Königshuld und Glanz noch zu erwerben, kurz — gäb's noch Poeſie in England, Sonnen, ihnen entgegen zu jauchzen, Ideale, für ſie zu ſchwärmen — ich glaube, ich brächt's zu 'was! (höhniſch) Was iſt denn jetzt noch zu erringen, wofür zu glühen, was jeder gottſelige Schneider mit einigem Maulwerk nicht auch erlangen könnte? (düſter) Der König ſitzt hier gefangen im Thurm, des Heers und Parlaments Beute, die um ihn raufen! Sein Schickſal — (fährt auf) haha! Als ob Du von mir politiſche Geſinnungen erwarteſt!! —

Cromwell (faßt ihn bei der Hand). Und dieſe Poeſie des Glanzes, der mühelos leichtfertige Genuß im Wirbel höfiſch lüſternen Gepränges zieht Dich von Deiner ſtrengen Zeit, den ernſten Eltern, von Deines Weibes Holdſeligkeit zur Percy? Sohn, das nur, nicht Liebe?! —

Richard. Bei Gott, Vater, ich weiß es nicht! Ich kann nicht ſagen, daß ich die Percy liebe, daß mich ihr Umgang aber allmählig anzieht, in eine andre Welt verſetzt, das weiß ich wohl! —

Cromwell. Iſt Maria Dir verhaßt, die jünger als Lucy? —

Richard (peinlich). Nein! Maria iſt über Alles liebenswerth! Wir paſſen aber nicht für einander! (ironiſch) Dieſe elegiſche Stille, dies dunkle, melancholiſche Auge, die niebewegte, ſanfte, geiſtloſe Anmuth in ihr hat mir ein fürchterliches Einerlei! (ſprühend) Angeregt, begeiſtert, verſtrickt im Reiz, von Witz geſtachelt, in Träume gewiegt will ich ſein! — Lucy iſt ein gefährlich Weib, doch das lockt mich, reißt eben mich empor, entrückt mich dieſem trocknen Jammerleben!

Cromwell (leiſe). Kann ſich Dein Vater nicht ſo — ſo hoch — über die Menſchen erheben, daß Deine Träume Wahrheit werden?

Richard (fährt auf). Vater! — (zuverſichtlich) Das kannſt Du nicht —, wie ich Dich kenne — nicht! — Du müßteſt ein — Verbrecher, ein Uſurpator werden!

(Kurze Pauſe.)

Cromwell. Richard! Wenn Du mir feſt auf Manneswort verſprichſt, Percy fortan zu meiden, zu Marien zurückzukehren, will ich — Dir ein Geheimniß anvertrauen, will die väterliche Schwäche begehn, all' Deine Träume von höfiſchem Glanze zu befriedigen!

Richard. Du, Vater?! —

Cromwell (zieht einen Ring hervor). Sieh den Ring!

Richard (nimmt ihn). Ein herrlich Kleinod! (ſtutzt) Drauf Englands Wappen?! — Was iſt das?! —

Cromwell. Es ſendet Dir's — der König Karl zum Zeichen, daß er mit Deinem Vater ſich verſöhnt! —

Richard (ausbrechend). Vater! Mein Vater! Iſt's nicht Trug der Sinne? Wie —, wie ward —

Cromwell (haſtig, halblaut, ſcheu ringsum blickend). Still, lauter Jubel iſt gefährlich! Nur die Mutter und Schweſter Claypole wiſſen's, ſie hatten Audienz. — Der König, endlich meinen Sinn erkennend, hat alle Bedingungen bewilligt. Geſtern geſchah's heimlich auf Ehrenwort und Handſchlag. Während Dein Roß Dich zu Maria trägt, wird er die Acte unterzeichnen, und Englands Zwiſt iſt aus. Naht ſich mein Sohn ihm je, ſoll er auch Jedem am Hof ein Bei ſpiel mannhafter Sitte, kein Weiberknecht, nie Freund der Percys ſein, die Karl in's Elend brachten und verriethen!

Richard (berauſcht). Nie biſt Du größer mir erſchienen! Laß, (küßt ſeine Hand) o, laß die edle Hand mich küſſen, die alle Wunden heilt, ſo ſie geſchlagen! Ich ſchwör' Dir, zu Marien kehr' ich wieder, will ferner Lucy Percy meiden, mich allein dem hohen Ritterdienſt des Königs weih'n. Ein heilig Feuer meiner Bruſt entzündet, wird all' mein Weſen läutern, ſoll nach Grantham mich im Jubel tragen. Nicht dem Land allein den Frieden, dem Sohn haſt Du ein Lebensziel gegeben! (Umarmt Cromwell.)

Cromwell. Dieſer Stunde zu Lieb' denk' dran, wie Du aus Dir 'nen Mann, Marien glücklich machſt. (faſt traurig) Mir des Lebens Dornen, Dir die Roſen! — Gott ſegne Dich! Grüß' mir John Balfour, Deinen Schwiegervater und Deine Frau!

Richard. Leb' wohl! Send' uns bald frohe Botſchaft; ſie iſt ja die Hoffnung Deines Richard!

(Eilt durch die Mitte ab.)

Vierter Auftritt.

Cromwell allein.

Cromwell. So war ich eh'mals auch, bis Gotteslohe mich angeweht! Einen Himmelsantrieb braucht Richard, dann mag er Edles leiſten. O Herr, gewähr' ihm den! — — Daß Fairfax noch nicht kommt! Er muß die Acte mit unterzeichnen! — (heiter) Hahaha! Seine Frau, glaub' ich, giebt ihm dafür ſeit Jahren den erſten Kuß! Ja, Krieg im Haus iſt ſchlimmer als im Felde! — (geht ein paar Schritte, ſtutzt) Meint es der König treu? — Fort ekles Mißtraun, das ewig auf dem Grunde meiner Seele lauert! — Ich haßte Karl, weil Tyrannei ich haßte, doch Elend hat ſein Herz geläutert. Buckingham, Straffort, die Percys und Northumberlands verdarben ihn, jetzt halt' ich ihn in Händen! — Viele werden Zeter ſchrein! Pah, — er giebt im Vertrage, was bill'ger Weiſe nur zu wünſchen iſt. Das Heer wird ſchreckhaft übermüthig, das Parlament an Herrſchſucht unerſättlich, zu Grunde geht das Land, bleibt's länger ſo! (Kurze Pauſe.) — Als Knabe trat im Traume vor mich einſt in furchtbarer Erhabenheit ein Rieſenweib, um's Haupt gewalt'gen Sternenſchmuck. Sie legte eine Krone mir zu Füßen und deckte ſie mit Friedenspalmen zu; von ew'ger Höh' klang jauchzend Halleluja! — Zu meinen Füßen liegt die Krone jetzt, — mit Palmen zugedeckt. Ich hebe ſie empor und drücke ſie wieder auf die königliche Stirn! — (In myſtiſcher Gluth) Allvater, Du machteſt mich zur Tuba Deines Willens hienieden, nur Deinem Wink folg' ich bei Tag und Nacht! —

Fünfter Auftritt.

Cromwell. Thurloe (durch die Mitte).

Thurloe. Die Gräfin Lucy Percy von Carlisle!

Cromwell. Wagt ſie leibhaftig ſich an mich? — Ich brech' ihr den gift'gen Stachel! — Mein Sohn iſt fort?

Thurloe. Seit einer halben Stunde.

Cromwell. Hauptmann Joice möge des erſten Pfiffs gewärtig ſein. (Winkt.) (Thurloe öffnet die Mittelthür.)

Sechſter Auftritt.

Vorige. Lucy Percy (im Reithabit tritt ein). **Thurloe** (durch die Mitte ab).

Lucy (voll Courtoiſie). Verzeiht, Generallieutenant, wenn ich beläſtige — (Sieht ſich flüchtig um.)

Cromwell (trocken). Was ſteht zu Dienſt? —

Lucy. Mein Bruder, Herzog Algernon, bei dem ich zu Kingston eben war, bat mich, Euch mitzutheilen, der Prinz von York wünſch' lebhaft den König wiederzuſehen.

Wann kann Seine Hoheit mit meinem Bruder zu Hamptoncourt erſcheinen?

(Kurze Pauſe.)

Cromwell (lächelnd). Botin wie Bitte ſind ſeltſam. — (Trocken.) Der Prinz gedulde ſich.

Lucy (auffahrend). Das iſt empörend, Sir, dem Sohne des Vaters Anblick zu verweigern!

Cromwell. Prinz York ward Eurem Bruder Northumberland vom Parlament zur Obhut übergeben, nicht um Beſuche zu machen! Will ſich mit dieſem Kniffe Eure Sippſchaft wieder an Stuart drängen? —

Lucy (höchſt gereizt). General, Ihr ſeid —!!

Cromwell (ſarkaſtiſch). Ihr gerathet in Hitze? Darf ich Euch 'nen Trunk Porter anbieten? (Zeigt auf den Tiſch.) Das Bier iſt gut!

Lucy (ſpitz). Brautet Ihr's ſelber? —

Cromwell. Den Brauer von Huntington meint Ihr? — Freilich, derſelbe Mann iſt's, der Euch für den ſchlecht'ſten Umgang ſeines Sohns hält. (Lucy ringt mit ihrem Zorn.) Jetzt ſind wir bei dem Grundtext unſrer Predigt! —

Lucy (kalt). Euer Ruhm im Felde ließ Euch für Uebung guter Sitte keine Zeit!

Cromwell. Ein ſchlichter Mann hat für vornehmes Laſter einen Schild nur, Lady, Grobheit heißt er!

Lucy (lächelnd). Damit bereitet Ihr mir 'nen namenloſen Triumph! Großer Cromwell, fürchtet Ihr Lucy?

Cromwell. Fürchten? Nein, doch unter allem Schranzenvolk, das Karl's Verderben war, veracht' ich kein Geſchlecht ſo tief, als Euch Northumberlands und Percys, weil Ihr's mit allen Parteien haltet und alle betrügt! (Scharf.) Was werft Ihr Euer Netz nach meinem Sohn aus?!

Lucy (ironiſch). Iſt er ein Kind? — (Beſtimmt.) Ohne Umſchweif! Offen entſcheide ſich's heute, Cromwell, ob wir Todfeinde oder Freunde fortan ſind! —

Cromwell (trocken). Sehr begierig bin ich.

Lucy (tritt zu ihm). Ihr wißt, daß ich nicht — machtlos bin, — ſchon Manchem gefährlich wurde, (glühend) doch wißt Ihr nicht, was heiß in meiner Seele loht, und daß ich treu bin, wo ich Treu' gefunden! —

Cromwell (verächtlich). Ihr habt's an Buckingham und Straffort ſchön bewieſen! Den Einen verriethet Ihr vor Rochelle an Richelieu, den Andren verließt Ihr in der höchſten Noth, Euch in die Arme Pym's zu ſtürzen!

Lucy (ſtolz). Maßt Ihr Euch an mich zu erkennen? — Euch, Cromwell, würd' ich bis zum letzten Pulsſchlag treu ſein! Treu, weil ich ſeh', Ihr ſeid der einzige Bändiger dieſes Volks, ich in niemals geahnter Kraft empfinde, daß Eurem Sohn mein ganzes Herz und Daſein gehört!

Cromwell (bricht in ſchallendes Lachen aus).

Lucy (drohend). O Sir, oft bringt ſolch Lachen Unglück! — Seht nicht in puritan'ſchem Tugendſtolz auf mich zu ſpottend her, Ihr kennt Euch ſelber nicht! Ich aber ſeh' Eurer Seele auf den Grund, dort ſchlummert wildloh'nder Ehrgeiz! (Cromwell fährt auf und wird finſter.) Gleich jedem glücklichen Emporkömmlinge glaubt Ihr an Euren unfehlbaren Stern! —

Cromwell (jäh). Du lügſt! —

Lucy (flammend, raſch). Nein, Euer Herz lügt, wenn es Eure Thaten mit Gottgefälligkeit bemäntelt! Ihr thut nur, was Euch gefällig iſt, und ſchiebt Gott vor! Von dieſem Selbſtbetruge ſei Englands größter Held befreit! Ich bin der Genius des Erfolges, der dem Kühnſten anhängt! Laß den Sohn mir, Cromwell, und Du ſollſt ſtaunen, wie die kluge Percy Dein Glück beflügelt! Dann fällt der mächt'ge Adel meines Stammes Dir zu, Du wirſt vom Diener dieſes Volks zu ſeinem Herrn Dich machen und die Gewalt dem Sohn vererben! —

Cromwell (erſtaunt). Ha, das nenn' ich offen! — Wenn je mir im Gemüthe Ekel wohnte vor feilem Laſter und Verrath, wenn je mein Sinn auf Gott und England nur gerichtet, von ſünd'gem Eigennutze fern, iſt es bei Deiner Teufelslockung! Wilde Herrſchſucht liegt Euch Northumberlands und Percys im Blute, ſchon ſeit den Roſenkriegen ſetzt Ihr lüſtern den Fuß beſtändig auf des Thrones

Stufen, doch Gott der Herr ſtieß Euch noch ſtets herunter! Buhl'rin der Politik, Deiner Sünden Maß iſt voll!! — (Zieht die Signalpfeife und pfeift.)

Siebenter Auftritt.

Vorige. Gilbert Joice (tritt durch die Mitte auf).

Lucy (bleich, erſchreckt). Was ſoll das, Sir? —

Cromwell (zu Joice). Ihr predigtet von jener großen Buhlin, die auf dem Drachen der Tyrannei einherkommt! Gräfin Percy kam, zum Treubruch uns zu verführen!

Achter Auftritt.

Vorige. Fairfax (durch die Mitte, bleibt, die Scene gewahrend, ſtehen).

Cromwell. Bringt ſie zum Thurm von Windſor!

Lucy (entſetzt). Heimtückiſcher! Ihr wagt in mir die älteſten Geſchlechter des Lands zu ſchänden?!

Fairfax (tritt vor). General, verzeiht! (Cromwell begrüßt ihn.) Das Haus Northumberland iſt jetzt des Volkes Freund.

Cromwell (heftig). Und dieſe — Volksfreundin, mein Obergeneral, kam her, mir offenen Verrath am Parlamente zuzumuthen! Fort mit ihr! (Leiſe zu Fairfax.) Der König einigt ſich mit uns noch heute! (Laut.) Solch' Gezücht darf uns den Weg nicht hemmen!

Fairfax (halblaut, erſtaunt). Täuſcht Ihr Euch nicht? —

Cromwell. Im Garten mehr, Mylord! (Zu Joice.) Gönnt der Percy keinen Laut, von ihrer Lippe weht Verführung! (Cromwell macht Fairfax eine einladende Bewegung. Beide durch die Mitte raſch ab.)

Lucy (für ſich). Jetzt gilt es einen kecken Streich! Hilf mir, Verſtellung! —

Neunter Auftritt.

Joice. Lucy (Abenddämmerung beginnt).

Joice (tritt vor). Kommt, Frau!

Lucy (die ſtarr vor ſich blickend geſtanden, fährt empor, preßt die Hände vor's Antlitz). O Gott! — (Taumelt.)

Joice (fängt ſie auf, frappirt). Bei Abaddon dem Verderber! — (Lucy gleitet ohnmächtig auf den nahen Schemel nieder, er hält ſie, ſo daß ihr Oberkörper an ihm ruht.) (Kurze Pauſe.) Meiner Seele, bleich wie der Tod! — Der Athem ſtockt! — Das iſt die vielgenannte Percy! — — — Warum Gott in ſo ſchönen Körper ſolch' ſchwarze Seele goß? — (Sich raffend.) Der Dienſt verlangt's! — (Lucy ſchlägt die Augen auf.) Auf, wir müſſen fort!

Lucy (ſeufzt). Mein Schöpfer! (Sie blickt ihn ſanft an, erhebt ſich traurig.) Das iſt der Sünderinnen Loos! Wenn ſie ſich beſſern wollen, iſt's zu ſpät! —

Joice. Zur Beſſ'rung habt Ihr jetzt die ſchönſte Zeit. — Ich will Euch meine Bibel leihn, wird Euch ſehr gut thun! —

Lucy (ſetzt ſich). Gebt mir das Buch!

Joice (zieht eine Taſchenbibel und giebt ſie ihr). Leſt immer einen Pſalm, indeß die Leute ſich fertig machen. (Geht zur Mittelthür und ruft hinaus:) Zehn Mann aufſitzen! —

Lucy (hat die Bibel aufgeſchlagen und blättert darin; leiſe für ſich). Ich fang' ihn mit der Bibel in der Hand! —

Joice (zurückkommend, für ſich). 's iſt doch nur 'ne Frau, — und in den Thurm! — Zu hart, zu hart! —

Lucy (verſtohlen, gleißneriſch). O, zeigt mir eine Stelle, die für mich paßt! —

Joice (tritt neben ſie, im Buche blätternd). Da iſt der Text ganz gut vom Weibe und dem Thier der Offenbarung. (Zeigt ihr die Stelle.) Das Thier, ſeht, iſt die alte Tyrannei, die ſieben Häupter die Schranzen, die zehn Hörner die Biſchöfe und die Pfaffen. Das Weib darauf, ſo dieſes Unheil neu herführt, ſeid Ihr. Deswegen ſollt Ihr in den Thurm von Windſor!

Lucy (ſtechend). Doch bleibt zu Hamptoncourt der Drache der Monarchie zurück und — nährt ſich von der Beute eurer Schwerter!

Joice (haſtig). Schweigt, Frau! (Tritt weg, für ſich.) Doch ſie hat recht. Cromwell macht mit dem Pharao noch kein Ende! —

Lucy (magdalenenhaft). Hauptmann, ich muß, eh' ich zum Kerker geh', mein Herz entlaſten, daß der Gnadenbrunnen ſich mir erſchließe! — Ihr ſeid als eifervolles Licht des Heers bekannt. Wollet Ihr nicht mein Bekenntniß hören? —

Joice. Beim Tempel, Frau, ich will's! Ich kann Euch tröſten!

Lucy (büßeriſch heuchelnd). Mich Aermſte, ach, lehrte man als ſchuldlos Kind ſchon Ehrgeiz und Sinnenluſt!

Joice. Nein, da ſei Zebaoth gelobt, ich wurde ſtreng in ſeiner Furcht erzogen, und Tugend iſt mein Schild!

Lucy. Glückſeligſter! Ich wuchs im üppigen Reichthum und eines wüſten Hofes Lockung auf. Kein fromm Gemüth, wie jetzt, ſtand mir zur Seite!

Joice. So hochgeboren — nun ſo tief erniedrigt! Ich kann ohne Wehmuth Euch nicht anſehn!

(Es dunkelt leiſe.)

Lucy. Verblendet, vermaß ich mich, der Tyrannei zu dienen, und ſpann Ränke. Doch ich nutzte dem Volke nur, das Gott einmal zum Sieg beſtimmt! (Flammend.) Mein ganzes Weſen ward, als ich deſſ' inne wurde, gewandelt, und ich ſchwör's, ſeit Pym, dem großen Patrioten, lebte in mir nur die heiße Sehnſucht, daß Gottes Volk frei jauchze in dem ewig grünen Garten der Republik der Heiligen auf Erden, wo Alles gleich ſei, Rang und Reichthum ſchwinde, und nur die Gotteshelden, ſo im Kampfe ihr Herz geläutert gegen ird'ſche Schwäche, die Welt beherrſchen! (Fanatiſch.) O könnt' ich mich noch vor dem Himmel rein'gen, ich wollte dem Geringſten dieſer Streiter mit Seel' und Leib und Habe mich als Magd ergeben für die Schmerzen, ſo er um's Heil der Sache litt!

Joice (leiſe, ſie anſtarrend). Sie glüht wie die Roſe von Sarron!

(Es wird dunkler.)

Lucy (tritt zu ihm, raſch, halblaut). Ein Geheimniß laſtet auf meinem Herzen! — Hinterm Rücken des Parlaments und Heers verbinden Fairfax und Cromwell ſich dem König. (Joice erſchrickt.) Zu Stuart ſchleichen ſie heute, mit ihm ein Bündniß zu unterzeichnen! (Zieht einen Schlüſſel hervor.) Der Schlüſſel öffnet den Thurm im Park, wo man ſie — (ſteckt ihn, erſchreckend, wieder ein, haſtig) Beichten wollt' ich, Euch nicht verführen. Die Pferde wiehern! —

Joice (packt ſie wild am Arm). Den Schlüſſel her! Wenn Du des Volkes Sache liebſt, den Schlüſſel! Iſt's graunvoll wahr, was Deine Lippe ſpricht, dann muß das Heer die Generale ſammt Stuart tödten, muß auf ihren Leibern das neue Gottesreich erbaun! Den Schlüſſel!!

Lucy. Und Deine Ehre willſt Du, gar Dein Leben opfern?! —

Joice (in fanatiſcher Wuth). Was frag' ich danach, wenn des Ruhmes Palme und, Frau, Dein zauberiſcher Blick mir winkt! Mein ſei dies Paradies, das Du geboten, oder der Tod!

Lucy (zieht den Schlüſſel hervor). Du willſt es alſo wagen, Lieber? (Giebt ihn.) Da! — O, ſei wie die Schlangen klug. (Haſtig.) Schick' mich mit den Soldaten voraus, ſuch' einen Vorwand, der Dich zurückhält. Haſt Du dieſe Verräther belauſcht, komm' nach. (Liſtig.) Mein eigen Pferd ſteht in der Stadt, gieb mir's, und — ſinne, wie Du's vor Cromwell entſchuldigſt, wenn unterwegs — etwas geſchieht! —

Joice (wild). Vor dieſem Falſchen mich entſchuld'gen? Nie! — Mag er mich ſtrafen! Morgen zeige ich ſein Verbrechen dem Offizierrath unſres Heeres an!

Lucy (faſt zärtlich). Was Dir auch werde, zu London im Palaſt Northumberland harrt Lucy Dein!

(Kurzes Trompetenſignal von außen.)

Joice (haſtig). Zum Aufbruch! (Bezeichnend.) Sorgt, daß Euer Pferd Euch, wie der Wind die Feder trage! (Geht zur Thür.)

Lucy (mit fanatiſcher Freude). Ich habe 'was von Heißſporn's Blut in mir, ſitz' ich im Sattel erſt, will ich auch reiten!! (Folgt ihm raſch; Beide ab.)

(Es wird ganz dunkel.)

(Kurze Pauſe.)

Zehnter Auftritt.

Hauptmann **Pearſon** (tritt durch die Mitte ein).

Pearſon (langſam näher kommend). Sehr befremdlich war Beider Benehmen! — — Was geht's mich an! Wenn Cromwell dieſem Manne traut — nun, das iſt ſeine Sache. — Ja, ja, ein großes Maul und Glück, das macht's! — Eh, beſſer doch ewig unbefördert bleiben, als Fuchsſchwänzer ſein, wie jetzt ſo Viele, die mit unſerm Herrgott gar billigen Handel treiben! — (Es iſt ganz finſter.) Cromwell behagte doch die Predigt nicht. Ja, General, ſchmeißeſt Du die Leveller und Gleichmacher nicht aus Deinen Gliedern, wächſt Dir Dein eigen Volk noch übern Kopf. — Ein großes Gut in dieſen Tagen iſt Treue und Beſcheidenheit! —

Elfter Auftritt.

Pearſon. — **Thurloe** mit Licht. Es wird hell. **Fairfax** und **Cromwell** durch die Mitte. (Thurloe ſetzt das Licht auf den Tiſch. Cromwell winkt. Thurloe und Pearſon durch die Mitte ab.)

Cromwell (höchſt aufgeräumt). Was meint Ihr nun? — Das iſt ein Freudentag, der alles vergoſſ'ne Blut verſöhnt!

Fairfax (befangen). Wenn ich ſo laut nicht juble, haltet's meiner Betäubung zu gut. Ein plötzlich Glück erſchreckt, man muß ſich eben erholen! — Der Fürſt, dem wir bewaffnet gegenüberſtanden, drückt uns nun voll Vertraun die Hand! Erlaubt mir noch einmal das Document. —

Cromwell (zieht ein zuſammengefaltetes Document aus dem Wamſe und giebt's Fairfax). Da iſt's, ungläubiger Thomas! Müßt wohl auch erſt die Hände in des Heilands Seite legen? Greifbar vor Augen hat er's und fragt: ob und wann! Vor dem Erfolg verſtummt jedwede Frage! —

Fairfax (der im Document geleſen). Er hat viel — ſo viel hat er gegeben, daß man — Nun wie geſagt, er ſchrieb das Document mit eigner Hand, ich ſah ſelbſt, er war ganz einverſtanden!

Cromwell (ungeduldig). Bedenkt doch, daß ihm keine Auskunft blieb, als ewig Gefangner oder fügſam ſein. Weiſer iſt's doch, zwei'n Ehrenmännern und einem ſtarken Heere, als jenem Parlament vertraun, das, wild erregt von innerer Parteiung, nur dann einig iſt, wenn's gegen's Heer und ihn geht! —

Fairfax. Doch macht das Beiſpiel ſeiner Ränke und Hinterhalte den Zweifel nicht verzeihlich? — (zeigt in's Dokument) Bedenkt, mit einem Schlage das Episkopat beſeitigt, jede Amtsbeſetzung, alle Gewalt zehn Jahre lang an Euch abgetreten, — erleben muß man das!!

Cromwell. Verlangte denn das Parlament die Leitung der Geſchäfte nicht gar auf zwanzig Jahre? Indem er mir Kriegsmacht wie Auslandspolitik und Hofſtaat, Euch Cultus, Handel und Finanzen gab, erhielt er doch der Krone das Recht der höchſten Amtsverleihung, ſchuf dem Herrſchgelüſt des Parlaments 'nen Damm?!

Fairfax (auffahrend, lächelnd). Das iſt's! Wahrhaftig, das iſt klar! —

Cromwell. Mit ſeiner Handſchrift hier und unſrem Heer will ich die Hölle bezwingen!! —

Fairfax (freudig). Wie dank' ich Gott, der Alles ſo gefügt! (Treuherzig.) Ich ſollte eigentlich beleidigt ſein, Cromwell, daß Euch der König Hoſenband und Grafenthum von Eſſex verſprochen! (Giebt ihm das Document.) Ihr lauft Eurem Obergeneral den Rang ſehr ab! Doch wem, wie Euch, ſo ſichtlich das Geſchick der Ordnung großes Werk beſchied, der muß es auch mit Glanz zu Ende führen!

Cromwell (ſteckt das Document ein, reſervirend). Der König beſtand darauf, nicht ich. Ich werde auch als Graf von Eſſex immer der ſchlichte Oliver von ehmals bleiben, Ihr aber, mein alter Freund und Waffenbruder! (geben ſich die Hände) laßt uns in Einigkeit ſo Volk wie König in altem Recht und wahrer Freiheit ſtützen, manch' harte Arbeit giebt's noch —

(Stimmen von außen, Cromwell ſtutzt.)

Zwölfter Auftritt.

(Mittelthür ſpringt auf.) **Joice,** bleich, finſter; dann **Pearſon** und **Thurloe** (eintretend).

Cromwell (fährt auf). Joice?! — — Ihr hier?! — —

Joice (heimtückiſch, gleißneriſch). Ich hab' 'nen Unfall zu berichten, General, höchſt graunvoll, unbegreiflich!

Cromwell (ſcharf). Das unbegreiflich Graunvolle laßt weg, nackte Wahrheit will ich!

Joice (ſcheu, zitternd). Die Percy ward escortirt. Sie bat um's eigne Pferd, das in der Stadt ſtand. Ich gab es ihr. 'ne Viertelſtunde weit gekommen, im Wald von Asfort verſchwand ſie —

Fairfax (auffahrend). Was?!

Cromwell (wüthend.) Davon?! — Ritt Euch davon!? Verwünſcht!! —

Joice. Dem Satan gleich, in einer Wolke entwich ſie! (Pauſe.)

Cromwell (tritt zu ihm, fixirt ihn). (Joice iſt ſichtlich verlegen und tückiſch trotzig.) Wunderbar! Ihr habt recht viel Erſcheinungen! — (Eiſern.) Wär's nur ein Fehler, wär's ſelbſt Ungehorſam, was Ihr gethan, ich würde Euch beſtrafen, doch verzeihn! Auf Eurem Antlitz aber ſteht, daß Ihr ein falſcher, tückiſcher Bube ſeid! (Schäumend.) Fort! Aus meinem Regiment! Herunter mit den Treſſen!!

Joice (zuſammenſchauernd). Aus Eurem Regiment! — (Wild.) O ja! Doch aus dem Heere nicht. Ich find' auch Platz bei Harriſon! Wie Ihr mich heut' aus Eurer Schaar verſtießt, ſtößt Gott Euch von den Seinen gleichfalls aus!

(Stürzt durch die Mitte ab.)

Cromwell (haſtig). Pearſon, daß der Schurke ſich nicht im Lager umtreibt!

(Pearſon durch die Mitte ab.)

Fairfax (ernſt). Ein ſchlimmer Fall, Cromwell!

Cromwell. Dies Weib entging mir! Nun, ſie weiß jetzt, was ſie von mir ſich zu verſehen hat. Fairfax, es iſt dringend nöthig, raſch zu handeln, eh' man von unſrem Neuſten — (Sieht Thurloe an der Thür.) Was willſt Du?

Thurloe (beklommen). Die — bekannte Frau —

Cromwell. Ich habe nichts zu verheimlichen!

Thurloe. Die Schottin Poll bringt ernſte Nachrichten —

Cromwell (auffahrend). Ha, bring' ſie her!

(Thurloe durch die Mitte ab.)

Fairfax. Was für 'ne Frau?

Cromwell. 'ne alte Schottin, vom Teufel zur Spürnaſe gemacht. Sie hinterbringt ſeit Jahren mir jeden Anſchlag unſrer Feinde. — (Fairfax ſchüttelt den Kopf.) Ein häßlich Mittel, aber (zuckt die Achſeln) unentbehrlich!

Dreizehnter Auftritt.

Vorige. Poll Magog, alt, bettelhaft, in einen Plaid gewickelt, und Thurloe durch die Mitte.

Magog (ſich verneigend, frömmleriſch). Seid gegrüßt, gewaltiger Joſua unſres Volkes! —

Cromwell. Was giebt's?

Magog. Ich bin gewandelt von Dan bis Verſaba —

Cromwell (einfallend). Ohne Predigt! — (Magog ſieht Fairfax zögernd von der Seite an.) Du kannſt offen reden!

Magog (tritt näher zu ihm, halblaut). Nehmt vor dem falſchen Agag Euch in Acht, — Ihr ſeid betrogen! —

Cromwell (ſchrickt zuſammen). Betrogen?! — (Lacht.) Hahaha!

Fairfax (halblaut zu Cromwell). Meint ſie den König?! —

Cromwell. Oho, laßt ſie nur weiter reden. Faſſ' Dich kurz!

Magog (halblaut). Heut' Abend wird ein Bote, Lincolm heißt er, nach London in den blauen Eber zu Holborn einen Sattel bringen. Von da geht er gen Dover und nach Frankreich! —

Cromwell. Was weiter? —

Magog. In des Sattels Polſter ſteckt ein geheimes Schreiben Karl Stuart's an die Königin in Paris! —

Fairfax (auffahrend). Gott im Himmel!!

Cromwell (unruhig, doch ungläubig). Unſinn! — Wozu ſollt' ihm das noch? —

Magog (dicht zu ihm tretend). Habt Ihr Euch nicht in letzter Zeit dem König genaht? — Die Royaliſten in London munkeln ſeit zwei Tagen davon. In dieſem Briefe des Königs iſt eines Vertrags erwähnt, den er mit Euch geſchloſſen!

Fairfax (erſchreckt). Cromwell! —

Cromwell (furchtbar erregt). Ich laſſe Dir die Seele aus Deinem dürren Satansleibe peitſchen, wenn Du auf falſcher Fährte biſt! — Hahaha! Hat man je wüſt'res Zeug gehört? — Wahr' Deine Haut, Poll, ich witt're eine Bosheit! — Er, der noch heute unterſchrieb, ſoll geſtern ſchon eidbrüchig worden ſein? Unmöglich, lächerlich!! —

Fairfax (zieht ihn zu ſich). Woher weiß Jemand außer uns Dreien von dem Vertrage? Iſt das nicht ſehr verfänglich! —

Cromwell (düſter). Ihr findet's auch? — O Verderben! — (Zu Magog.) Oft haſt Du mir gut gedient, Poll, nimm heut' Dich ja in Acht, daß Du nicht mehr ſagſt, als Du vor Gott vertreten kannſt! — Woher die Nachricht? —

Fairfax (ängſtlich, leiſe). Ich bitt' Euch, Oliver, bezähmt Euch!

Magog. Die Royaliſten hatten geſtern geheime Zuſammenkunft im Schwan! —

Cromwell. Die alte Spelunke, wo ſie Pläne ſchmieden?

Magog. Mein Ohr war dort, wie überall! — Sie ſagten, der König habe, aus ſeiner Gefangenſchaft zu kommen, Cromwell geködert, heut' werde zwiſchen Euch und Karl 'ne Convention geſchloſſen. Die Königin darüber zu beruhigen, wolle Stuart ganz heimlich an ſie ſchreiben. Murray, Karl's Page, trage den Brief, in einen Sattel genäht, heut' früh herab nach Hamptoncourt zum St. Georg, wo ihn ein Andrer, Namens Lincolm, Abends zehn Uhr zum Eber bringt. Morgen geht er nach Dover, wo ihn Lord Hamilton erwartet.

Cromwell (mit erkünſtelter Kälte zu Thurloe). Halte ſie bis morgen in Gewahrſam! — Sprachſt Du die Wahrheit, Poll, belohn' ich Dich, war's Lüge — laſſ' ich Dich hängen! Pearſon komme! — (Magog und Thurloe durch die Mitte ab.) (Cromwell geht unruhig umher.)

Fairfax. Daß Euer Hoffen und Vertraun gar ſo hochfliegend und ſicher war! Dieſe Enttäuſchung reißt Euch aus allen Fugen!

Cromwell (qualvoll). Und ich ſag' doch, es iſt nicht wahr! — Wer dieſe Huld und offne Sanftmuth Karl's vor einer Stunde ſah, kann nicht an Treubruch glauben! So im Elend, wird er mit ſeinem Untergang nicht ſpielen! Ein Schurke iſt in Stuart's Näh'! Ich komm' ihm auf die Sprünge!

Vierzehnter Auftritt.

Vorige. Pearſon (durch die Mitte).

Pearſon. Mein General!

Cromwell (faßt ihn bei der Schulter). Pearſon! Wir verſtehn uns. Andren gab ich mehr Ehre, Dir mein Herz! — Ungeheurem Betruge bin ich auf der Spur! — Was Roß und Mann vermögen, eil' nach London, zieh' einen Bürgerrock an, geh' in Holborn zum blauen Eber! —

Pearſon. Zum blauen Eber, gut!

Cromwell. Ein Menſch wird einen Sattel bringen. Den muß ich haben und was noch damit zuſammenhängt!

Daran liegt Alles! Laß Deine Beſten aufſitzen! Wie Du meinen Pfiff von außen hörſt, antworteſt Du und nimmſt den Sattel! Verſäume nichts!

Pearſon. Entgeht mir etwas nur davon, General, ſoll mich Dein edles Antlitz nicht mehr ſchauen!

(Pearſon durch die Mitte ab.)

Fairfax. O Cromwell, folgt dem Freunde! Sagtet Ihr doch eben, durch den Vertrag und unſer Heer ſei Karl in Euren Händen. Ihr könnt ihn, den Vertrag zu halten, zwingen! Laßt Euch nicht vom Haß verblenden, beſchämt durch Großmuth lieber den König. Nehmt die einz'ge Möglichkeit des Friedens nicht dem Lande, denkt nicht an Euch, denkt an das Volk! —

Cromwell (finſter, ſtarr). Gab in der äußerſten Minute doch ſtets der Herr mir noch den rechten Geiſt! Ich denk' an's Volk! — Ihr müßt mit zum Eber. Jede Möglichkeit der Täuſchung ſei unterſucht, eh' ich entſcheide. (Brünſtig.) Dich aber, Vater aller Völker, bitt' ich, wirf mir die ſchwerſte Prüfung in den Weg, nur dieſe nicht, laß mich nicht da zerſcheitern, wo es der einz'gen Lebenshoffnung gilt. Zeigt ſich's, daß er ſo ſchimpflich mich betrogen, dann ſei fortan das Volk allein mein König! Sollt' ich darum auch waten bis an's Knie im Blute des Tyrannen! Den Harniſch an und dann gen Holborn! — —

(Geht raſch durch die rechte Mittelthür ab.)

Fairfax (in tiefer Schwermuth). O, unheilvoller Blick, dich kenn' ich ſeit dem Tage von Naſeby! (Sich wendend.) Mein armes England!!

Verwandlung.

London. Holborn.

Wirthshaus zum blauen Eber.

Spät Abends.

(Große Schenkſtube mit Balkendecke und ſchmutzigen Lehmwänden gewährt einen öden Eindruck. Im Hintergrunde links erbärmlicher Schenktiſch, rechts von ihm eine Thür. An der Seite rechts altes Fenſter. Nach dem Hintergrunde zu drei

Tiſche mit Bänken, auf den Tiſchen einige Bierkrüge und brennende Pfenniglichter. Eine große alte Laterne erhellt überdies trübe den Raum. Schemel am Fenſter.)

Fünfzehnter Auftritt.

Etwa fünf bis ſechs Gäſte ſitzen trinkend, rauchend, unter ſich ſchwatzend an den Tiſchen. Links am Tiſche einander gegenüber **Hollyday,** der Wirth, und **Hatzledine,** der Weber.

Hollyday. Ja ja, verlaßt Euch drauf! — Steuern zahlen wir doch immer mehr, 's Brot wird kleiner, der Verdienſt ſchlechter, ob wir 'ne Republik kriegen oder nicht.

Hatzledine (verächtlich). Aber Ihr wißt ja gar nicht 'mal, was 'ne Republik iſt. 'ne Republik iſt, wo Einer ſo viel zu befehlen hat wie der Andre. Einer ſo vornehm iſt wie der Andre. Einer hat da auch ſo viel Geld wie der Andre.

Hollyday. Dann muß auch Einer ſo viel Kinder haben wie der Andre!

Hatzledine (ärgerlich). Ah —! Nein doch! Aber wir brauchen dann keine Steuern und keine Gerichte mehr! Die Levellers fangen ſchon an, und haben wir die Pfaffen erſt ganz abgeſchafft, haben wir ſchon die halbe Republik. Wenn Jeder thun kann, was er Luſt hat, das iſt ja eben die Freiheit!

Hollyday (ungläubig). Na, ja! Aber —, aber einen Leithammel kriegen wir doch! Dann iſt's der Cromwell!

Hatzledine (heftig). Was? Wo bliebe denn unſre ſchöne Freiheit, für die wir unſer Heldenblut verſpritzt haben!!

Hollyday (bitter lachend). Wo ſie bleibt? (Bläſt den Rauch aus der Pfeife und zeigt auf ihn.) Wo ſie immer geblieben iſt! — Ich frage Euch, was bringt uns denn eigentlich die Freiheit! Blos Ausgaben! — Wenn ich mir die alten Zeiten bedenke unter König Jakob und Karl, — Herr Gott, was wurde da zuſammengeſoffen! Tag und Nacht war's im blauen Eber nicht leer, die Würfel klangen, das Geld flog nur ſo, 's war Vergnügen! (deutet auf die leere Stube) Seht jetzt einmal her! Wenn ich zwei Schilling auf den Tag verdiene, iſt's ungeheuer viel! — Das haben wir von der Freiheit —

Hatzledine (giftig). Wir machen doch aber die Geſetze, wir regieren doch! Nachbar, Nachbar, Ihr ſeid ein Uebelgeſinnter!

Hollyday (haſtig). Herr Jeſus, ich bin ja gar kein Geſinnter! — Ich ſage blos —! Thut mir doch den einzigen Gefallen, Hatzledine! Wenn unſre Abgeordneten gewählt ſein wollen, o Jemine, was verſprechen ſie nicht da! Dann ſind wir recht gut — 's regierende Volk! Wenn ſie aber erſt drin ſitzen im Unterhauſe, ſind wir die Unterthanen, und ſie machen, was ſie wollen! Erſt hat uns der Hof gezwickt und die Cavaliere! 's war niederträchtig, aber das Geld kam doch unter die Leute! Jetzt zwickt uns 's Parlament auch, alle Aemter und Einkünfte nimmt's für ſich, und ſeit den ſechs Jahren, wo 's das Regiment hat, mußten wir dreimal ſo viel zahlen, als ſonſt an den Hof, Alles für die Freiheit. Wenn aber Einer nun 'mal nicht will, wie ſie, oder's Maul aufmacht, — kommt er gleich in's Loch. Majorität nennt man's, 's iſt aber immer die alte Schmiere! — —

Gäſte. Hollyday hat recht! So iſt's! —

Ein paar Andre. Ihr ſeid Royaliſten! Das iſt Aufruhr! —

Sechzehnter Auftritt.

Vorige. Pearſon (in Bürgerrock, Pelzmütze und Schuhen, einen Stock in der Hand, tritt auf).

Pearſon. Guten Abend, Ihr Herren, allerſeits.

Gäſte (durcheinander). Guten Abend!

Hatzledine. Schönen guten Abend!

Hollyday (aufſtehend). Ganz ergebener Diener, Herr.

Wollen der Herr nicht Platz nehmen. Womit kann ich aufwarten?

Pearſon. Bringt Bier und 'ne Pfeiſe! (Hollyday haſtig ab.) (Zu Hatzledine:) Erlaubt, daß ich mich an Euren ehrſamen Tiſch ſetze! (Setzt ſich neben ihn.)

Hatzledine. Mit Vergnügen! —

Pearſon. Wie kommt's, daß es hier ſo leer iſt? Der Eber ſtand doch vordem in Anſehn? —

Hatzledine (vorſichtig). Ja, Herr, das machen die Zeiten. Früher, wo die Sünde, das Spiel und die Knechtſchaft die Welt regierten, lief Alles in's Wirthshaus, da hatte Hollyday gute Zeit. —

Pearſon. Die Leute ſind eben ernſter geworden.

(Hollyday bringt Bier und Pfeiſe.)

Hatzledine (haſtig). Und gottesfürchtiger, Herr! Sie haben jetzt eben dafür die Freiheit!

Hollyday (ſetzt ſich). Ja, die Freiheit, zu Hauſe zu bleiben. Alles hält nun ſein Geld im Sack und verdreht die Augen! Keiner traut ſich mehr 'n Wort zu reden, weil er nicht weiß, ob nicht in der Nähe ſo ein verfluchter purita — (Hustet.) — Ihr ſcheint wohl Eures Zeichens ein Schweineſchlächter, lieber Herr!?

Pearſon. Nein, Freund, ich bin ein Pachter aus Islington. (Kleine Pauſe.)

Hatzledine. Islington iſt ein ſchöner Ort! Vor fünfzehn Jahren hatte ich eine Muhme da.

Pearſon. O ja, nur die Felder haben ſehr im Kriege gelitten.

Hatzledine (haſtig). Am Kriege ſind blos die Soldaten ſchuld, die machen die Unruh' und jagen unſer Parlament in Furcht! Der Cromwell aber, — das iſt erſt der Rechte, der giebt das böſe Beiſpiel!

Pearſon (aufmerkſam). So! Hm! — Na, Ihr mögt's wiſſen. In Islington hört man eben nicht viel.

Hollyday. Hm, der Cromwell! Ja, ja! Was aus 'n Menſchen nicht Alles werden kann! — Ich bin auch aus Huntington, wie er, — ja! Wir waren Nachbarskinder. Na, ich kenn' ihn doch!

Pearſon (verwundert). Was Ihr ſagt! —

Hollyday (ſchwatzhaft). Ach, war Euch das als Junge ein durchtrieb'ner Schlingel! Wenn wir nicht wollten wie er, Alle kriegten wir unſre Prügel! — Hihi, wir werden auch jetzt Alle wieder unſre Prügel kriegen!

Pearſon. Na, das möcht' ich doch nicht zu laut ſagen!

Hollyday (erſchreckt). Ich hab' doch nichts geſagt!? Ich werd' über meinen beſten Jugendfreund doch nichts reden!? — Aber 's kommt eigentlich im Leben doch nur auf's bloße Glück an. Vielleicht wär' Unſereins auch ſo 'was geworden! —

Siebenzehnter Auftritt.

Vorige. Webſter (im Mantel, einen Sattel im Arm, tritt auf.)

Pearſon (für ſich). Da iſt er!

Webſter. Holla, Wirthshaus! Bier her! Ich bin trocken, wie 'n Schwamm am Ofen!

Hollyday (aufſpringend). Gleich. Was befehlen Ew. Gnaden? —

Webſter (wirft Mantel, Sattel und Hut auf den Schemel am Fenſter). Bier, von Deinem beſten, und Roſtfleiſch. Heb' Deine Beine, alter Schlauch!

Hollyday (halblaut zu Pearſon und Hatzledine). Der iſt ſackgrob, das iſt 'n Adliger! (Geht ab.)

Webſter (kommt zu Pearſons Tiſch). Guten Abend, Leute! — Pah! Das iſt 'ne verdammt ärmliche Kneipe! (Setzt ſich Pearſon gegenüber.)

Pearſon. Man nimmt eben fürlieb in dieſen ſchoflen Zeiten.

Webſter. O ſchofle Zeiten! Ja leider! —

Pearſon (ſchiebt ihm den Krug hin). Wollt Ihr koſten?

Webſter. Auf beſſ're Tage! (Trinkt.)

Bürger. Amen! Amen! —

(Hollyday bringt Bier.)

Pearſon (zutraulich). Ihr ſeid ein Reiſender, Herr?

Webſter. Ja, und will morgen nach Dover.

Hollyday. Kann ich wohl mit 'nem Nachtquartier aufwarten, Sir?

Webſter. Ja, blauer Eber, das ſollſt Du! Sorge, daß das Bett weich und die Dirne, die 's macht, hübſch iſt, und Du ſollſt einen Carolin in Deiner Taſche finden!

Hatzledine (ſteht auf). Nein, das kann ich nicht anhören! Der Mann weckt fleiſchliche Begierden im gottesfürchtigen Herzen!

Webſter (lacht auf).

Pearſon (zieht Hatzledine wieder auf den Sitz). Seid kein Narr. 's iſt blos 'ne Schnurre unter guten Genoſſen!

Webſter. Ich kümmre mich den Henker, wer's krumm nimmt! Bin 'ne luſt'ge Seele aus ſchön'rer Zeit, kein pſalmenheulender Tuchwalker und Seifenſieder von London! Wer von Euch hat Herz genug, mit mir einen rechtſchaff'nen Toſt zu trinken?

Hollyday. Ich ſtoße auf Alles an, was Geld bringt!

Webſter (hebt den Krug). Das luſtige Altengland von ehmals lebe!

(Sie ſtoßen an.)

Bürger (am andern Tiſch). Amen! (Stoßen unter ſich an.)

Hatzledine. 's iſt eben die Majorität, ich füge mich! (Er ſtößt nachträglich an.)

Webſter. Und nun noch 'nen Trunk, Leute, und denke Jeder dabei das Rechte! (Leiſer Pfiff von außen.) Es lebe der jetzige Bewohner Hamptoncourts, mög' er das Seinige bald wiederum genießen!

(Bürger erheben ſich ſcheu.)

Pearſon (ſteht auf). Meint Ihr Cromwell oder Karl? —

Hollyday (voll Angſt). Alle Beide, alle Beide, keine Streiterei!

Hatzledine (ſcheu). Ich muß nach Hauſe! (Steht haſtig auf.)

Webſter. Ein Schurke, wer darauf nicht trinkt! (Er trinkt.)

Pearſon (eilt über die Scene, pfeift und ergreift den Sattel). Mein iſt der Sattel im Namen des General Cromwell!

(Alle ſpringen entſetzt auf, Webſter läßt den Krug fallen.)

Achtzehnter Auftritt.

Vorige. Cromwell. Fairfax. (Durch die Thür ſieht man Soldaten. Sie wird geſchloſſen.)

Hatzledine. Mein Jeſus!

Pearſon. Hier iſt der Sattel, General, dort, der ihn brachte. (Deutet auf Webſter.)

Webſter. Er iſt's ſelber! — (Pauſe.)

Cromwell (kalt). Verdächtiges ſonſt? —

Pearſon. Dieſer Burſche brachte ein royaliſtiſch Hoch aus und der Wirth hatte ein loſes Maul! —

Cromwell (kurz). Geht nach Hauſe, Bürger! (Hatzledine und die übrigen Gäſte ſchleichen fort.) (Zu Hollyday:) Was haſt Du denn geſchwatzt Freund? — Aufrichtig!

Hollyday (ſich in Todesangſt windend). Ew. Gnaden, — ach, die Freiheit hat mich um — um alle Kunden gebracht. — Seit dem Bürgerkriege bin ich verſchuldet!

Cromwell. Und das macht Dich aufſäſſig? Narr, Du leideſt wohl allein? — Wie hoch ſind Deine Schulden?

Hollyday. Hundert Pfund, Ew. Gnaden!

Cromwell. Wie heißt Du?

Hollyday (verlegen). Ew. Lordſchaft werden ſich meiner nicht mehr erinnern. (Schüchtern lächelnd.) Ich bin ja Owen Hollyday! —

Cromwell (ſinnend). Hollyday! — Ha, ſieh, ein Jugendgeſpiele! — Geh' jetzt hinaus, Freund! (Zu Webſter:) Was haſt Du für 'n Gewerbe?

(Hollyday demüthig ab.)

Webſter. Ein herrenloſer Reitknecht bin ich und heiße Jocelin!

Cromwell. Lincolm heißt Du, Schlingel!

Webſter. Ja, Lincolm, Sir!

Cromwell. Woher haſt Du den Sattel?

Webſter. Er iſt mein. Ich —

Cromwell. Lügſt Du wieder? Wer gab ihn Dir zu Hamptoncourt im Georg?

Webſter. O, Ihr wißt's ſchon. — John Murray, des Königs Page.

Cromwell. Sein Page!! — Das Weitere zeigt ſich im Verhör! (Zu Pearſon:) Ein Corporal nimmt ihn in Obhut. — Gieb mir Dein Meſſer, Pearſon! (Pearſon giebt ihm ſein Taſchenmeſſer, winkt befehlend Webſter und geht mit ihm ab.)

Cromwell (blaß, düſter, nimmt den Sattel und geht an den Tiſch. Fairfax, tief bekümmert und ängſtlich, tritt zu ihm. Cromwell wendet den Sattel und öffnet lautlos das Polſter. Ein Brief kommt zum Vorſchein).

Fairfax (ſchreckt auf).

Cromwell (packt wild den Brief). Da hab' ich ihn! — — (Beſieht die Aufſchrift.) An Königin Henriette! — (Oeffnet ihn, ſieht hinein und erſchrickt, dann reicht er Fairfax den Brief.) Weſſ' iſt die Hand?

Fairfax (nimmt ihn, traurig). Des Königs! — Jeder Zug gleicht dem Vertrage.

Cromwell. Dem Vertrage! (Zieht das Document hervor und nimmt ein Licht.) Ich bracht' ihn weislich mit! (Sieht in den Brief und hält den Vertrag daneben.) Wie ein Ei dem andern! — Leſ't, Lordgeneral! (Indem er die Linke mit dem Vertrage ſinken läßt, erhebt er das Licht, damit Fairfax deutlich leſen kann.)

Fairfax (lieſt beklommen). Theuerſte Gemahlin! — Hamilton wird Euch dies Schreiben überbringen.

Cromwell. O richtig, Hamilton!

Fairfax (weiter leſend). Wenige Worte ſind's in Haſt, denn Späher umgeben Uns. Cromwell wie Parlament bewerben ſich um Unſre Gunſt. Mit Erſtrem ſchließen Wir morgen einen Vertrag — zum Schein.

Cromwell. Zum Schein!

Fairfax (lieſt weiter). Aengſtigt Euch darüber nicht, Eure Liebden. Wohl entäußerten Wir Uns auf zehn Jahre aller

Gewalt, — (Cromwell läßt in furchtbarer Erregung den Vertrag fallen) verſprachen — Herrn Oliver Grafentitel und Hoſenband — doch. (Fairfax bleich zu Cromwell) Cromwell, — nicht weiter — !!

Cromwell (entreißt ihm den Brief). Dies Doch, das Doch iſt eine Königskrone werth!! — (tritt weg, ſtarrt in den Brief) doch ſind Wir in Whitehall wieder, — werde das Hoſenband dem Burſchen Cromwell — ein Strick!! — Seine Frau und Tochter hatten — in dieſen Tagen Audienz bei Uns, ach, das war — ſpaßhaft! — (Er läßt die Hand mit dem Briefe ſinken, kaum kann er zitternd das Licht wegſetzen. Stiert vor ſich nieder, langſam den Brief einſteckend.)

Fairfax (eindringlich). Cromwell, Cromwell! Seid nicht zu furchtbar vorſchnell in dieſes Augenblicks Erbitterung! Unhaltbar iſt des Landes jetziger Zuſtand, des Parlaments, des Heeres Uebermuth bringt uns noch in's Verderben! Haltet am König feſt! Thut, als ſei nichts geſchehn. Bewacht ſo eng ihn, daß er keinen Athemzug ohn' Euch zu thun vermag, nur laßt vom blut'gen Haß nicht alle Vorſicht, nicht jede Hoffnung auf Ruh' vernichten!

Cromwell. Nicht Zorn iſt's, was mir durch die Seele bebt, nein, Abſcheu, Reue! O, mir geſchah ganz recht! Schimpf iſt der Lohn der Halbheit! Um Ihn ward ich ein heimlicher Geſelle, der Parlament wie Truppen hinterging. Ei, künftig ſei meine Sorge, wie ich dies Unrecht ſühne! (Rafft den Vertrag auf, ruft: Pearſon, Hollyday, Leute!! —

Fairfax (mit erhobener Hand warnend). Sein iſt die Rache, ſpricht der Herr!! —

Cromwell (donnernd). Und ich will ſorgen, daß ihm Rache werde!!

Neunzehnter Auftritt.

Vorige. Pearſon, Hollyday, Soldaten.

Cromwell. Ihr eilt zurück nach Hamptoncourt, Pearſon! Stuart wird auf das Peinlichſte bewacht, Page Murray ſei gleich verhaftet. Laßt dem Sprecher ferner meinen dringenden Beſuch vermelden! (Pearſon eilt mit den Soldaten ab.) (Cromwell wendet ſich zu Hollyday:) In Deinem armen Hauſe, Owen, iſt Großes heut' geſchehn. Dafür ſollſt Du die hundert Pfund erhalten. Und wenn Du klug ſein willſt, Freund, reiße den blauen Eber von Deiner Thür und ſchreibe auf Dein Schild: Hier ſieht man für zwei Pence des Stuart Sattel!! (Schlägt ihn auf die Schulter.) Damit machſt Du Dein Glück!! —

(Eilt ab, Fairfax folgt traurig. Hollyday nimmt den Sattel, betrachtet ihn ſtarr und ſieht wie ein Träumer den Generalen nach.)

(Der Vorhang fällt.)

Zweiter Act.

London. Reſidenz Whitehall (1649).

(Einſt König Karl's, jetzt Cromwell's Audienzgemach.)

(Es trägt noch den Glanz der königl. Hofhaltung, älteſte Renaiſſance. Von der Pracht der Wände ſticht die Einfachheit des Mobiliars grell ab. Im Hintergrunde zwei Eingänge, zwiſchen ihnen großer Kamin, darüber das berühmte Bild Karl's I. von van Dyk. Links Thür, rechts Fenſter. An letzterem alter Lehnſtuhl und Fußſchemel. In der Mitte Conferenztiſch mit grüner, einfacher Decke, darauf Papiere und Schelle. Einige Stühle darum. Links im Vordergrunde Seſſel.)

Erſter Auftritt.

Cromwell's Frau (ſchlicht gekleidet, am Fenſter im Lehnſtuhl, blaß, verweint). **Maria** (auf dem Schemel zu ihren Füßen, hält ihre Hand und ſtarrt vor ſich nieder). **Lady Claypole** (ſitzt am großen Tiſch, ihr Haupt auf die Hände gepreßt). **Richard** (geht finſter und unruhig im Hintergrunde auf und ab). (Trübe Stille.)

Cromwell's Frau (ſchwermüthig, Mariens Locken ſtreichelnd). Arme Maria! Aus kurzem, neugeſchenktem Eheglück muß Dich ſo rauh die Hand des Schickſals reißen, in unſres Hauſes Jammer führen, daß ſtatt der Blumenheimath Frieden des Bürgerkrieges blutigſte That Du ſchauſt! Warum Kind, Richard, weshalb verließt Ihr Grantham? Genug iſt's, wenn wir leiden! —

Richard. Ich mußte den Vater ſprechen, ehe dies Blutgericht entſchieden!

Maria. Er wird in dieſer höchſten Sache die Kinder hören! Wo Alles ihn mit heißen Bitten drängt, muß Milde er gewähren!

Zweiter Auftritt.

Vorige. Thurloe (von links).

Alle (fahren empor).

Claypole (haſtig zu Thurloe). Iſt der Vater endlich für uns zu ſprechen?

Thurloe. Nein, Lady! Streng verbot er, daß ihm Jemand nahe! —

Richard (heftig). Was thut er jetzt? —

Thurloe. Er bereitet ſich zur letzten Sitzung des Gerichtshofs.

(Schrecken durchzuckt die Familie.)

Richard (dringend zu Thurloe). Tretet noch einmal hinein, ich muß ihn ſehn, eh' er den fürchterlichen Gang thut!

Claypole (dringend). Geht wieder zu ihm!

Thurloe. Er weiß ja, daß Ihr ihn erwartet, Lady, drei Nächte kämpft' er ſchon mit ſich und gleicht faſt ſelber einem Sterbenden!

(Geht durch die linke Mitte ab.)

Cromwell's Frau. O Kinder, gebt's auf! Alle Worte der Sprache hab' ich in Bitten geſchmolzen! Wir üben nicht auf ſolchen Mann Gewalt!

Claypole. Mir iſt, als müßt' ich ſelber den Tod beſtehn! Daß Der ſo ſchmachvoll enden ſoll, vor dem einſt England auf den Knieen lag, daß der Vater es hindern kann und doch nicht hindert, nein beſtätigt, iſt grauenvoll!

Dritter Auftritt.

Vorige. (Linke Thür öffnet ſich langſam.) **Cromwell** (den Hut in der Hand, wird ſichtbar).

Claypole. Warum mußte das Schickſal aus dem ſchlichten Huntington uns in den blut'gen Strudel reißen, der Alle begräbt!? —

Cromwell (tritt ein, legt den Hut links auf den Seſſel, für ſich). O ſchwerſte Prüfung, weich' von mir!

Alle (bemerken ihn und eilen zu ihm).

Claypole. Vater! —

Cromwell's Frau. Oliver! —

Cromwell (zu Claypole düſter). Du fragſt, mein Kind, warum? — weil jener große Arzt da droben die Krankheiten der Nationen durch ſtarke Mittel tilgen muß, ſonſt würde ſeine Erde nur ein Leichnam! England war üppig und voll Laſter, da ſchickte er die Tyrannei, die Welt zu geißeln! Als des bekehrten Volkes Lippe nach Gnade und Verſöhnung lechzte, erwählte die Vorſicht andre Rüſtzeuge, und eins von ihnen iſt Dein Vater! —

Claypole. Kannſt Du Dich für ein Werkzeug ewiger Ordnung halten, wenn Du des Königs Blut vergieß'ſt? — Biſt Du kein ſündiger, irrthumsfähiger Menſch, wie wir?! —

Cromwell. Wie weißt Du, was ich bin? — Daß ich's einſt redlich, Kinder, mit jenem (zeigt auf Karl's Bild) Mann gemeint, das liegt zu Tage! Mit dem Brief im Sattel vergalt er mir, wo er der Königin ſchrieb, er wolle den Vertrag mit mir nicht halten, das Hoſenband ſoll mir zum Stricke werden, das Hoſenband, ſo er mir ſelber anbot! — Wär' ich vom Zorne übermannt geweſen, ich hätte auf den Meineid ihn zu Hamptoncourt vernichtet! Doch mir nicht, jenem ewigen Richter legt' ich das Urtheil zu und Stuart floh von Hamptoncourt. — Auf mein Herz lud ich alles Blut, das für und wider im neuentbrannten Streite floß, und ſieh, Gott gab am Tag von Preſton wiederum ihn in meine Hände! Nun iſt's genug! Mit dieſem einen Tode ſei endlich Friede!

Claypole (außer ſich). O Vater, daß Deine furchtbare Untrüglichkeit, die Sicherheit von Eiſen nicht zum Meſſer werde, das Dich ſelbſt zerfleiſcht! Ich bin des Himmels Rüſtzeug nicht, doch hat der Schöpfer uns Allen Ahnung in's Gemüth gelegt, und dieſe ſagt mir, jener Brief kann nicht vom König ſein!

Cromwell (rauh). Er iſt vom König! Alle Zeugen und das Verhör beſtätigten es, ſein eigner Page Murray geſtand's.

Claypole. Der ſtille, ernſte Mann, dem ich die Hand geküßt zu Hamptoncourt, der mir trotz eignen Leides ſagte: „Lieben Sie Ihren Vater recht, Claypole, denn Kindesliebe iſt der höchſte Segen in allen Nöthen!“ — dieſer wahre König im Schmerz ſtirbt ſchuldlos, Vater, — und von Deinen Händen!! (Verzweifelt.) O Recht! So wahr mein Fuß nie dieſe Schwelle mehr überſchreitet, ſo wahr iſt's, daß Cromwell's Haus zerbricht, und jauchzend über ſeinem Grabe ruft England wieder: Hoch lebe König Karl!!!

(Sie ſtürzt wie irrſinnig durch die rechte Mitte ab.)

Cromwell. Aſſy, mein Kind!! — (zu den Uebrigen) O beruhigt die Arme! (Er ſtarrt qualvoll vor ſich hin.)

(Cromwell's Frau eilt ihr nach durch die rechte Mitte.)

Maria (fällt Cromwell zu Füßen und ergreift ſeine Hand). Richard, hilf mir bitten! — Deine Kinder flehn Dich um Mitleid an! Hat Karl auch zehnfach den Tod verdient, laß Gott die Rache, er allein hat ihm die Krone aufgeſetzt!

Richard (der hinzutritt, heftig). Dir wird man dieſe That anrechnen! Aus dem Grabe Stuart's hebt drohend die Vergeltung ſich, mit blutigem Merkmal Deine Stirn zu zeichnen, (außer ſich) und Du, Du biſt mein Vater!

Maria (inbrünſtig). Such' einen andern Ausweg, der ihn rettet!

Vierter Auftritt.

(Mittelthür links öffnet ſich.) **Fairfax** (auf der Schwelle). **Vorige.**

Richard (leidenſchaftlich, dringend). Auch Bruder Heinrich ſchrieb an Dich von Norden, bat um des Königs Leben, General Monk von Schottland gleichfalls! Eh' Du das Bluturtheil geſtatteſt, entſage lieber all' Deiner Größe, tritt in die alte Dunkelheit zurück, (wirft ſich ihm zu Füßen) wir, Deine Kinder, wollen Dich entſchädigen!

(Fairfax tritt ein.)

Maria. Erneute Liebe hat in Grantham uns holdes Glück erbaut!

Richard. Liebe hat ringen mich gelehrt! Komm mit, komm mit! Kannſt Du den König nicht retten, laß dieſes finſtre Werk dem Pöbel, den zügelloſen Soldatenhaufen, all' denen, ſo nicht wiſſen, was ſie thun!!! —

Cromwell (bewegt). Gott, wie bedränget Ihr mein Herz! Laßt mich! — O, Euch zu Liebe prüf' ich's noch einmal, will den Wermuthskelch von Neuem trinken!! —

Fairfax (eilt vorwärts). Der Kinder Wort muß Euch beſiegen, hört auch mich! Seit Karl gefangen in St. James, mit jeder neuen Gerichtsverhandlung ſteigt des Volkes Mitleid. Sein Tod wird wilder nur den Bürgerkrieg entzünden, und alle Monarchen Europens werden in Waffen wider England ſtehn, die Schmach des Königthumes rein zu waſchen! —

Cromwell (ehern). Droht Ihr uns mit den übrigen Tyrannen? Gebt Acht, des Stuart Haupt fällt und kein Flüſtern ertönt!

Maria (verbirgt ihr Geſicht an Richard's Bruſt). Ich kann ihn in dieſer Furchtbarkeit nicht ſehen! Alles war vergebens!

Richard (krampfhaft). Ein Wort noch, Vater, dann ſei's aus! — Wärſt Du der Sohn eines Verbrechers, der den Tod im Uebermaß verdient, wirſt Du ihn ſelbſt verurtheln, das Henkeramt verrichten? Du wäreſt doch ein Vatermörder! Andren, dem Geſchicke mußt Du die Strafe laſſen! Biſt Du ſo blutiger That am Vater des Volkes fähig, wie willſt Du ſelber Erbarmen vor Deinen Kindern finden!? —

Cromwell. Ein König iſt ein Menſch wie jeder Andre!

Richard (ſchäumend). Du Vater biſt mir dann auch nur ein Menſch wie jeder Andre! Mit Stuart's Tod zerreißt das Band der Volksfamilie, fällt jegliches Geſetz! Jedes entartete Gemüth wird lächelnd ſeine Hand in Unſchuld waſchen und ſchrein: Was wollt Ihr, Cromwell hat mir's vorgethan!!! —

Cromwell. Ob Stuart's Tod die Kinder ihrer Pflichten entbinden darf, zeig' ich der Welt an Dir! Ganz gleich, was ſie entſcheidet, Du und Maria bleibt zu London von heute ab! Gehorſam oder den Tower haſt Du zu wählen! Lerne fortan den Dienſt des Staats in ganzer Schwere fühlen!!

Fünfter Auftritt.

Thurloe. **Der Diener des ſchwarzen Stabes,** dann **Sir Lenthall** und **Harry Vane** (von der linken Mitte). **Vorige.**

Thurloe (ankündigend). Seine Lordſchaft der Sprecher und Sir Harry Vane vom Parlament! — (Lenthall und Vane treten näher. Cromwell verbeugt ſich.)

Richard (zu Marien). Weine nicht meinetwegen, wein' um ihn! (Zu Cromwell:) Magſt Du nur künftig Dich des ſo erreichten Gehorſams freuen? (Zu Marien haſtig, ſie wegziehend:) Komm fort, zur Mutter! (Er führt die Schluchzende zur rechten Mittelthür.)

Maria (verzweifelt). O Grantham, mein verloren Paradies!!

(Richard und Maria durch die rechte Mitte ab.)

Fairfax (kalt, finſter). Eh' Ihr zur Sitzung geht, Sir Cromwell, bitt' ich mir den Entſcheid aus, — als Obergeneral des Heers!

(Geht zu der linken Thür.)

Cromwell (ſcharf). Der ſoll dem Obergenerale werden!

(Fairfax ab.)

Cromwell (gepreßt). Verzeiht, verehrte Herren. — Nehmt Platz und laßt uns kühl erwägen, was dem Gerichtshof in der unſel'gen Sache anzurathen iſt!

(Lenthall, Vane und Cromwell nehmen am Tiſch in der Mitte Platz.) (Diener des ſchwarzen Stabes beſetzt die Thür.)

Lenthall. Ihr hattet mit den Euren da einen Auftritt, Sir, der Euch zu Herzen ging.

Cromwell (düſter). Er ging mir ſehr zu Herzen! — Als Männer von Ehre, Gottesfurcht und Klugheit, ſagt: giebt's ein Mittel, den König unſchädlich zu machen, nicht zu tödten? —

Vane (heftig). Wollt Ihr Vergleiche wieder mit ihm ſchließen? Denkt an den Brief! — Was wir erſinnen, ihn zu binden, was er auch gewähre, jedweden Athemzug nutzt er zu Ränken!

Cromwell. Wie wär's mit ewigem Gefängniß? —

Vane. Das iſt Schwäche! Des Kampfes Gang, Stuart's Falſchheit, des Volkes Wille erheiſcht die Republik, daß endlich Ruh' ſei und das Land von Truppenmaſſen befreit werde! Karl gefangen im Lande —

Cromwell (einfallend). Man bringe ihn auf die Berbâdos-Inſeln!

Vane (heftig). Und ſäße er im Mond, ſo lang' er lebt, iſt er Britanniens König! Das Volk muß ſtets in Waffen ſein, denn täglich kann er wieder landen! Was von Irland, den Schotten, die heute für und morgen wider ſind, zu hoffen iſt, das, dächt' ich, wiſſen wir!

Cromwell. Euch liegt am meiſten daran, die Truppen bald loszuwerden! Thut Ihr nicht, als ſeien ſie die Quelle alles bürgerlichen Elends? Nehmt Euch in Acht, Ihr Herren, daß die Gaſſenpolitik der Lehrjungen und Packträger, die unlängſt erſt das Parlament und Euch vorauf, Sir Vane, beim Heer um Hülfe betteln ließen, die Hölle Euch nicht heißer macht, als Karl! (Steht auf, kalt.) Ich will mir das denn doch noch überlegen!

Lenthall (aufſtehend, verdutzt). Ueberlegen?! —

Vane (ſpringt auf.) Was wollt Ihr überlegen, Sir?!

Cromwell (der auf und ab geht, trocken). Die Sitzung des Gerichtshofes ſei auf morgen vertagt!

Lenthall (enttäuſcht). Mein Gott, und ſchon verſammeln ſich die Richter! —

Vane (ſtarr). Vertagt auf morgen?! —

Cromwell (eiſig). Oder übermorgen! — Gar lieber auf die nächſte Woche! —

Lenthall (ſtarr). Die nächſte Woche!? —

Vane (wüthend). Ihr wollt den Stuart retten!! Jede Sitzung macht das Volk ſchwieriger! Die Royaliſten ſtrömen aus allen Winkeln nach London, die Maſſen aufzuhetzen! Sollen ſich die Parteien mit Meſſern auf den Straßen raufen?! —

Cromwell (tritt zu ihm, eiſig). Dagegen haben wir Soldaten! — (Scharf.) Ich will mir nicht vorwerfen, daß mich der Augenblick betölpelt! Auf Stuart's Blut, die Republik bin ich nicht lüſtern, wie Harry Vane. Die Ordnung, alte Volksfreiheit und Wohlfahrt ſuch' ich, — wo immer ſie zu holen iſt! (Schneidend.) Heut' fällt die Sitzung aus!!

(Stimmengewirr von außen.)

Vane (ergrimmt). So wiſſen wir, was ferner von Euch zu halten!

(Vane und Lenthall wollen gehn.)

Sechſter Auftritt.

(Linke Mittelthür ſpringt auf.) **Fleetwood** und Deputation der Offiziere, **Joice** (in der Uniform eines Kornets des Regiments Harriſon) und Deputation der Gemeinen. **Fairfax** (langſam folgend).

Vane (fanatiſch, wühleriſch). Gott ſei gedankt! — Seht Euren General, Soldaten, der in dem Augenblicke zaudert, wo des Landes Geſchicke ſich entſcheiden! Sitzung und Urtheil will er verſchieben! —

(Lautes allgemeines Murren.)

Fleetwood (empört). Unmöglich iſt's!

Joice (fanatiſch). Hab' ich's nicht ſeit zwei Jahren prophezeit, er werde am Volke Gottes zum Verräther! — (Zu Cromwell wild:) Nieder mit Stuart!

Die Mitglieder der Deputation (wild). Nieder! Nieder! — Fort mit ihm! — Agag verderbe! — Zur Hölle! —

Vane. Nur die Todten kommen nicht wieder!

Cromwell (donnernd, ſtampft mit dem Fuß auf). Ordnung! Sonſt ſeid Ihr Pöbelrotten, keine Soldaten! — (Kalt, ſtreng.) Welche Vollmacht giebt das Recht Euch, hier zu ſein?! —

Fleetwood (ruhiger). Wir ſind vom Offizierrath deputirt, hier iſt die Vollmacht. (Giebt ein Papier an Cromwell.)

Joice (giebt auch ſeine Vollmacht). Wir aber von den Gemeinen des Heers und wollen —

Cromwell (ſcharf). Zu bitten habt Ihr, nichts zu wollen! — Erſt die Offiziere!

Fleetwood (zu Cromwell ruhig, achtungsvoll). Der Offizierrath bittet Euch inſtändigſt, dem Gerichtshof zu bedeuten, heute das Todesurtheil zu ſprechen. (Leiſe, nahe tretend.) Andernfalls, General, — kann Niemand für die Truppen haften!

Joice (fanatiſch). Wir Soldaten aber, ſo heiß wir Dich geliebt, als Du wie Maccabäus uns geführt, wir wollen Dich haſſen und verlaſſen, ſo Dir ein Haar dieſes Jerobeams Leid thut!!

Deputation (donnernd). Er ſoll ſterben!!! —

Cromwell (ſteckt die Vollmachten in die Bruſt; bleich). Darauf iſt meine Antwort (zieht aus dem Wamſe ein Piſtol) ſo! (Spannt den Hahn und hebt die Waffe gegen ſein Hirn.) Die Kugel ſchieß' ich mir durch's Hirn, wenn Ihr nicht ohne Laut und augenblicks geht, draußen in Demuth zu warten, was ich thu'; Gott, nicht der Menſchen Drohung ſoll mich lenken!! —

(Alle, gelähmt, verlaſſen todtenſtill das Zimmer durch die linke Thür.)

Siebenter Auftritt.

Cromwell allein.

Cromwell (ſenkt das Piſtol). — Er oder ich! — (Legt das Piſtol auf den Seſſel links.) Neben einander, — das iſt geweſen! — Wär ich doch eines Athems Länge nur jener allſehende Cherubim, der mit der Sichel am jüngſten Tage Spreu von Weizen trennt! Weg würfe ich den ſchwachen ird'ſchen Sinn, dies ängſtlich toſende Gemüth, daß mir der Gottesgeiſt allein verbliebe, der nimmer trügt! — Wenn Stuart lebt, muß ich das Schwert abthun und werden wie ein

Menſch der Menge! Das Heer fällt von mir ab, das iſt gewiß; — ich könnte doch dem Lande nicht mehr nutzen! Zu Hamptoncourt war ich noch Herr der Dinge, o, die Woge der Revolution, ſo mir einſt folgte, reißt mich nun mit ſich, überholt mich weit! — Komm mit nach Grantham, bat mein Sohn! — (Schwermüthig.) Und iſt es denn ſo ſchwer, von dieſer Zinne des Ruhms zu ſteigen? — Nein, Oliver! — Ein wahrhaft Erdenglück, des Herdes Ruh' und Süßigkeit mit Volkswohl zu verbinden, glückt Keinem, ſei er auch geborner König! — Mein Weib iſt freudeleer ſeit Jahren, Claypole, mein Herzkind, jammert um Dich mehr, o Karl, als ſie an meinem Sarge jammern kann! (Verzweifelt.) Du machſt den Sohn mir zum Empörer, um Dich zerbricht mein Haus! — Und ich ſoll länger für dieſes ewig ſchwanke Volk die ungeheuren Seelenſchmerzen tragen, mich deſſen berauben, was der Bettler ſelbſt ſein nennt!? — Zu viel! — Hier endlich hört mein Tagewerk auf! — (Entſchloſſen.) Hinweg, du Steuer! (Zieht den Degen aus dem Gehänge, ſieht ihn tief ſchmerzlich an.) Leb' wohl, mein ſiegreich Eiſen! — (Legt's auf den Tiſch.) Geſchieden ſei's! — (Blickt auf Karl's Bild.) Vor Cromwell brauchſt Du nimmermehr zu zittern! — (Tritt weg.) Andre werden kommen, Harriſon, Lambert, Vane und der flüggegewordene Fleetwood, die Alle Herrſchgier treibt, nunmehr des alten Cromwell ledig, auf Tod und Leben, Karl, mit Dir zu rauſen! O, dieſer Brief, der den Vertrag mit eins zerriß! (Extatiſch, wie viſionirend.) Mit der Hippe geht neu der Engel des Mordes durch die Lande, die letzte Ordnung fällt, auch Stuart Du, ohne Oliver! (Außer ſich.) Eine Partei wider die andre, der Sohn wider den Vater, Engländer gegen Schotten, Heer gegen Parlament, Arm wider Reich, keine Schonung, kein Einhalt! Die Wolken röthen ſich von Blut, die Sonne liſcht aus, die Himmel weinen, der Herr kehrt ſich von der verfluchten Welt (ringt die Hände) um mich, um mich! Weil ich in ſchwerſter Stunde, wie Petrus ſeinen Herrn, mein Volk verleugnet!!! (Jäh im Entſchluß.) Das endet jeden Streit in mir! (Eifern, mit finſtrer Schwärmerei, den Degen wieder nehmend.) Und wieder greiſe ich zu

Deinem Schwerte, Zebaoth! — Zerfalle mein Haus denn! Nicht was mir, nur was dem Lande frommt, ſei meine Loſung! (Zum Bilde, düſter.) Nicht ich vernichte Dich, die eigne Falſchheit! So lang' ich lebe, ſoll Dein Bild hier hangen, nie wird es Zeugniß geben wider mich! Ich bin des Himmels Werkzeug, wimmert auch mein Herz, treu dieſer ehrnen Sendung will ich handeln!! — (Setzt den Hut auf, ſchellt.)

Achter Auftritt.

Cromwell. — (Durch die linke Mitte) **Lenthall, Vane, Fairfax, Fleetwood, Joice, beide Soldatendeputationen.** (Kurze Pauſe.)

Cromwell. Soldaten! Wie Jakob rang mit Gott, ſo hat mein Herz mit meiner Pflicht gerungen. — Wollt Ihr dem Cromwell alle Zeit wie Kinder dem Vater folgen? An mir halten, wie ich jetzt an Euch? — So ſei das Urthel gefällt!

(Bewegung.)

Die Mitglieder der Deputationen (durcheinander, indem ſie Cromwell toſend umdrängen). Wir ſind Dein! — Ja, Vater Cromwell! — So geſcheh's! — Führe uns! —

Fleetwood. Wir ſtehen zu Dir!

Joice. Deine Kinder ſind wir!

Fairfax (außer ſich). Cromwell!!

Cromwell. Schwört mir's im Namen des ganzen Heers!

Fleetwood. So Gott uns helfe!

Joice. Beim Gericht!

Sämmtliche Glieder der Deputationen (donnernd). Ich ſchwör's!!

(Pauſe.)

Cromwell (feierlich, mit Inbrunſt, zieht den Hut). Du Herr der ewigen Geſchicke willſt's! In Schlachtenwettern, durch der Feinde unwandelbare Falſchheit, von Volkes Mund, durch Deiner Stimme Klang in meinem Herzen iſt Dein Gebot verkündet, daß hinfort kein König über die Menſchen ſei, als Du! Es komme Dein Reich! — (Zu Lenthall:) Der Gerichtshof trete zum Spruch zuſammen, Gott ſegne die Republik!

Alle (jubilirend, durcheinander; außer Fairſax und Cromwell). Amen! Amen! Die Republik! —

(Kurze Pauſe.)

Fairſax (in furchtbarſtem Schmerz). Wie Du im blauen Eber, Cromwell, nur Deinem Haß, nicht wahrem Volkswohl folgteſt, wie Karl nicht dem Geſetze, ſondern der Politik zum Opfer fällt, wird auch Dein wüſter Ehrgeiz das Reich verſchlingen! Ihr aber, Soldaten, ſo meiner Zucht ſchon längſt entwachſen, mögt Ihr 'nem andern Führer fügſamer als mir ſein! Da liegt mein Amt! (Wirft den Commandoſtab auf die Erde.) Ich führ' mein Regiment nach Schottland und deck' die Grenze! (Geht flammend durch die linke Mitte ab.)

(Kurze Pauſe.)

(Fleetwood hebt den Stab auf und reicht ihn Lenthall.)

Lenthall. Mit Vorbehalt der Parlamentsbeſtätigung ernenn' ich Euch, Generallieutenant Cromwell, zum Lord und Obergeneral an Fairſax' Stelle! (Uebergiebt ihm den Stab.)

Vane (haſtig, finſter). Ich aber fordre in des Volkes Namen, daß, wie man Euch ſoeben Treue ſchwor, Ihr gleichfalls Treue und Gehorſam der Republik und dem Geſetz gelobt, daß Keiner Euch wie Fairſax hinfort bezücht'ge!

Deputationen (halblaut, durcheinander, unter ſich). Ja, das ſoll er! Das muß er! Es iſt Rechtens! (Pauſe.)

Cromwell (erhebt die Hand). Wenn ich die Republik, Geſetz und Freiheit des Volks jemals antaſte, möge die Hand, die ſich zum Schwur erhebt, verdorren, dieſe Zunge, die falſch geſchworen, verweſen! Mag mein Leichnam am Hochgerichte ſeine Ruhſtatt finden und qualvoll langſamer Tod hienieden, dort ewige Verdammniß mein Geſchick ſein!! (Pauſe.)

Vane (dumpf). Wer ſollte ſo furchtbarem Schwur nicht glauben, wer ihn brechen?! —

(Kurze Pauſe.)

Cromwell (auffahrend). Das Oberhaus muß aufgehoben, alle Königlichen verbannt ſein, beſonders Algernon der Schurke, der die Klage gegen Karl verwarf, den Prinzen

York nach Holland fliehen ließ! Die Percys auch, weß Namens und Geſchlechts! —

Vane. Ich ſelber ſtell' im Haus den Antrag! — Kommt!

Cromwell (der einen Moment vor ſich hinſtiert, ſchaudert krampfhaft). Zur Sitzung!! — (Eilt wankend voraus.)

(Alle folgen ihm durch die linke Mitte.)

Verwandlung.

London.

Northumberland=Houſe an der Themſe.

(3 Tage ſpäter.)

Lucy Percy's Cabinet. (Mittag.)

(Zimmer höchſt luxuriös im Renaiſſanceſtyl der königlichen Zeit. Eingang durch die Mitte und rechts. Links Fenſter. In ſeiner Nähe eine Art Divan nebſt Tiſch, darauf eine Uhr und Glocke. Trüber Tag.)

Neunter Auftritt.

Lucy Percy und Dienerin durch die Mitte.

Lucy (zur Dienerin). Meinen Bruder, Herzog Algernon, ſobald er kommt, führ' in dies Cabinet! (Dienerin verneigt ſich und geht durch die Mitte ab.)

Lucy (in fieberhafter Aufregung vorwärts kommend). Wob London denn all' ſeine Nebel zu Leichentüchern für die Monarchie? (Sieht nach der Uhr.) Halb zwei Uhr ſchon! — In dreimal zehn Minuten hat Stuart — geendet! — (Horcht.) Stimmen von der Themſe! (Eilt an's Fenſter.) Iſt's vorbei? — O nein, die Boote tragen das Volk ſtromaufwärts zu dem ungewohnten Schauſpiel nach Whitehall. — (Tritt weg.) Was beklemmt mein Herz, als ſäß' es voller Thränen? Hab' ich um Karl nicht ſchon genug geweint? — (Höhniſch.) Du lehrteſt, Stuart, ſelber mich im Manne nur den Erfolg zu lieben!! — (Kurze Pauſe.) Heut' grade, ſeltſam, ruft Erinnerung mir die ſtolze Mädchenzeit zurück, wo einſt van Dyk mich Albions Helena genannt und — o der ew'gen Hölle in der Bruſt, — der träumeriſche Karl von Wales, — dann König Karl, — bald weniger als ein Bettler — in heißem Flehn mir erſte Liebe ſchwor! — Zu Woodſtock war's im Park! — Noch ſeh' ich über der dunklen Königseiche den Roſamundenthurm im Abendgolde! — Ich hätte ſeine weiche Träumerſeele in feſtre Form gebannt, durch mich wär' er des tollen Roſſes Pöbel Meiſter worden!' — Da wandt' er tückiſch ſich zu Henrietten, man zwang mir dieſen erbärmlichen Carlisle zum Gatten auf — und alle Teufel lachten meiner Thränen! Als Du den Schwur der Liebe bracheſt, Karl, vergaßeſt Du, daß ein zertreten Herz geſchäft'gen Haß nur zeugt — (dämoniſch) und heute, ſieh, ſtirbſt Du in meines Netzes letzter Maſche! — Man ſagt, es wolle kein Nachrichter das Urthel an ihm vollſtrecken; — doch das Gerüſt iſt aufgeſchlagen, das Volk ſtrömt hin nach Whitehall, es hat ſich die beherzte Hand gefunden! — (Triumphirend.) In wenig Augenblicken (zeigt auf die Uhr) iſt des Treuloſen Haupt geſunken, wie der falſche Buckingham und Straffort vor meiner Rache ſanken, — dann, Cromwell, biſt Du mein! (Pauſe.) Mit einem Schlage vernichte ich den einen Feind und mach' den andern wehrlos! O Ihr allmächt'gen Götter dieſer Erde, Männer, die ſelbſtſüchtig auf den Nacken den Fuß uns ſetzen, denen wir Mägde ſind, nur gut zum Schmeicheln und Gebären, es rächt ein Weib ihr ganz Geſchlecht an Euch! — Und doch —, wie räthſelhaft ſind wir uns ſelbſt! — Ich liebe wieder ſolch' ſchwanken Mannscharakter, lieb' Richard Cromwell! — Dieſe Kraft und Poeſie des Uebermuthes in ihm, dies Wechſelſpiel von glühndem Verlangen, lachendem Entweichen und zehnfach wildrer Wiederkehr, das iſt's! Ich verdränge die Balfour, und in mir, o ſtets vererbtes Ziel, wird doch der Percy Stamm den Purpur tragen!!! — (Pauſe.) Richard iſt wieder da! (Stutzt.) Hätte der Flatterhafte mich ſeitdem vergeſſen?! — Wenn er ſein Weib jetzt liebt, ſie in geſchicktem Liebeszauber ihn feſſelt?! — Der Zwang verband ihn ihr! Zwang iſt der freien Liebe Mord, und noch hat Lucy der Venus Siegeswaffen ſich bewahrt! In London iſt er wieder — (ſchrickt auf). O Tod! Auch Gilbert Joice iſt da! — Seit Hamptoncourt, wo ich zum Agitator im Heere gegen Cromwell ihn gemacht, jede Verſöhnung mit Karl zu hindern, er mir Sklav und Werkzeug wurde, entbrannte auch die wüſte Liebe dieſes republikaniſchen Unthiers für mich und macht zu jeder Raſerei ihn fähig!

Zehnter Auftritt.

Lucy. Webſter (durch die Mitte, raſch).

Webſter. Ew. Gnaden Bruder, Herzog Northumberland, entfloh nach Frankreich! Den Zettel hinterließ er! (Giebt ihr ein Papier.)

Lucy (erſchreckt). Nach Frankreich?! (Lieſt fieberhaft:) „Alle Adligen, beſonders wir, ſind geſtern vom Parlament verbannt, Lord Hamilton im Tower. Rette Dich, ich bin nach Dover unterwegs!!“ (Entſetzt.) Verbannt!! —

Elfter Auftritt.

Vorige. Magog (in der Tracht herrſchaftlicher Dienſtboten, raſch durch die Mitte).

Lucy. Magog! (Eilt zu ihr.) Iſt's geſchehen?! —

Magog. König Karl — iſt todt! Der Brief im Sattel half endlich Dir zu langerſehnter Rache!

Lucy. O Gott! (Erbleicht, faßt ſich an die Stirn.)

Magog (raſch, ſpöttiſch). Thut Dir's leid? Haſt Du mit meiner Milch nicht ſchott'ſche Zähigkeit und Kraft geſogen? Soll ich Dich erinnern, was Dein erlaucht Geſchlecht um dieſe Kön'ge Englands litt?! —

Lucy (raſch, bebend). Ich nicht, ſein Verhängniß war's!

Magog (fanatiſch). Nur daß wir dem Verhängniß nachgeholfen! (Raſch.) Cromwell iſt Dein, Dein Richard und die künft'ge Krone! Und weißt Du, wer's verrichtet? — Trotz Larve und Matroſenkleidern erkannt' ich ihn! — Joice!! —

Lucy (aufſchreiend). Joice!! Erbarmen! Er wird kommen, furchtbaren Lohn für eine That zu fordern, die nimmer ich verlangt!

Magog (haſtig). Ja wohl, er kommt! Ich eilte ihm voraus! Mach' ihn unſchädlich!!

Lucy (entſetzt). Nein, tödten nicht! — Ich find's! Drinnen (zeigt nach rechts) im Schrank iſt der bekannte Betäubungstrank, beim Bett ſteht Wein!

Magog (raſch). Ich miſche ihm den Trank! (Stürzt rechts ab.)

Lucy (raſch zu Webſter). Nach Wollwich führ' ihn in der Nacht, dort ankern Seelenverkäufer! Weit über's Weltmeer laß ihn bringen!

Webſter (haſtig). Verlaßt Euch drauf! — Seine Stimme —!! (Eilt zur Thür.)

(Wüſtes Lachen Gilbert's von außen.)

Webſter (eilt zur Mittelthür und öffnet ſie).

Zwölfter Auftritt.

Lucy. Webſter. Magog (von rechts).

Magog (bringt einen Pokal auf einem Tablet, haſtig zu Lucy). Der Trank! —

Dreizehnter Auftritt.

Vorige. Gilbert Joice (in Matroſenkleidern, in einen Mantel gewickelt, tritt raſch durch die Mitte auf, verwildert, trunken von der fanatiſchen That).

Gilbert. Der Drache iſt erſchlagen von meiner Hand! Das Reich der Heiligen auf Erden, die Republik iſt da!

Lucy. Du wärſt der Gewalt'ge, der's vollbrachte? — Willkommen, Held, der mich beſiegt! 'nen Becher Wein (nimmt den Becher) kredenz' ich Dir!

Gilbert. Ja, gebt mir Wein, den lichten Wein der Freude! (Er faßt den Becher.) Jubelhymnen, Tanz und Saitenſpiel ſoll hell in Iſrael ertönen! (Trinkt.) Frei, ſchrankenlos iſt uns der Erde Fülle, ein Paradies voll Seligkeit gegeben! (Umfängt Lucy.) Hei, meine Eva, ich trinke — auf der Schlange Tod! (Er ſtürzt den Reſt hinunter.) (Pauſe. — Er wankt, läßt den Becher fallen.)

Lucy (zieht ihn nach rechts). Komm, komm, Du brauchſt der Ruhe! — (Kurze Pauſe.)

Gilbert (ſtier, halb blöde). Der Ruh' — in Deinem Arm! — Das Hirn iſt mir ſo ſchwer! — Der bleiche Mann ſchaut mich — ſo ſtrafend an, — ich möchte fliehen — ach! — und kann nicht! — O Ruh'! — O Schlaf! — (Magog führt den Taumelnden durch die rechte Thür ab.) (Lucy ſtarrt ihnen mit Webſter nach.)

Lucy (leiſe). Er ſinkt auf's Bett!

Magog (von rechts, haſtig). Es iſt geſchehn! (Sie zieht die Thür zu und verſchließt ſie.)

Lucy (triumphirend). So hab' ich Ruh' vor ihm! — O, die Verbannung! — Nach Dover!

(Wendet ſich.)

(Der Vorhang fällt.)

Dritter Act.

London. Whitehall (1653).

(Cromwell's Audienzzimmer.)

(Decoration und Einrichtung nebſt dem Bilde Karl's I. ganz wie zu Anfang des zweiten Acts. Schreibzeug, Glocke und Papiere auf dem Tiſche in der Mitte.)

Erſter Auftritt.

Cromwell's Frau (im Lehnſtuhl am Fenſter). (An der rechten Seite des Conferenztiſches, in ihrer Nähe) **Cromwell** (im Seſſel, mit ihr ſprechend). (Mehr links ſteht) **Maria** (beſorgt und unruhig zuhörend).

Cromwell's Frau (in der Rede). — Und alſo ganz und gar beſiegt? —

Cromwell (aufgeräumt). Zweiundvierzig gute Schiffe, dazu von Ruyter und Tromb geführt, den erſten Seehelden Europens, — und doch von Blake geſchlagen; Hollands Welthandel und Regiment zur See vernichtet! Ahnt dies Britannien endlich, was ich ihm erſchloß?! — Frankreich, Spanien ſind eingeſchüchtert und des Royalismus Flamme verloſch zu Worceſter, Dumbar und Drogheda!

Frau. Dein Ruhm und Anſehn, Oliver, wächſt mit geſpenſt'ſcher Schnelle! — Wenn des Hauſes Glück nur auch ſo blühte! Sprich, entſchädigt Dich Deine Macht denn für die Leere? —

Cromwell (verſtimmt). Muß ich ewig dran erinnert ſein? — O, wir verſtehn uns nie! —

Frau (trübe). Und nie weniger als jetzt! — Keine Mutter wird über eines Reichs Herrſchaft den eignen Gram vergeſſen!

Cromwell (gereizt). Alles iſt einmal im Leben nicht beiſammen! Hatt' ich's mit den Meinen nicht redlich vor? — Die Töchter ſind ganz nach Neigung vermählt, ſelbſt Bärbe, Ireton's Wittwe, fand in General Fleetwood einen zweiten Gatten! Richard hat Stellung in der Staatskanzlei, Heinrich iſt an meiner Stelle Schottlands Statthalter, — und doch will gar nichts paſſen! —

Cromwell's Frau. Wohl lebt kein Weib, das über der Seinen Zwieſpalt ſo weinen muß, als ich!

Cromwell (bitter). Und wer hat ſchuld, als meiner Kinder laue Liebe und Parteigeiſt! Herzloſigkeit entfernt ſie! Claypole, ſo doch in London lebt, die ich vor allen Andren liebe, ſeit jenem — ſchlimmen Januar kam ſie nicht über Whitehalls Schwelle! Muß ich nicht betteln faſt um einen Blick? — Und Richard! — O, beſſer, er kommt nicht! (Zeigt auf Maria.) Dieſer Armen Frieden hat er von Neuem vernichtet und begann das alte, gottvergeſſ'ne Schlemmerleben! Womit verdient' ich das?! —

Maria (zu ihm eilend, bittend). Fluch ihm nicht, Vater, iſt er doch Dein Sohn! Ich trag' es ja und hoffe —

Cromwell (heftig). Ich nicht! Deine Sanftmuth grade macht nur ſchimpflicher ſein Unrecht!

Cromwell's Frau (düſter). Wenn damals der König nicht fiel, Du wenigſtens nachher dem Prinzen Wales Dich verſöhnt, oder, dem edlen Fairfax gleich, vom öffentlichen Dienſt zurückgezogen hätteſt, Alles wär' ausgeglichen! (Bitter.) Doch unbeirrt ob der Familie Elend, gingſt Du den eignen rückſichtsloſen Pfad! Wohin er führt, Gott weiß es, und — ich ahn's. (Mit brechender Stimme.) Du haſt in einem finſtren Spiel Dein Liebſtes eingeſetzt! O, der Gewinn mag Dich recht freuen! —

Cromwell (finſter, faſt ſcheu). Welch Spiel? Was ſoll der ſchleichende Verdacht? Ich habe um das Volk geſtritten! Klagſt Du, daß Blut floß? (Hämiſch.) O beſſer, meines wär's geweſen?! — Karl ſtarb an eigenem Verrath! — Und hab' ich vor dem Schottenkriege nicht England gefragt, ob ſtatt der Republik es lieber Einen der Prinzen Stuart wieder zum König möchte? „Nein," war die allgemeine Antwort!

Cromwell's Frau (ſteht auf, flammend). Du fragteſt! Doch wie fragteſt Du das Volk? Waren die Stimmen frei? Das Raſſeln Deiner wilden Soldaten ſchnürte der Nation das Herz zu, und ſie ſagten — was man wollte! Hätteſt Du daheim der Leute Herzensmeinung belauſcht, ein ander Votum wär' gefallen! Wenn Du auf Englands Liebe ſo bauen kannſt, Cromwell, entlaß doch dieſe lebendige Eiſenmauer um Dich!? —

Cromwell (ironiſch). Haha, das werd' ich bleiben laſſen! — (Verächtlich.) Die Menſchen ſind nie befriedigt, wiſſen nicht, was ſie wollen! Trotz des Votums gegen den Prinzen fiel er dennoch in's Land!!

Cromwell's Frau (empört). Es war ſein Recht, das Erbtheil ſeiner Väter zurückzufordern!

Cromwell (ſcharf). Und unſer Recht, den Ruheſtörer zu ſtrafen! Der Tag von Worceſter war mein Glückstag! (Stolz.) Welchen Wohlſtands erfreut das Land ſich nicht? Ueber Cromwell's Siegen, dem Glanz, der nie geträumten Macht im Völkerrath hat man der Stuarts faſt vergeſſen! (Heftig.) Nur Du, nur Ihr vergeſſet nie! (Eiſig bitter.) Für heut' hab ich mein Theil! (Geht an den Tiſch.)

Thurloe (tritt mit einem Briefe durch die linke Mitte ein).

Cromwell. Man ſtumpft auch mit der Zeit ab! — (Nimmt Thurloe den Brief ab. Thurloe ab.)

(Cromwell's Frau will haſtig abgehn.)

Maria (ſie umfaſſend, zu Cromwell). Laß ſie nicht hart an, Vater! (Zur Mutter:) Sag' ihm ein freundlich Wort!

Cromwell's Frau (mit brechender Stimme). Kind, laß mich!

(Eilt durch die rechte Mitte ab.)

Maria. Meine Mutter! (Eilt ihr nach.)

Zweiter Auftritt.

Cromwell (allein).

Cromwell. Eh! (Wirft den Brief auf den Tiſch.) Ueber die Weiber! Ihre Parteiwuth iſt die zähſte, dümmſte! — und doch, ich bin mit mir ſo uneins jetzt, ſo freudlos! — Es wühlt in mir ein Geiſt des Widerſtreits, bethört mit eitlen Stimmen mein Herz und hindert mich im Gebet! — (Düſter.) Du kennſt Dich ſelber nicht! — Du thuſt nur, was Dir anſteht, und ſchiebſt Gott vor!! — Percy, argliſtig Weib! O Du ſataniſch lockend Weib, ich fühle 'was davon in mir!! — Wär' Herrſchſucht wirklich meines Lebens Triebkraft?! Nein, Herr, mein Gott! — — Ich bin auch zu ängſtlich gewiſſenhaft! So komm' ich nicht mehr durch! — Die Truppen verringern, das iſt des Parlamentes altes Lieblingslied?! Selbſt jetzt, wo ſie ſich nie gehoffter Macht und neuen Verkehrs erfreun, kommen ſie damit wieder! Ich denk', die Bittſchrift des Heers und meine Remonſtranz wird die Weſtminſterleute vernünftig machen! — (Erbricht den hingeworfenen Brief.) Ah, mein dienſtfertiger Freund Aldermann Pack ſchickt den Bericht der geſtrigen Nachtſitzung. — (Ueberfliegt das Blatt.) Alle Höllenkünſte ſind los! — Geheimer Ausſchuß gebildet wegen Verringerung des Heers?! (Wirft das Blatt hin.) Bei Gottes Langmuth, mit dieſem Hauſe iſt nicht zu regieren! Auflöſen muß man das Krämervolk!! — (Fährt zuſammen.) O Gott behüt' mich! Ich ſchwor, des Landes Freiheit nie anzutaſten! — (Ironiſch.) Dieſe Freiheit! Karl war doch nur Einer, jetzt hat's der Könige ſchockweis!! Beim Verderber, ich werde —! (Bezwingt ſich.) Nein, Gewaltthat meid' ich! — Dem Sprecher Lenthall will ich ſchreiben! — (Setzt ſich zum Tiſch.) Die Drohung der Auflöſung reicht wohl hin, ſie umzuſtimmen! (Schellt; dann ſchreibt er.)

Dritter Auftritt.

Cromwell. Thurloe (durch die linke Mitte).

Cromwell (ſchreibt und inſtruirt dabei). — Den Brief ſchick' an den Sprecher! — — Obriſt Pearſon ſoll — die Truppen — in den Kaſernen halten! — Ein Bote geht an Harriſon — — nach Wollwich. — Ich laß ihn bitten, (ſiegelt den Brief) auf 'nen Marſch nach London gefaßt zu ſein! (Giebt Thurloe den Brief.). Nöthig wird's nicht werden, (rechte Mittelthür wird von Marien leiſe geöffnet) — blos im Nothfall! —

(Thurloe durch die linke Mitte ab.)

Cromwell. Wie ich's ungern thue! —

Vierter Auftritt.

Cromwell. Maria (durch die rechte Mitte).

Cromwell. In der Politik geht's einmal nicht immer g'rade!

Maria (für ſich). Er iſt allein! (Tritt zu ihm.) Vater!

Cromwell (der vor ſich hingebrütet, erſchrickt, ſieht ſie). Du biſt's! Was haſt Du, Kind? —

Maria. Ich muß mit Dir von Richard ſprechen —

Cromwell. Alſo 'was Schlimmes?

Maria. Vereinte Liebe wandelt's vielleicht zum Guten.

Cromwell (ſtreichelt ſie). Du biſt ein liebes Kind, mein ganzer Troſt! (Gramvoll.) Keinem that ich je Uebles, nur Dir! An dieſen Erbärmlichen geſchmiedet! —

Maria (raſch, ſeelenvoll). O nicht ſo, Vater, mir zu Liebe. — Hätt' ich mein Herz noch einmal zu verſchenken und Richard käm' — noch einmal gäb' ich's ihm, denn unermüdlich iſt ja ächte Liebe! (Dringend ſchmerzvoll.) Die ſchlimmſte Feſſel für den Mann iſt Zwang, für Richard Todesqual! Zwang war's, der ihn mir gab! Zwang trennte ihn von Lucy! Mit unſichtbaren Zauberfäden hält ſie über's Meer, vom Ausland, her ihn feſt, und heißer Briefe Seufzer beflügeln nur alle grimmen Schmerzen ſeiner Seele!

Cromwell (erſchüttert). Allſehnder Himmel, iſt dieſe Tochter der Verdammniß nie zu vernichten?! —

Maria (düſter). Du nicht, er ſelber kann ſie nur aus ſeinem Herzen reißen! — (Fällt Cromwell um den Hals, weinend.) O Vater, Vater, ſie kommt zurück! Zurück von Frankreich! —

Cromwell (ausbrechend). Heimlich?! Jetzt!? Kommt auf Gefahr des Lebens?!! —

Maria (qualvoll). Richard eilt ihr entgegen, holt ſie ſelbſt von Dover! Schon eine Woche iſt er fort, — ich fand die Briefe geſtern!! —

Cromwell (in Entrüſtung). Zu offenbarer, ungeſchminkter Schande, zum Bruch des Staatsgeſetzes greift er ſelbſt, um dieſes Weibes Beſitz?! — (In wüthendem Schmerze händeringend.) Was, Welt, ſind deine Kronen alle, alle vor dieſem ungeheuren Vaterſchmerz!! (Bedeckt ſein Geſicht.)

Maria (bittend). Laß Richard gewähren, hindre ihn nicht! Würde er mich drum lieben, wenn Du auch Lucy vernichteteſt? — (Flammend.) Laß ſie ſich ganz ihm zeigen, durch Entfernung nicht mehr verſchönt! Mag er gewahren, welch' Furien ſie unterm Schleier gleißender Liebe verbirgt! (Außer ſich.) Laß, Vater, Angeſicht in Angeſicht mit ihr, dem Dämon, um die Seele des Heißgeliebten mich, ſeinen guten Engel, mit aller Inbrunſt ſtreiten!! Ich entreiße ihr den Sohn, den Gatten, und — kann ich ihn auch nie erringen, — retten, Vater, Seel' und Leib ihm retten will ich!! Der Himmel flüſtert mir's, ich werd's!!! —

Cromwell (will heftig antworten, da:)

Fünfter Auftritt.

(tritt) **Thurloe** (durch die linke Mitte ein). **Vorige.**

Thurloe (meldend). Sir Richard Cromwell. —

Maria (auffahrend). O entſetzliche, ſchmachvolle Stunde!

Cromwell (ausbrechend). Mein Sohn?! — Sie ſind da?! — (Kurz, mit furchtbarem Selbſtzwang, finſter.) Geh', Kind! Das taugt Dir nicht!

Maria (flehend). Wohnt noch für mich in Dir ein Funke Vaterliebe, tödte das Letzte nicht! Härte hilſt keinem Verirrten, (weinend) ſei ihm — ein Vater!

Cromwell (mit finſtrer Anſtrengung). Deinethalb — will ich's — auch jetzt noch ſein! — Geh', Kind! (Er winkt Thurloe.) (Thurloe geht.)

Maria (eilt zur rechten Mittelthür). Sprich ſanft mit ihm! (Thurloe öffnet die linke Mittelthür. Maria durch die rechte Mitte ab.)

Sechſter Auftritt.

Cromwell. Richard (durch die linke Mitte).

Richard (eintretend). Guten Tag, Vater! (Legt den Hut ab.)

Cromwell (ſich zur Kälte zwingend). Ein ſeltener Beſuch! — Wann warſt Du wohl das letzte Mal bei mir? —

Richard. Wahrlich, — ich kann mich kaum entſinnen! — Der alte Cerberus „Politik“ liegt ſtets auf Deiner Schwelle, dem Köter komm' ich nicht gern nah'! — Meine Frau iſt doch wohl hier? —

Cromwell. Sahſt Du ſie lange nicht? — Ich hörte, Du ſeiſt verreiſt, — nach Dover!

Richard (erſchrickt, für ſich). Holla, er weiß es ſchon! — (Laut.) Hat Maria das aus den Briefen erſehn, die ich — vermiſſe? —

Cromwell. Was Du treibſt, bedarf deſſ' nicht! Offen thront das Laſter auf Deiner Stirn! Um aber mit ganz auserleſener Schande die Deinen zu kränken, bringſt Du die Buhlin ſelbſt aus der Verbannung, nimmſt des Vaters Namen zum Schilde, ſie vor dem Arme des Rechts zu ſchützen!! —

Richard (kalt). Nun, beim Georg, da Du es weißt, braucht's keiner Worte! Dein Haß hat dieſe Verbannung dictirt, brennend empfand ich längſt die Kränkung!

Weil Du ſie gut zu machen verſchmähteſt, hab' ich die Lady ſelber hergebracht und wünſche, daß man ihr Alles zurückerſtattet! Weshalb denn biſt Du Englands größter Mann, kannſt Du nicht auch 'mal dem Geſetz 'nen Stoß verſetzen!?

Cromwell. Wich unterm Hauche dieſes Weibes Dir Gefühl und Ehrfurcht ſo vor meinem Alter! — Wo iſt Dein Schwur von Hamptoncourt, Lucy zu meiden? Wo der Schwur der Beſſerung vor Gott, vor Deinem Weib und mir? O Abſalon! Warum mir ſolchen Sohn, in dem ſich alle Schändlichkeiten einen, die zu vertilgen, je das Schwert ich zog!! —

Richard (düſter). Schilt nicht deshalb den Himmel! — Ich wär' auch wohl ein glücklicherer Menſch geworden, hätt' ich den großen Cromwell nicht zum Vater. England mag blühen unter Dir, Deine Kinder verwelken alle! (Flammend.) Und doch, einſt leuchtete mir noch ein holder Stern, denn in der göttlichen Natur jedweden Dinges liegt's, durch ſich ſelbſt zu reifen, wird Sonne ihm nur gegeben! Als Du zu Hamptoncourt Dich mit dem König verſöhnen wollteſt, da war ich auf dem rechten Weg! Wo iſt Dein Schwur geblieben, Karl zu dienen? Mit falſcher Hoffnung täuſchteſt Du den Sohn!!

Cromwell (krampfhaft). Der Sattel!

Richard (einfallend). Haha, der Sattel des Herrſcherthums war's, der leer ſein mußte, um Dich ſelber hineinzuſchwingen!! Um nicht wie Fairfax das Commando der Truppen zu verlieren, opferteſt Du Karl!!

Cromwell (entſetzt). Richard!!! —

Siebenter Auftritt.

Vorige. **Lucy** (durch die linke Mitte langſam und bleibt im Hintergrunde).

Richard (flammend). Da ſank der Kinder Liebe, Deines Hauſes Frieden in's Grab! Ein König, wenn ſelbſt gar nichts er bedeutet, bleibt immer noch der Maßſtab, an dem Jeder, der Bettler ſelbſt, ſein Loos genügſam mißt! Nimm ihn hinweg und maßlos machſt Du Alles! — Seit jenem Januar ward Allen Alles zu thun erlaubt!! Sei denn, ſo thu' ich auch nach meinem ſouverainen Wohlgefallen!!!

Cromwell (hebt ſeine Hände zum Bilde). Karl, Karl, Du nahmſt mir alle meine Kinder!! — (Erblickt Lucy.) O, Du Botin der Hölle, Vergifterin der Seelen?! Mit des Haſſes ganzer Verſchwendung will ich Dir zahlen!!!

(Schellt. Lucy tritt einige Schritte vor.)

Achter Auftritt.

Vorige. Thurloe (durch die linke Mitte).

Cromwell. Obriſt Pearſon!! (Thurloe ebenſo ab.)

Richard. Zur Gewalt läßt Du es kommen?! —

(Er tritt vor Lucy hin.)

Neunter Auftritt.

Vorige. Pearſon (durch die linke Mitte).

Richard (außer ſich die Hand am Degen). Den ſtech' ich nieder, der die Dame anrührt!! —

Lucy (Richard bei Seite drängend, kalt). Das ſei dem Sohn erſpart! (Zieht ein Papier aus dem Buſen und giebt es Cromwell.) Seht dies Papier an! (Pauſe, in der ſie Cromwell einen Augenblick beobachtet. Cromwell ſtarrt entſetzt in das Papier und erbleicht. Lucy wendet ſich.) Obriſt Pearſon, haha, die Gräfin Percy iſt Eure Gefangene!

(Schreitet zur linken Mittelthür.)

Cromwell (der noch einen Blick auf das Schreiben geworfen, voll Schrecken). Halt! Nein! — Lucy, ein Wort! — (Lucy wendet ſich, ein unſäglicher Triumph und Hohn ruht auf ihrem Geſicht; Cromwell ſenkt das Haupt, leiſe zitternd.) Geht Alle weg! — Richard, ich bitt' Dich, tritt in den Vorſaal! (Er faßt ſich an's Hirn.)

Richard (der ſtaunend Alles betrachtete). Was iſt das, Vater?! —

Lucy (ſchmeichleriſch). Mir zu Liebe, Richard! Nur einen Augenblick? —

Richard (für ſich). Cromwell — ſo vor Lucy (langſam abgehend) — ſo ganz gebrochen? —

(Alle durch die linke Mitte ab, außer:)

Zehnter Auftritt.

Lucy. Cromwell.

Cromwell. Was, grauenhaftes Weib, was iſt dies Schreiben?! Zeig' Deinen Haß in voller Nacktheit mir!! — Derſelbe Brief an die Königin, der in dem Sattel war, dieſelbe Schrift Karl Stuart's, — doch darunter Dein Name?!! —

Lucy. Ich ſchrieb beide Briefe. Lebt' ich nicht lange genug bei Hofe, dieſe Geſchicklichkeit mir anzueignen? Hahaha!

Cromwell. Du ahmteſt ſo des todten Mannes Züge?! O ſage, daß Du mich nur ſchrecken wollteſt! Wohl leugnete der König das Schreiben an die Königin, der Page Murray aber geſtand's?

Lucy. Weil Murray ſeine Freiheit erkaufen wollte! Drauf ward er frei! In einer Stunde ſend' ich Euch die Correſpondenzen des Pagen, der mir jedes Wort des Königs zu Hamptoncourt verrieth!

Cromwell. Willſt Du mich mit Entſetzen geißeln? Ich weiß genau, wie mir die Nachricht zukam, Fairfax und Andre waren um mich! So Viele ſind nicht zu täuſchen!

Lucy (faßt ihn am Arm). Nimm an, daß Poll Magog, die alte bekannte Schottin, der Percy Amme, jener Lincolm, der zum Eber den Sattel brachte, ihr Diener Webſter ſei!! —

Cromwell (ſtier). Magog, die Jahre lang mir als Spionin diente?!! —

Lucy. Hat mir bei Dir gedient und Dich betrogen! Page Murray barg meinen Brief in jenen Sattel! Was ſtarrſt Du wie ein Blöder! Erkenne, daß wir Beide zuſammen ſiegen oder fallen müſſen! Wird's offenbar, Du hab'ſt abſichtlich Deines Vortheils wegen Karl ſchuldlos vernichtet, ſtehſt Du vor England ein Mörder, ein Betrüger da! Heer, Parlament, die eignen Kinder verabſcheun, haſſen und zertreten Dich, denn Lucy ſchwört auf's Sacrament, Du habeſt den Sohn um dieſe Fälſchung ihr verſprochen!! Wähle, ob Du mein Exil aufheben, den Sohn mir laſſen magſt! — Willſt Du, wo Dein Ruhm durch ganz Europa hallt, von Deines Glückes Höhe niederſteigen, den dummen, reumüthigen Zöllner ſpielen? — Fühl', was Du biſt! Des Volkes Lippe nennt Dich doch den Uſurpator! Alſo ſei's! Greif' nach der ganzen Macht, Dein Sohn, Richard IV. ſoll künftig ſo gemächlich herrſchen, als ſei der Purpur ſeine Wiege!! —

Cromwell (der ſtarr, bleich, in tiefſter Zerriſſenheit vor ihr geſtanden, matt, beſiegt). Dir werde, was Du willſt, der Blutpreis für Cromwell's Ehre. — Nimm Alles, nimm den Sohn, wenn er nicht von Dir laſſen will! — Doch — laß mir Zeit, die arme unſelige Maria — vorzubereiten, — ſei menſchlich! —

Lucy (ſtolz lächelnd). Mag es ſein. Ein Jahr iſt Friſt genug! Doch (drohend) der leiſeſte Verſuch, inzwiſchen mir Richard's Neigung zu rauben, — und die Welt kennt Eure Schande!! —

Cromwell. Der leiſeſte Verſuch, mich zu entehren, und Richard ſieht dieſen Brief! — Mög' ſo der Satan ſich des Bundes freuen!! — (Ruft.) Richard!

Elfter Auftritt.

Vorige. Richard. (Später Thurloe durch die linke Mitte.)

Cromwell (gepreßt). Richard! — Da einmal die Dinge ſo weit gediehen, — willfahr' ich Dir! Verbannung und Güterconfiscation ſei aufgehoben! — Was Du ferner zu thun denkſt, — Dein Gewiſſen mag Dir's ſagen! —

Richard (verdutzt). Träum' ich? — Und wem dank' ich die Sinnesänderung?! —

Cromwell (haſtig, ſcharf). Dank' Deiner Frau, — die mich inſtändigſt bat!!

Lucy (ſtutzig). Mylord, was ſoll das heißen? —

Richard (ſtaunend). Meiner Frau?! — Unmöglich, unerhört! Das kann ſie nicht, ein Andres liegt zu Grunde! Noch ſchäumend vor Entrüſtung fällt auf dies Blatt, ſo Lucy Dir gegeben, Dein Auge, und Albions Löwe, mitten im Zorneswüthen, wird zahm?! — Irrſinnig werd' ich von dem Allen!!

Cromwell (in fürchterlicher Angſt). Ich, — ich ſag' Dir, Deine Frau bat, — eh — Du kamſt, darum! — Ich! — Frag' ſie ſelber! —

Lucy (ſpitz und agil). Ei, Sir, was ſagt Ihr nicht, daß ich Euch einen Anſchlag des Auslands entdeckte! Dankbarkeit, Richard, bezwang des Vaters Haß! —

Cromwell (mit düſtrer Ironie). Bei Gott, ja! Dank bin ich Euch ſchuldig! (Schellt. Thurloe durch die linke Mitte.)

Richard. Und weil meine Frau bat?! — (Greift haſtig zum Hut.) Ich muß ſie ſehen, fragen, ob ſie mich ſo —, ſo tief verachten kann? (Will durch die rechte Mitte ab.)

Lucy (erſchreckt, raſch). Richard! — Wollt Ihr mich nicht geleiten? Euer Schutz —

Richard (haſtig). Der meines Vaters iſt der beſſ're. Morgen wart' ich Euch auf! — (Eilt durch die rechte Mitte ab.)

Cromwell (zu Thurloe, milde). Die erlauchte Gräfin wird in allen Ehren bis zum Palaſt Northumberland geleitet, er iſt ihr eigen wiederum. (Zu Lucy:) Bis morgen werde ich im Staatsrath Eure Verbannung aufgehoben haben, erlaubt, bis dahin Euch eine Ehrenwache anzubieten. Es könnte ſein, des Staatsraths Diener wären ſchneller, als Eure Rechtfertigung! Iſt's Euch genehm? (Reicht ihr zutraulich die Hand.)

Lucy (giebt ihm die Hand). War ich doch ſelber ſchon im Begriff, Euch drum zu bitten.

Cromwell. Erwartet mich auf morgen, Lady. Habt

Ihr zum höchſten Ziel mich angeſtachelt, müßt Ihr mir doch auch ferner rathen! (Küßt ihre Hand.)

Lucy (triumphirend). Ei, wollt Ihr noch ferner leugnen, daß ich die Menſchenherzen kenne und ſie beſiege?! — Auf Wiederſehn! (Geht, von Thurloe gefolgt, ſtrahlend durch die linke Mitte ab.)

Zwölfter Auftritt.

Cromwell (der ſich umgewendet und Lucy beim Abgang grüßte, geht ihr langſam, mit ſcheuen Schritten aufhorchend, nach. Er öffnet leiſe die linke Mittelthür, ſieht hinaus, winkt).

Pearſon (erſcheint in der Thür).

Cromwell (packt ihn, zieht ihn herein und vorwärts. Sein Antlitz zeigt kaltes Entſetzen und verzweifelten Entſchluß). (Pauſe.) Hat Thurloe Dir bedeutet, der Percy eine Ehrenwache zu geben?! —

Pearſon. Ja!

Cromwell. Wenn Du den Cromwell durch eine ſchreckliche, geheimnißvolle That vom ſchlimmſten aller Tode, von gräßlichſter Entehrung retten kannſt, was wirſt Du?! —

Pearſon (eiſern). Die That thun — und ſchweigen!

Cromwell (zieht Lucy's Brief hervor und hält ihn Pearſon hin).

Pearſon (erbleichend). Den Brief des Königs ſchrieb die Percy!!! — (Pauſe.)

Cromwell (ausbrechend). Dieſe Nacht wirſt Du, wenn rings Northumberland-Houſe beſetzt iſt, die Lucy überfallen, wenn ſie ſchläft, bei Androhung des Todes zwingen, zwei Abſchiedsworte meinem Sohn zu ſchreiben! Dann ſollſt Du ihr die gottverfluchte Hand, mit der ſie ſolche Gräul verübt, verſtümmeln und ſammt der Schottin Magog mag ſie in Baß-rooks Kerkergrüften den heulenden Wellen ihr Elend ſchrein! (Steckt den Brief ein.) Einmal macht' mich ein Weib erbleichen, nie wieder!!

Pearſon. Mit ihrem Blute waſch' ich Dir den Schrecken von der Wange. Ich gehe, Drei unſrer Beſten in's Vertraun zu ziehn!

(Durch die linke Mitte ab.)

Dreizehnter Auftritt.

Cromwell (allein).

Cromwell (in tiefſtem Schmerz). O Hamptoncourt!! Whitehall!! Ihr Stätten meiner reinſten Stunde und meines tiefſten Falls! — Ach lüge dir nicht vor, du ſieches Herz, du ſei'ſt ſelber betrogen! Wer ſo ſchwach vertraut, wo Zutrauen Alles iſt, dem kam die Täuſchung auch willkommen!! Hätte ich Karln und dem Vertrag vertraut, Großmuth und Mäßigung ſtatt Haß geübt, mein Haus wär' nicht verödet, meine Seele nicht jetzt zerriſſen, Englands Zukunft gelichtet! (Schaudert.) Und dabei muß ich ferner den alten Cromwell heucheln, beten, lügen, falſch ſchwören mit der Maske der Freiheit und des Glaubens! (Rezend.) Wer in die Speichen der Geſchichte greift, darf nie zurück! — Wohl, wenn ich durch Lug und Trug auch herrſche, mein Glück iſt Bürgſchaft, daß ich herrſchen ſoll! (Mit puritaniſchem Fatalismus.) Auch die gefallenen Geiſter ſtehen in Gottes Dienſt und fördern ſeine namenloſen Zwecke. Mein Weg, verbrecheriſch oder nicht, der rechte iſt's, vorherbeſtimmt ſeit Anfang aller Dinge! Nach des Dictators Purpur will ich greifen, die Krone dann, — der Allmacht Höh', — folgt nach! Von Cäſar und Auguſt durch alle Zeiten ward jeder Volksbezwinger noch zum Kain, (mit heroiſcher Dämonik) er ſehe zu, daß er das Brandmal auch auf ſeiner Stirn mit finſtrer Frechheit trage!!! —

Vierzehnter Auftritt.

Cromwell. Obriſt **Pearſon** (durch die linke Mitte).

Pearſon. Sir Harry Vane vom Parlament. —

Cromwell (ſarkaſtiſch). So recht! — Juſt bin ich im Humor, ihn zu bedienen! Schickt 'nen zweiten Boten an Harriſon. Er ſoll ſogleich auf London marſchiren, ein altes Haus giebt's auszuräumen!! —

(Pearſon öffnet die linke Thür.)

Fünfzehnter Auftritt.

Cromwell. **Harry Vane** (durch die linke Mitte).

(Pearſon durch die linke Mitte ab.)

Vane. Lord-General! Ihr habt dem Parlament mit Auflöſung gedroht, falls es nicht von der Verringerung des Heeres abſteht. Eh' Ihr zu dieſem Mittel greiſt, geb' ich Euch zu bedenken, daß Auflöſung der hohen Verſammlung nur Recht des Königs iſt!

Cromwell (lachend). Hoho, den habt Ihr ja abgeſchafft?

Vane. So kann ſich das Parlament nur ſelbſt auflöſen, nicht Ihr, ſein Diener!

Cromwell (ſpöttiſch). Wer iſt Euer Diener, heh? Das Parlament und ich ſind beide vom Volke! Was aber Macht und Rang betrifft, habt Ihr mich ſelber ſtillſchweigend als den Größern anerkannt! Nicht wahr, wie Ich das Parlament damals durch Pryde von den Royaliſten rein'gen ließ, das gefiel Euch, doch wo's Euch an den Hals geht, ſchreit Ihr los? Offen wie heimlich ſeid Ihr mir entgegen, wenn Euch aber die Schotten, Wales oder die City auf's Fell kommen, ſind wir Soldaten gut genug, uns für Euch todtſchlagen zu laſſen! Ich und das Heer ſind nicht entbehrlich, ſoll das Geſetz nicht gar zuſammenbrechen, Ihr aber ſeid's! Iſt's auch nicht logiſch, (ſchlägt an den Degen) ſo iſt's faktiſch! Das Faktum regiert die Welt!

(Pauſe.)

Vane (gepreßt). Treibt es nicht auf's Aeußerſte, Cromwell! — Wir beſchloſſen, dies große Unrecht am Geſetz Euch zu erſparen und ſelber freiwillig uns aufzulöſen! Das Volk ſoll uns nicht länger der Herrſchſucht zeihen!

Cromwell. Sehr ſchön, daß Ihr doch ſelber geht! Wann aber geht Ihr?

Vane (ſtolz und ruhig). Wenn wir geſorgt, daß auch das neue Haus des Parlaments alte Rechte durch würdige Organe wahrt!

Cromwell (ſcharf). Ihr wollt die neuen Wahlen beeinfluſſen?

Vane (ehern). Nimmer ſoll ein Dictator das Land zur Beute nehmen! — Lord-General, Ihr übt bereits ein Schreckensregiment des Schwerts im Lande und bedränget das Geſetz! Wenn Ihr auch mit Musquet' und Pallaſch zu Gunſten Eurer künſt'gen Allmacht ſervile Stimmen ſammelt, dies Volk, das ſeine Könige geſchlagen, zerſchlägt den Uſurpator auch!! —

Cromwell (kalt, ſpöttiſch). Ihr thut ſchon, als wär' ich gekrönt, ſehr werther Jeremias Englands. Wenigſtens weiß ich, was mir zu thun bleibt, da Ihr Euren Haß und Widerſtand dem neuen Parlament vererben wollt! — Wär' ich falſch, ein Uſurpator, wer von Euch, Maulritter, könnte mich hindern? Meine Feldherren machte ich zu Herzögen und Grafen, würfe die Rednerbühne übern Haufen, und die Leute wären zufrieden, heute wie geſtern! — Doch Gott ſei vor, ſo todeswürd'ge Sünde nur zu denken! Ich hab' Gewalt, doch in den Herzen meiner Treuen! Könnt Ihr das von Euch ſagen? (Zornig.) Theiltet Ihr nicht in den zwölf Jahren Alles, was Gewinn, Amt, Herrſchaft heißt, wie Raben unter Euch? Kenn' ich nicht Eure Advocatenkniffe, Parteimanöver und Wahlſtänkereien? Du weißt auch, wie durch Sect und Braten man Stimmen ſich zuſammengaunert! (Donnernd.) Heißt das Freiheit!? Hei, ſtellt Euch Stirn an Stirn mir gegenüber, die Schafe zur Rechten, die Böcke zur Linken und in die Mitte die Eſel! Zuſammenſchmeißen will ich Euch!!! —

Vane (entſetzt). Du willſt uns ſprengen?!! — Uns ſchützt Dein fürchterlicher Schwur —!!!

Cromwell (einfallend). Willſt Du den Eid verdrehn, mich los zu werden?! (Ruft:) Pearſon!

Sechzehnter Auftritt.

Vorige. Pearſon (durch die linke Mitte).

Cromwell. Laßt Generalmarſch ſchlagen! Die Eiſenſeiten ſitzen auf, Musquetiere beſetzen Weſtminſter! Die andern Regimenter decken Whitehall, St. James und Paul!!

(Pearſon ſtürzt durch die linke Mitte ab.)

Vane (bleich). O, ich verſtehe Dich, Tyrann! Du giebſt vor, das Land von unſrer Herrſchaft zu erretten, und greifſt das Volk in ſeinem Heiligthum, im Parlamente an!

(Generalmarſch wird unten geſchlagen und dauert bis zum Schluß.)

Kann unſer Mund Dir auch nicht widerſprechen, erſtickſt Du auch das ewig freie Wort, die lichte Wahrheit unter der Musquete, Gott und das Schickſal hat auch ein donnernd Veto in der Welt!!!

(Eilt durch die linke Mitte ab.)

(Kurze Pauſe.)

Cromwell. Die Schranke iſt durchbrochen. (Zieht den Degen.) England ſei wieder Monarchie, und das der erſte Schritt! Doch iſt nun mit dem Parlamente aufgeräumt, was dann? — Ich muß durchaus die wilden Truppen, vor Faulheit ungeduldig, beſchäftigen, das Volk mit Lorbeern füttern. Krieg! Ich brauch' 'nen Krieg, 'nen populären Krieg, ob recht, ob unrecht! Nach Spanien, nach Deutſchland ſtreck' ich meine Hände! Glück, hilf deinem kühnſten Sohne!! — (Er wendet ſich, um zu gehn, erblickt Karl's Bild, prallt zurück.) Karl! Oh! — —

(Taumelt und droht zuſammenzubrechen.)

Siebenzehnter Auftritt.

Cromwell. **Pearſon** (reißt die Thür auf. Generalmarſch tönt ganz in der Ferne).

Pearſon (ſieht Cromwell). Mein General!!

(Er eilt zu ihm und unterſtützt ihn.)

Cromwell (hohl). Nehmt des Mannes Bild weg, es iſt nicht gut, daß es da ferner hänge!

Pearſon (haſtig). Ich werd's verbrennen!

Cromwell. Nein! — Laßt's nur lieber dort — man würd 's doch ewig mit den Augen ſuchen! — Verhängt es blos, — haha, (rafft ſich) damit 's nicht leide!!! —

(Eilt mit Pearſon ab.)

(Generalmarſch verſtummt.)

Achtzehnter Auftritt.

(Kurze Pauſe.) **Richard, Marien** (an der Hand, von rechts in heftiger Erregung eintretend).

Richard. Hier ſtört uns die Mutter nicht! Gieb mir Aufſchluß! Bateſt Du den Vater, mich jedes Zwangs zu entbinden?!

Maria (mild, bewegt). Ja! —

Richard (heftig). Die Verbannung der Percy aufzuheben?! —

Maria. Ich that's!

Richard (qualvoll, zerriſſen). O, Du verachteſt mich! Längſt haſt Du keine Liebe mehr zu mir!!

Maria. Warum, Richard? —

Richard (wild). Ein Weib, das liebt, wird nie der Nebenbuhlerin die Pfade ebnen! Höhniſche Verachtung allein nur kann's!

Maria. Iſt Liebe ſo ungroßmüthig?

Richard (ebenſo). Eine Tyrannin iſt ſie, ſelbſtſüchtig, unerſättlich! O, ich kenne ihre verfluchten Ketten!

(Kurze Pauſe.)

Maria. Was in mir ächzt und klagt, damit — beſchwere ich Dich nicht mehr. — Weil ich mein armes Glück begrub, kann reiner ich für's Glück der Andern ſorgen?! Deine Neigung für mich, — ein kurzes Blüthenleben im Frühlingsſturm war's — über Nacht verweht! — Folg' Deiner andern glühenden Liebe denn, ſie macht Dein Glück aus! — Das hab' ich erfleht!

Richard (ganz wirr und verzweifelt). Ich faſſ' es — ich verſteh's nicht! Konnte das nie vermuthen! Der Schmerz will ſchier mit Tigerbiß mein Herze ganz zerfleiſchen! (Packt ſie.) Wenn's nicht Verachtung iſt, was iſt's?!! —

Maria (faßt mit rührender Hoheit ſeine Hand). Wenn einſt der Rauſch der Jugend ganz verflog, wenn Lucy nicht mehr Deinen Pfad verſchönt, die Eltern ruhn in unbeweintem Grabe, der Name Cromwell einem Andern wich — und Du, zerriſſen und verhärmt, Dich ſchleppſt nach Grantham wieder zu Marien — dann will ich es Dir ſagen!! — (Eilt durch die rechte Mitte ab.)

Richard. Maria!! — Mitleid heißt das Wort! — Erloſchner Liebe Mitleid! — Und Lucy Percy's Blick auf meinen Vater, der Natternblick, den ich noch nie geſehn?! Cromwell ſieht jenes Blatt, erbleicht und zittert, der Eiſerne erzittert!! — Ich habe lang' darüber nachzudenken! Löſ' ich dies Räthſel, — bin ich auch erlöſt!! (Indem er vor ſich hinſtiert und ſich wendet)

(fällt der Vorhang.)

Vierter Act.

London. Whitehall (1658).

(Cromwell's Audienzzimmer.)

(Decoration wie im zweiten und dritten Acte. Karl's Bild mit einem dunklen Tuch verhängt. Prächtiges Mobiliar, höfiſch. Seſſel am Fenſter, Tiſch mit Papieren und Schreibgeräth in der Mitte. Einige Seſſel.)

Erſter Auftritt.

Richard (den verlegenen) **Thurloe** (feſthaltend).

Richard. Keine Winkelzüge! Ihr müßt mir Rede ſtehn!

Thurloe (peinlich). Wie ſollt' ich erfahren, Durchlaucht, was geſtern Nacht das Parlament beſchloß? Die Sitzung war geheim! Noch weniger weiß ich, was des Lord-Protectors Hoheit thun dürfte, falls das Land ihm wirklich die Krone anträgt?

Richard (ſpöttiſch). Seit Ihr nicht mehr des Cromwell ſimpler Schreiber, ſondern Sr. Hoheit des Lord-Protectors Cabinetsrath heißt, handelt Ihr ſo gut mit Reſervationen und Heimlichkeiten, wie je ein Schranz und Sachtetreter! Das Gerücht, mein Vater werde König, treibt ſich ſeit Monden um, vielleicht, damit die Leute an den Gedanken ſich gewöhnen! Heut' heißt's in London für beſtimmt, man habe geſtern Nacht den offenen Antrag dazu im Parlament geſtellt! Ihr nur thut wie ein neugeboren Kind! Wäre mein

Vater von der Truppenſchau auf Black-Heath zurück, früg' ich ihn ſelber!

Thurloe (aushorchend). Setzen wir den Fall nun, man biete wirklich Sr. Hoheit die Krone — —

Richard (ſpöttiſch). Biete wirklich? — J! — Vorbereitet ſeid Ihr alſo doch? — (Scharf.) Anbieten und Annehmen iſt zweierlei!

Thurloe. Wißt Ihr beſtimmt, Durchlaucht, der Lord-Protector nimmt ſie nicht an?

Richard (heftig). Ich glaub's nicht, kann es, will's nicht denken!

Thurloe (zuredend). Wenn die Nothwendigkeit indeß — des Landes Wohl es dringlich machte? —

Richard (ſarkaſtiſch). Ja wohl! Unſre Kinder werden nicht mehr getauft, noch unſre Töchter getraut, kein Handel geſchloſſen, kein Teſtament und kein Proceß gemacht, wenn Cromwell nicht in allerhöchſter Eile jetzt König wird! (Zornig.) O Mord und Peſt!! Verlaßt mich! —

Thurloe (für ſich). Er zeigt uns die Zähne! Der Vater muß es wiſſen.

(Verbeugt ſich und durch die linke Mitte ab.)

Zweiter Auftritt.

Richard (allein).

Richard (höhniſch). Das iſt der Schluß der großen Volkserhebung! — Des Vaters gigantiſcher Gottesglaube, ſeine Freiheitsliebe erdroſſelt von gefräß'ger Ehrſucht! (Pauſe.) Und ganz Europa preiſt, die Geſandten der alten Königshäuſer umwedeln ihn! — Sein Alter, ſeine droh'nde Kränklichkeit, der Mörder ſtets bereite Waffe, Alles verleugnet er, raſch vor dem Grabe noch das Diadem auf's Haupt zu preſſen! Geſtern der dritte Anſchlag auf ſein Leben, doch was ſchreckte ihn! Das allgemeine Bedauern des Augenblicks nutzt augenblicks er, um den Thron zu uſurpiren! Feiler Gaukler der Politik, wenn das Charakter heißt, wer wollte noch einen haben?! — Die gräuliche Verſchlechterung ſeines Weſens trat an's Licht, ſeit Lucy ich zurückgebracht! — Preſſ' ich auch alle Gedanken mir aus dem Hirn, ich find's nicht! Ewig ſeh' ich Lucy's verderbenſchwangeren Blick, ſehe den Vater im höchſten Zornausbruch erſtarren, — ſich ſchmiegen! — Darauf den andern Tag, als ich ſie wieder in ihrem neuerrungnen Erbe ſprechen will, — hinweg, entflohn, und läßt zum Lebewohl die ſchnöden Worte mir: „Ich gehe zu meinem geliebten Gatten Carliſle nach Cöln! Reißt mich aus Eurem Herzen, meins beſaßt Ihr nie!“ — Und doch war ſie ſo ſchön, ſo teufliſch ſchön. Warum denn folgte ſie von Dover mir hierher, wenn ſie mit Hohn mich meiden wollte?! — Wer giebt mir Licht?! — Mag ich von einem Taumel des Vergnügens mich in den andern ſtürzen, loht doch die wilde Sehnſucht in mir auf! Keine Perſon und Sache kann ich verwerfen, keine achten! Starb der König auch heiß beweint von mir, falſch, treulos hat er am Vater wie am Lande gehandelt! Cromwell, der Freiheitsheld, dennoch Verräther, Uſurpator! Lucy ein Dämon, doch voll Liebreiz! Maria, das treueſte Herz voll Himmelshuld, dennoch unähnlich mir, im Zwang verbunden! O Richard, Englands Spiegelbild, Dein Name iſt Anarchie, Zerſetzung, Fäulniß! Hahaha, und mein Vater will König werden!!! —

(Verhüllt verzweifelt ſein Haupt.)

Dritter Auftritt.

Richard. **Maria** mit Dienerin (tritt durch die linke Mitte auf).

Richard (fährt empor). Maria! — (Tritt zu ihr.) Du kommſt von Schweſter Claypole zurück, — was macht ſie? —

(Maria winkt der Dienerin. Dienerin durch die rechte Mitte ab.)

Maria (blaß, trübe). Sie iſt ſehr matt. Die Mutter wachte die Nacht bei ihr und ſagte, ſie phantaſire viel — vom Vater. — Der Arzt iſt ſehr beſorgt! —

Richard (finſter, hart). Sie wird ſterben!

Maria (auffahrend). Sterben?! Großer Gott! —

Richard (höhniſch). Weißt Du, daß hier ein großes Werk ſeit geſtern Nacht geboren iſt?

Maria. Was iſt's? —

Richard (ätzend). Cromwell wird — König, und meine Schweſter wird drüber ſterben!! —

Maria (entſetzt). Alſo doch?! Er?! König?! — (Wankt.)

Richard (hält ſie). Ah ſieh! So war mir auch, da ich es hörte. — (Bitter.) Gieb Dich darein, wir ändern's doch nicht! —

(Kurze Pauſe.)

Maria (rafft ſich mit eiſerner Beharrlichkeit zu einem Entſchluß). Das iſt die lang' gefürchtete Entſcheidung, Richard! Nicht mehr für ſich ſtrebt Cromwell nach dem Purpur! Am Rand des Grabes, von Krankheit ſiech, mit aller Erdenmacht erfüllt, trau' ich des Vaters ſtolzer Seele zu, er könne dieſes letzten Tandes entbehren! Doch Deinetwegen wird er König!!

Richard (verloren, matt). Arme Frau, was willſt Du thun? —

Maria (mit edler Reſignation). Iſt Cromwell König, Richard Prinz von Wales, muß ſich Maria Balfour von Dir ſcheiden! Ein Weib von höchſtem Rang, politiſcher Macht bedarfſt Du. Ich mag nicht Königin ſein, zurück geh' ich nach Grantham! — Ob Lucy heimlich auch aus London von Dir wich, Du kehrteſt nicht zu mir zurück, verſankſt nur tiefer in der Leidenſchaften Strudel, Dich zu betäuben! —

Richard (wehklagend). Maria! Mein Weib!!

Maria (packt ihn, auflohend). Das letzte Mal laß Deine zerbrochne Männlichkeit mich wachrufen mit der Verzweiflung Nothſchrei! Liebe erfleh' ich nicht mehr, nur, daß Du Erbarmen habeſt mit Dir ſelber! Eine Krone, eine Welt voll wüſter Freuden erwartet Dich; doch wenn die Buben auf den Gaſſen einſt Dich ihren blöden Weiberkönig nennen, wenn Du, der eigenen Buhlerinnen ehrloſer Knecht, irrſinnig ihnen durch Laub und Zimmer nachſchleichſt, ſie in den Armen allmächtiger Günſtlinge zu finden, dann, Sohn des Cromwell, fühl', was Du biſt!! Laß mich das Opfer

Deiner Freiheit werden! Spreng' dieſe Kette, die Dich an mich bindet, doch ſprenge auch Deiner Leidenſchaften Ketten! Gott giebt Dir in dieſem Augenblick den Fingerzeig! Du kannſt das Land, des Vaters wunde Ehre, Dich ſelbſt für alle Zukunft befrei'n! Kannſt größer als Dein Vater, der ſie ſtiehlt, — die Krone verachten, ſie verſchenken, daß jenes Bild (zeigt auf das verhangene Portrait) nicht mehr in Scham verhüllt ſei, und wenn Dich, den Entſagenden, auch keines Schmeichlers Lippe preiſt, ich, mein Geliebter und mein Held, vergöttere Dich im Staube!!! — (Sinkt ihm zu Füßen.)

(Ferner Trommelwirbel.)

Richard (ganz verwirrt). Steh auf, Maria! Entweih' nicht Deine Huldigung! (Hebt ſie auf.) Mein Vater kommt, ſo darf er Dich nicht ſehn! (Zerriſſen, krampfhaft.) Ich will mich raffen — zu einer guten That! O Du, mein beſſ'rer Engel, ſei mir zur Seite! (Führt ſie zur rechten Mittelthür.)

Maria. Ich werde bei Dir ſein. (Ab.)

Richard. Aufſchrei'n in Weh' und Wuth möcht' ich! Aufſtacheln meine letzten Lebensgeiſter zu grimmem Kampf gegen den eignen Vater! Gott, Gott, gieb mir das rechte Wort, die rechte That! Ich kann im Dunkel dieſer Stunde mich nicht leiten! —

Vierter Auftritt.

Richard. — (Hinter ſich Obriſt **Pearſon** und **Thurloe** tritt **Cromwell** durch die linke Mitte ein.) (Er geht am Stock, etwas ſchwer und gichtig; ſehr ergraut, kränklich, oft von Fieberſchauern durchrüttelt. Er trägt den Küraß und iſt in den Purpur gewickelt.)

Richard (heftig). Vater, ich muß Dich ſprechen! (Stockt.)

Cromwell (ſieht ihn groß an). Ich aber Dich nicht! Du ſollſt gerufen ſein, wenn ich Dich brauche!

Richard. Nein, gleich auf friſcher That entſcheide ſich's!

Cromwell (eiſern). Geh' ſag ich! (Milder.) Doch halt' Dich in der Näh'!

Richard (ſenkt das Haupt und geht durch die linke Mitte ab).

Cromwell. Empörung loht auf ſeiner Stirn, Ihr habt Recht, Thurloe. — Heut' Morgen hat Harry Vane die ganze republikaniſche Partei verſammelt, um gegen mich ein öffentliches Veto loszulaſſen. Schickt gleich zu ihm, — 'nen derben Hauptmann, hört Ihr? Ich laſſe Sir Harry freundlich zu mir bitten! — O die Peſt, daß man ihm ſchön thun muß, dem alten Wühler!! — Gleich, verſteht Ihr?!

Thurloe. Sofort! (Eilt durch die linke Mitte ab.)

Cromwell. Die Regimenter Harriſon und Lambert waren nicht auf der Heerſchau. Auch Fleetwood's Truppen nahmen uns, trotz des Attentats von geſtern, ſehr lau auf!

Pearſon. Harriſon's und Lambert's Regimenter verließen früh Morgens unter Trompetenſchall die Stadt und lagern drei Meilen nordwärts. Euer Hoheit Schwiegerſohn, Fleetwood, wird ihnen folgen! —

Cromwell (gedankenvoll). Das iſt ſehr verſtändlich!

Pearſon (düſter). Die Krone wird — Kämpfe koſten!

Cromwell (auffahrend). Nein! — Wenn ſie ſehn, daß Drohung keine Wirkung bei mir thut, lenkt Jeder ein! — Trag' ich dies Diadem erſt, iſt aller Streit, des Neides und des Haſſes Waffe ſtumpf!

Thurloe (tritt durch die linke Mitte wieder ein).

Cromwell (haſtig). Haltet nur Eure Truppen bereit, Pearſon! Gebt ihnen doppelt Löhnung für den Monat und reichlich Sect! Sie ſind doch ſicher!

Pearſon. So lang' ich lebe, Hoheit, ſind ſie's.

(Pearſon durch die linke Mitte ab.)

Cromwell (ſetzt ſich). Wie iſt in London die Stimmung? Vor Allem, was iſt das Reſultat der Kronenfrage, die geſtern Nacht das Parlament erörtert?

Thurloe. Hoheit, verzeiht, — die Stimmung iſt —

Cromwell (höhniſch). Narr, was ſtotterſt Du? Die Stimmung iſt ſchlecht, wie immer! — Was? —

Thurloe. Leider! —

Cromwell (verächtlich). Das weiß ich ja! Unglücklich wäre das Volk, könnt's nicht in ſchlechter Stimmung ſein. Sie brauchen Galle zum Verdauen! — Heh, bei der Krönung werd' ich Geld auswerfen laſſen! An den Plätzen, wo der Huldigungszug vorbei muß und das Gedränge dicht iſt, ſtellt geſchickte Vivatrufer hin! Dazu die ſcharfen Blicke der Soldaten, die theatraliſche Feſtpracht, was gilt's, die Londner ſind unſinnig fröhlich! (Steht auf.) So iſt der Pöbel! (Thut einige Schritte) Wie war's im Parlament? —

Thurloe. Dort ſteht's viel beſſer. Nachdem Sir Pack, der Lord-Major, die Commiſſionen bearbeitet, brachte er den Antrag ein, Ew. Hoheit die Krone anzubieten.

Cromwell (haſtig). Da gab's ein mörderiſch Halloh, nicht wahr? Sir Harry Vane's Benehmen läßt's erwarten. Haßlerig, Prynne und Bradshaw gegen mich?! —

Thurloe. Mit aller Macht! Doch Pack und — die Gemäßigten erhoben ſich dafür. Der Antrag ging — mit ſiebzehn Stimmen durch.

Cromwell. Verdammt, das iſt ſehr wenig! — Für ſoviel Verſprechungen und Opfer nur ſiebzehn Stimmen Majorität?! — Doch die Sache ging durch! Endlich iſt's geſichert! — Schreibt gleich drei Ordres. Harriſon mit ſeinem Corps ſoll augenblicks nach Schottland, Heinz, mein Sohn, mit ſeinen Truppen hierher; Boſſiter in den Süden, Lambert nach Irland, den Whaley abzulöſen, der nach dem Weſten geht. Das Land ſei in zwölf Militärdiſtricte getheilt, daß jeder General brav Arbeit hat und — nicht zu nah iſt. Mit dem Fleetwood allein wird man wohl fertig.

Thurloe. Sir Lenthall, des Hauſes Sprecher, wird heut' Ew. Hoheit das Reſultat der Kronenfrage zu letztem Entſchluſſe vorlegen.

Cromwell. Laßt ihn wiſſen, daß er ein wenig ſpäter kommen ſoll. — Ich muß ganz ſicher ſein, — eh' ich ihm Antwort gebe. — O ſchnöde Krone für ſiebzehn Stimmen!

Thurloe (geht durch die linke Mitte ab).

Fünfter Auftritt.

Cromwell (allein).

Cromwell. Der dritte Mordanfall bereits. — (Schaudert.) Wie viele lauern noch in der Zukunft! — (Fährt auf und ſtreicht ſich ängſtlich über die Stirn.) — Immer neue Gewaltmaßregeln muß ich ergreifen, die alten vergeſſen zu machen, meine Macht von Tag zu Tag zu friſten! — Und wozu? Für wen? — Für dieſen Sohn! — Um edel zu handeln, zu erbärmlich, zu gut, um wahrhaft — ſchlecht zu ſein! (Schaudert.) In ſeinen Händen bricht das Gebäude meiner Dynaſtie zuſammen! (Düſter.) Nur die Percy, ihm zum Weib gegeben, könnt' es erhalten! — Geſtorben im Kerker des Baßrook iſt ſie! (Aufſchaudernd, wild.) Eher ſterb' ich, als daß die Macht verloren geht! Hoho! Richard wär' nicht der erſte unfähige König, den man doch ertrug!!

Sechſter Auftritt.

Cromwell. Harry Vane (durch die linke Mitte eintretend).

Cromwell (fährt auf und geht ihm freundlich entgegen). Willkommen, werther Sir!

Vane (kalt). Ihr habt mich in ſoldatiſch dringlicher Manier gewünſcht!

Cromwell. Nehmt Platz, lieber Sir Harry!

Vane (kalt). Ich danke, Lord-Protector!

Cromwell (vertraulich, doch etwas unſicher). Sir Vane, die Laſten der Regierung nöth'gen mich, nach bewährten Männern umzuſchaun, die mir mein ſchweres Amt erleichtern können! Wir haben Beide, lieber Vane, die Tyrannei bekämpft, Beide geſiegt, Ihr mit der Zunge, ich mit dem Schwerte, — ach, und waren doch Beide ewig Feinde! Wie ich's tief beklage, Gott iſt Zeuge meines Kummers!

Vane. Thut Euch keine Gewalt an, Mylord! — Der droben hat ſchon oft herhalten müſſen, daß ſeine Bürgſchaft in Eurem Munde keine Kraft mehr hat. (Spöttiſch.) Sagt lieber, Ihr wißt, daß gegen dieſe erkaufte Majorität von ſiebzehn Stimmen ſich alle alten von Euch fortgejagten Exdeputirten, die ganze republikaniſche Partei, von mir geführt, zu einem Veto rüſtet! Weil wir am Krater einer neuen Revolution ſtehn, wollt Ihr geſchwind Euch mit mir einigen!

Cromwell (gleißneriſch). Woher wißt Ihr und Eure Partei, daß ich durchaus die Krone will? Wenn ich von meiner Freunde Bitten, Tauſenden von Petitionen gedrängt, erwäge, ob nicht die Monarchie für dies geplagte Volk doch wohl das Beſte wäre, müßt Ihr dann glauben, ohne Weit'res wollt' ich's? Nein, nein, Sir Harry, Gott bewahr' mein Herz! — Nur wenn ich die beſten Köpfe des Landes, alle Meinungen in ihren Häuptern zu einem Cabinet um mich vereint, wenn — Harry Vane mein — mein Miniſter ſein will, geſchieht's. — (Dringend.) Sagt, beſter Sir, was — was verlangt Ihr? Für Eure Freundſchaft iſt mir nichts zu viel! —

Vane (kalt). Wenn Ihr die Häupter aller Parteien in einem Cabinet vereint, wollt Ihr ſie ſämmtlich nur machtlos durch ihre innern Gegenſätze, — zum Spott des Volkes machen! —

Siebenter Auftritt.

Vorige. Maria (tritt leiſe durch die rechte Mitte ein).

Vane (ehern). Karl war Tyrann, doch ihn entſchuldigten Geburt, Erziehung, falſche Räthe, der Wahn, ſich für 'was Größeres anzuſehn, ſein Stamm, ſein Erbrecht und des Landes Gewohnheit! Was ward ſein Lohn? — Wo haſt Du Deinen Stamm, Dein Erbe? Dennoch nahmſt Du uns mehr, als Karl jemals. Was ich noch fordre, fragſt Du, Uſurpator? — Gieb ſtatt des Schwertes Dictatur die

Habeascorpusacte uns zurück, ein reines Parlament, die alte Freiheit! Gieb uns die Tauſende Verbannter wieder, die Du nach den Barbados ſchickteſt, an Jamaikas grauenvollen Fiebern enden ließeſt! Leg' Dein verflucht und ehrlos Haupt vor jenem Fenſter Whitehalls auf den Block, dann will ich Dein Miniſter ſein!! So lange ſei tiefſter Haß und Feindſchaft zwiſchen uns!!! —

(Er geht durch die linke Mitte ab.)

Cromwell (packt die Lehne des Seſſels, krampfhaft ſchaudernd). O Tod, du rüttelſt am Gebein mir ſchon! — Nein, noch — noch ſterb' ich nicht! —

Maria (die ſich während des vorigen Geſprächs nach dem rechten Hintergrunde gezogen, eilt zu ihm und faßt ſeinen Arm). Du wirſt nicht ſterben, wenn mein Gebet noch Kraft hat! —

Cromwell (gerührt). Du gutes Kind! — Hörteſt Du eben den frechen Vane?!

Maria. Ich hörte ihn!

Cromwell (düſter). Nimmer wird das Gezücht der Schreier Ruhe halten, man muß den Geiſerrachen ihnen mit Furcht und Schrecken ſchließen! —

(Die linke Mittelthür ſpringt auf.)

Achter Auftritt.

Vorige. Fleetwood, Richard, Pearſon (durch die linke Mitte).

(Kurze Pauſe.)

Cromwell (zu Fleetwood). Ah, Herr Schwiegerſohn! Ich dachte, Ihr wäret ſchon mit den Truppen aus der Stadt?! —

Fleetwood. Mylord Protector, die Truppen haben die Stadt verlaſſen! — Was ich Euch als meines Weibes Vater ſchulde, weiß ich ſehr wohl. Als Militär und Deputirter der Republik ſchuld' ich Euch nichts!

Cromwell (bitter). O, Herr Generallieutenant und Deputirter, Euer Bedauern als Sohn ob des Mordanſchlags von geſtern war lau!

Fleetwood (ſcharf). Wer nach Gewalt greift, muß Gewalt erwarten! —

Cromwell (ausbrechend). Erbärmlicher, der Alles durch mich ward, das mir?!! (Geht flammend auf ihn zu.)

Fleetwood (tritt einen Schritt zurück, ſieht ihn ſtarr an). Ich kam nicht her, mit Euch zu ſtreiten, Mylord. Meine Sendung iſt kurz. — In wenig Stunden wird dieſe Republik, die wir erkämpft, begraben ſein und — Cromwell König! — Hier übergeb' ich Euch (reicht ihm vier Schreiben) der Generale Harriſon, Lambert, Desborough und meinen Abſchied!!! —

Cromwell (entſetzt). Fleetwood!!! —

Fleetwood (wirft ihm die Briefe vor die Füße). Und ſollt' ich wirklich verſucht ſein, den Degen, der des Volkes Schlachten ſchlug, 'nem Könige zu Lieb' zu ziehen, (höhniſch) muß es doch Einer ſein, den Gott von Haus aus machte!! Viel Glück zum Thron!! (Eilt durch die linke Mitte ab.)

Cromwell (ihm zur Thür nacheilend). Fleetwood!! — (Wendet ſich zurück.) Der Schlag trifft mich in's inn're Leben! — Des Heeres beſtes Stück, der Kern — verloren! — Desborough, mein eigner Schwager, — Fleetwood, mein Schwiegerſohn —, Alle verlaſſen mich! Hei, iſt nicht Jemand noch, der ihnen folgte! Pearſon, Richard, wollt Ihr nicht auch zu ihnen gehn?!

Richard. Mein Platz iſt neben meinem Vater!

Pearſon. Ich ſchwor dem Staate nicht, nur Dir, General, auf Blut und Leben. Was unter mir in Waffen ſteht, hält zu Dir, nimm Purpur oder Kittel!! —

Cromwell (fällt Pearſon um den Hals). Mein alter Pearſon!! —
(Er weint.) (Pauſe.)

Pearſon (ſprühend). Wenn Helden weinen, zittert der Erdkreis! Grauer Sieger, ſäumſt Du noch? Beſetz' die Stadt, den Tower! Zieh' vom Süden raſch die treuen Generale, beſonders den Fortescun an Dich, laß Dich zum König heute noch vom Parlament ausrufen, und dann in's Feld, in's Feld auf die Rebellen!!

Cromwell (ſich in ſeiner früheren Kraft aufrichtend). Ha, Pearſon, Du räthſt gut!! Du biſt zur Stunde der Oberfeldherr unſrer Truppen, wir ſtellen uns ſelber an die Spitze unſrer Garden, der alten Eiſenſeiten, rollt doch das Blut der Sieger von Worceſter und Preſton in ihnen! Laßt die Trompete ſchrei'n zum Krieg! Für König Oliver und England auf in den Bügel und fort!! — (Cromwell flammend, wendet ſich.)

Richard (haſtig). Noch eine Frage! Wofür denkſt Du das Alles zu thun?! —

Cromwell (ſtutzt). Biſt Du bei Sinnen und fragſt ſo?! —

Richard. Ich nehme die Krone nie!! —

Cromwell (wie gelähmt). Menſch! — Du nimmſt die Krone nicht?! —

Richard. Willſt Du ſie noch die Spanne Lebens tragen, die Gott Dir läßt, thu's! Ich, — ich trag' ſie nie!! —

Cromwell (außer ſich). Und wenn mir aller Lebenszwecke erhabenſter zerfiele, wenn Du der Herrſchaft ſtrahlend Erbe ausſchlägſt?! — Sohn! Sohn! Wenn die Gefahren rings mich zwingen, aufwärts zu ſteigen, oder jäh — zu fallen?!! — Du mußt mit mir den Kroneneid thun! Ihn öffentlich verſagen, das heißt den Vater ſtürzen und entehren!!! —

Richard. Iſt Deine Macht ſo ärmlich, Vater, daß Du des Purpurs brauchſt, die eigne Schwäche zu verdecken, — (zieht Karl's Ring aus der Bruſt) bei dieſem Ring des Königs, eher den Kopf mir ab, als je die Krone drauf!!!

Cromwell (zieht den Degen). Verfluchter Sohn!!!

Richard (reißt die Bruſt auf). Nimm, was Du mir gegeben!!!

Cromwell (will ihn durchbohren).

Maria (ſchreit auf). Vater!!! — (Fällt Cromwell in den Arm.) (Er läßt den Degen fallen und taumelt zurück.) (Pearſon hält ihn.)

(Pomphafter Jubelmarſch von unten in der Ferne, näherkommend.)

Cromwell. Nun iſt's vorbei! — Das große Spiel des Glücks — verloren! —

Richard (fällt dem Vater weinend zu Füßen). Mein Vater, verzeih' dem Sohne!! —

Neunter Auftritt.

Vorige. (Linke Mittelthür ſpringt auf. Soldaten, Spielleute vorauf, mit Fahnen verſchiedener Regimenter ziehen draußen im Corridor auf und bilden Spalier. Dann feierlich Diener des ſchwarzen Stabes, Lenthall der Sprecher und langer Zug Parlamentsmitglieder in höchſtem Pomp treten auf. Das Ende des Zuges bleibt draußen. Große Pauſe. Richard erhebt ſich. Der Marſch ſchweigt.)

Diener des ſchwarzen Stabes (meldend). Seine Lordſchaft der Sprecher und das Parlament! (Tritt zur Seite.)

Cromwell (matt). Mein edler Lord —, ein Fieberanfall — —! (Erhebt ſich.) (Kurze Pauſe.)

Lenthall. Ich, Sir John Lenthall an der Spitze der Deputation des hohen Parlaments erſcheine, Euch Lord-Protector Hoheit, in des Landes Namen die Krone Englands — —!

Zehnter Auftritt.

Vorige. Thurloe (athemlos und bleich durch die rechte Mitte).

Thurloe. Hoheit, Hoheit! Lady Claypole liegt im Sterben!!! Durch ein unſelig Ungefähr erhielt ſie vom jetzigen Vorgang Kunde!!!

Cromwell (ſchreit auf). Aſſy, meine Aſſy ſtirbt?!! (Ringt die Hände.) Alle Schrecken des Lebens brechen auf mich ein! Das —, das Unglück iſt mein Todesſtoß! (Wendet ſich wankend zu Lenthall:) Der ewige Herr der Welt hat ſelbſt mit eigner Hand in meinen Kindern heute mich entthront!! Behaltet die Krone!! Ich mag ſie nicht!! —

Richard. Du entſagſt?! —

Maria (ſtarr). Er hat entſagt?! —

Alle (feierlich, dumpf). Entſagt!! —

Cromwell (in Todesangſt). Zu meinem Kinde will ich!! Den letzten Blick der Liebe erhaſchen!! Seid barmherzig!! Mein Kind! Mein Kind!!! — (Wendet ſich, wankt.)

Richard (umfaßt und hält ihn). Unterſtütz' den Vater, Maria! Fort! zur Schweſter!! — (Richard und Maria unterſtützen und führen ihn nach der linken Mittelthür. Alle folgen erſchüttert. Die Deputation mit dem Sprecher bleiben erſtarrt ſtehn, Gruppe. Langſam fällt der Vorhang.)

Fünfter Act.

London. Whitehall (1658, vier Monate ſpäter).

(Oedes Thurmzimmer.)

(Mittelgroß, achteckig. Kahle, ſteinerne Wände. Eingang in der Mitte durch einen langen Gang. Kleines Gitterfenſter vorn oben in der Mauer. Es iſt ſpät Abends.) (Alles iſt finſter und öde.)

Erſter Auftritt.

(Wie der Vorhang aufgeht, erſcheint) **Thurloe,** (eine Blendlaterne tragend, im Gange. Ihm folgen) **zwei Diener** (mit einem Feldbett): **ein Paar andre Diener** (bringen einen kleinen alten Tiſch und Stuhl). (Zuletzt folgt) **Pearſon.** (Alle treten geräuſchlos und ſchweigſam durch die Mitte auf.) **Thurloe** und **Pearſon** (bezeichnen den Dienern durch Geberden, daß ſie rechts nach dem Hintergrunde zu das Feldbett, links den Tiſch und davor den Stuhl ſtellen ſollen. Es geſchieht. — Auf Thurloe's Wink verlaſſen die Diener durch die Mitte das Gemach).

Thurloe (ſetzt die Blendlaterne auf den Tiſch, doch ſo, daß ihr Schein auf den Eingang in der Mitte fällt).

Pearſon (tritt zu ihm, flüſternd). Glaubt Ihr, daß er's noch lange ſo macht? —

Thurloe (flüſternd). Nicht zwei Tage giebt ihm der Arzt. Er nimmt ſchon keine Medicin mehr, findet nirgends Ruh', jede Nacht verändert er ſein Lager.

Pearſon. Alles unter tiefſtem Geheimniß. Er wittert ringsum Mordanſchläge. Dazu iſt ſeine Frau auch krank und fern von ihm in Warwick. Der arme Oliver! —

Thurloe. Seit er das lange Parlament geſprengt, iſt's nicht mehr richtig mit ihm, Lady Claypole's Tod und die unſelige Kronenfrage gaben ihm den Reſt. Ein Zehrfieber, ſagt der Doctor! —

(Kurze Pauſe.)

Pearſon (leiſe). Wer wird ſein Erbe ſein? — Fleetwood, behüt' uns Gott vor dieſem Raufbold, — doch meint man überall, er würde Protector!

Thurloe (leiſe). Ich weiß nichts. Vorgeſtern hat Cromwell ſein Teſtament in's Parlament geſchickt. Seitdem ſitzt Tag und Nacht 'ne Commiſſion für alle Fälle bereit.

Pearſon (leiſe). So ſind die Menſchen! Wie umwinſelten ſie ihn nicht, und jetzt mit boshafter Freude, wie auf ein Glück, harrt London athemlos, ob Cromwell nicht ſterben will!

Thurloe (leiſe, haſtig). Ich hör' ihn unten auf der Treppe! — Kommt!

(Beide eilen raſch auf den Zehen den Gang hinab.)

(Pauſe.)

(Scene iſt ganz dunkel, nur die Mittelthür wird ſcharf von der Blendlaterne erleuchtet.)

Zweiter Auftritt.

Cromwell (bleich, todtenhaft, das Haar wirr um die Stirn, fieberſchauernd, ſcheu um ſich blickend, in einer Hand das Licht, den gichtiſch ſchwerfälligen Körper auf das Schwert ſtützend, in den Purpur gewickelt, erſcheint im Gange und kommt denſelben herauf. Wie er über die Schwelle der Mittelthür eintreten will, fällt grell der Strahl der Blendlaterne auf ihn).

Cromwell (zurückprallend). Ah!! (Läßt das Licht fallen und zieht das Schwert, gegen die Laterne ausfallend). Komm an, um meine Seele laß uns raufen!! — (Er ſchleicht näher.) Es iſt nichts! (Senkt die Waffe.) Nur der Laterne greller Schein! — O Zwingherr Englands, welch feiger Knecht biſt Du geworden! Mörder überall, Cromwell, ſuchſt Du, der größte aber ſitzt in Dir ſelber und nagt und frißt und würgt Dich langſam hin! — (Schaudert.) Hab' ich denn ganz, ſo ganz umſonſt gelebt? Nein, nein! Durch mich ward England die Königin der Meere, und wenn nach hundert Jahren ſich noch die Flagge mit dem Doppelkreuz Ehrfurcht erzwingt, muß meiner man gedenken! Mir dankt dies Volk all' ſeine künſt'ge Größe!! — (Schaudert.) Bleiern ſchwer, — kalt wird mir auf einmal! Kommſt Du auf fahlem Roſſe, Tod?! — Helft! — Licht!! Licht!! — (Schleppt ſich zum Stuhl, auf den er hinſinkt.)

Dritter Auftritt.

Cromwell. — **Pearſon** und **Thurloe** (mit Licht raſch durch den Gang. Es wird hell).

Thurloe (ſetzt haſtig das Licht auf den Tiſch).

Pearſon (eilt zu Cromwell). Befiehlt Ew. Hoheit den Arzt? —

Cromwell. Narr! Für's Gewiſſen giebt's kein Heilkraut! Bringt mich auf's Bett! — (Sie führen ihn an's Bett, auf das er ſich niederſetzt.)

Cromwell (abwehrend). Nein — aufrecht will ich ſterben, liegen werd' ich bald genug! — Gebt mir mein Schwert, — man kann nicht wiſſen! Ruft Richard, ſonſt Niemand, hört Ihr. — Mit mir ſteht's ſchlimm! —

(Pearſon durch die Mitte raſch ab.)

Cromwell. Thurloe, eh' ich ſterbe, — möcht' ich Karl Stuart's Bild noch einmal ſehn. Laß mir es bringen.

Thurloe (erſchreckt). Wollt Ihr Euch tödten, Hoheit?! —

Cromwell. Ich will's. — Ich ſage Dir, ich muß an ſeinem Anblick mich ſtählen für die fürchterliche Begegnung — im Jenſeits! — Geh'!

Thurloe (kopfſchüttelnd mit der Blendlaterne durch den Gang ab).

Cromwell. All' meine Pläne wurden zu Wind, all' meine Hoffnungen zu Schatten! — — Unter Richard's kraftloſer Hand zerfällt das Reich, — ſie werden ihn vertreiben! — Nein, Fleetwood ſoll doch nicht Protector ſein, komme auch, was wolle. Er iſt ein roher Geſell, und —

ich will keine Gewaltthat mehr! — Es iſt genug des Elends! — Umſonſt hab' ich gekämpft, nutzlos geſündigt, ich fühl's! (In tiefem Weh:) O, Keiner erhebt ſich ſtraflos aus der Menge zum Regiment, nur durch Gewalt und Trug kann er ſich halten, bis Gott im Zorne ihn zerſchellt!! — (Pauſe. Fährt auf und faßt das Schwert.) Wer kommt?!

Vierter Auftritt.

Cromwell. Thurloe. Diener (mit dem verhüllten Bilde König Karl's durch die Mitte).

Thurloe. Ich, Hoheit!

Cromwell. Gut! — Stellt's auf den Stuhl, — mir gegenüber! —

Thurloe mit des Dieners (Hülfe ſtellt das verhüllte Bild auf den Stuhl an die Wand, ſo daß es vom Tiſch her voll beleuchtet wird). (Diener ab.)

Cromwell. Verlaß mich. — Doch geh' nicht weit! —

(Thurloe durch die rechte Mitte ab.)

(Pauſe.)

Cromwell. Muth, Oliver! (Erhebt ſich mühſam, ſtützt ſich auf's Schwert und tritt zögernd vor das Bild.) 's iſt ja nur ein Stück gemalter Leinwand! — Eine Memme weicht! — (Mit haſtigem Griff enthüllt er das Bild. Wie er's ſchaut, entſetzt:) Weh'! ſein Blick verſengt!! (Er wendet ſich verzweifelt und ſtürzt in Todesangſt zum Bett, der Purpur entfällt ihm im Umwenden und bleibt auf der Scene liegen.) — — Und dennoch! (Wendet ſich mit finſtrer Energie.) Ich trotze Dir! — (Er blickt ſtier auf das Bild.) Sage nicht, bleicher Mann, ich habe Dich mit Abſicht umgebracht! Todte und Lebendige ruf' ich zu Zeugen, daß ich's einſt treu gemeint! Wie Saul vom Weib zu Endor, ward von der Percy ich betrogen! (Fieberiſch viſionirend.) Strafſt Du mich Lügen?! Forderſt Du mich heraus?! — (Schaut ſich geiſterhaft, abweſend ringsum.) Auf, Soldaten! (Zieht das Schwert.) Schließt die Reihen! Vorwärts, Eiſenſeiten! — — — Seht Ihr ſeine Vorhut am Bergrand? Lauter Blaue und Cavaliere! Ho, hört doch die kecken Trompeten! — Den ſchwarzen, bleichen Mann, den nehmt auf's Korn mir! Dann heißt's wenigſtens, er ſei im Feld geſtorben! — (Schauerlich, wild.) Das iſt nicht die Ebene von Worceſter, Kinder, noch die Wahlſtatt von Marſtonmoor, das Thal von Joſaphat iſt's ſelber! Die abgeſchiednen Seelen kommen hergezogen, die große Schlacht zu ſchlagen am Ende aller Tage! Sturm! Sturm! Raſſelt, ihr Trommeln! daß man das Stöhnen der Fallenden nicht höre! Achtet's nicht, wenn ſie auch die Kanonen mit blut'gen Schädeln laden, ich führ' Euch! An des Zuges Spitze iſt Er, bei ihm ein bleiches Weib! Drauf denn! Beide zermalm' ich, Dich, falſche Percy, und Karl! (Er iſt im Fieberwahn vorwärts geſtürzt, erhebt mit beiden Händen das Schwert zu einem Streiche auf das Bild.) Claypole!! Tochter!!! (Er ſtürzt zuſammen.)

Fünfter Auftritt.

Richard. Thurloe und **Pearſon** (eilen durch den Gang herein).
Cromwell.

Richard (eilt zu ihm). Mein Vater! — Hebt ihn auf! — (Cromwell wird von Richard, Pearſon und Thurloe aufgerichtet und auf's Bett gebracht, wo Richard ihn an ſich lehnt.)

Richard (halblaut zu den Andern.) O Gott, der Arzt gab ihm zwei Tage noch!

Cromwell (matt). Die Friſt iſt früher aus, mein Sohn! — Bedeckt das Bild doch! — —

(Kurze Pauſe.)

Pearſon (bedeckt haſtig das Bild mit dem Purpur).

Cromwell. Thurloe, Pearſon, — gebt mir Eure Hand, — daß Ihr zu Richard halten wollt in feſter Treu'!

Pearſon. Bis an's Ende!

Thurloe. Wie wir Euch treu gedient!

Beide (geben Cromwell die Hand).

Cromwell (ihre Hände haltend). Gottes Segen dafür! — Das ſind die Einzigen, Richard, die niemals mich betrogen! — (Schüttelt ihre Hände und läßt ſie los, haſtig:) Pearſon, laßt Eure Regimenter gleich zuſammentreten, — ſperrt Whitehall ab! — Thurloe, ſchick' zum Parlament! —

Richard (haſtig). Ruft meine Frau! — —

(Thurloe und Pearſon durch die Mitte ab.)

Cromwell (rafft ſich mit aller Kraft empor). Richard, — tritt vor mich, lieber Richard, — daß ich Dir noch einmal recht in's Auge ſeh'! — (Richard, ſeine Hand haltend, tritt vor ihn hin, zu ihm gebeugt.)

Cromwell (qualvoll). Im Tode hört jede Scham auf, — ſelbſt des Vaters vor dem Sohn! — Nackt zeigt die Wahrheit da ihr düſter Antlitz! — Ich will — mit keiner Lüge von hinnen gehn! — Dies England groß und allgeehrt zu machen, war mir beſtimmt, — doch eine That ſchreit wider mich zu Gott! — Jener — jener Brief im Sattel war falſch!!! — (Bedeckt ſein Geſicht.)

Richard (prallt zurück, ſchreiend). Falſch?!!! —

Cromwell. Lucy hat des Königs Hand gefälſcht, um mich zu täuſchen!! —

Richard. Lucy?! Den Brief gefälſcht?!! — Der König iſt ganz ſchuldlos?!? —

Cromwell (zieht ein Papier aus dem Wams). Sieh den Beweis! (Giebt es Richard.) — Als Du von Dover ſie zurückgeführt, gab ſie dies Blatt mir! Auf dem Baßrook iſt ſie dafür geſtorben!! — Allerbarmer!

Richard (der in das Blatt ſtarrt, jammernd). O teufliſch Weib im Cherubskleide! Unſel'ger Vater, daß Dir ſo lange Scham und Furcht die Lippe ſchloß!!! Arme Maria, die ich verließ!!! (Er fällt vor ihm nieder und birgt ſein Haupt in des Alten Schooß.)

Cromwell (flehend). Sohn! — Richard! — Klage kommt zu ſpät! Was ich gethan, ich werd's vor dem vertreten, der meinen dunklen Lebensweg geſchaut! (Richard hebt haſtig ſein Haupt und umfängt den Vater.) Ich war die blutige Pflugſchar in Gottes Händen, mögeſt Du dafür in Frieden die Garben ſammeln! — Liebe die edle Maria recht, — die Mutter! — Vor Fairfax und Monk nimm Dich in Acht, — ſie halten's heimlich — mit dem Stuart. — Sei nicht zu mild, Du kennſt das Volk nicht. — Sie verjagen Dich ſonſt! — O Gott!

Richard (ſich raſch erhebend, den matten Cromwell an ſich preſſend, voll Angſt). Thurloe! Pearſon! — Der Vater ſtirbt!! —

Sechſter Auftritt.

Vorige. Thurloe, Pearſon, Maria (durch die Mitte).

(Maria eilt bleich und ſchluchzend zu Cromwell, erfaßt ſeine Hand und ſinkt vor ihm jammernd nieder.) (Kurze Pauſe.)

Cromwell (erhebt ſich noch einmal mit ganzer Kraft wie verklärt). Sie kommt wieder! — Das Rieſenweib aus meiner ſchön'ren Jugend. Eine Krone legt nochmals ſie zu meinen Füßen, deckt ſie mit ew'gen Himmelspalmen zu — und winkt mir! — Karl — gerächt, verſöhnt! — Prinz Wales! — König!! —

(Bricht todt an Richard's Seite zuſammen.)

Maria (jammernd). Der Vater iſt todt! — Todt! (Bedeckt ihr Geſicht.) (Feierliche Stille.) (Richard legt mit Thurloe's Hülfe ſtill den Verſchiedenen auf's Bett, tritt weg und verhüllt ſein Haupt.)

(Pearſon und Thurloe küſſen weinend des Todten Hände und decken ihn halb mit der Decke zu.)

Richard (erhebt ſeine Hände flehend). Allmächt'ger Herr der Sphären, erwecke einmal nur in mir des Vaters gewalt'ge Kraft!! — (Wendet ſich zu der weinenden Maria:) Ja, weine, Frau! Wenn auch ein tief gefallener, er war dennoch ein Engel von jener gewalt'gen Art, die das Jahrhundert mit ihrem Flügelſchlag erfüllen! (Tritt zu Karl's Bild, zieht den Purpur weg.) Das aber iſt mein König!! — (Kniet vor dem Bilde nieder.) Vor Deinem Bilde, ſchuldlos Geopferter, geſchworen ſei's: ich will das Reich, dem ich jetzt vorſteh', in Treue Deinem Sohn einſt wiedergeben! (Erſtaunen.)

Maria (die ſich erhoben). Richard! Mein Richard! — Nun verſtehe ich Dich ganz! Ob Armuth und Vergeſſenheit dafür Dein einzig Loos auch ſei, — ich theil's mit Dir!! — —

(Von unten aus der Ferne Choral der Eiſenſeiten.) (Trompeten. Dumpf tönen die Glocken von St. Paul darein.) (Richard erhebt ſich, geht mit Maria zu Cromwell's Bett.)

Richard (ergreift des Todten Hand, Maria ſinkt betend nieder, den Blick nach oben). Durch Deinen Sohn, Herr, haſt Du die arme Welt erlöſt, — laß meine Entſagung, laß mein künftig Elend zur Sühne für den Vater werden und nimm ihn auf!! —

Maria (glühend). Und alle Engel flüſtern weinend Amen!! —

(Richard bricht ſchluchzend über der Leiche zuſammen.)

(Der Vorhang fällt.)

Narciß.

Ein Trauerſpiel.

Perſonen.

Maria Lesczinska, Königin von Frankreich, Gemahlin Ludwig's XV.
Ludwig Franz von Bourbon, Prinz von Conti, Großprior des Malteſerordens.
Marquiſe **de Boufiers**, Hofdame der Königin.
Marquiſe **de Pompadour**, Palaſtdame.
Marquiſe **d'Epinay**, deren Vertraute.
Herzog **von Choiſeul-d'Amboiſe**, Graf **Stainville**, Premierminiſter.
Abbé **Terray**, Miniſter des Innern, Jeſuit, Beichtvater des Königs.
Marquis **Silhouet**, Finanzminiſter.
Maupeau, Kanzler.
Graf **du Barri**, Kammerherr des Königs.
Eugene de Saint-Lambert, Capitain der Nobelgarde.
Demoiſelle **Doris Quinault**, Schauſpielerin am Théâtre français, Vorleſerin der Königin.
Baron **von Holbach**,
Grimm, Philoſophen der Encyklopädie.
Diderot,
Chevalier **Salvandy**, erſter Cavalier, Ludwigsritter, im Dienſt der Marquiſe de Pompadour.
Chevalier **d'Atreuilles**, zweiter Cavalier, Ludwigsritter, im Dienſt der Marquiſe de Pompadour.
Narciß Rameau.
Barjac, Holbach's Kammerdiener.

Colette, das Kammermädchen Quinault's.
Zwei Pagen
Vier Kammerdiener } im Dienſt der Marquiſe de Pompadour.
Ein Kammerdiener der Königin.
Ein Diener Choiſeul's.
Erſter und zweiter Soldat der Nobelgarde.
Gäſte und Diener Holbach's. Herren und Damen des Hofes.
Damen der Königin. Diener. Nobelgardiſten.

Ort der Handlung: Abwechſelnd Paris und Verſailles.
Zeit: 1764.

Erſter Act.

Paris 1764. — Salon des Baron von Holbach (Nachmittag). — Eleganter Geſellſchaftsſaal im Styl des Zeitalters. In der Mitte und rechts nach dem Hintergrunde zu eine Thür. Links nach dem Beſchauer ein prächtiges Kamin. Rechts nach dem Vordergrund ein Fenſter. Vor dem Kamin, um eine Tafel, welche mit Globen, Landkarten und Büchern bedeckt iſt, etwa acht Seſſel. Am Fenſter ein Seſſel. Im Hintergrunde ein Tiſch zum Serviren des Thees.

Erſte Scene.

(Wie der Vorhang aufgeht, läßt ſich eben **Frau von Epinay,** die ganz erſchöpft angekommen, auf einen Seſſel nieder. **Barjac** ſteht ängſtlich vor ihr.)

Barjac. Ich will doch den Herrn Baron benachrichtigen — (will nach rechts) —

Epinay (haſtig). Nein, nein! Nicht um die Welt, Barjac! — Iſt Chevalier Grimm hier? —

Barjac. Ja, gnädige Frau. —

Epinay. O, bitten Sie ihn ſogleich zu mir, aber nur ja ohne Oſtentation! (Drückt ihm Geld in die Hand, er verbeugt ſich und will nach rechts ab.) Noch ein Wort! Iſt die Geſellſchaft im Bibliothekzimmer? —

Barjac. Ja, Frau Marquiſin. Nur Herr Diderot und ich denke — auch Mademoiſelle Quinault fehlt noch.

Epinay (winkt ihm zu gehen). Gut, gut! — (Varjac rechts ab.) Noch kann ich meiner Aufregung nicht Herr werden. — O, wie blaß ſie ausſah! — Wenn ſie ſterben würde, wären wir verloren. Ihr Ruhm war der unſrige! —

Zweite Scene.

Vorige. Grimm, gefolgt von **Varjac** (von rechts).

Epinay. Gott ſei Dank, daß Sie da ſind, Melchior! — Es gehen ſchreckliche Dinge vor! —

Grimm (frappirt). Was ſagen Sie, meine Schöne? — Wahrhaftig, Sie ſehen ganz verwirrt aus! (küßt ihre Hand) — Welch' geheimer Kummer?

Varjac (mißtrauiſch nach Beiden ſchielend inzwiſchen durch die Mitte ab)

Epinay (ſich nach Varjac umſehend). O, kein geheimer — es wird bald ein öffentlicher Kummer für alle die ſein, welche ſich die Freunde der Marquiſe de Pompadour nannten! —

Grimm. Ich erſchrecke! — Was iſt denn vorgefallen? — Sie iſt zwar ſchon lange leidend, aber man hoffte —

Epinay (einfallend). Leider iſt nicht mehr viel zu hoffen, denn ſeit geſtern trat ein ganz anderes Uebel bei ihr auf, das ſie binnen Kurzem aufreiben muß und den Aerzten ganz unbegreiflich iſt. Ihr Leibarzt erklärte, jede Erregung ſei ihr Gift, — ſie müſſe wie ein Kind behandelt werden, denn ein außerordentlicher Schreck würde ihrem Leben leicht ein Ende machen.

(Varjac's Kopf wird durch die Mitte ſichtbar.)

Grimm. Ich bin ſprachlos! — Aber wie iſt das möglich? — So plötzlich, ſo aus der Luft? — Wiſſen Sie das ganz genau? —

Epinay. Mein Gott, ich komme ja ſoeben von ihr! Heut' früh erfuhr ich's durch ein Billet Maupeau's, warf mich in den Wagen und eilte nach Verſailles. — Ach dieſer Anblick! — Die einſt ſo blendende Frau geknickt, gebrochen! — Ich ſage Ihnen, ein einziger Schreck, nur eine Nervenerſchütterung, Melchior, und ſie iſt nicht mehr! —

Grimm. Eh! Wenn es ſo mit ihr ſteht, werden wir wohlthun, uns nach einer andern Sonne umzuſehen.

Epinay. Doch wohin uns wenden?

Grimm. Stirbt Madame de Pompadour, ſo kann die Königin und ihre Partei die Oberhand gewinnen; — was dann aus uns wird, iſt leicht zu errathen. Oder das Parlament und die Encyklopädie läuft jenen den Wind ab, und es giebt eine große Reform. Das wäre eben ſo ſchlimm, denn meine Herren Philoſophen fangen an, mir ihre Freundſchaft zu entziehen und ſich nach Rouſſeau's ſentimentalen Tugendpredigten zu ſehnen. — Ich meines Theils bin dieſer Schulmeiſterſeelen müde.

(Barjac, der ſich zurückgezogen, wieder ſichtbar; ſo oft ſich einer der Sprechenden wendet, verſchwindend.)

Epinay. Darum habe ich inzwiſchen leiſe mit Abbé Terray angeknüpft, um für jeden Fall allen Situationen bei Hofe die Stirn zu bieten. In einer Viertelſtunde werde ich erfahren, was mit ihm auszurichten iſt.

Grimm. Das iſt gut! Eilen Sie ſogleich hin. — Man muß ihm zu verſtehen geben, daß man der Geſellſchaft Jeſu doch einmal zur Rehabilitirung nützlich ſein könnte.

Epinay. Nur einen Augenblick, Melchior, bis ich meine Erſchöpfung überwunden! —

Grimm (der ſich ſorgfältig umgeſehen). Ich möchte um alle Welt nicht, daß man eine Sylbe unſeres Geſprächs erführe. Sie wiſſen, wir ſtehen auf ſchwankem Grund und Boden. — Aber ich kann dieſe plötzliche Kriſe bei Madame de Pompadour's zäher Natur nicht begreifen. Sagen Sie, was kann die Veranlaſſung geweſen ſein? —

Epinay. Ein tiefes Geheimniß, das man vielleicht nur mit eigner Gefahr für ſich ſelbſt lüften kann.

Grimm. Wie ſo?! —

Epinay. Wir ſind allein, die Geſellſchaft iſt im Bibliothekzimmer — hören Sie denn. — Geſtern früh fuhr Madame de Pompadour auf Anrathen des Arztes in Begleitung Maupeau's und der Madame de Tencin nach Paris, um das ägyptiſche Cabinet des Grafen Caylus zu beſichtigen. — Sie wiſſen, wie ſelten, ſchon der Königin wegen, die Marquiſe nach Paris kommt. — Sie war, wenn auch matt und angegriffen, doch ziemlich heiter und betrachtete ſarkaſtiſch die Gruppen der Leute auf dem Boulevard du Temple. Plötzlich ſchrie ſie wie wahnſinnig: „Narciß, Narciß!" — fiel in Convulſionen und wurde mit genauer Noth bis in's Hotel Choiſeul gebracht, von wo ſie ſpäter nach Verſailles fuhr. Von dieſem unglückſeligen Augenblick an datirt ſich ihre Nervoſität, ohne daß es Jemandem gelang, den wahrſcheinlichen Urheber derſelben zu ermitteln. Ihr Zuſtand iſt beklagenswerth!

Grimm. Ich gäbe Unendliches darum, die Urſache zu kennen, die dieſes kälteſte aller Weiber, die Meiſterin aller Verſtellungskunſt aus den Fugen getrieben. Doch gleichviel, wenn ſie nur ſo lange lebt, bis ihr letzter ſtolzeſter Plan ausgeführt, bis der König und die Königin getrennt und die ſchlaue Marquiſe ihm an die linke Hand getraut iſt. — Wie weit gedieh dieſe Angelegenheit? —

Epinay. Die Dispenſation des Papſtes iſt vorgeſtern in der Stille angelangt. Dem Dauphin iſt die Thronfolge geſichert, ſie behält die königlichen Ehren; — wenn ſie alſo unterſchreibt, begeht ſie einen Privatact. Unterſchreibt ſie nicht, ſo dürfte ihr Budget noch ſchmäler werden, als es ſchon iſt.

Grimm. Nun, eine Baronie, eine lucrative Stelle wäre uns dann gewiß und man könnte ruhiger dem Wechſel der Intriguen zuſehen. Aber was zögern Sie? Gehen Sie, Sie haben ſich genügend erholt, — man könnte mich in der Geſellſchaft zu lange vermiſſen. —

Epinay (aufſtehend und zärtlich zu ihm hintretend). Melchior, wir müſſen jetzt inniger denn je verbündet ſein. — Warum entziehen Sie ſich mir ſeit einiger Zeit? — Bin ich Ihnen denn ſo ganz gleichgültig geworden? —

Grimm. Sie ſind ſehr naiv, liebe Marquiſe! —

Epinay. Welche Veranlaſſung habe ich Ihnen denn zu dieſer Kälte gegeben? —

Grimm. Sie werden immer naiver. Nun, ich will mich Ihrem Verhöre ſtellen und jede Strafe, die Sie mir dictiren werden, annehmen, — wenn wir mehr Zeit zu ſolchen Kindereien haben werden. (Er ſchellt.)

Dritte Scene.

Vorige. Barjac (durch die Mitte).

Epinay. O, ich verſtehe! Herzlos wie immer!

Grimm (zu Barjac). Eh, den Wagen für Madame!

Barjac. Zu Befehl! (Eilt voran.)

Grimm (Epinay den Arm bietend). Sie erlauben, Frau Marquiſin? (Sie zur Mittelthür führend.) — Alſo zu dem Abbé. Ich erwarte Sie bald zurück. — (Epinay und Barjac durch die Mitte ab.)

Grimm (zurückkommend, ſpöttiſch). Die Gute wird mit ihren Liebesbeweiſen nachgerade langweilig, — und doch kann ich ſie nicht ſo ganz vernachläſſigen; ich bedarf noch ihres Einfluſſes. — Aber ſo wie ich nur von der Philoſophie loskomme, und in den Dienſt der Czaarin getreten bin, ſoll mir dieſe Schöne keine Skrupel mehr machen (thut einige Schritte). — Eh, es iſt gar nicht übel, wenn man den Vorhof der Weltweisheit, in dem Diderot, d'Alembert, Helvetius und alle dieſe guten Seelen noch herumkriechen, überſchritten und das Heiligthum der abſoluten Wahrheit, den Kern jeglicher Philoſophie, den Hebel des Weltalls begriffen hat: das perſönliche Intereſſe. — (Pauſe.) — Eh, die Czaarin wird Augen machen, wenn ſie unſere neueſten Nachrichten hört! (Nach rechts ab.)

Vierte Scene.

Barjac (vorſichtig durch die Mitte eintretend, hält ein Blatt Papier und einen Bleiſtift in der Hand).

Barjac. Dies Geſpräch war ja ein unſchätzbarer Fund! — Nun Mademoiſelle Quinault bezahlt mich auch gut und hat meine Tochter an's Théâtre français gebracht. Ich bin ihr Schuldner und ſie ſoll ſehen, daß ich mit Zinſen zurückzuzahlen verſtehe. (Horcht.) Sollten ſie ſchon kommen? (Lauſcht rechts an der Thür.) Nein, man iſt noch im Geſpräch! — Gut, bis der Thee ſervirt wird, bin ich ungeſtört. Ich eile, die Notizen für Demoiſelle zu Papier zu bringen, — eine Hand wäſcht die andere! (Ab durch die Mitte.)

Fünfte Scene.

Baron von Holbach, Doris Quinault und **Saint-Lambert** (von rechts).

Quinault (im Geſpräch). Ich verſichere Sie, Baron, es ſchwebt ein neues Gewitter in der Luft von Paris, man weiß nur nicht, wo's diesmal einſchlagen wird. Haben Sie geſehen, wie ſonderbar ſich Grimm benahm? Auch die Epinay, die ſonſt nie fehlt, ſehe ich heute nicht. Auf mein Wort, es geht in Verſailles etwas vor, ich betrüge mich nicht.

Holbach. Kein Wunder, daß die Vertraute der Königin einen feinen politiſchen Inſtinct hat. Nun, was dort vorgeht, wird man, denk' ich, zeitig genug erfahren. Da aber von Grimm die Rede iſt, muß ich nun doch wohl eingeſtehen, daß er nachgerade auch mir läſtig zu werden anfängt. Seit Rouſſeau fort iſt, maßt er ſich eine dogmatiſche Suprematie an, die täglich drückender wird. Jean Jaques mag ſo ſchroff und mißtrauiſch ſein, wie er will, er ehrt doch das Recht der freien Meinung überall.

Quinault. Und das liebe ich eben! Es iſt gewiß, daß man bei ihm weniger Gefahr läuft, ſeine Individualität zu verlieren, als bei Grimm, der Alles mit ſeiner Allwiſſenheit verſchlingen will.

St. Lambert. Das habe ich Holbach längſt geſagt, aber er und Diderot wollten nicht hören; nun folgt die Strafe.

Quinault. Daß er jetzt ſogar Rouſſeau öffentlich ſchmäht, da er im Exil iſt und ſich nicht vertheidigen kann, iſt eine Erbärmlichkeit. Beobachten Sie ihn nur! Obgleich Madame de Pompadour kränklich iſt, kann ſie bei der Schwindſucht lange genug leben, um dem Liebhaber ihrer treuen Epinay eine Stellung zu geben, in der er den Philoſophen wegwirft und die Philoſophie verfolgt.

Holbach. Ich denke doch, ſchöne Doris, Sie ſehen bei ihm zu ſchwarz, zu parteiiſch. — Apropos, was ſpricht man ſonſt Neues in der Stadt? —

St. Lambert. O, nicht viel, einige Lüderlichkeiten aus Verſailles abgerechnet. Die Generation tanzt Menuet auf ihrem Grabe und die klugen Leute warten ab, die allgemeine Taktik der Parteien.

Quinault. O, daß man warten muß! — Iſt das Jahrhundert denn nicht entwürdigt genug, ſoll man abwarten, bis es noch entarteter wird? Ich möchte wohl wiſſen, was die Theile gewinnen können, wenn das Ganze zu Grunde geht?!

Holbach. Um Gotteswillen keine hiſtoriſchen Seifenblaſen! Die Menſchheit iſt unſterblich, das iſt mein Troſt. (Sieht nach der Uhr.) Doch wir haben lange genug auf Diderot gewartet, es iſt Zeit, die Geſellſchaft zum Thee zu bitten. (Er klingelt.)

St. Lambert. Und habt ein Auge auf Grimm!

Sechſte Scene.

Vorige. Barjac (durch die Mitte).

Holbach. Laſſen Sie den Thee bringen, die Geſellſchaft mag eintreten.

Barjac (rechts ab).

Siebente Scene.

Vorige. Marquiſe Epinay (durch die Mitte).

Epinay. Da bin ich endlich! — Habe ich viel verſäumt, meine Lieben?

Holbach. Da Sie immer bei ſich ſind, verſäumen Sie nie etwas, ſchöne Frau. — Wir ſind vollzählig bis auf Diderot. Die Götter mögen wiſſen, wo er bleibt. Er wird uns die verſprochene Vorleſung, wie es ſcheint, ſchuldig bleiben.

Achte Scene.

Vorige. Grimm, Marquiſe de Bouflers und Geſellſchaft von rechts. **Barjac** und Diener, welche Thee bringen, durch die Mitte. **Holbach, St. Lambert** und **Quinault** treten nach links und unterhalten ſich. **de Bouflers** und Einige aus der Geſellſchaft bilden eine Gruppe im Hintergrunde. **Grimm,** grüßend zu

Epinay, welche nach rechts tritt.

Epinay (während ſie dem eintretenden Grimm entgegengeht, zu Holbach). Ach, das iſt Schade! (Verneigt ſich gegen Grimm und läßt ſich auf dem Seſſel am Fenſter nieder.)

Grimm (raſch, halblaut). Haben Sie etwas bei dem Abbé ausgerichtet?

Epinay (ebenſo). Er traut uns nicht recht, doch er wird zahm werden. Vorſichtig, man beobachtet uns.

Grimm. Sie haben mich doch nicht vorgeſchoben? —

Epinay. Grimm, was denken Sie? —

Grimm. Nichts, als daß Sie eine — Frau ſind. (Laut, zur Geſellſchaft gewendet.) Nun, meine Herrſchaften, ich dächte, wir gäben die Gruppenunterhaltung auf und trügen zuſammen, was Jeder Neues hat.

Holbach. Der böſe Diderot, er wollte ein neues Manuſcript des Deſtouches leſen und läßt uns nun im Stich!

Neunte Scene.

Vorige. Diderot (durch die Mitte).

Holbach (deutet auf Diderot). Lupus in fabula. (Zu ihm.) Sie Treuloſer!

(Allgemeine Bewegung.)

Diderot (ſich verneigend). Meine Reverenz! Schon lange beiſammen? —

St. Lambert. Gewiß, Sie Worthalter!

Diderot (zur Geſellſchaft). Ich muß mein Zuſpätkommen entſchuldigen. Ich wurde aufgehalten im Café Prokop, und habe zu viel gehört, um nicht von Ihnen Verzeihung zu erhalten, wenn ich beichte.

Alle (durcheinander). Was ſagt er? — Laßt hören! — Ei, erzählt doch! (Umgeben ihn.)

Diderot. O, Sie erſticken mich ja! — Aber das Neueſte iſt, daß Marquiſe de Pompadour ſeit geſtern früh ſehr bedenklich erkrankt iſt.

(Allgemeine Ueberraſchung.)

Holbach. Wiſſen Sie das gewiß?
de Bouflers. Wär's möglich?
Grimm (für ſich). Eh, es iſt ſchon publik!
Quinault. O, wenn das wahr wäre!

(Kurz nacheinander.)

Epinay (leiſe zu Grimm). Wer kann es verrathen haben?

Diderot. Ich ſetze mich ſelbſt zum Pfande, daß es ſo iſt!

St. Lambert. Aber woher die Nachricht? — Und davon wüßten Sie nichts, Frau Marquiſe?

Epinay. Ich war unwohl und ſeit drei Tagen nicht in Verſailles. Ich bezweifle die Nachricht.

Quinault. Und ſie iſt verbürgt? —

Diderot. Ja, ſo weit eine indirecte es überhaupt ſein kann. Ich habe ſie aber von Jemand, deſſen Geſchäft es iſt, alle Geheimniſſe und Skandaloſa von Paris auszuwittern.

Quinault. Wer iſt das? —

Diderot. Der erbärmlichſte und vielleicht genialſte Menſch in Frankreich, der größte Narr ſeiner Zeit — Narciß. — Ich habe Narciß geſehen.

St. Lambert (lacht). Ah ſo? Der kann es wohl wiſſen.

Holbach. Wahrhaftig, kein übler Gewährsmann!

Epinay (erſtaunt). Um Gotteswillen, Narciß? —

Grimm (ebenſo). Narciß? — Mein Himmel, wer iſt denn das? —

Diderot. Wahrhaftig, ſo kann nur Jemand fragen, der in ſo excluſiver Luft lebt, wie Frau von Epinay und Grimm. Welcher Pflaſtertreter der Reſidenz kennt nicht das Ideal aller Gamins, den Neffen des großen Rameau, wer kennt nicht Narciß?

de Bouflers. Ah, ich erinnere mich von ihm gehört zu haben, es ſoll eine poſſirliche Art von Menſch ſein.

St. Lambert. Wünſchen Sie ja nicht ſeine Bekanntſchaft zu machen!

Epinay. O, nun fällt mir ein, man hat von ihm einmal in Verſailles Drollerien erzählt. Kann man dies Wunderthier nicht ſehen, lieber Diderot? —

Grimm (leiſe). Vorſichtig! (Laut.) Eh, wenn es Ihnen Spaß macht. — Wo trifft man das Individuum?

Diderot. Ueberall, wo Sie wollen. Doch ich denke, er muß hier vorüber kommen, (tritt zu Epinay an's Fenſter) er wollte zu den Buffonis in die Oper. (Zeigt auf die Straße.) Sehen Sie, da iſt er ſchon!

Quinault (tritt zu Diderot, auf die Straße blickend). Der dort iſt's an der Ecke, nicht wahr? —

Diderot. Gewiß! Sehen Sie nur, er lieſt die Affichen. Sie kennen ihn alſo, meine Zaire?

Quinault. Ach ſo obenhin, aber mir iſt eine Anekdote mit ihm begegnet. — Ich intereſſire mich für ihn und weiß ſelbſt nicht recht, warum. Seinen Namen höre ich heut' zum erſten Male.

Holbach (in komiſchem Erſtaunen aufſtehend). Sie intereſſiren ſich für Narciß? — Sie? — Das wäre! Für einen unverbeſſerlichen Taugenichts von vierzig Jahren? —

Quinault. Ach, danach frag' ich wenig. Aber denken Sie nur, wie ich ihn kennen lernte. Seit längerer Zeit bemerkte ich ihn nämlich hinter den Couliſſen im Theater, auf einem Stuhl, ſteif wie ein Mondſüchtiger. Vorige Woche ſpielte ich die Rodogune und ich denke, nicht übel. — Als ich in die Garderobe treten will, ſagt er zu mir: „Sie ſpielen wirklich paſſabel, Kind, aber Sie würden beſſer ſpielen, wenn Sie die Rodogune wären!“ — Ich drehte mich betroffen um, — da ſah er mich mit ſo großen brennenden Augen, ſo übermenſchlich möchte ich ſagen, an, daß ich ganz verlegen war. — „Nur nicht verblüfft,“ lachte er, „Denen im Parterre gefällt's ja, was geht Sie mein Urtheil an?“ und fort war er.

Diderot. Wenn ſich ſeine Keckheit nicht mehr erlaubte, wär' er gar nicht ſo ſchlimm, aber — (ſieht wieder aus dem Fenſter). Nun ſteht er gegenüber. Jetzt können Sie ihn genau ſehen! (Epinay und Quinault ſehen hinaus.) Nicht wahr? —

Epinay. Sehr gut.

Quinault. Er iſt es!

Epinay (zu Grimm tretend, leiſe). Unmöglich, ihn kann die Marquiſe nicht gemeint haben, — aber ſprechen möcht' ich ihn doch.

Quinault. Bitte, bitte, lieber Diderot, laſſen Sie mich das Original in der Nähe ſehn!

Epinay (haſtig). Ich auch!

Holbach (lachend). Nun, mein Gott, wir laſſen ihn heraufkommen!

Alle (lachend, durcheinander). Ach ja!

St. Lambert. Daß wir uns amüſiren, dafür ſtehe ich.

Diderot. Wenn Sie aber von ſeiner Indelicateſſe beleidigt werden, ich waſche meine Hände in Unſchuld. Barjac, kommen Sie her. (Barjac tritt zu ihm an's Fenſter.) Sehen Sie jenen Mann im defecten Rock am Putzladen der Duchapt?

Barjac. Zu Befehl.

Holbach. Bitten Sie ihn herauf.

Diderot. Zu mir, ſagen Sie!

Barjac (durch die Mitte ab).

de Bouflers. Ich fürchte, man compromittirt ſich mit ihm.

St. Lambert. Die ſchöne Welt wird ſtaunen, daß —

Diderot (einfallend). O, gar nicht! — Iſt es denn außerordentlich, einen Papageyen zu halten? — Und er iſt der Papagey der Pariſer Geſellſchaft, ja der Papagey unſeres tollen Jahrhunderts. — Da kommt er ſchon! (Die Anweſenden wenden ſich nach der Thür, ſo daß die Mitte frei bleibt.)

Zehnte Scene.

Vorige. Narciß (durch die Mitte).

Narciß (kommt, wie abweſend vor ſich hinſtierend, langſam nach vorn und ſingt parlando vor ſich hin):

„Ich bin ein armer Geſelle,
„Bin ein verblendeter Thor,
„Gleiche der ſchwankenden Welle,
:,: „Die ſich am Strande verlor!“ :,:

(Klatſcht.) Bravo, bravo! Wahrhaftig unvergleichlich! Das iſt doch noch Muſik, Donnerwetter!

Diderot (zu ihm tretend). Ah, Ihr ſingt die ſchöne Arie aus dem Dorfwahrſager.

Narciß (wie erwachend). Ja wohl! — Ja! — Nicht wahr, ſie iſt ſchön? — Sehr ſchön! — Ich ſummte ſie eben im Kopfe, und ſo bin ich hereingekommen, ich weiß nicht wie. Eine himmliſche Muſik! — Apropos, ich vergaß Euch zu fragen, was Ihr wollt.

Diderot (ſich zur Geſellſchaft wendend). Ei, ich will Euch dieſen Herrſchaften vorſtellen, man wünſcht Euch hier kennen zu lernen.

Narciß (erſtaunt). Aha! — Soll das Schmeichelei ſein? — Haha, mich, Diderot? —

Diderot. Nun, Ihr ſeid doch immer eine Curioſität, die man ſich einmal anſieht. Lange hält's natürlich Keiner mit Euch aus! (Zur Geſellſchaft.) Meine Herren und Damen, das iſt Narciß Rameau, der ausbündigſte Narr Frankreichs.

Narciß. Der Welt, Herr, wollt Ihr ſagen! — Aufzuwarten! — Ich bin ſo eine Art Univerſalnarr, in dem alle Uebrigen aufgehen. Wer mich ſieht, ſieht ſich im Spiegel; ſehen Sie mich recht an, meine Verehrten! (Zu Quinault.) Ah, Mademoiſelle Quinault, unſere Rodogune, unſere Merope! — (Zu Holbach und Grimm.) I, und da ſind auch die ſtolzen Pfeiler der Encyklopädie! — (Verneigt ſich.) Meine tiefſte Ehrfurcht! Ich würde Euch gern eine Vorleſung über die Weltſeele oder die Atome halten, Sereniſſimi, daß Euch der Kopf ſummen ſollte, aber ich habe kein Geld zu einer Allonge!

Diderot. Schadet nichts, verſucht's mit uns ohne das.

Narciß (ſetzt ſich links zu Holbach und Diderot an den Tiſch). Die Philoſophie? Die iſt ein reines Unglück, beſonders die Encyklopädiſtik.

Holbach. Was Ihr da ſagt, Freund, iſt wohl eine Grobheit, aber kein Beweis!

Narciß. Was, ich ſoll Beweiſe führen? — Bin ich ein Gelehrter? — Ich bin Narciß Rameau, ein Nichts von einem Menſchen und hab' mich mein Lebtag nie auf Fachſtudien eingelaſſen. Die arme Philoſophie, was ſie ſich quälen muß! — Sie erforſcht logiſch den Geiſt und kommt dabei logiſch — auf die Materie, dann erforſcht ſie logiſch die Materie und geräth logiſch — auf den Geiſt. Hahaha! der Geiſt und die Materie ſind die zwei Bündel Heu, zwiſchen denen die liebe Weltweisheit ſteht.

(Bewegung in der Geſellſchaft.)

St. Lambert. Ihr ſeid ein geiſtreicher Schuft, bei Gott, und taugtet genau zu einem Recenſenten, etwa beim Mercur de France, oder beim Observateur littéraire. Ich möchte den Schriftſteller kennen, den Ihr ungerupft ließet.

Narciß. Keinen, der einer iſt, natürlich!

Holbach. Den Schriftſteller, der keiner iſt? — Mir ſcheint, Ihr brillirt gern in Paradoxen?

Narciß. Ach, das ſcheint nur ſo. — Nur ſolche Leute, wie ich, finden Gnade bei mir, zum Beiſpiel Rouſſeau.

Quinault. Alſo Rouſſeau?! — Und wie iſt denn ein Schriftſteller, der keiner iſt?

Grimm. Eh, der ſchwatzt Unſinn!

Narciß. Seht, Grimm hat's getroffen! Nur immer abſprechen, Herr, das iſt eine gar bequeme Arbeit, die wenig Hirnſchmalz koſtet. — — Schriftſteller, die keine ſind, ſind Menſchen, die nichts ſchreiben wollen, — Träumer, Verrückte, verkommene Menſchen mit erquetſchten Herzen, die als Schaum auf dem ſtagnirenden Sumpfe der Pariſer Geſellſchaft ſchwimmen, wie ich; — Leute, die von wer weiß was leben, nur nicht von Schriftſtellerei. — Da kommt auf einmal ein ſonderbares Ding über ſie, das Niemand ſo eigentlich kennt. Es hängt in der Luft, es iſt da, aber man kann's nicht faſſen; es kommt über einen allmächtig wie ein neuer Glaube, der die Thore der Zukunft aufreißt, durch die unſre Sehnſucht in die Perſpective aller Ewigkeiten ſchreitet! — es regiert Einen dann ganz und gar, ſetzt ſich eiſern in Herz und Hirn, und will man's los werden, ſo wird — ein Buch daraus.

Quinault. Und könnt Ihr uns dies Ding mit keinem Worte beſchreiben?

Narciß. Ich weiß es nicht. — Ich habe oft darüber nachgedacht, auf den Boulevards, in den Sommernächten. — (Grübelnd.) Ich, — ich möcht', — ja, wenn ich's denn zum Satan doch benennen ſoll, — möcht' ich's dann den, — den Geiſt der Geſchichte möcht' ich's nennen! Aber es iſt eben damit gar nichts geſagt, es iſt Alles Schall, Schaum, Rauch! (Auffahrend.) Bah, Ihr die Gelehrten! Ihr ſeid weiſe und gut, Ihr verzehrt ruhig Euren Braten, trinkt Euren Wein und thut Euer Amt, — aber, — — hahahaha! — in fünfzig Jahren wird man ſagen: „Diderot war ein ganz vortrefflicher Kopf, ſchade, daß ſich ſeine Ideen überlebt haben, und Grimm! — Hm! — Grimm, Grimm! „Wer war Grimm?" wird man fragen. — „Ah ſo, Der, der einmal auf Rouſſeau geſchimpft hat??" —

Diderot. Bravo, das iſt köſtlich!

(Alle geben außer Grimm und d'Epinay ihren Beifall zu erkennen.)

Grimm. Eure Beleidigungen, mein Beſter, ſind ſtumpfe Pfeile. Wer von Bedeutung in Paris wird nicht von Euch beſudelt!

Narciß. Recht, das iſt mein liebſtes Geſchäft, darum lieb' ich meine Opfer. Den Rouſſeau, zum Beiſpiel, kann ich für den Tod nicht leiden, ich haſſ' ihn! —

Lambert und **Quinault.** Warum?

Narciß (ärgerlich). Ich kann ihm nichts anhaben!

Diderot. Und was hat er Euch gethan?

Narciß. Nichts! — Was ich ſagen wollte: die kleine Goſſin, die den Marquis Mirepoix hat, iſt in —

Lambert (lachend einfallend). Nein, nein, erſt die Antwort! — Was hat Euch Rouſſeau gethan? — Warum haßt Ihr ihn? —

Narciß. Weil ich — Ich ſag's nicht!

Quinault (legt ihm die Hand auf die Schulter, ſchmeichleriſch). O bitte ſchön, Narciß, ſagen Sie es doch!

Narciß (blöde). Weil, — weil, weil; — (lauter) Neunt

Ihr den — Neid?! — den hirnverwirrenden, herzzerfreſſenden Neid?! — (bitter) O nicht wahr, haha! ich ſehe danach aus, daß ich noch Jemanden im Leben beneiden könnte? Mein Neid iſt doch — wahrhaftig, — haha, — höchſt — haha — lächerlich! (Sinkt convulſiviſch auf den nächſten Seſſel. Thränen rollen ihm über's Geſicht.) Aber ich habe mich doch ſo lieb, mein Gott! — ſo lieb! — (Verſinkt in ſtiere Apathie. Alle ſind erſchrocken um ihn getreten.)

Diderot. So iſt er oft. Was mag in ihm vorgehn? — Narciß, erholt Euch! —

Quinault. Das hab' ich nie erlebt! — der Arme! Mir thut das Herz weh, wenn ich ihn anſehe.

Lambert. Wahrhaftig, man kann an ihm ſich ſelbſt erkennen lernen.

Diderot (rüttelt ihn). Rameau! —

Narciß (auffahrend). Ja ſo! — Haha! — Da ſeht Ihr, wie jämmerlich abgeſchmackt ich bin.

Lambert. Hört, Ihr ſeid doch ſehr zu bedauern. Ich an Eurer Stelle verſuchte einmal meine Gedanken in eine Form zu bringen und niederzuſchreiben. Ehe Ihr gar nichts thut, iſt es am Ende doch ehrenwerther, Ihr wagt einmal eine Arbeit auf die Gefahr hin zu verunglücken.

Narciß. Das fehlte mir! — Pah, man bezahlt meine Nichtswürdigkeiten, Freund, und ich ſollte mir die Mühe nehmen, zu ſehen, wie ſich's bei etwas Reellem verhungern läßt? —

Quinault. Geht doch, Ihr geſteht ſelbſt, daß Ihr Rouſſeau beneidet, und Ihr beneidet ihn doch wahrhaftig nicht um die Rolle, die der Verbannte in der Welt ſpielt? Eure Logik iſt ſchlecht! —

Narciß. Oder auch nicht! — Wenn ich Rouſſeau haſſe, habe ich meinen guten Grund, und — der geht Euch nichts an. (Gepreßt.) Es iſt in jedes Menſchen Leben ein Etwas, das er nicht gern lüftet, an dem er nie rüttelt; und ſeine Exiſtenz iſt ein Bemühn, über dies verwünſchte Etwas hinwegzukommen. Könnt Ihr mein vergangenes

Leben auslöſchen? — Auf die Prämiſſe kommt's an in der Logik!

Quinault. Das heißt: Ich kann mich nicht mehr ändern, ich muß bleiben, wie ich bin. (Faßt ihn bewegt bei der Hand.) Ihr könnt nicht? —

Narciß (herb). Ich will, — ich werde mich nicht mehr ändern! (Peinlich.) Ich kann ja nicht aus mir heraus! (Finſter.) Ich muß bleiben, wie ich bin, — ich will es ſo!

Quinault (ernſt). Nun, Ihr müßt wiſſen, ob Eure Vergangenheit der Art iſt, daß Ihr ſo bleiben müßt, elend mit vollem Bewußtſein. Und das tragt Ihr mit Talenten, die zehn Anderen eine anſtändige Stellung ſichern würden.

Narciß. Ich bin ein jämmerlicher Menſch, Doris, das iſt unbeſtreitbar. Ich gleiche dem Wrack, das mit dem Winde treibt, — wozu noch ſteuern?! — Ich könnte Muſikunterricht geben, aber ſagt doch, Diderot, würdet Ihr mir Eure Tochter anvertrauen?

Diderot. Eine delicate Frage.

Narciß. Nein, Ihr würdet es nicht, und thätet recht daran! — Unterrichten! Welch' verteufelte Arbeit! — „„Aber greifen Sie doch richtig, Gnädige! Fis, fis! Herr Gott!"" — Wenn man nicht die Ausſicht über die Schultern frei hätte, es wäre zum Tollwerden. — Es ſieht allerdings Jeder den Narciß Rameau verächtlich an, aber ſie haben Alle doch verdammte Furcht, daß ich ihnen ſchaden könnte. Bah, es giebt in Paris nicht zehn Menſchen, die nicht wie ich thäten, nicht thun müßten, um über Waſſer zu bleiben. Die Geſellſchaft lebt vom eignen Ruin, ſie ſaugt ſich ſelbſt aus, hihi. Und die Selbſtausſaugung des Menſchengeſchlechts nennt man Weltgeſchichte.

Quinault. Aber Ihr ſeid bei dieſer Anſicht doch ſehr unglücklich. — Wenn Ihr's auch leugnet, ich weiß es.

Narciß (erſchreckt). Ihr wißt es? — Wie ſo? — Nein, — ich bin's nicht! (Spöttiſch naiv.) — Oder ja, — mitunter, — das heißt, — wenn ich nichts zu eſſen habe. Ich lebe ſchon lange genug, um endlich zu wiſſen, worin das Glück des Lebens beſteht.

Holbach (lächelnd). Und Ihr habt dies Problem gelöſt? — Das könnte Euch unſterblich machen. Worin beſteht denn das eigentliche Glück des Lebens?

Narciß. Das einzig wahre Glück des Lebens beſteht in — der regelmäßigen Verdauung; der Conſum iſt die causa movens des Weltbau's!

Alle (empört aufſtehend durcheinander): Pſui!! —

Diderot. Unverſchämter Geſell! —

Quinault. O, er iſt ein unverbeſſerlicher Wicht! —

Narciß. Das hab' ich vorher gewußt; (komiſch, ernſt) aber es iſt das Loos jeder großen Wahrheit, daß ſie von den Zeitgenoſſen verläſtert wird. Ich bin geiſtreich, moraliſch, wenn ich ſatt gegeſſen habe; mein Körper, mein Geiſt können nicht leben, wenn ich hungern muß.

Diderot. Mir thut es leid genug, Sie mit ſeiner Gegenwart beleidigt zu haben.

Narciß. Da habt Ihr wieder Recht, Herr. Es iſt die Strafe aller Leute, daß ſie ſich für mich intereſſiren müſſen, um ſich über mich zu ärgern.

Quinault. Aber Menſch, ſeht Ihr denn gar nicht ein, daß es ein Höheres im Haushalt der Natur giebt? — Habt Ihr im Leben nie eine Ahnung davon gehabt, daß man leiden und darben kann, und dennoch groß und reich ſein im Beſitze eines Weſens, einer Idee, einer heiligen Erinnerung, einer flackernden Hoffnung?

Narciß (verwirrt). Ihr, — Ihr — Ihr fragt zu viel! — (Starrt in's Leere.)

Elfte Scene.

Vorige. **Barjac** (mit einem Brief durch die Mitte).

Barjac (den Brief an Madem. Quinault gebend). Er wurde zur augenblicklichen Ueberreichung abgegeben. (Indem Quinault den Brief nimmt und etwas zur Seite tritt, raunt er:) Leſen Sie um Gotteswillen!

Quinault (haſtig). Ha, was iſt's? (Zu Narciß.) Beantworten Sie meine Frage, Narciß; Sie ſollen mir nicht entwiſchen. (Quinault durchfliegt den Brief.)

Lambert. Ja, antwortet darauf.

Narciß. Was Mademoiſelle ſagte, iſt gewiß recht hübſch, recht edel. — Wenn es derlei Dinge giebt, die uns, wenn wir darben, entſchädigen, um ſo ſchlimmer für mich, denn ich habe nichts, wofür ich leiden kann. Ihr Narren, das iſt ja das Entſetzliche meiner verfluchten Exiſtenz, ich darbe eben um Nichts! — Eins aber iſt immer an mir zu rühmen, — daß ich über meine Handlungen ohne Schimpf, ohne Scham lachen kann, — und wenn mich ganz Paris verachtet, ſo lange ich mich nicht verachte, lache ich Euch Allen in die Zähne! — Ho, wenn ich ein ausgelernter Spitzbube wäre, ich wäre jetzt ein berühmter Mann, — etwa wie Grimm, der weiße Tyrann, der ſeine Qualität der Materie, ſeinen Geiſt, erſt zur Geltung bringen konnte, als er ſeinem Freunde Jean Jaques einen Fußtritt verabreichte, und doch hatte ihn Rouſſeau in anſtändige Geſellſchaft gebracht, wie Ihr mich, Diderot. Hahahaha, laßt Euch nicht auslachen! — Alle, wie Ihr da ſitzt, die ganze noble Geſellſchaft von Paris heißt Narciß, Narciß der Selbſtliebhaber, der Eigenſüchtige, der Ichmenſch, Narciß Rameau! — Es iſt Zeit in die Oper, Adieu! (Wendet ſich nach der Thür.)

Grimm (wüthend). Die Frechheit dieſes Burſchen grenzt an Wahnwitz, und nur ſeine Erbärmlichkeit hält mich ab — (Greift nach dem Degen.)

Narciß (einfallend). Haha, aber ich bin logiſch! (Geht lachend nach der Thür.)

Epinay (leiſe zu Grimm). Er entſchlüpft uns, wir müſſen ihn fragen! (Laut.) Rameau, noch ein Wort! —

Narciß (umkehrend). Und? —

Quinault (die, als ſie den Brief mit ſteigendem Affect durchflogen, Narciß lange angeſtiert, plötzlich hervorbrechend). Narciß, eine Frage! —

Epinay (raſch). Wo waren Sie geſtern Vormittag um 11 Uhr etwa? —

Quinault (einfallend). Gewiß auf dem Boulevard du Temple? —

Epinay (erſchrocken). Wie kommen Sie zu der Frage, mein Fräulein? (Leiſe.) Mein Himmel, ſie weiß doch nichts davon?! —

Quinault. Das wollte ich Sie ſoeben fragen. (Leiſe.) Sollte er's doch ſein? — (Allgemeine Spannung.)

Narciß (verwundert). Nun, und was iſt's denn? — Iſt das ſo wunderbar, daß ich das Pflaſter von Paris trete? — Ja, ich war da!

Quinault (raſch). Ihr ſaht dort eine königliche Equipage?

Grimm. Saht Ihr ſie?

Epinay (für ſich). O Gott, ſie weiß es!

Narciß. Wohl! — Ganz richtig! — Ich beſinne mich! Sechs Iſabellen mit carmoiſinſammtnem Geſchirr? Die Leute meinten, es ſei der Wagen der Pompadour; ich hätt' was d'rum gegeben, ſie einmal zu ſehen!

Quinault, Epinay, Grimm (ſtarr). Er iſt's!! — (Alle Uebrigen ſind erſtaunt näher getreten.)

Quinault (faßt plötzlich Narciß am Arm und zieht ihn bei Seite, leiſe). Ein Wort, Narciß!

Diderot. Aber was bedeutet das, meine Herrſchaften? —

Quinault (leiſe zu Narciß). Keinen Laut weiter! Ich habe ein Geheimniß für Sie! Erwarten Sie mich drüben an der Ecke in einem Miethwagen! Um Gotteswillen, raſch!! —

Narciß (leiſe). O, ich bin galant! (Laut.) Adieu! (Raſch durch die Mitte ab.)

Epinay (will ihm nachſtürzen). Narciß, wohin? —

Quinault (tritt ihr triumphirend in den Weg). Er ruft nur meinen Wagen. Ein Wort, liebe Bouflers! (Zu Bouflers, die raſch zu ihr getreten iſt, leiſe.) Die Pompadour will gekrönt in's Grab ſteigen. Der Dispens aus Rom iſt da! Eilen Sie zur Königin!

Bouflers (entſetzt). Großer Gott!

Quinault (zu Epinay). Er ruft meinen Wagen, denn ich habe dem Prinzen Conti eine ſonderbare Neuigkeit mitzutheilen (knixt). Ich habe die Ehre! (Raſch mit Barjac durch die Mitte ab.)

(Kurze Pauſe, Alles ſtarr, Epinay wie vernichtet.)

Grimm. Eh, beim Satan, ſie weiß Alles! —

Diderot. Was weiß ſie denn?

Epinay (außer ſich). Wir ſind verrathen! —

Grimm (ſtürzt an's Fenſter). Sie ſteigt mit Narciß in den Wagen, er rollt vorbei! — Sie hat ihn mit ſich genommen!

Epinay (wüthend). Zum Prinzen Conti! (In Todesangſt.) Meinen Wagen! O Gott, meinen Wagen! Ich muß Choiſeul ſprechen! (Mit Grimm durch die Mitte.)

Holbach. Träum' ich denn? — Was bedeutet dieſe ſonderbare Scene? —

Bouflers (tonlos, ſtarr). Die Pompadour will gekrönt in's Grab ſteigen! Der Dispens aus Rom iſt da! —

Alle (aufſchreiend). Die Pompadour? —

Lambert. Gekrönt?

Diderot. Und was geht das Narciß an?

Holbach. Ja Narciß?

Bouflers (auffahrend). Ich muß die Königin ſprechen! — (Eilt durch die Mitte.)

Lambert. Ich begleite Sie! (Ihr nach.)

(Die Anderen ſtarren ihm ſprachlos nach.)

(Der Vorhang fällt raſch.)

Zweiter Act.

Paris (nächſter Tag, Nachmittag). — Hotel Choiſeul. (Eleganter Salon. Rechts und in der Mitte eine Thür. Links Arbeitstiſch mit Papieren.)

Erſte Scene.

(Wie der Vorhang aufgeht, ſitzen **Choiſeul** und **du Barri** in tiefem Geſpräch auf Sammetſeſſeln.)

Barri. Ihr früherer Gatte, der Generalpächter d'Etioles, kann es nicht geweſen ſein, er iſt todt, und hieß François, nicht Narciß, ſoviel man ermitteln konnte.

Choiſeul. Ich bin erſtaunt über dieſe Mittheilung! Das klingt ja völlig romanhaft, Herr Kammerherr!

Barri. Und Sie wüßten von dieſem Ausruf der Marquiſe wirklich nichts?

Choiſeul. Ich muß bedauern. Man brachte ſie in voller Geiſtesſtumpfheit hierher, und ſie verließ das Hotel, ohne eine Silbe zu ſprechen.

(Kurze Pauſe.)

Barri. Die erlauchte Marquiſe iſt nach dieſem Vorfall ſehr übel.

Choiſeul. So ſagt man, — aber bei ihrer eiſernen Natur kann ſie noch lange leben, — lange genug für Alle, denen ſie hinderlich iſt.

Barri. Ich kenne Niemand am Hofe, dem ſie das wäre.

Choiſeul. Das iſt mir lieb zu hören.

(Kurze Pauſe.)

Barri. Gleichwohl iſt die Geſundheit der Marquiſin ſo geſchwächt, daß es nicht ungerechtfertigt iſt, wenn die Vaterlandsfreunde ſich fragen, welchen Stand die Dinge nach ihrem Tode haben werden.

Choiſeul. Gewiß, und da Sie die Frage wohl erwogen haben werden, ſo bitte ich um Ihre Meinung, Herr Kammerherr. Welche Combination haben Sie?

Barri. Herr Premier, halten Sie's für möglich, — daß unter — dieſem Regime die Zügel der Herrſchaft wieder ein — jemand Anderer, als eine Frau in die Hände nehmen könne? —

Choiſeul. Das brauche ich dem Kammerherrn nicht zu beantworten, — auch würde ich mich hüten es zu thun!

Barri. Wenn Madame de Pompadour ſtirbt, wird der König eine Lücke in ſeinem Leben empfinden, und der, der ſie ausfüllt, wird Frankreich beherrſchen.

Choiſeul. Und dieſer Der wird möglicherweiſe eine Die ſein.

Barri. Hahahaha! Getroffen! Es wird ein Weib ſein, das ihn feſſelt und zugleich weiſe genug iſt, dem Herzog von Choiſeul die Sorge für Frankreichs Wohl zu überlaſſen.

Choiſeul. Sehr gütig, Graf. Das läßt ſich hören. Da wäre zum Beiſpiel die Königin.

Barri (aufſpringend). Teufel, Sie ſpaßen! — Und darum hätten wir gearbeitet? — Das hieße Ihren eignen Fall mit Bewußtſein vorbereiten!

Choiſeul. Wenn er Frankreich nützt, — was liegt daran? — Nun den andern Fall genommen. Alſo eine neue Liebe? —

Barri. O ſicher, ganz ſicher! — Herzog, bin ich Ihrer Hülfe gewiß, wenn ich gewählt habe?

Choiſeul. Nun, wenn die Wahl vortheilhaft iſt! — Aber die Frau von Pompadour lebt noch, — eine Dame, der ich vielen Dank ſchuldig bin und die ich verehre.

Barri (ſteht auf). Ach ja! — Nun, ich will Ihre koſtbare Zeit nicht länger —

Choiſeul (drängt ihn in den Seſſel zurück). Hahaha! Kommen Sie, Graf! — Wir durchſchauen uns gegenſeitig, aber da wir Gegner ſind in der Gunſt des Königs, ſo wollen wir vor einander ſicher ſein, wie? — Alſo ohne Umſchweiſe. Sie haben noch Etwas auf dem Herzen, ſonſt würden Sie wohl nicht zu Choiſeul gekommen ſein!

Barri. Es iſt wahr! das ganze Geſpräch iſt unnütz, denn Madame lebt noch. —

Choiſeul (geſpannt). Alſo wünſchten Sie vorerſt doch, die Marquiſe wäre — todt? —

Barri. Ich nicht, ich wahrhaftig nicht, — aber andere Leute.

Choiſeul (lauernd). Ja, das Parlament, die Nation, die Partei der Königin, —

Barri. Und (leiſe) der König ſelbſt!

Choiſeul (aufſpringend). Was? Und das hat er laut ausgeſprochen? —

Barri. O, wo denken Sie hin! — Aber als geſtern früh die Frau Marquiſe in Verſailles ankam und man dem Könige in der erſten Beſtürzung ſagte, ſie liege im Sterben, war er ſichtlich erfreut, — als der Leibarzt jedoch erklärte, ſie könne noch lange leiden, verließ er mit einem Seufzer ihr Boudoir.

Choiſeul. Nur eine Beſtätigung deſſen, was ich längſt bemerkt. Er iſt ihrer überdrüſſig, beſonders jetzt, wo ſie ihn zu der Mesalliance drängt.

Barri (leiſe). Sr. Majeſtät geſchähe ſicher ein großer Dienſt, wenn ein — Ohngefähr den Leiden der armen Dame ein Ende machte.

Choiſeul (entſetzt). Du Barri, das iſt ein teufliſcher Gedanke!!

Barri (erſchrocken). Was denn? — Was habe ich denn geſagt? — Um Himmelswillen, Sie verſtehen mich doch nicht falſch, Herr Herzog?

Choiſeul. O, ich verſtehe Sie ſehr gut, zu gut faſt, du Barri! — Die Idee iſt von Ihnen, die Ausführung haben Sie mir zugedacht. Meiner Freundſchaft trauen Sie klugerweiſe nicht, der Mitſchuldige iſt ſicherer. (Lachend.) O, nur nicht beleidigt, lieber Graf, die Prüderie ſteht Ihnen nicht. Theilen Sie mir Ihren Plan mit, denn den haben Sie doch wohl in der Taſche.

Barri. Wenn man einem Nervenſchlage, einem jähen Schreck die Thür öffnen könnte? — Die Marquiſe ſank auf dem Boulevard du Temple mit dem Schrei „Narciß“ zuſammen. Was würde es wohl für Folgen haben, wenn man dieſen Unbekannten plötzlich vor ſie brächte?

Choiſeul. Ha, der Plan iſt gut! — Selbſt wenn ſie dieſer Begegnung phyſiſch nicht unterliegt, fallen muß ſie durch ſie! — Wo aber ſoll man den Menſchen finden? —

Barri. Das iſt es eben, — in dem großen Paris? —

Choiſeul (nimmt du Barri bei der Hand, ernſt). Kammerherr, Ihr Vortheil heißt Sie ſchweigen. Morgen iſt Audienz in Verſailles; bis dahin werde ich mit mir im Reinen ſein, bis dahin werde ich den Menſchen ermittelt haben, (lächelnd) und merken Sie ſich noch, daß Sie mich ſehr leidend getroffen haben.

Barri. Alſo morgen nach der Audienz, lieber Herzog! (Durch die Mitte ab.)

Zweite Scene.

Choiſeul (allein).

Choiſeul. Glaubſt du, elende Lakayenſeele, ich dulde dich neben mir auf der Zinne Frankreichs, dich, deſſen einzige Kunſt es iſt, der Zuführer deines Herrn zu ſein? Hoffſt du die Hand an's Steuer zu legen, wenn du mich zu deinem Spießgeſellen gemacht? Nimmermehr! (Geht bewegt auf und ab, — bleibt ſtehen.) — Der Plan dieſes Menſchen iſt furchtbar, — aber er iſt gut! — (Macht einige Schritte.) Ich regiere Frankreich, ſo lange die Marquiſe lebt, — aber wenn ſie ſtirbt? — Ich darf nicht ſtille ſtehen! Ich muß mich für eine Partei, ſo lange es noch Zeit iſt, entſcheiden und meinen Entſchluß mit dem Sturze des Weibes beſiegeln, die — — O Gott, Gott! (Pauſe.) Heute nicht, noch nicht! Morgen nach der Audienz! —

Dritte Scene.

Choiſeul. Lakay (durch die Mitte).

Lakay (anmeldend). Chevalier von Saint-Lambert, Capitain der Nobelgarde, im höchſten Auftrage.

Choiſeul (erbleichend, halblaut). Der Vertraute der Königin? — den führt mein Verhängniß her! Choiſeul, die Augenblicke zur Entſchließung ſind gezählt. (Zum Lakayen.) Eintreten!

Vierte Scene.

Choiſeul. St. Lambert (durch die Mitte). **Lakay** (ab).

Choiſeul. Ein ſeltener Beſuch, Capitain, um ſo ſchmeichelhafter, als er von einem treuen Diener Ihrer Majeſtät der Königin abgeſtattet wird.

Lambert. Excellenz, das iſt allerdings nicht — Jeder.

Choiſeul. Das weiß ich wohl! Ihr Geſuch? —

Lambert. Ich habe kein Geſuch, Excellenz, ich habe eine Frage, und zwar im Namen Ihro Majeſtät der Königin.

Choiſeul. An Ihrem Benehmen, Capitain, hätte ich wohl merken können, daß Sie die Königin ſendet. Zur Sache, wenn's beliebt!

Lambert. Excellenz, als ich hierher kam, war mir die Frage Nebenſache, was Pflichttreue gegen meine Herrin mich wohl koſten könne. Ich ſehe Ihnen in's Auge, ein Edelmann dem andern, und will hoffen, daß der Herzog von Choiſeul, der Mann, der Frankreichs Geſchick in Händen hält, vor dem ſimplen Saint-Lambert nicht erbleichen möge.

Choiſeul. Was ſoll das heißen, mein Herr? —

Lambert. Die Königin weiß, daß man damit umgeht, die Marquiſe de Pompadour dem König — anzutrauen!

Choiſeul (außer Faſſung). Was? — O, mein Gott! —

Lambert. Ha, ſehen Sie mich nur feſt an! — Es iſt alſo doch wahr? — O, weiß man doch, daß der Dispens aus Rom ſchon da iſt, und man wird es der armen Fürſtin überlaſſen, ihr kärgliches Jahrgehalt am Hof ihres entthronten Vaters in Lothringen zu verzehren! — Antworten Sie, Herr Herzog, antworten Sie mir, im Namen der Königin, iſt dem ſo?! —

Choiſeul (bleich, ſtotternd). Aber bei der Hölle, woher wiſſen Sie das?! Wodurch wollen Sie dieſe Behauptung rechtfertigen?! —

Lambert. Der Staatsmann kann doch nicht ſein Gefühl ſo ganz verbergen. — Ich weiß genug. — (Pauſe, er ſammelt ſich.) Ich rede nicht zu Ihnen von dem Schimpf, der Demoraliſation, die Frankreich durch dieſe Frau erduldet, aber wollen Sie denn dieſe Todtenmaskerade mit dem Fluche des Jahrhunderts, mit dem Falle des Regentenhauſes, mit dem gebrochenen Herzen der königlichen Frau erkaufen? — O, hindern Sie dies entſetzliche, ſchamloſe Bündniß, hindern Sie es, Herr Herzog, oder — Sie verdienen nicht mehr den Degen eines franzöſiſchen Edelmanns zu tragen!! —

Choiſeul (kalt und ſtolz). Sie ſind verwegen bis zum Wahnwitz, Capitain! Es iſt Ihr Glück, daß ich nur die Königin höre, nicht Sie! Es giebt nur Einen Herrn, dem ich diene, dem ich mein Herz, meine Ehre, mein Gewiſſen ſelbſt zum Opfer bringe, — Frankreich! — — (Wärmer.) Zeigen Sie mir, junger Hitzkopf, den Pfad, den ich gehen ſoll, das unglückliche, zuſammenbrechende Vaterland zu retten, ich will ihn gehn; zeigen Sie ihn mir! — Oder wiſſen Sie einen beſſeren Steuermann für dieſes Staatsſchiff? —

Lambert. Ich bin Ihr Gegner, Herr Herzog, aber ich habe dennoch die Ueberzeugung, daß nur Choiſeul Frankreich retten kann.

Choiſeul. Meint das die Königin auch? —

Lambert. Herr Herzog, ſtände ich ſonſt hier? —

Choiſeul. Wenn nun die Pompadour ſtirbt? — Was dann? — Der König will beherrſcht ſein, beherrſcht von einer Frau. Hätte ich die Gewißheit, daß die Königin im Stande wäre, — in dieſer Stunde noch würde ich der Eure!

Lambert (ſchüchtern, aber warm). Ich hoffe, ſie wird es! —

Choiſeul. Thörichter Knabe! Mit Hoffnungen heilt man nicht die Wunden eines Reichs, wäſcht man kein beflecktes Zeitalter rein! —

Lambert (mit brechender Stimme). Ich bin zu Ende, Excellenz, leben Sie denn wohl! (Uebergiebt ihm ein Schreiben.) Dies mag Ihnen meine Sendung beglaubigen. (Geht die Augen bedeckend langſam nach der Thür.)

Choiſeul (erſchüttert). Mein Gott! (Nimmt das Schreiben, öffnet es und lieſt, raſch:) Von der Königin ſelbſt! — An mich? — — — Halt, Lambert, halt!! —

Lambert (raſch zurückkommend). Excellenz! —

Choiſeul (nachdem er geleſen, in furchtbarem Kampfe). Sagen Sie der Königin, — Choiſeul werde — ſich morgen entſcheiden, ob noch — zu helfen ſei! —

Lambert (freudig bewegt). Morgen? — O, Sie wollen ſich für die Königin erklären?! —

Choiſeul. Lambert, mein Wort kann ich Ihnen nicht geben. — Morgen nach der Audienz in Verſailles mag mich Ihro Majeſtät erwarten. — Wenn ich nicht kommen ſollte —! — — — Gehen Sie, Lambert, gehen Sie!! —

(Lambert mit ſtummer Geberde durch die Mitte ab.)

Choiſeul (in heftigem Schmerz). O du beneideter Choiſeul! Scylla und Charybdis umdräuen dich! — Entweder die ewige Schmach, vielleicht den Untergang des Königshauſes, — oder den Sturz, — ja vielleicht den — Tod des Weibes, dem du Alles, Alles verdankſt! — Fürſten hat ſie ſich huldigen, die Talente des Jahrhunderts zu ihren Füßen ſchmachten, Reiche vor ſich gebeugt geſehen, und verächtlich gelächelt; dich, d'Amboiſe, hat ſie geliebt und erhoben, wie Keinen mehr auf der Welt! — Und wenn Alles zuſammenbricht, nein, nein, — ich kann das nicht thun! Das nicht! — (Pauſe.) — Aber welcher Unſinnige hat das Geheimniß an die Königin verrathen? — Und dieſer Narciß, dieſer Unbekannte? — — Ich muß wiſſen, wer Narciß iſt! (Schellt. — Lakay tritt ein.) Der Polizeipräfect von Paris ſoll kommen, ſofort! — Ruft Bolieu, den Secretair, in mein Cabinet!

(Lakay durch die Mitte, Choiſeul rechts ab.)

Verwandlung.

Wohnung der Mademoiſelle Quinault.

Kleiner eleganter Salon. Links eine und in der Mitte zwei Thüren. Links Sopha, dabei ein Tiſch mit Papieren, Putzartikeln u. ſ. w. Zwiſchen beiden Thüren des Hintergrundes ein Nipptiſch, auf deſſen Sims Raritäten und Nippes, u. A. ein porzellanener Chineſe mit beweglichem Kopf (Pagode), ferner eine Pendule, ſteht. Rechts ein Fenſter, in deſſen Nähe ein Seſſel, aber gegen das Sopha gewendet.

Fünfte Scene.

Doris Quinault (im Morgennegligé und Pudermäntelchen) nebſt **Colette** (raſch durch die linke Mittelthür).

Quinault (im Heraustreten). O laß nur, Colette, die Mignons ſitzen gut genug. Sieh, ob er noch ſchläft. —

Colette (horcht an der linken Seitenthür). Er iſt aufgeſtanden, ich hörte ihn im Zimmer auf und nieder gehen.

Quinault. Gut, meine Liebe, — laß mich allein.

(Colette durch die rechte Mittelthür ab.)

Sechſte Scene.

Quinault (allein).

Quinault. Welch' ein Räthſel in der Bruſt dieſes Menſchen? — Unter welch' ſeltſamen Verhältniſſen trafen ſie im Leben zuſammen, die ſtolze Marquiſe und Narciß, der Bettler? — Denn ein Zuſammenhang zwiſchen ihnen muß ſtattfinden, das fühlte die ſchlaue Epinay auch, das ſcheint auch Prinz Conti vorauszuſetzen, denn er hält es für wichtig, Narciß verborgen zu halten und ſeine Vergangenheit zu erforſchen. — Aber kann's denn ſein? — Nein, nein! — Das einzig Mögliche wäre, daß er mit d'Etiol, dem verlaſſenen, verſtorbenen Gatten dieſes Weibes, eine Aehnlichkeit, und dieſe Aehnlichkeit ſie auf dem Boulevard erſchüttert hätte. — Ja, nur ſo bringe ich Vernunft und Zuſammenhang hinein. (Kurze Pauſe.) — Sein unglücklicher Charakter, allen Anderen ſo lächerlich, hat für mich ein ſo namenloſes Wehe, ſo etwas unendlich Rührendes, daß ich Alles daran zu ſetzen im Stande wäre, dieſes verkommene Talent, dieſen aus ſeinen Gleiſen getriebenen Stern, dieſen Demant in ſchmutziger Hülle an's Licht zu ziehn, ihn allem Guten und Schönen, was den Menſchen über ſich ſelbſt erhebt, entgegenzuführen. (Pauſe.) Schon ſo ſpät und vom Prinzen Conti noch keine Nachricht! — Was mag Saint-Lambert bei Choiſeul erreicht haben? — (Kurze Pauſe.) — Wie dieſer unſelige Kampf der Coterien enden ſoll, mag Gott wiſſen. — Ach, ich fühle ſehr wohl, daß auch ich ein Werkzeug in den Händen meiner Partei geworden bin. Ich gehe mit verbundenen Augen einer Kataſtrophe entgegen, die mein ganzes Leben umgeſtaltet. Aber es ſei! — Allvater über den Sternen, du ſiehſt mein Herz, du kennſt meine Gedanken, du magſt mich richten, wenn in der Stunde der Gefahr ich die Sache meiner Herrin vergeſſe! (Hat die Hände wie zum Gebet gefaltet.)

Siebente Scene.

Quinault. **Narciß** (durch die linke Seitenthür eintretend).

Narciß (tritt, ohne bemerkt zu werden, zu ihr). So nachdenklich, Semiramis? —

Quinault (auffahrend). Ah, da ſind Sie ſchon! (Nach kurzer Pauſe, etwas blöde.) Wie haben Sie geſchlafen?

Narciß. Ich danke. Ich lag gut, aber ſchlief ſchlecht. Ich habe viel geträumt. — Pah, nur der Glückliche ſchläft ruhig. —

Quinault. Und was träumten Sie? —

Narciß. Ei nichts, Kindereien.

Quinault. Sie ſcheinen nicht recht gelaunt, — fehlt Ihnen etwas? — Fühlen Sie ſich nicht wohl hier? —

Narciß. Nein, Doris, nein! — Was Sie mit mir beabſichtigen mögen, weiß ich nicht, aber ich gehe darauf ein, will Alles thun, was Sie wollen, unter einer Bedingung!

Quinault. Und die iſt? —

Narciß. Laſſen Sie mich wieder meiner Wege gehen.

Quinault. Narciß, das iſt nicht Ihr Ernſt! Sie haben doch Alles, was Sie wünſchen können. —

Narciß. Aber ich habe Langeweile, das Furchtbarſte, was ich kenne! — Das kränkt Sie! — Ja, aber ich muß es Ihnen ſagen, ich halte hier nicht aus! Um bei Ihnen auszuhalten, muß man glücklich ſein, oder es noch zu werden hoffen. — Hier iſt ein ewiger Friede, ein ſeliges Genießen, eine himmliſche Ruhe, und das iſt's, was ich nicht leiden kann. — Ueberall ſonſt bin ich der Narr der reichen Leute, dazu gemacht, ihre langweiligen Stunden mit den Affenſprüngen meines Geiſtes abzukürzen, aber hier, bei Ihnen, hab' ich ſeit geſtern meine Profeſſion verlernt. Ich war zum erſten Male ſeit Jahren allein, ich war bei mir ſelbſt, ich kam — ganz zu mir. (Wie abweſend.) Ich träumte mich zurück in eine vergangene ſüße Zeit, wo die Roſen des Lebens blühten, wo mein Geiſt jung war und alle Gefühle emporflammten wie ein Dankopfer auf dem Altar der Menſchenſeele, — wo ich ein Herz an meinem pochen fühlte — — — (Stier, wie irre.) Still, ſtill, nur ganz ſtill; — da kommt er herangekrochen, bleich, lachend, hohläugig, der Wahnſinn; ſtill, ohne Laut drückt er die Pantherzähne in mein wirres Hirn, leckt mit ſeiner ſpitzen Zunge an meinem Herzen; — o, o, zu viel! — Es iſt zu viel! — (Er taumelt, wie vom Schmerz übermannt, zurück.)

Quinault. Narciß, Sie dauern mich ſo recht von Herzen. — Ich bin überzeugt, daß der Keim zum Trefflichen in Ihnen nicht erſtorben iſt. Es fehlt Ihnen nur an einem immerwährenden Ringen und Handeln, an einer guten That, die Sie von Dem abzieht, was Sie den Wahnſinn Ihres Lebens nennen. — Sollte ſich denn kein Beruf für Sie finden, der Ihnen zuſagte? Würden Sie denn keine Gelegenheit ergreifen, Ihrem Vaterlande, Ihren Freunden zu dienen? —

Narciß. Vaterland? — Freunde? — Pah, hat Der denn ein Vaterland, der Nichts hat? — Das Vaterland iſt die Schaubühne der Jugenderinnerungen. — Man hat mich wie einen Hund geprügelt, mir oft nichts zu eſſen gegeben und mich wie einen Mönch erzogen, damit ich auch ja ein Lump werde! — Das ſind meine Jugenderinnerungen! — Und Freunde? — Hat man denn jemals Freunde im Leben? — Giebt's denn eine Treue bis über's Grab? Haha, geht doch!

Quinault. Ihr ſeid hart, Narciß. — Sagt, wie wollt Ihr Euch das Intereſſe erklären, das ich für Euch fühle? —

Narciß. Iſt das Freundſchaft? — Betrügt Euch doch

BIBL. VNIVERS. LIPS.

ſelbſt nicht! — Ihr ſeht in meinen Curioſitäten vielleicht etwas mehr, als alle Anderen, ja, Ihr habt Mitleid mit einem verlorenen Menſchen, denn Ihr ſeid gut. Aber ich frage Euch, hat mich Diderot ganz zufällig zu Holbach gerufen, habt Ihr und die Epinay ganz zufällig gefragt, was ich auf dem Boulevard du Temple gemacht habe? — Meiner Treu, mir ſcheint faſt, die ſpinöſe d'Epinay hätte mir eben ſo gern Koſt und Wohnung gegeben, wenn ihr die Vorleſerin der Königin nicht zuvorgekommen wäre; — iſt das auch Freundſchaft? —

Quinault (lächelnd). Daß die Leute neugierig ſind, Euch kennen zu lernen, iſt Euch doch nichts Neues. Daß ich mich für Euch intereſſire, wird Euch vielleicht weniger wundern, wenn Ihr Euch Deſſen erinnert, was Ihr mir an jenem Abend ſagtet, als ich die Rodogune ſpielte. — (Ernſt.) Die Epinay hatte aber andern Grund für ihre Theilnahme — ſie wollte Euch zum Werkzeug ihrer Pläne machen, und ich, als Anhängerin der Königin, konnte das nicht dulden. — (Kurze Pauſe.) Sagt, kennt Ihr die Marquiſe de Pompadour? —

Narciß. Nein, Kind! Ich hätte ſie wohl gern einmal geſehen, aber ich bin nie dazu gekommen. —

Quinault. Kennt Ihr aber wohl den Finanzpächter d'Etiol? —

Narciß. d'Etiol, d'Etiol? — Ich kenne Buret, Bret und Grignon — lauter fette Staatspolypen, — aber d'Etiol? — Nein! —

Quinault. Dann iſt mir Alles unerklärlich! — Genug, wenn ich Euch ſage, daß Euer Name, Eure Perſon mit einer Begebenheit bei Hofe im Zuſammenhang ſteht, die bis jetzt noch Niemand enträthſeln konnte. — Man intereſſirt ſich für Euch, und mich ſoll es wahrhaft freuen, wenn dieſe ſeltſame Begebenheit dazu dienen ſollte, Euch zu nützen.

Narciß. Das iſt verdammt drollig! — Ha, es gehen Tauſende an einem königlichen Wagen vorüber und kein Teufel frägt nach ihnen. — Na, mag's ſein! — das

Schickſal hat ſich zu oft hündiſch gegen mich erwieſen, als daß ich irgend etwas von ihm erwartete.

Quinault. Ihr werdet mir aber doch nun eingeſtehen, daß ich Euch nicht von mir laſſen darf! —

Narciß. Ich aber ſage Dir, Mädchen, noch eine ſolche Nacht, wie die vergangene, und — (finſter) mein Fenſter geht auf die Seine! —

Quinault. Aber, Unglücklicher, was verlangſt Du? — Mitleid, wie eherne Pflicht gebieten mir, Dich bei mir zu behalten! Begreifſt Du nicht, daß auch ich ein Opfer bringe, daß meine Ehre, mein Ruf durch Dich auf dem Spiele ſteht? — Wenn ich aber einer heiligen Sache diene, ſchwindet jegliches Bedenken, — ich bin nichts im Vergleich zu der Idee, der ich mich weihe. Mag ich zu Grunde gehn, wenn ſie nur ſiegt, mich entſchädigen die Thränen, die über meinem Grabe geweint werden.

Narciß. O ja, die Hiſtorie hat ſolcher Leute genug, wie Sokrates, der den Schierling trank. — Pah, das half ihnen auch was Rechts, und der Idee, — der Geſchichte, — den Menſchen? — Ihr ſpaßt! Als ob man ſich je die Lehren großer Männer, — die Erfahrungen der Zeit zu Nutze machte! Bewunderung iſt Alles, was wir zu Wege bringen, und Bewunderung iſt eine gar billige Entſchuldigung für unſere eigene Erbärmlichkeit.

Quinault. O, man könnte an der menſchlichen Natur verzweifeln, wenn man Euch hört! — Alſo die Geſchichte des Menſchengeſchlechts iſt Euch nur ein Kreis, der in ſeinen Urſprung zurückläuft, Ihr leugnet jede Vervollkommnung zum Beſſern, Höheren? —

Narciß. Laſſen Sie das, Doris. — Ich leugne nichts, ich behaupte nichts. Die Geſchichte iſt die Entwicklung unſeres Geſchlechts, — gut, ſei es ſo; — aber nur ein unſterbliches Auge vermag ſie als unendliche Spirale zu betrachten, — für uns Lebende iſt ſie ein Kreis, auf dem wir wie die Milben taſtend herumkriechen.

Quinault. Und ſind die Männer nicht verehrungswürdig, die im Dienſte dieſer Entwickelung geſtorben?

Narciß. Das ſind ſie; — aber nicht Alles möcht' ich nachmachen, was ich verehre. Dazu gehört Begeiſterung. — Mich begeiſtert nichts mehr!

Quinault (voll ſittlicher Empörung). Dann biſt Du namenlos unglücklich, Menſch, denn Du biſt zugleich verächtlich! — (Kurze Pauſe, dann bittend.) Und haben Sie denn nicht den Muth, Narciß, das Etwas in Ihrem Leben, über das ſie nicht hinwegkönnen, einer Freundesbruſt mitzutheilen? — — Denken Sie, ich ſei — Ihre Schweſter, — die Sie recht, recht lieb hat, — vielleicht haben Sie den Muth dazu! —

Narciß. Ich kann nicht. — Es iſt eine zu winzige Geſchichte, ein zu alltägliches Ding, als daß Sie darüber nicht lächeln ſollten; — für mich iſt es die Quelle alles Elends, ich — lache nicht darüber.

Quinault. Und wenn mich ſchon die Hülfloſigkeit Deines Charakters rührt, ſoll ich kein Herz für die Urſache deſſelben haben? O, entdecke Dich mir, mein Freund! —

Narciß (nachdem er mit ſich gerungen, überwunden). Sei es denn! — Aber lache nicht, Weib, lache nicht; — das könnte mich raſend machen! — — — Wende Dich weg, — (ſie thut es) — ich will Dich nicht ſehen. — Ich werd's kurz machen, denn das Geſtändniß peinigt mich. — Es ſind etwa zwanzig Jahre her, — ich ernährte mich von Muſikſtunden und ſpielte in den Schänken der Vorſtädte, denn mein Vater war todt und mein Onkel, der große Kapellmeiſter, wollte nichts von mir wiſſen; — er kannte meine Fähigkeiten und hatte Angſt, ich möcht' ihm in der Muſik über den Kopf wachſen. — — Ich hatte — — eine Frau! — O, wie ſchön ſie war! Dieſe Augen, dieſer Mund mit den Perlenzähnen, dieſe blendende Bruſt! Und was für kleine Füße ſie hatte, o, es war zum Entzücken! Ach und ſie ſang ſo ſchön, und hatte ein Herz, wie für mich geſchaffen! — Wir ſchworen uns Liebe bis an's Grab. — Sie hieß Jeanette. — Wer ihre Eltern waren, ſagte ſie mir nie. Sie lief der Alten weg und zu mir, und ich heirathete ſie. — Wir hatten freilich nicht ſehr viel, aber verdienten unſer ehrlich Brod. — Da, eines Tages — — — —

Quinault. Eines Tages?

Narciß. Ging ſie von mir fort — und kam nicht wieder! — Ich war allein! — — — — Ich habe ſie geſucht wie ein verſtreutes Kleinod, geſucht wie das weinende Kind ſeine Mutter, geſucht wie ein Verdammter ſein verlorenes Eden, — ſie kam nicht wieder! — Ich bin alt geworden und ſchlecht und verächtlich, und ich ſuche ſie noch; — und wenn ich ſie gefunden habe, — dann will ich ſterben!! (Sinkt in die Kniee und verbirgt ſein Geſicht in die Hände.)

Quinault (auf's Tiefſte erſchüttert). O, das iſt ſehr traurig, ſo gewöhnlich es iſt; — um ſo trauriger, als dieſe unſelige Liebe das Leben, den Charakter eines Menſchen vergiftete, deſſen Anlagen ihn zum Edelſten ſeiner Zeit hätten machen können. (Hebt ſein Haupt in die Höhe.) Sage mir, Armer, haſt Du das treuloſe Weib denn nicht wiedergeſehen?

Narciß (ſchreiend). Nie!!

Quinault. Sie wird geſtorben ſein. —

Narciß (aufſpringend). Aber ich weiß ja, daß ſie lebt! — — Eines Tages begegnete ich meinem Onkel, dem Muſiker. — „Narciß,“ ſagte er, „Deine ehemalige Frau iſt eine vornehme Dame. Wenn Du Frankreich verlaſſen willſt, will ſie Dir 10,000 Francs geben.“ — „Das mag der Teufel ſegnen,“ brüllte ich und lief davon; — ich lief in's Gehölz von Boulogne, wo's recht einſam iſt, und (ſchluchzend) da hab' ich mein bischen Menſchenwürde begraben! (Er wendet ſich weinend fort.)

Quinault (mit heiligem Eifer). Narciß, heilig iſt mir Deine Liebe, erſchütternd Dein Schmerz, — er iſt der Wahnſinn Deines Lebens, — unheilbar! — O, Du wurdeſt nicht nur von der Welt um Dein Liebſtes betrogen, ſie hat Dich auch aus den Fugen der Menſchenwürde getrieben, Du haſt recht. — (Heroiſch.) Räche Dich an dieſer perfiden Welt durch eine freie That, zeig' ihr, daß in der Bruſt des zertretenen verſpotteten Narciß der Funke einer Göttergröße ſchlummert, vor dem ſie in Scham zu Boden ſinken ſoll!!

Narciß. Ja, ja, Du haſt recht, Mädchen! — Zeige mir die That, die ich dieſem Gezücht in's Antlitz ſchleudern kann, dieſer Rotte gezähmter Beſtien! Ich will ſie thun, ſo wahr ich dies treuloſe Weib noch liebe, liebe bis zur Narrheit! — Oder nein, nein, thue es nicht! Im Staube war ich unglücklich, doch nicht ſchlecht, ich habe mich doch noch ſelbſt geliebt, geachtet, habe das Gefühl für die Verlorene in mir angebetet, geehrt. Wer giebt mir Bürgſchaft, daß Deine große That, die ich thun ſoll, nicht bei mir ſelbſt verächtlich, in meiner Hand nicht zum eigenen Fluche werde?! —

Quinault (voll Hoheit). Ich bürge Dir dafür mit meiner weiblichen Ehre, mit dem, was unſer Geſchlecht beſitzt, als Anker in allen Stürmen, mit dem heiligen Gefühl der Würde und Scham!! — (Pauſe.)

Narciß. Ein Zucken meines Herzens mahnt mich ab, — ein Widerwille. — — — — Gut, es ſei! Auf Dich falle die Schuld, wenn die Tugend mich vernichtet!

Quinault (glühend). Sie falle auf mich! — Es giebt Thaten, edle, ewig ſchöne Thaten, die uns für ein ganzes verlorenes Leben entſchädigen können, die den Aermſten aus dem Staube zur Götterhöhe heben und die den Preis des Lebens ſelbſt werth ſind.

Narciß. Und eine ſolche trauſt Du dem armen Narciß wirklich zu?! —

Quinault. Ja, weil ich die Empfindungen dieſes namenlos unglücklichen Herzens verſtehe, weil Narciß für mich weiſer und beſſer iſt, als die Thoren des Tages, und ich den armen gebrochenen Menſchen emporheben möchte aus dem Staube, — daß er prange als Perle im Diadem der Menſchheit!

Narciß (breitet wie verklärt die Hände nach ihr aus). O Du Genius meines zerſchlagenen Erdenglücks, heiliger Schatten meiner verlorenen Liebe!!

Achte Scene.

Vorige. Colette (durch die rechte Mittelthür).

Colette (bleibt an der Thür ſtehen, indem ſie einen Brief emporhält, wichtigthuend zu Quinault). Vom Prinzen Conti! —

(Der Vorhang fällt raſch.)

Dritter Act.

Verſailles (nächſter Tag Mittag.) Salon der Marquiſe de Pompadour im überladenen Geſchmack des Zeitalters mit vielen Vergoldungen. Durch die offenen Arkaden des Hintergrundes, welche von Säulen gebildet werden und mit Vorhängen geziert ſind, ſieht man die üppigen Gärten des Königs mit Figuren und Springbrunnen. Im Arkadengange hält ein Nobelgardiſt Wache. Links und rechts eine Thür. Links nach dem Vordergrunde zu ein vergoldeter Tiſch, daneben ein vergoldeter Sammetfauteuil, der, ſehr groß, mit ſchwellenden Damaſtkiſſen ausgefüttert iſt. An der Thür links und rechts hält ein gallonirter Lakay Wache.

Erſte Scene.

Marquiſe Epinay und **Choiſeul** (im eifrigſten Geſpräch).

Choiſeul. Iſt's denkbar?

Epinay. Er bejahte und beſchrieb genau die königliche Equipage.

Choiſeul. Das glaube ich nicht.

Epinay. Und doch mußte Rameau der Narciß geweſen ſein, den die Frau Marquiſe de Pompadour ſah, denn kaum war das Wort aus ſeinem Munde, als Quinault davon eilte und dieſen Menſchen mit ſich nahm. — Man hat ihn ſeitdem nicht wiedergeſehn. —

Choiſeul (nach kurzer Pauſe ſehr ernſt). Marquiſe, Sie wiſſen, was unſerer wartet, wenn Frau von Pompadour ſtirbt; — ſchweigen Sie daher über Alles, was bei Holbach geſchah.

Epinay (eifrig). Sie müſſen dieſen Menſchen ſogleich polizeilich aufheben laſſen, die Quinault hält ihn ſicher verborgen!

Choiſeul. In dieſem Falle iſt jedes gewaltſame Mittel unpolitiſch. (Spitz.) Was die Königin einmal weiß, kann man ihr nicht mehr entreißen. — Sie zittern ja ſo, meine Gnädige? (Führt ſie in den Seſſel.) Setzen Sie ſich doch! — (Scharf.) Sie werden alſo ſchweigen, nicht wahr? — (Sie neigt bejahend das Haupt.) Ferner werden Sie Ihren ganzen Einfluß aufbieten, um die Vermählung der Marquiſe mit dem König zu beſchleunigen. — Wenn Choiſeul auch krank iſt, ſo hört er doch jede Stecknadel in Frankreich fallen. — — (Lächelnd.) Tröſten Sie ſich aber, der ächte Narciß iſt ſchon mein, Quinault hat ſich wie Sie in der Perſon gröblich getäuſcht.

Epinay (aufſtehend, bleich, ſtotternd). Herr Herzog! —

Choiſeul (einfallend). Vergeſſen Sie keines meiner Worte, Gnädige, und melden Sie meine Anweſenheit der hohen Frau vor allen Dingen.

Epinay (wankend links ab).

Zweite Scene.

Choiſeul (allein).

Choiſeul. O, es wird Tag vor meinen Augen! — Der Narciß wäre alſo gefunden?! — An dem Schrecken dieſes albernen Weibes habe ich geſehn, daß ſie aus der Schule ſchwatzte, — man muß ſie beſeitigen. — Alſo bei der Quinault iſt dieſer Burſche zu finden? — Er iſt in den Händen der Partei der Königin. — O, mir bleibt keine Wahl mehr! — Es iſt gut, daß ich ihn in den Augen der Epinay als unwichtig hingeſtellt, ich kann ihn nun verwenden wie ich will, für und wider! — — Wenn ich nur erſt wüßte, was ihn mit der Marquiſe verbindet? — Mein Hirn kann ſich gar keinen Zuſammenhang denken, es müßte denn, wie du Barri ſagte, zwiſchen ihm und d'Etiol eine frappante Aehnlichkeit ſein. —

Dritte Scene.

Choiſeul. du Barri (raſch durch die Arkaden).

Barri. Ah, da ſind Sie ſchon, Herr Herzog. Meine Ahnung hat mich nicht betrogen. Terray, Silhouet und Maupeau kommen eben durch den Garten; ich bin vorausgeeilt, um Sie zu ſprechen. Haben Sie ſich entſchieden?

Choiſeul. Nach der Audienz, Graf, — nicht eher. — Aber hören Sie, es iſt von äußerſter Wichtigkeit, die Heirathsceremonie mit dem König zu beſchleunigen.

Barri (fährt zurück). Herr Herzog?!

Choiſeul. Ja wohl! (Halblaut.) Wenn ich es auf mich nehme, verſäume ich den rechten Augenblick nie. Die Feſtlichkeit ſelbſt wird unſeren Plänen dienen. — Haben Sie ſich denn überlegt, unter welcher Form man ihr den Menſchen vorführen könnte, wenn man ihn gefunden?

Barri (halblaut). Wie wär's mit einem Schauſpiel? Ich hab' es ihr geſtern zum Feſtprogramm vorgeſchlagen.

Choiſeul. Prächtig, lieber Graf! Gleiche Geiſter begegnen ſich immer.

Barri. Nicht wahr, Herzog? — Still, unſere Collegen! —

Vierte Scene.

Vorige. Terray, Silhouet und **Maupeau** (von den Arkaden im Geſpräch eintretend, verbeugen ſich, Choiſeul begrüßend).

Choiſeul. Ich begrüße Sie, meine Herren Miniſter.

Terray. Excellenz war einige Tage krank? —

Choiſeul. Ja wohl, der plötzliche Schreck. — Was giebt es Neues in Paris? —

Maupeau. O, einen himmelſchreienden Inſult, der dem Herrn Finanzminiſter widerfahren iſt! —

Choiſeul. Wie ſo?! —

Barri (lachend). Ach, das hätte ich Ihnen bald mitzutheilen vergeſſen, Excellenz. Denken Sie nur! Ein Witzkopf hat das Portrait des Herrn von Silhouet höchſt ähnlich in ſchwarzem Papier ausgeſchnitten, natürlich nur im Profil, ohne Augen, — und ſo hängt er in allen Bilderläden. —

Choiſeul. Und die Pointe? —

Barri. Haha! Dergleichen Bilder heißt der Pöbel nun Silhouetten, weil ſie ſchwarz ſind, wie die Seele des Marquis, und leer wie ſein Staatsſchatz, haha! — (Alle, außer Choiſeul und Silhouet, lachen.)

Silhouet (pikirt). Schlimm genug, daß Sie über dieſe perſönliche Beleidigung lachen, — die Gerechtigkeit gebietet —

Choiſeul (einfallend). Nein, die Klugheit gebietet, lieber Marquis, eine Beleidigung zu vergeſſen, die alle Lacher — und auch alle ernſten Leute auf ihrer Seite hat!

Fünfte Scene.

Vorige. Erſter Cavalier (von links).

Cavalier. Die Frau Marquiſe de Pompadour! (Tritt an die Seite.)

Sechſte Scene.

(Indem **die Vorigen** ſich rechts in einer Reihe dem Seſſel gegenüber aufſtellen, ſo daß dieſelbe mit du Barri beginnt, auf den Choiſeul, Terray, Silhouette und Maupeau folgen, tritt der **zweite Cavalier** von links ein und rückt die Kiſſen des Fauteuils zurecht. Die **Marquiſe de Pompadour** erſcheint, auf den Arm der **Marquiſe d'Epinay** geſtützt; ſie iſt ſehr blaß und ſchwach, und in eine prachtvolle Negligérobe gekleidet, — ihr folgt ein **Page** mit einem ſilbernen Tablet, auf dem Arzneien ſtehen, und ein **zweiter Page** mit einem ſammtnen Fußſchemel; ferner **ſechs Hofdamen** und zum Schluß **zwei Kammerdiener.** Die Miniſter verbeugen ſich. **Pompadour** grüßt und ſetzt ſich mit Hülfe der Epinay und der beiden Cavaliere in den Fauteuil, Page legt den Fußſchemel vor ſie. Die Wache präſentirt beim Auftritt der Pompadour. Die Kammerdiener treten in den Hintergrund.)

Pompadour. Ich freue mich, Chevaliers, Sie wiederzuſehn. Plötzliche Unpäßlichkeit zwang mich Ihren Umgang zu entbehren, — doch ich hoffe noch recht lange unter Ihnen zu bleiben. (Sie hält ſich das Herz und athmet ſchwer.)

Choiſeul. Mit dem tiefſten Bedauern — (Verbeugt ſich.)

Terray (einfallend). Beklagen wir einen Unfall — (Verbeugt ſich.)

Barri (einfallend). Doch wir hoffen — (Verbeugt ſich.) (Die Miniſter geben durch ſtumme Bewegungen ihr Bedauern zu erkennen.)

Pompadour (raſch einfallend). Keine Condolenzen, meine Herren, das klingt wie ein Todtengeläut. Ha! (Sie faßt ſich an die Stirn.) Marcell, meine Arznei! (Der Page präſentirt Madame Epinay die Arznei, welche ſie der Pompadour reicht. Indem die Marquiſe dieſelbe nimmt):

Barri. Seine Majeſtät der König läßt ſich nach dem Befinden von Madame erkundigen; er iſt noch immer höchſt beſorgt. —

Pompadour (die eben die Arznei einnehmen will). Sieh da! Alſo beſorgt iſt er? — (Nimmt die Arznei ein.) O, ſagen Sie doch Sr. Majeſtät, es ſei mit uns noch lange nicht zum Sterben. Erſuchen Sie ihn in unſerem Namen, mit uns heute Nacht zu ſpeiſen. (Sie ſetzt eine Lorgnette auf und muſtert die Miniſter.) Haha, da iſt ja auch Marquis Silhouet! — (Dieſer tritt vor und verbeugt ſich.) Haha, der arme Marquis! Man macht ein ſchwarzes Portrait von ihm, ſchwarz wie ſeine Seele und leer wie der Staatsſchatz! Hahaha, es iſt einzig! — (Auf einmal wirft ſie ſich krampfhaft zurück in den Seſſel, ein Nervenſchauer durchzuckt ſie; Alles tritt ängſtlich einen Schritt näher, kurze Pauſe.) O Gott, wieder dieſe Nervenwallung! Dieſes Drängen des Blutes nach dem Hirn, und dann dieſer plötzliche Schlag vom Kopf in die Kniee! — Helfen Sie mir, liebe Epinay! (Epinay richtet ſie auf.) Wiſchen Sie mir die Stirn ab! (Epinay thut es.) Es iſt kalter Schweiß. — Wenn ich lache, geht es mir immer ſo, es iſt abſcheulich! — Nun, tröſten Sie ſich nur, Silhouet, wir werden nächſtens auch von uns eine Silhouette machen laſſen; — ſchwarz und leer, — ach, es iſt zu köſtlich! — O, wie ſchlecht wieder die Kiſſen liegen, — ſie drücken ja! — (während der erſte Cavalier herantritt) — Sie ſind wirklich ein Muſter von Ungeſchicklichkeit, Chevalier Salvandy! (Er will ſprechen.) Schon gut, gehen Sie nur! — (Sie thut, als erblicke ſie Choiſeul erſt jetzt.) Ei ſeht doch, der Premierminiſter auch? — (Choiſeul tritt vor.) Sie ſind in den letzten Tagen ſehr haushälteriſch mit ſich umgegangen. — Doch es iſt gleich. Ich danke Ihnen übrigens für die kurze Gaſtfreundſchaft, die mir das Hotel Choiſeul unlängſt erwieſen. — Man ſagte mir ſoeben, Sie ſeien krank geweſen, — iſt dem ſo, Herr Herzog? —

Choiſeul. Leider, hohe Frau. Dies mag auch meine einzige Entſchuldigung ſein. Ich war recht krank.

Pompadour. Alſo ein Leidensgefährte, — und was fehlte Ihnen? —

Choiſeul. Möchten Sie doch erlauben, daß ich die Leiden vergangener Tage nicht wiederhole. Choiſeul iſt geneſen, weil ſeine edle Gönnerin genas.

Pompadour. Treten Sie doch näher, lieber Choiſeul. (Giebt ihm die Hand; während er ſie küßt, leiſe.) Ich hatte ſo Wichtiges mit Ihnen zu ſprechen, d'Amboiſe; mein Zuſtand war entſetzlich.

Choiſeul (leiſe). Hätte meine Herrin in Choiſeul's Herzen geleſen, das hätte ſie erleichtert. (Tritt zurück.)

Pompadour. Bleiben Sie an meiner Seite, lieber Herzog. (Choiſeul nimmt d'Epinay's Platz am Fauteuil ein, d'Epinay tritt rechts von Pompadour an den Tiſch.) Graf du Barri, hat Seine Majeſtät die Feſtlichkeit ſchon angeordnet?

Barri. Nicht beſtimmt, Madame. Der bedenkliche Zuſtand, — doch ſprach Seine Majeſtät von einem Schauſpiel.

Maupeau. Unter dem großen Ludwig wählte man zur Vorfeier eines Hoffeſtes ſtets ein recitirendes Drama, in dem beſonderer Pomp entfaltet ward.

Pompadour. Das läßt ſich hören. Ich wünſchte aber wohl, daß ein pikantes Ballet eingeflochten würde. Das iſt etwas für den König. — Herr Kanzler, Sie übernehmen das äußere Arrangement, der Herr Kammerherr wird das Ballet mit gewohnter Fineſſe erſinnen, und Silhouet hat die Ausgaben zu beſtreiten.

Silhouet (zuckt die Achſeln).

Pompadour. Ich hoffe, daß man es hierbei an nichts fehlen laſſen wird. Uebrigens denke ich bei einer Feierlichkeit, die mich ſo nahe angeht, die Treueſten meiner Freunde zu belohnen. — Gewiß, liebe Epinay. — Haben Sie ſchon ein Drama gewählt, Herr Kammerherr? —

Barri. Dieſe intereſſante Pflicht hat ſich Herr Herzog von Choiſeul vorbehalten.

Choiſeul (ſehr kurze Pauſe). Madame erlaube, daß ich den Namen des Schauſpiels verſchweigen darf.

Pompadour. Ah, eine Ueberraſchung! Das iſt ſchön! Aber nur bis zur Probe. Die Aerzte haben mir große Vorſicht angerathen, auch iſt man bei der Feſtlichkeit ſelbſt zu zerſtreut. Ich werde daher den Tag vorher einer Probe beiwohnen, man kann ſie zu meiner Bequemlichkeit hier im Salon abhalten.

Choiſeul. Zu Befehl.

Pompadour. Wer wird darin ſpielen, Herzog? —

Choiſeul. Noch weiß ich es nicht genau. Für den

Helden habe ich einen jungen Mann von großem Talent, den ich der königlichen Gunſt empfehlen möchte.

Pompadour. Nicht übel! Ich liebe die Talente, — ſein Name? —

Choiſeul. — Laitard! —

Pompadour. Ah, gut, und die Heldin des Stücks? —

Choiſeul. Habe ich noch nicht.

Pompadour. Da kommt mir ein köſtlicher Gedanke! Wie wäre es, wenn man die Quinault nähme? —

Choiſeul. Ha, die Quinault! — Sehr gut! — Zu Befehl!

Pompadour. Treten Sie nun ein wenig in die Vorzimmer, meine Chevaliers und Damen, ich habe mit dem Herrn Herzog von Choiſeul zu ſprechen. —

(Die Miniſter gehen rechts, die Damen, Chevaliers und Pagen links, die Kammerdiener durch den Hintergrund ab.)

Siebente Scene.

Marquiſe de Pompadour und **Choiſeul** (allein).

Pompadour (nach einer Pauſe ganz erſchöpft). Setzen Sie ſich zu mir, Choiſeul. (Sie ſchiebt ihm mit dem Fuße den Fußſchemel zu, er ſetzt ſich.) Wir ſind endlich allein. (Pauſe.) Wiſſen Sie noch, d'Amboiſe, wie Sie friſch aus dem Feldzuge von Maſtricht nach Paris kamen, und mir das erſte Mal bei Hofe vorgeſtellt wurden? ha, der ſchüchterne Officier von verkommenem Adel der jugendlichen Coquette aus dem Bürgerſtande! — Wir waren zwei Abenteurer, die dem Ruhme nachjagten. — Der Spiegel betrügt mich nicht mehr; — die Falten, dieſe farbloſe Haut, der matte Blick. — Das erſehnte Glück iſt da, — nur die Jugend und die — Unſchuld kommen nicht wieder. — O meine Jugend! —

Choiſeul. Aber wozu jetzt dieſe Erinnerungen, hohe Frau —

Pompadour. O laſſen Sie den Titel, Freund, dieſe lächerliche Firma für die erbärmliche Hohlheit dieſes Lebens. Wir, d'Amboiſe, haben es nicht ſo mit einander gehalten; — — uns iſt dieſe Maskerade eben nur Maskerade; haha! — (preßt heftig die Hand an's Herz) O dieſes Herzklopfen! — und ſo ſind wir denn bis hierher gekommen. Jetzt aber geht's zu Ende. —

Choiſeul. Um Gotteswillen! — (Will aufſtehen.)

Pompadour (hält ihn an der Hand zurück, er ſetzt ſich wieder). Mag geſchehen, was da will, d'Amboiſe, — mich trifft nichts unvorbereitet; — doch es iſt beſſer, ich theile mich mit, — das macht das Sterben leichter. — Ich will mit Ihnen ſprechen, wie der Menſch mit dem Menſchen, wie ein treuer Gefährte mit dem andern ſpricht. — Ich habe mich im Leben oft entwürdigt, aber mein Herz hat ſich nie ſelbſt Gefühle vorgelogen, die ich nicht beſeſſen. So lange wir uns kennen, d'Amboiſe, ſo lange ich bei Hofe bin, habe ich nie geliebt.

Choiſeul (aufſpringend). Sie haben mich nie geliebt, Marquiſe?! — Nie?!! —

Pompadour (reicht ihm die Hand und zieht ihn auf den Fußſchemel zurück). Nein, d'Amboiſe, — nie! — Der Ehrgeiz iſt wie das Spiel, er tödtet die ächte Liebe. Jeanette Poiſon, die Tochter des Gewürzkrämers — hat geliebt, Madame d'Etiol und die Marquiſe de Pompadour — nie!! —

Choiſeul. Ha, zu viel! —

Pompadour (indem ſie ſeine Hand tätſchelt). Das iſt ein Stich in Ihr eitles Herz, Choiſeul?! — Ja, ja! — Eitelkeit müſſen Sie ſich abgewöhnen, wenn Sie ein großer Mann ſein wollen. — Ich hätte nicht geglaubt, daß Sie ſich ſo etwas noch einbildeten, — das thut mir leid, mein Lieber; — — — aber Choiſeul, Sie ſind doch der armen Jeanette Freund? —

Choiſeul. Und Sie können einen Augenblick daran zweifeln? —

Pompadour. Ich möchte vor meinem Tode mir noch eine Thräne ſichern. O, d'Amboiſe, was gäbe ich für eine Thräne, eine heiße Menſchenthräne, ſo recht aus tiefſter Seele an meinem Grabe geweint! Ich habe ein unſchätzbares Leben unwiederbringlich verloren, meine Jugend hingeworfen für ein Phantom: „Ehrgeiz und Genuß,“ — o, mein Schöpfer! (Sie faltet die Hände auf der Bruſt. Kurze Pauſe.) — Als ich noch jung war und blühend, da liebten ſie mich Alle, die Welt lag in Bewunderung vor mir auf den Knieen, ja, Maria Thereſia ſelbſt hat ihren Stolz vor mir gebeugt. — Jetzt fühle ich, wie ſie von mir weichen. — Die Nation flucht mir, das Parlament, die Parteien warten auf meinen Tod, und dieſer Ludwig ſucht ſchon mit lauerndem Blick meine Nachfolgerin. — (Choiſeul will ſprechen.) Unterbrechen Sie mich nicht, d'Amboiſe! — Einmal im Leben habe ich geliebt, eine kurze Zeit, aber heiß und unſäglich. — Als ich an den Hof kam, wußte man nicht und hat es nie erfahren, daß ich vor d'Etiol ſchon das Weib eines Andern war.

Choiſeul. Das iſt unmöglich!! — —

Pompadour. Es iſt ſo, d'Amboiſe. — Wer meine Eltern waren, wiſſen Sie. Ich lernte frühzeitig mein Zeitalter durch ſie verachten. — Ich liebte einen armen Muſiker, der ſich ſein winziges Brod in den Wirthshäuſern verdiente, ich liebte ihn rein und wahr, das einzige Mal in meinem Leben. — Ich entlief meiner Mutter und ging zu ihm, — aber ich kannte die Entbehrungen des Lebens nicht, ich wußte nicht, was Armuth ſei. Bei ihm lernte ich die Liebe, aber auch das Elend kennen. — Ach, nach einem Jahre ſchon nannte ich mich Madame d'Etiol. — Da ich die Treue Dem, den ich liebte, gebrochen, was Wunder, daß ich, bei einem kühnen Geiſt, einem eiſernen Willen, die Gebieterin Frankreichs geworden bin.

Choiſeul. Und wie hieß dieſer Mann? —

Pompadour. Narciß, der Neffe Rameau's.

Choiſeul (für ſich). Ha, doch!

Pompadour. Ich habe ihn lange nicht geſehn, — im Rauſche des Stolzes, im Bacchanal des Ruhmes habe ich mein Herz erſtickt, — aber ſeiner nicht vergeſſen. — Damit er leben ſollte, habe ich ihm namhafte Summen durch ſeinen Oheim, den Muſiker, zugewendet. Ich glaubte ihn vor Mangel zu ſchützen; — aber dieſer gewiſſenloſe Menſch, dieſer geizige Schuft, den ich dafür mit dem Adel belohnte, hat die Summen unterſchlagen, denn ich habe den Armen vor drei Tagen auf dem Boulevard du Temple geſehn, in Lumpen — in Lumpen!! — (ſie bricht faſt zuſammen, wimmernd) und ich liebe ihn noch! —

Choiſeul (bleich und zitternd, indem er ſie unterſtützt). Ha, ſie ſtirbt in meinen Armen! —

Pompadour. O nein, noch nicht! — — (erholt ſich) Choiſeul, geben Sie mir Ihr Wort, — wenn ich geſtorben bin — (knirſchend) ſtecken Sie dieſen Erbärmlichen in die Staatsgefängniſſe! Ohne Licht, ohne Luft, wie der habgierige Geier im Käfig ſoll er ſterben!! —

Choiſeul. Ihr Wunſch iſt mir heilige Pflicht.

Pompadour. Nun wiſſen Sie Alles! — Mein Leben war eine Rache an dieſer verwilderten Geſellſchaft, dieſem verfluchten Jahrhundert, das mich geboren, das mein Herz von Geburt an gegen die Tugend verhärtet, das mir mein Liebſtes in den Staub trat. — Ich bin die lächelnde Eris Frankreichs geweſen, habe es an den Rand des Abgrunds geführt, in den es praſſelnd ſtürzen, in dem es modern muß, bis eine blutgetaufte Zukunft die Arche des neuen Geſchlechts aus der Sündfluth trägt!! — Sie haben meine Hand gefühlt, ich bin befriedigt! — (Kurze Pauſe.) Aber ich habe ihn wiedergeſehn, und die alten verlorenen Jahre, wie nagende Träume, ſind mir zurückgekehrt. Aus blauen Kinderaugen ſchaut meine Jugendzeit mich an, bittend und bleich, und die weinende Erinnerung an verlorene Erdenſchöne. — — Ich fühle nun nichts mehr, als den überwältigenden Ekel am Leben, ich freue mich auf die ſtille Stunde, in der der Tod kommt und dies welke Herz zuſammendrückt; — ſchwarz und leer, — hahahaha!

Choiſeul (raſch und ſcharf). Und die Vermählung?! —

Pompadour (haſtig). Ha, ſie muß beeilt werden, ehe es zu ſpät iſt, noch mit ſterbender Hand will ich den König feſthalten, bis ich den goldenen Reif am Finger trage! —

Choiſeul. Und um ſo mehr muß man die Vermählungsceremonie beſchleunigen, als die Königin bereits unterrichtet iſt.

Pompadour (wüthend). Bei der Verdammniß, wer that mir das?! —

Choiſeul. Die Königin hat es durch die Schauſpielerin Quinault erfahren, vorgeſtern, als Frau von Epinay die Holbach'ſche Soirée beſuchte. —

Pompadour. Was?! O Freundſchaft, Freundſchaft!! — Gut! — Nur Sie noch, d'Amboiſe, — Sie ſind der Letzte! (Schellt.)

Achte Scene.

Vorige. Erſter Cavalier (von links).

Pompadour (kurz, ſchneidend). Eintreten! (Cavalier öffnet links, dann rechts die Thür.)

Neunte Scene.

Vorige. Sämmtliche Perſonen der ſechſten Scene (treten auf und beobachten dieſelbe Ordnung. Die Pagen ſtehen im Hintergrunde).

Pompadour. Marquiſe Epinay! —

Epinay (tritt vor, beſtürzt). Hohe Frau?! —

Pompadour. Marquiſe, wir entbinden Sie ſofort Ihrer Pflichten gegen uns. Sie werden Verſailles für immer verlaſſen. — Wir denken, die Grimm'ſche Philoſophie und das Interêt personnel, vielleicht auch die neuen Gönner, die Sie zweifelsohne ſeit vorgeſtern ſich erworben, werden Sie entſchädigen.

Epinay. O Gott! — dieſe Verleumdung! —

Pompadour. Schweigen Sie, meine Liebe, und ſeien Sie ganz zufrieden, daß wir Sie nur mit dem Verluſt unſerer Gnade beſtrafen. Chevalier d'Atreuilles, begleiten Sie die Dame vor die Thür. — (Epinay, überwältigt von Wuth und Schrecken, wankend am Arm des zweiten Cavaliers durch die Mitte ab.) Chevaliers, Sie ſind entlaſſen. Ich wünſche, daß man Alles in kürzeſter Zeit zur Vermählung bereit halte, in vier Tagen wird die Ceremonie ſtattfinden, wir wollen's ſo! — Morgen früh erwarten wir Sie zum Vortrag hierüber. Abbé Terray, Sie werden uns ſofort zu Sr. Majeſtät dem König begleiten. Graf du Barri, melden Sie uns ihm. — Madame de Tencin? — (Eine Dame tritt vor.) Sie übernehmen die Stelle der Marquiſe Epinay! — (Indem ſie eine grüßende Handbewegung macht und ſich Alle verbeugen, geht ſie, von Terray geführt, nebſt Damen, Chevaliers und Pagen links ab, alle Uebrigen, außer du Barri und Choiſeul, rechts ab. Choiſeul kommt nach vorn, du Barri beobachtet ihn im Hintergrunde.)

Zehnte Scene.

Choiſeul, du Barri.

Choiſeul (für ſich). Sie hat mich nie geliebt! — Ha, ein Gamin in Lumpen mein Nebenbuhler! — — Welch' ein bodenloſer Abgrund iſt der Charakter dieſer Frau! — Wie blendend, wie täuſchend hat ſie ihre Rolle geſpielt durch ein ganzes Leben! — Gigantiſch feenhaft, und hat ſelbſt des klugen Choiſeul ſtolzes Herz betrogen! — Sie hat mich nie geliebt! — „Eitelkeit müſſen Sie ſich abgewöhnen, wenn Sie ein großer Mann ſein wollen!“ — Gut, Marquiſe, gut! — Choiſeul iſt der Sclave der Jeanette Poiſon, der natürlichen Tochter des Gewürzkrämers — geweſen! Er wird die Lehre nützen, und — Dich zertreten, — Dich und ihn! — Wenn ſie aber ihren Sturz nicht überlebte, wenn — — Gott weiß es, ich habe nicht den Vorſatz, ſie zu tödten, — aber ſtürzen — muß ſie, — — um jeden Preis! —

Barri (der langſam vorwärts gekommen). Sind Sie einig mit ſich, Herr Herzog? —

Choiſeul (ihn bei der Hand packend). Ich bin's! — (Indem er ſich wendet.) Morgen mehr davon! (Will ab.)

Barri (ihn aufhaltend). Wohin ſo eilig?

Choiſeul (ſtarr). Zu dem Helden unſeres Dramas! —

Barri (erſtaunt). Sie haben ihn? — Den Narciß? —

Choiſeul (lachend). Ich habe ihn!! (Raſch durch die Arkaden ab, du Barri folgt mit ſtaunender Geberde.)

(Der Vorhang fällt raſch.)

Vierter Act.

Paris, Palais royal, Salon der Königin. Abend deſſelben Tages. (Sehr nobler, doch prunkloſer Salon, ernſt und würdevoll. Links und in der Mitte eine Thür Links und rechts ein Tiſch, auf jedem ein brennender Armleuchter. Mehrere Seſſel.

Erſte Scene.

(Wenn der Vorhang aufgezogen wird, ſitzt die **Königin** am Tiſche links) neben ihr, nach der Mitte der Bühne zu, **Doris Quinault**, die aus einem Buche vorlieſt. Beiden gegenüber an der andern Seite des Tiſches die **Marquiſe de Bouflers**. Am Tiſche rechts **Prinz Conti** und **St. Lambert** am Schachbret.)

Quinault (leſend):

„Was ich gethan, ich that's für beſſ're Zeiten,
„Ich leb' im Elend, aber nicht vergebens,
„Die Hoffnung möge ferner mich begleiten,
„Als Tröſtung für die Leiden meines Lebens."

(Kurze Pauſe, Conti und Lambert verlaſſen das Schachbret.)

Königin. Das Gedicht iſt ſehr wahr und ſchön, liebe Quinault. Ach, ſeinem Autor mag es wohl manchen Troſt gewährt haben, ihm, der ſich an den Schöpfungen ſeiner Einbildungskraft entſchädigen konnte. — — — Es iſt ſchon ſpät, meine Lieben; — ich beſorge, wir müſſen auf den Beſuch verzichten, den uns Vetter Conti und Capitain St. Lambert in Ausſicht geſtellt haben.

Conti. Ew. Majeſtät, faſt muß ich fürchten, wortbrüchig geworden zu ſein. Ich habe zu Choiſeul's Charakterfeſtigkeit nie Vertrauen gehabt, aber des Capitains Erzählung war Schuld.

St. Lambert. Noch gebe ich's nicht ganz verloren, Majeſtät, — wenigſtens traue ich d'Amboiſe ſo viel Ehrenhaftigkeit zu, daß er Frankreichs Königin nicht ohne Antwort laſſen wird.

Königin. Glauben Sie das nicht, Lambert! — Nachdem man mir durch mehr denn zwanzig Jahre keinerlei Entbehrung erſparte, wird man am wenigſten da Höflichkeitsrückſichten walten laſſen, wo man mir den letzten tödtlichen Streich verſetzt. Ich habe im Leben ſo viel geweint, daß dieſe kleine Erbärmlichkeit mir keine Thräne mehr entlockt. — Mein Entſchluß ſteht feſt! — Wenn das Ungeheure geſchieht, und dieſe Generation nicht darob erröthet, wenn kein Cabinet Europas das Schwert für eine ſchutzloſe Frau in die Schale der erbärmlichen Gerechtigkeit dieſes Landes zu werfen wagt, — dann — (herb) dann werde ich — unterzeichnen! —

Conti (erbleichend). Majeſtät!! —

(Alle fahren erſchrocken auf.)

Königin. Still, Vetter, ich will's! — Die wenigen Jahre, die mir der Gram noch übrig laſſen mag, werde ich der Pflege meines königlichen Vaters, dem Andenken meiner Kinder widmen, die ich in dem undankbaren Frankreich laſſen muß. — Vetter, veranlaſſen Sie alles Nöthige zur Abreiſe. Habe ich die Scheidungsurkunde gezeichnet, verlaſſe ich dieſes freudenloſe Land für immer.

Conti. So erlauben Sie mir, hohe königliche Frau, daß ich Sie begleiten darf. Meine Güter in der Provence und Anjou werde ich verkaufen, dies lügneriſche Zeichen (reißt das Malteſerkreuz empört von der Bruſt) einer Größe und Entſagung, die ein hohler Schall für dieſe Welt geworden, will ich von mir werfen, damit die Welt ſagen kann, Maria von Frankreich habe wenigſtens einen Freund gehabt! —

Bouflers. O, nehmen Sie uns mit, Majeſtät! —

St. Lambert. Dieſe letzte Gnade —

Quinault (einfallend). Und auch Ew. Majeſtät arme Dienerin —

Königin. Nicht doch, meine Kinder, nicht alſo. — Sie thun Unrecht, Prinz, auf die Würde zu verzichten, die Ihnen ein Land gegeben, das ſelbſt im Falle noch groß iſt. Der Ehrenſchmuck, den Sie von Ihrer Bruſt reißen, iſt das heilige Zeichen unſerer Erlöſung, der Erlöſung zu jenem fernen Gofen des Friedens, der Liebe, iſt die Oriflamme der Befreiung unſerer Seele von der Kleinheit dieſes armen Daſeins!

Conti (entſchloſſen). Ew. Majeſtät werden mich nicht zwingen wollen, daß ich ſelbſt gegen Ihren Befehl Ihnen folge!

Bouflers. O, erlauben Sie es uns!

Königin (reicht Conti und der Marquiſe die Hand zum Kuß). Ich danke Euch, lieber Vetter, und Ihnen, meine treue Bouflers. Wenn Ihr's denn wollt — ſei es ſo, — aber keinesfalls werde ich zugeben, daß St. Lambert, am wenigſten, daß mich die arme kleine Quinault begleite. (St. Lambert und Quinault ſind herangetreten, Letztere ſinkt ihr zu Füßen und bedeckt ihre Hand mit Küſſen.) Lieber Lambert, Sie ſind mittellos, der Degen iſt Ihr Gewerbe, und es iſt ein edles. Dienen Sie Frankreich ferner, bewahren Sie Ihre Kraft meinem königlichen Sohne, dem Dauphin, damit es ihm gelingen möge, die Lilien aus dem Staube zu erheben. (Legt die Hand auf Quinault's Haupt). Sie, ma mignonne, müſſen Ihrem Berufe folgen. Sie ſind jung, ſchön, voll Talent, geachtet und geliebt von Jedermann; verlaſſen Sie den ehrenvollen Pfad des Ruhmes nicht, liebes, theures Mädchen, (küßt ſie bewegt auf die Stirn) und wenn Sie unglückliche Königinnen, gekränkte Frauen und Mütter, beklagenswerthe Töchter darzuſtellen haben, werden Sie um — das Vorbild nicht verlegen ſein.

(Sie preßt die Hand an die Stirn, dann ſteht ſie auf. Quinault erhebt ſich, die Uebrigen treten zurück.) — Lebt wohl für heute, Kinder! — (matt) Kommen Sie in mein Cabinet, liebe Bouflers. — (Sie wendet ſich zum Gehen. Conti, Lambert und Quinault verbeugen ſich.)

Zweite Scene.

Vorige. Diener (durch die Mitte, bringt auf einem ſilbernen Teller einen Brief).

Königin (innehaltend). Was bringen Sie, mein Freund? —

Diener. Majeſtät, ein Fremder hat dieſen Brief an den Herrn Chevalier von St. Lambert übergeben, er wartet im Vorzimmer.

Königin. Ha!

Conti. Wißt Ihr, wer es iſt?

Diener. Nein, königliche Hoheit. Der Mantel bedeckt ſein Geſicht. (Präſentirt Lambert den Brief.)

St. Lambert (ihn erbrechend, raſch). Er iſt's! Er iſt da! (Giebt den Brief an Conti.)

Königin. Mein Gott, es wäre noch Hoffnung? — (Sie hält ſich bewegt am Tiſche feſt, ſetzt ſich nieder.)

Conti (der einen Blick in den Brief geworfen). Faſſen Sie ſich, Majeſtät, er iſt es. — In dieſem Augenblick wendet ſich vielleicht Frankreichs thränenvolles Geſchick.

Königin. Ich bin ruhig. (Zum Diener.) Laſſen Sie den Fremden ein. (Diener ab durch die Mitte.)

Dritte Scene.

Vorige. Choiſeul (tritt haſtig durch die Mitte ein, ſieht plötzlich die Königin und ſinkt ihr lautlos zu Füßen. Pauſe).

Königin (bewegt). Sie haben alſo doch Wort gehalten, Herr Herzog? — Das überraſcht mich. Ich war auf

Ihren Beſuch nicht mehr vorbereitet. — Daß Sie eine Unglückliche wenigſtens in ihrer letzten Hoffnung nicht betrogen haben, verdient meinen Dank. Stehen Sie auf.

Choiſeul. O, laſſen Sie mich knieen, knieen vor der thränengeborenen Frau, die in dem Namen Choiſeul alle Kränkung, allen Jammer ihres erhabenen Herzens zuſammenfaßt. Ich bin zu Ew. Majeſtät gekommen, ein Reuiger, der die unheilvolle Verkehrtheit ſeiner Laufbahn durch raſtloſe Hingebung und Treue für die Sache ſeiner Fürſtin zu tilgen lechzt und den Frieden ſeiner Seele wiederfinden möchte.

Königin. Sie ſetzen mich wahrhaft in Erſtaunen! — Nun, eine Reue wie die Ihrige kann nicht erheuchelt ſein; — was nützte Ihnen auch der Trug bei einer Frau, die der Täuſchung ſo gewöhnt iſt. — Seien Sie herzlich willkommen! (Choiſeul ſteht auf.) — Was habe ich zu hoffen?

Choiſeul. Alles, Majeſtät! Alles! Choiſeul hätte nie gewagt, die Schwelle des Palais royal zu betreten, wenn er nicht ein Unterpfand brächte für die Aechtheit ſeiner Geſinnung.

Königin. Wär's möglich, Choiſeul?!

Choiſeul. Ja, Majeſtät. — Dieſe Ceremonie wird nie von Statten gehn, die Marquiſe de Pompadour verläßt den Hof für immer, und Maria wird wieder die Gattin Ludwig's von Frankreich ſein!

Königin (entzückt). Vetter! Meine Kinder! — Das iſt zu viel des Glücks, zu viel! (Alle außer Conti ſind in freudigem Erſtaunen zu ihr getreten, ſie reicht Choiſeul die Hand.) Tauſend Dank, Herr Herzog!

Choiſeul. O, Majeſtät, Sie lohnen vor der That! (Küßt ihre Hand)

Boufflers (mißtrauiſch). Täuſchen Sie uns auch nicht, Herr Miniſter? —

Conti (ebenſo). Und wie wäre das möglich! —

Choiſeul. Fragen Sie nicht, Prinz, es iſt ſo, wie ich ſage. Alles iſt ein Geheimniß, ein gefährliches Geheimniß. Der König ſelbſt wünſcht dieſe Verbindung nicht, er war bisher nur zu ſchwach, zu ſehr umgeben von den Freunden dieſer Frau, um offen ſeine Willensmeinung zu vollſtrecken, — aber die Pompadour wird fallen, Majeſtät, oder Sie ſollen Choiſeul-d'Amboiſe nicht wiederſehn! — Wenn ich nun aber handeln ſoll, muß ich wenigſtens die Ueberzeugung haben, daß Sie ein wenig — Vertrauen in meine Maßnahmen ſetzen, Majeſtät. —

Königin. Ich vertraue Ihnen. Sie jetzt zu beargwöhnen, wo Sie vielleicht Ihr Leben in die Schanze ſchlagen, wäre mir eine ewige Schmach.

Choiſeul. Majeſtät, die That ſoll mein Dank ſein. — Ich werde vorerſt den Hof zu Verſailles von jenen Erbärmlichen ſäubern, die die Atmoſphäre des Königs vergiftet haben. — Seine königliche Hoheit der Herr Prinz von Conti wird vielleicht morgen die Gnade haben, mit mir die nächſten nöthigen Verabredungen treffen zu wollen.

Conti. Sehr gern, Herr Herzog.

Choiſeul. Vor allen Dingen, Ew. Majeſtät, muß ich mich aber der Hülfe der Demoiſelle Quinault und eines Mannes, Namens Narciß Rameau, verſichern, deſſen Aufenthalt die Dame allein weiß. Beide ſind mir zum Sturze der Marquiſe unerläßlich. —

Königin. Sie ſetzen mich in Erſtaunen, Herzog! Alſo er ſteht doch mit dem Schickſal dieſer ehrgeizigen Frau in Verbindung? —

Quinault (für ſich). O, ich hab's geahnt! — —

Choiſeul. Er gleicht ihrem erſten Manne, d'Etioles, wie ein Tropfen Waſſer dem andern. Sein unvermutheter Anblick erſchütterte ſie auf dem Boulevard du Temple, ſein Anblick vor dem verſammelten Hofe wird ſie beſchämen und in dem ſtolzen Augenblick an den Pranger ſtellen, wo ſie ihre Vergangenheit ehrlich zu machen hofft. — Sie wird den Hof für immer verlaſſen. Ich ſtehe dafür ein. —

Königin. Herzog, Herzog, welch' luſtige Brücke bauen Sie auf die gekränkte Ehre einer — ſolchen Frau! —

Choiſeul. Auf ihre Ehre nicht, auf ihre zum Tode verwundete Eitelkeit, auf den öffentlichen Eclat habe ich gebaut. Majeſtät, bin ich der Hülfe dieſer beiden Perſonen verſichert, ſo ſchwöre ich bei dem Allmächtigen, daß ſie den Hof verlaſſen ſoll! —

Quinault. Dann wird die gerechte Sache unſerer erhabenen Dulderin ſiegen! (Tritt zu Choiſeul.) Ich begebe mich in Ihre Gewalt, Herzog — blindlings! Befehlen Sie, was geſchehen ſoll, und Sie werden Doris Quinault ſelbſt vor dem Tode nicht erbeben ſehen.

Königin. Nein, Herzog, das dulde ich nicht! Dieſes arme Mädchen, die der unglücklichen Maria Freundin in Noth und Trübſal war, darf nicht gefährdet werden.

Choiſeul. Niemand ſoll ſie kränken, Nichts ſoll ſie bedrohen, ſo lange Choiſeul athmet. Wir Alle werden in der verhängnißvollen Stunde um ſie ſein und an jenem Tage wird der Capitain St. Lambert die Schloßwache in Verſailles kommandiren.

Königin. Dann bin ich beruhigt.

Choiſeul (zu Quinault). Darf ich Sie, mein Fräulein, in zwei Stunden mit dieſem Narciß in Ihrer Wohnung ſprechen? —

Quinault. Wenn Ihre Majeſtät mich beurlauben? — (Zur Königin herantretend, welche ihr beide Hände entgegenſtreckt, ſie an ſich zieht und der Niederknieenden die Stirn küßt.)

Königin. Gehen Sie mit Gott, mein liebes hochherziges Kind. Er ſei mit Ihnen! — Ueberlegen Sie Alles wohl, Chevaliers, damit kein neuer Schritt neues Unheil über Frankreich bringe. (Sie erhebt ſich und geht grüßend mit Bouflers links ab, die Uebrigen verbeugen ſich. Quinault geht, ſich gegen Choiſeul verbeugend, durch die Mitte ab. Choiſeul, Conti und St. Lambert kommen dann vorwärts.)

Conti. Wann kann ich Sie morgen erwarten, Herr Herzog? —

Choiſeul. Um die Dämmerung, Hoheit, es iſt ſicherer. Herr von St. Lambert hat die Gefälligkeit, zugegen zu ſein.

St. Lambert (verbeugt ſich).

Conti. Das iſt gut! — Sie haben Ihre Majeſtät die

Königin lange nicht geſehen, Herr Herzog, — ſie hat ſich ſehr verändert.

Choiſeul. Ja wohl, mein Prinz, — ſie iſt die Niobe Frankreichs geworden.

Conti (finſter). Frankreichs Niobe! — (Geht grüßend links mit Lambert ab, Choiſeul verbeugt ſich.)

Choiſeul (fährt mit der Hand über die Stirn, tief aufathmend). Nun iſt's entſchieden! (Langſam ab durch die Mitte.)

Verwandlung.

Wohnung der Quinault (denſelben Abend, ſpäter). Dekoration und ſceniſche Einrichtung genau wie im zweiten Act, matte Beleuchtung, ein Licht brennt auf dem Tiſche.

Vierte Scene.

Narciß (langſam von links).

Narciß. Dieſe grauenerregende Langeweile! — Schon zwei Tage ſitze ich hier im Käfig, und weiß nicht, was ich mit mir anfangen ſoll. — Wenn ſie wenigſtens zu Hauſe wäre, daß man plaudern könnte, — aber ſo ſitzt ſie den ganzen Tag bei der Königin. Wahrſcheinlich hecken ſie die große That aus, die ich begehen ſoll. — Das, ſcheint mir, iſt auch die alte Fabel von dem Affen und den Kaſtanien, — ich bin nur neugierig, wie weit ich mir die Pfoten verbrennen werde. — Ich ſoll, ſagt ſie, eine große That, etwas Edles thun, — ſie will mich zu einem ordentlichen Menſchen machen, — hm! — Giebt's denn edle Thaten, wahrhaft edle? — Es muß doch! Ich ſpür's an der Luſt, die mich manchmal anwandelt, gut zu ſein. — (Geht auf und ab.) Ich weiß gar nicht, mir iſt heute ganz eigen hier herum! (Faßt ſich an's Herz.) So weinerlich, ſo kläglich. — Mir iſt, als ſollte ich fort, und müßte von ſo Vielen Abſchied nehmen. — Sollt's ſchon mit mir zu Ende gehn? —

Nein! Ein Etwas ſagt mir, ich werde ſie finden, werde Jeanetten, eh' ich ſterbe, noch wiederſehn. — (Er wirft ſich in den Seſſel, längere Pauſe.) Einbildungen ſind doch ein prächtiges Ding, wenn man das Talent hat, zu jeder Zeit welche haben zu können. Wenn die nicht wären, ich wäre längſt todt. Wie hätt' ich's nur die zwei Tage aushalten ſollen; — aber nun macht ſich's. — (Imaginirend.) Das iſt meine Wohnung, — ich zahle 300 Francs dafür. Na, meine Frau hat ja geerbt, und nun können wir uns pflegen. (Er ſieht nach dem Kamin hin in's Leere.) O, ich ſehe ſie, — ſie macht ein Spitzenhäubchen zurecht, ſie will es aufſetzen, wenn wir morgen in den Champs élysées ſpazieren gehn. Ich gehe mit ihr Arm in Arm zum Thor hinaus. Alles ſieht uns an, die vornehmen Laffen lorgnettiren, coquettiren, aber meine Frau achtet nicht darauf. Hei, da iſt Muſik, komm, laß uns tanzen, Schatz! Lalala, trallala! — (Tanzt umher und ſieht plötzlich den Chineſen und fährt auf.) Teufel, der Pagode! — Stiert mich der Kerl mit ſeinem langweiligen Geſicht an und die Illuſion iſt weg; — ſo geht's aber immer, ſie hält nie Stich. — (Springt auf.) Bei des Satans Klauen, ich halt' es nicht mehr aus! — — (Thut einige Schritte.) Aber ſie hat mir verſprochen, dieſer Zuſtand ſoll heute Abend ein Ende nehmen, ſo oder ſo! — Ich will noch warten, denn ich hab' ihr mein Wort gegeben. (Er ſetzt ſich. Kurze Pauſe.) Es wird recht hübſch ſein, wenn ſie mich begraben werden. — Sechs Kerle tragen mich hinaus im Fuhrmannsſchritt. Hihi, und den Branntwein, den die Todtengräber trinken werden, wenn ſie mich in das Loch thun; — aber es iſt doch traurig, recht traurig. Ich weiß wohl Einen, der an meinem Grabe recht weinen würde, wenn er's könnte, und das bin ich ſelber. — (Er ſpringt auf, wiſcht ſich die Stirn.) Pah! Wir ſind doch eigentlich eine abgelebte Species; — der Puls des Menſchengeſchlechts geht langſam, (ſieht den Chineſen) lauter Pagoden auf dem Nipptiſch unſeres Herrgotts! (Tritt zur Figur.) Komm herab, Burſche, und laß Dich beſehen! (Er hebt die Figur vom Sims, ſetzt ſie links auf den Tiſch und ſtellt ſich vor ſie hin.) Du ſiehſt dick genug aus für einen Cröſus dieſer Welt. — Giebt es eine Entwicklung des Menſchengeſchlechts? — ja? (Er ſtößt an die Figur, ſie nickt mit dem Kopfe.) O ja! Natürlich, er weiß es, er iſt gelehrt und reich dazu; ein Mitglied der Académie française vielleicht? — ja? — (Stößt wieder an die Figur.) Richtig, dacht' ich's doch gleich! — Sagen Sie mir, Herr Profeſſor, giebt es eine Vorſehung, ein großes Urbild unſeres Selbſt, das uns geſchaffen, giebt es ein Land der Verheißung und des Friedens, das die vereint, die hienieden getrennt waren? Giebt es das? (Stößt an die Figur.) — O ja! natürlich! — — Aber verzeihen Sie nur, der Weiſeſte, Frömmſte kann ſich der Zweifel nicht immer erwehren, beſonders wenn er nichts zu eſſen hat. Es wäre doch möglich, es gäbe nichts von dem Allen, der Weltbau wäre nur ein Conglomerat bewegter Materie und der Magnetismus die persona agens, die an den Stoff gebunden iſt! Habe ich nicht recht? — (Stößt an die Figur.) Hahahaha, das iſt dein Wiſſen, das dein Charakter! Verfluchtes Geſchlecht! (Er wirft mit einem Fauſtſchlage die Figur zu Boden, daß ſie zerſchellt.) Geh' in Scherben! — — — (Wirft ſich in den Seſſel und ſtützt den Kopf auf die Hand, dann richtet er ſich langſam auf, ſchmerzlich.) O, giebt es ein bejammernswertheres Geſchöpf als den Menſchen? — Ein Wurm mit Seraphsſchwingen, der zum Drachen wird, um ſich von ſeiner eigenen Brut zu mäſten! — — — (Geht langſam an's Fenſter und öffnet es, das Licht iſt im Verlöſchen.) Ihr ewigen Lichter da droben, ihr ſtrahlenden Augen, die mir ſchwermüthig in's gebrochene Herz ſchauen, ſeid ihr auch bevölkert mit Kindern des Grams, wie dieſer taumelnde Ball? — Ihr ſeid wie Brüder da droben, einig in Liebe zieht ihr harmoniſch um eure Sonnenmutter, ein Volk von ſtillen, heiteren Geſellen, ein ewig ſüßes Bild, ein Ideal, ein unerreichbares! — (Glühend.) O Sehnſucht, Sehnſucht, du hältſt das Weltall zuſammen, du biſt doch das Beſte am Leben. Ach, wer keine Sehnſucht mehr fühlt, iſt werth zu ſterben, zu faulen! O mein Gott, erhalte mir die Sehnſucht! — — (Verſinkt in Nachdenken.)

Fünfte Scene.

Narciß. Doris Quinault (durch die rechte Mittelthür, ihr folgt **Colette** mit brennendem Armleuchter. Volle Beleuchtung).

Quinault. Guten Abend, lieber Narciß! (Narciß fährt zuſammen.) — Sie haben recht lange auf mich warten müſſen. (Indem ſie ſich wendet.) O, Sie haben mir meinen Pagoden zertrümmert! —

Narciß. Ich habe aus Langerweile Vorſehung geſpielt. Beruhigen Sie ſich, Doris, es giebt in der Welt ſo viele Pagoden, daß es keine Rarität mehr iſt, einen unter den Nippſachen zu haben. — Sie ſcheinen auch nicht ſehr heiter zu ſein, Sie waren bei der Königin und bringen wahrſcheinlich das verſprochene Reſultat?

Quinault. Ich bringe es, Narciß. (Zu Coletten, die den Leuchter auf den Tiſch geſtellt.) Nimm die Scherben fort, Colette, und laß uns allein.

Narciß (während Colette die Scherben in die Schürze rafft). Scherben und Kehricht, und der jüngſte Tag! — (Colette durch die linke Mittelthür ab.)

Quinault. Was meinen Sie damit?

Narciß. Den jüngſten Tag, wo alle Pagoden zuſammengeleimt werden. Es wird eine defecte, aber recht ehrbare Verſammlung geben.

Quinault. Ich verſtehe Sie nicht, lieber Narciß, nur fühle ich, wie düſter es in Ihrer Seele ausſieht. (Sich umſehend.) Wir ſind allein, Rameau, ich erwarte jeden Augenblick den Herzog Choiſeul, er wird hierher kommen.

Narciß. Choiſeul?! Was, der Feind der Königin, der Vertraute der Pompadour? —

Quinault. Er iſt es nicht mehr. Er hat die Sache ſeiner unglücklichen Königin ergriffen, denn der Augenblick iſt gekommen, um ihr zu ihrem Rechte zu verhelfen!

Narciß. Du fabelſt, Mädchen! —

Quinault. Sie werden es ſelbſt ſehen, Narciß. Die

Marquiſe de Pompadour wird vom Hofe entfernt und Maria Lescinska wieder Königin von Frankreich werden. Alles iſt vorbereitet, es wird, es muß gelingen, uns fehlt nur der Beiſtand, die treue Hingebung, die ſtolze Todesverachtung eines Mannes! —

Narciß. Was Teufel, und wer iſt's denn?

Quinault. Es iſt ein Mann von großem, edlem Gemüth, von trefflichen Talenten, werth, daß man ihn mit Achtung nenne in der Welt; er iſt unglücklich, verachtet, aber im Unglück bei der Verachtung der Welt groß, — es iſt Narciß Rameau! —

Narciß. Mädchen, biſt Du raſend, biſt Du toll?? — Treibe keinen Spott mit mir! — Ich bin nicht dumm genug, zu glauben, was Du ſagſt, nicht Narr genug, mir einzubilden, daß ich der Königin einen ſolchen Dienſt zu thun vermöchte!

Quinault. Du biſt's! Du wirſt es thun! Das iſt die That, die ich Dir aufgeſpart habe, für die ich Ehre und Leben wagen möchte, wenn Du ſie thuſt! —

Narciß. Aber mir wirbelt das Hirn! Das iſt phantaſtiſch, rein lächerlich! Ich, ich Rameau, der Winzige, Verlachte, ſoll dieſes Rieſenweib vom Platze ſtoßen, vor der die halbe Welt ſich beugt?! — Der Plan iſt erzdumm, ich tauge nicht dazu. —

Quinault. Hören Sie mich, Narciß, und Sie werden Selbſtvertrauen gewinnen. — Ehe die Marquiſe de Pompadour an den Hof kam, hatte ſie einen Mann, den Finanzpächter d'Etioles. —

Narciß. Ah, richtig! Ich erinnere mich, Sie fragten mich auch einmal nach ihm!

Quinault. Dieſem Manne, den ſie gewiſſenlos verließ, obgleich er mit heißeſter Liebe an ihr hing, der vor Gram über ihre Untreue geſtorben, dieſem Manne gleichen Sie Zoll für Zoll!

Narciß. Das iſt aber ſonderbar! —

Quinault. Als Sie an jenem Tage auf dem Boulevard du Temple waren, ſah Sie die Marquiſe, die eben vorüber fuhr. Sie that einen Schrei: „Narciß“ und brach ohnmächtig zuſammen, — ſie wurde todkrank nach Verſailles gebracht. — Begreifen Sie nun, warum die Epinay Sie fragte, warum ich Sie von Holbach entführte?

Narciß. Recht, recht! Aber ſie nannte doch meinen Namen zum Henker?! —

Quinault. So ſonderbar uns Allen dies ſcheinen mag, ſo kann man doch nur annehmen, daß auch d'Etioles Narciß geheißen habe, denn es ſteht feſt, daß Sie ihm täuſchend ähnlich ſehen. Der Mann ſelbſt iſt todt, alſo kann Ihr Anblick ſie allein erſchüttert haben.

Narciß. Das iſt wahr. (Kurze Pauſe.) — Anders kann's nicht ſein!

Quinault (raſch fortfahrend). Die Marquiſe de Pompadour iſt, wie Sie wiſſen, ſeit lange kränklich, und da ſie das Ende ihres Lebens nahen fühlt, will ſie es nicht beſchließen, ohne das Ziel ihres Ehrgeizes erreicht zu haben. Sie wird in dieſen Tagen dem König angetraut und die Königin von ihm durch einen unerhörten Act des Zwanges geſchieden werden. Doch nein, das ſoll nicht geſchehen! Du, Du wirſt das entehrte königliche Weib, die entweihte Fürſtin und Mutter retten, bewahren vor Wahnſinn und Verzweiflung! Du wirſt dieſes gewiſſenloſe Weib, die ihren armen Mann verließ, wie Jeanette Dich, — Du wirſt ſie durch Deinen Anblick, Deine Gegenwart zermalmen, wirſt ihre bübiſche Vergangenheit vor dem geſammten Hofe, ein Racheengel, ihr vor die Füße werfen und alle Thränen unſerer armen Königin, unſeres geſunkenen Vaterlandes werden von Dir, durch eines Bettlers Hand getrocknet ſein!! — (Breitet die Hände aus.) Narciß, kein Preis iſt groß genug, um Dir dieſe That zu belohnen!! —

Narciß. Welche Umwandlung geht mit mir vor? — Wie zu Bergeshöh' bin ich gehoben und ſchau' die Welt in einer neuen Sonne, an einem neuen Tage! (Hervorbrechend.) Ja, dieſe That iſt göttlich ſchön, — ſo ſchön, daß ich ſie mir ſelbſt kaum gönne! — Narciß, du haſt Jahre lang gelebt in Elend und Schande, man hat dich geſtoßen wie einen Hund von Thür zu Thür, und wenn der Wahnſinn aus dir grinſte, haben ſie gelacht, und dich geneckt, wie den Affen hinter dem Gatter. Da haſt du nicht gedacht, armer verkommener Kerl, daß einſt Frankreichs Loos von deinem Ja und Nein abhängen werde! — Ja, ich werd' es thun, Doris! — Und hier an dieſer Stelle will ich beten, beten zum erſten Mal zu dem unerklärlichen großen Etwas, das die Welten zuſammenhält, — denn ich erkenne: es giebt eine Gerechtigkeit über den Sternen, die auch den erbärmlichſten Wurm zu Ehren bringt! —

(Er kniet am offenen Fenſter nieder und betet. Kurze Pauſe.)

Sechſte Scene.

Vorige. Colette (durch die rechte Mittelthür).

Colette. Der Herr Herzog von Choiſeul!

(Quinault winkt ihr, ſich ſtill zu verhalten, und deutet auf Narciß. Kurze Pauſe. Narciß erhebt ſich. Quinault winkt Coletten, den Herzog einzulaſſen. Colette ab.)

Narciß. Ich danke Dir, Du liebes Mädchen, Deine Bemühungen, mich zu erheben, ſind nicht nutzlos geweſen.

Siebente Scene.

Vorige. Choiſeul (im Mantel, tritt durch die rechte Mittelthür ein. Narciß und Quinault verbeugen ſich).

Choiſeul (der Narciß einen Moment ſpöttiſch betrachtet, den Mantel und Hut ablegend). Mademoiſelle, das iſt vermuthlich Herr Narciß Rameau? —

Quinault. Ja, Excellenz. (Zu Narciß.) Der Herr Herzog von Choiſeul.

Narciß. Meine Reverenz! (Verbeugt ſich.)

Choiſeul (reicht ihm die Hand). Ich freue mich, einen Mann kennen zu lernen, der mir ſchon längſt als witziger Kopf der Reſidenz bekannt iſt.

Narciß (pikant, doch harmlos). Bitte! Wenn ich wirklich witzig bin, ſo iſt's, weil ich arm bin; die Noth ſtärkt die Empfindungsgabe. Wäre ich reich, vielleicht wär's aus mit meinem Witze.

Choiſeul. Ah, Sie geben mir gleich eine ſcharfe Probe Ihrer Fähigkeiten. Es giebt aber Ausnahmen von Ihrer Regel, Sie dürften eine ſolche bald kennen lernen. — (Zu Quinault.) Da eben von Probe die Rede iſt, — haben Sie den Herrn vorbereitet? Weiß er, um was es ſich handelt? —

Quinault. Er weiß Alles, Excellenz, und iſt zu Allem bereit.

Choiſeul. Sehr ſchön, ſehr edel!

Narciß. Eine Frage nur, Excellenz. Wie nannte ſich der erſte Mann der Marquiſe de Pompadour? —

Choiſeul (ſtutzig). Wie ſo? (Lächelnd.) Ach ja, er nannte ſich Narciß François d'Etioles und war Finanzpächter.

Narciß. Dann iſt es richtig.

Choiſeul. Nun, da Sie in Alles, wie ich bemerke, eingeweiht ſind, mein Lieber, ſo wollen wir über den Plan ſprechen, den ich entworfen habe. (Setzt ſich.) Ich habe eine Tragödie, das Erſtlingswerk eines jungen Dichters, mitgebracht, (zieht einige Blätter Papier hervor) von der wir den erſten Act übermorgen in Verſailles darſtellen werden; ich denke, er wird ſeine Wirkung thun. Die Tragödie heißt: „Athalia, Königin von Juda." Sie, Mademoiſelle, ſpielen die Athalia, eine Fürſtin, die ſich durch Ehebruch auf den Thron ſchwang. In entſcheidender Stunde tritt ihr erſter Mann, Samuel, — Sie, Herr Rameau, — vor ſie hin und wirft ihr ihre Verbrechen vor. Das wird genügen.

Quinault. Die Begebenheit iſt treffend, es muß gelingen!

Narciß. Und ich will den Samuel ſpielen, daß Athalia wohl erbleichen ſoll!

Choiſeul. Hier ſind die Rollen, laſſen Sie uns die Scene durchgehen. (Quinault und Narciß nehmen die Rollen und treten vis-à-vis Choiſeul.)

Quinault (aus der Rolle recitirend).

„Die Nacht bricht an. Auch meine Lebensſonne
„Neigt trübe ſich dem Grab im Weſt entgegen, —
„Und dieſem Dunkel, das mich rings umgähnet,
„Entſchlüpft ein Heer geſpenſtiſcher Geſellen,
„Die, mit gebrochnem Herzen, ſtarren Auges
„Die Schmach und Schande ſchwatzhaft mir erzählen,
„Die ſie durch mich im Leben einſt erduldet! —
„Weh! Und noch Einer kommt heran ſo bleich!
„Weh mir! Mein erſter Gatte! — — — —

Narciß (hervortretend, recitirt aus der Rolle).

„Ja, ſieh her!
„Ich bin's, den Du verachtet und verſtoßen!
„Ich reiße Dir Dein gleißend Diadem,
„Das Du aus meinen Thränen Dir gewoben,
„Herab, damit die bange Welt Dich kenne
„Und Deinen Namen mit Verachtung nenne!
„Verdammt vor Gott, verdammt an Seel' und Leib,
„Durch Buhlſucht Fürſtin, eines Bettlers Weib!"

(Er wirft in Extaſe die Rolle von ſich.)

Ja, das biſt Du, Elende, die mit dem Purpur das Entſetzen umſonſt bedeckt, das ſie bei meinem Anſchauen empfindet! Zerfalle, vergehe, du Staub zum Staube!!! — (Hält erſchöpft inne.)

Choiſeul (aufſpringend, mit Beifallklatſchen einfallend). Bravo, vortrefflich, Narciß! — Zerfalle, vergehe, du Staub zum Staube! Hahahaha!!

(Indem fällt der Vorhang raſch.)

Fünfter Act.

Verſailles (zwei Tage ſpäter. Abend).

Salon der Marquiſe de Pompadour.

(Sceneneinrichtung und Dekoration wie im dritten Act. Die Arkaden ſind nun aber durch Vorhänge geſchloſſen, und die Scene durch Girandolen und Candelabers brillant erleuchtet. Außer dem Seſſel der Pompadour und einer Ottomane rechts im Hintergrunde iſt die Bühne ohne alles Mobiliar.)

Erſte Scene.

Choiſeul und **du Barri** (im Geſpräch).

Barri. Aber ich bin noch immer nicht durch Ihre Gründe beruhigt. Sie ſagen allerdings, der Kommandirende der Palaſtwache ſei zuverläſſig, die Wirkung des Zuſammentreffens auf die Marquiſe unausbleiblich, — ganz gut, — wenn es aber doch mißlänge? —

Choiſeul (verächtlich). Beruhigen Sie ſich nur, Kammerherr. Wenn Sie Choiſeul werden erbleichen ſehen, dann erſt mögen Sie das Spiel verloren geben. Ich habe die That unternommen, alſo überlaſſen Sie mir den Ausgang. Und geſetzt, es mißlänge, wer wird der Gefährdete ſein? — Nur ich. Dem kleinen du Barri traut man derlei Dinge nicht zu. Begeben Sie ſich nun zu dem Hofſtaat in die

Antichambres, ich habe noch nicht Alles beendigt und Sie ſtören mich.

Barri. Nun denn, da Sie ſo ſicher ſind, viel Glück. Vergeſſen Sie unſer Uebereinkommen nicht. (Rechts ab.)

Choiſeul. Geh' nur, mein Mäuschen, geh' in die Falle! (Vor ſich hinſtarrend.) Sie bleibt doch ein gigantiſcher Charakter! — Faſt reut mich's. — Ihr Fall wird Aufſehen durch Europa machen. O, und wie habe ich dieſes Weib geliebt! — Dieſen Narciß! (Auffahrend.) Der Gedanke macht mich zu Eis! (Er öffnet ein wenig den Vorhang der Arkaden und giebt ein Zeichen.)

Zweite Scene.

Choiſeul. Doris Quinault (durch die Mitte).

Quinault. Sie haben befohlen, Excellenz! — (Pauſe.)

Choiſeul. Der Augenblick iſt da, mein Fräulein. Zeigen Sie nun, was Sie für Ihre Königin zu thun vermögen. Faſſen Sie Muth und wir werden ſiegen.

Quinault. Excellenz, den habe ich, obwohl mir das Herz ſchlägt.

Choiſeul. Das Unternehmen iſt groß und ſchwer. Wir haben zwar eine kranke Löwin zum Ziele unſrer Jagd, aber es iſt immer eine Löwin. Bieten Sie Ihre ganze Kunſt auf, um den Verdacht zu meiden, daß Sie wüßten, warum Sie ſpielen. Sie ſind übrigens von Fremden umgeben, alſo ſeien Sie kaltblütig. Eine Ungeſchicklichkeit, und Maria von Frankreich iſt verloren.

Quinault. Das fühle ich, Herr Herzog!

Choiſeul. Bedenken Sie ferner, daß wir, wenn die Marquiſe erſt den Narciß Rameau geſehen, unſres Sieges ſicher ſind.

Quinault. Und wie können Sie das mit ſolcher Beſtimmtheit ſagen, Excellenz? — Wer will bei der Marquiſe mit Gewißheit vorherſagen, was ſie erſchüttern wird?

Choiſeul. Ich kann es, denn ich weiß, daß ſie's nicht ertragen kann, den Mann in Lumpen als ihren Ankläger vor ſich zu ſehen, den ſie einſt geliebt und verlaſſen, deſſen Andenken ſie aber begleitet hat durch's ganze Leben; das muß ſie niederſchmettern!

Quinault (ſieht ihn erſchrocken an, dann verſtändigend). Den Finanzpächter d'Etioles meinen Sie? —

Choiſeul. Den Narciß Rameau meine ich.

Quinault (ſtarr). Um des Himmels Erbarmen, was ſagen Sie? —

Choiſeul. Ja, ich bin ſicher meines Sieges, denn Jeanette Poiſon wird ihre Schande geſtehen müſſen beim jähen Anblick ihres erſten Gatten!

Quinault (entſetzt). Die Pompadour iſt das Weib des Narciß?!!

Choiſeul. Nicht ſo laut, Mädchen, — ſie iſt es!

Quinault (jammernd). O mein ewiger Schöpfer, was hab' ich gethan! — Ich Meineidige, ich Unſelige! (Flehend.) Erſparen Sie dieſes entſetzliche Wiederſehen dem armen ſchuldloſen Menſchen!

Choiſeul (erſtaunt und zugleich ängſtlich). Mädchen, das iſt zu ſpät, ſie muß fallen! — Bedenke die Königin!

Quinault. Die Königin?! — (Gebrochen.) O, ich werde — ſpielen! (Geht durch die Mitte ab.)

Dritte Scene.

Choiſeul. Stimme von außen.

Choiſeul (raſch nach der Thür links eilend, öffnet ſie und ſpricht hinaus). Gardiſt, war Jemand in dieſer Gallerie?

Stimme von außen. Niemand!

Choiſeul. Zieh' Dich zurück in den Seitengang! (Er ſchließt die Thür und eilt zum Eingang rechts, den er öffnet.) Kam Niemand zu Dir, Poſten?

Stimme von außen. Keine Seele!

Choiſeul. Deine Wache iſt zu Ende, geh' in die Arkaden zu den Kameraden. (Schließt die Thür.) Ha, Gott ſei gelobt, Keiner hat gehört! — (Bleibt ſinnend ſtehn, Pauſe.) Ja, es iſt ſo! Das Mädchen muß dieſen Mann lieben. Mit ſolcher Todesangſt konnte nur die Liebe ſprechen! — Dieſer Bettler! — Geliebt von zwei Frauen, gleich groß in ihrer Art, gleich ſchön und beneidet, — beide getragen von dem Staunen der Mitwelt, und Du, Choiſeul, auf Deiner einſamen Höhe, was haſt Du? (Neidiſch.) Ha, wenn dieſer Menſch ſtirbt, kann er mit bleicher Lippe noch den d'Amboiſe höhnen, der Bettler den Lenker Frankreichs! — (Verſinkt in Nachdenken.)

Vierte Scene.

Vorige. Marquiſe de Pompadour und **drei Hofdamen** (von links).

Pompadour (Choiſeul eine Weile betrachtend, dann). So in Gedanken, Herzog?

Choiſeul (prallt erbleichend zurück). Ha! —

Pompadour. Und ſo außer Faſſung, ſo erſchrocken bei meinem Anblick?

Choiſeul. Hohe Frau, ich hatte eben die letzten Vorkehrungen zur Probe beendet, und ging noch einmal die Scenerie in Gedanken durch. Zu dem kommt noch, daß mich ein Unwohlſein der Quinault für das Gelingen des Ganzen beſorgt machte. (Lächelnd.) Ueberhaupt ſind die Künſtler bald außer Faſſung gebracht, wenn man ihnen hinter die Gardine ſieht.

Pompadour. Ah, ein Stich für mich. Ich hätte mich anmelden ſollen. Nun, nun, haben Sie keine Sorge, ich bin, wie es ſcheint, zu ſpät gekommen, um etwas zu belauſchen!

Choiſeul (für ſich). Dank ſei es meinem Glücke! —

Pompadour. Die Quinault iſt alſo unwohl? — Sagen Sie ihr: ich erwarte, daß ſie ſich zuſammennimmt, —

übermorgen hat ſie Zeit, um auszuruhen. (Sie tritt auf einmal zu Choiſeul heran, ſieht ihn fragend an und winkt den Hofdamen, da er ihr etwas verwirrt ausweicht, ſich zu entfernen. Damen links ab.) Sie ſehen heut' entſetzlich bleich aus, Herzog, und haben ein eigenthümliches Benehmen. Das bin ich ſonſt nicht an Ihnen gewöhnt, und gilt mir am Vorabend meines Triumphes faſt für ein ſchlechtes Omen. —

Choiſeul (ſich bezwingend). Ich will es nur geſtehn, ich hatte Vormittag wieder einen heftigen Nervenanfall, der ſoeben wiederkehrte. Ich hoffte, es würde nicht bemerkt werden. Um ſo mehr bin ich beglückt, bei Ihnen, hohe Frau, eine Elaſticität und Friſche zu finden, die mich wahrhaft mit Erſtaunen erfüllt.

Pompadour. Und das ſagen Sie mir mit einer Todtengräbermiene, als ob es Ihnen leid thäte? (Schlägt ihn mit dem Fächer.) Ei ei! Man muß einem alten Freunde wie Ihnen viel zu Gute halten. — Aufrichtig geſagt, fühle ich mich heut' merkwürdig wohl, obgleich ich dem doch nicht ſo recht traue. Aber das Gefühl, meine Gegnerin für immer vernichtet, das ſtrahlende Ziel meines Lebens erreicht zu haben, lächelnd von unerklimmbarer Höh' auf das neidiſche Gezücht um mich herabzuſehen, hat meinen Geiſt, meinen Körper ſo dithyrambiſch aufgeregt, daß ich in Wahrheit glaube, ich lebe nun noch lange. Ich werde den Ehering am Finger tragen, und aller Schmerz, alle Schande wird verlöſcht ſein. (Ihm näher tretend, leiſer, entzückt.) Und habe ich ſie getilgt, bin ich rein geworden vor mir ſelber und der Welt, dann will ich den theuren Verlaſſenen ſehn — wiederſehn, und alle Thränen trocknen, die er um mich geweint! — Staunen Sie nur, wie verändert ich bin, Choiſeul! Ich habe heut' Morgen den Spiegel gefragt, und er meinte, daß ich noch nicht alle Reize verloren, daß die Begeiſterung und das Gefühl des Sieges auch den Marmor beleben und ihm die Innigkeit der Jugend leihen können!

Choiſeul. Und in der That, hohe Frau, ich wünſche es von Herzen.

Pompadour. Nun, iſt das Schauſpiel bereit, kann man beginnen?

Choiſeul (beklommen). Es bedarf nur Ihres Winkes — (Er wankt.)

Pompadour. Aber, Herzog, ich bitte Sie! Sie ſind ernſtlich krank!

Choiſeul (matt). Wieder dieſe Wallungen, — ein Taumel im Hirn. — (Wiſcht ſich den Schweiß von der Stirn, energiſch.) Es wird vorübergehn.

Pompadour (faßt ihn herzlich bei der Hand). Sie machen mich wirklich beſorgt, d'Amboiſe! Wenn Sie ſich nach der Vorſtellung nicht wohler fühlen, laſſe ich Sie ſicher nicht nach Paris; mein Arzt ſoll Sie hier behandeln!

Choiſeul (preßt in plötzlicher Rührung ihre Hand an ſeine Lippen). Heißen Dank! —

Pompadour. Iſt Ihnen beſſer? —

Choiſeul (ſeine Faſſung wieder gewinnend). Ja, ja; — es iſt ja bald vorüber!

Pompadour. Nun, ſo laſſen Sie uns beginnen; (ſetzt ſich in den Seſſel) ich bin auf's Höchſte geſpannt.

(Choiſeul verbeugt ſich, geht entſchloſſen nach der Thür links und öffnet ſie.)

Fünfte Scene.

Vorige. Hofdamen, Pagen und die beiden **Cavaliere** (treten links ein). (Ein Cavalier öffnet die Thür rechts.) Die Miniſter **Terray, Maupeau, Silhouet** und **du Barri** (treten rechts ein).

Alles verbeugt ſich. Pompadour grüßt. (Kurze Pauſe.)

Pompadour. Nun, lieber Herzog, theilen Sie uns den Titel und die handelnden Perſonen des Dramas mit.

Choiſeul (ein Papier hervorziehend). Das Drama heißt: „Athalia, Königin von Juda.“ Den Namen des Autors erlaube ich mir nach der Vorſtellung mitzutheilen. Die Perſonen ſind: die Königin Athalia — Mademoiſelle Quinault;

Cleomenes, Hauptmann der Leibwache — Preville; Polioreet, ein Grieche, ihr Vertrauter — Dumenil; Azaziel, der Hoheprieſter — Lecain; Rahel, ſeine Tochter — Mademoiſelle Clairon. Simſon, ein Bettler — Herr Laitard. Gefolge. —

Pompadour. Alſo eine Begebenheit der jüdiſchen Geſchichte, etwa um die Zeit der kleinen Propheten? —

Choiſeul. Ja wohl. Der erſte Act ſpielt in einer Halle der Hofburg zu Jeruſalem, es iſt Abend, die Thorhüter ſchlafen, Athalia ſtreiſt unruhig durch die weiten Säulengänge.

Pompadour. Das fängt ſchaurig genug an. Nun, beginnen Sie. — (Choiſeul ſtiert ſie bleich an.) Mein Gott, was zögern Sie denn, Herzog? —

Choiſeul (zuſammenfahrend). Sogleich! (Er geht in den Hintergrund und winkt, kommt dann entſchloſſen zurück und ſtellt ſich hinter den Seſſel der Marquiſe.)

Sechſte Scene.

Vorige. Doris Quinault (im Koſtüm, tritt durch die Vorhänge des Hintergrundes ſchwankend und bleich auf, in höchſter Angſt und Erregung).

Quinault.

„Die Nacht bricht an, — auch meine Lebensſonne —
Neigt trübe ſich — dem Grab im Weſt entgegen, —
Und dieſem tiefen — Dunkel um mich her —
Entſchlüpft ein Heer geſpenſtiſcher Geſellen, —
Die, — mit gebrochnen — Herzen, — ſtarren — Auges —
Die Schmach und Schande — ſchwatzhaft mir erzählen, —
Die ſie — durch mich im Leben einſt erduldet!“ —

Barmherziger Gott, ich kann nicht mehr! (Die Verſammlung wird unruhig.)

„Weh, und noch Einer kommt!“ (ſie ſieht ſich entſetzt um)
Ja, noch Einer iſt's — „heran — ſo bleich!“
O Jeſus! — „Weh mir! — Mein erſter Gatte!“ (Schreit auf.)

(Pompadour ſchaudert zuſammen.)

Siebente Scene.

Vorige. Narciß (im Koſtüm durch die Vorhänge hereinbringend).

Narciß (mit gewaltiger Stimme). „Ja, ſieh her!“ —

Quinault. O entſetzlich! (Sie iſt bemüht, ſich immer ſo zu ſtellen, daß ſie die Pompadour und Narciß einander zu ſehen hindert.)

Pompadour (erſchreckt). Ha, was iſt das! — (Erhebt ſich aus dem Seſſel.) Dieſe Stimme! —

Narciß. „Sieh ihn, den Du verachtet und verſtoßen!“ —

Pompadour (entſetzt). Bin ich von Sinnen? — Das iſt —

Narciß. „Er reißet Dir Dein gleißend Diadem —“

(Pompadour ſtößt die dicht vor ihr ſtehende Quinault mit aller Kraft bei Seite. Narciß und Pompadour ſehen ſich mit namenloſem Entſetzen an.)

Pompadour (aufſchreiend). Narciß!! — (Sie ſinkt ohnmächtig in den Seſſel zurück, indem ſie ſtöhnt.)

Narciß (aufſchreiend). Allmächtiger Gott! — Mein Weib!! (Er ſtürzt auf ſie zu, ſinkt vor ihr auf die Kniee, umfängt ſie ſprachlos und bedeckt ihre Hände mit Küſſen.)

Quinault (krampfhaft). O Gott! (Starrt in lautloſer Angſt auf Pompadour und Narciß. Kurze Pauſe, Alles ſteht entſetzt. Choiſeul tritt, Pompadour athemlos beobachtend, auf die rechte Seite.)

Narciß. O mein theures, mein einziges Weib, ich habe Dich wieder, — Dich wieder! — Ich habe Dich geſucht und geſucht, ach, und Du wollteſt Dich nicht finden laſſen, mein Lieb! — Wo biſt Du ſo lange geblieben? —

Quinault (mit geſpannteſter Angſt). Ha, ſie kommt zu ſich, ſie wird nicht ſterben!

Pompadour (die ſich erholt, ihn umfangend, matt). Mein Narciß, mein armer, lieber Narciß! — (Küßt ihn.) O Gott, kannſt Du mir verzeihen, daß ich Dich ſo namenlos elend gemacht und Dein Leben verödet? (Lauter, voller Freude und Zärtlichkeit.) Aber ſieh, nun hab' ich Dich wieder! Ich halte Dich umfangen, bis der neidiſche Tod mich aus Deinen Armen reißt! — Doch nein, ich will leben, ich werde leben! Dir zur Liebe, zum Glücke! (Innig.) O, ich hatte es anders beſchloſſen! Nur noch eine kurze Zeit, und Du hätteſt mich doch wieder gehabt, — aber beſſer, Narciß, beſſer, nicht ſo bedeckt mit Schande, wie jetzt. (Feierlich.) Doch ſie iſt geſühnt, gelöſt in dieſem Augenblicke vor der gemeinen Erbärmlichkeit dieſes Mannes, (auf Choiſeul deutend) dieſes elenden Geſellen, den ich groß geſäugt mit meinem Herzblut! (Knirſchend.) Aber noch habe ich Kraft, ihn zu zertreten, und ich werd's! — Sie haben Dich hierher gebracht, Narciß, damit Du mich morden ſollſt mit Deinem lieben Antlitz. Alle dieſe ſind meine Mörder, ſie zielen nach meinem Herzen! — Das iſt eine Verſchwörung der Königin gegen mich, und der falſche Choiſeul hat ſeine mörderiſche Hand an ſie verkauft! Pfui, Judas! —

Choiſeul (wie vernichtet, halblaut). O Gott, ſie erholt ſich, ſie wird leben! — Nur im Tode läßt ſie ihre Macht!

Pompadour (erhebt ſich mit rieſiger Energie, Narciß, der bisher zärtlich um ſie bemüht war, unterſtützt ſie). Ja, leben! — Die Pompadour iſt noch die Gebieterin Frankreichs! — Wer d'Amboiſe's Nachfolger ſein will, melde dem König, was geſchehen, und rufe die Palaſtwache! Ihr müßt mich morden, Choiſeul! — Morden mit kaltem Blute, — ein wehrloſes Weib! So kommt doch und wagt's! — Doch wenn mein Blut an Eurem Stahle klebt, (höhniſch) iſt Maria Lescinska ſo beſchimpft, daß ſie nicht mehr Königin ſein kann; — das hattet Ihr vergeſſen bei der Rechnung! — O!! — (Sie fällt in den Seſſel zurück, indem ſie die Hände nach Narciß ausſtreckt.) Mein Narciß! (Er ſtiert ſie entſetzt an.)

Choiſeul (ruft): Capitain St. Lambert!! (Die Vorhänge der Arkaden theilen ſich, man ſieht den Hintergrund mit Soldaten beſetzt.)

Achte Scene.

Vorige. St. Lambert (durch die Mitte, zwei Gardiſten folgen ihm und beſetzen die Thüren links und rechts).

Lambert (herantretend). Sie ſtirbt!

Choiſeul. Ich habe ſie gemordet! — Ha! — aber ich werde ſiegen! —

Barri (aus ſeinem Entſetzen erwachend). Er hat mich betrogen!

Pompadour (an Narciß gelehnt, matt). Ihr hattet auf meine Krankheit gerechnet, Herzog, die war ein zuverläſſiger Bundesgenoſſe. Ein feines Stückchen, d'Amboiſe, ein rechtes Liebeszeichen.

Choiſeul. Liebe? — Die Eitelkeit muß man ſich abgewöhnen, wenn man ein großer Mann ſein will!

Pompadour. Gut, ſehr gut! — Ihr ſeid ein würdiger Schüler von mir, aber nur — ein Schüler. O, die Pompadour iſt eine Rieſin, — ſie ſtirbt nicht an der Schande, — denn es wäre eine Entehrung der menſchlichen Natur, ſich vor Euch, ſich in dieſem Zeitalter zu ſchämen! — Ich will leben, ich muß leben um dieſes Armen willen. Ich hab' ihm eine ewige Schuld zu zahlen und ich werd's, und müßt' ich ſelbſt das Paradies entvölkern und den Himmel zur Erde reißen, daß ſie mit mir zu ſeinen Füßen lägen! — (Will Narciß umarmen.)

Narciß (packt ſie wild). Ha! Und wenn Ihr Beide mir zu Füßen läget, Du und das Paradies, ich würde Euch zertreten! — (Schleudert ſie in den Seſſel.)

Pompadour (thut einen Schrei, dann wimmernd). O Erbarmen! —

Narciß (ebern). Du haſt mich verlaſſen, treuloſes Weib, Du haſt geſchwelgt im Glück, indeß ich gebettelt, Du haſt Dich ſelbſt, die Gott geſchaffen zu ſeinem Abbild, zerſetzt und geſchändet um das hohle Phantom von Ruhm und Macht, das ſei Dir verziehen, denn Du biſt beſtraft mit ehrloſem Alter. Aber daß Du, Du dieſe Pompadour geweſen biſt, ſein konnteſt, das ſei Dir nicht verziehen! Begreifſt Du nicht, Hyäne, daß in mir das zerlumpte, verzweifelte, wahnſinnige Vaterland Dich angrinſt, das Du an Leib und Seele dem Götzen Deines Ichs geſchlachtet? — Ich trete vor Dich als die Menſchheit, Deine Zeit! Sieh her, das haſt Du gemacht! — Was willſt Du uns geben für unſre Lumpen, unſre Thränen, für die gebrochne Unſchuld, die verfaulten Seelen? Was? Giebſt Du's uns wieder?! (Rüttelt ſie.) — Der Tag des Gerichts bricht herein, die Poſaunen ſchreien, die Sonnen erbleichen und die Sterne verwehn, und der Tod reitet über die Erde und mähet und mähet, denn ihm ſind zu eigen gegeben die armen Menſchen um Deiner, Deiner Sünde willen, und wenn Du dahinfährſt und trittſt unter die Schaar der Verdammten, da jauchzen die Teufel, hahahaha, denn ihre Erlöſung iſt kommen und ſie werden rein und zu Engeln vor Deiner Schuld. Sie entſetzen ſich, ſie entfliehen vor Dir, und Du wirſt zurückbleiben in den Gefilden des Entſetzens und allein ſein!! —

Pompadour (einen wahnſinnigen Schrei ausſtoßend, dann ſich emporbäumend). Nun denn, nach mir die Sündfluth!! — (Bricht zuſammen und ſtirbt.)

Alle (näher tretend, dumpf). Sie iſt todt! —

Choiſeul. O, daß man ſeine That nicht meſſen kann!

Narciß (ohne das Geſchehene zu beachten, in geſteigertem Wahnſinn). Hahahaha! Ja, die Sündfluth! — Es regnet Feuer vom Himmel und Galle und Thränen! Aus den Sümpfen des Elends und Verbrechens ſteigt das entmenſchte Geſchlecht und heult durch die Straßen nach Blut! Blut! Blut! Huſſa! Hurra! Und unter Gelächter rollen die hauptloſen Leichen in den Koth, von Mutter und Kind, Freund und Feind. Auf dem leeren Throne Gottes ſitzt die grinſende Vernunft dieſer Welt, die Vernunft, die wahnſinnig worden, und rechnet und zählt, denn ſie braucht noch 5000 Leichen, daß ſie leben kann, und da ſteigt die Sündfluth indeß, dringt bis zur Hölle, und da, hahahaha! treffen wir Beide uns wieder! (Stößt einen Schrei aus, bricht zuſammen, und ſtirbt.)

Choiſeul. Der Wahnſinn hat ihn getödtet.

Quinault (voll rührender Hoheit). Und aus der Sündfluth ſteigt in neuer Schöne die geläuterte Menſchheit und betet wieder zu ihrem verſöhnten Vater im Himmel. Dann wird's keinen Narciß mehr geben! —

Lambert (vortretend). Jhro Majeſtät die Königin betrat ſoeben die Gemächer des Königs!

Choiſeul. Ha! — Folgen Sie mir, meine Herren Miniſter! (Jndem er ſich wendet,

fällt der Vorhang.)

◆

G. Pätz'ſche Buchdruckerei (Otto Hauthal) in Naumburg a/S.

Geſammelte

Romane, Novellen und Dramen

von

A. E. Brachvogel.

Volks- und Familien-Ausgabe.

Mit Einleitung und Biographie

von

Max Ring.

Neunter Band.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Jena,
Hermann Coſtenoble.
Verlagsbuchhandlung.

Schubart
und ſeine Zeitgenoſſen.

Hiſtoriſcher Roman

von

A. E. Brachvogel.

1300 · 17025

Zweite Auflage.

Erſter Band.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS:

Jena,
Hermann Coſtenoble.
Verlagsbuchhandlung.

Vorwort.

Ein Gefühl tiefer Schwermuth, derſelben, die mein Vaterland und das Herz des geſammten deutſchen Volkes je länger deſto mächtiger erfüllt, hat mir den Griffel in die Hand gedrückt. Mein ganzes Gemälde müßte deshalb eine überaus ſchmerzvolle, troſtloſe Färbung erhalten, lebte nicht in mir die begeiſterte Gewißheit, daß der Schmerz und die Prüfung Menſchen wie Völker reinige, aus den ſchwärzeſten Wettern die goldene Mutter des Lichts und der allerwärmenden Liebe neu hervorbreche, und unſer Geſchlecht gerade inmitten des Kampfes und durch ihn allein zur Lebensfreude und Kunſtſchönheit ſich wiedergebäre.

Dieſer lebendige, uns Allen innewohnende Glaube iſt der Lebensodem meiner folgenden Dichtung.

Angeſichts dieſes Glaubens und der unendlichen Schwierigkeit des hiſtoriſchen Stoffes, deſſen Ueberfülle und Vielfarbigkeit nur große Linien geſtattet und der Dichtung die ernſte Pflicht ertheilt, bei aller Phantaſie gewiſſenhafte Verknüpferin des Hiſtoriſchen, ſehr verſtreut Gegebenen, die Schilderin und Interpretin des pſychologiſchen Zuſammenhanges aller Thatſachen zu werden, muß wohl mein Gebilde nothwendig hinter den Forderungen zurückbleiben, die ich an daſſelbe geſtellt, denn wer das Höchſte will, kann gerade im Einzelnen am leichteſten irren. Die Liebe zu meinem Volke, die tiefe Verehrung ſeines unveräußerlichen Genius, welche in mir lebt, der geiſtige Troſt, welcher mir aus der Arbeit ſelbſt erwuchs, iſt mir indeß Bürge, daß ich mich, trotz aller Schlacken, in der Geſammtheit meiner Dichtung unmöglich geirrt habe. Ich trug redlich meine Fahne, wie ſchlecht ich auch gekämpft!

Mein Stoff bietet in einzelnen Vorgängen manche Aehnlichkeit mit unſeren Tagen, und es wäre ziemlich leicht geweſen, das zu einſeitiger politiſcher Tendenzmacherei zu nützen. Mir iſt hierzu die Sache, das Publikum und meine eigene Ehre zu heilig. Mit ſelbſtbewußtem Willen iſt dies alſo nirgend geſchehen.

Der Held des Romans — wenn bei einem mehr freskenhaften, höchſt figurenreichen Bilde eine einzelne Perſon dies beanſpruchen darf, iſt der Dichter, Muſiker und erſte deutſche Journaliſt **Chriſtian Schubart**; ein zwar nicht dramatiſcher, aber menſchlich-tragiſcher Charakter, ſowohl dem äußern Leben wie ſeiner innern Natur nach. Er iſt ein Mann, der unter der gewaltigſten Miſſion die jemals der Himmel einem Sterblichen lieh, zuſammenbrach, weil ſich ſeine ganze Charakteranlage und Begabung zu ſchwach erwies, andern Theils, weil ſeine Entwickelung in eine wirre Zeit fiel, die er nie ganz durch ſeine Objectivität, die ihn aber um ſo eherner mit localer Strenge beherrſchte. Und dennoch war Schubart der Lichtbringer, der Prometheus, dem Schiller und Goethe, ja das ganze aufathmende deutſche Volk ſelbſt die Titanenfackel aus der erlahmenden Hand genommen, während die Geier ihm auf dem Hohenasperg an der Leber nagten!

Die hehren Geiſter, welche ihm folgten und deren ferneren Siegerſchritt ich nicht erſt weiter zu ſchildern brauche, überragten ihn tauſendfach; indeß der Anſtoß, den er gegeben, erzeugte eine geiſtige Bewegung, in welcher er ſelbſt unterging, aber er war es doch, in dem dieſe Geiſter, dieſe Bewegung gewurzelt, von dem ſie befruchtet worden, und Chriſtian Schubart iſt von der ſtolzeſten Epoche Deutſchlands ſo wenig zu trennen, wie die geringere Urſache von der mächtigeren Wirkung. —

Es geht ein Weh durch meine Seele, wenn ich jene alte Zeit überſchaue, ein ſehnſüchtig-ſchmerzvolles Gefühl, das ich als Kind meiner Zeit weder leugnen kann noch will. Nicht etwa nur, weil das deutſche Vaterland noch politiſch lahm und ſtaatlich verworren iſt, ſondern aus der viel tieferen Urſache: daß unter den Kämpfen dieſer Tage der ethiſche Charakter unſeres Volkes, namentlich auch im Norden, — die Idealität und würdevolle Freude an der Kunſtſchönheit, ach! dieſer Lichtbringerin im Leben, dahinwelkt. Dieſe Empfindung läßt mich in meinem Helden das Spiegelbild Deutſchlands, des hochſinnigen, geiſt- und herzensgroßen, überreich begabten und dennoch zerfahrenen, zwieſpaltigen, ſchwankenden Vaterlandes erblicken, jenes Polyhiſtors unter den Völkern, der Licht über die ganze Erde bringt und doch in ſich zu freier harmoniſcher Schöne nicht gelangen kann; — zerfleiſcht von Geiern! — doch dem Prometheus wird einſt auch ſein Herakles kommen! —

Möge in ſolchem Sinne der Leſer dieſes Buch hinnehmen, es ward mit recht vollem Herzen geſchrieben.

Berlin, Ende Januar 1863.

A. E. Brachvogel.

Quellen-Bericht.

Da es nicht möglich iſt, die betreffenden Werke bei den bezeichnenden Stellen zu citiren, ohne den Text mit Gloſſen zu überbürden und eine ſehr unſchickliche Gelehrſamkeit zur Schau zu tragen, will ich mich nur auf ſeltene Fälle beſchränken, wo ein kurzer Hinweis unerläßlich ſcheint, im Uebrigen indeß laſſe ich hier ſämmtliche Quellen, aus denen ich ſchöpfte, folgen.

Wolfgang Menzel's Geſchichte der Deutſchen. Stuttgart und Augsburg, Cotta 1855 (IV. Band).

Schloſſer's Weltgeſchichte.

Ludwig Hahn, Friedrich II. Berlin 1855, Beſſer'ſche Buchhandlung.

Chriſt. Friedr. Sattler's topograph. Geſchichte Würtembergs. Stuttgart 1784 bei Chr. Bethulius.

Pfaff, Geſchichte Würtembergs (II. Band I. Abtheilung). Reutlingen bei J. J. Mäcken 1820.

Würtembergs Geſchichte, Statiſtik und Verfaſſung. **Brockh.** Converſat.-Lex.

Alte Karte: **Meyer's** Ducatus Würtembergii 1710, Stuttgart.

Friedr. Nicolai, Reiſe durch Deutſchland 1781 (X. Band). Berlin und Stettin 1795.

A. L. Schlözer's Briefwechſel 1779. Göttingen, Vandenhöck.

Bilderbuch aus meiner Knabenzeit, von 1786—1804, von Juſtinus Kerner. Braunſchweig, Vieweg u. Sohn 1849.

La pure vérité, lettres et mémoires sur le duc et la Duchesse de Wirtemberg. Augsburg 1765. (Eine Schmähſchrift von Maubert.)

Ihr Gegenſtück: „Die Wahrheit, welche eine iſt!“ (auch franz. — von Uriot.) Stuttgart 1766.

Pläne des alten Stuttgart, Ludwigsburg, Solitude, Hohenheim und des Neckarthals aus der Kartenſammlung der königl. Bibliothek zu Berlin.

C. F. D. Schubart des Patrioten geſammelte Schriften und Schickſale. 8 Bände. Stuttgart bei Scheible 1839.

Schiller's Leben von Karl Hoffmeiſter, ergänzt von H. Viehoff. Stuttgart, A. Becher 1854.

W. F. Schönhaar's ausführliche Beſchreibung des September 1748 vorgegangenen Hochfürſtlichen Beilagers des Durchl. Fürſten Karl, mit Atlasdrucken. Stuttgardt 1749, Jen'ſche Druckerei.

Prinzeß Friedrike von Bayreuth. Meyer's Converſat.-Lex.

Karl Eugen von Würtemberg. Pierer's Converſat.-Lex.

C. F. D. Schubart's Leben in ſeinen Briefen von David Friedrich Strauß. 2 Bände. Berlin, Alex. Dunker 1849.

Züge aus J. J. Moſer's Leben von F. Ledderhoſe. Heidelberg 1843 bei Karl Winter.

Lebensgeſchichte Joh. Jak. Moſer's, von ihm ſelbſt. 1768, ohne Druckort.

Schiller von Dr. Heinr. Döring. Grimma und Leipzig 1852. Verlagscomptoir.

Schiller's und Goethe's ſämmtliche Werke. Stuttgart und Tübingen, Cotta (1838 und 40).

J. J. Moſer's neues patriotiſches Archiv für Deutſchland. Mannheim und Leipzig bei C. F. Schwan und Götz, 1792—94.

C. W. Ramler's poetiſche Werke. Berlin bei J. D. Sander, 1800.

Karl von Moſer's patriotiſches Archiv für Deutſchland. Frankfurt und Leipzig.

Hubert Lanquet, Vindiciæ contra tyrannos. 1580. Ueberſetzt von Treitſchke. Leipzig 1486 bei Barth.

Moſer's Leben, von ihm ſelbſt. Frankfurt und Leipzig 1777 (andere Ausgabe).

Geſchichte von Hohenasperg von Biffart, mit Holzſchnitten. 1858, Karl Aue, Stuttgart.

Andreas Streicher, Schiller's Flucht von Stuttgart und Aufenthalt in Mannheim 1782—1785. Stuttgart und Augsburg 1836, Cotta.

Schiller's Jugendjahre von Eduard Boas. Herausgegeben von Wendelin von Maltzahn. Hannover, Karl Rümpler 1856.

Inhalt des erſten Bandes.

Seite

Erſtes Capitel.

Landesvertreter alten Styls 1

Zweites Capitel.

Der Schüler des großen Friedrich 19

Drittes Capitel.

Vivat Friedrike! 47

Viertes Capitel.

Chriſtian der Schnepperer 63

Fünftes Capitel.

Fein ſtill! 92

Sechſtes Capitel.

Conſulent Moſer 130

Siebentes Capitel.

Schwabenſtreiche 159

Achtes Capitel.

Was heißt Vaterland 179

Neuntes Capitel.

Das Käthle und das Bäbele 210

Zehntes Capitel.

Theologie 235

Elftes Capitel.

La Solitude 245

Zwölftes Capitel.

Lenchen von Geißlingen 268

Dreizehntes Capitel.

Die Hochzeit des Herrn von Leutrum 286

Vierzehntes Capitel.

Irion 323

1.

Landesvertreter alten Styls.

Wer von den Tauſenden, die allſommerlich den Rhein, oder die Schweiz bereiſen, iſt wohl auf dem Rückwege über die rauhe Alp bei Reutlingen herabgeſtiegen? Wer kennt den vielgewundenen, ſchäumenden Neckar, deſſen Thal, ein endloſer Garten, ſich vom Schwarzwald und ſchwäbiſchen Jura in duftigen Terraſſen nordwärts herabdehnt, um mit Heidelberg ſeinen Zauberkreis zu ſchließen?

Ein wahrer Necker iſt der Neckar, wenn er bacchantiſch uns durch die Thäler bald hier bald dort hin zieht, ein hüpfendes Kind voll Laune und Poeſie, voll Grazie und Eigenſinn, zornig und ſentimental, der ſchönſte und älteſte Gefährte des greiſen Rheins.

Mag man auch andere Flüſſe krittelnd mit ihm vergleichen, oder, überſättigt von grotesquer Alpennatur, gegen ſeinen tiefen Reiz verſchloſſen ſein und an dieſem lebendigen Buche deutſcher Natur und Geſchichte vorübergehen, — Eins ſteht feſt, ſo paradieſiſch iſt keine Hauptſtadt deutſcher Gauen gelegen, daß ſie Stuttgart je übertreffen könne!

Zwiſchen Rebenhügel, die ihren Fuß in die Straßen hineinſtrecken, wörtlich eingebettet, bewährt es den Spruch:

> „Si l'on ne cueillait à Stouttgart le raisin,
> la ville irait se noyer dans le vin!"

oder wie der ehrliche Merian ſagt: „Im Fall, daß man die Weintrauben ringsweis umb Stuckgart nit abläſe, die Statt in Wein erſaufe müßt'."

Ihre engen, winkelreichen Gaſſen, die alten, oft windſchiefen Häuſer mit überhangendem erſten Stockwerk, mit Erkern, Wetterfahnen und hochgeſpitzten Giebeln haben wirklich etwas träumeriſch Berauſchtes. Stuttgart gleicht einem grauen Handwerksburſchen, der, zwiſchen lachenden Gefilden am Wege hingeſunken, aus der Flaſche Behagen ſchlürft und, vor ſich hindämmernd, wehmuthsvoll ſeiner Jugend und ſeines — Alters denkt. Dieſen Eindruck erhält man, wenn man von Kloſter Weilen die Eßlinger Landſtraße, oder die Weinſtiege herabkommt, alſo den Schloßbau nicht ſehen kann. Von Cannſtadt her iſt allerdings der Anblick ſehr vornehm, weil das neue Schloß und die große martialiſche Gardekaſerne links zuerſt von der Stadt in's Auge fällt, aber Alles iſt doch ſo von Laub, Hügeln und Duft umgeben und zugedeckt, daß man ganz nahe ſein muß, um der Illuſion dieſer Idylle beraubt zu werden.

Heut' zu Tage, bei den koſtſpieligen Prachtbauten, verbreiterten Straßen und neuen, hellen, weit verſtreuten Stadttheilen iſt allerdings der Charakter ein viel anderer, als er vor etwa hundertundſieben Jahren, alſo um 1756, geweſen, wo die Stadt um die Hälfte weniger Einwohner und Ausdehnung hatte, der Wall ſie noch faſt ganz umgab und kein Eiſenbahnzug von Ulm über Geißlingen und Plochingen herabpfiff, um dann durch den Roſenſteintunnel nach Cannſtadt und Bietigheim zu dampfen. Damals hatte die würtembergiſche Metropole wirklich noch das verſtromerte Ausſehen eines melancholiſchen Geſellen, der ſeine tolle Jugend zu ſehr gekoſtet und deſſen einziger Troſt die

Flaſche iſt, kurz, Stuttgart war eine Art Don Quixote unter den „Allerdurchlauchtigſten deutſchen Reſidenzen“ damaliger Zeit. Wer auf der Autenriedsgaſſe, dem Ilſenplatz, ſelbſt auf dem Markte ſtand, hätte ihr die Eigenſchaft einer wahrhaften Hauptſtadt ſicher abgeſprochen, ja Mancher würde es heute noch thun, der gerade dort des Weges kommt.

Am 20. September beſagten Jahres 1756 nun verließen zwei Männer, zweifellos keine Stuttgarter Bürger, um die elfte Morgenſtunde das Wirthshaus „Zum römiſchen König“ und ſchritten die ziemlich ſchlecht gepflaſterte ſtille Straße hinab zur Thorgaſſe, um dann links am Waiſenhauſe vorbei über den Bärenplatz nach der alten Reſidenz zu gelangen. So wonnig auch die Sonne am blauen Himmel glühte, ſo ſchwellend über die Häuſer her Rebenhügel und Baumwipfel blickten, ernſt und einſilbig gingen ſie ihres Weges, als dulde ihr Geſchäft weder Zaudern noch Nebengedanken; doch konnten ſie in Stuttgart nicht ganz fremd ſein, ſo genau wußten ſie ſich zurecht zu finden.

Der Aeltere von ihnen, in der Mitte der Vierziger etwa, war hager und muskulös, ſeine hochgewölbte Stirn, ſeine ernſten und doch feurigen Augen unter krausgezogenen Brauen erhielten eine ganz beſondere Würde durch die dickgepuderte deutſche Perrücke mit Stutzlocken, auf der ein Treſſenhut mit der würtembergiſchen Cocarde ſaß. Seine Erſcheinung war halb bürgerlich ehrenfeſt, halb ſoldatiſch reckenhaft, als beanſpruche ſie Hochachtung von Jedermann. Die ſaftgrüne Uniform mit den ſchwarzgefütterten, zuſammengeknöpften Schößen, den ſchwarzſammtenen Bruſtpatten und Aufſchlägen hätte ihn beinahe für einen Militär gelten laſſen, wäre die Hüfte nicht ohne Degen, der Hut nicht ohne Federbuſch, und ſein Fuß, ſtatt mit der Gamaſche, nicht mit weißem Strumpf und Schnallenſchuh bekleidet geweſen. Das Sonderbarſte an ihm war aber ein ziemlich dicker Stab mit großem vergoldeten Knopfe, ganz den Schulzenſtäben ähnlich, welchen er mit Gravität bei jedem Schritte vor ſich auf den Boden ſtieß.

Sein Begleiter dagegen war klein, ein ſtarker Dreißiger, nicht corpulent, aber ſtraff und dabei von ſanguiniſcher Beweglichkeit; er trug ein bürgerliches Tuchkleid von rothbrauner Farbe und ſein eigen Haar, das er gepudert und in einen Haarbeutel gebunden.

Als ſie ſo ſchweigſam ohne Aufenthalt bis zum Waiſenhaus gekommen waren und über die grünen Anlagen hin das düſtere alte Schloß mit dem dicken Eckthurm vor ſich, jenſeits rechter Hand aber das prächtige neue Schloß erblickten, blieben Beide unwillkürlich ſtehen.

„Da habt Ihr das alte und neue Wirthinberg bei einander, Herr Ammann. Das alte ſchaut tückiſch genug wie ein' Eule drein, hat uns oft gekratzt, gehackt und das Neſt umgedreht, aber ich denk', die Zeiten ſind vorbei, des alten Emmich's Streiche werden den hohen Urenkeln endlich aus den Gliedern 'gangen ſein. Wenn unſer neues Wirthinberg auch ſo groß, prächtig und freundlich wird, wie das neue Herrſchaftshaus —“

„Wird es uns auch mehr koſten, lieber Dan, verlaßt Euch,“ ſagte der Hagere. „Das alte Wirthinberg war wild, gewaltſam, aber es war reich und klein, es konnte, was es wollte. Nun es aber größer, ſo fürnehm und koſtbar ſein will, wie der Hohenzoller, ſeitdem wird es immer nur wollen aber nit können, und der Landesſäckel, fürcht' ich, krieget die Schwindſucht. Wir haben gar ſehr Urſach' beſcheidentlich zu ſein, Freund; hüben Baiern und Oeſterreich, drüben hinterm Rhein die Franzoſen, das ſind unſre zween Mauſefallen. Wie wir aus dem Neſt kriechen, gerathen wir in eine. Haben wir nit unlängſt Mümpelgard von den Qui-vives demüthiglich zu Lehen nehmen müſſen, um nur zu unſrem Eigenthum zu kommen? Das iſt das Loos der Kleinen, und unſer junge Herr, Gott ſchenk' ihm Gunſt, mag's bald genug erfahren, daß Wirthinberg kein Preußen ſei und er noch lange nit wie ſein Lehrmeiſter!“

Ob's wohl gewiß iſt, Huber, daß der Pariſer Geſandte Clauſonnet bei Sereniſſimo ſo hoch angeſchrieben iſt?

Herr von Madeweiß, der preußiſche Botſchafter, wird im Schloß lange nit mehr ſo oft geſehn.“

„Wenigſtens beim Herzog nit, das glaub' ich ſchon. Es iſt des Subſidientractats und der 6000 Mann wegen; Ihr ſollt ſehen. — Zwar vor drei Jahren wollt' man uns noch weis mache, die Sach' ſei nit ſo bedenklich, ein nachbarlich Schutzbündniß blos zu des Landes Heil, wenn aber am 9. Juni wirklich Friedrich II. in Sachſen einfallen iſt und Dresden genomme hat, wird man unſren Beutel ſtraff ziehn und unſre Buben vom Pflug holen!“

Dan fuhr zurück. — „Herr Ammann, das iſt nicht wahr! Ihr malt den Volland zu dick an die Wand! — Der Liebling Friedrich's kann nit gegen ſeinen Lehrer, der Neffe nit gegen den Ohm gehn! Was ſollte die Herzogin dazu ſagen, und warum hat der Süden ſeine Händ' in die nordiſche Geſchicht' zu ſtecken!“

„Werden wir bald genug hören, Schätzle! Auf den ſtillen, gepreßten Gaſſen hier liegt ein Alp, man weiß mehr, als das luſtige Land ob der Staig ahnt. — Nit wahr? O, wär's doch nur gelogen! Aber ich hab' ſchon Sachen an dieſer Stell' erlebt, die erſt gar nit wahr ſein konnten, ſehr ſüß ausſahn, hinterher aber gar bitterlich wahr geweſe. — Drüben beim alten Schloß ſtand ich mit meinem Vater, als die Grävenitz, ſo auf kaiſerlichen Befehl aus Wirthinberg verbannt geweſen, als Gräfin Würben wieder trutzig einzog, um zwanzig Jahr das Land zu ſchinden, bis Eberhard vor ihr ſelbſt Graun und Ueberlaſt bekam, und noch heute ſitzen zween Grävenitze fett im Hofdienſt. — Dort hinten am Ludwigsburger Thore rechts ſtand ich ſpäter als Oberamtsſchreiber, da Herzog Karl Alexander mit —“ Huber's Stimme ſank zum Flüſtern herab — „mit der katholiſchen von Thurn und Taxis anno 33 einzog und ſelber katholiſch worden war! O, die Weihkeſſel qualmten, die Glatzköpf' und Kutten hatten groß Halleluja, indeß unſer Herz brannte, aber an demſelben Thore ſtand ich wieder nach drei Jahren, Gewehr im Arm unter der Miliz mitten in der Nacht, da Alexander ſtorben war und der brave Obriſt Röder die Hand am Zügel des blaſſen Juden Süß mit gezogenem Piſtol einritt, ſechs Huſaren um ihn her — und dem Schmuhl waren die Händ' an den Sattelgurt bunden!"

„Hei!" lachte Dan, „und das jubelnde Volk ſang:

„Da ſprach der Obriſt Röder
Halt, oder ſtirb entweder!" —

und wie der Schurk' am Hohnauers Galgen draußen hing, der Käfig iſt noch heutigen Tags zu ſehn!"

„Das Alles wurde wahr, Freund, was man vorher nimmer geglaubt hätt'. — Freilich, nun wurde unſre Landſchaft mächtig, ſieben Jahre genoſſen wir des Glücks, aber ward unſer jetziger regierender Herr nit von Jeſuiten und unter dem Stocke erzogen? Hat er nit eine Jugend voll Schmach, Qual und Furcht gehabt? Wer als Kind zum Sklaven erzogen wird, wird im Alter Tyrann!"

„Denkt Ihr denn," fuhr Dan auf, „Sereniſſimus könne auch —"

„Ich denk', daß ich meinen jungen Herrn ſo lieb hab', wie Einer im Land, halt' ihm auch die wilden Affairen mit dem Pappenheim gern zu gut. Er hat einen hochfliegenden Geiſt, und nit ohn' guten Grund hat der Held Friedrich ſo große Stück' auf ihn gehalten! Ich mein' aber auch, der ſelige Billfinger hat ſehr geirrt. Man kann einem jungen Manne einen Lehrer geben, der zu groß iſt, zu glänzend! — Solch ein Meiſter verſteht ſich gar ſchwer für ein junges, raſches Blut, und wer ihn blos nachäffet, nit wirklich von Grund aus iſt, wie er, dem geht es wie dem Herrn Phaeton, der auch auf des Apollo Wagen kutſchiren gewollt. — Laßt uns aber gehn, die Sitzung iſt ſonſt zu End'!"

Unverzüglich eilten ſie dem alten Schloſſe vorbei. Die Poſten der rothen Garde an den Portalen gingen Gewehr im Arme ſteif auf und ab, ſonſt war Niemand zu ſehen. Auf dem Schloſsplatz indeß, wo der Prinzenbau mit der Kanzlei, dem Marſtall gegenüber, einen Winkel bildet, exercirte die Compagnie der Alten-Kreis-Grenadiere in ihrer lichtblauen Uniform mit gelben Aufſchlägen; ſämmtlich langgediente Leute. Ihr Hauptmann Küchler ſtand unthätig zuſchauend an der Straßenſeite, während, das Haſelrohr a tempo ſchwingend, ein anderer Offizier in preußiſcher Uniform, rieſenhaften Wuchſes, flammenden Auges unter dicken, blonden Brauen, mit ſteifgewichſtem Zopf und einer Stimme, die Todte erwecken konnte, die Leute ſo in Athem ſetzte, daß ihnen der Schweiß aus allen Poren drang und die Kräfte erlahmten. Eben hatte ein armer Teufel vor übergroßer Anſtrengung ſein Gewehr fallen laſſen; er wurde in Arreſt gebracht.

Der Amtmann ſtieß Dan mit dem Ellenbogen an und ſie traten zuſchauend hinter den alten Küchler.

„Wird bei uns gar ſo hitzig preußiſch exercirt, ſo ſoll übermorgen wohl gar der Tanz anfangen?“ raunte der Amtmann.

Küchler drehte ſich um. Er erkannte den Sprecher.

„Grüß' Gott, Herr Oberamtmann Huber! Ja, Ihr habt recht! So geht's ſchon acht Wochen um und um, und auf der Gänſehaid' und beim Kriegsberg könnt Ihr die Andren eben ſo ſehen. Weiß der Satan, was werden ſoll!“

„Wer iſt denn der Geſtrenge da, Herr Hauptmann?“ flüſterte Dan.

„Ein gar mächtiger Herr jetzt, der Auditor Rieger aus Preußen, unſres Paſtors Sohn. Iſt zum „Drillen“ in ſein Vaterland kommen, wie er ſelbſt ſagt. Wenn er nur nicht —“

„Küchler!“ donnerte es herüber, und Rieger, der ein „Halt“ eben commandirt, kam auf den Alten langſam zu, der, die Hand am Hut, ſteif zu ihm trat.

„Hat Er aufgepaßt?“

„Zu Befehl, Herr Auditor!“

„So wird täglich exercirt fünf Stunden nach der Schnur; die ſchwäbiſchen Hunde ſollen mir ſpringen lernen! In acht Tagen hat das ganze Corps vor Sereniſſimo Parade!

Daß die Sache geht, ſonſt laß ich Ihm die Treſſen abſchneiden!"

„Ja wohl, Herr Auditor!" und Küchler zitterte wie Eſpenlaub. „Hab' zugleich zu vermelden, daß ich meinen Abſchied nehm'! Möcht' lieber ſammt den Treſſen den Rock abthun, mit Verlaub!"

Rieger ſah ihn von oben bis unten an. „Da werden wir 'nen Lazarethbruder weniger haben, wenn's zum Ausmarſch kommt. Lauf Er zum Henker!" — Rieger ſteckte den Degen lachend ein und verließ den Platz.

„Von dem komm' ich!" murmelte Küchler finſter, warf Dan und Huber einen langen, heißen Blick zu und ging zu ſeiner Compagnie, um ſie in die Kaſerne zu führen.

„Das alſo iſt der Rieger, der ſo viel in Stuttgart von ſich reden macht?" fuhr Huber erſtaunt auf.

„Ausmarſchiren, Amtmann! Habt Ihr gehört?"

„Kommt!" — Heftig ergriff Huber ſeines Begleiters Arm, und ſie eilten wie von Angſt getrieben quer über den großen Graben hinter Rieger her, der gerade deſſelben Weges ging und auch noch in der Kanzleiſtraße vor ihnen blieb. In die Landſchaftsgaſſe einbiegend, gewahrten ſie, wie der Auditor eben in der Einfahrt des Ständehauſes verſchwand. Der Thorwächter, in grautuchener Livree mit Dreiſtutz und Bandelier, grüßte Rieger ehrerbietig, als aber Dan und Huber in's Portal treten wollten, ſtreckte er ihnen ſeinen Stab vor.

„Hier darf nit Jedermann ein!"

Beide ſtutzten.

„Bin ich Jedermann?" fragte Huber erſtaunt. „Kennt Ihr Euren Poſten ſo ſchlecht, daß Ihr nit wißt, was mein Rock und Stab bedeutet? Ich bin der herzogliche Oberamtmann Huber, und der Herr da iſt der Abgeordnete Dan von Stadt und Land Tübingen ob der Steig!"

„So zeiget Euer Ausſchreiben, das Euch beede Herrn beruft, ſonſt iſt Euch die Landſchaft nit verſtattet!"

„Seit wann habt Ihr dieſen Befehl?!" platzte Dan wild aus.

„Seit dem Erſten hujus!“

„Und was hat der Offizier da in der Landſchaft zu ſuchen, der Brandenburger? Iſt der etwa ausgeſchrieben?!“ fragte Huber ſcharf.

„Das iſt ein Andres, er hat einmal das Recht. Ueberdem hab' ich Niemand Antwort zu geben, was ich thu', ſondern zu ſchaun, wen ich einlaſſ'.“

Dan wollte eben auf den Portier losfahren, doch der beſonnenere Oberamtmann zog ihn fort. „Macht kein Aufſehen, wir wollen warten, bis ſie herauskommen.“

Ehe Beide noch Zeit gewannen, ihre Gedanken über dieſen neuen Vorfall auszutauſchen, wurde im Portale der Discours verſchiedener Stimmen laut, ſo daß die Abgewieſenen ſich umwendeten. — „Ich glaub', die Sitzung iſt aus,“ ſagte Dan.

Der Portier machte mit ſeinem Stabe Front und zog in tiefer Reverenz den Treſſenhut, denn aus dem Thore des Ständehauſes trat eben der „hochedle Ausſchuß“, das Collegium der permanent tagenden Landſchaftscommiſſion heraus. Voran, denn der Geiſtlichkeit gebührte allemal die Ehre, ſchritt, vertraulich mit Rieger flüſternd, der lutheriſche Oberhofprediger, Ober-Conſiſtorialrath und Prälat des Stiftes Hirſchau, Herr Magiſter Fiſcher in Amtstracht. Er blinzelte verſtohlen zu Dan und Huber herüber, that, als kenne er ſie nicht, ging aber langſamer und blieb unweit von ihnen, ſich unterhaltend, ſtehn. Ihm folgte der lutheriſche Prälat von Klinger, ſeiner überfrommen Schriften wegen bekannt, neben ihm Baron von Gemmingen, Kanzler der Univerſität Tübingen, ferner die beiden Oberamtleute Faller von Leonberg und Oettinger von Blaubeuren, Letzterer der Sohn des zwar pietiſtiſchen, aber wackeren Prälaten und Kanzelredners, welcher der Grävenitz einſt, da ſie verlangte in's Kirchengebet eingeſchloſſen zu werden, antwortete: „Das thun wir ja ſchon lange, denn wir beten, Herr erlöſe uns von dem Uebel!“ — Zum Schluß erſchienen: der Oberbürgermeiſter von Stuttgart, Ausſchußpräſes und Landſchafts-Aſſeſſor Daniel Hoffmann, der Regierungsrath und

Landesconſulent Jakob Moſer und der Geheimerath, Hofgerichtsaſſeſſor und Landesconſulent Georgii. — Zweifelsohne hatten die Herren ihre Köpfe ſehr voll, ſo daß ſie die Wartenden nicht gleich gewahrten. Georgii bemerkte ſie zuerſt.

„Ei, iſt das nicht unſer Herr Oberamtmann Huber von Tübingen und der vortreffliche Dan?“ rief er.

„Dan, Huber!“ und Moſer eilte zu Beiden, herzlich ihre Hände ergreifend. „Ihr hier und von außen, als ſtändet Ihr Poſten?“

Die Uebrigen wendeten ſich zu der Gruppe und traten grüßend herzu. Zu einer Bewillkommnung ließ es Huber indeß nicht kommen.

„Ja, mein alter Freund, wir ſtehen hier Poſten. Man hat uns den Eintritt in unſre eigne Landſchaft verweigert, Herr Bürgermeiſter Hoffmann, indeß man die tübing'ſche Steuergelder doch gar gerne einläßt. Ich frag' Euch, aus was Rechtens Ihr das verfügt habt?“

„Das iſt doch ganz unmöglich!“ rief Moſer erſtaunt und warf Georgii einen fragenden Blick zu.

Hoffmann ward verlegen. — „Das thut mir ja herzlich leid! Hätte wir gewußt, Ihr und der Herr Dan kämet, wär' die Sach' nit vorgefalle. Wir haben uns veranlaßt geſehn, den Zutritt zur Landſchaft ein wenig einzuſchränken. Bei der Menge Geſchäfte läßt ſich's nit durchführen, daß die Mitglieder der Landſchaft, wenn ſie ohn' Ausſchreiben nach Stuttgart kommen, in die Kanzlei, Regiſtratur und Caſſa laufen und die Arbeit aufhalte.“

„Wir? — Wir haben uns nit veranlaßt geſehe, ſolche Einſchränkung zu machen,“ ſagte Moſer mit ruhiger, glockenheller Stimme, „denn unter wir verſteht man in der Logika uns Gegenwärtige Alle, ich bin nit dabei, wer noch?“

„Ich auch nit!“ lächelte Georgii.

„Wir Beid' eben ſo wenig!“ ergänzte Faller, indem er zugleich auf Oettinger wies.

„Aber, meine Herren, auf Antrag des Hochwürdigſten

Prälaten Fiſcher und Kanzlers, Magnificus von Gemmingen, habe ich's verfügt als eine Maßregel der puren Haus- und Geſchäftsordnung. Ich will indeß bei Herrn Oberamtmann Huber gern ein' Ausnahm' —"

„Ausnahm', Herr Hoffmann, um Ausnahm' iſt mir's gar nit zu thun, ſondern um hergebrachte Ordnung! Wenn man den Militärs, die am wenigſten da was zu ſuchen habn" — und ſein ſprühender Blick traf Rieger —, „geſtattet, in die Landſchaft zu gehen, ſo doch wohl denen, die wiſſen wollen, was der Wohllöbliche Ausſchuß in der Stille macht! Ich ſag' Euch kurz und gut, wenn die Verfügung nicht binnen acht Tag zurückgenommen und allen Verordneten zugefertigt iſt, daß ſie aus- und eingehn können in ihrer eignen Landſchaft, ſobald ſie nach Stuttgart kommen, und ordentlich Beſcheid kriegen allerwegen über würtembergiſch Wohl und Wehe, ſo, ſtraf' mich Gott, kraft meines Amts und Stabes, ſo mir unſer Herzog und Stadt und Land Tübingen vertrauet, zahl' ich keinen Groſchen Steuer mehr in die Truh', bis der Landtag neu berufen iſt; das werd' ich Sereniſſimo vermelden! Ihr habt Euch verdammt zu blähen anfangen ſeit den Tagen des Erlauchten Friedrich Karl Adminiſtrators und der Vormundſchaft, ſollet Euch aber nicht einbilden, es geh' grad' auf eigne Fauſt! Ihr ſeid Knechte des Lands und Herzogs, wie wir! Laſſet es nur drauf ankommen, den Brei auszueſſen, den ich Euch einrühren mag; die Leut' ob der Steig, Raualp und Tübingen ſind grob, aber halten gut!"

„Richtig, Huber, und die Blaubeurer thun mit!" lachte Oettinger.

„Unter der Steig iſt auch kein G'ſchweig — heißt's Sprüchle," lachte höhniſch Faller zu Hoffmann, „und ſo wolle wir im Leonberg auch e Bisle dabei ſein!" —

Der Vorgang war ſo ſeltſam ungewöhnlicher Natur, daß ſich bald Leute in Fenſtern und Thüren zeigten, die demſelben beizuwohnen wünſchten.

„Tretet doch aber in die Landſchaft, liebe Collegen," bat Hoffmann, „wir wollen die Sach' in Freundſchaft abthun, auf der Gaſſe iſt nicht der Ort."

„Es iſt der Ort," erwiderte trotzig Huber, „wer vor der Thür ſtehn muß, muß vor der Thür reden! Ich tret' in das Haus da nit, bis Alle hinein können!"

„So erlaubet mir wenigſtens, werther Herr Oberamtmann," und Magiſter Fiſcher legte beſänftigend ſeine fette Hand auf Huber's Arm, „daß ich Euch im Namen des himmliſchen Friedens bitten darf, nehmet mit Herrn Dan und den übrigen verehrlichen Freunden bei mir heut' Euer Mahl ein; wir wollen ja Alle das Beſte und werden uns ſchon verſtehen!"

„Schönſten Dank, Herr Conſiſtorial, hab mich mit Dan ſchon bei der Frau Moſerin zu Gaſte geladen. Nehm' Eure Ehr' für genoſſen an, — im Uebrigen, wiſſet Ihr, leg' ich heut' in acht Tag' Siegel und Schloß vor die Tübinger Oberamtskaſſe und ſchreib' dem Durchlauchtigſten!" Er lüftete lächelnd den Hut, hing ſich an Jakob Moſer's Arm, und von Dan nebſt Georgii gefolgt, ließ er die Herren vom Ausſchuß ſtehen. —

Magiſter Fiſcher raunte Riegern ein paar Worte zu, und derſelbe folgte den ſtörriſchen Tübingern mit ihren Begleitern, indeß die Anderen in die Landſchaft höchſt verwirrt zurückeilten, um eine halbe Stunde ſpäter mit ungleich ruhigeren Mienen den Heimweg anzutreten.

Dan und Huber gingen indeſſen mit den beiden Conſulenten ruhig die lange Landſchaftsgaſſe rechts hinauf. Als der Amtmann über das Geſchehene reden wollte, flüſterte Georgii: „Seid ſtill, der Auditor iſt hinter uns her, und da er des Herrn Magiſters Schwiegerſohn wird —"

„Des Fiſcher?" fuhr Dan auf.

„Des Magiſter Fiſcher. — Alſo liegt ihm daran, dem Hochwürdigen Rapport zu bringen, ob wir Vier etwa zuſammengeſteckt haben."

„Wen geht das an?" fragte Huber.

„Wem's Angſt macht! Seid nur vorſichtig, daß Ihr nit verderbt, was Ihr gut zu machen denkt. Seht Moſern an, wie er ſtill iſt, er wird Euch ein Licht aufſtecken, und heute Abend —"

„Heut' Abend, meine Herren Conſulenten, müßt Ihr unſre Gäſte im „römiſchen König" ſein!" fiel Dan ein.

„Abends geh' ich nit aus," entgegnete Moſer. „Bin nit mehr jung genug, um ſpät beim Glas zu ſitzen, und muß den Meinen wenigſtens die paar Stunden gönnen, wo ich den Actenſtaub wegblaſ'; Ihr kennt ja meine Art."

„Ja, Ihr ſeid gar fromm und genau, wir wiſſen's von Tübingen her," lächelte Huber.

„Das Frommſein hat noch Niemand Schaden gethan," verſetzte der Conſulent. „Es iſt beſſer, Furcht vor Gott haben, als vor den Menſchen; wer aber nichts mehr fürchtet, liebt auch nichts mehr. Abend alſo nit, es iſt auch beſſer, Ihr ſeht Georgii allein, ich ſchad' Euch blos!"

„Ihr?!" riefen die beiden Tübinger.

„Man paßt mir jetzt auf den Dienſt! Das Weitere daheim!" Sie verfolgten fortan ſchweigend die Straße. An der Langengaſſe verabſchiedete ſich Georgii. Die Uebrigen ſchritten die Böhmiſche Straße hinauf, wo auf der Schellenwette unweit der Poſt Jakob Moſer's Haus lag. —

Rieger war an der Ecke zurückgeblieben, wendete ſich und ſchritt über die Rothebildthorgaſſe und den Graben zurück. —

Die beiden Landesconſulenten Moſer und Georgii, welche mit ihren Tübinger Freunden in ſichtbarem Einvernehmen ſtanden, waren ziemlich gleichen Alters, ſchienen gleiche Beſonnenheit und Beobachtungskraft zu beſitzen, obwohl ſie ſonſt merklich verſchieden waren. Georgii war klein, ſchwächlich, eine vorſichtig hinhorchende Beamtennatur, indeß von einer Dienſttreue und Rechtſchaffenheit, welche ſich unter allen Umſtänden gleich blieb. Er wollte das Vortreffliche aus innerem edlen Triebe, war aber für keinen ernſten, energiſchen Kampf, ſuchte vielmehr Alles durch Zureden und Umwege in's Gleis zu bringen, ein Subtiler, der von der männlichen Kraftaufwallung Huber's weit entfernt war. Er pflegte ſeinen blaugrauen feingeblümten Rock und die franzöſiſch modiſche, wohlfriſirte Perrücke mit breitem Beutelband und coquetten Seitenlocken voll Zierlichkeit zu tragen, und ſeine Geſte wie Rede vermochte, ſobald er vor dem Herzog ſtand, jene devote Grazie anzunehmen, welche am Hofe immer wohlgefällt. In zweiter Linie zu ſtehen war ſtets ſeine Sache geweſen, und ſo hatte er den verſtorbenen geiſtvollen Billfinger im Verein mit Regierungsrath Zeh tüchtig unterſtützt und unter der Vormundſchaft die Landſchaft zu hohem Anſehen gebracht. Dieſe Zeiten waren nun vorbei, ſelten war ihm fortan ſeines jungen Herrſchers Antlitz verſtattet, denn man hielt ihn mit großem Unrecht für einen zweideutigen Schleicher und Mantelträger. — Ein anderer Mann freilich war Johann Jakob Moſer. Etwas größer, aber unterſetzt und breitſchultrig, zur Corpulenz geneigt, ſah er in ſeinem ſchlichten, ſchwarztuchenen Rock, Beinkleid und Weſte, in der weißen Halsbinde mit geſtickten Bruſtenden etwas pfäffig aus. Der fünfundfünfzigjährige Herr trug für gewöhnlich ſein eigenes ſchneeweißes Haar in der Mitte geſcheitelt, in der Weiſe der „Stillen" im Lande, wie man die aufkeimenden Pietiſten, Herrnhuter und Genoſſen der Zinzendorfiſchen Secte nannte. Bei Hofe und zu Solennitäten legte er indeß die kurze Stutzperrücke an. Unſcheinbarer konnte gewiß Niemand ausſehen. Aber das lebhafte Auge, die breite, ſcharfgeſchnittene Stirn, der energiſche, leicht erregbare Geſichtsausdruck, die ſtarken, ſcharf gebauten Kiefern, das feine Lippenpaar, eng geſchloſſen, als ſei es Hüter jedes unnützen Worts, endlich der vollklingende ſonore Ton ſeiner Stimme, die weich und markig zugleich ſeine rauſchende Rede verſchönte, vollendeten das Bild einer in ſich abgeſchloſſenen, geiſtig geſättigten und ſittlich ſtrengen Perſönlichkeit. Durch ſein ungeheures Wiſſen, ſeine Ehrenfeſtigkeit, Fleiß und Thatkraft, ſein Organiſationstalent und tiefe Erfahrung hatte er ſich den Namen des größten ſüddeutſchen Juriſten erworben, der am Kaiſerhof zu Wien, in Preußen und am Main gleich angeſehen und geſucht war, wenn es galt, das Wahre vom Schein zu entkleiden, aus verworrenen Clauſeln und dunklen Edicten den reellen Stand der Dinge nachzuweiſen. Bei ihm, dem alten Freunde, hofften Dan und Huber am ſicherſten zu erfahren, „von wannen jetzt der Wind in Stuttgart pfeife“. —

So ſaßen ſie denn in des Conſulenten Arbeitszimmer bei Tiſch. Das Mahl ſelbſt war durch ein Gebet geſchloſſen worden, und darauf hatte die Frau Moſerin mit Benjamin, dem zweiten, neunzehnjährigen Sohn, welcher bei der Landſchaftskanzlei angeſtellt war, und der dreizehnjährigen Metha das Zimmer verlaſſen. Bei Tiſche war von öffentlichen Dingen nicht die Rede, nur da von Küchler's Frau, einer Tübinger Bürgerstochter, geſprochen worden, hatte Huber des Hauptmanns Affaire mit Rieger erzählt.

„Alſo Küchler hat den Dienſt aufgeſagt!“ begann Moſer, wie er mit den Freunden allein war, „das wird dem Herzog gar nit genehm ſein, denn er braucht jetzt gediente Leut', und der Hauptmann, obwohl grau genug, hat unter Herrn Friedrich Karl dem Neuſtädter, der ſeit der kaiſerlichen Mündigſprechung auch nit mehr zu Hofe geht, tapfer bei Ramillies dreingeſchlagen.“

„Alſo der Herzog braucht die Leut' jetzt ſo nöthig? Was der Rieger vom Marſchiren meint, war kein bloßes Gerede?“

„Der Subſidientractat ſoll Ernſt werden?“ riefen beide Abgeordnete.

Moſer füllte die Gläſer wiederum mit Pfaffenhofer Ausleſe. — „Daß Friedrich von Preußen am 9. in Sachſen einfiel und Dresden genommen, iſt gewiß, ich kann Euch ſogar das Mémoire raisonné gedruckt mitgeben, was Hardenberg zugleich veröffentlicht hat. Danach wär' Friedrich nur als ein kluger Mann ſeinen Feinden zuvorgekommen. Dagegen hat Kaiſer Fran[illegible] I. am 13. ein Dehortatorium erlaſſen, der Reichstag iſt auf Regensburg einberufen, und was irgend zu Oeſterreich hält, wird gegen Preußen marſchiren.“

„Und der fränkiſche Tractat?“

„Muß nun erſt recht gehalten haben, denn ſeitdem Maria Thereſia ſich mit der Pompadour auf votre chère cousine geſtellt hat, gehen Frankreich und Oeſterreich wie zween liebe Schweſtern zuſammen!“

„Unſer Herzog muß alſo gegen den eigenen Ohm?!“ fuhr Huber auf.

„Er muß nit, — aber er will!“ und Moſer ſeufzte. „Schlimme Tage ſeh’ ich kommen, und wer auch gewinnen mag, wir Wirthinberger haben immer den Schaden; aber er will, und wird’s vorerſt durchſetzen mit oder ohne uns. Wohl wart Ihr ganz im Recht, Huber, über die Stänkereien des Fiſcher und Hoffmann aufzufahren, aber vergeſſet ja nit, daß es der Regierung jetzt eben lieb wär’, wenn die Landſchaft in ſich ſelbſt uneins würde, dann könnte man Oben doch machen, was man wollte!“

„Verwettert, ja!“ antwortete der Amtmann verblüfft. „Hat der Ausſchuß nit aber ſeit der Vormundſchaft die Gewalt an ſich geriſſen, ſind die Stände nit faſt zum Schatten geworden, und jetzt wollen ſie nicht einmal mehr leiden, daß wir ſehen ſollen, was mit Geld und Gut, Land und Leuten geſchieht in ſchwerer Zeit? Grad’ jetzt müſſen ſie nachgeben, wo ſie eine Stütze brauchen, wenn die Regierung ungebührlich fordert!“

„Ob ſie Euch zur Stütze haben wollen und nit lieber den Durchlauchtigſten, — das iſt eben noch die Frage! Aber gut war Euer Halloh immer. Und der Ausſchuß wird Euch auch eine Weile nachgeben, damit Ihr nur jetzt keinen Lärm ſchlagt. O, die Herren wiſſen, was ſie thun. Wenn die Regierung erſt Geld und aber Geld und Mannſchaft braucht, ſo daß das Land aufſchreit, wird der Ausſchuß ſchon ſo klug ſein, ſich gegen den Herzog zu ſetzen, ganz Würtemberg wird ihnen dann beiſtehen, und der hochedle Ausſchuß wird noch feſter ſitzen denn vorher in ſeiner Macht, ſo daß wir ihm ſelber beiſpringen müſſen ehrenhalber!“

„So hätten wir nur zu wählen, ob uns der Ausſchuß regieren ſoll gegen den Herzog, oder der Herzog gegen den Ausſchuß!!“ rief Dan entrüſtet.

„So lang' die Kriegszeiten dauern, gewiß,“ ſagte Moſer, „und ich fürcht', die fangen erſt recht an!“

„Aber warum will der Herr denn gegen ſeiner Frauen Ohm? Steht er mit der Gemahlin ſo gar ſchlimm? Könnt Ihr kein Wörtel dreinlegen, da er Euch hoch in Gnaden hält, Moſer?“

„Verlaſſet Euch nicht auf das Wort der Fürſten!“ entgegnete der Conſulent tiefernſt. „Wie der Herr mit unſerer Frau ſteht, was er in Ludwigsburg für ein Treiben hat, wie ihn Pappenheim, Wimpfen, Rieger und wer weiß noch hetzen, denket es Euch. — ich hab' über meines Fürſten Gebrechen nit zu reden. Bedenket aber Eins, Karl hat von Friedriken keine Kinder. Bedenkt ſeine ſklaviſche Jugend und daß er dann plötzlich in ſo zartem Jünglingsalter, Gott verzeih's unſerm todten Billfinger, der's wahrlich gut gemeint, Friedrich's Heldenglück und Glanz, die franzöſiſchen belles-esprits und italieniſchen Sängerinnen geſehen hat. Er neidet Friedrichen, will auch groß ſein, Würtemberg iſt ihm zu klein und ſchwäbiſch einfältiglich, möcht' gerne ſeinem Meiſter das Berliner Lehrgeld heimzahlen, ſo es ging'; da kommt ihm denn der Kaiſer ganz gerufen. Es giebt nichts Tyranniſcheres, als der Ehrgeiz der Kleinen! — Ich ſoll dem Herrn dreinreden? Wenn er mich fragt, ja. Aber vergeßt nit, wie wenig das nutzen mag. Der Ausſchuß haßt mich, denn ſie meinen, ich verrath' dem Herzog ihre verdammten Schliche, und thun, als riethe ich dem Herrn zum Schaden des Landes. Bei Hof aber ſchwärzt mich des Fiſcher's, Hoffmann's und Herrn Rieger's Sippſchaft an, als ſei ich ein Spion, Aufhetzer und Achſelträger, um die Landſchaften mit dem Herrn zu entzweien. Und doch iſt der Rieger jetzt die rechte Hand unſres Herzogs, räth zu Krieg und Gewaltthat, derſelbe Rieger, deſſen Schwiegervater, der Herr Prälat, mit ſeinen Genoſſen die Landſchaft beſchädigt und ſeine Hände in die geheime Truh ſteckt. Darum dürfen ja die Verordneten auch nit in die Landſchaft, ſie möchten die Herren eben manchmal überraſchen. So ſteh' ich zwiſchen zween Feuern, und das Ende wird ſein, denket dran, der Jakob Moſer wird zu Grunde gehn, weil er Würtemberg zu lieb gehabt! Aber ob ich bin oder nit, Gott im Himmel erhält das Land doch ewiglich!" — Die drei Männer ſtießen an in feierlichem Ernſt. Ein ſtilles herzinniges Verſtändniß war's, an der Schwelle einer finſtern Zukunft! —

Am Abend ſaßen Dan und Huber mit Georgii im „Römiſchen König" und verabredeten Alles wegen fernerer genauer brieflicher Nachricht. Als ſie noch beiſammen waren, lief ein Schreiben des hohen Ausſchuſſes ein, von Hoffmann, Fiſcher, Gemmingen, Faller und Oettinger unterzeichnet, das „den hochweislichen Verordneten wirthinbergiſcher Lande collegialiter vermeldet, es ſei denenſelben, ſobald ſie nach Stuttgart in Geſchäften kämen, jederzeit die Landſchaft geöffnet und jeglichen Beſcheid zu verlangen freigeſtellt, ſofern ſie ihr Wahlpatent aufweiſen würden."

Alle Drei lachten auf, und die beiden ſtrammen Tübinger reiſten mit der Nachtpoſt wieder heim.

2.

Der Schüler des großen Friedrich.

Die geſammte Garniſon der Oberämter Stuttgart, Tübingen und Leonberg campirte vier Wochen ſpäter, alſo Ende Octobers, in einem Lager, das auf den abgeernteten Feldern der öſtlich ſich niederſtreckenden Hügelfläche aufgeſchlagen worden, die jenſeit des Mühlbachs und ſüdlich von Ludwigsburg ſich von der ſchwäbiſch-fränkiſchen Gebirgsterraſſe und dem großen Leonberger Forſt herab nach der Ruine Harteneck und tiefer bis Altingen und Groningen zieht, wo der Neckar einen weiten Bogen bildet. — Seit fünf Tagen hatte ſich Herzog Karl mit ſeinem militäriſchen Hofſtaat, dem franzöſiſchen Botſchafter, Marquis de Clauſonnet, und dem kaiſerlichen Geſandten, Feldmarſchall-Lieutenant Tornacco, dahin begeben. Unheimliche Gerüchte ſchwebten über dieſer Truppenzuſammenziehung, zumal Friedrich II. die Kaiſerlichen unter Brown am 1. October bei Lowoſitz geſchlagen und die Sachſen bei Pirna ſchimpflichſt aufgehoben hatte. Die erſten vier Tage und den heutigen fünften ward großes Manöver gehalten, das Dröhnen der Kanonen, das Praſſeln der Pelotons tönte bis Stuttgart herüber, wenn der Wind den Schall hinwarf. Das kriegeriſche Schauſpiel ſollte morgen mit einer glänzenden Revue geſchloſſen werden und dann —? Dann machte man ſich auf etwas Außerordentliches gefaßt, und die Furcht des Herzens ſagte Jedem, es werde etwas Unheilvolles ſein.

Am Vorabend dieſes Tages ſaßen in Moſer's Arbeitszimmer zwiſchen neun und zehn Uhr der alte Conſulent mit ſeinen Collegen Georgii, Faller und Oettinger. Nicht, daß ſie ihr Herz vor einander ausgeſchüttet hätten oder leidenſchaftlich erregt waren, die Zeit des Deliberirens war vorbei. Stumm ſaßen ſie um den Tiſch und ſchrieben eine Menge Briefe. Wenn Einer fertig war und unterſchrieben hatte, ſchob er das Blatt den Anderen hin, die gleichfalls ihre Namen darunter ſetzten. Der junge Kanzliſt Benjamin Moſer aber brach die fertigen Schreiben zuſammen, machte Couvert und Aufſchrift, während Frau Roſine Moſerin ſie ſämmtlich verſiegelte. Dieſe Schreiben lauteten kurz und bündig:

„Wohledler College von der Landſchaft!

In Betracht ernſter Zeitläufte und weil wegen neuerdings eingetretener Ereigniſſe groß Ungemach im Lande zu befürchten ſteht, ſehen wir unterfertigte Landesconſulenten und beigenannte Ausſchußmitglieder vor unſrem Gewiſſen uns verbunden, Folgendes an Euch zu richten und Euch zu vermahnen, feſtzuhalten an dem Geſetze, das im Tübinger Vertrag unter hochſeligen Herzogs Ulrich's Gnaden 1514 unverbrüchlich als Verfaſſung feſtgeſetzt iſt. Sonderlich erinnern wir Euch, daß ohne Wiſſen, Rath und Beiſtimmung vereinigter Landſchaft kein regierender Herzog von Wirthinberg ſich in Krieg einlaſſen, und die Hülfe der Landſchaft wie des Landes dazu fordern oder erzwingen ſoll. Dieſe unſere amtliche Rechtsverwahrung ſollt Ihr Euren Collegen, Gemeinden und Aemtern zur Nachachtung zugehen laſſen. Im Namen des Dreieinigen. Gefertigt am 25. October 1756 zu Stuttgart.

Jakob Moſer, Franz Georgii,
Conſulenten der Würtemberger Landſchaft.

Faller von Leonberg, Oettinger von Blaubeuren,
Verordnete der Landſchaft.“

Während ſie dieſes Geſchäft lautlos beendigten, erbebte plötzlich die Hausthür unter dem Thürklopfer. Alle ſchreckten empor.

„Jakob, Jakob," rief zitternd die Moſerin, „ſie kommen Euch zuvor, ſie ahnen, was Ihr thun wollt!"

„Geh' hinab mit dem Benjamin und laß ein, wer da kommen will, wir thun unſre Schuldigkeit, bei der kann uns Jedermann finden, Roſine!"

Die Moſerin mit dem Sohne ging hinab, um zu öffnen.

„Was verſiegelt iſt, Freunde, nehmt zu Euch, und erlaßt es ſogleich an die Collegen; was nicht fertig iſt, bleibt auf dem Tiſch!"

Während dies raſch geſchah, hörte man Stimmen im Hausflur, ſtarke Schritte ertönten auf der Treppe, die Thür öffnete ſich und ein Ludwigsburger Landdragoner, die Couriertaſche um die Schultern, trat militäriſch grüßend ein, hinter ihm ein Laquai vom Schloſſe in grau mit Silber bordirter Livree, — Roſine und Benjamin folgten.

„Ich hab' ein' Botſchaft an den Herrn Conſulenten Jakob Moſer zu thun!" ſagte der Dragoner.

„Der bin ich, mein Freund!"

Der Reiter öffnete ſeine Taſche und zog ein Schreiben hervor. „Wollet ſo gut ſein, mir den Empfang auf dem Courierzettel atteſtiren, muß noch die Nacht retour."

„Gieb dem Manne doch ein Glas Wein da, Mutter," und Moſer deutete auf die Flaſche, „was er auch bringt, er hat einen tüchtigen Ritt gemacht. Setzt Euch ein wenig."

Der Soldat nickte lächelnd, ſetzte ſich und nahm von Roſinen das gebotene Glas, während Moſer den Schein quittirte. Darauf öffnete er das Schreiben, Alle hielten den Athem an.

„Ein Handbillet des Durchlauchtigſten ſelbſt!" Moſer durchflog es, ſein Geſicht röthete ſich mehr und mehr.

„Meine Freunde, der Himmel ſelbſt will noch ein letztes Mittel zulaſſen gegen das anbrechende Weh! Unſer

Herr ſchreibt mir alſo: Mein lieber Moſer! Wenn Er dies Handbillet erhält, hat Er ſich ſtehenden Fußes nach Ludwigsburg auf den Weg zu machen, daß Ich Ihn morgen früh oder doch gleich nach der Parade ſprechen kann. Es iſt Ordre gegeben, daß Ihm von dem Scheid ein Wagen aus dem Marſtall ſofort her und retour geſtellt wird, in Ludwigsburg mag Er ſich bei Herrn Rödern von Schwende melden.

Sein
wohlgeneigter
Karl.
D. i. T. e. W."

Der Dragoner hatte inzwiſchen ſein Glas geleert, dankte freundlich und verließ mit ſeiner Quittung das Haus, der Laquai blieb. Die Uebrigen blickten ſich betroffen an.

„Nun, was habt Ihr mir denn noch auszurichten, Herr Kammerdiener Bosler, iſt die Durchlauchtigſte Herzogin nit mit hinaus?"

„O nein, Herr Conſulent. — Ich hab' den Mann eigentlich nur raſch hergeführt, denn er wußt' Euer Haus nit und befragte ſich im Schloß, aber ich möcht' Euch auch wohl einen Augenblick allein ſprechen."

Moſer trat mit ihm nebenan in's Schlafzimmer und ſchloß die Thür. Nach einer Minute kamen ſie wieder heraus, der Kammerdiener grüßte und eilte fort. Eine Weile war man ſtill, bis die Hausthür in's Schloß fiel.

„Nun, meine Lieben," ſagte Moſer, „wer noch nit glauben gewollt, daß dermalen das Größte auf dem Spiel ſteht, weiß es nun! Der Herzog ſchreckt doch zurück und ſteht ein' Weile ſtill, eh' er den ſchlimmen Schritt thut, will noch einmal ſein Land hören, ob's auch nur durch des alten Moſer's Mund iſt. Die Herzogin hat den Bosler geſchickt, ich ſolle doch um Gottes willen, eh' ich fahr', zu ihr kommen, der Laquai ſagt, ſie ſähe gar traurig und verweint aus. Verſteht Ihr die Sprache? — Nun Weib, Roſine!" und der Conſulent umarmte heftig ſeine Gattin, „halte Dich brav und ſtark, daß die Menſchen nit ſagen mögen, wir ſeien ſchwachherzig und ſeelenmatt geweſt. An unſrer Pflicht wird nichts geändert, Collegen, die Briefe gehen ab. Unſer Herr ſoll aber nit glauben, wir trieben heimlich Spiel. Benjamin, ſchreib' die Rechtsmahnung noch einmal ſauber ab, ich will ihm eine Copie mitnehmen, derweil' mach' ich mich fertig."

Der Conſulent und Roſine gingen in's Gemach. Dort knieten ſie Beide zuſammen nieder und beteten, hielten ſich noch einmal in langer, ſtummer Umarmung feſt, und ihre Augen wurden feucht.

Eine Stunde ſpäter begleiteten Georgii, Faller, Oettinger und Benjamin den Conſulenten nach der Reſidenz, von wo ihnen Bosler und der Stallmeiſter Scheid ſchon entgegenkamen.

Das neue Reſidenzſchloß lag wie ein bleiches langgeſtrecktes Geſpenſt im hellen Mondſchein der Octobernacht. Alles öde, traurig, — nur der eintönige Schritt des Poſtens am Portal klang auf den Quadern des Platzes wider. Schwarz ſtarrten alle Fenſter des koloſſalen Gebäudes mit ſeiner froſtigen Herrlichkeit, nur in einem Fenſter des erſten Stocks ſchimmerte mattes Licht, durch einen Schatten, eine Geſtalt gedämpft, die regungslos auf die ſtummen Gaſſen ſchaute.

Es war Friedrich's des Einzigen Nichte, Friedrike Eliſabeth Sophie von Bayreuth, Herzog Karl's von Würtemberg Gemahlin. Sie hatte die Stirn an die Scheiben gepreßt und ſtarrte hinab.

Grabesſtille herrſchte im Gemach. Das ungewiſſe, mehr blendende als erhellende Licht eines ſilbernen fünfarmigen Leuchters umſpielte mit ſchwankem Scheine das weite braunſeidene Gewand der Herzogin mit ſeinem großen bunten Damaſtblumen, zu dem ihr weißer Hals und die alabaſternen Arme ſeltſam im Helldunkel abſtachen. In der Nähe des Tiſches, in des Zimmers Mitte, ſtanden, regungslos und traurig ihre Gebieterin beobachtend, die Oberhofmeiſterin Baroneß von Schöning und der Oberhofmeiſter Geheime Rath von Kettenburg. Im finſtren Nebenzimmer indeß flüſterte der Kammerherr von Berlichingen leiſe mit den Hofdamen von Rothenhan, Bergur und ſeiner Schweſter.

„Er kommt nicht, allmächtiger Gott!“ und die Herzogin trat heftig vom Fenſter zurück. „In dieſem Lande iſt kein Menſch redlich und kühn genug, zu ſagen, daß das Verderben an unſre Thore pocht! — Ich muß es wagen, allein und hülflos wie ich bin, und meinem Gemahl noch einmal ſagen, wie meine Seele blutet! Ich will ſelbſt nach Ludwigsburg!“

„Durchlauchtigſte Frau!“ und Kettenburg preßte angſtvoll die Hände zuſammen.

„Kann die Nichte Friedrich's II. ſich ſo herunterſetzen, Hohe Frau,“ rief die Oberhofmeiſterin, „wie eine Gnadeflehende in Ludwigsburg unter dieſer Umgebung Sr. Durchlaucht —“

„Die Nichte Friedrich's II. kann ſich nie heruntergeben,“ rief Friedrike voll wilden Stolzes, „wenn ſie dem Herzog ſagt, daß er in dieſem Kriegszuge ſie und ſich ſelbſt beſchimpft. Ich habe nicht zu flehen und zu bitten, ſondern zu fordern, daß er die Alliancen ſeines Hauſes, die Bande des Bluts achte! Keine Widerrede, ich will nach Ludwigsburg! Wird dieſe letzte Friſt nicht benutzt, iſt Alles verloren, Sie Beide ſollen mich begleiten, die Bergur mag das Nöthige für uns bereit machen!“ Sie winkte kurz.

Frau von Schöning ſchüttelte trübe das Haupt und verließ mit Kettenburg das Gemach.

Klopfenden Buſens ſchritt die Herzogin auf und ab, unſägliche Schmerzen zitterten durch ihr ſtolzes, wundes und, ach, ſo unverſtandenes Herz. Friedrike, die Tochter von Friedrich's Lieblingsſchweſter, war erſt vierundzwanzig Jahr, und ſchon hatte der Gram ſeine ſcharfen Lettern in ihr Antlitz gegraben, in dem nun Reſignation und Stolz im ewigen Kampfe lagen. Das große blaue Auge, die gerade Naſe, deren ſcharfgeſchnittener Rücken faſt eine Linie mit der Stirn bildete, die gedankenvollen Brauen und die eigene Art, die Lippen zu kneifen, gaben ihr eine frappante Aehnlichkeit mit ihrem großen Oheim; ſie konnte faſt für ſeine Tochter gelten. Wohl hatten ſich dieſe faſt männlichen Züge vor acht Jahren bei Weitem nicht ſo ausgeprägt, da ſie als regierende Herzogin ſtrahlend im Lächeln zu Stuttgart einzog. Alle Formen waren da weich, ihr Teint leuchtete roſig, und eine ſchöne Fülle wie Kraft der Formen verliehen ihrer natürlichen Grazie eine plaſtiſche Würde. O jene Zeit, da Karl Eugen ſie wirklich zu lieben ſchien, noch von den Wonnejahren Berlins, dem Geiſt und Sinn des preußiſchen Heldenkönigs berauſcht war, ein dauernder Freund und Bundesgenoſſe ſeines Meiſters zu werden ſchien, — wo war der Traum geblieben?!

Die ſchwermüthige junge Fürſtin, noch ſchön in ihrer Schlankheit und Bläſſe, nahm den Armleuchter, trat vor den hohen venetianiſchen Spiegel und betrachtete ſich bitter.

„Vierundzwanzig Jahre — und ſchon fertig mit dem Glück, bar der Gattenliebe und Mutterfreude! Daß doch das Opfer, weil man es feſtlich mit Blumen umwindet, ihm zujauchzt, es an die Stufen der Gottheit führt, ſich immer einbildet, es gehe zum Triumph! Da, im Augenblicke höchſter Weihe, empfängt es den mordenden Schlag! — Wir fürſtlichen Menſchenopfer, wir throngeborenen Weiber haben nur das entſetzliche Vorrecht, langſam getödtet zu werden und, wenn unſer Herzblut rinnt, lächeln zu müſſen, lächeln zu Allem, auch über die eigene Schmach! — In der Jugend träumen wir, daß wir vor allen anderen Menſchen geboren ſeien, um glücklich zu werden und glücklich zu machen; im Alter lernen wir erkennen, daß mitten im allgemeinen Elend das unſere das entſetzlichſte iſt, weil es der Lügenſchimmer des Hermelins umgiebt! Meine Hochachtung vor Deiner Erhabenheit, Durchlauchtigſte Friedrike!“ und ſich vor dem Spiegel verneigend, wendete ſie ſich in wildem Lachen, ſetzte den Armleuchter klirrend auf den Tiſch, ſank in den Seſſel daneben und ſtützte das Haupt auf die Hand.

Die Portière des Seitenraums öffnete ſich leiſe, Baroneß von Schöning blickte herein, zog ſich jedoch zurück.

„Was ſtand doch auf den blinkenden Ehrenpforten Würtembergs,“ murmelte Friedrike, „als ich im September 48 einzog? —: Friede, Freud' und Wonne — bringt Brandenburgs Sonne! — Die Sonne erblich und der arme ſchwäbiſche Pöbel, gutherzig wie keiner auf Erden, wird nächſtens ſehn, wo ſein Friede, ſeine Freude und Wonne geblieben iſt. — Die anderen Verslein ſind auch nicht übel! —: Weil Karl Friedriken liebt, ſo hofft der Unterthan, es wird aus Würtemberg dereinſt ein Kanaan! — O Phraſe, Phraſe, Phraſe! Du empfängſt uns an der Wiege und winſelſt das Leichencarmen, wir aber foppende Gefoppte glauben an dich, das iſt unſer Fluch! Und wer kann ſich von ihm befreien, wer Wahrheit finden und ſie dann ertragen, wer ſich über ſein traurigprunkvoll Gewerbe erheben wie ein Aar? — Der Einzige biſt du, großer Geiſt, deſſen dithyrambiſch Feuer auch dies arme Frauenherz durchſtrömt, um es zu quälen und zu zerreißen!“

Sie ſchreckte empor. — Frau von Schöning ſtand vor ihr.

„Der Wagen iſt da, Baroneß?“

„Zu Befehl, Durchlaucht, und der Conſulent iſt auch gekommen.“

„Moſer? — Laſſen Sie ihn vor. Man ſagt, dieſer Mann ſei ehrlich und nie feige, der Einzige, vor dem man noch in Ludwigsburg Reſpect hat.“

Bald darauf trat Jakob Moſer ein.

Friedrike grüßte ihn bewegt mit leiſem Neigen des Hauptes. „Herzlich willkommen, Herr Conſulent. — Verlaſſen Sie uns, liebe Schöning, man ſoll ſich in's äußere Zimmer zurückziehn!“

„Es geſchah bereits, Durchlaucht.“ Die Oberhofmeiſterin ging.

„Tretet näher, Herr Moſer, ſetzet Euch mir gegenüber, daß ich Euer ehrwürdiges Geſicht genau ſehen kann, es ſoll mir jetzt zum Troſt gereichen.“ Sie gab dem Herantretenden ihre ſchmale weiße Hand, die derſelbe küßte.

Die Herzogin ließ ſich in den Seſſel nieder und winkte Moſer, ein Gleiches zu thun. Er zögerte.

„Nicht doch, kommt nur. Was von mir an der Herzogin noch übrig iſt, laß ich vor Euch bei Seite, denn ich verlange nicht Höflichkeit, ſondern Offenheit.“

„Durchlaucht hat über meine Offenheit zu befehlen!“

„Ihr ſeid zum Herzog befohlen. Wißt Ihr weshalb?“

„Ich weiß meines Herrn Gründe nit, aber kann mir denken, weswegen ich zu ihm ſoll. Sereniſſimus hat ernſte Affairen vor und will wiſſen, was das Land hierbei ſagen oder thun wird.“

„Was wird es thun und ſagen?“

„Es wird nichts thun, Frau Herzogin, was Sereniſſimum in der Kriegsluſt beſtärken kann, es wird weder Geld noch Mannſchaft bewilligen, denn es meint, dieſer Krieg gereiche uns zum Unheil. Das will ich morgen unſrem Herrn ſubmiſſeſt vorhalten.“

Da flammte der Herzogin Auge, ihr Buſen hob ſich: „Und das wollt Ihr wagen, Moſer, auf Gefahr des Leibs?“

„Mein Leib und Leben iſt in deſſen Schutz, der mir das Recht in mein alt-würtembergiſch Herz ſchrieb!“

„Bei Gott, Ihr ſeid die mannhafteſte Seele im Lande, das muß ihn in ſeinem unſeligen Vorſatz hindern!“

„Durchlauchtigſte Frau, wenn ihn ſein Herz, ſeine klare Vernunft nit hindern, wir gewiß nit. Aber endlich lähmen wird es ihn. Wie kein Fürſt regieren kann, er hätte denn ein Volk, ſo kann kein Fürſt einen glücklichen Streit führen, bei dem ſein Volk nit mit Herz und Geiſt iſt, denn jeglicher Sieg iſt nur gegründet auf der Unterthanen Liebe. Unſer Würtemberg iſt zu klein zum Kriege, aber groß genug zur Ruhe, muß es aber geſtritten ſein, dann, hohe Frau, ſeid verſichert, wenn der große Friedrich gegen die Franzoſen wollt', die übern Rhein ſchielen, und unſer Herr hielt mit Preußen, dann giebt's kein ſchwäbiſch Herz, vom Hirtenbub bis zum Invaliden, das nit freudig dazu ginge, und ſollte man auch blos den Dreſchflegel nehmen, wie vor Zeiten die Remsthaler, die uns den Tübinger Vertrag gar ſchön ausgedroſchen haben. O, lernt unſre Leut' nur recht kennen, Frau Herzogin, auf die kann man 'was ſetzen!"

„Das könnte auf Se. Durchlaucht ſichere Wirkung thun," ſagte Friedrike lebhaft, „wenn Ihr ſo mit ihm redet. Ich will ſelbſt mit Euch nach Ludwigsburg, Moſer, meine Bitte mit der Euren einen und —! Ihr ſchüttelt das Haupt?!"

„Fahrt um Gottes willen nicht!"

„Warum?"

„Frau Herzogin, ich red', wie mir's mein einfältig Herz eingiebt, — wenn unſer Herr Euch kommen ſieht, iſt's gar aus!"

„Moſer!" und Friedriken traten die Thränen in's Auge, ihre Stimme zitterte: „Sagt man das ſchon im Lande?"

„Nein, was weiß das Volk von höfiſchen Geſchichten. Es ſagt aber: wenn der Herr Herzog die Frau recht liebte, ginge er ihrem großen Ohm nimmer an den Leib. Wenn Ihr 'was bei unſrem Herrn ausrichten wollt, müßt Ihr erſt machen, daß er die Melanie von Wimpfen und ihren Bruder, den Pappenheim, ſo wie Riegern ausmerzt. Komm' ich nun mit Ew. Durchlaucht hin, heißt es gleich, wir hätten abgekartet Spiel, und es ziemt Euch auch nicht, unter dem Volk da Euern Ehegemahl anzubetteln und Hohn einzuernten. Ihr tragt gar zu deutlich Friedrich's Antlitz, als daß es dem Herzog jetzt erfreulich wäre. Da er mich gerufen, laſſet mich ihm allein gegenüberſtehn, das Land dem Fürſten. Hat er für ſeines Volkes Weinen kein Ohr, nimmer hat er's für Euch, er rechnet Euch zur Partei des Feindes. Aber es kann, — es wird eine Zeit kommen, Erlauchte Frau, wo unſer Herr einen Engel des Friedens und der Verſöhnung ſehr nöthig hat, das Glück ihm weicht ſammt Maitreſſen- und Schmarotzervolk, wo er allein ſteht, ganz allein und ſein Volk ihm ſcheu aus dem Weg weicht. Dann wird er zu ſeiner Friedrike wiederkehren, ihr um den Hals fallen und durch ſeiner Frauen großes Herz wieder in die Liebe des Landes kommen, denn es hat noch keinem Herzoge gut gethan, der in Würtemberg die Verſailler Wirthſchaft angefangen. Haltet Euch nur ſtill, und wenn das Wort eines alten Dieners der herzoglichen Familie Kraft hat, denket indeſſen nach, ob Ihr, hohe Frau, nit auch Einiges verſehen habt, ob Ihr nit mehr preußiſch denkt als würtembergiſch, nit öfters mit Bitterkeit und allzu ſtarker Erinnerung Eures ſtolzen Urſprungs den Herrn gekränket, ſtatt mit Milde und zarter Frauenliſt ſein Herze zu umſpinnen, daß er nit anders kann, als blos ſeiner lieben Friedrike denken. O, es iſt gar ſchön, von eines Friedrichs Blut zu ſein, aber Keiner verſteht die Kunſt, leichtlich ſein Blut ſo zu zähmen, wie der Gewaltige! Nehmt dem Moſer das nit ungütig!“

Die Herzogin ſaß wie im Traume. Sie hatte ſich Wahrheit erfleht, nun hörte ſie ihren ehernen Ruf erdröhnen.

„O, die Verſailler Wirthſchaft! Er hat ſie in ſeiner Jugend zu Sansſouci geſehen, — Voltaire und die Barbarine!!“

„Und was dem Genie nit ſchadet, verderbt die weniger Starken, die's nachthun wollen!“

Die Herzogin erhob ſich düſter, ſinnend — ergriff plötzlich Moſer's Hand, als wollte ſie ihm etwas ſo recht aus tiefſter Seele ſagen, aber als hielte ſie ihr Stolz zurück — ſchloß ſie krampfhaft ihre Lippe, ſenkte ſie das Haupt und eine Thräne fiel auf Moſer's Hand.

„Ueber uns Allen thronet der Ewige. Hoffet auf ihn, er wird's wohlmachen!“ —

Friedrike erwachte erſt aus ſtarrem Sinnen, als das Rollen des Wagens aus dem Schloßportale ihr ſagte, daß Moſer der Entſcheidung entgegeneile.

Vor dem Morgengrauen noch reiſte Herr von Berlichingen, ihr erſter Kammerherr, zu Friedrikens erlauchten Eltern nach Bayreuth, wichtige Briefe zu überbringen. —

— — — — — — — — — — — —

Die große Ludwigsburger Revue des nächſten Tages war gegen ein Uhr Mittags vorüber. Der Trompeten-

Klang und das Raſſeln der Trommeln verlor ſich allmählig in der Ferne, die ermüdeten Truppen zogen in's Lager, und jeden Augenblick mußte Sereniſſimus nach Ludwigsburg zurückkehren.

Um das Schloß war ein glänzendes Leben. Karroſſen, Läufer, galonnirte Laquaien, Piqueurs und Kammerhuſaren bewegten ſich bunt geſchäftig durcheinander, denn der Herzog hatte ſeinen militäriſchen Hofſtaat, ſeine diplomatiſchen Gäſte und die Generale ſeiner Truppen zu einem glänzenden Diner um vier Uhr eingeladen. Bei dieſer Gelegenheit erwartete man die offene Proclamation des Kriegs aus des Herzogs Munde. Der preußiſche Geſandte von Madeweiß war nicht eingeladen. In der Zeit zwiſchen der Revue und dieſem Diner ſollten des Herzogs letzte Entſchließungen gefaßt, die erſten vorläufigen Ordres erlaſſen werden und eine kurze Schlußberathung mit dem Geſandten Frankreichs und des Kaiſerhofes erfolgen.

Der Schauplatz dieſes Kampfes in Herzog Karl's Seele, die Quelle aller kommenden trüben Ereigniſſe war aber nicht im geräuſchvollen Stadtſchloſſe und unter dem Schwarm der Militärs und der Cavaliere zu ſuchen, ſondern tief in der Mitte des herzoglichen Faſanengartens, auf Karl's Luſthaus, der Favorite, welche er ſeiner heimlichen Maitreſſe, Melanie von Wimpfen, zur Wohnung angewieſen und deshalb ihren Bruder, den General, zum Schloßhauptmann und Gouverneur von Ludwigsburg erhoben hatte. So wenig der Herzog jetzt auch Friedriken lieben, ſo ſehr ihn die üppigſchöne Melanie mit ihrer ewig ſchalkhaften Fröhlichkeit feſſeln mochte, er hatte doch Rückſicht und Selbſtachtung genug, ſeinem Verhältniß zu Wimpfen's Schweſter den Charakter des Geheimniſſes zu bewahren, ſich in öffentlichen Kreiſen nicht mit ihr zu zeigen, wenigſtens bei ſolcher Gelegenheit ſie nie auszuzeichnen. Wenn er in Ludwigsburg war, officiell im Stadtſchloß reſidirend, wohnte er eigentlich, nur von den erklärteſten Lieblingen und Getreuen umgeben, in der Favorite und ertheilte hier wichtige Privataudienzen.

Der breite Kiesweg vom Stadtſchloß herab durch das Parkportal zur Favorite war durch Gardegrenadiere mit hohen vergoldeten Blechmützen abgeſperrt, um jedem Unberufenen den Zutritt zu verwehren. Garden bewachten den Platz vor der Favorite und hielten am Fuß der beiden Freitreppen, die ſich an der Front nach der Stadtſeite zu auf eine breite Terraſſe emporſchwangen, welche balkonartig einen weiten Vor- und Ueberbau herſtellte, durch Karyatidenſäulen geſtützt, der zugleich eine weite Vorhalle für das darunterliegende Hauptportal abgab. Auf dieſer Terraſſe, von welcher man durch eine Mittelthür in den vier Fenſter breiten Speiſeſaal im erſten Stock des Corps de Logis, und links wie rechts durch kleinere Thüren in die Zimmerreihe der Seitenpavillons gelangte, ſtand nun eine Gruppe vornehmer Perſonen, welche Sereniſſimi Ankunft mit Ungeduld und ſehr verſchiedenem Intereſſe erwarteten.

Zunächſt der Brüſtung befand ſich Marie Auguſte von Thurn und Taxis, Herzogin-Wittwe weiland Alexander's von Würtemberg, Karl's Mutter und ehemalige Mitvormünderin, eine ſteife Dame von fünfzig Jahren, mit kalten, blaſſen Zügen, in violetten Atlas gekleidet. Auf dem grauen, gepuderten Lockenhaupte trug ſie die altſchwäbiſche Wittwen-Schapel, halb durch einen ſchwarzen Spitzenſchleier verhüllt, der breit wie eine Mantille auf die Schultern und behandſchuhten Arme niederfiel. Ihrer ſonſtigen ſchroffen Zurückhaltung ſehr ungetreu, unterhielt ſie ſich leiſe und angelegentlich mit Melanie von Wimpfen, obwohl ſie genau wußte, wie ſehr ſie die Maitreſſe ihres Sohnes dadurch ehrte. Melanie war ein ſchönes Weib, zur Liebe im eigentlichen Sinne kaum, deſto mehr zur Sinnlichkeit geſchaffen. Sie beſaß in höchſtem Grade das Talent, die Wolluſt zum praktiſchen Raffinement zu erheben. Auf der andern Seite der Herzogin, doch etwas zurück, ſtand die einundzwanzigjährige Prinzeß Auguſte, Karl's einzige Schweſter, und plauderte mit den beiden Hofdamen von Schack und Streithorſt und dem tollen Junker Gerung von Emmershofen, einem Günſtling ihres Bruders, welcher den Zweck hatte, den Wahlſpruch ſeines verarmten Geſchlechts:

„Gerung von Emmershofen, das edle Blut,
Gar wenig hat und viel verthut“*)

im Leben mit unendlichem Humor zu bewahrheiten. Hinter der Herzogin-Mutter, oft in's Geſpräch gezogen, ſtand der Jeſuitenpater Caspar, ihr Kaplan und Beichtiger.

Marie von Thurn und Taxis war's, welche damals mit General Remchingen und dem Fürſtbiſchof von Würzburg, unter Genoſſenſchaft des Juden Süß, der Räthe Hallwachs und Metz, Karl's Vater zu dem Entſchluß gebracht, Würtemberg zu katholiſiren, — jenes nichtswürdige Complott, das nur durch Alexander's Tod und die energiſche Machtentfaltung der Landſchaft verhindert worden. Sie war's, welche 1740 ihren dritten Sohn, Prinz Friedrich, tonſuriren und vom Weihbiſchof von Konſtanz zum katholiſchen Prieſter weihen ließ und den alten Volkshaß neu entflammte, ſie war es ferner, die durch des bayreuthiſchen Miniſter Montmartin kluge Vermittelung 1744 raſch ihren Sohn Karl Eugen von dem Schattenkaiſer Karl VII. mündig ſprechen ließ, um des Mitvormunds und Adminiſtrators Friedrich Karl volksthümlich Regiment loszuwerden, und hatte dafür die Bayreuther Heirath und preußiſche Verwandtſchaft voll Hoffnung in den Kauf genommen, ſie werde freies Spiel für ihre Maximen erhalten. Leider hatte aber Karl nicht nur in der erſten Zeit die proteſtantiſche Friedrike wirklich geliebt, er hatte auch an Friedrich's Hofe zu viel freien philoſophiſchen Geiſt und Selbſtbewußtſein eingeſogen, ſchwärmte viel zu ſehr dafür, ſeines Meiſters Genie und Ruhm nachzuahmen, als daß die fromme, macchiavelliſtiſche Dame nicht alles Terrain bei dem jungen Souverain hätte verlieren müſſen, deſſen Jugend ſie geknechtet hatte, ſo daß ſie ſich verletzt auf ihren Wittwenſitz Schorndorf zurückgezogen. — Endlich hatte ſich das Blatt gewendet, Friedrike hatte Karl's Liebe verloren, aus dem Bewunderer Friedrich's war Karl ſein erbittertſter Neider geworden, — mit Preußen geſpannt, mit Bayreuth in Mißſtimmung, gewann auf ihn Frankreich und das Kaiſerhaus Einfluß — nun blühte Marie's Weizen!

---

*) Sattler's Würtemberg S. 348.

So glaubte ſie denn, ihre Anweſenheit ſei doppelt nöthig, da ſie in Melanie von Wimpfen das vorzügliche Werkzeug ſah, ſich von Neuem ihres Sohnes zu verſichern. — Ein wenig von dieſer Gruppe entfernt unterhielt ſich der Oberjägermeiſter Geyer von Geyersberg mit der achtzehnjährigen Frau von Türkheim, einer leichtfertigen Coquette, und Leonoren von Taubenheim, die als „ſchöne Seele" bekannt war, Beide vertraute Freundinnen der Wimpfen. Zu ihnen hatte ſich der reiche Baron von Königseck geſellt, jüngſt zum Kammerjunker ernannt und friſch an den Hof aus der Provinz gekommen, daher noch etwas ſchüchtern und linkiſch. Mit unverkennbarer Bewunderung hörte er dem Geplauder beider Damen zu, indeß ſein ſchwärmeriſch verſchwommenes Auge an den Reizen Melanie's hing, die ihm ein paar Mal leiſe zulächelte und ſein Blut aus jedem vernünftigen Tempo brachte.

Auf der Mitte der linken Treppe lehnte ernſt nachdenklich an der Brüſtung der Oberſtallmeiſter, Obriſt Röder von Schwende Excellenz, und ſtrich den ergrauenden Schnurrbart, dann und wann auf die Herzogin-Mutter und Melanie einen finſter-lauernden Blick werfend. War er doch der alte Feind der Wittwe Alexander's und, obſchon ein Höfling, jener Volksfreund, der einſt den Juden Süß feſtgenommen, dem Landesverräther General Remchingen den Degen zerbrochen und vor die Füße geworfen hatte.*)

Inmitten des Vorplatzes aber, ganz allein, ein ächtes Bild ſeiner Zeit, ſtand eine wahrhafte Titanengeſtalt, der erſte Läufer der Herzogs, Pepe oder Pepino Smergali, vom Volke der „rothe Schmergele" genannt. Von Geburt ein Lombarde, dem aber das Deutſche durchaus geläufig war, erſt neunzehn Jahr alt, hatte er kaum ſeines Gleichen an Kraft, Schönheit und Gewandtheit des Leibes und Fertigkeit in allen blendenden Künſten. Er lief von Ludwigsburg bis Stuttgart in einem Strich ohne Ermüdung und mit der Leichtigkeit eines Windſpiels. Kein Geſpann vermochte mit ihm Schritt zu halten, wenn er nicht wollte, ſo daß die Leute behaupteten, er habe keine Lunge. Er ritt das wildeſte Pferd, tanzte, ſang und ſpielte vorzüglich die Mandoline, ſprang, focht und ſchoß eminent, und ſeine Geſchmeidigkeit wie Stärke errang, wenn er eins ſeiner athletiſchen Stückchen zum Beſten zu geben beliebte, bei Hoch und Niedrig ſtaunende Bewunderung. Wie der Herzog zu ihm gekommen, ob er ihn, — ſo flüſterte man unter den Bedienten und in der Stadt, — einer ſogenannten ſpaniſchen Reiterbande entführt, blieb unaufgeklärt, ſicher aber hatte der Herzog eine ſo ungeheure Vorliebe für ihn gefaßt, daß er ſeine Perſon faſt nur von ihm bedienen ließ und ihm oft Dinge zugeſtand, deren ſich ſelbſt bevorzugte Höflinge, Pappenheim nicht einmal ausgenommen, nimmer unterfangen hätten. Die Abergläubiſchen, und deren Zahl war damals groß, ſahen in ihm eine Art dämoniſchen Weſens. Wirklich hatte auch dieſer Mann etwas höchſt Anziehendes in ſeiner Erſcheinung, und war liſtig genug, den Einfluß, welchen er beſaß, feſtzuhalten. — Die vollen, ſtrotzenden Schenkel und Waden ſteckten in einer engen ungariſchen Hoſe von carmoiſinrothem Tuch, deren Nähte mit goldener Stickerei und Schnüren beſetzt waren; ſie ſaß ſo angegoſſen, daß man bei der geringſten Bewegung alle Formen des Körpers, das Spiel ſeiner ſchwellenden Muskulatur ſehen konnte. Er trug eine Weſte von Goldſtoff, auf der Rubinknöpfe glänzten, darunter ein carmoiſinrothes, überall eng anſchließendes Jäckchen, reich mit ächter Stickerei bordirt, und ein ſogenannter Läuferſchurz von ſchwarzem Sammet mit gelbſeidenen Troddeln hing ihm vorn von der Taille bis etwas über den Schooß herab. Dieſer Schurz und das Jäckchen ward von einer ſeidenen, himmelblauen, ſehr langen Schärpe zuſammengehalten, welche wie eine Binde von der

---

*) Pfaff II. 415–29.

Mitte der Bruſt dicht unter den Armhöhlen ſcharf bis auf die Hüften gewickelt war und an der linken Seite in einer großen Schleife endigte, deren Zipfel, mit reicher Stickerei und Franzen geziert, auf ſeine kleinen, wunderſchönen Füße niederfielen, welche in rothen Maroquin-Stiefeletten ſteckten. Wenn er lief, pflegte er die Schärpenzipfel graziös über den linken Arm zu werfen. Aus der etwas geöffneten Weſte quollen die reichen Spitzen ſeiner Buſenkrauſe, ein Spitzenkragen umgab den freien, vollen Hals, auf dem Haupte trug er ein ſchwarzſammtenes Casquet, an dem über der Stirn die Namenschiffre des Herzogs glänzte und von welchem vier kurze Straußfedern, roth, gelb, ſchwarz und blau, — die würtembergiſchen Farben — auf ſein ſchwarzes, langes und glänzendes Haar niederwogten, das in ein rothſeidenes baskiſches Netz gebunden war. Sein Geſicht, obwohl blühend, hatte einen gelbbräunlichen Teint, war nicht ſchön, aber ungemein intereſſant, namentlich für pikante Frauen. Sein tiefliegendes, dunkles, loderndes Auge umgab ein bläulicher Ring, die Naſe, ſcharf gebogen, mit geblähten Flügeln, trat eben ſo prätentiös wie lüſtern hervor, das Geäder der Schläfe, bei Erregung ſtark geſchwellt, verkündete Leidenſchaftlichkeit, und die glänzendrothen, ſtark aufgeworfenen Lippen, welche immer ein wenig geöffnet waren, ließen blendende Reihen prächtiger Zähne ſehen, deren Weiß noch mehr durch den ſchwarzen, aufwärts gedrehten Schnurrbart gehoben wurde. Bei Hofe hieß er unter den Damen insgemein der „ſchöne Pepino“, was ſie freilich beſſer verſtehen mußten, als die Bürgerstöchter und Landmädchen, welche ihn lieber „Pepe den Teufel“ titulirten. So harrte er denn, maleriſch auf den faſt ſieben Fuß hohen Läuferſtab gelehnt, welchen ſeine behandſchuhte Rechte hielt. Hin und wieder wendete er ſich, um einen flüchtigen Blick auf die Gruppe der Terraſſe zu werfen.

Die vom Stadtſchloß hertönende Muſik der Leibgrenadiere à cheval und der dumpfe Klang ihrer Heerpauken verkündete, daß der Herzog bereits eingeritten war, und wenig Minuten ſpäter bewegte ſich die Suite deſſelben nach der Favorite. Voran ſchritten acht Nobelgardiſten, junge Edelleute mit Offiziersrang, die zugleich den Palaſtdienſt hatten, dann erſchien Herzog Karl ſelbſt zu Pferde, in militäriſchem Uniformrock von grünem Sammet mit grauem Pelz beſetzt, Schooßweſte von Paille-Atlas und gleichem Beinkleid, das bis an's Knie herauf der Reiterſtiefel bedeckte. Sein Haupt bedeckte der dreieckige Hut mit weißer Plumage, und eine goldene Schärpe umgab ſeine Hüfte, deren Troddeln, wie es damals Sitte war, vorn über den Leib bis zum halben Schenkel herabfielen. Rechts von ihm ritt ſein nächſter Bruder, Prinz Louis, Chef des gelben Huſarenregiments, etwa fünfundzwanzig Jahr und ſomit, wenn der Herzog kinderlos blieb, wie es den Anſchein hatte, präſumtiver Thronerbe. Hinter Sereniſſimus folgten ſein Jugendfreund, der Generaladjutant Graf Pappenheim, argliſtig, liederlich und liebenswürdig, der Oberküchenmeiſter Baron von Sternfels, die Generale von Phull, Czabilitzky, Wimpſen, Nikolai, der Oberſtlieutenant von Rothkirch, der Ritterſchaftsdirector Freiherr von Leutrum, beſonders berühmt durch Reichthum und impertinente Häßlichkeit, Major von Varnbühler und Obriſt von Seeger. Den Schluß der Cavalcade machte Auditeur Rieger mit zwei Stallmeiſtern.

Karl Eugen von Würtemberg war erſt ſiebenundzwanzig Jahr alt, von kräftig dauerhaftem, mittelgroßem und wohlgebildetem Körper, offener, edler Geſichtsbildung und einer blühenden Farbe. Seine Stirn war ſchmal, hoch und vornehm gewölbt, ſeine Naſe geſtreckt, hatte einen kurzen, höchſt charakteriſtiſchen Buckel dicht unter der Wurzel, bog ſich dann mit dünnem Rücken ein wenig ein, um mit runden, vollen Naſenflügeln und etwas eckiger Spitze hervorzutreten. Seine Lippen waren ſchmal und, wenn er nachſann, gekniffen, das graue große Auge voll Lebhaftigkeit und Feuer. Wenn er Jemand ausforſchen wollte, zog er ſie blinzelnd etwas zuſammen. Dieſe Züge drückten energiſchen Willen, Eigenliebe, geiſtige Empfänglichkeit, aber auch Leidenſchaft aus. Stirn und Mund deuteten auf Intelligenz, aber auch Schlauheit, zugleich indeß lag in ſeinen Mienen Leutſeligkeit, kurz, er hatte ein Antlitz, das man recht lieben und in dem man ſich recht betrügen konnte. — Heut' war es ungewöhnlich ernſt, zuſammengerafft, lauernd faſt, in einem Inſichverſenktſein, als bewege ſeinen Geiſt ſchwere Sorge oder äußerſter Entſchluß.

Seine Begleitung fühlte das und war nicht wie ſonſt keck bei der Hand mit leichtfertigen Bemerkungen, ſo wenig ihm das zu anderer Zeit mißfiel.

Schon in der Entfernung bemerkte er ſeine Mutter.

„Wieder da? — Mit Melanie?" murmelte er. Sein Auge kniff ſich zuſammen, er biß ſich heftig auf die Lippe, dann plötzlich anhaltend, wendete er ſein Pferd und griff an den Hut.

„Zum Diner alſo, meine Herren!"

Das Gefolge hielt frappirt an, die Offiziere ſalutirten, und der Herzog ſetzte ſeinen Schweißfuchs in Trab, nur gefolgt von dem Prinzen, Pappenheim, Wimpfen, Rieger und den Stallmeiſtern, während die übrige Suite umwendete, ſich zur Stadt zurückzubegeben.

Als Karl den Platz vor der Favorite erreicht hatte, präſentirten die Nobelgarden, Smergali ſenkte zur Begrüßung den Stab, und während Röder von Schwende den Zügel ſeines Roſſes ergriff, ſchwang ſich Karl wie ſeine Umgebung aus dem Sattel. Sich ſtellend, als ſähe er die Herzogin-Mutter nicht, ging der Herzog unter Pepe's Vortritt zur linken Treppe. Als er jedoch die Plattform der Terraſſe erreicht hatte, kam ihm Marie von Thurn mit einer Verbeugung entgegen.

„Ach, Ew. Erlaucht überraſcht uns über die Maßen! Hoffentlich wird die Reiſe von Schorndorf her in kalter Octobernacht Ew. Liebden Geſundheit nicht ſchaden!" — Es lag etwas im Tone Karl's, was ſeinen Gruß wie Ironie erſcheinen ließ.

Die Herzogin erröthete und ſah ihn groß an. „Ich hoffe nicht, mein Durchlauchtigſter Sohn. Wo uns das Herz zu längſt gewünſchtem Wiederſehen treibt, ſind wir unempfindlich gegen die Witterung. Es iſt wohl verzeihlich, daß ich mich ſehne, Ew. Herzogliche Gnaden noch einmal zu umarmen, bevor Höchſtſelbe ſo großen, ruhmreichen Affairen entgegengehen."

„Sehr dankbar, Erlaucht. Ich befürchte nur, für Hochdero Bequemlichkeit und Behagen werde diesmal nicht gebührend geſorgt werden können, weil, der ſchweren Weltläufte wegen, uns keine Muße bleibt. Wir werden uns indeß beeifern, Ew. Erlaucht dafür ſpäter, wenn Alles glücklich vorübergegangen, zu Stuttgart bei unſrer Herzogin-Gemahlin in der Ihnen allein ſchicklichen Weiſe ſchadlos halten. Prinz Louis erſetzt uns für dasmal bei der theuerſten Frau Mutter!"

Er küßte der alten erbleichenden Herzogin die zitternde Hand, und ohne Melanie oder ſonſt wen eines Blickes zu würdigen, trat er durch die Mittelthür in den Speiſeſaal, nur von Smergali, Pappenheim und Wimpfen begleitet. Durch die gegenüberliegende Saalthür verfügte er ſich in ein Vorzimmer, deſſen Fenſter auf den hintern Park und den fernen Neckar gingen, hier wartete der Conſulent.

„Ach, da iſt Er ja, Moſer! Gott grüß', wie geht's Ihm?"

„Sereniſſimo unterthänigſt zu danken, ich bin zufrieden."

„Na, unzufrieden iſt Er wohl nie, was?"

„Nein, ich bin eben immer mit mir in Ordnung."

„Hm, ſo, ſo! Das iſt ja ſchön, wenn man das von ſich ſagen kann. Freilich, der Glaube macht ſelig — heißt es bei Ihm! — Wart' Er, bis ich Ihn rufen laſſe."

Moſer verbeugte ſich. Karl trat in ſein Audienzzimmer rechter Hand und von da in ſein vierfenſtriges Arbeitscabinet, welches mit dem Schlafcabinet an die Zimmerreihe des rechten Pavillons ſtieß, den Melanie bewohnte.

„Wimpfen, Sie werden dafür ſorgen, daß unſre Frau Mutter bald abreiſt, ſie hat uns ſo lange berathen und bevormundet, daß es gut iſt, wenn ſie ſich penſionirt in dieſer ſchlechten Welt. Ich will nicht hoffen, daß Ihre Schweſter, General, dieſer etwas unruhigen alten Dame das Ohr zu unnützen Dingen lieh. An gewiſſen Leuten haſſe ich überhaupt nichts ſo ſehr, als die Politik. —

Pappenheim, Du magſt dem Rieger ſagen, daß er bei der Hand iſt wegen der Ordres; auf Wiederſehn zu Tiſch!"

„Zu Befehl, Sereniſſimus." Pappenheim verließ mit dem beſtürzten Wimpſen das Gemach.

Der Herzog gab Hut und Degen an Smergali. — „Wann kam meine Mutter, Pepe?"

„Vor zwei Stunden, Durchlaucht!"

„War ſie mit Baroneß Wimpſen allein?"

„Glaube nicht. Der Herr von Geyersberg und Graf Röder empfingen ſie."

„Haha, der Röder, das iſt gut!"

„Dann zog ſie ſich in den linken Pavillon zurück, nahm mit der Prinzeß und dem Kaplan eine Collation, bei der ich ſie bediente, und als mit Fräulein von Wimpſen die Damen auf die Terraſſe traten, begab ſich die Durchlaucht auch hin."

„Und dort ſprach ſie mit der Wimpſen ſehr eifrig. — Wie lange?"

„Eine halbe Stunde, ohne daß Jemand außer dem Kaplan dabei ſtand."

„So? Uebrigens Zeit genug zu Verfänglichkeiten! Die Mama, das muß man ſagen, ſetzt etwas an ihre Zwecke, ſogar die fürſtliche Reputation. Nimm die Wimpſen in Obſervation, Pepe, und ob von hier viele Briefe nach Schorndorf gehen oder anlangen. Moſer ſoll kommen!"

Pepino verbeugte ſich und ging. — Der Herzog warf ſich beſtäubt, wie er war, in den Arbeitsſeſſel, das Auge ſtarr auf eine Menge militäriſcher Ordres geheftet, die vor ihm auf dem Bureau der landesherrlichen Unterſchrift harrten. Ein Geräuſch brachte ihn zu ſich, der Conſulent trat ein.

„Wann fuhr Er geſtern von Stuttgart weg, lieber Moſer?"

„Ein Viertel auf zwölf Uhr etwa."

„So ſpät?" und der Herzog ſah ihn ſcharf an. „Er iſt wohl vom Schloß abgefahren? — Ich habe dem Scheid befehlen laſſen, daß man Ihm den Wagen vor's

Haus bringe." — Karl ſtand auf und trat zu Moſer. „Hat Ihn die Herzogin etwa rufen laſſen?"

„Ja wohl, Sereniſſimus, deshalb kann Stallmeiſter Scheid nichts dafür, ich bin ſchuld."

„Sieh doch! Was wollte denn die Durchlaucht von Ihm?"

„Einen Rath."

„Hoho," und Karl's Antlitz verzog ſich höhniſch, „was für einen denn, wenn man Ihn fragen darf?"

„Die Frau Herzogin Durchlaucht wollte dieſelbe Nacht auch nach Ludwigsburg, und ich widerrieth es ihr, ſagte, ſie ſolle ſich faſſen und ſtill halten, ſie könn' die Sache nur ſchlimmer machen und vor gewiſſen Leuten ſich einen Affront geben."

Der Herzog ſah den Conſulenten ſtarr an, das Blut trat ihm in's Geſicht, eine leiſe, ſchmerzvolle Bewegung zuckte um ſeinen Mund. „Da hat Er ſehr klug, ſehr honett gehandelt, Moſer, ſehr honett! Ich mag keine Scene weiter. — Wie ſo meint Er, daß die Sachen ſchlimm ſtehen?"

„Mein Durchlauchtigſter Herr, ich möchte wohl gern drauf antworten, aber ich hab' einen ſchlimmen Fehler, der vornehmen Herrſchaften gar ſchlecht gefällt."

„Wir Alle ſind Menſchen, Moſer, und haben unſre Gebrechen. Ich auch, ich hab' zu raſches Blut, das leicht aufwallt, es brennt bald bei mir, löſchet ſich aber ſchwer. Weiſ' Er Seinen Fehler her!"

„Ich nehm' halt kein Blatt vor den Mund.*) — Werde mich gewiß gegen Ihro Durchlaucht im Reſpect niemalen vergeſſen, aber ich geh' g'rade durch in Wort und That. Wenn ich in Ludwigsburg die Welt verdienen könnt', falls ich ſagte, ſchwarz ſei weiß, und ich wüßt' außerdem, daß es keinem Menſchen ſchädlich wäre, ſo ich's ſagte, ich thät's nit, denn — Sereniſſimus, ein Landesconſulent, der lügt, iſt wie ein Prieſter, der Gottloſigkeit predigt!"

---

*) Wörtliche Rede (Ledderhoſe u. a. a. O.).

„Solche Leute hab' ich gern, deswegen mag ich Ihn wohl leiden. — Sag' Er, die Herzogin hat Ihm ihr Herz gewiß ausgeſchüttet."

„Das hat ſie!"

Karl ging heftig erregt ein paar Mal durch das Zimmer.

„Da die hohe Frau Ihn zum Beichtvater gemacht, hat ſie auch wohl alle Schuld auf Unſre Perſon gewälzt, Moſer?"

„Dazu iſt die Frau Herzogin zu ſtolz, Durchlaucht. Sie klagt über nichts, als daß ſich der Herr in Affairen gegen Preußen begiebt, Höchſtdieſelben keine Gewalt über das Herz des fürſtlichen Gemahls haben. Habe mich aber nicht geſcheut, der Frau Herzogin zu erkennen zu geben, daß ſie dabei auch große Schuld hat."

„Und darin hat Er ſehr recht, ſchuld hat ſie. Die Herzöge von Wirthinberg und Teck waren gewaltig und tönenden Ruhmes, da die Brandenburger noch ein unbekannt Ding in Deutſchland waren! Stolz gegen Stolz, Kälte gegen Kälte, — und daß des Herrn Eberhard und Ulrich Seliger Nachkommenſchaft nicht aus der Art gingen, will ich mit dem Degen in der Hand beweiſen! — Er weiß, was ich vorhab', Moſer. Was hält er davon?"

„Nichts Gutes, Sereniſſimus, und als Conſulent des Landes bitt' ich Ew. Herzoglichen Gnaden: führet nit Krieg, laſſet den Streit denen, ſo gefährdet ſind."

„Nicht übel, daraus hör' ich die Herzogin. Sie iſt in der That ganz unnöthig hier, da ſie Ihn zum Anwalt hat!"

„Halten zu Gnaden, hoher Herr, das iſt ein Irrthum. Wohl iſt mein Herz bekümmert, daß mein Landesherr mit ſeinem Gemahl uneins iſt, aber in ſo feine Ding werd' ich mich nie miſchen; zwiſchen Mann und Frau richt't nur der, vor dem ſie ſich Lieb' und Treue geſchworen. Auch würde ich's für g'rad' ſo ſchlimm halten, wollten Sereniſſimus von der Verwandtſchaft ſich etwa verleiten laſſen und mit Preußen gegen Oeſterreich operiren. Ich ſprech' Niemand zu Lieb' und Leide, aber ich red' für unſer Wirthinberger Land zu ſeinem Herrn. Das Land iſt gegen jedweden Krieg, es ſei denn, wir würden angegriffen!"

„Sollen wir etwa warten, bis wir's ſind?"

„König Friedrich von Preußen greift ſeinen lieben Neffen nit an, er iſt zu weiſe, gegen ſein Fleiſch zu wüthen, zu edel, die Bande zu zerreißen, die er ſelbſt mit Freud' geknüpft."

„Damit erfrecht Er ſich wohl zu ſagen, ich handle nun unweiſe, un—!" Der Herzog verbiß ſich die zornige Rede, die Adern ſeiner glühenden Stirn ſchwollen jäh.

„Das hab' ich nit geſagt, mein Fürſt und Herr," entgegnete Moſer mit Milde. „Unweiſe ſeid Ihr gewißlich nit. Der Himmel hat Ew. Durchlaucht mit allen Herrſchergaben geſchmückt, die ja der Mann, gegen den Euer Degen ſich zückt, ſelbſt hochgeehrt hat. Aber man hat Euer Herzogliche Perſon umſtrickt mit falſchen Ideen und Träumen, hat Euch den unſeligen Subſidientractat abgeluchſt, gegen den die Landſchaft, wie Ew. Gnaden weiß, ſchon lange iſt.*) Man will Euch, mein Landesherr, mit Ausſichten auf Ruhm und Macht locken, daß Ihr für fremden Profit Blut und Eigenthum Eures Volkes hergebt und ſo ſchwach werdet, daß man Euch nit mehr zu äſtimiren braucht! Das, Herzogliche Gnaden, wollen wir nit dulden, Euch vor ſolch' tückiſchen Feinden wahren, wollen Fried' haben, damit, wenn die Welt rings kampfesmüd' und matt iſt, unſer Herr ein gewichtig Richterwort ſprechen kann und Wirthinberg ſo zehnmal mächtiger ohne Blut im Rath Europas ſteh', als durch zween gewonnene Schlachten. „Wir haben gar ein' kurze Decken, dürfe uns nit gar ſo recken," iſt ein altſchwäbiſch Wort, und dabei iſt Wirthinberg aus einem kleinen Schlößle doch zu einem anſehnlichen Lande worden, das man allerwegen das deutſche Paradies nennt!"

„Wie will ich den Subſidientractat zerreißen, ohne meiner Ehr' zu nah' zu kommen?!"

---

*) Pfaff II. 444.

„Zerreißen nit. Wir werden die Landſchaft entbieten und Euer Land wird dem Franzoſen ſein Geld wiedergeben!“

„Ihr Narren! Mit demſelben Gelde kann ich in dieſem Kriege, wo Jeder ſelbſtſüchtig zugreift, mein Reich um die Hälfte vergrößern!“

„Aber dafür den Kaiſer, die Franzoſen und Preußen, Ruſſen und Schweden auf den Hals kriegen!“

„Das wollen wir ſehen, Alter! Ich werde marſchiren, ſag' ich Ihm, und das Land wird zahlen und keinen Mucks thun. Ueber Friedrich II. wird die Reichsacht verhängt, alle Völker, die engliſchen Krämer ausgenommen, ſtehen gegen ihn auf, ich werde nicht dahinten bleiben und treulos am Reiche werden! Es wird ſich zeigen, ob man den Brandenburger nicht an den Boden bringt!“

„Darüber hat die ewige Vorſehung zu entſcheiden, Durchlaucht!“

„Gut, ich hab' Ihn nicht gefragt, was ich thun ſoll, das iſt meine Sache, ich will wiſſen, was das Land thun kann und welche Verwilligungen zu erlangen ſind?!“

Moſer ward blaß, ein kurzer Schauer zog über ihn hin, ſeine Stimme klang tiefbewegt.

„Mein hoher Herr, Ihr und Würtemberg habet mich eingeſetzt, daß ich über dem Rechte Aller wachen ſoll, dem Rechte, das Euer Gnaden edelſte Vorfahren für ewig geſetzt haben. Das Land wird zu dieſem Kriege die Hand mit bieten, der Tübinger Vertrag ſetzt aber bei jedem Krieg des Landes Einvernehmen feſt!“

„Das mag im Vertrage ſtehn, aber wenn man vernünftig und mir zu Willen iſt, kann man diesmal davon abſehen, weil ich einmal engagirt bin, mich dem Gelächter der Welt nicht ausſetzen will, als ſei ich ein Werkzeug in meiner Unterthanen Hand. Ich weiß, daß Fiſcher, Hoffmann und Gemmingen im Ausſchuß meinen Wünſchen willfährig ſind. Wenn Er nun den reellen Willen hätte, mir zu dienen, Moſer, und den Leuten auseinanderſetzte, daß ich dem Kaiſer beiſtehen muß, ſo weiß ich, daß die Leute zufrieden ſein und gehorchen werden!“

„Das iſt gegen mein Gewiſſen, gnädigſter Herr! Wollte ich auch wirklich mein Herz belügen, den Tübinger Vertrag fuchsſchwänzeriſch umgehen, was kann der Ausſchuß geſetzlich thun? Er kann Euch 200,000 Gulden aus der geheimen Truh' geben, womit Ihr keine zween Monate langt, mit denen Ihr noch nit einen Soldaten ausheben könnt. Giebt unſer Ausſchuß aber aus öffentlichen Mitteln mehr, ſo beſtiehlt er das Land als ein Spitzbube, und ich muß ihn auf Leib und Vermögen anklagen. Wer, lieber gnädiger Herr, ſaget Euch denn, daß der Ausſchuß auch das Land ſei? Des Landes erſter Diener iſt die Landſchaft, der Knecht der Abgeordneten iſt aber der Ausſchuß! Kann des Knechtes Knecht über den Herrn befehlen? Nimmer! — Wohl hat ſich ſeit der Vormundſchaft der Ausſchuß allzu viel angemaßt, aber glaubet nur, gegen pures Landesrecht zu handeln, wird er ſich ſchon hüten. Wer will behaupten, daß er es doch wagt? — der Rieger? Weil er Fiſcher's Eidam iſt, der Herr Conſiſtorial durch Speichelleckerei ſeines Tochtermannes Fortune im Auge hat? Und der Hoffmann? — Ei, der bewilligt, weil die vielen neuen Offiziers und Adligen ein Vortheil für Stuttgart werden ſollen, der Kanzler aber hat einen Bruder in der Armee! — Iſt das Landesmeinung? Nein, Halunkenmeinung! — Machet die Probe! Verſammelt die Landſchaft, und hab' ich gelogen, ſteckt mich in die Eiſen! Ich wär' ein verwerflich Geſchöpf hier und dort, wollt ich vor meinem Herrn ſchweigen, wo's höchſte Noth gilt, und ſollte mich Ew. Durchlaucht jetzt auch haſſen, in's Künftige werden Sereniſſimus ſchon ſagen: Der Moſer hat ein redliches Herz gehabt!“

„Kurz und gut, Er will alſo widerſpenſtig ſein?“

„Widerſpenſtig iſt Einer, der ſich recht zu thun weigert. Ich bin ein Greis worden, ohne die Wahrheit zu verrücken, ich werde auch ſo ſterben. Erlaubt in dieſer traurigen Stunde, hoher Herr, daß ich in dieſer ſchriftlichen

Rechtsvermahnung an die Landſchaft als Conſulent mein Votum niederlege: dieſer Krieg iſt ungerecht, iſt ohne das Land unternommen, und das Land hat dazu nit die Hand zu bieten!" — Er legte feierlich das Papier auf des Herzogs Tiſch.

„Moſer! Creatur! Was hat Er ſich angemaßt!!" — Der Herzog ergriff außer ſich das Document.

„Laſſet über mich ergehen, was Ew. Herzoglichen Gnaden beliebt. Muß es ein Opfer ſein, gut —, der Meinen wird ein Größerer ſich annehmen, deſſen Creatur ich allein bin!" —

Todtenſtille ringsum. — Karl ſtand todtenbleich, ſein Auge durchflog das Papier und er zitterte am ganzen Leibe. Dann, auf und ab ſchreitend, zwang er ſich zur Ruhe. Seine Miene ward düſter.

„Er iſt mein Feind, Moſer!"

„Ich?" — Der Conſulent trat zum Herzog, ergriff deſſen Hand, preßte ſie heftig an die Lippen und ſah ſeinen jungen Herrſcher mit überſtrömenden Augen an. „Kann Ew. Durchlaucht das ernſtlich meinen? — Euer Feind, Gnädiger Herr, iſt die Berliner Luft geweſen, ſo Euer jugendliche Seel' allzu ſcharf umwehte, Ihr ſeid verzaubert worden und Friedrich's Geiſt läſſet Euch nit ſchlafen. Thut, Herr, was Ihr müßt, das Würtemberger Volk iſt auch des Leidens gewohnt. Aber wer Euch unter uns hilft, iſt nit einmal werth, daß ihn der lichte Galgen trüg', an den man den Juden Süß um keine größer' Sünd' gehangen!" —

Das Auge des Fürſten hatte ſich zu Boden geſenkt. Der Zorn war gewichen, ſein Geſicht ſchmerzhaft bewegt, — nun wurde es kalt und ſtill.

„Moſer, wenn ich Ihm auch genau ſagen möchte, was in mir vorgeht, Er würde mich nicht verſtehen. Ich will mit Ihm nicht ſtreiten, habe ſeinen Fehler, kein Blatt vor den Mund zu nehmen, ertragen, weil Er es iſt. Thu' Er, was ſein Gewiſſen Ihm ſagt. Ich thu', was ich für gut halte. Ich bin gewöhnt, meinen Willen durchzuſetzen, das iſt vielleicht mein Fehler, aber es iſt ein fürſtlicher. Er kann gehen, Moſer.“

„Gott gebe Ew. Durchlaucht tauſendfältiges Glück auf allen Wegen. Ob Ihr auch irret, Euer Herze kenn' ich doch gar gut, das iſt's werth, glücklich zu ſein!“

Der alte Mann verbeugte ſich und ging. Des Herzogs Kutſche brachte ihn nach Stuttgart zurück.

Lange ſtand Karl und ſah vor ſich hin, endlich lichtete ſich mehr und mehr ſein Antlitz.

„Um ſo beſſer iſt's nun!“ — Er ſchellte. „Rieger mag kommen!“

Der Auditeur trat ein.

„Ich acceptir' Seinen Organiſationsplan. Es wird zwangsweiſ' ausgehoben, ohne Federleſen, ich brauch' die Landſchaft nicht! Die betreffenden Corps marſchiren an die gegebenen Punkte, das Heer iſt künftigen Februar marſchfertig!“ —

3.

Vivat Friedrike!

Das Ludwigsburger Lager war aufgehoben, das kriegeriſche Schauſpiel beendigt worden. Landdragoner mit Ordres ſprengten in alle Winde, die Hälfte der Garniſonen von Stuttgart, Tübingen und Leonberg wurden rings im Lande vertheilt. Dies Verſtreuen der Truppen ging ſtill ab, aber die ſchlimmere Maßregel folgte, daß Herzog Karl nämlich überall Werbebureaux aufſchlagen ließ und die jungen Leute aufgefordert wurden: „ſich gegen Preußen, dem Kaiſer zu Ehr' und Frommen, in's Feld zu ſtellen.“ —

Seit Herzog Ulrich's Zeiten gehörten zwei Drittel Würtembergs dem ſtrengſten Proteſtantismus an. Je öfter ſich Ulrich's Nachkommen beigehen ließen, den päpſtlichen Cultus zu fördern, deſto ſtrenger, orthodox-lutheriſcher hielt ſich die Mehrzahl des Volkes, und Karl's Vater, Alexander, und das jeſuitiſche Complott Süß-Remchingen's hatte den Geiſt des Proteſtantismus nur beſtärkt und den ärgſten Widerſtand hervorgerufen. Man hatte ſtets ein religiöſes wie politiſches Mißtrauen gegen Oeſterreich, den Sitz der römiſchen Kirche in Deutſchland, war man von ſeiner alten Anwartſchaft auf Würtemberg doch erſt ſeit 1642 erlöſt worden.*) Beſonders aber gegen Frankreich lebte im Volke ein Haß, der durch Ludwig XIV. Gewaltacte am Rhein, in Schwaben und in der Pfalz traditionell — und verzeihlich geworden. Die Jämmerlichkeit der Reichsverfaſſung wurde mit jedem Jahre ſchreiender. Hunderte von Souverainen, weltliche wie geiſtliche, gleich brutal und verſchwenderiſch, gleich ingnorant und ſchwächlich, ſchalteten im Reich, und wenn man vom Kaiſer ſprach, meinte man nur den öſterreichiſchen; das deutſche Kaiſerthum war ſo ziemlich ein Schatten geworden. Als Friedrich II. ſich nun gen Schleſien erhoben, von Siegen zu Siegen ſchritt, den Namen des Auguſtus und Cäſar in ſich vereinte, ein Held in dieſer Zeit der Schwäche, der einzige Fürſt, welcher ſeines Volkes Vater war, das abſolute Regiment zu einer Art göttlicher Wohlthat erhoben hatte, unter dem Denken und Glauben befreit ward, ein Hort proteſtantiſcher Lehre, der Einzige ſchien, welcher in ſeiner Zeit wußte, was er wollte, — war's Wunder, daß alle Herzen ihm zuflogen? Nirgends hatte die Bewunderung Friedrich's aber größere Wurzeln gefaßt, als in Würtemberg. Mit Freude hatte man den jungen Herzog Karl, des gefürchteten Alexanders Sohn, auf Billfinger's Betreiben an den preußiſchen Hof gehen ſehen, mit großen Hoffnungen hatte man Friedrich's Nichte, Friedrike von Bayreuth, als Herzogin im Lande empfangen — und nun ſollte man gegen dieſen Fürſten, gegen Karl's Ohm, den unbeſiegten Helden, ziehen? — Als die Werbetrommel ertönte, bemächtigte ſich tiefe Mißſtimmung ganz Würtembergs, um ſo mehr, da die Verordneten der Landſchaften nun überdem allen Aemtern, Städten und Gemeinden die Warnung ihrer Conſulenten mittheilten. Nur Wenige ſtellten ſich freiwillig unter die Fahnen. Auf dieſen Fall war indeß Rieger, der neue große Heeresorganiſirer, vorbereitet. Er hatte dem Herzog den Gedanken in's Herz gegeben, ſchlechthin zur gewaltſamen Aushebung zu ſchreiten, wenn die Werbung ungünſtig auszulaufen drohe. Da die

---

*) Pfaff II. 431—33.

Magiſtrate und Aemter den Offizieren überdies die Bevölkerungstabellen nicht ausliefern wollten, wurden die jungen Leute von den Feldern und aus den Betten geholt, ob verheirathet oder nicht, ſie mußten mit. Rieger erſchien überall perſönlich, mit einer Rohheit und Grauſamkeit verfahrend, wie ſie bisher unbekannt war. Ja, er ſcheute ſich nicht, während des Sonntagsgottesdienſtes die Kirchen zu umzingeln. Wenn die Gemeinde aus dem Hauſe des Herrn trat, wurden Väter, Söhne, Brüder und Gatten ergriffen und in die Montur geſteckt.*) Das war dem Lande ſeit dem dreißigjährigen Kriege nicht geboten worden! So hatte man ihr religiöſes, ihr bürgerliches Gefühl noch nicht verletzt, ihr Gewiſſen war nie ſo in den Staub getreten worden, das Gewiſſen eines Volkes, das eine alte, zehnfach verbriefte und beſchworene Verfaſſung hatte! Karl's und Rieger's Namen gatteten ſich mit den wildeſten Flüchen, der tiefſten Verzweiflung der Familien und Gemeinden, die ihres beſten Kerns, der Manneskraft, ſich beraubt ſahen. Es wäre vielleicht zu offener Empörung gekommen, wie in den Zeiten des armen Conrad, hätte ſich der gewandte Rieger nicht vorgeſehen, daß die Rekruten immer während der Nacht auf entgegengeſetzte Cantonnements gebracht, dort equipirt und einexercirt wurden. Düſter, ſchweigſam beugten ſie ſich unter den Gamaſchendienſt, den Stock des Profoßen, bewacht von den alten regulären Truppen, die ſich freuten, daß es dem jungen Volk auch nicht beſſer ging, wie einſtmals ihnen.

Indeß beluſtigte ſich Karl in Ludwigsburg und den Leonberger Forſten mit großen Jagden, oder in der Geſellſchaft Melanie's und ihrer Vertrauten, die im Bunde mit Tornacco und Clauſonnet dem Herzog die Tragweite ſeines Thuns verbargen, jede ſchlimme Nachricht vorenthielten und ſein Ohr mit einem Ruhm, einer Größe kitzelten, welche erſt nach vielen Opfern in zweifelhafter Ausſicht ſtand. Frankreich hatte ihm ja neun Milionen,

---

*) Pfaff II. 443—45.

Oeſterreich ſechs Millionen Subſidien und ein Arrondiſſement am Main zugeſagt, — was brauchte er die Landſchaft? Der preußiſche Geſandte von Madeweiß verließ indeß Stuttgart vorerſt nicht, Friedrich II. war zu ſtolz, ſeinem Neffen und Schüler ſelbſt den Krieg zu erklären. „Le duc de Würtemberg est, dit-on, avec les Français; le Prince Héréditaire mon neveu fera bien de lui donner une petit leçon,“ ſagte er.

Herzogin Friedrike, allein im Schloß zu Stuttgart reſidirend, litt indeß unſäglich. Zu den Wunden, die Karl ihr geſchlagen, kam eine neue, nicht weniger ſchmerzhafte. Der Miniſter ihres Vaters, der Franzoſe Montmartin, welcher einſt ſo befliſſen geweſen, ihre Heirath mit Karl zu engagiren, war mit dem Votum von Bayreuth und ſieben anderen Reichsfürſten: Weimar, Mainz, Köln u. ſ. w. auf den Reichstag nach Regensburg und mit der Inſtruction gekommen, dort einen Vergleich zwiſchen Oeſterreich und Preußen anzuſtreben. Aber längſt kaiſerlich geſinnt, mit Frankreich in Verbindung, und nicht unbeeinflußt von Karl's Mutter, Marie von Thurn, trat er in einer diplomatiſchen Gewiſſenloſigkeit ohne Beiſpiel mit ſeinen ſieben Stimmen Oeſterreich bei und ward Anſtoß, daß der Reichskrieg gegen Preußen ſofort erklärt wurde.*)

Unerhörtes Aufſehen machte es, daß Friedrich's II. eigner Schwager auch gegen ihn ſich erklären konnte. Den Schimpf, welchen ihm ſein eigener Miniſter angethan, indem er das Gegentheil ſeines Willens vollſtreckte, wußte der Markgraf von Bayreuth durch keinen andern Schritt auszulöſchen, als daß er Montmartin öffentlich und in der entrüſtetſten Weiſe aus ſeinem Dienſt entließ und Friedrich II. anheimſtellte, behufs Durchmarſches ſeiner Truppen und zeitweiſer Beſetzung wichtiger Punkte Bayreuth in Anſpruch zu nehmen. Nicht alle Fürſten indeß, die Herrn Montmartin ihre Stimme anvertraut, waren gleich ehrenhaft und energiſch, ſondern der Reichskriegserklärung gegenüber eingeſchüchtert, vermehrten ſie die Gegenpartei durch ihre Feigheit. Oeſterreich beantwortete Montmartin's Dienſtentlaſſung damit, daß es ihn zum Reichsgrafen erhob. Weil man aber von einer ſolchen Ehre bekanntlich nicht leben kann, der Franzoſe ſich überdies als ein ſo nützlicher Freund Maria Thereſiens erwieſen, ward er durch Kaunitz der beſonderen Huld des Herzogs von Würtemberg empfohlen, und Friedrike mußte es erleben, den Mann, welcher von ihrem Vater wegen Untreue infam entlaſſen worden, ſich in Stuttgart als: Geheimen Ober-Regierungsrath, Kammerpräſidenten und Etatsminiſter vorgeſtellt zu ſehen. — Karl's Regierungsmaſchine rollte abwärts, die Verblendung ſtieg himmelan, — was war da zu helfen? — Montmartin wurde von Friedrike mit eiſiger Verachtung empfangen.

---

*) Pfaff II. 442, ebenſo Menzel und Sattler.

„Das einzige Verdienſt, was ſich ein Mann Ihrer Denkungsart hier erwerben kann, iſt, ſich unbemerkbar zu machen, um uns das Erröthen zu erſparen!"

Montmartin ging wutherfüllt von ihr. „O, das Verdienſt der Unbemerkbarkeit ſoll ganz auf Ihrer Seite ſein, Madame!" murmelte er. „Daß ſie vor mir nicht erröthen ſoll, will ich ihr beweiſen!" —

Daß, wie Herzog Karl gewollt, im Februar gegen 12,000 Mann marſchfertig ſtanden, war bei der Aushebungsart Rieger's kein Wunder. Auch fanden ſich, da mit dem Kriege Ernſt gemacht wurde, Viele, die freiwillig eintraten, entweder aus Mangel ſonſtigen Lebensberufs, oder weil ſie hofften, durch ihre Bereitwilligkeit auf gute Verſorgung Anſpruch zu haben, welche die Regierung in ihrem erſten Aufrufe reichlichſt zugeſagt hatte.

Unter dieſen befand ſich auch der Chirurgus Johann Caspar Schiller, welcher bereits im öſterreichiſchen Erbfolgekriege als einundzwanzigjähriger Jüngling bei einem bairiſchen Huſarenregiment in den Niederlanden gedient hatte und das Kriegsleben genugſam kannte. Nach dem Aachener Frieden 1748 nach Würtemberg zurückgekommen, hatte er ſich in Marbach, eine Meile von Ludwigsburg, als Barbier und Chirurg niedergelaſſen und mit des herrſchaftlichen Holzinſpectors und Löwenwirths Kodweiß Tochter, Eliſabeth Dorothee, verheirathet. Leider fühlte man ſich nun am Neckar, beim Ausfluß der funkelnden Muhr, allgemein ſo kerngeſund, hübſche Arm-, Bein- und andere Brüche, Verwundungen und Schäden kamen unglücklicher Weiſe ſo ſelten vor, daß er vom ehrſamen Metier Figaro's allein nicht leben konnte, ſondern ſchier hätte verkommen müſſen, wenn er nicht nebſt ſeiner Frau ein gar beſcheidenes, demüthiges Herz gehabt hätte. Nun ſchüttelte der alte Mars wiederum die verderbliche Lanze und gab ihm den Plan in's Herz, das irdiſche Glück, welches ihm der Friede verſagt hatte, unter den blutigen Roſen der Schlacht zu pflücken.

Zu dieſem ernſten Entſchluß half ihm beſonders ein weitläufiger Vetter, Fritz, auch „das Studentle“ genannt, ein toller Geſell, der nichts war, nichts Reelles beſaß, aber jetzt gerade räthſelhafter Weiſe auftauchte, da- und dorthin reiſte, immer Geld hatte und bei gewiſſen Leuten in hohem Anſehen ſtand. Man munkelte, er ſei ein kaiſerlicher Werber oder wohl gar ein franzöſiſcher Unterhändler. Er befand ſich gerade in Marbach, um Caspar nach Jahren wiederzuſehen, als das Regiment Prinz Louis-Huſaren von Ludwigsburg durch Marbach rückte, um in Backnag Rekruten aufzunehmen und quer durch Baiern direct nach Böhmen als erſtes Contingent zur Reichsarmee zu rücken, dem das ganze würtembergiſche Heer folgen ſollte.

„Haſt mir immer nit glaube woll'n, daß ich 'was z' Weg bring'! Soll ich's beweiſe? Soll ich Dir vom General Bouwinghauſen gleich 's Patent hole als Fähndrich und Adjutant von Prinz Louis-Huſaren? — Auf'm Zimmerplatz falle Spän' und im Krieg iſt die Ehr' ſo billig, wie's Waſſer im Necker. Was meinſt?“

„Wenn Du's kannſt, Vetter Windmacher, ſo geh', ich hab' ohnedem 's elende Härmen ſatt! Entweder oder!“ —

In einer Stunde hatte Caspar Patent und Handgeld auf dem Tiſch, zog noch ſelbigen Tags Reithoſe, Kolpak und gelben Dolman an — und ob auch Frau Dorothee bitterlich weinte, ſie mußte ſich ſchicken. Meinte der alte Meiſter Kodweiß doch: „Beſſer in Ehr' geſtorbe, als zu Marbach verdorbe! Ich werde Dich ſchon noch die paar Jahr ſatt mache, Dorothee, und das arme Weſen unter Deinem Herzen; Dein Mann ſchaut aber gar nit ſterberlich aus! Paß auf, er kommt als e' ſtattlicher Offizier heim.“

Die Signale klangen, Caspar küßte ſeine Lieben, und fort ging's — luſtig ſchmetternd zum Thor hinaus. — Ein paar Tage darauf empfahl ſich „das Studentle“ gleichfalls, ward ohnehin von Frau Dorothee ſchief angeſehen, weil er ihrem Manne zugeredet hatte. —

Hoch erfreut über die „glückliche“ Aushebung, machte Karl Eugen den Auditeur Rieger zu ſeinem Flügel-Adjutanten, erhob ihn in den Adelſtand und befahl, die neuen Truppen um Stuttgart zu concentriren. Er wollte das Heer beſichtigen, um an der Spitze ſeiner alten Regimenter, der Garde, der Artillerie und Cavallerie, 3287 Mann ſtark, nach Böhmen voraus zu marſchiren. Die neuformirten Corps aber ſollten im Mai nachkommen. Strahlend im Siegesvorgefühl kam er Mitte März nach Stuttgart zurück, eine Reihe glänzende Bälle und Abſchiedsfeſte zu geben, bei denen Herzogin Friedrike wegen „leidender Geſundheit“ nicht erſchien, für ſie dagegen die Herzogin-Mutter Marie und Prinzeß Auguſte die Honneurs machten. Montmartin's kluge Vermittelung hatte Karl vermocht, ihre Nähe zu dulden, vorausgeſetzt, daß ſich Mama mit politiſchen wie confeſſionellen Dingen nicht befaſſe. Die Wimpſens waren ſchicklicher Weiſe mit ihrem nächſten Anhange in Ludwigsburg zurückgeblieben.

Ganz Stuttgart, Haslach, Dorf Hohenheim, Scharnhauſen, Kannſtadt und Hofen lagen voll junger Mannſchaft. Man machte unerhörte Anſtrengungen, die Regimenter zu formiren, Fourage, Pflege, Train und Lazarethdienſt zu organiſiren, Einheit in das bisher bunte Chaos zu bringen. Endlich war Alles ſo weit gediehen; die Beſichtigung unterhalb des Roſenſteins zwiſchen Kannſtadt und Mühlhauſen ſollte erfolgen, und Stuttgart nebſt Umgegend ſtrömte herbei, ſich das neue Kriegsvolk anzuſehen. Gleich nach der Revue wollte Karl aufbrechen, ſeine Equipage war voraus, und bei Murhardt erwarteten ihn die alten Regimenter, welche er perſönlich in's Feld zu führen beſchloſſen.

Um die Revue und ſeinen Auszug recht oſtenſibel zu machen, hatte er an Friedrike das Anſinnen geſtellt, dieſem öffentlichen Acte beizuwohnen. Sie hatte es entrüſtet abgelehnt. Gereizt und nicht willens nachzugeben, ſandte er ihr durch Pappenheim den brieflichen Befehl, ſich zur Abſchiedsaudienz und Revue bereit zu halten, und „ſoll ich ſie in die Carroſſe tragen laſſen,“ hatte er Pappenheim geſagt.

Friedrike ließ nach langem Bedenken ihrem Gemahl ſagen, daß ſie ſich dem Befehl unterwerfe, ſeinem Gewiſſen aber die Verantwortung überlaſſe.

Während am Nachmittag des gedachten Tages mit klingendem Spiel die Soldaten Stuttgart verließen, um in der Ebene nördlich von der Stadt ſich zu concentriren, füllte ſich der große Thronſaal des neuen Palais mit den Hofſtaaten, den Miniſtern, Räthen, Offizieren und Geſandten, unter ihnen — der uneingeladene, aber zum Zutritt berechtigte, preußiſche Botſchafter, Baron von Madeweiß, den man verwundert anſah und wie einen Ausſätzigen mied. Man war ſehr heiter und hoffnungskühn, über den glänzenden Ausgang des Kampfes herrſchte keinen Augenblick Zweifel. Von der Landſchaft zeigte ſich Niemand als Conſiſtorialrath Fiſcher, dem ſein Talar und Hofamt zum Vorwand diente.

Der Herzog hatte ſich mit ſeiner nächſten Umgebung, der Herzogin-Mutter, Prinz Louis, Prinzeß Auguſte und den Oberhofämtern in die Entrées der Herzogin begeben, die hohe Frau abzuholen.

Die Flügelthür der inneren Gemächer öffnete ſich, auf der Schwelle erſchien Friedrike von Würtemberg, bleich und — in tiefer Trauer, ihr Gefolge ebenſo hinter ſich.

Karl Eugen fuhr außer ſich empor, aber er mußte ſich bezwingen, er war nicht allein. Jedes Wort ſiel ja heut' in die Wagſchale der Sache und hallte im Lande wieder.

„In dem Augenblick, wo Ew. Herzogliche Durchlaucht,“ ſagte ſie eiſig, „in einen großen, gefahrvollen Krieg perſönlich ziehen, ziemt es mir, mich in die Farbe der Gefühle zu hüllen, die mich als Landesmutter, als Gemahlin Ew. Durchlaucht nothwendig bewegen müſſen!“

„Wir wiſſen,“ und Karl's Wort klang eigenthümlich rauh, „wie ſehr Ew. Liebden Uns und allen Unſern Maßnahmen geneigt und dienſtwillig ſind, begreifen auch, daß der Abſchied von Uns überaus ſchwer auf Höchſtdero Herzen liegt, aber eine allzu große Traurigkeit, wie Ew. Liebden bekunden, iſt nicht von Nöthen, denn Wir verſichern, daß es auch ohne Dranſetzung Unſerer Perſon gelingen wird, den allgemeinen Reichsfeind und Friedensſtörer durch die Macht deutſcher, franzöſiſcher, ruſſiſcher und ſchwediſcher Hülfsvölker unſchädlich zu machen. Wir hoffen, eher als Ew. Durchlaucht meint, in ſo gutem Wohlſein zurückzukehren, daß Höchſtſie bedauern werden, allzu traurig geweſen zu ſein!“

Die Herzogin verbeugte ſich tief, der Herzog gleichfalls, dann küßte er lächelnd ihre Hand. Die Thür öffnete ſich und der Zug bewegte ſich durch die große Gallerie in den Thronſaal.

Der Eindruck, den Friedrikens ſchwarze Erſcheinung hervorrief, war außerordentlich. Tiefer, peinlicher Ernſt lagerte ſich auf allen Geſichtern, der erſt noch ſo flatterhafte Scherz verſtummte. In den Antichambres hatte Karl wohl vermocht, die Demonſtration, welche in ſeiner Gemahlin Gewande lag, zu verwiſchen, hier nicht mehr. Mit ſteigendem Zorn gewahrte er es, und daß es weder möglich war, das ſchwarze Gewand unſichtbar zu machen, noch ihm ſeine tiefe Bedeutung zu nehmen. Etiquette war die Tyrannin, welche ihn ſelbſt wie Jeden band, die Tyrannin, welche den ganzen Hof, vom Oberhofmarſchall Baron von Wallbrun geführt, die Geſandten, Miniſter, Offiziere und Räthe in einem langen, ſtarren Leichenzuge an den

Stufen des Thrones vorüberführte, wo Jeder wie ein aufgezogener Automat knixte, um den folgenden Automaten Platz zu machen.

Starr gleich einem Marmorbilde hielt die Herzogin Stand. Ihr loderndes Auge flog über die Geſichter hin; ſie wußte, was ſie wollte! — Die Abſchiedscour war vorüber. Seine Gemahlin am Arm, ſchritt Karl im Kreiſe umher, an Dieſen und Jenen noch ein Wort des Lebewohls oder der Theilnahme richtend, Friedrike ſprach kein Wort. Als ſie bei den Geſandten anlangten, wollte Karl, nach einigen Bemerkungen an Tornacco und Clauſonnet, raſch bei Madeweiß vorübergehen, doch der preußiſche Botſchafter trat keck vor, verbeugte ſich, überreichte Karl ein Document und Friedriken ein Billet.

„Was ſoll das, Herr Baron?“

„Ich erfülle den Befehl meines Königlichen Herrn, mein Abberufungsſchreiben, und dies Handbillet an die Durchlauchtigſte Frau Herzogin zu übergeben. Ich bitte das Außergewöhnliche mit dem Dringlichen zu entſchuldigen.“

Der Herzog nickte ein wenig und gab das Schreiben an Pappenheim, dann verneigte er ſich, kurz grüßend, vor der tiefgebückten Verſammlung, und gefolgt von derſelben, führte er die Herzogin zu ihrem Wagen.

„Ich erbitte mir den Brief Ihres Herrn Ohm zur Anſicht, Herzogin!“ flüſterte er.

„Nachdem ich ihn geleſen, werde ich denſelben ſofort mittels Couriers nach Ludwigsburg entſenden, Herr Herzog!“

„Ich werde mir denſelben nach der Revue ſelbſt ausbitten, um Ihnen noch Adieu zu ſagen.“

„Zu Befehl!“

Die Herzogin ſtieg ein, die Uebrigen gleichfalls.

Ehe ſich Karl auf's Roß ſchwang, raunte er Pappenheim zu: „Du befiehlſt, daß Unſere Frau Mutter der Herzogin vorfährt, die Ehre der Revue gebührt keiner Trauernden!“

Karl mit ſeiner Suite ritt hinweg, das Ludwigsburger

Thor hinaus, die Generale flogen vorauf, ihre Poſition bei den Truppen zu nehmen, der Wagen der Herzogin-Mutter fuhr vor, Friedrike und die Hofcortège folgte.

Allein im Wagen — mit Abſicht hatte ſie die Baroneß Schöning zurückgelaſſen — erbrach ſie Friedrich's Brief. Tiefe Bewegung bemächtigte ſich der Armen. Zwei Stellen leuchteten ihr aus dem Schreiben entgegen, die ſie tief im Herzen bewahrte. „Euer Gemahl, beſte Nichte, wird ſeine Familie wie ſein Land ruiniren, wenn ihn das Geſchick nicht zeitig demüthigt. Was ſich auch ereigne, ich werde nie vergeſſen, theure Friedrike, daß Sie das Kind meiner vortrefflichen Schweſter ſind und Ihr Gemahl von mir geliebt worden iſt.“

Die Herrſchaften wurden mit klingendem Spiel, wehenden Fahnen und präſentirtem Gewehr empfangen, als ſie an der Fronte anlangten und dieſelbe hinabzogen. Zwar hatte Rieger befohlen, Hurrah zu ſchreien, und einige Offiziere verſuchten es auf dem rechten Flügel, aber die Truppen, das Publikum blieb ſtumm. — Ueber der langen Linie der Regimenter, ſeltſames Omen, drohte auf der länglichen Anhöhe des Roſenſteins der berüchtigte Eiſengalgen Hohnauers, an dem Süß gehangen.

Dumpfes Murmeln erhob ſich im Publikum, da man der Herzogin-Mutter und ihrer lächelnd-triumphirenden Miene anſichtig ward.

„Da, da iſt die Alte. Seht, wie ſie grinſt!“ klang es umher. — „Die Herzogin auch?!“ — Todesſtille ward's. — Da ſahen die Truppen, da ſah das Volk rings die ſchwarze, bleiche Frau —, ſie weinte bitterlich.

„Unſere Herzogin Friedrike vivat hoch!“ dröhnte es in den Maſſen, „Friedrike vivat hoch!“ donnerte es durch die Colonnen, und es klang faſt, als ob „Friedrich“ leben ſolle. — Außer ſich befahl Karl Riegern ſofort, ſchwenken und defiliren zu laſſen, befahl Pappenheim, daß die Herzogin ſogleich zurückfahre.

Friedrike kehrte nach Stuttgart zurück, ſtolz und lächelnd, — das Vivat hat ſie emporgehoben über ihr Leid!

Die Revue ward abgekürzt, Rieger empfing die letzten Befehle. Die Truppen marſchirten in ihre Quartiere, und der Herzog, von Pappenheim, Prinz Louis, Obriſt Röder von Schwende und einigen Vertrauten begleitet, ritt nördlich, in tiefes Sinnen verloren, gen Ludwigsburg.

Die Tage waren noch ſehr kurz, das Wetter trübe, und es wurde gegen ſechs Uhr ſo neblig, daß man die Gegenſtände nur in matten Umriſſen wie durch einen grauen Schleier ſah. Man mußte im Zwielicht langſam reiten, und bald dunkelte es ſo ſtark, daß in einem einſamen Weiler, mitten auf der Ebene, die ſich nach dem Mühlbach ſenkt, die Kammerhuſaren Fackeln anzünden mußten. Einer von ihnen ward vorausgeſendet, die anderen umgaben die Suite des Herzogs. Man hatte die Feldmäntel umgenommen, es drohte mit Regen.

Rechts von Karl ritt Pappenheim, links Röder von Schwende, der fürſorglich das herzogliche Roß beobachtete, um bei einem etwaigen Fehltritt gleich die Zügel zu ergreifen. Prinz Louis folgte leiſe flüſternd mit Herrn von Varnbühler, ihnen die Generale. —

Jedes Volk hat ſeine räthſelhaften Stellen, wo es, ſo zu ſagen, nicht „geheuer“ iſt, an die ſich der Aberglaube, das Vorurtheil, die Erinnerung ſchlimmer Thaten, düſterer Sagen knüpft. Solcher Orte giebt's in der Alpengegend, in ganz Süddeutſchland, zumal in dem Neckarthale die Menge. So galt auch ſeit Friedrich Georg von Würtemberg die Gegend von beſagtem Galgen ab bis zum Mühlbach, wo die alte Ruine Stammen herniederſchaute, für unſicher, zumal im Dunkeln. Die Gegend war wirklich triſt genug zu damaliger Zeit, und erſt jenſeit des Mühlbachs, der die Hälfte des Wegs nach Ludwigsburg etwa ausmacht, wird die Gegend wieder frei und lieblich. Die verrufenſte Stelle ſeit alter Zeit war aber die alte Holzbrücke, die über den ſchäumenden Mühlbach führte. „Das iſt die Gottſeibeiunsſtation,“ meinte Jedermann zwiſchen Stuttgart und Leonberg, und nannte ſie deshalb den „Geſpenſterſteig“.*)

---

*) Hauf's „Jud Süß“.

An dergleichen Unſinn dachte ſicher Niemand von der Cavalcade. Der Herzog hatte ſeinen Aerger zu überwinden und richtete nur ſelten an Pappenheim ein Wort. Röder aber ſchien ganz mit ſeiner Pflicht als Stallmeiſter beſchäftigt. Plötzlich ertönte weit vor ihnen ein gellend-wilder Schrei! Die qualmende Fackel des vorausgeſendeten Huſaren pruſtete auf und ſank zu Boden! Hufſchläge erdröhnten, und heran brauſte des Huſaren reiterloſes Pferd, parirte kurz vor dem Zuge und jagte querfeldein.

„Höllenwetter, was hat der Kerl!“ fuhr der Herzog auf. — Die Reiter drängten ſich zuſammen. „Sacrétonnerre, meine Herren, es ſcheint, als ſei Alles angelegt, uns zu ennuyiren! Drei Kammerhuſaren mit Fackeln vor; Pappenheim, ſieh nach, was es iſt!“

Pappenheim ſetzte ſich mit den Huſaren in Gang.

„Sonderbar!“ ſagte plötzlich Röder. „Bemerkt Ew. Gnaden, wie die Fackel des Huſaren ſich da vorn hin und her bewegt. Ich glaube, wir kommen an die Brücke, und dort iſt Jemand, der Uebles vorhat!“

„Wahrhaftig!“ rief Karl und zog die rechte Sattelpiſtole. „Ich will ſelbſt hin und nachſehen!“ Damit machte ſein Pferd einen Satz und eilte in geſtrecktem Galopp vorwärts.

„Nach, Ihr Herren, nach!“ rief Röder und brauſte hinterher.

Die Fackel ſchwankte über die Brücke hinweg, es ſchien, als ſtände eine lange, dunkle Geſtalt auf derſelben, — jenſeits aber verſchwand ſie. Man hörte Pappenheim und die Huſaren über die Brücke poltern, jenſeit derſelben weiterreiten, endlich halten und langſam zurückkommen, als ſuchten ſie etwas. Mit Mühe hatte Röder ſeinen Fürſten kurz vor dem Waſſer eingeholt.

„Halt, Durchlaucht, halt! Die Brücke iſt morſch, das Pferd kann fehltreten!“

Der Herzog ritt langſam. Beide zogen im Schritt über die Brücke, während die Uebrigen etwa hundert Schritt hinterherkeuchten.

„Sachte, mein Fürſt, der Damm fällt hinter der Brücke ſteil ab, hier iſt ſchon oft Unglück geſchehen!"

„So, Röder von Schwende, weißt Du es auch? Haſt vor Jahren hier Jemandes Unglück gemacht, ſeitdem iſt die Brücke verflucht!" ſo tönte eine heiſer lachende Stimme dicht bei dem Herzog. — Sein Thier prallte zurück, am ganzen Leibe zitternd. Röder faßte es in die Zügel, Karl aber drückte ſein Piſtol in der Richtung ab. Der Donner rollte über das Waſſer, das Echo der Berge warf ihn zurück.

„Schieße nicht zu zeitig, Sohn Alexander's!" lachte dieſelbe Stimme. „Wirſt noch ruhmlos zeitig genug vergehen! Vergehen wie Dein Vater, und Dein Andenken wird verflucht ſein vor dem Gerichte Gottes!"

Röder zitterte am ganzen Leibe.

„Heran! Sucht nach!" ſchrie der Fürſt, kaum wiſſend, wie er auf dem abhangenden Pfade ſein Pferd bändigen ſollte. — Zum Glück kam Pappenheim mit den Huſaren verhängten Laufes zurück, und das Gefolge erſchien auch auf der Brücke.

Als der Strahl der Fackeln auf die Gruppe fiel, ſtand mitten auf dem Wege vor dem Herzog und Röder eine hagere Geſtalt in Lumpen, ein Weib, etwa in der Mitte der Dreißig, bleich, ſchmutzig, ſchwarzen, zottigen Haares, wahnſinnigen Blickes und Hohn auf den Lippen.

„Ei, habt Ihr mich? Verflucht ſei an dieſer Stelle, wer Dir in Treue dient, wie verflucht iſt, wer Deinem Vater gedient hat! Er ſoll hängen bei Nacht oder Tag den Vögeln zur Speiſe! Mögeſt Du nimmer heimkehren, oder mit Schimpf! Möge Deine Stätte wüſt und Dein Andenken verweht ſein!"

„Canaille!" ſchäumte der Herzog und wollte das andere Piſtol ziehen.

„Um Gottes willen, Herr," rief der blaſſe Röder, „habt Erbarmen. Es iſt Lea Süß, des Juden Schweſter, und ſie iſt wahnſinnig!" — Eine kurze Pauſe erfolgte.

„Haha, was wir für unnütze Erregung hatten! —

Nehme ſie einer der Huſaren auf's Pferd, aber bindet ſie, daß ſie nicht kratzt. Man ſoll ſie in's Tollhaus nach Ludwigsburg bringen."

„Toll? Auf's Pferd? — Haha, wer wagt's von Euch bleichem Chriſtengeſindel! Luſtig, luſtig, braucht die Sporen!" Und indem ſie einem Huſaren die Fackel entriß, ſie ſprühend unter die Pferde warf, verſchwand ſie während des jähen Wirrwarrs im Dunkel der Büſche.

„Die Beſtie iſt des Teufels, fangt ſie!" — befahl der Herzog.

Nachdem eine Weile geſucht worden, begann Karl die Affaire höchſt lächerlich zu finden, und man trabte nach Ludwigsburg. Den andern Tag brach Karl gen Böhmen auf. — In der Nacht indeß war des Herzogs Bruder heimlich von Ludwigsburg abgereiſt, ſich brieflich entſchuldigend, für jetzt durch plötzliche Zwiſchenfälle abgehalten zu ſein; er werde mit dem Hauptzug nachkommen. Zugleich ward ihm ein Brief ſeines zweiten Bruders, Friedrich Eugen, aus Küſtrin übergeben; derſelbe, mit ihm an Friedrich's II. Hofe erzogen, war ſeit 1755 in preußiſche Dienſte getreten und lehnte jetzt den Befehl, nach Würtemberg zu kommen, ab, da er für Friedrich, nicht gegen ihn kämpfen wolle.*)

„Das hab' ich ihr, einzig ihr zu verdanken, nebſt ihrem ſchwarzen Kleide und ihrem Pöbel-Vivat! Bei Gott, den Tag will ich ihr gedenken, oder eine Memme ſoll Herr in Würtemberg ſein!" —

Im Mai ſollten die neuerrichteten Regimenter ausrücken. Das Corps ward auf der Ludwigsburger Ebene zuſammengezogen. Einen Tag vor dem Ausmarſch rebellirte in der Rothebildthor-Kaſerne das Regiment Werneck, die übrigen Truppen folgten, und ihre Waffen wegwerfend, lief über die Hälfte in alle Winde mit dem Rufe: „Wir fechten nicht für den Oeſterreicher und den Papſt! Wir gehen nicht gegen Friedrich! Unſere Herzogin ſoll nicht über uns weinen!"*)

---

*) Pfaff II. 486 und ſpäter.

Karl's Frühjahrsfeldzug war damit beendet! —

---

*) Biſſart, 83—84. Pfaff II. 443—50. Menzel 173.

4.

Chriſtian der Schnepperer.

Ganz Europa ſtand in lichtem Brand, aller Orten wurde gerüſtet, um Preußen zu erdrücken! — Collin! —

Durch's Reich flog die Fama, der ewige Sieger ſei beſiegt, ſeine eherne Phalanx zerſchmettert! Jubelnd ſchickte der Papſt an Daun einen geweihten Hut und Degen, befahl das Kirchengut des Reiches gegen den „Ketzerfürſten“ zu verwenden, und ſtempelte den politiſchen Krieg dadurch zum religiöſen Vernichtungskampf.

Friedrich's Stern, ſo glänzend, ſo allbewundert, wollte erbleichen, zerſtieben.

Unter dem Eindruck dieſes Gefühls ſtand auch ein Ort, der ſonſt wenig mit der Welt Händeln, deſto mehr aber mit der Welt Handel und Verkehr zu thun hatte, die alte freie Reichsſtadt Nürnberg, die Zierde Mittelfrankens, der Stolz der deutſchen Kunſt, das ewig junge Wahrzeichen mittelalterlicher Herrlichkeit.

Durch die Kreuzgänge und Kapellen von St. Lorenz, Sebald und Aegidi, durch den goldenen Saal des Rathhauſes, über den grünen Markt, dem Gänſemännchen und ſchönen Brunnen vorüber, durch die alten Höfe und Erkerſtuben, um die Giebel und doppelten Streitthürme der Stadt, über die Fleiſchbrücke und den Henkerſtieg, bei den Huthern hindurch, zum Bartelmannshöflein und die hohe Reichsfeſte hinan zu den magiſchen Säulenſchatten der alten Kapelle des Heidenthums wallt unſichtbar noch immer der geheimnißvolle Geiſt des Albrecht Dürer, Hans Sachs, Roſenplüt des Schnepperers, Veit Stoß, Adam Kraft, Peter Fiſcher und Preißler, noch immer die Patricierkraft und Gravität der Holzſchuher und Tucher. Geiſterhaft ſüß klingt aus der alten Zeit der ſchmachtend-ſüße Harfenſchlag Philipp von Zeſen's und der Pegnitz-Schäfer, kichert der tolle Muth Eppelein's von Geilingen und die Schelle Eulenſpiegels im neckiſchen Schembart-Spiel. — Es iſt noch der alte Duft und Zauber romantiſcher Schönheit, welcher nicht blos an lebloſem Gemäuer, an verblichenen Fahnen, bleich-ſentimentalen Idealen und Phantasmen hängt, ſondern mit urſprünglicher Lebensfülle ſich noch in den Enkeln mit conſervativer Zähigkeit bewahrt. Zudem war Nürnberg noch das Haupt des proteſtantiſchen Frankens, die Vorhut Bayreuths, das ſtörriſche Bollwerk gegen das Vordringen der römiſchen Kirche im Süden. Ob ſie auch früher gar manchmal mit ihren hohenzollerſchen Burggrafen gefehdet hatte, war ſie, unbeſchadet ihrer „Reichsfreiheit“, ihnen immer als den wackeren Kämpfern der Sache Luther's geneigt, ja nur um ſo ſtolzer auf ſie geworden, als die Zollern den preußiſchen Königsthron mit ſolchem Glanz begründet hatten. Beſonders liebte Nürnberg Friedrich II.

Dieſe Stimmung der Reichsſtadt kannte man in Wien ſehr wohl. Obgleich der Senat unter dem oberſten Bürgermeiſter Gotthold Chriſtoph von Tucher „gegen jede Vergewaltigung und Kürzung der Reichsfreiheit und Verletzung des neutralen Gebiets der Stadt Nürnberg in anhebendem Kriege Widerſpruch gegen All' und Jeden“ erhob, wurden zwei Regimenter Salzburger Jäger und eine Escadron Panduren unter dem Brigadier Ignaz von Clari geſendet, „wegen des Reichs Sicherheit Nürnberg zu beſetzen“.

Clari meinte, wenn er erſt nur drinnen wäre und den verſprochenen Succurs von Regensburg erhalten habe, wolle er den Krämern die Zähne ſchon zeigen. Wie er nun einrückte, hatte er auch gar nicht übel Luſt, einen hohen Ton anzuſchlagen; die Panduren ſchielten ſchon mit heißen Blicken auf die reichen Patricier und die ſchönen Nürnberger Mädchen, — aber die drohende Haltung der bewaffneten Bürgerſchaft, das ſcharfe Auftreten des Senats, das kalte, feindſelige Mißtrauen ringsum flößte ihnen Reſpect ein, und Clari verbiß ſeine Wünſche auf beſſere Zeiten. Die Nürnberger hingegen, als ſie ſahen, daß „der Katholiſchen nicht mehr waren", und Clari klüglich ſeine Leute anwies, ſich hübſch artig zu benehmen, ging die Einwohnerſchaft ruhig ihren Geſchäften nach und politiſirte wie ſonſt mit Herzensluſt in den Wirthshäuſern.

Den ächten, traditionellen Nürnberger Volksgeiſt bezeichnete damals eine Genoſſenſchaft, die „Rußigen" genannt. Es waren die von aller Welt gefürchteten Nürnberger Fauſtſchläger. Urſprünglich aus den Gilden der Feuerarbeiter, der Eiſen- und Kupferſchmiede hervorgegangen (woher ſie auch den Namen der „Rußigen" gewählt), hatten ſie mit der Zeit auch kräftige Repräſentanten anderer Zünfte, der Fleiſcher, Dachdecker, Zimmerleute und Steinmetze, und jedes ſonſt „einſchlächtige Stadtkind ehrlicher Eltern" aufgenommen. Sie zählten damals ziemlich 2000 Mann, — „gerade genug, den Clari und ſeine Hundsgeſichter zuzudecken!" — ſagten die Bürger.

Im modernen Sinne würde man ſie für eine Art Turnverein und Boxerzunft zugleich, im antiken Sinne Athleten, Klopffechter genannt haben. Ihrer herkuliſchen Kraft und Gewandtheit ſich bewußt, ſtolz auf Anſehen und alte Privilegien, miſchten ſie ſich in alle Händel und vergalten jeden Widerſpruch mit einem „rechtſchaffenen Lungenhieb". Trotzdem waren ſie kindsgut, gemüthlich unter einander; nach ſtatutenmäßigem Verſprechen und Handſchlag: „treu und verträglich wie einer Mutter Kinder", und verdienten im hohen Grade das Zutrauen des Senats und der Bevölkerung. Unter einem Senator ſtehend, von ihrem

„Vorſchlager“ und den „Reigenmeiſtern“ commandirt, bildeten ſie gewiſſermaßen die öffentliche Sittenpolizei, denn wer von ihnen mit Trunkſucht, Spielwuth und Buhlweſen behaftet war, wurde „gehämmert“ und ausgeſtoßen. Ferner bildeten ſie die ſtädtiſchen Löſchmannſchaften, wie ſie bei Unruhen die Erſten waren, welche bewaffnet auszogen. Der reichſte Patricierſohn rechnete ſich's zur Ehre, unter den „Rußigen“ zu ſein, ſie hatten das kaiſerliche Recht des „Schembart-Laufens“ durch Zutritt der Metzgerzunft ſeit Hunderten von Jahren erworben (es wurde um Faſten gehalten) und bildeten den conſervativ-reichsſtädtiſchen Kern der nürnbergiſchen Jugend, welche mit unſäglicher Grandezza belächelte: wie draußen im Reich die Leute „vieler Herren und des Papſtes Knecht ſeien“. Selbſt vor Gericht war ihr Vertrauen ſo groß, daß ein Fauſtſchläger nur ſeinen Namen und Reigen zu nennen, ſeinen rechten Arm, auf dem das Zeichen der Rußigen (eine Flamme ſchwarz und roth tätowirt) ſtand, zu entblößen brauchte, um ſeiner Ausſage Eideswirkſamkeit beizulegen.

Innerhalb der Stadt bildet die Pegnitz einige Inſeln, von denen die Schütt, öſtlich bis zur Mauer reichend, die größte iſt und durch drei Brücken mit beiden Seiten Nürnbergs verbunden wird. Auf dieſer Inſel lag nach der Mauer hin im vorigen Jahrhundert eine Schenke, das „luſtige Elend“ genannt, welches die Bevölkerung beiderlei Geſchlechts ſtark beſuchte. Woher der Name ſtammte, hat weder die Volksſage noch irgend welche Chronik aufbewahrt, er war ſo altersgrau wie das Wirthshaus ſelbſt, das ſich bis auf den Kaiſer Rothbart fabelhaften Andenkens zurück zu datiren beliebte. Beſagtes Etabliſſement, großartig genug für ſeine Zeit, kehrte ſeine Front nach Weſten und blickte die Pegnitz hinab bis zum Henkerſtege, ſo weit eben die dicklaubigen Kaſtanien und Lindenwipfel auf dem Platze davor es etwa noch geſtatten mochten. Es beſtand aus dem mittleren Hauptgebäude und zwei Flügeln mit weiter Einfahrt, das Erdgeſchoß maſſiv, die beiden oberen Stockwerke von Holz, weit herausgebaut und mit einem hohen Erker auf der rechten Seite geſchmückt. Dort glänzte als Schild ein langer eiſerner Arm, der einen im Winde ſchwankenden Kranz hielt, in welchem ein Maßkrug ſtand. Hinter dem Hauſe dehnte ſich bis zur Stadtmauer ein großer herrlicher Garten voll Obſtbäume, Eichen und Ulmen, mit duftigen Grasplätzen und einer Fülle von Epheu, Jasmin und Roſenbüſchen, unter denen ſich trauliche Lauben bargen, Wege ſchlängelten und an zahlreichen Tiſchen die Bürger jung und alt des Abends mit Kind und Kegel ſangen, zechten, oder dem Tanz um die hohe Linde in der Mitte zuſahen, welche in ihren Aeſten auf einem Gerüſt die munteren Fiedler verbarg, die allda mit Zauberklängen die Jugend zu manchem Luſtſprung und Huſſa lockten. In der Tiefe des Gartens, hart an der Stadtmauer, von dieſer durch ein ſchmales Gäßchen nur getrennt, erhob ſich ein Haus von Holz, unten offen, wie eine Halle, auf zwölf dicken Säulen, im oberen Stock aber einen geſchloſſenen Saal oder eine große Stube mit Schenklade und allem Zubehör bergend. Es war das Eldorado der Fauſtſchläger, die auf dem ſchattigen Raſenplatz vor der Thür, durch ein Gitter vom Publikum getrennt, hier ihre Uebungen zu halten pflegten.

Das „luſtige Elend“, wie geſagt, war ein ganz anſehnlicher Vergnügungsort Alt-Nürnbergs, ſo verwittert und ſchief auch ſeine greiſen Giebel und morſchen Balken durch das lachende Grün herniederſchauten. Wegen des vielen Tumults und allerlei Volks, das da ſein Weſen trieb, ward es aber vom höheren Bürgerſtande, zumal dem Patriciate, nie beſucht.

Seitdem die Stadt indeß kaiſerliche Beſatzung eingenommen hatte, die Thore ſtrenger bewacht und ſchon neun Uhr Abends im Sommer, ſobald zu Sebald das Löſchglöcklein tönte, geſchloſſen wurden, ſich der Gemüther eine große Beſorgniß bemächtigt hatte, man auch außerhalb der Mauern den Herren Panduren und Salzburger Schützen nicht viel Gutes zutraute, kam, trotzdem man des Wirthes Tochter, der Margarethe Raſſinger, viel nachſagte, das

„luſtige Elend“ wohl oder übel zu Ehren, war's doch innerhalb der Stadt der einzige öffentliche Ort, wo man des grünen Laubes, eines Spiels im Freien und reiner Gottesluft noch fahrlos genießen konnte. Der Senat hatte deshalb, dem vornehmen Theil der Bevölkerung den Eintritt weniger ſcrupulös zu machen, dem Elendswirth die ganze Anlage der Inſel Schütt zum Ausſchank freigegeben, dagegen aber verordnet, daß „gewöhnlich Volk“ im Garten nicht geduldet würde, ſondern derſelbe, außer der „Fauſtſchläger wohllöblicher Gild“, nur der „hochedlen Bürgerſchaft und derer Familien“ verbleiben ſollte. —

Anfang Juli, eines Sonntags nach der Mittagspredigt, verließ, nachdem längſt der Strom der geputzten Gemeinde rings in die Gaſſen ſich vertheilt, eine Gruppe von Männern die Kirche zum „Heiligen Geiſt“. Sie waren in tiefem Geſpräch.

„So kann ſicherlich aus Euch ganz 'was Tüchtiges werden, Chriſtian, wenn Ihr Eure ganze Force auf die Muſica verwendet!“ begann der Aelteſte von ihnen, ein Mann in mittleren Jahren. „Muß geſtehen, habe von einem ſo jungen Menſchen ſolch Poſtludium, ſolche Orgelphantaſie nimmermehr erwartet! Man muß für ihn 'was thun, lieber College Agrell! Uebung, Uebung, das iſt die Hauptſache!“

„Das verſteht ſich, Herr Stadtkapellmeiſter,“ ſagte der Andere, jünger und etwas hager, „will morgen gleich mit Eurem Rector und dem Herrn Pastor primarius reden, Chriſtian, vielleicht daß ſie Euch die ledige Frühmeſſerſtelle zuweiſen können. Ihr habt einen ganz guten Grund in Aalen daheim gelegt, aber Euch fehlt Eins, — der Styl, der große Ton! In Euch iſt noch zu viel Pulver, ein ſehr wilder Schwung, — nun, das macht die Jugend. Es iſt aber gut, wenn Ihr bedenken lernt, daß die Orgel kein Cembalum iſt, um Lieder drauf zu pfeifen oder zum Hopſen aufzuſpielen. Im Hauſe Gottes will Alles groß und tief gefaßt ſein, da darf nichts untereinander flirren und ſchwirren!“

„Bei der Orgel, denk' ich mir," ſagte ein dritter, ſchöngewachſener Herr in mittleren Jahren, mit ariſtokratiſch-ruhiger Würde, — „bei der Orgel iſt's gerad' wie bei der Bildhauerei, — Alles muß in großen Linien gehalten werden, nichts Kleinliches, Geziertes, Dünnliches darf geduldet werden! Studirt Bach, den großen Meiſter, liebes Kind, erwärmt Euch an ſeinen Motetten und Fugen, lernt, wie man mit ſo Kleinem doch ſo Ehrwürdiges ſchaffen kann! Wenn nächſten Freitag bei mir Quartett iſt, mögt Ihr Euch einfinden, Chriſtian, es ſoll Euch überhaupt Gelegenheit werden, die Talente, ſo der liebe Gott in Euch gelegt haben mag, zu erkennen, zu fördern, und das, welches am hervorſtechendſten iſt, auszubilden. Mit achtzehn Jahren weiß man ſelten genau, wozu man taugt, man muß ſich dies und jenes verſuchen, ganz gleich, ob Ihr einmal Seelſorger werdet, oder zu irgend einer Kunſt greift; alle Kunſt läuft am Ende ja zur Ehre Gottes hinaus, und man kann in ſeinem Fache nimmer 'was leiſten, wenn man nicht in den Fächern, ſo damit verwandt ſind, Beſcheid weiß. Aus dieſem Grundſatz hat auch mein Aeltervater die nürnbergiſche Akademie errichtet."

„Das iſt's auch, was ich ſage! Lernen, hören, ſehen, üben — und zwar, wozu man Trieb hat, Herr Senator," ſagte ein kleines, lebhaft graziöſes Männchen, das ſich etwas franzöſiſch trug. „Freund Agrell meint allerdings, der junge Menſch ſoll ſich auf das Studium der Paſtoralmuſik beſonders werfen, aber bei dem Gehörten, und was ich ſonſt weiß, iſt noch gar nicht bewieſen, ob er nicht zum Liede, zur Oper mehr Anlage hat. Was ihm fehlt, iſt Selbſtkenntniß, Erfahrung, alles weitere Vorherbeſtimmen nutzt nichts. Ihr ſeid in der Prima, Chriſtian, alſo das Schulſtudium macht Euch ſo viel Kopfzerbrechen nicht mehr; es gilt, ſich allſeitig zu verſuchen, und Keiner iſt unter uns, der Euch nicht dazu gern ſeine Hand bieten wird!"

„Ich danke Euch herzlich, hochedle Herren," ſprach mit leuchtendem Blicke der junge Mann in ihrer Mitte, welchem dies Alles galt, „will mit allem Fleiß verſuchen, Eurer gütigen Protection werth zu ſein. Wo hinaus mit mir, weiß Gott! Mein Herr Vater ſagt, ich ſolle geiſtlich werden, und doch iſt's recht weltlich in mir. Ich muß erſt ſuchen, worin ich wohl am beſten bin, und das ſoll mir mit Euer Wohledelen Gunſt ſchon gelingen."

„Ach, durch das Umherſuchen und Allesmachen zerſplittert man ſich, mein Sohn," fiel Agrell haſtig ein. „Streng bei einem Ding ſtehen bleiben, wie unſer großer Meiſter Bach gethan, iſt das Sicherſte. Eins können und das allein, iſt beſſer als ein Polyhiſtor werden, der vor lauter Vielſeitigkeit nie 'was Ganzes zu Stande bringt!"

„Nun, nun," lächelte der Senator, „zum Polyhiſtor hat es mit dem Burſchen wohl noch Zeit, wir ſprechen weiter davon. Der Tag iſt ſo herrlich, laßt uns nach der Schütt promeniren, im „Elend" werden wir Bekannte genug finden. Nehmt einen freundlichen Trunk von mir an."

Die Uebrigen verbeugten ſich höflich gegen den Sprecher, und Alle ſchritten über die alte Brücke, wo ihnen jenſeits auf der Schütt das bunte Leben unter duftigen Lauben ſchon fröhlich entgegenjauchzte.

Die fünf Perſonen, welche ſich ſo angelegentlich über Muſik unterhalten, ſind, Jeder in ſeiner Weiſe, bedeutſame Leute. Der Eine iſt Stadtkapellmeiſter Gruner, der Andere Herr Agrell, Organiſt der Heiligengeiſt-Kirche, Paſtoralmuſiker ſtrengen Styls. Der kleine modiſch Gekleidete, tolerant Denkende aber Muſiker Drezel, gleich Agrell Sebaſtian Bach's ehemaliger Schüler. Der ſtattliche Senator aber war der vielbekannte Preißler, ein halber Millionär, Chef der damals vielbekannten Akademie, Bruder der beiden berühmten Kupferſtecher und dazu Vorſteher der ehrſamen „Fauſtſchläger". Der Letzte endlich, jener junge Mann, über deſſen eben abgelegte Kunſtprobe und weitere Studien man angelegentlich conferirt, iſt ein Primaner der Heiligengeiſt-Schule, Chriſtian Schubart aus Aalen, im Erzbiſthum Ellwangen.

Sein Vater, Johann Jakob Schubart, Diakonus, Präceptor und Organiſt allda, ein geborener Nürnberger, der im „Reich“ ſein Glück geſucht, war gleich geſchickt auf Kanzel, Orgel und Katheder, hatte mit vieler Müh' und Opfern ſeinem gelehrigen Sohne all' ſein Wiſſen und Kunſtfertigkeit nebſt einem ſoliden Unterricht ertheilt, im Jahre 53 ihn nach der Nördlinger Schule unter Rector Thilo's ſichere Hand gegeben, und nun drei Jahre ſpäter, aus angeſtammter Liebe für ſeine Vaterſtadt, nach Nürnberg an die Geiſtſchule geſchickt, damit er ſich für die Univerſität und den geiſtlichen Beruf vollends ausbilde, — war damals doch Theologie die einzige Pforte, durch welche man in alle höheren bürgerlichen Lebensſtellungen einzugehen pflegte.

Der junge Schubart, achtzehn Jahr, mittlerer Statur, war etwas blaß und ſchmächtig. Sein volles braunes Haar trug er kurz und rund geſchnitten, darauf er den Dreiſtutz etwas ſchräg geſtülpt hatte. Dies verhinderte indeß nicht, die hohe vorſpringende, in zwei ſtarken Buckeln gewölbte Stirn zu ſehen, zwiſchen denen ſich eine charakteriſtiſche Furche bis zur Naſenwurzel zog. Er hatte für ſein Alter merkwürdig ſtarke Brauen, welche ſein tiefliegendes, glänzend unſtätes Auge beſchatteten, das raſtlos alle Dinge rings einzuſaugen und in dem kraftvoll gebildeten Kopfe ſogleich zu verarbeiten ſchien. Seine Naſe war groß, vorgeſtreckt, faſt aufgeſtülpt zu nennen. Die Naſenflügel ſchienen breit und die fleiſchige, ſehr runde Spitze durch beſonders ausgebildete Riechmuskeln verſtärkt, in der Mitte aber ſeltſamer Weiſe durch eine ſchwache Grube getheilt. Die Wangen waren voll, das Kinn etwas getheilt, keck und energiſch vorſpringend, die breiten rothen Lippen ſinnlich emporquellend und in den Winkeln mit ſchalkhaften Grübchen geziert. Im Uebrigen hatte er ſehr ſchöne kleine Hände und zierliche Füße mit ziemlich drallen Waden, die ſich in den blanken Schuhen, den weißgarnenen Strümpfen und dem Mancheſterbeinkleide, das am Knie mit einer Stahlſchnalle befeſtigt war, ſehr zierlich ausnahmen. Ueber der braunen Weſte, auf die der breite Hemdkragen fiel, trug er ein kurzes Kleid mit einer Reihe Hornknöpfe, ein Mittelding zwiſchen Rock und Joppe. Als Zeichen, daß er ein

Geiſtſchüler ſei und zur Currende gehöre, fiel vom Kragen herab ein ſchmaler dunkelgrauer Streif bis auf die Sohle, den er nach der Sitte der Zeit gleich den Abbés um ſeinen linken Arm geworfen trug. Schön war Chriſtian Schubart nicht, nicht einmal hübſch zu nennen, aber ſein Geſicht überaus geiſtvoll und ſein Mienenſpiel, ſeine Geberde etwas phantaſtiſch erregt. Draſtiſch derb, wenn er ausgelaſſen war, lag doch wieder eine ſüße, faſt weibliche Weichheit in ſeiner ganzen Art. Er war ſowohl derber Sinnenmenſch wie exaltirter Idealiſt. Für ſich und Andere am gefährlichſten wurde er, wenn dieſe beiden Seiten ſeines Weſens ſich verbanden, er Sinnliches mit Geiſtigem im tollen Rauſche verwechſelte. Nachdem er anderthalb Jahre die Geiſtſchule beſucht, in die Prima gerückt, privatim Stunden genommen und gegeben, war er nun nach und nach in hervorragende Kreiſe gekommen, und die heutige Talentprobe in der Kirche ſchien für ihn entſcheidend geweſen zu ſein. Dieſes Glück, dieſe Ueberzeugung lag auf ſeinem ſtrahlenden Geſicht; ſein ganzes Weſen war bacchantiſch erregt, und nur die Ehrfurcht vor ſeinen Gönnern hielt ſein Entzücken in Schranken.

Inzwiſchen hatte man die „Schütt" betreten und das Gewühl der niederen Volksſchichten, Tagelöhner, Geſellen und Dienſtleute durchſchritten, welche da mit ihren Frauen und Kindern vor dem „luſtigen Elend" aßen, tranken, tanzten, ſangen, oder um einige Glücksbuden ſtanden. Unter dem weitgeöffneten Thorweg der Schenke paradirten zwei ſtämmige Stadtbüttel, in blauen Amtsröcken und die lange Pike in der Hand, um unbefugtem Volk den Eintritt zu verwehren. Als Senator Preißler, die Muſiker und Schubart kamen, machten beide Wächter des öffentlichen Friedens höfliche Reverenz, und als die Gruppe in den ſtark von Bürgerfamilien gefüllten Garten trat, richteten ſich Aller Augen auf ſie. Ein Senator im „luſtigen Elend" war noch eine ſo ungewöhnliche Erſcheinung, daß die etwa äſthetiſch Schwankenden nun die völlige Gewißheit erhielten, das „Elend" ſei eigentlich ein ſehr „feiner" Ort.

Dem Skandal draußen ſehr entgegengeſetzt, wollte beim

Gartenpublikum nicht recht die alte Nürnberger Gemüthlichkeit aufkommen. Die jungen Mädchen und Burſche eilten nicht zu den gewöhnlichen Spielen auf den hinteren Grasplätzen, ſondern blieben ſcheu am elterlichen Tiſch. Mißtrauiſche Blicke flogen hin und wieder, und die Reden wurden gedämpft geführt, — denn mitten im Garten, dicht bei der Muſikantenlinde, ſaß der kaiſerliche Brigadier von Clari mit dem Panduren-Oberſt Ladislaw Aijukal und dem Obriſt Traumannshofen von den Salzburger Jägern um den Tiſch beim Weine und beläſtigten mit lautem Lachen und Siegesrodomontaden die Anweſenden. Die grauen Uniformen mit grünen Aufſchlägen und die raſſelnden Säbel ſchienen den Nürnbergern eben ſo unerfreulich, wie die Pelzmütze des Panduren mit der Reiherfeder, der zottige Wolfsmantel, der krumme, reich beſetzte Säbel und die langen Reiterpiſtolen nebſt zwei langen Dolchmeſſern, welche aus dem Gürtel dieſes unbefangenen Sohnes der Steppe ſtarrten, der die ſchrägen Augen lachend kniff und ſich den ſchwarzen Schnurrbart ſtrich, deſſen gewichſte Zipfel ihm bis auf die Bruſt reichten.

Sie hatten eben des Wirths Tochter, die bewußte Margareth, mit einem derben Witz entlaſſen. Dieſelbe eilte dem Senator entgegen. Sie war vielleicht ſechsundzwanzig Jahr, groß und derb. Ihre üppige Büſte, von einem weißen Buſentuch mit rothen Franzen bedeckt, hatte ſie in ein himmelblaues Mieder gezwungen, das mit ſilbernen Spangen und Ketten geſchloſſen war, an denen Schaumünzen hingen. Die ſilberne Kelle, das Zeichen der Kellnerin, war an der linken Seite in's Mieder geſteckt, deſſen kurzer dunkelgrüner Rock mit rothen Streifen bis zur Wade hing und die weißen Zwickelſtrümpfe und blitzenden Schuhe ſehen ließ. Die weißen Hemdärmel reichten ihr in ſtarken Bauſchen bis zum Ellenbogen und ließen die kraftvoll runden Arme und Hände ſehen, an denen ſie coquett einige Ringe trug. Den derben Hals ſchmückte eine Kette mit Henkelducaten, und auf dem üppigen, goldblonden Haare, deſſen Zöpfe um die Stirn gewunden waren, ſaß die goldene Flügelhaube, in welche ſie links eine dunkelrothe Roſe geklemmt hatte.

„Befehlen Euer Hochedlen ein' guten Trunk und einen freien Platz?" redete ſie den Senator an.

„Einen Trunk für Fünfe magſt Du parat halten, Grethe. Wenn Du aber reſpectable Kundſchaft behalten willſt, die Leute nicht noch mehr über Dich reden ſollen, laß Dich mit Fremden nicht ein."

„Ei bewahr', Euer Edlen, es iſt blos wegen der Höflichkeit. Darf man doch zu den kaiſerlichen Herren kein ſauer Geſicht machen, ſonſt iſt's gar aus!"

„Aber ſieh Dich vor. Magſt uns die Krüge hinter zu den Rußigen bringen!"

Margareth knixte und ging.

Man grüßte den Senator links und rechts. Mehrere Bürger traten heran, freuten ſich, daß Preißler auch käme, und klagten über die Anweſenheit der Fremden, daß da kein Vergnügen aufkommen könne, „ſie geberden ſich ſchier als wie die Herren in Nürnberg".

„Still, ſtill, Freunde, wir müſſen's tragen. Thut, als achtet Ihr nicht darauf. Es werden ſchon beſſere Zeiten kommen, wo man ſie los wird mit guter Manier. Hätten wir ſie nicht eingenommen, wäre man uns auf's Zeug gerückt. Gott gebe, daß ſich's beſſert!"

Während ſie ſo halblaut ſprachen, hatte Clari Preißlern erkannt, und ſich raſch erhebend, rief er ſchallend: „Ah, Senator, ſchaut das iſt ſchön, daß Ihr kommt! Wißt Ihr 'was Neues? — Vormittag iſt Botſchaft gekommen, daß die Ruſſen unter General Lewald den Preußen in's Land gefallen ſind und unſer General Hadick Berlin eingenommen hat, hahaha! Werdet Euch, Ihr Reichsſtädter, wohl raſch beſinnen und fein kriechen um kaiſerliche Gnade!" Damit ſchritt er lachend auf ihn zu. „Kommt, nehmt darauf einen guten Zug!"

Alle ſtanden erſchreckt von dieſer Nachricht.

„Erſtens, Brigadier, trink' ich nur mit Leuten meines Standes, auch hat Nürnberg die kaiſerliche Gnad' nicht nöthig, denn ſie hat kaiſerlich Recht und braucht die Herren Oeſterreicher darum nicht erſt zu bitten. Macht's Euch Freude, daß Berlin gefallen, immerhin, mir nicht, und wenn Ihr deshalb hergekommen ſeid, uns das am Tage des Herrn zu ſagen, thut Ihr mir leid!"

„Verdammter Krämer!" ſchrie Clari auf und griff nach dem Pallaſch.

„Ich bin Senator der freien Reichsſtadt, Herr Clari, die Euch Gaſtfreundſchaft giebt, und rath' Euch, äſtimirt das! Einen Schlag auf mich habt Ihr allerdings voraus, aber in mir habt Ihr ganz Nürnberg geſchlagen! Es möchten ſo viel andere Hiebe darauf folgen, daß Eure Frau Mutter nicht wiſſen dürft', wozu ſie Euch eigentlich geboren hat!"

Dies hatte der Senator in einem ſo eigenthümlich drohenden Tone geſprochen, daß der Brigadier ſich beſann. Er verbarg ſeine Verlegenheit unter hämiſchem Gelächter und ſetzte ſich an den Tiſch.

Es war auch die höchſte Zeit, die Sache zu enden, denn aus dem hintern Gitter des Gartens, von ihrem Spielplatz her, eilten eben, von einigen ängſtlichen Bürgern citirt, die Rußigen, um ihrem Vorſteher zur Hand zu ſein.

Preißler ging ihnen raſch entgegen.

„Berlin iſt von dem Habick erobert!"

„Wer will Euch an den Leib, Vorſteher?"

„Ruhig, Kinder, ruhig. Wir wollen den ſchönen Tag nicht beſchimpfen, laßt es gut ſein!"

Da trat der rieſige Vorſchläger Jäkle Stoß, der Steinmetz, hervor.

„Das laſſen wir ſchon gar lange gut ſein, lieber Herr Senator, mit Verlaub, und Ihr wißt, daß wir in allen Stücken willfährig und gehorſam ſind, auch ſoll Ruhe gehalten werden, aber wer ein Wort ſpricht gegen den Preußen in dieſer guten Stadt, der wird gehämmert!"

„Gehämmert, ja ja, hahaha!" lachten die Anderen.

„Was meint der Flegel damit!" fuhr Clari hitzig auf.

„Mit dem Hämmern?“ lachte Jälle. „Ah, kennt Ihr das nicht? Will ich's Euch vormachen!“ Er trat dicht an den kaiſerlichen Tiſch, ſtreifte ſeinen rechten herkuliſchen Arm auf, griff nach dem Schlagblei in die Taſche, und mit einem einzigen Hiebe ſchlug er quer auf die ſtarke tannene Tiſchplatte, daß dieſelbe krachend mitten durchbrach. — „So hämmert man zu Nürnberg, und ich glaub' nicht, daß irgend ein dickes Fell im Reich das zweimal gut verträgt; nun wißt Ihr's!“

Ein allgemeines jauchzendes Lachen erhob ſich ringsum. Preißler indeß gab einen Wink, und ſo gingen ſie ſämmtlich ein wenig abſeits, wo ſich die Rußigen mit ihrem Senator und ſeinen Begleitern niederließen und Margareth die ſchäumenden Krüge credenzte.

Clari und ſeine Begleiter hatte dieſe Kraftprobe und die ihnen gegenüber bewieſene Courage höchlichſt verblüfft. Der Tiſch war zuſammengebrochen, der Wein verſchüttet, ſie mußten unter Beluſtigung des Publikums ſich erheben. Um nicht das Feld zu räumen, begaben ſie ſich an den nächſten freien Tiſch und ließen friſches Getränk bringen.

Dieſe Epiſode hinderte indeß nicht den ſchweren trüben Eindruck, welchen Berlins Fall bei den Bürgern gemacht und alle Beſorgniſſe dieſer Zeit verſtärkt hatte. Wo noch etwa ein Fünkchen Fröhlichkeit geweſen, verglomm ſie vollends, und vergebens lockten die luſtigen Weiſen von der Linde her die Jugend zu erhöhterer Lebendigkeit.

Auch im Kreiſe der Rußigen war's ſtiller, düſterer als ſonſt. Halblaut raunte man ſich die Unheilskunde zu und tauſchte ſeine düſteren Beobachtungen aus, mitunter tönte da und dort eine halblaute Verwünſchung.

„Das bloße Auftrumpfen und die Gewalt, Kinder,“ ſagte Preißler, „nutzt nichts, es bringt blos Stadt und Bürgerſchaft Unglück; nur wo Geiſt in der Kraft wohnt, das Volk in Kümmerniß und Prüfung erhoben wird, da kann kein Feind auf die Dauer an, und ſiegt Friedrich und die proteſtantiſche Welt dennoch in dieſem großen Streite, geſchieht's durch den Geiſt, der ihm alle Kraft zuführt!“

„Schon recht, wohledler Herr!“ antwortete der herkuliſche Vorſchläger finſter. „Aber der Geiſt der guten alten Zeit iſt ein rar Ding geworden in deutſchem Land. Wir Reichsſtädter zumal ſtecken wie ein Keil mitteninnen und, Gott verdamm' mich, ſollen nach beiden Seiten ſchön thun, wo wir ſonſt nach beiden Seiten die Zähne weiſen konnten. Aber das macht eben, der alte Geiſt iſt matt! In den Tagen, wo bei jedem Unglück und jeder Freud' unſere Stadt ihr Liedel hatte, ein Geſätz tiefer eindrang in's Herz als ein Schwertſchlag, wir unſre Weiſen hatten, die uns wärmten wie ein Glas Leiſtle, da war Mark in Allem! Wo hat's denn noch einen Geſang, der uns ſagt, was wir bewundern, wo eine Priamel, die uns die Narrheit verlachen läßt? Meine rechte Hand möcht' ich verpfänden, wenn ſich ein Singer wiederſänd', der denen im Reich ſagte, wo der Haaſ' im Korn liegt. Ein Geſätz, was alle Leut' ſingen möchten, zu Schimpf und Ernſt, und das ſie aufregt, dahin zu gehen, wo das Recht iſt!“

Er hatte mit einer tiefen, heißen Entrüſtung geſprochen, die nicht frei von Gram war. Auf dieſem markigen Manne lag das ganze Weh entſchwundener Zeit und die Empfindung, Nürnbergs goldene Tage ſeien geſchwunden.

Preißler ſchwieg. „Er hat recht!“ ſagten die Uebrigen.

„Der Vorſchläger hat's getroffen!“ flüſterten die Bürger und jungen Leute, welche ſich um den Tiſch verſammelt hatten.

„Mit Verlaub,“ und Chriſtian Schubart lüftete den Hut, „es kann wohl kein' Rede ſein, daß Jemand wagen möcht', es den Meiſterſingern etwan nachzuthun, aber wenn man das ſieht und fühlt, was ich heute, ſollte man wohl ein Liedlein finden, ſo ſchlecht und vermerkt 's auch einem Geiſtſchüler gerathen mag.“

Alle Blicke hatten ſich erſtaunt nach dem jungen Mann gewendet.

„Was?“ und Stoß ſprang auf, „Du willſt's drauf wagen, mein Junge? — Jetzt gleich? — Kannſt Du uns Eins ſchneppern, daß es uns an die Nieren geht?“

„Wenn Euer Wohledlen, Herr Senator, nichts dawider hat, will ich's probiren!“

„Nun, Chriſtian, wenn Ihr's Zeug habt, nur los!“ lächelte ungläubig Preißler.

„Wollt' mir Einer ein' Fiedel von denen Spielleuten herleih'n?“

„Sollſt ſie haben!“ Der Steinmetz ging zur Linde und kehrte mit Geige und Bogen von den Muſikanten zurück, einige derſelben folgten neugierig.

Unter athemloſer Stille nahm der junge Mann ſinnend das Inſtrument, kneipte die Saiten, brachte die Geige in Ordnung, dann ſtützte er ſie ernſt auf den Tiſch, ſah eine Weile empor in's Blaue — und langſam erhob er die Fiedel und ſetzte ſie ein. Eine kurze wehmüthige Melodie zog langſam über den Garten hin. — Mit vollem herrlichen Bariton ſang er folgende Improviſation:

„O Nürenberg, Du feine,
Du freie deutſche Stadt,
Dein Glanz und Ruhm ſich endet,
So Friedrich's Stern ſich wendet,
Man ihn bezwungen hat.

Wo bleiben Deine Lieder,
Wo Deiner Zinnen Trutz,
Wo bleibet Fried' und Ehre,
Wo bleibet Luther's Lehre,
Fehlt uns des Friedrich's Schutz.

Der Papſt hat Hut und Degen
Geweiht, und Daun geſchickt,
Den Hut zum Unterdrücken,
Das Schwert uns zu zerſtücken, —
Weil's bei Collin geglückt!

O Nürenberg, Du feine,
Du freie deutſche Stadt,
Dein Glanz und Ruhm ſich endet,
So Friedrich's Stern ſich wendet,
Man ihn bezwungen hat!“ —

Er legte ſtill die Geige auf den Tiſch und ſetzte ſich.

Eine lautloſe Stille erfolgte, ein tiefes Athemholen rings aus ſchwerer Bruſt. — Dann aber brach ein nicht endenwollender Jubel herein und pflanzte ſich von Gruppe zu Gruppe bis vor's Haus und hallte weit über die Schütt.

Es war, als ſei ein Funke entzündet, der elektriſch durch alle Pulſe flog.

Tiefes, glühendes Staunen lag auf Preißler's Geſicht. Stoß, der Vorſchläger, ſtürzte jubelnd zu Schubart, umhalſte ihn und rief: „Weiß Gott, Junge, Du biſt ein Meiſterſinger! Seit den Tagen Hans Roſenplüt's hat's keinen Schnepperer 'geben, der auf die Minut' das Aechte ſang!“

Alle umdrängten den jungen Mann. Jeder wollte ſeinen Namen wiſſen.

Da klang durch das Gewirr plötzlich Clari's ſcharfe Stimme, der die Improviſation gehört und ſchäumend zum Senator trat.

„In Anweſenheit kaiſerlicher Offiziers hat der Schlingel gewagt, auf den Brandenburger ein Lied zu ſingen. Ich fordere Sie auf, Herr Senator, daß er nach der Hauptwache geführt wird, wo er ſeine Tracht kriegen ſoll, wenn ich nicht glauben ſoll, die ganze Sache ſei uns zum Tort abſichtlich geſchehen!“

Ein Wuthgeſchrei erhob ſich.

„Ihr den auf die Hauptwache?“ rief der Vorſchläger. „Ich erkläre den Schnepperer Chriſtian zu den Rußigen zünftig von dieſer Stunde, und wer ihn anrührt, hat's mit den Fauſtſchlägern zu thun!“

Preißler gebot Ruhe. „Herr Offizier,“ ſagte er ruhig, „bei uns in Nürnberg hat ſeit alter Zeit Jeder geſungen, wie ihm der Schnabel gewachſen war, und war es ſchlecht und ſchimpflich, iſt er geſtraft worden, daß ihn weder Mann noch Weib anſah. Der junge Menſch hat aber herzig und brav geſungen, und ich will ihn in Obhut nehmen, als ſei er Kind in meinem Haus. Ihr habt uns verwunden und kränken gewollt, daß Berlin genommen iſt, und da iſt ein

Lied daraus geworden! Iſt es Euch zu ſchlimm, habt Ihr ſchuld und müßtet erſt ſelbſt auf der Hauptwache eine Lection verſuchen, ehe Ihr Andere damit beehrt. Sitzt Ihr unter uns, müßt Ihr Euch auch ein Wort gefallen laſſen, wir müſſen's Euch eben auch leiden. Ihr habt gehört, was unſer Aller Meinung iſt, und mengt ſich der Papſt in den Streit, darf ſich der Kaiſer nicht wundern, wenn wir auf den mehr ſetzen, der unſers Glaubens iſt."

„So werd' ich Bericht erſtatten, was Kaiſerliche Majeſtät von Nürnberg zu halten hat!"

„Thut das, Herr, wir haben vor dem Kaiſer keine Angſt, er iſt auch nur ein Geſchöpf Gottes!"

Schmetternder Zuruf belohnte Preißler's Wort, und unterm Lachen der Leute verließ Clari mit den Offizieren das „luſtige Elend".

Seit jenem Sonntag war „Chriſtian der Schnepperer", wie man ihn ferner nannte, hochgeehrt in Nürnberg. Die Häuſer der Senatoren erſchloſſen ſich ihm, das Lied: „O Nürenberg, Du feine," ward in jeder Kneipe geſpielt, am Cembal, am Waſchtrog und am Brunnen geſungen, und der Name Schubart ſtand auf allen Lippen. Die Preußenlieder, die Impromptus, welche er nun ſchrieb oder beim Glaſe zum Beſten gab, das reizende: „Als einſt ein Schneider wandern wollt", „In Schwaben war", kurz eine Reihe neuer Volkslieder breiteten ſich in Franken aus.*) Gleich den Rußigen nahm ihn die Preißleriſche Akademie und der altersgraue Pegnitzorden auf. Eine lichte Zukunft eröffnete ſich dem jungen Mann in der Stadt ſeiner Väter und ſchien ihm zuzurufen: „Bleibe in Nürnberg," und er hatte große Luſt dazu.

Hätte Schubart weniger Leidenſchaft und heißes Blut, mehr Reife und Ueberlegung gehabt, wäre ſeine Entwickelung bereits eine innerlich geſättigte geweſen, er hätte die Gefahr ſeines ſchnellen Aufſchwungs, das Trügeriſche deſſelben zu würdigen vermocht. Es giebt für ein Talent kein entſetzlicheres Unglück, als zu zeitig berühmt zu werden; junge Bäume wachſen leicht aus.

---

*) Strauß I. 303—4. — Schubart's Leben und Werke I. 34.

Das liebende Geſchick gab ihm auch einen Fingerzeig von treuer Hand.

Am andern Tage, als er von der Geiſtſchule nach Hauſe kam, fand er den Cantor Agrell, der auf ihn wartete.

„Hört, Schubart, ich hab' Euch Mancherlei zu ſagen. Geb' der Himmel, Eure junge Seele vermöcht's ſo recht in ſich zu faſſen, feſtzuhalten und zu nutzen. Redet mir nicht dazwiſchen, ich kann das nicht leiden. — Traut nicht dem Lobgeſchrei der Leute, die nur das wollen, was ihnen mundrecht iſt; heut' luſtig, morgen trüb, heut' ein Pſalm, morgen ein Bacchuslied! Werdet um Jeſu willen kein Gelegenheits-Dichter, kein Staar, der immer gleich antwortet, wenn Einer ruft: „Jakob, wie heiß' ich, Jakob, pfeif' hoch, pfeif' tief, Jakob, ſchimpf' einmal!“ In einer ſtürmiſchen Zeit wie unſre mag es wohl ſchön ſein, im Ton und Wort die Wahrheit zu ſagen, aber die ewige Wahrheit zu preiſen, ſo aushält, ob Krieg oder, nicht, Freiheit oder Knechtſchaft, die Wahrheit, ſo den inwendigen Menſchen, ſeine Fehler, Laſter, Tugenden und das Alles angeht, was ſchwerer zu beſſern iſt, als das liebe deutſche Reich, von dem wir Beide gar wenig wiſſen, und das wir auch nicht glücklich machen, glaubet. mir, das iſt ſchöner. Folget meinem Rath jetzt bei Zeiten, da Ihr jung und biegſam ſeid! Schlagt Ihr's in den Wind, werft Ihr Euch bald auf Eins, bald auf's Andere, lauft dem nach, was gerad' im Schwange iſt, dann — Schubart, könnet Ihr ſpäter auch nicht mehr anders. Ich hab' Euch nur noch zu beſtellen, daß Geiſtlichkeit und Rector von der Geiſtkirche Euch zum Frühmeſſer und Unterorganiſten zeitweilig gemacht haben. Lebt wohl und — nehmt's ad notam, ich mein's am treuſten!“

Dieſe Mahnung, — ſo ſehr ſie Chriſtian bewegte, ſo eindringlich ihm bei ihr die Wünſche und Ermahnungen ſeines Vaters in's Gedächtniß kamen, ſchlug er doch bald genug in den Wind. Seine Jugend wurde von der Ehre, dem Luxus des Patricierlebens zu ſehr berauſcht, und er lernte, ſo begierig er auch Agrell's Orgel- und Generalbaßunterricht nutzte, doch ſeines beſonnenen Freundes Grundſätze bald genug als philiſtrös anſehen.

Zu ſeiner Jugend und Ueberſchwänglichkeit kam noch, daß er, eine heißblütige, ſinnliche Natur, leicht zu verführen war und leicht bereute, aber nicht ethiſchen Halt genug hatte, der nächſten beſten Verſuchung auszuweichen. Schubart, eine ſonſt gutgeartete Natur, fehlte ſtets in rhapſodiſchem Rauſch, in nervöſem Ueberempfinden, und ſah erſt hinterher bei nüchternen Sinnen ein, daß er gerade vermöge dieſer Extaſe in eine Schlinge gefallen war, der dümmere aber kühlere Menſchen nie erlagen. Daran hatte ſeine Erziehung viel ſchuld. Seine Eltern waren höchſt fromm, ſchlicht und ſtreng; da er viele Geſchwiſter hatte, waren die Mittel zum Wohlleben auf's Kargſte bemeſſen. Der Glanz der höheren Geſellſchaft blendete Chriſtian alſo, die größere Freiheit des Denkens und Lebens in Nürnberg, und daß man die Scholaren der Prima faſt wie Herren anſah, machte ihn zu zeitig ſelbſtbewußt, die Bewunderung rings gab ihm die Marotte ein, daß er wirklich ein Meiſter des Geſangs und ſein Talent zu Allem ſo unverſiegbar ſei, daß es auch zu Allem herhalten müſſe. Die Sucht zu glänzen, die Gier des Virtuoſenthums impfte ſich ihm ein. Seine Sinnlichkeit war ſchon in Aalen geweckt worden, denn ſein erſter Lehrer, Präceptor Rieder, galt für keinen ſehr tugendhaften Geſellen. Chriſtian lernte bei ihm wenigſtens die pikanten Situationen in Ovid's Metamorphoſen und Sueton's Kaiſerbiographien genauer verſtehen, als ſeinen Jahren gut war. Im Lyceum zu Nürnberg wurde er unter dem wackern Thilo ſolchem Gift nicht ausgeſetzt, aber die Bekanntſchaft mit einigen liederlichen Fiedlern hatte ihn ſchon die Reize voller Becher und draller Dirnen würdigen gelehrt. In ſtillen Augenblicken der Selbſtbeſchämung empfand er dann religiöſe Gewiſſensbiſſe, denn er war ſein Lebelang von Grund aus gläubig. Seine phantaſtiſch erregte Seele wurde dabei durch ſchauerliche Anwandlungen, die Vorahnung irgend eines ungeheuren Geſchicks, das auf ihn lauere, in allen Tiefen durchrüttelt. Er brauchte indeß nur wieder Menſchen zu ſehen, roſig lachende Geſichter, oder ein munteres Liedchen zu hören, und wie ein Windhauch war Alles zerſtoben. Sein Talent tröſtete, ja entſchuldigte ihn bei neuen Irrungen. — Bisher hatte er ſich jedoch meiſt nur geiſtige Sünden vorzuwerfen gehabt, ſeine ſtrenge häusliche Erziehung, eine gewiſſe mädchenhafte Scheu hatte ihn noch immer blöde zurückgehalten, wo ſich Verſuchung bot. Dieſe noch kindliche Befangenheit zu zerſtören, ſeine Begierden zu entbinden, war Margareth, der Wirthstochter im „luſtigen Elend“, vorbehalten, die in ihren Gunſtbezeigungen ziemlich freigebig war, ohne andere Veranlaſſung, als ihre ſtadtbekannte Leichtfertigkeit, und die Vorliebe, ſich allem Abſonderlichen an den Hals zu werfen, mochte das nun eine kaiſerliche Uniform oder das Herz des neuen vielgeprieſenen Nürnberger Schnepperers ſein. Ehe Schubart nur eine Ahnung des tiefen, wahrhaften Gefühls der ächten Liebe empfunden, hatte er deren entartete Schweſter kennen gelernt.

Nach der bewußten Sonntagsaffaire beſuchte Clari mit ſeinen Offizieren das „luſtige Elend“ nicht wieder, aber er hatte dem Schnepperer die ewigen Lieder zum Lobe des Lutherthums, Friedrich's und Preußens, ſo wie die feindſelige Haltung der Reichsſtadt nicht vergeſſen. In ſeinen Berichten nach Wien klagte er darüber höchſt bitter, machte Schubart namhaft, und bat vor allen Dingen um Zuzug. Daß Clari's Offiziere und Gemeine den Groll ihres Chefs theilten, Chriſtian und ſeine Lieder ſich hinter's Ohr ſchrieben, und nur durch das Aufgebot ſtrengſter Disciplin von Repreſſalien abgehalten wurden, iſt verzeihlich. Der gehoffte Zuzug unterblieb aber, und ſtatt deſſen kam die niederſchmetternde Nachricht, daß König Friedrich die Franzoſen ſammt dem Reichsheer bei Roßbach auf's Haupt geſchlagen. — Und wieder floſſen neue Preußenlieder von Schubart's Lippen, die Häuſer ſchmückten ſich mit Blumen. Wohin die Kaiſerlichen ſahen, begegneten ſie begeiſterten oder ſpöttiſchen Geſichtern und mußten diverſe „Nürnberger Späßle“ einſtecken. —

Gegen Ende Novembers war auf dem Hohenmarkt um den ſchönen Brunnen, das Gänſemännlein, die alten Schragen und die ehrwürdige Frauenkirche ein reger Verkehr. Es war Wochenmarkt, und die Bauersleute der Umgegend, die Portkrämer, Tandler, Beutler und allerlei Volks hatten ihre Waaren für das Bedürfniß des äußern und innern Menſchen aufgethürmt. Zwiſchendurch gingen Nürnberger Bürgerfrauen aller Stände, Dienſtmädchen, Handwerkerinnen, um ihre Bedürfniſſe einzukaufen. Kräftige Dirnen drängten ſich zum ſchönen Brunnen, den hohen Zuber zu füllen und, denſelben auf dem Rücken, dann ſchwankend mit untergeſtützten Armen heimwärts zu trollen. Eine Art ambulanter Volksbuchhändler bot laut ſeine Waaren aus: Kalender, Planeten, die Blumenſprache der Liebe, Zwo Schäferſtündlein, Recepte für allerlei Krankheiten an Menſchen und Vieh, Wahrhaftes Traumbuch, auch Stechbüchlein mit der Hornnadel dazu, Volksweiſen und vor Allem Preußenlieder und Schnepperreime von „Chriſtian Schubart“. Dieſer Mann ſchien ein ſehr gutes Geſchäft zu machen, denn er war immer ſtark von wißbegierigen Schönen aller Stände umdrängt, die für drei, ſechs, höchſtens acht Kreuzer das kürzeſte damalige Bildungsmittel des Geiſtes ſich anzueignen ſtrebten.

Von der Hauptwache her, die unweit des ſchönen Brunnens in einem der angebauten kleineren einſtöckigen Häuſer von Clari improviſirt war, das er mit ſeinen Offizieren ſelbſt bewohnte, blickten die Salzburger Jäger verdrießlich in das Gewühl, und als der Bücherverkäufer ſchreiend ſeine Waaren, beſonders die Preußenlieder, ausbietend, in ihre Nähe kam, machten ſie ihrer gereizten Stimmung durch giftige Reden Luſt. — Und gerade der Zufall wollte, daß Schubart mit der Mappe ahnungslos von ſeiner Wohnung die Burgſtraße her über den Platz ſchritt, um beim ſchönen Brunnen und der Frauenkirche vorbei in das Quergäßchen öſtlich einzubiegen, welches zur Geiſtſchule führte, denn es war noch früh am Tage.

„Da das — das iſt er! Da kommt er ſelber!“ riefen Einige, die Chriſtian erkannt. „Seht, das iſt der neue Meiſterſänger, der Schnepperer, der die Preußenlieder macht!“

Man grüßte ihn, umdrängte und lenkte ſo die Aufmerkſamkeit der Oeſterreicher auf ihn.

„Da iſt der Schandbub', der Schubart ſelber!“ ſchrien Verſchiedene von ihnen.

„Der dürft' doch nit ſo ganz davon! Dem könnten fünfzig mit dem Haſelrohr oder ein paar in die Rippen gut thun, daß er weiß, was kaiſerliche Püff' ſind!“

„Ich werd's ihm zeige!“ ſagte Einer und riß ſeinen Stutzen von der Micke.

„Gieb's ihm, Nazzi! Setz' ihm Einen!“ antworteten ſeine Kameraden, und die Waffe in der Hand, links und rechts um ſich ſtoßend, ſtürzte der muthige Salzburger auf Schubart zu und ergriff ihn.

„Hab' ich Dich, Du Hundsmaul! Will ich Dir doch Dein Theil geben!“ und ehe die ſtarre Menge ſich verſah, riß er Schubart, dem ſeine Bücher entglitten, zu Boden und erhob den Stutzen, um ihn unterm Zetergeſchrei der Weiber in namenloſer Wuth mit dem Kolben zu bearbeiten. *)

In demſelben Augenblick ward ihm indeß der Stutzen aus der Hand geriſſen, er ſelbſt mit aller Kraft an das Gitter des Brunnens geſchleudert, und vor ihm ſtand ein Reigenmeiſter der Rußigen.

„Haſt Du genug? Ich dächt's! Da gebt ihm ein Bad, Mädels, aus den Butten, daß ihm der Staub von der Jacke geht!“

„Ja ja, tauft ihn, badet ihn!“ — und ein halb Dutzend toller Mädchen ſandte, indem ſie ſich tief beugten, eine Fluth Waſſers auf den armen Salzburger, während

---

*) Schubart's Lebensgeſch. I. 34.

der Reigenmeiſter Chriſtian, der ſich und ſeine Sachen erſchrocken aufgerafft, am Arm nahm und lachend den Platz verließ.

Damit war der Skandal aber nicht zu Ende, eine Menge Jäger verließen die Wache, ihrem Kameraden zu helfen.

Es wäre vielleicht zu den ärgſten Conflicten gekommen, wären nicht einige herbeieilende angeſehene Bürger und Clari ſelbſt dazwiſchen getreten, zumal Letzterer ſich überzeugen ließ, daß die Jäger im Unrecht ſeien. Er erwog, wie wenig Ehre ihm ein Marktſkandal bringe, und beſchränkte ſich nur, wegen Anreizung ſeiner Leute durch preußiſche Lieder beim Senat Vorſtellungen zu machen.

Um ähnliche Ruheſtörungen zu vermeiden, Clari den guten Willen der Stadt zu beweiſen, befahl der Magiſtrat, daß die Preußenlieder, ſo lange kaiſerliche Truppen in Garniſon lägen, nicht öffentlich feil gehalten noch geſungen werden ſollten. Deſto mehr kaufte und ſang man ſie in ſeinen vier Pfählen.

Lange ſollte indeß die Ruhe nicht ungeſtört bleiben, denn von Bayreuth und der böhmiſchen Grenze brach der preußiſche General Majer, bisher am Main und an der Eger operirend, herein und erſchien mit ſeinen Huſarenſchwadronen vor den Thoren Nürnbergs, die Kaiſerlichen zu necken.*) Sofort bot der Senat die Miliz und die Rußigen auf, die Mauern und Thore zu beſetzen, ſo wie die Sicherheit und Ruhe aufrecht zu erhalten. Neue donnernde Preußenlieder, die Chriſtian ſchrieb, indem er mit fliegenden Pulſen aus ſeiner Dachluke die brauſenden Colonnen Friedrich's beobachtete, entzündeten den Enthuſiasmus der Stadt.

Nach dem Tage von Roßbach war für Clari kein Zuzug mehr zu hoffen, hier in Nürnberg ſchien er mit jedem Tage mehr in Gefahr, verrathen zu werden. Indeß ſeine Landsleute ſich wenigſtens im Felde ſchlagen durften, ſaß er wie in einer Mauſefalle. Sein edelmänniſch Blut kochte über, draußen lag der Feind herum, er mußte einen Schlag thun, wohl oder übel!

---

*) Schubart's Lebensgeſch. I. 33.

Majer hatte nach ein paar Tagen indeß ſeine Truppen wieder aus den nächſten Ortſchaften zurückgezogen, und es gewann den Anſchein, als fühle er ſich doch zu ſchwach, die Kaiſerlichen ernſtlich zu beunruhigen. Dieſe Ueberzeugung gewann auch Clari. Er beſchloß auszuziehen und die vom Feinde verlaſſenen kleinen Ortſchaften zu beſetzen, für Nürnbergs Unbill aber ſich an den reichen Kaufsmannsgütern zu rächen, welche nordwärts noch immer zur Stadt kamen. Er hoffte durch den ſogenannten kleinen Krieg Majer's Reiterhaufen aufzureiben. Längſt zum Angriff fertig, befahl er eines Nachts zwiſchen elf und zwölf Uhr ganz ſtill den Ausmarſch.

Nürnberg war von ſeinen unwillkommenen Gäſten befreit. — Als der Morgen anbrach, hörte man nordwärts heftiges Gewehrfeuer, die Preußen hatten den Clari empfangen und geworfen, die Panduren plünderten eine Reihe Dörfer und zündeten ſie an. Wilde Scharmützel fielen den folgenden Tag vor, während ſich die Leute der Umgegend mit ihrer eilig zuſammengerafften Habe in die Stadt flüchteten. Clari ſah zu ſpät, daß er ſich nicht halten könne, und in der zweiten Nacht, während er Ladislaw Ajukal mit ſeinen Panduren dem Säbel der preußiſchen Huſaren überließ, zog er ſich mit ſeinen Jägern in Schleichmärſchen auf Amberg zu, um Regensburg zu gewinnen, wo er von der katholiſchen Bevölkerung nichts zu fürchten und Zeit hatte, Verſtärkung abzuwarten. Als er aber eine Meile ſüdlich von Nürnberg beim andern Morgengrauen eine ganze preußiſche Brigade erblickte, ſah er ſeinen Untergang vor Augen.

Clari kämpfte wie ein Held. Immer die Kreuz und Quer ſüdwärts ziehend, thaten ſeine Jäger den Preußen furchtbaren Schaden, aber ſie mußten auch jeden Schuß theuer bezahlen. Kurz vor Amberg ward der wackere Brigadier vom Pferde gehauen und ſchwer verwundet geſangen, die Salzburger Jäger, ſehr zuſammengeſchmolzen, warfen ſich endlich noch in den Ort und zogen von da unbeläſtigt gegen Regensburg. Inzwiſchen ward nordwärts auch den Panduren mit Hülfe der Bauern der Garaus gemacht. Ladislaw Ajukal, den die Landleute nur den „päpſtlichen Mordbrenner“ nannten, fiel ihnen auf der Flucht in die Hände und ward ohne Sentenz aufgeknüpft.

Majer, ſeine Reiter zwiſchen Erlangen und Nürnberg concentrirend, bot Alles auf, der Bevölkerung durch Güte und Freundlichkeit die eben geſchlagenen Wunden weniger fühlbar zu machen. Der Verkehr ſtellte ſich wieder ein, die Bauern zogen in ihre rauchenden Trümmer zurück, und Majer ließ ſeine braven Huſaren wacker an der Reſtauration der zerſtörten Gebäude helfen. Sie theilten ihre Rationen mit den Leuten, machten ihnen Hand- und Spanndienſt, und ſetzten der preußiſchen Barmherzigkeit allda ein dauerndes Denkmal. Der erſte Militär, welchem ſich die Thore Nürnbergs wieder öffneten, war der verwundete Clari ſelbſt, der von einer preußiſchen Escorte eingebracht und von Preißler in's eigene Haus aufgenommen wurde.

Aller Zorn ſchwand vor dem Anblick des leidenden Mannes, der mit den Worten ſein Leben aushauchte: „Nürnberg iſt doch eine edle deutſche Stadt, warum kann ſie nicht der wahren Kirche Tochter ſein!“

„Das wird Euch der ewige Gott, wenn Ihr vor ihn tretet, ſchon erklären,“ antwortete des Senators Tochter, deren Hand er im Tode hielt.

Bald darauf ließ General Majer anfragen, ob die Stadt eine Kränkung ihrer Freiheit darin ſehen würde, wenn er in Nürnberg Gaſtfreundſchaft ſuchte. Der Senat ließ ihn feierlich einladen und ſtellte nur die Bedingung, daß er, falls die Kaiſerlichen wieder anrückten, Nürnberg verlaſſen ſolle. Dies ſagte er zu, und unter dem Jubel des Volkes zog er ein, die Rußigen vorauf, welche weit ſchallend das Lied ſangen: „O Nürenberg, Du feine!“ Der General nahm beim Bürgermeiſter Tucher ſein Hauptquartier, eine ſeiner erſten Fragen war, wer die ſchönen Preußenlieder gedichtet habe.

Chriſtian Schubart mußte ihn beſuchen. „Hör' Er, mein lieber junger Mann, Er muß mir den Gefallen thun und die Lieder alle aufſchreiben. Meine Leute ſollen ſich daran ſtärken, und läßt mir Gott das Leben, ſeh' ich meinen gnädigſten König wieder, ſo will ich ihm ſagen, wie die Franken von ihrem alten Burggrafen denken."

„Die Schwaben auch, Herr General, ich bin einer!"

„So? Deſto beſſer! Woher hat Er, bei ſeiner Jugend, die Preußen ſo lieben gelernt?"

„Das iſt mir als Knabe ſchon eingegeben, Herr General. Daheim in Aalen, wo ich her bin, lag vor ſieben Jahren ein preußiſcher Offizier, der Herr von Maltiz. Er hat mir zuerſt gezeigt, was Hohes um die Poeſie ſei, hat mir den erſten Band des göttlichen Meſſias von Klopſtock geleſen und geſchenkt. Er hat mein junges Herz auch mit Liebe und Bewunderung für den großen König erfüllt, — und ſie wird nur mit meinem Leben von mir weichen!"

„Das, mein Sohn, wird Ihm auch Segen bringen, verlaß Er ſich. Ich kann Ihm nun freilich kein Geſchenk machen, wie der Meſſias iſt, aber ein Andenken an die Preußen ſoll Er haben, das auch gute Bedeutung hat. Da nehm' Er meine goldene Uhr, und ſo oft er darauf ſieht, was es an der Zeit iſt, ſoll Er ſich ſagen, daß zur rechten Zeit ein rechtes Werk gethan, das Edelſte iſt. Mag es ſo lange dauern, wie es will, Seine Stunde kommt auch, wo ſich Friedrich daran erinnert, daß für ihn ein ſchwäbiſcher Mund in ſchlimmſter Zeit geſtritten hat. Grüß' er mir ſeine Eltern, und wenn ich noch Aalen komme, ſoll mir Sein Herr Vater auf unſern großen König Beſcheid thun. Laß Er ſich wieder ſehen und vergeſſ' Er nicht die Lieder!" —

Der Sieg bei Leuthen vollendete den Jubel Nürnbergs, noch keinen Winter war man ſo froh geweſen. Auch das Jahr 58 begann für Preußen glücklich, aber tief ſank Friedrich's Schale wieder bei Olmütz und Hochkirch. An der Donau ſammelten ſich neue kaiſerliche Heerhaufen, und Majer mußte von Nürnberg weg ſich nördlich wieder gegen Bayreuth ziehen. Sein Ausritt war ein Trauertag für ganz Nürnberg. —

Chriſtian der Schnepperer, ſo fleißig er als Scholar war, hatte aber je länger je mehr des ehrlichen Agrell's Warnung in den Wind geſchlagen, war ſo ausſchließlich Menſch der Geſellſchaft, Gelegenheitsdichter und Muſiker geworden, hatte ſo viel und ſo zu jeder Zeit geſchneppert und dem Sinnenrauſch gefröhnt, daß ihm für die ernſten Seiten der Kunſt, die Vertiefung und Klarheit in Muſik wie Poeſie, Zeit, Charakter und Einſicht je mehr deſto augenſcheinlicher verſchwand.

Im Herbſte, mitten in ſeinem planlos phantaſtiſchen Umherſchweifen, traf ihn ein Brief ſeines Vaters:

„Mein Sohn! — Wenn Du dieſen Brief erhältſt, packſt Du Deine Sach' und kommſt mir in's Haus zurück. Du thuſt in Nürnberg nit gut, bringſt vielmehr Dich und uns All' in Jammer und Herzeleid. Se. Eminenz der Fürſtbiſchof von Ellwang hat mir 'ſchrieben, daß Du offenkundig Preußenlieder machſt, die kaiſerliche Regierung auf Dich erbittert iſt und ich Dich unter mein' väterliche Zucht nehmen müſſ'. Daß Du den preußiſchen König liebſt, wie wir Alle, iſt kein Wunder, denn wir ſind lutheriſch, aber Du haſt Dein unnütz Maul aufgethan, was ſich für einen Schuljungen, der Du doch noch biſt, und eines Pfarrers Kind nit ſchicket, dem die Politika nichts angehet. Du weißt gut genug, daß Se. Fürſtbiſchöfliche Gnaden unſer Herr iſt, mir das Predigtamt allhier geben hat und mich auf der Stell' ſammt Kind und Kegel aus Ampt und Land ſchmeißen kann, ſo er nit ein freundlicher, ſchonungsvoller Herre wär'. Damit ich aber kein Aergerniß geb' und er gegen mich gar verzürnt werde, mach', daß Du retour kommſt und Deine Teſtimonia ſo ausfallen, daß Se. Eminenz wenigſtens doch ſieht, daß Du kein bloßer Lump und Schreier biſt. Dein Vater J. J. Schubart, Diakonus und Präceptor zu Aalen."

Das war ein Donnerſchlag aus heiterem Himmel! Alle ehrgeizigen Pläne, alle ſeligen Stunden dahin! — Zu Aalen erwartete ihn das finſtere Geſicht der Eltern und die enge, philiſtröſe Pfarrerwohnung mit ſchmalen Biſſen. — Er bereute Vielerlei, was vor ſeinem Gewiſſen nicht Stand hielt, aber die Preußenlieder, um deren willen man ihm zürnte, die bereute er nicht. Er eilte zu dem Rector der Geiſtſchule, ſeinen Lehrern, dem Stadtkapellmeiſter Gruber, zu Preißler, und zeigte ihnen den Brief. Jedermann ſtellte ihm die günſtigſten Zeugniſſe aus, Tucher ſelbſt gab ihm einen expreſſen Empfehlungsbrief. Alle bedauerten ſeinen Abgang, nur Agrell nicht.

„Chriſtian, es iſt die höchſte Zeit, daß Ihr wegkommt, ſonſt verderbt Ihr an Geiſt und Leib. Ich ſag' Euch nur ſo viel, wenn Ihr den Schnepperer nicht ablegt, den Ihr Euch hier erdudelt habt, nicht ſtreng zu Einem zurückgeht und das ganz ſeid, werdet Ihr der unglücklichſte Kerl unter der Sonne und nicht der Erſte ſein, den die Schnepperei um Kopf und Kragen gebracht hat. Denkt daran, wenn Ihr in der Patſche ſitzt!“

5.

„Fein ſtill!“

An jenem verhängnißvollen Abend, wo Moſer vor der Herzogin ſtand und ſie, wie ſie heiß erſehnt, Wahrheit, nackte Wahrheit erhalten, hatte ihr der Conſulent den Rath gegeben: „Haltet Euch fein ſtill!“ — Sie vermochte weder aus der erlangten Wahrheit, die ihr den eigenen Irrthum ſo nahe legte, Nutzen zu ziehen, noch den überaus klugen Rath des alten redlichen Jakob zu befolgen. Wohl waren es ungeheure Schmerzen, die ſie als kinderloſe Frau, als Fürſtin, als Tochter der Markgräfin von Bayreuth in ſo jungen Jahren zu erdulden hatte, aber es waren viel falſche, forcirte Schmerzen darunter, bewirkt durch ihre allzu preußiſchen Gefühle, ihre Unfähigkeit, ſich die Dinge, in denen ſie eben lebte, mit Geſchick zu aſſimiliren, am wenigſten verſtand ſie ſich „fein ſtill“ zu halten. Sie correſpondirte zu Friedrich's Gunſten mit der Mutter, und als im Mai 57 die Truppen auseinanderlieſen, jubelte ſie wie ein Kind über ihres Gatten Schmach und bedachte nicht, daß jede ihrer unbedachten Aeußerungen ihm von geſchäftigen Bedientenſeelen zugetragen wurde.

Karl Eugen, beim Reichsheer in Böhmen, war außer ſich über dieſe Vorgänge daheim. Er ſendete dem Rieger unumſchränkte Vollmacht zu neuen Truppenconſcriptionen und den Befehl, daß dieſes Corps anfangs Herbſt im Felde ſtehen müſſe. Neue verſchärfte Kriegsartikel (ein ächtes Martialgeſetz) wurden veröffentlicht, und Rieger war nicht der Mann, der ſich von Gott und Teufel ſchrecken ließ, wenn es ſich, wie hier, um ſeinen eigenen Sturz handelte; ſah er doch ohnehin Montmartin's Erſcheinen mit Recht als gefährliche Concurrenz an, der gegenüber er kein Mittel ſcheute, ſich Geltung und Macht zu erwerben. Mit ihm ſtimmte der größte Theil jener Generäle, die perſönlich in ihrer Ehre durch die Mai-Revolte verletzt waren. Die Barbarei, mit der man bei der neuen Aushebung zu Werke ging, ließ die vorjährigen Maßregeln weit hinter ſich. Bei der geringſten Renitenz war Spießruthenlaufen noch das Gelindeſte; Fourage und Proviant wurden gewaltſam zuſammengebracht, den Juden, die ſeit Süß Stuttgart hatten räumen müſſen, von Rieger dictatoriſch (trotz Amt und Bürgermeiſterei) erlaubt, in Stuttgart zu wohnen, zu handeln und Grundbeſitz zu erwerben, nachdem er ſie vorher enorm contribuirt hatte.

Bei dem Allen konnte ſich die Landſchaft nur paſſiv verhalten. Fiſcher, Hoffmann und die Hofpartei des Ausſchuſſes ſchwiegen aus perſönlichem Vortheil, Moſer endlich, ſeinem Spruche „Fein ſtill" gemäß, wartete ebenfalls ſeine Stunde ab. Ohne des Herzogs Anweſenheit ließ ſich doch nichts machen.

Montmartin hingegen war ein feiner, macchiavelliſtiſcher Kopf. Mit einem Blicke überſah er die Lage der Dinge, und ſeine Kunſt beſtand darin: ſie für ſeinen perſönlichen Nutzen auszubeuten. Rieger war jetzt der eigentliche Herr im Lande, die Klugheit gebot alſo Montmartin, vorläufig wenigſtens Friedrikens ironiſchen Rath zu befolgen und ſich unbemerkbar zu machen. Er hatte in Würtemberg für jetzt keinen einzigen Hinterhalt, als die Gewogenheit des fernen Herzogs, die beſondere Gunſt der Herzogin-Mutter und die diplomatiſche Freundſchaft Clauſonnet's und Tornacco's. Worin er ſich beſonders als Meiſter fühlte, war die lauernde Liſt, die lächelnde Intrigue. Er verſäumte nicht, gleich nach ſeiner Ankunft ſich den Wimpfens ſo wie Pappenheim zu attachiren und die Herzogin mit einem Netz der Spionage zu umziehen. Hatte er doch den gewaltigen Plan, durch dieſelbe Intrigue ſich an der Herzogin zu rächen und Rieger zu verdrängen.

Friedrikens Schadenfreude über den triſten Verlauf der Frühjahrsaushebung erhielt bald genug einen Dämpfer durch ihres Oheims Unglück bei Collin, die ruſſiſche und ſchwediſche Invaſion, das Vordringen der Franzoſen und Hadick's Ueberrumpelung Berlins. Wohl war Friedrich's Sieg bei Roßbach über die Franzoſen und das Reichsheer groß und ſchön, aber die Oeſterreicher ſchlugen dennoch drei Wochen darauf die Preußen unter dem Herzog von Bevern, eroberten mit Hülfe des falſchen Erzbiſchofs von Schafgotſch Breslau, und Schleſien ſchien für immer verloren. Dazu gingen in Würtemberg die Conſcriptionen unerbittlich vor ſich, und in Herzeleid erfolgte unter Rieger's Oberbefehl anfangs November der Ausmarſch.

Die Erbitterung unter den neuen Truppen war ungeheuer, aber ſtumm und finſter zogen ſie dahin. Als man zu Göppingen in's Quartier rückte, wo Jedermann wußte, daß man mit dem freundlichen Städtchen auch Würtemberg verließ, um es wahrſcheinlich nicht wiederzuſehen, erhob ſich, als die Trommel zum Ausmarſch tönte, ein drohendes Murren durch alle Reihen.

„Was habt Ihr, Schufte? Kennt Ihr die Kriegsartikel?" donnerte heranſprengend Rieger, „wer das Maul rührt, den laſſ' ich vor der Fronte füſiliren!"

Da brach das Regiment Gablenz aus den Reihen. „Wir ziahen nicht mit!" donnerte es.

Regiment Roman, das dahinter ſtand, aus allerlei herrenloſem Volk beſtand und im Frühjahr unter den Fahnen verblieben, war zuverläſſig. Sein Führer hatte längſt geheime Ordre.

Ein Wink Rieger's, ſo theilte es ſich, machte links und rechts eine Schwenkung, nahm das Regiment Gablenz in die Flanke und lud die Gewehre.

„Wer hat noch zu raiſonniren?“ brüllte Rieger.

Todtenſtille erfolgte.

Da traten zwei Soldaten, die Brüder Claus und Sebald Häuflein von Remsthal, der Erſte Unteroffizier, der Andere Gemeiner, hervor.

„Mit Reſpect zu vermelden,“ tönte Sebald's tiefe Stimme, „das Regiment Gablenz zieht nimmer gegen Friedrich von Preußen, nimmer gegen den Beſchützer der Evangeliſchen, Herr General, ſeid Ihr doch ſelbſt einer! Ich und meine Kameraden laden Euch vor Gottes Stuhl zur Verantwortung!“

„Vier Mann vom Regiment Roman vor! Nehmt die Halunken feſt oder ſchießt ſie nieder!“

Da, ihre Kameraden zum Schutz umgebend, machte ſich Gablenz bereit, mit der Waffe zu widerſtehen.

„Regiment Roman zur Attaque! Legt an! — Feuer!“

Und praſſelnd rollte das Peloton über die Linie hin, dreißig Mann Gablenz lagen am Boden. Und wieder chargirte Roman, wieder legte es den Kolben an's Ohr.

„Habt Ihr vor der Hand genug, oder wollt Ihr noch ein paar Bohnen?“ fragte Rieger eiſig. „Gebt augenblicklich die Kerle 'raus, oder der Teufel ſoll mich zerreißen, ich laſſ' Euch mit Stumpf und Stiel zuſammenſchießen, daß Ihr Euren Willen habt und im Lande bleibt!“

Das Regiment Gablenz ſtand bleich.

„Laßt mich!“ rief Sebald, „es muß ſein!“ Damit drängte er ſich, gefolgt von Claus, vor die Front.

„Hier, Herr General!“

„Weil Du mich, haha, vor den Richterſtuhl Gottes citirt haſt, ſollſt Du auch — allen Memmen und Schurken zum Beiſpiel — an jenem Baume hängen, da kannſt Du oben gleich Deine Klage anbringen!“

„Wo mein Bruder bleibt, bleib' ich auch, General!“ ſagte Claus todtenbleich.

„Das wollen wir ſehen. Soldaten vom Regiment Roman, nehmt ſie feſt!"

Im Nu war es geſchehen.

„So ſtell' ich Dir, Deinem ſaubern Bruder zu Ehren, frei, ob Du mit ihm gehängt ſein, oder ob Du ihn ſelber hängen willſt. General Roman, Carré formiren, fünf Minuten haben die Lümmel Zeit!"

Das Regiment Gablenz, die übrigen Truppen waren gezähmt! Die füſilirten Kameraden ächzend vor ihm, das Regiment Roman im Carré um die Linde. — Es giebt Gewaltacte, die zu grauſam ſind, um ſich dagegen aufzulehnen.

Im Kreiſe des Regiments Roman bei der Linde, die blätterlos emporſtarrte und ſchwerlich je ſolche Frucht getragen, ereignete ſich ein kurzes gräßliches Schauſpiel. — Claus wollte ſeines Bruders Geſchick lieber theilen, als ſein Henker ſein. Aber Sebald bat ihn knieend, des alten Vaters zu gedenken, der ſeine beiden einzigen Kinder verliere, der Tod von Bruderhand werde ihm leichter werden. — Ein Wettkampf war's, zum Heil der Menſchheit ſelten ſo erlebt. — Die Liebe zum Leben, die Ueberredung Sebald's, die Bitten der Roman-Grenadiere, die weichherzig geworden, ſiegten. — Unter athemloſer Stille, von vier Soldaten unterſtützt, ward Claus an Sebald zum Henker. Als er das Seil anziehen wollte — brach er ohnmächtig zuſammen, die Anderen vollendeten die Execution.

„So, mein Sohn! Du haſt Deine Sache ganz gut gemacht; iſt Dir wohl ſchwach geworden? Nun gehſt Du mir zeitlebens auf den Aſperg. Oberſt Roman, ſorgen Sie dafür! — Still geſtanden! Gewehr — auf Schulter! — Vorwärts, Marſch!"

Die Regimentsmuſiken ſpielten, — ohne den leiſeſten Widerſpruch marſchirten die Truppen aus Göppingen. — Rieger hatte ſeinen Willen durchgeſetzt, er brachte dem Herzog, wenn auch erſt gegen Ende des diesjährigen Feldzuges, das ganze Contingent zu. — Im Herzen jedes Soldaten aber ſtand ein Schwur, ein Vorſatz feſt, — es war, als ginge eine lautloſe Verſtändigung durch alle Reihen.

Das öſterreichiſche Reichsheer ſtand eben in dem wiedereroberten Schleſien bei Leuthen, zu ihm ſollten die Würtemberger ſtoßen. — Am Tage der Schlacht, auf beſondern Wunſch Herzog Karl's, der darauf brannte, ſich mit Friedrich Aug' im Auge zu meſſen, bildeten die Würtemberger die Avantgarde.

Als die Schlachtreihe ſich entwickelte, hielt Friedrich auf einer Höhe. „Ach, da ſind ja meine Herren Würtemberger, die machen uns ganz von ſelber Platz. — Zur Attaque!"

Die Kanonen dröhnten, die Muſketen knatterten, die Preußen drangen vor, die Würtemberger wichen von beiden Seiten, gingen über, ließen ſich ſchlagen, — vom ganzen Heere kam nicht die Hälfte nach Hauſe. Die Würtemberger und die Affaire von Göppingen waren die erſte Urſache, daß Friedrich II. bei Leuthen ſeine Feinde vernichtete und mit einem Schlage Schleſien gewann! Empfindlicher wahrlich konnte er ſich an ſeinem undankbaren Neffen Karl nicht rächen.

Als dieſe Kunde nach Stuttgart kam, ſah man geheimen Spott auf allen bürgerlichen Geſichtern. „Das iſt der ſtolzeſte Tag meines Lebens!" rief Friedrike. —

Karl Eugen war im Innerſten gebrochen. Sein Stolz hatte einen Schlag, ſeine Ehre eine Züchtigung erfahren, wie ſie etwa einem unreifen Knaben zuträglich iſt. Er erkannte das erſte Mal den ungeheuren Abſtand ſeines Könnens von dem unverwüſtlichen Genie des großen Fritz, und noch war ſein Herz nicht ſo verhärtet, ſein Geiſt ſo verdunkelt, daß er ſeine Stellung ſo wenig begriff, nicht ehrenhaft genug gedacht hätte, um nicht auf gute Manier einzulenken. Er bereute innerlich aufrichtig alle gethanen Schritte, die nutzloſen Wunden, welche er ſich und dem Lande geſchlagen. Finſteres Brüten, menſchenfeindliche Wortkargheit waren ſeit jenem Tage von Leuthen ſein äußeres Weſen, unter dem ſich die Revolution verbarg, welche wohlthätig reinigend auf ihn zu wirken ſchien. Kurz und ſchroff hatte er zu Regensburg Pappenheim, Rieger und ſeiner Suite befohlen, nach Ludwigsburg zu gehen, das Weitere werde ſich finden.

Von Röder und Geyersberg allein begleitet, kam er Abends in dem ſtillen Stuttgart an. Er fühlte, daß er erröthete, — eine Art ſehnſüchtigen Kinderwehs packte ſein Herz, da er in's Portal des Schloſſes fuhr.

Er hatte die leiſe Hoffnung, vermiſcht mit ſchamhafter Furcht, die Herzogin würde ihn noch denſelben Abend ſehen wollen. — Es rührte ſich Niemand. Montmartin und Wimpfen, die ſich melden ließen, weil ihnen die Stimmung des Herrn ſehr bedenklich ſchien, wurden abgewieſen.

Karl ſpeiſte wenig zu Nacht und fragte den Smergali nicht wie ſonſt nach dieſem und jenem. In der Nacht that er kein Auge zu, Froſt und Hitze ſchüttelten und durchtoſten ihn, er lag wie im Fieber.

Endlich brach der Tag an. Mit dem Morgenlichte ſchien auch in ſein Herz Licht zu kommen, ein neuer Morgen von Gefühlen aufzugehen, die erſtorben, erſtickt geweſen, Gefühle ächter Liebe, die ſich nach Mitleiden, Troſt und jenem Zauberbalſam ſehnt, den in Stunden tiefſter Verſchuldung, größten Wehs ein edles Weib allein zu geben vermag.

Er ſtand auf und kleidete ſich allein an, ohne den Pepe zu rufen. Sinnend, mitunter auf die Pendule blickend, ging er auf und ab. Als es zehn Uhr ſchlug, ſchellte er, Pepe trat ein.

„Geh' zur Oberhofmeiſterin von Schöning, ich laſſ' Ihro Durchlaucht, der Frau Herzogin, meinen Gruß entbieten, und daß ich wünſche, ihr einen Morgenbeſuch zu machen! Laß auch den Moſer rufen!“

Pepe ſah ſeinen Herrn groß an, dann verneigte er ſich und ging.

Es giebt einen Inſtinct in der Frauenſeele, den ſie alle, ob noch ſo hoch oder gering, gemein haben, welcher ihnen mit einer Art Hellſehen ſagt, was in dem Gemüth des Mannes vorgeht, ſelbſt wenn er nicht in ihrer Nähe weilt.

Friedrikens Stolz und Schadenfreude hatte ihr zugeflüſtert, daß es Karl's des Gedemüthigten Sache ſei, ihr für Alles Revanche zu geben, was er gethan. Sie erwartete ihn, und als Pepe den Herzog meldete, ſtrahlte ihr Antlitz im Triumph, den ſie ſich um die Welt nicht verkürzen mochte, der ja ihre Gewalt über Karl für alle Zeiten beſiegeln mußte. Dieſe Vorempfindung des Triumphs gab ihr etwas Dithyrambiſches, verſchönte ihr ſonſt blaſſes Geſicht, lieh ihr höheren Reiz als ſonſt.

Als Karl, von Pepe begleitet, im Vorzimmer erſchien, ward er ernſt und ehrerbietig von Kettenburg, Baroneß Schöning und dem Kammerherrn von Berlichingen empfangen. Er nickte kurz. Die Oberhofmeiſterin öffnete das Privatgemach der Herzogin und ſchloß es wieder, ohne ihm zu folgen.

Karl ſtand vor Friedriken, der Gatte vor der Gattin. Als er die leuchtenden, ſiegreichen Mienen ſah, welche ihm entgegenſtrahlten, zum „pater peccavi“ aufzufordern ſchienen, überlief es ihn kalt. Die Arme, welche er ausgeſtreckt hatte, um in einer ſtummen troſtreichen Umarmung alles Geſchehene zu begraben, zogen ſich vor dem lächelnden Knix der Herzogin verlegen, erſchreckt zurück.

Einen Augenblick ſtand er zögernd.

„Laſſen Sie es des Triumphs genug ſein, Friedrike,“ ſagte er tief erröthend leiſe, „verſtellen Sie ſich nicht länger mit Sprödigkeit. Ich weiß, daß Sie mich trotz alledem noch lieben, Ihnen mein Schmerz, die entſetzlichen Gefühle meines Innern nicht ganz gleichgültig ſein können. Ich habe geirrt und weiß in welchen Stücken, Gott iſt mein Zeuge! — Mehr werden Sie nicht verlangen, Friedrike!“ Er hatte mit zitternder, leidenſchaftlicher, ſchmerzgepreßter Stimme das geſprochen, nun faßte er ihre Hand, ſchlang ſeinen Arm um ihre Taille und blickte ſie mit einem unnennbaren Ausdruck der Liebe und Wehmuth an.

Mit einer Wendung entzog ſich Friedrike ſeiner Umarmung und trat einen Schritt zurück. „Mein herzoglicher Gemahl möge verzeihen, wenn ich überaus überraſcht bin, daß Sie Ihre Siege ſofort bei mir zu Stuttgart fortſetzen wollen. Ich hoffe doch, daß meine Gefühle in dieſem Augenblick nicht mit der Hingebung verwechſelt werden, die zu Ludwigsburg Sitte iſt!"

„Friedrike!" ſchrie Karl Eugen außer ſich.

„Wundern Sie ſich, Herzog, daß ich Ihrer jetzigen Regung mißtraue? — Ich habe geglaubt an Ihre Liebe, als ich in dieſes Land einzog, ſo an ſie geglaubt, wie mein Oheim Friedrich an Ihre Treue! Sie haben uns Beide getäuſcht, Herzog, haben mir Wunden vor aller Welt geſchlagen, die ewig bluten und ſchreien!"

„Wenn Ihr Herz nicht jetzt ſpricht, Friedrike, dieſe untrügliche Gottesſtimme, welche das Weib, ſo oft der Mann auch fehlt, ſtets wieder zu ihm führt, ſo beklage ich Sie und mich! Ich warne Sie, o ich — ich bitte Sie, zerreißen Sie Ihren Zauber über mich nicht, feſſeln Sie für dieſe Stunde ſchmerzlichen Wiederſehens die bittere Ironie, welche Sie als einziges Erbtheil Ihres Oheims überkommen, und Sie werden ſehen, — es läßt mit Ihrem Karl ſich reden, werden erkennen, daß Sie als Frau unendlich größere Gewalt haben, als Ihnen je als meine politiſirende Gegnerin erwachſen kann. Tag und Stunden wechſeln bei mir, ich kann nicht für die wilden Geiſter ſtehen, die in mir emporſteigen, wenn Sie ſie nicht bezähmen!"

„Und welche Garantie geben Sie mir gegen Ihre Untreue, die Kränkung meiner Rechte, meines Hauſes, den Schimpf, daß ich im Lager der Feinde Preußens bin? Ein ſchwäbiſch Bauernweib, Herr Herzog, mag wohl dem armen conſcribirten Gatten um den Hals fallen, der wiederkommt, — aber Friedrike von Bayreuth kann in dieſem Augenblick billig fragen, ob dies wahre Liebe, ächte Reue, oder nicht Klugheitsregel iſt, die den Geſchlagenen von Leuthen zu ihr führt, um Friedrich's II. Wetter abzuwenden, welche ihm überm Haupte ſich ballen. Sie haben Eide gegeben und ſie verletzt, geben Sie erſt Thaten, wenn dieſes Herz ſich zu Ihnen wenden, ich nicht fürchten ſoll, daß Ihre leichtfertige Seele ſich wie der Windhauch wendet, ſobald die ſchlimmen Zeiten vorüber ſind!!“

Karl Eugen ſtand wie vom Donner getroffen. Er hatte ſeine aufſteigende Erbitterung beſiegt, ſich bekämpft, an ſeine guten Vorſätze geklammert, nun war er mit aller Faſſung zu Ende.

„Alſo nachdem ich ein halbes Jahr von Ihnen geweſen, Madame, war es Ihnen jetzt nicht um meine Liebe, um Verſöhnung zu thun, ſondern nur um die Freude, ſich an meinem Zuſtande zu weiden, mich alle Schmerzen noch einmal empfinden zu laſſen, den Augenblick meiner Demüthigung jüdiſch zu preußiſchen Intereſſen zu benutzen, die Ihnen ſtets heiliger geweſen als Würtemberg und ich?! Hahaha, und an dieſem Herzen dachte ich Liebe, Troſt, Mitleid zu finden? Wohl recht, daß das Alles eher bei ſchwäbiſchem Bauernblut zu finden ſei, als dem der Zollern!! —“

„Karl, Karl!“ und Friedrike eilte entſetzt zu ihm und ergriff ſeine Hand.

„Nein, Madame, ich bin nur ein Schwab' und will einer bleiben! Verflucht der Tag, wo ich eine ſo elende Ehe mit Ihnen einging, die bei der erſten Noth in Fetzen reißt. Wir ſind fertig mit einander, und daß Euer Durchlaucht nicht glaubt, aus Furcht vor Friedrich ſchier hab' Herzog Karl vor Euch gebettelt, ſchwöre ich Euch, ſo lange noch ein Menſch und ein Gulden in Würtemberg aufzutreiben iſt, will ich gegen Euern Oheim losſchlagen, und ſollt' ich darüber zu Grunde gehn!“

Ohne ſie eines Blicks zu würdigen, Schaum vor dem Munde, Wuth und Weh im Antlitz, verließ er die Unſelige, welche mit den zitternden Worten „Karl — Verzeihung!“ in den Seſſel ſank. — Sie hatte in maßloſem Triumph und Eifer alle erträumten Früchte deſſelben für immer verloren. Sie fühlte fortan, daß Karl ſie haſſe. „Haltet

Euch ſein ſtill!“ hatte Moſer gewarnt; mit Händeringen und Thränen dachte ſie jetzt daran, wo der geſegnete Augenblick verſchwunden war.

Außer ſich betrat der Herzog ſeine Appartements, wo er Moſer fand.

„Was will Er?“

„Ew. herzogliche Durchlaucht haben mich rufen laſſen.“

„Ich brauch' Ihn jetzt nicht mehr!“

„Hab' mir's auch gleich gedacht, Durchlaucht.“

„Wie ſo?“

„Weil ich zu militäriſchen Sachen kein Geſchick hab', von 'was Andrem kann doch wohl nit mehr die Red' ſein.“

„Meint Er? Nun ſo ſcheer' er ſich wieder, da Er doch Alles ſo gut vorher weiß!“

Er ſchritt durch's Vorzimmer, im Audienzſalon erwartete ihn Montmartin, die Hofſtaaten, die Cavaliere und die geheimen Räthe. Er grüßte kurz und finſter. „Wir ſind beeilt und können Euch nicht empfangen, wer Audienz nachſuchen muß, melde ſich in Ludwigsburg, das Andere kann ſchriftlich geſchehn. Die Kammer, die Regierung und das Conſiſtorium hat je zwei Räthe zum Vortrag zu deputiren. General Wimpfen und Miniſter Montmartin fahren voraus nach der Favorite, Graf Geyersberg invitirt unſern Hofſtaat und die Offiziere zur Jagd. Oberſt Röder wird uns begleiten.“ Er nickte und trat in ſein Arbeitscabinet, von Röder von Schwende und Pepe gefolgt.

Die wenigen Höflinge, welche der Herzogin wohlwollten, machten erſtaunte und traurige Geſichter, die Mienen der Uebrigen, vorher bang und beklommen, hellten ſich auf. Fortan galt für Jeden, der auf Gnade ſpeculirte, nur eine Parole: „Ludwigsburg und Melanie von Wimpfen,“ die Herzogin war eine „paſſirte Perſon“. —

Den Pepino mit geſchwungenem Stabe vorauf, fuhr der Herzog mit Röder nach Ludwigsburg, feſt entſchloſſen, daſſelbe erſt zu verlaſſen, um den Sommerfeldzug zu beginnen. Nachdem ſie das Thor wie den Herrſchaftsgarten hinter ſich hatten und des Roſenſteins anſichtig wurden, erwachte der Herzog aus finſterer Betäubung. Sie kamen an Hohnauers Galgen vorüber und durchſchnitten das Terrain, wo die Auszugsrevue erfolgt war. Er erinnerte ſich des ſchwarzen Gewandes der Herzogin wieder.

„Röder,“ begann er düſter, „Du biſt ein alter Diener unſers Hauſes, ein ächter Würtemberger. Ich bin unglücklich, Röder.“

„Ew. Gnaden Hoffnung in Stuttgart iſt gar enttäuſcht worden?“

„So enttäuſcht, ſo zerſchlagen, daß ich ſagen muß, ich hab' keine Frau mehr!“

„Gnädigſter Herr! — O mein Gott, ſo ſchlimm hab' ich nicht gedacht, daß es werden könnte! Hat die Herzogin gar nicht die Hand zur Verſtändigung geboten?“

„Nichts hat ſie gethan, als meinen Bitten Hohn, Schadenfreude, Demüthigung entgegengeſetzt! Zum Aeußerſten hat ſie mich gereizt. Ich kann, ich will ſie nicht wiederſehen, bis ich die Scharte von Leuthen ausgewetzt und ihr Schande um Schande und Weh für Weh zurückgeben kann!“

„Wir marſchiren alſo im Frühjahr doch wieder?“

„Wenn ich mich ſelber dabei verpfänden ſoll!“

„So iſt denn dieſe Verbindung, deren das Land ſich einſt ſo gefreut, nichts mehr als eine Kette, die Ew. Herzogliche Gnaden durch's Leben ſchleppen, und mein Fürſt wird ohne Erben und Succeſſor ſterben!“

„Das werd' ich, Röder, und daß ich dieſes ſchöne Würtemberg meinen Brüdern laſſen muß, von denen der eine mit heimlichen Widerwillen auf mich ſchaut, der andere ein Rebell und Feind iſt — das iſt ein Gram, den ich nicht verwinde!“

„Aber mir iſt unbegreiflich, gnädiger Herr,. wie die Herzogin ſo ihr eigen Wohl vergeſſen, welchen Grund ſie haben kann, ſo unverſöhnlich gegen den zu ſein, den ſie, ich weiß es, einſt geliebt, der ihr Stolz, ihre Seligkeit geweſen!“

„Das, Röder, iſt's eben, worüber ich brüt' und ſinne!

was mich raſend macht! Wenn ich denken könnte, daß — ſie ſo rein nicht ſei, wie ſie ſich geberdet, nicht blos Friedrich's Ruhm ihr Hirn und Herz verwirrt, ſondern — Röder! —“

„O denkt, mein Fürſt, nur ſo Furchtbares, Schmähliches nicht!“

„Warum nicht! Wird ſie ſich nicht mit meiner Untreue entſchuldigen, mit der friedricianiſchen Philoſophie begnügen, daß Wiedervergeltung in der Ordnung ſei?!“

„Nein, lieber, gnädiger Herr,“ und Röder küßte thränenden Auges ſeines Fürſten Hände, „das wird, das kann ſie nicht, das iſt unmöglich! Des Mannes Untreue läßt ſich ſühnen und abbüßen, des Weibes Entweihung wirkt durch alle Geſchlechter fort! Es giebt Gedanken, die zu ſträflich ſind! Ew. Gnaden wiſſen, daß der alte Röder ſich nie in eine Affaire miſcht, wenn's nicht die allerärgſte Noth iſt. Ich habe dem Lande gedient um meines Gewiſſens willen, und mir gelobt, Ihnen, mein Fürſt, zu dienen, ſo weit mein altes Leben reicht. Ich liebe Sie, weil ich weiß, daß, wenn erſt mein Herr durch alle Jugendirrung und Prüfung gegangen iſt, er alle ſeine Feinde beſchämen muß; das Büchlein von den „Tugenden und Laſtern“*) ward nicht aus Eitelkeit, ſondern aus der urſprünglichen hohen Seele eines gottbegnadeten Jünglingsherzen geſchrieben! Ich hab' auch nichts über das zu ſagen, was herzogliche Gnaden thun. — Aber um eine Gnade bitt' ich Sie!“

„Von mir? — Einem ſo ſeltenen Bittſteller hab' ich nichts abzuſchlagen!“

„Geben mir Ew. herzogliche Durchlaucht jetzt Ew. fürſtliche Hand darauf, daß Sie ſich wegen der Herzogin mit keiner Silbe vor irgend wem verrathen wollen, keinerlei Geſchichten, Verleumdungen, und was ſonſt von der Herzogin geſagt wird, anhören und dulden mögen, auch in keinerlei Affairen irgend Einem Macht und Ueberredung über ſich geben, ſondern ganz ſelbſtſtändig handeln wollen. Nehme ſich mein Herr vor der Herzogin-Mutter, den Wimpſens und dem Pappenheim in Acht. Es iſt lange nicht ſo ſchlimm, wenn ein Herzog von Würtemberg ſeiner Landſchaft nachgiebt, als wenn er beherrſcht iſt von ſeinen Schranzen, denen, die ſeine Knechte sans façon ſein ſollen, aber ihn in den Schlingen des eigenen Herzens fangen!“

---

*) Pfaff II. 436.

„Ich verſpreche Dir das, und Du ſollſt mich, wo ich's vergeſſe, bei meinem fürſtlichen Eid und Wort, daran mahnen. Ich weiß, Du biſt keine Schranze, ſondern ein ganzer Mann, der letzte wahre Freund, den ich habe!“ —

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Der Bruch zwiſchen Karl und Friedrike war unheilbar. Nachdem ſie ſich von der Kataſtrophe, welche ſie ſelbſt beſchworen, erholt, die Reue ſie gepackt hatte, wollte ſie noch einmal den Gemahl ſprechen, ehe er Stuttgart verließ. Er ließ ihr ſagen: nach einer ſo langen Converſation ſei zwiſchen ihnen nichts zu erörtern. — Sie ſendete ihm einen Courier nach Ludwigsburg mit einem Briefe nach, derſelbe kam des Nachts wieder und — unerhört, brachte ihr Schreiben uneröffnet zurück mit des Herzogs eigenhändigem Vermerk auf der Rückſeite: „Wünſche, Ew. Durchlaucht mögen weder mich noch Sich moleſtiren!“

„O gut!“ und Scham wie Haß glühte auf ihrer Wange, „ich will ſorgen, daß er wo anders ſo moleſtirt wird, daß er ein gar gutes Wort geben ſoll, damit ſeine Frau ihn nur noch moleſtire!!“ —

Nie hatten zwei Charaktere, bei größerer Neigung, ſich zu verſtändigen, ein größeres Ungeſchick dazu. Zu Ludwigsburg ging überdem jetzt ein Geiſt der Niedertracht um, vor dem Pappenheim, die Wimpſens und Rieger noch ziemlich ehrliche Leute waren, dieſer Geiſt, perſonificirt in dem Manne Montmartin, geſtachelt von den ſcheußlichſten aller Harpyen, Ehrgeiz und Rache.

Montmartin betrachtete alle Dinge dieſer Welt, beſonders alle Menſchen, als Object, die er für ſeine Zwecke zu tractiren wußte, alſo ſtudirte er den wunden Fleck von aller

Welt. Rieger war eine eben ſo intrigante Natur, jetzt allgewaltig, und haßte den neuen Emporkömmling, aber da ſich Montmartin ſeinem Hochmuth gegenüber voll ehrfurchtsvoller Höflichkeit bewies, ſein Organiſationsgenie gegen Jedermann bewunderte, ihm ſelbſt augenſcheinliche Dienſte erwies in Dingen, durch die er ſelbſt hätte brilliren können, in Cardinalfragen mit ihm harmonirte, ſo ließ ſich der täppiſchere, geradere Haudegen verleiten, zu des Franzoſen Unſchädlichkeit Vertrauen zu faſſen. Bei Pappenheim, dem Jugendfreunde Karl's, bei Melanie von Wimpfen und ihrem Bruder hatte der Miniſter weniger ſchweres Spiel, dieſe Leute waren nicht auf's Regieren verſeſſen, ſondern begnügten ſich, die perſönlichen Vertrauten Karl's zu ſein und in den Roſenwolken verſchwenderiſchen Vergnügens zu ſchwimmen, die ihnen der Herzog bot, und denen Montmartin durch Witz wie Erfindungsgabe immer neue Lichter zu geben wußte. Auch in ſeinem Dienſtperſonal fand er eine ergebene Creatur, den Geheimen Regierungsrath Pfeil, berüchtigten Andenkens, welcher vormals in die Affaire Süß verwickelt geweſen, aber bei Zeiten durch geſchickte Denunciation ſeiner Collegen ſich eine gewiſſe Ehrenrettung erworben hatte. Auf wen beſonders Montmartin ſein Augenmerk richtete, weil er in ihm die gewichtigſte Perſönlichkeit erkannte, war Pepino Smergali, des Herzogs Läufer. Pepe war eitel, eingebildet, zu einem halben Cavalier durch ſeines Herrn Gunſt verwöhnt, und ſeine Falſchheit, ſein Jähzorn und Eigenwille machten ihn gefährlicher als irgend Jemand. Die leichtfertigen Damen, welche Melanie als ihre Sonne betrachteten, ſtanden deshalb nicht an, unter Umſtänden ihre intimſte Zuneigung an ihn zu verſchenken. Vom andern Dienſtperſonal gehaßt, wurde er von dem Chevaliers, welche zu reſpectabel dachten, ſich mit einem Menſchen zu amalgamiren, der oft genug vor ihnen in Sereniſſimi Gegenwart den Akrobaten ſpielte und vor Hochdero Equipage herlief, gemieden, wo es ſich thun ließ, geſpickt, wenn ſie es mußten, und höflich kühl behandelt, weil ſie Furcht hatten.

Montmartin, ein Reichsgraf dazu, war der Erſte, der ſich mit ihm auf vertrauten Fuß ſetzte, ihn öfters Abends nach dem Dienſte zu einem kleinen ſuperben Souper à deux einlud, wo dann mitunter recht ſeltſame Dinge vorfielen. Bald umſchlang Beide ein Band, das gar nicht feſter ſein konnte.

So erfuhr denn Montmartin bei Tokayer und Auſtern ſehr bald allerlei nette Geſchichtchen, und auch mit grenzenloſem Vergnügen, daß Smergali die Herzogin haſſe, weil ſie den eitlen Läufer einmal ganz offen den „würtembergiſchen Ober-Hofpoſſenreißer" genannt, auch mit unerbittlicher Strenge eine Liaiſon Pepe's mit Henriette Beering, ihrer erſten Kammerjungfer, zu beiderſeitigem Aerger ſtreng verboten hatte. Als Smergali erbittert dies eines Abends Montmartin erzählte, baute der edle Staatsmann ſofort darauf einen Plan.

„Es iſt Ihren Anſtrengungen alſo nicht wieder gelungen, lieber Pepe, die kleine Henriette zu ſehen?"

„Seit Sereniſſimus zurück iſt, nur zweimal und durch Zufall. Wie ſie nur im neuen Schloß meine rothe Livree ſehen, ſind alle Thüren der Herzogin für mich zu!"

„Man fürchtet, ſcheint mir, Sie möchten da Vielerlei erblicken, was man hier nicht wiſſen ſoll."

„Ah, Sie meinen, Herr Graf, die Herzogin treibe gewiſſe Dinge, die —?"

„Die ſchlimmer ſind, als der ehrliche Pepino träumen mag!"

„Der Berlichingen iſt ſchon dreimal heimlich nach Bayreuth gegangen — ich weiß es von der Kleinen!"

„Ah, deshalb kennt Friedrich II. wohl auch die Deſolation unſerer Truppen ſo gut? Aber noch mehr. Sie wiſſen, was zwiſchen Sereniſſimus und ſeiner Gemahlin beim Empfang vorgefallen?"

„Gut genug, die Beering hat es hinter der Thür gehört, in ihren Armen ſank Sereniſſima in Ohnmacht."

„Iſt es nun wohl möglich, Pepe, daß eine Frau ihrem Manne, der ſie liebevoll um Verſöhnung bittet, einem Manne wie Sereniſſimus ſo begegnen kann? Wenn Henriette das Ihnen ſagte, Pepe!“

„Das kann ſie nimmermehr, Excellenz, ſie liebt mich zum Raſendwerden!“

„Folglich liebt die Herzogin ihren Gemahl nicht! Und wen denn ſonſt? — Iſt ſie eine Matrone voll Reſignation? Nein, ſie iſt jung und entzündlich, wie irgend ein Weib. Sie liebt einen Andern!“

Pepe fuhr auf. „Herr Graf, das wäre ſchrecklich, — das —“

„Wäre eine ruchloſe Entehrung unſres erhabenen Herrn. Was kommt es aber einer Dame darauf an, die das Blut eines Friedrich und die Doctrin eines Voltaire hat! Wen ſie nun am meiſten liebt, dem wird ſie auch ihre Geheimniſſe anvertrauen, ihn zum Gewagteſten brauchen, die Politik iſt ja dieſer Frau eine Herzensſache! Deswegen, Pepe, hat man vor Ihnen Furcht und wird Ihnen Jungfer Beering ſchon auf Nimmerwiederſehn aus dem Weg ſpediren.“

„Verflucht! verdammt!“ ſchrie Pepe auf, „ſie ſollen es nicht! Wenn ich auch der Bayreutherin nur ein „Hof-Akrobat“ bin, o, Pepino iſt ſchlau, Excellenz, Pepino wird nichts ſcheuen, um Alles zu erfahren! Ich kann auch Leute aus dem Wege ſpediren, und ſo, daß ganz Würtemberg davon reden ſoll!“

„Dann handeln Sie ſehr klug und erweiſen Ihrem Fürſten den größten Dienſt. Sie müſſen auf alle Weiſe ſuchen, ſo oft wie möglich ihr Liebchen zu ſprechen, Alles zu erfahren, was die Herzogin ſagt und thut. Wenn ſie oft mit dem Berlichingen allein iſt, dann iſt's richtig! Auch müſſen Sie zu gelegener Zeit Sereniſſimus auf die zwiefache Gefahr vorbereiten, Sie können ihm ſagen, daß ſie mich in's Vertrauen gezogen und was meine Meinung geweſen iſt — das aber muß Alles mit der größten Klugheit und Vorſicht geſchehn, Smergali, ſonſt — Sie wiſſen, wie es bei Hofe zugeht, — heut' iſt man alles und morgen nichts!“

„So ſoll die Bayreutherin unterliegen, und nie ſollen Sie, Herr Graf, ein beſſer „Poſſenreißerſtück“ geſchaut haben!“ — — — — — — — — — — — — —

Herzog Karl betäubte zu Ludwigsburg in Feſten aller Art, Maskeraden, Jagden, Schäferſpielen, venetianiſchen Meſſen und Orgien jeglicher Form wie durch emſige Bethätigung in der Politik als abſoluter Selbſtherrſcher die Marter ſeiner Seele. Daß ſie ſo lange währte, er doch an allen Vergnügungen und den Reizen Melanie's nicht den rechten Geſchmack fand, meiſt verſchloſſen und mürriſch blieb, bewies, daß er Friedriken doch tiefer, als er ſelbſt glaubte, geliebt hatte, Melanie von Wimpſen ihm nur als Mittel ſinnlicher Befriedigung galt. Die neue Rekrutirung, die er beſchloſſen, ging trotz Rieger's Bemühungen nur langſam von ſtatten, denn Karl zögerte, die verſchärften Ordres und Artikel zu unterſchreiben, und Gewaltacte, welche Rieger gegen die Landſchaft vorhatte, zu genehmigen, er fühlte, daß er auf immer gefährlicheren Wegen war.

Abends ſollte Banquet und Ball in der Favorite ſein und vorher auf dem illuminirten Vorplatz ein maskirtes Carrouſſelreiten ſtattfinden, eine Idee Montmartin's, um den Herzog aufzuheitern. Karl hatte in ſeinem Cabinet gearbeitet, darauf allein eine Collation eingenommen, ſich dann über die Geſandten Tornacco und Clauſonnet geärgert, weil ſie auf raſchere Rekrutirung zum neuen Feldzug drangen und doch mit den Hülfsgeldern zögerten — und ſo — in der ſchlechteſten Laune von der Welt, befahl er Pepe, ihm bei der Toilette für den Abend behülflich zu ſein.

Lange hatte Smergali mit ſich gerungen, wann und wie er mit ſeinem Stückchen herausrücken ſollte, hatte es eine Woche, einen Tag nach dem andern verſchoben, um die günſtige Gelegenheit abzuwarten. Sein innerer Eifer, ſeine Haſt, die Furcht, ſeine Beute könne ihm entwiſchen, trieb ihn endlich, mit Gewalt die Gelegenheit zu machen. — Er gab ſich alſo heut' den Anſchein tiefſten Ernſtes, einer Zaghaftigkeit und Bekümmerniß, die ihm ſonſt nie innewohnte. Bisweilen machte er eine plötzliche Bewegung, als wolle er ſeinen Gebieter anſprechen, fuhr aber zuſammen und ſchwieg, wie wenn plötzliche Angſt ihn befiele. — Karl war zu ſehr in ſich gekehrt, zu beſchäftigt, um es während des Tumults der Geſchäfte zu bemerken, jetzt bei der Toilette, wo Pepe — die Sache zu forciren — ſich Ungeſchicklichkeiten zu Schulden kommen ließ, ward der Herzog aufmerkſam.

„Aber was haſt Du vor, Schlingel? Iſt der Satan in Dich gefahren, oder biſt Du von den Uebrigen angeſteckt, um mich zu ärgern!“

„Dafür behüt' mich Gott, Durchlaucht!“ ſagte Pepe erſchreckt, „aber ich quäl' mich die ganze Zeit mit einem Geheimniß, das mir das Herz abdrückt, und doch fürcht' ich's zu geſtehn. Sag' ich's nicht, bin ich ein Schurke, ein treuloſer Diener; ſag' ich's und — 's iſt am Ende nicht ſo ſchlimm, bin ich ein Verleumder und komme in Ungnade!“

„Ein Geheimniß?“ Der Herzog ſah ihn groß an. „Nun, wenn Du Deiner Sache als ein ehrlicher Mann gewiß biſt, kannſt Du es ruhig ſagen.“

„Das bin ich eben nicht, Durchlaucht. Ich hab' etwas gehört, was — was ſchrecklich iſt, und doch — mir ſind alle Mittel abgeſchnitten, mich weiter zu überzeugen!“

„Das ſieht ſonderbar genug aus. Was iſt das für ein erſchreckliches Geheimniß? Wer iſt's, der Dich hindert, weiter nachzuforſchen?“

„Ach lieber, gnädiger Herr!“ Pepino fiel dem Herzoge zu Füßen.

Karl Eugen kniff die Augen heftig voll Argwohn zuſammen; er war überzeugt, es handle ſich um das Geſtändniß einer Schurkerei. — „Pepino, ich hob Dich aus dem Schmutz der Märkte und Gaſſen, wo Du Dein erbärmlich Weſen triebſt unter loſem Geſindel, machte Dich ehrlich, erwies Dir ſolche Gunſt, wie keinem Diener, denn ich hatte an Dir mein fürſtliches Gefallen und dachte, Du ſeiſt dankbar! Haſt Du mich ſo betrogen, daß Du ſchon vor der Strafe vor mir zu winſeln brauchſt?“

„Nein, o nein, Durchlaucht, aber Andere betrügen Ew. Gnaden, und ich weiß nicht, ob ich's wagen darf, es zu ſagen, denn 's betrifft eine hohe Dame —“

„Jetzt haſt Du Zeit, klar und deutlich zu reden, Schuft, ſonſt, bei Gott, laß ich den Profoß verſuchen, wie lange Dein Fell aushält, eh' Dir die Luft ausgeht! Du haſt nichts zu fürchten, wenn Du offen ſprichſt!“

Pepe ſtand auf. — „Mag's denn kommen wie's will. — In der Nacht, im October vorigen Jahrs, als Sereniſſimus den Moſer beſtellen ließ und er vorher bei der Frau Herzogin geweſen, hat die Durchlaucht den Berlichingen nach Bayreuth geſchickt. Im Frühjahr beim Ausmarſch iſt er heimlich wieder dahin gegangen, und im Herbſt, als die Regimenter zu Göppingen revoltirten, abermals! Ich hab' mir anfangs nichts Uebles gedacht, aber jetzt —“

Karl ward bleich. — „Du wußteſt alſo, ſie conſpirirten geradezu gegen mich?! — Weshalb glaubſt Du es jetzt erſt, woher weißt Du das Alles?“

„Ich hab' nämlich eine Liebſchaft mit der Frau Herzogin Kammermädchen, der Beeringin. Die hat mir erzählt, daß Ihre Durchlaucht ſich öfter ohne die Schöning mit dem Berlichingen einſchließt und es dann ſo ſtill iſt, daß man kein Wort hören mag!“

„Das lügſt Du, Hund!“

„Habe darum ſolche Furcht gehabt, es Sereniſſimo zu ſagen. Auch wußte ich ſonſt nicht viel, denn ich darf weder zu der Beering, noch darf ſie vom Schloſſe gehen; kaum daß man ein Brieflein anbringen kann.“

„Mehr weißt Du beſtimmt nicht?“

„Jeſus, Maria und Joſeph, nicht eine Silbe, darauf will ich die Oelung nehmen! In meiner Herzensangſt hab' ich mich denn an den Herrn Reichsgrafen Montmartin gewandt, und der hat mir geſagt, er habe den Berlichingen, ehe er zum Reichstag ging, in Bayreuth geſehen.“

„Der Montmartin? Das iſt ein Beweis! — Was hat ſie davon, Dir jene Communication mit der Beering zu verbieten, wenn ſie nicht Beſorgniß hätte, das Mädel könne ſchwatzen. Was rieth Dir der Graf?"

„Ich ſoll Herzogliche Gnaden die Sache treuherzig vortragen, Höchſtdieſelben würden ſchon wiſſen, was weiter zu thun ſei."

„Hm, ſchon recht. Es iſt gut, daß Du dem Grafen folgteſt. Ich habe Dich in ſonſtigen Affairen klug und treu gefunden, hoffe, daß es fürder ſo ſein mag. Kann ich Dir 'was zu Gefallen thun?"

„Ich kann von der Beering nicht, und ſie nicht von mir!"

„Das wird ſich finden; Du ſollſt das Frauenzimmer haben. Mach' mich fertig!"

Beide ſchwiegen ſtill. Der Herzog war in fürchterlicher Aufregung. Als er angezogen war, meldeten ſich die dienſtthuenden Cavaliere und Röder zur Aufwartung.

„Ah, Röder will ich allein ſprechen."

Der Oberſt trat ein und ſtutzte bei des Herzogs Anblick.

„Iſt ein Unglück geſchehen, Sereniſſimus?!"

„Mir wird bald ſehr wohl ſein, Röder, ſag' ich Dir! Ein Unglück? — gewiß, aber — wenn ich's erſt verwunden hab', wird es das Glück meines Lebens ſein."

„Ew. Durchlaucht ſprechen in Räthſeln!"

„Räthſelhaft iſt es auch, aber ich will's löſen. Mir fällt langſam die Binde vom Auge, und wenn mich das Licht auch ſchmerzt, ich will klar ſehen und geſunden! Giebſt Du zu, daß Friedrich merkwürdig gut über uns unterrichtet war, ſelbſt nachdem Madeweiß längſt Stuttgart verlaſſen?"

„Das iſt nicht zu leugnen, Durchlaucht. Die Preußenfreunde im Lande —"

„Ein Verräther ſag' lieber, der ſchlimmer nicht gefunden werden kann in der Welt! — Die Herzogin!"

„Das iſt nicht wahr, das iſt Verleumdung!" ſchrie Röder auf. „So weit vergeſſen kann ſie ſich nicht! —

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Sie mag Friedrich lieben, mag ihren und Ew. Durchlaucht wahren Frieden verblendet mißkennen, einer offenen Verrätherei ſie für fähig zu halten, o pfui! Hütet Euch, hoher Herr, vor ſolchem Leumund, ich beruſe mich auf Ew. Gnaden Wort und Handſchlag, daß Sie Niemand trauen wollen, als den eigenen Augen!"

„O gut, Röder, das ſoll geſchehen! Ich will, was ich weiß, als ungeſchehen betrachten, aber wie weit Fürſtenaugen reichen, haha, Röder, das weißt Du ja wohl! Wir ſind alle blind am hellen Tage, denn wir ſind auf das Nichtsnutzigſte angewieſen, was es giebt, auf das Vertrauen! Kann ich meine Augen von mir trennen, damit der Herzog doch ſieht, was man dem Herzoge verbirgt? O, ich will auch nichts ſehen, Du ſollſt's, Du, der mir raſches Jugendblut vorwirft! Willſt Du's auf die Probe ankommen laſſen?"

„Ich laß es darauf ankommen!"

Der Herzog dämpfte bitter lächelnd ſeine Stimme zum Flüſtern.

„Dann wollen wir keinen Moment verlieren. Du biſt der Einzige, welcher bei unſerer Gemahlin gut angeſchrieben ſteht. Fahr' in dieſen Tagen hinüber, mache Dich an den Berlichingen mit vertraulicher Beſorgniß, und erzähle ihm, daß ich ſcheinbar mein Reichscontingent ſpäteſtens Mai ſtellen, aber mich nördlich mit 20,000 Mann gegen Mainz und Frankfurt wenden, mit den Franzoſen durch Thüringen in Sachſen einbrechen will. Wenn Du dann erfährſt, daß Berlichingen, wie ſchon früher, brühwarm heimlich nach Bayreuth geht, wenn Du die preußiſchen Diverſionen in Sachſen ſiehſt, dann weißt Du, woran Du biſt!"

„Gut, Sereniſſimus. Sagen Sie Niemand davon, wir wiſſen es Beide allein, nicht wahr? Ich werde Ihre Befehle vollziehen, aber ich halte ſolchen Verrath für unmöglich!"

„Das wird ſich finden. Ich werde Anſtalten treffen, daß man genau weiß, ob und wann Jemand unſer Schloß in Stuttgart verläßt."

„Mit äußerſter Vorſicht, denn —"

„Sei unbeſorgt!"

Spät in der Nacht trat Herzog Karl wiederum in ſein Cabinet. Nie ſchien er ironiſcher, witziger, nie ſorgloſer. Seine Getreuen waren entzückt, Melanie ganz ſelig geweſen, aber er war doch wieder ohne tête-à-tête von ihr gegangen, und ältere, erfahrenere Höflinge wollten behaupten, unter dieſer ſprühenden Heiterkeit lauere etwas, zu dem, „wenn es zu Tage komme, Andere ſich nicht ſonderlich gratuliren mögen".

Nun warf er Hut und Degen auf den Tiſch; ſein wahres Geſicht — ohne Maske — war kalt und tückiſch. „Laß ihn kommen!"

Der Mann, welcher eintrat, ſich tief verneigte, trug ein dunkelbraunes damascirtes Sammetkleid mit weißen Atlasaufſchlägen, wie die Weſte mit feinen ſilbernen Sternchen beſetzt, ächt franzöſiſche Arbeit von wundervollem Geſchmack. Der Kopf dieſes Herrn hatte etwas ungemein Charakteriſtiſches, er gehörte zu jenen unheimlichen und dennoch geiſtvollen Köpfen, wie man ſie bei Genies oder — Verbrechern häufig findet. Vielleicht war er Beides. Unter der kurzgekräuſelten Stutzperrücke ſchaute ein Antlitz hervor, wie es nur ein Roué mit etwa ſiebenunddreißig Jahren beſitzen kann, alle Leidenſchaften hatten hier längſt Revue paſſirt, ſo daß nicht zu erkennen war, welche eigentlich ihr dauerndes Standquartier allda genommen. Sein Teint war gelblichbleich, die Thränendrüſen ſtark geſchwellt, der Mund keck emporgezogen und der ſpöttelnde Zug im Mundwinkel ſchien anzudeuten, daß er ſtets geneigt ſei, Malicen zu ſchleudern. Die Naſe trug er gebläht und emporgeſtreckt, ob von Dünkel oder der angeborenen Hundepaſſion des Witterns, war nicht feſtzuſtellen. Groß, ſchön gebaut, voll höfiſcher Grazie, hatte ſeine Erſcheinung doch etwas Saloppes, als ſei ihm Alles verächtlich, — was aber für unendlich fein galt, weil es ihm kein Anderer nachmachen konnte. Dennoch verband er damit eine Freundlichkeit, die wie ein Zug von Mitleid, eine Höflichkeit, die wie natürliche

Aufrichtigkeit ausſah, und ſeine großen funkelnden Augen erſpähten, wenn er ſprach, jeden Effect, den er auf den Hörer machte. Das war — Montmartin.

„Mein durchlauchtigſter Herr befahl —“

„Niemand beſſer als Sie, Graf, wiſſen, welche Früchte mir die von Ihnen negociirte Verbindung mit der Prinzeſſin von Bayreuth gebracht hat. Ein theurer Kauf für die kaiſerliche Gunſt, einige Jahre früher den Thron meiner Väter zu beſteigen! Genug davon. Als ich Sie auf kaiſerliche Empfehlung in meine Dienſte nahm, bewies ich Ihnen damit ein Vertrauen, das ſich durch Ihr ſonſtig Mißgeſchick nicht ſchrecken ließ. Können Sie es rechtfertigen?“

„Ich werde es, Durchlaucht, ſo daß Dieſelben mir eher den Vorwurf machen dürften, ich ſei zu eifrig in meines erhabenen Herrn Dienſt.“

„Iſt Ihnen, ehe Sie zum Regensburger Reichstag gingen, in Bayreuth die Anweſenheit des Herrn von Berlichingen aufgefallen?“

„Sereniſſimus — ich!“

„Sie haben ohne Rückſicht auf irgend wen zu antworten, oder — ich jage Sie zum Teufel!“

Montmartin ſchrak zuſammen. An der Deutlichkeit und dem wilden Ton ſeines Herrn erkannte er, daß diplomatiſche Gefühlsheuchelei ſchlecht angebracht ſei. „Aber wenn ich Sie verwunde —“

„Verwunden kann mich ein Diener nicht!“

„So kann ich als ganz poſitiv behaupten, daß der Kammerherr von Berlichingen kurz vor dem Reichstage in Bayreuth war und ich ihn daſelbſt geſprochen habe. Er überbrachte eine Depeſche der Herzogin, worin mitgetheilt wurde, daß das Land freiwillig nicht zahlen und marſchiren werde, man ſei zu proteſtantiſch und preußiſch geſinnt, es ſei nicht von Nöthen, daß Friedrich ſich nach Südweſt zerſplittere, da von hier kaum Erhebliches zu befürchten ſtehe, das habe ſie vom Conſulenten Moſer.“

„Dem Moſer! So! — Was halten Sie vom Verhältniß der Herzogin und mir?“

„Es giebt Dinge, mein Fürſt, von denen man auf's Lebendigſte überzeugt ſein kann, ſie aber doch nimmer zu beweiſen vermag!“

„Das Beweiſen iſt meine Sache, ich will wiſſen, wovon Sie überzeugt ſind. Reizen Sie mich nicht, Graf, mit Ihren verfluchten halben Redensarten.“

„Kurz und gut, ich bin überzeugt, daß die Herzogin die erſte Spionin in Würtemberg und Süddeutſchland zu Friedrich's Gunſten iſt, die Verheirathung derſelben mit Ew. Fürſtlichkeit nur ein diplomatiſcher Schachzug geweſen, im Süden einen willenloſen Sklaven an Ihnen zu haben, und die Frau Herzogin ihre Miſſion bisher vortrefflich erfüllt hat.“

„Sie liebte mich aber einſt, Montmartin, ich weiß es.“

„Sie wollen vielmehr ſagen, mein Herzog, daß Sie ſich in Ihrer edlen Liebe zu Friedriken ſtets das einbildeten. Sie hat Friedrich's Kühnheit und ſeine Tücke. Berlichingen hat das Maicomplott und die Emeute zu Göppingen haarklein nach Bayreuth geſchleppt, und obgleich der Kammerherr einem ſüddeutſchen Geſchlecht angehört und Güter in Würtemberg hat, zieht er es vor, ſtatt eine der adligen Damen des Hofes zu heirathen, was ſtets die ſicherſte Bürgſchaft ſoliden Sinnes iſt, bei der Herzogin die Rolle des Seladons und Damenritters zu ſpielen, welcher in Bayreuth vor mir Aeußerungen fallen ließ, die ſo voll Schwärmerei nnd chevaleresklem Mitleid mit dieſer „armen ſchönen Herzogin, die ihr Leben an Karl's roher Seite dahin welken ſehn müſſe“, erfüllt waren, daß ich weder die Naivetät noch den Verſtand beſitze, ſolche Gefühle von dem zu unterſcheiden, was man in Frankreich par amour nennt!!“

„O, ich verſtehe, ich verſteh'!“ murmelte der unglückliche Fürſt. Seine Fauſt ballte ſich, ſeine Augen ſtanden ſtier, er preßte die Hände gegen die Stirn. — So ſtand er lange, Lautloſigkeit ringsum, — nur die Pendule pickte leiſe. Große Thränen rannen auf ſein geſticktes Kleid. — Dann blickte er langſam auf, wiſchte das Waſſer von ſeinen Wangen und ging auf und nieder. Plötzlich wandte er ſich, Montmartin erſchrak über den Ausdruck kalter Härte, das diaboliſche Funkeln dieſes Fürſtenblicks.

Die entſetzliche Metamorphoſe ſeines Gemüths war vollbracht, das Herz war todt; was ihn noch bewegte, war der Dämon der Willkür.

„Was die präſumirte Verrätherei betrifft, ſo werde ich binnen wenigen Wochen die Beweiſe haben. Ihnen und dem Pepe überlaſſe ich den Nachweis zu führen, bis zu welcher Vertraulichkeit das Verhältniß zwiſchen meiner Frau und Berlichingen gediehen iſt. Dazu wird nöthig ſein, daß Sie Pepe mit ein paar zuverläſſigen Leuten ſo im neuen Schloſſe unterbringen, daß man davon keine Nachricht hat, und ſtets Boten an mich gelangen können, ohne daß man es merkt. Hier iſt der Schlüſſel, der die Thür aus meinem Schlafgemach in das der Herzogin öffnet. Da — verwenden Sie ihn. — Ich habe auf Niemandes Schultern bisher ſo Wichtiges und Gefährliches gelegt, ſorgen Sie ja, daß der Beweis ein rechtlicher und unwiderlegbarer vor der Welt iſt!“

Mit einer Handbewegung entließ er den Miniſter.

Als Montmartin durch den Vorſaal ſchritt, flüſterte er Pepe zu: „Nun iſt's geſchehen, Freund. Wir haben den Kopf zu verlieren, aber auch Alles zu gewinnen. — Morgen Nacht gehen wir nach Stuttgart, hier iſt der Schlüſſel ſeines Schlafcabinets.“

„Haha, laſſen Sie es mich beziehen, das Uebrige wird ſich finden.“ —

Mit dieſer Nacht ſchien in Karl Eugen ein ganz anderer Geiſt gefahren zu ſein. Nichts von trübem Brüten, Herzweh, jenem Schwanken und Erwägen von früher. Er ſcheute nichts mehr, liebte nichts mehr, als ſich, und in dem Abſchütteln aller Vergangenheit fand er die Energie und die Schnellkraft wieder, die ſeinen Ehrgeiz neu belebte, ihm jene tolle Selbſtüberſchätzung und Schrankenloſigkeit gab, welche ihn zum Deſpoten machte. Ohne Beſinnen wurden die Befehle an Rieger ertheilt, dem Vertrage mit Frankreich gemäß ein doppeltes Contingent zu ſtellen, und die neuen Conſcriptionen begannen demgemäß mit größter Härte und in bedeutendem Umfange. Schon im vorigen Jahre hatten Moſer, Georgii, Faller und Oettinger den Ausſchuß gedrängt, gegen ſolche Gewaltthaten einzuſchreiten, aber Hoffmann, Gemmingen, beſonders Fiſcher hatten dagegen geſteuert, ja ſich ſogar verleiten laſſen, ohne Zuziehung ihrer Genoſſen 200,000 Gulden aus der geheimen Truhe an den Herzog zu geben. Dieſes Jahr weigerten ſie ſich deſſen nicht blos, ſondern Fiſcher erklärte auch ſeinem Schwiegerſohn Rieger, daß der Ausſchuß ſich gegen die doppelte Aushebung ſtemmen müſſe, wenn er nebſt Hoffmann nicht in's äußerſte Gedränge kommen ſolle.

„Thut, wie Ihr Luſt habt, remonſtrirt, proteſtirt, wir machen doch, was wir wollen!“ lachte Rieger.

So gab die Prälatenbank dem übrigen Ausſchuß nach und unterſchrieb eine „gehorſamſte Vorſtellung getreuer Stände“ an den Herzog, die nach Ludwigsburg im April abging. Da die Preußen aber Schweidnitz wieder erobert hatten, in Mähren eingefallen waren und bis Olmütz rückten, ließ man ſich in der Aushebung gar nicht ſtören, ſondern beeilte ſie nach Kräften. Auch die Verſchwendung des Hofes nahm ungewöhnliche Dimenſionen an. Das alte Luſthaus zu Stuttgart war allerdings ſchon vor drei Jahren zu einem brillanten Opernhauſe umgeſchaffen, aber nun wurde Nicolo Jomelli, der Operndichter*), der Capellmeiſter der Peterskirche, mit großen Opfern nach Stuttgart berufen, ein glänzendes Perſonal, ein auserleſenes Orcheſter ſollte beſchafft werden, und Melanie von Wimpfen erſchien ungeſcheut an Karl's Seite, ſelbſt in Stuttgart, wo der Herzog mit ihr die Paradezimmer des alten Schloſſes bewohnte und ſeine Antichambres im linken Flügel des neuen Baues müßig ſtehen ließ. Den „allergetreuſten Ständen“

---

*) Paff II. 452 u. a. a. O.

wurde im Mai durch den Geheimen Rath Pfeil von Montmartin, welcher nun ordentlicher Geheimer Cabinetsminiſter geworden, der kategoriſche Beſcheid, daß ihr Geſuch „aufrühreriſch" ſei (cela c'est la revolte), und ſie die landesväterlichen Maßnahmen nicht zu kritiſiren hätten. Nicht undeutlich wurde zu verſtehen gegeben, man werde im Wiederholungsfalle die „ungehorſamen" Glieder des Ausſchuſſes beim Kopfe nehmen.*)

Dieſe Andeutung ging namentlich gegen Moſer, und Karl, da er ſeit des Conſulenten Geſpräch mit der Herzogin Verdacht gegen deſſen Treue hegte, ließ ihm plötzlich alle ſeine Schriften durch den Grafen Pappenheim mitten in der Nacht abnehmen und von ſeinem geheimen Cabinet, deſſen Chef nunmehr Montmartin war, unterſuchen. Es fand ſich nicht das Leiſeſte gegen den alten Mann. Moſer war durch dieſen Act höchſter Ungnade vor ſeinen Gegnern im Ausſchuß glänzend gereinigt, welche ihm bisher beim Lande vorgeworfen hatten, daß er zu ſehr auf des Herzogs Seite ſei.**)

Herzogin Friedrike ſtand inmitten dieſes Tumults von Bällen, Opern, Maskeraden, Truppenzuſammenziehungen und Parteien allein. Während ſie die glänzenden Fenſterreihen des alten Schloſſes, das Drängen der Equipagen und Läufer aus ihren Fenſtern beobachten konnte, Melanie von Wimpfen offen über ſie triumphirte, war das neue Schloß wie verödet. Die Arme erbitterte ſich fruchtlos über die Schmach, welche ihr ſtündlich vor aller Welt angethan wurde, und ahnte nicht, wie im Geheimen dicht neben ihr ſich ihr bitterſtes Elend vorbereitete. Die Maßnahmen gegen Moſer ſchon hätten ſie mißtrauiſch und behutſam machen, ihr die nöthige Beſonnenheit zur Prüfung deſſen geben müſſen, was ſie that. Wo aber hätte je ein beleidigt Weib Beſonnenheit entfaltet!

Ihre Handlungsweiſe war nicht vorwurfslos. Außer daß ſie es nicht verſtand, ihren Gemahl zu behandeln, erſchöpfte ſie ſich auch gegen ihre Eltern in Bayreuth in bitteren, nutzloſen Anklagen, die nicht immer redliche Ohren vernahmen. Ihr Enthuſiasmus für Friedrich, ihr Wunſch, ihn ſiegen zu ſehen, verleitete ſie ſogar, ihm durch die Eltern Nachrichten zugehen zu laſſen, die, wenn auch nicht geradezu als Verrath, doch als große politiſche Indiscretion gelten mußten.

---

*) Pfaff II. 460. Mentzel gleichfalls der Art.

**) Moſer's Leben 119.

Unter ihren Damen war das Fräulein von Berlichingen ihr Liebling, der ſie für den rigoröſen Etiquettenzwang der ſtets beſonnenen Baroneß Schöning entſchädigte. Dadurch verletzte ſie die Oberhofmeiſterin oft, und nachdem ſie ſich die Warnungen dieſer biedern altpreußiſchen Dame mehrmals empfindlich verbeten hatte, beſchränkte ſich Madame von Schöning nur auf das Unumgänglichſte des Dienſtes. Auch Kettenburg wurde durch Friedrike dadurch gekränkt, daß ſie den Kammerherrn von Berlichingen zu ihrem Correſpondenz-Secretair machte und dem guten Rath nur die Haushaltungspflichten überließ. Dies Alles hätte nichts auf ſich gehabt, wenn nicht beide Berlichingen immer mehr der Herzogin Vertrauen errungen, der Kammerherr nicht wirklich ein tiefes, heißes Gefühl für die Herzogin und den ritterlichen Drang gefühlt hätte, ein Paladin in ihrem Dienſt zu werden. Berlichingen war ein Edelmann durch und durch, und wenn das ſteigende innigere Mitleid mit der ſchönen bleichen Frau Liebe wurde, war dieſe Liebe doch ſo ehrfurchtsvoll, ſo erhaben über jeden Wunſch, daß ſie ſich nur zu edelſter Verehrung verſtieg. Die Herzogin fühlte das, und dieſe wahrhaſt romantiſche Vergötterung that ihrem zerriſſenen Herzen unendlich wohl. Es war aber ein großer, wenn auch in ihrer Lage verzeihlicher Fehler, daß ſie ſich dieſes Gefühls nicht energiſch beraubte, zu jung und empfindſam war, um zu überlegen, daß Fürſten ſich wohl öffentlich freuen, aber nur für ſich allein leiden dürfen! Berlichingen haßte Karl, wie er Friedriken liebte, übernahm mit wahrhafter Begeiſterung, förmlicher Abenteuerluſt die geheimen Miſſionen der Herzogin, und ſeiner

Verkleidungskunſt, ſeinen Fineſſen war es bisher ſtets gelungen, durchzukommen, ohne ſich zu compromittiren. Er führte die Correſpondenzen in möglichſt kleinem Format in einer bleiernen Kapſel auf der bloßen Bruſt, um ſich für den ſchlimmſten Fall ihrer entäußern zu können. Saß er erſt auf ſeinem Roß, mochte ihn Keiner mehr einholen. —

Röder von Schwende erfüllte pünktlich den Befehl ſeines Gebieters, um ihm zu beweiſen, daß ſein ſchmählicher Verdacht gegen Friedriken ganz aus der Luft gegriffen ſei. Kaum hatte Berlichingen von ihm erfahren, welche Diverſionen der Herzog beabſichtigte, als er es Friedriken ſogleich meldete. Da Friedrich in Mähren eingebrochen war, lag es auf der Hand, daß ihm eine ſolche Umgehung durch würtembergiſche Corps gefährlich werden konnte. Bei verſchloſſenen Thüren ward von den Geſchwiſtern Berlichingen und der Herzogin des Nachts Alles depeſchirt, zur ſofortigen Abreiſe Berlichingen's fertig gemacht, und am andern Tage ſollte der Kammerherr wieder auf einige Zeit unſichtbar werden.

Röder erſtattete dem Herzog Bericht, ſein Befehl ſei vollzogen.

„So halten Sie ſich bereit, Oberſt, die Abreiſe des Berlichingen zu ſehen!“

„Sie glauben es wirklich?“

„Ich weiß es ſogar. Pepe wird Sie an den Ort bringen.“ —

In derſelben Nacht, wo man die Briefe nach Bayreuth im neuen Schloſſe ſchrieb, klopfte Pepe den Oberſten aus den Federn. „Excellenz, ich ſoll Sie an den betreffenden Ort abholen, wo Sie Jemand reiſen ſehen ſollen.“

Röder zog ſich haſtig an. Beim Morgengrauen verließen Beide, in Mäntel gewickelt, das alte Schloß, gingen das Eßlinger Thor hinaus, die Weingärten entlang, wo auf der Höhe zur Zeit ein kleines altes Vorwerk lag, jenſeit deſſelben, an der Eßlinger Straße, ſtand ein Wirthshaus, eine Ausſpannung.

Sie ſtiegen über den Gartenzaun an einer eingebrochenen

Stelle im Rücken des Vorwerks und gelangten in daſſelbe, wo ſie von den Bauersleuten freundlich empfangen wurden, welche Pepe genau zu kennen ſchienen. Ein Stübchen im Oberſtock ward ihnen angewieſen, von wo ſie rechts die Stadt, die anſteigende Eßlinger Straße und links das Wirthshaus ganz genau ſahen.

Hier faßte Röder Poſto. — Es mochte zwiſchen neun und zehn Uhr des Morgens geweſen ſein, Fuhrwerk und Leute kamen ab und zu, als ein Herr im Spaziergängerſchritt den Rebenhügel emporſchlenderte, als wolle er die quellende würzige Frühjahrsluft mit vollen Zügen genießen.

„Berlichingen!“ fuhr Röder empor.

„Ah Excellenz, das iſt noch nichts. Kann ein Cavalier Sr. Gnaden nicht ſpazieren gehn? — Aber wenn Sie geduldig den Tag über bis zur Dunkelſtunde warten, werden Sie ſchon ſehn, daß er weiter ſpaziert.“

Röder ſah wirklich, daß Berlichingen in das Wirthshaus ging, harrte eine, zwei Stunden in der Hoffnung, Berlichingen werde den Rückweg antreten, er harrte den ganzen Tag, der Cavalier erſchien nicht.

„Bald, Excellenz, iſt's finſter. Laſſen Sie uns zurück durch den Garten und jenſeits die Hecke hinabſchleichen, bis wo die Straße über den Neckar führt. Wenn er hier abreitet, müſſen wir ihm begegnen.“

Röder nickte ſtumm. Sie hüllten ſich dicht in ihre Mäntel und langten auf Umwegen eben am Neckar an, als es vollkommen dunkelte.

„Laſſen Sie uns ein wenig warten, Excellenz.“ Sie ſtanden einen Augenblick. — Ferner Hufſchlag erſcholl.

„Wahrhaftig, da iſt er ſchon!“

Sie eilten auf die Straße, ein Reiter kam in kurzem Galopp von der Höhe.

„Hinter jenen Baum, Excellenz! Sein Pferd iſt bergab im Schuß. Sie müſſen ihn genau ſehn.“

„Was willſt Du thun?“

„Ihn aufhalten.“

Röder trat hinter den Baum. Pepe wickelte ſich in den Mantel, ſtolperte plötzlich und fiel lang auf die Straße hin.

„Wenn der Berlichingen den Schuft überritte,“ murmelte Röder, „der Satan wäre um einen Braten reicher!“

Pepe ſtieß gurgelnde, grunzende Töne aus. Der Reiter galoppirte herab, und den dunklen Körper auf heller Straße anſichtig werdend, parirte er ſein Roß und kam langſam näher.

Pepe verdoppelte ſein Aechzen.

„Was haſt Du, Kerl? Was iſt Dir?“ rief Berlichingen.

„E Schöpfle, e Schöpfle Fufz'ger, Zeitli!“ pruſtete der Läufer.

„Ein betrunkener Schlingel biſt Du! Ich muß Dich mit der Peitſche regaliren, ſonſt wirſt Du vom nächſten Wagen gerädert!“ und Berlichingen applicirte dem Läufer einige Hiebe.

„Au, ei, vergelt's Gott, ah — ah —!“ und Pepino rollte ſich mühſam aus dem Gleiſe. Der Kammerherr gab ſeinem Pferde die Sporen und brauſte von dannen.

„Er iſt es wirklich!“ Röder athmete tief auf. — Gedankenvoll kehrte er mit Smergali zur Stadt zurück. —

Das Jahr 58 war für Friedrich eins der unglücklichſten ſeines Lebens. Die Belagerung von Olmütz mußte er aufgeben, und ſtatt nach Schleſien ſich wieder zu wenden, wo Keith durch die Kaiſerlichen von Neiße aus beunruhigt wurde, wandte er ſich nach Böhmen, der geheimen Nachricht ſeiner Nichte um ſo mehr trauend, als die erſten 8000 Mann Würtemberger von Karl nach Meckmühl, Neckar-Salm und Reiſach dirigirt worden, um mit den Franzoſen zuſammenzuſtoßen. In Böhmen beachtete er am ſicherſten den Main, Thüringen und Sachſen, um durch einen Parallelmarſch ſeinen Neffen zu faſſen. Darüber, weil Karl ſich nicht rührte, verlor der König Zeit, und die Ruſſen fielen ihm in die Mark. Keith in Schleſien, Schmettau in Böhmen laſſend, eilte er nach der Neumark.

„Willſt Du noch einen Beweis, daß unſere Nachrichten in Berlin reuſſiren?“ lachte Karl zu Röder. „Weshalb lag Friedrich unthätig in Böhmen? Wegen uns und den Franzoſen! Jetzt iſt er aber mit den Ruſſen im Handgemenge, und wir haben in Sachſen und Schleſien Luft? Dafür hat er ſich bei der Herzogin Durchlaucht von Würtemberg zu bedanken, hahaha! — Ja, Röder, Lieb' und Treue, Ehr' und Recht, alles iſt jetzt Wind! Wundere Dich nicht, wenn ich anders bin als vor Zeiten. Man hat's gewollt, man ſoll's auch ſo haben!“

Geſenkten Hauptes, mit ſchwerem Herzen ging Röder von ihm. „O ja, Friedrike iſt unglücklich durch Verblendung, aber daß Karl noch unglücklicher wird durch die Creaturen um ihn, iſt gewiß. Er iſt Einer von denen, die auch nie klug werden ohne Unglück!“ — — — — — —
— — — — — — — — — — — —

Die Herzogin hatte den ganzen linken Flügel des neuen Schloſſes inne, die linke Seite des mittelſten, eigentlichen Corps de logis der Reſidenz bis zum Thronſaal umfaßten des Herzogs Gemächer. Wie noch heute zu ſehen, ſpringt der Mitteltract in einem Ausbau bedeutend dem linken Flügel vor, und dort befanden ſich Karl's Privatgemächer, deren nördlicher Theil nach den Anlagen, deren öſtlicher nach der alten Dragonerkaſerne lag. Die weſtliche Ecke nahm ſein Schlafzimmer ein, öſtlich daneben lag, drei Fenſter breit und zwei tief, das Arbeitszimmer, das an das Conferenzzimmer und den kleinen Audienzſaal ſtieß, deſſen Fenſter nach Oſten und beſagter Kaſerne gingen. Darunter im Parterre lagen die Marſchallszimmer. Der erſte Stock war mit dem linken Flügel der Herzogin nur durch eine kleine Tapetenthür, die aus des Herzogs Schlafzimmer gerade im Winkel nach dem Schlafgemach der Herzogin führte, und einen Gang verbunden, der aus dem Conferenzſaal nach dem Geſellſchaftszimmer Friedrikens mündete. Baroneß von Schöning's Zimmer lag weſtlich bei den Appartements der Hofdamen, nach den Anlagen zu. An das Schlafcabinet der Herzogin grenzte das Arbeitszimmer. — Friedrike von Bayreuth ahnte wohl nicht, daß, wenn ſie mit den Geſchwiſtern Berlichingen conferirte, der Verräther ſo nahe ſei, — in dem Schlafzimmer ihres Gemahls, deſſen Läden nun faſt ein halbes Jahr geſchloſſen waren. Gegenüber in der Dragonerkaſerne hatte ein Rittmeiſter den ſpeciellen Befehl vom Herzog erhalten, jederzeit einen Mann beritten zu halten, welcher zu Montmartin's Dispoſition ſtand, der unter den herzoglichen Zimmern ſein geheimes Abſteigequartier hatte, zu dem man vom Herzog auf einer Wendeltreppe hinabgelangen konnte. Friedrike ahnte noch weniger, daß Pepino, dieſe niedrigſte aller Creaturen, wenn er das Ohr an die Tapetenthür legte, ſie im Schlafe athmen hören, wenn er den Schlüſſel mißbrauchte — ſie im Negligé überraſchen konnte. —

Der Herzog war ſchon Anfang Mai nach Ludwigsburg zurückgegangen, die großen Manöver der Kerntruppen zu ſchauen und die 14,000 Mann ausgehobener Hülfsvölker zu inſpiciren, welche er der Kaiſerin zugeſagt. Stuttgart wurde von geſtickten Kleidern und Uniformen leer, ſelbſt die Oper wurde geſchloſſen; Jomelli gab fortan mit ſeinen Leuten in Ludwigsburg Hofconcerte. Man kam, man ging, es war faſt, als exiſtirte die Herzogin nicht mehr.

Sie exiſtirte aber im eigentlichen Sinne auch nur für ihre beiden Freunde Edmund und Louiſe von Berlichingen, für ihre fernen Eltern und den einzigen Friedrich. Immer mehr losgelöſt hatte ſie ſich von dieſem Würtemberg, wo ſie ihre Jugend begraben, des Thrones Bitterkeit übereich genoſſen.

Es war ſpät Abends in den erſten Tagen des Juni, als Berlichingen — ſehnſuchtsvoll erwartet, zurückgekommen war und ihr bei verſchloſſenen Thüren in ihrem Arbeitszimmer Bericht abſtattete. Kettenburg und die Schöning waren im Vorzimmer.

Friedrike war ungewöhnlich aufgeregt.

„Schnell, mein Lieber, was bringen Sie für Nachrichten?“

„O, daß ich beſſere bringen könnte, hohe Frau! Die durchlauchtigſte Mutter —“

„Berlichingen, um der Liebe Gottes willen ſeien Sie ganz — ganz offen gegen mich!"

„Ew. Hoheit erlauchte Mutter ſind ſehr leidend. Zwar nicht an das Bett gefeſſelt, aber ein Siechthum iſt über ſie gekommen, das ſeine immerwährende Nahrung durch den Kummer erhält, den ſie über Ew. Durchlaucht Unglück, über die traurigen Nachrichten von ihrem königlichen Bruder empfindet. Es iſt nur zu gewiß, daß unſere Winke ihn in Böhmen zu lange weilen ließen. Die Ruſſen, ſagt man, haben im Sinne, bis Berlin vorzudringen."

„Allmächtiger Gott!"

„Es iſt nicht länger zu verheimlichen, meine edle Herrin, daß Alles auf dem Spiele ſteht. Wenn Gott kein Wunder thut, iſt Friedrich nicht zu retten. Keith iſt im Gedränge, Schmettau mußte ſich nach Sachſen ziehen, denn Daun iſt ihm auf der Ferſe —"

„Leiſe, um Gottes willen! — Hörtet Ihr nichts?"

„Ich habe nichts gehört," ſagte aufhorchend Fräulein von Berlichingen.

„Es war in meinem Schlafcabinet oder auf dem Hauptgange!"

Das Fräulein trat an die Thür des Schlafzimmers und öffnete.

„Es iſt nicht das Leiſeſte zu vernehmen," ſagte ſie zurückkehrend.

„Weiter, Berlichingen! Iſt Ihr unſeliger Bericht noch nicht zu Ende?"

„Ew. Durchlaucht laſſen die gnädigſten Eltern flehentlich bitten, ſich durch weitere Depeſchen nicht mehr zu exponiren, am hieſigen Hofe ſei ein Mann, Montmartin, der zu dem Schlimmſten fähig ſei und —"

„Geben Sie mir raſch die Briefe, lieber Berlichingen!"

„Geſtatten Ew. Durchlaucht, da ich ſie dicht am Körper in der Kapſel trage, irgend wo —"

„Raſch, geh' mit ihm in mein Schlafzimmer, Louiſe, aber ſchnell, ſchnell, es iſt ſpät. Ich habe heute eine fieberhaſte Unruhe! — Nein, nehmt kein Licht, es iſt ja bald geſchehn!"

Berlichingen, von der Schweſter gefolgt, eilte in der Herzogin Schlafzimmer. Es war dunkel. Als er es betrat, war ihm, als werde es von Jemand verlaſſen.

„Hörteſt Du nicht eine Thür klappen?" flüſterte er ängſtlich zur Schweſter.

„Mir war, als würde wo etwas verſchloſſen. Beeile Dich um Gottes willen!"

Eine ſtumme kurze Pauſe erfolgte. Berlichingen legte raſch ſeine Halsbinde ab, öffnete die Buſenkrauſe, fuhr mit der Hand unter das Hemd und ſuchte auf der Bruſt nach der Kapſel.

Da riß die Herzogin die Thür entſetzt und bleich auf. „Barmherziger Gott, der Herzog!" ſtöhnte ſie.

„Flieh, Bruder, flieh, ich werfe mich ihm entgegen!" Louiſe ſtürzte hinaus, Friedrike hielt ſich, einer Ohnmacht nahe, krampfhaft am Thürpfoſten. „O Gott, mein Gott, ich bin verloren!"

Draußen ertönte die Stimme der Oberhofmeiſterin, die Stimme Karl's. Ihr Arbeitszimmer ſprang auf, der Herzog, gefolgt von Röder und Montmartin, traten ein.

„Barmherzigkeit, nicht weiter!" ſchrie Louiſe und umklammerte des Herzogs Kniee, „ſchonen Sie ihn!"

Mit einem Ruck befreite er ſich von der Ohnmächtigwerdenden, ſchritt an den Tiſch und ergriff den Leuchter.

„Ich will doch ſehn, Madame, welche Gäſte Sie ſo ſpät hier haben?!"

Berlichingen ſah, daß Alles vorbei war. Er taſtete umher und fühlte etwas Weiches, der Herzogin Bett. Er wollte die Depeſchen retten und verbarg die Kapſel hinein.

Da, — eben als er es bewirkt hatte, trat der Herzog herein. Hoch hob er den Leuchter, ſein kalter Blick traf wie ein Meſſerſtich den Armen, ſchaute das durchwühlte Bett. — Er wendete ſich zu Röder.

„Da iſt er! Du ſiehſt, was vorging! Wenn ich nicht wüßte, daß Du, Edmund Berlichingen, deſſen Wappen ich zerbreche, den ich ausſtoße aus den adligen Landesgeſchlechtern, wenn ich nicht wüßte, daß Du nur ein Mitſchuldiger wäreſt, würde ich Dich hängen laſſen, als Schänder meines Landes und meines Hauſes. Du wirſt zeitlebens auf dem Hohen-Neuffen Zeit haben, dieſer Stunde zu gedenken! Röder, bring' ihn auf die Schloßwache, morgen das Weitere. Du aber, Friedrike von Bayreuth," — er ſchleppte die Entſetzte vor das Bett — „Dir hab' ich nur zu ſagen, daß Du nicht mehr mein Gemahl, Mutter dieſes Landes biſt, ich mich vor Gott und der Welt von Dir trenne! Ich mahne Dich, in zweimal vierundzwanzig Stunden mein Land zu meiden, ſonſt laſſe ich Dich von Dragonern über die Grenze bringen!"

„Herr Herzog, Sie vergeſſen Ihre eigene Ehre. Noch ward ohne Beweiſe kein Menſch verdammt. Ich bin ſchuldlos vor Gott und —"

„Vor Friedrich von Preußen wahrſcheinlich, der die Depeſchen ſeiner Spionin abwartet, um zu ſiegen! Seit Ihnen die Scham abhanden kam, mich ohne Erröthen zu verrathen, war der Schritt bis hierher ſehr klein! Leben Sie wohl, Madame, Sie nehmen aus dieſem Lande mehr mit, als Sie hineingebracht, meinen Fluch!"

Mit wildem Schrei brach Friedrike zuſammen.

Der Herzog ging, gefolgt von Montmartin, an ihr vorbei. —

Röder gab Berlichingen einen Wink. Der junge Mann warf einen Blick noch auf Friedrike, dann brach er in lautes Schluchzen aus.

„Vorwärts! Zwingen Sie mich nicht, Soldaten zu requiriren!"

„Nein, Oberſt, — kommen Sie! Ich bitte Sie nur um eine Gnade, ich will auf mein Zimmer gehen und Ihnen einen Brief für meine Schweſter geben."

„Es ſei!"

Edmund umarmte Louiſen, die ihn wie blöde anſtierte.

Auf ſeinem Zimmer angelangt, ſchloß er ſeinen Secretair auf, zog einen Brief heraus und noch etwas, das er verbarg.

„Was haben Sie da, Menſch? — Her damit!“

„Gleich, Röder, gleich!“ Er ſtieß ihn lachend von ſich. Ein Krachen — Edmund von Berlichingen hatte ſich erſchoſſen! – Der Brief in ſeiner Hand war ſein Teſtament. —

In der nächſten Nacht verließ Friedrike von Bayreuth Würtemberg für immer.*) Sie hatte Niemand bei ſich als Louiſen, Frau von Schöning, Kettenburg und die Beering.

Ihr Herz war todt, ſie ließ es zurück auf dem Grabe des Geopferten! Friedrike hatte ja nur noch eine Pflicht, ihrer ſterbenden Mutter, der Markgräfin Sophie von Bayreuth, in jenen Schreckenstagen die Augen zuzudrücken, wo Friedrich II. bei Hochkirch geſchlagen worden und Gedanken des Selbſtmordes den ſonſt unerſchütterlichen Helden überkamen. —

„Haltet Euch fein ſtill!“ hatte Moſer gewarnt. Fein ſtill war Friedrike nun wohl, — doch zu ſpät! —

---

*) Menzel 229, Pfaff II. 464.

6.

Conſulent Moſer.

Die Abreiſe der Herzogin machte im ganzen Lande einen erſchütternden Eindruck. Man wußte, daß ſie verſtoßen, Karl unwiderruflich von ihr getrennt ſei. Gerüchte ſeltſamſter Art gingen geſpenſtiſch durch Stuttgart. Friedrikens Kammerjungfer, die Beering, hatte in der Aufregung und Angſt Reden geführt, welche auf ein ſchreckhaft Geheimniß deuteten, das ihre Seele belaſte. Mit Friedriken entwich auch der letzte Schimmer von Hoffnung auf Beſſerung der Verhältniſſe, war ja doch jede Schranke der Rückſicht gefallen, die ſich der Herzog etwa noch auferlegt, es hatte bereits ſchon die Verpachtung des Münzweſens an den Juden Nathanael Seidel durch Montmartin's Betreiben und die alsbald in Umlauf gekommenen dünnen Kreuzer und ſtark legirten Gulden eine Vorahnung deſſen gegeben, was zu erwarten war.*) Das neue Schloß wurde wiederum Aufenthalt des rauſchenden Hofes, der ſich mehr denn je in tollem Luxus überbot, Melanie von Wimpfen bewohnte ungeſcheut Friedrikens Gemächer, obwohl außer ihr Sereniſſimus auch noch nebenbei eine Schaar italieniſcher Sängerinnen und franzöſiſcher Schauſpielerinnen mit ſeiner Gunſt beehrte. Verſailles ſchien ſich in Stuttgart wiederholen zu ſollen, und rauſchende Feſte, Bälle, Maskeraden und Liebesintriguen entfalteten ſich da, wo Jahre lang die Thränen Friedrikens von Bayreuth gefloſſen. Dazu kamen noch die berüchtigten koloſſalen Jagden, welche dem Landvolk unerhörten Wildſchaden und Quälereien aller Art verurſachten. Bald darauf verſchaffte Rieger einem Franzoſen Rongin ein Tabaksmonopol. Er wollte Montmartin in kühnen Finanzkünſten überbieten, da er ihn nach der Kataſtrophe Friedrikens immer gefährlicher werden, in immer größeres Anſehen kommen ſah.

---

*) Pfaff II. 464 u. 65.

Karl ſchien nicht mehr wähleriſch in ſeinen Mitteln, aber er hätte ſelbſt in vollem Ausbruch aller Leidenſchaften nimmermehr ſo gegen Blut und Leben des eignen Landes gewüſtet, alles Recht der Stände zu Boden geſchlagen und ſich zum abſoluten Gewaltherrn gemacht, wäre nicht Rieger's und Montmartin's eifrige Concurrenz in Spitzbubenſtreichen die allzu bequeme Brücke dazu geweſen, hätte nicht jede ſeiner Creaturen den ſchmeichelhaften Wahn eines zweiten Ludwig XIV. in ſein Ohr geflüſtert. Die Landſchaft, welche man bisher zufolge Frankreichs und Oeſterreichs Subſidien nicht gebraucht, war eine Null, alle ihre Vorſtellungen wurden in der geheimen Kanzlei durch Rath Pfeil begraben, ohne dem Landesherrn zu Geſicht zu kommen.

Prinz Ludwig hatte bisher zu Allem geſchwiegen, man wußte, daß er mit ſeinem jüngeren Bruder, Prinz Friedrich Eugen, eng zuſammenhing, der ſchon ſeit 1755 unter Preußens Banner kämpfte und ſich, ein Gegner der Politik Karl Eugen's, längſt ſelbſt vom Vaterlande verbannt hatte. Ludwig's Stellung, ohnehin nie hervorragend, wurde durch Montmartin, jetzt die Seele des Hoflebens, noch mehr beeinträchtigt, denn der Miniſter wußte, wie wenig der Prinz ihn liebte, und hielt ihn deshalb von der Perſon des Durchlauchtigſten möglichſt fern. Da ſich Louis auch mit der Herzogin-Mutter eben ſo ſchlecht ſtand, wie ſein jüngerer Bruder in Preußen, und ſich ſcheelen Blicken gewiſſer Leute nicht ausſetzen wollte, kam er ſelten an den Hof und beſchränkte ſich auf das Commando ſeines Huſaren-Regiments. Karl's Trennung von Friedriken, ſeine bisher ſo geringe Kriegsehre, die immer gröberen Gewaltacte und die dumpfe Stille der verhärteten Herzen der Unterthanen gingen ihm tief zu Gemüth. Die ihm heimlich durch Rieger zugegangene Nachricht, Montmartin hege den Plan, den Herzog mit einer kaiſerlichen Prinzeſſin wieder zu vermählen, ließ ihm nicht mehr Ruhe. Er erbat ſich direct in einem Handbillet eine Audienz.

Karl empfing ihn ſehr freundlich.

„Nun, Ew. Liebden, was für große Dinge haben Sie uns zu eröffnen? Hoffe doch, daß es Ihnen an nichts mangelt? Mein Herr Bruder ſoll mich zu allen irgend billigen Wünſchen bereit finden; doch nehmen wir Platz!“

Beide Brüder ließen ſich einander gegenüber auf Seſſeln nieder.

„Für Ew. Durchlaucht Sorge zuvörderſt beſten Dank, ich habe betreffs meiner Perſon keine Wünſche, am wenigſten würde ich ſie in ſolchen Zeitläuften hegen. Ein Gegenſtand weit ernſterer Natur führt mich vor meines herzoglichen Bruders Angeſicht!“

„So, ſo, etwas ſehr Ernſtes! Ew. Liebden fangen wohl auch an, ſich mit Politik zu befaſſen?“

„So viel es dem nächſten Verwandten Ew. Durchlaucht ziemt, gewiß, doch Höchſt-Sie werden mir das Zeugniß geben, daß ich mit derſelben bisher nie läſtig geworden bin; — indeß —“

„Heute aber wollen Sie beginnen? Wie?“

„Zu meinem Bedauern ſehe ich mich gezwungen, ich hoffe aber, jede fernere unliebſame Expectoration wird damit erledigt ſein.“

„Nun, nur zu!“ — und Karl runzelte die Stirn. „Wir ſind begierig, was Sie zu Ihren jetzigen Auslaſſungen treibt, und wie es gekommen, daß Sie vordem nicht nöthig erachteten, Uns Ihre ſchätzbaren Rathſchläge zu gönnen!“

Ludwig verbeugte ſich lächelnd. „Ew. Herzogliche

Gnaden waren bisher alleiniger Herr über Dero Staat, und wie Höchſt-Sie regierten, was Dieſelben thaten oder unterließen, hatten Sereniſſimus mit ſich ſelbſt und den Erwägungen abzumachen, zu denen jeder Hausvater verbunden iſt, um ſeiner Familie Beſitz und Wohlſtand zu ſichern. Mein gnädigſter Herr Bruder hat nun de facto ſeine Ehe mit der Erlauchten Friedrike von Bayreuth getrennt, ohne daß ein Erbe die allgemeinen Hoffnungen directer Succeſſion bewahrheitet hätte —“

„Prinz Louis, wahren Sie Ihre Zunge! Sie ſpielen auf Dinge an, die mich im Innerſten verletzen! Ich löſte das Band mit Friedriken nicht nur, weil ſie eine Verrätherin war, denn meine Familie hat in Friedrich Eugen, unſerem Bruder, dazu das elende Beiſpiel gegeben, ſondern weil ſie auch als Gattin an mir treulos geworden. Sie glauben nun vermuthlich, als mein Nachfolger, ſich in die Dinge miſchen zu dürfen, doch laſſen Sie ſich ſagen, daß ich mich möglicher Weiſe wieder verheirathen könnte.“

„Mit einer kaiſerlichen Prinzeſſin?“

Karl ſchrak zuſammen. „Wer Teufel hat Ihnen das eingegeben, Louis? Sie wollen, wie ich ſehe, meine Langmuth mißrauchen, über den Bruder den Herrn vergeſſen. Reizen Sie mich nicht, oder —“ er richtete einen brennenden, unheimlichen Blick auf den Prinzen, „noch bin ich Souverain, dem Alle ſich beugen müſſen!“

„Ew. Liebden ereifern ſich und drohen mir, ſtatt mich ruhig anzuhören. Das verräth mir, dieſes Vermählungsproject ſei nur zu wahr. Ich bekenne auch aufrichtig, daß mich meine Brudereitelkeit nicht etwa glauben ließ, mein leidenſchaftloſes Wort könne noch Platz in einem Herzen finden, das gegen alle Thränen unzugänglich bleibt!“ Er erhob ſich langſam, kalt lächelnd. „Werde Ew. Gnaden deshalb weder durch eine Audienz, noch den Hof durch mein Erſcheinen ferner beläſtigen, auch lege ich zum Beweis hiermit das Commando meiner Huſaren nieder. Ich reiſe nach meinen Beſitzungen. — Auf Eins aber, Sereniſſimus, mache ich Sie ganz ſubmiſſeſt aufmerkſam. Ich werde nämlich gegen jede neue Heirath proteſtiren und unſer legitimes Hausgeſetz in Anſpruch nehmen, und zwar ſo eindringlich, daß Ew. Gnaden geſtehen ſollen, meine Mittel hierzu ſeien höchſt wirkſam geweſen!“

„Du willſt auch zu den Preußen, Ludwig!“ Karl faßte haſtig ſeine Hand.

„Ich werde in Würtemberg bleiben, um mit ihm zu leiden, mein Wort wird Ihnen genug ſein. Verwüſten Sie gnädigſt dieſes Land immerhin, errichten Sie auf dem allgemeinen Elend sans gêne Ihr unumſchränktes Behagen, aber ſeien Sie verſichert, daß Ihre beiden Brüder Ihnen die Grenzen ziehen werden, die Sie ſelbſt an der Hand von Papſt und Kaiſer nicht überſchreiten dürften, ſollten Beide auch ehrlos genug denken, die Bigamie zu heiligen!“

Das Wort wirkte wie ein Zauberſchlag. Herzog Karl ward leichenblaß.

„Was meinſt Du da, Nichtswürdiger!“ murmelte er finſter.

„Ich meine, daß der heilige Vater wohl von einer katholiſchen Ehe dispenſiren kann, aber nicht von jener, die Sie in Bayreuth nach proteſtantiſchem Ritus geſchloſſen. Es iſt nun einmal in unſeren Zeiten kein Richterſtuhl aufzutreiben, der Sie von dieſem aſiatiſchen Verbrechen freiſprechen könnte, ein Verbrechen, um deſſen willen Sie anno 48 die Landſchaft Mümpelgard in Beſitz genommen. Leben Sie wohl, mein Bruder!“

Prinz Louis verließ in unerſchütterlichſter Kälte das Gemach.

Lange ſtarrte Karl, die Hand in der Buſenkrauſe, vor ſich nieder. Ein Geräuſch weckte ihn.

Montmartin ſtand mit Papieren vor ihm.

„Mein gnädigſter Herzog iſt ſo düſter, ſo in ſich verſunken!“

„Seit wann gewöhnen Sie ſich an, meinen Stimmungen aufzulauern? Mit Ihrem kaiſerlichen Heirathsproject iſt es nichts!“

„Erlaucht Prinz Louis war hier?“

„Weil er ſeinen Abſchied verlangt hat, den ich ihm gab. Er geht auf ſeine Güter. Ich will aber von der öſterreichiſchen Partie nichts mehr wiſſen, wiederhol' ich. — Sie müßten es denn auf Ihre eigene Gefahr wagen wollen, mich damit zu moleſtiren!“ — — — — — — — —

Karl's Bruder reiſte von Stuttgart ab, die Prinz-Louis-Huſaren nannte man fortan das Regiment Bouwinghauſen. — Wirklich wurde aber ſeitdem das öſterreichiſche Vermählungsproject von Niemand bei Hofe mehr erwähnt. — Der Herzog liebte ſeine Brüder nicht. Daß Friedrich Eugen auf Preußens Seite focht, erbitterte ihn, Louis' Anweſenheit hatte ihn beläſtigt, und ſeine Abreiſe nach Neuſtadt befreite Karl von einem ſehr unangenehmen Wächter. Aber was ihm imponirte, ihn nachdenklicher machte, als alle flammenden Worte, alle Appellationen an ſein verdorrtes Herz, war die kalte, ſcharfe Verſtandesdeduction, welche Louis ihm gemacht, das atzende und unwiderlegliche Argument, welches ihn bei einer zweiten Heirath geradezu vor aller Welt rechtlos machte. Er hatte doch im letzten Fältchen ſeiner Seele noch ein Etwas, das ihn bei dieſem Gedanken tief erſchauern ließ und was der Prinz mit dem ſichern Pfeil ſeines ſpitzen Wortes empfindlich getroffen.

Die Kriegsverhältniſſe waren auch nicht nach Wunſch angethan, Friedrich II. trotz allen Mißgeſchicks nicht niedergeworfen, Oeſterreichs und Frankreichs Subſidiengelder gingen in Würtemberg ſchlecht ein, die ertheilten Monopole deckten die Bedürfniſſe nicht. — „Wer ſchafft Geld?“

Um dieſe große Frage drehte ſich jetzt Alles, da die Rüſtungen zum Frühjahr beſchleunigt werden mußten, man bis Ende 59 beſtimmt den Brandenburger matt zu ſetzen meinte. Geld war die Loſung für Rieger und Montmartin. Wer jetzt Rath ſchaffte, bekam unfehlbar das Heft in die Hand, denn Herzog Karl war vom Kaiſerhofe zum Reichsfeldherrn für den kommenden Kriegszug ernannt worden.

Es gab mitten in Stuttgart in den ſtark gewölbten Kellern der Landſchaft ein unendlich lockendes Ding, wo des Goldes und Silbers genug funkelte, die geheime Truhe, der Schatz des Landes. Dahinein ſtrömten alle Steuern und Gefälle, alle Acciſen und Zölle, alle Einkünfte der Kammergüter, Zins, Laſt und Sportel. Aus ihr wurden alle öffentlichen Gelder, alle Gehälte, die des Schul- und Kirchenweſens ausgenommen (welche dem Kirchenkaſten zufielen und von der Synode beſtimmt wurden), entnommen. Ueber die Truhe verfügte allein die Landſchaft in pleno, der Ausſchuß nur bis zu 200,000 Gulden jährlich, die er aber dem Lande gegenüber vertreten mußte.

Rieger, ſo rückſichtslos brutal er war, ſo ungeſcheut er mit Gascognerprahlereien Allem Hohn ſprach, was nicht zum Hofe gehörte, hatte ſich doch noch nicht an den Gedanken gewagt, dieſer Truhe, in welcher ſich zwiſchen ſechs bis acht Millionen, der Beſtand vieler Jahre, befinden mochten, einen Beſuch zu machen. Gutwillig mit der Landſchaft zu dem Ende zu reden, war nicht möglich, denn das hieße ſeinen Schwiegervater der Caſſation und Streichung von der Prälatenbank ausſetzen; ferner aber ſah er in der immer größer werdenden Starrköpfigkeit der Landſchaft das einzige kräftige Gewicht gegen ſeinen Rivalen Montmartin. Er verließ ſich vielmehr auf ſeine geheimen cameraliſtiſchen Entwürfe, mit denen er vorrücken wollte, wenn der College an die Grenze ſeines Finanztalents gelangt ſei und ſich unmöglich gemacht habe. — Dem agilen Herrn Reichsgrafen allein war es vorbehalten, den Verſuch zu machen, das goldene Vließ des Landesſäckels aus den Klauen ſeiner ſchützenden Greife zu drehen.

Er ließ die Landſchafts-Einnehmer Stäudlin und Hoffmann vor ſich fordern und ſtellte ihnen das Anſinnen, die geheime Truhe gegen General-Quittung Sr. Durchlaucht auszuliefern.

„Ohne Anweiſung des Hochedlen Ausſchuſſes,“ erwiderte Stäudlin, „dürfen wir keinen Groſchen geben, wenn auch ſämmtliche Könige der Erde Quittung leiſten!“

Allem Schmeicheln, Zureden, Verſprechen ſetzten ſie Achſelzucken, den Drohungen aber Hoffmann die Antwort entgegen: „Uns hat die Landſchaft eingeſetzt, nicht Ew. Excellenz, alſo brauchen wir Dieſelben gar nicht zu fürchten, und damit uns Niemand Heimlichkeiten vorwerf', werden wir unſere ganze heutige Audienz dem Wohledlen Ausſchuß zu Protokoll geben!“

Damit war es alſo nichts. — Der Ausſchuß belobte ſeine Einnehmer, remonſtrirte beim Herzog gegen „die Verleitung der Landſchaftsbeamten zu Betrug und Untreue“, was natürlich fruchtlos blieb — und Rieger lachte zu Magiſter Fiſcher: „Das iſt recht! Gebt dem Kerl keinen Groſchen, er muß ſpringen!“

Der ehemalige Auditor war indeß ein Filou auf doppelte Weiſe, nicht allein daß er ſeinem Rivalen, wo irgend möglich, entgegenarbeitete, er ſuchte ſich auch für alle Eventualitäten dadurch zu decken, daß er an Prinz Ludwig, der nun geradezu Gegner des Herzogs, ſeines Bruders, geworden, und an Prinz Friedrich Eugen in Preußen alle Geheimniſſe ſeines Herrn verrieth, ja zu einem Invaſionsproject Friedrich II. ſeine Hand bot.*) Rieger argumentirte, daß Friedrich II. endlich doch ſiegen, Friedrikens Schickſal rächen werde zu Gunſten von Karl's Brüdern. Zu Berlin waren Aeußerungen gefallen, deren Sinn unzweideutig genug erſchien. Mindeſtens fühlte Rieger dunkel, daß die bisherige Wirthſchaft eben nicht ewig gehen könne, — er wollte ſich ein Luftloch vorbehalten. —

Es war Ende März 59, als dem ſtattlichen Herrn Smergali von einem Laquaien ein Briefchen übergeben wurde, bei deſſen Aufſchrift ihm etwas ſchwach zu Muthe wurde.

„Nun leſet doch, Herr,“ lächelte der Diener, „es kommt von einer alten Herzliebſten, der Jungfer Beering. Hat mir's ſelbſt gegeben, als ich im Portal ſtand, ſieht etwas jämmerlich aus; — alte Liebe roſtet nicht!"

---

*) Pfaff II. 443–50.

„Narrheit! Was hab' ich mit ihr zu ſchaffen? Ich ſah ſie keine dreimal. Hätte viel zu thun, wenn ich mich um jedes Frauenzimmer kümmern ſollt', das mir nachläuft!"

„Nun, nun, 's iſt ja gut. Mitunter, mein' ich, mag das verteufelt unbequem ſein, wenn Einem ſo die Damens und Mädels nachlaufen. Das kann freilich blos ein erſter herzoglicher Läufer aushalten."

Mit höhniſchem Blick entfernte ſich der Diener.

„Höllenhimmelſakerlot, ſie iſt zurück! Das iſt mein Unglück, bei Gott! — Was ſchreibt die Creatur denn?"

„Einziger Pepino! — Bei elendem Wetter kam ich geſtern von Bayreuth zurück und bin bei meiner Freundin, der Putzmacherin Zeidler. Ach Gott erbarme ſich, Alles iſt in Bayreuth heraus! Als die alte Frau Markgräfin kummervoll geſtorben war, hab' ich in meiner Gewiſſensangſt nicht mehr Rath gewußt, bin zum Pfarrer gegangen, und der hat es der armen Durchlaucht Herzogin wiedergeſagt. Da haben ſie mich denn verhört und dann auf dem Schub fortgejagt. Ich bin recht krank und habe nichts. Du mußt mir helfen! Komm bald, Deine unglückliche Beering."

Pepino hielt ſich am Marmortiſch der Antichambre, um nicht zuſammenzubrechen. Der Angſtſchweiß brach ihm aus. Alles drehte ſich um ihn im Kreiſe. — Als er ſich mühſam ein wenig gefaßt hatte, eilte er, zum Glück dienſtfrei, zu Montmartin, nicht ahnend, was um ihn vorging, noch weniger, daß ihm Jemand folgte, der ihn aufmerkſamer Beobachtung unterzog. In ſeiner Haſt bemerkte er nicht einmal, daß ihm der Brief entfiel, den der Andere ſofort aufhob und verbarg. Montmartin's Haus in der rothen Gaſſe betretend, wendete er ſich vorher kurz um, als fühle er inſtinctmäßig, daß Jemand folge, Regierungsrath Georgii ging geſenkten Hauptes ſtill vorüber.

Wie Pepino vor Montmartin trat, war er vor Angſt nicht fähig zu ſprechen. Er ſuchte in allen Taſchen nach dem Briefe, — der Brief war fort!

„Barmherziger Jeſus, ich hab' ihn verloren! Wir ſind ruinirt, Excellenz, wir kommen an Galgen und Rad!“

„Ihr ſcheint betrunken, beſter Pepino. Was ſoll das heißen?“

„Das heißt, die Beering iſt von Bayreuth zurück. Der Satan hat ſie einem Pfaffen in die Beichte gerathen laſſen, der hat der Herzogin Alles entdeckt, ſie iſt verhört worden und — nun iſt ſie hier!“

Montmartin ſtand wie verſteinert. — Ein Fieber rüttelte ihn, ein Froſt. „Smergali, das iſt nicht wahr!“

„Sie war am Schloßportal und gab an mich einen Brief ab, da drinnen ſtand's. Sie wohnt bei der Putzmacherin Zeidler.“

„Und dieſer Brief, Elender, iſt —“

„Verloren!“ ſtöhnte der Läufer.

„Nun, ſo ſag' ich Dir, Menſch, daß nur Eins bleibt, wenn nicht Alles aus ſein ſoll. Dieſes Frauenzimmer muß —“ er näherte ſich ihm flüſternd, „muß unſchädlich gemacht werden. Entweder machſt Du ſie ſtill, oder ich entdecke dem Herzog ſelbſt Alles, und daß Du mehr gethan haſt, als ich Dir auftrug.“

„Mehr gethan? Sie wagen zu leugnen, daß gerade Sie angegeben, wie ich —“

„Ich ſage Dir, entweder Du thuſt Alles, uns zu retten, oder ich gebe Dir mein Wort, daß Du allein in die Grube fallen ſollſt. — Der Rath Pfeil hat eine kleine Beſitzung bei Saſſenhauſen, bei dem Schaffner und ſeiner Frau kann ſie untergebracht werden, bis der Herzog in's Feld gerückt und Alles hier ruhig iſt. Du mußt ihr ſo lange ſchön thun; — dann haſt Du Zeit, mit ihr öfters einen Spaziergang zu machen, — an der bekannten Brücke iſt der Bach tief und reißend — denke ich. — Zögerſt Du? —“

„O, mein Gott, das kann ich nicht! —“

„So hänge!“

Pepino fuhr wild auf: „Allein gewiß nicht, Herr — hab' ſo machen Streich gemacht für Andere —! Wetter, mein Hals iſt immer noch einen Sprung werth, den ich ſie unverſehens thun laſſ'!" — — — — — — — — —

Das Frühjahr war diesmal ungewöhnlich zeitig angebrochen, überall ſproßte und keimte es ſchon. Anfang April ſammelte ſich darum das Reichsheer in Fulda, wohin Karl als Generaliſſimus nicht nur mit ſeinem militäriſchen Hofſtaate aufgebrochen war, ſondern auch Melanie von Wimpfen und deren Anhang mitgenommen hatte. Stuttgart wie Ludwigsburg wurden öde.

Die Gegend um Saſſenhauſen und den Mühlbach war ſomit wo möglich noch ſtiller denn ſonſt, wo die Leonberger und Ludwigsburger Jagden mehr Leben um dieſe Zeit in das Thal brachten. Die Mittagsſonne funkelte auf den Wegen, ließ das junge erſte Grün der Büſche in zauberiſchem Glanz erſtrahlen, und die „geſpenſtiſche" Brücke ſah unter ſolchen Umſtänden wohl morſch genug, aber gewiß nicht ſchreckhaft aus. Was beklemmend aber ſelbſt jetzt wirkte, war die große Einſamkeit, ein charakteriſtiſches Zeichen der ganzen Gegend den Mühlbach entlang bis in das obere ſchroffe Gebirgsthal hinein, eine Melancholie, die ſelbſt von den Vögeln gemieden zu ſein ſchien. Der Feldbau mit ſeinem regeren Weſen war tiefer in der Niederung nach dem Neckar zu erſt anzutreffen, das Hügelterrain bei der Brücke, in das die rauhen Leonberge ausliefen, trug nur Unterholz, Buſchwerk von Erlen, Rüſtern und Weiden, das dem hohen Wild kein Standlager gewährte, aber doch üppig und wild genug war, um das Gefühl der bangen Stille noch zu vermehren. Hin und wieder huſchte ein Häschen durch's raſchelnde Laub, der Bach ſchäumte und die fernen Glocken der Heerden klangen von den unteren Weideplätzen herüber.

Plötzlich ward Roßgewieher und kurzer Galopp hörbar. Ein Reiter kam von Ludwigsburg des Wegs. In demſelben Augenblick ſchwankte auch jenſeits am ſteilen Hügel, durch den die Straße von Stuttgart abwärts zur Brücke führte, plötzlich das zottige Buſchwerk, und es erhob ſich ein Haupt aus ihm, ſtarr nach dem Kommenden gerichtet; verſchwand aber ſofort im grünen Chaos der Blätter.

Der Reiter war kein Anderer, als Pepino Smergali in Jagdrock und Mantel, der haſtig heranritt, ſein Pferd jenſeit der Brücke, wo der Weg ſchroff abfiel, zum Stehen brachte und mit durchdringenden Blicken die Brücke und ihre Umgebungen in Augenſchein nahm. Nun ſtieg er ab, führte ſein dampfendes Roß abſeits tief in's Holz, band es kurz an einem Weidenſtummel feſt und bedeckte es mit ſeinem braunen Mantel. Darauf ging er vorſichtig nach dem Wege zurück, öfters nach ſeinem Thiere ſchauend, ſchritt die Straße empor und betrat langſam die Brücke, welche er mit prüfenden Augen unterſuchte. Ein Theil des rechten Geländers war ſchadhaft und hing mühſam nur noch an einigen Nägeln, er riß es ganz los und warf's in die Fluth, welche das Holz ſofort in ziſchendem Tanze mit ſich nahm. Hierauf trat er an die entſtandene Lücke und ſah in den Wellengiſcht, dann ſich kurz umwendend, ſchritt er zurück und verfolgte langſam den Pfad, welcher, zwiſchen Buſchwerk hindurch, am linken Ufer des Baches empor nach Saſſenhauſen führte, das in der vorderen Schlucht des Leonberger Gebirges eine ſtarke Viertelmeile weſtlich lag.

Kaum war er indeß zwiſchen Baumpruppen verſchwunden, als derſelbe Kopf ſich jenſeit der Brücke erhob, dann verſchwand — und plötzlich ein Weib, in Lumpen gehüllt, aus dem Gehölz ſprang, raſch über die Brücke huſchte, den ſteilen Weg hinab und auf derſelben Seite im Dickicht des Pfades verſchwand, den Pepino nunmehr eingeſchlagen.

In den Leonberger Vorbergen auf einem kurzen, ſchroffen Plateau liegt die Ruine Stammen, ein elender, wüſter Schutthaufen, um den ſich in den weitläufigen Waldungen und Berggeäſt kein Menſch bekümmerte. Bei ihr lag die kleine Hütte des Wildhüters. — Er ſaß eben davor und putzte ſeine Büchſe, während ſein Weib die geriſſenen

Maſchen eines Netzes ausflickte. — Jedenfalls ſahen beide Leute, obwohl noch jung, nicht ſehr ehrenwerth aus, und bei ihrer dürftigen Lage ſchien es nicht unberechtigt, anzunehmen, daß ſie, wenn es irgend ſtraflos geſchehen konnte, Bach und Wald, Wieſen und Feld, kurz, die ganze Mutter Natur als ihr freies Eigenthum betrachteten. Derartig mochte auch ihre halblaute Unterhaltung geweſen ſein, denn ein Geräuſch ließ ſie verſtummen und erſchrocken aufblicken.

Vor ihnen ſtand Lea Süß in Lumpen.

„Nun, was bringſt Du, Judenhex'? Iſt 'was drunte los?"

„Es iſt 'was los, Schepper. Willſt Du einen Fiſch fangen, einen ſchönen Fiſch, ſo lang wie ich ſelber?" Sie warf ſich ins Gras.

„'s alte Thier is wieder verruckt," fuhr die Waldhüterin auf.

„Verrückt? Und iſt die Welt nicht wahnſinnig? Fürſten beſtehlen das Land, und ihre Diener müſſen hängen; Fürſten verſtoßen ihre Weiber unſchuldig, und die Schuldige kommt um von der Hand ihres Helfers. Ei ſagt mir doch, ob ſo ein Land nicht verflucht ſoll ſein? — Aber der Gerichtstag kommt!"

„Wenn Du nit zu ſalbadere aufhörſt," rief der Jäger heftig, „geb' ich Dir ein' Tracht, wie letzthin!"

„Was ſollſt Du mich nicht ſchlagen? Die Kleinen treiben's wie die Großen!" Sich raſch beſinnend, ſprang ſie vom Raſen auf. „Leih' mir Dein großes Netz, Schepper, ich muß den Fiſch fangen, lebendig, hörſt Du! Du ſollſt ein funkelneu Pferd haben, ein herzogliches! Gieb mir das Netz und ich zeige Dir, wo der Hund den Gaul verſteckt hat!"

„Sie hat 'was auf'm Zug, Schepper!" ſagte die Jägerin. „Wo ſoll das Pferd ſtehe?"

„Wenn ich das Netz kriege, aber das größte, — ſollſt Du es höre, Tonele," lachte Lea.

„Hol' es ihr!" ſagte der Schepper kurz.

Tonele ging nach der Hütte.

„Sag', Lea, was iſt's für ein Fiſch, den Du fange willſt."

„Er wird falle von der Brücke in mein Netz!"

„Verdammt, ſteht's ſo?! — Und Einer wird ſtoße, he? Der, dem der Gaul iſt?"

„Ja, Schepper, und will nach Ludwigsburg davon, wo er herkam!"

„Nach Ludwigsburg? Ein herzoglich Pferd? — Kennſt Du den Schuft!"

„Soll ich den rothen Pepino nicht kennen? Kommt doch oft genug über die Brück'."

„Donnerwetter, Lea! Biſt doch nit ſo verruckt, wie ich dacht'."

Tonele brachte das Netz angeſchleppt.

„Aber, alle Heiligen, ſie kann's allein nit wegbringe, Mann."

„Laß Alles liege, mer gehe mit." — Damit warf er haſtig die Büchſe um. „Nimm dene Korb, thu's Krügel Heurigen 'nein aus der Lade, und bring' die Eisſtangen mit. Lauf voraus, Judenmädle, daß uns der Fang nit verlegt wird!"

Lea nickte und eilte davon. Der Wildhüter — oder Dieb, je nachdem, — folgte bald darauf mit ſeiner Ehehälfte. —

Die geſpenſtiſche Brücke lag in tiefer Abenddämmerung. Der Wind pfiff kalt und unangenehm durch die Bäume, welche rauſchend und ſchwankend ihre unruhigen Schatten rings auf die Brücke warfen, ſo daß der weiße Giſcht der blitzenden Fluth noch das Erkennbarſte war, als den Pfad von Saſſenhauſen her Stimmen und Schritte vernehmbar wurden.

„Aber wenn Du mich hinhältſt, künftigen Sonntag nicht mit mir getraut biſt, wie Du mir heute geſchworen haſt, das arme Ding in Schanden die Welt erblicken muß, ſo —"

„Nein, nein! Schrei doch nicht ſo, Schatz. 's iſt Alles in Ludwigsburg beſorgt, erwarte dieſer Tage ja blos den Conſens aus Fulda. Verſprich mir nur, daß Du ſo lange ruhig bleiben willſt!"

„Du haſt mich auch betrogen, damals —"

Der Andere ſprach haſtig dazwiſchen, die Stimmen ſanken zum Geflüſter herab, es ſchien, als würden mit Liebkoſungen alle Bedenken erſtickt. Darauf betraten Beide Arm in Arm die Brücke und bewegten ſich nach der gefahrvollen Stelle hin. — Nun hielten ſie, — neue Umarmungen folgten, ein Schluchzen auf der einen, ein dringendes Beſänftigen auf der andern Seite, — plötzlich ein kurzes Ringen, ein Stoß, ein Schrei! — Das Waſſer ſpritzte hoch auf, und eine Geſtalt huſchte über die Brücke hin nach Ludwigsburg zu.

Ein Gelächter aus tauſend ſataniſchen Zungen ſchallte hinter dem Flüchtigen her. „Hehehehe! Halt doch, Pepino! Haihai, huhuhu! Wir Fiſch' wollen auch mit!"

Pepino hatte ſein Werk vollbracht. Er ſtürzte in's Gebüſch, er ſuchte ſein Pferd! — Fand er es nicht, hatte es ſich verlaufen, — er wußte es nicht mehr. Das Geheul von der Brücke ſchien immer näher, gräßlicher zu klingen! Der Läufer rannte durch's Gebüſch auf die Straße, und wie ein gehetztes Thier machte er, wider ſeinen Willen diesmal, von ſeiner Kunſt Gebrauch, um den furchtbaren Rachegeiſtern der Ertränkten zu entrinnen.

Auf der Brücke indeß war ein plötzliches Leben, Geſtalten ſchwankten hin und wieder.

„Hollihoi, wir haben den Fiſch, zieht an!" jauchzte Schepper, und mit Lea und Tonele aus Leibeskräften ziehend, brachten ſie das Netz an's Ufer, in deſſen Maſchen krampfhaft feſtgeklammert und verwickelt die unglückliche Beering ſtarr und kalt hing.

„Sie lebt noch, ihr Herz geht!" rief die Jüdin.

„Wir ſchleppen ſie in Dein Rattenloch, Lea!"

Sie trugen die Arme im Netz vorſichtig das ſüdliche ſteile Ufer empor durch das Gebüſch und gelangten zu einer kleinen Höhle, deren Eingang von Buſchwerk verdeckt war und in welcher ein trübes Feuer qualmte. — Das

Opfer Pepino's und Montmartin's ward aus dem Netze befreit und durch allerlei Wiederbelebungsverſuche endlich in ihr trauriges Daſein zurückgerufen. Der Wildhüter ließ ſie zur Nacht in Lea's Obhut, die mit einem Eifer und einer Klugheit um ſie bemüht war, welche man ihrem ſonſt ſo zerbrochenen Geiſte nicht zugetraut hätte. Am andern Tage wollte man ſie in des Wildhüters Haus bringen, um vor allen Dingen das Geheimniß ihres Unglücks zu erforſchen.

Als der Schepper am andern Morgen zu dieſem Zweck nach der Höhle kam, waren beide Frauen verſchwunden. Der Wildhüter und ſein Tonele durchſtrichen die ganze Gegend bis über Saſſenhauſen, den weiten Forſt und das untere Bergrevier nach allen Seiten, — keine Spur von Beiden war zu ſehen. — — — — — — — — — —

Fulda war jetzt ein großes Kriegslager, wohin die Reichsvölker in immer ſtärkeren Haufen zogen. Karl wußte, daß die Ruſſen von Norden gegen die Mark vorrücken würden, Friedrich noch überflüſſig zu thun hatte, ſeine Truppen neu zu ergänzen, Frankreich hingegen das mit Preußen verbündete Braunſchweig unter Broglio und Contades vom Main und Niederrhein aus angreifen, und ein öſterreichiſches Corps in Schleſien einfallen würde. Er wartete in Fulda unter Feſtlichkeiten und Revuen die Vervollſtändigung ſeiner Truppen ab, um dann (eine alte Lieblingsidee) quer durch Thüringen und Sachſen gegen das Herz Preußens vorzudringen.

Der Fürſtbiſchof und ſouveraine Herr von Fulda, Adalbert von Herſtall, hatte einen großen Ball zu Ehren Herzog Karl's und ſeiner „gottbegeiſterten Reichskrieger“ veranſtaltet. Die geiſtliche Reſidenz prangte im höchſten Schmuck, die Prälaten machten mit franzöſiſcher Galanterie die Honneurs, und der Wein floß ſtromweis. Mit den Sammtkäppchen und Tonſuren bildeten die blitzenden Uniformen der Offiziere aller Gattungen, die blendenden Nacken und Arme der Damen einen gar ſeltſamen Contraſt, und die lukulliſchen Büffets, die rauſchenden italieniſchen Klänge, der Glanz von tauſend Girandolen und Lichtern erweckten billig die ſonderbarſten Gedanken über das Leben der Amtsnachfolger unſres ſtillen, leidenden Heilands. — An die Schwelgerei und Prunkſucht geiſtlicher Höfe war man im vorigen Jahrhundert indeß ſo gewöhnt, daß ein „Pfaffeneſſen" jedem Höfling als Signal höchſter, zwangloſeſter Ausgelaſſenheit galt.

Eben begann der Ball ſelbſt. Seine hochfürſtbiſchöfliche Gnaden eröffnete in höchſter Weinlaune mit Melanie von Wimpfen die Menuet, Herzog Karl folgte mit der Gräfin von Hühnefeld, welche, wie man ſagte, noch etwas mehr als des Fürſtbiſchofs Nichte war. Auf den Wogen der Sinnenluſt und Freude wiegte ſich rings der glänzende Kreis in jenen graziöſen Pas und Verſchlingungen, welche aus der modernen Tanzkunſt leider verſchwunden ſind.

Nur Röder von Schwende, an einen Pfeiler gelehnt, betrachtete das Ganze mit ernſten, froſtigen Blicken. Er hatte Friedrikens Untreue geſehen; dennoch glaubte er nicht an ſie. Seinem Wort zuwider hatte Karl je länger deſto mehr anderen Leuten ſein Ohr geliehen, Röder wurde von Tag zu Tage überflüſſiger. — Karl's ganzes Benehmen ſeither höchlich mißbilligend, wußte er nur zu gut, wie wenig derſelbe in der Verfaſſung ſei, den Rath ſchmuckloſer Freundſchaft anzunehmen; der Herzog war einer jener ſtarren Naturen, die nur durch ſich ſelbſt klug werden. — Trotzdem hatte ſich Röder aber nicht enthalten können, ſeinen jugendlichen Herrn ſchon vorige Woche zu bitten, mit dem Heere zu marſchiren und das an Zeit zu gewinnen, was er an Mannſchaften etwa noch entbehrte. „Wenn man ſchon einmal marſchirt, iſt der erſte Handſtreich das Beſte!"

„Du biſt mein Oberſtallmeiſter, lieber Röder, alſo ſorge für unſern Marſtall nur gut, damit wir reiten können, wenn wir wollen. Ich werde ſchon ſagen, wann es Zeit iſt!"

Röder hatte ſich tief verneigt und fortan geſchworen, nie mehr ein Wort zu reden. So ſtand er denn nun abſeits, und vor ſeiner Seele ſtiegen alle unheilvollen Bilder

der Vergangenheit auf. — Jud' Süß und jene Nacht, da Alexander ſtarb, jener Abend, da Karl über die Mühlenbach-Brücke ritt und Lea ihm unheilverkündend begegnete. Des Landes Noth, Friedrikens Verſtoßung, der Tag zu Leuthen, — Alles ballte ſich zu einem Bilde düſterſter Melancholie.

Da ſprang die Saalthür auf, General Bouwinghauſen, ſtaubbedeckt, ſtürzte herein.

„Die Braunſchweiger ſind in Fulda!“ ſchrie er.

Entſetzliches Geſchrei ringsum, wilde Flucht überall.

Röder von Schwende riß den Degen heraus, ſtürzte zum ſtarren Herzog, und ihm in die Leibſchärpe greifend, ihn mit ſich ziehend, donnerte er: „Schützt Euren Herzog, Würtemberger! Die Weibsbilder und die Pfaffen fahren zum Teufel! Pferde, Bouwinghauſen, und Ihre Huſaren! Ich laſſe Euch nicht los, Herr, bis Ihr in Stuttgart ſeid, oder der Himmel ſoll mich erſchlagen!“

Karl mit ſich ziehend, von Offizieren umdrängt, eilte Röder die Freitreppe hinab, half Karl auf ſein Pferd, eine Schwadron Bouwinghauſen-Huſaren nahmen den Herzog in die Mitte, und rechts den Röder, links den Junker und Adjutanten Schiller, ging's durch die Straßen Fuldas mit Schießen, Stechen und Hauen hinaus vor's Thor, wo die würtembergiſche Infanterie mit der Wuth der Verzweiflung focht. Weiter, immer weiter ritten ſie. Vor ſich, hinter ſich, neben ſich Verwundete, Fliehende, — die ganze Reichsarmee war nach allen vier Winden gefegt!*) — — An Leib und Seele zerſchmettert, — ſo wie er gerade war, — langte Karl in Ludwigsburg an. Ein paar Tage ſpäter brachte Wimpfen ſeine Schweſter auch wohlbehalten nach. Als es der Herzog erfuhr, antwortete er nicht darauf. Seit dieſer Zeit konnte er nie mehr eine Menuet tanzen.

Die ganze Kriegskaſſe, eine Menge Koſtbarkeiten waren dem Prinzen Ferdinand von Braunſchweig bei dieſem Coup in die Hände gefallen. Dreitauſend Würtemberger gingen in einer Nacht zu Grunde. —

---

*) Pfaff II. 443—50, Mentzel 179.

War Geld vorher nöthig geweſen, jetzt war es geradezu Bedingung der Exiſtenz, man mochte es nun nehmen gleichviel woher.

Rieger war, da er Montmartin's Verlegenheit merkte, mit Monopolen wieder raſch zur Hand und entwickelte eine neue vortreffliche Finanzidee: nämlich die Errichtung eines ſogenannten Gratialamts, deutſch geſagt, den officiellen Aemterhandel.*) Dazu war indeß keine Zeit, der Ertrag nicht raſch und ſicher genug, auch machte die Einrichtung der Sache Koſten. Da, alle Schranken überſpringend, erklärte Montmartin, man müſſe die Landſchaftskaſſe kurz und gut durch Hülfe des Militärs in herzogliche Hände bringen.

Karl erſchrak. Rieger, darob befragt, ſagte: „Das möchte ich denn doch nicht auf meinen Kopf nehmen!“

„So werde ich's thun, mein Fürſt, und erbitte mir nur den Befehl dazu.“

„Nein, Montmartin, nein! Viele meiner Vorgänger hatten ſchlimme Händel mit der Landſchaft, waren gezwungen, Ungehorſam und Widerpart der eigenwilligen Stände zu züchtigen, und ich werd' mir hierin nichts mehr vergeben. Aber keiner meiner Ahnen hat die Landſchaftskaſſe berührt, weil das gemeine Volk wie der alte Gebrauch ſie unverletzlich hält, der Gang der Verwaltung, wie er einmal zu Lande iſt, einen furchtbaren Stoß erleiden würde.“

„Darauf hab' ich Ew. herzoglichen Gnaden nichts weiter zu entgegnen,“ und der Miniſter verbeugte ſich lächelnd, „als daß es in der Welt nur zwei Wege giebt, die ein Herrſcher gehen kann. Entweder er verträgt ſich mit ſeinem Volke um jeden Preis, thut ſeinen Ständen den Willen und iſt gewiſſermaßen nur der Mandatar, welcher die Verordnungen ſeiner Unterthan fein ängſtlich und ſauber ausführt. Wollen Sie das, mein Fürſt, ſo iſt dieſer ganze Krieg, ſind die Aushebungen, die Zwangsmittel Rieger's das pure Gegentheil, Durchlaucht wäre alſo ſchon im Unrecht! Eine andere Art des Regiments iſt die, um jeden Preis, mit jedem Mittel dem Pöbel, trotz großen Mißgeſchicks, zu beweiſen, daß man ſeinen guten Willen, ſein Ja und Nein nicht braucht, überm Geſchrei des Tages erhaben, weiter auf des Landes künftigen Ruhm und Anſehn denkt! Dieſer Tübinger Vertrag, welchen Ew. herzoglichen Gnaden Vorfahren verſchwenderiſch dem Lande gewährten, entſtand durch die Nothwendigkeit, ſich in den Religionswirren und feudalen Kämpfen gegen den übermüthigen Adel auf das Volk und die proteſtantiſche Lehre zu ſtützen, ſollte Ew. herzoglich Geſchlecht nicht das Land verlieren. Es war ein bloßer Act geſchickteſter Politik. So gut man aus Cabinetsrückſichten die Verträge mit dem Landtage gemacht, ſo gut hebt Cabinetspolitik ſie auf! Daß dies Ew. herzogliche Vorfahren genugſam verſucht, aber nie ſtark dazu waren, beweiſt Würtembergs Geſchichte; aber auch Ludwig XIV. hatte ein Parlament und ward deſſen Meiſter. Seit ihm wiſſen die Könige, daß Genie, Willen und Ruhmeifer Alles vermögen! Die Menge braucht nur zwei Dinge, um anzubeten, daß es fürchte oder ſtaune! Soll in dieſem kritiſchen Moment Ihr Schritt durch eine Geldkiſte gehemmt werden, ſoll dieſe heilige Bundeslade der Landſchaft Urſach' werden, daß ſich Sereniſſimus demüthigen müſſen vor einem Haufen Pfaffen, Amtspflegern, Juriſten und Bürgermeiſtern, Menſchen, die herzoglich Brot eſſen?"

---

*) Menzel 146.

„Montmartin, das werden wir nimmermehr! Entweder — oder! Ich werde nachholen, was meine Voreltern zu rechter Zeit verſäumt! Bis morgen ſind meine Dispoſitionen getroffen, und Sie ſollen Karl Eugen in nichts mehr zögern ſehen! Ich befehle Euch Allen indeß ſtrengſtes Geheimniß bei Eurem Kopfe!"

Die Conferirenden gingen ſehr ernſt auseinander. Man ſtand vor einer Wendung der Geſchicke Würtembergs. Rieger beſonders war wie vom Donner gerührt. Glückte

Montmartin der Coup, gelang es, die Millionen der „geheimen Truh'" in die Hände zu bekommen, den Tübinger Vertrag zu zerreißen, dann war Montmartin der Meiſter Aller, und er ſank zum bloßen Diener herab, — er, der zu viel gegen ſein eigen Gewiſſen gethan, um mit einer ſo erbärmlichen Abfindung zufrieden zu ſein.

Gedankenvoll ſetzte er ſich auf's Pferd, nach Hauſe — nach Stuttgart zu reiten. „Er führt es aus, das iſt gewiß, und ich darf mich nicht rühren, ſo packen ſie mich! Halt — ein verfluchter Gedanke kommt mir! — Wahrhaftig, der Montmartin ſoll die Truhe haben, hoho!" Er ſpornte den Gaul und jagte verhängten Zügels nach der Reſidenz. — Eine Viertelſtunde nach ſeiner Ankunft ging Frau Generalin Rieger, im Pompadour das Strickzeug, ihren Papa, den Conſiſtorialrath Fiſcher, zu beſuchen. Im Pompadour unter dem Strickzeuge aber ſteckte ein Briefchen in verſtellter Handſchrift:

„Man wird Euch ſpäteſtens morgen an die Truh' gehen. Seht, daß ſie den Leuten nicht zu ſchwer iſt! Ein Fidibus vom Pfiffikus."

Sofort ward der Ausſchuß bei Fiſcher verſammelt. Nach feierlichem Handſchlag auf Verſchwiegenheit vernahm man die Schreckenskunde. Da ſie aus Fiſcher's Munde kam, wußte man, wie ſicher die Quelle war.

Am nächſten Tage gegen Mittag rückten plötzlich das Regiment Roman und die Dragoner von Phull aus ihren Kaſernen vor die Landſchaft und umſchloſſen dieſelbe von der Landſchaftsgaſſe, der Kanzlei- und Stallmeiſtereigaſſe, wie von der Kaſtkellereiſtraße. Eine Compagnie Musketiere beſetzte den inneren Hof, auf den leere Munitionswagen fuhren; Miniſter von Montmartin erſchien und befahl den Landſchaftseinnehmern Stäudlin und Hoffmann, die Truh' zu übergeben, wenn ihnen ihr Leben lieb ſei.*)

„Das können wir nach unſerem Amtseid nicht," ſagte

---

*) Pfaff II. 462—64; Moſer's Leben 122—25; Ledderhoſe 74—79.

Stäudlin. „Aber wenn der Herr Miniſter aus dem verſchloſſenen Pult da die Schlüſſel nehmen will, können wir es nicht wehren.“

„Aber wir verwahren uns feierlich, daß wir mit freiem Willen die Kaſſe ausgeliefert haben!“

„Das wird mir gleich ſein. Grenadiere, brecht mit dem Seitengewehr die Lade auf!“

Das Pult krachte, der Deckel zerſprang. Se. Excellenz nahm mit eigener Hand das ſchwere Schlüſſelbund.

„Da unſere Function aus iſt, Excellenz, können wir mit Erlaubniß wohl heimgehen?“ fragte Hoffmann.

„O, das iſt Euch unbenommen, Ihr Herren,“ lachte Montmartin, „wir werden ohnedies eine andere Ordnung machen! Geh' Einer mit ihnen, Soldaten, und laſſe ſie die Linie paſſiren!“

Die beiden Einnehmer gingen.

Montmartin rief Pfeil herein, der die Contobücher verſiegelte und fortbringen ließ. Dann, von Soldaten begleitet, ſchritten ſie durch die leeren Räume hinab in die Kellergewölbe, wo das goldene Kalb, die „geheime Truh'“, lag.

Die ſchweren Riegel klangen, die Stangen ſanken, die eiſernen Flügelthüren thaten ſich auf. — Das Schatzgewölbe war leer, nur 200,000 Gulden konnte Pfeil zuſammenrechnen, und — gebuchter Beſtand an Geld, Papieren und Schuldbriefen ergab gegen neun Millionen.

Montmartin war zu Muthe, als ſollte er in den Boden ſinken. Der Gewaltſtreich war unwiderruflich verübt, aber es war nichts mit ihm erreicht worden, als eine Ausbeute, deren Geringfügigkeit die ganze Sache zu einer Lächerlichkeit, einer unendlichen Blamage herabſinken ließ. Es war klar, daß der Inhalt der geheimen Conferenz zu Ludwigsburg verrathen worden, daß der Verräther Rieger ſein mußte.

Indeß das Geld unter General Roman's Leitung fortgeſchafft wurde, eilten mit einem Dutzend Dragoner Montmartin und Pfeil zum Oberconſiſtorialrath Fiſcher — verreiſt in Kircheninſpectionsgeſchäften! — Zu Gemmingen

— verreiſt nach Tübingen in Sachen der Univerſität! — Oettinger und Faller — verreiſt in Privatangelegenheiten! — Georgii — verreiſt im Commiſſorium der Landſchaft! — Hoffmann und Stäudlein wie die Aſſeſſoren und Kanzliſten vernommen, erklärten, ſie wüßten nichts. Der Ausſchuß habe ihnen gegen Generalquittung alle Geldbeſtände per decretum abgenommen.

Montmartin mußte Gewißheit haben, wie ſollte er denn vor den Herzog treten; er eilte zu Moſer.

„Wo ſind die Gelder der geheimen Truh'?“ donnerte Montmartin ihn an.

„Die Gelder ſind Eigenthum des Landes, Excellenz, dem allein, nit Ihne hab' ich zu antworten. Sparen Sie weitere Worte, haben deren genug an mich verſchwendet. Da Sie mit Güte und Ueberredung weder gegen mich, noch Fiſcher, noch die Einnehmer 'was ausgerichtet, haben Sie es denn mit Gewalt probirt. Sehen Sie zu, wie weit die Gewalt langt, der Proteſt des Landes geht Ihne nach Ludwigsburg voraus. Sie ſind 'n Franzoſe, Herr, der auf's ſklaviſche deutſche Volk und die dumme Schwabe gar hochmüthig herſieht; 's iſt auch richtig, wir laſſen uns viel gefalle, aber in unſerer Dummheit halten wir eben am gute, dumme, würtembergiſche Recht.

— Sais tu rien de dialectique?
Oui, je sais toute quiquelique!

und Euern Quiqueliques und Macchiavellismen werden wir den Gott entgegenſetzen, vor dem der Herzog die Verfaſſung beſchworen hat!“

„So ſollt Ihr, Herr, auch in aller Schwere zu verantworten haben, was Ihr gegen die Regierung gethan.“

„Dazu bin ich Conſulent, ich erwart' die Verantwortung!“ —

Montmartin verließ mit Pfeil Moſer's Haus, und während er voll Todesangſt nach Ludwigsburg fuhr, wo er Rieger wußte, wurden die Truppen abcommandirt und kehrten durch die wogende, erregte, dumpf flüſternde Menge in ihre Kaſernen zurück.

Mit höchſter Aufregung erwartete der Herzog im Ludwigsburger Stadtſchloß Stunde um Stunde Nachricht über den Coup. Seine Ungeduld ſtieg, je mehr der Abend herankam, Niemand durfte ihm nahen, die Diener und Cavaliere, unter ihnen Rieger, Röder und Wimpfen, ſtanden ängſtlich und ungewiß im Vorzimmer, man wagte kaum flüſternd ſeine Muthmaßungen auszuſprechen.

Da überbrachte ein reitender Landſchaftsbote ein Schreiben an Sereniſſimus zu Händen des Oberſtallmeiſters von Röder. Letzterer nahm es ab und ließ ſich durch Pepino melden.

„Der Röder nicht, Rieger ſoll kommen!“ klang Karl's Stimme rauh von innen.

Pepino wiederholte Röder den Befehl, derſelbe gab Rieger mit einer kalten Verbeugung den Brief, und der General verfügte ſich in's Zimmer des Herzogs.

„Was iſt das?“

„Ein wichtig Schreiben ſcheint's von der Landſchaft!“

„Der Landſchaft? Was können die ſchreiben. Geb' Er her, vielleicht Montmartin's Bericht, der die Siegel benutzt hat.“

„Ein Landſchaftsbote hat's gebracht!“ Er übergab Karl das Schreiben.

„Der Montmartin wird doch nicht gewagt haben zu zögern?“ — Karl riß die Enveloppe herab und las im Auf- und Abgehen das Document, „die ergebenſte und geſetzliche Proteſtation der Stände wegen heut' erfolgten Kaſſenraubs in der herzoglichen Landſchaft durch den Reichsgrafen und Miniſter Montmartin, Excellenz.“

„Sie haben die Kaſſe, Rieger!“ athmete Karl auf.

„Das habe ich nie zu bezweifeln gewagt, Sereniſſimus.“

Eine drückende Stille erfolgte. Aber je mehr Karl weiter las, je tiefer röthete ſich ſein Geſicht, je wilder flammten ſeine Augen, je mehr verzerrte ſich dieſes ſonſt ſo edle Geſicht. Er ballte das Document vor Wuth zuſammen, das Papier riß unter ſeinem Griff.,

„Dieſe Hunde, dieſe Sklaven, das mir?! Wollen ſich unterfangen, weil ich meines Landes Geld brauch', das als Diebſtahl anzuſehen, den Montmartin criminell zu machen, mir, Rieger, — mit einer Klage beim Kaiſer zu drohen?! — Kein Anderer als der Schurke Moſer, der graue Eiſenklotz, hat's aufgeſetzt! Ich kenne die Anderen, ſie ſind feig, und nimmer, weiß Gott, nimmer wär's ſo weit gekommen, hätte dieſer Rabuliſt und Advocat ihnen nicht Trotz und Widerſtand eingeimpft! — Pepino! Sofort ſoll le Bret dem Moſer ſchreiben, daß er augenblicks nach Ludwigsburg kommt! Ich werde ihn ſo weich kneten, daß er zeitlebens genug haben ſoll. Er wird Sorge tragen, Rieger, daß ein Piquet Soldaten bereit iſt, die Execution an dem Halunken vorzunehmen! Man muß durchgreifen! Eh' dieſer Pöbel nicht vor Entſetzen bleich iſt, wird nie —"

Montmartin trat ein, er zitterte wie Espenlaub. — Sein erſter Angſtblick fiel auf Rieger, der ruhig, als wüßte er von nichts, vor dem Herzog ſtand.

„Ah, Montmartin, Sie haben die Kaſſe! Wie viel fand ſich vor?"

„Neun Millionen ſind gebucht, als Vorrath, aber — wir fanden nur 200,000 Gulden. Die Landſchaft hat Wind gehabt und die Gelder fortgebracht, Moſer hat es geſtanden."

„Sind Sie wahnſinnig?!" ſchrie Karl auf.

„Das Cabinetsconſeil muß verrathen worden ſein, Durchlaucht!" rief Rieger empört, „ſonſt iſt's unmöglich!"

„Ja wohl, Herr General Rieger!" ſagte der Miniſter bitter, „verrathen! Da aber außer Sereniſſimus nur wir Zwei zugegen waren, iſt Einer von uns Beiden der Verräther!"

„Und Sie meinen, Herr Graf, daß ich es ſein müſſe, weil Conſiſtorial Fiſcher mein Schwiegervater iſt? Herzogliche Durchlaucht, befehlen Sie ſofortige Unterſuchung meiner Perſon und Angelegenheiten. Es dürfte ſich zeigen, daß ich wohl ein treuer Diener meines Herrn, aber kein intriganter Franzoſe bin, der durch künſtlich erzeugte Niederlagen ſeinen Fürſten ohnmächtig machen will, um allein zu herrſchen!“

„Herr! Sie wagen —“

„Ruhe, oder ich denk', daß Ihr Beide Halunken ſeid!“ donnerte Karl. „Weiß ich doch längſt, daß Ihr wie Katze und Hund ſteht und gegen einander nichtsnutzige Intriguen ſpinnt. Es wird aber Keiner den Andern ſtürzen, ſag' ich Euch, als mit Beweiſen in der Hand! So g'rade brauch' ich Euch, damit Ihr bleibt, wozu Ihr gut ſeid, Creaturen! Der Coup iſt mißglückt, das Gelächter der Welt auf mich — mich allein geladen! Es iſt nicht Zeit, zu unterſuchen, man muß handeln. Entweder daß ein Vergleich noch mit der Landſchaft möglich iſt und ſie das Geld gutwillig hergiebt, deshalb hab' ich Moſer rufen laſſen, — oder man muß Alles über den Haufen werfen und die Soldaten auf Contribution dem Volk' in's Haus legen. Geht und ich rath' Euch, vertragt Euch, ſonſt ſchick' ich Euch Beide weg. Glaubt wer von Euch, man könne ihn nicht entbehren? Sie haben nachzuſinnen, Miniſter, welche Auskunft möglich iſt, den Finanzen aufzuhelfen, Rieger hält das Piquet Soldaten bereit, vorwärts!“ —

Die beiden Gegner ſchlichen ſich fort, im Vorzimmer kalte Blicke der Todfeindſchaft wechſelnd. Sie hatten ſich mit vollem Haß in's Auge geſehen und Jeder fühlte die Nothwendigkeit, den Andern je eher deſto lieber zu verderben. Jeder fühlte aber auch, daß Karl ihm bis auf den innerſten Winkel der verworfenen Seele ſah, ihn verachtete, und deshalb gebrauchte.

Es war bereits Abend, als eine Kutſche vor's Schloßportal fuhr. Aus ihr ſtieg Johann Jakob Moſer. Er war bleich, aber ruhig, denn er hatte von den Seinen wie ein Chriſt und Held auf Leben und Sterben Abſchied genommen. So trat er vor den Herzog.

„Moſer, Er mag ſein, was Er will, aber ich weiß, daß Er Religion hat.“

„Die hab' ich gewiß, Durchlaucht.“

„Er wird mir alſo mit Gottesfurcht, ohne Hintergedanken, bar und nackt ſagen können, was ich Ihn frage?"

„Ja, Sereniſſimus, ſo daß ich hinterher gleich ſterbe kann."

„Das iſt gut, denn man weiß nie, wie raſch man ſtirbt, verſteht Er!"

„Das brauch' ich auch nit zu wiſſen, Sereniſſimus, denn ich bin nit ſchüchtern vor der Grube!"

„Wer hat dem Ausſchuß angezeigt, daß ich die Truh' haben will?"

„Das hat Miniſter Montmartin Jedem klar gemacht, da er Stäudlein und Hoffmann im Frühjahr zwinge wollt', ſie herzugeben."

„Aber daß ich heut' die Kaſſe aufheben laſſen würde, wer hat das angezeigt?"

„Ich weiß es nit, ich ahn' es blos, — aber wenn ich's auch wüßt', würde ich's nit ſage."

„Wo ſind die weggenommenen Gelder?"

„Sie liegen dem Land ſicher. Wo überall, weiß ich nit, aber ſo, daß Sereniſſimus ſie nit findet!"

„Wer hat den Proteſt hier aufgeſetzt?"

„Ich!"

„Geſteht Er alſo ein, daß Er die Haupturſache zur Renitenz war, oder kann Er beſchwören, daß Er blos das Werkzeug Anderer geweſen?"

„Ich bin keines Andern Werkzeug als Gottes."

„Moſer, ſei Er nicht toll in Seinem Trotz, laſſe Er ſich zureden von Seinem Fürſten. — Ich bin in Verlegenheit, ich muß meine Ehre einlöſen, muß Geld haben, ſonſt bin ich beſchimpft vor aller Welt. Kann Er, kann die Landſchaft das wollen?! — Er hat in meiner Gnade geſtanden, ich hab' Ihm vertraut, — ja, lieb hab' ich Ihn gehabt, alter Narr! Soll ich betteln vor meinen Landeskindern um elend Geld? Soll ich als Fürſt Sklave ſein meiner Unterthanen? Kann Er, wenn Er Gottesfurcht, wenn Er den Spruch kennt: „Gehorchet der Obrigkeit, die Gewalt über Euch hat" — darin Vernunft finden, mir ſo zu begegnen? Würd' Er, wenn Er an meiner Stelle ſtänd', das dulden? Was würd' Er denn thun?“

„Wenn ich Herzog Karl wär', ich würd' vorerſt bedenke, was ein Herrſcher iſt. Das Volk hat ſeine Fürſten nit, damit es von Jemand geknechtet, ſein Leben und Eigenthum, ſeiner Töchter Ehre, ſeiner Söhne Blut ohnmächtig in Jemandes Hand ſei, der ein bloßer gewöhnlicher Menſch iſt, wie wir Alle, ſondern daß er, als der Beſte, Edelſte, Rechtlichſte, Liebevollſte, die Geſetze aufrecht halte, bewahre und ſchütze, unter denen ſeine Mitmenſchen am glücklichſten leben können! Ein Fürſt hat gar keine Gewalt als die, daß er die Herzen gewinnt, denn mit dem Herzen hat er uns mit Leib und Seele!“

„Vom Volkeswillen geknechtet wollt Ihr mich?!“

„Nein, Herr, — Ihr ſollt uns regieren nach dem Geſetz, das Eure Väter und Ihr feierlich beſchworen. Auch Gott bricht die ewigen Geſetze nimmer, die er einmal in ſeinem Reich errichtet hat, denn Gott iſt die Liebe; ſein' Erdenknechte, die Fürſten, ſollen es auch ſo thun, ſonſt ſtürzet er ſie von ihrem Stuhl und zeiget ihnen, daß ſie nichts ſind ohne das Volk. — Ihr wollt allmächtig, abſolut herrſchen, Herr Herzog, aber vergeßt, — daß Ihr dann erſt recht Sklav' Eurer Leidenſchafte, Eurer Schmeichler und all' der Betrüger werdet, dene kein Fußtritt zu ſchimpflich iſt, wenn er nur 'was einbringt! Wir haben die Kaſſe retten müſſe, damit Euch das Land Würtemberg verbleibe, und der iſt der beſte Patriot, der Lieb genug zu Euch hat, um auf alle Gefahr Euch vor Eurem eigne Irrthum zu ſchütze. Das iſt der alte Moſer, lieber Herr! — Kommt! Beſchämet uns! Schlaget uns zu Bode, daß wir ſchamroth unſer Unrecht Euch abbetteln müſſe! Schicket das Militär fort bis auf die 4000 Mann, die ſein müſſen! Schickt die Maitreſſen, Schranzen ſammt Sängervolk und Blutegeln weg, ſo die beſten Biſſen Euch vor dem Munde ſtehle, ſchafft die unſeligen Monopol' ab, die Wildſchäde und Laſt', welche den armen Mann erdrücken, haltet die Verfaſſung, auf die Ihr geſchworen!

Ihr werdet wohl nit ſo köſtlich mehr lebe, nit ſo beſchmeichelt ſein, aber das ganze Land iſt Euer Hof, alle Herze, alle Arme werde Euch geöffnet ſein, und wehe dem Gegner, heiß' er nu Friedrich oder Franz, Ruſſ' oder Gallier, der nit vor unſerm Karl von Würtemberg den Hut zieht und ſagen muß: „Ja, Schlemmen und Schlampampen kann Jeder, aber ein Landesvater iſt Keiner in der Welt ſo gut, als der Karl von Würtemberg!“ *)

„Und Er iſt ebenſo ein nichtsnutziger Schmeichler jetzt, ein Schurke, der mich mit glatten Worten hinhaben will, wo Ihm beliebt. Er übt dieſelbe Kunſt, die Er eben verdammt, und nie werd' ich nachgeben, da Ihr Euch einbildet, Ihr habt mich nun feſt!“ Der Herzog ſchellte heftig.

Rieger öffnete die Thür, Karl winkte.

Sechs Grenadiere erſchienen in der offenen Thür.

„Will Er ſogleich verſprechen, das Geld aus der Truh' zu ſchaffen, und zu ſorgen, daß die Landſchaft ſich zum Ziele legt?!“

„Das will ich, — ſo mir meine fünf Sinne bleiben, gewiß nit!!“

„Rieger! Der Arreſtant Moſer wird krumm geſchloſſen, zeitlebens auf den Hohentwiel gebracht als Rebell und Verſchwörer!!“

„So habt Ihr mir für lange, redliche Dienſte Alles genommen, Weib und Kinder, Ehr' und Freiheit! Stürzet mich in Herzeleid, Einſamkeit, Noth und Marter! Du großer Gott im Himmel und auf Erden, richte zwiſchen mir und dieſem! Dein einiger Sohn hat auch ſein Kreuze geduldig auf ſich 'nommen, — wer ihn liebt, der folget ihm nach!“ — Der alte Mann warf einen langen Blick auf Karl, welcher ſich abwandte, — dann folgte er wankend Rieger und den Soldaten.

---

*) Ueber Moſer's Anſichten vide: Patr. Archiv, Ledderhoſe, Pfaff u. a. a. O.

7.

Schwabenſtreiche.

Der Ueberfall von Fulda durch den Erbprinzen Ferdinand von Braunſchweig hatte den gewaltigen Sieg vorbereitet, durch welchen derſelbe bei Minden die combinirten franzöſiſchen Heere von Broglio und Contades vernichtete. Nicht allein daß Karl Eugen in Folge dieſer Schlappe finanziell in äußerſte Noth gerieth und ſo zur Maxime rückſichtsloſer Willkürherrſchaft getrieben wurde, ſich immer tiefer in die machiavelliſtiſchen Schlingen verwickelte, welche ſeine Creaturen ihm legten, nicht allein daß er vor ſeinen Gegnern den unwiderleglichſten Beweis der eigenen Ohnmacht abgelegt, er war auch vor Frankreich und, was ihm mehr als Alles galt, vor dem Kaiſerhofe gerade in dem Moment als militäriſches Talent banquerott geworden, wo Friedrich II. durch eine Reihe unſäglicher Verluſte, ſchließlich noch durch den traurigen Tag von Maxen, an den Rand des Verderbens geführt zu ſein ſchien. Oeſterreich vergaß die Nacht zu Fulda dem Herzog von Würtemberg nimmermehr. Es lag kaum mehr im Bereiche der Möglichkeit, daß er die Scharte in Zukunft auswetzen könne, denn im Innern pecuniär und moraliſch auf's Höchſte bedrängt, ging mit dem franzöſiſchen Subſidientractat auch dieſe finanzielle Hülfe zu Ende, und Oeſterreich hatte ebenfalls nicht Luſt, an Würtemberg Gelder wegzuwerfen, die durch „Reichsſchlappen und Weltblamagen verzinſt wurden“, wie Kaunitz meinte.

Am übelſten waren in jener Nacht zu Fulda die armen Würtemberger zugedeckt worden. Einen großen Theil des Regiments Roman hatten die braunſchweigiſchen Reiter in die Pfanne gehauen, und die treuen Bouwinghauſen-Huſaren (einſt Regiment Louis) brachten nur ihre Trümmer in die Heimath zurück; ſie waren aufgerieben worden, indem ſie den Landesfürſten gegen Gefangenſchaft ſchützten.

Unter den Tapferen, die damals ſich vor Karl mit todesmuthiger Liebe bewährt hatten und deshalb eine höhere Charge und den herzoglichen Militär-Orden davon getragen, befand ſich in erſter Reihe der Fahnenjunker und Adjutant Caspar Schiller. Er ritt in jener Nacht an ſeines Fürſten Seite. — Der Herzog hatte, als er zu Ludwigsburg die Truppen beſichtigte, ihm ſelbſt die Hand gedrückt, Orden und Lieutenantsrang ſofort ertheilt und ihn nunmehr dem Regiment Roman zugewieſen, das zuerſt wieder completirt und um Backnag in's Quartier gelegt werden ſollte. Eine Contuſion am Kopfe und ein Streifſchuß am Knie ließen Schiller einen Monat Urlaub nehmen, und er eilte nach Marbach in den Kreis ſeiner Lieben, ſein Töchterchen und ſeine Dorothee — die wieder geſegnet war — zu umarmen, mit Papa Kottweiß über der Welt tolle Händel manch' heitern Abend zu plaudern. Nach kummervollen Tagen und Nächten des Sehnens, Harrens wie der Angſt waren ſie wiederum vereint, und Glück wie Seligkeit wohnte unter einem Dach mit ihnen.

Der alte Schwiegervater that ſich mit „meinem Herrn Schwiegerſohn, dem Herrn Lieutenant“, nicht wenig bei allen Marbachern groß, der Herzog hatte ihn ſelbſt „geehrt“, und da der Krieg noch nicht aus war und, wie's ja der Augenſchein lehrte, „Keiner ſtirbt, dem's nicht beſtimmt iſt,“ ſo konnte Lieutenant Schiller ja noch ein viel größerer Mann werden. War der Sold auch nicht hoch, die Hälfte davon ſogar rückſtändig. „'s iſt," ſagte Kottweiß, „immer ein' ſchöne Sach', in 'ner Bürgerfamilie 'nen Lieutnant z' habe, der mit dem Säbel ſich ſein' Charge erwirthſchaft' hat."

Caspar's Gattin, Dorothee, mit den rothblonden reichen Flechten, die in der Sonne wie flüſſig Gold glühten, der großen, ernſt gebogenen Naſe und den blauen, ſinnenden Taubenaugen, dachte an dies Alles nur in zweiter Linie. Sie hatte den Gatten nach unſäglichen Thränen wieder, konnte ihm die einjährige Friedrike Chriſtophine lächelnd entgegenreichen und für die Zukunft ſelige Pläne friedlichen Beiſammenſeins ausſpinnen, mit ihm von dem Schickſal des ahnungsloſen Weſens mit Erröthen und Bangen, Lächeln und Aengſten träumen, das wiederum das Licht der Welt erblicken ſollte.

Natürlich ein ſehr gewichtiges Capitel bei jener kleinen Tafelrunde war die Frage: ob das Kleine wohl ein Mädchen oder ein Junge ſein werde — und die Parteien ſchienen hierin, wie gewöhnlich, immer ſehr getheilter Anſicht. Caspar, ſelbſt ja ein Stück Doctor, — denn im Felde, den Quartieren kleiner Städte und Flecken hatte er oftmals, von Menſchenliebe getrieben, Wundarzt, Pfarrer, Hebamme und Apotheker in einer Perſon vorgeſtellt, — bildete ſich ſtark ein, daß es ein Junge ſein müſſe, Schwiegervater Kottweiß, der jetzt der Anſicht lebte: „ſein Herr Sohn verſtänd' das Alles," trat ihm fanatiſch bei, und auch Dorothee hoffte es zuverſichtlich. Mama Kottweißin, diverſe Verwandte, die Wehmutter von Marbach zumal — eine Autorität — erklärten, daß wieder „'e Mädle ankomme" thät'. Da gab es denn nun vielerlei Spaß hin und her, und dabei zu thun genug.

Ein großer Ernſt, eine wehmüthige Trauer, eine heimliche Angſt lag aber doch hinter Dorotheens Weſen. Sie ſah den vierwöchentlichen Urlaub ihres Gatten gar zu raſch verfliegen, er mußte gen Backnag zum Herbſtmanöver, neue Aushebungen wurden veranſtaltet, — wer konnte wiſſen, wann Caspar wiederkommen, wann dieſer grimmige

Krieg endlich einmal ausraſen werde? Ihr war ſo verzagt, ſo unglücksvoll zu Sinnen, alle ihre Gedanken ſchwanden und wurden täglich wirrer, es war ein Zuſtand, — als ſolle die Geburt des Kleinen das Ende ihres Lebens werden! — Wie trübe deshalb der Abſchied ausfiel, als Caspar Ende September nun fort mußte, wie wenig des alten Kottweiß und der Uebrigen Troſt dabei vermochte, mag jedes weibliche Herz ermeſſen. Stumpf, reſignirt fügte ſich Dorothee in ihr Geſchick, nur die einzige Hoffnung hielt ſie noch aufrecht, daß Backnag ſo gar weit nicht ſei.

Zum Glück änderte ſich eine Woche nach Caspar's Abgange Dorotheens Gemüthszuſtand plötzlich ganz ungewöhnlich. Die Herzensmattigkeit, die Gedankenſchwäche, die faſt thieriſche Lethargie verſchwand, ihr war — als ſtrömte neues dithyrambiſches Blut in ihr Herz, als helle ſich ihr Geiſt in ſonnenhafter Weiſe. Ein brünſtiger Gottesglaube, eine verzückte Stimmung, eine Seligkeit, als habe der Herr ihr Großes beſchieden, als ſei fortan der Himmel ewig blau, als läge die Welt im Sonnenſchein — ſetzte ihre Angehörigen in Staunen und die Mutter zumal in großen Kummer, denn dergleichen ſollte „gar nicht gut" ſein, ging der Gevatterinnen Rede. — Dorothee fühlte ſich indeß, je näher die Kataſtrophe rückte, deſto kräftiger. Sie ſagte oft, ihr ſei, als „gehe es wie ein Geiſt und gleich einem Strom durch ihre Glieder", als werde ſie getragen, ſtatt daß ſie trüge.

Ende October verlangte ſie, auf ihre Kraft bauend — auch wohl in ihrem Calcul getäuſcht — und von verzehrender Sehnſucht zu Caspar getrieben, ein paar Tage zu ihm in's Lager zu fahren, ſie „müſſe ihn durchaus ſehen, das Weh ſtoß' ihr ſonſt 's Herz ab, — hab' ihm gar ſo viel zu ſagen". — Alles wurde aufgeboten, ihr dieſe höchſt bedenkliche Fahrt auszureden, aber Bitten und Vorſtellungen halfen nichts, ſie ſetzte in leidenſchaftlichem Eifer ihren Kopf auf, und — um ſie nicht gar etwa dauerndem Gemüthsleiden auszuſetzen, — ſpannte Meiſter

Kottweiß das „Korbwägle“ an, machte die Plane darüber, Alles, was zur Bequemlichkeit dienen konnte, ſelbſt Betten wurden hineingepackt, und ſo fuhr die Frau Lieutenantin, die Mama zur Seite und Papa Kottweiß, als bewährter Kutſcher, „fein ſtat“ am 8. November zu ihrem herzliebſten Mann.*)

Daß ein Lager auf freiem Felde, zumal im Herbſt, kein Paradies der Bequemlichkeit iſt, leuchtete Dorotheen erſt angeſichts der Zeltreihen und des tollen Durcheinanders ein. Ihre Ankunft verſetzte Caspar in die tödtlichſte Angſt und Verlegenheit. Angſt wegen der Gattin, da er nicht wußte, wie er ihr die nöthige Pflege gönnen ſollte, Verlegenheit ſeinen Kameraden, vornehmlich dem General Roman gegenüber, da weder dieſer außerordentliche Beſuch zu verſchweigen, noch zu entſchuldigen war, denn Sehnſucht, eheliche Liebe und dergleichen ſchien nicht in Roman's Lexikon zu ſtehen, der, aus der rauhen Schule Rieger's, höchſtens ſeine Leute der herzoglichen Montur wegen ſchonte, in der „die Kerle ſtaken“. Nachdem das erſte Erſchrecken und Staunen vorüber war, durch ein tüchtiges Feuer, Decken, Heu, warmes Getränk und ſonſtige, ſehr unluxuriöſe Vorkehrungen für Dorotheen geſorgt worden, eilte der Lieutenant zu Roman, ihm die Ueberraſchung einzugeſtehen.

„Zum Teufel, Lieutenant, iſt Er verrückt, Sein Weib mit Eltern — und dazu Mutter? Denkt Er, daß wir hier ſolchen verfluchten Unſinn brauchen können? Herr, das fehlte noch, daß der Familiencommerſch im Regiment Roman einreißt, Himmelheiland Schwerebrett! — Sie muß fort, ſogleich fort!“

„Halten zu Gnaden, Herr Generalmajor, aber ich bin an der Narrheit nit ſchuld. Meine Frau ſoll auch wieder alsbald weg, aber verſtatte Hochdieſelben ihr nur einen Tag und eine Nacht Ruh', es iſt ſonſt Alles zu fürchte; morgen ſoll ſie wieder abgehe! Wenn die Frau aber gleich wieder davon müßt', glaub ich', wär's ihr Tod. Nehme mich der Herr Generalmajor gnädigſt in Priſon für die Extravaganz, aber geſtatten Dieſelben nur ſo lange Verzug, daß es ohn' Lebensgefahr abgeht.“

---

*) Hofmeiſter I. 6, auch Boas u. A.

„So, hm! — Hahahaha! Wär' ja 'n verfluchter Witz, wenn Seine Herzliebſte hier niederkäm'! Der Junge muß über der Trommel getauft werden, muß Soldat im Regiment Roman werden zur Strafe!“

„Das iſt kein' Strafe, Herr Generalmajor, das iſt eine Ehr' für mich, aber es könnte dem armen thörichten Weibe das Leben koſte!“

„Haha, ganz egal, iſt ja 'n niederträcht'ger Witz, Lieutenant! — Iſt ſie da, ſoll ſie auch da bleiben! Der Schlingel muß Karl Eugen Johann Roman Schiller heißen! Herzogliche Durchlaucht werden Allerhöchſten Spaß haben, haha, wenn ſie's hören! Ueber der Trommel getauft im Herbſtlager, ſo 'n capitaler Soldatenpfiff iſt gar noch nicht dageweſen! 's ganze Regiment mit Fahnen und Muſik ſoll Pathen ſtehen, oder ich will kein'n Gaul mehr, ſondern 'n Beſenſtiel vor der Front reiten! Gut, pfleg' Er ſie, Schiller!“

Der arme Lieutenant wankte bleich und verzweifelt ſeinem Zelte zu. Erſt ſtand er Todesangſt aus, daß Dorothee ſofort den Strapazen der Rückfahrt unterworfen werden, — jetzt verging er faſt vor der noch ſchlimmeren Noth, daß ſie auf Befehl zurückbleiben ſollte. Er theilte ein paar befreundeten Kameraden und Vater Kottweiß heimlich ſeine Noth mit. Es blieb keine andere Auskunft, als den Befehl heimlich zu umgehen, die Arme wieder nach Marbach zu ſpediren und dann den Zorn des um ſeinen „guten Witz“ betrogenen Commandeurs auszuhalten.

Dorothee ſelbſt ahnte nichts von Allem. Obwohl etwas beſchämt und ihre Unvorſichtigkeit heimlich bereuend, war ihr aber die Fahrt ſo vortrefflich bekommen, ſie fühlte ſich ſo wohl, ſo ſelig bei ihrem Mann, war ſo mit Allem zufrieden, was Caspar und deſſen zartfühlende Freunde zu ihrer Bequemlichkeit herbeizuſchaffen wußten, und ſo in's

Paradies ſüßeſten Hoffens und froheſter Zuverſicht verſetzt, daß ſie nicht einmal ahnte, welche Qualen ihr armer Gatte ausſtand.

„Sorg' nit um mich,“ lächelte ſie dem Beſorgten zu, „mir iſt, als könne jetzt nur Glück und Wonne mein Loos ſein, als wär's 'was recht Liebes, Holdes, Engelhohes, was ich Dir ſchenke müßt'. Ob es anderen Frauen mitunter auch ſo zu Theil wird, weiß i nit, aber i hab' in der Bibel geleſe, wie die Eliſabeth ſo glücklich und benedeit geweſe, eh' ſie den Johannes zur Welt bracht', und ſo iſt mir's auch. Es muß ein Held, ein Gewaltiger werde, das Kind, Caspar, oder es koſtet mein Leben, denn ſo glücklich kann Keiner ſein, der lang' zu lebe hat!“

„Sprich nit ſo, Dorothee, Du ängſtigſt mich! Laß uns lieber recht demüthig und ſchlicht bleibe, was der große Gott auch ſchickt, daß wir ihn durch Hochmuth und Stolz nit verletze!“

„Wir verletze ihn nit, Mann. Er ſieht barmherzig auf ein' närriſche Mutter und fügt's, wie er es vor's Beſte hält.“ Sie küßte ihn und wurde ſtill, die Eltern ſchüttelten das Haupt und hatten ſo ihre Gedanken.

An demſelben Tage, den 8., ſpät Abends, war der Kammerherr und Oberſt Chriſtoph Friedrich von Gablenz, ein Gönner Schiller's — derſelbe, in deſſen Regiment die bekannte traurige Füſillade vorgefallen, — als General-Inſpecteur der herzoglichen Truppen angelangt und hielt am 9. Beſichtigung ab. Während derſelben, früh Morgens war's, als ſich mit einem Mal Dorothee's eine jähe Angſt bemächtigte. Sie mußte gleich nach Marbach zurück, denn ſie fühlte, daß ſie ſchon zu lange gezögert habe, — nur Kuß und Abſchied noch von Caspar wollte ſie nehmen, der die Parade mitmachte. Vater Kottweiß wußte ſich in der Seelenangſt nun nicht anders zu helfen, als den Frauen rundheraus zu ſagen, was der Herr Generalmajor von Roman für einen „hohen Witz“ beabſichtige. Wenn man alſo einen Moment zögere, nicht die Parade zu einer Flucht aus dem Lager benutze, es dann zu ſpät ſei.

Mit fliegender Haſt machte der alte Bäckermeiſter das Wägle wieder zurecht, und heimlich — nach der entgegengeſetzten Seite zu, ſo daß ſie von den manövrirenden Truppen nicht bemerkt werden konnten, fuhren ſie von dannen, um in einem Bogen endlich die Marbacher Straße zu gewinnen.

Das Wagniß gelang; mit genauer Noth, unter allſeitiger Angſt brachte man Dorotheen glücklich nach Marbach.

Der unglückliche Lieutenant Schiller, als er nach der Truppenbeſichtigung in ſein Zelt kam, ſtaunte nicht wenig, ſtatt der Seinen einen kurzgeſchriebenen Abſchied vorzufinden. Derſelbe erfüllte ihn mit neuer Angſt für das Geſchick und Leben der theuren unvorſichtigen Frau, die ſich von der Liebe und Sehnſucht zu einem ſolchen Schwabenſtreich hatte verleiten laſſen, deſſen Folgen er nun dem enttäuſchten Roman gegenüber tragen mußte. Zum Glück war Oberſt Kammerherr von Gablenz ſein Gönner, der Sohn deſſelben Schiller's Kamerad und vertrauter Freund. Hinter Beide ſteckte er ſich, um das Ungewitter abzuwenden.

Roman war wüthend. Im erſten Gift und Zorn dictirte er Schillern vierzehn Tage Priſon im Stockhaus zu Backnag, weil derſelbe keine „Raiſon gegen die Befehle ſeines Commandeurs gezeigt". Trotz Gablenz ſollte die Strafe rückſichtslos verbüßt werden und am 11. November Mittags der Lieutenant nach Backnag abgehen, — als plötzlich ein Wagen von Marbach mit Brot, Wein und einer demüthigen Entſchuldigung der Familie Kottweiß an Se. Geſtrengen und die Nachricht ankam, die Lieutenantin Schiller ſei geſtern, den 10., von einem ſtarken Knäblein glücklich geneſen, und möge Se. Geſtrengen die unartige Entweichung um der Noth willen verzeihen. Der Junge ſolle Soldat im Regiment Roman werden und, falls der Herr Generalmajor der Taufe zu Marbach beizuwohnen belieben würden, möchten Hochdieſelben die Zeit nur beſtimmen. Der Proviant ſei für gehabte Moleſtirung durch die Lieutenantin geſendet.

„Einen Sohn, einen Jungen! Glücklich, Gott ſei Lob und Dank, iſt's vorüber, — nun, zum Teufel, will ich auch gern in's Loch!“ jauchzte Caſpar.

Mochte es indeß Gablenz' erneuter Proteſt, die Proviantfuhre oder die „reſpectueuſeſte Einladung“ des Vater Kottweiß machen, Roman's Aerger milderte ſich und der Priſon wurde in „eine dreitägige Strafwache“ verwandelt, die Caſpar denn auch mit ſeiner Kameraden Hülfe glücklich überſtand. Er machte bei ſeinem Chef nun auch ſeinerſeits die Einladung: „Mit des Kammerherrn Excellenz und Oberſten Gablenz bei ſeinem Jungen Pathen ſtehen zu wollen.“ Die Einladung ward angenommen, der Urlaub zur Taufe bewilligt, aber gerade als Caſpar mit ſeinen Chefs nach Marbach aufbrechen wollte, wurde Roman durch dienſtliche Hinderniſſe abgehalten. —

Bei Herrn Inſpector Kottweiß pflegte es immer ſchlicht bürgerlich und einfach, ja in dieſer triſten Zeit oft eingeſchränkt zuzugehen, aber bei der Taufe ſeines Enkels durfte nichts geſpart werden. Das Haus am Markt, dem alten Brunnen gegenüber, hatte für den Tag ein feſtlich Anſehen bekommen. Da wurde gebraten, gekocht, abgezapft und gebacken, um die Taufgäſte und den „Kindlesvater“ in allen Ehren zu empfangen. Ein ungeladener Gaſt hatte ſich plötzlich auch eingefunden, der räthſelhafte tolle Vetter Fritze, „der Studente“, welcher durchaus Pathe ſein wollte.

Als Lieutenant Schiller mit der Excellenz von Gablenz und deſſen Sohn unterm Staunen der Bewohner vor ſeiner Schwiegereltern Haus vom Pferde geſtiegen, der erſte Empfang nebſt Begrüßungen vorüber war, eilte, zitternd vor Freude, der gute Caſpar hinauf in die Schmerzenskammer ſeiner Frau, Mutter und Kind an's Herz zu drücken.

Da lag ſie, matt und angegriffen, wohl aber freudelächelnd und freudeweinend, und hielt ihm das blonde Knäbchen entgegen, welches um ein Haar unterm Soldatenzelt zur Welt gekommen wäre.

„Siehſt', Caſpar, hatte doch recht! — O gnädiger, großer Gott, gieb auch, daß zu Deiner Ehr' wahr werde, was ich gehofft, gefühlt, geahnt hab'! Laß es einen guten, großen, glückſeligen Menſchen werde, der den Seinen, der Welt zur Ehre und Glückſeligkeit gereicht!"

„Stille, ſtille, eitles Weiblein!" lächelte der Lieutenant, nahm das Kind an ſeine beſternte Bruſt, trug es an's Fenſter in den hellen, ſeligen Sonnenſchein — und wie es ihn da mit großen, blauen Augen anlachte — erhob er es wie im Gebet, richtete den Blick zum Ewigen und ſagte mit leiſer, zitternder Stimme:

„Allmächtiger Herr des Himmels, ich hoff' nit ſo Großes, weil ich's nit verdien', aber wollteſt Du außer Deinem Segen und Gedeihen dieſem Buben ein' Gnade ſchenke, leg' ihm Alles das an Geiſt, Ehre und Glück zu, was ich nit hab', gieb ihm das Fühlen, Können und Wiſſen alles Schönen in Deiner Welt, was mir in meiner rauhen Jugend iſt verſagt worde, mach' ihn —" ſeine Stimme zitterte in Wonne.

„Zu einem Johannes, einem Kündiger Deines ewigen, heiligen Geiſtes, Amen!" ſchluchzte, wie ſelig berauſcht, Dorothee und ſank, von Wonne überwältigt, in die Kiſſen. —

An ſelbigem Tage ward in der Pfarrkirche zu Marbach der kleine Schiller getauft: Johann Chriſtoph Friedrich. Den Namen Johann erhielt er von ſeinem Vater, die beiden anderen vom Kammerherrn von Gablenz, obwohl der Studente meinte, der „Fritze" heiße nach ihm. Gablenz verehrte der Frau Schillerin eine ſilberne Taſſe und verſprach, dem Kinde ein rechter Pathe und Gönner in aller Zeit zu ſein.

Der „Studente" ſagte, eh' er wieder Abſchied in's Blaue nahm: „Ich geb' Euch nix, Kinder, i hab' nix. Aber hätt' ich den Caspar nicht unter die „Prinz Louis-Huſaren" gebracht, wäre er jetzt Lieutenant? Mögt Ihr mich für 'n ſchlimmen Kunden anſehen, weil ich mein' eignen Weg geh', aber i kann 'wes, hab' Einfluß, und der Teufel hol' mich, wenn ich 'n für meine lieben Leut' zu Marbach nit zu Nutz mache. Hör', Caspar, Vater Kottweiß —

jetzt bin ich grad' verflucht abgebrannt. — leiht mir zum Abſchied dreißig Gulden, bis ich mein Geld flüſſig mach'!"

„Dein Geld, Du Lump?" lachte der Lieutenant, „mein's willſt Du flüſſig mache! Da, Strick, nun laß uns in Ruh' und reiſ' in 'n Mond!"

„Den Mond? Was würd' der Herzog ſagen, der in Stuttgart auf mich ſpannt, wie der Teufel auf 'ne Seele?"

Andern Tages war das Rottweiß'ſche Haus wieder leer genug. Die Gäſte gingen nach allen Winden, und die Kriegstrompete riß auch Caspar wieder fort in neue Kämpfe, Entbehrungen und das Chaos der Ereigniſſe. — — —

Der rauheſte und zugleich der höchſte Theil des ſchwäbiſchen Jura iſt, den Ober-Hohenburg, nach dem oberen Neckar zu, abgerechnet, Aalbuch und das Hardtefeld.

Oeſtlich wird vom Hardtefelder Gebirgsſtock das Aalbuch durch das tiefeingeſchnittene Kocherthal getrennt, in dem das ſonnige, freundliche Aalen ruht und die Grenzſtadt des Biſthums Ellwangen wie der Grafſchaft Limpurg bildet. Aalen war auch einſt freie deutſche Reichsſtadt geweſen, aber der dreißigjährige Krieg mit Brand und Seuchen hatte ihrer Herrlichkeit wie ihrem Wohlſtande ein Ende gemacht, den größten Theil der Einwohner vertrieben, und ſo war man unter die Oberhoheit des katholiſchen Fürſtbiſchofs von Ellwangen gekommen.*) Aber in den Reſten der Einwohner, die ſich wiederum zu einem neuen Gemeindeweſen gruppirten, im Frieden raſch vermehrten, war der ſtarre, trotzige Proteſtantismus, das ſtolze Gefühl des alten Reichsbürgerthums und ein Unabhängigkeitsſinn verblieben, der durch die majeſtätiſch ſchöne Natur nur befördert wurde. Die Aalener Leute, Ackerbürger, Holzhändler und Viehzüchter zumeiſt, wie alle Gebirgsgenoſſen, ſind grob und derb, ihre Sprache iſt dröhnend und laut, als wollten ſie fortwährend das Pfeifen des Sturmes, das Rauſchen des Waldes übertönen. Dabei hohen, kraftvollen Wuchſes, haben ſie ſich Redlichkeit, Treue und Einfalt der Sitten bewahrt, und am Feierabend klingen im Rohrwang (dem nahen Eichenwalde) ihre alten Lieder, und auf der duftig kräuterreichen Briel halten ſie nach Väterſitte den Rundtanz um den Wallnußbaum. Wenn dann die Abendluft flüſternd durch die Bäume zieht und ſich die Sonne ſenkt, ſteht immer noch Aalen und die Bergwand der Hardt im ſchwebenden Roſenduft, wenn auch rings in den Schluchten, Bergen und Triſten Schatten lagern. Dann erſcheint weſtlich im Abendgolde ragend der ferne Hohenſtaufen und der Rechberg, das Glöcklein vom Kloſter Lorch tönt wie ein feines, fernes Kinderſtimmchen herüber, und mit dumpfen, feierlich verhallenden Tönen läutet die Aalener Berglieſel im Pfarrthurm den Feierabend ein. — Das Sonnenglühen verfliegt, die Sternlein lauſchen nieder, -- Schalmeienklänge ziehen auf des Windes Schwingen her, und der Gottesfrieden der Nacht breitet ſeine erquickenden Schatten.

---

*) Schubart's Leben I. 273. Strauß I. 19.

In dieſes Anſchauen verloren, die wonnige Bergluft trinkend, kam im Sommer 60 die Ellwanger Bergſtraße, welche eine halbe Meile etwa das Limpurgiſche durchſchneidet, ein junger Mann herauf, der für jene Zeit ein in dieſer Gegend ungewöhnliches Coſtüm trug. Eine Art von weiter Pumphoſe hatte er in hohe Reiterſtiefeln geſteckt, an denen eiſerne Sporen mit guldengroßen Rädern raſſelten. Eine Jacke, nicht viel länger als die Pattenweſte, reichte kaum über den Schooß, war von hellgrauem Flauſche, und die Weſte ſchmückten mehrere handbreite farbige Bänder, ein ſchwarz-weißes und ein grün-roth-weißes, welche er um Bruſt und Rücken von der Achſel bis zur Hüfte trug. Zu dieſem Putz geſellten ſich noch ſchwarze Fangſchnüre, die von der linken Achſel des Flauſches herabhingen, und Schnüre auf der Bruſt, die etwas huſarenhaft ausſahen. An einem Ledergurt trug er ein langes Rappier, im Munde eine kurze Pfeife mit Quaſten, auf dem Haupte ſchräg ein dreiſtutziges Hütlein, das einen grün-weiß-rothen Federſtutz trug, auf dem Rücken ein ſchweres großes Ränzel, und in der Hand einen jener knorrigen, künſtlich gefleckten Prügel, die man Ziegenhainer zu nennen pflegte.

Es war der fahrende Scholaſt Chriſtian Schubart, der, von der Univerſität Erlangen Skandals und Schulden halber zurückgerufen, die heimiſchen Fluren mit Gefühlen begrüßte, die zu ſeinem herausfordernden Anzuge nicht gerade beſonders paſſen mochten.*) Jener ſüße Heimathfriede, der ihm aus Laub und Wieſen entgegenquoll, die genügſame Zufriedenheit, welche mit allen Erinnerungen ihm ringsum Willkommen zurief, vermehrten nur ſein Herzklopfen, die Niedergeſchlagenheit und den Unmuth ſeiner Seele. Er brachte einen kranken Körper und ein lückenhaftes Wiſſen, aber die alte Unruhe, den alten tollen Ehrgeiz, die alte Leidenſchaftlichkeit, ungeſchwächte Gier der Sinne und nagende Sehnſucht nach höherem Geiſtesſchwunge in dieſe ſtillen Thäler zurück, ein Ikarus, der immer empor zur Sonne ſtürmen wollte mit wuchtigen Flügelſchlägen, und doch von der Schwere ſeiner ſinnlichen Natur zu jeder lockend bunten Blume zurückgezogen wurde, deren neuer Duft und Farbenſchmelz ihn reizte. — Wie weiland Commilitone Jobs, aber etwas weniger zuverſichtlich, zog er in Aalens Gaſſen ein.

„Schau'," ſagte Einer, der ihm im Dunklen begegnete, „war das nit der Chriſtian, des Diakonus Aelt'ſter?"

„A was, ſei geſcheidt!" antwortete ein Anderer. „Hatt' ja ein' Aufzug, wie 'n Quackſalber oder Kameeltreiber! Das is unſers Pfarrers Junge nit g'ſieh!"

Dem Erlanger Muſenſohn ward brühheiß. Er eilte raſch vorwärts und trat haſtig bei der Kirche, die ihren letzten Glockenruf entſandte, in ſeines Vaters Haus. — Ungewiß ſtand er vor der Stubenthür ſtill, er hörte drinnen eben das Lied: „Befiehl Du Deine Wege" erklingen, unterſchied die Stimme der Mutter, der verſchiedenen Geſchwiſter, und wie's verhallte, tönte brünſtig der Abendſegen ſeines Vaters, der eben erſt von langer Krankheit geneſen war. Tiefe Schwermuth ergriff ihn, er faltete die Hände und betete leiſe mit. Als er darauf die Stühle rücken hörte, faßte er ſich ein Herz und klopfte an.

---

*) Schubart's Leben I. 46 u. 47.

„Herein!“ rief der Diakonus.

Und geſenkten Hauptes trat der Studioſus in's Zimmer: „Guten Abend, liebe Eltern! Ihr habt befohlen, da bin ich wieder!“

Alle waren bei ſeinem Anblick ſtarr.

„Herr Jeſus, der Chriſtian!“ rief die Mutter. — „Erbarm' Dich Gott, wie ſchauſt Du denn aus?!“

„Wie er ausſchaut,“ ſagte der greiſe Prediger, „wie ein Beutelſchneider, Lump und Renommirer! Iſt das 'n Aufzug, wie ſich's für 'n Candidatus theologiae — wie ſich's für 'nen ungerathenen Sohn ſchickt, der Schulden, Schand' und Krankheit durch ſein Lotterleben auf ſich geladen, den ſauern Schweiß ſeiner Eltern verpraßt, Gottes heiligem Geiſt, ja jeder geſunden Vernunft Hohn geſprochen und nun voll Reu' und Bangen vor ſein' kranken Vater treten will? Wärſt Du lieber in den Windeln 'ſtorben, Menſch, als daß ich an Dir ſolch Herzeleid erleben muß, in Angſt Tag und Nacht ſitz' wegen Deiner nichtsnutzigen Streiche!“

Chriſtian hatte den ſchweren Ranzen abgelegt und trat zitternd mit erhobenen Händen zu dem alten Herrn, ihn zu beſänftigen.

„I geh' mir aus'm Geſicht, nichtsnutziger Bub' ohne Ehre, Gottesfurcht und Liebe zu den Deinen! Daß aus Dir nimmermehr 'was wird, habe ich ſchon damals geſagt, da Du in Nürnberg Dein' Teufelei anfingſt und mich faſt um Amt und Brot 'bracht hätteſt, wär' der Herr Fürſtbiſchof von Ellwangen nit einſichtiger und liebreicher gegen mich geweſe, als mein eigen Kind!“

„Lieber Vater,“ und Chriſtian ward leichenblaß, „hätt' ich denn auf Euren Befehl gar nit mehr wiederkommen ſoll'n? Der Herr Fürſtbiſchof Gnaden wird Euch nimmer verdamme, daß Ihr g'rade — ſo einen Sohn habt — wie mich! — Hat Hochderſelbe mir dieſen Brief hier für Euch mitgegebe, lieber Vater. — Ich habe nämlich zwei

Tag' am Fieber in Ellwangen liege müſſe. — O, liebe Mutter, vergönnt mir einen Trunk Waſſers blos und eine Schütte Stroh, ich kann mich auf den Beinen nit mehr halte!"

Er ſank kraftlos auf einen Schemel, ſein Geſicht ward fahl. Die innere Angſt und Erregung, der ſcharfe Marſch mit geſchwächtem Körper machte ſich jetzt geltend.

„O, mein Heiland, wie biſt Du doch ſo hart mit ihm, Vater!" und der Frau Schubart traten die Thränen in's Auge. „Sieh, wie er jämmerlich ausſieht. — Vergönn' ihm wenigſtens Ruh' die Nacht, morgen, wenn er wohler iſt, magſt Du ihm ja, wie er's verdient, ſein Capitel leſe! Juliane, Conrad, ſchaffet ſein' Ranzen auf die Kammer und die Narrethei von ihm; Jakobine, mach' das ander' Bett zurecht und ſteck' eine Handvoll Reiſig in's Oefle. Der Jakob bleibt beim Vater. Komm, Chriſtian, im Bett wird Dir beſſer!"

Chriſtian ging wankend zu ſeinem Vater, ergriff ſeine Hand, küßte ſie und ſagte weich: „Verzeiht mir doch noch diesmal, lieber Vater!"

„Daß Du wieder von vorn anfange kannſt, was? — Glaub' nit, daß ich mir etwa noch einmal Brei um den Mund ſchmiere laſſ'. Du biſt da, biſt krank dazu, gut, ich bin Dein Vater und Gottes Diener, werd' Dich nit verkomme laſſe, aber eh' ich wieder zu Dir ein Herz faſſ', will ich doch erſt zuſehn, was Du für das Heidengeld, das ich Deinen Geſchwiſtern entziehn gemußt, auf der Erlanger Hochſchul' getriebe haſt. Gute Nacht, 's iſt genug vor heute!"

Während die Mutter Chriſtian dem tiefgekränkten Vater aus den Augen und zu Bett brachte, Jakobine ihm eine warme Suppe kochte, Juliane das Ränzel auskramte, Conrad aber Stiefeln, Schläger, Hut, Bänder und Flauſch möglichſt bei Seite brachte, — öffnete der Diakonus im Beiſein ſeines zweiten Sohnes Jakob das bisher unberührte Schreiben des Fürſtbiſchofs.

„Dem Hochwürdigſten Diakonus und Präceptor Herrn

Schubart, Unſeres proteſtantiſchen Diakonats Aalen wohlbeſtallten Amtverweſer.

„Da Ew. Hochwürden Sohn, Chriſtian Schubart, dieſer Tage von Erlangen herkommend und Ellwangen paſſirt iſt, krankheitshalber dahier auch raſten müſſen, und um Erlaubniß darzu bei Uns angehalten, haben Wir den jungen Menſchen vor Uns kommen laſſen, weil er Uns wegen ſothaner Nürnberger Affairen noch im Gedächtniß geweſen. — Ohn' auf dieſe Sach', als abgethan, zurückzukommen, ſo haben Wir doch denſelben ſehen und prüfen wollen, ob ſeine Gaben ſo mancherlei und groß ſind, um davon, als in Nürnberg geſchehen, ein ſonderbarlich Aufſehen zu erheben. Er hat ſich indeß hierbei ſowohl im Lateiniſchen als richtiger Linguiſte, wie in ſchönen Wiſſenſchaften als guter Kopf bewieſen. Sein Talent zur Poeſie, inſondern der Improviſirerei, namentlich aber in der Muſik, ſowohl Orgel als Cembalum, iſt Uns gar erfreulich geweſen und machen Wir Euch unſere Complimenten. Wenn derſelbe einen weiſen Gebrauch von ſeinen Gaben macht, kann er Euch und Uns nur zur Ehre gereichen. Gott hat es ſo gewollt, daß Wir als Ew. weltlicher Herr zugleich der heiligen katholiſchen Kirche Fürſtpröpſtlicher Oberhirt des Stifts Ellwangen und Patron Eurer lutheriſchen Aalener Gemeinde ſein ſollen. Wir glauben, daß Wir dieſes Amt um der Liebe Gottes willen milde geführt und Euch in Eurer Sach' nimmer geſtört haben, denn wer in Chriſto lebt und ſtirbt, dem wird er auch zu ewigem Heil verhelfen, ob er auch anders glaubt, als Wir. Weil Wir aber alſo denken, liebſter Diakonus, möchten Wir auch, daß Ihr um Eures Sohnes Chriſtian Glück willen danach trachtet, daß er in ſeiner Gottesgabe ſich frei entwickeln mög' und für irgend einen feſten Beruf entſcheide, ſei es in der Philologie oder Muſik. Zur Theologie ſcheint er weniger zu paſſen, und es wär' gut, Ihr zwänget ihn auch zu nichts, als wozu er Luſt hat. Man kann unſerem Gott auch außer der Kirchen dienen, das iſt wenigſtens immer beſſer, als in der Kirche mit mattem Herzen. Bedenket Unſern guten Rath, daß es

Euch künftig freue und nicht gereue. Falls Wir Euch etwan zu väterlichen Intentiones hülfreich ſein können, mögt Ihr Euch Unſerer Protection verſehen in allen Stücken, ohne Euer Gewiſſen zu beſchweren oder in Euer väterlich Recht zu greifen. Bleiben Euch vielmehr in alter Gunſt und Freundlichkeit allergnädigſt gewogen. — Antonius Ignazius, d. g. Allerheiligſten römiſchen Stuhls Erzbiſchof und Fürſtpropſt des Stifts und Landes Ellwangen.“

Dem alten Herrn machte dieſes Schreiben den Kopf außerordentlich warm. Es ſchmeichelte ihm ungemein und gab ihm die beruhigende Zuverſicht, daß es mit ſeines Sohnes Studien und Fertigkeiten ſo gar ſchlimm nicht ſtehen müſſe. Was ihn aber ſehr ſtutzig machte, war die Mahnung des Fürſten, Chriſtian nicht zum Theologen zu machen. Was konnte der Fürſtpropſt dabei haben? Hieß das nicht geradezu das Ziel für falſch erklären, zu dem er Chriſtian erzogen? Ohne ein Wort an Jakob, ſeinen Zweiten, oder ſeine Ehefrau zu verlieren, ging er zu Bett. Guter Rath kommt über Nacht.

Nach der erſten wahrhaften Ruhe fühlte ſich am andern Tage das ſieche Herz und der verwüſtete Körper Chriſtian's wieder geſtärkt. Zwar wurde die Bläſſe ſeines Geſichts, die Folge leichtfertigen Lebensgenuſſes, um ſo bemerkbarer, aber auch um ſo mitleiderregender, zumal die Frauen Sorge getragen hatten, daß ſeine Kleidung nicht mehr an den Erlanger Randaliſten erinnere.

Der alte Diakonus empfing ihn ernſt, kurz und wie ein Mann, der unwiderruflichen Entſchluß über das Geſchick ſeines Sohnes gefaßt hat. Beim Frühſtück verſuchten die Mädchen mit der Mutter ein freundlich harmloſes Geſpräch zu beginnen, der Vater ging aber nicht darauf ein, und Chriſtian ward durch das Benehmen deſſelben zu verſchüchtert, um große Luſt zur Unterhaltung zu empfinden.

Nach dem Frühſtück gingen die Kinder an ihre verſchiedenen Berufspflichten, Chriſtian, die Mutter und der Diakonus blieben allein.

„Weißt Du, was der Fürſt von Ellwangen an mich geſchriebe hat?“

„Nein, lieber Vater!"

„Aber Du haſt ihn gebete, Schlingel, an mich zu ſchreibe, meinſt, damit gegen den wohlverdienten Zorn Deines Vaters 'was auszurichte, hm?"

„Daran hat mein' Seel' nit g'dacht. Ich bin zu Ellwangen elend ankommen, ohne Geld — und daß ſie mich nur die paar Tage behielt, mußt' ich beim Fürſten um Erlaubniß anfrage und — um Unterſtützung bitte!"

„Alſo mein Sohn bettelt um Unterſtützung? Hab' ich Dir nicht Reiſegeld geſchickt über und über?"

„Ich hab' damit ein Angeld dem braven Manne gezahlt, der mein' Schulden gedeckt hat in Erlangen, daß ich aus dem Carcer kam. Er hat mich verpflegt und — und ich mußt's ihm gebe, Vater, denn ſo ſchlecht ich gehandelt hab', als ein Betrüger will ich nit daſtehe!"

„Wer war denn der Narr, der Dir ſo g'ſchwind durchgeholfe hat?"

„Es war ein Herrnhuter, der Säckler Quanter zu Erlangen."

„Und der Fürſt hat Dich alſo rufe laſſe zu ſich?"

„Zweimal, einmal zu ſich allein, da ware nur zween Prälate da. Wurde examinirt im Latein, Griechiſch, den Claſſikern, Logik, Geſchichte und den Kirchenvätern. Das ander' Mal mußt' ich Abends in ſeiner Geſellſchaft ſpielen, von meinen Gedichten herſage, auch ein Capitel aus dem Meſſias leſe. Darauf ware Se. Fürſtliche Gnaden ſehr gütig, ſagte, Sie würden an meinen Herrn Vater ſchreibe, ich ſollt' den Brief abhole, und ließen auch mein' Rechnung im Adler bezahle."

„Setz' Dich an's Cembal und ſpiel' einmal!"

Der junge Mann ſetzte ſich vor's Inſtrument und begann mit einer Bach'ſchen Fuge, groß, getragen, ſeelenvoll.

„Brav, Chriſtian! Siehſt Du, das iſt brav, das freut mich. — Weißt Du noch 'was mehr?"

Chriſtian ſpielte nun eine ſchwunghafte Sonate.

„Von wem iſt das wunderſchöne Muſikſtück, Junge? Da weht ein Geiſt drin, ein Leben!"

„Lieber Vater, ich hab's und noch Etliches in Erlangen gemacht. Die Noten ſind ſammt den Gedichten noch im Ränzel.“

„Hübſch, hübſch, ſehr hübſch! Iſt mir lieb, daß Du doch Dein' Zeit nit ganz verlore haſt. Du wirſt morgen auf unſerer Orgel zeige, was Du kannſt, und Sonntag in unſerer Kirch' predigen. Der Fürſt von Ellwangen meint zwar, Du taugeſt weniger zur Theologie als zu der Philologie und denen Künſten, aber ich glaub's nit. Zur Theologie biſt Du erzoge, ein Lehrer des Evangeliums zu ſein iſt das Fürnehmſte und Schönſte auf Erden, und wenn ich die Muſik und Poeſie an Dir lieb habe, geſchieht's, ſo Du ſie zum Gottesdienſt brauchſt. Du haſt Geiſt und Talent, Feuer und Kraft vom Herrn, deshalb ſollſt Du's ihm auch wiedergebe. Willſt Du das redlich thun, Dein Herz und Sinn darauf ſtreng richte, Dein' gottvergeſſene Fleiſchesluſt laſſe und fortan unter meiner Hand der Tugend und Ehrſamkeit lebe, ſo will ich alles Leid um Dich vergeſſe! — Du wirſt alſo aufrichtig ein Theologus, wie?“

„Wie mein Herr Vater befiehlt!“ — Chriſtian wurde todtenbleich, ſeine Stimme zitterte.

„Es wird gehen, wenn Du den Willen haſt, Dich ganz in die Würd' Deines Berufes verſenkſt. Werde es an nichts fehle laſſen, Dich dahin zu bringe. Geh' in Gottes Namen und laß Dich bei der Aalener Freundſchaft ſehn. Dem Fürſtbiſchofe werde ich ſchon antworten.“

Chriſtian küßte dem Diakonus die Hand und ging hinaus wie Einer, der ſein Todesurtheil empfangen hat.

„Was willſt Du dem Fürſtbiſchof denn aber antworte, Johann?“ fragte nach einer Weile die Diakonin, welche am Spinnrocken ſaß.

„Daß ich mich für ſein' gnädigen Rath ſchönſtens bedank', aber daß mein Junge Theologe wird!“

„Und wenn Du den Fürſten damit erzürnſt, wenn er's nun beſſer mit Chriſtian vorhat? Es giebt doch noch viele große und rechtſchaffene Leut' in der Welt, die kein' Theologen ſind, und der Herr Fürſt habe ganz recht, daß man Gott beſſer dient außer der Kirche mit vollem Herzen, als in der Kirch' mit halbem Herzen und —"

„Du haſt den Brief geleſe, Lene!"

„Heut' Morgen, als Du noch ſchliefſt. Ein' Mutter wird doch wohl auch wiſſe dürfe, was ein regierender Herr über ihr Kind ſagt."

„Und eben weil ich wußte, daß Deine Muttereitelkeit Dich blind mache würd', hab' ich ihn Dir nit gezeigt! Mag der Fürſt edel und gut, mag er milder ſein gegen uns Proteſtanten, als ſonſt einer ſeiner Amtsbrüder, er iſt eben ein Katholik, der ſeine Hinterthür hat. Was ſoll mir ſeine franzöſiſche Humanität, wie ſie der Rouſſeau, der Hollbach und auch der Jude Mendelsſohn losläſſet, wo Alles ein verdammter Brei iſt?! Der Geiſt des Spinozismi eben iſt's, der den Unglauben dieſer Zeit nährt, alle Laſter entſchuldigt, alle Dogmen toleriret. Ich will kein ſolche Menſchen aus meinem Sohne mache, ang'freſſe iſt ſein Herz ſchon genug. Entweder er wird ein rechtſchaffener Theologe, ſchlicht und ſtrenge wie ſein Vater, oder er mag unter die Zigeuner, Bärenführer und Hanswurſten gehe, die auf denen Märkten ihr Weſen treiben!"

Helene ſtand bewegt auf.

„Von Dein gelehrte Salm, den Juden und Franzoſen, den Ismus und den Asmus verſteh' i nix, aber Eins weiß i wohl, daß mei Vater Hörner in Sulzbach, da er noch Förſter blos war, einen verrückten Gärtner g'habt hat, der wollt' ein Eichbäumlein einmal oculire, daß es Pflaume kriege mußt, weil man Roſen auch weiß und roth oculire kann. Das Eichbäumle hat aber nit *gewollt*, weil es nit *gekonnt* hat, und iſt lieber *verdorrt*. So wird es dem Chriſtian gehen, wenn er geiſtlich werden muß, und daß Du ihn zwingeſt, iſt ein Schwabeſtreich, der uns viel Leids und Thräne bringe wird."

„Wart's ab!"

„O, ich muß wohl! Es wird immer noch zu früh komme!"

8.

„Was heißt Vaterland?"

Als Karl Friedriken verſtieß, verſetzte er dem altſchwäbiſchen Familienſinn einen ſchweren Schlag. „Ein Landesvater, der das kann, iſt zu Allem fähig," meinten die Leute, und ſo kam Karln die ſittliche Achtung ſeines Volkes abhanden. Deshalb zuckte man auch lächelnd die Achſel über den Schimpf zu Fulda. Da griff er die Landeskaſſe an und Moſer kam auf den Hohentwiel. In Moſer aber, dem ſo oft, ſo verſchiedenſeitig angefeindeten, dennoch von den Feinden ſelbſt wegen ſeiner unbeſtechlichen Wahrheitstreue und Redlichkeit verehrten Moſer, war das *verkörperte Rechtsbewußtſein* Würtembergs verletzt, und dieſer Schlag wog alles Andere auf.

In dieſen Tagen las gerade Magiſter Cothenius über den Suetoniſchen Nero und die Epiſode des Thraſea.

„Moſer, Moſer!" — donnerten die Studenten und verließen das Auditorium.

In Stuttgart lief Alles zuſammen, das Ungeheure zu vernehmen, das Haus Moſer's ward nie leer von Tröſtern und Unterſtützenden.

Montmartin bat Rieger, für das Aeußerſte die Truppen zu conſigniren.

„Ehe Sereniſſimus darüber keinen Vortrag hört und

Befehl giebt, nicht einen Gamaſchenknopf!" grinſte Rieger, und der Miniſter hatte Alles aufzubieten, den General zu cajoliren und den Thatbeſtand der Angelegenheiten vor dem Durchlauchtigſten in Ludwigsburg zu verbergen. Das war auch höchſt nöthig, denn mit der Strafe gegen den Conſulenten hatte Karl einen Streich gegen das eigene Herz geführt, dies Herz, welches den Alten mehr, als es dachte, liebte. Das wußte Rieger, und wie nur ein kleiner Anſtoß dazu gehörte, das Land ganz und gar in Flammen zu ſetzen. Der General hatte auch nicht übel Luſt, es dahin bei guter Manier kommen zu laſſen, denn dann fiel Montmartin. Auf ſo ſchwankende Brücke trat indeß der Miniſter nicht, und wie ſehr er auch die jetzige Atmoſphäre ſeines Herrn beherrſchte, konnte er doch kaum verhindern, daß Rieger oft genug beim Herzog Gehör erlangte.

Montmartin handelte alſo Riegern den Frieden mit einer erheblichen Summe ab und ließ, zumal er augenblicklich ſelbſt nicht wußte, wie Geld zu ſchaffen ſei, den Finanzprojecten des Generals freien Spielraum. — Kanzler von Gemmingen, ſo conſervativ und höfiſch er geſinnt war, trat an demſelben Tage aus, als Moſer gefeſſelt dem Hohentwiel entgegenfuhr, Georgii, ohnedies herzoglicher Beamter, war gleich Oettinger von Blaubeuren durch des Conſulenten Schickſal verſchüchtert, Hoffmann, Fiſcher und Klinger aber erſchienen nicht allein käuflich, ſondern ihnen gerade war ein Stein vom Herzen gewälzt, da ſie Moſer hinter Schloß und Riegel wußten. Dieſe edle Majorität des Ausſchuſſes hatte in der ganzen Zeit nicht allein der Landſchaft gegenüber eine ungeſetzliche Allgewalt erlangt, nicht nur ungerechtfertigte Amtsüberſchreitungen begangen *), ſondern es war auch von ihr mit den Landesgeldern in einer Weiſe gewirthſchaftet worden, die eine nähere Unterſuchung nicht vertragen konnte. Davon aber hatte Niemand genauere, beweiskräftigere und ausführlichere Kenntniß als Moſer, und deshalb lag dieſen Herren begreiflich viel daran, daß

---

*) Pfaff II. 459 – 512, ebenſo Moſer's Leben und Ledderhoſe.

der Conſulent auf Hohentwiel unſchädlich gemacht ſei. So wurde denn in ſchleunigem Rundſchreiben des Ausſchuſſes an die Landſchaftsmitglieder und Aemter Moſer als der eigentliche Urheber alles Haders und herzoglicher Ungnade, als der ewige Neuerer, Achſelträger und Skandalirer hingeſtellt, welcher ſein Loos verdient habe, ohne den es fortan nun viel beſſer gehen und ſich Alles in Gutem finden werde; der Ausſchuß habe ja der Regierung gegenüber bis jetzt ſich in nichts vergeben. — Dieſe hochedle Zunft hatte alſo ſchon das luſtige Gewerbe des Auf- und Abwiegelns, des Meinungsmachens erfunden, und damals war man zu vier Fünfteln im Lande noch kindlich genug, dieſe politiſchen Seiltänzereien als baare Münze mit Reſpect anzunehmen. Nur Faller von Leonberg harrte unverdroſſen aus, weniger thätig als zuſchauend, ſammelnd, abwartend.

Hinter die Wetterwendung der Landſchaftsſachen kam Montmartin bald genug. Die krauſen Wogen glätteten ſich, er näherte ſich Rieger und Fiſcher immer mehr, um die Ausſchußgeheimniſſe ganz zu erlauſchen; man garantirte ſich die Exiſtenz gewiſſermaßen gegenſeitig, und nun — eine Phalanx geworden, was war da noch zu fürchten! So dumm natürlich war weder Rieger noch Montmartin, die Freundſchaft des Andern für wahr zu halten, nicht auf ſeinen Sturz mit aller Fineſſe zu ſinnen. Man vereinte ſich eben nur, um erſt den Herzog vollends dem Lande abzujagen und dann deſto bequemer mit einander fertig zu werden.

Ein gegenſeitiges Spionirſyſtem wurde nun unterhalten. Jeder ſetzte ſeine Creaturen in Bewegung, um heimlich das Netz zu weben, welches zu geeignetem Augenblick dem Nebenbuhler über's Haupt geworfen werden ſollte.

Während Geheimrath Pfeil und Pepino für Montmartin operirten, hatte Rieger außer dem beträchtlichen Gegengewicht Fiſcher's und Hoffmann's noch einen Spießgeſellen zur Hand, der nicht allein ähnlichen Schlages, ſondern auch zu den Finanzkünſten höchſt geeignet war, welche der General jetzt ſpielen ließ. Das war ein Menſch Namens Wittleder, ein geborener Thüringer, früher Rieger's Kamerad im preußiſchen Heere und von demſelben als Inſtructor der Rekruten in's Land berufen. Wittleder kannte nur Eins, den Gewinn! Aus den winzigſten Dingen Geld zu preſſen, Profite zu erzielen, wo Andere nur Verluſte ſahen, war die Lebensaufgabe dieſer blutloſen Rechenmaſchine, welche die Schamloſigkeit zu einer beſondern Kunſt des Geiſtes erhob. Durch die Fourage- und Soldunterſchleife, die er während der letzten Kriegsjahre für Rieger's und ſeine Intereſſen begangen, hatte er ſich ihm als Rechenmeiſter empfohlen; der General zog ihn in ſeine Nähe, weihte ihn in ſeine Politik ein und ließ Finanzentwürfe von ihm ausarbeiten.

Wittleder kannte die Schliche ſeines Herrn, nur nicht ſeine Beziehungen zu Prinz Louis und Preußen, wußte aber Montmartin gegenüber ein ſolches Spionirtalent zu entwickeln, daß er den Miniſter in Schrecken ſetzte. — Wittleder hatte nämlich herausbekommen, daß der Herzogin Kammerfrau, die Beering, zurückgekommen und plötzlich verſchwunden ſei, hatte dann ihre Spur in Saſſenhauſen geſucht und war von Rath Pfeil, um ſeine Beſitzung ſchleichend, bemerkt worden.

Pfeil machte Montmartin Anzeige, der das dem Pepino mittheilte, und es begann ein geheimes Treibjagen auf den Inſtructor, welches damit endete, daß derſelbe ſpät Abends im Hauſe Schepper's, des Wildhüters, ertappt und arretirt wurde.

Schepper und das Tonele wurden ſofort geknebelt und in den Keller geſperrt. Wittleder, auf einen Stuhl gebunden, ward an Ort und Stelle von Montmartin inquirirt, indeß ein Dutzen Leibpiqueure des Miniſters mit geladenen Büchſen das Gehöft umzingelten, jede Flucht mit heißem Blei zu hintertreiben.

„Alſo auf ſo heimlichen Wegen trifft man Sie, Herr Wittleder, kommt endlich dahinter, daß Sie gegen mich auf Befehl des Generals Rieger Intriguen ſpinnen? Welcher

Art ſind denn die erforſchten Geheimniſſe, welche Sie zweifelsohne morgen ausnutzen werden, wenn man fragen darf?"

Wittleder lachte dem Miniſter in's Geſicht. „Ho, Excellenz, wenn Sie ſchon combiniren, daß ich im Dienſte des Generals eben hier dabei war, gewiſſen Affairen des Herrn Reichsgrafen auf die Spur zu kommen, werden Sie ſich ſelbſt ſagen, daß ich auch klug genug ſein werde, nicht zu plaudern. Was wollen Sie thun? Mich einſperren? — Ich werde Gelegenheit finden, dem General die Reſultate meiner Entdeckung zugehen zu laſſen. Rieger wird mich vermiſſen, man wird die Gerichte aufrufen und Sie in diverſe Indicien verwickeln!"

Montmartin lächelte kalt und verbeugte ſich. „Ich konnte von einem ſo guten Kopf, wie Sie, keine geringere Schlauheit erwarten, bin aber vollkommen vorbereitet. Sie wiſſen zu gut, daß Rieger auf mein Verderben ausgeht, wie ich auf ſeines. Wenn Sie ihm nun gegen mich dienen, geſchieht es nicht, weil Sie ſeinen Geiſt bewundern und verehren, denn Herr Rieger hat mit Ihrer Acquiſition den erſten guten Gedanken gehabt, iſt ein Menſch, den Ihr Verſtand doch zehnmal überragt —"

„Aha, Schmeicheleien ſollen mich für Sie fangen?"

„Gott bewahre, man ſchmeichelt nur den Narren. Daß Sie mir wirklich als großes Talent gelten, welches ich dem General Rieger nimmer gönnen werde, will ich Ihnen ſogleich beweiſen. Ich laſſe Ihrem Verſtande nur eine Wahl, nämlich für ein Geſchenk von 15,000 Gulden privatim in meine Dienſte als Spion gegen Herrn Rieger zu treten, dafür ferner die Carriere als Expeditionsrath mit 900 Gulden Gehalt binnen ſechs Monaten zu machen, alſo einen wirklichen Staatsdienſt und Einfluß zu erlangen, oder hier geknebelt und gebunden zu verbleiben, um unter der Aſche dieſes Diebesneſtes Ihr Ende zu finden!"

„Sie — Sie wollen das Haus über mir anzünden laſſen, Herr?!"

„Ich bitte die Sache nicht ſo effectvoll ſchaurig aufzufaſſen. Es wird hier Feuer ausbrechen. Das iſt natürlich ein Unglück, — aber ich bin gewohnt, dergleichen traurige Fälle mit Ruhe zu ertragen. Wenn Sie dieſes Malheur gegen die Carriere, welche ich Ihnen vorſchlage, gegen dieſe glänzenden Geldeinnahmen halten, wird Ihnen die Wahl nicht ſchwer werden. Bedenken Sie, daß der General Rieger Sie blos zu einem todten Werkzeug ſeiner Gewalt braucht, Ihnen das Wichtigſte ſeiner Geheimniſſe nicht anvertraut. Es iſt dies aber nichts Geringeres, als heimliche Verſtändigung mit Prinz Louis und Friedrich, Verrath der Dispoſitionen ſeines Herzogs an Preußen, und Verabredung mit Kleiſt wegen eines kleinen Einfalls in würtembergiſche Lande. Lieutenant von Sandrat, deſſen Intimität zu Rieger Sie ja wohl kennen, befördert dieſe Depeſchen in Perſon, hat aber die Güte, mir vorher ſtets eine chiffrirte Abſchrift zugehen zu laſſen; auch hat man dieſer Tage ein Felleiſen confiscirt, das Herrn Rieger ſehr ausführliche preußiſche Inſtructionen bringt.*) Jedenfalls wird Sr. Durchlaucht die Nachricht von Rieger's Hochverrath viel intereſſanter ſein, als daß ein liederliches Frauenzimmer bei einer Mondſcheinpromenade von einer alten Brücke fiel. Meine große Offenheit mag Ihnen beweiſen, wie ſicher ich bin, daß Sie dieſes Haus nur als mein treuſter, dienſtwilligſter Freund verlaſſen werden. — Ich gebe Ihnen fünf Minuten Friſt zur Ueberlegung."

Montmartin, leiſe eine italieniſche Arie trällernd, machte einen Gang durch's Gemach.

Indeß hatte Wittleder Zeit, ſich von ſeinem namenloſen Schrecken zu erholen, mit einem Blicke zu überſchauen, daß Rieger bereits rettungslos in Montmartin's Händen, alſo bei dem General nichts mehr, bei dem Miniſter Alles zu gewinnen ſei.

„In der That, Excellenz, es wäre ein Verbrechen an der eigenen Klugheit begangen, Ihnen zu widerſtehen, und da ich nicht Luſt habe, auf der Seite des Verlierenden zu ſtehen, bin ich in Allem, was Sie fordern mögen, Ihr Diener — vorausgeſetzt, daß der Expeditionsrath von 900 Gulden und die 15,000 Gulden Avance ſicher ſind.“

---

*) Außer Pfaff noch: pure vérité, 100—6. Biſſart 85.

„Ah, mon cher ami, das iſt ſchön!“ lachte Montmartin. „Zwar bin ich überzeugt, Sie wären auch mit der Hälfte zufrieden, um der Alternative, leibhaftig in Rauch aufzugehen, überhoben zu werden, aber ich will Sie nicht zu meinem Dienſte zwingen. Ihr Vortheil, Ihre Einſicht ſoll Ihnen denſelben als das Profitabelſte erſcheinen laſſen. Damit Sie und ich aber ganz ſicher gehen, wollen wir ein Abkommen ſchließen.“

Er öffnete die Thür und pfiff. Rath Pfeil trat mit Papier und einem transportablen Schreibzeug ein.

„Da iſt die Geſchichte ſchon vorſorglicher Weiſe aufgeſetzt. — Sie bekennen in dieſem Inſtrument, vom General Rieger gegen mich zu einer Intrigue gedungen worden zu ſein, die mir in Genoſſenſchaft Pepino's den Mord der Beering und Täuſchungen des Herzogs betreffs der Untreue der Herzogin fälſchlich beilegen ſolle, daß Sie ſich aber in Ihrem Gewiſſen heut' veranlaßt geſehen, mir dieſe Inſinuation Rieger's zu entdecken, und dafür 15,000 Gulden als Belohnung aus meiner Schatulle empfangen hätten.“

„Verdammt, aber wo iſt das Geld?“

„Das Geld iſt in Stuttgart, und Sie werden es, während Sie noch um des Generals Perſon in meinem Intereſſe beſchäftigt ſind, in Monatsraten von 2500 Gulden erhalten. Nach ſechs *Monaten ſind Sie Expeditionsrath*, was Ihnen dieſer zweite Contract garantirt. Binden Sie ihn los, Pfeil!“

Der Rath machte Wittleder von der Lehne des Stuhles los, an die man ihn mit rückwärts gezogenen Armen feſtgebunden. Montmartin tauchte die Feder ein und reichte ſie dem Arreſtanten, Wittleder lachte hell auf, unterſchrieb das eine Schriftſtück und ſteckte das andere zu ſich.

„Wir ſind ſomit Freunde. In Pfeil's Landhaus erwartet uns ein Souper, zu dem Sie nach der Erregung wohl erhöhten Appetit mitbringen werden. Dabei können Sie weitere Inſtructionen erhalten. Den Wildhüter, lieber Pfeil, werden Sie, wie verabredet, zur Ruhe bringen!“

Damit verließen die drei edlen Seelen das Haus. Auch der Schepper mit dem Tonele ward um Stammen nicht mehr geſehen, es hieß, ſie ſeien als bemittelte Leute tiefer in die Leonberger Gegend gezogen und hätten ſich da eine Wirthſchaft gekauft.

Während Montmartin und Pepino von der Furcht befreit worden, ihre ſauberen Schliche betreffs der Herzogin entdeckt zu ſehen, begann Wittleder ſich ſeiner neuen Stellung höchſt würdig zu zeigen und alle ſeine an Montmartin bewieſenen Gaunerſtreiche nunmehr gegen ſeinen argloſen Gönner Rieger zu richten, um deſſen Fall mit größter Ruhe und Sicherheit herbeizuführen. Er war dem Miniſter auch durch ſeine finanziellen Rathſchläge ſehr nützlich, zufolge deren es Montmartin gelang, die erheblichen Ausgaben des Jahres 61 zu beſtreiten, ohne der Landſchaft in die Hände zu fallen. Mit dem Jahre 62 ſtand eine neue franzöſiſche Militärconvention in Ausſicht und die damit verbundenen größeren Geldquellen. Obwohl der Herzog es aufgegeben, ferner ſelbſt im Felde zu agiren, und dafür im Winter zu Stuttgart, im Herbſt und Frühjahr zu Ludwigsburg, im Sommer auf dem wilden und romantiſchen Bergſchloß Grafeneck eben ſo rauſchender, koſtſpieliger wie entnervender Freuden genoß, hatte er doch, treu ſeinem Haß gegen Friedrich und das Haus Bayreuth — ſein Contingent unter die Fahnen der Kaiſerin geſtellt. Trotz wechſelndem Kriegsglück ging Friedrich II. im Siege zu Torgau über Daun, zu Liegnitz über Laudon furchtbarer, unbezwinglicher denn je aus allen Schreckniſſen hervor, der Krieg zog ſich mühſelig und matt bis in's ſechſte Jahr, wo Frankreich, Rußland und Oeſterreich mit neuen, gewaltigeren Hülfsquellen gegen den allgemeinen Feind aufzutreten dachten.

Inmitten eines Hofes, der, Röder abgerechnet, aus notoriſchen Schurken, verbuhlten Weibern, Schmeichlern und jener Art Schranzen beſtand, die Alles ſchön zu finden den kläglichen Beruf haben, ſchien Karl ſich immer mehr ſelbſt zu verlieren, im materiellen Lebensgenuß alle ihm höheren Pläne des Ehrgeizes, des Ruhms, der erträumten Größe untergegangen zu ſein. — Je länger, deſto mehr aber fühlte er ſich freudeloſer, leerer, unglücklicher. War der Rauſch der Orgie, die Hitze der Jagd, der falſche Pathos raffinirter Kunſtgenüſſe verflogen, erfolgte jedesmal eine Reaction ſeiner innerlich geſunden, edleren Natur, eines Gemüths, das zwar aus ſeinen Angeln gehoben, aber doch Eins mit immer geſteigerterer Sehnſucht empfand: das Bedürfniß einer reinen Liebe, eines wahrhaft edlen Weſens, das ihn verſtand, — und den Drang: als Fürſt wirklich etwas zu leiſten, das ſeinen Namen vom Schimpfe allgemeiner Mißachtung reinige, ihn emporhebe zu jener bewundernden Verehrung, ohne die ein Fürſt auf die Dauer ſo wenig leben kann, wie ohne Luft. In einer ſolchen Stunde faßte er den Plan, für Alles, was er dem Lande genommen, etwas wiederzugeben, er beſchloß, in Stuttgart eine Akademie der Künſte zu gründen, die unſchöne, alte Dragonerkaſerne beim neuen Schloſſe dazu umbauen zu laſſen und den berühmten Portrait- und Hiſtorienmaler Guibal, welchen er als Hofmaler berufen hatte, zum Director zu ernennen. Wie alle ſeine Pläne, war auch dieſer von großer Dimenſion. Die Akademie ſollte alle Künſte, Malerei, Bildhauerei, Architektur, Muſik, Poetik und Rhetorik umfaſſen. Er wollte etwas in Deutſchland nie Geſehenes hinſtellen, und ſeine ſchönſten, edelſten Augenblicke waren die, wo er — ſelbſt für Pepino unzugänglich — in ſeinem Cabinet dem idealen Traume dieſer gewaltigen Schöpfung nachhing. Als er mit ſeiner Intention weit genug zu ſein glaubte, um an's Licht zu treten, berief er Guibal zu Privatconferenzen und ſtellte die Grundzüge, das Programm, wie den Etat feſt. Der Maler erſchrak vor der Weitſchichtigkeit des Unternehmens, obwohl ihn deſſen Schönheit entzückte. Aber welche Mittel gehörten dazu! Wo ſollte man nur die Männer finden, welche den verſchiedenen Kunſtfächern als Lehrer gerecht zu werden vermochten? In Deutſchland war es bisher wüſte und leer, und der Krieg machte aller Entfaltung etwaiger Talente ein Ende.

Mit großer Zartheit machte Guibal ſeinen Herrn darauf aufmerkſam, rieth ihm: vorerſt die Akademie nur mit einer Mal- und Zeichnenklaſſe zu eröffnen, und betreffs der Poeſie und Rhetorik den Rath des Doctor Balthaſar Haug, Pfarrers zu Stotzingen, welcher ſich in Süddeutſchland als Belletriſt, Literator und Aeſthetiker einen Namen gemacht, zu hören, die Muſik aber vorerſt fallen zu laſſen, da man doch nur deutſche Muſik akademiſch pflegen, alſo mit Jomelli und der italieniſchen Richtung in Conflict kommen müſſe. Schließlich legte der Geldpunkt dem Enthuſiasmus des Souverains einen Zügel an.

So wurde denn der Mitteltract der Dragonerkaſerne für die Mal- und Zeichnenklaſſe hergerichtet, das Regiment aber nach Ludwigsburg dislocirt. Unter Guibal's Directorium ward die „Akademie“ den 17. Juni 1761 geſtiftet, in Anweſenheit des Herzogs und ſämmtlicher Staatsnotabilitäten eröffnet.*)

Abgeſehn, daß gewiß jetzt der am wenigſten glückliche Zeitpunkt war, öffentliche Theilnahme dafür zu gewinnen, hatte der Herzog mit der patriarchaliſchen Obſtinatheit der Würtemberger zu kämpfen, die vor jeder „Neuerung“, wenn ſie Geld koſtete, eine grimmige Scheu, eine philiſtröſe Verſtocktheit zeigten. Die Landſchaft, welche ſich ſeit Moſer's Fall in großen Dingen der Regierung gegenüber oft genug vergeben, ihr insgeheim auf Rieger-Fiſcher'ſche Veranlaſſung nicht zu rechtfertigende Summen bewilligt hatte, glaubte wenigſtens in kleinen Dingen mit mannhafter Oppoſition brilliren zu müſſen, und ſchlug nicht nur die Einrichtungskoſten und den Jahreszuſchuß (ohnedies ſehr mäßig veranſchlagt) ab, ſondern ſetzte auch in einem breitſpurigen Memorandum auseinander, daß die ganze Idee der Akademie unpraktiſch und unnöthig ſei. Der Janhagel ſtimmte natürlich der Landſchaft bei. — Das war ein Beweis horrender Dummheit! Die guten Leute kannten ihren Allergnädigſten nicht. Was er als Lieblingsidee einmal erfaßt, als Mittel, ſeinen Ehrgeiz zu befriedigen, ja, was er gar als etwas Erhabenes, Segensvolles ſich vorgeſtellt, ließ er ſich nimmermehr entreißen. Das Benehmen der Landſchaft betreffs der Akademie empörte, verhärtete ſein Herz in einer Weiſe, die dem Lande nur zum Schaden gereichen ſollte.

---

*) Pfaff II. 458.

Er ſprach ſich mit rückhaltloſeſter Erbitterung aus.

Wer am thätigſten bei der Akademie und mit wahrer Liebe ſich betheiligte, war der reiche Oberſt Röder von Schwende, der ſechs Freiſtellen für Bürgerkinder gründete und zur Beſchaffung von Modellen, Büchern und Requiſiten ſplendid die Hand bot. Als Karl überraſcht und erfreut ihm dankte und die Oberleitung anbot, antwortete der alte Herr ruhig ceremoniös: „Gnädigſter Herr, ich thue das, weil ich ſeit lange nichts ſo Edles und Erfreuliches in Würtemberg geſehn habe. Wolle mich Ew. Durchlaucht mit der zugedachten Ehre nicht beſchweren, damit das unverſtändige Volk nicht meint, ich habe aus eigenem Vortheil für die Akademie etwas gethan.“

Trotzdem nun aller Fleiß auf das Inſtitut verwendet, der Eintritt in daſſelbe ſo leicht wie möglich gemacht wurde, die lieben Unterthanen blieben obſtinat. Sie hatten es ſich einmal in den Kopf geſetzt, daß der Herzog keine Freude haben ſolle, ſo wenig ſie auch dem Lande koſtete. Bei aller Müh', die an dieſe erſte geiſtige Schöpfung Karl's geſetzt wurde, wollte ſie dennoch nicht gedeihen und ſiechte langſam hin, ohne nennenswerthe Reſultate in Ausſicht zu ſtellen.

Eine andere Angelegenheit regte dagegen die Leute mehr auf, — nämlich der zweite ehemalige Vormund und Adminiſtrator, Herzog Friedrich Karl, ſtarb einundſiebenzig Jahr alt kinderlos zu Neuſtadt, ohne ſein erlauchtes Mündel ſeit deſſen Verheirathung (alſo ſeit dreizehn Jahren) geſehen zu haben, derſelbe Mann, welcher nach den Wirrſalen des

Regiments Alexander's dem Lande zur Ruhe, zu erneutem Wohlſtand und Geſetzlichkeit verholfen hatte. — Prinz Louis war bisher um ihn geweſen und ordnete jetzt die Leichenfeier; Karl Eugen mußte, ſo wenig er ſeinen Vormund geliebt, bei dieſer Beiſetzung zugegen ſein, und dem Volksgefühle höchſt entſprechend, ſammelte ſich um den Sarg Alles, was zur alt-würtembergiſchen Oppoſition gehörte oder dem Todten aus perſönlicher Liebe angehangen.

Es war ein unheimlicher, unglücksvoller Anblick im weiten Saale des Neuſtädter Schloſſes. Zwiſchen hohen Kerzen auf ſchwarzem Katafalk lag der ſtille bleiche Herr in Parade, ſeinen Leib umhüllte die alte Uniform, die er beim Kriegszuge unter Alexander getragen, ſeine Gemahlin, ſchwarz und bleich wie eine Statue, ſtand zu Häupten, vier Garde-du-Corps hielten mit blanken Waffen an den Ecken Ehrenwache; ein wahrhaftes castrum doloris Würtembergs. — Im Vorſaale harrte die Trauerverſammlung mit Prinz Louis dem Erſcheinen des Herzogs.

Als derſelbe nebſt dem Hofe vorfuhr und ihm zwei Trauermarſchälle entgegengingen mit von ſchwarzem Flor umwehten Stäben, gab Prinz Louis das Zeichen, in den Trauerſaal einzutreten. Die Flügelthüren öffneten ſich und man führte die Leidtragenden ein.

Da waren die Herren Fiſcher, Hoffmann, Georgii und Faber vom Ausſchuß, die Regierungsräthe: Präſident von Pflug und Palm, die Geheimenräthe Grafen Puttbus und Wartensleben, der durch Montmartin entlaſſene Kammerpräſident von Knieſtedt, die beiden Barone von Gemmingen, die Amtleute und Landſchaftsabgeordneten Oettinger, Huber, Dan, Reuß von Lorch und Kettler von Heidenheim. Eine Menge alter Offiziere und Veteranen, die unter dem Todten gefochten, auch der alte Hauptmann Küchler von den Kreisgrenadieren, umſtanden ihn, in den Händen Kränze und Blumen, als der Herzog mit Röder, Pappenheim, Rieger Wimpſen, Montmartin, ſeinen Hofcavalieren und Generalen eintrat. Es war ſehr bezeichnend, daß die Herzogin-Mutter in dieſem Kreiſe fehlte.

Prinz Louis empfing den Herzog an der Seite der leidtragenden Wittwe mit einer ſtummen, kalten Verbeugung, die Karl eben ſo kalt erwiederte, ſich dann zu der Wittwe wendete, ihre Hand ergriff und ihr ſeine Theilnahme verſicherte.

Das Alles war ſo froſtig, ſo hohl, ſo auf Stelzen ſchreitend, daß man den tiefen Riß zwiſchen Volk und Land, den grellen Abſtand zwiſchen des Todten ſchlichtredlichem Herrſcherſinne und dem ſtarren Autokratenſtolz des Lebenden deſto tiefer empfand.

Zwei Parteien an einem Sarge; das Volk voll Schmerz, der Regent voll Kälte, — es bedurfte keines weiteren Richterſpruchs über den Verſchiedenen.

Magiſter Fiſcher begann die Leichenrede. Sie war höchſt ceremoniös im breiten Bombaſt der Zeit. So vorſichtig der Herr Oberconſiſtorialrath auch vermied, das Verdienſt des Seligen in allzu großes Licht zu ſetzen, geſprochen mußte eben doch werden von dem Siege zu Ramillies, geſprochen von dem, was er für des Landes Wohlfahrt und Ruhe gethan, und wie ein glücklich Würtemberg unter ihm geweſen.

Rings ſtarrten die erzenen Mienen den lebenden Herzog an, der des Todten Werk vernichtet hatte, auf jedem Antlitz ſtand der Schmerz über das Einſt und der finſtere Unmuth über das Jetzt. Dem düſtern Karl war, als wenn über ihn ſelbſt ein Todtengericht erginge.

Fiſcher hatte mit einem Gebet geendet, ein Augenblick peinvoller Stille trat ein, Karl war in des Todten Anblick verſenkt.

Da trat Prinz Louis an den Sarg, zwei Kränze in der Hand.

„Dieſen einen Lorbeer weihe ich in meinem Namen Dir, Du todter Vater des Volks, Lehrer und Vorbild meiner Jugend, und dieſen Cypreſſenkranz weiht Dir Dein anderer Zögling und Neffe, dem, ſeiner Heimath fern, nicht vergönnt war, Dein Auge zu ſchließen!“

„Und den Kranz,“ und Dan's von Tübingen Stimme klang unheimlich rauh, „bringe ich Dir im Namen des theuren, armen Freundes, der in Kerkernacht leiden muß, weil er — wie Du — treu vor Gott und Menſchen geweſen!!“

Karl ſchrak zuſammen. Ein wilder, glühender Blick zuckte über die Verſammlung. Er wendete ſich kurz und verließ mit ſeiner Cortège das Trauerhaus.

Nach einem ſtummen Gebet entfernte ſich die Verſammlung mit der inneren Gewißheit, daß der Souverain ſie ſo unverſöhnlich haſſe, wie ſie ihn haßten.

Niemandem konnte das erwünſchter ſein, als Montmartin. Es dahin zu bringen, daß Karl nicht mehr von ſeiner Bahn zurück könne, mit abſoluter Gewalt regieren müſſe, war ſein unabläſſig Bemühen geweſen; denn ſo nur war er dem Herzog unentbehrlich. Nun blieb ihm nichts übrig, als Rieger zu beſeitigen und den Sieg der Despotie in Würtemberg zu beſiegeln. —

Ende April 62 fand eine große Hirſchhetze um Ludwigsburg mit beſonderem Glanze ſtatt. Die hohen Offiziere, der Landadel der Gegend wurden dazu geladen. Hier ſollte Rieger noch einmal glänzen, noch einmal die ihm geſtreuten Huldigungen belächeln, ſich in geträumter Sicherheit wiegen. Das letzte Halali war verklungen, die Gäſte wurden mit einem ſolennen allegoriſchen Jägermahl und Ball entlaſſen, bei welchem Amazonen, Oreaden, Najaden und Bacchantinnen nicht fehlen durften, Melanie als Aurora, Frau von Taubenheim als Hebe, die ſchöne Tänzerin Anzelin als Neckarnixe glänzten.

Die Offiziere begaben ſich noch in ſelbiger Nacht nach Stuttgart zurück, da am andern Tage Parade ſein ſollte.

Montmartin begleitete den Herzog nach dem Ball bis an die Thür ſeines Cabinets.

„Darf ich Ew. Durchlaucht mit einer dringenden Mittheilung noch beläſtigen?“

„Ich bin müde, die Sache hat bis morgen Zeit!“

„Nein, mein Fürſt, morgen nach der Parade wird es zu ſpät ſein!“

„Machen Sie keine Narrheiten, Montmartin, gute Nacht!“

„Ein Wort nur, Durchlaucht! Geruhen Sie nur einen Blick auf die Papiere zu werfen, welche Pepino zufolge meines Befehls auf Ihren Schreibtiſch gelegt hat. Ich werde im Vorzimmer warten!“

„Das muß ein ſeltſam dringender Fall ſein! Warten Sie!“

Während der Herzog in ſein Cabinet ging, trat Montmartin an's Fenſter. Nicht das leiſeſte Geräuſch ließ ſich vernehmen. — Mit Eins erſcholl in des Herzogs Cabinet ein jäher, brüllender Schrei, ein Stampfen und Fluchen, ein Ausbruch wüſteſten, ſchmerzerfüllten Zornes. Die Thür ſprang auf, verzerrten Angeſichts, ſchäumenden Mundes ſtürzte der Herzog, die Papiere in der Hand, heraus. Stromweis rannen die Thränen über ſein bleiches Geſicht.

„Wer — wer iſt der Teufel, der hündiſche Verräther, der dieſe Depeſchen ſchrieb, ſich von meinem Herzblut genährt, mich umwedelte, um die tiefſten Geheimniſſe meines Herzens zu erlauſchen, alle meine Pläne, noch eh' ſie ausgeführt worden, dem Preußen zu verrathen! Nenne ihn mir, Menſch, beweiſe, wie Du zu den Papieren kamſt, und ich will verflucht ſein, wenn ich dieſer Creatur verworfenes Leben nicht auslöſche!!“

„Es iſt Rieger.“

„Rieger?! Unmöglich!“

„Der General Rieger hat ſeit längerer Zeit Lieutenant von Sandrat zu ſeinem perſönlichen Dienſt commandirt. Er ſendete denſelben mit den Originalen dieſer Depeſchen heimlich und in Civilkleidern ſo oft es ihm nöthig ſchien an Prinz Louis, eben ſo oft gingen Briefe nach Küſtrin und Berlin ab. Dieſe Depeſchen fing man in einem an Rieger adreſſirten Felleiſen auf.“

„Aber woher dieſe Copien?“

„Nachdem ich ſchon im Jahre 60 hinter die Geſchichte gekommen und den Sandrat plötzlich bei einem ſolchen geheimen Schritt aufheben ließ, ſtellte ich ihm die Alternative, mir entweder fortan alle Depeſchen abſchriftlich mitzutheilen, oder ſofort vor Ew. Durchlaucht zur Beſtrafung geführt zu werden. Das ſind ſeine Copien. Ferner iſt der Auditor Wittleder heimlich ſeit vorigem Jahr in meinen Dienſten, controlirt jeden Schritt Rieger's und wie Sandrat ſeine Schuldigkeit thut."

„Alſo doch, doch! — O, dieſen Geſellen hab' ich aus dem Staube erhoben, mit Macht, Ehre, Geld, mit meiner Freundſchaft ihn beglückt! Mich verräth Alles, Alles! Wer ſich mir nähert, iſt eine Natter, ein Molch, der ſich an mir wärmt, um mich zu vergiften. Iſt's Wunder, wenn Unglück wie Schande mich verfolgt, der Gram mein Herz zerreißt, mein Hirn verwüſtet? Er wird mich noch raſend machen! Morgen früh begleiten Sie mich zur Parade; Rittmeiſter von Staufen von den Ludwigsburger Dragonern ſoll augenblicks aus der Stadt kommen. Zum Schluß, Miniſter, noch Eins! Sie haben über Rieger geſiegt, Sie ſtehen als alleiniger Miniſter und Rathgeber da! Ich rathe Ihnen Eins: Nehmen Sie ſich vor mir in Acht! Dem Letzten von Euch, die Ihr mein Leben elend machtet, will ich das Bad ſo ſegnen, daß jeder Lebende mit Entſetzen daran denken ſoll!!" — Er verſchwand in ſein Zimmer. — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — —

In Stuttgart war am andern Tage Parade. Während die Truppen in weitem Bogen auf den Anlagen in Reih' und Glied ſtanden, hatten ſich die Stabsoffiziere auf dem Platze bei dem alten Prinzenbau und der Kanzlei verſammelt, demſelben Platz, wo einſt Huber und Dan Riegern die Küchler'ſchen Kreisgrenadiere drillen geſehen, und erwarteten den Herzog, der die Parole ausgeben wollte. Inmitten dieſer Uniformen aller Grade und Waffengattungen bewegte ſich als ihr oberſter Chef, dem nur noch der Titel des Kriegsminiſters fehlte, General Rieger, deſſen Rock mit Stickerei bedeckt, deſſen Bruſt mit Ehrenzeichen überladen war. Stolzer als der Herzog ſelbſt, allgefürchtet und tiefgehaßt von ſeinen Untergebenen, umſpielte der volle leuchtende Sonnenſchein ſeine martialiſche Geſtalt. — Drüben bei der Stiftskirche indeß hatte ſich ein alter Herr mit weißem Schnurrbart poſtirt, ein Veteran im Civilrock, mit einem Ehrenzeichen im Knopfloch, und ſchaute dieſe militäriſche Verſammlung nachdenklich an, es war Küchler.

Trommelwirbel und Commandoruf erklang vom neuen Schloſſe her, eine Bewegung entſtand unter den Offizieren. Ihr Kreis öffnete ſich, alle nahmen eine ſtramme Haltung an und wendeten ſich nach dem Marſtall zu, von dem der Herzog mit ſeinen Begleitern kam.

Karl allein, die Hände auf dem Rücken, das Haupt geſenkt, näherte ſich langſam. Ihm folgten in der Entfernung Pappenheim, Montmartin, Wimpfen und Röder.

„Herzogliche Durchlaucht ſind ſehr finſter heut'!“ flüſterte von Bouwinghauſen zu dem Artilleriegeneral von Nikolai und dem General von Stein von den Leibgrenadieren.

„Gott, und wie bleich unſer Herr iſt!“ rief unwillkürlich Nikolai.

„Bald, meine Herren, wird ein gewiſſer Anderer noch bleicher ausſehen!“ fiel General Phull von den Dragonern ſarkaſtiſch leiſe ein, verließ den Kreis, ging — was gegen alle Regel war — dem Herzog entgegen, machte Front und legte die Hand an den Hut.

„Es bleibt dabei, vorwärts!“

Karl nickte und ſchritt langſam weiter, Phull verließ ſofort den Platz.

Das heimliche Flüſtern ſeiner Offiziere machte Riegern ſtutzig. Als er Karl ſo ſinnend daherkommen ſah, beſchlich ihn ein ſeltſames Gefühl, und als er Montmartin's lächelnden Geſichtsausdruck bemerkte, empfand er etwas wie Angſt.

„Weiß die Schwerenoth,“ brummte er in den Bart, „was der Montmartin wieder eingerührt hat!“

Der Herzog kam in des Veteranen Nähe, der ſofort Front machte und ſalutirte. Karl ſah ihn groß an.

„Wie iſt mir denn, hab' ich Ihn nicht das letzte Mal zu Neuſtadt geſehen?" und er trat an den Alten heran.

„Ja wohl, Herzogliche Durchlaucht!"

„Wie heißt Er und wo hat Er gedient?"

„Hauptmann Küchler, Durchlauchtigſter Herr, bei den ehemaligen Kreisgrenadieren, hab' unterm ſeligen Adminiſtrator Friedrich Karl von Würtemberg-Neuſtadt gefochte und nahm anno 56 mein' Abſchied."

„Gerade wie ich in die Kriegsaffaire kam! Warum ging Er ab?"

„Weil ich mit der neuen Drillmethode die Leute nit zu tractire wußt', Sereniſſimus, und der Herr General von Rieger meinte, ich ſei im Feld nur zum Lazarethbruder gut."

„So? — Kann ich Ihm 'was erweiſen?"

„Nichts, Durchlaucht, ich hab' zu lebe."

„Komm Er mit! — Er braucht nicht dahinten zu bleiben, geh' Er neben mir, ich will mit Ihm reden."

Zum Staunen Aller näherten ſich Beide dem Carré der Parole.

„Alſo Er traute ſich nicht ſelber an Seinen Fürſten zu gehn, weil Er meinte, ich ſei ein Spielball von Schranzen, Weibern und Schmarotzern, wiſſe redlich Verdienſt weder zu ſchätzen noch zu belohnen, wie?"

„Durchlaucht, darauf kann ich doch nit antworte. Bin von dem alten Schlag', der nit viel fragt und raiſonnirt, hat Jeder doch ſein' eigene Tracht droben zu verantworte."

„Aber das iſt's eben, Freund, daß ein Fürſt die Uebelthaten ſeiner Leute mit verantworten muß, es ihm ſelber in die Schuh' geſchoben wird, wenn er betrogen iſt." Er erhob das Haupt langſam und ſchritt zu dem Kreiſe der Generale, die ihm die Honneurs machten.

Karl griff an den Hut, und als Rieger mit einer ſchmeichelhaften Bemerkung eben an ihn herantreten wollte, wendete er ſich kurz um und winkte Küchler, der ſchüchtern zurückgeblieben, heran. Er trat mit dem herzoglichen Gefolge zuſammen in's Carré.

„Meine Herren, ich ſtelle Ihnen den alten wackern Hauptmann Küchler vor, an dem ich Mancherlei gut zu machen habe, was gegen mein Wiſſen geſchehen. Herr Oberſt Küchler wird das aber ſeinem Fürſten verzeihen, hab' den meiſten Schaden davon gehabt, denn ein Redlicher weniger iſt immer ein Schurke mehr!"

Er nahm von ſeiner Bruſt den Militärorden und heftete ihn ſelbſt an des alten zitternden Mannes Bruſt, der plötzlich wie ein Kind bitterlich zu weinen begann.

„Was iſt Ihm denn, iſt Er närriſch?"

„O mein Fürſt und Herr," und der Veteran küßte des Herzogs Hand, „könnt' doch das ganze weite Würtemberg das ſehe, es müßte Euch wieder ganz lieb habe!"

Da wendete ſich jäh der Souverain um, mit mächtigem Griff riß er die Orden von des ſtarren, entſetzten Rieger's Bruſt, Pappenheim ſchnitt ihm die Epaulettes vom Rocke, Montmartin zerbrach ſeinen Degen.

„Ganz Würtemberg ſoll wenigſtens ſehen, wie ich einen verrätheriſch ehrloſen Schuft züchtige. General Phull!"

Da trat General Phull in den Kreis, ihm folgten zwei Strickreiter von den Dragonern.

„Der Delinquent Philipp Rieger wird nach dem Asperg geführt! Zeitlebens in Eiſen, im Finſtern, bei Waſſer und Brot! Er hat ſeinen Fürſten an Preußen verrathen! Fort mit dem ſchlechten Kerl!"

Ein Gemurmel des Entſetzens und Staunens durchlief den Kreis.

Während die Strickreiter dem Unglücklichen die Uniform in Fetzen vom Leibe riſſen, er am Oberkörper faſt entblößt daſtand, brach er mit dem Schrei „Sandrat, Sandrat!" zuſammen. Die Dragoner zerrten ihn empor, banden ihm die Hände auf den Rücken und ſchleppten ihn aus dem Kreis der Offiziere. Halb leblos vor Entſetzen, ſtumm und bleich wurde er, der ehemalige Schrecken Würtembergs — unter eiſerner Stille an den Colonnen derſelben Soldaten vorübergeführt, die er auf's Blut gequält, durch die zuſammenlaufenden Volksmaſſen zum Ludwigsburger Thore hinaus, wo ihn eine Dragonerescorte empfing und in die unterirdiſchen Kerker des Aspergs führte.

Als man Rieger im Feſtungshofe des Aspergs endlich losband und er wie todt auf's Pflaſter ſank, trat ein Galiote mit ſeinen Schellen, der da eben arbeitete, heran. „He, was bringt Ihr denn da für ein neu Stück Vieh in den Stall? Hahahaha, der Schinder grüß' Dich, Gevatter Rieger! Kennſt mi nit, oder biſt Du ſchier taub worde, bin ja der Clas Hämpflein vom Regiment Gablenz, der zu Göppingen ſeinen eignen Bruder hängen gemußt, weil er mit ihm nit marſchire wollt'. Gebt ihn her, will's ihm auch ſo mache, 'n Meiſterſtück, wie's Bruder Kopfab in Stuttgart nit ſchöner kann!“

Brüllend vor Wuth wollte er ſich auf Rieger werfen. Der Commandant ließ den Raſenden ergreifen und bei Waſſer und Brot in's Finſtere ſetzen. —

Das furchtbare Exempel, was an Rieger ſtatuirt worden, rief ſeltſamer Weiſe nicht einmal bei den Gegnern deſſelben Freude hervor. Lähmende Furcht ergriff Alles, vom erſten Höfling bis zum letzten Beamten. Wenn dieſer allgewaltige Menſch ſo ſchmählich fallen, mit ſo ausgeſuchter Grauſamkeit gebrandmarkt werden konnte, wer war noch ſicher? — Ohne Richterſpruch unterm dämoniſchen Auge des Fürſten ſelbſt zu einer Art der Strafe verurtheilt, die nicht nur ſeine ganze Verwandtſchaft ehrlos machte, ja, den Offizierſtand, den Adel ſelbſt auf's Tiefſte befleckte! Karl erſchien dem Nero und Tiber vergleichbar, die aus plötzlichen Launen ihre Gunſt, aus blutiger Freude am Elend und Schande das Verderben zu dictiren pflegten. Seit dieſer Zeit nahm die Speichelleckerei und Kriecherei faſt aſiatiſche Formen an, war es doch nur zu klar, wie halsbrechend fortan jeder ſogenannte Einfluß war.

Als dem Vater des Generals, Paſtor Rieger, ſelbige Stunde die Schreckensbotſchaft von Küchler, dem Augenzeugen, überbracht wurde, der alte Mann halb im Wahnſinn zu Fiſcher und ſeiner Schwiegertochter rannte, um ſie zu beſchwören, durch einen Fußfall Karl's Gnade anzuflehen, blieb unter dem allgemeinen Jammer der Familie der Conſiſtorialrath ſtarr und ungebeugt.

„Keinen Fußfall, kein Betteln!“ rief er flammend. „Wer dieſes Wort in meinem Hauſe nennt, ſoll gleich Hagar von der Schwelle verſtoßen ſein! Mag mein Schwiegerſohn ein noch ſo ſchweres Verbrechen begangen, noch ſo harte Strafe, und wär's der Tod, verwirkt haben, aber der Herzog hat etwas gethan, das noch kein würtembergiſcher Fürſt unternommen! Er iſt an die Grenze alles menſchlichen und göttlichen Rechts gelangt, und ich werde ihm zeigen, daß es nicht nur im Himmel, daß es auf Erden auch eine Gewalt giebt, mit der er nicht fertig werden ſoll!“

Fiſcher verſammelte ſofort den Ausſchuß, bei dem ſich auch Gemmingen einfand, und ſtellte ihm die Frage, ob man ihn auch wie Riegern ehrlos halte und er in Folge deſſen aus der Liſte der Prälatenbank zu ſtreichen ſei, oder ob man ihn behalten ſolle, um der „allgefräßigen“ Gewalt zu ſteuern.

Die Antwort war die allgemeine Theilnahme der Mitglieder. Wie das Unerhörte bekannt geworden, liefen von auswärts, beſonders von Dan, Huber, Faller, Oettinger, kurz gerade von ſeinen Gegnern, Beileidsſchreiben ein, die ihn um ſo mehr erſuchten, ſeinen Sitz als Präſes der Landſchaft zu behalten. — Er blieb im Amte und ward ſofort Anhänger der Oppoſition, welche nur noch eine Deviſe trug, des Fürſten höchſte Demüthigung und Rache an Montmartin! Man ſchloß die geheime Truh' fortan hermetiſch, ließ Steuern und Gefälle rückſtändig und wollte gerade in dieſem Jahre, wo die Regierung das Geld nöthiger denn ſonſt brauchte, die Staatsmaſchine lahm legen. Ebenſo handelte die Kirchenſynode, welche über den Kirchenkaſten disponirte (gewiſſermaßen das Cultusminiſterium), deſſen Spitze Fiſcher blieb. Gewalt gegen

Gewalt, es handelte ſich nur darum, wer es aushalten konnte.

Weil Montmartin in ſeinem Schuldbewußtſein ſich ſelbſt fürchtete, war ihm dieſe Haltung des Landes ganz unerklärlich. Aber Wittleder wußte Rath, es wurde eine Einkommen- oder Kopfſteuer eingeführt, die man mit Militär eintrieb und welche nicht unter fünf Kreuzern jährlich für den ärmſten Taglöhner angeſetzt wurde. Wittleder, nun Expeditionsrath, wurde zum Kirchenkaſtenverwalter ernannt, warf die Synode auseinander und bemächtigte ſich mit drakoniſcher Brutalität der Gelder. Der berüchtigte Hallwachs kam wieder in's Land, der Spießgeſelle des Juden Süß. Unter ſeiner Aegide ward eine Zwangslotterie eingerichtet, und wurden — wie zum Hohn der Landſchaft — ihr zweihundert Looſe zugeſendet. Die Landſchaft ſchickte ſie mit dem Bemerken zurück, „daß ſie den Fabrikanten dieſer Lotterie beim Hofgericht zu Tübingen auf das crimen des Landesbetrugs anklagen werde". Endlich ward durch Errichtung des ſogenannten Gratialamts der Aemterhandel mit ſchamloſer Oeffentlichkeit ausgeübt. Alte Beamte mußten die Beibehaltung ihrer Stellen erkaufen, eine Unzahl Poſten wurden creirt und ein Schreiberweſen in Würtemberg etablirt, das bis in moderne Zeiten hinein eine Landplage bleiben ſollte. Vorzüglich ließ man es ſich angelegen ſein, diejenigen Amtleute und Magiſtrate aus ihren Stellen zu verdrängen, welche zur Oppoſition in der Landſchaft zählten, wie Faber, Huber, Dan und Oettinger.*)

Da erklärte Huber in einem Circular an die Landſchaft ſeinen Collegen und Amtsgenoſſen, daß er nie von ſeiner Stelle weichen, ſeinen etwaigen Subſtituten aus Tübingen werfen und bis zum letzten Athemzuge Gewalt mit Gewalt vertreiben werde. Kanzler von Gemmingen als Obervogt und die Univerſität traten ihm wegen Wittleder's Beraubung des Kirchenkaſtens bei, und Tübingen glich einem revolutionären Heerlager. Auf die Renitenz der Landſchaft und Tübingens antwortete der Herzog, indem er in die alte Univerſitätsſtadt, ebenſo nach Leonberg, Heidenheim und Blaubeuren diverſe Regimenter auf Execution ſchickte. An Tübingen zumal wurde ein Exempel ſtatuirt, die Oberamtskaſſe beſetzt, Huber vom Amte verjagt, den Einwohnern Zwangseinquartierung in's Haus gelegt, und wer von den Studioſen den Mund brauchte, unter die Rekruten geſteckt. Da erſchienen Huber, Faller, Oettinger, Gemmingen und Faber auf Requiſition Fiſcher's in Stuttgart, der ſogenannte große Ausſchuß wurde von ihnen gebildet, und — ehe man zum Aeußerſten ſchritt, ernannte man eine Deputation, die des Landes Vorſtellungen direct mündlich an den Herzog bringen ſollte. Sprecher war Huber.

---

*) Pfaff 468, 71, 78—81; Menzel u. a. a. O.

Als die Deputation in voller Amtstracht im Ludwigsburger Stadtſchloß erſchien, ward ſie in den Ritterſaal geführt, und Karl empfing ſie, umgeben von ſeinen geſammten Hofchargen und Generalen.

„Was habt Ihr mir zu ſagen?“

Huber, den Amtsſtab in der Hand, verbeugte ſich.

„Allerdurchlauchtigſter Herzog, gnädigſter Fürſt und Herr! In dieſer ſchweren, troſtloſen Zeit, wo es ſcheint, als ſolle Alles brechen und ſplittern, was in Würtemberg ſeit der Väter Zeit heilig gehalten worden, treten wir, Durchlauchtigſter Herr, vor Euch, nehmen Gott und die Welt zum Zeugen, daß das Vaterland verwüſtet iſt durch die Creaturen, ſo Euer fürſtlich Ohr, Euern landesherrlichen Sinn, Euer ehemals liebreich gnädig Herz verhärtet haben! Die Geſetzloſigkeit und Willkür iſt ſo ſchreiend worden, daß wir uns nicht enthalten können, Ew. Herzogliche Gnaden ſelbſt in wahrlich thränenreicher Vorſtellung ſolches zu Gemüth zu führen. Juden halten die Monopole von Salz, Tabak, halten Münze, Maß und Gewicht in der Hand, um zu ſtehlen und zu betrügen. Ein Franzoſe, dieſer Mann da, Montmartin geheißen, der bisher noch jeden Herrn verrieth, betrachtet Würtemberg wie ein Jagdrevier, die Unterthanen zu Tode zu hetzen! Moſer ſchmachtet in ſchmachvollen Ketten, und die Männer gerade werden von Amt und Würden gejagt, die treu und redlich gehandelt. Inmitten des höchſten Unglücks zwingt man das Volk zu fluchenswerthem Lottoſpiel, verhandelt die Stellen, welche durch Ehrlichkeit und Wiſſen verdient ſein wollen, unter Wittleder's Hammer, und kein Fuß würtembergiſcher Erde iſt zu finden, der nicht von Seufzen und Klagen wiedertönt. Retten Sie, erbarmen Sie ſich des Vaterlandes Ihrer Vorfahren, des Vaterlandes, das auf Sie einſt ſeine Hoffnung geſetzt! Das Vaterland ſchreit um Hülfe, laſſen Sie es nicht nutzlos weinen, Sereniſſimus, im Namen des Weltrichters!"

Das Wort des Redners verklang. Aller Blicke hatten ſich auf Karl gerichtet, der, die Hand in der Bruſt, den Hut auf dem Kopf, wie ein Steinbild ſtand, immer finſterer geworden, immer mehr in ſich verſunken war.

Nun fuhr er empor und trat dicht vor die Deputation.

„Vaterland, Vaterland! Was heißt Vaterland?! Ich bin das Vaterland, nur wo ich bin, iſt Euer Vaterland. Ihr ſeid jener freche renitente Pöbel, der ſeit mehr denn neun Jahren meinen Willen, meine Schritte, meine beſten Entſchlüſſe bemeiſterte; einen Kampf beſchworen hat, als deſſen Ausgang Ihr meine Erniedrigung träumt. Das ſchwache Regiment der Adminiſtration hat Euch üppig und widerſpenſtig gemacht, und dieſer Augenblick iſt ein ſo ſchreiender Beleg dafür, daß ich Euch ebenſo sans façon antworten will. Kraft landesherrlicher Gewalt ſeid Ihr caſſirt und arretirt! Auf dem Asperg allgeſammt ſollt Ihr nachdenken, wie man als Unterthan und Knecht meinem Willen zu gehorchen und zu ſchweigen hat!"

Er wendete ſich und verließ mit ſeiner Begleitung den Saal. Ehe die Deputation noch Zeit hatte, von ihrem ungeheuren Erſtaunen ſich zu erholen, wurde ſie von Grenadieren ergriffen und durch den bekannten Herrn von Sandrat, nunmehr Major, nach der Feſtung abgeführt.

Mit dieſer Maßregel, während Huber's Rede gefaßt, deren Inhalt wie Form er viel anders vermuthet, glaubte der Herzog alle fernere Renitenz getödtet. —

Als die Nachricht von der Aufhebung der Deputation in die Verſammlung des erweiterten Ausſchuſſes nach Stuttgart zurückkam, war die Verwunderung viel geringer, als bei Rieger's Fall, man hatte etwas dem Aehnliches vorhergeſehen. Sofort wurde eine umfaſſende Klage an das kaiſerlich königliche Reichshofgericht deutſcher Nation zu Wien, wie eine Klageſchrift und Bitte um Intervention an Friedrich II. aufgeſetzt, in der Punkt für Punkt alle Beſchwerden des Landes aufgeſetzt waren. Sie befanden ſich dabei in ganz verfaſſungsmäßigem Recht, da in allen ſtreitigen Fällen damals der kaiſerliche Hof ihr oberſtes Tribunal, jede Chur zur Intervention berechtigt war, alſo auch Chur-Brandenburg. Das eine Schreiben brachte Kanzler von Gemmingen, wieder eingetreten und nunmehr Karl's Gegner, nach Wien, das andere Schreiben gelangte durch Prinz Louis nebſt einem Handbillet direct an den großen Friedrich.

An ſelbem Tage, wo beide Schriften abgingen, ſchienen ſich die kommenden Dinge, wie das Volk prophezeite, in einem furchtbaren Omen wiederzuſpiegeln: der linke Flügel des neuen Schloſſes zu Stuttgart brannte ab, ohne daß man der Urſache auf die Spur kam. Es fehlte nur jeder Beweis, ſonſt hätte der Herzog die That gar den Stuttgartern zugeſchrieben.*) —

Einige Monate nach dieſem Vorgange ſaß der Herzog verſtimmt in ſeinem Cabinet. Er hatte täglich ein Gnadengeſuch des Ausſchuſſes betreffs der Deputation, eine demüthige Willfährigkeits-Erklärung erwartet. Er wollte die Leute vom Asperg ja gern befreien, die Sache redreſſiren, wenn man ihm nur einen Finger reiche. Pappenheim, die Wimpfens, Montmartin wichen ihm ängſtlich aus, man wußte bei Hofe: „wenn Karl bereue, ſei er am gefährlichſten". Selbſt Pepino war froh, wenn er mit guter Manier aus dem allerhöchſten Cabinet war. Nur Einer blieb ſich in furchtloſem Benehmen, ſeiner Treue, aber auch in reſervirter Ruhe gleich, Oberſt Röder von Schwende. Er fragte nicht, was geſchah, oder wie ſein Herr handle, er war nur um ihn, wenn es gewünſcht wurde, und — als ob der Herzog inſtinctiv den Werth dieſes Mannes fühlte — ſuchte er jetzt ſeine Nähe, obwohl es dann einſilbig genug zuging, die Unterhaltung ſich um alles Mögliche, nur nicht um die inneren Zuſtände drehte. Sie aßen zuſammen, ritten allein aus, — weit in's Gebirge, — oft nicht einmal von einem Piqueur begleitet. Es war, als wenn ſie innerlich mit einander redeten und klagten. Karl fürchtete ſich faſt vor dem Worte, — ihn beherrſchte eine jener ſeeliſchen Krankheiten, die ausraſen müſſen.

---

*) Pfaff II. 455.

„Was macht die Akademie, Röder?“

„Sie liegt noch immer darnieder. Die ſchönſten Mittel bleiben unbenutzt, weil keine rechte Betheiligung da iſt. Viele adlige Häuſer haben ihre Söhne und auch die Beiträge zurückgezogen —“

„Wer? Seit wann?“

„Ich weiß es im Augenblick nicht. — Wann? — Seit — ſeit einiger Zeit. — Ungefähr ſeit — der letzten Jagd!“

Karl antwortete nicht. Die letzte Jagd, die Parade und Rieger's Fall. — Der Adel ließ auch von ihm.

„Aber Durchlaucht müſſen ſich nicht beirren laſſen,“ ſetzte Röder hinzu. „Was ein Fürſt Gutes, Schönes will, wenn's auch nicht gleich verſtanden wird, ſchlimme Zeiten und thörichte Menſchen daran rütteln, das bleibt doch, und ſo wird unſere Akademie auch bleiben. Die vorhandenen Mittel können allerdings nicht genügen, um beſondere Schritte zur Vervollkommnung des Inſtituts zu thun, aber wir zwingen's doch. Ich hätte da einen Vorſchlag für Ew. Durchlaucht.“

„Was, lieber Röder, was? Glaub' mir, Freund, es würde mir jetzt eine wahre Freude ſein, etwas Segensreiches zu ſtiften, denn nur Du allein weißt, wie mein Herz —“ Er ſchwieg.

„Wie Ew. Gnaden Herz beſchaffen iſt. Ich weiß

Alles. — Wäre Ew. Gnaden Herz nicht ſo, wie ich es kenne, der alte Röder wäre nicht bei Euch, Durchlaucht! — Was meinen Plan betrifft, iſt's der. Ich habe bisher der Akademie einige Fonds zugewendet, aber der Effect iſt, wie geſagt, zu gering. Man muß die Leute zwingen, ihre Jungens in die Akademie zu ſchicken. Wie aber? Man zwingt nur dann die Menſchen, die ſchwach begeiſteten Naturen, wenn man ſie dahin bringt, einzuſehen, daß ihr größter Vortheil das iſt, was man will. Aller andere Zwang iſt machtlos. Ich meine nun, es ſoll etwa folgende neue Einrichtung gemacht werden: Erſtens gute Preiſe für tüchtige Schüler. Anlockung derſelben durch die beſtimmte Zuſage, daß die tüchtigſten in der Anſtalt gebildeten Künſtler in Würtemberg als Baumeiſter, Ingenieure, Maler u. ſ. w. herzogliche Anſtellung, die dort erzogenen Handwerker aber die öffentlichen Arbeiten, Lieferungen u. ſ. w. erhalten, ihr Etabliſſement unterſtützt werden ſolle und dergleichen. Dazu will ich zwei Drittel meines Vermögens gegen Zinſen hergeben, falls Sie mir, mein Fürſt, perſönliche Garantie betreffs meiner Bruderkinder ertheilen wollen!"

„Röder! Das — das iſt mir eine herzliche, große Ueberraſchung! Ja, das will ich! — Alles, Alles ſoll geſchehen, und Gott wird mir doch wenigſtens etwas gelingen laſſen!"

„Das wird er, und künftig wohl auch noch mehr!" Röder gab ihm ſein Memorial.

Haſtig, wie ein Kind die Süßigkeit, empfing Karl das Papier und vertiefte ſich ſofort in deſſen Inhalt. Eine lang entwöhnte innere Seligkeit durchglühte ſeine Züge, die etwas wehmüthig Rührendes bekamen.

In demſelben Augenblicke ertönte das grelle Schmettern zweier Trompeten vor dem Schloſſe.

Beide fuhren jäh auf, Röder eilte zum Fenſter.

„Zwei kaiſerliche Trompeter mit einem Reichscourier von Wien!"

„Was! Was heißt das? — Was will der, zum Wetter!"

Röder riß die Vorthür auf und eilte dem kommenden Diener des Kaiſers entgegen, vor deſſen Reichsadler auf Bruſt und Rücken ſich jede Pforte öffnen mußte und deſſen Stab ihm die Heiligkeit der unmittelbaren Nähe des Kaiſers lieh.

„Reichsgraf von Lascy, Sie!“ rief Röder ihm entgegen. „Um Gottes willen, was bringen Sie?“

Der Courier antwortete ihm nicht, ſondern ſchritt unaufhaltſam vorwärts.

Röder, das Schlimmſte ahnend, eilte ihm voraus.

Jetzt ſtand der Courier vor dem Herzoge ſtarr, ſteif, mit weitgeſpreiztem Stabe, griff in die rothe Sammettaſche an ſeiner Hüfte und zog ein kaiſerliches Schreiben hervor.

„Ich Joſeph, Reichsgraf von Lascy, bin geſendet an Ew. Durchlaucht Herzog Karl Eugen von Würtemberg, Grafen zu Teck und Mümpelgard, mit dieſem Befehl des heiligen römiſchen Reichs und Deutſcher Lande Kaiſer Franz I. von Gottes Gnaden, nach geſchehenem Ausſpruch des Reichshofgerichts zu Wien, und mahne Euch, Herzog Karl von Würtemberg Durchlaucht, binnen drei Tagen Folge zu leiſten im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes!“

Er reichte ſteif vorgeſtreckten Armes dem Herzog das Schreiben.

„Ich begreife nicht, Herr Graf, was ich mit dem Hofgericht zu thun habe und —“

„Das Hofgericht und des Kaiſers Wille hat mit Ew. Durchlaucht zu thun!“

Er gab den Brief an Rödern, ſchritt hinweg, und die Trompeten klangen wieder.

„Aber, Röder, ich bitte Dich, was geht denn vor?!“ und Karl faßte ſich an's Hirn, als wanke ſein Verſtand.

Der Oberſt riß die Enveloppe von dem Briefe, welchen Karl mit ſtarrem Staunen öffnete. Blaß und bläſſer wurde der Leſende, ein Froſt kam über ihn, man hörte ſeine Zähne klirren, da plötzlich that er einen wilden, entſetzlichen

Schrei und ſtürzte zu Boden. Ein epileptiſcher Anfall hatte ihn ergriffen.

Röder rief Pepino und die Laquaien zuſammen. Man ſchickte zum Medicus, alle Cavaliere kamen auf die Beine und ſtrömten in's Vorzimmer. Röder hatte raſch das Schreiben zu ſich geſteckt, poſtirte drei Leibgardiſten vor die inneren Gemächer, und geſtattete keiner Seele außer dem Arzt und den Dienern den Eintritt. Während man Karl zu Bett brachte, der Arzt erklärt hatte, der Vorfall, hoffe er, werde von keinen lebensgefährlichen Folgen ſein, las Röder den Befehl des Kaiſers, welcher einfach lautete: „Nach Anhörung und Antrag Unſeres oberſten Reichsgerichtshofes hierdurch bei Gefahr der Reichsacht und Reichsexecution ſofort die Deputation herzoglich würtembergiſcher Landſchaft, ſo zu Asperg widerrechtlich ſitzt, freizulaſſen, den Conſulenten Moſer vom Hohentwiel vor einem ordentlichen Gericht ſtrafrechtlich verklagen zu laſſen, ſchließlich aber binnen Jahresfriſt ſich vollſtändigſt mit Dero Landſchaft wegen beſchworener, vom Kaiſer ratificirter Verträge in friedlicher Art zu vertragen!"*) —

Röder's Haupt ſenkte ſich, eine Thräne rann ihm in den grauen Bart. Er faltete das Schreiben, ſteckte es zu ſich, ging in des Herzogs Schlafcabinet und ſetzte ſich zu ihm, Karl's Hand ergreifend.

Als ſich der Kranke erholt hatte und wieder bei Sinnen war, erkannte er zuerſt ſeinen alten Röder wieder. Er drückte ſeine Hand.

„Röder!"

„Mein einziger Herr!"

„Das Laquaienvolk ſoll hinaus! — Niemand wie Dich und den Doctor!"

Röder winkte den Dienern zu gehen.

„Röder, bring' mir Papier und Dinte! — Schreib an den Major von Buttlar auf Asperg: Die Landtagsdeputirten ſind ſofort loszulaſſen und per Wagen anſtändig nach Stuttgart, oder wohin ſie wollen, zu befördern!"

---

*) Pfaff II. 481, Lebderhoſe 481, auch im Biffart.

Röder ſchrieb den Befehl. Mit ſchwankender Hand ſetzte Karl ſeinen Namen darunter.

„Den Lascy ſuch' auf, Röder, und ſag' ihm, ich hätte den beſten Willen, er ſolle ſich nur ein paar Tage gedulden, bis ich ihn ſehen kann!"

„Ich geh' nur unter der Bedingung, wenn Sie befehlen, Durchlaucht, Keinen zu ſehen, bis ich wieder da bin. Ich fordere das von Ihnen als Edelmann!"

„Ich will's! — Doctor, Er hat Befehl, kein Menſch ſoll herein! — O Schmach, o Schande! Das alſo iſt Dein Dank, Oeſterreich!!" Er verbarg ſeine bitterlichen Thränen in die ſeidenen Kiſſen des prunkenden Himmelbettes. —

Einige Wochen ſpäter ſchickte Friedrich II., ſiegreicher als je, General Kleiſt mit einem Armeecorps nach Franken. Nürnberg, von den Kaiſerlichen wiederum beſetzt (die unbeſiegte Städtejungfrau), ward erſtürmt, und nun rückte das preußiſche Corps langſam gegen Ellwangen vorwärts.

Der Herzog rief öffentlich ſeine treuen, alten Soldaten auf, ſeine „geliebten Landeskinder zum Schutz des Vaterlandes".

„Das Vaterland iſt Er! Was heißt Vaterland?" antwortete man auf allen Gaſſen.*)

Karl von Würtemberg rüſtete ſich zu ſchleuniger Flucht aus ſeinem eigenen Lande, denn ſchon an der Grenze bei Heidenheim ſtand Kleiſt. Da aber hielt der General an und ſchickte einen Major zum Herzog, der ihm folgenden Brief brachte:

„Mein lieber Neveu!

Dein Land, das Du wie ein Despot (comme un despot) regierſt, hat Dich bei mir verklagt und gebeten: zu Deinem Eidſchwur Dich zurückzubringen. Ich zürne Dir etwa nicht, weil Du gegen mich marſchirſt! Ein junger

---

*) Pfaff II. 443—50, Mentzel 237.

Prinz will ſich eben auch verſuchen, und es iſt kein ſchlechter Gedanke, dazu ſeinen Lehrer zu wählen. Auch zürne ich Dir nicht wegen Deiner Frau, meiner Nichte, das ſind perſönliche Sachen, aber wenn Du Dein Land ruinirſt, biſt Du ein Raſender, der der Nemeſis verfallen muß. Für diesmal ſoll Dich Kleiſt in Ruhe laſſen, ein ander Mal komme ich ſelbſt (moi-même) und werde (faire l'ordre chez vous) bei Euch aufräumen, denn Du biſt Deines Landes erſter Diener, ſo wie ich auch ſein muß; das dankt uns ſonſt der Teufel!

Schweidnitz, den 11. October 62.

Friedrich,
König von Preußen."

9.

Das Käthle und das Bäbele.

Diakonus Schubart zu Aalen war wiederum mit ſeinem älteſten Sohne Chriſtian, dem Candidaten, verſöhnt, nachdem derſelbe die Erſtgeburt ſeines eigenen Wollens und Sehnens, ſeines vielſeitigen Talents, ach, den brennenden Freiheitsdurſt ſeiner Jünglingsſeele demüthig reſignirend für das philiſtröſe Linſengericht der Theologie hingegeben hatte, das ihn künftig mehr aufblähen als erfüllen ſollte. Hätte bei dem alten Herrn noch irgend ein Zweifel obgewaltet, würde derſelbe vollends durch die flammende Beredſamkeit, welche der junge Mann auf dem Predigtſtuhl zu Aalen entwickelte, beſeitigt geweſen ſein. Selbſt die Mutter wurde verblüfft und ſtill. — Sollte ſich ihr ſchlichtes, ungelehrtes Herz denn gar ſo ſehr getäuſcht haben?

Chriſtian, der Schnepperer von Nürnberg, der tolle, flotte Burſch, der Renommiſt und Schuldenmacher von Erlangen, ging alſo in's gottgelahrte Joch hinein ohne weitere Einwendung. Was er eigentlich wollte, wohin ihn ſein Talent dränge, wußte er wohl ſelbſt nicht. Mein Gott, er hatte gar ſo viele Talente, war gleich bewundert, wenn er componirte oder phantaſirte, ein glücklicher Verſifex und Improviſator, ein funkelnder Redner, dem flammender

Ernſt, ſchauernde Tragik ebenſo, wie draſtiſcher Witz, das Impromptu wie die Dithyrambe, die Zote wie die Hymne, die ſüße Converſation wie Wirthshausſchwank und Eulenſpiegelei gleich ſehr zu Gebote ſtanden. Jede von ſeinen Künſten liebte er, aber noch mehr die Polyhiſtorie, die ſchimmernde Kunſt, zum Staunen der Welt mit beiden Füßen ſofort aus einem Gebiet in's andere zu ſpringen. Da ihn ſein Vater indeß durchaus zum „Pfaſſer“ haben wollte, gab er ſich achſelzuckend drein und meinte, daß man ja wohl auch als Theologe, wie Billfinger, Haug und Böckh, am ſüddeutſchen Himmel als Sohn Apollo's glänzen oder etwas componiren könne.

Um ihn nun im Lehramte zu üben, ſchickte ihn der Diakonus nach Königsbronn in's würtembergiſche Oberamt Heidenheim auf dem Aalbuch zu Amtmann Blezinger als Präceptor für deſſen Kinder. Dem Fürſtbiſchof von Ellwangen ſchrieb er aber, daß er „ſubmiſſeſt für Hochfürſtliche Gnaden landesväterlichen Rath und Anerbieten gerührt danke, aber der Chriſtian dennoch Theologus werden ſolle!“

Der Fürſt legte das Schreiben weg und zuckte die Achſeln: „Was doch der Frömmigkeitseifer ſonſt wackere Leute zu Barbaren macht!“ —

Bereits als Chriſtian noch in Erlangen war, hatte ſeine älteſte Schweſter Juliane bei einem kurzen Aufenthalt zu Wertheim den Aeſthetiker, Literarhiſtoriker und Magiſter Bökh kennen gelernt, der daſelbſt Conrector war und Anfang des Jahres 60 unterm Segen der Eltern ſich mit ihr verlobte. Dadurch war Chriſtian zu ſeiner größten Freude in die literariſchen Zeitbeſtrebungen eingeführt. Sein Abgang nach Königsbronn geſtattete ihm nun weder ſeinen „hochberühmten zukünftigen Herrn Schwager“ zu ſehen, noch deſſen Hochzeit mit Julianen beizuwohnen, aber er hatte einen geiſtigen Anhalt an ihm, einen Anſtoß zu poetiſcher Wirkſamkeit gewonnen, und die reiche Bibliothek ſeines Patrons Blezinger ſetzte ihn in den Stand, das Feld der ſchönen Wiſſenſchaften etwas ſolider anzubauen. Auf der Geiſtſchule war die literariſche Disciplin noch nicht prakticirt worden, und Profeſſor Wiedeburg's Erlanger Vorleſungen über Literatur und Kunſt erſchienen eben ſo dürr und geſchmacklos, wie lückenhaft und verworren. Die deutſchen Muſter fehlten eben, denen er hätte nacheifern können, außer in Klopſtock's und dem erſten Werke Wieland's fand er keinen Anhalt, als theilweiſe in den Schriften Bökh's und Haug's, Bodmer's und der Zürcher, welche ihren Streit gegen Gottſched wie Mendelsſohn, den Kampf für die Toleranz begannen. Alle übrigen Beſtrebungen blieben bisher theils unbekannt, theils vereinzelt, und ſo ſehr man auch die Alten als Muſter hinſtellte, ging der damaligen gelehrten Welt doch eben ſo ſehr das eigentliche Verſtändniß des Lebens der alten Völker ab, wie es ihnen an Form und Geiſt mangelte, ihre Dichtungen für die deutſche Gegenwart mundrecht zu machen. Die Gelegenheit, welche Chriſtian in Nürnberg unter den kranken Reſten des Pegnitzordens gefunden, an poetiſchen Formen ſeinen Geſchmack zu bilden, war eine höchſt verderbliche geweſen, denn in dem Beſtreben, von der ſchlichten, derben Volkspoeſie, die aus ſeinen bisherigen Liedern ſprach, ſich zur Kunſtpoeſie zu erheben, war er in jenen überſüßlich verhimmelnden Schäferton, den phraſenhaften Paukenſchall und die mythologiſch-bombaſtiſche Symbolik gerathen, welche durch Zeſen's „göttliche Schalmei“ in Franken Mode geworden,

> „Bei der der Pegnitzlämmlein ſanfte Schaar
> Sich ſammelt, um am Helikon zu graſen.“

Wie entſetzlich ihn das verdorben und eingeſchnürt hatte, wie ungeordnet auf dieſem Gebiete gerade ſein Wiſſen und Wollen ſei, erkannte Chriſtian jetzt, wo auf den wüſten Rauſch die Ruhe, auf Beifallsgeſchrei und Zerſplitterung kühle Selbſtbetrachtung folgte. Seine flammende Sehnſucht nach Entwickelung, ſein Ehrgeiz, das Vertrauen auf ſeine Anlagen trieben ihn an, durch eigenes Studium ſich ergänzen, reinigen und ſammeln zu lernen. Ebenſo ging es ihm mit der Tonkunſt, er hatte früher vor lauter Muſik die eigentliche Muſik vergeſſen, er war ſtyllos geworden. Von ſeinen Sinnengenüſſen, die ihn körperlich zerrüttet hatten, genas er langſam durch Natur und Kunſt, und wie ſeine Seele ſich zu veredeln, ihre ſanguiniſche Unbändigkeit abzulegen ſchien, wurde ſein Körper wieder ſtraff, jugendfriſch und elaſtiſch.

Dieſem glücklichen Zuſtande, dieſer wohlthätigen Beſchränkung auf den kleinen Kreis des gebildeten und humanen Blezinger und ſeiner Familie ward er im Jahre 62 entriſſen. Der Vater rief ihn nach Aalen zurück. Es hatte ſich eine gute Gelegenheit gefunden, ihn allda als Predigtpraktikant zu verwenden, der alte Diakonus hatte ihn ſich zum Nachfolger beſtimmt, und wollte ihm nun Gelegenheit geben, durch Hülfspredigerdienſte und Vicariren auf dem Lande die nöthige theologiſche Uebung zu erlangen. Mit unheimlichem Vorgefühl überließ er das Präceptorat der Blezing'ſchen Knaben ſeinem erſten Bruder Jakob, der zwar nicht die Univerſität beſucht, aber doch auf Befehl des Vaters zum Schulmann ſich gebildet hatte; ein zweiter Schwabenſtreich elterlicher Dictatur, denn Jakob hatte zum Förſter, zu Wald und Wieſe Luſt, nicht zu dem Dunſt der Schulſtube.

Chriſtian war wieder in Aalen. Man ſah ihn fortan in ſchwarzem Anzug und Mäntelchen durch die Straßen gehen. Alle hatten daran ihre Freude, vornehmlich der Diakonus, nur Chriſtians Jugendliebe, des Aalener Bürgermeiſter Enslin's Käthle, nicht. Sie hätte ihm das auch ſchon gern geſagt, aber die Gelegenheit hatte ſich bisher noch nicht recht geſchickt, wurden ſie doch zu ſehr beobachtet, und wenn ſie gemeinlich ihre Scheu überwunden, kam irgend ein Hinderniß, und Alles blieb ungeſagt.

Chriſtian hatte Nachmittagspredigt gehalten und die Käthe ihn gehört. An der Kirchenthür hatten ſich die jungen Leute, Käthe mit ihrem Bruder Clas, Ambroſi Rieder, der erſte Stadtſchreiber, Sepp, des Förſters Hojern Sohn, Chriſtian's Jugendfreund, und Conrad nebſt Jakobinen, ſeine Geſchwiſter, verabredet, mit ihm den ſchönen

Nachmittag in's Freie zu gehen. Sie trafen ſich halb verſtohlen hinter des Bürgermeiſters Obſtgarten, und während das andere junge Volk auf dem Briel oder im Rohrwang mit Spiel und Scherz ſein luſtig Weſen trieb, zog unſre Schaar nordöſtlich vor der Stadt die waldigen Hügel und Berglehnen des Hardtefelds empor zum Burgſtell, einer einſam zerklüfteten, mit Eichen und Ulmen beſtandenen Höhe, welche Stadt und Gegend beherrſchte und eine weitläufige Ruine trug, faſt ganz eingeſponnen von Epheu und wilden Reben.

Unter den jungen Leuten war kein Drang zur Ausgelaſſenheit vorhanden, eher eine romantiſche, poetiſch-phantaſtiſche Stimmung, eine Naturſchwärmerei, wie ſie ſich bei der erſten Liebesregung des Herzens einzuſtellen pflegt, um den Himmel des traumhaft ſüßen Jugendparadieſes zu bilden. Entweder hatte man ſchon verſtohlen ein Liebchen, wie Hojer Jakobinen, Chriſtian das Käthle, oder befand ſich in dem Stadium, einen lieben Gegenſtand wenigſtens par Diſtanz anzubeten, vielleicht auch denſelben erſt angelegentlichſt zu ſuchen.

Die Burg, aus ein paar dicken Thürmen, einem ummauerten Hof nebſt Kirchlein beſtehend, hatte Kaiſer Rothbart erbaut und ſich oft und lange daſelbſt aufgehalten, ihm hatte ja Aalen, das Ola (vermuthlich Ala, der Flügel, die Flanke), ſein Municipium zu verdanken. Vor dieſer Ruine auf einer Wieſe in hohem Graſe und Farrenkraut lagerte das Häuflein. Die Mädchen langten das Vesperbrot, Clas und Ambroſi ein paar Butteln Landweins hervor, und während man ſich erquickte, genoß man der herrlichen Rundſicht. Chriſtian, der Aelteſte und wegen ſeiner Stellung Bevorrechtetſte, machte von ſeiner Würde ſofort Gebrauch, indem er ſie ſammt Kanzel und Mäntlein vergaß, von den ſchönen Tagen zu Nürnberg, Erlangen und Königsbronn erzählte, bald ein ſchmachtend Liedlein, bald das brauſende „Held Friedrich zog mit ſeinem Heer", was er componirt hatte, oder eins ſeiner Preußenlieder ſang, bald von dem edlen Maltiz, dem tapfern General Majer oder dem ſchönen, feinſinnigen Herrn von Pöllnitz erzählte, der zu Heidenheim mit den Bouwinghauſen-Huſaren im Quartier gelegen und welchen er zu Königsbronn kennen gelernt. Man hing leuchtenden Blickes an ſeinen Lippen, ſtimmte ſchallend in ſeine Lieder, oder ſpann märchenhafte Träume, die ſämmtlich auf Ehre und Reichthum, ſüße Minne und ewige Freundſchaft hinausliefen. Nur zwei Perſonen waren merklich ſtill, das Käthle und Conrad Schubart, der Magiſtratskanzliſt.

Nachdem man ſo eine Stunde und länger geplaudert, ſtieß Käthle, aufſtehend, Chriſtian leiſe an.

„Ah, hier müßt's heuer ſchöne Waldbeere gebe, ich will ſehen, wo ich eine Tracht find'!“ Damit lief ſie in die Ruine.

„Ei, Käthle, laß Dir helfen, allein verläufſt Du Dich,“ und der Schnepperer und Predigtpraktikant folgte ihr.

Dies Signal verſtehend, ſprang auch Jakobine auf. „Das möcht' ich auch, willſt' mit komme, Sepp, Du mußt doch den beſte Ort wiſſe.“

Auch Conrad ſchlich ſtill nach einer Weile weg, er war melancholiſch wie immer. Clas und Ambroſi aber blieben beim Wein, um ſich über die Kriegsläufte und andere Dinge zu vergnügen, Lieder zu jodeln und ihren Plänen und Ausſichten nachzuhängen.

Chriſtian ſuchte ſeine Traute eine ganze Weile im zerklüfteten Gemäuer. Endlich in der Kirche, auf einem dick bewachſenen Pfeilerſtummel traf er ſie, ſinnend vor ſich hinblickend, und als die Abendſonne durch die hohen zerfallenen Bogen, das rankende Grün herabquoll und ihr ſchwarzes Haar mit den dicken Flechten, ihr Augenpaar, dieſe weiße Haut von Stirn, Nacken und Armen, ihre hohe, ſchlanke Geſtalt, die etwas von der Diana hatte, beleuchtete, erglühte Chriſtian. Ein leiſes Zittern überflog ihn, er fühlte die alte Jugendliebe wieder, die ihm zu Nürnberg und Erlangen mitunter etwas abhanden gekommen.

Er eilte auf ſie zu, umſchlang ſie und bedeckte ihren Mund mit Küſſen.

„Nein, nein, Chriſtian! Hab' nit gewart, daß Du mir ſchön thun ſollſt, ach, wer weiß, wie Vielen Du's ſchon 'than haſt. Ich will lieber mit Dir ein herziges, geſcheidtes Wort rede, daß wir auf's Reine komme mitſamm'."

„Auf's Reine? Wie? — Aber haben wir uns nit ſo lange, lange ſchon lieb? Braucht's der Rederei zwiſchen uns, Käthle?"

„Es braucht's wohl! Sei ſtat, hör' mich an! Seit wir in die Kinderlehr' ginge, habe wir uns ſchon gern g'habt, und ich hab' gewiß nit gelaſſe von Dir, Chriſtle. — Aber in Nürnberg und Erlangen, wo Du ſo luſtig gelebt haſt lange Zeit, daß Dein Herz noch voll iſt vor Freud', wann Du dran denkſt, — ſag', ſag' mir's genau, — der liebe Gott iſt unſer Zeuge, Chriſtian, — haſt Du mich nit da vergeſſe, andren Mädlen ſchön 'than, und nu, meinſt Du, iſt Enslin's Käthle gut genug, wo Du Dich zur Ehrbarkeit zwinge mußt? Sag' mir das!"

„Aber, Kathrine, wer hat Dir ſo 'was geſagt? Das iſt nit wahr, iſt erloge! Ich bin 'n Biſſel flott geweſe mit Trinken und Poetiſiren, Flauſenmachen und Singen, aber vergeſſe hab' ich Dich nimmer, glaub' mir's ſchon, Käthle; hab' kein Mädel lieber gehabt als Dich, und was wir uns geſchwore nach der erſten Communion, hab' ich treu behalte. Wen ſollt' ich denn lieber habe als Dich?"

„Das weiß ich nit, Chriſtle, und wenn ich in Dein liebes, klares Geſicht ſchau', muß ich's glaube, was die Leut' auch ſchwätze, daß Du in Erlang' Streiche gemacht haſt. Wer Dich rede und ſinge hört, was Du für ſchöne Gedanke und Liedlen zu Tag bringſt, wird's auch nimmermehr glaube, und die Käthle gar nit, die ja kein Geſchöpf Gottes ſo liebt, denn Dich!"

Sie faßte ihn um den Hals und küßte ihn herzlich und innig, aber ihr ſinnender Ernſt, etwas Beklommenes verlor ſich nicht.

Beide ſaßen ſie Hand in Hand eine Weile, Käthchen mit ihren inneren Gedanken kämpfend, Chriſtian in ihrem Anſchauen verloren.

„Hör', ich muß Dir 'was ſage, biſt Du aber auch bös?"

„Ich Dir? Ach wollte Gott, ich könnt's, daß Du mir 'was abbitte müßt, aber ich wüßt' nicht, wie ich's anfange ſollt', Dir ein finſter Geſicht zu mache."

„Ich bin heut' wieder in Deiner Predigt geweſe, Chriſtian."

„Hab's wohl geſehn, und haſt ſo viel geweint vor gottſeliger Rührung."

„Nein, da haſt Du unrecht! Aus Gottſeligkeit nit, verzeih' mir der Himmel die Sünd'!"

„Aus was denn?"

„Aus herzlichem Jammer und Mitleid, daß Du da obe ſtehn und predige ſollſt."

Schubart ſchrak zuſammen und ſah ſie betroffen an. „Du meinſt, ich ſollte kein Prediger ſein, Kathrine?"

„Nein, Du ſollſt, Du kannſt's nit!"

Chriſtian war etwas gekränkt. „Meinſt, ich verſteh' nit genug, weil Du dumme Geſchichten von der Univerſität gehört haſt, oder gefällt Dir mein' Predigt nicht? Allen Anderen gefällt ſie ſchon."

„Geh', nu biſt Du mir bös! ich hab' Dich an der Eitelkeit geſtoße, was? Müßteſt doch wohl wiſſe, Lieber, daß Dich kein Menſch ſo tief in die Seele hinein kennt, als ich. — Als einen Paſtor ſtell' ich mir immer einen ſtillen, ernſten Mann vor, der die Welt und ihre Luſt unter die Füß' tritt, nit frägt nach Ehr' und Glanz, ſondern nach der Ewigkeit, nit achtet, daß ſein Hüttle klein iſt, ſein Reich vor dem Dorf ein End' hat, und ſo in Fried und Genügſamkeit Allen als Beiſpiel wandelt. — Kannſt Du das, willſt Du nix weiter? Iſt in Dir der Glaub' ſo lebendig, wenn Du den Leuten erzählſt von der irdiſchen Vergänglichkeit? Nein, Du predigſt, woran Dein Herz kein Theil hat, und das iſt traurig! Haſt Du zeither nit immer geträumt von Ehr' und Wohlleben, haſt Du nit die Preußelieder, Liebeslieder erdicht, vorhin erſt erzählt, wie Du allwegs als Muſikant und Liedermacher in Nürnberg und Erlang' biſt geehrt worde? Du kannſt kein Pfaffer ſein ohne Sünd', und ich möcht' auch keinen Pfaffer zum Liebſten, ſo fromm ich bin, denn ich tracht' auch zu 'was Schönrem! Denkſt Du noch der Zeit, da Du mir ſo oft Klopſtock ſein' Meſſias geleſe, oder die glückſelige Inſel Felſenburg, und die ſchöne Geſchicht' von der Höhle Xaxa und dem Lamech, und die wundervolle Baniſe? Habe wir nit gedacht, wie ſchön's wär', Du ſchriebeſt ſolche Sach', die alle Welt entzücket, und wir lebten in Ehr' und Glanz. Was Einem Gott geſchenkt hat vor allen anderen Menſchen, das ſoll man treibe, und warum kannſt Du nit werde wie der Herr Klopſtock und der Herr Livejus, der Anſchelus und der Herr Homer, von dene Du immer ſo ſprichſt?"

„Vom Dichten kann man nit lebe, Homer iſt e armer Schulmeiſter gebliebe, Aeſchylus war aber reich und —"

„Ah, deswegen nur iſt's!" lachte das Käthle auf. „Sich, wenn Du mich kriegſt, ſind wir ja reich! Mein Vater hat Wald und Feld in die Rund', iſt der größte Aalener Grundbeſitzer und hat nur mich und den Clas. Könnte wir nit gar glücklich ſein? — Jedes giebt in die Eh', was es hat, ich das Geld und Du den Geiſt! Ach Chriſtle, Chriſtle, und wir lebte dann in einer ſeinen Stadt, hätte ein' ſchöne Wohnung, immer hohe Leut' um uns, die gar nit wüßte, was ſie uns vor Ehr' anthun ſollte, und wann wir ſo dahin ſpazierte, ich, meiner Seel', in geköpertem Perkane oder einem lichtatlaſſenen Rock und die Haare ſo weiß mit Mehl b'ſtriche, wie die hohen Dame alle, und die Leut' bliebe ſtehn und ſageten: „Ei, der Herr Dichter Schubart mit ſeiner Frau!" und bückte ſich und zöge die Hüt' — ach, das iſt doch, verzeih' mir Gott die Sünde, viel ſchöner, als Paſtor ſein in einem Winkel, wo die Gänſ' und die Kälber grad' ſo klug ſein, als die Beichtkinder. Hab i recht?"

Chriſtian umfing ſie ſanft. Vor ſich hinlächelnd und träumend flüſterte er:

„Ja, Käthle Du haſt recht!" — Plötzlich fuhr er auf.

„Aber mein Vater will einmal, daß ich Theolog werde ſoll, ich hab's ihm verſpreche müſſe, mein Gott! Du weißt, wie gut 's der Fürſt von Ellwangen mit mir vorhatte; hat es 'was genutzt? Erſt recht beſtand der Vater auf ſeinem Kopf. Geſetzt, ich widerſpräch' ihm, glaubſt Du, Dein Vater werd' Dich mir zum Weib gebe, wenn der meine ſeine Hand von mir abzieht, in Haß und Unfried mit mir lebt? Ich muß mich ducke und ſtill halte! Sind nit die beſten Literatoren in Schwaben, mein Schwager Bökh und Haug zu Stotzingen, auch Theologen?"

„Ich laſſ' mir's einmal nit einrede, Chriſtian. Ob der Haug und der Bökh große Dichter ſein, weiß ich nit, ſo groß, haſt Du mir ſelber geſagt, wie der Klopſtock, der Wieland, der Homer und Anſchelus ſind ſie doch nimmer. Sind die auch Pfaffer g'weſe? Ich mag keines Paſtors Frau ſein, mir bräch's das Herz! Freilich mußt Du wohl ſtill halte ein' Weil, aber wenn Du erſt eine Pfarrſtell' anderwärts haſt, kann Du mich freien. Dann lieg' ich mein' Vatern an, daß er mir mein' Kindstheil giebt, und Du ziehſt Dein ſchwarze Sarg aus, bleibſt beim Dichte, lebſt in der vornehme Welt in Luſt und Ehr' und läßt's Mäntle ſolch' Leuten, die kein glühend eitel Herz, keinen ſo'n Geiſt und kei Käthle habe, wie Du! Das mußt Du mir jetzt heilig und ganz gewiß verſpreche, Chriſtian!"

„Ja, bei Gott, ich verſprech' Dir's. Die Theologie, dies leidige Frommſein werf' ich ehſtens weg, wieder frei, wie in Nürnberg, will ich werde, Gott hat in meine Bruſt den Trieb zum Poeten gelegt, ich will ihm folge!"

Lange hielten ſie ſich lachend, glühend, Luftſchlöſſer bauend, umſchlungen und gewahrten nicht, daß der blaſſe, trübe Conrad, Chriſtian's jüngſter Bruder, ſie hinter einem Pfeiler her voll Neid und Weh betrachtete.

Die Sonne ging unter, ſie brachen auf, die kleine zerſplitterte Geſellſchaft ſammelte ſich wieder, man zog ſingend zu Thale:

„Wir Aalener ſein luſchti,
Wir Aalener ſein g'ſcheidt,

Wir Aalener ſein durſti,
Aber kreuzbrave Leut',
Trallidiadiadia — doha!
Aber kreuzbrave Leut'."

Nur der finſtere Conrad ſang nicht mit. —

Eine Jugendliebe, welche ſich von den Kinderſpielen, von Puppe und Ball an durch's Leben zieht, iſt das ſonderbarſte Ding. Unvernünftig und doch unvergeßlich, langwierig und doch am wenigſten zum Glück geeignet, idealiſch und doch trocken, voll Innigkeit und ohne eigentliche Gluth. Jugendliebe iſt ein anticipirter Zuſtand, bei dem man zeitig alt wird, und doch Kind bleibt, Frau Venus kann eben den Dienſt unreifer Prieſter nicht leiden!

Chriſtian liebte wohl Katharinen, aber es war mehr eine brüderlich ſüße Gewohnheitsneigung und hatte bei ihm, dem Sinnenmenſchen, ihre nüchternen Grenzen, eine unbezwingliche Zurückhaltung, denn ſie war ohne alles erotiſche, geſchlechtliche Entzünden. Es iſt das gewöhnliche Phänomen aller Jugendliebe, ſich zu überleben! Daß Käthchen aber, trotz ihrer geringeren Bildung, eine geiſtige Macht über ihn hatte, der eigenſinnige Stachel ſeines Ehrgeizes, kurz die Einzige war, mit der ſich's im Blau der Zukunft ſchwelgen ließ, machte ihre Verbindung zu einem Schatz, den er — bis in die ſpäteſten Zeiten als Talisman bewachen ſollte. Das gehabte Rendezvous hatte denn auch ſein Gemüth in allen Tiefen aufgeregt, das dem Vater gethane Verſprechen, Theologe zu ſein und zu bleiben, in ſeinen Grundfeſten erſchüttert, zumal die Königsbronner Studien ihm ohnedem für die Literatur eine glühende Liebe eingeimpft. Für die Schwierigkeit ſeines Zieles war er ſo gar blind nicht, um den naiven Vorſtellungen Käthchen's ſogleich zu folgen, auch mochte, unbewußt, ſeinem Freiheitsgefühle die Bevormundung nicht gefallen, welche die Kleine launenhaft zähe auf ſeine Entſchlüſſe übte. Andererſeits hatte er zum Myſticismus, zu theoſophiſcher Speculation großen Hang, die aufkeimende Freigeiſterei in Frankreich und Norddeutſchland lag ſeinem vorwaltenden Gemüthsleben fern, und ſeine nervöſe Exaltation war zu ſchauerlichen Anwandlungen, Ahnungen und Träumen überaus geneigt. Er hatte ſich in die Vorſtellung verrannt, ſein Prieſteramt könne ſich doch wohl mit ſeiner Dichtkunſt vertragen, und beſchloß, alle Zweifel und Bedenken da auszuſprechen, wo ſie am beſten berichtigt werden könnten, bei ſeinem Schwager, dem Literator Bökh.

Bökh hatte inzwiſchen ſein Conrectorat zu Wertheim mit der ordentlichen Rectorſtelle am Gymnaſium der Reichsſtadt Eßlingen vertauſcht und, wie er ſchrieb, nun nichts Geringeres vor, als eine Geſchichte der Dichtkunſt zu ſchreiben.*) Nachdem Chriſtian mit großem Eifer das nöthige Geld zur Reiſe erſpart hatte, nahm er auf eine Woche vom Hauſe Abſchied, nachdem er dem Vater hatte verſprechen müſſen, ja ſeinen alten Lehrer Paſtor Schülen zu beſuchen und einmal wenigſtens zu predigen.

Da ſaß er denn nun, endlich ſeinen gelehrten Schwager von Angeſicht ſehend, zwiſchen ihm und Schweſter Juliane, die das unlängſt geborene Töchterlein auf den Knieen ſchaukelte, während Hans, der Aelteſte, umherſpielte, in Bökh's Studirſtube, und ſein volles Herz trat ihm mit der Frage auf die Lippen:

„Sagt mir endlich, beſter Herr Bruder, ob ſich in Wahrheit Poeſie und Theologie verträgt, oder ob man Eins meide muß. Ihr kennt ſowohl Alles, was ich bisher geſchrieben hab', ſo tadelnswerth es auch iſt, und daß ſich unſer Vater darauf geſetzt hat, mich zum Seelſorger zu machen.“

„Lieber Schwager Chriſtian! Ehe ich auf eine ſo große Frage antwort', die Eure ganze Zukunft beſtimmen kann, bitt' ich, Euch erſt recht genau vorzuſtellen, welchen Nutzen Ihr der Welt mit Euren Gaben leiſten könnt, nicht, was Euch behagt. Daß Ihr im geiſtlichen Stande, ſei's als Prediger, ſei's als Schullehrer, die Gemüther der Menſchen am meiſten in der Hand habt, ſie für ihr irdiſches und ewiges Glück am meiſten vorbereiten könnt, darüber werdet Ihr wohl nicht im Zweifel ſein. Ihr habt Beredſamkeit, Wiſſen, herrlich Orgelſpiel, kurz, was dies Amt erfordert, und wenn Ihr's mit rechtem apoſtoliſchen Geiſte belebt, werdet Ihr viel Glück und Segen ſtiften. Ich kann dieſerhalb alſo nur unſerm Herrn Vater Recht geben. Ein Poetaſter hingegen, der bald ein Liebeslied, bald eine Hymne auf einen großen Herrn, heut' den Bacchus, morgen den Ewigen preiſet, etwan einem Opernmuſikus einen Text macht und dergleichen, iſt gar eine armſelige Creatur, die blos zum Vergnügen der Leute da iſt, die nie wiſſen, was ſie wollen. Wer vom Bücherſchreiben und Dichten in Deutſchland leben will, der kann getroſt den Bettelſack in die Hand nehmen. Ihr habt das Unglück gehabt, Chriſtian, in Nürnberg mit Euren Kriegsliedern Glück zu machen. Wenn der Krieg, Gott geb's, vorbei iſt, — denkt kein Menſch mehr daran! Dieſe ganze Art der Dichtkunſt iſt und bleibt ewig, was ſie immer geweſen, Bänkelſängerei von einem Edelhof zum andern. Einen Gulden in den Hut, ein friſches Mahl, ein halb verliebtes Frauenlächeln und — Gott behüt', — das iſt Alles! Ich halt' davon nichts."

---

*) Strauß I. 1—38. Schubart's Leben I. 1—68.

„Aber allerliebſter Herr Bruder, wie ſteht es denn da mit dem Horaz, dem Pindar, Juvenalis, Tibullus und Properz? Sind die auch Bänkelſänger, haha!"

„Theologen waren ſie gewiß nicht; — 's iſt überhaupt thöricht, die Alten mit uns zu vergleichen. Man mag ihre Form als kunſtmäßig Muſter gelten laſſen, aber ihnen nachahmen, heißt ein Stück Heidenthum in unſer Leben übertragen. Und wer ſagt denn, daß ſie außer der Ehre 'was davon hatten? Die Dichtkunſt war damals das Geſchäft müßiger Stunden. Uns ſteht nicht dieſe leichte, flatternde Lyrik, ſondern nur der ernſte Ton, Elegie und Ode an, um große Gedanken zu ſagen."

„Ich dächt', der gelehrte Haug zu Stotzingen iſt doch auch ein Gelehrter und verwirft den leichten, fröhlichen

Ton nit, hat gewiß fromme Bücher geſchriebe, aber weiß auch mit Juvenal und Epikur zu ſcherze!"

„Der Haug!" fuhr Bökh erregt auf. „Redet mir nicht von dem! Er iſt Alles, aber nicht Fiſch noch Fleiſch! Humaniſirer und Orthodox, Lachen und Weinen in einem Topf, mehr Schöngeiſt als Gelehrter, und wird nur die Wirrniß im Geſchmack vollſtändig machen! Wenn Ihr ſo heiße Luſt zur Literatur habt, gut, ſchreibt wie ich über Erziehung, forſchet in den Claſſikern, ziehet ſie an's Licht, oder ſchreibet, wie ein Klopſtock gethan, ein ernſt epiſches Werk, was Menſchenherzen erhebt und heiligt! Nur ſolche Poeſie iſt welche, dieſe aber als Diener Gottes zu üben, wird Euch Niemand, der geſunde Sinne hat, verwehren!"

Chriſtian ſenkte tiefathmend das Haupt. „Ihr, Ihr habt wohl recht, Herr Bruder, ſo ungefähr fühl' ich's auch."

So ungefähr fühlte er es auch. Wo hinaus Bökh's ehrliche Geſinnung wollte, begriff er wohl, ſo wie die tiefe Weisheit, die darin lag, aber er begriff nicht, daß ſeine ganze bisherige Phantaſirerei, die Sänge, welche Tauſende entflammt hatten, nichts, gar nichts ſein, verwehen ſollten, wie das Bänkelſängerthum! Daß endlich Haug nichts gelten ſollte, war ihm ſehr verdächtig, und er begann ſeinen vortrefflichen, herzlieben Schwager Bökhchen trotz deſſen literariſchen Rufes für einen ausgemachten Pedanten zu halten, und liebte die theologiſche Gelahrtheit gewiß nicht mehr, ſeitdem er einſah, daß ſie das lebensfrohe Lied, das wie der ſchmetternde Vogel, die duftende Blume ſich ſelbſt Zweck iſt, mit rigoröſem Stolz abweiſe.

Die Zweifel ſeiner Seele milderten ſich in Eßlingen alſo wahrhaftig nicht. — Wie er ſeinen alten braven Paſtor Schülen beſuchte, der einſt mit Wolff und Leibnitz aufgeſtanden und zu Bett gegangen, Naturwiſſenſchaft und Sternkunde getrieben, fand er ihn nun über den ascetiſch-pietiſtiſchen Schriften Hahn's, Bengel's und Jakob Böhme's, und der alte Herr ſagte ihm: „Ich hab' allen Erdentand von mir geworfe, Chriſtian, ich leb' nur im Geiſt, und die Engel bereiten mir einen Pfad durch's Grab in das neue Jeruſalem!“

Der junge Mann zuckte die Achſeln, nahm geſchwind Abſchied und flüſterte: „Dieſe gottvermaledeite Theologie mit ſchwarzen Kitteln und Leichenmienen ſind die Harpyen meines Lebens, ſie gleiche den Raben, welche den Galgen umkreiſen, an den ich angeſichts der Welt gehängt bin! Himmelwetter, ich will lebe, will fidel ſein, will mich nit zwingen, nit zum Lügner mache laſſen! Ich hab' ein Herz, das ſein' eignen Gefühle, ein' Geiſt, der ſein eignen Willen hat.“

Das ließ ſich ſehr gut ſagen, aber nicht thun. Die väterliche Autorität war damals ſo in Fleiſch und Blut der Kinder übergegangen, daß Chriſtian nur in des Diakonus Haus zurück zu kommen brauchte, um ſeine Courage gänzlich zu verlieren. Statt den Kampf ſeiner Seele zu beenden, hatte ihn die Eßlinger Reiſe nur um ſo verworrener gemacht. Er warf mißmuthig dies Chaos über den Haufen, ließ Poeſie Poeſie ſein, und ſank ihrer Schweſter, ſeiner andern, älteren Freundin, der Muſik, in die Arme, welche ſein Vater ja auch ſo liebte, jene traumhafteſte aller Künſte, die nur Empfindung, nicht Deliberationen verlangt. Wenn er nun nicht zu predigen hatte, dann ſpielte er fleißig die alten Meiſter, componirte und bemühte ſich um den Volksgeſang. — Die Aalener waren ja ſeit alter Zeit ein liederreiches und dazu geſelliges Völkchen, hatten meiſt ſchöne männliche und weibliche Stimmen. Indem Chriſtian nun ſeine Jugendfreunde und Freundinnen, den Stadtzinkeniſten und was ſonſt noch Sinn für Melodie hatte, zu einer Schaar vereinte, alte Aalener Geſänge in Quartett ſetzte und dergleichen neue erfand, machte er dem alten Diakonus eine Freude und that ſeinem Herzen Genüge, ohne über das Weitere nachzuſinnen. Damit war denn das Käthle am allerwenigſten zufrieden. Sie ſelbſt hatte weder Stimme, noch Sinn für Töne, und wachte mit eiferſüchtiger Begier, daß ihr Herzliebſter die

Gelegenheit, „etwas Schönes zu machen", wie ſie das Dichten nannte, nicht ungenützt verſtreichen laſſe.

Hierzu bot ſich in dem fünfundzwanzigjährigen Regierungsjubiläum des Fürſt-Propſt von Ellwangen geeigneter Anlaß. Die Aemter mußten ihm zu dieſem Tage gratuliren, und der Diakonus hatte nichts dawider, daß ſich ſein Sohn durch eine Ode bei Sr. Erlaucht inſinuiren wolle, konnte doch des Fürſten Gunſt in ſpäterer Zeit bei Beſetzung einer Pfarrſtelle gut zu gebrauchen ſein. Chriſtian ſchrieb alſo in Horaziſcher Manier ein Gedicht, „Der gute Fürſt"*), in welches er mit vieler Zartheit die guten Abſichten des Biſchofs für ihn verwoben hatte. In ſeinem literariſchen Dilemma aber machte ihm die Behandlung der ganzen Aufgabe große Schwierigkeit. Alles, was Schubart jäh aus der Seele ſprühte, wie ſeine Volksweiſen, gerieth ihm vortrefflich, woran er beſondern Fleiß ſetzte, was kunſtmäßig werden ſollte, wurde geſpreizt und der Inhalt ging unter gedrechſelter Gravität zu Grunde. Er fühlte das ſelbſt, ſendete Bökh die Dichtung, und als er ſie corrigirt und gloſſirt zurück erhielt, kam ſie ihm noch zehnfach verballhornter vor. Endlich warf er das Scriptum bei Seite und dichtete die Ode im letzten Augenblicke neu. Dadurch war Zeit vertrödelt worden, und Bürgermeiſter Enslin konnte das Gedicht, wie Käthe gewollt, nicht zur Gratulationsreiſe mehr mitnehmen. Es gelangte einen Tag ſpäter nach Ellwangen, wo Durchlaucht bereits abgereiſt war, es alſo bis zu deſſen Rückkunft liegen bleiben mußte.

Die Geſchichte war verpufft, Käthe ſchmollte, denn ſie hatte Großes davon erwartet, und Chriſtian fand es wieder dumm, daß ſie ſchmollte, denn „ein Dichter iſt kein Schneider, der auf Beſtellung arbeitet". Es war ſeiner Seits Lauheit, von der ihren argwöhniſches Mißbehagen, das ſich fortan in kleinen Zänkereien Luft machte, deren

---

*) Strauß I. 19.

Veranlaſſung ſtets die Muſik wurde, und den ſchwärmeriſchen eitlen Plänen Käthchen's manchen Stoß gab.

Ein neuer Streit der Liebesleute erhob ſich, als Fürſtbiſchof von Ellwangen endlich die Ode mit einem gnädigen Briefe an Chriſtian beantwortete, ihm vier Carolins Douceur und die Verſicherung ertheilte, ſich ſeiner bei Beſetzung einer paßlichen Stelle gnädigſt zu erinnern. Schubart war hierüber ganz entzückt, Käthe, die Außerordentliches erwartet hatte, fand das ſehr lumpig.

Nichts erkältete den lebensluſtigen Candidaten mehr als ewiges Kritteln und Zwang. Von allen Seiten bedrückt, ſein ganzes Verhalten unter immerwährender Cenſur ſehend, flüchtete er ſich in das einzige Gebiet, wo ſeine Seele ſich frei fühlte, die Muſik. Ihre Zauberklänge umſpannen ſein Herz und Hirn, ließen ihn die Gegenwart vergeſſen, in ihr dehnte ſich ſein ſprühendes Freiheitsgefühl, das den Hauptgrundzug ſeines Weſens ausmachte.

Unter den jungen Leuten beiderlei Geſchlechts, die er zu einem gemiſchten Chor vereint hatte, befand ſich auch Barbara, des Stadtzinkeniſten Streicher einzige Tochter*), wegen ihres muſikaliſchen Talents auch das „Zither-Bäbele“ genannt. Ihre Mutter war früh geſtorben, und der Vater, meiſt auswärts in Schenken, bei Hochzeiten und Kindtaufen, ohnedem ein fideler Geſell für ſeine grauen Haare, hatte ſie aufwachſen laſſen wie eine wilde Roſe im Hag. Eine rechte Range war ſie, eigenſinnig, trotzig, leidenſchaftlich, und in Häuslichkeit, Sittſamkeit, Ordnung und Fleiß hatten ihr die gutherzigen Nachbarinnen nie 'was beibringen können.

„Bäbele, paß auf, Du verkommſt noch hinterm Zaun,“ hatten ſie oft genug wehmüthig geſagt. „Ah, G'vatterin, ſo iſt der blaue Himmel über mir, da ſtirbt ſich's beſſer denn im Bette in der dunſtige Kammer!“ — Es ſchien, als habe Mutter Natur ihr alle anderen geiſtigen Gaben, alle Tugenden, welche ſonſt Jungfrauen ſchmücken, entzogen, um ihr dafür ein Talent zu ſchenken, das der Muſik; ſie war die verkörperte Melodie. Niemand ſang ein Lied ſchmelzender, Keiner im ganzen Gebirge wußte ſo die Zither zu ſchlagen, daß Einem das Herz im Buſen weh that, wie ſie, ſogar Cembal und Geige ſpielte ſie ſo zierlich, daß der Diakonus ſeine Freude hatte. Anmuth, Grazie, Poeſie durchglühten ihr ganzes Weſen, ſobald ſie ihre Kunſt übte. Bäbi, etwa ſiebenzehn Jahr, klein, von ſchlanken, faſt kindlichen Formen und goldblonden Haars, hatte ſeltſamer Weiſe ſchwarze, funkelnde Augen — beweglich luſtig und brennend —, ihre Wangen und Lippen glühten vor Geſundheit, und da ſie nie arbeitete, blieben ihre Hände weiß, ihre Finger fein und zierlich, und ſie entfaltete eine große Coquetterie, wenn dieſelben über die Zither hinflüſterten. Eitel und ſinnlich, leidenſchaftlich und doch raffinirt, entſetzlich naiv und doch voll komödiantiſch geſchickter Ausnutzung ihrer Gaben, glich ſie einer Sirene mit tauſend Teufeln im Blick und Harmonien auf den Lippen. Es wäre ein reines Wunder geweſen, wenn ſie dem Chriſtian in jetziger Verfaſſung nicht hätte reizend genug vorkommen ſollen. Schubart, deſſen Lieder Barbara ſchon ſo oft geſungen, deſſen Feuer und Schwärmerei ſie entzündete, mit dem ſie Eitelkeit, Leidenſchaftlichkeit und Muſik verband, hatte ihr Herz erobert. Chriſtian war nichts weniger als ſchön, aber ſie verliebte ſich in ihn mit der Gewalt einer erſten tollen Neigung. Was ſie zurückhielt, war die ſklaviſch angewöhnte Furcht vor dem Mäntelchen des Candidatus und dem Ungewitter, das der Diakonus, ſobald er ihre Abſicht merke, über ſie ergehen laſſen könne. Zwang und Liſt gaben ihr aber eine Menge kleiner Mittelchen an die Hand, Chriſtian's Sympathie zu entzünden, ihn der Käthle Enſlin abſpenſtig zu machen, ja, ſie hatte ein förmliches Spionirſyſtem etablirt, um zu wiſſen, was Chriſtian treibe, wo er gerade ſei und wie oft er das Käthle ſehe. Letztes geſchah jetzt ſelten genug, und daraus entnahm ſie, daß es zwiſchen Beiden nicht mehr ganz „aufm alten Fleck" ſei, endlich gaben ihr ſeine beſondere Freundlichkeit, der Beifall, welchen er ihr nebſt diverſen feurig verſtohlenen Blicken ſchenkte, den Muth, den Candidaten einmal einer Attake auszuſetzen.

---

*) Strauß I. 290. Schubart's Leben I. 117.

Eine Lieblingsgewohnheit Chriſtian's war's, täglich einen Spaziergang zu machen, jetzt zumal, wo das literariſche Studium ihn anwiderte, nur in immer neue Zweifel ſtürzte, das Hindämmern und der Naturgenuß mehr denn je Erquickung bot. Das Rohrwang iſt ſein täglich Ziel mit dem erhabenen Dunkel ſeiner Eichen, das felſig emporſteigende Geklüſt mit ſeinem rieſelnden Bergwaſſer und dem überraſchenden Blick in's ſonnige Grün des Thals. Ueber dem Allen aber ſteht der tiefblaue Himmel, durch den wie Schwäne die weißen Wolken ziehen, der flatternde Bergwind leiſe in den Blättern flüſtert, koſend durch ſein losgebundenes Haar rieſelt und ironiſch mit dem Mäntelchen ſpielt, das wie ein ſchwarzer Schatten hinter ihm her huſcht. Zeit und Raum, Grübeln und Dichten entſchwindet ihm, das ſelige Genießen des Augenblicks, die wonnige Qual nach Unbegreiflichem durchzittert ſeine Seele. So iſt er dämmernd hingeſunken in's duftige Haidekraut, ſeine Blicke ſchweifen über Thal und Hügel in's Leere, und ſeine heimathloſe Sehnſucht zieht trunken mit. Ach, iſt ihm doch, als müſſe er aufgehoben werden und von den Wolken hinweggeführt, weit hinweg in's unbekannte Land der Freiheit. Selige, ſeltſame, zauberiſche Klänge — bald wie Saitengetön — bald wie leiſes Singen zieht durch die Büſche, umſchmeichelt ſein Ohr, ſpinnt ſich durch ſeine Phantaſie; weiter und breiter ſchwillt der Ton, jauchzender, glühender wird die Stimme, — es iſt ein Lied, ſein Lied, das durch den grünen Hain hinab in die Thäler quillt:

„Es tritt die Sonn' aus ihrem Haus
Und grüßt die ſtille Welt,
Ihr Strahl lockt Blatt und Blüth' heraus;
Auch in mein Herz
Voll Noth und Schmerz
Ein Himmelsfunke fällt, hui!
Ein Himmelsfunke fällt. —

O Sonne, wie ſo wunderbar
Haſt Du mein Herz durchglüht,
Jetzt ſprießt aus ſeinen Tiefen gar
Der Liebe Mai,
Und vogelfrei
Iſt Sehnſucht mir und Lied, hui!
Iſt Sehnſucht mir und Lied.

Da Du die Gluth doch angericht't,
So bleib auch droben ſtehn,
Daß Liebe, Lied und Blumen nicht
In öder Nacht
Und Jugendpracht
Im Altersfroſt vergehn, hui! —
Im Altersfroſt vergehn!“

Mit jeder Strophe mehr erwachend, ſich in die Wirklichkeit zurückfindend, ſprang er empor und wendete ſich.

Auf hohem bemooſten Steinblock über ihm ſaß das Bäbele, lächelnd, glühend, ſingend, und der Wind ſächelte in ihrem aufgelöſten Haar, bebte durch den Kranz von Immergrün auf ihrem Haupte, und leiſe — verhallend flüſterte die Zither.

Schubart erglühte heiß, ſein Odem ward beklommen. „Was thuſt Du hier, Bäbele? — Das — das iſt nit Zufall — Du verfolgſt mich mit Abſicht! Was löſt Du Dein Haar? Was trägſt Du den Kranz? Biſt Du komme, mich zu quälen?“

„Abſicht! Zufall, lala! — Iſt's Abſicht, iſt's Zufall, daß die Sonn' ſcheinet, 's Blümle blüht, die Lerche ſingt und der Christian allein ſitzt, bangt und träumt? Sie müſſe's eben! Jedes zieht's nach ſeiner eignen Wonn' und Seligkeit, und ſo thu' auch ich!“

„Das iſt leere Ausrede, Wildfang! Du haſt einen Kobold in Dir, mich zu quälen, als wärſt Du die Häfnetjungfrau, oder der Hämmergeiſt, oder das blonde Feienweib vom Staufen drübe, das nächtlich, wie das Volk ſagt, die Reichskrone mit Blut zuſammenleimt. Was haſt Du vor, was willſt Du von mir? Wozu beſchleichſt Du mich, wenn ich einſam ſein will?!“

Die Kleine lachte ſeltſam leiſe und blickte ihn brennend an. „Eh, weil ich ſo ein Kobold, ein Geiſt bin, wie Du ſagſt, der Dir nachſchleiche, Dich quäle muß! Haſt Du mich nit die ſchöne Lieder gelehrt, haſt Du nit geſagt, Bäbele, Du wirſt einmal eine himmliſche Sängerin? Biſt Du nit ſelber ein immerwährend Lied, ein Klingen und Jauchzen? Ob Du das ſchwarze Mäntle auch wie ein Grabtuch nachſchleppſt, die Muſik läßt nit von Dir und ich auch nit, denn Du haſt mich erſt gemacht zur Sängerin, und daß mein armes, verwaiſtes Leben voll lauter Wonn' iſt! Du ſollſt uns nit treulos werde um das ſtolze Käthle, das nix als Batzen hat, ſollſt nit verkomme im Pfafferock unter den Aalener Bauern! Ich kenn' Dein Herz und Dein' Sinn. Ueberall will ich am Weg, im Buſch, am Waſſer und auf der Höh' ſitze und ſinge und Dich locke, bis Du mir folgſt!" — Sie ſchob die Zither in die lederne Kapſel und hing ſie um, es lag etwas Dämoniſches in ihrem Beginnen.

„Eine Sirene, ſie iſt eine Sirene!" flüſterte er, und ein abergläubiſcher Schauder, eine wollüſtige Pein erfaßte ihn. Er hätte fliehen mögen, aber er ſchämte ſich; hätte ihr mit dem platten Ton nackter Wirklichkeit gern geantwortet, war aber ſelbſt zu durchbebt von der Stimmung des Augenblicks.

„Und was haſt Du —, Du mit mir denn zu ſchaffe?" ſprach er zitternd, ungewiß, und er fühlte, wie ſein Hirn und Herz entbrannte.

„Ich mit Dir?" jauchzte ſie herab. — Mit drei Sprüngen von Stein zu Stein ſchwang ſie ſich zu ihm nieder und fiel ihm lachend um den Hals. „Weil ich und Du Eins ſind, ein' Luſt, ein Lied, ein Schickſal, Chriſtle, weil ich Dich lieb hab', lieb zum Sterben, das Andere iſt gleich!"

Sie hatte ſich um ſeinen Hals geklammert und hielt ihn feſt, ihre dunklen Augen bohrten ſich in die ſeinen, er war berauſcht, machtlos. Ohne Widerſtand ließ er ſich in das Gras ziehen, und ihre Küſſe brannten auf ſeinen Lippen.

„Du biſt unſinnig, Bäbele, und wirſt uns Beid' in's

Unglück bringe. Ich muß geiſtlich werden, und Du kannſt nimmermehr meine Frau ſein. Du biſt noch ſo jung, Bäbi! Wenn Du mit Deiner Kunſt in die Welt gehſt, kann's Dir nit fehle!“

„Aber es fehlt mir Eins, die Melodie zum Accord, die Seele, die Liebe! Weißt Du auch, daß ich letzt die alte Pfefferin g'fragt hab', welche die Aalener ein' Hex' nenne. Sie hat mir g'ſagt, ich hätte Einen lieb, der wär' geiſtlich und wollt' von mir nix wiſſe, aber er würde doch ſein' ſchwarze Kutt' austhun und wir Beid' zuſamme ſein in ſchöne Städte und ſinge und glücklich werde.“

„Sie hat Dir das prophezeit?“

„Auf mein Leben, Chriſtian! Und kann's denn anders ſein?!“

„Du willſt wie die Käthe nur ſtolz thun und gleiße könne, wildes, eitles Geſchöpf! Aber wenn Du mich erſt ſatt haſt, der Rauſch verflogen iſt, wirſt Du einem Andern ſo an den Hals ſpringe, wie mir, ſchönen Kleidern und reichen Leuten nachlaufe, und dafür, daß ich Vater und Mutter, Ehr' und Fried' hingeb', mir nichts laſſe, als Thränen!“

„Chriſtian, Chriſtian, glaub' das nit, o glaub's nit! Ich bin gar ein arm' Mädle, das keine Mutter hat, dem ſein Vater kein gutes Wort giebt. Wild wie der Teufel bin ich aufgewachſe, ohn' Lieb', ohn' Glaub', ohne Hoffnung; bin wie fremd in der Welt. — Da biſt Du von Erlang' 'komme, haſt mein Herz mit Liedern 'füllet, — und wann ich Dich ſeh' und ſinge, bin ich froh. Ich will nix, gar nix, als Dich, ob der Pfaff' uns z'ſammenbringt, ob i Dei Frau heiß' oder Dei Magd, ob wir arm ſein oder reich, iſt mir gleich, o, laß uns durch die Welt ziehn mit Fiedel und Zither, von Berg zu Thal, von Land zu Land, und ſinge, jauchze und liebe! Mach Alles mit mir, was Du willſt, aber Streicher's Bäbele mit der Zither ſollſt Du doch nimmermehr los werde!“

Unter anderen Verhältniſſen wäre Schubart kaum prüde genug geweſen, eine ſo ſchöne Gelegenheit, angenehm zu ſündigen, ganz unbenutzt zu laſſen, aber das Dämoniſche, Drohende, die zigeunerhafte Perſpective des ambulanten Bänkelſängerthums, welches ſie ihm in naiver Nonchalance eröffnet hatte, die Heftigkeit ihrer Gefühle, welche ihr faſt etwas Männliches gaben, ſetzte ihn in Schrecken, ſchüchterte ihn ein, ließ ihn ängſtlich auf einen Rückzug mit guter Manier ſinnen. Es trat bei ihm die natürliche Scheu aller jungen, noch nicht verlebten Männer ein, welche ſie vor denjenigen Schönen empfinden, die ihnen allzu zwangsloſe Avancen machen. Die raffinirten Künſte franzöſiſcher Libertinage waren weder in der Rauhalp noch bei Chriſtian im Gebrauch, die Laſter roher, aber einfältiger, und vergifteten die Herzen nie völlig, weil man noch nicht ſeine Reue durch eine Sauce von Esprit wegdeducirte.

Bäbi's fürchterlich freimüthiges Geſtändniß hatte den bereits ziemlich empfänglichen jungen Mann zu Eis verwandelt, ſofort in die nüchterne Wirklichkeit zurückgeführt. Er begriff, daß ſich mit dieſem tollen Geſchöpf nicht zwei Worte vernünftig reden ließen, da er aber vor Bäbele's Rückſichtsloſigkeit dem Aalener Leumund gegenüber gleichwohl zitterte, mußte er ſich auf's Fuchsſchwänzen, Schmeicheln und Gutzureden legen. Die Angſt machte ihn zum Lügner und Intriguant. — Gewiß wäre es männlicher und ehrlicher geweſen, ſie entſchieden abzuweiſen, dem Vater oder doch Käthchen offen die Attake auf ſein Herz mitzutheilen, aber dieſes melodiſche, ſchalkhafte, feurige Geſchöpf ſah ihn mit ſo rührenden Kinderaugen an, erfüllte ihn wieder mit ſolchem Mitleiden für die Verlaſſene, daß er ihr dieſen Stoß in's Herz zu geben unfähig war. Ihre Schrankenloſigkeit imponirte ihm, dieſes weibgewordene Tönen rührte ihn! Durch Betheuerungen ſeiner Liebe, durch Flehen und Bitten, das feierliche Verſprechen, mit Käthchen nicht mehr zu koſen und Bäbi zweimal in der Woche auf den Rohrwanger Bergreihen zu ſehen, brachte er es dahin, ſie zu beſänftigen und rückſichtsvoll zu machen.

Sie verſprach und glaubte ihm lachend und weinend Alles.

Als er ſich von ihr nach heißen Schwüren und Küſſen trennte, die Kleine wie ſinnend in ſich verſunken unter Farren und Moos ſitzen blieb, eilte er, von Mänaden gepeitſcht, auf Umwegen dem Thale, dem ſtillen Aalen, den Menſchen zu. Die Einſamkeit der freien Natur war ihm vergällt, war ſeine bitterſte Feindin geworden!

„Bänkelſängerei von Land zu Land, ſingend mit Bäbele oder dichtend mit Käthe! Muß ich denn Teufelwetter überall in Kunſt und Wiſſen, in Fühlen und Wollen gefeſſelt, gezwängt ſein? Beide Mädchen lieb' ich, keine mag ich haben, in der Literatur weiß ich nit wo hinaus, und bei jedem Ton, den ich anſchlag', ſteht mir das wilde Ding vor der Seel', klingt der Zauberton ihrer Stimme wie das Locken der Circe dazwiſchen! Wer ſchafft mir Rath, wo hinaus ſoll ich? — O, die Flügel ſind mir gelähmt, eh' ich ſie zum erſten Flug hebe! Und dann des Vaters graues Haar, die ſtrenge, drohende Miene — ich *muß* geiſtlich werden! Ah ja, hab's wohl gemerkt, Bökh iſt ſein Sprachrohr. Der Herr Schwager Literator iſt ſonſt auch nit ſo rigorös, wie ſein neu Gedicht die „Irene" zeigt! Warum er Haug nit leide kann? — Er beneidet ihn um den freieren Geiſt, und weil er's ihm nit nachthun kann! Ich — ja, ich hab's! An Haugen will ich ſchreiben, um ſeine freundſchaftliche Gunſt bitten! Vielleicht kann der Dir helfen! O Theologie, Theologie! Du biſt wie ein alter Kleiderſchrank, in den ich all' mein' beſſeren Gefühle wie einen Sonntagsſtaat hänge ſoll, um ſie nit zu verderben! Da komme denn mit der Zeit die Motten 'nein und zerfreſſe den Plunder! Könnt' ich doch einmal das alte Möbel in's Feuer ſchmeiße!" —

Chriſtian ſchrieb noch denſelben Abend an den literariſchen Pfarrer zu Stotzingen.

Einige Tage ſpäter fragte er ſeinen Schulfreund Rieder: „Hör', Jung', beantworte mir das: — Wenn Einer zwei Liebſten hat und will beide ohn' Redensart los ſein, was macht er?"

„Na! — Na, er nimmt 'ne dritte und heirath't die!"

„Alle Wetter, aber dann hat er ja doch eine am Halſe! Muß es denn g'heirath't ſein?“

„'s iſt 'mal der Dinge Lauf, bei Einer muß mer doch bleibe!“

„Haha, na ja — natürlich!“ —

10.

Theologie.

Des guten Chriſtian's Lage in Aalen ward immer bedenklicher. — Um weder das Käthle, noch das Bäbele argwöhniſch zu machen, mußte er die feſtgeſetzten Stelldichein mit geſchäftlicher Accurateſſe innehalten und dabei die größte Heimlichkeit anwenden. Daß ſeine Neigung für beide Mädchen dabei nicht gerade an Stärke gewann, die Angſt, ſich zu verrathen, ſeinen Liebkoſungen den Zügel der Berechnung anlegte, war nur zu erklärlich. So ſüß es iſt, von verbotener Frucht zu naſchen, ſo bitter, ſo überſättigend iſt dieſelbe Frucht, wenn man zu ihr auf „Abfütterung" commandirt wird. Aalen war Chriſtian zur Hölle, und er ſehnte ſich fort, in freies Fahrwaſſer. Dazu war, trotz allen Predigens und Vicariirens, keine Ausſicht. — So kam denn Mamas Wunſch, daß er ihren betagten Vater, den Forſtmeiſter Hörner zu Sulzbach an der Kocher, beſuchen und dabei im Limpurger Lande predigen möchte, ganz gelegen, entführte ihn das doch wenigſtens auf eine Weile der heimiſchen Luft und ſeinem galanten Frohndienſt. Als er nach fünf Wochen zurückkam, ging natürlich das Leiden um ſo unerbittlicher wieder an, denn die ausgeſtandene Eiferſucht und Sehnſucht beider Schönen wollte ſich doch an Schubart's erhöhterer Innigkeit ſchadlos halten. Er bekam durch erzwungene Uebung endlich ein ſolches Talent im Flattiren und Lügen, eignete ſich ſolche Leichtfertigkeit und Ueberredungskunſt an, daß ſie ihn ſpäter nie wieder ganz verlaſſen hat. — Faſt gab er ſchon die Hoffnung auf, daß es Herrn Paſtor Haug lohnen werde, zu antworten, als er folgendes Schreiben erhielt:

„Mein beſter Herr Candidate! Ihr Briefchen vom 15. Juli c. konnte ich wegen einer Reiſe erſt heut' beantworten. Es lehrt mich einen jungen Mann kennen, der ein warmer Bewunderer der Muſen iſt und einen edlen Drang verräth, auch das Seinige für die Cultur des Guten zu thun. Solche junge Leute ſind ziemlich ſelten. Es regt ſich wohl in Deutſchland ein wenig, aber wir ſind allzumal Stümper. Andere Geiſter müſſen aufſtehen, die ſchönere Weiſen ſingen. Kommen Sie nach Stotzingen, ſobald Sie mögen. Reſpectvollen Gruß Dero Hochwürdigſtem Herrn Vater. Ihr wohlwollender Balthaſar Haug.“

Chriſtian war außer ſich vor Freude und legte das Schreiben dem Diakonus vor, der ſeine Erlaubniß zur Reiſe in der Hoffnung ertheilte, dieſe neue Bekanntſchaft könne ſeinem Sohn vielleicht zu einer geiſtlichen Anſtellung verhelfen; auch war Juliane, Bökh's Frau, mit Kindern auf Beſuch gekommen, und man wurde im engen Hauſe Chriſtian gern auf eine Woche los. Mochte es nun der wohlwollende Ton des Einladungsſchreibens, oder der freiere, natürlichere, weniger pedantiſche Geiſt ſein, welcher durch Haug's Schriften wehte, Herz und Sinn ging Chriſtian auf, als er eines herrlichen Herbſtmorgens gegen Stotzingen wanderte. Ihm war, als wenn ihm auf dieſem Wege nur Gutes geſchehen, all' ſeine Zweifel ſich heben ſollten.

Er traf den Gelehrten — kaum ein halb Dutzend Jahre älter, als er ſelbſt, wie er die Blumen ſeines Gartens begoß, wobei ihm lächelnd und ſchäkernd die Gattin Hülfe leiſtete, während die alte Frau Haugin, ſeine Mutter, in der Jasminlaube mit den beiden Mädchen ſpielte, indeß der kleine fünfjährige Aslan auf dem Steckenpferd durch die Gänge ritt, laut jauchzend und die Blechtrompete blaſend.

Der Empfang war überaus herzlich, und während die Frau den dampfenden Kaffee, damals noch eine Delicateſſe, ſervirte, verwickelten ſich beide Männer in ein Geſpräch, das ſich erſt um Schubart's Studien in Nürnberg und Erlangen und das damalige Verhältniß des altorthodoxen Proteſtantismus und der entgegengeſetzten pietiſtiſchen Richtung drehte, gelegentlich den Voltairianismus berührte und endlich mit Haug's Erkundigung nach Schubart's Stellung im elterlichen Hauſe, ſeinen etwaigen Ausſichten und was er bisher gedichtet endigte.

Chriſtian wurde ſiedend heiß in dem Fegefeuer, das ihn der gewandte Haug beſtehen ließ, der weniger ſelbſt discutirte, als er ihn zwang, ſich frei zu äußern. Der arme Candidat wäre ſchier auf die Idee gekommen, an einen viel ſpecifiſcheren Theologen gerathen zu ſein, hätte ihm die liebenswürdige Gutmüthigkeit, das feine und doch ſo offene Benehmen Haug's nicht Muth gemacht, Alles rund heraus zu ſagen, wie er's dachte, und was ihm auf der Seele lag. War ihm doch in ſeinem Leben noch nie ſo Gelegenheit gegeben worden, ſich offen auszuſprechen, und er fühlte ſich, je mehr Muth und Vertrauen ſein Wirth in ihm erweckte, immer wohler, immer geneigter, ſich ganz und bar zu zeigen, wie er war, ohne durch kleinliche Künſte beſſer ſcheinen zu wollen. Er vertraute ihm nicht nur, wie erzwungen ſein jetzig' Loos ſei, auch die Rolle, welche er in Nürnberg und Erlangen geſpielt und wie er extravagirt habe.

„So haben Sie mich denn mit Haut und Haar, Ehrwürden, und — Gott mag wiſſen, ob ich zu 'was tauge!"

„Ich ſehe ſchon, mein junger Freund, daß die Kanzel Ihr Heil nicht iſt, man ſehr Unrecht gethan, Sie zu einem Beruf zu commandiren, für den Sie wohl die äußere Geſchicklichkeit, aber nicht die Innerlichkeit haben, das, was bei dem Juriſten Judiz, beim Soldaten die Taktik iſt und ich in der Theologie — apoſtoliſches Bewußtſein nennen möchte. Derlei läßt ſich ſo wenig lernen, wie das Geheimniß der Kunſt; man hat es entweder, oder hat es nicht! Sie haben dies apoſtoliſch ſtrenge Bewußtſein nicht, aber laſſen Sie ſich tröſten, ich hab' es auch nicht!“ Und als wenn plötzlich die letzte Zurückhaltung geſprengt wäre, brach Haug in ſchallendes Lachen aus.

„Aber Sie ſind doch ſelbſt Pfaffer, Ehrwürden, und in Ihrem „Chriſten in der Einſamkeit“ zum Beiſpiel athmet doch die tiefſte Frömmigkeit!“

„Bleiben Sie mir mit der Ehrwürdigkeit vom Leibe. Kein Scheingrund ſoll mich bewegen,' mich für einen — was man ſagt — exacten Theologen zu halten. Eben weil ich das nicht bin, iſt der „Chriſt in der Einſamkeit“ ein leidlich Buch. Pfarrer bin ich nun zwar, aber,“ und er ward ſehr ernſt, „nicht aus eigner Wahl. Mir iſt es wie Ihnen ergangen. Leider iſt annoch die Theologie die einzige Pforte, durch die man zu Brot, Anſehen und Stellung kommen kann. O ja, man kann in Deutſchland wohl ein Muſiker, Juriſt, Arzt oder Aſtronom ſein, wie man ein Schuſter, Schneider und Barbier iſt, man hat eben ſein Handwerk, ſonſt iſt man nichts, höchſtens in ſeinen vier Pfählen etwas Menſch nebenbei. Der Gottesgelahrte aber, gehorſamer Diener, der kann, kraft ſeines alleinſeligen Amtes, Alles ſein „zur gröſſeren Ehre Gottes“, wie da in Paris die Abbés Schäferſpiele, Theaterſtücke, die ſchmutzigſten Romane ſchreiben, die Maitreſſen als Göttinnen anſingen, Atheismus und Jugendverführung offen zur Schau tragen und man ſie um ſo mehr bewundert, weil ſie Mäntel und Käppchen tragen!“

„O deswegen,“ antwortete Schubart ironiſch lachend, „ſtudirt auch Alles auf den geiſtlichen Stand, was nur irgend über den Bauer und Handwerker 'naus will, die Theologie iſt eben das Mittel, die Theologie mit Profit los zu werden!“

„Vortrefflich, junger Freund! So hab' ich ſie ſtudirt, und rathe Ihnen, es auch ſo zu halten. Wollen Sie dieſe

Epidemie der Gottesgelahrtheit in vollem Flor ſehen, gehen Sie in's Würtembergiſche."

„Ah, verehrter Freund, da g'nüget jetzt nit mehr das Lyceum oder Gymnaſium als Vorbereitung für die juriſtiſche oder medicinische Facultät, wie ich mir ſage ließ; wer nit wenigſtens fünf bis ſechs Jahr in einem geiſtlichen Seminar ſeine gottſelige Dreſſur für's ganze Leben abgekriegt hat, mag ein' Ewigkeit auf Anſtellung warte, die Pfaffen haben alle Disciplinen in Pacht!"

„So lange, junger Mann, kann auch in Deutſchland nichts gedeihen. Durch die abſolute Herrſchaft des Glaubens über das Wiſſen und Können iſt die engherzige Erziehung unſeres Geſchlechts entſtanden, die grauenhafte Geiſtesöde, welche ſich vor dem dumpfen Pöbel mit dem Bettelmantel der Gravität und des dogmatiſchen Sophismus ſchmückt. Statt vom Wiſſen zum Glauben durchzudringen, aus dem Buch der Natur, der Geſchichte, der Kunſt das ewige Walten des göttlichen Geiſtes verſtehen und lieben zu lernen, macht man es umgekehrt, ſieht in aller Wiſſenſchaft nur die Magd der Theologie und macht die freie Gottesſchöpfung voll Weisheit und Liebe vom prieſterlich unfehlbaren Dafürhalten abhängig!"

„Und nix gilt, was die Schaar der Schwarzen nit durch gottſelige Spintiſirerei approbirt und patentiret hat. Was iſt aus dem Geiſt des freien Proteſtantismus geworden!"

„Verclauſulirung, Interpretationswuth und ſcholaſtiſche Caſuiſtik, welche einen Sprachbombaſt erfunden, der weder auf Erden noch im Himmel verſtändlich iſt!"

„Endlich der Pietismus, Spener's, Bengel's, Rieger's, Hahn's, Oettinger's und Jakob Böhme's Theogonien, theuerſter Freund Haug, wo die Hofchargen und Zahl der Engel und Heerſchaaren im allerhöchſten Hofſtaat des lieben Gottes nach der irdiſchen Rang- und Quartierliſte „gedruckt in dieſem Jahr" berechnet werde!"

„Und dieſe allgemeine Verfinſterung, Schubart, was hat ſie uns Theologen gebracht? Die empörte Menſchennatur reagirte, der geknechtete Verſtand erhob ſich rachedürſtend und griff in Voltaire, Diderot und Hollbach Kirche und Staat an, da haben Sie die Extreme!"

„Begreifen Sie nun, theuerſter Freund, mein Grauen, daß ich auch 'nein ſoll in den großen Augiasſtall theologiſcher Viehzucht, in dem nur von Hirt und Heerde, Züchtern und — Züchtlingen die Red' iſt — und laut väterlicher Autorität! O, die Theologie iſt das Geſpenſt meines Lebens!"

„Mein lieber Chriſtian, Sie ſind auch zu excentriſch! Ihr Vater iſt nicht reich und will Ihr Glück. Nicht an ihm, nicht an uns liegt die Schuld des Standes der Dinge. Es muß in der Welt viel anders werden, oder auch mein kleiner Askan da wird Theologe werden müſſen, um die Theologie los zu werden. Ein guter Sohn zu ſein, belohnt ſich immer im Leben, und ich rathe Ihnen, widerſtreben Sie nicht, greifen Sie, wo ſich Ihnen ein Seelſorger- oder Präceptoramt bietet, ruhig zu. Lehren Sie die Schrift nach dem einfach kindlichen Begriff eines reinen Herzens, und bedenken Sie, daß, wenn wir die Menſchen für den Himmel erziehen ſollen, dies nimmermehr möglich iſt, wenn wir ſie nicht vorerſt für dieſe Erde, alſo zu guten Menſchen erziehen! Man muß hienieden das ganz ſein, was man ſein ſoll, ein guter, freier, ſelbſtbewußter Menſch. Das, Schubart, verſtehen unſere gelehrten Herren nicht, das kann auch die Theologie nimmermehr allein, dazu gehört noch die freie Forſchung als Prophetin des Wahren und die Kunſt als Lehrerin des Schönen. Das Menſchliche, die Humanität, welche ſich in den Alten ſchon mit heiliger Gottesahnung ſpiegelt, die Humanität, deren Blutzeuge unſer Heiland geweſen, die Humanität, die eben ſo wohl Lucrez und Horaz zu bacchiſchen Geſängen und feurigen Oden, wie Klopſtock zur Meſſiade, Leibnitz, Locke und Wolf zum freien Worte führte, jetzt Bodmer, Wieland und die Zürcher einem Mendelsſohn, Leſſing, Ramler und Gleim die Hände reichen läßt, daß es Licht, Licht, Licht werde und man den Geiſt Gottes ſeh' über den Waſſern der Schöpfung — das iſt die wahre Theologie kommender Tage, und ich ſage Ihnen, die iſt unſerm Vater im Himmel ſehr wohlgefällig, unter ihr ſollen ſich alle ſeine Kinder ſammeln!“

Haug, mitten im Garten ſtehend, hatte ſeine Hände erhoben, und der rothe Abendſtrahl umgab ſein verklärtes Geſicht wie mit einem Scheine.

In tiefer Andacht, überwältigt faſt von dem neuen Lichte, ſtand der junge Schubart. Der Prediger trat langſam zu ihm heran und faßte ſeine Hand: „Kommt, die Sonne ſcheidet, — laßt uns hineingehn.“

„Und werden wir dieſen Triumph erleben, Haug?“

„Schwerlich! Wenn wir ihn erleben, werden wir Greiſe ſein. — So viel es gährt und ſproßt und drängt in den Gemüthern nach dieſem neuen, ſchöneren Tage, mancher Tropfen Herzblut, manche Thräne wird fließen, bis er kommt! Geſegnet ſei der Morgenſtern, der ihn kündet, wir in der Dämmerung wollen ihm froh entgegengehn! Noch iſt der rechte Ton nicht gefunden, das Feuer iſt dem Himmel nicht entriſſen, — wir müſſen Jeder unſre Straße ziehn, — wer's trifft, der hat's, in dem lebt's eben als Offenbarung Gottes!“

Fünf ſelige Tage verbrachte Schubart bei ſeinem Freunde Haug mit Dichten, Plaudern und Muſiciren, der arme Candidat bei dem ſimplen Pfaffer.

In dieſen Stunden heiliger Weihe ſtand das Schickſal bei ihrem Freundesbunde ſtill, zeichnete ihre Stirn mit unſichtbarem Finger als Auserwählte, Jeden in ſeiner Art.

Wie Chriſtian ſchied, begleitete ihn Haug ein Stück Weges.

„Alſo, Chriſtian, Ihr werdet ein wackerer Theologus und greift nach der erſten Stelle, um Euch ſelbſtſtändig zu machen?“

„Auf mein Wort!“

„Schreibt fleißig, ſeid dichteriſch und kritiſch productiv, haltet Euch auch zu Eurem lieben, redlichen Schwager, den wir ſchon noch aus der pedantiſchen Schnürbruſt jagen werden, und ſeid überzeugt, wo ſich eine gute Gelegenheit findet, Euch zu placiren, ob als Muſiker, Schulmann oder ſonſt in einer guten Bedienſtung, ſo ſoll's gewiß geſchehen. Mit der Muſik nehmt Euch indeß in Acht, daß ſie nicht Eure Circe werde, denn zwei Muſen vertragen ſich nicht bei einem Liebhaber. Zum Schluß noch Eins. Seit zwei Jahren ſchon hat Herzog Karl von Würtemberg eine Akademie zu Stuttgart errichtet und den Maler Guibal zum Rector gemacht. Daraus kann einmal viel werden, denn er will alle Künſte, auch Dichtkunſt, Rhetorik, Alterthumskunde, Muſik und derlei allda vereinen. Seit längerer Zeit ſteht er durch Herrn Oberſtallmeiſter Röder von Schwende mit mir in Verhandlung. Für jetzt, wo er mit dem Lande noch ſo geſpannt, der Friede im Reich kaum geſchloſſen iſt, iſt wohl wenig Ausſicht, aber müßig bleibt die Sache nicht. Vielleicht, Chriſtian, kommen wir einmal in Stuttgart neben einander!"

„Theuerſter, einziger Freund!"

„Still, ſtill, keine — Theogonien, ich bin vor jetzt ein Pfaffer und Sie Candidat, Gott erhalte Sie, grüßen Sie Ihre lieben Eltern! Auf Wiederſehn!"

Haug umarmte ihn, riß ſich haſtig los und eilte zurück. Schubart zog allein ſeine Straße nach Aalen zurück, um wieder in die alte Abhängigkeit zu kriechen. — Aber ſein Herz und Geiſt ward friſcher, jene neue Theologie der gereinigten, freien Menſchheit wuchs immer größer in ihm, und er hatte ſich nur in Acht zu nehmen auf der Kanzel, damit Papa nicht die fürchterliche Entdeckung mache, daß er ein „Spinoziſt und von der Freigeiſterſecte" ſei. Seine Briefe an den Eßlinger Schwager verloren in dem Maße an geſpreizter, erzwungener Phraſe, als ſie mehr natürliche Innigkeit und den Drang verriethen, Bökhen aus ſeiner reſervirten Bedächtigkeit herauszubringen. Derlei Anſtrengungen waren dem etwas pedantiſchen Schulmanne ſo wohlthätig wie friſcher Morgenwind, und auch er fing an zu knoſpen und zu grünen, begann auf Friedrich II. ein Epos, und beide Schwäger machten ſich eifrig auf alle

Phänomene im Hain der Muſen aufmerkſam, wie Gerſtenberg, Wieland, Hamann und Andere mehr.

Dieſer neue Zuſtand ſollte indeß auch nicht lange währen, denn ein Brief des Vetters und Conſulenten Jäckel aus Ulm, Chriſtian's Pathen, lief an den Diakonus ein mit der Meldung, daß die Stelle des Präceptors an der Geißlinger Schule zu beſetzen wäre und er ſich bemüht habe, ſie Chriſtian zu ſichern; derſelbe ſolle zugreifen und ſofort nach Ulm kommen, die Prüfung abzulegen.

„Wirſt doch nit einen Augenblick warte, Sohn? Auf des Biſchofs von Ellwangen leere Verſprechungen doch gewiß nit.“

„Nein, liebe Eltern, ſo klein und karg auch die Stell' iſt, will ich ſie nehme, 's iſt Zeit, daß ich Euch endlich vom Brot komm'.“

„Sieh, 's freut mich, Chriſtian, daß Du doch mehr und mehr Vernunft annimmſt; Gott wird Dir ſchon Dein nöthig Glück verleihe!“

Allerdings war die Stellung nicht glänzend, aber ſie machte ihn der Aufſicht, des Zwanges und einer Doppelliebſchaft ledig, die ihn beſtändig in die Enge trieb. In der Stellung eines Schulmanns, meinte er, habe er doch Gelegenheit, ſich freier zu bewegen, ſelbſtſtändiger zu handeln.

„Nur aus Aalen weg!“ war ſein Motto, und ſo eilte er gen Ulm, legte das Examen ab, erhielt die Vocation, und es ging an's Abſchiednehmen.

„Du liebſt mich alſo feſt und treu, Chriſtian,“ rief Käthe flammend, „Du wirſt doch kein Theologe, ſondern ein Dichter, und wenn Du durch Herrn Haug in Stuttgart erſt ein' Stell' an der Akademie kriegſt — dann heiratheſt Du mich!“

„Ja, ja, mein einzig Käthle! Gewiß, es geſchieht gewiß!“ Schluchzen und Umarmung folgte. — „Wenn ich nur erſt weg wäre!“ dachte der neue Präceptor.

Noch vorſichtiger mußte er mit Bäbele umgehen. — Er hatte ihr verſprochen, am Morgen der Abreiſe ſie noch im Rohrwang zu ſehen.

„Meines Bleibens in Aalen iſt nit länger, ich muß Dir nach!“ rief ſie.

„Dann, Bäbele, komm' ich zu Geißling um meine Stell' und wir ſind Beide Bettelleute! Ich hab' Dir ja geſagt, daß ich als Muſikus in's Würtembergiſche will. Wart' nur ſo lang', ein halbes Jahr blos! Wie Haug ſchreibt, geh' ich von Geißling weg und nehm' Dich mit.“

„Iſt das auch ganz gewiß? Schau' mir in die Augen!“

„Ganz gewiß, Schätzle, ich kann ja ohn' Dich nit ſein! — Alſo morgen noch einmal im Rohrwang!“

Während das Bäbele dort am andern Tage vergebens zwei oder drei Stunden wartete, umarmte Chriſtian noch einmal Eltern, Geſchwiſter und Jugendfreunde, warf, als er vorüber fuhr, der weinenden Käthe drüben am Dachfenſter einen Kußfinger zu, und fort ging's, zum Thore hinaus — die Briel, den Burgſtell im Fluge vorbei. Die blitzende Kocher, die freundlichen Thürme der Vaterſtadt, Käthle und Bäbele ſanken in's Vergeſſen.

Freiheit, Selbſtſtändigkeit! — Dem lichten Traum der neuen Theologie der künftigen Zeit, dem Aufgang der ewigen Sonne des Schönen zu dehnte ſich ſein Herz.

„Ulmiſch Land! Gott ſei Dank, hinter dieſem Grenzpfahl bleiben mein' Sorgen!“

11.

La Solitude.

Karl Eugen von Würtemberg war wohl niedergeworfen, hatte dem Drange der Umſtände weichen müſſen, aber er war nicht zahm. Wohl bereute er heimlich Manches, aber ſein wunder Stolz ließ die Reue nicht aufkommen, und war er auch wirklich der Anſicht, daß er vermöge fürſtlicher Gereiztheit die Saiten etwas ſcharf geſpannt — auf kaiſerlich Commando — auf ſeines preußiſchen Gegners Drohung hin nachgeben zu müſſen, ging über ſeine Kräfte. — Als er kühler darüber nachſann und mit Montmartin conferirt hatte, ergab ſich auch der Ausweg. In keinem Metier findet das Sprüchwort: „Nichts wird ſo heiß gegeſſen, als es gekocht iſt,“ mehr thatſächliche Beachtung, als dem der Diplomatie. Zweifellos war der ſcharfe Spruch des Reichshofes eine hauptſächliche Folge des Uebelwollens, welches ſich Karl ſeit dem Tage von Fulda zugezogen, aber zwiſchen Spruch und Reichsexecution ſelbſt blieb ein ſehr weiter Spielraum für Montmartin's Winkelzüge, Palliative und Remonſtranzen. Man fing im December zwar leiſe an vom Frieden zu munkeln, aber dennoch rüſtete Oeſterreich wieder, und von Frankreich verlautete Aehnliches. Um theils Karl's Vorliebe für militäriſchen Glanz zu befriedigen, theils Maria Thereſien mit einem möglichſt großen Contingent zu ſchmeicheln, und dadurch dem Reichshof-Beſchluſſe die Spitze abzubrechen, ſollte Montmartin dem Ausſchuß einen neuen Militäretat vorlegen. Das Land ſollte danach nicht nur das Recht der Aushebung ſanctioniren, ſondern auch 1,621,961 Gulden — alſo das Dreifache der früheren Militärlaſt — zahlen.*) Erſt wenn die Landſchaft hierzu ſich willig zeigte, glaubte Karl mit Ehren einlenken zu können, zumal die Zwangslotterie unter Hallwachs Fiasco gemacht und derſelbe das Land verlaſſen hatte. Montmartin legte am 3. Januar den Etat vor. Der Ausſchuß verwarf ihn, ſehr wohl erkennend, daß darunter ein diplomatiſcher Kniff verborgen liege, das Land factiſch den Etat nicht aufbringen könne und damit die früheren Verfaſſungsverletzungen geradezu geheiligt würden. Der Ausſchuß hatte den kaiſerlichen Schutz hinter ſich und fühlte ſich ſtark zum Kampfe.

Zu dieſem neuen Groll des Herzogs kam noch, daß Frankreich, während es zu Stuttgart wegen eines neuen Subſidientractats Verhandlungen eingeleitet, zu Paris — die Kaiſerin aber zu Hubertsburg mit Friedrich in den erſten Tagen des Februars Frieden geſchloſſen hatte, mit dem Krieg alſo der Vorwand des Contingents erledigt war.

Einer der vielen Tauſende, deren Bruſt ſich beim endlichen Erſcheinen des lieben Friedens hob und der Heimath, dem bürgerlichen Leben von ehemals ſehnend entgegeneilten, war auch Caspar Schiller, nunmehr zum Hauptmann avancirt. Er nahm, da der Dienſt ſeinen Körper ziemlich geſchwächt, überdies General Roman als Commandant nach dem Hohentwiel verſetzt worden, einen Generalurlaub, lebte fortan bei den Seinen in Marbach, erzog ſeine Kinder, bepflanzte als eifriger Gärtner Vater Kottweiß' Garten, ſchrieb ein Werk über Baumcultur, „Betrachtungen über landwirthſchaftliche Dinge in Würtemberg" betitelt**), und wartete bei ſchmalem Solde auf die zugeſagte Verſorgung.

---

*) Pfaff II. 450. 51. 68.

**) Streicher S. 3, ebenſo Boas I.

Als Opponent der Regierung ſpielte jetzt Niemand eine größere Rolle, als Conſiſtorial Fiſcher, welcher Rieger's furchtbares Loos rächen wollte, und hierbei wenig theologiſche Würde und chriſtliche Ergebung bewies. Der Herzog gab es fortan auf, mit dieſen Leuten zu verhandeln, ſondern berief die allgemeine Landſchaft, die Verſammlung ſämmtlicher Abgeordneten „getreuer Stände", um an ſie ſeine Forderungen zu richten, ſeinen Willen mit leutſeligem Entgegenkommen durchzuſetzen. Dreizehn Jahre war die große Landſchaft nicht verſammelt geweſen; Karl glaubte, nur wenige Schreier hätten bisher Alles verdorben. Er hatte ſich nun einmal in den Kopf geſetzt, die Genehmigung des Militäretats als Verſöhnungsmittel anzuſehen, denn ob auch Friede im Reiche war, wußte man doch ſehr wohl, daß ihn Maria Thereſia nicht allein aus purer Erſchöpfung, ſondern wegen der Türken geſchloſſen, die ſich gegen ſie erhoben hatten und die romaniſch-ſlaviſchen Länder bedrohten. Karl wollte ſich Thereſien gefällig erzeigen und hoffte durch Lorbeeren gegen den Halbmond die deutſchen Scharten auszuwetzen. Den 19. September ward die geſammte Landſchaft eröffnet, nach dem Schloß befohlen, gnädigſt empfangen und zur herzoglichen Tafel gezogen. Nichts an Artigkeit blieb geſpart, nicht einmal der Tanz des göttlichen Veſtris, der ſüßen d'Entrechar und Anzelin in dem neuen Ballet: „der Triumph des Bacchus" von Noverre, von Deller componirt, dazu der Geſang der himmliſchen Caeſari in Jomelli's „Penelope". — Die Landſchaft aber glich einem Manne, der bei jeder Zuvorkommenheit für ſeinen Säckel fürchtet.

Nicht allein daß der Ausſchuß nichts verſäumt hatte, die Verſammlung gegen den Herzog zu ſtimmen, er ſtellte auch machiavelliſtiſch die eignen Rechtsverletzungen als Beſtreben hin, dem innern Frieden ein Opfer zu bringen. Was beſonders den Ständen auf der Seele brannte, war die Verwüſtung des öffentlichen Wohlſtandes. Sie ſahen mit eignen Augen in Stuttgart die Monopolwirthſchaft, das lungernde Schranzenthum, den Aemterhandel, der heimlicher, aber deſto nichtsnutziger betrieben wurde, die Entſittlichung der Reſidenz, das Maitreſſenthum, Prunkſucht und Spiel. Sie gedachten der Opfer von Karl's Tyrannei und des unglücklichen Moſer, ja ſelbſt Rieger's. Ihnen da ein Ballet bieten, war Hohn! — In den achtzehn Tagen, welche ſie verſammelt blieben, lehnten ſie einſtimmig den Militäretat ab, und obwohl Dan und Faller verlangten, auch den Ausſchuß in ſeine geſetzlichen Schranken zu verweiſen, und beſonders auf Fiſcher's Achſelträgereien hindeuteten, ſagte die Verſammlung dem Ausſchuß für ſein bisheriges Verhalten Dank und befeſtigte deſſen Gewalt noch durch einen Generalproteſt aller bisherigen eigenmächtigen Acte der Regierung beim Reichsgericht, wie die Bitte um verſchärften Schutz.

Karl fiel aus dem letzten Himmel ſeiner Einbildung. Er befahl der Verſammlung, ſofort „zu gehen, woher ſie gekommen"! — Eine andere Unannehmlichkeit trat hinzu; ein neuer Brief Friedrich's II. erinnerte ihn abermals, mit ſeinem Lande Frieden zu machen und Moſer vom Hohentwiel zu entlaſſen. Karl legte es fort, doch ohne Erzürnung, und beauftragte Montmartin, eine kühl-höfliche Antwort darauf zu erlaſſen, wie anzudeuten, daß vielleicht die Wiederanknüpfung der früheren diplomatiſchen Beziehungen zur Regelung der Sache beitragen dürfte. Es war ein zwar mittelbarer, aber dennoch ein Schritt zur Verſöhnung mit ſeinem Oheim. In Folge deſſen erſchien Herr von Madeweiß wieder in Stuttgart. Da Preußen oberflächlich begütigt ſchien und man wußte, wie lange Umwege die Händel beim Kaiſerhofe zu nehmen pflegten, wirthſchaftete man ruhig fort. Die Feſte waren glänzender, die Jagden größer als je, und die Blumenfeſte zu Graveneck wurden mit einem Luxus, einem Raffinement gegeben, daß die Betheiligten noch in ſpäten Zeiten vom Zauberglanze dieſer Tage ſchwärmten.

Das Einzige, worin Karl den Verſuch wenigſtens machte, nachzugeben, wo es ihm wohlthat, eine Wunde leiſe ſchließen zu dürfen, die er dem eignen Herzen geſchlagen, war das

Project, Moſer zu befreien. In den fünf Jahren, die der alte Conſulent auf Hohentwiel geſchmachtet, hatte Karl einſehen gelernt, daß er nur in jeder Beziehung übler daran war. Die inneren Zwiſtigkeiten wuchſen, und ſtatt der freien, redlichen, ſelbſtſuchtloſen Offenheit Moſer's hatte die politiſche Chicane nur ſchamloſer um ſich gegriffen. Zum erſten Male war ihm die bittere derbe Meinung ſeines Volkes unwiderruflich vor Augen getreten, Niemandem ringsum traute er mehr, nicht einmal Röder, deſſen finſtere Ruhe, deſſen politiſche Schweigſamkeit ihm verdächtig wurde. Er hätte gern Moſer an der Seite gehabt, wie ehemals.

In letzter Zeit war die Gefangenſchaft deſſelben in Koſt und Zimmer erleichtert, ihm das Spazierengehn auf dem Wall geſtattet worden, aber das Schreiben blieb ihm ſtreng verboten, ja man hatte ſelbſt die Lichtſcheere dem Märtyrer Würtembergs genommen, weil er mit ihr ſeine Gedanken auf die Kerkerwände gekratzt. Nun ſendete der Herzog den Regierungsrath Commerell auf den Hohentwiel und ließ dem Gefangenen Freiheit anbieten, wenn er in einem Revers „das Vergehen der Renitenz und des Ungehorſams bekenne“ und um Verzeihung bitten wolle. Er ſollte ihm in einem förmlichen Termin vorgelegt und die ganze Verhandlung in Art eines gerichtlichen Verfahrens aufgenommen werden. Der Conſulent blieb auch im Sträflingskittel unbeugſam. Er gab zu Protokoll, daß er dieſen Revers nicht unterſchreiben könne, da er ſich in keiner Stunde ſeines Lebens der Renitenz und des Ungehorſams ſchuldig gemacht, ſondern nur das Recht vertheidigt habe. In einem offenen Briefe an den Großherzog, den er dem Inquirenten mitgab, motivirte er dieſe ſeine ablehnende Antwort. „Es hieße,“ ſchrieb er, „die ganze redliche Arbeit meines Lebens, den guten Ruf und die Lauterkeit meines Namens vor aller Welt wegwiſchen, und Ew. Herzogliche Durchlaucht wiſſentlich belügen, wenn ich um der bloßen elenden Befreiung willen ſolch' einen Revers unterzeichnete. Dieſe ſklaviſche Erbärmlichkeit würde mit Fug und Recht verdienen, daß mich mein Herr gerade zeitlebens in Banden hielte!“

Karl las dieſes Schreiben, die Protokolle der mündlichen Verhandlung und die Recherchen betreffs des Befundes Moſer's. Er brauſte nicht mehr auf, er zürnte nicht mehr; er ward nur einſilbiger, düſterer, ſtiller. Wohl kränkte es ihn, überall abgewieſen zu werden, daß nicht einmal dieſer gefangene Greis ihm einen Schein des Rechtes laſſen wollte, aber er empfand Hochachtung, die alte Liebe für dieſen Charakter, den ſelbſt die fürchterlichſten Leiden nicht beugen konnten.

Das Reichshofgericht war trotz aller Remonſtranzen und Winkelzüge Montmartin's ſchneller bei der Hand, als man zu Stuttgart glaubte, denn es hatte unlängſt einen Chef an der Kaiſerin geiſtreichem, thatenkühnem Sohne Joſeph erhalten, der dem Reichskanzler als Adlatus beigegeben worden und mit eiſerner Hand in den Schneckengang der Geſchäfte eingriff. Mit einem Schlage wurde die würtembergiſche Angelegenheit beendet. Der Reichshofrath und kaiſerliche Geſandte von Widmann erſchien mit voller Reichsautorität in Stuttgart und berief laut kaiſerlicher Machtvollkommenheit den Landtag zum 29. November 64*), um ſich mit der herzoglichen Regierung zu verſtändigen, und befahl dem Herzog, alle ferneren Gewaltacte und unverfaſſungsmäßigen Schritte einzuſtellen, wie Moſer aus der Haft zu entlaſſen.

„Meint Kaiſerliche Majeſtät und Reichshofgericht,“ erwiederte Karl dem Geſandten ſchneidend, „weil ich nur ein kleiner Fürſt bin, ich mir von meinen Unterthanen gefallen laſſen muß, was Ihr daheim mit dem Spielberg und dem Galgen zu ſtrafen pflegt? Glaubt Ihr, da ich mich nicht wie Friedrich dem Reich entgegengeſetzt, ſondern für den Kaiſerhof mein Land überbürdet hab', ich auch des heiligen römiſchen Kaiſerhuts allerſubmiſſeſter Reichsſklave ſei? Gut! Da 's denn ſo weit getrieben iſt, will ich Euch beweiſen, daß zu Verträglichkeit und Friede Zwei gehören, nicht das Volk und Ihr, ſondern das Volk und Ich! Ich aber, ehe mir nicht Satisfaction wird im weiteſten Sinne, vertrage mich nie, und ſollt' ich dies Land meiner Vorfahren verlieren bis auf's letzte Dorf!" Er ſchellte. „Graf Röder, Montmartin und Pappenheim ſollen eintreten!"

---

*) Pfaff II. 483, 84.

„Den Grafen Röder, Montmartin und Pappenheim befehle ich vor dieſem kaiſerlichen Herrn Geſandten, meinem Lande anzuzeigen, es in Stuttgart an die Ecken ſchlagen und austrommeln zu laſſen, daß ich mit meinem geſammten Hofſtaat, ſämmtlicher Garniſon, wie allen herzoglichen Aemtern und Inſtituten Stuttgart für immer verlaſſe und meine Reſidenz nach Ludwigsburg verlege! Kein Mann von meinen Leuten, ob gemeiner Soldat, erſter Cavalier oder Beamter, betritt Stuttgart, bei Strafe der Caſſation! Sie halten ferner einen Courier bereit, Röder, in zwei Stunden mit Depeſchen an meinen königlichen Oheim nach Berlin abzugehen! Um Kaiſerliche Majeſtät aber zu zeigen, was es mit dieſem Landtage, dieſem Ausſchuſſe und dieſer ſogenannten geſetzlichen Verfaſſungsſchreierei iſt, werde ich den Moſer, der allein deswegen auf dem Hohentwiel ſitzt, weil er dagegen war, daß ich für Oeſterreich Land und Leute wagte, freilaſſen, nicht weil Ihr's wollt, ſondern weil Ich einſeh', wie thöricht meine Liebe zum Hauſe Oeſterreich geweſen! Man ſoll wohl warten und bitten müſſen, bis es mir gelegen ſein mag, mich wiederum mit dem Lande zu befaſſen. Leben Sie wohl, Herr Widmann, Herzog von Würtemberg! Hahaha! — Meinen Wagen, Röder, binnen vierundzwanzig Stunden folgt die Garniſon!" — Er verließ den Audienzſaal mit namenloſem Stolze und eiſiger Verachtung; Röder folgte ihm.

Der kaiſerliche Geſandte ſtand keines Wortes mächtig! Ihm war befohlen worden, Karl die ſtrengſte kaiſerliche Vermahnung zu halten und die Händel zu ſchlichten, aber er war auf einen Eiſenkopf geſtoßen, der das Aeußerſte nicht ſcheute und eine Alternative ſtellte, die man zu Wien gewiß am wenigſten erwarten mochte.

Karl trat in ſein Cabinet, ohne ein Wort zu ſprechen. Während Röder und Pepe wie Bildſäulen harrten, ſetzte er ſich an ſein Bureau und ſchrieb folgende Ordre:

„Dem Commandanten vom Hohentwiel, General von Roman. — Mein lieber General! Indem Ich Ihm meinen landesherrlichen Gruß vermelde, befehl' Ich Ihm, ſofort und ohne Widerrede den bisher inhaſtirten Landſchaftsconſulenten Herrn Johann Jakob Moſern freizulaſſen, ihm einen bequemen, guten Wagen bis vor ſein Haus zu Stuttgart zu ſtellen, nebſt nöthiger, ordentlicher Zehrung, — ihm auch anzukündigen, daß Wir ihn wiederum mit Unſerer vollen Gnade in die volle Freiheit und Befugniß ſeines vorigen Amtes als erſten Conſulenten unſrer Landſchaft einſetzen, den ihm ſeit fünf Jahren zuſtehenden Gehalt wieder laufend aus der Landſchaftskaſſe zu fordern gnädiglichſt erlauben, und alles Vorgegangene vergeſſen und abgethan ſein laſſen wollen, ſofern er ſich ſchriftlich anheiſchig machen will, ſich jederzeit den etwaigen Anklagen wider ihn vor Unſeren Gerichtshöfen zu ſtellen. Stuttgart, den 4. September 1764. Karl, Herzog.“*)

Er erhob ſich und gab die Ordre an Röder. „Laß es per Courier gleich nach dem Hohentwiel bringen, dann begieb Dich zu meiner Frau Mutter und ſag' ihr, daß wir wünſchen, ſie beende ihre wo möglich noch lange Lebenszeit zu Schorndorf, inmaßen Dero Anweſenheit bei Hofe ſeit dem leidigen Tage der erſten Revue uns nur Unglück gebracht. Sage Ihr, Karl ſei nachgerade aus dem Schlummer erwacht, in den die öſterreichiſche Freundſchaft ihn wie ſeinen Vater geſungen. Ich bin klug geworden, Röder, verteufelt klug auf Koſten meines Herzens, und dieſes Herz mit ſeiner Leidenſchaft und Hitze, ſeinem Guten wie Schlimmen ſoll mich künftig nicht mehr moleſtiren!“ —

---

*) Pfaff II. 481. Ledderhoſe 86—7.

Wenige Stunden nachher ſtand an den Ecken die herzogliche Erklärung, daß der Hof Stuttgart verlaſſe. Erſchreckt, verſtört lief das Volk hin und wieder, ſtrömte nach dem neuen Schloſſe mit ſeinem linken verbrannten Flügel, der, ein Symbol Würtembergs, in die Luft ſtarrte. Um den Marſtall und das Schloßportal drängte man ſich zu Hauf, die herzogliche Dienerſchaft rannte hin und wieder. Man konnte es kaum glauben, daß Herzog Karl für immer fort wollte. Dumpfes Murren, Ausrufen und Klagen ließen ſich vernehmen.

„Das habe mer jetzt von der verwünſchte Rauferei!“ rief der Goldſchmied-Aelteſte Spanger, „ſo lang' hat's der Fiſcher und der Hoffmann mit dem Herrn g'triebe, bis er uns vollends gram iſt!“

„Was ausm Gewerb' alleweil werde ſoll, daran denke de Kerle freili nit, die ſitze in Fette!“ ſchrie ein Anderer.

„Wann der Hof, das Theater, die Garniſon und die herzoglichen Aemter fort ſein, is Stukart blos noch e Dorf, und die Ludwigsburger Krautbauer werde uns über den Kopf wachſe.“

„Bettelarm, liebe Leut', bettelarm werde mer alleſammt! Iſt das e Ausſchuß, e Landſchaft, die vor unſer Wohl ſorgt? Von ihre eigne Schweinerei wolle ſe nix höre! Als ihne letzt der Faber und Dan die Wahrheit geſagt hat, habe ſ'n nieder g'ſchriege! Erſt habe ſe mit Moſern remonſtrirt, und wie er ſitze mußt, habe ſe geſagt, der blos is an allem Skandal ſchuld, und jetzt treibe ſie's allein ſo, daß die Kaiſerin ſich einmengt und der Herr von uns nix wiſſe will. Dene Hunden müßt' mer auf's Fell ſteige!“

„Ja, ja! Nach der Landſchaft, nach der Landſchaft!“

Die leidenſchaftlich erzürnte Menge ſchickte ſich eben an, mit Toben und Schreien vor die Landſchaft zu ziehen, als aus dem Portal des Hofes heller Trompetenton und Paukenklang erſcholl. Tiefe Stille lagerte ſich auf die Maſſen.

Die Leibgarde zu Pferde, mit Sack und Pack, das

Trompetercorps und die Heerpauker vorauf, commandirt vom Grafen Pappenheim, paſſirte das Thor, und das Volk theilte ſich zu beiden Seiten.

„Da, da iſt der Herzog!“ ging's durch die Reihen, die Mützen flogen vom Haupte.

Pepino ſchritt langſam, gravitätiſch einher, und die Straußenfedern ſeines Casquets wogten. Im offenen Staatswagen, von acht Hechtſchimmeln gezogen, ſaß Herzog Karl allein, er trug die große Staatsuniform, wie bei ſeinem Einzug vor ſechzehn Jahren. Kalt lächelnd blickte er auf die ſtumm zürnende Menge, ihn ergötzte dies Heer ſchreckhafter, kummervoller Mienen. Rechts an ſeinem Schlage ritt Röder von Schwende, links General von Wimpfen und Montmartin, eine lange Reihe Kutſchen mit den Damen und Herren des Hofſtaates, Generale zu Pferde, der Marſtall, Packwagen und Packpferde folgten im endloſen Zuge.

Viele im Volke weinten. Der alte Spanger aber ließ ſich nicht halten.

„Mit Verlaub, Excellenz Röder!“ und dicht vor des Oberſtallmeiſters Pferd ſich an den herzoglichen Wagen drängend, rief er: „Herzogliche Gnaden, wir — wir habe kein' Schuld dran! Wir thäte ja gern, was möglich wär'! Ew. Durchlaucht dürfe nit ſo fort, ohne daß Ihne 's Einer geſagt hätt'! Ich bin dabei geweſe, lieber Herr, als der Grundſtein zum neuen Schloß gelegt worden is, da drauf ſtand eingemeißelt:

„Der Herzog Karl wählt dieſen Ort,
Und giebt dabei das Fürſtenwort,
Man möcht' es in den Grundſtein ſchreiben,
Hier ſoll die Reſidenz verbleiben!“*)

Und nun ſind wir Ew. Gnaden nit mehr gut genug?!“

Der Zug hatte gehalten, dicht umdrängte die Menge den Wagen, Karl's Bläſſe machte tiefer Röthe Platz.

„Ich dank' Ihm, Meiſter Spanger, für Seine honette

---

*) Sattler 67.

Meinung. Ihr Stuttgarter ſeid mir ſchon gut genug, die Landſchaft hat aber gemeint, daß ſie ſich ſelbſt helfen könne, dazu lieber andere Leute braucht, als mich. Müßt Euch alſo an die Landſchaft halten. Um Euretwillen iſt mir's leid, aber wer mich ſehen und was haben will, muß ſchon nach Ludwigsburg kommen! Eins bitt' ich mir aus, Kinder, haltet mir Ruh'." Er reichte Spanger die Hand, die der Alte bewegt küßte, lüftete den Hut, und langſam glitt der Zug durch die Volksmenge, welche immer mehr ſchwoll und ein Spalier wogender Köpfe bis zum Ludwigsburger Thor bildete.*)

Das Blatt wendete ſich ſehr zu Karl's Gunſten. Was auch geſchehen war, das Volk hatte doch ſeine alte Pietät und Anhänglichkeit an die Perſon des Herzogs noch nicht ganz verloren, und liebte ihn immer noch als ſeinen Vater, wenn er ihm auch ein ſehr harter Vater war. Ein tiefes, drückendes Gefühl der Trauer, der gekränkten Ehre folgte ihm. Hoffmann war ganz außer ſich über den geſunkenen Glanz Stuttgarts, auf ihn wie Fiſcher entluden ſich nun alle Vorwürfe der Bürgerſchaft. Selbſt der kaiſerliche Geſandte wurde verhöhnt und mußte zu ſeinem Schutze um eine Wache beim Herzog bitten. Karl gewährte ihm verächtlich lachend ein Piquet Grenadiere.

Noch größere Sympathien rief der Herzog für ſich hervor, noch ärgere Beſtürzung kam über den Ausſchuß, als Moſer vom Hohentwiel entlaſſen wurde, vom Herzog mit ſeiner alten vollen Amtsbefugniß verſehen unter dem freudigen Zulauf des Volks nach Stuttgart zurückkehrte und durch Graf Röder in ſeinem Hauſe auf der Schellenwette empfangen wurde. Man begann viel billiger denn ſonſt über Karl zu denken, wo man ihn nicht mehr ſah und ſich Klagen der Gewerbetreibenden über den Verluſt des Hofes hinzugeſellten. Der kalte, faſt feindſelig mißtrauiſche Empfang, welcher Moſern im Ausſchuß wurde, und darauf berechnet war, dem Schwergeprüften ſeine

---

*) Pfaff II. 455, 83. Menzel 231.

Stellung zu verleiden, die Eröffnungen, welche ihm Faller heimlich vom Stand der Dinge machte, die Einſicht, die er in die Acten gewann, ſagten dem alten Herrn, daß er für jetzt nur mehr ſchaden als nützen könne. Der Ausſchuß, um ihn vor Enthüllungen abzuſchrecken, hatte es durch ſeine Unterhändler in Wien wie durch Einſchüchterung der Moſer'ſchen Verwandten und Freunde dahin gebracht, daß man von allen Seiten in ihn drang, ſich der Landſchaftshändel für jetzt zu enthalten.

Unter ſolchen Ausſichten ward den 29. November die verſammelte Landſchaft unter Autorität des Reichsbotſchafters eröffnet, der die Stände aufforderte, ihre Beſchwerden zu formuliren und ein für alle Mal feſtzuſtellen, auch dem Conſulenten Moſer zu ſeiner Befreiung Glück wünſchte. Moſer entgegnete, ſich erhebend: „Wenn ich hätt' ahnen können, in welche Wirrniß und Trübſal Würtembergs ich wiederum kommen würde, hätt' ich, da Gott mir meine Lebensgefährtin inzwiſchen genommen, ich meine Kinder verſorgt weiß, lieber gewünſcht, daß ſich mein Auge im Kerker von Hohentwiel für immer geſchloſſen hätte! Ich gebe der Wohledlen Landſchaft zu bedenken, daß die Gewalt in politiſchen Dingen immer ihr beſcheiden End' hat und zur Verſöhnung guter Wille Noth thut. Möge Jeder von uns, wenn die Landſchaft ſich trennt, das Bewußtſein mit heimnehmen, treu und gerecht zu ſein bis zum Tode!"

Jeder fühlte, was dieſe Rede verbarg, fühlte den alten Richter wieder, welchen fünf Jahre Feſtungshaft weder geſchwächt, noch von der geraden Wahrheit verdrängt hatten. Die Verhandlungen begannen. Man ſtellte ſeine Beſchwerden und die Art der Abhülfe derſelben auf, — Moſer bethätigte ſich nicht weiter an der Beſprechung, ſeine Anweſenheit ward ja mit wahrer Angſt geſehen. Er blieb meiſt zu Hauſe, erledigte die laufenden Sachen, arbeitete an ſeinem unterbrochenen „Reichsſtaatshandbuch" weiter und ſammelte das Material über den bisherigen Gang der Landeshändel. „Meine Zeit wird kommen, ſie iſt vielleicht nicht ferne!" ſagte er lächelnd zu Huber und

Dan, welche über die Wendung der Dinge ſehr ſtutzig geworden. Die Einmiſchung Widmann's war eben allzu plump geweſen, und nachdem die Landſchaft ihre Reſolution gefaßt, blieb nichts weiter übrig, als ſie dem Herzog und dem Kaiſerhofe zu communiciren. Widmann reiſte, ohne daß der Herzog ihn verabſchiedete, nach Wien, die Landſchaft ging heim. Damit war eben auch nichts weiter erlangt, als daß Karl gegen das Benehmen des kaiſerlichen Geſandten energiſch remonſtrirte und nach Wien wie Berlin ſeine motivirten Beſchwerden ſendete.

Moſer hatte an den Herzog geſchrieben, ihm für wiederum erlangte Gnade und Freiheit gedankt und gebeten, daß ihm zur Herſtellung ſeiner Geſundheit und zu dem Beſuch ſeiner Kinder zu Baden-Durlach ein Urlaub verſtattet ſein möge. Der Herzog bewilligte den Urlaub ſofort und ließ ihm ſagen, daß, ſobald er von Durlach zurückkomme, er ihn wiederſehen wolle. Dem Herzog war es Bedürfniß, Moſern zu ſprechen, doch legten die Verwickelungen ihm Zwang auf. Es durfte jetzt am wenigſten ſcheinen, als wenn er mit Moſer gegen die Landſchaft operire.

Die Abweſenheit des Hofes machte ſich in der verödeten Reſidenz ſehr fühlbar. Außer den Localbehörden, der Landſchaft und dem Kirchencollegium war Alles hinweggezogen. Kein Adliger, kein Offizier, kein höherer Beamter brachte durch Aufwand und Feſte mehr Leben und Geld unter die Leute, das Theater war geſchloſſen, der projectirte Ausbau des linken Schloßflügels unterblieb, die ſo ſehr angefochtene Akademie Guibal's ward verlegt — Stuttgart wurde ein großes Dorf voll grämlicher Philiſter.

Deſto freudiger, glänzender erſchien Ludwigsburg. Als der Oberamtmann und erſte Bürgermeiſter Kerner den Herzog mit der Bürgerſchaft am Thor bewillkommte, hatte Karl geantwortet: „Nun bleibe ich bei Euch! Ludwigsburg ſoll groß, reich, erſte Reſidenz werden, und dazu, hoff' ich, wird Jeder beitragen!“ — Sofort begannen die Verſchönerungen.*) Die Straßen wurden durchweg gepflaſtert, die Stadt ward ummauert, das Stadtſchloß renovirt und erweitert, der Markt mit Colonnaden umgeben, ein großartiges Opernhaus und das 8030 Fuß lange kunſtvolle Orangeriehaus gebaut. Leben und Glanz kam in das helle Städtchen, eine Menge Stuttgarter Handelsleute zogen ſich nach Ludwigsburg, und die Firma Montmartin-Wittleder machte einen enormen Profit durch Ertheilung neuer Conceſſionen, Bauermächtigungen, Titel und diverſer Hofgratiale.

Bei allem Rauſche des Hofes, den Jagden, Schauſtellungen und Feſten blieb aber unwiderleglich, daß der Herzog in ſich je länger deſto mehr vereinſamte. Er benutzte die Genüſſe, welche er mit künſtleriſch raffinirtem Geſchick ſich ſchuf, die neuen Einrichtungen, welche er traf, nur, um ſich zu betäuben. Weder die Reize Melanie's, noch der Madame Agathe d'Entrechar, einer venetianiſchen Tänzerin, oder der Glockenton der Sängerinnen Caeſari und Toscani erfüllten ſein ödes Herz. Mitten aus dem Getöſe eilte er in die Einſamkeit, düſteren Selbſtquälereien nachzuhängen. Die Wimpfens wie Pappenheims, obwohl geehrt, ſahen ihren Einfluß abnehmen, und Montmartin ward nur zum Vortrag geſtattet, um Geld aufzutreiben. In engerer Beziehung ſtand Karl nur noch zu Röder, dem General Jakob von Scheller, welcher, ein Kunſtmäcen und geiſtvoller Mann, Graveneck reſtaurirt hatte, dem Oberſt von Varnbuhler, ſeinem zweiten Adjutanten, und dem Oberſt von Seeger, welcher Chef der herzoglichen Gallerie und Bibliothek geworden. Mit ihnen arbeitete er zumeiſt ſeine jetzigen Projecte, und überließ es Montmartin, mit Land und Regierungsſachen fertig zu werden.

Um indeß Oeſterreich gegenüber, das mit Bayern in Conflict gekommen, nicht machtlos dazuſtehn, bei neuen Kriegsläufen jetzt mit Friedrich II. cooperiren zu können, ließ er heimlich Truppen im Reich anwerben, wozu er ſeine alten, beſonders verläßlichen Offiziere, wie den Hauptmann Schiller, verwendete, der deshalb nach Schwäbiſch-Gemund und Lorch commandirt wurde, auch ſein alter Agent, das Studentle, Caspar's Vetter, ſchlich in geheimer Miſſion im Reich umher.

---

*) Pfaff II. 455—56.

Kaiſer Franz, Maria Thereſia's Gemahl, war geſtorben und ſein Erbe, der ehrgeizig kühne, geniale Joſeph zum Mitregenten erwählt. Man wußte, welche Pläne er zur politiſchen Reformation Deutſchlands hegte. Karl, kälter, berechnender als ſonſt, hatte deshalb ſeine diplomatiſche Annäherung an Preußen durch Baron von Madeweiß bewirkt. Ohne Montmartin oder ſonſt Jemand zu Rathe zu ziehen, ſendete der Herzog jetzt einen Courier an Moſer mit dem ſchriftlichen Befehl, „nach ſeinem beſten Wiſſen ihm eheſtens Vorſchläge zu thun, wie er, ohne ſeiner Regentenehre zu nahe zu treten,“ die Landſchaftshändel ausgleichen möge. Moſer ging, redlich und wahr nach beiden Seiten, darauf ein. Als Karl ſein Schriftſtück empfangen, zeigte er es Röder: „Bei Gott, Moſer iſt der einzig Treue im Lande, der ſtreng den Mittelweg einhält, mir iſt's ſehr leid, daß ich ihn auf den Hohentwiel that!“ Er ſendete die Schrift an den Hof zu Berlin und appellirte ſo gewiſſermaßen an Friedrich's II. Rechtsgefühl. Dies hatte zur Folge, daß der König zu Wien intervenirte und der berühmte Reichshofraths-Beſchluß zu Stande kam, dem gemäß der Herzog und das Land binnen zwei Monaten ihre Abgeordneten an den Reichshof vor die Deputation zur Entſcheidung zu ſenden hatten.*) Der Ausſchuß verlangte aber in Wien ſofortige Gewährung aller Forderungen.

„Ich habe aus freier Wahl geſagt, was ich thun will. Wollt Ihr mir aber Gelder vorenthalten, ſollt Ihr gar nichts von mir haben!“ rief der Herzog außer ſich, und der Bruch war wiederum fertig. Die Landſchaft dagegen ſendete eine Replik und neue Klage an den Kaiſer; es war, als ſollte durchaus kein Vertrag ſein.

---

*) Pfaff II. 490 95, 96.

In dies Chaos ſchlug eine neue Thatſache wie das Wetter ein, nämlich Moſer's Schrift: „Ueber das Soldatenhalten". Kühn, gewagt, furchtlos verurtheilte er das Paradeſoldatenthum. Fiſcher und ſein Anhang, Moſer's Gegner, die bereits wußten, er habe den Vergleich für den Kaiſerhof verfaßt, ſendeten das Buch ſofort an Montmartin. Die Hofcavaliere machten ein lautes Geſchrei, um die Wirkung der Schrift auszubeuten, und hetzten die Cenſur darauf. Montmartin, eiferſüchtig auf Moſer's Schriftverkehr mit Karl, wußte dem Herzog in der Favorite das Buch geſchickt zu überreichen.

„Wenn etwas geeignet iſt," die Frechheit und Doppelzüngigkeit dieſes Mannes zu beweiſen, Sereniſſimus, ſo iſt es dies!" ſagte er verächtlich lächelnd.

„Wer hat Ihnen die Schrift geſendet, Montmartin?"

Der Miniſter ward betreten. — „Der Conſiſtorialrath Fiſcher, um anzudeuten, daß —"

„Daß er ein Cujon iſt, ja! Ich werde es leſen!" Er winkte und trat in ſein Cabinet. — Wenige Minuten ſpäter öffnete Karl eine kleine hintere Seitenpforte der Favorite, die, vom Gebüſch bedeckt, in den ſogenannten Irrgarten führte, der ſich abwärts rechts hinter dem Schlößchen nach Neckar-Waihingen dehnte. Es war ganz ungewöhnlich, daß er um dieſe Zeit ſpazierte, da ſonſt in ſie ſeine Conferenz- und Arbeitsſtunden fielen. Heut' conferirte und arbeitete er nicht, Pepino mußte Alles abweiſen, ſelbſt Röder. Der Herzog hatte die Schrift Moſer's geöffnet — und wie er ſo langſam durch die ſchattigen Gänge ſchritt, vertiefte er ſich in ihren Inhalt.

„Eine nichtswürdige, eine verdammte Creatur! — Wird er denn nie zahm, ſoll ich ihn wiederum —? Nein, nein, Karl, — es iſt genug! Du haſt Dir das Wort gegeben, hinfort kalt zu bleiben. — Und wenn er recht hätte? Wenn die Sache nun ſo hohl iſt, wie Alles — was ich in Jugendgluth erträumt, geliebt?! — Es iſt Moſer, der es ſchrieb! — Prüfe ruhig!" Er zwang ſeine innere Bewegung nieder und las bedächtig bis zu Ende. Sinnend ſchritt er zu einer Steinbank am Wege, hinter der ſich ein verſteckter Gang nach einem kleinen Tempelchen ſchlängelte, das über's Gebüſch hin auf den Neckar blickte, und ſetzte ſich. — Er horchte auf. — Ihm war, als wären Menſchenſtimmen in der Nähe. Wer konnte das ſein? — Hier? Um dieſe Zeit? — Vorſichtig erhob er ſich, trat in den Gang und ſchlich näher. Die Stimmen kamen aus dem Tempelchen, denn der Wind ſtand von daher.

„Das klingt wie Liebesgeflüſter, ſcheint mir, — da ſitzt ein girrendes Paar in der Rotunde. — Iſt denn das nicht die Wimpfen?!" — Er wollte haſtig vorwärts eilen, aber ſofort hielt er an ſich. „Ich will nicht mehr die Meute meiner Leidenſchaft loslaſſen. Was ſie auch treiben, wer dieſe auch ſind, an ihnen will ich meine Selbſtbeherrſchung prüfen. Ich bin ſo von Schuften umgeben, daß ich der Nichtswürdigkeit faſt gewohnt werde." Er ging leiſe vorſichtig von Baum zu Baum, bis er ſich dicht hinter den Koſenden befand.

„Melanie! Es iſt Melanie und — Teufel, der Junker von Königseck, der ſtille, ätheriſche, mit dem ehrlichen Milchgeſicht! Laß hören, was ſie reden."

„Und Du liebſt mich wirklich, ſüßes Weib, das ich umfange?!"

„O, ich liebe Dich allein, Du weißt's! An Deiner Seite würde ich glücklich ſein, von der widerlichen Tyrannei des Mannes befreit, der mich erkauft hat von meinem Bruder, aus deſſen Händen ich mich nicht befreien kann, und den ich haſſe, weil ich ſein Opfer geworden, ja, den ich verachte, weil ſein Herz fühllos und untreu, das Weib ihm nur Sklavin iſt!"*)

„Ich werde meine Güter in Würtemberg verkaufen, laß uns fliehen!"

„Und mein Bruder? Flieht er mit, iſt er als Militär ein Deſerteur, bleibt er, iſt der Hohentwiel ſein Loos! Wohl hat er, verblendet, einſt mich preisgegeben, aber mit tauſend Thränen der Reue es ſeitdem beweint — ich kann ihn nicht verlaſſen!"

---

*) Menzel 229–32.

„Iſt denn kein Entrinnen, theure Melanie?"

Das Uebrige hörte Karl nicht mehr. Er eilte eben ſo leiſe und vorſichtig zurück. Sein Geſicht war finſter, ſein Auge wie verglaſt. „Ruhig, ruhig, ruhig!" flüſterte, er krampfhaft, als er in die Favorite zurückkam. Er ſchrieb ſofort an Montmartin: „Daß nach Durchleſung des Moſerſchen Buches Wir uns veranlaßt ſehn, tauſend Mann Unſerer Truppen zu entlaſſen; die Offiziere ſind wegen Beamtung an Wittleder zu weiſen. Die Werbungen hören auf. Dem Conſulenten Moſer iſt von Uns völlige Cenſurfreiheit für ganz Würtemberg ertheilt!"

Am Abend war muſikaliſche Soirée und Ball im Stadtſchloß. Aprili, Guadagni und die Caeſari ſollten ſingen, d'Entrechar und Anzelin mit Veſtris in der Ballpauſe ein Divertiſſement tanzen. Die Lüſtres und Girandolen flammten, der Hof war verſammelt und das Concert hatte auf Befehl des Herzogs bereits begonnen, obwohl er noch nicht zugegen war: ein böſes Omen für die Höflinge.

Er hatte in ſeinen Gemächern einen ſchweren ernſten Sieg über ſich erfochten, den Sieg der Selbſtbeherrſchung! Als er heraustrat und durch den Concertſaal ſchritt, war er ungewöhnlich blaß, aber lächelte. Eine kalte, unendliche Hoheit lag in ſeinem Weſen, eine allverachtende Ironie.

Auf goldenem Fauteuil von violettem Sammet ſaß Melanie von Wimpſen. Ihre üppigen Schultern, ihr Buſen, ihr voller Hals und das ewig naiv lächelnde Geſichtchen mit dem ſchmelzenden Blick hatten ſo vollendet roſigen Teint, daß ſie der Schminke noch immer nicht bedurfte; nur etwas Verlebtes um die Augen hatte ſie. Ihr blondes Haar war mit Goldſtaub gepudert und ſtarrte voll Brillantroſen, die bei jeder Wendung in zitternde Bewegung geriethen. Hals und Arme ſchmückten Smaragden, und ihre roſa Atlasrobe, mit Goldſpitzen beſetzt, von weißen Blumen damaſcirt, war in Wolken aufgehoben, ſo daß das Unterkleid von orange Atlas ſichtbar wurde.

Sie erhob ſich, als der Herzog erſchien, mit ſtrahlendem Lächeln, als ginge ihr die Sonne auf. — Der Hof verbeugte ſich, das Concert machte eine Pauſe. — Karl ging nicht wie ſonſt unmittelbar auf Melanie zu, ihren Gruß zu empfangen, ehe er Andere eines Wortes würdigte, ſondern trat ſofort zu Röder mit erhobener Stimme:

„Ich konnte Dich heut' leider nicht ſehen, lieber Graf, der Moſer hat mir mit Militärſachen den Kopf ſehr warm gemacht, und das ging vor.“

„Der Moſer?! Mit der neuen Broſchüre, Durchlaucht?!“

„Gewiß, was hälſt Du von ihr?“

„Ich?“ Röder ward verlegen. — „Ich — ich halte ſie für ſehr — ſehr —“

„Sehr grob, willſt Du ſagen! Das iſt ſie! Ich habe in Folge deſſen Befehl ertheilt, tauſend Mann zu entlaſſen, und dem Alten Cenſurfreiheit bewilligt, haha! — Es hilft doch bei ihm einmal nichts,“ ſetzte Karl mit einem bezaubernden Lächeln hinzu, „er iſt mit ſeinem harten Kopf nun ſo alt geworden und hat eben immer recht, man muß ihm alſo wohl folgen!“

„Mein einziger, edler Fürſt!“ brach Röder bewegt aus.

„Ah bah, necke mich nicht, Röder! Da unſer Herr Geſandter, Baron von Tornacco, wird Dir ſagen können, daß ich das nur aus Furcht vor einem kaiſerlich-deutſchen Reichs-Oberhofgerichts-Ausſpruch thue!“

„Nicht ſo ganz, ſcheint mir,“ lächelte Madeweiß, „denn Sereniſſimus wiſſen das Alles zu ſehr gelegener Zeit zu thun, auch geht der Weg von Wien hierher durch Bayern!“

„Bravo, und wenn uns die diplomatiſche Geographie im Stiche läßt, Excellenz von Madeweiß, wiſſen wir ja, wo die neueſten revidirten Karten zu haben ſind. Karten! Apropos, Röder, ich engagire Dich für nachher auf ein Spiel en deux, laß in meinem Cabinet ſerviren!“ Röder, ſeine Bewegung verbergend, eilte, den Befehl auszuführen, indeß der Herzog lächelnd weiter ſchritt.

„Sie haben meine Ordre beherzigt, Graf Montmartin?“

„Zu Befehl, Sereniſſimus, doch ich bitte um Verzeihung, wenn ich mein Erſtaunen ausdrücke —"

„Sein Erſtaunen auszudrücken iſt eine Privatbeluſtigung, die ich Niemand wehre, aber das wird Sie hoffentlich nicht eine Secunde abgehalten haben, die Ordre zu befolgen?" Karl ſah ihn ſtarr an.

„Gewiß nicht, Durchlaucht, ich habe dem Obercenſuramt den Befehl zugefertigt und mit Graf Pappenheim, General von Wimpfen, Oberſt von Varnbuhler und General von Bouwinghauſen conferirt, welches Corps am eheſten zu entbehren iſt."

„Und nun?"

„Die Feldregimenter von Werneck oder Wolf —"

„Gut, die Ordre wünſch' ich morgen früh zur Unterſchrift. Lieber General von Scheller, ich habe wieder ein Project für Sie, eine ſonderbare Idee vielleicht, aber Mutter Natur hat mich einmal ſonderbar zu machen beliebt."

„Wenn Ew. Durchlaucht Intention nicht mein geringes Talent zu ſehr überfliegt —"

„Keine falſche Beſcheidenheit! Sie haben an Graveneck und Montrepos bewieſen, daß man Ihnen vertrauen darf. Diesmal wird es ſo ſchlimm nicht werden — wir ſprechen noch ſpäter davon. — Ah, Pappenheim, ſo ernſthaft? Das iſt ſonſt Deine Manier nicht, was haſt Du?"

„Ich bin traurig, Sereniſſimus!"

„Dann mußt Du das Unglück gehabt haben, moraliſchen Anwandlungen zu unterliegen. Um was trauerſt Du?"

„Daß der Degen der Conſulentenfeder weichen ſoll!" antwortete der Günſtling keck.

„Mort de diable, ſeit wann haſt Du ein Urtheil in politiſchen Dingen? Die Conſulentenfeder ſteht wie der Degen in meinem Dienſt, und ich bitte Dich, tanze, reite, liebe, ſinne mit Gerung von Ermmershofen und Capiſtran auf Amuſements, das iſt Euer Zweck — Du verſtehſt mich!"

„Zu Befehl, Durchlaucht!" ſtotterte Pappenheim.

Der Herzog wendete ſich und trat zu Herrn von Leutrum. „Nun, mein Ritterſchaftsdirector, noch nicht verheirathet? Immer noch auf Freiersfüßen? Ei, ei — ſchämen Sie ſich doch! Die Roſen verblühen, die Schönheit vergeht und das Alter iſt eine malicieuſe Perſpective. Ich habe mir ſagen laſſen, daß ein Fräulein von Berneddin in Franken Ihr Herz endlich beſiegt habe, iſt dem ſo?“

Man unterdrückte rings das Lachen, welches der Herzog über den häßlichen, alten, aber geckenhaften Herrn heraufbeſchworen.

„Sereniſſimus!“ Leutrum erröthete. „Dies iſt eine ſo delikate Frage, daß ich um Verzeihung bitte, wenn mir noch nicht möglich iſt — ſie zu beantworten.“

„Baron, Sie ſind zu zaghaft in der Liebe! Sorgen Sie, daß Sie künftig Jahr nicht ohne Frau nach Hofe kommen, ſonſt, haha — machen Sie mich ſehr böſe!“ Er nickte und wendete ſich zu Melanie von Wimpfen:

„Wie reizend, verführeriſch haben Sie wieder Toilette gemacht! Wahrhaftig feenhaft! — Iſt es denn durchaus darauf abgeſehen, die Männerherzen für ewig zu feſſeln?“

„Durchlaucht ſind zu huldvoll! Ich kenne nur ein Herz, das ich für ewig mir erhalten möchte!“ Sie blickte den Herzog mit ſchwärmeriſch feuchten Blicken an, ihr Buſen hob ſich in einem Seufzer.

„Und welches? — Nur offen!“

„Was? — Was meinen Herzogliche Gnaden?“ ſagte ſie verwirrt und erſtaunt.

„Ei, ich erwartete, daß Sie mir den Glücklichen nennen würden! — Sie ſchweigen? Ich finde, das iſt ein geringes Vertrauen zu Ihrem Fürſten. So will ich ihn ſelbſt nennen. — Kammerjunker von Königseck, damit Sie in jugendlicher Unbeſonnenheit nicht etwa Ihre Güter verkaufen und uns echappiren, ich verlobe Sie mit Fräulein Melanie von Wimpfen und ernenne Sie zum Kammerherrn — ohne indeß Ihre Zeit durch den Dienſt beſchränken zu wollen!“

„O, mein Fürſt!“ rief Königseck erſtaunt.

Melanie, die einen Augenblick daſtand, als könne ſie das Ungeheure nicht faſſen, that einen gellen Schrei und fiel ohnmächtig in den Seſſel. — Alles ſtand verlegen.

„Messieurs et mes dames, es iſt die übergroße Freude eines Mädchens, welches das heilige Gefühl der Liebe zum erſten Mal empfindet! Haben Sie keine Sorge, lieber Wimpfen, ſie ſtirbt nicht; die Ruhe, die Idylle wird ihr wohlthun; ich ſtelle Ihnen anheim, ſie nach Stuttgart zu bringen, wo es ja jetzt recht elegiſch iſt. Ihren Dienſt wird Graf Röder verſehen. Ich lade mich zur Hochzeit, Königseck, haha! ou domage, ou mariage fait sage! Unſere Partie wartet, Röder; man kann das Concert fortſetzen!“

Der Herzog ſchob die rechte Hand in Röder's Arm, überflog mit nachläſſigem Lächeln die Verſammlung und ſchritt unter lautloſer Stille in ſein Cabinet.

Das Souper war ſervirt, der Spieltiſch bereit. „Laß uns allein, Smergali!“ — Der Läufer entfernte ſich. — Mit großen Schritten ging Karl im Zimmer auf und ab, dann wendete er ſich finſter zu Röder:

„Weißt Du, was ich bin, Röder?“

„Ein Fürſt, Durchlaucht, den ich ſelbſt mit ſeinen ſchlimmſten Fehlern geliebt hab', den ich heut' aber anbete. Sie haben ſich ſelbſt überwunden, fortan werden Sie Alle ſich zu Füßen ſehen, Sereniſſimus!“

„Glaubſt Du das? O Thor! Nicht Sereniſſimus, Triſtiſſimus ſoll man mich nennen! Bin ja ärmer als ein Bettler, denn mir fehlt Liebe, ächte Frauenliebe, das letzte — ſüßeſte, höchſte Glück, was ſelbſt der Niedrigſte im Lande ſein nennen darf! — Halte mich nicht ſo klein, daß mich die Entdeckung, welch elend Geſchöpf die Wimpfen ſei, ſchmerze. Ich habe von ihr nie mehr erwartet! O, hätt' ich ein Weib, Röder,“ und der Herzog lehnte ſich auf Röder's Arm, „das mich liebte bis in den Tod wie Du, treu und wahr wäre wie Moſer, ich wollt' all' dieſen erbärmlichen allerhöchſten Plunder abthun, wie die Seele den abgenutzten Leib, und neu werden, neu an Herz und Geiſt, neu an großen Entſchlüſſen! Aber ich bin verdammt, zu veröden! Es ſei! — Ich werfe meine zerbrochene elende Jugend hin, kalt wie Eis will ich werden, und nichts ſoll mein Troſt ſein, als — Einſamkeit! Nur Freunde ſollen ſie theilen: Du, Barnbuhler, Scheller, Gemmingen! — Ich ritt geſtern allein in die Berge hinüber, Stammen, Saſſenhauſen vorbei, immer höher zum Pfaffenſee und kam an die Fünfeichen. Da iſt es ſtill, ernſt, alleinſam. — Droben, wie ein Adlerneſt, liegt ein verfallener Thurm. — Wenn Rauſch und Flitter uns anekelt, dies feile Menſchengeſchlecht — das hündiſch kriecht, um ſich tückiſch zu erheben, uns zu ſchlimm wird, dahin laß uns eilen, dem dunklen Wald, dem freien Odem, dem Pulsſchlag der Natur entgegen, um Menſchen, Welt, Leben zu verlachen! Den Thurm ſollen mir Scheller und Guipiere zu einem ſtillen Sitz des Friedens machen, und weißt Du, wie er ſich nennen mag?"

„Solitude, mein Fürſt!" und Röder traten die Thränen in die Augen.

„Solitude!" wiederholte der Herzog. „C'est vrai! La solitude est consolation! Ni repos, ni sans-souci sans solitude!"

Am andern Tage trabten fünf Reiter nach dem einſamen Thurme bei den Fünfeichen, — der Herzog, Röder, Scheller, Oberſt von Seeger und Guipiere, des Herzogs Baumeiſter. *)

---

*) Pfaff II. 456, ebenſo Boas u. Nicolai X. 140.

12.

Lenchen von Geißlingen.

In dem ärmlichen Präceptorat, welches Schubart in Geißlingen erwartete, war er weit entfernt, ſein Eldorado zu erblicken, aber es bot ihm zunächſt Befreiung von der bisherigen allſeitigen Abhängigkeit, und deshalb ſchlug ſein Herz höher, darum rief er jubelnd „Ulmiſch Land", als er, die Göppinger Landſtraße verlaſſend, links ab die Geißlinger Steig emporraſſelte, an den hellen Grenzpfählen vorüber, in das enge, ſchroffe, ſchluchtenreiche, wildromantiſche Thal einfuhr, rings von den grotesken Felswänden der Rauhalp und des Aalbuch wie Cyklopenmauern umſtarrt, über welche die ruinenbedeckten Kuppen des Geißelſteins, Helfenſteins, Wöllwarts, Hochbergs und im Hintergrunde der Heidenthurm mit geiſterhaftem Ernſte ragten. Hier wollte er wie in einem kleinen Tusculum der beſchaulichen Ruhe, dem Studium, dem dichteriſchen Schaffen leben, ſich vorbereiten auf den geſegneten Augenblick, wo Haug den Traum von Ludwigsburg, von Glück und Ehre wahr mache und ihn erlöſe. In dieſem berauſchenden Traume ſonniger Zukunft nahte er ſich langſam ſeinem vorläufigen Ziele, dem ſtillen Geißlingen, das immer deutlicher hervortrat, deſſen Häuſer an die Berge und Felswände geklebt zu ſein, welche mit ihren pittoresken grauen Kalkſteinblöcken darüberher ſtürzen zu wollen ſchienen. Der Herbſt färbte das Laub und verlieh der Landſchaft im Schein der Octoberſonne eine letzte, um ſo hellere Farbenpracht. Der ſcharfe Herbſtwind wirbelte die dürren Blätter durch die Luft und jagte ſie raſchelnd über die Wege. Schon war man an den erſten Gehöften, welche tief in der Schlucht lagen. Links am Ende der ſteil aufwärts gekrümmten Straße, unterhalb des Geißelſteins, lag ein altes herrſchaftliches Gebäude, rechts erblickte man zwiſchen entfernteren Häuſergruppen einen Platz mit Bäumen, über deren Gipfel Dach und Thurm der Stadtkirche ragte. Alles trug den Charakter der Stille, Einſamkeit und einer wilden, trotzigen Natur, die ſich nur mit Widerſtreben dem Dienſte der Menſchen bequemt zu haben ſchien. Seine jetzige freudvolle Verfaſſung ließ Chriſtian Alles im traulichſten Lichte erſcheinen, und als der Wagen vor dem Wirthshaus zum Lamm hielt, der Wirth mit der Zipfelmütze in der Hand ihn begrüßte, ſprang er fröhlich heraus.

„Was iſt das dahinten für ein altes herrſchaftliches Gebäu, wohnt dort ein Graf, ein Edelmann?“

„Nä, Grafe habe mer net do. Den Grafe von Degefeld meinet Ew. Ehrwürde? Da müßt'r ſcho 'nüber auf Erbach!“

„Gott bewahr', nach dem frag' ich nit, will nur wiſſe, wer in dem ſtattlichen Haus wohnt?“

„A do, — ja. Do is jo d' Obervogtei, verſteht's?“

„Dahin will ich eben, zu Herrn von Baldinger; ich bin der neue Präceptor und Pfarrvicar.“

„Der — der Schulmeiſter?“ platzte erſtaunt der Lammwirth aus. „No — hm, no do's iſch jo recht! Seid's ſchön gegrüßt! — Du, Natzle, geh her, do ſchau, deſch is dei Schulmeeſter!“

Der blöde Junge ſtarrte wie ein Kalb den fremden Mann an.

„Gut, gut, mein Bub', wir ſehe uns wohl noch. Laßt mir mein' Sachen nur 'rein ſchaffe, Meiſter Lammwirth;

gebt mir erſt 'n Schöpflein Wein und 'was zu eſſe, dann will ich dem Herrn Obervogt mein' reſpectvolle Vermeldung thun!"

Schubart ging vorauf in's Wirthshaus. Der Alte ſchüttelte den Kopf und grinſte verwunderungsvoll.

„Hehe, e Schöpple Wein? — Jn Geißling ſein die Schulmeeſter froh g'weſe, wann ſie Schnaps hätte krieg' könne. Haha! Friedle, Du, ſchlepp' ihm ſeine Sach' do 'nein. — Schau, ſchau, der hat viele Poſtillen. Des iſch gewiß e dummes Vieh von en Schulmeeſter, e hat ſo viele Bücher, weil e niſcht hot im Hirn! Mir ſei g'wiſch ſchön ankumme!"

Das war der Empfang, welcher dem Anhänger der Zukunftstheologie, dem Dichter und Muſiker, dem Freunde Haug's und Böhk's in Geißlingen zu Theil ward. — Der geringe Grad von Achtung, welchen ihm der Lammwirth erwies, ſobald er in ihm erſt den neuen Präceptor entdeckt hatte, gab ein ſehr melancholiſches Streiflicht auf Schubart's künftige Stellung in Geißlingen. Der Wein war ſchlecht, theuer dazu, Brot, Butter und ein Stückchen Käſe das Höchſte an Luxus, was das edle Hotel zum Lamm dem Hungrigen bieten konnte.

Chriſtian ſank das Herz gar ſehr, aber er argumentirte, daß der Lammwirth für Geißlingen kein rechter Maßſtab der Beurtheilung ſein könne, brachte ſeine Toilette in die nöthige Ordnung, empfahl dem Wirth ſein Gepäck, lohnte den Kutſcher ab und ſah ihn mit unwillkürlichem Wehgefühl die Straße wieder hinabcarriolen. Er war allein an einem wildfremden Orte, von der rauhen, ſchwäbiſchen Alp rings umſchloſſen. — Fremde Geſichter, ſaurer Wein und ein Benehmen, halb Geringſchätzung, halb Lethargie zum Prologus, — wie ſollte das Drama ſeines Lebens ſich abſpinnen!

Langſam ſchritt er den Weg hinan, die Häuſer, Gehöfte und Gärtchen, die Landſchaft in ihrer einſamen Hoheit, die Menſchen mit ihren trotzigen Manieren und blöde glotzender Neugier betrachtend. Er hatte das Mäntlein, dies äußere theologiſche Atteſt, unter den Arm genommen, um es nicht zu beſchmutzen, und ſtützte ſich auf den Bambus mit tombakenem Knopf, den ihm der Vater beim Abſchied mit den Worten verehrt hatte: „Chriſtian, hier geb' ich Dir einen alten Bakel, den ich einſt als Präceptor in Oberſontheim trug. Er mag Dich an die Zucht erinnern, die Du an Anderen, zuerſt an Dir ſelber übe ſollſt.“

Immer düſterer ward ihm zu Sinn, als er auf dem Markte ſtand, vor ſich den immer ſchrofferen, ſteinigen Pfad, rechts den Platz mit ſeinen halbdürren Bäumen, unter denen ein Schutthaufen gelber Blätter lag, die graue gothiſche Kirche von rohem Backſtein, ohne jede Verzierung, mit dem dicken, kurzen, bleigedeckten Thurm, von dem das Schallloch wie ein großes hohles Todtenauge niederſchaut, und das ſchwarze Zifferblatt der Uhr, auf dem die dürren römiſchen Zahlen wie Gerippe einen Reigen zogen, ein Symbol der raſtlos vergänglichen Zeit. An die Kirche ſtieß im rechten Winkel ein niedriges Haus, das im Erdgeſchoß vier Fenſter und eine Thür, im Obergeſchoß fünf Fenſter zählte; weit über deſſen Dach ſah das verwitterte Rathhaus her, deſſen hintere Langſeite an dieſes Gebäude und die Kirche ſtieß. Hier herum mußte wohl ſein Tusculum liegen, er hätte das gern vorher gewußt, ehe er ſich dem Obervogt vorſtellte und ſein Amt notoriſch antrat.

Als ob er überhaupt noch eine Wahl gehabt hätte! — Und doch zögerte er! — War es Ahnung, was ihn überſchlich, oder das unglückliche Extrem ſeiner Empfindungen, der Rückſchlag, welchen das Erwachen aus ſeinem Zukunftstraum in die Wirklichkeit zur Folge hatte? Schwerlich gab er ſich davon klare Rechenſchaft, genug, daß er eine namenloſe Trübe und Oede fühlte, ſeine Gedanken unwillkürlich nach Aalen zurückſchweiften, zum Burgſtell, und wie er da mit Katharinen ehrgeizige Pläne geſchmiedet, — dann nach dem Rohrwang, wo die glühende Barbara geſungen:

„Da Du die Gluth doch angericht't,
So bleib' auch droben ſtehn,
Daß Liebe, Lied und Blumen nicht

In öder Nacht,
Und Jugendpracht
Im Altersfroſt vergehn, hu!" —

und zauberhaft leiſe flüſterte die Erinnerung den Zitherklang ihm in's Ohr.

Er ſchrak auf, nahm den Hut ab, fuhr ſich über die Stirn und wendete ſich um.

Da gewahrte er links an der Straße ein mittelgroßes Haus, über deſſen Thür ein Schild mit dem ulmiſchen Stadtwappen hing und der Umſchrift: „Ober-Zollamt." In der Thür aber ſtand ein volles, ſchwarzäugiges Mädchen in einem graugrünen Geißlinger Faltenrock, den Buſen züchtig mit einem rothen Pfälzer Tüchlein bedeckt, unter dem die runden roſigen Arme hervorſahen. Sie lächelte ihn halb neugierig, halb beklommen an, erröthete tief, als ſein feuriges Auge auf ihr haften blieb, und ſagte verſchämt: „Der Herr ſein wohl fremd? Suche' Ew. Ehrwürden wen zu Geißling?"

Es war Chriſtian, als fühle er einen elektriſchen Schlag durch alle Glieder. Feuerroth wurde er und zog mit zitternder Hand den Hut.

„Nein, mit Verlaub. Aber verzeih' die Jungfer die Frage — wo wohl hier herum das Schulhaus liege mag, ich bin der neue Präceptor und möcht' gern wiſſe —"

„Was der Herr für ein' Schul' hat?" lächelte ſie und trat näher. „Gott zum Gruß und ergebenſte Dienerin. Ja — ja, die Schul', — das iſt das kleine Häusle da drübe! — Da in der Mitte die Thür führt grad' auf die Kuchel, die hat zwei Fenſter nach dem Höfle, linker Hand geht's in die Vorderſtub', die hierher ſchaut, die Schlafſtub' geht auf den Hof hin, da aber am Eck die vier Fenſterln, das iſt die Schulſtub'."

Damit waren ſie langſam auf den Platz hinübergegangen.

„Aber, um Gottes willen, das die Schulſtube, das iſt ja ſchlimmer als ein Stall, und über hundert Kinder ſoll ich drin lehre! Und dann die zwei elende Wohnſtuben! Kann da oben nit Raum g'ſchafft werde?"

„Ah behüt' Gott, obe da wohnt auf der einen Seit' der Canter und auf der andern der alte Schulmeiſter. Aber, Herr, ich mein', es ging' doch. Wann Einer die rechte Lieb' hat dazu und ein friedlich, beſcheiden Herz, und — und weiß mit dene Leute z' rede, glaubet gewiß, es geht. Die Geißlinger ſein außen rauh wie die Rind' an der Eichen, aber inwendig ſein's kindgute Leut', und —" ſie ſchwieg erglühend ſtill. — „Was red' ich für Zeug, als wann's mich anging'!"

Schubart war ganz wunderſam ergriffen.

„O, ich werd' mich ſchon behelfe mit dem Häusle, hab' doch wenigſtens die Ausſicht zu Euch h'nüber. Einem reinen Gemüth geht Alles an, Jungfer. Sie hat mir einſamem fremden Mann gar wohl gethan, das erſte liebe, herzliche, ſüße Geſicht in dem finſtern Geißling 'gönnt, und daß ich es nit vergeſſe, will mir die Jungfer wohl ſage, wer Sie iſt?"

Er ergriff haſtig brennenden Auges ihre Hand.

Sie entzog ſie ihm ſchnell. „A, meine Mutter iſt vor der Thür! Ich bin des Oberzoller Bühler's Tochter und heiß' Lene. Gott grüß'!"

Damit eilte ſie vor ihm her zum Zollhaus zurück, in deſſen Thür die Oberzollerin getreten war und der Tochter einen Vorwurf zu machen ſchien.

Schubart folgte und trat grüßend zur Alten.

„Verzeiht, Frau Oberzollerin, — ſo denk' ich, — wann ich Euer Jungfer Tochter moleſtirt hab', ich —"

„Der neue Präceptor, liebe Mutter!"

„Und hab' mich blos wegen dem Schulhaus erkundigt —"

„Ach, das iſt ein Anderes, Gott zum Willkommen und auf gute, friedliche Nachbarſchaft, Herr!" Sie reichte ihm freundlich die Rechte. „Wann wir Euch vor's allererſt mit 'was helfen könne, daß Ihr Euer Sach' einräumet, und auf die Nacht das Hinterſtüble geheizt wird, — wir thun's gerne!"

„Das, liebe Frau Oberzollerin, nehm' ich an. Hab' gar ſo viel Bücher und Betten, und was mir werth iſt. Wollet nur erlauben, daß ich dem Herrn Obervogt und Herrn Paſtor mein Compliment mache darf, ſo —"

„Wann wir wüßte, Mutter, daß es dem Herrn g'lege wär', könnte zwei von den Knechten mit einer Karr' die Sach' hole; der alte Schulmeiſter hat die Schlüſſel."

Die Oberzollerin ſah die Tochter groß an. — „Ja, — ja, das ſchaffeten wir ſchon, wann's dem Herrn recht wär'."

„O, Gott lohn's tauſendmal! Ja, mir iſt's recht, Alles, was die Jungfer Helene will. Mein' Sachen ſtehen im Lamm. Will nur eile, daß ich bald wiederkomm'!"

Herzlich grüßend eilte er den Weg bergauf zur Vogtei.

Die Oberzollerin ſah Lenen fragend an, dann zog ſie dieſelbe in's Haus.

„Sag', um Jeſu will', biſt Du ganz von aller Vernunft, Mädle? Was hat Dich dahin 'bracht, daß Du mit dem Präceptor wie närriſch biſt und haſt ihn Dein Lebtag nit geſehn! — Na?"

Lenchen ward auf einmal gar ſtill und ſchlug die Augen nieder. Dann rannen ihr ein paar Thränchen nieder und ſie fiel der Mutter um den Hals.

„O Gott, mein Gott! — Als er ſo unglücklich daſtand, ſo verlaſſen und — und — Mutter, er hat mir's angethan!" —

Schubart ſtellte ſich, während man ſich ſo unvermuthet ſeiner Verlaſſenheit annahm, dem Obervogt von Baldinger vor, einem ruhigen, kühlen, aber leutſeligen Herrn, der alsbald an ihm Gefallen zu finden ſchien, ihm ſeine Bibliothek und Kupferſtichſammlung zeigte und bei dauerndem Wohlverhalten ſeine Gunſt in jeder Art verſprach. Auch die Aufnahme bei dem Oberprediger und ſeinem „Helfer", wie man den Unterpaſtor nannte, war, wenn auch ſehr zurückhaltend, doch nicht ungünſtig. Als er aber gegen Abend zurückkam, in ſeinem neuen Domicil ſeine Sachen ſo ſchön in Ordnung, das Feuer kniſternd im Ofen fand und wußte, dies Alles ſei des hocherröthenden Lenchen's und ihrer Mutter Werk, der alte Oberzoller Bühler ſelbſt noch herüberkam und ihn in derber, aber herzlicher Weiſe bewillkommte, — legte er ſich mit der Hoffnung nieder, es werde ſich hier wohl aushalten laſſen.

Chriſtian hatte ſich ſchon ſehr oft verliebt, aber nur mit den Sinnen, flüchtig, launiſch, in einem trunkenen Rauſch, dem ſehr bald die Ernüchterung folgte. Dieſe tiefe Erſchütterung und Beklemmung, dieſes wehmuthsvolle, unbezwingliche Sehnen, wie er es jäh, tief, unauslöſchlich zu der Tochter des Oberzollers empfand, war ihm völlig neu. Das war nicht blos ſinnliche Laune, nicht platte Verliebtheit, ſondern die tiefe, unwiderſtehliche Liebe, welche das ganze Herz koſtet, die zur Vereinigung von Leib wie Seele, Denken und Genießen, Leid und Freude, zum unſterblichen Bunde hier wie jenſeits führt.

Dieſe Gedanken umlagerten ſein Bett, ſchlangen ſich durch ſeine wirren Träume, ſtanden am Morgen mit ihm vom Lager auf.

„Die oder Keine,“ tönte es in ihm wieder. — Als er durch's Fenſter hinüber zum Zollamt blickte, war es das liebe, runde, erröthende Geſichtchen wieder, das ihm verlegen entgegenlächelte und ſeinen Gruß ſchämig erwiederte.

Schubart ward von Baldinger und dem Oberprediger, Magiſter Kaſtner, in ſein Amt eingeſetzt, und ſie zeigten ſich mit ſeiner erſten Schuldispoſition ſehr zufrieden. Schwer, unendlich ſauer war ſein Amt. Von dem geringen Gehalt hatte er einen Theil an ſeinen, über ihm wohnenden, invaliden Amtsvorgänger abzutreten, über hundert Buben, vor deren ſtupider Rohheit ihm graute, in dreien Klaſſen den Elementarunterricht, die Anfangsgründe in Naturlehre, Geſchichte, dem Lateiniſchen und Griechiſchen in täglich ſieben bis acht Stunden durchſchnittlich beizubringen. Allerdings war Mittwoch und Sonnabend der Nachmittagsunterricht geſchloſſen, aber dann mußte er irgend wo in der Umgegend predigen, namentlich den alten Prediger zu Kuchen vertreten. Sonntags früh ging er mit Cantor und Currendeſchülern von Haus zu Haus ſingen, um vom Wohlwollen der Leute für ſich und den Cantor Natural-Emolumente zu erlangen, war während des Gottesdienſtes an der Orgel thätig und hatte ſomit nur den Sonntag Nachmittag und die kurzen Abendſtunden frei.

Gewiß war ihm das vorher nicht unbekannt, denn die Schulmeiſter ſind in Deutſchland zu allen Zeiten die „miseri homines“ — die armen Leute unſers Herrgottes — geweſen, aber gar ſo drückend, ſo kläglich, ſo troſtlos hatte er ſich ſein Leben denn doch nicht gedacht.

Woher ſollte er Zeit und Stimmung nehmen, ſich geiſtig auszudehnen, dem hohen Lichte entgegen, das Haug ihn hatte ahnen laſſen? Wie alle Lücken ſeines Wiſſens füllen, ſich concentriren und Einheit, Klarheit in ſein literariſches Streben bringen?

Und heftiger von Tag zu Tag entbrannte die Liebe, die Sehnſucht zu Helenen, ſie war ja der reinſte, ſchönſte Troſt, welcher ihm blieb. Ihr Umgang, — denn er kam nun faſt allabendlich zu Bühlers, that ihm wohl, ihre kindliche Einfalt und Naivetät, und dennoch die beſonnene, ſchlichtbürgerliche Lebensklugheit ihres Weſens, der Reiz, welchen ſie unbezwinglich auf ihn übte, war, außer dem haſtigen Durchfliegen ſeiner kleinen literariſchen Schätze, ſein einziger Genuß. Eins wurde ihm in den beiden erſten Tagen klar, Katharina, mit ihrer nagenden Gier zu glänzen, ihrer Verwöhnung durch die Wohlhäbigkeit des elterlichen Hauſes, hätte dies Leben eben ſo wenig wie Bärbele ertragen.

Liebe, Bedürftigkeit eines kleinen, ſtillen Herzensglückes war's, das ihn, nachdem er kaum vierzehn Tage die erſten Feuerproben des Amtes ausgehalten, zu dem jähen Entſchluß griff, ſich Helenen zu erklären. Er wußte, daß ſie um Mittag eine kleine Stunde über Land nach Eibach zu gegangen war und ihre Freundin, die Tochter des gräflich Degenfeld'ſchen Förſters, beſuchen wollte. Es war Samstag und er ſollte in Eibach predigen. Er hatte ihr das geſtern geſagt und mit einem heißen Blick hinzugefügt: „Darf ich beim Rückweg die Jungfer treffen?“ —

Ein verwirrtes Erröthen, ein Kopfnicken hatte ihm geantwortet. —

Hochpochenden Herzens von Eibach her kam er die gewundene Straße herauf durch das Holz, aus deſſen dürren Zweigen die helle Förſterei mit grünen Jalouſien hervorblickte, als wäre ſie in ein Gewebe grauer Spitzen gehüllt.

Er ſchwenkte den Hut, zum Zeichen daß er komme, und als er bei dem Fußwege anlangte, der von dem Gehöfte zur Straße führte, ſah er auch bereits Helene von der Freundin unter der Thür Abſchied nehmen. Er ging im Schritt die Straße weiter hinauf, blieb unter einer Eiche ſtehen und erwartete die Nahende. Er hielt an der Schwelle eines neuen Daſeins, im Begriff, in das größte Lotto dieſer Erde, in die Ehe zu ſetzen. Ob er Glück oder Elend ziehe, Fortuna oder Pandora an's Herz drücke — welcher leidenſchaftlich Liebende hätte mit ſolchem Temperament zu dieſer Frage je ſich Zeit genommen, — wer ſie löſen können?

Nun erklangen Tritte; ſie war's. — In ein Mäntelchen von dickem braunen, flauſchartigem Zeuge, wie es damals Sitte war, zum Schutz gegen die anbrechende Kälte gehüllt, kam ſie verſchämt und zögernd auf ihn zu, er eilte hervor und ergriff ihre Hand.

„Verzeih' Sie, ſchönſte Jungfer, daß es ein wenig ſpäter worde iſt, aber der Graf hat mich zu Eibach noch eine halbe Stund' aufgehalte, hat Sie lange gewartet?“

„Im warmen Stüble, Herr Präceptor, am Fenſter. Da hab' ich mit dem Dorle plaudern könne und Euch aufpaſſe.“

Er bot ihr den Arm.

„Ah nein, nein, was müßte die Leut' denke, wann uns Einer begegnet! Ganz Geißling wär' davon voll!“

„Giebt es denn kein' Staig, Lenele, wo uns Keiner begegnet, der ausſchwätze könnt', was wir heut' zu rede habe? — Oder fürchtet Sie ſich vor mir?“

„Ich? O nein, ich — fürcht' mi nit! Denk', daß Ihr ein' brave Seel' ſeid, Herr Schubart. — Da hier geht ein kleines Gängle durch's Holz, iſt überdem faſt eine Viertelſtund' näher."

Er faßte mit Ungeſtüm ihre Hand und zog die Beklommene, alle Faſſung Verlierende durch's Gebüſch, wo einſam der ſchmale Weg ſich dehnte. Nur die Blätter und Aeſte kniſterten leiſe, als ſie dahin ſchritten, lautlos ſchwer Athem holend, Jedes mit freudigem Bangen den ſüßen Schreck erwartend, welcher ſich vorbereitete. Wenn es hier im Buſch auch ganz windſtill war und das Wetter ſchön klar, ſo konnte doch nicht die rauhe Jahreszeit, ſondern nur die fabelhafte Erhöhung der innern Temperatur Helenen zwingen, das Mäntelchen aufzubinden, damit ihr freier wurde. Ihr Herz war voll zum Zerſpringen. Jenes ſtumme Geberdenſpiel hatte ja bereits begonnen, das gewöhnlich als Parlamentär der Uebergabe einer weiblichen Feſtung vorhergeht.

„Mein einzig trautes, ſüßes Lenele!" und Schubart, unfähig ſich zu halten, umarmte ſie, „ich lieb' Dich zum Sterbe! Kannſt Du mich wieder lieb habe? Willſt Du meine Frau ſein?"

Da umſchlang ſie ſeinen Hals unter Lachen und Weinen. „Ja, ja, ich will's ſein, wann und wie Du willſt, unter Freud' und Schmerz. Hab' Dich aus tiefer Seele gleich lieb gehabt, und wie ich Dich da vor dem Haus vorvorige Woch' ſtehn geſehe, hat mir's ein' Ruck gegebe durch alle Glieder, und ich hab' gleich gemeint, daß das die rechte heiße Lieb' g'weſe ſein muß!"

„So gelob' ich Dir vor dem Allmächtigen hier, der uns ſieht, Helene, heiße Liebe, ewige Treu', mein ganzes armes Leben ſoll Dein ſein! Ich nehm' Dich zum Weib für jetzt und allezeit, geb' der Himmel, daß unſere Eltern es ſegnen!"

„O, ſie müſſe's, ſie werde's! Mein' Mutter weiß ſchon drum, und mein Vater, wenn er auch manchmal bärbeißig ſchaut, — hat ja ein hartes Amt, kann Dich gut leide, ſagt, Du ſeiſt gar geſcheidt, und er hört Dich gern rede und Muſik mache. Ich bin ſchon Dein!"

In der Umarmung war das Mäntelchen entglitten, das Pfälzer Tüchlein verrätheriſch verſchoben, Chriſtian bedeckte ihren Mund, ihre Stirn, ihre Hände, den vollen weißen Nacken mit ſtürmiſchen Küſſen, es war ein Rauſch, überſchwänglich, zügellos, Welt und Sitte vergeſſend.

„Nein!" riß ſie ſich los. „Um Gottes willen, Chriſtian, ſei nit ſo wild, Du ängſtigſt mich! Nein, ich will nit ſo allein im Buſch mit Dir ſein, das thut nit gut, bringt Schand' und Spott! Ich werd' ja Deine Frau und dann habe wir uns immer. Allzu heiße Flamm' iſt kurz und zehrt bald, ſagt man. Da, wie mir das Tüchle ſitzt! Gieb mir mein Mäntel! — So! Gott behüt', haha, was ſollt' wohl die Mutter ſage, wenn ich ſo zerzauſt käm'?"

Schubart kam in die Wirklichkeit zurück, er hatte ſich bereits an der Scheidegrenze des berühmten Hogarth'ſchen „before" befunden, das er unlängſt bei Valdinger im Originalſtich geſehen. Abgekühlt, erſchrocken legte er Helenen den Mantel um und band ihr denſelben, indem ſie ihn lächelnd anblickte. Dann Arm in Arm ſetzten ſie ihren Weg fort.

„Nun laß uns vernünftig ſein, Schubart, und über die Sach' wie zween ordentliche, ehrſame Brautleut' rede. Sag', liebſt Du mich denn auch wirklich ſo unſäglich, ſo ganz und gar über alle Maßen? Hat Dir noch kein Mädle ſo g'falle, haſt Du Keiner ein Verſprechen 'than, Chriſtian? Unſer Herrgott ſieht in Dein Herz, und wir könne nit glücklich ſein, wenn Eins vorm Andern 'was Heimliches hat. Sieh, ich hab' noch kein' Mann angeſchaut, hab' mir noch kein Wörtel ſage laſſe, Du biſt mein Erſter und Einziger; iſt's bei Dir auch ſo?"

Schubart wurde ein wenig verlegen; ein gewiſſes peinliches Ding in ihm regte ſich. Aber er liebte das herzige Mädchen doch und die Praxis in arte amoris hatte ihm bereits die nöthige Dialektik verſchafft, um ſich mit Glanz aus ſolchen kleinen Gewiſſensfragen herauszuziehen.

„Lenel, ſieh, ſo mußt Du nit frage. Ein junger Mann iſt ein ander Ding wie e Mädle, das da ſitze muß, bis der liebe Gott den Rechten ſchickt. Wenn man ſo ein dummer Burſch iſt, der in die Welt 'neingafft, läuft man wohl einem hübſchen Lärvchen nach, lacht, ſcherzt — und 's iſt doch weiter nichts. Ich bin immer 'n bisle ausgelaſſe geweſt, hab' mich auch wohl verliebt wie ein Aff', — aber, da ſoll der himmliſche Vater mein Richter ſein, wahrhaftige Liebe für's Leben hab' ich für Keine gehabt als Dich! Du haſt mir erſt g'zeigt, was wahre Lieb' iſt, haſt mir den rechten Troſt in's Herz gebe! Ich bin Keiner 'was ſchuldig, und wenn Eine mir nachgelaufe iſt, oder ſich gar rühmt, ich hätte ihr ernſtlich 'was verſproche, das — das iſt nit wahr! Ich bin frei, und Du brauchſt keine Furcht zu haben, Schätzle!"

„Ja, ich glaub' Dir auch, Chriſtian, Du wärſt ſonſt ſchlechter als ein Teufel und könnteſt vor Gott nit beſtehe! Ganz ruhig — aber ſei nit bös, iſt mein Herz nit. Du — Du biſt kein ſo ruhiger, lieber Mann, wie ich wohl möcht', daß ein Geiſtlicher und Lehrer in Gottſeligkeit ſtill daher geht. Bei Dir brauſt's und ſiedet's, das blendet und — und macht aber nur vor's Lebe nit ſatt! Ich bin gewiß ein dumm's Ding, hab' alleweil wenig genung gelernt, als daß ich ein' Studirten heirathen könnet, aber ich kann brav arbeite, hab' ein' geraden, ehrlichen Geißlinger Verſtand und Dich ſo — ſo lieb, daß ich Dir ſchon helfe will zu Ruhe, Fried', Ordnung und ſtiller Seligkeit, kannſt es mir glaube, Schubart. Sag' aber, Du haſt doch recht tiefen, brünſtige Glauben? Mitunter ſagſt Du ſo 'ne freie Dinge hin, daß ich ein' Schreck krieg', wann ich's auch nur halb verſteh'! Sag', was glaubſt Du aufrichtig? Wo Gott nit iſt im Haus, gehet Trübſal ein und aus."

„Das, Kind, iſt eine gar ſcharfe Frag', die ſich nit ſo aus der Luft abthun läßt und Dir manch' geiſtlicher Herr heutige Tags ſchlecht genug beantworte möcht'. Ich glaub' an Gott, unſer und aller Dinge Schöpfer, der uns überall nah' iſt und uns ſchickt, was uns taugt. Glaub', daß

Jeſus Chriſtus mit ſeinem Blut uns erlöſt hat, und mit ihm die Lieb' und der heilige Geiſt Gottes in die Welt komme iſt, die Menſchen zu beſſere und zu erlöſe, und wir darum in die Seligkeit einſt eingehe, wo uns nach unſerm Verdienſt der Himmel lohne wird. Das glaub' ich ganz feſt! — Aber ſeit der Herr von der Erde ging, ſind ſein' Diener, die Prediger, von ſeinem einfachen Weg immer mehr gewiche. Der Papſt iſt kommen mit Bildwerk und Pracht, bis der Mann Gottes, Luther, ein beſſeres Licht gebracht, aber auch Luther's Nachfolger habe ſich nit vertrage. Calviniſten, Reformirte, Separatiſten, Quäker und Herrnhuter — Jedes beſteht auf ſeiner Lehr', und da iſt in der jetzigen Zeit eine Wirrung, wie bei dem Thurm zu Babel. Es muß ein neuer Geiſt, ein neu Licht, ein Himmelsfunke komme, der die arme trübe Welt wieder zur Einfalt führt, daß die Menſchen, vom Wahn befreit, beſſer werde, glücklicher hier und wohlgefälliger im Jenſeits!"

„Du ſagſt das Alles ſo ſchön und ſo gelehrt, daß ich ſchon glaub', Du denkſt das Rechte. Mußt's wohl beſſer verſtehn, und die Lieb' glaubt ja Alles. Aber was Du das neue Licht nennſt, Chriſtian, wer ſoll es dene Leute denn anſtecke?"

„Der Ewige wird dazu, wenn er will, ſchon ſeine Leut' erwähle!"

„Aber Du biſt doch Keiner von denen, ſo ſich ſo 'was einbild't?" Erſchrocken ſah ſie ihn an.

„Kann ich das wiſſe, Kind? — Und wenn ich nun ſo Einer künftig würd'?!"

„Gott behüt' Dich und mich davor! Das wär' für uns ein Unglück! Verfolgung, Noth und Trübſal wär' unſer Hochzeitsgut, Lieber! Da laß Dein' Hand davon! Sei demüthig, ſchlicht, wie ein Pfaffer ſein ſoll, lehr' Deine Schul', wie die Andre thun, das iſt's Beſte. Soll ſo ein Licht aufgehn, wird unſer Herrgott ſich nit grad' das arme Schulmeiſterle aus Geißling aufleſe. Da nimmt er ſchon ſtarke, mächtig' Leut', die dem Teufel das Tintefäßle an den Kopf ſchmeiße! Von ſolche Dinge braucheten wir auch nix in die Wirthſchaft. — Noch Eins, Schubart, ich bin arm, ein' kleine Mitbringe krieg' ich wohl, aber dann müſſe mer ſehe, wie mer weiter komme.“

„Haha, ich hab' auch nichts! — Heirathe wir uns um's Geld?“

„Bei Leibe nit, Schubart. Aber deſto mehr müſſe mer wirthſchafte, bis es beſſer wird.“

Und nun begann ſie ihm die Ordnung des kleinen künftigen Hausweſens zu ſpecificiren, ſprach ihre Hoffnung wegen baldiger Verbeſſerung der Stelle aus, und auch er erzählte ihr, daß ſein Schwager Völk und Freund Haug ihm Ausſichten auf eine höhere Beſtallung auswärts gemacht hätten, falls es in Geißlingen nicht glücken wolle.

So brachte er ſie nach Haus und bei den Eltern auch gleich ſeinen Antrag an. Pro und contra, dies und das ward geredet und erkundigt, im Uebrigen die Werbung angenommen.

Es iſt ſchwer zu ſagen, mit welchen Gefühlen der Schulmeiſter dieſen Abend ſpät hinüber in ſeine Wohnung ging. Er liebte Helenen, wie er beſtimmt fühlte niemals ein Weib geliebt zu haben, dennoch kam er ſich als Bräutigam ſehr ſchnurrig vor. — Der Schnepperer von Nürnberg, der tolle Burſch von Erlangen, der kühne, glühende Geiſt bei Haug in Eßlingen, und nun — ſeit vierzehn Tagen Schulmeiſter auf der Rauhalp und ſchon Bräutigam! — Er witterte die nahende Sphäre des Pantoffelregiments. Je mehr er ſich aber ſeiner heilloſen Leichtfertigkeit, ſeiner Leidenſchaft und Begierden bewußt war, deſto mehr mußte er ſich einen Regulator ſeines Lebens, eine milde, aber feſte Autorität wünſchen, welche die wilden Beſtien ſeines Innern an die Kette bürgerlicher Zucht legte. Seine neue Theologie betreffend, ſah er aber zu größtem Schrecken, daß ſeine Holde ſehr orthodox und philiſterhaft obſtinat war, ihr das eigentliche Geiſtige ſeines Weſens, der große Kampf der Zukunft, ganz unverſtändlich blieb. Er beſchloß dieſes Streben, dieſe ſeine innerſte Gedankenwelt für ſich zu behalten.

Helene Bühler war nun des Präceptors erklärte Braut, Chriſtian hatte an die Eltern nach Aalen geſchrieben, um ihren Segen gebeten und denſelben merkwürdig raſch erhalten.

Das Erſtaunen in Aalen war ſchwer zu beſchreiben, als Chriſtian's Brief die Kunde ſeines Bräutigamsſtandes in's Vaterhaus brachte, mit beigefügtem Schreiben des Oberzollers und ſeiner Tochter Helene. Conrad, der Jüngſte, fuhr erblaſſend empor, murmelte etwas zwiſchen den Zähnen, dann ſtahl er ſich traurig gedankenvoll mit Schweſter Jakobinen hinaus.

Der alte Diakonus mußte die Epiſtel ſeines Chriſtian wirklich dreimal leſen, ehe er ſich in die Sache fand, die Diakonin aber ging im Zimmer voll heftiger Bewegung auf und ab.

„'s iſt 'ne bare Verrücktheit von dem Buben, ſich Hals über Kopf in die Ehe zu ſtürze, da er kaum warm worde! Das iſt wieder ſo ein Streich von ihm, wie wir, Gott ſei's geklagt, ſo vielmal ſchon erlebt habe! Bisher ging's immer noch halbwegs ab, aber das iſt der ſchlimmſte Spaß, den er gemacht hat, und ewig Elend und Jammer iſt davor ſein Lohn!"

„Aber, was haſt Du Dich ſo, Mutter? Lies doch, was das Mädle ſchreibt und der Alte! Sie iſt reputirlicher Leute Kind, der Oberzoller ein Mann von Anſehn, der ihm viel helfe kann!"

„Sie hat kein' Kreuzer und er kein' Batzen, das Amt iſt ſo ſchon ſchmal genug, aber für ein Haus voll Kinder iſt's zum Verhungern gar nit zu viel!"

„Kinder? — Sie müſſe erſt doch welche habe, Mutter, und —"

„Werde g'ſchwinder komme, als die Gehaltszulag', Vater! Aber das eben iſt ſein Unglück, weil er nit weiß, wo aus und ein, ihm das Geiſtlichwerden wie ein Wurm im Herze frißt, kommet er auf lauter unſinnig Zeug! Angelockt iſt er worde, iſt ein ſtattlicher Burſch! In vierzehn Tag' hat noch Keiner e Mädle auskundſchaft', am wenigſten ſein' künftige Ehefrau!"

„Ach was, ich hab' bei Dir auch kein' Ewigkeit 'braucht! 's Mädel iſt ein gutes, gottesfürchtig ſchlichtes Kind, und für die Zukunft wird ſich's auch weiter finde. Ihm gefällt ſie, und damit gut! Von dem Geiſtlichwerden, die alte Geſchichte kenn' ich ſchon, Du weißt mein' Meinung, und ich dächt', damit giebeſt Du Dich zufriede als rechtſchaff'ne Frau. Hat er 'n Fehlgriff gethan, iſt's ſein' Schuld. Der Chriſtian muß ein' Frau haben, die ihn in Raiſon hält, bei der er Ordnung und Ruh' lerne, in Liebe ſeinem Beruf nachgeht! Kein Mann wird 'was Rechts, ehe er nit weiß, daß er für 'ne Familie zu ſorge hat! Ich dächt', 's wär' endlich Zeit, daß wir der ewigen Sorg' und Angſt um ihn ledig würde!"

„Wenn Gott das giebt, Vater, wie gern will ich meiner bittern Ahnung ledig ſein und ihm mein' Sege gebe! Ich kenn' nur Chriſtian gar zu gut, weiß ſeine heimlichen Gedanken beſſer als Du, und fürcht' eher, daß unſre Angſt erſt angeht! Ich werd's nicht ändere!"

Jakob, Conrad und Jakobine waren über die Nachricht ſehr traurig geworden, ſie kannten Katharinens langjährige Liebe zu Chriſtian, und fanden ſelbſtverſtändlich die Partie mit des reichen Bürgermeiſters Tochter, ihrer Jugendgeſpielin, nobler, als mit einer Zollerstochter, die nichts hatte.

Katharina, als man es ihr ſchonend mittheilte, wollte erſt daran nicht glauben. Dann aber brach ſie in einen hellen Strom von Thränen aus und wollte ſich nicht tröſten laſſen. In dieſem Schmerz getäuſchter Liebe, zerſchlagener Hoffnung fiel ſie auf die Kniee und rief: „Wenn Du je Untreu', Lug und Falſchheit geſtraft haſt, barmherziger Gott, laß es dem Chriſtian entgelten mit tauſendfältiger Reu'! Er hat mir die Treu' 'brochen, gieb, daß er auch keiner Andern mehr treu ſein darf!"

Das Bäbele aber that, als wolle ſie ſich über „das dumme Chriſtle" todtlachen, wurde von Stund' an wilder, trotziger als je, und — in einer mondhellen Nacht, trotz

Kälte und Schnee, hatte ſie die Fidel genommen und war auf und davon; das „Zither-Bäbele“ hat Keinem mehr zu Aalen das Herz ſchwer oder leicht geſungen.

Am 10. Januar 1764 war zu Geißlingen große Feſtlichkeit: Präceptor Chriſtian Schubart führte Jungfer Helene Bühler als Ehegeſpons heim. — Der Diakonus nebſt Frau, Conrad, Jakob nebſt Jakobinen waren von Aalen, die Bökhs expreß von Eßlingen gekommen, die Zollerſche Freundſchaft und Verwandtſchaft paradirte ebenfalls. Herr von Baldinger war Trauzeuge und der Pastor primarius Kaſtner ſegnete das Paar ein. Der Schritt war geſchehen, der Würfel rollte! — before and after!*) —

---

*) Strauß I. 23. Schubart's Leben I. 79–82. II. 193.

13.

Die Heirath des Herrn von Leutrum.

An jeglichem Hofe, ob klein oder groß, hat es Leute gegeben, die den allerhöchſten Herrſchaften zum Ergötzen da waren und ihnen die Langeweile durch Späße, Schnurren und die Kunſt vertrieben, Andere zu hänſeln, oder ſich von ihnen hänſeln zu laſſen, derbe Wahrheiten im Scherz zu ſagen und dafür zum Dank gelegentlich als Sündenbock für die Gebrechen und Launen hoher Herrſchaften herzuhalten.

Der Hof Karl Eugen's rühmte ſich nun beſonders zweier Individuen, welche die Lachmuskeln dauernd erregten. Gerung von Emmershofen, „das edle Blut“, der ewige Kammerjunker, mit ewigen Schulden und dem ewigen Humor der Verzweiflung war der Eine. Er hatte wörtlich nichts auf der Welt, als ſeinen tollen Witz, ſeine Hänſelei, die Virtuoſität, ſich über Jeden, natürlich Sereniſſimus ausgenommen — zur Freude der Anderen luſtig zu machen, und die dauernde Gunſt des Herzogs, welcher ihm eine Taktloſigkeit ebenſo zu Gute hielt, als ſei er ein närriſches Kind. Er beförderte ihn aber auch nicht in der Stellung, dotirte ihn nicht beſſer, ja bezahlte nur ſehr widerſtrebend ſeine Schulden, ſo daß der Arme nie aus den Klauen der Juden kam.

Das andere Original und gewiſſermaßen ſein Gegenſtück war Ernſt Friedrich Baron von Leutrum auf Heubach und Kilchberg, Ritterſchaftsdirector vom Neckar und Schwarzwald. Er war der reichſte, angeſehenſte Ariſtokrat und Grundbeſitzer, aber auch der häßlichſte Mann in ganz Würtemberg, dazu ſechzig Jahre. Das ſchien nun keineswegs lächerlich, auch war er in Betreff ſeiner großen Vermögensverwaltung keineswegs dumm, da die Ritterſchaft ihn zu ihrem Director ernannt hatte. Hätte Karl Eugen, wie ihm einmal vorgeſchlagen worden, der Landſchaft wirklich eine Adelsbank incorporirt, ſo wäre Leutrum zweifelsohne ein gewichtiges Glied derſelben geweſen. Auf dieſe ſeine Wichtigkeit und Würde, wie ſeinen Einfluß und die Macht, welche ihm als Adelschef eines der begütertſten Landesgebiete innewohnte, pochend, war er von ungemeſſenem Stolz, einer Grandezza und Parure, die ſeiner unterſetzten, überſtarken Perſon das Anſehn eines geſpreizten Hahnes verlieh. Seine Eitelkeit und Ehrſucht verleiteten ihn aber nicht allein, mit einem Aufwande zu paradiren, wie ihn ſich manch kleiner Souverain verſagte, verführte ihn nicht blos, den ewigen Begutachter und Beſſerwiſſer zu ſpielen, auch wenn ihn Niemand darum anging, er war auch mit ſechzig Jahren ein namenloſer Geck den Frauen gegenüber. — Trotz ſeines Ranges und immenſen Reichthums, trotzdem er außerordentlich verliebt, zudringlich ſüß und freigebig mit Galanterien wie koſtbaren Geſchenken war, ſich die undenklichſte Mühe gab, eine Frau zu bekommen, und immerwährend von ſeiner Verheirathung fabelte, hatte ihm dieſes holde Glück noch nie gelächelt. Trotz Gold und Rang nahm ihn keine Tochter ſeiner adligen Genoſſen, ach, Baron von Leutrum war zu impertinent häßlich und unliebenswürdig. Schon ſeit 1748, als der Herzog mit Friedriken von Bayreuth einzog, ging unter der Ariſtokratie die Rede: „Leutrum wird heirathen!“ — So oft er nachmals bei Hofe erſchien, hieß es: „Leutrum heirathet nun ganz beſtimmt!“ — Mit den Jahren wuchſen indeß die ihm ertheilten Körbe zu einer immer großartigeren Sammlung, und zugleich die Memoiren ſeiner Liebesleiden zu einem Anekdotenſchatz, der im ganzen Lande als ewiges Beluſtigungsmittel der Geſellſchaften diente. Sein Renommée in dieſer Beziehung war ſchon ſo defect, daß, wo er erſchien, Alles, was vom ſchönen Geſchlecht etwa noch heirathbar war, ſcheu entfloh, ſo daß er ſeine Courtoiſien an Verheirathete oder Matronen verſchwenden mußte, die ſich der Zeiten wie der Gefühle Amor's wirklich nicht mehr genau beſinnen mochten. Und doch war Leutrum unverbeſſerlich obſtinat in dieſem Punkte, war von Jahr zu Jahr ſo feſt verſichert, „nunmehr heirathe er nächſtens“, daß die Ehewuth bei ihm den Charakter der Monomanie und ſein geſellſchaftliches Erſcheinen den Stempel der Lächerlichkeit trug.

Wenn es bei Hofe hieß: „Leutrum kommt!“ kicherten Herren und Damen, Herzog Karl ſelbſt neckte ihn mit der Frage nach ſeiner Heirath. Wenn es an einem Edelhofe aber hieß: „Leutrum erſcheint zum Beſuch!“ fiel jähe Panique auf alle Mütter und Töchter, ach, man verſteckte die Mädchen, wie das Gold und Silber einſt vor Ludwig's XIV. Marodeuren.

Die Unſelige, welche ihn jetzt noch heirathete, war gewiß compromittirt vor aller Welt.

In dieſer ſeiner Unheilbarkeit wurde er von den luſtigen Hofcavalieren Pappenheim, Wöllwart, beſonders von Herrn Gerung hinterliſtig beſtärkt, denn welche Quelle des Vergnügens wäre nicht Allen entriſſen worden, wenn Leutrum den vernünftigen Entſchluß gefaßt hätte, nun nicht mehr zu heirathen? — Ob er ſich für langes Sehnen und ewige Täuſchung bisher durch kleine par-amours getröſtet und dabei vielleicht weniger auf Standesqualität als das Caliber geſehen, blieb völlig unentſchieden, er war im Punkt des andern Geſchlechts mit Worten immer ein Don Juan, alſo bezweifelten Viele ſelbſt ſeine vorübergehenden Erfolge in niederen Sphären. In Stuttgart und Ludwigsburg wenigſtens reuſſirte er nicht, ſonſt hätten die nichtsnutzigen, Alles erſpähenden Augen der Cavaliere es wohl entdeckt.

Da Leutrum nun ſo närriſch auf die Ehe war, hätte man glauben ſollen, er habe ſehr viel Herz, außerordentliches Gemüth, — o nein! Im Uebrigen kalt, ſtolz, herriſch, rückſichtslos, anmaßend, berechnend, nannten ihn ſeine Unterthanen heimlich den „ſchlimmen Leutrum“. Seine mit den Jahren immer weniger wähleriſchen Intentionen für das ganze weibliche Geſchlecht der Bons hatte nur den egoiſtiſchen Zweck: aller Neckerei zum Trotz à tout prix unter die Haube zu kommen, ſeinen dürren Stammbaum etwa einige Spätlingsſäfte treiben zu laſſen, vor Allem aber als Ehemann bei Hofe mit einem Glanze zu floriren, der Jeden demüthige und grade ſo tief verwunde und ärgere, wie man ihn Jahre lang verwundet und geärgert habe. In Allem, auch in der Liebe brutal, wollte er ein Weib erwerben, wie man ein Pferd erwirbt, um es als „Freudenpferd“ glänzend aufzuzäumen, nicht aber, gleich dem Araber, mit ſeinem edeln Thier das enge Zelt, die letzte Dattel zu theilen, mit ihm zu leben und zu ſterben.

Schon voriges Jahr hatte es bei Hofe wieder wie gewöhnlich gemunkelt: „Baron Leutrum wird doch noch heirathen!“ Höchſt ungewöhnlich klang's, daß ſeine Erwählte ein Fräulein von Berneddin ſei. Berneddin, Berneddin! — Wer war von Berneddin? — Der Herzog hatte ihn bereits öffentlich mit der Dame aufgezogen, ja in ſeiner Einladung, „ihm ja ſeine Gemahlin nächſtens vorzuſtellen“, lag etwas ſo Poſitives, daß die alte vorgefaßte Meinung gegen Leutrum faſt einen Stoß erhielt.

„Ah pah, das graue Scheuſal,“ flüſterte damals Gerung Pappenheim in's Ohr, „es hat ſchon ſo oft ſeinen Vogel in der Taſche gehabt und ihn herumgezeigt, hat ſchon ſo viel adlige Damen durch imaginäre Umarmungen compromittirt, aber ſein Fang iſt ihm regelmäßig entſchlüpft. Können Sie ſich denn eine Frau denken, die nicht ganz den Staar hat, und doch dieſem Kielkropf und Scapin, dieſem

Kakerlaken in die Arme läuft? Ermeſſen Sie doch das Entſetzen der erſten Schäferſtunde — brrr!"

Pappenheim lachte. „Gerung, Sie haben recht. Es iſt nichts wie immer; das Gegentheil denken müſſen, iſt zu ſcheußlich! Es wäre ja wahre Chriſtenpflicht, ihm das unglückliche Weib abzunehmen, haha!"

Dieſer Meinung war der ganze Hof. Man legte lachend das neue Project bei Seite, mit der gewiſſen Ueberzeugung, dem Baron zu einem neuen Korbe gratuliren zu können. —

Der Schwarzwald verlor ſein weißes Kleid, ſchlüpfte aus dem kühlen Flaumbette von Schnee und legte ſein grünes Feſtgewand um, den jungen Mai zu grüßen, der flatternd über die Berge, durch die dunklen Schlunde, die Thäler herabzog. Da kommt er her, der blüthenreiche Adonis, der erſte Sohn der Sonne, im goldenen Thriumphzug von Flora und den Grazien geführt, von Nymphen umrauſcht, duft- und wonnebeladen, im Samen die Frucht, in Liebe Seligkeit verheißend! Und hinter dem Aetherwagen, von Lilie und Roſenblatt gewoben, taumelt das bacchiſche Volk der Thyrſusſchwinger, der lebendige Rauſch mit Bockshorn und Hufen, mit ſchwellenden Buſen und lodernden Blicken, Wonne und Trübſal, Laſter und Tugend, Grazie und Beſtie, Wuth und Sehnſucht zugleich! Alle Halme drängen ſich aus der Gäa Schooß, das Wunder zu ſehen! Alle Zweige ſtrecken die grünen Finger aus, ſtaunend auf ihn zu deuten! Schneeglöckchen läuten den Frühling ein, und die Veilchen duften Weihrauch, Maitrank ſchäumt im funkelnden Römer, der Rhein erklingt, die Berge dampfen, die Adern der Erde, die ſilbernen Quellen ſtrotzen über voll ſchäumenden Lebensſaftes, Adonis — Adonis — der Frühling iſt gekommen!

Nur der Feldberg dahinten hat ſein weißes Käppchen noch nicht abgelegt, es zugt ihm droben zu ſehr noch, und er iſt ein alter Herr, der ſtets mit dem Schnupfen und Chiragra zu kämpfen hat. Aber er ſieht tolerant und freundlich auf das junge Weſen im Thal, das ſich da regt und blüht und wächſt und johlt, lächelt auf den wallenden Rhein, macht dem Franzoſen ein krauſes Geſicht und zieht die breite Wolkenkrempe verächtlich über die Naſe, lugt jedoch neugierig in's deutſche Reich hinein, was allda für Wind wehe, ob immer noch die alten matten Wachteln und Finken ſchlagen, oder etwa wo ein neu Lied in wonnigem Jauchzen tönt. Das hat er nun ſchon ſo tauſend Jahre getrieben und wird's nicht ſatt, das Alter macht ihn eben neugierig und gedankenlos.

Aber am meiſten klingt und rollt und wogt und rauſcht, ſchwatzt und kichert, rennt und läuft es um den Steigerforſt, in der Gegend zwiſchen Heitersbach, Dornſtett, Altensberg und Nagold, im lieben Rheinfranken am Schwarzwald. — Es muß da der Frühling beſonders eingezogen ſein mit außergewöhnlichen Wundern, die gar kein Menſchenkind geſehen hat, weil Alles hinſtürzt zu Fuß, zu Pferd und Wagen, nicht etwa blos Bauersleut' oder niedrig Volk, nein glänzende Equipagen, galonnirte Livreen, geſtickte Röcke, prächtige Kleider und Geſchmeide. Das ward ſeit Menſchengedenken ſo herrlich nicht geſehen, und Alles wallt dieſelbe Straße, die Roſſe wiehern, die Peitſchen knallen. „Nach Heubach geht's, kommt mit!“ ſchreit man den Säumigen zu, „der Leutrum heirathet wirklich, der Leutrum hat Hochzeit!“

Da lachte dann das Landvolk in ſchallendem Chor, und die vornehmen Leute in den Kutſchen bogen ſich geſchwind zurück tief in die Kiſſen und lachten mit; — die Welt iſt irre geworden!

Die alte gothiſche Kirche zu Heubach iſt geſtopft voll, der Altar hat ein neues, geſticktes Tuch von Goldbrocat, die Pfeiler und Wände ſind mit jungem Laub und Blumen geſchmückt, auf dem Orgelchor ſtehen die Schulkinder in ſchwarzen Mänteln mit dem Cantor, links und rechts Zinkeniſten mit rothen Röcken, und der Organiſt liegt vor den Pfeifen auf der Lauer, um mit einem Halleluja im fortissimo einzufallen, ſobald der große Moment — der Brautzug — erſcheint.

Vom Heubacher Schloß, auch das „Ritterſchaftshaus“ genannt, dem alten Edelſitze der Leutrums, die allda oder zu Hilchberg reſidiren, ſtanden die Heubacher Leut', die Bauern, Pächter, Schultheißen und Amtsleute der großen Leutrumer Beſitzungen im Spalier. Die Förſter in großer Uniform gingen auf und nieder und hielten gute Ordnung, und daß die Jungens das Laub- und Blumenwerk nicht etwa zertraten, was man vom Schloß bis zur Kirche geſtreut hatte. Der Heubacher Schulmeiſter aber führte einen Schwarm Mädchen an die Kirchthür, die als Genien gekleidet waren, ſich über ihre goldpapierenen Flügel freuten, und wie ſie heut' einmal ſo weiß und ſchön ausſahen.

Leutrum hatte ſich aber auch außergewöhnlich honorig bewieſen. Für die endliche Realiſation ſeiner großen Lebensidee gab er einen gebratenen Ochſen, einige Ferkel, Bier, Landwein und diverſe Lebenswaſſer her, die Armen und die Bettler erhielten pro Kopf einen Gulden, — kurz, man ſollte das erſte Mal Veranlaſſung finden, ſich über den „gnädigen Herrn Baron“ zu freuen!

Die Hochzeit war ſo raſch, aller Welt ſo unerklärlich gekommen, daß auf jeglichem Geſicht, hoch und gering, die Wirkung dieſes Mirakels zu ſchauen war. Der Adel der Nachbarſchaft, alle diejenigen Familien, welche jetzt ihre Töchter ſicher vor den Attaken dieſes fürchterlichen Werbers wußten und Einladungen erhalten hatten, rollten Carroſſe um Carroſſe heran und erfüllten die Sitzreihen um den Altar mit ihren parfümirten Roben, Bändern, Blumen und Geſchmeiden. Natürlich war das Endziel aller Neugier die — Braut! Man wußte nur, daß es die einzige Tochter eines Herrn von Verneddin an der Grenze Frankens ſei, aber nie hatte man die Familie in adligen Kreiſen bemerkt, und die ganze Sache erhielt mit jeder neu darüber erſonnenen Fabel ein um ſo myſteriöſeres Gewand, deſſen Inhalt höchſt verdächtig ſein konnte.

Der damalige ceremoniöſe Gebrauch verlangte, daß alle zur Hochzeit Geladenen, die nächſten Verwandten und Freunde ausgenommen, das Brautpaar in der Kirche erwarteten und erſt nach der gottesdienſtlichen Handlung bei den Feſtlichkeiten im Edelhofe ſeine nähere Bekanntſchaft machten. Man war auf's Aeußerſte geſpannt, als die Glockentöne, das ferne Hurrah die Abfahrt Leutrum's verkündeten, die Orgel feierlich zu intoniren begann, der Schwall und Jubel draußen nah und näher kam, die Zinkeniſten nebſt Chor im ſchmetternden Halleluja einfielen und durch das Hauptportal der Hochzeitszug hereinſchritt. Vier Kinder als Genien, blumenſtreuend, ſchritten vorauf. Rauſchend erhob ſich die adlige Verſammlung, tauſend Blicke von oben und allen Seiten drängten ſich auf einen Punkt zuſammen — die Braut!

An der Hand des dicken Leutrum, der ſchwerfällig gravitätiſch nahte, den Kopf höher, triumphirender denn je trug, und ſich in ein dunkelcarmoiſinenes Sammetkleid mit ſchwerſter Stickerei und Brillantknöpfen, ferner in eine Weſte von Goldſtoff wie in weißatlasne Beinkleider gehüllt hatte, ging, in ganz weißem Brocatgewande mit Spitzen garnirt, ein junges — höchſtens zwei- bis dreiundzwanzigjähriges Mädchen, deſſen voller blendender Hals und Nacken, deſſen runde ſchneeigen Arme faſt ganz von dem koſtbaren Spitzenſchleier nonnenhaft verhüllt waren, welcher über der Stirn durch eine einzige große, unſchätzbare Brillantenroſe feſtgehalten wurde, um welche ſich ein grüner Myrtenkranz ſchlang, von dem das luſtige Gewebe mantelartig bis auf die ſchwere Schleppe fiel. Kaum war in dem vielen Weiß links und rechts ein wenig von ihren ſchönen ſchwarzen Flechten zu ſehen. Sie war bleich wie der Tod und ſchlug die langen Wimpern nieder, aber ihr Gang war nicht gebrochen, nicht willen- oder würdelos, ſondern wie der einer Perſon, die ſich eines entſetzlichen Selbſtopfers bewußt iſt und hintritt, um es zu vollziehen.

Man hatte gewiß ſchon verlockendere Frauen geſehen. Eine Aphrodite oder Pallas an Schönheit war ſie nicht, weder von impoſanter Größe, noch heroiſchem Anſtande, aber — bezaubernd war ſie gewiß, denn ſie beſaß den vollendeten Schmelz engelhafter Lieblichkeit.

Als das Auge der Menge auf ſie fiel, ging durch das ſtille Gotteshaus ein ſeufzend Ach, eine Wehmuth! Nicht blos den armen Leuten, nein, auch den vornehmen Schönen in Seide und Damaſt ſtieg unwillkürlich eine Thräne in's Auge. Die Trauung ward zu einem tiefen, ergreifenden Opfer. — Wem dargebracht? —

Hinter dem Brautpaar ſchritt ein hoher greiſer Herr, wankend, gebrochenen Blicks, obgleich ſein Kleid von himmelblauem Moire mit Silber geſtickt war. Er wurde geführt von zwei jungen, finſteren Männern mit geſenktem Antlitz, blaß und vergrämt wie er. — Das war Herr Athanaſius von Berneddin mit ſeinen Söhnen Victor und Wolff, Vater und Brüder der Braut. — Sie ſchritten trübe und ſtumm wie das Verhängniß. Die Schweſter, der jüngere Bruder und die Nichte Leutrum's folgten. Sie ſahen auch nicht ſehr erbaut drein, vielleicht der Anwartſchaft des Majorats wegen, die heute verloren ging. Das Brautpaar nahm die Lehnſtühle ein, die Uebrigen gruppirten ſich ſchweigend, die Gäſte rauſchten auf ihre Seſſel nieder, der Pöbel ſtaunte, die Orgel quoll ihren letzten zitternden Seufzer aus, die Trauungs-Ceremonie begann.

Der kränkliche kleine Paſtor Hormayer (Heubach war damals wenigſtens, ebenſo wie die Leutrums, lutheriſch) ſchien das Geheimniß dieſer Ehe zu wiſſen. Mit tiefem, erſchütterndem Ernſte, einer unbeſchreiblichen Wehmuth, als ſei er Calchas, der Iphigenien ihr bitter Loos verkünde, begann er den heiligen Act. Er wünſchte ſeinem Patrone Leutrum Glück zu dieſer Wahl, „die ihm das unerforſchliche Geſchick Gottes als Gewährung langer Wünſche zugelaſſen", — er pries die Unterthanen glücklich, „daß der Himmel ihnen eine edle, liebevolle Mutter in der neuen Gebieterin gegeben", forderte ſie auf, „mit Mund und Herzen bei dieſem Bunde zu ſein im Gebet, daß der Allwaltende ihn lange zum Heil der Mühſeligen und Armen erhalte". Als er ſich gegen die Braut wandte, rief er bewegten Antlitzes: „Wer den Willen ſeines Vaters hienieden thut, den wird der ewige Vater belohnen! Wer Edlem zu Liebe ſich ſelbſt vergißt, der wird hoch geprieſen als bevorzugt unter den Menſchen! Ein ſolches Herz, einen ſolchen Geiſt und Willen bringen Sie Ihrem Gemahl zu als reineren, größeren Schatz, denn Gold und Perlen! Deswegen wird Ihnen Gott die Gunſt verleihen, im Glücke nie zu ſtraucheln, im Unglück nie zu zagen, und was Ihre Hand berührt, zu weihen, zu ſegnen und zu veredeln!!“

Es war eine Kraft, ein Gottesfeuer in dem kleinen, ſimpeln Manne, daß Alles hingeriſſen ward von dieſen Worten, dieſem Anblick und dieſem geheimnißvoll-traurigen Geiſte, der um den Altar emporwehte zur Kreuzesroſe, durch die der Sonnenſtrahl ſpielte und die Vögel vom Friedhof her leiſe geiſterhaft dreinflüſterten. „Amen, Amen, ſo ſoll's geſchehen!“

Die Ringe wurden gewechſelt. Der Bräutigam ſprach ſein „Ja!“, die Braut antwortete mit einem Hauche.

War's ein Weh, ein Ach oder ein Ja, es klang wie der Seufzer einer matten Seele. Herr von Berneddin barg weinend ſein Haupt an der Bruſt Wolff's, die Brüder ſtanden wie vernichtet.

Da zerriß die Orgel laut die ſchwüle, kurze, bedeutungsvolle Stille; Herr von Leutrum wendete ſich mit Franziska, „nunmehr Baronin von Leutrum auf und zu Heubach und Kilchberg“, um, die Gratulationen zu empfangen. Die Ceremonie war ſteif, ſchematiſch wie eine Cour; darauf verließ der glänzende Zug die Kirche. —

Die eingeladenen Familien der Umgegend waren, als ſie des Abends ſchieden, darin alle einig, „daß Franziska von Leutrum ein Engel ſei“, — die Damen ſie wahrhaft bedauerten, die Männer aber den Baron durchweg beneideten.

Die Braut zog ſich — Angegriffenheit vorſchützend — zeitig von der Geſellſchaft, am Arme ihres Gatten, gefolgt vom Vater und von ihren Brüdern, zurück. In ihren Gemächern im linken Flügel des Schloſſes, der an den Park ſtieß, angekommen, ließ ſie ſich erſchöpft in den

Seſſel gleiten. Die Uebrigen ſtanden beſorgt und ernſt um ſie her.

„Du biſt gewiß ſehr leidend, mein einzig ſüßes Kind!“ flüſterte bewegt Berneddin.

„O nein, nein, lieber Vater,“ und ſie küßte ihm liebevoll die Hand, „wie ſoll man leidend ſein, wenn man ſeine Pflicht thut, ſich bewußt iſt,“ und ſie warf Leutrum einen langen kalten Blick zu, „die Entehrung, den Mangel eines theuren alternden Vaters, die Zukunft zweier armen jungen Männer dem unerbittlichen Geſchick abgerungen zu haben! Ja, das beflügelt mich, mit Stärke das zu können, vor dem jede Andere zurückwich. Sie haben — mein Herr Gemahl,“ und ſie trat auf den nicht ſehr triumphirend ausſehenden Leutrum zu, „der gierigen Eitelkeit Ihrer grauen Haare mich zum Opfer beſtimmt, ich hab' es gebracht für den Vertrag, welcher der Meinen Glück beſiegelt, mir unumſchränkte Dispoſition über mich und das Geſchick aller derer, die mich nun Gebieterin nennen, zuſichert. Ich erkläre Ihnen hier nochmals, daß ich Ihnen treu wie Gold ſein werde, ſo lange Sie das Opfer: mich Ihre Gemahlin nennen zu müſſen, dadurch ehren, daß Sie mir mit dem äußerſten Ceremoniell, der höchſten Zartheit nahen. Sollten Sie, mein Herr, noch mit ſechzig Jahren aber auf die unglückliche naive Idee kommen, mir mit einer Umarmung zu drohen, ſo ſchwör' ich Ihnen beim allmächtigen Gott, dann werd' ich Ihnen untreu! — Sie werden mich gewiß nie auf dieſe harte Probe ſtellen!“ Sie ſchellte. Brigitte, ihre alte Kinderfrau, trat ſehr verweint ein.

„Brigitte, erſuche den Herrn Paſtor Hormayer, mich zu beehren und die verſprochene Armenliſte mitzubringen. Gute Nacht, Papa, gute Nacht, Herz-Wolff und Du kleiner, bleicher, blonder Victor!“ — Sie reichte dem Gatten die Hand. Er küßte ſie. — „Morgen nehmen wir das Dejeuner in der Muſchelgrotte, Papa!“

Sie trat allein in ihr Schlafzimmer. Dort fiel ſie mit all' ihrem Staate, Brillanten und Brocat, Schleier und Myrtenkrone auf ihr Bett und jammerte um ihr verlorenes Leben! —

Es war vielleicht Karl Eugen's von Würtemberg größter Fehler und größte Tugend, daß er, was ſein Sinn einmal erfaßte, ſeine glühende Einbildungskraft bewegte, mit Leidenſchaft, Arbeitsluſt und rückſichtsloſem Aufgebot aller Mittel zu realiſiren liebte, mochte es nach der Meinung der Welt gerecht oder ungerecht, in ſeinen Folgen für ihn ſelbſt ehrenvoll oder unheilbringend ſein. Die Leidenſchaft des Organiſirens war dieſem Fürſten wie Wenigen eigen, das Zerſtören koſtete ihm nur leider noch weniger Bedenken. Sein Herz, durch eine höchſt fehlerhafte, tyranniſche Erziehung, durch eigene Schuld, wie die der Umſtände, ſyſtematiſch verhärtet, ſchien nicht mehr die Kraft zu beſitzen, mit freiem Pulsſchlage ſich zu erheben. Es ward von nichts weiter mehr erfüllt, als einer tiefen, melancholiſchen, hoffnungsleeren Sehnſucht nach etwas, von dem er nur Träume, aber keine beſtimmte Vorſtellung hatte. Die Vergnügungen ſeiner früheren Jahre, jetzt ſinnerregender, raffinirter als je, ſchienen nur ein Opiat zu ſein, ſein ſchreiend Weh zu betäuben. — Einſamkeit! Guipiere hatte die Thurmruine auf der ſüdöſtlichen Kante des Leonberger Gebirgsſtocks ausgebaut. — Wenn man vom Pfaffenſee, an dem tief unten ein kleines altersgraues Forſthaus, „das Schlößchen" lag, in reichen Windungen den Bergweg emporſtieg, an deſſen Eingang auf ſchwarzer Tafel in goldener Schrift das Wort „Silence" prangte, kam man auf Dreivierteln der Höhe zu einem natürlichen maleriſchen Plateau, einer herrlichen Waldwieſe, von Baumwipfeln rings umkränzt, wo ein rieſenhafter fünfſtämmiger Eichbaum einſam thronte und dem Platz ſeinen früheren Namen „Fünfeichen" gegeben hat, in deſſen Nähe von Guipiere ein großes Schweizerhaus, die „Meierei", von Holzſtämmen und Rinde erbaut worden. Es enthielt vorn eine offene Halle, aus der man einen maleriſchen Blick mittels eines Durchhaues nach dem blühenden Neckarthal gewann, die übrigen Räume bargen Localitäten für die unerläßlichſte Dienerſchaft des Herzogs, Stallung für die nöthigen Pferde und Jagdrüden. Ein zweiter Weg, ganz in Gebüſch begraben, führte vollends auf die Höhe zu einem verſchloſſenen kleinen Thorweg. Ueber ihm ſtand „Solitude“. Durch denſelben gelangte man auf die Bergkuppe, welche die Ruine ſelbſt, einen ſehr dicken viereckigen Thurm, trug. Nach Karl's Angabe war derſelbe mit einem ſtumpfwinkligen, breiten, überragenden Schieferdach verſehen worden, auf welchem ein kleines Thürmchen von ſtarkem Glaſe ſaß, darüber ragte ein Wetterfähnchen. Wenn die Sonne darauf ſchien, glänzte das wie ein Leuchtthurm, gleich einem Stern im grünen Waldesgrunde. Um den Thurm unterhalb des Ueberdachs lief eine eiſerne Gallerie mit ſtarkem Drahtgeflecht. Gothiſche Fenſter auf allen Seiten machten das öde Gebäude freundlich, und Epheu hüllte es vollends mit immergrünem Mantel ein. Ein gothiſches Thor aber mit Karl's Namenszuge führte hinein. — Sonſt war kein Gebäude, kein Luxus, nichts Fürſtliches, dafür aber lag ein ewiger Gottesfriede ringsum; die Finken ſchlugen, die Rehe ſpielten im Sonnenſchein, — das iſt die Solitude! — Oft, mitten im Glanz der Ludwigsburger Feſte, winkte der Herzog Röder zu ſich: — „Solitude“. — Der Alte lächelte und entfernte ſich. In einer Stunde kam er wieder und nickte, Karl brach das Geſpräch, den Tanz, die Audienz, was es auch war, — mitten ab, und mit Röder, Gemmingen, Scheller und Seeger ging's im Galopp hinweg. — Die Uebrigen, die nicht begriffen, welch höheres Amuſement ein Herzog dort finden könne, zuckten die Achſeln und hielten es für eine Laune des Durchlauchtigſten, die man nicht zu bemerken ſehr klug thue. Daß Montmartin, Pappenheim, die Maitreſſen und Pepe ſehr eiferſüchtig und erbittert waren, daß Röder, Gemmingen, Scheller und Seeger nun die einſamſten, geheimſten Stunden des Fürſten ausſchließlich theilen durften, kein Anderer bisher die Solitude geſehen hatte, man davon ganz curioſe Dinge aus Dummheit oder hämiſchem Neide flüſterte, ſo lag das in der Natur dieſer Art Menſchen. Danach fragte Sereniſſimus wenig. Kam er nach luſtigem Ritt mit ſeinen Begleitern auf dem Plateau an, ſo warfen ſie Uniform und Treſſenrock ab, ſtatt des Degens führten ſie ein kurzes Waidmeſſer, zogen graue, ganz gleiche Pekeſchen an, und mit der Pracht, dem Range ſank von ihnen alle Engherzigkeit des Daſeins. Man las, machte Entwürfe, discutirte über neue Welthändel, wiſſenſchaftliche Fragen, Kunſtanſichten, ging jagen, machte Streifzüge, und war entzückt, auf Fußwanderungen dem Landvolk zu begegnen und mit ihm zu plaudern, ohne ſich erkannt zu ſehen. Herzog Karl erlebte dabei Affairen, die ihm tief im Innern ſitzen blieben. Man bemerkte dann mit Staunen, daß er immer am gnädigſten war, wenn er von der Solitude kam. Dort oben auf dem alten Thurme war doch ſchon Manches ausgeſonnen worden, was ſich in Ludwigsburg realiſirte. Karl hatte eine öffentliche Bibliothek in Ludwigsburg unter Mr. Uriot's Leitung eröffnet, die Stadtſchule unter Jahn ſollte erweitert werden, eine Menge Verſchönerungen und Bauten wurden erſt in der „Einſamkeit“ geprüft und dann um ſo glänzender vollendet. Im Uebrigen waren jähe Veränderungen bei Karl's bekanntem Charakter nicht mehr ungewöhnlich. Wenn Einer von der Clique fiel, erſchrak man momentan wohl ungeheuer, — aber hatte das Gewitter ausgegrollt, ſo war man bei Hofe luſtig und zufrieden wie immer.

Melanie von Wimpſen war passé, dafür waren Karl's Theater-Favoriten, die l'Entrechar, Toscani und Anzelin, an die Reihe gekommen; Sereniſſimus hatten das Hintereinander der Liebe aufgegeben, das Nebeneinander, der Harem, war ihm convenabler.*) Es gab Intriguen, Embarras, Ueberbietung, Nebenbuhlerei, kurze Amuſements, er wollte nichts weiter, die Empfindung ließ er für die Solitude. — Melanie natürlich war über ihr Unglück untröſtlich, ebenſo ihr Bruder, ihre Freundinnen Türkheim und Taubenheim. Wimpſen bejammerte ſelbſt nach Jahren noch die ſchönen vergangenen Tage. „An einigen genoß ich ſo viel Freude, daß mich noch jetzt die Zurückerinnerung bald bezaubert, doch noch häufiger traurig macht." — Der General hatte wenigſtens Gefühl der Ehre, ſo untergegangen im Höflingsthum er auch war; ſeine Schweſter Melanie beſaß eine derbere Structur der Gefühle, ſie reichte Königseck nur unter der Bedingung die Hand, daß er die Hofcarriere nie aufgäbe, denn ſie hegte die Hoffnung, das Herz des Fürſten wieder zu erlangen. Sie blieb alſo und konnte es ertragen, die Fortune ihrer Nachfolgerinnen anzuſehen. Sie war überhaupt ein höchſt glückliches Geſchöpf, denn ſie verſtand Alles zu überſtehen, bei Hofe eine unausſprechliche Gabe! —

---

*) Pure vérité, 109, 112. Menzel 229—32.

Der alte Streit mit den Ständen dauerte fort. Obwohl man die Verringerung des Militärs wie der Koſten anerkannte, bewilligte man doch des Herzogs Forderungen nicht und verlangte die Abſtellung der Monopole und des Aemterhandels. Der Herzog erwiederte: „Daß ich ein Narr wäre, erſt habt Ihr zuzugeben, dann ich!" — Friedrich II. mahnte die Stände, der Kaiſerhof mahnte Karl, neue Reviſionen des Streits vor dem Reichsgericht, eine Vergleichungsdeputation ward hingeſandt. Der Herzog, um der Sache ein Ende zu machen, ſchickte Montmartin nach Wien, allerdings äußerlich nur in der Miſſion, zu Franz' I. Tode zu condoliren, mit dem geheimen Zweck aber, das ſehr verrottete Reichshofgericht durch Geld, Geſchenke und dergleichen zu ſeinen Gunſten zu ſtimmen.

„Und den Hof ſelbſt, Durchlaucht, womit will man dort reuſſiren?"

„Wiſſen Sie ein Mittel?"

„Die Bewerbung um die Hand einer kaiſerlichen Prinzeſſin!"

Karl fuhr auf und ſah den Miniſter lange an. — „Gut, Montmartin, das wäre ſo übel nicht! Ich beauftrage Sie, dies Gerücht unter der Hand überall zu verbreiten, in Schönbrunn darüber Verhandlungen einzuleiten, mir Perſonalbeſchreibung und Portrait der betreffenden hohen Dame zuzuſtellen. Laſſen Sie ſich indeß nicht à la Bayreuth zu etwas Bindendem hinreißen, Sie haben nur einen Kopf, und ich würde allzu große Hitze ſehr abkühlen. Jedenfalls gehe ich nie auf etwas Poſitives ein, bevor ich nicht ganz Herr in meinem Hauſe bin!“

Denſelben Tag ging es im herzoglichen Abendcirkel ſehr heiter und belebt zu, denn die Geſellſchaft war von einem unbegreiflichen Wunder alarmirt worden: ein galonnirter Courier, in außergewöhnlichem Feſtſchmuck prangend, hatte dem Herzog von Heubach her die Nachricht der Vermählung des Baron von Leutrum mit dem Fräulein Franziska von Berneddin gebracht.

„Leutrum iſt verheirathet!“ hatte Sereniſſimus lachend gerufen, als er in den Geſellſchaftsſaal der Favorite trat.

„Leutrum?“ antwortete der ganze Kreis halblaut, theils kichernd, theils verſteinert.

„Wir haben ihn ſo lange gehänſelt und gefoppt, bis er es durchgeſetzt. Ich behaupte, er hat aus Bosheit geheirathet! Weiß Jemand von dieſer heroiſchen Braut? Ich geſtehe, daß ich nicht bald auf etwas ſo neugierig geweſen bin, als dieſe Baroneſſe!“

„Darüber kann ich ſo ziemlich Aufklärung geben,“ ſagte Pappenheim, „ich habe heut' ebenfalls das Schreiben eines Cavaliers empfangen, der bei der Hochzeit geweſen.“

„Wer ſchrieb Dir?“

„Ich muß Discretion beobachten, um den Verfaſſer nicht zu ſehr der Rache ſeines Ritterſchaftsdirectors auszuſetzen!“

„Das läßt auf eine recht rührende Hochzeit ſchließen. Ich habe mir ſagen laſſen, Herr von Leutrum habe ſich für dieſen Tag bei maman nature eine totale Sonnenfinſterniß beſtellt, um ſeiner Liebe die nöthige Myſtik zu verſchaffen!“ fiel Emmershofen ein.

Ein Gelächter beantwortete ſeinen Scherz.

„Ich fürchte, Junker Gerung, aus Ihnen ſpricht das Mißvergnügen! Sie hatten an Leutrum bisher eine treffliche Zielſcheibe, nun er verheirathet iſt, ſind Sie geſchlagen.“

„O nicht doch, Durchlaucht, deſto unerſchöpflicher iſt ja die Quelle des Amuſements. Erwägen Sie, gnädigſter Herr. Leutrum hat endlich eine Frau gefunden, quelle fortune! Wie wird er ſie mit ſeiner Zärtlichkeit nicht compromittiren, wie wird er nicht auf den erſten Hofball unter allgemeinem Entzücken mit ihr die Menuet, Françaiſe und Ecoſſaiſe hüpfen, auf einem Beine und Liebe piepſend, gleich einem Sperling, der glücklich überwintert hat. Alle Schönen, die ihm Körbe ertheilt, werden zugegen ſein. Sie wird es erfahren, welcher Don Juan sans reproche er geweſen, denn ich werd' es ihr zuerſt erzählen, und dann dieſen ehelichen Kampf, dieſe Attitude! Der ſechzigjährige arme Sünder auf den Knieen, vor ihm die bildſchöne einundzwanzigjährige Baroneſſe à la Pauline de Polieuct, „père barbare, nein, beſſer mari barbare," — denn der Gatte hat ihr natürlich zugeſchworen, daß ſie ſeine erſte Liebe ſei! Wenn das nicht eine Welt von Entzücken für uns iſt, Sereniſſimus, ſo bleibt mir nichts übrig, als Ew. Durchlaucht zu bitten, mir geſtatten zu wollen, der himmliſchen Franziska von Leutrum die Cour zu machen, um den corpulenten Baron auch noch eiferſüchtig zu ſehn!"

„Aber wie iſt mir denn? — Was, jung? — Die Leutrum jung?" — Karl ward ernſt.

„Zwanzig oder zweiundzwanzig Jahr," erwiederte Pappenheim, „und mein Gewährsmann ſchreibt mir, er habe noch nie ein Weſen geſehen, das ſo einem Engel glich!"

„Gehe weg, Pappenheim, Du lügſt! Wie käme Leutrum dazu?"

„Und wie kommt ein Engel zum Leutrum?" lächelte ſpitzbübiſch Germershofen.

„Darüber," ſagte Pappenheim achſelzuckend, „exiſtiren ſo viele Verſionen im Schwarzwald und Oberneckar, daß man das Richtige ſchwer treffen dürfte. Eins geht aus Allem und auch aus meinem Schreiben hervor, die junge Dame iſt — ein Opfer —"

„Teufel! Unfreiwillig? Die Tochter eines Edelmanns?"

„Ich weiß es nicht, Sereniſſimus, — nur ahnen läßt ſich's. Beſtimmt aber iſt, daß ihr Vater, Athanaſius von Berneddin, vollſtändig verarmt geweſen, mit ſeinen beiden Söhnen und der Tochter auf einem kleinen, den Leutrums verſchuldeten Gütchen lebte."*)

„Du kannſt mir das ein andermal erzählen! Chantez, chantez, chère demoiselle Caesari!"

Man war mäuschenſtill. Der Herzog ſchien plötzlich weniger heiter über die Hochzeit des Herrn Leutrum zu denken. Als die Caeſari ihre Triller erſchallen ließ, flüſterte Karl dem Pappenheim in's Ohr: „Ich erwarte Dich zum Nächtiſch in meinem Cabinet mit Deinem Briefe, auf Discretion!"

— — — — — — — — — — — — — — — —

Der Herzog heirathet eine Oeſterreicherin, hieß es bald darauf im Lande, Portraits hoher Damen, die Sereniſſimus überall zeigte, beſtärkten den Glauben. Das Land war außer ſich, und die Herzogin-Mutter zu Schorndorf ſchöpfte neue Hoffnung, ſpannte neue Segel gen Wien auf. War ſie doch eine Dame aus jener alten Diplomatenſchule, deren Sprüchwort lautete:

„Sommes nous aujourd'hui à bas,
Sommes nous donc demain en haut!" —

Der Schachzug des Herzogs glückte innerhalb des Landes wenigſtens vortrefflich. Der heilloſe Schreck, die Unruhe, welche man bei dem Gedanken empfand, eine Oeſterreicherin auf dem Thron, den Katholicismus mit neuer Gewalt anrücken, ſomit den Kaiſerhof gegen die Landſchaft geſtimmt zu ſehen, ließ alle Verwünſchungen erneuert auf den Ausſchuß fallen. Hoffmann wurde von der ohnedies ſchon genug erbitterten Stuttgarter Bürgerſchaft, Fiſchern von ſeinen theologiſchen Collegen das Leben blutſauer gemacht, Streit, Skandal überall, nur im ſonnigen Ludwigsburg lachte man, ſang und tanzte.

---

*) Pfaff II. 53—61.

Was Fiſcher aber endlich ganz mürbe machte, war der entſetzliche Jammer ſeiner Tochter über ihres Mannes, des unglücklichen Rieger, Loos, der, vom Asperg nach dem Hohentwiel gebracht, entſetzlichſter Kettenſtrafe im Dunkeln preisgegeben war. Fiſcher hatte Montmartin durch geheime Bewilligungen geködert, um die Gnade des Herzogs zu erflehen, aber Montmartin that abſichtlich nichts und war nun in Wien. So machte ſich Fiſcher denn mit der Tochter heimlich auf, um in Ludwigsburg bei Röder Eingang zu finden.

„Sereniſſimus ſind mit Herrn Grafen von Röder auf der Solitude!“ ſagte der Gardecapitain an der Schloßwache.

Was ſollte der alte Oberconſiſtorialrath thun? Verzweifelt ſtand er, unſchlüſſig, rathlos. — Wann der Herzog wiederkehre, konnte Niemand wiſſen. — Endlich trieb er einen herzoglichen Bereiter auf, der mitunter Durchlaucht nach dem Bergſitz begleitet hatte und ſich willig zeigte, Fiſcher und die Generalin bis an die Meierei zu bringen. Sie fuhren ab und erreichten den Pfaffenſee um Mittag, ließen den Wagen zurück und begannen die Fußtour empor, ohne vorher etwas zu genießen. Der ſtarke alte Theologe keuchte an ſeinem Stocke mühſam den Weg hinan, die verhärmte Tochter ſtützte ſich auf den gutwilligen Reitknecht, ſo kamen ſie zur Meierei. .

Kaum wurden ſie indeß von dem Oberförſter, der dort fungirte, bemerkt, als „ein heiliges Kreuzſakerlot, ſchwerebrett!“ auf ſie niederfuhr, weil ſie gewagt hatten, in die „Durchlauchtigſte Einſamkeit“ zu dringen. Sie ſollten ſich „zum Teufel ſcheeren“, ſonſt werde er ſie vom Berge bringen.

Fiſcher, die Generalin baten flehentlich, ſie müßten Röder ſprechen, nannten ihren Namen und — da war es ganz vorbei, die Worte „Fiſcher“ und „Rieger“ hätten ſchon einen gelinderen Beamten in Harniſch gebracht! Schreiend ſchwor der Grünrock, daß er eher die Doggen loslaſſen würde, um den „Ausſchüſſigen“ wie einen Keiler zu hetzen, „ehe er einen Zipfel vom Rock des Herzogs zu ſehen kriegt“. Mitten im Raiſonniren, als der Waidmann bereits zur That ſchreiten wollte, traten einige Männer in grauen Pekeſchen plaudernd aus dem Gehölz. Ein geller Pfiff erſcholl, der Vordere winkte.

„Da haben wir's! O Gott, da iſt die Herrſchaft!“ keuchte der Oberförſter bleich, wandte ſich und eilte dem Herzog entgegen.

„Was macht Er da für Geſchrei! Vergißt Er, was Ihm befohlen iſt? Wir wollen hier Ruhe haben!“

„Ach, Allergnädigſter Herr, das iſt es ja eben! Da iſt ein dicker Mann, ein Prediger, mit einer Frau hergekommen, iſt bis zur Meierei heraufgedrungen und will den Herrn Grafen von Röder Excellenz durchaus ſprechen.“

„Was heißt das? — Wie kommen die dazu?“

„Ich weiß es nicht, Jemand von den Schloßleuten hat ſie hergeführt.“

„Wer iſt der Unverſchämte?“

„Er ſagt, er ſei der Oberconſiſtorialrath Fiſcher und ſeine Tochter, die — die Riegerin!“

Der Herzog ſah Röder ſtarr an und winkte dem Förſter, zu gehen.

„Weißt Du davon, Röder?“

„Keine Silbe, Durchlaucht!“

„So ſieh, was er will, Du triffſt uns oben im Pavillon!“

Während Röder voraus zu Fiſcher eilte, folgte der Herzog langſam in Gedanken. Der vorher Heitere war ernſt geworden. Er ſchritt, von Scheller und Seeger gefolgt, über den Wieſengrund nicht weit bei Fiſcher vorüber, ohne ihn eines Blicks zu würdigen.

„Gnade, Gnade, Herzogliche Durchlaucht, für meinen elenden Mann!“ Die Generalin war dem Herzog nachgeſtürzt, ergriff ſeine Hand und fiel auf die Kniee.

„Was, wer? Wer iſt Ihr Mann?“

„Es — es iſt der unſelige Rieger auf dem Twiel!“

Röder und Fiſcher waren herzugeeilt.

„Nun, und was ſollen Wir mit dem?“

„Herzogliche Gnaden!“ und Fiſcher's Stimme zitterte. „Ich alter Mann bitte Hochdieſelben im Staube, laſſen Sie den Unglücklichen aus ſeinem Grabe! Vergeſſen Sie in mir denjenigen, der Ew. Gnaden Zorn ſeit Jahren trägt, ſehen Sie nur in mir einen Greis, der um Erbarmen für ſeines Kindes Mann, für einen Verbrecher bittet, einen lebendig Begrabenen, hoher Herr! Laſſet's der Marter, der Schande, des Elends genug ſein, fordern Sie von mir jeglich Opfer der Niedrigkeit!“

„Alſo der Herr Ausſchußpräſes ſind doch kleinlaut, was? — Hat der lange Athem und das Brutusmundwerk denn wirklich ſein gottloſes End' genommen? Jeglich — alſo jeglich Opfer der Niedrigkeit will Er bringen, ſo ich den Halunken freilaſſ'? — O nein, keinen Schwur! — Bilde Er ſich nicht ein, Herr, daß ich ſo unfürſtlich denk', mit Ihm zu markten oder die gute Manier zu nutzen! Ich gewähr' Ihm auch nicht einen Hauch, Ihm nicht! Mag der Ausſchuß petitioniren darum, das iſt ſeine Sache, falls ihm das Bitten nicht gar zu ſchwer fällt. — Es hat unter der Sonne keinen größeren Schandbuben gegeben, als den Rieger! Er hat ein Judas am Tiſche meiner Gnade geſeſſen, und mich doch verrathen! — Da ich mir aber ſelbſt das Wort gegeben, an dieſem Orte der Stille keine Thräne zu leiden, ſo will ich Ihr, Frau Riegerin, die Gnade erzeigen, daß Ihr Mann wenigſtens aus den Eiſen und dem dumpfen Loch ſoll. Scheller, Sie fertigen die Ordre ſogleich. Ferner will ich Ihr verſprechen, wenn der Ausſchuß nämlich mich darum demüthigſt bitten will, ſo ſoll Sie Ihren Mann wiederhaben. Das heißt, er geht ſofort über die Grenze, ich hab' ſchon genug ſolcher — Leut' im Lande! Weine Sie nicht, dank' Sie nicht, halt' Sie Ihren Mann lieber zur Treue an, wird ihm ſehr geſund ſein. — Wie viel Kinder hat Sie?“

„Fünf, Ew. Durchlaucht!“

„Hat Sie ſeit dem Arreſt Rieger's Ihr Salair richtig bekommen?“

„Nichts!“

„Wer hat's Ihr vorenthalten?“

„Wittleder!“

„Wovon hat Sie denn aber *gelebt*?“

„Mein Vater hat uns erhalten!“

„Hm! Iſt ſchlimm! Ich würd' Sie gern remuneriren, denn *Sie* iſt nicht ſchuld, daß Sie ſo 'nen — Menſchen zum Mann hat, aber Ihr Herr Vater wird Ihr am beſten begreiflich machen können, *daß ich nicht ſo hoch jetzt bei meinem Volke accreditirt bin*, Ihr lumpige tauſend Gulden zu geben. Wenn Ihr Mann loskommt, wird Sie ſchmale Biſſen in der Fremde zu beißen haben, ja ja! — Hat Sie Ihre Kinder lieb?“

„O, Durchlaucht, ſonſt hätt' ich ja *gar* keinen Troſt!“

„Nun, dann wird Sie auch wollen, daß aus ihnen 'was *wird*. Ich will ſie erziehen laſſen, ſo lang' es Ihr übel geht, überleg' Sie ſich das und gebe Sie Herrn Röder Excellenz Beſcheid! Sie ſieht krank aus! — Seeger, laſſen Sie Beiden eine Collation ſerviren, und denk' Sie künftig an die Solitude!“

Er nickte, und ehe ſich die Generalin und Fiſcher noch faſſen konnten, war Karl Eugen hinweg.

Fortan ſtand aber ein Doppelpoſten an der Silence, dem Ausgange des Berges. —

Bald nach dieſer Audienz ging die Bittſchrift des Ausſchuſſes um Rieger's Freilaſſung ein. Durch Cabinetsbefehl wurde „der ꝛc. Rieger vom Hohentwiel entlaſſen, mit der Weiſung, zeitlebens Würtemberg zu meiden“. Die Kinder ließ Karl auf Wunſch der Mutter unter Fiſcher's Vormundſchaft im Waiſenhauſe zu Ludwigsburg fortan erziehen.*)

Der alte Conſiſtorialrath war von jenem Audienztage und dem Benehmen des Herzogs ſo alterirt, daß er in der Landſchaft kein Wort der Oppoſition gegen den Herzog mehr hatte, und was ihm als Theologe bisher noch nicht paſſirt zu ſein ſchien, er wurde fromm. —

---

*) Pfaff II. 480. Streicher 12.

Um dieſe Zeit richtete nach langem hoffnungsloſen Harren Hauptmann Caspar Schiller ein demüthig dringendes Geſuch an Se. Durchlaucht, ihm die zugeſagte Beförderung in „Anbetracht des Umſtandes verleihen zu wollen, daß er von dem kleinen, meiſt noch rückſtändigen Gehalt mit ſeiner Familie nimmermehr leben könne“. — Als Zeichen, daß er nicht müßig ſitze, legte er ſein Buch über die Baumzucht im Großen bei. Da zum Glück das Schreiben an Gablenz geſendet wurde, der es Röder zur Befürwortung gab, kam es bald an die rechte Schmiede.

„Der Schiller! Iſt das der Huſarenjunker von den Bouwinghauſen, der ſich bei Fulda ſo gut hielt, Röder?“

„Ja, gnädiger Herr!“

„Deſſen Frau ja wohl Veranlaſſung zu der Lager-Anekdote bei Backnag geweſen, auf die ſich Roman immer viel zu Gute that?“

„Gewiß, Gablenz inſpicirte damals das Regiment und ſtand bei dem Kinde Gevatter, es war auch richtig ein Knabe.“

„Hahaha, gut! Der Schiller ſoll nach Ludwigsburg kommen und in's Regiment Gablenz, Gemmingen oder Stein geſtellt werden, wo ordentlicher Platz iſt. Schlimmſtens nimm ihn unter die Hausgrenadiere. Bei der nächſten Kirchenparade will ich ihn ſehen. Seinen Rückſtand ſoll er erhalten, und ich hoffe, daß aus dem Sohn auch ein ordentlicher Soldat werden wird.“

Röder lächelte, und bald erhielt die Familie Schiller die frohe Ordre, nach Ludwigsburg zu gehen, und Herr Caspar ward ſeinem Landesherrn als Hauptmann der Leibgarde zu Fuß vom Regimentschef von Gemmingen vorgeſtellt. *)

„Freut mich, daß ich Ihn wiederſeh'! Er hat ſchmale Zeit durchgemacht; was hat Er nicht eher angefragt?“

---

*) Hoffmeiſter I. 18.

„Halten zu Gnaden, Durchlaucht,“ entgegnete Caſpar ſteif und kerzengerade, „wollt' meinem gnädigen Herrn nicht in einer Zeit beſchwerlich falle, wo das Land an den Kriegsleiden genug zu verwinde gehabt. Mein Schwiegervater half mir ſchon halbwegs durch.“

„Nun, ſo grüß' Er Seinen braven Schwiegervater. Was macht Sein Junge?“

„Iſt geſund, Gott ſei Dank, Durchlaucht.“

„Schick' Er ihn zu dem Jahn in die lateiniſche Schule, ſoll ein braver Soldat werden, wie ſein Vater!“

„Wie Gott will, Sereniſſimus!“

„Da hat Er mir auch ein Buch geſchickt über Baumzucht und Gartencultur, — verſteht Er 'was praktiſch davon?“

„Zu Befehl, Ew. Gnaden. Hab' mich beim Hauptmann von Hoven*) eingemiethet, wo ich einen hübſchen Garten hab', das iſt ſo meine Paſſion. Will da mit Verlaub meine Kunſt probire.“

„Schon recht! Wenn Er ſo weit iſt, mag Er's auf dem Schloß wiſſen laſſen; will doch ſehen, was Er zu Stande bringt!“ —

Der Winter kam, mit ihm das gewöhnliche Hoftreiben. Die Solitude ſtand vereinſamter denn je, denn der Herzog war wieder ganz in Jagden, Feſte und Opern hineingeriſſen. — Sonderbarer Weiſe, Baron Leutrum kam nicht nach Hofe, ſtellte ſeine ſchöne Frau nicht vor, ſondern entſchuldigte ſein Ausbleiben mit der leidenden Geſundheit derſelben. Jedenfalls ſpannte das die Neugier des Hofes auf das Fabelhafteſte. Der Herzog ließ kein Wort fallen, die Sache war ihm doch wohl nicht ſo richtig, als rings den kleinen Hirnen. Die Toscani und l'Entrechar indeß, um ein neues, ungewöhnliches Reizmittel für den Herzog zu erfinden, hatten eine Allianz geſchloſſen, um ihn zu überreden, den Carneval mit dem Hofe in Venedig zu verleben. Er ging darauf ein und ſtürzte ſich in den

---

*) Boas 67.

Strudel der Orgien, die Zügelloſigkeit des verlockenden Venedigs. Dieſe Reiſe war ein Dionyſioszug, bei dem Pappenheim und Emmershofen die Faune, die l'Entrechar, Toscani und Anzelin die Bacchantinnen machten, um welche ſich ein Schwall von Hofpöbel gruppirte. Dieſes Vergnügen koſtete ein entſetzliches Geld, man kehrte zurück mit 160,000 Gulden Schulden. Ach, es war nun einmal geſchehen, und man hatte für 250,000 Gulden Schmuck und Silberzeug den Nachfolgern Shylock's noch außerdem zum Pfande laſſen müſſen.*) Das Volk ſchrie, der Hof lachte, Röder, Gemmingen, Scheller und Seeger ſprachen kein Wort, und um das Maß allen Skandals voll zu machen, erſchien zu Augsburg eine anonyme ſchamloſe Schmähſchrift des Franzoſen Maubert, der vergebens an den Hof zu kommen geſtrebt hatte, „La pure vérité“, die, ein Gemiſch von Wahrheit und frechſter Lüge, die Ehre des Herzogs in den Koth zog.

Karl Eugen war finſterer, zerriſſener als je. Er war und blieb der Alte, und doch verwünſchte er ſich ſelbſt, daß er ſo blieb, ſo war, daß er verdammt zum eigenen Sklaven ſchien. Dazu kam, daß Montmartin unverrichteter Sache von Wien kam. Man ſchien zwar auf das Heirathsproject anzubeißen, aber das Reichsgericht war unbeſtechlich. Joſeph's Argusaugen wachten ja darüber, Joſeph, der eine tiefe Antipathie gegen Karl Eugen hatte. Nur Aufſchub, Verſchleppung, nicht Austrag der Sache war gewonnen.

„Sie ſind ſo einfältig als Diplomat, wie unglücklich als Miniſter, mein Herr, ich rathe Ihnen, auf ein paar Monate Urlaub zu nehmen, um Ihr Gehirn durch diverſe Bäder zu ſtärken, ich werde inzwiſchen ſehen, wie ich allein durchkomme!“

„Ich bitte um meine Entlaſſung, Durchlaucht!“

„Sie haben nichts zu bitten, noch zu verlangen, Monſieur de Montmartin, ſondern ſo lange Ihre gottverdammte Schuldigkeit zu thun, bis ich's an der Zeit halte, daß

---

*) Pfaff II. 454.

Sie gehen dürfen! Meinen Sie, ich ſei da, das Gericht allein auszueſſen, das Sie mir und dem Lande vorgeſetzt? Meinen Sie, es ſei diplomatiſch, jetzt zu gehen, wo Sie Alles im Chaos laſſen? Nein, mein Herr, Sie bleiben, oder wenn Sie gehen — auf die kühle Sommerwohnung, die wegen Auszugs des Collegen Rieger auf dem Twiel leerſteht! Das iſt zwar kein ton subtile de diplomatique et de l'esprit français, aber deutſch- und bündig!" — Montmartin ging auf unbeſtimmten Urlaub. —

Und die Primeln, die Narziſſen, die Aurikeln und Veilchen blühten, die Vögel ſangen wieder. — „Solitude!" ſeufzte Karl ſchwermüthig.

„Solitude est consolation," antwortete Röder trübe, — faſt glaubte er ſelbſt nicht mehr daran. — Man ritt das erſte Mal hinüber und wollte recht lange da bleiben, aber man hatte ſo leichtes Gepäck wie ſonſt nicht mehr. Eine herzogliche Kanzlei und Regiſtratur mußte daſelbſt etablirt werden, denn der Herzog beſorgte nun Alles ſelbſt unter Gemmingen's, des Grafen Puttbus, Röder's, Scheller's und Seeger's Aſſiſtenz. Die Räthe, die Generale und Wittleder mußten von Ludwigsburg zum Vortrag kommen. — Für dieſen Behuf ward im Seeſchlößchen die Kanzlei und Regiſtratur errichtet, in der Meierei wurde Audienz gegeben, auf dem Thurm aber wohnte und arbeitete der Herzog mit ſeinen Vertrauten, — ungefähr wie ſonſt, nur mit der Solitude war es ſo ziemlich aus. Dazu war Alles ſehr eng, gar zu ländlich und unbequem, man mußte bauen und Karin war nichts recht. In jener Zeit — Leutrum war gerade ein Jahr vermählt — erzwangen dringende Geſchäfte ſeine längere Anweſenheit in Ludwigsburg. Sein Intendant erſchien und miethete in der Stadt ein Haus mit ſchönem Garten; prächtiges Mobiliar, koſtbare Tapeten füllten raſch die Räume.

„Leutrum kommt, Leutrum und ſeine Frau!" Man war bei Hofe närriſch über das bevorſtehende Vergnügen. Fabelhafte Gerüchte flogen umher, der Morgen des Audienztages erſchien. Mochte es der Herzog nun ſeiner

Ehre wegen für nöthig halten, den Director ſeiner Ritterſchaft als Gatten beſonders zu empfangen, kurz, die Audienz ſollte en grande parure auf der Favorite vor ſich gehen, ſollte halb im officiellen, halb im vertraulichen Styl gehalten ſein, jedenfalls aber höchſt poetiſch, und Karl war ein Meiſter des Geſchmacks. Beim Stadtſchloſſe war die Auffahrt, dort ſollten Röder und Pappenheim das junge Paar empfangen und unter Cortège der Hausgrenadiere, die gerade Hauptmann Schiller commandirte, in einer herzoglichen Portechaiſe durch die Faſanerie bringen.

Herren und Damen verſammelten ſich um den Balkon, welcher in eine wogende Terraſſe von Blüthen und Blättern, ein Meer duftender Orangen und Mandelbüſche verwandelt worden. Alles war bereit. In großer Toilette ſtarrte rings der Hofſtaat, und es ſchien ſchwer zu ſagen, wer von ihnen ungeduldiger, neugieriger war. Nur der Herzog ſchien es nicht, — er war noch nicht einmal da, obſchon der Zug mit der Portechaiſe bereits das Stadtſchloß verlaſſen.

Plötzlich öffnete ſich die Thür des großen Salons. Der Herzog trat auf die Terraſſe, er war blaß und — alle dehors vergeſſend — hatte keine Toilette gemacht. Er trug kein Staatskleid, nicht einmal eine Uniform, ſondern den grauen Rock des Piqueurs, welchen er auf der Solitude liebte, und den Fänger an der Seite.

Ein ſeltſames Staunen, ein Schreck erfüllte Alle. War der Herzog krank?

Innerhalb der geſchloſſenen Portechaiſe, die ſich, links von Röder, rechts von Pappenheim escortirt, die Schloßallee nach der Faſanerie hinab bewegte, ſaßen der wonneſtrahlende Leutrum und ſeine Gemahlin. Er hatte ein violettes Hofkleid von Sammet mit eingeſprengten Silberfäden angethan, neueſte Pariſer Mode, ſo daß er förmlich ſchillerte, wenn die Sonne auf ihn fiel. Das orangene Atlasbeinkleid nebſt Weſte, die Brillantknöpfe und Spitzenbauſchen an Bruſt und Händen verliehen ihm etwas Papageienhaftes. Zu ſeinem größten Aerger hatte Franziska ſich lange nicht ſo ſtrahlend und koſtbar gekleidet, als er für den erſten Empfang nöthig hielt, denn er wollte mit ſeiner Frau unendlich reuſſiren. Auch ſchien ſie die leuchtende Feſtlaune des Gemahls gar nicht zu theilen. Ihr Coſtüm, obwohl ſehr geſchmackvoll, ſchien nicht, was man damals hofmäßig nannte. Es fehlte dem Kleide jene vom Rücken herabfallende, mantelartige Erweiterung mit Schleppe, nach welcher man damals das Kleid ſpeciell Robe nannte. Sie trug ſich im Gegentheil à la bergère, und ſtatt der ſchweren Stoffe, wie Brocat, Drapd'or, Sammet oder Damaſt, fiel über ein Unterkleid von weißem Seidenmoire, der mit ganz kleinen Vergißmeinnichtblümchen gemuſtert war, erſt ein dünnes Kleid von Silberzindel in ſtarken Wolken bis zum Knie, zwiſchen denen ſich ſchalkhaft Roſenknospen bargen. Das eigentliche Oberkleid aber, vorn offen und durch ein paar Bouquets von Silberfiligran ſeitwärts aufgenommen, beſtand aus himmelblauem Flor, in dem kleine gewirkte Sternchen ſchimmerten. Statt der Hoffriſur à la chinoise mit hohem Aufſatz trug ſie ihr dunkles Haar in langen Locken, von Perlenſchnüren durchzogen und, um der Sitte des Puders zu genügen, mit Silberſtaub beſprengt. Eine Wolke von Seidengaze aber umgab wie ein Hauch Buſen, Nacken und Arme, und verbarg halb und halb jene Reize, die man damals ſehr auf dem Präſentirteller zu offeriren liebte. Während ſie nun langſam dahin zogen, und mitten in den ſalbungsreichen Belehrungen, die der entzückte Baron ſeiner Gemahlin über Etiquette und Hofverhältniſſe angedeihen ließ, unterbrach ihn Franziska:

„Ich ſehe, Sie taugen ganz für dies klägliche Poſſenſpiel! O Geduld, das Ziel Ihrer Sehnſucht, Ihrer eitlen Unruhe, Baron, wird ja binnen wenigen Secunden befriedigt ſein, Sie werden die berauſchende Luſt Ihrer alten Heimath athmen! Ich will wünſchen, daß ſie Ihnen gut bekommt! Ich habe vor dieſem Moment geſchaudert, ihn mühſam ein Jahr verhindert, voilà — Sie beſtanden darauf! In Betracht, daß Sie im Uebrigen unſere Bedingungen reſpectirten, wagte ich nicht länger zu widerſtreben. — Sie ſagen, der Herzog mußte, wollte mich ſehen, unſere Ehre gebiete, den Hof nicht länger zu meiden! — Ich verſtehe das nicht, aber doch ſo viel, daß ich mich hier wie in einem fremden Lande bewege. Pah, als ob ich nicht überall ein Fremdling wäre!"

„Sie fürchten doch wohl den Hof nicht, Süße? Sehen Sie denn nicht, mit welcher Verehrung man Ihnen begegnet?"

„Verehrung, mir? Ich bin dieſen Leuten fremd. Was ſollen ſie mich beſonders ehren?"

„Nein, dieſer Empfang iſt außerordentlich! Sind Sie denn aber nicht Leutrum's Gemahlin?"

„Leutrum's Frau! — Und Sie glauben, daß mich das vor Kränkungen ſchütze, mir nicht vielmehr eine Quelle aller Kränkungen werden wird? Sie natürlich haben nicht bemerkt, was Graf Pappenheim mir nach dem Entrée im Schloſſe in's Ohr zu raunen wagte?"

„Ihnen? Der Unverſchämte, ich —"

„Erhitzen Sie ſich doch nicht, Beſter! Sie ſcheinen mir nicht der Mann dazu, mich mit dem Gewicht Ihres Renommées hier zu vertreten, ich werde es ſelbſt thun, oder werde dulden müſſen. Sie, Herr Ritterſchafts-Director, ſind nur den Leuten in Heubach furchtbar, die Ihr Brot eſſen."

Leutrum hätte gern etwas erwiedert, aber das Portal der Faſanerie ward ſchon ſichtbar.

Plötzlich hielten die Träger.

Franziska's Herz ſchauderte, ſie dachte daran, daß ſie in einer Secunde vor dem fürchterlichſten, tyranniſchſten Menſchen auf deutſcher Flur, vor Karl Eugen von Würtemberg ſtehen müſſe. Pappenheim öffnete den Schlag.

„Seine Herzogliche Durchlaucht kommen entgegen!" flüſterte er.

Ihr Gatte verließ den Tragſtuhl und half ihr heraus. Das Herz ſchlug ihr — vor Angſt, — vor Erwartung, — ſie wußte nicht warum! Ihre Schultern, Stirn und Antlitz übergoſſen ſich mit Purpur, ſie ſchlug vor Beklemmung die Augen nieder.

Leutrum verbeugte ſich tief, indem er ſie leiſe anſtieß. Sie that desgleichen. Dann erhob ſie den Blick, denn ſie fühlte, daß ſie ſich faſſen müſſe.

Ein weiter glänzender Kranz von Damen und Cavalieren umſtand ſie, deren Blicke mit einer Art Staunen auf ihr lagen. In Mitte Aller ſtand ein Mann, — gegen dieſen Glanz mehr wie einfach — faſt ärmlich. — Sein Geſicht war edel, aber von Leidenſchaften zerriſſen, ſein Auge loderte wie eine Flamme und ſenkte ſich dennoch vor ihr, und auf ſeinen Zügen ſtand eine tiefe, unendlich rührende Schwermuth in dieſem Augenblick. — War das der Karl der Orgien und Maitreſſen? Der Karl, welcher Moſer, Rieger, Huber und Hunderte zu Opfern ſeines finſtern Geiſtes gemacht?!

Karl fuhr auf und trat heran, Franziska's Hand ergreifend.

„Mein lieber Leutrum, ich gratulire Ihnen zu einer ſolchen Gemahlin! Sie haben, denk' ich, Gott ſehr für ſolche Gunſt zu danken. — Edle Baroneß," er küßte leiſe zitternd ihre Hand, „laſſen Sie ſich ſagen, daß Sie willkommen wie keine Andre ſind! Das Geſchick eines Regenten iſt Schmerz und Sorge. Wollen Sie beweiſen, daß Sie für mich, als Ihren Souverain, ein wenig Theilnahme haben, ſo nehmen Sie an, daß, ſo oft Sie hier erſcheinen werden, gute Geiſter mit Ihnen einziehen!"

Quelle gloire! Quel phénomène! — Was er noch keiner Dame außer Friedriken, ja ſeinen erklärteſten Favoritinnen nicht einmal erwies, er bot der Baroneß von Leutrum den Arm. Der Hof zog, tief ſich neigend, Chaine, bis Beide vorüber waren, dann rauſchte flüſternd und erſtaunt Alles hinterher; der Ritterſchafts-Director an Röder's Seite aber trug die Naſe hoch wie einen Thurm durch die Lüfte. — Der Herzog kam ihm entgegen! Der Herzog führte ſeine Frau! Er ſchwamm in Seligkeit.

Franziska hatte auf des Herzogs Anrede kein Wort erwiedert. Sie kämpfte mit den ſeltſam widerſtreitenden Gefühlen ihres ängſtlich pochenden Herzens.

„Gnädige Frau," begann der Herzog halblaut zu ihr gebeugt, „ich befinde mich Ihnen gegenüber in einer eigenthümlichen Verlegenheit. Ihr Vertrauen würde meinem Herzen wohlthun, und doch möchte ich mich nicht gegen Ihren Willen in daſſelbe drängen. Anderntheils weiß ich von Ihrem bisherigen Looſe, — der Art, wie Baron Leutrum ſich das Glück Ihres Beſitzes verſchafft zu haben ſcheint, genug, um für Sie die tiefſte Theilnahme und Verehrung zu hegen! Wollen Sie mir dieſes Vertrauen gewähren? — Können Sie ſich entſchließen, in mir nicht nur Ihren Souverain zu ſehen, dem Sie Beobachtung des Hofceremoniells ſchuldig ſind, ſondern einen wahren Freund?!“

„Mein Fürſt, wie ſollte ich mich ſo — ſo hoher Ehre beim erſten Anblick würdig gemacht haben! Ich darf wohl billig darüber erſtaunen!“

„Sie haben kein Vertrauen zu mir!“

„Herzogliche Gnaden!“

„Ich verzeihe es Ihnen, Baroneſſe. Wer gezwungen worden, die Welt mit ſo düſterem Blick wie Sie anzuſehen, hat das Recht, überall nur Selbſtſucht zu erblicken. Vielleicht hat man Ihnen auch Karl von Würtemberg und ſeinen Hof von einer wenig günſtigen Seite geſchildert, wie?“

„Gnädigſter Herr, wenn Ihnen wirklich meine Lage nicht unbekannt iſt, ſo mögen Sie verzeihen, wenn ich an Mannesehre und Uneigennützigkeit nicht zu glauben vermag. Würden Sie die ganze Tiefe meines Grams ermeſſen können, dies ewige Gefühl der Erniedrigung und Entwürdigung, Sie müßten, Herr Herzog, begreiflich finden, daß ich die Männer ſogar verachten muß. Die Furcht, meine Lage zu verſchlimmern, ja, offen geſprochen, die Furcht vor Ludwigsburg hielt mich wie eine Ahnung, eine unſichtbare Hand zurück. Mein Gemahl beſtand auf der Reiſe. Wie wenig in meinem ſchlimmen Vorgefühl ich mich betrog, ſollte ich ſchon bei meinem Entrée im Stadtſchloß erfahren!“

„Unmöglich? Wer hätte gewagt, Sie zu kränken?“

„Wenn man der Jugendfreund, der Genoſſe und Vertraute des Herzogs von Würtemberg iſt, eines Souverains, der gewohnt iſt — ſagt man im Lande — die Leiden der Armen und Geringen zu überſehen, — kann man immerhin das Kind eines verarmten Landedelmanns beleidigen.“

„Pappenheim? — Baroneß!“

„Er hatte die hohe Gnade, mich mit zweideutigem Lächeln zu fragen: ob Leutrum's Liebeszauber ſo groß geweſen, daß ich mich ein Jahr vergeblich am Hoflager erwarten ließ! — Man mag mit Recht dieſe Ehe lächerlich finden, aber man ſollte begreifen, daß dieſe Lächerlichkeit eben einen Theil meines Elendes ausmacht! Mit vollem Bewußtſein nahm ich es auf mich als eine Pflicht, über deren Verdienſte und Reinheit nur Gott ein Urtheil zuſteht. Ich bin auch bereit, ſchutzlos den ganzen öffentlichen Fluch derſelben zu tragen. Aber ich frage Sie, Durchlaucht, welcher Cavalier, auch wenn er die verlorenſte Seele wäre, würde ſich nicht ſchämen, am Unglück einer Frau ſeinen Witz zu üben?“

Karl athmete ſchwer, ſein Geſicht ward blaß, ſeine Lippen zuckten, unheimlich glühte ſein Blick. „O, Baroneſſe, Niemand ſoll Sie ferner mit einem Hauche beleidigen. — Sie — Sie denken ſehr übel von mir; noch in dieſem Augenblick mißtrauen Sie meinen Abſichten! Baroneſſe, ja oder nein?!“

„Ja, Durchlaucht! — Ich fühle, daß Sie mir ein Maß von Ehre erzeigen, welches das ſtumme Staunen der Uebrigen weckt, und weiß, daß ich dieſe hohe Gnade bei Ihnen wenigſtens nicht verdiene. Soll mich das nicht ängſtigen?“

„Baroneſſe, da man von Ihnen ſtets Opfer gefordert, ſo glauben Sie, Karl, der wilde würtembergiſche Karl, der Schrecken ſeines Landes, wie man mich vielleicht nennt, wäre am wenigſten eine Perſon, die Selbſtſucht verleugnen könne. Vielleicht lernen Sie noch beſſer von mir denken. — Reden wir lieber von Ihnen. Ihr Herr Vater iſt Landwirth?“

„Zu Befehl, Durchlaucht!“

„So liebt er auch wohl die Jagd?"

„Leidenſchaftlich! — Er galt ſonſt für den beſten Jäger in Rheinfranken, als er noch eine Jagd hatte. — Die letzten Jahre bot ſich dazu keine Gelegenheit, und ich konnte kein Gewehr mehr ohne Angſt in ſeiner Hand ſehn."

„Sie haben zwei erwachſene Brüder? Haben die keine Stellung?"

„Wolff und Victor. — Mein Vater konnte in der Wirthſchaft ihre Hülfe bisher nicht entbehren. Ich hoffe nun aber den Lieblingswunſch zu realiſiren, wenigſtens des Jüngſten Glück in meiner Nähe zu gründen!"

„Frau Baronin, — würden Sie eine Beleidigung darin erblicken, wenn Ihr Fürſt Sie bittet, für Ihren Herrn Vater die Stelle des vor wenig Tagen verſtorbenen Oberforſtmeiſters von Leonberg und zwei Fähnrichspatente für Ihre Brüder anzunehmen."

„Durchlaucht, Durchlaucht! Sie verſuchen mein Herz zu ſehr! — Was haben Sie davon, die einzige Stelle zu berühren, wo ich ſchwach bin?"

„Baroneſſe, ich bin in ähnlichem Falle wie Sie. Gleich einem Sklaven erzogen, habe ich weibliche Ehre und Würde, Elternliebe und die Treue der Menſchen verachten gelernt. Daher bin ich finſter, leidenſchaftlich und hart geworden! In Ihnen habe ich die erſte Frau erblickt, vor deren Herzensadel ich Ehrfurcht empfinde, in Ihnen das erſte Weſen, das Entſagung ſchön macht! — Ich möchte die ſtille Befriedigung empfinden, durch das Glück der Ihren Sie ſelbſt weniger abhängig von Ihrer Lage zu wiſſen, mir vielleicht bei der einzigen Frau, die ich achte, Theilnahme und Freundſchaft zu erwerben. — Ich hoffe, Sie werden mich für ritterlich genug halten, mit dieſem Glück, dieſer Herzenswohlthat zufrieden zu ſein."

„Mein Fürſt! Mit dem Glücke der Meinen würden Sie mein Herz wohl beſtechen, aber wenn Sie meine Entſagung wirklich hochhalten, ſo könnten Sie auch nur mit Ihrer Entſagung die Angſt meiner Seele entwaffnen!"

„Wie ſoll ich das verſtehen?“

„Entſagen Sie allem Streit mit Ihrem Lande! Entſagen Sie dem Zorn! Seien Sie der große, gute, liebende Vater Ihrer Kinder, und — Franziska von Leutrum — mein Fürſt — wird Sie anbeten!! Dann wird nicht mehr trübe Einſamkeit, — die Freundſchaft, die Liebe, die Bewunderung wird Ihr Troſt ſein!“

„Franziska, Sie verlangen Unendliches von mir! Ich ſoll Alles hingeben, Alles — und —“ er ſtockte.

„Aber Sie werden tauſendfältig belohnt werden! Wer in verführungsreicher, liebeleerer Jugend ſo über „Laſter und Tugend“ denken und ſchreiben konnte wie Sie, kann nie ganz den tiefen, angebornen Adel ſeiner Seele verleugnen! O, fühlten Sie doch ſympathiſch, was mein Herz in dieſer Stunde bewegt, dann wollte ich glauben, Gott habe mich zum Schutzgeiſt beſtimmt, deſſen Schritt Segen bringt an dieſer Stelle!“

„Wollen Sie mir verſprechen, daß ich dieſes Schutzgeiſtes nie beraubt ſein ſoll, nie — wenn ich auch ſtrauchle und irre? Franziska, vor Gott frage ich Sie!“

Ein Schauer lief über die ſchöne Frau hin. Dann wendete ſie erröthend ihr Angeſicht ihm zu und ſagte leiſe: „Vor Gott verſpreche ich es Ihnen — nie!“

„Ich werde mit meinem Lande Frieden machen, — mit meinen Brüdern! — Ich will neu werden, milder, beſſer! — Sie ſollen entſcheiden in Zukunft, welches Lohns ich werth bin!“

Sie ſchritten eine Weile ſtumm nebeneinander hin. Es war, als ob Eins auf des Andern Herzſchlag lauſchte. Man hatte die Favorite erreicht.

Mit einem unnachahmlichen Tone ernſter Liebenswürdigkeit lud er hier ſeinen Hof ein, das Feſt des Empfanges zu begehen, mit dem er das Erſcheinen einer Dame, die er „wegen ihrer Tugend und ihres hohen Sinnes als die Erſte ihres Geſchlechts erachten müſſe, zu feiern gedenke. In der Huldigung, die er ihr als Tochter, wie Gattin weihen werde, möge der Hof das Maß ſeiner eignen Achtung und Verehrung für dieſelbe erblicken!"

Man hatte ſich noch kaum von dem erſten Wunder des herzoglichen Empfanges erholt. — Dieſe Worte, die ungewöhnliche Tiefe der Empfindung in dieſen Aeußerungen des Souverains wirkten wie der Eintritt einer ungewöhnlichen Naturerſcheinung. Der ausgebildete Höflingsinſtinct dieſer Leute belehrte ſie ſofort, daß die Baroneſſe von Leutrum eine namenloſe Gewalt wie mit einem Zauberſchlage über Karl erreicht habe. Im Nu war der leichte Ton verflogen, die Herrſchaft der Caeſari, Toscani, l'Entrechar, Anzelin und der Theaterköniginnen ſank meerestief in's Vergeſſen; man beugte ſich der neuen Sonne, und Leutrum — vom eignen Glanze ſchier erblindet — ward mit einer ausgeſuchten Verehrung regalirt, wie ſein Renommé bisher gewiß ſich's nimmer träumen ließ.

Außer ſich fiel er vor ſeiner Gattin, als ſie daheim waren, auf die Kniee und küßte ihre Hände.

„O ich Cröſus, ich beneidenswerther Mann! Welche Perle beſitze ich an Ihnen! Ich bin ſelig, ich bin entzückt, ich bin —"

„Auf dem Wege ein Narr zu werden, Herr Baron! Wenn ich eine Perle bin, ſo nehmen Sie ſich in Acht! Perlen ſind rund und entfallen bei ſchlechter Faſſung. Guten Abend, Baron!"

In ihrem Zimmer angelangt, ſtand ſie ſinnend, träumeriſch, während die alte Brigitte ſie entkleidete. — Sie entließ ſie mit einem ſtummen Kopfnicken.

„Gott, mein Gott! haſt Du verhängt, was mir ahnt, ſoll ich mit Schande vielleicht — nein, nein! Vor Schande bin ich ſicher. Was mich bewahrt, trag' ich bei mir!" — Sie ſteckte ein Fläſchchen, das ſie aus dem Buſen zog, unter ihr Kiſſen. — „Es liegt in dieſem Manne ein Etwas, das mich erſchüttert, rührt, mit tiefer, wehmuthsvoller Sehnſucht ergreift! Karl iſt gebrochen, verwildert, — aber edel! Laß mich dieſen Geiſt bändigen, mein Vater im Himmel, und ich will mit Freuden das öde Leben tragen, denn Du gabſt ihm dann unvergängliche Zwecke hienieden.“ —

Dies war das erſte Hoffeſt zu Ludwigsburg, wo der Geiſt ſo über die Materie, wo die Gewalt einer reinen, wahrhaft gebildeten Frau über die Fadaiſen, den ſanglauten Witz, den Sinnenrauſch triumphirt hatte. Dieſer Tag gab jenen Damen und Herren viel zu denken, die nun auf alle jene blendenden Künſte verzichten mußten, welche Sereniſſimo einſt ſo wohlgefallen. —

Röder begleitete den Herzog in ſein Cabinet.

„Röder, weißt Du, was heute mit mir vorging?“

„Ich ſah es ſtaunend, mein Herzog, und — nur dies Eine iſt mir gewiß, Sie ſind wie verwandelt!“

„Verwandelt! — Du, der meine einſamen Stunden, meine Qualen, — der mein zerriſſen Leben bisher geſehen und alle Täuſchungen meiner ſchimmernden Bahn, — Du wirſt mich verſtehen! — Ich beneide, — ich haſſe dieſen Leutrum, ich verwünſche ihn wie die Hölle! — O nein, ſei ruhig. Er hat nichts von mir zu fürchten. — Ich will nicht ſelbſtſüchtig ſein, werde mich zähmen; ſie hat mir ja verſprochen, mit ihrem guten Geiſte nie von mir zu weichen. Ich halte auch mein Wort! Herr Athanaſius von Berneddin iſt Oberforſtmeiſter von Leonberg, ſeine beiden Söhne erhalten Fähndrichspatente. Ueber alle meine Maßnahmen will ich die Meinung der Baroneſſe von Leutrum hören, ſie ſoll unſer Freundſchaftsglück auf der Solitude, unſere Pläne und Wünſche theilen. — Der Pappenheim geht für immer auf ſeine Güter, ich mag ihn nicht mehr ſehen, nie wieder, — hörſt Du? Er hat dieſe Frau beleidigt wie ein Bube, ſtatt vor ihr in Verehrung das Knie zu beugen! Ich will dies hohle Geſindel los ſein, es hat lange genug mein Herz vergiftet. — Ich werde meinem Lande Frieden geben, Röder, werde mit meinen Brüdern mich vertragen! Alle Ueberlaſt, aller Streit, alle Klage ſoll aufhören in meinem Lande, allem

Stolz, aller Leidenſchaft will ich entſagen, weil ich Franziska von Leutrum liebe, wie ich kein Weib dieſer Erde geliebt habe!!“

Er fiel dem alten Röder um den Hals; Beide hielten ſich lange umſchlungen.

„Franziska!“ murmelte er im Traume dieſer Nacht.

14.

Ixion.

Chriſtian Schubart war Gatte. In dem engen, niedrigen Stübchen der Präceptorwohnung waltete neben ihm Helene wie ein frommes, liebevolles, fleißiges Weib, das ihm an Beſonnenheit, Charakterſtärke und ſchlichter Einfalt des Gemüths einen Brautſchatz in's Haus gebracht, deſſen Werth er ſicher nicht in ſeinem ganzen, vollen Umfange zu würdigen vermochte. Vor ihrem kraftvollen Willen hatte er eine gewiſſe Scheu, und da ſie an Bildung gewaltig unter ihm ſtand, ſchließlich eben ſo einſeitig und hausbacken war wie das ganze ehrſame Geißlingen, ſo verbarg er vor ihr gerade die geiſtigſte, edelſte Seite ſeines Weſens, das Streben nach Licht und Wahrheit, nach jenem Ziele, das ihm Haug als die Krone des Jahrhunderts hingeſtellt. Er wußte das, aller Erfahrung nach, wohl, aber daß er überhaupt etwas zu verbergen hatte, war immer für einen Ehemann ſchlimm. In den Flitterwochen der Ehe half ihm wohl die Süßigkeit ſeines jungen Glücks leicht hierüber hinweg, er vergaß ſeine ſchmalen Einkünfte, die Quälerei und Laſt ſeines Baccalaureates, vergaß ſelbſt Poeſie und Muſik; ja die Philiſterei des Baſengeſchwätzes ſogar, und die Stupidität der Geißlinger Philiſter, welche nur in zwei Kategorien, Viehzüchter und Drechsler oder vielmehr Weinſchnitzer, zerfielen, die mit ihren kleinen Galanterien die Bäder und die Waarenlager zu Nürnberg, Ludwigsburg und Ulm verſahen, mochte er toleriren. Sein Weibchen im Arm beim praſſelnden Reiſigfeuer zu ſitzen und die Schneeflocken ſpielen zu ſehen, oder, als der Sommer gekommen, unter dem ſchattig kühlen, grünen Blätterdach der Bäume vor ſeiner Thür die Abende mit ihr und den Schwiegereltern beim Pfeifchen zu verdämmern, alles das machte ihm ſeliges Vergnügen, weil — es neu war! Liebe man ſein Weib noch ſo ſehr, finde man ſich aus Neigung zu ihr gern in alle ſchwierigen Pflichten eines drückenden Berufs, überſehe man im Rauſche gewiſſe Unvollkommenheiten ſeiner Schönen, es kommt der Tag, — das böſe Hogarthiſche „after", wo man den Apfel vom Baum der Erkenntniß genoſſen hat und davon Magendrücken empfindet, die Binde paradieſiſcher Täuſchung vom ernüchterten Auge ſinkt und wir uns mit unſerer Liebe in puris naturalibus ſehen! Gegen dies fürchterliche „Hernach" mit ſeinen Folgen ſchützt die heißeſte, unwandelbarſte Liebe nicht, wenn nicht der Bildungsgrad der Liebenden ein verwandter iſt, wenn die geiſtige Empfänglichkeit nicht mit der leiblichen gleichen Schritt hält, nicht die offenſte, rückhaltloſeſte Aufrichtigkeit zwiſchen den Sponſen herrſcht, man ſich weder Mühe noch Zeit genommen, ſchon vor der Hochzeit ſich wenigſtens in ſo weit kennen zu lernen, um ſich durch ſeine gegenſeitigen Unvollkommenheiten — after den Flitterwochen nicht zu unangenehm zu überraſchen! Gewiß konnten zwei Eheleute ſich nicht inniger, herzlicher lieben, als Chriſtian und Helene. Sie beſaß alle Charaktereigenſchaften, Schubart menſchlich zu ergänzen, aber Helenens Bildung und Anſchauung hätte wohl für die Gattin irgend eines Gewerbetreibenden oder ſimpeln Landpaſtors getaugt, für einen Dichter, Muſiker, einen Künſtler und Gelehrten, der kämpfen und ſiegen wollte in der Arena der Gegenwart, war ſie gewiß nicht geeignet. Sie liebte ihren Mann herzlich, aber mit der Erfüllung ihrer häuslichen Pflichten, Sparſamkeit, Ordnungsliebe und Sorglichkeit, glaubte ſie, ſei auch Alles gethan. In die Kirche zu gehen oder die Bibel zu leſen, war die höchſte Anſtrengung, welche ſie ihrem Geiſte zumuthete, die Frau eines Präceptors und künftigen Paſtors zu ſein, ſchien ihr die Krone des Lebens, und ſie verſtand nicht, daß ein anderer Beruf ſchöner ſein könne. Es war daher unvermeidlich, daß nicht eine Reihe kleiner Mißſtimmungen, Enttäuſchungen, mißlicher Entdeckungen den Ehehimmel trüben, ſehr bald das kümmerliche Schulamt in ſeiner ganzen Härte erſcheinen ließen, daß man zu Zwiſten und heftigen Scenen, zu Extravaganzen auf beiden Seiten hingeriſſen wurde, und ſich ſo eine Kluft zwiſchen beiden Gatten vorbereitete, die von unberufenen guten Freunden und ſchwiegerelterlichen Einmiſchungen nur verſchlimmert wurde, und welche die Macht der immer wiedererſtehenden Liebe auf Augenblicke wohl bedecken, aber nicht dauernd ſchließen konnte.

Um unabhängig nach Schubart's Sinne zu werden, war ſeine Verheirathung mit Helenen gewiß der verfehlteſte Weg, und je unwiderruflicher ſich ihm dieſe Ueberzeugung im Laufe der Zeit aufdrang, deſto elender begann er ſich zu fühlen, deſto wilder ſchüttelte er die Kette, welche ihn an das jämmerliche Geißlingen band, deſto eifriger ſuchte er die Gelegenheit, ſie zu durchreißen. Wenn Helenen die nöthige Bildung, ſo mangelte Schubart noch mehr die charaktervolle Würde, ſein Loos zu ertragen, ſich durch ernſte Studien auf einen beſſeren Zuſtand vorzubereiten und zu geiſtiger Klarheit durchzudringen.

Wie er ſich einſt Haug genähert, ſo ſuchte er im Juni 64 Wieland's Freundſchaft.*) — Es wogte gewaltig in ſeinem Hirn. Die Freidenkerei bemächtigte ſich der Köpfe mehr und mehr, Shakeſpeare in ſeiner erſten Ueberſetzung ſetzte Schubart's Geiſt in Flammen, Winkelmann und Leſſing ſtellten die verlorenen Schönheitsgeſetze wieder her, die Lectüre der Alten ſpornte Chriſtian an, und das berühmte Werk des Febronius gegen den Papſt erſchütterte die römiſche

---

*) Strauß I. 54.

Kirche in ihrer Grundfeſte, dem irdiſchen Beſitze. Die Jeſuiten gar wurden aus Frankreich vertrieben, und Marmontel's Beliſaire erklärte bereits den Königen den Krieg. — Ein Klingen und Seufzen, ein Glühen und Blitzen erfüllte die Welt, „die Tiraden ſteigen wie Raketen in die Luft und — zerplatzen," ſchrieb Schubart. — Nur er mußte ſtill liegen, wie der Hund an der Kette, denn er ſtand unter der moraliſchen Cenſur ſeiner Frau, ſeiner Schwiegereltern, ſeiner beiden Herren Pfarrer, des Obervogts von Baldinger, des ehrſamen Magiſtrats und der noch ehrſameren Väter und Mütter ſeiner Schulbuben, die alle ſich in der Anſicht einten, daß es ſich für einen Präceptor und angehenden Pfarrer nicht ſchicke, in den „Ochſen" oder das „Lamm" zu gehen, allda beim Landwein fröhlich zu ſein, nicht ſchicke, andere als geiſtige Muſik zu machen, nicht ſchicke, Anderes zu ſchreiben, als eine Predigt oder die Correctur der Schulhefte.

Je mehr Schubart die Controle empfand, der man ihn allſeitig unterzog, je lächerlicher das Philiſterium rings bei jeder Lumperei ſich geberdete, je enger, trüber, drückender ſein Dunſtkreis wurde, deſto mehr reagirte ſeine leidenſchaftliche Natur, deſto leichter fanden himmelſtürmeriſche Theorien, die freigeiſtige Skepſis der Zeit, jeder ſich bietende Lebensgenuß bei ihm Eingang. Außer der oberflächlichen und ſeltenen Berührung mit Obervogt von Baldinger, deſſen Kinder er unterrichtete, deſſen Bibliothek und Kunſtſammlung ihm offen ſtand, hatte er nur einen Freund, ein Kraftgenie gleich ihm, gegen den er ſich austoben konnte, den Maler Schneider. Es war ein vacirender Künſtler, der die Rauhalp zu ſeinem Sitze gewählt hatte, um ihren landſchaftlichen Reiz auf die Leinwand zu zaubern, zugleich ein wenig Muſiker, Dichter, und dem Dienſt des Bacchus und Amor überaus geneigt. Mit ihm im Wirthshaus zu ſitzen, über der Welt Händel zu ſkandaliſiren, Witze und Schnurren zum Beſten zu geben, oder im Verein mit dem luſtigen Amtmann Kiderlen zu Altenſtädt den gehörnten Jokus loszulaſſen, war ſeine einzige Erquickung nach der Laſt des Präceptorats.

Das Entweder — oder, der alte Zweifel zwiſchen geiſtlich und weltlich trat mit immer größerer Schärfe an ihn heran, und Wieland's liebenswürdige ermunternde Antwort ließ ihn nur emſiger der Dichtkunſt anhangen. Wäre er ſich nur über das Wohinaus, über das Problem, welche Richtung die wahre ſei, klar geweſen! Das wußte leider zu jener Zeit Niemand, man lebte in einer literariſchen Verwirrung. In ſeinem erſten Entwickelungsſtadium hatte Schubart in Gottſched den Reformator der Kunſt geſehen, als aber Bodmer, Breitinger und ſein Anhang ihn in die Pfanne hieben, wandte ſich Chriſtian den Zürchern zu. Dann behagten ihm die Satyriker, die ſogenannten Anglomanen, Liscow, Rabener, Lichtenberg, Thümmel, Archenholz, Hippel und Hamann beſſer, aber auch die Gräkomanen: Voß, Ramler, Gleim, Geßner, Cramer und Lichtwer, zogen ihn an. Die Schattirungen und Spielarten in Styl wie Richtung, die Art, das Komiſche und Ernſte zu verbinden oder zu trennen, die Alten nachzuahmen oder zu verwerfen, ohne daß ſich eine klare, plaſtiſche Kunſtform, ein reeller Kunſtinhalt gebar, vermehrte nur die eigene Unſicherheit und das geiſtige Chaos des Präceptors. Alles lief damals, ſelbſt die bloße Lyrik, mehr oder weniger auf eine edlere Art der Gelegenheits- oder der Tendenzpoeſie hinaus, wie bei Ramler, Gleim, den Preußenliedern Schubart's, — ſelbſt Leſſing's Minna von Barnhelm hatte noch einen Schimmer davon. Die Meiſten ſchleppten ſich am Gängelbande der antiken Form hin, und nur zwei Männer machten eine wirkliche Ausnahme, Klopſtock und Wieland. Klopſtock's Meſſias war aber ein Unicum, keine Richtung, und ob Wieland auch in freierer Beſchauung der Antike, in leichterer, geiſtreicher Weiſe die Sprache behandelte, er war noch nicht zum dichteriſchen Bewußtſein durchgedrungen. Leſſing, vom ſiebenjährigen Kriege herumgeworfen, in äſthetiſche Studien verſenkt, und mit der ariſtoteliſchen Schärfe und Prägnanz ſeiner Feder der deutſchen Bibliothek der Nicolai-

Mendelsſohn'ſchen Partei, den norddeutſchen Freigeiſtern, dienend, war Schubart's heißem, ſprühendem Empfinden zu verſtandeskalt. Chriſtian blieb im Ringen auf ſich angewieſen, auf das Taſten, und erzeugte ſo in ſich eine Selbſtunzufriedenheit und Selbſtironie, die ſein Leben noch mehr verbitterte. Haug, ſeine Ludwigsburger Connaiſſancen benutzend und die Unmöglichkeit erkennend, daß ſein glühender Freund Schubart auf die Dauer in Geißlingen aushalten könne, mühte ſich für ihn allda um eine günſtigere Stellung, mußte ſich aber abſchlägig beſchieden ſehen. Auch Chriſtian's Pathe, Conſulent Häckhel in Ulm, konnte ihm keine beſondere Hoffnung auf dortige Anſtellung machen. So war das erſte Ehejahr vergangen; glühend, genügſam begonnen, froſtig und trübe, voll kleiner ehelicher Quälereien beendet.

Wieland's Agathon erſchien, machte großes Aufſehen — zumal bei der galanten Welt der Salons —, entwickelte indeß Grundſätze, die mehr auf franzöſiſchem Boden gewachſen waren. Schubart war davon geblendet, aber nicht entzückt, ſo geiſtreiche Elogen er ſeinem großen Gönner auch machte. Seiner innerlich, doch tief religiöſen, myſtiſchen Natur mundete der leichte und oft laſcive Ton nicht, den Agathon anſchlug, mundete dies Stück modernen Heidenthums, von fränkiſchen Schäfergrazien garnirt, nicht; Schubart war derb, aber er glühte!

Alle unterdrückten Stoßſeufzer ſeiner Seele über ſich und die allgemeinen Verhältniſſe, alle Kämpfe und Drangſale einer Poetenſeele im Leibe eines armen geplagten Schulmeiſters ſpiegeln ſich im damaligen Schriftverkehr mit Haug, Bökh und ſeinem Bruder Jakob, dem nunmehr eben ſo geknechteten Unterpräceptor zu Aalen. — Jede dichteriſche Gelegenheit benutzend, fand er in Kaiſer Franz I. Hintritt Anlaß zu einer Ode:

„Weh' Dir, o mütterliches Land!
Der Donnerer iſt wider Dich entbrannt.
Gehüllt in tauſend Mitternächte,

Ein rachevoller Sitz,
Thront er, und ſeine flammende Rechte
Schickt ſiebenfachen Blitz! —"*)

Das Gedicht hatte in einzelnen Theilen viel Feuer und Gewalt, im Ganzen trug es aber den breiten Stempel der Gelegenheit, den Schwulſt der antiquiſirenden Phraſe. Er ſchickte daſſelbe nach Wien, ohne ſich davon ein erhebliches Reſultat zu verſprechen, wußte er doch zu gut, daß ſeine Nürnberger Preußenlieder ihm kein gutes Andenken am Kaiſerhof bereitet hatten. Um ſo mehr war es eine uneigennützige Huldigung, dem jugendlichen Mitregenten Joſeph gewidmet, deſſen Lob bereits von allen Lippen tönte, von dem man große Erwartungen zu hegen begann.

Daß trotz aller Disharmonien Schubart Helenen liebte, ihm der Familienſinn nicht abging, bewieſen die ängſtliche Sorgfalt und die jubelnde Freude, mit der er die Geburt ſeines erſten Kindes, eines Knaben, begrüßte, die Opfer, welche er ſich auferlegte, um die nöthigen Bequemlichkeiten für Mutter und Kind zu beſchaffen. In der Freude und Rührung, die ihm der Beſitz eines Knaben gewährte, bereute er tief die Extravaganz, die Härte und Leidenſchaftlichkeit, zu der er ſich vielfach hatte hinreißen laſſen, gelobte Helenen unter heißen Thränen und Küſſen Beſſerung und Geduld im Ausharren, ſuchte den Kreis luſtiger Zechgenoſſen, den Umgang Schneider's zu meiden und ſeine ironiſch-beißende, oft zu weltlich derbe Zunge zum Schweigen zu verdammen. Aber er muthete ſich mehr zu, als er auf die Dauer durchzuführen vermochte. Die Geburt des Kindes hatte ſeinen ohnehin ſchmalen Beutel erſchöpft, ſeine Geißlinger Feinde (und deren hatte er ſich mehr gemacht, als gut war) ſchwärzten ihn an, verleumdeten ihn und wußten den Theil ſeiner Emolumente zu verkürzen, welcher von der Beliebtheit abhing, deren er genoß. Die Bemühungen ſeines Schwiegervaters Bühler, bei den Behörden für ihn eine Gehaltsverbeſſerung zu erlangen, ſchlugen fehl, zumal Magiſter Kaſtner, ſein Helfer, und der Cantor Winkler ſeine Gegner wurden und ſeine freieren Sitten um ſo rigoröſer anfochten, je mehr ſie ſeine vielfachen Talente beneideten. Dieſe für Geißlingen gewiß höchſt glänzenden, außergewöhnlichen Gaben, ſeine Beleſenheit und Dichtkunſt, ſein Clavier- und Violinſpiel, die Geſchicklichkeit, aus dem jungen Geißlinger Volk, das ſangluſtig war wie das ganze Gebirge, einen gemiſchten Chor und ein kleines Inſtrumentalquartett zu bilden, hatten ihm nicht nur des Herrn von Baldinger's, ſondern auch der jüngeren Einwohnerſchaft Wohlwollen erworben, und ſo oft er in's „Lamm" oder den „Ochſen" gekommen und dort beim Heurigen ſeine Witzfunken mit Schneidern hatte ſprühen laſſen, war die Kneipe voll und Alles im Jubel! Er hatte doch eine Art Leben in das kahle Neſt gebracht, mit ſeiner Laune und Poeſie wurden die Herzen ſo oft gefüllt; wer, deſſen Herz noch warm und jugendlich ſchlug, mochte Schubart nicht lieben! So war der Kreis ſeiner Verehrer denn auch groß genug; ſelbſt ruhigere, aber weniger engherzige Leute ſagten: „'s iſt ja 'n junger Mann, laßt ihn laufe, hat's Herz auf'm rechte Fleck, wird ſein Horn ſchon allgemach abſtoße!" In Wahrheit konnte man ihm auch weder eigentliche Völlerei und Trunkenheit, noch Untreue oder Sittenloſigkeit nachſagen, ſein Fehler war gerade das, was Andere ſo ſehr amüſirte. Als nun Helene wieder friſch und munter war, ſein Knäbchen, Ludwig getauft, prächtig gedieh, ſeine Lage aber anſtatt beſſer, nur drückender wurde, ſeine Enthaltſamkeit vom Wirthshaus die Uebelwollenden nicht verſöhnte, ſeinen Freunden indeß eine Quelle der Neckerei wurde, und weder Haug's noch Wieland's dichteriſche Beſtrebungen ihm einen Ausgang aus dem eigenen Labyrinth boten, fiel er in ſelbſtquäleriſche Gereiztheit, in einen Argwohn gegen ſeine nächſten Umgebungen, der je länger deſto mehr wuchs und ſich bald genug bewahrheitete.

---

*) Schubart's Werke IV. 186.

Er war über Land predigen geweſen und kam gegen Abend zurück, als er dem Briefboten mit ſeinem Wäglein begegnete, der wöchentlich einmal von Aalen, Gemund

und Göppingen über Geißlingen nach Ulm und von da zurückfuhr.

„Heh, Friedle, Merkurius, bringt Ihr mir denn gar nix mehr? Erwart' von Magſtadt und Eßlingen her lange ſchon Brieſe, Zeitungen und beſtellte Bücher — von Ulm auch, hab' aber ſeit ſechs Woche nit 'n Schnitzle Papier geſehe!“

Der Bote hielt und blickte ihn erſtaunt an.

„Na, na, Herr Präceptor, ſchaut — des kann nit mögli ſein, des habt Ihr grad' verſchwitzt! Vorig' Mal von Ulm hab' ich ein mächtig Pack gebracht, und vorvorig' Mal von Göppinge aus Zeitunge, heut' is ja wieder e' Brieſle 'komme von Eßling her!“

„Das iſt aber 'ne vermaledeite Lüg', Friedle! Ich — wahrhaftig, ich hab' die ganze Zeit nichts gekriegt!“

„Ihr habet nur ſo viel im Kopf, Herr. Ich aber weiß 's g'wiß! Hat mir Euere Frau nit zwölf Kreuzer Lohn für die Ulmer Bücher 'gebe, hat ſie mir nit g'ſagt, ich ſollt' Euch nur nit mehr ſtöre, ſie würd', wann ich Mittwoch und Sonnabend in's „Lamm“ käme, ſchon allein ſelber Alles hole, oder die Frau Oberzollerin!“

„Das hat Dir meine Frau geſagt?“ brüllte Schubart wild auf.

„Na, gewiß, Herr!“

„Und Du haſt ihr heut' wieder meinen Eßlinger Brief 'gebe, Frieder?“

„Ja, Herr Präceptor, und hat ſie mir drei Kreuzer für die Beſtellung g'zahlt!“

Schubart ſtand regungslos. Seine Hände ballten ſich, er knirſchte mit den Zähnen.

„Frieder, — da, Frieder, — hier ſind zehn Kreuzer, — thut einen Trunk auf des Teufels Wohlſein, haha! — Und wenn Ihr künftig Brieſe und Packete habt, gebt Sie Keinem, weder meiner Frau, noch meiner Schwieger, noch ſonſt wem, außer dem Maler Schneider! Der wird Euch zahle, und Ihr ſollet, weiß Gott, zum heiligen Chriſt ein paar Gulden auf Wagenſchmier' habe!“

„Alſo habt Ihr's — gar nit gekriegt? Sackerſix! Na, das iſt ja gar ſchön! — Gut, Herr, — wie Ihr wollt. Sollet durch Herrn Schneidern Euer Sach' habe. — Das — ah, das iſt mir noch nit geſchehe — ganzer dreißig Jahr, da ich über's Gebirg fahr'! Schau, ſchau! — Alſo dem Herrn Schneidern, — Gott behüt'!"

Kopfſchüttelnd rollte der Frieder weiter und überließ Schubart ſeinen Gedanken.

Einen Augenblick ſtand er noch, blickte vor ſich hin und wiſchte den Schweiß von ſeiner glühenden Stirn. Dann eilte er heim, heim — um ganz hinter dieſe unvermuthete Entdeckung zu kommen.

Die Leidenſchaft beflügelte ſeine Schritte, er erreichte ſchneller als je Geißlingen und ſein Haus. Mit einem Ruck öffnete er die Thür und ſtand vor Helenen, die — mit ihrer Mutter im eifrigen Geſpräch, jäh auffuhr.

„Ah, haſt Du mich erſchreckt! Iſt das der Fried', wann man von Gottes Haus kommt, Chriſtian!" fragte ſie verwundert und argwöhniſch.

„Na, vielleicht hat's unterwegs e paar Wirthshäuslen 'gebe, wo der Herr Sohn den Friede hat hänge laſſe!"

„Ich weiß nit, ob die Frau Mutter unterwegs bei dem Wirthshaus geſtande is, wo ich eingekehrt bin, daß ſie's ſo genau weiß. Möcht' Ihr den Trunk gern gönne. Aber ſo viel weiß ich, daß ich das Weibergeträtſch und das Miſchen in mein' Sach' ſatt hab'! Ich hab' die Lene geheirath', nit die Frau Mutter dazu, und der Teufel ſoll mich reite, wenn ich der Sach' nit ein End' mach', daß Euch Allen die Augen übergehe!"

„Chriſtian," — und Helene fuhr flammend auf, „das iſt meine Mutter, verſtehſt? Und der ſollſt Du kein ſchlimm Wort ſage, ſo lange ich noch lebendigen Odems bin! Ich hab' Dich nit genomme, um meine Eltern die Thür zu weiſe, wüßt' nit, was ich anfange ſollt' vor Kummer und Noth, wenn ich die nit hätt'. — Im Wirthshaus haſt Du ein hell Geſicht, kannſt Dein Mundwerk führe wie ein Schwert, aber daheim gehſt Du um wie ein wüſter Geiſt, verrichteſt Dein Amt mit Murren, ſitzeſt am liebſten allein, und Deine Lieb' zu mir iſt grad' ſo groß, wie Dein Chriſtenthum, man kann alle Beid' wie ein Flaumfeder von der Hand blaſe! Iſt ohnlängſt der reiche Niklas Finner weg'gange, der uns alle Woch' das allerbeſte Deputat gebe. Aber nein, iſt Dir viel zu wohl dabei, mußt aus purer Tollheit ſeinen Buben, den Natzi, heut' gerbe! — Weißt, was geſchieht? Das Deputat iſt hin, und er hat's mir zugeſchwore, das nächſte Mal läßt er Dich beuteln!"

„Hahaha, weil er reich iſt, ſoll ich ſeinen Buben nit ſchlage, wann er dumm und faul iſt wie ein Ochs?"

„Wann Du ihm lernſt, was ſich gehört, was haſt Du grad' den zu haue, wo der Vater uns ſo ſchade kann? Iſt der Natz ein Ochs, iſt er's für ſich, und wenn Du alle Ochſen haue willſt —"

„Die in Geißlingen ſind, müßt' ich beim Oberprediger und Bürgermeiſter anfange und beim Nachtwächter aufhöre, ja, da haſt Du recht! Deswegen kann auch kein Weſen hier aushalte, als was vorn mit Hörnern und hinten mit 'm Wedel gebore iſt! Da Du aber ſo flugs beim Raiſonnire biſt, Lene, wann ich nur die Naſ' in's Haus ſteck', ſo ſag' doch, heh, haſt Du mir nichts Geſchriebenes mitzutheile?"

Während die Alte bei dem aufgerollten Bilde des allgemeinen Geißlinger Viehſtandes ganz erſtarrte, fuhr Helene mit einem leiſen Schrei empor. „Ich, Dir Geſchriebenes?"

„Ja, haſt Du mir gar nichts abzugebe? Iſt für mich nix gekomme?"

„Für — für Dich, nein! — Was — was ſoll denn das ſein?" Sie wurde roth und ſtieß die Mutter verſtohlen an.

„O ja, gieb der Frau Mutter nur einen Schubs, daß ſie Dir 'raushilft! Wo iſt der Eßlinger Brief, der heut' gekommen iſt? Wo iſt das Pack Bücher von Ulm von dem Buchhändler Bartholomä? Wo die Zeitungen und Briefe, die neulich der Frieder von Eßling gebracht?“ Er faßte Helenen heftig am Arm. „Unterſchlage mit Wiſſen und Willen Deiner Eltern, heimlich unterſchlage haſt Du ſie! Schneideſt mir mit Schwager Böhk, mit Haug, mit Herrn Wieland, mit meinem Pathen Häckhel in Ulm allen Verkehr ab, raubſt mir jeden geiſtigen Austauſch mit Freunden, übſt mit Deiner Sippſchaft ein' Tyrannei und Erniedrigung über mich, die kein Menſch auf der Welt erträgt, und Du verlangſt noch — Liebe? Verlangſt, daß ich mich über dies elende Leben freue ſoll? Verflucht, wann ich Dir das jemals vergeſſ'!“

Das Ungeheure war heraus. — Das war kein ehelich Disput mehr, was mit dem Reize deſto ſchönerer Verſöhnung ſchließt. Es war ein Kampf, ein bitterer, finſterer Kampf, der nur mit ewiger Kälte, mit Haß oder Trennung zu enden ſchien.

Die Zollerin ſtand alterirt auf. „Ah, ſo weit iſt's, Lene, mit ihm! Sagt er Dir endlich, wie's ihm um's Herz iſt? Will Dir Hülf' hole und ſehn, was er noch anfange mag!“

Sie eilte hinaus, — hinüber zu ihrem Mann.

Schubart hörte ſie nicht. Während Lene bleich und zitternd daſtand und des Knaben nicht achtete, der drinnen in der Wiege leiſe weinte, — ging er, außer ſich vor Wuth, dröhnend im Zimmer umher.

Helene mochte wohl jetzt erſt fühlen, was Schlimmes ſie gethan. Die gute Abſicht, welche ſie ihrerſeits damit verbunden, hatte ihr ihre Handlungsweiſe gerecht erſcheinen laſſen. Sie wollte es nicht auf's Aeußerſte kommen laſſen, aber unbedingt nachgeben, wo ſie ſo viel auf dem Herzen hatte, wollte ſie eben ſo wenig.

„Chriſtian, wenn ich Dir Brief' und Bücher verheimlicht hab', iſt's geſchehe, weil ich's vor Gott als meine Schuldigkeit halt'!“

„Dummheit!“

„Haſt mich ſo dumm, wie ich bin, genomme, unbeſehn — und ich dächt', mein' Dummheit hätt' Dir noch keinen

BIBL. VNIVERS. LIPS.

Kreuzer verbracht. Wann ich's heimlich gethan hab', haſt Du mich etwa nit betroge? — O, ich bin Dein' einzige Lieb' geweſe, aber um Bürgermeiſter Enslin's Katharine und des Stadtpfeifer Streicher's Wäbele haſt Du angehalte!"

„Und an ſo 'was glaubſt Du? Ja natürlich, wann's nur von mir 'was Schlecht's iſt! Mit der Enslin bin ich von Kindesbeinen aufgezoge, und es war 'ne reine Kinderei. Die Wäbele aber iſt mir nachgelaufe und ich hab' ſie zum Narren gehabt, weiter nichts! Wann ich die Käth' wirklich lieb gehabt hätt', hätt' ich ſie genomme, und, weiß Gott, bei ihres Vaters Geldſack wär' mir wohler g'weſe. Sie hätt' ſich das nimmer unterſtande, was Du heut' gethan haſt! Aber ich Narr, ich hab' nit Armuth, nit Arbeit und Kummer geſcheut, nahm Dich, eben Dich, weil ich Dich närriſch geliebt, und das rechneſt Du mir als Fehler an?! O ſo iſt, glaub' ich, noch keinem Ehemann ſein Herz vor die Füß' geſchmiſſe worde! Ich verlang' meine Bücher und Briefe, und ſag' Dir, treib' mich nit zur Verzweiflung, es könnt' Dir eines Tages ſehr leid ſein!"

„Chriſtian, wann's vor Gott wahr iſt, daß Du mich lieber gehabt haſt, als alle Anderen, ſo hör' mich noch einmal an. Magſt die Käth' und die Wäbele nit geliebt habe, aber daß Du ein wilder Burſch zu Erlangen und Nürnberg geweſe biſt, im Wirthshaus Deine Zote g'triebe, daß Dich Deine Eltern mußte mit Gewalt faſt wegnehme, das weiß ich jetzt auch, und Du kannſt mir's nimmermehr ausrede! Das haſt Du mir aber nit geſtande vor der Hochzeit, blind bin ich mit Dir in den Eheſtand 'trete und hab' geglaubt, ich kriegt' einen ehrſamen, ſtillen Mann, der Gott vor Augen und im Herzen, demüthig ſein gering Amt trägt, bis ihn die Vorſehung würdigt zum Pfarrer und Lehrer von Gottes Wort. Ach, die gute Zeit war bald vorbei, wo Du ſtill geſeſſe. Der alte wilde Geiſt iſt Dir wiederkomme, 's Wirthshaus und 's Muſikmache, und Du haſt von Deiner wüſte Red' ſo viel Feinde in

Geißling, als Schindeln auf'm Dache! — O, ich weiß wohl, ich fühl's hier inne, wo's mit Dir 'naus will! Die Weltluſt iſt's, Ehr' und Glanz, die luſtige vornehme Leut', die Dir ſchon in Nürnberg den Kopf verrücket und Dein ganzes Herz erfüllet, daß die Demuth, Gottſeligkeit, Geduld und der Fried' nimmermehr drin Raum habe! Wann Du auf die Uhr ſchauſt, die Dir der General Majer verehrt hat, denkſt Du nur, ob die Stund' nit bald ſchlage mag, wo Du von Geißling gehe, Mäntle und Gottesdienſt fortſchmeiße kannſt, ein' helle geſtickete Rock trage und Aufſehn mache! Das weiß ich aus den Briefe, die Dir Deine Leut' ſchreibe. Das iſt das Hohe, was Du ſagſt, das neue Licht, von dem Du mir damals auf dem Eibacher Weg' geſchwätzt haſt, daß ich, ſo dumm ich auch bin, alle heilige Angſt 'kriegt hab'. Darum haſt Du über Dein' Glauben auch kein' rechte Antwort gebe könne, weil Du kein' rechte Glauben haſt. Sitzſt heimlich und ſchreibſt Gedichte, Lieder, Briefe an alle Welt, klagſt Herrn Haug, ſagſt Schwager Böhl Dein Leid, ſchreieſt mich für ein verächtlich Weib aus, macheſt Dein Amt, macheſt ganz Geißling ſchlecht, als ſäßeſt Du im Gefängniß, damit ſie und der Wieland, der auch ſo ein windiger, eitler Narr ſein mag, Dir ja geſchwind aus der Angſtklauſen helfe! Du willſt nit geiſtlich bleibe, ſondern in Ludwigsburg, wo's luſtig hergeht, einherſtolzire, das iſt die Sach', und das hab' ich wiſſe wolle, das denn will ich hindere, damit wir und das arme unſchuldige Büble drinnen in der Wiegen nit gar verlore und unglücklich ſein! Du brauchſt nit den Wieland und den Haug, wann Du hier Gutes thuſt und ſtill Dein Amt verrichtſt. Wann die Dich ſehe würde im Wirthshaus, oder wann Du mit dem Schneider herumſchwänzſt und aller Leut' Aerger biſt, würde ſie nit mehr glaube, daß Dein Weib, Dein' Schwäher, die Geißlinger Leut', ſondern daß Du allein ſchuld biſt, wenn's uns ſchlecht geht!"

„Wann Dein' Thorheit, Dein dummer Trotz nit ſo groß wär', Du Dich nit lieber gegen mich aufhetze ließeſt, als daß Du Deinem Manne Gutes zutrauteſt, wenn Du mehr gelernt hätteſt und die Welt beſſer kennteſt, würdeſt Du wiſſe, daß der Herr Haug nit blos ein gottſeligerer Mann als das ganze Schafsvolk hier iſt, ſondern hochangeſehen im ſchwäbiſchen Land ſteht, daß es dem Schwager Bökh als Theologen nit zu gering iſt, Literatur zu treibe, und der Herr Wieland, deſſen Agathon freilich dem Geißlinger Gaumen, der auf Reisbrei und Knödeln dreſſirt ward, zu fein ſchmeckt, daß dieſer Wieland ein großer Mann iſt, den die Menſchen noch ehren und bewundern werde, wenn unſer Gebein längſt in alle Winde verworfe iſt!“

„So iſt mir mein verworfen Gebein lieber, als ſein' Berühmtheit. Ich hab' nix gelernt, ja, aber das hab' ich wohl gelernt, daß der Wieland eine heidniſche Seel' iſt, und mein Mann an ihm kein' Theil habe ſoll, ſo lang' ich noch ein Glied rühre kann!“

„Helene, ich bitte Dich um Gottes willen, ſei klug, laß den Trotz! Ich verlang', daß Du mir die Briefe und Bücher hergiebſt, daß Du Dich allein zu mir hältſt, nit zu den Eltern, die an unſerm Unfrieden ſchuld ſind, daß Du Dir nimmermehr einfalle läßt, meinen Verkehr mit den Leuten zu ſtöre! Ich frag' Dich gutwillig, willſt Du oder nit?“

In demſelben Augenblick traten die Schwiegereltern, welche an der Thür gehorcht hatten, ein.

„Das, Chriſtian, — ſo wahr mir Gott den Ludwig erhalte mag, das werde ich nit thun, komm' was will!!“

„Und da hat ſie ganz recht, mein ſchöner Herr Sohn!“ und der alte martialiſche Bühler trat, den grauen Schnurrbart ſtreichend, vor ihn hin. „Läßt Er ſich von ſeinen gottvergeſſenen Wegen nit von ſeiner Frau und uns rechtſchaffe abbringe, kriecht Er in Demuth nit zu Kreuz und ſieht, wie Er Sein' Reputation vor den Leuten wiederkriegt, dann habe wir ander' Mittel, Ihm das Handwerk zu legen, verſteht's! Dann will ich Ihm zeige, daß Er's mit einem alten Soldaten zu thun hat, und der

Oberzoller Ihn maltraitire kann auf's Blut, da Ihm der Schwiegervater nit mehr recht iſt!!“

„Hahaha, ſo iſt's gut! Treibt die Geſchichte doch ja auf's Schlimmſte! Und Ihr bildet Euch ein, ich werd' mich ducke wie ein Sklav'? Hätt' darum g'heirath't, um wie ein Galiot Peitſchenhieb' von Euch zu leide? Und was wolltet Ihr denn thun, Herr Oberzoller? Denkt wohl, weil Ihr den Leuten an der Grenz' die Waadſäck' und Ranzen umkehrt, ob ſie nix Zollbares durchpaſche, daß Ihr den Verkehr freier Seelen, den lehrenden ewigen Geiſt in mir confiscire oder erſt gottſelig blombire müßt, eh' ich ihn habe ſoll? Wollet Ihr nit hinter jeden Strauch einen von Euern Jägern anſtelle, der auf den Frieder fängt, wann er mir 'was bringt oder von mir 'was mitnimmt?! Der Geiſt, ſo elend er auch im deutſchen Land beſchaffe iſt, ſcheert ſich den Teufel um Euer Windhundsgewerbe! Wir ſind fertig mit einander, und daß Ihr's wißt, wenn Ihr mich zwingt, ſo bring' ich's aus Wuth dahin, daß mich die Geiſtlichen fortjage müſſe, verſteht Ihr! Lieber mit Weib und Kind betteln gehe will ich, als Euch ferner ſehe nach dieſer Stund'. Mag ſie wähle, ob mit mir oder Euch, und daß Ihr nit glaubt, ich ſpaß', will ich Euch auch heute noch zeige, wie ich das anfang'!“

Er ſtülpte den Hut auf, ſtürzte verzweifelt aus dem Haus und hin zu Schneider, dem er ſeinen ganzen unendlichen Jammer klagte.

Das hämiſche Geſchick hatte das Loos geworfen. — Der Kampf zwiſchen ſeiner alten Feindin, der orthodoxen Theologie, der Tyrannin aller damaligen Verhältniſſe, und dem freien lodernden Drang ſeiner ſehnſuchtsvollen Seele war mitten im Schooße des Hauſes ausgebrochen. Mit einem Schlage hatte er ſie zu den Todten geworfen! — **Facit iracundia versum** — im wilden Zorn fand er den Grundton und den Geiſt ſeiner künftigen Schöpfungen, die erſchütternde Ironie! Wie ein tolles Roß warf er die Zügel ſeines Lebens ab, frei entbunden ward das Flugwerk ſeiner Leidenſchaften!

Mit Schneider ging er in's Wirthshaus, jubelnd begrüßt von den alten Freunden ſeiner Lieder und ſeiner Laune. Die volle ſchäumende Kanne in der Hand, goß er im Geiſt des Weines ſeine ätzende Spottlaune über ſeine orthodoxen, ſtupiden Gegner, äffte den Oberzoller Bühler nach, wie er den Geiſt an der Grenze mit offenem Maul einfange, der ihm dann im Schlafe als Alp keine Ruhe laſſe. Oberprediger Kaſtner, der ſalbungsreiche Helfer, nichts, was ihn ärgerte, blieb ungeſchoren, und ſchallendes Gelächter, volle Gläſer und Beifall bis an den lichten Morgen ward ſein Lohn, wo er ihnen folgende Improviſation ſang:

„Es geht ein Geiſt durch alle Welt,
Hurraſſaſa!
Kein Kerker ihn gefangen hält.
Hahahaha!
Er ſpottet jeder Kettenlaſt,
Ob auf ihn Pfaff und Büttel paßt,
Trotz Mauth und Zoll paſcht fort und fort
Sich durch die Welt das freie Wort!

Und dieſes Wort mein Lebelang
Hurraſſaſa!
Ertöne mir in freiem Sang
Hahahaha!
Ob auch der Leib in Banden ſei,
Im Liede wird die Seele frei,
Und ſeiner Wahrheit Wetterſchlag
Verkündet Deutſchlands neuen Tag.
Hurraſſaſa, hurraſſaſa! —

Der Tag graute, Schubart kam nicht heim! Mit Schneider über die Berge, dem lichten Morgenroth, der grünen Waldesfreiheit war er entgegengegangen, von der Zinne des Heidenthurms ſah er höhniſch auf Geißlingen nieder.

„Haha, Schneiderlen, guck', wie das Neſt drunte herlugt! Sieht's nit grad' aus wie eine Warze zwiſchen den Runzeln eines alten keiſenden Weibes?!" —

Die Kinder kamen zur Schule — Schubart war nicht da. — Man ſuchte ihn überall — endlich mußte man die Schüler nach Hauſe ſchicken! — Helene weinte und rang die Hände um Christian! Der Zoller, die Leute ſchimpften, die Paſtores waren außer ſich! Dazu kam die Nachricht der geſtrigen Orgie und was allda Schönes zu Tage gekommen. Man zeigte Herrn von Baldinger die Geſchichte an.

Nachmittags, pfeifend und ſummend, die Hände in den Taſchen, kehrte Schubart an den Ort zurück.

Der Flurſchütz, welcher ihm begegnete, ſagte ihm, der Herr von Baldinger habe ihn, ſobald er zurückkomme, zu ſich beſtellt. Ohne zu Hauſe vorzuſprechen, Jemanden unterwegs eines Blickes zu würdigen, ging er auf die Obervogtei.

Baldinger, ihm ſonſt zugethan, empfing ihn ſtreng und finſter.

„Er weiß doch vermuthlich, was Er gethan hat und was die Folge ſein wird?“

„O gewiß, Ew. Gnaden! Man wird ſogleich nach Ulm über mich berichte, und ich werd' fortgejagt werde. — Das will ich eben, deswegen hab' ich's ſo angeſtellt!“

Baldinger ſtutzte. — „Mit Abſicht angeſtellt, um fortgejagt zu werden? Ich glaub', Er hat ſeine fünf Sinne verloren! Und was, um Gottes willen, wird Er dann anfangen? Er hat eine Frau, ein Kind, das zweite iſt, hör' ich, unterwegs, — will Er mit Schimpf und Schand' bei Seinen Gaben betteln gehn?“

„Das weiß ich nit, Ew. Gnaden, aber ich weiß, daß ich 'was gelernt hab'! Auf die eine oder die andere Art werd' ich mein Durchkomme finde, der himmliſche Vater wird mich nit ſitze laſſe. Beſſer betteln, aber frei, als ſo im Zwange! Ew. Gnaden weiß, daß Hochdero Kinder bei mir 'was gelernt habe, — die letzte Schulprüfung hat gezeigt, daß meine Buben, ſo ſtrohköpfig die Geißlinger Art iſt, ganz andere Dinge wiſſe, als unter dem alten Präceptor. Ich hab' ein Quartett und ein Singchor eingerichtet, dere ſich ein Gebirgsſtädtle nit zu ſchäme braucht. Ich bin kein Schuldenmacher und Spieler, und außer letzter Nacht hat mich Keiner betrunken ſehn! Was iſt mein Fehl? — Ich predige beſſer als die Paſtores, ich mach' beſſer Muſik als der Cantor, die Jugend kann mich lieber leide als den alten Bakel, das paßt ihnen Allen natürlich nit, und weil ich kein Duckmäuſer, kein Kriecher und Augendreher bin, weil ich denk': „Ein Liedel und ein Trunk machen zum Feierabend jung“ — da bin ich ein Praſſer, ein nichtsnutziger Kerl! Gut, ich mach' mir aus dem Gered' nix, aber weil ich die Dichtkunſt mehr lieb' als die Kopfhängerei, der Herr Wieland, der Herr Haug und Bökh, vor denen alle Welt die Hüte ziehet, meine Freunde ſind, ich 'was leiſte will, ſtudire, mich vorwärts bringe, fängt mir mein unverſtändig Weib, mein heimtückiſcher Schwäher Bühler ſammt der Alten alle Briefe vom Frieder ab, tyranniſire mich wie ein' Buben, erfülle mein Haus mit Schelten, Geträtſch und Hinterhaltigkeit, verbittere jede Stunde meines Lebens, ja drohe mir mit dem Gemeinſten und Dummſten, was nur Unbildung erſinne und Brutalität ausübe kann. So, Ew. Gnaden, hab' ich ihnen denn zeige woll'n, daß ich lieber den Bettelranze nehm', als ſo lebe. Ich will, daß mich Jeder gehen laſſ', wie ich will! Ich laſſe mir nix ſage mehr, als von Ew. Gnaden! Hochdieſelben haben in mir wenigſtens den Gelehrten vom blökenden Currendeleithammel und Schulmeiſter unterſchiede, der blos als unſers Herrgotts und aller Leut' ſubmiſſeſter Packeſel angeſehen wird! Ich will, daß mein Weib mir gehorcht, der Oberzoller mit ſeinem Weib für ſich bleibt und um ſich bekümmert, ſonſt, weiß Gott, treib' ich's noch zehnmal ärger, und Ew. Gnaden mag mir glaube, daß dann nur die dran ſchuld ſind, die mich in ſolche Verzweiflung und Wildheit gebracht habe!!“

„Schubart, daß ich Ihn für keinen gewöhnlichen Menſchen gehalten hab', weiß Er, auch ſeh' ich wohl, daß Klatſcherei und häuslicher Unfried' hauptſächlich ſchuld hat. Ich werde ſorgen, daß man Ihn in Ruh' läßt. Aber als Freund rath' ich Ihm, laß Er auch künftig alle Wirthshausſcandala, Spott und Zotenmachen ſein, treib' Er im Haus was Er will, aber vor den Leuten bedenk' Er, was Er Seiner Reputation ſchuldig iſt. Wenn ich Ihn auch gern ſchützen möcht', aber Er muß ſich ſagen, daß die Verbeſſerung Seiner Lage von den hieſigen Paſtores und dem Ulmer Conſiſtorio abhängt. Ob Er ſich damit alſo 'was Gutes erweiſt, wenn Er ehrenrühriger Weiſ' die geiſtlichen Herren zum Gelächter macht, mag Er ſich ſelbſt beantworten. Ich will für dasmal beide Augen zudrücken, wenn Er Ruhe hält und Sein Amt verſieht, aber hält Er auf Seine eigene Würde künftig nit beſſer, kann Er ſich nicht wundern, wenn Ihn alle Anderen auch unwürdig behandeln! Der Bettelſack iſt leicht genommen, aber ſchwer weggeworfen, ich denk', Er läßt ſich doch wohl damit Zeit!" —

Schubart ging nach Hauſe. Ohne ſeine Frau nur anzuſehen, räumte er ſeine Bücher und Papiere in die Schulſtube, ſchloß ſich darin ein und begann für ſich zu arbeiten. Gleich hinter ihm her war der Flurſchütz gekommen und beſtellte Helenen wie die Bühlers auf die Obervogtei.

Als es endlich dunkel geworden, ſchloß Schubart die Klaſſe ab und ging hinüber in's Wohnzimmer. Seine Frau war noch nicht da. — Er aß ſein kärglich Abendbrot allein, ſtopfte ſeine Pfeife und ſah in ſtummem Sinnen hinaus, wo die Nachtigall leiſe ihr Abendlied zu ſeufzen begann, die Bäume rauſchten, die Wolken zogen; — — unendlich ſchwermüthig ward ihm zu Sinne.

Die Thür ging langſam auf, Helene, bleich und verweint, trat herein, den ſchlafenden Ludwig im Arme — ſie hatte das Kind mitgenommen. Schubart warf ihr einen haſtigen, kurzen Blick zu und ſchaute wieder ſtumm durch's Fenſter.

Da trat Helene mit verhaltenem Schluchzen zu ihm und legte den Knaben in ſeinen Arm.

„Was kann denn das arme Büble davor, Chriſtian?!“

„Ja, was kannſt Du dafür, unglücklich Weſen, daß Du ſo — elende, armſelige Eltern haſt?!“

„Chriſtle, — biſt Du mir denn gar ſo gram?“

„Was Du mir biſt, Helene, werd' ich Dir ſage, wann Du erſt wiſſe wirſt, was eine Frau ihrem Manne ſchuldig iſt! Ich bin kein Engel, weiß Gott, ſondern ein verrückter, gequälter Kerl. Wann Ihr mich aber ganz zum Teufel habe wollt, — recht ſo, — es iſt all' Eins!“

„Chriſtle, — ich — ich hab' unrecht gehabt! Hätt' Dir nit mit den Briefen das anthun ſollen. Wann ich unzeitig Angſt gehabt, wann ich Dir zu viel that, o verzeih' mir's ſchon, — ich — ich hab's nit beſſer verſtande!“

Schubart ſah ſie bewegt an. Seine Augen ſtrömten über. „Siehſt's ein, Lene? — Herze! Weib!! — Kein Wort! O Gott, kein Wort!!“ Er umarmte ſie lachend und weinend voll Seligkeit, der Knabe lag mitten in Beider Armen. „Mein' liebe Frau ſoll nit bei mir betteln müſſe um meine Lieb'! Ich mag thun, was ich will, mag Schläge verdienen wie ein Bube, wann ich meine Leidenſchaft gehe laſſ', — aber daß ich Dich nit mehr lieb', daß ich Dich nit liebe muß, ſo lange bis ich kalt und ſteif auf den Hobelſpähne lieg', das kann nur ein gottvergeſſ'ner Schurk' ſage!!“

Er zog ſie zu ſich auf den Schooß, weinte, jauchzte und küßte ſie. Es war wie in den Zeiten der erſten Liebe. „Sieh, Schätzle, die Briefe und Bücher, das Muſikmachen und Dichten iſt mein' einzige Arznei, daß ich nit vor Seelenmattigkeit vergeh'. Wann ich nit mehr ſinge und denke kann, kann ich nit mehr fröhlich ſein, und dann muß ich ſterbe oder wild werde und ausſchlage, und — wen's trifft, den trifft's! — Bewahr' mich davor! Wann ich 'was Unrecht thu', pack' Du mich bei den Ohre, von Dir, Lieble, laſſ' ich mir Alles g'falle, aber Deine Eltern reiße uns gar auseinander, ich kann nit mit ihnen aushalte, ich kann nit! — Man ſoll Vater und Mutter ehren, aber wenn Vater und Mutter vergeſſe, daß man ſelbſt groß geworde iſt, Jeder ſeine Sach' in ſeiner Art treibt, und nit wie's vor Ahnes Zeiten landläufig geweſe, da giebt es Krieg, denn die Jungen wollen aufblühe, und die Alten müſſen welke! Auch wir werden welk, Mutter, und wenn wir unſre Kinder in die Zwangsjacke ſtecke thäten, in der Deine Alten uns ſteckte, kein' Kindesthräne würden über unſrer Aſche geweint. Nit von Leibeswegen blos bin ich Vater meiner Kinder, denn das Fleiſch vergeht. Aber von Geiſteswegen regiert 'n Vaterſchaft ſegnend ewiglich, denn der Geiſt macht lebendig! Glaub's mir, mein lieb' klein' Weible, ich bin wohl toll, wann mein Leib gepeitſcht wird, aber ich bin ein Kind, wo mein' Seel' trinke darf aus der ewigen Geiſtesquelle Gottes!"

„Ach, ſo muß es wohl ſein, der Obervogt hat's auch ſo gemeint!"

„War er denn bös zu Dir, Lene?"

„O nein, er war gut und freundlich, hat mit mir allein geredet und mir ordentlich Troſt gebe, daß Du zwar ein heftiger, aber ein guter und gar geſcheidter Mann wärſt, aber mit den Eltern war er in der andern Stub' ganz wild! Ach, ſie haben mir kein Wort gegönnt beim Weggehn, — nur die Mutter hat geſagt: „Vor uns habt Ihr in Ewigkeit Ruh', Euer' Schwelle betrete wir nit wieder!"

„Das, Lene, geh' Dir ſcharf zu Herzen, und es kann nit anders ſein. Aber wenn mein Vater mir ſo mitſpielte, ich thät's auch. Weine nur nit, ſieh, es iſt gar gut, daß die Eltern zu uns nit komme, aber zu ihnen gehe, wann Dein Gemüth Dich treibt, hab' ich Dir nimmer verbote, und wann etwas Gutes an mir iſt, iſt's Verſöhnung gegen Alle, die mir Leides thun!" — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — —

Eine Weile ging das nun wieder vortrefflich.

Schubart nahm ungeſtört ſeine literariſchen Verbindungen auf, dichtete, machte Muſik, und ſtatt des Wirthshauſes fanden ſich Freunde und Bekannte bei ihm ein. Bei alledem ſtellte ſich doch aber heraus, daß Helenens größere Toleranz weniger auf Rechnung ihrer Einſicht, als Baldinger's Autorität zu ſetzen war. Der Bildungsunterſchied war eben zu grell. Die ſtrenge Erziehung, welche Helene genoſſen, hatte in ihr ein zu tief gehendes Abhängigkeitsbedürfniß von den Eltern erzeugt, ihr Gewiſſen kam ſomit in ewige Differenzen. Zu dieſen inneren Unmöglichkeiten kamen noch äußere, ſehr ſchwer wiegende Umſtände.

Baldinger war in allen obrigkeitlichen und polizeilichen Dingen Autorität, in kirchlichen und magiſtratualiſchen nicht. Oberprediger Kaſtner hatte den Präceptor in Ulm angeklagt, das Conſiſtorium hatte Schubart den Wirthshausbeſuch verboten und ihn unter ſtrengere geiſtliche Disciplin geſtellt. Hierzu hatte Oberzoller Bühler, der ſich als Geißlinger Reſpectsperſon, wie als Vater, durch die erhaltenen Verweiſe Baldinger's und das Lied vom „unverzollten Wort“, wie durch die Iſolirung von ſeinem Kinde gleich gekränkt ſah, eifrigſt beigetragen. Noch mehr, er wendete ſich brieflich an Chriſtian's Vater, den Diakonus zu Aalen, und ſo kam die Angelegenheit in ein noch übler Stadium. Schubart's Mutter, die ihrem Sohne die Stange hielt, alles Malheur dem Umſtande zuſchrieb, daß man Chriſtian zum „Geiſtlichwerden“ gezwungen, beſtand mit dem Diakonus herbe Auftritte, es gab in Aalen unter Freunden und Feinden Klatſchereien, der Diakonus ſchrieb drakoniſche Briefe an den Sohn, — kurz, der ohnedies nie ſehr ſtarke Geduldsfaden des Präceptors wurde ſo dünn ausgereckt, daß er — trotz Verſöhnung und aller Gutwilligkeit — wieder riß. Hierzu kam, daß der Buchhändler Bartholomä zu Ulm ihm die Herausgabe einer Monatsſchrift antrug, Wieland, der unter allem Lückenhaften doch in Schubart's Arbeiten und Briefen das Danaidenſtreben eines beengten genialen Mannes erkannte, ihn zum Dichter und Literator geboren erklärte, auf Beſſerung ſeiner Stelle zu wirken ſuchte, und der Hof zu Wien in Folge der Ode, die das glückliche Eheverhältniß des todten Franz und Maria Thereſia's in wirklich dithyrambiſches Licht geſetzt, ihn zum deutſchen poeta laureatus, zum „gekrönten kaiſerlichen Poeten“ diplomiſirte. Zwar ſpottete er ſelbſt ironiſch darüber gegen Bökh, brillirte aber vor aller Welt ſehr gern damit, und bei Wieland's Lob, der Ausſicht: durch beſagte Monatsſchrift, die er den „Eremit" nennen wollte, zur freien Unabhängigkeit zu kommen, mußte ihm wohl die Geißlinger Sklavenkette und Subordination um ſo ekler erſcheinen. Zu dem kam häuslicher Jammer. Es wurde ihm ein zweites Knäbchen, Johann Jakob, geboren, ſtarb aber bald nachher an Schwächlichkeit. —

Während kleinere Geiſter ſich regen durften, war er ein — deutſcher Schulmeiſter, geſchuhriegelt durch Jeden von Rechtswegen. Wuth, Ironie, Weltverachtung packten ihn auf's Neue, er mußte explodiren, und aus Liebe zu Lenen explodirte er nur dichteriſch. Er ſchrieb den „Ixion" und die „Zaubereien".

„Ixion, welcher von der endloſen Qual im Tartarus und von dem ewig ſich drehenden, ſchlangenumflochtenen Rade unter der Bedingung von Zeus befreit wird — Schulmeiſter zu werden, und ſchließlich froh iſt, die Gunſt zu erlangen, wieder — auf's Rad der Unterwelt geflochten zu werden!"

Die Differenz mit den beiderſeitigen Eltern gab ſeinem Gemüth auch den Anſtoß, das Gedicht „Fluch des Vatermörders"

„Ihr Mädle kommt, ihr Bube kommt,
Daß ich euch 'was erzähle" —

auf's Papier zu werfen. — Aber den Erſchütterungen des Gemüths, den geiſtigen Leiden, den Ixionsplagen des ſich täglich umdrehenden Rades der pädagogiſchen Tretmühle, dem ewigen Bezähmen ſeiner Leidenſchaften Helenen zu Liebe, unterlag Schubart's überreizte Natur, er ward krank. Sein Geſicht wurde fahl, er ſpuckte Blut, ſeine Nerven verſagten den Dienſt. — Helene, ſeine Eltern in Aalen bekamen ſelbſt Angſt. Er erhielt, nach des Stadtarztes Doctor Rau energiſchem Ausſpruch, Urlaub und ging auf zwei Monate nach der Heimath.

O welcher Triumph für Käthchen, als ſie den Bleichen mit höhniſchem Blick wiederſah. — In jener Thränenzeit, zwiſchen den Pulsſchlägen der freiheitbedürftigen Seele und der Laſt des öden Daſeins ſchwankend, mit welkem Leibe im Vaterhauſe unter dem alten, wüthenden Kampfe zwiſchen Theologie und freiem Denken, der düſtern Entſagung mit der ſtolzen Mannesſehnſucht nach freier Entfaltung ächzend, ſchrieb er die Todtenlieder.

Den Sang auf die Leiche eines Regenten:

„Seid ihr Götter dieſer Erde,
Seid ihr Menſchenſtaub wie wir“ —

Dann die ſchönen ſchmerzvollen Geſänge:

„Ich weiß es, Vater, daß ich heut'
Die Welt verlaſſen werde“ —

„Heut' reiße dich, o Seele, los
Von deiner Sklavenbürde“ —

Endlich die gewaltige Trilogie ſeiner theoſophiſchen Muſe: „Weltgericht“ — „Ewigkeit“ — „Blick in's All!“ —

„Wenn auf's entſündigte All
Der Weſenvater niederblickt
Und unterm Freudeweinen
Der ſtummen Natur
Vom Throne ruft: Siehe!
Alles iſt mein,
Ich bin der Erſte und Letzte!“ — —

— Ich habe Luſt abzuſcheiden! —
— Ixion![*] —

---

[*] Strauß I. 53—151. Schubart's Leben I. 67—83, VI. 1—27.

Ende des erſten Bandes.

G. Pätz'ſche Buchdruckerei (Otto Hauthal) in Naumburg a/S.

Geſammelte

Romane, Novellen und Dramen

von

A. E. Brachvogel.

Volks- und Familien-Ausgabe.

Mit Einleitung und Biographie

von

Max Ring.

Zehnter Band.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Jena,
Hermann Coſtenoble.
Verlagsbuchhandlung.

Schubart
und ſeine Zeitgenoſſen.

Hiſtoriſcher Roman

von

A. E. Brachvogel.

[illegible]

Zweite Auflage.

Zweiter Band.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Jena,
Hermann Coſtenoble.
Verlagsbuchhandlung.

Inhalt des zweiten Bandes.

Seite

Erſtes Capitel.

Die Phalanx der Guten 1

Zweites Capitel.

Fetonte 25

Drittes Capitel.

Der Geheime Herr Regierungsrath 65

Viertes Capitel.

Jomelli und Trabuschi 88

Fünftes Capitel.

Emergali's Kunſtſtück 111

Sechſtes Capitel.

Schubart als Höfling 147

Siebentes Capitel.

„Ein loſer Mund iſt ungeſund!“ 171

Achtes Capitel.

Zwang und Drang 194

Neuntes Capitel.

Prometheus 211

Zehntes Capitel.

In tyrannos 240

Elftes Capitel.

Der Aſchenberg 273

Zwölftes Capitel.

Die Fürſtengruft 292

Dreizehntes Capitel.

Deutſche Streiter 320

Vierzehntes Capitel.

Freiheit 339

1.

Die Phalanx der Guten.

Nachdem die Schaar der Höflinge und Damen den außergewöhnlichen Empfang Franziska's, Karl's ausgeſucht zartes Benehmen gegen ſie, endlich den ſpurloſen Fall des herzoglichen Jugendfreundes Pappenheim an einem und demſelben Tage erlebt hatte, dem Reiche der l'Entrechar, Toscani und Anzelin ein ſo klangloſes Ende gemacht worden, galt es bald als öffentliches Geheimniß, daß Sereniſſimus die holde Leutrum liebe, es ſomit zweifellos ſei, daß der gute Leutrum ſein Jahre lang ſauer erſtrebtes Glück, Ehemann zu ſein, nicht lange mehr genießen werde.

Dieſes öffentliche Geheimniß blieb natürlich dem Baron von Leutrum ſelbſt gänzlich verborgen. Im Entzücken über das Furore ſeiner Gattin, die ihn gewiſſermaßen zum erſten Mann bei Hofe gemacht hatte und den Traum, an des ziemlich paſſirten Montmartin Stelle Lenker des Staats zu werden, ziemlich concret erſcheinen ließ, überſah er ganz, wie das Schickſal, nachdem es ihm ſeit zwanzig Jahren die tragikomiſche Rolle des „gefoppten Liebhabers" zugetheilt hatte, ihn nunmehr mit Rieſenſchritten in die des „betrogenen Ehemanns" hineintrieb. Hätte er nur einen Blick in das

Innere der Schranzenwelt thun können, die ſich um ihn her in ehrfurchtsvollen Bücklingen drängte, er würde unter der erſten beſten ſubmiſſen Entſchuldigung ſchleunigſt aufgepackt und ſich mit ſeiner ſchwererrungenen Gattin in die Einſamkeit Heubachs und ſeines Bergſchloſſes im Schwarzwalde zurückgezogen haben.

Täglich glaubte nunmehr der lauernde Hof über dieſen alten, läſtigen Gecken die Nemeſis hereinbrechen, Franziska ihm untreu werden zu ſehen.

Von alledem geſchah nichts; Franziska — blieb treu, der Herzog — blieb rückſichtsvoll. Alle übrigen eintretenden Erſcheinungen waren nur geeignet, an Karl von Würtemberg vollſtändig irre zu werden. —

Am Morgen nach dem Empfange Leutrum's, als Röder auf die Favorite kam, benachrichtigte ihn der Souverain, daß er bereits einen Courier nach Stuttgart an die Landſchaft und den preußiſchen Geſandten, dann an Prinz Louis wie nach Wien geſendet, um anzuzeigen, daß er mit ſeinen Brüdern und ſeinem Volke einen Vertrag in Form eines unumſtößlichen „Erbvergleichs“ abſchließen, ſeine Truppen ſucceſſive reduciren, das Lotto, die Monopole, das Gratial-Amt, das Münz- und Salzregal aufheben wollte, wofern das Land acht Millionen Schulden übernehme und das laufende Budget ordnungsmäßig decke.*) Zugleich erfuhr Röder, daß General Rothkirch den Auftrag erhalten, Wittleder feſtnehmen zu laſſen, um die gerichtliche Unterſuchung wegen „ungetreuer Amtsführung“ unter Zuziehung eines Landſchafts- und eines Regierungscommiſſärs ſofort zu beginnen.

Ein paar kleine Schurkereien Wittleder's, wie die Unterſchlagung des Rieger'ſchen Salairs, hatten dem Herzog die Augen auch für die großen Betrügereien dieſes Menſchen geöffnet.

„Geh' zu Franziska, Röder, ſage ihr das! Lege ihr die Pläne und Hoffnungen vor, welche unſere „Solitude“

---

*) Menzel, 231. Nikolai X. 112.

geboren, damit die „Freundſchaft“ ſie vollende. Erinnere ſie ihres Verſprechens, mache ſie mit den Genoſſen meiner Einſamkeit bekannt, und fordere ſie auf, uns dort — mit ihrem Gemahl — zu beſuchen. Unter allen Umſtänden will ich jetzt auch die Sache mit Haug beendet wiſſen. Du ſollſt ihm noch heut' ſeine Vocation als Profeſſor der Stadtſchule und der Akademie zuſenden. Mag es Geld koſten, es iſt etwas Gutes, ſollten auch drei Laquaien um einen Gelehrten ſpringen. Morgen will ich hinüber in's Grüne der Berge, die Lerchen ſingen allda: — daß Karl Eugen ein Narr geworden!“

„Aber dieſe — Narrheit, mein vielgeliebter Herr, wird mich verjüngen, Sie und Würtemberg glücklich, beneidenswerth machen! Um dieſe Narrheit wird Karl Eugen die Verehrung und Liebe der Menſchen ſein!“

„Meinſt Du? Nun, die Freudenthräne in Deinem weißen Barte ſoll mir eine gute Vorbedeutung ſein. Laß es uns wenigſtens verſuchen, wie mir der neue Weg bekommt. Auf der *Menſchen Liebe* und *Bewunderung*, ihre *Treue* geb' ich nichts mehr, ich will nur die Liebe und Bewunderung *eines* Weſens, Röder!“

„Und ſind *wir* — Ihre alten redlichen Freunde — Ihnen nichts, Durchlaucht?“

„Gewiß! Aber Du, Gemmingen, Scheller, Seeger und Hügel, Ihr — Ihr liebt mich ja *doch* ſo wie ſo?!“ lächelte Karl und legte ſeine Hand in die des Grafen.

„Freilich wohl!“ und Röder küßte ergriffen des Herzogs Rechte. „Haha, wir haben Ew. Hoheit in den Gewittertagen zu ſehr *verwöhnt*, nun der Sonnenſchein kommt, rücken wir in zweite Linie!“

„Wer wird für ſein Alter noch ſo eiferſüchtig ſein!“ —

Röder eilte mit einer Fröhlichkeit, einem Reichthum an Hoffnungen wie nie in ſeine Wohnung zurück, nahm das Portefeuille, welches alle Papiere der Solitude enthielt, und fuhr eine Stunde ſpäter zum Galabeſuch nach dem Hotel Leutrum. —

Franziska hatte die Nacht nach ihrem erſten Hofdebüt ſchlecht genug geſchlafen, und fühlte ſich deshalb am Morgen eben ſo matt, wie ſie gedankenvoll war. Ihre alte Schwarzwälder Dienerin, die Brigitte, war darob verwundert genug. Sie hatte ſich vergebens darauf geſpitzt: „'s gnäd'ge Frenzle" würde ein bischen von den Herrlichkeiten, und wie es bei Hofe eigentlich ſei, erzählen, aber ſie hörte nichts. Als ſie dann fragte: ob ſich's liebe Frenzle „vor dem ſchreckliche Karle-Herzog nit gegraut hätt'" — ſchüttelte die Baroneſſe nachdenklich und doch unwillkürlich lächelnd das Haupt.

„Der — Karl-Herzog — wie Du Se. Durchlaucht nennſt, Brigitte, iſt gar nicht ſo ſchrecklich. Er war ſehr gut gegen mich und —" ſie erröthete, „ach, man muß auch nun nicht alle Redereien der Leute glauben!"

„Nana, 's iſt wohl nit Alles bloße Rederei geweſt!" — und kopfſchüttelnd machte die Alte der neugeworbenen Pariſer Kammerjungfer Platz, die der Gnädigen Morgentoilette beſorgte. Hatte Leutrum doch durch den Kammerdiener ſchon wiſſen laſſen, diverſe Herrſchaften ſeien vorgefahren, um Viſite zu machen.

„Sagen Sie dem Herrn Baron, er möge in meinem Namen danken und mich wegen Unpäßlichkeit entſchuldigen."

Dies that Leutrum auch ſehr gern. Er ſah darin eine Fineſſe ſeiner Frau, ſich rar zu machen, und billigte ſie aus dem eitlen Grunde: „weil geſchickte Prüderie den Effect der Erſcheinung erhöhe".

Dies gravitätiſche Ritterſchaftspetrefacte überſah jeden natürlichen Vorgang in der Seele ſeiner Gattin, und war vergnügt genug, die Cavaliere und Damen, welche bereits in ſeinen Empfangs-Salon ſtrömten, mit tönenden Fanfaronaden und dünkelvollen Gemeinplätzen abzufüttern.

Als er mitten in dieſer angenehmen Beſchäftigung war, erſchien Graf Röder von Schwende, das Portefeuille unterm Arm, der vertraute Freund des Herzogs. Sofort wurde jedes anweſende Ohr noch einmal ſo lang, um den Grund dieſes Beſuchs, namentlich aber die Anweſenheit der Mappe, auf welcher das goldene Wort „Solitude" ſtand, zu ermitteln. Man ahnte, daß ſich im Hotel Leutrum ſo etwas wie ein „geheimes Cabinet“ etabliren werde.

„Mein verehrter Baron, ich komme zunächſt, Ihnen meinen perſönlichen Dank für die Rückkehr an's allerhöchſte Hoflager und den aufrichtigſten Glückwunſch zur Vorſtellung Ihrer Frau Gemahlin zu bringen! Se. Herzogliche Durchlaucht iſt von der Liebenswürdigkeit wie dem Geiſt der Frau Baroneſſe entzückt, und ſprach gegen mich den Wunſch aus, fortan immer die Gemahlinnen ſeiner älteren Freunde bei Hofe zu empfangen und Höchſtſeiner Umgebung eine erneute Geſtalt zu geben. — Dies ſcheint um ſo gerechtfertigter, als die neueſte Entſchließung unſers gnädigſten Herrn eine vollſtändige Einigung zwiſchen Volk und Regierung, ſowie eine veränderte Art der Verwaltung herbeiführen wird, welche zugleich eine engere Allianz mit den alten Geſchlechtern des Landesadels erheiſcht. Die zweite Veranlaſſung meines Beſuchs aber gilt ſpeciell Ihrer Frau Gemahlin, der ich auf Befehl meines hohen Herrn dieſes Portefeuille übergeben und mit derſelben über einige Ideen conferiren möchte, die zwiſchen der Frau Baroneſſe und Sereniſſimus geſtern bereits discutirt wurden.“

„Ich bin entzückt über die Ehre, welche Sereniſſimus allergnädigſt uns zu Theil werden laſſen. Eine Unpäßlichkeit verſtattet der Baroneß leider nicht —“

„Ohne Umſtände, lieber Baron. Mein Geſchäft leidet keinen Aufſchub. Da Durchlaucht morgen nach der Solitude geht, iſt es wichtig, heute dieſe Angelegenheit in Ordnung zu wiſſen. Ich bitte Sie, gütigſt anfragen zu laſſen, ob die Frau Baroneß auch für mich unzugänglich iſt!“

Leutrum verbeugte ſich und flüſterte einem Diener den Auftrag zu. Er war Hofmann genug, zu begreifen, daß dieſer Beſuch nicht blos mit ihm ſelbſt abzuſpeiſen ſei. Wenige Augenblicke ſpäter erſuchte der Laquai den Grafen, bei der Baronin einzutreten.

Dieſe kurze Scene nahm das Nachdenken der Anweſenden überaus in Anſpruch. Wer ja noch über die Macht der Baroneß in Zweifel ſein konnte, ward vollſtändig aufgeklärt, ſo daß man ſich Leutrum's Gunſt nur um ſo angelegener ſein ließ, war er auch nichts weiter — als die Schwelle zur Antichambre ſeiner Frau.

Als Röder Franziska gemeldet ward, ſtand ſie erröthend und lächelnd auf. Der alte Röder, der Freund ihrer todten Mutter, war's — und vom Herzog an ſie geſendet! Das konnte nichts Arges ſein! Geſtern hatte ſie ohnehin nur wenige Worte mit ihm wechſeln können, da Karl ſie ganz in Beſchlag genommen.

„Gnädige Frau," und Röder küßte ihr die Hand, „verzeihen Sie meine Zudringlichkeit. Ich hoffe, Ihr Unwohlſein wird Ihnen geſtatten, das Allernöthigſte wenigſtens von dem zu hören, was Sereniſſimus mir an Sie aufgetragen hat."

„O, mein Herr Graf, mir geſtattet meine Unpäßlichkeit, Alles zu hören, was Ihr Mund mir ſagt. Ich bin nur ein wenig fatiguirt, ſonſt —"

„Sie haben ſchlecht geſchlafen?" lächelte Röder.

„Ach nein," und Franziska erröthete, „ganz leidlich. Nur die ungewohnte Umgebung, die Erregung —! Mein Gott, Herr Graf, muß nicht ein armes Geſchöpf vom Lande, wie ich, marode ſein, wenn es Euren Ludwigsburger Glanz geſehen? — Mein Herr Gemahl hat zwar ſein Wort geben müſſen, hier zu bleiben, und Sereniſſimus mich ſo überaus gnädig empfangen, daß ich mich umſonſt frage, welches meiner Verdienſte ſeine Huld rechtfertigt, — aber wie ich das Hofleben, dieſes Heer von Gefahren, Glanz, Laune und Aufregung auf die Dauer ertragen, mich in ihm ohne Freund und Führer zurecht finden ſoll — weiß ich nicht. Sie müſſen mir einen Gefallen thun, Graf!"

„Gnädige Frau, wenn meine Kraft —"

„Nun, Ihre Kraft wird doch wohl ausreichen, mein redlicher Freund, mein Führer und Rather in dieſer neuen, unbekannten Welt zu ſein? Mein Herr Gemahl iſt viel zu ſehr mit ſeinem eignen Glanz beſchäftigt, um ihm das zuzumuthen. — Sie ſind erſtaunt! Hören Sie ein Geſtändniß!“ und ſie ergriff lächelnd, aber doch mit verhaltener Rührung ſeine Hand. „Sie ſind nämlich ein alter Freund, eine alte Liebe von mir, ich habe Sie, mein Graf — geerbt von meiner verſtorbenen Mutter, Sie und — den Moſer! Erinnern Sie ſich unter Herzog Eberhard und Alexander noch eines Fräulein Franziska von Bohrsdorf?“

„Mein Gott, ſie war die erſte Dame der Prinzeß Wilhelmine, der nunmehrigen Frau Herzogin von Baden-Durlach!“

„Ganz recht, und meine Mutter. Sie hat mir erzählt, daß ſie an dem ganzen verabſcheuungswerthen Hofe nur einen Mann hochgeachtet habe, Sie, Graf Röder. — Wenn Sie noch der alte Schwende ſind, der mit dem Piſtol in der Hand ſich des unſeligen Landes annahm, wenn Sie noch einer jener edlen Reſte verklungenen altſchwäbiſchen Reckenthums ſind,“ — ſie preßte wie in Seelenangſt ſeine Hand an ihre Bruſt — „ſo nehmen Sie ſich des Kindes um der Mutter willen an, ſeien Sie mir ein ewig wahrer Freund, — denn ich ſtehe da einſam, ſchutzlos, in ſchmählichen Feſſeln, — geopfert — und von Gefahren umgeben, denen auszuweichen mir einſt vielleicht nur ein Schritt bleibt!“ — ſie zog ein Fläſchchen aus dem Kleide. — „Der Schritt iſt ſehr klein, Röder, er führt mich zur Befreiung, und trauen Sie mir Energie genug zu, daß — wenn Ihre Freundſchaft mich verläßt, — mir dieſer Freund mit ſeinem letzten Troſt zur Hand bleibt. Selbſtſucht iſt die einzige Triebfeder der Männer!“

Röder ſah ihr tiefbewegt in's überſtrömende Antlitz.

„Franziska von Leutrum, mein weißes Haar ſagt Ihnen, daß ich bald zur Grube reif bin. Ohne Weib und Kind ſtehe ich auf der Erde, vielleicht — daß etwa mein Bruder an meinem Sarge weint — was kann mir das Leben noch ſein? — Und dennoch iſt es mir unendlich wichtig, iſt ein geſegnetes vor Gott und Menſchheit, wenn ich im Tode mein armes Würtemberg und meinen noch — ärmeren Karl beglückt weiß! Ich habe des Herzogs elende Jugend geſchaut, und mich ſchon im Voraus entſetzt über den einſtigen Herrſcher, den man zum Sklaven geſchlagen, — Ihre Mutter wird es Ihnen wohl geſagt haben. — Ich habe geſehen, wie man ihn umſtrickte mit Canaillerien, bis ſeine Leidenſchaft alle Schranken durchbrach, ſah, wie — Friedrike von Bayreuth ihm treulos ward. — Dieſe Frau, dieſer Krieg hat ihn zu dem gemacht, für was ihn die Welt hält. Aber ich, ſein Freund, der Einzige und Letzte vielleicht, ich kenne ihn, wie ihn die Welt nicht kennt! Unter den Leidenſchaften dieſer vulkaniſchen Natur ruht unzerſtörbar tief der Demant des Edlen, Hohen! — Ich habe den Tag erhofft, erfleht, erſeufzt, wo das Kleinod ſeines Innern zu Tage treten möchte, — darüber bin ich nun alt geworden. Wenn ich Ihnen aber ſage, daß dieſer wilde Karl ſeit geſtern zahm geworden, ſeiner Seele Gold durch die Sonne der Begeiſterung in Fluß gekommen, und die Urſache Sie, Baroneſſe, allein Sie ſind? — In dieſem Augenblicke gehen die Stafetten nach Stuttgart, Berlin, Wien und Neuſtadt, um ewige Verſöhnung zu verkünden zwiſchen Karl, ſeinem Volke, ſeinen Brüdern! Wenn ich Ihnen ſage, daß geſtern der Schranze fiel, der des Herzogs wilde Jugend vergiftet, — Pappenheim, — daß heute der Blutſauger des Landes vor Gericht kommt, — Wittleder, — und Sie haben das gethan!? — Ein Wink von Ihnen genügt, den Fürſten zu leiten! In dieſem Portefeuille ruhen alle ſtillen Pläne Karl's für Würtemberg. Sie ſollen ſie prüfen! Soll ich den Genius meines Landes und Souverains nicht lieben, ihm nicht Freund und Schutz ſein? — Muß ich nicht damit grade meinem Gott und Lande am treueſten dienen? Erkaufe ich mir dadurch nicht den Segen einer ſchönen Sterbeſtunde?“

Franziska hatte in namenloſem Entzücken die Hände zuſammengepreßt, das ſtrahlende Haupt erhoben mit dem Himmelslächeln und dem großen blauen Blick, welcher durch Thränen ſchimmerte. — Sie betete leiſe. — Dann ward ihr Geſicht ernſt und ernſter, bleich und bleicher, — ſie ſenkte das Antlitz, ihr Körper zitterte.

„Und was — was ſoll ich ihm dafür geben?!“ — Ihr Blick funkelte. „Meine Schande, Röder?!“ —

„Nein, Baroneſſe! — Nur ein verächtlich Werkzeug der Sinnenluſt entehrt man, denn ihm iſt die fürſtliche Schande ja die einzige Ehre des Lebens! Wenn man aber ein reines Weſen liebt, wie Karl Sie, — ſo liebt, daß man ſeinetwillen zu jedem Opfer fähig iſt, Franziska, — dies Weib ſchänden, hieße das Heiligenbild, zu dem in letzter Hoffnung man gebetet, vom Altar reißen, um es zu zerfetzen!“

„O mein ew'ger Gott, und er liebt mich! Liebt mich ſo ſehr?!“ ſie erſchauerte in ſich.

„Mit dieſem Geſtändniß ſank er an mein Herz geſtern Nacht, ehe ich ihn verließ. — Heute waren die Ordres bereits entſendet!“

„Wie elend ich bin als Gattin, Graf, das iſt ja in Jedermanns Munde. Ermeſſen Sie die Verführung, welche mein Herz beſchleichen mag, mich durch einen kecken Schritt der Leidenſchaft von einem Manne befreien zu können, den ich verachte, einen Mann zu lieben, den — ich wenigſtens aus tiefer Seele beklagen muß, auf deſſen allgebietend Schöpferwort ich ſolchen Einfluß habe! Ich erkläre Ihnen, Röder, das iſt einem ſchwachen Weibe Unendliches zugemuthet! Aber ſo fern meinem Herzen der Herr von Leutrum ſteht, er iſt einmal — mein Gemahl, ich trage ſeinen Namen und werde ihn nie beſchimpfen, nie zur Betrügerin an ihm werden, das bin ich meiner Selbſtachtung, der weiblichen Würde ſchuldig, die vielleicht den einzigen Zauberreiz bildet, welcher Karl's Herz gewann! — Wird er aber immer ſtark genug ſein, ihn zu achten, an meiner innigen Freundſchaft ſich zu begnügen? Wird er nie mehr begehren, die Kluft überſpringen und mich in den Strudel — der Schmach ziehen?! Wenn ich Ihre Tochter wäre, Graf, und Sie ſo früge, was würden Sie antworten?“

„Ich will Ihnen wie ein Vater antworten. Eben Sie zu warnen, Ihnen alle Mittel zu bieten, der drohenden Klippe zu entgehen, iſt Zweck meines Hierſeins. Ich kann Ihnen auf mein ſelig Ende ſchwören, daß Karl Sie liebt, wie kein Weib, Sie lieben wird bis an die Grenze ſeines Lebens. Aber ich kann Ihnen nicht verbürgen, daß er nie verſuchen wird, in den vollen Beſitz des Weſens zu gelangen, welches das Geſchick ihm neidiſch verſagte. Kämpfe, Verſuchungen werden Sie beſtehen, aber er wird nichts begehren, als was ihm Ihre Liebe freiwillig geben mag. Ob Sie ihm Ihre Frauenneigung für immer vorenthalten, den Schmachtenden, der Ihretwegen ſein Land beglückt, allein in Trauer verenden laſſen werden, wird ewig Sache — Ihres Herzens und Gewiſſens ſein! Das Geſchäft meines Lebens iſt, Sie fortan zu ſchützen, Ihnen die ſegensvolle Herrſchaft über ſein Gemüth zu ſichern. Eine reine Frau hat tauſend Mittel, ſich zu bewahren, Ihr ſicherſtes aber iſt jenes Portefeuille. Beſchäftigen Sie ihn immer mit der Arbeit: — Edles zu ſchaffen, ihn in den Freundeskreis der Solitude zu bannen, die eine Phalanx der Guten um ihn bilden wird. Man muß der Zukunft auch ein Recht einräumen und der unendlichen Liebe dort oben, die unſern Pfad ebnet!“

„Sie haben wohl recht!“ entgegnete Franziska ſanft. „O, das war meine Ahnung, Freund, als ich nach Ludwigsburg kam. — Es ſcheint mein Geſchick, wie jene Alten unter dem Fatum zu ſtehen, dem ich mich opfern ſoll! Wenn — ich müßte, — freiwillig müßte! Röder, der Gedanke hat etwas Grauenhaftes! Mit Qualen bin ich Frau geworden, — Maitreſſe? Selbſt um ganz Würtemberg nie!! — Raſch, kommen Sie zum Portefeuille!“

Röder öffnete die Mappe und legte ihr die Pläne und Projecte Karl's vor, in der Einſamkeit entſtanden, — gab ihrem kräftigen, feinfühlenden Geiſte Einblick in die verſchiedenſten Verhältniſſe, und hatte die herzlichſte Freude an der klaren Faſſungskraft, der überſchauenden Einſicht, der Schöpfungsgabe dieſer außerordentlichen Frau.

Als er ging, ſagte er: „Ich habe Ihnen nun Karl's innerſtes Leben erſchloſſen, theuerſte Baronin, — heut' Nachmittag werden ſich die Freunde der Solitude, die Herren von Gemmingen, Puttbus, Scheller, Seeger und Hügel, ferner der Akademie-Director Guibal und Architekt Guipierre vorſtellen. Profeſſor Haug von Magſtadt wird nächſtens erwartet. Zwei Kammerhuſaren ſind Ihnen geſtellt, um den täglichen Verkehr mit mir zu unterhalten, ein Secretair ſoll nach Ihrer Wahl dotirt und engagirt werden, und was Sie zu wiſſen befehlen, iſt Ihnen eröffnet. Sie ſollen die Wohlthäterin des Landes ſein, Gott hat Sie ſelbſt dazu auserſehen. Nur eine Bitte noch in des Herzogs Namen. Wollen Sie den Ort dieſer guten Gedanken, die Solitude, mit Ihrem Gemahl nicht ſehen? Sereniſſimus würde ſehr glücklich ſein, Sie in acht Tagen dort zu empfangen!?“

Die ſchöne Frau ward verlegen, ihr Buſen pochte heftig. „Sagen Sie meinem gnädigſten Herzog, ich würde mit meinem Gemahl erſcheinen. Aber, bitte, — wiederholen Sie Herrn von Leutrum doch die Einladung auch!“

„Nachdem ich Ihre Genehmigung habe, gewiß!“ —

Franziska hatte zufolge ihrer ganzen Entwickelung eine tief durch ihr Leben gehende Leidenſchaft ausgebildet: nämlich: Alles, was ihr nahe kam, mit idealem Sinn zu durchdringen, mit dem Bedürfniß förmlicher Mutterfreude alle Keime des Schönen unter ihrer Hand aufſprießen, gedeihen, ſich entfalten zu ſehen. Sie liebte den eignen Glanz nicht, denn ſie hatte vorwaltend häuslichen Bürgerſinn, aber ſie liebte den Glanz ihrer Geſchöpfe, deſſen, was ſie genährt hatte, liebte vor Allem geiſtigen Gehalt, und erhob ſo die platte Sinnenwelt zu edlerer Exiſtenz. Schon im engen Hauſe des Vaters unter Kummer und Noth, dann als Leutrum's Gemahlin zu Heubach war ihre ganze Beſchäftigung eigenes Wachsthum, Pflege des Schönen, Erhebung gepreßter Herzen, Linderung von Noth und Armuth geweſen, ſie galt unter Leutrum's Unterthanen als Schützerin aller Bedrängten. Welche Saat, welche Welt ſegensvoller

Keime war jetzt in ihre Hand gelegt! Wohin ihr forſchender Blick nur fiel, durfte er Schönes, Liebliches erwecken, — das war eine Seligkeit, der ihr armes Herz nicht widerſtand! Sollte ſie den nicht lieben, der ihr die Macht des Guten lieh? — Die Sicherheit von Röder's Freundſchaft, des Anſchluſſes an die edlen Männer der Solitude, des Schutzes, den ihr die ſittliche Kraft ihrer freien Würde lieh, ließ ſie mit heißem Danke zum Himmel blicken und die frohe Hoffnung faſſen, Karl könne nie unedel ſein.

Bei der Fülle des Materials, und daß ſie am wenigſten Leutrum zum Genoſſen ihrer ſchönſten Stunden wünſchte, konnte ſie eines treuen, geiſtvollen Dieners, der zugleich ihr Freund, ihr Herzensberather war, Ruhe und Einſicht mit Wiſſen und Treue verband, als Secretair nicht entbehren. — Sie dachte an den armen, bleichen Pfarrer Hormayer in Heubach, der ihr brechend Herz am Hochzeitstage vor dem Altar des Herrn hoch über alle Erdenleiden erhoben, ein Jahr lang ihr geiſtiger Austauſch und Almoſenpfleger geweſen war. Ihr erſt Geſchäft war, ihn nach Ludwigsburg zu berufen. Der Herzog unterzeichnete ſofort ſeine Vocation mit tauſend Gulden Gehalt, freier Wohnung und dem Titel eines herzoglichen Cabinetsraths. Franziska hatte allerdings nur für ihn auf die Stellung eines Secretairs gerechnet, aber Röder ſetzte ihr auseinander, daß, wenn ſie ihren Vertrauten in die öffentlichen Inſtitute, Collegien und verſchiedenen Reſſorts ſenden wolle, um ſich über den Gang der Angelegenheiten Gewißheit zu verſchaffen, er mit einem Range bekleidet ſein müſſe, der ihm Reſpect verſchaffe.

Durch die Liebe eines Fürſten war der kleine, blaſſe, verhärmte Paſtor zu Heubach mit ſeinen ſechs Kindern und ſchmalen Biſſen zur Stellung eines Cabinetsraths gekommen. Ihm erſchien ſeine eigene Metamorphoſe wie ein märchenhafter Traum! —

Die Nachricht von der Sinnesänderung des Herzogs erfüllte das Land mit freudigem Schreck? Die Hofgerichtsverhandlungen wurden in Folge deſſen zu Wien ſogleich geſchloſſen, das erſte anerkennende Handbillet Friedrich's lief ein, die Landſchaft war entwaffnet, und Prinz Louis ſendete per Courier an Röder eine briefliche Frage: ob denn das Alles wahr ſei, und er nicht träume? —

Röder antwortete: „Bei meinem Wort, Alles iſt wahr, ich bitte nur, daß Hoheit geruhen, ſofort in Perſon ſich zu überzeugen!“ — Das ganze Land gerieth in Bewegung! Jeder fragte, wodurch dieſes Wunder bewirkt ſei! Und leiſe flüſterte man rings den Namen „Franziska von Leutrum“. — Die Hiſtoriker pflegen wohl Karl's erſten Anſtoß zur Umkehr dem Reichshofgericht und Friedrich's II. Interventionen zuzuſchreiben, aber des Volkes Mund von Geſchlecht zu Geſchlecht verewigte in Berneddin's Tochter den eigentlichen Grund ſeines ſpäteren Glücks.

Der Sonntag, an dem das Rendezvous auf der Solitude ſtattfand, wurde zu einem Feſt der reinſten Freude, wie es im Leben eines Monarchen ſo ſelten zu ſein pflegt.

Karl Eugen ſah ſeine beiden Brüder, den Prinzen Louis nach ſieben, Prinz Friedrich Eugen aber, den preußiſchen Helden, den Recken von Zorndorf, nach zwölf Jahren der Trennung und bitterer Feindſchaft wieder. Unangemeldet waren ſie herbeigeeilt, um ihn zu umarmen und das Wunder: Franziska zu ſehen, welches den herzoglichen Bruder ſo umgewandelt.

Auf der Solitude wurde der Baroneß ihr Vater als Oberforſtmeiſter von Leonberg und die Brüder als Cornets der rothen Leibgarde zu Pferde vorgeſtellt. Sie weinte wie ein Kind vor Seligkeit.

Der Hofetikette, des ſteifen Formenzwangs ledig, — nur von Erleichterung des Volks, Gründung gemeinnütziger Anſtalten, Reduction der Laſten, Beförderung der Künſte plaudernd, umgeben von wahren Freunden, entzückend und entzückt, überſchaute wonnelächelnd Franziska die ſtille Waldwieſe, die Höhen und Gründe, das ſonnige Neckarthal mit ſeinem funkelnden Leben und rief: „O Durchlaucht, hier hat die Natur ſelbſt einen Fürſtenſitz gegründet, wo aus dem Waldesfrieden über Berg und Thal das Auge eines guten Herrſchers ſchweifen, mit einem Liebesblick all' ſeine Lande umfangen, mit ſtarkem Arm die Noth erreichen und lindern kann. Hier in ſtiller Majeſtät zu thronen, muß unermeßlich ſchön ſein!“

„Damit, theuerſte Baroneſſe, verwandeln Sie die bisher öde Einſamkeit, wo ich die Welt in finſterem Brüten von mir warf, zum Herzen des Landes! Ja, ich will hier einen Sitz der ſtillen Hoheit und Herrſcherſchöne gründen!“

„Und das Militärwaiſenhaus, welches Durchlaucht projectirt, hierher müßte es kommen! Die Kinder der Wackeren, welche Leib und Leben an ihres Fürſten, ihres Vaterlandes Wohl geſetzt, ſollten Ihrem Herzen und Auge die Nächſten ſein, daß ſie edel werden wie die Väter, daß ihre Seele groß wachſe in dem Gefühl, der Herrſcher habe ſelbſt über ſie das Amt des Vaters, Lehrers und Freundes übernommen! Wer in dieſer Schule erwächſt, ſei ein ächtes Kind Würtembergs, ſei Karl's eigen!“

„Dieſe Schule ſchwäbiſcher Jugend ſoll man drum auch die Karls-Schule nennen!“ rief Prinz Friedrich. „Als Andenken an den großen Lehrmeiſter Karl, der uns Alle heut' an einem Tage beſchämt und wieder zu Kindern, zu glücklicheren Kindern macht, als wir jemals geweſen!!“ —

In Folge dieſes Tages begann unter Guipierre's, General Scheller's und Oberſt Seeger's Leitung der Bau des Schloſſes der Solitude auf dem Plateau der Meierei, und der herzogliche Garteninſpector Walter wurde aus Ludwigsburg zu den erſten Arrangements und Anlagen eines Parkes beordert. Während die Prinzen nunmehr öfter von Neuſtadt an den Hof kamen, Prinz Friedrich ſeine Gemahlin Dorothea, eine Prinzeſſin von Brandenburg-Schwedt, vorſtellte und Louis die Genehmigung erhielt, ſich mit Gräfin Albertine von Beuchlingen legal trauen zu laſſen, war der Mittelpunkt aller dieſer frohen Ereigniſſe, dieſer Galanterien und Feſte Franziska von Leutrum.

Seitdem man ſich noch dazu überzeugt hatte, daß viele Dinge bedeutend raſcher, glücklicher ſich erledigten, welche durch die Kanzlei der ſchönen Frau gegangen, wendete ſich Alles, was nicht durchaus inſtanzenmäßig gehen mußte, oder vergeblich ſeine Pilgerfahrt durch den Staub der Collegien gewandelt, an die Baroneſſe von Leutrum.

Als Beſiegelung des guten, brüderlichen Einvernehmens ward Prinz Louis Chef des Generalſtabes und Friedrich Chef der Garde-Dragoner, die nunmehr ſeinen Namen führten. Profeſſor Haug trat ſein Amt an*) und ward in Franziska's Nähe gezogen, die Académie des arts erhielt eine rhetoriſche, eine hiſtoriſche und eine Muſikklaſſe, in welch letzterer Deller Inſtrumental-Unterricht ertheilte. Alles war Freude, Aufſchwung, Streben, Verbeſſerung!

In dieſe Zeit fiel das plötzliche Ableben der Herzogin-Mutter Maria von Thurn zu Schorndorf. Man ſagte im Lande, ſie habe ihre Seele dem Teufel verſchrieben, wenn Karl Eugen je beſſer würde, — nun habe ſie Herr Volland denn geholt. Der uſancemäßige Leichenpomp ward entfaltet, betrauert wurde ſie von Niemand! —

Jedes menſchliche Ding hat ſeine Grenze! Das größte Unrecht erſchöpft ſich, aber auch der beſte Wille, die hellſte Begeiſterung, wo die Mittel unzugänglich ſind, die irdiſche Praxis, der Geiſt des Hinderniſſes ſich wie Blei an den Flug des freien Gedankens heftet.

Erſtlich behagte vielen Leuten der neue Umſchwung nicht, ſchon weil er neu war. Der Proceß Wittleder's endete mit ſeiner Landesverweiſung und Vermögensconfiskation. Pfeil zitterte ſchon für ſeine Exiſtenz, und Pepino wie Montmartin hatten Wittleder's Schweigen betreffs der Beering nur durch eine große Geldſumme erkaufen können. Der Hof veränderte ſich in ſofern auffallend, als der lungernden Cavaliere mit reichen Dotationen und der ſonſt ſo tollen Praſſer immer weniger wurden. Beſonnene, edle Männer, wie Gemmingen, Puttbus, Wartensleben, Scheller, Seeger, Hügel, Varnbühler, nunmehr Karl's liebſter Umgang, brachten ihre Frauen an den Hof, denen Franziska die Honneurs machte. Durch Anweſenheit der Prinzen und ihrer Gemahlinnen, alſo die Vereinigung der herzoglichen Familie, zog ſich der reiche, unabhängige Adel, welcher früher den Hof „des demoiselles et garçons“ wie das Feuer geflohen, nach Ludwigsburg. Die alten Namen der Atthembs, von Sterneck, Schenk von Schauſenberg, die Rippar, Sturmfeder, Liebenſtein, Tiber von Spät-Zwyfalten, die Thumbs von Neuberg, die Schillinge von Kannſtadt und Seckendorfs, die Rechberge, Helfenſteins, Botwars und Wunnenſteine erklangen wieder mit ihren alten Traditionen und zollten der Lieblichkeit der ſchönen Leutrum willig ihren Tribut, machten durch ihren ſoliden Reichthum, ihren würdevollen Glanz die elenden Hofſinecuren überflüſſig.

---

*) Strauß I. 121.

Dies Alles war unzweifelhaft ſehr ſchön und gut, aber es hatte eben ſeine Nachtheile und Gegner. War der Hof auch von aller ſittlichen Unſauberkeit gereinigt, Ludwigsburg und Stuttgart nicht. Das lange Beiſpiel toller Verſchwendung, Zuchtloſigkeit und Völlerei, welches Karl gegeben, hatte auf die Einwohnerſchaft höchſt demoraliſirend gewirkt, wozu noch die übermäßige Garniſon beitrug. Eine Menge windiges Geſindel, Tanzmeiſter, Fechtmeiſter, Muſikanten, Glücksritter, Spieler, Dirnen trieb ſich umher, lockte den Leuten das Geld aus den Taſchen, verführte Söhne und Töchter, beförderte die Luxuswuth in den unteren Schichten, ruinirte Familienglück und Frieden. Der junge Militäradel, das herabgekommene Junkerthum, der Hofcarriere nunmehr beraubt, durch Schließung des Gratial-Amts außer Stande, mit erborgtem Gelde Aemter zu erſchachern, von der projectirten Heeresreduction bereits in ſeiner Subſiſtenz bedroht, brachte Unzufriedenheit, Extravaganz und eine Unzahl vornehmer Laſter unter die Bevölkerung. Es zeigte ſich ſehr bald, daß man eine ſchlechte, unſinnige und gewaltthätige Regierungsepoche nicht einmal ſo hart während ihrer Dauer, als in ihren Nachwehen empfindet, und ein zerrütteter Staatskörper Jahre lang an ſeiner Reconvalescenz zu arbeiten hat.

Der Herzog wollte treulich und mit aller Energie die Rückkehr zur Verfaſſung bewerkſtelligen, aber wie man durch Gewaltthat Rechte zerbrochen, war man wiederum gezwungen, Rechte zu zerbrechen, um die Gewaltthat zu hemmen! Einſchränkungen erzeugten Entlaſſungen, Entlaſſungen brotloſe Menſchen, wohin mit ihnen, da man ſie weder beſolden noch placiren mochte! Die Unzufriedenheit wuchs, der Lärm der Philiſter, die über Alles reden, ob gut oder ſchlimm, erſcholl, und Franziska's Name, von Tauſenden gefeiert, ward von der Gegenpartei in den Koth getreten; man ſprengte die ehrenrührigſten, ja dümmſten, abergläubiſchſten Gerüchte über ſie aus, unterhielt ſich von den ſchmutzigſten Anekdoten, an denen kein Fünkchen Wahrheit haftete.

Sie lernte nun auch die Bitterniſſe derer kennen, welche mit Aufopferung Gutes wollen, denn das kann die betreßte wie die zerlumpte Canaille nimmer begreifen.

Von vier Männern beſonders ward ſie wie der Tod gehaßt, von Pepino, Montmartin, der ſeine Rehabilitirung bei dieſen „Neuerungen" unmöglich werden ſah, und Pfeil, der ſtets fürchtete, das „Cabinet Leutrum" käme ihm auf die Spriünge, endlich von Hoffmann, dem Bürgermeiſter Stuttgarts, welcher ſammt dem dortigen Magiſtrat in Wuth gerieth, daß Karl ſich mit ſeinen Brüdern, Rieger und Moſer, mit Allen verſöhnt hatte, nur mit ſeinen Stuttgartern nicht. Es wurmte ſie, daß die Reſidenz gut genug geweſen, die ſchlimmen Zeiten auszuhalten, und nun des neuen Glücks unwerth erachtet ſei. Wahrlich, man fühlte es an der Abnahme der Induſtrie, des Verkehrs, den geſunkenen Preiſen aller Dinge zu gut, wie gefährlich Ludwigsburg geworden, wie ſich Alles, was geiſtig und leiblich aufblühen wollte, in das helle, ſonnige Schweſterſtädtchen zog.

Das war der Kern der Reaction, um den ſich die Unzufriedenen aller Schattirungen, Spitzbuben wie Dümmlinge gruppirten. Hätte nicht Karl in ſeiner Gewaltepoche den Ausſchuß ſelbſt in Huber, Moſer, Dan und deren

Anhängern corrumpirt, nun hätte er an ihnen eine energiſche *Stütze* gehabt! — Der Erbvergleichsvorſchlag, erſt mit ſchallendem Jubel des Landes begrüßt, ward allerdings vom Ausſchuß nach den urſprünglichen Grundlinien der herzoglichen Enderklärung angenommen, aber mit einer Bemängelung verſehen, die ſehr danach eingerichtet war, ihr Verdienſt zu ſchwächen. Man verlangte *Alles* auf *einmal* und Alles in *ausgedehnteſter* Weiſe. Es bedurfte des ganzen bezaubernden Einfluſſes Franziska's, den Herzog nicht in die alte rückſichtsloſe Wuth fallen, ſein Ziel aus den Augen verlieren zu laſſen. Man *konnte* dem Ausſchuß nicht in dieſer Weiſe willfahren, denn wenn es ſchon ſchwierig war, die alten Organismen der Gewalt zu zerreißen, hatte man noch mehr Schwierigkeit, das Neue, Beſſere ſofort an die Stelle zu ſetzen.

Nachdem Rieger und Wittleder beſeitigt worden, Fiſcher ganz in Schatten getreten, Huber Privatmann geworden, war eben Niemand zur Hand, der in die Regierungsdetails Klarheit bringen konnte, als Montmartin. Sein „Urlaub“ wurde alſo aufgehoben, und er erhielt unter dem Titel eines einfachen „Cabinetsminiſters“ den Auftrag, die Auseinanderſetzung mit der Landſchaft zu bewirken, den Geſchäftsgang der neuen Uebereinkunft gemäß einzurichten. Aber mit ihm zog die Intrigue, die Machtbegier von Neuem in Ludwigsburg ein. Das Trifolium Pfeil, Pepino und Montmartin war beiſammen, Alles ging langſamer, zäher; Einflüſſe, alte Launen, Verdrehungen, Flüſtereien und Spionage machten ſich wieder geltend. Der Herzog fühlte ſelbſt, wie Montmartin eine abſichtliche Bedenklichkeit und Penibilität heuchelte, und doch hatte er — jammervoll genug — keinen Beſſeren. Moſer war im Auslande und der herzoglichen Einladung bisher noch nicht gefolgt. Die alte Betrübniß und Schwermuth ſchien über Karl hereinzubrechen, ſeine Kraft, der Schwung ſeiner Seele ihn zu verlaſſen. Franziska's Anweſenheit ſtimmte ihn eher wehmüthig, als erheiternd. Das Einzige, was ihn glücklich machte, war, ſie mit etwas zu überraſchen, oder die Achtung und Liebe zu ſehen, die ſie ſich anſpruchslos und bezaubernd zu erringen wußte. So hatte er ihr auch den lieblichen Flecken Hohenheim oberhalb Stuttgarts mit der ganzen Bergterraſſe als perſönliches Eigenthum geſchenkt und auf der Höhe eine kleine Villa im Schweizerſtyl ausführen laſſen. Von der Gallerie derſelben ſah man das ganze Neckarthal entlang, Stuttgart und Kannſtadt, die Zinnen der Solitude, den Mühlbach, Stammen, Saſſenhauſen, Ludwigsburg, und tief in begrichter Ferne den Kegel des Aspergs und Marbach. Der Herzog hatte ihr bei einem Ausfluge des Hofes nach Kloſter Wangen und der nahen Ruine Wirthinberg die köſtliche Ausſicht von der Höhe gezeigt.

„Hier, Hoheit, möchte ich einſt ſterben!“

„Nein, Baroneß, hier leben ſollen Sie, glücklich und beglückt! Betrachten Sie ſich als Hohenheims Herrin!“ —

Im Spätherbſt 68, wo der politiſche Horizont ſich neu verfinſterte, Karl faſt ganz rathlos war, die Schwierigkeiten ſich häuften, lief unvermuthet aus Baden-Durlach an den Herzog ein Bittgeſuch des alten Moſer ein: „Inmaßen mir nach meiner Befreiung Herzogliche Durchlaucht erlaubt haben, um eine Gnade anzuhalten, bitte ich nunmehr, meinem lieben zweiten Sohn, der ſeit meinem Arreſt keine Beſoldung erhielt, und ſpäter von Excellenz Montmartin entlaſſen worden, gnädigſt den geſetzlichen Beſoldungsnachtrag und auf meinen Todesfall die Abzugsfreiheit für meine auswärtigen wie einheimiſchen Kinder zu gewähren!“

Darauf antwortete Karl ſogleich willfahrend, ſendete aus der eigenen Schatulle den nachträglichen Sold für den ehemaligen Landſchaftskanzlei-Secretair Benjamin Moſer, und erſuchte den Alten, ſofort zu ihm zu kommen, um ihm zu helfen und zu rathen.

Es war gegen Ende Januar 69, als Johann Jakob Moſer, der Conſulent, nunmehr achtundſechzig Jahr, auf den Bambus geſtützt, die Freitreppe des Stadtſchloſſes zu Ludwigsburg wiederum emporſtieg, neben ihm Röder von Schwende, der den eben Angekommenen mit einer herzoglichen Staatscarroſſe vom Gaſthof „zur Roſe“ abgeholt. —

Die Leibgardiſten am Portal und der Thür der Antichambres präſentirten vor dem Alten, die dienſtthuenden Kammerjunker verbeugten ſich, Herr von Wölwarth eilte, ihn ſofort zu melden, die Flügelthüren des Audienzſaales thaten ſich auf, — da ſtand der Herzog, umgeben von ſeinen Brüdern, ſeinen erleſenen Freunden und Würdenträgern, — Franziska von Leutrum abſeits neben dem Adjutanten Major von Varnbühler! —

Das war derſelbe Karl an demſelben Orte, vor dem er vor faſt zehn Jahren geſtanden, um kettenbeladen zum Hohentwiel zu gehen!

Der alte Moſer fuhr mit der Hand an ſein zuckendes, ächzendes Herz, ſeine Züge waren erfüllt von unendlicher Wehmuth.

Der Herzog war blaß und zitterte heftig. Er ſtrich ſich, da Moſer eintrat, mit der Hand über die hohe Stirn, als wolle er die Erinnerungen wegwiſchen. Aber ſie überkamen ihn rieſenhaft und rötheten ſein Antlitz mit tiefer Scham. Doch ſein Herz war groß, es verſchönte ja die Liebe.

Er ſchritt dem Conſulenten durch den Saal entgegen, das Auge ging ihm über, und als Moſer in haſtiger Verwirrung ſich bücken wollte, ſeine Hand zu ergreifen und zu küſſen, preßte ihn Karl Eugen mit erſticktem Schluchzen an ſein Herz.

So, ſtumm vereint, ſtanden Herr und Diener. Es war, als wenn der Geiſt Gottes durch die marmornen Hallen wehe!

Der Herzog richtete ſein Haupt empor, ſtolz und frei.

„Meine Freunde, ſchäme ſich Keiner, der mich liebt, dieſer Thräne. Es iſt, ſo Gott will, die Wiedergeburt Würtembergs, das ich in dieſem Greiſe in meinen Armen halte. Ich habe mit mir abgerechnet und mit meiner Jugend! Gott wolle mir verzeihen, daß ich nicht eher Jakob Moſern, den redlichſten und treueſten meiner Diener, den beſten Patrioten und Unterthan, an meiner Seite haben durfte! Er hat fünf Jahre ſeines Lebens an mich geſetzt, ich möchte deren zehn an ihn ſetzen, hätt' ich vom Jahre 56 bis heute nur geträumt! Moſer, will Er's wieder mit Karl Eugen verſuchen? — Will Er mir helfen, Alles in's Gleis bringen? Bleib' Er in Würtemberg! Sei Er — mein Miniſter, mein einziger und — letzter!"

„Durchlauchtigſter Herr!" und Moſer hielt Karl's Hand feſt. „Ich bin nu einmal der alte Cenſor und Rechthaber, kann's eben nit laſſe! Hab' ich damals in der Favorite nach der Revue nit geſagt: Ob Ihr auch irret, Euer Herze kenn' ich doch gar gut, das iſt's werth, glücklich zu ſein? Hab' ich nit recht gehabt? Und ſo wird der ewige Gott auch gebe, daß Ihr glücklich werdet und glücklich machet! Hölliſch ſchwer iſt's, lieber gnädiger Herre, denn es haben Euch ſo viel Schandbuben vordem umgeben, es naget noch ſo viel giftiges Otterngezücht an Euch, daß Ihr ſelber gar nit in Eurem fürſtlichen Herzen ermeſſe könnt, wie verworfen ſie ſind! Wenn Ihr aber nur Eure Liebe zu Würtemberg recht feſthaltet, wird das Dunkel und das Nachtgevögel ſchwinde! Solches Zeug liebt's, — eh' der Tag anhebt, — noch einmal zu rumoren, aber der erſte Sonnenſtrahl weckt ſie auch zum Gericht! Ich hab' — viel verloren, mein Fürſt, — mit meinem Weibe iſt faſt mein ganzes Herz in's Jenſeits 'gangen, und für Erdeluſt und Ehr' hab' ich kein' große Sinn mehr. Laſſet es, Sereniſſimus, mit dem Miniſter alſo bleibe, möcht' ohnedem kein' paſſable Figur mehr ſpielen, und die Leut' würde meine, ich blaſ' nun in Ew. Gnaden Horn, weil ich beexcellenzt bin! Aber das Stückle alt-ſchwäbiſch Gemüth, das mir's Lebe gelaſſe, gehört dem Land und Euch ganz und gar! Ich will fortan hier lebe und ſterbe — aber als Conſulente oder ſonſt ein Camerarius. Kann ſo viel mehr nutze, als im betreßten Rock. — Ich bin gekomme, Euch zu helfe, und wie ich dem Land beiſtehn mußte gegen Ew. Durchlaucht Regierung, ſo will ich Euch nun beiſtehe gegen die Landſchaft, denn jetzt ſeid Ihr im Recht. Und weil Ihr recht habt und doch liebevoll bleibt, werdet

Ihr auch vor Gott und Welt den Ruhm und Sieg haben!“ Er küßte mit einer faſt kindlich innigen Freude Karl's Hand, der ihm ergriffen und lächelnd auf die Schulter klopfte und ihn den Uebrigen vorſtellte. Er führte ihn auch zu Franziska von Leutrum.

„O, Herr Conſulent, ich kenne Sie ſchon lange. Nicht allein aus Ihrem Staatswerke, nein, auch durch meine Mutter. Sie werden mir wohl glauben, daß ich mich auf den Tag herzlich gefreut habe, wo ich Sie leibhaftig ſehen würde, und könnte Ihnen recht — recht dankbar ſein, wenn Sie mich als Ihre Schülerin und Freundin anſehen möchten! Für Sie iſt's ein Kleines und für mich ſo viel!“ —

Ueber Moſer breitete ſich eine ſtille, unendliche Seligkeit. — „Gnädige Frau,“ ſagte er wie verklärt, „bin ich auch eine ganze Weil' bei meinen Kindern außer Landes geweſt, mein Ohr und Sinn war doch für mein Vaterland rege. — Da hab' ich denn eine wunderſame Mähr' gehört, von einem Engel, der in Würtemberg erſchienen iſt, und der —- weil er ſelbſt voll entſagungsvoller Liebe war — die Himmelsmacht erhalte, meinem Fürſten den geheimnißvollen Gotteshauch entſagungsgroßer Lieb' zu gebe! Der Engel von Würtemberg iſt unſer Aller Meiſter. Wenn Ihr nu mein' Schülerin ſein wollt, gnädige Frau, müſſet Ihr mir auch helfen, daß ich den Engel erkunde, ihm ſeine Zauberſtückle ablern', damit ich's auch ſo mache kann, und unſer Herr da ſo feſt verſtrickt wird von Treu' und Wonne und Seelenruh', daß er gar nicht anders kann, als heiter ſein!!“

„Moſer,“ lächelte Karl, „dann muß Er ſchon ſo gut ſein, mit mir und ein paar alten Bekannten zur Nacht zu ſpeiſen. Dann will ich ihm den Engel ſehen laſſen in aller ſeiner Pracht. Er zeiget ſich nämlich nicht gar gern ſo vor allen Leuten!“

Abends hielt die Phalanx der Guten, — Franziska, Moſer, Gemmingen, Röder, Seeger und Varnbühler mit dem Herzoge die erſte Conferenz.

Seit jener wunderbaren Audienz nannte man Franziska den „Engel von Würtemberg", und jener Name ſollte auch bei der Nachwelt ihr verbleiben. —

Auf herzoglichen Befehl nahm Moſer wiederum ſeine Conſulenz bei der Landſchaft auf, kräftig durch die Privathülfe Huber's unterſtützt, der in Stuttgart lebte, aber von neuer Beamtung nichts mehr wiſſen wollte. Dan dagegen ward in ſeine alte Tübinger Landſchaftsſtelle geſetzt, und Georgii kam wieder in Anſehn.

Montmartin wollte ſich natürlich gegen dieſe drohenden Gefahren wehren und agitirte dawider mit allen Mitteln. Leider kam Moſer durch Franziska, Gemmingen und einige Unterbeamten ihm auf die Sprünge. — Er machte der Excellenz einen Beſuch, der nur eine Viertelſtunde dauerte.

„Was verſchafft mir die Ehre, den Herrn Conſulenten zu empfangen?"

„Der Herr Conſulent hat in Erfahrung gebracht, daß ein' gewiſſe Excellenz, ein gewiſſer berüchtigter Rath Pfeil, Herzog Alexander's ſeligen Andenkens, diverſe Careſſen machen, mich bei der Landſchaft und Sereniſſimo zu hindern, den Gang der Angelegenheiten zu verſchleppen, Clauſuln und Seitenſprüng' zu erfinde!"

„Mein Herr!"

„Still e bisle, werden zum Rede Zeit genug habe, wann ich fertig bin! — 's iſt nit meine Art, einem Schurkenſtreich durch heimliche Mittel zu begegnen, ich tret' dem Gewürm lieber gleich auf den Kopf! Diesmal belieb' ich aber aus chriſtlichem Erbarmen für Dero Excellenz ein' andern Weg zu gehe —"

„Sie ſind ja unerhört impertinent —"

„Schweige Sie, jämmerlicher Geſell, oder ich ruinir' Sie mit einem Wort. Ein gewiſſer verlorener Brief an einen gewiſſen Läufer iſt in meiner Hand, eine gewiſſe Kammerfrau von der Mühlbachbrücke lebt noch, auch ein gewiſſer Wildhüter. Und wenn Sie dazu eine gewiſſe Bayreuther Beichte und das Geheimniß einer gewiſſen Nacht im neuen Schloſſe rechnen, werde Sie fühle, daß ein gewiſſer Hals einer gewiſſen Schlinge entſetzlich gewiß iſt! Wo ein Jude hing, kann auch ein Franzoſ' baumeln! Ich laſſe Ihne nun die Wahl zwiſchen dieſer Schlinge und dem eidlichen Verſprechen, mir fortan in allen Reſſorts mit allen Beamten wie ein Sklav — verſtande, wie ein Sklav — murrenlos zu gehorchen, damit Sie auch dieſe Seite der menſchlichen Exiſtenz kenne lerne! Es iſt ja jetzt halb vier Uhr, in zwei Stunden hab' ich Ihre ſchriftliche Zuſag' an Eidesſtatt, oder — na, ich denk', Sie kenne doch den Jakob Moſer?!“

2.

Fetonte.

Schubart war nebſt Helenen und den Kindern wieder nach Geißlingen zurückgekommen. Mit nothdürftig hergeſtellter Geſundheit begann Ixion wieder ſeinen Präceptorenberuf.

„Nur in der Vernichtung iſt Troſt,“ — das war der Grundklang ſeiner Sterbelieder, Auflöſung, Verflüchtigung, — abſolute Ruhe. — Mochten die Mutter, wie Bruder Jakob, der Unterpräceptor, auch in Aalen zu ihm gehalten haben, ſein Weib war deſto mehr nach des Vaters Sinn, und je gewiſſer der Diakonus es als Pflicht anſah, dem Sohne in Helenen einen Sittenwächter zu geben, dieſelbe mit Bühlers zu verſöhnen, deſto ſicherer ward die alte Tyrannei über Chriſtian wiederhergeſtellt, der alte Kampf erneut, und mußte neue Ausſchreitungen des Geplagten zur Folge haben. Die Rückkehr in's Geißlinger Joch war ihm wenigſtens in ſofern erwünſcht, als es ihn vom Elternhauſe entfernte. Die Bühlers, der Verſöhnung mit Helenen ungeachtet, kamen — Gott ſei Dank — nicht in's Haus, und Letztere, trotz des Diakonen Verhaltungsmaßregeln, hütete ſich doch, den geiſtigen Verkehr ihres Gatten zu hindern, denn ſie traute ihm zu, er würde, in neuen Zorn geſetzt, ſich von Geißlingen fortjagen laſſen.

Schubart wälzte große Entwürfe in ſeiner Seele. Er wollte etwas künſtleriſch Ganzes und Großes einmal ſchaffen, die Idee des „ewigen Juden“ als Epos beſchäftigte ihn, und der Stoff eines Romans, „Geſchichte eines Genies“, — aber bei ſeinem Zuſtande, ſeiner Beſchäftigung konnte er zu nichts Ernſtem kommen. Alles, was er thun mochte, war, die „Zaubereien“ und „Todtengeſänge“ bei Bartholomä in Ulm herauszugeben. Hierbei überraſchte ihn 1767 die ganz kurz gefaßte Nachricht, daß Haug Profeſſor geworden ſei und Magſtadt ſchleunigſt verlaſſen müſſe. Haug's Vocation und Ueberſiedelung nach Ludwigsburg war ſo plötzlich gekommen, daß er keine Zeit fand, ſich dem Geißlinger Freunde näher zu erklären. Dieſer ward natürlich in gewaltige Erregung dadurch verſetzt, die nur um ſo größer wurde, als er demnächſt auf dringende Fragen erfuhr, Haug ſei vom Herzog von Würtemberg als Profeſſor der Literatur, Poetik und Geſchichte an die Akademie und Stadtſchule nach Ludwigsburg verſetzt.

Allen wurde vom Geſchick geholfen, jedem Andern glänzte des Glückes Sonne, nur ihm — ihm nicht!

Er gerieth in eine ſo nervös gereizte Stimmung, daß Bökh's kurze Anweſenheit, der bei den Eltern zu Aalen auf vierzehn Tage mit den Seinen zum Beſuch gekommen, nur wenig beitragen konnte, ihn zu beruhigen. Die beiden Schwäger liebten ſich von Herzen, achteten ihre gegenſeitigen Gaben — aber in artis kamen ſie nie ſonderlich mit einander zurecht! Schubart's Seele wollte aufſtreben nach einer neuen Sonne, und Bökh, den er ſcherzhaft auch Bökhus grammaticus nannte, hing an der Form der Alten und verſtand ſeines ſprühenden Schubart geheimſte Triebe nicht, ſie ängſtigten ihn vielmehr.

Bald nach deſſen Abreiſe ſchien Schubart ein freundlicher Stern zu lächeln. Das Rectorat des Ulmer Gymnaſii war erledigt, und Conſulent Häckhel hatte ihn als

Candidaten vorgeſchlagen. Da ſich aber eine ganze Schaar, unter ihnen ein Pfarrer Riedle und ein Diakonus Schultes, gemeldet hatte, ſollte er ſich daſelbſt einem Examen unterwerfen. Er reiſte ab, ſtach vor dem Ulmer Conſiſtorium alle ſeine Bewerber bis auf die Genannten aus, und ward von Riedle nur im Griechiſchen, von Schultes in der Geſchichte geſchlagen.

Erſterer erhielt die Stelle, und Schubart wurde mit der Phraſe abgefertigt, „daß er eigentlich, das Geſammtwiſſen anlangend, der Geeignetſte ſei, man ihm aber, als einem Ausländer, den ulmiſchen Riedle vorziehen müſſe“.

Thränenden Auges, ſchäumend vor Wuth, rief er aus: „Ich bin in Deutſchland geboren und doch ein Fremdling, — ein Schwab und doch in Schwaben ein Ausländer?!“ Seine gebrochene Hoffnung verſetzte ihn in ſolche Raſerei, daß er nach einer Studentenkneipe lief, ſich toll und voll trank und bei einer jener, ihm dann gewöhnlichen Orgien ſich in eine Satyre über Ulm, das Conſiſtorium, die reichsſtädtiſchen Privilegien und die Erbärmlichkeit deutſcher Zuſtände ergoß, die zu unerhört toll, zu witzig-boshaft war, um nicht ſchallenden Jubel und eine Verbreitung zu finden, die ſeiner ferneren Exiſtenz ſchaden mußte. Als er aus ſeinem bacchantiſchen Rauſch erwachte, war's zu ſpät! Reue und heimliche Angſt im Herzen, kehrte er in die Geißlinger Berge zurück. Die Nemeſis zog auch bald genug hinter ihm her, in Geſtalt einer Unterſuchung vor Baldinger und den Geißlinger Theologen.

Baldinger entzog ihm ſeine Freundſchaft. Helene war außer ſich. Die alten Scenen begannen wieder, und die Bühlers liefen triumphirend umher, Gott und die Welt zu Zeugen anrufend über einen ſolchen „Malefizkerl von Tochtermann“!

Schubart mußte zu Kreuz kriechen, um nicht disciplinariter entlaſſen zu werden, und bewies damit, daß er doch rückſichtsvoll genug gegen ſeine Familie dachte, um ſich nicht fortjagen zu laſſen. Helene und deren Eltern verſtanden dies aber anders, glaubten vielmehr, dieſe ganze

Drohung ſei eine hohle Lüge geweſen, und wenn man ihm nur ordentlich auftrumpfe, werde er ſich ſchon unter's Joch krümmen. Bühler hielt ihn geradezu für einen großmäuligen Feigling. — Mit genauer Noth, nachdem er alle Beleidigungen des „hochpreislichen Ulm hatte zurücknehmen, Beſſerung und gottſeligen Wandel geloben“ müſſen, kam er mit heiler Haut davon. Man glaubte ihn nun windelweich, und die Bühlers — erſt ohne, dann mit Helenens Vorwiſſen, ließen ſeinen brieflichen Verkehr überwachen, Sendungen abfangen, erhaltene Zuſchriften durchſchnüffeln, kurz, das alte Spionirſyſtem, nur heimlicher, klüger als ſonſt, ward eingeleitet. Da die ganze Correſpondenz aber durch Maler Schneider's Hände ging, der Liſt der Liſt entgegenſetzte, ſo blieb Schubart die Hinterliſt der Seinen lange verborgen. Die Ulmer Affaire hatte ihm ſeinen Vater geradewegs zum Feinde gemacht. Derſelbe ſah ohnedem durch die Bühler'ſche Brille. Die Gewohnheit ſeiner Frau, gottesfürchtige Stellen aus der Bibel oder dem Geſangbuche auf Papierſtreifen zu ſchreiben und ihm als Memento in den Weg zu legen, und fromme Exercitien, die ſie mit dem kleinen Ludwig in des Gatten Gegenwart vornahm und an ihn Ermahnungen richtete, die gewiß für keine Kinderſeele, deſto mehr auf Schubart paßten, empörten ihn. Das Beſte waren noch ſeine Studien, ſein literariſcher Verkehr, das erhielt ihn. Winkelmann's Schriften, der eben mit ſeinem Blute die Schönheit ſeines Lebens beſiegelt hatte, Mendelsſohn's Phädon, Leſſing's Laokoon und die Luſtſpiele, Schmidt's Poetik, die Nicolai'ſche Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften, unter den Alten hauptſächlich Homer und Euripides, endlich Milton und Shakeſpeare, — oder die Muſik, der er ſich jetzt mehr denn ſonſt ergab, entſchädigten nebſt Schneider's Umgang ihn einigermaßen. Böth bemühte ſich in Baden-Durlach wie in Werthheim um eine Stelle für ihn, Wieland verſuchte ihn ſogar zu ſich nach Biberach zu bringen. Ob er auch die „Zaubereien“ nicht gerade bewunderte, erkannte er in ihnen doch den Keim reicher, ganz ungewöhnlicher Begabung.

Aber ſelbſt ein Geſuch Chriſtian's an ſeinen Vater, das eben erledigte Oberpräceptorat in Aalen für ihn zu ambiren, nach welchem er verzweifelt greifen wollte, Alles — mißlang; der ſtrenge Diakonus antwortete nicht einmal.

In der Troſtloſigkeit ſeiner Seele machte Schubart noch plötzlich die Entdeckung, daß die Bühlers, wenn er den Rücken wandte, in ſein Haus ſtürmten, ſeine Briefe erbrachen oder durchlaſen, ſeine Schriften durchſtöberten, Helene nöthigten, in ſeiner Abweſenheit eingegangene Honorarzahlungen der „Zaubereien" und diverſe kleine uncontrolirte Einnahmen zu verheimlichen, ſeine Bücher zu veräußern oder dem Buchhändler zurückzuſchicken, die Leute vor Sendungen an ihn zu warnen, und ſich ſein Salair vorſchußweiſe von der Kirchenkaſſe geben zu laſſen, ehe er es ſelbſt erheben konnte, um ihn unter der Fuchtel zu halten.

Daß er hierbei ſich ganz rath- und hülflos fühlte, nicht einmal mehr die Energie zu toben hatte, galt ihnen als Zeichen ſeines Verfalls, ſeines Untergangs. Ein ſchon ſeit Kindesbeinen genährter Hang zum Prädeſtinationsglauben bildete ſich in ſeinem Gemüthe immer mehr aus, machte ihn zum Fataliſten, erfüllte ſeine Seele mit herben Ahnungen, ſeinen Schlaf mit wüſten Träumen, ſeine einſamen Stunden mit ſchreckhaften Anwandlungen, verſetzte ihn in eine Lethargie, aus der weder Schneider's Humor, noch das — ohnedies verpönte — Wirthshaus ihn zu retten vermochte. Die längſt projectirte, immer noch verzögerte Zeitſchrift: „Der Eremit" ward durch einen Preßproceß unmöglich gemacht, in den Bartholomä zu Ulm wegen eines Buches: „Spaniſch-Jeſuitiſche Anekdoten" (deſſen Autor Geßler in Lindenau ſein Thema ziemlich voltairianiſch behandelt hatte) ſich verwickelt ſah, und er außer den enormen Proceßkoſten noch für 4000 Gulden Bücher verlor, die als „antichriſtlich" vom Henker unter dem Pranger verbrannt wurden. Schubart mußte ferner die erſte Bitterkeit der Kritik koſten, welcher, bis auf geringe Ausnahmen, ſeine „Zaubereien“ anheimfielen. Zu dem Allen geſellte ſich ein inneres geiſtiges Chaos, die Ueberzeugung des Nichtswiſſens und Nichtskönnens. Von Gottſched auf die Schweizer, von den Schweizern auf Nicolai, von Nicolai auf Klotz und die Hallenſer gerathen, ſah er, wie Klotz' polternde Superklugheit durch Leſſing's antiquariſche Briefe vor aller Welt gedemüthigt wurde. Aber der neue Geiſt war nirgends noch zu finden, der Götterfunken des Beſſern! Wieland ſchwieg, Klopſtock ſchwieg, — und es war wüſt und leer.

Schubart erkrankte wiederum, er bekam Bluthuſten. Dazu erwartete er abermals eine Vermehrung ſeiner Familie, der Jammer hatte ſeinen Sitz bei ihm aufgeſchlagen, und da zu derſelben Zeit auch noch eine Mißernte Theuerung hervorbrachte, war die nagende Noth ſeine Bettgenoſſin. Seine alte Ironie kam über ihn, die wilde Luſtigkeit eines Galeerenſträflings.

Aus jener Zeit ſtammen auch die komiſchen Kindergeſpräche, welche er mit ſeinen Schülern in der ſogenannten „Verſtandesübung“ hielt, ernſthafte Sittenlehren, die aber in ihrer beißend-ironiſchen Form ihm viel Aerger machen ſollten. Als in dieſer Zeit der alte Lammwirth, bei dem er mit Schneider und ſeinen Kumpanen oft genug gejubelt, plötzlich ſtarb, und man, angeſichts der Leiche, einander zuflüſterte: der Alte habe wenig Stunden vor ſeinem Hintritt ein Glas Branntwein getrunken, das werde wohl Urſach' des Schlagfluſſes geweſen ſein, antwortete Schubart: „Ach, Gott bewahre! Er hat nämlich gewußt, daß er bald abfahren müßt', und ſich auf die Reiſ' mit einem ſtrammen Trunk verſehn, um die obere Luft beſſer zu vertragen!“

Seine Laune ward manchmal wieder gradezu recht ſataniſch. Als in dieſer Stimmung am Ende 68 einige Schulbuben ihn in verzeihlicher Kinderei baten, ihnen für ihre Geſpielen und auswärtigen Kameraden einen Neujahrswunſch zu fertigen, dictirte er ihnen geſchwind eine Reihe ſolcher Wünſche in etwas gar zu draſtiſchem Gewande. Die Kinder, höchſt entzückt, machten davon den weiteſten

Gebrauch, und durch Abſchriften wurden dieſe Neujahrswünſche mehr verbreitet, als es dem Autor angenehm ſein konnte.

So ſchlich das Jahr 1768 jammervoll unter Krankheit, Mangel, düſteren Ahnungen, vulkaniſchen Extravaganzen und dumpfer Verzweiflung zu Ende. Als Schubart mit dem Wunſche, das endende Jahr möge auch ihn enden, am Sylveſterabend auf ſein Bett ſank, hatte er einen ſonderbaren Traum.

Ihm war plötzlich, als töne die Feuerglocke, er ſpränge vom Bett, laufe vor die Thür und ſähe die Sakriſtei der Geißlinger Stadtkirche in Flammen. Er ſtürzte herzu, die Flammen zu löſchen, aber ſie ſengten ſeine Glieder, erſtickten ſeinen Odem! Er taumelte und fiel, raffte ſich auf und floh weit, weit hinaus in die Felder. — Das waren nicht die Geißlinger Höhen, die Gefilde der Rauhalp, nein, in einer weiten zerklüfteten Fläche, einer Steppe, einer Wüſtenei irrte er umher, dicke, ſternenloſe Nacht um ſich. Scheuſale krochen an ihn heran, umziſchten, umheulten, umtanzten ihn! Ein jäher Blitz, der plötzlich die ganze ſcheußliche Gegend durchzuckte, ließ ihn gewahren, daß er am äußerſten Rande eines Abgrundes ſtand. Ihn ſchwindelte! Er taſtete nach Hülfe und ſchrie, denn er fühlte ſich ſchon abwärts gleiten. Da ergriff ihn eine rieſenhafte Fauſt, hob ihn empor in die Luft und ſtellte ihn auf einen einſam nackten Berg, der ganz von Aſche bedeckt war. Grenzenloſe Einſamkeit lagerte ſich beängſtigend um ihn, grauenvolle Stille. — Er watete durch die Aſche nach einem viereckigen Thurm, den er erblickte. Die Thür wich ſeiner Hand, fiel hinter ihm kreiſchend zu, — und als er in dem dämmernden Innern um ſich blickte, umſtand ihn ein Heer ſchwarzkuttiger gedunſener Geſellen, die ihn hohnneckend bewillkommten, ſich auf ihn warfen, mit ihren Nägeln ihn kichernd zerfleiſchten. Ein kleiner alter Herr mit Treſſenhut und Krückſtock vertrieb ſie, aber ſie kamen immer wieder, ihn zu quälen, — da plötzlich ſchlug ſein Herz, wie eine Repetiruhr ſchlägt, — zehnmal! Er ſchrie auf und erwachte.

Schweißgebadet lag er im Bett! Er machte ängſtlich Licht und beſann ſich. Er hatte ſich, nachdem er geſtern Nacht noch ſpät gearbeitet und bei der geneſenden Helene geſeſſen hatte, ermüdet in den Kleidern auf's Bett gelegt; ſeine Uhr, das Geſchenk Majer's, trug er noch in der linken Weſtentaſche. Die Uhr hatte geſchlagen, — ſonderbar, und auf Zehn ſtand ſie. — In unbeſchreiblicher Erregung, mit wahrer Herzensbangigkeit erwartete er den Tag, den erſten Januar 69. — Was hatte er wohl zu erwarten, als daß ſich ſein Elend weiter ſpänne, noch verſchlimmert durch ſeine humane Erkenntniß, welche ihm den Traum freier, edler Glückſeligkeit als ſchreienden Gegenſatz ſeiner Lage vorführte. Sein Gemüth beſänftigte nur noch die Muſik. Hier konnte er ſeufzen, jubeln, ſich berauſchen in allen Genüſſen, begeiſtern in allen Träumen, ſchimpfen und ſchmeicheln, donnern und girren, ungezogen und fromm ſein, denn dieſe Sprache verſtand er nur allein. Zum Glück war Helene wenigſtens wieder munter, obwohl ihre Krankheit und die Nothwendigkeit mütterlicher Hülfe die permanente Anweſenheit der Bühlers und deren größeren Einfluß zur Folge hatten, ſo daß Schubart ſich in ſeinen vier Pfählen immer mehr wie ein Fremdling vorkam. Wäre er weniger religiös geweſen, er hätte ſich vielleicht durch Selbſtmord, hätte er die Seinen weniger geliebt, durch Flucht befreit.

Bökh ſah ein, daß bei dieſer Zerrüttung irgend etwas geſchehen müſſe, beide Gatten zu zerſtreuen, in andere Luft zu bringen, ihnen die Wohlthat einer Erholung zu gönnen; — doch wie ließ ſich das im Winter und bei Schubart's Verhältniſſen thun!

Plötzlich kam am 8. Februar 69 an beide Schubart'ſche Eheleute eine kurze Einladung Bökh's, ſie doch auf acht Tage zu beſuchen, Haug nebſt Familie habe auch ſeinen Beſuch von Ludwigsburg zugeſagt, und — was das Beſte war — das Reiſegeld war ziemlich reichlich beigeſchloſſen. Ferner hatte der Rector an Herrn Baldinger wegen des Urlaubs direct geſchrieben, und denſelben als einziges

Mittel angegeben, den momentanen Zuſtand ſeines Schwagers zu beſſern. Da ſo gar keine Unkoſten und Schwierigkeiten dabei waren, nahm, trotz der Eltern Einwendung, Helene die Einladung mit ſichtlich großer Freude an.

Mochte ſie ſelbſt eine ſolche Erholung für nöthig halten, oder ergriff ſie die Gelegenheit, mit Schubart wenigſtens auf eine Woche dem Einfluſſe der Alten zu entſchlüpfen, der ihr ſelbſt wohl qualvoll genug werden mochte, — der Schlitten wurde beſtellt, die beſten Kleider eingepackt und — die kleine wohlverpackte Juliane wie Ludwig zwiſchen ſich — fuhren ſie von Geißlingen ab auf Göppingen zu.

Als ſie durch die ſogenannte „Schlucht“ das keſſelförmige, ſchroffe Geißlinger Thal verließen, der freieren Gegend nach Göppingen zu, der Fils entlang über den funkelnden Schnee dahin glitten, die Peitſche luſtig knallte, die Schellen tönten, — war Chriſtian, als ſtiege er aus dem Tartarus wieder in die lichte Freude des Lebens! Er wurde geſprächig, ſeine Seele weich und doch heiter, Helenen war es gleichfalls ſo. Die vollen Herzen preßten ſich aneinander, ſprachen ſich wieder aus, ach, in der Freude und Hoffnung einiger ſorgloſen Tage vergaß man gern das Vergangene, und ſchloß vor der Zukunft den Blick, um voll und ganz die kurze Schönheit des Augenblicks zu genießen.

Gegen ſieben Uhr Abends, die Hauptſtraße rechts den Neckar entlang, erreichten ſie, zwar erfroren, aber fröhlich wie losgelaſſene Kinder, das liebe Eßlingen, und nach ein paar Wendungen hielt das Fuhrwerk vor Schwager Bökh's Haus, der ihnen mit Chriſtianen freundlich entgegenkam, um ſie möglichſt ſchnell in die warme Stube zu ſpediren, wo bald nachher die kleinen müden Schubarte das warme Bett, Chriſtian und Helenen aber ein ſolides Abendbrot nebſt einigen Fläſchchen Neckarſchaumweins empfing. Nachdem man ſich erſt von häuslichen und Familiendingen unterhalten, Helene Chriſtianens Küche und Wohnräume mit verzeihlicher Neugier unterſucht, geklagt, getröſtet, Gewöhnliches und Gelehrtes geſchwätzt und Schubart ſchon mehrmals nutzlos nach Haug gefragt hatte, das Eſſen beendet war und man nun beim Glaſe und einer Pfeife Kanaſter ſaß, langte Bökh ein Schreiben aus der Taſche.

„Jetzt, meine Lieben, hab' ich Euch 'was Funkelneues mitzutheilen, und ich hoffe, Schwägerin Helene, Ihr werdet darüber nicht ungehalten ſein. Haug hatte mir allerdings verſprochen, nebſt Familie zu kommen, aber vor drei Tagen ſchrieb er, es ginge durchaus nicht. Am 11. Februar nämlich wird ſeines Herzogs Geburtstag gefeiert, und diesmal höchſt ſolenn, wegen glücklicher Vereinigung mit ſeinen Brüdern und naher Beendigung aller Verfaſſungswirren. Dazu ſind beſonders glänzende Anſtalten getroffen. Eine neue Oper „Fetonte“ von Jomelli, die le Bret gedichtet hat, ſoll aufgeführt, dazu ein deutſcher Prolog von Haug geſprochen werden, dies und andere für den Tag ſehr wichtige Geſchäfte nehmen ihn in Anſpruch, zumal er das erſte Mal dabei fungiren ſoll. Um uns aber nicht zu entbehren, zugleich den Ludwigsburger Glanz zu zeigen, und Dir, lieber Chriſtian, bei einigen hohen Cavalieren für die Zukunft wenigſtens nützlich zu ſein, ladet er uns Alle vom zehnten ab zu ſich nach Ludwigsburg, wo wir vier Tage vergnügt miteinander zubringen ſollen. Die Kinder natürlich müſſen wir ſchon zurücklaſſen, ſie ſind aber bei unſerer umſichtigen Dörte ſo gut aufgehoben, daß wir uns keine grauen Haare um ſie machen dürfen.“

Die Einladung ward von Schubart mit ſtürmiſchem Entzücken aufgenommen, dem Helene aber ſichtliche Angſt und eine Menge Einwendungen, — der Kinder, — der Garderobe, — des geiſtlichen Wandels ihres Mannes wegen — entgegenſetzte, welche zwar mit vereinten Waffen bekämpft wurden, aber doch den Widerwillen klar erkennen ließen, den Helene gegen dieſe Fahrt empfand. Ob ſie nun auch nicht mehr ausweichen konnte, wurde die bisher ſo Frohe doch fortan einſilbig, als bangte ihr, als wünſche ſie nun, lieber gar nicht nach Eßlingen gekommen zu ſein.

Nachdenklich ging ſie mit Schubart in ihr angewieſenes

Schlafzimmer und entkleidete ſich lautlos, während Schubart noch ganz voll von der bevorſtehenden Reiſe war.

Plötzlich begann ſie zu weinen.

„Aber, lieber Gott, was haſt Du denn, Lenele, in aller Welt? Erſt warſt Du ſo munter, jetztund weinſt Du?“

Sie fiel ihm um den Hals und küßte ihn. — „Chriſtle, ich bin ein Narr, aber kann ich denn dafür? Seit ich Dich hab', leb' ich in ewiger Angſt, Du bleibſt mir am End' — doch nit treu, Du werdeſt Dein geiſtlich G'wand doch abthun, und in Dein Elend renne! Ach, ich trau' einmal dem Haug und dem Wieland nit! Die reiße Dich in die Weltluſt und das unſtäte Leben! Wann Du nun in Ludwigsburg den Glanz und die vornehmen Leut' ſiehſt, wird's Dir in Geißlingen nit mehr g'falle, Du wirſt wieder ganz wild werde und — mir doch noch davon gehn!“

„Was Du wunderlich biſt, Schatz. — Wenn ich bei Dir und den Kindern bisher ausgehalten hab' unter Hunger und Kummer, Tyrannei und Bosheit Deiner Eltern, ſoll ich Dir nit treu bleibe, wenn's uns beſſer geht? Von Geißlingen weg will ich gewiß und um jeden Preis, Dein Herz ſelbſt mag Dir ſage, ob wir nit viel glücklicher lebe würde, wenn wir unſere ganze tolle Verwandtſchaft los wäre, bis auf die Bökhs, und ich ſeh' nit ein, warum ich nit zugreife ſollt', wenn ſich eine Gelegenheit zur Verbeſſerung fänd'? Warum muß ich denn deshalb das Geiſtliche aufgebe? Eins kannſt Du mir aber bei Gott glaube, treulos werd' ich Dir nimmer, denn ich weiß, daß ich Dich lieb hab', ſonſt hätt' ich um Dich ſo viel nit gelitte, und wenn Du mich nicht läßt, ich bleib' Dir in Ewigkeit!“

„Ach, ſagteſt Du doch die Wahrheit, Chriſtle! Wär' meine Angſt doch Lüge! Ich will ja auch geduldig ſein, Dich gern gehn laſſe, nur thu' mir das nicht!“

„Nein, nein, gewißlich nit. Du biſt ja doch dabei und ſollſt ſehn, ich thu' nirgend Unrecht!“ —

Den zehnten fuhren, mit Zurücklaſſung der Kinder, die Ehepaare Bökh und Schubart über Kloſter Weilen unterhalb der Ruine Wirthinberg am rechten Neckarufer nach Kannſtadt, paſſirten, Stuttgart links laſſend, den Fluß und bogen in die alte Ludwigsburger Straße ein, Nachmittag bei guter Zeit das würtembergiſche Verſailles erreichend, wo Haug und deſſen Familie ſie mit ſtürmiſcher Freude empfing.

Das liebenswürdig einfache Benehmen des Profeſſors, namentlich die Herzlichkeit ſeiner Frau zu Helene Schubartin, der ganze Umgangston erhöhter Bildung und freier, unceremoniöſer Würde nahm das Gemüth der beklommenen Zollerstochter ganz ein. Sie vergaß ihre Schmerzen und Befürchtungen, ward nach und nach heiterer, freier, hörte mit Vergnügen den flammenden Erzählungen Haug's zu, der die Veränderungen bei Hofe und im Lande, den Empfang Moſer's, die Macht Franziska's von Leutrum und die Reize der Solitude ſchilderte, — ja, ſie trieb in ihrer oberländiſchen Mundart ſo viel Scherz, daß ſeine naive Kindlichkeit die allgemeine gute Laune erhöhte. Dazwiſchen ward muſicirt, Haug's Penſionaire, unter ihnen ein Sohn des Herrn von Gemmingen, wurden gegen Abend zur Geſellſchaft gezogen, und den Beſchluß des Tages machte ein Spaziergang durch die ſchneebedeckten Straßen, um die Illumination zu ſehen, welche die Bürgerſchaft freiwillig als Vorfeier angeordnet hatte.

Die Stadtkirche, das Rathhaus, der Marktplatz mit den Arkaden, die Kaſernen, die Häuſer der Vornehmen, beſonders das Hotel Leutrum und Röder, leuchteten in tauſend Flammen. Eine bunte Menſchenmenge trollte ſich durch die Straßen, oder ſah jubelnd den Raketen und Leuchtkugeln nach, welche der Herr Oberamtmann Kerner ſteigen ließ. —

Ach, es gab nur ein Ludwigsburg und kann's nimmermehr geben, — das alte, gute Ludwigsburg von 1769 bis 75, das Ludwigsburg Karl Eugen's von Würtemberg! —

Ein Landſtädtchen, von derbem Ackerbürgerthum gebildet, epochenweiſe durch Eberhard Ludwig, Alexander, und nun Karl Eugen zum Range einer Reſidenz, eines Trutz-Stuttgarts, mit allen Mitteln erzwungener Parforce-Cultur emporgeſchraubt, theilte das Schickſal aller ähnlichen fürſtlichen Luſtſitze, in ſeinem Volkscharakter bäuerliche Naivetät mit reſidenzlichem Selbſtbewußtſein, induſtrielle Pfiffigkeit mit nachgeäfftem Modeton, Einfalt mit Servilität, Dünkel mit halber Bildung, ariſtokratiſche Bonmots mit fürchterlichem Plebejerthume zu verbinden. In ſeinen vier Pfählen war der Ludwigsburger auf die Geldmacherei, — aber auf Selbſtrepräſentation und Vergnügungen außer dem Hauſe höchſt erpicht.

„Mer müſſe ſchon z'ſammekratze und e bisle noble Amüſchemang mache," waren die beiden Hauptpole, um welche ſich die Achſe des Ludwigsburger Lebens drehte.

Grelle Sitten, an denen aber Niemand etwas fand, waren damals an der Tagesordnung, Gegenſätze und Scenen, die heut' kein Menſch für denkbar halten würde. An den Züchtlingen des Arbeitshauſes, in grau und brauner Jacke nebſt Hoſen kenntlich, die unter Obhut einiger Profoße die Gaſſe kehren mußten und mitunter einen „gelinden Hieb" abkriegten, ging ruhig die Hofdame vorüber, ohne ſich durch den Anblick dieſes Elends alterirt zu fühlen. Die Jugend rutſchte im Winter mit ihrem Piqueſchlitten vom Bauholzplatz den ſteilen Kaffeberg jauchzend auf funkelndem Schnee herab, unbekümmert, ob Sereniſſimus, Viere lang, gerade aus dem Portal fuhr. Sie wußten ja doch, er ließ anhalten, damit die „nichtsnutzigen Buben" nicht unter die Pferde geriethen. Der Herr Geheime Regierungs- und Expeditionsrath Kerner, Oberamtmann von Ludwigsburg, ritt gravitätiſch auf ſeiner halblahmen Stute durch die Stadt, Acten unterm Arm und ein rothes „Parapluie" für Sonne und Regen über ſeinem Haupte, ohne daß es ſeiner Autoritat Schaden that. Denke man ſich nun die Schaar der Induſtriellen und Verkäufer aller Art, der franzöſiſchen Glücksritter, würdigen Dämchen, das zahlreiche, ſteife, eiſern geſchulte Militär, bei dem oft genug die Spießruthenſtrafe auf offenem Markte vollſtreckt wurde, das Heer brutaler Bedienten, Piqueurs, Läufer und Heiducken, von denen jeder ſich ungefähr ſo viel einbildete wie der Herzog, die kichernden Cavaliere und das breitbehäbige Bürgerthum, neugierig und von Klatſchgeſchichten lebend, einander um jeden Gulden Concurrenz machend, — ſo hat man Ludwigsburg.

Bei dieſer Einwohnerſchaft, unter ſolchen Verhältniſſen mußten Originale entſtehen, wie ſie unſerer Zeit gänzlich fern liegen, deren letzte Rudera wenigſtens nur noch dunkel in die Erinnerungen unſerer Jugend hineinragen. Ihrer beſaß das Ludwigsburg jener Tage mehr, als jede andere deutſche Stadt, nicht blos einheimiſche, ſondern auch verpflanzte. Das erſte war Rath Kerner ſelbſt, der Vater des empfindſamen Juſtinus. Er that ſich auf das Alter ſeiner Familie und die Ahnenbilder ſeiner Wohnung ſo viel zu gut, wie ein Cavalier auf ſein Wappen, war Enthuſiaſt des Herzogs, und was derſelbe irgend gethan haben ſollte, oder thun werde, etwa „eheſten allerdurchlauchtigſt geruhen dürfte“, galt bei ihm für „wunderbar merkwürdig“, ſo daß ihn Viele den „Merkwürdigen“ nannten. Stuttgart nannte er in erhabenem Stolze hochherab immer nur das „gute Stuttgärtle“. — Eine nicht minder barocke Geſtalt gab der Concertmeiſter Poli, Jomelli's Factotum, ab, deſſen Obliegenheit es war, die vorläufigen Orcheſter- und Chorproben der herzoglichen Oper zu leiten. Er war ein ganz guter Muſiker, und deshalb der lebhaften Ueberzeugung, daß Jomelli wie der Balletcomponiſt und Dirigent Deller nichts ohne ihn ſeien, ſein Talent nur verkannt werde, und ſtellte ſich jedem Menſchen mit den Worten vor: „Iſ ſein das große Poli, maestro di Capella von 'Erzog Karle.“ Außer ſeinem Kunſtſchmerz hatte [illegible] noch die Qual der Eiferſucht gegen ſeine arme Frau, ein rundes, aber ſehr ſtilles und ſcheues Weibchen, das kein masculinum zu ſehen bekam, es müßte denn ein ruchloſer Nachbar ſein, der über den Gartenzaun ſchielte. Poli hielt ſeine Madonna unter ſtrengſter Clauſur, quälte ſie mit dem lächerlichſten Verdachte, und geſtattete kaum ein paar alten Weibern, ihr einſames Leben zu illuſtriren. In die Oper gehen, mit Jemandem vom Theater reden, durfte ſie ſchon gar nicht. — Gegen denſelben ſtach der Special-Superintendent und Magiſter Zillig, der, da es nur einen in Ludwigsburg gab, ſchlechtweg der Special genannt wurde, merklich ab. Zillig's ganze corpulente Erſcheinung war der Menſch gewordene, unverſchämte Hochmuth, geſtützt auf die frömmleriſche Orthodoxie Bengel's, Oettinger's und Rieger's. Bei beſchränktem Verſtande und ſehr mäßigem Wiſſen hatte er eine ſo große Selbſtanbetung, daß ſein leiblicher Bruder, der ſeltſamer Weiſe unter ihm Küſter an der Stadtkirche war, ſeine Reverende küſſen und ihm mit devoter Kniebeugung umlegen mußte, ehe Hochwürden die Kanzel beſtieg. Mit eiſernem Scepter beherrſchte er die Schulen ſeines Sprengels, ſeine Paſtores, ſeine Collegen ſelbſt, vor Allem ſeine Gemeindeglieder, genirte ſich gar nicht, die Namen der Straffälligen von der Kanzel herab zu nennen, und da zu jener Zeit noch die proteſtantiſchen Specialen Ausſchließung von Abendmahl und Predigt, Kirchenbuße, ja vollſtändige Excommunikation und Ehrlosmachung verfügen konnten, — ſah Zillig ſich als eine Art Papſt und Cenſor von Ludwigsburg an, der gelegentlich auch einen Edelmann beim Kopfe faßte und ihm eine Kapuzinade hielt. Er hätte ſich vielleicht zu einer Art Abraham a Santa Clara erhoben, wäre er etwas geiſtvoller geweſen und hätte er nicht vor Herzog Karl, der mit ſich nicht ſpaßen ließ, entſetzliche Angſt gehabt. Zillig war Wittwer, daher um ſo wunderlicher, und achtete außer ſich nichts auf der Welt, als ein gutes Eſſen mit gutem Wein und Kinder. Seine Liebe zu Kindern war ſeine ſchönſte Seite. Unter ihnen konnte er unbefangen ſein. So wie er ſich aber ſeiner Würde und Strenggläubigkeit erinnerte, wurde er brutal, und wer an ſeinem Hauſe, Metzger- und Schloßſtraßenecke, vorbeiging, ſenkte das Haupt, oder ſah weg, um ihn nicht grüßen zu müſſen, wenn er unter den Bäumen vor der Thür ſeine Pfeife ſchmauchte. An Abſonderlichkeit überragte ihn aber noch der behäbige, reiche, immer luſtige Hofſchieferdecker Baur. — Eigentlich hatte er in Stuttgart ſeinen Sitz, aber da der Hof zu Ludwigsburg reſidirte und es viel daſelbſt zu bauen gab, hatte er ſein Geſchäft zum Theil dahin verlegt und ein Haus am Rathhausplatze gekauft. Voll ſchwäbiſchen derben Witzes, heißen, tollen Temperaments, war er das größte, unverſchämteſte Maul in Stuttgart, — eine Eulenſpiegelnatur, die Jedem gern einen Schabernack anhing und die Blößen vor aller Welt offen ausplauderte. Selbſt Sereniſſimus mußte bisweilen herhalten, denn Baur ſagte lachend: „Mir kann gar kein' Cenſur und Polizei nix anhabe! I ſchwätz', was i will, bin i nit der Mann im Land, der allein unſerm Herzoge auf's Dach ſteigt?!" —

Wirklich ſchien er das Privilegium des „loſen Mauls" zu genießen, denn ſo unverſchämt rückſichtslos Baur mitunter, ſo ſtreng und reizbar anderſeits die Durchlaucht war, ſie nahm ihm nie etwas übel. Dieſe ungewöhnliche Toleranz ſchrieb ſich aus Karl's eiſernen Knabenjahren her, wo Baur, dem Prinzenbau gegenüber am Graben wohnend, dem unterm Unteroffizierſtock ächzenden Thronerben heimlich Bücher, gute Biſſen und Spielſachen zuſteckte, ihm allein warmes Mitgefühl und Hingebung bewieſen hatte. Baur war Karl's erſter, älteſter und uneigennützigſter Freund, denn er ſupplicirte niemals, deshalb ließ ſich der Herzog von ihm „auf's Dach ſteigen", wobei der Schieferdecker ſehr wohl die zarte Grenze innehielt, bis zu der er unverſchämt ſein durfte. Er kannte des Herzogs Charakter genug, um das mit ſeinem Witze zu verſchonen, was gerade ſeinem erlauchten Freunde augenblicklich ſehr an's Herz ging. Der Schieferdecker wußte überdem ſo Manches, worüber zu ſprechen ſelbſt in ſeinen vier Pfählen mißlich geweſen wäre. Gegen die Uebrigen hatte er aber gar keine Gnade, ſie mußten ihm für alle Verſchweigungen herhalten, die er ſich Sereniſſimus wegen gewiſſenhaft auferlegte.

Gewiß waren früher ſchon die Geburts- und Namenstage Herzog Karl's vom Hofe luxuriös gefeiert worden, aber dieſe Feſte waren excluſiv geweſen. Außer Karl's Umgebungen hatte Niemand daran Theil nehmen dürfen und wollen, die Legalität der „Bevorrechteten" erſtreckte ſich höchſtens auf ein ſcheues Erſcheinen bei der großer Audienz und den Ovationen, welche erheuchelte Servilität erſinnen mochte. Auch war Karl's ganze Stimmung gegen das Land wenig geeignet geweſen, andere Menſchen als ſeine Creaturen um ſich zu dulden. — Schon voriges Jahr hatte ſich das merklich geändert, diesmal aber gab's ein wahres Volksfeſt. Jeder eilte ja, in Hoffnung beſſerer Tage, dem Souverain recht ſichtlich zu zeigen, daß man das Opfer weiſer Selbſtbeſchränkung mit Liebe, Dank, Zutrauen und Patriotismus vergelten wollte.

Mit Anbruch des Tages läuteten alle Glocken. Das Militär im Paradeanzug bildete um die Anlagen des Schloſſes auf beiden Schloßſtraßen bis an den Favoritenweg Spalier. Das Nicolaiſche Artillerieregiment hatte die Kanonen hinter der Emichsburg aufgefahren, um die Ehrenſalve zu geben. — Zahlreiche Equipagen mit Heiducken und Läufern rollten vor's Portal der Favorite, ſtrahlende Cavaliere und herrliche Frauen mit duftenden Roben ſtiegen aus und erfüllten die glänzenden Räume, aber der ſchönſte Schmuck war das geputzte fröhliche Volk, aus der Stadt, von Stuttgart, der Umgegend, von Ober- und Unterland herbeigeſtrömt, das in die heut' Jedermann offene Faſanerie eilte und „ſeinen Herzog" ſehen wollte. Gewerke und Bürgermiliz marſchirten mit ihren Fahnen vorauf. Bürgermeiſter Commerell, die Geiſtlichkeit und das Conſiſtorium — Fiſchern als Sprecher, der Ausſchuß — Moſern und Hoffmann an der Spitze, die Aemter, die Schulen, das Waiſenhaus, die Vögte wurden vom Oberamtmann Kerner geführt, die Univerſität Tübingen ſchickte eine Deputation, geleitet von dem Kanzler Herrn von Gemmingen, und die Guibal'ſche Akademie ſchloß ſich an.

In den alten Zeiten übermäßiger Verſchwendung hatte der Herzog ein wunderbares Werk errichtet, den berühmten Wintergarten, ein 8030 Fuß langes, 5000 Fuß breites Orangeriegebäude, von zwei koloſſalen Oefen erwärmt, mit Springbrunnen und einem Walde köſtlicher Gewächſe geziert, und von Gallerien umgeben, das in kurzer Zeit abgeſchlagen und an jeder geeigneten Stelle aufgerichtet werden konnte.*) Dies Monſtre-Gebäude hatte Röder von jenſeits der Favorite, wo es gewöhnlich tiefer im Faſanen-Parke ſtand, an die ſüdliche, vordere Seite des Schloſſes bringen und ſo aufrichten laſſen, daß man von der breiten Terraſſe des Schloſſes über die nördliche Gallerie des Glashauſes und die Treppe herab in deſſen Hauptſchiff gelangen konnte.

Hier verſammelten ſich die Deputationen wie Schulen, und in der zweiten Hälfte Alles, was von dem beſſeren Theil der Bürgerſchaft Platz fand. Die Uebrigen natürlich mußten ſich begnügen, durch die Thüren und Glasſcheiben zu luken, oder auf den weiten Anlagen und Querſtraßen den Herzog zur Revue zu erwarten.

Während die Gratulationscour des Hofes im Schloſſe vor ſich ging, harrte die geputzte flüſternde Menge in dem gewaltigen Raume, dieſem Zauberparke mitten im Februar, durch deſſen Grün man die beſchneiten, gefrorenen Wege, die candirten Alleen des Parks, die matte Sonne im weißen Winterſchimmer ſehen konnte.

Um die nördliche Gallerie und deſſen Freitreppe einen weiten Halbkreis bildend, ſtand die Blüthe des alten Würtembergs. Unter den Militärdeputationen ragten vor Allen der edle Bouwinghauſen, der General von Gablenz, Augé, Nicolai, Bilfinger, ferner Wimpfen, der martialiſche Roman, und an der Spitze des Cabinets Montmartin, — die letzten Ueberreſte der alten Gewaltepoche, hervor. Auch Hauptmann Schiller war daſelbſt bemerkbar. Gegenüber hielten der Prälat Oettinger, Waiſenpfarrer Beck, Paſtor Rieger, Special Zillig und Oberconſiſtorialpräſident und Generalſuperintendent Fiſcher. Unter Künſtlern und Gelehrten glänzten Jomelli neben Guibal und Guipière, die Profeſſoren Haller, Gmelin, Abel, der Kanzler von Gemmingen aus Tübingen, Hang und Jahn von der lateiniſchen Schule nebſt dem Rector des Stuttgarter Gymnaſiums, — unweit davon aber Bökh und Schubart, hinter ſich ihre Frauen. Unter den Verfaſſungskämpfern aber leuchteten Moſer, Dan, Reuß, Faller und Oettinger wie ehemals, — nur Huber fehlte.

---

*) Pfaff 455, 56.

Die Trompetenfanfaren der Kapelliſten unter Rudolphi auf dem ſüdlichen Chor ertönten, der Hof füllte die Gallerien.

Von den Prinzen und Prinzeſſinnen, Röder, Leutrum und Franziska, Herrn von Berneddin und Söhnen, General Gemmingen, Hügel, Oberſt Seeger, Baron von Uxküll, von Geisberg, den Grafen Puttbus und Rechberg, nebſt ihren Damen und einer Cortège alter Geſchlechter geleitet, erſchien Herzog Karl auf der Freitreppe, jubelnd begrüßt. Er nickte freundlich dankend mit der Hand, ſchritt langſam, Alles überſchauend, die Freitreppe hinab und zog grüßend den Hut. Er wendete ſich der Landſchaft zu, und während Hoffmann von Stuttgart ihn beglückwünſchte, die frohe Hoffnung Würtembergs auf glückliche Zeit ſchilderte und die bebende Bitte ſprach, „des treuen Stuttgarts auch denken zu wollen“, reichte der Herzog Moſern die Hand.

„Meine lieben Getreuen von der Landſchaft, ich danke Euch! Dieſe gute Zeit wird und ſoll kommen, aber ſie iſt nur möglich, wenn Ihr, wenn das Land an Eures Herzogs redlichen Willen glaubt, ihm den neuen Weg erleichtert. Eine ſchwere Zeit iſt über uns hingegangen und Heilung nur möglich, wo man dem liebevollen Arzt vertraut. Ich wiederhole Euch Allen, daß Ihr mich nie ſäumig finden ſollt, zu erfüllen, was ich ſelber gern angeboten. Gott laſſe den Geiſt der Zwietracht von uns weichen. Was meine Reſidenz Stuttgart betrifft, will ich darauf ſinnen, wie ich der Stadt wiederum Gunſt erweiſen kann. Ich hebe vorerſt das ſtrenge Verbot der Anweſenheit meiner Leut' in ihr auf, werde ihr wiederum Garniſon ſchicken und für jetzt zeitweiſe wenigſtens wieder dort ſein. An Stuttgart liegt es, alte traurige Erinnerungen zu verbannen, die ſchon von meiner Kindheit her datiren. Dazu aber, und daß Friede, Eintracht, Glück unter uns wohne, gebe Gott ſeinen Segen!“

Hoffmann küßte ihm die Hand, der Ausſchuß brach in ein ſchallendes Hoch aus. Der Herzog wendete ſich zu der Generalität, grüßte Montmartin kurz und trat zu der Geiſtlichkeit. Als auch Fiſcher ſeinen Glückwunſch geendet, der Herzog geantwortet hatte, begrüßte ihn Guibal, der Akademiedirector, und ſtellte ihm ſeine beſten Schüler vor, Dannecker von der Zeichenklaſſe und Zumſteeg aus der Muſikklaſſe Deller's.

„Was willſt Du denn werden, mein Sohn?“ fragte Karl den Erſteren. „Ein Maler?“

„Nein,“ erwiederte der neunjährige Junge feſt, „ein großer Bildhauer!“ —

Man lachte herzlich.

„So, alſo gleich ein großer? Da mußt Du aber noch ſehr fleißig ſein, mein Sohn!“

„Ach ja, Ew. Durchlaucht!“

„Und Du, Zumſteeg, willſt Du auch 'was Großes?“

„O nein,“ ſtotterte faſt weinend der Bube, „nichts Großes, aber ein Muſikante!“

„Ei, das iſt auch ganz gut! Es fragt ſich nur, was für einer. Seid nur indeß hübſch fleißig, Kinder, das Uebrige findet ſich ſchon. Grüßt Eure Eltern und ſagt ihnen, ich werde für Euch ſorgen, wenn Ihr immer wacker ſeid!“

Er nickte lächelnd und ſchritt nach dem Platz, wo die Zöglinge der schola latina hielten. Das Publikum begrüßte ihn mit einem Hoch, und als der Hofſchieferdecker beſonders laut ſeine Stimme tönen ließ und den Hut ſchwenkte, blieb Sereniſſimus lächelnd ſtehen und drohte ihm mit dem Finger.

„Baur, Baur, mußt Du ſchon wieder Deinen Mund vorweg haben, wirſt Du Dich nie ändern?“

„Nein, Durchlaucht, nein! Einen müſſet Ihr doch wenigſtens im Land' habe, der noch immer nit ruhig ſitze kann! Da iſt's denn beſſer, ich bin's, als wer Anderes! Jetzt gar, lieber Herre, thut Ihr mir doch nichts mehr!"

„Wer weiß, alter Jocus, ob's nicht noch kommt!" lachte der Herzog.

„Huber! Er auch hier?"

„Ja, mein lieber, gnädiger Herr," und der alte ſtämmige Tübinger Oberamtmann drängte ſich hervor, „muß doch auch Euer edles Geſicht ſehn und 'n bisle mitrufe!"

Karl reichte ihm die Hand. „Mir wäre es lieber, mein Freund, ich fänd' Ihn da beim Ausſchuß. Jetzt g'rade ſind treue Diener Noth, wo die rechte Arbeit erſt losgeht! Er hätte die Flinte nicht in's Korn werfen ſollen und ſchon auf meinen Wunſch ſeine alte Function wieder übernehmen können."

„Ew. Gnaden, wo ich diene kann, geſchieht's mit Freuden, aber — 's iſt beſſer ſo, wie's iſt! Die Leut' müſſe doch jetzt ſage, wann ich zu Ew. Herzoglichen Gnaden halt', daß es nit um den Verdienſt geſchieht!"

„So thu' Er mir den Gefallen, Huber, und geh' Er wenigſtens für heut' zu den Herren von der Landſchaft, Er gehört zu ihr, ſei Er mein Gaſt! Ich will keinen treuen Diener abſeits ſtehen ſehn, Er aber iſt einer!"

Huber's Augen rötheten ſich, er ward mächtig ergriffen. Das war Karl nicht mehr, der alte wüſte Karl — wie ein Vater ſtand er unter ſeinen Kindern.

Als der Fürſt zu der schola latina trat, in deren Nähe Haug mit Schubart und Böth ſtanden, richtete der alte Jahn eine lateiniſche Ode an ihn. Karl dankte kurz und wollte ſich wenden, als Haug mit tiefer Verbeugung vortrat und einen neunjährigen Buben, der in der erſten Reihe der Jahn'ſchen Schüler geſtanden, vorſchob.

Die Durchlaucht ſtand erwartungsvoll ſtill, ſein freundliches Auge auf den rothblonden, hagern Jungen mit ſommerſproſſigem, etwas blaſſem Teint richtend, deſſen ſcharf gebogene Naſe und blaue Augen Intelligenz und Sinnigkeit verriethen.

Stotternd und erröthend begann der Kleine:

„Unter Deinen großen Kindern,
Die Dich heut' in Liebe grüßen,
Darfſt Du, Fürſt, auch Deine Kleinen
Nicht bei frohem Feſte miſſen.
Sind wir's doch vor Allen, Allen,
Die Dich einſt mit Thränen preiſen,
Soll an uns ſich Deine Güte
Doch, des Landes Kraft einſt weiſen!

Laß, o Herr, von Kindeslippen
Glück beim Himmel Dir erflehn,
Alle Wolken Deiner Stirne
Mag Zufriedenheit verwehn,
Alle Deine Herrſchermühe
Sei durch Liebe rings verſüßt,
Die im Geben und Empfangen
Freiheit, Glück und Ruhm genießt!“ —

Mit zitternd weichen Tönen hatte das Kind begonnen, zutraulich gemacht durch Karl, welcher ermunternd ſich zu ihm herabbückte, war die Rede des Kleinen inniger, wärmer, lauter geworden, erhielt einen hymnenartigen Schwung und ergriff den kleinen Redner ſelbſt ganz und gar, daß er am Ende der Rede ſeine Hände faltend emporhob, als ſpräche er in Wahrheit jetzt ein Gebet für Karl.

Die Umſtehenden waren tief ergriffen. Franziska von Leutrum rief: „Ach, der reizende Knabe!“ kniete haſtig nieder und ſtreichelte ſeine Wangen. Als aber Herzog Karl in heißer Bewegung das Kind küßte, da brach ein nicht endenwollender Jubel über die Verſammlung herein, es war ein Verſöhnungsfeſt, wie es nie ſchöner zwiſchen Fürſt und Land begangen worden!

Eben hatte Schubart eine Frage an die Umſtehenden auf den Lippen, als der Herzog den Kleinen tätſchelnd fragte: „Wer biſt Du denn, mein Herzensſohn?“

„Ich — ich bin des Hauptmanns Schillern, — der Friedrich!“

Herr Caspar hatte ſich herangedrängt, thränenden Auges, und für einen Augenblick ſchien, zu Oberſthofmarſchall von

Wallbrunn Excellenz Entſetzen, die ganze Etiquette zum Teufel.

„Alſo Sein Sohn, lieber Schiller? — Nun Sein Sohn hat mir heut' eine eben ſo große Freude gemacht, wie der Vater ſich gegen die Braunſchweiger brav bewieſen! Hat Er Seine Frau auch hier?"

„Zu Befehl, Durchlaucht, da iſt ſie, des Inſpectors Kottweiß zu Marburg Tochter."

„Sieht man Sie auch einmal, Frau Hauptmännin? Das iſt alſo der Bube, der um ein Haar — das Regiment Roman zum Pathen erhalten hätte. Nun, nun, er ſoll ja auch nicht durchaus Soldat werden! Wozu haſt Du denn Luſt?"

„Ich will ein — ein Prediger ſein!"

„Ein Prediger! Sieh, — da fängſt Du früh an! Nun, Schiller, pfleg' Er den Jungen recht, ich werde ſchon wieder an ihn denken, Er kann mir des Fritz Cenſuren einſchicken, Jahn!" Damit klopfte er dem Kleinen lächelnd auf die Backen, und an Röder ein paar leiſe Worte richtend, verließ er langſam mit ſeiner Cortège unter Vivatrufen das Orangeriehaus, beſtieg draußen das Pferd und ritt, von dem harrenden Volk begleitet, zur Truppenrevue, während die Regimentsmuſiken ſpielten, in welche der ferne Kanonendonner ſeinen dröhnenden Baß miſchte.

Die hohen Beamten, die Generalität, die Geiſtlichkeit, die Univerſität, die Gelehrten und Künſtler mit ihren Frauen, unter ihnen die beiden Schillers, mit dem kleinen Fritz ausdrücklich, endlich Haug, Jahn und Huber waren zu der Feſtoper und dem Ball im Orangeriehauſe geladen, ſo der Herzog ſeinen „lieben Leuten" gab, woran auch die Schubarts und Bölhs Theil nehmen durften. Mit frohen, faſt wunderbaren Gefühlen verließ die Verſammlung das Gewächshaus und ſtrömte zur Revue oder in die Kirche.

Welch' andere Zeit war über Würtemberg gekommen, welcher Zauber hatte dies bewirkt? Jedes Auge hing mit ſtillem Danke und fragendem Blick an jener ſtillen ſchönen Frau, die den kleinen Schiller geſtreichelt hatte, und gar nicht danach ausſah, als wäre ſie ſich ihrer Macht bewußt.

Schubart hatte Schillers Knaben auf den Arm genommen und geherzt, Dorothea und der Hauptmann, Haug, Guibal und Deller, mit Dannecker und Zumſteeg an der Hand, ſtanden in einer verzückten Gruppe beiſammen. Die haſtige Menge rauſchte an ihnen, luſtig und ſinnlich wie immer, vorbei, ohne zu ahnen, daß hier die Geiſter ſich getroffen, die Lichtbringer des Jahrhunderts, durch welche die trüben Nebel des Zopfthums ſchwinden, von denen die ewige Schönheit deutſcher Kunſt ausgehen ſollte.

Das Gewühl zerſtreute ſich. Haug mit ſeinen Gäſten ging in die katholiſche Hofkirche, wo Jomelli die Meſſe aufführen ließ, welche der Herzog nach der Revue mit dem Hofe hörte, Schillers waren bei Expeditionsrath Elſäſſers zur Fête geladen, und man verſprach alſo, Abends nach der Oper in der Orangerie zuſammenzutreffen.

Wenn Helene Schubart ſchon ganz glücklich war, daß ſie doch hierher gefahren ſei, und über dem gegenwärtigen Glanz alle früheren Bedenken vergaß, war auf Schubart der Sinnenreiz um ſo gewaltiger geweſen. Er hatte von jeher den Schein zu ſehr für Wirklichkeit genommen, und es war wohl natürlich, daß ihn das erſte große derartige Feſt nicht wenig in Erregung ſetzte.

Der Abend kam. Noch voll von den Klängen der Meſſe, dem zauberiſchen „Mater amata,“ eilte Schubart mit Haug, Böhl und den Frauen durch die erleuchteten Straßen nach dem Opernhauſe, das damals, der alten Südfronte des Stadtſchloſſes gegenüber, auf der Stelle der jetzigen vorderen Anlagen (dem ſogenannten Spielplatze) ſtand.

Vom Herzog in der Epoche ſeiner größten Verſchwendung mit ungeheuren Koſten erbaut, war es damals unbeſtritten das größte deutſche Opernhaus, faßte gegen 3000 Perſonen, und hatte eine Bühne, die bei großen Spectakles und Aufzügen ſo verlängert werden konnte, daß Cavalerie darüber defilirte. Durch die Corridore und Gänge, welche magiſch mit bunten Ampeln erhellt wurden, ſtreiſten in Brocat und Damaſt, Satin und Drap de chine die duftenden Schönen des Hofes, deren Augen ſo feurig wie ihre Demanten blitzten, deren ſchwellende Schultern, Arme und Buſen draußen den Schnee beſchämten. Ueberall Uniformen, Hofroben, Stickereien, edles Geſtein, und zwiſchendurch eilten und drängten ſich zimperlich die luſtigen, freudegerötheten Ludwigsburgerinnen mit ihren Gatten oder Eltern, in Perkal und Taffet, Krepp und Kalmanke, wenigſtens doch in Multon, Gingham oder Tibet gekleidet, das Pfälzer Tüchlein und, wenn nicht ein paar Blumen und Schleifen oder einen ſilbernen Pfeil im Chignon, doch gewiß ein Flügelhäubchen mit voller Krauſe auf dem Haupte und däniſchen Fingerhandſchuhen an den Händen, die durchaus ein Beutelchen mit einem Fläſchchen Lavendelgeiſt, ja, wenn's ſein konnte, noch den Fächer halten mußten.

Als Schubart in den ungeheuren Raum des Hauſes trat, war er vollſtändig geblendet und hatte Mühe, ſich bis zu ſeinem Platz im Parterre zurecht zu finden. Das ganze Haus (Wände, Säulen und Logen, außer der des Herzogs) war nämlich mit Tauſenden von Spiegelſcheiben bedeckt, die durch ſchmale Goldleiſten und vergoldete Arabesken in verſchwenderiſcher Weiſe zuſammengehalten wurden. Sitze, Brüſtungen und die herzogliche Loge waren mit kornblauem Sammet ausgeſchlagen, und von der himmelblauen Decke, über welche Apoll mit den Muſen (ein Gemälde Guibal's) hinzog, ſchwebten drei koloſſale Lüſtres von Bergkryſtall. Dieſe und die Seitengirandolen verzehnfachten den zauberiſchen Lichteffect, der rings von den Spiegelwänden zurückprallte, in welchen ſich Bühne und Auditorium, dies Meer von Blumen, koſtbaren Stoffen, ſchönen Frauen, edlen Cavalieren und munter lachenden Ludwigsburger Geſichtern, vervielfältigte. Ach, die Hälfte wäre genug geweſen, die armen Sinne eines gedrückten Geißlinger Schulmeiſters außer Faſſung zu bringen!

Vor dem gewaltigen blauen, mit Gold gemalten Vorhange der Bühne harrte das Orcheſter, jedes ſeiner Mitglieder Meiſter ſeines Inſtruments. — Neben Lolli, dem großen Geiger, ſaßen Deller, Spat, Rudolphi, Seemann und Poli, Jozzi, des Herzogs Pianiſt und Harfenſpieler, die Brüder Blas, Hautboiſten, Rudolf, der Virtuoſe des Waldhorns, ebenſo ſein Schüler Nisle, ferner Martial und Steinhardt. Mitten unter ihnen aber, auf erhöhtem Pulpet, lehnte Maeſtro Jomelli, der Stolz Italiens, der Erbe Paſiello's, um den ſich Rom, Neapel und Würtemberg ſtritten, ein ſtarker, vornehm-würdevoll lächelnder Mann von fünfundfünfzig Jahren, deſſen geſticktes Kleid nebſt Brocatweſte faſt vor der ungeheuren Menge ächter Spitzen verſchwand, die er an Hand und Buſen trug.

Rauſchend erhob ſich die Verſammlung. Der Herzog mit Gefolge trat in die Loge. Fanfare und Zuruf begrüßte ihn. — Darauf ward es lautlos ſtill, Jomelli erhob die Tactute, die Ouvertüre wogte dahin, langſam ſtieg die Gardine.

Den Horizont begrenzt das unabſehbare Meer mit ſeinen flüſternden, tönenden Wogen. Links unter ſchroff überhängendem Felſen gähnt eine tief ſich verlierende Höhle, deren Inneres matt roſig wiederſcheint. — Es iſt lange vor Beginn des Tages, die Sterne flimmern noch, Diana zieht langſam auf milchweißen Roſſen im ſchwärzlichen Blau vorüber, Nereïden plätſchern traumhaft ſingend, und aus dem Waldesdunkel rechts tritt Epaphus, der unförmliche häßliche Sohn Jupiters und der Io, der jüngere Bruder des Apollon. — Craſſi, der excellente Baßbuffo, klagt in ihm mit komiſcher Wehmuth der keuſchen Luna ſein Leid, daß er, krüppelhaft geboren, in einſamen Wäldern bei Bär und Uhu leben muß, weder Liebe noch Ruhm erringen darf, die Mädchen vor ihm erſchrecken und ſeine Zärtlichkeit verabſcheuen, indeß Phöbus-Apollon, ſein Bruder, ſchön iſt, allgeliebt, verehrt und ſtrahlend über den Erdkreis zieht, ihn zum Licht, zur Gluth, zum Leben zu wecken. Diana aber zieht ſchweigend vorüber und verſinkt. Er wendet ſich an Zeus, ſeinen Vater, an das Meer und die Himmliſchen alle, ſie ſchweigen.

Da, in blauem Iris leuchtend, hebt aus der Fluth ſich Venus Anadyomene, mit den ſüßen Schmeicheltönen der Bonavini. Venus, die Göttin der Schönheit ſelbſt, begierig, an Apoll ſich zu rächen, der ihre Liebe zu Mars dem Vulkan und den Göttern verrathen, kommt tröſtend zu ihm. In dieſer Höhle halte Phöbus, erzählt ſie, die ſchöne Clymene, des Königs Merops geraubte Gattin, Jahre lang ſchon verborgen mit Phaeton und den ſieben Phaetoniſchen Jungfrauen, die er alle mit ihr gezeugt. Nächtlich, wenn man glaube, er ſchlafe im Meer, weile er hier bei Clymenen, am Tage aber weideten ſich ſeine Kinder in den Strahlen ſeiner Herrlichkeit am Ufer des Meeres. Epaphus ſolle mit Phaeton und der älteſten Phaetonte (Fetonte), der helläugigen Phöbe, Bekanntſchaft machen und Erſteren überreden, ſeinen Vater Apollon zu bitten, ihm einen Tag den Sonnenwagen zu vertrauen. So werde der eigne Sohn den Vater verderben und ihre Schmach geſühnt ſein. — Sie verheißt ihm dafür Schönheit, ewige Jugend und die Liebe der beſten Frauen. Epaphus ſchwört ihr Bundesgenoſſenſchaft.

Es beginnt zu dämmern, der Geſang der erwachenden Heliaden, von denen Phöbus ſcheidet, verſcheuchen Aphroditen, die Amor bei Epaphus zurückläßt, der mit demſelben ins Dunkel der Wälder ſich birgt, um Apollons Kinder zu belauſchen. Die Dunkelheit weicht. — Phöbus-Apoll im glühenden Sonnenwagen erhebt ſich im Oſten und zieht mit tönendem Saitenſpiele über die entzückte Welt.

Während Phöbe (die Caeſari) das Lob des ſtrahlenden Vaters ſingt und ihm opfert, Phaeton (der berühmte Hager) ſich wünſcht, des Vaters goldenes Reich zu theilen, naht Epaphus, und vor ſeiner widrigen Häßlichkeit entfliehen die Mädchen nach allen Seiten. Selbſt Phaeton iſt unwillig. Ein komiſches Duett entſpinnt ſich, Phaeton, als Sohn Apollons, weiſt Epaphus ſtolz zurück in das Dunkel der Wälder, Epaphus aber hänſelt ihn, zweifelt ſeine Abkunft an, ſagt, er wie ſeine Mutter ſeien nur von einem gemeinen Erdenſohn betrogen. Wenn er des Helios Sproſſe ſei, was prange er nicht am Himmel, was lenke er nicht die goldenen Roſſe, fragt ihn, womit er denn ſeine ſtolze Geburt beweiſen wolle, und reizt ſeine Eitelkeit, Ruhmſucht und Eigenliebe ſo, daß Phaeton ſchwört, ſeine Abkunft zu beweiſen. Abenddämmerung zieht über die Scene und ſchließt den erſten Act.

Mit dem Intermède begann nunmehr die eigentliche Feſtfeier.

In dem Tempel des Vaterlands, zu dem die Bühne ſich verwandelt, zieht Apoll mit den Muſen, den Grazien und Horen. Pax, Fortuna, Pietas, Diligentia, Veritas und Fides umgeben den Altar, ſchmücken ihn mit Blumen, und Concordia — das Bild Karl Eugen's enthüllend — ſpricht unter rauſchendem Beifall des Auditoriums das von Haug in Alexandrinern verfaßte Feſtgedicht, an welches ſich das Tanz-Divertiſſement Noverres, von Deller componirt, anſchließt, in dem die ſirenenhafte l'Entrechar und gar der große Veſtris in ſeinem Kleide von himmelblauer Gaze und Goldziedel mit weißen Roſen ſo hinriß, daß die entzückten Ludwigsburger vergaßen, wie er noch immer für ſein ſechsmonatliches Engagement 120,000 Gulden, alſo ſo ziemlich für jeden Sprung einen Florin bekam.

Kaum vom Intermède erholt, begann der Phaetonte zweiter Act im Innern der Grotte, die Apollons Liebe zu Clymenen und ſeinen Kindern deckt. Phöbus findet ſeinen Sohn traurig, gedankenvoll allein. Er fragt, was ihm fehle, Phaeton ſchweigt.

Auf des Göttlichen Drängen offenbart er ihm aber, daß ihn ein Wunſch quäle, elend mache, ihm Apollo dieſen erfüllen müſſe, wenn er wahrhaft ein Gott ſei, wenn Phaeton glauben ſolle, der Sonnenlenker ſei wirklich ſein Vater.

Apollo, von den Zweifeln des Sohnes verletzt, deſſen Angſt und Schmerzen ergriffen, ſchwört bei dem Styx, Phaeton den geheimen Wunſch ſeiner Seele zu erfüllen, ihm zu beweiſen, daß er Apoll und ſein Erzeuger ſei.

Die Erde bebt, die Eumeniden im Dunkeln beantworten den Schwur des Tagesfürſten.

Da ſtellt ihm Phaeton die Forderung: ihm einen Tag die Leitung des Sonnenwagens zu überlaſſen! — Umſonſt iſt das Flehen des Vaters, den Wunſch zurückzunehmen, umſonſt die Bitte, das Weinen, die Angſt von Mutter und Schweſtern, welche herzueilen.

Der Schwur iſt gethan, Phaeton beharrt auf Erfüllung! Schon weicht die Nacht — und ſo führt denn Apollo den wahnwitzigen Sohn unter Klagen der zurückbleibenden Frauen hinab an den Rand des Urmeeres, wo die blendenden Roſſe harren und Aurora den Roſenmantel ſchon breitet, um vor dem Tage einherzuziehen.

Das Intermède beſtand in einem zweiten Ballet: „Les fleurs et papillons.“

Der letzte Act. — Apollo hat Clymenen und den Töchtern befohlen, die Höhle nicht vor Abend zu verlaſſen, damit nicht Phaeton, am Himmelsbogen ihre Todesangſt erblickend, ſich verwirre, die Sonnenbahn verliere. Gewiſſenhaft befolgen ſie alle des Gottes Gebot, nur Phöbe, die älteſte der Phaetontiaden, liebt den Bruder zu ſehr, muß wenigſtens lauſchen, ob er wohl ſchon über den Horizont herauf ſei. Epaphus, der auf der Lauer liegt, läßt Amor zu Phaeton einen Pfeil empor, einen zweiten in Phöbe's Bruſt entſenden. Mitten in äußerſter Gefahr entbrennen beide Geſchwiſter zu einander in wilder Liebesluſt! Phöbe, von Zärtlichkeit übermannt, ruft Phaeton Vorſicht zu! Phaeton breitet ſehnſuchtsvoll ſeine Arme herab! Da wankt der Wagen, da ſcheuen die Roſſe. Mit Klagetönen fällt der Sonnenlenker vom Aether ſterbend zu den Füßen der Theuren nieder! Jammernd ruft die Arme Mutter und Schweſtern, ihre Klagen mit der ihren zu gatten! Es wird Nacht! Die Mänaden erfaſſen Epaphus, die Welt leuchtet blutig roth, die Erde bebt, die Waſſer ſchäumen, die Schöpfung — lichtlos — will vergehen, — da naht der Göttervater ſelbſt, er wandelt die Phaetontiaden alle in Trauerweiden, Phöbe in einen Myrtenbuſch, bannt den verzweifelt reuevollen Epaphus in des Tartarus Klüfte, Apollo beſteigt auf's Neue den Sonnenwagen und führt die Geiſter Phaeton's und Phöbe's mit ſich hinauf zum Elyſium. —

Wie ein blöder Träumer ſchlich Schubart wortlos aus dem feenhaften Raum. — Er ließ ſich von Helenen mehr ziehen, als er ging, ſeine Seele weilte bei den Zauberklängen Jomelli's. Noch tönte ihm Bonavini's: „Phoebus le fier,“ noch das kichernde Lachen Craſſi's: Ah, ah, ah, ah, soyez-vous drôle“ im Duett des Phaeton und Epaphus, noch Hager's ſchmerzvoll zürnende Arie: Êtez-vous, père, en vérité,“ — vor Allem aber der gewaltige Augenblick, wo der Bruder die Schweſter ſieht: „Ma Phoebe, si belle,“ und der Caeſari gigantiſch Klagelied:

„Moi, c'est son mort, son ruin,
O creature, la justice divine
Est évannouie!
Avant Harpies,
Finissez, finissez ma vie!!“

Sein Herz, ſeine Sinne, ſeine Seele war ganz Ton! Er hätte Alles in Noten gleich niederſchreiben können, ſo treu gab ſein Gedächtniß es ihm wieder.

Die Sirene, die alte Sirene hatte ihn gepackt, wie zu Nürnberg, wie bei dem Bäbele zu Aalen, — gepackt mit der ganzen Kraft der Begeiſterung! Er hatte zum erſten Mal ein Theater, eine Oper geſehen, den Veſtris, die Caeſari, den Hof im Glanze, den Jomelli, den Haug in des Herzogs Loge, wie Sereniſſimus ihm vor allen Leuten dankte, — das war zu viel für ſein dürſtend Gemüth! Nach Geißlingen zurückgehen, hieß ſein Herz brechen!

Zum Glück war eine Unterhaltung mit ſeinen Begleitern unmöglich. Die Menge, welche ſich aus dem Theater ergoß und die Schloßſtraße hinab nach der Favorite zog, hinderte jeden Austauſch. Man hatte zu thun, ſie nur zuſammen zu halten. — Endlich kam man an Ort und Stelle.

Auf der Baluſtrade der Orangerie ſtand die herzogliche Tafel, darunter, in Hufeiſenform, die Tafeln des Hofes, der Generalität, der Miniſter, Aemter, der Landſchaft, der Deputationen und aller ſonſtigen Ehrengäſte. Den geringen übrigen Raum und die Seitengallerien füllten das Publikum, während die Muſikbande der rothen Leibgarde ſpielte. Es verging wohl mehr als eine Stunde, ehe die Feſtverſammlung eingetreten war und die Orangerie, um Andrang zu vermeiden, geſchloſſen wurde.

So hatte man denn Zeit, über die gehabten Genüſſe zu plaudern und das bunte Gewirr aufmerkſam zu betrachten.

„Nun, Freund,“ flüſterte Haug, Schubart ein wenig zur Seite ziehend, „was ſagen Sie zu unſerer Kunſt, zu unſerm leutſeligen Herrn? Müßte ſich nicht hier der geiſtige Aufſchwung finden, welcher der Literatur, dem Freiheitsbedürfniß der Menſchen Noth thut?“

„Ich habe Ihnen hierauf nur zu antworten, theuerſter Freund, — daß ich nach dieſem Tage in Geißlingen nit mehr aushalt'! Iſt wirklich was an mir, das Ihnen zu rette lohnt, ſo beſchwör' ich Sie, placiren Sie mich hier, als Lehrer, als Muſiker, wie es ſei, nur erlöſen Sie mich vom Ixionsrade. Meine feurigſte, ewige Dankbarkeit iſt Ihnen gewiß!“ Er preßte Haug's Hand krampfhaft an ſein Herz.

„Still, ſtill, beſter Freund!“ lächelte Haug, „mir ſcheint nicht, als wenn Schwager Bökh, noch weniger Frau Lenchen von dieſem Entſchluß entzückt ſein würden. Auch können Sie ſich wohl denken, daß hier, da Alles noch im Werdezuſtand iſt, ſich Ihre Wünſche nicht ſo leicht und ſchnell befriedigen. Indeß habe ich mit Herrn von Gemmingen und Grafen Röder ſchon geſprochen, und will Sie, ſobald ich Einen habhaft werden kann, vorſtellen. Haben Sie nur den Muth, zu warten, ſo wird ſich ein Platz für Sie finden.“

Eben wollte Schubart antworten, als eine dicke Geſtalt im geiſtlichen Ornat ſich durch die Menge zu ihnen Bahn machte. Es war Special Zillig, der mit erhobener Naſe und einer an's Lächerliche ſtreifenden Gravität gleich einer ſchweren Fregatte durch den Strom der Gäſte einherſegelte.

„Ah, ah," rief er in breitem Schwäbiſch, „ſchaut 'n poetam laureatum! Wann er nit von Ambra und Weihrauch gar zu ſehr eingehüllet iſt, möcht' ich denenſelbe wohl frage, ob concordia und pietas auf die Comödi' gehört, oder nit beſſer in der Kirch' bleibt, was?"

„Eintracht und Frömmigkeit gehören überall hin, Hochwürden, wo Menſchen zuſammenkommen, und ich wüßte nicht, welche allegoriſchen Figuren die Freude des Landes an dieſem ſchönen Feſte beſſer ausdrücken könnten!" und Haug ward roth.

„O lieber Freund," fuhr Schubart, ihm zu Hülfe kommend, ſarkaſtiſch dazwiſchen, „concordia und pietas ſind leider nicht überall, ſie meiden die Nähe der Zeloten, denn daſelbſt iſt ignorantia und stultitia Herrſcherin!"

Zillig fuhr wie von einer Natter geſtochen zurück. Sein Antlitz wurde kirſchbraun! „Wer — wer is das Männle? Wer riskirt 'nem Speciali übern Mund z'fahre? Heh, wer?!"

„Auf eine herbe Frag', Herr Speciali, kommt kein' ſüße Antwort. — Was dem Sereniſſimus aber lieb und recht iſt, wird dem Herrn Specialen wohl auch genehm ſein können! Uebrigens heiß' ich Chriſtian Schubart und trag' mein geiſtlich Mäntle mit derſelben Ehr' als ein Anderer!"

Zillig ſchoß einen wüthenden Blick des Haſſes auf den kühnen Redner und wandte ſich haſtig ab, um ſich nicht ferner dieſer ſchlagfertigen Zunge auszuſetzen.

„Schubart, Schubart!" raunte Haug, ſich mühſam faſſend, „Ihr habt Euch da einen bittern und mächtigen Feind gemacht, den Special Zillig!"

„Konnt' ich Euch ſo verunglimpfen laſſen, ſo —"

„Ach, Freund, wenn man in der Welt vorwärts will, muß man gar Manches dulden. Es bleibt ein unverzeihlicher Fehler, den Leuten zu ſagen, daß ſie dumm ſind. — Doch Graf Röder kommt eben hierher, er hat uns geſehen. Ich will verſuchen, gut zu machen, was Ihr übel gemacht habt.“

Er eilte dem Oberſtallmeiſter ein paar Schritte entgegen.

„Mein lieber Profeſſor,“ und Röder ergriff des Literators Hand, „es iſt mir höchſt angenehm, Sie zu treffen, um Ihnen für Ihr reizendes Gedicht auch meinen Dank, insbeſondere aber den der Frau Baroneſſe von Leutrum zu ſagen, welche Sie bitten läßt, das Carmen doch drucken zu laſſen!“

„Ich bin Eurer Excellenz und der edlen Frau Baronin um ſo mehr für dieſes ausgezeichnete Lob verbunden, als kurz vorher erſt Herr Special Zillig mir betreffs des Gedichts ſo wehe that, daß mein Freund hier, der Herr Präceptor Chriſtian Schubart aus Geißlingen, vielleicht zu ſeinem eigenen Schaden, ſich genöthigt ſah, mein dichteriſches Recht zu verfechten.“

„Ah, das iſt Herr Schubart, von dem Sie mir und Herrn von Gemmingen ſo viel Gutes geſagt? Iſt mir lieb, ihn zu ſehen, und daß er ſich ſelbſt vergaß, Ihnen gegen den Special beizuſpringen, iſt rechtſchaffen, — wenn auch nicht ſehr klug. Zillig iſt ein eitler und boshafter Mann, den man indeß zum Glück kennt, meine Herren, und der Ihnen Beiden deshalb nicht viel ſchaden ſoll.“

„Geſtatten Excellenz, Ihnen auch Herrn Schubart's Schwager, den Herrn Rector Bökh zu Eßlingen nebſt Frau und die Frau Schubartin vorzuſtellen.“

„Ah, ſo hätten wir denn ſo ziemlich das ſchöngeiſtige Schwaben hier zuſammen. Willkommen, — ich wünſchte, ſagen zu können, für immer. Nun, was meinen Sie, Herr Schubart, zu unſrer Fetonte, Sie ſind ja wohl auch Muſiker?“

„Ein wenig, Excellenz!“ und Chriſtian verbeugte ſich lächelnd. „Was Fetonte anlangt, ſo wäre das Libretto ſchöner, wenn es deutſch wäre, aber wer ſollte es dann ſingen? Die Muſik iſt jedoch ſo vortrefflich, ſo meiſterhaft, Excellenz, daß jede Arie mir im Gedächtniß ſitzt und ich es faſt wagen möchte, alle Hauptpiecen ſofort zu ſpielen.“

„Das ſetzt ein eminentes Gehör voraus, mein Herr, und ich hätte wohl Luſt, Ihre Talente zu bewundern, falls Sie nicht morgen ſchon Ludwigsburg verlaſſen müſſen.“

„Ich habe bis übermorgen Abend Urlaub, Excellenz!“

„Das trifft ſich um ſo beſſer. Ich erſuche Sie daher, meine Herren, bei mir morgen zu ſpeiſen, und uns zum Deſſert, Herr Schubart, etwas in Ihre Talente blicken zu laſſen.“

„Wie Sie befehlen, gnädigſter Herr Graf!“

Haug, Böhk und Schubart verbeugten ſich. Röder grüßte und eilte nach der Freitreppe, denn der Hof nahte.

Bald darauf begann das Feſtmahl, das Toaſten, und ſchloß ſpät erſt mit einem Ball.

Schubart war wie abweſend, er ſchwelgte halb in Jomelli's Klängen, noch mehr in den Erwartungen und Hoffnungen, die ſich an das morgende Diner bei Röder knüpften. —

Kein Menſch ſchien an dieſem Feſte unter der allgemeinen Freude am Abend theilnahmloſer, als der, dem es galt, Herzog Karl ſelbſt. Zwiſchen Röder von Schwende und Hofmarſchall von Wallbrunn ſitzend, war er ſtill, wortkarg, faſt trübe, und beachtete weder den gegenüberſitzenden Montmartin, welcher alle Kunſt aufbot, den Unterhalter zu ſpielen, noch Gerung von Emmershofen's Dienſtbefliſſenheit, der ihm Wein und Speiſen unter Aſſiſtenz zweier Pagen offerirte. — Sein Blick ſtreifte verſtohlen und ungewiß die rechte Seite der herzoglichen Tafel, wo Franziska zwiſchen ihrem Mann und ihrem Vater, den Brüdern gegenüber, mit einem wahrhaft glückſelig ſtrahlenden Antlitz, ſich in der allgemeinen Freude ſonnte. Hin und wieder richtete ſie ihr ſanftes Auge auf den Herzog, — aber wenn es ſeinem ſehnſüchtigen Blick begegnete, wandte es ſich haſtig weg — und die ſchöne Frau erröthete.

Je länger die Tafel dauerte, deſto finſterer wurde Karl, deſto mehr ſteigerte ſich ſeine innere nagende Unruhe, um ſo weher that ihm ſein Herz. Er mußte einige Male mit aller Gewalt an ſich halten, um nicht ſeine Bewegung zu verrathen.

Röder hatte nicht ohne Beſorgniß ſeinen Herrn beobachtet und deſſen zunehmenden Ernſt. Er neigte ſich leiſe zu ihm und flüſterte: „Fühlen ſich Sereniſſimus unwohl? — Sie ſind ernſt und bewegt!“

„Alſo man merkt mir's an?“ und er kniff ſeine Lippen. „So hat noch Niemand an ſeinem Geburtstag gelitten, Röder! Dauert der Zuſtand noch länger, ſo wünſch' ich, dieſes Feſt ſei mein letztes. Ich muß ſie unter vier Augen ſprechen. O, nur wiſſen will ich, ob ſie mich lieben kann, dann werd' ich ruhig, geduldig ſein, aber die Ungewißheit tödtet mich. Wenn Du mich liebſt, ſorge, daß die Tafel bald aufgehoben wird und ich ſie im kleinen Audienzzimmer finde.“

„Mein Fürſt, ich will Ihren Wunſch erfüllen, aber — zerſtören Sie nicht im Rauſche des Augenblicks das kaum geſchaffene Eden! Machen Sie nicht, daß Franziska mit — Grauen an dieſen Tag zurückdenkt!“

Karl ergriff leiſe Röder's Hand. „Nein, nein, alter lieber Freund, das ſoll ſie nicht. Du wirſt Zeuge ſein, daß ich mich nicht vergeſſe!“ —

Röder beſprach ſich mit Marſchall von Wallbrunn und dem General-Adjutanten, Major von Varnbühler. Die nöthigen Winke wurden ertheilt, der Herzog erhob ſich von der Tafel, der Hof gleichfalls — und die übrige Verſammlung folgte. Karl von Würtemberg, von Varnbühler begleitet, zog ſich in ſeine Gemächer durch die Gallerie zurück, der Hof trat in den anſtoßen Concertſaal der Favorite, während tauſend ſchnelle Hände die Tafeln abhoben und das Orangenhaus zum Tanz einrichteten. Während dies geſchah, engagirte Röder die Baroneß Leutrum für Sereniſſimus zum erſten Tanz und bot ihr den Arm, um ſie zum Herzog zu führen.

„Meine theuerſte Frau,“ und Röder neigte ſich flüſternd zu ihr, „der Herzog iſt in ſo ſchwermüthiger Verfaſſung, daß er ſich Ihnen erklären muß, ſoll ſein Herz nicht brechen. — Zu fürchten haben Sie nichts, Varnbühler und ich ſind gegenwärtig, aber überlegen Sie, ob Sie alle ſeine Hoffnungen vernichten können! Ein kleines Wort kann ihn für immer beglücken — und elend machen. Was an dieſem Wort in dieſer Stunde hängt, das ſagen Sie ſich ſelbſt.“

Franziska war erſchrocken. Tiefe Röthe bedeckte Antlitz und Nacken, ihre Augen ſenkten ſich, ſie athmete ſchwer.

„O mein Gott, der Augenblick, den ich ſo lange gefürchtet, er iſt da! Röder, Sie haben meine Gefühle belauſcht, Sie haben mich ihm verrathen —“

„Ich habe nichts! Wenn ich ihm je einen Funken Hoffnung gab, möge Gott mich mit Allem ſtrafen, was ein verrätheriſch Herz quälen kann. Wäre er über Ihre Geſinnungen eben beruhigt, er würde nicht dieſen Augenblick fieberiſch herbeiſehnen.“

Sie waren in das kleine Audienzgemach getreten, das auf der nördlichen Seite des Schlößchens an des Herzogs Gemach ſtieß. An der Thür deſſelben ſtand von Varnbühler, verneigte ſich ſtumm und trat in's innere Gemach.

In demſelben ging Karl, unruhig, von Folterqualen gepeinigt, umher. Als Varnbühler eintrat und ſtumm nach dem Audienzzimmer deutete, fuhr der Fürſt auf, ward blaß und ergriff heftig preſſend des Adjutanten Hand, als wolle er ſich halten.

„Gott ſegne Sie, mein Fürſt, und gebe Ihnen glückliche Gedanken zu glücklicher Stunde!“

Des Herzogs Augen wurden feucht, das Herz ſchlug laut und dröhnend in ſeiner Bruſt als Mahner, — er ſchritt wankend der Thür zu, — der Adjutant blieb zurück.

Als Karl die Portière öffnete und zögernd eintrat, wendete ſich Röder, ihm einen vielſagenden Blick zuwerfend, nach einem entfernten Fenſter, in deſſen Niſche er trat und in die ſtille Winternacht blickte. — In wenig Minuten war vielleicht das Geſchick Aller zum Glück oder Unheil entſchieden, denn wer ſieht in eines Fürſten Herz, ſei er auch ſein innigſter Freund.

„Franziska,“ flüſterte Karl, die Hand der Baroneſſe ergreifend, „Sie haben mir heut' Morgen Glück gewünſcht, Freude und Hoffnung hat alle dieſe Menſchen um mich vereint, man träumt von goldenen Tagen. — Sehen Sie mich an, mich, dem dies Alles gilt, — ob ich glücklich bin? Sehen Sie ſich ſelbſt an! — Sie ſind die Allgeliebte, ſind Sie aber glücklich? — O nein, nein, verhärmt wie ich. Es iſt unſer unſelig Loos, das Leben Anderer zu verſchönern, um ſelber deſto wonneleerer zu ſein. Sagen Sie nicht, daß dieſes Selbſtopfer um ſo edler, ſchöner ſei. — Ich habe verſucht, es zu bringen, verſuche es noch — und fühle mit jedem Augenblick mehr, daß ich erlahme! Ich bin kein Gott, ſondern nur ein Menſch! Ein Menſch von endloſen Schwächen und Schatten, der Eins braucht, um nicht zu verzweifeln, das liebende Herz eines reinen Weibes! Ich kann den alten leidenſchaftlich-gewaltthätigen Dämon meiner Jugend, trotz beſter Vorſätze, nicht bemeiſtern, wenn nicht das ſelige Gefühl, geliebt zu ſein, in mir wie ein guter Geiſt lebt. — Franziska, man verdankt der Macht, die Sie über mich haben, unendlich viel. Ich habe mich angeſichts der Welt unter mein Volk herabgezwungen, trotz des Ehrgeizes in meiner Bruſt, aus — Liebe zu Ihnen! Ich verlange nichts, was mir nicht Ihre freie Neigung gewährt, denn ich liebe Sie zu ſehr, um Ihnen eine Minute Gram zu bereiten, aber ich bitte Sie mit allen Schmerzen eines zerriſſenen Gemüths, ſagen Sie mir frei und offen, Gott als Zeugen, können Sie mich lieben, würden Sie mein ſein, wenn die Ehre nicht Ihnen Feſſeln anlegte?!“ —

Er hatte ihre Hand an ſeine Bruſt gepreßt und ſah ſie mit bittenden, bewegten Blicken an.

Franziska ſenkte ihr Haupt auf die Bruſt, aus der in heißem Kampf, in ſchwerſter Liebesnoth ſich Seufzer um Seufzer rang. Als Karl geendet, erhob ſie ihr Antlitz, ihr blaues, feuchtes Auge ſah ihn tief und rührend an.

„Karl, ich habe vom erſten Augenblick, als ich Ihnen nahte, gefühlt, daß mein Lebensloos unwiederbringlich ſich wende, gefühlt, daß Ihnen mein Herz verfallen iſt für ewig! Treu meiner Ehre, hab' ich dagegen mit aller Macht gekämpft, bin aber unterlegen, weil ich Ihr Herz, Ihre guten Thaten, die Kraft und Reinheit Ihrer Neigung zu mir bewundern, anbeten mußte! Ja, beſter Karl, dies mein armes Herz, mein Denken und Fühlen, mein Hoffen und Träumen gehört Ihnen — untheilbar ewig. Ich würde Ihre glückliche Gattin ſein mit Freuden, wenn ich es ſein dürfte, hätte nicht das Sittengeſetz, die Religion ſelbſt eine Schranke zwiſchen uns gezogen. Wollen Sie dieſe Schranke ehren, Karl, Ihr edles Bild in mir nimmer beflecken, ſo ſchwör' ich Ihnen, daß nie ein Weib heißer den Mann ihrer Seele lieben ſoll, wie Franziſka — Sie! Ich fühle, daß dies Geſtändniß ſchon ſündhaft iſt, o, machen Sie es nicht zum Verbrechen!!" —

Sie hatte ihr ſchönes Haupt an ſeine Bruſt gelehnt und weinte leiſe.

Der Herzog war in allen Tiefen erſchüttert. Aber ein Gefühl unausſprechlicher Wonne und Seligkeit zog in ihn ein. Er umſchlang das herrliche Weib, und in langem Kuſſe beſiegelte er dieſes Bündniß.

Erglühend und bittend wand ſie ſich aus ſeinen Armen und rief leiſe Röder's Namen.

„Ja, laß es ihn ſehen, hören, den Röder," und der Herzog umarmte den Grafen, „denn ich bin geſtählt fortan gegen alle Schmerzen des Lebens! O näher, Varnbühler, Ihr Beide ſollt Zeugen ſein vor dem Ewigen, daß dieſe holde Frau mir ewige Liebe geſchenkt! Vor Gott iſt ſie mein, und Ihr ſollt ſie ſtillſchweigend als ſolches heilig halten, bis das Geſchick ſelber die Kluft verſchüttet, die uns trennt. Sie haben mir ein Kleinod an meinem Wiegenfeſte gegeben, das ich bis zum Tode bewahren will, haben mich in ein neues Leben geführt, und von Ihrer Liebe beſchützt, will ich Sie in meinem Würtemberg belohnen!" —

Die Introduction zum Ball erklang, Röder und Varnbühler mahnten zu Aufbruch und Vorſicht. Strahlend und glücklich traten Karl und Franziska mit ihren Begleitern in den Concertſaal, der Hof ſchloß ſich, Marſchall von Wallbrunn voraus, paarweiſe an, über die Gallerie, die Freitreppe hinab nach der Orangerie ziehend und jubelnd begrüßt. Die Menuet begann.

Außer Varnbühler und Röder war Zeuge der herzoglichen Liebesſcene aber noch ein hämiſches, unberufenes Auge geweſen.

Pepino Smergali hatte durch den Spalt einer leiſe geöffneten geheimen Tapententhür des Audienzgemachs, welche in Karl's Privatzimmer führte, die Scene belauſcht. —

Am andern Tage fanden ſich Haug, Bökh und Schubart beim Grafen Röder zum Diner ein. Nur Herren waren anweſend: beide Gemmingen, die Generale Hügel und Scheller, Oberſt von Seeger, Guibal, Guipière, die Muſiker Deller und Spath.

Wenn Schubart in der Laune war und es ihm darauf ankam, ſeine Geiſtesgaben zu zeigen, war er nicht allein der blühendſte Redner, der glänzendſte Muſiker, ſein Witz, ſeine Phantaſie riß geradezu die Hörer hin, und da er in Impromptus, Liedern, Gedichten und Variationen geſprächsweiſe faſt ſpielend wechſelte, ſo erſchien er wunderbar wie die Farben des Kaleidoſkops. Er war eine vollſtändige Virtuoſennatur, und das Urtheil ein ſehr wahres, wenn er von ſich verſicherte: daß er immer beſſer reden als ſchreiben, beſſer phantaſiren als componiren könne. Er nahm das Intereſſe der Röder'ſchen Geſellſchaft faſt durchaus für ſich in Anſpruch. Ein improviſirtes Gedicht auf Phaeton, die Wiederholung der Arie:

Ah, ah, ah, ah, soyez-vous drole,
Songez, d'être fils d'Apolle

wie das grandioſe:

Moi, c'est son mort, —

ſchließlich die Verflechtung beider Themen in eine brillante

Phantaſie, riß die Cavaliere und Künſtler in Begeiſterung hin! Gemmingen junior wie Röder gaben ihm die Verſicherung, daß ihm unter allen Umſtänden eine Anſtellung in kürzeſter Friſt zu Ludwigsburg ſicher ſei.

Wie Schubart von Haug Abſchied nahm, den Wagen beſteigen mußte, der ihn, Helenen und die Bökhs von Ludwigsburg führte, — ach, da ſank die dürre Wirklichkeit wiederum bleiſchwer auf ſeine Seele. Bökh war ſchweigſam, Helene finſter.

Le Bret und Jomelli ahnten wohl nicht, daß die „Phaetonte“ das Symbol zweier Menſchen werden würde, deren Jeder von dieſem Tage an die Sonnenbahn befahren, und Beide ſich in ihren Wegen kreuzen ſollten: ein Geißlinger Schulmeiſter und ein Herzog von Würtemberg!

3.

Der Herr Regierungsrath.

Christian Schubart hätte keine Taste, keinen Ton, keine Note kennen, kein Gehör haben müſſen, um glücklicher und größer zu ſein. — Er war von Gott zum Dichter beſtimmt, aber durch Erziehung und Gelegenheit zum Virtuoſen verdorben, das war ſein Fatum! Alles Andere kann nur als ſehr natürliche Folge dieſes Zwitterzuſtandes betrachtet werden.

Mit Thränen hatte er ſich zu Eßlingen von Bökh getrennt. Zurück nach Geißlingen! war die gräuliche Loſung. Mochten ihm auch in Ludwigsburg helle Ausſichten gemacht worden ſein, — wie viele hatten ſich ihm nicht ſchon geboten, und waren vernichtet worden? Und wenn ſie ſich realiſirten, wann mochte das ſein? — Erwartung iſt eine zwiefache Höllenqual für den Ungeduldigen und Bedrückten, den gefangenen Vogel, der draußen im Haine die helle Stimme ſeiner Brüder hört.

Bökh hatte Schubart während der Opernvorſtellung beobachtet, ſein funkenſprühendes Talent im Hotel Röder bewundert. — So hatte er ihn nie geſehen, das hatte er an ihm nie vermuthet! Aber ihn überkam die Beſorgniß, daß ſo vielfache Gaben, in einem glühenden Menſchen vereint, ſich untereinander ſelbſt ſchädlich werden, vor Allem die Liebe zum theologiſchen Beruf in Schubart ertödten mußten. Er wünſchte ihm keine Stellung in Ludwigsburg. Das Parquet der Salons daſelbſt war ſehr ſchlüpfrig, und wenn auch Haug's elegant liebenswürdiges Weſen ungefährdet darüber hinſchritt, würde Schubart's tönender Fuß und überſprudelnde Art nicht zu Falle kommen? — Er benutzte die wenigen Stunden letzten Beiſammenſeins, um das Chriſtian eindringlich an's Herz zu legen, ihm die Schattenſeiten des Reſidenztreibens vor Augen zu ſtellen, ihn über Geißlingen zu tröſten, und ein ſolides, ſtilles Eden als die einzig wahrhafte Glückſeligkeit des Weiſen mit möglichſt brennenden Farben zu ſchildern.

An der dumpfen Trübe, dem finſtern Hindämmern Chriſtian's, ſeiner größeren Kälte und Einſilbigkeit erkannte er wohl, wie nutzlos ſeine Redekunſt geweſen. Böth und Schubart waren ſchon zu lange bei einander, das fühlten Beide, — obwohl ſie, von einander entfernt, ſich doch nicht entbehren konnten!

Die finſtere Gemüthsverfaſſung Schubart's wuchs mit jedem Umſchwung des Wagenrads, der ihn der ernſten Rauhalp mit ihren Schlünden, melancholiſchen Wäldern, ihrem vierſchrötigen Volksdialekt und dem Dunſte der alten Schulſtube näher brachte. Er ſagte Helenen kein Wort von ſeinen Entſchlüſſen und Ausſichten. Auf die Bewunderung, welche er den ſchönen Tagen von Ludwigsburg zollte, antwortete ſie einſilbig. Sie mochte nicht ſagen, was ſie ahnte, und doch war ihre Seele von Bangigkeit erfüllt.

Geißlingen, die engen Häuſer, die ſtupiden Geſichter, die geiſtige Oede, der ſchmutzige Bubentroß, die maliciöſen Mienen der lieben Schwiegereltern, Alles war wieder da, — wo möglich noch enger, dümmer, öder, ſchmutziger und nichtsnutziger. Dazu erwartete ihn ein Willkommen ganz eigener Art in Form einer Disciplinar-Unterſuchung.

Seine „Schulgeſpräche“ in den Verſtandesübungen, beſonders aber ſeine draſtiſchen „Neujahrswünſche“ waren einigen Ulmer Studioſen in die Hand gekommen, die den kernig-ſaftreichen Witz derſelben ausbeuteten. Das Ulmer Conſiſtorium hatte davon erfahren, über den Urheber Recherchen angeſtellt, man hatte in Chriſtian's Abweſenheit die Knaben in's Gebet genommen, und nun ward Schubart vor den geiſtlichen Rath zu Geißlingen citirt, der an ihm jetzt für alle bisherigen Sünden ſeines Sarkasmus wohlgefälligſt Regreß nahm, ihm mit Abſetzung, Kreisgefängniß und dergleichen ſchönen Sachen drohte. In ſeiner Herzensangſt — von allen Ludwigsburger Höhen bis auf den moraliſchen Erbſenſack gekommen, — mußte er ſich wieder zu reuevollen Bitten und allen Demüthigungen entſchließen, welche man ihm irgend aufzuerlegen beliebte. Ja, man ließ ihn über ſein Schickſal in gänzlicher Ungewißheit, da erſt des Langen und Breiten hierüber nach Ulm berichtet werden ſollte.

Chriſtian's häusliches Verhältniß ward hierdurch ſchlimmer als je, und falls er wirklich entlaſſen wurde, ging ihm alle Ausſicht beſſerer Zukunft verloren.

Da kam ein Lichtſtrahl aus Ellwangen. — Er hatte vorig Jahr dem Fürſtbiſchof ſeine „Sterbelieder" und „Zaubereien" geſchickt, und ein Prälat, der Schubart von früher her beſonders wohlwollte, ſchrieb ihm: „Seine Fürſtliche Gnaden werden Sie recht bald von Ihrem Unglücksfelſen losmachen und in Dero Nähe ſo placiren, daß Sie Ihrem Talente zu Nutz und Ehre leben ſollen." — *)

Wie das Unglück nun ſelten allein kommt, pflegt auch das Glück doppelt zu erſcheinen, den Schmachtenden, Entbehrenden durch ſeinen überreichen Eintritt zu beſtürzen und zu blenden. Kaum ſtrahlte ihm von Ellwangen ein heller Sonnenblick, als ihn auch Haug brieflich benachrichtigte, daß in Ludwigsburg die Stelle des Muſikdirectors und Organiſten an der Hauptkirche zu beſetzen ſei, und er umgehend ſchreiben müſſe, ob er ſie annehmen wolle.

Der erſte Eindruck der Nachricht war nicht jauchzende

---

*) Strauß I. 191—99.

Seligkeit, ſondern freudiger Schreck, zu welchem ſich ſofort Bangigkeit geſellte.

Mochte er nun fühlen, daß ſein Virtuoſenthum auf die Dauer nicht für eine ſolche Stellung genügen werde, mochte er vor den kommenden bitteren Familienkämpfen Furcht haben, oder war er doch religiös befangen genug, in dieſem Schritt, der ihn von der Kanzel an's Dirigentenpult führte, gleich Helenen, etwas Sündhaftes zu erblicken? Er hatte freilich nicht viel zu wählen, ſondern friſch zuzugreifen, aber — Special Zillig wurde ſein Vorgeſetzter, Zillig, den er ſehr empfindlich gekränkt hatte und welcher nie etwas vergaß!

Schubart war indeß der Mann nicht, lange zu grübeln oder kalt zu erwägen. Haug, Röder, Gemmingen, Deller waren ja ſeine Freunde, Jomelli's Melodien rauſchten vor ſeinem Ohr. Heitereres, ſorgenfreieres Leben winkte, und ſein Talent half ihm ja doch über alle Schwierigkeiten lachend hinweg. Die Sehnſucht nach Ruhm, nach jenen hohen idealen Zielen Haug's erfüllten ſeine Seele, — „nach Ludwigsburg“ klang's in ihm wieder, und jede neue Stunde vergrößerte den Hoffnungsbau ſeiner Phantaſie, die Feſtigkeit ſeines Entſchluſſes.

Den ehelichen Kampf vorausſehend, welchen dieſe Lebensänderung herbeiführen mußte, hatte er ſich vorgenommen, über die Sache nicht eher zu reden, bis die Vocation ſicher ſei. Um aber die unſeligen Folgen der bewußten Neujahrswünſche abzuwenden, nicht das nahende Glück unter den Händen zu verlieren, richtete Schubart an Obervogt von Baldinger eine Rechtfertigungsſchrift in demüthigſter Form, ließ einfließen, daß ihm ehrenvolle Anträge von Ellwangen und anderen Orten gemacht ſeien, und bat ihn um das alte Wohlwollen und Schutz.

Wäre das Ulmer Conſiſtorium in ſeinem Disciplinarverfahren gegen Chriſtian raſcher zu Werke gegangen, ſo war der arme Schulmeiſter ſicher verloren; da aber damals die Geſchäfte fein langſam gingen, Baldinger auch mit Beſtimmtheit erfuhr, daß man zu Ellwangen wirklich

Schubart gewinnen wolle, er die Brauchbarkeit deſſelben, trotz ſeiner Fehler, genugſam kannte, ſo beſchloß er, zu ſeinen Gunſten einzuſchreiten. Ehe er ſich hierzu anſchickte, beſchleunigte ſich aber die Kataſtrophe.

Am Freitag vor Palmarum, gegen vier Uhr Nachmittags, kamen nämlich drei ſtark beſetzte Reiſewagen nebſt einem Bagagefuhrwerk die ſchroffe Landſtraße durch die öſtliche Bergſchlucht der Rauhalp, dem Heidenthurme vorbei, nach Geißlingen herniedergerollt. Am oberen Theile des Orts, vor dem „Ochſen", machte die Karawane Halt, und aus der erſten Reiſekutſche ſtieg, unter Hülfe eines alten, höchſt ſauber, doch nicht überladen gekleideten Bedienten, ein wohlgebauter Herr, etwa ſechsunddreißig Jahre alt und von ariſtokratiſch feiner Liebenswürdigkeit, der, während er einer in Decken und Pelze gehüllten Dame ſorgſam aus dem Wagen half, mit wohlklingender und doch weicher Stimme Befehle und Verhaltungsmaßregeln an den Kutſcher, den Laquaien und etwa ſieben junge Männer richtete, die raſch den beiden anderen Fuhrwerken entſchlüpften und artig den Mägden, deren jede ein Kind in Obhut hatte, zu Hülfe ſprangen.

Ein ſolcher Reiſezug war in Geißlingen etwas höchſt Ungewohntes, noch ungewöhnlicher aber der Titel Herr Geheimer Regierungsrath, wie ſeine Umgebung den Herrn nannte.

Ein Mann, welcher der Regierung ihr geheimer Rath iſt, verſetzte die Geißlinger in namenloſe Verehrung und ſchauderndes Erſtaunen! — Schade, daß ſo ein gewaltiger und anſehnlicher Herr nur ein Auge hatte, er mußte mit ihm alſo noch einmal ſoviel ſehen können, als ein ordinärer anderer Menſch mit zweien.

Nachdem die Reiſenden in's Wirthshaus getreten, einige Zimmer verlangt und der „Herr Rath" dem devoten Wirth aufgetragen, ein warmes Abendbrot nebſt Wein, ſo gut es aufzutreiben ſei, herzurichten, fragte er:

„Iſt es weit bis zum Präceptor Schubart, oder wohnt er hier herum?"

„Der Schubarte?!“]

„Ja, den Präceptor Schubart mein' ich.“

„Der — der 's Zoller Bühlers Lehnele hat?!“

„Darum kümmere ich mich nicht, mein Lieber! Ich will zum Präceptor Schubart, gebürtig aus Aalen. Hoffentlich wird's doch nicht zwei Exemplare von ihm geben? Er ſoll mich ſogleich hinführen.“

„O, du Maleſiztag, da hoam mer d' G'ſchicht'! Ja, ja, Ew. Gnode! — I wer' Ihne ſelber 'nunter bringe!“

„Aber ſput' Er ſich, ich habe Eile!“

„Jo, jo! — Ach Du lieb's Göttle, nu is g'fehlt!“

Der Ochſenwirth ſtolperte entſetzt in die Küche, rief ſeiner Frau zu, „e Gebrotles z' mache“, Wein vom beſten zu beſorgen, und erzählte ihr, der Geheime Regierungsrath habe nicht nach dem Obervogt, nicht nach dem Pfarrer, Heiligenpfleger oder Bürgermeiſter gefragt, ſondern wolle *direct zu dem Schubart*.

„Nu wird's ihm gepelzt, nun werde ſie'n einſchmeiße vor de Schalkswünſch' zum Sylveſter, den oarme g'plagte Kerle! Gang Mädle! Lauf zu'n Herrn Obervogt! Das derfe mer nit leide! Mer müſſe dreinrede vor den Unglücksmenſche! Lauf, Sepple, lauf!“

Während unter Lamentationen über Schubart's Schickſal die Ochſenwirthin an die Anfertigung des „Gebrotles“ ging, das Sepple wie eine losgelaſſene Furie zur Obervogtei ſtürzte und unterwegs natürlich jedem Menſchen die Schreckenskunde entgegen ſtöhnte, machte der Ochſenwirth ſelbſt, ſchweren Herzens, den Cicerone und brachte den Herrn Rath zögernd zu Schubart, ſeinem Schlachtopfer.

In Anbetracht des überaus ſchlechten Credits, in welchem Chriſtian zu Ulm bei der Geiſtlichkeit ſtand, und daß zu jener „guten alten“ Zeit für den gemeinen Mann die Erſcheinung eines hohen Herrn immer eine *unheilverkündende* und *ſchreckenerregende* Wirkung hatte, endlich daß, ſo ſchwerfällig langſam einerſeits Juſtiz und Regiment war, doch die Urtheile ſtets über Verdienſt hart ausfielen und mit um ſo tückiſcherer Schnelligkeit vollzogen wurden, — als wolle die raſche Execution das langſame Urtheil entſchuldigen, — dies Alles machte es verzeihlich, wenn das geſammte Perſonal der Ochſenwirthſchaft wie Hekuba pränumerando um den „luſchtige Chriſtle" weinte, der ihnen ſo manche gute Stunde, ſo manches volle Wirthshaus eingetragen.

Wie ein Lauffeuer ging die ſchlimme Kunde durch Geißlingen, von der entzündeten Phantaſie jedes Hörers ſofort in's Gräßliche verkehrt. Wenn ein Regierungsrath oberhalb des Städtchens nur nach des Präceptors Wohnung gefragt hatte, lag der arme Schubart ſchon unterhalb, wo die Lammwirthswittib ſchenkte, mit gebrochenen Gliedern ächzend auf dem Rade! So, — gefolgt von bleichen Geſichtern, die Fama weit voraus mit brennender Sohle, — ſchritt ruhig, ſich überall mit ernſtem, hellem Blick umſchauend, der Herr Rath auf den Kirchplatz zu.

Daß ihm das Unwetter ſo unmittelbar nahe ſein könne, ahnte Schubart gewiß nicht. — Er ſaß nach des Tages Mühen am Clavier, träumte von Fetonte und beſchwichtigte ſein ruheloſes Herz durch die Schmeichelkunſt der Töne.

Plötzlich wurde die Thür aufgeriſſen und die Oberzollerin ſtürzte herein.

„Lene, Helene, unſeliges Weib! 's iſt aus, Du haſt mit Deinem Gewürm kein Dach, kein Brot mehr! Biſt e Bettlerin geworde, gerechter Gott! Da — dahin hat er's endlich 'bracht, der Gottvergeſſene, der! — Ah ja, ſteh' wohl, ſteh'! Stier' nur an! Hab's Dir lang genug prophezeit! — Iſt e Geheimer Rath von der Ulmer Regierung komme, mit ſiebe handfeſte Kerle, Deinen allerliebſten Chriſtian z'packe, wegzuſchleppe in's Loch, wie ſich's gehört für ſo'n Satansg'ſelle! Dich aber ſchmeiße ſie auf die nackten Steine! Das haſt Du, weil Du Dir ſo'ne Creatur an den Hals gehänget!!"

Schubart war aufgeſprungen und zitterte am ganzen Leibe, Helene ſtand wie eine Bildſäule. Sie hielt ſich an die Tiſchkante feſt, um nicht umzuſinken.

Ehe noch beide Gatten ſich erholen, einen vernünftigen Gedanken faſſen konnten, ward es vor dem Schulhauſe laut, — Worte, Entſchlüſſe ſchienen unnütz. — Eine kurze peinvolle Spanne Zeit verging. Die Unruhe draußen mehrte ſich, — Stimmen tönten, — erregte Geſichter, wie geſpenſtiſche Larven, preßten ſich neugierig an die Scheiben der niedrigen Fenſter.

Man klopfte! — Kaum mochte Schubart ein mattes „Herein“ antworten.

Der Geheime Regierungsrath trat, gefolgt vom Ochſenwirth, langſam ein, blieb in der Thür ſtehen und richtete ſein ernſtes Antlitz auf Schubart, ihn einen Moment betrachtend.

„So hab' ich mir Sie alſo nicht ganz unrecht vorgeſtellt? Das iſt mein Ixion!“ — Er lächelte.

„Herr — Herr Regierungsrath, ich — ich weiß nicht —“

„Natürlich wiſſen Sie nicht, — das iſt eben die Ueberraſchung! Agathon kommt zu Ixion!“

„Wieland!!“ ſchrie Schubart auf. „Ewiger Gott, es iſt der große Wieland, der zu mir kommt!“ *) Thränen quollen aus ſeinen Augen. Er eilte, ſeinem Gaſte in hoher Rührung die Hand zu drücken.

„Aber woher?! — Ich —“

„Fragt die Freundſchaft nach dem Woher, Schubart?“ und Wieland umarmte ihn lachend. „Das Wohin iſt doch wichtiger? Kurz geſagt, ich komme mit Sack und Pack, Frau und Kindern, nebſt ſieben Studioſen von Biberach, und geh' nach Erfurt, in kurmainziſche Dienſte vom Herrn Kanzler von Dahlberg Excellenz als Profeſſor der Philoſophie berufen, und man hat mir die Titulatur eines Regierungsrathes dazu angehängt. Ich konnte doch bei Geißlingen unmöglich vorbeigehen!“

„Ihr Beſuch, mein hochgeehrter Freund,“ erwiederte Schubart, „hätte mir zu keiner Zeit ſo tröſtlich und rath-

---

*) Strauß I. 195—97.

ſam, ſo ehrenvoll und beglückend ſein können, als jetzt!" Er deutete auf die lauernden Pöbelgeſichter an den Fenſtern, die gedrängten Köpfe an der Thür.

„Das, mein edler Freund, iſt Geißlingen! Hier iſt mein Weib Helene und — meine werthe Frau Schwiegermutter!" Er ſchoß einen Blick tödtlicher Kälte auf ſie. „Ja, der Herr Regierungsrath da iſt mein großer Freund Wieland, und Sie mögen ſich in wenig Stunden überzeugen, ob ich nicht ein Ixion bin, ob in — dieſer Verfaſſung meiner Seele Schwingen erwachſen können, ich nicht eine verächtliche Raupe bleiben muß, die am Boden klebt, weil ihr ein ruhiger Winkel auf Erden fehlt, ſich einzuſpinnen!" —

Eine Pauſe tiefer Verlegenheit entſtand, ſowohl für Wieland, als die beiden Frauen, welche blutroth geworden.

Die Neugierigen, ſeltſam überraſcht von dieſer Auflöſung, zogen ſich theilweis zurück.

„Liebſter Schubart, hierüber mit Ihnen zu plaudern, werden wir heut' Abend und morgen, wo ich ohnehin Raſt halte, beſſere Muße finden. Ich wollte Sie doch gern ſelbſt aufſuchen. Seien Sie zu Nacht mein Gaſt!"

Schubart verbeugte ſich, trat haſtig in's Schlafzimmer, zog ſein Sonntagskleid an und ergriff den Hut. — Mit einer kurzen lächelnden Verbeugung empfahl ſich Wieland, und auf Schubart's Arm vertraulich gelehnt, trat er aus dem Hauſe.

Die Gaffer ſtanden ſcheu und einfältig von ferne, nun ebenſo ihres Schulmeiſters Ehre wie vorhin ſeine Schande bewundernd. Zum Unglück mußte ihnen noch der Obervogt von Baldinger, von dem Ochſen-Sepple citirt, in den Wurf kommen, um die Lächerlichkeit zu vervollſtändigen.

Schubart ſtellte ihm ironiſch den Regierungsrath und Profeſſor Wieland aus Biberach vor, welcher den Herrn Obervogt mit der glatten Liebenswürdigkeit des Ariſtrokaten morgen zu Tiſch lud, und — ſtotternd, dupirt, von Schubart weſentlich andere Meinung faſſend, entfernte ſich derſelbe.

Der erſte Eindruck, den ein Mann auf uns macht, welcher bisher ſchon längere Zeit in unſerer Einbildung gelebt, iſt, man ſtelle ſich wie man wolle, entſcheidend. Aehnlich ging es Schubart und Wieland miteinander. Beide hatten ſich ungefähr wohl ſo vorgeſtellt, aber die Wirklichkeit war doch ganz himmelweit verſchieden und nicht gerade zu beiderſeitigen Gunſten.

Wieland hatte in Schubart wohl einen gequälten Schulmeiſter mit unruhig feurigem Gemüth zu finden geglaubt, aber doch weniger eckig, würde- und rückſichtsvoller. Der erſte Anblick beim Eintritt hatte ihm geſagt, daß er eben eine häusliche Scene unterbreche, und Schubart's ziemlich derbe Bloßſtellung ſeiner Situation hatte das zarter beſaitete, vornehme Gemüth des eleganten „Agathon"-Dichters in ſehr unangenehme Schwingungen verſetzt.

Schubart hingegen, Enthuſiaſt und Sohn der Natur, vermißte den unmittelbaren, herzlichen Ton der tröſtenden Freundſchaft, der ihm in dieſem erſten und ſeltſamſten Augenblick der Begegnung ſo wohlgethan hätte.

Er begleitete Wieland in's Wirthshaus und ward der Frau Profeſſorin vorgeſtellt. Keineswegs ſchön war ſie, aber anziehend durch Bildung, Beleſenheit und feine Urtheilskraft, wie elegant im Umgangston. Ihr Benehmen verrieth die Erziehung der augsburgiſchen Patriziertochter, welche weder die Unſitte noch die Noth der Armuth je empfunden.

Natürlich führte man faſt durchgängig literariſche Geſpräche. Wieland's „moraliſche Briefe", der „Anti-Ovid", „Cyrus", „Araſpes und Panthea", die „Shakeſpeare-Ueberſetzung", ferner ſeine Arbeiten aus der neueren Epoche, wie „Nadine", „Don Sylvio di Rosalva", beſonders der „Agathon", wurden durchgeſprochen.

„Aus alledem geht hervor, einziger Freund," ſagte Schubart, der ſich bereits in's Feuer geredet, „daß auch Sie nach einer neuen Art, die Dinge anzuſchauen, einer neuen Sprache, die Dinge darzuſtellen, ringen! Dieſe Ihre neue Art der Anſchauung iſt die humaniſtiſche, welche von Theologie und Dogmen abſieht und die Schönheit des

Menſchengeſchlechts als Fahne wählt; dabei ſchwebt Ihnen die griechiſche Correctheit und Urſprünglichkeit vor, welche Sie aber durch den leicht eleganten Ton, der an franzöſiſche Converſation erinnert, für uns genießbar zu machen wiſſen! Bravo, dagegen iſt nichts, von ihrem jetzigen Standpunkt aus, einzuwenden. Ich liebe die Menſchheit und die Menſchen über Alles, obwohl die Deutſchen am meiſten, aber meine *Art*, ſie zu verherrlichen in ihren Leiden und Freuden, ihren Kampf zu ſchildern, beſter Wieland, die *Art*, ſie anzuſchauen, und die *Manier*, meine Anſchauungen auszuſprechen, iſt *nicht* die Ihre, und ich bin überzeugt, Sie ſelbſt werden einſt, ſo zu ſagen, die *Tonart*, noch mehr den *Rhythmus* Ihrer Melodie ändern!“

„Wie ſo?“ fuhr die Räthin etwas fatiguirt heraus, „ich verſtehe Sie nicht und bezweifle —“

„Einen Augenblick, Theuerſte,“ und Wieland legte mit gedankenvoller Geberde ſeine Hand auf der Gattin Arm. „Die Tonart, — den Rhythmus ändern! Erklären Sie ſich deutlicher! Wie *ſoll ſich das ändern*?“

„Wenn ich das *Wie* wüßte, ſo lebendig in mir vergegenwärtigte, von ihm ſo *durchtönt* wäre, daß ich mich ſelbſt darüber ganz *vergäße*, dann würde *ich's eben ſein*, der den gewaltigen Accord unſeres Jahrhunderts anſchlüge! — Aber bin ich nicht Ixion? der Tantalus, welcher ewig nach dem Brotkorb ſchnappen muß und daher nie den Klängen nachhängen kann, die geiſterhaft durch die Büſche von Eleuſis rauſchen? Ich kann nur *taſten*, ach — und ein Anderer vielleicht hat das *Finden*! — Ich will mein muſikaliſch Bild auch muſikaliſch erklären. Die Tonart iſt die *Seelenſtimmung*, *unter* der ich producire und welche ich im Hörer wecken muß, ſie iſt die Stimmung alſo, *unter der mein Humanitätseifer die Menſchen anſieht und ſchildert*. Der Rhythmus iſt das *Temperament*, mit dem ich meinen Charakter behandle, ob phlegmatiſch oder choleriſch, ob ſanguiniſch, ob melancholiſch. Rhythmus und Tonart ſtehen in enger Wechſelwirkung, aber bedingen ſich nicht immer. — Ich finde bei aller Bewunderung, die ich Ihnen zolle, daß zu *wenig Temperament*, Rhythmus, Leidenſchaft, — zu *wenig Tonart*, Stimmung bisher in Ihren Sachen war, für *mich* wenigſtens! Ihr Ton iſt *ſtets* liebenswürdig und elegant, aber ich möchte ihn lieber öfter *zornig*, oder *heroiſch*, *erſchütternd* und *rührend* haben. Sie bezaubern, aber reißen nicht hin, und wir müſſen Barden von hinreißender Gewalt haben, wenn die matte Welt aufhorchen ſoll! Ich bin an Ehre und Talent gegen Sie nur ein Zwerg, knorrig, eckig, furiös und unbändig, — aber ich habe lodernde *Leidenſchaft*, ſtürmendes *Empfinden*, denn die *Leidenſchaft* iſt das Flügelroß, das den Dichter zum Himmel führt! Wir müſſen ihm in die Mähne faſſen, uns mit gewaltigem Sprunge darauf ſchwingen, und ſollten wir den Hals daran ſetzen! So hat's Shakeſpeare gethan, und wir müſſen nach!“

„Mein lieber Herr Schubart,“ und über Wieland's Antlitz glitt ein leiſes, überlegenes Lächeln, „es liegt in der ſelbſtſüchtigen Natur des Menſchen, mit *ſeinen* Qualitäten am meiſten zufrieden zu ſein und die Standpunkte Anderer für *weniger* richtig zu halten. Das iſt ſehr verzeihlich, aber auch ſehr einſeitig. Wer, wie der Dichter, das ganze *All* in den Kreis ſeiner Betrachtung ziehen ſoll, muß für Alles die richtige Würdigung haben, ohne doch *ſeine* Individualität aufzugeben. Möglich, daß ich meine Tonart und meinen Rhythmus *einſt* ändere, — möglich; meine *Anſchauungen* kaum. Das ſind aber Dinge, die man nicht *machen* kann, ſondern die *werden* müſſen. Ihr leidenſchaftlich Bild vom Flügelroſſe iſt ſehr ſchön, ganz *ſchubartiſch*, aber ich habe für *meine* Art auch meine Gründe. Wohl bedarf es eines *neuen Saitenklanges*; ob es der *Ihre* iſt, ſteht aber doch zu bezweifeln! Die Dichtkunſt ſoll das Leben in *höherem Lichte* der ewigen Wahrheit und Schönheit zeigen. Dieſe werden aber nur durch die *Würde* und den Ton der

Anmuth erreicht, welche von Extravaganz, ſubjectivem Ueberſchäumen und individuellen Geiſtesſprüngen gleich fern iſt. Sie haben gewiß große Begabung, lieber Schubart, aber gerade dies Rhapſodiſche, was der Form ſpottet, ſich ſeinem eignen Lauſe überläßt, iſt's, was Sie erſchöpft und der beſten Idee, welche Sie haben, die Würde raubt, Sie aus dem Pathos jäh in's Triviale, aus der beißenden Ironie in weiche Flüſterei ſinken läßt."

„O, mein Freund," und Chriſtian ſchüttelte ſein flammendes, energiſches Angeſicht, „das Uebermaß der Leidenſchaft iſt's gerade, was tragiſche wie komiſche Conflicte erzeugt. Das Gefühl, wenn es nicht ſchwächlich oder ſittenlos iſt, kann nie entwürdigend ſein, während es an nahen Beiſpielen wohl nachzuweiſen iſt, daß ſich unter der Form der Eleganz, Anmuth und Würde ziemlich muthwillig über Religion und Geſchlechtsliebe argumentiren läßt!" —

Die Räthin war, mit einem brennenden Blick auf Wieland, höchſt alterirt aufgeſtanden und hatte ſich entfernt, ohne daß Chriſtian in ſeinem rhetoriſchen Galopp mit verhängtem Zügel anhielt: „Ich bin rauh, vulgär, ſcharf, — doch ich bin eben ein Suchender, Taſtender! Eins aber, den Himmelsfunken der allüberwältigenden Leidenſchaft, dies zuckende, jauchzende Herz mit ſeinem Weh, wie ſeiner Narrheit, laſſe ich mir nicht nehmen, das iſt die rechte, ächte Leier, die ewig tönen muß! Der Zeitgott, der Tod, kann mit der Hippe die Saiten ihr durchſchneiden, Wieland, — aber kein athmender Menſch ſoll mit dem baumwollenen Dämpfer der Würde je ſie verſtummen machen!!" —

Außer ſich, mit dröhnendem Ton, wie ein wildbegeiſterter Seher hatte Schubart geſprochen und nicht bemerkt, daß ſein berühmter Genoſſe kälter, lächelnder, zurückhaltender wurde.

Als er geendet, ſah er ihn fragend an: „Habe ich nicht recht, theurer Freund?" —

„Von Ihrer Individualität, Ihrer Anſchauung aus, gewiß. Es wäre ja auch ſchlimm für uns Beide, wenn wir nicht verſchieden wären und Jeder in ſeiner Richtung nach demſelben Ziele ſtrebte. Wer das Rechte trifft, das iſt freilich nicht zu ſagen, auch bin ich überzeugt, daß, wenn ſich Ihre peinliche Lebensſtellung ändert, Ihre Affecte ſelbſt ſich mildern werden. — Was haben Sie denn für Ausſichten?“

Schubart theilte ihm mit derſelben Zwangloſigkeit und Wahrheitsliebe ſeine Pläne und Hoffnungen mit, und ſchied erſt von Wieland, als die große Müdigkeit deſſelben erinnerte, daß Chriſtian ihm nach der Anſtrengung der Reiſe zu viel ſchon zugemuthet. Sie verabredeten, den nächſten Mittag zuſammen zu ſpeiſen, damit ging Schubart fort.

Als Wieland in's Schlafcabinet trat, wo ſeine Gemahlin bereits ruhte, ohne doch vor Erregung einſchlafen zu können, ſagte ſie:

„Lieber Martin, das iſt ja ein fürchterlicher Menſch! Wenn er jemals mit dem Parnaß etwas zu ſchaffen hat, kann's nur als Satyr oder Faun ſein! Talent, Bilderreichthum, Schwung ſoll ihm nimmer abgeſprochen ſein, aber in ſeiner Rückſichtsloſigkeit fühlt er nicht einmal, wie er verletzt! Ich möchte die Grazie ſehen, welche ſeinen beſonderen Umgang jemals ſucht, ſie ſei denn: Impertinentia!“

„Du haſt wirklich recht, mein Kind, und bei ſeinem Naturell dürfte es ſchwer halten, daß wir auf unſerem Wege ihm ſo leicht begegnen. Bedenke aber des Armen ganze Stellung! Soll man Ixion nicht Manches zu Gute halten? — Dazu hat er das Unglück, zweien Künſten mit gleicher Anhänglichkeit zu dienen. — Schlaf wohl und verzeih' ihm nur, haha, — daß er Deinen lieben — Agathon etwas hergenommen!“ —

„Der rettet uns auch nicht aus dem Schlafmützenthum der zahmen Wohlanſtändigkeit! Ein Salonprofeſſor, ein kurmainziſcher geheimer Rathsdichter! Es iſt kein Mark mehr in den Knochen dieſer Welt! Sie iſt werth, in einen Mörſer geſtampft und dem Chaos in den Rachen geſchoſſen zu werden!“ ſo ſchimpfte Schubart vor ſich hin, als er heimſchritt.

Die Zuſammenkunft des andern Tages war ziemlich kühl, nicht allein durch das Wieland'ſche Paar ſelbſt, ſondern auch durch Baldinger's Anweſenheit, der für den Agathon unendlich ſchwärmte. — Man trennte ſich lau genug. — Wieland reiſte nach Erfurt weiter; die literariſche Correſpondenz, ſo warm begonnen, fror bald genug ein.

Das war die kurze Freundſchaft der Träger zweier noch unentſchiedener Richtungen, die beide dem neuen Tage entgegenrangen, beide einander ausſchloſſen und beide zum hellen Siege kommen ſollten, wenn auch nicht durch dieſe Streiter! —

So wenig Wieland's Erſcheinen den Herzenswünſchen Schubart's entſprochen, ſo günſtig hatte es auf die Geißlinger gewirkt. Baldinger legte nicht nur in Ulm ein kräftig Wort für Chriſtian ein, ſondern wußte auch die Disciplinaruntersuchung zu Gunſten des Angeſchuldigten zu endigen.

Für Schubart hatte die häusliche Scene, welche ihm ſeine Schwiegermutter nutzlos bereitet und durch die er ſich in Wieland's Augen lächerlich und verächtlich gemacht fand, etwas Empörendes. Die letzten beklemmenden Zweifel hinter ſich werfend, ſchrieb er ſofort an Haug nach Ludwigsburg: daß er die Muſikdirector- und Organiſtenſtelle daſelbſt annähme! — Gegen Helenen war er zurückhaltender und mürriſcher als ſonſt, ſie fühlte, — daß er ſeinen eignen Weg gehen wolle und den ihm gethanen Schimpf ſo leicht nicht vergeſſen könne. Sie überwarf ſich deshalb mit der Mutter, welche, wie gewöhnlich, die Dinge auf die Spitze getrieben.

Je eher und ſicherer Chriſtian die Vocation erwartete, deſto ungeduldiger wurde er, deſto weniger geneigt, an ſeinen Geißlinger Obliegenheiten Gefallen zu finden, — aber das Glück macht ſich eben nicht ſo raſch und glatt, wie die Menſchen träumen. Haug ſetzte allerdings jeglichen Hebel in Bewegung, des Freundes Sache zu fördern;

Röder und Gemmingen hatten mit Franziska geſprochen und dieſelbe für Schubart intereſſirt; Oberamtmann Kerner hatte Chriſtian in Ludwigsburg kennen gelernt und ſtimmte auch für ſeine Berufung, — aber Special Zillig*), der Sottiſe in der Orangerie eingedenk, ohnedies den Haug als Libertin haſſend, that ſein Möglichſtes, die Berufung zu hintertreiben, hingegen aber den Rector Jahn von der lateiniſchen Stadtſchule für dieſe Stelle vorzuſchlagen.

Was zuerſt erfordert wurde, waren Zeugniſſe! — Schubart, der ſeine Geißlinger wie Ulmer Gegner kannte, war bisher zu ängſtlich geweſen, um ſeine Ludwigsburger Ausſicht Jemandem zu entdecken. Behufs der Zeugniſſe mußte er ſich nun an Baldinger, an den Bürgermeiſter und die Geiſtlichkeit wenden.

Man war überaus erſchreckt, ihn zu verlieren. Nachdem man Jahre lang über ihn ſkandaliſirt, ihm das Leben ſauer genug gemacht, fing man plötzlich an, ſeine vortrefflichen Gaben einzuſehen, ja ſich ſelbſt mit ſeinen Extravaganzen zu befreunden, und machte ihm alle erdenklichen Anerbietungen, um ihn an Geißlingen zu feſſeln.

Umſonſt, er beſtand auf ſeinen Zeugniſſen.

Daß die Sache ſofort im Städtchen herumkam, die Bühlers Feuer und Flammen ſpieen, war nicht zu verwundern. Helene wollte ſich in Thränen auflöſen, machte Schubart die bitterſten Vorwürfe, daß er ſie hintergangen, die Gottesgelahrtheit abthue, und nur wegen der Muſik, der Oper und dem Wohlleben nach Ludwigsburg wolle. — Er erwiederte: daß ſein verfallener Körper, der erneute Bluthuſten ihr zeige, daß die Schulmeiſterſtellung weder auf die Dauer auszuhalten ſei, noch ſein Herz den Unfrieden mit den Eltern ertragen könne. In Ludwigsburg habe er nicht allein beſſeren Gehalt, könne die Kinder etwas Ordentliches lernen laſſen, durch Muſikſtunden noch mehr verdienen, ſondern, wie der Antrag laute, ſolle er auch höher ſteigen können, ja im — Miniſterium ſelbſt eine Stellung in Ausſicht haben.

---

*) Strauß I. 199—203.

Helene beruhigte ſich einigermaßen. Ihr mochte auch ſelbſt Geißlingen in immer trüberem Lichte erſcheinen, aber mißtrauiſch und ängſtlich ſchwankend blieb ſie doch.

Ihre eigene Beſorgniß wurde aber von Tag zu Tag mehr beſtärkt durch die Meinung aller Uebrigen. Daß Schubart nun wirklich fortwollte, verdachte ihm Jedermann. Bökh, Chriſtian's Eltern widerriethen den Schritt als gefährlich, der alte Diakonus ſagte geradezu: „Vater unſer, der Du biſt, bleib' im Lande, wo Du biſt! — Gehſt Du aber nach Ludwigsburg, um den ſchwarzen Rock auszuthun und unter deme Hofgeſindel das Leben wieder fortzuſetze, das Du in Erlang begonnen, — ſo wahr Gott meiner Seele gnädig ſei, — dann will ich von Dir nichts mehr wiſſe!“

Hierzu kam, daß man ihm in Ulm ſelbſt am dortigen Gymnaſium die zweite Stelle binnen einigen Jahren verſprach. Selbſt Vetter Häckhel, der Advocat, rieth von Würtemberg ab. Aus Ellwangen bedauerte man auch ſein Scheiden, — es war wahrhaftig, als habe die ganze Welt ſich gegen ſeinen Abgang verſchworen. Das Aeußerſte darin leiſteten natürlich die Bühlers.

Der Zoller ſchrieb an die Ludwigsburger Geiſtlichkeit geradezu: „der Schubart leide am Laſter des Trunks“.

Chriſtian war nahe daran, in Ludwigsburg alle Ausſicht zu verlieren, denn Zillig nutzte die Verleumdung, der Herzog ward ſtutzig, Franziska vorſichtig — und man hätte alle Verhandlungen abgebrochen, wären nicht Röder und Gemmingen geweſen.

Der Herzog befahl wegen des „Trunks“ zu recherchiren! Zum Glück kamen aber die günſtigen Zeugniſſe Schubart's an; Karl Eugen hörte Röder und Gemmingen direct über die Sache, erfuhr das Rencontre Zillig's mit Schubart in der Orangerie, und ſeinen eitel-brutalen Special kennend, befahl er, die Vocation ohne weitere Raiſonnirerei zu vollziehen.

Was Schubart am meiſten zu Herzen ging, war nicht die immer geſteigertere Heftigkeit und Unvernunft ſeines Weibes und die bittere Strenge ſeines Vaters, — ſondern die dringende Warnung des beſcheidenen, redlichen Bökh und deſſen ſichtlich zunehmende Kälte. Allen Uebrigen ſetzte er Ironie und ein heftiges „Ich will's“ entgegen, ſeinem Schwager gab er ein Heer von Verſicherungen, Berichtigungen und Ausreden. Im Grunde ſeines Herzens fühlte er, wie ſehr ihn der ruhige Schulmann durchſchaute, und daß weniger die Sorgſamkeit des Familienvaters wegen Verbeſſerung ſeines Looſes, noch der Wunſch, ruhig ſeiner literariſchen Entwickelung entgegen zu gehen, ihn nach Ludwigsburg verlangen ließ, als vielmehr die Sucht nach perſönlicher Ungebundenheit, die ſataniſche Lockung der Circe Muſik, die ihn mit Jomelli's Ruhm und Jetonte's Schmeicheltönen, ach, all' den glänzenden Geſellſchaftsgenüſſen der Reſidenz lockte. Wenn Schubart nun auch alle geiſtigen Argumente für ſeine Lebensveränderung in's Treffen ſchickte, ſo lebte doch in ihm der tief wurzelnde Hang zum Fatalismus, zur Prädeſtination. Sein Neujahrstraum neckte ihn wieder, die ſchwarzen Kutten, unter denen er Zillig zu ſehen glaubte. Ein paar plötzliche Erdſtöße, wie ſie in jenen Gegenden ſelten, aber doch mitunter ſich ſpüren laſſen, ſchienen ihm wie eine Schickſalsmahnung. Eigenthümlicher Weiſe trat hierzu noch ſeine plötzliche Zuſammenkunft mit einem Magiſten. Es war damals die Zeit der Geiſterſeherei, Schröpfer's, Swedenborg's, Caglioſtro's Künſte begannen zu ſpuken, die Jeſuiten, in vielen Staaten aufgehoben, ſetzten alle Kräfte in Bewegung, Regierungen und Regierte durch Zaubereien in Harniſch zu bringen. Goldmacherei, Nekromantie wie Kabbala feierten wieder ihre ſtillen Triumphe und fanden ihre zufällige wiſſenſchaftliche Unterſtützung in der Entdeckung des thieriſchen Magnetismus, des Somnambulismus Mesmer's. Jubelnd bemächtigten ſich die öſterreichiſchen Jeſuiten dieſer neuen Wiſſenſchaft zu ihren Zwecken, und ſo kam auch eins ihrer würdigen Glieder durch Augsburg und Ulm über

Geißlingen, um den Rhein und obern Main mit ſeiner Anweſenheit glücklich zu machen.

Durch Maler Schneider ward ein Rendezvous auf dem Heidenthurme gehalten und daſelbſt ein Bauernmädel magnetiſirt, das der Pfaffe bei ſich hatte. — Die Erſcheinung der redenden Somnambule, welche Schubart vor dem „Aſchenberge“ warnte, auf ſeine Frage: „Wo werde ich am glücklichſten ſein?“ „Ulm“ antwortete, machte auf ihn einen ſo grauenhaft-erſchütternden Eindruck, daß ſeine ohnedies zur Myſtik geneigte Seele dem Aberglauben offen ſtand. Was ihn noch bewahrte, war die Leichtigkeit ſeines Naturells, die Reaction ſeiner Sinnlichkeit und der unbezwingliche Freiheitsdrang ſeines Geiſtes, welcher ſich ſchließlich immer gegen die tückiſche Willkür blinder Gewalten, die perſönliche Sklaverei in ſittlicher Entrüſtung aufbäumte.

Jede trübe Erinnerung ward gleich darauf von Haug zerſtört, der ihm ſeine Anſtellung durch Patent vom erſten September anzeigte. Die Vocation langte kurz nachher an. Schulſtaub, Katzenbuckelei und Philiſterthum warf er lachend bei Seite und traf ſeine Anſtalten.

Aber noch ein Kampf, ein erbitterter, tödtlicher Kampf ſtand ihm bevor, — mit Helenen. Beſonders die Bedenken ihres Schwiegervaters zu Aalen und Schwager Bökh's, die Anſtrengungen, welche man machte, Schubart in Geißlingen feſtzuhalten, hatten ſie umgeſtimmt, und Schubart's ganzes Auftreten, die Gefühle ſeines Herzens, welche er in unbewachten Augenblicken offen genug ausſprach, endlich die thatſächliche Vocation als Muſikdirector, und daß Chriſtian den 24. September abreiſen müſſe, um den 28. ſchon vereidet zu werden, gaben ihr die ſchreckliche Ueberzeugung, daß Schubart, indem er Muſikus werde, eine Erniedrigung, eine Gottloſigkeit begehe, die ſie weder dulden, noch an der ſie theilhaben dürfe.

Eine heftige, wüſte Scene erfolgte zwiſchen den Gatten, ſchlimmer als alle vorangegangenen. Anerzogene Orthodoxie, Unbildung und Hitze verleiteten Helenen, Chriſtian wie einen Heiden und Böſewicht, als dem Untergange und der Verdammniß verfallen, zu behandeln, ihn mit Beſchuldigungen zu überſchütten, die der faſt zur Raſerei gebrachte Gatte das Unglück hatte, mit einer thatſächlichen Züchtigung zu beantworten.

Das hatte nur noch gefehlt, die Kluft tiefer, unverſöhnlicher zu machen! Die Oberzoller ſtürmten in die Präceptorei, requirirten polizeiliche Hülfe, nahmen Helenen und die Kinder mit ſich, drangen auf Eheſcheidung und daß alles Schubart Zugehörige mit Arreſt belegt werde.

„Nehmt Alles, Alles!“ rief Chriſtian weinend, „aber ehe ich nach dieſer Stunde in Geißlingen bleibe, will ich lieber ſterben!“

Er raffte ſeine Bücher und Papiere, ſein Clavier, ſeine Wäſche und Kleidung zuſammen und verließ dies Haus des Fluches und des Unſinns. Die alte Lammwirthin bot ihm Unterkunft, bis er abreiſe.

Fremd hatte er zuerſt an ihrer Schwelle vorgeſprochen, als letzte Herberge nahm ihn dies Haus wiederum auf. —

Baldinger legte ſich in's Mittel, um die Scheidung und Beſchlaglegung zu hintertreiben, die erbitterten Gemüther zu beruhigen. Es gelang ihm wohl bei Schubart, aber bei den Bühlers nicht. Selbſt als Chriſtian aus dem Lamm ſeiner Frau einen Brief ſchickte, in dem er herzlich ſeine zornige That bereute, den Schwiegereltern ſeine verſöhnende Hand bot, ließ ſich der Zoller zu nichts herbei. Man glaubte ihn wie ehemals zu zwingen.

Helene war in der verzweiflungsvollſten Lage. Sie hatte, gleich Schubart, übereilt gehandelt, und nun, nachdem ſie ſich einmal wieder unter die Autorität der Eltern begeben, bereute ſie ihre Trennung von Chriſtian tief, denn ſie liebte ihn trotz Allem viel mehr, als ſie ſich ſelbſt geſtehen mochte. — Der Gedanke, er könne ohne ſie reiſen, ſie verlaſſen, war ihr ſchlimmer als der Tod, und doch wagte ſie nicht, offen den zürnenden, geifernden Eltern gegenüber ihr Gattenrecht zu vertheidigen.

Die Abreiſe Schubart's war vor der Thür. Er hatte von Baldinger, den Paſtoren, dem Magiſtrat und ſeinen Freunden Abſchied genommen, nur in's Haus ſeiner Schwiegereltern, aus deſſen Fenſtern ſein bleiches, weinendes Weib mit den Kindern ſtarrte, vermochte er nicht zu treten. Er wankte wie ein Geächteter vorüber.

Am andern Morgen ſollte er fort für immer, und ſeine Helene, ſeinen Ludwig, ſeine Juliane nicht wiederſehen, — er fühlte, daß dies mehr ſei, als ſein Herz ertragen könne, dies Herz voll Thorheit, Uebereilung, Sinnenluſt und doch ſo heißer Liebe.

Schneider und ein paar alte Freunde beſuchten ihn, den Reſt des Tages beim Weine zu vertreiben, aber ſeine Seele war todmatt, ſein Gemüth gebrochen. Als es dunkel geworden, hieß er ſie kurz und heftig gehen.

Allein im Finſtern, ſetzte er ſich an's Fenſter, Todesſchwermuth kam über ihn. Er ſtarrte blöde hinaus in die herbſtlichen Wälder, die reine, ſtille Sternenwelt über ihm, bange Verlaſſenheit, ein wahres Kinderverzagen packte ihn an.

Sich vor ſeiner inneren Angſt zu retten, warf er ſich angekleidet auf's Bett und ſchloß die Augen, Schlaf zu ſuchen — den alten Arzt aller Noth und alles Herzwehs.

Da öffnete ſich leiſe die Thür. — Eine weiche Stimme flüſterte ſeinen Namen. Er fuhr auf.

„Helene!“

Sein Weib ſank ſchluchzend über ihn her, — ſie hatte ſich heimlich vom Hauſe weggeſtohlen.

„Ich kann Dich nit laſſen, Chriſtian, ich kann nit, wann Du mich auch noch ſo ſchlimm hältſt. Verlaß mich nit und die Kinder, ſie haben ja kein' Schuld. Lieber will ich mit Dir im Elend ſein und in der Schande, als ohne mein' Chriſtian im höchſten Glück! O werd' ein Chriſt, Mann, und nimm uns mit Dir!!“

Er hielt ſie feſt umſchlungen, zog ſie auf ſeinen Schooß und küßte ſie.

„Bei dem allmächtigen Gott droben, ich bin ein Chriſt, Frau, habe mich nie von ihm gewandt, und ſo lang' eine

Faſer in mir ſchlägt, werd' ich Dich lieben, wirſt Du mein erſter und letzter Gedanke ſein! Ich hab' mich oft an Dir vergange und Dich in tiefſter Seele gekränkt, aber wenn Gott uns nicht von einander reißt, die Tücke der Menſchen ſoll die nit trenne, die vor Gott ſich Treue gelobt und miteinander Kinder gehabt, von denen ſie Rechenſchaft gebe müſſen!"

„Willſt Du uns wirklich immer lieb haben, Dich von dem Glanze und den Vornehmen nit blende laſſen und um Dein Seelenheil betrüge, Chriſtian? Wirſt Du uns zu Dir nehme nach Ludwigsburg?!"

„So wie ich ein' Wohnung hab', Lenle, hol' ich Euch nach, Gott ſei mein Zeuge! Wenn Du bei mir biſt, werd' ich nit fehl gehn, und ob ich auch den Grafen Röder und Gemmingen aufwarte muß, und Stunden geben um den Verdienſt, das vornehme Leben ſteht mir nit an, bin dazu doch nit geſchickt, das ſollteſt Du wohl wiſſe! Wenn wir von den Eltern weg ſind, nit mehr mit Noth zu ringen habe, wird unſre Seele ruhig, ich werd' vernünftig und ſtill werden, und Du ſollſt ſehen, Herze, wir werde den Tag ſegnen, da wir nach Ludwigsburg 'gange ſind!"

Unter heißeſten Verſicherungen alter Treue und der Schmerzenswonne zärtlichſten Abſchieds verſöhnten ſich die Gatten. Schubart brachte Helenen bis in die Nähe der Oberzollerei, und unter Küſſen riſſen ſie ſich von einander los.

Am andern Morgen — ſchwermüthig, bleich, — umdrängt von ſeinen Freunden, der großen Schaar derer, die den wilden Chriſtian doch herzlich lieb gewonnen, geleitet von ſeinen Schülern, von Gattin und Kindern noch einmal umarmt, — verſtört, zagend, das Herz voll namenloſer Empfindungen, Erinnerungen und Ahnungen — fuhr Schubart von Geißlingen ab, heraus aus dem engen, philiſtröſen, rauhen Gebirgsthal mit ſeinen Bergzacken und Ruinen, hinein in's wirbelnde Leben des Glanzes, — dem Ruhm, dem Genuß, der Sehnſucht ſeines Lebens, der holden Freiheit entgegen. Und — doch ſagte ihm ſein Inneres, daß er das verachtete Geißlingen mit ſeinen dummen Geſichtern, ſeinen Ixions-Qualen liebe, daß er es einſt wiederſehn werde.

„Ulm iſt Dein Glücksort!“ hatte die Schlafwandlerin des Magiſten geſagt, „hüte Dich vor dem Aſchenberge!!“ —

4.

Jomelli und Trabuschi.

Das menſchliche Herz iſt ruhelos im Verlangen. Ach, gerade die Erreichung eines Gutes ſcheint uns ein Anrecht zu geben, mehr zu beſitzen!

Herzog Karl wie Franziska glaubten ihre Neigung durch gegenſeitiges Geſtändniß zu mäßigen, durch Selbſtbewußtſein ihr eine ideale Weihe zu geben und die Gefahr dadurch unſchädlich zu machen, daß ſie ihr offen in's Auge ſahen. Röder war derſelben Anſicht, ihm bürgte Franziska's Charakter und ſeine eigene Wachſamkeit.

Karl und Franziska waren von ſo großen Ideen erfüllt, es hatte ſo namenloſen Reiz für ſie, ihre Liebe vor der Welt zu verbergen, daß ſie anfänglich für die ſinnliche Seite ihrer Neigung weder Muße noch Gelegenheiten fanden. Dieſe glückliche Stimmung ließ auch Herzog Karl von den Monitas und Mäkeleien der Landſchaft abſehen, ſich in Manches, ihm ſonſt Unerhörtes finden, und indem er den weiteren Wünſchen der Stände nachgab, alle Vorfragen erledigt waren, begannen zwiſchen ihm, ſeinen Brüdern und dem Ausſchuß die ordentlichen Verhandlungen über den Erbvergleich, der als revidirte und ergänzte Verfaſſungsurkunde fortan für Karl und alle ſeine Nachfolger unantaſtbare Geltung haben ſollte. Die Solitude war beendet. Auf dem breiten Plateau, das inmitten der weiten, einſamen Waldwieſe die Meierei eingenommen, erhob ſich jetzt unter Guipière's Meiſterhand ein majeſtätiſch Schloß im Renaiſſanceſtyl mit kühnen Seitenflügeln und Gallerien, einer breiten Auffahrt, herrlicher Freitreppe, die auf eine Terraſſe mit weiter Ausſicht führte, von der man in den großen Ovalſaal, den Lorbeerſaal, mit Guibal's Deckengemälden geſchmückt, und eine Reihe Prunk- und Wohnzimmer trat. Pavillons, welche die Namen der Prinzen, Prinzeſſinnen, der Freunde Karl's führten und durch luſtige Arkaden verbunden waren, zogen ſich weitläufig um das Corps de Logis, hinter dem ſich empor, und weit über den alten Thurm in den Leonberger Forſt hinein, der Hofpark dehnen ſollte, während die Fünfeiche, von welcher der Ort ſeinen früheren Namen herleitete, ſeitwärts in majeſtätiſcher Stille im grünen Wieſenplan ſtand. In ihren Aeſten hatte man eine Holzgallerie erbaut, zu der eine Wendeltreppe führte, um die ſchönen Mittage dort im Schatten zu genießen. Am Frontiſpice des Schloſſes ſtand, ſtatt des früheren „Solitude“, nunmehr Tranquillitati Sacrum Voluit. Hohenheim dagegen war etwas Anderes, ein lieblicher Landſitz von Bequemlichkeit und Laune gebildet. Hier ſtanden ein paar Schweizer Bauernhäuſer, dort an einem ſchönen Ausſichtspunkte ein griechiſches Tempelchen oder eine gothiſche Warte, ein Durcheinander von Landſchafts- und Architekturbildern, eine Welt im Kleinen, ſtets fertig und doch nie beendet, von einem Meer von Laub, Duft und Blüthen begraben, dem Niemand außer der Beſitzerin, als der Herzog mit wenigen vertrauten Freunden nahte. Auch für weitere Beförderung der Kunſtakademie (Académie des Arts), des Waiſenhauſes und der verſchiedenen Induſtriezweige zu Ludwigsburg wurde geſorgt, Stuttgart erhielt wiederum drei Regimenter als Garniſon, das alte Verbot ward aufgehoben und der Herzog gab, zum Zeichen größeren Wohlwollens, im Beſuch der lange gemiedenen Stadt das Beiſpiel ſelbſt, indem er, ſo oft er von oder nach Hohenheim kam, in Stuttgart einen ganzen oder halben Tag blieb, das neue Schloß für dieſen Zweck wieder hergerichtet und der Schutt von der Brandſtätte des linken Flügels geräumt wurde. —

Zu dem Geſchmeiß, das Moſer als noch in Karl's Nähe bezeichnet hatte, gehörten vornehmlich Montmartin, Pepino und Pfeil. Erſt hatten ſie das Wetter ruhig entladen laſſen und der Macht Franziska's ſich gebeugt, weil ſie ihr ein baldig Ende prophezeiten. Es war ihnen unmöglich, daß der Lüſtling und Gewalthaber Karl Eugen auf die Dauer platoniſch und milde ſein könne. Sich hierin zu täuſchen, erfüllte ſie mit Wuth, die Entdeckung aber, Moſer ſei im Beſitz der Beweiſe des Mordanſchlags gegen die Beering, der Unſchuld der Herzogin Friedrike, verurſachte ihnen Entſetzen. Montmartin wie Pfeil wurden alſo dienſtwillige Sklaven Jakob Moſer's. Pepino indeß hatte ſeit des Conſulenten Drohung ſeinen Herrn nur um ſo genauer beobachtet und die Liebeserklärung Karl's und Franziska's belauſcht.

Ihm war es, als ſei eine Binde von ſeinen Augen, ein Alp von ſeinem Hirn genommen. Er eilte haſtig auf ſein Zimmer und ſchrieb folgendes Billet an Montmartin:

„Excellenz! Ich habe etwas Köſtliches geſehen, das Spiel wendet ſich. Nach dem Feſt, wenn Alles zur Ruhe iſt, bei Pfeil! — Der von der Brücke!“

Während die friedliche Nacht den lauten Jubel des feſtlichen Tages bedeckte, hockten die drei alten Kumpane bei Pfeil, um die zerriſſenen Maſchen ihres Netzes neu anzuſpinnen.

„Was iſt's, das Sie geſehen haben, Pepino?“

„Sereniſſimus liebt die Baroneſſe wirklich, Excellenz!“

„Dieſe Entdeckung, mein Lieber, hat außer Herrn von Leutrum bereits Jedermann gemacht; das konnten Sie ſparen!“ rief Montmartin enttäuſcht.

„Wenigſtens iſt nicht einzuſehen,“ lächelte Pfeil, „was uns das nutzen ſoll?“

„Bitte um Verzeihung! Daß Sereniſſimus Franziska liebt, iſt natürlich nichts Neues, daß die Baroneß aber den Herzog wieder liebt, ſie ſich heut' im kleinen Audienzzimmer unter Röder's und Varnbühler's Schutz eine vollſtändige Liebeserklärung thaten, unter glühender Umarmung trennten, ich denke, das iſt doch etwas?!"

„Sacrebleu!" rief der Miniſter, „das iſt wahr! Auf dem Balle ſchien er wie neu geboren!"

„Und woher, Smergali, haben Sie denn das intereſſante Factum?!"

„Leibhaftig mit dieſen zwei Augen durch die Spalte einer leiſe geöffneten Tapetenthür."

„A la bonheur! Alſo ſie wird ſeine Maitreſſe!"

„Die Leutrum?" rief Pfeil, „die im Geruche ſtrengſter Tugend ſteht? Ihm durch den Reiz der Verſagung imponirte? — Bei Gott, nach der erſten Umarmung wird er ſie ſatt haben, ich kenne ihn!"

„Wer ſagt Ihnen denn, Herr Rath," lächelte Smergali ſpitz, „daß ſie es auf eine Umarmung ankommen laſſen wird, ſie ſei ihm denn angetraut? Iſt's nicht mit Händen zu ergreifen, wie Röder, Gemmingen, Varnbühler, Moſer dieſe Amourſchaft billigen? Wiſſen Sie nun auch, Excellenz, warum Moſer uns nicht ruinirt? Weil ſeine Beweiſe gegen uns die Unſchuld der guten Herzogin Friedrike darthun würden. Was bliebe Sereniſſimus denn übrig, als Franziska den Laufpaß zu geben? Das wäre den Herrſchaften, die das neue Regiment führen, aber ſehr unangenehm, ſie laſſen lieber ſo ſchlechte Subjecte, wie Unſereins, leben, haha, wenn ſie nur am Ruder bleiben!"

„Das iſt evident!" ſagte Pfeil erſtaunt.

„Capitale Conſequenzen ziehen Sie da, Smergali! Sie ſind ein Genie an Schlauheit!"

„Ich hätte eben auch einen Miniſter wie einen Läufer abgegeben. — Eins iſt gewiß, wir ſind vor Moſer ſicher, ſo lange Baroneſſe von Leutrum bei Hofe iſt!"

„Aber was ſoll es ſonſt nützen?" warf Montmartin heftig ein. „Meinen Sie, ich habe Luſt, als Laquai Moſer's unter der Ritterſchafts-Directorin zu endigen?"

„Wenn Pepino nicht wäre, würden Sie ſo endigen! — Ginge die Leutrum vom Hofe, wären wir ruinirt, bleiben alſo muß ſie! Aber ſie muß fallen, der Glanz ihrer reſignirten Tugend vor dem Herzoge ſchwinden, ihr Reiz ihm gewöhnlich geworden ſein! Dann kommen die Tänzerinnen und die luſtigen Zeiten wieder. Es gilt nur den Einſatz auf eine Karte, voulez-vous faire le petit jeu?“

„Ich ahne, was Sie meinen, Pepe, aber — wie wollen Sie ſpielen?“

„So, daß Sie ganz gedeckt bleiben, Excellenz? — Wie wär's, wenn etwa Rath Pfeil dem vortrefflichen Leutrum die Scene im Audienzgemach unter Discretion mittheilte?“

„Foudre diable!“ und Montmartin lachte.

„Er hat von ihr ſo wenig Eheglück gehabt, wie ich von Pappenheim und Frau von Königseck beſtimmt weiß, daß er doppelt erboſt ſein muß. Er wird wüthen, Scenen machen, ſeine Gattin aufpacken und nach dem Schwarzwald zurückgehen. Wird das der Herzog dulden, wird ſie es wollen, nachdem ſie die Süßigkeit der Macht gekoſtet? So muß denn die Gewalt, und mit der Gewalt der allerliebſte Pepe 'ran! Eine kleine Entführung iſt das einzige Recept. Sereniſſimus wird, denn er muß es brauchen, aber nach dem Rauſche erwachen, ſich auf dem alten Boden reellen Amuſements befinden, unſere luſtigen Freunde werden ihm über die letzten Scrupel weghelfen, und — ſoll ich das Bild vollenden?!“

„Nein, nein,“ jubelte Pfeil, „es iſt farbenreich genug!“

„Und damit der coup du théâtre eclatant, das corps des pantomimes eingeübt ſei, werde ich unter der Hand ein wenig die Landſchaft gegen Herrn Moſer hetzen, den Wimpfens, Gerung und unſeren Opernheroinen aber einige Winke geben. Die armen Dinger haben jetzt ohnedies ſo wenig zu denken!“

„Bravi, bravi, Excellenz! Aber noch eine Bedingung! Wir dürfen nichts übereilen. Bisher waren Karl und Franziska nur Freunde, ihre Liebe hatte unausſprechlichen

Reiz, denn ſie war ſtumm. Ein Geſtändniß ändert die Sache aber ſo erheblich, daß Sereniſſimus ſich nach und nach immer öfter dieſes Vergnügen wird machen wollen. Laſſen wir unſere Leute auf den Geſchmack kommen, die Begierden wachſen, und dann — ein treuer Diener hilft immer ſeinem armen Herrn!" —

So ließen die Conſpirirer das Jahr 69 ruhig verſtreichen, beobachteten mit der Genauigkeit eines Phyſiologen und Phyſiognomen den Herzog wie die Baroneß, und freuten ſich diaboliſch, die Liebe Beider immer mehr wachſen, den Herzog in die alten einſamen Seelenkämpfe verfallen zu ſehen, welche zu gut bewieſen, daß ſeine Willenskraft nicht bei dem homöopathiſchen Genuſſe purer Schwärmerei ſtehen bleiben könne.

Hätte Jakob Moſer wirklich gedacht, wie Montmartin mit ſeinen Getreuen glaubte? — Wäre es ihm nur um den abſoluten Sieg der Landſchaft, die Vernichtung Montmartin's zu thun geweſen, ſo hätte er beſtimmt das ganze Gewebe der Bosheit aufgedeckt, welches die Herzogin einſt zu Falle gebracht. Moſer hatte aber von der Heiligkeit der Ehe einen ſo hohen, reinen Begriff, daß er ihre Trennung allein ſchon als Verbrechen anſah, welches durch Reue wohl geſühnt, aber gar nicht gutgemacht werden konnte. Dieſes Verbrechens hielt er Karl wie Friedriken gleich ſchuldig, mochte die ſchließliche gewaltſame Scheidung nun veranlaßt ſein, wodurch ſie wollte. Beide Gatten paßten einmal nicht für einander, und wo Liebe fehlt, ſchien ihm bloße Gerechtigkeitsliebe und Reue nicht als ferneres moraliſches Bindemittel ausreichend. Hätte Friedrike ſich ganz frei von Untreue gefühlt, ſo verlangte doch ihre Ehre, vermöge des Geſtändniſſes der Beering, ſelbſt ihr Recht in Anſpruch zu nehmen und auf eclatante Weiſe ihre Unſchuld zu beweiſen. Wer aber ſelbſt ſein Recht verſchweigt, ſeine Unſchuld im allerzarteſten Punkte des Lebens mißachtet, erklärt: daß das eigene Gewiſſen über ihn anders richte, als ſelbſt die thatſächlichſten Beweiſe. Moſer konnte durch den Verſuch, das Recht herzuſtellen, gerade jene Gerechtigkeit am ſchwerſten verletzen, welche vor Gott gilt und höher ſteht, als Paragraph und Buchſtabe. Die Wirkung der Entdeckung auf Karl hätte aber einer Vernichtung gleich gegolten, ohne von irgend einer moraliſchen Wohlthat aufgewogen zu werden. — Der Conſulent erkannte in der Verkettung aller Umſtände den Finger Gottes, und ſein religiöſes Gemüth ſtellte es Ihm allein anheim, den Schleier zu lüften, wann er es für gut halte. Den Wenigen, welche darum theilweiſe wußten, beſonders Georgii, legte er Schweigen auf, brachte wie ein gewiſſenhafter Advocat die ganze Sache, gleich einem Proceß, den er führe, in ein Actenvolumen, ſtellte Beweiſe und Anſichten einander gegenüber, fällte das Endurtheil, und fügte alle Gründe bei, die ihn beſtimmt hatten, die Angelegenheit ſelbſt nie im Leben zu veröffentlichen. Auf dem feſtverſiegelten Actenſtücke aber ſtand:

„Dies Schriftſtück iſt nach meinem Tode dem Rath Georgii oder, falls er verſtorben, einem dem Fürſten wie dem Volke gleich treuen Diener zu übergeben. Dieſer hat es auf Eid und Gewiſſen ſo lange wohlverwahrt und uneröffnet zu halten, bis er ſichere Kunde erhält, daß wegen gewiſſer Dinge: die Scheidung Seiner Durchlaucht von der Erlauchten Frau Prinzeſſin von Bayreuth betreffend, vom Herrn Herzog ſelbſt recherchirt wird. Dann ſoll er ihm dies Actenſtück in unverſehrtem Zuſtande einhändigen.

Johann Jakob Moſer.“

In dies Getriebe der Ludwigsburger Coterien, dies üppige Leben mit franzöſiſcher Tünche und geblähtem Dünkel, empfangen von vorgefaßter Meinung, Indolenz oder Mißtrauen, kam Chriſtian Schubart am 25. September 1769, ſtieg in der „Kanne“ ab und ging zu Haug, um ihm ſein Herz auszuſchütten. Der liebenswürdige Profeſſor tröſtete ihn, zeigte ihm, wie er gegen ſeine Feinde Zillig und Profeſſor Jahn ſein Benehmen einrichten ſolle, warnte ihn vor dem ſchlüpfrigen Boden Ludwigsburgs, und ſtellte ihn Röder wie Gemmingen vor. Dieſe ermöglichten ihm die Gunſt der Bekanntſchaft Franziska's von Leutrum, er ſpielte und recitirte aus dem Meſſias vor ihr, und hatte das Glück, ſowohl mit ſeinem Talente, ſeiner Unterhaltungsgabe wie ſeinem Wiſſen zu gefallen.

Wie er ſich aber ſeinen neuen, unmittelbaren Vorgeſetzten und denen näherte, mit welchen er amtlich zuſammenhing, mußte er erfahren, daß ſeine unverſöhnlichen, rachſüchtigen Schwiegereltern ihn durch vorausgeſchickte briefliche Verleumdungen ſo discreditirt hatten*), daß ſeine Stellung von vornherein eine höchſt gedrückte wurde. Hierzu geſellte ſich noch ein bitteres Schreiben ſeines lieben Bökh, dem ſein Geißlinger Abſchied, das Zerwürfniß mit Helenen und ſein ganzes Leben in letzter Zeit von den Bühlers in kraſſeſten Farben geſchildert worden.

Unter ſolchen Ausſichten wurde er vereidet. Schubart hatte die redliche Abſicht, in Haug's Freundſchaft, dem Studium der Literatur, poetiſchen Schöpfungen und ſeinem muſikaliſchen Beruf ſeine Ehre zu ſuchen. Auch mochte ſeiner etwas derben Natürlichkeit der lackirte, franzöſiſche Ton der vornehmen Kreiſe nicht recht zuſagen, ſeine innere gute Natur ſträubte ſich gegen das Formenweſen. Er miethete in der Hospitalſtraße eine nicht große, aber genügende Wohnung und ſchrieb Helenen, daß er ſie nun zu ſich abholen werde. Als er nun wirklich kam, um ſie allen Verleumdungen zum Trotz nach Ludwigsburg zu nehmen, prallten alle Giftpfeile der Oberzoller an der Tochter ab, und mit ohnmächtiger Wuth ließen ſie die Befreite ziehn.

Nichts war in Ludwigsburg mehr geeignet, Chriſtian's orthodoxe Vorgeſetzten zu beſchämen, ihn bürgerlich ehrſam zu machen, als Helenens Ankunft, die, über das Treiben ihrer Eltern belehrt, ſich in das neue Leben Schubart's vortrefflich zu finden begann. Sie fing an, in der Umgebung der Haug'ſchen, der Rath Elſäſſer'ſchen, der Kerner'-

---

*) Strauß I. 226 u. 29.

ſchen Familie zu fühlen, daß es doch etwas Schönes um die Bildung ſei, und ſah das Leben von weniger engherziger Seite an. Hätte Schubart, wie er ſo gerne wollte und hoffte, dieſe glückliche Zeit dauernd benutzt, literariſch ſich auszudehnen, nach dem dichteriſchen Ziele unausgeſetzt zu ſtreben, das wie ein goldener Traum vor ſeiner Seele ſtand, dann wäre ſeine Zukunft eine eben ſo ehrenvolle wie ſolide geworden. Aber die Muſik, ſein heißblütig Temperament riſſen ihn ebenſo wie äußere Umſtände fort. Er war eine jener Naturen, die entweder noch nicht den Boden gefunden, ſich glücklich entfalten zu können, oder welche im Glück ſtets über die Stränge ſchlagen. Poet und Muſiker zu ſein, iſt närriſch. Beide Künſte ſind zwar Schweſtern, aber neidiſche, die ſich nie vertragen, weil jede den ganzen Menſchen in Beſitz nehmen will. Schubart's Gehalt, ſiebenhundert Gulden, war nicht gering für die damalige Zeit, aber Ludwigsburg ſehr theuer. Er mußte ferner hundert Gulden an ſeinen penſionirten Vorgänger abgeben, mit Helenen in der Kleidung viel accurater als in Geißlingen erſcheinen, konnte ſich nicht Einſchränkungen unterwerfen, die ihn discreditirt hätten, kurz, — um zu leben, wie er es von allen Anderen ſah, mußte er noch muſikaliſchen Unterricht ertheilen, den er durch Röder, Gemmingen, Haug, Graf Putbus, von Varnbühler und Wackerbarth's Fürſprache in den erſten Wochen ſchon reichlich genug fand. Er ſpeiſte öfters auf dem Schloſſe, lernte die hohen Kreiſe kennen, entzückte ſie mit ſeiner Muſik, ſeinem Witz oder kleinen Gedichten, während er bei ihnen langſam zu der Erkenntniß kam, daß ein gutes Diner und eine Flaſche Champagner oder Burgunder, wie der Bonton franzöſiſcher Schäferromantik immerhin „une chose jolie" wäre. Die eigentliche Umgebung des Fürſten, die edleren Naturen, waren indeß zu ſehr mit den neuen Zuſtänden des Staats und um Karl beſchäftigt, auch zu zurückhaltend, um einen noch ſo talentvollen Mann zwanglos bei ſich zu empfangen. Zwiſchen ihm und ſeinen eigentlichen Gönnern blieb ein gewiſſer leerer Raum, der jede freie Vertraulichkeit hinderte und den guten Schubart zwang, in Wort wie Benehmen devotes Maß zu halten. Dies behagte und gefiel ihm auf die Länge nicht, ihm wurde bänglich, unheimlich. Beſonders als er einmal vor dem Herzog geſpielt hatte, deſſen graues durchdringendes Auge auf ſich ruhen fühlte, dabei an gewiſſe Gewaltacte und alte ſchlimme Geſchichten dachte, kam ihm ein unbekanntes Grauen an; man ſagt, der Blick des Löwen ſoll Zittern erregen!

Da war es im Hauſe der Wimpfen-Königseck ganz anders! Hier wurde der vollendete Geſellſchaftston angeſchlagen, der Mode Geſetze dictirt, hier prangten die Feſte noch in heiterm Abglanz des guten, alten, tollen Hoflebens, hier hauſten Witz, Satyre, Geſang und Tanz, Poeſie und Bonmot, zärtlicher Blick und Intrigue, Aberglaube und Voltairianismus! Alles war willkommen und rann in jenem esprit humain zuſammen, der ſich mit der libertinage du parquet et du trottoir gleich gut verträgt. Dies Haus, dieſe Geſellſchaft war um ſo gefährlicher, als die innere Gemeinheit, Nichtsnutzigkeit und Bosheit von einem timbre galanter Grazie verdeckt wurde, welcher, berufsmäßig von ſo virtuoſen Weibern, wie Melanie von Königseck, von Taubenheim, von Türckheim, von Laroſch, Madame de l'Entrechar gehandhabt, noch viel weltklügere Leute verführte, als den leicht Feuer fangenden Schulmeiſter von Geißlingen. Dieſe ſaubere Zunft der ſchönen alten Zeit, zu der ſich Gerung von Emmershofen, Rath Pfeil, die Opernſänger und Tänzer, Jomelli, Veſtris und Noverre, die Grävenitze und eine Menge Adliger und Offiziere hielten, welche früher ihr Glück bei Hofe gefunden, jetzt aber auf dem Trocknen ſaßen, rauſchte bacchantiſch durcheinander, conjecturirte an luxuriöſer Tafel, wie wohl die Vergangenheit zu erneuern ſei, und fabricirte jenes nichtsnutzige Ding, das redliche Leute „böſen Leumund" nennen. Einmal in dieſem Kreiſe zufolge ſeiner geſelligen Gaben mit offenen Armen empfangen, mit glänzend honorirten Stunden überhäuft, einmal Lehrer, Geſellſchafter dieſer üppig ſchönen

Weiber, Zechgenoſſe von Courtiſanen, Cavalieren und Künſtlern geworden, berauſcht von wälſchen Tonſeufzern, — armer Schubart, wo bleibt Dein Dichterdrang, wo die Heiligkeit Deines neugegründeten Herdes! Die Muſik führte ihn zum Virtuoſenthum, der Virtuoſe zu falſcher Sucht nach Beifall und Glanz, Sinnengenuß und Selbſtüberſchätzung. Im Käppchen und Mantel war er nach Ludwigsburg gekommen, aber in die glänzenden Cirkel Wimpfen's eingeführt, legte er mit dieſem äußern Zeichen auch die Theologie für immer ab, und trug, gleich den anderen Muſikern, Italienern und Franzoſen, den kirſchrothen Plüſchrock mit Stahldegen. Helene weinte herzlich darüber, kämpfte noch einmal gegen dieſe Metamorphoſe an, mußte ſich aber mit dem Argumente zufrieden geben: „Die Cavaliers und Damen wollen von einem Artiſten Unterricht haben. Die Welt iſt einmal ſo, und Du willſt doch nicht riskiren, Deine Ducaten für die Lectionen zu verlieren, wenn ich den Leuten nicht den Willen thue?" — Er war bereits ſehr in's Fahrwaſſer der windigen Nobleſſe gerathen, als ſein ſchon längere Zeit kränklicher Bruder Jakob, ſeit 1765 Schulamtscandidat zu Aalen, im Januar 1770 an der Schwindſucht ſtarb. Obwohl Chriſtian das ſchon lange vorausgeſehen, ſo erſchütterte ihn es nicht nur, ſondern brachte ihn Wochen lang zu tiefem Nachdenken. Er ſchloß ſich enger denn je an Haug und Böckh an, verſah treuer und reger als ſonſt ſein Amt: „O, was ſind alle Maskeraden, Opern, Bälle und Zeitvertreibe der Kinder dieſer Welt gegen das Vergnügen, einen Freund im Arm und ein gutes Gewiſſen in der Bruſt zu haben!" rief er aus. Er mied, wie von ſeinem Genius gewarnt, die profane Muſik, die Wimpfen'ſchen Cirkel, denn ſein offenes Weſen hatte ihm bereits dort den Tadel eingetragen: daß er mit zu viel Feuer rede und ſich erfreche, zu urtheilen! Daß ihn überdem ſeine Helene im April mit einem Knaben beſchenkte, feſſelte ihn noch mehr an den engen Kreis ſeiner Lieben. Er ſtiftete, mit Haug vereint, eine gelehrte Leſegeſellſchaft, an der die Generale Bouwinghauſen, Barnbühler, Nicolai, Wimpfen, Graf Putbus, Rechberg, der preußiſche Geſandte von Madeweiß und Gemmingen (Chriſtian's beſondere Protectoren), dann le Bret, Bibliothekar Uriot, Guibal, Guipière, General von Hügel und Oberſt von Seeger Theil nahmen. Wieland war damals Modedichter, aber Schubart wußte durch ſein klangvolles Organ Klopſtock, Bodmer, Shakeſpeare, Oſſian und Milton noch viel begeiſtertere Verehrer zu erwerben. — In Folge dieſes glücklichen Unternehmens, das für kommenden Winter überaus glänzend zu werden verſprach, gab er mit Böhl zuſammen eine Sammlung der verſtreuten erſten Klopſtock'ſchen Dichtungen heraus, und von der Unſitte der phraſenreichen Zeit verführt, begann er ſeinen Gönnern gegenüber wieder die Gelegenheitsdichterei zu üben, von der damals ſelbſt die honneteſten Gelehrten, ja ſelbſt ein Haug nicht frei waren. So verſloß der Sommer 1770 als einer der ſchönſten, nützlichſten und harmoniſchſten ſeines Lebens. —

Die öffentlichen Angelegenheiten indeß ſollten ſich nicht ſo glatt abwickeln, der Jahre lange Verfaſſungskampf nicht abſchließen, ohne einen bittern, ätzenden Stachel im Fleiſche Würtembergs zurückzulaſſen. Seit Karl Eugen mit Land und Brüdern ſich verſöhnt und durch freie Entſchließung die Moſer'ſchen Grundſätze als Baſis des Erbvergleichs hingeſtellt, war derſelbe in ſeinen drei Factoren hin und her discutirt, ergänzt, monirt, modificirt, präciſer oder weiter gefaßt, über die Interpretation ſeiner einzelnen Paragraphen geſchrieben und geſtritten worden, bis im Winter 69 mit vieler Mühe die Angelegenheit ſo weit geordnet war, daß nur der Zeitpunkt, bis zu welchem der Erbvertrag durch thatſächliche Ausführung deſſelben in's Leben treten ſollte, zu erledigen ſtand. Der Ausſchuß war hier auf den meiſten Widerſtand bei Karl geſtoßen. Man wünſchte natürlich ganz beſtimmt zu wiſſen, wann die letzten Reſte der gewaltthätigen, budgetloſen Epoche ſchwinden würden, und wollte, daß es möglichſt ſchnell geſchehe. So gern Karl hierzu geneigt war, ließen ſich Dinge doch nicht ſo ſchnell abthun, die ziemlich ein Dutzend Jahre beſtanden hatten. Karl Eugen's Herz und Hirn war auch von Plänen voll. Er wollte den Unterricht, die Kunſt und Induſtrie ſeines Landes heben, durch Bildung ſich vortreffliche, weniger engherzige Bürger erziehen. Dazu gehörte die Gründung von Inſtituten, das heißt — Geld. Er wußte, daß, wenn der Erbvergleich factiſch eintrat, ihm ſelbſt zum Beſſeren die Hände gebunden ſein würden, und kannte ſeine Würtemberger, die das Motto: „Jo nix Neu's!“ bei der Guibald'ſchen Kunſtakademie bewieſen hatten.

Es war am 11. Februar 70, an ſeinem Geburtstage, als, von dem ganzen Zauber der Ueberredungskraft Franziska's überwältigt, er den 1. Januar 1773 als Termin feſtſetzte, bis zu welchem der Erbvergleich realiſirt ſein ſolle; — ein nicht hoch genug anzuſchlagendes Opfer ſeines Herzens, das ihn größeren Entbehrungen unterwarf, als ſeine anderen deutſchen Throncollegen ſich zumutheten.

Freudig überraſcht, doch endlich das Werk der Verſöhnung abgeſchloſſen zu ſehen, ſtimmten ſeine Brüder wie der Ausſchuß bei, und ſo ward Ende April der große allgemeine Landtag zu Stuttgart einberufen: die feierliche Sanction des Erbvergleichs mit der Regierung zu vollziehen.

Die Freude des Landes war groß, Karl wurde an dieſen Tagen von ſeinem Volke faſt angebetet, und nachdem Hof und Landſchaft zu gemeinſamem Gottesdienſt am 11. Mai ſich vereint, ward unter tiefer Erregung der „fürſtbrüderliche Erbvergleich für Unſre Lande Würtemberg“ unterzeichnet.

Im alten Ständehauſe, dem Stock- und Zeughofe zu Stuttgart gegenüber, war's, wo ſich die Landſchaft nach der Ratifikation auf dem Schloſſe verſammelte. Ehe man nun in die Discuſſion innerer Fragen, die Budgetbewilligung bis Januar 74 u. ſ. w. eintrat, erhob ſich Moſer, der Conſulent, und ergriff das Wort:

„Hochwürdige und wohledle Herren von der Landſchaft, liebe langjährige Collegen! Wir ſtehe an einem Wendepunkt Würtembergs, und, dem ewigen Gott ſei Preis und Ehr', an einem glücklichen. Unſer Auge ſchauet frei und hoffnungsvoll auf des Landes Zukunft! Wohl iſt's im Volkslebe gleich, durch welchen Factor das Gute geſchieht, wann's nur geſchieht, aber iſt von Opfern, von Selbſtentäußerung und Beſchränkung hier die Red', durch die das heutige Glücke möglich worde, ſo gebühret die volle Anerkennung dem Herzoge, unſerm Herrn! Ich habe Euch um nichts weiter zu bitte, als: Gehet hin und thut desgleichen!! Laſſet auch uns an unſer Herze und Gewiſſen faſſe, und in dieſer gottgefälligen Stund' frage: Habe auch wir bis jetzt ſtets nach Recht und Billigkeit gehandelt? Ich ſage Euch, als Conſulent — nein! Laſſet zum Heil des Ganzen und um das Werk zu vollende, uns auch demüthigen, auch unſern Irrthum bekenne und reinigende Hand an uns ſelbſt lege!"

Ein leiſes Grollen glitt durch die Reihen.

„Ich leg' in dieſem Memorandum die langjährige Gebrechen unſers Ausſchuſſes offen zu Tage, nebſt denen Mitteln, ihne eben ſo redlich abzuhelfe, wie die Regierung ihren Gebrechen abhalf. Wer von Euch, alte Getreue des Landes, will dieſes Schriftſtück mit mir vertheidige?"

Da erhoben ſich Faber und Dan, und von der Prälatenbank Oettinger von Murhard und Reuß von Lorch.*)

Todtenbleich blickte der Ausſchuß, Hoffmann und Fiſcher an der Spitze, Prälat Klinger, Herbert, Knebel und Special Rieger.

Georgii und Faller von Leonberg aber riefen: „Wir treten dem Memorandum bei!" verließen ihre Plätze auf der Ausſchuß-Eſtrade und ſetzten ſich unter die Abgeordneten, — es war eine ſtillſchweigende Austrittserklärung.

Unter lähmender Stille entfaltete Moſer ſein Duplicat, nachdem das Original von Georgii auf den Tiſch der Secretaire gelegt worden.

---

*) Pfaff II. 522—24.

„Was dem Einen recht, iſt dem Andern billig. Der Ausſchuß hat aber in dieſer langen Friſt bald bewilligt, bald verweigert, nit wo es dem Lande vortheilhaft, wo es rechtlich, wo es billig oder vernünftig geweſe, ſondern wie gerade der Wind pro und contra blies. Was man offen mit tönendem Munde abſchlug, dem *Lande* zu gefalle, fiel hinterher ſtillſchweigend doch in den Militärſäckel, damit Stuttgart nur nit die Offiziere verlier'. Ja, man operirte mit einem Miniſter gegen den andern. Wenn man keine rechtlich erhebliche Urſach' hat, nein zu ſagen, ſo ſage man gleich ja, ohne deswegen die gravamina zurückzulaſſen. Hat man erhebliche Urſach', etwas nit zu verwillige, ſo ſtelle man ſich gleich auf die Negative, nicht daß man erſt hin und her flieht. Unſer Herr, das weiß jedes Kind, kann nichts ohne die Landſchaft, noch ſie ohne ihn. Des Herzogs Durchlaucht kann der Landſchaft aber hundertmal eher beikomme, als dieſe der Regierung. Es iſt daher zu allen Zeiten auf alle Weiſ' dahin zu trachte, ſich zu dem Herrn ſo zu ſtelle, daß Mißtraun und Widerwill' abgehalte werd'. Bei Hauptſachen bleibe man unbeweglich, bei Geringerem laſſet Luſt, dann wird der Herre wiſſe, wie er mit uns dran iſt. So ſehr Forſt- und Militärlaſt, Baufrohnd, Privilegien und alte Schulden das Land noch drücke, es iſt des Uebels ſchlimmſte Quelle nit, ſondern die zunehmende *Armuth*, die ſchlechte Verfaſſung der *Polizei-*, der *Manufactur-*, *Gewerbe-* und *Handels*ſachen. — Machet, daß die Leute viel *verdiene*, ſo werden ſie auch viel *gebe*, der größte Fluch eines Staates ſind die Lungerer, ob im ſeidene Rock oder mit dem Bettelſack, *Arbeit* iſt die Quelle des Wohlſtandes, *Erziehung* die Mutter tüchtiger Bürger. Unterſuchet Ihr das Gebahre unſers Ausſchuſſes, ſo werdet Ihr finde, daß er weniger gethan, was recht, als was ſeiner Macht profitabel ſchien: er gab Landesgelder weg, ohne ſie verantworte zu können, er kam den Laſten des Volks nit durch Verbeſſerungen des Verdienſtes zu Hülfe, und in den ſchwere Zeiten ward die Landſchaft in Unwiſſenheit über die Dinge gehalte! Das vorgeſchriebene Recht, der Tübinger Vertrag galt jenen Männern nichts als ein altes bedeutungsloſes Papier, das in ihrer Hand ſehr geduldig war! Ich beantrag' hiermit, das Verfahren des Ausſchuſſes zu unterſuche, ich beantrag' ferner zu berathe, wie der öffentliche Wohlſtand des Landes zu mehre ſei. Dies Memorial iſt mein Teſtament an Würtemberg, eh' ich vor den Ewigen trete, der den alten Moſer richte wird!"

Eine lautloſe Pauſe entſtand, als wolle man ſich von der Wucht des Wetterſchlages erholen. Unheimliches Flüſtern ſchlich umher, als Vorbote eines heißen Kampfes.

Hoffmann, den, wie Fiſcher, die ganze Schwere des Tadels traf, hatte ſich mühſam gefaßt und vertheidigte ſich auf's Blut, Dan aber fiel ihm mit ſcharfen Argumenten in die Flanke. Fiſcher parirte die Streiche, doch Moſer brachte evidente Beweiſe, von Faller's und Georgii's Zeugniß unterſtützt.

Special Rieger jedoch, mit der Kraft alten Haſſes gegen Montmartin und den Herzog, ſchüttete über Moſer die Beſchuldigung der Mantelträgerei, des Ehrgeizes, des Hofcabaliſirens aus.

Der Ausſchuß fand Unterſtützung. — Immer wilder ſchäumte der Streit, — Moſer und ſeine Anhänger wurden niedergeſchrieen, und die Majorität faßte den erbitterten Beſchluß, Moſer von der Landſchaftsliſte zu ſtreichen, ihn der Conſulenz zu entſetzen!

Als ſeine Gegner perſönlich wurden, das eigene Unrecht unter einer Fluth von Schmähungen ſeiner Ehre verbargen, ſprach Jakob Moſer kein Wort mehr, winkte ſeine Freunde zur Ruhe und hielt die volle Wuth der Landſchaft aus, die ihn ſchonungslos opferte, um dem Lande gegenüber nicht den Ausſchuß preisgeben zu müſſen.

Stehend, entblößten Hauptes hörte Moſer das Dankvotum des Hauſes an den bisherigen Ausſchuß an, ſah, wie die Ausſtreichung ſeines Namens aus der Liſte, ſeine Amtsentſetzung ohne Rechtsanſpruch bewirkt wurde.

Dan und Faller proteſtirten, Georgii, Reuß, Gemmingen und Oettinger eilten weinend aus dem Saale, um keinen Theil daran zu haben. Umſonſt!

Die Landſchaft fällte als Kläger zugleich das Urtheil, auf das alte Geſetz hin: daß wohl der Herzog die Conſulenz beſetzen, aber der Landtag den Conſulenten entlaſſen könne.

Montmartin verbarg ſein leiſes Lächeln hinter der Plumage ſeines Hutes — ihm war geholfen.

Dan trat bleich zu dem alten Mann und faßte ſeine zitternde Hand.

Noch einmal richtete ſich Moſer empor, noch einmal tönte ſeine Stimme in dieſen Räumen.

„Mit dieſer Reſolution habt Ihr mein Herz gebroche, dies alte Herz, das mehr denn zwanzig Jahre warm für Euch ſchlug! Ich hab' um des Landes Wohl fünf Jahre auf dem Hohentwiel geſchmachtet, und mein einziges höchſtes Lebensglück, das Leben meines armen Weibes, zum Opfer gebracht, und dafür ſtehe ich als Greis, von meinen Genoſſen entſetzt, entehrt, der Dürftigkeit anheimgegebe! Glaubt Ihr, daß es im Himmel und auf Erden nit eine allgütige Hand der Gerechtigkeit giebt, Eure Stirn mit dem Brandmal der Niedertracht zu zeichne? Wohl wird an dieſem Tage das erſte Brett zu meinem Sarge gefügt, aber ich ſage Euch, Ihr habt Euch fortan ſelbſt geſchändet, und weil Ihr den Tyrannen geſpielt, werdet Ihr als ehrloſe Sklaven ende müſſe! Ich appellir' gegen Euer Urtheil an den Richterſtuhl Gottes und der Welt!“

Die Verſammlung brach in drohend Wuthgeſchrei und Verwünſchungen aus. Durch ihre tobenden Reihen ſchritt ſtumm, geſenkten Hauptes Jakob Moſer, auf Dan's Arm geſtützt, der ſeine Acten trug, hinaus, reichte den Landſchafts-Einnehmern Stäudlin und Hoffmann, den Secretairen, die ſich um ihn drängten, die Hand und verließ die Landſchaft — für immer. — Draußen am Thor harrten Faller, Georgii, Faber, Oettinger, Gemmingen und Reuß.

„Euch muß Euer Recht, Eure Ehre werden!“ rief

Georgii. „Huber war auf der Gallerie, er iſt zum Herzog! Die Schande darf Würtemberg nit ſtecke laſſen!“

„Still, Freunde, bemüht Euch nit mehr. Ich bin ein entlaubter Baum, morſch vom viele Tragen, — ich möchte heim!“ er deutete ſchmerzlich gen Himmel. „Heim möchte ich gerne gehn — zu meiner Roſine!“

Still wankte er, auf Dan geſtützt, weiter, über die Kaſtkellereigaſſe, den großen Graben hinab. Die Freunde geleiteten ihn, dichte Volksgruppen, welche von dem Vorgange gehört, folgten ihm ehrfurchtsvoll.

Da erklang die Straße von Wagengeraſſel. Um die Kaſtkellerei herum jagte verhängten Laufs eine herzogliche Chaiſe. Röder ſtand aufrecht drinnen, rief und wehte mit dem Tuch. Die Abgeordneten hielten an.

„Meine Herren, im Namen Sr. Durchlaucht ſteiget mit Herrn Moſer ein, Sereniſſimus will Euch ſprechen!“

Er ſtieg aus, half Moſern in den Wagen, die Uebrigen folgten. „Ich komme nach!“ Röder winkte.

Die Equipage wendete und flog zum neuen Schloſſe. —

Der heitere, ahnungsloſe Fürſt hatte eben mit dem Hofe ein dejeuner à la fourchette eingenommen, weil man nach Tiſche zur Solitude wollte, als Huber, aus der Landſchaft ſtürzend, ſtaubbedeckt, ſich melden ließ.

Da wurden Karl's Züge ſtarr und unheimlich wie ehemals. Der alte Dämon kam über ihn, und drohend zu ſeinen Leuten gewendet, rief er: „Hab' ich nicht recht gehabt? Sie ſind ewig Canaillen geweſen, ſie werden auch Canaillen bleiben! Bouwinghauſen, laſſen Sie den Ausſchuß greifen und in den Stock ſetzen, bis das Hofgericht zu Tübingen entſchieden hat! Wo iſt der Moſer?!“

„Um Gottes willen, Ew. Durchlaucht,“ und Franziska ergriff Karl's Hand, „laſſen Sie dieſen ſegensreichen Tag ſo ſchmählich nicht endigen, nicht iſt Karl Eugen, jene Unwürdigen nur ſind fähig, ihn zu beflecken! Es giebt ein freies Recht für Moſer, beim Kaiſer, auf den man ſich oft genug gegen Sie, mein Fürſt, berufen hat.“

„Nur Sie, Baroneß,“ ſagte Karl tief ernſt, „ſind Urſache, wenn ich die bitteren Gefühle meines Herzens bezwinge! — Röder, hole mir die Zeugen des Vorgangs und Jakob Moſer!“

Röder eilte hinaus.

„Rath Knieſtädt ſoll die Herren ſämmtlich zu Protokoll vor uns vernehmen, das Hofgericht zu Tübingen die Sache ſchleunigſt behandeln und in meinem Namen vor den Kaiſer bringen. Man ſoll auch dem preußiſchen Geſandten, Herrn von Madeweiß Excellenz, die Acten abſchriftlich mittheilen!“ —

Als Moſer kam, ſchloß ihn Karl Eugen in die Arme. „Du haſt mich nicht verlaſſen, Moſer, mit Deiner alten Treue, trotz Irrthum und Unglück! Ich werde auch Dich nicht laſſen, ſo lange Dein Auge offen ſteht!“

„Möcht' ſich's doch balde ſchließen, lieber Herr! Mein Amt iſt aus! — Eins bitte ich nur, laſſet das Land nichts entgelte, ändert nit Euren hohen Sinn, ziehet nit um den Moſer Eure edle Hand ab, — ſie wiſſen's nit beſſer!“

„Nein, Freund, kein Gran ſoll dem Land genommen werden von dem, was heut' verbrieft iſt. Da dieſe Schufte aber nicht wiſſen, was ſie zu thun haben, will ich ſie's lehren! Zur Oppoſition ſind ſie ſtark, zur Aufopferung immer zu ſchwach geweſen, nun, ich werde ihnen zur Ader laſſen, zum Heile Aller! Du gehſt mit mir nach Ludwigsburg als mein Geheimer Rath, bis Dein Recht entſchieden iſt. Pflege Deine alten Tage, und was Du Gutes dem Lande noch zu thun vermagſt, — mein Herz und Ohr gehört Dir alle Zeit!“ — Er zog den Degen. „Im Namen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes nehm' ich Dich, den Patrioten, den treuen Diener Würtembergs, den Gekränkten und doch Frommen, den wahren Streiter für Recht und Geſetz, zum Ritter unter meines Landes edelſte Geſchlechter, nicht um Dich zu ehren, ſondern daß Dein Name mit mir hier und dort verbunden ſei!“

Er ſtreckte die fürſtliche Waffe über den Scheitel des Greiſes hin und ſenkte ſie auf ſeine Schulter.

Feierlich begann, nachdem Knieſtädt und ein Secretair erſchienen, die Verhandlung.

Am Nachmittag fuhr unter Andrang des Volks der Hof nach Ludwigsburg, neben dem Herzog — ſaß Jakob von Moſer, der caſſirte Conſulent.

Der Herzog ließ die Landſchaft beim Kaiſer verklagen, Preußen trat der Klage bei. — Das Urtheil ging merkwürdig raſch und die Landſchaft wurde condemnirt: Moſern volle Beſoldung bis an ſein Lebensende auszuzahlen, wie eine Ehrenerklärung zu thun, und der Herzog ward, unter Aſſiſtenz königl. preußiſcher Geſandtſchaft, mit der Execution beauftragt.*)

Moſer kehrte nach Stuttgart zurück, und die Ehrenerklärung der Landſchaft ließ Sereniſſimus in die Hofzeitung rücken. Dieſer Blamage zu entgehen, bot der Ausſchuß Moſern die Conſulenz wieder an. Er ſchlug ſie aus. —

Die Reformen, welche der Erbvergleich bedingte, die Erſparniſſe, welche nothwendig wurden, um die Finanzen zu regeln, nöthigten den Herzog, den Hofetat in manchen Dingen, beſonders die koſtſpielige Oper, einzuſchränken. Montmartin hatte deshalb einſtweilen Auftrag erhalten, die l'Entrechar zu entlaſſen und mit dem berühmten Veſtris um eine billigere Summe zu unterhandeln.

Als der Miniſter dem Tänzer das auseinanderſetzte und das Honorar für die laufende Saiſon dabei aufzählte, ſagte er: „Bedenken Sie, daß ich für das Geld, was Sie in einer Saiſon ertanzen, mehr denn zwei Jahre arbeiten muß.“

Veſtris antwortete lachend: „Nix da, hätt' Sie mehr gelernt, könn' Sie auch ſo viel verlang'; ick ſein Veſtris!“

Montmartin zuckte die Achſeln und meldete es dem Herzog.

---

*) Pfaff 524, Moſer's Leben II. 99, auch Ledderhoſe.

Karl ließ den großen Tänzer kommen.

„Tanzen Sie doch für weniger! Mit der Hälſte Ihres Gehalts könnte man viel redlichen Menſchen aufhelfen.“

„Ick tanzen nix für weniger, Durchlaucht, als 120,000 Florin, ſonſt bitte ick um meiner Entlaſſung!“

„Sehr verbunden, da werd' ich alſo von Anfang nächſter Saiſon Ihr ganzes Gehalt zu beſſeren Zwecken verwenden!“

„Kann ick auck in die Repriſe der Fetont' zum Auguſt nix mehr tanz'. Ick bin angegriff' und wer' morge abreiſ'!“

„Ei, ſieh doch, Herr Springer, Du willſt Deine Zeit nicht für mein Geld aushalten? Glaubſt mich zu zwingen, auf Deinen Willen einzugehen, willſt mich zur Fetonte, wo ich fürſtlichen Beſuch erwart', in Verlegenheit bringen? Gut, ſo werde ich Dir zwei Unteroffiziere in's Quartier legen, die auf Dich ein Auge haben, und wenn ich Dir meinen Stallmeiſter mit der Hetzpeitſche in die Couliſſe ſtell', ſollſt Du mir wohl tanzen! So lange ich Dich bezahle, ſo lange gehört Dein elender Cadaver mir!“

Veſtris wurde fortan nicht mehr in vornehme Cirkel geladen, ſeine Unteroffiziere waren leider immer dabei, auch tanzte er in der Fetonte wunderſchön, man ſagte — wegen des Stallmeiſters. Dann verſchwand er aus Würtemberg.

Die Repriſe der Fetonte bei Gelegenheit des Beſuchs des jungen Fürſtenpaares von Taxis war noch von einem andern ſeltſamen Falle begleitet. Schon ſeit vorigem Winter war ſtark die Rede geweſen, die Oper bis auf einige Glieder aufzulöſen, Jomelli zu verabſchieden, und dafür abwechſelnd eine franzöſiſche Truppe die Stücke des Molière, Gerardi, Destouches und Diderot, ſowie eine deutſche Bande unter einem gewiſſen Emanuel Schikaneder deutſche Operetten, Pantomimen und Luſtſpiele aufführen zu laſſen, alſo nur die Hofkapelle beizubehalten. — Jomelli, der einen Ruf nach Portugal ausgeſchlagen, wollte im Winter nach Neapel gehen, wohin man ihn berufen hatte. So ſehr der Italiener Gluck, Haſſe und Graun anerkannte, war ihm italieniſche Muſik doch natürlich die liebſte. Aber das Schlimmſte an ihm war, daß er in Stuttgart nie deutſche Muſik aufkommen ließ, und ſtets ſagte: „Nur ein Italiano kann wirklich ſing' und componir'.“

Die Triumphe, welche Schubart's Spiel in Privatkreiſen errungen, der Zudrang in der Kirche, wenn Schubart vor den Pfeifen ſaß, ärgerte ihn ſo gut wie Zillig, deſſen Auditorium immer am zahlreichſten wurde, wenn ſeine Predigt vorbei war und das Poſtludium Schubarts begann. Als ſich die Hofkapelle nun gar unter Deller einigemal hatte beikommen laſſen, Schubart'ſche Sonaten in den Entreacten zu ſpielen, wurde Jomelli wild und nahm die Leute in Strafe. — Er war der Hecht im muſikaliſchen Karpfenteige Würtembergs, und ſeine deutſchen Kapelliſten, die nie eine eigene Note ſehen laſſen durften (die Deller-Noverre'ſchen Ballets ausgenommen), haßten ihn in den Tod.

Auf der Generalprobe zu Fetonte, welcher ſtets viele Adlige, Offiziere, Enthuſiaſten vom Hofe und auch Schubart beizuwohnen pflegten, hatte für's Intermède Deller an Poli das Muſikſtück eines alten Italieners gegeben, mit der Bitte, bei Jomelli anzufragen, ob er es auflegen und ſpielen laſſen wolle.

Jomelli ſummte es lächelnd durch und ſagte: „Der alter pièce de musik von Maeſtro Trabuschi ſein ſehr gut! Sein vor Intermède ſehr originell! Voilà, messieurs, ſpiel' ſie den morceaux!“

Ein leiſes Kichern flog über das Orcheſter, man legte das Stück auf.

Jomelli erhob die Tactute, die Muſik begann. — Als ſie beendet war, ſpendete das Auditorium rauſchenden Beifall.

Da erhob ſich Schubart von der erſten Sitzreihe und rief lachend: „Aber das Muſikſtück iſt ja von einem

Deutſchen, Maeſtro Jomelli! Trabuschi iſt ein Deutſcher! Wollen Sie gefälligſt den Namen verkehrt leſen?!“

„Deutſch? — Eine Deutſch’? Ah, no no, mio caro! — Umkehr’ den Wort? Tra-bus-chi — J-ſchu-bart! — Maledetto!!“

Er warf die Partitur außer ſich zur Erde, und ein ſchallendes Gelächter tönte vom Orcheſter und Auditorium.

Seitdem nannte man Schubart immer nur den Maeſtro Trabuschi. — Die Pièce, einmal von Jomelli gelobt, mußte als Intermède am Operntage wirklich geſpielt werden, aber dieſer Spott, der unendliches Aufſehen machte und Schubart’s Renommée bedeutend vermehrte, trieb Jomelli vor der Zeit weg.

Der Glanz der „Fetonte“, „Olympia“, „Clemenza“, „Penelope“, „Niteti“ und „Catone“ — der mythologiſchen Spectakles, der Triumphzüge und Flugwerke, der ſtrahlenden Luſtres im Reflexe von tauſend Spiegelſcheiben — verſchwand. Von dieſer ganzen glänzenden Epoche blieb, wie ſo häufig, nichts als ein Bonmot: — „Jomelli und Trabuschi!“

5.

Smergali's Kunſtſtück.

Die Oſtentation, mit der Schubart die muſikaliſche Perſiflage Jomelli's in Scene geſetzt, um von ſich reden zu machen, bewies genugſam, daß er weder dauernd der Literatur noch dem ſtillen Glück ſeines Hauſes treu zu bleiben vermochte. Plötzlicher Kitzel des Ehrgeizes und der Sinnenluſt ließ ihn immer wieder abſpringen und unter allerlei Vorwänden der Nützlichkeit, des Verdienſtes, der Gönnerſchaften ſeinen perſönlichen Wünſchen nachgehen. Vermöge ſeiner Muſikſtunden immer mit der Nobleſſe in Verbindung, ließ er ſich, nachdem ſeine moraliſche Erſchütterung bei Jakob's Tod verflogen, wieder in's Hotel Wimpfen ziehen, wo ſein Leichtſinn genährt, ſein Gemüth verderbt, ſein Hirn dem franzöſiſchen Esprit und der Negation des Heiligſten zugänglich wurde. —

Die Solitude, nun in allen Baulichkeiten beendet, war bereits Sommerſitz des Hofes geworden. Es fehlte nur noch, die Einrichtung des Militärwaiſenhauſes zu beenden, welches Franziska bereits die „Karls-Schule" getauft hatte, und den Park nach dem Wunſche des fürſtlichen Erbauers anzulegen. Im Frühjahr 70 war der vordere Tract der rechten Seitengebäude hinter dem Theater mit zwei Schlafſälen, einer Klaſſe, der Schulbibliothek, den Lehrerwohnungen, Küche, Räumen des Aufſichtsperſonals, Fechtboden und einem ummauerten Garten eingerichtet worden, welcher einen Spielplatz und eine Reitbahn für die Zöglinge enthielt. Mit vierzehn Soldatenkindern (von denen ſieben adlig und ſieben bürgerlich waren) eröffnete man das Inſtitut. Da der Herzog aus ihm eine militäriſche Schule machen wollte, in der die jungen Leute beſonders zu tüchtigen Offizieren erzogen werden ſollten, ſo ſteckte man ſie in eine blaue Uniform mit ſchwarzen Aufſchlägen, enge gelbe Beinkleider mit Gamaſchen, und unter dem Dreiſtutz war das Haar wohl gepudert in Locken und einen ſteifen, reglementsmäßigen Zopf gebunden. Reiten, Schießen, Fechten, gymnaſtiſche Uebungen, Exerciren, Tanzen waren die Hauptdisciplinen, von drei alten Offizieren gelehrt. Dazu kam Zeichnen, Singen, Geographie und Elementarunterricht, von drei Präceptoren ertheilt. Die Kinder waren zu ſieben Mann in zwei Sectionen getheilt, von denen jede unter einem Unteroffizier ſtand, der auf Zucht ſah und ſie drillte; beide Unteroffiziere waren dem Hauptmann ſubordinirt, der das Inſtitut leitete, und über welchem Oberſt von Seeger als herzoglicher Intendant ſtand. —

Bei Anlage des Parks indeß ſtieß man auf mancherlei Verdrießlichkeiten. Der herzogliche Garteninſpector Walther verſtand wohl die alten Ludwigsburger Anlagen in Stand zu halten, wo Alles en manière hollandaise mit geraden Alleen, geſtutzten Hecken, Rabatten, Blumenarabesken und Rondels angelegt worden, aber ein occupirtes Terrain poetiſch in einen romantiſchen Park zu verwandeln wie die neuere Baumzucht verſtand er nicht.

Karl Eugen hatte die Angewohnheit, wirkliche Niedertracht nie völlig zu verzeihen, aber auch Niemand zu vergeſſen, den er werth achtete. — Eines hellen Vormittags beſuchte er plötzlich Herrn Hauptmann Schiller, ſah ſeine Gartenanlage an und ſagte: „Ich will Ihn lebenslänglich als meinen Garteninſpector mit 1200 Gulden und Amtswohnung anſtellen. Natürlich wird Er ſich mit der Frau

BIBL. VNIVERS. LIPS.

Liebſten die Solitude erſt anſehen wollen. Kommt Beide morgen hinüber, ſeht die Sachen miteinander an und laßt Euch melden. Habt Ihr Luſt?"

„O wie gern!" riefen beide Eheleute verklärt.

„Aber mit dem Fritz, wie wird's mit dem?" flüſterte plötzlich erſchrocken Frau Schiller.

„Richtig, der Fritz! Wo iſt er denn?"

„In der Schule, Durchlaucht!"

„Bei dem Jahn, ich weiß. Ja, ſeh' Sie, da wird Sie Ihrem Herzen ſchon Gewalt anthun müſſen. Geb' Sie ihn bei dem Jahn in Penſion, was es koſtet, will ich zahlen. Auf morgen alſo!" — Er nickte lächelnd, gab der Hauptmännin die Hand, welche ſie bewegt küßte, und ſich allem lauten Dank entziehend, eilte er hinweg, ein paar Jasminblüthen im Vorbeigehen abreißend. —

Von 700 Gulden Hauptmanns-Salair auf 1200 Florins nebſt freier Wohnung zu kommen, dieſe Verbeſſerung war zu bedeutend, die Zukunft dadurch zu geſichert und die Solitude zu ſchön, als daß Schiller nebſt Frau nicht hätten raſch zugreifen ſollen. Caspar entwarf daſelbſt ſogleich einen ungefähren Projectionsplan für den Herzog, der demſelben gefiel, das hinter dem Schloß an das Waiſenhaus und die Jägerei rechts ſtoßende kleine Zwiſchengebäude ward ihm als Dienſtwohnung angewieſen, und — zur größten Wuth des Obergärtners Walther — zog der Hauptmann Schiller nebſt Familie auf die herzogliche Solitude. Zwar mußte ſich nun der zwölfjährige Friedrich von der Mutter trennen und ward unter Profeſſor Jahn's directe Leitung gethan, aber was half's? Des ſtrengen Schulmanns Püffe und Ohrfeigen, der Zwang, Zillig's bombaſtiſcher und dabei engherziger Religionsunterricht mußte ausgehalten werden, und Friedrich, ſo ſchwächlich und ſchüchtern er war, hielt ſie aus, ohne den Eltern den Druck zu klagen, unter welchem er litt. Dieſer hatte gerade zur Folge, daß der Knabe frühzeitig eigene Beſchaulichkeit, Studium und Lectüre lieb gewann, ſeine ſchüchtern ſinnige Natur ſich um ſo zeitiger in die Freiheit der Gedankenwelt flüchtete, je ſklaviſcher die Wirklichkeit ihm erſchien. Von ſeiner frommen Mutter zur Religion erzogen, war des Knaben innigſter Wunſch, Theologie zu ſtudiren. Gott ſein ganzes Leben zu weihen, den Menſchen Liebe, Wahrheit, Schönheit zu predigen, ſchien ihm das edelſte Lebensloos. Deshalb gab er ſich den alten Sprachen, dem Studium des Deutſchen, der Dichtkunſt hin, weil er dieſe Disciplinen als Mittel hierzu betrachtete, und während der Stock des Präceptors ſich über ihm ſchwang, baute er an ſeiner eigenen Gedankenwelt.

Die Scene vor dem Herzog in dem Orangeriehauſe und der erſte Beſuch des Theaters in der Fetonte erweiterte ſein Reich der Phantaſie ganz ungemein und hatte auf ſeine Geiſtesrichtung entſchiedenen Einfluß. Das Schöne ward ihm Religion, und ſein warmes weiches Herz verklärte alle Dinge in überirdiſchem Lichte, kräftigte im Streben ſein Selbſtgefühl. Die erſte dichteriſche Idee, noch eng mit dem Bibelglauben verwebt, entſtand in ihm, die Idee zu dem Epos „Moſes". Da Jahn lateiniſche Verſe gern ſah, wurde Friedrich dies eine doppelte Uebung, und ſein Trieb wie ſeine Anlagen ließen ihn die Wiſſenſchaften ſo ſchnell faſſen, daß trotz aller Strenge der ſchlimme Rector in ihm ſeinen beſten Schüler ſah.

Wie ſchön aber war es dagegen, wenn er mit ſeinen Jugendgeſpielen, den beiden Hoven, die früher mit ihm das elterliche Haus zu Ludwigsburg bewohnt, und ſeinem Schulfreunde Elwert im Sommer des Abends hinaus auf's Hartenecker Schlößchen, ſüdöſtlich von Ludwigsburg, eilte, um bei ſaurer Milch von allen Erden- und Himmelswonnen zu ſchwärmen. Noch glücklicher war er, wenn Jahn ihn Sonnabends nach dem Eſſen zur Solitude ließ, er mit fliegender Sehnſucht durch die lachenden Gefilde eilte, durch die Einſamkeit bei der Ruine Stammen; er raſch emporklomm beim Pfaffenſee nach den Bergzinnen und Umſchau hielt in's weite Neckarland; dann das hohe Portal der Solitude erreichte, ſchüchtern über den Vorplatz der Terraſſe, den Pavillons, dem corps de logis vorbei, durch den rechten Säulengang ſchlüpfte, welcher die Theatergallerie trug, nun am Waiſenhauſe hin und jubelnd mit zwei Sätzen unter die Weinlaube der Inſpectorei ſprang, um der bereits harrenden Mutter um den Hals zu fallen! Oft bekam er auch einen hölliſchen Schreck, wenn Sereniſſimus ihm begegnete, ihn in höchſteigener Perſon zu examiniren geruhte, oder auch ohne Umſtände plötzlich in Papas Wohnung trat, um denſelben zu ſprechen oder eine Anlage zu beſichtigen. Der Herzog war ein ſtrenger, aber regſamer Herr, der am liebſten ſelbſt überall zum Rechten ſah. Friedrich fürchtete ſich ſchrecklich vor ihm, und dennoch fühlte er, daß die Durchlaucht ihn ſehr gut leiden konnte. Karl Eugen hatte auch den blonden, blauäugigen Jungen mit dem roth-goldenen Haar lieb; ihn erfreuten Kinder überhaupt ſehr, deshalb verwendete er viel Zeit und Pflege auf das Militärwaiſenhaus. Seit dem Vorfall mit Moſer aber war er wieder ſchroffer, finſterer, mißtrauiſcher geworden, und die Anekdoten, welche von ſeinem früheren rachſüchtigen Zorn umgingen, waren nicht geartet (abgeſehen vom Reſpect), ſeine Leute, beſonders aber Kinder zutraulich zu machen. „Die Fürſten ſind gar ein eigen Kraut!“ war des Hauptmanns Schiller ewiges Motto, und „Weit davon iſt gut vorm Schuß!“

Die wiederum trübe, gereizte Seelenſtimmung Karl's war nicht allein von dem Benehmen der Landſchaft gegen Moſer hervorgerufen, ſondern auch durch die immer heftigeren inneren Kämpfe, die ſeine wachſende Liebe zu Franziska, und die Qual, ſie in Leutrum's Beſitz zu ſehen, mit ſeinem Gewiſſen und der Rückſicht beſtanden, welche er ihrem Rufe ſchuldig war. — Franziska entging dieſe Erſcheinung und ihre Urſache nicht. Sie bemitleidete ſich und Karl nur um ſo mehr, liebte ihn nur deſto heißer und erſchrak endlich ſelbſt über ihre geſteigerten Gefühle, ſuchte ſie deſto gewaltſamer zu verbergen, je beſorgter ſie über dieſelben und den ſchließlichen Ausgang wurde.

Theils um ſeine Gefühle durch Vergnügungen zu betäuben, noch mehr, um Franziska allein zu ſprechen, was immer ein ſchwieriges Unternehmen blieb, hatte Karl Eugen nicht allein ſchon im Winter Redouten und Carnevalsbälle erſonnen, ſondern auch die zur Sommerszeit in der tollen luſtigen Epoche ſo beliebte „Venetianiſche Meſſe“ erneut, welche auf dem Marktplatz zu Ludwigsburg ſtattfand.

Eine ſolche Meſſe war anfangs September wieder in Ausſicht, und Alles, was reich, elegant war, zur beau und haut monde, zu dem Künſtler- oder Beamtenthum gehörte, berechtigt, ſich im Marſchallamt in die Liſten ſchreiben zu laſſen, dafür ſeine Legitimationskarte zu empfangen und an dem Feſte Theil zu nehmen, das ſeine eben ſo ariſtokratiſch pikanten, wie derb volksthümlichen Seiten hatte. — Zu dem Ende wurde der Marktplatz durch Schranken geſchloſſen, die nur Eingänge, für eine Perſon paſſirbar, boten und von Doppelpoſten der Gardes-du-Corps bewacht wurden, welche die Karten controlirten und legitimationsloſen Masken den Eintritt wehrten. Ein Piket Garden mit ihrem Offizier übte die Polizei innerhalb des Platzes, um Unfug zu vermeiden; Dragoner hielten in den angrenzenden Straßen, um das Anfahren der Equipagen zu regeln, oder die drängenden Volksmaſſen in Raiſon zu halten. Solch' „venetianiſche Meſſe“ war ein Göttergenuß für die Ludwigsburger. Nicht allein, weil es da allerlei „plaiſirliche, verfluechte Streich'“, viel Herrlichkeiten und „Amüſchemang“ gab, ſondern auch aus ihr reiche Einnahmequellen für Profeſſioniſten und Gaſtwirthe erwuchſen.

Unter den rundumlaufenden Colonnaden des Marktes waren Reſtaurationen, Conditoreien, Obſtbuden etablirt, Würfel und Glücksräder rollten da; in der Mitte am Brunnen trieben Schaubuden, Athleten und Bänkelſänger ihr Weſen, während der Italiener Minoni flotten Cavaliers ein Bänkchen legte, leichte Dämchen ſich in Südfrüchten und Wein delectirten. Das bunte Volk der Eintrittberechtigten aber trieb in tauſend ſinnigen und unſinnigen, komiſchen und phantaſtiſchen, ſymboliſchen oder nationalen Coſtümen ſich verlarvt auf dem Platze umher; aus den Fenſtern der umliegenden Häuſer, welche zu horrenden Preiſen verliehen wurden, ſchaute derjenige Theil der Geſellſchaft, welcher nicht mehr jung oder aufgelegt genug war, ſich zu maskiren.

Gewöhnlich hatte der Hof für den Tag die Oberamtei Kerner's in Beſchlag genommen; diesmal erwies der Herzog dem Hotel Leutrum (das linke ſüdliche Eckhaus des Platzes) die Ehre, daſelbſt mit ſeiner Begleitung zu ſoupiren. Wenn dieſer Platz, mit Laub und Blumen, Flaggenſtangen, Zelttüchern und Teppichen geſchmückt, am lauen Sommerabende ſich mit Masken füllte, die Dämmerung leiſe heraufzog und ſich mit dem magiſchen Glanze tauſend bunter Ballons, chineſiſcher Laternen, heiterer Transparente, Pechbecken und Windfackeln gattete, die würzige Luft der Berge niederquoll, Lachen und Flüſtern, Geſang und Witz mit den Klängen der herzoglichen Kapelle zuſammenrann, das war ein ſeliger Taumel, ein Genießen, eine bacchiſche Wonne, ein Märchen von Tauſend und einer Nacht.

So däuchte es wenigſtens jenem Portkrämer und Marktſchreier, der eben das leuchtende Carré betrat. — Natürlich hielt Jeder vor allen Bekannten ſeine Maske geheim, um unerkannt verſchwinden zu können, oder ſich doch nicht eher zu verrathen, bis der Herzog ſich ſelber demaskirte, und ſo das Zeichen für alle Anderen gab. Als unerläßliche Amtsperſon dieſer Meſſe galt der „Doge“, eine immer ſehr dicke, launige Figur, deren unverlarvten Inhaber Jeder kannte, welcher Jeder gehorchen mußte, und der nöthigenfalls Arreſt oder Demaskirung über allzu luſtige Masken verhängen konnte. Deshalb gingen auch zwei Gardiſten zu ſeiner Seite. Der „Doge“ war indeß ſelbſt ein Witzbold, ordnete Alles an und ſah, daß Keiner die Luſt des Andern ſtörte. Dieſes Amt, welches viel Plackerei, Gewandtheit und einen gewiſſen öffentlichen Reſpect erforderte, hatte immer Herr Hofſchieferdecker Baur inne, vor deſſen Zunge man ſich hütete und der mit einem verlarvten Geſichte gewiß keine Umſtände machte. Er allein, außer Smergali, wußte auch, wie der Herzog coſtümirt ſei und in welcher Enveloppe die Hauptperſonen etwa ſteckten.

„Immer 'ran, messieurs, mesdames!“ rief der eingetretene Marktſchreier und öffnete ſeinen Tabuletkram, „wer kauf' Raritäte? Große Seltenheite aus der Kunſt, der nature, der médicine, der Liebe, der Politik, du théâtre, der histoire und der Philoſophie! Wer kauf'? — Stück um Stück für eine Kuß von der demoiselles und für eine Glas Wein von der messieurs!“

Man drängte ſich um ihn.

Ein Pierrot, mit einer Perſerin am Arme, fragte: „Aus der Politik? Zeig' her, was haſt Du?“

„Ah, monsieur, eine ſehr ſchöner Stück! Ick haben eine politiſche Landſchaft, eine ſehr ſchöner Abendgegend!“ Er reichte ein Crayon-Bildchen hin, das eine Verſammlung von Eſeln zeigte.

Ein ſchallendes Gelächter brach aus.

Der Krämer klappte ſeinen Kaſten zu, ſchob ihn unter das grüne Mäntelchen und huſchte durch die Menge.

„Köſtlich, Theure, köſtlich!“ flüſterte Pierrot. „Das muß Sereniſſimus ſehn. Laſſen Sie uns der Maske nach!“

„Ich möchte darauf ſchwören,“ flüſterte die Perſerin, „es iſt kein Anderer als Signor Trabuschi!“

Des Raritätenhändlers Stentorſtimme klang nunmehr am andern Ende des Platzes.

„Ei,“ rief zu ihm ein kleines, volles Dämchen, das, die Mandoline im Arm, eine Zigeunerin vorſtellte, „Medicin haſt Du auch? Gieb mir doch ein Mittel für ein gebrochenes, wildes Leben und ein ödes Herz!“ —

Der Krämer ſtutzte. „So rathe ich Dir, Schatz, trinke Wein und liebe. Mir däucht, Du mußt hübſch ſein. Einen Kuß her für meinen Rath!“

„Einen Kuß? — Was wird denn Deine Frau ſagen, Schlingel!“

„Meine Frau?!“ und ſeine Stimme klang verlegen, — „Unſinn. Seh' ich aus, als hätt' ich eine?“

„Nun, wenn Du keine haſt, kannſt Du ja mich nehmen, da Liebe ſo eine gute Medicin für öde Herzen iſt: komm!" — ſie ſchob ihre weiche Hand feſt unter ſeinen Arm und zog ihn mit ſich.

„Biſt Du toll, kleine Hexe! Mit Dir gehn? Das iſt über die Maskenfreiheit!" und er ſuchte mit einer gewiſſen Aengſtlichkeit ſich zu entwinden.

Sie näherte raſch ihren Mund ſeinem Ohr. „Sei geduldig, Chriſtian Schubart, und komm, oder ich nenn' Deinen Namen! Komm fein ſtill mit, ich werde Dir viel erzählen beim Schaumwein, bin ja das Zitherbäbele aus Aalen, weißt noch? — Und wann Du nicht thuſt, wie ich will, komm ich zu Deiner Frau und erzähl' ihr viel alte Geſchichten, hahaha!"

Der Portkrämer war dem Umſinken nahe. Der Marktplatz drehte ſich rings um ihn, in ſeinem Ohr ſchwirrte es wie Höllengelächter.

Er ließ ſich mehr ziehen, als er ging. Nur einen ſcheuen Blick noch warf er empor zu den Fenſtern des Oberſten von Dedell, an denen ſeine Frau mit Haugs ſaß, aber glücklicher Weiſe ſein Coſtüm nicht kannte; — dann folgte er ſeiner maliciöſen Jugendliebe aus den Feſtſchranken.

Zwei Perſonen indeß waren ihm bis zum Ausgange gefolgt, der Pierrot und die Perſerin.

„Jetzt weiß ich gewiß, daß es Schubart iſt. Er hatte eben ein höchſt unvermuthetes Rendezvous mit einer verlaſſenen Jugendliebe."

„Ah! Woher wiſſen Sie denn das? Wie kennen Sie die Perſon?"

„Sie war noch vor Kurzem meine Maitreſſe und —"

„Haha, Sie haben Urſach', ſie los zu werden, wie?"

„Seit ich Sie liebe, ſüße Frau —"

„Narrheit, als ob ich Ihren Sentiments je glaubte, Gerung! Vorwärts, nach jener Seite! Eine Anekdote alſo hätten wir gefiſcht! Schubart, haha, hat eine Maitreſſe!"

Kaum waren dieſe beiden ſchönen Masken ein wenig zurück in's Gewühl gekommen, als ein Pulcinello auf ſie zutrat. „Ich glaube, ich kenn' Dich, Pierrot. Haſt Du ein Zeichen für mich?“

„Du führſt die Waffe Amor's, die aber mit Dinte ſchießt!“

„Du biſt das edle Blut, was wenig —“

„Genug, — haſt Du gefunden?“

„Erſt muß ich doch Deine Dame kennen.“

„Haſt Du nicht vor drei Tagen bei ihr den Thee eingenommen?“

„Ah, meine Reverenz. — Sehen Sie jenen Mönch dort?“ flüſterte der Polichinell. — „Es iſt der Herzog!“

„Und die indiſche Bajadere an ſeinem Arm,“ lachte die Perſerin, „ich glaube eine gewiſſe Baroneß.“

„Zuverſichtlich! Der lange Scaramouche, der Beide umſchleicht, iſt Montmartin, und der liebe Pepino wird auch wohl nicht fern ſein. Es gilt heut' die Kugel in's Rollen zu bringen, wir müſſen Leutrum auftreiben; helfen Sie! Wer ihn hat, läßt ihn nicht mehr los!“ Der Polichinell huſchte fort.

„Ich habe noch immer nicht heraus, wer es iſt, Gerung?“

„Rath Pfeil!“

„Wahrhaftig! die Conſpiration iſt alſo beiſammen! Laſſen Sie uns Merkur, den Gott der Diebe, Kaufleute und Diplomaten, anbeten, daß es gelinge! Komm' ich je wieder zu dem ſeligen Glück früherer Zeit, Gerung, ſo —“

„So werden Sie mir Ihr Herz ſchenken, Melanie!“

„Ah pah, ein Rittergut iſt Ihnen doch lieber! Zur Attaque, mein Beſter!“

Sie drängten ſich durch das Gewühl nach der Stelle hin, wo der Mönch und die Bajadere ſich befanden, hüteten ſich aber, ſie anzureden, zumal Beide in tiefem leiſen Geſpräch dahin ſchritten.

Plötzlich klang unweit eine halblaute Stimme: „Heh, Arlequin, willſt Du den edlen Römer da hinten nicht einmal auf's Korn nehmen? Mir däucht, er war unter

Varus' geſchlagenen Legionen und iſt auf der Flucht im Schwarzwald hängen geblieben!“

Gerung und Melanie wendeten ſich haſtig um und erblickten den langen Scaramouche, von welchem eben Arlequin wie ein Raubvogel abſchnellte und ſich an einen Römer hing, deſſen Toga bis zur Erde ſchleppte und der feierlich, einen gelben Helm mit rothem Roßſchweif auf dem Haupte, durch die Menge ſtolzirte.

„Ah, Scaramouche,“ flüſterte Melanie, „ich glaube, ſeit geſtern Abend ſtehe ich noch mit ſechs Ducaten bei Dir in Schuld, die ich auf den Piquekönig verlor?“

„Wohl möglich, ſüßes Kind aus Ispahan, aber willſt Du mir nicht Deinen Arm leihen, ich möchte ein paar Worte mit Dir reden.“

„Sehr wohl! Cher Pierrot, wie wär's, wenn Sie dem Römer beim Hotel Leutrum den Weg verlegten, wir treffen uns, wie verabredet, alleſammt bei Menoni! Sorgen Sie, daß Couverts und Zimmer in Ordnung ſind!“

Pierrot eilte fort.

„Wer iſt Ihr Begleiter, — Ihr Gatte?“

„Wie maliciös, es iſt Gerung. Zum Bedienten und Unterhalter iſt er immer gut genug. Wer iſt Arlequin?“

„Pepino! Können Sie zweifeln? — Wir müſſen uns aber in der Nähe des ſtolzen Römers halten, um zu beobachten, wie er aus der Façon kommt!“

Ihr angelegentlicher Gegenſtand, der Römer, war wirklich Leutrum ſelbſt. Nachdem er das Souper ſeines Hauſes ganz in antikem Geſchmacke geordnet und noch einen wohlgefälligen Blick in den Spiegel geworfen, ſuchte er ſeine Frau auf, die er als Diana zu ſehen vermuthete, um dann den Herzog nebſt Begleitung in ſeinem „Atrium“ zu empfangen. — Er ſuchte ſie ſchon ſeit einer Stunde und — fand ſie nicht!

Ein leichter Schlag auf die Schulter ſchreckte ihn auf, Arlechino ſtand vor ihm.

„Beim Jovis, es iſt gut, daß ich Dich treffe, ſtolzer Togatus! Laß uns zuſammen gehen, wir ſind ja Beide

Römer, die paar hundert Jahre ſind kein Unterſchied!“ Er ſchob ſeine Hand unter Leutrum's Arm.

„Und wer ſagt Dir, daß ich nicht allein bleiben, oder mit einem Narren, wie Du, gehen will?“

„Wie? Biſt Du ungeſellig? — Ich ſage Dir, Du wirſt noch lange genug allein durch's Leben gehen, benutze die kurze Friſt! — Ein Narr? Bon, glaubſt Du mit Deinem Mantel, der Deine krummen Beine ſchlecht genug verdeckt, Du wärſt kein Narr, wie ich? O, ein viel größerer! Du biſt ein Narr, in wie außer dem Hauſe, und wenn Du Deine Diana ſuchſt, nimm Dich in Acht, daß ſie Dir nicht Hörner aufſetzt, wie dem Aktäon.“

„Du biſt maliciös, Maske, und nach Deiner Pöbelſprache zu urtheilen, haſt Du Dich an den Unrechten gewendet! Was will das mit der Diana heißen?“

„An den Unrechten? — Nun komm ein wenig aus dem Gedränge nach Deinem Hauſe zu, ich will Dir ſagen, wie ich Dich beſſer kenne, als Du Dich ſelbſt.“ Pepino zog Leutrum nach der rechten ſüdlichen Arkade hin. „Als Du nach Deinen Begriffen jung warſt, vor guten zwanzig Jahren etwa, warſt Du ſehr verliebt. Aber eine Reihe himmelhoher Körbe haben Dich abgekühlt! Da half Dir Dein Geldbeutel oder der Satan, vielleicht Beides zu einer jungen Frau. Ob Du jemals Beweiſe ihrer Liebe empfangen, mein Grauchen, iſt Deine Sache, aber daß ſie Dir untreu geworden, das iſt meine Sache!“

„Ich glaube, Du raſeſt! Wenn Dir noch länger beikommt, mit mir zu ſpielen, werde ich Dich vom Dogen demaskiren laſſen! Geh' Deiner Wege!“

„Ah, entſchuldige, wenn ich Dich beleidigte!“ Arlequin ließ ihn los. „Ich konnte freilich nicht wiſſen, haha, daß Du mit dem Benehmen Deiner — Diana, — die Du vergebens zu ſuchen ſcheinſt, ſo einverſtanden biſt. Ich fürchte nur, der Skandal wird bald weltkundig ſein und man dürfte Dich nach dem Schwarzwald ſolo zurückſchicken, wo Du wieder Bauern chicaniren und nachdenken kannſt, wozu Du Dir eigentlich eine Frau angeſchafft haſt; guten Abend!“

Arlequin wollte ſich wenden, aber Leutrum hielt ihn feſt. „Du begreifſt, Schurke, daß Du mir für den Schimpf haften mußt! Vorwärts, zum Dogen und in den Arreſt!“

„Meinetwegen! Aber bedenke — ſo wie Du mich dem Dogen anzeigſt, erzähl' ich ihm, was Deine liebe Frau mit einem gewiſſen vornehmen Herrn treibt, wir müſſen uns dann Beide demaskiren, und da ich ein armer Teufel bin, Du aber ein Höfling, ſo wirſt Du Dich unſterblich blamirt haben, den hohen Herrn zu geſchweigen! Wie gefällt Dir das?“

Leutrum war zu Muthe, als ſtände die Welt auf dem Kopfe. Die Untreue ſeiner Frau war zu frech behauptet worden, um nicht ernſt gemeint zu ſein. „Höre, Arlequin, Du treibſt Deinen Uebermuth zu weit. Du willſt mich nur ärgern! Willſt Du zehn Ducaten verdienen, ſo ſei einen Augenblick ehrlich! Du meinſt doch nur, daß beſagter großer Herr meiner Frau Galanterien erweiſt, die ſie eben duldet, weil der Galan der Erſte im Lande iſt, nicht wahr?“

„Weder um Sie zu kränken, noch Ihrer zehn Ducaten wegen, warne ich Sie. Auch ich bin Einer vom Hofe, aber von den ſtillen, kleinen, unbedeutenden Leuten, welche die großen Herren in ihren vier Pfählen sans masque kennen lernen, durch Hintertreppen und Tapetenthüren ſchlüpfen und beſſer in Regierungsaffairen Beſcheid wiſſen, als manche Excellenz. Früher war die Annäherung Ihrer Gattin zu dem Herrn ganz platoniſch, aber bei dem Geburtsfeſt im Orangeriehauſe vorig Jahr, als Fetonte gegeben wurde, hat in einem gewiſſen Zimmer der Favorite zwiſchen ihr und dem Herrn eine Liebeserklärung in ſchönſter Façon ſtattgefunden, wobei die Dame äußerte, „wie gern ſie ſich von ihrem alten Narren trennen würde“. Die Scene endigte — wie — ſolche Scenen eben enden, und diejenige beſchaffen ſein mag, welche jetzt Diana mit

Endymion feiert. Da ſieh! — Siehſt Du den Pulcinello? Er war dabei, er hat Alles geſehn, er ſucht Dich!" — Mit einem Sprung war Arlequin-Smergali unter der Menge verſchwunden, eilte in die Arkaden zu dem Italienerwaarenhändler und Traiteur Menoni, rief deſſen langen Gehülfen Morani, der ihm ſeine Dachkammer aufſchloß; daſelbſt entledigte er ſich raſch ſeines Coſtüms, wechſelte die Larve und ſtand fünf Minuten ſpäter als Chineſe wieder auf dem Platze.

Leutrum hatte gewiß nichts von dem, was man Gefühl, Ehre und Nobleſſe nannte, aber ſeine Eitelkeit, ſein Stolz, ſein Egoismus war um ſo ausgebildeter. Beſchimpft, betrogen zu ſein, von Bedeutung und Glanz auf den Hahnrei herabzuſinken, ertrug er nicht. Der Gedanke an die wirkliche Untreue ſeiner Frau ſetzte ihn in Wuth, jene brutale Wuth und ausgeſuchte Bosheit, die dem endlich aufgeſtachelten Phlegma und der Dummheit immer das Anſehen eines Stieres giebt, der auf den rothen Lappen ſtürzt.

Mühſam ſich erholend, an Arm und Beinen zitternd, eilte er, da Arlequin entwiſcht war, dem Pulcinello nach, der ihn bisher beobachtet hatte und, nun er allein ſtand, ihm ein paar ſcharfe Blicke zuwarf, ſich dann aber wendete und, die Hände in den Taſchen, weiter trollte.

Leutrum hielt ihn heftig feſt.

„Was ſoll's?"

„Du kennſt mich, Polichinell!"

„Möglich, was biſt Du ſo leicht kenntlich!"

„Arlequin hat mich an Dich gewieſen wegen einer gewiſſen Dame."

„Was willſt Du wiſſen?"

„Vorerſt bitte ich Dich, mir zu folgen."

„Wohin?"

„Zu — zu einem Glaſe Wein!"

„Das können wir für unſer Geld hier auf dem Platze haben und Strohhalme dazu."

„Ich muß Dich in meiner Wohnung ſprechen."

„Ah, sans masque? Ich werde mich hüten! Ich ſage Dir kein Wort, ich folge Dir auch nicht! Bildeſt Du Dir denn ein, daß ich Luſt habe, meinen Hals zu verlieren? Nein, beſter Römer!"

„Du weißt, um was es ſich handelt. Kannſt Du mir in der Sache Licht geben?"

„So viel Licht, als bei einer ſo obſcuren Angelegenheit möglich iſt, aber nur gegen die beſten Garantien. Du willſt unzweifelhaft, meine Perſon ſoll Dir für die Wahrheit meiner Ausſagen Bürge ſein, alſo muß mir Deine Perſon und Dein Vermögen auch Bürge werden, daß Du mich nie verräthſt, am wenigſten Deiner Frau und einem Gewiſſen, ferner, daß Du Dich ſchriftlich zu dem verpflichteſt, was ich für gut halte, um die Angelegenheiten zu beenden!"

„Aber zu meinen Gunſten zu beenden!"

„Das wird von Deiner Klugheit abhängen! Jedenfalls ohne meine Hülfe!"

„Ich gehe darauf ein, komm!"

„Noch nicht. — Geh' nach Hauſe und unterzeichne dieſe Schrift." Er reichte ſie Leutrum. — „Bringe ſie mir vor Kerner's Haus zu der Hofkapelle, dann werde ich Dich an einen Ort führen, wo Du Alles wiſſen ſollſt."

„Gut, gut!" — Der Baron eilte mit dem Papier in ſein Haus, auf ſein Zimmer. Es enthielt folgende Stipulation:

„Ich, Baron und Ritterſchafts-Director Ernſt Friedrich von Leutrum verpflichte mich dem unten genannten Inhaber dieſes geheimen Documents gegenüber:

1) binnen acht Tagen von heute nach dem Schwarzwald abzureiſen und Ludwigsburg nie wieder zu betreten;
2) bei etwaiger Scheidung von meiner Gemahlin, Franziska geborene von Berneddin, nie den untengenannten Beſitzer dieſes Documents, noch andere Perſonen, die mit dieſer Angelegenheit zuſammen-

hängen, jemals zu nennen, ferner allein als Scheidungsgrund ehelichen Widerwillen und gänzliche Mißachtung nach §. 170 des Ehegeſetzes anzugeben.

3) Als Bürgſchaft hierfür gebe ich mein Ehrenwort als Edelmann und verpfände meine ſämmtlichen Gerechtſame wie Beſitzungen in Würtemberg.

Dies Document nebſt allen daraus fließenden Rechten iſt dem .... zugehörig.

Ludwigsburg, den 6. September 1770.

(L. S.) von Leutrum.“

„Mag Alles ſein, wenn ich Gewißheit habe! O, wohl werd' ich Ludwigsburg verlaſſen, aber ſcheiden von ihr mich nie! Ich will ſie demüthigen, ſie knechten, ſie ſoll allein mit mir leben müſſen, ſei's auch im Auslande! Ich will ſie dieſem Karl Eugen von der Seite reißen, und wenn ſie darüber ſtirbt!!“

Er unterzeichnete haſtig das Papier und eilte zurück. An der bezeichneten Stelle traf er den Polichinell.

„Haben Sie das Papier?“

„In der Taſche; gehen wir!“

Sie verließen das Feſt, und über's Carré ſchreitend, traten ſie in's Gaſthaus zur „Kanne“.

„Ein Zimmer, Licht und Wein,“ commandirte Polichinell.

Sie waren allein. — „Darf ich das Document ſehen?“

„Zeigen Sie erſt Ihr Geſicht,“ erwiederte Leutrum.

„Sie haben Mißtrauen? Natürlich! — Legen Sie die Schrift hier auf den Tiſch, daß ich den Inhalt leſen kann. Iſt Alles richtig, ſo ſtecke ich ſie ein und Sie demaskiren mich. A tempo, ſonſt erfahren Sie kein Wort!“

Als das Document in Polichinell's Taſche wanderte, entlarvte Leutrum — Herrn Rath Pfeil.

Ihr Geſpräch war kurz und draſtiſch. Schon Jago wußte, welche Lügen man der Eiferſucht, dem Jähzorn und der Rachgier aufbinden könne! —

Die jubelnde, ſchau- und ſcherzluſtige Menge, welche weder ahnte noch ſich darum kümmerte, daß die Intrigue ein ſo ergiebiges Feld in ihrem Schooße gefunden, fluthete indeß den Platz auf und nieder, würfelte an den Glücksbuden, ſaß bei den Reſtaurants, lauſchte den Künſten der Quackſalber, Bänkelſänger, Athleten und Wahrſager, oder den Klängen des Orcheſters, bis plötzlich ein Tuſch die wogende Maſſe zum Stehen brachte.

Der Doge winkte mit dem Stabe, der Herzog hatte ſich demaskirt, Franziska gleichfalls. Alle Larven ſanken, als Karl, den Dogen Baur vorauf, die Baroneß nach dem Hotel Leutrum führte. Ihm folgte Röder, der einen italieniſchen Dottore, Varnbühler, der einen Baskeſen vorgeſtellt hatte. Wer die Entlarvung etwa ſcheuen mochte, hatte ſich bereits vorher zurückgezogen. Nachdem der Herzog nebſt Umgebung im Portale Leutrums verſchwunden war, begann die Kapelle die Ballmuſik und die Masken ſtrömten zum Tanz.

Im Hotel Leutrum, wo man ein antikes Gaſtmahl nachahmte, ſchien auch der Baron die Marmorkälte des Benehmens von der Antike entlehnt zu haben. Franziska, im eigenen Hauſe ohnedies ernüchtert, wurde über des Gemahls Benehmen ebenſo wie der Herzog ſtutzig. Die Steifheit verpflanzte ſich auf die Uebrigen und ironiſirte um ſo mehr den tollen Maskenputz. — Mit den Larven ſchien jede Heiterkeit gefallen. — Man trennte ſich ſomit auch zeitig, während auf dem Markte, je länger es dauerte, das Publikum um ſo gemiſchter wurde. —

Als Helene Schubart, ärgerlich daß Chriſtian, wie er verſprochen, ſie nicht bei Dedell abgeholt, nach Hauſe kam, fand ſie ihn bereits ſchon im Bett. „Ihm ſei,“ ſagte er, „bei Deller, den er abholen gewollt, unwohl geworden, und er wäre darum wieder nach Hauſe gegangen.“

Schubart war ſeit dieſer Zeit immer ſehr nachdenkend, fuhr jäh empor, antwortete unſtät und litt an ſonderbarer Zerſtreuung. —

Eine höchſt vergnügte Geſellſchaft dagegen einte ſich bei Menoni in einem beſondern Zimmer hinten heraus. Man ſteckte allda die Köpfe zuſammen, kicherte, warf mit Bonmots um ſich, und Jeder hatte Geſchichtchen zu erzählen, die ziemlich immer auf zwei Perſonen hinausliefen, — den edlen Römer und ſeine Diana. Dieſe Geſellſchaft beſtand aus Herrn Montmartin, Gerung von Emmershofen, Melanie von Königseck nebſt Gatten, der einen Schornſteinfeger ſpielte, Rath Pfeil und Demoiſelle Anzelin, im Coſtüm der Columbine. — Die Intrigue war losgelaſſen, man trank lächelnd auf glücklichen Ausgang. —

Mochte etwa Franziska bei dem plötzlich veränderten Benehmen des Gatten die ſchreckhafte Nähe einer Kataſtrophe ahnen und die Nothwendigkeit einſehen, dem Geſchick die Stirn zu bieten, da ſie es nicht umgehen könne, kurz, nachdem ſie ſehr ſchlecht geſchlafen, fühlte ſie ſich geſtählt und nichts weniger denn erſchreckt, als der Herr Gemahl ſich ziemlich früh am andern Morgen melden ließ.

Sie empfing ihn ceremoniös.

Leutrum winkte dem Kammermädchen zu gehen und ſchritt in ſichtlicher Erregung auf und ab.

„Was beliebt, Herr Baron? — Um zehn Uhr hab' ich mit Graf Röder und Major von Varnbühler Geſchäfte, die —“

„Sie haben gar keine Geſchäfte, als die, welche Ihnen als meiner Gemahlin obliegen!“

„Ich verſtehe Sie nicht, Baron! Sie ſind erregt und — beabſichtigen, ſcheint mir, eine Scene! Dazu iſt aber Ihr Cabinet viel mehr geeignet!“

„Wenn Sie mich nicht verſtehen, ma chère, ſo werde ich deutlicher ſein! Sie ſind eine treuloſe Gattin! Sie ſind die geheime Maitreſſe des Herzogs!“

„Mein Herr!!“ und Franziska ſtand auf, ihre Bläſſe war tiefer Schamröthe gewichen; „Sie ſcheinen wahnſinnig zu ſein, ſonſt würden Sie dieſen Schimpf nicht gegen mich, gegen die Ehre Ihres Namens ausſprechen! Was ſoll die Invective bedeuten? Welchen Zweck verfolgen Sie? Wollen Sie ſich blind ſtellen gegen alle Vergangenheit und thun, als ſeien Sie nun erſt erwacht? — Wie Sie dieſe

Hand aus greiſenhafter Eitelkeit begehrten, reichte ich ſie Ihnen nur, nachdem ich Ihre Anträge ſchon dreimal abgewieſen, weil ich die Meinen vor bettelhafter Armuth und Schande retten gewollt, einer Schande und Armuth, die Ihr Werk iſt, um ſich dadurch mein Eheverſprechen zu ſichern! Ich gab Ihnen dieſe Hand und vor Gottes Altar das Gelöbniß, die Würde Ihres Namens zu wahren, aber ich ſagte Ihnen auch frei, daß ich Sie nie lieben, nicht einmal achten könne; denn wer mit ſo niederen Mitteln ein Weib erwirbt, iſt werth, daß man ihn verachte! Sie haben dies hinlänglich durch den Heirathsvertrag anerkannt, und in meinem Benehmen hat nichts gelegen, was Sie verſuchen konnte, das Gegentheil zu glauben. Sie hätten ſich mit dieſem Triumph Ihrer Eitelkeit genügen laſſen ſollen, aber Sie wünſchten, nachdem Sie elend genug im Lande accreditirt waren, bei Hofe wiederum zu glänzen, auf Ihre Frau Ihr Fortune zu ſetzen. Ich warnte Sie, denn ich ſah voraus, daß Sie zur Narrheit auch Schmach geſellen würden, Sie achteten nicht darauf, Sie zwangen mich an den Hof, mit jüdiſchem Eigennutz behandelten Sie mich als Firma Ihrer „belle fortune“. Nun gut! Ich habe den beſpotteten Namen Leutrum zu Ehren gebracht, ich habe ſo viel Gutes zu wirken geſucht, als ein Weib durch Milde und Würde vermag. Sie ſahen meinen Empfang, ſahen die Auszeichnungen, mit denen der Fürſt mich überhäuft, ſahen die Galanterien, die er mir angeſichts aller Welt gewidmet! Ihrer Indolenz fiel nicht ein, Beſorgniſſe zu empfinden, Sie ſonnten ſich vielmehr in meinem Glanz! Ihr Herz war ſo leer, Ihr Geiſt ſo öde, daß Sie nicht einmal begriffen, wie ich täglich, ſtündlich immer mehr in Gefahr kommen mußte, mein Herz zu verlieren. Und wenn ich es nun verloren, durch Ihre Schuld verlor, haben Sie es je beſeſſen? Haben Sie ſich zu beklagen, wenn ich dies gequälte Ding hier drinnen dem widmete, den ich achten und lieben muß?!“

„Alſo Du — Du geſtehſt Deine Schande, Unwürdige?!“

„Mein Herr, einen Schritt näher, und ich rufe die

Leute, da Sie die Achtung zu verletzen beabſichtigen, die Sie mir ſchulden! Wer iſt unwürdig? An wem haftet Schande? — Die Liebe iſt ein freies Recht, und ſo wenig Sie mir befehlen können, nicht zu athmen, können Sie mir verbieten, zu lieben! Sie haben ſich erkühnt, von meiner Schande und Untreue zu ſprechen, erkühnt, zu ſagen, ich ſei — die Maitreſſe Seiner Durchlaucht. Der Vorwurf ſieht Ihrer ſchmutzigen Seele ähnlich, die nie wußte, was Frauenwürde ſei!"

„Die aber Beweiſe hat, Madame! Augenzeugen!"

Franziska's Antlitz ſtrömte in Thränen über, ſie war unfähig, dieſen Schmerz länger zu ertragen. — „Baron, ich bitte Sie um Gottes willen, ſchonen Sie meiner, ſchonen Sie Ihrer Ehre! Ich ſchwöre Ihnen bei Gott und meiner Seligkeit, man hat Sie betrogen. Ich bin unſchuldig und mein Gewiſſen hat mir nicht das Leiſeſte vorzuwerfen. Der Herzog hat mir ſeine Liebe geſtanden, ich habe die meine nicht verheimlicht, aber zwiſchen uns iſt nichts geſchehen, was nicht die Schweſter dem Bruder, was die makelloſeſte Freundſchaft nicht gewähren kann! Noch iſt das Grauenhafte nicht über die Schwelle dieſes Zimmers gekommen, nehmen Sie Ihren Vorwurf zurück, wagen Sie nicht, mir mit Beweiſen und Augenzeugen zu drohen, denn Sie würden in mir ein Gefühl erwecken, das manchen Mann ſchon ruinirt hat, die Rache verletzter Frauenehre! Zwingen Sie mich nicht, den Arm des Gerichts aufzurufen, um die ſogenannten Zeugen meiner Schmach zu entdecken. Wenn Sie ein Loth Hirn haben, erwägen Sie, was davon das Ende ſein muß, und daß ich dieſen Augenblick eine beſſere Wächterin Ihrer Ehre bin, als Sie!"

Herr von Leutrum ging finſter ſinnend auf und ab. — Dieſen Widerſtand, dieſe Gründe, dieſe Kraft der Ueberzeugung hatte er nicht erwartet. Er ward ſchwankend und wußte nicht, wem er glauben ſollte. So viel kannte er Karl Eugen, daß, wenn die Zeugen genannt wurden, ſie auch verloren ſeien! So viel savoir vivre hatte er doch, zu wiſſen, daß es mitunter Dinge bei Hofe giebt, die ſich weder für das Forum der Rechtspflege noch der Volkszunge eignen.

„Madame,“ wandte er ſich zu ihr, „ich bewundere Ihre meiſterhafte Klugheit! Sie haben ſich nicht umſonſt Macht erworben, Sie wiſſen ſie auch zu gebrauchen! — Hören Sie alſo meine offene Meinung. — Ich bin gar nicht importirt, dieſe Hiſtorie vor den Richter zu bringen, falls ich es irgend vermeiden kann. Aber, bei Gott, mit meinem Willen werden Sie, ſo lange ich lebe, nicht von meiner Seite gehen, die Freude, Sie zu beſitzen, ſoll dieſer Herr Herzog nicht haben! Entweder Sie ſehen Karl Eugen nie wieder, folgen mir in acht Tagen nach Heubach, um es nicht mehr zu verlaſſen, oder ich laſſe es auf Ihren und meinen Schimpf ankommen, gehe an die Gerichte, ja ſelbſt an den Kaiſer, und müßte ich auch die Hälfte meines Vermögens verlieren! So viel iſt mir das Vergnügen, Ihre Liebe ruinirt zu haben, ſchon werth! Ich erwarte noch heute ein Billet von Ihnen, ob Sie meinem Befehle folgen wollen oder nicht!“ —

Eine Stunde ſpäter empfing der Baron folgenden Brief ſeiner Frau:

„Mein Herr! — Ich werde mit Ihnen in acht Tagen reiſen und bis dahin das Hotel nicht verlaſſen. Melden Sie mich bei Hofe krank, um mich der Abſchiedsaudienz zu überheben.
Franziska von Leutrum.“

„Haha, ich habe ſie! Gut operirt! Nun, Herr Herzog, wie wird Ihnen das gefallen!?“ —

Welchen Selbſtkampf, welche Todesqual Franziska dieſer Entſchluß gekoſtet, ward von der Einſamkeit ihres Boudoirs begraben, das ſie hinter ſich abgeſchloſſen, an deſſen Thür die alte Brigitte vergebens geklopft und mit bewegter Stimme um Einlaß gebeten hatte.

Als ſich Graf Röder mit Varnbühler zur feſtgeſetzten Stunde bei der Baroneß melden ließ, ihnen endlich geöffnet wurde, waren die Verwüſtungen, welche das Ringen mit Gott, ihrem Herzen und ihrer Ehre angerichtet, den Zügen, der ganzen Haltung der Unglücklichen tief eingeprägt, in wenig Stunden ſchien ſie wie gealtert.

Hatten auch Röder, Varnbühler und der Herzog geahnt, daß etwas mit dem Ritterſchafts-Director vorgegangen ſein müſſe, — aber als die herzoglichen Vertrauten die Leidende ſahen, prallten ſie erſchrocken zurück.

„Aber was, Allmächtiger, iſt geſchehen, edle Frau?!“

„Das Sprechen iſt mir Qual. Ich muß alle meine Nerven anſpannen, um bei Verſtand zu bleiben, meinen letzten Reſt äußerer Würde zu bewahren. Fragen Sie nach den Gründen nicht weiter, fordern Sie keine Erklärung! Bitten Sie den Herzog, ruhig zu ſein — meinen Schmerz, meinen Namen zu ſchonen und — mich zu vergeſſen! Es iſt ja das Letzte, — nur Barmherzigkeit, was er mir erweiſen ſoll!“

„Der Herzog Sie vergeſſen?“ rief Varnbühler, „das iſt unmöglich, das iſt ein Todesurtheil!!“

„Das meine gewiß, Oberſt! — Mein Gemahl hat beſchloſſen, binnen acht Tagen Ludwigsburg für immer zu verlaſſen, und mir befohlen, ihm zu folgen. Ich werde es, denn es iſt ſein Recht! — Seine Durchlaucht wird mir den entſetzlichen Augenblick des Abſchieds erſparen. Sie dürften von der Wahrheit nicht weit ab ſein, — wenn Sie allen Leuten ſagen, — ich ſei krank!“

„Ludwigsburg für immer verlaſſen? Leutrum es befohlen?“ und Röder erfaßte ihre Hand, — „o, ich verſtehe!“

„Ja, theurer Röder. Das Spiel iſt aus! Der ſüße Traum, die holde Lüge der drei letzten Jahre verrauſcht — und ich befinde mich auf der dürren Steppe der Wirklichkeit! — Wenn ich vom Himmel zum Engel Karl's und Würtembergs beſtimmt geweſen, ſo habe ich mit Engeln das wenigſtens gemein, daß ſie verſchwinden, wenn ihre Miſſion erfüllt iſt! — Was von mir hier bleibt, iſt das Andenken ſchöner Stunden und der Trieb des Hohen, den ich in Karl's edles Herz gelegt! Es iſt kraftvoll und hochgeſinnt genug, ihn ſich auch ohne mich zu bewahren. Sagen

Sie ihm, daß das Opfer der Entſagung von meiner Seite das ſchwerere war, ich ihm Mannesmuth und Ehre genug zutraue, mir mit gleichem Opfer zu vergelten! Er wird, das fühle ich, mich nicht lange mehr dem Geſetz der Pflicht zu gönnen haben, Gott iſt liebevoller als die Menſchen! Er wird mich vom Kampfplatz nehmen, dann iſt aller Streit aus! Das — das Portefeuille, Röder — werde ich Seiner Durchlaucht durch Hormayer — zuſtellen laſſen. Will mir der Fürſt ein letztes Liebeszeichen geben, — ſo — empfehle ich ſeiner Gnade — dieſen treuen Mann, — der durch mein Weggehen unglücklich wird, — ich —"

Sie vermochte nicht mehr ihren ſchwindenden Kräften zu gebieten, wie eine Sterbende ſank ſie zuſammen. Röder fing ſie auf und legte ſie auf den Divan, Varnbühler rief Brigitte, die Leute und ſchickte nach einem Arzte. Baron von Leutrum war ausgefahren.

Die beiden Höflinge blieben ſo lange, bis der Doctor kam. „Sie muß ſofort zu Bett!" ſagte er. „Beſorglich iſt der Zuſtand nicht, aber ſie braucht Ruhe!"

Röder und Varnbühler verließen beſtürzt das Hotel Leutrum. —

Was an dieſem Tage in des Herzogs Cabinet vorfiel, hatte keine irdiſchen Zeugen als Röder, Varnbühler, den Hofmedicus Elwert, welchen man zu rufen gezwungen war, und Pepino. Man redete, der Anfall, welchen Sereniſſimus damals bei Anweſenheit des kaiſerlichen Reichscouriers hatte, ſei in ſehr verſtärktem Maße eingetreten. Sicherlich mußten Dinge vorgefallen ſein, die ſelbſt die halb triumphirende Montmartin-Wimpfen'ſche Clique in Sorge ſetzten, ja, den Rath Pfeil eiligſt Urlaub auf vier Wochen nehmen ließen, um — im Auslande die Geſchichte abzuwarten. Er hatte auf alle Fälle gegen einen geheimen Revers ſein Vermögen, ſein Haus in Stuttgart und ſeine Villa in Saſſenhauſen an Miniſter Montmartin cedirt, um es zu retten.

Die plötzliche Nachricht: „Leutrum und Frau verlaſſen den Hof und Ludwigsburg," bewirkte, daß ſogleich alle

Audienzen, Vorträge und Soiréen abgeſagt wurden, das Schloß und die Favorite wie verödet waren, und das Gerücht, „der Herzog raſe", umging, Alles in lähmenden Schreck, bitterſte Befürchtungen verſetzt wurde. — Es war, als ſtände die Staatsmaſchine ſtill, als ſeien alle Hoffnungen erloſchen und getödtet durch das Scheiden dieſer Frau. —

Am dritten Tage vor der Abreiſe ſpät Abends war's, als Röder mit dem Arzte den Herzog verlaſſen, Varnbühler ſich aber in's Antichambre zurückgezogen hatte, wo für ihn ein Bett aufgeſchlagen worden. Im Vorſaal hielt ein Doppelpoſten Wache.

Karl lag halb angekleidet auf ſeidenem Bette, ſchlaflos. Sein Haar ſtand wirr, ſein Hemd war aufgeriſſen, ſein Geſicht verſtört und doch tödtlich abgeſpannt, die Bruſt hob ſich in Seufzern und Zuckungen, und ſeine dünnen weißen Finger trommelten auf der Decke, welche er halb aufwärts gezogen, oder fuhren nervös taſtend oder zupfend über ſie hin, während er alle Augenblicke ſeine Lage veränderte.

Unzweifelhaft war er in der Beſſerung, aber in einer Beſſerung, die ihm die Exiſtenz nur um ſo unerträglicher machte. — Er hatte ſo viel geklagt, geweint, gewüthet, — daß er keine phyſiſche Kraft mehr hatte, — nur das tiefe Herzweh hämmerte noch in ſeiner Bruſt und am Sarge all' ſeiner Erdenfreude.

Pepino ſaß vor ſeinem Bett und beobachtete ihn. Keine Secunde hatte er ihn verlaſſen und mit der Genauigkeit eines Arztes alle Symptome ſeines Zuſtandes verfolgt. — Der Hofmedicus hatte verſichert, daß kein Rückfall zu beſorgen ſei. Der Termin der Abreiſe rückte überdem näher, hatte doch Leutrum ſchon dem Juden Rath Steinheil Auftrag gegeben, ſein Haus zu verkaufen, und ſämmtliche Abſchiedsviſiten beendet. — Am Tage waren Röder, Varnbühler und Gemmingen um den Herrn, nur jetzt war ein Coup möglich.

„Darf auch einmal Pepino ein Wort zu Euer Durchlaucht reden?"

„Was willſt Du?"

„Es giebt ein Mittel, Ihnen zu helfen, Sereniſſimus! Das einzige, letzte."

„Du? — Mir?" Karl erhob ein wenig den Kopf und ſah ihn verächtlich an. „Haha, er will mir helfen, — mein Läufer!"

„Eben weil ich nur der Läufer bin, ein bloßes Geſchöpf Dero Wohlthaten, ein Hund, der nichts werth iſt, als wozu ſein Herr ihn macht! Ich weiß ein Mittel, Ihnen zu helfen, und eh' ich Eure Durchlaucht länger leiden ſeh', zugeb', daß geſchieht, was Ihr Unglück ſein muß, thu' ich's, und käm' ich an den lichten Galgen. Ich könnt' es ausführen, ohne ein Wort zu verlieren, gnädigſter Herr, aber bis dahin könnte Ihr Herz brechen. Seien Sie ganz ruhig, Durchlauchtigſter Herr, dieſe Abreiſe wird nie erfolgen!"

Karl Eugen hatte ſich mit träumeriſchem Staunen aufgerichtet und ſtarrte Smergali an.

„Ich glaube, Du redeſt im Fieber, oder ich bin nicht bei mir! — Dieſe Reiſe nicht ſtattfinden?!" —

„Ja, gnädigſter Herr, etwas dem Aehnliches. Leutrum wird allerdings den Weg antreten, aber unterwegs wird er etwas verlieren!"

„Etwas verlieren, Pepino, ich will nicht hoffen, daß Du im Scherz ſprichſt? Was haſt Du vor?!"

„Wenn ich's Euer Durchlaucht eben verrathe, mache ich Sie zum Mitſchuldigen, denn Leutrum wird die Gerichte aufrufen. So hat er ſich nur an den Läufer zu halten!"

Der Herzog raffte ſich mit Gewalt empor und packte Smergali mit heftigem Griff. „Ich will es wiſſen! — Du biſt mir treu, Du liebſt mich, ich weiß es, wenn man Dich auch nicht leiden kann, — aber Du ſollſt nichts zu unternehmen wagen ohne meinen Befehl! Was iſt's, geſteh's, — oder ich ſchelle dem Varnbühler!"

„Mein gnädigſter Herr, ich will's geſtehen, wenn Sie's befehlen, Ihnen allein, — aber bedenken Sie, daß Ihro Durchlaucht dann nichts übrig bleibt, als entweder auf die Frau Baroneß ewig zu verzichten, oder Mitwiſſer meines Vergehens zu ſein. Dann wird Leutrum nicht mich, ſondern Höchſt-Sie anklagen, die That wird nicht als Auskunftsmittel eines treuen Dieners, ſondern als von Ihnen befohlen gelten!“

„Foltere mich nicht länger, Menſch! Sage nackt heraus, was es iſt, und ich will Dir verzeihen! Was kümmert mich die Welt, wenn Dein Mittel gut iſt?!“

„Sei's denn,“ ſeufzte Smergali, als preſſe ihm das Geſtändniß das Herz ab. — „In drei Tagen reiſt Baron Leutrum. Es wird ſpät Abends geſchehen, der Leute wegen. — Wohin er ſeinen Weg nimmt, weiß ich nicht, entweder über Stuttgart und Böblingen, oder über Leonberg und Sindelfingen, man wird es erfahren. Er hat zwar vortreffliche Pferde, aber — unterwegs bei dem neblichten Wetter iſt ein Unglück ſo leicht geſchehn!“

„Ein Unglück?!“

„Er wird überfallen und beraubt werden!“

„Beraubt?!“

„Seiner Gemahlin!“

Der Herzog ſchnellte, wie von elektriſchem Funken berührt, empor.

„Wer gab Dir Macht, Satan, in den Tiefen meiner Seele zu leſen? Den letzten, einzigen, verzweifelten Gedanken zu erhaſchen, der in ihr ſich regt?! — Sie rauben, ja! Es giebt nur dies Eine! — Die Tugend dieſer Frau iſt nicht zu beugen, ſie blutet, ſie ſtirbt lieber für das Geſetz der Sitte und Ehre, als daß ſie überſpränge, um glücklich zu ſein!“

„So müſſen Sie's, der Fürſt, der über dem Geſetz ſteht! Was man freiwillig zögernd nie thut, ein kühner, zwingender Augenblick lacht aller Bedenken! — Die That ſei mein, der Nutzen Euer Durchlaucht! Einmal ihm entriſſen, kann ſie, wird ſie zu Leutrum nie zurück wollen! — Auf was will er klagen? Auf Scheidung? Das wünſcht man eben!"

Karl Eugen ging in höchſter Bewegung auf und ab, der Bewegung dämoniſcher Freude. Für die Sehnſucht, den ſcheuen Gedanken ſeines Herzens hatte ſich plötzlich eine dienſtwillige Hand, ein verſchwiegener Diener gefunden.

„Du haſt Helfershelfer?"

„Bis jetzt keinen. Aber wenn ich Euer Herzoglichen Verzeihung gewiß bin, werden ſich ein halb Dutzend treuer Leute wohl finden, die nicht lange nach dem Was fragen, ſondern blind dem Commando folgen!"

„Gut, gut! — Meine Verzeihung haſt Du! — Ich werde ſelbſt dabei ſein, verſtanden! Die Baroneß ſoll keinen Augenblick im Zweifel ſein! O, keine Gewalt der Welt ſoll ſie mir mehr entreißen! Morgen das Weitere! Mein Kopf brennt, — ich muß Ruhe finden, Ruhe für dies wallende Blut und dies thörichte Herz!" —

Am andern Tage, nach langem Schlummer, erwachte die Durchlaucht ganz wunderbar geſtärkt. Wenigſtens ſchien es ſo. Er war kälter, ruhiger, — der Arzt ſchien ſelbſt erſtaunt. Sereniſſimus klagte nur über große Abſpannung und lag viel auf dem Sopha.

Was Röder und Varnbühler nicht gefiel, war des Herzogs jetzige ſcheue Verſchloſſenheit, etwas drohend Tückiſches in ſeinem Weſen, was ſie an jene Zeit der Gewaltacte erinnerte. Es kam dem alten Grafen vor, als hätte Karl einen unheimlichen Entſchluß gefaßt, über deſſen Verwirklichung er brüte. So viel es möglich war, ohne ihr Mißtrauen zu verrathen, blieben Röder und Varnbühler um ihn, doch verlor ſich dieſer ſein Zuſtand, je näher die Kataſtrophe rückte, immer mehr. Dagegen nahm die Mattigkeit ſichtlich zu, der Herzog ſchlief viel. Der Leibmedicus ſagte, das wäre eine höchſt wohlthätige Reaction der guten Natur des Herzogs, binnen wenigen Tagen würde er geſund ſein.

Der Tag von Leutrum's Abreiſe war gekommen. Neun Uhr Abends wollte man Ludwigsburg verlaſſen, halb zwölf

Uhr Nachts in Stuttgart eintreffen, daſelbſt bis ſieben Uhr Morgens raſten und über Degerloch nach Böblingen aufbrechen.

Franziska hatte ihre franzöſiſche Kammerfrau entlaſſen und von Hormayer einen kurzen, wehmüthigen Abſchied genommen, nachdem ſie zu ihrer Beruhigung aus ſeinem Munde erfahren, daß der Herzog außer Gefahr ſei und ihn durch Varnbühler's Mund verſichert habe, er ſolle weder in Gehalt noch Stellung gekränkt ſein. — Sie war gefaßt. — Die ſtarke Seele dieſer Frau hatte überwunden, Pflicht und Ehre den Sieg erkämpft, aber ihr Herz war todt, empfindungslos, und ſie ließ von den Wellen des Zufalls fortan gleichgültig ihren Lebensnachen treiben. Nur die alte Brigitte ſchüttelte den Kopf und war mit dem Allen ſchlecht einverſtanden.

's is emol e verquetſche G'ſchicht', herzliebſtes, gnädig's Fränzle, mag's gehe wie's will!“ ſagte ſie heftig am Nachmittag der Abreiſe und ſah Franziska von der Seite an. „Wie's Fränzle hoat en Leutrum g'numa, hab' i g'ſagt, deſch is g'fehlt, deſch is nix! Wie's Fränzle hat den Karle Herzog g'ſieh', hab' i g'meint, deſch iſt der Recht', und deſch war a der Recht' und — und — und wann der Karle Herzog 's Fränzle recht lieb hätt', Teixel fix, er ließ' ſich's net nehme, er lief' ihme nach, er fing et's dem alte graußliche Kerle ab!!“

„Ein Wort noch davon, Brigitte — und ich, ich muß Dich entlaſſen! Hab' ich nicht Qual genug, kannſt auch Du mich noch kränken?“

„Scho gut, ſcho recht, i red' ka Wörtle meh!“ brummte die Alte.

Um neun Uhr fuhr die Equipage des Herrn von Leutrum aus dem Thorweg des Hotels, einen Vorreiter mit der Windfackel vorauf. Es nebelte und Alles war in fahles Grau gehüllt. Die Packwagen und Pferde hatte er ſchon Vormittags vorausgeſchickt nach Stuttgart. In der Reiſekutſche ſaßen Baron und Baroneſſe von Leutrum, auf dem Bock neben dem Kutſcher die alte Brigitte.

Bleich, ſtarr, wortlos ſah Franziska die öden Straßen, die Häuſerreihen vorbeigleiten. Sie fühlte, wie ihr ganzes Weſen ſich vereiſte, wie nach dieſem Tage das Grab nur folgen könne.

Ihren Vater hat ſie nicht mehr ſehen, an ſeiner Bruſt ihr Leiden nicht klagen können, ihre Brüder nur mit letztem Händedruck und Blick noch grüßen dürfen.

Das Leonberger Thor lag hinter ihnen. Den Fackelträger vorauf, rollte der Wagen in's Weite. Kein Stern ſtand am Himmel, — ſo verließ Franziska Ludwigsburg. —

Den Tag über waren Röder und Varnbühler beim Herzog geweſen, der ſichtlich beruhigt, aber matter als ſonſt ſchien. Pepino Smergali hatte um Urlaub nachgeſucht und der Kammerdiener Menderſtein ſeinen Dienſt übernommen. Für morgen ſetzte Karl, trotz Röder's Bitten, wieder Audienz und Vortrag feſt. Um ſich hierzu zu kräftigen, ging er ſchon um ſieben Uhr zu Bett, befahl aber Röder und Varnbühler ernſtlich, ſich für die emſige Krankenpflege nun etwas durch Geſellſchaft zu entſchädigen, und lehnte entſchieden ihre weiteren Dienſte für heute Nacht ab. „Menderſtein allein ſoll bei mir ſchlafen, das iſt Alles!“ — Die Höflinge verließen die herzoglichen Gemächer. „Ich weiß nicht, was mich ſo beſorgt macht!“ ſagte Röder, als er mit dem Adjutanten aus dem Portal trat, — „vor zehn Uhr will ich doch noch einmal anfragen, ob nichts vorgefallen iſt.“

Eine halbe Stunde nachher erhob ſich Karl vom Lager. — „Menderſtein!“

„Durchlaucht!“

„Was iſt Dir lieber, hundert Gulden Douceur, oder wenn ich Dich vom Dienſt jage?“

„Herzogliche Gnaden —!“ Der arme Mann ſah ihn erſchrocken an.

„Wenn Du, ohne ein Wort zu ſagen, thuſt, was ich befehle, — die Gulden. Wenn Du Röder, Varnbühler oder ſonſt wem ein Wort verräthſt, Caſſation!“

„Zu — zu befehlen, gnädigſte Herrſchaft!"

„Feder und Papier!"

Der Diener brachte das Verlangte. Karl ſchrieb zwei kurze Befehle. — „Dieſen Zettel an den wachthabenden Offizier, den andern an Stallmeiſter Scheid, dann kommſt Du unverzüglich zurück, ich will angekleidet ſein!" —

Menderſtein eilte hinweg. — Inzwiſchen begann der Herzog mit wunderbarer Kraft ſich ſelbſt anzukleiden. So eilig der Laquai auch wiederkam, Sereniſſimus ſtand ſchon in Reiterſtiefeln, Hut und Degen vor ihm.

„Gieb mir meinen Jagdrock und lege den kurzen Pelzmantel hin, dann hole Wein."

Indeß der Laquai fortſtürzte, ſchloß Karl ſeinen Waffenſchrank auf, nahm zwei Reiterpiſtolen, lud ſie bedächtig und ſteckte ſie in die Seitentaſchen des Rockes. — Er trank dann ein paar Gläſer Wein, in großer Erregung auf und ab gehend. Die Pendule ſchlug neun Uhr.

„Sieh in den Hof, ob die Pferde da ſind!"

In wenigen Minuten kam Menderſtein wieder.

„Sie ſind da, Euer Durchlaucht!"

„Nun haſt Du nichts zu thun, als mich hier zu erwarten. Du gehſt weder aus dem Cabinet, noch ſprichſt Du ein Wort!" Damit ſchob er den Kragen ſeines Pelzes in die Höhe, knöpfte ihn zu und ſchritt hinaus, dem Poſten vorüber durch den Corridor, die hintere Treppe nach dem Hofe.

„Scheid!"

„Zu Befehl!" — Der Stallmeiſter führte ihm einen Eiſenſchimmel vor, half ihm hinauf und ſchwang ſich auf das andere Pferd.

Der wachthabende Offizier berührte den Hut, im kurzen Trabe verließen Beide das Schloß. —

Graf Röder hätte ſeinen herzoglichen Freund nicht ſo genau kennen müſſen, um nicht an dieſem Abende mißtrauiſcher als ſonſt zu ſein. Mit Varnbühler ſoupirend, die Vorgänge der letzten Tage überlegend, ward er immer unruhiger und ſah alle Augenblicke nach der Uhr. Die große Ruhe des Herzogs heut', dieſe Windſtille nach wüſtem Sturm, kam ihm immer unnatürlicher vor. Von Sorge getrieben, machte er Varnbühler endlich den Vorſchlag, gegen neun Uhr nach dem Hotel Leutrum zu gehen; — es war kindiſch, aber er hatte Sehnſucht! Ihm war, als ginge die eigene Tochter weit weg — über's Meer und er ſolle ſie nicht wiederſehn!

Vor dem Hotel angelangt, fanden ſie den Thorweg offen, die Reiſeequipage ſtand drinnen. Rath Steinheil, der Jude, ging in der Straße auf und ab und begrüßte die Ankommenden.

„Iſt das Hotel wirklich bei Ihm zum Kauf?"

„Gewiß, Excellenz, wollen Sie bieten?"

„Ich, Steinheil? — Darüber läßt ſich ein andermal reden. — Wann reiſt der Baron?"

„Jede Minute kann man abfahren."

„Haben Sie von dem Befinden der gnädigen Frau gehört?"

„Leidend, ſehr leidend. — Doch — da klappt ſchon der Schlag zu!"

Der Wagen rollte vorüber. Eine einſame Thräne glitt über Röder's Geſicht. — „Gehen wir zurück zum Schloß, es iſt Alles vorüber!" Er ſeufzte tief auf. —

Die Glocke der Stadtkirche ſchlug eben neun Uhr. Sie ſchritten durch die Metzgergaſſe nach der vorderen Schloßſtraße. Pferdegetrappel kam ihnen entgegen, zwei Reiter jagten vorüber. —

„Sonderbar!" fuhr Röder auf. „Mir war, als kenne ich die Pferde! Die Gangart, das Geſchwänz —?"

„Hätten wir den Herzog nicht im Bett verlaſſen, ich wollte darauf ſchwören, daß er dort hinritt im Pelzrock!"

„Varnbühler, — das iſt unmöglich! Doch ich wollte mich ohnedies nach ihm erkundigen, kommen Sie!" —

Als Beide an die Thür des herzoglichen Cabinets kamen und leiſe öffnend hineinblickten, fanden ſie das Neſt leer! Das Schlimmſte ahnend, fragten ſie den Laquaien aus, — von ihm war nichts herauszubringen. Pepino auf Urlaub! Die Sache war abgekartet!

„Hier iſt ein Bubenſtück unterwegs!“ ſchrie Röder auf. „Nehmen Sie Ihre Piſtolen mit! In zehn Minuten im Marſtall! Laſſen Sie ſatteln, wir müſſen mit dem Teufel um die Wette reiten!“ —

Wenige Minuten vor dem Stadtthore eilten zwei Reiter dem Wagen Leutrum vorüber. Franziska hatte ihre Stirn an die Scheiben gepreßt und ſah ſie vorbeitraben. Sonderbar, — ſie dachte, es müßten Bekannte ſein! — Dann wurde wieder Alles ſtill und nur der monotone Tritt der Pferde, das Rollen der Räder vernehmbar.

Die Gegend ſenkte ſich, man fuhr von der Ludwigsburger, dann der Osweiler Höhe abwärts, — fern glommen Lichter wie Fünkchen durch den Nebel und hoch oben mehrere an den Bergen. „Solitude!“ ſeufzte Franziska innerlich, ihr war, als könnte ſie gleich aus dem Wagen ſpringen. — Der Kreuzweg kam, die Kutſche wendete nach dem Mühlbach zu, immer bergab. Kahl und traurig iſt Alles. Hier und da huſchen Buſch und Baum vorüber wie Geſpenſter. —

Plötzlich tönt's wie ein naher Pfiff, — dann weiter, — endlich tief in der Ferne.

Franziska wurde ſo eigenthümlich aufgeregt — „wann der Karle Herzog 's Fränzle lieb hätt', Teixel fix! er fing' et's dem alte graußliche Kerle ab,“ hatte die Brigitte gemeint, — das ging ihr jetzt durch den Sinn. Man mußte nun langſam fahren, — wahrſcheinlich des Terrains wegen; viel Unterholz wuchs zu beiden Seiten, die Mühlbachbrücke konnte unmöglich mehr weit ſein. —

Auf einmal gab es einen Stoß! Der Wagen ſtand, die Pferde bäumten! Stimmengewirr, der Schlag ward aufgeriſſen!

Ein langer Kerl packte den erſtaunten Leutrum bei der Bruſt und hielt ihm ein Piſtol vor die Naſe. „Ein Wort, einen Laut, und ich ſchieße!“

Ehe Franziska ihres Entſetzens Herr werden konnte, hatte ein Anderer den Schlag auch von ihrer Seite geöffnet.

„Schweigen Sie, Madame, zwingen Sie uns zu keiner Gewalt, wir ſind unſerer genug! Steigen Sie aus, wir müſſen den Wagen durchſuchen.“

„Einen Augenblick nur, o Gott!“ ſtammelte ſie. Mit haſtigem Griff überzeugte ſie ſich, daß ſie ihr liebes Fläſchchen, — die letzte Alternative, bei ſich trage, dann ſtieg ſie zitternd aus.

Kaum berührte ſie den Boden, als ein Tuch um ihren Kopf geſchlungen, ſie von ſtarkem Arm emporgehoben ward — ihr ſchwanden die Sinne. —

Als ſie ſich wieder zurecht fand, fühlte ſie ſich in einem engen, ſchwankenden Raume ſitzen, flüſternde Stimmen tönten von außen. Die Vorhänge wegziehend, erblickte ſie links und rechts hohen Wald, — ſie ſaß in einer Portechaiſe.

Nun war ihr klar, daß der Raubanfall nicht ihres Mannes Börſe, ſondern ihrer Perſon galt! Wer konnte das wagen, als der Herzog. Brigittens Rede wurde ihr nun deutlich, die Alte war entſchieden im Einverſtändniß. — Was ihr ganzes Weſen bei dieſer Entdeckung erfaßte, war nur Eins, der ganze Zorn gekränkter Frauenehre! Sie hatte indeß nicht Zeit, ſich Argumenten hinzugeben. Der Inſtinct der Gefahr für ihre Tugend, der Muth kräftiger Entſchloſſenheit durchdrang ſie und gab ihr hundert Sinne. — Haſtig ſich ganz von dem Tuche frei machend, ſuchte ſie das Fläſchchen, — jubelnd fand ſie es wieder, nahm es krampfhaft in die rechte Hand, und ſo gegen alles Kommende geſtählt, betete ſie brünſtig und ſtill um Errettung, oder —, müſſe es ſein, um Vergebung! —

Man bog in ein Gehöft ein, eine Hausflur nahm den Tragſtuhl auf. — Stimmen, Lichter! Man ſetzte ſie nieder und öffnete. — Franziska von Leutrum ſtieg aus. Ihr erſter Blick fiel auf Pepino Smergali, der, einen Leuchter in der Hand, ſich tief verbeugte. Die übrigen Männer kannte ſie nicht. Sie warf ihm einen Blick wildeſten

Haſſes zu, aber lächelnd deutete er nach der Thür, die er vor ihr öffnete. Das Zimmer war einfach und elegant möblirt, aber leer. —

„Bin ich Gefangene?!“

„Euer Gnaden iſt überall Herrin!“ —

Sie antwortete nicht, die Scham ſchloß ihre Lippen. Sie trat ein. — In demſelben Augenblick hörte ſie fernen heftigen Wortwechſel. Sie glaubte Röder's Stimme zu erkennen und wollte nach der Thür, aber dieſelbe wurde eben abgeſchloſſen.

Als ſie ſich wendete, ſtand Karl Eugen vor ihr.

„Kannſt Du mir verzeihen, Franziska?!“

„Nie, Herr Herzog, nie! Nähern Sie ſich nicht, ſage ich Ihnen! Einen Schritt mehr und Sie ſollen eine Leiche als Eigenthum behalten!!“ —

„Auf!“ dröhnte Röder's Stimme von draußen. „Wer in dieſem Zimmer iſt, öffne, oder ich ſchieße das Schloß ein! Eins — zwei —“

„Halt!“ ſchrie Karl. „Ich werde öffnen.“

Franziska athmete auf.

Der Herzog öffnete. Röder, todtenblaß, das Piſtol in der Hand, trat ein.

„Was haben Sie hier zu ſuchen, Herr Röder?“ ſchäumte Karl auf.

„Die verfolgte Unſchuld und das verletzte Recht, Herr Herzog! — Als dieſe Dame nach Ludwigsburg kam, hat ſie ſich meiner Ehre, meiner väterlichen Obhut anvertraut, denn ſie ahnte, daß ſie in die Höhle der Gewalt gekommen. Sie haben mich betrogen, Durchlaucht, den alten redlichen Freund betrogen, und während ich an Ihrem Bette ſaß in Kummer, verſtellten Sie ſich, um der alten Sinnengier Genüge zu thun!“

„Wahre Deine Zunge vor Deinem Herrn, Menſch, oder —“

„Sie ſind mein Herr nicht mehr, Herr Herzog, denn mein Herr hatte Ehre! Der hier vor mir ſteht, iſt es nicht!“ —

Eine tiefe Stille erfolgte, während deren Röder die erſchöpfte Baroneſſe zu einem Stuhl führte und ihr Haupt an ſeine Seite lehnte. —

Karl Eugen war gebrochen. Der Wahnſinn dieſer Stunde lag offen vor ihm.

„Franziska! — Röder! — Ich — nennt mich ein Kind, nennt mich einen Narren, — gebt mir alle Namen, die Haß und Verachtung erſinnen können, — aber — nennt mich nicht ſchlecht. Ich kann ohne Dich nicht athmen, Franziska! Wie tief die Schmach auch vor aller Welt ſei, die ich Dir angethan, dieſe Schuld hat mein Herz verbrochen, dieſes unſelige Herz, das Du lieben gelehrt! Sag' ihr, Röder, was ich gelitten, frage Dich ſelbſt, Franziska, ob an meiner Seite Dein Loos ſo ſchimpflich ſein kann, als an der Seite jenes Menſchen, der Dich gekauft um Gold! Sage mir, Röder, womit ich dieſe Stunde ſühnen, was ich thun kann, daß ſie an meine reine Liebe glaube, und keine Demüthigung ſoll zu groß, keine Entbehrung zu hart ſein! Aber ich ſchwöre Euch bei Gott dem Allmächtigen, dieſes Leutrum Gattin iſt ſie geweſen, mein oder ſein Leben, muß es ſein!! Ich verlange ja nichts als Deine reine Nähe, nichts als Dein Lächeln, Deinen Troſt! Kann ein Bettler heißer um eine Gabe bitten?"

„Herr Herzog," und Franziska's Stimme klang hohl, „Sie haben meine Liebe beſeſſen, jetzt haben Sie nur meine Verachtung! Wohl iſt es wahr, daß Sie dieſe Ehe gebrochen, nicht ich! Was ich bei Leutrum gelitten, iſt Sache meiner Gefühle, die nur Gott ſchaut, aber was ich bei Ihnen litt, iſt Erniedrigung des Heiligſten im Weibe! Ich bin nicht mehr Leutrum's Frau, denn es wäre gleiche Schande, zu ihm zurückzukehren nach dieſem Augenblick, die Welt wird nimmermehr an meine Unſchuld glauben! Aber ich werde eben ſo wenig das werden, wozu Sie mich zu machen belieben! So wirbt kein freier Mann, ſo wirbt nur ein Tyrann. Dieſem Tyrannen aber ſag' ich, daß ein

Tropfen aus dieſem Fläſchchen mich über alle Gewalt erhebt! — Möglich, Herr Herzog, ich thue Ihnen zu viel! Möglich, daß es nicht blos unbändige Gier der Sinne, daß es etwas Edleres geweſen, was Sie zu dieſer That verleitete, aber wann ich daran glauben, wann ich meinen Karl von dem edlen Landesvater, der dieſe Stunde ſchuf, wieder unterſcheiden lerne, mag der Allmächtige beſſer wiſſen!!“ — Weinend ſank ſie an Röder's Bruſt. —

Karl Eugen ſtürzte verzweifelt hinaus. Auf dem Flur brach er in Varnbühler's Armen zuſammen. —

Todkrank brachte man den Herzog am andern Tage nach der Solitude. —

Franziska von Leutrum kehrte in ihr Hotel zurück, das Röder von Steinheil miethete. —

Das war Herrn Pepino Smergali's Kunſtſtück.*)

---

*) Pfaff II. 539—41. Mentzel 231.

6.

Schubart als Höfling.

So glänzend der Ritterſchafts-Director von Leutrum als Ehemann in Ludwigsburg eingezogen, ſo sans phrase, ſo allein und unbemerkt verſchwand er. Er verſchwand nicht nur in Perſon, ſondern auch nach einigen Wochen ſogar aus dem Gedächtniß der Menſchen. — Das war allerdings nach den Rodomontaden gegen ſeine Frau höchſt auffällig.

Dies Benehmen hatte aber den Umſtänden nach ſeine ſehr pſychologiſche Berechtigung.

Als er nämlich in bewußter Nacht die bewußte Mündung der präſentirten Piſtole in ſo unangenehmer Nähe ſeines Hauptes gewahrte, hatte ihn ein ſo lähmender Schreck erfaßt, daß er nicht einmal bemerkte, wie man ihm ſeine Gattin escamotirte. Kaum war dieſelbe von ſeiner Seite verſchwunden und der Schlag zugeworfen, als der entſetzliche Piſtoleninhaber von der andern Seite ohne Umſtände einſtieg und der Waffe dieſelbe unveränderte Richtung gab. Ein Pfiff erfolgte, der Wagen zog an und ſauſte, wie von Furien getrieben, gen Stuttgart.

„Nun, mein Herr Baron, will ich Ihnen den Aufſchluß des Räthſels geben,“ ſagte der neue Geſellſchafter, und ſetzte gemächlich den Hahn in Ruhe. „Vorerſt, um mein Zeugniß authentiſch zu machen, ich heiße Gerung von Emmershofen, haha; alſo wir ſind alte Freunde. Ich habe Ihnen demnach zu eröffnen, daß Ihre Frau Gemahlin in Sereniſſimi Gewalt iſt!“

„Mein Herr, Sie —!!“

„Soll ich die Piſtole ziehen? Geniren Sie ſich nicht! — Ich ſchieße Sie wie eine Wachtel nieder! — Alſo Sie werden mit mir über Stuttgart direct nach Heubach, oder wohin Sie wollen, reiſen.“

„Sie? Aber ich bitte Sie, ich —“

„Ich bin unerbittlich. Ja, ich werde ſogar ſo lange Ihr Gaſt ſein, mit Ihnen eſſen, fahren, reiten, in einem Zimmer ſchlafen, kurz Ihren Schatten bilden — natürlich mit dem Piſtol in der Taſche —, bis Sie Ihren Vertrag gegen Rath Pfeil gelöſt, in der beſprochenen Art Ihre Scheidung von der Frau Baroneſſe bewirkt haben. Iſt das in vierzehn Tagen nicht geſchehen, ſo ſchießen wir uns über's Schnupftuch! Sereniſſimus will, daß Sie fallen oder — gehorchen ſollen, und ich führe das krachende Mandat bei mir. Die Sache iſt ungeheuer einfach, und ein kluger Mann, wie Sie, wird ſich keinen Augenblick länger darüber echauffiren. Wir haben ſo manchen Spaß zuſammen gehabt, Leutrumchen, und es wäre ſchade, wenn Sie Ihren beſten Freund durchaus zwingen wollten, Ihnen eine Pille zu appliciren!“ —

Was für weitere Erörterungen im Wagen vorgegangen, ob der Baron beſondere Muthproben verſucht, oder lieber ſein junges Leben in Obacht genommen, ſei dahingeſtellt. Er vollendete nicht allein die Reiſe nach Heubach in höchſter Eile, ſondern leitete auch ſofort die Scheidung von ſeiner Frau ein, welche rechtskräftig vom Ludwigsburger Ehegericht vollzogen wurde. — Daß Franziska's Raub in aller Welt Munde war, dafür ſorgten ſchon die Wimpfens und Montmartin, denen es ja vor Allem darum zu thun war, den moraliſchen Credit dieſer Frau zu verderben, ſie zu einer Courtiſane ihrer Gattung zu machen. Ein etwas langes Geſicht zogen ſie freilich über Röder's Intervention, Karl's Zuſtand und die energiſche Haltung der Baronin bei der Kataſtrophe, deren Ende ſie ſich weſentlich anders gedacht hatten.

„Die Schlauheit dieſes Weibes ruinirt uns Alle, wenn wir uns die leiſeſte Blöße geben!“ rief Montmartin. „Wir müſſen geduldig zuwarten und uns ſalviren, ſo lange ihr Reich vorhält!“ —

Franziska's Verfaſſung nach dieſer Nacht war eine in jeder Beziehung beklagenswerthe. Sittlich auf's Tiefſte entrüſtet über Karl, ja ihn mit dem vollen Stolz ihrer freien Seele um der Schmach willen haſſend, der er ſie vor aller Welt preisgegeben, war ſie an Varnbühler's Seite in's Hotel Leutrum zurückgekehrt, um ſich allda in klöſterliche Abgeſchloſſenheit zu begraben. Trotzdem blieb ihr Herz nicht gleichgültig bei dem Zuſtande Karl's, der auf der Solitude ſchwer darnieder lag, dieſen Fehltritt der Leidenſchaft vielleicht mit dem Leben zu büßen hatte. Durch Röder's Briefe erfuhr ſie des Herzogs Verfaſſung, die durch Reue und das Gefühl, von ihr verachtet zu ſein, nur um ſo unerträglicher wurde. Sie beklagte ihn eben ſo ſehr wie ſich. Zugleich mußte ſie in den erſten Tagen fürchten, daß Leutrum zurückkehre, um mit voller Brutalität ſein Anrecht auf ſie öffentlich zu behaupten. Leutrum kam — aus triftigen Gründen nicht; das befremdete ſie. — Wie ihr ſein Scheidungsantrag durch das Ludwigsburger Ehegericht inſinuirt wurde, deſſen Gründe einfach auf „gegenſeitigen Widerwillen und Mißachtung“ ausliefen, erſtaunte ſie billig. — Ueberließ er ſie nicht geradezu ſeinem fürſtlichen Rivalen? Sie erkannte darin nur die namenloſe Feigheit einer ehrloſen Seele und ſchied ſich ohne Widerrede. Arm — ja ärmer als vorher, war ſie auf die pecuniäre Hülfe ihrer Freunde Röder, Varnbühler und Gemmingen angewieſen. Ihre Brüder hatten ja nichts als den Soldatenrock, ihr Vater nichts als ſein Amt, denn Leutrum, ſeine alten Forderungen geltend machend, beraubte ihn nun ſeines lange und ſo ſauer behaupteten Beſitzes. Allerdings hatte Karl ihr Hohenheim geſchenkt, aber wie konnte ſie es in dieſer Lage noch als ihr Eigenthum betrachten? War ſie nun rechtlich wie ſittlich von ihrem Manne getrennt und auf ſich ſelbſt geſtellt, ſo wurde ihr Herz von der andern Seite erſchüttert.

Röder von Schwende kam nämlich nach Ludwigsburg und eröffnete ihr, Sereniſſimus wünſche, „als die verdammenswerthe Urſache ihres ganzen Unglücks“, ihr wenigſtens daſſelbe minder drückend zu machen und einer Pflicht der Ehre und Gerechtigkeit zu genügen. Er bitte ſie, zehntauſend Florins jährlicher Penſion, den Beſitz Hohenheims und des von ihm nun gekauften Hotels Leutrum als ein ſehr geringes Beneficium für die Segnungen anzutreten, deren das Land ſich von ihr zu erfreuen gehabt. Es ſei hieran nur die eine Bitte geknüpft, „daß ſie nicht das Land verlaſſe, ihre Wohlthaten demſelben nicht entziehen möge“.

Röder erklärte ihr, daß an dieſer Bitte geradezu Karl's Leben hänge, es ihm Geneſung geben heiße, wenn ſie ihre Genehmigung ausſpreche.

Franziſka gab ihr Wort, zu bleiben, doch nur — vom Hofe fern.

Der Herzog genas langſam. Er kehrte nach Ludwigsburg zurück, ohne den leiſeſten Verſuch zu wagen, Franziſka wiederzuſehen; ſie hatte den wilden Karl zur Reſignation gezwungen. — Sie lebte fortan ſo muſterhaft eingezogen in Ludwigsburg, beſchränkte ſich, außer Röder und Hormayer, allein auf den Umgang mit den Damen von Gemmingen, von Varnbühler, Hügel, Seeger, Scheller und deren Männern, daß der blaſſeſte Neid auch nicht ein Fleckchen an ihrer Ehre auffinden mochte. Man fing an, nicht allein Leutrum den erhaltenen Verluſt zu gönnen, ſondern auch Franziſka zu beklagen, in ihr ein zwiefaches Opfer zu erblicken. Die Verachtung Leutrum's ſprach ſich, als er den Verneddin'ſchen Beſitz an ſich riß, dadurch aus, daß ſeine adligen Genoſſen ihn zur Niederlegung des Directoriums zwangen. Damit war er moraliſch todt.

Die allgemeine Theilnahme fand in dem Beſuche der Prinzen Louis und Friedrich nebſt Gemahlinnen ihren beredteſten Ausdruck, und daß es die erſten Geſchlechter als Vorzug betrachteten, der Baronin aufzuwarten. Das Portefeuille der Solitude kam wieder zu ihr zurück, mit ihm ihr alter öffentlicher Einfluß. Wohl hatte Karl gehofft, endlich wieder mit ihr zuſammenzutreffen, aber ſie mied die Solitude wie Hohenheim, ja alle Geſellſchaften außer dem Hauſe, und Jeder hütete ſich, ſie in eine Lage zu bringen, die ihr das Ausweichen dem Herzog gegenüber unmöglich gemacht hätte. Ihre Rigoroſität war aber nicht allein ein Ausfluß des Beſtrebens, ihren Ruf wieder zu erobern, ſondern noch mehr der Furcht vor ſich ſelbſt. Sie fühlte ihre alte, vergeblich erſtickte Liebe zu Karl jetzt in ſo hellerer Gluth erwachen, empfand, daß ſie ihr Herz nicht mehr bemeiſtern könne, und wenn ſie Karl wiederſehe, ſie ſich ihm ergeben müſſe. Ihre Seelenangſt, ihre ſittliche Scheu thürmte rings eine himmelhohe Mauer um ſich, der Verſuchung zu entgehen. Eins aber vermochte ſie Karl nicht vorzuenthalten, den geiſtigen Verkehr. Aus dem erſten ſcheuen, reuevollen Briefe Karl's, eben ſo ſchüchtern von ihr beantwortet, ſpann ſich eine Correſpondenz, die immer inniger, glühender, vertrauter wurde, eine immer größere Breſche in Franziska's Entſchlüſſe machte. Dieſer Verkehr ward durch Pepino Smergali vermittelt. Die alte Brigitte war nun auch wieder zu Gnaden angenommen, hatte ſie ja doch „aus alter Lieb' dem herzliebſte Fränzle von dem graußliche alte Kerle helfe möge!"

Vor Pepino aber hatte Franziska tiefſten Widerwillen und Argwohn. Wohl wußte ſie, daß er nur des Herzogs Werkzeug geweſen; aber mochte ſie dies Werkzeug wegen ſeiner Gewandtheit haſſen, ihn als des Herzogs Vertrauten fürchten, oder lag es in dem ſchleichenden, tiefdevoten Erſcheinen dieſes Menſchen, daß ihr ſein Katzennaturell verdächtig wurde, ſie hatte ſtets eine an Furcht grenzende Empfindung, wenn, die Thür leiſe öffnend, der Läufer lächelnd eintrat, ihr ein Schreiben mit tiefer Verneigung überbrachte und leiſe fragte: „Wann Hochdieſelbe zu befehlen die Gnade hätte, daß er Antwort holen dürfe.“ — Gleichwohl wagte ſie nicht, einen andern Boten zu fordern, lag es doch auf der Hand, daß Karl in Pepino unbedingtes Vertrauen ſetzte und ihn für die discreteſte Perſon hielt, ſeine Herzensangelegenheiten zu vermitteln.

Pepino war auch wirklich discret, keine Seele erfuhr von der Correſpondenz Karl's und Franziska's etwas; er hatte ſich geändert. In moraliſcher Beziehung der Alte, nahm er ſich aber Montmartin's Ausruf: „Dieſe Frau ruinirt uns Alle, man muß ſich ſalviren!“ ſehr zu Herzen. Er ſalvirte ſich, um fortan auf eigene Hand Politik zu treiben, ſich der allmächtigen Gebieterin angenehm, Karl ganz unentbehrlich zu machen. —

In jener Zeit der Krankheit, Demüthigung, Reue und Seelenqual Karl's auf der Solitude war ſeine einzige Erquickung während der Reconvalescenz geweſen, den Park unter der Hand des Garteninſpectors Schiller mit ſeinen Irrgängen, Bosquets, Fontainen, Grotten und maleriſchen Punkten zum bitterſten Aerger des Obergärtners Walther von Ludwigsburg erſtehen zu ſehen und das Militärwaiſenhaus zu beſuchen. Das Inſtitut war binnen Jahresfriſt ſo erblüht, daß es ſeinem Charakter als Waiſenhaus entwuchs und bereits eine allgemeine militäriſche Pflanzſtätte geworden war. Die Zahl der Zöglinge aus allen Ständen hatte ſo zugenommen, daß man vier beſondere, ganz getrennte Klaſſen formiren und den Lehrkreis durch Mathematik, Geſchichte, Erdkunde, Religion, Latein und Mythologie erweitern konnte, ja ſich bereits Ausländer meldeten.

Streng und eiſern war die Disciplin. Ordnung und Subordination wurde mit ſchonungsloſer Unerbittlichkeit gehandhabt. Die Angehörigen der jungen Leute wie ſolche ſelbſt mußten ſich verpflichten: „den Zögling ꝛc. als Eigenthum des würtembergiſchen Landes anzuſehen, dem er zeitlebens zu dienen und das er ohne herzoglichen Conſens nie zu verlaſſen habe". Dafür ward der Knabe nicht allein, meiſt umſonſt, bis zu vollendeter Entwickelung verpflegt, gekleidet und unterrichtet, ſondern ging bei ſeinem Austritt auch ſofort in den Staatsdienſt über. Die Eltern wußten ihre Kinder unbedingt verſorgt. Dies Inſtitut zu vervollkommnen, war des Herzogs Lieblingsidee. Täglich, ſo lange er auf der Solitude war, ſpäter mindeſtens zweimal in der Woche, brachte er einige Stunden in ihm zu, bald in dieſer oder jener Unterrichtsſtunde; es war, als würde er unter den Kindern wieder ein Kind, als wirke dies Aufſproſſen und Blühen der jungen Welt um ihn beruhigend und erheiternd auf ſein geplagtes Gemüth. Er wußte Jeden beim Namen, kannte die Familienverhältniſſe, die Begabungen, Schwächen jedes Einzelnen, nahm an ihm Theil, — und ſo fürchterlich zopfig die ganze Behandlung der Kinder auf Unterdrückung jeglicher Individualität berechnet war, ſo leutſelig, gütig und väterlich behandelte gerade der Herzog dieſelben. Es geſtaltete ſich zwiſchen ihnen und dem Herrſcher ein eigenthümlich rührendes Verhältniß; er nannte ſie ſeine Kinder, und ſie faßten ſo großes Vertrauen zu ihm, daß ſie viel lieber direct *ihm* alle ihre Vergehungen geſtanden, als ihren Vorgeſetzten. Unter ſich nannten ſie ihn nie anders als „Unſern Alten". — Mit ihren Schülern wurde die Schule groß und verwuchs täglich mehr mit der Perſon des Herzogs.

Mit der Landſchaft ſtand Sereniſſimus dagegen weniger cordial. Treu ſeinem Wort, den Erbvertrag anno 74 eintreten zu laſſen, reducirte er nunmehr das Militär und ſchaffte die bisherigen Monopole und Laſten ab, aber nur ſucceſſive, nach Bequemlichkeit und — nie ohne Kampf! Seit Moſer's Fall war er mit: „den Kerlen fertig". Gab er aber auch beim Erbvergleiche zögernd nach, ſo ſtellte er auf der andern Seite doch Geldforderungen und drohte durch Montmartin: „den allgemeinen Landtag zu verſammeln, um vor ihm den Ausſchuß wegen alter und neuer Rechtsübergriffe zu verklagen." Nichts war letzterem aber ſchreckhafter als das. Moſer hatte ihn ſo bloßgeſtellt, daß ſeit

Jakob's Fall der Ausſchuß nimmermehr für ſich eine Majorität hätte auftreiben können. Dazu ließ der Herzog durch Montmartin ſtets die Furcht vor der öſterreichiſchen Heirath rege erhalten, und um nur den Herzog zu begütigen, willigte der Ausſchuß in die bedeutendſten Forderungen. Karl lachte verächtlich, — jetzt war er factiſch wieder Herr! — Seit dieſer Zeit ſchrieb ſich auch das weſentlich autokrate Regiment Karl Eugen's, nur milder, liebenswürdiger gemacht durch den toleranten Geiſt Franziska's. — Des Herzogs Gemüthszuſtand, der nach Vereinigung mit der Baroneß lechzte, und eine verheerende Hungersnoth, die vom Herbſt 70 bis 71 anhielt, ſo daß viele arme Leute auswanderten, vereinten ſich, um dem Herrſcher Erſparniſſe und Selbſtopfer aufzuerlegen. Oper und Ballet wurden ganz abgeſchafft, die Hofkapelle auf einen vernünftigeren Etat gebracht, die Hofhaltung mehr eingeſchränkt, aber mit reichen Händen der Noth Abhülfe gewährt. Im Hotel Leutrum gab's daher viel zu thun. —

Die bewußte venetianiſche Meſſe, für Herrn Leutrum ſo unangenehm, ſollte für Schubart noch ſchlimmer enden. Er hatte in der Zigeunerin das Zither-Bäbele wiedergefunden und war ihr aus falſcher Furcht, aus jener Seelenſchwachheit gefolgt, die ihn bisher noch immer directer Verſuchung gegenüber befallen. Aus Sorge, für alte Fehler zu büßen, beging er neue, größere. Er hatte unter dem Eindruck der Alternative, von Bäbele verrathen zu werden, ihr geſchworen, ſie zweimal in der Woche, wie vordem, zu beſuchen. — Religiöſe Scheu und Gewiſſensangſt folterten ihn nun wohl in der erſten Zeit, aber er war bereits durch die Geſellſchaft des Hotels Wimpfen ſo verderbt, daß er ſeine Reue im Fatalismus und den Fatalismus in ſchäumendem Leichtſinn erſtickte. Neigung hatte Schubart zu Barbara gewiß nicht, ihm war überhaupt der Begriff ächter, tiefer Liebe verloren gegangen, aller edlere Seelengehalt unter dem Flitterwerk des Salonruhms und des Virtuoſenlebens verflogen. Nicht einmal die Sinnenreize Bäbele's bethörten ihn, denn dergleichen fand er bei Melanie, der Türkheim und Taubenheim in ungleich graziös-verführeriſcher Weiſe. Es war platte, pure Würdeloſigkeit und Charakterſchwäche, die ihn zu feige zum Guten wie Uebeln machte. So glücklich das Jahr begonnen, ſo elend verfloß es. Wegen der Krankheit des Herzogs und der damit verflochtenen Hofaffairen, bei dem lahmgelegten geſelligen Leben und äußeren Nothſtande kam die Leſegeſellſchaft mit Haug nur höchſt mangelhaft zu Stande. Chriſtian's neugeborener Sohn ſtarb ihm an den Blattern, die anderen Kinder lagen krank, alle ſeine dichteriſchen Pläne verwäſſerten unter Lectionen und eleganten Schnurrpfeifereien. Sein Leben, ſein zerſtreutes Benehmen im Hauſe, das er ſo oft als möglich mied, um Helenens forſchendem Blick nicht zu begegnen, ängſtigte dieſelbe, wie dieſe ganze lackirte Ludwigsburger Exiſtenz. Sie beſtand heftige Scenen mit ihm. Haug machte ihm jetzt auch oft Vorwürfe, und Veränderung ſeiner Lage, Verſetzung in eine andere Sphäre that Schubart höchſt Noth. Er fühlte die Stagnation rings um ſich und wollte ſich retten. Sein ziemlich unkirchliches Leben hatte ihm bereits Zillig's härteſte Ermahnungen wiederholt zugezogen, deren brutale Form ihn empörte, und kaum ein Jahr vom Ixionsrade zu Geißlingen entfernt, hatte er ſchon Ludwigsburg gründlich ſatt.

Noch einmal bot ihm die Vorſehung die Hand, ſich aus dieſem Wuſt zu retten.

Als Franziska von Leutrum ſich in die Einſamkeit ihres Hauſes zurückgezogen, war Poeſie und Muſik der einzige Balſam für ihr wundes Gemüth. Schubart hatte früher ſchon vor ihr geſpielt und ſehr gefallen. Manche nachtheilige Gerüchte über ihn waren ihr wohl zu Ohren gekommen, ſie erkannte auch ſehr gut die Zerfahrenheit, das Schwanken in ſeiner Seele, aber der Inſtinct dieſer begabten Frau ließ in ſtillen Stunden des Geſprächs und künſtleriſcher Begeiſterung in ihm eine künftige außergewöhnliche Bedeutung ahnen. Indem ſie ſich beſtrebte, mit ihrem ſegensvollen Einfluſſe die Schlacken von ihm zu löſen, ihm von ſeinem eigenen Charakter einen klaren Begriff zu geben, ihn auf ſich ſelbſt zu concentriren, linderte ſie die Wunden des eigenen Gemüths.

Schubart's tiefſte Schuld — der ganze heilloſe Wahnſinn ſeines Lebens beſtand darin, daß er Franziska falſch verſtand! — Was er von der Ariſtokratie kannte, die Beſucher des Wimpfen'ſchen Hauſes, war der Auswurf der adligen Canaille Würtembergs, der bankerotte Reſt jener Sittenloſen, die einſt Karl, den Gewalthaber, umſpannen. Erſt als er von ihrer Erbärmlichkeit bereits verpeſtet worden, erkannte er in dieſen Cavalieren Lüdriane und Intriguants, in dieſen Damen raffinirte Courtiſanen. Durch ſie erfuhr er: „daß das bei Hofe ſchon immer ſo geweſen, der ganze Witz eigentlich nur der ſei, welcher Lüdrian und welche Courtiſane gerade am Ruder ſitze". Schubart ſchor — ſo zu ſagen, alſo Alles über einen Kamm, vermochte eine edle Perſönlichkeit von der verderbten Race nicht mehr zu unterſcheiden, und der Herzog ſchien ihm nur der gekrönte Matador dieſer Leute. Wenn die Coalition Wimpfen-Pfeil-Montmartin ſich auch wohl hütete, einem bezahlten Muſikanten und Verſifex ihre geheimen Pläne zu verrathen, hörte er von dieſen Gegnern Franziska's doch Urtheile über ſie, zufolge deren ihm die Baroneſſe, mit der er vorher ja nur flüchtig in Berührung gekommen, um kein Haar beſſer, aber unendlich raffinirter, geiſtvoller erſchien. In der Zeit um die venetianiſche Meſſe, namentlich zu Leutrum's Abreiſe, war viel in dieſen Cirkeln von ihr die Rede. Er gewahrte immerhin, daß eine Intrigue gegen ſie im Gange ſei und des Herzogs Läufer, Pepino Smergali, dabei die Hauptrolle ſpiele. In der Gewißheit des Sieges nannte man die Baroneſſe bereits ſpöttiſch: Donna Smergalina. — Die bald darauf eintretende Entmuthigung der Wimpfens, die Bosheit, mit welcher ſie Donna Smergalina's Ruf zerſetzten, leiteten Chriſtian auf den Gedanken: Franziska ſei nunmehr des Herzogs Maitreſſe wirklich, habe alſo die Liſt der Gegner für ſich zur Befeſtigung ihrer Alleinherrſchaft ausgebeutet. Mit dieſem Gedanken, — von Varnbühler beordert, betrat er das Hotel Leutrum, um bei Donna Smergalina ſein Glück zu machen. — „Courtiſane iſt Courtiſane, und eine Maitreſſe wie die andere! Jede hat ihre eigenen Variationen, das Thema aber iſt immer das alte, gewiſſe, allbekannte!“ ſo argumentirte er. Wie tief er indeß auch ſchon geſunken, wie lax und ſkeptiſch auch ſeine religiöſen Begriffe geworden, wie oft er auch dem Rauſche des Sinnengenuſſes folgte, ſo empfand er doch die Verworfenheit ſeiner vornehmen Umgebung tief genug, äußerte ſelbſt oft und viel: „daß es ſelbſt einem Gotte nicht gelingen könne, aus dieſem hochwohlgebornen Schmutze Menſchen zu bilden“. Ach, die Befreiung und Veredelung menſchlichen Weſens war der Stern im tiefbewölkten Himmel ſeiner Seele. So fühlte er ſich denn doch, trotz ſeines Vorurtheils, unwiederbringlich von Franziska's holdſeliger Weiblichkeit gefeſſelt, die an ihn Theilnahme, Rath, Ermunterung verſchwendete, ihn durch ſeltene Bildung und Beleſenheit, wie entgegenkommendes Vertrauen und die ſanfte Schwermuth ihrer Erſcheinung begeiſterte, ja endlich ſein Herz ganz entzündete, ihn ſo wahnſinnig machte, ſich in ſie unſterblich zu verlieben, obwohl er ſie nur für eine Maitreſſe hielt. Er war hirnverbrannt genug, zu glauben, ſie könne ihn wieder mit ihrer Liebesgunſt beglücken, wenn auch ein Karl Eugen ſein Nebenbuhler ſei. In dieſem faſt krankhaften Wahne, den er aber füglich nie ausſprach, wurde er indirect von der vertrauten Freundin Melanie's, Frau von Türckheim, beſtärkt. — Durch Chriſtian's arrogante Plaudereien hörte dieſelbe, daß er öfters bei Franziska ſpiele, declamire, ſie ſich mit ihm lange unterhalte. Das war natürlich den Wimpfens höchſt intereſſant, und ihre Begier ſtand dahin, die chineſiſche Mauer von Franziska's Zurückgezogenheit zu durchdringen, und ſich dabei Schubart's zu bedienen, der augenſcheinlich im Begriff ſtand, ſein Glück bei der Baroneß zu machen. Man mußte Chriſtian fangen, ihn berauſchen und zum willenloſen Sklaven machen, denn von Pepe erfuhr man ohnehin nichts mehr. Mit Gold ihn beſtechen, der ohnehin brillant bezahlt wurde, war gefährlich; für ſo gar dumm hielt man ihn denn doch nicht. Schmeicheleien und Lobes hatte er auch genug! — Man beſtach ſeine leidenſchaftliche Eitelkeit mit — Liebe. Um ihre Freundin Melanie beim Herzog nicht zu exponiren, unterzog ſich Frau von Türckheim der Aufgabe, Schubart's überaus gefällige Freundin zu werden. Chriſtian hatte ſich an ſeinem Weibe bereits durch den erzwungenen Verkehr mit Bäbele vergangen, aber ſeine Furcht ſelbſt hatte ihn vor dem Aeußerſten bewahrt. Es war eine Hofdame, die ihn geraden Weges zur Untreue verleitete. Sein Gewiſſen wurde mit Gewalt getödtet, und da eine ſo vornehme Dame ihn für ſchön und bezaubernd genug hielt, um ihm eine ſo radicale Gleichberechtigung einzuräumen, warum ſollte er nicht auch mit Sereniſſimo concurriren? Seine belle fortune machte ihn vollſtändig verrückt. — Wie gefährlich aber ſein neues berauſchendes Glück war, fühlte er doch in kühleren Stunden. Fort, fort, um Gottes willen fort! Er wünſchte das mit jedem Tage mehr. — Seine Anſtrengungen um Verbeſſerung und Verſetzung, ja, daß ihm Montmartin auf mehrfache Empfehlung Audienz gab und Verſprechungen machte, hatten eben ſo wenig geholfen, wie ſein Beſtreben, in Wertheim, Mannheim oder Durlach eine Stellung zu erlangen. Er dachte reuevoll an ſeine früheren Ausſichten in Ellwangen, Ulm und Geißlingen zurück. Damit war's jetzt vorbei! Er hatte ja durchaus bei Hofe ſeine glänzenden Flügel ſonnen wollen, — und ſie verbrannt. Er konnte ſich im Fluge nicht mehr erheben! „Die Mode und der Wahn ertheilt der Welt Befehle, die eine vor den Leib, der andere vor die Seele!" Das war ſein Reſultat und der Seufzer: „Was will man machen!" — So kam denn nach und nach immer mehr ſeine alte wilde Laune über ihn, die Reaction ſeiner — durch eigene Schuld geknechteten — beſſeren Natur, die ſich in Ironie, Sarkasmen, ſchneidenden Impromptus und ätzenden Vergleichen Luft machte. Nur in Franziska's Nähe kam eine elegiſche, tief-ſchwermüthige Stimmung über ihn. Sein Hang zum Kneipenleben à la

Geißlingen, ſeine Trinkbrüderſchaft mit den fidelen Muſikern Deller, Spat, Martial, Steinhard und Seemann, dem unglücklichen Gatten der liederlichen Caeſari, endlich mit Hofſchieferdecker Baur, deſſen ſchlagfertigen Witz er durch den ſeinen verdunkelte, brachte jene ſogenannten Sympoſien zum Jubel aller Anweſenden zu Wege, welche lange im Gedächtniß der Ludwigsburger geblieben ſind.

„Hier ſind alle Menſchen auf dem Pferdeſtandpunkt, davor haben wir den Stuttengarten ſo nah. Die Regierung meint, alle Fohlen, zwei- oder vierbeinig, gehören rechtmäßig ihr, weil's inländiſche Race iſt. Jedem wird ſein herzoglich C auf die Schinken gebrannt und Wachsthum wie Kreuzung überwacht, denn Zucht iſt die Hauptſache! Wenn wir auch Alle dann lendenlahm werden, Miſt giebt's immer genug im Lande, und Sand, den wir vor die neuen Anlagen zu karren immer noch die alte Anlage haben!“ — Solch' beißende Bemerkungen, die hier ſehr ſubtile, dem Herzog werthe Dinge (Karlsſchule, Solitude und Hohenheim) beſpotteten, erwarben Schubart das Renommé eines gefährlichen Allerweltsſpötters, und nicht umſonſt warnte Baur: „Chriſtle, Chriſtle, ſei geſcheidt! Sieh Dir an, was Du redtſt! Ein loſer Mund iſt ungeſund, und wenn Du an Allem Dein Maul wetzeſt, könnt' es eines Tags wo hänge bleibe, daß es Dir die Red' auf ewig verſagt!“

Bei Hofe hatte er indeß zu mächtige Gönner, und in der Geſellſchaft, die er frequentirte, galt „leben und leben laſſen“. — In der bürgerlichen Sphäre aber deſto weniger. Nachdem Zillig's Ermahnungen und Drohungen, Haug's Bitten, Helenens Angſt nicht mehr bei Chriſtian anſchlugen, ſeine Verſtöße gegen die Außenwelt, ſeine Zechgelage, ſeine Nachläſſigkeiten im Amt immer ärger wurden, ſo excommunicirte ihn Zillig. Damit war eine zeitweilige Amtsſuſpenſion verbunden. — Beſtimmt war das ein Act prieſterlichen Grolls für die vielen ſpöttiſchen Gloſſen Schubart's über ihn, aber Chriſtian's Lebensweiſe bot nur zu grelle Blößen, um ihn unterm Scheine des Rechts zu ſtrafen. Helene wurde ſchwermüthig, tiefſinnig. — Die Zeit des ehelichen Kampfes war vorbei; moraliſch losgelöſt, brauſte der Eine wie ein tolles Roß ſeinen Weg, die Andere hatte nur ihren dumpfen Schmerz und das nagende Gefühl der Schande und Reue. So ſchlimm für ihn in bürgerlicher und pecuniärer Beziehung die Excommunikation war, ſo wenig ſchadete ſie ihm nach oben hin. Röder und Gemmingen waren um den Herzog zu beſchäftigt, gegen Zillig zu eingenommen; Graf Putbus allein machte Schubart ernſtliche Vorwürfe, entzog ihm indeß ſeine Gunſt nicht, die Türckheims und Wimpfens aber ſuchten ihn jetzt à tout prix zu halten, erſetzten ihm durch Stunden den Ausfall am Gehalt, und glaubten ihn alſo deſto mehr für ſich in Beſchlag zu nehmen. Ja, man ſuchte ihn auch vor einem kommenden Uebel zu ſchützen, damit ſich ihm Franziska's Thür nicht etwa verſchließe.

„Hören Sie, Lieber," ſagte Frau von Türckheim bei einem zärtlichen Rendezvous; „dieſe Exkommunikation iſt gewiß eine große Albernheit, welche Ihnen bei der Freundſchaft des Hofes keine Sorge zu machen braucht, aber etwas Anderes, ganz im Vertrauen, dürfte Ihnen leicht gefährlicher werden. Auf der bewußten venetianiſchen Meſſe trafen Sie nämlich eine Demoiſelle Barbara Streicherin, eine Landsmännin und Jugend-Liaiſon. Sie ließen ſich wahrſcheinlich einſchüchtern und gingen dem abgefeimten Dämchen in's Netz. Nehmen Sie ſich vor ihr in Acht, ſie war — geben Sie mir aber Ihr Wort, zu ſchweigen, Schubart!"

„So wahr ich ein ehrlicher Mann bin! Weiter, was iſt's?" — Chriſtian wurde recht unheimlich.

„Nun die Streicherin war kurz vorher noch Herrn Gerung's Maitreſſe, und er ſcheint beſondere Veranlaſſung gehabt zu haben, ſie Ihnen sans façon zu überlaſſen!"

„Barmherziger Gott! — Ich — ich ſchwöre Ihnen beim Allmächtigen, ich habe mit ihr nichts zu thun gehabt! Nur weil ich beſorgt geweſen, die Perſon könne mir in's Haus laufen, denn ſie iſt unverſchämt wie der Satan, ſo —"

„— ſind Sie im Begriff, Herrn Gerung's Erbſchaft zu übernehmen. Das dürfte Sie bei Frau von Leutrum aber gänzlich ruiniren und Ihnen ſelbſt weniger engherzige Moraliſten des Hofes abwendig machen. Vor einem öffentlichen Skandal, der mit dem Ehegericht endet, hat Jedermann Reſpect!“

„Die Nichtswürdige, die Buhlerin! O, ich werde ſie laufen laſſen, beim Himmel!“ —

Schubart hatte einen plötzlichen Blick in die offenbare Falle gethan, in welche er gelockt worden. Er beſuchte Barbara nicht wieder. Frau von Türckheim und Melanie, die Nothwendigkeit erwägend, daß Schubart jetzt nicht Franziska's Gunſt verlieren dürfe, vermochten Gerung, auf alle Fälle die Streicherin zu beruhigen und die drohende Gefahr zu beſeitigen.

Mamſell Streicherin war nun aber nicht gewillt, ſich beruhigen zu laſſen, denn ſei ein Weib noch ſo geſunken, das Herz giebt nie einen alten Rechtsanſpruch auf. Das Zither-Bäbele hatte den Aalener Chriſtian geliebt und ſah ſich durch ſeine Heirath mit Helenen betrogen. Lachende Verzweiflung, Wuth und Haß, das tolle, unbändige Temperament ihrer erziehungsloſen Jugend trieb ſie abenteuernd nach dem lockern Ludwigsburg, und ſich ſelber werthlos, auf Genuß und Glanz allein noch ſinnend, warf ſie ſich weg. Erſt als ſie ihre Schmach fühlte, erfuhr ſie Schubart's Nähe, ſein luſtig Leben, ſeine Connexionen. Rache ließ ſie ſich an ihn hängen, damit ihre Schmach zugleich ſein Verderben werde. Wie Schubart ſich alſo nicht mehr ſehen ließ, Gerung ſogar verſuchte, ſie mit guter Manier von Ludwigsburg fortzubringen, führte ſie ihre Drohungen aus. Sie ging den Abend vor Weihnachten 1771, da ſie Chriſtian abweſend wußte, zu Helenen und entdeckte ihr Alles, — ach, mehr, als das Herz einer Gattin, das Gefühl bürgerlicher Scham ertragen konnte!

Die arme Schubartin, ohnehin ſchon ſtumpf geworden vom Uebermaß ihres Ehejammers, hatte für dieſen härteſten, unheilbarſten Schlag keine Thränen mehr. Was ſollte ſie ſich noch von Chriſtian ſcheiden? Vor Gott war ſie es längſt! Was ging ſie die Welt, die Zukunft an, die ihr keine Ausſicht mehr bot? Eine reuevolle Sehnſucht nur hatte ſie noch, — nach ihren Eltern. Sie raffte am andern Morgen, als er eben in der Kirche war, haſtig die Kinder, Hausrath, Geld und was ſie als ihren Beſitz erachtete zuſammen und verließ Ludwigsburg, den geputzten Tannenbaum des Chriſtfeſtes, Alles was den Familienherd heiligt und verſchönt, Hoffnungen und Empfindungen hinter ſich laſſend bei dem unſeligen Manne, der gleich Heroſtrat ſelber den Tempel angezündet hatte, in welchem alle hohen Schätze des Lebens untergingen! — Schubart kam nach Hauſe und fand ſeine Wohnung leer. Helene hatte ihn mit den Kindern verlaſſen. Er raſte, er jammerte! — Die Entſchwundenen kamen nicht wieder. Die Magd wußte nicht, wo die Frau mit Allem hingefahren ſei. Er ſtürzte zu Haugs, zu Expeditionsrath Elſäſſers und wo ſonſt noch ſeine Frau zu verkehren pflegte, Jedermann war erſchreckt, Keiner wußte von ihrem Entſchluß eine Silbe. — Der plötzliche Grund, weshalb ſie ihn verlaſſen, war ihm ſelbſt unbekannt, die Dienſtmagd erzählte nur, geſtern Abend ſei eine Dame bei ihr geweſen, und darauf habe Frau Schubart zu packen angefangen. Daß ſie ihm nichts zur Nacht geſagt, ihr Weggehen ſo heimlich betrieben, brachte ihn ganz in Verwirrung. Nirgends Rath und Troſt findend, und in der Vermuthung, Helene ſei nach Eßlingen gefahren, lieh er ein Pferd und ritt auf Tod und Leben der Flüchtigen nach. Nach Eßlingen war ſie nicht gekommen, das erfuhr er an der Thorwache; Bökh zu ſehen, wagte er nicht — er ſcheute den Blick des Richters. Er ritt muthlos zurück und kam halbtodt in Ludwigsburg wieder an. Der räthſelhafte Damenbeſuch bei Helenen war Barbara, ſoviel wurde ihm nun klar, und daß ſich Helene von ihm gänzlich geſchieden habe. Alte tiefe Liebe und Sehnſucht, Reue, Selbſtverachtung und Angſt vor den Folgen marterten ihn. Er eilte zu Zillig und beichtete ihm, obwohl er ſich hütete, ſein Verhältniß zur Streicherin zu ſchildern. An dem Hohn, der Härte, dem phariſäiſchen Hochmuth und der ſalbungsvollen Luſt, womit der Special ihn abkanzelte, konnte er den Triumph ermeſſen, mit welchem Zillig ſeines Organiſten Prognoſtikon ſich erfüllen ſah und alles Geſchehene ſicher zu ſeiner Demüthigung ausnutzen werde. Troſt, Rath, Erhebung fand er natürlich bei ihm nicht. Deſto ſtrenger ging Chriſtian mit ſich ſelbſt in's Gericht und ſpürte den Urſachen ſeines Verderbens nach. Außer bitterſter Selbſtanklage kam er zu dem Reſultat, daß die Wimpfen-Türckheim'ſche Geſellſchaft ihn verdorben, er ſich vor dieſen Leuten um ſo mehr hüten müſſe, als ihm Franziska's Gunſt viel höher ſtand. Seines Unterhalts wegen durfte die Trennung von Wimpfens aber nur mit äußerſter Vorſicht geſchehen. Helenens Verſchwinden hatte ferner einen unleugbaren Anſchein von Hinterliſt. Zur Nacht, — alſo bereits von Barbara unterrichtet, hatte Chriſtian ſie und die Kinder noch geküßt, ſie ſich mit ihm noch ſcheinbar auf das Chriſtfeſt gefreut, und nun — mit den Kindern fort, alles Werthvolle mit ſich nehmend! Es lag tiefe Berechtigung in ihrem Weh, aber kein Adel. Sie hatte Urſache zu gehen, aber ſo zu gehen — war gemein! — In dieſer Anſchauung wurde er durch ſeine Gönner, beſonders Frau von Türckheim, unterſtützt. Sein Herz füllte ſich mit Zorn und Wuth, er nahm ſich vor, ſeine Familie nicht mehr zu brauchen, als Garçon zu leben, und indem er alle Schuld, alles Unglück ſeines Lebens in traurigem Selbſtbetrug Helenen aufbürdete, glaubte er ſich um ſo mehr berechtigt, den Leichtſinn des Fatalismus auf ſeine Fahne zu ſchreiben. —

Dieſe Vorgänge ereigneten ſich um dieſelbe Zeit, wo Karl und Franziska in jenen angedeuteten intimen Briefwechſel getreten waren, den Pepino vermittelte. Die Herzens- und Gewiſſenskämpfe, welche Franziska vor Schubart ſo rührend engelhaft, in ſo anziehender Schwermuth erſcheinen ließen, waren ſo nagend, ihre Liebe zu Karl endlich ſo groß und herrſchend geworden, der Herzog drang in ſo inniger Weiſe, ſo anhaltend in ſie, ihm ein Wiederſehn und erneuten Verkehr zu geſtatten, die Meinung Röder's, Gemmingen's, der

Prinzen, aller achtungswerthen Leute billigte des Herzogs Wunſch, — daß ſie ihre letzten Scrupel von ſich warf und einwilligte. An dieſes Wiederſehn knüpfte ſie aber Bedingungen, welche geeignet ſchienen, ihre Würde und Selbſtachtung zu wahren, ihr eigenthümliches Verhältniß zum Herzog durch Segnungen für das Land zu heiligen. Sie wünſchte nicht officiell bei Hofe, ſondern nur in engem Kreiſe auf der Solitude zu erſcheinen, den Herzog nie bei ſich zu empfangen, endlich Beſchränkung der Hofhaltung auf das Allernothwendigſte und ſchleunige Reduction aller Laſten, um noch vor der ſtipulirten Friſt von 1774 dem Erbvertrage zu genügen.

Der Herzog willigte freudig ein. Der Hof erhielt eine faſt bürgerliche Phyſiognomie, die Armee wurde auf's Minimum reducirt, ſo daß ihre Koſten fortan nur noch den vierten Theil der früheren betrugen, hingegen ward das Ludwigsburger Waiſenhaus zu einer Induſtrieſchule erweitert und unter den Major von Hoſen geſtellt. Karl that in der Seligkeit der Liebeshoffnung noch mehr, als er zugeſagt. Rieger, in der Verbannung, von Weib und Kindern entfernt, durch Nahrungsſorgen und allgemeine Verachtung von einem Ort zum andern getrieben, querulirte, nach Würtemberg zurückkommen zu dürfen; Paſtor Rieger, Fiſcher, ſeine Frau beſtürmten den Herzog mit Briefen, ſelbſt Röder legte ein paar Worte ein.

„Wenn der Kerl bei Nacht in Stuttgart eintreffen, ſeines Vaters Haus nicht verlaſſen, das Antlitz reeller Leute meiden will, mag er kommen. Man ſoll ihm 400 Gulden auswerfen, dafür kann er Copiaturen machen!“

Philipp Rieger war heimlich nach Stuttgart gekommen und unter ſeines bigotten Vaters Augen — ein Frömmler geworden, und zwar mit einem guten Theil Heuchelei und Comödianterie, denn in dem „neuen Würtemberg“ ließ ſich nur mit der „Tugend“ noch etwas machen.

Der Commandant der Veſte Hohenaſperg, Obriſt von Kettenburg, war bereits anno 1768 geſtorben und der Platz hatte ſeither interimiſtiſch unter Major von Buttlar geſtanden. Der Herzog ließ ſich hin und wieder über Rieger's Verhalten in Stuttgart Bericht geben und zeigte ſich zufrieden. Die Ausſicht nun, Franziska wiederzuſehen, ſtimmte ihn verſöhnlich.

Im Januar war's, als Franziska, von Röder und Varnbühler begleitet nach der Solitude kam und Karl Eugen wiederſah. Gemmingen, Scheeler, Hügel, Puttbus, Montmartin, die Generale Stein, Nicolai, Augé, Gablenz und Bouwinghauſen warteten in den Antichambres.

Nach der erſten verlegen-beklommenen Begrüßung beider Liebenden in den inneren Gemächern ſtellte der Herzog Franziska die Damen Gemmingen, Puttbus, Varnbühler und Seeger vor, und befahl den Eintritt der harrenden Offiziere zur Audienz.

Der Lorbeerſaal füllte ſich mit Generalen, dann wurden Conſiſtorialrath Fiſcher mit ſeiner Tochter und Paſtor Rieger gerufen. Auf allen Geſichtern ſpiegelte ſich Erwartung und wachſendes Staunen, denn der Herzog pflegte Entſchlüſſe ſchnell zu faſſen und unvermuthet auszuführen. Rieger wie Fiſcher, plötzlich nach der Solitude befohlen, wußten gar nicht, was Sereniſſimus wolle. Den verbannten Philipp Rieger hatte eine Stunde nach Abfahrt der Seinigen General von Phull in einem Wagen abgeholt, wohin, wurde ihm nicht geſagt.

Des Herzogs graues, großes Auge glitt langſam über die Verſammlung hin und blieb eine Weile auf Montmartin haften.

„Adjutant von Varnbühler, laſſen Sie den ehemaligen Arreſtanten Philipp Rieger kommen!“

Varnbühler öffnete die Thür und winkte, die Offiziere theilten ſich. An der Hand des General Phull trat Philipp Rieger in Uniform, aber ohne Degen und Schärpe, ein. Als er den Herzog ſah, wankte er erblaſſend.

„Meine Herren Offiziere,“ klang Karl's Stimme, „Euch iſt bekannt, was ſich einſt zugetragen, wie hoch dieſen Mann hier meine Gunſt erhoben, wie tief ihn ſeine verderblichen Thaten geſtürzt haben. Er ſelber, Rieger, kennt ſehr genau, welchen Stoß Er meinem fürſtlichen Herzen, meiner Ehre gegeben, und war ſeine Strafe hart, Er hat ſie verdient!" Hat er das?!"

„Ja, Herzogliche Gnaden!" ſagte Rieger tonlos.

„Nun hat Er wohl Zeit gehabt, zu der Einſicht zu kommen, daß Er auf Niemand ſich verlaſſen kann und ſoll, als Gott und meine Gnade. Will er fortan treu dieſen Beiden leben, gehorchen, auf nichts als Seinen Dienſt Achtung haben, und mein Wohlwollen wieder gewinnen, ſo ſchwöre Er das vor uns in die Hand ſeines ehrwürdigen Vaters."

Rieger wankte auf den alten Paſtor zu, aber er konnte ſich nicht halten, er fiel ihm um den Hals und weinte. Einige Augenblicke ſpäter ſprach Paſtor Rieger mit zitterndem Munde den Schwur, und der Sohn wiederholte ihn.

„Mein unbedingt Vertrauen, meine Zuneigung erhält Er freilich nicht wieder, Rieger; — das iſt vorbei, aber ich will Ihn honnet machen!"

Karl winkte, Pepino trat mit einem Kiſſen vor, auf ihm lagen Schärpe und Degen. „Philipp von Rieger, ich mache Ihn mit Degen und Schärpe wieder zum Obriſten, denn ich ſchätze Seine militäriſchen Talente! Zu Stuttgart und Ludwigsburg verkündet die Trommel ſoeben Seine Rehabilitation. Oeffne den Balkon, Smergali!"

Wie der Läufer die Thür zur Rampe öffnete, erklang ſchmetternde Regimentsmuſik.

„Kennt er dieſen Ton? — Es iſt das Regiment Rieger!"

Das war für den Verbannten zu viel. Er ſtürzte zu des Herzogs Füßen und preßte ſchluchzend die Stirn auf ſeine Hand. Paſtor Rieger, Philipp's Frau und Fiſcher bedeckten den Saum des herzoglichen Kleides mit Küſſen.

„Steh' Er auf! — Meine Herren, begleitet uns!"

Er zog Rieger bei der Hand empor und führte ihn auf die Rampe hinaus, zeigte ihn den hurrahrufenden Truppen und übergab ihm vor denſelben den Degen. Das Regiment präſentirte auf Buttlar's Commando, die Fahne ſenkte ſich.

„Da Sein Regiment auf Asperg ſteht und der Platz bisher interimiſtiſch commandirt worden, will ich Ihm deſſen Aufſicht anvertrauen. Sein Kopf, ſeine ganze Familie haftet mir für Ihn! Er verläßt Asperg nie ohne meinen Befehl, und — da Er lange genug ſelbſt elend war, wird Er ja wiſſen, wie man Elende zu behandeln hat. Das Wort Gottes ſei die beſte Zucht! Geh' Er hinab, geb' Er die Parole, ſie heißt — Franziska, und führe Er uns das Regiment vor. Buttlar wird die Leute nach dem Asperg zurückführen, morgen geht Er mit Inſtruction nach. Nichts, dank' er nicht, 's iſt beſſer, wenn ich mich bei Ihm zu bedanken hab', adieu!" — Der Herzog entließ, nachdem das Regiment unter Rieger defilirte, mit einer Handbewegung die Verſammlung, und von Röder, Gemmingen und Varnbühler gefolgt, entzog er ſich den Freudenausbrüchen Rieger's und ſeiner Familie, die dieſen endlichen Ausgang ihres Geſchicks gewiß nimmer erwartet hatten. Der Herzog, Franziska am Arm, beſichtigte die Militärſchule, zumal der Andrang von Zöglingen, die innere Entwickelung des Inſtituts neue, gewichtige Erweiterungen forderte. Karl Eugen war ſo beglückt, ſo ſelig, Franziska erglühte ſo freudig im Sonnenſtrahl erneuter Vereinigung, ihre Herzen pochten ſo laut in der beredten Sprache der Liebesſehnſucht, daß eine mündliche Ausſprache über ihr Verhältniß ganz unwillkürlich war. Nach dem Beſuche der Militärſchule machte der Herzog mit Franziska, nur von Röder und Varnbühler begleitet, deshalb einen Gang durch die neuen Anlagen; Beide waren bewegt und beklemmt im Gefühl des erſten ungeſtörten Beiſammenſeins ſeit der Nacht von Saſſenhauſen.

„Franziska," begann der Herzog, „ich habe ein ganzes langes Leben daran zu ſetzen, um das Unrecht, den Schimpf einer Stunde gut zu machen, und muß mir mit Schmerz geſtehen, daß ich es dennoch nie ganz vermag. Warum hat der Himmel Sie mir nicht zu einer Zeit zugeführt, da wir Beide noch frei waren?! — Alles Grübeln, alle Selbſtqual iſt unnütz. Es gilt, ſich ehrlich die Frage vorzulegen, theure Frau, wie die Zukunft ſich geſtalten ſoll. Wir widerſtreben unſerer eigenen Natur, alle opfermuthige Enthaltſamkeit wird uns weder vor unſerm Herzen, noch vor der Meinung der Welt ſchützen. — Um Sie über meine Abſichten nun keinen Augenblick in Zweifel zu laſſen, frage ich Sie offen, Franziska, wollen Sie meine Ehegattin ſein? Untheilbar, ewig Wohl und Wehe mit mir theilen?!"

Franziska erbleichte, ihr Herz zog ſich im Schreck zuſammen.

„Mein Herzog, dieſer Antrag beweiſt mir eben ſo ſehr Ihre Liebe und Achtung, wie Ihre redliche Geſinnung. Aber ich muß die heißeſten Wünſche meiner Seele unterdrücken, ihre Erfüllung iſt unmöglich. — Ew. Durchlaucht erſte Gemahlin lebt noch zu Bayreuth!"

„Ich bin nicht allein de facto, ſondern ſeit vier Jahren durch das Tübinger Hofgericht auch de jure von ihr geſchieden. Sie können ſelbſt die Scheidungsacte einſehen, Theuerſte!"

„Ich weiß es wohl, Durchlaucht. Auch kennen Sie mich gut genug, um mich nicht des eitlen Ehrgeizes für fähig zu halten, nach dem Range einer Herzogin zu ſtreben. Die unerbittliche Fürſtenſitte erheiſcht es aber, daß Sie vor dem Tode einer Enkelin der preußiſchen Könige nicht eine geſchiedene Leutrum zur ehelichen Gattin nehmen dürfen. Nach dem Hausgeſetz ſuccediren Ihre Herren Brüder und werden nimmer unſre legale, öffentliche Verbindung gleichgültigen Auges anſehen. Mein ganzes bisheriges Leben, meine Grundſätze müßten falſcher Deutung anheimfallen; die Menge liebt es — gemein zu denken!"

„Und ſchützt uns vor der Pöbelmeinung irgend eine Auskunft? Wohl iſt, ſo lange Friedrike lebt, unſere Ehe nicht legitim, aber kann ſie's vor Gott durch den Segen des Prieſters nicht ſein? Kann ſie es nicht vor denen, die wir achten und lieben? — Wenn ich meinen Brüdern die Succeſſionsrechte ſichere, wird ihre Dankbarkeit gegen Sie, Franziska, die mich mit ihnen verſöhnte, nicht gern in eine Verbindung willigen, die dieſes Landes Segen, die Ruhe meiner Seele iſt?"

„Vor Gott, Karl, kann unſer Band ein ewiges und reines ſein, denn er iſt gerecht, aber vor den Menſchen? — Der Trauungsact muß ein privater, die Ehe eine geheime ſein; ich bin den Menſchen — was Sie auch dagegen ſprechen, Karl, — immer — eine Maitreſſe! — Meine Liebe zu Ihnen, Sie wiſſen es allzu gut, iſt hoch und heilig, ach, ſie reicht über dies enge Leben; — vor dem Gedanken — Maitreſſe aber ſtehe ich ſchaudernd ſtill, denn ich ehre die Meinung der Menſchen! Sie iſt der eigentliche Purpurmantel, das wahre Diadem, das den Fürſten ſchmückt, iſt der Lorbeer, welcher den Dichter krönt, o, ſelbſt der ärmſte Bauer kann nicht leben ohne die Achtung ſeines kleinen Kreiſes — und ich an Ihrer Seite ſollte ihrer entrathen können? Ich, von der man Gutes, Reines erwartet, weil ich das Herz Karl Eugen's zu lenken gewußt?!"

„Franziska, einzige Franziska, ſeien Sie nicht grauſam! zerſtören Sie nicht das mühſam kaum erreichte Glück von Neuem und für immer! Wir ſind Partei in dieſer Sache, ſind von individuellen Gefühlen verblendet! Laſſen Sie einen Mann Schiedsrichter ſein, der ſtets im ſtrengſten Recht gelebt, für die Wahrheit gelitten hat, Jakob Moſer! — Wollen Sie das? Wollen Sie ihn fragen und nach ſeinem Ausſpruch handeln? Ich werde ihn vorher nicht ſehen noch ſprechen! Bedenken Sie, daß ich ein Opfer, was an Selbſtvernichtung grenzt, bringe, wenn ich mein Schickſal an den Ausſpruch dieſes ſtrengen Mundes knüpfe!"

Franziska war erſchüttert, wankend, ihr Blick begegnete mit unendlicher Liebe dem ſeinen, — faſt hatte ſie das Ja auf den Lippen! — Da, in der Tiefe der Allee, erſchien Smergali. Er trug Briefe in der Hand und ſchien auf das Näherkommen des Herzogs zu warten. Sie ſchrak auf. Dieſe rothe Geſtalt machte jetzt gerade einen ſataniſch unheimlichen Eindruck auf ſie. — Karl winkte haſtig, Pepino eilte herzu.

„Ich will nicht moleſtirt ſein!“ ſagte er ſcharf, „nichts iſt ſo wichtig, um nicht zu warten; gieb die Sachen an Varnbühler!“

Smergali warf einen kurzen, eigenthümlichen Blick auf Franziska und verſchwand.

Eine Pauſe war eingetreten, eine ernüchternde Pauſe.

„Sie ſchweigen, Theuerſte! Iſt Ihre Liebe ſo ſchwach, Grauſame, Süße, daß Sie ſelbſt bei dieſer Bedingung zögern?“

„An meiner Antwort hängt Glück und Wehe unſres Lebens, Karl. — Verzeihen Sie, wenn ein ſchwaches Weib bangt und zögert. Seien Sie aber verſichert, ohne Moſer's Urtheil werde ich meinen Entſchluß nicht faſſen. Sitte, Religion und Recht ſollen mir Stütze ſein. Aber ich bitte Sie inſtändigſt, beſchleunigen Sie meinen Entſchluß nicht, bedenken Sie, daß es ein Etwas in der Frauenbruſt giebt, über das man ſelbſt dem Weiſeſten und Beſten kein Urtheil einräumt — die Scham!“ Sie lehnte tief erglühend ihr Antlitz an ſeine Bruſt, während er ſie ſanft an ſich preßte.

„Sei es ſo, ich ergebe mich darein! — Aber ſeien Sie barmherzig, foltern Sie mich nicht zu lange!“

7.

„Ein loſer Mund iſt ungeſund!“

Nachdem Schubart aus der Stimmung der Reue in die des Grolls gegen Helenen gerathen war, ſeine vielen fruchtloſen Bitten an ſie, mit den Kindern zurückzukommen, von Bühlers nur durch eine Fluth von Drohungen und Verleumdungen bei aller Welt vergolten worden, hatte er den Gedanken gefaßt, ſich aller Familienbande zu entſchlagen und in's Leben zu ſtürzen, es gehe, wie es eben gehe. Natürlich mied er die tückiſche Streicherin wie die aushorchende Türckheim, und ſuchte, außer ſeinen Zech- und Muſikgenoſſen, eifriger denn jemals Franziska's Gunſt, denn ſeine unſinnige Leidenſchaft für dieſe Frau wuchs mit dem häufigeren Verkehr und der Theilnahme, die ſie in wirklich außerordentlicher Art ſeinem Talent wie ſeinen perſönlichen Verhältniſſen zuwendete, welche ſie nun genugſam aus ſeinen eigenen Geſtändniſſen kannte und weit mehr beklagte als verurtheilte. Dieſe Toleranz war bei Schubart leider ſchlecht angebracht. In ſeiner Arroganz ward er aber noch durch das Glück beſtärkt, was er jetzt unmittelbar bei Hofe machte. Es wurde ihm nämlich vergönnt, am Geburtstage des Herzogs ihm ſelbſt ein Huldigungscarmen in Gegenwart der Prinzen und ihrer Gemahlinnen, Franziska's und des jungen Erbprinzen Karl Auguſt von Weimar zu überreichen, welcher in Begleitung Sereniſſimi Karl Theodor's von der Pfalz aus Mannheim herübergekommen war. Er mußte das Gedicht ſelbſt ſprechen, am Abend concertiren wie improviſiren, und erntete reichen Beifall. Beſonders fand Karl Theodor an ihm Gefallen: „Wenn Er einmal nach Mannheim kommt, vergeſſ' er ja nicht, ſich bei Uns zu melden.“ Der junge Karl Auguſt von Weimar lobte ihn gleichfalls und ließ ihn in den nächſten Tagen zweimal zu ſich rufen.

„Hören Sie, lieber Schubart,“ ſagte er bei der letzten Audienz, „Sie haben mich köſtlich amüſirt, aber Sie treiben zu viel! Möglich, daß ich Ihre muſikaliſche Kraft nicht genügend beurtheilen kann, aber bleiben Sie bei der Poeſie, laſſen Sie das Verſificiren und dichten Sie mehr. Ich habe ſchon von Wieland gehört, wie höchſt begabt Sie ſind, aber ich finde auch, daß ſein Vorwurf gerecht iſt, Sie zerſplittern ſich und ſind zu furiös. Gehen Sie an eine größere Dichtung, wenden Sie Zeit, Ruhe und Mühe an, — dann will ich Ihnen erlauben, das Buch an mich zu ſchicken, und es ſoll von Ihnen abhängen, ob ich Ihnen bei meiner gnädigſten Frau Mutter in Weimar eine Stelle nach Ihrem goût auswirken kann! Vale alſo, auf Wiederſehn!“

Sollte ein Schubart nicht geblendet ſein? — Was ihn aber ärgerte, war, daß ſein Landesherr Karl Eugen bedeutend kühler, trockener über ſein Dichtertalent dachte. „Seine Verſe ſind hübſch, aber mach' Er Muſik, wenn Er ſich vorwärts bei mir bringen will. Seine Muſik iſt das Beſte an Ihm!“ —

Der große lichte Mond des Februar ſtand wie eine weiße Sonne am dunklen Nachthimmel und ſchaute mit den Sternen auf den großen ſtillen Garten des Hotel Leutrum nieder, deſſen Bäume vom Froſte wie candirt waren, deſſen Raſenfläche und Bosquets unterm Schnee begraben ruhten. Nur die Wege waren frei und zeichneten ſich in dunklen Windungen auf der Schneedecke ab. Dieſer Garten, ſich weſtlich ausdehnend, ſtieß im Oſten an den hinteren Theil des Hotels, welcher die jetzigen Zimmer der Baronin umſchloß. Sie hatte ſich in dem großen, von Leutrum prachtvoll erweiterten Gebäude die Gartenſeite ausgeſ[illegible], wo ſie, fern vom Schwall der Außenwelt, ihren Blumen, der Kunſt, der Wohlthätigkeit und Betrachtung lebte. Die linken vier Fenſter nahm ihr Empfangzimmer, die drei rechts ihr Wohnzimmer, daneben das Schlafcabinet ein; letzteres theilte ſie in alter Gewohnheit mit Brigitte. Zwiſchen dem Geſellſchafts- und Wohnzimmer lag ein Pavillon, deſſen bogenförmige Front, ein Tempelchen darſtellend, auf Säulen ruhte, zwiſchen denen hohe Glaswände die Kälte abhielten. Hier war, wie ſie es ſcherzhaft nannte, ihr Muſeum, ihr Leſe- und Arbeitscabinet, von dem aus ſie durch eine Glasthür auf eine kleine Terraſſe und, eine Steintreppe hinab, in den Garten gelangte, oder aber durch die hohen Scheiben, ſelbſt im Winter, die Ausſicht in's Freie und den heitern Sonnenſtrahl genießen konnte. Dort ſaß ſie nachdenklich auf dem ſchwellenden Lehnſtuhl von dunkelblauem Sammet, vor ſich ein Marmortiſchchen mit mehreren Billetsdoux des Herzogs, und ſtarrte ſinnend hinaus in den Schnee. Sie hatte ganz vergeſſen, daß das Cembal längſt geöffnet war, die Kerzen auf demſelben und die Wandleuchter flammten, und ſie Schubart zum Sonatenſpiel erwarte. Andere, ſchwerere, nagendere Gedanken bewegten ſie, preßten und hoben unter zitternden Seufzern ihre Bruſt, die ein gelbſeidenes, geſticktes Hausgewand, nach der Sitte der Zeit ausgeſchnitten, verrätheriſch entblößte und das weiße, kleine Zipfeltuch von Flor, das ſie leicht umgeworfen hatte, um ſo lockender mit dem Reize halbverborgenen Geheimniſſes ſchmückte. Das Mondlicht gattete ſich dem Kerzenſtrahle, um die Geſtalt der ſchönen, ſanften Frau mit magiſchem Zwielichtſcheine zu umgaukeln.

Nun warf ſie aufhorchend einen haſtigen Blick nach dem Garten und die weſtliche Ecke deſſelben. „Er ſchickt noch nicht! — Muthmaßlich ſpäte Conferenzen!“ — murmelte ſie. „Ich weiß nicht, warum es mir ſo unangenehm iſt, den

Schlüſſel zu Menoni's Verbindungsthür an Karl gegeben zu haben. Wenn ſeine Ungeduld, zum Ende zu kommen und meinen Entſchluß zu erzwingen, ihn ſelbſt hertriebe, er ſich nicht mehr mit Correſpondenzen begnügt und von dem Schlüſſel Gebrauch macht? Durch Menoni's Hausflur und Garten gelangt er, von Dunkelheit geſchützt, an jene Thür, ein Schritt führt ihn in meinen Garten, hierher, und — barmherziger Gott! — — Nein, nein! Zum zweiten Male vergeht er ſich nicht mehr! Was ſollte er mir die kurze Friſt des Kampfes zwiſchen Freiheit und Hingebung, Ehre und — Schande nicht gönnen! Und iſt es Schande, ſeine Gemahlin zu ſein? — Aber vor den Leuten bin ich's nie, ewig wird der Fluch auf mir ruhen! — Ich will nicht dieſe endloſen Gedanken, die alten Zweifel, dies tägliche Elend wiederholen. Gott giebt ja Jedem einen endlichen Ausweg aus tiefem Labyrinth, er wird auch mich erlöſen! — Seltſam iſt's, daß heute gerade mich der Schlüſſel beunruhigen muß. Röder fand doch nichts dabei, und iſt es denn nicht beſſer, wenn der Läufer mir unbemerkt des Herzogs Briefe bringt, als daß man ihm jeden Gang, jede Zeile durch's Hauptportal und die Colonnaden nachrechnen kann? Es iſt nur immer das Plötzliche, Unangenehme! — Dieſer Smergali hat etwas Katzenhaftes in ſeinem Kommen, und wenn ſeine rothe Geſtalt dann vor mich hintritt oder an die Glasthür pocht, iſt's, als käme der Böſe! — Die Thür iſt doch verſchloſſen?" — Sie unterſuchte dieſelbe. — „Ja! — Ich habe nie einen Menſchen geſehen, der mir ſo zuwider geweſen, — außer Leutrum. Es mag wohl von Saſſenhauſen her ſein. — Und doch handelte er damals nur auf ſeines Herrn Befehl. Ach, man muß im Leben ſo Vieles mit neuen Augen anſehen lernen, um dem Herzen nicht zu ſehr Gewalt zu thun!" — Sie verſank in neue Träumerei. Holdere Bilder ſchienen nun an ihrer Seele vorüberzuziehen, denn ein mildes, ſonniges Lächeln ſchwebte um ihre Augen und Lippen. Sie mochte ſo wenige Minuten auf die Schriftzüge ihres hohen Geliebten geblickt haben, als es leiſe klopfte und die alte Schwarzwälder Dienerin eintrat.

„Was bringſt Du denn, Brigitte?“

„Der Muſikus, gnädiges Fränzle, der Schubarte iſch do!“

„Ach, Schubart! An den hab' ich gar nicht mehr gedacht. Was kommt er denn ſo ſpät? — Laß ihn ein, da er hier iſt!“

Brigitte ließ Chriſtian eintreten. Er verbeugte ſich und legte Hut und Noten weg.

„Ei, Herr Schubart, ſo ſpät? Sie ſind ſonſt pünktlicher im Erſcheinen. Und ſo echauffirt, ſo erregt? Mein Gott, iſt Ihnen etwas Schlimmes geſchehen?“ — Sie reichte ihm die Hand.

„Für mich, edle Frau, iſt es ſchlimm genug, ſo unbedeutend der Anlaß ſcheint, und ich habe die ganze Stärkung Ihrer holden Theilnahme nöthig, um nicht zu verzagen!“ er küßte ihr mit einem ſchmerzvoll heißen Blick die Hand.

„In der That ſcheint es ſo. Setzen Sie ſich, was iſt's?“ —

Schubart ſchrak zuſammen, richtete einen eigenthümlich verzehrenden Blick auf ſie, dann fuhr er mit der Hand über die Stirn. — „Geſtatten Sie, daß ich erſt meiner Bewegung Herr werde!“

„Man ſollte wirklich glauben, Sie hätten entweder ein tödtliches Unheil begangen oder erduldet! Sie ſind wirr; — laſſen Sie uns erſt ein wenig ſpielen!“

Sie trat zum Cembal. Schubart packte in verwirrter Verlegenheit die Noten aus, legte eine Sonate auf, und bald befanden ſich Beide mitten im Spiel. —

Während dieſes Vorganges — als wenn Franziska's Ahnung die Wirklichkeit vorher erblickt hätte — öffnete ſich die bewußte Thür im hinterſten Winkel des Gartens, der an das Grundſtück des italieniſchen Reſtaurant ſtieß, und zwei Perſonen traten aus ihr. Es war Pepino Smergali, der Läufer, und Morani, des Menoni Ladendiener. Sie ſprachen gedämpft und italieniſch, die ſavoyiſche Mundart.

„Wenn Ihr mir nicht antwortet, Herr Läufer, iſt's trotz allen Geldes mit Eurer ferneren Spionage nichts mehr. Der Herzog hat zwar durch den Oberſtallmeiſter den Befehl gegeben, daß wir, wenn Ihr mit dem Schlüſſel kommt, Euch ſtillſchweigend nach der Thür laſſen ſollen, aber mit der Leiter über die Mauer zu ſteigen, wenn Ihr keinen Schlüſſel habt, hat er gewiß nicht verſtattet. Ich werde mir nicht Elend auf den Leib laden, wenn ich nicht weiß, was Ihr hier drinnen zu ſuchen habt.“

„Gut, Ungeheuer, Du ſollſt es wiſſen! Aber der Galgen iſt Dir ſicher, wenn Du ein Wort verlauten läßt! Was ich thue nämlich, geſchieht ſtets auf geheimen Befehl des Herzogs, vergiß das nicht! Zu allen Dingen, die man wünſcht, aber nicht ausſprechen kann des Decorums wegen, zu allen gefährlichen Aventuren, die man ſtets ableugnet, wenn ſie vereiteln, und doch belohnt, wenn ſie glücken, gebraucht Sereniſſimus den Smergali!“

„Der Teufel!“

„Die Herzogin Friedrike war treulos, aber der Herr konnte nichts gegen ſie aufſtellen. Da machte der Smergali einen Witz, mein Sohn, und er wurde ſie los! — Als die Baroneß dort von Leutrum getrennt werden mußte, wenn's dem Herzog nicht an's Leben gehen ſollte — ich trennte ſie!“

„Alſo es iſt doch wahr, was die Leute ſagen, Ihr hättet ſie dem Leutrum geraubt! Man nennt ſie ſeitdem unter unſeren Cavalieren immer die Donna Smergalina, hihi!“

„Natürlich,“ lachte Pepe, „aber nenne Du ſie nie ſo, Morani, wenn Du nicht in die Züchtlingsjacke willſt. — Solch' eine Affaire hab' ich nun alſo wieder vor. Die Schöne dort iſt ſpröde, und da das in ihrer Lage nachgerade lächerlich wird, muß es auch ſeine beſonderen Urſachen haben. Ich denke, daß ich ihr bereits ziemlich auf der Spur bin. Heut' indeß komme ich officiell mit dem Schlüſſel, denn ich bringe ein Schreiben. Nächſtens ſollſt Du hundert Gulden haben, aber vergißt Du, daß

Du Deinem Landsmann Stillſchweigen ſchuldig biſt, ſo ſchwör' ich Dir bei der ſiebenfach Schmerzensreichen, Du ſollſt meinen Fingern nicht entgehen. Wärſt nicht der Erſte, den ich ſpringen ließ! Mach' Dich fort!“

Er ſchob ihn durch die Thür zurück und ſchloß ſie zu.

„Solche Pförtchen ſind wie gemacht zu heimlichen Attaquen! Geſegnet ſei Menoni, der auf ſeine Grundgerechtigkeit trotzte, da Leutrum das Ding hier zumauern wollte!“ — Er ſchlich ſich langſam die dunkeln Wege vorwärts, den Blick auf den erleuchteten Pavillon gerichtet.

„Sie hat Jemand bei ſich! — Sollte das wieder der Schubart ſein? — Was ich doch für Luchsaugen habe, er iſt's! — Zu der Türckheim geht er nicht mehr, und die feiſte Schöne iſt bei ihm doch gewiß eben ſo wenig prüde geweſen wie bei uns, wenn's ihr eine Intrigue galt. Die Wimpfens wollen durch *Schubart* erfahren, was *ich* verſchweige. Auch mit der Streicherin hält er nicht mehr! — Es wär' unbezahlbar, wenn ich mit meinem Verdacht recht hätte. Hoho — ein Muſikus erhält das Prävenire! — Sachte doch! — Einmal wird man ja wohl 'was merken!“ — Er war während der letzten Argumente gebückt die Treppe zur Terraſſe emporgeſchlichen, hinter eine der dicken Säulen bei der Thür des Pavillons gehuſcht, und hatte, behutſam vorgebeugt, nun durch die Scheiben über den ganzen Pavillon freie Ausſicht.

Franziska ſaß am Clavier und ſpielte eine Sonate, die Schubart für ſie componirt hatte. Er ſtand auf der rechten Seite des Stuhls hinter ihr, wendete die Blätter um, corrigirte ihr Spiel, und machte ſie auf dieſe und jene Cadenz aufmerkſam. Alles war ſo ſtill, ſo traulich-einſam.

Der Mond mit ſchwärmeriſchem Scheine ſtand voll und rund am Himmel, die Sterne glühten, die Töne ſeufzten und jauchzten, Sehnſucht und Liebe ſchien Alles zu flüſtern. Vor Schubart ſaß dies einzige reizende Weib. Er konnte ihre engelſchönen, ſanften Züge, die weichen, runden Arme, die kleinen, reizenden Finger betrachten, wie ſie über die Taſten hüpften und glitten; ſein Blick hing an ihrem ſtolzen

Halſe, dem junoniſchen Nacken, auf welchem die lange Ohrlocke ſpielte, hing an dieſer vollen, zarten weißen Bruſt, die ſich hob und ſenkte! Ein Duft, ſinnverwirrend, ſtieg auf, ein Rauſch wie von Paradieſeswonnen erfüllte ihn! Er empfand nicht den Abſtand ſeiner Lage, weder Zukunft noch Vergangenheit, Alles war todt, begraben, nur dieſe eine hohe, ſüße, unſinnige Minute ſeines Lebens war ächt und wahr, er mußte ſie erfaſſen, und wenn die Hölle dahinter gähne!

Es ſchien, als wenn Franziska ſelbſt die Gefahr ahne, in der ſie war, als ob ſie die Blicke fühle, denen ahnungslos ihre Reize preisgegeben ſeien. Sie wurde unruhig, ſpielte die letzten Sätze ziemlich raſch und unaufmerkſam, that öfters einen ſcheuen Seitenblick und — plötzlich ſtand ſie auf.

„Ich bin nicht disponirt, hören wir auf! Sie hatten mir, ſchien's, vorhin etwas mitzutheilen, Herr Schubart. Ich bitte darum.“ — Sie nahm auf einem Divan, der Gartenthür gegenüber, Platz und wies auf einen Seſſel, der ihr links gegenüber ſtand.

Schubart ſuchte ſich zu faſſen, aber erwachte aus ſeinem Rauſche nicht, war unfähig, den leiſen Argwohn zu bemerken, welcher ſich bereits in Franziska's Benehmen ſpiegelte.

„Sie ſind zu gütig, noch an meinen Schmerz und meine Seligkeit, an die wilde, himmelſtürmeriſche und doch ſo qualbeladene Seele Schubart's in den Himmelsharmonien zu denken, die Ihrer Hand entſtrömen, um Sie den Götterzauber hoher Schönheit weben!“

„Ihre Ekſtatik, lieber Schubart, widmet mir ein übertriebenes, unverdientes Lob. Ich ſehe in Ihnen ein großes, umfaſſendes Talent, das aber durch ſeine Heißblütigkeit, durch Neigung zur Extravaganz und ein unſeliges Eheverhältniß nahe daran iſt, ſich ſelbſt zu untergraben. Deshalb hat mein Herz inniges Mitleid und Entſchuldigungsgründe für Sie, die weder Special Zillig noch die gewöhnliche Welt theilen. Auf der ſchwanken Bahn leidenſchaftlicher

Gefühle, die Sie immer mehr betreten, ruinirt ſich Ihre Geiſtesunabhängigkeit, und alles Sehnen und Ringen nutzt nichts, weil Ihnen das Eine mangelt, was im Leben wie in der Kunſt das Unentbehrlichſte iſt: Mäßigung und Würde! Jene Gerafftheit, die den Helden vom Tollkühnen, den Dichter vom empfindelnden Verſifikator unterſcheidet. Ich wollte Ihnen das ſchon längſt unumwunden ſagen, denn ich liebe, ich bewundere Ihr Talent, zumal heute ſage ich es Ihnen, wo Sie devaſtirter als ſonſt zu ſein ſcheinen. Es ſei Ihnen ein Zeugniß meiner aufrichtigen Freundſchaft!"

„Und ſie iſt ja das Einzige noch, was mich erhält!" rief Schubart. „Gekettet an eine Familie, die mich verläßt, mißkannt von Jedem, der meiner Seele Feuerbrand nicht begreift, nach allem Hohen greifend und nichts erhaſchend, alle Formen ſuchend und keine findend, ein zermartert Herz, einen gebrochenen Geiſt ihnen zu Füßen legend, dem Bilde der Schönheit und Anmuth, das in Ihnen ſonnenhaft meine bange Nacht erhellt!" — er hatte ſtürmiſch ihre Hand ergriffen und mehrmals an die Lippen gepreßt. Sie entzog ſie ihm.

„Nicht doch! Wenn alle Anbetenden den Götterbildern ſolche Huldigung erweiſen wollten, blieb von ihnen ja nichts übrig. Seien Sie doch vernünftig, ſprechen Sie männlich ernſt, damit ich nicht glaube, Sie äfften höfiſcher Ueberſchwänglichkeit nach. Schlimm genug für mich und Sie, wenn Sie das hier noch nöthig zu haben meinen! — Ich will glauben, Schubart, daß Sie in mir aufrichtig ein Prototyp des Schönen und Reinen, ein irdiſches Abbild deſſen ſehen, was Inhalt jeglicher Kunſt ſein ſoll, Anmuth und Würde. Aber vergeſſen Sie nicht, daß ich dies nur im bitterſten Kampfe des Lebens erlangt habe, mich täglich in dieſem Kampfe ſtählen muß! Ich pflege ſonſt nicht gegen Jedermann von meinen Verhältniſſen zu reden, und es geſchieht heut' nur aus aufrichtigem Intereſſe für Ihre Zukunft. So demüthigend Sie mir auch Ihr eheliches Verhältniß, Ihre beengte Lage, Ihren unterdrückten Schöpfungseifer bisher ſchilderten, — unſeliger, entwürdigender und hoffnungsöder war Ihre Ehe nicht, als die meine mit Herrn von Leutrum. Ich habe gegen eine Welt voll Schimpf und Gefahr, Haß, Unbildung und Leidenſchaft gekämpft und, Gott ſei gelobt, geſiegt. Was ein Weib, ein ſchwaches, bedrängtes Geſchöpf kann, das ſollten Sie, der Mann mit freiem Willen und nie verſiegender Geiſtesgabe, nicht können? Haben Sie nicht einſt Ihre Frau geliebt, haben Sie nicht Kinder? Sind die Gefühle der Pflicht nicht gerade die edelſten?"

„O, wohl ſind ſie's, aber Sie wiſſen nicht, wozu ſie mich verdammen! An den höchſten Flug meines Geiſtes hängt ſich die Unbildung und Eigenwilligkeit meiner Frau, die Abhängigkeit von meinen ſtupiden Vorgeſetzen wie ein Bleigewicht!"

„Und wohin will Ihr Geiſt denn fliegen, Schubart? Wiſſen Sie es ſelbſt? — Sagten Sie nicht, wie Sie nach Form und Inhalt erſt ringen müßten? — Ihr Zwitterweſen, halb Muſiker, halb Poet, reißt Sie hin und her, und Sie vergeuden in zehn Geſellſchaften Schaumfunken, mit denen Sie ein Werk ſtiller Muße für die Ewigkeit ſchmücken könnten. Wer iſt ſchuld? Ihr Amt, Ihre Frau? — Nur Sie, Sie Ruheloſer! Indem Sie Alles wollen, finden Sie nichts, und Ihre beſten Freunde, wie Haug, Puttbus und ich, müſſen an Ihnen endlich verzweifeln!"

„O edle, ſchönſte aller Frauen," rief Schubart weinend und außer ſich, „ſo hat noch kein ſterblicher Mund zu mir geredet! Lehre Du mich, leite mich! Zieh mich an Dein hohes, freies, unendliches Herz, daß ich für immer geſunde!!"

Der Raſende ſprang auf, umfaßte im Nu das ſchöne Weib und preßte ſeinen heißen Mund auf ihre pochende Bruſt.

Franziska that einen jähen Schrei und ſtieß ihn von ſich! — In demſelben Augenblick ward heftig an der Glasthür gerüttelt, Pepino's rothe Geſtalt erſchien außen an den Scheiben, diaboliſch lachend ein herzoglich Schreiben emporhaltend.

Schubart fuhr von der ſich Sträubenden empor. Er warf einen Blick nur auf Smergali, und von Entſetzen gepackt, ergriff er den Hut und ſtürzte fort.

Als Franziska, vom plötzlichen Ueberfall befreit, Smergali an der Glasthür ſah, welcher höhniſch Einlaß begehrte und den Brief zeigte, fühlte ſie ſich faſt dem Wahnſinn nahe. Nun ſah ſie ihr Geſchick vor Augen.

Die Todesangſt gab ihr übermenſchliche Kraft. Sie raffte ſich verzweifelt auf und öffnete. — In demſelben Augenblicke trat Brigitte von der linken Thür ein; ſie hatte Schubart über den Corridor fortſtürzen ſehen und fürchtete, es ſei etwas Schlimmes geſchehen. Sie blickte Franziska fragend an.

Smergali trat mit ſonderbarem Lächeln ein, nicht kriechend und devot wie früher, ſondern mit nonchalanter Vertraulichkeit.

„Habe wohl gerade geſtört, Frau Baroneß? — Nun, nun, derlei Attituden erlebt man ja wohl öfter. Hier iſt ein Brief von Sereniſſimus!“

Er ſchritt, einen liſtig boshaften Blick auf ſie werfend, hinaus. — Franziska ſtarrte ihm lautlos nach, dann ſank ſie weinend in die Kiſſen. Zorn, Abſcheu, Ekel empfand ſie gegen Schubart's unſinnige Leidenſchaft, Scham und Jammer über Pepino's Dazwiſchenkunft. Jetzt erſt begriff ſie in ihrer ganzen Schwere, daß alle Welt ſie längſt für Karl's Maitreſſe hielt, Smergali wie Schubart aber in ihr nur eine liſtige Coquette der Tugend geſehen hatten, die ſich dem nur ergebe, der außergewöhnliche Kühnheit beſitze.

Nach einer durchwachten Nacht voll Thränen und Klagen, die Brigitte um ſo mehr theilte, als ſie die Gefahr der ganzen Situation begriff, ſo daß ſie Franziska des Herzogs Raſerei mit hellen Farben ſchilderte, falls er Schubart's Kuß erfahre, war die Baronin zu einem äußerſten Entſchluß gekommen. — Sie ließ Moſer um einen Beſuch bitten.

„Mein theuerſter Moſer," ſagte die bleiche Frau, „ich rufe Sie heut' zu mir in höchſter Noth. Sie ſollen Richter ſein zwiſchen meinem Herzen und Gewiſſen, Richter zwiſchen mir und der Welt vor Gott! Wollen Sie das?"

„Nach meiner menſchlichen Kraft, edle Frau, gewiß; wenn ich's eben nur kann?"

„Ich verlange nichts, alter Mann, als ſtrenge Wahrheit und Gerechtigkeit ohne Rückſicht gegen mich oder wen ſonſt. Auf Ihren Ausſpruch werd' ich mich vor Gott berufen!"

„Sie wiſſen wohl, Frau Baronin, daß Moſer nicht lügen kann. Wie käme ich bei Ihnen dazu, die ich ſo lieb habe?!"

„Was ich für den Herzog empfinde — Sie wiſſen es ſehr wohl! Er ſelbſt dringt heiß und heißer in mich mit dem Wunſche, daß uns der Segen des Prieſters am Altar verbinde. Ich habe ihm mein Wort noch nicht gegeben, Sie ſollen ſagen, Freund, ob ich es vor Gott, der Gerechtigkeit und meiner Ehre kann!"

Moſer war aufgefahren. Eine Weile ſchwieg er ſtill.

„Verehrte Frau, laſſen Sie uns Alles redlich erwägen, ehe wir einen Schluß thun. Die Trennung von Herzogin Friedrike war gewaltſam, und ich bin der Ueberzeugung, dabei iſt Sereniſſimus ſo gut wie die Herzogin vielfach betrogen worden. Es war eine ſchurkiſche Zeit! Aber daß die Herzogin ſchuldig war, beweiſt, daß ſie nie einen Rechtsanſpruch erhob und vor einigen Jahren in die Trennung gerichtlich willigte. Von Seiten der Herzogin hat es alſo keinen rechtlichen Anſtand, und vor dem Gewiſſen, der Religion und Sitte noch weniger, denn eine prieſterliche Ehe iſt das einzige Mittel, Ihr und des Herzogs künftiges Leben zu beruhigen. Dieſe Ehe wird aber eine morganatiſche, eine geheime ſein müſſen, Sie werden den Namen Herzogin nie tragen, denn Würtembergs Herzogin lebt noch. Ihre Kinder werden Berneddin heißen und ſtets illegitim ſein, wenn ſie auch ehelich ſind. Dieſen Verzicht ſind Sie dem Hauſe Würtemberg und Teck, den Brüdern des Herzogs ſchuldig. Nur ein Wunder könnte das ändern; Friedrike müßte nämlich eine Stunde vor Ihrer Vermählung verſtorben ſein. Dies Wunder wird nicht eintreten!“

„Und wenn ich mich mit dem prieſterlichen Segen begnüge, Moſer, wenn ich — meine Kinder, — ſo Gott mir welche ſchenkt, zu ſchlichten, ehrlichen Würtembergern erziehe, die im Vater den — Herzog vergeſſen, was dann?!“

„So will ich vor Gott und aller Welt die Schuld dieſer Ehe auf mich nehmen!“

„Ich danke Ihnen, theurer Freund,“ antwortete Franziska tief ergriffen, „gehen Sie zu Sr. Durchlaucht und ſagen Sie ihm, daß ich ſeinen Eheantrag annehme!“ — Sie trat an's Fenſter, faltete die Hände und betete ſtill.

Als ſie geendet, trat Moſer zu ihr und küßte ihre Hand. „Für mich werden Ew. Durchlaucht immer die rechte Herzogin von Würtemberg ſein!“ —

Als Moſer dem Herzog den Entſchluß Franziska's überbrachte, war deſſen Freude unbeſchreiblich. Er machte mit Röder, Varnbühler und dem Conſulenten noch denſelben Abend der ſchönen Leutrum einen Beſuch, um die Verwirklichung ſeiner alten Hoffnung aus ihrem eigenen Munde zu vernehmen. Es ward ſchleunige und geräuſchloſe Anſtalt getroffen, auf der Solitude für ſie Gemächer in fürſtlicher Pracht einzurichten. Still und geheim wurde im Hotel Leutrum vom Oberconſiſtorialrath Fiſcher der Trauungsact zwiſchen Karl und Franziska vollzogen. „Karle Herzog und 's allerliebſte Fränzle ſein nu beiſamme!“ rief lachend und weinend Brigitte. Außer den Trauzeugen Röder, Varnbühler, Moſer und Herrn von Berneddin, der zum Oberjägermeiſter an des kränklichen Geyerbergs Stelle ernannt worden, war Niemand zugegen. Gleich darauf fand die Ueberſiedelung nach der Solitude ſtatt. —

Nichts iſt bei Hofe ſo geheim, es wird endlich auskundſchaftet. — Erſt jubelte die Wimpfen-Montmartinſche Coterie, daß „Donna Smergalina den Tugendmantel vor aller Welt abgelegt“, in den herzoglichen Schlöſſern Wohnung genommen habe und fortan ſtets an Karl's Seite erſchien, Aber dies Erſcheinen war ein ſo ſicheres, ruhiges, ſouveraines, Franziska fühlte ſich ſo in ihrem Frauenrecht, daß man ihr Auftreten für eine Maitreſſe doch etwas zu frauenhaft kühn fand. Der Erſte, welcher von der geheimen Vermählung erfuhr, war natürlich, vermöge ſeiner Nähe, Pepino, und dieſe Entdeckung erfüllte ihn mit beiſpielloſer Wuth und Beſtürzung. Er hatte gehofft, Franziska's Schande, das unterbrochene Werk der Nacht von Saſſenhauſen, und ſomit ihren Fall durch die Mitwiſſenſchaft der Schubart'ſchen Affaire in der Hand zu haben, und nun plötzlich heirathet ſie der Herzog, macht ſie für immer zu ſeiner ehelichen Genoſſin! Daß Franziska ihn haſſen, verachten, nach dem Rencontre im Pavillon als gefährlich beſeitigen werde, ſchien ihm gewiß.

Für Melanie, Montmartin und ihren Anhang war des Herzogs Vermählung ein Donnerſchlag, der ſie für immer zur Bedeutungsloſigkeit verdammte, alle ihre Pläne vernichtete. Das einzige Beſtreben dieſer Leute war nun, nicht noch tiefer zu fallen. Karl's Brüder, Louis und Friedrich, aber machte dieſe Vermählung überaus ſtutzig und beſorgt wegen ihrer Souverainitätsrechte. Sie ſahen plötzlich Franziska mit ganz anderen Augen an und zogen ſich vom Hofe ſchmollend auf ihre Beſitzungen Neuſtadt und Mümpelgard zurück, um das Factum durch ihre zuſtimmende Anweſenheit nicht gar zu legaliſiren. Man hatte ſich Franziska's wohl zur Zähmung Karls bedienen wollen und die „uneigennützige Maitreſſe“ in den Himmel erhoben, als Gemahlin Karl's jedoch ward ſie die Quelle ewigen Argwohns der Succedirenden. Hofgeheimniſſe dringen nie über einen gewiſſen, wenn noch ſo weiten Kreis heraus, und wenn fortan auch im Lande vielfach von der Vermählung gemunkelt wurde, blieb doch über dem perſönlichen Verhältniß Karl's zu Franziska ſtets ein räthſelhafter, geheimnißvoller Schleier, und Karl's Frau galt nach wie vor dem Lande als die „wohlthätige Maitreſſe“. —

Schubart rannte, nachdem er jenen Abend Franziska den unglücklichen Kuß applicirt, brennenden Hirns nach

Hauſe und gleich einem Raſenden in ſeinem Zimmer auf und ab.

„O verwünſcht, vermaledeit, ich bin ruinirt, ich bin hin! Nicht einen Kreuzer geb' ich für mein elend Leben! Zum Fluch, zum Verderben bin ich geboren, der Höllentraum jener Neujahrsnacht wird wahr! Aber warum, Himmel, war ſie ſo ſchön, ſo verführeriſch? Was reizte ſie mich mit allen Tönen der Freundſchaft, der Liebe, der Wolluſt? Dies himmliſche, ſinnberückende Weib hat mich geliebt! Unter meinen Küſſen erglüht, hätte ſie ſie erwiedert, wäre Smergali nicht dazu gekommen, Smergali, des Herzogs Vertrauter, der Bluthund ſeiner Menſchenjagden! — O, ſie werden mich zu Tode hetzen! Ein Karl Eugen, der Moſern, Huber und Rieger im Kerker ſchuldlos ſchmachten ließ, ſollte nicht den Raſenden mit eiferſüchtiger Wuth zerfleiſchen, der ſeine Maitreſſe ſchön fand?! — Du unvorſichtiger, wahnſinniger Narr Du, daß Du Dich von der Beſtie Deiner Leidenſchft wiederum hinreißen ließeſt, ſtatt die Protection und Neigung dieſer Frau zu nützen, um endlich emporzukommen, Dich frei zu ringen. Statt liſtig ihre Gluth zu nähren, und ſo die reife Frucht der Liebe zu pflücken, muß dies unſelig gierige Lippenpaar in einem Kuſſe Verderben trinken, Hoffnung, Zukunft, Alles vernichten!! Was fang' ich an, wie richt' ich's ein, der Nemeſis zu entrinnen! Hätt' ich nur hundert Gulden, ich packte auf und ging in's Blaue. Doch ich muß geduckt den Racheſchlag erwarten. Ich will mich krank melden und ſehen, was geſchieht. Die Türckheim hab' ich zu ſehr vernachläſſigt, ich will hin, ihre alte Gunſt ſoll mir helfen. O, daß doch die Erde dieſen nichtsnutzigen, verpeſteten Cadaver, dieſen verſtörten, irrſinnigen Geiſt, dies wüſte, öde Herz verſchlänge! Baur hat wohl gewarnt: Ein loſer Mund iſt ungeſund, — nun iſt das Aeußerſte geſchehen, und mein ganzes Leben wird an dieſer einen elenden Narrenminute kranken!!“*) — Schubart meldete ſich mehrere Tage krank und ging nicht aus. — — Es geſchah nichts wider ihn, er ſchöpfte Athem. Endlich eilte er zu Frau von Türckheim.

---

*) Schubart's Leben I. 249—95. Strauß I. 338—49.

„Kommen Sie doch wieder, Sie Heimlicher?“ rief ſie ihm erregt entgegen. „Hat Frau von Leutrum Ihre Zeit ſo ganz in Anſpruch genommen, daß Ihre alten Freunde nichts mehr ſind?“

„Sie ſehen mich zu Ihren Füßen, Abbitte zu leiſten. Ich war unerhört beſchäftigt und dann ſo unwohl, ſchöne Frau, daß meine Eitelkeit mir nicht geſtattete, ſo devaſtirt vor Sie hinzutreten!“

„Ei, keine Lügen, Beſter! Sie gehen brillanterem Vortheil nach, als wir Ihnen bieten können, ach, der Egoismus iſt das verzeihlichſte Laſter! Nun was ſagen Sie zu dieſer himmliſchen geheimen Hochzeit?!“

„Geheimen Hochzeit?“

„O, ſtellen Sie ſich doch nicht ſo! — Soll ich etwa glauben, daß Sie mit Franziska gegen uns intriguirt hätten? So etwas iſt doch nicht Uſance unter Leuten, die ſich ſo nahe ſtehen, wie — wir Beide?!“

„Ich verſichere Sie bei Gott, ich verſtehe von alledem keine Silbe!“

Frau von Türckheim ſah ihn erſtaunt und ungläubig an.

„Sie, der in letzter Zeit ſo viel mit Donna Smergalina verkehrte, wüßten wirklich nicht, daß ſich der Herzog, uns Allen zum Tort, mit ihr heimlich morganatiſch vermählte?!“

„Mit Karl vermählt?!“ ſchrie Schubart außer ſich.

„Sie müſſen ſeither im Monde gelebt haben, Lieber, ſonſt wüßten Sie es!“

„Aber auf Ehr' und Seligkeit, ich weiß nichts! Setzen Sie mir's auseinander, daß ich das Unglaubliche glaube!“

„Nun wann waren Sie das letzte Mal bei ihr?“

„Vor — vor ſechs Tagen etwa, Abends, zum Sonatenſpiel!“ und Schubart ward bleich.

„Wo waren Sie ſeitdem?“

„Daheim und krank!“

„Gut, und den fünften Tag von heute, alſo am Morgen nach Ihrem letzten Beſuch, war, wie man gewiß weiß, die Sache richtig. Vor drei Tagen zog Madame aus dem Hotel Leutrum zur Solitude, nachdem ſie von Fiſcher aus Stuttgart heimlich getraut worden.“

„O dies falſche, hinterliſtig gleißneriſche Weib!“ rief Schubart bitter und ſchritt außer ſich auf und ab.

Die Türckheim beobachtete ihn mit ſtummem Staunen. „Alſo finden Sie das nun auch? — Wurden Sie etwa von ihr irre geleitet? Haben Sie etwa Urſach', die liebe Smergalina beſonders falſch zu finden?!“

„Nein, nein! — I —, i Gott bewahre! Es — es kommt mir nur ſo überraſcht! — Hat dieſe Frau nicht mit der Tugend, mit Edelmuth, Holdſeligkeit und Sentiment ein Gewerbe getrieben, wie's nie erlebt wurde, und Alles nur, um Karl's Ring am Finger zu tragen? Verdammt ſei ſie!!“

„Ei ei, Freund, — ſo wären Sie ja faſt der Empörteſte von uns Allen? — Ihr Verluſt muß ſehr groß ſein! Ich hätte eher geglaubt, das ſei ein Vortheil für Sie, den Sie zu Ihrer Fortune ausnutzen würden?“

„Ich verſichere Ihnen, ich ärgere mich ja auch gar nicht —“

„Keine unnützen Manoeuvres, ich werde mir — hierüber meine Gedanken nicht nehmen laſſen. Sie thun jedenfalls klug, ſich nicht zu laut zu ärgern. — Haha, das giebt wirklich eine ſeltſame Rechnung ab! Am Abend vor ſechs Tagen ſind Sie bei Franziska, am andern Morgen bis heute krank, während die tugendhafte Dame tout à coup denſelben Morgen ihren Ehecontract unterzeichnet! Hahahaha, veritable! Es iſt veritable!“

Schubart fühlte mit neuer Angſt die Gefahr dieſer Combination. — „Ich bitte Sie dringend, ſchöne Frau, nicht auf meine Koſten Dinge zu argumentiren, die, ich ſchwöre es Ihnen bei meinem Tode, nicht einen Schimmer von Wahrheit haben! Sie würden einen gänzlich ſchuldloſen Freund, der nie indiscret war, ruiniren, wenn Sie ſo vage

Zufälligkeiten zu einem Factum gruppiren wollten, das erlogen iſt!“

„Gut, o gut, man kann ſchweigen und des Factums Factum abwarten, Schubartchen. Da ich aber trotz Ihrer leichtfertigen Treuloſigkeit Ihre Freundin bin, rathe ich Ihnen, die erſte beſte Gelegenheit zu ergreifen, — Würtemberg zu verlaſſen. Sie kennen ſeit Ihrem Hierſein Sereniſſimus nur von der ſanften Seite, ich kenne ihn anders!“

„O, ich will's, helfen Sie mir nur davon; will gern dieſem Lande der Intrigue den Rücken kehren!“

„Voilà! Wir wollen ſehen, was ſich thun läßt!“ —

Seitdem empfing Frau von Türckheim und das Haus Wimpſen Schubart nur mit Vorſicht und Kälte. Er und das vermeinte Factum des Factums war ihnen denn doch unheimlich. —

Der leichtſinnige Chriſtian kam indeß immer mehr von ſeiner Beſorgniß zurück, da Niemand ihn anfocht, die Heirath Franziska's erfüllte ihn aber mit namenloſem Haß, denn er hatte ſie mit romantiſcher Leidenſchaft geliebt. — Der Adel ſtieß ihn fortan ab, — kalte Mienen, trockene Artigkeit empfingen ihn, man kündigte eine Stunde nach der andern. Aus der Ambroſiaſphäre des bello esprit ſank er ins Bürgerthum zurück, dem er von Gott und Rechts wegen angehörte, und Niemand blieb ihm treu, als Herr von Gemmingen und Graf Puttbus, die ihn aber immer ernſter warnten, ihm zu verſtehen gaben, Baroneß von Leutrum habe ſich ſehr mißfällig über ſeine „Nonchalance“ wie ſeinen bürgerlichen Leumund geäußert. So nur auf ſeine Kneipgenoſſen Baur, Deller und Seemann angewieſen, lernte er zu ſpät die trügeriſche Gunſt der Großen, dies Gaukelſpiel von Kriecherei und Geblähtheit, dieſe Sittenverwilderung verachten, welche ihn mit falſchem Schimmer angelockt und vergiftet hatte. Seine Erbitterung, ſein Ekel und Hohn machte ſich in den bereits ſtadtkundigen Sympoſien in der „Kanne“ Luft, ſein beſſeres, unzerſtörbares Weſen explodirte, und während er ſich über Zillig's wiederholte Drohungen durch eine Parodie der Litanei luſtig machte, ſchmiedete er gegen Gerung von Emmershofen ein Pamphlet, in welchem er ſich an ihm wegen der Streicherin und zugleich am geſammten Hofadel rächte.*) Das Gedicht betraf nämlich ein komiſches Jagdabenteuer, das Herrn Gerung dieſen Winter begegnet war; bei einer Hetze hatte er vor einem Eber auf einen Baum flüchten müſſen. Schubart's übermüthige Weinlaune brachte das in folgende Verſe:

„Es hat einmal ein edel Blut
Voll höfiſcher Nobleſſe
(Ob's auch nichts hat, doch viel verthut)
Verſtohlen eine Maitreſſe!
Da ſchnöde er ſich von ihr wandt',
Schwor ſie beim Gott der Rache,
Daß ſie den jämmerlichen Fant
Zum offnen Feigling mache!
Der Gott des Zorns nun ſchenkte ihr
Zu rachbegierem Handeln
Fortan die Kraft, in jedes Thier
Nach Wunſch ſich zu verwandeln.
Als drauf zu kühner Waidmannsluſt
Das edle Blut geſchritten,
Trifft er auf eine wilde Sau
Recht in des Waldes Mitten!
Sie brüllt ihn an: „Jetzt ſteh' mir feſt,
Nun ſoll Dein Muth ſich weiſen!"
Doch er den Spieß entfallen läßt,
Um ſchimpflichſt auszureißen! —
So fand man ihn auf einem Baum,
(Sein Stammbaum war's am Ende)
Die Sau umwühlt den Wurzelraum,
Er droben ringt die Hände! —
Das kommt, wenn man ſo ſchmutzig denkt
In thier'ſcher Liebesflamme,
Die Sau dann an der Sohle hängt,
Stürzt uns vom höchſten Stamme!" —

Dies Opus wurde gleich nach ſeiner Wirthshausgeburt in diverſen Abſchriften verbreitet, und bei dem ungewöhnlichen Reiz der Neuheit, welchen in Ludwigsburg und Stuttgart ein Pamphlet gewährte, erregte es erſt heimliche, dann aber öffentliche Senſation. —

---

*) Strauß I. 333.

Nachdem Schubart ſo alle Träume und Ausſichten auf ein Minimum reducirt ſah, das Trügeriſche ſeiner Exiſtenz fühlte und nichts mehr ihm verblieb, als Selbſtverachtung, entglomm zu Helenen, zumal dieſe bei den Eltern ſehr krank gelegen, und zu den Kindern ſeine alte Liebe und Sehnſucht wieder. Erneute Bitten fruchteten endlich, und Helene, an Hingebung das Muſter einer Gattin, kam mit den Kindern zurück. Doch ſie war gebrochen, leibes- und geiſtesſiech, ſie konnte die Bürde des Lebens kaum noch tragen.

Das kurze Scheinglück, was beiden Gatten kärglich erblühte, wurde indeß bald zerſtört. Bökh, ohnedies an Chriſtian's Zukunft verzweifelnd, war von Eßlingen nach Nördlingen als Archidiakonus verſetzt und ſagte der Literatur Lebewohl; alſo Schubart's alter Freund, Schutzgeiſt und Mentor, weit entfernt, Haug, an die Karlsſchule verſetzt, konnte ſich des Verlorenen nicht annehmen. Deſſen mehr als ſonſt beengte Lage ließ ihn zu ernſtem Schaffen nicht kommen, er vegetirte, ſchlimmer als in Geißlingen. Wie beneidete er jetzt Haug's und Bökh's ruhig Glück, wie Wieland's Stellung, der von Erfurt nach Weimar an Herzogin Amaliens Hof als Lehrer des jungen geiſtvollen Karl Auguſt gekommen. — „Anmuth, Mäßigung, Würde!“ hatten ihm Wieland wie Franziska zugerufen, und doch lebte ſelbſt in der öden Seele des verkommenen Schubart, ſo oft er ſich dieſer Geſpräche erinnerte, ein Etwas, das ihm dämoniſch oder prophetiſch zurief: „Nein, Leidenſchaft thut's allein, heiße Leidenſchaft im Schmerz, wie in der Freude!“

Helene war erſt ein Vierteljahr zurück, als das lange grollende Unwetter über den Gatten hereinbrach. War's Gerung's beißende Verſpottung, welche die Höflinge beleidigt hatte, oder die Rache Bäbele's, welche den Sinkenden ganz zu Boden reißen wollte, die Streicherin verklagte ihn vor dem Ehegericht, ſchwor das vorhandene Kind ihm zu, und wie verzweifelt Schubart auch leugnete und ſchwor, er konnte keine Entlaſtungsbeweiſe ſtellen, konnte ſeine öfteren früheren Beſuche nicht leugnen. Wegen Ehebruchs verurtheilt, kam er zu Gerung's Beluſtigung in den Thurm.

Bisher hatten die Ludwigsburger Prediger Zillig, Prälat Oettinger und Waiſenpfarrer Behk (ſämmtlich Pietiſten) zu der Litanei geſchwiegen, weil ſie Schubart als Liebling des Hofes ſcheuten. Da ſie ihn aber auf den bloßen Schwur einer Dirne hin, wie die Streicherin, verurtheilt ſahen, ihnen auch noch das Pamphlet zu Geſicht kam, entbanden ſie ihren vollen Haß, und ſo wurde, trotz Haug's, Puttbus', ja ſelbſt Gemmingen's humaner Bemühungen, auf allerlei Umwegen die Angelegenheit dem Herzog zugebracht. Karl Eugen, anfänglich gute Erwartungen von Schubart hegend, war ihm nach und nach abgeneigt worden. Er haßte alle Extravaganz, weil er ſelber lange an ihr gelitten, er machte ſich aus Poeſie wenig, und an das muſikaliſche Virtuoſenthum der Deutſchen ſtellte er hohe Anſprüche, nachdem Jomelli ſo Bedeutendes in Stuttgart geleiſtet; ſo hatte er Chriſtian zuletzt ignorirt. — Mit dem Pamphlet und der Parodie der Litanei kamen ihm nun auf einmal alle Klagen zu Ohren, und da Franziska kein Wort der Schonung hatte, die wenigen Wohlwollenden bei Hofe den Sturm nicht zu beſchwören vermochten, befahl der Herzog — kaum daß Schubart ſeine Strafe im Thurme verbüßt — eine Unterſuchung gegen ihn, die von Anfang 73 bis zum Mai dauerte. Schubart war ein verlorener Menſch, ein Abſcheu, dem Jeder aus dem Wege ging.

Laut landesherrlichen Reſcripts vom 21. Mai ward ihm „das consilium abeundi gegeben mit dem Bedeuten, ſich aus unſern herzoglichen Landen hiernächſt unfehlbar zu entfernen!“

Nicht mehr Jammer, Reue, Thränen waren es, mit denen Schubart von Helenen und den Kindern ſchied, nein, Stumpfheit!

„Wenn ich noch Brot find' in der Welt, will ich's mit Euch theilen! Gott erbarm' ſich unſer, bei den Menſchen iſt kein' Schonung!" —

Expeditionsrath Elſäſſer nahm Schubart's Familie ſo lange in ſein Haus, bis die neu erkrankte Helene mit den Kindern zu ihren Eltern zurück konnte.

Spät Abends wankte Chriſtian zu Rath Kerner, der ſo oft ſeine Streiche von Amtswegen gerügt und doch mit dem Mantel der Toleranz verdeckt hatte; ein ſtummer Händedruck war Alles. Dann eilte er zu Haug.

Erſt hier brach ſich die Fluth ſeiner Thränen Bahn. Seines Vaters, ſeiner Schwiegereltern Fluch, den Abſchied von den Seinen hatte er ertragen, das Ade von Haug, den hohen, reinen Träumen Eßlingens, von jener lichten Zukunft einer hellen, ſchöneren Zeit, — zerbrach den Panzer wohlthätiger Abſtumpfung, durch den ihn Mutter Natur vor Wahnſinn bisher geſchützt.

„Schubart!" klang Haug's grambewegte Stimme. „Ihr ſollt nicht ſo wie ein Verdammter von hinnen gehen. Zwei Worte nehmt zum Geleite mit. Denkt an jenen ſonnigen Tag im ſtillen Eßlinger Garten, und was wir erträumt. Denkt an Euer Leben hier und was Hohes Ihr verſcherzt habt. Alles iſt wider Euch durch Eure Schuld, ich allein aber bleibe Euch nach wie vor Freund, — freilich ohne Eure Schuld! Aber Niemand kennt die Tiefe Eures ſeltſamen Weſens, wie ich, Ihr ſelbſt nicht einmal, ſonſt wäret Ihr dahin nicht gekommen! Trotz Eures ſchmählichen Ausgangs glaube ich noch an Euer beſſeres Herz, an den Götterfunken in Eurem Geiſte; denn wen Gott mit allen Gaben ſo reich geſegnet, der kann nicht ganz verloren gehen hienieden, unſer Schöpfer irret ſich nie in ſeinem Werke! Geht, geht, es muß ſein. Schreibt nur bald!" — Er brachte ihn vor die Thür, ſchob ihm eine volle Geldbörſe in die Hand und eilte zurück.

Trauernd ging Schubart zur „Kanne", wo ihn Baur zum letzten Mal erwartete.

„Es geht in zehn Minute e Wagen nach Heilbronn, willſt D' mit?"

„Ging' er zum Teufel, wär' mir's noch lieber!“

Stumm tranken Beide ein Glas Wein. — „Leb' wohl Chriſtle, thuſt mer, weiß der Henker, ſakriſch leid! Da nimm's, ſind fünfzig Gulden, und — thu' mir den einzige Gefalle: halt Dei' verfluchtꞌs Maul endlich e'mal, und ſei froh, daß Du dem Asperg entgange biſt. 's nächſte Mal kommt's ſchlimmer!“

Als Schubart das Asperger Thor hinausfuhr über die Ottweiler Höhe und nördlich gen Heilbronn, kam ihm der nackte Kegel der drohenden Feſte links zu Geſicht.

„Der Aſchenberg! Nimm vor dem Aſchenberge Dich in Acht! — O, wär' ich erſt über die Grenze! Ein loſer Mund iſt ungeſund — ſagte der Schieferdecker. Mein ganzes Unglück ſtammt von dem Kuſſe jenes Abends, von zwei heißen, leichtfertigen Lippen auf den Hals eines ſchönen, falſchen Weibes gepreßt! Verflucht ſei Ludwigsburg!!“ *)

---

*) Schubart's Leben I. 106–7. Kerner 125. Strauß I. 117—19, 290—91.

8.

Zwang und Drang.

Was alle inneren Kämpfe nicht vermocht, hatte Schubart's Kuß bewirkt, Franziska war mit Karl Eugen vereint. Der Herzog stand jetzt, zur höchſten Erbitterung der Montmartin-Wimpfen'ſchen Genoſſenſchaft, ſo unter ihrem ſammtenen Pantoffel, daß er kein Papier mehr unterſchrieb, keinen Entſchluß faßte, wenn nicht ſein „liebes Fränzel“ dazu ihren Conſens gegeben. Heiterkeit ſchmückte Beider Stirn, Wonne erfüllte ihre Herzen. — Ein Schatten nur blieb in Franziska's Gemüth zurück, eine finſtere Erinnerung — Schubart! — Nichts beleidigt ein reines Weib mehr, nichts haftet ihr tiefer in der Seele, als die Gewaltthat einer rohen Natur, die Entdeckung, ſich in einem Menſchen, dem man herzlich wohlgewollt, auf's Infamſte betrogen zu haben. Karln ein Geſtändniß der Scene mit Schubart abzulegen, war ihr unmöglich, das hieß den ſchlafenden Löwen, die alten Furien bezwungener Leidenſchaft in ihm auf's Neue wecken, ſich grundloſem Verdachte ausſetzen und ihrem jetzigen Verhältniſſe zum Herzoge Motive unterlegen, die ſie durch keinerlei Gegenbeweiſe entkräften konnte. Der Gefahr, Smergali's Indiscretion ausgeſetzt zu ſein, trat ſie aber im Gefühl ihrer Unſchuld eiſern entgegen.

„Eine Bitte, Karl, mußt Du mir um der Hoheit unſerer Liebe willen gewähren. Ich mag den Läufer nicht mehr ſehen! — Wohl weiß ich, dieſer Menſch iſt Dir werth, hat lange Jahre treue Dienſte gethan und genießt Dein beſonderes Vertrauen. Aber er iſt von jener ſchurkiſchen Treue, die kein Gewiſſen im Dienſte hat, er mahnt mich immer an ſeine brutale Gewalt in der Nacht zu Saſſenhauſen, iſt wie ein ſchneidender Mißton in der Harmonie unſres Lebens!“

„Du biſt närriſch, Fränzel! Ich bin an den Schlingel eben lange gewöhnt! — Aber gut, was zu Deinem Glücke beiträgt, iſt mir immer das Wichtigſte, er ſoll die inneren Gemächer fortan nicht mehr betreten, Kammerdiener Menderſtein wird mich allein bedienen.“

Herr Pepino Smergali fiel, zur hellen Freude ſeiner betreßten Collegen, über denen er ſo hoch gethront, auf's richtige Niveau ſeines eigentlichen Metiers. Er lief vor Sereniſſimi Carroſſe, that Boten- und Hoffourierdienſte, und erkannte ſich in ſeiner bedeutungsloſen Verfaſſung nicht wieder. Mit Menderſtein und Brigitten, deren derb natürliche Vertraulichkeit, in welcher ſie mit Sereniſſimus nie anders ſprach als: „Hört e Bisle, liebſter Herr Karle Herzog!“ ihm viel Spaß bereitete, war der häusliche Kreis der Neuvermählten geſchloſſen, dem ſich nur Röder und die alten Freunde der Solitude mit ihren Frauen einfügten. Zufolge Karl's geheimer Vermählung hatte ſich ein großer Theil des alten Adels vom Hofe zurückgezogen, welcher gleich den Prinzen die Verbindung als illegal anfeindete, und es ward ſtiller als ſonſt in Ludwigsburg. Solche Prüderie kümmerte aber Karl und Franziska wenig, ja war gerade ihren Wünſchen entſprechend. Man richtete den Hofſtaat fortan bürgerlicher ein und fing zu ſparen an, um das Geld auf Realiſation edlerer Dinge zu wenden. Nur bei Karl's oder Franziska's Geburtstagen, oder ein paar Bällen, die man den Offiziers- und Beamtenfamilien gab, zeigte ſich der alte Glanz. Ein Lieblingsgegenſtand des Herrſcherpaares blieb das „Militärwaiſenhaus". Bereits über vierhundert Eleven faſſend, ward es in Baulichkeiten wie Lehrperſonal vermehrt, unter dem Haug, Le Brêt und Abel glänzten. Preiſe, Denkmünzen und Anerkennungen wurden zu hohen Geburtstagen an die Zöglinge vertheilt, ja man hatte bereits vor, die Anſtalt noch gewaltiger auszudehnen und zur „Militärakademie" zu erheben. —

„Laß ihn einen Johannes werden!" hatte Frau Dorothea Schiller gebetet, als Caspar zu Marbach den neugeborenen Friedrich an ſein Vaterherz genommen, und dieſe Johanneshoffnung klang durch des Knaben ganze Erziehung. — Weich und ſanft von Gemüth, ſchwungvollen, zum Erhabenen ſtrebenden Geiſtes, wie die Mutter, beſaß er ſchon von früh an die Gerafftheit des Weſens, die energiſche Thatkraft, die Luſt zu geiſtigem Genuß wie friſchem Schaffen, den Trieb, Alles in ſich zu raffen und wieder mitzutheilen, kurz jene Summe reiferer Gaben, die ſich ſein Vater erſt im Tumulte eines vielbewegten Lebens, unter wechſelnder Noth und Gefahr langſam angeeignet. Vor Allem zeigte er die Elaſticität des Geiſtes und der Seele, welche Caſparn aus aller Widerwärtigkeit vom halb verhungerten Barbier empor zum Hauptmann und Inſpector der herzoglichen Solitude geführt hatte. Doch dies waren nur ererbte Güter, vom Geſchick in Friedrich's Seele gelegt, Keime, die in Tauſenden liegen. Daß er aber ein Dichter wurde, der ſein Jahrhundert überflog, ihm in neuen Zungen neue Gefühle lehrte, trug weniger ſeine Erziehung und individuelle Lage, als die Zeit, die Weltordnung bei, in der er lebte, die Summe der Begebenheiten und Perſonen Würtembergs, welche ihm vorangegangen und ihn umgaben, ſo lange er die Luſt der Heimath athmete. Erziehung, Angewöhnung, Fleiß, frühzeitige Geſinnungskraft, Charakterſtärke nährt gewiß den Geiſt jedes Denkers, aber der dichteriſche Genius braucht mehr zur Entfaltung. Er verlangt die Welt; eine unendliche Summe farbenreicher Bilder muß ſich in ſeiner jungen

Seele ſpiegeln, die Zeit mit ihren Kämpfen, die Geſtalten wackerer Männer des Landes müſſen in ſeiner Bruſt eine Stätte gefunden haben, wenn die lohenden, aber noch formloſen Gefühle, die ſprühenden, aber noch verſtreuten rhapſodiſchen Gedanken ſich verdichten, zu idealer Individualität geſtalten und in der Begeiſterung goldenem Mutterſchooße zu dichteriſcher Wahrheit werden ſollen.

Friedrich Schiller's Wunſch und der ſeiner Eltern war auf die Theologie gerichtet, weil ſie das Pfarramt als den ſchönſten Beruf eines begabten Menſchen anſahen, des Knaben fromme, begeiſterte Gluth ihn im Lieblingsſpiel eine ſchwarze Schürze als Predigtrock umnehmen und ſeinen Geſchwiſtern ſtammende Sermone halten ließ. Es lag etwas Prophetiſches, Bezwingendes in dieſem Thun und Treiben, das zu deutlich auf den geiſtlichen Stand hinwies. Friedrich war fromm, aber nicht in dem gewöhnlichen, ſtupiden Sinne der meiſten damaligen Menſchen. Die Mutter las gern und liebte namentlich Geſchichts- und naturhiſtoriſche Werke, lehrte den Knaben mit einem unendlich holden, geiſtvollen Takt Gott weniger durch dogmatiſche Floskeln, als in ſeinen Werken, in den Menſchen und ihren Geſchicken, in den Blumen und Sternen und den Wundern der Schöpfung lieben. Indem ſie ſo den äſthetiſchen und idealen Kern in ihn legte, ward ſeine Frömmigkeit eine concrete, ſolide und innige. Er beſuchte Jahn's lateiniſche Schule alſo mit der ausgeſprochenen Abſicht, ſich zur Theologie vorzubereiten, ſein Fleiß war rege, ſeine Wißbegier groß, und er war bereits confirmirt, hatte zweimal bei Gymnaſial-Director Knaus in Stuttgart das übliche „Landexamen" glücklich abſolvirt, welches man dreimal beſtehen mußte, ehe man zum theologiſchen Seminar berechtigt war. Ach, weder er noch die Eltern hatten von der mönchiſchen Dreſſur im Seminar einen rechten Begriff, aber bereits bei Jahn und unter Special Zillig's brutalen Händen lernte ſchon der Knabe auf haarſträubende Weiſe den patentirten Würtemberger Proteſtantismus, ſowie die hohle, blutloſe Art der Frömmigkeit verabſcheuen, welcher durch den Stock, die Demüthigung und eben ſo quälende wie nutzloſe Geiſtesexercitien auch der letzte, dürftige Reſt von Würde geraubt wurde.

Je inniger er auf ſeine Weiſe glaubte, deſto mehr empörte ihn dieſe geiſtige Knechtung. Seine Energie, ſein empörtes Gemüth fuhr auf im Kampf, und er gerieth mit Jahn und Zillig in heftige Colliſion.

„Solchen Gottesdienſt mag ich nicht! Das glaub' ich nicht! Ich werd' in den Himmel kommen und ein Prieſter Gottes werden ohne den Stock, den Specialen und die Augendreherei!“

Da Jahn aber in Friedrich ſeinen beſten Schüler nicht verlieren wollte, der überdem bei Sereniſſimo beliebt war, ſo beruhigte man ſich gegenſeitig, zumal der Knabe es nicht ertrug, die Mutter Thränen über ſich vergießen zu ſehen.

Herr Caspar Schiller, der von 1756, beſonders von der Nacht zu Fulda ab, ein gutes Theil würtembergiſcher Geſchichte in nächſter Nähe erlebt, hatte wohl Urſache, jetzt ſein Glück wie das des Landes als eine Fügung des Ewigen zu preiſen, der unter Kampf und Weh die Menſchen zum Lichte führt. Mit flammenden Zügen ſchilderte er ſeinem Sohne alle denkwürdigen Tage des Vaterlandes, und was er nicht wußte, ergänzte Friedrich's geliebter Lehrer, Profeſſor Haug, oder Herr von Hoven, des Vater Freund, der zu Ludwigsburg mit der Familie Schiller ein Haus bewohnte und deſſen Söhne ſich Fritz als Jugendfreunde erkoren hatte. Wie ſaßen nicht leuchtenden Blicks die Knaben, wenn ihre Väter mit einander von alten Zeiten redeten! Und lebten nicht dieſe markigen Geſtalten alle noch? Der eiſerne Moſer mit ſeinem weißen Scheitel, der trotzige Huber, der langgeſtreckte mumienhafte Schleicher Montmartin? Hatte er nicht noch Wittleder geſehen, den Blutegel Würtembergs? War Rieger nicht auf Asperg Commandant, und jener majeſtätiſche Mann, der ihm ſo oft die Wangen ſtreichelte, nicht derſelbe fürchterliche Karl Eugen, unter dem die Füſilladen des Regiments Gablenz und Werneck, Moſer's und Rieger's Kerkerqual geſpielt? Iſt jene ſchöne, leicht lächelnde Frau, die dort im Parke wandelt und ſanft das Haupt neigt, wenn man ſie grüßt, nicht die zauberiſche Fee, welche all' dies Elend in Glück, den „ſchlimmen Karl" in „unſern guten Karle Herzog" gewandelt? — Solche Bilder, mit dem ſchuldlos-reinen Auge der Jugend erfaßt, vom ſchwärmeriſchen Knabenherzen wie Himmelsluſt eingeſogen, mußten ſie nicht ſtille, geheimnißvolle, noch ungekannte Knoſpen der Romantik treiben, die nur des lohend heißen Sonnenſtrahls warteten, um im Nu die bergende Kapſel zu ſprengen, ſich über Nacht mit berauſchenden Düften zu entfalten!

Grauenhaft iſt's, wie oft die himmliſchen Looſe fallen, aber war Friedrich Schiller mit dreizehn Jahren nicht bereits mehr Mann als jener Zweiunddreißigjährige, der mit einer Welt von Talenten jetzt vacirend umherirrt, Brot zu ſuchen für Weib und Kind, weil er die Beſtie ſeiner Begier nicht zügeln gekonnt? — Auf des jungen Schiller Geiſt hatte das großartige Geburtsfeſt Karl's im Jahre 69, die Art, wie er dem gefürchteten Herzog genaht und ſeine Neigung erworben, beſonders aber der erſte Anblick des Theaters, der Oper Fetonte, unendlichen Eindruck gemacht, um ſo mehr, als die ſtrenge Zucht unter Jahn, der Eltern Ueberſiedelung nach Ludwigsburg, endlich die gänzliche Schließung der Oper die Wiederholung ſolchen Genuſſes verſagte. Sein poetiſcher Trieb war erregt, und treu ſeinem theologiſchen Ziele, das er erwählt (ſo wenig es mit der Bühne harmoniren mochte), hatte er, nachdem er das Project des Epos „Moſes" verworfen, den Plan zu einem Trauerſpiel: „Die Chriſten" verfaßt, nicht ahnend, wie bald dies Alles über den Haufen geworfen, der Drang durch den Zwang erſtickt werden ſollte.

Die neue Erweiterung des Militärwaiſenhauſes, das Project, es unter dem Titel „Militärakademie" zu einer Pflanzſchule der würtembergiſchen Jugend zu erheben, ihr einen glänzenden Weltruf zu bereiten, ließ Karl Eugen auf den ſehr natürlichen Gedanken kommen, die begabteſten Schüler anderer Bildungsinſtitute in ihr zu vereinigen. So nahm er aus der Guibal'ſchen Akademie die Knaben

Dannecker und Koch, aus der Muſikklaſſe Zumſteeg und Abeille, aus dem Gymnaſium zu Stuttgart Peterſen, von der Jahn'ſchen Schule in Ludwigsburg die Gebrüder Hoven und Schiller in die Militärſchule auf. Bereits ſchon zweimal hatte der Herzog in den Hauptmann gedrungen, den Fritz in dieſelbe zu geben, ihn ſtatt der Theologie der Jurisprudenz zu widmen, aber die Eltern hatten ſich bisher herzhaft geſträubt, wollten ihre und ihres Kindes Wünſche nicht der ſonderbaren Laune des Herrſchers aufopfern. Jetzt that der Herzog die Forderung zum dritten Mal und in ziemlich gereizter Weiſe, verſprach, Friedrich in glänzendſter Weiſe im juriſtiſchen Staatsdienſt zu placiren, beſtimmte, der Knabe ſolle, als ausnahmsweiſe Ehre, der Adelsdiviſion eingereiht werden, Portcépée, Achſelſchnur und gepuderte Perrücke tragen, kurz, alle äußeren Vorrechte der adligen Eleven genießen dürfen. Wenn die Familie Schiller nicht die höchſte Ungnade auf ſich laden wollte, mußte ſie ſich unter Weh und Ach in den Wunſch Karl's fügen und mit dem armen Fritz der ſchönen Lebenshoffnung entſagen, für die ſie ihn ſo vorſorglich erzogen hatten. Ach, er wurde niemals „ein Johannes", wie Dorothea ſo ſüß geträumt. Der Drang wich dem Zwange, und ſo wandelte man geſenkten Hauptes, nach ſchmerzvollen Abſchied, hinüber zur Militärakademie.

Im Inſpectionszimmer ward Fritz dem Intendanten von Seeger nebſt Wäſche und Büchern übergeben, und ein Corporal, Razmann geheißen, winkte ihm. „Komm Er mit!" — Er wurde in den Garderobeſaal geführt.

„Zieh' Er ſich aus, laſſ' Er ſich ſein Haar machen und leg' Er dort Uniform und den Degen ordentlich an, mach' Er's aber nit dreckicht, ſonſt muß Er cariren! Scharfenſtein, heda, mach' Er da dem Schiller 's Haar; Zopf und Puder, verſtanden? Sereniſſimus kann Rothköpfe nit leiden. Daß der Neue in zehn Minuten fertig iſt!"

Corporal Razmann ging zu einigen anderen Gruppen, wo ſich ähnliche Metamorphoſen vorbereiteten. Fritzen lief vor Schmerz und Wuth das Waſſer über die Wangen.

„Pfui, Du langer Kerl, flenne nicht!“ flüſterte Scharfenſtein. „Wirſt doch wohl aushalten, was wir auch aushalten? Bin nun zwei Jahr hier drinnen, und wenn man ein pfiffiger Junge iſt, geht's ganz gut. Die Aufſeher ſind gewiß niederträchtige Kerls, und die Disciplin verdonnert hart, aber wenn man's erſt gewohnt iſt, hat's doch auch ſein Hübſches! Raſch, ſonſt geht's uns Beiden an's Leder!“

Mit rapider Geſchicklichkeit verſah Scharfenſtein ſeinen Dienſt als Coſtumier, und während er an Fritzens Haar herumwichſte, die Locken links und rechts drehte, und den Zopf ſo feſt und ſteif band, daß unter Au und Oh dem Neophyten die Augen übergingen, gab ihm Scharfenſtein im ſouverainen Tone der Erfahrung die erſten Verhaltungsmaßregeln.

„Du, was heißt denn, wenn man cariren muß?“

„Wer mit Cariren beſtraft wird, erhält zu Mittag oder Abends nichts zu eſſen, ſondern muß vor ſeinem verkehrten Teller Poſten ſtehen, wenn's den Anderen ſchmeckt!“

„Ach, ich habe ſo Angſt und Gram, Scharfenſtein! — Willſt Du mir ein guter Kamerad ſein, daß ich mich zurechtfind'?“

„Das will ich, — bei meinem Degen, Kerl, will Dir ein Freund ſein! Du gefällſt mir, ich werd' Dir ſchon durchhelfen.“

„Ich dank' Dir herzlich. Sorge nur, daß ich nicht gleich in Strafe fall', ich will's Dir auch treu vergelten!“

„Pah, das find't ſich, nur Courage! Wenn Du rangirt wirſt, gehſt Du gleich auf mich zu, wir ſchlafen Bett an Bett. Alſo luſtig!“

„Ach Wilhelm! Mein Hoven!“ ſchrie Friedrich laut auf. Er erkannte ſeinen Jugendfreund von der Jahn'ſchen Schule, der auch „zurechtgemacht“ wurde, und wollte aufſpringen. „Du auch hier? Gott ſei Dank!“

„Donnerwetter,“ ſchrie Scharfenſtein, „haltet die Mäuler Ihr habt noch Zeit genug, Euch zu beriechen!“

Die Toilette wurde lautlos beendet. Schiller war glücklich, wenigſtens zwei Kameraden gefunden zu haben. Im blauen, knapp zugeknöpften Rock mit ſchwarzplüſchnen Aufſchlägen, den Hut mit dem weißen Cordon auf dem gepuderten Haupt, den Degen an der Seite, ſtanden die Neulinge da.

„Heiliges Kreuz," lachte Scharfenſtein, „ſeid Ihr eine Schwefelbande! Du ſiehſt ja wie 'ne Bohnenſtange aus, Schiller, auf die man 'nen Kürbis geſteckt hat! Raſch, ſtellt Euch nebeneinander! Zwei, vier, acht, zwölf, fünfzehn Hammel! — Stillgeſtanden!"

Die Thür flog auf. Corporal Razman kam wieder. — „So! — So geht's vorn Anfang. — Aufgepaßt! — Vorwärts — Marſch!"

„Vorwärts, Schiller! Klemm's Säbelgefäß an die linke Hüfte, daß Dir die Spadille nicht zwiſchen die dürren Beine kommt!" flüſterte Scharfenſtein. — Man marſchirte in den Rangirſaal.

Dort rings an den Wänden ſtanden die Eltern und Verwandten der neu Aufzunehmenden, Herr von Hoven nebſt Frau bei Casparn und Dorotheen. Die Lehrer der Akademie, die Profeſſoren: Uriot, Le Brêt, Abel, Naſt, Schott, Moll, Heyd, Reuß und Friedrich's vielgeliebter Haug waren, in ſchwarzen Sammet gekleidet, Stahldegen tragend, am unteren Ende des Saales beim Eingang poſtirt. Als der Profeſſor leiſe lächelnd ſeinen ſtummen Gruß erwiederte, leuchtete Friedrich's Auge, er begann ſich zurechtzufinden.

Man führte die „Rekruten" an die Fenſterſeite des Saales.

Darauf erſcholl kriegeriſche Muſik und Trommelſchlag.

Sereniſſimus trat mit Franziska ein, von Röder, Scheller, Gemmingen und Seeger begleitet; darauf zog die Militärakademie, voran die Adelsdiviſion unter Major Alberti, dann die drei gemiſchten Diviſionen unter Major von Wolf, endlich die Unterdiviſion, vom Adjutant und Oberaufſeher Rieß geführt, in den Saal.

„Halt! — Front! — Salut!"

Die Zöglinge machten Honneur. „Es lebe der Herzog!“ klang's durch die Reihen.

Der Herzog nickte und ſchritt mit Franziska durch die Colonnen, da und dort ſtehen bleibend. Endlich war die Beſichtigung beendet. Intendant von Seeger trat vor und verlas die Liſte der Neuaufzunehmenden. Jeder Genannte wurde ſogleich vom Oberaufſeher Nieß vorgeführt und in die betreffende Klaſſe und Diviſion rangirt. Schiller, Scharfenſtein's Wink eingedenk, der in der Adelsdiviſion ſtand, marſchirte auf ihn zu und kam zu ſeiner Freude zwiſchen ihn und den älteren Hoven. Dann wurden die „Artikel der Herzoglichen Pflanzſchule“ von Nieß im ſchnarrenden Commandoton verleſen, Sereniſſimus ſprach darauf ein paar ermunternde Worte an die Neueingetretenen, durchſchritt abermals die Reihen und entfernte ſich mit ſeiner Begleitung, gefolgt von Seeger, den Oberoffizieren und Lehrern, unterm Salutiren der Anſtalt.

Nun ging's an ein Abſchiednehmen von den Eltern, welche an die Sectionen treten durften.

„O Vater! — Meine einzige, liebe, ſüße Mutter!“ ſchrie Schiller ſchmerzvoll auf, „nun werd' ich doch kein Johannes, ſondern ein armes dreſſirtes Geſchöpf!“ Er fiel Dorotheen weinend um den Hals.

Ein allgemeines ſchallendes Gelächter der älteren Zöglinge brach aus.

„Himmelheiland, ſchwerebrett, ſtillgeſtanden!“ donnerte Nieß. — Lautloſe Stille und Steifheit folgte. — „Dem Zimperlichthun iſt jetzt ein End', wir ſind kein' alten Weiber! Augen rechts! — Links ſchwenkt! Marſch in Dreideivelsnamen!!“

Die Muſik ſpielte, die Akademiſten mit ihren „Rekruten“, wie Nieß die neuen Eleven nannte, marſchirten ab. Schiller warf einen Blick noch halbſchluchzend auf die Seinen, — und fort ging's.

Im Garderobeſaal wurden ſie noch einmal von Nieß gemuſtert.

„Wie ſieht Er denn aus, Schiller? — Was hat Er'n da für'n Fleck an der Montur von der infamen Greinerei? — Höllenſakerlot, ich glaub', Er iſt ein Schweinpelz! Ich werd' Ihn tanzen laſſen! — Ausgezogen, reingemacht! Punkt zwölf Uhr iſt Er wieder ſauber! Daß Er mir ja honnet zur Krippe kommt!“

Schiller war Karlsſchüler! Drang und Zwang! — Schmerz, Wuth und Scham füllten ſein armes Knabenherz zum Zerſpringen. —

Und was iſt aus jenem ruheloſen Mann geworden, der nächtlich von Ludwigsburg dahinraſſelte in's Weite, Leere, Schrankenloſe? — Schubart ſitzt in Heilbronn, der alten Reichsſtadt, ſucht Brot und Stellung, und verzehrt das Geld, was ihm Freundeshand als Viaticum gegeben. Er iſt ſo ſtumpf, ſo vegetirend, daß er ja das erſte Beſte packt, was ſich ihm bieten mag. So fällt er einem Schwindler, Gritſch, in die Hände, der ihn, obwohl Chriſtian nach Berlin gehen und, auf ſeine Preußenlieder wie Majer's und Pöllnitzens Gunſt geſtützt, ſein Glück unter Friedrich II. ſuchen will, nach Mannheim lockt und überredet, mit ihm vereint zu Saarbrücken eine Akademie zu errichten. Gritſch beutelt ihn aus, und als Schubart beim letzten Gulden angelangt iſt, iſt Gritſch mit ſeinem Gepäck verſchwunden! — Schubart ſtand da, hülflos, verlaſſen. Er ging nach Mainz, um dort die Hülfe der Frau von Laroſch und der Gräfin Wartensleben anzuſprechen, welche ihm früher zu Ludwigsburg wohlgewollt, — ſie wieſen ihn kurz ab.

„So will ich auch ganz ein Lump und Bettler ſein!“ ſchrie er, gab ſeine letzten fünf Kreuzer einem preußiſchen Stelzfuße, und unter ſtrömendem Regen geht er fort. Bis auf die Haut naß, erſtarrt, tritt er in Kaſtel unter das Portal eines Edelhofes und ſtarrt in die ſtrömenden Waſſer; im traulichen Zimmer drinnen ſpielt man Clavier.

Da klopft ihm Jemand auf die Schulter. „Wollen Sie nicht hereintreten und ſich ein wenig trocknen?“ ſagte ein junger Mann theilnehmend freundlich.

Er folgte ihm in's Zimmer und fand eine kleine Baroneſſe am Clavier, hinter ihr den Muſiklehrer, den Claviercembaliſten des Kurfürſten von Mainz. Während des Uebens ſprach der junge Mann mit Schubart und ward um Vieles freundlicher, als er bei der Unterhaltung fand, er habe mit einem Gelehrten zu thun. Er bot Schubart ein Glas Wein, und als die Kleine geendet, ſetzte ſich Schubart an's Inſtrument, ſeinen armen Dank in Tönen abzutragen. Unter den Accorden vergaß er plötzlich wo er war, in ihnen ging ſein mattes, welkes Herz auf, und während die Thränen leiſe von ſeinen Wangen glitten, klagte er in gewaltigen Cadenzen, in ſeufzerreichen Melodien der theilnamloſen, fremden Welt das bittere Weh des Verbannten, Verlaſſenen!

Seine Weiſen weckten das ſtille Haus. Leiſe ſchlich Horcher um Horcher herein, Diener, Mädchen, der Herr, die Frau des Hauſes! Alles ſammelte ſich zu einem tief ergriffenen Auditorium. Wie ſeine Hände müde von den Taſten ſanken und das Haupt auf die Bruſt, brach ein Flüſtern, dann ein Beifallsrufen los, das er wohl ſchwerlich erwartet hatte.

„Aber, mein Herr,“ rief Baron von Kaſtel, „wie iſt's möglich, daß Sie mit dieſem Talent auf der Straße umherirren können? Welches Mißgeſchick zwingt Sie, bei ſolchem Wetter unter meiner Thür Schutz zu ſuchen?!“

„Ich bin Chriſtian Schubart, der ehemalige Organiſt von Ludwigsburg. Ich wurde verbannt, weil ich ein ſpöttiſch Gedicht auf einen elenden Schranzen in der Weinlaune gemacht, und gehe, fern von meiner Familie, umher und ſuche Brot.“

„Schubart? — Derſelbe, welcher die Preußenlieder ſchrieb?“ rief Frau von Kaſtel.

„Deſſen Orgelconcerte wir vor zwei Jahren in der Ludwigsburger Stadtkirche gehört?!“ ſetzte der Baron erſtaunt hinzu.

„Derſelbe!“

„So werden Sie mir geſtatten,“ rief Kaſtel, „daß die Schuld eines ſchofeln Cavaliers ein beſſerdenkender Standesgenoſſe gut macht! Meine Hülfe wie meine Empfehlungen ſtehen Ihnen unter allen Umſtänden zu Dienſt!“

Als Bettler, verzweifelt, ohne Gedanken über ſeine fernere Exiſtenz, war er angekommen, nach wenigen Tagen fuhr er aus Kaſtel, von vier Schweißfüchſen gezogen und fünfmal mehr goldene Füchſe nebſt zahlreichen Empfehlungsbriefen in der Taſche ſeines neuen Kleides, nach Heidelberg, ward dort von Rath von Bonzenhardt, an welchen er adreſſirt war, beſtens aufgenommen und in den Kreis der vornehmen Geſellſchaft, des Grafen von Neſſelrode und Miniſters von Becker gezogen.

„Victoria!“ rief er, als er eine ſchöne Summe Geldes für Helenen nach Ludwigsburg einpackte. „Ich war ein Narr, ein Eſel, zu verzweifeln! Das Talent iſt ein unverſieglich Capital, der Sänger ſitzt bei Jedermann zu Tiſche, und ſelbſt der Satan ſoll mich nicht niederkriegen!“

Dem jähen, raſchen Weſen ſeines Charakters, der wechſelnden Stimmung ſeines Temperaments zufolge ſaß er jetzt wieder hoch auf dem Gaul, das Herz voll Phantaſien und Plänen, den Mund voll kecken Witzes und mit immer bereiter Virtuoſität. So gab er einmal in dieſen Kreiſen das Kunſtſtück zum Beſten: zu gleicher Zeit ein Lied zu dichten und zu componiren, einen Brief zu dictiren und über einen Theil der Meſſiade zu converſiren. Graf Neſſelrode führte ihn nach Schwetzingen an den kurfürſtlichen Hof, die Prinzen Gallian und Yſenburg, Frau von Sturmfeder, Miniſter Graf von Oberndorf, Graf Schall, Graf Schmettau und der kurbairiſche Geſandte Baron von Leiden wurden ſeine Gönner. So empfing ihn denn Karl Theodor von der Pfalz, der ihn ja in Ludwigsburg ſchon eingeladen, ſehr gütig, und ließ ihn verſchiedene Male concertiren wie declamiren. — „Er gefällt mir ausnehmend, Schubart! Ich werde darauf ſinnen, Ihn zu placiren.“ Karl Theodor ging nämlich damals mit dem Plane um, in Mannheim ein deutſches Theater zu gründen, auch bedurfte die Mannheimer Akademie, um mit der Schule auf der Solitude concurriren zu können, bedeutenderer Lehrkräfte, kurz, Schubart's Glück blühte wieder. — Ein loſer Mund! — Schubart konnte das Raiſonniren nicht laſſen! Ein zwar ganz richtiges, aber ſehr ſcharfes Urtheil über die Mannheimer Akademie verſchloß ihm plötzlich alle Pforten. Seine Gönner wollten ihn nicht mehr kennen!

Er war wieder Vagabonde, wieder ein moraliſch Excludirter! Nichts blieb ihm, als das Erbarmen des Grafen Schmettau und des Barons von Leiden, aber unter welcher Bedingung! Er ſollte katholiſch werden und mit Leiden nach München gehen! — Wäre ſeine Religioſität wirklich feſt, ſeine Gottesanſchauungen rein geweſen, er nicht längſt durch den Verkehr im Hotel Wimpfen von franzöſiſcher Freigeiſterei angeſteckt worden, er hätte vor dem Gedanken geſchaudert, ſein Bekenntniß zu wechſeln. Es gehörte der verzweifelte Muth des hungernden Ignoranten dazu, bei dem „Noth kein Gebot“ kennt, um ſich das Verſprechen, katholiſch zu werden, entreißen zu laſſen. Als Convertit reiſte er mit Baron Leiden von Mannheim ab.

Ueber Aſchaffenburg ging's nach Darmſtadt, dann gen Würzburg. Am Hofe des prachtliebenden, epikuräiſchen Fürſtbiſchofs von Sinzenheim lernte er die Ueppigkeit der römiſchen Kirche kennen, und wie ſie damals mit ariſtoteliſchen Philoſophien die dunklen Dogmen und das complicirte Ritual ihrer Gottesverehrung zu durchgeiſten ſuchte. Das Beſte an Schubart, wenn es ihm auch bei Vornehmen zum großen Schaden gereichte, weil es alle ſeine rückſichtsloſen Raiſonnements durchdrang, war innere Wahrhaftigkeit, das Streben nach dem Rechten. Ihn widerte der Mißbrauch an, welcher mit dem Geiſte getrieben wurde, um Dinge plauſibel zu machen, die vor geſunder Vernunft ſo gar wenig Stich hielten. — Er war froh, Würzburg zu verlaſſen.

Und wieder grüßte ihn Nürnberg, die ſtolze Stadt ſeiner Jugend! Ach, wo waren die Tage ſeines erſten Ruhms, ſeines Aufſchwungs geblieben? Jeder Stein predigte von verlorenem Glück, nutzloſem Ringen! — Er hütete ſich, ſeine alten Freunde zu beſuchen; der Sänger der Preußenlieder, der waghalſige Schnepperer ſchämte ſich des Convertiten Schubart, welcher um's Brot ſeinen Glauben abzuwerfen im Begriff ſtand. — Er begegnete Jäckle Stoß, weiland Vorſchläger der Rußigen, jetzt behäbiger Steinmetzmeiſter, ſein Weibchen am Arm, glücklich und geachtet. Beide ſtarrten ſich an, Schubart ſtürzte vorüber! — Auch das „luſtige Elend“ beſtand nicht mehr. Die Preußen, als ſie die Stadt unter Kleiſt den Oeſterreichern abgenommen, hatten die alte Baracke eingeäſchert. Aber ein „bitteres Elend“ beſtand noch — jenes verkommene, zottlichte Weib, das da an der Schuttbrücke bettelte!

„Schubart, Du biſt's! Haha, lauf doch nit! — Kennſt's Margarethle nit mehr, Du Schlump?!“

Als ſie durch Erlangen fuhren, ward Schubart immer ſcheuer und bleicher, er wagte kaum aus dem Wagen zu blicken. Weſtwärts ging der Weg, nach Ellwangen, drei Stunden von Aalen, ſeiner Heimath, zu dem Fürſtpropſt Anton Ignazius, ſeinem alten Gönner, dem Patrone ſeines Vaters.

Er fühlte faſt eine Ohnmacht, als ihn Baron Leiden der Eminenz als Convertiten vorſtellte.

Der fürſtliche Greis im Silberhaar, dem das violette Gewand wie ein Prophetenkleid herniederwallte, ſah ihn lange ſtumm an.

„Alſo dieſer da wird Convertit? So, ſo! — Nun gut! — Komm heute Abend zu mir, mein Sohn, ich werde Deine Beichte hören.“

Um die gegebene Stunde ließ Chriſtian ſich zitternd bei dem Fürſten melden. Ein Caplan führte ihn ein und verſchwand auf Ignazius' Wink. Beide ſtanden ſtumm einander gegenüber.

„Du haſt in mir nicht den Biſchof von Ellwangen, den Prieſter dieſer oder jener Kirche, oder Deinen Regenten zu ſehen, ſondern einen Greis, der an der Pforte des Grabes ſteht, die eine Hand ſeinem unſichtbaren Gott reicht, der ihn über dies kleine Leben emporzieht an ſein ewig

Herz, und der mit der andern Dein Beginnen ſegnen ſoll, oder ihm fluchen! — Kniee nieder und bete ſtill für Dich. Du haſt, ſcheint mir, lange nicht gebetet!"

Schubart ſank in die Kniee, das Herz in der Bruſt wollte ſich ihm umwenden.

Er geſtand dem fürſtlichen Greiſe Alles.

— „Und mit dieſen Fehlern, ſo zerſtörten Sinnes, ſo ſtumpfen Empfindens willſt Du in den Schooß unſerer Kirche treten? Es giebt keine religiöſe Gemeinſchaft dieſer Erde, ſie ſei ſo gut oder ſchlecht, als irrende Menſchen ſie erſinnen können, die nicht erröthen müßte, den Auswurf eines andern Glaubens anzunehmen! Wer Dich zu uns bringt, gleicht den Phariſäern, die Judas um dreißig Silberlinge gedungen, ſeinen Meiſter zu verrathen. Nicht dieſer ſichtbare Säulenbau mit Heiligenbildern, Weihrauch, Orgelton und allen jenen Ritualen, die Frömmigkeit erſann, ſich dem ewigen Weſen in Andacht zu nähern, Niedrigkeit und Herrſchſucht aber benutzte, die Menſchen zu knechten, iſt die wahre Kirche! Der ſinnliche Menſch braucht wohl zahlreich ſinnlicher Formen, um das Ungeheure nur einigermaßen zu faſſen, der Geiſt aber läßt Kuppeln und Dome unter ſich, denn er ſieht den Ewigen in und um, über und bei ſich! Es iſt eine Gemüthskrankheit, an nichts zu glauben, aber zu glauben, was unſrer Einſicht widerſtehen muß, iſt ein Verbrechen. Nur die Wahrheit wird Euch frei machen! — Prüfe erſt — und Du wirſt finden, daß das Bekenntniß Deiner Jugend für Dich beſſer iſt als jedes andere; laß Dich nicht erkaufen!"

— — — — — — — — — — —

Nie hatte ein Prieſter ſo tief ihn erſchüttert, als Ignaz, der Fürſtpropſt zu Ellwangen. — Schubart reiſte mit dem Entſchluſſe ab, nicht Katholik zu werden. Er paſſirte Nördlingen, natürlich ohne Böhk zu ſehen, und kam über Donauwörth und Augsburg nach München. Wie der Fürſtpropſt ihm gerathen, ſah er ſich in München den Katholicismus genauer an. Der Jeſuitenorden war ſelbſt in

Oeſterreich nun gefallen, die Schüler Loyola's arbeiteten mit aller Wuth der Selbſtliebe an Erhaltung ihrer letzten Zufluchtsſtätten in Baiern, Schubart hörte ihre zelotiſchen Predigten, ſah die Bilderanbetung, dies Heilen von Krüppeln und Lahmen durch Pater Gaßner, Merz und Conſorten, die Proceſſionen, die Künſte des Beichtſtuhles, kurz die Entartung der römiſchen Kirche damaliger Zeit in voller Nacktheit. Da kam die alte Sehnſucht nach ſeinem kleinen, verſchmähten und doch ſo reinen Familienglück, nach Weib und Kindern. Ach, was hatte er ihnen zu bieten! Er ſchrieb einen ſchmerzvollen Brief an Helene, ſie antwortete nicht. — Eine tödtliche Schwermuth ergriff ihn, während Leiden auf Ablegung des katholiſchen Gelübdes drang. — Er wich aus. — Man ward mißtrauiſch, ſchrieb nach Stuttgart, und erhielt jetzt ſolche Enthüllungen über ihn, daß ihm bedeutet wurde, man halte ihn für einen Betrüger, er möge München verlaſſen. — Und wieder auf der Landſtraße, heimathlos! — Wenige Gulden in der Taſche und ohne Gepäck ſtand er vor dem Poſtwagen.

„Wohin, Kerl!" knirſchte er im Grimme. „Ah, 's iſt All' eins, jede Straße führt auf den Kirchhof! Was iſt denn der lohende Drang Deiner Seele? Wahrheit! Sie ſoll mich frei machen! — O, frei machen, frei werden, welch ein Gedanke, um den uns Götter beneiden können. Betteln, aber frei ſein! Fort in die Weite; ich kann nicht tiefer abwärts mehr, ich will aufwärts zum Lichte! — Ewiges, heiliges Weltenweſen, das mich kennt in aller meiner Schmach, laß, o laß mich an der Wahrheit geſunden!" — Er ſtieg in den Poſtwagen. Das luſtige Horn ertönte.

„Hinweg! Aus dem Zwange dem Drange nach, dem dunklen, bewußtloſen Drange meiner flackernden, zermarterten Seele!!" *)

---

*) Ueber Schubart vide: Schubart's Leben I. 126—33, 138, 150—51, 162—63, 166—69, 170, 178—79, 200—216, auch Strauß I. Bd.

Ueber Schiller und die Karlsſchule vide: Hoffmeiſter I. 19. Streicher 12, 14—16. Boas 61, 75, 81, 93—95.

9.

Prometheus.

Die Nachwelt iſt undankbar! Wenn auch mit noch ſo großem Rechte, verſchwendet ſie doch ausſchließlich ihre Liebe nur an die Größen einer verſchwundenen Zeit, blickt verehrungsvoll auf die hohen Alpenrieſen unter den Menſchen, welche ewig vom Golde der Ruhmesſonne beſchienen, ſichtbar für alle Zeiten ſind, läßt aber jene kleinen Höhen außer Acht, auf deren Rücken jene mit höherer, vulkaniſcherer Gewalt ſich erhoben, vergißt die Geiſter, welche die eigentliche Wiege ihres Genius geweſen!

Wer kennt Dich noch, ſtiller, beſcheidener Balthaſar Haug? Wer würde Dich ſelbſt nur im Vorbeigehen nennen, wilder, toller, hellbeſchwingter Chriſtian Schubart, wenn nicht ein fürchterlich Loos Dir einen ewig traurigen Ruhm verliehen hätte? Der Eine iſt ganz vergeſſen! Die zahlloſen Biographiſten und Spürnaſen des verflogenen deutſchen Geiſtesfrühlings, die profitbegierigen Secularfedern haben Deiner, mein armer Haug, nicht erwähnt, außer Einem, dem wackern Eduard Boas, dem nun ſelber die irdiſchen Schwingen ſanken, ein zweiter Haug, krank von ewiger Schönheitsſehnſucht. Und Schubart, was biſt Du den Menſchen dieſer Tage, die aus Langerweile reiſen und Bücher leſen, denen Idealität wie Geiſteskraft unter hausse und baisse zum Teufel gegangen, — was biſt Du ihnen weiter als das große literariſche Menageriethier, deſſen Käfig auf jenem nackten Kegel ſie alljährlich mit Neugier beſuchen, wenn ſie das Neckarthal entlang vom Hauſe Käthens von Heilbronn nach der öſtlichen Schweiz oder Tyrol ziehen, um Natur, Kunſt und Geſchichte gleichgültig als mixed pickles zu verfüttern?! —

Mögen dieſe Zeilen wenigſtens einem ſtillen Ehrendienſt gewidmet, als ein Gedenkſtein tief ehrfurchtsvoller Erinnerung und wehmüthig liebender Würdigung dieſen beiden ſtillen Geſellen errichtet ſein, die nicht lorbeergekrönt auf den marmornen Piedeſtalen des deutſchen Volkes ſtehen, welche im Leben nichts ſchmückte, als jenes Prometheusſehnen des ewig Wahren!

Laßt uns nicht fragen, warum es ſo war, wie es geweſen. Der ewige Geiſt der Liebe und Schönheit, der in der Geſchichte dieſer Erde das herrlichſte Epos ſeiner eigenen Herrlichkeit, das Buch der Weisheit ſchreibt, deſſen ſieben Siegel nur die Begeiſterung weihevoller Stunden löſt, erſchafft jeder großen Zeit ihre Diener, Vorkämpfer, ihre Wüſtenprediger, die — wenn der Heiland kommt, die neue Sonne glüht, gleich dem Morgenſtern erbleichen, wie der Täufer zurücktreten müſſen, weil ſie dem Hohen, der ihnen nachtrat, ſich nicht werth fühlten, „die Schuhriemen zu löſen“, das Geſchick in entſcheidender Stunde ſie in's Dunkel drängte, auf daß die Bahn frei ſei für den Triumphator über die Geiſter!

„Das Feuer iſt dem Himmel noch nicht entriſſen, — wir müſſen Jeder ſeine Straße ziehen — wer's trifft, der hat's, in dem lebt's eben als Offenbarung Gottes!“ So hatte einſt Balthaſar Haug im heiligen Eifer Schubart im Eßlinger Garten zugerufen. — Wie wenige ſeiner omnipotenten Collegen empfand er, welche Größe der Phantaſie, welche freie Flugkraft der Seele dazu gehöre, der Lichtbringer dieſer dunklen Zeit zu ſein, daß der Dichter nicht blos lernen, ſondern auch vergeſſen können muß, um zu ſchaffen! Konnte er das als Philolog, als Forſcher der Wiſſenſchaft? Welch edles Gemüth gehörte nicht dazu, bei dieſer lebendigen Sehnſucht des Schönen die Keime Anderer zu hegen, Andere zu jenem Fluge zu ermuntern, für welchen er die eigenen Schwingen zu ſchwach fand.

In dem vielbegabten, dithyrambiſchen Schubart glaubte er den Götterfunken zu entdecken, der den idealen Geiſt der Zeit entzünde, doch Chriſtian's Leben in Ludwigsburg war für Haug nur eine Summe ſchmerzlicher Enttäuſchungen, ein ewiger Wechſel von Bitten, Zureden, Vertheidigen, Erklären, Warnen, Zürnen, Verwerfen, Verzeihen und endlichem Verzweifeln geweſen. Ein ſo zerfahrener, ſeeliſch zerrütteter, zwiſchen Ton und Wort, Idee und Genuß, Reue und Fehltritt ſchwankender Menſch beherrſchte das eigene Leben viel zu wenig, um ſeiner Zeit das Loſungswort geben zu können. Haug ſchied von Chriſtian wie von einem geiſtig Sterbenden, dem man zum Valet noch ein gepreßtes Troſtwort ſagt, an das man ſelber nicht mehr glauben kann.

Eine andere Freude war's, eine andere Hoffnung, die ihm in Friedrich Schiller blühte, jenem langgeſchoſſenen blaſſen Jungen, den er ſchon bei Jahn unterrichtet hatte, in deſſen tiefen, blauen, ſchwärmeriſchen Augen er eine Welt von ſtummen Geiſtern ſah, die ſein belehrend Wort, ſein Umgang wecken wollte. Nicht der Fleiß oder die dichteriſche Begabung des Knaben allein begründete Haug's Hoffnung, aber etwas Johanneiſches, wie wenn Friedrich immer daran wäre, die unendlichen Gedanken ſeines Innern prophetiſch zu verkünden und nach Worten ränge, ein ſchwunghafter Stolz und doch wieder eine kindliche Blödigkeit, ſein tiefer Abſcheu alles Gemeinen und doch die individuelle Markigkeit ſeiner Redebilder und Ideen, der männliche Charakter in dieſem Knabenkörper zog Haug je länger deſto mehr zu Schiller hin, und eine Innigkeit bildete ſich zwiſchen ihnen, wie die zweier Freunde, welche Jahre, Wiſſen und Reiſe wohl trennen, aber die Willigkeit des Gebens und Empfangens, die gleiche Sehnſucht aneinanderfügt. —

Die Disciplin der Karlsſchule war eiſern, rückſichtslos, derb. Geſchlagen wurde nicht, aber die Strafen waren ehrenrührig und immer öffentlich, die Ueberwachung ſo beiſpiellos, daß die Karlsſchüler ſich nicht einmal im Schlafe ſicher fühlten, von der Außenwelt in klöſterlich ſcharfer Clauſur abgeſchieden wurden. Außer Franziska, wenn ſie am Arm des Herzogs erſchien, ſahen ſie kein weibliches Angeſicht, und höchſt ſelten nur ward ein Beſuch der Eltern verſtattet. Dieſe wirkliche Leibes- und Herzenstyrannei wurde auf Karl Eugen's ausdrückliche Inſtruction peinlichſt innegehalten, und Oberaufſeher Rieß leiſtete darin wirklich Großartiges. Der Herzog wollte eben bei ſeinen Karlsſchülern Gewöhnung an unbedingten *Gehorſam* und Ordnung, *Unterjochung* aller Individualität, *Aufopferung* der freien Selbſtbeſtimmung zu Gunſten des allgemeinen Geſetzes erreichen, kurz, ſeiner Meinung nach wackere, gehorſame Staatsbürger erziehen. Aber zugleich wünſchte er auch, jeglich Talent zu pflegen, der geiſtigen Entwickelung nach der Seite des Berufs, den Jeder in's Auge gefaßt, Luft und Licht zu gönnen. Je ſchroffer die Behandlung der Zöglinge behufs der Hausordnung und Körperübung war, deſto *freieren, geiſtigen* Verkehr geſtattete er, ja wollte, daß die Schüler, durch körperliche Beengung gezwungen, ſich um ſo mehr mit Herz und Geiſt an ihre *Lehrer* ſchlöſſen. Der Unterricht war vorzüglich, und eben ſo human wie frei, die Schüler ſtanden mit den Lehrern, welche außer Uriot ſämmtlich junge Männer waren, auf innig freundſchaftlichem Fuße, erwarteten ſie wohl ſchon beim Portal, oder begleiteten ſie bis an daſſelbe, denn keiner der Profeſſoren wohnte in der Karlsſchule. Jeden Zweifel, jedes Bekümmerniß theilten ſie ihnen mit und machten ſie zu Vertrauten ihrer Seelen, während Rieß, die Hauptleute, Lieutenants und Corporale für ſie nur ein Schimpfwort oder „ungeheure Rüffel“ hatten.

Dem Ganzen aber ſetzte Karl Eugen's leutſelige, tägliche Gegenwart die Krone auf. Die oft väterliche Weiſe, in welcher er „ſeinen Kindern“ jede zutrauliche Annäherung zu „unſerm Alten“ geſtattete, war faſt ergreifend, und dieſem eigenthümlichen Gemiſch des „Starken und Milden“, das ſich in dem Inſtitute paarte, war der „gute Klang“, der ungeheure Erfolg zu danken, den die nunmehr officiell titulirte „Militärakademie“ im In- und Auslande errang, das Zuſtrömen von Zöglingen aus nah und fern, ſo daß man auf immerwährende Vergrößerung ſinnen mußte.*)

Wie wenig das trockene jus, die Drillung durch Rieß, Major Alberti, die Corporale Razmann und Spiegelberg Friedrichen behagte, deſſen Herz am Prieſterthum gehangen, begreift ſich leicht. Aber ſeinen theuern Haug, wenn auch nur auf vier Stunden wöchentlich, hatte er wieder, an ihn und Profeſſor Abel ſchloß er ſich auf's Engſte an, und ſein wundes, höchſt empfindſames Herz genas von den ſoldatiſchen Püffen durch die Freundſchaft ſeiner Kameraden Scharfenſtein, der beiden Hoven und Peterſen's, wie an Haug's Lehre, „daß, wer im Geiſte frei ſei, den Zwang des Körpers als kleinſtes Uebel fühle!“ und ſein Weh über den Verluſt des theologiſchen Studiums linderte Balthaſar's Ausſpruch: „Die Theologie, welche Du im Herzen trägſt, iſt auf den Kanzeln dieſer Welt verrufen! Sei froh, daß Du nicht das ſchwarze Kleid trägſt. Dein Glauben und Sehen paßt allein für die Poeſie, ſpare ſie, bis zu guter Stunde der ſchöpferiſche Funke in Deine Seele fällt!“ —

Der ſchöpferiſche Funke! Das Epos „Moſes“, auch das begonnene Trauerſpiel „Die Chriſten“ hatte Schiller auf Haug's Rath zurückgelegt, denn „das Wunder himmliſcher Vergeltung“ paßt für den Glauben wohl, aber nicht in die Schilderung menſchlicher Kämpfe und Irrungen hienieden. Was die Erde verſchuldet, muß die Erde ſühnen!“ — Friedrich ſtudirte die Alten und las Gerſtenberg's „Ugolino“.

---

*) Boas 98—103, 106—14, 134.

Da kam die Kunde von einem neuen, großen Dichterwerke, das ein junger Frankfurter, Wolfgang Goethe, geſchrieben, den „Götz von Berlichingen“! — Haug brachte das Buch nach der Solitude und unterwarf es einer äſthetiſchen Definition. Dieſe Sprache, obwohl der mittelalterlichen Reckenzeit, war neu, es herrſchte in dieſen Tönen der lichte Zauber deutſcher Heldenzeit, und „Freiheit, Freiheit“, Götzens letzter Hauch, zog wie ein leiſer, wohliger Maienwind durch's deutſche Land, machte die Wangen der Karlsſchüler höher erglühen. Schiller erbat ſich das Werk; er verſenkte ſich tief in deſſen Leben, und wenn das große Publikum erſtaunt aufhorchte dem neuen Barden, ward er von Schiller und ſeinen feurigen Genoſſen vergöttert.

„Das iſt die Tonart, Friedrich,“ ſagte Haug, „die erklingen muß, um Herzen und Geiſter zu erneuen, in der dem deutſchen Volk die Größe und Schönheit des männlichen Kampfes unſerer Väter ſich kund thut! Nur in ſolchen Klängen ſoll ſich die neue Dichtkunſt gefallen!“

„Aber wird ſie das nach dem Götz noch können?“ erwiederte Schiller bewegt. „Hat Goethe nicht das deutſche Mittelalter mit einem tiefen, einzigen Zug erſchöpft?! Nachäffen mit klirrendem Schwerte, raſſelndem Sporn und wuchtigem Wortgetön kann man ihm wohl, doch Neues, Größeres auf dieſem Pfade ſchaffen — nimmermehr! O, wenn ich je verſuchte zu dichten, müßte es geringer wohl, aber ſo ganz — ganz anders ſein! Indem ich ihn bewundere, fühl' ich, daß ich ſelbſt ſo nicht ſchreiben wollte, wenn ich auch könnte. Mir iſt's, als wenn die unendliche Fülle in ihm noch zu wenig wäre, als gäb's noch einen tieferen Accord, die Seelen aufzuregen, und ſinn' ich darüber, iſt's Schaum und Wind! Ach, daß Empfindungen in mir ſich regen, denen Worte, Gedanken fehlen, — das — was den Dichter macht!“

„Nenne mir den Dichter, der in *Deiner* Jugend ſchon einer geweſen ſei, und glaube nur, die Sonne zeitigt alle Früchte!“ —

Auch Leiſewitzens „Julius von Tarent“ und ein Jahr ſpäter „Werther's Leiden“ wie Müller's „Siegwart“ wurden als Contrebande in die Akademie geſchmuggelt und heißgierig geleſen. Eine kleine poetiſche Verſchwörung bildete ſich, ſtillſchweigend von Haug beſchützt, zwiſchen den Hovens, Scharfenſtein, Peterſen und Schillern, welcher ſehnſüchtig aus allen Quellen ſchöpfte, deſſen Seele glühte und bebte. Aber was er auch begann, es fiel ihm unter der Hand als taube Blüthe zu Boden.

„Mein letztes Hemd möcht' ich jetzt geben für einen dankbaren *tragiſchen Stoff*, mein Flugwerk zu prüfen!“ rief er aus.

Eine Zeitungsnachricht vom Selbſtmord eines Studenten brachte ihn auf den Plan, ein Trauerſpiel: „Der Student von Naſſau“ zu ſchreiben; doch kaum faßte er dieſen Gedanken ein wenig concreter, theilte den Freunden die Skizze mit, als Hoven rief: „Ach was, dieſer ganze Kram taugt nichts! In den Ofen mit dem Plunder!“

„Licht, Licht!“ ſeufzte Schiller brennenden Hirns, „wer ſenkt mir Licht in meine nächtige Seele?!“ —

Mit dem Jahre 1774 ſollte bekanntlich der Erbvergleich vollſtändig in Kraft treten, und dennoch unterblieb's. Was bisher die Verſöhnung befördert hatte, hinderte ſie nun wider Willen — Franziſka. Seit ſie Karl's Gemahlin geworden, er damit umging, ſie vom Kaiſerhofe zur Reichsgräfin von Hohenheim erheben zu laſſen, war die alte Spannung und Kälte zwiſchen ihm und ſeinen Brüdern wieder ausgebrochen. Das Mißtrauen machte die Prinzen dringender in ihren Forderungen, ſowohl betreffs des Vertrages wie ihrer ſpeciellen Rechte. Es gab ein Hin- und Herſchreiben, Verzögern, Erbittern, und jetzt verſtand Karl Eugen keinen Spaß mehr, denn der eigentliche Grund alles Haders betraf ſein *Liebſtes*, ſeine Franziſka. Um ihnen zu zeigen, daß *er* Herr ſei, verſchob er die endliche Erfüllung des Vergleichs wie die Ordnung der Kammergüter auf gelegenere Zeit.

Wie Frau von Türckheim betreffs Schubart's, ſo warteten die Wimpfens, Montmartin und die fernen Prinzen das Factum des Factums ab, in der ſichern Vorausſetzung: daß, wenn Karl Eugen's Ehe mit Franziska von männlichen Nachkommen geſegnet ſei, des Herzogs Liebe wie die Selbſtſucht und der Ehrgeiz dieſer Frau weder das beſtehende Hausgeſetz noch die Regulative betreffs der Nachfolge im Erbvertrage achten, vielmehr Franziska zur Herzogin erhoben, und der etwaige Sprößling legitim und ſucceſſionsfähig erklärt werden würde. Man erwartete die ſchrecklichſten Verwirrungen, die Wiederholung alter Gewaltacte, und Karl's Verzögerung des Erbvergleichs, allerlei intereſſante Hofnachrichten ſchienen die ſchlimmen Ahnungen der Prinzen zu beſtätigen.

Aber wie das Jahr 73, ſo neigte ſich das Jahr 74 zu Ende, ohne daß von dem Factum des Factums etwas zu ſpüren war. Die Prinzen, obwohl nicht aller Zweifel enthoben, begannen zu überlegen, daß, wenn ſie Franziska's Ehrgeiz falſch beurtheilt hätten, wenn dieſe Frau noch immer das reine Weſen war, als was ſie ihnen vordem erſchien, der gerechte Schmerz derſelben, ſich ſo verkannt zu ſehen, und der zürnende Stolz Karl Eugen's ſicher am Platze war. Die Prinzen Ludwig und Friedrich entſchloſſen ſich, nebſt Gemahlinnen nach zwei Jahren den erſten Beſuch auf der Solitude zu machen.

Montmartin, der ewige Miniſter, der Menſch aller Lagen, hatte ſich, obwohl ſehr im Schatten, bisher noch immer gehalten. Nachdem Franziska's Macht unumſtößlich geworden, ſuchte ſeine bedientenhafte Unterwürfigkeit das Mitleid derſelben Frau, gegen die er vorher Intriguen geſponnen. Er hoffte durch ſklaviſches Eingehen auf die Wünſche des Herrſcherpaares zu reuſſiren, ja ſpeculirte für den Fall eines männlichen Sproſſen, ſich durch Legaliſirung deſſelben (alſo den Umſtoß des Erbvertrages) mit einem Male wieder im alten Sattel feſtzuſetzen. So oft er Franziska nahte, pflegte er ſie „Durchlaucht“ anzureden und als ſouveraine Herzogin zu behandeln, beſtärkte Karl Eugen im Zerwürfniß gegen die Prinzen und der Verzögerung des Erbvergleichs, ſo daß der Herzog wiederum ein gewiſſes Wohlgefallen an ihm fand. Franziska hatte ihn von jeher gehaßt, ſah aber, daß dieſer kenntnißreiche Kopf nicht zu entbehren war, ſie ignorirte wenigſtens ſeine Servilität. Ob ſie auch ſeine ränkeſüchtigen Pläne durchſchaute, konnte ſie ja doch gegen ſelbige nicht aufkommen, weil ſie ſelbſt Partei und für ihren Gemahl ein für alle Mal ein Engel war. Sie mußte ſich begnügen, den Lauf der Dinge abzuwarten.

Die Prinzen nebſt Gemahlinnen waren von Mümpelgard angelangt und im Ludwigsburger Stadtſchloß von Röder empfangen worden. Die erſten Erkundigungen bei dieſem wahrheitsliebenden Ehrenmanne ſchienen die Prinzen bereits in etwas zu beruhigen.

„Wie gewöhnlich hat Herr von Montmartin, um ſich die alte Wichtigkeit beizulegen,“ ſagte Röder, „die Sache durch Uebertreibung verſchlimmert. Wäre irgend eine Sache geſchehen, die dem Rechte des herzoglichen Hauſes wie des Landes entgegen wäre, Moſer wie ich hätten es zu hindern verſucht, im Uebrigen wird Ihre eigene Wahrnehmung Sie belehren, Durchlaucht. Sie kennen wohl unſeres gnädigſten Herrn Liebe zu der Frau Gräfin genügend, um eine gewiſſe Reizbarkeit zu entſchuldigen und über den erſten Empfang hinwegzuſehen. Da Ihre Anweſenheit vielleicht raſchere Erledigung der ſchwebenden Fragen begünſtigt, hat Sereniſſimus auf beſondern Wunſch ſeiner Gemahlin nach Höchſtihrem Beſuch eine Conferenz angeſetzt.“

Der vertrauenerweckende Eindruck, welchen Röder bei Karl's Brüdern durch ſeine einfachen Verſicherungen hervorgebracht, ſollte indeß durch Montmartin wieder vernichtet werden, welcher am andern Morgen, bevor man um Mittag zur Solitude fuhr, ſeine Aufwartung mit dem Vorſatz machte, den hohen und determinirten Ton etwas herabzuſtimmen, welchen etwa die Prinzen in der Solitude anſtimmen möchten, und ihnen Nachgiebigkeit zu rathen, um Karl eine recht evidente Probe ſeiner Treue zu geben. Nicht nur zeigte ſeine Haltung eine ſtolze Gerafftheit, er nannte auch die Gemahlin Louis' (der, ob ſie ſchon nur Gräfin war, der Titel Durchlaucht gebührte) „Gnädigſte Frau“ und verweigerte der Prinzeß Friedrich den Titel Hoheit, welchen ſie bei Hofe als Tochter des Hauſes Brandenburg-Schwedt beanſpruchen konnte, während er von Franziska immer als der „Durchlauchtigſten herzoglichen Frau“ redete. Zugleich gab er mit diplomatiſchem Lächeln zu verſtehen, daß von dem willigen Nachgeben der Prinzen allein der gute Ausgang der Conferenz abhängen werde. War dies Benehmen Karln gegenüber nur eine voreilig ungeſchickte Dienſtbefliſſenheit, ſo erſchien es den Prinzen als Brutalität, hinter der ſie nur das Allerſchlimmſte fürchten mußten.*)

Montmartin wurde von ihnen mit eiſiger Kälte abgewieſen; er eilte vorauf nach der Solitude, Sereniſſimo auf die äußerſte Renitenz ſeiner Herren Brüder vorzubereiten. Franziska ſagte dazu kein Wort, obwohl ſie ſich durch Röder bereits informirt hatte.

In ſehr bitterer Stimmung und auf eine heftige Familienſcene gefaßt, begaben ſich Louis und Friedrich nach der Solitude. Beide Parteien fühlten ſich in ihren Frauen gekränkt und waren ſomit ſchwer geneigt, ſich zu vergleichen. Man ſtellte ſich von vornherein auf den ceremoniellen Standpunkt, um unter Reſervationen den Kampf zu beginnen.

Bei Franziska und dem Herzoge waren Röder, Varnbühler, Gemmingen, Seeger, Puttbus, Berneddin, Scheller, Montmartin und Hügel verſammelt. Karl war finſterer, ſchroffer als ſonſt, Franziska innerlich erregt. Sie bezwang ſich mühſam.

Als die prinzlichen Equipagen den Berg herauffuhren, gab Karl Röder einen Wink, die Herrſchaften zu empfangen.

---

*) Pfaff II. 497.

„Nein, Karl, wenn Du mich wahrhaft liebſt, laß uns den kalten Hofton nicht anſchlagen. Du biſt gekränkt um meinetwillen, und Du haſt recht, denn was man liebt, will man geachtet ſehen. Aber ich, die ich Dich genug liebe, um Scheelſucht und Argwohn überſehen zu können, habe nur ein Gefühl: die Brüder meines Karl kommen, und ich bin ſchuld, daß ſie's erſt heute thun. Ich werde ſie empfangen!"

„Franziska!!"

„In dieſem Punkte iſt Dein Fränzel ganz Herzogin! Hinterher magſt Du immer ſchmollen!" — Ihre Finger ihm raſch aus der Rechten windend, die ſie lächelnd küßte, warf ſie auf den betretenen Montmartin einen ſcharfen Blick, eilte auf die Terraſſe, gefolgt von Röder, ſtieg, wie ſie eben war, die Freitreppe hinab und trat, als die Wagen gravitätiſch auffuhren, heran.

„Der ſchuldige Theil," ſagte ſie bewegt und doch lächelnd, „muß wohl den erſten Schritt thun, Durchlauchtigſte Prinzen! Dabei verliert nur das Ceremoniell, aber das Herz gewinnt. Laſſen Sie ſich recht herzlich von der — Hausfrau begrüßen!"

Die Beſucher waren über dieſen Empfang höchſt verblüfft. Prinz Louis ſprang zuerſt aus dem Wagen.

„Allergnädigſte Frau, Sie überraſchen uns mit einem Freimuth, den wir nimmer erhofft! Haben wir Alle denn geträumt?"

„O, laſſen Sie es uns glauben, mein theuerſter Erbprinz, und nennt mich Alle nur, wie ſonſt: Fränzel! — Ach, da iſt meine liebe Hoheit auch wieder, die mir ſo viel Gnade und Huld erwies, als ich verlaſſen im Hotel Leutrum ſaß, und die Durchlauchtigſte Prinzeß Louis auch!"

In Verwirrung und tiefem Schamgefühl verließen die Herrſchaften ihre Kutſchen. Die Prinzeſſinnen umarmten Franziska, die Prinzen küßten ihre Hand.

„Kommen Sie, kommen Sie! Karl ſchmollt, aber er verſtellt ſich nur, er liebt Euch ja doch herzlich! Wir wollen ihm ſchon den Kopf zurechtrücken! Bitte, Erbprinz, Prinz

„Rath Hormayer ſoll Ew. Liebden den Ehevertrag mit meiner Gemahlin zur Anerkennung vorlegen, er verlangt von Euch nichts, als daß unſere Kinder, — wenn wir mit ſolchen begnadet ſein ſollten, Euren Herzen als — erſte Unterthanen nahe ſtehen, Ihr an ihnen vergelten ſollt, was uns Allen das — Fränzel geweſen!“

„So wahr Gott mir helfe, — immerdar!“ Und Prinz Louis legte ſchwörend die Hand an das Gefäß ſeines Degens.

„Nun denn, willkommen, meine lieben Brüder!“ ſagte Karl herzlich. — „Ruf die Offiziere, Röder, und den Miniſter von Montmartin.“

Die Generale und Montmartin traten ein.

„Der Herr Miniſter; Reichsgraf von Montmartin iſt aller ſeiner Stellungen im würtembergiſchen Lande ſofort enthoben, und ihm der Aufenthalt auf ſeinen Gütern bei Schorndorf mit dem Bedeuten angewieſen, ſich dem Hoflager auf zwei Meilen Diſtanz nie zu nähern! Meine Brüder, laſſen Sie uns nun meine Kinder — in der Militärſchule beſuchen. Führen Sie uns, Seeger!“ Der Hof verließ den Audienzſaal.

Montmartin blieb allein zurück, fahl, das erſchrockene Jammerbild eines abgefeimten Dieners der Gewaltthat, den eigene, elendeſte Wedelei geſtürzt.

Da wird ein Kopf durch die Seitenthür ſichtbar und ſtarrt nach dem Zerſchmetterten. — Pepino tritt mit leiſem Lachen vor ihn.

„Ja ja ja, lieber Graf! — Aber wie kann man auch einen ſolchen Bock ſchießen!? Das kommt von der zu großen Schlauheit! — Dieſe Frau ruinirt Alle. Auch Pepino iſt außer Cours. Er hat aber ein Recept gegen ſie und wird's zu eigenem Vortheil brauchen! Glückliche Reiſe!“ —

Montmartin verſchwand aus der Gegend von Stuttgart und Ludwigsburg für immer. Er zog ſich auf die ausgedehnten Beſitzungen zurück, welche er auf Landesunkoſten erworben hatte. Hier lebte er fortan einſam, unbeachtet, gemieden und gehaßt. Nur einmal noch ſollte künftig ſein Name flüſternd erwähnt werden, dann ſein Andenken erlöſchen.

Karl Eugen nahm keinen Miniſter mehr. Rath Pfeil, zum Regierungspräſidenten avancirt, leitete fortan das Reſſort Montmartin's. Emporgekommen durch ſeines Miniſters jähen Fall, eben ſo verbrecheriſch, war er aber ſchlauer und vorſichtiger. —

„Wo hinaus, Kerl?" — Mit dieſer bangen Frage war Schubart zu München in den Poſtwagen geſtiegen, den er mit zwei katholiſchen Prieſtern, einem dickwanſtigen Franziskaner und einem dünnen, braunen Dominikaner, theilte. In der Schwermuth ſeiner hülfloſen Lage, ſeinem Hinbrüten achtete er ihrer nicht. So ging's dahin in ſternenloſer Nacht in's Weite, und nur ein Gedanke tröſtete ihn: daß er die Mahnungen des edlen Fürſten von Ellwangen nicht in den Wind geſchlagen und katholiſch geworden war.

Spät und blaß dämmerte der Morgen herauf, das weite Lechfeld lag vor ſeinen matten Blicken. Die Patres beteten laut ihr Brevier und den Roſenkranz, muſterten ihn dann von oben bis unten und begannen, um ihn zu ſondiren, über die Jeſuitenverfolgung zu ſprechen und dann der Unterrichtsreform zu ſpotten, welche ſich in Baiern vorbereitete. Sie ereiferten ſich gegen dieſelbe nach und nach ſo, daß ihre Unterhaltung nur noch ein gegenſeitiges Ueberbieten in pfäffiſch-fanatiſcher Schmähung jedes humanen Strebens der liberalen Münchener Katholiken ward. Schubart, des Geiferns endlich überdrüſſig, fuhr mit einem derben Fluche heraus und zog in fließendem Latein gegen Unduldſamkeit und Pfaffenverdummung los.

„Etiam hereticus, etiam hereticus!" ſchrie außer ſich mit geballten Fäuſten der Franziskaner auf ihn ein.

„Etiam asinus, etiam pecus miseris Loyolae!!" brüllte Schubart wild, und ſein Reiſebündel ergreifend, riß er den Schlag auf und ſprang hinaus!

Der Wagen rollte weiter. Er ſah nur noch flüchtig die Fäuſte und belfernden Zorngeſichter der Patres. — Er war allein! — Rings weite Felder mit ſchwarzem Boden und dürftigem Buſchwerk, eine troſtloſe Gegend von Torf, Sumpf und Moor, durch welche ſich die Landſtraße langweilig hinwand.

Da ſtand Schubart, ſtarrte dem enteilenden Poſtwagen nach, ſchlug ſich vor die Stirn und fluchte ſeinem Looſe, das ihn gezwungen, der Intoleranz zu entfliehen, um nun auf öder Straße, fremd und mittellos, nicht zu wiſſen, wohin er ſich wenden ſolle.

Unſchlüſſig, und doch mechaniſch getrieben, ging er der Richtung des Fuhrwerks nach.

„So iſt denn all' Dein Leben und Streben unnütz geweſen, Deine Qualen, Deine Reue, Deine heißeſten Vorſätze ſind umſonſt! Von der ſchönen Jugendzeit des hellen Nürnbergs bis zu dieſer Stunde iſt Dein Leben nur ein Traum, der keinen Sinn hat, und nichts hab' ich erworben, als den Fluch meiner Eltern, die Thränen meines Weibes, daß meine Kinder mein Antlitz verlernen, aufwachſen wie die Diſteln zwiſchen den Steinen, und das Andenken vergeudeter Jahre, ſchmutziger Thaten folgt mir wie ein zeternder Gläubiger, den mein armſelig Gewiſſen nimmer bezahlen kann! — Muſik, Muſik, du geilſte, liederlichſte aller Künſte, in deinen wüſten Armen wurde ich, was ich bin! Mit deinen Lügenklängen haſt du mein Ohr für die Dichtkunſt, die Vernunft, die Freude bürgerlichen Glücks verſchloſſen! Verwünſcht ſei jeder Ton, den ich aus Liebedienerei, Ruhmſucht und Begier nach flüchtigem Genuß entlockte! O, der Ton iſt vieldeutig, gaukelnd, verführeriſch, iſt voll Lüge und Falſchheit wie die Hölle, und nur das Wort iſt wahr, iſt frei, nur das Wort iſt Träger des Gedankens, iſt's, was den Menſchen zum König aller Weſen macht!!" — Er ſchritt langſam weiter, wie in ſich verloren. — Dann blickte er auf zum bleichen, bedeckten Himmel. — „König aller Weſen, der Menſch! Ebenbild Gottes! — Und Alles durch die Sprache, nicht den Ton, den auch der Gimpel mit mir gemein hat! —

Am Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott und Gott war das Wort! ſagt die Schrift. Er hat uns ſeiner Göttlichkeit ewig Theil in dem zündenden Worte gegeben; ſo lange Menſchen waren, hat das Wort ſie beſeelt und wird den letzten Erdenſohn beſeelen! Und dieſe Welt, dieſe Menſchen, die ich geſehen! Eine Bergeslaſt ſchmählicher Erfahrungen, grauenvoller Entwürdigung dieſes gottgeliebten Geſchlechts hab' ich geſammelt, die frechen Gebieter dieſer Welt, ſo über ihre Brüder ſich erheben, in den Pfützen der Laſter, der Gewaltthat, Narrheit und des Wahns ſich wälzen ſehen, und kein Wort war da, das ſie erbleichen machte! Habe die Unſchuld leiden, die Edlen verdunkeln, die Reinen und Tugendhaften verlachen geſehn, und kein donnerndes mene tekel erſcholl, die Gemeinheit zu geißeln und das Vortreffliche zu ſtärken! Wer dieſes Wort brauchte, dies unſichtbare allgegenwärtige Gottesſchwert der Rede ſchwänge?! — Zwei Dinge ſind's, die in dieſer Welt das Elend, die Knechtſchaft der Menſchen, die deinen zerſetzten blutenden Leib, mein armes Deutſchland, verſchuldet! Die Pfaffen und die Tyrannen, die Gewalt und die Dummheit! — Gieb mir, o Herr mein Gott, den ich ſelbſt in verworfenſter Stunde nie aus dem Herzen verlor, deſſen Sohn mit ſtrahlendem Wort die Welt verjüngte, gieb mir das Wort, gieb mir die Kraft, gieb mir den Geiſt und führe mich den Pfad, wo ich mit dem Worte die Sünden ſühnen kann, die ich durch den Ton verſchuldet! Leih mir den Götterfunken des Himmels, den ſchmetternden Blitzſtrahl, daß ich ihn praſſelnd werfe unter die dämmernden Menſchen, zum Verderben aller Schlechten, die dein Bild in mir verlöſcht, mich zu einem Haufen von Koth und Staub erniedrigt haben, wie ſie ſelber ſind, und ich will dich loben, deine Wunder an mir preiſen!!"

Er hatte beide Arme emporgeſtreckt, flehend, betend, zitternd und weinend. — Es rauſchte wie Seufzen durch's wallende Schilfrohr, wie ein Schluchzen und Jauchzen durch die Zweige. Die Wolken zogen leiſe ihren dunklen Vorhang auf, das Blau, der Sonnenſtrahl lächelte tröſtend nieder, eine einſame, irrende Lerche hob ſchmetternd ſich aus dem Moor und kreiſte jubilirend in duftdurchwobenen Höhen.

Schubart blickte ihr träumend nach. Ueber ſein wüſtes, verhärmtes Geſicht zog wiederum Heiterkeit und Hoffnung. Er griff haſtig nach dem entfallenen Bündel und eilte friſchauf des Wegs.

„Was iſt das hinten für eine Stadt, die aus dem Nebel taucht?“ fragte er einen Ackerknecht, der daherkam.

„Das iſt unſer Augsburg!“

„Augsburg? — Hurrah, du freie Lutherſtadt, du ſollſt mir helfen! Und dann gen Norden unter die Flügel des einzigen Friedrich!“ —

Augsburg! — Da in der Fuggerei, in der berühmten Weberherberge, ſitzt er unter der Schaar der Zunft vor der Lade, erzählt ihr von der Tollheit und Narrheit der Welt, der Gewalt der Großen, der Stupidität der Prieſter und der Hundenatur ihrer Diener! Man umdrängt, umhalſet ihn, trinkt begierig das ätzende Wort der Wahrheit von ſeinem flammenden Munde! — Das war die Probe. Er wurde ſich der Macht ſeiner Rede auf das Volk bewußt. — Penzinger, ein Aalener, den er daheim wenig beachtet, bot ihm ſeinen Beutel und ſeine Dienſte an; die Weber, eine Menge Bürger, die ſeine rhetoriſche Kunſt binnen wenigen Tagen nach der Herberge gelockt, baten ihn, in Augsburg zu bleiben, wo er ja thun könne, was er wolle. Sein Sinn ſtand indeß nach Berlin. — Er hatte Helenen nach Geißlingen ſeinen Entſchluß mitgetheilt, und daß er ſie ſobald wie möglich mit den Kindern dann zu ſich nach Berlin kommen laſſen wolle. — Die Antwort ſeiner Frau ſtimmte ihn indeß ganz um. Helene bat ihn in dem rührenden Tone alter Liebe, von ihr nicht ſo weit ab in ungewiſſe Ferne zu ſchweifen, ſonſt müſſe ſie ja alle Hoffnung der Wiedervereinigung verlieren.

Schubart blieb in Augsburg. Bald ward er in weiteren Kreiſen bekannt und erhielt Aufforderungen zu concertiren, denn man kannte ihn zumeiſt als Virtuoſen. Er ſchlug es ab, nahm indeß der Exiſtenz wegen einige Unterrichtsſtunden an. Mit der Muſik hatte er abgerechnet, ſie ſollte nicht mehr ſeine Herrin ſein, nur auf die Literatur war ſein Augenmerk gerichtet; einholen wollte er, was er ſeit Jahren verſäumt. Der Buchhändler Stage hatte ihm den Antrag geſtellt, etwas Gangbares für ihn zu ſchreiben. Er ſetzte ſich daran, die längſt gehegte Idee zu einem Roman in der Art des Werther und Rouſſeau's Heloiſe zu ſchreiben: „Geſchichte eines Genies" — ein Spiegelbild ſeines Lebens. — Nach einigen Bogen warf er ihn aber bei Seite. „Das wird nichts, liebſter Stage, Rührbrei, Schäferempfindelei taugt nicht in unſere verkommene Zeit. Man muß dreinſchlagen! Kurz, entſchieden! Immer neu! Ein Prediger, der ſonntäglich wiederkehrt, mit — andrem Grundtext und neuen Redeflammen!"

„Wenn's ſo gemeint iſt, Herr Schubart, wär' ja ein' Zeitung das Beſte!" ſagte Stage raſch. „Was Geſcheidt's giebt's ohnedem in ganz Schwaben nit, Haug's Schwäbiſch Magazin darf auch den Schnabel nit aufthun, aber hier haben wir keine Cenſur. Was denkt Ihr davon?"

„Teufelwetter, eine Zeitung! Bei Gott, das iſt's! So ein Blatt, wißt Ihr, das in jedes Haus dringt, ob Hütte oder Schloß, und den Augiasſtall der Dummheit ausräumt!!"

„Recht! Aber wie ſoll's heißen?"

„Es ſoll eine Chronik des weiten deutſchen Vaterlandes ſein, und was in dieſen Gauen von Licht und Schatten zu finden iſt, ſoll ſich drinnen ſpiegeln!"

„Deutſche Chronik alſo! Wann wollen wir drucken?"

„Morgen ſollt Ihr die erſte Nummer Manuſcript haben!"

Ein Handſchlag beſiegelte das Project. — Mit glühendem Herzen begann Schubart. Er ſchilderte in rückſichtsloſer Schärfe die Welt, in der er bisher gelebt, die Höfe, die Pfaffen! Ob er auch keinen Namen nannte, die betreffenden Perſonen waren mit Händen zu greifen. Er wurde in ſeiner unerbittlichen Wahrheit Rhapſode, Dramatiker, Philoſoph, Apoſtel der Humanität, der eherne Richter alles Gemeinen, der Schöpfer und Entzünder idealer Begeiſterung. Seine erſte, förmlich apokalyptiſche Nummer endete: „Und nun werfe ich mit jenem Deutſchen, als er London verließ, meinen Hut in die Lüfte und rufe: O England, von deiner Freiheit nur einen Hut voll für mein Vaterland!!“

Wie die erſte Nummer unter die Leute kam, war Alles ſtarr, gelähmt, erſchrocken! Das hatte noch kein Lebendiger in Deutſchland zu ſagen gewagt, ſo noch kein gedrucktes Blatt Papier die Gemüther erregt und in den Strom des Enthuſiasmus gebracht! Man denke ſich nur im deutſchen Süden des vorigen Jahrhunderts eine erſte politiſch-ſociale Zeitſchrift, von dem zornig-wilden Freimuth eines Schubart geſchrieben, und nichts als Leitartikel, bald im Gewande einer philoſophiſchen Betrachtung, einer Novelle, Anekdote, als Gedicht oder Impromptu enthaltend, welche Alles, Politik, Religion, Kunſt, Moral, Wiſſen in den Kreis der Beſchauung zog, ſo zu ſagen auch gar nichts mehr ungeſchoren ließ! — Noch nicht drei Nummern waren erſchienen, ſo hatte das Unternehmen ſchon gegen ſiebenhundert Abonnenten! Schubart ſah ſich — ohne muſikaliſche Virtuoſität, beſſer und allgemeiner gefeiert, als in den glänzendſten Tagen Ludwigsburgs, ſelbſt Nürnbergs, — gefeiert von dem edelſten Theile des Publikums, erhoben von der abſichtsloſen Anerkennung der Menge.

Aber wie wäre Augsburg der Platz für eine ſolche Zeitung geweſen? — Die alte ſtolze Geburtsſtätte der Confeſſion führte jetzt ein Zwitterleben von Volksbewußtſein und Patrizierdünkel, philiſtröſem Krämeregoismus und Abhängigkeit vom Kaiſerhofe, und wurde durch die ſogenannte Parität in ein proteſtantiſch-liberales und ultramontanes Lager zerſpalten. Die Katholiken hatten dazu die Magiſtratur, die höchſten Regierungsämter inne, und durch die verfolgten Jeſuiten, welche hier maſſenhaft Zuflucht ſuchten, entzündete ſich der religiöſe Eifer noch mehr. — Schon nach der erſten Nummer erhob im Senat Bürgermeiſter von Kuhn das Wort: „Es hat ſich ein Vagabond in unſre hochpreisliche Stadt geſchlichen, der begehrt für ſein heilloſes Blatt einen Hut voll engliſcher Freiheit! Nicht eine Nußſchale voll ſoll er haben!“

Der Druck der „Deutſchen Chronik“ wurde per „Senatsdecret“ verboten! — Schubart und Stage lachten, ließen das Blatt fortan zu Ulm bei Wagner drucken wie verſenden, und die Abonnenten häuften ſich. Chriſtian hatte endlich den Zweck ſeines Lebens, Antheus den Boden für ſeine Schnellkraft gefunden, und je ſicherer er ſich in dieſem Terrain fühlte, je ſüßere Befriedigung, hellerer Dank gegen Gott ſein Gemüth ergriff, deſto voller, idealer wurde ſein Ton, deſto funkelnder jedes neue Bild, deſto reiner, edler, würdevoller die Moral, welche er lehrte, um ſo neuer, ungewöhnlicher dieſe Geisteslohe, welche über die Lande ging, um Alles, was ſchön, erhaben, kraftvoll war, in vollen Jubeltönen zu preiſen, alles Verwerfliche auf den Richtplatz der öffentlichen Meinung zu ſchleifen und mit Donnerkeilen zu zermalmen.

Wohin in Deutſchland der Wind dieſes Blatt nur wehte, weckte es Staunen und die tiefſte Erregung!

„Das iſt ein Prometheus, mein erträumter Prometheus!“ flüſterte Haug, „Herr Gott, was haſt du in Schubart für Gewalt gelegt! Der Mann wirkt in einer Zeile mehr als zehn unſrer Bücher in einem Menſchenalter!“

Die alte Correſpondenz beider Freunde ſtellte ſich wieder her, Haug forderte Schubart zu belletriſtiſchen Beiträgen für ſein „Schwäbiſches Magazin“ auf, und Chriſtian ward ſein Mitarbeiter.

„Haben Sie denn die neue Schubart'ſche Chroniknummer geleſen?“ das ward die Parole aller Gebildeten. — Jeder, den Schubart einſt gekannt und der ſich gewiſſer Dinge ſchuldig wußte, zitterte, wenn er die Zeitung in die Hand nahm. —

Es war Anfang 75. Die Zöglinge der Karlsſchule waren zum Abendeſſen commandirt und begaben ſich in den Schlafſaal, die Uniform anzulegen, ohne welche man nicht bei Tiſche erſcheinen durfte.

„Fritz, Fritz!“ flüſterte Scharfenſtein, „eine Neuigkeit, ein Phänomen, ein Wetterſtrahl!“

„Was iſt denn los? Iſt 'ne Käſemilbe zum Elephanten worden, oder hat der Teufel einmal den Corporal Spiegelberg geholt?“

„Nein, ſtill doch! Es iſt etwas Ungeheures, Unendliches! Eine freigeiſteriſche Zeitung iſt los!“

„Aber wie, ſage doch?“

„Der „Allmächtige“ hat ſechs Nummern ergattert! Nur vorſichtig! Der Spiegelberg hat heute wieder ſeinen ſtillen Sauftag. Haſt Du 'n paar Kreuzer? Ich muß Geld haben, damit der Spiegelberg ſich ganz um's Hirn trinken kann. Wenn er dann wie 'ne Ratte ſchläft, ſtehen wir Beide, Hoven und der „Allmächtige“ auf und leſen's. Ich hab' nur ein paar Sätze durchfliegen können, aber ich ſag' Dir, Kerl, wenn da Einer nicht brennt lichterloh an Leib und Seel', der muß nur ein bloßes Loch ſein, mit Rhinocerosleder überzogen! Da iſt der Spiegelberg ſchon, uns abzurufen. Sieh, wie dem Schuft die Augen glänzen, er hat wenigſtens bereits ein geſtrichen Maß eau de vie im Leibe!“

Schiller gab raſch ſeine Baarſchaft her. Ueber Tiſch ward heimlich durch den „Allmächtigen“ geſammelt, ein Titel des jungen tollen Grafen von Naſſau nämlich, welcher trotz Disciplin und Strafe ſtets das unmöglich Scheinende zu realiſiren, in Einſchmuggelei verbotener Gegenſtände eine unendliche Verſchlagenheit zu entwickeln wußte. Unlängſt waren in Schiller's Bettſchrank erſt einige Dramen des Shakeſpeare in Wieland'ſcher Ueberſetzung als „nicht im Lehrplan genehmigt“ confiscirt worden, ein unerſetzlicher Verluſt, welcher Schillern zu heftigſtem Groll entflammte; er war alſo um ſo mehr nach allem Neuen hungrig, was ſeinem raſtloſen Geiſte friſche Nahrung zu geben vermochte.

Endlich war abgeſpeiſt.

„Achtung!“ commandirte Rieß. — „Auf — ſtehn!“ — Mit dem Worte „auf“ hatte jeder Zögling ſich auf die rechte Seite des Stuhles gedreht und mit der einen Hand die Lehne ergriffen, bei dem Worte „ſtehn“ ſich mit einem Ruck erhoben.

„Wegtreten!“ — Die jungen Leute machten einen Schritt rechts nach der Seite.

„Front! — Zum — Beten!“ — In eine Front formirt, ſchlugen ſie a tempo die Hände zuſammen und ein kurzes Gemurmel bezeichnete den Abendſegen.

„Rechts ſchwenkt, — Marſch!“ — Die Diviſionen verließen den Speiſeſaal und eilten mit knarrend monotonem Schritt in ihre verſchiedenen Schlafſäle.

„Zieht Euch jetzt ohne ein Wort Plauderns aus und thut, als wenn Ihr ſchlaft,“ flüſterte der „Allmächtige“. „Spiegelberg hat das Geld ſchon, wenn ich huſte, iſt's Zeit.“

Man ging wortlos zu Bett. — Der Saal, in welchem etwa fünfzig Mann der Adelsdiviſion ſchliefen, hatte der Länge nach zwei Reihen hölzerner Säulen. An jeder dieſer vierundzwanzig Säulen befand ſich links und rechts ein Bett, über dem ein mittelmäßig Schränkchen an der Wand befeſtigt war. Daneben prangte ein Kleiderrechen, der die Montirungsſtücke aufnahm, und ein Stuhl ſtand an jedem Bett, deſſen Fußende eine ſchwarze Tafel trug, auf der ſich des Eleven Name, Alter und Regiſternummer befand. — Wenige Minuten ſpäter lag Alles. Beſonders die verſchworenen Freunde gaben durch Schnarchen einen ungemein tiefen Schlaf zu erkennen. Die große eiſerne Hängelampe mit dem quakenden Talgdochte warf einen trüben, ungewiſſen Schimmer über das Ganze.

Obwohl Corporal Spiegelberg ſchon über die Würde eines Vorgeſetzten hinaus von geiſtiger Flüſſigkeit erfüllt war, hatte er ſich für das Geſchenk des jungen Naſſauer — „der Mühſeligkeit wegen, die der Herr Corporal mit uns geneigteſt haben“ — doch noch einen Schlaftrunk beſorgt, um in der Umarmung der Flaſche des Tages Laſt zu vergeſſen. Er pflegte ſcheinbar überaus gewiſſenhaft und eiſern zu ſein, was er durch ſchauderhafte Grobheit bekundete, doch ließ er aus natürlicher Trägheit Vieles hingehen, worauf er eigentlich zu achten hatte. Als die Eleven ſchliefen, ſchritt er, mit einer Blendlaterne bewaffnet, von Bett zu Bett und inſpicirte.

„Alles in Ordnung!“ grunzte er zur Selbſtbekräftigung vor ſich hin, dann wankte er zum Ende des Saales nach ſeinem Lager zurück, zog ſich aus, legte ſich und ſchloß die Klappe ſeiner Laterne, ſo daß ſie brennen blieb, aber jeden Schein verlor. In traulichem Dunkel holte er nun die geliebte Tröſterin unter dem Kopfkiſſen hervor und ſchwelgte in ihrem feurigen Kuſſe, bis die Nebel ſeines Hirns dichter und dichter wurden und er tief entſchlummerte.

Schiller und die Verſchworenen hatten mit pochendem Herzen dieſen Augenblick erwartet. Endlich huſtete der „Allmächtige“. — Alle richteten ſich wie auf ein Trompetenſignal empor.

Leiſe ſchlich etwas durch den Saal. — „Hoven, Scharfenſtein, Schiller, ſeid Ihr wach?“ flüſterte Naſſau.

„Gewiß,“ antwortete Scharfenſtein. „Hier iſt auch Licht, aber woher Feuer?“

„Dafür iſt längſt geſorgt, ich hab' des Spiegelberg Laterne; er ſchläft wie ein Stier. Kommt nur zu Schiller's Bett, der liegt am weiteſten ab! — Schiller! — Friedrich!“

„Hier bin ich! Hierher, „Allmächtiger“!“ flüſterte Schiller und reichte dem taſtenden Naſſau die Hand.

Der „Allmächtige“ trat an ſein Bett und öffnete vorſichtig die Blendlaterne. — Schiller's lange Geſtalt ſaß geſpenſtiſch auf der Bettleiſte, Scharfenſtein, Friedrich von Hoven, Wolzogen, von Moor und Kapff hockten eulenhaft um ihn her, und Naſſau die Laterne auf dem Boden ſetzend, zog aus dem Aermel ſeines Hemdes ein Pack Zeitungsblätter.

„Hört, Kinder,“ begann er flüſternd, „ſo 'ne Zeitung, ſchwere Kanonen, hat's in weiter Welt noch nicht gegeben! Eine Schrift für die Freiheit, gegen Pfaffen und Gewaltthat!"

„Naſſau, biſt Du toll?" ſchrie Schiller auf.

Alle fuhren zuſammen und duckten ſich.

„Ich bitt' Dich um's Himmels willen, Friedrich," flüſterte Scharfenſtein, „raiſonnir' inwendig! Wenn heut' grade Nachtrunde iſt, ſind wir Alle geliefert!"

„Aber ſo gieb her, was iſt's, von wem denn?!"

„Ruhig doch, Fritz, hör' zu!" ſagte der „Allmächtige". „Dieſes Blatt heißt die Deutſche Chronik; die erſten Nummern kamen in Augsburg, die anderen in Ulm 'raus; 's iſt ja in Augsburg gleich verboten worden, und der Autor Schubart ward von den Augsburger Pfaffen vertrieben!"

„Schubart? Aus einer Reichsſtadt vertrieben?!" fuhr Schiller auf.

„Der war ja auch in Ludwigsburg Muſiker," ſagte Hoven haſtig. „Iſt vom Herzog verbannt worden! Mein Vater kannte ihn ſehr gut; er ſoll ein verteufelt Maulwerk haben! — Nehm' Jeder ein Blatt, und wer 'was findet, lieſt's vor, — aber ja leiſe!"

Bald hatte dies ſeltſame Collegium ſich bei der Blendlaterne um die vertheilten Blätter der Deutſchen Chronik gruppirt.

„Himmelwetter!" fuhr Schiller empor, „hört!"

„Als Dionys von Syrakus
Aufhören muß
Tyrann zu ſein,
Da ward er ein Schulmeiſterlein!"

Ein kaum unterdrückter Aufſchrei erfolgte.

„Das iſt der Herzog, unſre Schule und der Verfaſſungsſkandal!" lachte Naſſau.

„Aber erſt das hier!" und Scharfenſtein rückte näher.

„Ob es Popäa oder Meſſaline,
Ob Melanie iſt, oder Smergaline,
Am Schranzenhof herrſcht ſtets die Concubine!"

„Der Kerl ſchreibt ſich rein um den Hals! Aber verteufelt ſchön iſt's? — Die Smergaline! Verdammter Witz! — Ich möcht' wohl wiſſen, was unſer Alter mit dem Fränzel dazu ſagen wird!" kicherte Schiller.

„Da, hier iſt der Zillig gemeint!" rief Hoven.

„Die Pfaffen zu Ludwigsburg wie in Rom
Haben im Bauch das Gewiſſen,
Den Geldſack und ihr elendes Hirn
Zum himmliſchen Ruhekiſſen.
Wie auch bei ihrem Zelotenſchrei
Der blöde Pöbel noch zitter',
Ihr Bannſtrahl iſt Spiegelfechterei
Und leeres Theatergewitter!"

Sie laſen nun abwechſelnd die Fabeln: „Der Wolf und der Hund", das Märchen „von der Freiheit", vom „gnädigen Löwen" und das weltberühmte „Es war einmal ein Bäuerlein"; auch eine Reihe jener köſtlichen Aufſätze, in denen ſich der unbezwingliche Geiſt der Humanität, Freiheits- und Menſchenliebe, des deutſchen Patriotismus, männlicher Frömmigkeit und Begeiſterung für die Tugend offenbarte; die Wangen der Jünglinge glühten, ihre Blicke flammten!

„Es geht ein Geiſt durch alle Welt,
Hurraſſaſſa!
Kein Kerker ihn zuſammenhält,
Hahahaha!
Er ſpottet jeder Kettenlaſt,
Ob auf ihn Pfaff' und Büttel paßt,
Trotz Mauth und Zoll paſcht fort und fort
Sich durch die Welt das freie Wort!"

ſo dröhnte Schiller's Rede, Alles vergeſſend, gleich einer Sturmglocke durch den ſtillen Saal.

„Und dieſes Wort mein Leben lang,
Hurraſſaſſa!
Ertöne mir im freien Sang!"

„Ja, im freien Sang, ſo lang' ich athme, Ihr Brüder! Es muß ein Buch, ein Dichterwerk geſchrieben werden, das abſolut vom Schinder verbrannt werden ſoll.

Der erſte Kerl, der das kann, ſoll in Marmor und Erz auf deutſchen Fluren prangen!!“

Hier und da war ein Schläfer aufgeſchreckt, huſchte aus dem Bett und geſellte ſich zu dem nächtlichen Kreiſe — nur Spiegelberg ſchlief, der Scherge der geſetzlichen Ordnung.

„Und haſt Du Luſt, Friedrich, es auf den Schinder zu wagen, ſo lies das hier, lies es vor. Eine Erzählung Schubart's, die Haug ſoeben im Schwäbiſchen Magazin abgedruckt hat und Dir durch mich ſchickt. Ein tragiſcher Stoff, wie ich nie einen geſehen!“ *)

„Her damit!“ und Schiller griff haſtig zu. „Zur Geſchichte des menſchlichen Herzens! — Ein B...ſcher Edelmann, der die Ruhe des Landes dem Lärme des Hofes vorzog, hatte zwei Söhne von ſehr ungleichem Charakter...“ — Es war die Fabel vom verlorenen Sohn, aber von Schubart moderniſirt und in's Tragiſche gezogen.

Schiller's Hand, als er geendet, entſank im Staunen das Zeitungsblatt. Er erhob ſich über die Schaar der Lauſchenden wie ein begeiſterter Seher.

„Ich hab' mein Ideal, Brüder, und meine Fabel durch Schubart gefunden! Der „verlorene Sohn“ ſoll mein Stück heißen! — Der edle Karl, verſtoßen vom Vaterhauſe, irrend, heimathlos, von der elenden bürgerlichen Geſellſchaft ausgeſtoßen, ſoll die geſammte empörte Natur, alle zerſchlagenen Geiſter des Jahrhunderts um ſeine ſittliche Rachefahne ſammeln zu einem Weltkrieg gegen Hinterliſt, Tücke und Tyrannei, gegen dieſen Kain unter den Brüdern! O Schubart, Schubart, Lichtbringer meiner Seele! An die Pforten der Ewigkeit will ich donnern und wachrufen alle ſchlafenden Herzen dieſer dumpfen, ſklaviſchen Zeit! Du haſt das Morgenroth mir verkündet, alle Geiſter meines Innern entfeſſelt! Ich will Dir folgen, will Dich ereilen, Dich überfliegen — hinauf zum Sonnenlicht!!“ —

---

*) Siehe „Deutſche Chronik“ Jahrgang 1774 und 75, B. Haug's Schwäb. Magazin 1775 Stck. I. S. 30, Schubart's Werke Bd. VI. 82, Hoven 55, Boas I. 192.

Leiſe entglomm der Tag. — Ermattet von der nächtlichen Geiſtesorgie ſchlich ſchlaftrunken Einer nach dem Andern fort. Die Blendlaterne klappte zu — tiefe Stille lag auf dem weiten Raume. Als der volle Morgenſtrahl durch die geſchloſſenen Läden hereinfiel, umfloß er das träumende, verzückte Angeſicht Friedrich Schiller's. Auf ſeiner bloßen Bruſt unterm Hemd ruhte Schubart's „Geſchichte des menſchlichen Herzens". Er flüſterte im Schlaf und focht mit den Händen, er träumte von Karl und Franz, von Amalien und dem greiſen betrogenen Vater! Der Geiſt der Poeſie führte ſeine Seele auf den ſtygiſchen Fluthen des tragiſchen Pathos dahin, „zur Sonne, zur Sonne!" flüſterte ſeine Lippe.

— — — — — — — — — — — — — — —

Friedrich Schiller war vom Geſchick zum Dichter beſtimmt. — Daß er Tragiker wurde, war der ernſte, thatenreiche Boden ſeiner Zeit, ſeines Landes Urſache. Aber es war Schubart, deſſen vulkaniſche Leidenſchaft, deſſen Patriotismus, himmelanſtrebendes Humanitäts- und Freiheitsgefühl Schillern die Welt der Ideale ſelbſtbewußt erſchloß, in welcher fortan ſeine Geſtalten wohnen ſollten, Schubart, der die Tonart ſchuf, aus der ſich Schiller's Harmonien fortan bewegten, und aus „der Geſchichte des menſchlichen Herzens", aus Schubart's perſönlichem Looſe erwuchſen die „Räuber", dieſer Drommetenſchrei des neuen, deutſchen Zeitalters, die Apokalypſe der Freiheit, die neue Theologie der ſelbſt im Irrthum göttlichen Natur im Menſchen, das hohe Trauerſpiel ſchrankenlos menſchlichen Vermeſſens!

Friedrich Schiller ruht unter Fürſten, ſein Erzbild prangt in allen Gauen! — Schubart ward vergeſſen, die Stelle iſt unbekannt, wo ſeine Gebeine ruhen! — Hat denn nicht Einer von Euch, Ihr deutſchen Bildner unſerer monumentegierigen Zeit, ein Klümpchen ledigen Thons, das von Euren Fürſten, Staatsmännern, Generalen, Najaden, Panthern, Löwen, Faunen und Sphinxen übrig blieb, für eine Wiedererweckung des Abbilds deſſen zur Hand, der ſo heiß ſeines

Vaterlandes freie Größe im Herzen trug? Füget ſein Bild nur ein, ganz tief unten — in den Sockel unſerer Dichterfürſten, denn er war ihr Sockel, er war ihre Schwelle, war der erſte kühne Mann, der in Deutſchland das freie Wort entbunden, die Unermeßlichkeit des Gedankens!

10.

„In tyrannos!“

Schubart hatte in Augsburg eine Sphäre gefunden, in welcher er vorläufig einzig daſtand. Mit der Ehre hatte ſich auch ein edler Stolz, mit der errungenen Freiheit ſonnige Heiterkeit und ſelbſtbewußte Widerſtandskraft gegen alles Ungemach eingefunden, welches nothwendiger Weiſe den Mann treffen mußte, der ſo unverblümte — wir würden ſagen — rationelle Anſichten ausſprach. — Ein härterer Schlag als das Uebelwollen der Augsburger Behörden traf ihn durch den Tod ſeines Vaters, welchem er nicht einmal die Augen zudrücken, deſſen Verzeihung er nicht mehr erlangen ſollte.

Der alte Diakonus war mit Chriſtian, ſeitdem er Geißlingen verlaſſen, ganz zerfallen. Er hatte ihn mit dem ſtarrköpfigen Eigenſinn eines orthodoxen Gottesgelahrten der alten Zeit für ſeine Vaterhoffnung erzogen, mit dem Zuſammenbrechen derſelben ging auch dem alten Herrn das Herz für Chriſtian verloren, den er nur noch als einen Verwirrten, Beweinenswerthen anſah. Des Sohnes ſchimpflicher Ausgang in Ludwigsburg, die unſelige Nachricht endlich, er wolle katholiſch werden, vollendete ſein verdammendes Urtheil. Weder der Ruhm der Deutſchen Chronik, noch der Beifall des Fürſtpropſts von Ellwangen, Bökh's und Haug's machten ihn milder, und als ob er das lauernde Verderben ſeines Sohnes vorempfände, ſchied er mit dem Gebet vom Leben: „Ach, Herr Jeſu, verlaß meinen Chriſtian nicht! Kannſt Du ihn nicht im Guten gewinnen, gewinne ihn mit Elend!“*)

Wenn Chriſtian's Herz bei der eigenſinnigen Strenge des Todten auch nie mit kindlichem Vertrauen und rückhaltloſer Offenheit an ihm gehangen, der Gram, daß der Vater unverſöhnt von ihm geſchieden, war tief und wahr. Der erneute Austauſch mit Schwager Bökh und Haug, mit Helenen, ſeiner Mutter und den Geſchwiſtern war ihm jetzt beſonders eine langvermißte Troſtesquelle. Seine Einnahme theilte er redlich mit Helenen, aber ihrer Bitte, ſie endlich mit den Kindern zu ſich zu nehmen, konnte er trotz ſeines Anſehns nicht genügen, denn ſein Angriff auf die Loyaliten, die Controvers- oder Eſelspredigten der Patres Merz und Gaßner, deren Wunderkuren und Heiligenorakel er lächerlich gemacht, ſeine ſcharfe politiſche Polemik hatten ihm ein Heer von Feinden erweckt, die auf ſeinen Untergang ſannen. Sollte er ſeine Familie dem ausſetzen?**)

Als ſein Märchen: „Es war einmal ein Bäuerlein“ in der Chronik unter allgemeinem Jubel Ende 1774 erſchien und vom Verleger Stage extra nochmals gedruckt wurde, ließ der augsburgiſche Senat alle Exemplare, welcher man habhaft werden konnte, confiſciren und „dieſes gottvergeſſene Schandlied“ mit allem Pompe mittelalterlichen Inquiſitionsverfahrens vom Henker auf dem alten Markte (dem jetzigen Ludwigsplatze) verbrennen. Was die Wuth der Jeſuiten und ihrer Anhänger noch erhöhte, war die Beliebtheit, deren ſich Schubart öffentlich und perſönlich auch bei gebildeten Katholiken durch die trefflichen Orgelconcerte, beſonders aber die Vorleſungen errang, welche er im großen Saale auf dem Beckenhauſe hielt. Er machte dem großentheils literariſch wenig gebildeten Publikum

---

*) Schubart's Leben I. 257. Strauß I. 256—7.

**) Schubart's Leben I. 226 u. 27.

Goethe's Götz, Leiſewitzens, Klinger's und der beiden Stolberge Dichtungen, Kleiſt's Hermannsſchlacht und hauptſächlich die Meſſiade durch ſein fulminantes Rednertalent bekannt*), das, wie ſeine ganze Erſcheinung, damals eine frappante Aehnlichkeit mit dem ſpäteren Agitator der Jakobiner, Danton, hatte, wie alle diejenigen berichten, welche beide Männer gekannt. Er ſchien zum Redner, zum Rhapſoden geboren, der alle Herzen und Geiſter hinriß. Gerade, daß er nicht blos ſchmähte und niederriß, ſondern zeigte, wo das Schöne, Wahre mit ſeiner ſittlichen Kraft lag, ſchützte ihn lange vor der Rache ſeiner Gegner.

Er begann wiederum an ſeinem weggelegten Roman zu arbeiten, ſammelte Stoff zu einem Künſtlerhandbuch, da ſeine Vorträge ſo ſehr angeſprochen, und ſeine Freundſchaft mit Medailleur Bükle, Maler Nilſon, ſeine literariſchen Correſpondenzen mit Lavater, Anton von Klein, den Stolbergen, Bodmer, Poſſelt, Bürger, ja dem ganzen literariſchen Deutſchland, gaben ihm einen Ueberblick, eine Urtheilskraft, die endlich ſein vielfach verſtreutes Können und Wiſſen in Harmonie brachten. Um ſo mehr ließen ihn die ſkandalöſen Auftritte, welche die Patres Merz und Gaßner zu Klöſterle und Ellwangen mit Exorcismen, Wunderkuren, Kapuzinaden und Wallfahrten trieben, in der Chronik mit eiſerner Vernichtung gegen ſie loswettern. — Unter dem ſtupiden Pius VI. konnte man ſchon wieder mehr wagen. Erſt hatte der Senat Schubart in gerichtliche Ahndung und Geldſtrafe genommen, doch nun war er vor den thätlichen Inſulten der Jeſuitenſchüler nicht mehr ſicher, konnte nicht mehr ohne begleitende Freunde auszugehen wagen, weil er allerorten umſchlichen wurde.

Eines Abends ſaß er mit ſeinen Freunden in der Weberherberge fröhlich zu Tiſche, als Stadtſoldaten das Haus umringten und Schubart in's Gefängniß abführten. — Vielleicht hätte die jeſuitiſche Partei ihr Aergſtes an ihm gethan, wäre die Stadt nicht durch ſein Geſchick in die ungeheuerſte Aufregung gerathen. Das Stockhaus ward von drohenden Volksmaſſen belagert, man ſammelte für Schubart, im Senat ſelbſt gab's um ihn die hitzigſten Kämpfe. Um den ewigen Zankapfel los zu werden, ward Schubart von Augsburg „für ewige Zeiten" verbannt und ihm dies Erkenntniß durch den Bürgermeiſter von Rhem in öffentlicher Senatsſitzung mitgetheilt. Vom Gefängniß aus brachten ihn Polizeibüttel nach der Poſt und ſollten ihn bis zur ulmiſchen Grenze begleiten.

---

*) Schubart's Leben I. 239—44.

Der Polizeiſergeant öffnete den Schlag der Poſtkutſche. „No geht's eina, Arreſchtant, daß mer'n aus unſa ehrſam' Stadt loswerda!"

„Was?" ſchnarrte es aus dem Wagen. „Arreſtanten werden hier per Poſt transportirt? — Marſch, oder ick helf' Ihm mit de Reitjerte! Denkt der Flegel, 'n königlich preuß'ſcher Jardeoffizier fährt mit Vajabonden?"

„Verzeihen Sie, Herr Offizier," ſagte Chriſtian und zog den Hut. „Ich bin von Augsburg verbannt und ſoll über die Grenze in Begleitung dieſer edlen Schergen. Hab' weder geſtohlen noch gemordet, ſondern bin nur ein von den Jeſuiten gehetzter armer Schriftſteller, Chriſtian Schubart."

„Sie? — Der Schubart?!" — Der Offizier ſprang aus dem Wagen. „Der die Preußenlieder jeſchrieben hat? Der von de Deutſche Chronik? Himmelheiland, warum haben Sie des nich jleich jeſagt? Des is mich ja 'ne hölliſche Ehre, mit Sie zu fahren? — Ihr wollt da mit? So 'ne — rauchbeenige Lumpenjarde von augsburg'ſche Polizei? — I nee, jeht man zu Euern dämlichen Burjemeiſter retour, ſagt ihm, Sr. Majeſtät von Preußen, des alten Fritzen ſein Jardeoffizier, Georg von Wedell, Jarniſon Potsdäm, jiebt ſein Ehrenwort, daß der Herr Schubart in das eklige Loch hier nich wieder 'rin kommt! Blaſ' 'n Deſſauer, Schwager!"

Vor der Stadt erwartete Schubart noch eine ſchmerzliche Scene, der Abſchied von Stage, Beſozzi, Brander, Bükle und zahlreichen Freunden. Das war ein Schluchzen und Umarmen, als ging's in die Ewigkeit.

„Lebt wohl, lebt wohl!“ rief Schubart weinend, „Ulm iſt ja nicht gar ſo weit, und dort bleib' ich! O Abſchied, abſcheulich Wort, wenn kein andres Leben wäre!“

Der Wagen rollte hinweg, Schubart ſaß in düſterſter Schwermuth, — ein geſcheuchter Vogel, der ein neues Neſt ſucht.

„Zum Deibel!“ fuhr Herr von Wedell endlich auf, „man muß och nich immer den Kopp ſo hängen! — Sie haben viel jute Freunde verloren, na, ich och! — Wenn ſo Eener nach'n Andern vor de Fronte wegjeplätzt wird, des is och nich bitter, Juteſter! Aber de Welt is jroß, Schubart, und wer 'n Degen oder de Feder jut führen kann, wie wir Beede, der find't überall honnete Kerls! Bleiben Se blos ſtramm, ſind Se man jut preuß'ſch, ich ſag' Ihnen, denn kann Sie der Deibel ſelber niſcht anhaben!“

Das war nun Alles recht gut, aber Schubarten wurde doch ängſtlich. Sie fuhren gerade auf Günsburg zu, die Gegend, wo die Patres Gaßner und Merz jetzt ihr Weſen trieben. Er theilte Wedell ſeine Beſorgniß mit.

„Pfaffen? Wenn's weiter niſcht is? Nehmen Se man meine Reitpeitſche, und denn ſoll Eener kommen!“

In Günsburg wurden die Pferde gewechſelt, ſie traten in die Wirthsſtube. Schubart gab Wedell einen Wink. Die letzte Nummer ſeiner Chronik lag nämlich auf dem Tiſche und ringsherum ſaß ein Kreis erhitzter Patres beim Weine.

„Jetzt hand mer den Galgekerl, den Schubart!“ ſchrie der Eine lachend.

„Nu werde's em wohl in Augsburg d' Zung' 'rausſchneida und da Käza lebendig verbrenna!“

„Do ſchreib', Hund!“

Das war die Converſation der edlen Diener Gottes, die von der unmittelbaren Nähe ihres Opfers keine Ahnung hatten.

„Jo, des iſcht recht, Ehrwürden!“ und Chriſtian trat an den Tiſch. „Der Kerl muſch brata in der Höll' lichterloh, wie e' Kienſcheit! Der Teufel muſch 'an z'rreißa in Million Fetza, daß ka Härla bleibat! Hab'n g'ſieh dan Schuſt, hot a G'ſicht gehabt, wie der leibhaftige Beelzebub! — Eh ju, wie hoat ar g'jammert, wie's en hoabe g'zwickt mit Zanga beim Verhöre, hahaha, Alles zur Ehr' Gottes! Hoaba 'n rechte Höllebroate zug'richt mit ihm, deſch d' hungriga verdammta Seele langa net ſo'n fett's Stückla 'kriegt hoba!“

„Hobet 'n g'ſeha, Herr?“ ſchrie ein Pater.

„Mit Zanga zwickt, uh jeh!“

Die Patres waren jubelnd um Schubart herum. — Er erzählte ihnen, daß er Schubart habe auf dem Rathhaus in Augsburg foltern ſehen, und zwar mit ſo gräßlicher Wahrheit, ſo ekelhaften Farben, daß den Zeloten ſelbſt bei der ſataniſchen Freude des fremden Mannes ein tiefes Grauen ankam.

Das Poſthorn klang, die Patres gaben dem feurigen Berichterſtatter noch einen Trunk aus Dankbarkeit, und Chriſtian ſtieg mit Wedell ein.

„Heda, Wirth!“ rief der Offizier. „Geh Er 'mal zu de jeſchwoll'ne Kutten 'rin! Mach' Er 'ne Empfehlung, und der Schubart läßt vor'n Wein danken. Er fährt eben jeſund und fidel nach Ulm, ſe möchten ſich aber nich ärjern! Jute Nacht, fahr' zu!“

Der Wagen flog hinweg, die Verwünſchungen der herausſtürzenden Gefoppten verklangen in der Nachtluft.*)

„Sakerlot, das war 'ne Fahrt! Hören Se, Schubart, ick kriege vor Ihre Courage 'n verfluchten Reſpect! Des war ja mang die Kerle, als wenn ne janze Batterie losbrummt. Weeß Jott, zum Schreiben jehört Jeiſtesjejenwart wie zur Bataille!“ —

Ulm! — Als Schubart in Ulm einfuhr, kam ihm jählings die Prophezeiung vom Heidenthurm zu Geißlingen in den Sinn: „Dein Glück iſt zu Ulm!“ — Und warum ſollte er in Ulm, einer ganz proteſtantiſchen, viel liberaleren Reichsſtadt, wo er bereits ehrenvoll bekannt war, ja noch von früher der Freunde ſo viele hatte, nicht ſein Glück finden? — Sein erſter Beſuch galt dem mächtigen ulmiſchen Stadtammann Häkhel, ſeinem Pathen und Förderer, wie deſſen Sohn, dem Kaſſirer. Beide empfingen ihn mit herzlichſter Freude, machten ihn mit dem wackern zweiten Stadtammann Schleich, einer Menge der angeſehenſten Perſonen, ſowie auch mit dem kaiſerlichen Reichsreſidenten, General von Ried, dem ſonſt ſehr gefürchteten Ueberwacher Ulms, bekannt. Ried fand an dem muſikaliſchen und dichteriſchen Talente Schubart's wie an ſeiner Chronik indeß Gefallen, nur mußte Schubart natürlich Wien und Oeſterreich in Frieden laſſen. Alle Uebrigen kamen ihm mit hellem Enthuſiasmus entgegen. Die früheren Freunde und der ſchwärmeriſche Rector Miller, der Siegwart-Dichter, mit ſeinem faſt weiblich-zarten Weſen, Künſtler und Gelehrte, wie Abbt, Häberlin, Friks, der Buchdrucker Wagner, waren ſein liebſter Umgang. Größte Toleranz und ſchrankenloſe Cenſurfreiheit machten ihm die Deutſche Chronik leichter, und ſo glänzte namentlich der Jahrgang 1775 durch die erwähnte „Geſchichte des menſchlichen Herzens,“ die „Faſtnachtsſchilde,“ die „Froſchkritik,“ die Herausgabe des Lebens Ganganelli's, Ikſtatt's und eine Fülle ſchlagender Aufſätze aller Art, aus denen gleich rege der Quell ſeiner Begeiſterung, Menſchenliebe und Freiheitsgluth floß, die aber eben ſo derbe Ausfälle gegen Ludwigsburg, den Herzog, Special Zillig wie die Ultramontanen enthielten.

---

*) Schubart's Leben I. 248–55.

Jede neue Nummer wirkte auf die Karlsſchüler wie der Funke auf ein Pulverfaß. Es entſtand eine förmliche Coalition unter den jungen Leuten, ſich die verpönten Blätter zu verſchaffen, und Schiller meldete ſich oft genug krank, um im Lazarethſaal den Vortheil einer Patientenlampe zu genießen und in verſchwiegener Nacht die gewaltigen Ideale ſeiner Seele im Trauerſpiel „Der verlorene Sohn“ zu verkörpern. —

Weder Herzog Karl noch Franziska (nunmehr vom Kaiſerhofe zur Reichsgräfin von Hohenheim ernannt) ahnten, welche Brandfackel in die deutſche Welt und das ſtille Würtemberg geſchleudert worden.

Graf Röder und Karl's jetzige Umgebung hatten die Deutſche Chronik in energiſcher Uebereinkunft aus den Hofkreiſen verbannt, um dem Herrſcherpaar nicht neuen Stoff zur Kränkung zu geben, und das gewiſſermaßen ländliche Leben, die excluſive Welt der Solitude begünſtigte dies längere Zeit.

Das ſollte ſich nun aber ändern. Der Herzog hatte auf Stuttgarts inſtändigſtes Bitten und die Gefügigkeit des Ausſchuſſes hin*) beſchloſſen, die alte Reſidenz wieder zu ſeinem ſtehenden Wohnſitz zu erheben. Zudem war die Militärſchule ſo überfüllt, daß die Solitude keinen ſchicklichen Raum mehr bot. Er hatte alſo bereits ſeit anderthalb Jahren die Dragonerkaſerne, ſüdlich vom neuen Schloſſe, erweitern und prächtig ausbauen laſſen. Die Akademie ſollte um eine mediciniſche Klaſſe vermehrt werden, der berühmte Naturhiſtoriker Hallen wurde gewonnen, und wer von den Eleven Medicin ſtudiren wolle, konnte ſich melden. Schiller meldete ſich. Nicht allein, weil der Herzog ſeinem Vater erklärt hatte: im jus ſei vor der Hand *keine* Ausſicht zum Staatsdienſt, aber Mangel an geſchickten Aerzten, ſondern auch, weil er die Bekanntſchaft des Ariſtoteles und Leſſing gemacht, die Naturwiſſenſchaften ſehr im Schwung kamen, und das Studium der Medicin mit der Poeſie viel näher verwandt ſei, als die kahle Jurisprudenz, in welcher Friedrich ſehr zurückgeblieben.**) Obwohl ſein Vater dies höchſt ungern ſah, meldete ſich Schiller mit dem älteren Hoven, behielten ſie doch den alten Freundeskreis, behielten Haug wie Abel, die ſtillen Beſchützer ihrer jungen Muſe, welche jetzt durch Plutarch und Rouſſeau genährt wurde.

---

*) Pfaff II. 586—98.

**) Boas II. 103—15, 49, 152—55.

Je weniger Karl und Franziska von Schubart's Polemik einen Begriff hatten, deſto mehr Skandal machte dieſelbe in Stuttgart und Ludwigsburg, wo man ihre localen Pointen am beſten zu würdigen vermochte. Die Pietiſten und Orthodoxen, die herabgekommenen Schranzen waren außer ſich, die Liberalen, namentlich der junge Nachwuchs, jubelten. Niemandes Haß gegen Schubart war aber unauslöſchlicher, als der des Special Zillig, welcher ſich ſo oft und unerbittlich dem Gelächter preisgegeben ſah, deſſen Fanatismus und blinde Dogmenwuth ſchon Schiller's Jugend verdüſtert hatte. Auch das Hotel Wimpfen ward aufgeſtachelt.

Vermöge der Zähigkeit, welche allen gefallenen Größen anklebt, ſich die Verbindung mit dem inneren Staatsgetriebe, das „ſchöne Vergnügen des Einfluſſes“ wenigſtens noch im verkleinertſten Maße zu erhalten, wußte Melanie von Königseck, ſeitdem Montmartin mit der Eiſenſtirn gefallen, die Freundſchaft des Präſidenten von Pfeil (ſeiner Stellung wegen nunmehr geadelt) feſtzuhalten. Er war quaſi Miniſter, wenigſtens der Einzige, welcher noch eine ähnliche Qualität verſah. Melanie aber, obwohl achtunddreißig Jahr, war noch immer ſchön und üppig, und ſeitdem der gute Königseck ſo gefällig geweſen, ſie zur „luſtigen Wittwe“ mit großem Vermögen zu machen, hoffte ſie mit erneuter Kühnheit auf eine günſtige Strömung der Hofluſt, was ſie indeß nicht abhielt, den einzigen Sohn des Präſidenten, Major Ferdinand von Pfeil von den Gardegrenadieren, ſehr liebenswerth zu finden. Leider war Ferdinand ſeinem Vater nur gar zu unähnlich. Ehre, Tugend, Ritterlichkeit, freier, offener Sinn und Jugendſchönheit ſchmückten ihn. So wenig er ſeinen Vater achten konnte, mußte er doch aus Rückſicht für ihn das Hotel Wimpfen beſuchen, doch nicht die ehemalige Maitreſſe ſeines Herrn liebte er, ſondern — die Tochter des armen Stadtpfeifers von Stuttgart, Louiſe. — Im Hotel Wimpfen erregte Schubart's Chronik entſetzlichen Schreck, aber doch noch viel mehr Jubel, da ſie an Karl Eugen und Franziska ſo ausgeſuchte Rache nahm. Gern hätte man ihnen die Verdauung dieſer maliciöſen Verſe gegönnt, aber wer ſollte ihnen das Mahl ſerviren? Was Niemand wagte, that der tief erbitterte Pepino. — Karl Eugen war, da Franziska ſich etwas unpäßlich fühlte, gerade jetzt allein in Stuttgart, um daſelbſt einige Tage die neuen Anordnungen im Schloſſe, wie die Baulichkeiten der Dragonerkaſerne in Augenſchein zu nehmen. Die Chronik kam Pepino gerade wie gerufen, um eine Kataſtrophe zu veranlaſſen, welche die Gräfin ſtürzen, ihm ſelbſt aber ſeine alte Stellung beim Herzoge erringen konnte. Smergali packte deshalb eine Sammlung der beißendſten Nummern der Chronik zuſammen und ſchrieb dazu mit verſtellter Hand an den Herzog einen Brief: „ob denn ein Menſch wie Schubart, ob ein ſo ruchloſes Blatt nicht ſtumm zu machen ſei? Da Schubart einſt in ſehr nahen Beziehungen zu der erlauchten Frau Gräfin geſtanden, ſei zu beſorgen, daß er noch viel ärgere Dinge veröffentliche!“ Unterſchrieben war das Papier: „Ein alter treuer herzoglicher Beamter.“ — Dies Schreiben ſollte wie eine Depeſche couvertirt, von der Solitude durch Pepino in der Couriertaſche mit den anderen eingelaufenen Schriftſtücken nach Stuttgart gebracht und an Menderſtein gegeben werden. —

Karl Eugen, von Beſichtigungen und Conferenzen abgeſpannt, hatte ſich zurückgezogen. Er wollte die Depeſchen leſen, welche Smergali gebracht hatte, und ein Billet an Franziska abſenden, das ihr melden ſollte, wie er wohl einige Tage länger, als vermuthet, zurückgehalten werden dürfte. Röder, Varnbühler und Guipière hatten ihn eben verlaſſen, um den Herzog befand ſich nur Menderſtein.

Sein Auge flog über die verſchiedenen Schreiben hin. Er ſetzte da und dort ein Monitum an den Rand und legte eins um's andere hin, damit es die Conferenz des andern Tages erledige. Endlich kam er auch an Pepino's Packet. Er wendete es hin und her, beſah die Siegel und ſchüttelte den Kopf.

„Sonderbar!“ — Der Herzog öffnete. Die Deutſche Chronik lag vor ihm mit dem anonymen Briefe. Erſtaunen ſpiegelte ſich in ſeinem Blick, er nahm das Schreiben und las es. — Bisher war ihm noch nie der leiſeſte Verdacht betreffs Franziska's Treue aufgeſtiegen. — War es nun die ganze Art der Sendung, der ſonderbare Ton des Briefes von unbekannter Hand, — er begann ſich zu verfärben, ſeine Hände knitterten zitternd das Papier. — Er ergriff die Zeitungsblätter, deren bezügliche Stellen ſchwarz angeſtrichen waren. Sein Auge ward düſter wie vor Zeiten, ſeine Pulſe flogen, ſein Athem ging ſchwer, die Adern ſeiner Schläfe ſchwollen.

„Ein elender Zeitungsſchreiber das mir! Eine Creatur, die hier das verächtliche Leben eines Schmarotzers und Muſikanten geführt, als Pasquillant zum Lande hinaus gejagt worden, wagt gegen mich, gegen die edelſte der Frauen, ſein Krötengift zu ſpritzen? — that's ſeit vorigem Jahre ſchon, und in alle Winde fliegt mein Schimpf, die Entwürdigung meines Namens! O Fürſten, elende Fürſten! — Seid ſo edel, wie Ihr wollt, macht die Irrungen Eurer Jugend mit allen Kräften des Leibes und der Seele gut, waſcht Euren Namen von allen dunklen Flecken verhängnißvoller Stunden rein, ſegnet Eure Völker mit Liebe und Wohlthaten, verzichtet auf Ruhm, Vergrößerung, Macht und die theuerſten Kleinodien des Regenten, es nützt Euch nichts, Alles nichts! Das Pasquill des Scribenten ſchleicht Euch doch nach, trifft wie die heimliche Kugel des Wegelagerers Euer Herz, erregt Hohn und Jubel der feilen Menge, für die all' Eure Gutthat, Euer redlich' Mühen nichts iſt, wenn ſie nur über Euch lachen, noch, da Ihr lebt, die Verleumdung als Epitaph Euch ſetzen können! Nachdem ich mich dem Lande verſöhnt, nennt man mich noch Tyrann? Nachdem ich freiwillig Alles gab aus Liebe, iſt man ſo frech zu ſagen, ich ſei gezwungen worden? Gezwungen: aufhören zu müſſen, Tyrann zu ſein, und ſei vom Herrſcher auf den Schulmeiſter gekommen? Und was hat die Gräfin dem Burſchen gethan, daß ſein Geiſer ſich auch auf ſie erſtreckt? Hat ſie ihm nicht ihre Theilnahme einſt gegönnt, ihn gefördert, empfohlen, und dafür Meſſaline, deutet durch Pepino's Namen auf die Saſſenhauſer Nacht?! Wo iſt der Hund, in welchem Winkel der Erde?! Ich muß ihn haben!! — O, man hat mir das Alles abſichtlich verheimlicht. Röder, Gemmingen, Varnbühler dachten den Gifttrank von unſeren Lippen abzuwenden! Da findet ſich denn eine edle, unſichtbare Hand, die —“ er griff nach dem Briefe — „mir's in einem Zug credenzt! — Noch viel ärgere Dinge veröffentlicht, ſagt der Brief? Sehr nahe Beziehungen zur Gräfin? Dieſer Schubart? — Den Schreiber! Ich muß den Schreiber haben, will aus ihm preſſen, was er meint, und ſollt' ich ſeine Glieder zollweis zerreißen für eine Secunde Verdachts, den er in mein Herz warf!!“

Er ſchauderte in ſich. Sein Auge blickte auf einen Punkt der Diele, als ſähe er da ein grauenhaft Geſpenſt aus dem Boden ſteigen; dann ſchrak er empor und zog die Schelle. — „Den Smergali will ich!“

Der Läufer trat ein. Seit geraumer Zeit ſtand er zum erſten Male wieder vor dem Herzog. Ein Blick auf ihn belehrte ihn von der Wirkung der Chronik. Pepino's Benehmen war nicht kriechend oder ſchmeichleriſch devot, ſondern das eines Mannes, der ſein Letztes auf einen tollen Wurf ſetzt. Der Herzog blickte ihm düſter in's Angeſicht, als wollte er darin Aufſchluß finden. Doch des Läufers Auge war klar, ſeine Miene ernſt und unbewegt.

„Wie kommt das Packet Zeitungen mit dem Briefe in Deine Taſche? Weißt Du, was es enthält?“

„Ja, Herzogliche Durchlaucht!“

Karl Eugen zuckte zuſammen. — „So kennſt Du, Cujon, auch den Schreiber dieſes Briefes?“

„Ja, Durchlauchtigſter Herr!“ und Pepino ward blaß.

„Wer iſt der Menſch?“

„Es iſt Pepino Smergali!“

„Du —, Du ſelber, Creatur, Du ſchriebſt dieſen Brief? Was, elender Sklave, iſt's, das Dir ſolch' hirnloſen Muth leiht? Biſt Du Deines Lebens überdrüſſig?“

„Ich hätte nie den Verſuch gewagt, die glückliche Ruhe meines gnädigſten Herrn zu ſtören, der mich aus dem Elend erhob, da Excellenz von Röder und Höchſt-Ihre Umgebung gefliſſentlich Ordres ertheilten, das Schandblatt nicht an den Hof zu bringen. Excellenz Röder wußten eben nicht, was ich weiß, was mich zu reden zwingt! Schubart iſt zu hoch begünſtigt worden, um Ludwigsburg zu verſchmerzen! Wenn er nun in ſteigender Wuth das Geheimniß dieſer verderblichen Gunſt in hämiſche Verſe ſchmiedet?! Wenn mein fürſtlicher Herr zu ſpät das Ungeheure entdeckt?!"

„Du wirſt mir ſagen, was Du von dieſem Geheimniß poſitiv weißt, und mit Deinem Cadaver dafür haften!"

Vielleicht iſt niemals ein Laquai ein ſo vorzüglicher Phänomenologe des Charakters ſeines Herrn geweſen, als Pepino, der Läufer. Nun er den Herzog erſt auf dieſes Stadium der Erregung, des leidenſchaftlichen Verdachts gebracht, hatte er ſeinen Erfolg geſichert. Jeder Ton, jedes Wort, jedes Achſelzucken Smergali's war von berechneter Wirkung. Mit gedämpfter, unſicherer Stimme, kurz, aber in doppelſinnig verſchleierten Ausdrücken erzählte er Karl die Scene im Pavillon, wo er Franziska unter Schubart's Küſſen ſich winden geſehen.

„Der Schubart?!"

Karl Eugen ſank ächzend in den Seſſel und bedeckte ſein Geſicht. — „Weiter, — o, ſprich nur weiter!"

„Schubart riß den Hut vom Tiſch und ſtürzte weg. — Die Gräfin, todtenblaß, verwirrt, ließ mich ein. Ich gab mein Billet ab und ging. — Am andern Tage benachrichtigte ſie Ew. Durchlaucht, daß ſie in die Vermählung willige. — Meine Geſchichte iſt aus!"

„Geh'!" ächzte der Herzog dumpf. „Aber Du bleibſt, wie früher, um meine Perſon; — ich werde Dich brauchen!"

Für den andern Tag wurden alle Conferenzen durch Pepino abgeſagt, der ſofort an Präſident von Pfeil zwei

Worte geſchrieben: „Le coup est fait! Je suis en haut! Diable est hasard pour l'autre!“

Röder, Gemmingen und Varnbühler ließen ſich mehrmals melden, wurden aber nicht angenommen. Erſt am folgenden Tage gelang es ihnen, vorgelaſſen zu werden.

Sie erſchraken über die Veränderung in Karl's Zügen, über die düſtere Tücke, die gleich einem Dämon der alten Zeit wieder auferſtanden war.

Karl Eugen ſprach aber kein Wort über ſein Geheimniß zu ihnen, gab vor, unwohl geweſen zu ſein, und verſtellte ſich unverkennbar.

— — — — — — — — — — —

Bald darauf ging der Herzog mit ſeiner Begleitung und Smergali nach der Solitude zurück. Franziska war zum größten Glück durch ein ſchleuniges Billet Röder's von des Herzogs furchtbarer Aufregung, „die eine verborgene, höchſt traurige Urſache haben müſſe,“ in Kenntniß geſetzt. „Schubart!“ ſchrak ſie auf. Smergali war beim Herzog in Stuttgart geblieben, — ſie machte ſich auf das Aeußerſte gefaßt. So empfing ſie den Zurückkehrenden.

Seltſames Mannesgemüth! Karl Eugen war nicht heftig zu ihr, loderte nicht auf, es erfolgte keine jener alten raſenden Scenen. Er kam mit der alten Zärtlichkeit zu ihr, aber eine düſtere Trauer lag auf dem Allen, die ſie nicht zu erörtern wagte. — Smergali, Melanie und Pfeil hatten auf eine ſchimpfliche Verſtoßung gehofft, wie ſie Friedrike von Bayreuth erfahren. — Nichts geſchah davon, die Gräfin blieb des Souverains Gemahlin. Karl Eugen konnte Franziska nicht entbehren, er ſtand ſo vollſtändig unter der Tyrannei dieſer ſeiner Alles verleugnenden Neigung, daß ſie nur mit dem Leben enden konnte. Erſt überzeugen wollte er ſich durch eigene Wahrnehmung, daß ſie ſchuldig ſei. „War ihr der Schubart mehr wie Du, ſo kann ich ſie in ihm am tödtlichſten treffen. Und hab' ich ihn, bricht unter ſeinen Martern ihr Herz, dann iſt mein Haß befriedigt, meine Rache deckt das Grab!“ Außer einer häufigen Düſterkeit machte ſich aber in gewiſſen Momenten eine harte Laune Franziska gegenüber geltend, als ginge er darauf aus, ſie ſtets in Verlegenheit zu bringen, mit unbeſtimmtem Argwohn zu quälen, über einem Schuldbewußtſein zu ertappen. Es gab in ihrem Verkehr jetzt ein Terrain, wo ſie Beide mit Scheu einander gegenüberſtanden. Einer ahnte, was der Andere dachte, und doch empfand Jeder Furcht, ſich auszuſprechen, das finſtere Geſpenſt, was drohend zwiſchen ihnen ſtand, in ſeiner vollen Nacktheit zu enthüllen. Röder hatte, argwöhnend, daß Karl die Chronik kennen gelernt, Franziska bei der Rückkehr ſeine Beſorgniß mitgetheilt. Unter heißen Thränen hatte die arme Gräfin Schubart's Invectiven geleſen. —

„Pepe wird mich wieder wie ſonſt bedienen, Franziska, er iſt mein treueſter und geſchickteſter Diener!“

„Das muß mein Gemahl beſſer zu würdigen wiſſen, als ich,“ ſagte ſie, die Augen niederſchlagend.

„Auch erſuche ich Dich, mich für eine Woche auf Reiſen zu begleiten, ich habe Geſchäfte zu Ulm.“

„Zu Ulm!“ fuhr die Gräfin empor. Doch ſie faßte ſich ſofort. „Wie Du befiehlſt, lieber Karl!“

„Aber Ulm ſcheint Dir ſehr unangenehm zu ſein, wie? Du biſt dabei ſehr fatiguirt!“

„Das kommt Dir wohl nur ſo vor. Es giebt Orte, die mir ſicher angenehmer wären, aber in der Begleitung meines Gemahls wüßte ich nicht, was ſich nicht überwinden ließe.“

„Aber unangenehm iſt es Dir doch!“ lachte er bitter.

„Gewiß. Denn wo die Hyder der Verleumdung ſitzt, die uns begeifert, kann man nicht fröhlich ſein.“ Sie ſah ihn bewegt mit ſchwimmenden Augen an. — Es war ein Augenblick, der jeden Argwohn wieder in Karl verwiſchte.

„O Fränzel, Geduld!“ und er küßte ſie heftig. „Dieſer Hyder will ich das Hirn mit der ganzen Lohe meines Haſſes verſengen!“ —

Auf der Rauhalp und dem Aalbuch lag heuer noch tiefer Februarſchnee, hüllte Höhen und Thäler, Felder und

Stege in ſein weißes Gewand ein, aus dem ſich tief im Grunde kaum der Kirchthurm und das ſpitze Dach der Obervogtei von Geißlingen zu erheben wagte, und ein Froſt war, daß Alles nur ſo knackte und die Wagenräder ſchrill kreiſchende Lieder pfiffen. Die Dohlen und Krähen mit melancholiſchem Schrei fliegen um den Heidenthurm oder die Ruine des Wölwart und Geißelſteins, um die weite Stille zu unterbrechen. Alles iſt noch wie vordem. Die alte Thurmuhr mit ihren ſpinnenbeinigen Zahlen und ihrer dumpfen Glocke, die plärrenden Kinder in der Schule, vor der die alten Bäume wie dürre Beſen ſtehen, und auch die Oberzollerei mit ihrem ulmiſchen Wappenſchild iſt noch vorhanden, nur daß es noch ſchmutziger von Wind und Wetter geworden. Der alte Zoller Bühler, gebückter, weißer als ſonſt, die Beine in hohen Schneeſtiefeln, die Pudelmütze über's Ohr gezogen und die Flinte auf dem Buckel, geht eben mit zwei Grenzjägern grämlich ſeinem rauhen Berufe nach, Julchen, ſeine Enkeltochter, oder das Jule, wie er ſie zu nennen pflegt, in die warme Stube zurücktreibend. Die Oberzollerin ſteht mit der Magd in der Küche bei den Schmortöpfen, finſter und noch immer zum Keifen aufgelegt. In der Wohnſtube, von Julchen umſpielt, ſitzt aber ein blaſſes, vergrämtes Weib am Fenſter und näht. An demſelben Fenſter, da ſie als Mädchen geſeſſen und erröthend hinüber nach dem Schulhaus geblickt. Helene Schubartin. — Sie blickt wohl auch jetzt von der Arbeit auf und flüchtig hinüber und dann empor zur Kirchenuhr, doch das gilt ihrem Ludwig, dem älteſten; ob er wohl bald aus dem Unterricht kommt. Sie iſt ein Bild der Schwermuth und der Schmerzen, ein mannloſes Weib, verrathen, verlaſſen, das jede Stunde empfinden muß, wie ſehr ſie den alten Eltern mit ihren Kindern zur Laſt iſt. Ach, ſie wirft nicht eigenwillig und trotzig mehr alle Schuld auf den Gatten, hat zu ſehr einſehen gelernt, welch' erheblichen Theil am allgemeinen Elende ſie ſelber verſchuldet. Aber es that ihr ſo unendlich weh, daß ſelbſt jetzt, wo ihr Mann in Ulm ſich ehrenvoll ernährte, alle Leute in ſein

Lob einſtimmten, er kein Wort froher Hoffnung, ſondern nur leere Tröſtungen hatte. Ach nur einmal ſeit Neujahr hatte er geſchrieben; — mochte wohl über Glück und Ehre ſie ſelber vergeſſen haben!

Da ſchreckt ſie auf mit lautem Ach! und wird glühend roth, gleich einem Mädchen. Jemand ſtand unter ihrem Fenſter, hatte emporgeblickt und war verſchwunden. — Sie horchte auf, aber nichts regte ſich, als das ungeſtüme Pochen ihres Herzens — ſie wußte ſelbſt nicht warum. — Jetzt wird ſie blaß und bläſſer denn vorhin, ein leiſer, ſchüchterner Seufzer entflieht ihrer gequälten Bruſt und mit ihm jede voreilige Hoffnung. Sie näht emſiger, um ihre thörichten Gedanken los zu werden.

Aber dennoch iſt Jemand gekommen, leiſe, heimlich, verſtohlen; etwas Liebes, das draußen vor der Thür mit verhaltenem Athem lauſcht. Langſam, wie von Geiſterhand berührt, öffnet ſich die Thür. Einen Spalt erſt, dann weiter; ein fremder Herr ſteht auf der Schwelle.

„Helene!“

Sie fährt empor von der Arbeit und blickt ihn ſtaunenden Blickes an. Ihrer Hand entſinkt die Arbeit, ihr Antlitz wird ſonnig verklärt. Unfähig, ſich zu erheben in frohem Schrecken, breitet ſie ſehnſüchtig die Arme ihm entgegen.

„Chriſtian, mein einziger lieber Chriſtian, biſt Du’s? Iſt’s auch wahr? Hab’ ich Dich denn wieder?!“

„Ja, Lenle, ja Herzweib, da haſt Du Deinen Herumſchwärmer, Deinen ſchlechten, treuloſen, elenden Mann wieder!“ und er ſtürzt ihr zu Füßen und umklammert ſie mit heißem Liebkoſen. „Nur der Tod ſoll uns jetzt noch auseinanderreißen! Ich komme ja, Dich nach Ulm zu holen mit den Kindern, mein Lieb! Dort ſollſt Du von allen Qualen geneſen! Unſere Freunde erwarten Dich ſchon, der liebe Miller, Martin, Abbt, Wagner, Stadtammann Schleich, mein zweiter Vater, ſeitdem der treue Häkhel geſtorben. Redlich und ehrenvoll will ich Dich nähren, geläutert, gebeſſert vom Unglück haſt Du mich wieder! Willſt Du mit meinen Fehlern Nachſicht haben, mir rathen und helfen, mein lieb' Weible wieder ſein? Sieh, die Literatur, ſo Du nit leiden gekonnt, hat mich doch zu Ehr' und Brot gebracht, Herze!"

„O Gott, mein Gott, ja! — Ich will Alles, Alles, nur bei Dir ſein!" —

Wer aus eigener Schuld den Himmel ſeines Hauſes eingeriſſen, freundlos und vom kahlen Zufall umhergeworfen, endlich wieder Fuß im Leben gefaßt, unter Thränen und Hinderniſſen mühſam neu den Herd erbaut und nun geläutert ſich in den Schooß ſeiner alten Lieben flüchtet, o! nur der kann ſolchen Wiederſehens Wonne ganz erfaſſen. Selbſt die alte Bühlerin, welche man ſchluchzend herzugerufen, der bärbeißige Oberzoller, der, als trieb' ihn eine Ahnung, von ſeinem Morgengange eher heimgekommen, wurden weich.

„Hör', Chriſtian," und Bühler's Augen gingen über, „ich glaub' nun doch, daß Du 'n honneter Kerl 'worde biſt. All'ſammt haben wir Dummheite gemacht, Jed's hat ſich in der Wuth 'was vorzuwerfe. — 's iſt nur gut, daß der allmächtige Gott vernünftiger iſt als wir albern Volk, er ſegne Dein' Eintritt, mein Sohn!" —

Schubart nahm ſeine Helene und die Kinder nach Ulm. Dort in der Krone begannen ſie jetzt ein Leben der Eintracht, Liebe und Stille, wie ſie vordem nicht einmal erträumt hatten. Ludwig, Beider Sohn, wurde in's ulmiſche Gymnaſium gebracht, das Hausweſen erhielt jene Ordnung und Behäbigkeit, die ſo ſehr zum Glück beiträgt. Ihre Kinder, der Umgang mit trauten Freunden, die Achtung der Welt wurden ihnen nun eine reiche Quelle reinſter Zufriedenheit. Helene, anfangs noch kränklich und unruhig in den ſie nun umgebenden Verhältniſſen, fand ſich aber bald in Schubart's Lebensart. Die Kunſt, mit weiblichem Scharfſinn und Takt den Beruf und Lebenszweck, die Stellung des Mannes in der Welt zu erfaſſen, welche ſie ſonſt nie verſtanden, die Seelenharmonie mit Schubart erſtand ihr jetzt wie mit einem Zauberſchlage und wurde das eigentliche Palladium, der unverwelklichſte

Theil ihrer erneuten Ehe. Sie ward jetzt, ein herrlich Zeichen ſeeliſcher Reife, glücklich und ſtolz auf den Lebenszweck ihres Mannes und ſeine Kämpfe; ein ſchlichtes, aber ein ganzes, deutſches Weib mit Leib und Seele.

Es war in der erſten Woche ihrer Wiedervereinigung, im März, als Karl Eugen mit Franziska die bewußte Reiſe nach Ulm, nur von Varnbühler und Pepino begleitet, unternahm. Die Schubarts, von einem Spaziergange kommend, hatten ihn in's Thor einfahren ſehen, ohne in ihrer Glückſeligkeit zu denken, ſeine Anweſenheit könne auf ſie Bezug haben. Und nur zu traurigen Bezug hatte ſelbige auf ſie!

Denſelben Abend war der Herzog mit Franziska und Varnbühler im Abendzirkel des Miniſterreſidenten General von Ried. Karl ſprach, von der Geſellſchaft wenig Notiz nehmend, lange flüſternd mit ihm dort im Fenſter allein. Der General ſchien viel Einwendungen zu'machen, ſich erſt gegen des Herzogs Abſicht gewaltig zu ſperren, aber die Ueberredung — und wer weiß was, ſiegte, Ried's Gegengründe wurden ſchwächer. Endlich reichte ihm Karl Eugen tückiſch lachend die Hand. — Auch Pepino konnte dem Herzog beim Entkleiden die Verſicherung geben, daß „das Geſchäft mit Doctor Becker gemacht ſei!"*) —

Der Ruf der Deutſchen Chronik breitete ſich Anno 75 und 76 immer weiter aus, binnen anderthalb Jahren hatte ſie bereits zweitauſend Abonnenten, ein ungeheures Reſultat in jener Zeit. Die „Deutſche Chronik" war eine Macht geworden, und das diebiſche Volk der Nachdrucker beutete ihre Artikel aus und verzehnfachte ihren Leſerkreis.

Der Reichskreistag ward Juni 75 in Ulm in Patricierpomp abgehalten, Bälle, franzöſiſches und deutſches Theater wechſelten mit Concerten. Vor Allem umdrängte man Schubart, den kühnen Streiter mit dem Gänſekiel, den Patrioten und Freiheitsſänger, den Schrecken der Pfaffen und Höflinge. Es war der Höhepunkt von Schubart's Glück, die Zeit ſeiner ſeligſten Freiheit, ſeines hellſten Glanzes. Der badiſche Geſandte, Baron von Gailing, machte ihm die glänzendſten Verſprechungen, wenn er nach Karlsruhe wolle, doch Schubart's republikaniſcher Unabhängigkeitsſinn, die Unmöglichkeit, ſich in ein Amt zu finden, ließ es ihn ablehnen.

---

*) Strauß I. 315—16 und Schubart's Leben.

Im September erhielt Chriſtian unerwarteten Beſuch. Ein ſtattlicher Herr, groß, hager, markig, trat zu ihm ein und muſterte ihn mit ſeinen dunklen Blicken.

„Wem hab' ich die Ehre Ihres Beſuches zu danken?"

„Sie — ja, Sie müſſen Schubart ſein! Dieſem Kopfe nur können die Wetterkeile entbrennen! An mein Herz, Freund, ich bin Klinger!"

„Klinger!" und Schubart umarmte ihn ſtürmiſch jauchzend. „Weib, das iſt ja der Schauſpieldichter Klinger, der deutſche Aeſchylos, der das Drama „Sturm und Drang" geſchrieben! — Sturm und Drang! O Brudergeiſt, ſei mir gegrüßt!"

„Ich bin nicht allein hier, Herzensfreund, Goethe und die beiden Stolberge erwarten Sie wie den Miller unten in der Gaſtſtube! Kommt, damit wir eine Götterſtunde halten!"

„Goethe, die Stolbergs?! Kinder, ich werd' närriſch! Raſch, Lenele, ſchick' nach dem Miller! Ich muß zu ihnen und gält's ein Jahr meines Lebens!" —

Da ſaßen denn die ringenden Geiſter beiſammen, deren Harfenklänge bereits die Welt bewegte. — Goethe's apolliniſche Jugendgeſtalt zwiſchen den Gebrüdern von Stolberg, Schubart zwiſchen Klinger und Miller; den Tiſch in ihrer Mitte füllten Flaſchen und funkelnde Gläſer, das Cembal war aufgeklappt. Man war mitten in heißem Geſpräch.

„Und in dem Kampf mit Wieland hab' ich Recht behalten," ſagte Schubart. „Folgt er unſerm rauſchenden Fluge nicht, ſo wird Anmuth wie Würde ihm nichts nutzen, ſein Agathon wird ſein letzter Ruhm ſein!"

„Das mein' ich auch! Aus dem heißen, wilden, ewigen Born der Gefühle ſchöpfen, die Leidenſchaft in gewaltigen

Actionen über die Scene ſchreiten zu laſſen, das iſt's, was hinreißt, was gefällt!“ rief Klinger.

„Anmuth wie Würde iſt eine Sonntagstugend, für die Schilderung des Kampfes im Leben reichen ſie nicht aus!“ fügte Schubart hinzu.

„Aber Grazie allein,“ entgegnete der ältere Stolberg, „iſt das Weſen der Schönheit; ſie braucht deshalb nicht kraftlos zu ſein!“

„Und was iſt denn Kraft ohne Würde,“ ſtürmte der jüngere auf, „als eine brutale animale Erſcheinung. Die Kraft muß von dem Willen, der Wille vom Ideale bewegt erſcheinen, das jeden Helden in den Kampf treibt, eben zum Helden macht!“

„Und vergeſſen Sie nicht, theuerſter Schubart,“ ſagte Goethe lächelnd, „daß, wenn Leidenſchaft und Idealität Inhalt des Gebildes ſind, Anmuth und Würde die äußere Form geben, das ſchöne Ebenmaß, was wohlgefällt und entzückt, das Plaſtiſche, Statuenhafte, welches Ewigkeiten überdauert!“

„Das beſtreit' ich durchaus!“ lachte Schubart. „Leidenſchaft, die Ebenmaß, Anmuth und Würde hat, iſt keine! Im Ueberſpringen des Maßes liegt eben die Schuld, und ſchuldig muß Leidenſchaft werden, oder ſie iſt untragiſch!“

„Bravo, er ſchlägt Euch!“ jubelte Klinger.

Goethe ſchüttelte ſinnend das Haupt. „Laſſen Sie uns doch ein Exempel wählen, Schubart, und verſuchen Sie daran Ihre Gewalt. — Mir ballen ſich da allerlei Entwürfe im Kopfe, die wenig Verwandtſchaft mit dem Götz haben —“

„Man kann auch ſo ein einzig Werk nur einmal ſchreiben!“ warf Schubart ein.

„Ich gewiß nicht wieder!“ entgegnete Wolfgang. „Jeder von Euch kennt das Märchen des ewigen Juden, kennt die Mythe vom Prometheus, auch iſt die Volksſage von Doctor Fauſt überall bekannt, der zu Maulbronn in Würtemberg gelebt haben ſoll und ſich dem Teufel verſchrieb. Das ſind drei weltverſchiedene Themata. So kommt denn mit Eurer Leidenſchaft, Schubart, ſtellt vor unſer geiſtig Auge eins dieſer Gebilde hin, das ein lebendig Leben lebt! Dann wollen wir glauben, daß des Momentes Leidenſchaft der Kranz gebühre!"

„Den Prometheus nehm' ich nicht. Ihr habt mich ſelbſt vorhin in halbem Ernſte ſo genannt, — müßte mich ſelbſt abſchreiben, — mir — graut davor! Prometheus iſt nur zu denken im wilden Götterhaß,— wie er die Menſchenwelt, das Irdiſche, Reelle ſchafft, um es dem Ewigen, Weſenloſen entgegenzuſetzen!"

„Schubart, Schubart!" rief jauchzend Klinger.

„Laßt ihn, er wird düſter!" flüſterte Goethe. — Der ganze Kreis ſchwieg. Chriſtian ſtürzte ein Glas Wein hinab.

„Den ewigen Juden hab' ich ſelbſt ſchreiben gewollt und ihn einmal begonnen, aber es wird nichts! — Ich bin zu nichts Ganzem, — zum Meiſter bin ich nicht beſtimmt! — Vielleicht, wenn ich einmal Ruhe finde! — Wann?! — Ich müßt' ihn ſchildern von dem Augenblicke, da er den Herrn in Todesnoth geläſtert, und verflucht ward: zu wandeln! Wie er durch die Zeiten ſchreitet, Jeruſalems Fall ſieht und daß die ewige Roma hinſinkt. Er will in den Aetna ſich ſtürzen, der neuen Welt der Chriſten zu entfliehen, die Flammen ſpeien ihn aus, will in's Meer ſich werfen, es ſchleudert ihn zurück an's Ufer! Er flieht in den afrikaniſchen Sand und an das Eismeer der Pole, um zu verdorren, zu erſtarren, doch die Schrecken der Erde laſſen ihn unberührt! Er ſieht den Halbmond Mahomed's ſich heben, ficht an des Barbaroſſa Seite, zieht vor Gottfried von Bouillon her, um unter Jeſu Bannern am Tempelſtein Jeruſalems zu weinen, ſieht Huß brennen und kann nicht helfen, Zisla's Banden die deutſche Flur veröden und iſt ohnmächtig! — Die Schauer der Bartholomäusnacht, die Ketzergerichte, der Niederlande freien Kampf, die Gräuel des dreißigjährigen Krieges — und kein Ende ſeines Lebens, kein Ende der Welt, — — er! Doch nein; wozu!" Schubart ſchwieg traurig.

„Das wäre ein Epos, des Homer würdig!" ſagte Fritz Stolberg.

„Oder der Feder eines Milton, eines Dante!" flüſterte Miller.

„Und ich bin doch keiner von dieſen!" zuckte Schubart mattlächelnd. „In freien Zonen muß man leben, fern vom Alltagswuſt, um das zu verſuchen."

„Und was iſt's denn mit dem Fauſt?" fragte Goethe ſanft.

„Ho, man könnte da ein hübſches Stück Spuk- und Hexenwerks brauen, wenn der Geiſt unſerer Zeit noch daran glaubte! — Nein! — Ich denke mir Fauſt's Leben als einen Ringkampf der freien Leidenſchaft mit dem dürren Verſtande, einer Weltleidenſchaft, ach, des ganzen lodernden, fluthenden Menſchenweſens mit der ſtarren Arithmetik der Vernichtung alles Geſchaffenen! — Der Teufel in der Welt, der blutloſe Dämon des Verderbens iſt jenes kalte, verſtändige, glaubens- und herzloſe Weſen, das da rechnet und zählt und jeden Umſchwung des Zeitenrades abmißt, mit dem die Schöpfung Gottes näher zum Chaos taumelt!"

„Und Ihr wollt in dieſem ungeheuren Gedanken, der die Weisheit aller Zeiten in ſich begreift," rief Goethe, „nicht erkennen, daß Ihr ſelbſt die Idee, nicht die Leidenſchaft auf Eure Fahne ſchreibt?!"

„Nein," erwiederte Schubart, „nimmermehr! Denn die Leidenſchaft muß ſiegen und dieſes negative Schemen, den blutloſen Satan, der auf's Nichts ſeinen Calcul ſetzt, zerſchlagen! Die Leidenſchaft in ihrem dunklen Drange muß die Pfade göttlicher Abſicht taumelnd wandeln, denn das iſt menſchlich, es iſt das allbezwingende Zeugniß unſerer ewigen Abſtammung, daß wir im Falle ſelbſt der Liebe Gottes voll ſind!" —

Schubart ſetzte ſich an's Clavier. — Weiche, wehmuthvolle Klagen flüſterten durch die Saiten; es war eine große

Stunde! — Klinger ſtierte vor ſich hin, ſeine Hände ballten ſich krampfhaft, — er brütete. Die Stolberge raunten funkelnden Blicks und erſtaunt einander ihre Bemerkungen zu, Miller hatte das Haupt geſenkt und flüſterte mit gefalteten Händen: „Wie haſt Du dieſen Menſchen doch herrlich geſchaffen, mein Gott!“ — Goethe aber hatte das Haupt erhoben; majeſtätiſche Sonnenheiterkeit umglühte ſeine Züge, er ſah hinein in's Leere, das ſich ihm mit idealen Geſtalten füllte. — Schubart's Töne ſchwiegen — ſeufzend, verklingend, wie der letzte Hauch eines Sterbenden.

„Und warum, theuerſter Schubart,“ und Goethe neigte ſich zu ihm, „wollen Sie dieſe Dichtung nicht wagen?“

„Wagen, ich?!“ — Er wendete ſein bewegtes Antlitz dem Freunde zu. — „Weil mein Leben nicht ſonnig dahinfließt, weil ich bin und bleiben muß, was ich geworden, der Drommetenſchrei zur Geiſterſchlacht! — Ich wagen? In dem Fauſt und Teufel zuſammengeballt ſind, ich, der ein Mephitus ſein Lebelang geweſen? Hahaha! Was der Satan lehrt, kann nimmer der Satan machen, das eben iſt ja ſein gottverfluchtes Schickſal!!“ Er ſtürmte hinaus, die ſtürzenden Thränen zu verbergen. —

„Er hat recht,“ ſagte Goethe bewegt und leiſe. „Er iſt in Wahrheit unſer Prometheus, lehrt Alles und kann nichts ſelber. Meine Freunde, heut' habe ich Jahrhunderte gelebt!“

„Wir auch!“ murmelte der ſtille Kreis.*) —

Anderthalb Jahre faſt rauſchten dahin, Buchhändler Stage ward an der Chronik zum reichen Manne. Im „Freiheitslied des Coloniſten“**) hatte Schubart der jungen Republik von Nordamerika einen Triumphgeſang geweiht, er hatte aber auch die geſammte Jeſuitenwelt, die Höfe Würtemberg, Kur-Mainz, Zweibrücken und Frankreich auf dem Nacken. Notizen und Correſpondenzen, die ihm ein neuer, fanatiſcher Verehrer, Doctor Becker (ein dem Convict entflohener Exjeſuit), lieferte, hatten ihm mehr, als er ahnte, geſchadet. Er nahm auch eine falſche Nachricht von ihm auf: „Maria Thereſia ſei vom Schlage gerührt worden.“ — Obwohl er das in der nächſten Nummer ſofort berichtigte, nahm doch General Ried, vor dem er unlängſt in Geſellſchaft nicht concertirt hatte, weil es ihm hochmüthig befohlen worden, nunmehr zwiefach beleidigt, eifrigſt Gelegenheit, vor ſeinem edelmänniſchen Gewiſſen die geheimen Zuſagen zu rechtfertigen, welche er Karl Eugen gethan, und an die der Herzog ihn bisher noch vergeblich gemahnt. Schubart's Untergang war beſchloſſen. Im Zenith ſeiner Ehre ahnte Chriſtian in Becker nicht den Agenten Pepino Smergali's, in Ried nicht den Verbündeten Karl Eugen's. —

---

*) Strauß I. 328—29. Schubart I. 282.

**) Schubart's Werke IV. 286.

Im Herbſt 75 war endlich der Verfaſſungsſtreit bis auf die bloße Erinnerung beſeitigt, der Erbvertrag ganz realiſirt worden, nur das Kämmereiweſen harrte noch immer ſeiner Regelung, weil Pfeil ſeine ſchurkiſchen Hände drinnen hatte, Pfeil, deſſen Ausſichten glänzend genug ſtanden. Der feierliche Einzug in die Reſidenz Stuttgart erfolgte unterm Jubel des Volkes und zur größten Trauer Ludwigsburgs, das nun, allen Glanzes bar, das langweilige, melancholiſche Grasburg wurde, wie es Juſtinus Kerner in ſeinen Reiſeſchatten beſchrieben.*) Darauf ward zu Ehren Franziska's die „école des demoiselles“, ein weibliches Erziehungsinſtitut, im alten Schloſſe zu Stuttgart nach ähnlichem Muſter wie die Militärſchule gegründet und letztere nach der Reſidenz in die prächtig ausgebaute Dragonerkaſerne verlegt. Am 8. November**) zog zu Friedrich's und ſeiner Eltern großem Schmerz das Inſtitut von der Solitude ab, die von nun an zu wirklicher Einſamkeit verdammt wurde.

---

*) Pfaff II. 535.

**) Pfaff II. 548. Boas II. 103—5.

Der Winter und das ganze folgende Jahr vergingen Friedrich Schiller unter angeſtrengteſten mediciniſchen Studien, welche nur durch den Umgang mit ſeinen Freunden und Haug's Ermunterungen verſüßt wurden, der bereits hin und wieder in ſeinem „Schwäbiſchen Magazin" die Erſtlinge von Friedrich's Gedichten hatte abdrucken laſſen und den Plan ſeines Trauerſpiels kannte.*) Der kleine Kreis der poetiſchen Verbündeten ward noch durch des Profeſſors ſechzehnjährigen Sohn, Johann Chriſtian Friedrich, vermehrt und ergänzt.

Ende 76, kurz vor Jahresſchluß, als Karl Eugen's geheimer Plan reif war, ließ er den Adjutanten von Varnbühler zu einer Privataudienz rufen.

„Oberſt, ich verlange für das, was ich Ihnen zu ſagen habe, Schweigen und Gehorſam. Geben Sie mir Ihr Wort als Offizier!"

„Ich gebe es, mein erlauchter Fürſt!"

„Varnbühler, Sie ſind nicht nur mein treuer Diener, Sie ſind auch mein Freund geweſen. — Ich habe tiefen Gram über eine Beleidigung im Herzen, die mich raſend macht. — Sie kennen die Deutſche Chronik?"

„Sie wollen ſich an Schubart rächen, hoher Herr?!" ſchrak der Adjutant empor.

„Ja rächen, ich will ihn lebendig haben! Er wird auf würtembergiſchen Boden gelockt werden, und Sie werden ihn arretiren!"

„Mein Fürſt, nimmermehr! Fordern Sie, was Sie wollen, aber nicht einen Judasſtreich. Das hab' ich nimmer um Eure Durchlaucht verdient! Es muß ja ganz Deutſchland mit Abſcheu erfüllen!!"

„Sie haben Ihr Wort gegeben, zu ſchweigen und zu gehorchen, Oberſt!"

„Dann bitt' ich um die Gnade, mich aller Bedienſtung zu entheben. Lieber die Kugel vor's Hirn!"

„Nun denn, Varnbühler, da ich nicht Revanche durch

---

*) Boas II. 120—27, 40.

Sie haben ſoll, nicht Revanche als Fürſt, der die Beſtie Schubart beſtraft nach ſeiner Schandthat, wiſſen Sie, zu was Sie mich gemacht haben? — Zum Mörder!!"

„Um Jeſu willen, gnädigſter Herr, nehmen Sie dieſes entſetzliche Wort zurück!"

„Nie!" lachte Karl Eugen bitter. „Dieſer Elende hat nicht nur mich und Franziska vor aller Welt beſudelt, — das wäre wenig, obgleich noch keinem Fürſten ſtraflos ſolche Gemeinheit geboten worden, aber er hat mein Weib, als ſie noch im Hotel Leutrum lebte und ihm Zutritt gewährte, mit ſeiner Sinnenluſt bedroht! — Begreifſt Du, Freund, das Elend meines Lebens? Entweder er wird lebendig mein — durch Dich, oder — todt — durch den Pepino! Ich will verflucht ſein hier und dort, wenn ich ihn nicht erlange!"

Varnbühler überſah mit Schaudern den ganzen Zuſtand des Fürſten; es war keine Wahl! — „So ſollen Sie, Durchlaucht, ihn denn — lebendig haben. Ihr fürſtlich Gewiſſen mag Ihnen ſagen, wie weit ein ſolch Gewürm des eiſernen Trittes eines Herrſchers verlohnt. — Ich bin bereit!"

„Ich dank' Ihnen, Varnbühler, es muß ſein, denn — ich will wieder ruhig ſchlafen! — Hier iſt Ihre Inſtruction, leſen Sie dieſelbe daheim. Dabei liegt ein Brief an den Amtmann Scholl*) zu Blaubeuren, der muß ihn locken. Der andere Brief iſt an Oberforſtmeiſter Grafen Sponneck, er wird Ihnen aſſiſtiren. Die Huſaren und einen Wagen finden Sie um zwölf Uhr dieſe Nacht am Eßlinger Thor. Iſt's geglückt, ſenden Sie eine Stafette; ich ſehe Sie nicht eher wieder, Varnbühler, bis Sie mir Ruhe und Gewißheit bringen!"

Geſenkten Hauptes, tief traurig verließ der Adjutant das Gemach. —

Das Jahr 77 fing ernſt genug für Schubart an. Nicht ſüß und wohlig hatte ihn die Sylveſternacht hinüber geleitet, ſondern unter ängſtlichen Träumen, wie damals, ehe er von Geißlingen ſchied. Helene litt wieder gleich ihm an Ahnungen und kranken Phantaſien. Leider hatte dies allzu guten Grund, denn General Ried, der kaiſerliche Miniſter, war ſein Feind geworden, Drohungen und Verfolgungen umlagerten ihn von allen Seiten, anonyme Warnungen waren an ihn ergangen, zu fliehen, es ſchwebe die Hand eines heimlichen Feindes über ihm. So ſehr ihn das beängſtigte, ſagte er ſich doch mit ſtolzem Muth: „Meine Feinde ſind Pfaffen und Fürſtenknechte, ſoll ich ihnen weichen? Schubart war nimmer feige! Dieſe Warnungen und Drohungen können eben ſo gut von denen ausgehen, die mich von Ulm entfernen, die Deutſche Chronik unterdrücken wollen. Iſt die Stelle in Karlsruhe wirklich erſt leer, liegt, wie Griesbach ſchreibt, Sciotti tödtlich darnieder, ſo werd' ich dort Hofkapellmeiſter und ſetze da die Chronik fort. Wegtreiben laſſen von Ulm, nimmermehr, Ulm war mein Glück!“ —

---

*) Strauß I. 369—71.

Am 21. Januar war Redoute geweſen, und Doctor Becker hatte mit Schubart Brüderſchaft getrunken. Helene, die dabei war und denſelben nicht leiden konnte, machte auf dem Heimwege Chriſtian Vorwürfe, daß er zu gut ſei. Schubart redete ihr aber alles Ueble aus, denn war Becker es nicht, der ihn mit Material und Correſpondenzen verſehen? Am andern Tage brachte Becker den Amtmann Scholl von Blaubeuren zu ihm, welcher ſeine Bekanntſchaft machen wollte und Schubart inſtändigſt bat, ihn nach Blaubeuren zu begleiten. Sein Schwager, Profeſſor Gmelin, der berühmte Naturhiſtoriker, ſei bei ihm und wünſche Schubart angelegentlichſt zu ſehen.

„Wenn der Herr mein'n Mann habe will, iſt's ſchicklicher, er kommet zu uns, als daß mein Mann hinüberfährt!“ ſagte mißtrauiſch Helene, der das Benehmen Scholl's auffiel. Aber während des Tages, wo beide Männer Chriſtian durch eine Art Vergötterung gar nicht zur Beſinnung kommen ließen, wußten ſie ihn und Helenen zu beſchwichtigen. Beim Weine warf er noch die letzte, ſiebente, Januarsnummer ſeiner Chronik auf's Papier und gab ſein Wort, auf zwei Tage mit nach Blaubeuren zu kommen.

Helene wälzte ſich lange auf dem Lager umher, ehe ſie einſchlief. „Ich weiß nit, wie mir ſo komiſch iſt. Du hätteſt doch Dein Wort nit gebe ſollen, mitzufahre!"

„Länger ſträuben, wär' lächerlich geweſen, Lenele. In zwei Tagen bin ich ja wieder da!" — Auch Schubart ſchlief unruhig, er träumte wieder von den Kutten und dem Thurme.

Endlich dämmerte der Tag. Als die Kinder aufgeſtanden waren und Alle beim Kaffee ſaßen, klingelte bereits des Amtmanns Schlitten vor der Thür.

„Darf ich nun bitten?" trat Scholl ein. „Je eher weg, deſto raſcher zurück!"

„Iſt's denn ſchon ſo ſpät?" — Schubart ſah auf ſeine Repetiruhr, das alte Erbſtück Majer's. Bei ihrem Anblick fiel ihm der Traum wieder ein. Er ſchüttelte ſich wie im Froſt. „Alſo ſpäteſtens übermorgen Abend, Herze!"

„Ach, Chriſtle, kann denn dieſer Fremde nit lieber zu Dir komme!!"

„Nein, nein, jetzt iſt's ohnedem zu ſpät!"

Er küßte Frau und Kinder, zog einen ſtarken Rock über und — nach wenigen Minuten klangen die Schellen, der Schnee ſtiebte, — Schubart war weg! — Schließlich fand auch Helene ihre Angſt poſſirlich und ging an die gewohnte Arbeit.

Luſtig flog das Gefährt ſeine Bahn die dunkle, jetzt vereiſte Blaue entlang; es war, als wenn die Pferde den Pfad verſchlängen. Der Wind ging ſcharf, der Froſt biß, die Unterhaltung ward höchſt wortkarg. Durch das düſtere Aachthal ging's, die Alp empor, die Ruinen der beiden Grenzfeſten Ruck und Druck ließen ſie hinter ſich ſammt den ulmiſchen Grenzpfählen — ſie waren in Würtemberg. — Ein Jäger zu Pferde kam aus dem Holze hervorgeſprengt. Er hielt, Scholl grüßte. — Der Reiter ließ den Schlitten vorüber und trabte gemächlich hinterher.

„Ihr kennt den Forſtmann?"

„Iſt 'n Unterförſter aus Blaubeuren."

„Iſt denn da auch eine Oberförſterei?"

„Ja, die des Grafen Sponneck Excellenz!"

Schubart wurde entſetzlich unruhig, eine Angſt kam über ihn. Welche Thorheit, ſich ſo in der Nähe herzoglich würtembergiſcher Beamten zu zeigen; er verwünſchte ſeine Gutmüthigkeit. Doch da war auch ſchon das Stift von Blaubeuren auf dem Hügel, drunten die Häuſer. Der Schlitten hielt vor der Amtei.

Scholl ſtieg aus. „Seid ſo gut und folgt mir," ſagte er heiſer, mit unterdrückter Bewegung. — Scholl führte ihn in ein Zimmer, das er aber ſogleich mit haſtiger Entſchuldigung verließ. — Alles war ſtill, öde, kahl. Nur eine Dienſtmagd ſaß an der Kunkel, und ſchnurrend kreiſte die Spindel am Boden; das Mädchen war traurig und ſenkte ſcheu den Blick, wenn Schubart ſie anblickte. Endlich ward es draußen lebendig, die Thür ging auf.

Obriſt von Varnbühler, Graf Sponneck, der Oberamtmann Oettinger und Scholl traten ein.

„Herr Schubart," ſagte Varnbühler finſter, „im Namen Sr. Durchlaucht des Herzogs von Würtemberg, Sie ſind mein Arreſtant!"

„Herr Obriſt — ich?! — Sie — Sie ſcherzen wohl — ich —"

„Ich ſcherze nicht, unglücklicher Mann, Sie ſind mein Gefangener!"

„Aber um Gottes willen!" ſchrie Schubart erbleichend auf. „Auf welche Anklage, welchen Richterſpruch denn?"

„Ach was, Anklage, Richterſpruch, Unſinn!" donnerte Sponneck, „der Kerl iſt Delinquent, sela! Wenn er muckt, wird man ihn binden. In fünf Minuten, Herr Adjutant, ſoll der Wagen vorfahren und die Huſaren aufſitzen. Schreiben ſie den Bericht indeſſen für die Staſette!"

Sponneck ging hinaus. Durch die geöffnete Thür ſah man die Huſaren im Hausflur.

Mit einem Jammerſchrei ſank Schubart auf die Holzbank. Er konnte das Ungeheure nicht faſſen, fragte ſich umſonſt, wie es möglich ſei. Oettinger trat zu ihm und tröſtete ihn, wie ein edles Gemüth den Hoffnungsloſen zu tröſten weiß, mit der Religion. Amtmann Scholl aber ging händeringend auf und nieder und rief: „O, ich geſchlagener Mann, mein Gewiſſen, mein redlich Gewiſſen! Ich bin ein Judas geworden!“

Varnbühler ſchrieb kurz die Depeſche, ſiegelte ſie mit ſeinem Degenknopf und Wachs, und rief einen Huſaren.

„Dieſes Billet an Se. Durchlaucht den Herzog. Er reitet ſcharf, und wo Er Höchſtdenſelben trifft, läßt Er ſich melden!“

Der Huſar legte das Billet in ſeine Schreibtafel und ging. — Ein Wagen rollte vor's Haus.

„Schubart,“ ſagte Varnbühler, „wollen Sie Ihr Loos erträglich machen, ſo ſeien Sie demüthig, gefügig und reuig! Kommen Sie!!“

„Und wo, Allerbarmer, wo bringt man mich hin?“

„Das weiß ich ſelbſt noch nicht. Der Huſar wird Antwort bringen.“

„Man wird mich doch wenigſtens vor einen Richter ſtellen, nicht ungehört verdammen?!“

„Schubart, was man mit Ihnen machen wird — weiß ich nicht; ich bin nur ein Werkzeug. Eins kann ich Ihnen wenigſtens verſichern, das — Leben bleibt Ihnen!“

Schubart ſchauderte. „O, ſo erbarmet Euch meines armen Weibes und meiner Kinder!!“

„Auf mein edelmänniſch Wort, ich werde es thun. Macht um Gottes willen nur Euer Loos durch Renitenz nicht ſchwerer!“

„Allons, vorwärts mit dem Schlingel!“ Graf Sponneck trat ein. „Möcht' ihm wohl erſt noch ein Viaticum auf's Fell geben laſſen für die Deutſche Chronik!“

„Sie haben hier nichts geben zu laſſen, Herr Graf,“ ſagte Varnbühler ſtolz, „ich bin für den Mann mit meinem Namen verhaftet. Kommt, Arreſtant!“ Er faßte Schubart am Arm und führte ihn mit Oettinger hinaus. — Sponneck lachte auf und Amtmann Scholl brach ſchluchzend in die Kniee, weil er (bei ſeinen ſieben Kindern) der angedrohten Caſſation nur durch ein Bubenſtück entgangen war.

Man half Schubart in den Wagen, Varnbühler ſetzte ſich neben ihn, ein Wachtmeiſter auf den Bock, ſechs Huſaren mit gezogenen Klingen umgaben das Fuhrwerk.

„Sie haben mir doch einſt ſo wohl gewollt, Herr Obriſt, was hab' ich denn verbrochen, daß ein ſo ſchreckliches Gericht mich trifft?!"

„Schubart, ich ahne es nur. Aber wenn's das iſt, ſo — gebe Gott Ihnen Muth zum Aushalten. Schweigen und Dulden iſt das einzige Mittel, die Rache eines Gewaltigen zu ſühnen!"

„Rache! — Aber wenn ich gefehlt, iſt denn nicht der Richter da? Können ein paar Wortwitze und Sticheleien den Zorn eines wahren Fürſten reizen?!"

„Es iſt nutzlos, zu grübeln, da Sie es nicht fühlen. Laſſen Sie uns ſchweigen!"

Durch Eßlingen ging's. — An der Straße nach Stuttgart bei der Staig hielt Herr Gerung zu Pferde und lachte, bei ihm war ein Huſarenoffizier, der Varnbühlern ein Billet gab. — Er öffnete es. — „Auf den Asperg!"

„Den Aſchenberg," dröhnte es in Schubart wieder! — Man ſah Stuttgart jenſeit des Neckars, Cannſtadt kam, der Wagen hielt.

„Hier iſt Ihnen Brot, Wein und zwei Stunden Schlaf verſtattet. Eſſen Sie ja, Sie haben Kraft nöthig."

Man brachte Chriſtian in's Amtshaus unterm Zuſtrömen der Leute. Er aß ſchluchzend ein paar Biſſen, trank ein Glas Wein, aber dann fiel er auf die Pritſche, die in der Stube ſtand. Unter Angſt und Thränen lag er da in halben Delirien.*) —

— — — — — — — — — — — — —

---

*) Pfaff II. 542. Strauß I. 337—49, 71. Schubart's Werke I. 294—305.

Zwei Stunden ſpäter war in der Militärakademie ein Vortrag Haug's über Poetik und Literatur angeſetzt.

Die Akademiſten waren ſchon im Auditorium verſammelt, aber Haug zögerte lange heut', ehe er kam.

Endlich öffnete ſich die Thür. Der Profeſſor trat blaß herein, Thränen hingen an ſeiner Wimper. Er betrat das Katheder, über dem das Bild Karl Eugen's hing, von Symbolen der Dichtkunſt umgeben.

„Meine lieben jungen Freunde,“ und ſeine Stimme zitterte. „Ich bin heute unfähig, Euch zu unterrichten. — Soeben wurde ein Unglücklicher — ein alter Freund von mir — ich ſchäme mich nicht, es in dieſer Stunde wiederum zu bekennen — gefangen durch Cannſtadt geführt, — zeitlebens auf den Asperg; — er heißt Schubart!!“ — Haug wankte hinaus.

„Schubart!“ flüſterte es durch die Reihen.

Da ſprang Friedrich Schiller auf die Bank und erhob drohend die Fauſt zum Bilde des Fürſten.

„Und ich ſchwör' beim allgerechten Schöpfer Himmels und der Erden, das erſte und letzte Wort meiner Lippe ſoll fortan das Motto ſein: „In tyrannos!“

„In tyrannos!!“ toſte das Auditorium.

Da ward die Saalthür aufgeriſſen, Rieß trat herein.

„Was is hier drin los? Höllenheiland Donnerwetter!! — Statt Literatur wird Manège geritten! — Aufſtehen! Links — ſchwenkt! — Marſch!“ —

Die Dreſſur ſiegte, doch — „in tyrannos“ klang's in den Seelen!

11.

Der Aſchenberg.

Dreiviertel Stunden nordweſtlich von Ludwigsburg im alten Glemsgau, wie eine Felſenvedette des Leonberger Waldgebirges gegen Norden, und von letzterem durch das tiefgefurchte Thal der Glems, die da entſpringt, getrennt, erhebt ſich faſt tauſend Fuß über dem Neckarſpiegel aus der wellenförmigen Landſchaft ein ſteiler nackter Kegel, mit ſtarken Mauern, düſteren Thürmen, Wällen, alten Dächern und dunklem Laube gekrönt, das Zwing-Uri Würtembergs, der Hohen-Asperg. Er bildet mit dem Hohen-Neuſen und Hohen-Twiel jene ſchauderhafte Trias, die alles Elend und Verbrechen, alle Opfer heimlicher Rache wie unerbittlicher Gerechtigkeit, leidenſchaftlicher Herrſcherlaune wie eigener entſetzlicher Schuld zu einem Haufen bleicher Geſtalten vereinte, denen Brandmal, Kette, Galiotenglocke und der Karren als bleibendes Attribut verliehen worden. — Der Asperg, vom Volke auch Aſchberg genannt, leitete weniger von der Aſche, noch vom Aaſe oder von Aaſen, ſondern der Eſche oder Espe, Aspe ſeinen Namen her, welche vor Zeiten den Felſen üppig bedeckte. Die Befeſtigungskunſt des Mittelalters hatte dieſe Waldungen aber bis auf einzelne, tiefer liegende Partien raſirt, und ſo den ganzen Berg in ſeiner grotesken Nacktheit klargelegt. Der alte Fahrweg von Stuttgart und Ludwigsburg ſtreckt ſich die halbe Höhe bis Unter-Asperg, den früheren Weichenberg empor, und von hier aus in weitem Zickzack windet ſich ein unfahrbarer Steg bis zum Gipfel, links und rechts von Schanzen, Parallelwerken und vorſpringenden Thürmen flankirt, die den Weg ſchrittwärts faſt verdecken und, übereinanderliegend, mit ihren Batterien bedrohen.

Daß Karl Eugen mit der Gräfin den Hohen-Asperg beſuchte, war nichts Ungewöhnliches, zumal jetzt, wo er ſelbſt nach Allem zu ſehen pflegte, deshalb war Franziska auch ſeine plötzliche Aufforderung, heute dorthin zu fahren, nicht aufgefallen. So weh' ihr der Anblick von Schuld und Elend that, hatte doch bisher ihre Anweſenheit immer Veranlaſſung zu irgend einer Gnade, zur Erleichterung des Looſes irgend eines dieſer Unglücklichen gegeben. Sie überwachte die Sanität und die Seelſorge der Gefangenen, ja kannte faſt jeden Einzelnen und ſeine traurigen Angelegenheiten. Die Geſichter der bleichen Galioten verklärten ſich, wenn dieſe Lichtgeſtalt den Ort ihrer Verdammniß betrat. — Diesmal begleitete das Regentenpaar Niemand als Röder und ein Piqueur zu Pferde, Pepino war voraus, die Herrſchaft zu melden. In Unter-Asperg verließen ſie den Wagen, und Franziska, des Schnees und der Kälte wegen, beſtieg eine Portechaiſe, zu deren Seite Röder und der Herzog gingen. Es lag heute etwas Scheues, Tückiſches in Karl. Er beſtrebte ſich, gleichgültig zu erſcheinen, und war es doch nicht. Bald ſchreckte er zuſammen, bald lächelte er grimmig in ſich hinein. — Röder beobachtete ihn ſeit lange ſchon; von der Ulmer Reiſe an war's mit beiden Herrſchaften nicht mehr richtig geweſen. Doch da weder Karl noch Franziska ihn in's Vertrauen zog, war er zu ſtolz, ſich aufzudrängen. Franziska hatte das heutige Benehmen ihres herzoglichen Gemahls auch ſchon ſonderbar gefunden, aber bei dem ewigen Wechſel von Eiferſucht, Liebe, argwöhniſcher Laune und Milde in Karl's Seele, den ſie in den letzten beiden Jahren hatte ertragen müſſen, ohne Karl's unſtäten Geiſt beruhigen zu können, ſuchte ſie unter ſeiner heutigen Düſterheit nichts Beſonderes. Der Herzog hatte vor ihr bisher ſeine Rache auf's Sorgfältigſte verborgen.

Das erſte Portal war erreicht, die erſte Wache, durch Major von Buttlar commandirt, unter Honneurs paſſirt. — Gerade als man über die Zugbrücke ging, dröhnte ein Kanonenſignal von den Wällen.

Der Herzog zuckte zuſammen und ſah von Buttlar fragend an.

„Hat ſeine Richtigkeit, Durchlaucht, Er iſt's!“

Karl nickte ſtumm und ſchritt haſtig voran. Röder ſchüttelte den Kopf über dieſes geheimnißvolle Weſen. Sicher war eine ſchlimme Ueberraſchung unterwegs.

Im Hauptportal empfingen Oberſt Rieger und Pepino den Herzog; Buttlar war zum Außenthor zurückgeeilt. Ohne ſich aufzuhalten, ſchritt Karl Eugen, nur an den Hut faſſend, durch die Thurmhalle und die kurze Strecke zwiſchen dem Kellereigebäude und Commandantenbau bis an die Thür des letzteren. Die Portechaiſe hielt. Sereniſſimus half der Gräfin heraus, die Generalin Rieger empfing ſie mit einem Handkuß, und Alle, von Rieger, Röder und Pepe begleitet, verfügten ſich eine Steintreppe hinauf in das hohe Parterre der Commandantur und nach einem herrſchaftlichen Salon mit Entrée und zwei Zimmern, deren Fenſter auf den weiten, innern Feſtungshof blickten. Die Riegerin nahm Franziska den Fuchspelz ab und bot den Herrſchaften eine Collation, welche eben aufgetragen wurde, während Rieger ſteif an der Thür ſtehen blieb.

Franziska, die ſtarren Hände reibend, trat an eins der Fenſter.

„Ich finde es heute merkwürdig ſtill hier, ſo beklemmt, — ſo ausgeſtorben? Niemand arbeitet, nicht einmal Beamte und Militärs ſind ſichtbar?“ Sie ſah Rieger und deſſen Frau fragend an.

Die Generalin ſchlug den Blick zu Boden, Karl wendete ſich haſtig weg.

— „Das find' ich ein wenig ſonderbar!“

„Iſt heute allgemeiner Detentionstag, Allergnädigſte Frau,“ ſagte Rieger dumpf, „eine Uebung der Disciplin, die ich alle Jahr ein paarmal vornehme; auf einen Kriegsfall eine nöthige Maßregel!“

„Ah, davon verſteh' ich nichts!“ lächelte Franziska. „Iſt aber denn auch damit allgemeine Schweigſamkeit verbunden? Kommen Sie, Generalin, erzählen Sie mir von Ihren Kindern. Ihr Aelteſter, kann ich Ihnen ſagen, macht gute Fortſchritte bei Jahn und iſt zum Herbſt gewiß für die Akademie qualificirt!“

Die Generalin antwortete. Röder, die peinvolle Stille unterbrechend, betheiligte ſich beim Geſpräch der Damen, indeß der Herzog ſtumm ein Glas Wein trank und auf und ab ſchritt. — Die Thür öffnete ſich, ein Lieutenant, die Hand am Hut, that an Riegern leiſe Meldung, Rieger nickte, machte mit der Hand eine kurze Geberde und ſchritt dann auf die Glasthür des Salons zu, welche er öffnete. Karl ging raſch hinaus auf die Rampe. Der Offizier verſchwand.

Während dieſer Scene im Commandantenbau war eine neue Gruppe, das „Schwitzgäßle“ empor, zum Außenthor des Aspergs gelangt; Adjutant von Varnbühler und der bleiche Schubart durch Huſaren escortirt. Raſſelnd fiel das ſchwere eichene Thor hinter ihm zu und trennte ſein Leben gewaltſam in zwei Abſchnitte, von denen einer ſich Licht, Freiheit, Glück, der andere Finſterniß, Kerkerpein und Elend nannte. Er hatte ſo viel geweint, geklagt, gegrübelt, daß er ſtumpf war vor Verzweiflung. Man führte ihn über die Zugbrücke nach dem Innenthor. Dort in der Halle bei der Wache, welche unterm Gewehr ſtand, ließ man ihn an einen eiſernen Amboß treten. Der Gefängnißſchmied ſchlug ihm zwei eiſerne Beinſchellen an die Füße, deren ſchwere Kugeln ihm nur ein mühſames Dahinſchlurren geſtatteten. Jeden Schlag des Hammers auf die Niete beantwortete Chriſtian mit einem Wehelaut.

„Wo befindet ſich Sereniſſimus?“ fragte Varnbühler düſter.

„Sereniſſimus ſind zugegen,“ ſagte Buttlar, „haben aber befohlen, Euer Gnaden zu erſuchen, dieſelben möchten mit der Meldung hier verziehen, bis Inculpat beſorgt iſt!“

„So, ſo, Sereniſſimus ſind ſehr gnädig! Bitt' mir Feder und Papier aus, Herr von Buttlar!“ — Er ſetzte ſich nieder und ſchrieb:

„Sereniſſimus! — Hochdero Wunſch iſt erfüllt. Hoffe dadurch Höchſt-Ihnen zu ruhigerem Schlafe verholfen zu haben. Die letzte Gnade, welche ich erbitte, iſt: Höchſt-Sie mögen ſich der ſchuldloſen Familie des Schubart erbarmen. Zugleich lege ich hiermit meinen definitiven Abſchied zu Euer Gnaden Füßen. Eurer Herzoglichen Durchlaucht unterthänigſter von Varnbühler.“

„Dieſes Billet, Herr von Buttlar, ſtellen Sie meinem gnädigſten Herrn zu, ich verlaſſe den Asperg!“ — Er richtete noch einen Blick der Theilnahme auf den Delinquenten, der eben abgeführt wurde, und kehrte nach Unter-Asperg und per Wagen nach Stuttgart zurück.

Schubart, von Buttlar und Grenadieren des Garniſonregiments Rieger escortirt, ſchleppte ſich mühſam an den Feſſeln vorwärts und erreichte den Feſtungshof.

In derſelben Zeit ſtieg Rieger die Treppe der Rampe des Commandantenbaues herab, und Karl wendete ſich zu Franziska, die noch mit Generalin Rieger und Röder im Geſpräche war.

„Ich bitte Dich, meine Liebe,“ ſagte der Herzog rauh, „einen Moment herauszutreten!“

Er faßte ſie bei der Hand und führte ſie auf die Rampe. — Rieger, die Generalin und Pepino folgten.

Da trat, ſchleppenden Ganges, blaß, verworrenen Haares, Schubart auf den Feſtungshof und erhob, aufſchreckend, das Haupt.

Ein Blick zwiſchen Schubart und Franziska genügte.

„Gnade, um der ewigen Liebe willen, Gnade! Mein Weib! Meine Kinder!!“ Schubart erhob die Hände zum Herzog, zu Franziſka. Jetzt erſt fühlte er, warum er gefangen und daß er rettungslos verurtheilt ſei. Der loſe Mund!

Franziſka that einen kurzen Aufſchrei und trat zurück. Ein Schauder lief durch ihr Gebein, eine tödtliche Kälte packte ihr Herz. — Aber mit feſter Hand ſich an die Brüſtung klammernd, warf ſie Karl Eugen einen kalten, ſtechenden Blick zu und — blieb fortan ruhig.

Der Herzog lächelte eiſig.

„General von Rieger, ich übergebe Ihm dieſen Delinquenten als Pamphletiſten, Atheiſten und Majeſtätsbeleidiger zu lebenslänglichem, finſterm, ſtrengſtem Gefängniß bei Waſſer und Brot!“

Kein Laut kam aus Schubart's Munde, er war einer Ohnmacht nahe. Ein paar Grenadiere ſtützten ihn.

Der Herzog winkte haſtig. Buttlar, nachdem er Riegern das Billet raſch übergeben, ließ den Gefangenen fortſchleppen, quer über den Hof, wo zwiſchen dem Galiotenhauſe und der Verwalterei aus einem dunklen Gehölze von Trauereſchen ein einſamer ruinenhafter Thurm, das Belvedere, ragte. Die eiſerne Thür deſſelben ward geöffnet, man führte Chriſtian ein paar Stufen hinab. Hier wurden ihm vom Schmied die Feſſeln wiederum abgenommen. Eine zweite Thür öffnete ſich, dumpfer Modergeruch quoll ihm entgegen; — Buttlar gab ihm lachend einen Stoß, und er taumelte mit einem Schrei hinein in's Finſtere auf's Stroh!

Das war der Aſchenberg ſeines Traumes in grauenvoller Wahrheit! —

Als man Schubart hinweggeführt, hatte Franziſka brechenden Blicks ihm nachgeſehn. Ihr Buſen hob ſich krampfhaft, als wolle das Herz ihr ſpringen, aber ſie bewegte keine Miene. Sie fühlte, wie Karl's Blick auf ihr haftete.

„Sereniſſimus!“ und Rieger erſtieg die Rampe, „Adjutant von Varnbühler iſt vom Hauptthor direct nach Stuttgart zurück und hat an Major Buttlar dies Billet gegeben!" er überreichte es.

Karl Eugen brach es haſtig auf und ſah hinein, dann biß er ſich heftig auf die Lippe und ſtarrte vor ſich hin.

Die Gräfin hatte ihre Faſſung wiedergewonnen. „Mein durchlauchtigſter Gemahl," und ihr Ton war bitter und ſcharf, „ich bin noch niemals an dieſem Orte geweſen, ohne einem Gequälten Troſt und Linderung gebracht zu haben. Welche Gründe auch vorliegen mögen zu einer ſolchen Beſtrafung dieſes Mannes, wie ſchuldbeladen er auch ſei, — ſeine Familie, der ein Ernährer entriſſen worden, iſt ſchuldlos. Mögen Sie Jenen nach Ihrem Gewiſſen ſtrafen, ich werde nach meinem Gewiſſen mich der Seinen annehmen, und verlange die Gunſt, daß Sie ihm dies ſogleich wiſſen laſſen!"

„Es — es hätte Deines Wunſches nicht bedurft, Fränzel," ſagte Karl trübe, „das war bereits beſchloſſen. Rieger, geh' Er zu dem Delinquenten. Ich ſetze ſeiner Frau 200 Gulden Penſion aus, werde ſeinen Sohn auf der Akademie und die Tochter in der école des demoiselles erziehen laſſen, und wenn Inculpat — wahre Reue, Frömmigkeit und muſterhafte Geſinnung an den Tag legt, — mag es geſchehen, — daß ich ſein Loos erleichtere."

„Zu Befehl, Herzogliche Durchlaucht!"

„Hiermit iſt ja wohl der einzige Zweck unſeres Hierſeins erfüllt, Durchlaucht!" fragte Franziska froſtig.

„Wie ſo, — wie ſoll ich das verſtehen?"

„Nun, ich wollte Durchlaucht vorſchlagen, ſofort nach Stuttgart zurückzukehren!"

„Wie Du befiehlſt! — Pepino, ſieh, daß Alles bereit iſt."

„Verlaſſen Sie uns ein wenig, liebe Generalin, ich bin etwas angegriffen!"

Der Herzog, Franziska und Röder blieben allein.

„Ich hätte Eure Herzogliche Durchlaucht um eine große Gnade zu bitten."

„Wie das, Röder?"

„Ich wünſche aller Aemter und Würden überhoben zu ſein, mein Fürſt, ich bin alt und lebensſatt!“

„Du — Du willſt mich auch wie Varnbühler verlaſſen? Röder, hab' ich das verdient?!“

„Mein Alter kann Enttäuſchungen nicht mehr ertragen. — Dieſe That war nicht fürſtlich, mein Herzog! Sie wird Ihnen in der Achtung der Welt mehr Schaden thun, als die letzten zehn Jahre gut gemacht. Schubart war ein erbärmlicher Geſell, deſſen Zunge alle Welt beleidigte, aber iſt ein Fürſt ſo leicht verwundbar, ſo voller Blöße, daß er einen Pamphletiſten mit ewigem Gefängniß ſtrafen muß, — dann Wehe ſeiner Ehre!! Wie kommt Schubart aus Ulm in herzogliche Gewalt, als durch Hinterliſt. Iſt's weiſe und gerecht, ungehört ihn zu verdammen? Ich hab' viel harte Stunden mit meinem Herrn durchlebt, erſt heut' erkenn' ich, daß all' mein Mühen — vergeblich geweſen. — Sie ſind der alte — Karl! Durchlaucht, 's iſt beſſer, ich gehe!“

„So geh' denn, alter Murrkopf,“ rief Karl ſchneidend, „geh'! — Willſt Du nicht auch noch von mir laſſen, Franziska, daß ich freudloſer ſei, denn ehemals?!“

„O nein, mein Herzog,“ ſagte Franziska mit kalter Majeſtät, „ich verlaſſe Sie nicht! Sie könnten ſonſt meinen, nicht Ihres Namens Ehre, ſondern außergewöhnlicher Antheil am Geſchicke jenes Mannes beſtimme meine Handlungsweiſe. Schubart iſt allerdings Ew. Durchlaucht ſo unendlich gefährlich, daß ſie ihn lebendig begraben müſſen!“

„Franziska!“ rief Karl Eugen außer ſich.

„Nun, dieſes Bekenntniß muß Ihnen doch der beſte Bürge meiner Treue ſein und wie ich allein im Stande bin, Ihre innerſten Beweggründe zu begreifen. Laſſen Sie uns aufbrechen!“ —

Schlief Karl von Würtemberg nun ruhig? — Der ſtumme Schubart ſollte ihm mehr Qual und ſchlimme Stunden bereiten, als je der redende gethan. Seine heimtückiſche Gefangennehmung brachte durch ganz Deutſchland einen Wuthſchrei, eine Aufregung, eine Theilnahme bei Hoch und Niedrig ohne Gleichen hervor, und ließ den Herzog im blutigen Lichte eines Caligula erſcheinen. Als Eiferſüchtiger hatte er ſich gerächt und mußte dafür als Fürſt vor aller Welt büßen. Wohl hätte er Schubart ordentlich den Proceß machen laſſen, mit dem ſcharfen Urtheile würtembergiſcher Richter ſich decken können, aber er hatte Furcht, die Unterſuchung könne ihm den Beweis von Franziska's Schuld geben, den er zögernd ſuchte und doch ſtets zu finden Angſt hatte. Dies Alles machte ſeinen Haß gegen Schubart nur tiefer, leidenſchaftlicher.

Zum Sprachrohr ſeiner Erbitterung, Vollſtrecker ſeines geheimen Haſſes war Philipp Rieger ganz der Mann, bei dem ohnehin alle Menſchen den Canaillenſtandpunkt einnahmen. Mit dieſem Grundſatze verband er nun ſeine alte militäriſche Roheit, die Freude am Coujoniren, die eitle Wolluſt des Herrſchens und das alte Gefallen an künſtlichen Operationen. Wie er früher dergleichen auf Finanzen und Militär angewendet, ſo waren es jetzt ſeine Strafgefangenen, mit denen er pſychologiſche Experimente „zur größeren Ehre Gottes" anſtellte. Daß ihm dies bei der Erfahrung, welche er ſelber auf dem Hohen-Twiel gemacht, auf entſetzenerregende Weiſe gelang, er beſonders begierig war, derlei Wunderkuren an einem ſo ausgezeichneten, damals noch ſo ſeltenen Exemplare, wie ein politiſcher Literat, ein Schubart war, zu verſuchen, bedarf wohl keiner Erörterung. Er wurde hierin noch durch den Fanatismus des Special Zillig und der pietiſtiſchen Prieſter ſeiner Verwandtſchaft beſtärkt, welche über Schubart's Fang jubelnd Riegern eine geiſtige Dreſſurmethode für Chriſtian auf die Seele banden, die ganz geeignet war, an ihm einen langſamen, qualvollen Geiſtesmord zu vollſtrecken.

Der grelle, plötzliche Uebergang aus höchſter, glückſeliger Freiheit zu heimtückiſcher Haft im Finſtern, auf Stroh, in nagender Einſamkeit, wo kaum von fern eine Menſchenſtimme an ſein Ohr ſchlug, er nur ſeinen Wärter oder den Commandanten auf Augenblicke ſah, machte ſeine Lage nur noch grauſamer durch die Gewißheit, daß man das Geheimniß beleidigter Frauenwürde mit ihm lebendig begraben werde*). Dieſer Gedanke brach ihm das Herz. Seine erregbare Phantaſie bevölkerte das Dunkel ſeiner Einſamkeit mit grauenvollen Bildern. Ein ſchmales, hochgelegenes Fenſter ließ nur den Tagesſtrahl in mattem Dämmern eindringen; das Verlöſchen deſſelben allein und der Eintritt ſeines Schergen kündeten ihm, daß wieder ein Tag verſchwunden ſei, den er mit der Schuhſchnalle an die Wand als erlebt verzeichnen konnte; ein trauriger Kalender. — Die Beſuche Rieger's wurden häufiger, die religiöſe Tortur begann. Erſt wehrte ſich der Arme mannhaft, doch dies machte Riegern nur hitziger. Jeder vernünftige Zweifel wurde mit roheſter Behandlung, ja Entziehung der elenden Koſt beſtraft, jede Demüthigung, jedes gläubige Zuſtimmen aber hatte beſſere Koſt, wärmeres Lager, weniger Kaſteiungen ſeines Leibes zur Folge. Unter ſolchen Umſtänden hatte denn Herr Rieger leichtes Dociren. Aus den amtlichen Berichten Rieger's an den Herzog, den Conſiſtorialacten Ehren-Zilligs, den geiſtlichen Beſuchen des Garniſonpredigers Payer, des Pietiſten Hahn, wie aus deſſen geiſtlichem Stundenplan laſſen ſich alle Grade der Marter des Armen vom verzweiflungsvollen Ringkampf bis zum gänzlichen Zuſammenbruche nachempfinden, Martern, wie ſie grauenvoller kaum unter der Inquiſition zu denken ſind. Aus ihnen ſollte der erſte Freigeiſt Deutſchlands als pietiſtiſcher Finſterling hervorgehen, der die Kette ſegnet und den Kantſchu leckt, der ihm eben blutige Male der Schande auf den Rücken gezeichnet. —

Und die arme Helene mit ihren beiden Kindern! — Wie wenig Ahnung die Unglückliche von der geheimen Schuld ihres Gatten hatte, bewies, als ſie das Ungeheure durch Schleich erfahren, der Jammerbrief an ihren Schwager Jakob in Aalen: „ein teuffel in menſchlicher Geſtalt hat mir mein' Mann geſtolen — Was mein Mann gethan, weiß ich und kein Menſch hier, kann mir auch nichts einfalle laſſe und wann ich mich zu tod denke — hätte mir Gott mein' Mann genomme, ſo wollte ich's als eine Chriſtin ertrage, aber das iſt unerträglich!" — Eine Bittſchrift an Ried, an den Ulmer Magiſtrat war nutzlos, die Meiſten hatte der Schreck gelähmt. — Nur Weißbeck und Ammann Schleich unterſtützten die Arme, der edle Miller gab her, was er hatte, und redigirte die Chronik fortan umſonſt, damit die Schubartin das Honorar behalte. Allen voran aber ſtrahlte wiederum jener großherzige katholiſche Kirchenfürſt, Anton Ignazius von Ellwangen. Er ſicherte ihr ſeinen Schutz zu, gab mit vollen Händen Hülfe, Troſt, Erleichterung, und verdiente ſich vor Gott und Menſchheit eine unvergängliche Krone.

---

*) Schubart's Leben I. 293—95. Strauß I. 338—40.

Doch aller irdiſche Vortheil iſt, wo die Stimme des Herzens tönt, vergebens. Helene eilt mit den Kindern dem Gatten nach, gen Stuttgart, wirft ſich zu Karl Eugen's Füßen und ſchreit um Gerechtigkeit, Erbarmen, Gnade! Ihr wurde der Beſcheid: „ſtill zu ſein, man wolle ihr den Gatten gebeſſert wiedergeben!" Sie bekam ihr Jahrgehalt, Ludwig wurde in der Akademie, Julie in der école des demoiselles erzogen, Haug nahm die Schubartin in ſein Haus auf, Elſäſſer, Madeweis, alle Welt widmete ihr Theilnahme, aber — Schubart blieb gefangen. — Es hieße jedem Gefühle der Ethik und Aeſthetik entſagen, wollte man eine pathologiſche Schilderung der Qualen beider Gatten, des Mannes im Thurm, des bettelnden, Bittſchriften ſchreibenden, antichambrirenden Weibes, dieſer ewigen Fluth und Ebbe von Furcht und Hoffen, Erwartung und Täuſchung geben. Wen nach dieſen Scenen lüſtert, wird in dem Schubart'ſchen Briefwechſel, von David Strauß veröffentlicht, in der Lebensgeſchichte Schubart's ſelbſt die reichlichſte Gelegenheit finden. Gerade das halb Redende, halb Verſchweigende dieſer traurigen Schriftſtücke iſt noch zehnfach beredter als die lauten Klagen. —

Ueber die Leiber ihrer Streiter hinweg geht die rauſchende Zeit! Amerika hatte ſich befreit, zu Philadelphia war unter Waſhington die Republik gegründet, Diderot's „Jacques le Fataliste“ und Beaumarchais' „Barbier von Sevilla“ leiteten die Revolution ein, die Illuminaten erhoben ihr Haupt, das Jahrhundert ward ideentrunken! Auch in der politiſchen Welt ſchien Ungewöhnliches ſich zu gebären. Joſeph's II. hoher Geiſt, die germaniſche Zerfahrenheit erkennend, gebar das Ideal des alten deutſchen Reichs, die wahrhafte Einigung aller Zungen und Stämme unter ſeiner Fahne. Er begann dies in ſeiner Art einzige Project, indem er Oeſterreichs Anrecht auf das ſtreitige Baiern geltend machte und dies Land für ſich beanſpruchte. Aus dieſem Grunde kam er nach Stuttgart, mit Karl Eugen zu cooperiren, zeichnete Franziska aus, beſuchte die Akademie und ließ kein Mittel außer Acht, den Herzog zu gewinnen. Karl Eugen war aber gewitzigt. Der „Dank Oeſterreichs“ und der Tag von Fulda ſteckte ihm noch in den Gliedern Er lehnte des jungen Kaiſers Anerbietungen höflich, doch entſchieden ab, gab Preußen einen Wink und verband ſich mit Karl Theodor von der Pfalz, der nach Max Joſeph's Tode das nächſte Anrecht zur baieriſchen Succeſſion hatte. Friedrich II. rückte gegen Joſeph nach Böhmen, der baieriſche Erbfolgekrieg begann.

Daß die Akademie von ſolchen Zeitläufen inflammirt wurde, Schubart's Geſchick zumal eine tiefe Erbitterung und Oppoſition, alle Freiheitsideen aber grenzenloſen Beifall hervorriefen, war die natürliche Folge. Selbſt die eiſerne Disciplin des Oberaufſehers Nieß und der Hauptleute hätte nicht genügt, dieſe Schaar flammender Herzen und Hirne zuſammenzuhalten, wäre nicht der Herzog, vor Allen Franziska geweſen. — Die Eleven hielten Karl allerdings für das Ideal eines Tyrannen, dem Menſchenelend nichts war, aber ſie ſahen in Franziska den Seraph, deſſen Schönheit und Huld ihn in Feſſeln ſchlug. Noch jung, voll höchſter Liebenswürdigkeit, das einzige weibliche Weſen überdem, welches die mannbar gewordenen Jünglinge in ihrer militäriſchen Clauſur zu Geſicht bekamen, war ſie ihnen allen der Inbegriff der Erdenſchönheit, und die geſammte Karls-Akademie wurde in ſie „ſterblich“ verliebt. Hierzu geſellte ſich ihr immerhin nach außen ſeltſames Verhältniß zum Herzog, um ſie den jungen Leuten romanhaft geheimnißvoll erſcheinen zu laſſen. — Die wahrhaft väterliche Liebe, welche der Herzog zu ſeiner Akademie hegte, die ganz ungewöhnliche Vertraulichkeit, welche er beſonders ſeinen Lieblingen geſtattete, ließ die jungen Leute zwiſchen Groll und Dankbarkeit, Zutrauen und Argwohn, Ehrgeiz, ihm zu gefallen, und Luſt, ihm ihren Tyrannenhaß an den Tag zu legen, ſchwanken. — Unter ſeine erklärten Lieblinge gehörten nun der ſtille, fleißige Peterſen, der tolle, vielbeſtrafte, voll Schwänke und ritterliche Waghalſigkeit ſteckende Graf Naſſau (der „Allmächtige“), aber vor Allen Schiller. Mochte Karl Eugen ihn von früher her ſchon lieben, ihm der ſchwärmeriſche Feuereifer des talentvollen Knaben, des Lieblings der Profeſſoren Haug, Abel und Haller, gefallen, oder aus ſeinen Arbeiten, der Auffaſſung der Themata, welche der Herzog den Eleven oft ſelbſt ſtellte, den Akademiereden, welche Schiller an den Stiftungs- und Feſttagen halten mußte, Außerordentliches von ihm erwarten, — er widmete Schiller ganz beſondere Aufmerkſamkeit. „Laßt mir den da nur machen!“ hatte er ſchon im erſten Jahre geſagt, und ſo war der junge Mann eine persona grata geworden. Das hätte ihm leicht den Neid ſeiner Collegen zuziehen können, wäre Friedrich nicht unter den Freiheitsſchwärmern, die mit ihrem Geiſte die Schaar durchdrangen, tonangebender Führer geweſen. Flammender Verehrer Schubart's, Rouſſeau's und Plutarch's, der heimlich den „verlorenen Sohn“ ſchrieb, das große Libell gegen die Knechtung der menſchlichen Freiheit, der das „in tyrannos“ auf ſeine Fahne geſchrieben, wäre ſchon durch die tiefe, glühende Gewalt der Idealität Meiſter aller jugendlich träumeriſchen Herzen geworden, hätte nicht ſeine Liebenswürdigkeit und des phantaſtiſchen Bundes gleiche Geſinnung, die Freundſchaft zwiſchen ihm, Scharfenſtein, den Hovens, Naſſau, Peterſen, Weckerlin, Haug junior ihm Anhänger erworben.

In nächtlicher Stille, im Flüſterton las er ſeinen Vertrauten die einzelnen Scenen des verlorenen Sohnes, in welchen die Namen und Charaktere ſeiner Collegen Moor, Schweizer und Roller, der Corporale Spiegelberg und Razmann wiedertönten. Der dämoniſche Geiſt des Franz trieb ihnen das Blut aus den Wangen, Karl Moor's gewaltige Leidenſchaft wie Amalia's Lieblichkeit entzündeten ihre Herzen. Die wilde Kühnheit, mit der Schiller das Unſäglichſte, noch nie Gehörte zu ſagen wagte, als habe er an jedes Wort den Kopf geſetzt, — das war der Magnet, der ſie Alle, Alle an dieſen hagern, taubenäugigen, blaſſen Jüngling mit Jugendinbrunſt kettete. Die Gefährlichkeit der Dichtung, die in heimlichen Stunden ruckweiſe ſich gebar, machte dieſen Bund um ſo enger. Im Hinblick auf Schubart ſahen ſie in Schiller ſchon den kühnen Märtyrer, und drängten ſich um die Gunſt, ſein Genoſſe zu ſein.

Eine neue erſchütternde Begebenheit bewegte Aller Herzen. Obriſt Ferdinand von Pfeil hatte den Inſinuationen ſeines Vaters, Melanie von Königseck-Wimpfen zu heirathen, heftigſten Widerſtand entgegengeſetzt, und der Präſident war hinter ſein Verhältniß mit Louiſen, des Stadtpfeifers Tochter, gekommen. Wüthende Kämpfe zwiſchen Vater und Sohn, in denen Ferdinand, auf die Affaire mit Montmartin und Pepe deutend, gedroht: „er werde der Welt erzählen, wie man Präſident wird —", waren vorgefallen. Der Alte mit Melanie aber hatten beide jungen Leute, um ſie zu trennen, in ein ſolches Gewebe von Intriguen verwickelt, daß Beide zu ſterben beſchloſſen. Sie nahmen vergiftete Limonade! — Die Trauerkunde kam Schillern durch Haug's Schwäbiſches Magazin zu, — der Stoff zu Cabale und Liebe.*) Dieſer tragiſche Fall erregte ungeheures Aufſehen. Karl Eugen befahl Unterſuchung. So ſehr Pfeil's Umgebung auch die Urſache des Unglücks bemäntelte, der Präſident war von alter Zeit her noch zu ſehr gehaßt. Es gingen zu ſeltſame Gerüchte um, und Pfeil bat lieber um ſeine Entlaſſung. Er erhielt ſie. An ſeine Stelle kam endlich ein Ehrenmann, der Kammerrath von Knieſtädt, welchen einſt Montmartin entlaſſen. Durch ſeine Treue wurde der letzte Reſt des Erbvergleichs erfüllt, die Reorganiſation des verwilderten Kämmereiweſens. Pfeil war froh, daß Alles noch ſo gnädig abging. Er verzehrte auf ſeinem Gute Saſſenhauſen die Zinſen ſeines erbeuteten Vermögens, und kam den Leuten aus dem Geſicht — leider nicht auf lange.

---

*) Streicher 110, 174. Boas III. 257.

Gewöhnlich pflegte der Herzog mit Franziska in einem Pavillon, der „Tempel“ genannt, zu eſſen, welcher an den großen Speiſeſaal der Akademie ſtieß und durch eine Gallerie mit der Reſidenz in Verbindung ſtand. Vorher beſichtigte er ſtets im Rangirſaal die Eleven und dictirte Belohnungen oder Strafen. Letzteres beſonders erwartete man heut' wieder. — Der „Allmächtige“ hatte nämlich Schnupftabak und Tabakspfeifen eingeſchmuggelt, und dem Oberaufſeher Rieß — horribile dictu, eine *Zwiebel* an's Porteépée gebunden. Sein Sündenregiſter war bereits ſo angewachſen, daß man nicht mehr wußte, welches Mittel man noch bei ihm anwenden ſolle.

Es giebt eine Unverſchämtheit der Jugend, die von Liebenswürdigkeit geſchützt wird. Aber diesmal mußte an Naſſau ein ordentlich Exempel ſtatuirt werden!

Sereniſſimus trat, Franziska am Arm, in den Rangirſaal. Starr waren die glühenden Blicke der jungen Leute auf die ſchöne Gräfin geheftet. In ihrem Anſchauen vergaßen ſie, welches Gericht über einen ihrer Genoſſen ergehen ſollte.

Naſſau, ſein Billet, das Regiſter ſeiner Sünden, in der Hand, ſtand ſteif und trotzig da.

„Was iſt heut' vorgefallen?“ fragte der Herzog.

„Durchlaucht zu vermelden,“ und Rieß griff an den Hut, „der Naſſau hat abermals einen Zettel!“

„Das wird mir denn *doch* zu viel!“ fuhr Karl auf. „Was *macht* Er denn wieder?“

Naſſau reichte ihm ſtumm ſein Billet hin.

Der Herzog überflog es. Sein Geſicht ward finſter. Er biß ſich auf die Lippen. „Verdient Er nicht nach allen dieſen verdammten Schwieten, Kerl, daß ich Ihm die Uniform ausziehen laſſ' und Ihn cum infamia von der Akademie jag'!"

Ein jäher Schreck, ein ängſtlich Gemurmel lief durch die Reihen.

„Nein, Herzogliche Durchlaucht, das verdien' ich nicht!" ſagte Naſſau tiefbewegt. „Ein Vater ſtraft ſeine wilden Kinder, aber verſtößt ſie nicht! Ich habe ſchießen gelernt, Sereniſſimus, und ein Naſſau cum infamia iſt nur mit einer Kugel im Hirn denkbar!"

„Das iſt wie ein Edelmann geſprochen, Graf," ſagte Franziska ſanft. „Herzogliche Durchlaucht bleibt auch in ſeiner Strafe noch väterlich. Aber unedel iſt's, auf ſein großes Herz hin Uebel zu thun!"

„Das eben iſt's, Fränzel! Je länger die Schlingel werden, deſto ungeſchliffener. Sag' Er mir, zum Element, was würd' Er denn thun, Naſſau, wenn Er an meiner Stelle wäre?

„Ich, Herzogliche Gnaden? — Darf ich's wagen?!"

„Na, was denn?!"

Da trat Naſſau haſtig vor, gab der Gräfin von Hohenheim einen ſchallenden Kuß, und ſie an dem Arm nehmend, ſagte er mit lächelnder Wendung gegen den Herzog: „Komm, Fränzel, laß den dummen Jungen ſtehn!"

Alles war gelähmt vor Entſetzen.

Intendant von Seeger ſprang vor. Aber ſchon war Naſſau geſenkten Hauptes zurückgetreten und erwartete das Schlimmſte.

Karl Eugen, erſchreckt, aufflammend im Zorn, ergriff die erröthende Franziska, die, ihr Taſchentuch vor den Mund preſſend, in herzliches Lachen ausbrach.

Karl machte endlich gute Miene zum böſen Spiel und lachte mit, — verließ aber, ohne ein Wort zu ſagen, mit ihr den Saal. Seeger, die Offiziere und Beamten folgten beſtürzt.

„Kerl!“ rief Schiller, „ich muß von dem Kuß einen Ableger haben! Höll' und Welt, Du biſt beneidenswerth!“ Er umarmte Naſſau und küßte ihn. — Auch ein paar Andere ſchienen zur Vervielfältigung des Abdrucks von Franziska's Lippen Luſt zu haben, aber die Beamten traten ein. Die Front ward hergeſtellt.

„Der Naſſau ſoll — drei Tage zu Mittag cariren!“ ſagte Seeger. „Vorwärts! Zu Tiſche!“

Diesmal war aber die Thür zum Tempel nicht geöffnet, das herzogliche Paar beim Diner nicht ſichtbar. Dem Lachen Franziska's war tiefer Ernſt gefolgt; ſie bat, ſich zurückziehen zu dürfen.

„Aber was haſt Du denn jetzt, Fränzel, was verſtimmt Dich auf einmal?“

„Ich bin tödtlich beleidigt!“ ſagte ſie finſter. „Ich verlange, daß Naſſau zeitlebens auf den Asperg kommt!“

„Franziska!“ fuhr Karl Eugen auf.

Ueber das Geſicht der Gräfin glitt ein ſchwermüthig Lächeln. „Wenn ich darauf im Ernſt beſtände, würde das zu entſetzlich ſein? — Es ſitzt bereits meinethalben ein — Familienvater wegen keiner ſchlimmeren Unthat auf dem Asperg! — Geſtatte, daß ich mich für heute dispenſire!“

Karl führte ſie ſtumm durch die Gallerie in ihre Zimmer zurück; — er aß diesmal allein, oder vielmehr, er ſtarrte vor ſich hin.*) —

Varnbühler's und Röder's Abſchied hatten den Herzog tief alterirt. Jetzt, kaum ein Jahr darauf, mußte er an ſeines greiſen Freundes Bette ſtehen, ſah den Liebling Würtembergs, Röder von Schwende, ſterben!

„Karl Eugen, mach' auch Du mit Deinem Gotte Rechnung, Du haſt's ſehr nöthig, denn die Todten können nichts mehr gut machen!“ — Das waren Röder's letzte Worte an ſeinen Herrſcher.

---

*) Boas III. 155—57.

Karl fühlte dieſe furchtbare Mahnung, fühlte den ſtummen, ewigen Vorwurf Franziska's tief im Herzen. Er wurde auch alt, ſein Leben neigte ſich zum Herbſte, und — die Todten können nichts mehr gut machen!

So erſchien denn kurz nachher an ſeinem fünfzigſten Geburtstage 1778 jenes merkwürdige Edict, in welchem er ſein Volk „um Verzeihung für alle Unbill bat, ſeine vielen Irrthümer einräumte und Beſſerung gelobte“. — Bewegten Herzens hörte er mit Franziska ſein eigenes Reſcript von der Kanzel verleſen.

Als er mit ihr in's Schloß zurückgekehrt war, ſagte er: „Fränzel, — ich hab' vielleicht ſehr ſchlimm gehandelt, aber — meine Liebe zu Dir iſt ſchuld! Ich — ich will mich überwinden! Sieh, — ich will den Schubart freilaſſen!“

„O Karl, mein einziger Karl, wie ſoll ich Dir dafür danken!“ rief ſie flammend aus und umarmte ihn.

„Danken Sie nicht zu früh, Madame!“ rief der Herzog erblaſſend und trat zurück. „Ich werde mir doch noch damit Zeit laſſen! Erleichtern will ich ſein Loos, — freilaſſen, — die Freude könnte Sie am Ende tödten!“

Eiferſucht iſt erbarmungslos, ſie ſpielt mit ihrem Opfer. —

Der Aſchenberg! — Ein Jahr lang im finſtern Thurm von Rieger und den Pfaffen zum Wahnſinn faſt gebetet, kommt Schubart drei Monate in ein beſſer Zimmer, aber eine neue eiferſüchtige Laune wirft ihn in den alten Käfig zurück. Endlich iſt ihm verſtattet zu communiciren, aber Niemand darf ihn ſehen. Er will dichten, man nimmt ihm die Putzſcheere, mit der er ſeine Lieder in die Wände kratzt, den Bleiſtift, mit welchem er ſein Gedicht: „der verlorene Sohn“ und den „ewigen Juden“ begonnen. Und doch, ſo umnachtet ſein Geiſt iſt, ganz können ſie dieſe Titanenſeele nicht brechen. Er hat einen Freund gefunden, einen Genoſſen der Qual. In der Zelle neben ihm im

Thurm liegt ſeit zwanzig Jahren, elender noch als er, Selmar von Scheitlin aus Ulm, von ſeinem eigenen Bruder internirt — damit dieſer das väterliche Erbe ungetheilt genieße. Durch einen Mauerſpalt können ſie mit einander reden. Weil Scheitlin Licht und Schreibzeug vergönnt iſt, kann ihm Chriſtian ſeine Leidensgeſchichte, ſeine Lieder dictiren. Des Gemarterten Seele erfüllt die tiefſte Sehnſucht zu Helene, eine Todestraurigkeit, als müſſe er von hinnen gehn.

„Geliebte, lebe wohl, ich ſcheide,
Dein armer Gatte flieht von Dir.
Du warſt mein Glück, warſt meine Freude,
Ach, Lebenswonne warſt Du mir!“ — —

„Ich weiß, daß mein Erlöſer lebt,
Flieht, bleiche Todesſchrecken!
Er wird den Leib, den man begräbt,
Aus Staub und Moder wecken!“ — —

„Alles iſt Euer! O Worte des ewigen Lebens!“ —

Endlich giebt man ihm wieder ein beſſer Zimmer. Welch Glück, ſein trauter Scheitlin iſt wieder neben ihm. —

Es iſt am 3. April 79. Nun iſt Schubart's Kraft hin, er gleicht nur noch einem wandelnden Gerippe, das tonlos blöde Gebete lallt. Auch Franziska's Energie erlahmte.

Der Herzog iſt mit ihr auf dem Asperg. Sie weiß nicht, was er dort will, ach, der goldene Zügel für ſeine Leidenſchaften iſt ihr längſt entglitten.

„General Rieger, wo hat Er den Arreſtanten Schubart?“

„Im oberen Thurmzimmer des Belvedere!“

„Laß Er öffnen, ich will ihn ſehen. Komm, Fränzel!“

Rieger und die Beamten vorauf, geht Sereniſſimus über den Feſtungshof und durch das Espenlaub vor den Thurm. Die Riegel klirren, die Schlöſſer kreiſchen, die Thür ſpringt auf.

„Schubart, komm Er 'raus!“ klang Rieger's Stimme, der in die Thür getreten.

Da erſchien auf der Schwelle ein bleicher, hohläugiger Menſch, verſtörten Blicks, — Schubart! — Er ſchreckt zuſammen, da er ſeinen hohen Peiniger ſieht.

„Ich hab' durch den Bericht erfahren, daß Er Sein ruchlos Leben reumüthig gewendet hat. Das iſt allein der Weg, Ihm meine Gnade wieder zu erwerben. Ihm iſt fortan der ſonntägliche Orgeldienſt in der Kirche, Militärkoſt, beſſere Wohnung und Feſtungsfreiheit geſtattet.“

„Freie Luft!“ jauchzte Schubart weinend. O Dank, mein allergnädigſter Herr, Dank!“ Er ſtürzt in die Kniee, er will des Herzogs Hand küſſen, aber er wird ohnmächtig. Ohnmächtig vor Freuden!“

Franziska biß krampfhaft die Zähne zuſammen, um nicht zu ſchluchzen. Steif, ſtarr, kalt, — die Starke übermannte ſich und ſah ruhig auf den Lebloſen nieder.

Karl Eugen blickte ſie mit einer Art Staunen an. Dann unruhig werdend, führte er ſie hinweg.

„Der Menſch iſt fürchterlich herunter,“ ſagte der Herzog nicht ohne Bewegung, „ich wundere mich, Fränzel, daß Du dabei ſo ruhig bleiben kannſt.“

„Ich bin Deine Gemahlin, und fühle, daß die beſten Herzen auf Thronen vereiſen. Uebrigens, was willſt Du? Der Menſch hat ja nun friſche Luft!“

Der Herzog ſah ſie groß an. — Im Commandantenbau nahm er Riegern auf die Seite. „Hör' Er, der Schubart wird von heut' ab ganz honnet behandelt! Sag' Er ihm, wenn er ſich gut hält, laſſ' ich ihn nächſtens frei!“

Franziska hatte durch Kälte erzwungen, was ihr Mitleid nicht vermocht. Schubart hatte Feſtungsfreiheit!

12.

Die Fürſtengruft.

O Wonne und Seligkeit, aus dumpfem Grabe erſtehen zu dürfen und die Kunde naher Befreiung zu vernehmen! Und iſt Fürſtenwort nicht heilig, ſoll Chriſtian ihm nicht mit aller Inbrunſt glauben, dem kleinen wonnereichen Wort: „Bald ſollſt Du frei ſein!?“ Hat er nicht ſchon den köſtlichen Vorſchmack kommender Freuden, wenn er des Morgens aus ſeiner Zelle im Arſenalbau tritt, auf den Wall ſtürzt und die Bruſt öffnet dem Morgenwinde? — Die Wald- und Wieſenmatten ſenden ihm ihre erſten Frühlingsdüfte, fernes ſüßes Vogelgezwitſcher. Im Himmelsblau glüht die Allbeleberin Sonne, rollende Wolkenmaſſen ziehen geiſterhaft darüber hin, und majeſtätiſch im Kreiſe liegen rings die Bergeshöhen, als wäre der Asperg ein einſamer Felſenthron in Mitte der Erde. — Eine träumeriſche Nachtigall klagt hinter Chriſtian im Espenlaube, er wendet ſich um. Sein Thränenthurm, das dräuende memento, mit ſeinen feuchten, luft- und lichtloſen Kellern ſteht hinter ihm wie ein ſpottend Geſpenſt, deſſen Umarmung er kaum entwiſchte. — Er eilt von Baſtion Wintereck gen Oſten dem Rondel zu. Ein Menſchenalter ſcheint verflogen. Dort drüben unter Alleen liegt Monrepos, nur ein Zipfel des blauen Sees iſt erkennbar, und Ludwigsburg mit ſeinen ſtillen Gaſſen und dem leuchtenden Stadtſchloß, und aus dem Parke blickt verſtohlen die Zinne der Favorite. Das iſt der Ort all' ſeines Elends, ſeiner Schuld! Wie ein berückend Feenland ſchimmert es da, das ihn einſt mit Sirenenklängen bethörte und wahnwitzig gemacht! — Hinten rechts dehnt ſich die ferne Alp; dahin muß wohl Geißlingen liegen, ſein liebes, ſchwer verkanntes Geißlingen! — Ueber der Leonberger Waldhöhe ragt die Solitude, hinten in hegrichter Ferne, links, Cannſtadt — und, mehr geahnt, als geſehen, ein neblichtes Chaos, Stuttgart. — „O Ort meiner Lieben!“ ruft er aus. „Wann werd' ich in dir weilen? Wann dieſe Straße hinabziehen vom Aſchenberge zu Dir, mein Weib, zu Euch, meine Kinder? — Geduld, o Gott, gieb mir Geduld, bis die Verheißungsſtunde ſchlägt!“ — Er geht zum Feſtungshof zurück, Rieger's Kinder zu unterrichten. — Und Abends wiederum eilt er um den Wall, mit derſelben Wonne, demſelben Weh und demſelben Sehnen. — Pläne groß und licht erſtehen vor ſeiner Seele, dehnen ſich, werden körperlich und — ſchwinden verblaſſend in's Vergeſſen, — er darf ja nicht ſchreiben! — — Abends, wenn er dann den Commandanten genug mit Singen und Concertiren amüſirt hat, bringt man ihn in ſein Zimmer zurück. Durch's eiſerne Gitterfenſter blickt jetzt der wandelnde Mond herein, die ſtille Himmelslampe, hört ſein gepreßtes Gebet und die Seufzer, mit denen er auf's Lager ſinkt, um Ruhe, Vergeſſen zu finden, bis der Morgen ihm die alte Sehnſucht mit ſtärkerem Verlangen wiederbringt.

Je mehr er in dieſe kleine, düſtere Welt des Feſtungslebens blickte, deſto mehr fühlte er, an welchem Orte des Elends er ſich befand. Er ſah die bleichen Geſichter ſeiner Leidensgenoſſen, Räuber, Mörder, Einbrecher, Staatsgefangene und Detinirte aller Art. Galiosten, in Sträflingstracht von zweierlei Tuch, überm eiſengehörnten Haupte die ewig tönende Schelle, raſſelten am Karren vorüber; heut' wurde ausgepeitſcht, ein ander Mal hatte er das ſchimpfliche Schauſpiel des Spießruthenlaufens. Jene hochwipflige Linde dort in der rechten Ecke des Feſtungshofes, die unter ihren kühlen Abendſchatten die Offiziere verſammelt, dient zugleich zur Execution des Hängens! Da iſt kein Stein, kein Baum, kein Fleckchen, nicht ein armes Menſchengeſicht, was nicht Elend, Verworfenheit, Sklaverei und Zwang mit ſtummer Sprache predigte. Und über dem Allen ſteht Rieger und ſein finſterer Gehülfe Buttlar, Rieger, der bei den Executionen ſeine Pfeife raucht, von deſſen Laune das Geſchick Aller abhängt, und gleich ſehr Tyrann, ob er fromm war oder ſoff, jäher Zorn ihn packte, oder brutale Fröhlichkeit. Jedes Wort Schubart's ward bewacht, er durfte nichts ſchreiben, mit Niemand reden, als mit Rieger, Buttlar, der Generalin oder Rieger's Kindern. Aber nicht die Gefangenen allein, die Soldaten, die Offiziere ſelbſt haßten Rieger wie die Hölle. Das Einzige, in dem er ſich ſchwach zeigte, war ſeine horrende Eitelkeit und Selbſtliebe. Wer ihr fröhnte, war wenigſtens vor Chicane ſicher.

Zwei Menſchen erregten auf die Dauer beſonders Schubart's Aufmerkſamkeit. Der Corporal und Fourierſchütz Sulivan, welcher ihn jetzt bedienen mußte, ein hagerer, träumeriſcher Geſell, der immer nur grollend durch die Zähne ſprach, als wenn er jedes Wort zermalmen wolle, der Andere war aber ein Greis, den Achtzigen nahe, doch noch geſtreckten Ganges, von gewaltigem Gliederbau, ein Galiot, der eine Kette vom linken Fuß zum linken Arme trug und mit Scheitlin der Senior dieſer triſten Geſellſchaft ſchien. Seinen Namen wußte ſelbſt Rieger nicht, derſelbe war in den Regiſtern nur als Nr. XVIII bezeichnet, mit dem Vermerk „zeitlebens Zwangsarbeit in Eiſen“. — Aber das Leben hatte ihn nicht gebeugt. Trotz war ſein ganzes Weſen, ſelbſt unter der Peitſche entfloh ihm keine Bitte, und die Natur ſchien ihn zu einem Herkules im Ertragen gemacht zu haben. Rieger, durch die Anhänglichkeit ſeiner Söhne an Schubart wie deſſen Schmeicheleien günſtig geſtimmt, hatte ihm endlich den Beſuch des Walles ohne Begleitung geſtattet. Eines Tages kam Chriſtian plötzlich, ſpazieren gehend, an eine Stelle, wo theils im Feſtungsgraben, theils an der inneren Böſchung des Walles Galioten ziemlich verſtreut arbeiteten. Ein Aufſeher ging ab und zu, ſie zu controliren, und auf dem Außenwall ſtanden in weiten Diſtanzen Grenadiere mit geladenem Gewehr und beobachteten die Sträflinge. Auf dem inneren Walle hielt Sulivan, unter ihm an der Böſchung arbeitete die greiſe Nr. XVIII mit Hacke und Spaten. Seine Kette klirrte und bei jedem Spatenſtich tönte ſeine Glocke. Als Schubart langſam, von Beiden unbemerkt, nahte, ſah er, daß Sulivan mit dem Galioten in lebhaftem heimlichen Geſpräch war, eine Pflichtverletzung, die ſicher Spießruthen nach ſich zog. Sein kniſternder Tritt verrieth Chriſtian. Sulivan ſchrak empor und ward blaß, Nr. XVIII bückte ſich raſch zur Arbeit.

Der Corporal wendete ſich haſtig zu dem nahenden Schubart.

„Ihr habt's geſehen, — hörtet Ihr 'was?“

„Nein, nichts.“

„Gott ſei Dank! Ich werd' Euch heut' Abend ſagen, was es mit uns Beiden iſt.“

„Kennt Ihr den Alten?“

„Nur zu gut!“ und Sulivan ſeufzte. „Verrathet uns nit!“

„Ich werde ſchweigen; ſeid vorſichtig!“

„Kann ich Euch 'was Gut's erweiſe?“

„Wollt Ihr's auf Eure Kappe nehmen, ſo bringt Abends einen Bleiſtift und ein paar Blätter Papier mit!“

„Wollt an Eure Frau ſchreiben? Gut. Im Elend hilft Einer dem Andern! Geht, geht!“

Schubart entfernte ſich raſch. — Abends, als Sulivan kam, brachte er Papier und Bleiſtift.

„Wißt Ihr,“ flüſterte er, „was es zwiſchen mir und dem Galioten hat?“

„Ihr kennt ihn von früher?“

„Sollt' ich den Bruder meiner todten Herzliebſten nit kenne! Still, er hat kein' Namen, — für Niemand! Nr. XVIII haben ſie ihn genannt ſeit dem Tage, da unter Kettenburg beim Kanzleibrande das alte Regiſter verlore ging. Iſt eines reichen Bauers Sohn vom Remsthal geweſe, bei dem ich als Knecht ſtand. Da der Krieg losging, hat ihn der Rieger mit ſeinem Bruder Sebald in's Regiment Gablenz geſteckt. Zu Göppingen revoltirte das Corps, die Nr. XVIII und ſein Bruder vorauf. So mußte der Alte ſein' eigenen Bruder hängen und kam hierher an den Karren. Wie die Kunde zu uns in's Remsgau kam, nahm ſich der Vater das Leben. Ich war mit den Weibern allein, ſollt' nächſtes Jahr Hochzeit mache mit dem Mareile, — die neue Aushebung riß mich auch mit weg, — da iſt denn Alles geſtorbe, verdorbe. Aber der Satan hat noch nicht ſein volle Ernte eingeheimſt. — Gute Nacht. Euere Brief beſorg' ich!" —

Eine unendliche Zeit des Wartens ging hin, Schubart hielt ſich muſterhaft. — Der Herzog war mit Franziska ſchon zweimal auf Asperg geweſen, ohne ihn zu beachten. Chriſtian's Angſt und Verzweiflung, ſein Gram, ſeine Ungeduld wuchſen mit jedem Tage. Einer beſcheidentlichen Frage an Rieger ward die Antwort: „Halt' Er Sein Maul! Was hat Er zu räſonniren! Geht's Ihm nicht beſſer, als Er's verdient?!"

Karl Eugen erſchien mit Franziska wiederum auf dem Asperg. Er inſpicirte die Garniſon, fragte nach dieſem und jenem und beſichtigte die Anlagen. Den ganzen Tag hatte Chriſtian auf ein Gnadenwort gelauert und von ferne geſtanden, um ſich den Herrſchaften in's Gedächtniß zu rufen, — der Herzog wollte ihn nicht ſehen.

Die Spannung des Aermſten wurde zum Fieber! — Der Herzog mit Franziska, Rieger und Buttlar that noch einen Gang um den Wall. Chriſtian faßte ſich ein Herz und eilte von der andern Seite herum ihnen entgegen und ſtellte ſich an einen Ort, wo ſie ihn nicht vermeiden konnten, er mußte ja den Herzog ſprechen.

Als Karl nahte, trat Schubart vor und verbeugte ſich zitternd.

Der Fürſt ward verlegen, er erinnerte ſich ſeines Verſprechens.

„O Durchlauchtigſter Herzog und Herr, Erbarmen für einen verzweifelnden Menſchen, der all' ſeine Hoffnung auf Ihr hohes Wort ſetzt!"

„Ich werd' ihn freilaſſen, wenn ich meine daß Er's verdient, nicht aber, wenn Er ſich's in den Kopf geſetzt hat!"

Der Herzog wendete ſich mit Franzisla kurz um und eilte nebſt Riegern hinweg.

Während er den Asperg finſter und haſtig verließ, ward Schubart, den die grauſame Enttäuſchung raſend gemacht, von Major Buttlar, welcher Sulivan mit zwei Grenadieren herbeigerufen, in's Arſenal nach ſeiner Zelle zurückgebracht. Der Zorn, die Enttäuſchung hatten ihn in eine Art Wahnſinn verſetzt. Man ſchloß ihn ein und gab ihm Sulivan zur Beobachtung, denn ſein Zuſtand ſchien bedenklich.

Hier im Käfig ſchritt er gleich einem reißenden Thier umher, deſſen wirres Auge ein Opfer ſucht, um es zu zerfleiſchen.

„Und aller Jammer, alle Thränen, alle Reue und eine Welt voll Elend hat nicht vermocht, das thönerne Herz dieſes Baal zu erweichen! Tückiſch, wie er mich fing aus der Fülle der Ehren, hält er mich feſt und knickt mit Jauchzen jede Hoffnungsblume, die er mir ſelbſt in's Herz gelegt! Biſt Du denn ein ſo verworfener machtloſer Sklave, daß Dir nichts bleibt, als die Thräne, das ohnmächtige Schütteln Deiner Ketten? Iſt der alte Geiſt in Dir durch's Beten ſo crepirt, daß Du kein Wort mehr findeſt, es vom Kerkerberge nieder in's Land zu dröhnen, ein Kainszeichen auf dieſes Tyrannen Stirn, der einſt faulen muß, faulen wie ich!! Sulivan, Du mußt ihn haſſen! — Weißt Du ein Mittel, ein geſchriebenes Blatt Jemand zu überbringen, der es druckt, daß es über ganz Deutſchland fliege!"

„St! — ſtill! — Der neue Lieutenant, der von Stuttgart aus der Akademie herverſetzt iſt, der Scharfenſtein, hat ſich gar oft nach Euch erkundigt. Er wird's thun!"

„Beſchwör' ihn bei meiner armen gequälten Seele! Du aber, mein Gott, gieb mir die ganze Titanenwuth des Haſſes, gieb mir nur Deinen Donner auf eine Stunde! — Da iſt Papier und Stift, Sulivan! Schreib!"

Mit grimmigem Lächeln ſetzte ſich Sulivan, um zu ſchreiben.

Schubart ging umher, wie Achill, der den Hector ſucht im Kampfe. Sein Auge glühte, ſeine Stimme dröhnte rhapſodiſch! —

„Die Fürſtengruft!

Da liegen ſie, die ſtolzen Fürſtentrümmer,
Eh'mals die Götzen ihrer Welt!
Da liegen ſie, vom fürchterlichen Schimmer
Des bleichen Tags erhellt! —
Da liegen Schädel mit verloſch'nen Blicken,
Die eh'mals hoch herabgedroht,
Der Menſchheit Schrecken! Denn an ihrem Nicken
Hing Leben oder Tod.
Nun iſt die Hand herabgefault zum Knochen,
Die oft mit kaltem Federzug
Den Weiſen, der am Thron zu laut geſprochen,
In harte Feſſeln ſchlug. —
Sprecht, Höflinge, mit Ehrfurcht auf der Lippe,
Nun Schmeichelei'n in's taube Ohr!
Beräuchert das durchlauchtige Gerippe
Mit Weihrauch, wie zuvor! —
Damit die Quäler nicht zu früh erwachen,
Seid menſchlicher, erweckt ſie nicht,
Ha, früh genug wird über ihnen krachen
Der Donner am Gericht!! —"*)

Aechzend ſank Schubart auf ſein Lager, das Uebermaß hatte Stumpfheit zur Folge. Schlaf, einer Ohnmacht ähnlich, tief und lang — kam über ihn!

Sulivan's düſteres Auge weilte lange auf dem gebrochenen Sänger, dann verbarg er das beſchriebene Papier, ließ die Zelle öffnen und erſtattete Riegern Bericht: „Arreſtant Schubart iſt beruhigt!" — Die Fürſtengruft gelangte am andern Tage an Lieutenant Scharfenſtein, der eine Abſchrift nach Ulm ſchickte, eine andere an Peterſen ſendete, der eben die Akademie verlaſſen hatte und zweiter Bibliothekar der herzoglichen Bibliothek zu Stuttgart geworden war.

---

*) Das vollſtändige Gedicht in Schub. Werk. IV. 70—74.

Das Gedicht erſchien im Druck. — Schubart's Fluch vom Asperg wurde zur Brandfackel, in die Säle der Fürſten geſchleudert. — Karl Eugen hörte davon. Er zwang ſeinen jetzigen Adjutanten, General von Bouwinghauſen, ihm das Gedicht vorzuleſen.

„Und nun wagſt Du noch zu ſagen, Fränzel, dieſer Wurm könne von ſeinem Drachengifte laſſen? Es gäb' ein Mittel, ihn zur Ruhe, zum Schweigen zu bringen?! — Da er mich denn haben will zum Tyrannen, ſoll er den Tyrannentritt auch fühlen!!" — Ein expreſſer Befehl an Rieger brachte Schubart wiederum in den Thurm. Jetzt erſt ſchien das Urtheil des Lebendigbegrabenſeins ſich zu vollſtrecken. Von dieſem Tage ab hörte Schubart auf, ſeine Lebensgeſchichte zu ſchreiben; ſie war ja doch nur noch ein monotones Bild der Verzweiflung. —

Karl Theodor von der Pfalz und Karl Auguſt von Sachſen-Weimar kamen bald darauf mit dem jungen Goethe nach Stuttgart auf Beſuch und verwendeten ſich eifrig für den gefangenen Dichter. Dies erregte des Herzogs Galle noch mehr; er konnte dieſe beiden „modernen Vernunft-Fürſten", zumal „Herrn Rath Goethe" und ſein intimes Verhältniß zu Karl Auguſt nicht leiden. Je älter er wurde, deſto mehr ſtieß ihn, als Fürſt nach dem alten Schlage, das neue Toleranzregiment ſeiner jüngeren fürſtlichen Collegen ab. Aus patriarchaler Anſchauung floſſen alle ſeine humanen Bewegungen, wie ſeine Fehler; Philoſophen, Dichter, Humaniſirer und Skeptiker waren ihm ein Gräuel, ach, er ahnte nicht, daß er ſelbſt in der Akademie den neuen Geiſt wider Willen großgeſäugt hatte, die neue Zeit der Ideen ſein Herz gerade in dieſer theuerſten Schöpfung ſeines Lebens tödtlich verwunden ſollte. Sehr richtig fühlte er, wenn er Schubart den Erwecker dieſer neuen Ideen, den „deutſchen Voltaire" nannte, aber ob er ihn auch an den Asperg ſchmiedete, der erweckte Geiſt ging über alle Lande! — Die Artigkeit ließ ihn das gegen ſeinen hohen Beſuch natürlich unterdrücken, er führte ihn nebſt Goethe in die Akademie, die den ſchönen, lorbeergekrönten, fürſtengeliebten Sänger des Götz, Werther und Clavigo mit Ehrfurcht und Bewunderung anſtaunte, aber privatim behandelte der Herzog Goethen deſto deſpectirlicher, verbot ſelbſt den Profeſſoren der Karlsſchule jede Unterredung mit ihm und ſchlug alle Interventionen zu Schubart's Gunſten ab. Aber den Wunſch der Herrſchaften, den Asperg zu ſehen, konnte er nicht wohl unerfüllt laſſen, und beorderte Gemmingen, die Fürſten hinzugeleiten.

Rieger, von dieſem Beſuche geſchmeichelt, ließ Schubart auf ein paar Stunden aus dem Thurm.

Da ſtanden ſie nun abſeits auf dem Walle: der Sänger, geſchmückt mit höchſter Fürſtenliebe, der Sänger, gequält von tiefſtem Fürſtenhaß!

„Ich kann nichts thun für Euch, Schubart, es war Alles vergebens; Ihr habt einen großen, ach — einen tragiſchen Ruhm! Ihr entzündetet die Herzen und ſanket ſelbſt in Nacht! Fauſt, Fauſt! Du wollteſt die Geiſter beſchwören, und ſie berückten, verdarben Dich!“

„Mich berückte die Liebe, Goethe! Ein Kuß auf eines ſchönen Weibes Bruſt, — das iſt mein Fatum!“

„Wie das! O ſprecht Euch aus, Schubart!“

„Nichts, nichts! — Es iſt genug! Glaubt mir, Fauſt iſt nimmer durch den Geiſt zu berücken! Aber der ſchmutzige Dämon der Vernichtung führte ihm ein Weib zu, und dies Weib ward ſein Verderben!“ —

Ein ſtummer Händedruck — ein Ade für immer. — Das große Auge des ewig klaren, wolkenloſen Goethe umflorte ſich im Lebewohl!

„Da ich ein Kind war,
Nicht wußte wo aus noch ein,
Kehrt' ich mein verirrtes Auge
Zur Sonne, als wenn drüber wär'
Ein Ohr, zu hören meine Klage,
Ein Herz, wie mein's,

Sich des Bedrängten zu erbarmen! —
Wer half mir
Wider der Titanen Uebermuth?
Wer rettete vom Tode mich,
Von Sklaverei —
Haſt Du nicht Alles ſelbſt vollendet,
Mein heilig glühend Herz? —
Ich Dich ehren, Zeus? Wofür?
Haſt Du die Schmerzen gelindert
Je des Beladenen?!" —

Er ballte die Fauſt und erhob ſie knirſchend gen Himmel, Wolfgang Goethe zürnte unter Thränen.

„Was haben Sie, Goethe?" ſagte Karl Auguſt, als er mit Theodor von der Pfalz den Berg hinabging, indem er ſich umwendete. „Sie zürnen dem Schickſal des Armen dort oben. Sie wiſſen aber, wie unſere Bitten in Stuttgart aufgenommen wurden. Glauben Sie mir, wir haben die fürſtliche Lehre empfangen, daß es auf der Erde nichts Gemeineres giebt, als, mit dem Diadem der Herrſchaft geſchmückt, ein Sklave bleiben! Was wären die Fürſten, wenn ſie frei wären!?"

„Götter unter den Menſchen!" rief Karl Theodor.

„O, ich kenne nichts Aermeres unter der Sonne, als Euch Götter!" rief Goethe.

„Müßt' mir meine Erde doch laſſen ſtehn,
Und meine Hütte, die ihr nicht gebaut,
Und meinen Herd,
Um den ihr mich beneidet!!" —

„Er iſt außer ſich! Er redet irre!" rief Karl Theodor.

„Laſſen Sie ihn! Dieſer Gigantenſchmerz iſt ſchön! — Er errichtet dem lebendig begrabenen Freunde droben den Scheiterhaufen!"

„Und ſeine Lohe ſoll gen Himmel ſchlagen, mein Fürſt, daß man das Feuer auf allen Gauen ſieht! Leb' wohl, mein Prometheus! leb' wohl, mein Fauſt! Du gabſt mir, gabſt mir Alles, gewalt'ger Geiſt, warum ich bat, haſt nicht umſonſt vom Himmel Dein Feuer mir entſendet!!*) —

— — — — — — — — — — — — — — — —

---

*) Strauß I. 441. Boas 170.

Während die irdiſchen Lenker dieſer Welt den Herrſcherzügel mit eiſernen Fäuſten führen, arbeitet die Vorſehung in der geheimnißvollen Werkſtatt des Jahrhunderts an den Seelen. Der Zügel knirſcht, das Leitſeil reißt und die Sonnenroſſe ſtieben jauchzend zum Himmel! —

Friedrich Schiller hatte im letzten Jahre die Skizze ſeines Dramas nach vielfachen Aenderungen bei Seite gelegt. Er ſtudirte Medicin, um endlich die Akademie verlaſſen zu können. Waren nicht ſchon Scharfenſtein, Peterſen und Ringler frei, nicht Hoven bereits als Waiſenhausarzt in Ludwigsburg angeſtellt. Die Akademie widerte ihn ſeit Schubart's Fall und ſeiner Freunde Scheiden an, hätte er Haug und Abel nicht gehabt, er wäre verkommen. Er machte die zur Entlaſſung nothwendige mediciniſche Diſſertation, und griff, vermöge ſeines idealen, dichteriſchen Sinnes, der den Triumph animalen Lebens nicht leiden konnte, die Theſen ſeines Lehrers Haller in wohlgemeinteſter Abſicht an. Die Sache machte Aufſehen, Haller fühlte ſich gravirt, Intendant von Seeger theilte Sereniſſimo ſeine Bedenken mit. Karl Eugen verfügte, „daß Eleve Schiller noch ein Jahr in der Akademie verbleiben ſolle; es ſei unzuläſſig, daß ein Schüler, ſo begabt er auch ſei, ſich über den Lehrer ſetze!“

Dieſe Sentenz war dem nach Selbſtſtändigkeit Dürſtenden ein demüthigender Schlag. Er beſchränkte ſich auf Repetitionen und vollendete ſein Trauerſpiel „der verlorene Sohn“. In tyrannos! — Weckerlin, ſein Freund, der bei größtem Kunſthange vom Herzog mit bekannter Rückſichtsloſigkeit in die mediciniſche Klaſſe verſetzt worden, nahm alle Reſte ſeiner begrabenen Kunſt zuſammen und ſtach für die künftige Edition des „verlorenen Sohnes“ die Titelvignette des aufſteigenden Löwen, der die Klaue auf den Felſen lehnt, mit der Deviſe: „In tyrannos.“ Sein erſtes — und letztes Kunſtwerk!

Die Fürſtengruft! Schubart wurde durch ſie den jungen Leuten ein Held der Freiheit. Der Geiſt der Renitenz und Oppoſition begann in der Anſtalt zu ſpuken, die alte

Kindlichkeit wich, Schubart's Geſchick wurde der erſte Nagel zum Sarge der Akademie. Noch ahnte der Herzog nichts und baute die Schule weiter aus. Durch die Muſik-Eleven der Akademie errichtete er ein vaterländiſches Orcheſter, und um's dem glänzenden Theater Karl Theodor's zu Mannheim gleichzuthun, ließ er durch die von Uriot dreſſirten Eleven der Akademie und die zur Bühne beſtimmten Schülerinnen der école des demoiselles ein deutſches Schauſpiel und eine Oper bilden. — Clavigo wurde gegeben, Schiller hatte die Titelrolle, das Jule — Schubart's Tochter — die Maria Beaumarchais. Die Aufführung war elend und Schiller der Elendeſte, denn ſein Pathos wurde zur Farce. —

Im Frühling 80 war Karl Eugen mit Franziska, nur von Gemmingen und Bouwinghauſen begleitet, ohne alle Dienerſchaft auf einen Tag nach Hohenheim gegangen, als ſich höchſt unvermuthet Rath Kettenburg von Bayreuth einſtellte und in einer Privataudienz dem Herzog die Bitte ſeiner verſtoßenen Gemahlin überbrachte, mit Franziska ihr Sterbelager zu beſuchen. Der Wunſch war von ſo eigenthümlichen Andeutungen begleitet, daß Karl mit Franziska und ſeinen Adjutanten ſofort in größter Stille aufbrach.

In der Eremitage zu Bayreuth lag die unglückliche Friedrike hoffnungslos. Nachdem ſie ihre Schmach, ihrer Eltern Tod, den Verfall ihres Hauſes wie Heimathslandes erlebt, ſah ſie jetzt den Tod, den Erlöſer von der Laſt der Erden, nahen. Das zuckende Leben erhielt ſich nur durch die künſtliche Erregung, mit welcher ſie der Ankunft Karl Eugen's entgegenſah. An ihrem Bette ſaß, noch gebrochener faſt durch den Schmerz als ſie ſelbſt, Louiſe von Berlichingen; die alte Frau von Schöning war längſt todt. Im Vorzimmer befanden ſich der Arzt und Hofprediger Semmler.

Ihre Hand matt in der Louiſens, lag die Kranke in fieberiſchem Halbſchlaf. Manchmal öffnete ſie raſch die Augen und horchte auf, — dann ließ ſie das Haupt ſinken, wenn Louiſe ſagte: „Es iſt nichts.“

Nun aber raſſelten Wagen.

„Er kommt, er kommt! Sieh nach, Louiſe!“

Kettenburg trat ſtill ein. „Ihr Wunſch, Durchlaucht, iſt erfüllt. Ihr Hoher Beſuch wartet!“

„Laſſen Sie Seine Durchlaucht nebſt Begleitung ein!“

Kettenburg öffnete die Flügelthür, die Umſtehenden, außer dem Arzte, wichen zurück. Friedrike erhob ſich, der Arzt ſtützte ihr das Haupt.

Karl Eugen, Franziska an der Hand, trat ein. — Ein ſchmerzlich Lächeln, eine tiefe Rührung glänzte auf Friedrikens Angeſicht. Sie reichte den Nahenden beide Hände hin.

„O, ſeid mir willkommen wie der Friede Gottes!“ ſagte ſie. „Habe Dank, Karl, daß Du mir vor dem Tode noch Dein Antlitz zeigſt, die edle Frau mir bringſt, welche es beſſer als ich verſtand, Dich zu feſſeln, Dein Herz dem Glücke, der Milde, dem Wohle Deines Landes zu erſchließen! — Wie biſt Du zu beneiden, Glückliche! Ja, ich liebe Dich, denn Du machteſt ja den Mann glücklich, dem ſelbſt mein letzter Seufzer gehört!“

Karl war erſchüttert. „Du hätteſt mich doch geliebt, Friedrike, Du —“ er ſtockte.

Friedrike umſchlang Franziska und zog ſie auf ihr Bett. „Ja, Karl! Schweres Unrecht hab' ich an Dir begangen, habe in Dir den Fürſten beleidigt, aber den Gatten nie!“

Franziska ſah ſie erblaſſend an. Karl fuhr entſetzt zurück. „Friedrike, Du hätteſt nie die Treue —“ ſein Blick fiel auf die Berlichingen, welche wie ein Marmorbild zu Füßen des Bettes ſtand. — „Es iſt unmöglich!“

„Geht Alle hinaus. Paſtor, Sie bleiben hier!“

Die Begleitung verließ das Cabinet.

„Karl Eugen, dieſe Stunde iſt der Gerechtigkeit, der Sühne geweiht. Laß ſie uns in Todesernſt verleben! — Ich habe für meinen Ohm Friedrich gegen Dich Partei genommen; mein ſtolzes Blut, meine Eiferſucht gegen die Wimpfen ließ mich ſo handeln. Dafür ſtießeſt Du ein Weſen mit Fug und Recht von Dir, was aus Gram Deine

Ehre, aus Groll die Pflicht des Weibes vergeſſen. Meine Unvernunft hat einem Schuldloſen das Leben gekoſtet!“

„Berlichingen ſchuldlos?!“

„An der Sünde gegen Dein Gattenrecht, gewiß!“

Franziska ſah Karl zitternd an, der Herzog faßte ſein brennendes Haupt verzweifelt mit beiden Händen.

„An jenem Abend,“ fuhr Friedrike fort, „als Du mich und ihn in meinem Cabinet ertappteſt, war nichts vorgegangen, als daß mir Berlichingen von Bayreuth Depeſchen brachte. Er barg ſie gewöhnlich in einer Kapſel auf der bloßen Bruſt. Während ich im Arbeitszimmer blieb, ließ ich ihn mit der Schweſter in mein dunkles Schlafzimmer treten, wo er raſch das Oberkleid abgelegt, um die Kapſel zu ſuchen. Da kamſt Du! Alles, was und wie es gekommen, war mir nur ein furchtbares, unglaubliches Schreckbild! — Meine Mutter ſtarb. — Einige Wochen darauf kam der würdige Paſtor Semmler hier und eröffnete mir erſchreckt die Beichte, welche mein Kammermädchen Beering, vom Gewiſſen geplagt, ihm eben abgelegt!“

„Die Beering? Pepino?!“

„Geben Sie Durchlaucht die zu Protokoll genommene Beichte dieſer Unſeligen und ſagen Sie kurz Alles; ich bin zu matt!“

„Dieſe Kammerjungfer Beering,“ begann der Prediger, „ward von ihrem Liebhaber Smergali aufgehetzt, der Herzogin und der neuen Ankunft Berlichingen's aufzupaſſen. Ein geheimer Schlüſſel führte ihn durch eine Tapetenthür in's Schlafgemach der hohen Frau. Miniſter Montmartin war in der Nähe, und wie Berlichingen anlangte, ward Seine Durchlaucht gerufen. Pepino hatte ihr geſagt: der Herzog wolle, daß die Herzogin untreu erfunden werde, er müſſe nun den Beweis führen, ſonſt koſte es ſeinen Kopf. An demſelben Abend, wo die Herrſchaften nebenan conferirten, beſchimpfte Smergali das Lager der Herzogin, um den Beweis evident zu machen, und entſchlüpfte, als ihm ein Signal vom Hofe ſagte, daß der Herzog nahe.“

Eine lähmende Stille trat ein.

Außer ſich preßte Karl Eugen ſeine glühende Stirn in die kalten Hände ſeiner erſten Gattin. „Vergebung dem Unſinnigen, Friedrike, der Dir nichts mehr zu bieten hat, als gramvolle Reue!“

„O Karl! Dieſe Thränen ſind ja der Balſam meiner letzten Stunde! Einen ſüßen, ſtolzen Augenblick noch will ich feiern, um den mich alle Königinnen dieſer Erde beneiden müſſen!“

Sie zog von ihrer Hand den goldenen Ehering. — „Mit dieſem Ringe gabſt Du mir, Karl Eugen, die Rechte Deiner Gattin; — bald wird Friedrike von Bayreuth Staub ſein!“ — Sie ergriff Franziska's Rechte und ſteckte ihr den Ring auf. „Franziska, Herzogin von Würtemberg, — in dieſer Zier geb' ich Dir mit meinem letzten Pulsſchlage dieſen Mann als ehelichen Gemahl. Oeffnen Sie die Thür, rufen Sie Alle her, Paſtor, und ſprechen Sie über dies erlauchte Paar den Segen des Himmels!“

Feierlich ſtill traten die außen Harrenden ein. Friedrike von Bayreuth einte Karl's und Franziska's Hände!

Nach einer Stunde war ſie in Karl Eugen's Armen verſchieden.

Die Anweſenheit Karl's hatte ſich in Hohenheim um drei Wochen verlängert. Man redete von einem Ausflug, den er nach Heidenheim unternommen, wenigſtens war Befehl gekommen, alle Sachen zur Unterſchrift ſollten bis zum Eintreffen der Herrſchaft in Stuttgart liegen bleiben.

— — — — — — — — — — — — — — —

Herr Pepino Smergali ſaß eben wohlgemuth in dem Bureau des Rath Hormayer auf dem Schloß, einen Courier erwartend, der über das Eintreffen der Herrſchaft endliche Nachricht bringen ſollte.

Schritte auf dem Corridor, — die Thür öffnete ſich, General von Bouwinghauſen trat ein.

Der Rath ging ihm freundlich entgegen und Pepino erhob ſich höflich vor dem Adjutanten.

„Sereniſſimus ſind mit der erlauchten Frau wohl ſchon unterwegs?“

„Nein, lieber Rath, ſie kommen heut' Abend!"

„Schon Abend?" rief Pepino. „Ich will ſogleich die Zimmer —"

„Laß Er das! Der Oberkammerdiener Menderſtein hat bereits Auftrag!"

„Excellenz, aber bisher genoß ich das Glück, Sereniſſimi durchlauchtigſte Perſon zu bedienen und —"

„Jetzt hat Er nichts mehr zu bedienen, ſondern die Sentenz zu erwarten, die das hochnothpeinliche Halsgericht Ihm ſprechen wird!"

„Was? — Mir? — Ah!"

Bouwinghauſen wendete ſich gegen die Thür und pfiff. Sechs Landdragoner traten ein.

Kaum erblickte der Läufer die Soldaten, als ihm ſein Geſchick mit fürchterlicher Gewißheit klar ward. Alle Kraft ſeines athletiſchen Körpers zuſammenraffend, ſtürzte er nach dem Eingange, um zu entrinnen. Ein alter Wachtmeiſter hieb ihn mit der flachen Klinge, daß er brüllend zuſammenbrach. So band man ihn wie ein Stück Vieh und ſchleppte ihn hinaus, und ein Wagen brachte ihn zum Asperg. Zu gleicher Zeit hob ein Dragonerpiket Herrn von Pfeil zu Saſſenhauſen auf. —

Die Reiſe des Herzogs war ſo in der Stille geſchehen, Smergali und Pfeil ſo lautlos in Sicherheit gebracht worden, daß Montmartin zu Schorndorf nicht eine Silbe vermuthete.

Nach Hohenheim, in tiefſter Seele blutend, mit Louiſe von Berlichingen zurückgekehrt, hatte Karl Moſern heimlich zu ſich entboten, um ſeinen Rath zu hören. Einen Tag ſpäter folgte ſtill Georgii eben dahin und überbrachte das geheime Schriftſtück des Conſulenten, welches die ganze traurige Affaire, proceſſualiſch behandelt, enthielt. Dies und die Beichte der Beering war genug, Pepino und Pfeil zu caſſiren.

Der Brief der Beering an Pepino, welchen Georgii aufgehoben, als der Läufer damals voll Angſt zu Montmartin eilte, hätte dem Conſulenten wenig Licht gegeben, wären nicht von anderer Seite unvermuthet Indicien eingegangen.

Auf dem Hochplateau der Leonberge, mitten im Walde, liegt der Flecken Kornthal, deſſen herrnhutiſche Bewohner, abgeſchieden von der Welt, in beſonderer Gemeindeverfaſſung lebten, welcher der „Aelteſte“ zugleich als Seelſorger vorſtand. Moſer's eigene Religionsanſchauung war der dieſer Leute verwandt und ihr „Aelteſter“ ihm noch von Jägerndorf und der Zinzendorfiſchen Brüdergemeinde her befreundet. — In Kornthal war's, wo ſeit des Juden Süß Tode die tolle Lea abwechſelnd verkehrte, man ſich der Armen immer wieder angenommen, ſo oft ſie auch Wochen lang verſchwand. Hierher hatte ſie in jener Nacht die Beering geführt. Dieſelbe war verpflegt worden und wiederholte ihre Ausſagen dem Aelteſten, der es für ſeine Pflicht hielt, Moſern davon zu unterrichten. — Schepper ward mit dem Toncle nun auch bald genug gefunden. Pepino geſtand, um das Schrecklichſte von ſich abzuwenden, den Thatbeſtand ein, ſchob aber alle Veranlaſſung auf Montmartin.

Se. Excellenz ſaßen in größter Seelenruhe zu Schorndorf, als ohne Anmeldung ein alter Bekannter zu ihm eintrat — General Rieger, hinter ſich Buttlar.

„Was wollen Sie hier?“ ſchrak Montmartin empor.

„Auf herzoglichen Befehl hab' ich Ihm zu vermelden, daß Pepino Smergali und Pfeil auf dem Asperg wegen der Frau Herzogin ſitzen. Die Beering wie alle Zeugen ſind gefunden, die Gefangenen haben gegen Ihn ausgeſagt. Was Ihm blüht, wenn man Ihm den Proceß macht, mag Er ſich ſelbſt ſagen! Da Er aber lange Zeit herzoglicher Miniſter geweſen, will Sereniſſimus Ihm den lichten Galgen ſparen und ſchlägt Ihm vor — mit dieſem Piſtol die Acten zu ſchließen. Wo nicht, werd' ich Ihn auf den Asperg mitnehmen und mir mit Ihm ein Privatvergnügen machen. — Ueberleg' Er ſich den Witz!“

Montmartin ſtand eine Weile fahl und ſtier, als ſei ihm alles Blut entwichen. Dann that er einen Seufzer.

„Ich will mein Teſtament machen!"

„Er hat blos zu ſterben; Sein Erbe iſt das Land!"

Montmartin richtete ſich hoch auf. Er trat zu Rieger. „Das Piſtol!"

„Da, theuerſter Freund! — Zur Geſundheit!"

Montmartin nahm die Waffe. — „Herr Philipp Rieger, es giebt eine göttliche Fügung, ich ſeh' das nur etwas ſpät ein! Aber weil ich in der Todesnoth an ſie glaube, geh' ich auch mit dem Bewußtſein von hinnen, ſie werde Euch — wie mich erreichen!" Er wendete ſich gegen die Wand.

Das Rohr blitzte auf, — die Geißel Würtembergs ſtand vor dem Richterſtuhle Gottes.

Das Schloß ward lebendig, die Dienerſchaft, das Geſinde ſtürzte herbei.

„Die arme Excellenz!" ſagte Rieger trocken. „In herzoglichem Auftrage will ich ihn wegen einiger Angelegenheiten vernehmen, — ſchießt ſich der närriſche Mann unverſehens todt! — Ja, das Gewiſſen! — Hier iſt übrigens der Sequeſtrationsbefehl Seiner Hoheit!" —

Je ſtiller Montmartin geſchieden, nachdem er ſo viel Redens von ſich gemacht, deſto lauter endete Herr Pepino Smergali, des Herzogs Läufer. — Als Gaukler auf dem Platze vor allem Volke hatte er begonnen, und endete wiederum vor allem Volk auf offenem Markte, ein luſtiger Gaukler, mit einem Todtenſprunge vom Gevatter Dreibein!

Als ihn der Freiknecht von der Leiter ſtieß, brach toſend ein Weib durch die Menge und umtanzte johlend den Galgen, Lea Süß, die tolle Jüdin!

Man griff ſie endlich und brachte ſie in's Krankenhaus. Fortan war ſie ruhig und zufrieden, — ſie hielt die Seele ihres Bruders für erlöſt.

Der „Präſident" Pfeil karrte unter der Galiotenglocke zeitlebens auf dem Hohen-Neuffen. —

Die Fürſtengruft! Breit und tief gähnte ſie vor Karl Eugen. Seine gewaltthätige Zeit hatte ihn in mitleidslos-klarer Erinnerung angegrinſt. — „O ich bin ein Teufel, ein unmenſchlicher Teufel geweſen!" rief er aus.

Er erließ noch während der Unterſuchung den Befehl: Schubart vollſte Feſtungsfreiheit, Correſpondenz mit den Seinigen, Verkehr mit allen Feſtungsbewohnern, Erlaubniß zu dichten, Offizierkoſt nebſt Zimmer und beſte Behandlung zu gewähren: „wie einem faſt Begnadigten, der baldigſt loskommen ſoll!“

Aber daß Schubart je loskommen ſollte, lag keineswegs in Herrn Rieger's Plan. Der General hatte mit Schubart bisher ein zu glänzendes Geſchäft gemacht, wie der Thierbändiger mit einer neuen Art Beſtie. Vordem war der Asperg nämlich ſehr unintereſſant geweſen, ſeit Schubart der Wallfahrtsort Deutſchlands. Die Herzöge von Weimar, Mannheim, Gotha, — Lavater, Goethe, Nikolai, Friedrich's des Großen Vorleſer, Abbé Duval, der Muſiker Vogler, eine Menge vornehmer wie berühmter Beſucher belagerten den Asperg, ließen Geld und Geſchenke zurück, machten die Feſtung wie Rieger's Namen europäiſch berühmt. Sollte er dulden, daß ſein einzig Cabinetſtück ihm entzogen werde? Nimmer! — Er verleumdete Chriſtian beim Herzoge wie Franziska, ſagte geradezu: „Wird Schubart frei, ſo geht er nach Berlin, Mannheim oder Weimar und läßt ſeine Zunge gegen Eure Durchlaucht los. Im Inlande bleibt er gewiß nicht, und kein Menſch iſt im Stande, ihn zu bändigen, wenn er nicht innerhalb Aspergs Wällen unter ſtrengem Curator ſteht!“

Gegen ſolche Argumente — leider durch oft wiederholte Ausbrüche von Schubart's Ungeduld und Ironie beſtätigt, ließ ſich nichts thun. Das Ueberwuchern der neuen Ideen, des Illuminatismus und der republikaniſchen Grundſätze machten das Herrſcherpaar ängſtlich. Sie fürchteten Schubart's gewaltige Feder. Er wurde Riegern aber noch werthvoller, da er, um ſich zu beſchäftigen, aus den Soldaten eine Schauſpielertruppe bildete, das ſogenannte Soldatentheater, für welches er Stücke ſchrieb und Muſiken componirte. Nicht allein dem „frommen“ Rieger, auch dem Herzog wurde daſſelbe eine Quelle des Vergnügens. Nicht ſelten waren bei den Aufführungen Karl und Franziska mit dem geſammten Hofe und der Elite Stuttgarts zugegen. Während Schubart dann hinter den Couliſſen die Anſtrengung hatte, nahm Rieger die Ehre des Beifalls ein; ach, was ſonſt jeden Andern zu fördern pflegt, ward Grund, Schubart's Haft zu verewigen! —

Auch eine Comödie anderer Art ſpielte auf dem Asperg.

Sulivan, welcher die Fürſtengruft an die Oeffentlichkeit ſpedirt hatte, faßte mit noch drei Gemeinen und der Nr. XVIII den Plan: Rieger und Buttlar zu ermorden.*) Ein Zufall entdeckte die Sache. — Sulivan ward im Feſtungsgraben erſchoſſen, ſeine Kameraden erhielten zehn Jahre Zwangsarbeit, und Nr. XVIII rettete ſich von der Linde nur durch das Geſtändniß ſeines Namens.

„Bin ja der Claus Hämpflein vom Regiment Gablenz! Wißt Ihr noch, General, die Göppinger Geſchichte?!“

„J, mein Sohn, das iſt ſchön! Du entgehſt dadurch dem Stricke, denn Deine Wuth hat doch noch Grund! Will Dich aber fortan in's Finſtere an die Wand ſchließen laſſen, in die Calwer Läden, daß Du mir nicht wieder auf ſo luſtige Gedanken kommſt!“ —

Schubart's Epos der „ewige Jude“ und der „verlorene Sohn“, ein Roman, in Kerkereinſamkeit begonnen, ihm als „gefährlich, rebelliſch und gottvergeſſen“ abgenommen und vernichtet, blieb ſein einziger Verſuch, ein größeres Werk zu ſchaffen. — Aber ihm ward ein Troſt, eine Hoffnung. — Von Haug, Schiller und Hoven zu Scharfenſtein, Ringler und Linquiſt, die nun Offiziere des Aspergs waren, reichte ein unſichtbares Band bis zu Schubart, ein leiſer, verſtohlener Pulsſchlag von Herz zu Herzen, Geiſt zu Geiſt. Flüſternde Freundesbotſchaft erzählte Chriſtian den Eindruck jener unvergeßlichen Nacht, da die Deutſche Chronik durch Naſſau in die Akademie gekommen, Schiller die Geſchichte vom „verlorenen Sohn“ durch Haug erhalten und daraus ein ergreifend Trauerſpiel geſchrieben. Was ſie aus der Erinnerung nur wußten, Stellen, Schilderung der Scenen gaben ſie ihm wieder.

---

*) Biffart 86—97.

„Sie haben mein höchſtes Wollen wie eine Lichtſchnuppe zertreten,“ ſagte Schubart, „und nun entzündet ein Anderer dennoch die lodernde Fackel!“

Die lodernde Fackel! Schon glomm ſie ſtill! Nur einer luſtig freien Windwehe bedurfte ſie! — Im December 1780 verließ Schiller die Militärakademie, nachdem er ſeine zweite Diſſertation mit Glück gehalten. — Aber welche Enttäuſchung, welche Schmach! Des Herzogs Liebling, der bei allen Feſten der Schule geglänzt hatte, deſſen Eltern die ſicherſten Verſprechungen ſeiner Zukunft wegen gemacht worden, — ward Feldſcheer im Regiment Augé *) mit achtzehn Gulden Monatsgehalt, dem man ſogar, weil er nicht Offiziersrang hatte, das Porte-épée nahm, welches ihn als Eleven der Adelsdiviſion geſchmückt. Alle ſeine Freunde waren höher ſituirt. — Welch' bittere Gefühle bemächtigten ſich nicht Friedrich's und ſeiner Eltern Seele, als der „Feldſcheer“ das erſte Mal wieder auf die Solitude kam. Schmerz, Groll, Trauer erfüllten das Haus!

„Hab' ich Dir nit geſagt, mein Sohn,“ zürnte Caspar, „die Fürſten ſind ein eigen Kraut! Verlaß Dich nie auf das Lächeln der Mächtigen, ſie erweiſen Gunſt aus Eigennutz und vergeſſen Dich — aus Zufall!“

„So will ich auch nimmer auf wen Andern als meine Kraft mein Wohl und Wehe ſetzen. Wundert Euch nicht, theure Eltern, wenn ich fortan meinen Weg geh'!“

„Geh' ihn mit Ehren, dann geh' ihn, wie Du willſt!“ —

Karl liebte die Akademie gewiß über Alles, hatte den Eleven Schiller als die ſchönſte Blüthe ſeiner Akademie geliebt, — aber ein Anderer war ihm der entlaſſene Schiller. Er wollte von einem ſchöngeiſtigen Feldſcheer, von dem dichtenden Mediciner nichts wiſſen! Friedrich mußte ſich in die harte Nothwendigkeit wohl

---

*) Streicher 25, 32. Boas II. 214.

ſchicken. Er meldete ſich bei General Augé zum Dienſt und bezog mit ſeinem früheren Miteleven, Lieutenant Kapff, ein Zimmer, das ihm Profeſſor Haug in ſeinem Hauſe auf dem kleinen Graben*) recommandirte und die verwittwete Hauptmann Viſcher von ihrer Wohnung abvermiethen wollte. — Sein empört' Gemüth hatte ſich vorgenommen, vor Allem ſeinem geiſtigen Streben, der Dichtkunſt zu leben.

Die Hauptmännin Laura Viſcherin war eine kleine, volle, empfindſame und doch höchſt ſchalkiſche Blondine, die gern Gedichte las und zum Clavier ganz artig ſang. Ein wenig coquet, heißblütig und liebefähig, inclinirte ſie für die Galanterien ihrer Miether, war aber ſicher keine Phryne, die auf Verführung ausging. Schiller, der in der Akademie, Franziska abgerechnet, nie ein weiblich Weſen erſchaut und bereits für die ſchöne Gräfin erotiſche Gefühle gehegt, war jetzt ganz in dem Alter, wo man in platoniſchem Glühen leicht anbetet, und bei ſeiner Schönen bereitwilligſt Sommerſproſſen, wie Proportions- und Sprachfehler überſieht, um zum ſeligen erſten Mal ſich an den Buſen eines Weibes zu lehnen, ſie zu ſeinem Ideal überirdiſcher Schönheit zu erheben, für das kein Ausdruck zu überſchwänglich iſt. So liebte Schiller Laura, und ſie ließ ſich das gefallen, ja vergalt ſeine Neigung mit einer gewiſſen Innigkeit. Es war eben die romantiſche Zeit der Lauralieder und der Beendigung des „verlorenen Sohnes“, dem Peterſen vergeblich einen väterlichen Verleger ſuchte. Profeſſor Haug's Schwäbiſches Magazin, das bei ſeiner akademiſchen Stellung und unter würtembergiſcher Cenſur nicht gedeihen konnte, war eingegangen, die Welt wollte enragirt ſein; damit ging Schiller die einzige Art, ſeine Dichtungen zeitweiſe zu veröffentlichen, verloren. Er übernahm die Redaction einer politiſchen Wochenſchrift: „Nachrichten zum Nutzen und Vergnügen“, welche bei Mäntler in Stuttgart erſchien. — Leider machte er dieſelben elenden Erfahrungen wie Haug, die Cenſur war ihm auf den Hacken. Eine Ode an Herzog

---

*) Boas II. 228—30. Streicher 32.

Karl, welche noch immer Schiller's alte Dankbarkeit gegen ihn erwies, ward verboten: „weil Se. Durchlaucht auf Koſten anderer Potentaten zu ſehr erhoben würde"! — Er hatte mit dem Cenſor eine ſo heftige Scene, daß der Vertreter des Geſetzes den Herrn Feldſcheer zur Thür hinauszuwerfen drohte. — Schiller gab die Redaction ab. Das Blatt kam ſpäter in eines andern Akademiſten, des ſchmachtenden Verſifex Stäudlin, Hände, der Schiller ſchon auf der Akademie ſeiner Beliebtheit wegen beneidet hatte. Dafür vereinte ſich Friedrich aber mit Profeſſor Abel, Peterſen und Haug zur Herausgabe einer rein belletriſtiſchen Schrift: „Würtembergiſches Repertorium". — Ein neuer Schmerz! Weckerlin ſtarb, deſſen Künſtlergabe der Herzog durch das zudictirte Studium der Medicin erſtickt hatte. Stumm ging er aus der Welt und von ihm blieb nur das Titelblatt des Löwen für Schiller's Tragödie, „In tyrannos!" Im Ableben dieſes geknickten Freundes ſah Schiller ſein eigen Loos. Der Nachruf, welchen er ihm widmete, ſchilderte dieſe Gefühle mit der ganzen Wildheit des wunden Schmerzes, der in den Fatalismus ſich mit dämoniſcher Wuth ſtürzt, um zu vergeſſen.*) Das Schickſal aber erſetzte ihm liebevoll den Begrabenen durch den jungen Componiſten Streicher, einen Freund, bedeutſam für ſein ganzes Leben! Dem „verlorenen Sohn" hatte Peterſen keinen Verleger auftreiben können, und das Werk brannte doch Schiller auf der Seele. Es mußte in die Welt! Er beſchloß, es ſelbſt zu verlegen und, der würtembergiſchen Cenſur wegen, zu Frankfurt am Main bei Schwan drucken zu laſſen. Er nannte es fortan: „Die Räuber", weil das aufregender ſei. Dafür ward die allzu ſtarke Vorrede gemildert, das herausfordernde Titelblatt: „In tyrannos!" auf ſpäter verſpart, und eine andere Vignette gewählt. So begann der Druck der „Räuber". —

In duftendem Schnee fallen die Blüthen von den Bäumen, die Rebenhügel Stuttgarts grünen, der Haſenberg, die Gänshaide, der Kriegsberg und die Weinſteige, — und über den blauen Abendhimmel fliegt ein roſig Wolkenheer, indeß da und dort ein Sternlein leis entglimmt und niederlugt auf die jauchzenden, weinenden, ach ſo närriſch-weiſen Menſchen! Auf dem kleinen Graben in Profeſſor Haug's Hauſe bei der Viſcherin iſt heute groß Halloh, das heißt aber ganz bürgerlich-manierlich. Die gedruckten Räuber ſind von Frankfurt angekommen! Kapff, Peterſen, Hoven, Laura, Haug junior, Alles hilft auspacken. Abends wollen die Freunde das Kindlein bei einem Glaſe Landweins taufen. Da nun achtzehn Gulden Monatsſold keine Extravaganzen verſtatten, hatten die alten Lehrer Haug und Abel, wie Elvert, Hoven, Peterſen und — was thut die Liebe nicht, auch Laura ihr Hülfscontingent von vollen Flaſchen und appetitlichem Aufſchnitt geſtellt.

---

*) Boas II. 221—24.

Da ſaßen ſie in der Runde, Laura an Schiller's Bruſt gelehnt, links Abel, rechts Haug, ihm gegenüber Hoven, Peterſen und Scharfenſtein, der vom Asperg Urlaub bekommen, Haug junior, Dannecker, Koch, Streicher und Zumſteeg, ein — phaedoniſch Gaſtmahl. Vor ihnen, zwiſchen den Gläſern und Flaſchen, lagen die Räuber, Zumſteeg flüſterte in den Saiten von Laura's Cembal, durch's volle Fenſter quoll balſamiſcher Abendwind, des Sommers ſeliger Blüthenduft, und die Sonne, halb ſchon hinter die Berge verſunken, goß ihren letzten roſigen Liebesſegen über die verſammelten Freunde.

„Einzige, unſchätzbare Stunde, in der wir Alle, die uns lieben, in einem Gedanken, Bruſt an Bruſt, Aug' in Auge beiſammenſitzen! Genießt, o, genießt dieſen ſel'gen kurzen Augenblick, ſo kehrt er doch nie wieder! Der Zeiger rückt, die Glocke ſchlägt! Mit den verrinnenden Secunden vergeht das Leben, die Woge der Zeit reißt uns auseinander, dahin, dorthin, der Eine verſinkt, der Andere ſteigt, — drum laßt uns die ſchäumenden Kelche heben, anrufen den Geiſt der Liebe, anrufen dich, Tröſterin Hoffnung, anrufen den Gottesgeiſt, der uns Geſchöpfe der flüchtigen Erde zu ewigem Empfinden zuſammenſchmilzt!" — So flammte Schiller's Rede.

„So wünſch' ich denn," und der alte Haug hob das Glas, „daß dieſes im Dunkel geborene Kind jenes Geiſtes, was hier vor uns liegt, zu frohem Sonnenlicht erſtehe, daß die „Räuber" alle deutſchen Herzen rauben, — daß ſie anſchlagen mögen den neuen Glockenton, der den Sabbath deutſcher Poeſie einläutet! — Ihn zu finden, war der vergebliche Traum, ihn noch zu hören, die ſtille Hoffnung meines Lebens! Ich hatte ſie einſt auf einen theuren, unſeligen Freund geſetzt, der — kaum daß er die Tuba tönen ließ, in Nacht fiel und Ketten! Ich ſetze meine Hoffnung jetzt auf Dich, Friedrich, meinen geiſtigen Sohn! Möge Gott Dir gewähren, was er Jenem verſagt, und dieſe Stunde ſegnen!" Die Gläſer klangen wieder ernſter, feierlicher.

„Der Mann in Ketten, den wir Alle kennen, deſſen Wort unſere jungen Geiſter entflammte," rief Scharfenſtein, „iſt bei Dir, Friedrich, bei uns in dieſer heiligen Minute! Er ſendet den „Räubern" vom nackten Felſenkegel ſeinen Gruß hernieder: „In tyrannos!"

„In tyrannos!" flüſterten die Uebrigen.

„Bruder Scharfenſtein," und Schiller zitterte vor Rührung, „gieb ihm meinen heiligen Dank zurück! Er hat die Gottesflamme der Ideen in mir entzündet, ſein Geiſt bei den Räubern mich erfüllt. Geſegnet ſei ſein Andenken! Es lebe in meinen Gebilden, es lebe in meinem Fühlen, es lebe in meinem tönenden Wort! Schubart, Schubart!! — Und durch das Gläſerklirren brauſte unter Zumſteeg's Hand das Lied:

„Es geht ein Geiſt durch alle Welt!"

Der Chorus fiel ſchmetternd ein.

Noch feierte man des zweiten Hoven und Weckerlin's Andenken, Schiller's Eltern, Schubart's Familie. Zumſteeg ſang das unlängſt von ihm componirte: „Ein freies Leben führen wir" und „Hector's Abſchied" aus den Räubern.

Der berauſchende Abend iſt vorüber. — Still und ſtiller wird's, die Freunde gehen. Der keuſche Mond ſteigt auf, das alte Stuttgart träumt. — Nur ein Lämpchen glimmt. Bei ihm ſitzt Schiller, die Räuber vor ſich!

„Was wird ihr Schickſal ſein?“ brütet er. —

Die Räuber kamen in's Publikum. Der Eindruck auf die Leſewelt war ein ungeheurer. Buchhändler Schwan ſchickte die Dichtung ſofort an den Intendanten von Dalberg nach Mannheim. Alles kam in Rebellion. Das ſtille Stuttgart, die Akademie, die Salons glichen einer gegeſprengten Mine! Neue, rieſenhafte Ideen in neuem, weltergreifendem Ton ſtrömten aus den Räubern. Aber zu Viele, Mächtige fühlten ſich getroffen, das Philiſterium bekam vor dieſem Libertinismus eine Gänſehaut! Die Kritik, erſt die locale, kleinliche des Dichterlings Stäudlin, ſpritzte ihr Krötengift aus, dann die Hamburger Chronik und diverſe Schweizer Blätter. Garteninſpector Walther, längſt dem Glücke des Hauptmanns Schiller gram, wußte eine Invective gegen Graubündten, dem Razmann in den Mund gelegt, hämiſch zu benutzen, um die herzogliche Ungnade auf Sohn wie Vater zu entladen. Ein damaliger Fürſt äußerte in voller Entrüſtung zu Goethe: „Wäre ich Gott geweſen, im Begriffe die Welt zu erſchaffen, und hätte vorausgeſehen, daß die Räuber darin geſchrieben würden, — ich hätte ſie nicht erſchaffen!“*)

Karl Eugen kam endlich der Ruf ſeines ehemaligen Lieblingseleven zu Ohren. Er ließ das Buch kommen, und Franziska las das Trauerſpiel vor.

Mit zuſammengebiſſenen Zähnen hörte er zu. Je weiter die Gräfin las, deſto ſchmerzvoller, bitterer ward des Regenten Geſicht.

„Den Feldſcheer Schiller her, Bouwinghauſen! — Das alſo iſt die Frucht meiner Mühe, meiner Zucht, daß der Unflat des Speculirens und die Zweifelſucht, ſo alle Verhältniſſe, Staat und Kirche ſchon erſchüttern, in der Akademie Wurzel ſchlagen?! Das iſt Schubart's Geiſt, der ſich wie Lolch durch alle Welt ſäet! Umſonſt hab' ich der Hyder das Haupt vom Rumpfe getrennt, tauſend Köpfe wachſen ihr wieder! Soll ich denn ganz Würtemberg auf den Asperg ſetzen?! — O nein, nein! Ich banne doch nimmer die kommenden Wetter; ich werde zu alt für dieſe neue Welt, Fränzel! — Aber der Schiller, daß es der Schiller auch ſein mußte! — Alles, was ich liebte, drückt mir den Giftſtachel in's Leben! Ruh' und Segen hab' ich geſäet — und Umſturz geerntet, das — das iſt meine Fürſtengruft!“ — Eine herbe Thräne ſchlich über des Herzogs Wange. — Der Feldſcheer Schiller ward gemeldet.

---

*) Boas III. 93.

Karl Eugen nickte, Schiller trat ein.

„Wie kommt Er dazu, anſtatt Seines Metiers, das Dichten zu treiben?“

„Das Metier, Durchlaucht, haben Sie mir gegeben, die Dichtkunſt ſchenkte mir Gott. Ich habe gewiß durch ſie meinen gnädigſten Herrn nicht beleidigt!“

„Das hat er wohl! Er iſt ein undankbarer Schlingel! Er hat da ein ſehr elendes Ding, die „Räuber“, geſchrieben, aber es mit republikaniſchen, atheiſtiſchen Grundſätzen, mit Unzucht und Niedertracht ausſtaffirt, damit Sein Plunder bei dem Marktpöbel Abſatz findet!“

„Das, Sereniſſimus, hab' ich nicht! Mein Gedicht ſoll ſchildern, wie der ewige Weltenlenker keinem Erdenſohne geſtattet, Vorſehung und Richter hienieden zu ſpielen, und ich glaube —“

„Und ich glaube, daß Er für die Feſtung reif iſt! Ich befehle Ihm ein für alle Mal, ohne meine Erlaubniß nie wieder etwas zu ſchreiben noch herauszugeben. Sonſt wehe Ihm, ſo wahr ich Sein Herr bin!“

13.

Deutſche Streiter.

Es geht ein Geiſt durch alle Welt! —

Je mehr Karl's Gefühle gegen Schubart den Charakter rächender Eiferſucht und Privathaſſes verloren, deſto entſchiedener nahmen ſie eine neue politiſche Färbung an.

Wie fürchterlich die „Räuber“ auf Karl gewirkt, wie er ſich dabei Schiller's Talents bewußt geworden, wie ſehr ihn ſchmerzte, daß ſein Liebling ihm gerade das gethan, bezeugte nicht nur ſeine Strenge gegen den jungen Mann, ſondern auch, daß er ihm inſinuiren ließ: ihm Alles, was er veröffentlichen wolle, vorher zu zeigen, ja, daß er ſich ſo weit herunter gab, verſchiedene Male an ihn zu ſchreiben, theils väterlich ermahnend, theils durch Ironie züchtigend, indem er den himmelſtürmeriſchen Ton Karl Moor's carikirte.*)

Schiller, empört, ſich gerade in ſeinem idealen Schwunge verkannt zu ſehen, und ewig Moſer's und Schubart's Schickſal vor Augen, lehnte ſolche Controle entſchieden ab. —

Ein paar Tage, nachdem die Räuber gedruckt in alle Welt gegangen, war General Rieger nach Stuttgart gereiſt, Oberſt Buttlar hatte in Beſigheim Geſchäfte und Hauptmann Beulwitz führte das Obercommando. Es war einer jener ſeltenen Tage, wo die kleine Jammerwelt des Aſpergs aufathmete. Jeder machte ſich die Abweſenheit ſeiner Quälgeiſter zu Nutze, und ſelbſt nicht chicanirt, unterließ man alle Chicane.

---

*) Boas III. S. 249.

„Der Alte iſt weg," raunte Lieutenant Scharfenſtein Maſſenbach und Ringlern zu, „heut' kann man's wagen, die Räuber zu leſen! Du mußt Hauptmann Pfeiflen breitſchlagen, daß er es dem Beulwitz ſteckt!"

„Will ihn gleich bearbeiten!" antwortete Maſſenbach lebhaft, „wird ihm wohl auch angenehm ſein, ein paar geſcheidte Stunden in dieſem Hundeneſte zu verleben!"

„Und Rieger's Sohn, der Major, muß extra eingeladen werden; der muß vor den Riß ſtehen, wenn das Ungethüm, ſein Vater, den Kram wittert!"

Man erlangte durch Pfeifle bei Beulwitz die Erlaubniß ohne Mühe, Rieger junior war einverſtanden, alles Nöthige wurde verabredet und den Thorwachen wie Poſten beſondere Aufmerkſamkeit empfohlen.

So ſaßen ſie alleſammt: Beulwitz und Pfeifle mit Frau und Töchtern, die liebliche Regine Voßler mit ihrem Vater, dem Oberproviantmeiſter, die Offiziere, welche nicht gerade im Dienſt waren, unter ihnen: Major Rieger, Lieutenant Ringler, Linquiſt, Maſſenbach und Scharfenſtein (Schiller's Freunde), nebſt Schubart um einen Kaffeetiſch auf dem ſtillen Plätzchen vor dem Belvederethurm, Chriſtian's früherer Leidensſtätte, umſchattet von dichten Eſchenbäumen, durch deren Laub der Sonnenſtrahl niederglänzte und der Bergwind mit zitternden Seufzern fuhr. — Nur Scharfenſtein kannte das poetiſche Werk ganz, Alle waren ſomit begierig, die Arbeit eines Karlsſchülers, des Herzogs Liebling, kennen zu lernen und ſich am Vortrage Chriſtian's zu erfreuen.

Schubart begann mit dem ganzen Aufgebot ſeiner Rednergabe.

Schweigend, athemlos lauſchte die Verſammlung. Die brennende Pfeife, das Strickzeug entſank den Händen.

Schubart's Stimme hallte in gewaltigen Tonwellen dahin, ſeine Augen blitzten, ſein Körper bebte, — hinter ihm ſtarrte der düſtere Thurm des Belvedere, und leiſe klirrte da und dort eine Kette, tönte die Galiotenſchelle — ein ſeltſam beredtes Accompagnement der Räuber. — Thränen in den Frauenblicken, zuckende Bewegung auf den Männergeſichtern, endlich kaltes Grauen — als Schubart aufſpringend unter dem Thurme die letzte Scene las, den Tod Amaliens und Karl's Monolog: „O über mich Narren, der ich wähnte, die Welt durch Gräuel zu verſchönern — !"

Die Vorleſung war aus. Ein Gemurmel tiefen Staunens, ſeltener Beklommenheit ob des Außerordentlichen entſtand ringsum.

Schubart unterbrach die Stille.

„Ich war ein armer Candidat noch, ſaß mit heißem Herzen an Haug's Seite im ſtillen Garten zu Eßlingen, und wir ſprachen von einer neuen Zeit der Ideen, einem neuen Ton, der aus deutſcher Harfe ſtrömen und die Welt *erfüllen* möge! Ich wollte der Glückliche ſein, der das Unendliche fände; — ich liege gleich Moor's Vater im Thurm — und Schiller ſchmückt die Palme! — O, *dieſer einzige Knabe wird mit ſeinem Ruhm uns Alle überleben und nach Jahrhunderten noch der Menſchheit Freude und Liebe ſein!* Sie können mich ewig an den Asperg ſchmieden, lebendig begraben, zerreißen Glied um Glied, aber daß *dieſer Geiſt von meinem Geiſte, dieſes* Herz *von meinem Herzen* ſchöpfte, der arme Chriſtle Schubart *ſchuld* geweſen, daß die *Räuber ſchrieben* wurden, — das kann mir *kein Herzog und kein Kaiſer nehmen!* Ja falle, Schubart, zerbrich, Prometheus, Deine Töpferſcherben, ſteig' auf meinen *Rücken*, Friedrich, flieh' mi Deinem Genius hinaus, empor zur Freiheit; ich kann wi Jeremias ſagen, mein brechend Auge hat *doch* das neu Licht geſehn!"

Er war außer ſich. Die Offiziere umdrängten ih flehend, ſich zu mäßigen, daß nicht wiederum ein unglüc liches Wort ihm entwiche. Man war ja in Würtemberg und auf dem Asperg! —

Je länger deſto mehr kam bei Schiller der Mediciner mit dem Poeten in Zwieſpalt, er mußte dem Einen oder dem Andern entſagen. Der Eltern wegen, die beſorgt genug um ihn waren, hätte ſeine Kindesliebe vielleicht die Leier mit blutendem Herzen fortgelegt, hätte das Geſchick ihn nicht ſelbſt durch bittere Kämpfe die Sonnenbahn emporgeführt. — Die Räuber, nachdem ſie vielfach geändert und beſchnitten worden, wurden nämlich in Mannheim einſtudirt und ſollten den 10. Januar 1782 in Scene gehen. Konnte das Schiller verſäumen? Mußte er nicht hin, und hätte er ſeinen Kopf dran ſetzen ſollen? — Urlaub vom General Augé zu erlangen, war unmöglich, auch konnte er nicht fort, weil er beim Geburtsfeſt der Gräfin von Hohenheim als ehemaliger Akademiſt aufwarten mußte. Er bat Herrn von Dalberg, die Aufführung ein paar Tage zu verſchieben, und beſchloß, mit heimlichem Vorwiſſen des Obriſten von Dedell, ohne Urlaub abzureiſen.

Am feſtgeſetzten Tage ſtand zu Mannheim an allen Straßenecken gedruckt zu leſen:

Sonntag den 13. Januar 1782

wird

auf der hieſigen Nationalbühne

aufgeführt:

Die Räuber.

Ein Trauerſpiel in ſieben Handlungen; für die Mannheimer Nationalbühne vom Verfaſſer Herrn Schiller neu bearbeitet.

Perſonen:

Maximilian, regierender Graf von Moor . .	Herr Kirchhofer.
Karl, } ſeine Söhne	Herr Bock.
Franz, }	Herr Iffland.
Amalie, ſeine Nichte	Mad. Toscani.
Spiegelberg	Herr Pöſchel.
Schweizer	Herr Beil.

Grimm,	Libertiner, nachher Banditen	Herr Reimſchub.
Schuſterle,		Herr Frank.
Roller,		Herr Toscani.
Razmann,		Herr Herter.
Koſinsky,		Herr Beck.
Herrmann, Baſtard eines Edelmannes		Herr Meyer.
Eine Magiſtratsperſon		Herr Gern.
Daniel, ein alter Diener		Herr Backhaus.
Ein Bedienter		Herr Epp.
Räuber, Volk.		

Das Stück ſpielt in Deutſchland im Jahre, als Kaiſer Maximilian den ewigen Landfrieden für Deutſchland ſtiftete.

Wegen Länge des Stücks wird heute präciſe 5 Uhr angefangen. —

Ganz Mannheim und Umgegend kam auf die Beine; Schiller war in Civil und heimlich mit Peterſen erſchienen, das Verdict der Schickſalsgöttin über ſein ganzes Leben zu empfangen. Still, unerkannt ſtand er mitten im Publikum. Die Gardine rauſchte empor, die Geſtalten ſeiner Phantaſie traten ihm das erſte Mal leibhaftig vor's ſinnliche Auge. — Die drei erſten Acte befriedigten nicht, das Publikum war ziemlich lau und ſtill, ſo ſorgſam die Inſcenirung des Regiſſeur Meyer war, ſo viel Herr von Dalberg an Decorationen und Coſtüme auch gewendet hatte. Madame Toscani, die, ſeitdem ſie Stuttgart verlaſſen, ſich der Recitation zugewendet, war eine ſeelenvolle Amalie, Beck's Koſinsky unverbeſſerlich, Beil excellent als Schweizer, ebenſo Meyer's Herrmann, und Iffland's Franz ſchien ein Dämon den Klüften der Hölle entſtiegen. Dennoch blieb man kalt.

Mit dem dritten Acte indeß, wo Karl Moor in's Vaterhaus zurückkommt, von Amalie in die Ahnengallerie geführt wird, dann Franz Karl's verwitterte Züge mit deſſen Bilde vergleicht, deſſen Geſpräch mit Daniel und der Monolog, — da brach der Beifallsſturm los. Als gar im letzten Acte die Schurken-Todesangſt und die atheiſtiſche Skepſis Franzens von dem hagern, erſt 26jährigen Iffland mit entſetzenvoller Wahrheit geſchildert wurde, der Finger Gottes bereits die Stirn des Elenden bezeichnete: „Höre mich beten, Gott im Himmel: — Es iſt das erſte Mal — ſoll auch gewiß nimmer geſchehn!“ — darauf das erſchütternde Wiederſehen Karl's, des Vaters und Amaliens am Thurm, Amalie ſich tödtet, und Räuber Moor geht, ſein Leben den Gerichten zu überliefern — da toſte das verſammelte Haus wie ein Orkan, Schiller's Name ſtand auf allen Lippen, ſein Ruhm war unwiderſtehlich gegründet!

Stumm lächelnd, fieberiſch glühend, drückte er Peterſen die Hand, zog ihn mit ſich aus dem ſummenden erhitzten Menſchenſchwall, der das Theater verließ, und Beide eilten auf die Bühne, vom Perſonal, von Dalberg mit Jubel empfangen! —

Und wieder iſt's der Asperg mit ſeinen dunklen Felſenwänden, zu dem zwei Männer emporpilgern: der junge Waiſenhausarzt Friedrich von Hoven und Schiller.

Der erſte Gang, nachdem er von Mannheim zurückgekehrt, galt ſeinen Eltern. Die Fama hatte ſeinen Ruhm als Tragiker des deutſchen Theaters ſchon auf der Flügelpoſt pfälziſcher Zeitungsblätter vor ihm hergetragen. Mit ſtummem Händedruck empfing ihn der Vater, mit glühenden Küſſen Chriſtophine, ſeine Schweſter, die ſelige Mutter aber, halb jauchzend und halb weinend, preßte ihn an ſich und ſagte: „Siehſt Du, Vater, Friedrich iſt doch ein Johannes worde, wie ich mir bei ſeiner Geburt erbete hab'!“

Sein zweiter Gang galt Schubart. —

Die Vorleſung der Räuber war Riegern nicht verſchwiegen geblieben. Er ſelbſt hatte ſchon Verſchiedenartiges über das Stück gehört, und da es nun gar am kurpfälziſchen Theater mit ſo unerhörtem Erfolg gegeben worden, bekam er vor Schiller's Ruhm Reſpect. Er ließ ſich von Schubart „die Räuber“ vorleſen. Chriſtian's Geſchicklichkeit half ihm leicht über die anſtößigen Stellen hinweg, und Rieger bewunderte, wo der Herzog geſchäumt hatte. — Bei des Generals letztem Geburtstag war Schubart gezwungen geweſen, auf denſelben ein dramatiſches Feſtſpiel zu machen, in dem natürlich die Schmeichelei Hauptſache war; es begann gleich mit der Phraſe: „Edler Rieger, der Bedrängten Vater!“ — Rieger hatte in ſeiner Eitelkeit wüthend applaudirt, ſeine Offiziere ſchallend eingeſtimmt, aber Alle übertraf an ironiſcher Beifallswuth Hoven, der gerade Scharfenſtein beſucht hatte. Rieger lud den „kunſtſinnigen jungen Mann“ zum Wiederkommen ein, und da nach der bewußten Vorleſung die Rede auf Schiller gekommen, hatte Hoven dem General geſagt, daß der Dichter ſein Freund ſei, und ihn erſucht, denſelben einmal mitbringen zu dürfen. Rieger, voll Neugier und ein Freund von Knalleffecten, wollte ſich dabei mit Schubart einen Witz machen. So ſtanden Schiller und Hoven denn vor dem Außenthor und ließen ſich melden.

„Schubart, hat Er die Recenſion der Räuber fertig, die Doctor Fiſcher aus Stuttgart bei mir beſtellt hat?“

„Ja wohl, Ew. Gnaden,“ entgegnete Jener, „ſeit geſtern.“

„Gut. Der Herr iſt gekommen, mach' Er ſich parat, den Aufſatz vorzuleſen!“

Hieß es nicht mit der Nemeſis ſpielen, daß Schiller auf den Asperg kam? Am innern Thore wurde er mit Hoven von Scharfenſtein und Maſſenbach empfangen. Da rechts ſtand die Henkerslinde, im Hintergrunde über den Eſchen ragte der kahle Thurm des Belvedere, links beim Brunnen der Arſenalbau, und jene zwei vergitterten Fenſter parterre rechts neben der Thür bezeichneten Schubart's jetzige Zelle. Dort raſſelten Galioten, Soldaten wurden hier gedrillt, bleiche Geſichter rings an Eiſengittern, „Gruppen des Tartarus“! — Jeder Blick traf auf ein Schmerzensbild dieſer düſtern Welt irdiſcher Verdammniß.

Rieger kam von der Kellerei, in der er wohnte, herab.

„Ah willkommen, Doctor Hoven! — Iſt da wohl der Doctor Schiller, wie?“

„Ja wohl, Herr General!“ entgegnete Friedrich, „Ihrer gütigen Erlaubniß —“

„Sehr ſchätzbar! Haben da 'n nettes Ding geſchrieben, die Räuber. — Müßt' eigentlich am beſten von lauter Spitzbuben gegeben werden, haha! Wollen Sie 'n Parée eingehen, daß meine Kerls, die Galioten, es ſo ſpielen, daß ſich die Mannheimer heimgeigen laſſen können?"

„Davon bin ich auf's Lebhafteſte überzeugt!" erwiederte Schiller.

„Wir zwei Beide verſtehen uns, Schiller! Seh's aus Ihrem ganzen Stück! Schwerenoth, haben da 'ne ganze Univerſität der Niederträchtigkeit geſchildert! Wie würden Sie erſt loslegen, wenn Sie 'n paar Jahr unter mir in die Eiſen gekommen wären! — Hören Sie, Sie müſſen mir 'n Gefallen thun! — Machen Sie 'n Gedicht, machen Sie 'n Stück auf mich! — Nee, auf Ihr Wort, Sie thun's!?"

„Auf mein Ehrenwort, es geſchieht! Männer wie Sie ſieht man nicht leicht wieder!"

„Und was ich erlebte, Schiller, Himmelwetter! Das ſollen Sie bei 'ner Buttel Rothen nachher hören! Jetzt wollen wir aber 'mal den Schubart vornehmen. Auch 'n verfluchtes Maul das, möcht'n um die Welt nich loslaſſen! — Sie heißen alſo Doctor Fiſcher vor ihm!"

Sie traten in den Arſenalbau. Rieger öffnete rechts die kleine Thür eines niedrigen zweifenſtrigen Gemachs. An der Wand ein Soldatenbett, darüber ein kleines Bücherbrett, die elende Bibliothek eines Gefangenen. In der Mitte des Zimmers ein Tiſch, auf dem ſich Papier und ein Dintenfaß befand; an ihm bläßlich-fahl und aufgedunſen Chriſtian Schubart!

Schiller hatte Mühe, ſich zu zügeln.

„Das iſt Doctor Fiſcher, Schubart. Leſ' Er uns die Recenſion vor, ob ſie 'was taugt!" Rieger nahm Schubart's Stuhl und ſetzte ſich.

„Zu Befehl!" Chriſtian begann ſeine Kritik vorzuleſen. — Was konnte Schubart's Meinung über die Räuber ſein, als ein jubelndes Lob? „Friedrich Schiller iſt von Gott berufen, die heilige Sangesmuſe unſeres deutſchen Vaterlandes aus dem Dunkel zu erheben, und Schreiber dieſes hat nur den einen Wunſch, daß ſein Arm, bevor er erlahme, noch Friedrich Schiller umfangen möge!“

Alles ſtand in ſtummer Rührung, Chriſtian ſenkte matt den Blick und faltete das Papier zuſammen, es dem Beſteller einzuhändigen.

„Aber Schubart, da der Doctor Fiſcher, das iſt ja der Schiller!“

„Schiller?!“ und der Gefangene bebte an allen Gliedern.

Schiller konnte ſich nicht mehr halten. Er breitete ſchluchzend ſeine Arme aus. „Ich bin es; ja! Schubart, mein Schubart!!“

Beide ſanken jauchzend einander an's Herz, zwei Streiter des Lichts, der eine ſieghaft, der andere gefangen. — Sie wollten ſo Vieles mit einander ſprechen, ihr Herz war ja ſo voll, — aber der Büttel entweihte dieſe Stunde.

„O, Herr General,“ bat Schiller, „geſtatten Sie uns nur eine halbe Stunde ungezwungenen Geſprächs, mein Dank ſoll ewig ſein!“

„Alſo ich kann mich darauf verlaſſen, Schiller, Sie machen 'was auf mich?!“

„So wahr ich ein Mann von Ehre bin, General!“

„So kann der Schubart eine halbe Stunde mit dem Doctor promeniren, Maſſenbach, Er wird dabei ſein.“ — Rieger gab Hoven, Ringler und Scharfenſtein einen Wink, ſie folgten ihm.

„Kommt raſch auf den Wall!“ flüſterte Maſſenbach.

Schubart und Schiller, Arm in Arm, traten heraus, von dem Offizier gefolgt, und eilten dem innern Wall zu. — Während ſie in halblautem Geſpräch dahinſchritten, hing der Blick des Einen an den Zügen des Andern, um die karggemeſſenen Minuten in tiefer Seligkeit zu genießen.

„Meine Ahnung, Du herzlieber Bube,“ flüſterte Schubart, ihn nochmals umarmend, „ſagt mir, wir werden uns nimmer wiederſehen, der Tyrann hat meinen Untergang beſchloſſen!“

„Und iſt gar keine Hoffnung, Euch zu befreien? Iſ denn dieſes Ungeheuer Rieger, dieſer tückiſch kalte Weißkopf

Buttlar nicht zu täuſchen, um hinaus in die Freiheit zu fliegen, zu glücklicheren Ländern, wohin Karl's Tücke nicht reicht?!“

„Nein, Bruder Schiller, ich bin ihm verfallen! Hab' ich nicht Weib und Kinder, auf die ſich ſein Haß entladen kann? — Die Zeit, da ich noch hoffte, iſt vorbei! — Und wär' ich auch frei — ich bin gebrochen! Das Beſte in meinem Leben, Schiller, hab' ich nicht geſchrieben, ſondern geſagt, bin ein Kind des Augenblicks voll wechſelnder Stimmungen! Funken kann ich ſprühen, zum Lavaſtrome — langt meine Kraft nicht aus! — Wer ganz im Geiſte leben will, denke an dieſen Tag, der entbehre, ach, nur der ewigen Sehnſucht goldener Wagen trägt uns in's Land der Poeſie; wer aber den Augenblick im Genuſſe ausſaugt, wie ich gethan im Leben, werbe nie um die ewige Palme!“

„Schubart, unſelig iſt der Mann, der nicht mehr an ſich ſelbſt glaubt!“

„Ich bin unſelig! Nur einen Troſt nehm' ich mit in's Grab, Dich und Goethe! Grüß' ihn tauſendmal, wenn Du ihn einſt ſiehſt. — Ich habe die Schanze geſtürmt vor Euch her, und bin — meuchlings gefallen, Ihr dringet ein, Ihr ſiegt mit helleren Waffen und beſſerem Glück! Begrabt mich ſtill im Herzen, aber ſeht Euch nicht um, vorwärts, vorwärts! Bringt der deutſchen Welt das Triumphlied des freien Geiſtes, und wenn die große Stunde des Vaterlandes im Halleluja Germaniens Söhne eint, legt den Cypreſſenzweig auf mein verfallen Grab, denn ich hab' mitgeholfen!“

Schmerzvoll, ſtumm ſtanden ſie eine Weile. „Die halbe Stunde iſt um!“ flüſterte Maſſenbach. „Kommt, eh's dem General auffällt!“

Hand in Hand gingen ſie nach dem Feſtungshofe. Auf der Rampe des Commandantenbaues ſaßen Rieger, Buttlar und Hoven beim Weine und erwarteten Schiller. Schubart durfte noch bleiben. — Das Geſpräch war matt, Rieger erzählte ſeine Erlebniſſe „wegen des Gedichts". — Man trennte ſich.

„Leb' wohl, Schubart, leb' wohl!" rief Schiller an des Freundes Halſe.

„Für ewig!" flüſterte Schubart. — „Ich ſchick' Dir noch ein Andenken, meine Gedichte."

„Alſo nächſtens ein Stück, Doctor Schiller!"

„Auf mein Wort, General!"

„Das Ende natürlich muß tragiſch, feierlich ſein. Von Religion machen Sie nur auch 'was Hübſches dazu!"

„Es ſoll Ihrem Geſchmack entſprechen!"

Schubart ſtand allein auf dem Wall und ſah ſeinen Schiller ziehen; Grüße, Winke herunter, hinauf. — „Droben find' ich ihn wieder!" flüſterte der Gefangene. —

„Das Ende beſonders muß tragiſch, feierlich ſein!" hatte General von Rieger geſagt, als ſeine Eitelkeit ſich als Helden eines Schiller'ſchen Werkes träumte. —

Kurze Zeit nach Schiller's Beſuch, am 25. Mai früh zwiſchen drei und vier Uhr, hatte der Doppelpoſten an den Calwer Läden den General inſpicirend mit einer Laterne hinab in die Gewölbe ſteigen ſehen. Er kam nicht wieder. — Die Ronde unter Pfeiflen fand Philipp Riegern von den Ketten des Claus Hämpflein erdroſſelt. Der Alte hatte den Tag von Göppingen gerächt und ſich dann neben ſeinem Opfer aufgeknüpft!

Die Oberoffiziere unterdrückten das Factum; General Rieger war plötzlich am Schlagfluß geſtorben! *)

Friedrich Schiller genügte ſeinem Ehrenwort, er ſchrieb die „Ode auf Rieger's Andenken", verewigte deſſen Schickſal in den „Spielen des Zufalls" und ſeinen Charakter ſpäter durch den frömmelnden, blutloſen Fürſtendiener Alba.

Rieger hatte dem Asperg mit ſeinem Tode die erſte wahrhafte Freude bereitet.

Schubart athmete auf, denn General von Scheller, ein

---

*) Strauß II. 44—46, u. Schiller's Werke X. Bd., 198, Schluß.

edler, humaner Mann, zog als Commandant gleich einem Friedensengel ein.

Mit der Aufführung der „Räuber" wuchs der Ruhm des Feldſcheers im Regiment Augé. Daß der Herzog von ſolcher Fortuna ſchlecht erbaut war, ſeine Reizbarkeit mit derſelben ſtieg, war bei ſeinen Grundſätzen ſehr erklärlich, noch erklärlicher aber Schiller's Wunſch: ſein Werk nun ohne die Angſt der erſten Aufführung zu genießen, mit Dalberg wegen ſeines Fiesko und der verſprochenen Intervention beim Herzog zu ſprechen. Unter Oberſt Dedell's abermaligem Vorwiſſen reiſte er in Geſellſchaft der Viſcherin, Hoven's, Frau von Wolzogen und deren Tochter Karoline ab. Den glänzenden Erfolg des Stücks aber bei der Rückkehr zu verheimlichen, vermochten die Damen nicht. Der Herzog hörte von der Reiſe. — Das war mehr als genug, ihn in Harniſch zu jagen. Schiller mußte auf's Schloß.

„Er iſt ja neulich in Mannheim geweſen und hat ſich im Theater gezeigt?!"

„Ja, Herzogliche Gnaden!"

„Wer hat Ihm Urlaub gegeben?"

„Niemand, Durchlaucht. Ich bin heimlich, auf meine Gefahr gereiſt."

„Das iſt gelogen! Ohne Vorwiſſen Seines Oberſten wenigſtens kann Er nicht weg!"

„Ich hab' Niemanden gefragt, mich drei Tage krank gemeldet und bin in Civil gereiſt."

„Der Teufel glaubt Ihm das! Wer ſah Ihm durch die Finger?! Mach' Er Sein Schickſal nicht ſchlimmer!"

„Herzogliche Gnaden, ich habe von Niemand Erlaubniß genommen oder erhalten! Ich handelte vielleicht unrecht, aber —"

„Vielleicht unrecht, Er unverſchämter Kerl, den meine Gnade zu Allem gemacht, was Er iſt?! Nachdem ich Ihm wie ein Vater gute Worte gegeben, höchſte Nachſicht geſchenkt, will Er, Jammermenſch, Renitenz zeigen? — Ich werde Ihm Sein federfuchſeriſch Handwerk legen, und müßt' ich Ihn für ewig krummſchließen. Keine Zeile ſchreibt er mir mehr und enthält ſich aller und jeder Verbindung mit dem Auslande, ſonſt hat Er infame Caſſation und Feſtung zu gewärtigen! Will Er ſich denn doch den Schubart zum Muſter nehmen, ſo iſt auf dem Asperg Raum genug für Seinesgleichen! Er geht auf die Hauptwache und giebt den Degen ab! Vierzehn Tage Arreſt!" —

Schiller machte zitternd ſein Honneur, ſchwenkte militäriſch, und ſchritt hinaus*) — auf die Wache zum Arreſt.

„So iſt Dir keine Schranke heilig?!" tobte er, „vermag Dein Alter den Tyrannengrimm nimmer in Dir zu mäßigen?! — Gewalt denn gegen Gewalt! Der arme Feldſcheer gegen den Herzog! Einen Geiſt haſt Du gebrochen, aber damit allen anderen Geiſtern das Recht erkauft, Dir zu trotzen! Ja, fliehen will ich in glücklichere Länder, wohin Dein kurzer Erdenarm nicht reicht. Will dort in heißen Farben das Bild Würtembergs malen, des Würtembergs meiner Zeit! Haha, brauch' ich nicht auf die Straße nur zu gehen, um tragiſche Geſtalten zu finden, die Deine väterliche Erziehungskunſt gebar?! — Schildern will ich den elenden Tod der armen Stadtpfeiferstochter, des ritterlichen Ferdinand von Pfeil, zeichnen den alten Halunken von Präſidenten, ſeinen Vater, will Hoheit und Niedrigkeit, Franziska und Melanie zu einer Maitreſſe zuſammenballen, in der eine ganze Kategorie ſich ſpiegeln ſoll! Du, Leutrum, Ideal aller Dümmlinge, biſt eine treffliche Höflingsmumie, und was der Wirklichkeit gebricht, ſoll meine zornige Phantaſie mir leihen! Dann ſchäume, Karl Eugen, dann erkenne, wie das beſchwingte Wort der heil'ge Geiſt des Ew'gen iſt auf Erden!"

Sein erſter Schritt nach dem Arreſt war: durch einen Jammerbrief des Intendanten von Dalberg Hülfe für ſich in Anſpruch zu nehmen. Als ſein Brief in Mannheim nicht die gehoffte Wirkung machte, faßte Friedrich eine

---

*) Boas III. 260—76. Streicher 56.

Bittſchrift an den Herzog ab, ihm in alter kindlicher Innigkeit ſeine Lage darſtellend und um Erlaubniß bittend, ſeinem poetiſchen Berufe nachgehen zu dürfen. Darauf wurde ihm durch General Augé inſinuirt, „daß ihm nicht ferner einfallen ſolle, Sereniſſimo mit Supplikationen zu moleſtiren“.

Alle Mittel waren erſchöpft. — Von ſeinem Fluchtproject ſagte er weder Haug, Peterſen, noch ſeinem Vater etwas. Sie waren in herrſchaftlichem Dienſt, durften alſo nicht mitſchuldig erſcheinen. Andreas Streicher, der Muſiker, und Schweſter Chriſtophine waren allein ſeine Vertrauten. Streicher wollte, von ſeiner Mutter unterſtützt, eine Kunſtreiſe nach Hamburg zu dem berühmten Emanuel Bach unternehmen und dabei Schillern aus Würtemberg helfen. Im September erwartete man ja zu Stuttgart den Beſuch des Großfürſten Paul von Rußland und ſeiner Gemahlin Sophie von Würtemberg, Karl's Nichte, der Andrang der Fremden, der Rauſch der Feſtlichkeiten war wie geſchaffen zum Entweichen.

Inzwiſchen beſchäftigte Friedrich der Entwurf des Fiesko, und die Räuber hielten ihren Triumphzug über die deutſchen Bühnen. Schiller hatte ſich ſchriftlich an Wieland um ein Votum über die Räuber gewendet und die ſeltſame Erwiederung erhalten: „Sie hätten mit den Räubern nicht anfangen, ſondern endigen ſollen!“*) Seine perſönlichen Ausſichten wurden jetzt täglich trüber, zweifellos ließ ihn der Herzog beobachten, er hatte die Aeußerung gethan: Schiller bei geringſter Gelegenheit hart zu züchtigen, und Zumſteeg, der als Muſiklehrer in die erſten Häuſer kam, warnte den Freund.

Des Septembers Feſtlichkeiten nahten, Stuttgart füllte ſich mit einem Heer von Fremden. Ehrenpforten, Guirlanden, Aufzüge, Empfangsceremonien, Anreden, ſolenne Ballfeſte und Schäferſpiele begannen. In Karl Theodor's Begleitung war Dalberg gekommen, Madame Meyer, die Frau des

---

*) Streicher 173.

Regiſſeurs, erſchien mit diverſen Mannheimern und beſuchte Schillern, ein Wogen und Treiben war, wie in der alten Zeit bacchiſcher Hofhaltung. Eine große Hirſchjagd (6000 Thiere hatte man hierbei zuſammengetrieben) und ein mächtig Feuerwerk auf der Solitude ſollten das Ganze krönen. Das war die günſtige Zeit! Dazu kam, daß das Regiment Rieger nach des Generals Ableben dislocirt worden und Lieutenant Scharfenſtein in's Regiment Werneck nach Stuttgart gekommen war. Er hatte, ein gutes Omen, an zweien der letzten Tage die Eßlinger Thorwache. — Alles Nöthige wurde gepackt und zu Streicher ſpedirt. Laura wußte nichts; der ideale Liebestraum Schiller's war vor den ſehr praktiſchen Inſinuationen verraucht, welche die heirathsluſtige kleine Blondine an den Dichter geſtellt hatte.

Abſchied, Trennung! Unter dem Vorwande, Frau Meyer ſeinen Eltern vorzuſtellen, beſuchte er mit ihr und Streichern zum letzten Mal die Solitude. Die Mutter und Chriſtophine waren vorbereitet.

Bei paſſender Gelegenheit gab Frau Dorothee Friedrich einen Wink und ging in ihr Schlafzimmer. — Der Sohn folgte bald darauf.

Hier fiel er ihr wehmuthsſchwer um den Hals. „Es muß ſein, Mutter, gieb Dich in's Unvermeidliche. Bewahr' mein Geheimniß vor dem Vater, denn er darf nicht mitſchuldig ſein! Sei ſtark, beſte, einzige Mutter! Bedenk', zu welchem Hoffen Du mich geboren! Mag das Geſchick uns eine Weile trennen, es kommt der Tag doch, wo Du, ſtolz auf Deinen Sohn, ihn wieder in Deinen Armen hältſt! Nach dem Kampf blühet der Friede!“

„O, daß das wahr werde, Friedrich, ſoll mein ewig Gebet am Morgen und am Abend ſein! Bete dann auch, daß ich weiß, unſere Gedanken einen ſich vor den Stufen des Allmächtigen!“

„Ich will's, o, ich will's!“ ſchluchzte der Sohn.

„So übergeb' ich denn Deinen allwaltenden Händen, Herr mein Herr, meinen armen land- und freundloſen

BIBL. UNIVERS.

Sohn! Sei Du allein ſein Hort und Vater, führe ihn Deine ewigen Wege, laß Deinen heiligen Geiſt durch ſeine Lieder rauſchen, und verleihe ihm den Panzer hoher Sitte und fleckenloſen Wandels, der ihn ſchützt gegen die Berührung alles Gemeinen! Verſtoßen vom Paradies des Elternhauſes, laß ihn bei allen liebevollen Seelen eine Stätte finden! Friedrich, geh' mit Gott!"

Sie hatte naſſen Blickes ihn geſegnet, nahm ihn noch einmal an ihr Mutterherz —, dann ging ſie ſtill hinaus, Chriſtophinen das Recht des Abſchiedes laſſend.

Nach einer Stunde kam Schiller zur argloſen Geſellſchaft zurück. Frau Meyer mußte zum Abend nach Stuttgart zurück, man nahm alſo Abſchied.

Friedrich ergriff ſeines Vaters Hand. „Küß mich, mein Vater! Küß mich recht innig einmal noch!"

„Aber das klingt ja ſonderbar? Iſt Dir 'was?!"

„Nein, nein, lieber Vater! Ich hab' nur ſo große Sehnſucht, daß Du mich herzig küſſen mögſt, — wer weiß, wozu 's taugt!"

„Gewiß, ich küß' Dich ſchon gern und recht herzig, ſchnackiſcher Bub'! Biſt ja mein lieber Sohn, der mir Freud' gemacht hat, nur Freude mache kann!" Er faßte Friedrich am Kopf und küßte ihn mehrmals heftig. — Es war Allen recht ſeltſam zu Muthe.

„Lebt wohl, lebt Alle recht — recht wohl!" rief der Scheidende.

In der Nacht vor der Flucht ſaß Schiller bei Scharfenſtein auf der Wache, ſie verabredeten das Letzte. Es war eine ſtille, ſelige Nacht, geweiht der Freundſchaft.

„Ich ſoll Dir zum Abſchied von Schubart noch dieſes Heft geſchriebener Gedichte geben, Friedrich," ſagte Scharfenſtein. „Er läßt Dich bitten, wenn Ihr vorüber kommt, ſchüttet doch Eure brennenden Pfeifen nach dem Asperg zu aus dem Wagen. An den ſtiebenden Funken vielleicht kann er Euch droben erkennen."

„Es ſoll ſicher geſchehen! O, ſag' ihm meinen heißen Dank, wenn Du hinaufkommſt!"

Er öffnete das Heft. Auf der erſten Seite ſtand eine Dichtung

„An Schiller.
Dank Dir, Schiller, für die Wonne,
Die Deinem Geſang entquoll!“ — *)

Friedrich gingen die Augen über, er barg die Lieder auf ſeiner Bruſt.

„Und nun noch eine Umarmung! Dieſen letzten Kuß, meinem armen Schubart, an Haug! Jetzt habe ich nichts mehr in Würtemberg!“

Um neun Uhr Abends am 17. September 82 wollte ein Reiſewagen zum Eßlinger Thore hinaus. Drinnen ſaßen Schiller und Streicher mit qualmenden Pfeifen. Zwei Koffer, ein altes Spinett und ein paar roſtige Piſtolen machten ihr Gepäck aus.

„Halt! Werda!“ rief der Thorpoſten.

„Reiſende nach Eßlingen!“

Der Grenadier zog die Wachtglocke.

Lieutenant Scharfenſtein trat heraus und an den Wagen. „Wohin?“

„Nach Eßlingen!“

„Ihre Namen!“

„Doctor Ritter und Doctor Wolff!“

„Gut. — Nehmen Sie da Ihre Pfeifen in Obacht, daß nichts brennt!“ Er that, als deute er auf einen Gegenſtand im Wagen und drückte Schillern ſtumm die Hand. „Paſſirt!“ — Der Poſten trat von den Pferden zurück. Der Wagen rollte durch's Thor.

Als Schiller bei der Solitude vorüberkam, deren Fenſter glühten, wo die Leuchtfeuer flammten, die Raketen und Schwärmer des großen Feuerwerks ihre ſprühenden Girandolen warfen, preßte er die Hand vor die Stirn. „O, meine Mutter!“ — **)

An ſelbigem Abend hatte Schubart den Commandanten

---

*) In Schubart's Werken IV. Bd. S. 62.
**) Streicher 69—81.

von Scheller gebeten, mit Begleitung bis zwölf Uhr auf dem Wall bleiben zu dürfen.

Schubart und Maſſenbach ſtanden auf dem Rondel und ſtarrten hinab nach der mondbeſchienenen, einſamen Landſtraße. Mattes Geräuſch erklang.

„Dort kommt der Wagen!“ flüſterte Maſſenbach.

„Noch nicht! Ich glaub's noch nicht!“ murmelte Schubart.

Da ſtoben die Lichtfunken. — Schiller und Streicher gaben das Zeichen.

„Frei, frei! Er iſt frei!“ jauchzte Schubart.

„Um Gottes willen, keinen Laut!“ Maſſenbach zog ihn vom Wall hinunter zur öden Zelle. —

In Enzvaihingen angekommen, las Schiller leuchtenden Blicks die „Fürſtengruft“.

Mannheim erreicht und die Freiheit! — Regiſſeur Meyer war tödtlich erſchreckt, als Schiller eintrat. Der Deſerteur ſchrieb ſofort dem Herzoge und bat ihn um Verzeihung.

Schiller's Flucht machte unter den Schauſpielern großen Randal, aber ganz gleich, er brachte ſein neues Stück mit, den Fiesko.

Man ſammelte ſich zur Vorleſung Schiller's. — Ohne Beifallszeichen ward ſie beendet. — Der Dichter ſtutzte.

Meyer zog Streichern auf die Seite. „Wiſſen Sie gewiß, daß Schiller wirklich die Räuber geſchrieben?“

„Gewiß hat er das, auf mein Wort!“

„So hat er alle ſeine Kraft an dem erſten Stück erſchöpft und kann nun nichts mehr, als lauter erbärmliches, ſchwülſtiges, unſinniges Zeug zuſammenbringen!“

Schiller, der es von Streicher hörte, war außer ſich.

„Mir iſt auch noch kein Menſch vorgekommen, der ſeine Sachen ſo niederträchtig vorlieſt, als Du!“ erwiederte der Freund.*) —

---

*) Streicher 90—95.

Die Feſtlichkeiten in Stuttgart waren noch nicht beendet, als General Augé in dringendem Dienſt ſich beim Herzog melden ließ.

„Was bringen Sie, General?“

„Der Regimentsarzt Doctor Schiller iſt nach Mannheim deſertirt und hat hier einen Brief für Eure Herzogliche Gnaden geſendet!“

„Der Friedrich Schiller? Mein Akademie-Eleve, mein Liebling — der Schiller iſt deſertirt?!“ donnerte Karl.

„Ja, Durchlaucht! Schon geſtern ward er vermißt, aber ich glaubte ihn auf der Solitude und die Sache mit einem Arreſt abzumachen.“

Der Herzog faßte krampfhaft die Lehne des Seſſels; ihm war, als ob Alles um ihn wanke und breche. — Er öffnete das Schreiben und las, gramvoll zuckte ſein Angeſicht.

„Augé, ich muß ihn wiederhaben! Dieſer Knabe iſt mir theurer, ſag' ich Ihm, als mein alternd Herz ſich geſtanden! — Ich will ihm nichts thun, nichts, — er ſoll nur kommen! — Schreib Er ihm das, aber gleich!“

„Zu Befehl!“ Der General ging.

Den Brief Schiller's in der Hand, trat Karl in Franziska's Zimmer. „Friedrich Schiller iſt entflohen! Ein Stück von meinem Herzen! O Schubart, Schubart, Deine Saat geht fürchterlich auf!“

14.

„Freiheit!“

Augé ſchrieb zweimal, Schiller kam nicht zurück. Wer will ſeinen Geiſt verkaufen? — Karl fühlte ſich mit ſeinem Zeitalter abſterben, die leidige Welt aber — lebte verjüngt weiter. Doch dieſer Verjünger, der Vater dieſer verdammten Epoche: Schubart, mußte bluten. Er ſollte den Lorbeer Schiller's und Goethe's, die neue Geiſteslohe büßen mit der Vernichtung ſeines ganzen menſchlichen Daſeins! In jene Zeit fällt die Härte, mit der Karl die arme Helene mit ihren Kindern behandelte.*) Schon einmal vor Aſpergs Thor, um den Gatten wiederzuſehen, mußte ſie fruchtlos umkehren. Da tobte Schubart wieder in Impromptus und Invectiven, die auch richtig zu Derer Ohr gelangten, welche Zielſcheibe derſelben waren. Selbſt Franziska wurde erbittert. Ein Glück, daß Scheller zu beruhigen und zu vermitteln ſuchte. —

Weit ab von der Dinge wechſelnd tollem Lauf — da bei der Schellenwette, nahe der alten Poſt zu Stuttgart, verrannen indeß die letzten Stunden eines Greiſes, der gleich Schubart und Schiller ein deutſcher Streiter geweſen, wenn auch einer von der alten Art, Jakob Moſer. Die Erde iſt tief unter ihn geſunken; der Himmel, wo ſeine Lieben, ſeine Roſine, der unlängſt verſchiedene Benjamin wohnen, zieht mit magnetiſcher Gewalt ihn an, und ſeine müde Seele letzt ſich nur noch an jenen alten Liedern, die er nach Roſinens Hintritt auf dem Hohentwiel gedichtet:

---

*) Strauß II. 59, 64, 66, 114—18, 120, 128.

„Ich möchte heim! Heim möcht' ich gern gehen
Und ihn, an den ich hier geglaubet, ſehen!" —

„Vermodert dieſe Hütten,
So lebt mein Geiſt doch noch,
Was könnt' ich Beſſ'res bitten,
Als Freiheit von dem Joch!" —*)

Freiheit vom Joche! — Großes, weltumfaſſendes Wort, von Jeglichem anders gedacht und gedeutet! — Mehr denn ſechzig Jahre hat er geſtritten für Recht, Klarheit und das Glück einer Welt, die der Jetztzeit mit aller Haſt entfloh. Und doch zürnte er dieſer Jetztzeit nicht, hatte ſie ja ſchrittweiſe mit erobern helfen. Ihn betrübte nur die anbrechende Glaubensloſigkeit, das Uebermaß phantaſtiſch abſtracter Ideen, die der ernſten Praxis, welcher er gedient, ſich gar zu keck entſchlugen. Seit Röder's Tod und dem Proceß Pepino's hatte er Karl nicht wiedergeſehen, ſich aller öffentlichen Geſchäfte entſchlagen, und den Reſt ſeines Lebens zwiſchen ſeinen Kindern, die in Darmſtadt, Baden und Würtemberg verſtreut lebten, der Herausgabe ſeiner Schriften und religiöſen Betrachtungen getheilt.

Nun blickte er dem Tod in's Auge. Sein Schwächezuſtand, ſeine Engbrüſtigkeit hatten 1785 ſo zugenommen, daß die Kinder ſich um ihn verſammeln mußten. Sein älteſter Sohn, Friedrich Karl, Freiherr von Moſer, heſſendarmſtätiſcher Staatsminiſter, und der zweite, Wilhelm Gottfried von Moſer, Geheimerrath und Kammerpräſident daſelbſt, waren gekommen, ebenſo die Töchter.

Am Abend vor ſeinem Ende ſprach er zu ſeinen Söhnen:

---

*) Ledderhoſe 101 u. 118.

„Ich hatte meine Zeit und meinen Kreis, hab' die ſieben magere Küh' über Deutſchland weide ſehn. Nu komme die ſieben fetten. Laßt ſie nur nit Alles kahl freſſe! Gut iſt's Alte nimmer und 's Neue nie ſchlimm, jedes vor ſich das Beſte. Glücklich allein aber iſt der, der dem Rechte aus innerem Triebe lebt, denn er lebt in der höchſten Freiheit. Man muß nur nie ſo irdiſch denke, daß man vergißt, wie die Erde ja nit unſre letzte Wohnung iſt, aber auch nie ſo himmliſch, daß man ſich einred't, unſers Herrgotts liebe Welt ſei zu enge vor uns! Man muß gelebt habe, daß man ſterbe darf!"

Den andern Tag um Mittag, nachdem die Seinigen mit ihm gebetet und er ſie zum Abſchied geſegnet, lehnte er ſein Haupt ſtill lächelnd auf die Seite.

„Roſine," flüſterte er leiſe. — „Ich möchte heim!" — Als ſeine älteſte Tochter Beate nach einer Weile hinſah, war Jakob Moſer todt. Ein ſtilles, verzücktes Lächeln lag auf ſeinem Angeſicht.

Ganz Stuttgart kam in trauernde Bewegung, es galt Jakob Moſer's Begräbniß! Jahre hindurch hatte man ſich nicht um ihn bekümmert. — Was bilden denn die Truppen nun Spalier von der Schellenwette bis zum Friedhof, was ſtrömt Alt und Jung, Militär und Civil zu Fuß und Wagen nach dem Trauerhauſe? Hatte ſich der Alte doch nicht überlebt genug, um ſeinen Verluſt nicht ſpüren zu laſſen?

In der großen vierfenſtrigen Stube des Erdgeſchoſſes lag auf ſeinem letzten Bette Jakob Moſer. Blumen und Kränze ſchmückten mit duftigem Prangen die Stufen ſeiner Bahre, um ihn zu Häupten ſtanden ſeine Kinder, ſeine Freunde, Verwandte. — Vor dem Hauſe hielten Trauerwachen, das Volk drängte ſich herzu.

„Platz da, der Ausſchuß kommt, — des alten Moſer ſein Todtengräber!"

Er war es wirklich. Er kam, dem Gegner und Collegen die letzte Ehre zu erweiſen.

Der Ausſchuß war eben in's Haus getreten, als neue

Bewegung draußen die Ankunft des Herzogs verrieth. — Er trat mit Franziska ein, die ganz in Trauer ging; Adjutant von Bouwinghauſen, Louiſe von Berlichingen und Intendant von Seeger folgten.

Des Herzogs Geſicht war fahl und finſter. Nicht eines Blickes würdigte er die Umſtehenden. Während Franziska die Bahre mit Blumen ſchmückte, trat Karl Eugen zu Moſer's Leiche, faßte ſeine gefalteten Hände und blickte ſtarr in dieſe verklärten Züge. Da kam ein fürchterlicher Schmerz über ihn. Erſchreckt faßte Franziska ſeinen Arm.

Der Herzog aber richtete ſich empor, ſein graues Auge flammte, und die Hand gegen den Ausſchuß wie die Leiche geſtreckt, rief er dröhnend: „Gebt Ihn mir wieder, gebt dieſen Todten mir heraus, dem Eure Niedertracht das Herze brach! Ich muß ihn wiederhaben in jener unbeugſamen Kraft, die den Erbvergleich geſchaffen! — Jakob, Jakob, Du biſt „heim“ gegangen, wie Du lange gewollt, aber mit Dir ſank das alte treue Würtemberg in's Grab, das ſchöne Maß des Rechts, und über unſere alternden Häupter zieht eine neue Ordnung herauf, der wir fremd ſind. — Mögen denn die neuen Propheten ihr Weſen treiben mit wüſten Hirngeſpinnſten, ob Würtemberg bei ihnen aber ſo glücklich jemals wird, als Du es machteſt, ob es ſo treu bedient je ſei, als Du ihm dienteſt — —? Hier liegt meines Landes beſtes Theil, und ich thu' wohl, ihm zu folgen!“

Er ſah ihn noch einmal wehmüthig an, trat zu Karl von Moſer und ſchüttelte ſtumm deſſen Hand, dann bot er Franziska den Arm und verließ die beklommene Verſammlung.

Ohne Leichenmuſik, ohne pomphafte Rede, von zehn Brüdern der Kornthaler Gemeinde getragen, zog Würtembergs Patriot hinaus.

„Vermodert dieſe Hütten,
So lebt mein Geiſt doch noch.
Was könnt' ich Beſſ'res bitten,
Als Freiheit von dem Joch!“ —

Die ganze Lebensanſchauung, welche Karl jetzt gewonnen, die Bitterkeit, mit der er den Weltlauf betrachtete, in Groll und Strenge Schubart gefangen hielt, fand durch die leidige Conſequenz der Thatſachen eine immerwährende ſchlimme Nahrung. Die Kunſt, mit der Zeit fortzuſchreiten, beſaß weder Karl Eugen noch Franziska. Der Erbvergleich war nur eine umfaſſende Reſtitution, ein ächt conſervativer Act in beſtem Sinne geweſen, ſich zu Nagelneuem zu verſtehen, ging über Karl's menſchliche Kraft.

Die Umwandlung der Militärakademie in die „Univerſität der hohen Karlsſchule" vollendete wohl der Eleven Freiheitstrieb, aber ruinirte das Inſtitut. Die Zöglinge, längſt der kindlichen Beziehungen zum Herzog entwachſen, ließen ſich von Freund Rieß, den Corporalen Spiegelberg und Razmann nicht mehr drillen; Skandal über Skandal, Relegationen fielen vor, die jungen Leute wollten als „Studioſen" leben und behandelt ſein; der Herzog konnte ſein eigen Geſchöpf nicht mehr bändigen. Er gab in der Disciplin nach und ſuchte alle Mittel hervor, den Fall ſeiner Schöpfung zu verhindern. Umſonſt! — Wenn er dann erfuhr, daß Schubart zu Ehren die Karlsſchüler unter Aspergs Wällen „Ein freies Leben führen wir" geſungen, zu Ludwigsburg in der „Räuberhöhle" gekneipt, der „deutſchen Republik", dem „Waſhington und Rouſſeau" ein Vivat gebracht, wuchs ſeine Erbitterung, und der unſelige Chriſtian mußte Alles ausbaden.

Schubart's Loos hatte ſich gleichwohl ſeit Rieger's Tode verbeſſert. Unter Scheller konnte er thun, was er wollte, hatte ſeine volle Zeit für ſich, man beobachtete ihn nur ſo obenhin, und ſämmtliche Offiziere ſtellten ſich auf gleichen Fuß mit ihm. Aber dieſer Schein der Freiheit beförderte nur ſeine Ungeduld nach ihrem vollen Genuſſe. Andererſeits plagte ihn die Reue über ſein vergeudetes Leben, der Schmerz, nichts Großes, Dauerndes ſchaffen zu können, die alte Leidenſchaftlichkeit mit wechſelnden Stimmungen, bald Eiferſucht gegen ſeine Frau, bald erotiſches Empfinden für die liebliche Regine Voßler, für Seraphine, ſeine Schülerin, und die Malerin Ludovika Reichenbach, Schiller's Jugendfreundin. Dazu kam die Demüthigung: an den Geburtstagen des Herzogs ſeinen Peiniger anſingen zu müſſen. Jene Zeit aber, ſo ſchmerzvoll auch für ihn ſelbſt, war's, die ihn zum eigentlichen Volksdichter machte. Es entſtanden jene zahlreichen, herrlichen Geſänge, die ſelbſt neben Schiller und Goethe unübertroffen in ihrer Naivetät und Friſche daſtehen. Wer kann ohne ſtille Wehmuth das „Abendlied“ leſen?

„Des Tages trübe Stunden
Sind wieder weggeſchwunden,
Es glänzt der Abendſtern
An blauen Himmelshöhen,
Von mir zwar ungeſehen,
Doch ſteigt mein Nachtgeſang zum Herrn!“*)

ferner das unvollendete Epos „der ewige Jude“:

„Aus einem finſtern Geklüfte Karmels
Kroch Ahasver! —“**)

der „Reichsadler“, ein köſtlich Impromptu auf den baieriſchen Erbfolgekrieg, „Es iſt genug!“ „Gefang'ner Mann, ein armer Mann“, die herrlichen Lieder an Seraphine, Regine und Lodovika, und das heute noch ſo gern und viel geſungene:

„So herzig wie mein Liſel
Giebt's halt nichts auf der Welt.“ —

Anno 83 waren bereits Dichtungen von Schubart in der Schweiz, neuerdings eine Sammlung ſeiner Lieder von dem Zöglinge der Akademie, Armbruſter, herausgekommen.***) Der Gefangene mußte blutenden Herzens ſehen, wie Andere den Lohn für ſeine Geiſteskinder in die Taſche ſteckten. Dazu ſtarb noch Ende März 84 ſein „Schutzengel“, General Scheller.

„Er, der keine Schmerzen kannte,
Starb auch ohne Schmerz.“ —

---

*) Schubart's Werke IV. 45. **) Ebenda IV. 65, ferner, 100, 113, 121, 169, 177, 212, 219, 221, 25 u. 27.

***) Schubart's Leben II. 148.

Zum Glück folgte ihm im Amte ein eben ſo edler Mann, der General von Hügel.

Karl Eugen las die Armbruſter'ſche Edition der älteren Schubart'ſchen Gedichte; Franziska hatte ſie ihm nämlich durch Bouwinghauſen zuſtecken laſſen. — Wunderbar! Dieſe weichen Liederklänge, die ſchwungvolle Andacht in ihnen weckte die bisher ſtumme Seite des Mitleids in Karl's Herzen zum erſten Mal. Ohne mit Franziska ein Wort zu reden, trug er dem Oberſten von Seeger auf, mit Hügel zu reden, ob Schubart nicht ſelber ſeine ſämmtlichen Lieder herausgeben wolle, und befahl eine Relation über die Befreiung und Anſtellung Chriſtian's in Würtemberg aufzuſetzen.*)

Hügel brauchte nur Schubart eine leiſe Andeutung zu geben, und der Arme war mit allen Sinnen bei der Ausführung. Der Herzog ſah ſelbſt ſein Manuſcript durch.

„Iſt das der Geiſt der Finſterniß und Niedertracht, der ſolche Verſe macht? Der Schubart ſoll morgen ſeine Familie wiederſehen. Sie ſoll eine Weile bei ihm bleiben, er ſoll ſie ſo oft haben, als er will! — Wenn ich wüßte, daß des Unheils genug ſei, und — nein, nein! Es ſoll ihm nichts abgehen auf dem Asperg! Dieſer Mann aber kann nicht ſchweigen, die politiſche Trompete iſt ſein Metier und — er wird mich nicht ſchonen!" —

Im Feſtungshofe des Aspergs ſtanden andern Tages Helene Schubartin mit Ludwig und Julien, die von der Akademie und der école des demoiselles Urlaub erhalten, empfangen von General von Hügel, deſſen Sohn zu Schubart jetzt nach dem Arſenalbau eilte, ihn auf das Wiederſehen der Lieben nach neunjähriger Trennung vorzubereiten.

„Lieber Herr Schubart," ſagte der junge Herr von Hügel, indem er zu dem Gefangenen eintrat, der gerade ſeine Correcturen las, „ich bringe Ihnen gute Nachricht!"

„Mir? Was, was denn?!"

---

*) Strauß II. 158—61.

„Sereniſſimus will Ihnen eine Freude bereiten. Aber ſeien Sie recht ſtark, recht männlich!“

„Der Herzog mir eine Freude? Herr von Hügel, da muß er ſich in der Perſon geirrt haben! Der Herzog, die Freude und ich paſſen nicht zu einander!“

„Doch, doch, faſſen Sie ſich nur! Ihre liebe Frau und Kinder ſind hier und dürfen Sie wiederſehen, dürfen eine Woche hierbleiben; ja, ſie ſollen, ſo oft es geht, wiederkommen!“

„Hügel! — Junger Mann, hüten Sie ſich vor Lüge! Schon einmal ſtand das arme Weib vorm Thor, und der ſelige Scheller durfte ſie nicht einlaſſen!“

„Aber ſie iſt ja ſchon hier, ich ſoll Sie ja nur vorbereiten!“

„Nach neun Jahren Trennung wiederſehen?!“ ſchrie Chriſtian auf.

In dieſem Augenblick trat der General ſelbſt ein. „Nun, lieber Schubart, ſind Sie mir auch recht gefaßt? — Selbſt die Freude kann tödten!“

„Aber iſt's den wirklich wahr, General?“

„So bitte ich Sie nur, mir hinüber zu meiner Frau zu folgen, armer Freund, dort finden Sie Ihre Familie wirklich!“

Schubart zitterte an allen Gliedern. — „So — ſo laſſen Sie uns gehen!“

Als der Gefangene in's Zimmer der Generalin trat, das liebe, treue Antlitz ſeiner Helene, und die Kinder erwachſen wiederſah, ſtand er anfangs wie gelähmt; ſein Geiſt ſchien das Glück nicht faſſen zu können. Dann aber ſanken ſie ſtumm einander in die Arme.

„Du mein ewiger, allmächtiger Gott!“ rief er betend, „kenneſt alle meine Sünden und Fehle, und haſt mir doch dieſe Stunde geſchenkt? Lob und Preis und Ehre ſei Dir in Ewigkeit! — Sieh meine Reue, meinen Dank, daß ſich das Herz des Herrſchers meines Elends erbarmt hat! Nimm mein Gelöbniß hin, daß ich ihn nie mehr durch meinen Freimuth kränken, ſein Leben durch meine Zunge verbittern will! Aus meinem Herzen iſt dieſe Stunde aller Haß, alle Widerpart geſchwunden, es erfüllet nur die Bitte, Du mögeſt Karl Eugen dieſe Wohlthat in Zeit und Ewigkeit gedenken!“ —

Eine ſtille Weihe ging durch das enge Gemach mit den weinenden Menſchen. Seine Seligkeit verewigte Schubart in dem Liede des „glücklichen Ehemanns“:

„Ich bin ſo glücklich, bin ſo froh;
Ein Weiblein darf ich lieben,
Ganz wie einſt König Salomo
Sein liebſtes Weib beſchrieben.*) —

Der Deſerteur Friedrich Schiller lebte in Mannheim auf Nimmerwiederkommen. Statt der Uniform trug er nun das bürgerliche Kleid, und ſtatt der Disciplin umfing ihn die bisher noch nie gekannte Freiheit und — Noth des Lebens. Herrn von Dalberg war Schiller als Flüchtling höchſt unangenehm. Er durfte ſeines Herrn, des Kurfürſten, wegen nicht den Verdacht auf ſich laden, Beförderer ſeines ungeſetzlichen Benehmens zu ſein. Dazu wurde Fiesko für ganz unbrauchbar gehalten. Er lehnte alſo jede Hülfeleiſtung ab. — Schiller, dem von Stuttgart aus geſchrieben worden, der Herzog wolle ihn à la Schubart heimlich aufheben laſſen, ging mit dem treuen Streicher nach Sachſenhauſen bei Frankfurt, um dort den Fiesko neu zu bearbeiten. Hier war's auch, wo er das Scenarium der „Louiſe Millerin“ feſtſetzte und mit dem brennenden Gefühl eines der Sklaverei Entflohenen das Drama zum großen Theil in erſter Skizze niederſchrieb. Die Baarſchaft Streicher's, von der Beide gelebt hatten, ging auf die Neige, und ſie begaben ſich nach Oggersheim, wo ſie wegen des Fiesko mit Meyer zuſammentrafen. Neue Veränderung des Stücks! Zum Glück ſendete Streicher's Mutter wieder Geld. Fiesko ward beendigt und an Dalberg geſendet. Aber neue Furcht vor Arretirung ſcheuchte Friedrich auf. Ein würtembergiſcher Offizier hatte ihn in Mannheim und

---

*) Schubart's Werke Bd. IV. 297. Strauß II. 196.

Oggersheim geſucht! Wohin? — Madame Curoni, Caſtellanin des prinzlich badiſchen Palais zu Mannheim, verſteckte ihn in den leeren fürſtlichen Gemächern, und der Vorſicht wegen ward beſchloſſen, daß Schiller, ſobald Fiesko angenommen ſei, nach Sachſen gehe. Ende November erhielt er von Dalberg das Stück — „als auch in der neuen Umarbeitung unbrauchbar“ zurück. — „Eng iſt die Welt, und das Gehirn iſt weit!“ — Er gab das Manuſcript Schwan in Verlag und ſuchte das Aſyl, welches Frau von Wolzogen, die Mutter ſeines Freundes Wilhelm, ihm zu Bauerbach, ihrem Gute, angetragen, auf.

Der Fiesko gefiel dem Leſepublikum aber ganz außerordentlich, indeß der Dichter als ein Doctor Ritter zu Bauerbach ſeine „Louiſe Millerin“ vollendete, feſt entſchloſſen, bei günſtiger Gelegenheit ſeinen ärztlichen Beruf wieder aufzunehmen, um nicht in Deutſchland verhungern zu müſſen. Ländliche Einſamkeit erweckte den Plan des Don Carlos in ſeiner nie raſtenden Seele. Die Fabel, den dürftig hiſtoriſchen Kern abgerechnet, war ganz ſeine Erfindung, aber Philipp II. wurde Karl Eugen's, Alba Rieger's, Eliſabeth der Herzogin und Eboli Melanie von Wimpſen's Bild. Wie die ſchwärmeriſche Neigung zu Franziska ihn bei den Räubern, der kurze Rauſch mit Laura bei Fiesko beflügelt, ſollte die glühende Verehrung zu Karoline von Wolzogen, welche mit der Mutter Anfang 83 nach Bauerbach gekommen, „Louiſe Millerin“ vollenden helfen. Von Marquis Poſa war noch gar nicht die Rede, ſondern Carlos der eigentliche Held ſeines neuen Stoffs, eine andere Art von Hamlet mit dem Pulsſchlage von Schiller's eigener Leidenſchaft. Die Neigung des Dichters zu Charlotten jedoch, bei der er ſeine Lage ganz außer Acht ließ; eine Menge Taktloſigkeiten und ſeine unvorſichtigen Correſpondenzen, die in Stuttgart ſeinen Aufenthalt verriethen, zwangen Frau von Wolzogen nebſt Tochter, Bauerbach zu verlaſſen. — Um wenigſtens den jungen Mann aus der ewigen Angſt, ergriffen zu werden, zu erretten, verwendete ſie ſich in Stuttgart energiſch bei Franziska, und dieſe bat Karl: dem Ausreißer zu verzeihen.

„Mag er leben, wo und wie er will, man ſoll nicht ewig ſagen, ich hätt' Gefallen an Gewalt! Er iſt weg, gut! Aber er kommt mir auch nie wieder!“ —

Dalberg, nachdem der Winter verſtrichen, das Publikum nur noch Schiller's Namen auf den Lippen führte, die Schauſpieler, namentlich Iffland, wegen der ſchlechten Saiſon raiſonnirten und von der Louiſe Millerin erzählten, begann den Verluſt des Dichters zu empfinden. Die Nachricht, der Herzog ignorire fortan Schiller, ließ den Intendanten bereuen, daß er den Dichter ſeinem Inſtitut entfremdet hatte. Er fragte brieflich an, „ob denn die Louiſe Millerin, von der er viel Gutes gehört, ſich nicht für die Mannheimer Bühne eigne?“

Und wieder iſt Schiller in Mannheim, nicht Flüchtling mehr, ſondern zurückgerufen, frei ſeiner Kunſt wiedergegeben. Er machte mit Dalberg einen Contract: ihm Louiſe Millerin zur Aufführung zu überlaſſen, Fiesko neu zu bearbeiten und ein neues Trauerſpiel zu ſchreiben. Dafür erhielt er ein feſtes Gehalt von dreihundert Gulden und eine, von ihm ſelbſt bezeichnete, volle Tageseinnahme für jedes ſeiner Stücke. Er wurde ferner Mitglied der kurpfälziſchen deutſchen Geſellſchaft der ſchönen Wiſſenſchaften. — Fiesko, im Januar 84 gegeben, gefiel nicht beſonders. „Das kommt, wenn die Intendanz an Dichtungen herumrenkt und ſie beſſer machen will, als der Dichter.“ — Louiſe Millerin ward bald darauf (nach Iffland's Vorſchlag: Cabale und Liebe geheißen) in urſprünglicher Faſſung geſpielt und der Erfolg übertraf faſt den der Räuber.

Don Carlos, ſo lange brach liegend, wurde wieder zur Hand genommen. Aber wie anders erſchienen ihm nun Stoff, Fabel und Charaktere. Don Carlos ſelbſt war gänzlich unbrauchbar. Indem er ihn nur als Ideal ſchöner Menſchlichkeit dem herzverſchrumpften Vater entgegenſetzte, gebar ſich ihm der Gedanke: dem Tyrannen Philipp in einer zweiten Figur das Ideal der Freiheit gegenüberzuſtellen. Die Vindiciae contra tyrannos des Languetus brachten ihn auf die Idee des Marquis Poſa, und groß und licht aus den Erinnerungen ſeiner Jugend trat Karl Eugen's Gegenſatz, Jakob Moſer, der greiſe Conſulent, den er mit dem Strahlenkranze ritterlicher Jugend und romantiſcher Freiheit ſchmückte! — Die erſte Hälfte des Dramas war eben vollendet, als Schiller durch ſeinen Gönner, den Herrn von Calb, erfuhr: Karl Auguſt von Weimar werde nach Darmſtadt und Mannheim kommen. Herr von Calb empfahl ihn nach Darmſtadt, der jugendliche Herzog ermunterte Schillern, zu kommen, — und da ſtand er nun vor dem Mäcenas deutſcher Poeſie, den erſten Act des Don Carlos in der Hand.

Er las ihn vor, — langſam, ruhig, durch die böſen Erfahrungen ſeiner kreiſchenden Stimme gewitzigt, mit ſonoren, bedeckten Tönen.

Der Auftritt Poſa's, ſeine Erzählung vor der Königin:

„Zwei edle Häuſer in Mirandola“ —,

darauf die Erſcheinung Carlos' bei Eliſabeth und wie ihn Poſa wegreißt, Don Philipp's Ankunft, endlich Poſa und Carlos mit der erſchütternden Malerei des Herrſcherthums — und:

„Jetzt zum König!
Ich fürchte nichts mehr — Arm in Arm mit Dir,
So fordr' ich mein Jahrhundert in die Schranken!“ —

Die Vorleſung war beendet. — Die fürſtliche Verſammlung ſaß wie in Andacht ſtumm — als lauſche ſie noch den jambiſchen Klängen, als blicke ſie noch im Geiſte den Geſtalten nach, die ihrem innern Auge vorübergezogen.

Karl Auguſt erhob ſich zuerſt. Seine Stirn glühte, ſeine Pulſe bebten, ſein Antlitz umglänzte die Weihe poetiſcher Begeiſterung. Er reichte dem Dichter die Hand.

„Mein theuerſter Schiller, dieſe Stunde hat mich den Umfang, die Tiefe und Kraft Ihres Genies bewundern gelehrt. Ich werde Ihre Perſon den kurpfälziſchen Landen nicht lange gönnen. Ich ernenne Sie zu meinem Rath, und Sie haben, ſobald die Natur der Dinge es ermöglicht, Ihre Berufung in meine Lande zu gewärtigen.“*)

Als Friedrich Schiller leuchtenden Blickes nach Mannheim zurückfuhr, jauchzte er in's grüne Land hinaus:

„Nur im Schaffen iſt Freiheit!“ —

Der erſte Band der Schubart'ſchen Gedichte, vom Asperg edirt und die geiſtlichen Lieder enthaltend, fand ihrer Religioſität, Gewalt und Tiefe, des ſtillen Schmerzes wegen, der aus ihnen das Leid ihres Schöpfers predigte, die lauteſte Anerkennung. Es war, als wenn eine Stimme aus dem Grabe dieſer von Zweifel und Aberglauben zerriſſenen Zeit warnend erklang. Es mehrten ſich die Beſucher des Aspergs, die Stimmen, welche Befreiung verlangten und Karl Eugen laut genug anklagten. Aber der Herzog war nicht der Mann, der ſich etwas abdrohen ließ. Hier bewegten ihn überdem Mißtrauen, Vorſicht, Argwohn gegen die Zeitſtrömung zum Zaudern.

Je mehr nun Schubart einer beſchränkten Freiheit, aber dabei allgemeinen Ruhmes genoß, deſto ungeduldiger, unſtäter, nervöſer wurde ſein Seelenzuſtand. Er knirſchte deſto wilder in den Zügel, je dünner derſelbe wurde.

> „O lüpfe mir heilige Freiheit
> Die klirrende Feſſel am Arm,
> Daß ich ſtürm' in die Saiten
> Und ſinge ein Lied!“**)

Ja, ein Lied zu ſingen, ein großes, gewaltiges, unſterbliches Werk zu ſchaffen, wie Schiller, Goethe, war ſein Wunſch, ſein letzter Wunſch vorm Sterben. Es aber in Ketten zu ſchaffen, war ihm unmöglich. O nur frei, frei ſein, und es ſtrömte wie Donnerton dahin! — Er ſammelte den zweiten Band ſeiner Gedichte, ernſten, heitern, naiven, ſentimentalen, erotiſchen und dithyrambiſchen Inhalts. Gott, Vaterland, Liebe, Freiheit, Ewigkeit und Erdeluſt, Laune und Weh waren die Pole, um welche in wechſelndſter Stimmung ſich ſeine dichteriſchen Ergüſſe bewegten. Jetzt fiel ihm ſchwer auf's Herz, daß, wie Bölh ihm einſt prophezeit, ſeine Preußenlieder verloren gegangen, er ſie ſelbſt nicht mehr zuſammenſtellen konnte. Da eine hochſtehende Perſon ihm geſagt: „es könnten noch einige Jahre vergehen, ehe man ihn losließe" — lenkte er ſeinen Blick verächtlich von dem Tyrannen Karl ab nach dem großen preußiſchen Königsgreiſe, der ſeine Jugend ſchon entflammt hatte. Pickte denn nicht Majer's Uhr noch an ſeinem Herzen, mahnte ihr leiſes Stundenklingen ihn nicht: „daß einſt die Stunde kommen werde, wo Preußen ſich erinnert, daß einſt in ſeiner höchſten Noth ein ſchwäbiſcher Mund für ſeinen Sieg geſtritten"?

---

*) Streicher 208—10.

**) Schubart's Werke IV, 300.

Er ſchrieb den Hymnus auf Friedrich den Einzigen:

„Als ich ein Knabe noch war
Und Friedrich's Thatenruf
Ueber den Erdkreis ſcholl:
Da weint' ich vor Freude über die Größe des Mannes,
Und die ſchimmernde Thräne galt für Geſang!"*) —

Alles, was Preußens König ſeiner Zeit geweſen, durchſtrömte dieſen feurigen und doch ſo majeſtätiſchen Geſang. Er war das „hohe Lied" von Preußens Ehre!

Und gerade als der zweite Band der Schubart'ſchen Gedichte in's Publikum drang, ſchloß ſich das Auge des königlichen Helden. Friedrich II. war todt.

Der Hymnus wie der Obelisk Schubart's wirkte mit erſchütternder Wahrheit! Man riß ſich um die Auflage, die Buchhändler Himburg und Decker druckten das Gedicht extra und verſtreuten es in viel tauſend Exemplaren über Deutſchland. Mit dem Schmerz um Friedrich gattete ſich die Begeiſterung für den gefeſſelten Sänger. Ramler ſchrieb ſeine Ode an „den Barden des Aspergs", die Karſchin, Herzberg, die deutſchen Fürſten und Geſandten beſtürmten Karl Eugen um Schubart's Freiheit. — Jubelnd in Ketten über ſeinen Ruhm, voll glühender Weltliebe, rief Schubart den Offizieren des Aspergs bei funkelndem Becher zu:

---

*) Schubart's Werke IV. 323.

„Ich wirke viel und brauch' auch viel!
Mein Herz iſt wie ein Schwamm!
Thau des Himmels verſchluck' ich viel,
Spritz' aber auch viel aus auf meine lieben Menſchen!“ —

Eine Selbſtcharakteriſtik, wie ſie nicht treffender im hohen wie im niederen Sinne gedacht werden konnte. Selbſt Prinz Heinrich von Preußen ſchrieb eigenhändig an Schubart über das Weihgedicht: „Das iſt ein vortreffliches, ganz ſeinem großen Gegenſtand angemeſſenes Gedicht, ich verſichere Ihm und Seiner Familie meine höchſte Protection, ich habe beſondere Achtung für Ihn!“

Umſonſt, noch keine Befreiung! —

Karl Eugen hatte mehr denn je Urſache, Schubart's Zunge und Ruhm zu fürchten, und kam in Verlegenheit, was mit ihm anzufangen ſei. — Trotz der großen Sparſamkeit, die der Herzog ſich ſeit Jahren hatte angelegen ſein laſſen, waren die Wunden, welche ſeine verſchwenderiſche Jugend dem Lande geſchlagen, noch nicht geheilt. Die Reduction der Armee hatte ein Heer von Offizieren mit Halbſold dem Lande aufgebürdet, der ehemalige Aemterhandel ein Heer unnützer Freſſer erzeugt, — „kein Geld und keinen Platz, die Ueberflüſſigen zu ernähren!“ — Karl Eugen entſchloß ſich zu einem letzten, außergewöhnlichen Mittel. Er warb ein Regiment von 1000 Mann, rollirte den größten Theil der überzähligen Offiziere in daſſelbe und verkaufte es den Holländern zu ihrer Kriegsexpedition nach dem Cap der guten Hoffnung. Den Offizieren war geſagt worden: „Entweder geh' zum Cap, oder verlier, auch den Halbſold!“ — Ein allgemeines Klagen erhob ſich; man nannte das Verfahren „Menſchenhandel“. — Schubart, ergriffen von den ſchmerzlichen Scenen in ſeiner nächſten Nähe, ſchrieb und componirte ſein berühmtes Caplied:

„Auf, auf, ihr Brüder, und ſeid ſtark,
Der Abſchiedstag iſt da,
Wie liegt er auf der Seele ſchwer,
Wir müſſen über Land und Meer
In's heiße Afrika!“ —

Ein Lied voll erſchütternder Trauer und deutſcher Kraft, ein Lied, das gleich dem Çà ira zu Weh und Wuth, zu Gluth und Sehnen hinreißt!

Als am 27. Februar 87 das erſte Bataillon von Ludwigsburg im Beiſein des Herzogs abmarſchirte, Karl bei dem Schluchzen ringsum bitterlichſt bereute, die Convention überhaupt geſchloſſen zu haben, — welch' ſeltſam aufregende Melodie ſpielt da das Muſikcorps? — Was iſt's für ein Lied, das unter erſticktem Weinen das ſcheidende Bataillon anſtimmt?

„Auf, auf, ihr Brüder, und ſeid ſtark!“

„Woher, von wem iſt dieſes Lied?!“ fuhr Karl Eugen wie entſetzt empor.

Bouwinghauſen eilte zum Obriſten der Truppen und fragte.

„Es — es iſt von Chriſtian Schubart.“

„Schubart?! — Der Herrſcher ſenkte das todtenbleiche Haupt, große Thränen rannen auf ſeine beſternte Bruſt. — „Fort, um Gottes willen fort! Das iſt mein Letztes!“

Während das Bataillon ſingend und von ſeinen gramerfüllten Lieben begleitet die Schloßſtraße hinab zum Thore zog, eilte der Herzog mit Franziska und Bouwinghauſen dem Schloſſe zu. — Er war wie vernichtet, kein Wort kam über ſeine Lippen. Auch als ſie nach Stuttgart zurückfuhren, redete er nicht eine Silbe. — Es vergingen Tage, Wochen, ein Monat, — ſeine düſtere Schweigſamkeit ſchwand nicht, Karl Eugen ſchien tiefſinnig. Intendant von Seeger war noch der Einzige, mit dem er jetzt, gegen ſonſtige Gewohnheit, heimliche Conferenzen hielt. —

Und wieder kommt er, „der Jüngling des Himmels“, der duſtige Lenz, hüllt die Berge rings in Grün und Alt-Stuttgart in Blumendüſte, die Lerchen ſchlagen in blauer Höhe, und Herzogin Franziska ſitzt am offenen Fenſter, des balſamiſchen Morgens zu genießen.

Die Sonntagsglocken klingen und rufen zum Gebet, — es war der 11. Mai. Das kam ihr Alles ſo ſtill, ſo feierlich, ſo ſehnſuchtsvoll, ſo unnennbar wehmüthig vor, — ſie gedachte an vergangene Zeiten, wie Karl da geweſen und wie er — jetzt war; — wohin war ihre Macht verweht? Wodurch der hohe Zauber vernichtet, den ſie auf Karl's Gemüth geübt? Durch einen Kuß! — Sie erhob bittend leiſe die Hände. „Willſt Du mir meinen Karl wie er einſt war nicht wieder ſchenken, Ewiger, gieb ihm nur Ruhe, Seelenfrieden!“ Sie hatte das Haupt in die Hand geſtützt und ſann: wie, ehe der Titel Herzogin ſie ſchmückte, ſie doch viel glücklicher geweſen. — Ein Geräuſch!

Der Herzog trat ein, ernſt wie immer. Er eilte zu ihr, ſein brennend Auge auf ſie richtend, ergriff ihre Hand und preßte ſie an's Herz. „Franziska, meine Macht iſt zu Ende! Ich — ich kann dieſes Schubart nicht Herr werden! Nicht er iſt's und ſeine elende Menſchenkraft, die mich niederwirft, der Geiſt des göttlichen Geſchickes ſelber, der aus ihm redet! Das Wort, ich fühl's mit jedem Tage, das Wort läßt ſich nicht knechten! Weder die Fürſtengruft noch die Chronik, das Caplied hat mich zerſchlagen! Es wird noch um mein Sterbelager tönen und mich bei Gott verklagen! Wir — wir wollen auf den Asperg und — ihn freilaſſen!“

Zitternd erhob ſich die Herzogin. „Karl, Karl, willſt Du Dich wieder mit voller Seele dem armen Fränzel geben, das doch nichts hat, als Dich?!“

„Ich will's auf ewig! Sein Mund ſoll vergeſſen ſein, wenn ihm Dein Mund Freiheit verkündet!“ —

Der Asperg glänzt im Maienſonntagsſchimmer. Alles iſt friedlich ſtill in der düſtern Veſte, ſelbſt die Galioten halten Raſt und vereinen ſich im Gotteshauſe, den Ewigen aus bekümmertem Herzen anzubeten. Schubart iſt mit Helenen, die auf beſonderes Anrathen Bouwinghauſen's den Gatten wieder beſucht hat, in Begleitung des General Hügel und Familie in die Kirche gegangen, dem Geſchick für die Anſtellung ſeines Sohnes Ludwig beim Miniſterium Herzberg zu Berlin zu danken und dem unlängſt Abgereiſten ſeinen Segen nachzuſenden.

Ein leiſes Geräuſch auf dem Chor unterbricht die andächtige Stille; klein, aber bedeutungsvoll. Alle Blicke wenden ſich hinauf. Karl Eugen, Franziska, Bouwinghauſen und Intendant Seeger ſind in den Betſtühlen erſchienen.

Schubart's Haupt bleibt geſenkt, er blickt nicht hin, er hofft nicht mehr. Hat das Caplied nicht von Neuem den Herrn erzürnt, und war doch nicht zu ſeinem Spott, nur aus des Dichters tiefem Mitgefühl entglommen. —

Der Gottesdienſt iſt aus. Längſt iſt General Hügel hinüber, die Herrſchaft zu begrüßen. Die Kirche leert ſich. Truppweiſe werden die Gefangenen hinausgeführt auf den Feſtungshof, denn der Herzog will ſie inſpiciren.

„Welchem Glücklichen wird ſein Erbarmen gelten?" fragte Schubart Helenen bitter, indem er auf den Hof ſchritt, wo in weitem Carré, von doppelten Soldatenreihen mit geladenem Gewehr bewacht, die Gefangenen zur Beſichtigung ſtanden; er gehörte ja mit dazu.

„Tritt nur hinter mich, Ringler hat nichts dagegen, — die Comödie wird bald vorüber ſein, Lene!"

Größte Stille trat ein, militäriſche Starrheit, als die Durchlauchten unter Trommelwirbel vom Commandantenbau herab auf den Platz traten.

Karl's Auge durchlief die Schaar des Elends Mann für Mann und blieb auf Schubart haften, — dann wendete er ſich und ſchritt in entgegengeſetzter Richtung die Colonne der Gefangenen hinab.

„Er hat mich geſucht und geſehen, Weib, um mich zu überſehen!" knirſchte Schubart.

Alle Augen waren auf den Herzog gerichtet, verfolgten ihn Schritt um Schritt mit nagender Erwartung. Ach, Schubart hatte ſo oft das durchgemacht. Als er Helenen hinter ſich ein Gebet um Befreiung murmeln hörte, lächelte er bitter vor ſich hin.

Immer näher kam Sereniſſimus. Endlich blieb er einige Schritte von Schubart entfernt ſtehen und ließ ſich über einen Galioten von Hügel rapportiren. Zufolge guten Berichts wurde ihm die Schelle abgenommen und ſeine Strafzeit um drei Jahre gekürzt, der Mann hatte zehnjährige Zwangsarbeit.

Da verließ die Herzogin den Gemahl, und von Seeger gefolgt, trat ſie plötzlich vor Schubart.

Schubart ſchrak zuſammen.

Franziska richtete ihren großen, milden Blick auf ihn. — „Ich habe die Allerhöchſte Ermächtigung meines Gemahls, Ihnen anzukündigen, Herr Schubart, daß Sie von dieſem Augenblick an frei ſind!“

„Frei!“ und in ſchauderndem Freudenſchreck ſchlug er die Hände zuſammen.

„Frei!“ wiederholte bewegt Franziska. „Noch mehr, — Seine Durchlaucht ernennt Sie zum Herzoglichen Hoftheater-Director in Stuttgart unter Oberleitung des Intendanten von Seeger, wünſcht die Fortſetzung der Deutſchen Chronik und bewilligt Ihnen deshalb perſönliche Cenſurfreiheit!“

Freiheit, Ehre, Glück, durch Franziska's Mund, — das war zu viel! Schubart empfand, was damit der Herzog gethan!*) Er ſank vor ihr auf die Kniee und ergriff ſchluchzend ihre Hand. „Verzeihung, hohe Frau!“

Die Offiziere drängten ſich herzu in lautem Jubel: „Schubart iſt frei!“

Helene ſtand wie erſtarrt, Chriſtian's Verſtand ſchien zu wanken. Er ſprang empor und eilte zu Hügel.

„Bin ich denn frei? Iſt alles das wahr, oder hat der Wahnſinn mein Hirn umnebelt?!“

„Sie ſind frei, lieber Schubart,“ ſagte Hügel. „Ich habe Ihnen nichts mehr zu befehlen, Herr von Seeger —“

Da umarmte, jauchzend wie ein Kind, Schubart den General, küßte weinend Helenen, eilte zum Herzog und warf ſich ihm zu Füßen.

„Mein hoher, mein einziger Herr!“

„Nicht doch, ſteh' Er auf!“ ſagte der Herzog. „In Stuttgart hat Er ja noch Zeit genug. — Komm Er nächſten Freitag zum Vortrag in die Privataudienz. Intendant von Seeger wird Ihn in's Amt einführen. Zeig' Er jetzt, was

---

*) Strauß II. 305—337.

Er kann, und ich geb' Ihm mein Wort, Er ſoll einen Vater an mir finden!" Der Herzog reichte ihm die Hand, und ließ den noch ganz Verwirrten neben Helenen und Seegern ſtehen, die Schubart glückwünſchend umdrängten. —

Schubart's Befreiung, nach Karl's Methode, war wie ein Wetterſchlag erfolgt. Direct aus dem Kerker trat er in eine Stellung, wie er ſie nie im Leben erträumt. Dazu war er erſt ſiebenundvierzig Jahr, was ließ ſich nicht noch ſchaffen! —

Er ſagte eine Woche ſpäter dem Asperg, den Genoſſen ſeines Elends Lebewohl, vor Allem dem armen Freunde Scheitlin, preßte den wackern Hügel, Beulwitz, Pfeifle, Boßler, ſeine ſchönen Freundinnen Regine, Seraphine und Ludovika, die trefflichen Lieutenants Maſſenbach, Ringler und Linquiſt, ja ſelbſt den alten, wegen vielfacher Zurückſetzung tückiſch bittern Buttlar an ſich.

Noch einen Blick dem düſtern Thurme, von Eſchen umrauſcht, der fortan ſeinen Namen tragen ſollte, auf die Calwer Läden, in denen Rieger geſtorben, in ſeine letzte Zelle im Arſenalbau, auf alle jene Stellen, wo er mit Goethe, mit Schiller, mit Maſſenbach in jener Nacht, da Schiller floh, geſtanden, — dann Ade!

„Ade!" rief's von allen Seiten. — Seit zehn Jahren das erſte Mal thun ſich die Feſtungsthore auf. An Herrn von Seeger's und Hügel's Seite, ſeine freudige Helene am Arm — hinaus in's Freie! Keine Wälle, keine Thürme und Eiſengitter, keine Galioten mehr, Gottes große, ſchöne, unendliche Welt vor ihm! Frei, frei!

Ein dröhnender Schlag hinter ihm machte ihn aufſchrecken. Das Feſtungsthor war zugefallen, trennte die Zukunft von der Vergangenheit. Vielleicht durch raſche Wendung veranlaßt, begann die Uhr zu repetiren; etwas wie Rührung, wie namenloſe Traurigkeit ergriff ihn, da ſie den Bergkegel durch das Schwitzgäßle hinabſtiegen. Er wendete ſich oft um, es war ihm faſt leid, den oft verwünſchten Asperg zu verlaſſen!

In Unter-Asperg erwartete ſie ein herzoglicher Wagen, der Schubart, Helenen und Intendant von Seeger nach Stuttgart bringen ſollte. Chriſtian nahm von Hügel Abſchied, die Pferde zogen an, die Funken ſtoben, hellauf ging's in die funkelnde, ſonnige, wonnige Welt hinein! — Bald liegt Stuttgart vor ihnen.

„Was iſt das für ein Gewühl, welch' geputzte Menſchen?"

„Die Stuttgarter Freunde wiſſen, daß Sie kommen," lächelte Seeger, „das Theaterperſonal und Orcheſter will Ihnen entgegen!"

„Und da vorauf unſer Kind, das Julchen!" rief Helene. Der Wagen hielt, Juliane breitete ihre Arme aus und ſchluchzte: „Willkommen!"

Lachend und weinend zog ſie Chriſtian in den Wagen und herzte ſie. — Da kam Maeſtro Poli mit der Kapelle, der Oper und dem Schauſpiel; Zumſteeg, Haug Vater und Sohn, Elſäſſers, Ständlins, Haufs, Abel, Dannecker, Koch, Herr von Madeweiß, Obriſt von Dedell und ſein alter dicker Schieferdecker Baur! Ein Jauchzen giebt's, ein Tücherſchwenken ohne Ende, ein Taumel des Entzückens der Freude! —

Nun war er frei! — Mit voller Energie ging er an's Werk, ſetzte in Scene, ſtudirte Rollen ein, ſeine Chronik erſchien wieder, ſprühend, leuchtend im alten Eifer, — und ſonderbar, undenkbar und doch wahr: Schubart erlahmte bald! Er war ſein Lebelang Polyhiſtor geweſen, jetzt, wo er circa dreitauſend Gulden bezog, um Polyhiſtor ſein, Muſik, Dramaturgie, politiſche Publiciſtik und Poeſie treiben zu müſſen, erlahmte er! — Wie Schubart den Asperg verlaſſen, hatte Ringler zu Maſſenbach und Linquiſt geſagt:

„Kinder, glaubt mir, ich kenne ihn. Die Freiheit iſt ſein Tod. Wär' er noch zehn Jahr auf dem Asperg geblieben, ich ſtänd' Euch für ſeine Unſterblichkeit!"

Auch die Freiheit hat ihre Knechtſchaft. Unendlich iſt der Geiſt, das Leben hat Schranken! — Von ſeinen umfaſſenden Pflichten als Dirigent des Stuttgarter Theaters kam Schubart bald zurück. Das Einſtudiren, Manuſcripteleſen, die mis-en-scène überließ er untergeordneten Kräften, die Publiciſtik, das alte Feld ſeines Ruhms, ſagte ihm mehr zu. Sein hoher Traum, ein großes Dichterwerk zu ſchaffen, „wenn er erſt frei ſei," entſchlief, er war zu lange zerriſſenen Geiſtes und Herzens geweſen, um noch ein Ganzes aus ſich zu ſchaffen. Als eine der erſten Notabilitäten der Reſidenz machte er ein großes Haus. Geſelligkeit, gut Eſſen und feuriger Wein mußten ſein zehnjähriges Entbehren aufwiegen. „O, was iſt frei ſein, als Genießen!"

Der Herzog ſah, daß Schubart ſeinen Erwartungen nicht mehr zu entſprechen vermochte, aber er tolerirte Alles und blieb ſich im Wohlwollen gleich. Das Erſte, was Schubart auswirkte, war ſeines armen Freundes Scheitlin Befreiung. Auch Aalen, ſeine alte Mutter und Geſchwiſter, Bökhs und das Käthle, nun ſeines Bruders Conrad Gattin, die Geſpielen ſeiner Jugend, Geißlingen mit dem engen Schulhauſe, die alten Bühlers, die Freunde alle, auch ſein liebes Ulm ſah er wieder. Ach, was ſo alt und vergeſſen ſchien, kam neu über ihn, wie ein Rauſch! —

Mit voller Seele gab ſich Schubart beſonders ſeiner wiedererweckten „Deutſchen Chronik" hin. Von der Cenſur befreit, begrüßte ſie mit Jauchzen die franzöſiſche Revolution, Mirabeau, Barnave und Danton, die Conſtituante, welche den Feudalrechten den Garaus machte. Aber wie er auch flammte, der alte Zauber ſeiner Stimme war für die Welt dahin, ſeine Donner und Blitze brachten wohl die Höfe von Dänemark, die preußiſchen Pietiſten, Biſchofswerder vorauf, ja ſelbſt den Regensburger Reichstag in Harniſch, zündeten aber beim Publikum nicht mehr. Dies ſah Karl Eugen ſehr wohl und Schubart's Ungefährlichkeit — er ſchützte ihn nach Kräften gegen die Angriffe der Höfe. — Das Schönſte, was aber in Schubart ungeſchwächt lebte, war der edle deutſche Patriotismus ſeiner Lieder, der männliche Unwille, den er eben ſo kräftig auch gegen die Unruhen zu Mümpelgard, von franzöſiſchen Emiſſären entfacht, wie gegen die blutigen Exceſſe zu Paris und die Gefangenſchaft Ludwig's XVI. ſchleuderte, mit welcher das große Trauerſpiel des ſterbenden Jahrhunderts begann. Wie Karl Eugen, ſo gefiel auch Schubart die Welt nicht mehr. Das Höchſte, was er erſtrebt, ein Meiſterwerk — ging über ſein Vermögen, das Reinſte, was er geträumt — die Freiheit, ward von der Pöbeldespotie geſchändet. Preußen war in den Klauen der Madame Rietz und der Pfaffen, Joſeph II. war todt, das Jahrhundert ſchritt ſeinem blutigen Schluß entgegen.

„Todtengräber, ſchaufle mir mein Grab!
Immer tiefer
Sinkt mein liebes Vaterland hinab!
Todtengräber, ſchaufle mir mein Grab!“ —

Ein Schlaganfall, bei der Ueberfülle ſeiner Säfte wohl längſt zu erwarten, machte Chriſtian's Leben am 10. October 92 ein Ende.

„Iſt doch ein wacker Herze geweſen, Fränzel, Gott nehm' ihn in ſeinen Frieden!“ ſagte Karl Eugen gepreßt, als er die Trauerkunde erhielt.

Daß Schubart, Schiller und Goethe ſich von den anhebenden Gräueln der Franzoſen entrüſtet abgewendet, füllte Karl's Gemüth mit Genugthuung. Ob auch krank, von Truppen nicht unterſtützt, handelte er, ungleich den meiſten ſeiner fürſtlichen Genoſſen, wie ein Mann und Landesvater. Er wies die einſtrömenden Emigranten aus Würtemberg, um nicht Frankreichs Haß auf ſich zu laden, hielt ſich neutral, rief ſeines Volkes Treue an, und wie Cuſtine den Rhein überſchritt, trat er allein dem General gegenüber.

„Was wollen Sie in meinen Grenzen, General?“

„Ich bin gekommen, die Freiheit ſiegen zu machen über jedes Tyrannenjoch, den Rhein und Deutſchland der großen Republik zu gewinnen, welche die ganze Erde umſchlingen ſoll in einer Freiheit, einer Gleichheit und Brüderlichkeit! Beugt Euch, als ihr erſter Bürger in Deutſchland!“

„Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit! Beugt Euch!“ dröhnte es ringsum, und die phrygiſchen Mützen des tollen Volkes flogen jauchzend.

„Zum Beugen,“ und Karl Eugen's Auge blitzte, „iſt mein

Nacken zu ſteif! Zum Republikaner Eures Weltreichs bin ich zu alt! — Dies Land hat Gott mir gegeben, und nur Gott wird es mir nehmen, wann er will, nicht Eure Macht! Ich laſſe Euch in Frieden und wünſche nur, daß Ihr mein Volk auch in Frieden laßt! — Oder wollt Ihr mich vom Throne reißen, Würtemberger, wollt Ihr, General, mit Tauſenden von Bajonetten mich bekriegen, den einzelnen Mann?!“ — Er machte ſich von der zitternden Franziska los und ſtürzte mit übermenſchlicher Kraft unter die Menge. „Da habt Ihr mich, tödtet mich, düngt die heimiſche Erde mit Eures Fürſten Blut! Ich hab' Alles gegeben für Euer Glück, wenn Euch mein Leben aber dazu noch fehlt, packt an! Von Eurer Hand, Würtemberger, will ich ſterben!“

Cuſtine ward ſtutzig. — Die Menge wich vor ihrem alten Herrn zurück. — Ein Murmeln entſtand, die Vorderſten ſteckten die rothen Mützen in die Taſchen. — Und das Murmeln wurde lauter, brauſender, brach in ein ſchmetternd Vivat aus: „Es leb' unſer alter Herzog Karle!“

„Ich ſoll leben, ich will auch leben, ſo lange die Gnade Gottes, die Liebe meines Volkes mit mir iſt! Wer zu mir hält, — Narrenkappen weg! Folgt mir von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf, daß unſer altes deutſches Recht und Ehr' uns bleibe! Ihnen, mein General, wünſch' ich zu Ihrem Siegeszuge Glück, aber wenn Sie als Held der Freiheit Ihre Bruſt dem Tode in tauſend Schlachten geboten, und dieſe Freiheit dann Ihren Kopf verlangt, denken Sie an den alten Würtemberger!“

Von Volksmaſſen umſtrömt, ſchritt der alte Herzog hinweg. Von Ort zu Ort reiſte er und brachte die Tollen zur Beſinnung. Der Deutſche tödtet ſeine Fürſten nicht!

Die ſeeliſche und körperliche Anſtrengung aber hatte den alten Herrn ſeiner letzten Kräfte beraubt. Er kam nach Stuttgart zurück, wo in der Karlsſchule die ärgſten Zügelloſigkeiten vorgekommen waren. Er trat vor ſeine Eleven mit dem Zorn des gekränkten Vaters und warf ihnen ihren Undank vor. — Er wurde von der Karls-Akademie ausgepfiffen!

Sein Herz war gebrochen. Er betrat das Inſtitut nie wieder. Von ſeiner theuren Pflanzſchule — jenen Waiſen Würtembergs, an ſeinem Herzen erzogen — blieb nichts, als wenige, deſto hellere Namen: Schiller, Zumſteeg, Koch, Dannecker! —

Ludwig's XIV. Haupt war gefallen, die Heere der deutſchen Fürſten lagen am Rhein, die Mainzer Clubbiſten hatten blutig geendet, und Karl Eugen, ſchwer leidend, brauchte eben die Cannſtadter Bäder, als der Geheime Rath und Profeſſor Schiller von Jena, zur Zeit in Heilbronn, ſeinen alten Gönner und Fürſten bat, Stuttgart beſuchen zu dürfen.

„Soll kommen, Bouwinghauſen, werd' ihn überſehn!“

Alles verweht vom Sturme der Zeit, Alles wird Moder und Scherben. — Während Friedrich Schiller im Glanze des Glücks; der Liebe und des Ruhms mit ſeiner trauten Charlotte nach der Heimath eilt, Eltern und Freunde zu umarmen, haucht Karl Eugen zu Ludwigsburg in den Armen ſeines Schutzengels Franziska den Geiſt aus.

Bei Fackelſchein, ſtill, lautlos ward er begraben, der „Karle-Herzog,“ und wo fortan jene ernſte, ſchwarze Frau erſcheint, die man die „Herzogin Fränzel“ nennt, da beugen ſich die Häupter, da ſenken ſich die Hüte, da denkt man der verklungenen alten Zeit. —

Wer ſind die vier Leute wohl in dem Friedhofe zu Stuttgart, die auf dies einſame, ſchmuckloſe Grab niederſchauen? Wer die Beiden gar, welche den Eichenkranz darauf niederlegen?

Goethe und Schiller an Schubart's Grabe — vereint! Ein Händedruck, eine Zähre, ein Seufzer, — der Bruderbund der Dichterfürſten iſt geſchloſſen! — Charlotte ſtößt ernſt bewegt die ſtill lächelnde Chriſtiane Vulpius an. Zwei Sonnen tauchen aus der Aſche eines gefallenen Sterns — und „neues Leben ſprießt aus den Ruinen!“ —, überlebt das blutige Ende des Jahrhunderts und ſegnet mit der Taufe des Wahren, Guten und Schönen die künftigen Geſchlechter!

Auch zur Fürſtengruft Karl Eugen's in Ludwigsburg ging Friedrich Schiller mit ſeinem geliebten Hoven, mit Zumſteeg, dem Componiſten ſeiner Lieder, und Dannecker, der ihn „lebig" gemacht. Unheimlich leuchten durch die dunklen Gewölbe die ſilbernen Knäufe des herzoglichen Sarkophags.

„Da ruht er alſo," begann Schiller feierlich leiſe, „dieſer raſtlos thätige Mann. Er hatte große Fehler als Regent, größere als Menſch, aber die erſten wurden von ſeinen großen Eigenſchaften weit überwogen, und letztere müſſen mit dem Tode begraben werden! Darum ſage ich Euch, wenn Ihr, da er nun dort unten liegt, nachtheilig von ihm ſprechen hört, traut dieſem Menſchen nicht, er iſt kein guter, wenigſtens kein edler Menſch!" —

Sonne und Licht, Wonne und Leben! Da in Weimar am felſigen Uferſaum der Ilm, unter hohen Schatten des Parks, ſprießt ein ewiger Schönheitsfrühling! Dort ſitzen im Kreiſe, wie Götter beim Mahl, Karl Auguſt, Goethe, Schiller, Herder, Wieland! — Nur das Leben iſt endlich, der Gedanke ewig! Im Geiſt allein iſt Freiheit!

— — — — — — — — — — — — — — — —

Ich ſtehe in Weimar wieder vor dem Schauſpielhaus. Nicht ſonnenluſtiger Frühlingsmorgen iſt's, ſondern die bleiche Dämmerung der Herbſtnacht. Apollo's Tempel liegt wie ein ſchwarzer, platter Schatten dort hinten, und davor, Hand in Hand, auf hohem Piedeſtal, Schiller und Goethe, die Dioskuren mit dem Kranze, und der Mondſchein umſpielt ihre koloſſalen Geſtalten!

Was klingt und ſinget da in feenhaftem Reigen? — Stumme Geiſter kommen gezogen im Aethertritt, — Karl Eugen mit dem Fränzle, — Karl Auguſt und die hohe Amalie, — Jakob Moſer und Ferdinand von Pfeil mit des Stadtpfeifers blaſſer Tochter, — Rieger und Montmartin, — Spiegelberg, Razmann, Schweizer und Moor, — Clas Hämpflein, Scheitlin und Buttlar, Scharfenſtein, Zumſteeg und Dannecker, — Frau von Stein und Chriſtiane Vulpius, — Siegwart Müller und Streicher, — Dalberg, Iffland und die Jagemann, und dahinten — Arm in Arm Haug mit Schubart.

Das iſt ein Tönen und Wispern, ein Murmeln und Seufzen, ein Flüſtern und Erzählen von alter Zeit und alten Kämpfen, von ſtarker Manneskraft und ſtolzem Freimuth, von des Gedankens Freiheit und der Menſchen Schöne, und der ſtillen Welt der Ideale, die alle Menſchen im Buſen tragen ſollten, der Welt, wo Leidenſchaft und doch Anmuth, Freiheit und doch Würde wohnt. — Sie rathen, warum es denn jetzt ſo gar anders worden, fragen, wann denn abermals ein Morgen, ein neuer Frühling komme, und treten ängſtlich um Schubart.

„Hahaha, wann die Asperge, die Montmartins und Moſer wieder blühen! O mein deutſches Vaterland, dir nur einen Hut voll engliſcher Freiheit!" — Pfeifend Geheul zieht über den Platz hin, der geſpenſtiſche Plunder iſt zerſtoben! — Es wird verteufelt kalt jetzt! — Zu Bett! Im Schlafe thut man nichts Böſes!

Ende.

G. Pätz'ſche Buchdruckerei (Otto Hauthal) in Naumburg a/S.

General-Inhalts-Verzeichniß

zu Brachvogel's

Geſammelte Romane, Novellen und Dramen

in 10 Bänden.

Erſter Band.

Seite
Biographie A. E. Brachvogel's. Von Max Ring. I—LXV
Der Trödler. Roman . . . . 1—218
Aus dem Mittelalter. Hiſtoriſche Erinnerungen.
Chaſtelard . . . . 219—340
Die Drachenhunde von Rhodos . . . 341—465

Zweiter Band.

Beaumarchais. Hiſtoriſcher Roman . . . . 1—636

Dritter und vierter Band.

Benoni. Roman I. . . . . 1—375
— — II. . . . . 1—302

Fünfter Band.

Ein neuer Falſtaff. Roman . . . . 1—456

Sechſter Band.

Hiſtoriſche Novellen I.

Van Dyk's Rettung . . . . 1—50
Die Pforte der Zukunft . . . . . . 51—151
Salomon de Caus, der Phyſiker . . 153—364

Siebenter Band.

Hiſtoriſche Novellen II.

Harold's letzte Fahrt . . . . 1—60
Dſchem-Ramad der Unſtäte . . . . 61—173
Der Commandant von Oldeslohe . . 175—192
Jean Fort de Marconnay . . . . 193—281
David Rizzio . . . . 283—382

Achter Band.

Dramatiſche Schriften.

Theatraliſche Studien . . . . 1—114
Adalbert vom Babanberge . . . . 115—206
Der Uſurpator . . . . 207—298
Narciß . . . . 299—382

Neunter und zehnter Band.

Schubart und ſeine Zeitgenoſſen. Hiſtoriſcher Roman I. . . . . 1—347
— — II. . . . . 1—365

◆

H